Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Erster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

36 4
Goethe
Werke
1.2

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Verzeichniß des Inhalts.

Seite

Zueignung 1

Lieder.

Vorklage 11
An die Günstigen 12
Der neue Amatik 13
Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg 15
Heidenröslein 16
Blinde Kuh 17
Christel 18
Die Sprödе 20
Die Bekehrte 21
Rettung 22
Der Musensohn 24
Gefunden 26
Gleich und gleich 27
Wechsellied zum Tanze 28
Selbstbetrug 29
Kriegserklärung 30
Liebhaber in allen Gestalten 32
Der Goldschmiedsgesell 35
Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel 37
Verschiedene Empfindungen an Einem Platze 39

	Seite
Wer kauft Liebesgötter?	11
Der Abschied.	13
Die schöne Nacht.	14
Glück und Traum.	15
Lebendiges Andenken.	16
Glück der Entfernung.	18
An Luna.	19
Brautnacht.	50
Schadenfreude.	51
Unschuld.	52
Scheintod.	53
Novemberlied.	54
An die Erwählte.	55
Erster Verlust.	56
Nachgefühl.	57
Nähe des Geliebten.	58
Gegenwart.	59
An die Entfernte.	60
Am Flusse.	61
Die Freude.	62
Abschied.	63
Wechsel.	64
Beherzigung.	65
Meeres Stille.	66
Glückliche Fahrt.	68
Muth.	67
Erinnerung.	67
Willkommen und Abschied.	68
Neue Liebe neues Leben.	70
An Belinden.	71

Seite

Maylied. 72
Mit einem gemahlten Band. 74
Mit einem goldnen Halskettchen. 75
An Lottchen. 76
Auf dem See. 78
Vom Berge. 79
Blumengruß. 79
Im Sommer. 80
Maylied. 81
Frühzeitiger Frühling. 82
Herbstgefühl. 84
Rastlose Liebe. 85
Schäfers Klagelied. 86
Trost in Thränen. 87
Nachtgesang. 89
Sehnsucht. 90
An Mignon. 92
Bergschloß. 94
Geistes Gruß. 96
An ein goldnes Herz, das er am Halse trug. . . . 97
Wonne der Wehmuth. 98
Wandrers Nachtlied. 99
Ein gleiches. 99
Jägers Abendlied. 100
An den Mond. 101
Einschränkung. 103
Hoffnung. 103
Sorge. 104
Eigenthum. 104
An Lina. 105

Seite

Gesellige Lieder.

Zum neuen Jahr. 109
Stiftungslied. 111
Frühlingsorakel. 113
Die glücklichen Gatten. 115
Bundeslied. 119
Dauer im Wechsel. 121
Tischlied. 123
Gewohnt, gethan. 126
Generalbeichte. 128
Weltseele. 130
Kophtisches Lied. 132
Ein Andres. 135
Vanitas! vanitatum vanitas! 134
Kriegsglück. 136
Offne Tafel. 139
Rechenschaft. 142
Ergo bibamus! 146
Musen und Grazien in der Mark. 148
Epiphanias. 151
Die Lustigen von Weimar. 153
Sicilianisches Lied. 155
Schweizerlied. 156
Finnisches Lied. 158
Zigeunerlied. 159

Balladen.

Mignon. 163
Der Sänger. 164
Das Veilchen. 166

Seite

Der untreue Knabe. 167
Erlkönig. 169
Der Fischer. 171
Der König in Thule. 173
Das Blümlein Wunderschön. 174
Ritter Curts Brautfahrt. 178
Hochzeitlied. 180
Der Schatzgräber. 185
Der Rattenfänger. 185
Die Spinnerin. 186
Vor Gericht. 188
Der Edelknabe und die Müllerin. 189
Der Junggesell und der Mühlbach. 191
Der Müllerin Verrath. 193
Der Müllerin Reue. 197
Wanderer und Pächterin. 204
Wirkung in die Ferne. 204
Die wandelnde Glocke. 206
Der getreue Eckart. 208
Der Todtentanz. 210
Die erste Walpurgisnacht. 212
Der Zauberlehrling. 217
Die Braut von Corinth. 221
Der Gott und die Bajadere. 229

Elegien.

I. Römische. Zwanzig. . . . . 235 bis 265
II. Alexis und Dora. 267
Der neue Pausias. 275
Euphrosyne. 282

Seite

Das Wiedersehen. 288
Amyntas. 289
Die Metamorphose der Pflanzen. 291
Herrmann und Dorothea. 294

Episteln.

Episteln. Zwey. . . . . 297 bis 306

Epigramme.

Von Venedig. Hundert und Drey. . . . . 307 bis 352

Weissagungen des Bakis.

Zwey und Dreyßig. . . . . 353 bis 341

Vier Jahreszeiten.

Hundert. . . . . 343 bis 359

Zueignung.

Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich, erwacht, aus meiner stillen Hütte
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging;
Ich freute mich bei einem jeden Schritte
Der neuen Blume die voll Tropfen hing;
Der junge Tag erhob sich mit Entzücken,
Und alles ward erquickt mich zu erquicken.

Und wie ich stieg zog von dem Fluß der Wiesen
Ein Nebel sich in Streifen sacht hervor.
Er wich und wechselte mich zu umfließen,
Und wuchs gefügelt mir um's Haupt empor:
Des schönen Blicks sollt' ich nicht mehr genießen,
Die Gegend deckte mir ein trüber Flor;
Bald sah' ich mich von Wolken wie umgossen,
Und mit mir selbst in Dämmrung eingeschlossen.

Auf einmal ſchien die Sonne durchzudringen,
Im Nebel ließ ſich eine Klarheit ſehn.
Hier ſank er leiſe ſich hinabzuſchwingen;
Hier theilt' er ſteigend ſich um Wald und Höhn.
Wie hofft' ich ihr den erſten Gruß zu bringen!
Sie hofft' ich nach der Trübe doppelt ſchön.
Der luft'ge Kampf war lange nicht vollendet,
Ein Glanz umgab mich und ich ſtand geblendet.

Bald machte mich, die Augen aufzuſchlagen,
Ein inn'rer Trieb des Herzens wieder kühn,
Ich konnt' es nur mit ſchnellen Blicken wagen,
Denn alles ſchien zu brennen und zu glühn.
Da ſchwebte mit den Wolken hergetragen
Ein göttlich Weib vor meinen Augen hin,
Kein ſchöner Bild ſah' ich in meinem Leben,
Sie ſah' mich an und blieb verweilend ſchweben.

Kennſt du mich nicht? ſprach ſie mit einem Munde,
Dem aller Lieb' und Treue Ton entfloß:
Erkennſt du mich, die ich in manche Wunde
Des Lebens dir den reinſten Balſam goß?
Du kennſt mich wohl, an die, zu ew'gem Bunde,
Dein ſtrebend Herz ſich feſt und feſter ſchloß.
Sah' ich dich nicht mit heißen Herzenstränen
Als Knabe ſchon nach mir dich eifrig ſehnen?

Ja! rief ich aus, indem ich ſelig nieder
Zur Erde ſank, lang' hab' ich dich gefühlt;
Du gabſt mir Ruh', wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenſchaft ſich raſtlos durchgewühlt;
Du haſt mir wie mit himmliſchem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne ſanft gekühlt;
Du ſchenkteſt mir der Erde beſte Gaben,
Und jedes Glück will ich durch dich nur haben!

Dich nenn' ich nicht. Zwar hör' ich dich von vielen
Gar oft genannt, und jeder heißt dich ſein,
Ein jedes Auge glaubt auf dich zu zielen,
Faſt jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gefpielen,
Da ich dich kenne, bin ich faſt allein;
Ich muß mein Glück nur mit mir ſelbſt genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verſchließen.

Sie lächelte, ſie ſprach: du ſiehſt, wie klug,
Wie nöthig war's euch wenig zu enthüllen!
Kaum biſt du ſicher vor dem gröbſten Trug,
Kaum biſt du Herr vom erſten Kinderwillen,
So glaubſt du dich ſchon Uebermenſch genug,
Verſäumſt die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel biſt du von andern unterſchieden?
Ertrage dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Verzeih' mir, rief ich aus, ich meint' es gut;
Soll ich umsonst die Augen offen haben?
Ein froher Wille lebt in meinem Blut,
Ich kenne ganz den Werth von deinen Gaben!
Für andre wächst in mir das edle Gut,
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben!
Warum suchst' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Und wie ich sprach sah mich das hohe Wesen
Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;
Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,
Was ich verfehlt und was ich recht gethan.
Sie lächelte, da war ich schon genesen,
Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;
Ich konnte nun mit innigem Vertrauen
Mich zu ihr nahn und ihre Nähe schauen.

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen
Der leichten Wolken und des Dufts umher,
Wie sie ihn faßte ließ er sich ergreifen,
Er ließ sich ziehn, es war kein Nebel mehr.
Mein Auge konnt' im Thale wieder schweifen,
Gen Himmel blickt' ich, er war hell und hehr.
Nur sah' ich sie den reinsten Schleier halten,
Er floß um sie und schwoll in tausend Falten.

Ich kenne dich, ich kenne deine Schwächen,
Ich weiß was Gutes in dir lebt und glimmt!
— So sagte sie, ich hör' sie ewig sprechen. —
Empfange hier was ich dir lang' bestimmt,
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dieß Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!
Sogleich umsäuselt Abendwindesküble,
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Besänftiget wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,
Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

L i e d e r.

Spät erklingt was früh erklang,
Glück und Unglück wird Gesang.

Vorklage.

Wie nimmt ein leidenſchaftlich Stammeln
Geſchrieben ſich ſo ſeltſam aus!
Nun ſoll ich gar von Haus zu Haus
Die loſen Blätter alle ſammeln.

Was eine lange weite Strecke
Im Leben von einander ſtand,
Das kommt nun unter Einer Decke
Dem guten Leſer in die Hand.

Doch ſchäme dich nicht der Gebrechen,
Vollende ſchnell das kleine Buch;
Die Welt iſt voller Widerſpruch,
Und ſollte ſich's nicht widerſprechen?

An die Günſtigen.

Dichter lieben nicht zu ſchweigen,
Wollen ſich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja ſeyn!
Niemand beichtet gern in Proſa;
Doch vertraun wir oft ſub Roſa
In der Muſen ſtillem Hain.

Was ich irrte, was ich ſtrebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt ſich gut in Liedern aus.

Der neue Amadis.

Als ich noch ein Knabe war,
Sperrte man mich ein;
Und so saß ich manches Jahr
Ueber mir allein,
Wie in Mutterleib.

Doch du warst mein Zeitvertreib
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloß,
Und verstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoß
Drachen durch den Bauch,
Ja, ich war ein Mann!

Ritterlich befreit' ich dann
Die Prinzessin Fisch:
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuß war Götterbrot,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte fast mich todt!
Rings mit Sonnenschein
War sie emaillirt.

Ach! wer hat sie mir entführt?
Hielt kein Zauberband
Sie zurück vom schnellen Fliehn?
Sagt, wo ist ihr Land?
Wo der Weg dahin?

Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg.

Nach Mittage saßen wir
Junges Volk im Kühlen;
Amor kam, und stirbt der Fuchs
Wollt' er mit uns spielen.

Jeder meiner Freunde saß
Froh bei seinem Herzchen;
Amor blies die Fackel aus,
Sprach: hier ist das Kerzchen!

Und die Fackel, wie sie glomm,
Ließ man eilig wandern,
Jeder drückte sie geschwind
In die Hand des andern.

Und mir reichte Dorilis
Sie mit Spott und Scherze;
Kaum berührt mein Finger sie,
Hell entflammt die Kerze.

Sengt mir Augen und Gesicht,
Setzt die Brust in Flammen,
Ueber meinem Haupte schlug
Fast die Gluth zusammen.

Löschen wollt' ich, patschte zu;
Doch es brennt beständig;
Statt zu sterben ward der Fuchs
Recht bei mir lebendig.

Heidenröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
War so jung und morgenschön,
Lief er schnell es nah zu sehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Knabe sprach: ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!
Röslein sprach: ich steche dich,
Daß du ewig denkst an mich,
Und ich will's nicht leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
Half ihm doch kein Weh und Ach,
Mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heiden.

Blinde Kuh.

O liebliche Thereſe!
Wie wandelt gleich in's Böſe
Dein offnes Auge ſich!
Die Augen zugebunden
Haſt du mich ſchnell gefunden,
Und warum fingſt du eben mich?

Du faßteſt mich auf's beſte,
Und hielteſt mich ſo feſte;
Ich ſank in deinen Schoos.
Kaum warſt du aufgebunden,
War alle Luſt verſchwunden;
Du ließeſt kalt den Blinden los.

Er tappte hin und wieder,
Verrenkte faſt die Glieder,
Und alle foppten ihn.
Und willſt du mich nicht lieben,
So geh' ich ſtets im Trüben
Wie mit verbundnen Augen hin.

Chriſtel.

Hab' oft einen dumpfen düſtern Sinn,
Ein gar ſo ſchweres Blut!
Wenn ich bei meiner Chriſtel bin,
Iſt alles wieder gut.
Ich ſeh ſie dort, ich ſeh ſie hier
Und weiß nicht auf der Welt
Und wie und wo und wann ſie mir
Warum ſie mir gefällt.

Das ſchwarze Schelmenaug dadrein,
Die ſchwarze Braue drauf,
Seh' ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Iſt eine, die ſo lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und es iſt noch etwas rund,
Da ſieht kein Aug' ſich ſatt!

Und wenn ich ſie denn faſſen darf
Im luft'gen deutſchen Tanz,
Das geht herum, das geht ſo ſcharf,
Da fühl' ich mich ſo ganz!
Und wenn's ihr taumlig wird und warm,
Da wieg' ich ſie ſogleich
An meiner Bruſt, in meinem Arm;
's iſt mir ein Königreich!

Und wenn ſie liebend nach mir blickt
Und alles rund vergißt,
Und dann an meine Bruſt gedrückt
Und weiblich eins geküßt,
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die große Zeh!
Ich bin ſo ſchwach, ich bin ſo ſtark,
Mir iſt ſo wohl, ſo weh!

Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär',
Davor wär' mir nicht bang.
Ich denk', ich halte ſie einmal
Und büße meine Luſt;
Und endigt ſich nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Bruſt!

Die Spröde.

An dem reinſten Frühlingsmorgen
Ging die Schäferin und ſang,
Jung und ſchön und ohne Sorgen,
Daß es durch die Felder klang,
So la la! le ralla!

Thyrſis bot ihr für ein Mäulchen
Zwey, drey Schäfchen gleich am Ort,
Schalkhaft blickte ſie ein Veilchen;
Doch ſie ſang und lachte fort,
So la la! le ralla!

Und ein andrer bot ihr Bänder
Und der dritte bot ſein Herz;
Doch ſie trieb mit Herz und Bändern
So wie mit den Lämmern Scherz,
Nur la la! le ralla!

Die Bekehrte.

Bei dem Glanze der Abendröthe
Ging ich ſtill den Wald entlang,
Damon ſaß und blies die Flote,
Daß es von den Felſen klang,
So la la!

Und er zog mich, ach, an ſich nieder,
Küßte mich ſo hold, ſo ſüß,
Und ich ſagte: blaſe wieder!
Und der gute Junge blies,
So la la!

Meine Ruhe iſt nun verloren,
Meine Freude floh davon,
Und ich höre vor meinen Ohren
Immer nur den alten Ton,
So la la, le ralla.

u. ſ. w.

Rettung.

Mein Mädchen ward mir ungetreu,
Das machte mich zum Freudenhaſſer;
Da lief ich an ein fließend Waſſer.
Das Waſſer lief vor mir vorbei.

Da ſtand ich nun, verzweifelnd, ſtumm;
Im Kopfe war mir's wie betrunken,
Faſt wär' ich in den Strom geſunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Auf einmal hört' ich was, das rief —
Ich wandte juſt dahin den Nacken —
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
„Nimm dich in Acht! der Fluß iſt tief.“

Da lief mir was durch's ganze Blut,
Ich ſeh', ſo iſt's ein liebes Mädchen;
Ich frage ſie: wie heißt du? „Käthchen!“
O ſchönes Käthchen! Du biſt gut.

Du hältſt vom Tode mich zurück,
Auf immer dank' ich dir mein Leben;
Allein das heißt mir wenig geben,
Nun ſey auch meines Lebens Glück!

Und dann klagt' ich ihr meine Noth.
Sie ſchlug die Augen lieblich nieder;
Ich küßte ſie und ſie mich wieder,
Und — vor der Hand nichts mehr von Tod.

Der Muſenſohn.

Durch Feld und Wald zu ſchweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Takte rege,
Und nach dem Maaß beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann ſie kaum erwarten
Die erſte Blum' im Garten,
Die erſte Blüth' am Baum.
Sie grüßen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich ſing' ihn in der Weite,
Auf Eiſes Lang' und Breite,
Da blüht der Winter ſchön!
Auch dieſe Blüthe ſchwindet
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich ſie.
Der ſtumpfe Burſche bittet,
Das ſteife Mädchen dreht ſich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt, durch Thal und Hügel,
Den Liebling weit von Haus.
Ihr lieben holden Musen,
Wann ruh' ich ihr am Busen
Auch endlich wieder aus?

Gefunden.

Ich ging im Walde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah' ich
Ein Blümchen stehn,
Wie Sterne leuchtend,
Wie Aeuglein schön.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es fein:
Soll ich zum Welken
Gebrochen seyn?

Ich grub's mit allen
Den Würzlein aus,
Zum Garten trug ich's
Am hübschen Haus.

Und pflanzt' es wieder
Am stillen Ort;
Nun zweigt es immer
Und blüht so fort.

Gleich und gleich.

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprossen
In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naschte fein: —
Die müssen wohl beide
Für einander sein.

Wechſellied zum Tanze.

Die Gleichgültigen.

Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze:
Tanzen geboret zum feſtlichen Tag.
Biſt du mein Schatz nicht, ſo kannſt du es werden,
Wirſt du es nimmer, ſo tanzen wir doch.
Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum Tanze:
Tanzen verherrlicht den feſtlichen Tag.

Die Zärtlichen.

Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?
Wärſt du mein Schatz nicht, ſo möcht' ich nicht tanzen,
Bleibſt du es immer, iſt Leben ein Feſt.
Ohne dich, Liebſte, was wären die Feſte?
Ohne dich, Süße, was wäre der Tanz?

Die Gleichgültigen.

Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.
Schlingen wir fröhlich den drehenden Reihen,
Schleichen die andern zum dämmernden Wald.
Laß ſie nur lieben, und laß du uns tanzen!
Schmachtende Liebe vermeidet den Tanz.

Die Zärtlichen.

Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.
Amor, der nahe, der höret ſie ſpotten,
Rächet ſich einmal, und rächet ſich bald.
Laß ſie ſich drehen, und laß du uns wandeln!
Wandeln der Liebe iſt himmliſcher Tanz.

Selbstbetrug.

Der Vorhang schwebet hin und her
Bei meiner Nachbarin.
Gewiß, sie lauschet überauer,
Ob ich zu Hause bin,

Und ob der eifersücht'ge Groll,
Den sie am Tag gehegt,
Sich, wie er nun auf immer soll,
Im tiefen Herzen regt.

Doch leider hat das schöne Kind
Dergleichen nicht gefühlt.
Ich seh', es ist der Abendwind,
Der mit dem Vorhang spielt.

Kriegserklärung.

Wenn ich doch ſo ſchön wär'
Wie die Mädchen auf dem Land!
Sie tragen gelbe Hüte
Mit roſenrothem Band.

Glauben, daß man ſchön ſey,
Dächt' ich, iſt erlaubt.
In der Stadt ach! ich hab' es
Dem Junker geglaubt.

Nun im Frühling ach! iſt's
Um die Freuden gethan;
Ihn ziehen die Dirnen,
Die ländlichen, an.

Und die Taill' und den Schleyp
Verände' ich zur Stund';
Das Leibchen iſt länger,
Das Röckchen iſt rund.

Trage gelblichen Hut,
Und ein Mieder wie Schnee;
Und ſichle, mit andern,
Den blühenden Klee.

Spürt er unter dem Ehor
Etwas zierliches aus;
Der lüſterne Knabe
Er winkt mir ins Haus.

Ich begleit' ihn verſchämt
Und er kennt mich noch nicht,
Er kneipt mir die Wangen
Und ſieht mein Geſicht.

Die Städterin dreht
Euch Dirnen den Krieg,
Und doppelte Reize
Behaupten den Sieg.

Liebhaber
in allen Geſtalten.

Ich wollt' ich wär ein Fiſch,
So hurtig und friſch;
Und kämſt du zu anglen,
Ich würde nicht manglen.
Ich wollt' ich wär' ein Fiſch,
So hurtig und friſch.

Ich wollt' ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.
O wär' ich ein Wagen,
Bequem dich zu tragen.
Ich wollt' ich wär' ein Pferd,
Da wär' ich dir werth.

Ich wollt' ich wäre Gold,
Dir immer im Sold;
Und thätſt du was kaufen,
Käm' ich wieder gelaufen.
Ich wollt' ich wäre Gold,
Dir immer im Sold.

Ich wollt' ich wär' treu,
Mein Liebchen ſtets neu;
Ich wollt' mich verbeißen,
Wollt' nimmer verreiſen.
Ich wollt' ich wär' treu,
Mein Liebchen ſtets neu.

Ich wollt' ich wär' alt
Und runzlig und kalt;
Thätſt du mir's verſagen,
Da könnt' mich's nicht plagen.
Ich wollt' ich wär' alt
Und runzlig und kalt.

Wär' ich Affe ſogleich,
Voll neckender Streich';
Hätt' was dich verdroſſen,
So macht' ich dir Poſſen.
Wär' ich Affe ſogleich
Voll neckender Streich'.

Wär' ich gut wie ein Schaf;
Wie der Löwe ſo brav;
Hätt' Augen wie's Füchschen,
Und Liſten wie's Füchschen.
Wär' ich gut wie ein Schaf,
Wie der Löwe ſo brav.

Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir ſehr;
Mit fürſtlichen Gaben,
Du ſollteſt mich haben.
Was alles ich wär',
Das gönnt' ich dir ſehr.

Doch bin ich wie ich bin,
Und nimm mich nur hin!
Willſt du beſſ're beſitzen,
So laß dir ſie ſchnitzen.
Ich bin nun wie ich bin;
So nimm mich nur hin!

Der Goldſchmiedsgeſell.

Es iſt doch meine Nachbarin
Ein allerliebſtes Mädchen!
Wie früh ich in der Werkſtatt bin,
Blick' ich nach ihrem Läd'chen.

Zu Ring' und Kette poch' ich dann
Die feinen goldnen Drähtchen.
Ach, denk' ich, mann, und wieder, mann,
Iſt ſolch ein Ring für Kätzchen?

Und thut ſie erſt die Schaltern auf,
Da kommt das ganze Städtchen
Und feilſcht und wirbt mit vollem Hauf
Um's Allerlei im Läd'chen.

Ich feile; wohl zerfeil' ich dann
Auch manches goldne Drähtchen.
Der Meiſter brummt, der harte Mann!
Er merkt, es war das Läd'chen.

Und flugs wie nur der Handel ſtill,
Gleich greift ſie nach dem Nädchen.
Ich weiß wohl, was ſie ſpinnen will:
Es heißt das liebe Mädchen.

Das kleine Füßchen tritt und tritt;
Da denk' ich mir das Mädchen,
Das Strumpfband denk' ich auch wohl mit,
Ich schenkt's dem lieben Mädchen.

Und nach den Lippen führt der Schatz
Das allerfeinste Fädchen.
O wär' ich doch an seinem Platz,
Wie küßt' ich mir das Mädchen!

Antworten

bei einem gesellschaftlichen Frageſpiel.

Die Dame.

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß iſt es das Neue,
Deſſen Blüthe ſtets gefällt;
Doch viel werther iſt die Treue,
Die, auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen uns erfreut.

Der junge Herr.

Paris war, in Wald und Höhlen,
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drey der Himmliſchen geſandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt- und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Der Erfahrne.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort;
Und wer raſch iſt und verwegen
Kommt vielleicht noch beſſer fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Der Zufriedne.

Vielfach iſt der Menſchen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch iſt manches Gut gegeben,
Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichſte Gewinn
Iſt ein guter leichter Sinn.

Der luſtige Rath.

Wer der Menſchen thöricht Treiben
Täglich ſieht und täglich ſchilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbſt für einen Narren gilt,
Der trägt ſchwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Buſen fühle,
Wahrlich! ſo ergeht es mir.

Verschiedene Empfindungen an Einem Platze.

Das Mädchen.

Ich hab' ihn gesehen!
Wie ist mir geschehen?
O himmlischer Blick!
Er kommt mir entgegen;
Ich weiche verlegen,
Ich schwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Der Jüngling.

Hier muß ich sie finden!
Ich sah sie verschwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen,
Dann trat sie verlegen
Und schamroth zurück.
Ist's Hoffnung, sind's Träume?
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebste,
Entdeckt mir mein Glück!

Der Schmachtende.

Hier klag' ich verborgen
Dem thauenden Morgen
Mein einsam Geschick.
Verkannt von der Menge,
Wie zieh' ich in's Enge
Mich stille zurück!
O zärtliche Seele,
O schweige, verhehle
Die ewigen Leiden,
Verhehle dein Glück!

Der Jäger.

Es lohnet mich heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geschick.
Der redliche Diener
Bringt Hasen und Hühner
Beladen zurück.
Hier find' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen.
Es lebe der Jäger,
Es lebe sein Glück!

Wer kauft Liebesgötter?

Von allen ſchönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen
Als die wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O höret was wir ſingen!
Und ſeht die ſchönen Vögel,
Sie ſtehen zum Verkauf.

Zuerſt beſeht den großen,
Den luſtigen, den loſen!
Er hüpfet leicht und munter
Von Baum und Buſch herunter;
Gleich iſt er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O ſeht den muntern Vogel!
Er ſteht hier zum Verkauf.

Betrachtet nun den kleinen,
Er will bedächtig ſcheinen,
Und doch iſt er der Loſe,
So gut als wie der Große;
Er zeiget meiſt im Stillen
Den allerbeſten Willen.
Der loſe kleine Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

O ſeht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich;
Sie mag ſich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er ſteht hier zum Verkauf.

Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſtehn zu allen Proben.
Sie lieben ſich das neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel;
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel,
Wie reizend iſt der Kauf!

Der Abſchied.

Laß mein Aug' den Abſchied ſagen,
Den mein Mund nicht nehmen kann!
Schwer, wie ſchwer iſt er zu tragen!
Und ich bin doch ſonſt ein Mann.

Traurig wird in dieſer Stunde
Selbſt der Liebe ſüßtes Pfand,
Kalt der Kuß von deinem Munde,
Matt der Druck von deiner Hand.

Sonſt, ein leicht geſtohlnes Mäulchen,
O wie hat es mich entzückt!
So erfreuet uns ein Veilchen,
Das man früh im März gepflückt.

Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
Keine Roſe mehr für dich.
Frühling iſt es, liebes Fränzchen,
Aber leider Herbſt für mich!

Die ſchöne Nacht.

Nun verlaſſ' ich dieſe Hütte,
Meiner Liebſten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Schritte
Durch den öden finſtern Wald:
Luna bricht durch Buſch und Eichen,
Zephyr meldet ihren Lauf,
Und die Birken ſtreun mit Neigen
Ihr den ſüßten Weihrauch auf.

Wie ergetz' ich mich im Kühlen
Dieſer ſchönen Sommernacht!
O wie ſtill iſt hier zu fühlen,
Was die Seele glücklich macht!
Läßt ſich kaum die Wonne faſſen;
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tauſend ſolcher Nächte laſſen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

Glück und Traum.

Du haſt uns oft im Traum geſehen
Zuſammen zum Altare gehen,
Und dich als Frau, und mich als Mann.
Oft nahm ich wachend deinem Munde,
In einer unbewachten Stunde,
So viel man Küſſe nehmen kann.

Das reinſte Glück, das wir empfunden,
Die Wolluſt mancher reichen Stunden
Floh wie die Zeit mit dem Genuß.
Was hilft es mir, daß ich genieße?
Wie Träume fliehn die wärmſten Küſſe,
Und alle Freude wie ein Kuß.

Lebendiges Andenken.

Der Liebsten Band und Schleife rauben,
Halb mag sie zürnen, halb erlauben.
Euch ist es viel, ich will es glauben
Und gönn' euch solchen Selbstbetrug:
Ein Schleier, Halstuch, Strumpfband, Ringe
Sind wahrlich keine kleinen Dinge;
Allein mir sind sie nicht genug.

Lebend'gen Theil von ihrem Leben,
Ihn hat nach leisem Widerstreben
Die Allerliebste mir gegeben,
Und jene Herrlichkeit wird nichts.
Wie lach' ich all der Trödelwaare!
Sie schenkte mir die schönen Haare,
Den Schmuck des schönsten Angesichts.

Soll ich dich gleich, Geliebte, missen;
Wirst du mir doch nicht ganz entrissen:
Zu schaun, zu tändeln und zu küssen
Bleibt die Reliquie von dir. —
Gleich ist des Haars und mein Geschicke;
Sonst buhlten wir mit Einem Glücke
Um sie, jetzt sind wir fern von ihr.

Feſt waren wir an ſie gehangen;
Wir ſtreichelten die runden Wangen,
Uns lockt' und zog ein ſüß Verlangen,
Wir gleiteten zur vollern Bruſt.
O Nebenbuhler, frei von Neide,
Du ſüß Geſchenk, du ſchöne Beute,
Erinnre mich an Glück und Luſt!

Glück der Entfernung.

Trink', o Jüngling! heilges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke;
Abends gauk' ihr Bild dich ein.
Kein Verliebter hab' es beser;
Doch das Glück bleibt immer größer,
Fern von der Geliebten seyn.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird stets erweichter;
Doch mein Herz wird täglich leichter
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen;
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei;
Und unmerkliche Verhörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerey.

Aufgezogen durch die Sonne
Schwimmt im Hauch ätherischer Wonne
So das leichtste Wölkchen nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude.
Frei von Furcht, zu groß zum Neide,
Lieb' ich, ewig lieb' ich sie!

An Luna.

Schweſter von dem erſten Licht,
Bild der Zärtlichkeit in Trauer!
Nebel ſchwimmt mit Silberſchauer
Um dein reizendes Geſicht;
Deines leiſen Fußes Lauf
Weckt aus tagverſchloßnen Höhlen
Traurig abgeſchiedne Seelen,
Mich, und nächt'ge Vögel auf.

Forſchend überſieht dein Blick
Eine großgemeßne Weite.
Hebe mich an deine Seite!
Gib der Schwärmerey dieß Glück;
Und in wolluſtvoller Ruh
Säh' der weitverſchlagne Ritter
Durch das gläſerne Gegitter
Seines Mädchens Nächten zu.

Des Beſchauens holdes Glück
Mildert ſolcher Ferne Qualen,
Und ich ſammle deine Strahlen
Und ich ſchärfe meinen Blick;
Hell und heller wird es ſchon
Um die unverhüllten Glieder,
Und nun zieht ſie mich hernieder,
Wie dich einſt Endymion.

Brautnacht.

Im Schlafgemach, entfernt vom Feste,
Sitzt Amor dir getreu und bebt,
Daß nicht die List muthwill'ger Gäste
Des Brautbetts Frieden untergräbt.
Es blinkt mit mystisch heil'gem Schimmer
Vor ihm der Flammen blasses Gold;
Ein Weihrauchswirbel füllt das Zimmer,
Damit ihr recht genießen sollt.

Wie schlägt dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der deiner Gäste Lärm verjagt;
Wie glühst du nach dem schönen Munde,
Der bald verstummt und nichts versagt.
Du eilst um alles zu vollenden
Mit ihr ins Heiligthum hinein;
Das Feuer in des Wächters Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

Wie bebt vor deiner Küsse Menge
Ihr Busen und ihr voll Gesicht;
Zum Zittern wird nun ihre Strenge,
Denn deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft dir Amor sie entkleiden,
Und ist nicht halb so schnell als du;
Dann hält er schalkhaft und bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

Schadenfreude.

In des Papillons Geſtalt
Flattr' ich, nach den letzten Zügen,
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmliſcher Vergnügen,
Ueber Wieſen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belauſch' ein zärtlich Paar;
Von des ſchönen Mädchens Haupte
Aus den Kränzen ſchau ich nieder;
Alles was der Tod mir raubte
Seh' ich hier im Bilde wieder,
Bin ſo glücklich wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd ſtumm,
Und ſein Mund genießt der Stunde,
Die ihm güt'ge Götter ſenden,
Hüpft vom Buſen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf' um ihn herum.

Und ſie ſieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freunds Verlangen
Springt ſie auf, da flieg' ich ferne.
„Liebſter, komm, ihn einzufangen!
Komm! ich hätt' es gar zu gerne,
Gern das kleine bunte Ding."

Unſchuld.

Schönſte Tugend einer Seele
Reinſter Quell der Zärtlichkeit!
Mehr als Byron, als Pamele
Ideal und Seltenheit!
Wenn ein andres Feuer brennet,
Flieht dein zärtlich ſchwaches Licht;
Dich fühlt nur wer dich nicht kennet,
Wer dich kennt, der fühlt dich nicht.

Göttin, in dem Paradieſe
Lebteſt du mit uns vereint;
Noch erſcheinſt du mancher Wieſe
Morgens, eh die Sonne ſcheint.
Nur der ſanfte Dichter ſiehet
Dich im Nebelkleide ziehn;
Phöbus kommt, der Nebel fliehet,
Und im Nebel biſt du hin.

Scheintod.

Weint, Mädchen, hier bei Amors Grabe; hier
Sank er von nichts, von ohngefähr danieder.
Doch iſt er wirklich todt? Ich ſchwöre nicht dafür:
Ein Nichts, ein Ohngefähr erweckt ihn öfters wieder.

Novemberlied.

Dem Schützen, doch dem alten nicht,
Zu dem die Sonne flieht,
Der uns ihr fernes Angesicht
Mit Wolken überzieht;

Dem Knaben sey dieß Lied geweiht,
Der zwischen Rosen spielt,
Uns höret und zur rechten Zeit
Nach schönen Herzen zielt.

Durch ihn hat uns des Winters Nacht,
So häßlich sonst und rauh,
Gar manchen werthen Freund gebracht
Und manche liebe Frau.

Von nun an soll sein schönes Bild
Am Sternenhimmel stehn,
Und er soll ewig hold und mild
Uns auf und unter gehn.

An die Erwählte.

Hand in Hand! und Lipp' auf Lippe!
Liebes Mädchen, bleibe treu!
Lebe wohl! und manche Klippe
Fährt dein Liebſter noch vorbei;
Aber wenn er einſt den Hafen,
Nach dem Sturme, wieder grüßt,
Mögen ihn die Götter ſtrafen,
Wenn er ohne dich genießt.

Friſch gewagt iſt ſchon gewonnen,
Halb iſt ſchon mein Werk vollbracht!
Sterne leuchten mir wie Sonnen,
Nur dem Feigen iſt es Nacht.
Wär' ich müßig dir zur Seite,
Drückte noch der Kummer mich;
Doch in aller dieſer Weite
Wirk' ich raſch und nur für dich.

Schon iſt mir das Thal gefunden,
Wo wir einſt zuſammen gehn,
Und den Strom in Abendſtunden
Sanft hinunter gleiten ſehn.
Dieſe Pappeln auf den Wieſen,
Dieſe Buchen in dem Hain!
Ach, und hinter allen dieſen
Wird doch auch ein Hüttchen ſeyn.

Erſter Verluſt.

Ach wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Einſam nähr' ich meine Wunde,
Und mit ſtets erneuter Klage
Traur' ich um's verlorne Glück.

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene holde Zeit zurück!

Nachgefühl.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rühret sich der Wein im Fasse;
Wenn die Rosen wieder glühen,
Weiß ich nicht, wie mir geschieht.

Thränen rinnen von den Wangen,
Was ich thue, was ich lasse;
Nur ein unbestimmt Verlangen
Fühl' ich, das die Brust durchglüht.

Und zuletzt muß ich mir sagen,
Wenn ich mich bedenk' und fasse,
Daß in solchen schönen Tagen
Doris einst für mich geglüht.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen mahlt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seyst auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne.
O wärst du da!

Gegenwart,

Alles kündet dich an!
Erscheinet die herrliche Sonne,
Folgst du, so hoff' ich es, bald.

Trittst du im Garten hervor,
So bist du die Rose der Rosen,
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn du im Tanze dich regst,
So regen sich alle Gestirne
Mit dir und um dich umher.

Nacht! und so wär' es denn Nacht!
Nun überscheinst du des Mondes
Lieblichen, ladenden Glanz.

Ladend und lieblich bist du,
Und Blumen, Mond und Gestirne
Huldigen, Sonne, nur dir.

Sonne! so sey du auch mir
Die Schöpferin herrlicher Tage;
Leben und Ewigkeit ist's.

An die Entfernte.

So hab' ich wirklich dich verloren
Bist du, o Schöne, mir entflohn?
Noch klingt in den gewohnten Ohren
Ein jedes Wort, ein jeder Ton.

So wie des Wandrers Blick am Morgen
Vergebens in die Lüfte dringt,
Wenn, in dem blauen Raum verborgen,
Hoch über ihm die Lerche ſingt:

So dringet ängſtlich hin und wieder
Durch Feld und Buſch und Wald mein Blick;
Dich rufen alle meine Lieder;
O komm, Geliebte, mir zurück!

Am Fluſſe.

Verfließet, vielgeliebte Lieder,
Zum Meere der Vergeſſenheit!
Kein Knabe ſing' entzückt euch wieder,
Kein Mädchen in der Blüthenzeit.

Ihr ſanget nur von meiner Lieben;
Nun ſpricht ſie meiner Treue Hohn.
Ihr ward in's Waſſer eingeſchrieben;
So fließt denn auch mit ihm davon.

Die Freude.

Es flattert um die Quelle
Die wechſelnde Libelle,
Mich freut ſie lange ſchon;
Bald dunkel und bald helle,
Wie der Chamäleon,
Bald roth, bald blau,
Bald blau, bald grün;
O daß ich in der Nähe
Doch ihre Farben ſähe!

Sie ſchwirrt und ſchwebet, raſtet nie!
Doch ſtill, ſie ſetzt ſich an die Weiden.
Da hab' ich ſie! Da hab' ich ſie!
Und nun betracht' ich ſie genau,
Und ſeh' ein traurig dunkles Blau —

So geht es dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Abſchied.

Zu lieblich iſt's, ein Wort zu brechen,
Zu ſchwer die wohlerkannte Pflicht,
Und leider kann man nichts verſprechen,
Was unſerm Herzen widerſpricht.

Du übſt die alten Zauberlieder,
Du lockſt ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der ſüßen Thorheit wieder,
Erneuſt, verdoppelſt die Gefahr.

Was ſuchſt du mir dich zu verſtecken!
Sey offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder ſpät mußt' ich's entdecken,
Und hier haſt du dein Wort zurück.

Was ich gefollt, hab' ich vollendet;
Durch mich ſey dir von nun an nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der ſich nun von dir wendet,
Und ſtill in ſich zurücke kehrt.

Wechſel.

Auf Kieſeln im Bache da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und bubleriſch drückt ſie die ſehnende Bruſt;
Dann führt ſie der Leichtſinn im Strome danieder;
Es naht ſich die zweyte, ſie ſtreichelt mich wieder:
So fühl' ich die Freuden der wechſelnden Luſt.

Und doch, und ſo traurig, verſchleifſt du vergebens
Die köſtlichen Stunden des eilenden Lebens,
Weil dich das geliebteſte Mädchen vergißt!
O ruf' ſie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt ſich ſo ſüße die Lippe der Zweyten,
Als kaum ſich die Lippe der Erſten geküßt.

Beherzigung.

Ach, was soll der Mensch verlangen?
Ist es besser, ruhig bleiben?
Klammernd fest sich anzubangen?
Ist es besser, sich zu treiben?
Soll er sich ein Häuschen bauen?
Soll er unter Zelten leben?
Soll er auf die Felsen trauen?
Selbst die festen Felsen beben.

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Meeres Stille.

Tiefe Stille herrscht im Wasser,
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Regt keine Welle sich.

Glückliche Fahrt.

Die Nebel zerreißen,
Der Himmel ist helle
Und Aeolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde,
Es rühret sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es theilt sich die Welle,
Es naht sich die Ferne:
Schon seh' ich das Land!

Muth.

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnſten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben du ſiehſt,
Mache dir ſelber Bahn!

Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!

Erinnerung.

Willſt du immer weiter ſchweifen?
Sieh, das Gute liegt ſo nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück iſt immer da.

Willkommen und Abschied.

Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgethürmter Riese da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsaus'ten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hoffe' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach ſchon mit der Morgenſonne
Verengt der Abſchied mir das Herz:
In deinen Küſſen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du ſtandſt und ſahſt zur Erden,
Und ſahſt mir nach mit naſſem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Neue Liebe neues Leben.

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedränget dich so sehr?
Welch ein fremdes neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist Alles, was du liebtest
Weg warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach wie kamst du nur dazu!

Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte,
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen,
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Verändrung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

An Belinden.

Warum zieht du mich unwiderſtehlich
Ach in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen
Lag im Mondenſchein
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen,
Und ich dämmert' ein;

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luſt,
Hatte ſchon das liebe Kind empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüber ſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, biſt, iſt Lieb' und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Maylied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tauſend Stimmen
Aus dem Geſträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Bruſt.
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Luſt!

O Lieb', o Liebe!
So golden ſchön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn!

Du ſegneſt herrlich
Das friſche Feld,
Im Blüthendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft,

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sey ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Mit einem gemahlten Band.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings-Götter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid;
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, geliebtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dieß Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosenband!

Mit einem goldnen Halskettchen.

Dir darf dieß Blatt ein Kettchen bringen,
Das ganz zur Biegsamkeit gewöhnt
Sich mit viel hundert kleinen Schlingen
Um deinen Hals zu schmiegen sehnt.

Gewähr dem Märtchen die Begierde,
Sie ist voll Unschuld, ist nicht Eitra;
Am Tag ist's eine kleine Zierde,
Am Abend wirfst du's wieder hin.

Doch bringt dir einer jene Kette,
Die schwerer drückt und ernster faßt,
Verdenk' ich dir es nicht, Lisette,
Wenn du ein klein Bedenken hast.

An Lottchen.

Mitten im Getümmel mancher Freuden,
Mancher Sorgen, mancher Herzensnoth,
Denk' ich dein, o Lottchen, denken dein die beiden,
Wie beim stillen Abendroth
Du die Hand uns freundlich reichtest,
Da du uns auf reich bebauter Flur,
In dem Schoose herrlicher Natur,
Manche leicht verhüllte Spur
Einer lieben Seele zeigtest.

Wohl ist mir's, daß ich dich nicht verkannt,
Daß ich gleich dich in der ersten Stunde,
Ganz den Herzensausdruck in dem Munde,
Dich ein wahres gutes Kind genannt.

Still und eng und ruhig auferzogen
Wirft man uns auf Einmal in die Welt;
Uns umspülen hunderttausend Wogen,
Alles reizt uns, mancherlei gefällt,
Mancherlei verdrießt uns, und von Stund' zu Stunden
Schwankt das leichtunruhige Gefühl;
Wir empfinden und was wir empfunden
Spült hinweg das bunte Weltgewühl.

Wohl, ich weiß es, da durchschleicht uns innen
Manche Hoffnung, mancher Schmerz.
Lottchen, wer kennt unsre Sinnen?
Lottchen, wer kennt unser Herz?

Ach es möchte gern gekannt seyn, überfließen
In das Mitempfinden einer Creatur,
Und vertrauend zwiefach neu genießen
Alles Leid und Freude der Natur.

Und da sucht das Aug' so oft vergebens
Rings umher, und findet alles zu;
So versäumelt sich der schönste Theil des Lebens
Ohne Sturm und ohne Ruh;
Und zu deinem ew'gen Unbehagen
Stößt dich heute was dich gestern zog.
Kannst du zu der Welt nur Neigung tragen,
Die so oft dich trog,
Und bei deinem Weh, bei deinem Glücke,
Blieb in eigenwill'ger starrer Ruh'?
Sieh, da tritt der Geist in sich' zurücke,
Und das Herz — es schließt sich zu.

So fand ich dich und ging dir frei entgegen.
O sie ist werth zu seyn geliebt!
Rief ich, erflehte dir des Himmels reinsten Segen,
Den er dir nun in deiner Freundin gibt.

Auf dem See.

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf,
Und Berge, wolkig himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Nebel trinken
Rings die thürmende Ferne.
Morgenwind umfächelt
Die beschattete Bucht
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Vom Berge.

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Fänd' ich hier und fänd' ich dort mein Glück?

Blumengruß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße dich viel tausendmal!
Ich habe mich oft gebücket
Ach wohl ein tausendmal,
Und ihn an's Herz gedrücket
Wie hunderttausendmal!

Im Sommer.

Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie Perlen-schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch's Gebüsch
Die Winde so frisch!
Wie laut im hellen Sonnenstrahl
Die süßen Vöglein allzumal!

Ach aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt,
Wo blieb die Erde weit und breit
Mit aller ihrer Herrlichkeit!

Maylied.

Zwischen Waizen und Korn,
Zwischen Hecken und Dorn,
Zwischen Bäumen und Gras,
Wo geht's Liebchen?
Sag mir das!

Fand mein Holdchen
Nicht daheim;
Muß das Goldchen
Draußen ſeyn.
Grünt und blühet
Schön der May;
Liebchen ziehet
Froh und frei.

An dem Felſen bei'm Fluß,
Wo ſie reichte den Kuß,
Jenen erſten im Gras,
Seh' ich etwas!
Iſt ſie das?

Frühzeitiger Frühling.

Tage der Wonne
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne,
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal.
Sind es die Wiesen
Ist es das Thal?

Blauliche Frische!
Himmel und Höh!
Goldene Fische
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain;
Himmlische Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft,
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehret er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Saget seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

Herbſtgefühl.

Fetter grüne, du Laub',
Am Rebengeländer
Hier mein Fenſter herauf!
Gedrängter quellet,
Zwillingsbeeren, und reifet
Schneller und glänzend voller!
Euch brütet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umſäuſelt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch kühlet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch,
Und euch bethauen, ach!
Aus dieſen Augen
Der ewig belebenden Liebe
Vollſchwellende Thränen.

Raſtloſe Liebe.

Dem Schnee, dem Regen,
Dem Wind entgegen,
Im Dampf der Klüfte,
Durch Nebeldüfte,
Immer zu! Immer zu!
Ohne Raſt und Ruh!

Lieber durch Leiden
Möcht' ich mich ſchlagen,
Als ſo viel Freuden
Des Lebens ertragen.
Alle das Neigen
Von Herzen zu Herzen,
Ach wie ſo eigen
Schaffet das Schmerzen!

Wie ſoll ich fliehen?
Wälderwärts ziehen?
Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, biſt du!

Schäfers Klagelied.

Da droben auf jenem Berge
Da ſteh' ich tauſendmal
An meinem Stabe gebogen
Und ſchaue hinab in das Thal.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewahret mir ſie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiß doch ſelber nicht wie.

Da ſtehet von ſchönen Blumen
Die ganze Wieſe ſo voll.
Ich breche ſie, ohne zu wiſſen,
Wem ich ſie geben ſoll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpaß' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verſchloſſen;
Doch alles iſt leider ein Traum.

Es ſtehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber iſt weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schafe, vorüber!
Dem Schäfer iſt gar ſo weh.

Troſt in Thränen.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt,
Da alles froh erſcheint?
Man ſieht dir's an den Augen an,
Gewiß du haſt geweint.

„Und hab' ich einſam auch geweint,
So iſt's mein eigner Schmerz,
Und Thränen fließen gar ſo ſüß,
Erleichtern mir das Herz."

Die frohen Freunde laden dich,
O komm an unſre Bruſt!
Und was du auch verloren haſt,
Vertraue den Verluſt.

„Ihr lärmt und rauſcht und ahnet nicht,
Was mich den Armen quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So ſehr es mir auch fehlt."

So raffe denn dich eilig auf,
Du biſt ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ich's nicht,
Es steht mir gar zu fern.
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern."

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf,
So manchen lieben Tag;
Verweinen laßt die Nächte mich,
So lang' ich weinen mag."

Nachtgesang.

O gib, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein bald Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! was willst du mehr?

Bei meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich, hoch und hehr,
Aus irdischem Gewühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Gibst nur im Traum Gehör.
Ach, auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst du mehr?

Sehnsucht.

Was zieht mir das Herz so?
Was zieht mich hinaus?
Und windet und schraubt mich
An's Zimmer und Haus?
Wie dort sich die Wolken
Um Felsen verziehn!
Da möcht' ich hinüber,
Da möcht' ich wohl hin!

Nun wiegt sich der Raben
Geselliger Flug;
Ich mische mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umflattigen wir;
Sie weilet da drunten;
Ich spähe nach ihr.

Da kommt sie und wandelt;
Ich eile sobald
Ein singender Vogel
Zum buschigen Wald.
Sie weilet und horchet
Und lächelt mit sich:
„Er singet so lieblich
Und singt es an mich."

Die scheidende Sonne
Vergoldet die Höhn;
Die sinnende Schöne
Sie läßt es geschehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wiesen entlang,
Und finster und finstrer
Umschlingt sich der Gang;

Auf einmal erscheint' ich
Ein blinkender Stern.
„Was glanzet da droben,
So nah und so fern?"
Und hast du mit Staunen
Das Leuchten erblickt;
Ich lieg' dir zu Füßen,
Da bin ich beglückt!

An Mignon.

Ueber Thal und Fluß getragen
Ziehet rein der Sonne Wagen.
Ach, sie regt in ihrem Lauf,
So wie deine, meine Schmerzen,
Tief im Herzen,
Immer Morgens wieder auf.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume selber kommen
Nun in trauriger Gestalt,
Und ich fühle dieser Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt.

Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren;
Jedes kommt an seinen Ort;
Aber ach, die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muß ich kommen,
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist;
Niemand ahnet, daß von Schmerzen
Herz im Herzen
Grimmig mir zerrissen ist.

Heimlich muß ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen
Und sogar gesund und roth;
Wären tödtlich diese Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach, schon lange wär' ich todt.

Bergschloß.

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein altes Schloß,
Wo hinter Thoren und Thüren
Sonst lauerten Ritter und Roß.

Verbrannt sind Thüren und Thore
Und überall ist es so still;
Das alte verfallne Gemäuer
Durchklettr' ich wie ich nur will.

Hierneben lag ein Keller
So voll von köstlichem Wein;
Nun steiget nicht mehr mit Krügen
Die Kellnerin heiter hinein.

Sie setzt den Gästen im Saale
Nicht mehr die Becher umher,
Sie füllt zum heiligen Mahle
Dem Pfaffen das Fläschchen nicht mehr.

Sie reicht dem lüsternen Knappen
Nicht mehr auf dem Gange den Trank,
Und nimmt für flüchtige Gabe
Nicht mehr den flüchtigen Dank.

Denn alle Balken und Decken
Sie sind schon lange verbrannt,
Und Trepp' und Gang und Capelle
In Schutt und Trümmer verwandt.

Doch als mit Cither und Flasche
Nach diesen felsigen Höhn
Ich an dem heitersten Tage
Mein Liebchen steigen gesehn;

Da drängte sich frohes Behagen
Hervor aus verödeter Ruh,
Da ging's wie in alten Tagen
Recht feierlich wieder zu.

Als wären für stattliche Gäste
Die weitesten Räume bereit,
Als käm' ein Pärchen gegangen
Aus jener tüchtigen Zeit.

Als stünd' in seiner Capelle
Der würdige Pfaffe schon da
Und fragte: wollt ihr einander?
Wir aber lächelten: Ja!

Und tief bewegten Gesänge
Des Herzens innigsten Grund,
Es zeugte statt der Menge
Der Echo schallender Mund.

Und als sich gegen den Abend
Im Stillen alles verlor,
Da blickte die glühende Sonne
Zum schroffen Gipfel empor.

Und Knapp und Kellnerin glänzen
Als Herren weit und breit;
Sie nimmt sich zum Kredenzen
Und er zum Danke sich Zeit.

Geistes-Gruß.

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der wie das Schiff vorübergeht
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Sonne war so stark,
„Dies Herz so fest und wild,
„Die Knochen voll von Rittermark,
„Der Becher angefüllt;“

„Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
„Verdehnt' die Hälfte' in Rud,
„Und du, du Menschen-Schifflein dort,
„Fahr' immer immer zu!“

An ein goldnes Herz, das er am Halſe trug.

Angedenken du verklung'ner Freude,
Das ich immer noch am Halſe trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lili, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lili's Herz konnte ſo bald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er ſchleppt des Gefängniſſes Schmach
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er iſt der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat ſchon jemand angehört.

Wonne der Wehmuth.

Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen der ewigen Liebe!
Ach nur dem halbgetrockneten Auge
Wie öde wie todt die Welt ihm erscheint!
Trocknet nicht, trocknet nicht,
Thränen unglücklicher Liebe!

Wandrers Nachtlied.

Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Ein gleiches.

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

Jägers Abendlied.

Im Felde schleich' ich still und wild,
Gespannt mein Feuerrohr.
Da schwebt so licht dein liebes Bild
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruß,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muß.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn;
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht wie mir geschehn.

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz;

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu,

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Einschränkung.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält?
Vergeff' ich doch, vergeff' ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet;
Und ach ich fühle, nah' und fern
Ist mir noch manches zubereitet.
O wäre doch das rechte Maß getroffen!
Was bleibt mir nun, als, eingehüllt,
Von holder Lebenskraft erfüllt,
In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen!

Hoffnung.

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume:
Jetzt nur Stangen diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Sorge.

Kehre nicht in diesem Kreise
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weise,
Gönn', o gönne mir mein Glück!
Soll ich fliehen? Soll ich's fassen?
Nun, gezweifelt ist genug,
Willst du mich nicht glücklich lassen,
Sorge, nun so mach mich klug!

Eigenthum.

Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grundaus läßt genießen.

An Lina.

Liebchen, kommen diese Lieder
Jemals wieder dir zur Hand,
Sitze bei'm Claviere nieder,
Wo der Freund sonst bei dir stand.

Laß die Saiten rasch erklingen
Und dann sieh in's Buch hinein;
Nur nicht lesen! immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein!

Ach, wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann!

Gesellige Lieder.

Was wir in Geselligkeit singen
Wird von Herz zu Herzen dringen.

Zum neuen Jahr.

Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen,
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück,
Und das Vergangne
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts zu schauen,
Schauen zurück.

Stunden der Plage,
Leider, sie scheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Lust;
Bessere Tage
Sammlen uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Brust.

Leiden und Freuden,
Jener verschwundnen,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O des Geschickes
Seltsamer Windung!
Alte Verbindung,
Neues Geschenk!

Dankt es dem regen
Wogenden Glücke,
Dankt dem Geschicke
Männiglich Gut,
Freut euch des Wechsels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Gluth!

Andere schauen
Deckende Falten
Ueber dem Alten
Traurig und scheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue;
Sehet das Neue
Findet uns neu.

So wie im Tanze
Bald sich verschwindet,
Wieder sich findet
Liebendes Paar;
So durch des Lebens
Wirrende Beugung
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Stiftungslied.

Was gehst du, schöne Nachbarin,
Im Garten so allein?
Und wenn du Haus und Felder pflegst,
Will ich dein Diener seyn.

Mein Bruder schlich zur Kellnerin
Und ließ ihr keine Ruh.
Sie gab ihm einen frischen Trunk
Und einen Kuß dazu.

Mein Vetter ist ein kluger Wicht,
Er ist der Köchin hold.
Den Braten dreht er für und für
Um süßen Minnesold.

Die sechse die verzehrten dann
Zusammen ein gutes Mahl,
Und singend kam ein viertes Paar
Gesprungen in den Saal.

Willkommen! und willkommen auch
Für's wackre fünfte Paar,
Das voll Geschicht' und Neuigkeit
Und frischer Schwänke war.

Noch blieb für Räthsel, Witz und Geist
Und feine Spiele Platz;
Ein sechstes Pärchen kam heran,
Gefunden war der Schatz.

Doch eines fehlt' und fehlte sehr,
Was doch das beste thut.
Ein zärtlich Pärchen schloß sich an,
Ein treues — nun war's gut.

Gesellig fevert fort und fort
Das ungestörte Mahl,
Und eins im andern freue sich
Der heil'gen Doppelzahl.

Frühlingsorakel.

Du prophet'ſcher Vogel du,
Blüthenſänger, o Coucou!
Bitten eines jungen Paares
In der ſchönſten Zeit des Jahres
Höre, liebſter Vogel du;
Kann es hoffen, ruf ihm zu:
Dein Coucou, dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Hörſt du! ein verliebtes Paar
Sehnt ſich herzlich zum Altar;
Und es iſt bei ſeiner Jugend
Voller Treue, voller Tugend.
Iſt die Stunde denn noch nicht voll?
Sag, wie lange es warten ſoll?
Horch! Coucou! Horch! Coucou!
Immer ſtille! Nichts hinzu!

Iſt es doch nicht unſre Schuld!
Nur zwey Jahre noch Geduld!
Aber, wenn wir uns genommen,
Werden Pa-pa-papas kommen?
Wiſſe, daß du uns erfreuſt,
Wenn du viele prophezeyſt.
Eins! Coucou! Zwey! Coucou!
Immer weiter Coucou, Coucou, Cou.

Haben wir wohl recht gezählt,
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben,
Sagst du wohl, wie lang wir leben?
Freilich, wir gestehen dir's,
Gern zum längsten trieben wir's.
Cou Coucou, Cou Coucou,
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.

Leben ist ein großes Fest,
Wenn sich's nicht berechnen läßt.
Sind wir nun zusammen blieben,
Bleibt denn auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende gehn,
Wär' doch alles nicht mehr schön.
Cou Coucou, Cou Coucou :|:
Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou, Cou.
(Mit Grazie in infinitum.)

Die glücklichen Gatten.

Nach diesem Frühlingsregen,
Den wir, so warm, erfleht,
Weibchen o sieh den Segen,
Der unsre Flur durchweht.
Nur in der blauen Trübe
Verliert sich fern der Blick;
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauset noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du siehst, es fliegt dorthin,
Wo um besonnte Lauben
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zusammen
Den allerersten Strauß,
Dort schlugen unsre Flammen
Zuerst gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare
Der Pfarrer eilen sah;
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unsern Lebenslauf.

Und hunderttauſend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Buſch am Wieſengrund,
In Höhlen, im Gemäuer
Auf des Geklüftes Höh,
Und Amor trug das Feuer
Selbſt in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwey;
Doch anders war's beſchieden
Und ſieh! wir waren drey,
Und vier' und fünf' und ſechſe;
Sie ſaßen um den Topf,
Und nun ſind die Gewächſe
Faſt all' uns über'n Kopf.

Und dort in ſchöner Fläche
Das neugebaute Haus
Umſchlingen Pappelbäche,
So freundlich ſieht's heraus.
Wer ſchaffte wohl da drüben
Sich dieſen frohen Sitz?
Iſt es mit ſeiner Lieben,
Nicht unſer braver Fritz?

Und wo im Felſengrunde
Der eingeklemmte Fluß
Sich, ſchäumend, aus dem Schlunde
Auf Räder ſtürzen muß:

Man ſpricht von Müllerinnen
Und wie ſo ſchön ſie ſind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unſer Kind.

Doch wo das Grün ſo dichte
Um Kirch' und Raſen ſteht,
Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht;
Da ruhet unſrer Todten
Frühzeitiges Geſchick,
Und leitet, von dem Boden,
Zum Himmel unſern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel, ſchwankend, ab.
Das Heer es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt ſich ſtolz voraus?
Es gleichet unſerm Kinde!
So kommt der Karl nach Haus;

Den liebſten aller Gäſte
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird, am Friedensfeſte,
Dem Treuen angetraut;
Und zu den Feyertänzen
Drängt jeder ſich herbei;
Da ſchmückeſt du mit Kränzen
Der jüngſten Kinder drey.

Bei Flöten und Schalmeyen
Erneuert sich die Zeit,
Da wir uns einst im Reihen
Als junges Paar gefreut,
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich schon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lied' und Wein,
Soll dieſes Lied verbunden
Von uns geſungen ſeyn!
Uns hält der Gott zuſammen,
Der uns hierher gebracht.
Erneuert unſre Flammen,
Er hat ſie angefacht.

So glühet fröhlich heute,
Seyd recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freude
Dieß Glas des echten Weins!
Auf, in der holden Stunde
Stoßt an, und küſſet treu,
Bei jedem neuen Bunde,
Die alten wieder neu!

Wer lebt in unſerm Kreiſe,
Und lebt nicht ſelig drin?
Genießt die freie Weiſe
Und treuen Bruderſinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unſer Bund geſtört.

Uns hat ein Gott gesegnet
Mit freiem Lebensblick,
Und alles, was begegnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles steigt und fällt,
Und bleiben lange, lange!
Auf ewig so gesellt.

Dauer im Wechsel.

Hielte diesen frühen Segen
Ach nur Eine Stunde fest!
Aber vollen Blüthenregen
Schüttelt schon der laue West.
Soll ich mich des Grünen freuen?
Dem ich Schatten erst verdankt;
Bald wird Sturm auch das zerstreuen,
Wenn es kalb im Herbst geschwankt.

Willst du nach den Früchten greifen;
Eilig nimm dein Theil davon!
Diese fangen an zu reifen
Und die andern keimen schon;
Gleich, mit jedem Regenguße,
Aendert sich dein holdes Thal,
Ach, und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweitenmal.

Du nun selbst! Was felsenfeste
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern siehst du, siehst Paläste
Stets mit andern Augen an.
Weggeschwunden ist die Lippe,
Die im Kusse sonst genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemsenfrecke maß.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde,
Alles iſt ein andres nun.
Und was ſich, an jener Stelle,
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei, wie eine Welle,
Und ſo eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zuſammenziehn!
Schneller als die Gegenſtände
Selber dich vorüberfliehn.
Danke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Buſen
Und die Form in deinem Geiſt.

Tischlied.

Mich ergreift, ich weiß nicht wie,
Himmlisches Behagen.
Will mich's etwa gar hinauf
Zu den Sternen tragen?
Doch ich bleibe lieber hier,
Kann ich redlich sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen.

Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde;
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde:
Darum schwör' ich feyerlich
Und ohn' alle Fährde,
Daß ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beisammen weilen,
Dächt' ich, klänge der Pokal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort,
Wohl ein hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustoßen eilen.

Lebe hoch, wer Leben ſchafft!
Das iſt meine Lehre.
Unſer König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äußern Feind
Setzt er ſich zur Wehre;
An's Erhalten denkt er zwar,
Mehr noch, wie er mehre.

Nun begrüß' ich ſie ſogleich,
Sie die einzig Eine.
Jeder denke ritterlich
Sich dabei die Seine.
Merket auch ein ſchönes Kind,
Wen ich eben meine,
Nun ſo nicke ſie mir zu:
Leb' auch ſo der Meine!

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweyen oder dreyen,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerſtreuen;
Dieſen ſey ein Hoch gebracht,
Alten oder Neuen.

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen.
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Geſellen!

Die ſich mit gedrängter Kraft
Dran zuſammen ſtellen
In des Glückes Sonnenſchein
Und in ſchlimmen Fällen.

Wie wir nun zuſammen ſind,
Sind zuſammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis an's Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Iſt's, worauf ich ziele.

Gewohnt, gethan.

Ich habe geliebet; nun lieb' ich erſt recht!
Erſt war ich der Diener, nun bin ich der Knecht.
Erſt war ich der Diener von Allen;
Nun feſſelt mich dieſe ſcharmante Perſon,
Sie thut mir auch alles zur Liebe, zum Lohn,
Sie kann nur allein mir gefallen.

Ich habe geglaubet; nun glaub' ich erſt recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch ſchlecht,
Ich bleibe bei'm gläubigen Orden:
So düſter es oft und ſo dunkel es war
In drängenden Nöthen, in naher Gefahr,
Auf einmal iſt's lichter geworden.

Ich habe geſpeiſet; nun ſpeiſ' ich erſt gut!
Bei heiterem Sinne, mit fröhlichem Blut
Iſt alles an Tafel vergeſſen.
Die Jugend verſchlingt nur, dann ſauſet ſie fort;
Ich liebe zu tafeln am luſtigen Ort,
Ich koſt' und ich ſchmecke bei'm Eſſen.

Ich habe getrunken; nun trink' ich erſt gern!
Der Wein er erhöht uns, er macht uns zum Herrn
Und löſet die ſklaviſchen Zungen.
Ja ſchonet nur nicht das erquickende Naß:
Denn ſchwindet der älteſte Wein aus dem Faß,
So altern dagegen die jungen.

Ich habe getanzt und dem Tanze gelobt
Und wird auch kein Schleifer, kein Walzer getobt,
So drehn wir ein ſittiges Tänzchen.
Und wer ſich der Blumen recht viele verflicht
Und hält auch die ein' und die andere nicht,
Ihm bleibet ein munteres Kränzchen.

Drum friſch nur auf's neue! Bedenke dich nicht:
Denn wer ſich die Roſen, die blühenden, bricht,
Den ſtzeln fürwahr nur die Dornen.
So heute wie geſtern, es flimmert der Stern.
Nur halte von hängenden Köpfen dich fern
Und lebe dir immer von vornen.

Generalbeichte.

Laſſet heut im edeln Kreis
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernſte Stimmung wahr,
Denn ſie kommt ſo ſelten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches iſt euch ſchlecht bekommen,
Und ich muß euch ſchelten.

Reue ſoll man doch einmal
In der Welt empfinden!
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falſchen Weiten
Sammelt euch und ſucht bei Zeiten
Euch zurechtzufinden.

Ja, wir haben, ſey's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das friſche Glas,
Wenn der Wein geſchäumet;
Manche raſche Schäferſtunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir verſäumet.

Still und maulfaul ſaßen wir,
Wenn Philiſter ſchwätzten,
Ueber göttlichen Geſang
Ihr Geklatſche ſchätzten;

Wegen glücklicher Momente,
Deren man ſich rühmen könnte,
Uns zur Rede ſetzten.

Willſt du Abſolution
Deinen Treuen geben,
Wollen wir nach deinem Wink
Unabläßlich ſtreben
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Reſolut zu leben.

Den Philiſtern allzumal
Wohlgemuth zu ſchnippen,
Jenen Perlenſchaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,
Nicht zu liebeln leis mit Augen
Sondern feſt uns anzuſaugen
An geliebte Lippen.

Weltſeele.

Vertheilet euch, nach allen Regionen,
Von dieſem heil'gen Schmaus!
Begeiſtert reißt euch durch die nächſten Zonen
In's All und füllt es aus!

Schon ſchwebet ihr, in ungemeſſ'nen Fernen,
Den ſel'gen Göttertraum,
Und leuchtet neu, geſellig, unter Sternen
Im lichtbeſäten Raum.

Dann treibt ihr euch, gewaltige Kometen,
In's Weit' und Weitr' hinan.
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchſchneidet eure Bahn.

Ihr greifet raſch nach ungeformten Erden
Und wirket, ſchöpfriſch jung,
Daß ſie belebt und ſtets belebter werden,
Im abgemeſſ'nen Schwung.

Und kreiſend führt ihr in bewegten Lüften
Den wandelbaren Flor,
Und ſchreibt dem Stein, in allen ſeinen Grüften,
Die feſten Formen vor.

Nun alles ſich mit göttlichem Erkühnen
Zu übertreffen ſtrebt;
Das Waſſer will, das unfruchtbare, grünen,
Und jedes Stäubchen lebt.

Und ſo verdrängt, mit liebevollem Streiten,
Der feuchten Qualme Nacht;
Nun glühen ſchon des Paradieſes Weiten
In überbunter Pracht.

Wie regt ſich bald, ein holdes Licht zu ſchauen,
Geſtaltenreiche Schaar,
Und ihr erſtaunt, auf den beglückten Auen,
Nun als das erſte Paar,

Und bald verliſcht ein unbegränztes Streben
Im ſel'gen Wechſelblick.
Und ſo empfangt mit Dank das ſchönſte Leben
Vom All in's All zurück.

Kophtiſches Lied.

Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten,
Streng und bedächtig die Lehrer auch ſeyn!
Alle die Weiſeſten aller der Zeiten
Lächeln und winken und ſtimmen mit ein:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

Merlin der Alte, im leuchtenden Grabe,
Wo ich als Jüngling geſprochen ihn habe,
Hat mich mit ähnlicher Antwort belehrt:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

Und auf den Höhen der Indiſchen Lüfte
Und in den Tiefen Aegyptiſcher Grüfte
Hab' ich das heilige Wort nur gehört:
Thöricht, auf Beſſrung der Thoren zu harren!
Kinder der Klugheit, o habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie ſich's gehört!

Ein Andres.

Geh! gehorche meinen Winken,
Nutze deine jungen Tage,
Lerne zeitig klüger seyn:
Auf des Glückes großer Wage
Steht die Zunge selten ein;
Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphiren,
Amboß oder Hammer seyn.

Vanitas! vanitatum vanitas!

Ich hab' mein Sach auf Nichts geſtellt.
Juchhe!
Drum iſt's ſo wohl mir in der Welt.
Juchhe!
Und wer will mein Kamerade ſeyn,
Der roſe mit an, der ſtimme mit ein,
Bei dieſer Neige Wein.

Ich ſtellt' mein Sach auf Geld und Gut.
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth.
O weh!
Die Münze rollte hier und dort
Und dacht' ich ſie an einem Ort,
Am andern war ſie fort.

Auf Weiber ſtellt' ich nun mein Sach.
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach.
O weh!
Die Falſche ſucht ſich ein ander Theil,
Die Treue macht mir Langeweil:
Die Beſte war nicht feil.

Ich ſtellt' mein Sach auf Reiſ' und Fahrt.
Juchhe!
Und ließ meine Vaterlandesart,
O weh!

Und mir behagt es nirgends recht,
Die Koſt war fremd, das Bett war ſchlecht,
Niemand verſtand mich recht.

Ich ſtellt' mein Sach auf Ruhm und Ehr'.
Juchhe!
Und ſieh! gleich hatt' ein Andrer mehr.
O weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan
Da ſahen die Leute ſcheel mich an,
Hatte Keinem Recht gethan.

Ich ſetzt' mein Sach auf Kampf und Krieg.
Juchhe!
Und uns gelang ſo mancher Sieg.
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde ſollt's nicht viel beſſer ſeyn,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab' ich mein Sach auf Nichts geſtellt.
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt.
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus.
Nur trinkt mir alle Neigen aus;
Die letzte muß heraus!

Kriegsglück.

Verwünschter weiß ich nichts im Krieg,
Als nicht blessirt zu seyn.
Man geht getrost von Sieg zu Sieg
Gefahr gewohnt hinein;
Hat abgepackt und aufgepackt
Und weiter nichts ereilt,
Als daß man auf dem Marsch sich plackt,
Im Lager langeweilt.

Dann geht das Cantoniren an,
Dem Bauer eine Last,
Verdrießlich jedem Edelmann,
Und Bürgern gar verhaßt.
Sey höflich, man bedient dich schlecht,
Den Grobian zur Noth;
Und nimmt man selbst am Wirthe Recht,
Ist man Profoßen-Brot.

Wenn endlich die Kanone brummt
Und knattert 's klein Gewehr,
Trompet' und Trab und Trommel summt,
Da geht's wohl lustig her;

Und wie nun das Gefecht beſiehlt,
Man weichet, man erneut's,
Man retirirt, man avancirt —
Und immer ohne Kreuz.

Nun endlich pfeift Musketen-Blei
Und trifft, will's Gott, das Bein,
Und nun iſt alle Noth vorbei,
Man ſchleppt uns gleich hinein
Zum Städtchen, das der Sieger deckt,
Wohin man grimmig kam;
Die Frauen, die man erſt erſchreckt,
Sind liebenswürdig zahm.

Da thut ſich Herz und Keller los,
Die Küche darf nicht ruhn;
Auf weicher Betten Flaumen-Schoos
Kann man ſich gütlich thun.
Der kleine Flügelbube hupft,
Die Wirthin raſtet nie,
Sogar das Hemdchen wird zerzupft,
Das nenn' ich doch Eharpie!

Hat Eine ſich den Helden nun
Beinah herangepflegt,
So kann die Nachbarin nicht ruhn,
Die ihn geſellig hegt.
Ein Drittes kommt wohl emſiglich,
Am Ende fehlet keins,
Und in der Mitte ſieht er ſich
Des ſämmtlichen Vereins.

Der König hört von guter Hand,
Man ſey voll Kampfes-Luſt;
Da kömmt behende Kreuz und Band
Und zieret Rock und Bruſt.
Sagt, ob's für einen Martismann
Wohl etwas beſſres gibt!
Und unter Thränen ſcheidet man
Geehrt ſo wie geliebt.

Offne Tafel.

Viele Gäſte wünſch' ich heut
Mir zu meinem Tiſche!
Speiſen ſind genug bereit
Vögel, Wild und Fiſche.
Eingeladen ſind ſie ja,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir ob ſie kommen!

Schöne Kinder hoff' ich nun,
Die von gar nichts wiſſen,
Nicht, daß es was hübſches ſey,
Einen Freund zu küſſen.
Eingeladen ſind ſie all,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir ob ſie kommen!

Frauen denk' ich auch zu ſehn,
Die den Ehegatten,
Ward er immer brummiger,
Immer lieber hatten.
Eingeladen wurden ſie,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir ob ſie kommen!

Junge Herrn berief ich auch
Nicht im mindſten eitel,
Die ſogar beſcheiden ſind
Mit gefülltem Beutel;
Dieſe bat ich ſonderlich,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir ob ſie kommen!

Männer lud ich mit Reſpekt,
Die auf ihre Frauen
Ganz allein, nicht neben aus
Auf die ſchönſte ſchauen.
Sie erwiederten den Gruß,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir ob ſie kommen!

Dichter lud ich auch herbei,
Unſre Luſt zu mehren,
Die weit lieber ein fremdes Lied
Als ihr eignes hören.
Alle dieſe ſtimmten ein,
Haben's angenommen.
Hänschen, geh' und ſieh' dich um!
Sieh' mir ob ſie kommen!

Doch ich ſehe niemand gehn
Sehe niemand rennen!
Suppe kocht und ſiedet ein,
Braten will verbrennen.

Ach, wir haben's, fürcht' ich nun,
Zu genau genommen!
Hänschen, ſag' was meinſt du wohl?
Es wird niemand kommen.

Hänschen lauf' und ſäume nicht,
Ruf mir neue Gäſte!
Jeder komme wie er iſt,
Das iſt wohl das Beſte!
Schon iſt's in der Stadt bekannt,
Wohl iſt's aufgenommen.
Hänschen, mach' die Thüren auf:
Sieh' nur, wie ſie kommen!

Rechenschaft.

Der Meister.

Frisch! der Wein soll reichlich fließen!
Nichts Verdrießlichs weh' uns an!
Sage, willst du mitgenießen,
Hast du deine Pflicht gethan?

Einer.

Zwey recht gute junge Leute
Liebten sich nur gar zu sehr;
Gestern zärtlich, wüthend heute,
Morgen wär' es noch vielmehr;
Senkte Sie hier das Genicke,
Dort zerraufst' Er sich das Haar;
Alles brachte' ich in's Geschicke,
Und sie sind ein glücklich Paar.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Hast du heut schon abgethan.

Einer.

Warum weinst du, junge Waise?
„Gott! ich wünschte mir das Grab;
Denn mein Vormund, leise, leise,
Bringt mich an den Bettelstab."

Und ich kannte das Gelichter,
Zog den Schächer vor Gericht,
Streng' und brav ſind unſre Richter,
Und das Mädchen bettelt nicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Einem armen kleinen Kegel,
Der ſich nicht beſonders regt,
Hat ein ungeheurer Flegel
Heute grob ſich aufgelegt.
Und ich fühlte mich ein Mannſen,
Ich gedachte meiner Pflicht,
Und ich hieb dem langen Hanſen
Gleich die Schmarre durch's Geſicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Wenig hab' ich nur zu ſagen:
Denn ich habe nichts gethan.
Ohne Sorgen, ohne Plagen
Nahm ich mich der Wirthſchaft an;

Doch ich habe nichts vergeſſen,
Ich gedachte meiner Pflicht:
Alle wollten ſie zu eſſen,
Und an Eſſen fehlt' es nicht.

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Einer.

Einer wollte mich erneuen,
Macht' es ſchlecht: Verzeih' mir Gott!
Achſelzucken, Kümmerzen!
Und er hieß ein Patriot.
Ich verfluchte das Gewäſche,
Nannte meinen alten Lauf.
Narre! wenn es brennt, ſo löſche,
Hat's gebrannt, bau wieder auf!

Chor.

Sollſt uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haſt du heut ſchon abgethan.

Meiſter.

Jeder möge ſo verkünden,
Was ihm heute wohlgelang!
Das iſt erſt das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Geſang.

Keinen Drucker hier zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der That.

Chor.

Sollst uns nicht nach Weine lechzen!
Gleich das volle Glas heran!
Denn das Aechzen und das Krächzen
Haben wir nun abgethan.

Drey Stimmen.

Heiter trete jeder Sänger
Hochwillkommen in den Saal:
Denn nur mit dem Grillenfänger
Halten wir's nicht liberal;
Fürchten hinter diesen Launen,
Diesem ausstaffirten Schmerz,
Diesen trüben Augenbraunen,
Leerheit oder schlechtes Herz.

Chor.

Niemand soll nach Weine lechzen!
Doch kein Dichter soll heran,
Der das Aechzen und das Krächzen
Nicht zuvor hat abgethan!

Ergo bibamus!

Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun,
Drum, Brüderchen! Ergo bibamus.
Die Gläser sie klingen, Gespräche sie ruhn,
Beherziget Ergo bibamus.
Das heißt noch ein altes, ein tüchtiges Wort:
Es passet zum Ersten und passet so fort,
Und schallet ein Echo vom festlichen Ort,
Ein herrliches Ergo bibamus.

Ich hatte mein freundliches Liebchen gesehn,
Da dacht' ich mir: Ergo bibamus
Und nahte mich freundlich; da ließ sie mich stehn.
Ich half mir und dachte: Bibamus.
Und wenn sie versöhnet euch herzet und küßt,
Und wenn ihr das Herzen und Küssen vermißt;
So bleibet nur, bis ihr was Besseres wißt,
Beim tröstlichen Ergo bibamus.

Mich ruft mein Geschick von den Freunden hinweg;
Ihr Redlichen! Ergo bibamus.
Ich scheide von hinnen mit leichtem Gepäck;
Drum doppeltes Ergo bibamus.
Und was auch der Filz von dem Leibe sich schmorgt,
So bleibt für den Heitern doch immer gesorgt;
Weil immer dem Frohen der Fröhliche borgt;
Drum, Brüderchen! Ergo bibamus.

Was ſollen wir ſagen zum heutigen Tag!
Ich dächte nur: Ergo bibamus.
Er iſt nun einmal von beſonderem Schlag;
Drum immer auf's neue: Bibamus.
Er führet die Freude durch's offene Thor,
Es glänzen die Wolken, es theilt ſich der Flor,
Da ſcheint uns ein Bildchen, ein göttliches, vor;
Wir klingen und ſingen: Bibamus.

Muſen und Grazien in der Mark.

O wie iſt die Stadt ſo wenig;
Laßt die Maurer künftig ruhn!
Unſre Bürger, unſer König
Könnten wohl was beſſers thun.
Ball und Oper wird uns tödten;
Liebchen, komm auf meine Flur,
Denn beſonders die Poeten,
Die verderben die Natur.

O wie freut es mich, mein Liebchen,
Daß du ſo natürlich biſt;
Unſre Mädchen, unſre Bübchen,
Spielen künftig auf dem Miſt!
Und auf unſern Promenaden
Zeigt ſich erſt die Neigung ſtark.
Liebes Mädchen! laß uns waden,
Waden noch durch dieſen Quark.

Dann im Sand uns zu verlieren,
Der uns keinen Weg verſperrt!
Dich den Anger hin zu führen,
Wo der Dorn das Röckchen zerrt!

Zu dem Dörfchen laß uns ſchleichen,
Mit dem ſpitzen Thurme hier;
Welch ein Wirthshaus ſonder gleichen!
Trocknes Brot und ſaures Bier!

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom Magdeburger Land!
Unſre Saamen, unſre Todten,
Ruhen in dem leichten Sand.
Selbſt die Wiſſenſchaft verliert:
Nichts an ihrem raſchen Lauf,
Denn bei uns, was vegetiret,
Alles keimt getrocknet auf.

Geht es nicht in unſerm Hofe
Wie im Paradieſe zu?
Statt der Dame, ſtatt der Zofe
Macht die Henne glu! glu! glu!
Uns beſchäftigt nicht der Pfauen.
Nur der Gänſe Lebenslauf;
Meine Mutter zieht die grauen,
Meine Frau die weißen auf.

Laß den Witzling uns beſticheln!
Glücklich, wenn ein deutſcher Mann
Seinem Freunde Vetter Micheln
Guten Abend bieten kann.
Wie iſt der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer ſagt man: geſtern Abend
War doch Vetter Michel da!

Und in unſern Liedern reimet
Sylb' aus Sylbe, Wort aus Wort.
Ob ſich gleich auf deutſch nichts reimet,
Reimt der Deutſche dennoch fort.
Ob es kräftig oder zierlich,
Geht uns ſo genau nicht an;
Wir ſind bieder und natürlich
Und das iſt genug gethan.

Epiphaniasfeſt.

Die heil'gen drey König' mit ihrem Stern,
Sie eſſen, ſie trinken, und bezahlen nicht gern;
Sie eſſen gern, ſie trinken gern,
Sie eſſen, trinken, und bezahlen nicht gern.

Die heil'gen drey König' ſind kommen allhier,
Es ſind ihrer drey und ſind nicht ihrer vier;
Und wenn zu dreyen der vierte wär'
So wär' ein heil'ger drey König mehr.

Ich erſter bin der weiß' und auch der ſchön',
Bei Tage ſolltet ihr erſt mich ſehn!
Doch ach mit allen Specereyn
Werd' ich ſein Tag kein Mädchen mehr erfreun.

Ich aber bin der braun' und bin der lang',
Bekannt bei Weibern wohl und bei Geſang.
Ich bringe Gold ſtatt Specereyn,
Da werd' ich überall willkommen ſeyn.

Ich endlich bin der ſchwarz' und bin der klein'
Und mag auch wohl einmal recht luſtig ſeyn.
Ich eſſe gern, ich trinke gern,
Ich eſſe, trinke und bedanke mich gern.

Die heil'gen drey König' sind wohl gesinnt,
Sie suchen die Mutter und das Kind;
Der Joseph fromm sitzt auch dabei,
Der Ochs und Esel liegen auf der Streu.

Wir bringen Myrrhen, wir bringen Gold,
Dem Weihrauch sind die Damen hold;
Und haben wir Wein von gutem Gewächs,
So trinken wir drey so gut als ihrer sechs.

Da wir nun hier schöne Herrn und Frau'n,
Aber keine Ochsen und Esel schaun;
So sind wir nicht am rechten Ort
Und ziehen unseres Weges weiter fort.

Die Lustigen von Weimar.

Donnerstag nach Belvedere,
Freytag geht's nach Jena fort:
Denn das ist, bei meiner Ehre,
Doch ein allerliebster Ort!
Samstag ist's worauf wir zielen,
Sonntag rutscht man auf das Land;
Zwätzen, Burgau, Schneidemühlen
Sind uns alle wohlbekannt.

Montag reizet uns die Bühne;
Dinstag schleicht dann auch herbei,
Doch er bringt zu stiller Sühne
Ein Rapuschchen krank und frei.
Mittwoch fehlt es nicht an Rührung:
Denn es gibt ein gutes Stück;
Donnerstag lenkt die Verführung
Uns nach Belveder zurück.

Und es schlingt ununterbrochen
Immer sich der Freudenkreis
Durch die zweiundfunfzig Wochen,
Wenn man's recht zu führen weiß.

Spiel und Tanz, Geſpräch, Theater,
Sie erfriſchen unſer Blut;
Laßt den Wienern ihren Prater;
Weimar, Jena, da iſt's gut!

Sicilianiſches Lied.

Ihr ſchwarzen Aeugelein!
Wenn ihr nur winket,
Es fallen Häuſer ein,
Es fallen Städte;
Und dieſe Leinenwand
Vor meinem Herzen —
Bedenk doch nur einmal —
Die ſollt' nicht fallen!

Schweizerlied.

Uf'm Bergli
Bin i geſäſſe,
Ha de Vögle
Zugeſchaut;
Hänt geſunge,
Hänt geſprunge,
Hänt's Näſtli
Gebaut.

In à Garte
Bin i geſtande,
Ha de Imbli
Zugeſchaut!
Hänt gebrummet,
Hänt geſummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

Uf d' Wieſe
Bin i gange,
Lugt' i Summer-
Vögle a;
Hänt geflöge,
Hänt geſlöge,
Gar ſ' ſchön hänt's
Gethan.

Und da kummt nu
Der Hanſel,
Und da zeig' i
Em fred,
Wie ſie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au ſo.

Finniſches Lied.

Käm' der liebe Wohlbekannte,
Völlig ſo wie er geſchieden;
Kuß erklång' an ſeinen Lippen,
Hätt' auch Wolfsblut ſie geröthet;
Ihm den Handſchlag gäb' ich, wären
Seine Fingerſpitzen Schlangen.

Wind! o hätteſt du Verſtändniß,
Wort' um Worte trügſt du wechſelnd,
Sollt' auch einiges verhallen,
Zwiſchen zwey entfernten Liebchen.

Gern entbehrt' ich gute Biſſen,
Prieſters Tafelfleiſch vergäß' ich,
Eher als dem Freund entſagen,
Den ich Sommers raſch bezwungen,
Winters langer Weis' bezähmte.

Zigeunerlied.

Im Nebelgerieſel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht,
Ich hörte der Wölfe Hungergeheul,
Ich hörte der Eulen Geſchrei:
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Ich ſchoß einmal eine Katz' am Zaun,
Der Anne, der Her', ihre ſchwarze liebe Katz';
Da kamen des Nachts ſieben Wehrwölf' zu mir,
Waren ſieben ſieben Weib[illegible]n Dorf.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Ich kannte ſie all', ich kannte ſie wohl
Die Anne, die Urſel, die Käth',
Die Lieſe, die Barbe, die Ev', die Beth;
Sie heulten im Kreiſe mich an.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Wito hu!

Da nannt' ich sie alle bei Namen laut:
Was willst du, Anne? was willst du, Beth?
Da rüttelten sie sich, da schüttelten sie sich
Und liefen und heulten davon.
Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!
Witu hu!

Balladen.

Märchen, noch so wunderbar.
Dichterkünste machen's wahr.

Mignon.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?

Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?

Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Fluth,
Kennst du ihn wohl?

Dahin! Dahin
Geht unser Weg! o Vater, laß uns ziehn!

Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Knabe kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seyd mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergetzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schoos die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette reichen.

Die goldne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O Trank voll süßer Labe!
O wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke.

Das Veilchen.

Ein Veilchen auf der Wiese stand
Gebückt in sich und unbekannt;
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin,
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher, daher,
Die Wiese her, und sang.

Ach! denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die schönste Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Weilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an dem Busen matt gedrückt!
Ach nur, ach nur
Ein Viertelstündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Es sang und starb und freut sich noch:
Und sterb' ich denn, so sterb' ich doch
Durch sie, durch sie,
Zu ihren Füßen doch.

Der untreue Knabe.

Es war ein Knabe frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekoſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſcherzt,
Und endlich ſie verlaſſen.

Das braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen,
Sie lacht' und weint' und bet't' und ſchwur;
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund', da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſ't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten,
Reit't ſieben Tag' und ſieben Nacht;
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't in Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk entgegen,
Bind't's Pferd hauf' an und kriecht hinein,
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er stürzt wohl hundert Klafter.

Und als er sich ermannt vom Schlag,
Sieht er drey Lichtlein schleichen.
Er rafft sich auf und trabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen;
Irr' führen ihn, die Quer' und Läng',
Trepp' auf Trepp' ab durch enge Gäng',
Verfallne wüste Keller.

Auf einmal steht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohläugig grinsen allzumal
Und winken ihm zum Feste.
Er sieht sein Schätzel unten an
Mit weißen Tüchern angethan,
Die wend't sich —

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh' es genau;
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
„Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In ſeinen Armen das Kind war todt.

Der Fiſcher.

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.
Und wie er ſitzt und wie er lauſcht,
Theilt ſich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Waſſer rauſcht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie ſang zu ihm, ſie ſprach zu ihm:
Was lockſt du meine Brut
Mit Menſchenwitz und Menſchenliſt
Hinauf in Todesgluth?
Ach wüßteſt du, wie's Fiſchlein iſt
So wohlig auf dem Grund,
Du ſtiegſt herunter wie du biſt
Und würdeſt erſt geſund.

Labt ſich die liebe Sonne nicht,
Der Mond ſich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Geſicht
Nicht doppelt ſchöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angeſicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß.
Sie ſprach zu ihm, ſie ſang zu ihm;
Da war's um ihn geſchehn:
Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin,
Und ward nicht mehr geſehn.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief in's Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Das Blümlein Wunderschön.

Lied des gefangnen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;
Ich möcht' es gerne zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Laß ich die Augen schweifen,
Und kann's von hohem Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön, und höre dieß
Hier unter deinem Gitter.
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn,
Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur iſt aller Ehren werth ·
Im grünen Ueberkleide;
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geſchmeide.
Dein Kranz erhöht das ſchönſte Geſicht:
Allein du biſt das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar ſtolzen Brauch
Und ſtrebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Lieblchen auch
Der Lilie Zierde loben.
Wem's Herze ſchlägt in treuer Bruſt
Und iſt ſich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am höchſten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keuſch und rein,
Und rein von böſen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen ſeyn,
Und muß mich einſam quälen.
Du biſt mir zwar ein ſchönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild:
Doch weiß ich noch was Lieberes.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, ſeyn,
Hier in des Wächters Garten,
Wie würde ſonſt der Alte mein
Mit ſo viel Sorgen warten?

Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn,
Sie ist des Gärtners Wonne:
Bald muß sie in dem Lichte stehn,
Bald schützt er sie vor Sonne;
Doch was den Grafen glücklich macht,
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne sprechen,
Doch will ich, weil sich's eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen schätz' ich sehr:
Es ist so gar bescheiden
Und duftet so schön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöhn
Ist's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten, an dem Bach,
Das treuſte Weib der Erde,
Und ſeufzet leiſe manches Ach,
Bis ich erlöſet werde.
Wenn ſie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer ſagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt ſich die Macht,
Wenn Zwey ſich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn mir faſt das Herze bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder in's Leben.

Ritter Curts Brautfahrt.

Mit des Bräutigams Behagen
Schwingt sich Ritter Curt auf's Roß;
Zu der Trauung soll's ihn tragen,
Auf der edlen Liebsten Schloß:
Als am öden Felsenorte
Drohend sich ein Gegner naht;
Ohne Zögern, ohne Worte
Schreiten sie zu rascher That.

Lange schwankt des Kampfes Welle,
Bis sich Curt im Siege freut;
Er entfernt sich von der Stelle,
Ueberwinder und gebläut.
Aber was er bald gewahret
In des Busches Zitterschein!
Mit dem Säugling still gepaaret
Schleicht ein Liebchen durch den Hain.

Und sie winkt ihm auf das Plätzchen:
Lieber Herr, nicht so geschwind!
Habt ihr nichts an euer Schätzchen,
Habt ihr nichts für euer Kind?
Ihn durchglühet süße Flamme,
Daß er nicht vorbei begehrt,
Und er findet nun die Amme,
Wie die Jungfrau, liebenswerth.

Doch er hört die Diener blasen,
Denket nun der hohen Braut,
Und nun wird auf seinen Straßen
Jahresfest und Markt so laut,
Und er wählet in den Buden
Manches Pfand zu Lieb und Huld;
Aber ach! da kommen Juden
Mit dem Schein vertagter Schuld.

Und nun halten die Gerichte
Den bedenden Ritter auf.
O verteufelte Geschichte!
Heldenhafter Lebenslauf!
Soll ich heute mich gedulden?
Die Verlegenheit ist groß.
Widersacher, Weiber, Schulden,
Ach! kein Ritter wird sie los.

Hochzeitlied.

Wir ſingen und ſagen vom Grafen ſo gern,
Der hier in dem Schloſſe gehauſet,
Da wo ihr den Enkel des ſeligen Herrn,
Den heute vermählten, beſchmauſet.
Nun hatte ſich jener im heiligen Krieg
Zu Ehren geſtritten durch mannigen Sieg,
Und als er zu Hauſe vom Rößelein ſtieg,
Da fand er ſein Schlöſſelein oben;
Doch Diener und Habe zerſtoben.

Da biſt du nun, Gräflein, da biſt du zu Haus,
Das Heimiſche findeſt du ſchlimmer!
Zum Fenſter da ziehen die Winde hinaus,
Sie kommen durch alle die Zimmer.
Was wäre zu thun in der herbſtlichen Nacht?
So hab' ich doch manche noch ſchlimmer vollbracht,
Der Morgen hat alles wohl beſſer gemacht.
Drum raſch bei der mondlichen Helle
In's Bett, in das Streh, in's Geſtelle.

Und als er im willigen Schlummer ſo lag,
Bewegt es ſich unter dem Bette.
Die Ratte die raſchle ſo lange ſie mag!
Ja, wenn ſie ein Bröſelein hätte!

Doch ſiehe! da ſtehet ein winziger Wicht,
Ein Zwerglein ſo zierlich mit Ampelen-Licht,
Mit Redner-Geberden und Sprechergewicht,
Zum Fuß des ermüdeten Grafen,
Der, ſchläft er nicht, möcht' er doch ſchlafen.

Wir haben uns Feſte hier eben erlaubt,
Seitdem du die Zimmer verlaſſen,
Und weil wir dich weit in der Ferne geglaubt,
So dachten wir eben zu praſſen.
Und wenn du vergönneſt und wenn dir nicht graut,
So ſchmauſen die Zwerge, behaglich und laut,
Zu Ehren der reichen, der niedlichen Braut.
Der Graf im Behagen des Traumes:
Bedienet euch immer des Raumes!

Da kommen drey Reiter, ſie reiten hervor,
Die unter dem Bette gehalten;
Dann folget ein ſingendes klingendes Chor
Poſſierlicher kleiner Geſtalten;
Und Wagen auf Wagen mit allem Geräth,
Daß einem ſo Hören und Sehen vergeht,
Wie's nur in den Schlöſſern der Könige ſteht;
Zuletzt auf vergoldetem Wagen
Die Braut und die Gäſte getragen.

So rennet nun alles in vollem Galopp
Und kürt ſich im Saale ſein Plätzchen;
Zum Drehen und Walzen und luſtigen Hopp
Erleſet ſich jeder ein Schätzchen.

Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
Da ringelt's und ſchleift es und rauſchet und wirrt,
Da pfeifert's und kniſtert's und fliſtert's und ſchwirrt;
Das Gräflein, es blicket hinüber,
Es dünkt ihn, als läg' er im Fieber.

Nun doppelt's und rappelt's und klappert's im Saal,
Von Bänken und Stühlen und Tiſchen,
Da will nun ein jeder am feſtlichen Mahl,
Sich neben dem Liebchen erfriſchen;
Sie tragen die Würſte, die Schinken ſo klein
Und Braten und Fiſch und Geflügel herein;
Es kreiſet beſtändig der köſtliche Wein;
Das toſet und koſet ſo lange,
Verſchwindet zuletzt mit Geſange.

Und ſollen wir ſingen, was weiter geſchehn,
So ſchweige das Toben und Toſen.
Denn was er, ſo artig, im Kleinen geſehn,
Erfuhr er, genoß er im Großen.
Trompeten und klingender ſingender Schall,
Und Wagen und Reiter und bräutlicher Schwall,
Sie kommen und zeigen und neigen ſich all,
Unzählige, ſelige Leute.
So ging es und geht es noch heute.

Der Schatzgräber.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armuth ist die größte Plage,
Reichthum ist das höchste Gut!
Und, zu enden meine Schmerzen,
Ging ich einen Schatz zu graben.
Meine Seele sollst du haben!
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog' ich Kreis' um Kreise,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelernte Weise
Grub ich nach dem alten Schatze
Auf dem angezeigten Platze:
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam gleich einem Sterne
Hinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfe schlug.
Und da galt kein Vorbereiten.
Heller ward's mit einemmale
Von dem Glanz der vollen Schale,
Die ein schöner Knabe trug.

Holde Augen ſah ich blinken
Unter dichtem Blumenkranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': es kann der Knabe
Mit der ſchönen lichten Gabe
Wahrlich nicht der Böſe ſeyn.

Trinke Muth des reinen Lebens!
Dann verſtehſt du die Belehrung,
Kommſt, mit ängſtlicher Beſchwörung,
Nicht zurück an dieſen Ort.
Grade hier nicht mehr vergebens.
Tages Arbeit! Abends Gäſte!
Saure Wochen! Frohe Feſte!
Sey dein künftig Zauberwort.

Der Rattenfänger.

Ich bin der wohlbekannte Sänger,
Der vielgereiſ'te Rattenfänger,
Den dieſe altberühmte Stadt
Gewiß beſonders nöthig hat;
Und wären's Ratten noch ſo viele,
Und wären Wieſel mit im Spiele;
Von allen ſäubr' ich dieſen Ort,
Sie müſſen mit einander fort.

Dann iſt der gut gelaunte Sänger
Mitunter auch ein Kinderfänger,
Der ſelbſt die wildeſten bezwingt,
Wenn er die goldnen Mährchen ſingt.
Und wären Knaben noch ſo trutzig,
Und wären Mädchen noch ſo ſtutzig,
In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müſſen alle hinter drein.

Dann iſt der vielgewandte Sänger
Gelegentlich ein Mädchenfänger;
In keinem Städtchen langt er an,
Wo er's nicht mancher angethan.
Und wären Mädchen noch ſo blöde,
Und wären Weiber noch ſo ſpröde;
Doch allen wird ſo liebebang
Bei Zauberſaiten und Geſang.

(Von Anfang.)

Die Spinnerin.

Als ich still und ruhig spann,
Ohne nur zu stocken,
Trat ein schöner junger Mann
Nahe mir zum Rocken.

Lobte, was zu loben war,
Sollte das was schaden?
Mein dem Flachse gleiches Haar,
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabei
Ließ es nicht beim Alten;
Und der Faden riß entzwei,
Den ich lang' erhalten.

Und des Flachses Stein-Gewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber, ach ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich sie zum Weber trug
Fühlt' ich was sich regen,
Und mein armes Herze schlug
Mit geschwindern Schlägen.

Nun, bei'm heißen Sonnenstich,
Bring' ich's auf die Bleiche,
Und mit Müde bück' ich mich
Nach dem nächsten Teiche.

Was ich in dem Kämmerlein
Still und fein gesponnen,
Kommt — wie kann es anders seyn? —
Endlich an die Sonnen.

Vor Gericht.

Von wem ich es habe, das ſag' ich euch nicht,
Das Kind in meinem Leib. —
Pfui! ſpeit ihr aus: die Hure da! —
Bin doch ein ehrlich Weib.

Mit wem ich mich traute, das ſag' ich euch nicht.
Mein Schatz iſt lieb und gut,
Trägt er eine goldene Kett' am Hals,
Trägt er einen ſtrohernen Hut.

Soll Spott und Hohn getragen ſeyn,
Trag' ich allein den Hohn.
Ich kenn' ihn wohl, er kennt mich wohl,
Und Gott weiß auch davon.

Herr Pfarrer und Herr Amtmann ihr,
Ich bitte, laßt mich in Ruh!
Es iſt mein Kind, es bleibt mein Kind,
Ihr gebt mir ja nichts dazu.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Edelknabe.

Wohin? Wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt du?

Müllerin.

Lise.

Edelknabe.

Wohin denn? Wohin,
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.

Edelknabe.

Und gehst so allein?

Müllerin.

Das Heu soll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birnen zu reifen an;
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Ist nicht eine stille Laube dabei?

Müllerin.

Sogar ihrer zwey,
An beiden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verstecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus —

Müllerin.

Das gäbe Geschichten.

Edelknabe.

Ruhst du in meinen Armen aus?

Müllerin.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt
Auf der Stelle verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Thät mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! so allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An dem ist nichts zu verderben.

Der Junggesell und der Mühlbach.

Gesell.

Wo willst du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilst mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was suchst du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell;
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell,
Im Graben,
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest mit gelaſſ'nem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh bei'm Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesgluth
Entzünden;
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Wohl finden?
Wenn man sie Einmal nur gesehn,
Ach! immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft
Hat auch das Wasser bess're Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz,
Wie Andre?
Sie lacht dich an, und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick?

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer vom Ort
Zu fließen:
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh', sag' ihr gleich, und sag' ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft.

Der Müllerin Verrath.

Woher der Freund so früh und schnelle,
Da kaum der Tag im Osten graut?
Hat er sich in der Waldkapelle,
So kalt und frisch es ist, erbaut?
Es starret ihm der Bach entgegen;
Mag er mit Willen barfuß gehn?
Was flucht er seinen Morgensegen
Durch die beschneiten wilden Höhn?

Ach, wohl! Er kommt vom warmen Bette,
Wo er sich andern Spaß versprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie schrecklich wäre seine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund ist ausgezogen,
Und fast, wie Adam, bloß und nackt.

Warum auch schlich er diese Wege
Nach einem solchen Aepfelpaar,
Das freilich schön im Mühlgehege,
So wie im Paradiese, war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Er drückte schnell sich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun, im Freien,
In bittre laute Klagen aus.

„Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Spilbe von Verrath;
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und sann auf solche schwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen
Wie meuchlerisch der Busen schlug?
Sie hieß den holden Amor säumen,
Und günstig war er uns genug."

„Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erst die Mutter anzuschreien,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom;
Da kamen Vettern, tuckten Tanten,
Es kam ein Bruder und ein Ohm."

„Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder schien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen
Mit schrecklichem Gekrei von mir. —
Was dringt ihr alle wie von Sinnen
Auf den unschuld'gen Jüngling ein?
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Da muß man viel behender seyn."

„Weiß Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn.
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn. —

Sie raubten nun das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur so viel verfluchte Gesindel
Im engen Hause sich verkroch!"

„Nun sprang ich auf und tobt' und fluchte,
Gewiß, durch alle durchzugehn.
Ich sah noch einmal die Verruchte,
Und ach! sie war noch immer schön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort;
Da macht' ich mich, mit Donnerstimme,
Noch endlich aus der Höhle fort."

„Man soll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn.
So lasset doch den Frau'n von Stande
Die Lust, die Diener auszuziehn!
Doch seyd ihr auch von den Geübten
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch sie verrathen müßt ihr nicht."

So singt er in der Winterstunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache seiner tiefen Wunde;
Denn wirklich ist sie wohlverdient.
So geh' es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betriegt,
Und Nachts, mit allzukühner Wage,
Zu Amors falscher Mühle kriecht.

Der Müllerin Reue.

Jüngling.

Nur fort, du braune Hexe, fort!
Aus meinem gereinigten Hause,
Daß ich dich, nach dem ernsten Wort,
Nicht zause!
Was singst du hier für Heucheley
Von Lieb' und stiller Mädchentreu?
Wer mag das Mährchen hören!

Zigeunerin.

Ich singe von des Mädchens Reu,
Und langem heißem Sehnen;
Denn Leichtsinn wandelte sich in Treu
Und Thränen.
Sie fürchtet der Mutter Drohen nicht mehr,
Sie fürchtet des Bruders Faust nicht so sehr,
Als den Haß des herzlich Geliebten.

Jüngling.

Von Eigennutz sing' und von Verrath,
Von Mord und diebischem Rauben;
Man wird dir jede falsche That
Wohl glauben.
Wenn sie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das sind gewohnte Geschichten.

Zigeunerin.

„Ach! weh! ach weh! Was hab' ich gethan!
Was bist mir nun das Lauschen!
Ich hör' an meine Kammer heran
Ihn rauschen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht':
O hättest du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen!"

Jüngling.

Ach leider! trat ich auch einst hinein,
Und ging verführt im Stillen:
Ach Süßchen! laß mich zu dir ein
Mit Willen!
Doch gleich entstand ein Lärm und Geschrei;
Es rannten die tollen Verwandten herbei.
Noch sieder das Blut mir im Leibe.

Zigeunerin.

„Kommt nun dieselbige Stunde zurück,
Wie still mich's kränket und schmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verscherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verrucht genung,
So schlecht an dem Liebsten zu handeln."

Der Dichter.

So ging das schwarze Weib in das Haus,
In den Hof zur springenden Quelle;
Sie wusch sich heftig die Augen aus,
Und helle

Ward Aug' und Gesicht, und weiß und klar
Stellt sich die schöne Müllerin dar
Dem erstaunt-erzürnten Knaben.

Müllerin.

Ich fürchte fürwahr dein erzürnt Gesicht,
Du Süßer, Schöner und Trauter!
Und Schläg' und Messerstiche nicht;
Nur lauter
Sag' ich von Schmerz und Liebe dir,
Und will zu deinen Füßen hier
Nun leben oder auch sterben.

Jüngling.

O Neigung, sage, wie hast du so tief
Im Herzen dich versteckt?
Wer hat dich, die verborgen schlief,
Geweckt?
Ach Liebe, du wohl unsterblich bist!
Nicht kann Verrath und hämische List
Dein göttlich Leben tödten.

Müllerin.

Liebst du mich noch so hoch und sehr,
Wie du mir sonst geschworen,
So ist uns beiden auch nichts mehr
Verloren.
Nimm hin das vielgeliebte Weib!
Den jungen unberührten Leib,
Es ist nun alles dein eigen!

Beide.

Nun, Sonne, gehe hinab und hinauf!
Ihr Sterne, leuchtet und dunkelt!
Es geht ein Liebesgestirn mir auf
Und funkelt.
So lange die Quelle springt und rinnt,
So lange bleiben wir gleichgesinnt,
Eins an des Andern Herzen.

Wandrer und Pächterin.

Er.

Kannst du, schöne Pächtrin ohne gleichen,
Unter dieser breiten Schattenlinde,
Wo ich Wandrer kurze Ruhe finde,
Labung mir für Durst und Hunger reichen?

Sie.

Willst du Vielgereis'ter hier dich laben;
Sauren Raam und Brot und reife Früchte,
Nur die ganz natürlichsten Gerichte,
Kannst du reichlich an der Quelle haben.

Er.

Ist mir doch, ich müßte schon dich kennen,
Unvergess'ne Zierde holder Stunden!
Aehnlichkeiten hab' ich oft gefunden;
Diese muß ich doch ein Wunder nennen.

Sie.

Ohne Wunder findet sich bei Wandrern
Oft ein sehr erklärliches Erstaunen.
Ja, die Blonde gleichet oft der Braunen;
Eine reizet eben, wie die andern.

Er.

Heute nicht, fürwahr, zum erstenmale
Hat mir's diese Bildung abgewonnen!
Damals war sie Sonne aller Sonnen
In dem festlich aufgeschmückten Saale.

Sie.

Freut es dich, so kann es wohl geschehen,
Daß man deinen Mährchenscherz vollende:
Purpurseide floß von ihrer Lende,
Da du sie zum erstenmal gesehen.

Er.

Nein, fürwahr, das hast du nicht gedichtet!
Konnten Geister dir es offenbaren;
Von Juwelen hast du auch erfahren
Und von Perlen, die ihr Blick vernichtet.

Sie.

Dieses Eine ward mir wohl vertrauet:
Daß die Schöne, schamhaft zu gestehen,
Und in Hoffnung, wieder dich zu sehen,
Manche Schlösser in die Luft erbauet.

Er.

Trieben mich umher doch alle Winde!
Suchte' ich Ehr' und Geld auf jede Weise!
Doch gesegnet, wenn am Schluß der Reise
Ich das edle Bildniß wieder finde.

Sie.

Nicht ein Bildniß, wirklich siehst du jene
Hohe Tochter des verdrängten Blutes;
Nun im Pachte des verlass'nen Gutes
Mit dem Bruder freuet sich Helene.

Er.

Aber diese herrlichen Gefilde
Kann sie der Besitzer selbst vermeiden?
Reiche Felder, breite Wies' und Weiden,
Mächt'ge Quellen, süße Himmelsmilde.

Sie.

Ist er doch in alle Welt entlaufen!
Wir Geschwister haben viel erworben;
Wenn der Gute, wie man sagt, gestorben,
Wollen wir das Hinterlaßne kaufen.

Er.

Wohl zu kaufen ist es, meine Schöne!
Vom Besitzer hört' ich die Bedinge;
Doch der Preis ist keineswegs geringe,
Denn das letzte Wort, es ist: Helene!

Sie.

Kennt' uns Glück und Höhe nicht vereinen!
Hat die Liebe diesen Weg genommen?
Doch ich seh' den wackren Bruder kommen;
Wenn er's hören wird, was kann er meinen?

Wirkung in die Ferne.

Die Königin ſtebt im hohen Saal,
Da brennen der Kerzen ſo viele;
Sie ſpricht zum Pagen: „Du läufſt einmal
Und bohlſt mir den Beutel zum Spiele.
Er liegt zur Hand
Auf meines Tiſches Rand.“
Der Knabe der eilt ſo behende,
War bald an Schloſſes Ende.

Und neben der Königin ſchlürft zur Stund'
Sorbet die ſchönſte der Frauen.
Da brach ihr die Taſſe ſo hart an dem Mund,
Es war ein Gräuel zu ſchauen.
Verlegenheit! Scham!
Um's Prachtkleid iſt's gethan!
Sie eilt und fliegt ſo behende
Entgegen des Schloſſes Ende.

Der Knabe zurück zu laufen kam
Entgegen der Schönen in Schmerzen,
Es wußt' es niemand, doch beide zuſamm',
Sie hegten einander im Herzen;
Und o des Glücks,
Des günſt'gen Geſchicks!
Sie warfen mit Bruſt ſich zu Brüſten
Und herzten und küßten nach Lüſten.

Doch endlich beide sich reißen los;
Sie eilt in ihre Gemächer;
Der Page drängt sich zur Königin groß
Durch alle die Degen und Fächer.
Die Fürstin entdeckt
Das Weilchen befleckt:
Für sie war nichts unerreichbar,
Der Königin von Saba vergleichbar.

Und sie die Hofmeisterin rufen läßt:
„Wir kamen doch neulich zu Streite,
Und ihr behauptetet steif und fest,
Nicht reiche der Geist in die Weite;
Die Gegenwart nur
Die lasse wohl Spur;
Doch niemand wirk' in die Ferne,
Sogar nicht die himmlischen Sterne."

„Nun seht! So eben ward mir zur Seit'
Der geistige Süßtrank verschüttet,
Und gleich darauf hat er dort hinten so weit
Dem Knaben die Weste zerrüttet. —
Besorg dir sie neu!
Und weil ich mich freu',
Daß sie mir zum Beweise gegolten,
Ich zahl' sie! sonst wirst du gescholten."

Die wandlende Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie
Zur Kirche sich bequemen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,
Den Weg in's Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: Die Glocke tönt,
Und so ist dir's befohlen,
Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Sie kommt und wird dich holen.

Das Kind es denkt: die Glocke hängt
Da droben auf dem Stuhle.
Schon hat's den Weg in's Feld gelenkt
Als lief es aus der Schule.

Die Glocke Glocke tönt nicht mehr,
Die Mutter hat gefackelt.
Doch welch ein Schrecken hinterher!
Die Glocke kommt gewackelt.

Sie wackelt schnell, man glaubt es kaum;
Das arme Kind im Schrecken
Es lauft, es kommt, als wie im Traum;
Die Glocke wird es decken.

Doch nimmt es richtig seinen Husch
Und mit gewandter Schnelle
Eilt es durch Anger, Feld und Busch
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Fevertag
Gedenkt es an den Schaden,
Läßt durch den ersten Glockenschlag,
Nicht in Person sich laden.

Der getreue Eckart.

O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!
Sie kommen. Da kommt ſchon der nächtliche Graus;
Sie ſind's die unholdigen Schweſtern.
Sie ſtreifen heran und ſie finden uns hier,
Sie trinken das mühſam gehohlte das Bier,
Und laſſen nur leer uns die Krüge.

So ſprechen die Kinder und drücken ſich ſchnell;
Da zeigt ſich vor ihnen ein alter Geſell:
Nur ſtille, Kind! Kinderlein, ſtille!
Die Holden ſie kommen von durſtiger Jagd
Und laßt ihr ſie trinken wie's jeder behagt,
Dann ſind ſie euch hold die Unholden.

Geſagt ſo geſchehn! und da naht ſich der Graus
Und ſiehet ſo grau und ſo ſchattenhaft aus,
Doch ſchlürft es und ſchlampft es auf's beſte.
Das Bier iſt verſchwunden, die Krüge ſind leer;
Nun ſauſ't es und brauſ't es, das wüthige Heer,
In's weite Gethal und Gebirge.

Die Kinderlein ängſtlich gen Hauſe ſo ſchnell,
Geſellt ſich zu ihnen der fromme Geſell:
Ihr Püppchen, nur ſeyd mir nicht traurig. —
Wir kriegen nun Schelten und Streich' bis auf's Blut.
Nein keineswegs, alles geht herrlich und gut,
Nur ſchweiget und horchet wie Mäuslein.

Und der es euch anräth und der es befiehlt,
Er iſt es, der gern mit den Kindelein ſpielt,
Der alte Getreue, der Eckart.
Vom Wundermann hat man euch immer erzählt,
Nur hat die Beſtattung jedem gefehlt,
Die habt ihr nun koſtlich in Händen.

Sie kommen nach Hauſe, ſie ſetzen den Krug
Ein jedes den Aeltern beſcheiden genug
Und harren der Schläg' und der Schelten.
Doch ſiehe man koſtet: ein herrliches Bier!
Man trinkt in die Runde ſchon dreymal und vier
Und noch nimmt der Krug nicht ein Ende.

Das Wunder es dauert zum morgenden Tag.
Doch fraget wer immer zu fragen vermag:
Wie iſt's mit den Krügen ergangen?
Die Mäuslein ſie lächeln, im Stillen ergetzt;
Sie ſtammeln und ſtottern und ſchwatzen zuletzt
Und gleich ſind vertrocknet die Krüge.

Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Geſicht
Ein Vater, ein Lehrer, ein Alderman ſpricht,
So horchet und folget ihm punctlich!
Und liegt auch das Zünglein in peinlicher Hut,
Verplaudern iſt ſchädlich, verſchweigen iſt gut;
Dann füllt ſich das Bier in den Krügen.

Der Todtentanz.

Der Thürmer der ſchaut zu Mitten der Nacht
Hinab auf die Gräber in Lage;
Der Mond der hat alles in's Helle gebracht;
Der Kirchhof er liegt wie am Tage.
Da regt ſich ein Grab und ein anderes dann:
Sie kommen hervor, ein Weib da, ein Mann,
In weißen und ſchleppenden Hemden.

Das reckt nun, es will ſich ergetzen ſogleich,
Die Knöchel zur Runde, zum Kranze,
So arm und ſo jung, und ſo alt und ſo reich;
Doch hindern die Schleppen am Tanze.
Und weil hier die Scham nun nicht weiter gebeut,
Sie ſchütteln ſich alle, da liegen zerſtreut
Die Hemdelein über den Hügeln.

Nun hebt ſich der Schenkel, nun wackelt das Bein,
Geberden da gibt es vertrackte;
Dann klippert's und klappert's mitunter hinein,
Als ſchlug' man die Hölzlein zum Tacte.
Das kommt nun dem Thürmer ſo lächerlich vor;
Da raunt ihm der Schalk der Verſucher in's Ohr:
Geh! hole dir einen der Laken.

Gethan wie gedacht! und er flüchtet ſich ſchnell
Nun hinter geheiligte Thüren.
Der Mond und noch immer er ſcheinet ſo hell
Zum Tanz, den ſie ſchauderlich führen.

Doch endlich verlieret ſich dieſer und der,
Schleicht eins nach dem andern gekleidet einher
Und huſch iſt es unter dem Raſen.

Nur einer der trippelt und ſtolpert zuletzt
Und tappet und grapſt an den Grüften;
Doch hat kein Geſelle ſo ſchwer ihn verletzt;
Er wittert das Tuch in den Lüften.
Er rüttelt die Thurmthür, ſie ſchlägt ihn zurück
Geziert und geſegnet, dem Thürmer zum Glück,
Sie blinkt von metallenen Kreuzen.

Das Hemd muß er haben, da raſtet er nicht,
Da gilt auch kein langes Beſinnen,
Den gothiſchen Zierrat ergreift nun der Wicht
Und klettert von Zinne zu Zinnen.
Nun iſt's um den armen, den Thürmer gethan!
Es ruckt ſich von Schnörkel zu Schnörkel hinan,
Langbeinigen Spinnen vergleichbar.

Der Thürmer erbleichet, der Thürmer erbebt,
Gern' gäb er ihn wieder den Laken.
Da häckelt — jetzt hat er am längſten gelebt —
Den Zipfel ein eiſerner Zacken.
Schon trübet der Mond ſich verſchwindenden Scheins,
Die Glocke ſie donnert ein mächtiges Eins
Und unten zerſchellt das Gerippe.

Die erſte Walpurgisnacht.

Ein Druide.

Es lacht der May!
Der Wald iſt frei
Von Eis und Reifgehänge.
Der Schnee iſt fort;
Am grünen Ort
Erſchallen Luſtgeſänge.
Ein reiner Schnee
Liegt auf der Höh;
Doch eilen wir nach oben,
Begehn den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben.
Die Flamme lodre durch den Rauch!
So wird das Herz erhoben.

Die Druiden.

Die Flamme lodre durch den Rauch!
Begeht den alten heil'gen Brauch,
Allvater dort zu loben!
Hinauf! hinauf nach oben!

Einer aus dem Volke.

Könnt ihr ſo verwegen handeln?
Wollt ihr denn zum Tode wandeln?

Kennet ihr nicht die Geſetze
Unſrer harten Ueberwinder?
Rings geſtellt ſind ihre Netze
Auf die Heiden, auf die Sünder.
Ach ſie ſchlachten auf dem Walle
Unſre Weiber, unſre Kinder.
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Chor der Weiber.

Auf des Lagers hohem Walle
Schlachten ſie ſchon unſre Kinder.
Ach die ſtrengen Ueberwinder!
Und wir alle
Nahen uns gewiſſem Falle.

Ein Druide.

Wer Opfer heut
Zu bringen ſcheut,
Verdient erſt ſeine Bande.
Der Wald iſt frei!
Das Holz herbei,
Und ſchichtet es zum Brande!
Doch bleiben wir
Im Buſchrevier
Am Tage noch im Stillen,
Und Männer ſtellen wir zur Hut,
Um eurer Sorge willen.
Dann aber laßt mit friſchem Muth
Uns unſre Pflicht erfüllen.

Chor der Wächter.

Vertheilt euch, wackre Männer, hier
Durch dieses ganze Waldrevier,
Und wachet hier im Stillen,
Wenn sie die Pflicht erfüllen.

Ein Wächter.

Diese dumpfen Pfaffenchristen,
Laßt uns keck sie überlisten!
Mit dem Teufel, den sie fabeln,
Wollen wir sie selbst erschrecken.
Kommt! Mit Zacken und mit Gabeln
Und mit Gluth und Klapperstöcken
Lärmen wir bei nächt'ger Weile
Durch die engen Felsenstrecken.
Kauz und Eule,
Heul' in unser Rundgebeule!

Chor der Wächter.

Kommt mit Zacken und mit Gabeln,
Wie der Teufel, den sie fabeln,
Und mit wilden Klapperstecken
Durch die leeren Felsenstrecken!
Kauz und Eule,
Heul' in unser Rundgebeule!

Ein Druide.

So weit gebracht,
Daß wir bei Nacht

Allvater heimlich ſingen!
Doch iſt es Tag,
Sobald man mag
Ein reines Herz dir bringen.
Du kannſt zwar heut,
Und manche Zeit,
Dem Feinde viel erlauben.
Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch:
Dein Licht, wer will es rauben!

Ein chriſtlicher Wächter.

Hilf, ach hilf mir, Kriegsgeſelle!
Ach es kommt die ganze Hölle!
Sieh, wie die verherten Leiber
Durch und durch von Flamme gluhen!
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber,
Die im Flug vorüberziehen!
Welch entſetzliches Getöſe!
Laßt uns laßt uns alle fliehen!
Oben flammt und ſauſ't der Böſe;
Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Boden.

Chor der chriſtlichen Wächter.

Schreckliche verherte Leiber,
Menſchen-Wölf' und Drachen-Weiber!
Welch entſetzliches Getöſe!
Sieh, da flammt, da zieht der Böſe!

Aus dem Boden
Dampfet rings ein Höllen-Boden.

Chor der Druiden.

Die Flamme reinigt ſich vom Rauch:
So reinig' unſern Glauben!
Und raubt man uns den alten Brauch;
Dein Licht, wer kann es rauben!

Der Zauberlehrling.

Hat der alte Hexenmeiſter
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun ſollen ſeine Geiſter
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt' ich, und den Brauch,
Und mit Geiſtesſtärke
Thu' ich Wunder auch.

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Und nun komm, du alter Beſen!
Nimm die ſchlechten Lumpenhüllen;
Biſt ſchon lange Knecht geweſen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwey Beinen ſtehe,
Oben ſey ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Waſſertopf!

Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Waſſer fließe,
Und mit reichem vollem Schwalle
Zu dem Bade ſich ergieße.

Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! iſt ſchon an dem Fluſſe,
Und mit Blitzesſchnelle wieder
Iſt er hier mit raſchem Guſſe.
Schon zum zweitenmale!
Wie das Becken ſchwillt!
Wie ſich jede Schale
Voll mit Waſſer füllt!

Stehe! ſtehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemeſſen! —
Ach, ich merk' es! Wehe! wehe!
Hab' ich doch das Wort vergeſſen!

Ach das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er geweſen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärſt du doch der alte Beſen!
Immer neue Güſſe
Bringt er ſchnell herein,
Ach! und hundert Flüſſe
Stürzen auf mich ein.

Nein, nicht länger
Kann ich's laſſen;
Will ihn faſſen.
Das iſt Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!

O, du Ausgeburt der Hölle!
Soll das ganze Haus erſaufen?
Seh' ich über jede Schwelle
Doch ſchon Waſſerſtröme laufen.
Ein verruchter Beſen,
Der nicht hören will!
Stock, der du geweſen,
Steh doch wieder ſtill!

Willſt's am Ende
Gar nicht laſſen?
Will dich faſſen,
Will dich halten,
Und das alte Holz behende
Mit dem ſcharfen Beile ſpalten.

Seht, da kommt er ſchleppend wieder!
Wie ich mich nun auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegſt du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er iſt entzwey!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich athme frei!

Wehe! wehe!
Beide Theile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!

Und ſie laufen! Naß und naſſer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entſetzliches Gewäſſer!
Herr und Meiſter! hör' mich rufen! —
Ach da kommt der Meiſter!
Herr, die Noth iſt groß!
Die ich rief, die Geiſter,
Werd' ich nun nicht los.

„In die Ecke,
Beſen! Beſen!
Seyd's geweſen.
Denn als Geiſter
Ruft euch nur, zu ſeinem Zwecke,
Erſt hervor der alte Meiſter.“

Die Braut von Corinth.

Nach Corinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt.
Einen Bürger hofft' er ſich gewogen;
Beide Väter waren gaſtverwandt,
Hatten früh ſchon
Töchterchen und Sohn
Braut und Bräutigam voraus genannt.

Aber wird er auch willkommen ſcheinen,
Wenn er theuer nicht die Gunſt erkauft?
Er iſt noch ein Heide mit den Seinen,
Und ſie ſind ſchon Chriſten und getauft.
Keimt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb' und Treu'
Wie ein böſes Unkraut ausgerauft.

Und ſchon lag das ganze Haus im Stillen,
Vater, Töchter, nur die Mutter wacht;
Sie empfängt den Gaſt mit beſtem Willen,
Gleich in's Prunkgemach wird er gebracht.
Wein und Eſſen prangt
Eh' er es verlangt:
So verſorgend wünſcht ſie gute Nacht.

Aber bei dem wohlbeſtellten Eſſen
Wird die Luſt der Speiſe nicht erregt;
Müdigkeit läßt Speiſ' und Trank vergeſſen,
Daß er angekleidet ſich auf's Bette legt;
Und er ſchlummert faſt,
Als ein ſeltner Gaſt
Sich zur offnen Thür herein bewegt.

Denn er ſieht, bei ſeiner Lampe Schimmer
Tritt, mit weißem Schleier und Gewand,
Sittſam ſtill ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein ſchwarz- und goldnes Band.
Wie ſie ihn erblickt,
Hebt ſie, die erſchrickt,
Mit Erſtaunen eine weiße Hand.

Bin ich, rief ſie aus, ſo fremd im Hauſe,
Daß ich von dem Gaſte nichts vernahm?
Ach, ſo hält man mich in meiner Klauſe!
Und nun überfällt mich hier die Scham.
Ruhe nur ſo fort
Auf dem Lager dort,
Und ich gehe ſchnell, ſo wie ich kam.

Bleibe, ſchönes Mädchen! ruft der Knabe,
Rafft von ſeinem Lager ſich geſchwind:
Hier iſt Ceres, hier iſt Bacchus Gabe;
Und du bringſt den Amor, liebes Kind!
Biſt vor Schrecken blaß!
Liebe, komm und laß
Laß uns ſehn, wie froh die Götter ſind.

Ferne bleib', o Jüngling! bleibe ſtehen;
Ich gehöre nicht den Freuden an.
Schon der letzte Schritt iſt ach! geſchehen,
Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die geneſend ſchwur:
Jugend und Natur
Sey dem Himmel künftig unterthan.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.
Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Und er fragt und wäget alle Worte,
Deren keines ſeinem Geiſt entgeht.
Iſt es möglich, daß am ſtillen Orte
Die geliebte Braut hier vor mir ſteht?
Sey die meine nur!
Unſrer Väter Schwur
Hat vom Himmel Segen uns erfleht.

Mich erhältſt du nicht, du gute Seele!
Meiner zweyten Schweſter gönnt man dich.
Wenn ich mich in ſtiller Klauſe quäle,
Ach! in ihren Armen denk' an mich,
Die an dich nur denkt,
Die ſich liebend kränkt;
In die Erde bald verbirgt ſie ſich.

Nein! bei dieſer Flamme ſey's geſchworen,
Gütig zeigt ſie Homen uns voraus;
Biſt der Freude nicht und mir verloren,
Kommſt mit mir in meines Vaters Haus.
Liebchen, bleibe hier!
Feyre gleich mit mir
Unerwartet unſern Hochzeitſchmaus.

Und ſchon wechſeln ſie der Treue Zeichen;
Golden reicht ſie ihm die Kette dar,
Und er will ihr eine Schale reichen,
Silbern, künſtlich, wie nicht eine war.
Die iſt nicht für mich;
Doch, ich bitte dich,
Eine Locke gib von deinem Haar.

Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde
Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſeyn.
Gierig ſchlürfte ſie mit blaſſem Munde
Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
Doch vom Weizenbrot,
Das er freundlich bot,
Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

Und dem Jüngling reichte ſie die Schale,
Der, wie ſie, nun haſtig lüſtern trank.
Liebe fordert er bei'm ſtillen Mahle;
Ach, ſein armes Herz war liebekrank.
Doch ſie widerſteht,
Wie er immer fleht,
Bis er weinend auf das Bette ſank.

Und ſie kommt und wirft ſich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern ſeh' ich dich gequält!
Aber, ach! berührſt du meine Glider,
Fühlſt du ſchaudernd, was ich dir verhehlt.
Wie der Schnee ſo weiß,
Aber kalt wie Eis,
Iſt das Liebchen, das du dir erwählt.

Heftig faßt er ſie mit ſtarken Armen
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch bei mir noch zu erwarmen,
Wär'ſt du ſelbſt mir aus dem Grab geſandt!
Wechſelhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennſt du nicht und fühleſt mich entbrannt?

Liebe ſchließet feſter ſie zuſammen,
Thränen miſchen ſich in ihre Luſt;
Gierig ſaugt ſie ſeines Mundes Flammen,
Eins iſt nur im Andern ſich bewußt.
Seine Liebeswuth
Wärmt ihr ſtarres Blut,
Doch es ſchlägt kein Herz in ihrer Bruſt.

Unterdeſſen ſchleichet auf dem Gange,
Häuslich ſpät die Mutter noch vorbei,
Horchet an der Thür und horchet lange,
Welch ein ſonderbarer Ton es ſey.
Klag- und Wonnelaut
Bräutigams und Braut,
Und des Liebeflammelns Raſerey.

Unbeweglich bleibt ſie an der Thüre,
Weil ſie erſt ſich überzeugen muß,
Und ſie hört die höchſten Liebesſchwüre,
Lieb' und Schmeichelworte, mit Verdruß —
Still! der Hahn erwacht! —
Aber morgen Nacht
Biſt du wieder da? — und Kuß auf Kuß.

Länger hält die Mutter nicht das Zürnen,
Oeffnet das bekannte Schloß geſchwind: —
Gibt es hier im Hauſe ſolche Dirnen,
Die dem Fremden gleich zu Willen ſind? —
So zur Thür hinein.
Bei der Lampe Schein
Sieht ſie — Gott! ſie ſieht ihr eigen Kind.

Und der Jüngling will im erſten Schrecken
Mit des Mädchens eignem Schleierflor,
Mit dem Teppich die Geliebte decken;
Doch ſie windet gleich ſich ſelbſt hervor.
Wie mit Geiſt's Gewalt
Hebet die Geſtalt
Lang' und langſam ſich im Bett' empor.

Mutter! Mutter! ſpricht ſie hohle Worte:
So mißgönnt ihr mir die ſchöne Nacht!
Ihr vertreibt mich von dem warmen Orte.
Bin ich zur Verzweiflung nur erwacht?
Iſt's euch nicht genug,
Daß in's Leichentuch,
Daß ihr früh mich in das Grab gebracht?

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Eurer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht;
Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt;
Ach! die Erde kühlt die Liebe nicht.

Dieser Jüngling war mir erst versprochen,
Als noch Venus heitrer Tempel stand.
Mutter, habt ihr doch das Wort gebrochen,
Weil ein fremd, ein falsch Gelübd' euch band!
Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu suchen das vermißte Gut,
Noch den schon verlornen Mann zu lieben
Und zu saugen seines Herzens Blut.
Ist's um den geschehn,
Muß nach andern gehn,
Uns das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannst nicht länger leben;
Du verfiechst nun an diesem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh' sie an genau!
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Gott und die Bajadere.

Indische Legende.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Daß er unsers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich hier zu wohnen,
Läßt sich alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.
Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemahlten Wangen
Ein verlornes schönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dieß ist der Liebe Haus.
Sie rühret sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lehnhaft ihn in's Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte seyn.

Biſt du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willſt, das ſollſt du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.
Sie lindert geſchäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er ſiehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menſchliches Herz.

Und er fordert Sklavendienſte;
Immer heitrer wird ſie nur,
Und des Mädchens frühe Künſte
Werden nach und nach Natur.
Und ſo ſtellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht ſich ein;
Iſt Gehorſam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe ſeyn.
Aber, ſie ſchärfer und ſchärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Luſt und Entſetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und ſie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen ſteht gefangen,
Und ſie weint zum erſtenmal;
Sinkt zu ſeinen Füßen nieder,
Nicht um Wolluſt noch Gewinnſt,
Ach! und die gelenken Glieder
Sie verſagen allen Dienſt.
Und ſo zu des Lagers vergnüglicher Feyer
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das ſchöne Geſpinnſt.

Spät entſchlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Raſt,
Findet ſie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gaſt.
Schreiend ſtürzt ſie auf ihn nieder:
Aber nicht erweckt ſie ihn,
Und man trägt die ſtarren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Prieſter, die Todtengeſänge,
Sie raſet und rennet und theilet die Menge.
Wer biſt du? was drängt zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre ſtürzt ſie nieder,
Ihr Geſchrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich ſuch' ihn in der Gruft.
Soll zu Aſche mir zerfallen
Dieſer Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur Eine ſüße Nacht!
Es ſingen die Prieſter: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und ſpätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' ſie's gedacht.

Höre deiner Prieſter Lehre:
Dieſer war dein Gatte nicht.
Lebſt du doch als Bajadere,
Und ſo haſt du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das ſtille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das iſt Pflicht und Ruhm zugleich.

Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Elegien.

I.

Wie wir einſt ſo glücklich waren!
Müſſen's jetzt durch euch erfahren.

I.

Saget, Steine, mir an, o ſprecht, ihr hohen Paläſte!
Straßen, redet ein Wort! Genius, regſt du dich nicht?
Ja, es iſt alles beſeelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma; nur mir ſchweiget noch alles ſo ſtill.
O wer flüſtert mir zu, an welchem Fenſter erblick' ich
Einſt das holde Geſchöpf, das mich verſengend erquickt?
Ahn' ich die Wege noch nicht, durch die ich immer und immer,
Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die köſtliche Zeit?
Noch betrachtt' ich Kirch' und Pallaſt, Ruinen und Säulen,
Wie ein bedächtiger Mann ſchicklich die Reiſe benutzt.
Doch bald iſt es vorbei; dann wird ein einziger Tempel,
Amors Tempel, nur ſeyn, der den Geweihten empfängt.
Eine Welt zwar biſt du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch
nicht Rom.

II.

Ehret wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vetter und alten Muhmen und Tanten;
Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.
Auch ihr Uebrigen fahret mir wohl, in großen und kleinen
Cirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht.
Wiederholet, politisch und zwecklos, jegliche Meinung,
Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Briten
Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna gesegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough! im Hafen das Lied.
Und so mußt' ich bis jetzt auf allen Tritten und Schritten
Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.
Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in meinem Asyle,
Das mir Amor der Fürst, königlich schützend, verlieh.
Hier bedecket er mich mit seinem Fittig; die Liebste
Fürchtet, römisch gesinnt, wüthende Gallier nicht;
Sie erkundigt sich nie nach neuer Mähre, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Mann's, dem sie sich eignete, nach.
Sie ergetzt sich an ihm, dem freien rüstigen Fremden,
Der von Bergen und Schnee, hölzernen Häusern erzählt;

Theilt die Flammen, die ſie in ſeinem Buſen entzündet.
Freut ſich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Beſſer iſt ihr Tiſch nun beſtellt; es fehlet an Kleidern.
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper ſie bringt.
Mutter und Tochter erfreun ſich ihres nordiſchen Gaſtes,
Und der Barbare beherrſcht Römiſchen Buſen und Leib.

III.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir so schnell dich ergeben!
Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir.
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift krankt auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe,
Dringen die andern in's Mark, zünden behende das Blut.
In der heroischen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubst du, es habe sich lange die Göttin der Liebe besonnen,
Als im Idäischen Hain einst ihr Anchises gefiel?
Hätte Luna gesäumt, den schönen Schläfer zu küssen;
O, so hätt' ihn geschwind, neidend, Aurora geweckt.
Hero erblickte Leandern am lauten Fest, und behende
Stürzte der Liebende sich heiß in die nächtliche Fluth.
Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau, der Tiber
Wasser zu schöpfen, hinab, und sie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne sich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt sich die Fürstin der Welt.

IV.

Fromm ſind wir Liebende, ſtill verehren wir alle Dämonen,
Wünſchen uns jeglichen Gott, jegliche Göttin geneigt.
Und ſo gleichen wir euch, o Römiſche Sieger! Den Göttern
Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnungen an,
Habe ſie ſchwarz und ſtreng aus altem Baſalt der Aegypter,
Oder ein Grieche ſie weiß, reizend, aus Marmor geformt.
Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir beſonders
Weihrauch köſtlicher Art Einer der Göttlichen ſtreun.
Ja, wir bekennen euch gern, es bleiben unſre Gebete,
Unſer täglicher Dienſt Einer beſonders geweiht.
Schalkhaft munter und ernſt begehen wir heimliche Feſte,
Und das Schweigen geziemt allen Geweihten genau.
Ey! an die Ferſe lockten wir ſelbſt, durch gräßliche Thaten,
Uns die Erinnyen her, wagten es eher, des Zeus
Hartes Gericht am rollenden Rad und am Felſen zu dulden,
Als dem reizenden Dienſt unſer Gemüth zu entziehn.
Dieſe Göttin, ſie heißt Gelegenheit; lernet ſie kennen!
Sie erſcheinet euch oft, immer in andrer Geſtalt.
Tochter des Proteus möchte ſie ſeyn, mit Thetis gezeuget,
Deren verwandelte Liſt manchen Heroen betrog.
So betriegt nun die Tochter den Unerfahrnen, den Blöden;
Schlummernde necket ſie ſtets, Wachende fliegt ſie vorbei;
Gern ergibt ſie ſich nur dem raſchen thätigen Manne;
Dieſer findet ſie zahm, ſpielend und zärtlich und hold.
Einſt erſchien ſie auch mir, ein bräunliches Mädchen, die Haare
Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,

Kurze Locken ringelten ſich um's zierliche Hälschen,
Ungeflochtenes Haar krauſ'te vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O wie war ich beglückt! — Doch ſtille, die Zeit iſt vorüber,
Und umwunden bin ich, Römiſche Flechten, von euch.

V.

Froh empfind' ich mich nun auf klaſſiſchem Boden begeiſtert;
Vor- und Mitwelt ſpricht lauter und reizender mir.
Hier befolg' ich den Rath, durchblättre die Werke der Alten
Mit geſchäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beſchäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Buſens
Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann verſteh' ich den Marmor erſt recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſehender Hand.
Raubt die Liebſte denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Gibt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen;
Ueberfällt ſie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.
Oftmals hab' ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet,
Und des Hexameters Maß leiſe mit fingernder Hand
Ihr auf dem Rücken gezählt. Sie athmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis in's Tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret die Lamp' indeß und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienſt ſeinen Triumvirn gethan.

VI.

„Kannſt du, o Grauſamer! mich in ſolchen Worten betrüben?
Reden ſo bitter und hart liebende Männer bei euch?
Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
Etwa nicht ſchuldig? Doch, ach! ſchuldig nur bin ich mit dir!
Dieſe Kleider, ſie ſind der neidiſchen Nachbarin Zeugen,
Daß die Witwe nicht mehr einſam den Gatten beweint.
Biſt du ohne Bedacht nicht oft bei Mondſchein gekommen,
Grau, im dunkeln Surtout, hinten gerundet das Haar?
Haſt du dir ſcherzend nicht ſelbſt die geiſtliche Maske gewählet?
Soll's ein Prälate denn ſeyn! gut, der Prälate biſt du.
In dem geiſtlichen Rom, kaum ſcheint es zu glauben, doch ſchwör' ich:
Nie hat ein Geiſtlicher ſich meiner Umarmung gefreut.
Arm war ich leider! und jung, und wohl bekannt den Verführern.
Falconieri hat mir oft in die Augen gegafft,
Und ein Kuppler Albani's mich, mit gewichtigen Zetteln,
Bald nach Oſtia, bald nach den vier Brunnen gelockt.
Aber wer nicht kam, war das Mädchen. So hab' ich von Herzen
Rothſtrumpf immer gehaßt und Violetſtrumpf dazu.
Denn „ihr Mädchen bleibt am Ende doch die Betrognen,“
Sagte der Vater, wenn auch leichter die Mutter es nahm.
Und ſo bin ich denn auch am Ende betrogen! Du zürneſt
Nur zum Scheine mit mir, weil du zu fliehen gedenkſt.
Geh! Ihr ſeyd der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen, und ſo tragen die Treue wir auch;

Aber ihr Männer, ihr ſchüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus!“
Alſo ſprach die Geliebte und nahm den Kleinen vom Stuhle,
Drückt' ihn küſſend an's Herz, Thränen entquollen dem Blick.
Und wie ſaß ich beſchämt, daß Reden feindlicher Menſchen
Dieſes liebliche Bild mir zu beflecken vermocht!
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und dampfet,
Wenn das Waſſer die Gluth ſtürzend und jählings verhüllt,
Aber ſie reinigt ſich ſchnell, verjagt die trübenden Dämpfe,
Reuer und mächtiger dringt leuchtende Flamme hinauf.

VII.

O wie fühl' ich in Rom mich ſo froh! gedenk' ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meine Scheitel ſich ſenkte,
Farb- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Düſtre Wege zu ſpähn, ſtill in Betrachtung verſank.
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Aethers die Stirne;
Phöbus ruſet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht, ſie klingt von weichen Geſängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordiſcher Tag.
Welche Seligkeit ward mir Sterblichem! Träum' ich? Empfänget
Dein ambroſiſches Haus, Jupiter Vater, den Gaſt?
Ach! hier lieg' ich, und ſtrecke nach deinen Knieen die Hände
Flehend aus. O vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht ſagen; es faßte
Hebe den Wandrer, und zog mich in die Hallen heran.
Haſt du ihr einen Heroen herauf zu führen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir des Irrthums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna ſie auch! Die herrlichſten Gaben
Theilt als ein Mädchen ſie aus, wie es die Laune gebeut.
Biſt du der wirthliche Gott? O dann ſo verſtoße den Gaſtfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab!
„Dichter! wohin verſteigeſt du dich?“ — Vergib mir; der hohe
Capitoliniſche Berg iſt dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich ſpäter,
Ceſtius Mahl vorbei, leiſe zum Orkus hinab.

VIII.

Wenn du mir ſagſt, du habeſt als Kind, Geliebte, den Menſchen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter verſchmäht,
Bis du größer geworden und ſtill dich entwickelt; ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein beſonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüthe des Weinſtocks,
Wenn die Beere, gereift, Menſchen und Götter entzückt.

IX.

Herbſtlich leuchtet die Flamme vom ländlich geſelligen Herde,
Kniſtert und glänzet, wie raſch! ſauſend vom Reiſig empor.
Dieſen Abend erfreut ſie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
Sich das Bündel verzehrt, unter die Aſche ſich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reiſig und Scheite,
Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Feſt.
Morgen frühe geſchäftig verläßt ſie das Lager der Liebe,
Weckt aus der Aſche behend Flammen auf's Neue hervor.
Denn vor andern verlieh der Schmeichlerin Amor die Gabe,
Freude zu wecken, die kaum ſtill wie zu Aſche verſank.

X.

Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich, die Großen,
Gäben die Hälfte mir gern ihres erworbenen Ruhms,
Könnt' ich auf Eine Nacht dieß Lager jedem vergönnen;
Aber die Armen, sie hält strenge des Orkus Gewalt.
Freue dich also, Lebend'ger, der lieberwärmeten Stätte,
Ehe den fliehenden Fuß schauerlich Leibe dir netzt.

XI.

Euch, o Grazien, legt die wenigen Blätter ein Dichter
Auf den reinen Altar, Knoſpen der Roſe dazu,
Und er thut es getroſt. Der Künſtler freuet ſich ſeiner
Werkſtatt, wenn ſie um ihn immer ein Pantheon ſcheint.
Jupiter ſenket die göttliche Stirn, und Juno erhebt ſie;
Phöbus ſchreitet hervor, ſchüttelt das lockige Haupt;
Trocken ſchauet Minerva herab, und Hermes, der Leichte,
Wendet zur Seite den Blick, ſchalkiſch und zärtlich zugleich.
Aber nach Bacchus, dem Weichen, dem Träumenden, hebet Cythere
Blicke der ſüßen Begier, ſelbſt in dem Marmor noch feucht.
Seiner Umarmung gedenket ſie gern und ſcheinet zu fragen:
Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite nicht ſtehn?

XII.

Hörest du, Liebchen, das muntre Geschrei den Flaminischen Weg her?
Schnitter sind es; sie ziehn wieder nach Hause zurück,
Weit hinweg. Sie haben des Römers Ernte vollendet,
Der für Ceres den Kranz selber zu flechten verschmäht.
Keine Feste sind mehr der großen Göttin gewidmet,
Die, statt Eicheln, zur Kost goldenen Weizen verlieh.
Laß uns beide das Fest im Stillen freudig begehen!
Sind zwey Liebende doch sich ein versammeltes Volk.
Hast du wohl je gehört von jener mystischen Feyer,
Die von Eleusis hieher frühe dem Sieger gefolgt?
Griechen stifteten sie, und immer riefen nur Griechen,
Selbst in den Mauern Roms: „Kommt zur geheiligten Nacht!“
Fern entwich der Profane; da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreise
Seltner Gestalten; im Traum schien er zu wallen: denn hier
Wanden sich Schlangen am Boden umher, verschlossene Kästchen,
Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei,
Vielbedeutend geberdeten sich die Priester, und summten;
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erst nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis seltsam in Bildern verbarg.

Und was war das Geheimniß! als daß Demeter, die große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als ſie Jaſion einſt, dem rüſtigen König der Kreter,
Ihres unſterblichen Leib's holdes Verborgne gegönnt.
Da war Kreta beglückt! das Hochzeitbette der Göttin
Schwoll von Aehren, und reich drückte den Acker die Saat.
Aber die übrige Welt verſchmachtete; denn es verſäumte
Ueber der Liebe Genuß Ceres den ſchönen Beruf.
Voll Erſtaunen vernahm der Eingeweihte das Mährchen,
Winkte der Liebſten — Verſtehſt du nun, Geliebte, den Wink?
Jene buſchige Myrte beſchattet ein heiliges Plätzchen!
Unſre Zufriedenheit bringt keine Gefahrde der Welt.

XIII.

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, iſt betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „Dießmal nur traue mir noch.
Redlich mein' ich's mit dir, du haſt dein Leben und Dichten,
Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.
Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefolget; ich möchte
Dir im fremden Gebiet gern was gefälliges thun.
Jeder Reiſende klagt, er finde ſchlechte Bewirthung;
Welchen Amor empfiehlt, köſtlich bewirthet iſt er.
Du betrachteſt mit Staunen die Trümmern alter Gebäude,
Und durchwandelſt mit Sinn dieſen geheiligten Raum.
Du verehreteſt noch mehr die werthen Reſte des Bildens
Einziger Künſtler, die ſtets ich in der Werkſtatt beſucht.
Dieſe Geſtalten, ich formte ſie ſelbſt! Verzeih mir, ich prahle
Dießmal nicht; du geſtehſt, was ich dir ſage, ſey wahr.
Nun du mir läſſiger dienſt, wo ſind die ſchönen Geſtalten,
Wo die Farben, der Glanz deiner Erfindungen hin?
Denkſt du nun wieder zu bilden, o Freund? Die Schule der Griechen
Blieb noch offen, das Thor ſchloſſen die Jahre nicht zu.
Ich, der Lehrer, bin ewig jung, und liebe die Jungen.
Altklug lieb' ich dich nicht! Munter! Begreife mich wohl!
War das Antike doch neu, da jene Glücklichen lebten!
Lebe glücklich, und ſo lebe die Vorzeit in dir!
Stoff zum Liede, wo nimmſt du ihn her? Ich muß dir ihn geben,
Und den höheren Styl lehret die Liebe dich nur."
Alſo ſprach der Sophiſt. Wer widerſprach' ihm? und leider
Bin ich zu folgen gewohnt, wenn der Gebieter befiehlt. —

Nun, verrätherisch hält er sein Wort, gibt Stoff zu Gesängen,
Ach! und raubt mir die Zeit, Kraft und Besinnung zugleich;
Blick und Händedruck, und Küsse, gemüthliche Worte,
Sylben köstliches Sinns wechselt ein liebendes Paar.
Da wird Lispeln Geschwätz, wird Stottern liebliche Rede:
Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches Maß.
Dich, Aurora, wie kannt' ich dich sonst als Freundin der Musen!
Hat, Aurora, dich auch Amor, der Lose, verführt?
Du erscheinest mir nun als seine Freundin, und weckest
Mich an seinem Altar wieder zum festlichen Tag.
Find' ich die Fülle der Locken an meinem Busen! das Köpfchen
Ruhet und drucket den Arm, der sich dem Halse bequemt,
Welch ein freudig Erwachen, erhieltet ihr, ruhige Stunden,
Mir das Denkmal der Lust, die in den Schlaf uns gewiegt! —
Sie bewegt sich im Schlummer, und sinkt auf die Breite des Lagers
Weggewendet; und doch läßt sie mir Hand noch in Hand.
Herzliche Liebe verbindet uns stets und treues Verlangen,
Und den Wechsel behielt nur die Begierde sich vor.
Einen Druck der Hand, ich sehe die himmlischen Augen
Wieder offen. — O nein! laßt auf der Bildung mich ruhn!
Bleibt geschlossen! Ihr macht mich verwirrt und trunken, ihr raubet
Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung zu früh.
Diese Formen, wie groß! wie edel gewendet die Glieder!
Schlief Ariadne so schön; Theseus, du konntest entfliehn?
Diesen Lippen ein einziger Kuß! O Theseus, nun scheide!
Blick' ihr in's Auge! Sie wacht! — Ewig nun hält sie dich fest.

XIV.

Zünde mir Licht an, Knabe! — „Noch iſt es hell. Ihr verzehret
Oel und Docht nur umſonſt. Schließet die Läden doch nicht!
Hinter die Häuſer entwich, nicht hinter den Berg, uns die Sonne!
Ein halb Stündchen noch währt's bis zum Geläute der Nacht.“
Unglückſeliger! geh und gehorch'! Mein Mädchen erwart' ich;
Tröſte mich, Lämpchen, indeß, lieblicher Bote der Nacht!

XV.

Cäſarn wär' ich wohl nie zu fernen Britannen gefolget,
Florus hätte mich leicht in die Popine geſchleppt!
Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des traurigen Nordens,
Als ein geſchäftiges Volk ſüdlicher Flöhe verhaßt.
Und noch ſchöner von heut' an ſend mir gegrüßet, ihr Schenken,
Oſterien, wie euch ſchicklich der Römer benennt;
Denn ihr zeigtet mir heute die Liebſte begleitet vom Oheim,
Den die Gute ſo oft, mich zu beſitzen, betriegt.
Hier ſtand unſer Tiſch, den Deutſche vertraulich umgaben;
Drüben ſuchte das Kind neben der Mutter den Platz,
Rückte vielmals die Bank, und wußt' es artig zu machen,
Daß ich bald ihr Geſicht, völlig den Nacken gewann.
Lauter ſprach ſie, als hier die Römerin pfleget, credenzte,
Blickte gewendet nach mir, goß und verfehlte das Glas.
Wein floß über den Tiſch, und ſie, mit zierlichem Finger,
Zog auf dem hölzernen Blatt Kreiſe der Feuchtigkeit hin.
Meinen Namen verſchlang ſie dem ihrigen; immer begierig
Schaut' ich dem Fingerchen nach, und ſie bemerkte mich wohl.
Endlich zog ſie behende das Zeichen der Römiſchen Fünfe
Und ein Strichlein davor. Schnell, und ſobald ich's geſehn,
Schlang ſie Kreiſe durch Kreiſe, die Lettern und Ziffern zu löſchen;
Aber die köſtliche Vier blieb mir in's Auge geprägt.
Stumm war ich ſitzen geblieben, und biß die glühende Lippe,
Halb aus Schalkheit und Luſt, halb aus Begierde, mir wund.
Erſt noch ſo lange bis Nacht! dann noch vier Stunden zu warten!
Hohe Sonne, du weilſt und du beſchauſt dein Rom!

Größeres sahest du nichts und wirst nichts größeres sehen,
Wie es dein Priester Properz in der Entzückung versprach.
Aber heute verweile mir nicht, und wende die Blicke
Von dem Siebengebirg früher und williger ab!
Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen Stunden,
Die mit begierigem Blick selig der Mahler genießt;
Glühend blicke noch schnell zu diesen hohen Fassaden,
Kuppeln und Säulen zuletzt, und Obelisken herauf;
Stürze dich eilig in's Meer, um morgen früher zu sehen,
Was Jahrhunderte schon göttliche Lust dir gewährt:
Diese feuchten mit Rohr so lange bewachs'nen Gestade,
Diese mit Bäumen und Busch düster beschatteten Höhn.
Wenig Hütten zeigten sie erst; dann sahst du auf einmal
Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räuber belebt.
Alles schleppten sie drauf an diese Stäte zusammen;
Kaum war das übrige Rund deiner Betrachtung noch werth.
Sahst eine Welt hier entstehn, sahst dann eine Welt hier in Trümmern,
Aus den Trümmern auf's Neu fast eine größere Welt!
Daß ich diese noch lange, von dir beleuchtet, erblicke,
Spinne die Parze mir klug langsam den Faden herab;
Aber sie eile herbei, die schön bezeichnete Stunde! —
Glücklich! Hör' ich sie schon? Nein; doch ich höre schon Drey.
So, ihr lieben Musen, betrogt ihr wieder die Länge
Dieser Weile, die mich von der Geliebten getrennt.
Lebet wohl! Nun eil' ich, und fürcht' euch nicht zu beleid'gen;
Denn ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch immer den Rang.

XVI.

„Warum bist du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
Einsam, wie ich versprach, wartet' ich oben auf dich." —
Beste, schon war ich hinein: da sah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken, bemüht hin sich und her sich zu drehn.
Schleichend eilt' ich hinaus! — „O, welch ein Irrthum ergriff dich!
Eine Scheuche nur war's, was dich vertrieb! Die Gestalt
Flickten wir emsig zusammen aus alten Kleidern und Rohren;
Emsig half ich daran, selbst mir zu schaden bemüht.
Nun, des Alten Wunsch ist erfüllt; den losesten Vogel
Scheucht' er heute, der ihm Gärtchen und Nichte bestiehlt.

XVII.

Manche Töne ſind mir Verdruß, doch bleibet am meiſten
Hundegebell mir verhaßt; kläffend zerreißt es mein Ohr.
Einen Hund nur hör' ich ſehr oft mit frohem Behagen
Bellend klaffen, den Hund, den ſich der Nachbar erzog.
Denn er bellte mir einſt mein Mädchen an, da ſie ſich heimlich
Zu mir ſtahl, und verrieth unſer Geheimniß beinah.
Jetzo, hör' ich ihn bellen, ſo denk' ich nur immer: ſie kommt wohl!
Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete kam.

XVIII.

Eines iſt mir verdrießlich vor allen Dingen, ein andres
Bleibt mir abſcheulich, empört jegliche Faſer in mir;
Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch, Freunde, geſtehen;
Gar verdrießlich iſt mir einſam das Lager zu Nacht.
Aber ganz abſcheulich iſt's, auf dem Wege der Liebe
Schlangen zu fürchten, und Gift unter den Roſen der Luſt,
Wenn im ſchönſten Moment der bin ſich gebenden Freude
Deinem ſinkenden Haupt liſpelnde Sorge ſich naht.
Darum macht Fauſtine mein Glück; ſie theilet das Lager
Gerne mit mir, und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hinderniß will die raſche Jugend; ich liebe,
Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreun.
Welche Seligkeit iſt's! wir wechſeln ſichere Küſſe,
Athem und Leben getroſt ſaugen und ſtößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir lauſchen,
Buſen an Buſen gedrängt, Stürmen und Regen und Gaſt.
Und ſo dämmert der Morgen heran; es bringen die Stunden
Neue Blumen herbei, ſchmücken uns feſtlich den Tag.
Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und jedem gewähre
Aller Güter der Welt erſtes und letztes der Gott!

XIX.

Schwer erhalten wir uns den guten Namen, denn Fama
Steht mit Amorn, ich weiß, meinem Gebieter, in Streit.
Wißt auch ihr, woher es entſprang, daß beide ſich haſſen?
Alte Geſchichten ſind das, und ich erzähle ſie wohl.
Immer die mächtige Göttin, doch war ſie für die Geſellſchaft
Unerträglich, denn gern führt ſie das herrſchende Wort;
Und ſo war ſie von je, bei allen Göttergelagen,
Mit der Stimme von Erz, Großen und Kleinen verhaßt.
So berühmte ſie einſt ſich übermüthig, ſie habe
Jovis herrlichen Sohn ganz ſich zum Sclaven gemacht.
„Meinen Herkules führ' ich dereinſt, o Vater der Götter,“
Rief triumphirend ſie aus, „wiedergeboren dir zu.
Herkules iſt es nicht mehr, den dir Alkmene geboren;
Seine Verehrung für mich macht ihn auf Erden zum Gott.
Schaut er nach dem Olymp, ſo glaubſt du, er ſchaue nach deinen
Mächtigen Knieen; vergib! nur in den Aether nach mir
Blickt der würdigſte Mann; nur mich zu verdienen durchſchreitet
Leicht ſein mächtiger Fuß Bahnen, die keiner betrat;
Aber auch ich begegn' ihm auf ſeinen Wegen, und preiſe
Seinen Namen voraus, eh' er die That noch beginnt.
Mich vermählſt du ihm einſt; der Amazonen Beſieger
Werd' auch meiner, und ihn nenn' ich mit Freuden Gemahl!“
Alles ſchwieg; ſie mochten nicht gern die Prahlerin reizen:
Denn ſie denkt ſich, erzürnt, leicht was Gehäſſiges aus.
Amorn bemerkte ſie nicht: er ſchlich bei Seite; den Helden
Bracht' er mit wenger Kunſt unter der Schönſten Gewalt.

Nun vermummt er sein Paar; ihr hängt er die Bürde des Löwen
Ueber die Schultern, und lehnt mühsam die Keule dazu.
Drauf bespickt er mit Blumen des Helden sträubende Haare,
Reichet den Rocken der Faust, die sich dem Scherze bequemt.
So vollendet er bald die neckische Gruppe; dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: „Herrliche Thaten geschehn!
Nie hat Erd' und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt."
Alles eilte; sie glaubten dem losen Knaben, denn ernstlich
Hatt' er gesprochen; und auch Fama, sie blieb nicht zurück.
Wer sich freute, den Mann so tief erniedrigt zu sehen,
Denkt ihr! Juno. Es galt Amorn ein freundlich Gesicht.
Fama daneben, wie stand sie beschämt, verlegen, verzweifelnd!
Ansanas lachte sie nur: „Masken, ihr Götter, sind das!
Meinen Helden, ich kenn' ihn zu gut! Es haben Tragöden
Uns zum besten!" Doch bald sah sie mit Schmerzen, er war's! —
Nicht den tausendsten Theil verdroß es Vulcanen, sein Weibchen
Mit dem rüstigen Freund unter den Masken zu sehn,
Als das verständige Netz im rechten Moment sie umfaßte,
Rasch die Verschlungnen umschlang, fest die Genießenden hielt.
Wie sich die Jünglinge freuten! Merkur und Bacchus! sie beide
Mußten gestehn: es sey, über dem Busen zu ruhn
Dieses herrlichen Weibes, ein schöner Gedanke. Sie baten:
Löse, Vulkan, sie noch nicht! Laß sie noch einmal besehn.
Und der Alte war so Hahnrey, und hielt sie nur fester. —
Aber Fama, sie floh rasch und voll Grimmes davon.
Seit der Zeit ist zwischen den Zwoen der Fehde nicht Stillstand;
Wie sie sich Helden erwählt, gleich ist der Knabe darnach.

Wer sie am höchsten verehrt, dem weiß er am besten zu fassen,
Und den Sittlichsten greift er am gefährlichsten an.
Will ihm Einer entgehn, den bringt er vom Schlimmen in's Schlimmste.
Mädchen bietet er an; wer sie ihm thöricht verschmäht,
Muß erst grimmige Pfeile von seinem Bogen erdulden;
Mann erbitzt er auf Mann, treibt die Begierden auf's Thier.
Wer sich seiner schamt, der muß erst leiden; dem Heuchler
Streut er bittern Genuß unter Verbrechen und Noth.
Aber auch sie, die Göttin, verfolgt ihn mit Augen und Ohren;
Sieht sie ihn einmal bei dir, gleich ist sie feindlich gesinnt,
Schreckt dich mit ernstem Blick, verachtenden Mienen, und heftig
Strenge verruft sie das Haus, das er gewöhnlich besucht.
Und so geht es auch mir: schon leid' ich ein wenig; die Göttin
Eifersüchtig, sie forscht meinem Geheimnisse nach.
Doch es ist ein altes Gesetz: ich schweig' und verehre;
Denn der Könige Zwist büßten die Griechen, wie ich.

XX.

Zieret Stärke den Mann und freies muthiges Weſen,
O! ſo ziemet ihm faſt tiefes Geheimniß noch mehr.
Städtebezwingerin, du Verſchwiegenheit! Fürſtin der Völker!
Theure Göttin, die mich ſicher durch's Leben geführt,
Welches Schickſal erfahr' ich! Es löſet ſcherzend die Muſe,
Amor löſet, der Schalk, mir den verſchloſſenen Mund.
Ach, ſchon wird es ſo ſchwer, der Könige Schande verbergen!
Weder die Krone bedeckt, weder ein phrygiſcher Bund
Midas verlängertes Ohr; der nächſte Diener entdeckt es,
Und ihm ängſtet und drückt gleich das Geheimniß die Bruſt.
In die Erde vergrüb' er es gern, um ſich zu erleichtern:
Doch die Erde verwahrt ſolche Geheimniſſe nicht;
Rohre ſprießen hervor, und rauſchen und liſpeln im Winde:
Midas! Midas, der Fürſt, trägt ein verlängertes Ohr!
Schwerer wird es nun mir, ein ſchönes Geheimniß zu wahren;
Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens ſo leicht!
Keiner Freundin darf ich's vertraun: ſie möchte mich ſcheiten;
Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem ſchallenden Felſen zu ſagen,
Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einſam genug.
Dir, Hexameter, dir, Pentameter, ſey es vertrauet,
Wie ſie des Tags mich erfreut, wie ſie des Nachts mich beglückt.
Sie, von vielen Männern geſucht, vermeidet die Schlingen,
Die ihr der Kühnere frech, heimlich der Liſtige legt;
Klug und zierlich ſchlüpft ſie vorbei, und kennet die Wege,
Wo ſie der Liebſte gewiß lauſchend begierig empfängt.

Zaudre, Luna, ſie kommt! damit ſie der Nachbar nicht ſehe;
Rauſche, Lüftchen, im Laub! Niemand vernehme den Tritt.
Und ihr, wachſet und blühe, geliebte Lieder, und wieget
Euch im leiſeſten Hauch lauer und liebender Luft,
Und entdeckt den Quiriten, wie jene Hebre geſchwätzig,
Eines glücklichen Paars ſcheues Geheimniß zuletzt.

Elegien.

II.

Bilder so wie Leidenschaften
Mögen gern am Liede haften.

Aleris und Dora.

Ach! unaufhaltſam ſtrebet das Schiff mit jedem Momente
Durch die ſchäumende Fluth weiter und weiter hinaus!
Langhin furcht ſich die Gleiſe des Kiels, worin die Delphine
Springend folgen, als flöh' ihnen die Beute davon.
Alles deutet auf glückliche Fahrt: der rubige Bootsmann
Ruckt am Segel gelind, das ſich für alle bemüht;
Vorwärts bringt der Schiffenden Geiſt, wie Flaggen und Wimpel;
Einer nur ſieht ruckwarts traurig gewendet am Maſt,
Sieht die Berge ſchon blau, die ſcheidenden, ſieht in das Meer ſie
Niederſinken, es ſinkt jegliche Freude vor ihm.
Auch dir iſt es verſchwunden, das Schiff, das deinen Aleris,
Dir, o Dora, den Freund, ach! dir den Bräutigam raubt.
Auch du blickeſt vergebens nach mir. Noch ſchlagen die Herzen
Für einander, doch, ach! nun aneinander nicht mehr.
Einziger Augenblick, in welchem ich lebte! du wiegeſt
Alle Tage, die ſonſt kalt mir verſchwindenden, auf.
Ach! nur im Augenblick, im letzten, ſtieg mir ein Leben,
Unvermuthet in dir, wie von den Göttern, herab.
Nur umſonſt verklärſt du mit deinem Lichte den Aether;
Dein alleuchtender Tag, Phöbus, mir iſt er verhaßt.
In mich ſelber kehr' ich zurück; da will ich im Stillen
Wiederholen die Zeit, als ſie mir täglich erſchien.
War es möglich, die Schönheit zu ſehn und nicht zu empfinden?
Wirkte der himmliſche Reiz nicht auf dein ſtumpfes Gemüth?

Klage dich, Armer, nicht an! — So legt der Dichter ein Räthſel,
Künſtlich mit Worten verſchränkt, oft der Verſammlung in's Ohr.
Jeden freuet die ſeltne, der zierlichen Bilder Verknüpfung,
Aber noch fehlet das Wort, das die Bedeutung verwahrt.
Iſt es endlich entdeckt, dann heitert ſich jedes Gemüth auf,
Und erblickt im Gedicht doppelt erfreulichen Sinn.
Ach, warum ſo ſpät, o Amor, nahmſt du die Binde,
Die du um's Aug' mir geknüpft, nahmſt ſie zu ſpät mir hinweg!
Lange ſchon harrte beſrachtet das Schiff auf günſtige Lüfte;
Endlich ſtrebte der Wind glücklich vom Ufer in's Meer.
Leere Zeiten der Jugend! und leere Träume der Zukunft!
Ihr verſchwindet, es bleibt einzig die Stunde mir nur.
Ja, ſie bleibt, es bleibt mir das Glück! ich halte dich, Dora!
Und die Hoffnung zeigt, Dora, dein Bild mir allein.
Oefter ſah ich zum Tempel dich gehn, geſchmückt und geſittet,
Und das Mütterchen ging feyerlich neben dir her.
Eilig warſt du und friſch, zu Markte die Früchte zu tragen;
Und vom Brunnen, wie kühn! wiegte dein Haupt das Gefäß.
Da erſchien dein Hals, erſchien dein Nacken vor allen,
Und vor allen erſchien deiner Bewegungen Maß.
Oftmals bab' ich geſorgt, es möchte der Krug dir entſtürzen;
Doch er hielt ſich ſtet auf dem geringelten Tuch.
Schöne Nachbarin, ja, ſo war ich gewohnt dich zu ſehen,
Wie man die Sterne ſieht, wie man den Mond ſich beſchaut,
Sich an ihnen erfreut, und innen im ruhigen Buſen
Nicht der entfernteſte Wunſch, ſie zu beſitzen, ſich regt.
Jahre, ſo gingt ihr dahin! Nur zwanzig Schritte getrennet
Waren die Häuſer, und nie bab' ich die Schwelle berührt.

Und nun trennt uns die gräßliche Fluth! Du lügſt nur des Himmel,
Welle! dein herrliches Blau iſt mir die Farbe der Nacht.
Alles rührte ſich ſchon; da kam ein Knabe gelaufen
An mein väterlich Haus, rief mich zum Strande hinab.
Schon erhebt ſich das Segel, es flattert im Winde: ſo ſprach er;
Und gelichtet, mit Kraft, trennt ſich der Anker vom Sand.
Komm, Aleris, o komm! Da drückte der wackere Vater,
Würdig, die ſegnende Hand mir auf das lockige Haupt;
Sorglich reichte die Mutter ein nachbereitetes Bündel:
Glücklich kehre zurück! riefen ſie, glücklich und reich!
Und ſo ſprang ich hinweg, das Bündelchen unter dem Arme,
An der Mauer hinab, fand an der Thüre dich ſtehn
Deines Gartens. Du lächelteſt mir und ſagteſt: Aleris!
Sind die Lärmenden dort deine Geſellen der Fahrt?
Fremde Küſten beſuchteſt du nun, und köſtliche Waaren
Handelſt du ein, und Schmuck reichen Matronen der Stadt.
Aber bringe mir auch ein leichtes Kettchen; ich will es
Dankbar zahlen: ſo oft hab' ich die Zierde gewünſcht!
Stehen war ich geblieben, und fragte, nach Weiſe des Kaufmanns,
Erſt nach Form und Gewicht deiner Beſtellung genau.
Gar beſcheiden erwogſt du den Preis! da blickt' ich indeſſen
Nach dem Halſe, des Schmucks unſerer Königin werth.
Heftiger tönte vom Schiff das Geſchrei; da ſagteſt du freundlich:
Nimm aus dem Garten noch einige Früchte mit dir!
Nimm die reifſten Orangen, die weißen Feigen; das Meer bringt
Keine Früchte, ſie bringt jegliches Land nicht hervor,
Und ſo trat ich herein. Du brachſt nun die Früchte geſchäftig,
Und die goldene Laſt zog das geſchürzte Gewand.

Oefters bat ich: es ſey nun genug! und immer noch eine
Schönere Frucht fiel dir, leiſe berühret, in die Hand.
Endlich kamſt du zur Laube hinan; da fand ſich ein Körbchen,
Und die Myrte beq blühend ſich über uns hin.
Schweigend begannteſt du nun geſchickt die Früchte zu ordnen:
Erſt die Orange, die ſchwer ruht, als ein goldener Ball,
Dann die weichliche Feige, die jeder Druck ſchon entſtellet;
Und mit Myrte bedeckt ward und geziert das Geſchenk.
Aber ich hob es nicht auf; ich ſtand. Wir ſahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge ſo trüb.
Deinen Buſen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umſchlang nun mein Arm; tauſendmal küßt' ich den
Hals;
Mir ſank über die Schulter dein Haupt; nun knüpften auch deine
Lieblichen Arme das Band um den Beglückten herum.
Amors Hände fühlt' ich; er drückt' uns gewaltig zuſammen,
Und aus heiterer Luft donnert' es dreymal; da floß
Häufig die Thräne vom Aug' mir herab, du weinteſt, ich
weinte,
Und vor Jammer und Glück ſchien uns die Welt zu vergehn.
Immer beſtiger rief es am Strand; da wollten die Füße
Mich nicht tragen, ich rief: Dora! und biſt du nicht mein?
Ewig! ſagteſt du leiſe. Da ſchienen unſere Thränen,
Wie durch göttliche Luft, leiſe vom Auge gehaucht.
Näher rief es: Alexis! Da blickte der ſuchende Knabe
Durch die Thüre herein. Wie er das Körbchen empfing!
Wie er mich trieb! Wie ich dir die Hand noch drückte! — Zu
Schiffe
Wie ich gekommen? Ich weiß, daß ich ein Trunkener ſchien.
Und ſo hielten mich auch die Geſellen, ſchonten den Kranken;
Und ſchon deckte der Hauch trüber Entfernung die Stadt.

Ewig! Dora, lispeltest du; mir schallt es im Ohre
Mit dem Donner des Zeus! Stand sie doch neben dem Thron,
Seine Tochter, die Göttin der Liebe; die Grazien standen
Ihr zur Seiten! Er ist götterbekräftigt, der Bund!
O so eile denn Schiff, mit allen günstigen Winden!
Strebe, mächtiger Kiel, trenne die schäumende Fluth!
Bringe dem fremden Hafen mich zu, damit mir der Goldschmidt
In der Werkstatt gleich ordne das himmlische Pfand.
Wahrlich! zur Kette soll das Kettchen werden, o Dora!
Neunmal umgebe sie dir, locker gewunden, den Hals!
Ferner schaff' ich noch Schmuck, den mannigfaltigsten; goldne
Spangen sollen dir auch reichlich verzieren die Hand:
Da wetteifre Rubin und Smaragd, der liebliche Sapphir
Stelle dem Hyacinth sich gegenüber, und Gold
Halte das Edelgestein in schöner Verbindung zusammen.
O, wie den Bräutigam freut einzig zu schmücken die Braut!
Seh' ich Perlen, so denk' ich an dich; bei jeglichem Ringe
Kommt mir der länglichen Hand schönes Gebild' in den Sinn.
Tauschen will ich und kaufen; du sollst das Schönste von allem
Wählen; ich widmete gern alle die Ladung nur dir.
Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft dein Geliebter:
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er dir auch.
Feine wollene Decken mit Purpursäumen, ein Lager
Zu bereiten, das uns traulich und weichlich empfängt;
Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Mich und dich und auch wohl noch ein Drittes darein.

Bilder der Hoffnung, täuſchet mein Herz! O mäßiget, Götter,
Dieſen gewaltigen Brand, der mir den Buſen durchtobt!
Aber auch ſie verlang' ich zurück, die ſchmerzliche Freude,
Wenn die Sorge ſich kalt, gräßlich gelaſſen, mir naht.
Nicht der Erinnyen Fackel, das Bellen der höllischen Hunde
Schreckt den Verbrecher ſo, in der Verzweiflung Gefild,
Als das gelaſſ'ne Geſpenſt mich ſchreckt, das die Schöne von fern mir
Zeiget: die Thüre ſteht wirklich des Gartens noch auf!
Und ein anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
Und die Feige gewährt ſtärkenden Honig auch ihm!
Lockt ſie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O, macht mich, ihr Götter,
Blind, verwiſchet das Bild jeder Erinnrung in mir!
Ja, ein Mädchen iſt ſie! und die ſich geſchwinde dem einen
Gibt, ſie kehret ſich auch ſchnell zu dem andern herum.
Lache nicht dießmal, Zeus, der frechgebrochenen Schwüre!
Donnere ſchrecklicher! Triff! — Halte die Blitze zurück!
Sende die ſchwankenden Wolken mir nach! Im nächtlichen Dunkel
Treffe dein leuchtender Blitz dieſen unglücklichen Maſt!
Streue die Planken umher, und gib der tobenden Welle
Dieſe Waaren, und mich gib den Delphinen zum Raub! —
Nun, ihr Muſen, genug! Vergebens ſtrebt ihr zu ſchildern,
Wie ſich Jammer und Glück wechſeln in liebender Bruſt.
Heilen könnet die Wunden ihr nicht, die Amor geſchlagen;
Aber Linderung kommt einzig, ihr Guten, von euch.

Der neue Pauſias.

und

ſein Blumenmädchen.

Pauſias von Sicyon, der Mahler, war als Jüngling in Glycceren, ſeine Mitbürgerin, verliebt, welche Blumenkränze zu winden einen ſehr erfinderiſchen Geiſt hatte. Sie wetteiferten mit einander, und er brachte die Nachahmung der Blumen zur größten Mannigfaltigkeit. Endlich mahlte er ſeine Geliebte, ſitzend, mit einem Kranze beſchäftigt. Dieſes Bild wurde für eins ſeiner beſten gehalten, und die Kranzwinderin oder Kranzhändlerin genannt, weil Glycere ſich auf dieſe Weiſe als ein armes Mädchen ernährt hatte. Lucius Lucullus kaufte eine Copie in Athen für zwey Talente. (Plinius B. XXXV. C. XL.)

Sie.

Schütte die Blumen nur her, zu meinen Füßen und deinen!
Welch ein chaotiſches Bild holder Verwirrung du ſtreuſt!

Er.

Du erſcheineſt als Liebe, die Elemente zu knüpfen;
Wie du ſie bindeſt, ſo wird nun erſt ein Leben daraus.

Sie.

Sanft berühre die Roſe, ſie bleib' im Körbchen verborgen;
Wo ich dich finde, mein Freund, öffentlich reich' ich ſie dir.

Er.

Und ich thu', als kennt' ich dich nicht, und danke dir freundlich;
Aber dem Gegengeſchenk weichet die Geberin aus.

Sie.

Reiche die Hyacinthe mir nun, und reiche die Nelke,
Daß die frühe zugleich neben der ſpäteren ſey.

Er.

Laß im blumigen Kreiſe zu deinen Füßen mich ſitzen,
Und ich fülle den Schoos dir mit der lieblichen Schaar.

Sie.

Reiche den Faden mir erſt; dann ſollen die Gartenverwandten,
Die ſich von ferne nur ſahn, neben einander ſich freun.

Er.

Was bewundr' ich zuerſt? was zuletzt? die herrlichen Blumen?
Oder der Finger Geſchick? oder der Wählerin Geiſt?

Sie.

Gib auch Blätter, den Glanz der blendenden Blumen zu mildern;
Auch das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz.

Er.

Sage, was wählſt du ſo lange bei dieſem Strauße? Gewiß iſt
Dieſer jemand geweiht, den du beſonders bedenkſt.

Sie.

Hundert Sträuße vertheil' ich des Tags, und Kränze die Menge;
Aber den ſchönſten doch bring' ich am Abende dir.

Er.

Ach! wie wäre der Mahler beglückt, der dieſe Gewinde
Mahlte, das blumige Feld, ach! und die Göttin zuerſt!

Sie.

Aber doch mäßig beglückt iſt der, mich dünkt, der am Boden
Hier ſitzt, dem ich den Kuß reichend noch glücklicher bin.

Er.

Ach, Geliebte, noch Einen! Die neidiſchen Lüfte des Morgens
Nahmen den erſten ſogleich mir von den Lippen hinweg.

Sie.

Wie der Frühling die Blumen mir gibt, ſo geb' ich die Küſſe
Gern dem Geliebten; und hier ſey mit dem Kuſſe der Kranz!

Er.

Hätt' ich das hohe Talent des Pauſias glücklich empfangen:
Nachzubilden dem Kranz wär' ein Geiſtreiſe des Tags!

Sie.

Schön iſt er wirklich. Sieh' ihn nur an! Es wechſeln die ſchönſten
Kinder Florens um ihn, bunt und gefällig, den Tanz.

Er.

In die Kelche verſenkt' ich mich dann, und erſchöpfte den ſüßen
Zauber, den die Natur über die Kronen ergoß.

Sie.

Und ſo fänd' ich am Abend noch friſch den gebundenen Kranz hier;
Unvermelklich ſprüch' uns von der Tafel er an.

Er.

Ach, wie fühl' ich mich arm und unvermögend! wie wünſcht' ich
Feſt zu halten das Glück, das mir die Augen verſengt!

Sie.

Unzufriedener Mann! Du biſt ein Dichter, und neideſt
Jenes Alten Talent? Brauche das deinige doch!

Er.

Und erreicht wohl der Dichter den Schmelz der farbigen Blumen?
Neben deiner Geſtalt bleibt nur ein Schatten ſein Werk!

Sie.

Aber vermag der Mahler wohl auszudrücken: ich liebe!
Nur dich lieb' ich, mein Freund! lebe für dich nur allein!

Er.

Ach! und der Dichter selbst vermag nicht zu sagen: ich liebe!
Wie du, himmlisches Kind, süß mir es schmeichelst in's Ohr.

Sie.

Viel vermögen sie beide; doch bleibt die Sprache des Kusses,
Mit der Sprache des Blicks, nur den Verliebten geschenkt.

Er.

Du vereinigest alles; du dichtest und mahlest mit Blumen:
Florens Kinder sind dir Farben und Worte zugleich.

Sie.

Nur ein vergängliches Werk entwindet der Hand sich des Mädchens
Jeden Morgen; die Pracht welkt vor dem Abende schon.

Er.

Auch so geben die Götter vergängliche Gaben, und locken
Mit erneutem Geschenk immer die Sterblichen an.

Sie.

Hat dir doch kein Strauß, kein Kranz des Tages gefehlet,
Seit dem ersten, der dich mir so von Herzen verband.

Er.

Ja, noch hängt er zu Hause, der erste Kranz, in der Kammer,
Welchen du mir, den Schmaus lieblich ammandelnd, gereicht.

Sie.

Da ich den Becher dir kränzte, die Rosenknospe hineinsiel,
Und du trankest, und riefst: Mädchen, die Blumen sind Gift!

Er.

Und dagegen du sagtest: sie sind voll Honig, die Blumen;
Aber die Biene nur findet die Süßigkeit aus.

Sie.

Und der rohe Timanth ergriff mich, und sagte: die Hummeln
Forschen des herrlichen Kelchs süße Geheimnisse wohl?

Er.

Und du wandtest dich weg, und wolltest fliehen; es stürzten,
Vor dem täppischen Mann, Körbchen und Blumen hinab.

Sie.

Und du riefst ihm gebietend: das Mädchen laß nur! die Sträuße,
So wie das Mädchen selbst, sind für den feineren Sinn.

Er.

Aber fester hielt er dich nur; es grinste der Lacher,
Und dein Kleid zerriß oben vom Nacken herab.

Sie.

Und du warfst in begeisterter Wuth den Becher hinüber,
Daß er am Schedel ihm, häßlich vergossen, erklang.

Er.

Wein und Zorn verblendeten mich; doch sah ich den weißen
Nacken, die herrliche Brust, die du bedecktest, im Blick.

Sie.

Welch ein Getümmel ward und ein Aufſtand! Purpurn das Blut lief,
Mit dem Weine vermiſcht, gräulich dem Gegner vom Haupt.

Er.

Dich nur ſah' ich, nur dich am Boden knieend, verdrießlich;
Mit der einen Hand hieltſt das Gewand du hinauf.

Sie.

Ach da flogen die Teller nach dir! Ich ſorgte, den edeln
Fremdling träfe der Wurf kreiſend geſchwungnen Metalls.

Er.

Und doch ſah ich nur dich, wie raſch mit der anderen Hand du
Körbchen, Blumen und Kranz ſammelteſt unter dem Stuhl.

Sie.

Schützend tratest du vor, daß nicht mich verletzte der Zufall,
Oder der zornige Wirth, weil ich das Mahl ihm geſtört.

Er.

Ja, ich erinn're mich noch; ich nahm den Teppich, wie einer,
Der auf dem linken Arm gegen den Stier ihn bewegt.

Sie.

Ruhe gebot der Wirth und ſinnige Freunde. Da ſchlüpft' ich
Sachte hinaus; nach dir wendet' ich immer den Blick.

Er.

Ach, du warſt mir verſchwunden! Vergebens ſucht' ich in allen
Winkeln des Hauſes herum, ſo wie auf Straßen und Markt.

Sie.

Schamhaft blieb ich verborgen. Das unbescholtene Mädchen,
Sonst von den Bürgern geliebt, war nun das Mädchen des Tags.

Er.

Blumen sah ich genug und Sträuße, Kränze die Menge;
Aber du fehltest mir, aber du fehltest der Stadt.

Sie.

Stille saß ich zu Hause. Da blätterte los sich vom Zweige
Manche Rose, so auch dorrte die Nelke dahin.

Er.

Mancher Jüngling sprach auf dem Platz: da liegen die Blumen!
Aber die Liebliche fehlt, die sie verbände zum Kranz.

Sie.

Kränze band ich indessen zu Hauf', und ließ sie verwelken.
Siehst du? da hangen sie noch, neben dem Herde, für dich.

Er.

Auch so welkte der Kranz, dein erstes Geschenk! Ich vergaß nicht
Ihn im Getümmel, ich hing neben dem Bett mir ihn auf.

Sie.

Abends betrachtet' ich mir die welkenden, saß noch und weinte,
Bis in der dunkelen Nacht Farbe nach Farbe verlosch.

Er.

Irrend ging ich umher, und fragte nach deiner Behausung;
Keiner der Eitelsten selbst konnte mir geben Bescheid.

Sie.

Keiner hat je mich besucht, und Keiner weiß die entlegne
Wohnung; die Größe der Stadt birget die Aermere leicht.

Er.

Irrend lief ich umher und flehte zur ſpähenden Sonne:
Zeige mir, mächtiger Gott, wo du im Winkel ihr ſcheinſt!

Sie.

Große Götter hörten dich nicht; doch Penia hört' es.
Endlich trieb die Noth nach dem Gewerbe mich aus.

Er.

Trieb nicht noch dich ein anderer Gott, den Beſchützer zu ſuchen?
Hatte nicht Amor für uns wechſelnde Pfeile getauſcht?

Sie.

Spähend ſucht' ich dich auf bei vollem Markt, und ich ſah dich!

Er.

Und es hielt' das Gedräng' keines der Liebenden auf.

Sie.

Schnell wir theilten das Volk, wir kamen zuſammen, du ſtandeſt,

Er.

Und du ſtandeſt vor mir, ja! und wir waren allein.

Sie.

Mitten unter den Menſchen! ſie ſchienen nur Sträucher und Bäume,

Er.

Und mir ſchien ihr Getöſ' nur ein Geriesel des Quells.

Sie.

Immer allein ſind Liebende ſich in der größten Verſammlung;
Aber ſind ſie zu zwey'n, ſtellt auch der Dritte ſich ein.

Er.

Amor, ja! er schmückt sich mit diesen herrlichen Kränzen.
Schütte die Blumen nun doch fort, aus dem Schoose den Rest!

Sie.

Nun, ich schüttle sie weg, die schönen. In deiner Umarmung,
Lieber, gebt mir auch heut wieder die Sonne nur auf.

Euphroſyne.

Auch von des höchſten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wanderers,
Der, am tosenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen dirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke, ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet ſich mir? und welche der Muſen
Sucht den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle dich mir, und täuſche, verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen; wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du ſeyſt von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied.
„Kennſt du mich, Guter, nicht mehr? Und käme dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?

Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entſchwang ſich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte, mein Bild noch feſt in des Freundes Erinn'rung
Eingeſchrieben, und noch ſchön durch die Liebe verklärt.
Ja, ſchon ſagt mir gerührt dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
Euphroſyne, ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umſtands.
Ach, wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches Kleine doch groß.
Denkſt du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Breter-Gerüſte,
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebteſt in mir britiſches Dichter-Gebild,
Drohteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen, und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet, hinweg.
Ach! da warſt du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Buſen, den Tod.

Endlich ſchlug die Augen ich auf, und ſah dich, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab' ich gefehlet,
O! ſo zeige mir an, wie mir das beſſ're gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
Wiederhol' ich ſo gern, wenn du mich leiteſt und lehrſt.
Aber du faßteſt mich ſtark und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, ſo rieſſt du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre ſie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beifall,
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefſten trafſt du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.
Ach, Natur, wie ſicher und groß in allem erſcheinſt du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt ſich das ewige Waſſer,
Aus der bewölkten Kluft, ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen, im Winter ſchon, heimliche Knoſpen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, dem köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;

Nicht der Jüngere ſchließt dem Aelteren immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umſonſt,
Steht ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schlossen geſtreift.
Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verſtellt über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe! Das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer ſtrebe ſo fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt ſteigenden Lebens, die Kunſt.
Sey mir lange zur Luſt, und eh' mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn. —
Alſo ſprachſt du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie ſprach ich ſo gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen, und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng' ſtaunender Hörer heraus!
Doch dort wirſt du nun ſeyn, und ſtehn, und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmſt ſie nicht mehr, die Töne des wachſenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, ſo frühe! geſtimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir andre gefallen,
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.

Aber du, vergeſſe mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworrnen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den du beſtimmteſt, gefällt;
Wenn ſie Mühe nicht ſpart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer ſie bringt;
Guter! dann gedenkeſt du mein, und rufeſt auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!
Vieles ſagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie ſie wollte; mich führt ſtreng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! ſchon zieht mich's dahin in ſchwankendem Eilen.
Einen Wunſch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn;
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneia's
Reiche, maſſenweiſ', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber,
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh herunter geſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,

Seh' ich als Schweſtern ſie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt."
Alſo ſprach ſie, und noch bewegte der liebliche Mund ſich
Weiter zu reden; allein ſchwirrend verſagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem ſchwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelaſſen hervor,
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verſchlangen
Wachſende Wolken, im Zug, beide Geſtalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden Waſſer
Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein mooſiger Fels ſtützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Bruſt; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen ſich an.

Das Wiederſehn.

Er.

Süße Freundin, noch Einen, nur Einen Kuß noch gewähre
Dieſen Lippen! Warum biſt du mir heute ſo karg?
Geſtern blühte wie heute der Baum; wir wechſelten Küſſe
Tauſendfältig; dem Schwarm Bienen verglichſt du ſie ja,
Wie ſie den Blüthen ſich nahn und ſaugen, ſchweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton ſüßen Genuſſes erſchallt.
Alle noch üben das holde Geſchäft. Und wäre der Frühling
Uns vorübergeflohn, eh' ſich die Blüthe zerſtreut?

Sie.

Träume, lieblicher Freund, nur immer! rede von geſtern!
Gerne hör' ich dich an, drücke dich redlich an's Herz.
Geſtern, ſagſt du? — Es war, ich weiß, ein köſtliches Geſtern;
Worte verklangen im Wort, Küſſe verdrängten den Kuß.
Schmerzlich war's zu ſcheiden am Abende, traurig die lange
Nacht von geſtern auf heut, die dem getrennten gebot.
Doch der Morgen kehret zurück. Ach! daß mir indeſſen
Zehnmal, leider! der Baum Blüthen und Früchte gebracht!

Amyntas.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber dein Mittel iſt hart.
Ach! mir ſchwanden die Kräfte dahin, dem Rathe zu folgen;
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſeyn.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich ſage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber, ach! das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Raſt nicht unaufhaltſam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: auch du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo beladne;
Sieh, der Epheu iſt Schuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faßte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief erſeufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir liſpelnde Klage ſich goß:
O verletze mich nicht! den treuen Gartengenoſſen,
Dem du, als Knabe, ſo früh, manche Genüſſe verdankt.

O verletze mich nicht! du reißest mit diesem Geflechte,
Das du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht selbst sie genährt, und sanft sie herauf mir erzogen?
Ist wie mein eigenes Land nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die meiner einzig bedürftig
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
Fasern senket sie fest mir in das Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir; was ich bedürfte, genießt sie,
Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gast, der geliebteste, maßet behende
Unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
Ja, die Verrätherin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
Freue des tödtenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Messer zurück! o Nikias, schone den Armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o, laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort! —
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze
Stufenweiſe geführt bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schoos hold in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb gefermet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,

Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachsen vorher ruhten im untern Organ.
Und so erreicht es zuerst die höchst bestimmte Vollendung,
Die bei manchem Geschlecht dich zum Erstaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf mastig strotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu seyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet sie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Gestalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht sich der Trieb der strebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achse gedrängt entscheidet der bergende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.
Also prangt die Natur in hoher voller Erscheinung,
Und sie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder gestuft.
Immer staunst du auf's neue, sobald sich am Stengel die Blume
Ueber dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung.
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand.
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,
Zwiefach streben sie vor, sich zu vereinen bestimmt.
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Strömen süßen Geruch, alles belebend, umher.

Nun vereinzelt ſchwellen ſogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterſchoos ſchwellender Früchte gehüllt.
Und hier ſchließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer ſogleich faſſet den vorigen an,
Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, ſo wie das Einzelne, ſey.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte beweat.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt.
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß,
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Herrmann und Dorothea.

Alſo das wäre Verbrechen, daß einſt Properz mich begeiſtert,
Daß Martial ſich zu mir auch, der verwegne, geſellt?
Daß ich die Alten nicht hinter mir ließ, die Schule zu hüten,
Daß ſie nach Latium gern mir in das Leben gefolgt?
Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe,
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja, ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmüthig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muſe, beſiehlſt mir allein.
Denn du biſt es allein, die noch mit die innere Jugend
Friſch erneueſt, und ſie mir bis zu Ende verſprichſt.
Aber verdopple nunmehr, o Göttin, die heilige Sorgfalt!
Ach! die Scheitel umwallt reichlich die Locke nicht mehr:
Da bedarf man der Kränze, ſich ſelbſt und Andre zu tauſchen;
Kränzte doch Cäſar ſelbſt nur aus Bedürfniß das Haupt.
Haſt du ein Lorbeerreis mir beſtimmt, ſo laß es am Zweige
Weiter grünen, und gib einſt es dem Würdigern hin;
Aber Roſen winde genug zum häuslichen Kranze;
Bald als Lilie ſchlingt ſilberne Locke ſich durch.
Schüre die Gattin das Feuer, auf reinlichem Herde zu kochen!
Werfe der Knabe das Reis, ſpielend, geſchäftig dazu!

Laß im Becher nicht fehlen den Wein! Geſprächige Freunde,
Gleichgeſinnte, herein! Kränze, ſie warten auf euch.
Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeres
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.
Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen?
Doch Homeride zu ſeyn, auch nur als letzter, iſt ſchön.
Darum höret das neuſte Gedicht! Noch einmal getrunken!
Euch beſteche der Wein, Freundſchaft und Liebe das Ohr.
Deutſche ſelber führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung,
Wo ſich, nah der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht,
Uns begleite des Dichters Geiſt, der ſeine Luiſe
Raſch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.
Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber;
Aber es ſiege der Muth in dem geſunden Geſchlecht.
Hab' ich euch Thränen in's Auge gelockt, und Luſt in die Seele
Singend geflößt, ſo kommt, drücket mich herzlich an's Herz!
Weiſe denn ſey das Geſpräch! Uns lehret Weisheit am Ende
Das Jahrhundert; wen hat das Geſchick nicht geprüft?
Blicket heiterer nun auf jene Schmerzen zurücke,
Wenn euch ein fröhlicher Sinn manches entbehrlich erklärt,
Menſchen lernten wir kennen und Nationen; ſo laßt uns,
Unſer eigenes Herz kennend, uns deſſen erfreun.

Epiſteln.

Gerne hätt' ich fortgeſchrieben.
Aber es iſt liegen blieben.

Erſte Epiſtel.

Jetzt da jeglicher lieſ't und viele Leier das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, ſelbſt die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit ſeltner Fertigkeit pfropfen,
Soll auch ich, du willſt es, mein Freund, dir über das Schreiben
Schreibend die Menge vermehren und meine Meinung verkünden,
Daß auch Andere wieder darüber meinen und immer
So in's Unendliche fort die ſchwankende Woge ſich wälze.
Doch ſo fähret der Fiſcher dem hohen Meer zu, ſobald ihm
Günſtig der Wind und der Morgen erſcheint; er treibt ſein Gewerbe,
Wenn auch hundert Geſellen die blinkende Fläche durchkreuzen.

Edler Freund, du wünſcheſt das Wohl des Menſchengeſchlechtes,
Unſerer Deutſchen beſonders und ganz vorzüglich des nächſten
Bürgers, und fürchteſt die Folgen gefährlicher Bücher; wir haben
Leider oft ſie geſehen. Was ſollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrſcher bewirken?
Ernſt und wichtig erſcheint mir die Frage, doch trifft ſie mich eben
In vergnüglicher Stimmung. Im warmen heiteren Wetter
Glänzet fruchtbar die Gegend; mir bringen liebliche Lüfte
Ueber die wallende Fluth ſüß duftende Kühlung herüber,

Und dem Heitern erscheint die Welt auch heiter, und ferne
Schwebt die Sorge mir nur in leichten Wölkchen vorüber.

Was mein leichter Griffel entwirft, ist leicht zu vertilgen,
Und viel tiefer prägt sich nicht der Eindruck der Lettern,
Die, so sagt man, der Ewigkeit trotzen. Freilich an viele
Spricht die gedruckte Columne; doch bald, wie jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergißt, die behaglichen Züge,
So vergißt er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt.

Reden schwanken so leicht herüber hinüber, wenn viele
Sprechen und jeder nur sich im eigenen Worte, sogar auch
Nur sich selbst im Worte vernimmt, das der Andere sagte.
Mit den Büchern ist es nicht anders. Lies't doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so lies't er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Sag' ich, wie ich es denke, so scheint durchaus mir, es bildet
Nur das Leben den Mann und wenig bedeuten die Worte.
Denn zwar hören wir gern, was unsre Meinung bestätigt,
Aber das Hören bestimmt nicht die Meinung; was uns zuwider
Wäre, glaubten wir wohl dem künstlichen Redner; doch eilet
Unser befreites Gemüth, gewohnte Bahnen zu suchen.
Sollen wir freudig horchen und willig gehorchen, so mußt du
Schmeicheln. Sprichst du zum Volke, zu Fürsten und Königen, Allen

Magſt du Geſchichten erzählen, worin als wirklich erſcheinet,
Was ſie wünſchen, und was ſie ſelber zu leben begehrten.

Wäre Homer von allen gehört, von allen geleſen,
Schmeichelt' er nicht dem Geiſte ſich ein, es ſey auch der Hörer
Wer er ſey, und klinget nicht immer im hohen Pallaſte,
In des Königes Zelt, die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyſſens wandernde Klugheit
Auf dem Markte ſich beſſer, da wo ſich der Bürger verſammelt?
Dort ſieht jeglicher Held in Helm und Harniſch, es ſiehet hier
Sich der Bettler ſogar in ſeinen Lumpen veredelt.

Alſo hört' ich einmal, am wohlgepflaſterten Ufer
Jener Neptuniſchen Stadt, allwo man gefügelte Löwen
Göttlich verehrt, ein Mährchen erzählen. Im Kreiſe geſchloſſen,
Drängte das horchende Volk ſich um den zerlumpten Rhapſoden.
Einſt, ſo ſprach er, verſchlug mich der Sturm an's Ufer der Inſel,
Die Utopien heißt. Ich weiß nicht, ob ſie ein Andrer
Dieſer Geſellſchaft jemals betrat; ſie lieget im Meere
Links von Herkules Säulen. Ich ward gar freundlich empfangen;
In ein Gaſthaus führte man mich, woſelbſt ich das beſte
Eſſen und Trinken fand und weiches Lager und Pflege.
So verſtrich ein Monat geſchwind. Ich hatte des Kummers
Völlig vergeſſen und jeglicher Noth; da fing ſich im Stillen
Aber die Sorge nun an: wie wird die Zeche dir leider
Nach der Mahlzeit bekommen? Denn nichts enthielte der Seckel.
Reiche mir weniger! bat ich den Wirth; er brachte nur immer
Deſto mehr. Da wuchs mir die Angſt, ich konnte nicht länger
Eſſen und ſorgen, und ſagte zuletzt: Ich bitte, die Zeche
Billig zu machen, Herr Wirth! Er aber mit finſterem Auge

Sah von der Seite mich an, ergriff den Knittel und ſchwenkte
Unbarmherzig ihn über mich her und traf mir die Schultern,
Traf den Kopf und hätte beinah mich zu Tode geſchlagen.
Eilend lief ich davon und ſuchte den Richter; man holte
Gleich den Wirth, der ruhig erſchien und bedächtig verſetzte:

Alſo muß' es allen ergehn, die das heilige Gaſtrecht
Unſerer Inſel verletzen und, unanſtändig und gottlos,
Zeche verlangen vom Manne, der ſie doch höflich bewirthet.
Sollt' ich ſolche Beleidigung dulden im eigenen Hauſe?
Nein! es hätte fürwahr ſtatt meines Herzens ein Schwamm nur
Mir im Buſen gewohnt, wofern ich dergleichen gelitten.

Darauf ſagte der Richter zu mir: Vergeſſet die Schläge,
Denn ihr habt die Strafe verdient, ja ſchärfere Schmerzen;
Aber wollt ihr bleiben und mitbewohnen die Inſel,
Müſſet ihr euch erſt würdig beweiſen und tüchtig zum Bürger.
Ach! verſetzt' ich, mein Herr, ich habe leider mich niemals
Gerne zur Arbeit gefügt. So hab' ich auch keine Talente,
Die den Menſchen bequemer ernähren; man hat mich im Spott nur
Hans Ohnſorge genannt und mich von Hauſe vertrieben.

O ſo ſey uns gegrüßt! verſetzte der Richter; du ſollſt dich
Oben ſetzen zu Tiſch, wenn ſich die Gemeine verſammelt,
Sollſt im Rathe den Platz, den du verdieneſt, erhalten.
Aber hüte dich wohl, daß nicht ein ſchändlicher Rückfall
Dich zur Arbeit verleite, daß man nicht etwa das Grabſcheit
Oder das Ruder bei dir im Hauſe finde, du wäreſt
Gleich auf immer verloren und ohne Nahrung und Ehre.
Aber auf dem Markte zu ſitzen, die Arme geſchlungen

Ueber dem ſchwellenden Bauch, zu hören luſtige Lieder
Unſerer Sänger, zu ſehn die Tänze der Mädchen, der Knaben
Spiele, das werde dir Pflicht, die du gelobeſt und ſchwöreſt.

So erzählte der Mann, und heiter waren die Stirnen
Aller Hörer geworden, und alle wünſchten des Tages
Solche Wirthe zu finden, ja ſolche Schläge zu dulden.

Zweyte Epistel.

Würdiger Freund, du runzelst die Stirn; dir scheinen die Scherze
Nicht am rechten Orte zu seyn; die Frage war ernsthaft,
Und besonnen verlangst du die Antwort; da weiß ich, beim Himmel!
Nicht, wie eben sich mir der Schalk im Busen bewegte.
Doch ich fahre bedächtiger fort. Du sagst mir: so möchte
Meinetwegen die Menge sich halten im Leben und Lesen,
Wie sie könnte; doch denke dir nur die Töchter im Hause,
Die mir der kuppelnde Dichter mit allem Bösen bekannt macht.

Dem ist leichter geholfen, versetzt' ich, als wohl ein andrer
Denken möchte. Die Mädchen sind gut und machen sich gerne
Was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
Daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie vom Winzer
Oder vom Kaufmann geliefert die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Oeffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Laß der andern die Küche zum Reich; da gibt es, wahrhaftig!
Arbeit genug, das tägliche Mahl, durch Sommer und Winter,
Schmackhaft stets zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
Bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahreszeit gibt, das bringt sie bei Zeiten
Dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
Klug zu wechseln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
Denkt sie an Vorrath schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
Gährt ihr der kräftige Kohl, und reifen im Essig die Gurken;
Aber die luftige Kammer bewahrt ihr die Gaben Pomonens.
Gerne nimmt sie das Lob vom Vater und allen Geschwistern,
Und mißlingt ihr etwas, dann ist's ein größeres Unglück,
Als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren Hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Eine Schwester besorget den Garten, der schwerlich zur Wildniß,
Deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist,
Sondern in zierliche Beete getheilt, als Vorhof der Küche,
Nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Patriarchalisch erzeuge so selbst dir ein kleines gedrängtes
Königreich und bevölk're dein Haus mit treuem Gesinde.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen, und stille
Weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die Nadel
Ruht im Jahre nicht leicht: denn noch so häuslich im Hause,

Mögen sie öffentlich gern als müßige Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das Waschen und Bügeln,
Hundertfältig seitdem in weißer arkadischer Hülle
Sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten, und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich! wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
Niemals wär' ich verlegen um Arbeit, sie machen sich Arbeit
Selber genug, es sollte kein Buch im Laufe des Jahres
Ueber die Schwelle mir kommen, vom Bücherverleiher gesendet.

Epigramme.

Venedig 1790.

Wie man Geld und Zeit verthan,
Zeigt das Büchlein lustig an.

1.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen sie bunte Reihe; der ziegenagefüßete Pausback
Zwingt den heiseren Ton wild aus dem schmetternden Horn.
Cymbeln, Trommeln erklingen; wir sehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel! wie schmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verscheuchet kein Lärm, noch weniger scheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erst sich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod; und die Asche da drinnen
Scheint, im stillen Bezirk, noch sich des Lebens zu freun.
So umgebe denn spät den Sarkophagen des Dichters
Diese Rolle, von ihm reichlich mit Leben geschmückt.

2.

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich, vom Felsen herab, Epheu zu Kränzen geschmückt,
Sah den emsigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Ueber die Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind:
Da gesellten die Musen sich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgerissnes Gespräch, wie es den Wanderer freut.

3.

Immer halt' ich die Liebste begierig im Arme geschlossen,
Immer drängt sich mein Herz fest an den Busen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
Weichling! schölte mich Einer, und so verdringst du die Tage?
Ach, ich verbringe sie schlimm! Höre nur, wie mir geschieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens;
Schon den zwanzigsten Tag schleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es schmeichelt der Kämm'rer,
Und der Bediente vom Platz sinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, so faßt mich der Meister der Posten,
Postillone sind Herrn, denn die Dogane dazu!
„Ich verstehe dich nicht! du widersprichst dir! du schienest
Paradiesisch zu ruhn, ganz, wie Rinaldo, beglückt."
Ach! ich verstehe mich wohl: es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schoos.

4.

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Wege,
Noch ist der Fremde gepreßt, stell' er sich, wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder sorgt nur für sich, mißtrauet dem Andern, ist eitel,
Und die Meister des Staats sorgen nur wieder für sich.
Schön ist das Land; doch ach! Faustinen find' ich nicht wieder.
Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

5.

In der Gondel lag ich gestreckt und fuhr durch die Schiffe,
Die in dem großen Kanal, viele befrachtete, stehn.

Mancherlei Waare findeſt du da für manches Bedürfniß,
Weizen, Wein und Gemüs, Scheite, wie leichtes Geſträuch.
Pfeilſchnell drangen wir durch; da traf ein verlorener Lorbeer
Derb mir die Wangen. Ich rief: Daphne, verletzeſt du mich?
Lohn erwartet' ich eher! Die Nymphe liſpelte lächelnd:
Dichter ſünd'gen nicht ſchwer. Leicht iſt die Strafe. Nur zu!

6.

Seh' ich den Pilgrim, ſo kann ich mich nie der Thränen enthalten.
O, wie beſeliget uns Menſchen ein falſcher Begriff!

7.

Eine Liebe hatt' ich, ſie war mir lieber als alles!
Aber ich hab' ſie nicht mehr! Schweig', und ertrag' den Verluſt!

8.

Dieſe Gondel vergleich' ich der ſanft einſchaukelnden Wiege,
Und das Käſtchen darauf ſcheint ein geräumiger Sarg.
Recht ſo! Zwiſchen der Wieg' und dem Sarg wir ſchwanken und ſchweben
Auf dem großen Kanal ſorglos durch's Leben dahin.

9.

Feyerlich ſehn wir neben dem Doge den Nuncius gehen;
Sie begraben den Herrn, einer verſiegelt den Stein.
Was der Doge ſich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernſt dieſes Gepränges gewiß.

10.

Warum treibt sich das Volk so, und schreit? Es will sich ernähren,
Kinder zeugen, und die nähren, so gut es vermag.
Merke dir, Reisender, das, und thue zu Hause desgleichen!
Weiter bringt es kein Mensch, stell' er sich, wie er auch will.

11.

Wie sie klingeln die Pfaffen! Wie angelegen sie's machen,
Daß man komme, nur ja plappre, wie gestern so heut!
Scheltet mir nicht die Pfaffen; sie kennen des Menschen Bedürfniß!
Denn wie ist er beglückt, plappert er morgen wie heut!

12.

Mache der Schwärmer sich Schüler, wie Sand am Meere — der Sand ist
Sand; die Perle sey mein, du, o vernünftiger Freund!

13.

Süß den sprossenden Klee mit weichlichen Füßen im Frühling,
Und die Wolle des Lamms tasten mit zärtlicher Hand;
Süß voll Blüthen zu sehn die neulebendigen Zweige,
Dann das grünende Laub locken mit sehnendem Blick.
Aber süßer, mit Blumen dem Busen der Schäferin schmeicheln;
Und dieß vielfache Glück läßt mich entbehren der May.

14.

Diesem Ambos veraleich' ich das Land, den Hammer dem Herrscher,
Und dem Volke das Blech, das in der Mitte sich krümmt.

Wehe dem armen Blech! wenn nur willkürliche Schläge
Ungewiß treffen, und nie fertig der Kessel erscheint.

15.

Schüler macht sich der Schwärmer genug, und rühret die Menge,
Wenn der vernünftige Mann einzelne Liebende zählt.
Wunderthätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde:
Werke des Geist's und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

16.

Mache zum Herrscher sich der, der seinen Vortheil verstehet:
Doch wir wählten uns den, der sich auf unsern versteht.

17.

Noth lehrt beten, man sagt's; will einer es lernen, er gehe
Nach Italien! Noth findet der Fremde gewiß.

18.

Welch ein heftig Gedränge nach diesem Laden! Wie emsig
Wägt man, empfängt man das Geld, reicht man die Waare dahin!
Schnupftaback wird hier verkauft. Das heißt sich selber erkennen!
Nieswurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

19.

Jeder Edle Venedigs kann Doge werden; das macht ihn
Gleich als Knaben so fein, eigen, bedächtig und stolz.
Darum sind die Oblaten so zart im katholischen Welschland;
Denn aus demselbigen Teig weihet der Priester den Gott.

20.

Kubig am Arſenal ſtehn zwey altgriechiſche Löwen;
Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Thurm und Kanal.
Käme die Mutter der Götter herab, es ſchmiegten ſich beide
Vor den Wagen, und ſie freute ſich ihres Geſpanns.
Aber nun ruhen ſie traurig; der neue geflügelte Kater
Schnurret überall, und ihn nennet Venedig Patron.

21.

Emſig wallet der Pilger! Und wird er den Heiligen finden?
Hören und ſehen den Mann, welcher die Wunder gethan?
Nein, es führte die Zeit ihn hinweg: du findeſt nur Reſte,
Seinen Schedel, ein Paar ſeiner Gebeine verwahrt.
Pilgrime ſind wir Alle, die wir Italien ſuchen;
Nur ein zerſtreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.

22.

Jupiter Pluvius, heut erſcheinſt du ein freundlicher Dämon;
Denn ein vielfach Geſchenk gibſt du in Einem Moment:
Gibſt Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachsthum;
Manches kleine Gedicht gibſt du dem Büchelchen hier.

23.

Gehe nur, tränke nur fort die rothbemäntelten Frösche,
Wäſſ're das durſtende Land, daß es uns Broccoli ſchickt.
Nur durchwäſſ're mir nicht dieß Büchlein; es ſey mir ein Fläſchchen
Reinen Araks, und Punſch mache ſich jeder nach Luſt.

24.

Sanct Johannes im Koth heißt jene Kirche; Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sanct Markus im Koth.

25.

Haſt du Bajä geſehn, ſo kennſt du das Meer und die Fiſche.
Hier iſt Venedig; du kennſt nun auch den Pfuhl und den Froſch.

26.

Schläfſt du noch immer? Nur ſtill, und laß mich ruhen; erwach' ich,
Nun, was ſoll ich denn hier? Breit iſt das Bette, doch leer.
Iſt überall ja doch Sardinien, wo man allein ſchläft;
Tibur, Freund, überall, wo dich die Liebliche weckt.

27.

Alle Nenn, ſie winkten mir oft, ich meine die Muſen;
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schooß.
Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Muſen verlaſſen,
Und ich ſchielte verwirrt, ſuchte nach Meſſer und Strick.
Doch von Göttern iſt voll der Olymp; du kannſt mich zu retten,
Langeweile! du biſt Mutter der Muſen gegrüßt.

28.

Welch ein Mädchen ich wünſche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab' ſie,
Wie ich ſie wünſche, das heißt, dünkt mich, mit Wenigem Viel.
An dem Meere ging ich, und ſuchte mir Muſcheln. In einer
Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

29.

Vieles hab' ich verſucht, gezeichnet, in Kupfer geſtochen,
Oft gemahlt, in Thon hab' ich auch manches gedruckt,

Unbeſtändig jedoch, und nichts gelernt noch geleiſtet;
Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meiſterſchaft nah:
Deutſch zu ſchreiben. Und ſo verderb' ich unglücklicher Dichter
In dem ſchlechteſten Stoff leider nun Leben und Kunſt.

30.

Schöne Kinder tragt ihr, und ſteht mit verdeckten Geſichtern,
Bettelt: das heißt, mit Macht reden an's männliche Herz.
Jeder wünſcht ſich ein Knäbchen, wie ihr das Dürftige zeiget,
Und ein Liebchen, wie man's unter dem Schleier ſich denkt.

31.

Das iſt dein eigenes Kind nicht, worauf du betteiſt, und rührſt mich;
O, wie rührt mich erſt die, die mir mein eigenes bringt!

32.

Warum leckſt du dein Mäulchen, indem du mir eilig begegneſt?
Wohl, dein Züngelchen ſagt mir, wie geſprächig es ſey.

33.

Sämmtliche Künſte lernt und treibet der Deutſche; zu jeder
Zeigt er ein ſchönes Talent, wenn er ſie ernſtlich ergreift.
Eine Kunſt nur treibt er, und will ſie nicht lernen, die Dichtkunſt.
Darum pfuſcht er auch ſo; Freunde, wir haben's erlebt.

34. a)

Oft erklärt ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter!
Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:

Erſtlich freundliche Wohnung, dann leidlich zu eſſen, zu trinken
Gut; der Deutſche verſteht ſich auf den Nektar, wie ihr.
Dann geziemende Kleidung und Freunde, vertraulich zu ſchwatzen;
Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Dieſe fünf natürlichen Dinge verlang' ich vor allem.
Gebet mir ferner dazu Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb' und ihre Geſchichten vernehme;
Gebt mir ein reines Gefühl, was ſie in Künſten gethan.
Anſehn gebt mir im Volke, verſchafft bei Mächtigen Einfluß,
Oder was ſonſt noch bequem unter den Menſchen erſcheint;
Gut — ſchon dank' ich euch, Götter; ihr habt den glücklichſten Menſchen
Ebenſo fertig: denn ihr gönntet das Meiſte mir ſchon.

34. b)

Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freilich der meine;
Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber ſo wende nach innen, ſo wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſeyn.
Doch was prieſeſt du Ihn, den Thaten und Werke verkünden?
Und beſtochen erſchien deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große ſelten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand brauchte' ich zu danken als ihm, und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht, als ein Dichter, verſtand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutſchland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich leſen.
England! freundlich empfingſt du den zerrütteten Gaſt.

Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chinese
Mahlet, mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir Augustus und Mäcen.

35.

Eines Menschen Leben, was ist's? Doch Tausende können
Reden über den Mann, was er und wie er's gethan.
Weniger ist ein Gedicht; doch können es Tausend genießen,
Tausende tadeln. Mein Freund, lebe nur, dichte nur fort!

36.

Müde war ich geworden, nur immer Gemählde zu sehen,
Herrliche Schätze der Kunst, wie sie Venedig bewahrt.
Denn auch dieser Genuß verlangt Erholung und Muße;
Nach lebendigem Reiz suchte mein schmachtender Blick.
Gauklerin! da ersah ich in dir zu den Bübchen das Urbild,
Wie sie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemahlt,
Wie sie Paul Veronese mit Bechern dem Bräutigam senket,
Dessen Gäste, getäuscht, Wasser genießen für Wein.

37.

Wie, von der künstlichen Hand geschnitzt, das liebe Figürchen,
Weich und ohne Gebein, wie die Moluska nur schwimmt!
Alles ist Glied, und alles Gelenk, und alles gefällig,
Alles nach Maßen gebaut, alles nach Willkür bewegt.
Menschen hab' ich gekannt, und Thiere, so Vögel als Fische,
Manches besondre Gewürm, Wunder der großen Natur;
Und doch staun' ich dich an, Bettine, liebliches Wunder,
Die du alles zugleich bist, und ein Engel dazu.

38.

Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel;
Jupiter ſieht dich, der Schalk, und Ganymed iſt beſorgt.

39.

Wende die Füßchen zum Himmel nur ohne Sorge! Wir ſtrecken
Arme betend empor; aber nicht ſchuldlos, wie du.

40.

Seitwärts neigt ſich dein Hälschen. Iſt das ein Wunder? Es trüget
Oft dich Ganze; du biſt leicht, nur dem Hälschen zu ſchwer.
Mir iſt ſie gar nicht zuwider die ſchiefe Stellung des Köpfchens;
Unter ſchönerer Laſt beugte kein Nacken ſich je.

41.

So verwirret mit dumpf willkürlich verwebten Geſtalten,
Hölliſch und trübe geſinnt, Breughel den ſchwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptiſchen Bildern,
Menſchen und Grillen zugleich, unſer geſundes Gehirn;
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Centauren
Singend mit Macht Neugier in dem verwunderten Ohr;
So beweget ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
Vorwärts glaubet zu gehn, alles veränderlich ſchwebt:
So verwirret uns Bettine, die holden Glieder verwachſelnd;
Doch erfreut ſie uns gleich, wenn ſie die Sohlen betritt.

42.

Gern überſchreit' ich die Gränze, mit breiter Kreide gezogen.
Macht ſie Bottegha, das Kind, drängt ſie mich artig zurück.

43.

„Ach! mit diesen Seelen, was macht er? Jesus Maria!
„Bündelchen Wäsche sind das, wie man zum Brunnen sie trägt.
„Wahrlich, sie fällt! Ich halt' es nicht aus! Komm, gehn wir! Wie zierlich!
„Sieh nur, wie stehst sie, wie leicht! Alles mit Lächeln und Lust!"
Altes Weib, du bewunderst mit Recht Bettinen! du scheinst mir
Jünger zu werden und schön, da dich mein Liebling erfreut.

44.

Alles seh' ich so gerne von dir; doch seh' ich am liebsten,
Wenn der Vater behend über dich selber dich wirft,
Du dich im Schwung überschlägst und, nach dem tödtlichen Sprunge,
Wieder stehest und läufst, eben ob nichts wär' geschehn.

45.

Schon entrunzelt sich jedes Gesicht; die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armuth fliehn, Glückliche glaubt man zu sehn.
Dir erweicht sich der Schiffer, und klopft dir die Wange; der Seckel
Thut sich dir kärglich zwar, aber er thut sich doch auf,
Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel, und richt dir,
Eben als stehtest du laut bei den Mirakeln Antons,
Bei des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der seligsten Jungfrau,
Bei der feurigen Qual, welche die Seelen durchfegt.

Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höke, der Bettler
Drängt ſich, und freut ſich bei dir, daß er ein Kind iſt,
wie du.

46.

Dichten iſt ein luſtig Metier; nur find' ich es theuer:
Wie dieß Büchlein mir wächſt, gehn die Zechinen mir fort.

47.

„Welch ein Wahnſinn ergriff dich Müßigen? Hältſt du nicht
inne?
Wird dieß Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!“
Wartet, ich ſinge die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einſt beſſer begreife, wie jetzt.
Doch Bettinen ſing ich indeß; denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, ſuchen und finden ſich gern.

48.

Böcke, zur Linken mit euch! ſo ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr ſollt ruhig zur Rechten mir ſtehn!
Wohl! Doch eines iſt noch von ihm zu hoffen; dann ſagt er:
Send, Vernünftige, mir grad' gegenüber geſtellt!

49.

Wißt ihr, wie ich gewiß zu Hunderten euch Epigramme
Fertige? Führet mich nur weit von der Liebſten hinweg!

50.

Alle Freiheits-Apoſtel, ſie waren mir immer zuwider;
Willkür ſuchte doch nur jeder am Ende für ſich.

Willst du viele befrein, so wag' es vielen zu dienen.
Wie gefährlich das sey; willst du es wissen? Versuch's!

51.

Könige wollen das Gute, die Demagogen desgleichen,
Sagt man; doch irren sie sich: Menschen, ach, sind sie, wie wir.
Nie gelingt es der Menge, für sich zu wollen; wir wissen's:
Doch wer verstehet, für uns alle zu wollen; er zeig's.

52.

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreyßigsten Jahre;
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrogne der Schelm.

53.

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
Große gingen zu Grunde: doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

54.

Tolle Zeiten hab' ich erlebt, und hab' nicht ermangelt,
Selbst auch thöricht zu seyn, wie es die Zeit mir gebot.

55.

Sage, thun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betriegen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!
Ungeschickt und wild sind alle rohe Betrognen;
Seyd nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an.

56.

Fürſten prägen ſo oft auf kaum verſilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betriegt ſich das Volk.
Schwärmer prägen den Stempel des Geiſt's auf Lügen und Unſinn;
Wem der Probierſtein fehlt hält ſie für redliches Gold.

57.

Jene Menſchen ſind toll, ſo ſagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
Mir auch ſcheinen ſie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weiſe Sprüche, wenn, ach! Weisheit im Sklaven verſtummt.

58.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache geſprochen,
Hald nur geachtet den Mann, dem ſie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geſchieht.

59.

„Seyd doch nicht ſo frech, Epigramme!“ Warum nicht? Wir ſind nur
Ueberſchriften; die Welt hat die Kapitel des Buchs.

60.

Wie dem hohen Apoſtel ein Tuch voll Thiere gezeigt ward,
Rein und unrein, zeigt, Lieber, das Büchlein ſich dir.

61.

Ein Epigramm, ob wohl es gut ſey? Kannſt du's entſcheiden?
Weiß man doch eben nicht ſtets, was er ſich dachte, der Schalk.

62.

Um ſo gemeiner es iſt, und näher dem Neide, der Mißgunſt;
Um ſo eher begreifſt du das Gedichtchen gewiß.

63.

Chloe ſchwöret, ſie liebt mich; ich glaub's nicht. Aber ſie liebe dich!
Sagt mir ein Kenner. Schon gut; glaubt' ich's, da wär es vorbei.

64.

Niemand liebſt du, und mich, Philarchos, liebſt du ſo heftig.
Iſt denn kein anderer Weg, mich zu bezwingen, als der?

65.

Iſt denn ſo groß das Geheimniß, was Gott und der Menſch und die Welt ſey?
Nein! Doch Niemand hört's gerne; da bleibt es geheim.

66.

Vieles kann ich ertragen. Die meiſten beſchwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige ſind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabacks, Wanzen und Knoblauch und †.

67.

Längſt ſchon hätt' ich euch gern von jenen Thierchen geſprochen,
Die ſo zierlich und ſchnell fahren dahin und daher.
Schlängelchen ſcheinen ſie gleich, doch vierfüßet; ſie laufen,
Kriechen und ſchleichen, und leicht ſchleppen die Schwänzchen ſie nach.

Seht, hier ſind ſie! und hier! Nun ſind ſie verſchwunden!
Wo ſind ſie?
Welche Ritze, welch Kraut nahm die Entfliehenden auf?
Wollt ihr mir's künftig erlauben, ſo nenn' ich die Thierchen
Lacerten;
Denn ich brauche ſie noch oft als gefälliges Bild.

68.

Wer Lacerten geſehn, der kann ſich die zierlichen Mädchen
Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich ſind ſie, und gleiten, ſtehen und ſchwatzen,
Und es rauſcht das Gewand hinter den eilenden drein.
Sieh, hier iſt ſie! und hier! Verlierſt du ſie einmal, ſo ſuchſt
du
Sie vergebens; ſo bald kommt ſie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht ſcheuſt, nicht Gäßchen und
Treppchen,
Folg' ihr, wie ſie dich lockt, in die Spelunke hinein!

69.

Was Spelunke nun ſey, verlangt ihr zu wiſſen? Da wird ja
Faſt zum Lexikon dieß epigrammatiſche Buch.
Dunkele Häuſer ſind's in engen Gäßchen; zum Kaffee
Führt dich die Schöne, und ſie zeigt ſich geſchäftig, nicht du.

70.

Zwey der feinſten Lacerten, ſie hielten ſich immer zuſammen;
Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.
Siehſt du beide zuſammen, ſo wird die Wahl dir unmöglich;
Jede beſonders, ſie ſchien einzig die ſchönſte zu ſeyn.

71.

Heilige Leute, sagt man, sie wollten besonders dem Sünder
und der Sünderin wohl. Geht's mir doch eben auch so.

72.

Wär' ich ein häusliches Weib, und hätte, was ich bedürfte,
Treu seyn wollt' ich und fromm, herzen und küssen den
Mann.
So sang, unter andern gemeinen Liedern, ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.

73.

Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so
lieben;
Denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der
Hund.

74.

Frech wohl bin ich geworden; es ist kein Wunder. Ihr Götter,
Wißt, und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und
treu.

75.

„Hast du nicht gute Gesellschaft gesehn? Es zeigt uns dein
Büchlein
Fast nur Gaukler und Volk, ja was noch niedriger ist."
Gute Gesellschaft hab' ich gesehn, man nennt sie die gute,
Wenn sie zum kleinsten Gedicht keine Gelegenheit gibt.

76.

Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
Das zu fragen; denn meist will es mit vielen nicht viel.

Einen Dichter zu bilden, die Abſicht wär' ihm gelungen,
Hätte die Sprache ſich nicht unüberwindlich gezeigt.

77.

Mit Botanik gibſt du dich ab? mit Optik? Was thuſt du?
Iſt es nicht ſchönrer Gewinn, rühren ein zärtliches Herz?
Ach, die zärtlichen Herzen! Ein Pfuſcher vermag ſie zu rühren;
Sey es mein einziges Glück, dich zu berühren, Natur!

78.

Weiß hat Newton gemacht aus allen Farben. Gar manches
Hat er euch weis gemacht das ihr ein Säculum glaubt.

79.

„Alles erklärt ſich wohl," ſo ſagt mir ein Schüler, „aus jenen
Theorien, die uns weislich der Meiſter gelehrt."
Habt ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

80.

Wenn auf beſchwerlichen Reiſen ein Jüngling zur Liebſten ſich
windet,
Hab' er dieß Büchlein; es iſt reizend und tröſtlich zugleich.
Und erwartet dereinſt ein Mädchen den Liebſten, ſie halte
Dieſes Büchlein, und nur, kommt er, ſo werfe ſie's weg.

81.

Gleich den Winken des Mädchens, des eilenden, welche verſtohlen
Im Vorbeigehn nur freundlich mir ſtreifet den Arm,
So vergönnt, ihr Muſen, dem Reiſenden kleine Gedichte:
O, behaltet dem Freund größere Gunſt noch bevor!

82.

Wenn, in Wolken und Dünste verhüllt, die Sonne nur trübe
Stunden sendet, wie still wandeln die Pfade mir fort!
Dränget Regen den Wandrer, wie ist uns des ländlichen Daches
Schirm willkommen! Wie sanft ruht sich's in stürmischer Nacht!
Aber die Göttin kehret zurück! Schnell scheuche die Nebel
Von der Stirne hinweg! Gleiche der Mutter Natur!

83.

Willst du mit reinem Gefühl der Liebe Freuden genießen,
O, laß Frechheit und Ernst ferne vom Herzen dir seyn.
Die will Amorn verjagen, und der gedenkt ihn zu fesseln;
Beiden das Gegentheil lächelt der schelmische Gott.

84.

Göttlicher Morpheus, umsonst bewegst du die lieblichen Mohne;
Bleibt das Auge doch wach, wenn mir es Amor nicht schließt.

85.

Liebe flößest du ein, und Begier; ich fühl' es, und brenne.
Liebenswürdige, nun flöße Vertrauen mir ein!

86.

Ha! ich kenne dich, Amor, so gut als einer! Da bringst du
Deine Fackel, und sie leuchtet im Dunkel uns vor.
Aber du führest uns bald verworrene Pfade; wir brauchten
Deine Fackel erst recht, ach! und die falsche erlischt.

87.

Eine einzige Nacht an deinem Herzen! — Das andre
Gibt sich. Es trennet uns noch Amor in Nebel und Nacht.

Ja, ich erlebe den Morgen, an dem Aurora die Freund
Buſen an Buſen belauſcht, Phöbus, der frühe, ſie weckt.

88.

Iſt es dir Ernſt, ſo zaudre nun länger nicht; mache mich glücklich!
Wollteſt du ſcherzen? Es ſey, Liebchen, des Scherzes genug!

89.

Daß ich ſchweige, verdrießt dich? Was ſoll ich reden? Du merkeſt
Auf der Seufzer, des Blicks leiſe Beredſamkeit nicht.
Eine Göttin vermag der Lippe Siegel zu löſen;
Nur Aurora, ſie weckt einſt dir am Buſen mich auf.
Ja, dann töne mein Hymnus den frühen Göttern entgegen,
Wie das Memnoniſche Bild lieblich Geheimniſſe ſang.

90.

Welch ein luſtiges Spiel! Es windet am Faden die Scheibe,
Die von der Hand entflieh, eilig ſich wieder herauf!
Seht, ſo ſchein' ich mein Herz bald dieſer Schönen, bald jener
Zuzuwerfen; doch gleich kehret es im Fluge zurück.

91.

O, wie achtet' ich ſonſt auf alle Zeiten des Jahres;
Grüßte den kommenden Lenz, ſehnte dem Herbſte mich nach!
Aber nun iſt nicht Sommer noch Winter, ſeit mich beglückten
Amors Fittig bedeckt, ewiger Frühling umſchwebt.

92.

Sage, wie lebſt du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menſchen gegönnt, wünſcht' ich mir morgen, wie heut.

93.

Götter, wie ſoll ich euch danken! Ihr habt mir alles gegeben,
Was der Menſch ſich erfleht; nur in der Regel faſt nichts.

94.

In der Dämmrung des Morgens den höchſten Gipfel erklimmen,
Frühe den Boten des Tags grüßen, dich, freundlichen Stern!
Ungeduldig die Blicke der Himmelsfürſtin erwarten,
Wonne des Jünglings, wie oft lockteſt du Nachts mich heraus!
Nun erſcheint ihr mir, Boten des Tags, ihr himmliſchen Augen
Meiner Geliebten, und ſtets kommt mir die Sonne zu früh.

95.

Du erſtaunteſt, und zeigſt mir das Meer; es ſcheinet zu brennen.
Wie bewegt ſich die Fluth flammend um's nächtliche Schiff!
Mich verwundert es nicht, das Meer gebar Aphroditen,
Und entſprang nicht aus ihr uns eine Flamme, der Sohn?

96.

Glänzen ſah ich das Meer, und blinken die liebliche Welle;
Friſch mit günſtigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnſucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts,
Nach dem Schnee des Gebirgs, bald ſich der ſchmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderſtehlich zurück.

97.

Ach! mein Mädchen verreiſ't! Sie ſteigt zu Schiffe! — Mein König,
Aeolus! mächtiger Fürſt! halte die Stürme zurück!
Thörichter! ruft mir der Gott: befürchte nicht wüthende Stürme:
Fürchte den Hauch, wenn ſanft Amor die Flügel bewegt!

98.

Arm und kleiderlos war, als ich ſie geworben, das Mädchen;
Damals gefiel ſie mir nackt, wie ſie mir jetzt noch gefällt.

99.

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun iſt dieß Mädchen mein Glück!
Iſt auch dieſes ein Irrthum, ſo ſchont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erſt drüben am kalten Geſtad.

100.

Traurig, Midas, war dein Geſchick: in bebenden Händen
Fühltest du, hungriger Greis, ſchwere verwandelte Koſt.
Mir, im ähnlichen Fall, geht's luſt'ger; denn was ich berühre,
Wird mir unter der Hand gleich ein bebendes Gedicht.
Holde Muſen, ich ſträube mich nicht; nur daß ihr mein Liebchen,
Drück' ich es feſt an die Bruſt, nicht mir zum Mährchen verkehrt.

101.

Ach, mein Hals iſt ein wenig geſchwollen! ſo ſagte die Beſte
Aengſtlich. — Stille, mein Kind! ſtill! und vernehme das Wort:

Dich hat die Hand der Venus berührt; ſie deutet dir leiſe,
Daß ſie das Körperchen bald, ach! unaufhaltſam verſtellt.
Bald verdirbt ſie die ſchlanke Geſtalt, die zierlichen Brüſtchen,
Alles ſchwillt nun; es paßt nirgends das neuſte Gewand.
Sey nur ruhig! es deutet die fallende Blüthe dem Gärtner,
Daß die liebliche Frucht ſchwellend im Herbſte gedeiht.

102.

Wonniglich iſt's, die Geliebte verlangend im Arme zu halten,
Wenn ihr klopfendes Herz Liebe zuerſt dir geſteht.
Wonniglicher, das Pochen des Neulebendigen fühlen,
Das in dem lieblichen Schoos immer ſich nährend bewegt.
Schon verſucht es die Sprünge der raſchen Jugend; es klopfet
Ungeduldig ſchon an, ſehnt ſich nach himmliſchem Licht.
Harre noch wenige Tage! Auf allen Pfaden des Lebens
Führen die Horen dich ſtreng, wie es das Schickſal gebeut.
Widerfahre dir, was dir auch will, du wachſender Liebling —
Liebe bildete dich; werde dir Liebe zu Theil!

103.

Und ſo tändelt' ich mir, von allen Freunden geſchieden,
In der neptuniſchen Stadt Tage wie Stunden hinweg.
Alles, was ich erfuhr, ich würzt' es mit ſüßer Erinn'rung,
Würzt' es mit Hoffnung; ſie ſind lieblichſte Würzen der Welt.

Weiſſagungen des Bakis.

Seltſam iſt Propheten Lieb;
Doppelt ſeltſam, was geſchieht.

1.

Wahnſinn ruft man dem Calchas, und Wahnſinn ruft man Caſſandren,
Eh' man nach Ilion zog, wenn man von Ilion kommt.
Wer kann hören das Morgen und Uebermorgen? Nicht Einer!
Denn was geſtern und eh'geſtern geſprochen — wer hört's?

2.

Lang und ſchmal iſt ein Weg. Sobald du ihn gehſt, ſo wird er
Breiter; aber du ziehſt Schlangengewinde dir nach.
Biſt du an's Ende gekommen, ſo werde der ſchreckliche Knoten
Dir zur Blume, und du gib ſie dem Ganzen dahin.

3.

Nicht zukünftiges nur verkündet Bakis; auch jetzt noch
Still verborgenes zeigt er, als ein Kundiger, an.
Wünſchelruthen ſind hier, ſie zeigen am Stamm nicht die Schätze;
Nur in der fühlenden Hand regt ſich das magiſche Reis.

4.

Wenn ſich der Hals des Schwanes verkürzt und, mit Menſchengeſichte,
Sich der prophetiſche Gaſt über den Spiegel beſtrebt;
Läßt den ſilbernen Schleier die Schöne dem Nachen entfallen,
Ziehen dem ſchwimmenden gleich goldene Ströme ſich nach.

Zweene ſeh' ich! den Großen! ich ſeh' den Größern! Die beiden
Reiben, mit feindlicher Kraft, einer den andern ſich auf.
Hier iſt Felſen und Land, und dort ſind Felſen und Wellen!
Welcher der Größere ſey, redet die Parze nur aus.

6.

Kommt ein wandernder Fürſt, auf kalter Schwelle zu ſchlafen,
Schlinge Ceres den Kranz, ſtille verflechtend, um ihn;
Dann verſtummen die Hunde; es wird ein Geier ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut ſich des neuen Geſchicks.

7.

Sieben gehn verhüllt, und ſieben mit offnem Geſichte.
Jene fürchtet das Volk, fürchten die Großen der Welt.
Aber die andern ſind's, die Verräther! von keinem erforſchet;
Denn ihr eigen Geſicht birget als Maske den Schalk.

8.

Geſtern war es noch nicht, und weder heute noch morgen
Wird es, und jeder verſpricht Nachbarn und Freunden es ſchon;
Ja, er verſpricht es den Feinden. So edel gehn wir in's neue
Säculum hinüber, und leer bleibet die Hand und der Mund.

9.

Mäuſe laufen zuſammen auf offnem Markte; der Wanderer
Kommt, auf hölzernem Fuß, vierfach und klappernd herum.
Fliegen die Tauben der Saat in gleichem Momente vorüber:
Dann iſt, Tola, das Glück unter der Erde dir hold.

10.

Einſam ſchmückt ſich, zu Hauſe, mit Gold und Seide die Jungfrau;
Nicht vom Spiegel belehrt, fühlt ſie das ſchickliche Kleid.
Tritt ſie hervor, ſo gleicht ſie der Magd; nur Einer von allen
Kennt ſie; es zeiget ſein Aug' ihr das vollendete Bild.

11.

Ja, vom Jupiter rollt ihr, mächtig ſtrömende Fluthen,
Ueber Ufer und Damm, Felder und Garten mit fort.
Einen ſeh' ich! Er ſitzt und barſenirt der Verwüſtung;
Aber der reißende Strom nimmt auch die Lieder hinweg.

12.

Mächtig biſt du! gebildet zugleich, und alles vereinigt ſich,
Wenn du, mit herrlichem Zug, über den Markt dich bewegſt.
Endlich iſt er vorüber. Da urteilt fragend ein jeder:
War denn Gerechtigkeit auch in der Tugenden Zug?

13.

Mauern ſeh' ich geſtürzt, und Mauern ſeh' ich errichtet,
Hier Gefangene, dort auch der Gefangenen viel.
Iſt vielleicht nur die Welt ein großer Kerker? und frei iſt
Wohl der Tolle, der ſich Ketten zu Kränzen erkieſt.

14.

Laß mich ruhen, ich ſchlafe. — „Ich aber wache.“ — Mir nichten! —
„Träumſt du?“ — Ich werde geliebt! — „Freilich, du redeſt im Traum.“ —

Wachender, sage, was hast du? — „Da sieh nur alle die Schätze!“ —
Sehen soll ich? Ein Schatz, wird er mit Augen gesehn?

15.

Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Räthsel zu lösen;
Denn der prophetische Geist ruft den Verständigen an.
Jene nenn' ich die klügsten, die leicht sich vom Tage belehren lassen; es bringt wohl der Tag Räthsel und Lösung zugleich.

16.

Auch Vergangenes zeigt euch Vakis; denn selbst das Vergangne
Ruht, verblendete Welt, oft als ein Räthsel vor dir.
Wer das Vergangene kennte, der wüßte das Künftige; beides
Schließt an heute sich rein, an ein Vollendetes, an.

17.

Thun die Himmel sich auf und regnen, so träufelt das Wasser
Ueber Felsen und Gras, Mauern und Bäume zugleich.
Kehret die Sonne zurück, so verdampfet vom Steine die Wohlthat,
Nur das lebendige hält Gabe der Göttlichen fest.

18.

Sag', was gibst du? — „Ich gebe, damit ich die Zehne begreife,
Dann ein andres Zehn, Hundert und Tausend hernach.“
Näher kommst du dann, sobald du mir folgest. — „Und wie denn?“ —
Sage zur Zehne: sei zehn! Dann sind die Tausende dein.

19.

Haſt du die Welle geſehen, die über das Ufer einher ſchlug?
Siehe die zweyte, ſie kommt! rollet ſich ſprühend ſchon aus!
Gleich erhebt ſich die dritte! Fürwahr, du erwarteſt vergebens,
Daß die letzte ſich heut ruhig zu Füßen dir legt.

20.

Einem mocht' ich gefallen! ſo denkt das Mädchen; den Zweyten
Find' ich edel und gut, aber er reizet mich nicht.
Wäre der Dritte gewiß, ſo wäre mir dieſer der Liebſte.
Ach, daß der Unbeſtand immer das Lieblichſte bleibt!

21.

Blaß erſcheineſt du mir, und todt dem Auge. Wie rufſt du,
Aus der innern Kraft, heiliges Leben empor?
„Wär' ich dem Auge vollendet, ſo könnteſt du ruhig genießen;
Nur der Mangel erhebt über dich ſelbſt dich hinweg.“

22.

Zweymal färbt ſich das Haar; zuerſt aus dem Blonden in's Braune,
Bis das Braune ſodann ſilbergediegen ſich zeigt.
Halb errathe das Räthſel! ſo iſt die andere Hälfte
Völlig dir zu Gebot, daß du die erſte bezwingſt.

23.

Was erſchrickſt du? — „Hinweg, hinweg mit dieſen Geſpenſtern!
Zeige die Blume mir doch; zeig mir ein Menſchengeſicht!“
Ja, nun ſeh' ich die Blumen; ich ſehe die Menſchengeſichter. —
Aber ich ſehe dich nun ſelbſt als betrognes Geſpenſt.

21.

Einer rollet daher; es ſtehen ruhig die Neune:
Nach vollendetem Lauf liegen die Viere geſtreckt.
Helden finden es ſchön, gewaltſam treffend zu wirken;
Denn es vermag nur ein Gott Kegel und Kugel zu ſetzen.

25.

Wie viel Aepfel verlangſt du für dieſe Blüthen? — „Ein Tauſend;
Denn der Blüthen ſind wohl Zwanzig der Tauſende hier.
Und von Zwanzig nur Einen, das ſind ich billig.“ — Du biſt ſchon
Glücklich, wenn du dereinſt Einen von Tauſend behältſt.

26.

Sprich, wie werd' ich die Sperlinge los? ſo ſagte der Gärtner:
Und die Raupen dazu, ferner das Käfergeſchlecht,
Maulwurf, Erdfloh, Weſpe, die Würmer, das Teufelsgezüchte? —
„Laß ſie nur alle, ſo frißt Einer den Anderen auf.“

27.

Klingeln hör' ich: es ſind die luſtigen Schlittengeläute.
Wie ſich die Thorheit doch ſelbſt in der Kälte noch rührt!
„Klingeln hörſt du? Mich deucht, es iſt die eigene Kappe,
Die ſich am Ofen dir leiſ' um die Ohren bewegt.“

28.

Seht den Vogel! er fliegt von einem Baume zum andern,
Naſcht mit geſchäftigem Pick unter den Früchten umher.
Frag' ihn, er klappert auch wohl, und wird dir offen verſichern,
Daß er der hehren Natur herrliche Tiefen erpickt.

29.

Eines kenn' ich verehret, ja angebetet zu Füße:
Auf die Scheitel gestellt, wird es von jedem verflucht.
Eines kenn' ich, und seit bekannt es zufrieden die Lippe:
Doch in dem zweyten Moment ist es der Abscheu der Welt.

30.

Dieses ist es, das Höchste zu gleicher Zeit das Gemeinste;
Nun das Schönste, zugleich auch das Abscheulichste nun.
Nur im Schlürfen genieße du das, und koste nicht tiefer:
Unter dem reizenden Schaum sinket die Neige zu Grund.

31.

Ein beweglicher Körper entfernt mich, ewig gewendet
Erst nach Norden, und dann ernst nach der Tiefe hinab.
Doch ein anderer gefällt mir nicht so; er gehorchet den Winden
Und sein ganzes Talent leg't sich in Biegungen auf.

32.

Ewig wird er euch seyn der Eine, der sich in Viele
Theilt, und Einer gedoch, ewig der Einzige bleibt.
Findet in Einem die Vielen, empfindet die Viele, wie Einen;
Und ihr habt den Beginn, habet das Ende der Kunst.

Vier Jahreszeiten.

Alle Vier, mehr und minder,
Necken wie die hübschen Kinder.

Frühling.

1.

Auf, ihr Dirnchen, frisch! Ihr muntern lebendigen Knaben!
Reich ist Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbei!

2.

Reich ist an Blumen die Flur; doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön; wähle dir, Leier, nun selbst!

3.

Rosenknospe, du bist dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die Herrlichste lacht, als die Bescheidenste zagt.

4.

Viele der Veilchen zusammen geknüpft, das Sträuschen erscheinet
Erst als Blume; du bist, häusliches Mädchen, gemeint.

5.

Eine kannt' ich, sie war wie die Lilie schlank, und ihr Stolz war
Unschuld; herrlicher hat Salomo keine gesehn.

6.

Schön erhebt sich der Agley, und senkt das Köpfchen herunter.
Ist es Gefühl? oder ist's Muthwill? Ihr rathet es nicht.

7.

Viele duftende Glocken, o Hyacinthe, beweist du;
Aber die Glocken ziehn, wie die Gerüche, nicht an.

8.

Nachtviole, dich geht man am blendenden Tage vorüber;
Doch bei der Nachtigall Schlag hauchest du köstlichen Geist.

9.

Tuberose, du ragst hervor und ergetzest im Freien;
Aber bleibe vom Haupt, bleibe vom Herzen mir fern!

10.

Fern erblick' ich den Mohn; er glüht. Doch komm' ich dir näher,
Ach! so seh ich zu bald, daß du die Rose nur lügst.

11.

Tulpen, ihr werdet gescholten von sentimentalischen Kennern;
Aber ein lustiger Sinn wünscht auch ein lustiges Blatt.

12.

Nelken, wie sind' ich euch schön! Doch alle gleicht ihr einander,
Unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nicht.

13.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpen und Astern!
Hier ist ein dunkles Blatt, das euch an Dufte beschämt.

14.

Keine lockt mich, Ranunkeln, von euch, und keine begehr' ich;
Aber im Beete vermischt sieht euch das Auge mit Lust.

15.

Sagt! was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda,
Farblos, ohne Gestalt, stilles bescheidenes Kraut.

16.

Zierde wärst du der Gärten; doch wo du erscheinest, da sagst du:
Ceres streute mich selbst aus, mit der goldenen Saat.

17.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen,
Immer: Vergiß mein nicht! immer: Vergiß nur nicht mein!

18.

Schwänden dem inneren Auge die Bilder sämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich hervor.

Sommer.

19.

Grausam erweiset sich Amor an mir! O, spielet, ihr Musen,
Mit den Schmerzen, die er, spielend, im Busen erregt!

20.

Manuscripte besitz' ich, wie kein Gelehrter noch König:
Denn mein Liebchen, sie schreibt, was ich ihr dichtete, mir.

21.

Wie im Winter die Saat nur langsam keimet, im Sommer
Lebhaft treibet und reift, so war die Neigung zu dir.

22.

Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst ihn, Geliebte, zum Ort.

23.

Raum und Zeit, ich empfind' es, sind bloße Formen des Anschauns.
Da das Suchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.

24.

Sorge! sie steiget mit dir zu Roß, sie steiget zu Schiffe;
Viel zudringlicher noch packet sich Amor uns auf.

25.

Neigung beſiegen iſt ſchwer; geſellet ſich aber Gewohnheit,
Wurzelnd, allmählich zu ihr, unüberwindlich iſt ſie.

26.

Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal hinter einander
Leſe? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir ſchreibt.

27.

Sie entzücket mich, und täuſchet vielleicht. O, Dichter und Sänger,
Mimen! lernet ihr doch meiner Geliebten was ab!

28.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erſchaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeiſterte, mit.

29.

Ein Epigramm ſey zu kurz, mir etwas Herzlich's zu ſagen?
Wie, mein Geliebter, iſt nicht kürzer der herzliche Kuß?

30.

Kennſt du das herrliche Gift der unbefriedigten Liebe?
Es verſenkt und ertränket, zehret am Mark und erneut's.

31.

Kennſt du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet ſie ſchön, wenn ſie die Geiſter befreit.

32.

Das iſt die wahre Liebe, die immer und immer ſich gleich bleibt,
Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles verſagt.

33.

Alles wünscht' ich zu haben; um mit ihr alles zu theilen;
Alles gäb' ich dahin, wär' sie, die Einzige, mein.

34.

Kränken ein liebendes Herz, und schweigen müssen; geschärfter
Können die Qualen nicht sein, die Rhadamanth sich ersinnt.

35.

Warum bin ich vergänglich, o Zeus? so fragte die Schönheit.
Macht' ich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.

36.

Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmen's;
Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Thron.

37.

Leben muß man und lieben; es endet Leben und Liebe.
Schnittest du, Parze, doch nur beiden die Fäden zugleich!

Herbſt.

38.

Früchte bringet das Leben dem Mann; doch hangen ſie ſelten
Roth und luſtig am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt.

39.

Richtet den herrſchenden Stab auf Leben und Handeln, und laſſet
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muſe das Spiel!

40.

Lehret! Es ziemet euch wohl, auch wir verehren die Sitte;
Aber die Muſe läßt nicht ſich gebieten von euch.

41.

Nimm dem Prometheus die Fackel, beleb', o Muſe, die Menſchen!
Nimm ſie dem Amor, und raſch quäl' und beglücke, wie er!

42.

Alle Schöpfung iſt Werk der Natur. Von Jupiters Throne
Zuckt der allmächtige Strahl, nährt und erſchüttert die Welt.

43.

Freunde, treibet nur alles mit Ernſt und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den ach! ſo vieles entſtellt.

41.

Kinder werfen den Ball an die Wand, und fangen ihn wieder;
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

15.

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

16.

Wär't ihr, Schwärmer, im Stande, die Ideale zu fassen,
O! so verehrtet ihr auch, wie sich's gebührt, die Natur.

17.

Wem zu glauben ist, redlicher Freund, das kann ich dir sagen:
Glaube dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch.

18.

Alle Blüthen müssen vergehn, daß Früchte beglücken;
Blüthen und Frucht zugleich gebet ihr Musen allein.

19.

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrthum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

50.

Schadet ein Irrthum wohl? Nicht immer! aber das Irren
Immer schadet's. Wie sehr, sieht man am Ende des Wegs.

51.

Fremde Kinder, wir lieben sie nie so sehr als die eignen;
Irrthum, das eigene Kind, ist uns dem Herzen so nah.

53.

Irrthum verläßt uns nie; doch ziehet ein höher Bedürfniß
Immer den ſtrebenden Geiſt leiſe zur Wahrheit hinan.

54.

Gleich ſey Keiner dem Andern; doch gleich ſey Jeder dem Höchſten.
Wie das zu machen? Es ſey jeder vollendet in ſich.

55.

Warum will ſich Geſchmack und Genie ſo ſelten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft; dieſes verachtet den Zaum.

56.

Fortzupflanzen die Welt ſind alle vernünft'ge Diſcurſe
Unvermögend; durch ſie kommt auch kein Kunſtwerk hervor.

57.

Welchen Leſer ich wünſche? den unbefangenſten, der mich,
Sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt.

58.

Dieſer iſt mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
Läd't er zum Sitzen mich ein, ſteh' ich für heute mich weg.

59.

Wie beklag' ich es tief, daß dieſe herrliche Seele,
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift!

60.

Preiſe dem Kinde die Puppen, wofür es begierig die Groſchen
Hinwirft; wahrlich du wirſt Krämern und Kindern ein Gott.

61.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

62.

Auf das empfindsame Volk hab' ich nie was gehalten; es werden,
Kommt die Gelegenheit, nur schlechte Gesellen daraus.

63.

Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals
Lutherthum es gethan, ruhige Bildung zurück.

64.

Wo Parteyen entstehn, hält jeder sich hüben und drüben;
Viele Jahre vergehn, eh' sie die Mitte vereint.

65.

„Jene machen Partey; welch unerlaubtes Beginnen!
Aber unsre Partey, freilich, versteht sich von selbst."

66.

Willst du, mein Sohn, frei bleiben, so lerne was Rechtes, und halte
Dich genügsam, und nie blicke nach oben hinauf!

67.

Wer ist der edlere Mann in jedem Stande? Der stets sich
Neiget zum Gleichgewicht, was er auch habe voraus.

68.

Wißt ihr, wie auch der Kleine was ist? Er mache das Kleine Recht; der Große begehrt just so das Große zu thun.

69.

Was ist heilig? Das ist's, was viele Seelen zusammen
Bindet; bänd' es auch nur leicht, wie die Binse den Kranz.

70.

Was ist das Heiligste? Das was heut und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefaßt, immer nur einiger macht.

71.

Wer ist das würdigste Glied des Staats? Ein wackerer Bürger;
Unter jeglicher Form bleibt er der edelste Stoff.

72.

Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich hab' es immer gesehen,
Der nur ist wirklich Fürst, der es vermochte zu seyn.

73.

Fehlet die Einsicht oben, der gute Wille von unten,
Führt sogleich die Gewalt, oder sie endet den Streit.

74.

Republiken hab' ich gesehen, und das ist die beste,
Die dem regierenden Theil Lasten, nicht Vortheil, gewährt.

75.

Bald, es kenne nur Jeder den eigenen, gönne dem Andern
Seinen Vortheil, so ist ewiger Friede gemacht.

76.

Keiner bescheidet sich gern mit dem Theile, der ihm gebühret,
Und so habt ihr den Stoff immer und ewig zum Krieg.

77.

Zweyerlei Arten gibt es, die treffende Wahrheit zu ſagen:
Oeffentlich immer dem Volk, immer dem Fürſten geheim.

78.

Wenn du laut den Einzelnen ſchiltſt, er wird ſich verſtecken,
Wie ſich die Menge verſteckt, wenn du im Ganzen ſie lobſt.

79.

Du biſt König und Ritter und kannſt befehlen und ſtreiten:
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei.

80.

Klug und thätig und feſt, bekannt mit allem, nach oben
Und nach unten gewandt, ſey er Miniſter und bleib's.

81.

Welchen Hofmann ich ehre? Den klärſten und feinſten! Das Andre,
Was er noch ſonſt beſitzt, kommt ihm als Menſchen zu gut.

82.

Ob du der Klügſte ſeyſt: daran iſt wenig gelegen;
Aber der Biederſte ſey, ſo wie bei Rathe, zu Haus.

83.

Ob du wachſt, das kümmert uns nicht, wofern du nur ſingeſt.
Singe, Wächter, dein Lied ſchlafend, wie Mehrere thun.

84.

Dießmal ſtreuſt du, o Herbſt, nur leichte welkende Blätter;
Gib mir ein andermal ſchwellende Früchte dafür.

Winter.

85.

Waſſer iſt Körper und Boden der Fluß. Das neuſte Theater
Thut in der Sonne Glanz zwiſchen den Ufern ſich auf.

86.

Wahrlich, es ſcheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
Schweben, lieblich und ernſt, über die Fläche dahin.

87.

Eingefroren ſahen wir ſo Jahrhunderte ſtarren,
Menſchengefühl und Vernunft ſchlich nur verborgen am Grund.

88.

Nur die Fläche beſtimmt die kreiſenden Bahnen des Lebens;
Iſt ſie glatt, ſo vergißt Jeder die nahe Gefahr.

89.

Alle ſtreben und eilen und ſuchen und fliehen einander;
Aber Alle beſchränkt freundlich die glättere Bahn.

90.

Durch einander gleiten ſie her, die Schüler und Meiſter,
Und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte ſich hält.

91.

Jeder zeigt hier, was er vermag; nicht Lob und nicht Tadel
Hielte Dieſen zurück, förderte Jenen zum Ziel.

92.

Euch, Präconen des Pfuschers, des Meisters Verkleinerer, wünscht' ich,
Mit ohnmächtiger Wuth stumm hier am Ufer zu sehn.

93.

Lehrling, du schwankest und zauderst und scheuest die glättere Fläche.
Nur gelassen! du wirst einst noch die Freude der Bahn.

94.

Willst du schon zierlich erscheinen, und bist nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor.

95.

Fallen ist der Sterblichen Loos. So fällt hier der Schüler,
Wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin.

96.

Stürzt der rüstigste Läufer der Bahn, so lacht man am Ufer;
Wie man bei Bier und Tabak über Besiegte sich hebt.

97.

Gleite fröhlich dahin, gib Rath dem werdenden Schüler,
Freue des Meisters dich, und so genieße des Tags.

98.

Siehe, schon nahet der Frühling; das strömende Wasser verzehret
Unten, der sanftere Blick oben der Sonne, das Eis.

99.

Dieſes Geſchlecht iſt hinweg, zerſtreut die bunte Geſellſchaft;
Schiffern und Fiſchern gehört wieder die wallende Fluth.

100.

Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommſt du als Scholle
Nicht hinunter, du kommſt doch wohl als Tropfen in's Meer.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Zweyter Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1827.

Verzeichniß des Inhalts.

Sonette.

	Seite
Mächtiges Ueberraſchen.	3
Freundliches Begegnen.	4
Kurz und gut.	5
Das Mädchen ſpricht.	6
Machtthum.	7
Reiſezehrung.	8
Abſchied.	9
Die Liebende ſchreibt.	10
Die Liebende abermals.	11
Sie kann nicht enden.	12
Nemeſis.	13
Chriſtgeſchenk.	14
Warnung.	15
Die Zweifelnden.	16
Mädchen und Dichter.	17
Epoche.	18
Charade.	19

Cantaten.

Deutſcher Parnaß.	25
Idylle.	32
Johanna Seton.	36
Rinalde.	39

Vermiſchte Gedichte.

Klaggeſang.	49
Mahomets Geſang.	53
Geſang der Geiſter über den Waſſern.	56

Seite

Meine Göttin. 58
Harzreiſe im Winter. 61
An Schwager Kronos. 65
Wanderers Sturmlied. 67
Seefahrt. 72
Adler und Taube. 74
Prometheus. 76
Ganymed. 79
Gränzen der Menſchheit. 81
Das Göttliche. 83
Königlich Gebet. 86
Menſchengefühl. 86
Lili's Park. 87
Liebebedürfniß. 92
Süße Sorgen. 93
Anliegen. 94
An ſeine Syrdde. 95
Die Muſageten. 96
Morgenklagen. 98
Der Beſuch. 101
Magiſches Netz. 104
Der Becher. 106
Nachtgedanken. 108
Ferne. 104
An Lida. 109
Nähe. 109
An die Cicade. 110

Aus Wilhelm Meiſter.

Mignon, drey. . . . . 115 bis 115
Harfenſpieler. . . . . 116 bis 118
Philine, eins. 119

Antiker Form ſich nähernd.

Herzog Leopold von Braunſchweig. 123
Dem Ackermann. 123
Anakreons Grab. 124

	Seite
Die Geschwister.	124
Zeitmaß.	125
Warnung.	125
Einsamkeit.	126
Erkanntes Glück.	126
Erwählter Fels.	127
Ländliches Glück.	127
Philomele.	128
Geweihter Platz.	128
Der Part.	129
Die Lehrer.	129
Versuchung.	130
Ungleiche Heirath.	130
Heilige Familie.	131
Entschuldigung.	131
Der Chinese in Rom.	132
Spiegel der Muse.	133
Phöbos und Hermes.	134
Der neue Amor.	135
Die Kränze.	136
Schweizeralpe.	137

An Personen.

Amenan, am 5. Septbr. 1785.	141
Gellerts Monument von Oeser.	149
An Zacharid.	150
An Sitzern.	152
Einer hohen Reisenden.	153
Ministerial-Jubiläum.	155
Räthsel.	157
Den Drillingsfreunden von Cöln.	158
An Uranius.	159
An Tischbein.	160
An Denselben.	161
An Denselben.	162
An Denselben.	165

Seite

Stammbuchschweihe. 161
Der Liebenden Vergeßlichen. 165
Mit Wahrheit und Dichtung. 166
Angebinde zur Rückkehr. 167

Kunst.

Die Nektartropfen. 173
Der Wanderer. 176
Künstlers Morgenlied. 179
Amor als Landschaftsmaler. 181
Künstlers Abendlied. 182
Kenner und Künstler. 183
Kenner und Enthusiast. 185
Memorial des Liebhabers. 186
Guter Rath. 191
Sendschreiben. 193
Künstlers Fug und Recht. 194
Groß ist die Diana der Epheser. 197

Parabolisch.

Erklärung einer antiken Gemme. 201
Katzenpastete. 202
Séance. 203
Legende. 204
Autoren. 205
Recensent. 206
Dilettant und Kritiker. 207
Neologen. 208
Kritiker. 209
Käfer. 210
Celebrität. 211
Parabeln. 213

Gott, Gemüth und Welt.

Gereimte Distichen, über funfzig. . . . . 217 bis 222

Sprichwörtlich.

Zwey- und mehrzeilige, über Zweyhundert. . 225 bis 235

Epigrammatiſch.

	Seite
Das Sonett.	257
Sprache.	258
Vorſchlag zur Güte.	259
Vertrauen.	260
Stoßſeufzer.	261
Perfectibilität.	262
Schneider-Courage.	265
Catechiſation.	264
Totalität.	265
Phyſiognomiſche Reiſen.	266
Das gaſtige Geſicht.	267
Diné zu Coblenz.	268
Jahrmarkt zu Hünfeld.	270
Versus memoriales.	274
Neue Heilige.	278
Warnung.	272
Frech und froh.	275
Soldatentroſt.	275
Problem.	274
Genialiſch Treiben.	274
Hypochonder.	275
Geſellſchaft.	275
Probatum est.	276
Urſprüngliches.	277
Den Originalen.	278
Den Zudringlichen.	278
Den Guten.	279
Den Beſten.	279
Lähmung.	280
Spruch, Widerſpruch.	281
Demuth.	281
Keins von allen.	282
Erbenart.	282
Vergebliche Müh.	283
Bedingung.	283

	Seite
Das Beſte.	284
Meine Wahl.	284
Memento.	285
Ein anders.	285
Breit wie lang.	286
Lebensregel.	286
Friſches Ey, gutes Ey.	287
Selbſtgefühl.	288
Räthſel.	289
Die Jahre.	290
Das Alter.	290
Grabſchrift.	291
Beiſpiel.	292
Umgekehrt.	292
Fürſtenregel.	293
Lug oder Trug?	293
Égalité.	294
Wie du mir, ſo ich dir.	294
Zeit und Zeitung.	295
Zeichen der Zeit.	295
Kommt Zeit, kommt Rath.	296

Sonette.

Liebe will ich liebend loben,
Jede Form ſie kommt von oben.

I.

Mächtiges Ueberraſchen.

Ein Strom entrauſcht umwölktem Felſenſaale
Dem Ocean ſich eilig zu verbinden;
Was auch ſich ſpiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltſam fort zu Thale.

Dämoniſch aber ſtürzt mit einem Male —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begränzt die weite Schale.

Die Welle ſprüht, und ſtaunt zurück und weichet,
Und ſchwillt bergan, ſich immer ſelbſt zu trinken;
Gehemmt iſt nun zum Vater hin das Streben.

Sie ſchwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Geſtirne, ſpiegelnd ſich, beſchaun das Blinken
Des Wellenſchlags am Fels, ein neues Leben.

II.

Freundliches Begegnen.

Im weiten Mantel bis an's Kinn verhüllet
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,
Herniedet dann zu winterhaften Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen;

Und folgt ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg, Sie lag in meinen Armen.

III.

Kurz und gut.

Sollt' ich mich denn ſo ganz an Sie gewöhnen?
Das wäre mir zuletzt doch reine Plage.
Darum verſuch' ich's gleich am heut'gen Tage,
Und nahe nicht dem vielgewohnten Schönen.

Wie aber mag ich dich, mein Herz, verſöhnen,
Daß ich im wichtgen Fall dich nicht befrage?
Wohlan! Komm her! Wir äußern unſre Klage
In liebevollen, traurig heitern Tönen.

Siehſt du, es geht! Des Dichters Wink gewärtig
Melodiſch klingt die durchgeſpielte Leyer,
Ein Liebesopfer traulich darzubringen.

Du denkſt es kaum und ſieh! das Lied iſt fertig;
Allein was nun? — Ich dächt' im erſten Feuer
Wir eilten hin, es vor ihr ſelbſt zu ſingen.

IV.

Das Mädchen ſpricht.

Du ſiehſt ſo ernſt, Geliebter! Deinem Bilde
Von Marmor hier möcht' ich dich wohl vergleichen;
Wie dieſes gibſt du mir kein Lebenszeichen;
Mit dir verglichen zeigt der Stein ſich milde.

Der Feind verbirgt ſich hinter ſeinem Schilde,
Der Freund ſoll offen ſeine Stirn uns reichen.
Ich ſuche dich, du ſuchſt mir zu entweichen;
Doch halte Stand, wie dieſes Kunſtgebilde.

An wen von beiden ſoll ich nun mich wenden?
Sollt' ich von beiden Kälte leiden müſſen,
Da dieſer todt und du lebendig heißeſt?

Kurz, um der Worte mehr nicht zu verſchwenden,
So will ich dieſen Stein ſo lange küſſen,
Bis eiferſüchtig du mich ihm entreißeſt.

V.

Wachsthum.

Als kleines artges Kind nach Feld und Auen
Sprangst du mit mir, so manchen Frühlingsmorgen.
„Für solch ein Töchterchen, mit holden Sorgen,
Möcht ich als Vater segnend Häuser bauen!“

Und als du anfingst in die Welt zu schauen,
War deine Freude häusliches Besorgen.
„Solch eine Schwester! und ich wär' geborgen:
Wie könnt' ich ihr, ach! wie sie mir vertrauen!“

Nun kann den schönen Wachsthum nichts beschränken;
Ich fühl' im Herzen heißes Liebetoben.
Umfass' ich sie, die Schmerzen zu beschwichtgen?

Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flüchtgen.

VI.

Reiſezehrung.

Entwöhnen ſollt' ich mich vom Glanz der Blicke,
Mein Leben ſollten ſie nicht mehr verſchönen.
Was man Geſchick nennt, läßt ſich nicht verſöhnen,
Ich weiß es wohl und trat beſtürzt zurücke.

Nun wußt' ich auch von keinem weitern Glücke;
Gleich fing ich an von dieſen und von jenen
Nothwend'gen Dingen ſonſt mich zu entwöhnen:
Nothwendig ſchien mir nichts als ihre Blicke.

Des Weines Gluth, den Vielgenuß der Speiſen,
Bequemlichkeit und Schlaf und ſonſtge Gaben,
Geſellſchaft wies ich weg, daß wenig bliebe.

So kann ich ruhig durch die Welt nun reiſen:
Was ich bedarf iſt überall zu haben,
Und unentbehrlichs bring ich mit — die Liebe.

VII.

Abschied.

War unersättlich nach viel tausend Küssen,
Und mußt' mit Einem Kuß am Ende scheiden.
Nach herber Trennung tiefempfundnen Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entrissen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,
So lang' ich's deutlich sah, ein Schatz der Freuden;
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fernentwichnen lichten Finsternissen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgränzte,
Fiel mir zurück in's Herz mein heiß Verlangen;
Ich suchte mein Verlornes gar verdrossen.

Da war es gleich als ob der Himmel glänzte;
Mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles, was ich je genossen.

VIII.

Die Liebende ſchreibt.

Ein Blick von deinen Augen in die meinen,
Ein Kuß von deinem Mund auf meinem Munde,
Wer davon hat, wie ich, gewiſſe Kunde,
Mag dem was anders wohl erfreulich ſcheinen?

Entfernt von dir, entfremdet von den Meinen,
Führ' ich ſtets die Gedanken in die Runde,
Und immer treffen ſie auf jene Stunde,
Die einzige; da fang ich an zu weinen.

Die Thräne trocknet wieder unverſehens:
Er liebt ja, denk' ich, her in dieſe Stille,
Und ſollteſt du nicht in die Ferne reichen?

Vernimm das Lispeln dieſes Liebewehens:
Mein einzig Glück auf Erden iſt dein Wille,
Dein freundlicher zu mir; gib mir ein Zeichen!

IX.

Die Liebende abermals.

Warum ich wieder zum Papier mich wende?
Das mußt du, Liebster, so bestimmt nicht fragen:
Denn eigentlich hab' ich dir nichts zu sagen;
Doch kommt's zuletzt in deine lieben Hände.

Weil ich nicht kommen kann, soll was ich sende
Mein ungetheiltes Herz hinüber tragen
Mit Wonnen, Hoffnungen, Entzücken, Plagen:
Das alles hat nicht Anfang, hat nicht Ende.

Ich mag vom heut'gen Tag dir nichts vertrauen,
Wie sich im Sinnen, Wünschen, Wähnen, Wollen
Mein treues Herz zu dir hinüber wendet;

So stand ich einst vor dir, dich anzuschauen
Und sagte nichts. Was hätt' ich sagen sollen?
Mein ganzes Wesen war in sich vollendet.

X.

Sie kann nicht enden.

Wenn ich nun gleich das weiße Blatt dir schickte,
Anstatt daß ich's mit Lettern erst beschreibe,
Ausfüllteſt du's vielleicht zum Zeitvertreibe
Und ſendeteſt's an mich, die Hochbeglückte.

Wenn ich den blauen Umſchlag dann erblickte;
Neugierig ſchnell, wie es geziemt dem Weibe,
Riſſ' ich ihn auf, daß nichts verborgen bleibe;
Da läſ' ich was mich mündlich ſonſt entzückte:

Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Weſen!
Wie du ſo freundlich meine Sehnſucht ſtillteſt
Mit ſüßem Wort und mich ſo ganz verwöhnteſt.

Sogar dein Liſpeln glaubt' ich auch zu leſen,
Womit du liebend meine Seele füllteſt
Und mich auf ewig vor mir ſelbſt verſchönteſt.

XI.

Nemesis.

Wenn durch das Volk die grimme Seuche wüthet,
Soll man vorsichtig die Gesellschaft lassen.
Auch hab' ich oft mit Zaudern und Verpassen
Vor manchen Influenzen mich gehütet.

Und obgleich Amor öfters mich begütet,
Mocht' ich zuletzt mich nicht mit ihm befassen,
So ging mir's auch mit jenen Lacrimassen,
Als vier- und dreyfach reimend sie gebrütet.

Nun aber folgt die Strafe dem Verächter,
Als wenn die Schlangenfackel der Erinnen
Von Berg zu Thal, von Land zu Meer ihn triebe.

Ich höre wohl der Genien Gelächter;
Doch trennet mich von jeglichem Besinnen
Sonettenwuth und Raserey der Liebe.

XII.

Chriſtgeſchenk.

Mein ſüßes Liebchen! Hier in Schachtelwänden
Gar mannigfalt geformte Süßigkeiten.
Die Früchte ſind es heil'ger Weihnachtszeiten,
Gebackne nur, den Kindern auszuſpenden!

Dir möcht' ich dann mit ſüßem Redewenden
Poetiſch Zuckerbrot zum Feſt bereiten;
Allein was ſoll's mit ſolchen Eitelkeiten?
Weg den Verſuch, mit Schmeicheln zu blenden!

Doch gibt es noch ein Süßes, das vom Innern
Zum Innern ſpricht, genießbar in der Ferne,
Das kann nur bis zu dir hinüber wehen.

Und fühlſt du dann ein freundliches Erinnern,
Als blinkten froh dir wohlbekannte Sterne,
Wirſt du die kleinſte Gabe nicht verſchmähen.

XIII.

Warnung.

Am jüngſten Tag, wenn die Poſaunen ſchallen
Und alles aus iſt mit dem Erdeleben,
Sind wir verpflichtet Rechenſchaft zu geben
Von jedem Wort, das unnütz uns entfallen.

Wie wirds nun werden mit den Worten allen,
In welchen ich ſo liebevoll mein Streben
Um deine Gunſt dir an den Tag gegeben,
Wenn dieſe blos an deinem Ohr verhallen?

Darum bedenk, o Liebchen! dein Gewiſſen,
Bedenk im Ernſt wie lange du gezaudert,
Daß nicht der Welt ſolch Leiden widerfahre.

Werd' ich berechnen und entſchuld'gen müſſen,
Was alles unnütz ich vor dir geplaudert;
So wird der jüngſte Tag zum vollen Jahre.

XIV.

Die Zweifelnden.

Ihr liebt, und ſchreibt Sonette! Weh der Grille!
Die Kraft des Herzens, ſich zu offenbaren,
Soll Reime ſuchen, ſie zuſammenpaaren;
Ihr Kinder, glaubt, ohnmächtig bleibt der Wille.

Ganz ungebunden ſpricht des Herzens Fülle
Sich kaum noch aus: ſie mag ſich gern bewahren;
Dann Stürmen gleich durch alle Saiten fahren;
Dann wieder ſenken ſich zu Nacht und Stille.

Was quält ihr euch und uns, auf jähem Stege
Nur Schritt vor Schritt den läſt'gen Stein zu wälzen,
Der rückwärts laſtet, immer neu zu müden?"

Die Liebenden.

Im Gegentheil, wir ſind auf rechtem Wege!
Das Allerſtarrſte freudig aufzuſchmelzen
Muß Liebesfeuer allgewaltig glühen.

XV.

Mädchen.

Ich zweifle doch am Ernſt verſchränkter Zeilen!
Zwar lauſch' ich gern bei deinen Spielbeſpielen;
Allein mir ſcheint, was Herzen redlich fühlen,
Mein ſüßer Freund, das ſoll man nicht beteilen.

Der Dichter pflegt, um nicht zu langeweilen,
Sein Innerſtes von Grund aus umzuwühlen;
Doch ſeine Wunden weiß er auszukühlen,
Mit Zauberwort die tiefſten auszuheilen.

Dichter.

Schau, Liebchen, bin! Wie geht's dem Feuerwerker?
Drauf ausgelernt, wie man nach Maßen wettert,
Irrgänglich-klug miniert er ſeine Grüfte;

Allein die Macht des Elements iſt ſtärker,
Und eh' er ſich's verſieht geht er zerſchmettert
Mit allen ſeinen Künſten in die Lüfte.

XVI.

Epoche.

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarca's Brust, vor allen andern Tagen,
Charfreytag. Eben so, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundert sieben.

Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben
Sie, die ich früh im Herzen schon getragen,
Dann wieder weislich aus dem Sinn geschlagen,
Der ich nun wieder bin an's Herz getrieben.

Petrarca's Liebe, die unendlich hehre,
War leider unbelohnt und gar zu traurig,
Ein Herzensweh, ein ewiger Charfreytag;

Doch stets erscheine, fort und fort, die frohe,
Süß, unter Palmenjubel, wonneschaurig,
Der Herrin Ankunft mir, ein ew'ger Montag.

XVII.

Charade.

Zwey Worte ſind es, kurz, bequem zu ſagen,
Die mir ſo oft mit holder Freude nennen,
Doch keineswegs die Dinge deutlich kennen,
Wovon ſie eigentlich den Stempel tragen.

Es thut gar wohl in jung- und alten Tagen
Eins an dem andern feſtlich zu verbrennen;
Und kann man ſie vereint zuſammen nennen,
So drückt man aus ein ſeliges Behagen.

Nun aber ſuch' ich ihnen zu gefallen
Und bitte mit ſich ſelbſt mich zu beglücken;
Ich hoffe ſtill, doch hoff' ich's zu erlangen:

Als Namen der Geliebten ſie zu lallen,
In Einem Bild ſie beide zu erblicken,
In Einem Weſen beide zu umfangen.

Cantaten.

Möge mich der Sänger ehren:
Ihm zu Ehren war's geschehen.

Deutſcher Parnaß.

Unter dieſen
Lorbeerbüſchen,
Auf den Wieſen,
An den friſchen
Waſſerfällen,
Meines Lebens zu genießen,
Gab Apoll dem heitern Knaben
Und ſo haben
Mich, im Stillen,
Nach des Gottes hohem Willen,
Hehre Muſen auferzogen,
Aus den hellen
Silberquellen
Des Parnaſſus mich erquicket,
Und das keuſche reine Siegel
Auf die Lippen mir gedrücket.

Und die Nachtigall umkreiſet
Mich mit dem beſeelten Flügel,
Hier in Büſchen, dort auf Bäumen,
Ruft ſie die verwandte Menge,
Und die himmliſchen Geſänge
Lehren mich von Liebe träumen.

Und im Herzen wächst die Fülle
Der geſellig edlen Triebe,
Nährt ſich Freundſchaft, keimet Liebe,
Und Apoll belebt die Stille
Seiner Thäler, ſeiner Höhen.
Süße laue Lüfte wehen.
Alle, denen er gewogen,
Werden mächtig angezogen
Und ein Edler folgt dem andern.

Dieſer kommt mit munterm Weſen
Und mit offnem heitrem Blicke;
Dieſen ſeh' ich ernſter wandeln;
Und ein Andrer, kaum geneſen,
Ruft die alte Kraft zurücke;
Denn ihm drang durch Mark und Leben
Die verderblich holde Flamme,
Und was Amor ihm entwendet,
Kann Apoll nur wiedergeben,
Ruh' und Luſt und Harmonien
Und ein kräftig rein Beſtreben.

Auf, ihr Brüder
Ehrt die Lieder!
Sie ſind gleich den guten Thaten.
Wer kann beſſer als der Sänger
Dem verirrten Freunde rathen?
Wirke gut, ſo wirkſt du länger
Als es Menſchen ſonſt vermögen.

Ja! ich höre ſie von weiten:
Ja! ſie greifen in die Saiten,
Mit gewalt'gen Götterſchlägen
Rufen ſie zu Recht und Pflichten
Und bewegen,
Wie ſie ſingen, wie ſie dichten,
Zum erhabenſten Geſchäfte,
Zu der Bildung aller Kräfte.

Auch die holden Phantaſien
Blühen
Rings umher auf allen Zweigen,
Die ſich balde,
Wie im holden Zauberwalde,
Voller goldnen Früchte beugen.

Was wir fühlen, was wir ſchauen
In dem Land der höchſten Wonne,
Dieſer Boden, dieſe Sonne,
Locket auch die beſten Frauen.
Und der Hauch der lieben Muſen
Weckt des Mädchens zarten Buſen,
Stimmt die Kehle zum Geſange,
Und mit ſchön gefärbter Wange
Singet ſie ſchon würd'ge Lieder,
Setzt ſich zu den Schweſtern nieder,
Und es ſingt die ſchöne Kette,
Zart und zärter, um die Wette.

Doch die eine
Geht alleine,

Bei den Buchen,
Unter Linden,
Dort zu ſuchen,
Dort zu finden,
Was im ſtillen Morgenhaine
Amor ſchalkiſch ihr entwendet,
Ihres Herzens holde Stille,
Ihres Buſens erſte Fülle.
Und ſie träget in die grünen
Schattenwälder,
Was die Männer nicht verdienen,
Ihre lieblichen Gefühle:
Scheuet nicht des Tages Schwüle,
Achtet nicht des Abends Kühle
Und verliert ſich in die Felder.
Stört ſie nicht auf ihren Wegen!
Muſe, geh' ihr ſtill entgegen!

Doch was hör' ich? Welch ein Schall
Ueberbraus't den Waſſerfall?
Sauſet heftig durch den Hain?
Welch' ein Lärmen, welches Schrei'n?
Iſt es möglich, ſeh' ich recht?
Ein verwegenes Geſchlecht
Dringt in's Heiligthum herein.

Hier hervor
Strömt ein Chor!
Liebeswuth,
Weinesgluth,

Rast im Blick,
Sträubt das Haar!
Und die Schaar
Mann und Weib —
Tigerfell
Schlägt umher —
Ohne Scheu
Zeigt den Leib.
Und Metall
Rauher Schall
Grellt in's Ohr.
Wer sie hört
Wird gestört.
Hier hervor
Dränat das Chor;
Alles flieht,
Wer sie sieht.

Ach, die Büsche sind geknickt!
Ach, die Blumen sind erdrückt
Von den Sohlen dieser Brut.
Wer begegnet ihrer Wuth?

Bruder, laßt uns alles wagen!
Eure reine Wange glüht.
Phöbus hilft sie uns verjagen,
Wenn er unsre Schmerzen sieht;
Und uns Waffen
Zu verschaffen,
Schüttert er des Berges Wipfel,
Und vom Gipfel

Praſſeln Steine
Durch die Haine.
Brüder, faßt ſie mächtig auf!
Schloßenregen
Ströme dieſer Brut entgegen,
Und vertreib aus unſern milden
Himmelreinen Luftgefilden
Dieſe Fremden, dieſe Wilden!

Doch was ſeh' ich?
Iſt es möglich?
Unerträglich
Fährt es mir durch alle Glieder,
Und die Hand
Sinket von dem Schwunge nieder.
Iſt es möglich?
Keine Fremden!
Unſre Brüder
Zeigen ihnen ſelbſt die Wege!
O die Frechen!
Wie ſie mit den Klapperblechen
Selbſt voraus im Tacte ziehn!
Gute Brüder, laßt uns fliehn!

Doch ein Wort zu den Verwegnen!
Ja, ein Wort ſoll euch begegnen,
Kräftig wie ein Donnerſchlag.
Worte ſind des Dichters Waffen,
Will der Gott ſich Recht verſchaffen,
Folgen ſeine Pfeile nach.

War es möglich, eure hohe
Götterwürde
Zu vergessen! Ist der rohe
Schwere Thyrsus keine Bürde
Für die Hand, auf zarten Saiten
Nur gewöhnet hinzugleiten?
Aus den klaren Wasserfällen,
Aus den zarten Rieselwellen
Tränket ihr
Gar Silens abscheulich Thier?
Dort entweiht es Aganippen
Mit den rohen breiten Lippen,
Stampft mit ungeschickten Füßen,
Bis die Wellen trübe fließen.

O wie möcht' ich gern mich täuschen;
Aber Schmerzen fühlt das Ohr;
Aus den keuschen
Heil'gen Schatten
Dringt verhaßter Ton hervor.
Wild Gelächter
Statt der Liebe süßem Wahn!
Weiberhasser und Verächter
Stimmen ein Triumphlied an.
Nachtigall und Turtel fliehen
Das so keusch erwärmte Nest,
Und in wüthendem Erglühen
Hält der Faun die Nymphe fest.
Hier wird ein Gewand zerrissen,
Dem Genusse folgt der Spott,
Und zu ihren frechen Küssen
Leuchtet mit Verdruß der Gott.

Ja, ich ſehe ſchon von weiten
Wolkenzug und Dunſt und Rauch.
Nicht die Leyer nur hat Saiten,
Saiten hat der Bogen auch.
Selbſt den Buſen des Verehrers
Schüttert das gewalt'ge Nahn,
Denn die Flamme des Verheerers
Kündet ihn von weiten an.
O vernehmt noch meine Stimme,
Meiner Liebe Bruderwort!
Fliehet vor des Gottes Grimme,
Eilt aus unſern Gränzen fort!
Daß ſie wieder heilig werde,
Lenkt hinweg den wilden Zug!
Vielen Boden hat die Erde
Und unheiligen genug.
Uns umleuchten reine Sterne,
Hier nur hat das Edle Werth.

Doch wenn ihr aus rauher Ferne
Wieder einſt zu uns begehrt,
Wenn euch nichts ſo ſehr beglücket,
Als was ihr bei uns erprobt,
Euch nicht mehr ein Spiel entzücket,
Das die Schranken übertobt;
Kommt als gute Pilger wieder,
Steiget froh den Berg heran,
Tief gefühlte Reuelieder
Künden uns die Brüder an,
Und ein neuer Kranz umwindet
Eure Schläfe feyerlich.

Wenn ſich der Verirrte findet,
Freuen alle Götter ſich.
Schneller noch als Leides Fluthen
Um der Todten ſtilles Haus,
Löſcht der Liebe Kelch den Guten
Jedes Fehls Erinnrung aus.
Alles eilet euch entgegen
Und ihr kommt verklärt heran,
Und man ſieht um euern Segen;
Ihr gehört uns doppelt an!

Idylle.

(Es wird angenommen, ein ländliches Chor habe sich versammelt und stehe im Begriff, seinen Festzug anzutreten.)

Chor.

Dem festlichen Tage
Begegnet mit Kränzen,
Verschlungenen Tänzen,
Geselligen Freuden
Und Reihengesang.

Damon.

Wie sehn' ich mich aus dem Gedränge fort!
Wie frommte mir ein wohlverborgner Ort!
In dem Gewühl, in dieser Menge
Wird mir die Flur, wird mir die Luft zu enge.

Chor.

Nun ordnet die Züge
Daß jeder sich füge
Und einer mit allen,
Zu wandeln, zu wallen
Die Fluren entlang.

(Es wird angenommen, das Chor entferne sich; der Gesang wird immer leiser, bis er zuletzt ganz, wie aus der Ferne, verhallt.)

Damon.

Vergebens ruft, vergebens zieht ihr mich;
Es ſpricht mein Herz; allein es ſpricht mit ſich.

Und ſoll ich beſchauen
Geſegnetes Land,
Den Himmel den blauen,
Die grünenden Gauen
So will ich allein
Im Stillen mich freun.

Da will ich verehren
Die Würde der Frauen,
Im Geiſte ſie ſchauen,
Im Geiſte verehren;
Und Echo allein
Vertraute ſoll ſeyn.

Chor.

(auf's letzte, wie aus der Ferne, mischt abwechselnd in Damons Gesang die Worte:)

Und Echo — allein —
Vertraute — ſoll ſeyn. —

Menalkas.

Wie find' ich dich, mein Trauter, hier!
Du eileſt nicht zu jenen Feſtgeſellen?
Nun zaudre nicht und komm mit mir,
Im Reih' und Glied auch uns zu ſtellen.

Damon.

Willkommen, Freund! doch laß die Festlichkeit
Mich hier begehn im Schatten alter Buchen:
Die Liebe sucht die Einsamkeit;
Auch die Verehrung darf sie suchen.

Menalkas.

Du suchest einen falschen Ruhm
Und willst mir heute nicht gefallen.
Die Liebe sey dein Eigenthum;
Doch die Verehrung theilest du mit allen!

Wenn sich Tausende vereinen
Und des holden Tags Erscheinen
Mit Gesängen,
Freudeklängen,
Herrlich feiern,
Dann erquickt sich Herz und Ohr;

Und wenn Tausende betheuern,
Die Gefühle sich erschließen
Und die Wünsche sich ergießen,
Reißt es kraftvoll dich empor.

(Es wird angenommen, das Chor kehre nach und nach aus der Ferne zurück.)

Damon.

Lieblich hör' ich schon von weiten
Und es reizet mich die Menge;
Ja sie wallen, ja sie schreiten
Von dem Hügel in das Thal.

Menalkas.

Laß uns eilen, fröhlich ſchreiten
Zu dem Rhythmus der Geſänge!
Ja ſie kommen, ſie bereiten
Sich des Waldes grünen Saal.

Chor

(allmählich wachſend).

Ja wir kommen, wir begleiten
Mit dem Wohlklang der Geſänge
Fröhlich im Verlauf der Zeiten
Dieſen einzig ſchönen Tag.

Alle.

Worauf wir zielen,
Was alle fühlen
Verſchweigt, verſchweiget!
Nur Freude zeiget!
Denn die vermag's;
Ihr wird es glücken
Und ihr Entzücken
Enthält die Würde,
Enthält den Segen
Des Wonne-Tags!

Johanna Sebus.

Zum Andenken
der
Siebzehnjährigen Schönen Guten
aus dem Dorfe Brienen,
die
am 13. Januar 1809
bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham
Hülfe reichend unterging.

Der Damm zerreißt, das Feld erbrauſ't,
Die Fluthen ſpülen, die Fläche ſauſ't.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Flut,
Noch reicht ſie nicht hoch, ich wate gut.“ —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir ſind,
Die Hausgenoſſin, drey arme Kind!
Die ſchwache Frau! ... Du gehſt davon! —
Sie trägt die Mutter durch's Waſſer ſchon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
Gleich kehr' ich zurück, uns allen iſt Heil.
Zum Bühl iſt's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!“

Der Damm zerſchmilzt, das Feld erbrauſt,
Die Fluthen wühlen, die Fläche ſauſt.
Sie ſetzt die Mutter auf ſichres Land
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite ſchwoll;
Des Waſſers iſt hüben und drüben voll.
Vermegen in's Tiefe willſt du hinein!“ —
„Sie ſollen und müſſen gerettet ſeyn!“

Der Damm verſchwindet, die Welle brauſt,
Eine Meereswoge, ſie ſchwankt und ſauſt.
Schön Suschen ſchreitet gewohnten Steg,
Umſtrömt auch gleitet ſie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn!

Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt's,
Den kleinen Hügel im Kreis umſauſt's,
Da gähnet und wirbelt der ſchäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein',
So ſollten ſie alle verloren ſeyn!
Schön Suschen ſteht noch ſtrack und gut:
Wer rettet das junge, das edelſte Blut!
Schön Suschen ſteht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber ſind alle fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
Kein Schifflein ſchwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt ſie zum Himmel hinauf,
Da nehmen die ſchmeichelnden Fluthen ſie auf.

Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurn den Ort.
Bedeckt iſt alles mit Waſſerſchwall;
Doch Suschens Bild ſchwebt überall. —
Das Waſſer ſinkt, das Land erſcheint
Und überall wird ſchön Suschen beweint. —
Und dem ſey, wer's nicht ſingt und ſagt,
Im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Rinaldo.

Chor.

Zu dem Strande! zu der Barke!
Iſt euch ſchon der Wind nicht günſtig,
Zu den Rudern greifet brünſtig!
Hier bewähre ſich der Starke:
So das Meer durchlaufen wir.

Rinaldo.

O laßt mich einen Augenblick noch hier!
Der Himmel will es nicht, ich ſoll nicht ſcheiden.
Der wüſte Fels, die waldummachsne Bucht
Befangen mich, ſie hindern meine Flucht.
Ihr wart ſo ſchön, nun ſeyd ihr umgeboren,
Der Erde Reiz, des Himmels Reiz iſt fort.
Was hält mich noch am Schreckensort?
Mein einzig Glück, hier hab' ich es verloren.

Stelle her der goldnen Tage
Paradieſe noch einmal,
Liebes Herz! ja ſchlage, ſchlage!
Treuer Geiſt, erſchaff' ſie wieder!
Freier Athem, deine Lieder
Miſchen ſich mit Luſt und Qual.

Bunte reich geſchmückte Beete
Sie umzingelt ein Pallaſt;
Alles webt in Duft und Röthe,
Wie du nie geträumet haſt.

Rings umgeben Galerien
Dieſes Gartens weite Räume;
Roſen an der Erde blühen,
In den Lüften blühn die Bäume.

Waſſerſtrahlen! Waſſerflocken!
Lieblich rauſcht ein Silberſchwall;
Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall.

Chor.

Sachte kommt! und kommt verbunden
Zu dem edelſten Beruf:
Alle Reize ſind verſchwunden,
Die ſich Zauberey erſchuf.
Ach, nun heilet ſeine Wunden,
Ach, nun tröſtet ſeine Stunden
Gutes Wort und Freundesruf.

Rinalde.

Mit der Turteltaube Locken
Lockt zugleich die Nachtigall;
Waſſerſtrahlen, Waſſerflocken
Wirbeln ſich nach ihrem Schall.

Aber alles verkündet:
Nur Sie iſt gemeinet:
Aber alles verſchwindet,
Sobald ſie erſcheinet
In lieblicher Jugend,
In glänzender Pracht.

Da ſchlingen zu Kränzen
Sich Lilien und Roſen;
Da eilen und koſen
In luſtigen Tänzen
Die launichen Lüfte,
Sie führen Gedüfte,
Sich fliehend und ſuchend,
Vom Schlummer erwacht.

Chor.

Nein! nicht länger iſt zu ſäumen,
Wecket ihn aus ſeinen Träumen,
Zeigt den diamantnen Schild!

Rinaldo.

Weh! was ſeh ich, welch ein Bild!

Chor.

Ja, es ſoll den Trug entſiegeln.

Rinaldo.

Soll ich alſo mich beſpiegeln,
Mich ſo tief erniedrigt ſehn?

Chor.

Faſſe dich, ſo iſt's geſchehn.

Rinaldo.

Ja, ſo ſey's! Ich will mich faſſen,
Will den lieben Ort verlaſſen
Und zum zweyten Mal Armiden. —
Nun ſo ſey's! ſo ſey's geſchieden!

Chor.

Wohl, es ſey! es ſey geſchieden.

Theil des Chors.

Zurück nur! zurücke
Durch günſtige Meere!
Dem geiſtigen Blicke
Erſcheinen die Fahnen,
Erſcheinen die Heere,
Das ſtänbende Feld.

Chor.

Zur Tugend der Ahnen
Ermannt ſich der Held.

Rinaldo.

Zum zweyten Male
Seh' ich erſcheinen
Und jammern, weinen
In dieſem Thale
Die Frau der Frauen.

Das ſoll ich ſchauen
Zum zweyten Male?
Das ſoll ich hören,
Und ſoll nicht wehren
Und ſoll nicht retten?

Chor.

Unwürdige Ketten!

Rinaldo.

Und umgewandelt
Seh' ich die Holde;
Sie blickt und handelt
Gleichwie Dämonen,
Und kein Verſchonen
Iſt mehr zu hoffen.
Vom Blitz getroffen
Schon die Paläſte!
Die Götter-Feſte,
Die Luſtgeſchäfte
Der Geiſterkräfte,
Mit allem Lieben
Ach, ſie zerſtieben!

Chor.

Ja, ſie zerſtieben!

Theil des Chors.

Schon ſind ſie erhöret,
Gebete der Frommen.
Noch ſäumſt du zu kommen?

Schon fördert die Reise
Der günstigste Wind.

Chor.

Geschwinde, geschwind!

Rinaldo.

Im Tiefsten zerstöret
Ich hab' euch vernommen;
Ihr drängt mich zu kommen.
Unglückliche Reise!
Unseliger Wind!

Chor.

Geschwinde, geschwind!

Chor.

Segel schwellen.
Grüne Wellen,
Weiße Schäume,
Seht die grünen
Weiten Räume,
Von Delphinen
Rasch durchschwommen.

Einer nach dem Andern.

Wie sie kommen!
Wie sie schweben!
Wie sie eilen!
Wie sie streben!
Und verweilen

So beweglich,
So verträglich!

Zu Zweyen.

Das erfrischet,
Und verwischet
Das Vergangne.
Dir begegnet
Das gesegnet
Angefangne.

Rinaldo.

Das erfrischet,
Und verwischet
Das Vergangne.
Mir begegnet
Das gesegnet
Angefangne.

(Wiederholt zu Dreyen.)

Alle.

Wunderbar sind wir gekommen,
Wunderbar zurückgeschwommen,
Unser großes Ziel ist da!
Schalle zu dem heiligen Strande
Losung dem gelobten Lande!
Godofred und Solyma!

Vermiſchte Gedichte.

Wie ſo bunt der Kram geweſen,
Muſterkarte, gib's zu leſen!

Klaggesang

von der edeln Frauen des Asan Aga, aus dem Morlackischen.

Was ist Weißes dort am grünen Walde?
Ist es Schnee wohl oder sind es Schwäne?
Wär' es Schnee, er wäre weggeschmolzen;
Wären's Schwäne, wären weggeflogen.
Ist kein Schnee nicht, es sind keine Schwäne,
's ist der Glanz der Zelten Asan Aga.
Niederliegt er drin an seiner Wunde;
Ihn besucht die Mutter und die Schwester,
Schamhaft säumt sein Weib, zu ihm zu kommen.

Als nun seine Wunde linder wurde,
Ließ er seinem treuen Weibe sagen:
„Harre mein nicht mehr an meinem Hofe,
„Nicht am Hofe und nicht bei den Meinen."

Als die Frau dieß harte Wort vernommen,
Stand die Treue starr und voller Schmerzen,
Hört der Pferde Stampfen vor der Thüre,
Und es däucht ihr, Asan käm', ihr Gatte,
Springt zum Thurme, sich herab zu stürzen.

Aengſtlich folgen ihr zwey liebe Töchter,
Rufen nach ihr, weinend bittre Thränen:
„Sind nicht unſers Vaters Aſan Roſſe,
„Iſt dein Bruder Pintorowich kommen!“

Und es kehret die Gemahlin Aſans,
Schlingt die Arme jammernd um den Bruder:
„Sieh die Schmach, o Bruder, deiner Schweſter!
„Mich verſtoßen, Mutter dieſer fünfe!“

Schweigt der Bruder, ziehet aus der Taſche,
Eingehüllet in hochrothe Seide,
Ausgefertiget den Brief der Scheidung,
Daß ſie kehre zu der Mutter Wohnung,
Frei ſich einem Andern zu ergeben.

Als die Frau den Trauer-Scheidbrief ſahe,
Küßte ſie der beiden Knaben Stirne,
Küßt' die Wangen ihrer beiden Mädchen.
Aber ach! vom Säugling in der Wiege
Kann ſie ſich im bittern Schmerz nicht reißen!

Reißt ſie los der ungeſtüme Bruder,
Hebt ſie auf das muntre Roß behende,
Und ſo eilt er mit der bangen Frauen
Grad' nach ſeines Vaters hoher Wohnung.

Kurze Zeit war's, noch nicht ſieben Tage;
Kurze Zeit g'nug; von viel großen Herren
Unſre Frau in ihrer Wittwen-Trauer,
Unſre Frau zum Weib begehret wurde.

Und der größte war Imoskis Cadi,
Und die Frau bat weinend ihren Bruder:
„Ich beſchwöre dich bei deinem Leben,
„Gib mich keinem Andern mehr zur Frauen,
„Daß das Wiederſehen meiner lieben
„Armen Kinder mir das Herz nicht breche!“

Ihre Reden achtet nicht der Bruder,
Feſt, Imoskis Cadi ſie zu trauen.
Doch die Gute bittet ihn unendlich:
Schicke wenigſtens ein Blatt, o Bruder,
Mit den Worten zu Imoskis Cadi:
„Dich begrüßt die junge Wittib freundlich,
„Und läßt durch dieß Blatt dich höchlich bitten,
„Daß, wenn dich die Suaten herbegleiten,
„Du mir einen langen Schleier bringeſt,
„Daß ich mich vor Aſans Haus verhülle,
„Meine lieben Waiſen nicht erblicke.“

Kaum erſah der Cadi dieſes Schreiben,
Als er ſeine Suaten alle ſammelt,
Und zum Wege nach der Braut ſich rüſtet,
Mit den Schleier, den ſie heiſchte, tragend.

Glücklich kamen ſie zur Fürſtin Hauſe,
Glücklich ſie mit ihr vom Hauſe wieder.
Aber als ſie Aſans Wohnung nah'ten,
Sah'n die Kinder oben ab die Mutter,
Riefen: „Komm zu deiner Halle wieder!
„Iſt das Abendbrot mit einen Kindern!“
Traurig hört' es die Gemahlin Aſans,

Kehrete ſich zu der Suaten Fürſten:
„Laß doch, laß die Suaten und die Pferde
„Halten wenig vor der Lieben Thüre,
„Daß ich meine Kleinen noch beſchenke.“

Und ſie hielten vor der Lieben Thüre,
Und den armen Kindern gab ſie Gaben;
Gab den Knaben goldgeſtickte Stiefel,
Gab den Mädchen lange reiche Kleider,
Und dem Säugling, hülflos in der Wiege,
Gab ſie für die Zukunft auch ein Röckchen.

Das beiſeit ſah Vater Aſan Aga,
Rief gar traurig ſeinen lieben Kindern:
„Kehrt zu mir, ihr lieben armen Kleinen;
„Eurer Mutter Bruſt iſt Eiſen worden,
„Feſt verſchloſſen, kann nicht Mitleid fühlen.“

Wie das hörte die Gemahlin Aſans
Stürzt' ſie bleich den Boden ſchütternd nieder,
Und die Seel' entflieh dem bangen Buſen,
Als ſie ihre Kinder vor ſich ſtehn ſah.

Mahomets Gesang.

Seht den Felsenquell,
Freudehell,
Wie ein Sternenblick;
Ueber Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingsfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Thal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattenthal,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie' umschlingen,
Ihm mit Liebes-Augen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ocean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand; die Sonne droben
Saugt an unserm Blut; ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche! Bruder,
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen
Mit, zu deinem Vater mit!

Kommt ihr alle! —
Und nun schwillt er

Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
Gibt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Thürme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern: sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Geſang der Geiſter über den Waſſern.

Des Menſchen Seele
Gleicht dem Waſſer:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel ſteigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechſelnd.

Strömt von der hohen
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann ſtäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen,
Wallt er verſchleiernd,
Leisrauſchend,
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz' entgegen,
Schäumt er unmuthig
Stufenweiſe
Zum Abgrund.

Im flachen Beete
Schleicht er das Wieſenthal hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Geſtirne.

Wind iſt der Welle
Lieblicher Bubler;
Wind miſcht vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Waſſer!
Schickſal des Menſchen,
Wie gleichſt du dem Wind!

Meine Göttin.

Welcher Unſterblichen
Soll der höchſte Preis ſeyn?
Mit Niemand ſtreit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen,
Immer neuen,
Seltſamen Tochter Jovis,
Seinem Schooskinde,
Der Phantaſie.

Denn ihr hat er
Alle Launen,
Die er ſonſt nur allein
Sich vorbehält,
Zugeſtanden,
Und hat ſeine Freude
An der Thörin.

Sie mag roſenbekränzt
Mit dem Lilienſtängel
Blumenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blumen ſaugen:

Oder ſie mag
Mit fliegendem Haar
Und düſterm Blicke
Im Winde ſauſen
Um Felſenwände,
Und tauſendfarbig,
Wie Morgen und Abend,
Immer wechſelnd,
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen ſcheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preiſen!
Den alten, hohen,
Der ſolch eine ſchöne
Unverwelkliche Gattin
Dem ſterblichen Menſchen
Geſellen mögen!

Denn uns allein
Hat er ſie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten,
In Freud' und Elend,
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Alle die andern
Armen Geſchlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde

Wandeln und weiden
In dunkelm Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beſchränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteſte
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelchen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schweſter,
Die ältere, geſetztere,
Meine ſtille Freundin:
O daß die erſt
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Tröſterin, Hoffnung!

Harzreiſe im Winter.

Dem Geier gleich,
Der auf ſchweren Mergenwolken
Mit ſanftem Fittig ruhend
Nach Beute ſchaut,
Schwebe mein Lied.

Denn ein Gott hat
Jedem ſeine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Raſch zum freudigen
Ziele rennt:
Wem aber Unglück
Das Herz zuſammenzog,
Er ſträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Schere
Nur einmal löſ't.

In Dickichts-Schauer
Drängt ſich das rauhe Wild,
Und mit den Sperlingen
Haben längſt die Reichen
In ihre Sümpfe ſich geſenkt.

Leicht iſt's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebeſſerten Wegen
Hinter des Fürſten Einzug.

Aber abſeits wer iſt's?
In's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Oede verſchlingt ihn.

•

Aber wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balſam zu Gift ward?
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erſt verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So ermuntre ſein Herz!
Oeffne den umnebelten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Der du der Freuden viel ſchaffſt,
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wilds
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordſucht,
Spätd Rächer des Unbilds,
Dem ſcheu Jahre vergeblich
Wehrt mit Knütteln der Bauer.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün
Bis die Roſe wieder heranreift
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters!

Mit der dämmernden Fackel
Leuchteſt du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundloſe Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tauſendfarbigen Morgen
Lachſt du in's Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägſt du ihn hoch empor;
Winterſtröme ſtürzen vom Felſen
In ſeine Pfal.nen,
Und Altar des lieblichſten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,

Den mit Geiſterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Du ſiehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnißvoll offenbar
Ueber der erſtaunten Welt,
Und ſchaust aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wäſſerſt.

An Schwager Kronos.

Spude dich, Kronos!
Fort den raſſelnden Trott!
Bergab gleitet der Weg;
Eines Schwindeln zögert
Mir vor die Stirne dein Zaudern.
Friſch, holpert es gleich,
Ueber Stock und Steine den Trott
Raſch in's Leben hinein!

Nun ſchon wieder
Den rathmenden Schritt
Mühſam Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geiſt,
Ewiges Lebens ahndevoll.

Seitwärts des Ueberdachs Schatten
Zieht dich an,
Und ein Friſchung verheißender Blick
Auf der Schwelle des Mädchens da.

Labe dich! — Mir auch, Mädchen,
Diesen schäumenden Trank,
Diesen frischen Gesundheitsblick!

Ab denn, rascher hinab!
Sieh, die Sonne sinkt!
Eh' sie sinkt, eh' mich Greisen
Ergreift im Moore Nebelduft,
Entzahnte Kiefer schnattern
Und das schlotternde Gebein.

Trunknen vom letzten Strahl
Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug',
Mich geblendeten Taumelnden
In der Hölle nächtliches Thor.

Töne, Schwager, in's Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orcus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Thüre
Der Wirth uns freundlich empfange.

Wanderers Sturmlied.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Nicht der Regen, nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer über's Herz.
Wen du nicht verlässest, Genius,
Wird dem Regengewölk,
Wird dem Schlossensturm
Entgegen singen,
Wie die Lerche,
Du da droben.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst ihn heben über'n Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln;
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Ueber Deukalions Fluthschlamm,
Python tödtend, leicht, groß,
Pythius Apollo.

Den du nicht verlässest, Genius,
Wirst die wollnen Flügel unterspreiten,
Wenn er auf dem Felsen schläft,
Wirst mit Hüterfittigen ihn decken
In des Haines Mitternacht.

Wen du nicht verlässest, Genius,
Wirst im Schneegestöber
Wärmumhüllen;
Nach der Wärme ziehn sich Musen,
Nach der Wärme Charitinnen.

Umschwebet mich, ihr Musen,
Ihr Charitinnen!
Das ist Wasser, das ist Erde
Und der Sohn des Wassers und der Erde,
Ueber den ich wandle
Göttergleich.

Ihr seyd rein, wie das Herz der Wasser,
Ihr seyd rein, wie das Mark der Erde,
Ihr umschwebt mich und ich schwebe
Ueber Wasser, über Erde,
Göttergleich.

Soll der zurückkehren
Der kleine, schwarze, feurige Bauer?
Soll der zurückkehren, erwartend
Nur deine Gaben, Vater Bromius,
Und hellleuchtend umwärmend Feuer?
Der kehren muthig?
Und ich, den ihr begleitet,
Musen und Charitinnen alle,
Den alles erwartet, was ihr,
Musen und Charitinnen,
Umkränzende Seligkeit

Rings um's Leben verherrlicht hast,
Soll muthlos kehren?

Vater Bromius!
Du bist Genius,
Jahrhunderts Genius,
Bist, was innre Gluth
Pindarn war,
Was der Welt
Phöbus Apoll ist.

Weh! Weh! Innre Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!
Glüh' entgegen
Phöb'-Apollen;
Kalt wird sonst
Sein Fürstenblick
Ueber dich vorübergleiten,
Neidgetroffen
Auf der Ceder Kraft verweilen,
Die zu grünen
Sein nicht harrt.

Warum nennt mein Lied dich zuletzt?
Dich, von dem es begann,
Dich, in dem es endet,
Dich, aus dem es quillt,
Jupiter Pluvius!
Dich, dich strömt mein Lied,
Und kastalischer Quell

Rinnt ein Nebenbach,
Rinnet Müßigen
Sterblich Glücklichen
Abſeits von dir,
Der du mich faſſend deckſt,
Jupiter Pluvius!

Nicht am Ulmenbaum
Haſt du ihn beſucht,
Mit dem Taubenpaar
In dem zärtlichen Arm,
Mit der freundlichen Roſ' umkranzt,
Tändelnden ihn, blumenglücklichen
Anakreon,
Sturmathmende Gottheit!

Nicht im Pappelwald
An des Sybaris Strand,
An des Gebirgs
Sonnebeglänzter Stirn nicht
Faßteſt du ihn,
Den Blumen-ſingenden
Honig-lallenden
Freundlich winkenden
Theokrit.

Wenn die Räder raſſelten
Rad an Rad raſch um's Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitſchenknall.

Und ſich Staub wälzt',
Wie vom Gebirg' herab
Kieſelwetter in's Thal,
Glühte deine Seel' Gefahren, Pindar,
Muth. — Glühte? —
Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
Himmliſche Macht!
Nur ſo viel Gluth,
Dort meine Hütte,
Dorthin zu waten!

Seefahrt.

Lange Tag' und Nächte ſtand mein Schiff befrachtet;
Günſt'ger Winde harrend ſaß, mit treuen Freunden
Mir Geduld und guten Muth erzechend,
Ich im Hafen.

Und ſie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die ſchnellſte Reiſe,
Gern die hohe Fahrt dir; Güterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unſern Armen
Lieb' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matroſe,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem erſten Segenshauch zu ſchiffen.

Und die Segel blühen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reiſefreuden wähnend, wie des Einſchiffsmorgens,
Wie der erſten hohen Sternennächte.

Aber gottgeſandte Wechſelwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgeſteckten Fahrt ab,
Und er ſcheint ſich ihnen hinzugeben,
Strebet leiſe ſie zu überliſten,
Treu dem Zweck auch auf dem ſchiefen Wege.

Aber aus der dumpfen grauen Ferne
Kündet leiſewandelnd ſich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder auf's Gewäſſer,
Drückt der Menſchen ſchwellend Herz darnieder,
Und er kommt. Vor ſeinem ſtarren Wüthen
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder,
Mit dem angſterfüllten Balle ſpielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben ſtehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Feſten:
Ach, warum iſt er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verſchlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute ſo zu Grunde gehen?
Ach, er ſollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er ſtehet männlich an dem Steuer;
Mit dem Schiffe ſpielen Wind und Wellen;
Wind und Wellen nicht mit ſeinem Herzen:
Herrſchend blickt er auf die grimme Tiefe,
Und vertrauet, ſcheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Adler und Taube.

Ein Adlersjüngling hob die Flügel
Nach Raub aus;
Ihn traf des Jägers Pfeil und schnitt
Der rechten Schwinge Sennkraft ab.
Er stürzt hinab in einen Myrtenhain,
Fraß seinen Schmerz drey Tage lang,
Und zuckt an Qual
Drey lange, lange Nächte lang:
Zuletzt heilt ihn
Allgegenwärt'ger Balsam
Alltheilender Natur.
Er schleicht aus dem Gebüsch hervor
Und reckt die Flügel — ach!
Die Schwingkraft weggeschnitten —
Hebt sich mühsam kaum
Am Boden weg
Unwürd'gem Raubbedürfniß nach,
Und ruht tieftrauernd
Auf dem niedern Fels am Bach;
Er blickt zur Eich' hinauf,
Hinauf zum Himmel,
Und eine Thräne füllt sein hohes Aug'.

Da kommt muthwillig durch die Myrtenäste
Dahergerauscht ein Taubenpaar,
Läßt sich herab und wandelt nickend

Ueber goldnen Sand und Bach,
Und ruft einander an;
Ihr röthlich Auge buhlt umher,
Erblickt den innigtrauernden.
Der Tauber ſchwingt neugiergefellig ſich
Zum nahen Buſch und blickt
Mit Selbſtgefälligkeit ihn freundlich an.
Du trauerſt, liebelt er,
Sey gutes Muthes, Freund!
Haſt du zur ruhigen Glückſeligkeit
Nicht alles hier?
Kannſt du dich nicht des goldnen Zweiges freun,
Der vor des Tages Gluth dich ſchützt?
Kannſt du der Abendſonne Schein
Auf weichem Moos am Bache nicht
Die Bruſt entgegen heben?
Du wandelſt durch der Blumen friſchen Thau,
Pflückſt aus dem Ueberfluß
Des Waldgebüſches dir
Gelegne Speiſe, letzeſt
Den leichten Durſt am Silberquell, —
O Freund, das wahre Glück
Iſt die Genügſamkeit,
Und die Genügſamkeit
Hat überall genug.
O Weiſe! ſprach der Adler, und tief ernſt
Verſinkt er tiefer in ſich ſelbſt,
O Weisheit! Du redſt wie eine Taube!

Prometheus.

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneidest.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,
Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'

Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverey?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühtest jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillet
Je des Geängsteten?
Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schicksal,
Meine Herrn und deine?

Wähntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht, das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Ganymed.

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne!

Daß ich diesen fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal.
Ich komm', ich komme!
Wohin? Ach, wohin?

Hinauf! Hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken

Neigen ſich der ſehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In euerm Schooſe
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Buſen,
Alliebender Vater!

Gränzen der Menschheit.

Wenn der uralte
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Ueber die Erde sä't,
Küss' ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern
Soll sich nicht messen
Irgend ein Mensch.
Hebt er sich aufwärts,
Und berühret
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unsichern Sohlen,
Und mit ihm spielen
Wolken und Winde.

Steht er mit festen
Markigen Knochen
Auf der wohlgegründeten
Dauernden Erde;

Reicht er nicht auf,
Nur mit der Eiche
Oder der Rebe
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom:
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring
Begränzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseyns
Unendliche Kette.

Das Göttliche.

Edel sey der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Heil den unbekannten
Höhern Wesen,
Die wir ahnen!
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben.

Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher,
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorüber eilend,
Einen um den andern.

Auch ſo das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unſchuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen, ehrnen,
Großen Geſetzen
Müſſen wir alle
Unſeres Daſeyns
Kreiſe vollenden.

Nur allein der Menſch
Vermag das Unmögliche;
Er unterſcheidet,
Wählet und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Den Guten lohnen,
Den Böſen ſtrafen,
Heilen und retten,
Alles Irrende, Schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unſterblichen,
Als wären ſie Menſchen,

Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Der edle Mensch
Sey hülfreich und gut!
Unermüdet schaff' er
Das Nützliche, Rechte,
Sey uns ein Vorbild
Jener geahneten Wesen!

Königlich Gebet.

Ha, ich bin der Herr der Welt! mich lieben
Die Edlen, die mir dienen.
Ha, ich bin Herr der Welt! ich liebe
Die Edlen, denen ich gebiete.
O gib mir, Gott im Himmel! daß ich mich
Der Höh' und Liebe nicht überhebe.

Menschengefühl.

Ach ihr Götter! große Götter
In dem weiten Himmel droben!
Gäbet ihr uns auf der Erde
Festen Sinn und guten Muth;
O wir ließen euch, ihr Guten,
Euren weiten Himmel droben!

Lili's Park.

Iſt doch keine Menagerie
So bunt, als meiner Lili ihre!
Sie hat darin die wunderbarſten Thiere,
Und kriegt ſie 'rein, weiß ſelbſt nicht wie.
O wie ſie hüpfen, laufen, trappeln,
Mit abgeſtumpften Flügeln zappeln,
Die armen Prinzen allzumal,
In nie gelöſchter Liebesqual!

Wie hieß die Fee? — Lili? — Fragt nicht nach ihr!
Kennt ihr ſie nicht, ſo danket Gott dafür.

Welch ein Geräuſch, welch ein Gegacker,
Wenn ſie ſich in die Thüre ſtellt
Und in der Hand das Futterkörbchen hält!
Welch ein Gequiek, welch ein Gequacker!
Alle Bäume, alle Büſche ſcheinen lebendig zu werden:
So ſtürzen ſich ganze Heerden
Zu ihren Füßen; ſogar im Baſſin die Fiſche
Patſchen ungeduldig mit den Köpfen heraus:
Und ſie ſtreut dann das Futter aus
Mit einem Blick — Götter zu entzücken,
Verſchweige die Beſtien. Da geht's an ein Picken,
An ein Schlürfen, an ein Hacken;
Sie ſtürzen einander über die Nacken,
Schieben ſich, drängen ſich, reißen ſich,
Jagen ſich, ängſten ſich, beißen ſich,

Und das all um ein Stückchen Brot,
Das, trocken, aus den schönen Händen schmeckt,
Als hätt' es in Ambrosia gesteckt.

Aber der Blick auch! Der Ton,
Wenn sie ruft: Pipi! Pipi!
Zöge den Adler Jupiters vom Thron;
Der Venus Taubenpaar,
Ja der eitle Pfau sogar,
Ich schwöre, sie kämen,
Wenn sie den Ton von weitem nur vernahmen.

Denn so hat sie aus des Waldes Nacht
Einen Bären, ungeleckt und ungezogen,
Unter ihren Beschluß herein betrogen,
Unter die zahme Compagnie gebracht,
Und mit den andern zahm gemacht:
Bis auf einen gewissen Punct versteht sich!
Wie schön und ach! wie gut
Schien sie zu seyn! Ich hätte mein Blut
Gegeben, um ihre Blumen zu begießen.

„Ihr sagtet ich! Wie? Wer?"
Gut denn, ihr Herrn, g'rad' aus: Ich bin der Bär;
In einem Filetschurz gefangen,
An einem Seidenfaden ihr zu Füßen.
Doch wie das alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit;
Dazu bin ich zu müthig heut.

Denn ha! ſteh' ich ſo an der Ecke,
Und hör' von weitem das Geſchnatter,
Seh' das Geflitter, das Geflatter,
Kehr' ich mich um
Und brumm',
Und renne rückwärts eine Strecke,
Und ſeh' mich um
Und brumm',
Und laufe wieder eine Strecke,
Und kehr' doch endlich wieder um.

Dann fangt's auf Einmal an zu raſen,
Ein mächt'ger Geiſt ſchnaubt aus der Naſen,
Es wildzt die innere Natur.
Was, du ein Thor, ein Häschen nur!
So ein Pipi! Eichhörnchen, Nuß zu knacken;
Ich ſträube meinen derſt'gen Nacken,
Zu dienen ungewöhnt.
Ein jedes aufgeſtutzte Bäumchen höhnt
Mich an! Ich flieh' vom Boulingreen,
Vom niedlich glatt gemähten Graſe;
Der Buchsbaum zieht mir eine Naſe,
Ich flieh' in's dunkelſte Gebüſche hin,
Durch's Gehäge zu dringen,
Ueber die Planken zu ſpringen!
Mir verſagt Klettern und Sprung,
Ein Zauber bleyt mich nieder;
Ein Zauber häkelt mich wieder,
Ich arbeite mich ab, und bin ich matt genung,
Dann lieg' ich an gekünſtelten Cascaden,
Und kau' und wein' und wälze halb mich todt.

Und ach! es hören meine Noth
Nur porzellanene Dreaden.

Auf Einmal! Ach, es dringt
Ein ſeliges Gefühl durch alle meine Glieder!
Sie iſt's, die dort in ihrer Laube ſingt!
Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder,
Die ganze Luft iſt warm, iſt blüthevoll.
Ach ſingt ſie wohl, daß ich ſie hören ſoll?
Ich dringe zu, tret' alle Sträuche nieder,
Die Büſche fliehn, die Bäume weichen mir,
Und ſo — zu ihren Füßen liegt das Thier.

Sie ſieht es an: „Ein Ungeheuer! doch drollig!
Für einen Bären zu mild,
Für einen Pudel zu wild,
So zottig, täpſig, knollig!“
Sie ſtreicht ihm mit dem Füßchen über'n Rücken;
Er denkt im Paradieſe zu ſeyn.
Wie ihn alle ſieben Sinne jücken!
Und Sie, ſieht ganz gelaſſen drein.
Ich küſſ' ihre Schuhe, kau' an den Sohlen,
So ſittig als ein Bär nur mag;
Ganz ſachte heb' ich mich, und ſchwinge mich verſtohlen
Leiſ' an ihr Knie — Am günſt'gen Tag
Läßt ſie's geſchehn, und kraut mir um die Ohren,
Und patſcht mich mit muthwillig derbem Schlag;
Ich knurr', in Wonne neu geboren;
Dann fordert ſie mit ſüßem, eitlem Spotte:
Allons tout doux! eh la menotte!
Et faites Serviteur,

Comme un joli Seigneur.
So treibt ſie's fort mit Spiel und Lachen!
Es hofft der oft betrogne Thor;
Doch will er ſich ein bißchen unnütz machen,
Hält ſie ihn kurz als wie zuvor.

Doch hat ſie auch ein Fläſchchen Balſam-Feuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon ſie wohl einmal, von Lieb und Treu' erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerſpitze ſtreicht,
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, feſt
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie ſuche, ſchaudre, wieder fliehe —
So läßt ſie den zerſtörten Armen gehn,
Iſt ſeiner Luſt, iſt ſeinen Schmerzen ſtill;
Ha! manchmal läßt ſie mir die Thür halb offen ſtehn,
Seitblickt mich ſpottend an, ob ich nicht fliehen will.

Und ich! — Götter, iſt's in euren Händen,
Dieſes dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit ſchafft!
Doch ſendet ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umſonſt reck' ich ſo meine Glieder:
Ich fühl's! Ich ſchwör's! Noch hab' ich Kraft.

Liebebedürfniß.

Wer vernimmt mich? ach wem ſoll ich's klagen?
Wer's vernähme, würd' er mich bedauern?
Ach, die Lippe, die ſo manche Freude
Sonſt genoſſen hat und ſonſt gegeben,
Iſt geſpalten und ſie ſchmerzt erbärmlich.
Und ſie iſt nicht etwa wund geworden,
Weil die Liebſte mich zu wild ergriffen,
Hold mich angebiſſen, daß ſie feſter
Sich des Freunds verſichernd ihn genöſſe:
Nein, das zarte Lippchen iſt geſprungen,
Weil nun über Reif und Froſt die Winde
Spitz und ſcharf und liebloß mir begegnen.

Und nun ſoll mir Saft der edlen Traube,
Mit dem Saft der Bienen bei dem Feuer
Meines Herds vereinigt Lind'rung ſchaffen.
Ach, was will das helfen, miſcht die Liebe
Nicht ein Tröpfchen ihres Balſams drunter?

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch ach! den ſterblichen Menſchen
Läſſet die Sorge nicht los, eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es einmal denn ſeyn; ſo kommt ihr, Sorgen der Liebe,
Treibt die Geſchwiſter hinaus, nehmt und behauptet mein Herz!

Anliegen.

O ſchönes Mädchen du,
Du mit dem ſchwarzen Haar,
Die du an's Fenſter trittſt,
Auf dem Balcone ſtehſt!
Und ſtehſt du wohl umſonſt?
O ſtündeſt du für mich
Und zögſt die Klinke leis,
Wie glücklich wär' ich da!
Wie ſchnell ſprüng' ich hinauf!

An ſeine Sprödе.

Siehſt du die Pomeranze?
Noch hängt ſie an dem Baume;
Schon iſt der März verfloſſen,
Und neue Blüthen kommen.
Ich trete zu dem Baume,
Und ſage: Pomeranze,
Du reife Pomeranze,
Du ſüße Pomeranze,
Ich ſchüttle, fühl', ich ſchüttle,
O fall' in meinen Schoos!

Die Muſageten.

Oft in tiefen Mitternächten
Rief ich an die holden Muſen:
Keine Morgenröthe leuchtet
Und es will kein Tag erſcheinen,
Aber bringt zur rechten Stunde
Mir der Lampe fromm Geleuchte,
Daß es, ſtatt Auror' und Phöbus,
Meinen ſtillen Fleiß belebe!
Doch ſie ließen mich im Schlafe,
Dumpf und unerquicklich, liegen,
Und nach jedem ſpäten Morgen
Folgten ungenutzte Tage.

Da ſich nun der Frühling regte,
Sagt' ich zu den Nachtigallen:
Liebe Nachtigallen, ſchlaget
Früh', o früh'! vor meinem Fenſter,
Weckt mich aus dem vollen Schlafe,
Der den Jüngling mächtig feſſelt.
Doch die liederfüllten Sänger
Dehnten Nachts vor meinem Fenſter
Ihre ſüßen Melodien,
Hielten wach die liebe Seele,
Regten zartes neues Sehnen
Aus dem neugerührten Buſen.

Und ſo ging die Nacht vorüber
Und Aurora fand mich ſchlafen,
Ja, mich weckte kaum die Sonne.

Endlich iſt es Sommer worden,
Und beim erſten Morgenſchimmer
Reizt mich aus dem holden Schlummer
Die geſchäftig frühe Fliege.
Unbarmherzig kehrt ſie wieder,
Wenn auch oft der halb Erwachte
Ungeduldig ſie verſcheuchet,
Lockt die unverſchämten Schweſtern,
Und von meinen Augenliedern
Muß der holde Schlaf entweichen.
Rüſtig ſpring' ich von dem Lager,
Suche die geliebten Muſen,
Finde ſie im Buchenhaine,
Mich gefällig zu empfangen,
Und den leidigen Inſecten
Dank' ich manche goldne Stunde.
Seyd mir doch, ihr Unbequemen,
Von dem Dichter hochgeprieſen,
Als die wahren Muſageten.

Morgenklagen.

O du loſes leidigliebes Mädchen,
Sag' mir an, womit hab' ich's verſchuldet,
Daß du mich auf dieſe Folter ſpannteſt,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Drucktest doch ſo freundlich geſtern Abend
Mir die Hände, lispeltest ſo lieblich:
Ja, ich komme, komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stunde.

Angelehnet ließ ich meine Thüre,
Hatte wohl die Angeln erſt geprüfet,
Und mich recht gefreut, daß ſie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens iſt vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel:
Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beſtändig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leiſen Schlummer.

Ja, da ſegnet' ich die Finſterniſſe,
Die ſo ruhig alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauſchend immer in die Stille,
Ob ſie nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte ſie Gedanken wie ich denke,
„Hätte ſie Gefühl wie ich empfinde,
„Würde ſie den Morgen nicht erwarten,
„Würde ſchon in dieſer Stunde kommen.“

Hüpft' ein Käzchen oben über'n Boden,
Kniſterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte ſich, ich weiß nicht was, im Hauſe,
Immer hofft' ich, deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, deinen Tritt zu hören.

Und ſo lag ich lang' und immer länger,
Und es fing der Tag ſchon an zu grauen,
Und es rauſchte hier und rauſchte dorten.

„Iſt es ihre Thüre? Wär's die meine!“
Saß ich aufgeſtemmt in meinem Bette,
Schaute nach der bald erhellten Thüre,
Ob ſie nicht ſich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beide Flügel
Auf den leiſen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell und heller;
Hört' ich ſchon des Nachbars Thüre gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen raſſeln,
War das Thor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte ſich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durch einander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder
Knarrten Thüren, klapperten die Tritte;
Und ich konnte, wie vom schönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung scheiden.

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenster traf und meine Wände,
Sprang ich auf und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen sehnsuchtsvollen Athem
Mit der kühlen Morgenluft zu mischen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun bist du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden.

Der Beſuch.

Meine Liebſte wollt' ich heut beſchleichen.
Aber ihre Thüre war verſchloſſen.
Hab' ich doch den Schlüſſel in der Taſche!
Oeffn' ich leiſe die geliebte Thüre!

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen.
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube.
Endlich da ich leis die Kammer öffne,
Find' ich ſie gar zierlich eingeſchlafen,
Angekleidet, auf dem Sopha liegen.

Bei der Arbeit war ſie eingeſchlafen:
Das Geſtricte mit den Nadeln ruhte
Zwiſchen den gefaltnen zarten Händen;
Und ich ſetzte mich an ihre Seite,
Ging bei mir zu Rath', ob ich ſie weckte.

Da betrachtet' ich den ſchönen Frieden,
Der auf ihren Augenliedern ruhte:
Auf den Lippen war die ſtille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hauſe,
Und die Unſchuld eines guten Herzens
Regte ſich im Buſen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig
Aufgelöſ't vom ſüßen Götterbalſam.

Freudig saß ich da und die Betrachtung
Hielte die Begierde, sie zu wecken,
Mit geheimen Banden fest und fester.

O du Liebe, dacht' ich, kann der Schlummer,
Der Verräther jedes falschen Zuges,
Kann er dir nicht schaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung störte.

Deine holden Augen sind geschlossen,
Die mich offen schon allein bezaubern;
Es bewegen deine süße Lippen
Weder sich zur Rede noch zum Kusse;
Aufgelöst sind diese Zauberbande
Deiner Arme, die mich sonst umschlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süßer Schmeicheleyen, unbeweglich.
Wär's ein Irrthum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbstbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt' ich's jetzt entdecken, da sich Amor
Ohne Binde neben mich gestellet.

Lange saß ich so und freute herzlich
Ihres Werthes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte sie mir so gefallen,
Daß ich mich nicht traute, sie zu wecken.

Leise leg' ich ihr zwey Pomeranzen
Und zwey Rosen auf das Tischchen nieder:
Sachte, sachte schlich ich meiner Wege.

Oeffnet ſie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt ſie dieſe bunte Gabe,
Staunt, wie immer bei verſchloſſnen Thuren
Dieſes freundliche Geſchenk ſich finde.

Seh' ich dieſe Nacht den Engel wieder,
O wie freut ſie ſich, vergilt mir doppelt
Dieſes Opfer meiner zarten Liebe.

Magiſches Netz.

Zum erſten May 1803.

Sind es Kämpfe, die ich ſehe?
Sind es Spiele? ſind es Wunder?
Fünf der allerliebſten Knaben,
Gegen fünf Geſchwiſter ſtreitend,
Regelmäßig, tactbeſtändig,
Einer Zaubrin zum Gebote.

Blanke Spieße führen jene,
Dieſe flechten ſchnelle Fäden,
Daß man glaubt, in ihren Schlingen
Werde ſich das Eiſen fangen.
Bald gefangen ſind die Spieße;
Doch im leichten Kriegestanze
Stiehlt ſich einer nach dem andern
Aus der zarten Schleifenreihe,
Die ſogleich den Freien haſchet,
Wenn ſie den Gebundnen löſet.

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
Wechſelflucht und Wiederkehren
Wird ein künſtlich Netz geflochten,
Himmelsflocken gleich an Weiſſe,
Die, vom Lichten in das Dichte,
Muſterhafte Streifen ziehen,
Wie es Farben kaum vermöchten.

Wer empfängt nun der Gewänder
Allerwünſchtes? Wen begünſtigt
Unſre vielgeliebte Herrin,
Als den anerkannten Diener?
Mich beglückt des holden Looſes
Treu und ſtill erſehntes Zeichen!
Und ich fühle mich umſchlungen,
Ihrer Dienerſchaft gewidmet.

Doch indem ich ſo behaglich,
Aufgeſchmückt ſtolzirend wandle,
Sieh! da knüpfen jene Loſen,
Ohne Streit, geheim geſchäftig,
Andre Netze, fein und feiner,
Dämmrungsfäden, Moudenblicke,
Nachtviolenduft verwebend.

Eh mir nur das Netz bemerken,
Iſt ein Glücklicher gefangen;
Den wir Andern, den wir Alle,
Segnend und beneidend, grüßen.

Der Becher.

Einen wohlgeſchnitzten vollen Becher
Hielt ich drückend in den beiden Händen,
Sog begierig ſüßen Wein vom Rande,
Gram und Sorg' auf Einmal zu vertrinken.

Amor trat herein und fand mich ſitzen,
Und er lächelte beſcheidenweiſe,
Als den Unverſtändigen bedauernd.

„Freund, ich kenn' ein ſchöneres Gefäße,
„Werth die ganze Seele drein zu ſenken;
„Was gelobſt du, wenn ich dir es gönne,
„Es mit anderm Nectar dir erfülle?"

O wie freundlich hat er Wort gehalten!
Da er, Lida, dich mit ſanfter Neigung
Mir, dem lange ſehnenden, geeignet.

Wenn ich deinen lieben Leib umfaſſe,
Und von deinen einzig treuen Lippen
Langbewahrter Liebe Balſam koſte,
Selig ſprech' ich dann zu meinem Geiſte:

Nein, ein ſolch Gefäß hat, außer Amorn,
Nie ein Gott gebildet noch beſeſſen!
Solche Formen treibet nie Vulcanus

Mit den ſinnbegabten feinen Hämmern!
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die älteſten, klügſten ſeiner Faunen
Ausgeſuchte Trauben keltern laſſen,
Selbſt geheimnißvoller Gährung vorſtehn:
Solchen Trank verſchafft ihm keine Sorgfalt!

Nachtgedanken.

Euch bedaur' ich, unglückſel'ge Sterne,
Die ihr ſchön ſeyd und ſo herrlich ſcheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menſchen:
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltſam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welch Reiſe habt ihr ſchon vollendet!
Seit ich weilend in dem Arm der Liebſten
Euer und der Mitternacht vergeſſen.

Ferne.

Kentgen, ſagt man, gab die Natur vor andern Gebornen
Eines längeren Arms weithinaus faſſende Kraft.
Doch auch mir dem Geringen verlieh ſie das fürſtliche Vorrecht:
Denn ich faſſe von fern, halte dich, Lida, mir feſt.

An Lida.

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannſt,
Forderſt du ganz für dich, und mit Recht.
Auch iſt er einzig dein:
Denn, ſeit ich von dir bin,
Scheint mir des ſchnellſten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Geſtalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne ſchimmern.

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, ſo fremde biſt!
Wenn wir im Schwarm der vielen Menſchen ſind,
Das ſchlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles ſtill und finſter um uns iſt,
Erkenn' ich dich an deinen Küſſen wieder.

An die Cicade,

nach dem Anakreon.

Selig biſt du, liebe Kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen,
Von geringem Trank begeiſtert,
Singend, wie ein König lebeſt!
Dir gehöret eigen alles,
Was du auf den Feldern ſieheſt,
Alles, was die Stunden bringen;
Lebeſt unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeſchädigt,
Du den Sterblichen Verehrte,
Süßen Frühlings ſüßer Bote!
Ja, dich lieben alle Muſen,
Phöbus ſelber muß dich lieben,
Gaben dir die Silberſtimme,
Dich ergreifet nie das Alter,
Weiſe, zarte, Dichterfreundin,
Ohne Fleiſch und Blut Geborne,
Leidenloſe Erdentochter,
Faſt den Göttern zu vergleichen.

Aus

Wilhelm Meiſter.

Auch vernehmet im Gedränge
Jener Genien Geſänge.

Mignon.

Heiß mich nicht reden, heiß mich ſchweigen,
Denn mein Geheimniß iſt mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Inure zeigen,
Allein das Schickſal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finſtre Nacht, und ſie muß ſich erhellen;
Der harte Fels ſchließt ſeinen Buſen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder ſucht im Arm der Freunde Ruh,
Dort kann die Bruſt in Klagen ſich ergießen;
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu
Und nur ein Gott vermag ſie aufzuſchließen.

Dieſelbe.

Nur wer die Sehnſucht kennt
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude
Seh ich an's Firmament
Nach jener Seite.
Ach, der mich liebt und kennt,
Iſt in der Weite.
Es ſchwindelt mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt
Weiß, was ich leide!

Dieſelbe.

So laßt mich ſcheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der ſchönen Erde
Hinab in jenes feſte Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stille,
Dann öffnet ſich der friſche Blick;
Ich laſſe dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmliſchen Geſtalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung.
Vor Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung.

Harfenſpieler.

Wer ſich der Einſamkeit ergibt
Ach! der iſt bald allein,
Ein jeder lebt, ein jeder liebt
Und läßt ihn ſeiner Pein.

Ja, laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einſam ſeyn,
Dann bin ich nicht allein.

Es ſchleicht ein Liebender lauſchend ſacht,
Ob ſeine Freundin allein?
So überſchleicht bei Tag und Nacht
Mich Einſamen die Pein,
Mich Einſamen die Qual.
Ach werd ich erſt einmal
Einſam im Grabe ſeyn,
Da läßt ſie mich allein!

Derſelbe.

An die Thüren will ich ſchleichen,
Still und ſittſam will ich ſtehn;
Fromme Hand wird Nahrung reichen;
Und ich werde weiter gehn.
Jeder wird ſich glücklich ſcheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erſcheint;
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht was er weint.

Derſelbe.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf ſeinem Bette weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!

Ihr führt in's Leben un's hinein,
Ihr laßt den Armen ſchuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden.

Philine.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einſamkeit der Nacht,
Nein, ſie iſt, o holde Schönen,
Zur Geſelligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönſte Hälfte war,
Iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönſte Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er iſt gut, ſich zu zerſtreuen;
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe ſich ergießt:

Wenn der raſche loſe Knabe,
Der ſonſt wild und feurig eilt,
Oft, bei einer kleinen Gabe,
Unter leichten Spielen weilt.

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen ſingt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verſpricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Bruſt:
Jeder Tag hat ſeine Plage
Und die Nacht hat ihre Luſt.

Antiker Form ſich nähernd.

Stehn uns dieſe weiten Falten
Zu Geſichte, wie den Alten?

Herzog Leopold von Braunſchweig.

Dich ergriff mit Gewalt der alte Herrſcher des Fluſſes,
Hält dich und theilet mit dir ewig ſein ſtrömendes Reich.
Ruhig ſchlummerſt du nun beim ſtilleren Rauſchen der Urne,
Bis dich ſtürmende Fluth wieder zu Thaten erweckt;
Hülfreich werde dem Volke! ſo wie du ein Sterblicher wollteſt,
Und vollend' als ein Gott, was dir als Menſchen mißlang.

Dem Ackermann.

Pflug bedecket und leicht den goldenen Samen die Furche,
Guter! die tiefere deckt endlich dein ruhend Gebein.
Fruchtbar gepflügt und geſä't! Hier keimet lebendige Nahrung,
Und die Hoffnung entfernt ſelbſt von dem Grabe ſich nicht.

Anakreons Grab.

Wo die Roſe hier blüht, wo Reben um Lorbeer ſich ſchlingen,
Wo das Turteichen lockt, wo ſich das Grillchen ergetzt,
Welch ein Grab iſt hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es iſt Anakreons Ruh.
Frühling, Sommer und Herbſt genoß der glückliche Dichter;
Vor dem Winter hat ihn endlich der Hügel geſchützt.

Die Geſchwiſter.

Schlummer und Schlaf, zwey Brüder, zum Dienſte der Götter berufen,
Bat ſich Prometheus herab ſeinem Geſchlechte zum Troſt,
Aber den Göttern ſo leicht, doch ſchwer zu ertragen den Menſchen,
Ward nun ihr Schlummer uns Schlaf, ward nun ihr Schlaf uns zum Tod.

Zeitmaß.

Eros, wie ſeh' ich dich hier! In jeglichem Händchen die Sanduhr!
Wie? Leichtſinniger Gott, miſſeſt du doppelt die Zeit?
„Langſam rinnen aus einer die Stunden entfernter Geliebten;
Gegenwärtigen fließt eilig die zweyte herab.“

Warnung.

Wecke den Amor nicht auf! Noch ſchläft der liebliche Knabe;
Geh', vollbring' dein Geſchäft, wie es der Tag dir gebeut!
So der Zeit bedienet ſich klug die ſorgliche Mutter,
Wenn ihr Knäbchen entſchläft, denn es erwacht nur zu bald.

Einſamkeit.

Die ihr Felſen und Bäume bewohnt, o heilſame Nymphen,
Gebet Jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Troſt, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne ſein Glück.
Denn euch gaben die Götter, was ſie den Menſchen verſagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröſtlich und hülflich zu ſeyn.

Erkanntes Glück.

Was bedächtlich Natur ſonſt unter viele vertheilet,
Gab ſie mit reichlicher Hand alles der Einzigen, ihr.
Und die ſo herrlich Begabte, von vielen ſo innig Verehrte,
Gab ein liebend Geſchick freundlich dem Glücklichen, mir.

Erwählter Fels.

Hier im Stillen gedachte der Liebende ſeiner Geliebten;
Heiter ſtrach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein!
Doch erhebe dich nicht, du haſt noch viele Geſellen;
Jedem Felſen der Flur, die mich den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Wald's, um den ich wandernd mich ſchlinge:
Denkmal bleibe des Glücks! ruf' ich ihm weihend und froh.
Doch die Stimme verleih' ich nur dir, wie unter der Menge
Einen die Muſe ſich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

Ländliches Glück.

Seyd, o Geiſter des Hains, o ſeyd, ihr Nymphen des Fluſſes,
Eurer Entfernten gedenk, euerer Nahen zur Luſt!
Weihend feyerten ſie im Stillen die ländlichen Feſte;
Wir dem gebahnten Pfad folgend beſchleichen das Glück.
Unter wohnte mit uns, es macht der himmliſche Knabe
Gegenwärtige lieb, und die Entfernten euch nah'.

Philomele.

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen;
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Koſt.
So, durchdrungen von Gift die harmlosathmende Kehle,
Trifft mit der Liebe Gewalt nun Philomele das Herz.

Geweihter Platz.

Wenn zu den Reihen der Nymphen, verſammelt in heiliger Mondnacht,
Sich die Grazien heimlich herab vom Olympus geſellen;
Hier belauſcht ſie der Dichter und hört die ſchönen Geſänge,
Sieht verſchwiegener Tänze geheimnißvolle Bewegung.
Was der Himmel nur Herrliches hat, was glücklich die Erde
Reizendes immer gebar, das erſcheint dem wachenden Träumer.
Alles erzählt er den Muſen, und daß die Götter nicht zürnen,
Lehren die Muſen ihn gleich beſcheiden Geheimniſſe ſprechen.

Der Park.

Welch ein himmliſcher Garten entſpringt aus Oed' und aus Wüſte,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir.
Wohl den Schöpfer ahmet ihr nach, ihr Götter der Erde!
Fels und See und Gebüſch, Vögel und Fiſch und Gewild.
Nur daß euere Stätte ſich ganz zum Eden vollende,
Fehlet ein Glücklicher hier, fehlt euch am Sabbat die Ruh.

Die Lehrer.

Als Diogenes ſtill in ſeiner Tonne ſich ſonnte,
Und Calanus mit Luſt ſtieg in das flammende Grab,
Welche herrliche Lehre dem raſchen Sohn des Philippus,
Wäre der Herrſcher der Welt nicht auch der Lehre zu groß!

Verſuchung.

Reichte die ſchädliche Frucht einſt Mutter Eva dem Gatten,
Ach! vom thörichten Biß kränkelt das ganze Geſchlecht.
Nun, vom heiligen Leibe, der Seelen ſpeiſet und heilet,
Koſteſt du, Lydia, fromm, liebliches büßendes Kind!
Darum ſchick' ich dir eilig die Frucht voll irdiſcher Süße,
Daß der Himmel dich nicht deinem Geliebten entzieh.

Ungleiche Heirath.

Selbſt ein ſo himmliſches Paar fand nach der Verbindung ſich ungleich:
Pſyche ward älter und klug, Amor iſt immer noch Kind.

Heilige Familie.

O des ſüßen Kindes, und o der glücklichen Mutter,
Wie ſie ſich einzig in ihm, wie es in ihr ſich ergetzt!
Welche Wonne gewährte der Blick auf dieß herrliche Bild mir,
Stünd' ich Armer nicht ſo heilig, wie Joſeph, dabei!

Entſchuldigung.

Du verklageſt das Weib, ſie ſchwanke von Einem zum Andern!
Tadle ſie nicht: ſie ſucht einen beſtändigen Mann.

Der Chineſe in Rom.

Einen Chineſen ſah ich in Rom; die geſammten Gebäude
Alter und neuerer Zeit ſchienen ihm läſtig und ſchwer.
Ach! ſo ſeufzt' er, die Armen! ich hoffe, ſie ſollen begreifen,
Wie erſt Säulchen von Holz tragen des Daches Gezelt,
Daß an Latten und Pappen, Geſchnitz und bunter Vergoldung
Sich des gebildeten Aug's feinerer Sinn nur erfreut.
Siehe, da glaubt' ich, im Bilde, ſo manchen Schwärmer zu ſchauen,
Der ſein luftig Geſpinnſt mit der ſoliden Natur
Ewigem Teppich vergleicht, den ächten reinen Geſunden
Krank nennt, daß ja nur er heiße, der Kranke, geſund.

Spiegel der Muſe.

Sich zu ſchmücken begierig verfolgte den rinnenden Bach einſt
Früh die Muſe hinab, ſie ſuchte die ruhigſte Stelle.
Eilend und rauſchend indeß verzog die ſchwankende Fläche
Stets das bewegliche Bild; die Göttin wandte ſich zürnend;
Doch der Bach rief hinter ihr drein und höhnte ſie: Freilich
Magſt du die Wahrheit nicht ſehn, wie rein dir mein Spiegel
ſie zeiget!
Aber indeſſen ſtand ſie ſchon fern, am Winkel des Sees,
Ihrer Geſtalt ſich erfreuend und rückte den Kranz ſich zurechte.

Phöbos und Hermes.

Delos erster Beherrscher und Maja's Sohn, der gewandte,
Rechteten heftig, es wünscht' jeder den herrlichen Preis.
Hermes verlangte die Leyer, die Leyer verlangt' auch Apollon,
Doch vergeblich erfüllt Hoffnung den beiden das Herz;
Denn rasch dränget sich Ares heran, gewaltsam entscheidend,
Schlägt das goldene Spiel wild mit dem Eisen entzwey.
Hermes lacht unmäßig, der schadenfrohe; doch Phöbos
Und den Musen ergreift inniger Schmerz das Gemüth.

Der neue Amor.

Amor, nicht das Kind, der Jüngling, der Pſychen verführte,
Sah im Olympus ſich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichſte Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für ſie.
Ach! die Heilige ſelbſt, ſie widerſtand nicht dem Werben
Und der Verwegene hielt feſt ſie im Arme beſtrickt.
Da entſtand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findeſt du ihn in holder Muſen Geſellſchaft
Und ſein reizender Pfeil ſtiftet die Liebe der Kunſt.

Die Kränze.

Klopstock will uns vom Pindus entfernen; wir ſollen nach Lorbeer
Nicht mehr geizen, uns ſoll inländiſche Eiche genügen;
Und doch führet er ſelbſt den überepiſchen Kreuzzug
Hin auf Golgatha's Gipfel, ausländiſche Götter zu ehren!
Doch auf welchen Hügel er wolle verſammlt' er die Engel,
Laſſe beim Grabe des Guten verlaſſene Redliche weinen:
Wo ein Held und Heiliger ſtarb, wo ein Dichter geſungen,
Uns im Leben und Tod ein Beiſpiel treffliches Muthes,
Hohes Menſchenwerthes zu hinterlaſſen, da knieen
Billig alle Völker in Andachtswonne, verehren
Dorn und Lorbeerkranz, und was ihn geſchmückt und gereinigt.

Schweizeralpe.

War doch gestern dein Haupt noch so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah, durch's Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.

An Perſonen.

Vieles reicht' ich meinen Lieben;
Weniges iſt mir geblieben.

Ilmenau

am 5. September 1783.

Anmuthig Thal! du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das Beste;
Entfaltet mir die ſchwerbehangnen Aeſte,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn, am Tag der Lieb' und Luſt,
Mit friſcher Luſt und Balſam meine Bruſt!

Wie kehrt' ich oft mit wechſelndem Geſchicke,
Erhabner Berg! an deinen Fuß zurücke.
O laß mich heut' an deinen ſachten Höhn
Ein jugendlich, ein neues Eden ſehn!
Ich hab' es wohl auch mit um euch verdienet:
Ich ſorge ſtill, indeß ihr ruhig grünet.

Laßt mich vergeſſen, daß auch hier die Welt,
So manch Geſchöpf in Erdefeſſeln hält,
Der Landmann leichtem Sand den Samen anvertraut
Und ſeinen Kohl dem frechen Wilde baut;
Der Knappe karges Brot in Klüften ſucht;
Der Köhler zittert, wenn der Jäger flucht.
Verjüngt euch mir, wie ihr es oft gethan,
Als fing' ich heut' ein neues Leben an.

Ihr ſeyd mir hold, ihr gönnt mir dieſe Träume,
Sie ſchmeicheln mir und locken alte Reime.
Mir wieder ſelbſt, von allen Menſchen fern,
Wie bad' ich mich in euren Düften gern!
Melodiſch rauſcht die hohe Tanne wieder,
Melodiſch eilt der Waſſerfall hernieder;
Die Wolke ſinkt, der Nebel drückt in's Thal,
Und es iſt Nacht und Dämmrung auf einmal.

Im finſtern Wald, beim Liebesblick der Sterne,
Wo iſt mein Pfad, den ſorglos ich verlor?
Welch ſeltne Stimmen hör' ich in der Ferne?
Sie ſchallen wechſelnd an dem Fels empor.
Ich eile ſacht zu ſehn, was es bedeutet,
Wie von des Hirſches Ruf der Jäger ſtill geleitet.

Wo bin ich? iſt's ein Zaubermährchen-Land?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felſenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich ſie froh an's Feuer hingeſtrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichten-Saal;
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie ſcherzen laut, indeſſen bald geleeret
Die Flaſche friſch im Kreiſe wiederkehret.

Sagt, wem vergleich' ich dieſe muntre Schaar?
Von wannen kommt ſie? um wohin zu ziehen?
Wie iſt an ihr doch alles wunderbar!
Soll ich ſie grüßen? ſoll ich vor ihr fliehen?

Iſt es der Jäger wildes Geiſterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünſte treiben?
Ich ſeh' im Buſch der kleinen Feuer mehr;
Es ſchaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Iſt's der Aegyptier verdächtiger Aufenthalt?
Iſt es ein flüchtiger Fürſt wie im Ardenner-Wald?
Soll ich verirrter hier in den verſchlungnen Gründen
Die Geiſter Shakſpear's gar verkörpert finden?
Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
Sie ſind es ſelbſt, wo nicht ein gleich Geſchlecht!
Unbändig ſchwelgt ein Geiſt in ihrer Mitten,
Und durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

Wie nennt ihr ihn? Wer iſt's, der dort gebückt
Nachläſſig ſtark die breiten Schultern drückt?
Er ſitzt zunächſt gelaſſen an der Flamme,
Die markige Geſtalt aus altem Heldenſtamme.
Er ſaugt begierig am geliebten Rohr,
Es ſteigt der Dampf an ſeiner Stirn empor.
Gutmüthig trocken weiß er Freud' und Lachen
Im ganzen Zirkel laut zu machen,
Wenn er mit ernſtlichem Geſicht
Barbariſch bunt in fremder Mundart ſpricht.

Wer iſt der andre, der ſich nieder
An einen Sturz des alten Baumes lehnt,
Und ſeine langen feingeſtalten Glieder
Ekſtatiſch faul nach allen Seiten dehnt,
Und, ohne daß die Zecher auf ihn hören,
Mit Geiſtesflug ſich in die Höhe ſchwingt,
Und von dem Tanz der himmelhohen Sphären
Ein monotones Lied mit großer Inbrunſt ſingt?

Doch ſcheinet allen etwas zu gebrechen.
Ich höre ſie auf einmal leiſe ſprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Thal ſich ſchließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers ſchimmert,
Vom Waſſerfall umrauſcht, des milden Schlafs genießt.
Mich treibt das Herz nach jener Kluft zu wandern,
Ich ſchleiche ſtill und ſcheide von den Andern.

Sey mir gegrüßt, der hier in ſpäter Nacht
Gedankenvoll an dieſer Schwelle wacht!
Was ſitzeſt du entfernt von jenen Freuden?
Du ſcheinſt mir auf was Wichtiges bedacht.
Was iſt's, daß du in Sinnen dich verliereſt,
Und nicht einmal dein kleines Feuer ſchüreſt?

„O frage nicht! denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu ſtillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier iſt zu ſchweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht im Stande ſelbſt zu ſagen
Woher ich ſey, wer mich hierher geſandt;
Von fremden Zonen bin ich her verſchlagen
Und durch die Freundſchaft feſtgebannt.

Wer kennt ſich ſelbſt? wer weiß was er vermag?
Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen?
Und was du thuſt, ſagt erſt der andre Tag,
War es zum Schaden oder Frommen.

Ließ nicht Prometheus ſelbſt die reine Himmelsgluth
Auf friſchen Thon vergötternd niederfließen?
Und konnt' er mehr als irdiſch Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar;
Was ich entzündet, iſt nicht reine Flamme.
Der Sturm vermehrt die Gluth und die Gefahr,
Ich ſchwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit ſang
Und Redlichkeit und Freiheit ſonder Zwang,
Stolz auf ſich ſelbſt und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menſchen ſchöne Gunſt:
Doch ach! ein Gott verſagte mir die Kunſt,
Die arme Kunſt, mich künſtlich zu vertragen.
Nun ſitz' ich hier zugleich erhoben und gedrückt,
Unſchuldig und geſtraft, unſchuldig und beglückt.

Doch rede ſacht! denn unter dieſem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schickſal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur
Bald mit ſich ſelbſt und bald mit Zauberſchatten ſtreitet,
Und was ihm das Geſchick durch die Geburt geſchenkt
Mit Müh' und Schweiß erſt zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann ſeinen Geiſt enthüllen
Und kein Geſang die hohen Wogen ſtillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter ſprechen?

Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, ſie drängt ſich ſelber los
Und eilt auf Fittigen der Roſe in den Schoos.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung ſeiner Kraft.
Noch iſt bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenſchaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels iſt ihm zu ſchroff, kein Steg zu ſchmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und ſtürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die ſchmerzlich überſpannte Regung
Gewaltſam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düſter wild an heitern Tagen,
Unbändig ohne froh zu ſeyn,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerſchlagen,
Auf einem harten Lager ein:
Indeſſen ich hier ſtill und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und, halb erwacht und halb im ſchweren Traum,
Mich kaum des ſchweren Traums erwehre."

Verſchwinde Traum!

Wie dank' ich, Muſen, euch!
Daß ihr mich heut auf einen Pfad geſtellet,

Wo auf ein einzig Wort die ganze Gegend gleich
Zum ſchönſten Tage ſich erhellet;
Die Wolke flieht, der Nebel fällt,
Die Schatten ſind hinweg. Ihr Götter, Preis und Wonne!
Es leuchtet mir die wahre Sonne,
Es lebt mir eine ſchöne Welt;
Das ängſtliche Geſicht iſt in die Luft zerronnen,
Ein neues Leben iſt's, es iſt ſchon lang begonnen.

Ich ſehe hier, wie man nach langer Reiſe
Im Vaterland ſich wieder kennt;
Ein ruhig Volk in ſtillem Fleiße
Benutzen, was Natur an Gaben ihm gegönnt.
Der Faden eilet von dem Rocken
Des Webers raſchem Stuhle zu;
Und Seil und Kübel wird in längrer Ruh
Nicht am verbrachten Schachte flocken;
Es wird der Trug entdeckt, die Ordnung kehrt zurück,
Es folgt Gedeihn und feſtes ird'ſches Glück.

So mög', o Fürſt, der Winkel deines Landes
Ein Vorbild deiner Tage ſeyn!
Du kennſt lang' die Pflichten deines Standes
Und ſchränkeſt nach und nach die freie Seele ein.
Der kann ſich manchen Wunſch gewähren,
Der kalt ſich ſelbſt und ſeinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten ſtrebt,
Muß fähig ſeyn, viel zu entbehren.

So wandle du — der Lohn iſt nicht gering —
Nicht ſchwankend hin, wie jener Sämann ging,

Daß bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,
Hier auf den Weg, dort zwiſchen Dornen fiel;
Nein! ſtreue klug wie reich, mit männlich ſtäter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruhn: die Erndte wird erſcheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

Gellert's Monument

von Oeser.

Als Gellert, der geliebte, schied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte;
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne,
Mit vielzufriedner Miene gab:
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verschwundnen werthen Mann;
Und sammelte mit Geistesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einen engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln.

An Zachariä.

Schon wälzen ſchnelle Räder raſſelnd ſich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort,
Und angekettet feſt an deinen Wagen
Die Freuden mit dir fort.

Du biſt uns kaum entwichen, und ſchwermüthig ziehen
Aus dumpfen Höhlen (denn dahin
Flohn ſie bei deiner Ankunft, wie vorm Glühen
Der Sonne Nebel fliehn)

Verdruß und Langeweile. Wie die Stymphaliden
Umſchwärmen ſie den Tiſch und ſprühn
Von ihren Fittigen Gift unſrem Frieden
Auf alle Speiſen hin.

Wo iſt, ſie zu verſcheuchen, unſer gütiger Retter,
Der Venus vielgeliebter Sohn,
Apollens Liebling, Liebling aller Götter!
Lebt er? iſt er entflohn?

O gäb' er mir die Stärke, ſeine mächtige Leyer
Zu ſchlagen, die Apoll ihm gab;
Ich rührte ſie, dann flöhn die Ungeheuer
Erſchreckt zur Höll' hinab.

O leih mir, Sohn der Maja, deiner Ferſen Schwingen,
Die du ſonſt Sterblichen geliehn,
Die reißen mich aus dieſem Elend, bringen
Mich zu der Ufer hin;

Dann folg' ich unerwartet ihm am Fluſſe,
Allein, ſo wenig ſtaunet er,
Als ging ihm, angeheftet ſeinem Fuße,
Sein Schatten hinterher.

Von ihm dann unzertrennlich wärmt den jungen Buſen
Der Glanz, der glorreich ihn umgibt;
Er liebet mich; dann lieben mich die Muſen,
Weil mich ihr Liebling liebt.

An Silvien.

Wenn die Zweige Wurzeln ſchlagen,
Wachſen, grünen, Früchte tragen;
Möchteſt du dem Angedenken
Deines Freunds ein Lächeln ſchenken.

Derſelben.

Und wenn ſie zuletzt erfrieren,
Weil man ſie nicht wohl verſchanzet,
Will ſich's alsobald gebühren,
Daß man hoffend neue pflanzet.

Einer hohen Reisenden.

Wohin du trittſt, wird uns verklärte Stunde,
Dir leuchtet Klarheit friſch vom Angeſicht,
Vom Auge Gutheit, Lieblichkeit vom Munde,
Aus Wolken dringt ein reines Himmelslicht.
Der Ungeheuer Schwarm im Hintergrunde
Er dringt, er droht, jedoch er ſchreckt dich nicht,
Wie du mit Freiheit unbefangen ſchreiteſt,
Das Herz erhebſt und jeden Geiſt erweiteſt.

So wandelſt du, dein Ebenbild zu ſchauen,
Das majeſtätiſch uns von oben blickt,
Der Mütter Urbild, Königin der Frauen,
Ein Wunderpinſel hat ſie ausgedrückt.
Ihr beugt ein Mann, mit liebevollem Grauen,
Ein Weib die Knie, in Demuth ſtill entzückt;
Du aber kommſt, ihr deine Hand zu reichen
Als wäreſt du zu Haus bei deines gleichen.

Doch ſchreite weiter, was auch hier ſich finde,
Zum Lande hin, dem doch kein andres gleicht,
Wo uns Natur befreit, wie Kunſt auch binde,
Der Geiſt ſich ſtählt, wenn ſich das Herz erweicht,
Vor ſtillem Schaun ſo Zeit- als Volksgewinde
Zum Abgrund wallt, zur Himmelshöhe ſteigt:
Dorthin gehörſt du, die du ſchaffend ſtrebeſt,
Die Trümmer herſtellſt, Todtes neu belebeſt.

Führ' uns indeß durch blumenreiche Matten,
Am breiten Fluß durch's wohlbekannte Thal,
Wo Reben sich um Sonnenhügel gatten,
Der Fels dich schützt vor mächt'gem Sonnenstrahl;
Genieße froh der engen Laube Schatten,
Der reinen Milch unschuldig würd'ges Mahl,
Und hier und dort vergönn' an deinen Blicken,
An deinem Wort uns ewig zu entzücken!

Jubiläum

am zweyten Januar 1815.

Hat der Tag ſich kaum erneuet
Wo uns Winterfreude blühet,
Jedermann ſich wünſchend freuet
Wenn er Freund und Gönner ſiehet.

Sagt, wie ſchon am zweyten Tage
Sich ein zweytes Feſt entzündet?
Hat vielleicht willkommne Sage
Vaterland und Reich gegründet?

Haben ſich die Allgewalten
Endlich ſchöpferiſch entſchieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

Nein! — Dem Würdigen, dem Biedern
Winden wir vollkommne Kränze,
Und zu aller Art von Liedern
Schlingen ſich des Feſtes Tänze.

Selbſt das Erz erweicht ſich gerne,
Wunderſam ihn zu verehren;
Aber ihr, auch aus der Ferne,
Laßt zu ſeinem Preiſe hören!

Er, nach langer Jahre Sorgen,
Wo der Boden oft gebidmet,
Sieht nun Fürſt und Volk geborgen,
Dem er Geiſt und Kraft gewidmet.

Die Gemahlin, längſt verbunden
Ihm als treulichſtes Geleite,
Sieht er auch, der tauſend Stunden
Froh gedenk, an ſeiner Seite.

Leb' er ſo, mit Jünglingskräften
Immer herrlich und vermögſam,
In den wichtigſten Geſchäften
Heiter klug und weiſe regſam,

Und in ſeiner Trauten Kreiſe
Sorgenfrei und unterhaltend,
Eine Welt, nach ſeiner Weiſe,
Nah und fern umher geſtaltend.

Räthſel.

Viel Männer ſind doch zu verehren,
Wohlthätige durch Werk und Lehren;
Doch wer uns zu erſtatten wagt,
Was die Natur uns ganz verſagt,
Den darf ich wohl den größten nennen:
Ich denke doch, ihr müßt ihn kennen?

Den
Drillingsfreunden von Cöln,
mit einem Bildnisse.

Der Abgebildete
Vergleicht sich billig
Heilgem Dreykönige,
Dieweil er willig
Dem Stern, der ostenher
Wahrhaft erschienen,
Auf allen Wegen war
Bereit zu dienen.

Der Bildner gleichesfalls
Vergleicht sich eben
Dem Reiter, der den Hals
Darangegeben,
Wie Hemelink auch gethan,
Ein Held geworden
Durch seine Manneskraft
Ritter vom Orden.
Darum zusammen sie
Euch nun verehren,
Die zum Vergangenen
Muthig sich kehren.
Stein, Heilge, Sammt und Gold
Männiglich strebend
Und altem Tage hold —
Fröhlich belebend.

An Uranius.

Himmel ach! ſo ruft man aus
Wenn's uns ſchlecht geworden.
Himmel will verdienen ſich
Pfaff' und Ritterorden.

Ihren Himmel finden viel
In dem Weltgetümmel;
Jugend unter Tanz und Spiel
Meint, ſie ſey im Himmel.

Doch von dem Claviere tönt
Ganz ein andrer Himmel;
Alle Morgen grüß' ich ihn,
Nickt er mir vom Schimmel.

An Tischbein.

Erst ein Deutscher, dann ein Schweizer,
Dann ein Berg- und Thal-Durchkreuzer,
Römer, dann Napolitaner,
Philosoph und doch kein Iner,
Dichter, fruchtbar aller Orten,
Bald mit Zeichen, bald mit Worten,
Immer bleibest du derselbe
Von der Tiber bis zur Elbe!
Glück und Heil! so wie du strebest,
Leben! so wie du belebest,
So genieße! laß genießen!
Bis die Nymphen dich begrüßen,
Die sich in der Ilme baden,
Und auf's freundlichste dich laden.

An Denſelben.

Alles was du denkſt und ſinneſt,
Was du der Natur und Kunſt
Mit Empfindung abgewinneſt,
Druckſt du aus durch Muſengunſt.
Farbe her! Dein Meiſterwille
Schafft ein ſichtliches Gedicht;
Doch, beſcheiden in der Fülle,
Du verſchmähſt die Worte nicht.

An Denſelben.

Für das Gute, für das Schöne,
Das du uns ſo reichlich ſendeſt,
Möge jegliche Camöne
Freude ſpenden, wie du ſpendeſt!
Möge dir, im nord'ſchen Trüben,
Aller Guten, aller Lieben
Reine Neigung ſo bereiten,
Ueberall dich zu begleiten
Mit des Umgangs trauter Wonne,
Wie im heitern Land der Sonne!

An Denselben.

Statt den Menschen in den Thieren
Zu verlieren,
Findest du ihn klar darin,
Und belebst, als wahrer Dichter,
Schaf- und säuisches Gelichter
Mit Gesinnung wie mit Sinn.
Auch der Esel kommt zu Ehren
Und naht uns weise Lehren.
Das was Büffon nur begonnen,
Kommt durch Tischbein an die Sonnen.

Stammbuchs-Weihe.

Muntre Gärten lieb' ich mir,
Viele Blumen drinne,
Und du haſt ſo einen hier,
Merk' ich wohl, im Sinne.

Mögen Wünſche für dein Glück
Tauſendfach erſcheinen;
Grüße ſie mit heitrem Blick
Und voran die meinen.

Der
Liebenden Vergeßlichen,
zum Geburtstage.

Dem schönen Tag sey es geschrieben!
Oft glänze dir sein heitres Licht.
Uns hörest du nicht auf zu lieben,
Doch bitten wir: vergiß uns nicht!

Mit Wahrheit und Dichtung.

Ein alter Freund erscheint maskiert,
Und das, was er im Schilde führt,
Gesteht er wohl nicht allen;
Doch du entdeckst sogleich den Reim
Und sprichst ihn aus ganz in's geheim:
Er wünscht dir zu .....

Angebinde zur Rückkehr.

Die Freundin war hinausgegangen
Um in der Welt ſich umzuthun;
Nun wird ſie bald nach Haus gelangen
Und auf gewohnte Weiſe ruhn.
Und neigt ſie dann das art'ge Köpfchen,
Umwunden reich von Zopf und Zöpfchen,
Nach einem kiſſenreichen Sitzchen,
So bietet freundlich ihr das Mützchen.

K u n st.

Bilde, Künstler! Rede nicht!
Nur ein Hauch sey dein Gedicht.

Die Nektartropfen.

Als Minerva jenen Liebling,
Den Prometheus, zu begünst'gen,
Eine volle Nektarschale
Von dem Himmel niederbrachte,
Seine Menschen zu beglücken,
Und den Trieb zu holden Künsten
Ihrem Busen einzuflößen;
Eilte sie mit schnellen Füßen,
Daß sie Jupiter nicht sähe;
Und die goldne Schale schwankte,
Und es fielen wenig Tropfen
Auf den grünen Boden nieder.

Emsig waren drauf die Bienen
Hinterher, und sangten fleißig;
Kam der Schmetterling geschäftig,
Auch ein Tröpfchen zu erhaschen;
Selbst die ungestalte Spinne
Kroch herbei und sog gewaltig.

Glücklich haben sie gekostet,
Sie und andre zarte Thierchen!
Denn sie theilen mit dem Menschen
Nun das schönste Glück, die Kunst.

Der Wandrer.

Wandrer.

Gott segne dich, junge Frau,
Und den säugenden Knaben
An deiner Brust!
Laß mich an der Felsenwand hier,
In des Ulmbaums Schatten,
Meine Bürde werfen,
Neben dir ausruhn.

Frau.

Welch Gewerb treibt dich
Durch des Tages Hitze
Den staubigen Pfad her?
Bringst du Waaren aus der Stadt
Im Land herum?
Lächelst, Fremdling,
Ueber meine Frage?

Wandrer.

Keine Waaren bring' ich aus der Stadt:
Kühl wird nun der Abend.
Zeige mir den Brunnen,
Draus du trinkest,
Liebes junges Weib!

Frau.

Hier den Felſenpfad hinauf.
Geh voran! Durch's Gebüſche
Geht der Pfad nach der Hütte,
Drin ich wohne,
Zu dem Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Spuren ordnender Menſchenhand
Zwiſchen dem Geſträuch!
Dieſe Steine haſt du nicht gefügt,
Reichhinſtreuende Natur!

Frau.

Weiter hinauf!

Wandrer.

Von dem Moos gedeckt ein Architrav!
Ich erkenne dich, bildender Geiſt!
Haſt dein Siegel in den Stein geprägt.

Frau.

Weiter, Fremdling!

Wandrer.

Eine Inſchrift, über die ich trete!
Nicht zu leſen!
Weggewandelt ſeyd ihr,
Tiefgegrabne Worte,
Die ihr eures Meiſters Andacht
Tauſend Enkeln zeigen ſolltet.

Frau.

Staunest, Fremdling,
Diese Stein' an?
Droben sind der Steine viel
Um meine Hütte.

Wandrer.

Droben?

Frau.

Gleich zur Linken
Durch's Gebüsch hinan,
Hier.

Wandrer.

Ihr Musen und Grazien!

Frau.

Das ist meine Hütte.

Wandrer.

Eines Tempels Trümmer!

Frau.

Hier zur Seit' hinab
Quillt der Brunnen,
Den ich trinke.

Wandrer.

Glühend webst du
Ueber deinem Grabe,
Genius! über dir
Ist zusammengestürzt
Dein Meisterstück,
O du Unsterblicher!

Frau.

Wart', ich hole das Gefäß
Dir zum Trinken.

Wandrer.

Epheu hat deine ſchlanke
Götterbildung umkleidet.
Wie du emporſtrebſt
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!
Und du einſame Schweſter dort,
Wie ihr,
Düſtres Moos auf dem heiligen Haupt,
Majeſtätiſch trauernd herabſchaut
Auf die zertrümmerten
Zu euern Füßen,
Eure Geſchwiſter!
In des Brombeergeſträuches Schatten
Deckt ſie Schutt und Erde,
Und hohes Gras wankt drüber hin.
Schätzeſt du ſo, Natur,
Deines Meiſterſtücks Meiſterſtück?
Unempfindlich zertrümmerſt du
Dein Heiligthum?
Säeſt Diſteln drein?

Frau.

Wie der Knabe ſchläft!
Willſt du in der Hütte ruhn,
Fremdling? Willſt du hier
Lieber in dem Freien bleiben?

Es ist kühl! Nimm den Knaben,
Daß ich Wasser schöpfen gehe.
Schlafe, Lieber! schlaf!

Wandrer.

Süß ist deine Ruh!
Wie's, in himmlischer Gesundheit
Schwimmend, ruhig athmet!
Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh' ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen.
Voller Keim blüh' auf,
Des glänzenden Frühlings
Herrlicher Schmuck,
Und leuchte vor deinen Gesellen!
Und welkt die Blüthenhülle weg,
Dann steig' aus deinem Busen,
Die volle Frucht,
Und reife der Sonn' entgegen.

Frau.

Gesegne's Gott! — Und schläft er noch?
Ich habe nichts zum frischen Trunk,
Als ein Stück Brot, das ich dir bieten kann.

Wandrer.

Ich danke dir.
Wie herrlich alles blüht umher
Und grünt!

Frau.

Mein Mann wird bald
Nach Hause ſeyn
Vom Feld. O bleibe, bleibe, Mann!
Und iß mit uns das Abendbrot.

Wandrer.

Ihr wohnet hier?

Frau.

Da, zwiſchen dem Gemäuer her.
Die Hütte baute noch mein Vater
Aus Ziegeln und des Schuttes Steinen.
Hier wohnen wir.
Er gab mich einem Ackersmann,
Und ſtarb in unſern Armen. —
Haſt du geſchlafen, liebes Herz?
Wie er munter iſt, und ſpielen will!
Du Schelm!

Wandrer.

Natur! du ewig keimende,
Schaffſt jeden zum Genuß des Lebens,
Haſt deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgeſtattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Geſims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verflicht;
Die Raup' umſpinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut;

Und du ſtickſt zwiſchen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für deine Bedürfniß'
Eine Hütte, o Menſch,
Genießeſt über Gräbern! —
Leb wohl, du glücklich Weib!

Frau.

Du willſt nicht bleiben?

Wandrer.

Gott erhalt' euch,
Segn' euern Knaben!

Frau.

Glück auf den Weg!

Wandrer.

Wohin führt mich der Pfad
Dort über'n Berg?

Frau.

Nach Cuma.

Wandrer.

Wie weit iſt's hin?

Frau.

Drey Meilen gut.

Wandrer.

Leb wohl!
O leite meinen Gang, Natur!
Den Fremdlings-Reiſetritt,

Den über Gräber
Heiliger Vergangenheit
Ich wandle.
Leit' ihn zum Schutzort,
Vor'm Nord gedeckt,
Und wo dem Mittagsſtrahl
Ein Pappelwäldchen wehrt.
Und kehr' ich dann
Am Abend heim
Zur Hütte,
Vergoldet vom letzten Sonnenſtrahl;
Laß mich empfangen ſolch ein Weib,
Den Knaben auf dem Arm!

Künſtlers Morgenlied.

Der Tempel iſt euch aufgebaut,
Ihr hohen Muſen all,
Und hier in meinem Herzen iſt
Das Allerheiligſte.

Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich ſchau' umher,
Steht rings ihr Ewiglebenden
Im heil'gen Morgenglanz.

Ich bet' hinan, und Lobgeſang
Iſt lauter mein Gebet,
Und freudeklingend Saitenſpiel
Begleitet mein Gebet.

Ich trete vor den Altar hin,
Und leſe, wie ſich's ziemt,
Andacht liturg'ſcher Lection
Im heiligen Homer.

Und wenn er in's Getümmel mich
Von Löwenkriegern reißt,
Und Götterſöhn' auf Wagen hoch
Rachglühend ſtürmen an.

Und Roß dann vor dem Wagen ſtürzt,
Und drunter und drüber ſich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut —
Er fengte ſie dahin

Mit Flammenſchwert der Heldenſohn,
Zehntauſend auf einmal,
Bis dann auch er, gebändiget
Von einer Götterhand,

Ab auf den **Rogus** niederſtürzt,
Den er ſich ſelbſt gehäuft,
Und Feinde nun den ſchönen Leib
Verſchändend taſten an:

Da greif' ich muthig auf, es wird
Die Kohle zum Gewehr,
Und jene meine hohe Wand
In Schlachtfeld-Wogen brauſ't.

Hinan! Hinan! Es heulet laut
Gebrüll der Feindeswuth,
Und Schild an Schild, und Schwert auf Helm,
Und um den Todten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan,
Da kämpfen ſie um ihn.
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Thränenwuth.

Ach, rettet! Kämpfet! Rettet ihn!
In's Lager tragt ihn fort,
Und Balſam gießt dem Todten auf,
Und Thränen Todten-Ehr!

Und find' ich mich zurück hierher.
Empfängſt du, Liebe, mich,
Mein Mädchen, ach, im Bilde nur,
Und ſo im Bilde warm!

Ach, wie du ruhteſt neben mir,
Und ſchmachteteſt mich an,
Und mir's vom Aug' durch's Herz hindurch
Zum Griffel ſchmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Buſen jung und friſch,
Wie einer Gottheit, war!

O kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen feſt,
Und keine, keine Schlachten mehr,
Nur dich in meinem Arm!

Und ſollſt mir, meine Liebe, ſeyn
Alldeutend Ideal,
Madonna ſeyn, ein Erſtlingskind,
Ein heiligs an der Bruſt;

Und haſchen will ich, Nymphe, dich,
Im tiefen Waldgebüſch;
O ſtieße nicht die rauhe Brunſt,
Mein aufgerecktes Ohr!

Und liegen will ich Mars zu dir,
Du Liebesgöttin ſtark,
Und ziehn ein Netz um uns herum,
Und rufen dem Olymp,

Wer von den Göttern kommen will,
Beneiden unſer Glück,
Und ſoll's die Frauze Eiferſucht
Am Bettfuß angebannt.

Amor als Landschaftsmahler.

Saß ich früh auf einer Felsenspitze,
Sah mit starren Augen in den Nebel;
Wie ein grau grundirtes Tuch gespannet
Deckt' er alles in die Breit' und Höhe.

Stellt' ein Knabe sich mir an die Seite,
Sagte: Lieber Freund, wie magst du starrend
Auf das leere Tuch gelassen schauen?
Hast du denn zum Mahlen und zum Bilden
Alle Lust auf ewig wohl verloren?

Sah ich an das Kind und dachte heimlich:
Will das Bübchen doch den Meister machen!

Willst du immer trüb' und müßig bleiben,
Sprach der Knabe, kann nichts kluges werden:
Sieh, ich will dir gleich ein Bildchen mahlen,
Dich ein hübsches Bildchen mahlen lehren.

Und er richtete den Zeigefinger,
Der so röthlich war wie eine Rose,
Nach dem weiten ausgespannten Teppich,
Fing mit seinem Finger an zu zeichnen:

Oben mahlt' er eine schöne Sonne,
Die mir in die Augen mächtig glänzte,

Und den Saum der Wolken macht' er golden,
Ließ die Strahlen durch die Wolken dringen;
Mahlte dann die zarten leichten Wipfel
Frisch erquickter Baume, zog die Hügel,
Einen nach dem andern, frei dahinter;
Unten ließ er's nicht an Waſſer fehlen,
Zeichnete den Fluß ſo ganz natürlich,
Daß er ſchien im Sonnenſtrahl zu glitzern,
Daß er ſchien am hohen Rand zu rauſchen.

Ach, da ſtanden Blumen an dem Fluſſe,
Und da waren Farben auf der Wieſe,
Gold und Schmelz und Purpur und ein Grünes,
Alles wie Smaragd und wie Karfunkel!
Hell und rein laſirt er drauf den Himmel
Und die blauen Berge fern und ferner,
Daß ich ganz entzückt und neu geboren
Bald den Mahler, bald das Bild beſchaute.

Hab' ich doch, ſo ſagt' er, dir bewieſen,
Daß ich dieſes Handwerk gut verſtehe;
Doch es iſt das ſchwerſte noch zurücke.

Zeichnete darnach mit ſpitzem Finger
Und mit großer Sorgfalt an dem Wäldchen,
G'rad' an's Ende, wo die Sonne kräftig
Von dem hellen Boden widerglänzte,
Zeichnete das allerliebſte Mädchen,
Wohlgebildet, zierlich angekleidet,
Friſche Wangen unter braunen Haaren,

Und die Wangen waren von der Farbe,
Wie das Fingerchen, das ſie geküſſet.

O du Knabe! rief ich, welch ein Meiſter
Hat in ſeine Schule dich genommen,
Daß du ſo geſchwind und ſo natürlich
Alles klug beginnſt und gut vollendeſt?

Da ich noch ſo rede, ſieh, da rühret
Sich ein Windchen, und bewegt die Gipfel,
Kräuſelt alle Wellen auf dem Fluſſe,
Füllt den Schleier des vollkommnen Mädchens,
Und was mich Erſtaunten mehr erſtaunte,
Fängt das Mädchen an den Fuß zu rühren,
Geht zu kommen, nähert ſich dem Orte,
Wo ich mit dem loſen Lehrer ſitze.

Da nun alles, alles ſich bewegte,
Bäume, Fluß und Blumen und der Schleier,
Und der zarte Fuß der Allerſchönſten;
Glaubt ihr wohl, ich ſey auf meinem Felſen,
Wie ein Felſen, ſtill und feſt geblieben?

Künſtlers Abendlied.

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erſchölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!

Ich zittre nur, ich ſtottre nur,
Und kann es doch nicht laſſen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und ſo muß ich dich faſſen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich ſchon mein Sinn erſchließet,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nur Freudenquell genießet;

Wie ſehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein luſt'ger Springbrunn, wirſt du mir
Aus tauſend Röhren ſpielen.

Wirſt alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieſes enge Daſeyn mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Kenner und Künſtler.

Kenner.

Gut! Brav, mein Herr! Allein
Die linke Seite
Nicht ganz gleich der rechten;
Hier ſcheint es mir zu lang,
Und hier zu breit;
Hier zuckt's ein wenig,
Und die Lippe
Nicht ganz Natur,
So todt noch alles!

Künſtler.

O rathet! Helft mir,
Daß ich mich vollende!
Wo iſt der Urquell der Natur,
Daraus ich ſchöpfend
Himmel fühl' und Leben
In die Fingerſpitzen hervor,
Daß ich mit Götterſinn
Und Menſchenhand
Vermöge zu bilden,
Was bei meinem Weib'
Ich animaliſch kann und muß.

Kenner.

Da ſehen Sie zu.

Künſtler.

So!

Kenner und Enthuſiaſt.

Ich führt' einen Freund zum Maidel jung,
Wollt' ihm zu genießen geben
Was alles es hätt', gar Freud'-genung,
Friſch junges warmes Leben.
Wir fanden ſie ſitzen an ihrem Bett,
Thät' ſich auf ihr Händlein ſtützen.
Der Herr der macht' ihr ein Compliment,
Thät' gegen ihr über ſitzen.
Er ſpitzt die Naſe, er ſturt ſie an,
Betracht ſie herüber, hinüber:
Und um mich war's gar bald gethan,
Die Sinnen gingen mir über.

Der liebe Herr für allen Dank
Führt mich drauf in eine Ecken,
Und ſagt, ſie wär' doch allzu ſchlank
Und hätt' auch Sommerflecken.
Da nahm ich von meinem Kind Adjeu,
Und ſcheidend ſah ich in die Höh:
Ach Herre Gott, ach Herre Gott,
Erbarm dich doch des Herren!

Da führt' ich ihn in die Galerie
Voll Menſchengluth und Geiſtes;
Mir wird's da gleich, ich weiß nicht wie,
Mein ganzes Herz zerreißt es.

O Mahler! Mahler! rief ich laut,
Belohn' dir Gott dein Mahlen!
Und nur die allerſchönſte Braut
Kann dich für uns bezahlen.

Und ſieh, da ging mein Herr herum,
Und ſtochert ſich die Zähne,
Regiſtrirt in Catalogum
Mir meine Götterſöhne.
Mein Buſen war ſo voll und bang,
Von hundert Welten trächtig;
Ihm war bald was zu kurz, zu lang,
Wägt' alles gar bedächtig.

Da warf ich in ein Eckchen mich,
Die Eingeweide brannten.
Um ihn verſammelten Männer ſich,
Die ihn einen Kenner nannten.

Monolog des Liebhabers.

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Guter Rath.

Geschieht wohl, daß man einen Tag
Weder sich noch andre leiden mag,
Will nichts dir nach dem Herzen ein;
Sollt's in der Kunst wohl anders seyn?
Drum hetze dich nicht zur schlimmen Zeit,
Denn Fülle und Kraft sind nimmer weit:
Hast in der bösen Stund' geruht,
Ist dir die gute doppelt gut.

Sendſchreiben.

Mein altes Evangelium
Bring' ich dir hier ſchon wieder;
Doch iſt mir's wohl um mich herum,
Darum ſchreib' ich dir's nieder.

Ich hohlte Geld, ich hohlte Wein,
Stellt' alles da zuſammen.
Da, dacht' ich, da wird Wärme ſeyn,
Geht mein Gemahld' in Flammen!
Auch thät' ich bei der Schätze Flor
Viel Gluth und Reichthum ſchwärmen;
Doch Menſchenfleiſch geht allem vor,
Um ſich daran zu wärmen.

Und wer nicht richtet, ſondern fleißig iſt,
Wie ich bin und wie du biſt,
Den belohnt auch die Arbeit mit Genuß;
Nichts wird auf der Welt ihm Ueberdruß.
Denn er blecket nicht mit ſtumpfem Zahn
Lang' Geſott'nes und Gebrat'nes an,
Das er, wenn er noch ſo ſittlich kaut,
Endlich doch nicht ſonderlich verdaut;
Sondern faßt ein tüchtig Schinkenbein,
Haut da gut taglöhnermäßig drein,
Füllt bis oben gierig den Pokal,
Trinkt, und wiſcht das Maul wohl nicht einmal.

Sieh, ſo iſt Natur ein Buch lebendig,
Unverſtanden, doch nicht unverſtändlich:
Denn dein Herz hat viel und groß Begehr,
Was wohl in der Welt für Freude wär',
Allen Sonnenſchein und alle Bäume,
Alles Meergeſtad' und alle Träume,
In dein Herz zu ſammeln mit einander,
Wie die Welt durchwühlend Banks, Solander.

Und wie muß dir's werden, wenn du fühleſt,
Daß du alles in dir ſelbſt erzieleſt.
Freude haſt an deiner Frau und Hunden,
Als noch keiner in Elyſium gefunden,
Als er da mit Schatten lieblich ſchweifte
Und an goldne Gottgeſtalten ſtreifte.
Nicht in Rom, in Magna Grácia;
Dir im Herzen iſt die Wonne da!
Wer mit ſeiner Mutter, der Natur, ſich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt.

Künſtlers Fug und Recht.

Ein frommer Mahler mit vielem Fleiß
Hatte manchmal gewonnen den Preis,
Und manchmal ließ er's auch geſchehn,
Daß er einem Beſſern nach muſt' ſtehn;
Hatte ſeine Tafeln fortgemahlt,
Wie man ſie lobt, wie man ſie bezahlt.
Da kamen einige gut hinaus;
Man baut ihn'n ſogar ein Heiligenhaus.

Nun fand er Gelegenheit einmal,
Zu mahlen eine Wand im Saal;
Mit emſigen Zügen er ſtaffirt,
Was öfters in der Welt paſſirt;
Zog ſeinen Umriß leicht und klar,
Man konnte ſehn, was gemeint da war.

Mit wenig Farben er colorirt,
Doch ſo, daß er das Aug' frappirt.
Er glaubt es für den Platz gerecht
Und nicht zu gut und nicht zu ſchlecht,
Daß es verſammelte Herr'n und Frau'n
Möchten einmal mit Luſt beſchaun;
Zugleich er auch noch wünſcht' und wollt'
Daß man dabei was denken ſollt'.

Als nun die Arbeit fertig war,
Da trat herein manch Freundespaar,

Das unſers Künſtlers Werke liebt,
Und darum deſto mehr betrübt.
Daß an der loſen leidigen Wand
Nicht auch ein Götterbildniß ſtand.
Die ſetzten ihn ſogleich zur Red',
Warum er ſo was malen that,
Da doch der Saal und ſeine Wänd'
Gehörten nur für Narrenhänd';
Er ſollte ſich nicht laſſen verführen
Und nun auch Bank und Tiſche beſchmieren;
Er ſollte bei ſeinen Tafeln bleiben
Und hübſch mit ſeinem Pinſel ſchreiben;
Und ſagten ihm von dieſer Art
Noch viel Verbindlichs in den Bart.

Er ſprach darauf beſcheidentlich:
Eure gute Meinung beſchämet mich.
Es freut mich mehr nichts auf der Welt
Als wenn euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott der Herr allerlei Thier' erſchuf,
Daß auch ſogar das wüſte Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herren ſeyn,
Und er auch manches nur ebauchirt,
Und gerade nicht alles ausgeführt
(Wie man den Menſchen denn ſelbſt nicht ſcharf
Und nur en gros betrachten darf:)
So hab' ich als ein armer Knecht
Vom ſündlich menſchlichen Geſchlecht
Von Jugend auf allerlei Lud geführt
Und mich in Allerlei exercirt.

Und ſo durch Uebung und durch Glück
Gelang mir, ſagt ihr, manches Stück.
Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen
Dürft' einer auch einmal verſchnaufen,
Ohne daß jeder gleich, der wohl ihm wollt',
Ihm 'nen faulen Bengel heißen ſollt'.

Drum iſt mein Wort zu dieſer Friſt
Wie's allezeit geweſen iſt:
Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt
Und was ich gemahlt hab', hab' ich gemahlt.

Groß iſt die Diana der Epheſer.

Apoſtelgeſchichte 19, 39.

Zu Epheſus ein Goldſchmied ſaß
In ſeiner Werkſtatt, pochte
So gut er konnt', ohn' Unterlaß,
So zierlich er's vermochte.
Als Knab' und Jüngling kniet' er ſchon
Im Tempel vor der Göttin Thron,
Und hatte den Gürtel unter den Brüſten,
Worin ſo manche Thiere niſten,
Zu Hauſe treulich nachgefeilt,
Wie's ihm der Vater zugetheilt;
Und leitete ſein kunſtreich Streben
In frommer Wirkung durch das Leben.

Da hört er denn auf einmal laut
Eines Gaſſenvolkes Windesbraut,
Als gäb's einen Gott ſo im Gehirn
Da! hinter des Menſchen alberner Stirn,
Der ſey viel herrlicher als das Weſen,
An dem wir die Breite der Gottheit leſen.

Der alte Künſtler horcht nur auf,
Läßt ſeinen Knaben auf den Markt den Lauf,
Feilt immer fort an Hirſchen und Thieren,
Die ſeiner Gottheit Kniee zieren;

Und hofft, es könnte das Glück ihm walten
Ihr Angesicht würdig zu gestalten.

Will's aber einer anders halten,
So mag er nach Belieben schalten;
Nur soll er nicht das Handwerk schänden;
Sonst wird er schlecht und schmählich enden.

Parabolisch.

Was im Leben uns verdrießt
Man im Bilde gern genießt.

Erklärung

einer antiken Gemme.

Es ſteht ein junger Feigenſtock
In einem ſchönen Garten;
Daneben ſitzt ein Ziegenbock,
Als wollt' er ſeiner warten.

Allein, Quiriten, wie man irrt!
Der Baum iſt ſchlecht gehütet;
Und ihm zur andern Seite ſchwirrt
Ein Käfer ausgebrütet.

Es fliegt der Held mit Panzerbruſt
Und naſchet in den Zweigen,
Und auch der Bock hat große Luſt,
Gemächlich aufzuſteigen.

Drum ſeht ihr Freunde ſchon beinah
Das Bäumchen nackt von Blättern;
Es ſtehet ganz erbärmlich da
Und flehet zu den Göttern.

Drum hört die guten Lehren an,
Ihr Kinder, zart von Jahren:
Vor Ziegenbock und Käferzahn
Soll man ein Bäumchen wahren!

Katzenpastete.

Bewahrt den Forscher der Natur
Ein freundlig Schauen;
So folge Meßt. ..st seiner Spur
Mit Vorsicht und Vertrauen.

Zwar mag in Einem Menschenkind
Sich beides auch vereinen;
Doch daß es zwey Gewerbe sind,
Das läßt sich nicht verneinen.

Es war einmal ein braver Koch,
Geschickt im Appretiren;
Dem fiel es ein, er wollte doch
Als Jäger sich geriren.

Er zog bewehrt zu grünem Wald,
Wo manches Wildpret haus'te,
Und einen Kater schoß er bald,
Der junge Vogel schmaus'te.

Sah ihn für einen Hasen an
Und ließ sich nicht bedeuten,
Pasterete viel Wurze dran
Und setz' ihn vor den Leuten.

Doch manche Gäste das verdroß,
Gewisse feine Nasen:
Die Katze, die der Jäger schoß,
Macht nie der Koch zum Hasen.

S é a n c e.

Hier ist's, wo unter einem Namen
Die Buchstaben sonst zusammen kamen.
Mit Scharlachkleidern angethan
Saßen die Selbstlauter oben an:
A, E, I, O und U dabei,
Machten gar ein seltsam Geschrei.
Die Mitlauter kamen mit steifen Schritten,
Mußten erst um Erlaubniß bitten:
Präsident A war ihnen geneigt;
Da wurd' ihnen denn der Platz gezeigt;
Andre aber die mußten stehn,
Als Pe-Ha und Te-Ha und solches Getön.
Dann gab's ein Gerede, man weiß nicht wie;
Das nennt man eine Akademie.

Legende.

In der Wüsten ein heiliger Mann
Zu seinem Erstaunen thät' treffen an
Einen ziegenfüßigen Faun, der sprach:
„Herr, betet für mich und meine Gefährt',
Daß ich zum Himmel gelassen werd',
Zur Seeligen Frend'; uns dürstet darnach."
Der heilige Mann dagegen sprach:
„Es steht mit deiner Bitte gar gefährlich
Und gewährt wird sie dir schwerlich.
Du kommst nicht zum englischen Gruß:
Denn du hast einen Ziegenfuß."
Da sprach hierauf der wilde Mann:
„Was hat euch mein Ziegenfuß gethan?
Sah ich doch Manche strack und schön
Mit Eselsköpfen gen Himmel gehn."

Autoren.

Ueber die Wiese, den Bach herab,
Durch seinen Garten,
Bricht er die jüngsten Blumen ab:
Ihm schlägt das Herz vor Erwarten.
Sein Mädchen kommt — O Gewinnst! o Glück!
Jüngling, tauschest deine Blüthen um einen Blick!

Der Nachbar Gärtner sieht herein
Ueber die Hecke: „So ein Thor möcht' ich seyn!
Hab' Freude, meine Blumen zu nähren,
Die Vögel von meinen Früchten zu wehren;
Aber sind sie reif: Geld! guter Freund!
Soll ich meine Mühe verlieren?"

Das sind Autoren, wie es scheint.
Der Eine streut seine Freuden herum,
Seinen Freunden, dem Publikum;
Der andre läßt sich pränumeriren.

Recensent.

Da hatt' ich einen Kerl zu Gast,
Er war mir eben nicht zur Last;
Ich hatt' just mein gewöhnlich Essen,
Hat sich der Kerl pumpsatt gefressen,
Zum Nachtisch, was ich aufgehoben hatt'.
Und kaum ist mir der Kerl so satt,
Thut ihn der Teufel zum Nachbar führen
Ueber mein Essen zu räsonniren:
„Die Supp' hätt' können gewürzter seyn,
Der Braten brauner, fürner der Wein."
Der Tausendsakerment!
Schlagt ihn todt den Hund! Es ist ein Recensent.

Dilettant und Kritiker.

Es hatt' ein Knab' eine Taube zart,
Gar schön von Farben und bunt,
Gar herzlich lieb, nach Knabenart
Geäßet aus seinem Mund,
Und hatte so Freud' am Täubchen sein,
Daß er nicht konnte sich freuen allein.

Da lebte nicht weit ein Alt-Fuchs herum,
Erfahren und lehrreich und schwänzig darum;
Der hatte den Knaben manch Stündlein ergetzt,
Mit Wundern und Lügen verprahlt und verschwatzt.

„Muß meinem Fuchs doch mein Täubelein zeigen!"
Er lief und fand ihn strecken in Sträuchen.
„Sieh, Fuchs, mein lieb Täublein, mein Täubchen so schön!
Hast du dein Tag so ein Täubchen gesehn?"

Zeig her! — Der Knabe reicht's. — Geht wohl an;
Aber es fehlt noch Manches dran.
Die Federn, zum Exempel, sind zu kurz gerathen.
Da fing er an, rupft' sich den Braten.
Der Knabe schrie. — Du mußt stärkre einsetzen,
Sonst ziert's nicht, schwinget nicht. —
Da wars nackt — Mißgeburt! — und in Fetzen
Dem Knaben das Herze bricht.

Wer sich erkennt im Knaben gut,
Der sey vor Füchsen auf seiner Hut.

Neologen.

Ich begegnet' einem jungen Mann,
Ich fragt' ihn um sein Gewerbe;
Er sagt': ich sorge, wie ich kann,
Daß ich mir, eh ich sterbe,
Ein Bauergütchen erwerbe.
Ich sagte: das ist sehr wohl gedacht;
Und wünschte, er hätt' es so weit gebracht.
Da hört' ich: er habe vom lieben Papa
Und eben so von der Frau Mama
Die allerschönsten Rittergüter.

Das nenn' ich doch originale Gemüther.

Krittler.

Ein unverſchämter Naſeweis,
Der, was er durch Stahlarbeitersfleiß
Auf dem Laden künſtlich liegen ſah,
Dacht', es wär' für ihn alleine da:
So tatſcht' er dem geduldigen Mann
Die blanken Waaren ſämmtlich an
Und ſchätzte ſie, nach Dünkelsrecht,
Das Schlechte hoch, das Gute ſchlecht,
Getroſt, zufriednes Angeſichts;
Dann ging er weg und kaufte nichts.

Den Kramer das zuletzt verdroß,
Und macht ein ſtählern künſtlich Schloß
Zur rechten Stunde glühend heiß.
Da ruft gleich unſer Naſeweis:
„Wer wird ſo ſchlechte Waare kaufen!
Der Stahl iſt ſchändlich angelaufen.“
Und tappt auch gleich recht läppiſch drein
Und fängt erbärmlich an zu ſchrein.
Der Kramer fragt: was iſt dann das?
Der Quidam ſchreit: „Ein froſtiger Spaß!“

Kläffer.

Wir reiten in die Kreuz' und Quer'
Nach Freuden und Geschäften;
Doch immer kläfft es hinterher
Und bellt aus allen Kräften.
So will der Spitz aus unserm Stall
Uns immerfort begleiten,
Und seines Bellens lauter Schall
Beweis't nur, daß wir reiten.

Celebrität.

Auf großen und auf kleinen Brucken
Stehn vielgestaltete Nepomucken
Von Erz, von Holz, gemahlt, von Stein,
Colossisch hoch, und puppisch klein.
Jeder hat seine Andacht davor,
Weil Nepomuck auf der Brucken das Leben verlor.

Ist einer nun mit Kopf und Ohren
Einmal zum Heiligen auserkohren,
Oder hat er unter Henkershänden
Erbärmlich müssen das Leben enden;
So ist er zur Qualität gelangt,
Daß er gar weit im Bilde prangt.
Kupferstich, Holzschnitt thun sich eilen,
Ihn allen Welten mitzutheilen;
Und jede Gestalt wird wohl empfangen,
Thut sie mit seinem Namen prangen:
Wie es denn auch dem Herren Christ
Nicht ein Haar besser geworden ist.
Merkwürdig für die Menschenkinder,
Halb Heiliger, halb armer Sünder,
Sehn wir Herrn Werther auch allda
Prangen in Holzschnitts-gloria.
Das zeugt erst recht von seinem Werthe,
Daß mit erbärmlicher Gebärde

Er wird auf jedem Jahrmarkt prangen
Wird in Wirthsstuben aufgehangen.
Jeder kann mit dem Stocke zeigen:
„Gleich wird die Kugel das Hirn erreichen!“
Und jeder spricht bei Bier und Brot:
„Gott sey's gedankt: nicht wir sind todt!“

Parabel.

In einer Stadt, wo Parität
Noch in der alten Ordnung steht,
Da, wo sich nämlich Katholiken
Und Protestanten in einander schicken,
Und, wie's von Vätern war erprobt,
Jeder Gott auf seine Weise lobt;
Da lebten wir Kinder Lutheraner
Von etwas Predigt und Gesang,
Waren aber dem Kling und Klang
Der Katholiken nur zugethaner:
Denn alles war doch gar zu schön,
Bunter und lustiger anzusehn.

Dieweil nun Affe, Mensch und Kind
Zur Nachahmung geboren sind,
Erfanden wir, die Zeit zu kürzen,
Ein auserles'nes Pfaffenspiel:
Zum Chorrock, der uns wohlgefiel,
Gaben die Schwestern ihre Schürzen;
Handtücher, mit Wirkwerk schön verziert,
Wurden zur Stola travestirt;
Die Mütze mußte den Bischof zieren,
Von Goldpapier mit vielen Thieren.

So zogen wir nun im Ornat
Durch Haus und Garten, früh und spat,

Und wiederholten ohne Schonen
Die sämmtlichen heiligen Functionen;
Doch fehlte noch das beste Stück.
Wir wußten wohl ein prächtig Läuten
Habe hier am meisten zu bedeuten;
Und nun begünstigt uns das Glück:
Denn auf dem Boden hing ein Strick.
Wir sind entzückt, und wie wir diesen
Zum Glockenstrang sogleich erlesen,
Ruht er nicht einen Augenblick:
Denn wechselnd eilten wir Geschwister,
Einer ward um den andern Küster,
Ein jedes drängte sich hinzu.
Das ging nun allerliebst von statten
Und weil wir keine Glocken hatten,
So sangen wir Bum Baum dazu.

Vergessen, wie die alte Sage,
War der unschuld'ge Kinderscherz;
Doch g'rade diese letzten Tage
Fiel er mir einmal mir auf's Herz:
Da sind sie ja, nach allen Stücken,
Die neupoetischen Katholiken!

Gott, Gemüth und Welt.

Wird nur erst der Himmel heiter,
Tausend jährt ihr, und noch weiter.

In wenig Stunden
Hat Gott das Rechte gefunden.

Wer Gott vertraut,
Ist schon auferbaut.

Sogar dieß Wort hat nicht gelogen:
Wen Gott betriegt, der ist wohl betrogen.

Das Unser Vater ein schön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen,
Wenn einer auch Vater Unser steht,
In Gottes Namen, laß ihn beten.

Ich wandle auf weiter bunter Flur,
Ursprünglicher Natur,
Ein holder Born in welchem ich bade,
Ist Ueberlieferung, ist Gnade.

Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Im Innern iſt ein Univerſum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch
Daß jeglicher, das Beſte was er kennt,
Er Gott, ja ſeinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergibt,
Ihn fürchtet, und wo möglich liebt.

Wie? Wann? und Wo? — Die Götter bleiben ſtumm!
Du halte dich an's Weil, und frage nicht Warum?

Willſt du in's Unendliche ſchreiten,
Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

Willſt du dich am Ganzen erquicken;
So mußt du das Ganze im Kleinſten erblicken.

Aus tiefem Gemüth, aus der Mutter Schoos
Will manches dem Tage entgegen;
Doch ſoll das Kleine je werden groß,
So muß es ſich rühren und regen.

Da, wo das Waſſer ſich entzweyt,
Wird zuerſt Lebendig's befreit.

Und wird das Waſſer ſich entfalten,
Sogleich wird ſich's lebendig geſtalten;
Da wälzen ſich Thiere, ſie trocknen zum Flor,
Und Pflanzen-Gezweige ſie dringen hervor.

Durchsichtig erscheint die Luft so rein
Und trägt im Busen Stahl und Stein.
Entzündet werden sie sich begegnen;
Da wird's Metall und Steine regnen.

Denn was das Feuer lebendig erfaßt
Bleibt nicht mehr Unform und Erdenlast.
Verflüchtigt wird es und unsichtbar,
Eilt hinauf, wo erst sein Anfang war.

Und so kommt wieder zur Erde herab,
Dem die Erde den Ursprung gab.
Gleicherweise sind wir auch gezüchtigt,
Einmal gefestet, einmal verflüchtigt.

Und wer durch alle die Elemente
Feuer, Luft, Wasser und Erde rennte,
Der wird zuletzt sich überzeugen,
Er sey kein Wesen ihres Gleichen.

„Was will die Nadel nach Norden gekehrt?"
Sich selbst zu finden, es ist ihr verwehrt.

Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
Sobald der Pol den Pol berührt.

Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
Daß er die Pole für ewig entzweyt.

Magnetes Geheimniß, erkläre mir das!
Kein größer Geheimniß, als Lieb' und Haß.

Wirſt du deines Gleichen kennen lernen,
So wirſt du dich gleich wieder entfernen.

Warum tanzen Bübchen mit Mädchen ſo gern?
Ungleich dem Gleichen bleibet nicht fern.

Dagegen die Bauern in der Schenke
Prügeln ſich gleich mit den Beinen der Bänke.

Der Amtmann ſchnell das Uebel ſtillt,
Weil er nicht für ihres gleichen gilt.

Soll dein Compaß dich richtig leiten,
Hüte dich vor Magnetſtein', die dich begleiten.

Verdoppelte ſich der Sterne Schein,
Das All wird ewig finſter ſeyn.

„Und was ſich zwiſchen beide ſtellt?"
Dein Auge, ſo wie die Körperwelt.

An der Finſterniß zuſammengeſchrunden,
Wird dein Auge vom Licht entbunden.

Schwarz und Weiß, eine Todtenſchau,
Vermiſcht ein niederträchtig Grau.

Will Licht einem Körper sich vermählen,
Es wird den ganz durchsicht'gen wählen.

Du aber halte dich mit Liebe
An das Durchscheinende, das Trübe.

Denn steht das Trübste vor der Sonne,
Da siehst die herrlichste Purpur-Wonne.

Und will das Licht sich dem Trübsten entwinden,
So wird es glühend Roth entzünden.

Und wie das Trübe verdunstet und weicht,
Das Rothe zum hellsten Gelb erbleicht.

Ist endlich der Aether rein und klar,
Ist das Licht weiß, wie es anfangs war.

Steht vor dem Finstern milchig Grau,
Die Sonne bescheint's, da wird es Blau.

Auf Bergen, in der reinsten Höhe,
Tief Röthlichblau ist Himmelsnähe.

Du staunest über die Königspracht,
Und gleich ist sammetschwarz die Nacht.

Und ſo bleibt auch, in ewigem Frieden,
Die Finſterniß vom Licht geſchieden.

Daß ſie mit einander ſtreiten können,
Das iſt eine baare Thorheit zu nennen.

Sie ſtreiten mit der Körperwelt,
Die ſie ewig auseinander hält.

Sprichwörtlich.

Lebst im Volke; sey gewohnt.
Keiner je des Andern schont.

Wenn ich den Scherz will ernſthaft nehmen,
So ſoll mich Niemand drum beſchämen;
Und wenn ich den Ernſt will ſcherzhaft treiben,
So werd' ich immer derſelbe bleiben.

Die Luſt zu reden kommt zu rechter Stunde,
Und wahrhaft fließt das Wort aus Herz und Munde.

Ich ſah mich um, an vielen Orten,
Nach luſtigen geſcheidten Worten;
An böſen Tagen mußt' ich mich freuen,
Daß dieſe die beſten Worte verleihen.

Im neuen Jahre Glück und Heil;
Auf Weh' und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!

Willſt luſtig leben,
Geh in zwey Säcken,
Einen zum Geben,
Einen um einzuſtecken.
Da gleichſt du Prinzen,
Plünderſt und beglückſt Provinzen.

Was in der Zeiten Bildersaal
Jemals ist trefflich gewesen,
Das wird immer einer einmal
Wieder auffrischen und lesen.

Nicht jeder wandelt nur gemeine Stege:
Du siehst, die Spinnen bauen luft'ge Wege.

Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Wie die Pflanzen zu wachsen belieben,
Darin wird jeder Gärtner sich üben;
Wo aber des Menschen Wachsthum ruht,
Dazu jeder selbst das Beste thut.

Willst du dir aber das Beste thun,
So bleib nicht auf dir selber ruhn,
Sondern folg' eines Meisters Sinn;
Mit ihm zu irren ist dir Gewinn.

Benutze redlich deine Zeit!
Willst was begreifen, such's nicht weit.

Zwischen heut und morgen
Liegt eine lange Frist,
Lerne schnell besorgen,
Da du noch munter bist.

Die Dinte macht uns wohl gelehrt,
Doch ärgert ſie, wo ſie nicht hingehört.
Geſchrieben Wort iſt Perlen gleich;
Ein Dintenfleks ein böſer Streich.

Wenn man für's Künftige was erbaut,
Schief wird's von vielen angeſchaut.
Thuſt du was für den Augenblick,
Vor allem opfre du dem Glück.

Mit einem Herren ſteht es gut,
Der was er befohlen ſelber thut.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen;
Das Andre wird ſich von ſelber machen.

Wenn Jemand ſich wohl im Kleinen däucht,
So denke, der hat ein Großes erreicht.

Glaube nur, du haſt viel gethan,
Wenn dir Geduld gewöhnet an.

Wer ſich nicht nach der Decke ſtreckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Der Vogel iſt froh in der Luft gemüthet,
Wenn es da unten im Neſte brütet.

Wenn ein kluger Mann der Frau befiehlt,
Dann sey es um ein Großes gespielt;
Will die Frau dem Mann befehlen,
So muß sie das Große im Kleinen wählen.

Welche Frau hat einen guten Mann,
Der sieht man's am Gesicht wohl an.

Eine Frau macht oft ein bös Gesicht;
Der gute Mann verdient's wohl nicht.

Ein braver Mann! ich kenn' ihn ganz genau:
Erst prügelt er, dann kämmt er seine Frau.

Ein schönes Ja, ein schönes Nein,
Nur geschwind! soll mir willkommen seyn.

Januar, Februar, Merz
Du bist mein liebes Herz.
May, Juny, July, August,
Mir ist nichts mehr bewußt.

Neu-Mond und geküßter Mund
Sind gleich wieder hell, und frisch und gesund.

Mir gäb' es keine größre Pein,
Wär' ich im Paradies allein.

Es ließe ſich alles trefflich ſchlichten,
Könnte man die Sachen zweymal verrichten.

Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen,
So biſt du hundertmal entgangen.

Geht's in der Welt dir endlich ſchlecht,
Thu' was du willſt, nur habe nicht recht.

Zücht'ge den Hund, den Wolf magſt du peitſchen:
Graue Haare ſollſt du nicht reizen.

Am Fluſſe kannſt du ſtemmen und hekeln;
Ueberſchwemmung läßt ſich nicht mäkeln.

Tauſend Fliegen hatt' ich am Abend erſchlagen;
Doch weckte mich Eine beim frühſten Tagen.

Und wärſt du auch zum fernſten Ort,
Zur kleinſten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es dir, du findeſt dort
Tabak und böſe Zungen.

Wüßte nicht, was ſie Beſſers erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.

Lief' das Brot, wie die Haaſen laufen,
Es koſtete viel Schweiß, es zu kaufen.

Will Vogelſang dir nicht gerathen;
So magſt du deinen Schuhu braten.

Das wär' dir ein ſchönes Gartengelände,
Wo man den Weinſtock mit Würſten bände.

Du mußt dich niemals mit Schwur vermeſſen:
Von dieſer Speiſe will ich nicht eſſen.

Wer aber recht bequem iſt und faul,
Flög' dem eine gebratne Taube in's Maul,
Er würde höchlich ſich's verbitten,
Wär' ſie nicht auch geſchickt zerſchnitten.

Freigebig iſt der mit ſeinen Schritten,
Der kommt von der Katze Speck zu erbitten.

Haſt deine Caſtanien zu lange gebraten;
Sie ſind dir alle zu Kohlen gerathen.

Das ſind mir allzuböſe Biſſen,
An denen die Gäſte erwürgen müſſen.

Das iſt eine von den großen Thaten,
Sich in ſeinem eignen Fett zu braten.

Geſotten oder gebraten!
Er iſt an's Feuer gerathen.

Gebraten oder geſotten!
Ihr ſollt nicht meiner ſpotten.
Was ihr euch heute getröſtet,
Ihr ſeyd doch morgen geröſtet.

Wer Ohren hat, ſoll hören;
Wer Geld hat, ſoll's verzehren.

Der Mutter ſchenk' ich.
Die Tochter denk' ich.

Kleid' eine Säule.
Sie ſieht wie eine Fräule.

Schlaf ich, ſo ſchlaf ich mir beauem.
Arbeit' ich, ja ich weiß nicht wem.

Ganz und gar
Bin ich ein armer Wicht.
Meine Träume ſind nicht wahr,
Und meine Gedanken gerathen nicht.

Mit meinem Willen mag's geſchehn! —
Die Thräne wird mir in dem Auge ſtehn.

Wohl unglückſelig iſt der Mann,
Der unterläßt das, was er kann,
Und unterfängt ſich, was er nicht verſteht;
Kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

Du trägst sehr leicht, wenn du nichts hast;
Aber Reichthum ist eine leichtere Last.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Was räucherst du nun deinem Todten?
Hatt'st du's ihm so im Leben geboten!

Ja! Wer eure Verehrung nicht kennte:
Euch, nicht ihm baut ihr Monumente.

Willst du dich deines Werthes freuen,
So mußt der Welt du Werth verleihen.

Will Einer in die Wüste predigen,
Der mag sich von sich selbst erledigen;
Spricht aber Einer zu seinen Brüdern,
Werden sie's oft schlecht erwiedern.

Laß Neid und Mißgunst sich verzehren,
Das Gute werden sie nicht wehren.
Denn, Gott sey Dank! es ist ein alter Brauch:
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch.

Das Interim
Hat den Schalk hinter ihm.
Wie viel Schälke muß es geben,
Da wir alle ad Interim leben.

Was fragſt du viel: wo will's hinaus,
Wo oder wie kann's enden?
Ich dächte, Freund, du bliebſt zu Haus,
Und ſprächſt mit deinen Wänden.

Viele Köche verſalzen den Brei;
Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
Wir aber ſind, geſteht es frei,
Ein Lazaret von Medicinern.

Ihr meint, ich hätt' mich gewaltig betrogen;
Hab's aber nicht aus den Fingern geſogen.

Noch ſpukt der Babylon'ſche Thurm,
Sie ſind nicht zu vereinen!
Ein jeder Mann hat ſeinen Wurm,
Copernikus den ſeinen.

Denn bei den alten lieben Todten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verſtehn;
Doch ohne Dollmetſch wird's auch nicht gehn.

Sie ſagen: das muthet mich nicht an!
Und meinen, ſie hätten's abgethan.

In meinem Revier
Sind Gelehrte geweſen,
Außer ihrem eignen Brevier,
Konnten ſie keines leſen.

Viel Rettungsmittel bietest du! was heißt's?
Die beste Rettung, Gegenwart des Geist's!

Laß nur die Sorge seyn,
Das gibt sich alles schon,
Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon.

Dann ist einer durchaus verarmt,
Wenn die Scham den Schaden umarmt.

Du treibst mir's gar zu toll.
Ich fürcht', es breche!
Nicht jeden Wochenschluß
Macht Gott die Zeche.

Du bist sehr eilig, meiner Treu!
Du suchst die Thür und läufst vorbei.

Sie glauben mit einander zu streiten,
Und fühlen das Unrecht von beiden Seiten.

Haben's gekauft, es freut sie daß;
Eh man's denkt, so betrübt sie das.

Willst du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Langeweile iſt ein böſes Kraut,
Aber auch eine Würze, die viel verdaut.

Wird uns eine rechte Qual zu Theil,
Dann wünſchen wir uns Langeweil.

Daß ſie die Kinder erziehen könnten,
Müßten die Mütter ſeyn wie Enten:
Sie ſchwämmen mit ihrer Brut in Ruh,
Da gehört aber freilich Waſſer dazu.

Das junge Volk, es bildet ſich ein,
Sein Tauftag ſollte der Schöpfungstag ſeyn.
Möchten ſie doch zugleich bedenken
Was wir ihnen als Eingebinde ſchenken.

„Nein! heut' iſt mir das Glück erboſt!"
Du, ſattle gut und reite getroſt!

Ueber ein Ding wird viel geplaudert,
Viel berathen und lange gezaudert,
Und endlich gibt ein böſes Muß
Der Sache widrig den Beſchluß.

Eine Breſche iſt jeder Tag
Die viele Menſchen erſtürmen.
Wer auch in die Lücke fallen mag,
Die Todten ſich niemals thürmen.

Wenn einer ſchiffet und reiſet,
Sammelt er nach und nach immer ein,
Was ſich am Leben, mit mancher Pein,
Wieder ausſchälet und weiſet.

Der Menſch erfährt, er ſey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Das Glück deiner Tage
Wäge nicht mit der Goldwage.
Wirſt du die Krämer-Wage nehmen,
So wirſt du dich ſchämen und dich bequemen.

Haſt du einmal das Rechte gethan,
Und ſiehst ein Feind nur Scheeles daran;
So wird er gelegentlich, ſpät oder früh,
Daſſelbe thun, er weiß nicht wie.

Willſt du das Gute thun, mein Sohn,
So lebe nur lange, da gibt ſich's ſchon;
Sollteſt du aber zu früh erſterben,
Wirſt du von Künftigen Dank erwerben.

Was gibt uns wohl den ſchönſten Frieden,
Als frei am eignen Glück zu ſchmieden.

Laßt mir die jungen Leute nur
Und ergetzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Grosmama Natur
Manchmal einen närriſchen Einfall haben.

Ungebildet waren wir unangenehm;
Jetzt sind uns die Neuen sehr unbequem.

Wo Anmaßung mir wohlgefällt?
An Kindern: denen gehört die Welt.

Ihr zählt mich immer unter die Frohen,
Erst lebt' ich roh, jetzt unter den Rohen.
Den Fehler, den man selbst geübt,
Man auch wohl an dem andern liebt.

Willst du mit mir hausen,
So laß die Bestie draußen.

Wollen die Menschen Bestien seyn,
So bringt nur Thiere zur Stube herein,
Das Widerwärtige wird sich mindern,
Wir sind eben alle von Adams Kindern.

Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Erhalte nur ein Tollhaus um dich her.

Sag mir, was ein Hypochondrist
Für ein wunderlicher Kunstfreund ist.
In Bildergalerien geht er spazieren
Vor lauter Gemählden, die ihn verirren.

Der Hypochonder ist bald curirt,
Wenn euch das Leben recht cujonirt.

Du ſollſt mit dem Tode zufrieden ſeyn,
Warum machſt du dir das Leben zur Pein?

Kein tolleres Verſehn kann ſeyn,
Gibſt einem ein Feſt, und lädſt ihn nicht ein.

Da ſiehſt du nun, wie's einem geht,
Weil ſich der Beſte von ſelbſt verſteht.

Wenn ein Edler gegen dich fehlt;
So thu' als hätteſt du's nicht gezählt:
Er wird es in ſein Schuldbuch ſchreiben,
Und dir nicht lange im Debet bleiben.

Suche nicht vergebne Heilung!
Unſrer Krankheit ſchwer Geheimniß
Schwankt zwiſchen Uebereilung
Und zwiſchen Verſäumniß.

Ja, ſchelte nur und fluche fort,
Es wird ſich Beſſres nie ergeben.
Denn Troſt iſt ein abſurdes Wort:
Wer nicht verzweifeln kann, der muß nicht leben

Ich ſoll nicht auf den Meiſter ſchwören,
Und immerfort den Meiſter hören!
Nein, ich weiß, er kann nicht lügen,
Will mich gern mit ihm betrügen.

Mich freuen die vielen Guten und Töcht'gen,
Obgleich so viele dazwiſchen helfen.
Die Deutſchen wiſſen zu bericht'gen,
Aber ſie verſtehen nicht nachzuhelfen.

„Du kommſt nicht in's Ideen-Land!"
So bin ich doch am Ufer bekannt.
Wer die Inſeln nicht zu erobern glaubt,
Dem iſt Ankerwerfen doch wohl erlaubt.

Meine Dichterglüth war ſehr gering,
So lang ich dem Guten entgegen ging;
Dagegen brannte ſie lichterloh,
Wenn ich vor drohendem Uebel floh.

Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunklen Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Kaum hatt' ich mich in die Welt geſpielt
Und fing an aufzutauchen,
Als man mich ſchon ſo vornehm hielt,
Mich zu mißbrauchen.

Wer dem Publikum dient, iſt ein armes Thier;
Er quält ſich ab, niemand bedankt ſich dafür.

Gleich zu seyn unter Gleichen,
Das läßt sich schwer erreichen:
Du müßtest ohne Verdrießen,
Wie der Schlechteste zu seyn dich entschließen.

Man kann nicht immer zusammen stehn,
Am wenigsten mit großen Haufen.
Seine Freunde die läßt man gehn,
Die Menge läßt man laufen.

Du magst an dir das Falsche nähren,
Allein wir lassen uns nicht stören;
Du kannst uns loben, kannst uns schelten,
Wir lassen es nicht für das Rechte gelten.

Man soll sich nicht mit Spöttern befassen;
Wer will sich für 'nen Narren halten lassen!
Darüber muß man sich aber zerreißen,
Daß man Narren nicht darf Narren heißen.

Christkindlein trägt die Sünden der Welt,
Sanct Christoph das Kind über Wasser hält,
Sie haben es beid' uns angethan,
Es geht mit uns von vornen an.

Epheu und ein zärtlich Gemüth
Heftet sich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

Zierlich Denken und ſüß Erinnern
Iſt das Leben im tiefſten Innern.

Ich traumt' und liebte ſonnenklar;
Daß ich lebte, ward ich gewahr.

Wer recht will thun, immer und mit Luſt,
Der hege wahre Lieb' in Sinn und Bruſt.

Wann magſt du dich am liebſten bücken?
Dem Liebchen Frühlingsblume zu pflücken.

Doch das iſt gar kein groß Verdienſt,
Denn Liebe bleibt der höchſte Gewinnſt.

Die Zeit ſie mäht ſo Roſen als Dornen,
Aber das treibt immer wieder von vornen.

Genieße, was der Schmerz dir hinterließ!
Iſt Noth vorüber, ſind die Nöthe ſüß.

Glückſelig iſt, wer Liebe rein genießt.
Weil doch zuletzt das Grab ſo Lieb' als Haß verſchließt.

Viele Lieb' hab' ich erlebet,
Wenn ich liebelos geſtrebet;
Und verdrießliches erworben,
Wenn ich faſt für Lieb' geſtorben.
So du es zuſammengezogen,
Bleibet Saldo dir gewogen.

Thut dir jemand was zu lieb,
Nur geschwinde, gib nur, gib.
Wenige getrost erwarten
Dankesblume, aus stillem Garten.

Doppelt gibt wer gleich gibt,
Hundertfach der gleich gibt
Was man wünscht und liebt.

„Warum zauderst du so mit deinen Schritten?"
Nur ungern mag ich ruhn,
Will ich aber was gutes thun,
Muß ich erst um Erlaubniß bitten.

Was willst du lange vigiliren,
Dich mit der Welt herum veriren.
Nur Heiterkeit und grader Sinn
Verschafft dir endlichen Gewinn.

Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

Gleich ist alles versöhnt,
Wer redlich ficht, wird gekrönt.

Du wirkst nicht, alles bleibt so stumpf.
Sey guter Dinge!
Der Stein im Sumpf
Macht keine Ringe.

In des Weinstocks herrliche Gaben
Gießt ihr mir schlechtes Gewässer!
Ich soll immer Unrecht haben,
Und weiß es besser.

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respectabel,
Urtheilen gelingt ihr miserabel.

Es ist sehr schwer oft zu ergründen,
Warum wir das angefangen;
Wir müssen oft Belohnung finden,
Daß es uns schlecht ergangen.

Seh ich an andern große Eigenschaften,
Und wollen die an mir auch haften,
So werd' ich sie in Liebe pflegen,
Geht's nicht, so thu ich was anders dagegen.

Ich, Egoist! — Wenn ich's nicht besser wüßte!
Der Neid, das ist der Egoiste;
Und was ich auch für Wege gelaufen,
Auf'm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen.

Nicht über Zeit- noch Landgenossen
Mußt du dich beklagen;
Nachbarn werden ganz andere Possen,
Und auch Künftige über dich sagen.

Im Vaterlande
Schreibe was dir gefällt:
Da ſind Liebesbande,
Da iſt deine Welt.

Draußen zu wenig oder zu viel,
Zu Hauſe nur iſt Maß und Ziel.

Warum werden die Dichter beneidet?
Weil Unart ſie zuweilen kleidet,
Und in der Welt iſt's große Pein,
Daß wir nicht dürfen unartig ſeyn.

So kommt denn auch das Dichtergenie
Durch die Welt, und weiß nicht wie.
Guten Vortheil bringt ein heitrer Sinn;
Andern zerſtört Verluſt den Gewinn.

„Immer denk ich: mein Wunſch iſt erreicht
Und gleich geht's wieder anders her!"
Zerſtückle das Leben, du machſt dir's leicht;
Vereinige es und du machſt dir's ſchwer.

„Biſt du denn nicht auch zu Grunde gerichtet?
Von deinen Hoffnungen trifft nichts ein!"
Die Hoffnung iſt's, die ſinnet und dichtet,
Und da kann ich noch immer luſtig ſeyn.

Nicht alles iſt an eins gebunden,
Seyd nur nicht mit euch ſelbſt im Streit!
Mit Liebe endigt man, was man erfunden;
Was man gelernt, mit Sicherheit.

Wer uns am ſtrengſten kritiſirt?
Ein Dilettant, der ſich reſignirt.

Durch Vernünfteln wird Poeſie vertrieben,
Aber ſie mag das Vernünftige lieben.

„Wo iſt der Lehrer, dem man glaubt?“
Thu', was dir dein kleines Gemüth erlaubt.

Glaubſt dich zu kennen, wirſt Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen.

Wer Gott ahnet iſt hoch zu halten,
Denn er wird nie im Schlechten walten.

Machts einander nur nicht ſauer,
Hier ſind wir gleich, Baron und Bauer.

Warum uns Gott ſo wohl gefällt?
Weil er ſich uns nie in den Weg ſtellt.

Wie wollten die Fiſcher ſich nähren und retten,
Wenn die Fröſche ſämmtlich Zähne hätten?

Wie Kirschen und Beeren behagen,
Mußt du Kinder und Sperlinge fragen.

„Warum hat dich das schöne Kind verlassen?"
Ich kann sie darum doch nicht hassen:
Sie schien zu fürchten und zu fühlen,
Ich werde das Präventire spielen.

Glaube mir gar und ganz,
Mädchen, laß deine Bein' in Ruh,
Es gehört mehr zum Tanz,
Als rothe Schuh.

Was ich nicht weiß
Macht mich nicht heiß.
Und was ich weiß
Machte mich heiß,
Wenn ich nicht wüßte,
Wie's werden müßte.

Oft, wenn dir jeder Trost entflieht,
Mußt du im Stillen dich bequemen.
Nur dann, wenn dir Gewalt geschieht,
Wird die Menge an dir Antheil nehmen;
Um's Unrecht, das dir widerfährt,
Kein Mensch den Blick zur Seite kehrt.

Was ärgerst du dich über fälschlich Erhobne!
Wo gäb' es denn nicht Eingeschobne?

Worauf alles ankommt? das iſt ſehr ſimpel!
Vater verfuge eh's dein Geſinde ſpürt!
Dahin oder dorthin flattert ein Wimpel,
Steuermann weiß, wohin euch der Wind führt.

Eigenheiten, die werden ſchon haften;
Cultivire deine Eigenſchaften.

Viel Gewohnheiten darfſt du haben,
Aber keine Gewohnheit!
Dies Wort unter des Dichters Gaben
Halte nicht für Thorheit.

Das Rechte, das ich viel gethan,
Das ficht mich nun nicht weiter an,
Aber das Falſche, das mir entſchlüpft,
Wie ein Geſpenſt mir vor Augen hüpft.

Gebt mir zu thun,
Das ſind reiche Gaben!
Das Herz kann nicht ruhn,
Will zu ſchaffen haben.

Ihrer viele wiſſen viel,
Von der Weisheit ſind ſie weit entfernt.
Andre Leute ſind euch ein Spiel;
Sich ſelbſt hat niemand ausgelernt.

Man hat ein Schimpf-Lied auf dich gemacht;
Es hat's ein böser Feind erdacht.

Laß sie's nur immer singen,
Denn es wird bald verklingen

Dauert nicht so lang in den Landen
Als das: Christ ist erstanden.

Das dauert schon 1800 Jahr,
Und ein Paar drüber, das ist wohl wahr!

Wer ist denn der souveraine Mann?
Das ist bald gesagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Gutem oder Bösem jagt.

Entzwei' und gebiete! Tüchtig Wort:
Verein' und leite! Besrer Hort.

Magst du einmal mich hintergehen,
Merk' ich's, so laß' ich's wohl geschehen;
Gestehst du mir's aber in's Gesicht,
In meinem Leben verzeih' ich's nicht.

Nicht größern Vortheil wüßt' ich zu nennen,
Als des Feindes Verdienst erkennen.

„Hat man das Gute dir erwiedert?“
Mein Pfeil flog ab, sehr schön befiedert,
Der ganze Himmel stand ihm offen,
Er hat wohl irgendwo getroffen.

„Was schnitt dein Freund für ein Gesicht?“
Guter Geselle, das versteh' ich nicht.
Ihm ist wohl sein süß Gesicht verleidet,
Daß er heut saure Gesichter schneidet.

Ihr sucht die Menschen zu benennen,
Und glaubt am Namen sie zu kennen.
Wer tiefer sieht gesteht sich frei,
Es ist was Anonymes dabei.

Mancherlei hast du versäumet:
Statt zu handeln, hast geträumet,
Statt zu denken, hast geschwiegen,
Solltest wandern, bliebest liegen.

Nein, ich habe nichts versäumet!
Wißt ihr denn, was ich geträumet?
Nun will ich zum Danke fliegen,
Nur mein Bündel bleibe liegen.

Heute geh' ich. Komm ich wieder
Singen wir ganz andre Lieder.
Wo so viel sich hoffen läßt
Ist der Abschied ja ein Fest.

Was soll ich viel lieben, was soll ich viel hassen;
Man lebt nur vom leben lassen.

Nichts leichter als dem Dürftigen schmeicheln;
Wer mag aber ohne Vortheil heucheln.

„Wie konnte der denn das erlangen?“
Er ist auf Fingerchen gegangen.

Sprichwort bezeichnet Nationen;
Mußt aber erst unter ihnen wohnen.

Erkenne dich! — Was soll das heißen?
Es heißt: sey nur! und sey auch nicht!
Es ist eben ein Spruch der lieben Weisen,
Der sich in der Kürze widerspricht.

Erkenne dich! — Was hab' ich da für Lohn?
Erkenn' ich mich, so muß ich gleich davon.

Als wenn ich auf den Maskenball käme
Und gleich die Larve vom Angesicht nähme.

Andre zu kennen, das mußt du probiren,
Ihnen zu schmeicheln oder sie zu veriren.

„Warum magst du gewisse Schriften nicht lesen?“
Das ist auch sonst meine Speise gewesen;
Eilt aber die Raupe sich einzuspinnen,
Nicht kann sie mehr Blättern Geschmack abgewinnen.

Was dem Enkel so wie dem Ahn frommt,
Darüber hat man viel geträumet;
Aber worauf eben alles ankommt,
Das wird vom Lehrer gewöhnlich versäumet.

Verweile nicht und sey dir selbst ein Traum,
Und wie du reisest, danke jedem Raum,
Beaume dich dem Heißen wie dem Kalten;
Dir wird die Welt, du wirst ihr nie veralten.

Ohne Umschweife
Begreife,
Was dich mit der Welt entzweit;
Nicht will sie Gemüth, will Höflichkeit.

Gemüth muß verschleifen,
Höflichkeit läßt sich mit Händen greifen.

Was eben wahr ist aller Orten
Das sag' ich mit ungescheuten Worten.

Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue;
Jene vermehrt die Schuld,
Diese schafft neue.

Daß von diesem wilden Sehnen,
Dieser reichen Saat von Thränen
Götterlust zu hoffen sey,
Mache deine Seele frei!

Der entschließt sich doch gleich,
Den heiß' ich brav und kühn!
Er springt in den Teich,
Dem Regen zu entfliehn.

Daß Glück ihm günstig sey,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel.

Dichter gleichen Bären,
Die immer an eignen Pfoten zehren.

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Bissen gibt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.

Ein kluges Volk wohnt nah dabei,
Das immerfort sein Bestes wollte;
Es gab dem niedrigen Kirchthurm Brei,
Damit er größer werden sollte.

Sechs und zwanzig Groschen gilt mein Thaler!
Was heißt ihr mich denn einen Prahler?
Habt ihr doch andre nicht gescholten,
Deren Groschen einen Thaler gegolten.

Niederträchtigers wird nichts gereicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt.

Was hat dir das arme Glas gethan?
Sieh deinen Spiegel nicht so häßlich an.

Liebesbücher und Jahrgedichte
Machen bleich und hager;
Frösche plagten, sagt die Geschichte,
Pharaonem auf seinem Lager.

So schließen wir, daß in die Läng'
Euch nicht die Ohren gellen.
Vernunft ist doch, Verstand ist streng,
Wir rasseln drein mit Schellen.

Diese Worte sind nicht alle in Sachsen,
Noch auf meinem eignen Mist gewachsen,
Doch was für Samen die Fremde bringt
Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Und selbst den Leuten du bon ton
Ist dieses Büchlein lustig erschienen:
Es ist kein Globe de Compression,
Sind lauter Flatterminen.

Epigrammatisch.

Sey das Werthe solcher Sendung
Tiefes Sinnes heitre Wendung.

Das Sonett.

Sich in erneutem Kunstgebrauch zu üben,
Ist heil'ge Pflicht, die wir dir auferlegen:
Du kannst dich auch, wie wir, bestimmt bewegen
Nach Tritt und Schritt, wie es dir vorgeschrieben.

Denn eben die Beschränkung läßt sich lieben,
Wenn sich die Geister gar gewaltig regen;
Und wie sie sich denn auch gebarden mögen,
Das Werk zuletzt ist doch vollendet blieben.

So möcht' ich selbst in künstlichen Sonetten,
In sprachgewandter Maße kühnem Stolze,
Das Beste, was Gefühl mir gäbe, reimen;

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten.
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Sprache.

Was reich und arm! Was ſtark und ſchwach!
Iſt reich verarmter Urne Bauch?
Iſt ſtark das Schwert im Arſenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faſſ' an zum Siege, Macht, das Schwert
Und über Nachbarn Ruhm!

Vorſchlag zur Güte.

Er.

Du gefällſt mir ſo wohl, mein liebes Kind,
Und wie wir hier bei einander ſind,
So möcht' ich nimmer ſcheiden;
Da wär' es wohl uns beiden.

Sie.

Gefall ich dir, ſo gefällſt du mir;
Du ſagſt es frei, ich ſag' es dir.
Eh nun! heirathen wir eben!
Das übrige wird ſich geben.

Er.

Heirathen, Engel, iſt wunderlich Wort;
Ich meint', da müßt' ich gleich wieder fort.

Sie.

Was iſt's denn ſo großes Leiden?
Geht's nicht, ſo laſſen wir uns ſcheiden.

Vertrauen.

A. Was kräht du mir und thust so groß:
„Hab' ich doch ein köstlich Liebchen!" —
So weis' mir sie doch! Wer ist sie denn?
Die kennt wohl manches Bübchen!

B. „Kennst du sie denn, du Lumpenhund?" —
A. Das will ich g'rad' nicht sagen;
Doch hat sie wohl auch zu guter Stund
Dem und Jenem nichts abgeschlagen.

B. „Wer ist denn der Der und der Jener denn?
Das sollst du mir bekennen!
Ich schlage dir gleich den Schädel ein,
Wenn du sie mir nicht kannst nennen!"

A. Und schlägst du mir auch den Schädel ein,
Da könnt' ich ja nimmer reden;
Und wenn du denkst: „mein Schätzel ist gut!"
Ist weiter ja nichts vonnöthen.

Stoßseufzer.

Ach, man sparte viel,
Seltner wäre verrückt das Ziel,
Wär' weniger Dummheit, vergebnes Sehnen,
Ich konnte viel glücklicher seyn —
Gab's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!

Perfectibilität.

Möcht' ich doch wohl besser seyn,
Als ich bin! Was wär' es!
Soll ich aber besser seyn,
Als du bist; so lehr' es!

Möcht' ich auch wohl besser seyn,
Als so mancher andre!
Willst du besser seyn, als wir,
Lieber Freund, so wandre.

Schneider-Courage.

„Es ist ein Schuß gefallen!
Mein! sagt, wer schoß dadrauß?“
Es ist der junge Jager,
Der schießt im Hinterhaus.

Die Spatzen in dem Garten
Die machen viel Verdruß.
Zwey Spatzen und ein Schneider
Die fielen von dem Schuß;

Die Spatzen von den Schroten,
Der Schneider von dem Schreck;
Die Spatzen in die Schoten,
Der Schneider in den —.

Catechisation.

Lehrer.

Bedenk', o Kind! woher sind diese Gaben?
Du kannst nichts von dir selber haben.

Kind.

Oh! Alles hab' ich vom Papa.

Lehrer.

Und der, woher hat's der?

Kind.

Vom Großpapa.

Lehrer.

Nicht doch! Woher hat's denn der Großpapa bekommen?

Kind.

Der hat's genommen.

Totalität.

Ein Cavalier von Kopf und Herz
Ist überall willkommen;
Er hat mit seinem Witz und Scherz
Manch Weibchen eingenommen:
Doch wenn's ihm fehlt an Faust und Kraft,
Wer mag ihn dann beschützen?
Und wenn er keinen Hintern hat,
Wie mag der Edle sitzen?

Phyſiognomiſche Reiſen.

Die Phyſiognomiſten.

Sollt' es wahr ſeyn, was uns der rohe Wandrer verkündet,
Daß die Menſchengeſtalt von allen ſichtlichen Dingen
Ganz allein uns lüge, daß wir, was edel und ahdern,
Was beſchränkt und groß, im Angeſichte zu ſuchen,
Eitele Thoren ſind, betrogne, betrügende Thoren?
Ach! wir ſind auf den dunkelen Pfad des verworrenen Lebens
Wieder zurückgeſcheucht, der Schimmer zu Nächten verfinſtert.

Der Dichter.

Hebet eure zweifelnden Stirnen empor, ihr Geliebten!
Und verdient nicht den Irrthum, hört nicht bald dieſen, bald jenen.
Habet ihr eurer Meiſter vergeſſen? Auf! kehret zum Pindus,
Fraget dorten die Neune, der Grazien nächſte Verwandte!
Ihnen allein iſt gegeben, der edlen ſtillen Betrachtung
Vorzuſtehn. Ergebet euch gern der heiligen Lehre,
Merket beſcheiden leiſe Worte. Ich darf euch verſprechen:
Anders ſagen die Muſen und anders ſagt es Muſäus.

Das garſtige Geſicht.

Wenn einen würdigen Biedermann,
Paſtorn oder Rathsherrn lobeſan,
Die Wittib läßt in Kupfer ſtechen
Und drunter ein Verslein radebrechen;
Da heißt's: Seht hier mit Kopf und Ohren
Den Herrn, Ehrwürdig, Wohlgeboren!
Seht ſeine Augen und ſeine Stirn;
Aber ſein verſtändig Gehirn,
So manch Verdienſt um's gemeine Weſen,
Könnt ihr ihm nicht an der Naſe leſen.

So, liebe Lotte! heißt's auch hier:
Ich ſchicke da mein Bildniß dir.
Magſt wohl die ernſte Stirne ſehen,
Der Augen Gluth, der Locken Wehen;
's iſt ungefähr das garſt'ge Geſicht:
Aber meine Liebe ſiehſt du nicht.

Diné zu Coblenz.

im Sommer 1774.

Zwischen Lavater und Basedow
Saß ich bei Tisch des Lebens froh.
Herr Helfer, der war gar nicht faul,
Setzt sich auf einen schwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter sich
Und auf die Offenbarung strich,
Die uns Johannes der Prophet
Mit Räthseln wohl versiegeln thät;
Eröffnet die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriakbüchsen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Cubusstadt und das Perlenthor
Dem hocherstaunten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weit gereis't,
Hatte ein Stück Salmen aufgespeis't.

Vater Basedow, unter dieser Zeit,
Packt einen Tanzmeister an seiner Seit,
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war;
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
Drob ärgert sich der andre sehr,
Und wollte gar nichts hören mehr

Und sagt: es wüßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders stünd'.
Und ich behaglich unterdessen
Hätt' einen Hahnen aufgefressen.

Und, wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Geist- und Feuerschritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Jahrmarkt zu Hünfeld,

den 26. July 1814.

Ich ging, mit stolzem Geists-Vertrauen,
Auf dem Jahrmarkt mich umzuschauen,
Die Käufer zu sehn an der Händler Gerüste,
Zu prüfen ob ich noch etwas wüßte,
Wie mir's Lavater, vor alter Zeit,
Traulich überliefert, das ging sehr weit!
Da sah ich denn zuerst Soldaten,
Denen wär's eben zum Besten gerathen:
Die That und Qual sie war geschehn,
Wollten sich nicht gleich einer neuen versehn;
Der Rock war schon der Dirne genug,
Daß sie ihm derb in die Hände schlug.
Bauer und Bürger die schienen stumm,
Die guten Knaben beinahe dumm.
Beutel und Scheune war gefegt,
Und hatten keine Ehre eingelegt.
Erwarten alle, was da käme,
Wahrscheinlich auch nicht sehr bequeme.
Frauen und Mägdlein, in guter Ruh,
Probirten an die hölzernen Schuh;
Man sah an Mienen und Gebärden:
Sie ist guter Hoffnung, oder will es werden.

Versus memoriales.

Invocavit wir rufen laut,
Reminiscere o wär' ich Braut!
Die Oculi gehn hin und her;
Laetare drüber nicht so sehr.
O Judica uns nicht so streng!
Palmarum streuen wir die Meng'.
Auf Oster-Eyer freun sich hie
Viel Quasi modo geniti.
Misericordias brauchen wir all',
Jubilate ist ein seltner Fall.
Cantate freut der Menschen Sinn,
Rogate bringt nicht viel Gewinn,
Exaudi uns zu dieser Frist,
Spiritus, der du der letzte bist.

Neue Heilige.

Alle schöne Sünderinnen,
Die zu Heiligen sich geweint,
Sind um Herzen zu gewinnen
All' in Eine nun vereint.
Seht die Mutterlieb', die Thränen,
Ihre Reu und ihre Pein!
Statt Marieen Magdalenen
Soll nun Sanct Oliva seyn.

Warnung.

So wie Titania im Feen- und Zauberland
Klaus Zetteln in dem Arme fand,
So wirst du bald zur Strafe deiner Sünden
Titanien in deinen Armen finden.

Frech und froh.

Liebesqual verschmäht mein Herz,
Sanften Jammer, süßen Schmerz;
Nur vom Tückt'gen will ich wissen,
Heißem Aeuglen, derben Küssen.
Sey ein armer Hund erfrischt
Von der Lust, mit Pein gemischt!
Mädchen gib der frischen Brust
Nichts von Pein, und alle Lust.

Soldatentrost.

Nein! hier hat es keine Noth:
Schwarze Mädchen, weißes Brot!
Morgen in ein ander Städtchen!
Schwarzes Brot und weiße Mädchen.

Problem.

Warum iſt alles ſo räthſelhaft?
Hier iſt das Wollen, hier iſt die Kraft;
Das Wollen will, die Kraft iſt bereit
Und daneben die ſchöne lange Zeit.
So ſeht doch hin, wo die gute Welt
Zuſammenhält!
Seht hin, wo ſie auseinanderfällt!

Genialiſch Treiben.

So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sanct Diogenes, mein Faß.
Bald iſt es Ernſt, bald iſt es Spaß;
Bald iſt es Lieb', bald iſt es Haß;
Bald iſt es Dies, bald iſt es Das;
Es iſt ein Nichts, und iſt ein Was.
So wälz' ich ohne Unterlaß,
Wie Sanct Diogenes, mein Faß.

Hypochonder.

Der Teufel hohl' das Menſchengeſchlecht!
Man möchte raſend werden!
Da nehm' ich mir ſo eifrig vor:
Will niemand weiter ſehen,
Will all' das Volk Gott und ſich ſelbſt
Und dem Teufel überlaſſen!
Und kaum ſeh' ich ein Menſchengeſicht,
So hab' ich's wieder lieb.

Geſellſchaft.

Aus einer großen Geſellſchaft heraus
Ging einſt ein ſtiller Gelehrter zu Haus.
Man fragte: Wie ſeyd ihr zufrieden geweſen?
„Wären's Bücher, ſagt er, ich würd' ſie nicht leſen."

Probatum est.

A.

Man sagt: Sie sind ein Misanthrop!

B.

Die Menschen hass' ich nicht, Gott Lob!
Doch Menschenhaß er blies mich an,
Da hab' ich gleich dazu gethan.

A.

Wie hat sich's denn so bald gegeben?

B.

Als Einsiedler beschloß ich zu leben.

Urſprüngliches.

A.

Was widert dir der Trank ſo ſchal?

B.

Ich trinke gern aus dem friſchen Quell.

A.

Daraus kam aber das Bächlein her!

B.

Der Unterſchied iſt bedeutend ſehr:
's wird immer mehr fremden Schmack gewinnen;
Es mag nur immer weiter rinnen.

Den Originalen.

Ein Quidam sagt: „Ich bin von keiner Schule;
Kein Meister lebt, mit dem ich buhle;
Auch bin ich weit davon entfernt,
Daß ich von Todten was gelernt.“
Das heißt, wenn ich ihn recht verstand:
„Ich bin ein Narr auf eigne Hand.“

Den Zudringlichen.

Was nicht zusammen geht, das soll sich meiden!
Ich hindr' euch nicht, wo's euch beliebt, zu weiden:
Denn ihr seyd neu und ich bin alt geboren.
Macht was ihr wollt; nur laßt mich ungeschoren!

Den Guten.

Laßt euch einen Gott begeisten,
Euch beschränket nur mein Sagen.
Was ihr könnt, ihr werdet's leisten,
Aber müßt mich nur nicht fragen.

Den Besten.

Die Abgeschiednen betracht' ich gern,
Stünd' ihr Verdienst auch noch so fern;
Doch mit den edlen lebendigen Neuen
Mag ich wetteifernd mich lieber freuen.

Lähmung.

Was Gutes zu denken, wäre gut,
Fänd' sich nur immer das gleiche Blut;
Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
Wird sogleich mit dir selber hadern.

Ich wär' noch gern ein thätig Mann,
Will aber ruhn:
Denn ich soll ja noch immer thun,
Was immer ungern ich gethan.

Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.

Spruch, Widerspruch.

Ihr müßt mich nicht durch Widerspruch verwirren!
Sobald man spricht, beginnt man schon zu irren.

Demuth.

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie gethan;
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätt' sollen machen.

Keins von allen.

Wenn du dich selber machst zum Knecht,
Bedauert dich Niemand, geht's dir schlecht;
Machst du dich aber selbst zum Herrn,
Die Leute sehn es auch nicht gern;
Und bleibst du endlich wie du bist,
So sagen sie, daß nichts an dir ist.

Lebensart.

Ueber Wetter- und Herren-Launen
Runzle niemals die Augenbraunen;
Und bei den Grillen der hübschen Frauen
Mußt du immer vergnüglich schauen.

Vergebliche Müh.

Willst du der getreue Eckart seyn
Und jedermann vor Schaden warnen,
's ist auch eine Rolle, sie trägt nichts ein:
Sie laufen dennoch nach den Garnen.

Bedingung.

Ihr laßt nicht nach, ihr bleibt dabei,
Begehret Rath, ich kann ihn geben;
Allein, damit ich ruhig sey,
Versprecht mir, ihm nicht nachzuleben.

Das Beſte.

Wenn dir's in Kopf und Herzen ſchwirrt,
Was willſt du Beſſres haben!
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der laſſe ſich begraben.

Meine Wahl.

Ich liebe mir den heitern Mann
Am meiſten unter meinen Gäſten:
Wer ſich nicht ſelbſt zum Beſten haben kann
Der iſt gewiß nicht von den Beſten.

Memento.

Kannſt dem Schickſal widerſtehen,
Aber manchmal gibt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ey! ſo geh du aus dem Wege!

Ein anders.

Mußt nicht widerſtehn dem Schickſal,
Aber mußt es auch nicht fliehen!
Wirſt du ihm entgegen gehen,
Wird's dich freundlich nach ſich ziehen.

Breit wie lang.

Wer bescheiden iſt, muß dulden,
Und wer frech iſt, der muß leiden;
Alſo wirſt du gleich verſchulden,
Ob du frech ſeyſt, ob bescheiden.

Lebensregel.

Willſt du dir ein hübſch Leben zimmern,
Mußt dich um's Vergangne nicht bekümmern;
Das Wenigſte muß dich verdrießen;
Mußt ſtets die Gegenwart genießen,
Beſonders keinen Menſchen haſſen
Und die Zukunft Gott überlaſſen.

Friſches Ey, gutes Ey.

Enthuſiasmus vergleich' ich gern
Der Auſter, meine lieben Herrn,
Die, wenn ihr ſie nicht friſch genoßt,
Wahrhaftig iſt eine ſchlechte Koſt.
Begeiſt'rung iſt keine Heringswaare,
Die man einökelt auf einige Jahre.

Selbstgefühl.

Jeder ist doch auch ein Mensch!! —
Wenn er sich gewahret,
Sieht er, daß Natur an ihm
Wahrlich nicht gesparet,
Daß er manche Lust und Pein
Trägt als Er und eigen.
Sollt' er nicht auch hinterdrein
Wohlgemuth sich zeigen.

Räthſel.

Ein Bruder iſt's von vielen Brüdern,
In allem ihnen völlig gleich,
Ein nöthig Glied von vielen Gliedern,
In eines großen Vaters Reich;
Jedoch erblickt man ihn nur ſelten,
Faſt wie ein eingeſchobnes Kind:
Die andern laſſen ihn nur gelten
Da, wo ſie unvermögend ſind.

Die Jahre.

Die Jahre sind allerliebste Leut:
Sie brachten gestern, sie bringen heut,
Und so verbringen wir Jungern eben
Das allerliebste Schlaraffen-Leben.
Und dann fällt's den Jahren auf einmal ein,
Nicht mehr wie sonst bequem zu seyn;
Wollen nicht mehr schenken, wollen nicht mehr bergen,
Sie nehmen heute, sie nehmen morgen.

Das Alter.

Das Alter ist ein höflich Mann:
Einmal über's andre klopft er an,
Aber nun sagt niemand: Herein!
Und vor der Thüre will er nicht seyn.
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sey ein grober Gesell.

Grabſchrift.

Als Knabe verſchloſſen und trotzig,
Als Jüngling anmaßlich und ſtutzig,
Als Mann zu Thaten willig,
Als Greis leichtſinnig und grillig! —
Auf deinem Grabſtein wird man leſen:
Das iſt fürwahr ein Menſch geweſen!

Beiſpiel.

Wenn ich 'mal ungeduldig werde,
Denk' ich an die Geduld der Erde,
Die, wie man ſagt, ſich täglich dreht
Und jährlich ſo wie jährlich geht.
Bin ich denn für was andres da? —
Ich folge der lieben Frau Mama.

Umgekehrt.

Sind die im Unglück die wir lieben,
Das wird uns wahrlich daß betrüben;
Sind aber glücklich, die wir haſſen,
Das will ſich gar nicht begreifen laſſen;
Umgekehrt iſt's ein Jubilo,
Da ſind wir lieb- und ſchadenfroh.

Fürſtenregel.

Sollen die Menſchen nicht denken und dichten,
Müßt ihr ihnen ein luſtig Leben errichten;
Wollt ihr ihnen aber wahrhaft nützen,
So müßt ihr ſie ſtören und ſie beſchützen.

Lug oder Trug?

Darf man das Volk betrügen?
Ich ſage nein!
Doch willſt du ſie belügen,
So mach' es nur nicht fein.

Égalité.

Das Gröſte will man nicht erreichen,
Man beneidet nur Seines-Gleichen,
Der ſchlimmſte Neidhart iſt in der Welt,
Der jeden für Seines-Gleichen hält.

Wie du mir, ſo ich dir.

Mann mit zugeknöpften Taſchen,
Dir thut niemand was zu lieb':
Hand wird nur von Hand gewaſchen;
Wenn du nehmen willſt, ſo gib!

Zeit und Zeitung.

A.

Sag' mir, warum dich keine Zeitung freut?

B.

Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.

Zeichen der Zeit.

Hör' auf die Worte harum horum:
Ex tenui Spes Seculorum.
Willst du die harum horum kennen,
Jetzt werden sie dir sich selber nennen.

Kommt Zeit, kommt Rath.

Wer will denn alles gleich ergründen!
Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

Hier hilft nun weiter kein Bemühn!
Sind's Rosen, und sie werden blühn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Dritter Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

P.o. gen. 453 5r
3.M

Verzeichniß des Inhalts.

Lyriſches.

	Seite
Ballade.	5
Paria.	7
Des Paria Gebet.	9
Legende.	10
Dank des Paria.	16
Trilogie der Leidenſchaft.	17
An Werther.	19
Elegie.	24
Ausſöhnung.	27
Aeolsharfen, Geſpräch.	28
Ungeduld.	30
Luſt und Qual.	31
Immer und überall.	32
März.	33
April.	34
May.	35
Juny.	36
Frühling über's Jahr.	38
Für's Leben.	40
Für ewig.	41
Zwiſchen beiden Welten.	45
Stammbuchsblatt von 1604.	46
Um Mitternacht.	47
St. Nepomuks Vorabend.	48
Im Vorübergehen.	49
Pfingſten.	51
Aug um Ohr.	52
Kuß auf Blick.	53
Hauspark.	54
Der neue Copernicus.	55
Gegenſeitig.	56
Freibeuter.	57
Wanderlied.	58

Seite

Loge.

Symbolum. 61
Verſchwiegenheit. 63
Gegentoaſt. 64
Trauerloge. 65
Dank des Sängers. 66
Zur Logenfeyer des 3. Sept. 1825. 67

Gott und Welt.

Procœmion. 73
Wiederfinden. 75
Weltferie. 77
Dauer im Wechſel. 79
Eins und Alles. 81
Parabaſe. 82
Metamorphoſe der Pflanzen. 85
Epirrhema. 86
Metamorphoſe der Thiere. 87
Antepirrhema. 90
Urworte. Orphiſch. 91
Atmoſphäre. 93
Howard's Erregedächtniß. 94
Entoptiſche Farben. 97
Wohl zu merken. 98
Was es gilt. Dem Cirromaniker. 99
Herdenmäßig. Demſelben. 100
Allerdings. Dem Phyſiker. 101
Ultimatum. 102
Die Weiſen und die Leute. 103

Kunſt.

Künſtler-Lied. 111
Antike. 113
Begeiſterung. 115
Studien. 116
Typus. 115
Ideale. 116
Abwege. 116
Modernes. 117
Muſeen. 117
Wilhelm Tiſchbeins Idyllen. 119
Zu Gemälden einer Capelle. 125
Fern. 126
Zu meinen Handzeichnungen. 127

Seite

Ländlich 131
Landſchaft 132

Epigrammatiſch.

Nacional-Verſammlung 135
Dem 31. October 1817 136
Nationäl 137
Das Parterre ſpricht 138
Auf den Kauf 139
Ins Einzelne 140
Ins Weite 141
Kronos als Kunſtrichter 142
Grundbedingung 143
Jahr aus Jahr ein 144
Nett und niedlich 145
Für Sie 146
Genug 147
Dem Abſolutiſten 148
Räthſel 149
Desgleichen 150
Feindſeliger Blick 151
Beirath 153
Kein Vergleich 154
Kunſt und Alterthum 155
Panacee 155
Homer wieder Homer 156
Wanderregen 157
Gleichgewinn 158
Lebensgenuß 159
Heut und ewig 160
Scheinpoeſie 161
Cöllner Mummenſchanz 162
Der Narr epilogirt 164

Paraboliſch.

Gedichte ſind gemahlte Fenſterſcheiben 169
Gott ſandte ſeinen roten Kindern 170
Wenn ich auf dem Markte geh 171
Zu Regenſtauer und Hagelſchlag 172
Den Muſen-Schweſtern fiel es ein 173
Sie ſaugt mit Gier 174
Wenn der am breiten Fluſſe wohnſt 175
Zwey Perſonen ganz verſchieden 176
Schwer in Waldes Buſch und Wuchſe 178

Seite

Ein großer Teich war zugefroren 179
Im Dorfe war ein groß Gelag. 180
Ein Mägdlein trug man 181
Tritt in recht vollem klaren Schein 182
Zu der Apfel-Verkäuferin 183
Jetzt war das Bergdorf abgebrannt 184
Im Barisan bedient man sich 185
Drey Palinodien.
Soll denn dein Opferrauch 186
Geist und Sachheit im Streit. 187
Regen und Regenbogen. 189
Valet. 190

Aus fremden Sprachen.

Byrons Don Juan. 195
Monolog aus Manfred. 197
Bannfluch. 199
Ode von Manzoni. 202
Das Sträußchen. Altböhmisch. 207
Klagegesang. Irisch. 209
Neugriechisch-epirotische Heldenlieder.
Sind Gefilde türkisch worden 211
Schwarzes Fahrzeug theilt die Welle 212
Beuge Liakos, dem Pascha 213
Welch Getöse? Wo entsteht es? 215
Aufgeherrschet hat die Sonne 216
Der Olympos, der Kissavos 217
Ewaren. 219
Neugriechische Liebe-Stolien. 220

Zahme Xenien.

Erste Abtheilung. 227
Zweite Abtheilung. 243
Dritte Abtheilung. 268

Lyrisches.

Töne Lied aus weiter Ferne.
Schalle heimlich nächster Nähe.
So der Freude, so dem Wehe!
Blinken doch auch so die Sterne.
Alles Gute wirkt geschwinder;
Alte Kinder, junge Kinder
Hören's immer gerne.

Ballade.

Herein, o du Guter! du Alter herein!
Hier unten im Saale da ſind wir allein,
Wir wollen die Pforte verſchließen.
Die Mutter ſie betet, der Vater im Hain
Iſt gangen die Wölfe zu ſchießen.
O ſing uns ein Mährchen, o ſing es uns oft,
Daß ich und der Bruder es lerne;
Wir haben ſchon längſt einen Sänger gehofft,
Die Kinder ſie hören es gerne.

Im nächtlichen Schrecken, im feindlichen Graus
Verläßt er das hohe, das herrliche Haus,
Die Schätze die hat er vergraben.
Der Graf nun ſo eilig zum Pförtchen hinaus,
Was mag er im Arme denn haben?
Was birget er unter dem Mantel geſchwind?
Was trägt er ſo raſch in die Ferne?
Ein Töchterlein iſt es, da ſchläft nun das Kind.—
Die Kinder ſie hören es gerne.

Nun hellt ſich der Morgen, die Welt iſt ſo weit,
In Thälern und Wäldern die Wohnung bereit,
In Dörfern erquickt man den Sänger,
So ſchreitet und heiſcht er undenkliche Zeit,
Der Bart wächſt ihm länger und länger;

Doch wächst in dem Arme des liebliche Kind,
Wie unter dem glücklichsten Sterne,
Geschützt in dem Mantel vor Regen und Wind —
Die Kinder sie hören es gerne.

Und immer sind weiter die Jahre gerückt,
Der Mantel entfärbt sich, der Mantel zerstückt,
Er konnte sie länger nicht fassen.
Der Vater er schaut sie, wie ist er beglückt!
Er kann sich für Freude nicht lassen;
So schön und so edel erscheint sie zugleich,
Entsprossen aus tüchtigem Kerne,
Wie macht sie den Vater, den theuren, so reich! —
Die Kinder sie hören es gerne.

Da reitet ein fürstlicher Ritter heran,
Sie reckt die Hand aus, der Gabe zu nahn,
Almosen will er nicht geben.
Er fasset das Händchen so kräftiglich an:
Die will ich, so ruft er, aufs Leben!
Erkennst du, erwidert der Alte, den Schatz,
Erhebst du zur Fürstin sie gerne;
Sie sey dir verlobet auf grünendem Platz —
Die Kinder sie hören es gerne.

Sie segnet der Priester am heiligen Ort,
Mit Lust und mit Unlust nun ziehet sie fort,
Sie mochte vom Vater nicht scheiden.
Der Alte er wandelt nun hier und bald dort,
Er traget in Freuden sein Leiden.

So hab' ich mir Jahre die Tochter gedacht,
Die Enkelein wohl in der Ferne;
Sie segn' ich bei Tage, sie segn' ich bei Nacht —
Die Kinder sie hören es gerne.

Er segnet die Kinder; da poltert's am Thor,
Der Vater da ist er! Sie springen hervor,
Sie können den Alten nicht bergen —
Was loast du die Kinder! du Bettler! du Thor!
Ergreift ihn, ihr eisernen Schergen!
Zum tiefsten Verlies den Verwegenen fort!
Die Mutter vernimmt's in der Ferne,
Sie eilet, sie bittet mit schmeichelndem Wort —
Die Kinder sie hören es gerne.

Die Schergen sie lassen den Würdigen flehn,
Und Mutter und Kinder sie bitten so schön;
Der fürstliche Stolze verbeißet
Die grimmige Wuth, ihn entrüstet das Flehn,
Bis endlich sein Schweigen zerreißet:
Du niedrige Brut! du vom Bettlergeschlecht!
Verfinsterung fürstlicher Sterne!
Ihr bringt mir Verderben! Geschieht mir doch Recht. —
Die Kinder sie hören's nicht gerne.

Noch stehet der Alte mit herrlichem Blick,
Die eisernen Schergen sie treten zurück,
Es wächst nur das Toben und Wüthen.
Schon lange verflucht' ich mein ehliches Glück,
Das sind nun die Früchte der Blüthen!

Man leugnete ſtets, und man leugnet mit Recht,
Daß je ſich der Adel erlerne,
Die Bettlerin zeugte mir Bettlergeſchlecht —
Die Kinder ſie hören's nicht gerne.

Und wenn euch der Gatte, der Vater verſtößt,
Die heiligſten Bande verwegentlich löst;
So kommt zu dem Vater, dem Ahnen!
Der Bettler vermag, ſo ergraut und entblößt,
Euch herrliche Wege zu bahnen.
Die Burg die iſt meine! Du haſt ſie geraubt,
Mich trieb dein Geſchlecht in die Ferne;
Wohl bin ich mit köſtlichen Siegeln beglaubt! —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Rechtmäßiger König er kehret zurück,
Den Treuen verleiht er entwendetes Glück,
Ich löſe die Siegel der Schätze.
So rufet der Alte mit freundlichem Blick:
Euch künd' ich die milden Geſetze.
Erhole dich, Sohn! Es entwickelt ſich gut,
Heut einen ſich ſelige Sterne,
Die Fürſtin ſie zeugte dir fürſtliches Blut —
Die Kinder ſie hören es gerne.

Varia.

Des Paria Gebet.

Großer Brama, Herr der Mächte!
Alles iſt von deinem Samen,
Und ſo biſt du der Gerechte!
Haſt du denn allein die Bramen,
Nur die Rajas und die Reichen,
Haſt du ſie allein geſchaffen?
Oder biſt auch du's, der Affen
Werden ließ und unſeres Gleichen?

Edel ſind wir nicht zu nennen:
Denn das Schlechte das gehört uns,
Und was Andre tödtlich kennen
Das alleine das vermehrt uns.
Mag dieß für die Menſchen gelten,
Mögen ſie uns doch verachten;
Aber du, du ſollſt uns achten,
Denn du könnteſt alle ſchelten.

Alſo Herr, nach dieſem Flehen,
Segne mich zu deinem Kinde;
Oder Eines laß entſtehen,
Das auch mich mit dir verbinde!
Denn du haſt den Bajaderen
Eine Göttin ſelbſt erbolen;
Auch wir andern, dich zu loben,
Wollen ſolch ein Wunder hören.

Legende.

Waſſer holen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten, fehlerloſen,
Ernſteſter Gerechtigkeit.
Täglich von dem heiligen Fluſſe
Holt ſie köſtlichſtes Erquicken; —
Aber wo iſt Krug und Eimer?
Sie bedarf derſelben nicht.
Seligem Herzen, frommen Händen
Ballt ſich die bewegte Welle
Herrlich zu kryſtallner Kugel;
Dieſe trägt ſie, frohen Buſens,
Reiner Sitte, holden Wandelns,
Vor den Gatten in das Haus.

Heute kommt die morgendliche
Im Gebet zu Ganges Fluthen
Beugt ſich zu der klaren Fläche —
Plötzlich überraſchend ſpiegelt
Aus des höchſten Himmels Breiten
Ueber ihr vorübereilend
Allerlieblichſte Geſtalt
Hehren Jünglings, den des Gottes
Uranfänglich ſchönes Denken
Aus dem ew'gen Buſen ſchuf;
Solchen ſchauend fühlt ergriffen

Von verwirrenden Gefühlen
Sie das innere tiefſte Leben,
Will verbarren in dem Anſchaun,
Weiſ't es weg, da kehrt es wieder
Und verworren ſtrebt ſie fluthwärts,
Mit unſichrer Hand zu ſchöpfen;
Aber ach! ſie ſchöpft nicht mehr!
Denn des Waſſers heilige Welle
Scheint zu fliehn, ſich zu entfernen,
Sie erblickt nur hohler Wirbel
Grauſe Tiefen unter ſich.

Arme ſinken, Tritte ſtraucheln,
Iſt's denn auch der Pfad nach Hauſe?
Soll ſie zaudern? ſoll ſie fliehen?
Will ſie denken, wo Gedanke,
Rath und Hülfe gleich verſagt? —
Und ſo tritt ſie vor den Gatten;
Er erblickt ſie, Blick iſt Urtheil,
Hohen Sinns ergreift das Schwert er,
Schleppt ſie zu dem Todtenhügel
Wo Verbrecher büßend bluten.
Wüßte ſie zu widerſtreben?
Wüßte ſie ſich zu entſchuld'gen,
Schuldig, keiner Schuld bewußt?

Und er kehrt mit blutigem Schwerte
Sinnend zu der ſtillen Wohnung;
Da entgegnet ihm der Sohn:
„Weſſen Blut iſt's? Vater! Vater!“ —
Der Verbrecherin! —„Mit nichten!

Denn es ſtarret nicht am Schwerte
Wie verbrecheriſche Tropfen;
Fließt wie aus der Wunde friſch.
Mutter, Mutter! tritt heraus her!
Ungerecht war nie der Vater,
Sage was er jetzt verübt.“ —
Schweige! Schweige! 's iſt das ihre! —
„Weſſen iſt es?“ — Schweige! Schweige! —
„Wäre meiner Mutter Blut!!!
Was geſchehen? was verſchuldet?
Her das Schwert! ergriffen hab' ich's;
Deine Gattin magſt du tödten,
Aber meine Mutter nicht!
In die Flammen folgt die Gattin
Ihrem einzig Angetrauten,
Seiner einzig theuren Mutter
In das Schwert der treue Sohn.“

Halt, o halte! rief der Vater,
Noch iſt Raum, enteil', enteile!
Füge Haupt dem Rumpfe wieder,
Du berührſt mit dem Schwerte
Und lebendig folgt ſie dir.

Eilend, athemlos erblickt er
Staunend zweyer Frauen Körper
Ueberkreuzt und ſo die Häupter;
Welch Entſetzen! welche Wahl!
Dann der Mutter Haupt erfaßt er,
Küßt es nicht, das todt erblaßte
Auf des nächſten Rumpfes Lücke

Setzt er's eilig, mit dem Schwerte
Segnet er das fromme Werk.

Auferſteht ein Rieſenbildniß. —
Von der Mutter theuren Lippen,
Göttlich-unverändert-ähnlich,
Tönt das grauſenvolle Wort:
Sohn, o Sohn! Welch Uebereilen!
Deiner Mutter Leichnam dorten,
Neben ihm das freche Haupt
Der Verbrecherin, des Opfers
Waltender Gerechtigkeit!
Mich nun haſt du ihrem Körper
Eingeimpft auf ewige Tage;
Weiſen Wollens, wilden Handelns
Werd' ich unter Göttern ſeyn.
Ja des Himmelsknaben Bildniß
Webt ſo ſchön vor Stirn und Auge;
Senkt ſich's in das Herz herunter,
Regt es tolle Wuthbegier.

Immer wird es wieder kehren,
Immer ſteigen, immer ſinken,
Sich verdüſtern, ſich verklären,
So hat Brama dieß gewollt.
Er gebot ja buntem Fittig,
Klarem Antlitz, ſchlanken Gliedern,
Göttlich-einzigem Erſcheinen
Mich zu prüfen, zu verführen;
Denn von eben kommt Verführung,
Wenn's den Göttern ſo beliebt.

Und ſo ſoll ich die Bramane,
Mit dem Haupt im Himmel weilend,
Fühlen Paria dieſer Erde
Niederziehende Gewalt.

Sohn, ich ſende dich dem Vater!
Tröſte! — Nicht ein traurig Büßen,
Stumpfes Harren, ſtolz Verdienen
Halt' euch in der Wildniß feſt;
Wandert aus durch alle Welten,
Wandelt hin durch alle Zeiten
Und verkündet auch Geringſtem:
Daß ihn Brama droben hört!

Ihm iſt keiner der Geringſte —
Wer ſich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild zerſtörtem Geiſte,
Tiefer ohne Hilf' und Rettung,
Sey er Brama, ſey er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehrt,
Wird's empfinden, wird's erfahren:
Dort erglühen tauſend Augen,
Nahend lauſchen tauſend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Heb' ich mich zu ſeinem Throne,
Schaut er mich die Grauſenhafte
Die er gräßlich umgeſchaffen,
Muß er ewig mich bejammern,
Euch zu Gute komme das.

Und ich werd' ihn freundlich mahnen
Und ich werd' ihm wüthend ſagen,
Wie es mir der Sinn gebietet,
Wie es mir im Buſen ſchwellet.
Was ich denke, was ich fühle —
Ein Geheimniß bleibe das.

Dank des Paria.

Großer Brama! nun erkenn' ich,
Daß du Schöpfer bist der Welten!
Dich als meinen Herrscher nenn' ich,
Denn du läßest alle gelten.

Und verschließest auch dem Letzten
Keines von den tausend Ohren;
Uns, die tief herabgesetzten,
Alle hast du neu geboren.

Wendet euch zu dieser Frauen,
Die der Schmerz zur Göttin wandelt.
Nun bewahr' ich anzuschauen
Den, der einzig wirkt und handelt.

Trilogie der Leidenschaft.

An Werther.

Noch einmal wagſt du, vielbeweinter Schatten,
Hervor dich an das Tageslicht,
Begegneſt mir auf neu geblümten Matten
Und meinen Anblick ſcheuſt du nicht.
Es iſt als ob du lebteſt in der Frühe,
Wo uns der Thau auf Einem Feld erquickt,
Und nach des Tages unwillkommner Mühe
Der Scheidesonne letzter Strahl entzückt;
Zum Bleiben ich, zum Scheiden du, erkoren,
Gingſt du voran — und haſt nicht viel verloren.

Des Menſchen Leben ſcheint ein herrlich Loos:
Der Tag, wie lieblich, ſo die Nacht, wie groß!
Und wir gepflanzt in Paradieſes Wonne,
Genießen kaum der hocherlauchten Sonne,
Da kämpft ſogleich verworrene Beſtrebung
Bald mit uns ſelbſt und bald mit der Umgebung;
Keins wird vom andern wünſchenswerth ergänzt,
Von außen düſtert's, wenn es innen glänzt,
Ein glänzend Aeußres deckt mein trüber Blick,
Da ſteht es nah — und man verkennt das Glück.

Nun glauben wir's zu kennen! Mit Gewalt
Ergreift uns Liebreiz weiblicher Geſtalt:
Der Jüngling, froh wie in der Kindheit Flor
Im Frühling tritt als Frühling ſelbſt hervor,

Entzückt, erstaunt, wer dieß ihm angethan?
Er schaut umher, die Welt gehört ihm an.
In's Weite zieht ihn unbefangene Hast,
Nichts engt ihn ein, nicht Mauer, nicht Pallast;
Die Vögelschaar an Waldergipfeln streift,
So schweift auch er, der um die Liebste schweift,
Er sucht vom Aether, den er gern verläßt,
Den treuen Blick und dieser hält ihn fest.

Doch erst zu früh und dann zu spat gewarnt,
Fühlt er den Flug gehemmt, fühlt sich umgarnt,
Das Wiedersehn ist froh, das Scheiden schwer,
Das Wieder-Wiedersehn beglückt noch mehr
Und Jahre sind im Augenblick ersetzt;
Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt.

Du lächelst, Freund, gefühlvoll wie sich ziemt:
Ein gräßlich Scheiden machte dich berühmt;
Wir feierten dein kläglich Mißgeschick,
Du ließest uns zu Wohl und Weh zurück:
Dann zog uns wieder ungewisse Bahn
Der Leidenschaften labyrinthisch an;
Und wir verschlungen wiederholter Noth,
Dem Scheiden endlich — Scheiden ist der Tod!
Wie klingt es rührend wenn der Dichter klagt,
Den Tod zu meiden, den das Scheiden bringt!
Verstrickt in solche Qualen halbverschuldet
Geb' ihm ein Gott zu sagen was er duldet.

Elegie.

Und wenn der Mensch in seiner Quat verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide.

Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,
Von dieses Tages noch geschloss'ner Blüthe?
Das Paradies, die Hölle steht dir offen;
Wie wankelsinnig regt sich's im Gemüthe! —
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt an's Himmelsthor,
Zu Ihren Armen hebt sie dich empor.

So warst du denn im Paradies empfangen
Als wärst du werth des ewig schönen Lebens;
Dir blieb kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen,
Hier war das Ziel des innigsten Bestrebens,
Und in dem Anschaun dieses einzig Schönen
Versiegte gleich der Quell sehnsüchtiger Thränen.

Wie regte nicht der Tag die raschen Flügel,
Schien die Minuten vor sich her zu treiben!
Der Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel:
So wird es auch der nächsten Sonne bleiben.
Die Stunden glichen sich in zartem Wandern
Wie Schwestern zwar, doch keine ganz den andern.

Der Kuß der letzte, grausam süß, zerschneidend
Ein herrliches Geflecht verschlungner Minnen.
Nun eilt, nun stockt der Fuß die Schwelle meidend,
Als trieb ein Eberuh flammend ihn von hinnen;
Das Auge starrt auf düsterm Pfad verdrossen,
Es blickt zurück, die Pforte steht verschlossen.

Und nun verschlossen in sich selbst, als hätte
Dieß Herz sich nie geöffnet, selige Stunden
Mit jedem Stern des Himmels um die Wette
An ihrer Seite leuchtend nicht empfunden;
Und Mißmuth, Reue, Vorwurf, Sorgenschwere
Belasten's nun in schwüler Atmosphäre.

Ist denn die Welt nicht öde? Felsenwände
Sind sie nicht mehr gekrönt von heiligen Schatten?
Die Erdte reift sie nicht? Ein grün Gelände
Zieht sich's nicht hin am Fuß durch Busch und Matten?
Und wölbt sich nicht das überweltlich Große
Gestaltenreiche, bald gestaltenlose?

Wie leicht und zierlich, klar und zart gewoben,
Schwebt, Seraph gleich, aus ernster Wolken Chor,
Als glich es ihr, am blauen Aether droben,
Ein schlank Gebild aus flüchtem Duft empor;
So sahst du sie in frohem Tanze walten
Die Lieblichste der lieblichsten Gestalten.

Doch nur Narcissus darfst dich unterwinden
Ein Luftgebild ganz ihrer Seel zu halten,
In's Herz zurück, dort wirst du's besser finden.
Dort regt sie sich in wechselnden Gestalten;
Zu vielen bildet Eine sich hinüber,
So tausendfach, und immer immer lieber.

Wie zum Empfang sie an den Pforten weilte,
Und mich von dannen sinnend hinblickte,
Selbst nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letzten mir auf die Lippen drückte;
So klar bewegt sich hier das Bild der Lieben,
Mit Flammenschrift in's treue Herz geschrieben.

In's Herz, das fest wie zinnenhohe Mauern
Sich ihr bewahrt, und sie in sich bewahrt,
Für sie sich freut an seiner eignen Dauer,
Nur weich von sich, wenn sie sich abentfernt,
Sich freier fühlt, in so geliebten Schranken
Und nur noch schlägt, für alles, was sie denken.

War Zähigkeit zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe, wegerissen, verschwunden,
Ist Hoffnungslust zu freudigen Entwürfen,
Entschlüssen, raschen Thats sogleich gefunden,
Wenn Liebe je den Liebenden beseligt,
Ward es an mir aufs lieblichste gespiegelt;

Und zwar durch sie! — Wie tag ein inneres Bangen
Auf Geist und Körper, unwillkommnet Schwere:
Von Schauerbildern rings der Blick umfangen
Im wüsten Raum beklommner Herzensleere;
Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
Sie selbst erscheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wagt ein Streben,
Sich einem höhern, reinern, unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm seyn! — Solcher seligen Höhe
Fühl' ich mich theilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Vor ihrem Blick, wie vor der Sonne Walten,
Vor ihrem Athem, wie vor Frühlingslüften,
Zerschmilzt, so längst sich eisig starr gehalten,
Der Selbstsinn tief in winterlichen Grüften;
Kein Eigennutz, kein Eigenwille dauert,
Vor ihrem Kommen sind sie weggeschauert.

Es iſt als wenn ſie ſagte: „Stund um Stunde
Wird uns das Leben freundlich dargeboten,
Das Geſtrige ließ uns geringe Kunde,
Das Morgende, zu wiſſen iſt's verboten;
Und wenn ich je mich vor dem Abend ſcheute,
Die Sonne ſank und ich noch was mich freute.

Drum thu' wie ich und ſchaue, froh verſtändig,
Dem Augenblick in's Auge! Kein Verſchieben!
Begegn' ihm ſchnell, wohlwollend wie lebendig,
Im Handeln ſey's zur Freude, ſey's dem Lieben;
Nur wo du biſt ſey alles, immer ſtündig,
So biſt du alles, biſt unüberwindlich.

Du haſt gut reden, dacht' ich, zum Geleite
Gab dir ein Gott die Gunſt des Augenblickes,
Und jeder fühlt an deiner holden Seite
Sich Augenblicks den Günſtling des Geſchickes;
Mich ſchreckt der Wink von dir mich zu entfernen,
Was hilft es mir ſo hohe Weisheit lernen!

Nun bin ich fern! der jetzigen Minute
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu ſagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute,
Das laſtet nur, ich muß mich ihm entſchlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen,
Da bleibt kein Rath als grüngenoſſe Thränen.

Sequellt denn fort! und fließet unaufhaltsam;
Doch nie gelang's die innre Gluth zu dämpfen!
Schon rast's und reißt in meiner Brust gewaltsam,
Wo Tod und Leben grausend sich bekämpfen.
Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen;
Allein dem Geist fehlt's am Entschluß und Willen.

Fehlt's am Vorsatz: wie stille er sie vermissen!
Er wiederholt ihr Bild zu tausendmalen,
Das zaudert bald, bald eilt es wegzureißen;
Undeutlich jetzt und jetzo im reinsten Strahlen;
Wie könnte dieß geringstem Troste frommen,
Die Ebb' und Fluth, das Gehen will das Kommen?

Verlaßt mich hier, getreue Weggenossen!
Laßt mich allein am Fels, in Moor und Moos;
Nur immer zu! euch ist die Welt erschlossen,
Die Erde weit, der Himmel hehr und groß;
Betrachtet, forscht, die Einzelheiten sammelt,
Naturgeheimniß werde nachgestammelt.

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde,
Sie trennen mich, und richten mich zu Grunde.

Aussöhnung.

Die Leidenschaft bringt Leiden! — Wer beschwichtigt
Beklommnes Herz das allzuviel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir erkoren!
Trüb' ist der Geist, verwirren das Besinnen;
Die hehre Welt wie schwindet sie den Sinnen!

Da schwebt hervor Musik mit Engelschwingen,
Verflicht zu Millionen Ton' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne:
Das Auge netzt sich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götter-Werth der Töne wie der Thränen.

Und so das Herz erleichtert merkt bebende
Daß es noch lebt und schlägt und möchte schlagen,
Zum reinsten Dank der überreichen Spende
Sich selbst erwiedernd willig darzutragen.
Da fühlte sich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

Aeolsharfen.

Gespräch.

Er.

Ich dacht' ich habe keinen Schmerz
Und doch war mir so bang um's Herz,
Mir war's gebunden vor der Stirn
Und hohl im innersten Gehirn —
Bis endlich Thrän' auf Thräne fließt,
Verhaltnes Lebewohl ergießt. —
Ihr Lebewohl war heitre Ruh,
Sie weint wohl jetzund auch wie du.

Sie.

Ja er ist fort, das muß nun seyn!
Ihr Lieben laßt mich nur allein,
Sollt' ich euch seltsam scheinen,
Es wird nicht ewig währen!
Jetzt kann ich ihn nicht entbehren.
Und da muß ich weinen.

Er.

Zur Trauer bin ich nicht gestimmt
Und Freude kann ich auch nicht haben:
Was sollen mir die reifen Gaben,
Die man von jedem Baume nimmt!

Der Tag iſt mir zum Ueberdruß,
Langweilig iſt's, wenn Nächte ſich befeuern;
Mir bleibt der einzige Genuß
Dein holdes Bild mir ewig zu erneuern,
Und fühlteſt du den Wunſch nach dieſem Segen,
Du kämeſt mir auf halbem Weg entgegen.

Sie.

Du trauerſt daß ich nicht erſcheine,
Vielleicht entfernt ſo treu nicht meine,
Sonſt wär' mein Geiſt im Bilde da.
Schmückt Iris wohl des Himmels Bläue?
Laß regnen, gleich erſcheint die Neue,
Du weinſt! Schon bin ich wieder da.

Er.

Ja du biſt wohl an Iris zu vergleichen!
Ein liebenswürdig Wunderzeichen.
So ſchmiegſam herrlich, bunt in Harmonie
Und immer neu und immer gleich wie ſie.

Ungeduld.

Immer wieder in die Weite
Ueber Länder an das Meer,
Phantaſien in der Breite
Schwebt am Ufer hin und her!
Neu iſt immer die Erfahrung:
Immer iſt dem Herzen bang,
Schmerzen ſind der Jugend Nahrung,
Thränen ſeliger Lobgeſang.

Lust und Qual.

Nackt saß ich, Fischerknabe,
Auf dem schwarzen Fels im Meer,
Und, bereitend falsche Gabe,
Sang ich lauschend rings umher,
Angel schwebte lockend nieder;
Gleich ein Fischlein streift und schnarpt,
Schadenfrohe Schelmenlieder —
Und das Fischlein war ertarpt.

Ach! am Ufer, durch die Fluren,
In's Gefilde tief im Hain,
Folgt' ich einer Sohle Spuren,
Und die Hirtin war allein.
Blicke sinken, Worte stocken! —
Wie ein Taschenmesser schnappt
Faßte sie mich in die Locken
Und das Bübchen war ertappt.

Weiß doch Gott mit welchem Hirten
Sie auf's neue sich ergeht!
Muß ich in das Meer mich gürten,
Wie es sauset, wie es weht.
Wenn mich oft im Netze jammert
Das Gewimmel groß und klein;
Immer möcht' ich noch umklammert
Noch von ihren Armen seyn!

Immer und Ueberall.

Dringe tief zu Berges Grüften,
Wolken folge hoch zu Lüften;
Muſe ruft zu Bach und Thale
Tauſend aber tauſend Male.

Sobald ein friſches Reichlein blüht,
Es fordert neue Lieder;
Und wenn die Zeit verrauſchend flieht,
Jahrszeiten kommen wieder.

März.

Es ist ein Schnee gefallen,
Denn es ist noch nicht Zeit
Daß von den Blümlein allen
Daß von den Blümlein allen
Wir werden noch erfreut.

Der Sonnenblick erwecket
Mit mildem falschem Schein,
Die Schwalbe selber lüget,
Die Schwalbe selber lüget,
Warum? Sie kommt allein!

Sollt' ich mich einzeln freuen,
Wenn auch der Frühling naht?
Doch kommen wir zu zweyen
Doch kommen wir zu zweyen,
Gleich ist der Sommer da.

April.

Augen sagt mir, sagt was sagt ihr?
Denn ihr sagt was gar zu Schönes,
Gar des lieblichsten Getönes;
Und in gleichem Sinne fragt ihr.

Doch ich glaub' euch zu erfassen:
Hinter dieser Augen Klarheit
Ruht ein Herz in Lieb' und Wahrheit
Jetzt sich selber überlassen,

Dem es wohl behagen müßte,
Unter so viel stumpfen, blinden
Endlich einen Blick zu finden
Der es auch zu schätzen wüßte.

Und indem ich diese Chiffern
Mich versenke zu studiren,
Laßt euch ebenfalls verführen
Meine Blicke zu entziffern!

M a y.

Leichte Silberwolken ſchweben
Durch die erſt erwärmten Lüfte,
Mild, von Schimmer ſanft umgeben,
Blickt die Sonne durch die Düfte;
Leiſe wallt und drängt die Welle
Sich am reichen Ufer hin,
Und wie reingewaſchen helle,
Schwankend hin und her und hin,
Spiegelt ſich das junge Grün.

Still iſt Luft und Lüftchen ſtille;
Was bewegt mir das Gezweige?
Schwüle Liebe dieſer Fülle,
Von den Bäumen durch's Geſträuche.
Nun der Blick auf einmal helle,
Sieh! der Bübchen Flatterſchaar,
Das bewegt und regt ſo ſchnelle,
Wie der Morgen ſie gebar,
Flügelhaft ſich Paar und Paar.

Fangen an das Dach zu flechten; —
Wer bedürfte dieſer Hütte?
Und wie Zimmrer, die gerechten,
Bank und Tiſchchen in der Mitte!
Und ſo bin ich noch verwundert,
Sonne ſinkt, ich fühl' es kaum;
Und nun führen aber hundert
Mir das Liebchen in den Raum,
Tag und Abend, welch ein Traum!

Juny.

Hinter jenem Berge wohnt
Sie, die meine Liebe lohnt.
Sage, Berg, was ist denn das?
Ist mir doch als wärst du Glas,

Und ich wär' nicht weit davon;
Denn sie kommt, ich seh' es schon,
Traurig, denn ich bin nicht da,
Lächelnd, ja, sie weiß es ja!

Nun stellt sich dazwischen
Ein kühles Thal mit leichten Büschen,
Bächen, Wiesen und dergleichen,
Mühlen und Rändern, den schönsten Zeichen
Daß da gleich wird eine Fläche kommen,
Weite Felder unbeklommen.
Und so immer, immer heraus,
Bis mir an Garten und Haus!

Aber wie geschicht's?
Freut mich das alles nicht —
Freute mich des Gesichts
Und der zwey Aeuglein Glanz,
Freute mich des leichten Gangs,
Und wie ich sie seh'
Vom Zopf zur Zeh!

Sie iſt fort, ich bin hier,
Ich bin wo, bin bei ihr.

Wandelt ſie auf ſchroffen Hügeln,
Eilet ſie das Thal entlang,
Da erklingt es wie mit Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang.
Und auf dieſe Jugendfülle,
Dieſer Glieder frohe Pracht
Harret einer in der Stille,
Den ſie einzig glücklich macht.

Liebe ſieht ihr gar zu ſchön,
Schön'res hab' ich nie geſehn!
Bricht ihr doch ein Blumenflor
Aus dem Herzen leicht hervor.

Denk ich: ſoll es doch ſo ſein!
Das erquickt mir Mark und Bein;
Wähn' ich wohl, wenn ſie mich liebt,
Daß es noch was höheres gibt?

Und noch ſchöner iſt die Braut,
Wenn ſie ſich mir ganz vertraut,
Wenn ſie ſpricht und mir erzählt,
Was ſie freut und was ſie quält,
Wie's ihr iſt und wie's ihr war,
Kenn' ich ſie doch ganz und gar.
Wer gewänn' an Seel' und Leib
Solch ein Kind und ſolch ein Weib!

Frühling über's Jahr.

Das Beet ſchon lockert
Sich's in die Höh,
Da wanken Glöckchen
So weiß wie Schnee;
Safran entfaltet
Gewaltige Gluth,
Smaragden keimt es
Und keimt wie Blut.
Primeln ſtolziren
So naſeweiß,
Schalkhafte Veilchen
Verſteckt mir Fleiß;
Was auch noch alles
Da regt und webt,
Genug, der Frühling
Er wirkt und lebt.

Doch was im Garten
Am reichſten blüht,
Das iſt des Liebchens
Lieblich Gemüth.
Da glühen Blicke
Mir immerfort,
Erregend Liedchen,
Erheiternd Wort.

Ein immer offen,
Ein Blüthenherz,
Im Ernste freundlich
Und rein im Scherz.
Wenn Ros' und Lilie
Der Sommer bringt,
Er doch vergebens
Mit Liebchen ringt.

Für's Leben.

Nach dieſem Frühlingsregen
Den wir ſo warm erfleht,
Weibchen, o ſieh den Segen
Der unſre Flur durchweht!
Bis in die blaue Trübe
Verliert ſich unſer Blick!
Hier wandelt noch die Liebe,
Hier hauſet noch das Glück.

Das Pärchen weißer Tauben,
Du ſiehſt, es fliegt dorthin,
Wo, um beſonnte Lauben,
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zuſammen
Den allererſten Strauß,
Dort ſchlugen unſre Flammen
Zuerſt gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare,
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare,
Der Pfarrer eilen ſah;
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unſern Lebenslauf.

Und hunderttauſend Siegel
Bekräftigten den Bund,
Im Wäldchen, auf dem Hügel,
Im Buſch am Wieſengrund,
In Höhlen, im Gemäuer,
Auf des Gelüſtes Höh',
Und Amor trug das Feuer
Selbſt in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu zwey;
Doch anders war's beſchieden
Und ſieh'! wir waren drey,
Und vier' und fünf' und ſechſe,
Sie ſaßen um den Topf,
Und nun ſind die Gewächſe
Faſt all' uns über'n Kopf.

Und dort, in ſchöner Fläche,
Das neugebaute Haus
Umſchlingen Pappelbäche,
So freundlich ſieht's heraus.
Wer ſchaffte wohl da drüben
Sich dieſen frohen Sitz?
Iſt es, mit ſeiner Lieben,
Nicht unſer braver Fritz?

Und wo im Felſengrunde
Der eingeklemmte Fluß
Sich ſchäumend aus dem Schlunde
Auf Räder ſtürzen muß,

Man ſericht von Müllerinnen
Und wie ſo ſchön ſie ſind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unſer Kind.

Doch wo das Grün ſo dichte
Um Kirch' und Raſen ſteht,
Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht,
Da ruhet unſrer Todten
Frühzeitiges Geſchick,
Und leitet von dem Boden
Zum Himmel unſern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel ſchwankend ab.
Das Heer es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer mit der Ehrenbinde
Bewegt ſich ſtolz voraus?
Es gleichet unſerm Kinde!
So kommt der Karl nach Haus.

Den liebſten aller Gäſte
Bewirthet nun die Braut;
Sie wird am Friedensfeſte
Dem Treuen angetraut.
Und zu den Feyertänzen
Drängt jeder ſich herbei;
Da ſchmückeſt du mit Kränzen
Der jüngſten Kinder drey.

Bei Flöten und Schalmeyen
Erneuert ſich die Zeit,
Da wir uns einſt im Reihen
Als junges Paar gefreut;
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich ſchon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

Für ewig.

Denn was der Menſch in ſeinen Erdeſchranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundſchaft, die nicht Zweifelſorge kennt;
Das Licht, das Weiſen nur zu einſamen Gedanken,
Das Dichtern nur in ſchönen Bildern brennt,
Das hatt' ich all' in meinen beſten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Zwiſchen beiden Welten.

Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren
Wie vereint es Herz und Sinn;
Lida! Glück der nächſten Nähe,
William! Stern der ſchönſten Höhe,
Euch verdank' ich was ich bin;
Tag' und Jahre ſind verſchwunden,
Und doch ruht auf jenen Stunden
Meines Werthes Vollgewinn.

Aus einem Stammbuch von 1604.

Hoffnung beſchwingt Gedanken, Liebe Hoffnung,
In klarſter Nacht hinauf zu Cynthien, Liebe!
Und ſprich: wie ſich oben umgeſtaltet,
So auf der Erde ſchwindet, wächſt mein Glück.
Und wiſpere ſanft-beſcheiden ihr an's Ohr,
Wie Zweifel oft das Haupt hing, Treue thränte.
Und ihr Gedanken, mißzutraun geneigt,
Beſchilt euch die Geliebte deſſenthalb,
So ſagt: ihr wechſelt zwar, doch ändert nicht,
Wie ſie dieſelbe bleibt und immer wechſelt.
Untrauen tritt in's Herz, vergiftet's nicht,
Denn Lieb' iſt ſüßer von Verdacht gewürzt.
Wenn ſie verdrießlich dann das Aug' umwölkt,
Des Himmels Klare widerwärtig ſchwärzt,
Dann Seufzer-Winde ſcheucht die Wolken weg,
Thränt nieder ſie in Regen aufzulöſen.
Gedanke, Hoffnung, Liebe bleib nur dort,
Bis Cynthia ſcheint wie ſie mir ſonſt gethan.

Um Mitternacht.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers, Stern am Sterne
Sie leuchteten doch alle gar zu ſchön;
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebſten mußte, mußte weil ſie zog,
Geſtirn und Nordſchein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten ſog:
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir in's Finſtere drang,
Auch der Gedanke willig, ſinnig, ſchnelle
Sich um's Vergangne wie um's Künftige ſchlang;
Um Mitternacht.

St. Nepomucks Vorabend.

Carlsbad den 15. May 1820.

Lichtlein ſchwimmen auf dem Strome,
Kinder ſingen auf der Brücken,
Glocke, Glöckchen fügt vom Dome
Sich der Andacht, dem Entzücken.

Lichtlein ſchwinden, Sterne ſchwinden;
Alſo löſ'te ſich die Seele
Unſres Heil'gen, nicht verkünden
Durft' er anvertraute Fehle.

Lichtlein ſchwimmet! ſpielt ihr Kinder!
Kinder-Chor, o! ſinge, ſinge!
Und verkündiget nicht minder
Was den Stern zu Sternen bringe.

Im Vorübergehn.

Ich ging im Felde
So für mich hin,
Und nichts zu suchen,
Das war mein Sinn.

Da stand ein Blümchen
Sogleich so nah,
Daß ich im Leben
Nichts lieber sah.

Ich wollt' es brechen,
Da sagt' es schleunig:
Ich habe Wurzeln,
Die sind gar heimlich.

Im tiefen Boden
Bin ich gegründet;
Drum sind die Blumen
So schön gerundet.

Ich kann nicht lieblen,
Ich kann nicht schranzen;
Mußt mich nicht brechen,
Mußt mich verpflanzen.

Ich ging im Walde
So vor mich hin;
Ich war so heiter,
Wollt' immer weiter —
Das war mein Sinn.

Pfingſten.

Unter halb verwelkten Maien
Schläft der liebe Freund ſo ſtill;
O! wie ſoll es ihn erfreuen
Was ich ihm vertrauen will:
Ohne Wurzeln dieſes Reißig,
Es verdorrt das junge Blut;
Aber Liebe, wie Herr Dreyßig,
Nähret ihre Pflanzen gut.

Aug' um Ohr.

Was dem Auge dar sich stellet
Sicher glauben wir's zu schaun,
Was dem Ohr sich zugesellet
Gibt uns nicht ein gleich Vertraun;
Darum deine lieben Worte
Haben oft mir wohlgethan,
Doch ein Blick am rechten Orte
Uebrig läßt er keinen Wahn.

Blick um Blick.

Wenn du dich im Spiegel besiehst
Denke daß ich diese Augen küßte,
Und mich mit mir selbst entzweyen müßte
Sobalde du mich siehst;
Denn da ich nur in diesen Augen lebe,
Du mir gibst was ich gebe,
So wär' ich ganz verloren;
Jetzt bin ich immer wie neu geboren.

Haus-Park.

Liebe Mutter, die Gespielen
Sagen mir schon manche Zeit
Daß ich besser sollte fühlen
Was Natur im Freien beut.
Bin ich hinter diesen Mauern,
Diesen Hecken, diesem Bur,
Wollen sie mich nur bedauern
Neben diesem alten Jur.

Solche schroffe grüne Wände
Ließen sie nicht länger stehn;
Kann man doch von einem Ende
Gleich bis an das andre sehn.
Von der Scheere fallen Blätter,
Fallen Blüthen, welch ein Schmerz!
Asmus, unser lieber Vetter,
Nennt es puren Schneiderscherz.

Stehn die Pappeln doch so prächtig
Um des Nachbars Gartenhaus;
Und bei uns wie niederträchtig
Nehmen sich die Zwiebeln aus!
Wollt ihr nicht den Wunsch erfüllen —
Ich bescheide mich ja wohl!
Feuer nur, um Gotteswillen,
Liebe Mutter, keinen Kohl!

Der neue Copernicus.

Artges Häuschen hab ich klein,
Und, darin verſtecket,
Bin ich vor der Sonne Schein
Gar bequem bedecket.

Denn da gibt es Schalterlein,
Federchen und Lädchen,
Finde mich ſo wohl allein
Als mit hübſchen Mädchen.

Denn, o Wunder! mir zur Luſt
Regen ſich die Wälder,
Näher kommen meiner Bruſt
Die entfernten Felder.

Und ſo tanzen auch vorbei
Die bewachſ'nen Berge,
Fehlet nur das Luſtgeſchrei
Aufgeregter Zwerge.

Doch ſo gänzlich ſtill und ſtumm
Rennt es mir vorüber,
Meiſtens grad und oft auch krumm,
Und ſo iſt mir's lieber.

Wenn ich's recht betrachten will
Und es ernſt gewahre,
Steht vielleicht das alles ſtill
Und ich ſelber fahre.

Gegenseitig.

Wie sitzt mir das Liedchen?
Was freut sie so groß?
Den Fernen sie wiegt ihn,
Sie hat ihn im Schoos;

Im zierlichen Käfig
Ein Vöglein sie hält,
Sie läßt es herauser
So wie's ihr gefällt.

Hat's Picken dem Finger,
Den Lippen gethan,
Es flieget und flattert,
Und wieder heran.

So eile zur Heimath,
Das ist nun der Brauch,
Und hast du das Mädchen,
So hat sie dich auch.

Freibeuter.

Mein Haus hat kein' Thür,
Mein' Thür hat ke' Haus;
Und immer mit Schätzel
Hinein und heraus.

Mei Küch hat ke' Herd,
Mei Herd hat ke' Küch;
Da brater's und ſieder's
Für ſich und für mich.

Mei Bett hat ke' G'ſtell,
Mei G'ſtell hat ke' Bett.
Doch wüßt ich nit e'nen
Der's luſtiger hett.

Mei Keller is hoch,
Mei Scheuer is tief,
Zu oberſt zu unterſt —
Da lag ich und ſchlief.

Und bin ich erwachen,
Da geht es ſo fort;
Mei Ort hat ke' Bleibens,
Mein Bleibens ken' Ort.

Wanderlied.

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und dein Streben, sey's in Liebe,
Und dein Leben sey die That.

Denn die Bande sind zerrissen,
Das Vertrauen ist verletzt;
Kann ich sagen, kann ich wissen,
Welchem Zufall ausgesetzt
Ich nun scheiden, ich nun wandern,
Wie die Witwe, trauervoll,
Statt dem Einen, mit dem Andern
Fort und fort mich wenden soll!

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so gros.

L o g c.

Symbolum.

Des Maurers Wandeln
Es gleicht dem Leben,
Und sein Bestreben
Es gleicht dem Handeln
Der Menschen auf Erden.

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke,
Schrittweis' dem Blicke,
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts,

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht. Stille
Ruhn oben die Sterne
Und unten die Gräber.

Betracht' sie genauer
Und siehe, so melden
Im Busen der Helden
Sich wandelnde Schauer
Und ernste Gefühle.

Doch rufen von drüben
Die Stimmen der Geiſter
Die Stimmen der Meiſter:
Verſäumt nicht zu üben
Die Kräfte des Guten.

Hier winden ſich Kronen
In ewiger Stille,
Die ſollen mit Fülle
Die Thätigen lohnen!
Wir heißen euch hoffen.

Verſchwiegenheit.

Wenn die Liebſte zum Erwiedern
Blick auf Liebesblicke beut,
Singt ein Dichter gern in Liedern
Wie ein ſolches Glück erfreut!
Aber Schweigen bringet Fülle
Reicheren Vertrau'ns zurück;
Leiſe, leiſe! Stille, ſtille!
Das iſt erſt das wahre Glück.

Wenn den Krieger wild Getöſe,
Tromm'l und Pauken, aufgeregt,
Er den Feind, in aller Blöße,
Schmetternd über Länder ſchlägt;
Nimmt er, wegen Siegsverheerung,
Gern den Ruhm, den lauten, an,
Wenn verheimlichte Verehrung
Seiner Wohlthat wohlgethan.

Heil uns! Wir verbundne Brüder
Wiſſen doch was keiner weiß;
Ja, ſogar bekannte Lieder
Hüllen ſich in unſern Kreis.
Niemand ſoll und wird es ſchauen
Was einander wir vertraut:
Denn auf Schweigen und Vertrauen
Iſt der Tempel aufgebaut.

Gegentoast der Schwestern.

Zum 21. Oktober 1820

dem Stiftungs- und Amalienfeste.

Unser Dank, und wenn auch trutzig,
Grüßend alle lieben Gäste,
Mache keinen Frohen stutzig:
Denn wir feyern eure Feste.

Sollten aber wir, die Frauen,
Dankbar solche Brüder preisen,
Die, in's Innere zu schauen,
Immer uns zur Seite weisen!

Doch Amalien, der hehren,
Die auch euch verklärt erscheinet,
Sprechend, singend ihr zu Ehren
Sind wir doch mit euch vereinet.

Und indem wir eure Lieder
Denken keineswegs zu stören,
Fragen alle sich die Brüder
Was sie ohne Schwestern wären?

Trauerloge.

Der Unvergeßlichen
Prinzeſſin Caroline
von Weimar Eiſenach
vermählten
Erbprinzeſſin
von Mecklenburg Schwerin
gewidmet
1816.

An dem öden Strand des Lebens
Wo ſich Dün' auf Düne häuft,
Wo der Sturm im Finſtern tauſt,
Setze dir ein Ziel des Strebens.
Unter ſchon verloſchnen Siegeln
Tauſend Väter hingeſtreckt,
Ach! von neuen friſchen Hügeln
Freund an Freunden überdeckt.

Haſt du ſo dich abgefunden,
Werde Nacht und Aether klar,
Und der ew'gen Sterne Schaar
Deute dir belebte Stunden,
Wo du hier mit Ungetrübten,
Treulich wirkend, gern verweilſt,
Und auch treulich den geliebten
Ewigen entgegen eilſt.

Dank des Sängers.

Von Sängern hat man viel erzählt
Die in ein Schloß gekommen.
Wo nichts ermangelt, nichts gefehlt,
Sie haben Platz genommen.
Doch war wo, irgendwo ein Platz,
Vergleichbar diesem Brüder-Schatz,
Wo auch ich Platz genommen?

Ihr fraget nicht woher ich sey,
Wir alle sind von oben;
Doch singend wird der Freie frei
Und darf die Brüder loben.
Die Brust entlöse der Gesang!
Was außen eng, was außen bang
Uns macht es nicht bekommen.

So hab ich euch denn schon den Dank,
Den ich gedacht, erwiesen,
Und euch mit Tönen rein und schlank
Als Würdige gepriesen.
Was bleibet übrig als der Schall
Den wir so gerne hören,
Wenn überall, all überall
Im Stillen wir uns vermehren.

Zur
Logenfeyer
des
dritten Septembers 1825.

Einleitung.

Einmal nur in unserm Leben,
Was auch sonst begegnen mag,
Ist das höchste Glück gegeben,
Einmal feyert solchen Tag!

Einen Tag, der froh erglänzend
Bunten Schmucks der Nacht entsteigt,
Sich gesellig nun begränzend
Segensvoll zum Verse neigt.

Darum öffnet eure Pforten,
Laßt Vertraulichste herein;
Heute soll an allen Orten
Liebe nah der Liebe seyn!

Zwiſchengeſang.

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr ſucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt ſich in ſchöner That.

Und ſo gewinnt ſich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft,
Denn die Geſinnung die beſtändige
Sie macht allein den Menſchen dauerhaft.

So löst ſich jene große Frage
Nach unſerm zweyten Vaterland;
Denn das Beſtändige der irdiſchen Tage
Verbürgt uns ewigen Beſtand.

Schlußgesang.

Nun auf und laßt verlauten
Ihr brüderlich Vertrauten!
Wie ihr geheim verehret
Nach außen sey's gekehret!
Nicht mehr in Sälen
Verhalle der Sang.

Und jubelnd übermaßen
Durchziehet neue Straßen!
Wo wir in's Leere schauten
Erscheinen edle Bauten
Und Kranz an Kränzen
Die Reihen entlang.

So äußeres Gebäude
Verkündet inn're Freude;
Der Schule Raum erheitert
Zu lichtem Saal erweitert;
Die Kinder scheuen
Nicht Moder noch Zwang.

Nun in die luft'gen Räume!
Wer pflanzte diese Bäume,
Ihr linderfrohen Gatten?
Er pflegte diese Schatten,
Und Wälder umgrünen
Die Hügel entlang.

Die Plage zu vergeſſen,
Das Gute zu ermeſſen,
So aufgeregt als freulich
So freuſam wie erfreulich
Stimmet zuſammen
In herzlichem Sang!

Wie viel er ausgeſpendet,
Auch weit und breit vollendet,
Die Unzahl ſich verbündet,
Unſäglich Glück gegründet,
Das wiederholet
Das Leben entlang.

Gott und Welt.

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Aelteres bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Proœmion.

Im Namen deſſen der Sich ſelbſt erſchuf!
Von Ewigkeit in ſchaffendem Beruf;
In Seinem Namen der den Glauben ſchafft,
Vertrauen, Liebe, Thatigkeit und Kraft;
In Jenes Namen, der, ſo oft genannt,
Dem Weſen nach, blieb immer unbekannt:

So weit das Ohr, ſo weit das Auge reicht
Du findeſt nur Bekanntes das Ihm gleicht,
Und deines Geiſtes höchſter Feuerflug
Hat ſchon am Gleichniß, hat am Bild genug;
Es zieht dich an, es reißt dich heiter fort,
Und wo du waudelſt ſchmückt ſich Weg und Ort:
Du zählſt nicht mehr, berechneſt keine Zeit,
Und jeder Schritt iſt Unermeßlichkeit.

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
So daß was in Ihm lebt und webt und iſt,
Nie Seine Kraft, nie Seinen Geiſt vermißt.

Im Innern iſt ein Univerſum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch
Daß jeglicher das Beſte was er kennt,
Er Gott, ja ſeinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergibt,
Ihn fürchtet, und wo möglich liebt.

Wiederfinden.

Iſt es möglich, Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich an's Herz!
Ach! was iſt die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja du biſt es! meiner Freuden
Süßer lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefſten Grunde,
Lag an Gottes ew'ger Bruſt,
Ordnet' er die erſte Stunde
Mit erhabner Schöpfungsluſt,
Und er ſprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein ſchmerzlich Ach!
Als das All, mit Nachtgebärde,
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that ſich das Licht! ſich trennte
Scheu die Finſterniß von ihm,
Und ſogleich die Elemente
Scheidend auseinander fliehn.
Raſch in wilden wüſten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeſſ'nen Räumen,
Ohne Sehnſucht, ohne Klang.

Stumm war alles, ſtill und öde,
Einſam Gott zum erſtenmal!
Da erſchuf er Morgenröthe,
Die erbarmte ſich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenſpiel
Und nun konnte wieder lieben
Was erſt auseinander fiel.

Und mit eiligem Beſtreben
Sucht ſich was ſich angehört,
Und zu ungemeſſ'nem Leben
Iſt Gefühl und Blick gekehrt:
Seh's Ergreifen, ſey es Raffen,
Wenn es nur ſich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu ſchaffen,
Wir erſchaffen ſeine Welt.

So mit morgenrothen Flügeln
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tauſend Siegeln
Kräftigt ſternenhell den Bund.
Beide ſind wir auf der Erde
Muſterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweytes Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweytenmal.

Weltſeele.

Vertheilet euch nach allen Regionen
Von dieſem heil'gen Schmaus!
Begeiſtert reißt euch durch die nächſten Zonen
In's All und füllt es aus!

Schon ſchwebet ihr in ungemeſſ'nen Fernen
Den ſel'gen Götterraum,
Und leuchtet neu, geſellig, unter Sternen
Im lichtbeſäten Raum.

Dann treibt ihr euch, gewaltige Kometen,
In's Weit' und Weitr' hinan.
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchſchneidet eure Bahn.

Ihr greifet raſch nach ungeformten Erden
Und wirket ſchöpferiſch jung,
Daß ſie belebt und ſtets belebter werden,
Im abgemeſſ'nen Schwung.

Und kreiſend führt ihr in bewegten Lüften
Den wandelbaren Flor,
Und ſchreibt dem Stein in allen ſeinen Grüften
Die feſten Formen vor.

Nun alles sich mit göttlichem Erkühnen
Zu übertreffen strebt;
Das Wasser will, das unfruchtbare, grünen
Und jedes Stäubchen lebt.

Und so verdrängt mit liebevollem Streiten
Der feuchten Qualme Nacht;
Nun glühen schon des Paradieses Weiten,
In überbunter Pracht.

Wie regt sich bald, ein holdes Licht zu schauen,
Gestaltenreiche Schaar,
Und ihr erstaunt, auf den beglückten Auen,
Nun als das erste Paar,

Und bald verlischt ein unbegränztes Streben
Im sel'gen Wechselblick.
Und so empfangt, mit Dank, das schönste Leben
Vom All in's All zurück.

Dauer im Wechſel.

Hielte dieſen frühen Segen
Ach, nur Eine Stunde feſt!
Aber vollen Blüthenregen
Schüttelt ſchon der laue Weſt.
Soll ich mich des Grünen freuen
Dem ich Schatten erſt verdankt?
Bald wird Sturm auch das zerſtreuen,
Wenn es falb im Herbſt geſchwankt.

Willſt du nach den Früchten greifen,
Eilig nimm dein Theil daron!
Dieſe fangen an zu reifen
Und die andern keimen ſchon;
Gleich mit jedem Regenguſſe
Aendert ſich dein holdes Thal,
Ach, und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweytenmal.

Du nun ſelbſt! Was felſenfeſte
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern ſiehſt du, ſiehſt Paläſte
Stets mit andern Augen an.
Weggeſchwunden iſt die Lippe,
Die im Kuſſe ſonſt genas,
Jener Fuß, der an der Klippe
Sich mit Gemſenfreche maß,

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzuthun.
Das gegliederte Gebilde,
Alles iſt ein andres nun.
Und was ſich an jener Stelle
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei wie eine Welle
Und ſo eilt's zum Element.

Laß den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zuſammen ziehn!
Schneller als die Gegenſtände
Selber dich vorüberfliehn.
Denke, daß die Gunſt der Muſen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Buſen
Und die Form in deinem Geiſt.

Eins und Alles.

Im Gränzenloſen ſich zu finden
Wird gern der Einzelne verſchwinden,
Da löst ſich aller Ueberdruß;
Statt heißem Wünſchen, wildem Wollen,
Statt läſt'gem Fordern, ſtrengem Sollen,
Sich aufzugeben iſt Genuß.

Weltſeele komm uns zu durchdringen!
Dann mit dem Weltgeiſt ſelbſt zu ringen
Wird unſrer Kräfte Hochberuf.
Theilnehmend führen gute Geiſter,
Gelinde leitend, höchſte Meiſter,
Zu dem der alles ſchafft und ſchuf.

Und umzuſchaffen das Geſchaffne,
Damit ſich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebendiges Thun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn.

Es ſoll ſich regen, ſchaffend handeln,
Erſt ſich geſtalten, dann verwandeln;
Nur ſcheinbar ſteht's Momente ſtill.
Das Ewige regt ſich fort in allen:
Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will.

Parabaſe.

Freudig war, vor vielen Jahren,
Eifrig ſo der Geiſt bedrekt,
Zu erforſchen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es iſt das ewig Eine,
Das ſich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechſelnd, feſt ſich haltend;
Nah und fern und fern und nah;
So geſtaltend, umgeſtaltend —
Zum Erſtaunen bin ich da.

Die Metamorphoſe der Pflanzen.

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfaltige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen höreſt du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz,
Auf ein heiliges Räthſel. O, könnt' ich dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!
Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze,
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schoos hold in das Leben entläßt
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannigfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,

Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachsen vorher ruhten im untern Organ.
Und so erreicht es zuerst die höchst bestimmte Vollendung,
Die bei manchem Geschlecht dich zum Erstaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf mastig strotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu seyn.
Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und lenket sie sanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet sie nun den Saft, vereugt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Gestalt zärtere Wirkungen an.
Stille zieht sich der Trieb der strebenden Ränder zurücke,
Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Rings im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achse gedrängt entscheidet der herrende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.
Also prangt die Natur in hoher voller Erscheinung,
Und sie zeiget gereiht Glieder an Glieder gestuft.
Immer staunst du aufs Neue, sobald sich am Stengel die Blume
Ueber dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,
Zwiefach strebend sie vor, sich zu vereinen bestimmt.
Traulich weben sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrliche Düfte, gewaltig,
Stromen süßen Geruch, alles belebend, umher.

Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime,
Hold in den Blütenhüllen schwellender Früchte gehüllt.
Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich faßet den vorigen an.
Daß die Kette sich fort durch alle Zeiten verlänge,
Und das Ganze belebt, so wie das Einzelne, sei.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr sich vor dem Geiste bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Gesetze,
Jede Blume, sie spricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferst du hier der Gottin heilige Lettern,
Ueberall siehst du sie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend wandre die Raupe, der Schmetterling eile geschäftig,
Bildsam ändre der Mensch selbst die bestimmte Gestalt!
O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß.
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen gelieh'n!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf.
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anbaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Epirrhema.

Müſſet im Naturbetrachten
Immer eins wie alles achten;
Nichts iſt drinnen, nichts iſt draußen:
Denn was innen das iſt außen.
So ergreifet ohne Säumniß
Heilig öffentlich Geheimniß.

Freuet euch des wahren Scheins,
Euch des ernſten Spieles:
Kein Lebendiges iſt ein Eins,
Immer iſt's ein Vieles.

Metamorphoſe der Thiere.

Wagt ihr, alſo bereitet, die letzte Stufe zu ſteigen
Dieſes Gipfels, ſo reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick in's weite Feld der Natur. Sie ſpendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttin; aber empfindet
Keine Sorge wie ſterbliche Frau um ihrer Gebornen
Sichere Nahrung; ihr ziemet es nicht: denn zweifach beſtimmte
Sie das höchſte Geſetz, beſchränkte jegliches Leben,
Gab ihm gemeſſ'nes Bedürfniß, und ungemeſſene Gaben,
Leicht zu finden, ſtreute ſie aus, und ruhig begünſtigt
Sie das muntre Bemühn der vielfach bedürftigen Kinder;
Unerzogen ſchwärmen ſie fort nach ihrer Beſtimmung.

Zweck ſein ſelbſt iſt jegliches Thier, vollkommen entſprungt es
Aus dem Schoos der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden ſich aus nach ew'gen Geſetzen
Und die ſeltenſte Form bewahret im Geheimen das Urbild.
So iſt jeglicher Mund geſchickt die Speiſe zu faſſen
Welche dem Körper gebührt, es ſey nun ſchwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezahnt, in jeglichem Falle
Fördert ein ſchicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt ſich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmoniſch zum Sinne des Thiers und ſeinem Bedürfniß.
So iſt jedem der Kinder die volle reine Geſundheit
Von der Mutter beſtimmt: denn alle lebendigen Glieder
Widerſprechen ſich nie und wirken alle zum Leben.

Alſo beſtimmt die Geſtalt die Lebensweiſe des Thieres,
Und die Weiſe zu leben ſie wirkt auf alle Geſtalten
Mächtig zurück. So zeiget ſich feſt die geordnete Bildung,
Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Gränzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur ſie:
Denn nur alſo beſchränkt war je das Vollkommene möglich.

Doch im Inneren ſcheint ein Geiſt gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu ſchaffen den Formen,
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er ſich vor zu dieſen Gliedern, zu jenen,
Statter mächtig ſie aus, jedoch ſchon darben dagegen
Andere Glieder, die Laſt des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehſt du alſo dem einen Geſchöpf beſonderen Vorzug
Irgend gegönnt, ie frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und ſuche mit forſchendem Geiſte,
Finden wirſt du ſogleich zu aller Bildung den Schlüſſel.
Denn ſo hat kein Thier, dem ſämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf ſeiner Stirne getragen.
Und daher iſt den Löwen gewehrt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden und bete ſie alle Gewalt auf;
Denn ſie hat nicht Maſſe genug die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.

Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Geſetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel, erfreue dich hoch; die heilige Muſe

Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
Keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künstler; der Herrscher,
Der verdient es zu seyn, erfreut nur durch ihn sich der Krone.
Freue dich, höchstes Geschöpf, der Natur, du fühlest dich fähig
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,
Nachzudenken. Hier stehe nun still und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muse
Daß du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewißheit.

Antepirrhema.

So ſchauet mit beſcheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meiſterſtück,
Wie Ein Tritt tauſend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber ſchießen,
Die Fäden ſich begegnend fließen,
Ein Schlag tauſend Verbindungen ſchlägt,
Das hat ſie nicht zuſammen gebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt;
Damit der ewige Meiſtermann
Getroſt den Einſchlag werfen kann.

Urworte. Orphiſch.

ΔΑΙΜΩΝ. Dämon.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Geſetz wonach du angetreten.
So mußt du ſeyn, dir kannſt du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten:
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form die lebend ſich entwickelt.

ΤΥΧΗ. Das Zufällige.

Die ſtrenge Gränze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt:
Nicht einſam bleibſt du, bildeſt dich geſellig,
Und handelſt wohl ſo wie ein andrer handelt:
Im Leben iſt's bald hin- bald wiederfällig,
Es iſt ein Tand und wird ſo durchgetandelt.
Schon hat ſich ſtill der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme die entzündet.

ΕΡΩΣ. Liebe.

Die bleibt nicht aus! — Er ſtürzt vom Himmel nieder,
Wohin er ſich aus alter Oede ſchwang,
Er ſchwebt heran auf luſtigem Gefieder
Um Stirn und Bruſt den Frühlingstag entlang,
Scheint jezt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, ſo ſüß und bang.
Gar manches Herz verſchwebt im Allgemeinen,
Doch widmet ſich das edelſte dem Einen.

ΑΝΑΓΚΗ. Nöthigung.

Da iſt's denn wieder wie die Sterne wollten;
Bedingung und Geſetz und aller Wille
Iſt nur ein Wollen, weil wir eben ſollten,
Und vor dem Willen ſchweigt die Willkür ſtille:
Das Liebſte wird vom Herzen weggeſcholten,
Dem harten Muß beauemt ſich Will' und Grille.
So ſind wir ſcheinfrei denn nach manchen Jahren
Nur enger dran als wir am Anfang waren.

ΕΛΠΙΣ. Hoffnung.

Doch ſolcher Gränze, ſolcher ehrnen Mauer
Höchſt widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,
Sie ſtehe nur mit alter Felſendauer!
Ein Weſen regt ſich leicht und ungezügelt:
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenſchauer
Erhebt ſie uns, mit ihr, durch ſie beflügelt,
Ihr kennt ſie wohl, ſie ſchwärmt durch alle Zonen;
Ein Flügelſchlag — und hinter uns Aeonen!

Atmoſphäre.

„Die Welt ſie iſt ſo groß und breit,
Der Himmel auch ſo hehr und weit,
Ich muß das alles mit Augen faſſen,
Will ſich aber nicht recht denken laſſen.“

Dich im Unendlichen zu finden,
Mußt unterſcheiden und dann verbinden.
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne, der Wolken unterſchied.

Howard's Ehrengedächtniß.

Wenn Gottheit Camarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte schwankend wandelt leicht und schwer,
Des Schleiers Falten sammelt, sie zerstreut,
Am Wechsel der Gestalten sich erfreut,
Jetzt starr sich hält, dann schwindet wie ein Traum,
Da staunen wir und trau'n dem Auge kaum;

Nun regt sich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbestimmtes zu Bestimmtem schafft;
Da dreht ein Leu, dort wogt ein Elephant,
Kameeles Hals, zum Drachen umgewandt,
Ein Heer zieht an, das triumphirt es nicht,
Da es die Macht am steilen Felsen bricht;
Der treuste Wolkenbote selbst zerstiebt
Eh er die Fern' erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, gibt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn.
Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerst es fest;
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sey die Ehre dein! —
Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt
Erinn're dankbar deiner sich die Welt.

Stratus.

Wenn von dem ſtillen Waſſerſpiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erſcheins vereint,
Als ein Geſpenſt Geſpenſter bildend ſcheint,
Dann ſind wir alle, das geſtehn wir nur,
Erquickt' erfreute Kinder, o Natur!

Dann hebt ſich's wohl am Berge, ſammelnd breit
An Streife Streifen, ſo umdüſtert's weit
Die Mittelhöhe, beidem gleich geneigt,
Ob's fallend wäſſert, oder luſtig ſteigt.

Cumulus.

Und wenn darauf zu höh'rer Atmoſphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke hoch, zum herrlichſten geballt,
Verkündet, feſtgebildet, Machtgewalt,
Und, was ihr fürchtet und auch wohl erlebt,
Wie's oben drohet, ſo es unten bebt.

Cirrus.

Doch immer höher steigt der edle Drang!
Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes, flockig löst sich's auf,
Wie Schäflein tripplend, leicht gekämmt zu Hauf.
So fließt zuletzt was unten leicht entstand
Dem Vater oben still in Schoos und Hand.

Nimbus.

Nun laßt auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgezogen was sich hoch geballt,
In Donnerwettern wuthend sich ergehn,
Heerschaaren gleich entrollen und verwehn! —
Der Erde thätig-leidendes Geschick!
Doch mit dem Bilde hebet euren Blick:
Die Rede geht herab, denn sie beschreibt,
Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Entoptiſche Farben.

An Julien.

Laß dir von den Spiegeleyen
Unſrer Phyſiker erzählen,
Die am Phänomen ſich freuen,
Mehr ſich mit Gedanken quälen.

Spiegel drüben, Spiegel drüben,
Doppelſtellung, auserleſen;
Und dazwiſchen ruht im Trüben
Als Cryſtall das Erdeweſen.

Dieſes zeigt, wenn jene blicken,
Allerſchönſte Farbenſpiele,
Dämmerlicht das beide ſchicken
Offenbart ſich dem Gefühle.

Schwarz wie Kreuze wirſt du ſehen,
Pfauenaugen kann man finden;
Tag und Abendlicht vergehen
Bis zuſammen beide ſchwinden.

Und der Name wird ein Zeichen,
Tief iſt der Cryſtall durchdeutet:
Aug' in Auge ſieht dergleichen
Wunderſame Spiegelungen.

Laß den Macrocosmus walten,
Seine ſpenſtiſchen Geſtalten!
Da die lieben kleinen Welten
Wirklich Herrliches enthalten.

Wohl zu merken.

Und wenn wir unterſchieden haben,
Dann müſſen wir lebendige Gaben
Dem Abgeſonderten wieder verleihn
Und uns eines Folge-Lebens erfreun.

So wenn der Mahler, der Poet,
Mit Howards Sond'rung wohl vertraut
Des Morgens früh, am Abend ſpät,
Die Atmoſphäre prüfend ſchaut,

Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm ertheilen luſtige Welten
Das Uebergängliche, das Milde,
Daß er es faſſe, fühle, bilde.

Was es gilt.

Dem Chromatiker.

Bringſt du die Natur heran
Daß ſie jeder nutzen kann;
Falſches haſt du nicht erſonnen,
Haſt der Menſchen Gunſt gewonnen.

Möget ihr das Licht zerſtückeln,
Farb' um Farbe draus entwickeln,
Oder andre Schwänke führen,
Kügelchen polariſiren,
Daß der Hörer ganz erſchrocken
Fühlet Sinn und Sinne ſtocken:
Nein! Es ſoll euch nicht gelingen,
Sollt uns nicht beiſeite bringen'
Kräftig wie wir's angefangen,
Wollen wir zum Ziel gelangen.

Herkömmlich.

Priester werden Messe singen
Und die Pfarrer werden pred'gen;
Jeder wird vor allen Dingen
Seiner Meinung sich entled'gen
Und sich der Gemeine freuen,
Die sich um ihn her versammelt,
So im Alten wie im Neuen
Obgefähre Worte stammelt.
Und so lasset auch die Farben
Mich nach meiner Art verkünden,
Ohne Wunden, ohne Narben,
Mit der lässlichsten der Sünden.

Allerdings.

Dem Physiker.

„Ins Innre der Natur —“
O du Philister! —
„Dringt kein erschaffner Geist.“
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern:
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückselig! wem sie nur
Die äußre Schale weist!“
Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen,
Ich fluche drauf, aber verhohlen;
Sage mir tausend tausendmale:
Alles gibt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einemmale;
Dich prüfe du nur allerwegen,
Ob du Kern oder Schale seist.

Ultimatum.

Und so sag' ich zum letzten Male:
Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Du prüfe dich nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seyst!

„Wir kennen dich, du Schalk!
Du machst nur Possen;
Vor unsrer Nase doch
Ist viel verschlossen."

Ihr folget falscher Spur,
Denkt nicht wir scherzen!
Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?

Die Weiſen und die Leute.

Epimenides.

Kommt Brüder! ſammelt euch im Hain,
Schon drängt das Volk, es ſtrömt herein,
Von Nord, Süd, Weſt und Oſten.
Sie möchten gern belehret ſeyn,
Doch ſoll's nicht Mühe koſten:
Ich bitt' euch, haltet euch bereit
Ihm derb den Text zu leſen.

Die Leute.

Ihr Grillenfänger ſollt uns heut
Zu Rede ſtehn, mit Deutlichkeit,
Und nicht mit dunklem Weſen.
Sagt! — Iſt die Welt von Ewigkeit?

Anaxagoras.

Ich glaub' es: denn zu jeder Zeit
Wo ſie noch nicht geweſen
Das wäre Schade geweſen.

Die Leute.

Doch, ob der Untergang ihr dräut?

Anaximenes.

Vermuthlich! doch mir iſt's nicht leid,
Denn bleibt nur Gott in Ewigkeit,
Wird's nie an Welten fehlen.

Die Leute.

Allein was iſt Unendlichkeit?

Parmenides.

Wie kannſt du ſo dich quälen!
Geh' in dich ſelbſt! Entbehrſt du drin
Unendlichkeit in Geiſt und Sinn,
So iſt dir nicht zu helfen! —

Die Leute.

Wo denken, und wie denken wir?

Diogenes.

So hört doch auf zu kelfen!
Der Denker denkt vom Hut zum Schuh
Und ihm erhält, in Blitzes Nu,
Das Was, das Wie, das Beſte.

Die Leute.

Hauſt wirklich eine Seel' in mir?

Timmermann.

Das frage deine Gäſte. —
Denn, ſiehſt du, ich geſtehe dir:
Das artige Weſen, das, entzückt,
Sich ſelbſt und andre gern beglückt,
Das möcht' ich Seele nennen.

Die Leute.

Liegt auch bei Nacht der Schlaf auf ihr?

Periander.

Kann ſich von dir nicht trennen.
Es kommt auf dich, du Körper, an!
Haſt du dir leiblich wohlgethan,
Wird ſie erquicklich ruhen.

Die Leute.

Was iſt der ſogenannte Geiſt?

Cleobulus.

Was man ſo Geiſt gewöhnlich heißt
Antwortet, aber fragt nicht.

Die Leute.

Erkläre mir was glücklich heißt?

Crates.

Das nackte Kind das zagt nicht;
Mit ſeinem Pfennig ſpringt es fort,
Und kennt recht gut den Semmelort,
Ich meine des Bäckers Laden.

Die Leute.

Sprich! wer Unſterblichkeit beweist?

Ariſtipp.

Den rechten Lebensfaden
Spinnt einer, der lebt und leben läßt,
Er drille zu, er zwirne feſt,
Der liebe Gott wird weiſen.

Die Leute.

Iſt's beſſer thörig oder klug?

Demokrit.

Das läßt ſich auch begreifen.
Hält ſich der Narr für klug genug,
So gönnt es ihm der Weiſe.

Die Leute.

Herrſcht Zufall bloß und Augentrug?

Epikur.

Ich bleib' in meinem Gleiſe.
Den Zufall bändige zum Glück,
Erzieh' am Augentrug den Blick;
Haſt Nutz und Spaß von beiden.

Die Leute.

Iſt unſre Willensfreiheit Lug?

Zeno.

Es kommt drauf an zu wagen.
Nur halte deinen Willen feſt,
Und gehſt du auch zu Grund zuletzt,
So hat's nicht viel zu ſagen.

Die Leute.

Kam ich als böſe ſchon zur Welt?

Pelagius.

Man muß dich wohl ertragen.
Du brachteſt aus der Mutter Schoos
Fürwahr ein unerträglich Loos:
Gar ungeſchickt zu fragen.

Die Leute.

Iſt Beſtrungstrieb uns zugeſellt?

Plato.

Wär' Beſtrung nicht die Luſt der Welt,
So würdeſt du nicht fragen.
Mit dir verſuch' erſt umzugehn,
Und kannſt du dich nicht ſelbſt verſtehn,
So quäl' nicht andre Leute.

Die Leute.

Doch herrſchen Eigennutz und Geld!

Epicter.

Laß ihnen doch die Beute!
Die Rechenpfennige der Welt
Mußt du ihr nicht beneiden.

Die Leute.

So ſag', was uns mit Recht gefällt,
Eh wir auf immer ſcheiden?

Die Weiſen.

Mein erſt Geſetz iſt, in der Welt
Die Frager zu vermeiden.

K u n ſt.

Künſtler-Lied.

(Aus den Wanderjahren.)

Zu erfinden, zu beſchließen
Bleibe, Künſtler, oft allein,
Deines Wirkens zu genießen
Eile freudig zum Verein!
Dort im Ganzen ſchau, erfahre
Deinen eignen Lebenslauf,
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen,
Die Geſtalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre ſchärfen,
Und am Ende ſey's genug!
Wohl erfunden, klug erſonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht,
So von jeher hat gewonnen
Künſtler kunſtreich ſeine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart;
So im weiten Kunſtgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;

Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmückt
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Prose
Redner, Dichter sich ergehn,
Soll des Lebens heitre Rose
Frisch auf Mahlertafel stehn,
Mit Geschwistern reich umgeben,
Mit des Herbstes Frucht umlegt,
Daß sie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tausendfach und schön entstieße
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße,
Daß ein Gott sich hergewandt.
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet,
Stellet euch als Brüder dar;
Und gesangweis flammt und rauchet
Opfersäule vom Altar.

Antike.

Homer iſt lange mit Ehren genannt,
Jetzt ward euch Phidias bekannt;
Nun hält nichts gegen beide Stich,
Darob ereifre niemand ſich.

Seyd willkommen edle Gäſte
Jedem ächten deutſchen Sinn;
Denn das Herrlichſte, das Beſte,
Bringt allein dem Geiſt Gewinn.

Begeisterung.

Fassest du die Muse nur beim Zipfel,
Hast du wenig nur gethan;
Geist und Kunst, auf ihrem höchsten Gipfel,
Muthen alle Menschen an.

Studien.

Nachahmung der Natur
— Der schönen —
Ich ging auch wohl auf dieser Spur;
Gewöhnen
Mocht' ich wohl nach und nach den Sinn
Mich zu vergnügen;
Allein sobald ich mündig bin,
Es sind's die Griechen!

Typus.

Es iſt nichts in der Haut
Was nicht im Knochen iſt.
Vor ſchlechtem Gebilde jedem graut,
Das ein Augenſchmerz ihm iſt.

Was freut denn jeden? Blühen zu ſehn
Das von innen ſchon gut geſtaltet;
Außen mag's in Glätte, mag in Farben gehn,
Es iſt ihm ſchon voran gewaltet.

Ideale.

Der Mahler wagt's mit Götter-Bildern,
Sein Höchstes hat er aufgestellt;
Doch was er für unmöglich hält:
Dem Liebenden die Liebste schildern,
Er wag' es auch! Ein Traum wird frommen,
Ein Schattenbild ist doch willkommen.

Abwege.

Künstler, wird's im Innern leer,
Das ist nicht erfreulich;
Auch der vagen Züge Schwer
Ist uns ganz abscheulich;
Kommst du aber auf die Spur
Daß du's nicht getroffen,
Zu der wahren Kunstnatur
Steht der Pfad schon offen.

Modernes.

„Wie aber kann ſich Hans von Eyck
Mit Phidias nur meſſen?“
Ihr müßt, ſo lehr' ich, alſogleich
Einen um den andern vergeſſen.

Denn wärt ihr ſtets bei Einer geblieben,
Wie könntet ihr noch immer lieben?
Das iſt die Kunſt, das iſt die Welt,
Daß ein's um's andere gefällt.

Muſeen.

An Bildern ſchleppt ihr hin und her
Verlornes und Erworbnes;
Und bei dem Senden kreuz und quer
Was bleibt uns denn? — Verdorbnes!

Wilhelm Tischbeins Idyllen.

Titelbild.

Wie seit seinen Jünglings-Jahren
Unser Tischbein sich ergeht,
Wie er Berg und Thal befahren
Stets an rechter Stelle steht;
Was er sieht, weiß mitzutheilen,
Was er dichtet ebenfalls;
Launen bringt er auch zuweilen,
Frauen doch auf allen Zeilen
Des poetisch-plastischen Alls:
Also war es an der Tiber
Wo dergleichen wir geübt,
Und noch wirkt dieselbe Fiber
Freund dem Freunde gleich geliebt.

1.

Würdige Prachtgebäude stürzen,
Mauer fällt, Gewölbe bleiben,
Das nach tausendjähr'gem Treiben
Thor und Pfeiler sich verkürzen.
Dann beginnt das Leben wieder,
Boden mischt sich neuen Saaten,
Ranke auf Ranke senkt sich nieder:
Der Natur ist's wohl gerathen.

2.

Schön und menschlich ist der Geist
Der uns in das Freie weis't,
Wo in Wäldern, auf der Flur,
Wie im steilen Berggehänge,
Sonnen-Auf- und Untergänge
Preisen Gott und die Natur.

3.

Wenn in Wäldern, Baum an Bäumen,
Bruder sich mit Bruder nähret,
Sey das Wandern, sey das Träumen
Unverwehrt und ungestöret;
Doch, wo einzelne Gesellen
Zierlich mit einander streben,
Sich zum schönen Ganzen stellen,
Das ist Freude, das ist Leben.

4.

Mitten in dem Wasserspiegel
Hob die Eiche sich empor,
Majestätisch Fürstensiegel
Solchem grünen Waldesflor;
Sieht sich selbst zu ihren Füßen,
Schaut den Himmel in der Fluth:
So des Lebens zu genießen
Einsamkeit ist höchstes Gut.

5.

Herren seht ihr sie, die Schönen,
Was durch's Ohr das Herz ergreife?
Flöte wird für diese tönen,
Für die andern Pan's Geyfeife.

6.

Heute noch im Paradiese
Weiden Lämmer auf der Wiese,
Hüpft von Fels zu Fels die Ziege;
Milch und Obst nach ew'ger Weise
Bleibt der Alt- und Jungen Speise;
Mutterarm ist Kinderwiege,
Vaterflöte spricht an's Ohr,
Und Natur ist's noch wie vor.
Wo ihr huldiget der Holden,
Erd' und Himmel silbern, golden.
Darum Heil dem Freunde sey,
Der sich fühlt so treu und frei!

7.

Was die Alten pfeifen,
Das wird ein Kind ergreifen,
Was die Väter sungen,
Das zwitschern muntere Jungen.
O, möchten sie zum Schönen
Sich früh und früh gewöhnen,
Und wären sie geboren
Den ziegenfüßigen Ohren.

8.

Edel-ernst, ein Halbthier liegend,
Im Beschauen, im Besinnen,
Hin und her im Geiste wiegend,
Denkt er Großes zu gewinnen.

Ach, er möchte gern entfliehen
Solchem Auftrag, solcher Würde;
Einen Helden zu erziehen
Wird Centauren selbst zur Bürde.

9.

Was wir frey und dankbar fühlen,
Wenn es auch am Ende quält,
Was wir lechzen zu erzielen,
Wo es Herz und Sinnen fehlt:
Heitre Gegend, groß gebildet,
Jugendschritt an Freundes-Brust,
Wechselseitig abgemildet,
Holder Liebe Schmerzens-Lust;
Alles habt ihr nun empfangen,
Irdisch war's und in der Näh';
Sehnsucht aber und Verlangen
Hebt vom Boden in die Höh'.
An der Quelle sind's Najaden,
Sind Sylphiden in der Luft,
Leichter fühlt ihr euch im Baden,
Leichter noch in Himmels-Duft;
Und das Plätschern und das Wallen
Ein und Andres zieht euch an;
Lasset Lied und Bild verhallen,
Doch im Innern ist's gethan.

10.

Jetzo wallen sie zusammen,
Kühle kühlt und birgt die Flammen,

Tiefer unten werden Hirten
Sich zum Wonnebad entgürten:
Um den Schönsten von den dreyen
Werden beide sich entzweyen.
Diese fließt in offner Schwüle,
Jene zu gewohnter Kühle
Sucht den Liebsten in der Mühle.

11.

Was sich nach der Erde senkte,
Was sich an den Boden hielt,
Was den Aether nicht erreicht,
Seht, wie es empor sich schwenkte,
Wie's auf Rohr und Ranken spielt!
Künstler-Wille macht es leicht.

12.

Wenn um das Götterkind Auroren,
In Finsterniß werden Rosen geboren,
Sie feucht, so leicht, so hoch gemeint,
Die Sonne ihr auf die Fersen scheint.
Das ist denn doch das wahre Leben,
Wo in der Nacht auch Blüthen schweben.

13.

Ohne menschliche Gebrechen,
Göttergleich, mit heiterm Sinn,
Thauig Moos und Wasserbächen
Ueberschreitend schwebt sie hin.

Heute floh ſie, floh wie geſtern,
Riß der Muſe ſich vom Schoos;
Ach, ſie hat ſo läſtige Schweſtern,
Peinlich werden wir ſie los.

11.

Wirket Stunden leichten Webens,
Lieblich lieblichen begegnend,
Zettel, Einſchlag längſten Lebens,
Scheidend, kommend, grüßend, ſegnend.

15.

Ruhig Waſſer, grauſe Höhle,
Bergeshöh' und ernſtes Licht,
Seltſam, wie es unſrer Seele
Schauderhafte Laute ſpricht.
So erweiſ't ſich wohl Natur,
Künſtlerblick vernimmt es nur.

16.

In dem lieblichſten Gewirre,
Wo das Bild um Bilder ſummt,
Dichterblick wird ſcheu und irre
Und die Leyer ſie verſtummt.

17.

Die Lieblichen ſind hier zuſammen,
Es iſt doch gar zu viel der Flammen.
Der Ueberfluß erregt nur Pein,
Es ſollten Alle nur Eine ſeyn.

18.

„Was trauern denn die guten Kinder,
Sie sind so jung da hilft's geschwinder."
Habt ihr's vergessen, alte Kinder?
Es schmerzt im Augenblick nicht minder.

19.

Glücklicher Künstler! in himmlischer Lust
Bewegen sich ihm schöne Weiber.
Versteht er sich doch auf Rosenduft
Und appetitliche Leiber.

20.

Hier hat Tischbein, nach seiner Art,
Striche gar wunderlich gepaart;
Sie sind nicht alle deutlich zu lesen,
Sind aber alles Gedanken gewesen.

21.

Wie herrlich ist die Welt! Wie schön!
Heil ihm, der je sie so gesehn!

Zu Gemählden einer Capelle.

So wie Moſes, kaum geboren
Gewiſſem Tode beſtimmt,
Wunderbar ward gerettet:
So mancher, ſchon halb verloren,
Da der Feind eindrang, ergrimmt,
Ward wieder froh und glücklich gebettet.

Johannes erſt in der Wüſte predigt:
„Seht Gottes Lamm, das von Sünden erledigt.“
Nun deutet er in die himmliſchen Auen:
„Dort ſollt ihr den Herrn, den erlöſenden, ſchauen.“

K o r e.

N i c h t g e d e u t e t!

Ob Mutter? Tochter? Schwester? Enkelin?
Von Helios gezeugt? Von wer geboren?
Wohin gewandert? Wo versteckt? Verloren?
Gefunden? — Räthsel ist's dem Künstler-Sinn.
Und ruhte sie verhüllt in düstre Schleier,
Vom Rauch umwirbelt Acherontischer Feuer,
Die Gott-Natur enthüllt sich zum Gewinn:
Nach höchster Schönheit muß die Jungfrau streben,
Sicilien verleiht ihr Götterleben.

Zu meinen Handzeichnungen.

I.

Einſamſte Wildniß.

Ich ſah die Welt mit liebevollen Blicken
Und Welt und ich wir ſchwelgten im Entzücken;
So duftig war, belebend, immer friſch,
Wie Fels, wie Strom, ſo Bergwald und Gebüſch.
Doch unvermögend Streben, Nachgefalle,
Bracht' oft den Stift, den Pinſel bracht's zu Falle;
Auf neues Wagniß endlich blieb doch nur
Vom beſten Wollen halb und halbe Spur.

Ihr Jüngern aber, die ihr unverzagt
Unausgeſprochnes auszuſprechen wagt,
Den Sinn, woran die Hand ſich ſtotternd maß,
Das Unvermögen liebevoll vergaß,
Ihr ſeyd es, ihr, was ich und ihr gefehlt,
Dem weiten Kreis der Kunſtwelt nicht verhehlt.
Und wie dem Walde geht's den Blättern allen,
Sie knoſpen, grünen, welken ab und fallen.

II.

Hausgarten.

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Thür zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch fremde Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

III.

Freie Welt.

Wir wandern ferner auf bekanntem Grund,
Wir waren jung, hier waren wir gesund,
Und schlenderten den Sommer-Abend lang
Mit halber Hoffnung mannigfalt'gen Gang.
Und wie man kam, so ging man nicht zurück:
Begegnen ist ein höchstes Liebesglück.
Und zwey zusammen sehen Fluß und Bahn,
Und Berg und Busch sogleich ganz anders an.
Und wer dieselben Pfade wandernd schleicht,
Sey ihm des Zieles holder Wunsch erreicht!

IV.

Geheimster Wohnsitz.

Wie das erbaut war, wie's im Frieden lag,
Es kommt vielleicht vom Alterthum zu Tag:
Denn vieles wirkte, hielt am fel'gen Fleiß,
Wovon die Welt noch keine Silbe weiß.
Der Tempel steht, dem höchsten Sinn geweiht,
Auf Felsengrund in hehrer Einsamkeit.
Daneben wohnt die fromme Pilgerschaar,
Sie wechseln gehend, kommend, Jahr für Jahr.
So ruhig harrt ein wallendes Geschlecht,
Geschützt durch Mauern, mehr durch Licht und Recht.
Und wer sich dort sein Probejahr befand,
Hat in der Welt gar einen eignen Stand;
Wir hoffen selbst uns ein Asyl zu gründen.
Wer Buchten kennt, Erdzungen, wird es finden.
Der Abend war unübertrefflich schön,
Ach, wollte Gott ein Künstler hätt's gesehn!

V.

Bequemes Wandern.

Hier sind, so scheint es, Wandrer wohl bedacht:
Denn jeder fände Pfad um Mitternacht.
Wir sagen nicht, wir hätten's oft gesehn,
Dergleichen Wege doch gelang's zu gehn;
Denn freilich, wo die Mühe war gehoben,
Da kann der Wasser jede Stunde loben;
Er geht beherzt, denn Schritt für Schritt ist leicht,
So daß er fröhlich Zweck und Ziel erreicht.

O selige Jugend, wie sie, Tag und Nacht
Den Ort zu ändern innigst angefacht,
Durch wilden Verariß höchst behaglich steigt,
Und auf dem Gipfel Nebeldunst erreicht.
Man schelt' es nicht, denn wohl genießt sie rein,
Auch über Wolken, heitern Sonnenschein.

VI.

Gehinderter Verkehr.

Wie sich am Meere Mann um Mann befestigt
Und am Gestade Schiffer überlistigt,
Die engen Pfade völlig wegelos macht,
Auf Sicherheit, mehr auf Gewalt bedacht;
Bald Recht, bald Plackerei, sein selbst gewiß,
Sey's wie es sey, und immer Hindernis,
So Tag und Nacht den Reisenden nur Last:
Es ist vielleicht zu düster aufgefaßt.

Ländlich.

Die Nachtigall sie war entfernt,
Der Frühling lockt sie wieder;
Was neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte liebe Lieder.

Uebermüthig sieht's nicht aus
Dieses kleine Gartenhaus,
Allen die sich drin genährt
Ward ein guter Muth beschеert.

Gar manches artig ist geschehn
Durch leichte Griffel-Spiele;
Doch, recht betrachtet, wohl besehn,
Fehlt immer Hain und Mühle.

Erinnr' ich mich doch spät und früh
Des lieblichsten Gesichts,
Sie denkt an mich, ich denk' an sie
Und beiden hilft es nichts.

Landschaft.

Das alles sieht so lustig aus,
So wohl gewaschen das Bauerhaus,
So morgenthaulich Gras und Baum,
So herrlich Blau der Berge Saum!
Seht nur das Wölkchen wie es spielt,
Und sich im reinen Aether kühlt!
Fände sich ein Niederländer hier,
Er nähme wahrlich gleich Quartier,
Und was er sieht und was er mahlt,
Wird hundert Jahre nachgezahlt.

Wie kommt dir denn das alles vor?
Es glänzt als wie durch Silberflor,
Durchscheinend ist's, es steht ein Licht
Dahinter, lieblichstes Gesicht.
Durch solcher holden Lampe Schein
Wird alles klar und überein,
Was sonst ein garstig Ungefähr,
Tagtäglich, ein Gemeines wär' —
Fehlt's dir an Geist und Kunst Gebühr,
Die Liebe weiß schon Rath dafür.

Epigrammatisch.

National-Versammlung.

Auf der rechten und linken Seite,
Auf dem Berg und in der Mitten,
Sitzen, stehen sie zum Streite,
All' einander ungelitten.

Wenn du dich an's Ganze wendest,
Und votirest wie du sinnest,
Merke welchen du entfremdest,
Fühle wen du dir gewinnest.

Dem 31. October 1817.

Dreyhundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihn von Papst- und Türkenthron
Befehle daß verdrießen.

Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Prediger steht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht
Ist aller Deutschen Sache.

Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestiren.

Nativität.

Der Deutsche iſt gelehrt
Wenn er ſein Deutſch verſteht;
Doch bleib' ihm unverwehrt
Wenn er nach außen geht.
Er komme dann zurück,
Gewiß um viel gelehrter;
Doch iſt's ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter. —

Das Parterre ſpricht.

Strenge Fräulein zu begrüßen
Muß ich mich bequemen;
Mit den lüderlichen Süßen
Werd' ich's leichter nehmen.

Auf der Bühne lieb' ich droben
Keine Redumſchweife,
Soll ich denn am Ende loben
Was ich nicht begreife?

Loſe faßliche Geberden
Können mich verführen;
Lieber will ich ſchlechter werden
Als mich ennuyiren.

Auf den Kauf.

Wo iſt einer der ſich quälet
Mit der Laſt die wir getragen?
Wenn es an Geſtalten fehlet,
Iſt ein Kreuz geſchwind geſchlagen.

Pfaffenhelden ſingen ſie,
Frauen wohl empfohlen,
Oberleder bringen ſie,
Aber keine Sohlen.

Jung und Alte, groß und klein,
Gräßliches Gelichter!
Niemand will ein Schuſter ſeyn,
Jedermann ein Dichter.

Alle kommen ſie gerennt,
Möchten's gerne treiben;
Doch wer keinen Leiſten kennt
Wird ein Pfuſcher bleiben.

Willſt du das verfluchte Zeug
Auf dem Markte kaufen,
Wirſt du, eh es möglich deucht,
Wirſt du barfuß laufen.

In's Einzelne.

Seit vielen Jahren hab ich ſtill
Zu eurem Thun geſchwiegen,
Das ſich am Tag' und Tages-Will
Gefällig mag vergnügen.

Ihr denkt, woher der Wind auch weht
Zu Schaden und Gewinne,
Wenn es nach eurem Sinne geht,
Es ging nach einem Sinne.

Du ſegelſt her, der andre hin
Die Wege zu erproben,
Und was erſt eine Flotte ſchien
Iſt ganz und gar zerſtoben.

In's Weite.

Das geht ſo fröhlich
In's Allgemeine!
Iſt leicht und ſelig,
Als wär's auch reine.
Sie wiſſen gar nichts
Von ſtillen Riffen;
Und wie ſie ſchiffen,
Die lieben Heitern,
Sie werden, wie gar nichts,
Zuſammen ſcheitern.

Kronos als Kunstrichter.

Saturnus eigne Kinder frißt,
Hat irgend kein Gewissen;
Ohne Senf und Salz und wie ihr wißt
Verschlingt er euch den Bissen.

Shakspearen sollt' es auch ergehn
Nach hergebrachter Weise: —
Den hebt mir auf, sagt Polyphem,
Daß ich zuletzt ihn speise.

Grundbedingung.

Sprichst du von Natur und Kunst,
Habe beide stets vor Augen:
Denn was will die Rede taugen
Ohne Gegenwart und Gunst!

Eh du von der Liebe sprichst
Laß sie erst im Herzen leben,
Eines holden Angesichts
Phosphorglanz dir Feuer geben.

Jahr aus Jahr ein.

Ohne Schrittſchuh und Schellengeläut
Iſt der Januar ein böſes Heut.

Ohne Faſtnachtstanz und Mummenſpiel
Iſt am Februar auch nicht viel.

Willſt du den März nicht ganz verlieren
So laß nicht in April dich führen.

Den erſten April mußt überſtehn
Dann kann dir manches Gute geſchehn.

Und weiterhin im May, wenn's glückt,
Hat dich wieder ein Mädchen berückt.

Und das beſchäftigt dich ſo ſehr,
Zählſt Tage, Wochen und Monde nicht mehr.

Nett und niedlich.

Haſt du das Mädchen geſehn
Flüchtig vorübergehn?
Wollt' ſie wär' meine Braut!

Ja wohl! die Blonde, die Falbe!
Sie fittigt ſo zierlich wie die Schwalbe,
Die ihr Neſt baut.

Du biſt mein und biſt ſo zierlich,
Du biſt mein und ſo manierlich,
Aber etwas fehlt dir noch;
Küſſeſt mit ſo ſpitzen Lippen,
Wie die Tauben Waſſer nippen;
Allzu zierlich biſt du doch.

Für Sie.

In deinem Liede walten
Gar manche schöne Namen!
„Sind mancherlei Gestalten
Doch nur Ein Rahmen.“

Nun aber die Schöne
Die dich am Herzen hegte?
„Jede kennt die Töne
Die sie erregte.“

Genug.

Immer niedlich, immer heiter,
Immer lieblich! Und so weiter,
Stets natürlich, aber klug;
Nun das, dächt' ich, wär' genug.

Dem Absolutisten.

„Wir streben nach dem Absoluten
Als nach dem allerhöchsten Guten.“
Ich stell' es einem jeden frei;
Doch merkt' ich mir vor andern Dingen:
Wie unbedingt uns zu bedingen
Die absolute Liebe sey.

Räthsel.

Ein Werkzeug iſt es, alle Tage nöthig,
Den Männern weniger, den Frauen viel,
Zum treuſten Dienſte gar gelind erbötig,
Im Einen vielfach, ſpitz und ſcharf. Sein Spiel
Gern wiederholt, wobei wir uns beſcheiden:
Von außen glatt, wenn wir von innen leiden.
Doch Spiel und Schmuck cranickt uns nur auf's neue,
Ertheilte Lieb' ihm erſt gerechte Weihe.

Desgleichen.

Die besten Freunde, die wir haben,
Sie kommen nur mit Schmerzen an,
Und was sie uns für Weh gethan
Ist fast so groß als ihre Gaben.
Und wenn sie wieder Abschied nehmen
Muß man zu Schmerzen sich bequemen.

Feindſeliger Blick.

Du kommſt doch über ſo viele hinaus,
Warum biſt du gleich außer'm Haus,
Warum gleich aus dem Häuschen,
Wenn einer dir mit Brillen ſpricht?
Du machſt ein ganz verflucht Geſicht,
Und biſt ſo ſtill wie Mäuschen.

„Das ſcheint doch wirklich ſonnenklar!
Ich geh' mit Zügen frei und bar,
Mit freien treuen Blicken:
Der hat eine Maske vorgethan,
Mit Späherblicken kommt er an,
Darein ſollt' ich mich ſchicken?"

Was iſt denn aber beim Geſpräch
Das Herz und Geiſt erfüllet,
Als daß ein ächtes Wort-Gepräg
Von Aug' zu Auge quillet!
Kommt jener nun mit Gläſern dort,
So bin ich ſtille, ſtille;
Ich rede kein vernünftig Wort
Mit einem durch die Brille.

Vielrath.

Spricht man mit jedermann
Da hört man keinen,
Stets wird ein andrer Mann
Auch anders meinen.
Was wäre Rath sodann
Vor unsern Ohren?
Kennst du nicht Mann für Mann
Du bist verloren.

Kein Vergleich!

Befrei uns Gott von s und ung,
Wir können ſie entbehren;
Doch wollen wir durch Muſterung
Nicht uns noch andre ſcheeren.

Es ſchreibt mir einer: den Vergleich
Von Deutſchen und Franzoſen,
Und jeder Patriot ſogleich
Wird heftig ſich erboßen.

Kein Chriſtenmenſche hört ihm zu;
Iſt denn der Kerl bei Sinnen?
Vergleichung aber läßt man zu,
Da müſſen wir gewinnen.

Kunſt und Alterthum.

„Was iſt denn Kunſt und Alterthum?
Was Alterthum und Kunſt?“
Genug, das eine hat den Ruhm,
Das andre hat die Gunſt.

Panacee.

„Sprich! wie du dich immer und immer erneuſt?“
Kannſt's auch wenn du immer am Großen dich freuſt.
Das Große bleibt friſch, erwärmend, belebend;
Im Kleinlichen fröſtelt der Kleinliche bebend.

Homer wieder Homer.

Scharfſinnig habt ihr, wie ihr ſeyd,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfreit
Daß Ilias nur ein Flickwerk ſey.

Mög' unſer Abfall niemand kränken;
Denn Jugend weiß uns zu entzünden,
Daß wir Ihn lieber als Ganzes denken,
Als Ganzes freudig Ihn empfinden.

Wanderſegen.

Die Wanderjahre ſind nun angetreten
Und jeder Schritt des Wanderers iſt bedenklich.
Zwar pflegt er nicht zu ſingen und zu beten;
Doch wendet er, ſobald der Pfad verfänglich,
Den ernſten Blick, wo Nebel ihn umtrüben,
In's eigne Herz und in das Herz der Lieben.

Gleichgewinn.

Geht einer mit dem andern hin
Und auch wohl vor dem andern;
Drum laßt uns treu und treu und kühn,
Die Lebenspfade wandern.
Es fällt ein jüngerer Soldat
Wohl in den ersten Schlachten;
Der andre muß in's Alter spat
Im Bivouak übernachten.
Doch weiß er eifrig seinen Ruhm
Und seines Herrn zu mehren,
So bleibt sein letztes Eigenthum
Genüß das Bett der Ehren.

Lebensgenuß.

„Wie man nur ſo leben mag?
Du machſt dir gar keinen guten Tag!“
Ein guter Abend kommt heran,
Wenn ich den ganzen Tag gethan.

Wenn man mich da und dorthin zerrt
Und wo ich nichts vermag,
Bin von mir ſelbſt nur abgeſperrt,
Da hab' ich keinen Tag.

Thut ſich nun auf was man bedarf
Und was ich wohl vermag,
Da greif ich ein, es geht ſo ſcharf,
Da hab' ich meinen Tag.

Ich ſcheine mir an keinem Ort,
Auch Zeit iſt keine Zeit,
Ein geiſtreich-aufgeſchloſſnes Wort
Wirkt auf die Ewigkeit.

Heut und ewig.

Unmöglich iſt's den Tag dem Tag zu zeigen,
Der nur Verworrnes im Verworrnen ſpiegelt,
Und jeder ſelbſt ſich fühlt als recht und eigen,
Statt ſich zu zügeln, nur am andern zügelt;
Da iſt's den Lippen beſſer daß ſie ſchweigen,
Indeß der Geiſt ſich fort und fort beflügelt.
Aus Geſtern wird nicht Heute; doch Aeonen,
Sie werden wechſelnd ſinken, werden thronen.

Schlußpoetik.

Sage Muse, sag dem Dichter
Wie er denn es machen soll?
Denn der wunderlichsten Richter
Ist die liebe Welt so voll.

Immer hab' ich doch den rechten
Klaren Weg im Lied gezeigt,
Immer war es doch den schlechten
Düstren Pfaden abgeneigt.

Aber was die Herren wollten
Ward mir niemals ganz bekannt;
Wenn sie wüßten was sie sollten,
Wär' es auch wohl bald genannt.

„Willst du dir ein Maß bereiten;
Schaue was den Edlen mißt,
Was ihn auch entstellt zu Zeiten,
Wenn der Leichtsinn sich vergißt.

Solch ein Inhalt deiner Sänge
Der erbauet, der gefällt,
Und, im wüstesten Gedränge,
Dankt's die stille bessre Welt.

Frage nicht nach anderm Titel,
Reinem Willen bleibt sein Recht!
Und die Schurken laß dem Büttel,
Und die Narren dem Geschlecht."

Der
Cölner Mummenſchanz
Faſtnacht 1825.

Da das Alter, wie wir wiſſen,
Nicht für Thorheit helfen kann;
Wär' es ein gefundner Biſſen
Einem heitern, alten Mann,

Daß am Rhein, dem viel beſchwommnen,
Mummenſchaar ſich zum Gefecht
Rüſtet gegen angekommnen
Feind, zu ſichern altes Recht.

Auch dem Weiſen fügt behäglich
Sich die Thorheit wohl zur Hand;
Und ſo iſt es gar verträglich
Wenn er ſich mit Euch verband.

Selbſt Erasmus ging den Spuren
Der Moria ſcherzend nach,
Ulrich Hutten mit Obſcuren
Derbe Lanzenkiele brach.

Löblich wird ein tolles Streben
Wenn es kurz iſt und mit Sinn;
Heiterkeit zum Erdeleben
Sey dem flüchtigen Rauſch Gewinn.

Häufet nur an dieſem Tage
Kluger Thorheit Vollgewicht,
Daß mit uns die Nachwelt ſage:
Jahre ſind der Lieb' und Pflicht.

Der Narr epilogirt.

Manch gutes Werk hab' ich verricht,
Ihr nehmt das Lob, das kränkt mich nicht:
Ich denke daß sich in der Welt
Alles bald wieder in's Gleiche stellt.
Lobt man mich weil ich was Dummes gemacht,
Dann mir das Herz im Leibe lacht;
Schilt man mich weil ich was Gutes gethan,
So nehm ich's ganz gemächlich an.
Schlägt mich ein Mächtiger daß es schmerzt,
So thu' ich als hätt' er nur gescherzt;
Doch ist es einer von meines Gleichen,
Den weiß ich wacker durchzustreichen.
Hebt mich das Glück, so bin ich froh
Und sing' in dulci Jubilo:
Senkt sich das Rad und ächtet mich nieder,
So denk' ich: nun, es hebt sich wieder!
Grille nicht bei Sommersonnenschein
Daß es wieder werde Winter sein;
Und kommen die weißen Flockenschaaren,
Da lieb ich mir das Schlittenfahren.
Ich mag mich stellen wie ich will,
Die Sonne hält mir doch nicht still,
Und immer geht's den alten Gang
Das liebe lange Leben lang.

Der Knecht ſo wie der Herr vom Haus
Ziehen ſich täglich an und aus,
Sie mögen ſich hoch oder niedrig meſſen:
Müſſen wachen, ſchlafen, trinken und eſſen.
Drum trag' ich über nichts ein Leid;
Macht's wie der Narr ſo ſeyd ihr gekleidet!

Parabolisch.

1.

Gedichte und gemahlte Fenſterſcheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein
Da iſt alles dunkel und düſter;
Und ſo ſieht's auch der Herr Paſtor:
Der mag denn wohl verdrießlich ſeyn
Und lebenslang verdrießlich bleiben.

Kommt aber nur einmal herein!
Begrüßt die heilge Capelle;
Da iſt's auf einmal farbig helle,
Geſchicht' und Zierrath glänzt in Schnelle,
Bedeutend wirkt ein edler Schein;
Dieß wird euch Kindern Gottes taugen,
Erbaut euch und ergetzt die Augen!

1.

Gott ſandte ſeinen rohen Kindern
Geſetz und Ordnung, Wiſſenſchaft und Kunſt,
Begabte die mit aller Himmelsgunſt,
Der Erde graſſes Loos zu mindern.
Sie kamen nackt vom Himmel an
Und wußten ſich nicht zu benehmen;
Die Poeſie zog ihnen Kleider an
Und keine hatte ſich zu ſchämen.

3.

Wenn ich auf dem Markte geh'
Durch's Gedränge,
Und das hübsche Mädchen seh'
In der Menge;
Geh' ich dier, sie kommt heran,
Aber drüben;
Niemand sieht uns beiden an
Wie wir lieben.

„Alter, hörst du noch nicht auf!
Immer Mädchen!
In dem jungen Lebenslauf
War's ein Kätchen.
Welche jetzt den Tag versüßt?
Sag's mit Klarheit."
Seht nur hin wie sie mich grüßt,
Es ist die Wahrheit!

1.

Zu Regenschauer und Hagelschlag
Gesellt sich liebeloser Tag,
Da birgst du deinen Schimmer;
Ich klopf' am Fenster, poch' am Thor:
Komm liebstes Seelchen komm hervor,
Du bist so schön wie immer.

5.

Den Musen-Schwestern fiel es ein,
Auch Psychen in der Kunst zu dichten
Methodice zu unterrichten;
Das Seelchen blieb prosaisch rein.
Nicht sonderlich erklang die Leyer,
Selbst in der schönsten Sommernacht;
Doch Amor kommt mit Blick und Feuer,
Der ganze Cursus war vollbracht.

6.

Sie ſaugt mit Gier verrätheriſches Getränke
Unabgeſetzt, vom erſten Zug verführt;
Sie fühlt ſich wohl und längſt ſind die Gelenke
Der zarten Beinchen ſchon paralyſirt,
Nicht mehr gewandt die Flügelchen zu putzen,
Nicht mehr geſchickt das Köpfchen aufzuſtutzen,
Das Leben ſo ſich im Genuß verliert.
Zum ſtehen kaum wird noch das Füßchen taugen;
So ſchlürft ſie fort und, mitten unterm Saugen,
Umnebelt ihr der Tod die tauſend Augen.

7.

Wenn du am breiten Fluſſe wohnſt,
Sieht ſtark er manchmal auch vorher;
Dann wenn du deine Wieſen ſchonſt
Herüber ſchwemmt er, es iſt ein Ver.

Am klaren Tag hinab die Schiffe,
Der Fiſcher weislich ſteuert hinan;
Nun harret Eis am Kies und Riffe,
Das Knabenvolk iſt Herr der Bahn.

Das muſt du ſehn und unterweilen
Doch immer was du willſt vollziehn!
Nicht ſtocken darfſt du, vor nicht eilen;
Die Zeit ſie geht gemeſſen hin.

8.

Zwey Personen ganz verschieden
luden sich bei mir zu Tafel,
Dießmal lebten sie in Frieden,
Fuchs und Kranich sagt die Fabel.

Beiden machte' ich was zurechte,
Rupfte gleich die jüngsten Tauben;
Weil er von Schakals Geschlechte
Legt' ich bei geschwellne Trauben.

Langgehalstes Glasgefäße
Setzt' ich ungesäumt dagegen,
Wo sich klar im Elemente
Gold- und Silberfischlein regen.

Hätter ihr den Fuchs gesehen
Auf der flachen Schüssel hausen,
Neidisch müßter ihr gestehen:
Welch ein Appetit zum Schmausen!

Wenn der Vogel, ganz bedächtig,
Sich auf einem Fuße wiegte,
Hals und Schnabel, zart und schmächtig,
Zierlich nach den Fischlein schmiegte.

Dankend freuten ſie beim Wandern
Sich der Tauben, ſich der Fiſchchen;
Jeder ſpottete des andern
Als genährt am Katzentiſchchen.

Willſt nicht Salz und Schmalz verlieren,
Mußt, gemäß den Urgeſchichten,
Wenn die Leute willſt gaſtiren,
Dich nach Schnauz und Schnabel richten.

9.

Schwer, in Waldes Busch und Wuchs,
Füchsen auf die Spur gelangen;
Hält's der Jäger mit dem Fuchse,
Ist's unmöglich ihn zu fangen.

Und so wäre manches Wunder
Wie A B, Ab auszusprechen,
Ueber welches wir jezunder
Kopf und Hirn im Kopf zerbrechen.

10.

Ein groſser Teich war zugefroren,
Die Fröſchlein, in der Tiefe verloren,
Durften nicht ferner quacken noch ſpringen,
Verſprachen ſich aber, im halben Traum,
Fänden ſie nur da oben Raum,
Wie Nachtigallen wollten ſie ſingen.
Der Thauwind kam, das Eis zerſchmolz,
Nun ruderten ſie und landeten ſtolz,
Und ſaſſen am Ufer weit und breit
Und quackten wie vor alter Zeit.

11.

Im Dorfe war ein groß Gelag,
Man ſagt' es ſey ein Hochzeittag,
Ich zwängte mich in den Schenken-Saal,
Da drehten die Pärchen allzumal,
Ein jedes Mädchen mit ſeinem Wicht,
Da gab es manch verliebt Geſicht.
Nun fragt' ich endlich nach der Braut —
Mich einer ſtarr in's Angeſicht ſchaut:
„Das mögt ihr von einem andern hören!
Wir aber tanzen ihr zu Ehren,
Wir tanzen ſchon drey Tag und Nacht
Und hat noch niemand an ſie gedacht.“

Will einer im Leben um ſich ſchauen,
Dergleichen wird man ihm viel vertrauen.

12.

Ein Mägdlein trug man zur Thür hinaus
Zu Grabe;
Die Bürger ſchauten zum Fenſter heraus,
Sie ſaßen eben in Saus und Braus
Auf Gut und Habe.
Da dachten ſie: man trägt ſie hinaus,
Trägt man uns nächſtens auch hinaus,
Und wer denn endlich bleibt im Haus
Hat Gut und ſchöne Gaben:
Es muß ſie doch einer haben.

13.

Tritt in recht vollem klaren Schein
Frau Venus am Abendhimmel herein;
Oder daß blutroth ein Komet
Gar ruthengleich durch Sterne ſteht;
Der Philiſter ſpringt zur Thüre heraus:
Der Stern ſteht über meinem Haus!
O weh! das iſt mir zu verfänglich! —
Da ruft er ſeinem Nachbar bänglich:
Ach ſeht, was mir ein Zeichen bräut,
Das gilt fürwahr uns arme Leut!
Meine Mutter liegt am böſen Keuch,
Mein Kind am Wind und ſchwerer Seuch,
Meine Frau, fürcht' ich, will auch erkranken,
Sie thät ſchon ſeit acht Tag nicht zanken:
Und andre Dinge nach Bericht!
Ich fürcht' es kommt das jüngſte Gericht.

Der Nachbar ſpricht: ihr habt wohl recht,
Es geht uns dießmal allen ſchlecht.
Doch laßt uns ein paar Gaſſen gehen,
Da ſeht ihr wie die Sterne ſtehen.
Sie deuten hier, ſie deuten dort.
Bleibe jeder weislich an ſeinem Ort,
Und thue das Beſte was er kann,
Und leide wie ein andrer Mann.

14.

Zu der Apfel-Verkäuferin
Kamen Kinder gelaufen,
Alle wollten kaufen;
Mit munterm Sinn
Griffen ſie aus dem Haufen,
Beſchauten mit Verlangen
Nah und näher rothbäckige Wangen —
Sie hörten den Preis
Und warfen ſie wieder hin
Als wären ſie glühend heiß.

Was der für Käufer haben ſollte
Der Waare gratis geben wollte!

15.

Jetzt war das Bergdorf abgebrannt,
Sieh nur wie ſchnell ſich das ermannt!
Steht alles wieder in Bret und Schindeln,
Die Kinder liegen in Wieg' und Windeln;
Wie ſchön iſt's wenn man Gott vertraut!

„Neuer Scheiterhaufen iſt aufgebaut;
Daß, wenn es Funken und Wind gefiele,
Gott ſelbſt verlör' in ſolchem Spiele.“

16.

Im Vatican bedient man ſich
Palmſonntags ächter Palmen,
Die Cardinäle beugen ſich,
Und ſingen alte Pſalmen.
Dieſelben Pſalmen ſingt man auch
Oelzweiglein in den Händen,
Muß im Gebirg zu dieſem Brauch
Stechpalmen gar verwenden;
Zuletzt, man will ein grünes Reis,
So nimmt man Weidenzweige,
Damit der Fromme Lob und Preis
Auch im Geringſten zeige.
Und habt ihr euch das wohl gemerkt
Gönnt man euch das Bequeme,
Wenn ihr im Glauben euch beſtärkt;
Das ſind Mythologeme.

Drey Palinodien.

1.

„— Weihrauch iſt nur ein Tribut für Götter
Und für die Sterblichen ein Gift.“

Soll denn dein Opferrauch
Die Götter kränken?
Du hältſt die Naſe zu —
Was ſoll ich denken?
Den Weihrauch ſchätzet man
Vor allen Dingen;
Wer ihn nicht riechen kann
Soll ihn nicht bringen.

Mit ſtarrem Angeſicht
Verehrſt du Puppen,
Und riecht der Prieſter nicht,
So hat Gott den Schnuppen.

2.

Geiſt und Schönheit im Streit.

Herr Geiſt, der allen Reſpect verdient,
Und deſſen Gunſt wir höchlich ſchätzen,
Vernimmt, man habe ſich erkühnt
Die Schönheit über ihn zu ſetzen;
Er macht daraus ein großes Weſen.
Da kommt Herr Hauch, uns längſt bekannt
Als würdiger Geiſtesrepräſentant,
Fängt an, doch leider nicht galant,
Dem Luderchen den Text zu leſen.
Das rührt den Leichtſinn nicht einmal,
Sie länft gleich zu dem Principal:
Ihr ſeyd ja ſonſt gewandt und klug,
Iſt denn die Welt nicht groß genug!
Ich laß euch, wenn ihr truzt, im Stich;
Doch ſeyd ihr weiſe, ſo liebt ihr mich.
Seyd verſichert, im ganzen Jahr
Gibt's nicht wieder ſo ein hübſches Paar.

Ἄλλως.

Die Schönheit hatte schöne Töchter,
Der Geist erzeugte dumme Söhne,
So war für einige Geschlechter
Der Geist nicht ewig, doch das Schöne.
Der Geist ist immer Autochthone.
So kam er wieder, wirkte, strebte,
Und fand, zu seinem höchsten Lohne,
Die Schönheit die ihn frisch belebte.

3.

Regen und Regenbogen.

Auf schweres Gewitter und Regenguß
Blickt' ein Philister, zum Beschluß,
In's weiterziehende Graue nach,
Und so zu seines Gleichen sprach:
Der Donner hat uns sehr erschreckt,
Der Blitz die Scheunen angesteckt
Und das war unsrer Sünden Theil!
Dagegen hat, zu frischem Heil,
Der Regen fruchtbar uns erquickt
Und für den nächsten Herbst beglückt.
Was kommt nun aber der Regenbogen
An grauer Wand herangezogen?
Der mag wohl zu entbehren seyn
Der bunte Trug! Der leere Schein!

Frau Iris aber dagegen sprach:
Erkühnst du dich zu meiner Schmach?
Doch bin ich hier in's All gestellt
Als Zeugniß einer bessern Welt,
Für Augen die vom Erdenlauf
Getrost sich wenden zum Himmel auf
Und in der Dünste trübem Netz
Erkennen Gott und sein Gesetz.
Drum mühle du, ein andres Schwein,
Nur immer den Rüssel in den Boden hinein
Und gönne dem verklärten Blick
An meiner Herrlichkeit sein Glück.

Vaier.

Sonſt war ich Freund von Narren,
Ich rief ſie in's Haus herein;
Brachte jeder ſeinen Sparren,
Wollten Zimmermeiſter ſeyn.
Wollten mir das Dach abtragen,
Ein andres ſetzen hinauf,
Sie legten das Holz zu Schragen
Und nahmen's wieder auf.
Und rannten hin und wieder,
Und ſtießen einander an;
Das fuhr mir in die Glieder
Daß ich den Freſt gewann.
Ich ſagt: hinaus ihr Narren! —
Sie ärgerten ſich drob;
Nahm jeder ſeinen Sparren.
Der Abſchied der war grob.

Daher bin ich belehret,
Ich ſitze nun an der Thür,
Wenn einer ſich zu mir kehret:
Geh, ruf ich, für und für!
Du biſt ein Narr, ſo gräulich! —
Da macht er ein flämiſch Geſicht:
„Du Hausherr! Wie abſcheulich!
Was gibſt dir für ein Gewicht!

Wir faſeln ja durch die Straßen,
Wir jubeln auf dem Markt,
Wird einer, wegen Unmaßen,
Gar ſelten angequarkt.
Du ſollſt uns gar nichts heißen!“

Nun endet meine Qual!
Denn gehn ſie vor die Thüre,
Es iſt beſſer als in den Saal.

Aus fremden Sprachen.

Byrons Don Juan.

Mir fehlt ein Held! — „Ein Held er sollte fehlen,
Da Jahr und Monat neu vom neuen spricht?“ —
Ein Zeitungsschreiber mag sich schmeichelnd quälen,
So sagt die Zeit: es sey der rechte nicht.
Von solchen mag ich wahrlich nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan in's Gesicht;
Wir haben in der Oper ihn gesehen,
Früher als billig war, zum Teufel gehen.

Vernon, der Metzger Cumberland und Wolf so mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Bourgoin auf's beste,
Keppel und Howe, sie hatten ihre Feste
Wie Wellesley jetzt — Der Könige Schattenschritt
Vom Stamme Banco's — Raben aus Einem Neste! —
Der Ruhm, die Lust zu verrücken reißt sie mit.
Dumourier's, Benaparte's Kampfgewinnsten,
Die Zeitung steht den Herren gleich zu Diensten.

Barnave kennt und Brissot die Geschichte,
Condorcet, Mirabeau und Petbion auch;
Cloots, Danton, Marat litten viel Gerichte.
Selbst la Fayette er ging beinahe in Rauch.
Dann Joubert, Hoche, vom Militair-Verrichte,
Launes, Dessair, Moreau. Es war der Brauch
Zu ihrer Zeit an ihnen viel zu preisen;
Doch will das nichts für meine Lieder heißen.

Nelson war unser Kriegsgott, ohne Frage,
Und ist es noch dem herzlichsten Bekenntniß;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und so ist Fluth und Ebbe wetterwendisch.
Denn die Armee ist popular zu Tage
Und mit dem Seevolk nicht im Einverständniß;
Der Prinz ist für den Landdienst, und indessen
Sind Duncan, Nelson, Howe, sie sind vergessen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
So wie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, sind unberühmt entschlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter schafft.
Von unsern Helden möcht' ich niemand strafen,
Da jeder sich am Tag zusammenrafft;
Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen,
Und nenne so Don Juan mein, den Meinen.

Monolog aus Byrons Manfred.

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren sind wir! Tage
Verstehlend stehlen sie sich weg. Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünschten Posse —
Lebendige Last auf widerstrebendem Herzen,
In Sorgen stockt es, heftig schlägt's in Pein,
Der Freud' ein End ist Todeskampf und Ohnmacht —
In all den Tagen, den vergangnen, künftigen —
Im Leben ist nichts Gegenwart — Du zählst
Wie wenig: — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterstrome schreckt. Das Fröstlen
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wissenskraft: Die Todten ruf' ich
Und frage sie: was ist denn das wir fürchten?
Der Antwort ernsteste ist doch das Grab.
Und das ist nichts, antworten sie mir nicht —

Antwortete begrabner Priester Gottes
Dem Weib zu Endor! Sparta's König zog
Aus griech'scher Jungfrau nie entschlafnem Geist
Antwort und Schicksal. Das Geliebteste
Hatt' er gemordet, wußte nicht wen er traf;
Starb ungesühnt. Wenn er auch schon zu Hülfe

Den milden Zeus berief, Phigaliens
Arkadische Beschwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten sein Verzeihen,
Auch eine Gränze nur des Rächens. Die versetzte
Mit zweifelhaftem Wortsinn; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie gelebt! das was ich liebe
Wäre noch lebendig; hätt' ich nie geliebt!
Das was ich liebe wär' noch immer schön
Und glücklich, glückverspendend. Und was aber
Was ist sie jetzt? Für meine Sünden büßte sie —
Ein Wesen? Denk es nicht — Vielleicht ein Nichts.
In wenig Stunden frag' ich nicht umsonst,
In dieser Stunde fürcht' ich wie ich trotze,
Bis diese Stunde schreckte mich kein Schauen
Der Geister, guter, böser. Zittr' ich nun?
Und fühl' am Herzen fremden kalten Thau!
Doch kann ich thun was mich im Tiefsten widert,
Der Erde Schrecken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Aus Byrons Manfred.

Bannfluch.

Wenn der Mond ist auf der Welle,
Wenn der Glühwurm ist im Gras,
Und ein Scheinlicht auf dem Grabe,
Irres Licht auf dem Morast,
Wenn die Sterne fallend schießen,
Eule der Eul' erwiedernd heult,
Und die Blätter schweigend ruhen
An des dunkeln Hügels Wand,
Meine Seel' sey auf der deinen
Mit Gewalt und Zeichenwink!

Ist dein Schlummer noch so tief,
Kommt dein Geist doch nie zum Schlaf.
Da sind Schatten, die nicht schwinden.
Da Gedanken, die nicht bannest.
Die Gewalt, die du nicht kennest.
Läßt dich nimmermehr allein.
Bist in's Leichentuch gewindelt,
Eingehüllt in einer Wolke,
Und für immer, immer wohn'st du
In dem Geiste dieses Spruchs.

Siehst mich nicht vorüber gehen,
Fühlst mich doch in deinem Auge,
Bist ein Ding, das ungesehen

Nah dir seyn muß wie es war,
Und wenn du, geheim durchschaudert,
Deinen Kopf umwendend blickest,
Sollst dich wundern, daß nicht etwa
Wie ein Schatten hin zur Stelle;
Nein! die Kraft die du empfunden,
Ist was sich in dir verbirgt.

Und ein Zauberwort und Lied
Taufte dich mit einem Fluch,
Und schon hat ein Geist der Luft
Dich umgarnt mit einer Schlinge.
In dem Wind ist eine Stimme,
Die verbeut dir dich zu freuen.
Und wenn dir die Nacht versagt
Ihres reinen Himmels Ruhe,
Bringt der Tag eine Sonn' herauf,
Wär' sie nieder! wünschest du.

Deinen falschen Thränen zog ich
Tödtlichste Essenzen aus,
Deinem eignen Herzen sog ich
Blut, das schwärzeste vom Quell,
Deinem Lächeln lockt' ich Schlangen,
Dort geheim geringelt, ab,
Deinem Lippenpaar entfangt' ich
Allerschlimmstes aller Gifte.
Jedem Gift, das ich erprobet,
Schlimmer ist dein eignes doch.

Bei deiner kalten Brust, dem Schlangenlächeln,
Der Arglist unergründlichem Schlund,
Bei dem so tugendsam scheinenden Auge,
Bei der verschlossenen Seele Trug,
Bei der Vollendung deiner Künste,
Dem Wahn, du trugest ein menschliches Herz,
Bei deinem Gefallen an Anderer Pein,
Bei deiner Cains-Bruderschaft
Beschwöre ich dich und nöthige
Dich selbst dir eigne Hölle zu seyn!

Auf dein Haupt gieß' ich die Schale,
Die dich solchem Urtheil widmet;
Nicht zu schlafen, nicht zu sterben
Sey dein dauernd Mißgeschick;
Scheinbar soll der Tod sich nahen
Deinem Wunsch, doch nur als Grauen.
Schau! der Zauber wirkt umher dir,
Dich geklirrlos fesselt Kette;
Ueber Herz und Hirn zusammen
Ist der Spruch ergangen — schwinde!

Der fünfte May.

Ode

von Alexander Manzoni.

Er war — und, wie, bewegungslos
Nach letztem Hauche-Seufzer
Die Hülle lag, uneingedenk,
Verwaist von solchem Geiste:
So tief getroffen, starr erstaunt
Die Erde steht der Botschaft.

Stumm, sinnend nach der letzten
Stunde des Schreckensmannes,
Sie wüßte nicht ob solcherlei
Fußstapfen Menschenfußes
Nochmals den blutgefärbten Staub
Zu stempeln sich erkühnten.

Ihn wetterstrahlend auf dem Thron
Erblickte die Muse schweigend,
Sodann im Wechsel immerfort
Ihn fallen, steigen, liegen;
Zu tausend Stimmen Klang und Ruf
Vermischte sie nicht die ihre.

Jungfräulich, keiner Schmeicheley,
Noch frevler Schmähung schuldig,

Erhebt sie sich plötzlich aufgeregt,
Da solche Strahlen schwinden,
Die Urne kränzend mit Gesang
Der wohl nicht sterben möchte.

Zu Pyramiden von Alpen her,
Vom Manzanar zum Rheine,
Des sichern Blitzes Wetterschlag
Aus leuchtenden Donnerwolken,
Er traf von Sevilla zum Tanais,
Von einem zum andern Meere.

Mit wahrem Ruhm? — Die künft'ge Welt
Entscheide dieß! Wir beugen uns,
Die Stirne tief, dem Mächtigsten,
Erschaffenden, der sich einmal
Von allgewalt'ger Geistskraft
Gränzlose Spur beliebte.

Das stürmische, doch bebende
Erfreun an großen Planen,
Die Angst des Herzens das ungezähmt,
Dienend nach dem Reiche gelüstet
Und es erlangt, zum höchsten Lohn,
Den's thörig war zu hoffen.

Das ward ihm all: der Ehrenruhm
Vergrößert nach Gefahren,
Sodann die Flucht, und wieder Sieg,
Kaiserpallast, Verbannung;
Zweymal zum Staub zurückgedrängt,
Und zweymal auf dem Altar.

Er trat hervor: gespaltne Welt,
Bewaffnet gegen einander,
Ergeben wandte sich zu ihm
Als lauschten sie dem Schicksal;
Gebietend Schweigen, Schiedesmann
Setzt' er sich mitten inne;

Verschwand! — Die Tage Müßiggangs
Verschlossen im engen Raume,
Zeugen von gränzenlosem Neid
Und tiefem frommem Gefühle,
Von unauslöschlichem Haß zugleich
Und unbezwungener Liebe.

Wie über's Haupt Schiffbrüchigem
Die Welle sich wälzt und lastet,
Die Welle die den Armen erst
Emporhob, vorwärts rollte,
Daß er entfernte Gegenden
Umsonst zuletzt erblickte;

So ward's dem Geist, der wogenhaft
Hinaufstieg in der Erinn'rung.
Ach! wie so oft den Künftigen
Wollt' er sich selbst erzählen.
Und kraftlos auf das ewige Blatt
Sank die ermüdete Hand hin.

O, wie so oft beim schweigsamen
Sterben des Tags, des leeren,
Gesenkt den blitzenden Augenstrahl,

Die Arme übergefaltet,
Stand er, von Tagen vergangnen
Bestürmt ihn die Erinn'rung.

Da schaut er die beweglichen
Zelten, durchwimmelte Thäler,
Das Wetterleuchten der Waffen zu Fuß,
Die Welle reitender Männer,
Die aufgeregteste Herrscherschaft
Und das allerschnellste Gehorchen.

Ach, bei so schrecklichem Schmerzgefühl
Sank ihm der entathmete Busen,
Und er verzweifelte! — Nein, die Kraft
Der ewigen Hand von oben,
In Lüfte leichter athembar,
Liebherzig trug ihn hinüber.

Und leitete ihn auf blühende
Fußpfade, die hoffnungsreichen,
Zu ewigen Feldern, zum höchsten Lohn
Der alle Begierden beschämet;
Er sieht, wie auf Schweigen und Finsterniß,
Auf den Ruhm den er durchdrungen.

Schönste, unsterblich wohlthätige
Glaubenskraft, immer triumphend!
Sprich es aus! erfreue dich
Daß stolzer-höheres Wesen
Sich dem berüchtigten Golgatha
Wohl niemals niedergebeugt hat.

Und also von müder Asche denn
Entferne jedes widrige Wort,
Der Gott der niederdrückt und hebt,
Der Leiden fügt und Tröstung auch,
Auf der verlaßnen Lagerstatt
Ihm ja zur Seite sich fügte.

Das Sträuschen.

Alt böhmisch.

Weher ein Lüftchen
Aus fürstlichen Wäldern;
Da läufet das Mädchen,
Da läuft es zum Bach,
Schöpft in beschlag'ne
Eimer das Wasser.

Versichtig, bedächtig
Versteht sie zu schöpfen.
Am Flusse zum Mädchen
Schwimmet ein Sträuschen,
Ein duftiges Sträuschen
Von Veilchen und Rosen.

Wenn ich, du holdes
Blümchen, es wüßte,
Wer dich gepflanzet
In lockeren Boden;
Wahrlich! dem gäb' ich
Ein goldenes Ringlein.

Wenn ich, du holdes
Sträuschen, es wüßte,
Wer dich mit zartem
Baste gebunden;
Wahrlich! dem gäb' ich
Die Nadel vom Haare.

Wenn ich, du holdes
Blümchen, es wüßte,
Wer in den kühlen
Bach dich geworfen,
Wahrlich! dem gäb' ich
Mein Kränzlein vom Haupte.

Und so verfolgt sie
Das eilende Sträuschen,
Sie eilet vorauf ihm,
Versucht es zu fangen:
Da fällt, ach! da fällt sie
In's kühlige Wasser.

Klaggesang.

Irisch.

So singet laut den Ullalu
Zu mancher Thräne Sorg' und Neth:
Och orro orro ullalu,
O weh des Herren Kind ist todt!

Zu Morgen als es tagen wollt',
Die Eule kam vorbeigeschwingt,
Rohrdommel Abends tönt im Rohr.
Ihr nun die Todtenlaae singt:
Och orro orro ullalu.

Und sterben du? warum, warum
Verlassen deiner Eltern Lieb'?
Verwandten Stammes weiten Kreis?
Den Schrei des Volkes hörst du nicht:
Och orro orro ullalu.

Und scheiden soll die Mutter, wie,
Von ihrem Liebchen schön und süß?
Warst du nicht ihres Herzens Herz,
Der Puls der ihm das Leben gab?
Och orro orro ullalu.

Den Knaben läßt sie weg von sich,
Der bleibt und weid't für sich allein,
Das Frohgesicht, sie sieht's nicht mehr,
Sie saugt nicht mehr den Jugendhauch.
Och orro orro ollalu.

Da sehet hin an Berg und Steg,
Den Uferkreis am reinen See,
Von Waldesecke, Saatenland,
Bis nah heran zu Schloß und Wall.
Och orro orro ollalu.

Die Jammer-Nachbarn dringen her
Mit dohlem Blick und Athem schwer;
Sie halten an und schlängeln fort
Und singen Tod im Todtenwort:
Och orro orro ollalu.

So singet laut den Pillalu
Und weinet was ihr weinen wollt!
Och orro orro ollalu
Des Herren einz'ger Sohn ist fort.

Neugriechiſch-epirotiſche Heldenlieder.

1.

Sind Gefilde türkiſch worden,
Sonſt Beſitz der Albaneſen;
Stergios iſt noch am Leben,
Keines Paſcha's achtet er.
Und ſo lang es ſchneit hier oben
Beugen wir den Türken nicht.
Setzet eure Vorhut dahin,
Wo die Wölfe niſtend hecken!
Sey der Sclave Stadtbewohner;
Stadtbezirk iſt unſern Braven
Wüſter Felſen Klippenſpalte.
Eh' als mit den Türken leben
Lieber mit den wilden Thieren!

II.

Schwarzes Fahrzeug theilt die Welle
Nächst der Küste von Kassandra,
Ueber ihm die schwarzen Segel,
Ueber ihnen Himmelsbläue.
Kommt ein Türken-Schiff entgegen,
Scharlach-Wimpel wehen glänzend,
„Streich die Segel unverzüglich,
Nieder laß die Segel du!“ —
Nein ich streiche nicht die Segel,
Nimmer laß ich sie herab,
Droht ihr doch, als wär' ich Bräutchen,
Bräutchen, das zu schrecken ist.
Jannis bin ich, Sohn des Stada,
Eidam des Bukovalas.
Frisch Gesellen, frisch zur Arbeit!
Aus zum Verdertheil des Schiffes:
Türkenblut ist zu vergießen,
Schont nicht der Ungläubigen.
Und mit einer klugen Wendung
Beut das Türken-Schiff die Spitze;
Jannis aber schwingt hinauf sich,
Mit dem Säbel in der Faust.
Das Gestade triefet vom Blute
Und gerothet sind die Wellen.
Allah! Allah! schrein um Gnade
Die Ungläubigen auf den Knieen.
Traurig leben! ruft der Sieger;
Bleibe den Besiegten nun.

III.

Beuge, Liakos, dem Paſcha
Beuge dem Vezire dich.
Warſt du vormals Armatole,
Landgebieter wirſt du nun.
„Bleibt nur Liakos am Leben,
Wird er nie ein Beugender.
Nur ſein Schwert iſt ihm der Paſcha,
Iſt Vezir das Schießgewehr.“
Ali Paſcha das vernehmend
Zürnt dem Unwillkommenen,
Schreibt die Briefe, die Befehle,
So beſtimmt er, was zu thun.
Veli Gueklas, eile kräftig
Durch die Städte, durch das Land,
Bring mir Liakos zur Stelle,
Lebend ſey er, oder todt!
Gueklas ſtreift nun durch die Gegend,
Auf die Kämpfer macht er Jagd,
Forſcht ſie aus und überraſcht ſie,
An der Vorhut iſt er ſchon.
Contogiakupis, der ſchreit nun
Von des Bollwerks hohem Stand:
Herzhaft, Kinder mein! zur Arbeit
Kinder mein, zum Streit hervor!
Liakos erſcheint bebende,
Hält in Zähnen feſt das Schwert.
Tag und Nacht ward nun geſchlagen,

Tage drey, der Nächte drey,
Albaneſerinnen weinen,
Schwarz in Trauerkleid gehüllt;
Veli Gueſas kehrt nur wieder
Hingewürgt im eignen Blut.

IV.

Welch Getöse? wo entsteht es?
Welch gewaltiges Erschüttern?
Sind es Stiere vor dem Schlachtbeil,
Wild Getier im grimmen Kampfe?
Nein! Bucevalas zum Kriege
Fünfzehnhundert Kämpfer führend
Streitet zwischen Kerasovon
Und dem großen Stadtbezirk.
Flintenschüsse wie des Regens,
Kugeln, wie der Schloßen Schlag! —
Blondes Mädchen ruft herunter
Von dem Ueberpforten-Fenster:
Halte Jannv das Gefecht an,
Dieses Laden, dieses Schießen:
Laß den Staub hernieder sinken,
Laß den Pulverdunst verwehen,
Und so zählet eure Krieger,
Daß ihr wisset wer verloren.
Dreymal zählte man die Türken,
Und vierhundert Todte lagen,
Und wie man die Kämpfer zählte
Dreye nur verblichen da.

V.

Ausgeherrschet hat die Sonne,
Zu dem Führer kommt die Menge:
Auf, Gesellen, schöpfet Wasser,
Theilt euch in das Abendbrot!
Lamprakes du aber, Neffe,
Setze dich an meine Seite;
Trage künftig diese Waffen,
Du nun bist der Kapitan,
Und ihr andern braven Krieger,
Fasset den verwaisten Säbel,
Hauet grüne Fichtenzweige,
Flechtet sie zum Lager mir;
Führt den Beichtiger zur Stelle,
Daß ich ihm bekennen möge,
Ihm enthülle, welchen Thaten
Ich mein Leben zugekehrt:
Dreyßig Jahr bin Armatole,
Zwanzig Jahr ein Kämpfer schon;
Nun will mich der Tod erschleichen,
Das ich wohl zufrieden bin.
Frisch nun mir das Grab bereitet,
Daß es hoch sey und geräumig,
Aufrecht daß ich fechten könne,
Könne laden die Pistolen.
Rechts will ich ein Fenster offen,
Daß die Schwalbe Frühling künde,
Daß die Nachtigall vom Maven
Allerliebliches berichte.

VI.

Der Olympos, der Kissavos,
Die zwey Berge haderten;
Da entgegnend sprach Olympos
Also zu dem Kissavos:
„Nicht erhebe dich, Kissave,
Türken- du Getretener.
Bin ich doch der Greis Olympos,
Den die ganze Welt vernahm.
Zweyundsechzig Gipfel zähl' ich
Und zweytausend Quellen klar,
Jeder Brunn hat seinen Wimpel
Seinen Kämpfer jeder Zweig.
Auf den höchsten Gipfel hat sich
Mir ein Adler aufgesetzt,
Faßt in seinen mächt'gen Klauen
Eines Helden blutend Haupt."
„Sage, Haupt! wie ist's ergangen?
Fielest du verbrecherisch?" —
Speise Vogel meine Jugend,
Meine Mannheit speise nur!
Ellenlänger wächst dein Flügel,
Deine Klaue spannenlang,
Bei Louron, in Xeromeren
Lebt' ich in dem Kriegerstand,
So in Chasia, auf'm Olympos
Kämpft' ich bis ins zweite Jahr.
Sechzig Agas ich erschlug sie,
Ihr Gefild verbrannt' ich dann;

Die ich ſonſt noch niederſtreckte
Türken, Albaneſer auch,
Sind zu viele, gar zu viele,
Daß ich ſie nicht zählen mag;
Nun iſt meine Reihe kommen,
Im Gefechte fiel ich brav.

VII.

Charon.

Die Bergeshöhn warum so schwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Ist es der Sturm der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitschend?
Nicht ist's der Sturm der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitschend;
Nein Charon ist's, er saust einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor sich hin,
Schleppt hinter sich die Alten;
Die Jüngsten aber, Säuglinge,
In Reih' gehenkt am Sattel.
Da riefen ihm die Greise zu,
Die Jünglinge sie knieeten:
„O Charon halt! halt am Gehege,
Halt an beim kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken sich,
Die Jugend schleudert Steine,
Die Knaben zart zerstreuen sich
Und pflücken bunte Blümchen."

Nicht am Gehege halt' ich still,
Ich halte nicht am Brunnen;
Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie,
Das Trennen wird unmöglich.

Neugriechiſche Liebe-Skolien.

1.

Dieſe Richtung iſt gewiß,
Immer ſchreite, ſchreite!
Finſterniß und Hinderniß
Drängt mich nicht zur Seite.

Endlich leuchteſt meinem Pfad
Luna! klar und golden;
Immer fort und immer grad
Geht mein Weg zur Holden.

Nun der Fluß die Pfade bricht,
Ich zum Nachen ſchreite,
Leite, liebes Himmelslicht!
Mich zur andern Seite.

Seh' ich doch das Lämpchen ſchon
Aus der Hütte ſchimmern,
Laß um deinen Wagenthron
Alle Sterne glimmern.

2.

Immerhin und immerfort,
Allzuſchön erſcheinend,
Folgt ſie mir von Ort zu Ort
Und ſo hab' ich weinend

Ueberall umſonſt gefragt
Feld und Flur durchmeſſen,
Auch hat Fels und Berg geſagt:
Kannſt ſie nicht vergeſſen.

Wieſe ſagte: geh nach Haus,
Laß dich dort bedauern;
Siehſt mir gar zu traurig aus,
Möchte ſelber trauern.

Endlich faſſe dir ein Herz
Und begreif's geſchwinder:
Lachen, Weinen, Luſt und Schmerz
Sind Geſchwiſterkinder.

Einzelne.

Hebe selbst die Hindernisse,
Neige dich herab, Cypresse!
Daß ich deinen Gipfel küsse
Und das Leben dran vergesse.

Eure Gärtnerey zu lernen
Könnte nimmermehr verlangen;
Mein Jasmin ist fortgegangen
Meine Rose weilt im Fernen.

Die Nachtigall sie war entfernt,
Der Frühling lockt sie wieder;
Was Neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte, liebe Lieder.

Luna, solcher hohen Stelle
Weiten Umblick neid' ich dir,
Sey auch der Entfernten helle,
Aber äugle nicht mit ihr.

Liebevoll und frank und frei
Rieffst du mich heran;
Langsam geh' ich nun vorbei,
Siehst du mich denn an?

Ringlein kauft! geschwind ihr Fraun!
Möcht' nicht weiter wandeln;
Gegen Aug' und Augenbraun
Wollt' ich sie verhandeln.

Ach Cypresse, hoch zu schauen,
Mögest du dich zu mir neigen;
Habe dir was zu vertrauen
Und dann will ich ewig schweigen.

Harre lieblich im Kranenkranze,
Blondes Mädchen, bleib' er unverletzt
Auch wenn Luna in Oriens Glanze
Wechselscheinend sich ergetzt.

Weiß ich doch zu welchem Glück
Mädchen mir emporblüht,
Wenn der feurig schwarze Blick
Aus der Milch hervorsieht.

Von der Rose meines Herzens
Pflücktest Blätter nach Gefallen,
Sind vor Gluth des Scheideschmerzens
All die andern abgefallen.

Liebt' ich dich als Kleine, Kleine,
Jungfrau warst du mir verlagt;
Wirst doch endlich noch die Meine
Wenn der Freund die Witwe fragt.

Zahme Xenien.

Ille, velut fidis arcana sodalibus, olim
Credebat libris: neque, si male cesserat, unquam
Decurrens alio; neque si bene: quo fit, ut omnis
Votiva pateat veluti descripta tabella
Vita senis.

Horat. Serm. II., 1. v. 30. etc.

Zahme Xenien.

I.

Ich rufe dich verrufnes Wort
Zur Ordnung auf des Tags:
Denn Wichte, Schelme solchen Schlags
Die wirken immer fort.

„Warum willst du dich von uns allen
Und unsrer Meinung entfernen?“
Ich schreibe nicht euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen!

„Ist denn das klug und wohlgethan?
Was willst du Freund und Feinde kränken!“
Erwachsne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken.

Und sollt auch du und du und du
Nicht gleich mit mir zerfallen;
Was ich dem Enkel zu Liebe thu'
Thu' ich euch allen.

Verzeiht einmal dem raschen Wort
Und so verzeiht dem Plaudern;
Denn jetzo war's nicht ganz am Ort
Wie bis hieher zu zaudern.

Wer in der Weltgeschichte lebt,
Dem Augenblick sollt er sich richten?
Wer in die Zeiten schaut und strebt,
Nur der ist werth zu sprechen und zu dichten.

„Sag mir worauf die Völen sinnen?"
Andern den Tag zu verderben,
Sich den Tag zu gewinnen:
Das, meinen sie, heiße erwerben.

„Was iſt denn deine Abſicht geweſen
Jetzt neue Feuer anzubrennen?“
Diejenigen ſollen's leſen,
Die mich nicht mehr hören können.

Einen langen Tag über lehrt' ich ſchön,
Eine kurze Nacht;
Die Sonne war eben im Aufgehn,
Als ich zu neuem Tag erwacht.

„Deine Zöglinge möchten dich fragen:
Lange lebten wir gern auf Erden,
Was willſt du uns für Lehre ſagen?“ —
Keine Kunſt iſt's alt zu werden,
Es iſt Kunſt es zu ertragen.

Nachdem einer ringt,
Alſo ihm gelingt.
Wenn Mannesfreiſt und Hab'
Ihm Gott zum Willen gab.

Den hochbelaubten Föhrenwald
Pflanzt' ich in jungen Tagen.
Er freut mich so! —! —! — Man wird ihn bald
Als Brennholz niederſchlagen.

Die Axt erklingt, da blinkt ſchon jedes Beil,
Die Eiche fällt und jeder holzt ſein Theil.

Ein alter Mann iſt ſtets ein König Lear! —
Was Hand in Hand mitwirkte, ſtritt,
Iſt längſt vorbei gegangen,
Was mit und an die Liebe, litt,
Hat ſich wo anders angehangen;
Die Jugend iſt um ihretwillen hier.
Es wäre thöricht zu verlangen:
Komm alterle du mit mir.

Gutes zu empfangen, zu erweiſen,
Alter! Geh' auf Reiſen. —
Meine Freunde
Sind aus einer Mittelzeit,

Eine ſchöne Gemeinde,
Weit und breit,
Auch entfernt
Haben ſie von mir gelernt,
In Geſinnung treu;
Haben nicht an mir gelitten,
Ich hab' ihnen nichts abzubitten;
Als Perſon komm ich neu.
Wir haben kein Conto mit einander,
Sind wie im Paradies beiſander.

Mit dieſer Welt iſt's keiner Wege richtig;
Vergebens biſt du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, ſie will ſogar uns nichtig!

Von heiligen Männern und von weiſen
Ließ ich mich recht gern unterweiſen,
Aber es müßte kurz geſchehn,
Langes Reden will mir nicht anſtehn:
Wornach ſoll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und ſie nicht verachten.

Haſt du es ſo lange wie ich getrieben:
Verſuche wie ich das Leben zu lieben.

Ruhig ſoll ich hier verpaſſen
Meine Müh und Fleiß:
Alles ſoll ich gelten laſſen
Was ich beſſer weiß.

Hör' auf doch mit Weisheit zu prahlen, zu prangen,
Beſcheidenheit würde dir löblicher ſtehn:
Kaum haſt du die Fehler der Jugend begangen,
So mußt du die Fehler des Alters begehn.

Liebe leidet nicht Geſellen:
Aber Leiden ſucht und hegt ſie,
Lebenswoge, Well' auf Wellen,
Einen wie den andern trägt ſie.

Einſam oder auch ſelbander,
Unter Lieben, unter Leiden,
Werden vor und nach einander
Einer mit dem andern ſcheiden.

Wie es dir nicht im Leben ziemt,
Mußt du nach Ruhm auch nicht am Ende jagen:
Denn biſt du nur erſt hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Menſch mehr was von dir zu ſagen.

In's holde Leben wenn dich Götter ſenden,
Genieße wohlgemuth und froh!
Scheint es bedenklich dich hinaus zu wenden,
Nimm dir's nicht übel: allen ſcheint es ſo.

Nichts vom Vergänglichen
Wie's auch geſchah!
Uns zu verewigen
Sind wir ja da.

Hab' ich gerechter Weiſe verſchuldet
Dieſe Strafe in alten Tagen?
Erſt hab' ich's an den Vätern erduldet,
Jetzt muß ich's an den Enkeln ertragen.

„Wer will der Menge widerſtehn?“
Ich widerſtreb' ihr nicht, ich laß ſie gehn:
Sie ſchwebt und webt und ſchwankt und ſchwirrt,
Bis ſie endlich wieder Einheit wird.

„Warum erklärſt du's nicht und läßt ſie gehn?
Geht's mich denn an wenn ſie mich nicht verſtehn?

„Sag nur wie trägſt du ſo behäglich
Der tollen Jugend anmaßliches Weſen?“
Fürwahr ſie wären unerträglich,
Wär' ich nicht auch unerträglich geweſen.

Ich hör' es gern wenn auch die Jugend plappert,
Das Neue klingt, das Alte klappert.

„Warum willſt du nicht mit Gewalt
Unter die Thoren, die Neulinge ſchlagen!“
War' ich nicht mit Ohren alt,
Wie wollt' ich die Jugend ertragen!

„Was wir denn ſollen?
Sag uns in dieſen Tagen.“
Sie machen was ſie wollen,
Nur ſollen ſie mich nicht fragen.

„Wie doch, betriegeriſcher Wicht,
Verträgſt du dich mit allen?“
Ich läugne die Talente nicht,
Wenn ſie mir auch miſſfallen.

Wenn einer auch ſich überſchätzt,
Die Sterne kann er nicht erreichen,
Zu tief wird er herabgeſetzt,
Da iſt denn alles bald im Gleichen.

Fahrt nur fort nach eurer Weise
Die Welt zu überspinnen!
Ich in meinem lebendigen Kreise
Weiß das Leben zu gewinnen.

Mir will das kranke Zeug nicht munden,
Autoren sollten erst gesunden.

Zeig' ich die Fehler des Geschlechts;
So heißt es: thue selbst was rechts.

„Du Kräftiger sey nicht so still,
Wenn auch sich andere scheuen."
Wer den Teufel erschrecken will
Der muß laut schreien.

„Du hast an schönen Tagen
Dich manchmal abgequält!"
Ich habe mich nie verrechnet,
Aber oft verzählt.

Ueber Berg und Thal,
Irrthum über Irrthum alljumal,
Kommen wir wieder in's Freie;
Doch da iſt's gar zu weit und breit,
Nun ſuchen wir in kurzer Zeit
Irrgang und Berg auf's neue.

Gibt's ein Geſpräch, wenn wir uns nicht belügen,
Mehr oder weniger verſteckt?
So ein Ragout von Wahrheit und von Lügen,
Das iſt die Köcherey die mir am beſten ſchmeckt.

Kennſt du das Spiel, wo man, im luſt'gen Kreis,
Das Pfeifchen ſucht und niemals findet,
Weil man's dem Sucher, ohn' daß er's weiß,
In ſeines Rockes hintre Falten bindet,
Das heißt: an ſeinen Steiß?

Mit Narren leben wird dir gar nicht ſchwer,
Verſammle nur ein Tollhaus um dich her.
Bedenke dann, das macht dich gleich gelind,
Daß Narrenwärter ſelbſt auch Narren ſind.

Wo recht viel Widerſprüche ſchwirren
Mag ich am liebſten wandern;
Niemand gönnt dem andern —
Wie luſtig! — das Recht zu irren.

Stämme wollen gegen Stämme pochen,
Kann doch einer was der andere kann!
Steckt doch Mark in jedem Knochen,
Und in jedem Hemde ſteckt ein Mann.

Hat Welſcher: Hahn an ſeinem Kropf,
Storch an dem Lanabals Freude;
Der Keſſel ſchilt den Dientopf,
Schwarz ſind ſie alle beide.

Wie gerne ſäh' ich jeden ſtolzieren,
Könnt' er das Pfauenrad vollführen.

„Warum nur die hübſchen Leute
Mir nicht gefallen ſollen?"
Manchen hält man für fett,
Er iſt nur geſchwollen.

Da reiten ſie hin! wer hemmt den Lauf!
Wer reitet denn? Stolz und Unwiſſenheit.
Laß ſie reiten! da iſt gute Zeit,
Schimpf und Schade ſitzen hinten auf.

„Wie iſt dir's doch ſo balde
Zur Ehr' und Schmach gediehn?"
Blieb' der Wolf im Walde,
So würd' er nicht beſchrien.

Die Freunde.

O! laß die Jammer-Klagen:
Da nach den schlimmsten Tagen
Man wieder froh genießt.

Hiob.

Ihr wollet meiner spotten:
Denn, ist der Fisch gesotten,
Was hilft es daß die Quelle fließt?

Was willst du mit den alten Töpfen,
Es sind Knöpfe die nicht mehr knöpfen.

Laß im Irrthum sie gebetter,
Suche weislich zu entfliehn,
Bist in's Freie du gerettet
Niemand sollst du nach dir ziehn.

Aber alles was begegnet
Froh, mit reinem Jugendsinn,
Sey belehrt, es sey gesegnet!
Und das bleibe dir Gewinn.

Jn's Sichere willſt du dich betten!
Jch liebe mir inneren Streit:
Denn wenn wir die Zweifel nicht hätten,
Wo wäre denn frohe Gewißheit?

„Was willſt du daß von deiner Geſinnung
Man dir nach in's Ewige ſende?"
Er gehörte zu keiner Jnnung,
Blieb Liebhaber bis an's Ende.

„Triebſt du doch bald dieß bald das!
War es ernſtlich war es Spaß?"
Daß ich redlich mich befliſſen,
Was auch werde, Gott mag's wiſſen.

„Dir warum doch verliert
Gleich alles Werth und Gewicht?"
Das Thun intereſſirt,
Das Gethane nicht.

„So ſtill und ſo ſinnig!
Es fehlt dir was, geſteh es frei.“
Zufrieden bin ich,
Aber mir iſt nicht wohl dabei.

Weißt du worin der Spaß des Lebens liegt?
Sey luſtig! — geht es nicht, ſo ſey vergnügt.

Zahme Xenien.

II.

Mit Bakis Weiſſagen vermiſcht.

Wir ſind vielleicht zu antik geweſen,
Nun wollen wir es moderner leſen.

„Sonſt warſt du ſo weit vom Prahlen entfernt,
Wo haſt du das Prahlen ſo grauſam gelernt?“
Im Orient lernt' ich das Prahlen.
Doch ſeit ich zurück bin, im weſtlichen Land,
Zu meiner Beruhigung find' ich und fand
Zu Hunderten Orientalen.

Und was die Menſchen meinen
Das iſt mir einerlei;
Möchte mich mir ſelbſt vereinen,
Allein wir ſind zu zwey;
Und im lebend'gen Treiben
Sind wir ein Hier und Dort,
Das eine liebt zu bleiben,
Das andere möchte fort;
Doch zu dem Selbſt-Verſtändniß
Iſt auch wohl noch ein Rath:
Nach fröhlichem Erkenntniß
Erfolge raſche That.

Und wenn die That bisweilen
Ganz etwas anders bringt,
So laßt uns das ereilen
Was unverhofft gelingt.

Wie ihr denkt, oder denken sollt,
Geht mich nichts an;
Was ihr Guten, ihr Besten wollt,
Hab' ich zum Theil gethan.
Viel übrig bleibt zu thun.
Möge nur keiner lässig ruhn! —
Was ich sag' ist Bekenntniß,
Zu meinem und eurem Verständniß.
Die Welt wird täglich breiter und größer,
So macht's denn auch vollkommner und besser!
Besser sollt' es heißen und vollkommner;
So sey denn jeder ein Willkommner.

Wie das Gestirn,
Ohne Hast,
Aber ohne Rast,
Drehe sich jeder
Um die eigne Last.

Ich bin ſo guter Dinge
So heiter und rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
Könnt's keiner ſeyn.

Ja das iſt das rechte Gleis,
Daß man nicht weiß
Was man denkt,
Wenn man denkt;
Alles iſt als wie geſchenkt.

„Warum man so manches leidet
Und zwar ohne Sünde? —
Niemand gibt uns Gehör.“
Wie das Thörigte schreibet,
Alles ist Phründe
Und es lebt nichts mehr.

„Manches können wir nicht verrechn.“
Lebt nur fort es wird schon gehn.

„Wie weißt du dich denn so zu fassen?“
Was ich tadle muß ich gelten lassen.

„Baths ist wieder auferstanden!“
Ja! wie mir scheint in allen Landen.
Ueberall hat er mehr Gewicht,
Als hier im kleinen Reimgedicht.

Gott hat den Menſchen gemacht
Nach ſeinem Bilde;
Dann kam er ſelbſt herab,
Menſch, lieb und milde.

Barbaren hatten verſucht,
Sich Götter zu machen:
Allein ſie ſahen verflucht,
Garſtiger als Drachen.

Wer weiſte Schand' und Spott
Nun weiter ſteuern?
Verwandelte ſich Gott
Zu Ungeheuern?

Und ſo will ich, ein für allemal,
Keine Beſtien in dem Götter-Saal!
Die leibigen Elephanten-Rüſſel,
Das umgeſchlungene Schlangen-Genüſſel,
Tief Ur-Schildkröt' im Welten-Sumpf,
Viel Königs-Köpf' auf Einem Rumpf,
Die müſſen uns zur Verzweiflung bringen,
Wird ſie nicht reiner Oſt verſchlingen.

Der Oſt hat ſie ſchon längſt verſchlungen:
Kalidas und andere ſind durchgedrungen;
Sie haben mit Dichter-Zierlichkeit
Von Pfaffen und Frazen uns befreit.
In Indien möcht' ich ſelber leben,
Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben.
Was will man denn vergnüglicher wiſſen!
Sakontala, Nala die muß man küſſen,
Und Mega-Duhta, den Wolkengeſandten,
Wer ſchickt ihn nicht gerne zu Seelenverwandten!

„Willſt du, was doch Geneſene preiſen,
Das Eiſen und handhabende Weiſen
So ganz entſchieden fliehen und haſſen?“
Da Gott mir höhere Menſchheit gönnte,
Mag ich die täppiſchen Elemente
Nicht verkehrt auf mich wirken laſſen.

Als hätte, da wär' ich ſehr erſtaunt,
Der Nabel mir was in's Ohr geraunt,
Ein Rad zu ſchlagen, auf'm Kopf zu ſtehn,
Das mag für luſtige Jungen gehn;
Wir aber laſſen es wohl bei'm Alten,
Den Kopf wo möglich oben zu halten.

Die Deutſchen ſind ein gut Geſchlecht,
Ein jeder ſagt: will nur was recht;
Recht aber ſoll vorzüglich heißen
Was ich und meine Gevattern preiſen:
Das übrige iſt ein weitläufig Ding,
Das ſchätz' ich lieber gleich gering.

Ich habe gar nichts gegen die Menge;
Doch kommt ſie einmal in's Gedränge,
So ruft ſie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

Seit ſechzig Jahren ſeh' ich gröblich irren
Und irre derb mit drein.
Da Labyrinthe nun das Labyrinth verwirren,
Wo ſoll euch Ariadne ſeyn?

„Wie weit ſoll das noch gehn!
Du fällſt gar oft ins Abſtruſe,
Wir können dich nicht verſtehn.“
Deshalb thu' ich Buße;
Das gehört zu den Sünden.
Seht mich an als Propheten!
Viel Denken, mehr Empfinden
Und wenig Reden.

Was ich ſagen wollt'
Verbietet mir keine Cenſur!
Sagt verſtändig immer nur
Was jedem frommt,
Was ihr und andere ſollt;
Da kommt,
Ich verſichr' euch, ſo viel zur Sprache
Was uns beſchäftigt auf lange Tage.

O Freiheit ſüß der Preſſe!
Nun ſind wir endlich froh;
Sie pocht von Meſſe zu Meſſe
In dulci jubilo.
Kommt laßt uns alles drucken,
Und walten für und für;
Nur ſollte keiner mucken
Der nicht ſo denkt wie wir.

Was euch die heilige Preßfreiheit
Für Frommen, Vortheil und Früchte beut?
Davon habt ihr gewiſſe Erſcheinung:
Tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.

Nicht jeder kann alles ertragen:
Der weicht dieſem, der jenem aus;
Warum ſoll ich nicht ſagen
Die Indiſchen Götzen die ſind mir ein Graus?

Nichts ſchrecklicher kann den Menſchen geſchehn
Als das Abſurde verkörpert zu ſehn.

Dummes Zeug kann man viel reden,
Kann es auch ſchreiben,
Wird weder Leib noch Seele tödten,
Es wird alles beim Alten bleiben.
Dummes aber vor's Auge geſtellt,
Hat ein magiſches Recht;
Weil es die Sinne gefeſſelt hält,
Bleibt der Geiſt ein Knecht.

Auch dieſe will ich nicht verſchonen
Die tollen Höhl-Excavationen,
Das düſtre Troglodyten-Gewühl,
Mit Schnauz und Rüſſel ein albern Spiel;
Verrückte Zierrath-Brauerey,
Es iſt eine ſaubre Brauerey,
Nehme ſie niemand zum Exempel
Die Elephanten- und Fratzen-Tempel.
Mit heiligen Grillen treiben ſie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott.

Auf ewig hab' ich ſie vertrieben,
Vielköpfige Götter trifft mein Bann,
So Wiſchnu, Cama, Brama, Schiven,
Sogar den Affen Hannemann.
Nun ſoll am Nil ich mir gefallen,
Hundsköpfige Götter heißen groß:
O, wär' ich doch aus meinen Hallen
Auch Iſis und Oſiris los!

Ihr guten Dichter ihr
Seyd nur in Zeiten zahm!
Sie machen Shakespear
Auch noch am Ende lahm.

Im Auslegen seyd frisch und munter!
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.

Was dem einen widerfährt
Widerfährt dem andern;
Niemand wäre so gelehrt
Der nicht sollte wandern,
Und ein armer Teufel kommt
Auch von Stell' zu Stelle,
Frauen wissen was ihm frommt,
Welle folgt der Welle.

„Ich zieh ins Feld!
Wie machts der Held?“
Vor der Schlacht hochherzig,
Iſt ſie gewonnen barmherzig,
Mit hübſchen Kindern liebherzig;
Wär' ich Soldat
Das wär' mein Rath.

„Gib eine Norm zur Bürger-Führung!“
Hienieden,
Im Frieden,
Kehre jeder vor ſeiner Thüre;
Bekriegt,
Beſiegt,
Vertrage man ſich mit der Einquartirung.

Wenn der Jüngling absurd ist,
Fällt er darüber in lange Pein;
Der Alte soll nicht absurd seyn,
Weil das Leben ihm kurz ist.

„Was hast du uns absurd genannt!
Absurd allein ist der Pedant.“

Will ich euch aber Pedanten benennen,
Da muß ich mich erst besinnen können.

Titius, Cajus die wohl Bekannten! —
Doch wenn ich's recht beim Licht besah,
Einer steht dem andern so nah,
Am Ende sind wir alle Pedanten.

Das mach' ich mir denn zum reichen Gewinn,
Daß ich getrost ein Pedante bin.

Thuſt deine Sache und thuſt ſie recht,
Halt feſt und ehre deinen Orden;
Hältſt du aber die andern für ſchlecht,
So biſt du ſelbſt ein Pedant geworden.

Wie einer denkt iſt einerlei,
Was einer thut iſt zweyerlei;
Macht er's gut ſo iſt es recht,
Geräth es nicht ſo bleibt es ſchlecht.

Von Jahren zu Jahren
Muß man viel Fremdes erfahren;
Du trachte, wie du lebſt und leidſt,
Daß du nur immer derſelbe bleibſt.

Wenn ich kennte den Weg des Herrn,
Ich ging ihn wahrhaftig gar zu gern;
Führte man mich in der Wahrheit Haus,
Bei Gott! ich ging nicht wieder heraus.

„Sey deinen Worten Lob und Ehre,
Wir sehn daß du ein Erfahrner bist.“
Sieht aus als wenn es von gestern wäre,
Weil es von heut ist.

Das Beste möcht' ich euch vertrauen:
Sollt erst in eignen Spiegel schauen.

Seyd ihr, wie schön geputzte Braut,
Bei diesem Anblick froh geblieben,
Fragt: ob ihr alles was ihr schaut
Mit redlichem Gesicht mögt lieben.

Habt ihr gelogen in Wort und Schrift,
Andern ist es und euch ein Gift.

X hat ſich nie des Wahren befliſſen,
Im Widerſpruche fand er's;
Nun glaubt er alles beſſer zu wiſſen,
Und weiß es nur anders.

„Du haſt nicht recht!" das mag wohl ſeyn;
Doch das zu ſagen iſt klein,
Habe mehr recht als ich! das wird was ſeyn.

Da kommen ſie von verſchiedenen Seiten,
Nord, Oſt, Süd, Weſt und anderen Weiten,
Und klagen dieſen und jenen an:
Er habe nicht ihren Willen gethan!
Und was ſie dann nicht gelten laſſen,
Das ſollen die Uebrigen gleichfalls haſſen;
Warum ich aber mich Alter betrübe?
Daß man nicht liebt, — was ich liebe.

Und doch bleibt was Liebes immer,
So im Reden ſo im Denken;
Wie wir ſchöne Frauenzimmer
Mehr als garſtige beſchenken.

Bleibt ſo etwas dem wir huld'gen,
Wenn wir's auch nicht recht begreifen;
Wir erkennen, wir entſchuld'gen,
Mögen nicht zur Seite weichen.

„Sagt! wie könnten wir das Wahre,
Denn es iſt uns ungelegen,
Niederlegen auf die Bahre,
Daß es nie ſich möchte regen?"

Dieſe Mühe wird nicht groß ſeyn
Cultivirten deutſchen Orten;
Wollt ihr es auf ewig los ſeyn,
So erſtickt es nur mit Worten.

Immer muß man wiederholen:
Wie ich ſage ſo ich denke!
Wenn ich dieſen, jenen kränke,
Kränk' auch er mich unverholen.

Störet ja! — mir ſagt's die Zeitung,
Unverletzten würd'gen Ortes,
Dieſer jenem, beſt'gen Wortes,
Die beliebige Bereitung.

Was der eine will bereiten,
Einem andern will's nicht gelten;
Hüben drüben muß man ſchelten:
Das iſt nun der Geiſt der Zeiten.

Läßt mich das Alter im Stich?
Bin ich wieder ein Kind?
Ich weiß nicht ob ich
Oder die andern verrückt ſind.

„Sag nur warum du in manchem Falle
So ganz untröſtlich biſt?“
Die Menſchen bemühen ſich alle
Umzuthun was gethan iſt.

„Und wenn was unzuthun wäre
Das würde wohl auch gethan;
Ich frage dich bei Wort und Ehre,
Wo fangen wir's an?“

Umſtülpen führt nicht ins Weite;
Wir kehren, krank und froh,
Den Strumpf auf die linke Seite
Und tragen ihn ſo.

Und ſollen das Falſche ſie umthun,
So fangen ſie wieder von vornen an;
Sie laſſen immer das Wahre ruhn
Und meinen, mit Falſchem wär's auch gethan.

Da ſteht man denn von neuem ſtill
Warum das auch nicht gehen will.

Niemand muß herein rennen
Auch mit den beſten Gaben;
Sollen's die Deutſchen mit Dank erkennen,
So wollen ſie Zeit haben.

Das Tüchtige, und wenn auch falſch,
Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus;
Das Tüchtige, wenn's wahrhaft iſt,
Wirkt über alle Zeiten hinaus.

Zahme Xenien.

III.

Gönnet immer fort und fort
Bakis eure Gnade:
Des Propheten tiefſtes Wort
Oft iſt's nur Charade.

Willſt du dich als Dichter beweiſen,
So mußt du nicht Helden noch Hirten preiſen;
Hier iſt Rhodus! Tanze du Wicht
Und der Gelegenheit ſchaff' ein Gedicht!

Man mäkelt an der Perſönlichkeit,
Vernünftig, ohne Scheu;
Was habt ihr denn aber was euch erfreut
Als eure liebe Perſönlichkeit?
Sie ſey auch wie ſie ſey.

Wer etwas taugt der ſchweige ſtill,
Im Stillen gibt ſich's ſchon;
Es gilt, man ſtelle ſich wie man will,
Doch endlich die Perſon.

„Was heißt du denn Sünde?"
Wie jedermann
Wo ich finde
Daß man's nicht laſſen kann.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken.

An unsers himmlischen Vaters Tisch,
Greift wacker zu und bechert frisch:
Denn Gut' und Böse sind abgespeist,
Wenn's: Jacet ecce Tibullus! heißt.

Sage mir keiner:
Hier ſoll ich hauſen!
Hier, mehr als draußen
Bin ich alleiner.

Die ächte Converſation
Hält weder früh noch Abend Stich;
In der Jugend ſind wir monoton,
Im Alter wiederholt man ſich.

„Alter Mond, in deinen Phaſen
Biſt du ſehr zurückgeſetzt,
Freunde, Liebchen auch zuletzt,
Haben nichts als Phraſen.“

„Du haſt dich dem allerverdrießlichſten Trieb
In deinen Xenien übergeben.“
Wer mit XXII den Werther ſchrieb
Wie will der mit LXXII leben!

Erſt ſingen wir: der Hirſch ſo frei
Fährt durch die Wälder — Lalla bei —
Mit vollem Wohlbehagen;
Doch ſieht es ſchon bedenklich aus,
Wird aus dem Hirſch ein Hirſche L,
Hat viel mehr Enden zu tragen!
Im Lebens-Wald und Dickicht-Graus
Er weiß nicht da noch dort hinaus,
Das geht auf einen Hirſche LL hinaus —
Heil unſern alten Tagen!!!

Habt ihr das alles recht bedacht?
So wie der Tag iſt wohl vollbracht,
Iſt keiner überzählig;
Verſtand und Sinn iſt hehr und weit,
Doch wird euch, zu gelegener Zeit,
Auch das Abſurde fröhlich.

Fehlſt du; laß dich's nicht betrüben:
Denn der Mangel führt zum Lieben;
Kannſt dich nicht vom Fehl befreun;
Wirſt du andern gern verzeihn.

Die Jugend verwundert ſich ſehr,
Wenn Fehler zum Nachtheil gedeihen;
Sie faßt ſich, ſie denkt zu bereuen!
Im Alter erſtaunt und bereut man nicht mehr.

„Wie mag ich gern und lange leben?"
Mußt immer nach dem Trefflichſten ſtreben:
Des unerkannt Trefflichen wirket ſo viel,
Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.

Alt-Thümer ſind ein böſes Ding,
Ich ſchätze ſie aber nicht gering;
Wenn nur Neu-Thümer, in allen Ehren,
Auch um ſo vieles beſſer wären.

„Irr-Thümer ſollen uns plagen?
Iſt nicht an unſer Heil gedacht?
Halb-Thümer ſolltet ihr ſagen,
Wo halb und halb kein Ganzes macht.

Auf Pergament Lieb' und Haß geſchrieben
Iſt was mir heute haſſen und lieben;
Wo käme Lieb' und Haß denn her,
Wenn er nicht ſchon von Alters wär!

Sagt nur nichts halb:
Ergänzen, welche Pein!
Sagt nur nichts grob:
Das Wahre ſpricht ſich rein.

„Entferne dich nicht ganz und gar,
Beruhige dich in unſerm Orden!
Es iſt alles noch wie es war,
Nur iſt es verworrner geworden.“
Und was man für bedeutend hält,
Iſt alles auf ſchwache Füße geſtellt.

Was mich tröſtet in ſolcher Noth:
Geſcheite Leute ſie finden ihr Brot,
Tüchtige Männer erhalten das Land,
Hübſche Mädchen verſchlingen das Band;
Wird dergleichen noch ferner geſchehn,
So kann die Welt nicht untergehn.

„Wie haſt du an der Welt noch Luſt,
Da alles ſchon dir iſt bewußt?“
Gar wohl! Das Dümmſte was geſchicht,
Weil ich es weiß, verdrießt mich nicht.
Mich könnte dieß und das betrüben,
Hätt' ich's nicht ſchon in Verſen geſchrieben.

Zum ſtarren Brey erweitert
Sah ich den See gar eben,
Ein Stein hineingeſchleudert
Konnte keine Ringe geben.

Ein Wuth-Meer ſah ich ſchwellend,
Giſchend zum Strand es fuhr,
Der Fels hinab zerſchellend
Ließ eben auch keine Spur.

Drey hundert Jahre ſind vorbei,
Werden auch nicht wieder kommen,
Sie haben Böſes, frank und frei,
Auch Gutes mitgenommen;
Und doch von beiden iſt auch euch
Der Fülle genug geblieben:
Entzieht euch dem verſtorbnen Zeug,
Lebend'ges laßt uns lieben!

Nichts iſt zarter als die Vergangenheit;
Rühre ſie an wie ein glühend Eiſen:
Denn ſie wird dir ſogleich beweiſen
Du lebeſt auch in heißer Zeit.

Dreyhundert Jahre ſind vor der Thüre,
Und wenn man das alles mit erführe,
Erführe man nur in ſolchen Jahren,
Was wir zuſammen in dreyßig erfahren.

Lieb' und Leidenſchaft können verfliegen,
Wohlwollen aber wird ewig ſiegen.

„Entfernſt du dich, du liebe Seele,
Wie viel iſt uns entriſſen!"
Wenn ich euch auch nicht fehle,
Werdet ihr mich immer vermiſſen.

Ein Mann der Thränen ſtreng entwöhnt
Mag ſich ein Held erſcheinen;
Doch wenn's im Innern ſehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott — zu weinen.

„Du haſt Unſterblichkeit im Sinn;
Kannſt du uns deine Gründe nennen?"
Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin
Daß wir ſie nicht entbehren können.

Der Sinn ergreift und denkt ſich was,
Die Feder eilt hiernach zu walten:
Ein flüchtig Bild es iſt gefaßt,
Allein es läßt ſich nicht erhalten.

All unſer redlichſtes Bemühn
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie möchte denn die Roſe blühn,
Wenn ſie der Sonne Herrlichkeit erkennte!

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken;
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tauſend Büchern dir erſcheint,
Das alles iſt ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint.

Das beſte in der Welt
Iſt ohne Dank;
Geſunder Menſch ohne Geld
Iſt halb krank.

Wohl! wer auf rechter Spur
Sich in der Stille fiedelt;
Im offnen tanzt ſich's nur
So lang Fortuna fiedelt.

Du irreſt Salomo!
Nicht alles nenn' ich eitel:
Bleibt doch dem Greiſe ſelbſt
Noch immer Wein und Beutel.

Ueberall trinkt man guten Wein,
Jedes Gefäß genügt dem Zecher;
Doch ſoll es mit Wonne getrunken ſeyn;
So wünſch' ich mir künſtlichen griechiſchen Becher.

Künſtler! zeiget nur den Augen
Farben-Fülle, reines Rund!
Was den Seelen möge taugen,
Seyd geſund und wirkt geſund.

Entweicht wo düſtre Dummheit gerne ſchweift,
Inbrünſtig aufnimmt was ſie nicht begreift;
Wo Schreckens-Mährchen ſchleichen, ſtutzend fliehn,
Und unermeßlich Maaße lang ſich ziehn.

Modergrün aus Dantes Hölle
Bannet fern von eurem Kreis,
Ladet zu der klaren Quelle
Glücklich Naturell und Fleiß.

Und ſo haltet, liebe Söhne,
Einzig euch auf eurem Stand;
Denn das Gute, Liebe, Schöne,
Leben iſt's dem Lebens-Band.

„Denkſt du nicht auch an ein Teſtament?"
Keineswegs! — Wie man vom Leben ſich trennt,
So muß man ſich trennen von Jungen und Alten,
Die werden's alle ganz anders halten.

„Geht dir denn das von Herzen
Was man von dir hört und lieſt?"
Sollte man das nicht beſcherzen
Was uns verdrießt?

Sie ſchelten einander Egoiſten;
Will jeder doch nur ſein Leben friſter.
Wenn der und der ein Egoiſt,
So denke daß du es ſelber biſt.
Du willſt nach deiner Art beſtehn,
Mußt ſelbſt auf deinen Nutzen ſehn!
Dann werdet ihr das Geheimniß beſitzen
Euch ſämmtlich unter einander zu nützen;
Doch den laßt nicht zu euch herein,
Der andern ſchadet um etwas zu ſeyn.

„Bei ſo verwornem Spiele
Wird mir wahrhaftig bang!“
Es gibt der Menſchen ſo viele
Und es iſt der Tag ſo lang.

Volle ſechs und ſiebzig Jahre ſind geſchieden,
Und nun dächt ich wäre Zeit zum Frieden:
Tag für Tag wird wider Willen klüger,
Amor jubilirt und Mars den Krieger.

„Was laſſen ſie denn übrig zuletzt
Jene unbeſcheidnen Beſen?“
Behauptet doch Heute ſteif und feſt,
Geſtern ſey nicht geweſen.

Es mag ſich feindliches ereignen,
Du bleibe ruhig, bleibe ſtumm;
Und wenn ſie dir die Bewegung läugnen,
Geh ihnen vor der Naſ' herum.

Vieljähriges dürft ich euch wohl vertrauen!
Das Offenbare wäre leicht zu ſchauen,
Wenn nicht die Stunde ſich ſelbſt verzehrte,
Und immer warnend wenig belehrte;
Wer iſt der Kluge, wer iſt der Thor?
Wir ſind eben ſämmtlich als wie zuvor.

„Was haſt du denn? Unruhig biſt du nicht
Und auch nicht ruhig, machſt mir ein Geſicht
Als ſchwankteſt du magnetiſchen Schlaf zu ahnen.“
Der Alte ſchlummert wie das Kind,
Und wie wir eben Menſchen ſind
Wir ſchlafen ſämmtlich auf Vulkanen.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Vierter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1828.

Verzeichniß des Inhalts.

Seite

Festgedicht zum 18. Decbr. 1818. 1

Inschriften, Denk- und Sendeblätter.

1. Frau Erbgroßherzogin 85
2. Derselben zum 21ten Februar. 86
3. Frau Großfürstin Alexandra. 87
4. Weihnachten. 88
5. Prinzeß Marie. 89
5 a. Prinzeß Auguste. 90
6. 30ster Januar. 91
7. Desgleichen. 92
8. Desgleichen. 92
9. 15ter Februar. 93
10. Desgleichen. 93
11. Eleonore. 94
12. Abbate Bondi. 95
13. Gräfin Odonell. 96
14. Dieselbe. 97
15. von Voigt. 98
16. Fürst Hardenberg. 100
17. Lord Byron. 101
18. Ottilie. 102
19. von Willemer. 103
20. Graf Paar. 104
21. Derselbe. 105

Seite

22. Gräfin T. Odonell. 106
23. Derselben. 107
24. Gräfin Jaraczewska. 108
25. Prinz Biron von Curland. 109
26. Graf Carl Harrach 110
27. Vollkommene Stickerin. 111
28. Portraitkapsel 112
29. v. Mellisch. 113
30. Frl. Worowska. 114
31. Gesellschaft zum 28. August. 115
32. Liebschaft. 116
33. Desgleichen. 116
34. Desgleichen. 117
35. Desgleichen. 118
36. Desgleichen. 119
37. Desgleichen. 119
38. Madame Szymanowska. 120
39. Frau von Spiegel. 121
40. Undine. 123
41. Reichthum und Blöße. 125
42. Myrte und Lorbeer. 124
43. That und Sonne. 124
44. Julien. 125
45. Derselben. Reisesegen. 125
46. Dresdner Reise. 126
47. Gewechseltes Format. 127
48. Abgeschlossenes Buch. 128
49. v. Müller. 129
50. Thaer. 130
51. Entgegnung v. 28. August. 132

Seite

52. v. Ziegesar und von Stein. 134
53. von Knebel. 135
54. Bernhard von Knebel. 136
55. Marie v. Einsiedel. 137
56. Wiegenlied. 138
57. Kleine Gedichte. 140
58. Fröhliches Gedächtniß. 140
59. Doppelte Erinnerung. 141
59 a. Frau von Egloffstein. 141
60. Frühlingsgarten. 142
61. Liebeswirkung. 143
62. Liebesausbreitung. 143
63. Ruine Pleß. 144
64. Ulrichs Garten. 145
65. Ausgeschnittene Landschaften. 146
66. Jena's Flora. 147
67. Irrthum. 148
68. Wiederherstellung. 148
69. Zwey Brüder. 149
70. Akademischer Toast. 150
71. Gleichfalls. 151
72. Toast zum Landtage. 152
73. Maskenzüge. 153
74. Abwesenden zum Maskenfest. 154
75. Bilderscenen. 155
76. Desgleichen. 156
77. Anzuwenden. 157
78. Gatte der Gattin. 158
79. Vater dem Kinde. 158
80. Kind dem Vater. 159

Seite

81. Publicum dem Schauspieler. 159
82 — 96. Rhein und Mayn. . . . . 161 — 169
97. Pilgernde Könige. 170
98. Werth des Wortes. 171
Aufklärende Bemerkungen. *) 173

Dramatisches.

Prolog zu Eröffnung des Berliner Theaters im May 1821. 191
Finale zu Johann von Paris. 203
Neuer Schluß von Palaeophron und Neoterpe. . . 208
Zu Wallensteins Lager. 240
Zu Faust. 244
Nausikaa, Trauerspiel. Fragment. 249
Helena. 225

Zahme Xenien.

Vierte Abtheilung. 541
Fünfte Abtheilung. 558
Sechste Abtheilung. 575

*) Nachträgliche Notiz zu No. 38. dieser Bemerkungen:

„Auch ist hier wohl der Ort noch mehrere Wiederholungen einzelner Gedichte wo nicht zu rechtfertigen doch zu entschuldigen. Das erstemal stehen sie im Allgemeinen unter ihres Gleichen, denen sie nur überhaupt durch einen gewissen Anklang verwandt sind; das zweytemal aber in Reih' und Glied, da man sie denn erst ihrem Gehalt und Bezug nach erkennen und beurtheilen wird. Weiterfindenden und mit unsern Arbeiten sich ernstlicher beschäftigenden Freunden glauben wir durch diese Anordnung etwas Gefälliges erwiesen zu haben."

Bei

Allerhöchſter Anweſenheit

Ihro

Majeſtät der Kaiſerin Mutter

Maria Feodorowna

in

Weimar

Maskenzug.

Als Ihro Kaiſerliche Hoheit die Frau Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar-Eiſenach hiernächſt beſchriebenen Feſtzug gnädigſt anordneten, befahlen Höchſt Dieſelben: daß dabei einheimiſche Erzeugniſſe der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt und auf die vieljährig und mannigfaltig gelungenen Arbeiten beiſpielweiſe hingedeutet werden ſolle. Hiernach wäre denn der Inhalt des nunmehr ſummariſch verzeichneten Charakter-Zuges aufzunehmen und zu beurtheilen.

Prolog.

Genius in Pilgertracht eröffnet den Zug, Weg und Stege zu segnen. Zwey Knaben mit Reisetafeln (Itinerarien), die bisher vollbrachte Reise symbolisch anzudeuten, und sich derselben zu freuen. Drey Monate treten auf. October, des allerhöchsten Geburtsfestes sich rühmend, in Gestalt eines wein- und fruchtbekränzten Genius. November in Jäger-Gestalt; fröhlicher Geleitsmann des bisherigen Zuges durch so manche Länder, Zeuge erfreulichster Namensfeyer. December, hausmütterlich herantretend, mit Kindern, die an den Weihnachts-Geschenken, noch mehr aber an Allerhöchster Gegenwart und Gunst sich ergetzen, und ein herannahendes der Welt segenreiches Geburtsfest ankündigen.

Die Nacht, ihrer Herrschaft über die ganze gegenwärtige Jahreszeit, so wie über die Fest-Stunden sich anmaßend, führt den Schlaf herein, von Träumen umgeben, deren Auslegung sie versucht. Alle deuten auf die höchsten Glückseligkeiten der Erde,

welche den meiſten Menſchen nur als Wunſch und Traum erſcheinen, Begünſtigten aber als Wirklichkeit verliehen ſind.

Drey verſchwiſterte treten auf. Epos die Heldendichtung, ſonſt nur Unheil unter den Großen beſingend, erfreut ſich glückbringender Einigkeit der höchſten Herrſcher.

Tragödie, gleichſam wie aus einem Traume erwacht, wird gewahr, daß das Ungeheure auch einmal heilbringend ſey.

Komödie, fühlt ſich heiter in den Uebrigen, geht, ſich mit der Menge zu verbinden und des Tages zu genießen. Jene beiden andern aber, ohne ihren Charakter abzulegen, erbieten ſich, dem heutigen Feſte zu dienen und was allenfalls einer Aufklärung bedürfte, nachzuweiſen.

Festzug.

Die Ilme tritt auf, in der Ueberzeugung, daß sie das Räthselhafte dieser Gestalten-Reihe am besten zu deuten wisse. Wielands Charakter, dessen Denk- und Dichtweise wird von ihr umrissen, das glückliche Verhältniß zu seiner Fürstin berührt, des Tiefurter Aufenthaltes mit Anmuth gedacht.

Musarion tritt auf, begleitet von Phanias und zwey philosophischen Gegnern. Die Lehre von Mäßigung, Genügsamkeit, heiterm Genuß und stiller Duldung wird, nach des Dichters eigenster Weise, kürzlich ausgelegt.

Oberon und Titania, mit Feen und Elfen erscheinend, gestehen wie sie ihre Wiedervereinigung diesem schönen Tage verdanken und bekennen sich als Lehnsleute der Allerhöchsten Gäste.

Hüon und Amanda, durch der kleinen Geister Versöhnung auch mit ihrem Schicksal ausgesöhnt, bezeigen sich dankbar für die segenreiche Wirksamkeit. Scherasmin und Fatime stimmen ein.

Der Uebergang zu Herders Leistungen führt uns auf dessen schöne Eigenschaft: die Stimmen aller Völker zu vernehmen und aus ihren heimischen Tönen auf die Eigenheiten ihrer Neigungen, Tugenden und Fehler zu schließen. Deshalb sind Legende und Barde vorgeführt.

Terpsichore, noch gewöhnt an patriotische Klagen, aber begleitet, ermuntert, im höheren Sinne hergestellt durch Adrastea, die Allrichtende und Ausgleichende.

Nun aber treten auf Aeon und Aeonis. Er, als alter Griesgram, keineswegs erbaut von so viel Neuerungen des Tages; sie aber, lebendig heiter, jung, der jungen Gegenwart gemäß, versteht ihn zu beschwichtigen, wozu das herzerhebende Fest ihr die besten Beweggründe darreicht.

Erinnernd an die herrlichste Epoche spanischer Rittertage, zeugend vom Uebergewicht christlicher Heldenkraft über mahometanischen Hochsinn, erscheinen Cid, Ximene, Uraka. Was sie andeuten, bringt jene den Deutschen so tüchtig als erfreulich überlieferte Romanzenreihe wieder zur Gegenwart.

Zu den Bemühungen eines lebenden Dichters folgt hierauf der Uebergang. Die Ilme tritt aber-

mals hervor, und indem sie ihm die Beständigkeit seiner Neigung zu ihr zum Verdienst macht, rechtfertigt sie die übrige. Ein Ueberblick theatralischer Behandlung wichtiger Weltbegebenheiten wird gefordert, da alle folgenden Glieder des Zuges dramatische Werke sind.

Mahomet erscheint mit Palmyren und Seiden. Als Musterbild dramatischer Beschränkung in Ansehung der Handlung, der Zeit und des Ortes, wie solche früher die Alten, späterhin besonders die Franzosen beliebt, kann diese Darstellung wohl gelten.

Die Aussicht auf eine freiere Dichtart wird gegeben. Götz von Berlichingen tritt auf, von den Seinigen begleitet, mit Gegnern ausgesöhnt. Wir sehen Gattin, Sohn und Schwester, voran den treuen Georg. Weislingen, Adelheid und Franz dürfen nicht fehlen. Landvolk zeigt sich, den einfachen Lebensgenuß zur verworrensten Zeit, Zigeuner dagegen, den gesetzlichen Zustand aufgelöst anzudeuten. Doch wagt eine jüngere, durch sinnvolle Sprüche, die harten Vorwürfe von sich und den Ihrigen abzulehnen und auch sich und ihre Sippschaft höchster Gunst würdig darzustellen.

Das Personal von Faust gibt Anlaß zu einem

umgekehrten Menächmenſpiel. Hier ſind nicht Zwey, die man für Einen halten muß, ſondern Ein Mann, der im Zweyten nicht wieder zu erkennen iſt. Fauſt als Doctor, begleitet von Wagner; Fauſt als Ritter, Gretchen geleitend. Die Zauberin, die das Wunder geleiſtet, mit glühendem Becher, tritt zwiſchen beiden Paaren auf. Mephiſtopheles verläßt Marthen, um ſeine Geſellſchaft ſelbſt zu exponiren. Er deutet auf eine zweyte Erſcheinung. Zum Zeugniß, daß dieß alles in heiterer gewohnter Welt vorgehe, iſt noch friſche Jugend damaliger Zeiten vorgeführt.

Die Tragödie meldet ſich nun, als an ihrer eigenſten Stelle, da ſie Muſterbilder von Schillers Werken vorzuführen hat.

Braut von Meſſina tritt auf. Mutter und Tochter. Das verwaiſte Paar von Aurora eingeführt. Der Charakter dieſer Schickſals-Tragödie wird vorgetragen, derſelben Werth und Würde hervorgehoben. Indem aber das Bild einer ſolchen mit furchtbarer Conſequenz und doch zwecklos handelnden Macht, von entſchiedener Meiſterhand, ſich uns grauenvoll entgegenſtellt, ſind wir zum düſterſten Punkt des Ganzen gelangt, nur aus höheren Regionen zu erhellen.

Wilhelm Tell, begleitet von allen Gestalten, die ihm durch Legende und Dichtung vorlängst zugegeben worden. Uns freut vor allem sein glücklich erworbenes Kind. Walther Fürst, Werner Stauffacher, Arnold Melchthal, ewig bund- und eidgenossene Namen! Auch die tüchtigen und gut gesinnten Hausfrauen zieren die Gesellschaft; so wie die bisher abgesonderten Geschlechter, Rudenz und Bruneck, sich gerne fügen. Mehrere Landsleute werden willkommen geheißen. Ja sogar die Gestalt Geßlers wagt es, versöhnt, unter seinen Widersachern aufzutreten.

Aber indem der Zug ernst und muthig herantritt, findet er sich fast überrascht, einen freieren Boden zu betreten, als den, woher sie gekommen. Sie preisen die Gegend glücklich, wo der Fürst sich mit den Seinigen verbündet, damit das anerkannte Gesetz auch sogleich zur entschiedenen Ausführung gelange, und Recht gegen Recht sich nicht blos durch Hinderungen darthue.

Von dieser sich unter einander bestärkenden Gesellschaft werden wir zur Betrachtung eines einzelnen Mannes geführt, der die Kräfte vieler Tausende in sich vereinigt fühlte. Wallenstein tritt auf in seiner Kraft, die zarte nachgiebige Gattin an seiner Seite.

Dämoniſch begleitet ihn Gräfin Terzky an der andern. Max, Thekla und ihre vertraute Neubrunn ahnen die bevorſtehenden Schickſale nicht. Höchſte Selbſtſtändigkeit, gewaltige Einwirkung auf Andere, ruhig durchgeführte Plane bezeichnen den außerordentlichen Mann. Aber ach! zu große Selbſtſucht, wankende Treue, vergiften ſein hohes Gemüth. Zweifel am Gegenwärtigen, Furcht vor dem Zukünftigen beunruhigen, verwirren ihn ſogar. Der Sterndeuter will belehren, will thöricht auf die Richtung hinweiſen, die der Mann ſeinem eignen Charakter verdanken ſollte.

Wallenſteins Lager verleiht uns eine Muſterkarte des ſeltſamen Heeres, welches der anziehende Name des weit berühmten Helden zuſammen gerufen. Eingeführt werden ſie auf ihre eigene Weiſe, und wir treffen hier auf den heiterſten Punkt unſerer Darſtellungen.

Tieferes Nachdenken erregt die folgende Abtheilung, wo, nach einem vielverſprechenden Fragmente Schillers, der Wendepunkt ruſſiſcher Geſchichte angedeutet werden ſollte. Wir ſehen dieſes hohe würdige Reich in beklagenswerther Verwirrung unter einem tüchtigen und untüchtigen Uſurpator: Boris und Demetrius. Schwer iſt ſolch' ein Zuſtand zu ſchildern,

der den Geist des Beobachters niederdrückt; herzerhebend hingegen die Aussicht auf das Glück, das nachher aus einer reinen ununterbrochenen Erbfolge entspringt. Marina, Arinia, Odowalsky zieren die Gruppe.

Möge, nach so viel Ernst, ein leichtsinniges Mährchen zum Schlusse gefallen. Altoum, fabelhafter Kaiser von China; Turandot, seine räthselliebende Tochter, stellen sich vor. Kalaf, ein kühner Bewerber, Adelma, eine leidenschaftliche Nebenbuhlerin, Zelima und ein wunderliches Maskengefolge erbitten sich, wie dem Ganzen, Geneigtheit und Nachsicht.

Epilog.

Die Ilme kann sich nicht versagen noch einmal zu erscheinen und ihren höchsten Stolz auf den heutigen Tag zu bekennen. Auf ihrer Spur tritt festlich froh, jedoch über das lange Verweilen der Nacht, über zudringliche Darstellung allzuvieler poetischer Erzeugnisse gleichsam ungeduldig, herein der Tag, begleitet von Pallas Athene, welche den Bund mit ihrer so lange begünstigten getreuen Stadt feyerlichst erneuert, und von Clio, die sich verpflichtet deren Ruhm auf's neue, gegenwärtiges Fest verkündend, in aller Welt auszubreiten. Vorgeführt werden sodann: Künste und Wissenschaften. Alle, bisher von dem höchsten Hause für mannigfaltige Dienste gepflegt und gewartet, widmen und empfehlen sich einer frohen glücklichen Nachkommenschaft.

Festzug

dichterische

Landes-Erzeugnisse,

darauf aber

Künste und Wissenschaften

vorführend.

Weimar

am 25ten December 1814.

Prolog.

Genius, als Pilgrim.

Zwey Knaben mit Weinlaub.

Eure Pfade zu bereiten
Schreit' ich allen andern vor,
Treuer Genius der Zeiten
Leicht gehüllt in Pilgerflor.
Auf den Zwillings-Tafel-Flächen
Seht ihr manchen heitern Raum,
Grünend, blühend wie von Bächen
Aufgeregten Frühlingstraum.
Flüsse blinken, Städte prunken,
Wie das Licht den Aether schwellt,
Kreis' auf Kreise, Funk' aus Funken,
Und die Welt ist erst die Welt.

Sehen wir am Himmelsbogen
Bilder glänzend ausgesät.
Räume hast Du nun durchzogen
Wo Du Tochterglück erhöht.
Sehn wir Enkel Dich umschweben,
Reichlich wie Granate glüht,
Segnen wir das Blüthenleben:
Denn Du bist es die erblüht.

Nacht allein tritt auf.

So tret' ich vor mit nie gefühlter Wonne,
Mein düstres Schleier hebt sich vom Gesicht.
Die Majestät ist milder als die Sonne,
Denn ihre Gegenwart vertreibt mich nicht.
Doch wenn ich denke: daß ich alles fülle,
Daß nur in mir die hellste Sonne strahlt,
Auf dunklem Grunde blinkend, lieblich, stille,
Sich Stern an Stern in ew'gen Bildern mahlt;
Dann möcht' ich viel verkünden, viel erzählen,
Jedoch mein Mund, der unberedte, schweigt.
Wo ist ein Geld zu Fassung der Juwelen?
Wo ist ein Schmuck der diesem sich vergleicht?

Drey Monate treten auf.

Nacht führt sie.

Drey Monden sind es die mir Gunst erweisen,
Stets länger, breiter dehnt mein Reich sich aus;
Ich kann sie dießmal hoch und herrlich preisen:
Denn sie verherrlichen das höchste Haus.

October als Weingott.

Wenn dieser sich mit Kranz auf Kranz bekränzt,
So wird man ihm den Stolz vergeben;
Wenn Uebermuth von Stirn und Auge glänzt,
Er deutet hin auf's reichbegabte Leben.

Wie er ſich auch mit Ranken freudig ziert,
Wie honigſüß die Kelter fließen mag,
Das iſt es nicht: denn ihm allein gebührt
Des Feſtes Feſt, ein auserwählter Tag;
Ein Tag ſo hehr, im Zeitenkreis geſtellet,
Der fünfundzwanzigſte bleibt ſeine Zahl,
Der Sie dem Licht, ein neues Licht, geſellet,
Sich wiederhol' er überzähligmal.

November als Skizze.

Dieſer, der nach Jägerweiſe
Wälder, Berg und Thal durchſtreift,
Tritt herbei zu Deinem Preiſe,
Da er nicht im Weiten ſchweift;
Nein! das ſchöne Glück ergreift
Zu begleiten Deine Reiſe.

Hinter Ceres Flügelwagen
Wie ſich ſtill die Furche ſchließt,
Und nach mildvergangnen Tagen
Sich das Erndtefeſt ergießt:
Wird er ſo auf grünen Höhen,
Auf der goldnen Saaten Flur
Immerfort geſegnet ſehen
Deines Zuges reiche Spur.

December als Mutter, mit zwei Kindern.

Der Weihnachtsbaum war mütterlich geschmückt,
Die Kinder harrten mit Verlangen,
Und das Ersehnte wird herangerückt,
Das holde Fest wird glanzvoll früh begangen.
Was Kinder fühlen wissen wir nicht leicht! —
(zum Kinde)
Magst du, mein Schatz! dich unterwinden
Und wie es dir im stillen Herzen däucht,
Mit lauter Stimme selbst verkünden?

Weihnachts-Kinder.

Der Winter ist den Kindern hold,
Die jüngsten sind's gewohnt.
Ein Engel kommt, die Flüglein Gold,
Der guten Kindern lohnt.
Sie sind geschickt, sie sind bereit
Zu mancher Jahre Lauf;
Nun sind wir fromm auf Lebenszeit;
Der Himmel that sich auf.
Sie kommen, bringen, groß wie mild,
Ein einzig Weihnachtsfest;
Auf Erden bleibet Ihr sein Bild,
Auch uns im Herzen fest.

Ich weiß, wir dürfen Dir uns nah'n,
Uns gönnst Du jede Zeit,
Wie selig ist es zu empfahn,
Und Dank ist Seligkeit.

Bedürfniß macht die Kinder gleich.
Sie blickt und hilft geschwind.
Denn hoch und niedrig, arm und reich
Das alles ist Ihr Kind.

Schlaf und Nacht. Letzte spricht.

Er schwankt heran, er kann mich nicht entbehren,
Der holde Knabe! Sanft auf mich gelehnt
Steht er geblendet! —
(zum Schlafe)
Kann dir nicht gewähren
Wonach du dich schon Stundenlang gesehnt,
Hier ist nicht Ruh', hier sind nicht weiche Pfühle;
Jedoch, wie sonst, vertraue mir.
Ich schirme dich im glänzenden Gewühle,
Was andre sehn, im Traume zeig' ich's dir.

(Sie fährt fort die Träume auszulegen.)

Vier Träume

menschliche Wünsche und Glückseligkeiten vorstellend.

Erhaben stehn auf höchster Stelle,
Die Welt regieren, ihr zum Heil,
Am Steuer herrschend über Sturm und Welle
Sey *wenigen*, den würdigsten zu Theil.

Doch pflichtgemäß, befehlgemäß zu handeln,
Befördern das gemeine Glück,
Im lichten Abglanz ehrenvoll zu handeln,
Sey *mehrerer*, sey des Verdienst's Geschick.

Wem der Besitz von Geld und Gut gelungen,
Erhalte was ihm angehört.
Das haben *viele* sich errungen,
Genießen sie es ungestört.

Doch wieder jung in seinen Kindern werden,
Auf ewige Tage sich zu freun,
Das ist das höchste Glück auf Erden
Und ist *der ganzen Welt* gemein.

Mich zieht es weg, ich darf nicht länger säumen.
Und sage mit Besonnenheit:
Das alles kann ein jeder träumen;
Euch ganz allein ist's Wirklichkeit.

Er träume fort und schaue geist'gen Blicks
Was Euch die Götter Günst'ges zubereiten.
Wir, wachend glücklich, Zeugen Eures Glücks
Und hochgetrost für ewige Zeiten.

Drey Dichtarten.

Epos. Tragödie. Komödie.

Epos.

Mit Zuversicht darf ich mich hier erheben,
Dem Allergrößten war ich stets vertraut.
Wenn andre staunen, wenn verwirrt sie beben,
Da fühl' ich mich von Grund aus auferbaut.
Achillen hegt' ich, hegt' Ulissen kräftig,
Im Tiefsten froh, an heitrer Lebensbrust
Und alles Andre was umher geschäftig
Im Heldenleben rang zu Schmerz und Lust;
So zuversichtlich trat ich hier herein,
Nun schein ich mir nur mein Gespenst zu seyn.

Sonst wiederholt' ich: wie die Herrn der Schaaren,
Achill und Agamemnen, sich entzwent.
Den Jammer um Patrokles, Hektors Bahren
Erhielt ich laut durch alle Folgezeit;
Mittheilt' ich tausend aber tausend Jahren
Der Griechen, der Trojaner Herzeleid.
Das will nun alles abgethan erscheinen,
Die Großen sehn sich, einen sich, vereinen.

Tragödie.

Das Ungeheure war mir anempfohlen,
Und ich behandelt' es im höchsten Sinn,
Wohin ich trat, erglühten mir die Sohlen
Von Leidenschaften, gräßlicher Gewinn!
Heut aber muß ich eigens mich erholen,
Indem ich Zeit und Ort entfremdet bin.
Das Ungeheure ward nun! — Doch zum Besten
Verklärte sich's, verklärte sich's zu Festen.

Komödie.

Ich aber, Schwestern, kann mich nicht verleugnen,
Mit frohem Sinne blick' ich alles an.
Hier kann sich nichts als Freudiges ereignen,
Ich brauche nichts zu thun, es ist gethan.
So will ich mich in dieses Band verweben,
Und was mir ahnelt führ' ich froh heran.
Hier seh' und fühl' ich ein erregtes Leben,
Ich theile was ich sonst gegeben.

(entfernt sich.)

Epos.

Die Wirkung dieses Festes fühl' ich gleich;
Ein neuer Sinn muß uns vereinen.
Den Rücken kehr' ich meinem Schlachtenreich,
Und du, enthalte dich von Klag' und Weinen.
Wir sind verändert! — Stolzes Thatgepränge
Zu keinem Ziel und Zweck ist uns ein Schaum;
Verwirrtes Wogen unverständ'ger Menge,
Von allen Träumen ist's der schwerste Traum.
Nothwendigkeit und Schicksal! herbe Strenge! —
Hervor, o Schwester, frei im freisten Raum!
Nicht störrisch darf sich Leidenschaft erkühnen;
Die schönste Leidenschaft ist, hier zu dienen.

Tragödie.

Den preise selig der erfährt,
Was Millionen sich erflehen!
Was jedes Kind, was jeder Greis begehrt:
Von Eurem Blick ermuntert hier zu stehen;
Dieß hohe Glück ist uns gewährt.
Wie Geist und Liebe diesen Saal durchwehen,
Dem Fühlenden Gefühl begegnet,
Wie jeder sich im Ganzen segnet,
Gelinge lieblich zu enthüllen
Uns, Eurem Dienst entzündeten Sibyllen!

Epos.

Den Jubel hör' ich schon des muntern Zuges,
Wie froh beschleunigt jeder seinen Gang:
Denn was ihm heut gewährt ist, raschen Fluges,
Bleibt würdiger Schatz das ganze Leben lang.
Nur Augenblicks an dieser Stelle halten,
Von Euch bemerkt Euch nah zu stehn
Ist höchste Gunst, die sämmtliche Gestalten
Durch meinen Mund vorläufig anerflehn.
Damit jedoch in solchem Lustgetümmel
Der Sinn erscheine der verschleiert liegt,
Gestaltenreich, ein überdrängt Gewimmel,
Dem innern Sinn so wie dem äußern gnügt;
So melden wir: daß alles was vorhanden,
Durch Musengunst den Unsrigen entstanden.

Tragödie.

„Man hält mit jedem Stoffe sich geschmückt,
Wenn er ein Landerzeugniß! — Mag der beste
Dem Ausland bleiben! — Eigner Fleiß beglückt,
Und eignet sich dem Anschaun höchster Gäste."
So sagte Jene die uns angeregt,
Selbsttätig weiß uns alle zu beseelen;
Geschieht nunmehr was sie uns auferlegt,
So können wir in keinem Sinne fehlen.

Was von Erzeugniſſen dem Dichtergeiſt
Im ſtillen Thal der Ilme längſt gelungen,
Iſt mehrentheils was dieſer Zug beweist.
Er kommt, Gestalt Gestalten aufgedrungen.

Und wenn die Guten — ſag' ich's nur gerührt —
Die uns der Welt Bedeutniſſe gegeben,
Vorüber ſind, ſo ſey zu Luſt und Leben
Was ſie vermocht vor dieſen Tag geführt.

Festzug.

„Wenn vor deines Kaisers Throne
Oder vor der Vielgeliebten,
Je dein Name wird gesprochen;
Sey es dir zum höchsten Lohne.

Solchen Augenblick verehre:
Wenn das Glück dir solchen gönnte!“
Also klingt vom Orient:
Her des Dichters weise Lehre.

Glücklich preisen wir die Guten
Die wir jetzt zu nennen wagen,
Die, in kurzvergangnen Tagen,
Weggeführt des Lebens Fluthen.

In geſelliger Unterhaltung wandte ſich das Intereſſe faſt ausſchließlich gegen nordiſche und überhaupt romantiſche Vorzeit. Die, nach dem Original, aus dem Stegreif vorgetragene, und immer beſſer gelingende Ueberſetzung der Nibelungen hielt durchaus die Aufmerkſamkeit einer edeln Geſellſchaft feſt, die ſich fortwährend Mittwochs in meiner Wohnung verſammelte. Fierabras und andere ähnliche Heldenſagen und Gedichte, König Rother, Triſtan und Iſalde folgten und begünſtigten einander; beſonders aber wurde die Aufmerkſamkeit auf Wilkina Saga und ſonſtige nordiſche Verhältniſſe und Productionen gelenkt, als der wunderliche Fußreiſende Runen-Antiquar Arndt bei uns einkehrte, durch perſönliche Mittheilungen und Vorträge die Geſellſchaft wo nicht für ſich einnahm, doch ſich ihr erträglich zu machen ſuchte. Dr. Majers nordiſche Sagen trugen das Ihrige bei, uns unter dem düſtern Himmel wohlbehaglich zu erhalten; zugleich war nichts natürlicher als daß man Deutſche Sprachalterthümer hervorhob und immer mehr ſchätzen lernte, wozu Grimms Aufenthalt unter uns mitwirkte, indeß ein gründlich grammatiſcher Ernſt durch des Knaben Wunderhorn lieblich aufgefriſcht wurde.

Die Ausgabe meiner Werke bei Cotta forderte gleichfalls manchen Zeitaufwand, ſie erſchien und gab mir Gelegenheit durch Verſendung mancher Exemplare mich Gönnern und Freunden in's Gedächtniß zu rufen.

Von derselben wird an einem andern Orte die Rede seyn.

Was aber bei meinen dießjährigen Bemühungen am entschiedensten auf das Künftige hinwies, waren Vorarbeiten zu jenem bedeutenden Unternehmen einer Selbstbiographie, denn es mußte mit Sorgfalt und Umsicht verfahren werden, da es bedenklich schien, sich lange verflossener Jugendzeiten erinnern zu wollen. Doch ward endlich der Vorsatz dazu gefaßt, mit dem Entschluß gegen sich und andere aufrichtig zu seyn und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, in so weit die Erinnerung nur immer dazu behülflich seyn wollte.

Meinen dießjährigen längern Aufenthalt in Jena forderte auch die neue Einrichtung, welche in Absicht des Hauptgeschäftes das mir obiag unlängst beliebt wurde. Unser gnädigster Herr nämlich hatte angeordnet, daß alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst unter Eine Oberaufsicht versammelt, aus Einer Casse bestritten und in Einem Sinne verhältnißmäßig fortgeführt werden sollten. Höchstdieselben hatten das Zutrauen zu Geh. Rath von Voigt und mir, daß wir diese Absichten treu und zweckmäßig erfüllen würden. Zu diesen Anstalten aber, welche, ohne mit ähnlichen Instituten verknüpft, und in ältere Verhältnisse verflochten zu seyn, bloß von dem Willen des Fürsten abhingen, indem er auch den Aufwand derselben aus eigenen Mitteln bestritt, gehörte in Weimar die Biblio-

thek und das Münzcabinet, ingleichen die freie Zeichenschule; in Jena die verschiedenen seit dem Regierungsantritt des Herzogs erst gegründeten und ohne Mitwirkung der übrigen höchsten Herren Erhalter der Akademie, errichteten Museen und sonstigen wissenschaftlichen Einrichtungen. Bei nunmehrigem Verein aller dieser Institute, die bisher besondere Etats gehabt, hing es von den Vorgesetzten ab, zu ermessen wo jedesmal, nach Vorkommniß der Umstände, Gelder verwendet und diesem und jenem Zweige nachgeholfen werden sollte; welches bei lebendiger Uebersicht und vorurtheilsfreien Gesinnungen um desto möglicher war, da der Fürst nicht sowohl Vorschläge zu dem was geschehen sollte verlangte, als vielmehr gern von dem was geschehen war berichtlich und persönlich Kenntniß nahm.

Da die gedachten Jenaischen Anstalten, seit dreyßig Jahren gegründet und fortgeführt, bei der Französischen Invasion nur wenig gelitten hatten, so suchte man sie um desto muthiger vollkommen herzustellen und noch andere neu damit zu verbinden. Weil aber wegen Erweiterung beschränkter Localitäten und zweckmäßiger Umstellung des vorhandenen, alles dieses eine gewisse durchdringende individuelle Einsicht verlangte; so wurde die persönliche Gegenwart desjenigen der zu entscheiden berechtigt war, um so mehr erfordert, als hier kein Plan sich denken ließ, und nur eine, die augenblick-

lichen Umſtände benutzende Gewandtheit zum Ziele führen konnte.

Für Weimar dagegen machte ſich eine Baulichkeit von Bedeutung nöthig, ein Anbau nämlich an Herzogliche Bibliothek, wodurch ſowohl Expeditionszimmer als andere Räume zu dem ſich immer vermehrenden Vorrath an Büchern, Kupferſtichen und andern Kunſtſachen gewonnen wurden. Die wegen Ausbau des Schloſſes anweſenden Preußiſchen Architekten Gentz und Raabe waren beiräthig, und ſo entſtand ein ſo nützliches als erfreuliches auch innerhalb wohl verziertes Gebäude.

Doch nicht für Räume und Sammlungen allein ward geſorgt, eine durch Sparſamkeit in gutem Zuſtand erhaltene Caſſe erlaubte gerade zur rechten Zeit einen jungen Naturforſcher, den Profeſſor Voigt, nach Frankreich zu ſenden, der gut vorbereitet, in Paris und andern Orten, ſeinen Aufenthalt ſorgfältig zu nutzen wußte, und in jedem Sinne wohlausgeſtattet zurückkehrte.

Das Theater ging, nach überſtandenen leichten Stürmen, ruhig ſeinen Gang. Bei dergleichen Erregungen iſt niemals die Frage wer etwas leiſten, ſondern wer einwirken und befehlen ſoll; ſind die Mißverhältniſſe ausgeglichen, ſo bleibe alles wie vorher und iſt nicht beſſer wo nicht ſchlimmer. Das Repertorium war wohl ausgeſtattet, und man wiederholte die Stücke, dergeſtalt daß das Publicum an ſie gewöhnt blieb, ohne ihrer überdrüſſig zu werden. Die neuſten Erzeugniſſe:

Antigone von Rochlitz, Knebels Ueberſetzung von Sakl des Alfieri, die Tochter Jephta von Robert, wurden der Reihe nach gut aufgenommen. Werners bedeutendes Talent zu begünſtigen bereitete man eine Aufführung des 24 Februars mit großer Sorgfalt vor, indeſſen die gefälligen heiteren Stücke von Steigentesch ſich im Publicum einſchmeichelten.

Demoiſelle Häsler als vielverſprechende Sängerin, Moltke als höchſt angenehmer Tenor, traten zu unſerer Bühne und nahmen Theil an den Didaskalien welche treulich und eifrig fortgeſetzt wurden. Werner verſuchte große und kleine Tragödien, ohne daß man hoffen konnte ſie für das Theater brauchbar zu ſehen.

Die häuslichen muſikaliſchen Unterhaltungen gewannen durch ernſtere Einrichtungen immer mehr an Werth. Das Sängerchor unter Anleitung Eberweins leiſtete immer mehr. Donnerſtag Abends war Probe, nach der man meiſtens zu einem fröhlichen Mahl zuſammenblieb. Sonntags Aufführung vor großer guter Geſellſchaft, begleitet von irgend einem Frühſtück. Dieſe durch den Sommer einigermaßen unterbrochenen Privatübungen wurden im Spätherbſt ſogleich wieder aufgenommen, indeſſen Theater und öffentliche Muſik durch den antretenden Capellmeiſter Müller belebt und geregelt wurden. Auch iſt nicht zu vergeſſen, daß im Laufe des Jahrs Fräulein aus dem Winkel uns durch die mannichfaltigſten Talente zu ergötzen wußte.

Auch die bildende Kunst, die wir freilich immerfort auf das herzlichste pflegten, brachte uns dieses Jahr die schönsten Früchte.

In München wurden die Handzeichnungen Albrecht Dürers herausgegeben, und man durfte wohl sagen, daß man erst jetzt das Talent des so hoch verehrten Meisters erkenne. Aus der gewissenhaften Peinlichkeit, die sowohl seine Gemählde als Holzschnitte beschränkt, trat er heraus bei einem Werke wo seine Arbeit nur ein Beiwesen bleiben, wo er mannichfaltig gegebene Räume verzieren sollte. Hier erschien sein herrliches Naturell völlig heiter und humoristisch; es war das schönste Geschenk des aufkeimenden Steindrucks.

Von der Mahlerey wurden wir auch gar freundlich theilnehmend heimgesucht; Kügelgen der gute, im Umgang allen so werthe Künstler verweilte mehrere Wochen bei uns, er mahlte Wielands Portrait und meins nach der Person, Herders und Schillers nach der Ueberlieferung. Mensch und Mahler waren eins in ihm, und daher werden jene Bilder immer einen doppelten Werth behalten.

Wie nun er durch Menschengestalt die Aufmerksamkeit sowohl auf seine Arbeit als auf die Gegenstände hinzog, so zeigte Kaatz mehrere landschaftliche Gemählde vor, theils nach der Natur eigens erfunden, theils den besten Vorgängern nachgebildet. Die Ausstellung sowohl hier als in Jena gab zu sinnig geselligen Vereinen den heiter-

sten Anlaß. und brachte auch solche Personen zusammen die sich sonst weniger zu nähern pflegten.

Hirts Werk über die Baukunst forderte zu neuer Aufmerksamkeit und Theilnahme in diesem Fache, sodann nöthigte er uns durch die Restaurationen des Tempels der Diana zu Ephesus, ingleichen des Salomonischen, in's Alterthum zurück. Zu Geschichte und trümmerhafter Anschauung mußte die Einbildungskraft sich gesellen; wir nahmen lebhaft Theil, und wurden zu ähnlichen Versuchen aufgeregt.

Ein vorzügliches für alterthümliche Kunst höchst wichtiges Geschenk ertheilte uns Herr Dr. Stieglitz, indem er Schwefelabgüsse seiner ansehnlichen Münzsammlung verehrte und sowohl dadurch als durch das beigefügte Verzeichniß den Forschungen in dem Felde alterthümlicher Kunst nicht geringen Vorschub leistete.

Zugleich vermehrten sich unsere Münzfächer durch Medaillen des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Betrachtungen darüber wurden zu Programmen der allgemeinen Jenaischen Literaturzeitung bestimmt; der kunstreiche Schwerdgeburth, mit gewissenhafter Genauigkeit, stach dazu einige Umrißtafeln.

Zu allen diesen fügte sich noch eine Sammlung Köstritzer Ausgrabungen metallner Geräthe von unbekannten Formen, denen ich viel Aufmerksamkeit schenkte. Ich forschte manches darüber in der ältern Geschichte, besonders jener Epoche wo Heiden- und Christenthum in

Franken und Thüringen gegen einander schwankten. Unter den Büchern die ich damals aufschlug waren mir die Antiquitates Nordgavienses besonders merkwürdig, und veranlaßten eine genaue Betrachtung der Paganien, d. h. der heidnischen Gebräuche, welche durch die ersten Fränkischen Concilien verbannt wurden. Ich überzeugte mich auf's neue daß unsere heidnischen Urväter zwar viele auf Naturahnungen sich beziehende düster abergläubische Gewohnheiten, aber keine fratzenhaften Götzenbilder gehabt. Ein schriftlicher Aufsatz über diese Gegenstände ward von dem Fürstlich Reußischen Besitzer freundlich aufgenommen und mir dagegen ein Exemplar der gefundenen räthselhaften Alterthümer verehrt.

Auch eine Sammlung von eigenen Handschriften bedeutender Personen ward dieses Jahr durch Freundesgunst ansehnlich vermehrt, und so bestärkte sich der Glaube daß die Handschrift auf den Charakter des Schreibenden und seine jedesmaligen Zustände entschieden hinweise, wenn man auch mehr durch Ahnung als durch klaren Begriff sich und andern davon Rechenschaft geben könne; wie es ja bei aller Physiognomik der Fall ist, welche bei ihrem ächten Naturgrunde nur dadurch außer Credit kam, daß man sie zu einer Wissenschaft machen wollte.

Von Naturereignissen erwähne ich des gewaltsamen Sturms in der Nacht vom 30 auf den 31 Januar, welcher weit und breit wüthete, und auch mir einen empfindlichen Schaden brachte, indem er einen alten ehrwürdi-

gen Wachholderbaum in meinem Garten am Sterne niederwarf und ſo einen treuen Zeugen glücklicher Tage von meiner Seite riß. Dieſer Baum, der einzige in der ganzen Gegend, wo der Wachholder faſt nur als Geſtrüppe vorkommt, hatte ſich wahrſcheinlich aus jenen Zeiten erhalten wo hier noch keine Gartencultur geweſen. Es hatten ſich allerlei Fabeln von ihm verbreitet: ein ehemaliger Beſitzer, ein Schulmann, ſollte darunter begraben ſeyn, zwiſchen ihm und dem alten Hauſe, in deſſen Nähe er ſtand, wollte man geſpenſterhafte Mädchen, die den Platz reine kehrten, geſehen haben; genug er gehörte zu dem abenteuerlichen Complex jenes Aufenthalts, in welchem ſo manche Jahre meines Lebens hingefloſſen, und der mir und andern durch Neigung und Gewohnheit, durch Dichtung und Wahn ſo herzlich lieb geworden.

Den umgeſtürzten Baum ließ ich durch einen jungen Künſtler zeichnen, wie er noch auf Herzoglicher Bibliothek zu ſehen iſt; die Unterſchrift ſagt von ihm folgendes:

„Oben gezeichneter Wachholderbaum ſtand in dem Garten des Herrn Geheim. Raths von Goethe, am Stern. Die Höhe vom Boden bis dahin wo er ſich in zwey Aeſte theilte, war zwölf hieſige Fuß, die ganze Höhe 43 Fuß. Unten an der Erde hielt er 17 Zoll im Durchmeſſer, da wo er ſich in die beiden Aeſte theilte, 15 Zoll. Jeder Aſt 11 Zoll, und nachher fiel es ab, bis ſich die Spitzen ganz zart verzweigten.

Von seinem äußerst hohen Alter wagt man nichts zu sagen. Der Stamm war inwendig vertrocknet, das Holz desselben mit horizontalen Rissen durchschnitten, wie man sie an den Kohlen zu sehen pflegt, von gelblicher Farbe und von Würmern zerfressen.

Der große Sturm, welcher in der Nacht vom 30 zum 31 Januar wüthete im Jahr 1809, riß ihn um; ohne dieses außerordentliche Ereigniß hätte er noch lange stehen können. Die Gipfel der Aeste so wie die Enden der Zweige waren durchaus grün und lebendig."

---

1 8 1 0.

Ein bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn; so daß ich mich bei einem überreichen Ganzen in Verlegenheit fühle, wie ich die Theile gehörig ordnungsgemäß darstellen soll.

Vor allen Dingen verdient wohl das Wissenschaftliche einer nähern Erwähnung. Hier war der Anfang des Jahrs mühsam genug; man war mit dem Abdruck der Farbenlehre so weit vorgerückt, daß man den Abschluß vor Jubilate zu bewirken nicht für unmöglich hielt; ich schloß den polemischen Theil, so wie die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts: die nach meinen sorgfältigen Zeichnungen gestochenen Tafeln wurden illuminirt, die Recapitulation des Ganzen vollbracht, und man sah das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerey wandern.

Die Ilme nun auf.

Wenn die Ilme, still im Thale,
Manchen goldnen Traum gegängelt;
So erlaubt, daß hoch im Saale
Sie den Feuerzug durchschlängelt.

Denn ich muß am besten wissen
Wie die Räthsel sich entsiegelt;
Die sich solcher Kunst befliſſen
Haben sich in mir bespiegelt.

Droben hoch an meiner Quelle
Ist so manches Lied entstanden,
Das ich mit bedächt'ger Schnelle
Hingestößt nach allen Landen.

Dieß geschah achtzehn Jahre nach dem Gewahrwerden eines uralten Irrthums, in Gefolg von unabläßigen Bemühungen und dem endlich gefundenen Puncte worum sich alles versammeln mußte. Die bisher getragene Last war so groß, daß ich den 16 May als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren. Um die Wirkung war ich wenig bekümmert, und that wohl. Einer so vollkommenen Untheilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig; ich schweige davon und erwähne lieber wie viel ich bei dieser und bei meinen übrigen wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten einen mehrjährigen Hausgenossen, Reisegefährten, so gelehrten als gewandten und freundlichen Mitarbeiter Dr. Friedrich Wilhelm Riemer schuldig geworden.

Weil man aber einmal des Mühens und Bemühens gewohnt, sich immer sehr gern und leicht neue Lasten auflegt, so entwickelte sich, bei nochmaliger schematischer Uebersicht der Farbenlehre, der verwandte Gedanke: ob man nicht auch die Tonlehre unter ähnlicher Ansicht auffassen könnte, und so entsprang eine ausführliche Tabelle, wo in drey Columnen, Subject, Object und Vermittelung aufgestellt worden.

Und wie keine unserer Gemüthskräfte sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege leicht irre machen läßt, es sey nun daß man zum Wahren oder zum Falschen hinschreite; so wurde jene Vorstellungsart auf die ganze

Physik angewandt: das Subject in genauer Erwägung seiner auffassenden und erkennenden Organe, das Object als ein allenfalls Erkennbares gegenüber, die Erscheinung, durch Versuche wiederholt und vermannichfaltigt, in der Mitte; wodurch denn eine ganz eigene Art von Forschung bereitet wurde.

Der Versuch, als Beweis irgend eines subjectiven Ausspruches, ward verworfen; es entstand was man schon längst Anfrage an die Natur genannt hat. Und wie denn alles Erfinden als eine weise Antwort auf eine vernünftige Frage angesehen werden kann, so konnte man sich bei jedem Schritt überzeugen, daß man auf dem rechten Wege sey, indem man überall im Einzelnen und Ganzen nur Gewinne zur Seite sah.

Wie sehr ich aber auch durch glückliche Umgebung in diesem Fache festgehalten wurde, geht daraus hervor, daß Doctor Seebeck sowohl zu Hause als auswärts fast immer in meiner Nähe blieb. Professor Voigt kam aus Frankreich zurück und theilte gar manche schöne Erfahrung und Ansicht mit; die wissenschaftlichen Zustände in Paris wurden uns durch einen Deutschen nach unserer Sprach- und Denkweise näher gebracht, und wir bekannten mit Vergnügen, daß er seine Zeit sowohl für sich als für uns gut angewendet hatte.

Was für Musik im Theater, sowohl in den ersten als letzten Monaten des Jahrs geschah, vermelde kürzlich: die Uebungen der freiwilligen Hauscapelle wurden

regelmäßig fortgesetzt; Donnerstags Abends Probe vor einigen Freunden gehalten, Sonntags Früh Aufführung vor großer Gesellschaft. Aeltere und jüngere Theatersänger, Choristen und Liebhaber nahmen Theil; Eberwein dirigirte meisterhaft. Mehrstimmige Sachen von Zelter und andern Italiänischen Großen wurden in's Leben geführt und ihr Andenken gegründet, Vergnügen und Nutzen, Anwendung und Fortschreiten in Eins verbunden.

Dadurch daß die Probe von der Ausführung vollkommen getrennt blieb, ward das dilettantische Pfuschen völlig entfernt, das gewöhnlich erst im Augenblick der Aufführung noch probirt, ja bis den letzten Augenblick unausgemacht läßt, was denn eigentlich aufgeführt werden kann und soll.

Die Donnerstage waren kritisch und didaktisch, die Sonntage für jeden empfänglich und genußreich.

Gegen Ende des Jahrs konnten von dieser Gesellschaft öffentliche Unterhaltungen im Theater gegeben werden; man führte solche Musikstücke auf, welche zu hören das Publicum sonst keine Gelegenheit findet, und woran jeder Gebildete sich wenigstens einmal im Leben sollte erquickt und erfreut haben. Als Beispiel nenne ich hier Johanna Sebus, componirt von Zelter, die einen unauslöschlichen Eindruck in allen Gemüthern zurück ließ.

Ebenmäßig wurden mit den recitirenden Schauspie-

lern die Didaskalien fortgesetzt, mit den geübtesten nur bei neuen Stücken, mit den Jüngeren bei frischer Besetzung älterer Rollen. Diese letzte Bemühung ist eigentlich der wichtigste Theil des Unterrichts, ganz allein durch solches Nachholen und Nacharbeiten wird ein ungestörtes Ensemble erhalten.

Zaire, übersetzt von Peucer, bewies abermals die Fertigkeit unseres Personals im reinen Recitiven und Declamiren. Die erste Leseprobe war so vollkommen, daß ein gebildetes Publicum durchaus dabei hätte gegenwärtig seyn können.

Der vierundzwanzigste Februar von Werner, an seinem Tage aufgeführt, war vollends ein Triumph vollkommener Darstellung. Das Schreckliche des Stoffs verschwand vor der Reinheit und Sicherheit der Ausführung; dem aufmerksamsten Kenner blieb nichts zu wünschen übrig.

Bewegte Plastik ward uns durch das ausgezeichnete Talent der Frau Hendel Schütz vorgeführt; öffentliche ernste Darstellung, heitere scherzhafte ja komische Zimmerunterhaltung gewährte neue Kunstansichten und vielen Genuß.

Die Vorstellung der Oper Achill durch Brizzi in Italiänischer Sprache eröffnete gegen Ende des Jahrs ein neues Feld, und zu gleicher Zeit näherte sich, unter den ernstesten und treusten Bemühungen, bei hochgestei-

gertem Talent des Schauspielers Wolff, der standhafte Prinz der ersehnten Aufführung.

Bezüglich auf bildende Kunst ergab sich gleichfalls eine merkwürdige Epoche. Die Gebrüder Boisserée sandten mir durch den auf die Leipziger Messe reisenden Buchhändler Zimmer von Heidelberg ihre köstlichen ausgeführten Zeichnungen des Domgebäudes. Gern rief ich die Gefühle jener Jahre zurück, als der Straßburger Münster mir Bewunderung abnöthigte, und mich zu seltsamen aber tief empfundenen enthusiastischen Aeußerungen veranlaßte. Nun ward das Studium jener älteren besonderen Baukunst abermals ernstlich und gründlich aufgeregt, und dieser wichtige Gegenstand von den Weimarischen Kunstfreunden theilnehmend in Betrachtung gezogen.

Eine Anwandlung landschaftliche Skizzen zu zeichnen wies ich nicht ab; bei Spaziergängen im Frühling, besonders nahe bei Jena, faßt' ich irgend einen Gegenstand auf, der sich zum Bild qualificiren wollte, und suchte ihn zu Hause alsdann zu Papier zu bringen. Gleichermaßen ward meine Einbildungskraft durch Erzählungen leicht erregt, so daß ich Gegenden, von denen im Gespräch die Rede war, alsobald zu entwerfen trachtete. Dieser wundersame Trieb erhielt sich lebhaft auf meiner ganzen Reise, und verließ mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervorzutreten.

Auch fehlte es nicht im Laufe des Jahrs an Gelegen-

heit festlichen Tagen manches Gedicht und manche Darstellung zu widmen. Die romantische Poesie, ein großer Redoutenaufzug war dem dreyßigsten Januar gewidmet, zum 16 Februar wiederholt, wobei zugleich eine charakteristische Reihe Russischer Völkerschaften sich anschloß, gleichfalls von Gedicht und Gesang begleitet. Die Gegenwart der Kaiserin von Oesterreich Majestät in Carlsbad rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleinere Gedicht entwickelte sich im Stillen.

Hackerts Biographie ward indessen ernstlich angegriffen, eine Arbeit die viel Zeit und Mühe kostete; wobei uns das Andenken an den verewigten Freund zu Hülfe kommen mußte. Denn obgleich die vorliegenden Papiere von Bedeutung waren und genugsamen Gehalt lieferten, so blieb doch die verschiedenartige Form desselben schwer zu gewältigen und in irgend ein congruentes Ganzes zusammenzufügen.

Zerstreuungen der Reise, vorübergehende Theilnahme begegnender Freunde an kleineren Aufsätzen erinnerte mich an die mancherlei Einzelnheiten, die auf eine Verbindung warteten, um dem Publicum sich, theils neu theils zum zweytenmale, wieder vorzustellen. Der Gedanke der Wanderjahre, der den Lehrjahren so natürlich folgte, bildete sich mehr und mehr aus, und beschäftigte mich in einzelnen Stunden die auf andere Weise nicht genutzt werden konnten.

Bezüglich auf die Rechte des Autors mußte man merkwürdig finden, daß Minister Portalis bei mir anfragte: ob es mit meiner Bewilligung geschehen könne, daß ein Kölnischer Buchhändler die Wahlverwandtschaften abdrucke? Ich antwortete dankbar in Betreff meiner, verwies aber die Angelegenheit an den rechtmäßigen Verleger. So viel höher standen schon die Franzosen im Begriff von geistigem Besitz und gleichem Recht des Höhern und Niedern, wozu sich die guten Deutschen wohl sobald nicht erheben werden.

In Carlsbad betrachtete ich die Verwüstung die der Sprudel angerichtet mit großem Interesse. Aus den hinteren Fenstern des weißen Hirsches zeichnete ich diesen seltsamen Zustand sorgfältig nach der Wirklichkeit, und überließ mich der Erinnerung vieljähriger Betrachtungen und Folgerungen, deren ich hier nur kürzlich erwähnen darf.

---

1 8 1 1.

Dieses Jahr zeichnet sich durch anhaltende äußere Thätigkeit besonders aus. Das Leben Philipp Hackerts ward abgedruckt und die vorliegenden Papiere nach jedesmaligem Bedürfniß sorgfältig redigirt. Durch diese Arbeit wurd' ich nun abermals nach Süden gelockt; die Ereignisse die ich jener Zeit in Hackerts Gegenwart oder doch in seiner Nähe erfahren hatte, wurden in der Ein-

bildungskraft lebendig; ich hatte Ursache mich zu fragen, warum ich dasjenige was ich für einen andern thue nicht für mich selbst zu leisten unternehme? Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene frühste Lebensgeschichte; hier fand sich nun freilich daß ich zu lange gezaudert hatte. Bei meiner Mutter Lebzeiten hätt' ich das Werk unternehmen sollen, damals hätte ich selbst noch jenen Kinderscenen näher gestanden, und wäre durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin versetzt worden. Nun aber mußte ich diese entschwundenen Geister in mir selbst hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem nothwendigen Zauberapparat mühsam und kunstreich zusammenschaffen. Ich hatte die Entwicklung eines bedeutend gewordenen Kindes, wie sie sich unter gegebenen Umständen hervorgethan, aber doch wie sie im Allgemeinen dem Menschenkenner und dessen Einsichten gemäß wäre, darzustellen.

In diesem Sinne nannt' ich bescheiden genug ein solches mit sorgfältiger Treue behandeltes Werk: Wahrheit und Dichtung, innigst überzeugt, daß der Mensch in der Gegenwart ja vielmehr noch in der Erinnerung die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele.

Dieses Geschäft, insofern ich durch geschichtliche Studien und sonstige Local- und Personen-Vergegenwärtigung viel Zeit aufzuwenden hatte, beschäftigte mich wo ich ging und stand, zu Hause wie auswärts,

dergestalt daß mein wirklicher Zustand den Charakter einer Nebensache annahm, ob ich gleich überall wo ich durch's Leben hingefordert wurde, gleich wieder mit ganzer Kraft und vollem Sinne mich gegenwärtig erwies.

Für das Theater geschah sehr viel, wobei des trefflichen Wolff sich immer steigerndes Talent im besten Sinne hervortrat. Der standhafte Prinz ward mit allgemeinem Beifalle aufgeführt, und so der Bühne eine ganz neue Provinz erobert. Auch erschien Wolff als Pygmalion, und seine Darstellung machte vergessen, wie unzulässlich und unerfreulich dieß Stück eigentlich sey.

Von Knebels übersetzter Saul Alfieri's, die Tochter Jephta, Tasso wurden wiederholt, Romeo und Julie für's Theater bearbeitet; wobei sowohl Riemer als Wolff eifrig mitwirkten; und so ward auch für die nächste Folge Calderons Leben ein Traum vorbereitet.

Demoiselle Frank aus Mannheim erntete als Emmeline und Fanchon großen Beifall; Brizzi wiederholte seinen Besuch, die Vorstellung von Achill nahm wieder ihren glänzenden Gang. Die zweyte große Oper Ginevra konnte sich jener nicht gleich stellen; auch hier bewahrheitete sich die alte Lehre, daß ein verfehlter Text der Musik und Darstellung insgeheim den Untergang vorbereite. Ein Bösewicht und Verräther nimmt sich am Ende überall schlecht aus, am

schlechtesten auf dem Theater, wo der Verlauf seiner Niederträchtigkeiten abgesponnen und uns vor die Augen geführt wird.

Das neuerbaute Schauspielhaus zu Halle verlieh die sämmtlichen Vortheile der Lauchstädter Bühne; die Einweihung desselben gab Gelegenheit zu einem Prolog, welchem freundliche Theilnahme zu Theil ward.

Mit der Musik gelang es mir nicht so glücklich; was ich vor einem Jahre meine Hauscapelle zu nennen wagte, fühlte ich im Innersten bedroht. Niemand merkte einige Veränderung, aber es hatten sich gewisse Wahlverwandtschaften eingefunden, die mir sogleich gefährlich schienen, ohne daß ich ihren Einfluß hätte hindern können. Noch zu Anfang des Jahres ward nach herkömmlicher Weise verfahren, doch schon nicht mehr in so regelmäßiger wöchentlicher Folge. Noch trugen wir ächte alte Sachen vor, mehrere neue Canons von Ferrari belebten die Lust der Sänger und den Beifall der Zuhörer; ich aber hatte mich schon in diesen Verlust ergeben, und als bei meiner bevorstehenden Sommerreise zu Ende Aprils eine Pause eintreten mußte, so war schon mein Entschluß gefaßt nie wieder zu beginnen: ich verlor dabei sehr viel, und mußte deßhalb ernstlich bedacht seyn mich anderwärts zu entschädigen.

Noch während dieser auferbaulichen Unterhaltung schrieb ich die Cantate Rinaldo für des Prinzen Fried-

Lebensweisheit, in den Schranken
Der uns angewiesenen Sphäre,
War des Mannes heitre Lehre
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen.

Geistreich schaut er und beweglich
Immerfort auf's reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel.

Stets erwägend, gern entschuld'gend,
Oft getadelt, nie gehaßt;
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend
Seiner Fürstin werther Gast.

Friedrich von Gotha Durchlaucht; sie ward durch den verdienstvollen Capellmeister Winter componirt, und gewährte, durch des Prinzen anmuthige Tenorstimme vorgetragen, von Chören begleitet, einen schönen Genuß.

Was sich auf ältere bildende Kunst bezog ward vorzüglich geachtet. Meyer bearbeitete unablässig die Kunstgeschichte, und alle deßhalb gepflogenen Untersuchungen gaben Stoff zu belehrendem Gespräch.

Mionetische Pasten Altgriechischer Münzen hatten, als die würdigsten Documente jener Zeit, die entschiedensten Aussichten eröffnet.

Die Lust sich Vergangenes zu vergegenwärtigen wirkte fort, und wir suchten mit Hülfe eines guten Rechners den Rogus des Hephästion, besonders aber das ungeheure Amphitheater wieder herzustellen, in dessen Mitte er aufgeführt war, und wozu die Mauer von Babylon Erde und Schutt hatte hergeben müssen, wie zum Rogus die Ziegeln. Das ganze Griechische Heer sah mit Bequemlichkeit der Feyer zu.

Viele Jahrhunderte waren dagegen zu überschreiten, als Dr. Sulpiz Boisserée mit einer wichtigen Folge von Zeichnungen und Kupfern bei uns eintraf, und unsere Kunstbetrachtungen in's Mittelalter hinlenkte. Hier verweilten wir so gern, weil eine wohl überdachte Folge übereinstimmender Monumente vor uns lag, die uns in eine zwar düstere aber durchaus ehren- und antheilwerthe Zeit versetzte. Das lebhafte Interesse

des Vorzeigenden, die gründliche Erkenntniß jener Zustände und Absichten, alles theilte sich mit, und man ließ sich, wie bei einer veränderten Theaterdecoration, abermals gern in Zeiten und Localitäten versetzen, zu denen man in der Wirklichkeit nicht wieder gelangen sollte.

Und so ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gaste geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach.

Ferner hatte derselbe Federzeichnungen nach dem Gedichte: die Nibelungen, von Cornelius mitgebracht, deren alterthümlich tapferen Sinn, mit unglaublicher technischer Fertigkeit ausgesprochen, man höchlich bewundern mußte.

Als Nachklang jener früheren Weimarischen Kunstausstellung, in Gefolg guter daraus sich herleitender Verhältnisse mit lebenden Künstlern, ward gar manches eingesendet. Der verdienstvolle Nauwerck zu Ratzeburg schickte Zeichnungen und Gemählde; des allzufrüh abgeschiedenen Landschaftsmahlers Kaatz hinterlassene Zeichnungen wurden vorgelegt. Prinzeß Caroline von Mecklenburg, selbst einen schönen Sinn für landschaftliche Zeichnungen besitzend, so wie anmuthig ausführend, verschaffte sich von beiden eine Auswahl.

So wurden wir auch mit einem hoffnungsvollen Talente eines jung abgeschiedenen Mannes Namens Wehle zum erstenmal bekannt, dessen Verlassenschaft

Baron Schönberg-Rothschönberg käuflich an sich gebracht hatte. Sowohl in Skizzen als ausgeführten Blättern nach der Natur offenbarte sich ein glücklich künstlerischer Blick in die Welt, und das Interesse an diesen Blättern war durch fremdartige seltsamliche Localität erhöht. Er war bis Tiflis vorgedrungen, und hatte Fernes so wie Nahes mit charakteristischer Leichtigkeit dem Papier anvertraut.

Vor der Naturbetrachtung war man einigermaßen auf der Hut; doch studirte ich zwischendurch die Geschichte der Physik, um das Herankommen dieser höchsten Wissenschaft mir möglichst zu vergegenwärtigen: denn ganz allein durch Aufklärung der Vergangenheit läßt sich die Gegenwart begreifen. Eine Wissenschaft ist, wie jede menschliche Anstalt und Einrichtung, eine ungeheure Contignation von Wahrem und Falschem, von Freiwilligem und Nothwendigem, von Gesundem und Krankhaftem; alles was wir tagtäglich gewahr werden, dürfen wir am Ende doch nur als Symptome ansehen, die wenn wir uns wahrhaft ausbilden wollen, auf ihre physiologischen und pathologischen Principe zurückzuführen sind.

Ich enthielt mich persönlich von Versuchen aller Art, aber ein Judianisches Weißfeuer auf dem Landgrafenberg, von Professor Döbereiner abgebrannt, gab durch Erleuchtung des Thales, besonders der gegen-

über liegenden Berge, eine höchst überraschende Erscheinung.

Nach diesem aufblickenden Lichtglanze durfte sich der herrliche langverweilende Komet wohl auch noch sehen lassen, unsere Augen entzücken und unsern innern Sinn in das Weltall hinausfordern.

Mein dießjähriger Aufenthalt in Carlsbad nahm einen ganz eigenen Charakter an; die Lust des Haftens an der Natur, des Zeichnens und Nachbildens hatte mich ganz und gar verlassen; nichts der Art wollte weiter gelingen, und so war ich auch des Durchstöberns und Durchklopfens der allzubekannten Felsmassen völlig müde. Müller, in hohen Jahren, war nicht mehr anregend, und so sah' ich denn auch die Bemühungen, dem Sprudel seinen alten Weg wieder zu weisen, mit Gleichgültigkeit, getröstet durch die Bemerkung, daß man zwar althergebrachten Vorurtheilen zu schmeicheln, aber doch einem ähnlichen Uebel zuvor zu kommen trachtete.

In Gesellschaft von lebenslustigen Freunden und Freundinnen übergab ich mich einer tagverzehrenden Zerstreuung. Die herkömmlichen Promenaden zu Fuß und Wagen gaben Raum genug sich nach allen Seiten zu bewegen; die näheren sowohl als die entfernten Lustorte wurden besucht, zu welchen sich noch ein neuer auf eine fast lächerliche Weise gesellt hatte. In Wehedits, einem Dorfe über der Eger gegen Dalwitz gelegen, hatte

sich ein Bauer, der als Fuhrmann bis Ungarn frachtete, auf dem Rückwege mit jungen geistig wohlschmeckenden Weinen beladen und in Hof und Haus eine kleine Wirthschaft errichtet. Bei dem niedrigen Stande des Papiergeldes, fast wie Zehn gegen Eins, trank man eine anmuthige Flasche Ungarwein für den Betrag von wenig Silbergroschen. Die Neuheit, das Seltsame, ja die Unbequemlichkeit des Aufenthalts, fügten zur Wohlfeilheit einen gewissen Reiz; man zog hinaus, man lachte, spottete über sich und andere und hatte immer mehr des einschmeichelnden Weins genossen als billig war. Man trug sich über eine solche Wallfahrt mit folgender Anekdote: Drey bejahrte Männer gingen nach Wehedits zum Weine:

Obrist Otto, alt . . .	87 Jahr.
Steinschneider Müller .	84 —
Ein Erfurter	82 —
	253 Jahr.

Sie zechten wacker, und nur der letzte zeigte bei Nachhausegehen einige Spuren von Bespitzung, die beiden andern griffen dem Jüngeren unter die Arme und brachten ihn glücklich zurück in seine Wohnung.

Einen solchen allgemeinen Leichtsinn begünstigte jener niedere Stand des Papiers. Ein ergangenes Patent hatte alle Welt verwirrt gemacht, die vorhandenen Zettel hatten allen Werth verloren, man erwartete die neuen sogenannten Anticipationsscheine. Die Verkäufer und

Empfänger konnten dem sinkenden Papierwerth nicht genug nachrücken, den Käufern und Ausgebenden gerieth es auch nicht zum Vortheil; sie verschleuderten Groschen und wurden so allmählich ihre Thaler los. Der Zustand war von der Art, daß er auch den Besonnensten zur Verrücktheit hinriß.

Doch ist der Tag so lang, daß er sich ohne nützliche Beschäftigung nicht hindringen läßt, und so setzte ich mit Riemers Beistand unter fortwährendem Besprechen die Arbeit an der Biographie fort, das Nächste ausführend, das Fernere schematisirend. Auch waren zum fortgesetzten Lesen und Betrachten die kleineren Schriften Plutarchs jederzeit bei der Hand, wie es denn auch an mancherlei Erfahrung und Belehrung in einem so großen Zusammenfluß von bedeutenden Menschen, die in geschäftsloser Freiheit sich gern von dem was ihnen lieb und werth ist unterhalten, keineswegs fehlen konnte.

Von Personen, die dieses Jahr in Weimar eingesprochen, sind' ich folgende bemerkt: Engelhardt, Architekt von Cassel, auf seiner Durchreise nach Italien. Man wollte behaupten, ich habe ihn in früherer Zeit als Musterbild seines Kunstgenossen in den Wahlverwandtschaften im Auge gehabt. Der so geschickte als gefällige Raabe hielt sich einige Zeit bei uns auf, mahlte mein Bildniß in Oel auf Kupfer. Ritter Obara, ein trefflicher Gesellschafter, guter Wirth und Ehrenmann, wählte Weimar für einige Zeit zu seinem

Wohnort. Die Geſchichten ſeiner vieljährigen Irrfahrten, die er mit einigem Scherz über ſich ſelbſt zu würzen verſtand, verbreiteten über ſeine Tafel einen angenehmen vertraulichen Ton. Daß ſeine Köchin die trefflichſten Beefſteaks zu bereiten wußte, auch daß er mit dem ächteſten Mokka-Kaffe ſeine Gaſtmahle ſchloß, ward ihm nicht zum geringen Verdienſt angerechnet.

Lefevre, Franzöſiſcher Legationsſecretär von Caſſel kommend, durch Baron Reinhard angemeldet, regte im lebhaften Geſpräch Franzöſiſche Rede, Poeſie und Geſchichte wieder auf, zu angenehmſter Unterhaltung. Profeſſor Thierſch ging, gute Eindrücke zurücklaſſend und hoffentlich mitnehmend, bei uns vorüber. Das Ehepaar von Arnim hielt ſich eine Zeitlang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte ſich ſogleich eingefunden; aber eben durch ſolche freie unbedingte Mittheilungen erſchien erſt die Differenz, in die ſich ehemalige Uebereinſtimmung aufgelöſ't hatte. Wir ſchieden in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung.

Von wichtigen Büchern, deren Einfluß bleibend war, las ich St. Croix Examen des Historiens d'Alexandre; Heerens Ideen über die Geſchichte des Handels; Degerando histoire de la philosophie; ſie verlangten ſämmtlich, daß man ſeine Umſicht innerhalb der vergangenen Zeiten auszudehnen und zu erweitern ſich entſchließe.

Jacobi „von den göttlichen Dingen" machte mir nicht wohl; wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen seyn, wenn ich die These durchgeführt sehen sollte: die Natur verbirgt Gott. Mußte, bei meiner reinen tiefen angebornen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsamer, einseitig-beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl, und fand in Spinoza's Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da sich indeß meine Bildung gesteigert hatte, ward ich, im schon Bekannten, gar manches das sich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung, gewahr.

Ouwarows Project einer Asiatischen Akademie lockte mich in jene Regionen, wohin ich auf längere Zeit zu wandern ohnedem geneigt war. Hebels abermalige Alemannische Gedichte gaben mir den angenehmen Eindruck, den wir bei Annäherung von Stammverwandten immer empfinden. Nicht so von Hagens Heldenbuch; hier hatte sich eine alles verwandelnde Zeit dazwischen gelegt. Eben so brachte mir Büschings

armer Heinrich, ein an und für sich betrachtet höchst schätzenswerthes Gedicht, physisch-ästhetischen Schmerz. Den Ekel gegen einen aussätzigen Herrn, für den sich das wackerste Mädchen aufopfert, wird man schwerlich los; wie denn durchaus ein Jahrhundert, wo die widerwärtigste Krankheit in einemfort Motive zu leidenschaftlichen Liebes- und Ritterthaten reichen muß, uns mit Abscheu erfüllt. Die dort einem Heroismus zum Grunde liegende schreckliche Krankheit wirkt wenigstens auf mich so gewaltsam, daß ich mich vom bloßen Berühren eines solchen Buchs schon angesteckt glaube.

Durch einen besondern Zufall kam mir sodann ein Werk zur Hand, von welchem man dagegen eine unsittliche Ansteckung hätte befürchten können; weil man sich aber vor geistigen Einwirkungen, aus einem gewissen frevelhaften Dünkel immer sicherer hält als vor körperlichen, so las ich die Bändchen mit Vergnügen und Eile, da sie mir nicht lange vergönnt waren; es sind die Novelle galanti von Verocchio: sie stehen denen des Abbate Casti an poetischem und rhetorischem Werth ziemlich nahe, nur ist Casti künstlerisch mehr zusammengenommen und beherrscht seinen Stoff meisterhafter. Auf Erinnerung eines Freundes schloß ich die Novelle del Bandelli unmittelbar an. Die Abenteuer des Ritter Grieux und Manon l'Escot wurden als nahe verwandt herbeigerufen; doch muß ich mir zuletzt das Zeugniß geben, daß ich nach allem diesem endlich zum

Landprediger von Wakefield mit unschuldigem Behagen zurückkehrte.

---

1 8 1 2.

Die Familie Kobler erbffnete mit höchst anmuthigen Balletten das Jahr. Romeo und Julie, sodann Turandot werden wiederholt; die Aufführung von: Leben ein Traum vorbereitet. Die zu würdiger Darstellung solcher Stücke erforderlichen Anstrengungen gaben neue Gelegenheit zum tiefer eindringenden Studium und der ganzen Behandlung einen frischen Schwung. Ein junger Schauspieler trat hinzu, Namens Durand, mit allen Vorzügen die man im Allgemeinen an einem jungen sogenannten Liebhaber wünschen kann, nur vermißte man an ihm ein gewisses inneres Feuer, oder auch nur jene Art von Enthusiasmus, der ihn aus sich selbst herausgetrieben, womit er sich dem Publicum aufgedrungen hätte, daß es ihn fühlen und anerkennen mußte. Man hoffte jedoch, daß er dieß Bedürfniß bald selbst empfinden werde.

Theodor Körner war als Theaterdichter hervorgetreten; dessen Tony, Zrini und Rosamunde, als Nachklänge einer kurz vergangenen Epoche, von den Schauspielern leicht aufgefaßt und wiedergegeben und eben so dem Publicum sinn- und artverwandt von ihm günstig aufgenommen wurden. Zu höheren Zwecken

Muſarion.

(ſpricht Phantaſ)

Ein junger Mann von ſchönen Gaben,
Von edlem Sinn und raſcher Lebensluſt,
Um Antheil an der Welt zu haben
Eröffnet ihr die hoffnungsvolle Bruſt.
Geſellen, Freunde, weibliche Geſtalten
Von großer Schönheit, kreiſen um den Tag.
Bei Feſt und Sang, wo Freud' und Liebe walten,
Gewährt das Glück was es im Glanz vermag.
Doch ſolch ein Rauſch reich überdrängter Stunden,
Er dauert nicht. — Und alles iſt verſchwunden.

Er ſteht allein! Jetzt ſoll Philoſophie
Bald ernſt, bald ſchwärmeriſch, ihn heilen,
Die eine fordert ſtreng, die andre würdigt nie
Am Boden thätig zu verweilen
Den ſie bebauen ſollte. Zweifelhaft
Wird nun der Sinn, gelähmt iſt jede Kraft;
Verdüſtert Haupt, erſtroſtet alle Glieder,
So wirft er ſich am Scheidewege nieder.

Ein Mädchen kommt, die er geliebt,
Aus falſchem Argwohn ſie verlaſſen.
Sie iſt's die mir die beſten Lehren gibt:
„Warum das Leben, das Lebend'ge haſſen?

ward die große Zenobia von Calderon ſtudirt und der wunderbare Magus durch Grieſens Ueberſetzung uns angenähert.

Wolff und Riemer machten einen Plan zu Aufführung des Fauſt, wodurch der Dichter verleitet ward mit dieſem Gegenſtand ſich abermals zu beſchäftigen, manche Zwiſchenſcenen zu bedenken, ja ſogar Decorationen und ſonſtiges Erforderniß zu entwerfen. Jene genannten, immer thätigen Freunde entwarfen gleichfalls den Verſuch einer neuen Redaction des Egmont mit Wiederherſtellung der Herzogin von Parma, die ſie nicht entbehren wollten. Die Anweſenheit der Madame Schönberger veranlaßte die erfreulichſten Darſtellungen. Iffland ſchloß das Jahr auf das erwünſchteſte, indem er mehrmals auftrat; vom 20 Decbr. an ſehen wir folgende Vorſtellungen: Clementine, Selbſtbeherrſchung, der Jude, Künſtlers Erdewallen, Don Ranudo und der arme Poet; der Kaufmann von Venedig, der gutherzige Polterer.

Neben ihm traten von unſerm wohlbeſtellten Theater folgende Schauſpieler auf, deren Gemeinſchaft er ſeiner hohen Kunſt nicht unwürdig fand. Es ſcheint uns der Sache gemäß ihre Namen hier aufzuführen, die Herren: Durand, Deny, Graff, Genaſt, Haide, Lorzing, Malkolmi, Oels, Unzelmann, Wolff; ſodann die Damen: Beck, Eberwein, Engels, Lorzing, Wolff.

Der Biographie zweyter Band wurde gearbeitet und

abgeschlossen, auch der dritte Band eingeleitet, im Ganzen entworfen, im Einzelnen ausgeführt. In Gefolg der Darstellung Mosaischer Geschichte im ersten Bande nahm ich den Irrgang der Kinder Israel durch die Wüste aus alten Papieren wieder vor, die Arbeit selbst aber wurde zu andern Zwecken zurückgelegt.

Drey Gedichte für Kaiserliche Majestäten, im Namen der Carlsbader Bürger, gaben mir eine ehrenvoll angenehme Gelegenheit zu versuchen, ob noch einiger poetischer Geist in mir walte.

In der bildenden Kunst ereignete sich manches Günstige: die Nachricht von dem Fund auf Aegina eröffnete der Kunstgeschichte neue Aussichten, an welchen wir uns mit Freund Meyer, der in seinen Bemühungen immer vorwärts ging, erbauten und ergötzten.

Der Gedanke aus vorliegenden alten Münzen das Andenken verlorner Kunstwerke zu ergänzen, war zu reizend und hatte einen dergestalt soliden Grund, daß man nach dem Aufsatz über Morens Kuh in dergleichen Betrachtungen fortfuhr, den Olympischen Jupiter, die Polykletische Juno, und manches andere würdige Bild auf diese Weise wieder herzustellen trachtete.

Ein kleiner Centaur von Silber, etwa spannenlang und bewundernswürdig gearbeitet, rief eine lebhafte Streitigkeit hervor, ob er antik oder modern sey. Die Weimarischen Kunstfreunde, überzeugt daß in solchen Dingen niemals an Uebereinstimmung und Entscheidung

zu denken ſey, bewunderten ihn, belehrten ſich daran und traten zu derjenigen Partey, die ihn für alt und aus den erſten Kaiſerzeiten hielt.

Ich acquirirte eine nicht gar ellenhohe Altflorentiniſche Copie des ſitzenden Moſes von Michelangelo, in Bronze gegoſſen und im Einzelnen durch Grabſtichel und andere ciſelirende Inſtrumente fleißigſt vollendet: ein ſchönes Denkmal ſorgfältiger, beinahe gleichzeitiger Nachbildung eines höchſt geſchätzten Kunſtwerkes jener Epoche, und ein Beiſpiel wie man dem kleinen Bilde, welches natürlich die Großheit des Originals nicht darſtellen konnte, durch eine gewiſſe Ausführlichkeit im Einzelnen, einen eigenthümlichen Werth zu geben wußte.

Die Naturwiſſenſchaft erfreute ſich manchen Gewinnes; Ramdohr „von den Verdauungswerkzeugen der Inſecten" beſtätigte unſere Denkweiſe über die allmähliche Steigerung organiſcher Weſen. Uebrigens aber wandte ſich die Aufmerkſamkeit mehr gegen allgemeine Naturforſchung.

Doctor Seebeck, der chromatiſchen Angelegenheit immerfort mit gewohntem Fleiße folgend, bemühte ſich um den zweyten Newtoniſchen Verſuch, den ich in meiner Polemik nur ſo viel als nöthig berührt hatte; er bearbeitete ihn in meiner Gegenwart und es ergaben ſich wichtige Reſultate, wie jene Lehre, ſobald man anſtatt der anfänglichen Prismen zu Linſen übergeht, in eine faſt unauflösliche Verfitzung verwickelt werde.

Zu allgemeiner Betrachtung und Erhebung des Geistes eigneten sich die Schriften des Jordanus Brunus von Nola, aber freilich das gediegene Gold und Silber aus der Masse jener so ungleich begabten Erzgänge auszuscheiden und unter den Hammer zu bringen, erfordert fast mehr als menschliche Kräfte vermögen, und ein jeder dem ein ähnlicher Trieb eingeboren ist thut besser, sich unmittelbar an die Natur zu wenden, als sich mit den Gangarten, vielleicht mit Schlackenhalden, vergangener Jahrhunderte herumzumühen.

In Carlsbad fand man sich wieder zu herkömmlichen geologischen Betrachtungen genöthigt. Die Erweiterung des Raumes um den Neubrunnen, ein kühnes vielleicht in früherer Zeit nicht denkbares Vornehmen, bestärkte in den bisherigen Vorstellungen; ein merkwürdiges Gestein ward daselbst gewonnen, starkes Wasser der Tepl und heftiges Aufbrausen der heißen Quellen trafen zusammen, Umstände welche auf die Hypothese hinzudeuten schienen: diese große Naturwirkung sey als ein ungeheures galvanisches Experiment anzusehen.

Von Töplitz aus besuchte man Doctor Stolz in Außig und belehrte sich an dessen trefflichen Kenntnissen und Sammlungen. Fossile Knochen in Böhmen waren auch zur Sprache gekommen.

Nach Hause zurückgekehrt verweilte man zuerst in Jena, um den dortigen Museen im Augenblick einer eintretenden günstigen Epoche eine freudige Aufmerksamkeit

zu widmen. Ihro Kaiserliche Hoheit die Frau Erbprinzeß bestimmten eine ansehnliche Summe zu diesem Zwecke, und Mechanicus Körner verfertigte eine Luftpumpe für das physikalische Cabinet. Sonstige Instrumente und andere Anschaffungen dorthin werden gleichfalls eingeleitet, und um des Raumes mehr zu gewinnen, die oberen Zimmer im Jenaischen Schloß für die Aufnahme eines Theils der Museen eingerichtet. Von Trebra verehrte merkwürdige Granitübergangsplatten als Documente früherer geognostischer Wanderungen auf dem Harze; sein Werk vom Innern der Gebirge wird auf's Neue vorgenommen und dabei ältere und jüngere Vorstellungsarten besprochen.

Sogenannte Schwefelquellen in Berka an der Ilm, oberhalb Weimar gelegen, die Austrocknung des Teichs, worin sie sich manchmal zeigten, und Benutzung derselben zum Heilbade, gab Gelegenheit geognostische und chemische Betrachtungen hervorzurufen. Hiebei zeigte sich Professor Döbereiner auf das lebhafteste theilnehmend und einwirkend.

---

1 8 1 3.

Die erneuerte Gegenwart Brizzi's hatte der Oper einen eigenen Schwung gegeben, auch die Aufführung derselben Italiänisch möglich gemacht. Keinem Sänger ist diese Sprache ganz fremd: denn er muß sein Talent

mehrentheils in selbiger produciren; sie ist überhaupt für den, dem die Natur ein glückliches Ohr gegönnt, leicht zu erlernen. Zu größerer Bequemlichkeit und schnellerer Wirkung ward ein Sprachmeister angestellt. † Eben so hatte Iffland's Gegenwart alle Aufmerksamkeit unserer Schauspieler angeregt, und sie wetteiferten allzusammt würdig neben ihm zu stehen. Wer in die Sache tief genug hineinsah, konnte wohl erkennen, daß die Uebereinstimmung, die Einheit unserer Bühne diesem großen Schauspieler vollkommene Leichtigkeit und Bequemlichkeit gab, sich wie auf einem reinen Element nach Gefallen zu bewegen. Nach seiner Abreise wurde alles wieder ernstlich und treulich fortgesetzt;† aber jedes künstlerische Bestreben durch Furcht vor immer näher heandringenden Kriegsereignissen dergestalt gelähmt, daß man sich begnügen mußte mit den Vorräthen auszulangen.

Poetischer Gewinn war dieses Jahr nicht reichlich; drey Romanzen: der Todtentanz, der getreue Eckhard und die wandelnde Glocke verdienten einige Erwähnung. Der Löwenstuhl, eine Oper, gegründet auf die alte Ueberlieferung, die ich nachher in der Ballade „die Kinder die hören es gerne" ausgeführt, gerieth in's Stocken und verharrte darin. Der Epilog zum Esser darf wohl auch erwähnt werden.

Der dritte Band meiner Biographie ward redigirt und abgedruckt und erfreute sich, ungeachtet äußerer

miß-

mißlicher Umstände, einer guten Wirkung. Das Italiänische Tagebuch ward näher beleuchtet und zu dessen Behandlung Anstalt gemacht; ein Aufsatz zu Wielands Andenken in der Trauerloge vorgelesen und zu vertraulicher Mittheilung dem Druck übergeben.

Im Felde der Literatur ward manches Aeltere, Neuere und Verwandte vorgenommen und mehr oder weniger durch Fortsetzung der Arbeit irgend einem Ziele näher gebracht, besonders ist das Studium zu erwähnen, das man Shakespeare'n in Bezug auf seine Vorgänger widmete.

Geographische Charten zu sinnlicher Darstellung der über die Welt vertheilten Sprachen wurden mit Wilhelm von Humboldts Theilnahme bearbeitet, begränzt und illuminirt; eben so ward ich von Alexander von Humboldt veranlaßt, die Berghöhen der alten und neuen Welt in ein vergleichendes landschaftliches Bild zu bringen.

Hier ist nun am Platze mit wenigem auszusprechen, wie ich das Glück gleichzeitig mit den vorzüglichsten Männern zu leben mir zu verdienen suchte.

Von dem Standpuncte aus, worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervorthaten und andauernd wirkten. Ich meines Theils war bemüht durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und

Verſuche ihnen entgegen zu kommen und ſo, auf den Gewinn deſſen was ich nie ſelbſt erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, daß ich unbefangen ohne Rivalität oder Neid ganz friſch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den beſten Geiſtern dem Jahrhundert geboten ward. Und ſo zog ſich mein Weg gar manchen ſchönen Unternehmungen parallel, nahm ſeine Richtung grad auf andere zu; das Neue war mir deßhalb niemals fremd und ich kam nicht in Gefahr, es mit Ueberraſchung aufzunehmen, oder wegen veralteten Vorurtheils zu verwerfen.

Als Zeichen der Aufmerkſamkeit auf das allerbeſenderſte brachte ich Durchzeichnungen von Bildern aus einer alten Handſchrift des Sachſenſpiegels Kennern und Liebhabern in die Hände, welche denn auch davon den löblichſten Gebrauch machten, und die Symbolik eines, in Abſicht auf bildende Kunſt, völlig kindiſchen Zeitalters gar ſinnig und überzeugend auslegten.

Des Allerneueſten hier zu erwähnen ſendete mir Abbate Monti, früherer Verhältniſſe eingedenk, ſeine Ueberſetzung der Ilias.

Als Kunſtſchätze kamen mir in's Haus: Gypsabdruck von Jupiters Koloſſal-Büſte, kleine Herme eines Indiſchen Bacchus von rothem antiken Marmor, Gypsabgüſſe von Peter Viſchers Statuen der Apoſtel am Grabmal des heiligen Sebaldus zu Nürnberg. Vorzüglich bereicherten eine meiner liebwertheſten Sammlungen

Päpſtliche Münzen, doppelt erwünſcht theils wegen Ausfüllung gewiſſer Lücken, theils weil ſie die Einſichten in die Geſchichte der Plaſtik und der bildenden Kunſt überhaupt vorzüglich beförderten. Freund Meyer ſetzte ſeine Kunſtgeſchichte fort; Philoſtrats Gemählde belebten ſich wieder, man ſtudirte Heyne's Arbeiten darüber; die koloſſale Statue Domitians, von Statius beſchrieben, ſuchte man ſich gleichfalls zu vergegenwärtigen, zu reſtauriren und an Ort und Stelle zu ſetzen. Die Philologen Riemer und Hand waren mit Gefälligkeit beiräthig. Visconti's Iconographie grecque ward wieder aufgenommen, und in jene alten Zeiten führte mich unmittelbar ein höchſt willkommenes Geſchenk. Herr Bernſtett beſchenkte mich im Namen der zu ſo bedeutenden Zwecken nach Griechenland Gereiſ'ten mit einem zum Spazierſtabe umgeformten Palmenzweig von der Akropolis; eine bedeutende Griechiſche Silbermünze vertrat die Stelle des Knopfes.

Damit man ja recht an ſolchen Betrachtungen feſtgehalten werde, fand ſich Gelegenheit die Dresdener Sammlung der Originalien ſowohl als der Abgüſſe mit Muße zu betrachten.

Indeſſen zog denn doch auch die Meiſterſchaft mancher Art, die den Neuern vorzüglich zu Theil geworden, eine gefühlte Aufmerkſamkeit an ſich. Bei Betrachtung Ruisdaliſcher Arbeiten entſtand ein kleiner Aufſatz: der Landſchaftsmahler als Dichter.

Von Mitlebenden hatte man Gelegenheit die Arbeiten Kerstings kennen zu lernen und Ursache sie werth zu schätzen.

Naturwissenschaften, besonders Geologie, erhielten sich gleichfalls in der Reihe; von Töplitz aus besuchte ich die Zinnwerke von Graupen, Zinnwalde und Altenberge; in Bilin erfreute ich mich der Leitung des erfahrnen klar denkenden Dr. Reuß; ich gelangte unter seiner Führung bis an den Fuß des Biliner Felsens, wo auf dem Klingstein in Masse der säulenförmige unmittelbar aufsteht; eine geringe Veränderung der Bedingungen mag die Veränderung dieses Gestaltens leicht bewirkt haben.

Die in der Nähe von Bilin sich befindenden Granaten, deren Sortiren und Behandlung überhaupt, ward mir gleichfalls ausführlich bekannt.

Eben so viel wäre von anderer Seite ein Besuch von Dr. Stolz in Außig zu rühmen; auch hier erschien das große Verdienst eines Mannes, der seinen Kreis zunächst durchprüft, und dem ankommenden Gast gleich so viel Kenntnisse mittheilt, als ihm ein längerer Aufenthalt kaum hätte gewähren können.

Aus dem mannichfaltigen Bücherstudium sind hier abermals Trebra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge und Charpentiers Werke zu nennen. Es war meine Art auf Ansichten und Ueberzeugungen mitlebender Männer vorzüglich zu achten, besonders wenn sie nicht gerade

Beſchaue nur in mildem Licht
Das Menſchenweſen, wiege zwiſchen Kälte
Und Ueberſpannung dich im Gleichgewicht;
Und wo der Dünkel hart ein Urtheil fällte,
So laß ihn fühlen, was ihm ſelbſt gebricht;
Du, ſelbſt kein Engel, wohnſt nicht unter Engeln,
Nachſicht erwirbt ſich Nachſicht, liebt geliebt.
Die Menſchen ſind, trotz allen ihren Mängeln,
Das liebenswürdigſte was es gibt;
Fürwahr, es wechſelt Pein und Luſt.
Genieße wenn du kannſt, und leide wenn du mußt,
Vergiß den Schmerz, erfriſche das Vergnügen.
Zu einer Freundin, einem Freund gelenkt,
Mittheilend lerne wie der andre denkt,
Gelingt es dir den Starrſinn zu beſiegen,
Das Gute wird im Ganzen überwiegen."

Wer von dem höchſten Feſt nach Hauſe kehrt,
Und findet was Muſarion gelehrt:
Genügſamkeit und tägliches Behagen
Und guten Muth das Uebel zu verjagen,
Mit einem Freund, an einer Liebſten froh —
Der Größt' und Kleinſte wünſcht es immer ſo.
Geſteht, es war kein eitles Prangen,
Mit dieſem Bild den Schauzug anzufangen.

der Schnurre des Tags angemessene Bewegung machen konnten.

Das intentionirte Schwefelbad zu Berka gab zu mancherlei Discussionen Gelegenheit; man versuchte, was man voraussehen konnte und ließ bewenden, was man nicht hätte beabsichtigen sollen.

Die entoptischen Farben erregten Aufmerksamkeit; unabhängig hievon hatte ich einen Aufsatz über den Doppelspath geschrieben.

Und so bemerke ich am Schlusse, daß die Instrumente für die Jenaische Sternwarte bestellt und Klugens Werk über den animalischen Magnetismus beachtet wurde.

Bedeutende Personen wurden von mir gesehen. In Tharand Forstmeister Cotta, in Töplitz Dr. Kappe, Graf Brühl, General Thielemann, Rittmeister von Schwanenfeld, Professor Dietrich vom Gymnasium zu Commotau, Großfürstinnen Katharina und Maria.

Nach der Schlacht von Leipzig in Weimar gesehen: Wilhelm von Humboldt; Graf Metternich; Staatskanzler von Hardenberg; Prinz Paul von Würtemberg; Prinz August von Preußen; Kurprinzeß von Hessen; Professor John, Chemicus; Hofrath Rochlitz.

Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Dahin

iſt denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Carlsbad an mich mit ernſtlichſtem Studium dem Chineſiſchen Reich widmete, und dazwiſchen, eine nothgedrungene unerfreuliche Aufführung des Eſſex im Auge, der Schauſpielerin Wolff zu Liebe und um ihre fatale Rolle zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Eſſex ſchrieb, gerade an dem Tage der Schlacht von Leipzig.

Zum Behuf meiner eigenen Biographie zog ich aus den Frankfurter gelehrten Zeitungen vom Jahr 1772 und 1773 die Recenſionen aus, welche ganz oder zum Theil mir gehörten. Um in jene Zeiten mich noch mehr zu verſetzen ſtudirte ich Mösers Phantaſien, ſodann aber auch Klingers Werke, die mich an die unverwüſtliche Thätigkeit nach einem beſondern eigenthümlichen Weſen gar charakteriſtiſch erinnerten. In Abſicht auf allgemeineren Sinn in Begründung äſthetiſchen Urtheils hielt ich mich immerfort an Erneſti's Technologie Griechiſcher und Römiſcher Redekunſt, und beſpiegelte mich darinnen ſcherz- und ernſthaft, mit nicht weniger Beruhigung, daß ich Tugenden und Mängel nach ein paar tauſend Jahren als einen großen Beweis menſchlicher Beſchränktheit in meinen eigenen Schriften unausweichlich wieder zurückkehren ſah.

Von Ereigniſſen bemerke vorläufig: der Franzöſiſche Geſandte wird in Gotha überrumpelt und entkommt.

Ein geringes Corps Preußen besetzt Weimar, und will uns glauben machen, wir seyen unter seinem Schutze sicher. Die Freiwilligen betragen sich unartig und nehmen nicht für sich ein. Ich reise ab, Begegnisse unterwegs. In Dresden Russische Einquartirung, Nachts mit Fackeln. Ingleichen der König von Preußen. In Töplitz Vertraulichkeiten. Vorläufige Andeutungen einer allgemeinen Verbindung gegen Napoleon. Schlacht von Lützen. Franzosen in Dresden. Waffenstillstand. Aufenthalt in Böhmen. Lustmanöuvre zwischen Bilin, Ossek und Ducks. Mannichfache Ereignisse in Dresden. Rückkehr nach Weimar. Die jüngste Franzbsische Garde zieht ein. General Travers, den ich als jenen Begleiter des Königs von Holland kennen gelernt, wird bei mir zu seiner höchsten Verwunderung einquartirt. Die Franzosen ziehen alle vorwärts. Schlacht von Leipzig. Die Kosaken schleichen heran, der Franzbsische Gesandte wird hier genommen, die Franzosen von Apolda und Umpferstädt her andrängend. Die Stadt wird vom Ettersberg her überfallen. Die Oesterreicher rücken ein.

---

1 8 1 4.

Auf dem Theater sah man die Schuld von Müllner. Ein solches Stück, man denke übrigens davon wie man wolle, bringt der Bühne den großen Vortheil, daß jedes Mitglied sich zusammen nehmen, sein Mög-

lichstes thun muß, um seiner Rolle nur einigermaßen gemäß zu erscheinen.

Die Lösung dieser Aufgabe bewirkte mehrere treffliche Vorstellungen von Romeo und Julie, Egmont, Wallensteins Lager und Tod. Alle Rollenveränderungen die in diesen Stücken vorfielen, wurden benutzt zu sorgfältigen Didaskalien, um geübte und ungeübte Schauspieler mit einander in Harmonie zu setzen.

Indem man sich nun nach etwas Neuem, Fremdem und zugleich Bedeutendem umsah, glaubte man aus den Schauspielen Fouque's, Arnims und anderer Humoristen einigen Vortheil ziehen zu können, und durch theatermäßige Bearbeitung ihrer, öfters sehr glücklichen und bis auf einen gewissen Grad günstigen Gegenstände sie bühnengerecht zu machen: ein Unternehmen welches jedoch nicht durchzuführen war, so wenig als bei den früheren Arbeiten von Tieck und Brentano.

Der Besuch des Fürsten Radzivil erregte gleichfalls eine schwer zu befriedigende Sehnsucht; seine geniale und glücklich mit fortreißende Compositien zu Faust ließ uns doch nur entfernte Hoffnung sehen, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen.

Unsere Schauspielergesellschaft sollte wie bisher auch dießmal der Gunst genießen in Halle den Sommer durch Vorstellungen zu geben. Der wackere Reil, dem die dortige Bühne ihre Entstehung verdankte, war gestorben; man wünschte ein Vorspiel, das zugleich als

Todtenfeyer für den trefflichen Mann gelten könnte; ich entwarf es bei'm Frühlingsaufenthalte zu Berka an der Ilm. Als ich aber, durch Iffland unerwartet aufgefordert, das Erwachen des Epimenides unternahm, so wurde jenes durch Riemer nach Verabredung ausgearbeitet. Capellmeister Weber besuchte mich wegen der Composition des Epimenides über die wir uns verglichen.

Das Monodram Proserpina, wurde, nach Eberweins Composition, mit Madame Wolff eingelernt, und eine kurze, aber höchst bedeutende Vorstellung vorbereitet, in welcher Recitation, Declamation, Mimik und edelbewegte plastische Darstellung wetteiferten, und zuletzt ein großes Tableau, Pluto's Reich vorstellend und das Ganze krönend, einen sehr günstigen Eindruck hinterließ.

Das Gastmahl der Weisen, ein dramatisch lyrischer Scherz, worin die verschiednen Philosophen jene zudringlichen metaphysischen Fragen, womit das Volk sie oft belästigt, auf heitere Weise beantworten, oder vielmehr ablehnen, war, wohl nicht für's Theater doch für gesellschaftliche Musik bestimmt, mußte aber, wegen Anzüglichkeit, unter die Paralipomena gelegt werden.

Musikalische Aufmunterung durch Zelters Gegenwart und durch Inspecter Schützens Vortrag der Bachischen Sonaten.

Die Feyerlichkeiten zur Ankunft des Herzogs aus

dem glücklichen Feldzug erregten Vorbereitungen zu architektonischer Zierde der Straßen. Redaction einer Gedichtsammlung nachher unter dem Titel: Willkommen herausgegeben.

Indessen war die neue Ausgabe meiner Werke vorbereitet; der biographische dritte Band gelangte zu Jubilate in's Publicum. Die Italiänische Reise rückte vor, der westöstliche Divan ward gegründet; die Reise nach den Rhein-, Main- und Neckargegenden gewährte eine große Ausbeute und reichlichen Steff an Persönlichkeiten, Localitäten, Kunstwerken und Kunstresten.

In Heidelberg bei Boisserée's, Studium der Niederländischen Schule in Gefolg ihrer Sammlung. Studium des Kölner Doms und anderer alten Baulichkeiten nach Rissen und Planen. Letzteres fortgesetzt in Darmstadt bei Moller. Alte Oberdeutsche Schule in Frankfurt bei Schütz. Von dieser Ausbeute und reichlichem Steff an Menschenkenntniß, Gegenden, Kunstwerken und Kunstresten mitgetheilt in der Zeitschrift Rhein und Main.

Naturwissenschaft wurde sehr gefördert durch gefällige Mittheilung des Bergrath Cramer zu Wiesbaden an Mineralien und Notizen des Bergwesens auf dem Westerwalde. Das Darmstädter Museum, die Frankfurter Museen, Aufenthalt bei Geheimerath von Leonhard in Hanau. Nach meiner Rückkunft Sorge für Jena.

Von öffentlichen Ereigniſſen bemerke ich die Einnahme von Paris, und daß ich der erſten Feyer des achtzehnten Octobers in Frankfurt beiwohnte.

---

1 8 1 5.

Schon im vorigen Jahre waren mir die ſämmtlichen Gedichte *Hafis* in der *von Hammerſchen* Ueberſetzung zugekommen, und wenn ich früher den hier und da in Zeitſchriften überſetzt mitgetheilten einzelnen Stücken dieſes herrlichen Poeten nichts abgewinnen konnte, ſo wirkten ſie doch jetzt zuſammen deſto lebhafter auf mich ein, und ich mußte mich dagegen productiv verhalten, weil ich ſonſt vor der mächtigen Erſcheinung nicht hätte beſtehen können. Die Einwirkung war zu lebhaft, die Deutſche Ueberſetzung lag vor, und ich mußte alſo hier Veranlaſſung finden zu eigener Theilnahme. Alles was dem Stoff und dem Sinne nach bei mir Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that ſich hervor, und dieß mit um ſo mehr Heftigkeit, als ich höchſt nöthig fühlte mich aus der wirklichen Welt, die ſich ſelbſt offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten, an welcher vergnüglichen Theil zu nehmen meiner Luſt, Fähigkeit und Willen überlaſſen war.

Nicht ganz fremd mit den Eigenthümlichkeiten des Oſtens wandt' ich mich zur Sprache, in ſo fern es unerläßlich war jene Luft zu athmen, ſogar zur Schrift mit

ihren Eigenheiten und Verzierungen. Ich rief die Moallakats hervor, deren ich einige gleich nach ihrer Erscheinung überſetzt hatte. Den Beduinen-Zuſtand bracht' ich mir vor die Einbildungskraft; Mahomets Leben von Oelsner, mit dem ich mich ſchon längſt befreundet hatte, förderte mich auf's neue. Das Verhältniß zu v. Diez befeſtigte ſich; das Buch Cabus eröffnete mir den Schauplatz jener Sitten in einer höchſt bedeutenden Zeit der unſrigen gleich, wo ein Fürſt gar wohl Urſache hatte ſeinen Sohn in einem weitläufigen Werke zu belehren, wie er allenfalls bei traurigſtem Schickſale ſich doch noch in einem Geſchäft und Gewerbe durch die Welt bringen könne. Metſchnun und Leila, als Muſter einer gränzenloſen Liebe, ward wieder dem Gefühl und der Einbildungskraft zugeeignet; die reine Religion der Parſen aus dem ſpäteren Verfall hervorgehoben und zu ihrer ſchönen Einfalt zurückgeführt; die längſt ſtudirten Reiſenden, Pietro della Valle, Tavernier, Chardin abſichtlich durchgeleſen, und ſo häufte ſich der Stoff, bereicherte ſich der Gehalt, daß ich nur ohne Bedenken zulangen konnte, um das augenblicklich Bedurfte ſogleich zu ergreifen und anzuwenden. Diez war die Gefälligkeit ſelbſt, meine wunderlichen Fragen zu beantworten; Lorsbach höchſt theilnehmend und hülfreich; auch blieb ich durch ihn nicht ohne Berührung mit Sylveſtre de Sacy; und obgleich dieſe Männer kaum ahnen noch weniger begreifen konnten was ich

eigentlich wolle, so trug doch ein jeder dazu bei mich auf's eiligste in einem Felde aufzuklären in dem ich mich manchmal geübt, aber niemals ernstlich umgesehen hatte. Und wie mir die von Hammersche Uebersetzung täglich zur Hand war, und mir zum Buch der Bücher wurde, so verfehlte ich nicht aus seinen Fundgruben mir manches Kleinod zuzueignen.

Indessen schien der politische Himmel sich nach und nach aufzuklären, der Wunsch in die freie Welt, besonders aber in's freie Geburtsland, zu dem ich wieder Lust und Antheil fassen konnte, drängte mich zu einer Reise. Heitere Luft und rasche Bewegung gaben sogleich mehreren Productionen im neuen östlichen Sinne Raum. Ein heilsamer Badeaufenthalt, ländliche Wohnung in bekannter von Jugend auf betretener Gegend, Theilnahme geistreicher, liebender Freunde gedieh zur Belebung und Steigerung eines glücklichen Zustandes, der sich einem jeden Reinfühlenden aus dem Divan darbieten muß.

Gegen Ende dieser Wallfahrt fand ich meine Sammlung so bereichert, daß ich sie schon nach gewisser Verwandtschaft sondern, in Bücher eintheilen, die Verhältnisse der verschiedenen Zweige ermessen, und das Ganze, wo nicht der Vollendung, doch dem Abschluß näher bringen konnte. Und so hatt' ich in dieser Zerstreuung mehr gewonnen und gefunden, als mir eine gleiche Zeit in den ruhvollsten Tagen hätte gewähren können.

Vor meiner Abreise waren vier Bände der neuen

Auflage meiner Werke fortgesendet; ich fing an die Sicilianische Reise zu redigiren, doch riß das orientalische Interesse mein ganzes Vermögen mit sich fort: glücklich genug! denn wäre dieser Trieb aufgehalten, abgelenkt worden, ich hätte den Weg zu diesem Paradiese nie wieder zu finden gewußt.

Wenig Fremdes berührte mich; doch nahm ich großen Antheil an Griechischen Liedern neuerer Zeit, die in Original und Uebersetzung mitgetheilt wurden, und die ich bald gedruckt zu sehen wünschte. Die Herren von Natzmer und Harthausen hatten diese schöne Arbeit übernommen.

In literarischer Hinsicht förderten mich nicht wenig Göttinger Anzeigen, deren ich viele Bände auf der Wiesbadner Bibliothek antraf, und sie, der Ordnung nach, mit gemüthlicher Aufmerksamkeit durchlas. Hier ward man erst gewahr, was man erlebt und durchlebt hatte, und was ein solches Werk bedeute, das mit Umsicht aus dem Tage entsprungen in die Zeiten fortwirkt. Es ist höchst angenehm in diesem Sinne das längst Geschehene zu betrachten. Man sieht das Wirkende und Gewirkte schon im Zusammenhange, aller mindere Werth ist schon zerstoben, der falsche Antheil des Augenblicks ist verschwunden, die Stimme der Menge verhallt, und das überbliebene Würdige ist nicht genug zu schätzen.

Zunächst wäre sodann der älteren Deutschen Bau-

Oberon.

Das kleine Volk das hier vereint
In luftigem Gewand erscheint,
Sind Geister voller Sinn und Kraft;
Doch wie der Mensch voll Leidenschaft.

Der König und die Königin,
Titania, Oberon genannt,
Entzweyten sich aus Eigensinn
Und wirkten, schadenfroh entbrannt.
Anheut jedoch im höchsten Flor
Und Glanze treten sie hervor.
Längst an Verdruß und Zorn gewöhnt,
Sie haben heute sich versöhnt,
Wohl wissend wie vor Eurem Blick
Mißwollen bebt und Haß zurück.

Denn daß die Wesen sich entzwey'n,
Das möchte ganz natürlich seyn;
Jedoch Natur, beherrscht von Euch,
Gern unterwirft sich Eurem Reich,
Und jedes Gute das ihr thut,
Kommt vielen andern auch zu gut.

So ist es! Dieser junge Held
Gar wohl gepaart vor Euch gestellt,
Der Hüon heißt, Amanda sie,
Litt große Noth und herbe Müh,
Weil Zwist in dieser Geister Schaar
Auch Zwist in seinem Schicksal war.

kunſt zu gedenken, deren Begriff ſich mir immer mehr und mehr erweiterte und reinigte.

Eine Fahrt nach Köln in der ehrenden Geſellſchaft des Herrn Staatsminiſters von Stein, drückte hierauf das Siegel. Ich ſah mit vorbereitetem Erſtaunen das ſchmerzenvolle Denkmal der Unvollendung, und konnte doch mit Augen das Maß faſſen, von dem was es hätte werden ſollen, ob es gleich dem angeſtrengteſten Sinne noch immer unbegreiflich blieb. Auch von alterthümlicher Mahlerey fand ſich in Profeſſor Wallrafs Sammlung und anderer Privaten gar viel zu ſchauen, gar mancher Werth zu erkennen, und der Aufenthalt, ſo kurz er geweſen, ließ doch unvergängliche Wirkungen zurück. Dieſe wurden gehegt und erhöht durch die geſellige Nähe von Sulpiz Boiſſerée, mit dem ich von Wiesbaden über Mainz, Frankfurt, Darmſtadt reiſend faſt nur ſolche Geſpräche führte. In Heidelberg angelangt, fand ich die gaſtfreundlichſte Aufnahme, und hatte die ſchönſte Gelegenheit die unſchätzbare Sammlung mehrere Tage zu betrachten, mich von ihrer charakteriſtiſchen Vortrefflichkeit im Einzelnen zu überzeugen, und in eben dem Maße hiſtoriſch wie artiſtiſch zu belehren. Aufgezeichnet ward manches Bemerkte, dem Gedächtniß zu Hülfe und künftigem Gebrauche zum Beſten.

Hinſichtlich auf Baukunſt, in Bezug auf meine Kölner Fahrt, ward gar manches, in Gegenwart von Grund und Aufriſſen älterer Deutſcher, Niederländiſcher und

Franzöſiſcher Gebäude, beſprochen und verhandelt, wodurch man denn ſich nach und nach fähig fühlte aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Maſſe das Reine und Schöne, wohin der menſchliche Geiſt unter jeder Form ſtrebt, herauszufinden und ſich zuzueignen. Die zwey Mollerſchen erſten Hefte, in dem Augenblick erſcheinend, gewährten hierbei erwünſchte Hülfe. Das Techniſche anlangend, gab ein altes gedrucktes Exemplar „der Steinmetzen Bruderſchaft" von der hohen Bedeutſamkeit dieſer Gilde ein merkwürdiges Zeugniß. Wie Handwerk und Kunſt hier zuſammen traf, ließ ſich recht gut einſehen.

So wurd' ich denn auch auf dieſer Reiſe gewahr, wie viel ich bisher, durch das unſelige Kriegs- und Knechtſchaftsweſen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeſchränkt, leider vermißt und für eine fortſchreitende Bildung verloren hatte. In Frankfurt konnte ich die Städeliſchen Schätze abermals bewundern, auch der patriotiſchen Abſichten des Sammlers mich erfreuen; nur überfiel mich die Ungeduld ſo viel Kräfte ungenutzt zu ſehen: denn meinem Sinne nach hätte man bei viel geringerem Vermögen die Anſtalt gründen, errichten und die Künſtler in's Leben führen können. Dann hätte die Kunſt ſchon ſeit Jahren ſchöne Früchte getragen, und dasjenige hinreichend erſetzt, was dem Capital an Intereſſen vielleicht abgegangen wäre.

Die Brentano'ſche Sammlung an Gemählden und

und Kupferstichen und anderen Kunstwerken gab doppelten Genuß, bei dem lebhaften Antheil der Besitzer und ihrer freundlichen Aufforderung so viel Gutes mit zu genießen.

Dr. Grambs, der seine Kunstschätze den Städelischen anzuschließen bedacht war, ließ mehrmals seine trefflichen Besitzungen theilweise beschauen; wobei denn gar manche Betrachtung einer gründlicheren Kenntniß den Weg bahnte. Hofrath Becker in Offenbach zeigte bedeutende Gemählde, Münzen und Gemmen vor, nicht abgeneigt dem Liebhaber eins und das andere Wünschenswerthe zu überlassen.

Auf Naturgeschichte bezüglich sahen wir die Sammlung von Vögeln bei Hofrath Meyer, nicht ohne neue Belehrung über diesen herrlichen Zweig der Naturkunde.

Das Senkenbergische Stift in Frankfurt fand man in den besten Händen; die Thätigkeit des Augenblicks ließ voraussehen, daß eine neue Epoche dieser schönen Anstalt unmittelbar zu erwarten sey.

In Carlsruhe ward uns, durch Geneigtheit des Herrn Gmelin, eine zwar flüchtige aber hinreichende Uebersicht des höchst bedeutenden Cabinets; wie wir denn überhaupt die kurze dort vergönnte Zeit eben so nützlich als vergnüglich anwendeten.

Bei so manchen Hin- und Wiederfahrten konnte die Geognosie auch nicht leer ausgehen. Von Hövels Gebirge der Grafschaft Mark wurden, besonders mit Bei-

hülfe dortiger Beamten, auch in der Ferne belehrend. In Holzapfel, bei Gelegenheit des dortigen höchst merkwürdigen Ganges, kam Werners Gang-Theorie (von 1791) zur Sprache, ingleichen des dort angestellten Schmidt Verschiebung der Gänge (von 1810). Diese wichtige, von mir so oft betrachtete und immer geheimnißvoll bleibende Erscheinung trat mir abermals vor die Seele, und ich hatte das Glück im Lahnthal einer aufgehobenen Abtey ungefähr gegenüber, auf einer verlassenen Halde Thonschieferplatten mit kreuzweis laufenden sich mehr oder weniger verschiebenden Quarzgängen zu finden, wo das Grundphänomen mit Augen gesehen, wenn auch nicht begriffen doch wenigstens ausgesprochen werden kann.

Besonderes Glück ereignete sich mir auch zu Bibrich, indem des Herrn Erzherzogs Carl K. H. die Gnade hatte, nach einem interessanten Gespräch, mir die Beschreibung Ihrer Feldzüge mit den höchst genau und sauber gestochenen Charten zu verehren. Auf diesen überaus schätzbaren Blättern fand sich gerade die Umgebung der Lahn von Wetzlar bis Neuwied, und ich machte die Bemerkung, daß eine gute Militärcharte zu geognestischen Zwecken die allerdienlichste sey. Denn weder Soldat noch Geognost fragt, wem Fluß, Land und Gebirg gehöre, sondern jener: in wie fern es ihm zu seinen Operationen vortheilhaft, und dieser: wie es für seine Erfahrungen ergänzend und nochmals belegend seyn möchte.

Eine Fahrt in verſchiedene Gegenden zu beiden Seiten der Lahn, mit Bergrath Cramer begonnen und mit ihm größtentheils durchgeführt, gab manche ſchöne Kenntniß und Einſicht; auch verdiente ſie wohl unter die kleinen geognoſtiſchen Reiſen aufgenommen zu werden.

Auch meiner Rückreiſe werde ich mich immer mit vorzüglichem Antheil erinnern. Von Heidelberg auf Würzburg legte ich ſie mit Sulpitz Boiſſerée zurück. Da uns beiden der Abſchied wehe that, ſo war es beſſer auf fremdem Grund und Boden zu ſcheiden, als auf dem heimiſchen. Ich reiſ'te ſodann über Meiningen, den Thüringerwald, auf Gotha, und kam den 11 October in Weimar an, nachdem ich viele Wochen mich auswärts umgeſehen.

Zu Hauſe erwähn' ich zuerſt den Beſuch des Dr. Stolz, des wackern Arztes aus Tbplitz, wobei mineralogiſche und geognoſtiſche Unterhaltung, die uns früher in Böhmen belehrt und ergötzt, mit Leidenſchaft erneuert wurde. Bei dem nächſten Aufenthalte in Jena leitete mich Profeſſor Döbereiner zuerſt in die Geheimniſſe der Stöchiometrie; auch machte er zu gleicher Zeit wiederholte Verſuche mit dem Weißfeuer, welches von dem Landgrafen herunter das Jenaiſche Thal erhellend einen magiſch überraſchenden Anblick gewährte.

In der Farbenlehre ward fortſchreitend einiges gethan; die entoptiſchen Farben bleiben beſtändiges Au-

genmerk. Daß ich in Frankfurt Dr. Seebeck begegnet war, gerieth zu großem Gewinn, indem er, außer allgemeiner, in's Ganze greifender Unterhaltung, besonders die Lehre des Doppelspaths, die er wohl durchdrungen hatte, und das Verhältniß der Achsen solcher doppelt refrangirender Körper Naturfreunden vor Augen zu bringen wußte. Die Tonlehre ward weiter mit der Farbenlehre verglichen; Professor Voigt verfolgte seine Bemerkungen bezüglich auf Farben organischer Körper, und über meiner ganzen naturhistorischen Beschäftigung schwebte die Howardische Wolkenlehre.

Nach so viel Natürlichem ist's doch wohl auch billig zur Kunst zurückzukehren! Auf dem Weimarischen Theater beschäftigte man sich immerfort mit Calderon; die große Zenobia ward aufgeführt. Die drey ersten Acte geriethen trefflich, die zwey letzteren, auf nationalconventionelles und temporäres Interesse gegründet, wußte niemand weder zu genießen noch zu beurtheilen, und nach diesem letzten Versuche verklang gewissermaßen der Beifall, der den ersten Stücken so reichlich geworden war.

Das Monodram Proserpina ward bei uns mit Eberweins Composition glücklich dargestellt; Epimenides, für Berlin gearbeitet; zu Schillers und Ifflands Andenken gemeinschaftlich mit Peucer ein kleines Stück geschrieben. In dieser Epoche durfte man wohl sagen, daß sich das Weimarische Theater, in Ab-

ſicht auf reine Recitation, kräftige Declamation, natürliches zugleich und kunſtreiches Darſtellen auf einen bedeutenden Gipfel des inneren Werths erhoben hatte. Auch das Aeußere mußte ſich nach und nach ſteigern; ſo die Garderobe durch Nacheiferung, zuerſt der Frauenzimmer, hierauf der Männer. Ganz zur rechten Zeit gewannen wir an dem Decorateur Beuther einen vortrefflichen, in der Schule von Fuentes gebildeten Künſtler, der durch perſpectiviſche Mittel unſere kleinen Räume in's Gränzenloſe zu erweitern, durch charakteriſtiſche Architektur zu vermannichfaltigen, und durch Geſchmack und Zierlichkeit höchſt angenehm zu machen wußte. Jede Art von Styl unterwarf er ſeiner perſpectiviſchen Fertigkeit, ſtudirte auf der Weimariſchen Bibliothek die Aegyptiſche ſo wie die Altdeutſche Bauart, und gab den ſie fordernden Stücken dadurch neues Anſehn und eigenthümlichen Glanz.

Und ſo kann man ſagen, das Weimariſche Theater war auf ſeinen höchſten ihm erreichbaren Punct zu dieſer Epoche gelangt, der man eine erwünſchte Dauer auch für die nächſte und folgende Zeit verſprechen durfte.

Von der eingeſchränkten Bretterbühne auf den großen Weltſchauplatz hinaus zu treten, möge nun auch vergönnt ſeyn. Napoleons Wiederkehr erſchreckte die Welt, hundert ſchickſalſchwangere Tage mußten wir durchleben, die kaum entfernten Truppen kehrten zurück, in Wiesbaden fand ich die Preußiſche Garde; Freiwillige wa-

ren aufgerufen, und die friedlich beſchäftigten, kaum zu Athem gekommenen Bürger fügten ſich wieder einem Zuſtande, dem ihre phyſiſchen Kräfte nicht gewachſen und ihre ſittlichen nicht einſtimmig waren; die Schlacht von Waterloo, in Wiesbaden zu großem Schrecken als verloren gemeldet, ſodann zu überraſchender, ja betäubender Freude, als gewonnen angekündigt. In Furcht vor ſchneller Ausbreitung der Franzöſiſchen Truppen, wie vormals über Provinzen und Länder, machten Badegäſte ſchon Anſtalten zum Einpacken, und konnten ſich vom Schrecken erholend die unnütze Vorſicht keineswegs bedauern.

Von Perſonen habe noch mit Ehrfurcht und Dankbarkeit zu nennen: Erzherzog Carl in Bibrich, Großfürſtin Katharina in Wiesbaden, Herzog und Herzogin von Cumberland bei Frankfurt, den Erbgroßherzog von Mecklenburg ebendaſelbſt; in Carlsruhe die Grafen von Hochberg, Herrn Weinbrenner und Hebel; nach Hauſe gelangt, Ihro der regierenden Kaiſerin von Rußland Majeſtät ſämmtliche Umgebung; Graf Barclay de Tolly.

---

1 8 1 6.

Das mannichfaltig Bedeutende, das ich vor einem Jahr im eigentlichen Mutterlande geſehen, erlebt und gedacht hatte, mußte ſich auf irgend eine Weiſe wiederſpiegeln. Ein Heft „Kunſt und Alterthum am Rhein

und Mayn" ward unternommen, und dazu am Ende vorigen Jahrs mehr als eine Vorarbeit durchgeführt; die älteren Niederländer, van Eyck und was sich von ihm herschrieb, gründlich erwogen; das frühere problematische Bild Veronica zu künftigem Gebrauch verkleinert und gestochen. Büschings wöchentliche Nachrichten arbeiteten zu gleichem Zweck, und in diesem Sinne wandte sich die Pietät der Weimarischen Kunstfreunde gegen alte Heiligenbilder, die wir von Heilsberg am Thüringerwald kommen und unter unsern Augen repariren ließen. Weil aber immer in neuerer Zeit Eins in's Andere wirkt, ja sogar Gegenseitiges durch Gegenseitiges, so war auch ein Heldenbild, als Gleichniß von Blüchers Persönlichkeit, in Gefolg seiner großen Thaten zur Sprache gekommen.

Wenn der Held mit Gefahr seines Lebens und Ruhms die Schicksale der Welt auf's Spiel setzt, und der Erfolg ihm glücklicherweise zusagt, so staunt der Patriot und nimmt gern den Künstler zu Hülfe, um für sein Bewundern, sein Verehren irgend eine Sprache zu finden.

In hergebrachter Denkweise der Vorzeit, heroische Gestalt mit angenähertem Costum der Neuwelt heranzubringen, war nach vorgängigem Schriftwechsel mit Herrn Director Schadow zuletzt die Aufgabe und Uebereinkunft. Wegen Beschädigung des ersten Modells brachte der Künstler ein zweytes, worüber man, nach lehrreichen Gesprächen, zuletzt bis auf Veränderungen,

welche das Vollenden immer herbeiführt, sich treulich vereinigte. Und so steht dieses Bild, wie auf dem Scheidepunct älterer und neuerer Zeit, auf der Gränze einer gewissen conventionellen Idealität, welche an Erinnerung und Einbildungskraft ihre Forderungen richtet, und einer unbedingten Natürlichkeit, welche die Kunst, selbst wider Willen, an eine oft beschwerliche Wahrhaftigkeit bindet.

Von Berlin erfreuten mich transparente Gemählde nach meinem Hans Sachs. Denn wie mich früher Nachbildung der älteren treulich ernsten charakteristischen Dichtkunst lange Zeit ergötzt hatte, so war mir es angenehm sie wieder als vermittelnd gegen neuere Künstler auftreten zu sehen. Zeichnungen zum Faust von Cornelius und Retzsch wirkten in ihrer Art das Aehnliche: denn ob man gleich eine vergangene Vorstellungsweise weder zurückrufen kann noch soll, so ist es doch löblich sich historisch praktisch an ihr zu üben und durch neuere Kunst das Andenken einer älteren aufzufrischen, damit man, ihre Verdienste erkennend, sich alsdann um so lieber zu freieren Regionen erhebe.

In gesellschaftlichen Kreisen hatte die Lust zu Bilderscenen immer zugenommen, und ward von mir, wenn auch nicht unmittelbar gefördert, doch gelegentlich mit einigen Strophen begleitet.

Im Nachklang der Rheinischen Eindrücke ward von den Weimarischen Kunstfreunden das Bild des heiligen

Das alles habt Ihr abgeſtellt,
Den Himmel dieſem Kreis erhellt.
Und Hüon hat's verdient! Die ſchwerſte That
Ward ihm geboten; dieſe ſchafften Rath.
Mehr darf ich mich zu ſagen nicht erkühnen.
Doch es beweist ſich daß es Wahrheit ſey:
Gott, ſeinem Kaiſer, Einem Liebchen treu,
Dem müſſen alle Geiſter dienen.

Rochus, wie er als völlig ausgebeutelt von seinem Palast die Pilgerschaft antritt, erfunden und skizzirt, hierauf sorgfältig cartonirt, und zuletzt von zarter Frauenzimmerhand gemahlt, in der freundlichen Rochus-Capelle günstig aufgenommen. Ein gestochener verkleinerter Umriß ist in dem zweyten Rhein- und Maynheft wie billig vorgebunden.

Von Offenbach erhielt ich schöne bronzene Münzen, die mich in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wieder zurückführten. Graf Cicognara's Storia della Scultura kam eben zu rechter Zeit diesen schönen Studien zu Hülfe. In höhere Regionen führte uns der Olympische Jupiter von Quatremère de Quincy; hier gab es viel zu lernen und zu denken. Die Ankunft der Eginischen Marmore erregte großes Verlangen unter allen Kunstliebhabern; indessen blieb auch Burtin Connaissance des Tableaux, das uns Einsicht in ein anderes bedeutendes Feld gewährte, nicht unbeachtet.

Die Restauration der Dresdner Gemählde kam in Anregung. Welch' eine große Anstalt hiezu erforderlich sey, einigermaßen darzustellen, erzählte ich von der Restaurations-Akademie in Venedig, die aus einem Director und zwölf Professoren bestand, und große Räume eines Klosters zu ihren Arbeiten bezogen hatte. Eine solche Wiederherstellung und Rettung ist wichtiger als man denkt, sie kann nicht aus dem Stegreif unternommen werden.

Die Weimarische Zeichenschule hatte sich in eine große Veränderung zu fügen. Da das alte Local zu andern Zwecken bestimmt, und kein gleich großes für sie zu finden war, so wurden die Classen getheilt, für die erste ein Gebäude auf der Esplanade erkauft, die beiden andern aber vor dem Frauenthor im sogenannten Jägerhaus eingerichtet. Auch diese Veränderung wie die vorhergehenden verdiente wohl eine besondere Schilderung, indem sie nicht ohne gute Folgen für die Anstalt selbst bleiben sollte.

Gleichzeitig ward ein vorzüglicher Bildhauer Namens Kaufmann von Rom berufen, der auch diese Kunst wieder neu zum Leben brachte.

Soll ich meiner eigenen Arbeiten gedenken, so hab' ich wohl zuerst des Divans zu erwähnen. Er ward immer mehr supplirt, geordnet und einiges davon zum Damenkalender bestimmt. Für den historischen und erklärenden Theil sammelte ich immer mehr Vorarbeit. Von Dietz Denkwürdigkeiten, dessen Streitigkeit mit Hammer, des letzteren Orientalische Fundgruben, studirte ich mit Aufmerksamkeit, und überall schöpfte ich frische östliche Luft. Knox Zeilon kam zu rechter Zeit mir in die Hände; besonders werth jedoch erschien mir Hyde Persische Religion; und wie denn, sobald ein bedeutender Stoff mir vor die Seele trat, ich denselben unwillkürlich zu gestalten aufgefordert wurde, so entwarf ich eine Orientalische Oper, und fing an sie zu

bearbeiten. Sie wäre auch fertig geworden, da sie wirklich eine Zeitlang in mir lebte, hätte ich einen Musiker zur Seite und ein großes Publicum vor mir gehabt, um genöthigt zu seyn den Fähigkeiten und Fertigkeiten des einen, so wie dem Geschmack und den Forderungen des andern entgegen zu arbeiten.

Wunderliche Menschen wie es gibt, verlangten, verführt durch die Schillersche Ausgabe in chronologischer Folge, das Gleiche von mir, und hätten beinahe den schon eingeleiteten Abdruck in Verwirrung gebracht. Meine Gründe, dieses abzulehnen, wurden indeß gebilligt, und das Geschäft ging unbehelligt seinen Gang. Der neunte und zehnte Band ward revidirt; die Italiänische Reise, besonders nach Neapel und Sicilien, gestaltete sich immer mehr, und wie eine Arbeit die andere jederzeit hervorruft, konnt' ich nicht unterlassen an dem vierten, so lange verzögerten und erwarteten Bande von Wahrheit und Dichtung wieder einige Hauptmomente zu verzeichnen. Das Rhein- und Maynheft zweytes Stück ward gefördert, Reineke Fuchs durchgesehen, und das Rochusfest geschrieben.

Die zweyte Lieferung meiner Werke kommt an, die Paralipomena werden neuerdings beachtet, ein Lied für das Berliner Künstlerfest geschrieben, wogegen eine beabsichtigte große Cantate zum Lutherfest, wegen Mangel an Zeit und Aufmunterung, bald nach der Con-

ception, aufgestelltem Schema und geringer Bearbeitung liegen blieb, und für die Ausbildung verloren ging.

Mein Antheil an fremden Werken bezog sich lebhaft auf Byrons Gedichte, der immer wichtiger hervortrat, und mich nach und nach mehr anzog, da er mich früher durch hypochondrische Leidenschaft und heftigen Selbsthaß abgestoßen, und wenn ich mich seiner großen Persönlichkeit zu nähern wünschte, von seiner Muse mich völlig zu entfernen drohte. Ich lese den Corsaren und Lara, nicht ohne Bewunderung und Antheil. Zu gleicher Zeit erschienen Nelsons Briefe mit seinem Leben, gaben viel zu denken und viel zu trauern. Gries, durch die Ausgabe des zweyten Theils seines Calderon, machte uns im Spanien des siebzehnten Jahrhunderts immer einheimischer. Anatole versetzte uns nach einem neuern Paris, und ließ uns einen schönen Roman bewundern. Die Friedensgefangenen von Lawrence, eine der seltsamsten Productionen, nöthigte uns alle Aufmerksamkeit einem ganz verwünschten Zustand zu schenken. Reisende Engländer in Verdun festgehalten, nach neueren Völkerrechtsmaximen bei'm Ausbruch eines Krieges mit Albion; republicanische Franzosen, besonders Commandant und Commandantin, von geringem Stande während der Revolution emporgekommen; heimliche, für Engländer gehaltene Emigrirte, verkappte Vornehme und wer sonst noch zu bemerken wäre, machen ein barockes Bild, das auf die Nachwelt zu kommen verdient,

weil es nur unter dieser Bedingung von einem geistreich anschauendem Leidensgenossen concipirt und mehr mit Haß als Liebe vollendet werden konnte.

Ruckstuhl schrieb über die Deutsche Sprache, und das nicht zu erschöpfende Werk Ernesti's Technologia rhetorica Graecorum et Romanorum lag mir immer zur Hand: denn dadurch erfuhr ich wiederholt, was ich in meiner schriftstellerischen Laufbahn recht und unrecht gemacht hatte. Noch aber muß ich einer höchst merkwürdigen, vielleicht einzigen Darstellung gedenken; es ist das Tag- und Stundenbuch der Leipziger Schlacht von Rochlitz, wovon ich anderwo gehandelt habe.

Die Jenaischen unmittelbaren Anstalten der Naturlehre im Allgemeinen, der Naturgeschichte im Besondern gewidmet, erfreuten sich der aufmerksamsten Behandlung. Fast in allen Abtheilungen war die innere Thätigkeit so herangewachsen, daß man sie zwar durch gute Haushaltung sämmtlich bestreiten konnte, aber doch an einen neuen erhöhten Museumsetat nothwendig denken und einen neuen Maßstab feststellen mußte. Obbereiners Wohnhaus ward ausgebaut, ein Gartenstück bei der Sternwarte angekauft und zu diesem Besitz hinzugeschlagen. Die Veterinäranstalt in Jena beschäftigte sich; Professor Renner begann seinen Cursus, und ich gab meine älteren zersägten und sonst präparirten Pferdeschädel zum didaktischen Anfang hinüber, da sie früher mir auch zum Anfang gedient hatten.

Die lang unterbrochenen Ausgrabungen des uralten Grabhügels bei Romstedt wurden fortgesetzt, und gaben uns mehrere Schädel; nicht weniger wurde durch besondere Aufmerksamkeit nach Jena ein ganzes Skelett geschafft und sorgfältig geordnet niedergelegt. Ein durch Knochenaufschwellung merkwürdig monstroser Schädel kam in Gypsabgüssen von Darmstadt, durch die Gewogenheit des Herrn Schlichtegroll.

Ich rief mir das Andenken Caspar Friedrich Wolfs wieder hervor, durchdachte Jägers Mißbildung der Gewächse, ingleichen Philipp R.... Pflanzenkrankheiten. Von Humboldts Werk über Vertheilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden war höchst willkommen, und Nees von Esenbeck ausführlichste Arbeit über Pilze und Schwämme ließ mich ein treffliches Mikroskop bedauern, das mir ein seltsames Schicksal in den angenehmsten Lebensaugenblicken zerstört hatte.

Aus dem Thierreiche wurde uns ein Wundergeschöpf, der proteus anguinus, durch Herrn Professor Configliachi vorgezeigt, der ihn, in einem Glase mit Wasser, auf der Reise höchst sorgfältig im Busen verwahrt, lebendig bis zu uns gebracht hatte.

Im Mineralreiche waren wir sehr begünstigt; Geheimerath Heims zu Meiningen wichtige Sammlung gelangte durch sein Wohlwollen für unsere Anstalt nach Jena, wo sie nach seinem Sinn geordnet aufgestellt wurde. Von einzelnen Merkwürdigkeiten verdient der

Kugel-Sienit von Vallinco aus Corsica vorzüglich Erwähnung. In meine Sammlung gelangten, in Gefolg eines vorjährigen Reisebesuchs, Mineralien vom Westerwald und Rhein, auch ein Hyalit von Frankfurt als Ueberzug vielleicht der größesten Fläche, an der er je sich vorgefunden, von sieben Zoll im Durchmesser. Geh. Rath von Leonhards „Bedeutung und Stand der Mineralien" bereicherte uns von theoretischer Seite.

Howards Wolkenterminologie ward fleißig auf die atmosphärischen Erscheinungen angewendet, und man gelangte zu besonderer Fertigkeit sie mit dem Barometerstand zu parallelisiren.

Zu sonstigen physikalischen Aufklärungen war der Versuch einer Gasbeleuchtung in Jena veranstaltet; wie wir denn auch durch Döbereiner die Art, durch Druck verschiedene Stoffe zu extrahiren, kennen lernten.

Im Chromatischen waren die entoptischen Phänomene an der Tagesordnung. Ich nahm zusammen was ich bis jetzt erfahren hatte, und trug es in einem kurzen Aufsatz vor, dessen bald gefühlte Unzulänglichkeit mich zu weitern Forschungen nöthigte und mich immer näher zu dem Wahrhaften hindrängte.

Professor Pfaff sandte mir sein Werk gegen die Farbenlehre, nach einer den Deutschen angebornen unartigen Zudringlichkeit. Ich legte es zur Seite bis auf künftige Tage, wo ich mit mir selbst vollkommen abgeschlossen hätte. Seinen eigenen Weg zu verfolgen bleibt

immer das Vortheilhafteste: denn dieser hat das Glückliche uns von Irrwegen wieder auf uns selbst zurückzuführen.

Dr. Schopenhauer trat als wohlwollender Freund an meine Seite. Wir verhandelten manches übereinstimmend mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie wenn zwey Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen.

Farbenversuche mit vegetab"ischen Extracten dienten wiederholt die höchste Consequenz der Farbenlehre darzuthun.

Nun muß ich aber ein Zwischenspiel im Zusammenhange vortragen, worin mancherlei vorkommt das ich unter die Rubriken nicht zersplittern mochte. Bei herannahender guter Witterung gedachte ich nach Wunsch und Neigung die schönen Tage des vorigen Jahrs im Mutterlande abermals zu genießen. Freund Meyer wollte mich begleiten; Natur und Kunst sollten uns mit ihren Schätzen überfüllen. Vorarbeiten waren gemacht, Plane entworfen wie alles zu genießen und zu nutzen wäre; und so saßen wir wohlgepackt und eingerichtet in einem bequemen Wagen; aber die Hälfte des Erfurter Weges war noch nicht erreicht, als wir umgeworfen wurden, die Achse brach, der Freund sich an der Stirne beschä-

beſchädigte und wir umzukehren genöthigt wurden. Aus Unmuth und Aberglaube ward die vorgeſetzte Reiſe vielleicht übereilt aufgegeben, und wir verfügten uns ohne langes Beſinnen nach Denſtädt, wo ein Thüringer Schwefelwaſſer gute Wirkung verſprach. Dort intereſſirte mich nach meiner Gewohnheit Localität und Geſchichte: denn eigentlich bewegt ſich die Thüringer Vorwelt viel an der Unſtrut. Ich las daher die Thüringiſche Chronik, die an Ort und Stelle gar manches in deutlicher Localität erſcheinen ließ. Die Lage der Stadt an ihrem Platz und in der Umgegend ward beachtet, und man konnte wohl begreifen, wie hier in der frühſten Zeit ſich Wohnungen geſammelt hatten. Wir beſuchten Herbsleben an der Unſtrut, Kleinwallhauſen und andere nahgelegene Orte, und ſo fanden wir in der Ebene ausgetrocknete Seen, Tuffſteinbrüche und Konchylien des ſüßen Waſſers in Menge. Faſt bei allen Excurſionen hatten wir die Rückſeite des Ettersbergs vor Augen und konnten uns leicht nach Hauſe denken. Die Menge verſammelte ſich bei einem Vogelſchießen, nicht weniger bei einem Brunnenfeſt, welches durch einen Kinderaufzug recht gemüthlich wurde.

Agamemnon überſetzt von Humboldt, war mir ſo eben in die Hände gekommen, und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stückes, das ich von jeher abgöttiſch verehrt hatte. Julius Fronto von Niebuhr ſuchte mich auf; unerwartet erſchien Geheime Rath

Wolf, die Unterhaltung war bedeutend und förderlich, und Meyer nahm daran eingreifenden künstlerischen Antheil. Zufällig jedoch verließen mich beide Freunde am 27 August, und so hatte ich Zeit genug meinen Geburtstag abermals in stiller Sammlung zu feyern, und den Werth der Kränze zu bedenken, womit ich mein Zimmer von der wohlwollenden Wirthin aufgeschmückt sah. Uebrigens war ich der mir an diesem Orte gegönnten Sammlung und Ruhe die ausführliche Darstellung des Rochusfestes schuldig geworden.

Ferner hab' ich zu rühmen, welchen vorzüglichen Genuß mir ein Hermstädtisches Concert und Privat-Exhibition gegeben, da, von musikalischen Freunden lange Zeit entfernt, ich diesem herrlichen Kunst- und Naturelement beinahe entfremdet worden.

Oeffentliche Ereignisse, die mich in diesem Jahr nah genug berührten, erwähn' ich mit freudiger und trauriger Erinnerung. Am 30 Januar ward der Falkenorden gestiftet und mir zugleich das Großkreuz ertheilt. Des Herzog Bernhards Vermählung gab die schönsten Hoffnungen; dagegen versetzte mich der Tod der Kaiserin von Oesterreich in einen Zustand, dessen Nachgefühl mich niemals wieder verlassen hat. Der Staatsminister von Voigt, ein theurer vieljähriger Mitarbeiter und Beförderer meiner wohlgemeinten Unternehmungen, feierte sein Dienstjubiläum, das ich mit einem Gedicht und den treusten Wünschen begrüßt.

Die Ilme.

Ein edler Mann, begierig zu ergründen
Wie überall des Menschen Sinn erprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden
Das tausendquellig durch die Länder fließt.
Die ältesten, die neusten Regionen
Durchwandelt er und lauscht in allen Zonen.

Und so von Volk zu Volke hört er singen
Was jeden in der Mutterluft gerührt,
Er hört erzählen was von guten Dingen
Urvaters Wort dem Vater zugeführt.
Das alles war Ergetzlichkeit und Lehre,
Gefühl und That, als wenn es eines wäre.

Was Leiden bringen mag und was Genüge,
Behend verwirrt und ungehofft vereint,
Das haben tausend Sprach- und Redezüge,
Vom Paradies bis heute, gleich gemeint.
So singt der Barde, spricht Legend' und Sage,
Wir fühlen mit, als wären's unsre Tage.

Wenn schwarz der Fels, umhangen Atmosphäre
Zu Traumgebilden düstrer Klage zwingt,
Dort heiterm Sonnenglanz im offnen Meere
Das hohe Lied entzückter Seele klingt;
Sie meinen's gut und fromm im Grund, sie wollten
Nur Menschliches, was alle wollen sollten,

Von Besuchen bemerk' ich folgende, sämmtlich Erinnerungen früher und frühster Zeiten erweckend: von Mellisch, Dr. Hufeland, Max Jacobi, von Laffert, Dr. Ehladni, Zelter und Wilken, Graf und Gräfin Odonell, Hofräthin Käſtner aus Hannover.

Ein ſolcher innerer Friede ward durch den äußern Frieden der Welt begünſtigt, als nach ausgeſprochener Preßfreiheit die Ankündigung der Iſis erſchien und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden unmittelbaren, und die nicht zu berechnenden weiteren Folgen mit Schrecken und Bedauern vorausſah.

---

1 8 1 7.

Dieſes Jahr ward ich auf mehr als Eine Weiſe zu einem längern Aufenthalt in Jena veranlaßt, den ich vorausſah und deßhalb an eigenen Manuſcripten, Zeichnungen, Apparaten und Sammlungen manches hinüber ſchaffte. Zuvörderſt wurden die ſämmtlichen Anſtalten durchgeſehen, und als ich gar manches für Bildung und Umbildung der Pflanzen merkwürdiges vorfand, ein eigenes botaniſches Muſeum eingerichtet und darin ſowohl bedeutende Sammlungen getrockneter Pflanzen, Anfänge einer Zuſammenſtellung von Sämereyen, nicht weniger Beiſpiele deſſen was ſich auf Holzbildung bezog, angelegt und in Verbindung gebracht, Monſtroſitäten

aber von besonderer Wichtigkeit in einer großen Reihenfolge aufgestellt.

Die Versetzung des Hofmechanicus Körner von Weimar nach Jena brachte einen geschickt-gewandten, thätigen Mann den dortigen Anstalten in die Nähe. Ein noch in Weimar von demselben verfertigtes Passage-Instrument ward, wegen einiger an der Sternwarte zu besorgenden Baulichkeiten, zuerst in dem Schlosse aufgestellt.

Ferner die mannichfaltigen Gaben, welche Serenissimus von der Mayländischen Reise mitgebracht, wurden in die verschiedenen Fächer eingeordnet.

Die Ausgaben hatten sich gemehrt, der Etat mußte abermals capitelweise durchgearbeitet werden; ich schrieb einen umständlichen Aufsatz deßhalb und eine klare Uebersicht war sodann höchsten Ortes vorzulegen.

Allein es kam in dem letzten Viertel des Jahres eine mehrjährig besprochene und wegen großer Schwierigkeiten immer verschobene Angelegenheit wieder in Anregung. Unter allen theils auf Serenissimi Betrieb und Kosten allein, theils mit Zuziehung des Gothaischen Hofes, verbesserten oder gar neu gegründeten Anstalten konnte man leider die akademische Bibliothek noch nicht zählen; sie lag hoffnungslos im Argen, ohne daß man deßhalb jemand eigentlich die Schuld hätte geben können. Zu den vor drey hundert Jahren gestifteten Anfängen hatte sich nach und nach eine bedeutende Zahl von einzelnen

Büchersammlungen, durch Vermächtniß, Ankauf und sonstige Contracte, nicht weniger einzelne Bücher, auf mannichfaltige Weise gehäuft, daß sie flötzartig in dem ungünstigsten Locale bei der widerwärtigsten, großentheils zufälligen Einrichtung über und neben einander gelagert standen. Wie und wo man ein Buch finden sollte, war beinahe ein ausschließliches Geheimniß mehr des Bibliothekdieners als der höheren Angestellten. Die Räume langten nicht mehr zu, die Buderische Bibliothek stand verschlossen, kaum zugänglich; sie sollte nach dem Willen des Stifters ewig unangetastet bleiben.

Aber nicht nur diese sonderbaren Verhältnisse sollten entwickelt und dieses Chaos geordnet werden, auch die im Schloß befindliche ehemals Büttnerische Bibliothek wollte man gleichfalls der Hauptmasse einverleibt sehen. Ueberschaute man die Sache im Ganzen, durchdrang man das Einzelne, so durfte man sich nicht läugnen, daß bei völlig neu zu schaffenden Localitäten, vielleicht wenig Bände in der alten Ordnung neben einander würden zu stehen kommen. Unter diesen Umständen war wohl niemand zu verdenken, wenn er den Angriff des Geschäfts zu beschleunigen Anstand nahm. Endlich aber erhielt ich am 14 October durch gnädigstes Rescript den Auftrag, die Angelegenheit ungesäumt zu behandeln. Hier blieb also nichts übrig als die Sache nochmals durchzudenken, die Hindernisse für Null zu erklären, wie man ja bei jedem bedeutendem Unternehmen thun muß, besonders

wenn es unter der Clausul non obstantibus quibuscunque muthig anzugreifen ist. Und so begann ich rasch und fuhr unaufhaltsam fort.

Die Feuchtigkeit des untern Saals hatte man jahrelang bejammert; kein Vorschlag aber war in's Werk gesetzt, noch weniger durchgeführt worden. Dieß war also zuerst in's Auge zu fassen. Die beschränkende Mauer nach dem Graben zu wurde, trotz einer lebhaften sogar intriguirenden Protestation, abgetragen, die vorliegende Erde weggeschafft, vor allen Dingen aber die Expeditionszimmer so eingerichtet, daß man darin gern arbeiten mochte. Indessen andere Baulichkeiten vorbereitet und accordirt wurden, verfloß das Jahr.

Für die Veterinärschule mußte nun vorzüglich gesorgt werden. Die Einrichtung derselben ging Schritt vor Schritt. Von wissenschaftlicher Seite brachte ich mein Portefeuille der vergleichenden Anatomie nach Jena, und stellte was von Zeichnungen am meisten bedeutend gefunden wurde unter Glas und Rahmen.

Professor Renner demonstrirte mir verschiedenes, besonders bezüglich auf das lymphatische System. Eine verendete Phoca wird dem heranziehenden Thierwärter abgekauft und secirt, bedeutende Präparate werden verfertigt.

Spix Cephalogenesis erscheint: bei mannichfaltiger Benutzung derselben stößt man auf unangenehme Hindernisse. Methode der allgemeinen Darstellung, No-

menclatur der einzelnen Theile, beides ist nicht zur Reife gediehen; auch sieht man dem Text an, daß mehr Ueberliefertes als Eigengedachtes vorgetragen werde.

Herold von Marburg macht uns durch Anatomie der Raupen und Schmetterlinge ein angenehmes Geschenk. Wie viel weiter in sinniger Betrachtung organischer Naturwesen sind wir nicht seit dem fleißigen und übergenauen Lioner gekommen!

Ich bearbeite mit Neigung das zweyte Heft der Morphologie und betrachte geschichtlich den Einfluß der Kantischen Lehre auf meine Studien.

Geognosie, Geologie, Mineralogie und Angehöriges war an der Tagesordnung. Ich überdachte die Lehre von den Gängen überhaupt, vergegenwärtigte mir Werners und Charpentiers Ueberzeugungen. Die merkwürdigen Thonschieferplatten aus dem Lahnthal stellt' ich als Tableau zusammen. Muster des Gerinnens der Felsmassen suchte ich überall auf, und glaubte vieles zu finden was für die porphyrartige Entstehung so mancher Breccien zeugte. Eine von Serenissimo angeschaffte Suite von Chamouni ward im Museum folgemäßig aufgestellt, nicht weniger manche Schweizer Gebirgsarten, Modelle und Panoramen, jedes nach seiner Weise aufbewahrt, benutzt und zur Evidenz gebracht.

Die Umgegenden Badens erregten durch Gimbernats Untersuchung und Behandlung ein wachsendes Interesse, und seine geologische Charte jener Gegend, von

hoher Hand mitgetheilt, war dem augenblicklichen Bedürfniß unserer Studien überaus willkommen. Brocchi's Thal von Fassa forderte uns auf, die Wackenbildung nach ihm und andern zu studiren.

Herr Kammerherr von Preen hatte auf einer Reise dorthin auch für mich die schönsten Exemplare besorgt.

Mawe's Aufsatz über Brasilien und die dortigen Edelsteine gab uns von dieser Seite eine nähere Kenntniß jener Länder. Ich aber trat in ein unmittelbares Verhältniß zu ihm, und erhielt durch seine Vorsorge eine schöne Sammlung Englischer Zinnstufen, wie immer, unmittelbar vom Urgebirg gewonnen, und zwar dießmal im Chloritgestein.

Geheimeraths von Leonhard große Tabellen-Werke, in Gesellschaft mit andern Naturforschern herausgegeben, erleichterten die Anordnung meines Privatcabinets.

Nicht geringe Aufklärungen in Geologie und Geographie jedoch verdankte ich der Europäischen Gebirgscharte Sorriots. So ward mir, zum Beispiel, Spaniens, für einen Feldherrn so chicaneser, den Guerillas so günstiger Grund und Boden auf einmal deutlich. Ich zeichnete seine Hauptwasserscheide auf meine Charte von Spanien, und so ward mir jede Reiseroute, so wie jeder Feldzug, jedes regelmäßige und unregelmäßige Beginnen der Art klar und begreiflich; und wer gedachte kolossale

Charte ſeinen geognoſtiſchen, geologiſchen, geographiſchen und topographiſchen Studien mit Sinn zu Grunde legt, wird ſich dadurch auf's höchſte gefördert ſehen.

Die Chromatik beſchäftigte mich im Stillen unausgeſetzt; ich ſuchte mir den Zuſtand derſelben in England, Frankreich, Deutſchland zu vergegenwärtigen, ich ſtudirte vier Engliſche Schriftſteller, welche ſich in dieſem Fache hervorgethan, ſuchte mir ihre Leiſtungen und Sinnesweiſen deutlich zu machen; es waren Bancroft, Sowerby, Dr. Read und Brewſter. Einerſeits bemerkte ich mit Vergnügen daß ſie, durch reine Betrachtung der Phänomene, ſich dem Naturwege genähert, ja ihn ſogar manchmal berührt hatten; aber mit Bedauern wurde ich bald gewahr, daß ſie ſich von dem alten Irrthum, die Farbe ſey im Licht enthalten, nicht völlig befreien konnten, daß ſie ſich der herkömmlichen Terminologie bedienten und deßhalb in die größte Verwickelung geriethen. Auch ſchien beſonders Brewſter zu glauben, durch eine unendliche Ausführlichkeit der Verſuche werde die Sache gefördert, da vielmehr mannichfaltige und genaue Experimente nur Vorarbeiten der wahren Naturfreunde ſind, um ein reines, von allen Nebendingen befreites Reſultat zuletzt ausſprechen zu können.

Das Widerwärtigſte aber, was mir jemals vor Augen gekommen, war Biots Capitel über die entoptiſchen Farben, dort Polariſation des Lichts genannt. So hatte man denn, nach falſcher Analogie eines Magnet-

stabs, das Licht auch in zwey Pole verzerrt und also, nicht weniger wie vorher, die Farben aus einer Differenzirung des Unveränderlichsten und Unantastbarsten erklären wollen.

Um nun aber einen falschen Satz mit Beweisen zu verdecken, ward hier abermals die sämmtliche mathematische Rüstkammer in Bewegung gesetzt, so daß die Natur ganz und gar vor dem äußern und innern Sinne verschwand. Ich mußte das ganze Ereigniß als einen pathologischen Fall ansehen, als wenn ein organischer Körper einen Splitter finge und ein ungeschickter Chirurg, anstatt diesen zu augenblicklicher Heilung herauszuziehen, die größte Sorgfalt auf die Geschwulst verwendete, um solche zu mildern und zu vertheilen, indessen das Geschwür innerlich bis zur Unheilbarkeit fortarbeitete.

Und so war es mir denn auch ganz schrecklich, als ein akademischer Lehrer, nach Anleitung eines Programms des Hofrath Meyer in Göttingen, mit unglaublicher Ruhe und Sicherheit, vor hohen und einsichtigen Personen, den unstatthaftesten Apparat auskramte; da man denn nach Schauen und Wiederschauen, nach Blinzen und Wiederblinzen, weder wußte was man gesehen hatte noch was man sehen sollte. Ich war indessen bei den ersten Anstalten auf und davon gegangen und hörte den Verlauf dieser Demonstration, als vorausgesehen, bei meiner Rückkunft ohne Verwunderung. Auch erfuhr man bei dieser Gelegenheit, unter Vorweisung einiger

Billardkugeln, daß die runden Lichttheilchen, wenn sie mit den Polen auf's Glas treffen, durch und durch gehen, wie sie aber mit dem Aequator ankommen, mit Protest zurückgeschickt werden.

Indessen vermannichfaltigte ich die entoptischen Versuche in's Gränzenlose, da ich denn zuletzt den einfachen atmosphärischen Ursprung entdecken mußte. Zu völliger Ueberzeugung bestätigte sich der Hauptbegriff am siebzehnten Juny bei ganz klarem Himmel, und ich machte nun Anstalt die vielen Einzelheiten als Schalen und Hüllen wegzuwerfen, und den Kern Natur- und Kunstfreunden mündlich und schriftlich mitzutheilen. Dabei entdeckte sich daß ein dem Mahler günstiges oder ungünstiges Licht von dem directen oder obliquen Widerschein herrühre. Professor Roux hatte die Gefälligkeit mir genaue Nachbildungen der entoptischen Farbenbilder zu liefern. Beide Seiten, die helle sowohl als die dunkle, sah man nun in gesteigerter Folge neben einander, jeder Beschauende rief aus, daß er die Chladnischen Figuren gefärbt vor sich sehe.

Der Aufsatz Leonardo da Vinci's über die Ursache der blauen Farbenerscheinung an fernen Bergen und Gegenständen, machte mir wiederholt große Freude. Er hatte als ein die Natur unmittelbar anschauend auffassender an der Erscheinung selbst denkender sie durchdringender Künstler ohne weiters das Rechte getroffen. Nicht weniger kam die Theilnahme einzelner aufmerkender und

denkender Männer. Staatsrath Schulz in Berlin übersandte mir den zweyten Aufsatz über physiologe Farben, wo ich meine Hauptbegriffe in's Leben geführt sah. Eben so erbaute mich Professer Hegels Zustimmung. Seit Schillers Ableben hatte ich mich von aller Philosophie im Stillen entfernt, und suchte nur die mir eingeborne Methodik, indem ich sie gegen Natur, Kunst und Leben wendete, immer zu größerer Sicherheit und Gewandtheit auszubilden. Großen Werth mußte deßhalb für mich haben, zu sehen und zu bedenken, wie ein Philosoph von dem was ich meinerseits nach meiner Weise vorgelegt, nach seiner Art Kenntniß nehmen und damit gebaren mögen. Und hierdurch war mir vollkommen vergönnt das geheimnißvoll klare Licht, als die höchste Energie, ewig, einzig und untheilbar zu betrachten.

Für die bildende Kunst näherten sich dieses Jahr große Aufschlüsse. Von Elgins Marmoren vernahm man immer mehr und mehr, und die Begierde etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen, ward so lebhaft und heftig, daß ich an einem schönen sonnigen Morgen, ohne Absicht aus dem Hause fahrend, von meiner Leidenschaft überrascht, ohne Vorbereitung aus dem Stegreife nach Rudolstadt lenkte, und mich dort, an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo, für lange Zeit herstellte. Nähere Kenntniß der Aeginetischen Marmore ward mir gleichfalls durch Zeichnungen des in Rom mit der Restauration Beauftragten; und

Wo ſich's verſteckte wußt' er's aufzufinden,
Ernſthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchſten Sinn der Zukunft zu begründen
Humanität ſey unſer ewig Ziel.
O, warum ſchaut er nicht, in dieſen Tagen,
Durch Menſchlichkeit geheilt die ſchwerſten Plagen!

zu einem der herzlichſten Erzeugniſſe neuerer Kunſt wendete ich mich durch eine gleiche Veranlaſſung.

Boſſi's Werk über das Abendmahl von Leonardo da Vinci näher zu betrachten befähigten mich die Durchzeichnungen, welche unſer Fürſt aus Mayland mitgebracht hatte; Studium und Vergleichung derſelben beſchäftigten mich lange, und ſonſt war noch manches uns zur Betrachtung angenähert. Die architektoniſchen Ueberreſte von Eleuſis, in Geſellſchaft unſeres Oberbaudirectors Coudray betrachtet, ließen in eine unvergleichliche Zeit hinüber ſehen. Schinkels große bewundernswürdige Federzeichnungen, die neuſten Münchner Steindrücke, Thierfabeln von Mengden, eine Kupferſtichſammlung aus einer Leipziger Auction, ein ſchätzenswerthes Oelbildchen von Rochlitz verehrt, hielten meine Betrachtung von vielen Seiten feſt. Zuletzt fand ich Gelegenheit eine bedeutende Sammlung Majolika anzuſchaffen, welche ihrem Verdienſt nach unter neueren Kunſtwerken ſich allerdings zeigen durften.

Von eignen Arbeiten ſag' ich folgendes. Um des Divans willen ſetzte ich meine Studien Orientaliſcher Eigenſchaften immer fort, und wendete viele Zeit darauf; da aber die Handſchrift im Orient von ſo großer Bedeutung iſt, ſo wird man es kaum ſeltſam finden, daß ich mich, ohne ſonderliches Sprachſtudium, doch dem Schönſchreiben mit Eifer widmete, und zu Scherz und Ernſt Orientaliſche mir vorliegende Manuſcripte ſo

nett als möglich, ja mit mancherlei herkömmlichen Zierrathen nachzubilden suchte. Dem aufmerksamen Leser wird die Einwirkung dieser geistig technischen Bemühungen bei näherer Betrachtung der Gedichte nicht entgehen.

Die dritte Lieferung meiner Werke, neunter bis zwölfter Band, erscheint zu Ostern; das zweyte Rhein- und Maynheft wird abgeschlossen, das dritte angefangen und vollbracht. Die Reise nach Neapel und Sicilien wird gedruckt, die Biographie überhaupt wieder vorgenommen. Ich verzeichne „die Meteore des literarischen Himmels" und beschäftige mich „die Urtheilsworte Franzbsischer Kritiker" aus der von Grimmischen Correspondenz auszuziehen; einen Aufsatz über die Hohlräuzen, Regenbogen-Schüsselchen genannt, theil' ich den Freunden solcher Curiositäten mit. Die berühmte Heilsberger Inschrift lasse ich mit einer von Hammerschen Erklärung abdrucken, die jedoch kein Glück macht.

Von Poetischem wüßt' ich nichts vorzuzeigen als die Orphischen Worte in fünf Stanzen, und einen Irischen Todtengesang aus Glenarvon übersetzt.

Zur Naturkenntniß erwähne ich hier ein bedeutendes Nordlicht im Februar.

Uebereinstimmung des Stoffs mit der Form der Pflanzen belebte die Unterhaltung zwischen mir und Hofr. Voigt, dessen Naturgeschichte, als dem Studium höchst förderlich, dankbar anzunehmen war. An die Verstäubung der Berberisblume und der dorthin deuten-

den gelben Auswüchse älterer Zweigblätter wendete ich manche Betrachtung. Durch die Gefälligkeit Hofrath Döbereiners konnte ich mich der stöchiometrischen Lehre im Allgemeinen fernerweit annähern. Zufällig macht' ich mir ein Geschäft, eine alte Ausgabe des Thomas Campanella de sensu rerum von Druckfehlern zu reinigen: eine Folge des höchst aufmerksamen Lesens, das ich diesem wichtigen Denkmal seiner Zeit von neuem zuwendete. Graf Bouquoi erfreute auch seine abwesenden Freunde durch fernere gedruckte Mittheilungen, in welchen seine geistreiche Thätigkeit uns um so mehr ansprach, als sie uns die persönliche Unterhaltung desselben wieder vergegenwärtigte.

Da aus näherer Betrachtung der Howardischen Wolkenformen hervorzugehen schien, daß ihre verschiedenen Formen verschiedenen atmosphärischen Höhen eigneten, so wurden sie versuchsweise auf jene frühere Höhentafel sorgfältig eingetragen, und so die wechselseitigen Bezüge im Allgemeinen versinnlicht und dadurch einer Prüfung angenähert.

Hier schließt sich nun, indem ich von Büchern zu reden gedenke, ganz natürlich die Uebersetzung des Indischen Megha-Dubta freundlichst an. Man hatte sich mit Wolken und Wolkenformen so lange getragen, und konnte nun erst diesem Wolkenboten in seinen tausendfältig veränderten Gestalten mit desto sicherer Anschauung im Geiste folgen.

Englische Poesie und Literatur trat vor allen andern dieses Jahr besonders in den Vordergrund; Lord Byrons Gedichte, je mehr man sich mit den Eigenheiten dieses außerordentlichen Geistes bekannt machte, gewannen immer größere Theilnahme, so daß Männer und Frauen, Mägdlein und Junggesellen fast aller Deutschheit und Nationalität zu vergessen schienen. Bei erleichterter Gelegenheit seine Werke zu finden und zu besitzen, ward es auch mir zur Gewohnheit mich mit ihm zu beschäftigen. Er war mir ein theurer Zeitgenoß, und ich folgte ihm in Gedanken gern auf den Irrwegen seines Lebens.

Der Roman Glenarvon sollte uns über manches Liebesabenteuer desselben Aufschlüsse geben; allein das voluminose Werk war an Interesse seiner Masse nicht gleich, es wiederholte sich in Situationen, besonders in unerträglichen; man mußte ihm einen gewissen Werth zugestehen, den man aber mit mehr Freude bekannt hätte, wenn er uns in zwey mäßigen Bänden wäre dargereicht worden.

Von Peter Pindar wünscht' ich mir, nachdem ich seinen Namen so lange nennen gehört, endlich auch einen deutlichen Begriff; ich gelangte dazu, erinnere mich dessen aber nur, daß er mir wie ein der Carricatur sich zuneigendes Talent vorkam. John Hunters Leben erschien höchst wichtig, als Denkmal eines herrlichen Geistes, der sich bei geringer Schulbildung an der Natur

edel

edel und kräftig entwickelte. Das Leben Franklins sprach im Allgemeinen denselben Sinn aus, im Besondern himmelweit von jenem verschieden. Von fernen, bisher unzugänglichen Gegenden belehrte uns Elphinstons Kabul; das bekanntere dagegen verdeutlichte Raffles Geschichte von Java ganz ungemein. Zugleich traf das Prachtwerk Indischer Jagden, besorgt von Howett, bei uns an, und half durch treffliche Bilder einer Einbildungskraft nach, die sich, ohne gerade diesen Punct der Wirklichkeit zu treffen, in's Unbestimmte würde verloren haben. Auf Nordamerica bezüglich ward uns Vielfaches zu Theil.

Von Büchern und sonstigen Druckschriften und deren Einwirkung bemerke folgendes: Hermann über die älteste Griechische Mythologie interessirte die Weimarischen Sprachfreunde auf einen hohen Grad. In einem verwandten Sinne Raynouard Grammatik der Romanischen Sprache. Manuscrit venu de St. Helène beschäftigte alle Welt. Aechtheit oder Unächtheit, halbe oder ganze Ursprünglichkeit wurde durchgesprochen und durchgefochten. Daß man dem Heroen gar manches abgehorcht hatte, blieb offenbar und unzweifelhaft. Deutschlands Urgeschichte von Barth griff in unsere Studien der Zeit nicht ein; dagegen war der Pfingstmontag von Professor Arnold in Straßburg eine höchst liebenswürdige Erscheinung. Es ist ein entschieden anmuthiges Gefühl, von dem man wohl thut sich

nicht klares Bewußtſeyn zu geben, wenn ſich eine Nation in den Eigenthümlichkeiten ihrer Glieder beſpiegelt: denn ja nur im Beſondern erkennt man, daß man Verwandte hat, im Allgemeinen fühlt man immer nur die Sippſchaft von Adam her. Ich beſchäftigte mich viel mit gedachtem Stück und ſprach mein Behagen daran aufrichtig und umſtändlich aus.

Von Ereigniſſen bemerke Weniges aber für mich und andere Bedeutendes. Seit vierzig Jahren zu Wagen, Pferd und Fuß Thüringen kreuz und quer durchwandernd war ich niemals nach Paulinzelle gekommen, obgleich wenige Stunden davon hin und her mich bewegend. Es war damals noch nicht Mode dieſe kirchlichen Ruinen als höchſt bedeutend und ehrwürdig zu betrachten; endlich aber mußte ich ſo viel davon hören, die einheimiſche und reiſende junge Welt rühmte mir den großartigen Anblick, daß ich mich entſchloß meinen dreißjährigen Geburtstag, den ich immer gern im Stillen feyerte, einſam dort zuzubringen. Ein ſehr ſchöner Tag begünſtigte das Unternehmen, aber auch hier bereitete mir die Freundſchaft ein unerwartetes Feſt. Oberforſtmeiſter von Fritſch hatte von Ilmenau her mit meinem Sohne ein frohes Gaſtmahl veranſtaltet, wobei wir jenes von der Schwarzburg-Rudolſtädtiſchen Regierung aufgeräumte alte Bauwerk mit heiterer Muße beſchauen konnten. Seine Entſtehung fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts, wo noch die Anwendung der

Halbcirkelbogen stattfand. Die Reformation versetzte solches in die Wüste worin es entstanden war; das geistliche Ziel war verschwunden, aber es blieb ein Mittelpunct weltlicher Gerechtsame und Einnahme bis auf den heutigen Tag. Zerstört ward es nie, aber zu ökonomischen Zwecken theils abgetragen, theils entstellt; wie man denn auf dem Brauhause noch von den uralten Kolossalziegeln, einige hart gebrannt und glasirt, wahrnehmen kann; ja ich zweifle nicht, daß man in den Amts- und andern Angebäuden noch einiges von dem uralten Gebälke der flachen Decke und sonstiger ursprünglichen Contignation entdecken würde.

Aus der Ferne kam uns Nachricht von Zerstörung und Wiederherstellung. Das Berliner Schauspielhaus war niedergebrannt; ein neues ward in Leipzig errichtet. Ein Symbol der Souverainetät ward uns Weimaranern durch die Feyerlichkeit, als der Großherzog vom Thron den Fürsten von Thurn und Taxis, in seinem Abgeordneten, mit dem Postregal belieh, wobei wir sämmtlichen Diener in geziemendem Schmuck, nach Rangesgebühr erschienen, und also auch unsrerseits die Oberherrschaft des Fürsten anerkannten, indessen im Lauf desselben Jahrs eine allgemeine Feyer Deutscher Studirenden am 18 Juny zu Jena noch bedeutender den 18 October auf der Wartburg eine ahnungsvolle Gegenwirkung verkündigten.

Das Reformations-Jubiläum verschwand vor die-

sen frischen jüngeren Bemühungen. Vor dreyhundert Jahren hatten tüchtige Männer Großes unternommen; nun schienen ihre Großthaten veraltet und man mochte sich ganz anderes von den neuesten öffentlich geheimen Bestrebungen erwarten.

Persönliche Erneuerung früherer Gunst und Gewogenheit sollte mich auch dieses Jahr öfter beglücken. Die Frau Erbprinzessin von Hessen wußte mich niemals in ihrer Nähe, ohne mir Gelegenheit zu geben mich ihrer fortdauernden Gnade persönlich zu versichern. Herr Staatsminister von Humboldt sprach auch dießmal wie immer belebend und anregend bei mir ein. Eine ganz eigene Einwirkung jedoch auf längere Zeit empfand ich von der bedeutenden Anzahl in Jena und Leipzig studirender junger Griechen. Der Wunsch, sich besonders Deutsche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchst lebhaft, so wie das Verlangen allen solchen Gewinn dereinst zur Aufklärung, zum Heil ihres Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem Bestreben, nur war zu bemerken, daß sie, was den Hauptsinn des Lebens betraf, mehr von Worten als von klaren Begriffen und Zwecken regiert wurden.

Papadopulos, der mich in Jena öfters besuchte, rühmte mir einst im jugendlichen Enthusiasmus den Lehrvortrag seines philosophischen Meisters. Es klingt, rief er aus, so herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland spricht. Als ich

mich aber erkundigte, was denn dieser treffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich zur Antwort: das könne er so eigentlich nicht sagen, aber Wort und Ton klängen ihm stets vor der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland.

Es ist derselbe, welcher zu jener Zeit meine Iphigenie in's Neugriechische übersetzte, und wunderbar genug, wenn man das Stück in dieser Sprache und in dieser Beziehung betrachtet, so drückt es ganz eigentlich die sehnsüchtigen Gefühle eines reisenden, oder verbannten Griechen aus: denn die allgemeine Sehnsucht nach dem Vaterlande ist hier unter der Sehnsucht nach Griechenland, als dem einzig menschlich gebildeten Lande, ganz specifisch ausgedrückt.

Eine neue angenehme Bekanntschaft machte ich an einem Fellenbergischen Gehülfen Namens Lippe, dessen klare Ruhe, Entschiedenheit seiner Lebenszwecke, Sicherheit von dem guten Erfolg seiner Wirkungen mir höchst schätzbar entgegen traten, und mich zugleich in der guten Meinung so für ihn wie für das Institut dem er sich gewidmet hatte bestärkten. Gar mannichfaltig war ein erwünschtes Wiedersehen. Wilhelm von Schütz von Ziebingen erneuerte frühere Unterhaltungen in Ernst und Tiefe. Mit diesem Freunde erging es mir indessen sehr wunderlich: bei dem Anfange jedes Gespräches trafen wir in allen Prämissen völlig zusammen; in fortwährender Unterhaltung jedoch kamen wir

immer weiter aus einander, so daß zuletzt an keine Verständigung mehr zu denken war. Gewöhnlich ereignete sich dieß auch bei der Correspondenz und verursachte mir manche Pein, bis ich mir diesen selten vorkommenden Widerspruch endlich aufzulösen das Glück hatte. Doch auch das Umgekehrte sollte mir begegnen, damit es ja an keiner Erfahrung fehle. Hofrath Hirt, mit welchem ich mich, was die Grundsätze betraf, niemals hatte vereinigen können, erfreute mich durch einen mehrtägigen Besuch, bei welchem, so im ganzen Verlauf als im Einzelnen, auch nicht die geringste Differenz vorkam. Betrachtete ich nun das angedeutete Verhältniß zu beiden Freunden genau, so entsprang es daher, daß von Schütz aus dem Allgemeinen, das mir gemäß war, in's Allgemeinere ging, wohin ich ihm nicht folgen konnte, Hirt dagegen das beiderseitige Allgemeine auf sich beruhen ließ, und sich an das Einzelne hielt, worin er Herr und Meister war, wo man seine Gedanken gern vernahm und ihm mit Ueberzeugung zustimmte.

Der Besuch von Berliner Freunden, Staatsrath Hufeland und Langermann, Varnhagen von Ense blieb mir, wie die Frommen sich auszudrücken gewohnt sind, nicht ohne Segen: denn was kann segenreicher seyn als wohlwollende einstimmende Zeitgenossen zu sehen, die auf dem Wege sich und andere zu bilden unaufhaltsam fortschreiten?

Ein junger Batsch, an seinen Vater durch freund-

Terpſichore. Adraſtea.

Denn, ach, bisher das goldne Saitenſpiel
Terpſichore's ertönte nur zu Klagen,
Ein Lied erklang aus ſchmerzlich tiefer Bruſt:
Die Welt umher ſie lag zerriſſen,
Entflod'n die allgemeine Luſt!
Das Leben ſelbſt, man konnt' es miſſen.
Doch Adraſtea zeigte ſich,
Des Glückes Aera war gegeben,
Vergangenheit und Zukunft freuten ſich,
Das Gegenwärt'ge ward zum Leben.

liches thätiges Benehmen, so wie durch übereinstimmende gefällig geistreiche Gestalt erinnernd, kehrte von Cairo zurück, wohin er in Geschäften Europäischer Kaufleute gegangen war. Er hatte zwar treue aber keineswegs kunstgemäße Zeichnungen von dortigen Gegenden mitgebracht, so auch kleine Alterthümer Aegyptischer und Griechischer Abkunft. Er schien mit lebendiger Thätigkeit dasjenige im praktischen Handel wirken zu wollen, was sein Vater theoretisch in der Naturwissenschaft geleistet hatte.

I S I S.

Der Divan war auch den Winter über mit so viel Neigung, Liebe, Leidenschaft gehegt und gepflegt worden, daß man den Druck desselben im Monat März anzufangen nicht länger zauderte. Auch gingen die Studien immerfort, damit man durch Noten, durch einzelne Aufsätze, ein besseres Verständniß zu erreichen hoffen durfte: denn freilich mußte der Deutsche stutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damenkalender das Publicum mehr irre gemacht als vorbereitet. Die Zweydeutigkeit: ob es Uebersetzungen oder angeregte oder angeeignete Nachbildungen seyen, kam dem Unternehmen nicht zu Gute; ich ließ es aber seinen

Gang gehen, ſchon gewohnt das Deutſche Publicum erſt ſtutzen zu ſehen, eh' es empfing und genoß.

Vor allen Dingen ſchien ſodann nothwendig die Charaktere der ſieben Perſiſchen Hauptdichter und ihre Leiſtungen mir und andern klar zu machen. Dieß ward nur möglich, indem ich mich der von Hammeriſchen bedeutenden Arbeit mit Ernſt und Treue zu bedienen trachtete. Alles ward herangezogen, Anquetils Religionsgebräuche der alten Parſen, Bidpais Fabeln, Freytags Arabiſche Gedichte, Michaelis Arabiſche Grammatik, alles mußte dienen mich dort einheimiſcher zu machen.

Indeſſen hatten die von unſerm Fürſten aus Mayland mitgebrachten Seltenheiten, wovon ſich der größere Theil auf Leonardo's Abendmahl bezog, im höchſten Grad meine Aufmerkſamkeit erregt. Nach eifrigem Studium der Arbeit Boſſi's über dieſen Gegenſtand, nach Vergleichung der vorliegenden Durchzeichnungen, nach Betrachtung vieler andern gleichzeitigen Kunſtleiſtungen und Vorkommniſſe, ward endlich die Abhandlung geſchrieben wie ſie im Druck vorliegt, und zugleich in's Franzöſiſche überſetzt, um den Mayländer Freunden verſtändlich zu ſeyn. Zu gleicher Zeit ward uns von dorther ein ähnlicher Widerſtreit des Antiken und Modernen, wie er ſich auch in Deutſchland rührt und regt, gemeldet; man mußte von dorther auch über Claſſiſches und Romantiſches polemiſche Nachrichten vernehmen.

Zwiſchen allem dieſem, bei irgend einer Pauſe, nach dem Griechiſchen hingezogen, verfolgte ich einen alten Lieblingsgedanken, daß Myrons Kuh auf den Münzen Dyrrachiums dem Hauptſinne nach aufbehalten ſey: denn was kann erwünſchter ſeyn als entſchiedenes Andenken des Höchſten aus einer Zeit, die nicht wieder kommt? Eben dieſer Sinn ließ mich auch Philoſtrats Gemählde wieder aufnehmen, mit dem Vorſatz das trümmerhaft Vergangene durch einen Sinn, der ſich ihm gleichzubilden trachtet, wieder zu beleben. Womit ich mich ſonſt noch beſchäftigt, zeigt Kunſt und Alterthum viertes Stück.

Ein wunderſamer Zuſtand bei behrem Mondenſchein brachte mir das Lied Um Mitternacht, welches mir deſto lieber und werther iſt, da ich nicht ſagen könnte, woher es kam und wohin es wollte. Gefordert, und deßhalb in ſeiner Entſtehung klarer, aber doch eben ſo wenig in der Ausführung berechenbar, erſchien mir zu Ende des Jahrs ein Gedicht, in kurzer Zeit verlangt, erfunden, eingeleitet und vollbracht. Zu Verehrung Ihro Majeſtät der Kaiſerin Mutter ſollte ein Maskenzug die vieljährigen poetiſchen Leiſtungen des Weimariſchen Muſenkreiſes, in einzelnen Gruppen geſtalten und dieſe einen Augenblick in höchſter Gegenwart verweilend, durch ſchickliche Gedichte ſich ſelbſt erklären. Er ward am 18 December aufgeführt, und hatte ſich einer günſtigen Aufnahme und dauernden Erinnerns zu erfreuen.

Kurz vorher war der 17te und 18te Band meiner Werke bei mir angelangt. Mein Aufenthalt in Jena war dießmal auf mehr als Eine Weise fruchtbar. Ich hatte mich im Erker der Tanne zu Camsdorf einquartirt und genoß mit Bequemlichkeit, bei freier und schöner Aus- und Umsicht, besonders der charakteristischen Wolkenerscheinungen. Ich beachtete sie, nach Howard, in Bezug auf den Barometer, und gewann mancherlei Einsicht.

Zugleich war das entoptische Farbencapitel an der Tagesordnung. Brewsters Versuche, dem Glase durch Druck, wie sonst durch Hitze, dieselbe Eigenschaft des regelmäßigen Farbenzeigens bei Spiegelung zu ertheilen, gelangen gar wohl, und ich meinerseits, überzeugt vom Zusammenwirken des Technisch-Mechanischen mit dem Dynamisch-Ideellen, ließ die Seebeckischen Kreuze auf Damastart sticken und konnte sie nun nach beliebigem Scheinwechsel hell oder dunkel auf derselben Fläche sehen. Dr. Seebeck besuchte mich den 16 Junn, und seine Gegenwart förderte in diesem Augenblick wie immer zur gelegenen Zeit.

In Carlsbad sah ich voll Bedauern ein wohlgearbeitetes meissingenes Rohr mit Gradbogen, wodurch die Polarisation des Lichtes erwiesen werden sollte. Es war in Paris gefertigt, man sah aber hier in der Beschränkung nur theilweise, was wir schon längst ganz und völlig in freier Luft darzustellen verstanden. Desto

angenehmer war mir ein Apparat zu gleichem Zwecke, verehrt zu meinem Geburtstage, von Professor Schweigger, welcher alles leistet was man in diesem Capitel verlangen kann.

Zur Geognosie waren uns auch die schönsten Beiträge gekommen, mit bedeutenden Exemplaren aus Italien. Brocchi's Werk über Italiänische Fossilien, Sömmerings fossile Eidechsen und Fledermäuse. Von da erhuben wir uns wieder in ältere Regionen, betrachteten Werners Gangtheorie und Freieslebens Sächsische Zinnformation. Eine angekündigte Mineraliensammlung aus Norden kommt an, Versteinerungen von der Insel Rügen durch Kosegarten, Mineralien aus Sicilien und der Insel Elba durch Odeleben. Die Lage des Cölestins bei Dornburg wird erforscht. Durch besondere Gelegenheit kommt die Geognosie der Vereinigten Staaten uns näher. Was für Vortheil daher entspringt, wird auf freundliche und solide Weise erwidert.

In Böhmen war sogleich die allgemeine Geognosie um desto ernster gefördert, als ein junger weitschreitender Bergfreund, Namens Reupel, auf kurze Zeit mit uns zusammentraf, und eine Charte des Königreichs mir zu illuminiren die Gefälligkeit hatte, des Vorsatzes in einer eigenen Schrift dieses Bestreben weiter zu führen und öffentlich bekannt zu machen. Man besuchte Haidingers Porcellanfabrik in Elbogen, wo man außer dem Material des reinen verwitterten Feldspathes auch

das ausgebreitete Brennmaterial der Braunkohlen kennen lernte, und von dem Fundort der Zwillingskrystalle zugleich unterrichtet wurde. Wir besuchten Bergmeister Beschorner in Schlackenwalde, erfreuten uns an dessen instructiver Mineraliensammlung, und erlangten zugleich am Tage eine Art von Uebersicht der Localität des Stockwerks. Im Granit einbrechende, oder vielmehr im Granit enthaltene, und sich durch Verwitterung daraus ablösende Theile, wie z. B. Glimmerkugeln, wurden bemerkt und aufgehoben. So wurden mir auch sehr belehrende krystallegraphische Unterhaltungen mit Professor Weiß. Er hatte einige krystallisirte Diamanten bei sich, deren Entwicklungsfolge er nach seiner höheren Einsicht mich gewahr werden ließ. Eine kleine Müllerische Sammlung, besonders instructiv, ward zurecht gelegt; Rosenquarz von Königswart gelangte zu mir, so wie ich einige Böhmische Chrysolithe gelegentlich anschaffte.

Bei meiner Rückkehr fand ich zu Hause Mineralien von Coblenz und sonstiges Belehrendes dieser Art. Auf die Akademie Jena war die Aufmerksamkeit der höchsten Herren Erhalter ganz besonders gerichtet; sie sollte auf's neue ausgestattet und besetzt werden. Man unternahm die älteren Statuten der neuen Zeit gemäß einzurichten, und auch ich, in so fern die unmittelbaren Anstalten mit der Akademie sich berührten, hatte das Meinige durch dienſame Vorschläge beigetragen. Das Bibliotheks-

geſchäft jedoch heiſchte ſeit Anfang des Jahres fortgeſetzte und erweiterte Thätigkeit. Das Local wurde in genaue Betrachtung gezogen, und hauptſächlich was an Räumlichkeiten, ohne großen Aufwand zu gewinnen ſey, artiſtiſch und handwerksmäßig überlegt, auch in wiefern dem gemäß die Arbeit ſelbſt begonnen und fortgeſetzt werden könne, wohl überdacht. Die Vorſchläge zu ſicherem Gang der Angelegenheit werden durch die höchſten Höfe gebilligt und entſchieden, und Accorde mit den Handwerkern ſogleich geſchloſſen. Die Hauptſache blieb immer die Trockenlegung des untern großen Saals. Wie man von außen gegen Graben und Garten zu Luft gemacht hatte, ſo geſchah es nun auch von innen durch Vertiefung des Hofes. Alles andere was zur Sicherheit und Trockniß des Gebäudes dienen konnte, ward berathen und ausgeführt, daher die äußere Berappung ſogleich vorgenommen. Nachdem auch im Innern gewiſſe Hinderniſſe mit Lebhaftigkeit beſeitigt waren, ward nunmehr die Schloßbibliothek translocirt, welches mit beſonderer Sorgfalt und Vorſicht geſchah, indem man ſie in der bisherigen Ordnung wieder aufſtellte, um bis zur neuen Anordnung auch die Benutzung derſelben nicht zu unterbrechen. Ueberhaupt iſt hier zu Ehren der Angeſtellten zu bemerken, daß bei allem Umkehren des Ganzen wie des Einzelnen die Bibliothek nach wie vor, ja noch viel ſtärker und lebhafter, benutzt werden konnte.

Hier finde ich nun eine Schuld abzutragen, indem

ich die Männer nenne, welche mir in diesem höchst verwickelten und verworrenen Geschäft treulich und jeder Anordnung gemäß mitwirkend sich erwiesen haben. Professor Güldenapfel, bisheriger Jenaischer Bibliothekar, hatte unter dem vorigen Zustand so viel gelitten, daß er zu einer Veränderung desselben freudig die Hand bot, und eine gewisse hypochondrische Sorgfalt auch auf die neue Veränderung mit Räthlichkeit hinwendete. Rath Vulpius, Bibliothekar in Weimar, hatte bisher der im Schloß verwahrten Büttnerischen Bibliothek vorgestanden, und versagte zu der Translocation derselben seine Dienste nicht, wie er denn auch manche neue nöthig werdende Verzeichnisse mit großer Fertigkeit zu liefern wußte. Dr. Weller, ein junger kräftiger Mann, übernahm die Obsorge über die oft mißlichen Baulichkeiten, indem sowohl die Benutzung der Localitäten zu neuen Zwecken als auch der Wiedergebrauch von Repositorien und andern Holzarbeiten eine sowohl gewandte als fortdauernde Aufsicht und Anleitung erforderten. Der Canzlist Compter, der bisherige Custos der Schloßbibliothek Färber thaten jeder an seiner Stelle und auf seine Weise das Mögliche, so daß ich in diesem Falle die Liebe zur Sache und die Anhänglichkeit an mich sämmtlicher Angestellten nicht genugsam zu rühmen wüßte.

Innerhalb dieser arbeitsamen Zeit war der Verkauf der Grunerschen so höchst bedeutenden Bibliothek angekündigt, und sogar der Antrag gethan solche im Ganzen

anzukaufen und die Dubletten in der Folge wieder zu veräußern. Ich, als ein abgesagter Feind solcher Operationen, bei denen nichts zu gewinnen ist, ließ den Grunerschen Katalog mit den Katalogen sämmtlicher Bibliotheken vergleichen und durch Buchstaben andeuten, was und wo es schon besessen werde. Durch diese mühselige und in der Zwischenzeit oft getadelte Sorgfalt erschien zuletzt, wie viel Vorzügliches die öffentlichen Anstalten schon besaßen; über das andere was noch zu acquiriren wäre, ward die medicinische Facultät gefragt, und wir gelangten dadurch mit mäßigem Aufwand zu dem Inhalt der ganzen Grunerschen Bibliothek. Schon aber konnte sich diese neue nun eben erst Bestand gewinnende, in Gefolg ihres akademischen Rufes, einer auswärtigen Aufmerksamkeit erfreuen, indem mit freundlicher Anmerkung der Herzog von Egreton die von ihm herausgegebenen Werke sämmtlich einsendete. Im November erstattete die Behörde einen Hauptbericht, welcher sich höchsten Beifalls um so mehr getrösten sollte, als der umsichtige Fürst persönlich von dem ganzen Geschäftsgange Schritt vor Schritt Kenntniß genommen hatte.

Die Oberaufsicht über die sämmtlichen unmittelbaren Anstalten hatte sich im Innern noch einer besondern Pflicht zu entledigen. Die Thätigkeit in einzelnen wissenschaftlichen Fächern hatte sich dergestalt vermehrt, die Forderungen waren auf einen solchen Grad gewachsen,

daß der bisherige Etat nicht mehr hinreichte. Dieß konnte zwar im Ganzen bei guter Wirthschaft einigermaßen ausgeglichen werden: allein das Unsichere war zu beseitigen, ja es mußten, mehrerer Klarheit wegen, neue Rechnungscapitel und eine neue Etatsordnung eingeführt werden. In diesem Augenblick war der bisherige Rechnungsführer, als Rentbeamter, von Herzoglicher Kammer an eine andere Stelle befördert, und die beschwerliche Arbeit, die alte Rechnung abzuschließen, die Gewährschaft los zu werden und einen neuen Etat nebst Rechnungsformular aufzustellen, blieb mir dem Vorgesetzten, der wegen Eigenheit der Lage sich kaum der Mitwirkung eines Kunstverständigen bedienen konnte.

Auch in dieses Jahr fällt ein Unternehmen, dessen man sich vielleicht nicht hätte unterziehen sollen: das Abtragen des Löberthors. Als nämlich das, heiter auch von außen hergestellte Bibliotheksgebäude den Wunsch hervorrief, gleicherweise die nächste bisher vernachlässigte Umgebung gereinigt und erheitert zu sehen, so that man den Vorschlag, sowohl das äußere als innere Löberthor abzutragen, zu gleicher Zeit die Gräben auszufüllen und dadurch einen Marktplatz für Holz- und Fruchtwagen, nicht weniger eine Verbindung der Stadt in Feuersgefahr mit den Teichen zu bewirken. Das Letztere ward auch bald erreicht; als man aber an die innern Gebäude kam, durch deren Wegräumung man einen stattlichen Eingang der Stadt zu gewinnen hoffte, that sich eine Ge-

Aeon und Aeonis. Letzte ſpricht.

Das Gegenwärt'ge kommt in doppelter Geſtalt,
Ihr ſeht es jung, ihr ſeht es alt;
Zuſammen gehen ſie noch eine kleine Strecke,
Ungleicher Schritt befördert nie,
Die Zeit verſchiebt nicht nur die Zwecke,
Auch andre Mittel fordert ſie.
So weiſe, klug er auch gehandelt,
Ein halb Jahrhundert aufgeklärt,
Auf einmal anders wird gewandelt
Und andre Weisheit wird gelehrt.
Was galt, es ſoll nicht weiter gelten,
Nichts mehr von allem iſt erprobt,
Das was er ſchalt, darf er nicht ſchelten,
Nicht loben was er ſonſt gelobt;
Sogar in ſeinen eignen Hallen
Verkündet man ihm fremde Pflicht,
Man ſucht nicht mehr ihm zu gefallen,
Wo er befiehlt gehorcht man nicht.

Er würde ſich das Leben ſelbſt verkürzen,
Verzweifelnd ſich zum Orkus ſtürzen;
Doch ſeine Tochter hält ihn feſt,
Verſteht ihn lieblich zu erfreuen,
Beweist, mit tauſend Schmeicheleyen,
Daß er ſich ſelbſt weit hübſcher hinterläßt.
Was ihm entging, ſie hat's gewonnen,
Und ihr Gefolg' iſt ohne Zahl;
Was ihn verließ, es kam ihr nachgeronnen,
Was ihm nicht mehr gelingt, gelingt ihr tauſendmal.

Gegenwirkung hervor, gegründet auf die moderne Maxime, daß der Einzelne durchaus ein Recht habe gegen den Vortheil des Ganzen den seinigen geltend zu machen. Und so blieb ein höchst unschicklicher Anblick stehen, den, wenn es glückt, die Folgezeit den Augen unserer Nachkommen entziehen wird.

Für die Einsicht in höhere bildende Kunst begann dieses Jahr eine neue Epoche. Schon war Nachricht und Zeichnung der Aeginetischen Marmore zu uns gekommen, die Bildwerke von Phigalia sahen wir in Zeichnungen, Umrissen und ausgeführteren Blättern vor uns, jedoch war das Höchste uns noch fern geblieben; daher forschten wir dem Parthenon und seinen Giebelbildern, wie sie die Reisenden des siebzehnten Jahrhunderts noch gesehen hatten, fleißig nach, und erhielten von Paris jene Zeichnung copirt, die damals zwar nur leicht gefertigt, doch einen deutlichern Begriff von der Intention des Ganzen verschaffte, als es in der neuern Zeit bei fortgesetzter Zerstörung möglich ist. Aus der Schule des Londner Mahlers Haydon sandte man uns die Copien in schwarzer Kreide, gleich groß mit den Marmoren, da uns denn der Hercules und die im Schoos einer andern ruhende Figur, auch die dritte dazu gehörige Sitzende, im kleineren Maßstab, in ein würdiges Erstaunen versetzte. Einige Weimarische Kunstfreunde hatten auch die Gypsabgüsse wiederholt gesehen, und bekräftigten, daß man hier die

höchste Stufe der aufstrebenden Kunst im Alterthum gewahr werde.

Zu gleicher Zeit ließ uns eine kostbare Sendung von Kupferstichen aus dem sechzehnten Jahrhundert in eine andere gleichfalls höchst ernsthaft gemeinte Kunstepoche schauen. Die beiden Bände von Bartsch XIV und XV wurden bezüglich hierauf studirt, und was wir dahin gehöriges schon besaßen durchgesehen, und nur einiges, wegen sehr hoher Preise, mit bescheidener Liebhaberey angekauft.

Gleichfalls höchst unterrichtend, in einer neuern Sphäre jedoch, war eine große Kupferstich-Sendung aus einer Leipziger Auction. Ich sah Jacksons holzgeschnittene Blätter beinahe vollständig zum erstenmal; ich ordnete und betrachtete diese Acquisition, und fand sie in mehr als Einem Sinne bedeutend. Eine jede Technik wird merkwürdig, wenn sie sich an vorzügliche Gegenstände, ja wohl gar an solche wagt, die über ihr Vermögen hinausreichen.

Aus der Französischen Schule erhielt ich viele gute Blätter um den geringsten Preis. Die Nachbarnation war damals in dem Grade verhaßt, daß man ihr kein Verdienst zugestehen, und so wenig irgend etwas das von ihr herkäme, an seinen Besitz heranziehen mochte. Und so war mir schon seit einigen Auctionen gelungen, für ein Spottgeld, bedeutende, sogar in der Kunst und Kunstgeschichte wohl gekannte, durch Anekdoten und Ei-

genheiten der Künstler namhafte große wohlgestochene Blätter, eigenhändige Radirungen mehrerer im achtzehnten Jahrhundert berühmter und beliebter Künstler, das Stück für zwey Groschen anzuschaffen. Das Gleiche gerieth mir mit Sebastian Bourdons geätzten Blättern, und ich lernte bei dieser Gelegenheit einen Künstler, den ich immer im Allgemeinen geschätzt, auch im Einzelnen werth achten.

Eine Medaille, welche die Mayländer zu Ehren unseres Fürsten als ein Andenken seines dortigen Aufenthalts prägen lassen, gibt mir Gelegenheit zur Plastik zurückzukehren. Ich acquirirte zu gleicher Zeit eine vorzüglich schöne Münze Alexanders; mehrere kleine Bronzen von Bedeutung wurden mir in Carlsbad theils käuflich, theils durch Freundesgeschenk, glücklich zu eigen. Graf Tolstoi's Basreliefe, deren ich nur wenige kannte, überschickte mir der wohlwollende Künstler, durch einen vorübereilenden Courier, und daß ich noch einiges Zerstreute zusammenfasse, das Kupferwerk vom Campo Santo in Pisa erneute das Studium jener ältern Epoche, so wie im wunderbarsten Gegensatz das Omaggio della Provincia Veneta alla S. M. l'Imperatrice d'Austria, von dem wunderlichen Sinnen und Denken gleichzeitiger Künstler ein Beispiel vor Augen brachte. Von den in Paris bestellten zwey Pferdeköpfen, einem Venezianischen und Athenischen, kam jener zuerst und ließ uns seine Vorzüge empfinden, ehe uns der andere

durch überſchwengliche Großheit dafür unempfänglich gemacht hätte.

---

1 8 1 9.

Von perſönlichen Verhältniſſen wäre folgendes zu ſagen: die Königin von Würtemberg ſtirbt zu Anfang, Erbgroßherzog von Mecklenburg zu Ende des Jahrs. Staatsminiſter von Voigt verläßt uns den 22 März, für mich entſteht eine große Lücke, und dem Kreiſe meiner Thätigkeit entgeht ein mitwirkendes Princip. Er fühlte ſich in der letzten Zeit ſehr angegriffen von den unaufhaltſam wirkenden revolutionären Potenzen, und ich pries ihn deßhalb ſelig, daß er die Ermordung Kotzebue's, die am 23 März vorfiel, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutſchland hierauf ergriff, ängſtlich beunruhigt wurde.

In dem übrigens ganz ruhigen Gang und Zug der Welt trafen Ihro Majeſtät die regierende Kaiſerin von Rußland in Weimar ein; ich ſah in dieſer Zeit den Grafen Stourdza und den Staatsrath von Köhler.

Erfreuliches begegnete dem Fürſtlichen Hauſe, daß dem Herzog Bernhard ein Sohn geboren war, ein Ereigniß, das allgemeine Heiterkeit verbreitete. Der Aufenthalt in Dornburg und Jena gab zu mancherlei Vergnüglichkeiten Anlaß. Die Prinzeſſinnen hatten ihren Garten in Jena bezogen, wodurch denn hin und her viele Be-

wegung entſtand; auch wurde die hohe Geſellſchaft dadurch vermehrt, daß Herzog von Meiningen und Prinz Paul von Mecklenburg, der Studien wegen, in Jena einige Zeit verweilten.

In Carlsbad ſah ich Fürſt Metternich und deſſen diplomatiſche Umgebung, und fand an ihm wie ſonſt einen gnädigen Herrn. Grafen Bernſtorff lernt' ich perſönlich kennen, nachdem ich ihn lange Jahre hatte vortheilhaft nennen hören, und ihn wegen inniger treuer Verhältniſſe zu werthen Freunden auch ſchätzen lernen. Auch ſah ich Graf Kaunitz und andere, die mit Kaiſer Franz in Rom geweſen waren, fand aber keinen darunter, der von der Deutſchfrommen Ausſtellung im Palaſte Caffarelli hätte ein Günſtiges vermelden mögen. Den Grafen Carl Harrach, den ich vor ſo viel Jahren, als er ſich der Medicin zu widmen den Entſchluß faßte, in Carlsbad genau kannte, fand ich, zu meinem großen Vergnügen, gegen mich wieder wie ich ihn verlaſſen, und ſeinem Berufe nunmehr leidenſchaftlich treu. Seine ganz einfach lebhaften Erzählungen von der beweglichen Wiener Lebensweiſe verwirrten mir wirklich in den erſten Abenden Sinne und Verſtand, doch in der Folge ging es beſſer; theils wurd' ich die Darſtellung eines ſo kreiſelhaften Treibens mehr gewohnt, theils beſchränkte er ſich auf die Schilderung ſeiner praktiſchen Thätigkeit, ärztlicher Verhältniſſe, merkwürdiger Berührungen und Einflüſſe, die eine Perſon der Art als Standes-, Welt- und

Heilmann erlebt, und ich erfuhr in dieſem Puncte gar manches Neue und Fremdartige.

Geheimerath Behrends von Berlin, ein ſogleich Vertrauen erweckender Medicus, ward mir und meinem Begleiter dem Dr. Rehbein, einem jüngeren, vorzüglich einſichtigen und ſorgfältigen Arzte, als Nachbar lieb und werth. Die verwittwete Frau Berghauptmann von Trebra erinnerte mich an den großen Verluſt, den ich vor kurzem in ihrem Gemahl, einem vieljährigen ſo nachſichtigen als nachhelfenden Freund erlitten; und ſo ward ich auch im Geſpräch mit Profeſſor Dietrich von Commotau an frühere Töplitzer Momente hingewieſen, alte Freude, altes Leid wieder hervorgerufen.

Zu Hauſe, ſo wie in Jena, ward mir gar manches Gute durch bleibende und vorübergehende Perſonen. Ich nenne die Grafen Canikoff und Bombelles, und ſodann ältere und neuere Freunde, theilnehmend und belehrend. Nees von Eſenbeck, nach Berlin reiſend und zurückkehrend, von Stein aus Breslau. Mannichfaltige Mittheilungen dieſes thätigen rüſtigen Mannes und früheren Zöglings erfreuten mich. Ein gleiches Verhältniß erneuerte ſich zu Bergrath von Herder. General-Superintendent Krauſe erſchien als tiefkranker Mann, und man mußte vielleicht manche ſchwache Aeußerung einem inwohnenden unheilbaren Uebel zuſchreiben. Er empfahl den oberen Claſſen des Gymnaſiums Tiedgens Urania als ein claſſi-

ſches Werk, wohl nicht bedenkend, daß die von dem trefflichen Dichter ſo glücklich bekämpfte Zweifelſucht ganz aus der Mode gekommen, daß niemand mehr an ſich ſelbſt zweifle, und ſich die Zeit gar nicht nehme an Gott zu zweifeln. Seine Gegenwart muthete mich nicht an; ich habe ihn nur einmal geſehen, und bedauert daß er ſeine gerühmte Einſicht und Thätigkeit nicht auch an Weimariſchen Kirchen und Schulen habe beweiſen können. Lebensheiterer war mir der Anblick der zahlreichen Seebeckiſchen Familie, die von Nürnberg nach Berlin zog, den glücklichen Aufenthalt an jenem Orte mit innigem Bedauern rühmend, früherer Jenaiſcher Verhältniſſe an Ort und Stelle ſich lebhaft erinnernd, und nach Berlin mit freudiger Hoffnung hinſchauend. Ein Beſuch Dr. Schopenhauers, eines meiſt verkannten, aber auch ſchwer zu kennenden, verdienſtvollen jungen Mannes, regte mich auf und gedieh zur wechſelſeitigen Belehrung. Ein junger Angeſtellter von Berlin, der ſich durch Talent, Mäßigung und Fleiß aus bedenklichen Umſtänden zu einer anſehnlichen Stelle, einem bequemen häuslichen Zuſtande und einer hübſchen jungen Frau geholfen hatte. Major von Luck, der Mainzer Humoriſt, der ganz nach ſeiner Weiſe zum Beſuch bei mir unverſehens eintritt, ſein Bleiben ohne Noth verkürzt und gerade aus Uebereilung die Reiſegelegenheit verſäumt. Franz Nicolovius, ein

lieber Verwandter, hielt sich länger auf, und gab Raum eine vielversprechende Jugend zu kennen und zu schätzen. Geheimerath von Willemer, der die Folgen einer für ihn höchst traurigen Angelegenheit großmüthig abzulenken suchte, reis'te nach Berlin, um von Ihro Majestät dem König Verzeihung für den Gegner seines Sohnes zu erflehen. Der Grieche Gigas besuchte mich öfters, auch hatte ich seine Landsleute, die um höhere Bildung zu gewinnen nach Deutschland gekommen waren, immer freundlich aufgenommen. Präsident von Velten aus Bayreuth, so sehr wie jeder Vorgesetzte von akademischer Turbulenz beunruhigt, besuchte mich, und man konnte sich über die damals so dringenden Angelegenheiten nichts Erfreuliches mittheilen. Die Weimar- und Gothaischen Regierungsbevollmächtigten von Conta und von Hof sprachen gleichfalls wegen akademischer Besorgnisse bei mir ein. Ein Sohn von Baggesen erfreute mich durch heitere Gegenwart und unbewundenes Gespräch. Ernst von Schiller, dem es hier nicht glücken wollte, ging einer Anstellung im Preußischen entgegen. Sodann lernte ich noch einen jungen Chemicus, Namens Runge, kennen, der mir auf gutem Wege zu seyn schien.

Des Antheils hab' ich nunmehr zu erwähnen, den man meinem siebzigsten Geburtstage an vielen Orten und von vielen Seiten her zu schenken geneigt war.

Durch eine wunderliche Grille eigensinniger Verlegenheit suchte ich der Feyer meines Geburtstags jederzeit auszuweichen. Dießmal hatte ich ihn zwischen Hof und Carlsbad auf der Reise zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an, und in beschränktem Sinne glaubt' ich überwunden zu haben. Allein am 29 August sollte ich zu einem schon besprochenen Gastmahl auf den Posthof eingeladen werden, wovon ich mich, in Rücksicht auf meine Gesundheit, nicht ohne Grund entschuldigen mußte. Auch überraschte mich aus der Ferne noch gar mannichfaltiges Gute. In Frankfurt am Main hatte man am 28 August ein schönes und bedeutendes Fest gefeyert; die Gesellschaft der Deutschen Geschichtskunde hatte mich zum Ehrenmitgliede ernannt, die Ausfertigung deßhalb erhielt ich durch ministerielle Gelegenheit. Die Mecklenburgischen Herren Stände verehrten mir zu diesem Tage eine goldne Medaille, als Dankzeichen für den Kunstantheil den ich bei Verfertigung der Blücherischen Statue genommen hatte.

---

1 8 2 0.

Nachdem wir den 29 März eine Mondverdunklung beobachtet hatten, blieb die auf den 7 September angekündigte ringförmige Sonnenfinsterniß unser Augenmerk. Auf der Sternwarte zu Jena wurden vorläufige Zeichnungen derselben verfertigt, der Tag kam heran, aber

leider mit ganz überwölktem Himmel. In dem Garten der Prinzessinnen waren Einrichtungen getroffen, daß mehrere Personen zugleich eintreten konnten. Serenissimus besuchten Ihre lieben Enkel zur guten Stunde, das Gewölk um die Sonne ward lichter, Anfang und Mitte konnten vollkommen beobachtet werden, und den Austritt, das Ende zu sehen begab man sich auf die Sternwarte, wo Professor Posselt mit andern Angestellten beschäftigt war. Auch hier gelang die Betrachtung, und man konnte vollkommen zufrieden seyn, während in Weimar ein bedeckter Himmel jede Ansicht vereitelte.

Auf einer Reise nach Carlsbad beobachtete ich die Wolkenformen ununterbrochen und redigirte die Bemerkungen daselbst. Ich setzte ein solches Wolkendiarium bis Ende July und weiter fort, wodurch ich die Entwicklung der sichtbaren atmosphärischen Zustände auseinander immer mehr kennen lernte, und endlich eine Zusammenstellung der Wolkenformen auf einer Tafel in verschiedenen Feldern unternehmen konnte. Nach Hause zurückgekehrt, besprach ich die Angelegenheit mit Professor Posselt, welcher daran sehr verständigen Theil nahm. Auch wurden nunmehr von Eisenach Wetterbeobachtungen eingesendet. Von Büchern förderte mich am meisten Brandes Witterungskunde und sonstige Bemühungen in diesem Fache. Dittmars Arbeiten wurden benutzt, freilich nicht in dem Sinne wie es der gute Mann wünschen mochte.

Zum Glücke laßt Ihr uns herein:
Denn solch' ein Fest konnt' er sich nicht erwarten.
Er sieht es blüht ein neuer Garten,
Der blüht für mich; was mein ist, bleibt auch sein.
Er fühlt sich besser, als in besten Zeiten,
Ist neu belebt und wird mich froh begleiten.

Das Botaniſche ward nicht außer Augen gelaſſen; der Belvederiſche Katalog kam zu Stande, und ich ſah mich dadurch veranlaßt die Geſchichte der Weimariſchen Botanik zu ſchreiben. Ich ließ hierauf ein Franzöſiſches Heft überſetzen, das in galantem Vortrag die Vermehrung der Eriken anrieth und anleitete. Jäger über Mißbildung der Pflanzen, Decandolle Arzneykräfte derſelben, Henſchel gegen die Sexualität, Nees von Eſenbecks Handbuch, Robert Braun über die Syngeneſiſten wurden ſämmtlich beachtet, da ein Aufenthalt in dem botaniſchen Garten zu Jena mir dazu die erwünſchteſte Muße gab.

Bedeutender Honigthau wurde auf der Stelle beobachtet und beſchrieben; Herr Doctor Carus theilte von einem Kirchhof in Sachſen ein zartes Geflechte von Lindenwurzeln mit, welche, zu den Särgen hinabgeſtiegen, dieſe ſowohl als die enthaltenen Leichname wie mit Filigranarbeit umwickelt hatten. Ich fuhr fort mich mit Wartung des Bryophyllum calycinum zu beſchäftigen, dieſer Pflanze die den Triumph der Metamorphoſe im Offenbaren feyert. Indeſſen war durch die Reiſe Oeſterreichiſcher und Bayeriſcher Naturforſcher nach Braſilien die lebhafteſte Hoffnung erregt.

Auf meiner Reiſe nach Carlsbad nahm ich den Weg über Wunſiedel nach Alexandersbad, wo ich die ſeltſamen Trümmer eines Granitgebirges nach vielen Jahren ſeit 1785 zum erſtenmal wieder beobachtete. Mein Abſcheu

vor gewaltſamen Erklärungen, die man auch hier mit reichlichen Erdbeben, Vulcanen, Waſſerfluthen und andern Titaniſchen Ereigniſſen geltend zu machen ſuchte, ward auf der Stelle vermehrt, da mit einem ruhigen Blick ſich gar wohl erkennen ließ, daß durch theilweiſe Auflöſung wie theilweiſe Beharrlichkeit des Urgeſteins, durch ein daraus erfolgendes Stehenbleiben, Sinken, Stürzen, und zwar in ungeheuern Maſſen, dieſe ſtaunenswürdige Erſcheinung ganz naturgemäß ſich ergeben habe. Auch dieſer Gegenſtand ward in meinen wiſſenſchaftlichen Heften wörtlich und bildlich entwickelt; ich zweifle jedoch daß eine ſo ruhige Anſicht dem turbulenten Zeitalter genügen werde.

In Carlsbad legte ich die alte geognoſtiſche Folge wieder in belehrenden Muſtern zuſammen, worunter ſchöne Stücke des Granits vom Schloßberge und Bernhardtsfelſen, mit Hornſteinadern durchzogen, gar wohl in die Augen fielen. Eine neue ſpeciellere Folge, auf Porcellan- und Steingutsfabrication ſich beziehend, zugleich die natürlichen unveränderten Stücke enthaltend, ward angefügt. Eine ſolche vollſtändigſte Sammlung zeigte ich dem Fürſten von Thurn und Taxis und ſeiner Umgebung vor, welcher bei theilnehmendem Beſuch mit dem Aufgewieſenen zufrieden ſchien.

Den pſeudovulcaniſchen Gebirgen ſchenkte ich gleichfalls erneute Aufmerkſamkeit, wozu mir einige, Behufs des Wegebaues, neu aufgeſchloſſene Bergräume in der Gegend von Dallwitz und Leſſau die beſte Gelegen-

heit gaben. Hier war es augenfällig wie die urſprünglichen Schichten des früheren Flötzgebirges, ehmals innigſt mit Steinkohlenmaſſe vermiſcht, nunmehr durchgeglüht, als bunter Porcellanjaſpis, in ihrer alten Lage verharrten, da denn z. B. auch eine ganze Schicht ſtenglichen Eiſenſteins ſich dazwiſchen deutlich auszeichnete, und Veranlaſſung gab, ſowohl die Müllerische Sammlung, als die eigenen und Freundescabinette, mit groſſen und belehrenden Stücken zu bereichern.

Als ich nun hierauf den, durch den Wegebau, immer weiter aufgeſchloſſenen Kammerberg bei Eger beſtieg, ſorgfältig abermals betrachtete und die regelmäßigen Schichten deſſelben genau anſah, ſo mußt' ich freilich zu der Ueberzeugung des Bergrath Reuß wieder zurückkehren, und dieſes problematiſche Phänomen für pſeudovulcaniſch anſprechen. Hier war ein mit Kohlen geſchichteter Glimmerſchiefer wie dort ſpätere Thonflötzlager durchglüht, geſchmolzen und dadurch mehr oder weniger verändert.

Dieſe Ueberzeugung einem friſchen Anſchauen gemäß, koſtete mich nichts ſelbſt gegen ein eignes gedrucktes Heft anzunehmen; denn wo ein bedeutendes Problem vorliegt, iſt es kein Wunder wenn ein redlicher Forſcher in ſeiner Meinung wechſelt.

Die kleinen Baſalte vom Horn, einem hohen Berge in der Nähe von Elbogen, denen man bei der Größe einer Kinderfauſt oft eine beſtimmte Geſtalt abgewinnen

kann. Der Grundtypus, woraus alle die übrigen Formen sich zu entwickeln schienen, ward in Thon nachgebildet, auch Musterstücke an Herrn von Schreibers nach Wien gesendet.

Auf den Jenaischen Museen revidire ich die Carlsbader Suite mit neuer Uebersicht, und da man denn doch immer vorsätzliche Feuer- und Gluthversuche anstellt, um zu den Naturbränden parallele Erscheinungen zu gewinnen, so hatte ich in der Flaschenfabrik zu Zwätzen dergleichen anstellen lassen, und es betrübt mich die chemischen Erfolge nicht in der eingeleiteten Ordnung des Katalogs aufbewahrt zu haben, besonders da einige Gebirgsarten nach dem heftigsten Brande sich äußerst regelmäßig gestalteten. Gleicherweise sandte man von Coblenz aus natürlichen Thon und daraus übermäßig gebrannte Ziegeln, welche auch sich schlackenartig und zugleich gestaltet erwiesen.

Jüngere Freunde versorgten mich mit Musterstücken von dem Urgeschiebe bei Danzig, ingleichen bei Berlin, aus denen man eine völlig systematische Sammlung Gesteinarten, und zwar in ihren härtesten Fels- und Gangtheilen anreihen konnte.

Das Beispiel einer allerletzten Formation zeigte uns der Steinschneider Facius. Er hatte in einem Tuffsteinconglomerat, welches mancherlei abgerundete Geschiebe enthielt, auch einen geschnittenen Chalcedon gefunden, worauf ein Obelisk mit allerlei nicht Aegypti-

ſchen Zeichen, ein knieend Betender an der einen, ein ſtehend Opfernder an der andern Seite, von leidlicher Arbeit. Man ſuchte ſich dieſe offenbar zufällige Erſcheinung aus vorwaltenden Umſtänden zu erklären, die jedoch hier zu entwickeln nicht der Ort iſt. Der Mecklenburgiſche Kammerherr Herr von Preen verehrte mir von einer Reiſe aus Tyrol mitgebrachte bedeutende Mineralien; Graf Bedemar, königlich Däniſcher Kammerherr, ſchöne Opale von den Ferroe-Inſeln.

An Büchern waren mir ſehr angenehm: Nooſe über Baſaltgeneſe, ein alter Gleichzeitiger, der auch noch an alten Begriffen hielt; ferner deſſen Symbola; einen Auszug des erſteren theilt' ich im Drucke mit, einer des letzteren liegt noch unter meinen Papieren. Herrn von Schreibers Aërolithen förderten uns auch in dieſem Capitel. Von England waren ſehr willkommen The first Principles of Geology, by G. B. Greenough. Lond. 1819. Die Werneriſchen Anſichten, die man nun ſchon ſo viele Jahre gewohnt war, in einer fremden Sprache wieder zu vernehmen, war aufregend ergötzlich. Eine große geologiſche Charte von England war durch beſondere Ausführung und Reinlichkeit einer ernſten Belehrung höchſt förderlich. Als ſelbſtthätig lieferte ich zur Morphologie und Naturwiſſenſchaft des erſten Bandes drittes Heft.

Friſche Luſt zu Bearbeitung der Farbenlehre gaben die entoptiſchen Farben. Ich hatte mit großer Sorgfalt

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16258/384

meinen Aufsatz im August dieses Jahrs abgeschlossen und dem Druck übergeben. Die Ableitung, der ich in meiner Farbenlehre gefolgt, fand sich auch hier bewährt; der entoptische Apparat war immer mehr vereinfacht worden. Glimmer- und Gypsblättchen wurden bei Versuchen angewendet, und ihre Wirkung sorgfältig verglichen. Ich hatte das Glück mit Herrn Staatsrath Schulz diese Angelegenheit nochmals durchzugehen, sodann begab ich mich an verschiedene Paralipomena der Farbenlehre. Purkinje zur Kenntniß des Sehens ward ausgezogen und die Widersacher meiner Bemühungen nach Jahren aufgestellt.

Von theilnehmenden Freunden wurd' ich auf ein Werk aufmerksam gemacht: Nouvelle Chroagénésie par le Prince, welches als Wirkung und Bestätigung meiner Farbenlehre angesehen werden könne. Bei näherer Betrachtung fand sich jedoch ein bedeutender Unterschied. Der Verfasser war auf demselben Wege wie ich dem Irrthum Newtons auf die Spur gekommen, allein er förderte weder sich noch andere, indem er, wie Doctor Read auch gethan, etwas gleich Unhaltbares an die alte Stelle setzen wollte. Es gab mir zu abermaliger Betrachtung Anlaß, wie der Mensch, von einer Erleuchtung ergriffen und aufgeklärt, doch so schnell wieder in die Finsterniß seines Individuums zurückfällt, wo er sich alsdann mit einem schwachen Laternchen kümmerlich fortzuhelfen sucht.

Gar

Gar mancherlei Betrachtungen über das Herkommen in den Wissenschaften, über Vorschritt und Retardation, ja Rückschritt, werden angestellt. Der sich immer mehr an den Tag gebende, und doch immer geheimnißvollere Bezug aller physikalischen Phänomene auf einander wird mit Bescheidenheit betrachtet und so die Chladnischen und Seebeckischen Figuren paralleliſirt, als auf einmal in der Entdeckung des Bezugs des Galvanismus auf die Magnetnadel, durch Prof. Oerſtedt, ſich uns ein beinahe blendendes Licht aufthat. Dagegen betrachtete ich ein Beiſpiel des fürchterlichſten Obſcurantismus mit Schrecken, indem ich die Arbeiten Biots über die Polariſation des Lichtes näher ſtudirte. Man wird wirklich krank über ein ſolches Verfahren; dergleichen Theorien, Beweis- und Ausführungsarten ſind wahrhafte Nekroſen, gegen welche die lebendigſte Organiſation ſich nicht herſtellen kann.

Der untere große Jenaiſche Bibliotheksaal war nun in der Hauptſache hergeſtellt; die Repoſitorien, die ſonſt der Länge nach den Raum verfinſterten, nahmen nunmehr in der Quere das Licht gehörig auf. Ein buntes, von Sereniſſimo verehrtes altdeutſches Fenſter ward eingeſetzt und daneben die Gypsbüſten der beiden Herren Nutritoren aufgeſtellt, in dem oberen Saal ein geräumiger Pult eingerichtet und ſo immer mehreren Erforderniſſen Genüge geleiſtet. Um in den allzueinfachen, unverzierten, dem Auge wenig Ergötzliches bietenden Sä-

len einige Erheiterung anzubringen, dachte man auf symbolische, die verschiedenen geistigen Thätigkeiten bezeichnende Bilder, welche sonst so beliebt, mit Sinnsprüchen begleitet, in allen wissenschaftlichen Anstalten dem Besucher entgegen leuchteten. Einiges wurde ausgeführt, anderes durch Herrn Schinkels Gefälligkeit vorbereitet, das Meiste blieb als Skizze, ja nur als bloßer Gedanke zurück. Die Buderischen Deductionen wurden durch Vulpius katalogirt, ein Böhmisches Manuscript, auf Hussens Zeiten bezüglich, durch Dr. Wloka übersetzt, ein Hauptbibliotheks-Bericht erstattet, eine übersichtliche Fortwirkung durch ausführliche Tagebücher und Dr. Wellers persönliche Berichterstattung möglich gemacht.

Bei der botanischen Anstalt beschäftigte uns die Anlage eines neuen Glashauses, nach dem Befehl Serenissimi, und unter dessen besonderer Mitwirkung. Riß und Anschlag wurden geprüft, die Accorde abgeschlossen und zu gehöriger Zeit die Arbeit vollendet. Auch war der Ankauf der Starkischen Präparatensammlung für das anatomische Cabinet gebilligt und abgeschlossen, der Transport derselben aber, welcher ein neues Local forderte, noch aufgeschoben. Der untere große Saal im Schlosse, der seit Entfernung der Büttnerischen Bibliothek noch im Wuste lag, ward völlig wieder hergestellt, um verschiedene Curiosa darin aufzubewahren. Ein bedeutendes Modell des Amsterdamer Rathhauses, das bei

mehrmaligem Umstellen und Transportiren höchst beschädigt worden war, ließ sich nun reparirt ruhig wieder aufrichten.

In Weimar ging alles seinen Gang; das Münzcabinet war an Vulpius zu endlicher Einordnung übergeben worden, auch kam die Actenrepositur völlig in Ordnung.

Zu meinem Geburtstagsfeste hatte voriges Jahr die angesehene Gesellschaft der Deutschen Alterthümer in Frankfurt am Main die Aufmerksamkeit, mich unter die Ehrenmitglieder aufzunehmen. Indem ich nun ihre Forderungen näher betrachtete, und welche Theilnahme sie allenfalls auch von mir wünschen könnte, so ging mir der Gedanke bei, es möchte wohl auch ein Vortheil seyn, in spätern Jahren, bei höherer Ausbildung, in ein neues Fach gerufen zu werden. Es lag auf der Jenaischen Bibliothek ein geschätztes Manuscript von der Chronik des Otto von Freysingen, auch einige andere, welche nach dem Wunsch jener Gesellschaft sollten beschrieben werden. Nun hatte der Bibliothekschreiber Compter ein besonderes Talent zu dergleichen Dingen, es glückte ihm die Nachahmung der alten Schriftzüge ganz besonders, deßwegen er auch die genaueste Aufmerksamkeit auf so etwas zu legen pflegte. Ich verfertigte ein sorgfältiges Schema, wornach die Codices Punct für Punct verglichen werden sollten. Hiernach fing er an gedachtes Manuscript des Otto von Freysingen mit dem ersten

Cid.

Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschicht' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht erkennte
Solcher Namen Hochgewicht?

Hier ist Cid und hier Ximene,
Muster jedes Heldenpaares,
Donna Uraka, die Infantin,
Zarter Liebe Musterbild.

Wie der Jüngling, fast ein Knabe,
Ehre seines Hauses rettet;
Aber sie den Vatermörder
Auf den Tod verfolgend liebt.

Wie er Könige der Heiden
Ueberwindet zu Vasallen;
Seinem Könige getreuster,
Bald erhoben bald verbannt.

Und Ximene Hausesmutter,
Rein beschränkt auf ihre Töchter,
Wenn Uraka still im Herzen
Hegt ein frühgeliebtes Bild.

Wer ist hier so jung an Jahren,
Weltgeschicht' und Dichtung fremde,
Der verehrend nicht gedächte
Solcher Namen Hochgewicht?

Straßburger Abdruck desselben zu vergleichen; eine Arbeit die nicht fortgesetzt wurde. Im Ganzen ward jedoch die Beschäftigung eine Zeitlang fortgesetzt, so wie das Verhältniß zu Herrn Büchler in Frankfurt unterhalten.

Zu gleicher Zeit erkaufte die Frau Erbgroßherzogin aus der Auction des Canonicus Pik zu Köln eine wohlerhaltene silberne Schale, deren eingegrabene Darstellung sowohl als Inschrift sich auf einen Taufact Friedrich des Ersten beziehen und auf einen Pathen Otto genannt. Es wurde in Steindruck für Frankfurt copirt, daselbst und an mehreren Orten commentirt; aber eben hieraus zeigte sich, wie unmöglich es sey antiquarische Meinungen zu vereinigen. Ein deßhalb geführtes Actenheft ist ein merkwürdiges Beispiel eines solchen antiquarisch-kritischen Dissensus, und ich läugne nicht, daß mir nach solcher Erfahrung weitere Lust und Muth zu diesem Studium ausging. Denn meiner gnädigsten Fürstin hatte ich eine Erklärung der Schale angekündigt, und da immer ein Widerspruch dem andern folgte, so ward die Sache dergestalt ungewiß, daß man kaum noch die silberne Schale in der Hand zu halten glaubte und wirklich zweifelte, ob man Bild und Inschrift noch vor Augen habe.

Der Triumphzug Mantegna's, von Andreas Andreani in Holz geschnitten, hatte unter den Kunstwerken des sechzehnten Jahrhunderts von jeher meine

gröſte Aufmerkſamkeit an ſich gezogen. Ich beſaß einzelne Blätter deſſelben, und ſah ſie vollſtändig in keiner Sammlung ohne ihnen eine lebhafte Betrachtung ihrer Folge zu widmen. Endlich erhielt ich ſie ſelbſt und konnte ſie ruhig neben und hinter einander beſchauen; ich ſtudirte den Vaſari deßhalb, welcher mir aber nicht zuſagen wollte. Wo aber gegenwärtig die Originale ſeyen, da ſie, als auf Tafeln gemahlt, von Mantua weggeführt worden, blieb mir verborgen. Ich hatte meine Blätter eines Morgens in dem Jenaiſchen Gartenhauſe vollſtändig aufgelegt, um ſie genauer zu betrachten, als der junge Melliſch, ein Sohn meines alten Freundes, hereintrat und ſich alſobald in bekannter Geſellſchaft zu finden erklärte, indem er kurz vor ſeiner Abreiſe aus England ſie zu Hamptoncourt wohlerhalten in den königlichen Zimmern verlaſſen hatte. Die Nachforſchung ward leichter, ich erneuerte meine Verhältniſſe zu Herrn Dr. Nöhden, welcher auf die freundlichſte Weiſe bemüht war allen meinen Wünſchen entgegen zu kommen. Zahl, Maß, Zuſtand, ja die Geſchichte ihres Beſitzes von Carl dem Erſten her, alles ward aufgeklärt, wie ich ſolches in Kunſt und Alterthum IV Band II Heft umſtändlich ausgeführt habe. Die von Mantegna ſelbſt in Kupfer geſtochenen Originalblätter aus dieſer Folge kamen mir gleichfalls durch Freundesgunſt zur Hand, und ich konnte alle zuſammen mit den Nachweiſungen von Bartſch verglichen, nunmehr ausführ-

lich erkennen und mich über einen so wichtigen Punct der Kunstgeschichte ganz eigens aufklären.

Von Jugend auf war meine Freude mit bildenden Künstlern umzugehen. Durch freie leichte Bemühung entstand im Gespräch und aus dem Gespräch etwas vor unsern Augen; man sah gleich, ob man sich verstanden hatte und konnte sich um desto eher verständigen. Dieses Vergnügen ward mir dießmal in hohem Grade: Herr Staatsrath Schulz brachte mir drey würdige Berliner Künstler nach Jena, wo ich gegen Ende des Sommers in der gewöhnlichen Gartenwohnung mich aufhielt. Herr Geh. Rath Schinkel machte mich mit den Absichten seines neuen Theaterbaues bekannt und wies zugleich unschätzbare landschaftliche Federzeichnungen vor, die er auf einer Reise in's Tyrol gewonnen hatte. Die Herren Tieck und Rauch modellirten meine Büste, ersterer zugleich ein Profil von Freund Knebel. Eine lebhafte ja leidenschaftliche Kunstunterhaltung ergab sich dabei, und ich durfte diese Tage unter die schönsten des Jahres rechnen. Nach vollbrachtem Modell in Thon sorgte Hofbildhauer Kaufmann für eine Gypsform. Die Freunde begaben sich nach Weimar, wohin ich ihnen folgte, und die angenehmsten Stunden wiederholt genoß. Es hatte sich in den wenigen Tagen so viel Productives — Anlage und Ausführung, Plane und Vorbereitung, Belehrendes und Ergötzliches — zusammengedrängt, daß

die Erinnerung daran immer wieder neu belebend ſich erweiſen mußte.

Von den Berliniſchen Kunſtzuſtänden ward ich nunmehr auf's vollſtändigſte unterrichtet, als Hofrath Meyer mir das Tagebuch eines dortigen Aufenthaltes mittheilte; ſo wie die Betrachtung über Kunſt und Kunſtwerke im Allgemeinen, durch deſſen Aufſätze in Bezug auf Kunſtſchulen und Kunſtſammlungen, bis zu Ende des Jahrs lebendig erhalten wurde. Von moderner Plaſtik erhielt ich die vollſtändige Sammlung der Medaillons, welche Graf Tolſtoi, zu Ehren des großen Befreiungskrieges, in Meſſing geſchnitten hatte. Wie höchlich lobenswerth dieſe Arbeit angeſprochen werden mußte, ſetzten die Weimariſchen Kunſtfreunde in Kunſt und Alterthum mehr aus einander.

Leipziger Auctionen und ſonſtige Gelegenheiten verſchafften meiner Kupferſtichſammlung belehrende Beiſpiele. Braundrücke, nach Rafaelin da Reggio, einer Grablegung, wovon ich das Original ſchon einige Zeit beſaß, gaben über die Verfahrungsart der Künſtler und Nachbildner erfreulichen Aufſchluß. Die Sacramente von Pouſſin ließen tief in das Naturell eines ſo bedeutenden Künſtlers hineinſchauen. Alles war durch den Gedanken gerechtfertigt, auf Kunſtbegriff gegründet; aber eine gewiſſe Naivetät, die ſich ſelbſt und die Herzen anderer aufſchließt, fehlte faſt durchaus, und in ſolchem

Sinne war eine Folge so wichtiger und verehrter Gegenstände höchst förderlich.

Auch kamen mir gute Abdrücke zu von Haldenwangs Aquatinta nach sorgfältigen Nahlischen Zeichnungen der vier Casseler Claude Lorains. Diese setzen immerfort in Erstaunen und erhalten um so größeren Werth, als die Originale, aus unserer Nachbarschaft entrückt, in dem hohen Norden nur wenigen zugänglich bleiben.

Der wackere, immer fleißige, den Weimarischen Kunstfreunden immer geneigt gebliebene Friedrich Gmelin sendete von seinen Kupfern zum Virgil der Herzogin von Devonshire die meisten Probeabdrücke. So sehr man aber auch hier seine Nadel bewunderte, so sehr bedauerte man, daß er solchen Originalen habe seine Hand leihen müssen. Diese Blätter, zur Begleitung einer Prachtausgabe der Aeneis von Annibal Caro bestimmt, geben ein trauriges Beispiel von der modernen realistischen Tendenz, welche sich hauptsächlich bei den Engländern wirksam erweist. Denn was kann wohl trauriger seyn, als einem Dichter aufhelfen zu wollen durch Darstellung wüster Gegenden, welche die lebhafteste Einbildungskraft nicht wieder anzubauen und zu bevölkern wüßte? Muß man denn nicht schon annehmen, daß Virgil zu seiner Zeit Mühe gehabt sich jenen Urzustand der Lateinischen Welt zu vergegenwärtigen, um die längst verlassenen, verschwundenen, durchaus veränderten

Schlöſſer und Städte einigermaßen vor den Römern ſeiner Zeit dichteriſch aufzuſtutzen? Und bedenkt man nicht, daß verwüſtete, der Erde gleich gemachte, verſumpfte Localitäten die Einbildungskraft völlig paralyſiren und ſie alles Auf- und Nachſchwungs, der allenfalls noch möglich wäre, ſich dem Dichter gleichzuſtellen, völlig berauben?

Die Münchener Steindrücke ließen uns die unaufhaltſamen Fortſchritte einer ſo hochwichtigen Technik von Zeit zu Zeit anſchauen. Die Kupfer zum Fauſt, von Retzſch gezeichnet, erſchienen im Nachſtich zu London, höchſt reinlich und genau. Ein hiſtoriſches Blatt, die verſammelten Miniſter bei'm Wiener Congreſſe darſtellend, ein Geſchenk der Frau Herzogin von Curland, nahm in den Portefeuillen des größten Formats ſeinen Platz.

Der älteſte Grundſatz der Chromatik: die körperliche Farbe ſey ein Dunkles, das man nur bei durchſcheinendem Lichte gewahr werde, bethätigte ſich an den transparenten Schweizerlandſchaften, welche König von Schaffhauſen bei uns aufſtellte. Ein kräftig Durchſchienenes ſetzte ſich an die Stelle des lebhaft Beſchienenen und übermannte das Auge ſo, daß anſtatt des entſchiedenſten Genuſſes endlich ein peinvolles Gefühl eintrat.

Schließlich habe ich noch dankbar eines Steindrucks zu gedenken, welcher von Mainz aus meinen dießjähri-

gen Geburtstag feyernd, mit einem Gedicht freundlich gesendet wurde. Auch langte der Riß an zu einem Monument, welches meine theuren Landsleute mir zugedacht hatten. Als anmuthige Verzierung einer idyllischen Gartenscene, wie der erste Freundes-Gedanke die Absicht aussprach, wär' es dankbar anzuerkennen gewesen, aber als große architektonische selbstständige Prachtmasse war es wohl geziemender sie bescheiden zu verbitten.

Aber zu höheren, ja zu den höchsten Kunstbetrachtungen wurden wir aufgefordert, indem die Bau- und Bildwerke Griechenlands lebhafter zur Sprache kamen. An das Partheuon wurden wir auf's neue geführt, von den Elginischen Marmoren kam uns nähere Kunde, nicht weniger von dem Phigalischen. Die äußersten Gränzen menschlicher Kunstthätigkeit im höchsten Sinne und mit natürlichster Nachbildung wurden wir gewahr und priesen uns glücklich auch dieß erlebt zu haben.

Auch ein gleichzeitiger Freund fesselte Trieb und Einbildungskraft am Alterthum; das neueste Heft von Tischbeins Bildwerken zum Homer gab zu manchen Vergleichungen Anlaß. Der Mayländische Codex der Ilias, obgleich aus späterer Zeit, war für die Kunstbetrachtungen von großem Belang, indem offenbar ältere herrliche Kunstwerke darin nachgebildet und deren Andenken dadurch für uns erhalten worden.

Der Aufenthalt Herrn Raabe's in Rom und Nea-

pel war für uns nicht ohne Wirkung geblieben. Wir hatten auf höhere Veranlassung demselbigen einige Aufgaben mitgetheilt, wovon sehr schöne Resultate uns übersendet wurden. Eine Copie der Aldobrandinischen Hochzeit, wie der Künstler sie vorfand, ließ sich mit einer älteren, vor dreyßig Jahren gleichfalls sehr sorgfältig gefertigten, angenehm vergleichen. Auch hatten wir, um das Colorit der Pompejischen Gemählde wieder in's Gedächtniß zu rufen, davon einige Copien gewünscht, da uns denn der wackere Künstler mit Nachbildung der bekannten Centauren und Tänzerinnen höchlich erfreute. Das chromatische Zartgefühl der Alten zeigte sich ihren übrigen Verdiensten völlig gleich, und wie sollt' es auch einer so harmonischen Menschheit am diesem Hauptpuncte gerade gemangelt haben? wie sollte, statt dieses großen Kunsterfordernisses, eine Lücke in ihrem vollständigen Wesen geblieben seyn?

Als aber unser werther Künstler bei der Rückreise nach Rom diese seine Arbeit vorwies, erklärten sie die dortigen Nazarener für völlig unnütz und zweckwidrig. Er aber ließ sich dadurch nicht irren, sondern zeichnete und colorirte, auf unsern Rath, in Florenz einiges nach Peter von Cortona, wodurch unsere Ueberzeugung, daß dieser Künstler besonders für Farbe ein schönes Naturgefühl gehabt habe, sich abermals bestätigte. Wäre seit Anfang des Jahrhunderts unser Einfluß auf Deutsche Künstler nicht ganz verloren gegangen, hätte sich der

durch Fratzmeley erschlaffte Geist nicht auf ergrauten Moder zurückgezogen, so würden wir zu einer Sammlung der Art Gelegenheit gegeben haben, die dem reinen Natur- und Kunstblick eine Geschichte älteren und neueren Colorits, wie sie schon mit Worten verfaßt worden, in Beispielen vor Augen gelegt hätte. Da es aber einmal nicht seyn sollte, so suchten wir nur uns und die wenigen zunächst Verbündeten in vernünftiger Ueberzeugung zu bestärken, indeß jener wahnsinnige Sectengeist keine Scheu trug das Verwerfliche als Grundmaxime alles künstlerischen Handelns auszusprechen.

Mit eigenen künstlerischen Productionen waren wir in Weimar nicht glücklich. Heinrich Müller, der sich in München des Steindrucks befleißigt hatte, ward aufgemuntert, verschiedene hier vorhandene Zeichnungen, worunter auch Karstensche waren, auf Stein zu übertragen; sie gelangen ihm zwar nicht übel, allein das unter dem Namen Weimarische Pinakothek ausgegebene erste Heft gewann, bei überfülltem Markt, wo noch dazu sich vorzüglichere Waare fand, keine Käufer. Er versuchte noch einige Platten, allein man ließ das Geschäft inne halten, in Hoffnung, bei verbesserter Technik in der Folge dasselbe wieder aufzunehmen.

Als mit bildender Kunst einigermaßen verwandt bemerke ich hier, daß meine Aufmerksamkeit auf eigenhändige Schriftzüge vorzüglicher Personen dieses Jahr auch wieder angeregt worden, indem eine Beschreibung des

Schlesses Friedland, mit Facsimile's von bedeutenden Namen aus dem dreyßigjährigen Kriege, herauskam, die ich an meine Original-Documente sogleich ergänzend anschloß. Auch erschien zu derselben Zeit ein Portrait des merkwürdigen Mannes in ganzer Figur, von der leichtgeübten Hand des Director Langer in Prag, wodurch denn die Geister jener Tage zwiefach an uns wieder herangebannt wurden.

Von gleicher Theilnahme an Werken mancher Art wäre so viel zu sagen. Hermanns Programm über das Wesen und die Behandlung der Mythologie empfing ich mit der Hochachtung, die ich den Arbeiten dieses vorzüglichen Mannes von jeher gewidmet hatte: denn was kann uns zu höherem Vortheil gereichen, als in die Ansichten solcher Männer einzugehen, die mit Tief- und Scharfsinn ihre Aufmerksamkeit auf ein einziges Ziel hinrichten? Eine Bemerkung konnte mir nicht entgehen, daß die spracherfindenden Urvölker, bei Benamung der Naturerscheinungen und deren Verehrung als waltender Gottheiten, mehr durch das Furchtbare als durch das Erfreuliche derselben aufgeregt werden, so daß sie eigentlich mehr tumultuarisch zerstörende als ruhig schaffende Gottheiten gewahr wurden. Mir schienen, da sich denn doch dieses Menschengeschlecht in seinen Grundzügen niemals verändert, die neuesten geologischen Theoristen von eben dem Schlage, die ohne feuerspeiende Berge, Erdbeben, Kluftrisse, unterirdische Druck- und Quetsch-

Aber ach! die Jahre weichen,
Und es weicht auch das Gedächtniß.
Kaum von allerhöchsten Thaten
Schwebt ein Schattenbild uns vor.

Und so eile nun ein jeder,
Wie ihm freie Zeit geworden,
Frisch das Heldenlied zu hören
Wie es unser Herder gab,

Den wir nur mit Eile nennen,
Den Verleiher vieles Guten,
Daß nicht tiefgefühlte Trauer
Diesen Tag verdüstere.

werke (πιέσματα), Stürme und Sündfluthen keine Welt zu erſchaffen wiſſen.

Wolfs Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieſes Mannes, mit dem ich in näheren perſönlichen Verhältniſſen ſtand, hatten mir auch ſchon längſt auf meinem Wege vorgeleuchtet. Bei'm Studiren des gedachten Werkes merkt' ich mir ſelbſt und meinen innern Geiſtesoperationen auf. Da gewahrt' ich denn, daß eine Syſtole und Diaſtole immerwährend in mir vorging. Ich war gewohnt die beiden Homeriſchen Gedichte als Ganzheiten anzuſehen, und hier wurden ſie mir jedes mit großer Kenntniß, Scharfſinn und Geſchicklichkeit getrennt und aus einander gezogen, und indem ſich mein Verſtand dieſer Vorſtellung willig hingab, ſo faßte gleich darauf ein herkömmliches Gefühl alles wieder auf einen Punct zuſammen, und eine gewiſſe Läßlichkeit, die uns bei allen wahren poetiſchen Productionen ergreift, ließ mich die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend überſehen. Reiſigs Bemerkungen über den Ariſtophanes erſchienen bald darauf; ich eignete mir gleichfalls was mir gehörte daraus zu, obgleich das Grammatiſche an ſich ſelbſt außerhalb meiner Sphäre lag. Lebhafte Unterhaltungen mit dieſem tüchtigen jungen Manne, geiſtreich wechſelſeitige Mittheilungen verliehen mir bei meinem dießmaligen längeren Aufenthalt in Jena die angenehmſten Stunden.

Die Franzöſiſche Literatur, ältere und neuere, er-

regte auch dießmal vorzüglich mein Interesse. Den mir zum Lesen fast aufgedrungenen Roman Anatole mußt' ich als genügend billigen. Die Werke der Madame Roland erregten bewunderndes Erstaunen. Daß solche Charaktere und Talente zum Vorschein kommen, wird wohl der Hauptvortheil bleiben, welchen unselige Zeiten der Nachwelt überliefern. Sie sind es denn auch, welche den abscheulichsten Tagen der Weltgeschichte in unsern Augen einen so hohen Werth geben. Die Geschichte der Johanna von Orleans in ihrem ganzen Detail thut eine gleiche Wirkung, nur daß sie in der Entfernung mehrerer Jahrhunderte noch ein gewisses abenteuerliches Helldunkel gewinnt. Eben so werden die Gedichte Mariens von Frankreich durch den Duft der Jahre, der sich zwischen uns und ihre Persönlichkeit hineinzieht, anmuthiger und lieber.

Von Deutschen Productionen war mir Olfried und Lisena eine höchst willkommene Erscheinung, worüber ich mich auch mit Antheil aussprach. Das einzige Bedenken, was sich auch in der Folge einigermaßen rechtfertigte, war: der junge Mann möchte sich in solchen Umfang zu früh ausgegeben haben. Werners Maccabäer und Houwalds Bild traten mir, jedes in seiner Art, unerfreulich entgegen; sie kamen mir vor wie Ritter, welche um ihre Vorgänger zu überbieten den Dank außerhalb der Schranken suchen. Auch enthielt ich mich von dieser Zeit an alles Neueren, Genuß

und Beurtheilung jüngeren Gemüthern und Geistern überlassend, denen solche Beeren, die mir nicht mehr munden wollten, noch schmackhaft seyn konnten.

In eine frühere Zeit jedoch durch Blumauers Aeneis versetzt, erschrack ich ganz eigentlich, indem ich mir vergegenwärtigen wollte, wie eine so gränzenlose Nüchternheit und Plattheit doch auch einmal dem Tag willkommen und gemäß hatte seyn können. Toutinameh von Iken zog mich unerwartet wieder nach dem Orient. Meine Bewunderung jener Mährchen, besonders nach der älteren Redaction, wovon Kosegarten in dem Anhange uns Beispiele gab, erhöhte sich, oder vielmehr sie frischte sich an: lebendige Gegenwart des Unerforschlichen und Unglaublichen ist es, was uns hier so gewaltsam erfreulich anzieht. Wie leicht wären solche unschätzbare naive Dinge durch mystische Symbolik für Gefühl und Einbildungskraft zu zerstören. Als völligen Gegensatz erwähne ich hier einer schriftlichen Sammlung Lettischer Lieder, die eben so begränzt, wie jene gränzenlos, sich in dem natürlichsten, einfachsten Kreise bewegten.

In ferne Länder ward mein Antheil hingezogen und in die schrecklichsten Afrikanischen Zustände versetzt, durch Dûmont in Marocanischer Sclaverey; in Verhältnisse älterer und neuerer steigender und sinkender Bildung, durch Laborde's Reise nach Spanien. An die Ostsee führte mich ein geschriebenes Reisetagebuch von Zelter, das mir auf's neue die Ueberzeugung bethätigte, daß die Rei-

Neigung, die wir zum Reiſenden hegen, uns auf's allerſicherſte entfernte Localitäten und Sitten vergegenwärtigt.

Bedeutende Perſönlichkeiten, ferner und näher, forderten meine Theilnahme. Des Schweizerhauptmann Landolt's Biographie von Weiß, beſonders mit einigen handſchriftlichen Zuſätzen, erneuerten Anſchauung und Begriff des wunderſamſten Menſchenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte. Ich hatte den Mann im Jahre 1779 perſönlich kennen gelernt, und als Liebhaber von Seltſamkeiten und Excentricitäten die tüchtige Wunderlichkeit deſſelben angeſtaunt, auch mich an den Mährchen, mit denen man ſich von ihm trug, nicht wenig ergötzt. Hier fand ich nun jene früheren Tage wieder hervorgehoben und konnte ein ſolches pſychiſches Phänomen um ſo eher begreifen, als ich ſeine perſönliche Gegenwart und die Umgebung worin ich ihn kennen gelernt, der Einbildungskraft und dem Nachdenken zu Hülfe rief.

Näher berührte mich die zwiſchen Voß und Stolberg ausbrechende Mißhelligkeit, nicht ſowohl der Ausbruch ſelbſt, als die Einſicht in ein vieljähriges Mißverhältniß, das klügere Menſchen früher ausgeſprochen und aufgehoben hätten. Aber wer entſchließt ſich leicht zu einer ſolchen Operation? Sind doch Ortsverhältniſſe, Familienbezüge, Herkömmlichkeiten und Gewohnheiten ſchon abſtumpfend genug; ſie machen in Geſchäften,

im Eh- und Hausstande, in geselligen Verbindungen das Unerträgliche ertragbar. Auch hätte das Unvereinbare von Vossens und Stolbergs Natur sich früher ausgesprochen und entschieden, hätte nicht Agnes als Engel das irdische Unwesen besänftigt, und als Grazioso eine furchtbar drohende Tragödie mit anmuthiger Ironie durch die ersten Acte zu mildern gesucht. Kaum war sie abgetreten, so that sich das Unversöhnliche hervor, und wir haben daraus zu lernen, daß wir zwar nicht übereilt, doch bald möglichst aus Verhältnissen treten sollen, die einen Mißklang in unser Leben bringen, oder daß wir uns ein für allemal entschließen müssen, denselben zu dulden und aus anderm Betracht mit Weisheit zu übertragen. Eins ist freilich so schwer als das andere, indessen schicke sich jeder, so gut er kann, in das was ihm begegnet in Gefolg von Ereignissen oder von Entschluß.

Mich besuchte Ernst Schubarth, dessen persönliche Bekanntschaft mir höchst angenehm war. Die Neigung womit er meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte mir ihn lieb und werth machen, seine sinnige Gegenwart lehrte mich ihn noch höher schätzen, und ob mir zwar die Eigenheit seines Charakters einige Sorge für ihn gab, wie er sich in das bürgerliche Wesen finden und fügen werde, so that sich doch eine Aussicht auf, in die er mit günstigem Geschick einzutreten hoffen durfte.

Eigene Arbeiten und Vorarbeiten beschäftigten mich

auf einen hohen Grad. Ich nahm den zweyten Aufenthalt in Rom wieder vor, um der Italiäniſchen Reiſe einen nothwendigen Fortgang anzuſchließen; ſodann aber fand ich mich beſtimmt die Campagne von 1792 und die Belagerung von Mainz zu behandeln. Ich machte deßhalb einen Auszug aus meinen Tagebüchern, las mehrere auf jene Epochen bezügliche Werke, und ſuchte manche Erinnerungen hervor. Ferner ſchrieb ich eine ſummariſche Chronik der Jahre 1797 und 98, und lieferte zwey Hefte von Kunſt und Alterthum, als Abſchluß des zweyten Bandes, und bereitete das erſte des dritten vor, wobei ich einer abermaligen ſorgfältigen Entwicklung der Motive der Ilias zu gedenken habe. Ich ſchrieb den Verräther ſein ſelbſt, die Fortſetzung des nußbraunen Mädchens, und förderte den ideellen Zuſammenhang der Wanderjahre. Die freie Gemüthlichkeit einer Reiſe erlaubte mir dem Divan wieder nahe zu treten; ich erweiterte das Buch des Paradieſes, und fand manches in die vorhergehenden einzuſchalten. Die ſo freundlich von vielen Seiten her begangene Feyer meines Geburtstages ſuchte ich dankbar durch ein ſymboliſches Gedicht zu erwidern. Aufgeregt durch theilnehmende Anfrage ſchrieb ich einen Commentar zu dem abſtruſen Gedichte: Harzreiſe im Winter.

Von fremder Literatur beſchäftigte mich Graf Carmagnola. Der wahrhaft liebenswürdige Verfaſſer Alexander Manzoni, ein geborner Dichter, ward we-

gen theatralischer Ortsverletzung von seinen Landsleuten des Romanticismus angeklagt, von dessen Unarten doch nicht die geringste an ihm haftete. Er hielt sich an einem historischen Gange, seine Dichtung hatte den Charakter einer vollkommenen Humanität, und ob er gleich wenig sich in Tropen erging, so waren doch seine lyrischen Aeußerungen höchst rühmenswerth, wie selbst mißwollende Kritiker anerkennen mußten. Unsere guten Deutschen Jünglinge könnten an ihm ein Beispiel sehen, wie man in einfacher Größe natürlich waltet; vielleicht dürfte sie das von dem durchaus falschen Transcendiren zurückbringen.

Musik war mir spärlich aber doch lieblich zugemessen. Ein Kinderlied zum Nepomucksfeste in Carlsbad gedichtet, und einige andere von ähnlicher Naivetät gab mir Freund Zelter in angemessener Weise und hohem Sinne zurück. Musikdirecter Eberwein wandte sein Talent dem Divan mit Glück zu, und so wurde mir durch den allerliebsten Vortrag seiner Frau manche ergötzliche gesellige Stunde.

Einiges auf Personen Bezügliche will ich, wie ich es bemerkt finde, ohne weiteren Zusammenhang aufzeichnen. Der Herzog von Berry wird ermordet, zum Schrecken von ganz Frankreich. Hofrath Jagemann stirbt zur Bedauerung von Weimar. Herrn von Gagerns längst ersehnte Bekanntschaft wird mir bei einem freundlichen Besuche, wo mir die eigenthümliche Individuali-

tät des vorzüglichen Mannes entgegen tritt. Ihre Maj. der König von Würtemberg beehren mich in Begleitung unserer jungen Herrschaften mit Ihre Gegenwart. Hierauf habe ich das Vergnügen auch seine begleitenden Cavaliere, werthe Männer, kennen zu lernen. In Carlsbad treff ich mit Gönnern und Freunden zusammen. Gräfin von der Recke und Herzogin von Curland find' ich wie sonst anmuthig und theilnehmend gewogen. Mit Dr. Schütze werden literarische Unterhaltungen fortgesetzt. Legationsrath Conta nimmt einsichtigen Theil an den geognostischen Excursionen. Die auf solchen Wanderungen und sonst zusammengebrachten Musterstücke betrachtet der Fürst von Thurn und Taxis mit Antheil, so wie auch dessen Begleitung sich dafür interessirt. Prinz Carl von Schwarzburg-Sondershausen zeigt sich mir gewogen. Mit Professor Hermann aus Leipzig führt mich das gute Glück zusammen, und man gelangt wechselseitig zu näherer Aufklärung.

Und so darf ich denn wohl auch zuletzt in Scherz und Ernst einer bürgerlichen Hochzeit gedenken, die auf dem Schießhause, dem sogenannten kleinen Versailles, gefeyert wurde. Ein angenehmes Thal an der Seite des Schlackenwalder Weges war von wohlgekleideten Bürgern übersäet, welche sich theils als Gäste des jungen Paars unter einer alles überschallenden Tanzmusik mit einer Pfeife Tabak lustwandelnd, oder bei oft wieder

gefüllten Gläsern und Bierkrüglein sitzend, gar traulich ergötzten. Ich gesellte mich zu ihnen, und gewann in wenigen Stunden einen deutlichern Begriff von dem eigentlich städtischen Zustande Carlsbads, als ich in vielen Jahren vorher mir nicht hatte zueignen können, da ich den Ort bloß als ein großes Wirths- und Krankenhaus anzusehen gewohnt war.

Mein nachheriger Aufenthalt in Jena wurde dadurch sehr erheitert, daß die Herrschaften einen Theil des Sommers in Dornburg zubrachten, wodurch eine lebhaftere Geselligkeit entstand, auch manches Unerwartete sich hervorthat; wie ich denn den berühmten Indischen Gaukler und Schwertverschlucker Krtem Balahja seine außerordentlichen Künste mit Erstaunen bei dieser Gelegenheit vortragen sah.

Gar mancherlei Besuche beglückten und erfreuten mich in dem alten Gartenhause und dem daran wohlgelegenen wissenschaftlich geordneten botanischen Garten: Madame Rodde, geborne Schlötzer, die ich vor vielen Jahren bei ihrem Vater gesehen hatte, wo sie als das schönste hoffnungsvollste Kind zur Freude des strengen fast mißmuthigen Mannes glücklich emporwuchs. Dort sah ich auch ihre Büste, welche unser Landsmann Trippel kurz vorher in Rom gearbeitet hatte, als Vater und Tochter sich dort befanden. Ich möchte wohl wissen ob ein Abguß davon noch übrig ist, und wo er sich findet; er sollte vervielfältigt werden: Vater und Tochter ver-

dienen daß ihr Andenken erhalten bleibe. Von Both und Gemahlin aus Rostock, ein werthes Ehepaar, durch Herrn von Preen mir näher verwandt und bekannt, brachten mir eines Natur- und Nationaldichters, D. G. Babsts Productionen, welche sich neben den Arbeiten seiner gleichbürtigen gar wohl und löblich ausnehmen. Höchst schätzbar sind seine Gelegenheitsgedichte, die uns einen altherkömmlichen Zustand in festlichen Augenblicken neu belebt wieder darstellen. Graf Paar, Adjutant des Fürsten von Schwarzenberg, dem ich in Carlsbad mich freundschaftlich verbunden hatte, versicherte mir durch unerwartetes Erscheinen und durch fortgesetzte vertrauliche Gespräche seine unverbrüchliche Neigung. Anton Prokesch, gleichfalls Adjutant des Fürsten, ward mir durch ihn zugeführt. Beide von der Hahnemannischen Lehre durchdrungen, auf welche der herrliche Fürst seine Hoffnung gesetzt hatte, machten mich damit umständlich bekannt, und mir schien daraus hervorzugehen, daß, wer auf sich selbst aufmerksam einer angemessenen Diät nachlebt, bereits jener Methode sich unbewußt annähert.

Herr von der Malsburg gab mir Gelegenheit ihm für so manches aufklärende Vergnügen und tiefere Einsicht in die Spanische Literatur zu danken. Ein Fellenberg'scher Sohn brachte mir die menschenfreundlich bildenden Bemühungen des Vaters deutlicher zu Sinn und Seele. Frau von Helwig, geborne von Imhof,

Die Ilme.

Da bin ich wieder, laſſe mir nicht nehmen
Den anzukünd'gen der nun folgen ſoll.
Er muß ſich jetzt zur Einſamkeit bequemen;
Doch iſt ſein Herz Euch treu und liebevoll.
Er dankt mir viel, ich weiß daß er nicht wanket,
Ich will ihm wohl, weil er mir's treu verdanket.

Die Bäume ſämmtlich, die mich hoch umſchatten,
Die Felſen rauh und ſeltſam angegraut,
Der Hügel Grün, das Grünere der Matten,
Sie haben ihm ein Paradies gebaut;
Doch heute ließ er gern den Kreis der Erden,
Nur um das Glück vor Euch genannt zu werden.

Doch ſeyd ihm gnädig, wohlgeſinnt erduldet,
Wenn Seltſames vielleicht vor Euch erſcheint.
Als Dichter hat er manches zwar verſchuldet,
Im höhern Sinne war es gut gemeint.
Ich ſehe mich allein, die andern fehlen,
Da nehm' ich mir ein Herz, und will's erzählen.

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unſres Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens:
Denn von außen und von innen
Iſt gar manches zu gewinnen.

erweckte durch ihre Gegenwart angenehme Erinnerungen früherer Verhältnisse, so wie ihre Zeichnungen bewiesen, daß sie auf dem Grund immer fortbaute, den sie in Gesellschaft der Kunstfreunde vor Jahren in Weimar gelegt hatte. Graf und Gräfin Hopfgarten, so wie Förster und Frau, brachten mir persönlich die Versicherung bekannten und unbekannten treuen Antheils an meinem Daseyn. Geheimerath Rudolphi von Berlin, so wie Professor Weiß, gingen allzuschnell vorüber, und doch war ihre kurze Gegenwart mir zur aufmunternden Belehrung.

Für unsern Kreis erwarteten wir zu dieser Zeit Herrn Generalsuperintendenten Röhr. Welche große Vortheile durch ihn für uns sich bereiteten, war gleich bei seinem Eintritt zwar nicht zu berechnen, aber doch vorauszusehen. Mir kam er zur glücklichen Stunde; seine erste geistliche Handlung war die Taufe meines zweyten Enkels, dessen unentwickeltes Wesen mir schon manches Gute vorzudeuten schien. Geh. Hofrath Blumenbach und Familie erfreuten uns einige Tage durch ihre Gegenwart, er immer der heitere, umsichtige kenntnißreiche Mann von unerloschnem Gedächtniß, selbstständig, ein wahrer Repräsentant der großen gelehrten Anstalt, als deren höchst bedeutendes Mitglied er so viele Jahre gewirkt hatte. Die lieben Verwandten, Rath Schlosser und Gattin, von Frankfurt am Mayn kommend, hielten sich einige Tage bei uns auf, und das vieljährig thätige

1 8 2 1.

Zu eigenen Arbeiten fand sich manche Veranlassung. Vieljährige Neigung und Freundschaft des Grafen Brühl verlangte zu Eröffnung des neuen Berliner Schauspielhauses einen Prolog, der denn wegen dringender Zeit gleichsam aus dem Stegreife erfunden und ausgeführt werden mußte. Die gute Wirkung war auch mir höchst erfreulich: denn ich hatte die Gelegenheit erwünscht gefunden, dem werthen Berlin ein Zeichen meiner Theilnahme an bedeutenden Epochen seiner Zustände zu geben.

Ich faßte darauf die Paralipomena wieder an. Unter dieser Rubrik verwahre ich mir verschiedene Futterale, was noch von meinen Gedichten ungedruckt oder ungesammelt vorhanden seyn mag. Sie zu ordnen, und da viel Gelegenheitsgedichte darunter sind, sie zu commentiren, pflegte ich von Zeit zu Zeit, indem eine solche Arbeit in die Länge nicht anziehen kann.

Auch zahme Xenien bracht' ich zusammen; denn ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen soll, so wird man sich doch im Einzelnen manchmal Luft machen; von kleinen auf diese Weise entstehenden Productionen sonderte ich die läßlichsten und stellte sie in Pappen zusammen.

Schon seit einigen Jahren hatte mich die Wolkenbildung nach Howard beschäftigt und große Vortheile bei Naturbetrachtungen gewährt. Ich schrieb ein Ehren-

gedächtniß in vier Strophen, welche die Hauptworte seiner Terminologie enthielten; auf Ansuchen Londoner Freunde sodann noch einen Eingang von drey Strophen, zu besserer Vollständigkeit und Verdeutlichung des Sinnes.

Lord Byrons Invective gegen die Edinburger, die mich in vielfachem Sinne interessirte, fing ich an zu übersetzen, doch nöthigte mich die Unkunde der vielen Particularien bald inne zu halten. Desto leichter schrieb ich Gedichte zu einer Sendung von Tischbeins Zeichnungen, und eben dergleichen zu Landschaften nach meinen Skizzen radirt.

Hierauf ward mir das unerwartete Glück Ihro des Großfürsten Nicolaus und Gemahlin Alexandra Kaiserl. Hoheit, im Geleit unsrer gnädigsten Herrschaften bei mir in Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürstin Kaiserl. Hoheit vergönnten einige poetische Zeilen in das zierlich-prächtige Album verehrend einzuzeichnen.

Auf Anregung eines theilnehmenden Freundes suchte ich meine in Druck und Manuscript zerstreuten naturwissenschaftlichen Gedichte zusammen, und ordnete sie nach Bezug und Folge.

Endlich ward eine Indische, mir längst im Sinne schwebende, von Zeit zu Zeit ergriffene Legende wieder lebendig, und ich suchte sie völlig zu gewältigen.

Geh' ich nun von der Poesie zur Prosa hinüber, so habe ich zu erzählen daß die Wanderjahre neuen Antheil

erregten. Ich nahm das Manuscript vor, aus einzelnen zum Theil schon abgedruckten kleinen Erzählungen bestehend, welche durch Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus Einem Stück, aber doch in Einem Sinn erscheinen sollten. Es war wenig daran zu thun, und selbst der widerstrebende Gehalt gab zu neuen Gedanken Anlaß, und ermuthigte zur Ausführung. Der Druck war mit Januar angefangen, und in der Hälfte May beendigt.

Kunst und Alterthum III B. 2 H. behandelte man zu gleicher Zeit, und legte darin manches nieder was gebildeten Freunden angenehm seyn sollte.

Sonderbar genug ergriff mich im Vorübergehen der Trieb, am vierten Bande von Wahrheit und Dichtung zu arbeiten; ein Drittheil davon ward geschrieben, welches freilich einladen sollte das Uebrige nachzubringen. Besonders ward ein angenehmes Abenteuer von Lillis Geburtstag mit Neigung hervorgehoben, anderes bemerkt und ausgezeichnet. Doch sah ich mich bald von einer solchen Arbeit, die nur durch liebevolle Vertraulichkeit gelingen kann, durch anderweitige Beschäftigung zerstreut und abgelenkt.

Einige Novellen wurden projectirt: die gefährliche Nachlässigkeit, verderbliches Zutrauen auf Gewohnheit, und mehr dergleichen ganz einfache Lebensmomente, aus herkömmlicher Gleichgültigkeit heraus- und auf ihre bedeutende Höhe hervorgehoben.

In der Mitte November ward an der Campagne von 1792 angefangen. Die Sonderung und Verknüpfung des Vorliegenden erforderte alle Aufmerksamkeit; man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen. Kunst und Alterthum III B. 3 Heft verfolgte gleichfalls seinen Weg; auch leichtere Bemühungen, wie etwa die Vorreden zum Deutschen Gil-Blas, kleinere Biographien zur Trauerloge, gelangen freundlich in ruhigen Zwischenzeiten.

Von außen, auf mich und meine Arbeiten bezüglich, erschien gar manches Angenehme. Eine Uebersetzung von Howards Ehrengedächtniß zeigte mir daß ich auch den Sinn der Engländer getroffen und ihnen mit der Hochschätzung ihres Landsmannes Freude gemacht. Dr. Nöhden, bei dem Museum in London angestellt, übersetzte commentirend meine Abhandlung über da Vinci's Abendmahl, die er in trefflicher Ausgabe auf das zierlichste gebunden übersendet. Rameau's Neffe wird in Paris übersetzt und einige Zeit für das Original gehalten, und so werden auch meine Theaterstücke nach und nach übertragen. Meine Theilnahme an fremder wie an Deutscher Literatur kann ich folgendermaßen bewähren.

Man erinnert sich welch' ein schmerzliches Gefühl über die Freunde der Dichtkunst und des Genusses an derselben sich verbreitete, als die Persönlichkeit des Homer, die Einheit des Urhebers jener weltberühmten Ge-

dichte, auf eine so kühne und tüchtige Weise bestritten wurde. Die gebildete Menschheit war im Tiefsten aufgeregt, und wenn sie schon die Gründe des höchst bedeutenden Gegners nicht zu entkräften vermochte, so konnte sie doch den alten Sinn und Trieb sich hier nur Eine Quelle zu denken, woher so viel Köstliches entsprungen, nicht ganz bei sich auslöschen. Dieser Kampf währte nun schon über zwanzig Jahre, und es war eine Umwälzung der ganzen Weltgesinnung nöthig, um der alten Vorstellungsart wieder einigermaßen Luft zu machen.

Aus dem Zerstörten und Zerstückten wünschte die Mehrheit der classisch Gebildeten sich wieder herzustellen, aus dem Unglauben zum Glauben, aus dem Sondern zum Vereinen, aus der Kritik zum Genuß wieder zu gelangen. Eine frische Jugend war herangewachsen, unterrichtet wie lebenslustig, sie unternahm mit Muth und Freiheit den Vortheil zu gewinnen, dessen wir in unsrer Jugend auch genossen hatten, ohne die schärfste Untersuchung selbst den Schein eines wirksamen Ganzen als ein Ganzes gelten zu lassen. Die Jugend liebt das Zerstückelte überhaupt nicht, die Zeit hatte sich in manchem Sinne kräftig hergestellt, und so fühlte man schon den früheren Geist der Versöhnung wiederum walten.

Schubarths Ideen über Homer wurden laut, seine geistreiche Behandlung, besonders die herausgehobene Begünstigung der Trojaner, erregten ein neues Interesse, und man fühlte sich dieser Art die Sache anzusehn ge-

neigt. Ein Englischer Aufsatz über Homer, worin man auch die Einheit und Untheilbarkeit jener Gedichte auf eine freundliche Weise zu behaupten suchte, kam zu gelegener Zeit, und ich, in der Ueberzeugung daß, wie es ja bis auf den heutigen Tag mit solchen Werken geschieht, der letzte Redacteur und sinnige Abschreiber getrachtet habe ein Ganzes nach seiner Fähigkeit und Ueberzeugung herzustellen und zu überliefern, suchte den Auszug der Ilias wieder vor, den ich zu schnellerer Uebersicht derselben vor vielen Jahren unternommen hatte.

Die Fragmente Phaëthons, von Ritter Hermann mitgetheilt, erregten meine Productivität. Ich studirte eilig manches Stück des Euripides, um mir den Sinn dieses außerordentlichen Mannes wieder zu vergegenwärtigen. Professor Göttling übersetzte die Fragmente, und ich beschäftigte mich lange mit einer möglichen Ergänzung.

Aristophanes von Voß gab uns neue Ansichten und ein frisches Interesse an dem seltsamsten aller Theaterdichter. Plutarch und Appian werden studirt, dießmal um der Triumphzüge willen, in Absicht Mantegna's Blätter, deren Darstellungen er offenbar aus den Alten geschöpft, besser würdigen zu können. Bei diesem Anlaß ward man zugleich in den höchst wichtigen Ereignissen und Zuständen der Römischen Geschichte hin und hergeführt. Von Knebels Uebersetzung des Lucrez, welcher nach vielfältigen Studien und Bemühungen endlich her-

auskam, nöthigte zu weiteren Betrachtungen und Studien in demselben Felde; man ward zu dem hohen Stande der Römischen Cultur ein halbes Jahrhundert vor Christi Geburt, und in das Verhältniß der Dicht- und Redekunst zum Kriegs- und Staatswesen genöthigt. Dionys von Halikarnaß konnte nicht versäumt werden, und so reizend war der Gegenstand, daß mehrere Freunde sich mit und an demselben unterhielten.

Nun war der Antheil an der Englischen Literatur durch vielfache Bücher und Schriften, besonders auch durch die Hüttnerischen höchst interessanten handschriftlichen Berichte von London gesendet, immer lebendig erhalten. Lord Byrons früherer Kampf gegen seine schwachen und unwürdigen Recensenten brachte mir die Namen mancher seit dem Anfange des Jahrhunderts merkwürdig gewordener Dichter und Prosaisten vor die Seele, und ich las daher Jacobsons biographische Chrestomathie mit Aufmerksamkeit, um von ihren Zuständen und Talenten das Genauere zu erfahren. Lord Byrons Marino Faliero, wie sein Manfred, in Dörings Uebersetzung, hielten uns jenen werthen außerordentlichen Mann immer vor Augen. Kenilworth von Walter Scott, statt vieler andern seiner Romane aufmerksam gelesen, ließ mich sein vorzügliches Talent, Historisches in lebendige Anschauung zu verwandeln, bemerken und überhaupt als höchst gewandt in dieser Dicht- und Schreibart anerkennen.

Unter

Unter Vermittlung des Engliſchen, nach Anleitung des werthen Profeſſor Koſegarten, wandte ich mich wieder eine Zeitlang nach Indien. Durch ſeine genaue Ueberſetzung des Anfangs von Camarupa kam dieſes unſchätzbare Gedicht mir wieder lebendig vor die Seele, und gewann ungemein durch eine ſo treue Annäherung. Auch Nala ſtudirte ich mit Bewunderung, und bedauerte nur, daß bei uns Empfindung, Sitten und Denkweiſe ſo verſchieden von jener öſtlichen Nation ſich ausgebildet haben, daß ein ſo bedeutendes Werk unter uns nur wenige, vielleicht nur Leſer vom Fache, ſich gewinnen möchte.

Von Spaniſchen Erzeugniſſen nenne ich zuvörderſt ein bedeutendes Werk: Spanien und die Revolution. Ein Gereifter, mit den Sitten der Halbinſel, den Staats-, Hof- und Finanzverhältniſſen gar wohl bekannt, eröffnet uns methodiſch und zuverläſſig wie es in den Jahren, wo er ſelbſt Zeuge geweſen, mit den innern Verhältniſſen ausgeſehen, und gibt uns einen Begriff von dem, was in einem ſolchen Lande durch Umwälzungen bewirkt wird. Seine Art zu ſchauen und zu denken ſagt dem Zeitgeiſt nicht zu; daher ſecretirt dieſer das Buch durch ein unverbrüchliches Schweigen, in welcher Art von Inquiſitionscenſur es die Deutſchen weit gebracht haben.

Zwey Stücke von Calderon machten mich ſehr glücklich: der abſurdeſte Gegenſtand in Aurora von Copaca-

Daß nun dieß auch deutſche Leute
Bei Gelegenheit erfreute,
Ließ er auf der Bühne ſchauen
Heldenmänner, Heldenfrauen.
Wenige zuerſt, dann viele
Kamen zum belebten Spiele,
Immer nach verſchiednen Formen,
Strengen und befreiten Normen;
Da denn unter dieſem Haufen
Allerlei mag unterlaufen,
Womit ich mich nicht befaſſe,
Sondern bittend Euch verlaſſe:
Daß Ihr's freundlich mögt beſchauen,
Hohe Herrn und hohe Frauen.

hang; der vernunft- und naturgemäßeste, die Tochter der Luft, beide mit gleichem Geist und überschwenglichem Talent behandelt, daß die Macht des Genie's in Beherrschung alles Widersprechenden daraus auf's kräftigste hervorleuchtet, und den hohen Werth solcher Productionen doppelt und dreyfach beurkundet.

Eine Spanische Blumenlese, durch Gefälligkeit des Herrn Perthes erhalten, war mir höchst erfreulich; ich eignete mir daraus zu was ich vermochte, obgleich meine geringe Sprachkenntniß mich dabei manche Hinderung erfahren ließ.

Aus Italien gelangte nur wenig in meinen Kreis; Ildegonda von Grossi erregte meine ganze Aufmerksamkeit, ob ich gleich nicht Zeit gewann öffentlich darüber etwas zu sagen. Hier sieht man die mannichfaltigste Wirksamkeit eines vorzüglichen Talents, das sich großer Ahnherren rühmen kann, aber auf eine wundersame Weise. Die Stanzen sind ganz fürtrefflich, der Gegenstand modern unerfreulich, die Ausführung höchst gebildet nach dem Charakter großer Vorgänger: Tasso's Anmuth, Ariost's Gewandtheit, Dante's widerwärtige oft abscheuliche Großheit, eins nach dem andern wickelt sich ab. Ich mochte das Werk nicht wieder lesen, um es näher zu beurtheilen, da ich genug zu thun hatte die gespensterhaften Ungeheuer, die mich bei der ersten Lesung verschlichterten, nach und nach aus der Einbildungskraft zu vertilgen.

Deſto willkommener blieb mir Graf Carmagnola, Trauerſpiel von Manzoni, einem wahrhaften, klar auffaſſenden, innig durchdringenden, menſchlich fühlenden gemüthlichen Dichter.

Von der neuern Deutſchen Literatur durft' ich wenig Kenntniß nehmen, meiſt nur was ſich unmittelbar auf mich bezog, konnt' ich in meine übrige Thätigkeit mit aufnehmen. Zaupers Grundzüge einer Deutſchen theoretiſch-praktiſchen Poetik brachten mich mir ſelbſt entgegen, und gaben mir, wie aus einem Spiegel, zu manchen Betrachtungen Anlaß. Ich ſagte mir: da man ja doch zum Unterrichte der Jugend und zur Einleitung in eine Sprache Chreſtomathien anwendet, ſo iſt es gar nicht übel gethan ſich an einen Dichter zu halten, der mehr aus Trieb und Schickſal, denn aus Wahl und Vorſatz dahin gelangt, ſelbſt eine Chreſtomathie zu ſeyn: denn da findet ſich im Ganzen doch immer ein aus dem Studium vieler Vorgänger gebildeter Sinn und Geſchmack. Dieſes beſchränkt keineswegs den jüngeren Mann, der einen ſolchen Gang nimmt, ſondern nöthigt ihn, wenn er ſich lange genug in einem gewiſſen Kreiſe eigenſinnig umher getrieben hat, zum Ausflug in die weite Welt und in die Ferne der Zeitalter, wie man an Schubarth ſehen kann, der ſich eine ganze Weile in meinem Bezirk enthielt und ſich dadurch nur geſtärkt fand, nunmehr die ſchwierigſten Probleme des Alterthums anzugreifen und eine geiſtreiche Löſung zu bewir-

ken. Dem guten Zauper sagte ich manches, was ihm förderlich seyn konnte, und beantwortete seine Aphorismen, die er mir im Manuscript zusendete, mit kurzen Bemerkungen, für ihn und andere nicht ohne Nutzen.

Die Neigung womit Dr. Kannegießer meine Harzreise zu entziffern suchte, bewog mich in meine frühste Zeit zurück zu gehen und einige Aufschlüsse über jene Epoche zu geben.

Ein Manuscript aus dem funfzehnten Jahrhundert, die Legende der heiligen drey Könige in's Mährchenhafteste dehnend und ausmahlend, hatte mich, da ich es zufällig gewann, in manchem Sinne interessirt. Ich beschäftigte mich damit, und ein geistreicher junger Mann, Dr. Schwab, mochte es übersetzen. Dieses Studium gab Anlaß zu Betrachtung wie Mährchen und Geschichten epochenweise gegen und durch einander arbeiten, so daß sie schwer zu sondern sind, und man sie durch ein weiteres Trennen nur weiter zerstört.

Jedesmal bei meinem Aufenthalt in Böhmen bemühr' ich mich einigermaßen um Geschichte und Sprache, wenn auch nur im allgemeinsten. Dießmal las ich wieder Zacharias Theobaldus Hussitenkrieg und ward mit Stransky respublica Bohemiae, mit der Geschichte des Verfassers selbst und dem Werthe des Werks, zu Vergnügen und Belehrung näher bekannt. Durch die Ordnung der akademischen Bibliothek zu Jena wurde auch eine Sammlung fliegender Blätter des sechzehnten

Jahrhunderts dem Gebrauch zugänglich: einzelne Nachrichten, die man in Ermangelung von Zeitungen dem Publicum mittheilte, wo man unmittelbar mit dem ursprünglichen Factum genauer bekannt wurde als jetzt, wo jedesmal eine Partey uns dasjenige mittheilt, was ihren Gesinnungen und Absichten gemäß ist, weßhalb man erst hinterdrein die Tagesblätter mit Nutzen und wahrer Einsicht zu lesen in den Fall kommt.

Die unschätzbare Boisserée'sche Sammlung, die uns einen neuen Begriff von früherer Niederdeutscher Kunstmahlerey gegeben und so eine Lücke in der Kunstgeschichte ziemlich ausgefüllt hat, sollte denn auch durch treffliche Steindrücke dem Abwesenden bekannt und der Ferne sogleich angelockt werden, sich diesen Schätzen persönlich zu nähern. Strirner, schon wegen seiner Münchner Arbeiten längst gerühmt, zeigte sich auch hier zu seinem großen Vortheil; und obgleich der auffallende Werth der Originalbilder in glänzender Färbung besteht, so lernen wir doch hier den Gedanken, den Ausdruck, die Zeichnung und Zusammensetzung kennen, und werden, wie mit den Oberdeutschen Künstlern durch Kupferstiche und Holzschnitte, so hier durch eine neuerfundene Nachbildungsweise auch mit den bisher unter uns kaum genannten Meistern des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts vertraut. Jeder Kupferstichsammler wird sich diese Hefte gern anschaffen, da in Betracht ihres innern Werthes der Preis für mäßig zu achten ist.

So erschienen uns denn auch die Hamburger Steindrücke, meist Portraits, in Vortrefflichkeit von zusammenlebenden und arbeitenden Künstlern unternommen und ausgeführt. Wir wünschen einem jeden Liebhaber Glück zu guten Abdrücken derselben.

Vieles andere, was die Zeit hervorbrachte, und was wohl für gränzenlos angesprochen werden kann, ist an anderem Orte genannt und gewürdigt.

Nun wollen wir noch einer eigenen Bemühung gedenken; eines Weimarisch-lithographischen Heftes mit erklärendem Text, das wir unter dem Titel einer Pinakothek herausgaben. Die Absicht war manches bei uns vorhandene Mittheilungswerthe in's Publicum zu bringen. Wie es aber auch damit mochte beschaffen seyn, dieser kleine Versuch erwarb sich zwar manche Gönner aber wenig Käufer, und ward nur langsam und im Stillen fortgesetzt, um den wackeren Künstler nicht ohne Uebung zu lassen und eine Technik lebendig zu erhalten, welche zu fördern ein jeder Ort, groß oder klein, sich zum Vortheil rechnen sollte.

Nun aber brachte die Kupferstecherkunst nach langem Erwarten uns ein Blatt von der größten Bedeutung. Hier wird uns in schönster Klarheit und Reinlichkeit ein Bild Raphaels überliefert, aus den schönsten Jünglingsjahren; hier ist bereits so viel geleistet als noch zu hoffen. Die lange Zeit, welche der überliefernde Kupferstecher Longhi hierauf verwendet, muß als glücklich zugebracht

angesehen werden, so daß man ihm den dabei errungenen Gewinn gar wohl gönnen mag.

Von Berlin kamen uns fast zu gleicher Zeit Musterblätter für Handwerker, die auch wohl einem jeden Künstler höchst willkommen seyn müßten. Der Zweck ist edel und schön, einer ganzen großen Nation das Gefühl des Schönen und Reinen auch an unbelebten Formen mitzutheilen; daher ist an diesen Mustern alles musterhaft: Wahl der Gegenstände, Zusammenstellung, Folge und Vollständigkeit, Tugenden welche zusammen, diesem Anfange gemäß, sich in den zu wünschenden Heften immer mehr offenbaren werden.

Nach so trefflichen in's Ganze reichenden Arbeiten darf ich wohl eines einzelnen Blattes gedenken, das sich zunächst auf mich bezieht, doch als Kunstwerk nicht ohne Verdienst bleibt; man verdankt es der Bemühung, welche sich Dawe, ein Englischer Mahler, bei seinem längeren hiesigen Aufenthalt um mein Portrait gegeben; es ist in seiner Art als gelungen anzusprechen, und war es wohl werth in England sorgfältig gestochen zu werden.

In die freie Welt wurden wir durch Landschaftszeichnungen des Herrn David Heß aus Zürich hinausgeführt. Eine sehr schön colorirte Aquatintenfolge brachte uns auf den Weg über den Simplon, ein Kolossalbau, der zu seiner Zeit viel Redens machte.

In ferne Regionen versetzten uns die Zeichnungen zu des Prinzen von Neuwied Durchlaucht Brasilianische

Reise: das Wundersame der Gegenstände schien mit der künstlerischen Darstellung zu wetteifern.

Noch einer Künsteley muß ich gedenken, die aber als räthselhaft jeden guten erfinderischen Kopf in Anspruch nahm und beunruhigte: es war die Erfindung eine Kupfertafel nach Belieben größer oder kleiner abzudrucken. Ich sah dergleichen Probeblätter bei einem Reisenden, der solche so eben als eine große Seltenheit von Paris gebracht hatte, und man mußte sich, ungeachtet der Unwahrscheinlichkeit, doch bei näherer Untersuchung überzeugen: der größere und kleinere Abdruck seyen wirklich als Eines Ursprungs anzuerkennen.

Um nun auch von der Mahlerey einiges Bedeutende zu melden, so verfehlen wir nicht zu eröffnen, daß, als auf höhere Veranlassung dem talentreichen Hauptmann Raabe nach Italien bis Neapel zu gehen Mittel gegönnt waren, wir ihm den Auftrag geben konnten, verschiedenes zu copiren, welches zur Geschichte des Colorits merkwürdig und für diesen wichtigen Kunsttheil selbst förderlich werden möchte. Was er während seiner Reise geleistet und in's Vaterland gesendet, so wie das nach Vollendung seiner Wanderschaft Mitgebrachte war gerade der lobenswürdige Beitrag den wir wünschten. Die Aldobrandinische Hochzeit in ihrem neusten Zustande, die unschätzbaren Tänzerinnen und Bacchischen Centauren, von deren Gestalt und Zusammensetzung man allenfalls im Norden durch Kupferstiche unterrichtet wird,

sah man jetzt gefärbt, und konnte auch hier den großen antiken Geschmacksinn freudig bewundern. Solche Bemühung wollte freilich Deutschen, von modernem Irrsal befangenen Kunstjüngern nicht einsichtig werden, weßhalb man denn sowohl sich selbst als den verständigen Künstler zu beruhigen wußte.

Angenähert dem antiken Sinne erschien uns darauf Mantegna's Triumphzug abermals höchst willkommen; wir ließen, gestützt auf den eigenhändigen Kupferstich des großen Künstlers, das zehnte hinter den Triumphwagen bestimmte Blatt in gleicher Art und Größe zeichnen, und brachten dadurch eine höchst lehrreich abgeschlossene Folge zur Anschauung.

Mit größter Sorgfalt in Zeichnung und Farbe nachgebildete Copien alter Glasmahlereyen der St. Gereons-Kirche in Köln setzten jederman in Verwunderung, und gaben einen merkwürdigen Beleg, wie sich eine aus ihren ersten Elementen auftretende Kunst zu Erreichung ihrer Zwecke zu benehmen gewußt.

Anderes dieser Niederdeutschen Schule, weiter heraufkommend und ausgebildeter, ward uns durch die Freundlichkeit des Boisserée'schen Kreises zu Theil; wie uns denn auch später von Cassel ein neueres zu dem Alten zurückstrebendes Kunstbemühen vor Augen kam: drey singende Engel von Ruhl, welche wir wegen ausführlicher Genauigkeit besonderer Aufmerksamkeit werth zu achten Ursache hatten.

Im Gegensatz jedoch von dieser strengen sich selbst retardirenden Kunst kam uns von Antwerpen ein lebenslustiges Gemählde, Rubens als Jüngling, von einer schönen stattlichen Frau dem alternden Lipsius vorgestellt, und zwar in dem unverändert aus jener Zeit her verbliebenen Zimmer, worin dieser auf seine Weise vorzügliche Mann als Revisor der Plantinischen Officin gearbeitet hatte.

Unmittelbar stimmte hiezu eine Copie nach den Söhnen Rubens in Dresden, welche Gräfin Julie von Egloffstein vor kurzem lebhaft und glücklich vollendet hatte. Wir bewunderten zu gleicher Zeit ihr höchst geübtes und ausgebildetes Talent in einem Zeichenbuche, worin sie Freundes-Portraite so wie landschaftliche Familiensitze mit so großer Gewandtheit als Natürlichkeit eingezeichnet.

Endlich kam auch mein eigenes stockendes Talent zur Sprache, indem bedeutende und werthe Sammler etwas von meiner Hand verlangten, denen ich denn mit einiger Scheu willfahrte, zugleich aber eine ziemliche Anzahl von mehr als gewohnt reinlichen Blättern in Einen Band vereinigte: es waren die vom Jahre 1810, wo mich zum letztenmale der Trieb die Natur nach meiner Art auszusprechen Monate lang belebte; sie durften für mich, des sonderbaren Umstands halber, einigen Werth haben.

Im Bezug auf die Baukunst verhielt ich mich eigent-

lich nur historisch, theoretisch und kritisch. Oberbaudirecter Coudray, gründlich, gewandt, so thätig als geistreich, gab mir Kenntniß von den bei uns zu unternehmenden Bauten, und das Gespräch darüber war mir höchst förderlich. Wir gingen manche bedeutende Kupferwerke zusammen durch; das neue von Durand: Partie graphique des Cours d'Architecture etc. an kurz vergangene Zeit erinnernd; Richardson: The New Vitruvius Britannicus, und im Einzelnen die stets musterhaften Zierrathen Albertolli's und Moreau's.

Höchst vollkommen in diesem Fache war eine Zeichnung, mir von Berlin durch das Wohlwollen des Herrn Theater-Intendanten zugesendet, die Decoration innerhalb welcher bei Eröffnung des Theaters der von mir verfaßte Prolog gesprochen worden.

Boisserée's Abhandlung über den Kölner Dom rief mich in frühere Jahrhunderte zurück; man bedurfte aber das Manuscript eher als mir lieb war, und der mit augenblicklichem Interesse angesponnene Faden der Reflexionen zerriß, dessen eben so eifriges Anknüpfen jedoch manchen Zufälligkeiten unterworfen seyn möchte.

Hatte man nun dort die Altdeutsche Baukunst auf ihrem höchst geregelten Gipfel erblickt, so ließen andere Darstellungen, wie z. B. die alten Baudenkmale im Oesterreichischen Kaiserthume, nur eine bei'm Hergebrachten in's Willkürliche auslaufende Kunst sehen.

An eine gute Zeit dieser Bauart erinnerte jedoch eine

Mahomet.

Der Weltgeſchichte wichtiges Ereigniß:
Erſt Nationen angeregt,
Dann unterjocht und mit Propheten-Zeugniß
Ein neu Geſetz den Völkern auferlegt;
Die größten Thaten die geſchehen,
Wo Leidenſchaft und Klugheit ſtreitend wirkt,
Im kleinſten Raume dargeſtellt zu ſehen
In dieſem Sinn iſt ſolch' ein Bild bezirkt. —

Das einzig macht die Kunſt unſterblich,
Und bleibt der Bühne Glanz und Ruhm,
Daß ſie was groß und würdig, was verderblich,
Von je betrachtet als ihr Eigenthum.
Doch mußte ſie bei Füll' und Reichthum denken
Sich Zeit und Ort und Handlung zu beſchränken.

Der Gallier that es wie's der Grieche that;
Der Brite doch, mit wenigem Bemühen
Gewohnt die Segel aufzuziehen,
Erfand ſich einen andern Rath:
Einbildungskraft verlangt er, die ſo gerne
Geſchäftig ſchwärmt, den Tag im Tag vergißt,
Von nächſter Nähe bis zur weitſten Ferne
Die ſchnellſten Wege hin und wieder mißt,
Der es beliebt, zu immer regem Leben,
Mit Handlungen die Handlung zu durchweben.

uralte jüdiſche Synagoge in Eger, einſt zur chriſtlichen Capelle umgewandelt, jetzt verwaiſ't vom Gottesdienſte des alten und neuen Teſtaments. Die Jahrzahl einer alten Hebräiſchen Inſchrift hoch am Pfeiler, war ſelbſt einem durchreiſenden ſtudirten Juden nicht zu entziffern. Dieſelbe Zweydeutigkeit, welche ſowohl die Jahres- als Volkszahlen der Ebräer höchſt unſicher läßt, waltet auch hier, und hieß uns von fernerer Unterſuchung abſtehen.

In der Plaſtik zeigte ſich auch einige Thätigkeit, wenn nicht im Vielen doch im Bedeutenden; einige Büſten in Gyps und Marmor vom Hofbildhauer Kaufmann erhalten Beifall, und eine kleinere Medaille mit Sereniſſimi Bild in Paris zu fertigen ward beſprochen und berathen.

Theorie und Kritik, auch ſonſtiger Einfluß verfolgte ſeinen Gang, und nützte bald im Engeren bald im Breiteren. Ein Aufſatz des Weimariſchen Kunſtfreundes für Berlin, Kunſtſchulen und Akademien betreffend, ein anderer auf Muſeen rückſichtlich, nach Ueberzeugung mitgetheilt, wenn auch nicht aller Orten mit Billigung aufgenommen; eine Abhandlung über den Steindruck, die Meiſter ſolcher Kunſt belobend, ihnen gewiß erfreulich: alles dieſes zeigte von dem Ernſt, womit man das Heil der Kunſt von ſeiner Seite zu fördern mannichfaltig bedacht war.

Eine ſehr angenehme Unterhaltung mit auswärtigen Freunden gewährte, durch Vermittelung von Kupferſti-

chen, manche Betrachtung über Conception, höhere so wie technische Composition, Erfinden und Geltendmachen der Motive. Der hohe Werth der Kupferstecherkunst in diesem historischen Sinne, ward zugleich hervorgehoben und sie für ein Glück gehalten.

Die Musik versprach gleichfalls in meinem häuslichen Kreise sich wieder zu heben; Alexander Boucher und Frau, mit Violine und Harfe, setzten zuerst einen kleinen Kreis versammelter Freunde in Verwunderung und Erstaunen, wie es ihnen nachher mit unserm und dem so großen und an alles Treffliche gewöhnten Berliner Publicum gelang. Director Eberweins und seiner Gattin musikalisch-productive und ausführende Talente wirkten zu wiederholtem Genuß, und in der Hälfte May konnte schon ein größeres Concert gegeben werden. Recitation und rhythmischen Vortrag zu vernehmen und anzuleiten, war eine alte nie ganz erstorbene Leidenschaft. Zwey entschiedene Talente dieses Faches, Gräfin Julie Egloffstein und Fräulein Adele Schopenhauer, ergötzten sich den Berliner Prolog vorzutragen, jede nach ihrer Weise, jede die Poesie durchdringend und ihrem Charakter gemäß in liebenswürdiger Verschiedenheit darstellend. Durch die kenntnißreiche Sorgfalt eines längst bewährten Freundes, Hofrath Rochlitz, kam ein bedachtsam geprüfter Schreiberischer Flügel von Leipzig an; glücklicherweise: denn bald darauf brachte uns Zelter einen höchste Verwunderung erregenden Zögling, Felix Men-

delssohn, dessen unglaubliches Talent wir ohne eine solche vermittelnde Mechanik niemals hätten gewahr werden können. Und so kam denn auch ein großes bedeutendes Concert zu Stande, wobei unser nicht genug zu preisende Capellmeister Hummel sich gleichfalls hören ließ, der sodann auch von Zeit zu Zeit durch die merkwürdigsten Ausübungen den Besitz des vorzüglichen Instrumentes in's Unschätzbare zu erheben verstand.

Ich wende mich zur Naturforschung, und da hab' ich vor allem zu sagen, daß Purkinje's Werk über das subjective Sehen mich besonders aufregte. Ich zog es aus und schrieb Noten dazu, und ließ, in Absicht Gebrauch davon in meinen Heften zu machen, die beigefügte Tafel copiren, welche mühsame und schwierige Arbeit der genaue Künstler gern unternahm, weil er in früherer Zeit durch ähnliche Erscheinungen geängstigt worden, und nun mit Vergnügen erfuhr, daß sie als naturgemäß keinen krankhaften Zustand andeuteten.

Da auf dem reinen Begriff vom Trüben die ganze Farbenlehre beruht, indem wir durch ihn zur Anschauung des Urphänomens gelangen, und durch eine vorsichtige Entwicklung desselben uns über die ganze sichtbare Welt aufgeklärt finden, so war es wohl der Mühe werth sich umzusehen, wie die verschiedenen Völker sich hierüber ausgedrückt, von wo sie ausgegangen und wie sie, roher oder zarter, in der Beziehung sich näherer oder entfernterer Analogien bedient. Man suchte gewisse Wiener

Trinkgläser habhaft zu werden, auf welchen eine trübe Glasur das Phänomen schöner als irgendwo darstellte.

Verschiedenes Chromatische wurde zum vierten Hefte aus früheren Papieren hervorgesucht; Bernardinus Telesius sowohl überhaupt als besonders der Farbe wegen studirt. Seebecks Vorlesung über die Wärme im prismatischen Sonnenbilde war höchst willkommen, und die früheren eigenen Vorstellungen über diese merkwürdigen Erscheinungen erwachten wieder.

Hofmechanikus Körner beschäftigte sich Flintglas zu fertigen, stellte in seiner Werkstatt nach Französischen Vorschriften ein Instrument auf, zu den sogenannten Polarisationsversuchen; das Resultat derselben war, wie man sich schon lange belehrt hatte, kümmerlich, und merkwürdig genug daß zu gleicher Zeit eine Fehde zwischen Biot und Arrago laut zu werden anfing, woraus für den Wissenden die Richtigkeit dieser ganzen Lehre noch mehr an den Tag kam.

Herr von Henning von Berlin besuchte mich, er war in die Farbenlehre, dem zufolge was ich mit ihm sprach, vollkommen eingeweiht, und zeigte Muth öffentlich derselben sich anzunehmen. Ich theilte ihm die Tabelle mit, woraus hervorgehen sollte, was für Phänomene und in welcher Ordnung man bei einem chromatischen Vortrag zu schauen und zu beachten habe.

In der Kenntniß der Oberfläche unsres Erdbodens wurden wir sehr gefördert durch Graf Sternbergs Flora

der Vorwelt und zwar deren erstes und zweytes Stück. Hiezu gesellte sich die Pflanzenkunde von Rothe in Breslau. Auch des Urstiers, der aus dem Haßleber Torfbruch nach Jena gebracht und dort aufgestellt wurde, ist wohl als eines der neuesten Zeugnisse der früheren Thiergestalten hier zu erwähnen. Das Archiv der Urwelt hatte schon eines gleichen gedacht, und mir ward das besondere Vergnügen, mit Herrn Körte in Halberstadt bei dieser Gelegenheit ein früheres freundliches Verhältniß zu erneuen.

Die Absicht Käfersteins einen geologischen Atlas für Deutschland herauszugeben, war mir höchst erwünscht, ich nahm eifrig Theil daran und war gern was die Färbung betrifft mit meiner Ueberzeugung beiräthig. Leider konnte durch die Gleichgültigkeit der ausführenden Techniker gerade dieser Hauptpunct nicht ganz gelingen. Wenn die Farbe zu Darstellung wesentlicher Unterschiede dienen soll, so müßte man ihr die größte Aufmerksamkeit widmen.

Die Marienbader Gebirgsarten sammelte man mit Sorgfalt, in Jena geordnet wurden sie dann versuchsweise dem Publicum mitgetheilt, sowohl um mich selbst bei Wiederkehr eines Anhaltens zu versichern als auch Nachfolgern dergleichen an die Hand zu geben. Sartorius übergab dem Jenaischen Museum eine Folge der Gebirgsarten von der Röhn sich herschreibend, als Beleg zu seiner dem Vulcan gewidmeten Abhandlung.

Auch

Auch in diesem Jahre lenkte ich die Aufmerksamkeit meiner Schlesischen Freunde auf den Prieborner gegliederten Sandstein, oder wie man diese wundersame Gebirgsart nennen will, so wie auf die in früherer Zeit häufigen, aber nicht erkannten Blitzröhren bei Massel, an einem endlichen Gelingen nicht verzweifelnd.

Im Allgemeinsten wurde ich gefördert durch d'Aubisson de Voïsins Geognosie und durch Sorriot Höhencharte von Europa.

Meteorologie ward fleißig betrieben; Professor Posselt that das Seinige; Conducteur Schrön bildete sein Talent immer mehr aus; Hofmechanicus Körner war in allen technischen Vorrichtungen auf das sorgfältigste behülflich, und alles trug bei die Absichten und Anordnungen des Fürsten möglichst zu befördern. Eine Instruction für die sämmtlichen Beobachter im Großherzogthum ward aufgesetzt, neue Tabellen gezeichnet und gestochen; die atmosphärischen Beobachtungen in der Mitte April waren merkwürdig, so wie der Höherauch vom 27 Juny. Der junge Preller brachte meine Wolkenzeichnungen in's Reine, und damit es an keinerlei Beobachtungen fehlen möge, beauftragte man den Jenaischen Thürmer auf gewisse Meteore aufmerksam zu seyn. Indessen gaben die Dittmarischen Prophezeyungen viel zu reden, woraus aber weder Nutzen noch Beifall hervorging.

Wollte man ausführlicher von der Belvederischen Thätigkeit in der Pflanzencultur sprechen, so müßte man

hiezu ein eigenes Heft verwenden. Erwähnt sey nur daß ein Palmenhaus zu Stande kam, welches zugleich dem Kenner genügen und den Geschmack eines jeden Besuchenden befriedigen muß. Das entgegengesetzte Ende der tropischen Vegetation gaben getrocknete Pflanzen-Exemplare von der Insel Melville, welche durch Kummer und Dürftigkeit sich besonders auszeichneten und das letzte Verschwinden einer übrigens bekannten Vegetation vor's Auge setzten. Der Klotz eines beschädigten und wieder zusammengewachsenen Baumstammes gab zu manchen Untersuchungen über die Wiederherstellungskraft der Natur Anlaß.

In Jena fing der botanische Garten an sich neubelebt zu zeigen; der demselben vorgesetzte Hofrath Voigt, imgleichen der dabei angestellte Kunstgärtner Baumann, machten eine Reise nach Berlin, woher sie nicht ohne Vortheil für sich und die Anstalt zurückkehrten.

Ich ließ mir angelegen seyn die beiden Bände Morphologie und Wissenschaftslehre durch das vierte Heft abzuschließen, und behielt noch so viel Vorrath übrig, um auch wohl ein folgendes vorzubereiten.

---

1 8 2 2.

Zur Altdeutschen Baukunst, zur Prüfung ihres Charakters, durch Schätzung ihres Sinnes, zum Begriff

der Zeit worin sie entstand, führten mich zwey bedeutende Werke. Mollers Deutsche Baudenkmale, deren erstes Heft nun geschlossen, lagen uns vor. Nach mehreren Probedrücken erschien auch das erste Heft des Boisserée'schen Domwerks. Ein großer Theil des Textes, den ich vorher im Manuscript studirt hatte, lag bei, und die Ueberzeugung bestätigte sich, daß zu richtiger Einsicht in dieser Sache, Zeit, Religion, Sitte, Kunstfolge, Bedürfniß, Anlage der Jahrhunderte, wo diese Bauart überschwenglich ausgedehnt in Anwendung blühte, alles zusammen als eine große lebendige Einheit zu betrachten sey. Wie sich nun an das Kirchthum auch das Ritterthum anschloß, zu anderm Bedürfniß in gleichem Sinne, alles ebenmäßig wohl erwogen seyn.

Die Plastik brachte wenig aber Bedeutendes; die kleinere Medaille mit Serenissimi Bild und der Inschrift: Doctarum frontium praemia, ward in Paris von Barre geschnitten. Ein kleiner Bacchus von Bronze, ächt antik und von der größten Zierlichkeit, ward mir durch die Geneigtheit des Herrn Major von Staff. Er war auf dem Feldzuge nach Italien durch Welschland bis nach Calabrien gekommen, und hatte manches hübsche Kunstwerk anzuschaffen Gelegenheit. Meine Vorliebe für solche Werke kennend verehrte er mir das kleine Bild, welches wie ich es ansehe mich zu erheitern geeignet ist.

Tischbein, aus alter guter Neigung, überraschte

mich durch eine Gemme mit Storch und Fuchs, die Arbeit roh, Gedanke und Composition ganz vortrefflich.

Ich erhalte Howards Klima von London, zwey Bände. Posselt schreibt eine Recension. Die inländischen Beobachtungen gehen nach allen Rubriken fort und werden regelmäßig in Tabellen gebracht. Director Bischoff von Dührenberge dringt auf vergleichende Barometer-Beobachtungen, denen man entgegen kommt, Zeichnungen der Wolkengestalten wurden gesammelt, mit Aufmerksamkeit fortgesetzt. Beobachten und Ueberlegen gehen gleichen Schrittes, dabei wird durch symbolisch graphische Darstellung der gleichförmige Gang so vieler, wo nicht zu sagen aller Barometer, deren Beobachtungen sich von selbst parallel stellten, zum Anlaß eine tellurische Ursache zu finden und das Steigen und Fallen des Queckſilbers innerhalb gewisser Gränzen einer stetig veränderten Anziehungskraft der Erde zuzuschreiben.

Bei meinem dießmaligen Aufenthalt in Böhmen ward die geologische Sammlung der Marienbader Gegend wieder aufgenommen und vervollständigt, in Bezug auf die Acten und das in den Druck gegebene Verzeichniß. In einem Schranke wurden solche, wohlgeordnet, bei der Abreise Dr. Heidler übergeben, als Grundlage für künftige Naturforscher. Das Töpler Museum verehrt mir schönen Kalkschiefer mit Fischen und Pflanzen, von der Herrschaft Walsch. Angenehmes und lehrreiches Einsprechen des Herrn von Buch. In Eger traf ich

den, für Naturkunde aufmerksamen Herrn Rath Grüner, beschäftigt eine uralte kolossale Eiche, die quer über das Flußbett im Tiefen gelegen hatte, hervorziehen zu lassen. Die Rinde war völlig braunkohlenartig. Sodann besuchten wir den ehemaligen Kalkbruch von Döltz, wo der Mammuthszahn sich herschrieb, der lange Zeit als merkwürdiges Erbstück der besitzenden Familie sorgfältig aufbewahrt, nunmehr für das Prager Museum bestimmt wurde. Ich ließ ihn abgießen, um ihn zur nähern Untersuchung an Herrn D'Alton mitzutheilen.

Mit durchreisenden Fremden wurde das Gesammelte betrachtet, wie auch der problematische Kammerberg wieder besucht. Bei allem diesem war Dlask Naturgeschichte von Böhmen förderlich und behülflich.

Herr von Eschwege kommt aus Brasilien, zeigt Juwelen, Metalle und Gebirgsarten vor. Serenissimus machen bedeutenden Ankauf. Bei dieser Gelegenheit wird mir die Edelsteinsammlung übergeben, welche früher aus der Bruckmannischen Erbschaft erkauft wurde. Mir war höchst interessant eine solche, von einem früheren passionirten Liebhaber und, für seine Zeit, treuen und umsichtigen Kenner, zusammengestellte Folge zu revidiren, das später Acquirirte einzuschalten und dem Ganzen ein fröhliches Ansehn zu geben. Eine Zahl von 50 rohen Demantkrystallen, merkwürdig einzeln, noch mehr der Reihe nach betrachtet, jetzt von Herrn Soret nach ihrer Gestaltung beschrieben und geordnet, gab

Dort wird Verſtand gefordert um zu richten
Ob alles wohl und weislich ſey geſtellt,
Hier fordert man Euch auf zu eignem Dichten
Von Euch verlangt man eine Welt zur Welt,
Wo Dichter, Spieler, Schauer ſich verbinden,
Sich wechſelſeits erwärmen und entzünden.

mir eine ganz neue Ansicht über dieses merkwürdige und höchste Naturereigniß. Ferner theilte Herr von Eschwege Brasilianische Gebirgsarten mit, die abermals bewiesen, daß die Gebirgsarten der neuen Welt mit denen der alten in der ersten Urerscheinung vollkommen übereinstimmen; wie denn auch sowohl seine gedruckten als handschriftlichen Bemerkungen hierüber dankenswerthen Aufschluß verleihen.

Zur Pflanzenkunde verfertigte ich das Schema zur Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar. Ein wunderbar gezeichnetes Buchenholz gewann ich als pathologisches Phänomen. Ein gespaltener Klotz war es, von einem Buchstamme, in welchem sich entdeckte, daß vor mehreren Jahren die Rinde regelmäßig mit einem eingeschnittenen Kreuze bezeichnet worden, welches aber vernarbend überwachsen, in den Stamm eingeschlossen, sich nunmehr in der Spaltung als Form und Abdruck wiederholt.

Das Verhältniß zu Ernst Meyer gab mir neues Leben und Anregung. Das Geschlecht Juncus, von demselben näher bestimmt und durchgeführt, bracht' ich mir mit Beihülfe von Host gramina austriaca zur Anschauung.

Und so muß ich noch zum Schluß eines riesenhaften Cactus melo-Cactus, von Herrn André zu Frankfurt gesendet, dankbar erwähnen.

Für das Allgemeine erschienen mehrere bedeutende

Werke. Die große naturgeſchichtliche Charte von Wilbrand und Ritgen, in Bezug auf das Element des Waſſers und auf Bergeshöhe, wie ſich die Organiſation überall verhalte. Ihr Werth ward ſogleich anerkannt, die ſchöne augenfällige Darſtellung an die Wand gehefftet, zum täglichen Gebrauch vorgezeigt und commentirt in geſelligen Verhältniſſen, und immerfort ſtudirt und benutzt.

Käferſteins geognoſtiſches Deutſchland war in ſeiner Fortſetzung gleichfalls ſehr förderlich und wäre es bei genauerer Färbung noch mehr geweſen. Man wird ſich's in ſolchen Fällen noch öfter wiederholen müſſen, daß da wo man durch Farben unterſcheiden will, ſie doch auch unterſcheidbar ſeyn ſollten.

Das vierte Heft meiner morphologiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Bemühungen ward ſorgfältig durchdacht und ausgeführt, da mit ihm die beiden Bände für dießmal geſchloſſen ſeyn ſollten.

Die Veränderung der Erdoberfläche von Herrn von Hof gab neuen Reiz. Hier liegt ein Schatz, zu welchem man immer etwas hinzuthun möchte, indem man ſich daran bereichert.

Ich erhielt zu Anfriſchung der Berg- und Geſteinluſt bedeutende Pflanzenabdrücke in Kohlenſchiefer durch den ſorgfältigen und dieſen Studien ergebenen Rentamtmann Mahr. Fichtelbergiſche Mineralien erhalte ich von Redwitz, manches andere von Tyrol, wogegen

ich den Freunden verschiedenes zusende. Herr Soret vermehrt meine Sammlung durch manches Bedeutende, sowohl aus Savoyen als aus der Insel Elba und fernern Gegenden. Seine krystallographische Kenntniß war höchst förderlich in Bestimmung der Diamanten und anderer näher zu bezeichnenden Mineralien; wobei er denn die von ihm in Druck verfaßten Aufsätze willig mittheilte und besprach.

Im Chromatischen ward mir großer Gewinn, indem endlich die Hoffnung erschien, daß ein Jüngerer die Pflicht über sich nehmen wolle dieses wichtige Capitel durchzuführen und durchzufechten. Herr von Henning besuchte mich und brachte höchst glücklich gerathene entoptische Gläser, auch schwarze Glasspiegel mit, welche verbunden durchaus alle wünschenswerthen Phänomene ohne viel weitere Umständlichkeit vor die Augen bringen. Die Unterhaltung war leicht, er hatte das Geschäft durchdrungen, und manche Frage die ihm übrig blieb, konnt' ich ihm gar bald beantworten. Er erzählte von seinen Vorlesungen, wie er es damit gehalten, und zu denen er mir schon die Einleitung mitgetheilt. Wechselseitig tauschte man Ansicht und Versuche; einen älteren Aufsatz über Prismen in Verbindung mit Linsen, die man im bisherigen Vortrag zu falschen Zwecken angewendet, überlieferte ich ihm, und er dagegen regte mich an, die chromatischen Acten und Papiere nunmehr vollkommener und sachgemäßer zu ordnen.

Dieſes alles geſchah im Herbſt und gab mir nicht wenig Beruhigung.

Ein enteptiſcher Apparat war für Berlin eingerichtet und fortgeſendet, indeſſen die einfachen enteptiſchen Gläſer mit ſchwarzen Glasſpiegeln auf einen neuen Weg leiteten, die Entdeckungen vermehrten, die Ausſicht erweiterten, und ſodann zu der enteptiſchen Eigenſchaft des ſchmelzenden Eiſes Gelegenheit gaben.

Die Farbentabelle wurde revidirt und abgedruckt; ein höchſt ſorgfältiges Inſtrument, die Phänomene der Lichtpolariſation nach Franzöſiſchen Grundſätzen ſehen zu laſſen, ward bei mir aufgeſtellt, und ich hatte Gelegenheit deſſen Bau und Leiſtung vollkommen kennen zu lernen.

In der Zoologie förderte mich Carus Urwirbel, nicht weniger eine Tabelle, in welcher die Filiation ſämmtlicher Wirbelverwandlungen anſchaulich verzeichnet war. Hier empfing ich nun erſt den Lohn für meine früheren allgemeinen Bemühungen, indem ich die von mir nur geahnete Ausführung bis in's Einzelne vor Augen ſah. Ein Gleiches ward mir, indem ich D'Altons frühere Arbeit über die Pferde wieder durchnahm, und ſodann durch deſſen Pachyderme und Raubthiere belehrt und erfreut wurde.

Der hinter dem Ettersberg im Torfbruche gefundene Urſtier beſchäftigte mich eine Zeitlang. Er ward in Jena aufgeſtellt, möglichſt reſtaurirt und zu einem Ganzen

verbunden. Dadurch kam ich wieder mit einem alten Wohlwollenden in Berührung, Herrn Dr. Körte, der mir bei dieser Gelegenheit manches Angenehme erwies.

Heinroths Anthropologie gab mir Aufschlüsse über meine Verfahrungsart in Naturbetrachtungen, als ich eben bemüht war mein naturwissenschaftliches Heft zu Stande zu bringen.

Herr Purkinje besuchte uns und gewährte einen entschiedenen Begriff von merkwürdiger Persönlichkeit und unerhörter Anstrengung und Aufopferung.

Indem ich zu meiner eigenen Aufklärung Kunkels Glasmacherkunst, die ich bisher in düsterem Vorurtheil und ohne wahre Schätzung betrachtet hatte, genauer zu kennen und anschaulicher zu machen wünschte, hatte ich manche Communication mit Herrn Dr. Döbereiner, welcher mir die neusten Erfahrungen und Entdeckungen mittheilte. Gegen Ende des Jahrs kam er nach Weimar, um vor Serenissimo und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigen Versuche galvanisch magnetischer wechselseitiger Einwirkung mit Augen sehen zu lassen und erklärende Bemerkungen anzuknüpfen, die bei kurz vorher erfreuendem Besuche des Herrn Professor Oerstedt nur um desto erwünschter seyn mußten.

Was gesellige Mittheilungen betrifft, war dieses Jahr unserem Kreise gar wohl gerathen; zwey Tage der Woche waren bestimmt unsern gnädigsten Herrschaften bei mir einiges Bedeutende vorzulegen und darüber die

nöthigen Aufklärungen zu geben. Hiezu fand ſich denn jederzeit neuer Anlaß, und die Mannichfaltigkeit war groß, indem Altes und Neues, Kunſtreiches und Wiſſenſchaftliches jederzeit wohl aufgenommen wurde.

Jeden Abend fand ſich ein engerer Kreis bei mir zuſammen, unterrichtete Perſonen beiderlei Geſchlechts; damit aber auch der Antheil ſich erweiterte, ſetzte man den Dienſtag feſt, wo man ſicher war eine gute Geſellſchaft an dem Theetiſch zuſammen zu ſehen; auch vorzügliche Geiſt und Herz erquickende Muſik ward von Zeit zu Zeit vernommen. Gebildete Engländer nahmen an dieſen Unterhaltungen Theil, und da ich außerdem gegen Mittag gewöhnlich Fremde auf kurze Zeit gern annahm, ſo blieb ich zwar auf mein Haus eingeſchränkt, doch immer mit der Außenwelt in Berührung; vielleicht inniger und gründlicher, als wenn ich mich nach außen bewegt und zerſtreut hätte.

Ein junger Bibliothek- und Archivsverwandter macht ein Repertorium über meine ſämmtlichen Werke und ungedruckten Schriften, nachdem er alles ſortirt und geordnet hatte.

Bei dieſer Gelegenheit fand ſich auch ein vorläufiger Verſuch die Chronik meines Lebens zu redigiren, der bisher vermißt war, wodurch ich mich ganz beſonders gefördert ſah. Ich ſetzte gleich darauf mit neuer Luſt die Arbeit fort, durch weitere Ausführung des Einzelnen.

Van Bree aus Antwerpen ſendete ſeine Hefte zur

Lehre der Zeichenkunſt. Tiſchbeins Homer VII Stück kam an. Die große Maſſe lithographiſcher Zeichnungen von Strixner und Piloti ſonderte ich nach Schulen und Meiſtern, wodurch denn die Sammlung zuerſt wahrhaften Werth gewann. Steindrücke von allen Seiten dauerten fort, und brachten manches gute Bild zu unſrer Kenntniß. Einem Freund zu Liebe erklärte ich ein paar problematiſche Kupfer, Polidors Manna und ein Tizianiſches Blatt, Landſchaft, St. Georg, mit dem Drachen und der ausgeſetzten Schönheit; Mantegna's Triumphzug ward fernerweit redigirt.

Mahler Kolbe von Düſſeldorf ſtellte hier einige Arbeiten aus, und vollendete verſchiedene Portraite; man freute ſich dieſen wackern Mann, den man ſchon ſeit den Weimariſchen Kunſtausſtellungen gekannt, nunmehr perſönlich zu ſchätzen und ſich ſeines Talents zu freuen. Gräfin Julie Egloffſtein machte bedeutende Vorſchritte in der Kunſt. Ich ließ die Radirungen nach meinen Skizzen ausrunden und ausmahlen, um ſie an Freunde zu überlaſſen.

Meyers Kunſtgeſchichte ward ſchließlich mundirt und dem Druck angenähert. Dr. Carus gab einen ſehr wohlgedachten und wohlgefühlten Aufſatz über Landſchaftsmahlerey in dem ſchönen Sinne ſeiner eigenen Productionen.

Zum feyerlichen Andenken

der

Durchlauchtigſten

Fürſtin und Frau

Anna Amalia,

verwittweten

Herzogin zu Sachſen-Weimar und Eiſenach,

gebornen

Herzogin von Braunſchweig und Lüneburg.

---

1 8 0 7.

Wenn das Leben der Großen dieser Welt, so lange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschengeschlecht als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und theilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, so ist die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Uebersicht der Tugenden und Thaten einem jeden zur Nacheiferung, als eine große und unschätzbare Gabe, überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürstin, deren Andenken wir heute feyern, verdient mit und vor vielen andern sich dem Gedächtniß einzuprägen, besonders derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und später unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüssen, manches Guten theilhaft geworden, und ihre Huld, ihre Freundlichkeit persönlich zu erfahren das Glück hatten.

Entsprossen aus einem Hause, das von den frühe- 1759. Oct. 24.
sten Voreltern an bedeutende, würdige und tapfere Ahnherren zählt; Nichte eines Königs, des größten Mannes seiner Zeit; von Jugend auf umgeben von Geschwistern und Verwandten, denen Großheit eigen war, die

Götz von Berlichingen.

So auch der Deutsche gern. Auf diesem Pfade
Naht frei entwickelt sich ein reich Gebild.
Auch dieses bittet: Schenkt ihm Gunst und Gnade!
Die bunten Züge mustert freundlich mild,
Alsdann vernehmt, ganz zur gerechten Stunde,
Was es verbirgt im tiefsten Hintergrunde.

Die Schreckenstage die ein Reich erfährt,
Wo jeglicher befiehlt und keiner hört,
Wo das Gesetz verstummt, der Fürst entflieht,
Und niemand Rath und niemand Rettung sieht,
Die schildr' ich nicht: denn ewig ungepaart
Bleibt solchem Fest Erinnrung solcher Art.

Doch dieses Bild führt uns heran die Zeit
Wo Deutschland, in- und mit sich selbst entzwept,
Verworren wogte, Scepter, Krummstab, Schwert,
Feindselig eins dem andern zugekehrt;
Der Bürger still sich hinter Mauern hielt,
Des Landmanns Kräfte krieg'risch aufgewühlt;
Wo auf der schönen Erde nur Gewalt,
Verschmitzte Habsucht, kühne Wagnis galt.

Ein deutsches Ritterherz empfand mit Pein
In diesem Wust den Trieb gerecht zu seyn.
Bei manchen Zügen die er unternahm,
Er half und schadete, so wie es kam.

kaum ein ander Bestreben kannten, als ein solches, das ruhmvoll und auch der Zukunft bewundernswürdig wäre; in der Mitte eines regen, sich in manchem Sinn weiter bildenden Hofes, einer Vaterstadt, welche sich durch mancherlei Anstalten zur Cultur der Kunst und Wissenschaft auszeichnete, ward sie bald gewahr, daß auch in ihr ein solcher Keim liege, und freute sich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichsten Männer, welche spaterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrsamkeit glänzten, gegeben wurde.

1756. Von dort wurde sie früh hinweg gerufen zur Verbindung mit einem jungen Fürsten, der mit ihr zugleich in ein heiteres Leben einzutreten, seiner selbst und der
1757. Vortheile des Glücks zu genießen begann. Ein Sohn entsprang aus dieser Vereinigung, auf den sich alle Freuden und Hoffnungen versammelten; aber der Vater sollte sich wenig an ihm und an dem zweyten gar nicht erfreuen, der erst nach seinem Tode das Licht der Welt erblickte.

1758. Vormünderin von Unmündigen, selbst noch minderjährig, fühlte sie sich, bei dem einbrechenden siebenjährigen Kriege, in einer bedenklichen Lage. Als Reichsfürstin verpflichtet, auf derjenigen Seite zu stehen, die sich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte, durch die Nähe der Kriegswirkungen selbst gedrängt, fand sie eine Beruhigung in dem Besuch des großen heerführenden

Kö-

Königs. Ihre Provinzen erfuhren viel Ungemach, doch kein Verderben erdrückte sie.

Endlich zeigte sich der erwünschte Frieden, und ihre ersten Sorgen waren die einer zwiefachen Mutter, für das Land und für ihre Söhne. Sie ermüdete nicht mit Geduld und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, selbst wo es nicht etwa gleich Grund fassen wollte. Sie erhielt und nährte ihr Volk bei anhaltender furchtbarer Hungersnoth. Gerechtigkeit und freier Edelmuth be- 1772.
zeichneten alle ihre Regentenbeschlüsse und Anordnungen.

Eben so war im Innern ihre herzlichste Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche, verdienstvolle Lehrer wurden angestellt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab, und alles dasjenige begründete, was später für dieses besondere Land, ja für das ganze Deutsche Vaterland, so lebhaft und bedeutend wirkte.

Alles Gefällige was das Leben zieren kann, suchte sie sogleich, nach dem gegebenen Maß, um sich zu versammeln, und sie war im Begriff mit Freude und Zutrauen das gewissenhaft Verwaltete ihrem Durchlauchtigsten Sohn zu übergeben, als das unerwartete Unglück 1774.
des Weimarischen Schloßbrandes die gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte sie den eingebornen Geist: denn unter großen Vorberei-

tungen zu Milderung so wie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhm- und ehrenvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachsenen Erstgebornen die Regierung seiner väterlichen Staaten, und trat eine sorgenfreiere Abtheilung des Lebens an.

Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannichfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Wer dazu fähig war nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirthschaft, Policey befestigten, entwickelten, bestätigten sich. Ein ganz anderer Geist war über Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler, wirkten besuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde frei gegeben, ein gutes Theater unterhalten, und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiterer Verbesserung fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte sie nun unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes, selbst über Hoffnung und Erwartung, alle ihre früheren Wünsche erfüllt sehen, um so mehr, als nach und nach aus der glücklichsten Eheverbindung eine würdige frohe Nachkommenschaft sich entwickelte.

Das ruhige Bewußtſeyn ihre Pflicht gethan, das was ihr oblag, geleiſtet zu haben, begleitete ſie zu einem ſtillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo ſie ſich, von Kunſt und Wiſſenſchaft, ſo wie von der ſchönen Natur ihres ländlichen Aufenthalts umgeben, glücklich fühlte. Sie gefiel ſich im Umgang geiſtreicher Perſonen, und freute ſich Verhältniſſe dieſer Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen: ja es iſt kein bedeutender Name von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreiſe früher oder ſpäter gewirkt hätte. So bereitete ſie ſich vor zu einer Reiſe jenſeits der Alpen, um für ihre Geſundheit Bewegung und ein milderes 1788.
Klima zu nutzen: denn kurz vorher erfuhr ſie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen ſchien. Aber einen höhern Genuß hoffte ſie von dem Anſchauen deſſen, was ſie in den Künſten ſo lange geahnet hatte, beſonders von der Muſik, von der ſie ſich früher gründlich zu unterrichten wußte; eine neue Erweiterung der Lebensanſichten durch die Bekanntſchaft edler und gebildeter Menſchen, die jene glücklichen Gegenden als Einheimiſche und Fremde verherrlichten, und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwartete ſie nach ihrer Zurückkunft, als ſie, mit mancherlei Schätzen der Kunſt und der Erfahrung geſchmückt, ihre häusliche Schwelle betrat. Die 1804.
Vermählung ihres blühenden Enkels mit einer unvergleichlichen Prinzeſſin, die erwünſchten ehelichen Folgen

gaben zu Festen Anlaß, wobei sie sich des mit rastlosem Eifer, tiefem Kunstsinn und wählendem Geschmack wieder aufgerichteten und ausgeschmückten Schlosses erfreuen konnte, und uns hoffen ließ daß, zum Ersatz für so manches frühe Leiden und Entbehren, ihr Leben sich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem Alles Lenkenden anders vorgesehen. Hatte sie während dieses gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweyer tapferen Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der sich für andere aufopfernd, von den Fluthen verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr einkehrenden Bruders, und eines hoffnungsvollen lieblichen Urenkels, so hatte sie sich mit inwohnender Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie ergriff, da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte, nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf

den festesten Besitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr muthiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Uebergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Aeussern ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen, wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen, als nothwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angstvolle Nebenumstände. 1807. Apr. 19.

Und wem von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangener Uebel, zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüth beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von uns darf sagen: meine Leiden waren so groß als die ihrigen: und wenn jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.

Ja! — wir kehren zu unserer ersten Betrachtung zurück — das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie

ihr Verweilen auf der Erde; daß ſie uns von dorther, gleich Sternen, entgegen leuchten, als Richtpuncte, wohin wir unſern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu de... wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die ſehnſuchtsvollen Blicke nach ſich ziehen, als Vollendete, Selige.

Zu

brüderlichem Andenken

Wielands

1813.

Durchlauchtigster Protector,
Sehr ehrwürdiger Meister,
Verehrungswürdigste Anwesende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehn, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die

Bald gab er ſelbſt, bald brach er das Geleit,
That Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daß zuletzt die Woge die ihn trug
Auf ſeinem Haupt verſchlingend überſchlug;
Er, würdig-kräft'ger Mann, als Macht gering,
Im Zeitenſturm unwillig unterging.

Ihm ſteht entgegen, ſelbſt gewiß, in Pracht,
Des Pfaffenhofes liſtgeſinnte Macht,
Gewandter Männer weltlicher Gewinn
Und leidenſchaftlich wirkend Frauenſinn.
Das wankt und wogt, ein ſtreitend Gleichgewicht,
Die Ränke ſiegen, die Gewalt zerbricht.
Zur Seite ſteht des Landmanns Heiterkeit,
Der jeden Tag des Leidlichen ſich freut.
Und fernerhin Zigeuner zeigen an
Es ſey um Ordnung in dem Reich gethan.
Denn wie die Schwalbe Sommer deutend ſchwebt,
So melden ſie daß man im Düſtern lebt,
Sind räuberiſch, entführen oft zum Scherz,
Wahrſagerinnen, Menſchen Geiſt und Herz.

glücklichsten Menschen zu zählen, und keinesweges mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sey.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sey den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines, in jedem Betracht vollständigen, Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, son-

dern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland, so wie das Ausland, sein Andenken feyert, wo sollte dieß früher und kräftiger geschehen, als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer seyn können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus rednerischer Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeyerten, noch der Feyernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seyen. Und so werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorg-

fältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück, und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das rastloseste seine literarisch-poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Canzley raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, Churfürstlich Mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb

er dem Churfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und bethätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Carl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinah vierzig Jahren ein, seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publicum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, derge-

ſtalt, daß ſeine Verdienſte ſchon genugſam erkannt, geſchätzt, ja geſchildert ſind. In manchem Werke über Deutſche Literatur iſt ſo ehrenvoll als ſinnig über ihn geſprochen; ich gedenke nur deſſen, was Küttner, Eſchenburg, Manſo, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutſchen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit ſeines Weſens. Menſch und Schriftſteller hatten ſich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Verſen und Proſa verhehlte er niemals was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe ſey, und ſo ſchrieb er auch urtheilend und urtheilte ſchreibend. Aus der Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes entquoll die Fruchtbarkeit ſeiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer redneriſchen Phraſe; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftſteller dadurch huldigte, daß ſie ſich eines Kiels, womit er ſeine Werke gebildet, zu bemächtigen ſuchte, ſo dürfte der Kiel, deſſen ſich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieſer Auszeichnung würdig ſeyn. Denn daß er alles mit eigener Hand und ſehr ſchön ſchrieb, zugleich mit Freiheit und Beſonnenheit, daß er das Geſchriebene immer vor Augen hatte, ſorgfältig prüfte, veränderte, beſſerte, unverdroſſen bildete und umbildete, ja nicht müde ward,

Werke von Umfang wiederholt abzuſchreiben, dieſes gab ſeinen Productionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlichelegante, welches nicht durch Bemühung, ſondern durch heitere, genialiſche Aufmerkſamkeit auf ein ſchon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Dieſe ſorgfältige Bearbeitung ſeiner Schriften entſprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende ſeines Schweizeriſchen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten ſeyn, als die Ungeduld des Hervorbringens ſich in etwas legte, und der Wunſch, ein Vollendetes dem Gemeinweſen darzubringen, entſchiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Perſon ausmachten, ſo werden wir, wenn wir von jenem reden, auch dieſen zugleich ſchildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichteriſcher und redneriſcher Talente, beherrſchten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unſer Freund war des Enthuſiasmus im höchſten Grade fähig, und in der Jugend gab er ſich ihm ganz hin, und dieſes um ſo lebhafter und anhaltender, als jene ſchöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichſten, es ſey erreichbar oder unerreichbar, in ſich fühlt, für ihn ſich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradieſe der Unſchuld, bewohnte er länger als andere.

Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen; überall fand er sein Delphi wieder; überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern

ungern läßt er ſich durch Erfahrung und Leben widerſprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Geſtalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfniſſen des Tags zu vereinigen, entſchließt er ſich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu laſſen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeſchienene für Phantaſterey.

Aber auch hier zeigt ſich die Eigenthümlichkeit, die Energie ſeines Geiſtes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei ſo ſtarker Lebensluſt, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geiſtigen Wünſchen und Abſichten, fühlt er ſich von der Welt verletzt und um ſeine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was ſo viele Jahre ſein Glück gemacht hatte, ja der innigſte Beſtand ſeines Lebens geweſen war; aber er verzehrt ſich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Proſa und Verſen von andern ſo viele kennen; ſondern er entſchließt ſich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was ſich in der Wirklichkeit nicht immer nachweiſen läßt, den Krieg an, zuvörderſt alſo der Platoniſchen Liebe, ſodann aller dogmatiſirenden Philoſophie, beſonders den beiden Extremen, der Stoiſchen und Pythagoreiſchen. Unverſöhnlich arbeitet er ferner dem religiöſen Fanatismus und allem, was dem Verſtande excentriſch erſcheint, entgegen.

Aber ſogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehen, er möge ſelbſt phantaſtiſch handeln, und nun

beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt ſich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philiſterey zu begreifen gewohnt ſind, gegen ſtockende Pedanterey, kleinſtädtiſches Weſen, kümmerliche äußere Sitte, beſchränkte Kritik, falſche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie dieſe Ungeiſter, deren Name Legion iſt, nur alle zu bezeichnen ſeyn mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialiſch, ohne Vorſatz und Selbſtbewußtſeyn. Er findet ſich in der Klemme zwiſchen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, ſo muß er ſelbſt an ſich halten, und, indem er gerecht ſeyn will, vielſeitig werden.

Die verſtändige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der ſittlichen Welt, eines Addiſon, eines Steele, hatten ihn ſchon längſt angezogen; nun findet er aber in dieſer Genoſſenſchaft einen Mann, deſſen Sinnesart ihm weit gemäßer iſt.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker in's Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion ſeines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die herrſchende Kirche mit Gewalt die Andersgeſinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was einen Verſtändigen, Wohldenkenden in Sorge ſetzen muß. Gegen alles dik-

ſes, glaubte er, ſey am beſten durch Frohſinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit anſehe, werde man recht ſehen, war ſeine Meinung. Wer mit Heiterkeit in ſeinen eigenen Buſen ſchauen könne, müſſe ein guter Mann ſeyn. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entſpringe daher. Geiſt, Witz, Humor ſeyen die ächten Organe, womit ein ſolches Gemüth die Welt anfaſſe. Alle Gegenſtände, ſelbſt die ernſteſten, müßten eine ſolche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn ſie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, ſondern einen ächten, die Probe nicht ſcheuenden Werth in ſich ſelbſt enthielten. Bei dieſem geiſtreichen Verſuch, die Gegenſtände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, ſich nach entſcheidenden Behörden umzuſehen, und ſo ward einerſeits der Menſchenverſtand über den Inhalt, und der Geſchmack über die Art des Vortrags zum Richter geſetzt.

An einem ſolchen Manne fand nun unſer Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genoſſen, mit dem er arbeiten ſollte, ſondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiſte, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu ſeyn; wie man denn von Menächmen nicht ſagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie ſey.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reiſen, Aemter, Weltumſicht mehr begünſtigt, in einem weiteren Kreiſe,

Zigeuner-Tochter tritt vor.

Schweſtern, wir wollen es nicht ertragen,
Wir wollen auch ein Wörtchen ſagen.

(zur Geſellſchaft)

Eure Gnade ſey zu uns gekehrt!
Ihr verdammt uns nicht ungehört.
Werde wahrzuſagen wiſſen,
Nicht weil wir die Zukunft kennen;
Aber unſre Augen brennen
Lichterloh in Finſterniſſen
Und erhellen uns die Nächte.

So kann unſerem Geſchlechte
Nur das Höchſte heilig däuchten,
Gold und Perlen und Juwelen
Können ſolcher edlen Seelen
Himmelglanz nicht überleuchten,
Der allein iſt's der uns blendet.

Aber wenn wir abgewendet
Stehn betroffen, lockt uns wieder
Mutterlieb', ſo ſüß vom Throne,
Zu der Tochter, zu dem Sohne;
Doch ſie ſteigt vom Throne nieder
Und beſeligt niedere Hütte;

zu einer ernſteren Zeit, in dem meerumfloſſenen England leiſtete, eben dieſes bewirkte unſer Freund von einem anfangs ſehr beſchränkten Punct aus, durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein ſtetiges Wirken in ſeinem, überall von Land und Bergen umgränzten Vaterlande, und das Reſultat davon war, damit wir uns bei unſerm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verſtändlichen Wortes bedienen, jene Popularphiloſophie, wodurch ein praktiſch geübter Sinn zum Urtheil über den moraliſchen Werth der Dinge, ſo wie über ihren äſthetiſchen zum Richter beſtellt wird.

Dieſe, in England vorbereitet und auch in Deutſchland durch Umſtände gefordert, ward alſo durch dichteriſche und gelehrte Werke, ja durch's Leben ſelbſt, von unſerm Freunde, in Geſellſchaft von unzähligen Wohlgeſinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, in ſofern von Anſicht, Geſinnung, Ueberſicht die Rede ſeyn kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, ſo war doch dieſer jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verſtändig lehrt und wünſcht, das weiß der Deutſche, in Verſen und Proſa, dichteriſch und redneriſch auszuführen.

Zu dieſer Ausführung aber mußte ihm die Franzöſiſche Behandlungsweiſe am meiſten zuſagen. Heiterkeit, Witz, Geiſt, Eleganz iſt in Frankreich ſchon vorhanden; ſeine blühende Einbildungskraft, welche ſich jetzt nur

mit leichten und frohen Gegenſtänden beſchäftigen will, wendet ſich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tauſend und Einen Nacht, in der Romanenbibliothek ſchon halb verarbeitete zugerichtete Stoffe, indeſſen die alten Schätze dieſes Fachs, welche Deutſchland beſitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade dieſe Gedichte ſind es, welche Wielands Ruhm am meiſten verbreiteten und befeſtigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und ſelbſt die ernſteren Deutſchen ließen ſie ſich gefallen: denn alle dieſe Werke traten wirklich zur rechten und günſtigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geſchrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunſtſtück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu läugnen iſt, daß er bald den Verſtand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die ſittlichen triumphiren läßt, ſo muß man doch auch geſtehen, daß am rechten Ort alles, was ſchöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meiſten dieſer Arbeiten, war die Ueberſetzung Shakeſpear's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien ſeiner Originalität Eintrag zu thun, ja ſchon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung ſchon bekannter Stoffe, ſo

auch durch Uebersetzung vorhandener Werke, ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespearn zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit läugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Uebersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die Französische Sinnesart hervorblickt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles gibt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scherzen scheint,

ſeine billige, duldſame, menſchliche Lehre wiederholt einzuſchärfen.

Zugleich gefällt er ſich, problematiſche Charaktere darzuſtellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rückſicht auf weibliche Keuſchheit, das Liebenswürdige einer Muſarion, Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philoſophen zu erhöhen.

Aber auch unter dieſen findet er einen Mann, den er als Repräſentanten ſeiner Geſinnungen ausbilden und darſtellen kann, ich meine Ariſtippen. Hier ſind Philoſophie und Weltgenuß durch eine kluge Begränzung ſo heiter und wünſchenswerth verbunden, daß man ſich als Mitlebender in einem ſo ſchönen Lande, in ſo guter Geſellſchaft zu finden wünſcht. Man tritt ſo gern mit dieſen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menſchen in Verbindung, ja man glaubt, ſo lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie ſie geſinnt zu ſeyn, wie ſie zu denken.

In dieſen Bezirken erhielt ſich unſer Freund durch ſorgfältige Vorübungen, welche dem Ueberſetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig ſind; und ſo entſtand der Deutſche Lucian, der uns den Griechiſchen um deſto lebhafter darſtellen mußte, als Verfaſſer und Ueberſetzer für wahrhafte Geiſtesverwandte gelten konnen.

Ein Mann von ſolchen Talenten aber, predige er auch noch ſo ſehr das Gebührende, wird ſich doch manch-

mal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen, außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte, und die eben so verwegnen als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nöthig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen seyn, hätte ihn nicht eben seine lobenswerthe Behutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack

nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republicanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteylichkeit, daß er lieber gegen sie als für sie Partey nehmen mag.

Es gibt zwey Uebersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herüber gebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprach-

weiſe, ſeine Eigenheiten finden ſollen. Die Vorzüge von beiden ſind durch muſterhafte Beiſpiele allen gebildeten Menſchen genugſam bekannt. Unſer Freund, der auch hier den Mittelweg ſuchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geſchmack in zweifelhaften Fällen die erſte Maxime vor.

Niemand hat vielleicht ſo innig empfunden, welch verwickeltes Geſchäft eine Ueberſetzung ſey, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, ſondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in ſeinen Einleitungen uns erſt in die Zeit zu verſetzen und mit den Perſonen vertraut zu machen bemüht iſt, wie er alsdann ſeinen Autor auf eine uns ſchon bekannte, unſerem Sinn und Ohr verwandte Weiſe ſprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anſtößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beſeitigen ſucht. Durch dieſe dreyfache Bemühung ſieht man recht wohl, hat er ſich erſt ſeines Gegenſtandes bemächtigt, und ſo gibt er ſich denn auch die redlichſte Mühe, uns in den Fall zu ſetzen, daß ſeine Einſicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, ſo hielt er ſich doch feſt an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinſten überliefert iſt. Denn ſo wenig wir läugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz

gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die Deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der Griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, mußte solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Canzleyverweser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu seyn; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben, die Entschließung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns, daß er auch in diesem Fache geregelten Gesinnungen den Vorzug gab, indeß gewann er doch Gegenständen so viel Antheil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich auf's neue dazu aufgefordert, als

er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Übrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der Erste, der die Einherrschaft wieder anräth und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so

wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tags folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Deutschen Mercurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dieß erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Mercurs als Leitfadens in unserer Literargeschichte bedienen kann. Auf das Publicum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzutheilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstan-

Kennet Wunsch, Bedürfniß, Bitte
Längst bevor sie ausgesprochen,
Allem, allem thut sie Gnüge.
Dafür leuchtet aus der Wiege
Ihr ein Knäbplein aufgebrochen,
Eine Gegengabe Gottes!

den, die erst monatlich, dann wochen- und tagweise sich in's Publicum drängten und endlich jene Babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß jedermann reden und niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des Deutschen Mercurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteyhaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst in's Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiasmirte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen, um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an literarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweis't er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermaßen in die Länge ziehen will, so läßt er dem

Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß Deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publicum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben, gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter seyn, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig seyn. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus auf's Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannichfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Mei-

nungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundlichgeselliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen Gesinnungen gar schön zusammen. Der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog sich ihnen, man sehnte sich auf's Land. Die Sicherheit des Grundbesitzers gab jederman Vertrauen, das freie Naturleben zog jederman an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süßen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch musenhaftr ruhigern Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er

den

den Entschluß, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese theueren Reste auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzusehr verflochtene landwirthschaftliche Besorgung aufzugeben, und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der

Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm koste, von ihr entfernt zu seyn. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unstatten genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen seyn; denn weil er nirgends oben an stehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und über alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches, so wie sein literarisches Streben war unmittelbar auf's Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte,

ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannichfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten präludirte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend so wie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den

Dichter war, bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höheren Wissens und des sittlichen Handelns, fester als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen, und deßhalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen, und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dieß geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde, so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstands hier ausdrücklich, weil der daraus in der Deutschen Literatur entstandene Conflict noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen so wie der Folge der

Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet seyn müßte, die Kräfte, die Verdienste beider Theile wohl kennen,, und, um unparteyisch zu wirken, beiden Parteyen gewissermaßen angehören.

Doch von jenen hieraus entsprungenen, kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmuthig bewässerten Thälern viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen .. d Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der Französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwey Kaisern mit Ehrenzeichen be-

gnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er bethätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sey ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sey.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vor-

her, nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Benutzung desselben gerichtet schien, des Außerweltlichen, des Uebersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise, über die so scharf gezogenen Linien wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüber zu blicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannichfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Aeußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mittheilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen

Mephistopheles tritt vor.

Wie mag' ich's nur bei solcher Fackeln Schimmer!
Man sagt mir nach ich sey ein böser Geist,
Doch glaubt es nicht! Fürwahr ich bin nicht schlimmer
Als mancher der sich hoch-fürtreflich preist.
Verstellung sagt man sey ein großes Laster,
Doch von Verstellung leben wir;
Drum bin ich hier, ich hoffe nicht verhaßter
Als andre jene, vor und hinter mir.

Der kommt mit langem, der mit kurzem Barte
Und drunter liegt ein glattes Kinn,
Ein Sultan und ein Bauer gleich von Arte
Verstellen sich zu herrlichstem Gewinn
Euch zu gefallen. So, den Kreis zu füllen,
Komm' ich als böser Geist mit bestem Willen.
Denn böser Wille, Widerspenstigkeit, Verwirrung
Der besten Sache fährdet nicht die Welt,
Wenn scharfes Aug' des Herrschers die Verirrung
Stets unter sich, in kräft'ger Leitung, hält;
Und wir besonders können sicher hausen,
Wir spüren nichts; denn alles ist dadraußen.

Nun hab' ich mancherlei zu sagen,
Es klingt beinah wie ein Gedicht;
Betheur' ich's auch, am Ende glaubt ihr's nicht,
So muß ich's denn wie vieles andere wagen.

bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Daseyns sowohl von frischen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens, als von den eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theuren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit seyn, indem ein talentrei-

cher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohldenkend und mäßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig sind, um sein Andenken rühmlich zu feyern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feyer seines Andenkens, von andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alle dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hiedurch ein Schatz von Thatsachen,

Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art seyn dürfte, und woraus denn unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Dreyunddreyßigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Inhalt.

Recenſionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen.
Recenſionen in die Jenaiſche allgemeine Litteraturzeitung.
Prometheus. Dramatiſches Fragment. 1773.
Götter, Helden und Wieland. 1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Recenſionen

in

die Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Die Jahre

1772 und 1773.

Allgemeine Theorie der schönen Künste in einzelnen, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter, auf einander folgenden Artikeln abgehandelt, von Johann Georg Sulzer. Erster Theil von A. bis J. Leipzig 1771. Bei Weidmanns Erben und Reich. 4. 368 S.

Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entsprechen, weil es nach einem, den Kräften des Verfassers, aber nicht der Natur seines Steffs, angemessenen Plan ist bearbeitet worden; es kann bei einzelnen Vollkommenheiten ein mageres Ganze darstellen, und doch von derjenigen Seite, wohin ihn sein vorzügliches Talent zog, ein Monument seines Urhebers bleiben. Herr S. umfaßte einen Weltkreis von Materie; seine Schultern waren zu schwach; er sonderte also ab, was sie nicht tragen konnten, und handelte hierin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und seines eignen Ruhmes sorgte.

Es enthält dieses Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereis't ist, allein er ist nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt,

nie darin gelitten und genossen, nur Observationen, aber nicht Exprimente hat er angestellt. Es ist Polybius der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon der General, Hume der Scribent, und nicht Burnet der Staatsmann, der schreibt. Wir wollen ihn selbst hören, was er von seinem Plane sagt:

„Ich habe über die schönen Künste als Philosoph, und gar nicht als ein sogenannter Kunstliebhaber geschrieben. Diejenigen die mehr curiöse als nützliche Anmerkungen über Künstler und Kunstsachen hier suchen, werden sich betrogen finden. Auch war es meine Absicht nicht, die mechanischen Regeln der Kunst zu sammeln, und dem Künstler, so zu sagen, bei der Arbeit die Hand zu führen. Zudem bin ich kein Künstler, und weiß wenig von den praktischen Geheimnissen der Kunst. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den curiösen Liebhaber, oder den Dilettanten, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den schönen Künsten macht, sondern für den, der den wahren Genuß von den Werken des Geschmacks haben soll, habe ich dadurch gesorgt, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der schönen Künste benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denselben ziehen könne; daß ich ihm sein Urtheil und seinen Geschmack über das wahrhaftig Schöne und Große schärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute, und einen Ekel für schlechte Werke einflöße; daß ich ihm nicht ganz unsichere Merk-

Hier ſteht ein Mann, ihr ſeht's ihm an,
In Wiſſenſchaften hat er g'nug gethan,
Wie dieſes Vieleck das er trägt
Beweiſt, er habe ſich auf vielerlei gelegt.
Doch da er Kenntniß g'nug erworben,
Iſt er der Welt faſt abgeſtorben.
Auch iſt, um reſolut zu handeln,
Mit heiterm Angeſicht zu wandeln,
Sein Aeußeres nicht von rechter Art,
Zu lang der Rock, zu kraus der Bart;
Und ſein Geſelle wohlbedächtig
Steckt in den Büchern übernächtig.
Das hat der gute Mann gefühlt
Und ſich in die Magie gewühlt.
Mit Zirkeln und Fünfwinkelzeichen
Wollt' er Unendliches erreichen,
Er quälte ſich in Kreis und Ring,
Da fühlt' er daß es auch nicht ging.

Gequält wär' er ſein Lebelang;
Da fand er mich auf ſeinem Gang.
Ich macht' ihm deutlich, daß das Leben,
Zum Leben eigentlich gegeben,
Nicht ſollt' in Grillen, Phantaſie'n
Und Spintiſtereyen entfliehen.
So lang man lebt, ſey man lebendig!
Das fand mein Doctor ganz verſtändig.
Ließ alsobald ſich wohlgefallen
Mit mir den neuen Weg zu wallen.
Der führt uns nun zu andern Künſten,
Die gute Dame war zu Dienſten.

male angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterscheiden kann."

Dieſes war der Plan, den ſich Herr S. vorgeſchrieben hatte; allein war es der einzige und beſte zur Fortſchreitung der Kunſt? Und war dieſes Werk überhaupt das überlegte Unternehmen eines Mannes der mit Scharfſicht des Geiſtes und Ehrlichkeit des Herzens das unermeßliche Feld überſieht, das er zu bearbeiten unternimmt? Die weſentlichen Mängel entſpringen wohl aus der erſten und wahrſten Quelle: weil es unmöglich iſt, daß ein einziger Mann alle dazu erforderlichen Kenntniſſe in ſich vereinige. Wir kennen ein Genie in Deutſchland, das den bildenden Geiſt Plato's mit der taſtenden Erfahrungsphiloſophie und dem mannichfaltigen Reichthume des Kunſtrichterwiſſens vereinigt; und doch glauben wir, dieſer Mann würde die Theorie der Kunſt nur in Geſellſchaft eines Leſſing, Heyne, Ramler, Sulzer angreifen wollen, und die Literatur eines Hagedorn, Füeßli und Heinichen zu Rathe ziehen. Nächſtdem iſt das Auditorium des Verfaſſers zu klein gewählt. Warum darf der Kunſtliebhaber nicht über die Kunſt zuhören? Wir, die wir, nach des Verfaſſers Ausdruck, mit den Künſten Unzucht treiben, hätten immer gewünſcht, daß Er, als Philoſoph, uns aus allgemeinen Grundſätzen die mannichfaltigen Phänomene erklärt hätte, von denen der Virtuoſe ſagt: das muß ſo ſeyn, das läßt, das thut Wir-

kung. Immer ein Bißchen mehr Dogma und dafür weniger moralische Predigt über unsre Unzucht!

Die psychologischen Erklärungen abstracter Ideen machen beinahe zwey Drittheile des Werks aus; sie sind meist nach dem einmal festgesetzten Plane gut geschrieben, und sind Beilagen zu dem Ruhme des Verfassers, als eines unserer ersten Landwirthe der Philosophie, der Einöden in urbares Land zu verwandeln weiß. Allein auch in diesen Artikeln wünschten wir nicht bloße Darzählung der Markſteine, sondern Bemerkung der Plätze, wie sie versteckt werden können; auch immer ein wenig Baconische Bilderstürmerey, Fingerzeig und Ahnung zu Entdeckungen Columbs. Wir wundern uns, daß der Verfasser dem Faden nicht gefolgt ist, den Lessing und Herder aufgewunden haben, der die Gränzen jeder einzelnen Kunst und ihre Bedürfnisse bestimmt. Nachdem die Herren Theorienschmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunst, der Mahlerey und Sculptur in Einem Topf gerättelt hatten, so wäre es Zeit, daß man sie wieder herausholte und für jede Kunst sortirte; besonders die der Sculptur und Mahlerey eigenen Grundsätze. Allein dazu gehört freilich eine noch zu erfindende Psychologie, zu der alle Jahre vielleicht nur Ein Bruchstein Erfahrung hinzukommt. — — Wir vermissen gerade dagegen dasjenige, was in einem nach alphabetischer Ordnung abgetheilten Werke vorzüglich statt finden kann, d. i. Kritik, Literatur, Charakteristik einzel-

ner Künſtler. Der Recenſent weiß aus eigner Erfahrung, wie undankbar es iſt, in einer nach Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunſt, das Portrait eines großen Mannes an das andere zu ſtellen. So richtig jede einzelne Zeichnung ſeyn mag, ſo ermüdet ſie doch den Geiſt des Leſers; allein wenn er ſie unter jeden Buchſtaben vertheilt antrifft, ſo gefällt es. Der Verfaſſer hat es mit einigen Büſten des Alterthums verſucht, allein den Muth ſinken laſſen, da die Galerie der neuern Zeiten zahlreicher wurde. Indeſſen iſt die Mannichfaltigkeit noch nicht Entſchuldigung genug für die gänzliche Abweſenheit, und das Genie war zu allen Zeitaltern eine ſo ſparſame Erſcheinung, daß die Sammlung und Auswahl der Charaktere gewiß keine Meſſe geworden ſeyn würde. S. 459 ſpricht Herr S. ſelbſt für dieſes unſer pium desiderium. „Es würde angenehm ſeyn, und zu näherer Kenntniß des menſchlichen Genies ungemein viel beitragen, wenn Kenner aus den berühmteſten Werken der Kunſt das beſondre Gepräge des Genies der Künſtler mit pſychologiſcher Genauigkeit zu beſtimmen ſuchten.“ Man hat es zwar mit einigen Genien der erſten Größe verſucht; aber was man in dieſer Art hat, iſt nur noch als ein ſchwacher Anfang der Naturhiſtorie des menſchlichen Geiſtes anzuſehen. Dazu gehört freilich mehr als Junius de Pictura veterum, Gravina, du Bos, Brumoy, und alle Collectaneenſammler alter und neuer Zeiten!

In Ansehung des Plans haben wir ferner bemerkt, daß die Theorie für den Liebhaber der Kunst, der noch nicht zum Kenner erwachsen ist, nicht genug zusammengehalten wird, sondern daß dasjenige, was unter Einem Artikel hätte stehen und worauf man in den andern nur hätte verweisen dürfen, zu sehr auseinandergerückt ist, und dadurch geht der Augenpunct verloren. Z. B. Entwurf, Anfang, Ende, Ganz, Anordnung hätte Einen Artikel formiren können, so wie Falten und Gewand, Fassung und Begeisterung, Beweis, Beweisarten, Beweisgründe, Einheiten und Drama.

Wir würden undankbar seyn, wenn wir nicht bemerken wollten, welche Artikel vorzüglich unsern Beifall gefunden haben. Dahin gehören: Anordnung, Ausdruck, Baukunst, Baumeister, Charakter, Komödie, eigenthümliche Farbe, Entfernung, Farben, Gedicht, Geschmack, Haltung u. a. m. In allen bemerkt man das vorzügliche Talent des Philosophen, die verwickeltsten Ideen der Empfindung auseinander zu setzen, und aus den ersten Kräften der menschlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt seyn, auch die Flecken anzuzeigen. Zuweilen scheint der Verfasser sein Auditorium aus den Augen zu lassen, und nicht zu bedenken, daß hier muß gelehrt, und nicht conversirt seyn; z. B. bei dem Artikel: Abdruck, hätte man für den Gelehrten, der kein

Kunſtkenner iſt, der Paſten gedenken ſollen: denn ſonſt glaubt ein jeder, man habe nur Abdrücke in Siegellack und Schwefel nöthig, um eine Lippert'ſche Fabrik anzulegen. In der Anordnung wird zweymal der pyramidaliſchen Gruppirung gedacht, allein doch nicht der rechte Fleck ſo getroffen, daß dieſer ſonderbare Lehrſatz des Michel Angelo für den Unwiſſenden anſchaulich wird. Der Artikel Allegorie iſt lang, allein wir fürchten, daß bei dieſer Reiſe um die Welt die kleine Inſel vorbei geſchifft worden, wo die erſten Beſtandtheile zu finden waren, nach denen man die Allegorie komiſcher und ernſter Gattung vom Homer bis auf Swift hätte ordnen können. Antike: Hier iſt ein wenig Literatur, aber alles ſo untereinander angegeben, wie bei einer Stockhauſiſchen Bibliothek. Die Artikel: Horaz, Anakreon, Homer überlaſſen wir den Kennern, um über ihre Vollſtändigkeit, Richtigkeit oder Dürftigkeit das Endurtheil auszuſprechen. Sehr ſchiefe Exempel ſind uns aufgeſtoßen, wenn unter andern bei der Erfindung bemerkt wird, daß der Geiſt im Hamlet zu dem Geiſt in der Semiramis Gelegenheit gegeben habe.

Durch das Ganze herrſcht überhaupt eine beſtändige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen ſind faſt alle Beiſpiele des Großen und Erhabenen aus der Noachide genommen. Nachdem ſich die Waſſer der epiſchen Sündfluth in Deutſchland

verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmerischen Arche auf dem Gebirge der Andacht weniger Pilgrime überlassen können. Wäre Herr S. selbst ein Dilettant, so würde sein Kunstsystem nicht trübsinniger Eifer, sondern heitrer Glaube seyn, der nie schmält. Ueber die Moralität seiner Schriften ist der Verfasser des Agathon und der Musarion bei allen gesunden Köpfen längst gerechtfertigt, und Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziel führe, als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Raisonnements.

Ueber den Werth einiger Deutschen Dichter und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel, 1stes Stück. Frankfurt und Leipzig 1771. 8. 20 Bogen.

Es ist eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer retten soll, wie es diese Verfasser in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmacks sind, gegen die sie sich auflehnen. An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserm Publico beinahe Eins. Die sogenannten Freigeister in Sachen des Genies, worunter leider alle unsre jetzt lebenden großen Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Brief-

steller, nur sind sie so klug, um der lieben Ruhe willen eine esoterische Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, daß diese Verfasser die Regeln einer Erbauungsschrift verkannt, und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bei ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den lallenden, schlafenden und blinzenden Theil des Publicums curiren, und sie fangen dabei an, daß sie ihm seine Puppe nehmen — — Bilderstürmer wollen einen neuen Glauben predigen!

Gellert ist bei ihnen ein *mittelmäßiger* Dichter ohne einen Funken von Genie: das ist zu hart! Gellert ist gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Ossian, Klopstock, Shakespear und Milton stehen, nach dem Maßstab, womit Warton mißt, und wo selbst Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief seiner Heloise nicht geschrieben hätte; allein hört er deßwegen auf, ein angenehmer Fabulist und Erzähler zu seyn, einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation zu haben? und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wust der elendesten Gesänge zu verbannen, und wenigstens wieder einen Schritt zu einer unentbehrlichen Verbesserung des Kirchenrituals zu thun? Er war nichts mehr als ein Bel-Esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen, und sich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bei uns, sondern in

allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen immer eine unsichtbare Kirche bleiben. Der Recensent ist Zeuge, daß der selige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, welche die einzige ist, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorlesungen über den Geschmack hat er ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören. Bei der Ehrlichkeit seines Herzens läßt sich nicht anders schließen, als daß sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er bei der gebrochenen Constitution seines ganzen Wesens die Stärke des Helden für Wuth des Rasenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieser Welt vertritt, anrieth, nichts von diesen Männern zu sagen.

Wir wünschten, daß die Ausfälle der Verfasser weniger heftig wären; die Redensarten: dethroniſiren, aus der Schanze verjagen und dergleichen klingen zu feindlich, oder zu niedrig. Indessen ist diese Schrift kein Gewäsche, wie man sie unter diesem Titel dem Publico hat aus den Händen raisonniren wollen. Unter der nachlässigen Weitschweifigkeit dieser Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe, und wir empfehlen die Erinnerung über die Journalisten gleich zu Anfang, die Bemerkung über den Unter-

ſchied der Fabel S. 142 und 148, die Rettung Miltons gegen die Ausmeſſungen des Herrn Profeſſor Käſtner S. 164, über das Lehrgedicht, S. 195, und die vortrefflichen Gedanken über Wieland's Verdienſt als Lehrdichter in der Muſarion S. 196, die Rangordnung Gellerts mit Duſch und Utz, S. 200, den Augenpunct, woraus ſie die Gellertſche Moral betrachten, S. 243 und 250, und den ganzen Schluß unſern Leſern zur Beherzigung. Vorſatz zu ſchaden ſieht man aus dem Detail der Kritiken; allein deßwegen ſind ſie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freilich nicht die beſten gewählt, und bei den Erzählungen die ſchwache Seite Gellerts, das iſt, die Mahlerey unterſucht, und ihn am Ende gar mit Arioſto gemeſſen. Wir ſind aber doch verſichert, daß dieſe Production mit allen ihren ſauren Theilen ein nützliches Ferment abgibt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann Deutſchen Geſchmack, Deutſches Gefühl nennen würden.

Schreiben über den Homer, an die Freunde der Griechiſchen Literatur. Von Seybold, Profeſſor in Jena. Eiſenach 1772. 8. 51 S.

Herbei, meine jungen Freunde, herbei! die ihr euch längſt nach dem Anſchauen Homers geſehnt, euch iſt ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marſchall,

einzuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der sein Handwerk meisterlich treibt! Erst Klagen über diese letzten Zeiten, über die Wolke der Irrlehrer, die herumtaumeln, das Volk zu verführen, und sprechen: siehe Homer ist hier! Homer ist da! — „Ich aber, ruft er, bring' euch in's Heiligthum; nicht nur zu ihm, auf seinen Schooß setz' ich euch, in seine Arme leg' ich euch! Herbei ihr Kindlein!"

Wär's nur eine Büste des Altvaters, vor die er euch inzwischen stellte, euch deutete auf der hohen Stirne würdige Runzeln, auf den tiefen Blick, auf das Schweben der Honiglippe, daß der heilige Sinn der überirdischen Gestalt über euch käme, ihr anbetetet und Wärme und Muth euch entzündete! welcher ist unter euch so unglücklich, der neologisch kritisch fragen dürfte: warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohlanständig mit einer Perücke?

Hinaus mit ihm! daß er Professor Seybolds Fingerzeige folge, herum getrieben werde, in Wüsten wo kein Wasser ist.

Also den Charakter Homerischer Gesänge zu bestimmen, tritt er auf, anzugeben, was, und wie Homer gedichtet hat, den Maßstab zu bezeichnen, wornach seine Fehler und Schönheiten zu berechnen sind!

Für's erste denn, Homers Stoff, und wie er weislich den interessantesten für seine Nation wählte — den

An einem Becher Feuergluth
That er ſich eilig was zu gut.
In einem Wink, eh man's verſah,
Stand er nun freilich anders da;
Vom alten Herrn iſt keine Spur;
Das iſt derſelbe, glaubt es nur.

Und wenn euch dieß ein Wunder däucht,
Das Uebrige ward alles leicht.
Ihr ſeht den Ritter, den Baron
Mit einem ſchönen Kinde ſchen.
Und ſo gefällt es meinem Sinn,
Der Zauberin und der Nachbarin.
Ich hoffe ſelbſt auf Eure Gunſt!
Im Alter Jugendkraft entzünden,
Das ſchönſte Kind dem treuſten Freund verbinden,
Das iſt gewiß nicht ſchwarze Kunſt.

Trojaniſchen Krieg zur Ilias, deſſen Folgen zur Odyſſee.

Der Trojaniſche Krieg! Stoff zur Ilias! Man ſollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Ueberſchrift; aber der Herr Profeſſor haben's geleſen, ſchlimmer! ſtudirt! immer ſchlimmer! Wer intereſſirt ſich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Couliſſe da? Iſt zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt, oder von was anderem? Erfährt man nicht gleich, Troja wird trotz aller Bemühungen der Griechen, dießmal nicht eingenommen? Setzt ja kaum einer einmal einen Fuß an die Mauer. Iſt nicht das Hauptintereſſe des Kampfs bei den Schiffen? — Und dann die Handelnden! Weſſen iſt das Intereſſe, der Griechen oder des Achills? Wenn Homer ſeiner Nation ſchmeicheln wollte, war's der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigenſinn eines Einzigen beſtimmen zu laſſen? Wo iſt Nationalzweck im ganzen Gedicht? — Der Verdruß und die Befriedigung eines Einzigen — woran die Nation Theil nehmen mußte, als Nation, iſt hier und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyſſee! Rückkehr der Griechen! der Griechen? oder eines einzigen, einzelnen, und noch dazu des abgelegenſten der Griechen? deſſen Rückkehr oder Nichtrückkehr nicht den mindeſten Einfluß auf die Nation haben konnte. Und auch hier wieder ſucht der Hr. Profeſſor das Intereſſe in der gänz-

lichen Revolution dieſer zwanzig Jahre in der entfernteſten Nebenidee.

Er kommt auf Homers Art den Stoff zu behandeln, und fragt, nach Anlaß ſeiner trefflichen Prämiſſen: Wer gab Homeren ein, den Trojaniſchen Krieg und die Rückkehr der Griechen beſonders zu behandeln? Warum theilte er die Ilias, und Odyſſee? — Und mehr ſolche Warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die ſie ihm eingab. Ferner plappert er dem Horaz nach: „Wer lehrte ihn, die Leſer in die Mitte der Begebenheit reißen?“ Das iſt doch nur der Specialfall der Odyſſee, um auch Geſchichte der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Epopöe gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in medias res geriſſen? Wohl nach dem Herrn Profeſſor, da res der Trojaniſche Krieg iſt. Iſt und bleibt aber der Zorn des Achilles Stoff der Ilias, ſo fängt ſie unſtreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf, vom Einfluß des Zeitalters auf ſeine Gedichte! Da fängt der Herr Profeſſor wieder von außen an; auch iſt das bißchen Außenwerk alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und wie das nicht ſo honnet und ordentlich zuging, wie bei uns, dann einen Federſtrich, mit dem er das Religionsverhältniß umreißt.

Hier endigt ſich der allgemeine Theil ſeiner Abhandlung, und der Herr Profeſſor ſpricht: „Aus dieſer Beſchrei-

ſchreibung, die ich, wie man ſieht aus dem Homer ſelbſt zuſammen getragen habe" — Wohl zuſammengeſcharrt, geſtoppelt! — „läßt ſich der Einfluß den die Zeit des Trojaniſchen Kriegs auf die Sittenbeſchreibungen und Sprache der Homeriſchen Gedichte hatte, angeben." Da iſt's uns denn auch gegangen, wie Leuten, die im Hauſe eines prahlenden Bettlers inventiren: durchaus die Hoffnung betrogen! Leere Käſten! leere Töpfe! und Lumpen!

Sitten! und da, anſtatt Gefühls des höchſten Ideals menſchlicher Natur, der höchſten Würde menſchlicher Thaten, entſchuldigt er den Homer, daß ſeine Zeit Tapferkeit für die höchſte Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenſchaft den übrigen Stärken gleich war; entſchuldigt das in dem unbedeutenden Tone profeſſorlicher Tugendlichkeit, den wir in Deutſchland über die Sitten Griechiſcher Dichter ſchon mehr haben deraiſonniren hören. Und wirft über das noch hier und da ſo fein ſpöttelnde Vorwürfe an unſre Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten, noch unſere, noch irgend welche Zeiten, berechnen können.

Beſchreibungen. Archäologiſcher Trödelkram!

Sprache. So wenig was junge Freunde herbeilocken konnte, als bisher. Allotria. Kritiſche Weitläufigkeiten. Doch dünkt ihn das der Geſichtspunct zu ſeyn, aus welchem man von den wahren Flecken, und wahren Schönheiten Homers urtheilen ſoll.

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer schöpfen können, findet der Herr Professor auf einmal, daß sein Schriftchen schon zu lang sey. Uns wenigstens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Herrn Professors seyn sollen, und da streicht er dran hin, und aus dem, was er so kurz hinwirft, ließe sich auch ohne Liebloſigkeit schließen — er habe hier gar nichts zu sagen gewußt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter seiner Nation werden, wie Virgil.“ Wann war Virgil Dichter seiner Nation? den Römern das was Homer den Griechen war? Wann konnt' er es seyn? Wenn sie sonst nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was mehrere aus ihm gelernt haben, mit Hyacinthen, Lotos, Violetten, ihre Gedichte auszuputzen, braucht's all den Aufwand nicht. Drum wünschen wir auch zum Besten Homers und unserer Literatur Herrn Seybold keinen Schüler und Nachfolger. Besser unwissend als so belehrt.

Franken zur Griechischen Literatur. 1. Abschnitt. Würzburg 1772. 8. 176 S.

Unter diesem mystischen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodischer Schrift heraus, deren Plan von dem Verfasser S. 4. dieses Abschnitts erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geist aller Griechischen

Schriftsteller, Historiker, Dichter und Philosophen kennen lehren; er will nachher einen forschenden Blick in alle Schriften seiner Originale wagen; zuerst sie im Ganzen, hernach in ihren einzelnen Theilen betrachten; die Verbindung des Plans, so wie die Ausführung desselben beurtheilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks untersuchen; Scharfsinn, Witz, Enthusiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen, und seine Leser in das Zeitalter zurückführen, in welchem unser (d. i. jeder) Autor für seine Welt schrieb." —

Uns schwindelt! Der Himmel gebe diesem Mann Methusalems Alter, Nestors Beredsamkeit, und das Genie aller seiner Autoren zusammen! Was wird er dann nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der Iliade — Homerum in nuce — ungefähr enthalten, vermuthlich für die, welche nicht Zeit haben den Homer zu lesen — diese Blätter, sagen wir, werden ohne Zweifel vorausgeschickt, um das große Werk nach 960 Jahren damit zu emballiren. Wir wüßten nicht, was wir sonst damit zu machen hätten.

O ihr großen Griechen! und du, Homer! Homer! — — doch so übersetzt, commentirt, extrahirt, enucleirt, so sehr verwundet, gestoßen, zerfleischt, durch Steine, Staub, Pfützen geschleift, getrieben, gerissen.

οὐδέ τι οἱ χρὼς σήπεται, οὐδέ μιν εἰλαὶ
Ἔσθουσ'. — —
Ὣς τοι κήδονται μάκαρες θεοὶ
Καὶ νέκυϊ ὄσπερ ἐόντος — —

(berührt nicht Verweſung ſein Fleiſch; nagt nicht ein Wurm an ihm: denn für ihn ſorgen die ſeligen Götter auch nach dem Tode.)

Robert Wood's Verſuch über das Originalgenie des Homer, aus dem Engliſchen, Frankfurt am Main. In der Andreäiſchen Buchhandlung. S. 314. 8.

Außer der Brittiſchen beſitzt keine der jetzigen Europäiſchen Nationen den Enthuſiasmus für die Ueberbleibſel des Alterthums, der weder Koſten noch Mühe ſcheut, um ſie, wo möglich, in ihrem völligen Glanze wieder herzuſtellen. Wenn neulich der Franzöſiſche Kaufmann Guys die alten und neueren Griechen verglich, ſo war dieß nur eine ſpielende Unterhaltung gegen das Verdienſt, das ſich Wood um den Homer erworben hat. In das Genie dieſes Dichterpatriarchen einzudringen, können uns weder Ariſtoteles noch Boſſu Dienſte leiſten. Vergeblich würde man daher hier den Regelkram ſuchen, den Blair zur Erläuterung des Oſſian, und eine Dame zur Apologie des Shakeſpeare angewendet haben. Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, ſo

muß man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter Natur alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueste Kenntniß aber der Zeiten und des Orts, wo er gesungen, wird dieß nie möglich seyn. Die Zeiten muß man, da uns außerdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm selbst, und den Ort durch Reisen kennen lernen. Beides hat die große Schaar seiner Ausleger bisher ganz vernachläßigt. Wood studirte seinen Homer mit philosophischen Augen, und stellte hierauf mehr denn eine Reise in die Gegenden an, die durch die Iliade und Odyssee berühmt geworden, und deren physikalische Lage, im Ganzen, unverändert geblieben ist. Er war einer von der Reisegesellschaft, die sich aus den Ruinen von Balbek und Palmyra ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Er weihte dem Studium des Homer den größten Theil seines Lebens, das, leider, schon geendigt ist. Was wir hier davon lesen, sind nur Bruchstücke eines allgemeinen Commentars, den er über den Vater der Dichter schreiben wollte, und der einzig in seiner Art geworden wäre. Der Mangel an einer wohlüberdachten Ordnung, viele Lücken und die öftern Fingerzeige auf ein künftiges ausgearbeiteteres Werk geben der Abhandlung das Ansehn des Unvollendeten. Indessen sind es die schätzbarsten Fragmente, die uns den Verlust des Hauptwerks bedauern machen, wenn nicht der Erbe des Verfassers, Herr Bryant, es unter seiner Verlassenschaft geendigt gefunden hat. Mit

den scharfsichtigsten Blicken dringt er durch die Nebel eines so fernen Abstandes bis zur eigentlichen Cultur des Homerischen Zeitalters hindurch, und lehrt es uns aus dem philosophischen Standpuncte der Geschichte der Menschheit betrachten. Man sehe zur Probe die Betrachtungen über die damalige Schifffahrt und über die Bildung der Griechischen Sprache nach. Die Unwissenheit in diesen Dingen hat unzählige elende Beurtheilungen erzeugt, die leider noch vor kurzem in gewissen zu Wien herausgekommenen Anmerkungen über die Iliade wiederholt werden sind. Wood's Localeinsichten haben ihn zum Beispiel in den Stand gesetzt, über die Homerischen Maschinen ein neues Licht zu verbreiten, die Fehler der Popischen Charte auseinander zu setzen, die berühmte Streitfrage über die Entfernung der Insel Pharus vom Lande zu entscheiden, u. s. w.

Auch Virgils Genie wird bei mehrern Gelegenheiten vortrefflich detaillirt. Selbst in so kühnen Muthmaßungen, in die sich der geschäftige Geist des Verfassers verliert, als die über Homers Vaterland, über die Chronologie der Homerischen Epoche und dergleichen sind, muß man in ihm den Denker bewundern, wenn man ihm auch nicht ganz beipflichten kann. Aus dem Buche herausgerissen, muß es eine stolze Behauptung scheinen, wenn er sagt, daß selbst die Alten ihren Homer nicht so local und temporell studirt haben als es sich gehört. Liest man aber das ganze Buch selbst, so wird man einrän-

men, daß die kritiſchen Betrachtungen, die uns von den Alten über den Homer übrig geblieben ſind, wirklich tief unter den Ausſichten ſtehen, die uns Wood eröffnet. Zur Ehre des Alterthums wollen wir indeſſen muthmaßen, daß ihre beſten Unterſuchungen über den Homer ein Raub der Zeit geworden ſind. Wood ließ ſeine Schrift 1769 nur als Manuſcript für Freunde drucken. Als ein Geſchenk kam ſie nach Göttingen, wo ſie Herr Heyne ausführlich beurtheilte, deſſen Recenſion hier der Vorrede des Ueberſetzers eingeſchaltet worden iſt. Das Heyniſche Lob und die Seltenheit des Werks reizte manche überſetzungsbegierige Hand darnach zu trachten, aber alle Verſuche waren vergebens. Herr Michaelis, der Beſitzer jenes einzigen Exemplars in Deutſchland, ſuchte in allen ſeinen Schriften die Verleger zu locken, um es dem Meiſtbietenden zu verhandeln. Wie der gegenwärtige Ueberſetzer es habhaft geworden ſey, hat er nicht für gut befunden zu entdecken. — Druck und Papier machen der Andreä'ſchen Buchhandlung Ehre.

Die ſchönen Künſte in ihrem Urſprung, ihrer wahren Natur und beſten Anwendung, betrachtet von J. G. Sulzer. Leipzig 1772. 8. 85 S.

Sehr bequem in's Franzöſiſche zu überſetzen, könnte auch wohl aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſeyn. Herr

Sulzer, der nach dem Zeugniß eines unſrer berühmten Männer ein eben ſo großer Philoſoph iſt, als irgend einer aus dem Alterthume, ſcheint in ſeiner Theorie, nach Art der Alten, mit einer exoteriſchen Lehre das arme Publicum abzuſpeiſen, und dieſe Bogen ſind, wo möglich, unbedeutender als alles andre.

Die ſchönen Künſte, ein Artikel der allgemeinen Theorie, tritt hier beſonders an's Licht, um die Liebhaber und Kenner deſto eher in Stand zu ſetzen, vom Ganzen zu urtheilen. Wir haben bei'm Leſen des großen Werks bisher ſchon manchen Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundſätze worauf ſie gebaut iſt, den Leim, der die verworfenen Lexikonsglieder zuſammen beleben ſoll, unterſuchen, ſo finden wir uns in der Meinung nur zu ſehr beſtärkt: hier ſey für niemanden nichts gethan als für den Schüler, der Elemente ſucht, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode.

Daß eine Theorie der Künſte für Deutſchland noch nicht gar in der Zeit ſeyn möchte, haben wir ſchon ehmals unſre Gedanken geſagt. Wir beſcheiden uns wohl, daß eine ſolche Meinung die Ausgabe eines ſolchen Buchs nicht hindern kann; nur warnen können und müſſen wir unſre guten jungen Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künſten nicht ſinnliche Erfahrung hat, der laſſe ſie lieber. Warum ſollte er ſich damit beſchäftigen? Weil es ſo Mode iſt? Er bedenke, daß er ſich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genuſſe ver-

Aurora ſteigt.

Bedrängtes Herz! umſtürmt von Hinderniſſen,
Wo käme Rath und Hülfe mir heran!
Gedankenlos, im Innerſten zerriſſen,
Von allen Seiten greift die Welt mich an.
Nur Augenblicks möcht' ich den Jammer dämpfen
Der ſtechend ſchwer mir auf dem Buſen liegt.
Ich ſoll mit mir, ich ſoll mit andern kämpfen:
Beſiegt' ich dieſen Feind, der andre ſiegt.

So aus der Tiefe dieſer Schlucht der Peinen
Blick' ich hinauf zum ſchmalen Himmelsklar!
Schon wird es beſſer! ach, ich durfte weinen,
Ein Sonnenglanz heilt und belebt mich gar.
Und ſchon bewegt' ich reiner Friedenstaube,
Die holde Zweige der Entſühnung bringt.
Ich irre noch, allein der Flug gelingt,
Ich ſehe nicht wohin, ich hoff' und glaube.

Doch wenn von dort, woher mir Heil erſtehen,
Ein Blitz, ein Donnerſchlag erſchrecket,
Sich Fels und Wald und Umblick von den Höhen
Mit ſchwer geſenkter Nebel-Schichte deckt,
Uns Nacht am Tag umgibt, der Himmel flammet,
Seltſam erregelt, Strahl am Strahle ſtrahlt,
In Schreckenszügen Feuerworte mahlt:
Das Schickſal ſey's das ohne Schuld verdammet;

sperrt, denn ein schädlicheres Nichts, als sie, ist nicht erfunden worden.

Die schönen Künste der Grundartikel Sulzerischer Theorie. Da sind sie denn, versteht sich, wieder alle beisammen, verwandt oder nicht. Was steht im Lexikon nicht alles hintereinander? Was läßt sich durch solche Philosophie nicht verbinden? Mahlerey und Tanzkunst, Beredsamkeit und Baukunst, Dichtkunst und Bildhauerey, alle aus einem Loche, durch das magische Licht eines philosophischen Lämpchens auf die weiße Wand gezaubert, tanzen sie im Wunderschein buntfarbig auf und nieder, und die verzückten Zuschauer frohlocken sich fast außer Athem.

Daß einer, der ziemlich schlecht raisonnirte, sich einfallen ließ, gewisse Beschäftigungen und Freuden der Menschen, die bei ungenialischen gezwungenen Nachahmern Arbeit und Mühseligkeit wurden, ließen sich unter die Rubrik Künste, schöne Künste classificiren, zum Behuf theoretischer Gaukeley, das ist denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philosophie darüber, da sie doch nicht verwandter sind, als septem artes liberales der alten Pfaffenschulen.

Wir erstaunen, wie Herr S., wenn er auch nicht darüber nachgedacht hätte, in der Ausführung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen mußte, daß, so lange man in generalioribus sich aufhält, man nichts sagt, und

höchstens durch Declamation den Mangel des Stoffes vor Unerfahrenen verbergen kann.

Er will das unbestimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen, und gibt uns ein gleich unbedeutendes dafür: Die Verschönerung der Dinge. Er will, nach hergebrachter Weise, von Natur auf Kunst herüberschließen: „In der ganzen Schöpfung stimmt alles darin überein, daß das Auge und die andern Sinne von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden.“ Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan der Natur, als ihr Lieblichstes? Sind die wüthenden Stürme, Wasserfluthen, Feuerregen, unterirdische Gluth, und Tod in allen Elementen nicht eben so wahre Zeugen ihres ewigen Lebens als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine? Was würde Herr Sulzer zu der liebreichen Mutter Natur sagen, wenn sie ihm eine Metropolis, die er mit allen schönen Künsten, als Handlangerinnen, erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunter schlänge?

Eben so wenig besteht die Folgerung: „die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsre Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden.“ Ueberhaupt thut sie das nie, sie härtet vielmehr, Gott sey Dank, ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel

ab, die sie ihnen unabläſſig bereitet, ſo daß wir den den glücklichſten Menſchen nennen können, der der ſtärkſte wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von ſich zu weiſen, und ihm zum Trutz den Gang ſeines Willens zu gehen. Das iſt nun einem großen Theil der Menſchen zu beſchwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranſchiren ſich die meiſten, ſonderlich die Philoſophen, deßwegen ſie denn auch überhaupt ſo adäquat disputiren.

Wie particular und eingeſchränkt iſt folgendes, und wie viel ſollte es beweiſen! „Vorzüglich hat dieſe zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeit in die Gegenſtände gelegt, die uns zur Glückſeligkeit am nöthigſten ſind, beſonders die ſelige Vereinigung wodurch der Menſch eine Gattin findet.“ Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, ſind für ihre Attraction nie unfühlbar geweſen; allein ſie hier zum primo mobili zu machen, kann nur der, der von den geheimnißvollen Kräften nichts ahnet, durch die jedes zu ſeines Gleichen gezogen wird, alles unter der Sonne ſich paart und glücklich iſt.

Wäre es nun alſo auch wahr, daß die Künſte zu Verſchönerung der Dinge um uns wirken, ſo iſt's doch falſch, daß ſie es nach dem Beiſpiele der Natur thun.

Was wir von Natur ſehen, iſt Kraft, die Kraft verſchlingt, nichts gegenwärtig, alles vorübergehend, tauſend Keime zertreten, jeden Augenblick tauſend geboren, groß und bedeutend, mannichfaltig in's Unend-

liche; schön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander existirend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten. Schon das Thier durch seine Kunsttriebe scheidet, verwahrt sich; der Mensch durch alle Zustände befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfachen Uebel zu vermeiden, und nur das Maß von Gutem zu genießen; bis es ihm endlich gelingt, die Circulation aller seiner wahren und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einzuschließen, so fern es möglich ist, alle zerstreute Schönheit und Glückseligkeit in seine gläsernen Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituirt, und seine Kräfte, von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgespannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindsamkeit zerfließen.

Herr S. geht nun seinen Gang, den wir ihm nicht folgen mögen; an einem großen Trupp Schüler kann's ihm so nicht fehlen, denn er setzt Milch vor und nicht starke Speise; redet viel von dem Wesen der Künste, Zweck; und preis't ihre hohe Nutzbarkeit als Mittel zu Beförderung der menschlichen Glückseligkeit. Wer den Menschen nur einigermaßen kennt, und Künste und Glückseligkeit, wird hier wenig hoffen; es werden ihm die vielen Könige einfallen, die mitten im Glanz ihrer Herrlichkeit der Ennui zu Tode fraß. Denn wenn es

nur auf Kennerſchaft angeſehen iſt, wenn der Menſch nicht mitwirkend genießt, müſſen bald Hunger und Ekel, die zwey feindlichſten Triebe, ſich vereinigen, den elenden Pococurante zu quälen.

Hierauf läßt er ſich ein auf eine Abbildung der Schickſale ſchöner Künſte und ihres gegenwärtigen Zuſtandes, die denn mit recht ſchönen Farben hin imaginirt iſt, ſo gut, und nicht beſſer, als die Geſchichten der Menſchheit, die wir ſo gewohnt worden ſind in unſern Tagen, wo immer das Mährchen der vier Weltalter ſufficienter iſt, und im Ton der zum Roman umpragmatiſirten Geſchichte.

Nun kommt Herr S. auf unſre Zeiten und ſchilt, wie es einem Propheten geziemt, wacker auf ſein Jahrhundert; läugnet zwar nicht, daß die ſchönen Künſte mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden haben, weil ſie aber zum großen Zweck, zur moraliſchen Beſſerung des Volks, noch nicht gebraucht worden, haben die Großen nichts gethan. Er träumt mit andern, eine weiſe Geſetzgebung würde zugleich Genies beleben, und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweiſen können, und was dergleichen mehr iſt.

Zuletzt wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den Weg zur wahren Theorie eröffnen ſoll: „Wie iſt es anzufangen, daß der dem Menſchen angeborne Hang zur Sinnlichkeit, zu Erhöhung ſeiner Sinnesart angewendet, und in beſondern Fällen als ein Mittel ge-

braucht werde, ihn unwiderstehlich zu seiner Pflicht zu reizen?“ So halb und mißverstanden, und in den Wind, als der Wunsch Cicero's, die Tugend in körperlicher Schönheit seinem Sohne zuzuführen. Herr S. beantwortet auch die Frage nicht, sondern deutet nur, worauf es hier ankomme, und wir machen das Büchlein zu. Ihm mag sein Publicum von Schülern und Kennerchen getreu bleiben, wir wissen, daß alle wahren Künstler und Liebhaber auf unserer Seite sind, die so über den Philosophen lachen werden, wie sie sich bisher über die Gelehrten beschwert haben. Und zu diesen noch ein paar Worte, auf einige Künste eingeschränkt, das auf so viele gelten mag, als es kann.

Wenn irgend eine speculative Bemühung den Künsten nützen soll, so muß sie den Künstler grade angehen, seinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um sich greife und sich thätig erweise. Denn um den Künstler allein ist es zu thun, daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt als in seiner Kunst, daß, in sein Instrument versunken, er mit allen seinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publicum, ob das, wenn's ausgegafft hat, sich Rechenschaft geben kann, warum es gaffte, oder nicht, was liegt an dem?

Wer also schriftlich, mündlich oder im Beispiel, immer einer besser als der andere, den sogenannten Liebhaber, das einzige wahre Publicum des Künstlers, immer näher und näher zum Künstlergeist aufheben könnte,

daß die Seele mit einflöſſe in's Inſtrument, der hätte mehr gethan als alle pſychologiſchen Theoriſten. Die Herren ſind ja hoch droben im Empyreum tranſcendenter Tugendſchöne, daß ſie ſich um Kleinigkeiten hienieden nichts kümmern, auf die alles ankommt. Wer von uns Erdenſöhnen hingegen ſieht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen z. B. in der Muſik an ängſtlicher mechaniſcher Ausübung hangen bleiben, darunter erliegen?

Gott erhalte unſre Sinnen, und bewahre uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meiſter! Weil denn die nun nicht überall und immer zu haben ſind, und es doch auch geſchrieben ſeyn ſoll, ſo gebe uns Künſtler und Liebhaber ein περὶ ἑαυτοῦ ſeiner Bemühungen, der Schwierigkeiten die ihn am meiſten aufgehalten, der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geiſts, der in gewiſſen Augenblicken über ihn gekommen, und ihn auf ſein Leben erleuchtet, bis er zuletzt immer zunehmend ſich zum mächtigen Beſitz hinaufgeſchwungen, und als König und Ueberwinder die benachbarten Künſte ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt.

So würden wir nach und nach vom Mechaniſchen zum Intellectuellen, vom Farbenreiben und Saitenaufziehen zum wahren Einfluß der Künſte auf Herz und Sinn eine lebendige Theorie verſammeln, würden dem Liebhaber Freude und Muth machen, und vielleicht dem Genie etwas nutzen.

Empfindsame Reisen durch Deutschland von S. Zweyter Theil. Bei Zimmermann. Wittenberg und Zerbst. 8. 22 Bogen.

Alas the poor Yorick! Ich besuchte dein Grab und fand wie du auf dem Grabe deines Freundes Lorenzo, eine Distel, die ich noch nicht kannte, und ich gab ihr den Namen: Empfindsame Reisen durch Deutschland. Alles hat er dem guten Yorick geraubt, Speer, Helm und Lanze. Nur schade! inwendig steckt der Herr Präceptor S. zu Magdeburg. Yorick empfand, und dieser setzt sich hin zu empfinden; Yorick wird von seiner Laune ergriffen, weinte und lachte in einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen wir mit; hier aber steht einer und überlegt: wie lache und weine ich? was werden die Leute sagen, wenn ich lache und weine? Was werden die Recensenten sagen? Alle seine Geschöpfe sind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor! Und wenn er uns eins von seinen Wesen soll handeln lassen, so greift er in die Tasche und gaukelt aus seinem Sacke was hervor.

Wir hofften noch immer von ihm, er würde den zweyten Ritt nicht wagen; allein eine freundschaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er sie nennt, hat ihm gesagt: er soll schwatzen. Wir rathen es ihm als wahre Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Scharfrichter-

ge-

geſchlecht gehören, mit dem er ſo viel im erſten Capitel ſeines Traumes zu thun hat. Ihm träumt er werde aufgehängt werden neben Pennyleß! Wir als Polizeybediente des Literaturgerichts ſprechen anders, und laſſen den Herrn Präceptor noch eine Weile bei'm Leben. Aber, in's neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnützen und ſchwatzenden Schriftſteller Morgenländiſche Radices raſpeln, Varianten ausleſen, Urkunden ſchaben, tironiſche Noten ſortiren, Regiſter zuſchneiden und andere dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

Die Jägerin, ein Gedicht. Leipzig 1772.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wonnebald charakteriſiren es zum Deutſchen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unſerer Aeltervăter; aber auch nicht das geringſte Wildſchöne, trotz Titel und Vignette nicht einmal Waidmannskraft, das iſt zu wenig! des Dichters Wälder ſind licht wie ein Forſt unſerer Cameralzeiten, und das Abenteuer verpflanzet ihr ſo glücklich in ein Beſuchzimmer, als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß ſeine Accorde nicht mit Bardengewalt an's Herz reißen. Die ſpröde Kunigunde, der er lange ſein Leidenſchäftchen vorgeklimpert, ſchmilzt endlich und ſpricht: Ich liebte dich geheim ſchon längſt! Nothwendig zur Wahrſchein-

lichkeit der Entwickelung, nur kein Compliment für die Harfe. Wir bedauern daß der Dichter, wie noch mehr Deutſche, ſeinen Beruf verkannt hat. Er iſt nicht für Wälder geboren. Und ſo wenig wir das Verfahren ſeines Herrn Vaters billigen, der in dem angehängten Traumlied, mit leidiger Grabmiſanthropie, ihm die Harfe zertritt; ſo ſehr wir fühlen, daß ſie das nicht verdient; ſo ſehr wünſchten wir, er möge ſie gegen eine Zither vertauſchen, um uns, an einem ſchönen Abend, in freundlicher Watteauiſcher Verſammlung, von Lieblichkeiten der Empfindung vorzuſingen. Er würde unſere Erwartung ausfüllen, und wir ihn mit geſellſchaftlichem Freudedank belohnen.

Lyriſche Gedichte von Blum. Berlin 1772. 8. 102 S.

Wir wiſſen faſt nicht mehr, ob wir wünſchen ſollten, daß junge Dichter die Alten frühe leſen. Zwar unſere empfindungsloſe Lebensart erſtickt das Genie, wenn die Sänger freier Zeiten es nicht erwärmen, und ihm eine, wenigſtens idealiſche freiere Atmoſphäre eröffnen; aber, eben dieſe Sänger hauchen auch oft ein ſo fremdes Gefühl in die Seele, daß der beſte Dichter, mit dem glücklichſten Genie, bald ſich bloß durch ſeine Einbildung im Flug erhalten, und keine von den glühenden Begeiſterungen mehr tönen laſſen kann, die doch allein wahre Poeſie

So sprech' ich's aus im Namen dieser beiden;
Sie schauen starr, sie finden sich verwaist;
Von unverhofften unverdienten Leiden.
Wie scheues Wild vom Jägergarn umkreist.
Vergebens willst du dir's vernünftig deuten;
Was soll man sagen wo es bitter heißt:
Ganz gleich ergeht's dem Guten wie dem Bösen!
Ein schwierig Räthsel, rathselhaft zu lösen.

Uns zum Erstaunen wollte Schiller drängen,
Der Sinnende der alles durchgeprobt.
Gleich unsern Geist gebietet's anzustrengen
Das Werk, das herrlich seinen Meister lobt. —
Wenn Felsenriffe Bahn und Fahrt verengen,
Um den Gefangenen die Welle tobt,
Alsdann vernimmt ein so bedrängtes Flehen
Religion allein von ewigen Höhen.

machen. Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Celten, und der alten Griechen, selbst der Morgenländer so stark, so feurig, so groß? — Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns — wir können's uns nicht verbergen, — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leyer, und darum sind unsere besten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien. — —

Wir sind zu dieser Beobachtung durch die lyrischen Gedichte des Herrn Blum geleitet worden. Dieser Dichter ist gewiß nicht ohne Genie; aber selten kann er sich länger erhalten, als er seinen Horaz im Gesicht hat. Dieser leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero; sobald er allein gehen muß, so sinkt er! Der Raum erlaubt uns nicht, Beweise anzuführen, aber wir berufen uns auf jeden Leser, der seinen Horaz kennt, ob nicht fast immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David, Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, jener selbst seine Mythologie leihet, die — wir reden nach unserm Gefühl — selten anders gebraucht wird, als wie die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte Horazische Duett, Donec gratus eram, hat Kleist weit besser übersetzt; aber das Klaglied des David und Jonathan haben wir nirgend so schön versifficirt gesehen. Wir wünschen dem Verfasser ein unverdorbenes Mädchen, geschäftlose Tage,

und reinen Dichtergeist ohne Autorgeist. Der beste Dichter artet aus, wenn er bei seiner Composition an's Publicum denkt, und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journalistenruhm, als von seinem Gegenstand erfüllt wird.

Brauns, H., Versuch in prosaischen Fabeln und Erzählungen. München 1772. 8. 187 S.

Diesen Fabeln hat der Herr Verfasser für seine Landsleute eine kleine Theorie angehängt, weil, sagt er, nicht ohne Selbstgefälligkeit: „vielleicht etliche junge Leute sich hervorthun, und ihm Fabeln nachschreiben könnten, so wie gleich etliche Bändchen freundschaftlicher Briefe erschienen wären, seitdem Er einen Versuch in freundschaftlichen Briefen geschrieben hätte. Diesen jungen Leuten nun, meint er, wären die ächten Begriffe von der Fabel sehr nöthig." — —

Nöthig sind sie freilich, sowohl den bösen jungen Leuten, die Herrn B. Fabeln nachschreiben, als allen andern, die sich ohne Genie in dieses Feld wagen; aber durch Herrn B's. Theorie werden sie eben nicht sehr erleuchtet werden. Er sagt: „die Fabel wäre eine kurze erdichtete, meistentheils thierische Handlung, worunter ein gewisser Satz aus der Sittenlehre verborgen liege." Unbestimmter kann man wohl nicht erklären. Uns dünkt

überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinander gesetzt. Wir glauben daß sie im Anfang nichts war, als eine Art von Induction, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nämlich andere belehren oder überreden, so zeigte man ihnen den Ausgang verschiedener Unternehmungen in Beispielen. Wahre Beispiele waren nicht lange hinlänglich; man erdichtete also andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr sagt als vor Augen steht, immer abgeschmackt ist, so ging man aus der menschlichen Natur hinaus, und suchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thätige Acteurs. Da kam man auf die Thiere, und so fabulirte man fort, bis die Menschen mehr anfingen zu raisonniren, als zu leben. Nun erfand man Axiome, Grundsätze, Systeme u. d. gl. und mochte Induction nicht mehr leiden; zugleich entstand das Unding der honneten Compagnie, zu welcher sich Dichter und Philosophen schlugen. Diese wollten der Fabel, die mit der Induction gefallen war, wieder aufhelfen. Sie schminkten sie also, puderten sie, behängten sie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwischen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, sondern amusiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man sich von der ersten Erfindung entfernt hatte. Man wollte zu ihr zurückkehren, und schnitt die Auswüchse ab; allein man konnte doch mit

der Induction nicht fortkommen, und behalf sich also mit dem bloßen Witz; da wurde Fabel Epigramm.

So würde die Geschichte der Theorie aussehen, die wir von der Fabel schreiben würden. Beispiele von der letzten Gattung würden wir genug in Herrn B's. Fabeln antreffen. Wir würden aber schwerlich welche daraus wählen; denn die meisten sind entweder schlecht erfunden, oder abgenutzt, oder falsch, oder alltäglich. Herr B. verspricht noch eine weitläuftigere Theorie von der Fabel. Sollten wir aus diesem Versuch auf ihren Werth schließen, so wollten wir sie verbitten; aber: Liceat perire poetis! und warum sollte Herr B. auch nicht so viel Recht haben zu dichten und zu theoretisiren als andere?

Gedichte von einem Polnischen Juden. 8. Mietau und Leipzig 1772. 96 S.

Zuvörderst müssen wir versichern, daß die Aufschrift dieser Bogen einen sehr vortheilhaften Eindruck auf uns gemacht hat. Da tritt, dachten wir, ein feuriger Geist, ein fühlbares Herz, bis zum selbstständigen Alter unter einem fremden rauhen Himmel aufgewachsen, auf einmal in unsere Welt. Was für Empfindungen werden sich in ihm regen, was für Bemerkungen wird er machen, er, dem alles neu ist? Auch nur das flache, bürgerliche, gesellige und gesellschaftliche Leben genommen, wie viel Dinge werden ihm auffallen, die durch Gewohnheit auf

euch ihre Wirkung verloren haben? Da, wo ihr an langer Weile ſchmachtet, wird er Quellen von Vergnügen entdecken; er wird euch aus eurer wohlhergebrachten Gleichgültigkeit reißen, euch mit euern eignen Reichthümern bekannt machen, euch ihren Gebrauch lehren. Dagegen werden ihm hundert Sachen, die ihr *ſo gut* ſeyn laßt, unerträglich ſeyn. Genug, er wird finden, was er nicht ſucht, und ſuchen, was er nicht findet. Dann ſeine Gefühle, ſeine Gedanken in freien Liedern, der Geſellſchaft, Freunden, Mädchen mittheilen, und wenn er nichts Neues ſagt, wird alles eine neue Seite haben. Das hofften wir, und griffen — — in Wind.

In den faſt zu *langen* und zu *eitlen* Vorberichtsbriefen erſcheint er in einer Selbſtgefälligkeit, der ſeine Gedichte nicht entſprechen.

Es iſt recht löblich ein Polniſcher Jude ſeyn, der Handelſchaft entſagen, ſich den Muſen weihen, Deutſch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in allem zuſammen nicht mehr leiſtet, als ein chriſtlicher Etudiant en belles Lettres auch, ſo iſt es, däucht uns, übel gethan, mit ſeiner Judenſchaft ein Aufſehen zu machen.

Abſtrahirt von allem, producirt ſich hier wieder ein hübſcher junger Menſch *gepudert* und mit *glattem Kinn*, und *grünem goldbeſetzten Rock* (ſ. S. 11, 12.), der die ſchönen Wiſſenſchaften eine Zeitlang getrieben hat, und unterm Treiben fand, wie artig und leicht das ſey, Melodiechen nachzutrillern. Seine Mäd-

chen sind die allgemeinsten Gestalten, wie man sie in Societät und auf der Promenade kennen lernt, sein Lebenslauf unter ihnen, der Gang von Tausenden; er ist an den lieben Geschöpfen so hingestrichen, hat sie einmal amusirt, einmal ennuyirt, geküßt, wo er ein Mäulchen erwischen konnte. Ueber diese wichtigen Erfahrungen am weiblichen Geschlecht ist er denn zum petit volage geworden, und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bei einem Mädchen antrifft, beklagt er sich bitterlich, daß er nur den Handschuh ehrerbietig kosten, sie nicht bei'm Kopf nehmen und weidlich anschmatzen darf, und das alles so ohne Gefühl von weiblichem Werth, so ohne zu wissen was er will.

Laß, o Genius unsers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neusten mannichfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er aus dem dichtenden Traume erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sey; dessen Eitelkeit durch den Gleichmuth einer zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und

erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns dann all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen, mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens, vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne, weibliche Vorzüge nicht genug thun.

Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sey an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth!

Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweyte Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mit gebornem Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das jung und warm wie sie, mit ihr nach fernern, verhülltern Seligkeiten

dieſer Welt ahnete, in deſſen belebender Geſellſchaft ſie nach all den goldnen Ausſichten von ewigem Beiſammenſeyn, dauernder Vereinigung, unſterblich webender Liebe feſt angeſchloſſen hinſtrebte.

Laß die beiden ſich finden; bei'm erſten Nahen werden ſie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückſeligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander laſſen. Und dann lall' er ahnend und hoffend und genießend:

„Was doch keiner mit Worten ausſpricht, keiner „mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden „vollen Blick, und der Seele drinn."

Wahrheit wird in ſeinen Liedern ſeyn, und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblaſenideale, wie ſie in hundert Deutſchen Geſängen herum wallen.

Doch, ob's ſolche Mädchen gibt? Ob's ſolche Jünglinge geben kann?

Es iſt hier vom Polniſchen Juden die Rede, den wir faſt verloren hätten, auch haben wir nichts von ſeinen Oden geſagt. Was iſt da viel zu ſagen! durchgehends die, Göttern und Menſchen verhaßte, Mittelmäßigkeit. Wir wünſchen, daß er uns auf denen Wegen, wo wir unſer Ideal ſuchen, einmal wieder, und geiſtiger begegnen möge.

Cymbeline, ein Trauerſpiel, nach einem von Shakeſpear erfundenen Stoffe. Danzig.

Der Verfaſſer, da er ſich, laut dem Vorbericht, nach einer ſchweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte, beſchäftigte ſich mit Shakeſpears Werken. Das hätten wir ihm nun gleich ſagen wollen, war für einen Recouvaleſcenten keine Lectüre. Wer an dem Leben, das durch Shakeſpears Stücke glüht, theilnehmen will, muß an Leib und Seele geſund ſeyn. Da bedauerten nun der Herr Verfaſſer aus innigem Gefühl einer kühlen, ſchwächlichen, kritiſchen Sittigkeit, die vielen incongruités, durch die (wie der treffliche Johnſon ad hoc drama gleichfalls bemerkt hat) many just sentiments, und einige Schönheiten, zu theuer erkauft werden. Er beſchloß alſo: das Gold von Schlacken zu ſcheiden (denn das iſt ja ſeit undenklichen Jahren vox populi critici über Shakeſpear), wenigſtens einen Verſuch zu machen, nichts weniger dem ehrſamen Publico vorzulegen, als: wie ungefähr Sophokles, wenn er dieſen Stoff zu bearbeiten gehabt hätte, die Sachen würde eingerichtet haben. Nun traveſtirten ſie alſo — nicht traveſtirten! dann bleibt wenigſtens Geſtalt des Originals — parodirten! — auch nicht! da läßt ſich wenigſtens aus dem Gegenſatz ahnen — alſo denn? —

welches Wort drückt die Armuth hier gegen Shakespears Reichthum aus!

Shakespear, der den Werth einiger Jahrhunderte in seiner Brust fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte! — und hier — Komödianten in Zendel und Glanzleinewand, gesudelte Coulissen, der Schauplatz ein Wald, vorn ein dichtes Gebüsch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen sitzen, liegen, erstochen werden ꝛc.

So würde Sophokles die Sachen behandelt haben! Es ist schon ein ganz ungenialisches Unternehmen, das Shakespears Stücke, deren Wesen, Leben der Geschichte ist, auf die Einheit der Sophokleischen, die uns nur That vorstellen, reduciren will; nun aber gar so, nach der Abhandlung vom Trauerspiel in dem ersten Theil der ältern Leipziger Bibliothek zu modeln! Wir sind gewiß, daß es jeder — auch nur Leser Shakespears — mit Verachtung aus der Hand werfen wird.

Neue Schauspiele, aufgeführt in den Kaiserlich Königl. Theatern zu Wien. Preßburg. Erster Band, 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Diese Sammlung enthält fünf Drama, oder Schauspiele, oder Lustspiele, oder Trauerspiele — — die Ver-

Teil I.

Wie herrlich rasch tritt dieser Zug hervor!
Sie bringen von Elysiums Gestaden
Das Nachgefühl erhabner Thaten,
Es lebt in ewigem Jugend-Flor.
Doch immer ernst! — Was sie gewonnen,
Im Dunkeln war es ausgesonnen,
Mit Grausamkeit ward es gethan.
Verwirrung folgt! An innern Kämpfen
Hat stille Weisheit Jahre lang zu dämpfen,
Stets müheroll ist ihre Bahn.

Nun kommen sie zu heitern Stunden:
Am Schluß der Zeiten wird gefunden
Der Freiheit aufgeklärter Blick.
Was sie entrissen wird gegeben
Und jeder wirkt im freien Leben
Zu seinem und der andern Glück.

Die mit dem Fürsten sich berathen,
Sie fühlen sich zu großen Thaten,
Zu jedem Opfer sich bereit.
Je einiger sie sich verbündet,
Je sichrer ist das Glück gegründet
Für jetzt und alle Folgezeit.

faſſer wiſſen ſo wenig als wir, was ſie daraus machen ſollen — — aus der Wiener Manufactur. In allen hat tragikomiſche Tugend, Großmuth und Zärtlichkeit ſo viel zu ſchwatzen, daß der geſunde Menſchenverſtand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier iſt der Inhalt der Stücke; denn wir wollen ſie nicht umſonſt geleſen haben.

Die Kriegsgefangnen: wenn nicht die Feſtung gerade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangenen übergegangen wäre, ſo hätte ein entlaufener Feldwebel einen Haufen ſehr moraliſch ſententiöſer Leute, wider ſeinen Willen und wider alle Theatergerechtigkeit, an den Galgen gebracht.

Gräfin Tarnow: Zwey entſetzlich Verliebte wären nimmermehr ein Paar geworden, wenn nicht durch eine gewiſſe Excellenz ein Wunder geſchehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener Nationalſchaubühne erhört worden ſind. Schade, daß die Excellenz einen Schuß bekommt! Doch nicht Schade, ſie wäre ſonſt am Ende der Welt geweſen, ehe das Wunder zu Stand gekommen wäre, und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheult haben würden.

Hannchen. Ein Herzog, ein Graf, und ein Kammerdiener reißen ſich um ein Mädchen. Der Kammerdiener wird vom Herzog erſtochen; der Herzog, der dazu ſchon eine Frau Herzogin hat, und des Mädchens Oncle

iſt, doch ohne es zu wiſſen, verſteht ſich wegen des decorum, der Herzog läßt ſich unter einem falſchen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hunderttauſend Dinge gehindert, die Decke zu beſchreiten; und da alſo das Mädchen nach Deutſchen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt, ſo heirathet ſie den Grafen. Man ſchießt, ſticht, heult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Knie, ſpricht Sentenzen, verſöhnt ſich und, wie am Schluß verſichert wird, alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt.

Der ungegründete Verdacht. Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr, und durch die andere Hälfte wieder geſcheidt.

Der Tuchmacher von London: einen Augenblick ſpäter und Lord Falkland und Wilſon lagen in der Themſe; dann gute Nacht Fanny, Sondridge, Julie, Heinrich, Betſi, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieſer Sammlung ſoll nächſtens der zweyte Theil nachfolgen; denn ſeitdem Thalia und Melpomene durch Vermittelung einer Franzöſiſchen Kupplerin mit dem Nonſens Unzucht treiben, hat ſich ihr Geſchlecht vermehrt wie die Fröſche!

Zwey schöne neue Mährlein: als 1) Von der schönen Melusinen; einer Meerfey. 2) Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen soll. Der lieben Jugend, und dem Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfasset. Leipzig in der Jubilatemesse 1772.

Allerdings wäre in den Mährlein und Liedern, die unter Handwerkspurschen, Soldaten und Mägden herumgehen, oft eine neue Melodie, oft der wahre Romanzenton zu holen. Denn die Verfasser dieser Lieder und Mährlein schrieben doch wenigstens nicht für's Publicum, und so ist schon zehn gegen eins zu wetten, daß sie weit weniger verunglücken müssen, als unsere neueren zierlichen Versuche. Meistens ist's ein munterer Geselle, der den andern vorsingt oder den Reihen anführt, und also ist wenigstens die Munterkeit keine Prätension und Affectation. — Der Herr Student, der diese Mährlein versificirt hat, versificirt sehr rein, soll aber dessen ungeachtet keine Mährlein mehr versificiren, denn ihm fehlt der Bänkelsängersblick, der in der Welt nichts als Abenteuer, Strafgericht, Liebe, Mord und Todschlag sieht, just wie alles in den Quadraten seiner gemahlten Leinwand steht. Weder naive Freude, noch naive Wehklage der Menschen, aus Ritter- und Feenzeiten, deren Seele eine Bildertafel ist, die mit ihrem Körper lieben, mit ihren Augen denken, und mit ihren

Fäusten zuschlagen — bei denen alles Merkwürdige ihres Lebens, wie in Shakespears Haupt- und Staatsactionen, innerhalb vierundzwanzig Stunden unserem Auge vorrückt — sondern das alles könnte mit allen Ehren in Halberstadt gemacht und gedruckt seyn.

Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C. M. Wieland. Zweyter Theil, bei Weidmanns Erben und Reich. Leipzig 1771. 8. 301 S.

Es haben sich bei der Erscheinung des guten Fräuleins von Sternheim sehr viele ungebetene Beurtheiler eingefunden. Der Mann von der großen Welt, dessen ganze Seele aus Verstand gebaut ist, kann und darf das nicht verzeihen, was er eine Sottise du coeur nennt. Er überließ also schon lange das gute Kind ihrem Schicksal, und gedachte ihrer so wenig als ein Kammerherr seiner Schwester, die einen Priester geheirathet hat. Der Schönkünstler fand in ihr eine schwache Nachahmung der Clarissa, und der Kritiker schleppte alle die Solöcismen und baute sie zu Haufen, wie das Thier Kaliban bei unserm Freund Shakespear. Endlich kam auch der fromme Eiferer und fand in dem Geist der Wohlthätigkeit dieses liebenswürdigen Mädchens einen

gar

gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren ſich, wenn ſie glauben ſie beurtheilen ein Buch — — es iſt eine Menſchenſeele; und wir wiſſen nicht, ob dieſe vor das Forum der großen Welt, des Aeſthetikers, des Zeloten und des Kritikers gehört. Wir getrauen uns den Schritt zu entſchuldigen, durch den ſie ſich Derbyn in die Arme warf, wenn wir den Glauben an die Tugend in dem Gemählde Alexanders betrachten, da er ſeinem Leibarzt den Giftbecher abnahm. Zu dem Glaubenseifer kommt oft Bekehrungsſucht; und miſchten wir dazu ein wenig Liebe zum Ausländiſchen, zum Außerordentlichen, in der Seele eines guten Kindes von zwanzig Jahren, die ſich in einer drückenden Situation befindet, ſo hätten wir ungefähr den Schlüſſel zu der ſogenannten Sottiſe. Die Scene bei der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Compoſition für das Publicum iſt, und Wieland hat es ſo ſehr gefühlt, daß er es in ſeinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das Ganze iſt gewiß ein Selbſtgeſpräch, eine Familienunterredung, ein Aufſatz für den engeren Cirkel der Freundſchaft: denn bei Lord Rich müſſen die individuellen Züge beweiſen, daß dieſer Charakter zur Ehre der Menſchheit exiſtirt. Das Journal im Bleigebirge iſt für uns die Ergieſſung des edelſten Herzens in den Tagen des Kummers; und es ſcheint uns der Augenpunct zu ſeyn, woraus die Verfaſſerin ihr ganzes Syſtem der Thätigkeit und des

Wohlwollens wünſcht betrachtet zu ſehen. Auch der Muth hat uns gefallen, mit dem ſie den Lord Rich einzelne Blicke in ihr Herz thun, und ihn das niederſchreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrſcheinlich darum zu thun, ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben, wie ſie ſich in der Situation ihrer Heldin würde betragen haben; und alſo betrachtet ſie den Plan der Begebenheiten, wie ein Gerüſte zu ihren Sentiments. Will der Herr Kritiker uns in's Ohr ſagen, daß die Fugen des Gerüſtes grob ineinander gepaßt, alles nicht gehörig behauen und verklebt ſey, ſo antworten wir dem Herrn: Es iſt ein Gerüſte. Denn wäre der Maſchiniſt Derby ſo fein ausgezeichnet, wie Richardſons Lovelace, ſo wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von Charakter, zu fein, um dem ungeübteren Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schrifttext wäre Allegorie geworden.

Der goldene Spiegel oder die Königin von Scheſchian, eine wahre Geſchichte. Aus dem Scheſchianiſchen überſetzt. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. 1. 2. 3. 4ter Theil. 8.

Man kann in dem Pfad, den die Wielandiſche Muſe gewandelt, drey Ruhepuncte angeben, wo ſie ſtille geſtanden, zurückgeſehen und ihre Richtung geändert.

Der Grundſtoff der älteſten Manier war Platoniſches Syſtem in dichteriſcher Diction dargeſtellt, die Charaktere die ſie in Handlung ſetzte, einzelne Ausflüſſe aus der erſten Urquelle des Guten und Schönen, und der Sitz ihres Landes, Empyreum. Sie ſtieg herunter zu den Menſchen, vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moraliſche Welt als ein Paradies im Anſchauen durchwandelt hatte, anfing den Baum des Erkenntniſſes ſelbſt zu koſten. Nun wurden die dramatis personae gute ehrliche Menſchenkinder, wie ſie vor unſern Augen herumgehen, weder ganz gut noch ganz böſe; der Umriß der Charaktere ward ſo ſchwebend und leicht gehalten, als es die Inconſequenz der Meiſten, und die Form der Societät, die ihn eindrückt, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Weltkenntniß blieb, der Dichter mag ſie nun halb durch's Anſchauen, und halb durch eigne Ahnung erhalten haben, allezeit bewundernswürdig. Es waren Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nur in's Griechen- oder Feenland verſetzt. Dieß war das männliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Muſarion fällt. Die Enkratiten ſahen ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken ſchwebte, ſondern herabgekommen war.

Die Schafe des Admets zu weiden.

Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege

unter dem Putz, und die ekeln Moraliſten, die nichts als gute und böſe Geſpenſter ſehen, verſchloſſen die Bücher ihren Töchtern. Dieß glauben wir, mag den Dichter bewogen haben, ſich näher und deutlicher zu erklären und ſein Leben in dem lehrenden Charakter zu beſchließen. Zu dieſer letzten Claſſe rechnen wir den goldenen Spiegel, und aus der weiſen Art, womit er die Speiſe zubereitet und austheilt, ſcheint er ſein Auditorium genau angeſehen und kurz begriffen zu haben. Unſre Leſer kennen das Buch, und unſre Anzeige kommt auch zur Bekanntmachung zu ſpät.

Man erlaube uns alſo über die Compoſition des Ganzen, und das Beſondre einiger Theile eine kleine Unterredung. Der Plan iſt ungefähr folgender: Schach Gebal, ein König von Scheſchian, regierte bald ſo übel, bald ſo gut, daß weder die Guten noch die Böſen mit ihm zufrieden waren. Zu geſunder Einſchläferung ſeiner Majeſtät wird jemand im Königreich aufgeſucht, ihm die Geſchichte des Landes vorzutragen, und dieſer findet ſich in der Perſon des Daniſchmende. Die Scene iſt am Bette des Königs, in Beiſeyn der Sultanin Nurmahal, und ſobald der Philoſoph in eine gewiſſe Wärme geräth, und die edelſten und größten Wahrheiten mit Ueberzeugung vorträgt, ſo ſchläft der König, wie ſich's gebühret, ein. Der Dichter ſcheint bei dieſer Vorkehrung ſein Auditorium beſſer gekannt zu haben, als Daniſchmende, denn er hat für ſeine Leſer, damit ſie ſich bei'm Aufwa-

chen wieder finden könnten, keine einzige Wahrheit ſtehen laſſen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre. In dem erſten Theil geht die Abſicht des Verfaſſers dahin, den Großen und Reichen einen Weg anzugeben, wie ſie für ihre eigne Perſon glücklich ſeyn könnten, in dem Beiſpiele eines Völkchens, das er durch Pſammis, einen Philoſophen ſeiner Schöpfung, cultiviren läßt.

In Vergleichung ſeines Vorbildes des „Ah quel Conte!“ verliert dieſes Werk etwas in Anſehung der Schöpfungs- und Einbildungskraft. So carricaturartig als die Crebillonſchen Figuren ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch rund, es geht doch hier und da ein Arm, ein Fuß heraus. Hier aber iſt alles Inſchrift, Satz, Lehre, Moral, mit goldnen Buchſtaben an die Wand geſchrieben, und die Figuren ſind herum gemahlt. Wir wollen den Verfaſſer nicht journaliſtenmäßig darüber ſchikaniren. Es ſcheint nun einmal, er hat in dieſer Manier arbeiten wollen, und wenn man für einen reichen Mann bekannt iſt, ſo ſteht es einem frei, ſeinen Aufwand einzurichten wie man will. Lord Clive ſpielt ja auch gerne kleines Spiel. — Auch das Ideal des Völkchens im erſten Theil ſteht nur wegen der Moral des Pſammis da; und von einer Verzierung von Eiſen gezeichnet, und von Gravelot geſtochen, verlangt niemand die Wahrheit eines Julius, oder Le Brun. Der Verfaſſer lacht mit Recht über die ſchiefen Ausleger dieſes Ideals,

wir machen in Ansehung seiner Moralität keine üble Vorbedeutungen. Nur erlaube man uns die einzige Anmerkung: daß man im Gemählde menschlicher Geschichte nie Licht ohne Schatten gedenken kann; daß die Zeit sich ewig in Nacht und Tag eintheilen, die Scene immer Mischung von Tugend und Laster, Glück und Unglück bleiben werde. Man verberge uns also nicht die eine Seite. Die marmornen Nymphen, die Blumen, Vasen, die buntgestickte Leinwand auf den Tischen dieses Völkchens, welchen hohen Grad der Verfeinerung setzen sie nicht voraus! welche Ungleichheit der Stände, welchen Mangel, wo so viel Genuß; welche Armuth, wo so viel Eigenthum ist.

Wir danken dem Verfasser für die Moral des Psammis, die ganz aus unserm Herzen ist, und für die gute Art, womit er zu Ende des ersten Bandes eine Gattung moralischer Giftmischer, nämlich die gravitätischen Zwitter von Schwärmerey und Heucheley hat brandmarken wollen. Da die Societät diesen Heuchlern keine eignen Farben und Kragen gegeben hat, woran man sie von weitem erkennen könnte, so sind sie doppelt gefährlich.

Der zweyte Theil zeigt in dem Exempel Azors, wie viel Böses unter einem gutherzigen Regenten geschehen könne.

Die Vorrede des dritten Theils kündigt den Verfasser immer noch voll von seinem edlen Enthusiasmus an,

Wallenſtein.

Ein Mann tritt vor, im Glanz der höchſten Thaten,
Auf ihn gerichtet jeder Blick,
Dem Schwieriges, Unmögliches gerathen,
Er dankt ſich ſelbſt das eigene Geſchick.
Gewalt'ge Kraft die Menſchen aufzurufen
Sie zu befeuern kühnſter That,
Im Plane ſicher, mit ſich ſelbſt zu Rath,
Des Kaiſers Günſtling, nächſt an Thron und Stufen.
Die zarte Gattin gern an ſeiner Seite,
Der Terzky Hochſinn, Thekla Jugendlicht,
Max treugeſinnt, ſo wie er thut und ſpricht;
Welch ehrenvoll, welch liebevoll Geleite!
Doch wir empfinden heimlich Angſt und Grauen
Solch äußres Glück im hellſten Licht zu ſchauen.

Woher denn aber dieſes innre Zagen
Das ahnungsvoll in enger Bruſt erbebt?
Wir wittern Wankelmuth und Mißbehagen
Des Manns der hoch und immer höher ſtrebt.
Und was kann gräßlicher dem Edlen heißen
Als ein Entſchluß der Pflicht ſich zu entreißen.

Da ſoll nun Stern zum Sterne deutend winken,
Ob dieſes oder jenes wohlgethan,
Dem Irrthum leuchten, zur verworrnen Bahn,
Geſtirne falſch die noch ſo herrlich blinken.
Der Zug bewegt ſich, ſchwebt vorbei.
Es war ein Bild. Das Herz iſt wieder frei.

der ihn allezeit bezeichnet hat, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menſchengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern.

Wie verehrungswürdig iſt der Mann, der bei ſeiner ſo großen Weltkenntniß noch immer ſo viel an Einfluß glaubt, und von ſeinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine ſchlimmere Meinung hat!

Den dritten Theil ziehen wir den beiden erſten wegen der meiſterhaften Pinſelſtriche vor, womit er den Deſpotismus geſchildert hat. Selbſt der Sokratiſche Faun in Königsberg kann nicht mit dieſer Wahrheit und bittern Wärme gegen die Unterdrückung reden, und ſie häßlicher darſtellen, als ſie hier in des Eblis Geſtalt erſcheint. Sich und ſein Syſtem ſcheint der Verfaſſer unter dem Namen Kador abgebildet zu haben: denn alle ſchiefen Urtheile, die wir je von Heuchlern aller Stände haben von ſeinen Grundſätzen fällen hören, ſind hier in demjenigen vereinigt, was die Zeitverwandten Kadors von ihm behaupten.

Der Deſpot Jöfandiar geht endlich ſo weit, daß er alle ſeine Verwandten ausrotten will. Es gelingt ihm, bis auf den letzten Sohn ſeines Bruders, Tiſan, den ihm ſein Weſſir Dſchengis entzieht, und dafür ſeinen eigenen Sohn den abgeſchickten Mördern preis gibt. Die Erziehung des jungen Tiſan geſchieht, wie man muthmaßen kann, auf dem Lande. Er wird ein guter Menſch,

und lernt gute Menſchen kennen, ehe er in das Getümmel der großen Welt tritt. Die Grundſätze dieſer Erziehung ſind vortrefflich. Nicht ſo leicht war es, wenn der Dichter einige von den Umſtänden hätte angeben wollen, die in der Erziehung aller Großen zuſammentreffen, die beinahe unvermeidlich ſind, und die am Ende das hervorbringen, was wir das allgemeine Gepräge nennen würden. Vielleicht wäre dieß die größte Schutzſchrift für ſie gegen alle Declamationen der Dichter und Philoſophen geweſen. Tiſan wird im vierten Theil Regent von Scheſchian, und wir laſſen uns nicht in die Grundſätze ſeiner Regierung ein. Sie ſind ſo allgemein gut und anerkannt, als ſie jemals auf dem Papier geſtanden haben, und wir freuen uns abermals, daß ein Mann von Wielands Talenten und Herablaſſung ſich mit einer neuen Ausgabe hat beſchäftigen wollen. Wir würden uns und unſern Leſern ein ſchlechtes Compliment machen, wenn wir ihnen ſagten, was ſie ſchon lange wiſſen, daß in der Ausbildung der einzelnen Theile, und des lichten und geordneten Colorits hier nichts zu wünſchen übrig bleibt.

Muſen-Almanach. Göttingen 1773. in 12. bei Dietrich. Ohne das Regiſter, die in Muſik geſetzten Lieder und Kupfer. 234 S.

Herr Boie hat uns mit ſeinem Muſen-Almanach auf's künftige Jahr ein ſehr angenehmes und frühes Geſchenk gemacht. Der Sammler hat ſich nun einmal, durch ſeine gewiſſenhafte Wahl, das Zutrauen der beſten Köpfe Deutſchlands erworben, und da ein Mann von wahren Talenten ſich nicht fürchten darf, hier in einer Art von allgemeinem Ausruf unter unſchicklicher Geſellſchaft bekannt zu werden, ſo wird es Herrn Boie niemals an trefflichen Beiträgen fehlen.

Es erſcheinen dieſes Jahr einige Namen von Dichtern, die nächſtens allgemeiner bekannt zu werden verdienen; dahin gehören Herr (Clamer Eberhardt Karl) Schmid zu Halberſtadt, deſſen Petrarchiſche Verſuche unſre Leſer ſchon kennen, Herr Bürger in Göttingen und Herr Hölty, der unter den neueren Klopſtockiſchen Nachahmern vielleicht am meiſten Sprache und Rhythmus in ſeiner Gewalt hat.

Das Gedicht auf Selmars Tod in dieſer Sammlung, von Herrn Schmid, iſt ein Meiſterſtück in Tonfall, Sprache, Harmonie und wahrer Empfindung. Das Minnelied von Herrn Bürger iſt beſſerer Zeiten werth, und wenn er mehr ſolche glückliche Stunden hat, ſich dahin zurück zu zaubern, ſo ſehen wir dieſe

Bemühungen als eins der kräftigsten Fermente an, unsre empfindsamen Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien, und ihrem Elysium der Wohlthätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen. Nur wünschten wir, als Freunde des wahren Gefühls, daß diese Minnesprache nicht für uns werde, was das Bardenwesen war, bloße Decoration und Mythologie, sondern daß sich der Dichter wieder in jene Zeiten versetze, wo das Auge, und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete, und wenn er die Gesänge Kaiser Heinrichs und Markgraf Heinrichs von Meißen nachempfunden hat, so bildet er sich durch die Liebe einer Miranda, einer Julie u. s. w. bei Shakespear. Das andere Stück, die Minne betitelt, scheint uns schon den Fehler zu haben, neuen Geist mit alter Sprache zu bebrämen. Von Herrn Claudius finden sich wieder einige ganz vortreffliche Stücke. Von Herrn Gotter ist eine Epistel an Madame Hänsel eingerückt, die stückweise gut gerathen ist, und die wir in dem drolligen Ton, womit sie anfängt, fortgeführt wünschten, ohne die ernsthaften moralischen Betrachtungen am Ende. Unter dem Zeichen Q. und Y. liest man dieses Jahr von neuem sehr schöne Gedichte, die ungemein viel wahres Genie verrathen. Man wähle z. B. S. 47 der schönste Gärtel, und die allerliebste Idylle S. 33. — Aus den N. Hamburger Zeitungen hat Herr Boie die sogenannten Verse wieder abdrucken lassen, für die wir ihm

aufrichtig Dank ſagen. Die Winke, die der Dichter hier unſerm lieben Deutſchen Vater- und Dichterlande in der wahren Inſchriftſprache gibt, ſind ſo wichtig, daß ſie als Motto's vor künftige Dunciaden und kritiſche Wälder geſetzt zu werden verdienten. Von Herrn Wieland hat dieſe Sammlung ein merkwürdiges Fragment erhalten, Endymions Traum betitelt, wo der Dichter in der ihm eignen Laune über alle Syſteme lacht, doch aber das ſeinige oder Ariſtippiſche von neuem als etwas empfiehlet, das nicht ganz und gar Endymions Traum ſey. Wir dächten, weil's einmal ſo iſt, daß die liebe Natur den Stoff ſelber wirkt, und das Syſtem nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, ſo gibt es doch wohl keinen Rock, der für alle Taillen gerecht iſt, es müßte denn der Rock des Herrn Chriſti ſeyn, der zu E. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock iſt, und alſo die Taille gewaltig verſteckt.

Herr Kretſchmann erſcheint hier in einem ganz unvermutheten Lichte des Patrons, er ſteht nämlich mit der Goldſichel unter dem heiligen Eichenſtamm und initiirt, als ein alter Barde, den Ankömmling Telynhard. Er gibt ihm in der vierten Strophe S. 44. förmlich ſeinen Segen. Wer doch den Mann kennte, der ihn als Rhingulph eingeweiht hat, damit man's ihm ein klein wenig von Klopſtocks und Gerſtenbergs wegen verweiſen könnte.

Die Stücke unter O. verrathen einen Mann, der der

Sprache als Meister und Schöpfer zu gebieten weiß. Die Arbeit des Herrn Unzer ist eingelegte Arbeit, mit ihrem Chinesischen Schnickschnack auf Theebreten und Toilettkästchen wohl zu gebrauchen. Dem jungen Herrn Cramer sieht man gleichfalls an, daß er unter der Wolke hervorkuchen möchte, die Klopstocks Glorie saumt. Von Vater Gleim, Michaelis, Gerstenberg, Freih. v. N. sind schöne Stücke da. Die übrigen Herren sammt und sonders figuriren als Figuranten wie sich's gebührt.

Hinten sind einige Lieder, in Musik gesetzt, worunter Klopstocks Wir und Sie, das auch von neuem hier abgedruckt ist.

Die Materie zu den Kupfern ist aus dem Agathon genommen, allein sie sind, wir wissen nicht aus welcher Ursache, da sie Meilen zum Verfasser haben, sehr schlecht gerathen.

Im Ganzen bleiben wir Herrn Boie allezeit ungemein für seine Bemühungen um die Deutsche Anthologie verbunden.

Lustspiele ohne Heirathen, von dem Verfasser der empfindsamen Reisen durch Deutschland. Bei S. G. Zimmermann. Wittenberg und Zerbst. 1773. 8.

Der gute Herr Präceptor, dem wir im abgewichenen Jahr eine ganz andere Beschäftigung auftrugen, als

empfindsame Reisen zu schreiben, hat wirklich sein Thema geändert. Aber statt Handlanger zu seyn, will er doch noch immer mitmeistern. Da steht er nun vor dem Theater, und seufzt nach der Ehre seine Rolle zu spielen, aber zum Unglück fehlt es ihm an Kenntniß, an Geschmack und Anstand.

Ohne die Fackel des Hymen hat er drey Lustspiele verfertigt. Das erste heißt: die unschuldige Frau oder viel Lärmen um Nichts. Gutherzige Weiber mögen sich diesen Dialog zum Troste vorlesen lassen. Die Herren Raufbolde finden in dem Duell in drey Aufzügen, welcher das zweyte Lustspiel ohne Heirath ist, alle Regeln der Schlägerey in einem treuen Auszug. Das dritte Theatralstückchen ohne Heirath heißt: der Würzkrämer und sein Sohn, und soll eine Schulkomödie seyn. Nun, da heirathet man sich ohne das nicht. Vielleicht hat ein wahres Geschichtchen dem Herrn Verfasser den Stoff zu diesem Auftritt gegeben, der aber so ohne alles Gewürz da angerichtet stehet, daß man schon beim ersten Anblick desselben genug hat.

Beiträge zur Deutschen Lectüre für Leser und Leserinnen. Leipzig, bei Büscheln. 8. 298 S.

Nachdem uns die geschäftigen Müßiggänger, die für geschäftige Müßiggänger arbeiten, bald auf das Canapee, bald auf den Großvaterstuhl, bald in den Abend-

stunden, bald bei der Mittagsruhe verfolgt haben, nachdem wir Land- und Stadtbibliotheken, Jahrszeitreisen, Tagreisen, Brunnenreisen, genug bekommen haben, so war kein Rath mehr übrig, als gegenwärtige Sammlung unter dem allgemeinen Vorwande der Lectüre unterzubringen. Sollten wir eine Stellung vorschlagen, in welcher man diese Beiträge lesen könnte, so wäre es stehend, und zwar auf Einem Beine. Denn so würde man mit eben der Geschwindigkeit lesen, mit welcher der Verfasser gearbeitet hat. Das Modewort Lectüre heißt ohne dem weiter nichts, als eben so gedankenlos blättern, wie die Taglöhner der Buchhändler fabriciren.

Der größte Theil dieser Beiträge sind, wie gewöhnlich, Uebersetzungen, und zwar aus allen Zungen. Vornehmlich hat sich Prior sehr oft müssen mißhandeln lassen. Den Herrn Verleger und übrige Freunde des Herrn Verfassers ersuchen wir, bloß die Uebersetzung der Kirchhofselegie mit denen beiden prosaischen Uebersetzungen, die man schon davon hatte, zu vergleichen. Und wozu eine neue prosaische, da wir die vortreffliche poetische von Gotter haben? Am Chaucer (S. 129) hätte sich der Verfasser auch nicht versündigen sollen, da Schiebler schon dieses Stück übersetzt hatte.

Seine eigenen prosaischen Zusammenschmierungen haben wir nicht auslesen können, nur so viel erinnern wir uns davon, daß er gelegentlich die vermoderte Wochen-

schrift von Mylius, den Freygeist, erhebt. Die Verse sind ungefähr von folgendem Caliber:

Holde Nacht
Unbewacht
Laß mich deinen Vortheil kennen;
Stelle mir
Lebhaft für
Was die Liebe macht.
Laß mich frei mit Phyllis scherzen
Und sie alsdann feurig herzen,
Eh' der Neid erwacht.

Sehr fleißig sind Gedichte aus Müllers Versuchen eingerückt, der einmal über das andere ein großer Mann gescholten wird. Endlich macht uns die Vorrede die angenehme Hoffnung zu einem zweyten Theile.

Theatralalmanach für das Jahr 1773, verfasset von einigen Liebhabern der Deutschen Schaubühne, zu finden in dem Kaiserl. Königl. priv. Realzeitungscomptoir. Wien. Zweyter Theil. 12. 195 S.

So lange der Philosoph kein Lampeduse findet, wo ihn die unverfälschte Natur in Schauspielen und Schauspielern ergötzt, so lange wird er sich begnügen, das rohe Possenspiel des täglichen Lebens zu betrachten, und aus dem Theater bleiben. So lange insbesondere die Deutsche Bühne dem Eigensinne eines tausendköpfigen und ungebildeten Publicums, und dem Muthwillen der

Schreiber- und Uebersetzerzunft ausgesetzt bleibt; so lange in ganz Deutschland nur ein tragischer Schauspieler, nur eine tragische Schauspielerin existirt, so lange die Gebler, die Stephanie schreiben dürfen und gelobt werden — wer wird es dem Philosophen verdenken, wenn er lieber, wie mancher Bramine, den ganzen Tag in Einer Positur unthätig säße, als sich in den Schauplatz erhübe? Aber um der Philosophen willen allein Bühnen zu erhalten, die nur Stücke von Shakespeare, Ugolinos und Herrmannsschlachten, und von Schauspielern aufgeführt wissen wollen, wie sie sich die Griechischen und Brittischen denken, möchte vor dem Jahr 2440 unthunlich seyn. Also laßt uns zufrieden seyn, daß wir noch ein Theater haben, daß wir wenigstens nicht rückwärts gehen, wenn wir (wie in allen menschlichen Künsten) nur unmerklich vorwärts gegangen sind; laßt uns jede, auch die unerheblichste Nachricht vom Zustande der Deutschen Bühne (über den sogar ein Universalalmanach zu wünschen wäre) aus Patriotismus nicht verachten; laßt uns zufrieden seyn, daß an einem Orte, wo vor kurzem noch Barbarey herrschte, jetzt jährlich zwey Theatralkalender erscheinen können.

Den einen, welcher den Titel genauer Nachrichten führt, haben wir dieses Jahr schon angezeigt. Der Verfasser derselben, Herr Müller, der sich auch die Ehre des ersten Gedankens anmaßt, hat vieles vor den Almanachsverfassern voraus. Beide sind für Auswärtige

Wallenſteins Lager.

Mephiſtopheles ſpricht.

Gefährlich iſt's mit Geiſtern ſich geſellen!
Und wenn man ſie nicht ſtracks vertreibt,
Sie ziehen fort, ein und der andre bleibt
In irgend einem Winkel hängen,
Und hat er noch ſo ſtill gethan,
Er kommt hervor in wunderlichen Fällen —
Mich zieht die Kameradſchaft an
In Reih und Glied mit ihnen mich zu ſtellen.

Ich kenn' euch wohl, ihr ſeyd die Wallenſteiner,
Ein löblich Volk, ſo brav wie unſer einer,
Ihr kennt auch mich, wir ſprechen frei:
Mit einem Wort, daß ich das Lob vollende:
Da wo nichts iſt da habt ihr reine Hände.
Doch das war damals und ich war dabei.
Seyd ihr beiſammen! Ja! Wachtmeiſter?

Hier!

Die Cüraſſire?

Hier!

Die holkiſchen Jäger?

Hier!

Croaten?

Hier!

Ulanen?

Hier!

Die Marketenderinnen? —

tige gute hiſtoriſche Quellen, wenn ſie ſchon zu einer eigentlichen Geſchichte nicht hinreichen. Sie geben uns bloß ſummariſche Anzeigen (die ſeichten Raiſonnements im Theatralalmanach ſollten ganz wegbleiben), und man darf daher keine pragmatiſche Entwickelung der Urſachen, keine philoſophiſche Charakteriſirung ſuchen, ſondern ſich begnügen, die Sachen in einer gewiſſen Ordnung überſehen zu können.

Der dießmalige erſte Artikel im Almanach iſt aus dem guten Gedanken entſtanden, die zerſtreuten Bemerkungen über die dramatiſche Kunſt zu ſammeln. Wenn die Sammlung eine Quinteſſenz aus der Menge dramatiſcher Blätter wäre, die ſeit vier Jahren in Deutſchland herumfliegen, oder aus Büchern gezogen wäre, wo man dergleichen Bemerkungen nicht ſuchte, ſo wäre ſie löblich. Aber aus einem ſo bekannten Buche, wie Sulzers Theorie, faſt fünf Bogen abdrucken zu laſſen, das heißt den Käufer um's Geld bringen, zumal da keine Artikel im Sulzer mehr beſtritten werden können, als die dramatiſchen.

Der Artikel über die Italiäniſchen Schauſpiele hat uns am beſten gefallen. Die vortrefflichen Tonkünſtler werden mit Recht bedauert, die ſolche nugas canoras bearbeiten müſſen. „Es ſind Niederländer Spitzen auf Sackleinwand genäht; man beſetze ſie noch ſo häufig damit, der Boden bleibt immer Sackleinwand.“ Lei-

der erhalten wir dießmal nur einen einzigen Plan von einem Noverrischen Ballette.

Mit Freuden laſen wir, daß die Franzöſiſchen Schauſpieler endlich ganz fortgeſchickt worden:

— — Du Lächelſt
Muſe der taufelnden Afterſchweſter
Die in den goldnen Sälen Lutetiens
Ihr Liedchen klimpert.

Aber immer iſt noch nur dreymal Deutſches Schauſpiel, und dreymal Opera buffa. Wenn die Verfaſſer nicht gewohnt wären, den Mund meiſt ein wenig voll zu nehmen, ſo würden wir es glauben, daß der Tod der Demoiſelle Delphin für das Ballet ein unerſetzlicher Verluſt ſey. Sie ſoll das bewundernswürdigſte Subject geweſen ſeyn, das je in Europa für das Große und Ernſthafte erſchienen.

Das Verzeichniß der Deutſchen Theatraldichter, das iſt, aller derer die ſich mit dreiſter Fauſt an's Drama wagen, iſt dermalen ſehr verbeſſert. Wir begreifen aber nicht, wie man Herrn Romanus vergeſſen können, der doch im vorjährigen Kalender ſtand. Derſchau hat ja auch einen Oreſt und Pylades geſchrieben. Hudemann iſt, dem Himmel ſey Dank, längſt todt. Herrn Pfeufers fruchtbare Feder hat uns weit mehr gegeben, als Karl und Eleonore, z. B. Vendelino. Scheibe iſt auch der Ueberſetzer von den Luſtſpielen der Biehl. Sturzens Amt konnten die Verfaſſer aus den

politischen Zeitungen wissen. Die einheimischen Theatraldichter haben dießmal einen besondern Abschnitt bekommen.

Das Verzeichniß der aufgeführten Stücke belehrt uns, daß man immer noch wenig Trauerspiele, besonders wenn sie in Versen geschrieben sind, hingegen allen Wust von Dramen gerne sehe, so schlecht sie auch zusammen geleimt seyn mögen; daß man einerlei Stück zu Wien öfter als an andern Orten wiederholen könne; daß man sehr auf die Menge der Personen (S. 147) sehe, wenn es auch achtzehn Kinder seyn sollten; daß man sogar anfange sich an Shakspear zu versündigen. Die erbärmlichen eingestreuten Urtheile rathen wir jedem zu überschlagen. Ueber Stücke wie Emilia Galotti wissen die Herren nichts auszurufen, als: „Wen hat es nicht entzückt!" Geblers Lob rauscht uns auf allen Seiten so sehr in die Ohren, so daß die Verfasser selbst zu den posaunenden Theatraltrompetern gehören, derer sie S. 179 spotten. Die Männerchen unter Herrn Schirachs Fahne scheinen den Verfassern gar große Riesen. In Weißens Haushälterin soll zu viel Locales seyn. Sie können nicht begreifen, wie man Romeo und Julie so sehr habe bewundern können, da sie doch bekennen, daß ihnen eine Julie gefehlt habe. Ja, man hat es sogar mit einem fünften Acte von Wiener Fabrik und mit fröhlichem Ausgange gespielt. Von Zeit zu Zeit geschehen verdeckte Ausfälle auf den Herrn von Sonnenfels.

Wer da endlich noch nicht wüßte, daß die Herren Heufeld und Klemm, wovon sich ersterer in Kupfer stechen lassen, dieses par nobile, die Hauptverfasser wären, so dürfte er nur den allerliebsten Ausdruck S. 162 bemerken, die Geschichte der Fräulein von Sternheim sey genothzüchtigt worden.

Das Register der Schauspieler erinnerte uns von neuem an die Ungerechtigkeiten, die Madame Hensel zu Wien erfahren müssen, und die mit Recht gestohen hat

das undankbare Land,
Wo Kaltsinn und Cabale wohnen.

Die Lieder Sineds des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis aus der G. J. bei Trattnern. Wien 1773. 290 S. ohne Vorbericht.

Seitdem schon manches gründlich gegen unsere Bardenpoesie erinnert worden, haben es sich die kleinen Kunstrichterchen in Deutschland zur Regel gemacht, über alle Barden nach ihrem Belieben zu schmähen, und der wahre Kenner des Guten wagt es kaum, auch seine Gedanken zu sagen, und tritt dann wieder ab.

Wir sind wider die Bardenpoesie nicht eingenommen. Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem, oder dem Tone der Gleimischen Kriegslieder am besten verbreitet; und der Dichter selbst setzt sich lieber in die Zei-

ten der Sittenunschuld und der starken Heldeng-sinnung zurück, als daß er unsere tändelnden Zeiten besänge. Wsind denn die schönen Thaten, die ein Deutscher Ossian in unsern Zeiten besingen könnte, nachdem wir unsern Nachbarn, den Franzosen, unser ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten singt kein Dichter in diesem Tone fremd, und antike Griechische Schilderungen mit Deutschen Sitten verbrämt, sind doch ja wohl eben der Fehler, oder wohl ein größerer, als Bardenpoesie in unserm Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtschaffenheit statt der Cabale und der Laster unsers Jahrhunderts, statt der Bosheit der Priester und unsers Volkes, wieder einmal die Oberhand gewinnen, dann erst kann der Barde seine Saiten umspannen und seinen Zeiten gemäß singen. Indeß bringt jeder Barde sein Opfer zur Verbesserung unsrer Sitten, und dieß hat auch hier Denis gethan.

Von dem Vorberichte über die alte vaterländische Dichtkunst können wir nur weniges sagen. Wir haben eben leider nichts Eigenes mehr aus jenen Zeiten, und wenn auch in Bibliotheken hie und da noch etwas wäre, so ist weder Lohn noch Ermunterung genug, daß man sich Mühe gebe diese Gesänge aufzusuchen; und es werden ja die Minnegesänge nicht einmal gelesen. Bei dieser Gelegenheit ersuchen wir Klopstock uns mehr Nachricht von dem Barden zu geben, den er gefunden zu haben hoffe. Welch ein angenehmes Geschenk für die wenigen Liebhaber der alten Poesie!

Nun kommen wir auf die Gedichte selber: 1) An Ossians Geist. Ein Stück, Ossians vollkommen würdig. Es enthält den Hauptinhalt der Ossianischen Gedichte, und zuletzt eine Klage über den verderbten Geschmack unsrer Zeit in einem sanften klagenden Tone gesagt:

Seit diesem Gesichte bewohn' ich
Die Vorwelt, und lerne die Weisen
Der Barden, und rette der Töne
Zurück in mein Alter so viel ich vermag.

Zwar haben mich viele verlassen,
Die vormal mir horchten! Sie klagen:
Die Steige, die Sined jetzt wandelt,
Ermüden, wer wollte sie wandeln mit ihm!

Doch Seelen dem Liede geschaffen,
Empfindende Seelen, wie deine,
Mein Lehrer! und sind sie schon wenig,
Die schließen bei meinen Gesängen sich auf.

2) Lehren der Vala. 3) Hagbard und Sygna. 4) Odins Helafarth. 5) Asbiörns Prudas Sterbelied. 6) Hakons Leichengesang. 7) Regner und Kraka. 8) Egills Lbsegesang. Sind Uebersetzungen alter Barden, deren Werth man, ohne Schmeicheley, hochschätzen wird, wenn man bedenkt, wie viel Mühe die Uebersetzung eines solchen Stücks aus dem barbarischen Latein den guten Sined gekostet hat. Möchte er bald mehr solche Uebersetzungen mittheilen!

9) Auf die Genesung Theresiens. War, so viel der Recensent sich erinnert, schon vorher bekannt. Der Vers

fließt in diesem Stück so sanft, so voll Wohllaut, daß man zärtlich gerührt werden muß, und besonders sind dem Hr. Denis die Reime sehr gut gerathen, die sonst eben den besondern Beifall unsrer Barden nicht haben.

10) Bardenfeyer am Tage Thereſiens, iſt bekannt genug. 11) Auf Josephs Krönung. Ein vortreffliches Lied in einem harmoniereichen lyriſchen Schwung.

12) Vier Gedichte auf die Reiſen Joſephs, wovon die drey erſtern ſchon lange bewundert worden ſind, und das letzte gewiß allgemeinen Beifall erhalten wird. Aber in dieſem iſt nicht Joſeph der Held, ſondern Joſeph der Vater, der Steurer des Mangels, beſungen:

Sein Herz
Vaterempfindungen voll
Flügelt ſich, Elbe, zu dir vom thürmenden Wien,
Flügelt ſich, Mosham, zu dir.
Harre nach Boten nicht,
Die dir dein Herrſcher ſchickt!
Joſeph iſt Herrſcher! Kein Bot, er ſelber, er kömmt.

16) Die Seile des Pflügers. Auch ſchon lange bekannt.

17) An den Oberdruiden an der Rur. 18) An einen Bardenfreund. 19) Auf das Haupt der Starken bei den Markmännern. 20) An den Oberſten der Barden Teuts (Klopſtock). 21) An den Bardenführer der Brennenheere (Gleim.) 22) An Friedrichs Barden (Ramler.) 23) An den Oberbarden der Pleiße (Weiße.) 24) An den beredteſten der Donaudruiden (Wurz.) 25) Rhin-

gulphs Lied an Sined. 26) Sineds Geſicht (beide ſchon aus den Almanachen bekannt.) 27) An einen Jüngling. Wie vieles müßten wir ſagen, wenn wir von jedem beſonders reden wollten. Die meiſten ſind ganz vortrefflich; dagegen ſtoßen wir aber auch hie und da auf matte Stellen, die wir hinweg wünſchten. Bei einem Barden, der ſonſt ſo erhaben ſingt, wird man unter dem Leſen ſchwacher Stellen etwas unwillig; da überdieß dieſe Flecken ſich ſo leicht abwiſchen laſſen. Doch iſt das Gute auch deſto vollkommner, und dieſer kleine Tadel ſoll keinen Leſer abſchrecken, dieſe dennoch vortrefflichen Stücke zu leſen.

28) Vaterlandslieder. 1) Die Vorzüge ſeines Vaterlandes. 2) Freude über den Ruhm der vaterländiſchen Weiſen. 3) Wider die Nachahmung der alten Griechen und Römer in Deutſchen Geſängen. 4) Freude über den Frieden und Ruhe ſeines Vaterlandes. 29) Morgenlied. 30) Abendlied. 31) Gruß des Frühlings. 32) Das Donnerwetter. 33) Klagen. a) Auf Gellerts Tod. b) Ueber den Geſchmack einiger ſeines Volkes. c) Ueber die Erziehungsart vieler Deutſchen Kinder. d) Ueber den Tod des Unterverſtehers am Thereſianum Hohenwart. e) Ueber die Arme ſeines Volks. f) Ueber den Tod eines geliebten Vogels. Dieſe Elegie darf weder mit Catulls noch Ramlers Nänie verglichen werden. Sie enthält viel Artiges, aber den Recenſenten däucht auch manches ſehr gezwungen darin. Deſto ſtärker und

eindringender aber sind die vorhergehenden Klagen geschrieben, von welchen nur die über Gellerts Tod unbekannt war. O Deutschland, höre doch einmal deine frommen Barden, und folge ihnen. Sie singen jetzt noch immer Mitleid — aber sie können auch fluchen über die Sitten ihres Volks. 34) Urlaub von der sichtbaren Welt. In allen diesen Gedichten athmet menschliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Lasters und der Weichlichkeit, und Liebe der Heldeneinfalt. Oft spricht der Barde kühn, oft eindringend, oft sanft und zärtlich — oft thränend.

Er hat seinen Gedichten Anmerkungen beigefügt, vielleicht um den bellenden Hunden aus dem Wege zu treten, welche über Klopstocks Oden und die Dunkelheit darin so ein lautes Geheule angefangen. Schirach und Consorten werden freilich auch itzt noch nicht zufrieden seyn, wenn gleich der Barde zu ihrer Schwachheit sich oft genug herabgelassen hat.

Wir können Hrn. Denis versichern, daß wir seine Lieder mit vielem Vergnügen gelesen haben.

Nun wird nächstens Hr. Mastalier auch eine Sammlung seiner Gedichte veranstalten, welcher wir mit Freuden entgegensehen.

Endlich gewinnt doch vielleicht die gute Sache des Geschmacks durch die Bemühungen so vieler wackern Männer die Oberhand.

Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung. Zum Druck befördert durch den Herausgeber der Geschichte Usongs. Im Verlag der neuen Buchhandlung. Bern 1772. 8. 223 S.

Diese Briefe waren anfangs als ein Anhang zum Usong bestimmt. Allein weil dieses ein Buch ist, wo Liebe, Krieg und Geschäfte des gemeinen Lebens vorkommen, so konnten, sagt der Verfasser in der Vorrede, die Angelegenheiten der Ewigkeit nicht damit vermischt werden. Auch verwahrt sich der Herr Präsident dagegen, daß blöde Leser in diesen Briefen eines Vaters an seine Tochter nicht ihn suchen sollten. „Diese beiden Namen hat man beibehalten, sagt er, weil sie die unschuldigsten Bande der Liebe bezeichnen, die auf Erden möglich sind. — Allein es wäre eine unerträgliche Eitelkeit, an mich selber zu denken, wenn ich von Gott spreche."

Diese Briefe sind hauptsächlich gegen die stolzen Weisen unsres Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas anders, als den Strafrichter des schändlichen Menschengeschlechts sehen; die da glauben, das Geschöpf seiner Hand sey kein Ungeheuer; diese Welt sey in den Augen Gottes noch etwas mehr, als das Wartezimmer des künftigen Zustandes, und die sich vielleicht gar vermessen zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort

Ich ſehe ſie und ſpare meine Frage,
Die fehlen nicht am Sonn- und Werkeltage.
Wo viel verloren wird iſt manches zu gewinnen.

Ein Kind ſpringt hervor.

Ich bin ein Marketender-Kind
Und zwar von guten Sitten,
Darum wo hübſche Leute ſind
Beſtändig wohl gelitten.

Soldaten lieb' ich, das iſt wahr!
Wer ſollte ſie nicht lieben,
Da ſie in jeglicher Gefahr
Sich immer treu geblieben?

Ich ziehe wieder mit ins Feld:
Kein Weg im Feld iſt bitter.
Es lebe St. Georg der Held,
Die Helden, ſeine Ritter!

Mephiſtopheles zu den Soldaten.

Und ihr verlauft euch nur nicht weit,
Und merkt es wohl, es iſt nun andre Zeit.
Die Herrſcher wiſſen was ſie wollen,
Und iſt ein großer Zweck erreicht,
So ſollt ihr nicht von Land zu Lande tollen.
Parole bleibt: Subordination!
Und Feldgeſchrei iſt: Mannszucht! Nun davon!

ſtrafen. Der Herr Verfaſſer beſtreitet dieſe, nach ſeiner Meinung, der Moralität ſo nachtheiligen Sätze mit allem Eifer. „Dieſer Stolz ſagt er, S. 18, iſt der Seele eigen, und hat nicht in den groben Elementen ſeinen Sitz.“ S. 20. „Bei Gott iſt kein Vergeſſen: Das Vergeben iſt eben ſo wenig von Gott zu gedenken. Der Widerwille Gottes wider das begangene Böſe behält ewig ſeine Stärke, und ewig ſeine Folgen.“ S. 22. „Der Menſch wird mit der Quelle alles Uebels, mit dem Eigenwillen, geboren. Dieſer Eigenwille herrſcht in einem Kinde unumſchränkt, noch ehe als es andere Beiſpiele geſehen hat; es ſträubt ſich mit ſeinen ſchwachen Gliedern gegen allen Zwang.“ Auch die beſten Menſchen ſind in dem Herzen Räuber und Mörder: „Denn (S. 24,) eine neue Philoſophie hat es gerade heraus geſagt: Wenn Wünſche tödten könnten, die Beſitzer eines Guts, das mir gefiele, wären in großer Gefahr ihres Lebens geweſen.“ Oft hat der Herr Präſident mit ſchmerzhaftem Lächeln geſehen, wie die bewunderten Dichter mit einer niedrigen Eiferſucht das Verdienſt verkleinern, das dem ihrigen gleich hoch zu wachſen drohen möchte; wie ſie mit bittrem Grimme diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern. Wir haben es auch geſehen. Allein wir ſchließen nicht daraus, daß alle Waſſer die getrübt werden können, Kothlachen ſind. Noch eine bisher neue Philoſophie über die Dinge dieſer Welt haben wir aus dieſer Schrift gelernt. S. 191. ſagt

der Verfasser: „Hätte Gott die sündigen Menschen hier und in der Ewigkeit der Herrschaft des Lasters übergeben, ohne Beweise seiner Ungnade gegen die thätige Bosheit zu geben, so wäre er nicht mehr der Richter der Welt gewesen, und seine vernünftigen Geschöpfe hätten bei ihrer Tugend keine Belohnung.“ Also, wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: Hasse deinen Bruder nicht, so würde mein Haß keine schädlichen Folgen gehabt haben! Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zerrüttet, und das Laster meine Seelenruhe nicht gestört haben! Auch von der Ewigkeit bekommen wir die sichersten Nachrichten. Der Mensch besteht, wie wir aus dem Katechismo wissen, aus Augenlust, Fleischeslust, und hoffärtigem Wesen. Daraus zieht der Verfasser sein System des künftigen Zustandes. „Wollust und Geiz geht nicht mit uns in die Ewigkeit über“ S. 192. Warum? „Weil wir keine Glieder mehr zur Wollust haben, und weil dort kein Gold ist. Aber der Stolz geht über.“ Von allen Wegen der Vorsehung wird überhaupt durch das ganze Buch immer der wahre und einzige Grund angegeben. S. 200. „der von Gott (durch einen Mittler) erwählte Weg war den Grundtrieben des menschlichen Herzens am angemessensten. Warum? Es wird durch Furcht und Hoffnung beherrscht.“

Wir übergehen die Ausfälle gegen die Feinde der Offenbarung, die öfters Lufstreiche sind, die Raisonnements über die Geschichte der Menschheit zu den Zeiten des Er-

lösers, und die vielen auf einen Haufen geworfenen Beweise für das Christenthum, von denen man so wenig, wie von einem Bündel Ruthen, fordern darf, daß sie alle gleich stark seyn sollen. Auch gegen Ordnung und Compositionen darf man nichts sagen, wenn man nicht in die Ketzerliste eingetragen seyn will. Allein wir geben allen Fanatikern von beiden entgegengesetzten Parteyen zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sey, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen, und dessen Verhältniß zu ihm, zur Sache Gottes zu machen, und darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sey, oder ob das, was in zwey Farben für unser Auge gebrochen wird, nicht in Einen Lichtstrahl für ihn zurückfließen könne. Zürnen und vergeben sind bei einem unveränderlichen Wesen doch wahrlich nichts als Vorstellungsart. Darin kommen wir alle überein, daß der Mensch das thun solle, was wir alle gut nennen, seine Seele mag nun eine Kothlache, oder ein Spiegel der schönen Natur seyn, er mag Kräfte haben seinen Weg fortzuwandeln, oder siech seyn und eine Krücke nöthig haben. Die Krücke und die Kräfte kommen aus Einer Hand. Darin sind wir einig, und das ist genug!

Eden, das ist: Betrachtungen über das Paradies, und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten. Nebst Vorrede von Dr. Karl Friedrich Bahrdt, Professor zu Gießen. Frankfurt a. M. 1772. 8. 161 S.

Es gehört diese Schrift zu den neuern menschenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Ueberrest des Sauerteigs säubern, und unserm Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen. Wenn diese Herren so viele oder so wenige Philosophie haben, sich das Menschenlehren zu erlauben, so sollte ihnen ihr Herz sagen, wie viel unzweydeutiger Genius, unzweydeutiger Wandel, und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören. Wenn sie Welterfahrung besitzen, so werden sie sich bei einem großen Publicum (und das größeste glauben sie doch vor Augen zu haben) ungern erlauben, auch nur Terminologiepagoden umzustoßen und aufzustellen, wenn sie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern theure Begriffe unter diesen Bildern umarmt werden. Aber ihr ikonoklastischer Eifer geht weiter. Sie wagen sich an nichts weniger als an vollkommen biblische Begriffe. — Auch dieser Tractat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegräsonniren: ein Verfahren, das mit der allgemeinen Aus-

legungskunst, auch des strengsten Denkers, streitet; denn, wenn je ein Begriff biblisch war, so ist es dieser. Er hängt so sehr mit der Lehre des Morgenländers von der menschlichen Seele, seiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. s. w. zusammen, wird durch seine Sittensprüche, Allegorien und Dogmata aller Zeiten und Secten so sehr bestätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugestehen wollte, als jedem andern menschlichen Buche, man diese Lehre unmöglich daraus verdrängen kann. So viele Stellen der Apostel und Evangelisten gehen davon aus, und kehren dahin zurück, daß wenn es auch nur ein von Christo in seinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und bestätigt worden; und nur allein der Vorsehung ist es vorbehalten, zu bestimmen, wie viel Wahrheit sie uns auch hierin hat entdecken oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel ein nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich gelehrter Satz (welches doch nie zu erweisen seyn wird); wäre es dem großen Haufen nur Vorstellungsart von einem Principio des Uebels, so wäre es schon als ein glücklich gefundener Markstein nicht zu verrücken, — — oder wäre er auch nur ein in die trüben Canäle der Systeme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht geflossen und Katechismusnahrung geworden, — so würde er auch von dieser Seite ehrwürdig genug seyn, um in ihm nicht die Ruhe und Seelensicherheit so vieler

zu ſtören, die leicht zu verwunden, aber ſchwer zu heilen iſt. Hätte der Verfaſſer ſich den Schriften Moſis auch nur als einem der älteſten Monumente des menſchlichen Geiſtes, als Bruchſtücken einer Aegyptiſchen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, ſo würde er die Bilder der Morgenländiſchen Dichtkunſt nicht in einer homiletiſchen Sündfluth erſäuft, nicht jedes Glied dieſes Torſo abgeriſſen, zerhauen und in ihm Beſtandtheile Deutſcher Univerſitätsbegriffe des achtzehnten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es iſt ekelhaft anzuſehen, wenn uns ein ſolcher Scribent, wie dieſer, unterſcheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geſchichte Edens, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und das hat ſie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den Inhalt der Betrachtungen, der dem Buche vorſteht, und ſehe, was er nicht alles lehren will. Nur Schade, daß er das Stück des Inhalts über jede einzelne Betrachtung vorſetzt, und dadurch den Leſer noch aufmerkſamer auf den Beweis macht. Unſre Leſer erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen herzuſetzen. „§. 45. Das menſchliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgeſtellt; §. 46. dieſem Blut kann eine Liſt beigelegt werden; §. 47. und eben ſowohl eine Rede; §. 50. der Fluch der Schlange ſchickt ſich auch ganz wohl auf das menſchliche Blut; §. 51. hieraus erhellet, warum das Blutvergießen zum Mittel der Verſöhnung gemacht worden iſt; §. 85. man kann gar wohl ſagen, das Opfer des Blutes

Chri-

denn ſie nehmen ſich noch ſchlimmer aus, als Krähen neben dem ſchönen Pfau.

Die Speiſen waren aufgetragen und Julius erbat ſich die Erlaubniß, uns die Plätze anzuweiſen; als es ihm geſtattet war, nahm er die Mädchen bei der Hand und ließ ſie alle an einer Seite und die meinige in der Mitte niederſitzen, alsdann die Männer an der andern Seite und mich in der Mitte, mit dem Ausdruck, daß ich dieſe Ehre wohl verdiente. Im Rücken unſerer Frauenzimmer war eine Wand von natürlichen Jasminen, worauf ſich die Geſtalten, und beſonders meiner Schönen, über alle Begriffe herrlich ausnahmen, und ſo genoſſen wir eines Gaſtmahls, das mit Ueberfluß und Zierlichkeit bereitet war. Gegen Ende des Tiſches kamen einige Singſtimmen zugleich mit einigen Inſtrumenten, und da ſie ihre Notenbücher bei ſich hatten, verlangte meine ſchöne Figur gleichfalls mitzuſingen. Sie leiſtete ſo viel mehr als die andern, daß Julius und Michelagnolo nicht mehr, wie vorher, munter und angenehm ſcherzten, ſondern, ernſthaft, wichtige und tiefſinnige Betrachtungen anſtellten.

Darauf fing ein gewiſſer Aurelius von Aſcoli, der ſehr glücklich aus dem Stegreif ſang, mit göttlichen und herrlichen Worten an, die Frauenzimmer zu loben. Indeſſen hörten die beiden Frauen, die meine ſchöne Figur in der Mitte hatten, nicht auf, zu ſchwätzen. Die eine erzählte, wie es ihr übel ergangen, und die

soph werden aber wenig Antheil an diesen Blättern nehmen können.

Wir hatten gehofft in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen und tiefen Beobachtungen des physischen und moralischen Zustandes des Menschen, nach kühnen und sichern Blicken in die Oekonomie der Schöpfung, mit ausgebreiteter Kenntniß der Welt, sich ein zusammenhangendes Religionssystem gebaut hätte, in dem wenigstens einige Festigkeit, oder doch nur Glanz zu sehen wäre. Dieses System, dachten wir, wird Herr Dr. Münter mit warmem Gefühl, mit erleuchteter Vernunft bestreiten; er wird mit seinem armen Freunde durch die Labyrinthe seiner Untersuchungen wandern; wird seinen wahren Begriffen Allgemeinheit geben; wird, seine Irrthümer zu heilen, seine Augen zu einem großen Blick über das Ganze öffnen; wird ihm die Religion in ihrer Simplicität zeigen; wird wenig von ihm fordern, um viel zu erhalten; und lieber den Funken im Herzen, sollte es auch bis im Grab nur Funke bleiben, zu nähren und zu bewahren, als die helleste Flamme in der Phantasie aufzutreiben suchen. — Wir fanden uns aber betrogen.

Struensee war so wenig Philosoph, als es Herr Dr. Münter zu seyn scheint; und wahrlich, wäre es einer oder der andere um ein Quentchen mehr gewesen, so würden sie nimmermehr mit einander zurecht gekommen seyn. Struensee eröffnet §. 10 seine Begriffe von der

Metaphysik des Menschen: er hält ihn für eine Maschine; will ihm aber die Freiheit nicht absprechen, die jedoch durch die Empfindungen bestimmt würde. Die Handlungen seyen nur moralisch, in so fern sie der Gesellschaft schadeten; an sich sey alles gleichgültig. — Ein so übel zusammenhangendes Gewebe war leicht zerrissen. Herr Dr. Münter setzt Hypothese gegen Hypothese, und so sehr die seinige mit willkürlichen Begriffen und Kunstwörtern ausgestopft war, die Struensee gewiß nicht, oder wenigstens nicht so wie sein Gegner verstand, so war sie doch leicht wahrscheinlicher zu machen als die Struensee'sche, die in sich nichts taugte. Schon in der dritten Unterredung wünschte der Graf die Unsterblichkeit. Er hatte Jerusalems Betrachtungen gelesen: und diese verleiteten ihn zu seinem Wunsch, der Hrn. Dr. Münter die übrige Bekehrung außerordentlich erleichterte. Nun war nichts übrig als dem Grafen seine Verbrechen recht empfindlich zu machen, und ihn zu zwingen, Trost zu suchen. Das war auch die Operation, die Hr. Dr. Münter vornahm, und die die natürliche Wirkung hatte, daß Struensee, der nie Philosoph war, mit beiden Händen zugriff, und sich alles gefallen ließ, was ihn trösten und ihm Glück jenseit des Grabes versprechen konnte, da dießseits keins mehr für ihn da war.

Man lese diese ganze Schrift, und insbesondere die Nachricht des Grafen selbst, so wird man, wenn wir

uns nicht sehr betrügen, diesen Gang seiner Seele leicht finden; den Mann, der lange an einer Kette auf einem mühseligen Weg herumgezogen wurde, sich losreißt, und unbekümmert, ob er auf Weg oder Wüsteney geräth, so lange herum schlendert, bis er in einen Abgrund sinkt, vor dem er zittert. Im Fallen strengt er seine Phantasie an, mit tröstenden Hoffnungen von Ruhe, von Freude, von Glückseligkeit am Boden des Abgrundes, seinen Fall zu erleichtern! oder in jedem Wind den Gang eines Engels zu hören, der ihn aufhalten und zu glücklichern Gefilden tragen werde.

Wir wollen dadurch weder des Herrn Dr. Münters menschenfreundliche Bemühungen tadeln, noch des unglücklichen Grafen Bekehrung in Zweifel ziehen. Struensee wußte wohl selbst nicht, wo sein Glauben lag; wie sollte es Herr Dr. Münter wissen? und da sich der Proselyte immer im allgemeinen auf Bücher berief, und in den fürchterlichen kurzen Stunden, die ihm noch übrig waren, so ganz roh von Begriffen war, so war auch zu einer wahren Umbildung des Herzens und der Denkungsart, wenigstens in dem Weg den Menschenaugen sehen können, keine Zeit vorhanden. Ueber den Werth der Bekehrung kann aber Gott allein urtheilen; Gott allein kann wissen, wie groß die Schritte seyn müssen, die hier die Seele thun muß, um dort seiner Gemeinschaft und dem Wohnplatz der Vollkommenheit und dem Umgang und der Freundschaft höherer Wesen näher zu kommen. —

Demetrius.

Tragödie ſpricht.

Verſtummſt du, Schweſter, trittſt zurück verlegen,
Als wärſt du hier ein fremder Neulings-Gaſt?

Epos.

Gar vieles hat mir heut ſchon obgelegen,
Dem mannigfalt'gen Wort erlieg' ich faſt.
Nun kommt mir noch ein Schwierigſtes entgegen.
Wie faſſ' ich an, wie heb' ich dieſe Laſt?
Wer gäbe mir in dieſer Zeiten Meere
Zu ſchwimmen Kraft! O, wenn's der Anfang wäre!

Ich ſeh' ein Reich vor meinem Blick gebreitet,
An Flüſſen raſch, an grünen Ebnen klar,
Das immerfort ſich vor den Augen weitet,
Zum gränzenloſen Raum verliert ſich's gar.
In Städten, auf dem Lande wie bereitet
Ihr eigen Glück die wohlgenährte Schaar!
Das Feld ergrünt, der Handel wogt lebendig,
Sobald ein Herrſcher mächtig und verſtändig.

Doch ach! das Reich bis zu dem Fuß der Thronen
Von eignem, bald von fremdem Blute roth,
Denn wilde Horden, fluge Nationen,
Heran ſich drängend führen Qual und Noth.
Tartaren, Türken, Pohlen, ohne Schonen,
Auch Dänen, Schweden dringen, ſuchen Tod.

Das ist unser Urtheil über diese Bogen, die wir dessen ungeachtet, allen Eltern, Lehrern, Predigern und übertriebenen Devoten angelegentlichst empfehlen, weil sie aus ihnen die große Wahrheit lernen werden: daß allzustrenge, und über die Gränzen gedehnte Religionsmoral den armen Struensee zum Feind der Religion gemacht hat. Tausende sind es aus eben der Ursache heimlich und öffentlich, Tausende, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund, und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemahlt hätte, der immer bereit ist mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist. — Wir müssen es einmal sagen, weil es uns schon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, la Mettrie, Helvetius, Rousseau, und ihre ganze Schule, haben der Moralität und der Religion lange nicht so viel geschadet, als der strenge, kranke Pascal und seine Schule.

Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann; dritter und letzter Band. Zürich 1772. 8. 382 S.

Es war immer so und natürlich, daß der nach Ewigkeit Hungernde und Dürstende solche Speisen sich droben in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier angenehm waren, sein Magen hier vertragen konnte. Der

weiche Orientale bepolstert sein Paradies um wohlgeschmückte Tische, unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten und ihre ewig reinen Weiber herabhängen. Der brave Norde überschaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unermeßlichen Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner unzerstörlichen Stärke, ruht dann, sein Glas Bier mit Heldenappetit auszechend, neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkündiger hofft dort eine Akademie, durch unendliche Experimente, ewiges Forschen sein Wissen zu vermehren, seine Kenntniß zu erweitern.

Herr Lavater wird uns verzeihen, wenn wir seinen Plan zur Ewigkeit, den er, nach sich berechnet, freilich für allgemein halten muß, nur für einen specialen, und vielleicht den specialsten ansehen können.

In dem ersten Theil S. 23 erklärte er sich schon, wie er sein Gedicht für den denkenden und gelehrten Theil der Menschen, besonders Christen bestimme. Bisher hat er Wort gehalten, und eröffnet nur Aussichten für Denkende und Gelehrte, wenigstens ist mit allzugroßer Vorliebe für diese gesorgt; sie stehen überall vornen an, und Newton und Leibnitz haben zu ansehnliche Vorzüge vor Bürgern und Bauern, als daß man nicht merken sollte, einer ihrer Familie habe den Hofstaat dieses Himmelreichs zu bestallen gehabt.

Herr Lavater macht kein Geheimniß, daß Bonner ihm den ersten Anlaß gegeben. Wie deutlich sieht man nicht in dem zwölften Briefe, dem letzten des zweyten Bandes, eine Seele, die, von Speculation über Keim und Organisation ermüdet, sich mit der Hoffnung letzt, die Abgründe des Keims dereinst zu durchschauen, die Geheimnisse der Organisation zu erkennen, und vielleicht einmal da als Meister Hand mit anzulegen, wovon ihr jetzt die ersten Erkenntnißlinien nur schwebend vordämmern; eine Seele, die in dem großen Traum von Weltall, Sonnendonnern und Planetenrollen verloren, sich über das Irdische hinauf entzückt, Erden mit dem Fuß auf die Seiten stößt, tausend Welten mit einem Finger leitet und dann wieder in den Leib versetzt, für die mikromegischen Gesichte, Analogie in unsern Kräften, Beweisstellen in der Bibel aufklaubt.

Von dem gegenwärtigen Theile, der dreyzehn Briefe enthält, müssen wir sagen, daß sie nach unserer Empfindung sogar hinter den vorigen zurückbleiben. Und wir haben in diesen Briefen nichts gesucht, als was uns der Verfasser versprach, ausgegossene Ahnungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Samenblätter von Gedanken; und statt allem diesem finden wir Raisonnement und Perioden, zwar wohlgedacht und wohl gesprochen; aber was soll uns das!

Schon da wir vor dem ersten Theile den Inhalt der

zukünftigen Briefe durchsahen, machte es einen unangenehmen Eindruck auf uns, die Abhandlungen von Erhöhung der Geistes-, sittlichen und politischen Kräfte, in Briefe abgetheilt zu sehen. Was heißt das anders, als durch gelehrtes Nachdenken sich eine Fertigkeit erworben haben, auf wissenschaftliche Classificationen eine Menschenseele zu reduciren. Und da wir nun gar die Briefe selbst durchschauen, finden wir, was wir vermuthen konnten, aber doch immer weniger als wir vermutheten. Im dreyzehnten Brief „von Erhöhung der Geisteskräfte," logisch-metaphysische Zergliederungen der Geschäftigkeit unsers Geistes, durch Multiplication jenes Lebens würdig gemacht. Er schließt, wie in den vorhergehenden Briefen: „Heben wir hier eins, so heben wir dort tausend," als wenn nicht eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend dieser Erde bestünde. Doch das geht durch's ganze Buch durch. Denn auch in diesem Briefe tritt Erkenntniß vornen an, die ewige Wißbegierde, das systematisirende Erfahrungsammeln. Hat er nie bedacht was Christus dem großen Haufen an's Herz legt: „Wenn ihr nicht werdet, wie diese Kindlein" und was Paulus spricht: „das Stückwerk der Weissagungen, des Wissens, der Erkenntniß werde aufhören, und nur die Liebe bleiben." Aber ach! im vierzehnten Brief führt er die Liebe erst auf den Schauplatz; und wie? über unsere sittlichen Kräfte, nach An-

laß theologischer Moral mit einiger Wärme homiletisirt er, daß Phrase die Empfindung, Ausdruck den Gedanken meist so einwickelt, daß alles zusammen auf das Herz gar keine Wirkung thut. Nicht besser ist's im funfzehnten und siebzehnten Briefe. In jenem sind uns die Knechtschaft und Herrschaft anstößig gewesen; biblisch-bildlich mögen sie seyn, der Empfindung zusagend sind sie nicht, und die Analogie aus diesem Leben nicht gedacht. Haben hier funfzig Lässige nöthig, durch Einen Wirksamen ermuntert zu seyn, muß es hier Menschen geben, die Mittelpunct sind und Sonne; aber dort, wo alles, Hinderniß und Trägheit, wegfallen soll! — Wir wollen uns in kein Widerlegen und Vordrängen unsrer Meinungen einlassen. In dem siebzehnten Brief von den gesellschaftlichen Freuden des Himmels ist viel Wärme auch Güte des Herzens, doch zu wenig um unsre Seele mit Himmel zu füllen. Dem sechzehnten Brief von der Sprache des Himmels wollen wir sein Wohlgedachtes nicht abläugnen, doch quillt auch da nichts aus der Seele, es ist so alles in die Seele hereingedacht. Der achtzehnte und neunzehnte Brief von Vergebung der Sünden, und den seligen Folgen des Leidens, werden hoffentlich die heilsame Wirkung haben, gewisse Menschen über diese Materien zu beruhigen. Wir sagen gern von den übrigen nichts; über das Einzelne haben wir nichts zu sagen, wir sind viel zu sehr mit der Vorstellungsart, aus

der Herr L. schreibt, vertraut, als daß wir ihn von denen Seiten schikaniren sollten, von denen er schon so viel hat leiden müssen. Und aus unserm Gesichtspunct haben wir gesagt, was wir zu sagen hatten; der grübelnde Theil der Christen wird ihm immer viel Dank schuldig bleiben. Er zaubert ihnen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie sonst nichts als Düsternheit und Verwirrung sahen.

Noch einige Worte von dem zu erwartenden Gedichte. Hätte L. für den empfindenden Theil der Menschen zu singen, sich zum Seher berufen gefühlt, er hätte übel gethan, diese Briefe zu schreiben, würde sie auch nicht geschrieben haben. Er hätte empfunden für Alle. Die aus seinem Herzen strömende Kraft hätte Alle mit fortgerissen. Allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da ihr ehe hundert Herzen vereinigt, als zwey Köpfe, da sollte er wohl Gesichtspuncte variiren, Scrupel aus dem Wege räumen, und dazu bestimmte er die Briefe. Wir wissen nicht, ob er den Zweck durch sie erreicht. Seinem alten Plan bleibt er getreu, seinen Gesinnungen auch, trotz allem Widerspruch. Da dünkt's uns dann, er hätte doch besser gethan, gleich mit der ersten Wärme an's Gedicht zu gehen, und zu wagen was er doch noch wagen muß.

Wir wünschen ihm Glück zu seiner Unternehmung. Und wenn er irgend einen Rath von uns hören mag, so hat er über diese Materien genug, ja schon zu viel gedacht.

Nun erhebe ſich ſeine Seele, und ſchaue auf dieſen Gedankenvorrath, wie auf irdiſche Güter, fühle tiefer das Geiſterall, und nur in Andern ſein Ich. Dazu wünſchen wir ihm innige Gemeinſchaft mit dem gewürdigten Seher unſerer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geiſter durch alle Sinnen und Glieder ſprachen, in deſſen Buſen die Engel wohnten: deſſen Herrlichkeit umleuchte ihn, wenn's mdglich iſt, durchglühe ihn, daß er einmal Seligkeit fühle, und ahne, was ſey das Lallen der Propheten, wenn ἄῤῥητα ῥήματα den Geiſt füllen!

Predigten über das Buch Jonas von Johann Caspar Lavater, gehalten in der Kirche am Waiſenhauſe. Winterthur 1773. Die erſte Hälfte. S. 254. gr. 8.

Jedes große Genie hat ſeinen eigenen Gang, ſeinen eigenen Ausdruck, ſeinen eigenen Ton, ſein eigenes Syſtem, und ſogar ſein eigenes Coſtum. Wenn das nicht wahr wäre, ſo müßten wir unſern Lavater für die allerſeltſamſte Erſcheinung von der Welt halten. Wir müßten bei Vergleichung einer Lavateriſchen Schrift mit der andern den ſeltſamſten Contraſt, und ſelbſt in einer und derſelben Schrift die wunderbarſte Vermiſchung von Stärke und Schwäche des Geiſtes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philoſophie und trüber

Schwärmerey, von Edelm und Lächerlichem zu erblicken glauben. Allein der Recensent hat diesen Mann seit einiger Zeit genauer studirt, und würde sich nun der Sünde fürchten, dieses Urtheil über ihn zu fällen. Jener Contrast ist bloß scheinbar — so wie überhaupt der Begriff von dem, was man Contrast nennt, eigentlich nur relativ ist. Denn eigentlich nennen wir alles so, was dem gemeinen Haufen der Menschen auf- und nebeneinander gestellt lächerlich und abgeschmackt vorkommt. Ist aber jedes große Genie zugleich Original, hat es, seiner Natur nach, seinen eigenen Gang, sein eigenes Costum, wie wir oben sagten, so ist das in Beziehung auf ihn nicht mehr Contrast, und der Zuschauer muß seine Weise mit Ehrerbietigkeit betrachten, ohne sich unterfangen zu wollen jeden Schritt desselben nach dem gemeinen Maßstabe zu beurtheilen. Er muß, was ihm ungewöhnlich ist, mit abgewandten Blicken vorbeilassen; oder, wenn er so demüthig seyn kann, anstaunen — und so wenig er begreifen kann, wie der Mann darauf kam, dennoch damit sich beruhigen, daß er zu sich selbst sage: so denket, so spricht nur — ein Lavater! und also nun kein Wort weiter von dem, was ein anderer Recensent vielleicht würde gerügt haben.

Hr. Lavater hat diese Predigten seinem durch mancherlei Demüthigungen bewährten lieben Freund und Bruder Hasenkamp, Rector am Gymnasium zu Duisburg, zugeeignet, und uns

von ungefähr einen Fingerzeig auf die Ungründlichkeit mancher Urtheile von seiner Denkart gegeben, die wir nicht unbemerkt lassen können: „Menschlichkeit auszubreiten, lieber Freund, Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend, ist einer meiner Hauptzwecke bei diesen Predigten. Dieß, lieber Bruder, sey dir ein Wink! Herzlich gern möchte ich mich noch länger über wichtige Reichsangelegenheiten mit dir unterhalten (so denkt, so spricht nur — ein Lavater! also nur geduldig darüberhin, lieber Leser!), aber ich kann es nicht. Ich sage also nur noch: sey weise, sey ein Mann! — — widersetze dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmuth und leuchtender Stärke des Geistes und Herzens, den beiden großen Feinden der Wahrheit und Tugend — ich meine das empor brausende christusleere Christenthum, auf der einen, und die vernunftlose Schwärmerey auf der andern Seite." Sprich, lieber Leser, ob unser Lavater nicht fürtrefflich denkt? aber, sprich, ob es nicht höchst wünschenswürdig wäre, daß man beide diese Feinde besser kennen lernte, als sie die meisten kennen. Denn wie viele wissen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt christusleeres Christenthum? was, vernunftlose Schwärmerey? Welches sind ihre Gränzlinien, welche die Mahlzeichen des Thiers? Möchte sie doch einst ein Lavater beantworten!

Die erste der Predigten handelt von der Allgemeinheit der göttlichen Fürsehung. Vom

erzählt Hr. Lavater schön und ungekünstelt den sonderbaren Ruf des Jonas aus der Geschichte des Textes. Wobei wir uns doch gewundert haben, wie Herr L. sagen konnte: „das ist schwer zu begreifen — daß er auf den tollen Einfall gerieth vor dem Angesichte des Herrn zu fliehen, und seiner allgegenwärtigen Hand gleichsam zu entlaufen," da doch die Anmerkung so alt als richtig ist, welche die besten Ausleger zu Ablehnung dieses Vorwurfs gemacht haben, daß ein allgemeines Nationalvorurtheil bei den Juden war, als ob (פני יהוה) das Angesicht Gottes nur über die Juden leuchte; das heißt, das Gott nur unter seinem Volke seine Specialprovidenz durch unmittelbare Offenbarungen und andere besondere Wirkungen äußere; ja daß er sich um die Heiden gar nicht bekümmere und sie seiner Vorsorge würdige. Unfehlbar hatte auch Jonas den Gedanken, wenn er nur Gott (wie man sagt) aus dem Gesichte, das heißt aus Palästina wäre, so würde er von so unangenehmen Aufträgen nichts weiter zu befürchten haben — und läßt nicht selbst der ehrliche Charakter des Jonas, den Herr L. in der Folge rühmt, jeden nachdenkenden Leser vermuthen, daß eine solche durch ein allgemeines Vorurtheil gestimmte Schwachheit bei dieser Flucht zum Grunde müsse gelegen haben? S. 22. ist der Gedanke: „mir scheint unter allen (heiligen Verfassern) keiner so ganz ausdrücklich, so ganz durchaus, und mit dem größten Fleiße dieß (nämlich die allwaltende Fürsehung

So macht der Herrſchaft, ſo des Raubs Gelüſte
Den Mittelpunkt des Reichs zu Graus und Wüſte.

Da greift denn jeder, der ſich tüchtig nähme,
Nach Schwert und Scepter, wer den Feind vertreibt,
Wer gräßlich ſtraft, daß Unwill ſich bequeme,
Und dann zuletzt von allen übrig bleibt!
Der Leichtſinn auch erringt ſich Diademe,
Bis aufgebracht ein Gegner ihn entleibt.
So Boris, ſo Demetrius, Marina,
In wildem Wuſt bald Ner und bald Regina.

So weder Liebe, Zutraun noch Gewiſſen
Einheimiſchen und Fremden in der Bruſt,
Bis nun erſcheint was alle längſt vermiſſen,
Ein Heldenpreß, dem Land zu Glück und Luſt.
Er wird ſich in's Geſchick zu fügen wiſſen,
Es fügt ſich ihm daß alle, ſich bewußt
Des eignen Heils, dem Herrſcherwort ſich fügen,
Sich bildend adeln, zu der Welt Vergnügen.

Nun klärt ſich's auf, er kehrt in ſeine Schranken
Der Völker Schwall im ungemeſſnen Land,
Nun wirken große, größere Gedanken,
Erweitert Gränze, thätig innrer Stand.
Für Wiſſenſchaft und Kunſt und Handwerk danken
Die Völker, ſonſt von allem abgewandt,
Wetteifernd überträgt Bezirk Bezirken
Kraft, Stärke, Reichthum, Schönheit, edles Wirken.

Gottes glaubwürdig, und, ſo viel wie möglich, handgreiflich zu machen) immer vor dem Auge gehabt zu haben, — wie der Verfaſſer dieſes Buchs" unfehlbar etwas übertrieben. Wir dürfen Hrn. L. nur an das Buch Hiob erinnern, um ſeine Beiſtimmung zu erhalten. Im Buch Hiob iſt unfehlbar der Satz: „Gottes Fürſehung iſt unergründlich — aber doch immer durch den Ausgang groß und bewundernswürdig" die offenbare Hauptabſicht des Verfaſſers geweſen: ſo wie ich glaube, daß im Buche Jonas der Zweck war, obgedachtes jüdiſches Vorurtheil zu widerlegen und zu zeigen, daß ſich Gottes Fürſehung auch auf die Heiden erſtrecke. Der Gedanke: Die Stimme der Fürſehung iſt die Stimme Gottes, den Herr Lav. S. 64 u. f. ausführt, iſt ſeit jeher auch der Lieblingsgedanke des Recenſenten geweſen, und er hat ſich immer wohl dabei befunden. Kurz wir haben alle Predigten dieſes erſten Bandes mit Vergnügen und mit warmer Hochachtung für den Verfaſſer geleſen, und empfehlen ſie unſern Leſern aus Ueberzeugung.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach Türkischen Gesetzen. Andere durchgehends verbesserte und mit einem Anhang vermehrte Ausgabe, welche die Widerlegung der wichtigsten Zweifel enthält. Bayreuth und Leipzig. 1772. 8. 306 S.

Man weiß aus der ersten Ausgabe, daß dieses Buch die Lehre von der moralischen Freiheit geradezu widerlegt. —

Es waren einmal einige Vögel in einer weitläufigen Voliere. Ein Buchfink sagte zu seinem Nachbar Zeisig, der von einem Bäumchen zum andern munter herumflatterte: Weißt du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig stecken? Was Käfig, sagte der Zeisig; siehe wie wir herumfliegen! Dort ist ein Käfig, wo der Kanarienvogel sitzt. — Aber ich sage dir, wir sind auch im Käfig. Siehst du dort nicht das Gegitter von Drath? — Das ist dort, aber siehe, so weit ich auf allen Seiten sehen kann, sieht kein's! — Du kannst die Seiten nicht alle übersehen. — Das kannst du auch nicht! — Aber denke nur, fuhr der Buchfinke fort, bringt uns nicht unser Herr alle Morgen dort in den Treg Wasser, streut er uns nicht hier auf die Ecke Samenkörner; würde er das thun, wenn er nicht wüßte, daß wir eingeschlossen sind und nicht davon fliegen können? — Aber, sagte immer der Zeisig, ich kann ja freilich davon fliegen! So strit-

ten

ten ſie noch lange; bis endlich der Kanarienvogel aus ſeiner Ecke rief: Kinder, wenn ihr ſtreiten müßt, ob ihr im Käfig ſeyd oder nicht? ſo iſt's ſo gut, als wäret ihr nicht darinnen! —

Seitdem uns ein alter Philoſoph dieſe Fabel gelehrt hat, ſeitdem haben wir allen Streit über Freiheit aufgegeben. Es iſt vielleicht auch keine gelehrte Zänkerey weniger gründlich behandelt worden, als dieſe. Meiſt hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkür geſchaffen, und meiſt auf der andern Einwürfe aus ſchiefen Inductionen geholt. Am Ende war Spott hier, und Anathema dort der Beſchluß des ſehr entbehrlichen Drama's.

Herr Alexander von Joch iſt nicht weit von der gewöhnlichen Methode abgegangen. Er ſetzt aus von dem allgemeinen Schickſal, geht alsdann auf den Menſchen und ſeinen Willen über, zeigt, daß ſein Verſtand nicht frei ſey, weil er von den Gegenſtänden und ſeinen phyſiſchen Geſetzen abhänge; noch weniger aber der Wille, welcher theils durch die Nothwendigkeit, das Angenehme zu wählen, das Unangenehme zu meiden, theils durch den ebenfalls knechtiſchen Verſtand regiert würde.

Umſonſt widerſtrebt das Gefühl. Wir werden erſtaunlich betrogen, wir glauben in dem Augenblick wir wollten, in welchem wir gezwungen werden; und dann, wer kennt nicht die Gewalt einer Lieblingsidee, einer Idea fixa!

Warum aber dieſe Idee? Gewiß nicht um der Moral, und um der Lehre von Verdienſt und Strafe willen. Die Schönheit iſt gefällig, ob ſie gleich ein Geſchenk des Himmels und kein ſelbſt erworbener Werth iſt. So auch moraliſcher Werth. Belohnungen und Strafe aber ſind immer unentbehrlich, weil ſie eben die Mittel ſind, wodurch der Wille gezwungen wird. — Das iſt ungefähr ſo der Hauptinhalt von dem Syſtem des Herrn Alexander von Joch, an welchem uns die oft gute Laune, das Originelle und Offenherzige ſehr wohlgefallen hat, ob wir gleich wünſchten, daß er ſeiner Meditation einen andern Vorwurf gewählt hätte.

Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von ſehr vielen Gelehrten, wenigſtens Schriftſtellern, für weit leichter gehalten wird, als ſie iſt. Man ſtellt ſich meiſtens vor, daß ein flüchtiges Raiſonnement die Sache ausmachte; aber in der That, wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Weſen und die erſte Springfeder aller Thätigkeit erkennen. Wer wagt ſich in dieſe Tiefe, wenn er ſie kennt?

Insbeſondere dünkt uns, hat man den wahren Punct des Streites faſt immer verfehlt. Es iſt gar nicht die Rede von der Frage: Ob ein Weſen ſeinem Weſen gemäß handeln müſſe? Wer ſollte das läugnen? Doch haben's alle die, welche die Gleichgültigkeit der Wahl vertheidigen wollen. — Laßt die ſich drehen wie ſie kön-

nen! — Die eigentliche Frage ſollte, dünket uns, ſo vorbereitet und feſtgeſetzt werden:

Ein thätiges Weſen iſt alsdann weder frei noch gezwungen, wenn alle Handlungen, die es thut, auf ſeinen eigenen Selbſtgenuß hinauslaufen; gezwungen aber iſt's, wenn ſie zum Genuß, den ein anderes Weſen hat, abzwecken. — Freiheit iſt ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff; muß es auch ſeyn, denn ohne Beſtimmung, folglich ohne Zwang, iſt nichts möglich, nichts gedenkbar. Freiheit drückt Abweſenheit von einer gewiſſen Beſtimmung aus. Nun von was für einer? Von einer weſentlichen, innern? Unmöglich! Alſo iſt es Thorheit, da das Wort Freiheit zu gebrauchen, wo von ſolchen Beſtimmungen die Rede iſt; es heißt da eben ſo viel, als ſeyn und nicht ſeyn. Soll das Wort Sinn haben, ſo muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältniß iſt, das nicht weſentlich iſt, ohne welches das Weſen exiſtiren könnte. — Sieht man die Lehre von der Freiheit in dieſem Lichte, ſo kann man wohl eher etwas Vernünftiges dafür ſagen, und ich zweifle, ob Hr. v. Joch ſie alsdann widerlegen würde.

Eben dieſe Ausſicht breitet auch Licht über die darniederſchlagende Lehre vom Schickſal. Es iſt nicht genug, wie Alexander von Joch, ſich bloß auf die tauſend kleinen Gelegenheitsurſachen zu berufen, die eine Veränderung im Weltſyſtem machen. Alle wirken; ohne alle kann die Veränderung nicht ſtattfinden; das

weiß ich, oder glaub' ich vielmehr; aber alle sind wieder unnütz ohne meine Wirkung. Es ist also einmal ein Cirkel, das Fatum anzunehmen, weil die Menschen nicht frei sind, und den Menschen die Freiheit absprechen, weil das Fatum angenommen worden ist. Auf der andern Seite aber ist jeder durch die ihm wesentliche Bestimmung nach seinem eigenen Selbstgenuß zu wirken, immer in so fern Herr seines Schicksals, wenigstens dient das Schicksal ihm. —

Doch die Materie ist unerschöpflich, und der Kanarienvogel in unsrer Fabel sagt alles, was wir von diesem Buch und der ganzen Streitfrage denken.

Herrn Hollands philosophische Anmerkungen über das System der Natur, aus dem Französischen, von Wetzel. Bern im Verlag der neuen Buchhandlung. Erster Theil 358 S. Zweyter Theil 334 S. 8. Bern 1773.

Gegen einen leichtgerüsteten Franzosen tritt hier ein schwer bewaffneter Deutscher, gegen einen Partengänger ein regulirter Krieger auf. Indessen sind weder Waffen noch Kunst sein eigen, und das war hierzu auch nicht nöthig. Mit einer guten Belesenheit in Sulzers, Kants, Mendelsohns, Garve's Schriften, konnte er schon den Französischen Weltweisen überflügeln. Herr Holland hat nur das Verdienst eines guten philosophischen Samm-

lers, und wir glauben auch, daß er ſelbſt ſeine Quellen würde dankbar angezeigt haben, wenn er nicht Franzöſiſch und für Franzoſen geſchrieben, und alſo die Citationen geſcheut hätte. Nur haben wir uns bei ſeiner ausgebreiteten Lectüre darüber gewundert, daß er nicht zu wiſſen ſcheint, was Voltaire gegen das Systeme de la nature geſchrieben, und was unſer Herz gegen daſſelbe und gegen Voltaire's Widerlegung erinnert hat. Herr Wetzel hat (wenn nun einmal die Franzöſiſche Schrift in's Deutſche überſetzt werden ſollte) das Verdienſt eines ſorgfältigen Ueberſetzers, wobei man gern einige Fehler gegen die Deutſche Grammatik überſieht. Er thut wohl, daß er das Systeme zugleich mit überſetzte, denn ſo kann man zugleich beide Parteyen hören. Aber bei ſeinen Invectiven gegen die Franzoſen hätte er ſich Hrn. Hollands Billigkeit zum Muſter vorſtellen ſollen. Man muß niemanden der zu irren ſcheint, Gefühl für Tugend und Rechtſchaffenheit abſprechen, und Eigenſinn und Tücke aufbürden, ſo lange man nicht weiß, ob der Gegner mit Vorſatz Irrthümer lehre.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. v. Sonnenfels. Wien. 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an ſich wäre ſchon ein ſchlimmes Zeichen, wenn die unzufriedene Ueberſichtigkeit der Menſchen nicht dafür bekannt wäre,

daß sie oft die ganze Welt durchsucht und ausfragt, nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen.

Eine akademische Schrift unter dem Vorsitze J. V. S. in der K. K. Theresianischen adeligen Akademie, nebst 75 Lehrsätzen aus der Polizeyhandlung und Finanz, vertheidigt von vier bis sechs Uhr! Da war ihre Bestimmung vollendet, das hätte auch ihr Lebensziel seyn sollen, und sie hätte ruhen mögen bei ihrer großen Familie, bis an jüngsten Tag.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, in Form eines Tractats, für's Deutsche Publicum!

Die ewigen mißverstandnen Klagen nachgesungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus.“ Wenn wir einen Platz in der Welt finden da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken; haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebne Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpuncten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist?

Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, drinnen zu liegen. Nachdem Herr S. in den ersten zwey Haupt-

ſtücken allerlei Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beſchränkung, Anhänglichkeit und dergleichen, mit Nationalzügen mancherlei Völkerſchaft wohl durcheinander gerührt und mit hiſtoriſchen Bonmots und Chronikenmährchen à la Zimmermann und Abbt, fein gewürzt, macht er im dritten, nach einem Cameralanſchlag, die Vortheile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe, aus dem Lande, das eine Nation bewohnet:

Was trägt { Jagd, Fiſcherey, Viehzucht, Feldbau, eben Land, gebirgig Land, unfruchtbares Land } zur Vaterlandsliebe bei?

Da kommen nun die jagenden und ſtreifenden Völkerſchaften am übelſten zurecht. Und hier müſſen wir anmerken, daß Hr. S. durch das Wort Vaterland verführt, durchaus zu ſehr als glebae adscriptus diſcurrirt, und wir halten's noch immer mit dem Themiſtokles: Nicht der Boden, ſondern die Verhältniſſe eines Volks, deren zwar viele auch aus dem Lande, das ſie bewohnen, hervorſpringen, beſtimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigne Geſchlechter.

Im vierten Hauptſtück werden dem Geſetzgeber Handgriffe gelehrt, Lykurg, Solon, Numa treten

als Collegae Gymnasii auf, die nach der Capacität ihrer Schüler Exercitia dictiren. In den Resultaten des Lebens dieser großen Menschen, die wir noch dazu nur in stumpfen Ueberlieferungen anschauen, überall Principium, politisches Principium, Zweck zu sehen; mit der Klarheit und Bestimmtheit wie der Handwerksmann Cabinetsgeheimnisse, Staatsverhältnisse, Intriguen bei einem Glase Bier erklärt, in einer Streitschrift zu erklären! — Von Geheimnissen (denn welche große historische Data sind für uns nicht Geheimnisse?) an welchen nur der tieffühlendste Geist mit Ahnungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu raisonniren! — Es wird alle Tage schlimmer. Ehmals gab man nur Gelehrsamkeit in solchen Schriften preis: an der war doch nichts für's Menschengeschlecht verloren; jetzt mißhandeln die Herren guten Sinn und Empfindung!

Durchaus werden die Gesetze en gros behandelt; alle Nationen und Zeiten durch einander geworfen; unsrer Zeit solche Gesetze gewünscht und gehofft, die nur einem erst zusammengetretenen Volk gegeben werden konnten. Und man sieht nicht, daß man in die Luft redet, und ausgezischt zu werden verdient, wie einer, der Damen im Reifrocke Eva's Schürzchen vorpanegyrisiren wollte.

Fünftes Hauptstück. Regierungsformen, nach wohl skelettirter tabellarischer Terminologie, was sie zur Verbreitung der Vaterlandsliebe beitragen mögen.

Und nun zuletzt im sechsten Hauptstück, geben

Turandot.

Altoum spricht.

Vom fernen Osten, ja vom fernsten her
Zeigt sich Altoum, ein Monarch der Bühne,
Die Fabel hat ihn auf den Thron gesetzt,
Mit manchem Prunk und Herrlichkeit begabt,
Doch herrlicher als Kron und Scepter glänzt
An seiner Seite Tochter Turandot.
Zwar sagt man von der Jungfraun schönem Chor
Die Herzen sämmtlich seyen räthselhaft;
Doch dieser hat ein höchst subtiler Geist
So viele Räthsel in den Kopf gesetzt
Daß mancher Freier scheiternd unterging.

Auch hat sie mich, das will ich gern gestehen,
Zur langen Reise eigentlich genöthigt;
Und weil ich ihr doch nichts versagen kann,
So führt' ich sie in ihrem Stolz herein.
Manch Räthsel hatte sie sich ausgedacht,
Den Geist zu prüfen dieses großen Hofs;
Doch sie verstummt und raunt mir nur in's Ohr:
Am Ende sey sie ihrer ganzen Kunst.
Denn wie ihr schon die Träume wahrgemacht,
So löstet ihr auch jedes Räthsel auf.
Und welches Wort sie immer sucht und wählt
In Redeknoten listig zu verstricken:
Zum Beispiel Majestät, und Häuslich Wohl,
Thron und Verdienst und rein verbreitet Glück,
Das alles findet sie vor Augen klar.

die Mitbürger ſo drein, und auch hier alles ut supra. Familiengefühl, dieſen Hauptſtamm, auf den alles ankommt, deſſen Boden nur das Vaterland iſt; Regierungsart; die Luft, die ihn umgibt, davon alle andern Empfindungen Zweige ſind, von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß, auch, um nur das gemeinſte zu ſagen, hier als ein Heckchen zu betrachten, das doch auch mit am Wege ſteht, und im Vorbeigehen einen Blick verdient!

Am ſonderbarſten iſt uns vorgekommen, daß H. S. das Anfaſſen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe ſchreibt, da das doch grad dagegen deponiren könnte. Zuletzt verſpricht er leichtgezeichnete Skizzen von Patrioten.

Man ehrt in den Skizzen großer Meiſter den reinen Hauch ihres Geiſtes, ohne irgend eine Hülle. Leider! müſſen wir hier auf unſer Gewiſſen betheuren, daß wir, wie in den Gemählden des Verfaſſers, nichts denn willkürlich hingeſudelte Striche haben wahrnehmen können. Portraits! Freilich immer noch ſo charakteriſtiſch, als die zwölf Apoſtel in Holzſchnitt, die man, trotz aller venerablen Verzerrung, wenigſtens an ihren Schlüſſeln, Schwerten, Kreuzen und Sägen unterſcheidet.

Charakteriſtik der vornehmſten Europäiſchen Nationen. Aus dem Engliſchen. Leipzig. 8. Erſter Theil 16 Bogen. Zweyter Theil. 14 Bogen.

Das Werk iſt aus dem Brittiſchen Muſeum. Nun für ein Muſeum war das kein Stück! In's Hinterſtübchen damit! in die Küche, da iſt ſein Platz, je mehr beräuchert deſto beſſer! Charakter polirter Nationen! Werft die Münze in den Tiegel, wenn ihr ihren Gehalt wiſſen wollt; unter dem Gepräge findet ihr ihn in Ewigkeit nicht.

Sobald eine Nation polirt iſt, ſobald hat ſie conventionelle Wege zu denken, zu handeln, zu empfinden, ſobald hört ſie auf Charakter zu haben. Die Maſſe individueller Empfindungen, ihre Gewalt, die Art der Vorſtellung, die Wirkſamkeit, die ſich alle auf dieſe eignen Empfindungen beziehen, das ſind die Züge der Charakteriſtik lebender Weſen. Und wie viel von alle dem iſt uns polirten Nationen noch eigen? Die Verhältniſſe der Religion, die mit ihnen auf das engſte verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Geſetze, der noch größere Druck geſellſchaftlicher Verbindungen und tauſend andere Dinge laſſen den polirten Menſchen und die polirte Nation nie ein eignes Geſchöpf ſeyn, betäuben den Wink der Natur, und verwiſchen jeden Zug, aus dem ein charakteriſtiſches Bild gemacht werden könnte.

Was heißt also nun Charakter einer polirten Nation? Was kann's anders heißen, als Gemählde von Religion und bürgerlicher Verfassung, in die eine Nation gestellt worden ist, Draperie, wovon man höchstens sagen kann, wie sie der Nation ansteht. Und hätte uns der Verfasser dieses Werkchens nur so viel gesagt, nur gezeigt, wie die polirte Nation denn unter allen diesen Lasten und Fesseln lebt; ob sie sie geduldig erträgt, wie Issaschar, oder ob sie dagegen anstrebt, sie bisweilen abwirft, bisweilen ihnen ausweicht, oder gar andere Auswege sucht, wo sie noch freiere Schritte thun kann; ob noch hier und da unter der Politur der Naturstoff hervorblickt; ob der Stoff immer so biegsam war, daß er die Politur annehmen konnte; ob die Nation wenigstens eigene, ihrem Stoff gemäße Politur hat, oder nicht und dergleichen. Vielleicht würde ein philosophischer Beobachter noch auf diese Art eine erträgliche Charakteristik zu Stande bringen. Aber der Verfasser reis'te gemächlich seine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und die Niederlande, blickte in seinen Pufendorff, conversirte mit schönen Herren und Damen, und nahm sein Buch und schrieb. Zum Unglück ist in der ganzen Welt nichts schiefer, als die schönen Herren und Damen, und so wurden seine Gemählde gerade eben so schief; den Engländer vertheidigt er immer gegen die Franzosen; den Franzosen setzt er dem Engländer immer entgegen. Jener ist nur stark, dieser nur tändelnd; der

Italiäner prächtig und feyerlich; der Deutsche säuft und zählt Ahnen. Alles vom Hörensagen, Oberfläche, aus guten Gesellschaften abstrahirt — und das ist ihm Charakteristik! Wie so gar anders würden seine Urtheile ausgefallen seyn, wenn er sich heruntergelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Bürger bei seiner Kanne Wein, und den Gelehrten und Kaufmann in seinem Kränzchen oder seinem Kaffeehaus zu sehen. Aber das fiel ihm nicht einmal ein, daß da Menschen wären; oder, wenn's ihm einfiel, wie sollte er die Geduld, die Zeit, die Herablassung haben? Ihm war ganz Europa feines Französisches Drama, oder, was ziemlich auf eins hinaus kommt, Marionettenspiel! Er guckte hinein, und wieder heraus, und das war alles!

Johann Jakob Mosers, Königl. Dänischen Etatsraths, neuste kleine Staatsschriften. Bei Metzler. Frankfurt und Leipzig 1772. 8. 20 Bogen.

Unsere Leser werden diese vortrefliche Sammlung einiger kleinen Abhandlungen aus dem Deutschen Staatsrechte schon aus der ersten Auflage kennen, die im Jahr 1768 erschien, und die hier völlig unverändert geblieben ist. Wir wollen sie nur daran erinnern, daß die Aus-

führung des päpstlichen Entscheidungsrechts in zwiespaltigen Wahlen geistlicher Reichsfürsten, welche gegen Herrn Pestel bekannte Schrift gerichtet ist, und gleich bei ihrer ersten Erscheinung begierig aufgesucht wurde, und dann der unmaßgebliche Vorschlag wegen Verfertigung einer Reichsusualmatricul, der wegen der mühsamen Ausarbeitung dem berühmten Verfasser so viel Ehre gemacht hat, darinnen enthalten seyen. Die übrigen Abhandlungen betreffen bekanntlich das Recht, die Besteurungsart zu bestimmen und abzuändern, eine Nachricht vom geistlichen Gut im Würtembergischen, und die Verbindlichkeit landesherrlicher den Landständen ertheilten Resolution.

Da das Buch schon bei seiner ersten Ausgabe in mehreren Journalen, z. B. in der allgemeinen Deutschen Bibliothek, im Anhang zu den zwölf ersten Bänden, S. 797 u. f., längst angezeigt und gerühmt worden ist, so würde es ein schlechtes Compliment für unsere Leser seyn, wenn wir ihnen den Werth desselben erst noch anpreisen wollten, und wir würden auch nicht einmal so viel davon gesagt haben, wenn nicht der Herr Auszugsmacher in dem 17ten Stück der gelehrten Zeitung von Frankfurt an der Oder es als eine neue Schrift angesehen, und sich die Mühe genommen hätte, dem Publicum den Inhalt eines Buchs weitläuftig vorzuzählen, welches das Publicum

schon vor fünf Jahren besser als jener unwissende Recensent gekannt und genutzt hat. Bei dem gräulichen Zustande unserer lieben Zeitungskritik hat noch das Abenteuer gefehlt, daß Leute ohne alle literarische Kenntnisse sich zu Kunstrichtern aufwerfen, und — Dank sey es der Hausenschen Zeitungsfabrik! — das hätten wir doch nun erlebt.

Die erleuchteten Zeiten; oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und herrschenden Sitten in Deutschland. Züllichau 1772. 8. 12 Bogen.

Eine langweilige Schulchrie. Der vermuthlich sehr junge, wenigstens sehr unerfahrne Verfasser kennt die Welt nur nach den vier Facultäten, und muß wo von einem stolzen Halbgelehrten gehört haben, daß wir in erleuchteten Zeiten leben. Das ärgert ihn nun, und deßwegen beweis't er: daß die Philosophen nicht erleuchtet sind, weil noch einige die beste Welt vertheidigen; die Aerzte nicht, weil noch so viele Menschen sterben; die Juristen nicht, weil so viele Gesetze ohne Processe, und so viele Processe ohne Gesetze da sind; die Theologen nicht, weil sie so eigensinnig sind, und weil man so oft bei ihren Predigten einschläft; die Humanisten nicht, weil sie das Lateinische und Griechische nicht ernstlich genug treiben, das Hebräische so schwer machen, so viele

Verse schreiben und dergleichen. Unsere Sitten taugen auch nichts, weil wir zu sinnlich sind, nicht genug in der Bibel lesen, und sonderlich in dem Zeugungsgeschäfte nicht genug über die Geheimnisse, die darin verborgen liegen, meditiren, sondern bloß so hinzeugen. —

Daß doch solche Leute reformiren wollen! Die Stelle vom Vorbilde des Propagationssystems S. 171 ist blasphemer Unsinn, den wir uns scheuen hieher zu setzen; alles übrige ist flaches Gewäsch, ohne einen einigen allgemeinen Blick, ohne Verstand, ohne Kenntniß, ohne Laune. —

Erleuchtete Zeiten! das war wohl der Mühe werth zu fragen, ob wir in solchen Zeiten leben! oder wenn man doch fragen wollte, so mit Amtsmiene zu antworten, so zu declamiren! Hätte doch der Mensch über den Mann im Mond, oder den weisen Bär geschrieben! das war sein Beruf! —

Wer sich noch unterfängt, unsere Zeiten für erleuchtet zu halten, der soll zur Strafe diese zwölf Bogen lesen; und wer sie gar deßwegen dafür hält, weil er darin lebt, der soll sie auswendig lernen!

Leben und Charakter Herrn Christian Adolph Klotzens, entworfen von Carl Renatus Hausen. Halle 1772. 8. 93 S.

Wären die Biographen von jeher so gestimmt gewesen, wir würden so viele Beschwerden über zu hochge-

spanntes Lob nimmer gehört haben. Man kann dem Verfasser nichts weniger vorwerfen, als die Idealisirung seines Helden. Wo andere den Menschen auf Dichterfittigen emportragen, läßt er ihn geruhig sinken, oder gibt ihm wohl gar einen Stoß zu Beschleunigung seines Falls.

Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Gestalt wirst du vor's Publicum hingelegt.

Kein Mann von Genie, das heißt ohne Fähigkeit neue große Ideen aus der Tiefe zu heben. Eine lebhafte Einbildungskraft andrer Erfindungen zu benutzen und zu detailliren, doch ohne Application, ohne anhaltenden Fleiß.

Gelehrsamkeit, aber was für? Keine ausgebreitete, sondern diffundirte, keine gründliche, sondern velitirende, nicht einmal Belesenheit im wahren Sinn.

Und was hat er gethan? Ein paar Autores herausgegeben. Weiter? unbedeutende Tractätchen geschrieben. Aber sein Hauptwerk? Acta literaria. Sein Hauptwerk! Recensiren, necken, lästern.

Und als Professor, keine Intention auf seine Lesestunden, keinen guten Vortrag dazu, und also keinen Beifall.

In seinem moralischen Charakter Züge, die sich nur mit der unvergleichlichsten Inconsequenz entschuldigen lassen. Schändliche Doppelheiten gegen Vertrauende, die flachste Eitelkeit, Neid über Vorzüge anderer, also

Miß-

Mißtrauen. — Wir mögen nicht weiter ausſchreiben, wir haben mehr chriſtliche Liebe denn Herr Hauſen, und ſind Recenſenten.

Mußten ſie denn das Wort (gewiß ſo leicht weggeſprochen, als irgend eins des ſeligen Geheimen Raths, und wenn's zur Stunde der Empfindung geſagt war, deſto ſchlimmer), mußten ſie das Wort: Wenn ich todt bin, müſſen Sie mein Leben beſchreiben —— wie ich bin, in wahrem Bilde —— auch alsdann, wenn wir Feinde werden ſollten! für eines Mannes ſtrengſtes Ernſtwort nehmen? War es nicht vielmehr im genauſten Sinn der Wille eines Menſchen, der da ſpricht: macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umſtände. Was wird man zum Executor ſagen, der dem Todten auch gar ſein Sterbehemde auszieht, und ſeine mißgeſtalte Nacktheit an eine Landſtraße hingeworfen, den Augen des Publicums proſtituirt und Vögeln und Hunden preis gibt? Freilich ein Leichenbegängniß ohne Umſtände.

Wir ſagen gern nichts von der Perſon, die Herr Hauſen ſelbſt in dieſem Stücke ſpielt; uns könnte er's übel nehmen, und jeder Leſer muß die Bemerkung ohne uns machen.

Lobrede auf den Herrn Friedrich Karl Kasimir von Kreuz ꝛc. Frankfurt am Main. 1772. 68 S. gr. 8.

Ohne Gefühl, was so ein Mann gewesen, ohne Ahnung, was so ein Mann seyn könne, schreibt hier einer die schlechteste Parentation.

Der Gang dieses sonderbaren Genies, das Durcharbeiten durch so viele Hindernisse, die düstre Unzufriedenheit bei allem Gelingen, wird in der Feder unsers Scribenten recht ordnungsgemäßer Cursus humaniorum et bonarum artium; und der sehr eigen charakteristische Kopf wohlgefaltete honnete Alletagsmaske.

Das ist immer das schlimmste, was den Menschen, wie Kreuz, widerfahren kann, deren Leben vielfach vergällt wird, weil sie nicht sind wie andere, daß man, um sie nach dem Tode wenigstens in ehrbare Gesellschaft introduciren zu können, ihre Gestalten verwischt, und betheuert: sie waren wie andere vortreffliche Leute auch!

Sie gibt ſich überwunden. Freundlich reicht
Sie dem Bewerber Kalaf Herz und Hand,
Befreundet mit Adelma, mir gehorſam.
Und ſo iſt auch mein letzter Wunſch erfüllt,
Wie tauſend Wünſche heut befriedigt wogen,
Wir ziehen gern, wenn auch beſiegt, hinweg.

Da ich denn aber, wie ich eben ſehe,
Der letzte bin, laßt für die Vorderleute
Ein freundlich Wort mich ſprechen! Wenn ich nämlich
Dieß kleine Volk als Masken präſentire;
So ſpricht ſich's aus, das war ein Maskenzug.
Doch wie den Kleinen unter Larven-Mummung
Ein kindlich Herz der lieben Mutter ſchlägt;
So danken alle wir dem Tag des Glücks,
Der uns vergönnte dieß Gerüdl zu theilen.

Die Tochter mahnt mich nicht viel zu reden
Und ſie hat recht! Das Alter ſich gern
Und wenn es auch nicht viel zu ſagen hat.
Wie ſoll ich hier, als nur gezwungen ſchweigen,
Wo gränzenloſer Stoff die Rede nährt!
Wo — Nun ich gehe ja! — Sie mag es büßen,
Wenn ich weit eher, als ich wollte, ſchwieg.

Gedanken über eine alte Aufschrift. Bei Weidmanns Erben und Reich. Leipzig 1772. 8. 62 S.

Sie reden was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmert's mich. So heißt die Aufschrift.

Zwey Arten von Menschen leben nach dieser Maxime, sagt der Verfasser, die großen und kleinen Sultane, und die Cyniker. Jene, weil sie glauben, die andern Menschen wären nur Frösche; diese, entweder, weil sie kein Verdienst haben, und sich weder über diesen Mangel ärgern, noch ungerecht genug sind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das sie nicht haben; oder weil sie sehen, daß sie es doch niemand recht machen können. Diese, sagt der Verfasser, handeln am klügsten, und zum Beweis zeigt er in einer philosophischen Laune, an welcher man den Dichter der Musarion und des Agathon nicht verkennen kann, wie wunderlich die Welt Lob und Tadel vertheilt. Endlich schließt er mit der Grundmaxime seiner menschenfreundlichen Moral, daß man die Menschen ertragen soll, ohne sich über sie zu ärgern.

Diese wenigen Blätter enthalten eine Menge vortrefflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünscht, daß der Verfasser, dem man so gerne zuhört, uns auch

den Wachspuppenzuſtand vorgeſtellt hätte, in dem diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben der Maxime ſeiner Inſchrift zu folgen. Unter allen Beſitzungen auf Erden iſt ein eigen Herz die koſtbarſte, und unter Tauſenden haben ſie kaum zwey.

Recenſionen

in die

Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung

der Jahre

1804, 1805 und 1806.

Inhalt.

Vertraute Briefe aus Paris von Reichardt.

Napoleon Bonaparte und das Franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulat.

Bildniſſe jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbſtbiographien.

Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe von Humboldt.

Gedichte von Johann Heinrich Voß.

Allemanniſche Gedichte von Hebel.

Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart.

Des Knaben Wunderhorn.

Regulus. Trauerſpiel von Collin.

Ugolino Gerardesca. Trauerſpiel von Böhlendorf.

Johann Friedrich, Churfürſt zu Sachſen, ein Trauerſpiel.

Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Geſängen.

Arbener, ein Gedicht in ſechzehn Geſängen.

Bekenntniſſe einer ſchönen Seele.

Melanie, das Findelkind.

Wilhelm Dümont, ein Roman von Clemtherle Helberg.

Hamburg, bei Hoffmann. Vertraute Briefe aus Paris, geschrieben in den Jahren 1802 und 1803 von Johann Friedrich Reichardt. 1804. 1ſter Th. 482 S. II. Th. 422 S. 8. (gedruckt, Braunſchweig bei Fr. Vieweg.)

Zu einer Zeit, wo das Sehnen und Streben aller nur einigermaßen mobilen Perſonen nach Paris gerichtet iſt, müſſen diejenigen, welche einen ſolchen Weg zu machen verhindert ſind, jedem Reiſenden Dank wiſſen, der ſeine Anſichten von jener merkwürdigen Stadt andern mittheilen kann und mag; beſonders wenn er vieles Gutgeſehene lebhaft darzuſtellen fähig iſt. Ein Lob das man dem Verfaſſer gedachter Briefe nicht verſagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der ſchnellen Reiſe zur Hauptſtadt, wo dann, wie er ſelbſt bemerkt, Brot und Gaukler, nach dem alten Spruche, der Inbegriff aller Wünſche ſind. Gleicherweiſe findet man Frühſtück und Mittageſſen, Oper, Schauſpiel und Ballet als Hauptinhalt beider Theile.

Gegen Muſik und Oper verhält ſich der Reiſende als denkender Künſtler, gegen das Theater überhaupt als

einsichtsvoller Kenner, und übrigens gegen Künste und Wissenschaften als theilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntniß vieler Verhältnisse in frühern Epochen gibt ihm zu bedeutenden Vergleichungen Anlaß, und da er Gelegenheit findet, von der Präsentation bei'm ersten Consul an, die Zustände des höheren, mittleren und niederen Lebens zu beobachten, da er seine Bemerkungen mit Kühnheit auszusprechen wagt, so haben seine Mittheilungen meistens einen hohen Grad von Interesse. Viele Gestalten und Charaktere namhafter Personen sind gut gezeichnet, und wenn der Verf. auch hie und da die Lineamente mildert, so bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Besonders wird er sich bei Frauenzimmern, durch genaue und geschmackvolle Beschreibung des mannichfaltigsten Putzes, empfehlen.

Die rasch hinfließende Schreibart entspringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewissen Leidenschaft angeschauten Gegenwart. Sie würde noch mehr Vergnügen gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachlässigkeit gestört würde. So wird z. B. das Wort fein so oft wiederholt, daß es seine Bedeutung am Ende selbst aufzehrt. Das Wort letzt ließe sich gleichfalls öfter entbehren, oder durch neulich, letztens, letzthin, ersetzen und variiren. Solche kleine Flecken auszutilgen, sollte jeder Schriftsteller einen kritischen Freund an der Seite haben, besonders wenn das Manuscript nicht lange ruhen kann.

Doch wie kann man Schriftstellern und ihren Freunden solche Bemühungen zumuthen, so lange unsre Officinen sich eines unverantwortlich vernachlässigten Drucks nicht schämen? In diesen zwey Bändchen sind 130 Druckfehler und sogenannte Verbesserungen angezeigt; wobei man höflich bittet, solche vor dem Lesen des Buchs abzuändern. Welch eine Zumuthung! Es wäre zu wünschen, daß künftig die Verfaßer ihre Verbesserungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich sähe, was dem Corrector zu Schulden kommt; und sodann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden, wenn Recensenten, wie wir gethan, die Officin bemerkten, und die Anzahl der eingestandnen Druckfehler angeben wollten.

Germanien. Napoleon Bonaparte und das Französische Volk unter seinem Consulate. 1804. 447 S. gr. 8.

Diese Schrift wird viele Leser finden, die sie auch verdient. Zwar kann man nicht sagen, daß der Verf. sich auf einen höhern Standpunct erhebe, und als völlig unparteyischer Geschichtschreiber verfahre; er gehört vielmehr zu den Mitlebenden, Mitleidenden, Mitmeinenden, und nimmt manches Aergerniß an dem außerordentlichen Mann, der, durch seine Unternehmungen, seine

Thaten, sein Glück, die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt.

Wohlbekannt ist der Verf. mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neusten Zustände mit Augen gesehen. Er ist von manchen Privatverhältnissen gut unterrichtet, ob sich schon hie und da eine Sage mit einschleichen mochte, dergleichen in einer großen Masse von theilnehmenden, erzählenden, wiedererzählenden, leidenschaftlich bewegten Menschen nothwendig entstehen müssen.

Die Schrift ist ohne Abtheilungen, in einem fortgehenden Styl, nicht ohne Methode geschrieben. Es findet sich keine Inhaltsanzeige, die wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichsten Materien einigermaßen ersetzen wollen, um den Leser mit dem Buche im allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erste Schritte, bis S. 12; Thaten, Consulat bis S. 29; Redner und Schriftsteller wirken gegen ihn, b. S. 42; Krieg, Schlacht von Marengo, seine Wiederkehr, bis S. 54; Redner und Schriftsteller gegen und für die Alleinherrschaft b. S. 63; erste Bewegung der Emigrirten b. S. 68; nothdürftige Popularität, b. S. 69; Mordanschläge. Der Consul zieht sich mehr zurück. Friede b. S. 97; Einleitung der katholischen Religion b. S. 109; Schulen b. S. 116; Gesetzbuch bis 118; Veränderung im Tribunat, b. S. 121; Italiänische Verhältnisse, b. S. 128; öffentliche

und Privatverhältnisse bis zur Constitution der Italiänischen Republik b. S. 142; öffentliche Blätter, bis S. 148; Lebenslängliches Consulat, neues Senatsconsult deßhalb, b. S. 169; Verweisungen b. S. 178; opponirende Schriftsteller, Redner, Camille Jordan, b. S. 189; Hofumgebung b. S. 207; Talleyrand, b. S. 216; Caprara, b. S. 229; Militär, b. S. 252; Familienglieder, Begünstigte, b. S. 263; Verhältniß zu England b. S. 278; Englischer Gesandter b. S. 300; wissenschaftliche Institute b. S. 320; ältere und neuere Schilderung der Nation b. S. 339; Benehmen gegen die Schweiz, b. S. 350; Krieg mit England, Besetzung von Hannover, b. S. 369; Charakter der Nation, gegenwärtige Lebensweise b. S. 405; Künste, Theater, Lotterie, Pachtungen, Reichthümer der Privatpersonen, Lieferanten, Industrie, b. S. 435; Speciale Tribunale, b. S. 442; Schluß und versprochene Fortsetzung bis S. 447.

Der Verfasser verspricht Unparteylichkeit. Läßt sich auch diese schöne Pflicht, unter den gegebenen Umständen, wohl schwerlich leisten, so wird er schon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerksam folgt und seine Ueberzeugung aufrichtig ausspricht.

Berlin, b. Quien: Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten, mit ihren Selbstbiographien, herausgegeben von S. M. Lowe. 1806. 49 S. 8. (16 Gr.)

Die Anforderung an lebende Gelehrte, kurze Selbstbiographien zu schreiben, in der Absicht das Publicum sogleich damit zu beschenken, ist ein sehr glücklicher Gedanke. Wir nehmen das Wort Gelehrte hier im weitesten Sinne, und verstehen alle diejenigen darunter, die sich dem Wissen, der Wissenschaft und den Künsten widmen: denn der eigentlich weltthätige Mann darf von seinem Thun und Lassen weniger selbst Rechenschaft geben. Wir wünschen daher dem Unternehmen des Hrn. Lowe den besten Fortgang, um so mehr, als das erste Versuchstück schon alles Dankes werth ist.

Johannes Müller spricht hier von sich selbst, und führt uns auf eine zutrauliche Weise durch sein Leben. Was der Geschichtschreiber an andern gethan, warum sollte er es nicht an sich selbst thun? Und wir finden ihn, so wie vormals in anderen, also auch hier in sich selbst wieder.

Wenn es also schon genug wäre, gesagt zu haben, das ist von ihm, so wollen wir nur, um der Uebrigen willen, die gerade nicht Historiker sind, und ihm doch hoffentlich auf diesem guten Pfade folgen und Herrn Lowe's Vorsatz begünstigen werden, einige Bemerkungen

aufzeichnen, damit ſo bald und ſo leicht als möglich das Beſte geſchehe.

Es gibt zweyerlei Arten die Geſchichte zu ſchreiben, eine für die Wiſſenden, die andere für die Nichtwiſſenden. Bei der erſten ſetzt man voraus daß dem Leſer das Einzelne bis zum Ueberdruß bekannt ſey. Man denkt nur darauf, ihn auf eine geiſtreiche Weiſe, durch Zuſammenſtellungen und Andeutungen, an das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das zerſtreut Bekannte eine große Einheit der Anſicht zu überliefern oder einzuprägen; die andere Art iſt die, wo wir, ſelbſt bei der Abſicht eine große Einheit darzuſtellen, auch das Einzelne unnachläßlich zu überliefern verpflichtet ſind.

Sollten zu unſerer Zeit Männer, die über vierzig oder funfzig Jahre im Leben ſtehen und wirken, ihre Biographie ſchreiben, ſo würden wir ihnen rathen, die letzte Art in's Auge zu faſſen. Denn außerdem, daß man ſich gerade um das Nächſtvorhergehende am wenigſten bekümmert, ſo iſt unſere Zeit ſo reich an Thaten, ſo entſchieden an beſonderem Streben, daß die Jugend und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich ſchreibt, kaum einen Begriff hat von dem, was vor dreyßig oder vierzig Jahren eigentlich da geweſen iſt. Alles was ſich alſo in eines Menſchen Leben dorther ſchreibt, oder dorthin bezieht, muß auf's neue gegeben werden.

Wir läugnen gar nicht, daß wir in dieſem Sinn

ſelbſt unſeres trefflichen Müllers Biographie gewiſſermaßen tadelhaft finden, und bekennen es um ſo freier und ſo lieber, als es noch Zeit iſt, und wir ihn erſuchen können, dasjenige, was er hier theils in einer Skizze, theils in gehaltvollen Reſultaten, in wenigen Bogen aufgeſtellt hat, künftig mehr ausgeführt, in einem tüchtigen Alphabete, wo nicht für uns, doch für die Nachkommen niederzulegen.

Wie liebenswürdig hat er ſich ſchon des großen Vortheils eines Selbſtbiographen bedient, daß er gute, wackere, jedoch für die Welt im Großen unbedeutende Menſchen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Geſpielen, namentlich vorführte, und ſie, als ein vorzüglicher Menſch, in's Gefolge ſeines bedeutenden Daſeyns mit aufnahm! Wie herrlich treten ferner ſchon gekannte, außerordentliche Naturen abermals, in beſonderem Bezug auf ihn ſich bezeichnend, hervor! Wie gern findet man hier Johann Peter Millern, Schldzern, Schlieffen, den Kurfürſten von Mainz wieder! Wie ſtellt ſich das ganze Bild, das man von ſolchen Männern gefaßt hat, bei den einzelnen Zügen lebhaft vor die Erinnerung.

Gefiele es unſerem Schriftſteller, ſeine Lebensgeſchichte ausführlicher zu ſchreiben, wie oft würden wir noch dieſen doppelten Fall eintreten ſehen; wobei es höchſt angenehm ſeyn müßte, um ihn, als um einen Mittelpunct, ſo manche Menſchen verſammelt zu erblicken,

blicken, die wir ſonſt ſelbſt als Mittelpuncte zu betrachten gewohnt ſind.

Gegenwärtig hat er ſich, nach unſerer Ueberzeugung, viel zu iſolirt dargeſtellt. Wir finden die Wirkung großer Weltbegebenheiten auf ein ſo empfängliches Gemüth nicht genugſam ausgedrückt. Paoli's und der Corſen iſt gar nicht gedacht, des Americaniſchen Kriegs nur in ſo fern ihm dadurch ein Freund geraubt wird, und der Genfer Begebenheiten nur indem ſie als Zündkraut einer ungeheuren Exploſion erſcheinen. Und gerade jenes Herankommen von Ereigniſſen, welche Aufmerkſamkeit mußte es einer ſolchen Natur und in jenem Alter nach und nach erregen, und was mußte ſich an dieſem Aeußeren aus ſeinem Inneren entwickeln!

Von der anderen Seite erſcheint er nicht genug als ein außerordentlicher, auf das Publicum, auf die Welt wirkender Menſch, wie er ſich doch, ohne die Beſcheidenheit zu verletzen, darſtellen konnte und ſollte.

Beſcheidenheit gehört eigentlich nur für perſönliche Gegenwart. In guter Geſellſchaft iſt es billig, daß niemand vorlaut werde, iſt es nothwendig, daß der Gemeinſte mit dem Vortrefflichſten in einen gewiſſen Zuſtand der Gleichheit gerathe. In alle freien ſchriftlichen Darſtellungen gehört Wahrheit, entweder in Bezug auf den Gegenſtand, oder in Bezug auf das Gefühl des Darſtellenden, und, ſo Gott will, auf beides. Wer

einen Schriftsteller, der sich und die Sache fühlt, nicht lesen mag, der darf überhaupt das Beste ungelesen lassen.

Da nun also unser Biograph die große Wirkung, die er jener Zeit auf das Publicum geleistet, nicht gehörig darstellt, so erscheint auch seine erste mißlungene Anstellung in Berlin, seine kärgliche in Cassel, das Zaudern der Berner Obern nicht im vollkommenen Lichte, und die für sein Leben so wichtige Berufung nach Mainz, späterhin nach Wien, zuletzt nach Berlin waren, wir müßten uns sehr irren, durch seine großen anerkannten Vorzüge, in der Wirklichkeit weit motivirter, als sie es in der Schrift sind.

Wem es sonderbar scheinen möchte, daß wir auf diese Weise den Meister meistern, der bedenke, daß wir nur hierdurch die Schwierigkeit einer Selbstbiographie fühlbarer zu machen gedenken. Wir wünschen nichts mehr, als daß Hrn. Lowe's Unternehmen begünstigt werde, ja daß sich ähnliche Unternehmungen über das ganze industriöse Deutschland verbreiten mögen, um einigermaßen im Einzelnen zu erhalten, was im Ganzen verloren geht. Aber wir ersuchen sämmtliche Theilnehmer, eine doppelte Pflicht stets vor Augen zu haben: nicht zu verschweigen was von außen, es sey nun als Person oder Begebenheit, auf sie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu stellen, was sie selbst geleistet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluß mit Behaglichkeit zu sprechen, die dadurch gewonnenen schönsten

Stunden ihres Lebens zu bezeichnen, und ihre Leſer gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu verſetzen. Es iſt ja nur von Gelehrten und Künſtlern die Rede, von Menſchen deren ganzes Leben und Treiben ſich in einem harmloſen Kreiſe herumdreht, deren Kriege, Siege, Niederlagen und Tractaten, obgleich unblutig, doch immer intereſſant bleiben, wenn nur für das Behagen des einzelnen Mannes und für die Freude oder für den Nutzen der Welt irgend zuletzt Einiges hervorgeht.

Bald hätten wir jedoch über der ſo bedeutenden Schrift das ihr vorgeſetzte Bildniß vergeſſen. Es iſt in punctirter Manier, ſehr zart gearbeitet und ähnlich, ſonſt aber im kleinlichen Geſchmack ordinärer Miniatur-Portraite, und daher ziemlich weit entfernt von dem ächten, tüchtigen, Charakter darſtellenden Weſen und Styl der Kunſt.

Noch ſey uns der Wunſch erlaubt, daß der Künſtler, zumal da das Format des Werks, ein großes Octav, es ihm zuläßt, künftig die darzuſtellenden Bildniſſe nach einem beträchtlich größeren Maßſtabe zeichne und ſteche. Mag von den Fracks und Gilets immerhin etwas verloren gehen, wenn nur dafür die Geſichter gewinnen, deutlicher und beſſer erſcheinen. Auch würden wir es für kein Unglück anſehen, wenn etwa noch die kleinen unter dem Bildniß angebrachten Figürchen (hier die drey Eidgenoſſen) deßhalb wegbleiben müßten.

Berlin: Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, von Alexander von Humboldt. Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften am 30 Januar 1806. 29 S. 8.

Nachdem der erste sehnliche Wunsch erfüllt war, den trefflichen und kühnen Naturforscher von seiner mühe- und gefahrvollen Reise wieder bei den Seinen zu wissen, so mußte der zweyte sogleich lebhaft entstehen, und jederman höchst begierig seyn auf eine Mittheilung aus der Fülle der eroberten Schätze. Hier empfangen wir die erste Gabe, in einem kleinen Gefäß sehr köstliche Früchte.

Wenn wir uns in's Wissen, in die Wissenschaft begeben, geschieht es denn doch nur, um desto ausgerüsteter in's Leben wiederzukehren; und so erscheint uns hier das im Einzelnen so kümmerlich ängstliche botanische Studium in seiner Verklärung auf einem Gipfel, wo es uns einen lebhaften und einzigen Genuß gewähren soll.

Nachdem Linnée ein Alphabet der Pflanzengestalten ausgebildet, und uns ein bequem zu benutzendes Verzeichniß hinterlassen; nachdem die Jussieu das große Ganze schon naturgemäßer aufgestellt, scharfsinnige Männer immerfort, mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge, die unterscheidenden Kennzeichen auf's genauste bestimmen, und die Philosophie uns eine belebte

Einheit einer höheren Ansicht verspricht, so thut hier der Mann, dem die über die Erdfläche vertheilten Pflanzengestalten in lebendigen Gruppen und Massen gegenwärtig sind, schon vorauseilend den letzten Schritt, und deutet an, wie das einzelne Erkannte, Eingesehene, Angeschaute, in völliger Pracht und Fülle dem Gemüth zugeeignet, und wie der so lange geschichtete und rauchende Holzstoß, durch einen ästhetischen Hauch, zur lichten Flamme belebt werden könne.

Glücklicherweise sind in dieser kleinen Schrift die Hauptresultate so zusammengedrängt, daß wir unsere Leser mit einem Auszug erfreuen, ja wir dürfen wohl sagen, erquicken können; denn alles das Beste und Schönste, was man von Vegetation jemals unter freiem und schönem Himmel gesehen, wird wieder in der Seele lebendig, und die Einbildungskraft geschickt gemacht und aufgeregt dasjenige, was uns durch künstliche Anstalten, durch mehr oder weniger unzulängliche Bilder und Beschreibungen überliefert worden, sich auf das kräftigste und erfreulichste zu vergegenwärtigen.

„Sechzehn Pflanzenformen bestimmen hauptsächlich die Physiognomie der Natur. Ich zähle nur diejenigen auf, welche ich bei meinen Reisen durch beide Welttheile, und bei einer vieljährigen Aufmerksamkeit auf die Vegetation der verschiedenen Himmelsstriche zwischen dem 55 Grade nördlicher und dem 12 Grade südlicher Breite beobachtet habe.

Wir beginnen mit den Palmen, der höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten. Denn ihr haben stets die Völker (und die früheste Menschenbildung war in der Asiatischen Palmenwelt oder in dem Erdstriche, der zunächst an die Palmenwelt gränzt) den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, geringelte, bisweilen stachlichte Schäfte, mit anstrebendem, glänzendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt. Der glatte Stamm erreicht bis 180 Fuß Höhe.

Zu den Palmen gesellt sich in allen Welttheilen die Pisang- oder Bananenform, (die Scitamineen der Botaniker, Heliconia, Amomum, Strelitzia), ein niedriger aber saftreicher, fast krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und lockergewebte, zartgestreifte, seidenartig glänzende Blätter erheben. Pisanggebüsche sind der Schmuck feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung aller Bewohner des heißen Erdgürtels.

Malvenform (Sterculia, Hibiscus, Lavatera, Ochroma). Kurz aber kolossalisch dicke Stämme mit zart welligen, großen, herzförmigen, oft eingeschnittenen Blättern, und prachtvollen, oft purpurrothen Blüthen. Zu dieser Pflanzengruppe gehört der Affenbrotbaum, Adansonia digitata, der bei 12 Fuß Höhe 30 Fuß Durchmesser hat, und der wahrscheinlich das größte und älteste organische Denkmal auf unserem Planeten

Epilog.

ist. In Italien fängt die Malvenform bereits an der Vegetation einen eigenthümlichen südlichen Charakter zu geben.

Dagegen entbehrt unsere gemäßigte Zone im alten Continent leider ganz die zart gefiederten Blätter, die Form der Mimoseu (Gleditsia, Porleria, Tamarindus). Den Vereinigten Staaten von Nordamerica, in denen unter gleicher Breite die Vegetation mannichfaltiger und üppiger als in Europa ist, fehlt diese schöne Form nicht. Bei den Mimosen ist eine schirmartige Verbreitung der Zweige, fast wie bei den Italiänischen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Tropenklima's, durch die zartgefiederten Blätter schimmernd, ist von überaus mahlerischem Effecte.

Eine meist Africanische Pflanzengruppe sind die Heidekräuter; dahin gehören auch die Andromeda, Passerinen, und Gnidien, eine Gruppe, die mit der der Nadelhölzer einige Aehnlichkeit hat, und eben deßhalb mit dieser durch die Fülle glockenförmiger Blüthen desto reizender contrastirt. Die baumartigen Heidekräuter, wie einige andere Africanische Gewächse, erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeers. Sie schmücken Welschland und die Cistusgebüsche des südlichen Spaniens. Am üppigsten wachsend habe ich sie auf den Africanischen Inseln, am Abhange des Pics von Tende gesehen.

Dem neuen Continent ist eigenthümlich die Cactusform, bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in

hohen, vieleckigen Säulen, wie Orgelpfeifen, aufrecht stehend. Diese Gruppe bildet den höchsten Contrast mit der Gestalt der Liliengewächse und der Bananen.

Wie diese grüne Oasen in den pflanzenleeren Wüsten bilden, so beleben die Orchideen den trockenen Stamm der Tropenbäume und die ödesten Felsenritzen. Die Vanillenform zeichnet sich durch hellgrüne saftvolle Blätter und durch vielfarbige Blüthen von wunderbarem Baue aus. Diese Blüthen gleichen bald den geflügelten Insecten, bald den zarten Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße anlockt.

Blattlos, wie fast alle Cactusarten, ist die Form der Casuarinen, einer Pflanzengestalt, bloß der Südsee und Ostindien eigen. Bäume mit schachtelhalmähnlichen Zweigen. Doch finden sich auch in anderen Weltgegenden Spuren dieses mehr sonderbaren als schönen Typus.

So wie in den Pisanggewächsen die höchste Ausdehnung, so ist in den Casuarinen und in den Nadelhölzern die höchste Zusammenziehung der Blattgefäße. Tannen, Thuja und Cypressen bilden eine Nordische Form, die in den Tropen selten ist. Ihr ewig frisches Grün erheitert die öde Winterlandschaft.

Parasitisch, wie bei uns Moose und Flechten, überziehen in der Tropenwelt, außer den Orchideen auch die Pothosgewächse den alternden Stamm der Waldbäume. Saftige, krautartige Stengel mit großen, bald

pfeilförmigen, bald gefingerten, bald länglichen aber stets dickadrigen Blättern. Blumen in Scheiden.

Zu dieser Arumform gesellt sich die Form der Lianen, beide in heißen Erdstrichen von Südamerica in vorzüglicher Kraft der Vegetation. (Paullinia, Banisteria, Bignonien.) Unser rankender Hopfen und unsere Weinreben erinnern an diese Pflanzengestalt der Tropenwelt. Am Orineco haben die blattlosen Zweige der Bauhinien oft 40 Fuß Länge. Sie fallen theils senkrecht aus dem Gipfel hoher Swietenien herab; theils sind sie schräg wie Masttaue ausgespannt, und die Tigerkatze hat eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, daran auf- und abzuklettern.

Mit den biegsamen sich rankenden Lianen, mit ihrem frischen und leichten Grün, contrastirt die selbstständige Form der bläulichen Aloegewächse; Stämme, wenn sie vorhanden sind, fast ungetheilt, enggeringelt und schlangenartig gewunden. An dem Gipfel sind saftreiche, fleischige, langzugespitzte Blätter strahlenartig zusammengehäuft. Die hochstämmigen Aloegewächse bilden nicht Gebüsche, wie andere gesellschaftlich lebende Pflanzen. Sie stehen einzeln in dürren Ebenen, und geben der Tropengegend dadurch oft einen eigenen melancholischen (man möchte sagen Africanischen) Charakter.

Wie die Aloeform sich durch ernste Ruhe und Festigkeit, so charakterisirt sich die Grasform, besonders die Physiognomie der baumartigen Gräser, durch den

Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher Schlankheit. Bambusgebüsche bilden schattige Bogengänge in beiden Indien. Der glatte, oft geneigt hinschwebende Stamm der Tropengräser übertrifft die Höhe unserer Erlen und Eichen.

Mit der Gestalt der Gräser ist auch die der Farrenkräuter in den heißen Erdstrichen veredelt. Baumartige, oft 35 Fuß hohe Farrenkräuter haben ein palmenartiges Ansehn; aber ihr Stamm ist minder schlank, kürzer, schuppigrauher, als der der Palmen. Das Laub ist zarter, locker gewebt, durchscheinend, und an den Rändern sauber ausgezackt. Diese kolossalen Farrenkräuter sind oft ausschließlich den Tropen eigen, aber in diesen ziehen sie ein gemäßigtes Klima dem ganz heißen vor.

Noch nenne ich die Form der Liliengewächse (Amaryllis, Pancratium) mit schilfartigen Blättern und prachtvollen Blüthen, eine Form, deren Hauptvaterland das südliche Africa ist; ferner die Weidenform, in allen Welttheilen einheimisch; und wo Salix fehlt, in den Banksien und einigen Proteen wiederholt; Myrtengewächse (Metrosideros Eucalyptus, Escalonia), Melastomen- und Lorbeerform.

Am glühenden Sonnenstrahl des tropischen Himmels gedeihen die herrlichsten Gestalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dünnen Flechten und Laubmoosen bedeckt ist, so beleben dort Cymbidium

und duftende Vanille den Stamm der Anacardien und der riesenmäßigen Feigenbäume. Das frische Grün der Pothosblätter und der Dracontien contrastirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Passifloren, und gelbblühende Banisterien umschlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten sich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Gustavia. Bei dieser Fülle von Blüthen und Blättern, bei diesem üppigen Wuchse, und der Verwirrung rankender Gewächse wird es dem Naturforscher oft schwer zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geschmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden."

Jederman wird nunmehr lebhaft bemüht seyn, diese kleine Schrift in ihrer ganzen Ausdehnung zu lesen, und mit ungeduldigster Sehnsucht dem nächst versprochenen ersten Theil jener Reisebeschreibung, der das Naturgemählde der Tropenwelt umfassen soll, entgegensehen.

Königsberg bei Nicolovius: Lyrische Gedichte v. Johann Heinrich Voß. 1802. Erster Band, Oden und Elegien. 1 — 3 Buch. 340 S. — Zweyter Band, Oden und Lieder. 1 — 3 Buch. 326 S. — Dritter Band, Oden und Lieder. 4 — 6 Buch. 346 S. — Vierter Band, Oden und Lieder, 7 Buch. — Vermischte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S. 8.

Indem wir die Verzeichnisse sämmtlicher Gedichte, wie solche den Bänden regelmäßig vorgedruckt sind, am Eingange betrachten, so finden wir die Oden und Elegien des ersten Bandes, ingleichen die Oden und Lieder der drey folgenden, nicht weniger die übrigen kleineren Gedichte unter sich durchaus nach der Jahrzahl geordnet.

Eine Zusammenstellung der Art, die schon mehreren Dichtern gefiel, deutet, besonders bei dem unsrigen, auf ruhige, gleichförmige, stufenweis erfolgte Bildung, und gibt uns ein Vorgefühl, daß wir in dieser Sammlung, mehr vielleicht als in irgend einer andern, das Leben, das Wesen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftsteller schildert sich einigermaßen in seinen Werken, auch wider Willen, selbst; der gegenwärtige bringt uns, vorsätzlich, Inneres und Aeußeres, Denkweise, Gemüthsbewegungen, mit freundli-

chem Wohlwollen dar, und verschmäht nicht, uns durch beigefügte Noten über Zustände, Gesinnungen, Absichten und Ausdrücke, vertraulich aufzuklären.

Und nun, auf eine so freundliche Weise eingeladen, treten wir ihm näher, suchen ihn bei sich selbst auf, schließen uns an ihn, und versprechen uns im voraus reichen Genuß und mannichfaltige Belehrung und Bildung.

In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn sich seines Daseyns freuend, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.

Und freilich übt denn auch daselbst der Winter seine ganze Herrschaft aus. Vom Pole her stürmend bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüsse mit Eis, ein stöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indeß sich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wöhnlichkeit freut, und wohlgemuth solchen Gewalten Trotz bietet. Vepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter scherem Obdach, in liebevollem vertraulich-gesprächigem Kreise, das häusliche Mahl durch den Klang der Gläser, durch Gesang beleben, und sich einen geistigen Sommer zu verschaffen wissen.

Dann finden wir ihn auch persönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achse mit Brennholz befrachtet knarrt, wenn selbst die Fußtritte des Wanderers tönen, sehen wir ihn bald rasch durch den Schnee, nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge gesellt, durch die

weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberstarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäste begrüßt, Tanz, Chorgesang, und mancher erwärmende Genuß, der Jugend sowohl als dem Alter genug thut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreit sich ein erwärmter Boden nur einigermaßen von dieser lästigen Decke, so eilt mit den Seinen der Dichter alsbald in's Freie, sich an dem ersten Lebenshauche des Jahres zu erquicken, und die zuerst erscheinenden Blumen aufzusuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hause gebracht, wo diese Verboten künftigen Genusses ein hoffnungsvolles Familienfest zu krönen gewidmet sind.

Tritt sodann der Frühling selbst herein, so ist von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr, immer findet man den Dichter draußen, auf sanften Pfaden, um seinen See herstreichen. Jeder Busch entwickelt sich im einzelnen, jede Blüthenart bricht einzeln in seiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemählde erblickt man, im Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr noch irgend eine schwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göt

chen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Aeste zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter, als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand, und weiht sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, spielen harmlose Geschöpfe, das Lamm auf der Wiese, das Reh im Walde. Zugleich versammelt sich das ganze Chor von Vögeln, und übertönt das Leben des Tags mit vielfachen Accenten.

Dann am Abend gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufsteigt, und sein bewegliches Bild auf der leise wogenden Wasserfläche einem jeden schlängelnd entgegen schickt; wenn der Kahn sanft dahin wallt, das Ruder im Tacte rauscht, und jede Bewegung den Funken eines Widerscheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmlischen Töne verbreitet, und jedes Herz zum Gefühle aufruft, dann zeigt sich Neigung und Leidenschaft in glücklicher Zartheit, von den ersten Anklängen einer vom höchsten Wesen selbst vorgeordneten Sympathie, bis zu jener stillen anmuthigen, schüchternen Lüsternheit, wie sie aus den engeren Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorsprießt. Ein wallender Busen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch

iſt es immer der Bräutigam, der ſich erkühnt, immer die Braut, welche nachgibt, und ſo beugt ſelbſt alles Gewagte ſich unter ein geſetzliches Maß; dagegen erlaubt er ſich manches innerhalb dieſer Gränze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zuſtände, und eine beängſtete Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten muthwilliger Gäſte zu Bette gebracht.

Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel in's Grüne, zur Laube, zum Gebüſch, und da iſt er auf die heiterſte, herzlichſte und zarteſte Weiſe zu Hauſe.

Der Sommer hat ſich wieder eingefunden, eine heilſame Schwüle webt durch das Lied, Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erſcheinen, Blize leuchten abwärts, und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift, keine der verſchiedenen Ernten verſäumt der Dichter, alle feyert er durch ſeine Gegenwart.

Und hier iſt wohl der Ort zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern Deutſchen Volksclaſſe unſer Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden ſchon hat.

Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, ſtellen zwar mehr die Reflexion eines dritten, als das Gefühl der Gemeine ſelbſt dar; aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfner ſich bei der Heu-, Korn- und Kartoffel-Ernte finden wollte; wenn wir uns vorſtellen, daß er die Menſchen, die ſich um ihn verſammeln, auf-

aufmerkſam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichteriſch ausſpricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darſtellung ſchärft: ſo darf man ſagen, daß er ſeiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erſte Grad einer wahren Aufklärung iſt: wenn der Menſch über ſeinen Zuſtand nachzudenken, und ihn dabei wünſchenswerth zu finden gewöhnt wird. Man ſinge das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforſcher ſelbſt zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung, nach langem ſtillem Weben und Wirken vegetabiliſcher Kräfte zum Vorſchein kommt, und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt, ſo wird man erſt das Verdienſt dieſer und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtſinnigen, zerſtreuten, alles für bekannt annehmenden Menſchen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunder aufmerkſam zu machen unternimmt.

Kaum aber iſt alles dieſes Gute in des Menſchen Gewahrſam gebracht, ſo ſchleicht auch der Herbſt ſchon wieder heran, und unſer Dichter nimmt rührenden Abſchied von einer, wenigſtens in der äußeren Erſcheinung hinfälligen Natur. Doch ſeine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter. Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer

zu heucheln, und auch in dieser Jahreszeit kein Fest ohne Blumen und Kränze zu lassen. Selbst ist gesorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, frischem Dache seiner Käfichtlande fehle.

Nun ist es die schönste Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Gespräch an schaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundschaftliche Sehnsucht vermehrt sich, das Bedürfniß der Musik läßt sich lebhafter fühlen, und nun mag sich der Kranke selbst gern an den traulichen Cirkel anschmiegen und ein verscheidender Freund kleidet sich in die Farbe der scheidenden Jahrszeit.

Denn so gewiß nach überstandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, so gewiß werden sich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiedersehen; sie werden sich in der Gegenwart eines alliebenden Vaters wiederfinden, und alsdann erst unter sich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wornach sie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinstrebten. Eben so ruht auch schon hier des Dichters Glückseligkeit auf der Ueberzeugung, daß alles der Vorsorge eines weisen Gottes sich zu erfreuen habe, der mit seiner Kraft jeden erreicht, und sein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieses Wesens im Dichter die höchste Klarheit und Vernünftigkeit, und zugleich eine Versicherung, daß jene Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch

Klänge sind, und daraus entspringt ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerstrebende, Besondere, Abweichende, aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefaßte Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen; sollte denn aber nicht eben jene Selbstständigkeit, aus der sich ein so heiteres Leben nach den inneren Kreisen verbreitet, öfter von außen bestürmt, verletzt und zu leidenschaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch die Frage läßt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch festen Willen, aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu seyn, solche Vortheile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt, immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höheren Stände ihre angebornen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen, und hingegen Ungeschick, Rohheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, so kann er einen sol-

chen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdieß mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sich launicht von heiteren Gastmählern und Trinkcirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen in's Herz strömen, und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem, feyerlichem Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegen zu wirken.

Wo aber angeborne Vortheile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu, und erwirbt sich die schätzenswerthesten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Antheil an jenem dichterischen Freiheitssinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher wohlgesinnte Jüngling, der das Gefühl akademischer Unabhängigkeit in's Leben und in die Kunst hinüber trug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Administration so manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im Besonderen, doch im Allgemeinen, auf Herstellung von Recht und Freiheit zu sinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte sie zu Hause, auf dieser und jener Gerichtsstelle, auf Rittersitzen, in Cabinetten, an Höfen

zu finden; und da nun gar Klopstock, durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain, der Deutschen Phantasie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Gesanges geschlagen hatte: so war es natürlich, daß unter der Jugend sich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Wesen und Unwesen eine Zeitlang vor sich hintrieben, und man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theil, um die Sclavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

Auch ist in der Folge die Annäherung zum Französischen Freiheitskreise nicht heftig, noch von langer Dauer; bald wird unser Dichter durch die Resultate des unglücklichen Versuchs abgestoßen, und kehrt ohne Harm in den Schooß sittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück.

Innerhalb des Kunstkreises läßt er denn auch manchmal seinen Unmuth sehen, besonders äußert er sich kräftig, ja man kann sagen hart, gegen jene vielfachen unsicheren Versuche, durch die das Deutsche Dichterwesen eine Zeitlang in Verwirrung gerieth. Hier scheint er nicht genugsam zu sondern, alles mit gleicher Verdammniß zu strafen, da doch selbst aus diesem chaotischen Treiben manches Schätzenswerthe hervorging. Doch sind Gedichte und Stellen dieser Art wenige, gleichnißweise gefaßt, und ohne Schlüssel kaum verständlich; des-

wegen man des Dichters sonstige billige Denkweise auch hier unterlegen darf.

Daß überhaupt eine so zarte, in sich gekehrte, von der Welt weggewandte Natur, auf ihrem Lebenswege nicht durchaus gefördert, erleichtert und in heiterer Thätigkeit gekräftigt worden, läßt sich wohl vermuthen. Doch wer kann sagen, daß ihm ein solches Loos gefallen sey! Und so finden wir schon in manchen früheren Gedichten ein gewisses zartes Unbehagen, das durch den Jubel des Rundgesangs, wie durch die heitere Feyer der Freundschaft und Liebe, unvermuthet hindurchblickt, und manches herrliche Gedicht stellenweis einer allgemeineren Theilnahme entzieht. Nicht weniger bemerken wir später Gesänge, in denen gehindertes Streben, verkümmerter Wachsthum, gestörtes Erscheinen nach außen, Kränkungen mancher Art mit leisen Lauten bedauert, und verlorene Lebensepochen beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig wie um sein eigenes Daseyn, dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invectiven, nicht fehlen, wenn die erworbene heitere Geistesfreiheit, dieser aus dem Frieden mit sich selbst hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindliche Neigung gegen den, der alles leitet und regiert, einigermaßen getrübt, gehindert, gestört werden könnte. Will man dem Dichter dieses Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgend

eine beſondere Lehre, eine ausſchließende Meinung, einen beengenden Grundſatz aufſtellen, dann bewegt ſich ſein Geiſt in Leidenſchaft, dann ſteht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr, und ſchreitet gewaltig gegen die ihn ſo fürchterlich bedrohenden Irrſale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menſchlichen Geiſtes entſteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinſternde, den Verſtand beſchränkende Satzungen, Macht- und Bannſprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht, und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber ſolche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen iſt, daß er jenem heiteren Lichte, das ſich ſeit einigen Jahrhunderten, nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner, im Norden verbreitete, mit vielen anderen, das eigentliche Glück ſeines Daſeyns ſchuldig ſey? Sollte man zu jener ſcheinbar gerechten, aber parteyſüchtig grundfalſchen Maxime ſtimmen, welche, dreiſt genug, fordert, wahre Toleranz müſſe auch gegen Intoleranz tolerant ſeyn? Keineswegs! Intoleranz iſt immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken geſteuert werden.

Ja, wir begreifen um ſo mehr die leidenſchaftlichen Beſorgniſſe des Dichters, da ihm noch von einer andern Seite jene düſteren Uebermächte drohen; ſie drohen, ihm

einen Freund zu rauben, einen Freund in dem wichtigſten Sinne des Wortes. Wenn unſer Dichter, wie wir geſehen, ſo liebevoll an allem hangen kann, was nicht einmal ſeine Neigung zu erwiedern vermag, wie muß er ſich erſt an's Theilnehmende, an Menſchen, an Seinesgleichen, an vorzügliche Naturen anſchließen, und ſie zu ſeinen koſtbarſten Gütern zählen!

Gebildete, nach Bildung ſtrebende Männer ſucht frühe ſein Geiſt, ſein Gefühl auf. Schon ſchweben Hagedorn und Kleiſt, die erſt verſchiedenen, gleichſam ſelig geſprochenen Deutſchen Dichtergeſtalten, in die ätheriſchen Wohnungen voraus, auf ſie iſt der Blick jüngerer Nachkömmlinge gerichtet, ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeyert. Nicht weniger ſieht man die lebendig vorſtehenden, vorantretenden gebildeten Meiſter und Kenner, Klopſtock, Leſſing, Gleim, Gerſtenberg, Bodmer, Ramler, von den neu aufſprießenden, im Hochgefühl eigenen Vermögens, mit kraftvoller Selbſtſchätzung und würdiger Demuth verehrt. Schon erſcheinen die Namen Stolberg, Bürger, Boie, Miller, Hölty, in freundſchaftlicher Anerkennung des Ruhmes werth, den ihnen das Vaterland bald beſtätigen ſollte.

In dieſem Chor von Freunden, von Verehrten ſetzt der Dichter ohne bedeutenden Verluſt lange ſein Leben fort; ja, es gelingt ihm, die Fäden akademiſcher Frühzeit, durch Freundſchaft, Liebe, Verwandtſchaft, ehe-

liche Verbindung, durch fortgeſetzte Theilnahme, durch Reiſen, Beſuch und Briefwechſel, in ſeinen übrigen Lebensgang zu verweben.

Wie muß es daher den liebenswürdig Verwöhnten ſchmerzen, wenn, nicht der Tod, ſondern abweichende Meinung, Rückſchritt in jenes alte, von unſeren Vätern mit Kraft bekämpfte, ſeelenbedrückende Weſen, ihm einen der geliebteſten Freunde auf ewig zu entreißen droht! Hier kennt er kein Maß des Unmuths, der Schmerz iſt gränzenlos, den er bei ſo trauriger Zerſtückelung ſeiner ſchönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde ſich aus Kummer und Gram nicht zu retten wiſſen, verlieh ihm die Muſe nicht auch zu dieſem Falle die unſchätzbare Gabe, jenes bedrängende Gefühl, am Buſen eines theilnehmenden Freundes, harmoniſch gewaltig auszuſtürmen.

Wenden wir uns nun von dem, was unſer Dichter als allgemeines und beſonderes Gefühl ausſpricht, wieder zurück zu ſeinem darſtellenden Talent, ſo drängen ſich uns mancherlei Betrachtungen auf.

Eine, vorzüglich der Natur, und man kann ſagen der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweiſe nimmt ſchon da ihren Anfang, wo der übrigens unpoetiſche Menſch dem, was er beſitzt, dem, was ihn unmittelbar umgibt, einen beſonderen Werth aufzuprägen geneigt iſt. Dieſe liebenswürdige Aeußerung der Selbſtigkeit, wenn uns die Erzeugniſſe des eignen Grundes und Bodens am beſten

schmecken, wenn wir glauben durch Früchte, die in unserem Garten reiften, auch Freunden das schmackhafteste Mahl zu bereiten, diese Ueberzeugung ist schon eine Art von Poesie, welche der künstlerische Genius in sich nur weiter ausbildet, und seinem Besitz nicht nur durch Vorliebe einen besondern, vielmehr durch sein Talent einen allgemeinen Werth, eine unverkennbare Würde verleiht, und sein Eigenthum dergestalt den Zeitgenossen, der Welt und Nachwelt zu überliefern und anzueignen versteht.

Diese gleichsam zauberische Wirkung bringt eine tiefsühlende, energische Natur durch treues Anschauen, liebevolles Beharren, durch Absonderung der Zustände, durch Behandlung eines jeden Zustandes in sich als eines Ganzen, schaffend hervor, und befriedigt dadurch die unerläßlichen Grundforderungen an innerem Gehalt; aber damit ist noch nicht alles geschehen, auch äußerer Mittel bedarf es, um aus jenem Stoff einen würdigen Körper zu bilden. Diese sind Sprache und Rhythmus! Und auch hier ist es, wo unser Dichter seine Meisterschaft auf's höchste bewährt.

Zu einem liebevollen Studium der Sprache scheint der Niederdeutsche den eigentlichsten Anlaß zu finden. Von allem, was undeutsch ist, abgesondert, hört er nur um sich her ein sanftes behagliches Urdeutsch, und seine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er an's Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen,

Die Ilme.

Wenn der Ilme Bach bescheiden
Schlängelnd still im Thale fließt,
Ueberdeckt von Zweig und Weiden
Halbversteckt sich weiter gießt,
Hört er öftermal die Flöte
Seiner Dichter treu und gut,
Wenn der Glanz der Morgenröthe
Auf der sanften Woge ruht.

Vieles ist an mir entsprungen,
Manches ward euch dargebracht,
Und so ist es mir gelungen
Daß man mich zum Flusse macht.
Will ein Reisender mich sehen,
Wie die Donau, wie den Rhein,
Ich verstecke mich, laß ihn gehen,
Denn ich bin doch gar zu klein.

Heute doch von tausend Flammen
Glänzt die Fläche bis zum Grund,
Heute nehm' ich mich zusammen,
Oeffne den verschämten Mund.
Sonne mich im Jubel-Saale,
Spiegle Bilder Blick für Blick,
Und als Fluß zum erstenmale,
Seh' ich mich dem Thal zurück.

tönen ihm die Grundsylben seiner Mundart entgegen, und so empfängt er manches Eigene, das er selbst schon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt sich deßhalb mehr als der Oberdeutsche, der an Völkerstämme ganz verschiedenen Ursprungs angränzt, im Leben selbst auf die Abstammung der Worte zu merken.

Diesen ersten Theil der Sprachkunde läßt sich unser Dichter gewissenhaft angelegen seyn. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und so stellt er manches Gehaltvolle wieder her, setzt ein Mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit stiller Vorsicht und Genauigkeit verfährt, so fehlt es ihm nicht an Kühnheit sich eines harten, sonst vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine so genaue Schätzung der Worte, durch den bestimmten Gebrauch derselben entsteht eine gefaßte Sprache, die sich, von der Prosa weg, unmerklich in die höheren Regionen erhebt, und daselbst poetisch für sich zu schalten vermögend ist. Hier erscheinen die dem Deutschen sich darbietenden Wortfügungen, Zusammensetzungen und Stellungen zu ihrem größten Vortheil, und man kann wohl sagen, daß sich darunter unschätzbare Beispiele finden.

Und nicht bloß diesen an's Licht geförderten Reichthum einer im tiefsten Grunde edlen Sprache bewundern wir, sondern auch, was der Dichter bei seiner hohen Forderung an die Rhythmik durch Befolgung der strengsten Regeln geleistet hat. Ihn befriedigte nicht allein

jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt iſt, keines einen Nebenbegriff zuläßt, ſondern beſtimmt und einzig ſeinen Gegenſtand bezeichnet; er verlangt zur Vollendung Wohllaut der Töne, Wohlbewegung des Periodenbaues, wie ſie der gebildete Geiſt aus ſeinem Innern entwickelt, um einen Gegenſtand, ein Empfundenes völlig entſprechend und zugleich bezaubernd anmuthig auszudrücken. Und hier erkennen wir ſein unſterbliches Verdienſt um die Deutſche Rhythmik, die er, aus ſo manchen ſchwankenden Verſuchen, einer für den Künſtler ſo erwünſchten Gewißheit und Feſtigkeit entgegen hebt. Aufmerkſam horchte derſelbe den Klängen des Griechiſchen Alterthums, und ihnen fügte ſich die Deutſche Sprache zu gleichem Wohllaute. So enthüllte ſich ihm das Geheimniß der Sylbenmaße, ſo fand er die innigſte Vereinigung zwiſchen Poeſie und Muſik, und ward, unter dem Einfluſſe eines freundſchaftlichen Zuſammenlebens mit Schulz, in den Stand geſetzt, ſolche Früchte einer gemeinſamen Anſtrengung ſeinem Vaterlande auf praktiſchem und theoretiſchem Wege mitzutheilen.

Beſonders angenehm iſt das Studium jener Gedichte, die ſich der Form nach als eine Nachbildung der aus dem Alterthum geretteten ankündigen. Belehrend iſt es, zu beobachten, wie der Dichter verfährt. Hier zeigt ſich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper nothdürftig wieder hergeſtellt; derſelbe Geiſt

vielmehr ſcheint eben dieſelbe Geſtalt abermals hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Werth einer beſtimmten und vollendeten Form lebhaft anerkennt, die er bei ſeinen letzten Arbeiten völlig in der Gewalt hat, ſo wendet er eben dieſe Forderung auch gegen ſeine früheren Gedichte, und bearbeitet ſie muſterhaft nach den Geſetzen einer in ihm ſpäter gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker jene Leiſtungen beſonders zu würdigen, ſo liegt uns ob, daß wir das übernommene Geſchäft, den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geſchloſſenen Kreiſes der dießmal anzuzeigenden vier Bände finden wir ihn, wie er ſich zum vorzüglichen Ueberſetzer jener Werke des Alterthums nach und nach ausbildet.

Durch den entſchiedenen, oben geprieſenen Sieg der Form über den Stoff, durch manches, von äußerer Veranlaſſung völlig unabhängige Gedicht, zeigt uns der Dichter, daß es ihm frei ſtehe, das Wirkliche zu verlaſſen und in's Mögliche zu gehen, das Nahe wegzuweiſen und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in ſich aufzunehmen. Und wie man zu ſagen pflegte, daß neben dem Römiſchen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche, ſo läßt ſich von unſerem Dichter gleichfalls ausſprechen, daß in ihm,

zu einer ächt Deutschen wirklichen Umgebung, eine recht antike geistige Welt sich geselle.

Ihm war das glückliche Loos beschieden, daß er den alten Sprachen und Literaturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkor. Nicht zerstückeltes buchstäbliches Wissen war sein Ziel, sondern er drang bis zum Anschauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahresten Verhältnissen, er vergegenwärtigte sich das Entfernte, und faßte glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die ersten gebildeten Völker sich ihren großen Wohnplatz die Erde, den übergewölbten Himmel, den verborgenen Tartarus mit beschränkter Phantasie vorgestellt, er ward gewahr, wie sie diese Räume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergestalten bevölkerten, wie sie jedem einen Platz zur Wohnung, zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann aufmerksam auf die Fortschritte des menschlichen Geistes, der nicht aufhörte zu beobachten, zu schließen, zu dichten, ließ der Forscher die vollkommene Vorstellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude, so wie von seinen Bewohnern besitzen, aus ihren ersten Keimen sich nach und nach entwickeln und auferbauen. Wie sehr dadurch Fabel und Geschichte gefördert worden, ist niemand mehr verborgen, und sein Verdienst wird sich immer glänzender zeigen, je mehr dieser Methode gemäß nach allen Seiten hingewirkt, und das Gesammelte geordnet und aufgestellt werden kann.

Auf die Weise ward sein großes Recht begründet, sich vorzüglich an den Urbarden anzuschließen, von ihm die Dichterweihe zu empfangen, ihn auf seinen Wanderungen zu begleiten, um gestärkt und gekräftigt unter seine Landsleute zurückzukehren. So, mit festhaltender Eigenthümlichkeit wußte er das Eigenthümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters, zu schätzen, und reichte die älteren Schriften uns mit geübter Meisterhand dergestalt herüber, daß fremde Nationen künftig die Deutsche Sprache, als Vermittlerin zwischen der alten und neuen Zeit, höchlich zu schätzen verbunden sind.

Und so werde zum Schluß das Hochgefühl gelungener unsäglicher Arbeit, und die Einladung zum Genusse des Bereiteten mit des Dichters eigenen Worten ausgesprochen:

Mir trug Lyäos, mir der begeisternden
Weinrebe Sprößling, als, dem Verstörten gleich
Auf hohem Eiland' ich mit Sehnsucht
Wankte den Blick zur Hellenenheimath.

Schamhaft erglühend, nahm ich den heiligen
Reisschoß, und hegt' ihn, nahe dem Nordgestirn,
Abwehrend Lust und Ungeschlachtheit
Unter dem Glas' in erkargter Sonne.

Vom Arieg der Gottheit, siehe beschleunigt,
Stieg Rankenwaldung, übergewölbt, mich bald
Mit Blüthe, bald mit grünem Herling,
Bald mit gerösteter Traub' umschwebend.

Im ſüßen Anhauch träumt ich, der Zeit entflohn.
Wettkampf mit alterthümlichem Hochgeſang.
Wer lauter iſt, der feſte freundlich.
Ob die Ambroſiafrucht gereift ſey.

Carlsruhe, bei Macklot: Allemanniſche Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, von J. P. Hebel, Prof. zu Carlsruhe. Zweyte Auflage. 1804. VIII und 232 S. 8.

Der Verfaſſer dieſer Gedichte, die in einem Oberdeutſchen Dialekt geſchrieben ſind, iſt im Begriff ſich einen eignen Platz auf dem Deutſchen Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt ſich gegen zwey entgegengeſetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit friſchem frohem Blick die Gegenſtände der Natur, die in einem feſten Daſeyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben ausſprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert ſich der beſchreibenden Poeſie; doch weiß er durch glückliche Perſonificationen ſeine Darſtellung auf eine höhere Stufe der Kunſt herauf zu heben. An der andern Seite neigt er ſich zum Sittlich-Didaktiſchen und zum Allegoriſchen; aber auch hier kommt ihm ſeine Perſonification zu Hülfe, und wie er dort ſeine Körper für einen Geiſt fand, ſo findet er hier für ſeine Geiſter einen Körper. Dieß gelingt ihm nicht durchaus; aber wo

es

es ihm gelingt, ſind ſeine Arbeiten vortrefflich, und nach unſerer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieſes Lob.

Wenn antike, oder andere durch plaſtiſchen Kunſtgeſchmack gebildete Dichter das ſogenannte Lebloſe durch idealiſche Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden, und Hamadryaden, an die Stelle der Felſen, Quellen, Bäume ſetzen, ſo verwandelt der Verfaſſer dieſe Naturgegenſtände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivſte, anmuthigſte Weiſe, durchaus das Univerſum; ſo daß die Landſchaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unſerer erhöhten und erheiterten Phantaſie nur eins auszumachen ſcheint.

Das Local iſt dem Dichter äußerſt günſtig. Er hält ſich beſonders in dem Landwinkel auf, den der bei Baſel gegen Norden ſich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Waſſers, Behaglichkeit der Menſchen, Geſchwätzigkeit und Darſtellungsgabe, zudringliche Geſprächsformen, neckiſche Sprachweiſe, ſo viel ſteht ihm zu Gebot, um das was ihm ſein Talent eingibt, auszuführen.

Gleich das erſte Gedicht enthält einen ſehr artigen Anthropomorphism. Ein kleiner Fluß, die Wieſe genannt, auf dem Feldberg im Oeſtreichiſchen entſpringend, iſt als ein immer fortſchreitendes und wachſendes

Bauermädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt, und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannichfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stätigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen.

Hat unser Dichter auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen, wie im Herlein, etwas Romantisches, wie im Bettler. Dann sind sie auch wohl einmal recht freudig beisammen, wie in Hans und Verene.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung. Der zufriedene Landmann, der Schmelzofen, der Schreinergesell stellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. Die Marktweiber in der Stadt sind am wenigsten geglückt, da sie beim Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen. Wir ersuchen den Verfasser diesen Gegenstand

nochmals vorzunehmen, und einer wahrhaft naiven Poesie zu vindiciren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfasser besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Nicht allein das Sichtbare daran, sondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare, und die aus allen sinnlichen Eindrücken zusammen entspringende Empfindung weiß er sich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen sind, der Winter, der Jänner, der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den besten gehört, die jemals in dieser Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfasser zu Pflanzen, zu Thieren. Der Wachsthum des Hafers, bei Gelegenheit eines Habermußes, von einer Mutter ihren Kindern erzählt, ist vortrefflich idyllisch ausgeführt. Den Storch wünschten wir vom Verfasser nochmals behandelt, und bloß die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. Die Spinne und der Käfer dagegen sind Stücke, deren schöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfasser in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, ist Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünschenswerthe, was die ganze Natur ausspricht, so gibt

es noch andere Gedichte, die zwar directer, aber doch mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung, auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir den Wegweiser, den Mann im Mond, die Irrlichter, das Gespenst an der Kanderer Straße, von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht noch gemacht worden ist.

Das Verhältniß von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hieher gehören die Mutter am Christabend, eine Frage, noch eine Frage.

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. Auf einem Grabe, Wächterruf, der Wächter in der Mitternacht, die Vergänglichkeit sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen, durchaus so schön benutzt, daß

Der Tag in Begleitung von Pallas und Clio führt Wiſſenſchaften und Künſte vor.

Aurora, Epos und Tragödie empfangen ſie.

Tag.

Heil, o Schweſtern, dem Bemühen
Wie ihr eure Pflicht getan!
Was die Dichtkunſt euch verliehen
Führtet ihr mit Luſt heran.

Nun mag ſich Kunſt und Wiſſenſchaft erholen,
Darſtellen wie ſie ſich zum Bild entwarf.
Die Dichtkunſt habt ihr wohl empfohlen,
Die es doch weniger bedarf.
Denn ſie bricht, gleich einer Quelle,
Felſen durch wo's ihr gefällt,
Und verbindet ihre Welle
Bergbinab in alle Welt.

Doch diese hier, kein wandelbar Gretanis,
Der Pflege wollen ſie empfohlen ſeyn.
Drum führ' ich ſie, ein gültig Zeugnis
Daß es vorlängſt abgethan, mit mir herein.

So ſprech' ich nun den hochverklärten Namen
Amalia mit Ehrfurcht aus.
Du winkteſt uns. Berauſchtes kamen
Wir eine nach der andern, das zerſtörte Haus.

man ſich immer wieder in den einmal beſchriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Ueberhaupt hat der Verfaſſer den Charakter der Volkspoeſie darin ſehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausſpricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunſtwerke die Einwirkung auf ſein inneres Ganze erfahren, und ſo in einem höheren Sinne erbaut ſeyn will, ſo verlangen Menſchen auf einer niederen Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch ſogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfaſſer hat nach unſerem Gefühl das Fabula docet meiſt ſehr glücklich und mit viel Geſchmack angebracht, ſo daß, indem der Charakter einer Volkspoeſie ausgeſprochen wird, der äſthetiſch Genießende ſich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was poſitive Religion betrifft, ſo müſſen wir geſtehen, daß es uns ſehr behaglich war, durch ein erzkatholiſches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebſten Gebrauch, indem er ſie an Menſchengeſchick und Naturerſcheinungen anſchließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken durchaus einen glücklichen Blick in's Wirkliche bewährt, ſo hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgeſinnung und Volksſage ſehr wohl auf-

zufassen verstanden. Diese schätzenswerthe Eigenschaft zeigt sich vorzüglich in zwey Volksmährchen, die er idyllenartig behandelt.

Die erste, der Karfunkel, eine gespensterhafte Sage, stellt einen liederlichen, besonders dem Kartenspiel ergebenen Bauernsohn dar, der unaufhaltsam dem Bösen in's Garn läuft, erst die Seinigen, dann sich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entspringenden Motive ist vortrefflich, und eben so die Behandlung.

Ein Gleiches kann man von der zweyten, der Statthalter von Schopfheim, sagen. Sie beginnt ernst und ahnungsvoll, fast ließe sich ein tragisches Ende vermuthen; allein sie zieht sich sehr geschickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich ist es die Geschichte von David und Abigail in moderne Bauerntracht nicht parodirt, sondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geschichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen, und gewinnen dadurch sehr viel, indem die wackern naiven Erzähler, durch lebhafte Prosopopöen und unmittelbaren Antheil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen, an der Art haben.

Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten. Man findet mehrere sinnlich bedeutende und wohlklingende Worte,

theils jenen Gegenden selbst angehörig, theils aus dem Französischen und Italiänischen herübergenommen, Worte von einem, zwey Buchstaben, Abbreviationen, Contractionen, viele kurze leichte Sylben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vortheil für den Dichter ist. Diese Elemente werden durch glückliche Constructionen und lebhafte Formen zu einem Styl zusammengedrängt, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfasser gefallen, auf diesem Wege fortzufahren, dabei unsere Erinnerungen über das innere Wesen der Dichtung vielleicht zu beherzigen, und auch dem äußeren technischen Theil, besonders seinen reimfreien Versen, noch einige Aufmerksamkeit zu schenken, damit sie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn so sehr zu wünschen ist, daß uns der ganze Deutsche Sprachschatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, so ist doch die praktische Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es eben so ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz seyn muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gibt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeut-

ſchen ſchickliche Gedichte in ſeinen Oberrheiniſchen Dialekt zu überſetzen. Haben doch die Italiäner ihren Taſſo in mehrere Dialekte überſetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns dieſe kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, ſo wünſchen wir nur auch, daß jenes Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutſchland ſeltſamen Sprach- und Schreibart einigermaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation dieſen erfreulichen Genuß zu verſchaffen. Dazu gibt es verſchiedene Mittel, theils durch Vorleſen, theils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweiſe, wenn jemand von Geſchmack das, was ihm aus der Sammlung am beſten gefällt, für ſeinen Kreis umzuſchreiben unternimmt, eine kleine Mühe, die in jeder Societät großen Gewinn bringen wird. Wir fügen ein Muſterſtück unſerer Anzeige bei, und empfehlen nochmals angelegentlich dieſes Bändchen allen Freunden des Guten und Schönen.

Sonntagsfrühe.

Der Samſtig het zum Sunntig gſait:
„Jetz bani alli ſchloſe gleit;
„ſit ſin vem Schaffe her und hi
„gar ſtill müed und ſchlöfrig gſi.
„und's goht mer ſuſer gar ſelber ſo,
„i cha faſt uf te Bei me ſtoh.“

So ſeit er, und wo's Zwölfi ſchlacht,
ſe ſinkt er oben in d'Mitternacht.

Der Sunntig ſeit: „Jetz iſchs an mir!“
gar ſtill und heimli bſchließt er d'Thür;
er düſelet hinter de Sterne no,
und cha ſchier gar nit eſſe cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
ſie ſchloft im ſtille Chammerli!
er pöpperlet am Lädemli;
er rueft der Sunne: „d'Zit iſch do!“
Sie ſeit: „I chumm enanderno!“ —

Und liſli uf die Zeche goht,
und fründli uf de Berge ſtoht
der Sunntig, und 'ſchloft alles no;
es ſiehts und hört en niemes goh;
er chunnt in's Dorf mit ſtillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!“

Und wemmen endli au verwacht,
und gſchloſe het die ganzi Nacht,
ſe ſteht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenſtere i
mit ſinem Ange mild und gut,
und mittem Meyen uffem Hut.

Drum meint ers treu, und was i ſag,
es freut en wemme ſchloſe mag,
und meint es ſeig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heitere Himmel lacht;
drum iſch er au ſo liſli cho,
drum ſteht er au ſo liebli do.

Wie gliveret uf Gras und Laub
Vom Morgethau der Silberſtaub!
Wie weht e friſche Mayeluft,
voll Chriesi-Bluſt und Schlehe-Duft!
Und d'Immli ſammle ſink und friſch,
ſe wüſſe nit, ab's Sunntig iſch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriſi-Baum im Mare-Gwand.
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblume nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiß.
me meint, me tueg ins Paradies!

Und's iſch ſo ſtill und heimli do,
men iſch ſo ruehig und ſo froh!
me hört im Dorf kei Hüſt und Hott;
e Gute Tag! und Dank der Gott!
und 'ägit gottlob e ſchöne Tag!
iſch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli ſeit: „Friſſ io!
„Poz tauſig, jo, er iſch ſwo do:
„Er bringt mer ſäo im Himmels-Glaſt
„dur Bluest und Laub in Hurſt und Raſt!"
Und 's Diſtelzwigli vorne dra
Hets 's Sunntig-Rödli au ſcho a.

Sie lüte weger's Zeiche ſwo.
der Pfarrer, ſchints, well zitli cho;
Gang, brechmer eis Auritli ab,
verreiſcher mer der Stamp nit drab,
und Chüngeli, leg di wordli a,
di mueſch derno ne Meje ha!

Nürnberg, Selbſtverlag: Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart. Erſter Band 1798. 222 S. Zweyter Band. 1800. 222 S. 8.

Die Einquartierung der Franzoſen. Der ſechzehnwöchige Aufenthalt der Franzoſen in Nürnberg. 1801. 46 S. 8.

Die Grübelſchen Gedichte verdienen wohl neben den Hebelſchen gegenwärtig genannt zu werden: denn obgleich ſchon länger gedruckt, ſcheinen ſie doch den Liebhabern nicht, wie ſie verdienen, bekannt zu ſeyn. Um ſie völlig zu genießen, muß man Nürnberg ſelbſt kennen, ſeine alten, großen, ſtädtiſchen Anſtalten, Kirchen, Rath- und andere Gemeinhäuſer, ſeine Straßen, Plätze, und was ſonſt öffentliches in die Augen fällt; ferner ſollte man eine klare Anſicht der Kunſtbemühungen und des techniſchen Treibens gegenwärtig haben, wodurch dieſe Stadt von Alters her ſo berühmt iſt, und wovon ſich auch noch jetzt ehrwürdige Reſte zeigen. Denn faſt nur innerhalb dieſer Mauern bewegt ſich der Dichter, ſelten iſt es eine ländliche Scene, die ihn intereſſirt, und ſo zeigt er ſich in ſeinem Weſen und Geſinnung als das, was er wirklich iſt, als rechtlichen Bürger und Klempnermeiſter, der ſich freut mit dem alten Meiſter Hans ſo nahe verwandt zu ſeyn.

Wenn der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtſeyn ein Menſch

iſt, ſo kann man von Grübeln ſagen, er habe einen außerordentlichen Vorſprung vor andern ſeines Gleichen, daß er mit Bewußtſeyn ein Nürnberger Philiſter iſt. Er ſteht wirklich in allen ſeinen Darſtellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beiſpiel von Geradſinn, Menſchenverſtand, Scharfblick, Durchblick in ſeinem Kreiſe da, daß er demjenigen, der dieſe Eigenſchaften zu ſchätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falſcher Anforderung, dunkler Selbſtgenügſamkeit, ſondern alles klar, heiter und rein, wie ein Glas Waſſer.

Die Stoffe, die er bearbeitet, ſind meiſt bürgerlich oder bäueriſch, theils die reinen Zuſtände als Zuſtände, da er denn durch Darſtellung das Gedicht an die Stelle des Wirklichen zu ſetzen, und uns ohne Reflexion die Sache ſelbſt zu geben weiß, wovon das Kränzchen ein unſchätzbares Beiſpiel geben kann. Auf dieſe Weiſe verſteht er die Verhältniſſe der Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meiſter, Geſellen und Lehrburſche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, ſo wie der Dienſtmägde, der Dirnen, in Geſprächen oder Erzählungen auf das lebhafteſte und anmuthigſte vor Augen zu ſtellen.

Manchmal ergötzt er ſich an mehr oder minder bekannten Vademecums-Geſchichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinſchrei-

ten zu der letzten Pointe als das Vorzügliche und Eigenthümliche anzusehen iſt.

Andere Gedichte, wo er ſein perſönliches Behagen bei dieſem und jenem Genuß ausdrückt, ſind höchſt angenehm, und ſehr gefällig iſt es, daß der Dichter mit dem beſten Humor, ſowohl in eigener als dritter Perſon, ſich öfters zum beſten gibt.

Daß ein ſo gerad ſehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächſten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben, und manchmal geneigt ſeyn möchte, dieſe und jene Verirrungen zu tadeln, läßt ſich erwarten; allein ſowohl hier als überhaupt, wo ſich ſeine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satyre nennen könnte, iſt er nicht glücklich. Die beſchränkten Handelsweiſen, die der kurzſinnige Menſch bewußtlos mit Selbſtgefälligkeit ausübt, darzuſtellen, iſt ſein großes Talent.

Hat man nun ſo einen wackern Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in bald vor ſeinem Hauſe, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhauſe immer heiter und ſpaßhaft geſehen, ſo iſt es merkwürdig, wie er in ſchlimmen Tagen ſich in gleichem Humor erhält, und über die außerordentlichen Uebel, ſo wie über die gemeinern, ſich erhaben fühlt.

Ohne daß ſein Styl einen höheren Schwung nähme, ſtellt er den bürgerlichen Zuſtand während der Theurung, anhaltenden Froſtes, Ueberſchwemmung, ja während ei-

nes Krieges vor; ſelbſt die Spaltung der Meinungen, dieſer fürchterliche innere Krieg, gibt ihm Gelegenheit zu heiteren treffenden Schilderungen.

Sein Dialekt hat zwar etwas Unangenehmes, Breites, iſt aber doch ſeiner Dichtart ſehr günſtig. Seine Sylbenmaße ſind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt, ſo macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Als Beiſpiel ſetzen wir eins der kürzern hieher:

Der Rauchtobak.

Su bald ih früh vom Schlauf derwach,
Seuch i mei Pfeifla ſche;
Und Dabends, wenn ih ſchlauf'n geh,
So hob ihs Pfeifla noh
Denn wos ih denk und treib'n will
Und alles wos ih thon
Dös geibt mer alles nit ſo gout
Mei Pfeifla meuß derzou.

Ju rauch ſa rara Pfeif'n in
Su eitel bin ih nit,
A Pfeif'n dös ſu theuer iſt,
Was thät ih denn nau mit?
Dau möcht ih ja, ſu lang ih rauch,
Nor immer puz'n droh;
Und zehmauf im ahner Stund
Nau wieder ſchaua oh.

Doch meuß mei Pfeifla reinlih ſein,
Und innawendt zuzt;
Ih ſchdina Pfeif'n, und verſtehſt,
Dös ſich ih nit, wos nuzt

Den Flammenraub erbauten wir im Stillen,
Mit neuer Landſchaft rings umzirkt.
So ward es denn nach unſers Fürſten Willen,
Des hohen Sohn's, der unabläſſig wirkt.

Hier thronet Er, der uns erheitert,
Daß jede ſchnell das beſte ſchafft,
Der unſern Wirkungskreis erweitert
Zu Thätigkeiten jeder Kraft.

Hier thronet Sie, die uns verbunden
In ſtillen Tugenden erbaut,
Sie die in ſchreckensvollen Stunden
Auf uns als Retterin geſchaut.

Nun aber feyern Sie im Glanze,
Wo lebensfroh das Feſt ergrünt.
Ihr tretet vor aus eurem Kranze,
Ich rühm' euch wie ihr es verdient.

Kommt her geſchäft'ge Dienerinnen,
Unſterblich, unermüdet, reich,
Was ſchön und nützlich auszuſinnen
Den Göttern des Olympus gleich.

(Sie deutet auf eine nach der andern.)

Himmelskunde.

Die zeichnet rein den Gang der Sphäre,
Ihr Griffel regelt Nacht und Tag;
Der launenhaften Atmoſphäre,
Dem Grillenwechſel forſcht ſie nach.

Verſtihern toſſn ih kahna nit.
Döß toy ſcho goar nit ſey;
Denn kamm iſt leer und koſt a weng.
So füll ihs wieder eh.

Wenn ih a Bier trink'n ſollt.
Und rauchet nit herzou.
Ih könnt ka Mauß nit trink'n ih.
Su langa oft nit zwou.
Und wenn ih früh mein Kaffee trink
Und zünd mei Pfeifla eh.
Dau glab ih, daß kay Menſch nit leicht
Wos beſſers hob'n toh.

Und wenn ih af der Gaſſ'n geih
Su früh und Abendszeit
Rauch ih mei Pfeifla a herzou.
Und ſcher mih nir um d'Leut.
Denn kurz wenn ih nit rauch'n thou.
So wörds mer angſt und bang.
Denn wörds mer a, verzeih mirs Gott!
Oft in der Kürich z'lang.

Heidelberg bei Mohr und Zimmer: Des Knaben Wunderhorn. Alte Deutſche Lieder. Herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano. 1806. 470 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Die Kritik dürfte ſich vorerſt nach unſerem Dafürhalten mit dieſer Sammlung nicht befaſſen. Die Herausgeber haben ſolche mit ſo viel Neigung, Fleiß, Geſchmack, Zartheit zuſammengebracht und behandelt, daß

ihre Landsleute dieſer liebevollen Mühe nun wohl erſt mit gutem Willen, Theilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechts wegen ſollte dieſes Büchlein in jedem Hauſe, wo friſche Menſchen wohnen, am Fenſter, unterm Spiegel, oder wo ſonſt Geſang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden ſeyn, um aufgeſchlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unſtimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umſchlagen müßte.

Am beſten aber läge doch dieſer Band auf dem Clavier des Liebhabers oder Meiſters der Tonkunſt, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu laſſen, oder ihnen ſchickliche Weiſen anzuſchmiegen, oder wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch ſie hervorzulocken.

Würden dann dieſe Lieder, nach und nach, in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten ſie allmählich, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem ſie zum Theil gewiſſermaßen ausgegangen, ſo könnte man ſagen, das Büchlein habe ſeine Beſtimmung erfüllt, und könne nun wieder, als geſchrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

Weil nun aber in der neueren Zeit, beſonders in

Deutſch-

Deutſchland, nichts zu exiſtiren und zu wirken ſcheint, wenn nicht darüber geſchrieben und wieder geſchrieben und geurtheilt und geſtritten wird, ſo mag denn auch über dieſe Sammlung hier einige Betrachtung ſtehen, die, wenn ſie den Genuß auch nicht erhöht und verbreitet, doch wenigſtens ihm nicht entgegen wirken ſoll.

Was man entſchieden zu Lob und Ehren dieſer Sammlung ſagen kann, iſt, daß die Theile derſelben durchaus mannichfaltig charakteriſtiſch ſind. Sie enthält über zweyhundert Gedichte aus den drey letzten Jahrhunderten, ſämmtlich dem Sinne, der Erfindung, dem Ton, der Art und Weiſe nach dergeſtalt von einander unterſchieden, daß man keins dem andern vollkommnen gleichſtellen kann. Wir übernehmen das unterhaltende Geſchäft, ſie alle der Reihe nach, ſo wie es uns der Augenblick eingibt, zu charakteriſiren.

Das Wunderhorn. (Seite 13.) Feenhaft, kindlich, gefällig.

Des Sultans Töchterlein. (15.) Chriſtlich, zart, anmuthig.

Tell und ſein Kind. (18.) Rechtlich und tüchtig.

Großmutter Schlangenköchin. (19.) Tief, räthſelhaft, dramatiſch vortrefflich behandelt.

Jeſaias Geſicht. (20.) Barbariſch groß.

Das Feuerbeſprechen. (21.) Räuberiſch ganz gehörig und recht.

Der arme Schwartenhals. (22.) Vagabundiſch, launig, luſtig.

Der Tod und das Mädchen. (24.) In Todtentanzart, holzſchnittmäßig, lobenswürdig.

Nachtmuſikanten. (29.) Närriſch ausgelaſſen, köſtlich.

Widerſpenſtige Braut. (30.) Humoriſtiſch, etwas fratzenhaft.

Kloſterſcheu. (32.) Launenhaft verworren und doch zum Zweck.

Der vorlaute Ritter. (32.) Im real-romantiſchen Sinn gar zu gut.

Die ſchwarzbraune Hexe. (34.) Durch Ueberlieferung etwas confus, der Grund aber unſchätzbar.

Der Dollinger. (36.) Ritterhaft tüchtig.

Liebe ohne Stand. (37.) Dunkel romantiſch.

Gaſtlichkeit des Winters. (39.) Sehr zierlich.

Die hohe Magd. (40.) Coriſtlich pedantiſch, nicht ganz unpoetiſch.

Liebe ſpinnt keine Seide. (42.) Lieblich confus, und deßwegen Phantaſie erregend.

Huſarenglaube. (43.) Schnelligkeit, Leichtigkeit muſterhaft ausgedrückt.

Rattenfänger von Hameln. (44.) Zuckt auf's Bänkelſängeriſche, aber nicht unfein.

Schürz dich Gretlein. (46.) Im Vagabunden-Sinn. Unerwartet epigrammatiſch.

Lied vom Ringe. (48.) Romantiſch zart.

Der Ritter und die Magd. (50.) Dunkel romantiſch, gewaltſam.

Der Schreiber im Korb. (53.) Den Schlag wiederholendes, zweckmäßiges Spottgedicht.

Ernte-Lied. (55.) Katholiſches Kirchen-Todeslied. Verdiente proteſtantiſch zu ſeyn.

Ueberdruß der Gelahrtheit. (57.) Sehr wacker. Aber der Pedant kann die Gelahrtheit nicht los werden.

Schlacht bei Murten. (58.) Realiſtiſch, wahrſcheinlich moderniſirt.

Liebesprobe. (61.) Im beſten Handwerksburſchenſinne und auch trefflich gemacht.

Der Falke. (63.) Groß und gut.

Die Eile der Zeit in Gott. (64.) Chriſtlich, etwas zu hiſtoriſch; aber dem Gegenſtande gemäß und recht gut.

Das Rautenſträuchlein. (69.) Eine Art Trümmer, ſehr lieblich.

Die Nonne. (70.) Romantiſch, empfindungsvoll und ſchön.

Revelje. (72.) Unſchätzbar für den, deſſen Phantaſie folgen kann.

Faſtnacht. (74.) Liebehaft, leiſe.

Diebsſtellung. (75.) Holzſchnittartig, ſehr gut.

Wassernoth. (77.) Anschauung, Gefühl, Darstellung, überall das Rechte.

Tambourgesel (78.) Heitere Vergegenwärtigung eines ängstlichen Zustandes. Ein Gedicht dem der Einsehende schwerlich ein gleiches an die Seite setzen könnte.

David. (79.) Katholisch hergebracht, aber noch ganz gut und zweckmäßig.

Sollen und Müssen. (80.) Vortrefflich in der Anlage, obgleich hier in einem zerstückten und wunderlich restaurirten Zustande.

Liebesdienst. (83.) Deutsch romantisch, frommsinnig und gefällig.

Geht dir's wohl, so denk an mich. (84.) Anmuthiger, singbarer Klang.

Der Tannhäuser. (85.) Großes christlich-katholisches Motiv.

Mißheirath. (90.) Treffliche, räthselhafte Fabel, ließe sich vielleicht mit wenigem anschaulicher und für den Theilnehmer befriedigender behandeln.

Wiegenlied. (92.) Reimhafter Unsinn, zum Einschläfern völlig zweckmäßig.

Frau Nachtigall. (93.) Eine kunstlose Behandlung zugegeben, dem Sinne nach höchst anmuthig.

Die Juden in Passau. (93.) Bänkelsängerisch, aber lobenswerth.

Kriegslied gegen Carl V. (97.) Protestantisch, höchst tüchtig.

Der Bettelvogt. (100.) Im Vagabunden-Sinne, gründlich und unschätzbar.

Von den klugen Jungfrauen. (101.) Recht großmüthig, herzerhebend, wenn man in den Sinn eindringt.

Müllers Abschied. (102.) Für den, der die Lage fassen kann, unschätzbar, nur daß die erste Strophe einer Emendation bedarf.

Abt Reidhard und seine Mönche. (103.) Ein Till-Streich von der besten Sorte und trefflich dargestellt.

Von zwölf Knaben. (109.) Leichtfertig, ganz köstlich.

Kurzeweile. (110.) Deutsch romantisch, sehr lieblich.

Kriegslied des Glaubens. (112.) Protestantisch derb, treffend und durchschlagend.

Tabakslied. (114.) Trümmerhaft, aber Bergbau und Tabak gut bezeichnend.

Das fahrende Fräulein. (114.) Tief und schön.

Betteley der Vögel. (115.) Gar liebenswürdig.

Die Gränelhochzeiter. (117.) Ungeheurer Fall, bänkelsängerisch, aber lobenswürdig behandelt.

Der vortreffliche Stallbruder. (117.) Unsinn, aber wohl dem, der ihn behaglich singen könnte.

Unerhörte Liebe. (112.) Schön, ſich aber doch einer gewiſſen philiſterhaften Proſa nähernd.

Das Bäumlein. (124.) Sehnſuchtsvoll, ſpielend und doch herzinniglich.

Lindenſchmied. (125.) Von dem Reiterhaften, Holzſchnittartigen die allerbeſte Sorte.

Lied vom alten Hildebrand. (128.) Auch ſehr gut, doch früher und in der breiteren Manier gedichtet.

Friedenslied. (134.) Andächtig, bekannte Melodie, an's Herz redend.

Friedenslied. (137.) Gut, aber zu modern und reflectirt.

Drey Schweſtern. (139.) Sehr wacker in der derben Art.

Der engliſche Gruß. (140.) Die anmuthige, bloß katholiſche Art, chriſtliche Myſterien an's menſchliche, beſonders Deutſche, Gefühl herüber zu führen.

Vertraute. (141.) Seltſam, tragiſch, zum Grund ein vortreffliches Motiv.

Das Leiden des Herrn. (142.) Die große Situation in's Gemeine gezogen, in dieſem Sinne nicht tadelhaft.

Der Schweizer. (145.) Recht gut, ſentimentaler, aber lange nicht ſo gut, als der Tambourisgeſell.

Pura. (146.) Schöne Fabel, nicht ſchlecht, aber auch nicht vorzüglich behandelt.

Die kluge Schäferin. (149.) Gar heiter, frei- und frohmüthig.

Ritter St. Georg. (151.) Ritterlich, christlich, nicht ungeschickt dargestellt, aber nicht erfreulich.

Die Pantoffeln. (156.) Schöne Anlage, hier fragmentarisch, ungenießbar.

Xaver. (157.) Sehr wacker, dem Charakter nach doch zu wort- und phrasenhaft.

Wachtelwacht. (159.) Als Ton nachahmend, Zustand darstellend, bestimmtes Gefühl aufrufend, unschätzbar.

Das Tod-Austreiben. (161.) Gar lustig, wohlgefühlt und zweckmäßig.

Gegen das Quartanfieber. (161.) Unsinnige Formel, wie billig.

Zum Festmachen. (162.) Glücklicher Einfall.

Aufgegebene Jagd. (162.) Fordert den Ton des Waldhorns.

Wer's Leben erdacht. (163.) Gar knabenhaft von Grund auf.

Des Herrn Weingarten. (165.) Liebliche Versinnlichung christlicher Mysterien.

Cedrons Klage. (166.) Nicht eben so glücklich. Man sieht dieser Klage zu sehr den Gradus ad Parnassum an.

Frühlingsbeklemmung. (172.) Besser als das vorige. Doch hört man immer noch das Wort- und Bildgeklapper.

Erdkunde.

Und dieſe hier vom Erdenrunde
Erweitert wandernd Ueberſicht;
Ertheilt von raſch erfahrner Kunde
Dem Fürſtenpaare treu Bericht.

Botanik.

Und Fürſt und Fürſtin ſchmücken dieſe,
Daß ſie ſich ſelber wohlgefällt;
Die Gegend wird zum Paradieſe,
Hier blüht die ganze weite Welt.

Feldbau.

Auch jene die in ihrem Kreiſe
Sich immer kräftig ſtill bewegt,
Nach alter, nach erneuter Weiſe
Der Erde Fruchtbarkeit erregt;
Den Menſchen lehrt ſich ſelbſt genügen,
Geſeſſelt gern am Boden bleibt,
Indem ſie, mit gewiſſen Zügen,
Die lange reine Furche ſchreibt:
Dagegen ſchaut ſie mit Entzücken
Wie grün der neue Halm ſich blädt
Und auf der Berge feſtem Rücken
Ein Stufenwuchs den Wald erhöht.
Sie iſt's, an der wir uns erbauen,
Die uns im Lebenskreis belehrt,
Auf die wir alle kindlich ſchauen;
Gefördert ſey ſie, wie verehrt.

Lobgeſang auf Maria. (174.) Auch dieſem läßt ſich vielleicht ein Geſchmack abgewinnen.

Abſchied von Maria. (178.) Intereſſante Fabel und anmuthige Behandlung.

Ehſtand der Frau. (181.) Derbluſtig, muß geſungen werden, wie irgend eins.

Amor. (182.) Niedlich und wunderlich genug.

Vom großen Bergbau der Welt. (183.) Tief und ahnungsvoll dem Gegenſtande gemäß. Ein Schatz für Bergleute.

Huſarenbraut. (188.) Nicht eben ſchlimm.

Das Straßburger Mädchen. (189.) Liegt ein liebliches Begebniß zu Grund, zart und phantaſtiſch behandelt.

Zwey Röſelein. (190.) Ein Ereignen zwiſchen Liebesleuten, von der zarteſten Art, dargeſtellt wie es beſſer nicht möglich iſt.

Das Mädchen und die Haſel. (192.) Gar natürlich gute und friſche Sittenlehre.

Königstochter aus England. (193.) Nicht zu ſchelten; doch ſpürt man zu ſehr das Pfaffenhafte.

Schall der Nacht. (198.) Wird geſungen herzerfreulich ſeyn.

Große Wäſche. (201.) Feenhaft und beſonders.

Der Palmbaum. (202.) So recht von Grund aus herzlich.

Der Fuhrmann. (203.) Gehört zu den guten Vagabunden-, Handwerks- und Gewerbsliedern.

Pfauenart. (204.) Gute Neigung, bescheiden ausgedrückt.

Der Schildwache Nachtlied. (205.) An's Quodlibet streifend, dem tiefen und dunklen Sinne der Ausdruck gemäß.

Der traurige Garten. (206.) Süße Neigung.

Hüt du dich. (207.) Im Sinn und Klang des Vaudeville sehr gut.

Die myſtiſche Wurzel. (208.) Geiſtreich, wobei man ſich doch des Lächelns über ein falſches Gleichniß nicht enthalten kann.

Räthſel. (209.) Nicht ganz glücklich.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt. (210.) Streift an's Quodlibet, wahrſcheinlich Trümmer.

Unkraut. (211.) Quodlibet von der beſten Art.

Der Wirthin Töchterlein. (212.) Höchſt lieblich, aber nicht ſo recht ganz.

Wer hat das Liedlein erdacht. (213.) Eine Art übermüthiger Frage, zur rechten Zeit und Stunde wohl luſtig genug.

Doctor Fauſt. (214.) Tiefe und gründliche Motive, konnten vielleicht beſſer dargeſtellt ſeyn.

Müllerrücke. (218.) Bedeutende Mordgeſchichte, gut dargeſtellt.

Der unſchuldig Hingerichtete. (210.) Ernſte Fabel, lakoniſch trefflich vorgetragen.

Ringlein und Fähnlein. (223.) Sehr gefällig romantiſch. Das Reimgeklingel thut der Darſtellung Schaden, bis man ſich allenfalls daran gewöhnen mag.

Die Hand. (226.) Bedeutendes Motiv kurz abgefertigt.

Martins Gans. (226.) Bauerburſchenſchaft, luſtig losgebunden.

Die Mutter muß gar ſeyn allein. (227.) Nicht recht von Grund und Bruſt aus, ſondern nach einer ſchon vorhandenen Melodie geſungen.

Der ſtolze Schäfersmann. (229.) Tiefe ſchöne Fabel, durch den Widerklang des Vaudeville ein ſonderbarer, aber für den Geſang bedeutender Vortrag.

Wenn ich ein Vöglein wär'. (241.) Einzig ſchön und wahr.

An einen Boten. (232.) Einzig luſtig und gutlaunig.

Weine nur nicht. (232.) Leidlicher Humor, aber doch ein bißchen plump.

Käuzlein. (233.) Wunderlich, von tiefem, ernſtem, köſtlichem Sinn.

Weinſchröter-Lied. (235.) Unſinn der Beſchwörungsformeln.

Maykäfer-Lied. (235.) Deßgleichen.

Marienwürmchen. (235.) Deßgleichen, mehr in's Zarte geleitet.

Der verlorne Schwimmer. (236.) Anmuthig und voll Gefühl.

Die Pragerschlacht. (237.) Rasch und knapp, eben als wenn es drey Husaren gemacht hätten.

Frühlingsblumen. (239.) Wenn man die Blumen nicht so entsetzlich satt hätte, so möchte dieser Kranz wohl artig seyn.

Guckguck. (241.) Neckisch bis zum Fratzenhaften, doch gefällig.

Die Frau von Weissenburg. (242.) Eine gewaltige Fabel, nicht ungemäß vorgetragen.

Soldatentod. (245.) Möchte vielleicht im Frieden und bei'm Ausmarsch erbaulich zu singen seyn. Im Krieg und in der ernsten Nähe des Unheils wird so etwas gräulich, wie das neuerlich belobte Lied: Der Krieg ist gut.

Die Rose. (251.) Liebliche Liebesergebenheit.

Die Judentochter. (252.) Passender, seltsamer Vortrag zu confusem und zerrüttetem Gemüthswesen.

Drey Reiter. (253.) Ewiges und unzerstörliches Lied des Scheidens und Meidens.

Schlachtlied. (254.) In künftigen Zeiten zu singen.

Herr von Falkenstein. (255.) Von der guten, zarten, innigen Romanzenart.

Das Römische Glas. (257.) Deßgleichen. Etwas räthselhafter.

Rosmarin. (258.) Ruhiger Blick in's Reich der Trennung.

Der Pfalzgraf am Rhein. (259.) Barbarische Fabel und gemäßer Vortrag.

Vogel Phönix. (261.) Nicht mißlungene christliche Allegorie.

Der unterirdische Pilger. (262.) Müßte in Schächten, Stollen und auf Strecken gesungen und empfunden werden. Ueber der Erde, wird's einem zu dunkel dabei.

Herr Olof. (261.) Unschätzbare Ballade.

Ewigkeit. (263 b.) Katholischer Kirchengesang. Wenn man die Menschen confus machen will, so ist dieß ganz der rechte Weg.

Der Graf und die Königstochter. (265 b.) Eine Art von Piramus und Thisbe. Die Behandlung solcher Fabeln gelang unsern Voreltern nicht.

Moriz von Sachsen. (270.) Ein ahnungsvoller Zustand und großes trauriges Ereigniß mit Phantasie dargestellt.

Ulrich und Aennchen. (274.) Die Fabel vom Blaubart in mehr nördlicher Form, gemäß dargestellt.

Vom vornehmen Räuber. (276.) Sehr tüchtig, dem Lindenſchmidt zu vergleichen.

Der geiſtliche Kämpfer. (277.) „Chriſt Gottes Sohn allhie" hätte durch ſein Leiden wohl einen beſſeren Poeten verdient.

Dusle und Babely. (281.) Köſtlicher Abdruck des ſchweizerbäuriſchen Zuſtandes und des höchſten Ereigniſſes dort zwiſchen zwey Liebenden.

Der eiferſüchtige Knabe. (282.) Das Wehen und Weben der räthſelhaft mordgeſchichtlichen Romanzen iſt hier höchſt lebhaft zu fühlen.

Der Herr am Oelberg. (283.) Dieſem Gedicht geſchieht Unrecht daß es hier ſteht. In dieſer, meiſt natürlichen Geſellſchaft wird einem die Allegorie der Anlage, ſo wie das poetiſch Blumenhafte der Ausführung, unbillig zuwider.

Abſchied von Bremen. (289.) Handwerksburſchenhaft genug, doch zu proſaiſch.

Aurora. (291.) Gut gedacht, aber doch nur gedacht.

Werd' ein Kind. (291.) Ein ſchönes Motiv, pfaffenhaft verſchoben.

Der ernſthafte Jäger. (292.) Ein bißchen barſch, aber gut.

Der Mordknecht. (294.) Bedeutend, ſeltſam und tüchtig.

Der Prinzenraub. (296.) Nicht gerade zu ſchelten, aber nicht befriedigend.

Nächten und Heute. (298.) Ein artig Lied des Inhalts der ſo oft vorkommt: cosi fan tutte und tutti.

Der Spaziergang. (299.) Mehr Reflexion als Geſang.

Das Weltende. (300.) Deutet auf's Quodlibet, läßt was zu wünſchen übrig.

Bayriſches Alpenlied. (301.) Allerliebſt, nur wird man vornherein irre, wenn man nicht weiß, daß unter dem Palmbaum die Stechpalme gemeint iſt. Mit einem Dutzend ſolcher Noten wäre manchem Liede zu mehrerer Klarheit zu helfen geweſen.

Jäger Wohlgemuth. (303.) Gut, aber nicht vorzüglich.

Der Himmel hängt voll Geigen. (304.) Eine chriſtliche Cocagne, nicht ohne Geiſt.

Die fromme Magd. (306.) Gar hübſch und ſittig.

Jagdglück. (306.) Zum Geſang erfreulich, im Sinne nicht beſonders. Ueberhaupt wiederholen die Jägerlieder, vom Tone des Waldhorns gewiegt, ihre Motive zu oft ohne Abwechſeln.

Kartenſpiel. (308.) Artiger Einfall und guter Humor.

Für funfzehn Pfennige. (209.) Von der allerbesten Art einen humoristischen Refrain zu nutzen.

Der angeschossene Guckguck. (311.) Nur Schall, ohne irgend eine Art von Inhalt.

Warnung. (313.) Ein Guckguck von einer viel besseren Sorte.

Das große Kind. (314.) Höchst süße. Wäre wohl werth, daß man ihm das Ungeschickte einiger Reime und Wendungen benähme.

Das heiße Afrika. (315.) Spukt doch eigentlich nur der Halberstädter Grenadier.

Das Wiedersehn am Brunnen. (317.) Voll Anmuth und Gefühl.

Das Haßlacher Thal. (319.) Seltsame Mordgeschichte, gehörig vorgetragen.

Abendlied. (321.) Sehr lobenswürdig, von der recht guten lyrisch-episch-dramatischen Art.

Der Scheintodte. (322.) Sehr schöne, wohlausgestattete Fabel, gut vorgetragen.

Die drey Schneider. (325.) Wenn doch einmal eine Gilde verirt werden soll, so geschieht's hier lustig genug.

Nächtliche Jagd. (327.) Die Intention ist gut, der Ton nicht zu schelten, aber der Vortrag ist nicht hinreichend.

Spielmanns Grab. (328.) Ausgelassenheit, unschätzbarer sinnlicher Bauernhumor.

Knabe und Veilchen. (329.) Zart und zierlich.

Der Graf im Pfluge. (330.) Gute Ballade, doch zu lang.

Drey Winterrosen. (339.) Zu sehr abgekürzte Fabel von dem Wintergarten, der schon im Bojardo vorkommt.

Der beständige Freyer. (341.) Echo, versteckter Todtentanz, wirklich sehr zu loben.

Von Hofleuten. (343.) Wäre noch erfreulicher, wenn nicht eine, wie es scheint, falsche Ueberschrift auf eine Allegorie deutete, die man im Lied weder finden kann, noch mag.

Lied beim Heuen. (345.) Köstliches Vaudeville, das unter mehreren Ausgaben bekannt ist.

Fischpredigt. (347.) Unvergleichlich, dem Sinne und der Behandlung nach.

Die Schlacht bei Sempach. (349.) Wacker und derb, doch nahe zu chronikenhaft prosaisch.

Algerius. (353.) Fromm, zart und voll Glaubenskraft.

Doppelte Liebe. (354.) Artig, könnte aber der Situation nach artiger seyn.

Manschetten-Blume. (356.) Wunderlich, romantisch, gehaltvoll.

Der Fähndrich. (358.) Mit Eigenheit; doch hätte die Gewalt, welche der Fähndrich dem Mädchen an-

angethan, müſſen ausgedrückt werden, ſonſt hat es keinen Sinn, daß er hängen ſoll.

Gegen die Schweizerbauern. (360.) Tüchtige und doch poetiſche Gegenwart. Der Zug, daß ein Bauer das Glas in den Rhein wirft, weil er in deſſen Farbenſpiel den Pfauenſchwanz zu ſehen glaubt, iſt höchſt revolutionär und treffend.

Kinder ſtill zu machen. (362.) Recht artig und kindlich.

Geſellſchaftslied. (363.) In Tillen-Art capital.

Das Gnadenbild. (366.) Iſt hübſch, wenn man ſich den Zuſtand um einen ſolchen Wallfahrtsort vergegenwärtigen mag.

Geh du nur hin. (371.) Frank und frech.

Verlorne Mühe. (372.) Treffliche Darſtellung weiblicher Bethulichkeit und täppiſchen Männerweſens.

Starke Einbildungskraft. (373.) Zarter Hauch, kaum feſtzuhalten.

Die ſchlechte Liebſte. (374.) Innig gefühlt und recht gedacht.

Maria auf der Reiſe. (375.) Hübſch und zart, wie die Katholiken mit ihren mythologiſchen Figuren das gläubige Publicum gar zweckmäßig zu beſchäftigen und zu belehren wiſſen.

Der geadelte Bauer. (376.) Recht gut geſehen und mit Verdruß launiſch dargeſtellt.

Die Künſte.

Was die Künſte ſich erkühnen,
Baukunſt, Bildkunſt, Mahlerey,
Steht an Säulen, Mauern, Bühnen
Einem günſt'gen Blicke frei.
Doch, erregt durch Euer Kommen,
Haben ſie es unternommen,
Manchen Abend, manche Nacht,
Muſterbilder dargebracht,
Die Ihr günſtig aufgenommen.

Tonkunſt.

Und dieſe, die ſich gern in Töne ſonſt verbreitet,
Sie zog mit uns im ſtillen fort;
Im Tacte hat ſie uns geleitet,
Und gab uns manch melodiſch Wort.

So ſteh'n wir zuverſichtlich alle
Und ſchämen uns des Eigenlobes nicht;
Ruhmredigkeit wär' es im andern Falle,
Jedoch in dieſem iſt es Pflicht.
Noch manche Tugend ſchmückt ſich ungeduldig
Und rüſtet ſich zur That geſchwind:
Denn Rechenſchaft, wem wären wir ſie ſchuldig,
Wenn wir es nicht der Allerhöchſten ſind?

Die Tochter hat Sie uns geſendet,
Der dienen wir und dem Gemahl,
Wohin ſich Blick und Finger wendet
Dahin bewegt ſich unſre Zahl.

Abſchiedszeichen. (378.) Recht lieblich.

Die Ausgleichung. (379.) Die bekannte Fabel vom Becher und Mantel, kurz und bedeutend genug dargeſtellt.

Petrus. (382.) Scheint uns gezwungen freigeiſtiſch.

Gott grüß euch Alter. (384.) Modern und ſentimental, aber nicht zu ſchelten.

Schwer Wacht. (386.) Zieht ſchon in das umſtändliche, klang- und ſangreiche Minneſängerweſen herüber.

1) Jungfrau und Wächter. Gar liebreich, doch auch zu umſtändlich.

2) Der luſtige Geſelle. Iſt uns lieber als die vorhergehenden.

3) Variation. Macht hier zu großen Contraſt: denn es gehört zu der tiefen, wunderlichen Deutſchen Balladenart.

4) Beſchluß. Paßt nicht in dieſe Reihe.

Der Pilger und die fromme Dame. (396.) Ein guter, wohldargeſtellter Schwank.

Kaiſerliches Hochzeitlied. (397.) Barbariſch-pedantiſch, und doch nicht ohne poetiſches Verdienſt.

Antwort Mariä, auf den Gruß der Engel. (406.) Das liebenswürdigſte von allen chriſtkatholiſchen Gedichten in dieſem Bande.

Staufenberg und die Meerfeye. (407.)

Recht lobenswerthe Fabel, gedrängt genug vorgetragen, klug vertheilt. Würde zu kurz ſcheinen, wenn man nicht an lauter kürzere Gedichte gewöhnt wäre.

Des Schneiders Feyerabend. (418.) In der Holzſchnittsart, ſo gut als man es nur wünſchen kann.

Mit dieſer Charakteriſirung aus dem Stegreif: denn wie könnte man ſie anders unternehmen? gedenken wir niemand vorzugreifen, denen am wenigſten, die durch wahrhaft lyriſchen Genuß und ächte Theilnahme einer ſich ausdehnenden Bruſt viel mehr von dieſen Gedichten faſſen werden, als in irgend einer lakoniſchen Beſtimmung des mehr oder minderen Bedeutens geleiſtet werden kann. Indeſſen ſey uns über den Werth des Ganzen noch folgendes zu ſagen vergönnt.

Dieſe Art Gedichte, die wir ſeit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob ſie gleich eigentlich weder vom Volk, noch für's Volk gedichtet ſind, ſondern weil ſie ſo etwas Stämmiges, Tüchtiges in ſich haben und begreifen, daß der kern- und ſtammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, ſich zueignet und mitunter fortpflanzt — dergleichen Gedichte ſind ſo wahre Poeſie, als ſie irgend nur ſeyn kann; ſie haben einen unglaublichen Reiz, ſelbſt für uns, die wir auf einer höheren Stufe der Bildung ſtehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend für's Alter hat. Hier iſt die Kunſt mit der Natur im Conflict, und eben

dieſes Werden, dieſes wechſelſeitige Wirken, dieſes Streben ſcheint ein Ziel zu ſuchen, und es hat ſein Ziel ſchon erreicht. Das wahre dichteriſche Genie wo es auftritt, iſt in ſich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußeren Technik, oder was ſonſt will, entgegenſtehen, es beſitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote ſteht, und wirkt ſelbſt im dunkeln und trüben Elemente oft herrlicher, als es ſpäter im klaren vermag. Das lebhafte poetiſche Anſchauen eines beſchränkten Zuſtandes erhebt ein Einzelnes zum zwar begränzten doch unumſchränkten All, ſo daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu ſehen glauben. Der Drang einer tiefen Anſchauung fordert Lakonismus. Was der Proſe ein unverzeihliches Hinterſtzuvörderſt wäre, iſt dem wahren poetiſchen Sinne Nothwendigkeit, Tugend, und ſelbſt das Ungehörige, wenn es an unſere ganze Kraft mit Ernſt anſpricht, regt ſie zu einer unglaublich genußreichen Thätigkeit auf.

Durch die obige einzelne Charakteriſtik ſind wir einer Claſſification ausgewichen, die vielleicht künftig noch eher geleiſtet werden kann, wenn mehrere dergleichen, ächte, bedeutende Grundgeſänge zuſammengeſtellt ſind. Wir können jedoch unſere Vorliebe für diejenigen nicht bergen, wo lyriſche, dramatiſche und epiſche Behandlung dergeſtalt in einander geflochten iſt, daß ſich erſt ein Räthſel aufbaut, und ſodann mehr oder weniger, und wenn man will, epigrammatiſch auflöſ't. Das be-

kannte: Dein Schwert, wie iſt s vom Blut ſo roth, Eduard, Eduard! Iſt beſonders im Originale das Höchſte, was wir in dieſer Art kennen.

Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden aus dem reichen Vorrath ihrer Sammlungen, ſo wie aus alten vorliegenden ſchon gedruckten, bald noch einen Band folgen zu laſſen; wobei wir denn freilich wünſchten, daß ſie ſich vor dem Singſang der Minneſinger, vor der bänkelſängeriſchen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meiſterſänger, ſo wie vor allem Pfäffiſchen und Pedantiſchen höchlich hüten mögen.

Brächten ſie uns noch einen zweyten Theil dieſer Art Deutſcher Lieder zuſammen, ſo wären ſie wohl aufzurufen, auch was fremde Nationen, Engländer am meiſten, Franzoſen weniger, Spanier in einem andern Sinne, Italiäner faſt gar nicht, dieſer Liederweiſe beſitzen, auszuſuchen und ſie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen ſelbſt zu leiſtenden Ueberſetzungen darzulegen.

Haben wir gleich zu Anfang die Competenz der Kritik, ſelbſt im höheren Sinn, auf dieſe Arbeit gewiſſermaßen bezweifelt, ſo finden wir noch mehr Urſache, eine ſondernde Unterſuchung, in wiefern das alles, was uns hier gebracht iſt, völlig ächt, oder mehr und weniger reſtaurirt ſey, von dieſen Blättern abzulehnen.

Die Herausgeber ſind im Sinne des Erforderniſſes

so sehr, als man es in späterer Zeit seyn kann, und das hie und da seltsam Restaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergeschobene, ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum soll der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit andern zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben? Besitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetisches und kein heiliges Buch, als in so fern es dem Auf- und Abschreiber solches zu überliefern gelang oder beliebte.

Wenn wir in diesem Sinne die vor uns liegende gedruckte Sammlung dankbar und läßlich behandeln, so legen wir den Herausgebern desto ernstlicher an's Herz, ihr poetisches Archiv rein, streng und ordentlich zu halten. Es ist nicht nütze, daß alles gedruckt werde; aber sie werden sich ein Verdienst um die Nation erwerben, wenn sie mitwirken, daß wir eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Cultur, worauf es denn doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geistreich erhalten.

Berlin, bei Unger. Regulus, eine Tragödie in fünf Aufzügen von Collin. 1802. 104 S. mit den Anmerkungen. 8.

Die lebhafte Senſation, welche dieſes Stück bei ſeiner Erſcheinung erregte, iſt zwar nach und nach verklungen, doch möchte es nicht zu ſpät ſeyn, noch ein ruhiges kritiſches Wort darüber auszuſprechen.

Der Verfaſſer hat bei der Wahl dieſes Gegenſtandes ſich ſehr vergriffen. Es iſt darin Stoff allenfalls zu einem Act, aber keineswegs zu fünfen, und dieſer eine Act iſt es, der dem Stücke Gunſt erweckt.

In dem erſten iſt Atrilia, die Gattin des Regulus, vorzüglich beſchäftigt, die Lage der Sache und ſich ſelbſt zu exponiren, jedoch weiß ſie ſich unſere Gunſt nicht zu verſchaffen.

Wer den Entſchluß des Regulus als groß und heldenmüthig anerkennen ſoll, muß den hohen Begriff von Rom mit zum Stücke bringen: die Anſchauung dieſer ungeheuren ſpecifiſchen Einheit einer Stadt, welche Feinde, Freunde, ja ihre Bürger ſelbſt für nichts achtet, um der Mittelpunct der Welt zu werden. Und ſolche Geſinnungen ſind es, die den einzelnen edlen Römer charakteriſiren; ſo auch die Römerin. Wir ſind die Lucretien, und Elblien, Porcien und Arrien und ihre Tugenden ſchon ſo gewohnt, daß uns eine Atrilia kein Intereſſe abgewinnen kann, die als eine ganz gemeine Frau

ihren Mann für sich und ihre Kinder aus der Gefangenschaft zurückwünscht. Indessen möchte das dem ersten Act hingehen, da von dem Collisivfall, der nun sogleich eintritt, noch nicht die Rede ist.

Der zweyte Act enthält nun den interessanten Punct, wo Regulus mit dem Carthagischen Gesandten vor dem Senat erscheint, die Auswechselung der Gefangenen widerräth, sich den Todesgöttern widmet und mit seinem ältesten Sohne Publius, der für die Befreiung des Vaters arbeiten wollte, sich auf ächt Römische Weise unzufrieden bezeigt.

Mit dem dritten Act fängt das Stück sogleich an zu sinken. Der Punische Gesandte erscheint wirklich komisch, indem er den Regulus durch kosmopolitische Argumente von seinem specifischen Patriotismus zu heilen sucht. Hierauf muß der wackere Held durch Frau und Kinder gar jämmerlich gequält werden, indessen der Zuschauer gewiß überzeugt ist, daß er nicht nachgeben werde. Wie viel schöner ist die Lage Coriolans, der seinem Vaterlande wieder erbeten wird, nachgeben kann, nachgeben muß und darüber zu Grunde geht!

Der vierte Act ist ganz müßig. Der Consul Metellus bringt erst einen Senator höflich bei Seite, der sich des Regulus annehmen will, ferner beseitigt er einen stock-patricisch gesinnten Senator, der zu heftig gegen Regulus wird, und läßt zuletzt den Publius, man darf wohl sagen, abfahren, als dieser ungestüm die Befreiung

ſeines Vaters verlangt, und da Ueberredung nicht hilft, auf eine wirklich lächerliche Weiſe den Dolch auf den Conſul zuckt, welcher, wie man denken kann, unerſchüttert ſtehen bleibt, und den thörichten jungen Menſchen gelaſſen fortſchickt.

Der fünfte Act iſt die zweyte Hälfte vom zweyten. Was dort vor dem Senat vorgegangen, wird hier vor dem Volke wiederholt, welches den Regulus nicht fortlaſſen will, der, damit es ja an modern dringenden, dramatiſchen Mitteln nicht fehle, auch einen von den durch's Stück wandelnden Dolchen zuckt, und ſich zu durchbohren droht.

Wollte man dieſes Sujet in Einem Act behandeln, in dem man auf geſchickte Weiſe den zweyten und fünften zuſammenſchmölze, ſo würde es ein Gewinn für die Bühne ſeyn: denn es iſt immer herzerhebend, einen Mann zu ſehen, der ſich aus Ueberzeugung für ein Ganzes aufopfert, da im gemeinen Lauf der Welt ſich niemand leicht ein Bedenken macht, um ſeines beſondern Vortheils willen, das ſchönſte Ganze, wo nicht zu zerſtören, doch zu beſchädigen.

Hätte dieſer Gegenſtand unvermeidlich bearbeitet werden müſſen, ſo hätte die große Spaltung der Plebejer und Patricier zu Einleitungs- und Ausfüllungsmotiven den Stoff geben können. Wenn Attilia, eine recht eingefleiſchte Plebejerin, nicht allein Gatten und Vater für ſich und ihre Kinder, ſondern auch für ihre Nächſten,

für Vettern und Gevattern, einen Patron zu befreien und aufzustellen im Sinne hätte, so würde sie ganz anders als in ihrer jetzigen Privatgestalt auftreten. Wenn man alsdann dem Regulus, der nur die eine große untheilbare Idee von dem einzigen Rom vor Augen hat, dieses Rom als ein gespaltenes, als ein den Patriciern hingegebenes, als ein theilweise unterdrücktes, seine Hülfe forderndes Rom, in steigenden Situationen dargebracht hätte: so wäre doch ein augenblicklich wankender Entschluß, ohne Nachtheil des Helden, zu bewirken gewesen. Anstatt dessen bringt der Verfasser diesen wechselseitigen Haß der beiden Parteyen als völlig unfruchtbar und keineswegs in die Handlung eingreifend, weil er ihm nicht entgehen konnte, durch das ganze Stück gelegentlich mit vor.

Wir können daher den Verf. weder wegen der Wahl des Gegenstandes, noch wegen der bei Bearbeitung desselben geäußerten Erfindungsgabe rühmen, ob wir gleich übrigens gern gestehen, daß das Stück nebst den Anmerkungen ein unverwerfliches Zeugniß ablege, daß er die Römische Geschichte wohlstudirt habe.

Unglücklicherweise aber sind eben diese historischen Stoffe mit der Wahrheit ihrer Details dem dramatischen Dichter das größte Hinderniß. Das einzelne Schöne, historisch Wahre macht einen Theil eines ungeheuern Ganzen, zu dem es völlig proportionirt ist. Das historisch Wahre in einem beschränkten Gedicht läßt

ſich nur durch große Kraft des Genies und Talents dergeſtalt beherrſchen und bearbeiten, daß es nicht dem engeren Ganzen, das in ſeiner Sphäre eine ganz andere Art von Anähnlichung verlangt, als ſtörend erſcheine.

So ſieht man aus den Anmerkungen, daß der Verfaſſer zu dem unverzeihlichen Mißgriff des Publius, der den Dolch gegen den Conſul zuckt, durch ein geſchichtliches Factum verleitet worden, indem ein junger Römer ſchon einmal einen Tribunen, der einen Vater zur Klage gezogen, durch Drohung genöthigt, ſeine Klage zurück zu nehmen. Wenn nun ein Hauptargument dieſer Klage war, daß der Vater den Sohn übel behandle, ſo ſteht dieſe Anekdote gar wohl in einer Römiſchen Geſchichte. Aber hier im Drama der junge Menſch, der gegen den Conſul Lucius Cäcilius Metellus den Dolch zieht, begeht doch wohl den albernſten aller Streiche!

Wie die Einſicht des Verfaſſers in die Römiſche Geſchichte, ſo ſind auch ſeine geäußerten theils Römiſchen, theils allgemein menſchlichen Geſinnungen lobenswerth. Sie haben durchaus etwas Rechtliches, meiſt etwas Richtiges; allein aus allen dieſen einzelnen Theilen iſt kein Ganzes entſtanden.

So iſt uns auch noch nicht bei dieſer Beurtheilung die Betrachtung der Charaktere dringend geworden: denn man kann wohl ſagen, daß keine Charaktere in dem Stück ſind. Die Leute ſtehen wohl durch Zuſtände und Verhältniſſe von einander ab, und meinen auch einer

Und ſchon den lieben Enkeln darf's nicht fehlen;
Was gut und ſchön, im freyen Chor
Begegnet es den jungen Seelen
Und freudig blühen ſie empor. —

Nun aber an die Wiege! Dieſen Sprößling
Verehrend, der ſich ſchnell entwickelnd zeigt,
Und bald darauf, als wohlgewachſner Schößling,
Der Welt zur Freude hoch und höher ſteigt.
Sein erſter Blick begegnet unſerm Kreiſe,
Er merkt ſich einer wie der andern Blick,
Gewöhnet ſich an einer jeden Weiſe,
Gewöhnt ſich an ſein eigen Glück.

Er ſey ein Harfner, dem die Muſen
Den Pſalter wohlgeſtimmt gereicht,
Und ſo gelingt's dem freien Buſen:
Denn alle Saiten ſchweben leicht,
Bereit zur Hand, bereit zum Klange,
Ein Lied erfolgt man weiß nicht wie. —
Sein Leben ſey im Luſtgeſange
Sich und den andern Melodie.

anders als der andere, aber es ist nirgends ein Zug, der ein Individuum, ja auch nur im rechten Sinn eine Gattung darstelle. Da dieses Stück übrigens Figuren hat, die den Schauspielern zusagen, so wird es wohl auf vielen Deutschen Theatern gegeben werden, aber es wird sich auf keinem halten, weil es im Ganzen dem Publicum nicht zusagt, das die schwachen und leeren Stellen gar zu bald gewahr wird.

Wir wünschen daher, wenn das Stück noch eine Weile in dieser Form gegangen ist, daß der Theil, der dramatisch darstellbar und wirksam ist, für das Deutsche Theater, das ohnehin auf sein Repertorium nicht pochen kann, gerettet werde, und zwar so, daß der Verfasser, oder sonst ein guter Kopf aus dem zweyten und fünften Acte ein Stück in Einem Acte componirte, das man mit Ueberzeugung und Glück auf den Deutschen Theatern geben und wiedergeben könnte.

Dresden bei Gerlach. Ugolino Gherardesca, ein Trauerspiel, herausgegeben von Böhlendorf. 1801. 188 S. gr. 8.

Wenn das außerordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erstaunen setzt, so verehren die Menschen eine solche Erscheinung durch Anschauen, Genuß und Betrachtung, jeder nach seiner

Fähigkeit; allein da sie nicht ganz unthätig bleiben können, so nehmen sie öfters das Gebildete wieder als Stoff an, und fördern, welches nicht zu läugnen ist, manchmal dadurch die Kunst.

Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolino's und seiner Kinder einschließt, gehören mit zu dem Höchsten, was die Dichtkunst hervorgebracht hat: denn eben diese Enge, dieser Laconismus, dieses Verstummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die starre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles gethan, und hätte dabei wohl bewenden können.

Gerstenberg kam auf den Gedanken, aus diesem Keim eine Tragödie zu bilden, und obgleich das Große der Dantischen Darstellung durch jede Art von Amplification verlieren mußte, so faßte doch Gerstenberg den rechten Sinn, daß seine Handlung innerhalb des Thurms verweilt, daß er durch Motive von Streben, Hoffnung, Aussicht den Beschauer hinhält, und innerhalb dieser stockenden Masse einige Veränderung des Zustandes, bis zur letzten Hülfslosigkeit hervorzubringen weiß.

Wir haben ihm also zu danken, daß er etwas gleichsam Unmögliches unternommen, und es doch mit Sinn und Geschick gewissermaßen ausgeführt.

Herr B. war dagegen bei Conception seines Trauerspiels ganz auf dem falschen Wege, wenn er sich ein-

bildete, daß man ein politisch historisches Stück erst ziemlich kalt anlegen, fortführen, und es zuletzt mit dem Ungeheuren enden könne.

Das schlimmste bei der Sache ist, daß gegenwärtiger Ugolino auch wieder zu den Stücken gehört, welche ohne Wallensteins Daseyn nicht geschrieben wären. In dem ersten Acte sehen wir statt des zweydeutigen Piccolomini, einen sehr unzweydeutigen Schelmen von Ghibellinischen Erzbischof, der zwar nicht ohne Ursache, doch aber auf tückische und verruchte Weise den Guelfen Ugolino haßt; ihm ist ein schwacher Legat des Papstes zugesellt, und der ganze erste Act wird darauf verwendet, die Gemüther mehr oder weniger vom Ugolino abwendig zu machen.

Zu Anfang des zweyten Acts erscheint Ugolino auf dem Lande, von seiner Familie umgeben, ungefähr wie ein stiller Hausvater, dessen Geburtstag man mit Versen und Kränzen feyert. Sein ältester Sohn kommt siegreich zurück, um die Familienscene recht glücklich zu erhöhen. Man spürt zwar sogleich einen Zwiespalt zwischen Vater und Sohn, indem der Vater nach der Herrschaft strebt, der Sohn aber die sogenannte Freiheit, die Autonomie der Bürger zu lieben scheint, wodurch man wieder an Piccolomini und Max erinnert wird. Nun kommen die Burgemeister von Pisa, um den auf dem Lande zaudernden, hypochondrisirenden Helden nach der Stadt zu berufen, indem ein großer Tumult entstanden, wobei

das Volk Ugolino's Palast verbrannt und geschleift. Sie bieten ihm und den Seinigen das Stadthaus zur Wohnung an.

Im dritten Acte erscheint nun ein Nachbild vom Seni, Marco Lombardo, der die ganze Unglücksgeschichte voraussieht. Ugolino hat von dem Senatspalast Besitz genommen und sucht einen Ritter Nino, einen wackern Mann, auch Guelfen, doch in Meinungen einigermaßen verschieden, aus der Stadt zu entfernen, und beraubt sich, indem er einen Halbfreund von sich stößt, des besten Schutzes gegen seinen heimlichen Erzfeind den Ghibellinen Rhugieri. Eine Scene zwischen Vater und Sohn erinnert wieder an die Piccolomini, und damit wir ja nicht aus diesem Kreise kommen, endigt der dritte Act mit einer geschmückten Tafel, wobei die Handlung um nichts vorwärts kommt, als daß Ugolino seine Gesundheit als Pisa's Fürst zu trinken erlaubt. Der freiheitsathmende Francesco tritt dagegen auf, wodurch ein widersprechendes Verhältniß zwischen Vater und Sohn sich lebhaft ausdrückt, und wir uns zu der Mühe verdammt finden, disjecti membra poetae abermals zusammenzulesen.

Im vierten Act erzählt Ugolino dem Wahrsager einen Traum, wird aber durch den Seher um nichts klüger. Frau und Kinder kommen, die Geburtstagsscene wird etwas trauriger wiederholt, endlich findet sich Ugolino im Dom ein, um die Herrschaft zu übernehmen, wo er

gefangen genommen und von dem schwankenden Volke verlassen wird.

Zu Anfang des fünften Acts treten auf einmal in diese prosaische Welt drey Schicksalsschwestern, und parodiren die Hexen des Macbeth. Dann werden wir in den Hungerthurm geführt, wo der Verfasser der Leitung Gerstenbergs mehr oder weniger folgt, die Wirkung aber völlig zerstört, indem er die Hungerscene zerstückt und den Leser wechselsweise in den Thurm und auf die Straße führt. Zuletzt wird der Bischof, wunderlich genug, Mitternachts in den Dom gelockt und ermordet, nachdem vorher Ugolino's Geist hinten über das Theater gegangen...

Man darf kühnlich behaupten, daß man im ganzen Stück auf keine poetische Idee treffe. Die historisch-politisch-psychologischen Reflexionen zeugen übrigens von einem mäßigen geraden Sinn. Die Einleitung des tristen Ugolinischen Charakters durch Erzählung seiner unglücklichen Jugend ist gut. Jene oben erwähnte Situation, da sich ein vorzüglicher Mann dadurch in's Unglück stürzt, daß er, Versöhnung heuchelnden Feinden zu Liebe, einen wenig dissentirenden Freund verstößt, und sich des einzigen Schutzes beraubt, wäre dramatisch interessant genug, nur müßte die Behandlung viel tiefer gegriffen werden.

An Aufführung dieses Stücks ist gar nicht zu denken, um so weniger als es nicht durch theatralische Vorstel-

ſtellung, ſondern durch Lectüre Wallenſteins eigentlich entſtanden ſeyn mag.

Leipzig bei Sommer: Johann Friedrich, Kurfürſt zu Sachſen, ein Trauerſpiel 1804. 8.

Es iſt ein großer Unterſchied, ob der Verfaſſer eines dramatiſchen Stückes vom Theater herunter, oder auf das Theater hinauf ſchreibe. Im erſten Falle ſteht er hinter den Couliſſen, iſt ſelbſt nicht gerührt, noch getäuſcht, kennt aber die Mittel, Rührung und Täuſchung hervorzubringen, und wird nach dem Maß ſeines Talents, wo nicht etwas Vortreffliches, doch etwas Brauchbares leiſten. Im andern Falle hat er als Zuſchauer gewiſſe Wirkungen erfahren; er fühlt ſich davon durchdrungen und bewegt, möchte gern ſeine paſſive Rolle mit einer activen vertauſchen, und indem er die ſchon vorhandenen Masken und Geſinnungen bei ſich zu beleben und in veränderten Reihen wieder aufzuführen ſucht, bringt er nur etwas Secundäres, nur den Schein eines Theaterſtücks hervor.

Ein ſolches Werk, wie das gegenwärtige, könnte man daher wohl fulgur e pelvi nennen, indem die Wallenſteiniſche Sonne hier aus einem nicht eben ganz reinen Gefäß zurückleuchtet und kaum eine augenblickliche Blendung bewirkt. Hier iſt auch ein unſchlüſſiger Held,

der ſich aber doch, geſtärkt durch ſeinen Beichtvater, mehr auf den proteſtantiſchen Gott, als jener auf die Planeten verläßt. Hier iſt auch ein Verräther, der mit mehreren Regimentern zum Feind übergeht, eine Art von Max, eine Sorte von Thekla, die uns aber doch, Anfangs durch Bauernkleidung, dann durch Heldenrüſtung, an eine geringere Abkunft, an den Stamm der Bajardiſchen Miranden, der Johannen von Montfaucon erinnert. Nicht weniger treten Bürger und Soldaten auf, die ganz unmittelbar aus Wallenſteins Lager kommen. Ferner gibt es einige tückiſche Spanier, wie man ſie ſchon mehr auf dem Deutſchen Theater zu ſehen gewohnt iſt, und Carl der Fünfte zeigt ſich als ein ganz leidlicher Kartenkönig. Die Zweydeutigkeit des nachherigen Kurfürſten Moriz kann gar kein Intereſſe erregen.

Ungeachtet aller dieſer fremden Elemente lieſ't man das Stück mit einigem Gefallen, das wohl daher kommen mag, daß wirkliche Charaktere und Thatſachen, auf die der Verfaſſer in der Vorrede ſo großen Werth legt, etwas Unverwüſtliches und Unverpfuſchbares haben. Nicht weniger bringt die Phantaſie aus der bekannten Geſchichte eine Menge Bilder und Verhältniſſe hinzu, welche das Stück, wie es daſteht, nicht erregen noch hervorbringen würde.

Noch einen Vortheil hat das Stück — daß es kurz iſt. Die Charaktere, wenn gleich nicht recht gezeichnet, werden uns nicht läſtig, weil ſie uns nicht lange aufhal-

ten; die Situationen, wenn gleich nicht kunstmäßig angelegt, geben doch geschwind vorüber, und wenn sie an Nachahmung erinnern, so sind sie auch schon vorbei, indem sie ein Lächeln erregen.

Wie hohl übrigens das ganze Stück sey, würde sich bei der ersten Vorstellung deutlich zeigen. Wir zweifeln aber, daß irgend ein Theater diesen Versuch zu machen geneigt seyn möchte.

Hadamar, in der neuen Gel. Buchhandlung: Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen, 1803. 107 S. 8.

Dieses kleine Gedicht kann man als ein gedrucktes Concept ansehen, und in diesem Sinne erregt es Interesse. Der Verfasser hat einen idyllischen Blick in die Welt; in wiefern er original sey, läßt sich schwer entscheiden: denn vorzüglich die zwey ersten Gesänge erinnern im Ganzen wie im Einzelnen durchaus an Vossens Louise.

Die Welt seiner Jäger und Förster kennt der Verfasser recht gut, doch hat er manche Eigenthümlichkeiten derselben nicht genug herausgehoben, und sich dafür mit den kleinen Lebensdetails, welche diese Classe mit allen andern gemein hat, Caffeetrinken, Tabakrauchen u. s. w., wie auch mit allgemeinen Familienempfindungen, die allenfalls im Vorbeigehen berührt werden können, zu

ſehr aufgehalten. Ueberhaupt möchte man ſagen, er ſey nur mit den Augen, und nicht mit dem Herzen ein Jäger.

Das Hauptmotiv, daß am Geburtstage eines Förſters der Geliebte ſeiner Tochter einen Wolf ſchießt, und dadurch zur Verſorgung gelangt, iſt artig und durch Retardationen intereſſant gemacht, doch bleibt immer die Charakteriſtik der Behandlung zu ſchwach. Der Verfaſſer hätte durchaus bedenken ſollen, daß es in der Familie des Förſters Waldheim lebhafter und raſcher zugehen müſſe, als bei dem Pfarrer von Grünau. Lobenswürdig übrigens die Darſtellung und Benutzung des felſigen Locals mit den Niederungen am Fuße und der bergigen Umgebung. In den zwey letzten Geſängen, wo das Gedicht handelnder wird, iſt ein gewiſſer epiſcher Schritt, eine glückliche Darſtellung deſſen, was geſchieht, nicht zu verkennen. Auch iſt über das Ganze eine gewiſſe gemüthliche Anmuth verbreitet.

Aber — und leider ein großes Aber — die Verſe ſind ganz abſcheulich. Der Verfaſſer, indem er ſeine Vorgänger in dieſem Fache las, hat ſich von der innern Form eines ſolchen Kunſtwerks wohl manches zugeeignet, über die letzte äußere Form aber und deren Vollendung weder gedacht, noch mit irgend einem Wiſſenden ſich beſprochen. Was ihm von den Verſen im Ohr geblieben, hat er nachgeahmt, ohne ſich eines Geſetzes, einer Regel bewußt zu ſeyn.

Sollen wir also die in der Vorerinnerung gethane Frage, ob seine Muse Freunden der Dichtkunst wohl ein ästhetisches Vergnügen gewähren könne, aufrichtig und freundlich beantworten, so sagen wir: er lerne zuerst Hexameter machen, welches sich dann wohl jetzt nach und nach wird lernen lassen; wie viel Zeit es ihm auch kosten sollte, so ist es reiner Gewinn; er arbeite alsdann das Gedicht nochmals um, vermindere den beschreibenden Theil, erhöhe den handelnden, ersetze das gleichgültige Allgemeine durch bedeutendes Besondere; so wird sich alsdann deutlicher zeigen, ob er in diesem Fache etwas leisten kann: denn jetzt muß man den besten Willen haben, und eine Art von Sonntagskind seyn, um eine übrigens ganz wohlgebildete Menschengestalt durch eine von Warzen, Flecken, Borsten und Unrath entstellte Oberhaut durchzusehen.

Mannheim in Commission bei Schwan und Götz: Athenor, ein Gedicht in sechzehn Gesängen. Neue verbesserte Ausgabe 1804. VIII, übrigens mit den Anmerkungen 286 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Als wir dieses Gedicht mit Sorgfalt zu lesen anfingen, uns durch den, jedem Gesange vorgesetzten, Inhalt mit dem Ganzen und seinen Theilen bekannt zu machen

Der pilgernde Genius.

Kinder mit leeren aber geſchmückten Körbchen.

Tag.

Ach warum ſchon unterbrochen!
Warum trübſt du unſern Blick?
Schauen wir auf wenig Wochen
Wie auf jahrelanges Glück:
Wagen wir nicht auszuſprechen
Wie uns dieſe Zeit ergetzt,
Wo der Geiſt ohn' Unterbrechen
Jegliche Secunde ſchätzt;
Soll uns das vorüber ſchwinden,
Als wenn alles eitel ſey?
Klagend wir uns wieder finden:
Alles, alles iſt vorbei!

Genius.

Nicht vorbei! Es muß erſt frommen.
Großes in dem Lebensring
Wird nur zur Entwicklung kommen,
Wenn es uns vorüber ging.
Mögen friſche Tafelpaare
Glücklich zeichnen Ihre Bahn!
Wandle Sie, zum neuen Jahre,
Neu den Ihrigen heran.
Wir, mit heitern Augenbrauen,
Segnen Sie von Ort zu Ort;
Das Verſtummen, das Erſtaunen
Bildet ſich als Liebe fort.

und in der Ausführung ſelbſt vorwärts zu bringen ſuchten, haben wir eine ganz eigne Erfahrung gemacht. Wir empfanden nämlich eine Art von Schwindel, wie ſie den zu überfallen pflegt, dem etwas ganz Incongruentes und alſo ſeiner Natur nach Unmögliches doch wirklich vor Augen ſteht. Nach einigem Beſinnen erinnerten wir uns ſchon einer ähnlichen Empfindung: es war die, wie wir den Garten und Palaſt des Prinzen Pallagonia beſuchten, der nicht allein, wie bekannt, durchaus mit Ungeheuern ausſtaffirt iſt, ſondern wo auch, was weniger bekannt, an der Architektur ſorgfältig alle horizontalen und verticalen Linien vermieden ſind, ſo daß alles im Stehen zugleich einzuſtürzen ſcheint. Geſtärkt durch dieſe Reflexion wagten wir dem Helden Athener nochmals in's Geſicht zu ſehen, fanden uns aber um nichts gebeſſert; was wir jedoch zuletzt über ihn bei uns zuſammen bringen konnten, aber freilich für kein Urtheil ausgeben, wäre ungefähr folgendes.

Wenn man Wielands poetiſche Schriften ſtückweiſe in eine Herenpfanne neben einander ſetzte, und ſodann über einem gelinden Feuer ſo lange ſchmorte, bis Naturell, Geiſt, Anmuth, Heiterkeit mit allen übrigen lebendigen Eigenſchaften völlig abgeraucht wären, und man alsdann die überbliebene zähe Maſſe mit einem Löffelſtiel einigermaßen durch einander zöge, und einen ſolchen Brey, der faſt für ein Caput mortuum gelten kann, völlig erſtarren und erkalten ließe: ſo würde ungefähr ein

Athenor entſtehen. Da jedoch der Fall von der Art iſt, daß wir nicht wiſſen können, ob unſere Empfindung bei dieſem Werk nicht vielleicht idioſynkratiſch ſey, ſo wünſchten wir, daß einer unſerer kritiſchen Collegen durch umſtändlichere Unterſuchung unſere Meinung zu beſtärken, oder zu widerlegen geneigt wäre.

Am kürzeſten und gerathenſten halten wir jedoch, daß jeder, der eine kleine Bibliothek Deutſcher Art und Kunſt ſich angeſchafft hat, auch dieſem Athener einen Platz gönne: denn es iſt doch auch kein geringer Genuß, wenn man ſich nach Belieben bei'm Aufſchlagen eines Buchs einen ſolchen äſthetiſchen Tragelaphen vergegenwärtigen kann. Zu dieſem Behuf aber müßte der Verleger den Preis, der durch die artig punctirten Kupfer unverhältnißmäßig erhöht ſeyn mag, ein für allemal herabſetzen.

---

1. Berlin bei Unger: Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, von ihr ſelbſt geſchrieben. 1806. 384 S. gr. 8.
2. Ebendaſelbſt: Melanie das Findelkind. 1804. 252 S. kl. 8.
3. Lübeck, bei Bohn: Wilhelm Dumont, ein einfacher Roman von Eleutherie Holberg. 1805. 340 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nicht um dieſe drey Schriften, deren jede wohl eine eigene Betrachtung verdient, nur kurz bei Seite zu brin-

gen, nehmen wir sie hier zusammen, sondern weil sie manches Lobenswürdige gemein haben, und weil sich auch an ihnen einiges gemeinsam zu tadeln finden wird. Sie sind sämmtlich mehr verständig als passionirt geschrieben; keine heftigen Leidenschaften werden dargestellt; die Verfasser wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder Mitleiden noch Schrecken erregen, sondern uns Personen und Begebenheiten vorstellen, welche uns interessiren und auf eine angenehme Weise unterhalten. Die beiden ersten Werke haben viel Aehnlichkeit in der Fabel, alle sind gut geschrieben, und es herrscht in allen, obgleich mehr oder weniger, eine freie Ansicht des Lebens.

1. Der Heldin dieses Romans gebührt insofern der Name einer schönen Seele, als ihre Tugenden aus ihrer Natur entspringen, und ihre Bildung aus ihrem Charakter hervorgeht. Wir hätten aber doch dieses Werk lieber Bekenntnisse einer Amazone überschrieben, theils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, theils weil diese Benennung charakteristischer wäre. Denn es zeigt sich uns wirklich hier eine Männin, ein Mädchen wie es ein Mann gedacht hat. Und wie jene aus dem Haupte des Zeus entsprungene Athene eine strenge Erzjungfrau war und blieb, so zeigt sich auch in dieser Hirngeburt eines verständigen Mannes ein strenges, obgleich nicht ungefälliges Wesen, eine Jungfrau, eine Virgo im besten Sinne, die wir schätzen und ehren, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man das einmal zugegeben, so kann man von dem Buche nicht Gutes genug sagen. Das Ganze ist durchaus tüchtig vernünftig und verständig zusammenhangend; das Romaneske darin besteht in einer wenig erhöhten, geläuterten Wirklichkeit; die Schilderungen zeigen viel Einsicht in die Welt und ihr Wesen; die Reflexionen sind meistens tief, geistreich, überraschend.

Hatte der Verfasser sich den Charakter, den er schildern wollte, fest vorgezeichnet, so hat er die Umgebungen und Begebenheiten gehörig erfunden und klug gestellt, daß theils durch Uebereinstimmung, theils durch Conflict eine solche Natur sich nach und nach entwickeln und bilden konnte.

Die Heldin ist unbekannten Ursprungs, wird einem Geistlichen in der Französischen Schweiz zur Pflege übergeben, der unverheirathet ist und mit seiner Schwester lebt. Diese halb fremden und halb nahen Verhältnisse, diese Neigung ohne Innigkeit, womit die drey Personen zusammen leben, ist so glücklich gedacht, als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit und Ordnung an, woraus Schamhaftigkeit und Gesetztheit entstehen. Das Kleeblatt wird in eine Deutsche große Residenz versetzt, und der Zögling wächst zum Frauenzimmer heran. Von der Musik wird sie abgeschreckt, weil der Meister einen kriechenden schmeichlerischen Charakter hat; vom Tanz, weil die Art wie der Meister ihren Körper technisch behandelt, ihre Schamhaftigkeit verletzt. Die Französische

Sprache tritt ein; Lafontaine, Corneille und Racine bemächtigen sich ihrer; von Shakespear will sie nichts wissen. Eine stille Mildthätigkeit sieht man gern in der Nachbarschaft des Religionsunterrichts. Sie wird confirmirt und tritt in die Welt ein.

Ihre Verhältnisse zu Alten und Jungen sind sehr gut geschildert. Sie wird ihre eigenen Vorzüge gewahr, die man einer höheren Abkunft zuschreibt. Sie wird neugierig zu erfahren, woher sie entsprungen. Die Entdeckung gelingt ihr nicht; ja die Möglichkeit einer solchen wird ihr abgeschnitten, und es gehört mit zu dem Charakter dieser Geschichte, daß ein so romanhaftes Motiv nicht weiter gebraucht wird, und weder die Heldin noch der Leser über diesen Punct aufgeklärt werden.

Was unsere Neigung gegen die Heldin, ohne daß wir es merken, erregt, ist, daß sie ungeachtet ihrer Selbstständigkeit, sich immer an Freundinnen anschließt und sich ihnen gleichsam subordinirt. Sie findet sich mit Adelaiden zusammen, einem von den Mädchen der neueren Deutschen Zeit, die an Talente und an ein Romantisches im Leben Ansprüche machen. Ein sehnlich erwarteter, hochgelobter Bruder dieser Freundin kömmt an, die ganze kleine Frauensocietät bewirbt sich um ihn, ihm ist keine Neigung einzuflößen, sein Eigenthümliches bleibt verschlossen, doch erweckt er in beiden Freundinnen die Lust an Italiänischer Poesie. Sie werden hingerissen, und mit viel Glück ist die Liebe durch das Element

einer ſo liebevollen Dichtkunſt eingeleitet. Doch können die Frauen aus dem verſchloſſenen Jüngling nicht klug werden, bis ſich endlich zeigt, daß ihm Friedrich der Zweyte als Idol vorſchwebt, und daß er keinen Wunſch hat als unter einer ſo großen Natur mit thätig zu ſeyn.

Der ſiebenjährige Krieg, und wie der große König in jener Epoche die Welt zu Neigung und Abneigung aufregt, ſteht als ernſtes Bild innerhalb des weiblichen Kreiſes. Der junge Held und die Amazone nähern ſich auf eine würdige Art, erklären ſich wechſelſeitig, machen ein Bündniß auf die Zukunft und ſcheiden.

Nach kurzen Aeußerungen aus der Ferne, nach gedrängter Darſtellung der Kriegsbegebenheiten wird die Schlacht bei Zorndorf geliefert, und der Geliebte fällt. Die Gefühle der Amazone, die Entwickelung ihrer Aeußerungen, die Folgen des Verluſtes ſind bedeutend und befriedigend vorgetragen.

Zu Anfang des zweyten Buchs kehrt unſere Heldin zur Geſellſchaft zurück. Sie findet ſich da in einigem Mißverhältniß, weil ſie etwas Beſſeres beſeſſen. Adelaide, reich durch den Tod ihres Bruders, iſt vielen Bewerbungen ausgeſetzt; ihre Geſinnungen beſtimmen ihr Schickſal. Wie ſie irrt, fehl greift und endet, iſt flüchtig aber ſicher gezeichnet.

Nun wird unſere Freundin an einen kleinen Deutſchen Hof zu einer jungen Prinzeſſin berufen. Hier wird ſchon merklicher, wie ſie ihre Individualität durch

alle Ausbildung hindurch zu erhalten ſucht. Sie entfernt ſich von Tanz und Spiel, qualificirt ſich zur Unterhaltung, und wirkt auf die Prinzeſſin durch Geſinnungen und Kenntniſſe.

Das Hofweſen iſt überhaupt ſehr läßlich behandelt, und die Oberhofmeiſterin mit wenigen Zügen lebhaft dargeſtellt.

Der Pflegevater ſtirbt, und die Prinzeß wird verheirathet. Die Freundin folgt ihr an den neuen Hof. Hier ſieht es ſchon nicht ſo heiter aus, als an dem erſten. Vater und Mutter ſind beide bigott und abergläubiſch; doch mit umgekehrten Tendenzen. Der Erbprinz hat eine frühere Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, die er nicht aufgibt. Die Charaktere und Stellungen derſelben gegeneinander zeigen von vieler Welt- und Menſchenkenntniß des Verfaſſers. Der Urſprung des Mißklangs, der zwiſchen dem Erbprinzen und ſeiner Gemahlin entſteht, iſt wohl entwickelt. Eben ſo glücklich iſt das Motiv, daß die vertrauten Freundinnen in einer Art von ſtiller Uebereinkunft leben, über gewiſſe Dinge nicht zu ſprechen, wodurch ſie aber, bei fortſchreitenden Verhältniſſen, beide eingeklemmt werden.

Wir ſehen hier einen kleinen Deutſchen Hof, gerade nicht fratzenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geſchildert.

Der Hofcapellan und der Kammerherr des Erbprin-

zen, Intrigue und Intriganten, das Verhältniß der jungen Eheleute, alles gut entwickelt und bedeutend aufgestellt.

Die Freundinnen erklären sich, gewinnen Luft bei einem einsamen Sommeraufenthalt auf dem Lande. Sie führen eine Art Idyllenleben. Die Spanische Literatur gesellt sich zur Italiänischen. Sie werden zur Betrachtung des Kunstschönen hingezogen. Sie suchen es sich anzueignen. Es entsteht in der Seele der Erbprinzessin ein idealer Zustand, der sich nicht mehr als billig gegen das Phantastische hinneigt. Der Winter ruft sie zur Stadt zurück.

Wohlmeinend, aber mit gewaltsamer und roher Hand, entfernt der fürstliche Vater die erste Geliebte des Erbprinzen, und verlangt nun die Annäherung der Prinzessin. Die Amazone und der Kammerherr sollen dieß bewirken. Da aber jene eine höhere, dieser eine niedere Ansicht hat, so verstehen sie sich einander nicht. Der Plan mißlingt, die Schuld fällt auf die Amazone zurück. Alles Gemeine und Niederträchtige setzt sich in Bewegung, und sie entfernt sich. Die Darstellung dieser ganzen letzten Epoche ist besonders gut gelungen.

Unsere Heldin bleibt auch in der Ferne mit ihrer Freundin in Verbindung. Sie nimmt sich in ihrer Einsamkeit eines Kindes an, und deutet im Vorbeigehen auf einiges Erziehungstalent. Die Erbprinzessin nähert sich ihrem Gemahl. Die Geburt eines jungen Prinzen er-

freut den Hof. Der Herzog ſtirbt, die Amazone kehet zur jungen Herzogin zurück, ſchlägt eine Stelle als Oberhofmeiſterin aus, und entfernt ſich wieder. Das Mißverhältniß zwiſchen dem jungen Herzog und ſeiner Gemahlin wächſt, und dieſe weiß einen Reiſeplan durchzuſetzen.

Zu Anfang des dritten Buchs reiſen die Freundinnen nach der Schweiz. Wir erwarten eine Fortſetzung des behaglichen Idyllenlebens, und werden durch eine paradere Invective gegen die Schweizer überraſcht. Man geht es nach Italien, und hier hat der Verfaſſer den glücklichen Gedanken, bedeutende wirkliche Menſchen in Verhältniß zu ſeinen erdichteten Perſonen zu bringen; welches um ſo eher geſchehen konnte, als er ſich ſchon früher dieſes Mittels bedient hatte, und überhaupt aus der Wirklichkeit nicht ſo weit hinausgeſchritten war, daß er ſich nicht mit wirklichen Perſonen, die etwas Romantiſches in ihrem Charakter und Lebensweiſe hatten, recht gut begegnen konnte.

Alfieri tritt in ſeinem bekannten Charakter bedeutend herein, und man mag ihn recht gerne auch in dieſer Geſellſchaft noch einmal leben und wirken ſehen. Genuß und Betrachtung wechſeln ab. Nation, Kunſt und beſonders Raphael kommen an die Reihe. Die Herzogin kränkelt und ſtirbt.

Unſere einſame Freundin macht in Piſa eine neue weibliche Bekanntſchaft. Man reiſt nach Wien, kommt

in ein gefährliches Verhältniß zu Emigrirten, zieht ſich glücklich aus der Schlinge, begibt ſich auf einen Landſitz, und beſchließt ſeine Bildung durch Deutſche Literatur.

Einem Roman, der eigentlich romantiſch geſchrieben, und auf Ueberraſchung berechnet wäre, würde man einen ſchlechten Dienſt erzeigen, wenn man ſeine Fabel auszöge wie wir es bei dieſem gethan. Wenn wir aber verſichern können, daß dieſer zwar einfache, doch kunſtreiche Canevas mit verſtändigen, glücklichen, oft ungemeinen Details von dem Verfaſſer belebt worden, ſo werden wir das Verlangen derer, die dieſes Buch noch nicht kennen, gewiß aufregen, und der Beiſtimmung ſolcher, die es geleſen, nicht ganz ermangeln.

Da die Wirkung des Buches gar nicht pathologiſch, vielleicht auch nicht ganz äſthetiſch ſeyn kann, ſo iſt um deſto mehr ein Wort über die verſtändige und ſittliche Wirkung dieſer Arbeit am Platze.

Wenn man die Erfahrungen ſeines eigenen Lebens durchgeht, ſo erinnert man ſich wohl ſolcher Frauenzimmer, deren Bild man jener Amazone unterlegen könnte, aber nur weniger. Die Hauptfrage, die das Buch behandelt, iſt: wie kann ein Frauenzimmer ſeinen Charakter, ſeine Individualität gegen die Umſtände, gegen die Umgebung retten? Hier beantwortet ein Mann die Frage durch eine Männin. Ganz anders würde eine geiſt- und gefühlvolle Frau ſie durch ein Weib beantworten laſſen. Aber das gegenwärtige Buch iſt nun einmal da. Die

Personal.

Prolog.

Genius	Frl. v. Grün.
Knaben	Rebstein, Lubemus.
October	v. Poseck.
November	v. Fritsch.
December	Frl. v. Hagke.
Weihnachts-Kinder	v. Münchhausen. Huschke. Güldemeister.
Nacht	Grfn. Jul. v. Egloffstein.
Schlaf	Frl. v. Schiller.
Träume	v. Stromberg. v. Heimrodt. Stichling. Vulpius.
Tragödie	Frl. Schopenhauer.
Komödie	Frl. v. Baumbach.
Eyes	Frl. v. Werther.

Mädchen, die Frauen werden es leſen. Was werden ſie daraus nehmen? — Gar manches werden ſie daraus nehmen. — Wozu ſie es aber, nach Rec. Rath, nutzen könnten und vielleicht ſollten, wäre, ſich zu überzeugen, daß das Problem auf dieſe Weiſe nicht zu löſen iſt. Der Verfaſſer, um ſeine Amazone ſelbſtſtändig zu erhalten, muß ſie ohne Vater und Mutter entſpringen laſſen. Er kann ſie zu allem dem, wozu das Weib von Jugend auf beſtimmt iſt, nur annähernd, nicht aber darin zum Genuß, nicht zur Thätigkeit, zum Erlangen, zum Leiſten hinbringen. Sie iſt weder Tochter, noch Schweſter, noch Geliebte, noch Gattin, noch Mutter, und ſo kann man in ihr weder die Hausfrau, noch die Schwiegermutter, noch die Großmutter vorausſehen. Da ſie denn aber doch zuletzt nicht allein ſeyn kann, ſich irgend wo anſchließen, und ihrer Natur nach zugleich dienen und herrſchen muß, ſo läuft ihre ganze Exiſtenz auf eine Geſellſchaftsdame und Hofmeiſterin hinaus, auf ein Daſeyn, das ſich ein Frauenzimmer nicht leicht wünſchenswerth vorſtellen möchte.

Scheinen wir durch dieſe Betrachtungen ein Buch, das wir bisher geprieſen, gleichſam zu vernichten, ſo glauben wir durch folgende Erklärung die Sache wieder in's Gleiche zu bringen. Jeder Menſch, das Weib ſo gut als der Mann, will ſeine Individualität behaupten, und behauptet ſie auch zuletzt, nur jedes auf ſeine Weiſe. Wie die Frauen ihre Individualität behaupten können, wiſ-

wiſſen ſie ſelbſt am beſten, und wir brauchen ſie es nicht zu lehren. Es iſt aber immer angenehm und nützlich, und gibt zu den intereſſanteſten Vergleichungen Anlaß, wenn uns einmal im Bilde gezeigt wird, wie eine Frau jenen Zweck zu erreichen ſuchen würde, wenn ſie männlich geſinnt wäre. Wir empfehlen alſo dieſes Buch den Frauen, nur um der Idee willen, um des Ziels willen, welches zu erlangen jeder angelegen iſt; aber keineswegs, daß ſie daraus die Mittel lernen ſollen, um dazu zu gelangen. Vielmehr mag ſich jede nach dieſem Bilde ſelbſt prüfen und examiniren; ſie mag mit ſich über die Mittel rathſchlagen, deren ſie ſich in ähnlichen Fällen bedienen würde, und ſie wird ſich meiſt mit der Amazone in Widerſpruch finden, die eigentlich nicht als ein Muſter, ſondern als ein Zielbild am Ende einer Laufbahn ſteht, die wir alle zu durchlaufen haben.

2) Melanie hat in der Fabel Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden. Hier iſt ein Findelkind; das Geheimniß ſeiner Geburt wird aber zur Verwickelung gebraucht, und die Entdeckung entwirrt den Knoten. Wir dürfen daher die Fabel nicht erzählen, weil auf Unbekanntſchaft des Leſers mit derſelben vorzüglich gerechnet iſt.

Charaktere und Begebenheiten ſind im guten Sinne romanhaft. Jene ſind immer in dem Zuſtande, in welchem ſich die wirklichen Menſchen ſelten befinden; dieſe ſind aus der Wirklichkeit ausgewählt und zuſammengedrängt.

Das Dargeſtellte iſt ſich nicht durchaus gleich. Die Charaktere der oberen Stände ſind wie aus der Ferne, mit einer Art von Reſpect, doch ohne eigentlichen guten Willen, weich und nebuliſtiſch gezeichnet; dagegen die der mittleren und unteren Stände ſcharf und ohne Neigung umriſſen ſind, oft überladen, in's Häßlichſte und Gemeinſte übergehend. Aus dieſer Behandlung entſteht ein Zwieſpalt in der Seele des empfindenden und theilnehmenden Leſers.

Doch zeigt die Verfaſſerin im Ganzen genugſame Weltkenntniß, und man kann nicht läugnen, daß ihr die irdiſchen Dinge mitunter hinlänglich gegenwärtig ſind. Manche Figuren und ihr Betragen kann man als wohlgerathen anſprechen, wie die alte Gräfin und ihr Benehmen gegen Melanie ein Beiſpiel gibt. Unter den mehr poetiſchen Figuren findet ſich auch eine zweyte Philine, die man nicht ungern ſieht; nur fehlt es ihr an dem Ingrediens von Geiſt, durch den ſich die erſte eigentlich bei uns einſchmeichelt.

Das Ganze iſt im Romanenſinne geſchickt genug aufgebaut und gefügt; die Expoſition prägnant und viel verſprechend; der Einſchritt gefällig; das Intereſſe nimmt zu, die Erwartung wird geſpannt und die Auflöſung überraſcht. Als Buch iſt es nicht ausgedehnt; man kann es auf einmal auslesen; und es wird jeden, der dieſe Art von Schriften liebt, unterhalten und vergnügen.

3) Dûmont verdient den Namen eines Romans, doch in einem anderen Sinne als das vorhergehende Werk, auch nennt ihn die Verfasserin auf dem Titel einen einfachen Roman. Die Figuren sind mehr ideell als phantastisch, die Charaktere glücklich gezeichnet, mannichfaltig und einander gut entgegengesetzt. Egoismus in einer nicht unangenehmen Hülle; Liebe, Ergebung, Aufopferung in anmuthigen Gestalten. Der Hauptfiguren sind drey. Die Umgebung ist nicht überhäuft und gut in Abstufungen vertheilt. Von der Fabel läßt sich so viel sagen:

Ein Hof- und Weltmann, schon in gewissen Jahren, fühlt Neigung zu einem wohlerzogenen einfachen Mädchen. Sie nimmt seine Hand an, ohne recht zu wissen, was sie thut. Ihr Hauptbewegungsgrund ist, eines Bruders Glück zu befördern, für den allein sie bisher gelebt. Unglücklicherweise macht in eben dem Augenblick ein junger liebenswürdiger aufopferungsfähiger Mann ihre Bekanntschaft. Das gute Herz des neuen Weibchens findet nichts Arges darin, sich diesem Umgang hinzugeben. Sie treiben es aber doch in aller Unschuld so weit, daß der alte Herr verdrießlich wird, die Liebenden trennt und bis an seinen Tod durch allerlei Künste aus einander hält. Bruder und Liebhaber verlieren sich indessen in der weiten Welt, und die Schöne macht sich auf sie zu suchen.

Schade, daß dieses glückliche Motiv nicht hinläng-

lich genutzt worden! Adelaide reis't zu ruhig, sie zieht fast nur Erkundigungen ein, und läßt sich die gehofften Freunde mehr vom Schicksal und Zufall entgegen bringen, als daß sie solche durch Bemühung und Thätigkeit erreichte und erränge.

Darzustellen wäre gewesen ein leidenschaftliches Bemühen, ein Hin- und Wiedereilen, ein Verfehlen und Vergreifen, ein unbewußtes Nahen, ein zufälliges Entfernen, und was sonst noch alles aus der Situation herfließt. Das ist aber leider nicht geschehen. Dessen ungeachtet begleitet man Adelaiden und ihre Reisegesellschaft, so wie ihre neueren Bekanntschaften, recht gern, und läßt sich die Zeit nicht lang werden, bis der Bruder endlich mit dem Geliebten erscheint.

Dieser Roman hat manchen Vorzug. Die Begebenheiten, besonders in der ersten Hälfte, entwickeln sich aus den Charakteren; durchaus herrscht ein liebenswürdiger Sinn, der nur nicht genug mit sich selbst einig ist, und also auch den Leser mitunter in Verwirrung setzt.

Nachdem wir also manches Gute, das an diesen Werken theils gemeinsam, theils im besondern zu rühmen ist, angezeigt haben, so müssen wir zum Schluß eines Mißgriffs erwähnen, dessen sich alle drey Verfasser schuldig machen, und der also wohl mehr auf Rechnung der Zeit geschrieben werden muß, als daß man ihn den Individuen zur Last legte. Und gewiß werden sie künf

tig, wenn ſie nur einmal erinnert ſind, dieſe Abwege gern vermeiden.

Seitdem wir in Deutſchland Kunſtromane ſchreiben, das heißt ſolche, in welchen die Kunſt, theils nach ihren tieferen Maximen, theils nach ihrer Einwirkung auf's Leben, ſymboliſch dargeſtellt wird, ſo haben die Romanſchreiber angefangen, Betrachtungen über Literatur und mitunter auch wohl Kritiken durch ihre Perſonen ausſprechen zu laſſen, und ſie haben nicht wohl daran gethan. Denn ob wir gleich gern geſtehen, daß die Literatur ſich in das Leben eines Deutſchen mehr verwebt, als in das Leben anderer Nationen, ſo ſollte doch der Romanſchreiber immer bedenken, daß er, als eine Art von Poeten, keine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er ſeinen Vortheil recht kennt, nicht einmal darzuſtellen hat.

Wir tadeln daher unſere Amazone gar ſehr, daß ſie auf ihrer Reiſe nach der Schweiz den Arm gerüſtet aufhebt und gewaltig ausholt, um einem wackern Eidgenoſſen im Vorbeigehen eins zu verſetzen.

Wenn ſie ſodann am Ende die höchſte Stufe ihrer Bildung dadurch erreicht, daß ſie ſich von ihrer vaterländiſchen Cultur durchdrungen fühlt, ſie zu ſchätzen und zu genießen lernt, ſo iſt dieſes eine ſehr glückliche Wendung und nach der Anlage des Ganzen ein würdiger Schluß. Daß aber der Verfaſſer Goethens natürliche Tochter gleichſam an die Stelle der ganzen Literatur

setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, daß gewisse Werke mehr als andere den Punct andeuten, wohin eine Literatur gelangt ist, und wenigstens eine Epoche derselben symbolisch vorstellen, so hätte doch der Verfasser zu seinem eigenen Vortheile sicherer gehandelt, wenn er den geistigen Sinn der Werke seiner Zeit dargestellt und, wie die besseren selbst thun, auf einen unendlichen Fortschritt hingedeutet hätte, als daß er sich an ein besonderes Gedicht hält und dadurch den Widerspruch aufreizt, da er am Schlusse seines Werks jederman befriedigen, und, wo es nöthig wäre, mit sich versöhnen sollte.

So haben wir denn auch nicht ohne Kopfschütteln bemerken können, daß die anmuthigen und liebevollen Naturen, die in dem Roman unserer Freundin Eleutherie ihr Spiel treiben, sich als Anti-Naturphilosophen ankündigen, und bei dieser Gelegenheit immer außerordentlich verdrießlich werden. „Sollte man sich mit so einem Gesichtchen von Politik unterhalten?“ sagte der Herzog Regent zu einer seiner Geliebten, indem er sie vor den Spiegel führte; und so möchte man auch zu Adelaiden dieses Romanes sagen: sollte man mit so viel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebenslust an Philosophie überhaupt, geschweige an Naturphilosophie, denken? Das Beste bleibt dabei, daß sie selbst fühlt, wie wenig dergleichen Aeußerungen einer weiblichen Feder geziemen.

Eine Neigung, welche sie gegen Wilhelm Meister gefaßt, wollen wir derselben weniger verargen; doch wünschten wir, die Verfasserin hätte, anstatt des Buches zu erwähnen, gedachten Romanenhelden selbst, etwa mit seinem größer gewordenen Felix, auftreten lassen, da sich denn wohl Gelegenheit gefunden hätte, ihm etwas Liebes, Gutes oder Artiges zu erzeigen.

Mit der Verfasserin der Melanie haben wir wegen ähnlicher Puncte gleichfalls zu rechten. Sie ist überhaupt ein wenig ärgerlicher Natur, und stört ihren wohlwollenden Leser ohne Noth, wenn sie unversehens irgend ein Gänschen von Leserin anredet, sich einen abgeschmackten Einwurf machen läßt und ihn auf eine nicht freundliche Weise beantwortet.

Aber das Schlimmste kommt zum Schlimmen, wenn zuletzt bei Hofe über Deutsche Literatur heftige Debatten entstehen. Fürstin Aurora ist von der älteren Schule. Uz, Hagedorn, Kleist, Matthisson und Hölty werden ausschließlich mit Enthusiasmus genannt, wohl gar gesungen; wobei denn freilich scheint, daß die gute Fürstin in einer gewissen Epoche aufgehört hat, ihre Handbibliothek zu completiren, und ihre Musikalien anzufrischen. Zunächst nehmen ältliche Damen unsern Wieland in Schutz, und lesen Testimonia für ihn ab, und es wird einer übrigens ganz hübschen jungen Prinzessin, weil sie ihn nicht fleißig studirt, sehr übel mitgespielt. Die Baronesse hingegen, seine Gönnerin, wird

unmittelbar darauf zur Oberhofmeisterin erklärt. — Den Dekan des Deutschen Parnasses könnte es denn doch wohl freuen, wenn er seinen großen Einfluß auf Besetzung der ersten Hofstellen vernähme.

Sollten denn aber geistreiche und talentvolle Frauen nicht auch geist- und talentvolle Freunde erwerben können, denen sie ihre Manuscripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöscht würden, und nichts in einem solchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Wesen, den romantischen herzerhebenden Ansichten, der anmuthvollen Darstellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften so reichlich besitzen, sich als ein lästiges Gegengewicht anhängen dürfte.

Prometheus.

Dramatiſches Fragment.

1773.

Feſtzug.

Ilme	Frl. v. Staff.
Muſarion	Fr. Zwierlein.
Phanias	Pinther.
Oberon	C. v. Spiegel.
Titania	P. v. Spiegel.
Elfen	v. Fritſch. v. Fritſch. Dufour.
Fern	M. v. Spiegel. Gayl. Stichling d. ä.
Hüon	v. Schenk.
Amanda	Frl. v. Milkau.
Fatime	Frl. v. Germar.

Barbe	v. Könnritz.
Reon	v. Seebach.
Reonis	Frl. v. Seebach.
Terpſchore	Frl. v. Herder.
Abraſten	Frl. v. Froriep.
Cib	v. Tompſon.
Timene	Fr. v. Werther.
Ureka	Frl. Rühlmann.

Erſter Act.

Prometheus. Merkur.

Prometheus.

Ich will nicht, ſag' es ihnen!
Und kurz und gut, ich will nicht!
Ihr Wille gegen meinen!
Eins gegen eins,
Mich dünkt es hebt ſich!

Merkur.

Deinem Vater Zeus das bringen?
Deiner Mutter?

Prometheus.

Was Vater! Mutter!
Weißt du woher du kommſt?
Ich ſtand, als ich zum erſten Mal bemerkte
Die Füße ſtehn,
Und reichte, da ich
Dieſe Hände reichen fühlte,
Und fand die achtend meiner Tritte
Die du nennſt Vater, Mutter.

Merkur.

Und reichend dir
Der Kindheit nöth'ge Hülfe.

Prometheus.

Und dafür hatten ſie Gehorſam meiner Kindheit,
Den armen Sprößling zu bilden
Dahin, dorthin, nach dem Wind ihrer Grillen.

Merkur.

Und ſchützten dich.

Prometheus.

Wovor? Vor Gefahren
Die ſie fürchteten.
Haben ſie das Herz bewahrt
Vor Schlangen die es heimlich neidſchten?
Dieſen Buſen geſtählt
Zu trotzen den Titanen?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit,
Mein Herr und Eurer?

Merkur.

Elender! Deinen Göttern das,
Den Unendlichen?

Prometheus.

Göttern? Ich bin kein Gott,
Und bilde mir ſo viel ein als einer.
Unendlich? — Allmächtig? —
Was könn't Ihr?
Könnt Ihr den weiten Raum
Des Himmels und der Erde
Mir ballen in meine Fauſt?
Vermög't Ihr zu ſcheiden
Mich von mir ſelbſt?
Vermög't Ihr mich auszudehnen,
Zu erweitern zu einer Welt?

Merkur.

Das Schickſal!

Prometheus.

Anerkennſt du ſeine Macht?
Ich auch! —
Geh', ich dien' nicht Vaſallen!

(Merkur ab.)

Prometheus

(zu ſeinen Statuen ſich kehrend die durch den ganzen Hain zerſtreut ſtehen.)

Unerſetzlicher Augenblik!
Aus euerer Geſellſchaft
Geriſſen von dem Thoren,
Meine Kinder!
Was es auch iſt das euren Buſen regt,
(ſich einem Mädchen nahend)
Der Buſen ſollte mir entgegen wallen!
Das Auge ſpricht ſchon jetzt!
Sprich, rede liebe Lippe mir!
O, könnt' ich euch das fühlen geben
Was ihr ſeyd!

(Epimetheus kommt.)

Epimetheus.

Merkur beklagte ſich bitter.

Prometheus.

Hätteſt du kein Ohr für ſeine Klagen,
Er wär' auch ungeklagt zurückgekehrt.

Epimetheus.

Mein Bruder! Alles was Recht iſt!
Der Götter Vorſchlag
War dießmal billig.

Sie wollen dir Olympus' Spitze räumen.
Dort ſollſt du wohnen,
Sollſt der Erde herrſchen!

Prometheus.

Ihr Burggraf ſeyn
Und ihren Himmel ſchützen? —
Mein Vorſchlag iſt viel billiger:
Sie wollen mit mir theilen und ich meine,
Daß ich mit ihnen nichts zu theilen habe.
Das was ich habe, können ſie nicht rauben,
Und was ſie haben, mögen ſie beſchützen.
Hier Mein und Dein,
Und ſo ſind wir geſchieden.

Epimetheus.

Wie vieles iſt denn dein?

Prometheus.

Der Kreis den meine Wirkſamkeit erfüllt!
Nichts drunter und nichts drüber! —
Was haben dieſe Sterne droben
Für ein Recht an mich,
Daß ſie mich bezaffen?

Epimetheus.

Du ſtehſt allein!
Dein Eigenſinn verkennt die Wonne
Wenn die Götter, du,
Die Deinigen und Welt und Himmel all'
Sich ein innig Ganzes fühlten.

Prometheus.

Ich kenne das!
Ich bitte, lieber Bruder,
Treib's wie du magſt und laß mich!

(Epimetheus ab.)

Prometheus.

Hier meine Welt, mein All!
Hier fühl' ich mich;
Hier alle meine Wünsche
In körperlichen Gestalten.
Meinen Geist so tausendfach
Getheilt und ganz in meinen theuren Kindern.

(Minerva kommt.)

Prometheus.

Du wagst es, meine Göttin?
Wagest zu deines Vaters Feind zu treten?

Minerva.

Ich ehre meinen Vater,
Und liebe dich, Prometheus!

Prometheus.

Und du bist meinem Geist
Was er sich selbst ist;
Sind von Anbeginn
Mir deine Worte Himmelslicht gewesen!
Immer als wenn meine Seele zu sich selbst spräche,
Sie sich eröffnete
Und mitgeborne Harmonieen
In ihr erklängen aus sich selbst,
Und eine Gottheit sprach
Wenn ich zu reden wähnte,
Und wähnt' ich eine Gottheit spreche,
Sprach ich selbst.
Und so mit dir und mir
So ein, so innig
Ewig meine Liebe dir!

Minerva.

Und ich dir ewig gegenwärtig!

Prometheus.

Wie der ſüße Dämmerſchein
Der weggeſchiednen Sonne
Dort heraufſchwimmt
Vom finſtern Kaukaſus
Und meine Seel' umgibt mit Wonneruh',
Abweſend auch mir immer gegenwärtig,
So haben meine Kräfte ſich entwickelt
Mit jedem Athemzug aus deiner Himmelsluft.
Und welch' ein Recht
Erzeigen ſich die ſtolzen
Bewohner des Olympus
Auf meine Kräfte?
Sie ſind mein, und mein iſt ihr Gebrauch.
Nicht einen Fußtritt
Für den oberſten der Götter mehr!

Minerva.

So wähnt die Macht.

Prometheus.

Ich wähne, Göttin, auch
Und bin auch mächtig. —
Sonſt! — Haſt du mich nicht oft geſehn
In ſelbſt erwählter Knechtſchaft
Die Bürde tragen, die ſie
In feyerlichem Ernſt auf meine Schultern legten?
Hab' ich die Arbeit nicht vollendet,
Jedes Tagwerk, auf ihr Geheiß
Weil ich glaubte
Sie ſähen das Vergangene, das Zukünftige

Im

Im Gegenwärtigen,
Und ihre Leitung, ihr Gebot
Sey uranfängliche
Uneigennützige Weisheit?

Minerva.

Du dienteſt um der Freiheit werth zu ſeyn.

Prometheus.

Und möcht' um alles nicht
Mit dem Donnervogel tauſchen
Und meines Herren Blitze ſtolz
In Sclavenklauen packen.
Was ſind ſie? Was ich?

Minerva.

Dein Haß iſt ungerecht!
Den Göttern fiel zum Looſe Dauer
Und Macht und Weisheit und Liebe.

Prometheus.

Haben ſie das all
Doch nicht allein!
Ich daure ſo wie ſie.
Wir alle ſind ewig! —
Meines Anfangs erinnr' ich mich nicht,
Zu enden hab' ich keinen Beruf,
Und ſeh' das Ende nicht.
So bin ich ewig, denn ich bin! —
Und Weisheit —

(Minerva an den Bildniſſen herumführend)

Sieh dieſe Stirne an!
Hat mein Finger nicht
Sie ausgeprägt?
Und dieſes Buſens Macht

Drängt ſich entgegen
Der allanfallenden Gefahr umher.
(bleibt bei einer weiblichen Bildſäule ſtehen)
Und du, Pandora,
Heiliges Gefäß der Gaben alle
Die ergötzlich ſind
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde,
Alles was mich je erquickt von Wonnegefühl,
Was in des Schattens Kühle
Mir Labſal ergoſſen,
Der Sonne Liebe jemals Frühlingswonne,
Des Meeres laue Welle
Jemals Zärtlichkeit an meinen Buſen angeſchmiegt,
Und was ich je für reinen Himmelsglanz
Und Seelenruhgenuß geſchmeckt —
Das all all — — Meine Pandora!

Minerva.

Jupiter hat dir entboten
Ihnen allen das Leben zu ertheilen,
Wenn du ſeinem Antrag
Gehör gäbſt.

Prometheus.

Das war das Einzige was mich bedenken machte.
Allein — ich ſollte Knecht ſeyn
Und — wie Alle —
Anerkennen droben die Macht des Donnerers?
Nein!
Sie mögen hier gebunden ſeyn
Von ihrer Leblosigkeit,

Sie ſind doch frei
Und ich fühl' ihre Freiheit!

Minerva.

Und ſie ſollen leben!
Dem Schickſal iſt es, nicht den Göttern,
Zu ſchenken das Leben und zu nehmen;
Komm, ich leite dich zum Quell des Lebens all,
Den Jupiter uns nicht verſchließt:
Sie ſollen leben und durch dich!

Prometheus.

Durch dich, o meine Göttin,
Leben, frei ſich [illegible]bden,
Leben! — Ihre Freude wird dein Dank ſeyn!

Zweyter Act.

(Auf Olympus.)

Jupiter. Merkur.

Merkur.

Gräuel — Vater Jupiter — Hochverrath!
Minerva, deine Tochter
Steht dem Rebellen bei,
Hat ihm den Lebensquell eröffnet
Und ſeinen lettenen Hof,
Seine Welt von Thon
Um ihn belebt.
Gleich uns bewegen ſie ſich all'
Und weben, jauchzen um ihn her

Mahomet	v. Stromberg.
Palmira	Frl. v. Riedecker.
Seide	v. Werther.
Georg	v. Hagke.
Göz v. Berlichingen	v. Schiller.
Gözens Kind	v. Egloffstein.
Gözens Frau	Fr. v. Heimrodt.
Franz	Brunauer.
Maria	Frl. v. Huſeland.
Weislingen	v. Gerſtenberg.
Adelheid	Fr. Gille.
Brautführer	Vulpius.
Brautführerinnen	Frl. v. Herder. Müller. Herr. Aberus.
Bräutigam	Stell.
Braut	Frl. v. Hering.
Zigeuner-Hauptmann	Müller.
Hauptmännin	Grfn. Beuſt.
Zigeunerinnen	Fr. Vulpius. Meios
Zigeuner-Mädchen	Frl. v. Stockhauſen. v. Schiller. v. Wiszleben. L. Müller. Th. Kirſten. v. Stein.
Fauſt, als Doctor	v. Buchwald.
Fauſt, als Ritter	v. Comnenos.
Wagner	v. Mandelsloh.
Mephiſtopheles	v. Goethe.
Zauberin	Fr. v. Germar.
Gretchen	Grfn. v. Beuſt.
Marthe	Fr. Schopenhauer.
Student	Schumann.
Bürgermädchen	Fr. Schütz. Frl. Kirſten.

Wie wir um dich.
O, deine Donner, Zeus!

Jupiter.

Sie sind! und werden seyn!
Und sollen seyn!
Ueber alles was ist
Unter dem weiten Himmel,
Auf der unendlichen Erde
Ist mein die Herrschaft.
Das Wurmgeschlecht vermehrt
Die Anzahl meiner Knechte.
Wohl ihnen wenn sie meiner Vaterleitung folgen;
Weh ihnen wenn sie meinem Fürstenarm
Sich widersetzen.

Merkur.

Allvater! Du Allgütiger,
Der du die Missethat vergibst Verbrechern,
Sey Liebe dir und Preis
Von aller Erd' und Himmel!
O, sende mich, daß ich verkünde
Dem armen erdgebornen Volk
Dich, Vater, deine Güte, deine Macht!

Jupiter.

Noch nicht! In neugeborner Jugendwonne
Wähnt ihre Seele sich göttergleich.
Sie werden dich nicht hören, bis sie dein
Bedürfen. Ueberlaß sie ihrem Leben!

Merkur.

So weis' als gütig!

(Thal am Fuße des Olympus.)

Prometheus.

Sieh nieder, Zevs,
Auf meine Welt: ſie lebt!
Ich habe ſie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht das mir gleich ſey,
Zu leiden, weinen, zu genießen und zu freuen ſich
Und dein nicht zu achten
Wie ich!

(Man ſieht das Menſchengeſchlecht durch's ganze Thal verbreitet. Sie ſind auf Bäume geklettert Früchte zu brechen, ſie baden ſich im Waſſer, ſie laufen um die Wette auf der Wieſe; Mädchen pflücken Blumen und flechten Kränze.)

(Ein Mann mit abgehauenen jungen Bäumen tritt zu Prometheus.)

Mann.

Sieh hier die Bäume
Wie du ſie verlangteſt.

Prometheus.

Wie brachteſt du
Sie von dem Boden.

Mann.

Mit dieſem ſcharfen Steine hab' ich ſie
Glatt an der Wurzel weggeriſſen.

Prometheus.

Erſt ab die Aeſte! —
Dann ramme dieſen
Schräg in den Boden hier
Und dieſen hier, ſo gegenüber;
Und oben verbinde ſie! —
Dann wieder zwey hier hinten hin
Und oben einen quer darüber.
Nun die Aeſte herab von oben

Bis zur Erde,
Verbunden und verſchlungen dir,
Und Raſen rings umher,
Und Aeſte drüber, mehr,
Bis daß kein Sonnenlicht
Kein Regen, Wind durchdringe.
Hier, lieber Sohn, ein Schutz und eine Hütte!

Mann.

Dank, theurer Vater, tauſend Dank!
Sag', dürfen alle meine Brüder wohnen
In meiner Hütte?

Prometheus.

Nein!
Du haſt ſie dir gebaut und ſie iſt dein.
Du kannſt ſie theilen
Mit wem du willt.
Wer wohnen will der bau' ſich ſelber eine.

(Prometheus ab.)

Zwey Männer.

Erſter.

Du ſollt kein Stück
Von meinen Ziegen nehmen,
Sie ſind mir mein!

Zweyter.

Woher?

Erſter.

Ich habe geſtern Tag und Nacht
Auf dem Gebirg herumgeklettert,
Mit ſaurem Schweiß
Lebendig ſie gefangen,
Dieſe Nacht bewacht,

Sie eingeſchloſſen hier
Mit Stein und Aeſten.

Zweyter.

Nun gib mir eins!
Ich habe geſtern auch eine erlegt
Am Feuer ſie gezeitigt
Und geſſen mit meinen Brüdern.
Brauchſt heut nur eine:
Wir fangen morgen wieder.

Erſter.

Bleib mir von meinen Ziegen!

Zweyter.

Doch!

(Erſter will ihn abwehren. Zweyter gibt ihm einen Stoß, daß er umſtürzt, nimmt eine Ziege und fort.)

Erſter.

Gewalt! Weh! Weh!

Prometheus (kommt).

Was gibt's?

Mann.

Er raubt mir meine Ziege! —
Blut rieſelt ſich von meinem Haupt —
Er ſchmetterte
Mich wider dieſen Stein.

Prometheus.

Reiß da vom Baume dieſen Schwamm
Und leg' ihn auf die Wunde!

Mann.

So — theurer Vater!
Schon iſt es geſtillt.

Prometheus.

Geh, waſch dein Angeſicht.

Mann.

Und meine Ziege?

Prometheus.

Laß ihn!
Iſt ſeine Hand wider jederman,
Wird jedermans Hand ſeyn wider ihn.

(Mann ab.)

Prometheus.

Ihr ſeyd nicht ausgeartet, meine Kinder,
Seyd arbeitſam und faul,
Und grauſam mild,
Freigebig, geizig,
Gleichet all' euren Schickſalsbrüdern,
Gleichet den Thieren und den Göttern.

Pandora (kommt).

Prometheus.

Was haſt du, meine Tochter,
Wie ſo bewegt?

Pandora.

Mein Vater!
Ach, was ich ſah, mein Vater,
Was ich fühlte!

Prometheus.

Nun?

Pandora.

O, meine arme Mira! —

Prometheus.

Was iſt ihr?

Pandora.

Namenlose Gefühle!
Ich sah sie zu dem Waldgebüsche gehn
Wo wir so oft uns Blumenkränze pflücken;
Ich folgt' ihr nach,
Und, ach, wie ich vom Hügel komme, sah
Ich sie, im Thal
Auf einen Rasen hingesunken.
Zum Glück war Ardar ungefähr im Wald.
Er hielt sie fest in seinen Armen,
Wollte sie nicht sinken lassen,
Und ach sank mit ihr hin.
Ihr schönes Haupt ersank,
Er küßte sie tausendmal,
Und hing an ihrem Munde,
Um seinen Geist ihr einzuhauchen.
Mir ward bang,
Ich sprang hinzu und schrie,
Mein Schrei eröffnet ihr die Sinnen.
Ardar ließ sie; sie sprang auf
Und, ach, mit halb gebrochnen Augen
Fiel sie mir um den Hals.
Ihr Busen schlug,
Als wollt' er reißen,
Ihre Wangen glühten,
Es lechzt' ihr Mund,
Und tausend Thränen stürzten.
Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken
Und hielt sie, theurer Vater,
Und ihre Küsse, ihre Gluth
Hat solch ein neues unbekanntes

Gefühl durch meine Adern hingegoſſen,
Daß ich verwirrt, bewegt und weinend
Endlich ſie ließ und Wald und Feld. —
Zu dir, mein Vater! ſag'
Was iſt das alles was ſie erſchüttert
Und mich?

Prometheus.

Der Tod!

Pandora.

Was iſt das?

Prometheus.

Meine Tochter,
Du haſt der Freuden viel genoſſen.

Pandora.

Tauſendfach! Dir dank' ich's all.

Prometheus.

Pandora, dein Buſen ſchlug
Der kommenden Sonne,
Dem wandelnden Mond entgegen,
Und in den Küſſen deiner Geſpielen
Genoſſeſt du die reinſte Seligkeit.

Pandora.

Unausſprechlich!

Prometheus.

Was hub im Tanze deinen Körper
Leicht auf vom Boden?

Pandora.

Freude!
Wie jedes Glied gerührt vom Sang und Spiel
Bewegte, regte ſich,
Ich ganz in Melodie verſchwamm.

Prometheus.

Und alles löſ't ſich endlich auf in Schlaf,
So Freud' als Schmerz.
Du haſt gefühlt der Sonne Gluth,
Des Durſtes Lechzen,
Deiner Kniee Müdigkeit,
Haſt über dein verlornes Schaf geweint,
Und wie geächzt, gezittert
Als du im Wald den Dorn dir in die Ferſe tratſt,
Eh' ich dich heilte.

Pandora.

Mancherlei, mein Vater, iſt des Lebens Wonn'
Und Weh!

Prometheus.

Und fühlſt an deinem Herzen
Daß noch der Freuden viele ſind,
Der Schmerzen viele,
Die du nicht kennſt.

Pandora.

Wohl, wohl! — Dieß Herze ſehnt ſich oft
Ach nirgend hin und überall doch hin!

Prometheus.

Da iſt ein Augenblick der alles erfüllt,
Alles was wir geſehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora, —
Das iſt der Tod!

Pandora.

Der Tod?

Prometheus.

Wenn aus dem innerſt tiefſten Grunde
Du ganz erſchüttert alles fühlſt

Was Freud' und Schmerzen jemals dir ergoſſen,
Im Sturm dein Herz erſchwillt,
In Thränen ſich erleichtern will,
Und ſeine Gluth vermehrt,
Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all die Sinne dir vergehn,
Und du dir zu vergehen ſcheinſt
Und ſinkſt,
Und alles um dich her verſinkt in Nacht
Und du, in immer eigenſtem Gefühl,
Umfaſſeſt eine Welt:
Dann ſtirbt der Menſch.

Pandora (ihn umhalſend).

O, Vater, laß uns ſterben!

Prometheus.

Noch nicht.

Pandora.

Und nach dem Tod?

Prometheus.

Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
In ſtürmendem Genuß ſich aufgelöſ't,
Dann ſich erquickt, in Wonne ſchläft, —
Dann lebſt du auf, auf's jüngſte wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

Dritter Act.

Prometheus

(in ſeiner Werkſtatt).

Bedecke deinen Himmel, Zeus,
Mit Wolkendunſt,
Und übe, dem Knaben gleich,
Der Diſteln köpft,
An Eichen dich und Bergeshöhn;
Mußt mir meine Erde
Doch laſſen ſtehn,
Und meine Hütte, die du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um deſſen Gluth
Du mich beneideſt.

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opferſteuern
Und Gebetshauch
Eure Majeſtät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Da ich ein Kind war,
Nicht wußte wo aus noch ein,

Fürſtin Mutter	Fr. v. Münchhauſen.
Beatrice	Frl. Ackermann.
Aurora	Grfn. Jul. v. Egloffſtein.
Geßler	v. Bülow.
U. v. Rudenz	Fwierlein.
B. v. Brunek	Frl. v. Sinclair.
Tell	v. Frorieb.
Walther Fürſt	v. Struve.
Werner Stauffacher	Riemer.
Meichthal	v. Wegner.
Tells Frau	Fr. v. Seebach.
Tells Kind	Prinz Merrſcheröfy.
Stauffachers Frau	Fr. Condray.
Schweizerinnen	Frl. Egeiſſe. Seidel. Kämpfer.
Wallenſtein	v. Lyncker.
Herzogin	Fr. v. Stein-Kochberg.
Thekla	Grfn. Carol v. Egloffſtein.
Gräfin Terzky	Fr. Wenig.
Max	Nikolovius.
Graf Terzky	v. Seebach.
Wachtmeiſter	v. Wangenheim.
Trompeter	Grf. v. Keller.
Holkiſche Jäger	v. Häßler. v. Bibra.
Curaſſier	Grf. v. Weſterhold.
Croaten	v. Groß. v. Struve.
Marketenderinnen	Frl. v. Münchhauſen. v. Pogwiſch.
Marketender-Kind	Frl. v. Münchhauſen.
Recrut	Leporidé.
Ulanen	v. Waldungen. Condray.
Dragoner	Sieber.

Kehrt' ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie mein's,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Wer half mir
Wider der Titanen Uebermuth?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sclaverei?
Haſt du nicht alles ſelbſt vollendet,
Heilig glühend Herz?
Und glühteſt jung und gut,
Betrogen, Rettungsdank
Dem Schlafenden da droben?

Ich dich ehren? Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herren und deine?

Wähnteſt du etwa,
Ich ſollte das Leben haſſen,
In Wüſten fliehen,
Weil nicht alle
Blüthenträume reiften?

Hier ſitz' ich, forme Menſchen
Nach meinem Bilde,
Ein Geſchlecht das mir gleich ſey,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen ſich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!

Minerva (tritt auf, nochmals eine Vermittelung einleitend).

Götter
Helden und Wieland.

1 7 7 4.

Mercurius am Ufer des Cocytus mit zwey Schatten.

Mercurius.

Charon! he Charon! Mach daß du rüber kommſt. Geſchwinde! Meine Leutchen da beklagen ſich zum Erbarmen, wie ihnen das Gras die Füße netzt und ſie den Schnuppen kriegen.

Charon.

Saubere Nation! Woher? Das iſt einmal wieder von der rechten Race. Die könnten immer leben.

Mercurius.

Droben reden ſie umgekehrt. Doch mit alledem war das Paar nicht unangeſehen auf der Oberwelt. Dem Herrn Litterator hier fehlt nichts als ſeine Perücke und ſeine Bücher, und der Megäre da nur Schminke und Ducaten. Wie ſteht's drüben?

Charon.

Nimm dich in Acht. Sie haben dir's geſchworen, wenn du hinüber kommſt.

Mercurius.

Wie ſo?

Charon.

Admet und Alceſte ſind übel auf dich zu ſprechen, am ärgſten Euripides. Und Hercules hat dich im An-

fall ſeiner Hitze einen dummen Buben geheißen, der nie geſcheidt werden würde.

Mercurius.

Ich verſtehe kein Wort davon.

Charon.

Ich auch nicht. Du haſt in Deutſchland jetzt ein Geträtſch mit einem gewiſſen Wieland.

Mercurius.

Ich kenne ſo keinen.

Charon.

Was ſchiert's mich? Genug ſie ſind fuchswild.

Mercurius.

Laß mich in Kahn, ich will mit hinüber, muß doch ſehen was gibt.

(Sie fahren über.)

Euripides.

Es iſt nicht fein, daß du's uns ſo ſpielſt, alten guten Freunden und deinen Brüdern und Kindern. Dich mit Kerls zu geſellen, die keine Ader Griechiſch Blut im Leibe haben, und an uns zu necken und zu neidſchen, als wenn uns noch was übrig wäre außer dem bißchen Ruhm und dem Reſpect den die Kinder droben für unſern Bart haben.

Mercurius.

Bei'm Jupiter, ich verſteh' euch nicht.

Litterator.

Sollte etwa die Rede vom Deutſchen Mercur ſeyn?

Euripides.

Kommt ihr daher? Ihr bezeugt's alſo?

Litterator.

O ja, das iſt jetzo die Wonne und Hoffnung von ganz Deutſchland, was der Götterbote für goldene Papierchen der Ariſtarchen und Aviden herum trägt.

Euripides.

Da hört ihr's. Und mir iſt übel mitgeſpielt in denen goldenen Blättchens.

Litterator.

Das nicht ſowohl, Herr W. zeigt nur, daß er nach Ihnen habe wagen dürfen eine Alceſte zu ſchreiben; und daß, wenn er ihre Fehler vermieden und größere Schönheiten aufempfunden, man die Schuld Ihrem Jahrhunderte und deſſen Geſinnungen zuſchreiben müſſe.

Euripides.

Fehler! Schuld! Jahrhundert! O du hohes herrliches Gewölbe des unendlichen Himmels! was iſt aus uns geworden? Mercur, und du trägſt dich damit?

Mercurius.

Ich ſtehe verſteinert.

Alceſte (kommt).

Du biſt in übler Geſellſchaft, Mercur! und ich werde ſie nicht verbeſſern. Pfuy!

Admet (kommt).

Mercur, das hätte ich dir nicht zugetraut.

Mercurius.

Red't deutlich, oder ich gehe fort. Was hab' ich mit Raſenden zu thun?

Alceſte.

Du ſcheinſt betroffen? So höre dann. Wir gingen neulich, mein Gemahl und ich, in den Hayn jenſeits des Cocytus, wo wie du weißt die Geſtalten der Träume ſich lebhaft darſtellen und hören laſſen. Wir hatten uns eine Weile an den phantaſtiſchen Geſtalten ergötzt, als ich auf einmal meinen Namen mit einem unleidlichen Tone ausrufen hörte. Wir wandten uns. Da erſchienen zwey abgeſchmackte gezierte hagere blaſſe Püppchens, die ſich einander Alceſte! Admet! nannten, vor einander ſterben wollten, ein Geklingel mit ihren Stimmen machten als die Vögel, und zuletzt mit einem traurigen Gekrächz verſchwanden.

Admet.

Es war lächerlich anzuſehen. Wir verſtunden das nicht, bis erſt kurz ein junger Studioſus herunter kam, der uns die große Neuigkeit brachte, ein gewiſſer Wieland habe uns ungebeten wie Euripides die Ehre angethan, dem Volke unſere Masken zu preſtituiren. Und der ſagte das Stück auswendig von Anfang bis zu Ende her, es hat's aber niemand ausgehalten als Euripides, der neugierig und Autor genug dazu war.

Euripides.

Ja und was das ſchlimmſte iſt, ſo ſoll er in eben

den Wiſchen die du herumträgſt, ſeine Alceſte vor der meinigen herausgeſtrichen, mich herunter und lächerlich gemacht haben.

Mercurius.

Wer iſt der Wieland?

Litterator.

Hofrath und Prinzen-Hofmeiſter zu Weimar.

Mercurius.

Und wenn er Ganymedes Hofmeiſter wäre, ſollt' er mir her. Es iſt juſt Schlafenszeit und mein Stab führt eine Seele leicht aus ihrem Körper.

Litterator.

Mir wird's angenehm ſeyn, ſolch einen großen Mann bei dieſer Gelegenheit kennen zu lernen.

(Wielands Schatten in der Nachtmütze tritt auf.)

Wieland.

Laſſen Sie uns, mein lieber Jacobi.

Alceſte.

Er ſpricht im Traum.

Euripides.

Man ſieht aber doch mit was für Leuten er umgeht.

Mercurius.

Ermuntert euch. Es iſt hier von keinen Jacobi's die Rede. Wie iſt's mit dem Mercur? eurem Mercur? dem Deutſchen Mercur?

Wieland (mürriſch).

Sie haben mir ihn nachgedruckt.

Czaar Boris	v. Hellborf.
Arinia	Fr. Riemer.
Demetrius	v. Gagern.
Romanow	Prinz Paul von Mecklenburg.
Marina	Frl. v. Lincker.
Obowalsky	Hagenbruch.
Turandot	Fr. v. Spiegel.
Kaiſer Altoum	v. Arnim.
Adelma	Fr. v. Goethe.
Kalaf	v. Baumbach.
Zelima	Fr. Lungershauſen.
Pantalon	v. Hellborf.
Brighella	v. Friſch.
Truffaldin	v. Hellborf.

Mercurius.

Was thut uns das? So hört denn und ſeht.

Wieland.

Wo bin ich? Wohin führt mich der Traum?

Alceſte.

Ich bin Alceſte.

Admet.

Und ich Admet.

Euripides.

Solltet ihr mich wohl kennen?

Mercurius.

Woher? — Das iſt Euripides und ich bin Mercur. Was ſteht ihr ſo verwundert?

Wieland.

Iſt das Traum, was ich wie wachend fühle? Und doch hat mir meine Einbildungskraft niemals ſolche Bilder hervorgebracht. Ihr Alceſte? Mit dieſer Taille? Verzeiht! Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.

Mercurius.

Die eigentliche Frage iſt, warum ihr meinen Namen proſtituirt und dieſen ehrlichen Leuten zuſammen ſo übel begegnet.

Wieland.

Ich bin mir nichts bewußt. Was euch betrifft, ihr konntet, dünkt mich, wiſſen, daß wir eurem Namen keine Achtung ſchuldig ſind. Unſere Religion verbietet uns, irgend eine Wahrheit, Größe, Güte, Schönheit

anzuerkennen und anzubeten, außer ihr. Daher ſind eure Namen wie eure Bildſäulen zerſtümmelt und Preis gegeben. Und ich verſichere euch, nicht einmal der Griechiſche Hermes, wie ihn uns die Mythologen geben, iſt mir je dabei in Sinn gekommen. Man denkt gar nichts dabei. Es iſt als wenn einer ſagte: Recueil, Portefeuille.

Mercurius.

Es iſt doch immer mein Name.

Wieland.

Haben Sie jemals Ihre Geſtalt mit Flügeln an Haupt und Füßen, den Schlangenſtab in der Hand, ſitzend auf Waarenballen und Tonnen, im Vorbeigehen auf einer Tobacksbüchſe figuriren ſehen?

Mercurius.

Das läßt ſich hören. Ich ſprech' euch los. Und ihr andern werdet mich künftig ungeplagt laſſen. So weiß ich, war auf dem letzten Maskenballe ein gnädiger Herr, der über ſeine Hoſen und Weſte noch einen fleiſchfarbenen Jobs gezogen hatte, und vermittelſt Flügeln an Haupt und Sohlen ſeine Molchsgeſtalt für einen Mercurius an Mann bringen wolle.

Wieland.

Das iſt die Meinung. So wenig mein Vignettenſchneider auf eure Statue Rückſicht nahm, die Florenz aufbewahrt; ſo wenig auch ich —

Mercurius.

So gehabt euch wohl. Und ſo ſeyd ihr überzeugt, daß der Sohn Jupiters noch nicht ſo bankerut gemacht hat, um ſich mit allerlei Leuten zu aſſociiren.

(Mercurius ab.)

Wieland.

So empfehl' ich mich denn.

Euripides.

Nicht uns ſo. Wir haben noch ein Glas zuſammen zu leeren.

Wieland.

Ihr ſeyd Euripides und meine Hochachtung für euch hab' ich öffentlich geſtanden.

Euripides.

Viel Ehre. Es fragt ſich in wiefern euch eure Arbeit berechtigt von der meinigen übels zu reden, fünf Briefe zu ſchreiben, um euer Drama, das ſo mittelmäßig iſt, daß ich als compromittirter Nebenbuhler faſt darüber eingeſchlafen bin, euren Herren und Damen nicht allein verzuſtreichen, das man euch verzeihen könnte; ſondern den guten Euripides als einen verunglückten Mitſtreiter hinzuſtellen, dem ihr auf alle Weiſe den Rang abgelaufen habt.

Admet.

Ich will's euch geſtehen, Euripides iſt auch ein Poet, und ich habe mein Tage die Poeten für nichts mehr gehalten als ſie ſind. Aber ein braver Menſch iſt er, und

unſer Landsmann. Es hätte euch doch ſollen bedenklich ſcheinen, ob der Mann, der geboren wurde, da Griechenland den Xerxes bemeiſterte, der ein Freund des Socrates war, deſſen Stücke eine Wirkung auf ſein Jahrhundert hatten wie eure wohl ſchwerlich, ob der Mann nicht eher die Schatten von Alceſte und Admet habe herbei beſchwören können als ihr? Das verdiente einige ahndungsvolle Ehrfurcht, der zwar euer ganzes aberweiſes Jahrhundert von Litteratoren nicht fähig iſt.

Euripides.

Wenn eure Stücke einmal ſo viel Menſchen das Leben gerettet haben als meine, dann ſollt ihr auch reden.

Wieland.

Mein Publicum, Euripides, iſt nicht das eurige.

Euripides.

Das iſt die Sache nicht. Von meinen Fehlern und Unvollkommenheiten iſt die Rede, die ihr vermieden habt.

Alceſte.

Daß ich's euch ſage als ein Weib, die eh' ein Wort reden darf, daß es nicht auffällt, eure Alceſte mag gut ſeyn und eure Weibchen und Männchen amüſirt, auch wohl gekitzelt haben, was ihr Rührung nennt. Ich bin darüber weggangen, wie man von einer verſtimmten Zitter wegweicht. Des Euripides ſeine hab' ich doch ganz ausgehört, mich manchmal drüber gefreut und auch drüber gelächelt.

Wieland.

Meine Fürſtin.

Alceſte.

Ihr ſolltet wiſſen, daß Fürſten hier nichts gelten. Ich wünſchte ihr könntet fühlen, wie viel glücklicher Euripides in Ausführung unſerer Geſchichte geweſen als ihr. Ich bin für meinen Mann geſtorben, wie und wo, das iſt nicht die Frage. Die Frage iſt von eurer Alceſte, von Euripides Alceſte.

Wieland.

Könnt ihr mir abſprechen, daß ich das Ganze weit delicater behandelt habe?

Alceſte.

Was heißt das? Genug Euripides hat gewußt, warum er eine Alceſte auf's Theater bringt, ſo wenig ihr die Größe des Opfers das ich meinem Mann that darzuſtellen wußtet.

Wieland.

Wie meint ihr das?

Euripides.

Laßt mich reden, Alceſte! Sieh her, das ſind meine Fehler. Ein junger blühender König, erſterbend mitten im Genuß aller Glückſeligkeit. Sein Haus, ſein Volk in Verzweiflung den guten trefflichen zu verlieren, und über den Jammer Apoll bewegt, den Parzen einen Wechſelted abdringend. Und nun — alles verſtummt und Vater und Mutter und Freunde und Volk — alles —

und er lechzend am Rande des Todes, umherſchauend nach einem willigen Auge und überall Schweigen — bis ſie auftritt, die Einzige, ihre Schönheit und Kraft aufzuopfern dem Gatten, hinunter zu ſteigen zu den hoffnungsloſen Todten.

Wieland.

Das hab' ich alles auch.

Euripides.

Nicht gar. Eure Leute ſind erſtlich all zuſammen aus der großen Familie, der ihr Würde der Menſchheit, ein Ding das Gott weiß woher abſtrahirt iſt, zum Erbe gegeben habt, ihr Dichter auf unſern Trümmern! Sie ſehen einander ähnlich wie die Eyer, und ihr habt ſie zum unbedeutenden Brei zuſammen gerührt.

Da iſt eine Frau die für ihren Mann ſterben will, ein Mann der für ſeine Frau ſterben will, ein Held der für ſie beide ſterben will, daß nichts übrig bleibt als das langweilige Stück Parthenia, die man gern wie den Widder aus dem Buſche bei den Hörnern kriegte, um dem Elend ein Ende zu machen.

Wieland.

Ihr ſeht das anders an als ich.

Alceſte.

Das vermuth' ich. Nur ſagt mir: was war Alceſtens That, wenn ihr Mann ſie mehr liebte als ſein Leben? Der Menſch der ſein ganzes Glück in ſeiner Gattin genöße, wie euer Admet, würde durch ihre That in

den doppelt bittern Tod gestürzt werden. Philemon und Baucis erbaten sich zusammen den Tod, und euer Klopstock, der doch immer unter euch noch ein Mensch ist, läßt seine Liebenden wetteifern — „Daphnis, ich sterbe zuletzt.“ Also mußte Admet gerne leben, sehr gern leben, oder ich war — was? — eine Komödiantin — ein Kind — genug, macht aus mir was euch gefällt.

Admet.

Und den Admet, der euch so ekelhaft ist, weil er nicht sterben mag. Seyd ihr jemals gestorben? Oder seyd ihr jemals ganz glücklich gewesen? Ihr redet wie großmüthige Hungerleider.

Wieland.

Nur Feige fürchten den Tod.

Admet.

Den Heldentod, ja. Aber den Hausvatertod fürchtet jeder, selbst der Held. So ist's in der Natur. Glaubt ihr denn, ich würde mein Leben geschont haben, meine Frau den Feinden zu entreißen, meine Besitzthümer zu vertheidigen? Und doch —

Wieland.

Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht fasse.

Admet.

Wir reden Griechisch — Ist euch das so unbegreiflich? Admet —

Euripides.

Ihr bedenkt nicht, daß er zu einer Secte gehört, die allen Waſſerſüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geiſter mächtiger, ihre Knochen markiger ſeyn. Das glaubt er.

Admet.

Er thut nur ſo. Nein, ihr ſeyd noch Menſch genug, euch zu Euripides' Admeten, zu verſetzen.

Alceſte.

Merkt auf und fragt eure Frau darüber.

Admet.

Ein junger, ganz glücklicher, wohlbehaglicher Fürſt, der von ſeinem Vater Reich und Erbe und Heerde und Güter empfangen hatte, und darinne ſaß mit Genüglichkeit, und genoß, und ganz war, und nichts bedurfte als Leute die mit ihm genoſſen, und ſie, wie natürlich, fand, und des Hergebens nicht ſatt wurde, und alle liebte, daß ſie ihn lieben ſollten, und ſich Götter und Menſchen ſo zu Freunden gemacht hatte, und Apoll den Himmel an ſeinem Tiſch vergaß — der ſollte nicht ewig zu leben wünſchen? — — — Und der Menſch hatte auch eine Frau.

Alceſte.

Ihr habt eine und begreift das nicht. Ich wollte das dem ſchwarzäugigten jungen Ding dort begreiflich machen. Schöne Kleine, willſt du ein Wort hören?

Das Mädchen.

Was verlangt ihr?

Alceſte.

Du hatteſt einen Liebhaber.

Mädchen.

Ach ja.

Alceſte.

Und liebſt ihn von Herzen, ſo daß du in mancher guten Stunde Beruf fühlteſt für ihn zu ſterben?

Mädchen.

Ach! und ich bin um ihn geſtorben. Ein feindſeliges Schickſal trennte uns, das ich nicht lang überlebte.

Alceſte.

Da habt ihr eure Alceſte, Wieland. Nun ſage mir, liebe Kleine, du hatteſt Eltern die ſich herzlich liebten.

Mädchen.

Gegen unſre Liebe war's ein Schatten. Aber ſie ehrten einander von Herzen.

Alceſte.

Glaubſt du wohl, wenn deine Mutter in Todesgefahr geweſen wäre, und dein Vater hätte für ſie mit ſeinem Leben bezahlt, daß ſie's mit Dank angenommen hätte?

Mädchen.

Ganz gewiß.

Alceſte.

Und wechſelsweiſe Wieland, eben ſo. Da habt ihr Euripides Alceſte.

Admet.

Die eurige wäre dann für Kinder, die andere für ehrliche Leute, die ſchon ein bis zwey Weiber begraben haben. Daß ihr nun mit eurem Auditorio ſympathiſirt iſt nöthig und billig.

Wieland.

Laßt mich, ihr ſeyd widerſinnige rohe Leute, mit denen ich nichts gemein habe.

Euripides.

Erſt höre mich noch ein paar Worte.

Wieland.

Mach's kurz.

Euripides.

Keine fünf Briefe, aber Stoff dazu. Das worauf ihr euch ſo viel zu Gute thut, ein Theaterſtück ſo zu lenken und zu ründen daß es ſich ſehen laſſen darf, iſt ein Talent, ja, aber ein ſehr geringes.

Wieland.

Ihr kennt die Mühe nicht, die's koſtet.

Euripides.

Du haſt ja genug davon vorgeprahlt. Das alles, wenn man's bei'm Lichte beſieht, nichts iſt als eine Fähigkeit, nach Sitten und Theaterconventionen und

Epilog.

Der Tag	Fr. v. Fritſch.
Pallas	Frl. v. Brawe.
Knaben	v. Heimrodt. v. Buchwald.
Clio	Fr. v. Lynker.
Himmelskunde	Grfn. v. Fritſch.
Erdkunde	Frl. v. Harſtall.
Ackerbau	Frl. v. Buttlar.
Botanik	Frl. Weyland.
Plaſtik	Frl. Kämpfer.
Baukunſt	Frl. Salomon.
Malerey	Fr. v. Otterſtadtiſch.

nach und nach aufgeflickten Statuten Natur und Wahrheit zu verschneiden und einzugleichen.

Wieland.

Ihr werdet mich das nicht überreden.

Euripides.

So genieße deines Ruhmes unter den Deinigen und laß uns in Ruh.

Admet.

Begib dich zur Gelassenheit, Euripides! Die Stellen an denen er deiner spottet sind so viel Flecken mit denen er sein eigen Gewand beschmutzt. Wär er klug und er könnte sie und die Noten zum Shakespeare mit Blut abkaufen, er würde es thun. So stellt er sich dar und bekennt, da hab' ich nichts gefühlt.

Euripides.

Nichts gefühlt bei meinem Prolog, der ein Meisterstück ist? Ich darf wohl von meiner Arbeit so reden, thust du's ja. Du fühlst nichts, da du in den Gasthof Admetens trittst?

Alceste.

Er hat keinen Sinn für Gastfreiheit, hörst du ja.

Euripides.

Und auf der Schwelle begegnet dir Apollo, die freundliche Gottheit des Hauses, die, ganz voll Liebe zum Admet, ihn erst dem Tod entreißt, und nun o Jammer! sein bestes Weib für ihn dahingegeben sieht. Er kann nichts weiter retten und entfernt sich wehmüthig,

daß nicht die Gemeinschaft mit Todten seine Reinigkeit beflecke. Da tritt herein, schwarz gehüllt, das Schwert ihrer heimtückischen Macht in der Faust, die Königin der Todten, die Geleiterin zum Orcus, das unerbittliche Schicksal, und schilt auf die gnädig verweilende Gottheit, droht schon der Alceste, und Apoll verläßt das Haus und uns. Und wir mit dem verlassenen Chor seufzen: ach daß Aeskulap noch lebte, der Sohn Apollo's, der die Kräuter kannte und jeden Balsam, sie würde gerettet werden; denn er erweckte die Todten, aber er ist erschlagen von Jupiters Blitz, der nicht duldete daß jener erweckte vom ewigen Schlaf die in Staub gestreckt hatte nieder sein unerbittlicher Rathschluß.

Alceste.

Bist du nicht ganz entrückt gewesen in die Phantasie der Menschen, die aus ihrer Väter Munde vernommen hatten, von einem so wunderthätigen Manne, dem Macht gegeben war über den allmächtigen Tod. Ist dir nicht da Wunsch, Hoffnung, Glauben aufgegangen, käme einer aus diesem Geschlechte! käme der Halbgott seinen Brüdern zu Hülfe!

Euripides.

Und da er nun kommt, nun Hercules auftritt und ruft: sie ist todt! todt! Hast sie weggeführt, schwarze gräßliche Geleiterin zum Orcus, hast mit deinem verzehrenden Schwert abgeweihet ihre Haare? Ich bin Jupiters Sohn und traue mir Kraft zu über dich. An

dem Grabe will ich dir auflauschen, wo du das Blut trinkst der abgeschlachteten Todesopfer, fassen will ich dich Todesgöttin, umknüpfen mit meinen Armen, die kein Sterblicher und kein Unsterblicher löset, und du sollst mir herausgeben das Weib, Admetens liebes Weib, oder ich bin nicht Jupiters Sohn.

Hercules (tritt auf).

Was redt ihr von Jupiters Sohn? Ich bin Jupiters Sohn.

Admet.

Haben wir dich in deinem Rauschschläfchen gestört?

Hercules.

Was soll der Lärm?

Alceste.

Ei da ist der Wieland.

Hercules.

Ei wo?

Admet.

Da steht er.

Hercules.

Der? Nun der ist klein genug. Hab' ich mir ihn doch so vorgestellt. Seyd ihr der Mann der den Hercules immer im Munde führt?

Wieland (zurückweichend).

Ich habe nichts mit euch zu schaffen, Koloß.

Hercules.

Nun wie dann? Bleibt nur!

Wieland.

Ich vermuthete einen ſtattlichen Mann mittlerer Größe.

Hercules.

Mittlerer Größe? Ich?

Wieland.

Wenn ihr Hercules ſeyd, ſo ſeyd ihr's nicht gemeint.

Hercules.

Es iſt mein Name, und auf den bin ich ſtolz. Ich weiß wohl, wenn ein Fratze keinen Schildhalter unter den Bären, Greifen und Schweinen finden kann, ſo nimmt er einen Hercules dazu. Denn meine Gottheit iſt dir niemals im Traume erſchienen.

Wieland.

Ich geſtehe, das iſt der erſte Traum, den ich ſo habe.

Hercules.

So geh' in dich, und bitte den Göttern ab deine Noten über'n Homer, wo wir dir zu groß ſind. Das glaub' ich, zu groß.

Wieland.

Wahrhaftig ihr ſeyd ungeheuer. Ich hab' euch mir niemals ſo imaginirt.

Hercules.

Was kann ich davor, daß er ſo eine eingbrüſtige Imagination hat? Wer iſt denn ſein Hercules auf den er

sich so viel zu Gute thut? Und was will er? Für die Tugend? Was heißt die Devise? Hast du die Tugend gesehen? Wieland! Ich bin doch auch in der Welt herumkommen, und ist mir nichts so begegnet.

Wieland.

Die Tugend für die mein Hercules alles thut, alles wagt, ihr kennt sie nicht?

Hercules.

Tugend! Ich hab' das Wort erst hierunten von ein paar albernen Kerls gehört, die keine Rechenschaft davon zu geben wußten.

Wieland.

Ich bin's eben so wenig im Stande. Doch laßt uns darüber keine Worte verderben. Ich wollte, ihr hättet meine Gedichte gelesen, und ihr würdet finden, daß ich selbst die Tugend wenig achte. Sie ist ein zweydeutiges Ding.

Hercules.

Ein Unding ist sie wie alle Phantasie, die mit dem Gang der Welt nicht bestehen kann. Eure Tugend kommt mir vor wie ein Centaur; so lang der vor eurer Imagination herumtrabt, wie herrlich, wie kräftig! und wenn der Bildhauer euch ihn hinstellt, welch übermenschliche Form! — Anatomirt ihn und findet vier Lungen, zwey Herzen, zwey Mägen. Er stirbt in dem Augenblicke der Geburt, wie ein andres Mißgeschöpf, oder ist nie außer eurem Kopf erzeugt worden.

Wieland.

Tugend muß doch was seyn, sie muß wo seyn.

Hercules.

Bei meines Vaters ewigem Bart! Wer hat daran gezweifelt? Und mich dünkt, bei uns wohnte sie in Halbgöttern und Helden. Meinst du, wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger sich vor den Faustrechtszeiten kreuzigen? Wir hatten die bravsten Kerls unter uns.

Wieland.

Was nennt ihr brave Kerls?

Hercules.

Einen der mittheilt was er hat. Und der reichste ist der bravste. Hatte einer Ueberfluß an Kräften, so prügelte er den andern aus. Und versteht sich, ein ächter Mann gibt sich nie mit geringern ab, nur mit Seinesgleichen, auch größern wohl. Hatte einer denn Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern so viel Kinder als sie begehrten, wie ich denn selbst in einer Nacht funfzig Buben ausgearbeitet habe. Fehlt' es einem denn an beiden und der Himmel hatte ihm, oder auch wohl dazu, Erb' und Hab vor tausenden gegeben, eröffnete er seine Thüren und hieß tausend willkommen, mit ihm zu genießen. Und da steht Admet, der wohl der bravste in diesem Stücke genannt werden kann.

Wieland.

Das meiste davon wird zu unsern Zeiten für Laster gerechnet.

Hercules.

Laſter? Das iſt wieder ein ſchönes Wort. Dadurch wird eben alles ſo halb bei euch, daß ihr euch Tugend und Laſter als zwey Extreme vorſtellt, zwiſchen denen ihr ſchwankt, anſtatt euren Mittelzuſtand als den poſitiven anzuſehen und den beſten, wie's eure Bauren und Knechte und Mägde noch thun.

Wieland.

Wenn ihr dieſe Geſinnungen in meinem Jahrhunderte merken ließet, man würde euch ſteinigen. Haben ſie mich wegen meiner kleinen Angriffe an Tugend und Religion ſo entſetzlich verketzert.

Hercules.

Was iſt da viel anzugreifen? Die Pferde, Menſchenfreſſer und Drachen, mit denen hab' ich's aufgenommen, mit Wolken niemals, ſie wollten eine Geſtalt haben wie ſie mochten. Die überläßt ein geſcheidter Mann dem Winde der ſie zuſammen geführt hat, wieder zu verwehen.

Wieland.

Ihr ſeyd ein Unmenſch, ein Gotteslåſterer.

Hercules.

Will dir das nicht in Kopf? Aber des Prodicus Hercules, das iſt dein Mann. Euer Hercules Grandiſon, eines Schulmeiſters Hercules. Ein andåchtiger Sylvio am Scheidewege. Wären mir die Weiber begegnet,

ſiehſt du, eine unter den Arm, eine unter den, und alle beide hätten mit fortgemußt. Darinnen iſt dein Amadis kein Narr, ich laß dir Gerechtigkeit wiederfahren.

Wieland.

Kenntet ihr meine Geſinnungen, ihr würdet noch anders denken.

Hercules.

Ich weiß genug. Hätteſt du nicht ſo lange unter der Knechtſchaft deiner Sittenlehre geſeufzet, es hätte noch was aus dir werden können. Denn jetzt hängen dir immer noch die ſchalen Ideale an. Kannſt nicht verdauen, daß ein Halbgott ſich betrinkt und ein Flegel iſt, ſeiner Gottheit unbeſchadet? und Wunder meinſt, wie du einen Kerl proſtituirt hätteſt, wenn du ihn untern Tiſch oder zum Mädel auf die Streu bringſt? Weil eure Hochwürden das Wort nicht haben wollen.

Wieland.

Ich empfehle mich.

Hercules.

Du möchteſt aufwachen. Noch ein Wort. Was ſoll ich von eines Menſchen Verſtand denken, der in ſeinem vierzigſten Jahr ein groß Werks und Weſens daraus machen kann, und fünf ſechs Bücher voll ſchreiben, davon, daß ein Mädel mit kaltem Blut kann bei drey vier Kerls liegen und ſie eben in der Reihe herum lieb haben. Und daß die Kerls ſich darüber beleidigt finden und doch wieder anbeißen. Ich ſehe gar nicht —

Pluto (inwendig).

Ho! Ho! Was für ein verfluchter Lärm da draußen? Hercules, dich hört man überall vor. Kann man nicht einmal ruhig liegen bei ſeinem Weibe, wenn ſie nichts dagegen hat.

Hercules.

So gehabt euch wohl, Herr Hofrath.

Wieland (erwachend).

Sie reden was ſie wollen: mögen ſie doch reden, was kümmert's mich?

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Vierunddreyßigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Inhalt.

Benvenuto Cellini. Erſter Theil.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Was den Autor bewogen die Geſchichte ſeines Lebens zu ſchreiben. — Urſprung der Stadt Florenz. — Nachricht von des Autors Familie und Verwandtſchaft. — Urſache warum er Benvenuto genannt worden. — Er zeigt einen frühen Geſchmack für Nachbilden und Zeichnen; aber ſein Vater unterrichtet ihn in der Muſik. Aus Gefälligkeit, obgleich mit Widerſtreben, lernt der Knabe die Flöte. — Sein Vater von Leo X begünſtigt. — Benvenuto kommt zu einem Juwelier und Goldſchmied in die Lehre. Seite 11.

Zweytes Capitel.

Der Autor ſieht ſeinen Bruder in einem Gefecht beinahe erſchlagen und nimmt ſeine Partey; daraus entſpringen einige unangenehme Vorfälle, und er wird deßhalb von Florenz verbannt. — Er begibt ſich nach Siena und von da nach Bologna, wo er in der Kunſt auf der Flöte zu blaſen zunimmt, mehr aber noch in der Profeſſion des Goldſchmieds. — Streit zwiſchen ſeinem Vater und Pierino einem Tonkünſtler; trauriges Ende des letztern. — Der Autor begibt ſich nach Piſa und geht bei einem dortigen Goldſchmied in Arbeit. — Er kommt krank nach Florenz zurück. Nach ſeiner Geneſung tritt er bei ſeinem alten Meiſter Marcone in Arbeit. S. 26.

Drittes Capitel.

Peter Torrigiani, ein Italiänischer Bildhauer, kommt nach Florenz und sucht junge Künstler für den König von England. — Der Autor wird mit ihm bekannt und wirft einen Haß auf ihn. — Der Autor befleißigt sich nach den Cartonen von Michelangelo und Leonardo da Vinci zu studiren. — Um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, geht er nach Rom, begleitet von einem jungen Gesellen, Namens Tasso. — Er findet in dieser Hauptstadt große Aufmunterung so wie mannigfaltig Abenteuer. — Nach zwey Jahren kehrt er nach Florenz zurück, wo er seine Kunst mit gutem Erfolg treibt. — Seine Mitkünstler werden eifersüchtig über seine Geschicklichkeit. — Streit zwischen ihm und Gerard Saakents. — Verfolgt, weil er seinen Gegner geschlagen und verwundet, kleidet er sich in eine Mönchskutte und flieht nach Rom. S. 36

Viertes Capitel.

Der Autor macht außerordentliches Glück in Rom. Er wird von einer edlen Dame Porzia Elogi höchlich aufgemuntert. — Besonderes Zutrauen dieser Dame. — Eifersucht zwischen ihm und Lucagniolo von Jesi. — Er bläst vor Papst Clemens VII. der mit ihm wohl zufrieden ist und ihn wegen der doppelten Zähigkeit, als Goldschmied und Musicus in Dienst nimmt. — Der Bischof von Salamanca gibt ihm, auf die Empfehlung des Franciscus Penni, Schülers von Raphael, Arbeit. — Seltsame Abenteuer zwischen ihm und dem Bischof. S. 52.

Fünftes Capitel.

Der Autor findet Händel und nimmt eine Aufforderung eines der Leute des Rienzo da Cori an. — Er arbeitet große Cardinalssiegel, nach Art des Lautizio. — Die Pest bricht in Rom aus; während derselben hält er sich viel in den Ruinen auf und studirt dort nach den architectonischen Zierraten. — Geschichte des Herrn Jacob Caryi, berühmten Wundarztes. — Begebenheiten mit einigen Masen, welche Benvenuto gezeichnet. —

Nachdem die Peſtilenz vorbei war, treten mehrere Künſtler zuſammen. Maler, Bildhauer und Goldſchmiede, ſich wechſelſeitig zu vergnügen. — Angenehme Beſchreibung eines dieſer Bankette, welches der Autor durch einen glücklichen Einfall verherrlicht. S. 69.

Sechſtes Capitel.

Der Autor ahmt Türkiſche mit Silber damaſcirte Dolche nach. — Ableitung des Worts Grottesken von Zierraten gebraucht. — Des Autors Fleiß an Medaillen und Ringen. — Seine Wohlthaten an Ludwig Pulci werden mit Undank belohnt. Leidenſchaft des Pulci zu Pantaſilea und tragiſches Ende deſſelben. — Kühnes Betragen des Autors, der die Verliebten und ihr bewaffnetes Geleit angreift. — Der Autor entkommt und verſöhnt ſich mit Benvenuto von Perugia. S. 87.

Siebentes Capitel.

Der Herzog von Bourbon belagert Rom. Es wird eingenommen und geplündert. — Der Autor tödtet den Herzog von Bourbon durch Büchſenſchüſſe von der Mauer. — Er flüchtet in's Caſtell Sanct Angelo, wo er als Bombardier angeſtellt wird, und ſich außerordentlich hervorthut. — Der Prinz von Oranien fällt auf einen Kanonenſchuß des Autors. — Der Papſt erkennt die Dienſte des Benvenuto. — Das Caſtell Sanct Angelo geht über durch Vertrag. S. 93.

Achtes Capitel.

Der Autor kehrt nach Florenz zurück und kauft ſeinen Bann ab. — Horatio Baglioni möchte ihn zum Soldatenſtand bereden; aber auf ſeines Vaters Bitten geht er nach Mantua — Er findet ſeinen Freund Julius Romano daſelbſt, der ſeine Kunſt dem Herzog empfiehlt. — Eine unvorſichtige Rede nöthigt ihn von Mantua zu gehen. — Er kommt nach Florenz zurück, wo ſein Vater indeß und die meiſten ſeiner Bekannten an der Peſt geſtorben. — Gutes Verhältniß zwiſchen ihm und Michelagnolo

Buonarotti, durch deſſen Empfehlung er bei ſeinen Arbeiten ſehr aufgemuntert wird. — Geſchichte Friedrichs Gimori. — Bruch zwiſchen Papſt Clemens und der Stadt Florenz. — Der Autor folgt einem Rufe nach Rom. S. 112.

Neuntes Capitel.

Der Autor kehrt nach Rom zurück und wird dem Papſt vorgeſtellt. Unterredung zwiſchen ihm und ſeiner Heiligkeit. Der Papſt überträgt ihm eine vortreffliche Goldſchmieds- und Juwelierer-Arbeit. Nach des Papſtes Wunſch wird er als Stempelſchneider bei der Münze angeſtellt, ungeachtet ſich die Hofleute und beſonders Pompeo von Mailand, des Papſtes Günſtling, dagegen ſetzen. — Schöne Medaille nach ſeiner Erfindung. — Streit zwiſchen ihm und Bandinelli dem Bildhauer. S. 125.

Zehntes Capitel.

Die Tochter des Raphael del Moro hat eine böſe Hand, der Autor iſt bei der Cur geſchäftig; aber ſeine Abſicht ſie zu heirathen wird vereitelt. — Er ſchlägt eine ſchöne Medaille auf Papſt Clemens VII. — Trauriges Ende ſeines Bruders, der zu Rom in einem Gefecht fällt. Schmerz des Autors darüber, der ſeinem Bruder ein Monument mit einer Inſchrift errichtet und den Tod rächt. — Seine Werkſtatt wird beſtohlen. — Außerordentliches Beiſpiel von der Treue eines Hundes bei dieſer Gelegenheit. — Der Papſt ſetzt großes Vertrauen auf den Autor und muntert ihn außerordentlich auf. S. 135.

Eilftes Capitel.

Des Autors Feinde bedienen ſich der Gelegenheit, daß falſche Münzen zum Vorſchein kommen, um ihn bei dem Papſte zu verläumden; allein er beweiſt ſeine Unſchuld zu des Papſtes Ueberzeugung. — Er entdeckt den Schelm, der ſeine Werkſtatt beſtohlen, durch die Spürkräfte ſeines Hundes. — Ueberſchwemmung von Rom. — Er macht eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche für den Papſt. — Mißverſtand zwiſchen ihm und Seiner Hei-

ligkeit. — Cardinal Salviati wird Legat von Rom in des Papſtes Abweſenheit, beleidigt und verfolgt den Autor. — Eine Augenkrankheit verhindert dieſen, den Kelch zu endigen. — Der Papſt bei ſeiner Rückkunft iſt über ihn erzürnt. — Außerordentliche Scene zwiſchen ihm und Seiner Heiligkeit. — Der Autor leidet an venetiſchen Uebeln und wird durch das heilige Holz geheilt. S. 155.

Zwölftes Capitel.

Geſchichte eines Goldſchmieds von Mailand, der zu Parma als falſcher Münzer zum Tode verdammt war und durch den Cardinal Salviati, Legaten dieſer Stadt, gerettet wurde. — Der Cardinal ſendet ihn nach Rom, als einen geſchickten Künſtler, der dem Autor das Gegengewicht halten könne. — Tobias wird von dem Papſt in Arbeit geſetzt, welches dem Autor ſehr unangenehm iſt. — Pompeo von Mailand verläumdet ihn, er verliert ſeine Stelle bei der Münze. — Er wird verhaftet, weil er den Kelch nicht ausliefern will, und vor den Gouverneur von Rom gebracht. — Sonderbare Unterhaltung zwiſchen ihm und dieſer Magiſtratsperſon. — Der Gouverneur, durch einen Kunſtgriff, überredet ihn den Kelch dem Papſte auszuliefern, der ihn dem Autor zurückſchickt, mit Befehl das Werk fortzuſetzen. S. 167.

Zweytes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Autor verliebt ſich in eine Sicilianiſche Curtiſane, Namens Angelica, welche von ihrer Mutter geſchwind nach Neapel geführt wird. — Seine Verzweiflung über den Verluſt ſeiner Geliebten. — Er wird mit einem Sicilianiſchen Prieſter bekannt, der ſich mit Zauberey abgibt. — Ceremonien, deren er ſich bedient. — Der Autor iſt bei den Beſchwörungen gegenwärtig, in Hoffnung ſeine Geliebte wieder zu erlangen. — Wunderbare Wirkung der Beſchwörung. — Ihm wird verſprochen, er ſoll

Angelica innerhalb eines Monats wieder ſehen. — Streit zwiſchen ihm und Hrn. Benedetto, den er tödtlich mit einem Stein verwundet. — Pompeo von Mailand berichtet dem Papſt, der Autor habe den Goldſchmied Tobias umgebracht. Seine Heiligkeit befiehlt dem Gouverneur von Rom, den Mörder zu ergreifen und auf der Stelle hinrichten zu laſſen. Er entflieht und begibt ſich nach Neapel. Auf dem Wege trifft er einen Freund an, Soloſmeo den Bildhauer. S. 185.

Zweytes Capitel.

Der Autor gelangt glücklich nach Neapel. — Dort findet er ſeine geliebte Angelica und ihre Mutter. Sonderbare Zuſammenkunft dieſer Perſonen. — Er wird von dem Vicekönig von Neapel günſtig aufgenommen, welcher verſucht, ihn in ſeinen Dienſten zu behalten. — Angelica's Mutter macht ihm zu harte Bedingungen. Er nimmt die Einladung des Cardinals von Medicis nach Rom an, da der Papſt den Irrthum wegen Tobias Tod ſchon entdeckt hat. — Beſonderes und galantes Abenteuer auf der Straße. Er kommt glücklich nach Rom, wo er hört, daß Benedetto von ſeiner Wunde geneſen iſt. — Er ſchlägt eine ſchöne Medaille auf Papſt Clemens und wartet Seiner Heiligkeit auf. — Was in dieſer Audienz begegnet. — Der Papſt vergibt ihm und nimmt ihn in ſeine Dienſte. S. 196.

Drittes Capitel.

Papſt Clemens wird krank und ſtirbt. — Der Autor tödtet Pompeo von Mailand. — Cardinal Cornaro nimmt ihn in Schutz. — Paul III aus dem Hauſe Farneſe wird Papſt. Er ſetzt den Verfaſſer wieder an ſeinen Platz, als Stempelſchneider bei der Münze. — Peter Ludwig, des Papſtes natürlicher Sohn, wird Cellini's Feind. Urſache davon. — Peter Ludwig beſtellt einen Corſicaniſchen Soldaten, den Autor zu ermorden, der die Abſicht erfährt und nach Florenz geht. S. 206.

Viertes Capitel.

Herzog Alexander nimmt den Autor ſehr freundlich auf. — Dieſer macht eine Reiſe nach Venedig mit Tribolo einem Bildhauer. —

Sie kommen nach Ferrara und finden Händel mit Florentiniſchen Ausgewanderten. — Nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig kehren ſie nach Florenz zurück. — Wunderliche Geſchichte wie der Autor ſich an einem Gaſtwirthe rächt. — Nach ſeiner Rückkunft macht ihn Herzog Alexander zum Münzmeiſter, und ſchenkt ihm ein vortreffliches Schießgewehr. — Octavian Medicis macht dem Autor mancherlei Verdruß. — Papſt Paul III verſpricht ihm Begnadigung und lädt ihn wieder nach Rom in ſeine Dienſte. — Er nimmt es an und geht nach Rom zurück. — Großmüthiges Betragen Herzog Alexanders. S. 217.

Fünftes Capitel.

Der Autor, bald nach ſeiner Rückkunft, wird in ſeinem Hauſe, bei Nacht, von vielen Häſchern angegriffen, die ihn wegen des an Pompeo von Mailand verübten Mordes einfangen ſollen. — Er vertheidigt ſich tapfer und zeigt ihnen des Papſtes Freibrief. — Er wartet dem Papſt auf, und ſeine Begnadigung wird auf dem Capitol eingezeichnet. — Er wird gefährlich krank. — Erzählung deſſen, was während dieſer Krankheit vorfällt. — Muſterhafte Treue ſeines Dieners Felix. S. 234.

Sechſtes Capitel.

Der Autor, nachdem er geneſen, reiſt nach Florenz mit Felix, um der vaterländiſchen Luft zu genießen. — Er findet Herzog Alexandern, durch den Einfluß ſeiner Feinde, ſehr gegen ſich eingenommen. Er kehrt nach Rom zurück und hält ſich fleißig an ſein Geſchäft. — Feuriges Luftzeichen, als er zu Nachtzeit von der Jagd nach Hauſe kehrt. — Seine Meinung darüber. — Nachricht von der Ermordung Herzog Alexanders, welchem Cosmus Medicis nachfolgt. — Der Papſt vernimmt, daß Carl V, nach ſeinem glücklichen Zuge gegen Tunis, nach Rom kommen werde, ſchickt nach unſerm Autor, ein koſtbares Werk, zum Geſchenke für Ihro Kaiſerliche Majeſtät zu beſtellen. S. 251.

Siebentes Capitel.

Kaiſer Carl V hält einen prächtigen Einzug in Rom. — Schöner Diamant, den dieſer Fürſt dem Papſte ſchenkt. — Herr Duranie

und der Autor werden von Seiner Heiligkeit beſchäftigt, die Geſchenke dem Kaiſer zu bringen. — Dieſe waren zwey Türkiſche Pferde und ein Gebetbuch mit einem goldenen Deckel. — Der Autor hält eine Rede an den Kaiſer, der ſich mit ihm freundlich beſpricht. — Ihm wird aufgegeben den Diamanten zu faſſen, den der Kaiſer dem Papſte geſchenkt hatte. — Herr Lalme Juvenale erfindet einige Geſchichten, um Seine Heiligkeit gegen den Verfaſſer einzunehmen, der, als er ſich vernachläſſigt hält, nach Frankreich zu gehen den Entſchluß faßt. — Wunderbare Geſchichte ſeines Knaben Aſcanio. S. 262.

Achtes Capitel.

Der Autor zieht mit Aſcanio nach Frankreich, und kommt über Florenz, Bologna und Venedig nach Padua, wo er ſich einige Zeit bei dem nachherigen Cardinal Bembo aufhält. — Großmüthiges Betragen dieſes Herrn gegen Cellini. — Dieſer ſetzt bald ſeine Reiſe fort, indem er durch die Schweiz geht. — Mit großer Lebensgefahr ſchifft er über den Wallenſtädter See. — Er beſucht Genf, auf ſeinem Wege nach Lyon, und nachdem er ſich vier Tage in gedachter Stadt befunden, gelangt er glücklich nach Paris. S. 273.

Neuntes Capitel.

Undankbares Betragen Neſſo des Mahlers. — Der Autor wird dem Könige Franz I zu Fontainebleau vorgeſtellt und ſehr gnädig empfangen. — Der König verlangt ihn in Dienſte zu nehmen, er aber, da ihn eine ſchnelle Krankheit heimſucht, mißfällt ſich in Frankreich und kehrt nach Italien zurück. — Große Gefälligkeit des Cardinals von Ferrara gegen den Autor. — Was ihm auf dem Wege zwiſchen Lyon und Ferrara begegnet. — Der Herzog nimmt ihn freundlich auf. — Er kommt nach Rom zurück, wo er ſeinen treuen Diener Jeſus wieder findet. — Merkwürdiger Brief des Cardinals von Ferrara über das Betragen des Cardinals Gaddi. — Er wird fälſchlich von einem Geſellen angeklagt, als wenn er einen großen Schatz von Edelſteinen beſitze, den er damals entwandt, als ihm der im Caſtell belagerte Papſt die Krone auszuwechſeln

gegeben. — Er wird gefangen genommen und auf die Engelsburg gebracht. S. 290.

Zehntes Capitel.

Herr Peter Ludwig, des Papstes natürlicher Sohn, in Hoffnung gedachten Schatz zu erhalten, überredet seinen Vater mit der äußersten Strenge gegen den Autor zu verfahren. — Er wird von dem Gouverneur und andern obrigkeitlichen Personen verhört. — Treffliche Rede zur Vertheidigung seiner Unschuld. — Peter Ludwig thut alles Mögliche, ihn zu verderben, indessen der König von Frankreich sich für ihn verwendet. — Freundliches Betragen des Castellcommandanten gegen ihn. — Geschichte des Mönchs Pallavicini. — Der Autor macht Anstalten zur Flucht. — Der Papst, ungehalten über das Fürwort des Königs in Frankreich, beschließt den Autor in lebenslänglichem Gefängniß zu halten. S. 301.

Eilftes Capitel.

Streit zwischen dem Autor und Ascanio. — Seltsame kranke Phantasie des Schloßhauptmanns, wodurch sein Betragen gegen Cellini verändert wird. — Dieser wird enger als jemals eingeschlossen und mit großer Strenge behandelt. — Cardinal Cornaro nimmt ihn auf und verbirgt ihn eine Zeitlang. S. 320.

Zwölftes Capitel.

Allgemeines Erstaunen über des Autors Entkommen. — Geschichte einer ähnlichen Flucht Paul III. in seiner Jugend, aus dem Castell. — Peter Ludwig thut sein Möglichstes, um seinen Vater abzuhalten, daß er dem Verfasser nicht die Freiheit schenke. — Cardinal Cornaro verlangt eine Gefälligkeit vom Papst und muß dagegen den Autor ausliefern. — Er wird zum zweytenmal in die Engelsburg gebracht und von dem verrückten Schloßhauptmann mit äußerster Strenge behandelt. S. 336.

Inſchriften,
Denk- und Sende-Blätter.

Dreyzehntes Capitel.

Erzählung der grauſamen Mißhandlung, die er während ſeiner Gefangenſchaft erduldet. — Große Ergebung in ſein trauriges Schickſal. — Wunderbare Viſion, die eine baldige Befreiung verkündigt. — Er ſchreibt ein Sonett auf ſein Elend, wodurch das Herz des Caſtellans erweicht wird. — Der Caſtellan ſtirbt. — Durante verſucht den Cellini zu vergiften. Dieſer entkommt dem Tode, durch den Geiz eines armen Juweliers. S. 333.

Benvenuto Cellini.

Erſter Theil.

Vorrede
des Italiänischen Herausgebers.

Wenn umständliche Nachrichten von den Leben geschickter Künstler sich einer guten Aufnahme bei solchen Personen schmeicheln dürfen, welche die Künste lieben und treiben, dergleichen es in unsern gebildeten Zeiten viele gibt, so darf ich erwarten, daß man ein zweyhundert Jahre versäumtes Unternehmen lobenswürdig finden werde; ich meine die Herausgabe der Lebensbeschreibung des trefflichen Benvenuto Cellini, eines der besten Zöglinge der Florentinischen Schule. Eine solche Hoffnung belebt mich um so mehr, als man wenig von ihm in den bisherigen Kunstgeschichten erzählt findet, welche doch sonst mit großem Fleiße geschrieben und gesammelt sind.

Zu dieſem Werthe der Neuheit geſellt ſich noch das höhere Verdienſt einer beſondern Urkundlichkeit: denn er ſchrieb dieſe Nachrichten ſelbſt, in reifem Alter, mit beſonderer Rückſicht auf Belehrung und Nutzen derjenigen, welche ſich nach ihm den Künſten, die er auf einen ſo hohen Grad beſaß, ergeben würden.

Dabei finden ſich noch ſehr viele Umſtände, die auf wichtige Epochen der damaligen Zeitgeſchichte Bezug haben; indem dieſer Mann theils durch Ausübung ſeiner Kunſt, theils durch fortdauernde Regſamkeit, Gelegenheit fand mit den berühmteſten Perſonen ſeines Jahrhunderts zu ſprechen, oder ſonſt in Verhältniſſe zu kommen; wodurch dieſes Werk um ſo viel bedeutender wird. Denn man hat ſchon oft bemerkt, daß ſich der Menſchen Art und wahrer Charakter aus geringen Handlungen und häuslichen Geſprächen beſſer faſſen läßt, als aus ihrem künſtlichen Betragen bei feyerlichen Auftritten, oder aus der idealen Schilderung, welche die prächtigen Geſchichtsbücher von ihnen darſtellen.

Deſſen ungeachtet iſt nicht zu läugnen, daß unter dieſen Erzählungen ſich manches findet, das zum Nachtheil anderer gereicht, und keinen völligen Glauben verdienen dürfte. Nicht als wenn der Autor ſeine brennende

Wahrheitsliebe hie und da verläugne, sondern weil er sich zu Zeiten, entweder von dem unbestimmten und oft betrügerischen Rufe oder von übereilten Vermuthungen hinreißen läßt, wodurch er sich denn ohne seine Schuld betrogen haben mag.

Aber diese bösen Nachreden nicht allein könnten das Werk bei manchem verdächtig machen, sondern auch die unglaublichen Dinge, die er erzählt, möchten viel hierzu beitragen, wenn man nicht bedächte, daß er doch alles aus Ueberzeugung gesagt haben könne, indem er Träume, oder leere Bilder einer kranken Einbildungskraft, als wahre und wirkliche Gegenstände gesehen zu haben glaubte. Daher lassen sich die Geistererscheinungen wohl erklären, wenn er erzählt, daß bei den Beschwörungen betäubendes Räucherwerk gebraucht worden; ingleichen die Visionen, wo durch Krankheit, Unglück, lebhafte, schmerzliche Gedanken, am meisten aber durch Einsamkeit und eine unveränderte elende Lage des Körpers der Unterschied zwischen Wachen und Träumen völlig verschwinden konnte. Und möchte man nicht annehmen, daß ein gleiches andern weisen und geehrten Menschen begegnet sey, auf deren Erzählung und Versicherung uns die Geschichtsbücher so manche berühmte Begebenheiten, welche den ewigen unveränderlichen Ge-

setzen der Natur widersprechen, ernsthaft überliefert haben.

Sodann ersuche ich meine Leser, daß sie mich nicht verdammen, weil ich eine Schrift herausgebe, worin einige Handlungen, theils des Verfassers, theils seiner Zeitgenossen, erzählt sind, woran man ein böses Beispiel nehmen könnte. Vielmehr glaube ich, daß es nützlich sey, wenn jeder sobald als möglich, sowohl mit den menschlichen Lastern als mit der menschlichen Tugend bekannt wird. Ein großer Theil der Klugheit besteht darin, wenn wir den Schaden vermeiden der uns daher entspringt, wenn wir an die natürliche Güte des menschlichen Herzens glauben, die von einigen mit Unrecht angenommen wird. Besser ist es, nach meiner Meinung, dieses gefährliche Zutrauen durch Betrachtung des Schadens, welchen andere erlitten haben, bald möglichst los zu werden, als abzuwarten, daß eine lange Erfahrung uns davon befreie.

Dieses leisten vorzüglich die wahren Geschichten, aus denen man lernt, daß die Menschen bösartig sind, wenn sie nicht irgend ein Vortheil anders zu handeln bewegt. Ist nun diese Geschichte eine solche Meinung zu bestärken geschickt, so fürchte ich nicht, daß man mich, der ich sie bekannt mache, tadeln werde. Denn

indem man so deutlich sieht, in welche Gefahr und Verdruß allzuoffnes Reden, rauhe gewaltsame Manieren und ein unversöhnlicher Haß, welche sämmtlich unserm Verfasser nur allzu eigen waren, den Menschen hinführen können, so zweifle ich nicht, daß das Lesen dieses Buchs einer gelehrigen Jugend zur sittlichen Besserung dienen, und ihr eine sanfte, gefällige Handelsweise, wodurch wir uns die Gunst der Menschen erwerben, empfehlen werde.

Ich habe genau, außer in einigen Perioden zu Anfang, die sich nicht wohl verstehen ließen, den Bau der Schreibart beibehalten, den ich im Manuscripte fand, ob er gleich an einigen Orten vom gewöhnlichen Gebrauche abweicht. Der Autor gesteht, daß ihm die Kenntniß der Lateinischen Sprache mangle, durch welche man sich einen festen und sichern Styl zu eigen macht. Dessen ungeachtet aber, wenn man einige geringe Nachläßigkeiten verzeiht, wird man ihm das Lob nicht versagen, daß er sich mit vieler Leichtigkeit und Lebhaftigkeit ausdrückt, und obgleich sein Styl sich keineswegs erhebt, noch anstrengt, so scheint er sich doch von der gewöhnlichen Wohlredenheit der besten Italiänischen Schriftsteller nicht zu entfernen: ein eigner und natürlicher Vorzug der gemeinen Floren-

tiniſchen Redart, in welcher es unmöglich iſt roh und ungeſchickt zu ſchreiben, da ſie ſchon einige Jahrhunderte her durch Uebereinſtimmung aller übrigen Völker Italiens, als eine ausgebildete und gefällige Sprache vor andern hervorgezogen, und durch den Gebrauch in öffentlichen Schriften geadelt worden iſt.

So viel glaubte ich nöthig anzuzeigen, um mir leichter euren Beifall zu erwerben. Leſ't und lebt glücklich!

Erſtes Buch.

Erstes Capitel.

Was den Autor bewogen die Geschichte seines Lebens zu schreiben. — Ursprung der Stadt Florenz. — Nachricht von des Autors Familie und Verwandtschaft. — Ursache warum er Benvenuto genannt worden. — Er zeigt einen frühen Geschmack für Nachbilden und Zeichnen; aber sein Vater unterrichtet ihn in der Musik. Aus Gefälligkeit, obgleich mit Widerstreben, lernt der Knabe die Flöte. — Sein Vater von Leo X begünstigt. — Benvenuto kommt zu einem Juwelier und Goldschmied in die Lehre.

Alle Menschen von welchem Stande sie auch seyen, die etwas Tugendsames oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewußt sind, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht eher zu einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis sie das Alter von vierzig Jahren erreicht haben.

Dieser Gedanke beschäftigt mich gegenwärtig, da ich im acht und funfzigsten stehe, und mich hier in Florenz mancher vergangenen Widerwärtigkeiten wohl erinnern mag, da mich nicht, wie sonst, böse Schicksale verfolgen, und ich zugleich eine bessere Gesundheit und größere Heiterkeit des Geistes, als in meinem ganzen übrigen Leben genieße.

Sehr lebhaft ist die Erinnerung manches Angenehmen und Guten, aber auch manches unschätzbaren Uebels das mich erschreckt, wenn ich zurücksehe, und mich zugleich mit Verwunderung erfüllt, wie ich zu einem solchen Alter habe gelangen können, in welchem ich so bequem durch die Gnade Gottes vorwärts gehe. Unter solchen Betrachtungen beschließe ich mein Leben zu beschreiben.

Nun sollten zwar diejenigen, die bemüht waren, einiges Gute zu leisten und sich in der Welt zu zeigen, nur ihrer eigenen Tugenden erwähnen; denn deßhalb werden sie als vorzügliche Menschen von andern anerkannt; weil man sich aber doch auch nach den Gesinnungen mehrerer zu richten hat, so kommt zum Anfange meiner Erzählung manches Eigne dieses Weltwesens vor, und zwar mag man gern vor allen Dingen jeden überzeugen, daß man von trefflichen Personen abstamme.

Ich heiße Benvenuto Cellini. Meinen Vater nannte man Meister Johann, meinen Großvater Andreas, meinen Urgroßvater Christoph Cellini. Meine Mutter war Maria Elisabetha, Stephan Granacci's Tochter. Ich stamme also väterlicher und mütterlicher Seits von Florentinischen Bürgern ab.

Man findet in den Chroniken unserer alten glaubwürdigen Florentiner, daß Florenz nach dem Muster der schönen Stadt Rom gebaut gewesen. Davon zeugen die Ueberbleibsel eines Coliseum und öffentlicher Bäder, welche letzte sich zunächst bei'm heiligen Kreuz befinden.

Der alte Markt war ehemals das Capitol, die Rotonde steht noch ganz. Sie ward als Tempel des Mars erbaut und ist jetzt unserm heiligen Johannes gewidmet. Man schenkt also gern jener Meinung Glauben, obgleich diese Gebäude viel kleiner als die Römischen sind.

Julius Cäsar und einige Römische Edelleute sollen, nach Eroberung von Fiesole, eine Stadt in der Nähe des Arno gebaut und jeder über sich genommen haben, eines der ansehnlichen Gebäude zu errichten.

Unter den ersten und tapfersten Hauptleuten befand sich Florin von Celline, der seinen Namen von einem Castell herschrieb, das zwey Miglien von Monte Fiascone entfernt ist. Dieser hatte sein Lager unter Fiesole geschlagen, an dem Orte wo gegenwärtig Florenz liegt; denn der Platz nahe an dem Flusse war dem Heere sehr bequem. Nun sagten Soldaten und andere die mit dem Hauptmann zu thun hatten: lasset uns nach Florenz gehen! theils weil er den Namen Florino führte, theils weil der Ort seines Lagers von Natur die größte Menge von Blumen hervorbrachte.

Daher gefiel auch dieser schöne Name Julius Cäsarn, als er die Stadt gründete. Eine Benennung von Blumen abzuleiten, schien eine gute Vorbedeutung, und auf diese Weise wurde sie Florenz genannt. Wobei der Feldherr zugleich seinen tapfern Hauptmann begünstigte, dem er um so mehr geneigt war, als er ihn von geringem Stande

heraufgehoben und selbst einen so trefflichen Mann aus ihm gebildet hatte.

Wenn aber die gelehrten Untersucher und Entdecker solcher Namensverwandtschaften behaupten wollen: die Stadt habe zuerst Fluenz geheißen, weil sie am Flusse Arno liege, so kann man einer solchen Meinung nicht beitreten; denn bei Rom fließt die Tiber, bei Ferrara der Po, bei Lyon die Rhone, bei Paris die Seine vorbei und alle diese Städte sind aus verschiedenen Ursachen verschieden benannt. Daher finden wir eine größere Wahrscheinlichkeit, daß unsere Stadt ihren Namen von jenem tugendsamen Manne herschreibe.

Weiter finden wir unsere Cellini's auch in Ravenna, einer Stadt, die viel älter als Florenz ist, und zwar sind es dort vornehme Edelleute. Gleichfalls gibt es ihrer in Pisa, und ich habe denselben Namen in vielen Städten der Christenheit gefunden; auch in unserm Land sind noch einige Häuser übrig geblieben.

Meistens waren diese Männer den Waffen ergeben, und noch ist es nicht lange, daß ein unbärtiger Jüngling, Namens Lucas Cellini, einen geübten und tapfern Soldaten bekämpfte, der schon mehrmals in den Schranken gefochten hatte und Franciscus von Vicorati hieß. Diesen überwand Lucas durch eigne Tapferkeit und brachte ihn um. Sein Muth setzte die ganze Welt in Erstaunen, da man gerade das Gegentheil erwartete.

Und so darf ich mich wohl rühmen, daß ich von braven Männern abstamme.

Auf welche Weise nun auch ich meinem Hause durch meine Kunst einige Ehre verschafft habe, das freilich nach unserer heutigen Denkart und aus mancherlei Ursachen nicht gar zu viel bedeuten will, werde ich an seinem Orte erzählen. Ja ich glaube, daß es rühmlicher ist, in geringem Zustande geboren zu seyn, und eine Familie ehrenvoll zu gründen, als einem hohen Stamm durch schlechte Aufführung Schande machen. Zuerst also will ich erzählen, wie es Gott gefallen, mich auf die Welt kommen zu lassen.

Meine Vorfahren wohnten in Val d'Ambra, und lebten daselbst bei vielen Besitzungen wie kleine Herren. Sie waren alle den Waffen ergeben und die tapfersten Leute.

Es geschah aber, daß einer ihrer Söhne, Namens Christoph, einen großen Streit mit einigen Nachbarn und Freunden anfing, so daß von einer sowohl als der andern Seite die Häupter der Familien sich der Sache annehmen mußten; denn sie sahen wohl, das Feuer sey von solcher Gewalt, daß beide Häuser dadurch hätten können völlig aufgezehrt werden. Dieses betrachteten die Aeltesten, und wurden einig, sowohl gedachten Christoph, als den andern Urheber des Streites wegzuschaffen. Jene schickten den ihrigen nach Siena, die unsrigen versetzten Christoph nach Florenz und kauften ihm ein kleines Haus in der

Straße Chiara, des Klosters Sanct Ursula, und verschiedene gute Besitzungen an der Brücke Rifredi. Er heirathete in Florenz und hatte Söhne und Töchter; diese stattete er aus, jene theilten sich in das Uebrige.

Nach dem Tode des Vaters fiel die Wohnung in der Straße Chiara mit einigen andern wenigen Dingen an einen der Söhne, der Andreas hieß; auch dieser verheirathete sich und zeugte vier Söhne. Den ersten nannte man Hieronymus, den zweyten Bartholomäus, den dritten Johannes, der mein Vater ward, und den vierten Franciscus.

Andreas Cellini, mein Großvater, verstand sich genugsam auf die Weise der Baukunst, die in jenen Zeiten üblich war, und lebte von dieser Beschäftigung. Johannes, mein Vater, legte sich besonders darauf, und weil Vitruv unter andern behauptet, daß man, um diese Kunst recht auszuüben, nicht allein gut zeichnen, sondern auch etwas Musik verstehen müsse, so fing Johannes, nachdem er sich zum guten Zeichner gebildet hatte, auch die Musik zu studiren an, und lernte, nächst den Grundsätzen, sehr gut Viole und Flöte spielen. Dabei ging er, weil er sehr fleißig war, wenig aus dem Hause.

Sein Wandnachbar, Stephan Granacci, hatte mehrere Töchter, alle von großer Schönheit, worunter, nach Gottes Willen, Johannes eine besonders bemerkte, die Elisabeth hieß, und ihm so wohl gefiel, daß er sie zur Frau verlangte.

Diese

Diese Verbindung war leicht zu schließen, denn beide Väter kannten sich wegen der nahen Nachbarschaft sehr gut, und beiden schien die Sache vortheilhaft. Zuerst also beschlossen die guten Alten die Heirath, dann fingen sie an vom Heirathsgute zu sprechen, wobei zwischen ihnen einiger Streit entstand. Endlich sagte Andreas zu Stephan: Johann, mein Sohn ist der trefflichste Jüngling von Florenz und Italien, und wenn ich ihn hätte längst verheirathen wollen, so konnte ich wohl eine größere Mitgift erlangt haben, als unseres Gleichen in Florenz finden mögen. Stephan versetzte: Auf deine tausend Gründe antworte ich nur, daß ich an fünf Töchter und fast eben so viel Söhne zu denken habe. Meine Rechnung ist gemacht, und mehr kann ich nicht geben.

Johann hatte indeß eine Zeitlang heimlich zugehört, er trat unvermuthet hervor und sagte: Ich verlange, ich liebe das Mädchen und nicht ihr Geld. Wehe dem Manne, der sich an der Mitgift seiner Frau erholen will! Habt ihr nicht gerühmt, daß ich so geschickt sey! sollte ich nun diese Frau nicht erhalten und ihr verschaffen können, was sie bedarf, wodurch zugleich euer Wunsch befriedigt würde? Aber wißt nur, das Mädchen soll mein seyn, und die Aussteuer mag euer bleiben.

Darüber ward Andreas Cellini, ein etwas wunderlicher Mann, einigermaßen böse, doch in wenigen Tagen führte Johann seine Geliebte nach Hause, und verlangte keine weitere Mitgift.

So erfreuten sie sich ihrer heiligen Liebe achtzehn Jahre, mit dem größten Verlangen Kinder zu besitzen. Nach Verlauf dieser Zeit gebar sie zwey todte Knaben, woran die Ungeschicklichkeit der Aerzte Schuld war. Als sie zuna chst wieder guter Hoffnung ward, brachte sie eine Tochter zur Welt, welche man Rosa nannte, nach der Mutter meines Vaters.

Zwey Jahre darauf befand sie sich wieder in gesegneten Umständen, und als die Gelüste, denen sie, wie andere Frauen in solchen Fällen, ausgesetzt war, völlig mit jenen übereinstimmten, die sie in der vorigen Schwangerschaft empfunden, so glaubten alle, es würde wieder ein Mädchen werden, und waren schon überein gekommen, sie Reparata zu nennen, um das Andenken ihrer Großmutter zu erneuern.

Nun begab sich's, daß sie in der Nacht nach Allerheiligen niederkam um vier und ein halb Uhr im Jahr Fünfzehnhundert. Die Hebamme, welcher bekannt war, daß man im Hause ein Mädchen erwartete, reinigte die Creatur und wickelte sie in das schönste weiße Zeug; dann ging sie, stille, stille, zu Johann, meinem Vater und sagte: ich bringe euch ein schönes Geschenk, das ihr nicht erwartet.

Mein Vater, der ein Philosoph war, ging auf und nieder und sagte: was mir Gott gibt, ist mir lieb, und als er die Tücher aus einander legte, sahe er den unerwarteten Sohn. Er schlug die alten Hände zusammen,

hub sie und die Augen gen Himmel und sagte: Herr! ich danke dir von ganzem Herzen! dieser ist mir sehr lieb, er sey willkommen! Alle gegenwärtigen Personen fragten ihn freudig, wie ich heißen solle? Johannes aber antwortete ihnen nur: er sey willkommen! (Benvenuto). Daher entschlossen sie sich mir diesen Namen in der heiligen Taufe zu geben, und ich lebte mit Gottes Gnade weiter fort.

Noch war Andreas Cellini, mein Großvater, am Leben, als ich etwa drey Jahr alt seyn mochte, er aber stand im hundertsten. Man hatte eines Tages die Röhre einer Wasserleitung verändert, und es war ein großer Skorpion, ohne daß ihn jemand bemerkte, heraus und unter ein Bret gekrochen. Als ich ihn erblickte, lief ich drauf los und haschte ihn. Der Skorpion war so groß, daß, wie ich ihn in meiner kleinen Hand hielt, auf der einen Seite der Schwanz, auf der andern die beiden Zangen zu sehen waren. Sie sagen, ich sey eilig zu dem Alten gelaufen, und habe gerufen: Sehr, lieber Großvater, mein schönes Krebschen! Der gute Alte, der sogleich das Thier für einen Skorpion erkannte, wäre fast für Schrecken und Besorgniß des Todes gewesen; er verlangte das Thier mit den äußersten Liebkosungen. Aber ich drückte es nur desto fester, weinte und wollte es nicht hergeben. Mein Vater lief auf das Geschrei herzu, und wußte sich vor Angst nicht zu helfen; denn er fürchtete, das giftige Thier werde mich tödten. Indessen erblickte er eine

1.

Ihre Kaiſerlichen Hoheit
der Frau Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar und Eiſenach.

Zu würdiger Umgebung Deines Bildes,
Wie es mir immerfort im Geiſte waltet,
Wählt' ich in Tagen wo der Frühling ſchaltet
Des Gartens Blumen, Blumen des Gefildes.

Dann ſchien der Rand des Achilleiſchen Schildes,
So reich er war, nicht reich genug geſtaltet;
Ja, würd' ein Purpurteppich umgefaltet,
Darauf geſät der Sterne blendend Mildes.

Nun aber wird ein zierlich Heft geſchmücket,
Ein treuer Diener widmet's Deiner Hoheit,
Und du vergönneſt mir die erſte Weihe.

Wie ſprech' ich aus, wie ſehr mich das beglücket.
Jetzt fühl' ich erſt in neubelebter Frohheit:
Die ſchönſten Kränze winden Lieb' und Treue.

Scheere, begütigte mich und schnitt dem Thiere den Schwanz und die Zangen ab, und, nach überstandener Gefahr, hielt er diese Begebenheit für ein gutes Zeichen.

Ungefähr in meinem fünften Jahr befand sich mein Vater in einem kleinen Gewölbe unsers Hauses, wo man gewaschen hatte, und wo ein gutes Feuer von eichnen Kohlen übrig geblieben war; er hatte eine Geige in der Hand, sang und spielte um das Feuer; denn es war sehr kalt. Zufälligerweise erblickte er mitten in der stärksten Gluth ein Thierchen, wie eine Eidechse, das sich in diesen lebhaften Flammen ergötzte. Er merkte gleich was es war, ließ mich und meine Schwester rufen, zeigte uns Kindern das Thier und gab mir eine tüchtige Ohrfeige. Als ich darüber heftig zu weinen anfing, suchte er mich auf's freundlichste zu besänftigen und sagte: Lieber Sohn! ich schlage dich nicht, weil du etwas Uebles begangen hast, vielmehr daß du dich dieser Eidechse erinnerst, die du im Feuer siehst. Das ist ein Salamander, wie man, so viel ich weiß, noch keinen gesehen hat. Er küßte mich darauf, und gab mir einige Pfennige.

Mein Vater fing an, mich die Flöte zu lehren, und unterwies mich im Singen; aber ungeachtet meines zarten Alters, in welchem die kleinen Kinder sich an einem Pfeifchen und anderm solchen Spielzeuge ergötzen, mißfiel mir's unsäglich, und ich sang und blies nur aus Gehorsam. Mein Vater machte zu selbiger Zeit wunderſame Orgeln mit hölzernen Pfeifen, Claviere, so schön und

gut, als man sie damals nur sehen konnte, Violen, Lauten und Harfen, auf das beste.

Er war auch in der Kriegsbaukunst erfahren, und verfertigte mancherlei Werkzeuge, als: Modelle zu Brücken, Mühlen und andre Maschinen; er arbeitete wundersam in Elfenbein, und war der erste, der in dieser Kunst etwas leistete. Aber da er sich in meine nachherige Mutter verliebt hatte, mochte er sich mehr als billig mit der Flöte beschäftigen, und ward von den Rathspfeifern ersucht, mit ihnen zu blasen. So trieb er es eine Weile zu seinem Vergnügen, bis sie ihn endlich festhielten, anstellten, und unter ihre Gesellschaft aufnahmen.

Lorenz Medicis und Peter sein Sohn, die ihm sehr günstig waren, sahen nicht gern, daß er, indem er sich ganz der Musik ergab, seine übrigen Fähigkeiten und seine Kunst vernachlässigte, und entfernten ihn von gedachter Stelle. Mein Vater nahm es sehr übel, er glaubte, man thue ihm das größte Unrecht.

Nun begab er sich wieder zur Kunst, und machte einen Spiegel, ungefähr eine Elle im Durchmesser, von Knochen und Elfenbein; Figuren und Laubwerk waren sehr zierlich und wohlgezeichnet. Das Ganze hatte er wie ein Rad gebildet, in der Mitte befand sich der Spiegel, rings herum waren sieben Rundungen angebracht, und in solchen die sieben Tugenden, aus Elfenbein und schwarzen Knochen geschnitten. Sowohl der Spiegel als die Tugenden hingen im Gleichgewicht, so

daß, wenn man das Rad drehte, ſich die Figuren bewegten: denn ſie hatten ein Gegengewicht, das ſie grad hielte, und da mein Vater einige Kenntniß der Lateiniſchen Sprache beſaß, ſetzte er einen Vers umher, welcher ſagte, daß bei allen Umwälzungen des Glückrads die Tugend immer aufrecht bleibe.

Rota sum, semper, quò quò me verto, stat virtus.

Nachher ward ihm bald ſein Platz unter den Rathspfeifern wiedergegeben. Damals, vor der Zeit meiner Geburt, wurden zu dieſen Leuten lauter geehrte Handwerker genommen; einige davon arbeiteten Wolle und Seide im Großen, daher verſchmähte mein Vater auch nicht ſich zu ihnen zu geſellen, und der größte Wunſch, den er in der Welt für mich hegte, war, daß ich ein großer Muſicus werden möchte. Dagegen war mir's äußerſt unangenehm, wenn er mir davon erzählte und mir verſicherte: wenn ich nur wollte, könnte ich der erſte Menſch in der Welt werden.

Wie geſagt, war mein Vater ein treuer und verbundener Diener des Hauſes Medicis, und da Peter vertrieben wurde (1494), vertraute er meinem Vater viele Dinge von großer Bedeutung. Als nun darauf Peter Soderino Gonfaloniere ward (1498), und mein Vater unter den Rathspfeifern ſein Amt fortthat, erfuhr dieſe Magiſtratsperſon, wie geſchickt der Mann überhaupt ſey, und bediente ſich ſeiner zum Kriegsbaumeiſter in bedeutenden Fällen. Um dieſe Zeit ließ mein Vater

mich schon vor dem Rathe mit den andern Musikern den Discant blasen, und da ich noch so jung und zart war trug mich ein Rathsdiener auf dem Arme. Soderino fand Vergnügen, sich mit mir abzugeben und mich schwätzen zu lassen; er gab mir Zuckerwerk und sagte zu meinem Vater: Meister Johann, lehre ihn, neben der Musik, auch die beiden andern schönen Künste. Mein Vater antwortete: Er soll keine andere Kunst treiben, als blasen und componiren, und auf diesem Wege, wenn ihm Gott das Leben läßt, hoffe ich ihn zum ersten Mann in der Welt zu machen. Darauf sagte einer von den alten Herren: Thue nur ja, was der Gonfaloniere sagt: denn warum sollte er nichts anders als ein guter Musicus werden?

So ging eine Zeit vorbei, bis die Medicis zurückkamen (1512). Der Cardinal, der nachher Papst Leo wurde, begegnete meinem Vater sehr freundlich. Aus dem Wappen am Mediceischen Palast hatte man die Kugeln genommen, sobald die Familie vertrieben war, und das Wappen der Gemeine, ein rothes Kreuz, dagegen in das Feld mahlen lassen. Als die Medicis zurückkehrten, ward das Kreuz wieder ausgekratzt, die rothen Kugeln kamen wieder hinein, und das goldne Feld ward vortrefflich ausstaffirt.

Wenige Tage nachher starb Papst Julius II (1513). der Cardinal Medicis ging nach Rom, und ward, gegen alles Vermuthen, zum Papst erwählt. Er ließ meinen

Vater zu ſich rufen, und wohl hätte dieſer gethan, wenn er mitgegangen wäre; denn er verlor ſeine Stelle im Palaſt, ſobald Jacob Salviati Gonfaloniere geworden war.

Nun beſtimmte ich mich, ein Goldſchmied zu werden, und lernte zum Theil dieſe Kunſt, zum Theil mußte ich viel gegen meinen Willen blaſen. Ich bat meinen Vater, er möchte mich nur gewiſſe Stunden des Tages zeichnen laſſen, die übrige Zeit wollte ich Muſik machen, wenn er es beföhle. Darauf ſagte er zu mir: ſo haſt du denn kein Vergnügen am Blaſen? Ich ſagte nein! Denn dieſe Kunſt ſchien mir zu niedrig gegen jene, die ich im Sinne hatte.

Mein guter Vater gerieth darüber in Bezweiflung, und that mich in die Werkſtatt des Vaters des Cavalier Bandinello, der Michel Agnolo hieß, trefflich in ſeiner Kunſt war, aber von geringer Geburt; denn er war der Sohn eines Kohlenhändlers. Ich ſage das nicht, um den Bandinello zu ſchelten, der ſein Haus zuerſt gegründet hat. Wäre er nur auf dem rechten Weg dazu gelangt! Doch wie es zugegangen iſt, davon habe ich nichts zu reden. Nur einige Tage blieb ich daſelbſt, als mein Vater mich wieder wegnahm, denn er konnte nicht leben, ohne mich immer um ſich zu haben, und ſo mußte ich wider Willen blaſen, bis ich funfzehn Jahr alt war. Wollte ich die ſonderbaren Begebenheiten erzählen, die ich bis zu dieſem Alter erlebt, und die Le-

bensgefahren, in welchen ich mich befunden, so würde sich der Leser gewiß verwundern.

Als ich funfzehn Jahr alt war, begab ich mich, wider den Willen meines Vaters, in die Werkstatt eines Goldschmiedes, der Antonio Sandro hieß. Er war ein trefflicher Arbeiter, stolz und frei in seinen Handlungen. Mein Vater wollte nicht, daß er mir Geld gäbe, wie es andere Unternehmer thun, damit ich, bei meiner freiwilligen Neigung zur Kunst, auch zeichnen könnte, wann es mir gefiele. Das war mir sehr angenehm, und mein redlicher Meister hatte große Freude daran. Er erzog einen einzigen, natürlichen Sohn bei sich, dem er manches auftrug, um mich zu schonen. Meine Neigung war so groß, daß ich in wenig Monaten die besten Gesellen einholte und auch einigen Vortheil von meinen Arbeiten zog. Dessen ungeachtet verfehlte ich nicht, meinem Vater zu Liebe, bald auf der Flöte bald auf dem Hörnchen zu blasen, und so oft er mich hörte, fielen ihm, unter vielen Seufzern, die Thränen aus den Augen. Ich that mein Möglichstes zu seiner Zufriedenheit, und stellte mich als wenn ich auch großes Vergnügen dabei empfände.

Zweites Capitel.

Der Autor sieht seinen Bruder in einem Gefecht beinahe erschlagen und nimmt seine Partey; daraus entspringen einige unangenehme Vorfälle, und er wird deßwegen von Florenz verbannt. — Er begibt sich nach Siena und von da nach Bologna, wo er in der Kunst auf der Zither zu blasen zunimmt, mehr aber noch in der Profession des Goldschmieds. — Streit zwischen seinem Vater und Pierino einem Tonkünstler; trauriges Ende des letztern. — Der Autor begibt sich nach Pisa und geht bei einem dortigen Goldschmied in Arbeit. — Er kommt krank nach Florenz zurück. Nach seiner Genesung tritt er bei seinem alten Meister Marcone in Arbeit.

Ich hatte einen Bruder, der zwey Jahre jünger als ich und sehr kühn und heftig war. Er galt nachher für einen der besten Soldaten, die in der Schule des vortrefflichen Herrn Johannes von Medicis, Vater des Herzogs Cosmus, gebildet wurden. Dieser Knabe war ungefähr vierzehn Jahre alt und bekam eines Sonntags zwey Stunden vor Nacht zwischen den Thoren St. Gallo und Pinti, mit einem Menschen von zwanzig Jahren Händel, forderte ihn auf den Degen, setzte ihm tapfer zu, und wollte nicht ablassen, ob er ihn gleich schon übel verwundet hatte. Viele Leute sahen zu, und unter ihnen mehrere Verwandte des jungen

Menschen. Da diese merkten, daß die Sache übel ging, griffen sie nach Steinen, trafen meinen armen Bruder an den Kopf, daß er für todt zur Erden fiel. Zufällig kam ich auch in die Gegend, ohne Freunde und ohne Waffen; ich hatte meinem Bruder aus allen Kräften zugerufen, er solle sich zurückziehen! Als er fiel, nahm ich seinen Degen und hielt mich, in seiner Nähe, gegen viele Degen und Steine. Einige tapfere Soldaten kamen mir zu Hülfe und befreiten mich von der Wuth der Gegner. Ich trug meinen Bruder für todt nach Hause; mit vieler Mühe ward er wieder zu sich selbst gebracht und geheilt. Die Herren Achte verbannten unsere Gegner auf einige Jahre, und uns auf sechs Monate zehn Miglien von der Stadt. So schieden wir von unserm armen Vater, der uns seinen Segen gab, da er uns kein Geld geben konnte.

Ich ging nach Siena, zu einem braven Manne, der Meister Francesco Castoro hieß. Ich war schon einmal meinem Vater entlaufen, und hatte dort gearbeitet, nun erkannte er mich wieder, gab mir zu thun und freies Quartier, so lange ich in Siena blieb, wo ich mich, mit meinem Bruder, mehrere Monate aufhielt.

Sodann ließ uns der Cardinal Medicis, der nachher Papst Clemens ward, auf die Bitte meines Vaters wieder nach Florenz zurückkehren. Ein gewisser Schüler meines Vaters sagte aus böser Absicht zum Cardinal: er solle mich doch nach Bologna schicken, damit ich dort

von einem geschickten Meister das Blasen in Vollkommenheit lernen möchte. Der Cardinal versprach meinem Vater, mir Empfehlungsschreiben zu geben, mein Vater wünschte nichts Besseres, und ich ging gerne, aus Verlangen die Welt zu sehen.

In Bologna gab ich mich zu einem in die Lehre, der Meister Hercules, der Pfeifer, hieß. Ich fing an Geld zu verdienen, nahm zugleich täglich meine Lectionen in der Musik, und in kurzer Zeit brachte ich es weit genug in dem verfluchten Blasen. Aber weit mehr Vortheil zog ich von der Goldschmiedekunst; denn da mir der Cardinal keine Hülfe reichte, begab ich mich in das Haus eines Bologneser Miniaturmahlers, der Scipio Cavalletti hieß, ich zeichnete und arbeitete für einen Juden, und gewann genug dabei.

Nach sechs Monaten kehrte ich nach Florenz zurück, worüber der ehemalige Schüler meines Vaters, Peter der Pfeifer, sehr verdrießlich war, aber ich ging doch meinem Vater zu Liebe in sein Haus, und blies mit seinem Bruder Hieronymus auf der Flöte und dem Hörnchen. Eines Tages kam mein Vater hin, um uns zu hören, er hatte große Freude an mir und sagte: Ich will doch einen großen Musicus aus dir machen, zum Trotz eines jeden, der mich daran zu verhindern denkt. Darauf antwortete Peter: Weit mehr Ehre und Nutzen wird euer Benvenuto davon haben, wenn er sich auf die Goldschmiedekunst legt, als von dieser Pfeiferey.

Das war nun freilich wahr gesprochen, aber es verdroß meinen Vater um deſto mehr, je mehr er ſah, daß ich auch derſelben Meinung war, und ſagte ſehr zornig zu Petern: ich wußte wohl, daß du der ſeyſt, der ſich meinem ſo erwünſchten Zwecke entgegenſetzt, durch dich habe ich meine Stelle im Palaſt verloren, mit ſolchem Undank haſt du meine große Wohlthat belohnt, dir hab' ich ſie verſchafft, mir haſt du ſie entzogen; aber merke dieſe prophetiſchen Worte: nicht Jahre und Monate, nur wenig Wochen werden vorbei gehen, und du wirſt wegen deines ſchändlichen Undanks umkommen. Darauf antwortete Peter: Meiſter Johann, viele Menſchen werden im Alter ſchwach und kindiſch, wie es euch auch geht, man muß euch nichts übel nehmen, denn ihr habt ja alles verſchenkt und nicht bedacht, daß eure Kinder etwas nöthig haben dürften. Ich denke das Gegentheil zu thun, und meinen Söhnen ſo viel zu hinterlaſſen, daß ſie den euern allenfalls zu Hülfe kommen können.

Darauf antwortete mein Vater: Kein ſchlechter Baum bringt gute Früchte hervor, und ich ſage dir, da du bös biſt, werden deine Söhne arm und Narren werden, und werden bei meinen braven und reichen Söhnen in Dienſte gehn.

So eilten wir aus dem Hauſe, und es fielen noch manche heftige Worte. Ich nahm die Partie meines Vaters und ſagte im Herausgehen zu ihm: wenn er mich bei der Zeichenkunſt ließe, ſo wollte ich ihn an dem

2.

Zum 2ten Februar 1824.

Man iſt gewohnt, daß an den höchſten Tagen
Zum Herrſcherthron ſich alle Völkerſchaften
Nach eigner Weiſe zuverſichtlich nagen,
Mag ſeltſam auch der Schmuck an ihnen haften.
Wie denn das Aeußre ſey von Pelz und Kragen,
Man ſieht hindurch die innern Eigenſchaften;
Hier bringt nun ein Corſar, zum Schein verwegen,
Einſiedleriſcher Zelle ſtillen Segen.

unartigen Menſchen rächen. Er ſagte darauf: Lieber Sohn! ich bin auch ein guter Zeichner geweſen, und habe es mir in meinem Leben ſauer werden laſſen, willſt du nun nicht, um deinen Vater, der dich gezeugt und erzogen, und den Grund zu ſo vieler Geſchicklichkeit gelegt hat, manchmal zu erquicken, die Flöte und das allerliebſte Hörnchen in die Hand nehmen? Darauf ſagte ich: aus Liebe zu ihm wollte ich's gerne thun. Der gute Vater verſetzte: mit ſolchen Geſchicklichkeiten und Tugenden würde man ſich am ſicherſten an ſeinen Feinden rächen.

Kein ganzer Monat war vorbei, und Pierino hatte in ſeinem Hauſe ein Gewölbe machen laſſen, und war mit mehrern Freunden in einem Zimmer über dem Gewölbe, ſprach über meinen Vater, ſeinen Meiſter, und ſcherzte über die Drohung, daß er zu Grunde gehen ſolle. Kaum war es geſagt, ſo fiel das Gewölbe ein, entweder weil es ſchlecht angelegt war, oder durch Gottes Schickung, der die Frevler beſtraft. Er fiel hinunter, und die Steine und Ziegeln des Gewölbes, die mit ihm hinabſtürzten, zerbrachen ihm beide Beine, aber alle, die mit ihm waren, blieben auf dem Rand des Gewölbes, und niemand that ſich ein Leid. Sie waren erſtaunt und verwundert genug, beſonders, da ſie ſich erinnerten, wie er kurz vorher geſpottet hatte. Sobald mein Vater das erfuhr, eilte er zu ihm und ſagte, in Gegenwart ſeines Vaters: Piero, mein lieber Schüler, wie betrübt

mich dein Unfall! aber erinnerſt du dich, wie ich dich vor kurzem warnte? und ſo wird auch das, was ich von deinen und meinen Söhnen geſagt habe, wahr werden. Bald darauf ſtarb der undankbare Piero an dieſer Krankheit; er hinterließ ein liederliches Weib und einen Sohn, der einige Jahre nachher in Rom mich um Almoſen anſprach. Ich gab ſie ihm; denn es iſt in meiner Natur, und erinnerte mich mit Thränen an den glücklichen Zuſtand Pierino's, zur Zeit, da mein Vater zu ihm die prophetiſchen Worte geſagt hatte.

Ich fuhr fort der Goldſchmiedekunſt mich zu ergeben, und ſtand meinem Vater mit meinem Verdienſte bei. Mein Bruder Cecchino mußte anfangs Lateiniſch lernen, denn, wie der Vater aus mir den größten Tonkünſtler bilden wollte, ſo ſollte mein Bruder, der jüngere, ein gelehrter Juriſt werden; nun konnte er aber in uns beiden die natürliche Neigung nicht zwingen, ich legte mich auf's Zeichnen, und mein Bruder, der von ſchöner und angenehmer Geſtalt war, neigte ſich ganz zu den Waffen.

Einſt kam er aus der Schule des Herrn Johann von Medicis nach Hauſe, wo ich mich eben nicht befand, und, weil er ſehr ſchlecht mit Kleidern verſehen war, bewegte er unſre Schweſtern, daß ſie ihm ein ganz neues Kleid gaben, das ich mir hatte machen laſſen. Denn außer dem daß ich meinen Vater und meinen guten Schweſtern durch meinen Fleiß beiſtand, hatte ich mir auch ein

hübſches anſehnliches Kleid angeſchafft. Ich kam und fand mich hintergangen und beraubt, mein Bruder hatte ſich davon gemacht, und ich ſetzte meinen Vater zur Rede, warum er mir ſo großes Unrecht geſchehen ließe, da ich noch ſo gerne arbeitete, um ihm beizuſtehen. Darauf antwortete er mir: ich ſey ſein guter Sohn, was ich glaubte verloren zu haben, würde mir Gewinnſt bringen, es ſey nöthig, es ſey Gottes Gebot, daß derjenige, der etwas beſitzt, dem Bedürftigen gebe, und wenn ich dieſes Unrecht aus Liebe zu ihm ertrüge, ſo würde Gott meine Wohlfahrt auf alle Weiſe vermehren.

Ich antwortete meinem armen, bekümmerten Vater, wie ein Knabe ohne Erfahrung, nahm einen armſeligen Reſt von Kleidern und Geld, und ging gerade zu einem Stadtthor hinaus, und da ich nicht wußte, welches Thor nach Rom führte, befand ich mich in Lucca. Von da ging ich nach Piſa, ich mochte ungefähr ſechzehn Jahr alt ſeyn, und blieb auf der mittelſten Brücke, wo ſie es zum Fiſchſtein nennen, bei einer Goldſchmiedwerkſtatt ſtehen, und ſah mit Aufmerkſamkeit auf das, was der Meiſter machte. Er fragte: wer ich ſey und was ich gelernt hätte? darauf antwortete ich: daß ich ein wenig in ſeiner Kunſt arbeitete. Er hieß mich hereinkommen, und gab mir gleich etwas zu thun, wobei er ſagte: dein gutes Anſehn überzeugt mich, daß du ein wackrer Menſch biſt; und ſo gab er mir Gold, Silber

und

und Juwelen hin. Abends führte er mich in sein Haus, wo er mit einer schönen Frau und einigen Kindern wohl eingerichtet lebte.

Nun erinnerte ich mich der Betrübniß, die mein Vater wohl empfinden mochte, und schrieb ihm, daß ich in dem Hause eines sehr guten Mannes aufgenommen sey, und mit ihm große und schöne Arbeit verfertige, er möchte sich beruhigen, ich suche was zu lernen, und hoffe mit meiner Geschicklichkeit ihm bald Nutzen und Ehre zu bringen. Geschwind antwortete er mir: Mein lieber Sohn! meine Liebe zu dir ist so groß, daß ich, wenn es nur schicklich wäre, mich gleich aufgemacht hätte, zu dir zu kommen, denn gewiß, mir ist es als wenn ich des Lichts dieser Augen beraubt wäre, daß ich dich nicht täglich sehe, und zum Guten ermahnen kann. Diese Antwort fiel in die Hände meines Meisters, er las sie heimlich und gestand es mir dann mit diesen Worten: Wahrlich, mein Benvenuto, dein gutes Ansehn betrog mich nicht, ein Brief deines Vaters, der ein recht braver Mann seyn muß, gibt dir das beste Zeugniß, rechne als wenn du in deinem Hause und bei deinem Vater seyst.

Ich ging nun den Gottesacker von Pisa zu besehen, und fand dort besonders antike Sarkophagen von Marmor, und an vielen Orten der Stadt noch mehr Alterthümer, an denen ich mich, sobald ich in der Werkstatt frei hatte, beständig übte. Mein Meister faßte darüber

große Liebe zu mir, beſuchte mich oft auf meiner Kammer, und ſah mit Freuden, daß ich meine Stunden ſo gut anwendete.

Das Jahr, das ich dort blieb, nahm ich ſehr zu, arbeitete in Gold und Silber ſchöne und bedeutende Sachen, die meine Luſt, weiter vorwärts zu gehen, immer vermehrten.

Indeſſen ſchrieb mir mein Vater auf das liebreichſte, ich möchte doch wieder zu ihm kommen; dabei ermahnte er mich in allen Briefen, daß ich doch das Blaſen nicht unterlaſſen ſollte, das er mich mit ſo großer Mühe gelehrt hatte. Darüber verging mir die Luſt, jemals wieder zu ihm zurückzukehren, dergeſtalt haßte ich das abſcheuliche Blaſen, und wirklich, ich glaubte das Jahr in Piſa im Paradieſe zu ſeyn, wo ich niemals Muſik machte.

Am Ende des Jahrs fand mein Meiſter Urſache nach Florenz zu reiſen, und einige Gold- und Silberabgänge zu verkaufen, und weil mich, in der böſen Luft, ein kleines Fieber angewandelt hatte, ſo ging ich mit ihm nach meiner Vaterſtadt, wo ihn mein Vater insgeheim und auf das inſtändigſte bat, mich nicht wieder nach Piſa zu führen.

So blieb ich krank zurück, und mußte ungefähr zwey Monate das Bette hüten. Mein Vater ſorgte für mich mit großer Liebe, und ſagte immer, es ſchienen ihm tauſend Jahre, bis ich geſund wäre, damit er mich

wieder konnte blasen hören. Als er nun zugleich den Finger an meinem Puls hatte, denn er verstand sich ein wenig auf die Medicin und auf die Lateinische Sprache, so fühlte er, daß in meinem Blute, da ich vom Blasen hörte, die größte Bewegung entstand, und er ging ganz bekümmert und mit Thränen von mir. Da ich nun sein großes Herzeleid sah, sagte ich zu einer meiner Schwestern, sie sollte mir eine Flöte bringen, und ob ich gleich ein anhaltendes Fieber hatte, so machte mir doch dieß Instrument, das keine große Anstrengung erfordert, nicht die mindeste Beschwerlichkeit; ich blies mit so glücklicher Disposition der Finger und der Zunge, daß mein Vater, der eben unvermuthet hereintrat, mich tausendmal segnete, und mich versicherte, daß ich in der Zeit, die ich auswärts gewesen, unendlich gewonnen habe: er bat mich, daß ich vorwärts gehen und ein so schönes Talent nicht vernachlässigen solle.

Als ich nun wieder gesund war, kehrte ich zu meinem braven Marcone, dem Goldschmied, zurück, und mit dem, was er mir zu verdienen gab, unterstützte ich meinen Vater und mein Haus.

Drittes Capitel.

Peter Torrigiani, ein Italiänischer Bildhauer, kommt nach Florenz und sucht junge Künstler für den König von England. — Der Autor wird mit ihm bekannt und wirft einen Haß auf ihn. — Der Autor befleißigt sich nach den Cartonen von Michelangelo und Leonard da Vinci zu studiren. — Um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, geht er nach Rom, begleitet von einem jungen Gesellen, Namens Tasso. — Er findet in dieser Hauptstadt große Aufmunterung so wie mancherlei Abenteuer. — Nach zwey Jahren kehrt er nach Florenz zurück, wo er seine Kunst mit gutem Erfolg treibt. — Seine Mitkünstler werden eifersüchtig über seine Geschicklichkeit. — Streit zwischen ihm und Gerard Guascenti. — Verfolgt, weil er seinen Gegner geschlagen und verwundet, kleidet er sich in eine Mönchskutte und flieht nach Rom.

Zu dieser Zeit kam ein Bildhauer nach Florenz, der Peter Torrigiani hieß. Er hatte sich lange in England aufgehalten, und besuchte täglich meinen Meister, zu dem er große Freundschaft hegte. Da er meine Zeichnungen und meine Arbeiten angesehen hatte, sagte er: ich bin zurückgekommen, um so viel junge Leute als möglich anzuwerben, und da ich eine große Arbeit für meinen König zu machen habe, so will ich mir besonders meine Florentiner zu Gehülfen nehmen. Deine Arbeiten und deine Zeichnungen sind mehr eines Bildhauers, als eines Goldschmieds, und da ich große Werke von Erz

zu machen habe, ſo ſollſt du bei mir zugleich geſchickt und reich werden.

Es war dieſer Mann von der ſchönſten Geſtalt und von dem kühnſten Betragen. Er ſah eher einem großen Soldaten als einem Bildhauer ähnlich; ſeine entſchiedenen Gebärden, ſeine klingende Stimme, das Runzeln ſeiner Augbraunen hätten auch einen braven Mann erſchrecken können, und alle Tage ſprach er von ſeinen Händeln mit den Beſtien, den Engländern. So kam er auch einmal auf Michelagnolo Buonarotti zu reden, und zwar bei Gelegenheit einer Zeichnung, die ich nach dem Carton dieſes göttlichſten Mannes gemacht hatte.

Dieſer Carton war das erſte Werk, in welchem Michelagnolo ſein erſtaunliches Talent zeigte; er hatte ihn in die Wette mit Leonard da Vinci gemacht, der einen andern in die Arbeit nahm; beide waren für das Zimmer des Conſeils, im Palaſt der Signorie beſtimmt; ſie ſtellten einige Begebenheiten der Belagerung von Piſa vor, durch welche die Florentiner die Stadt eroberten. Der treffliche Leonard da Vinci hatte ein Treffen der Reiterey unternommen, dabei einige Fahnen erobert werden, ſo göttlich gemacht, als man ſich's nur vorſtellen kann; Michelagnolo dagegen hatte eine Menge Fußvolk vorgeſtellt, die bei dem heißen Wetter ſich im Arno badeten; der Augenblick war gewählt, wie unverhofft das Zeichen zur Schlacht gegeben wird, und dieſe nackten Völker ſchnell nach den Waffen rennen: ſo ſchön

und vortrefflich waren die Stellungen und Gebärden, daß man weder von Alten noch Neuen ein Werk gesehen hatte, das auf diesen hohen und herrlichen Grad gelangt wäre; so war auch die Arbeit des großen Leonard höchst schön und wunderbar. Es hingen diese Cartone, einer in dem Palast der Medicis, einer in dem Saale des Papstes, und so lange sie ausgestellt blieben, waren sie die Schule der Welt. Denn obgleich der göttliche Michelagnolo die große Capelle des Papstes Julius mahlte, so erreichte er doch nicht zur Hälfte die Vortrefflichkeit dieses ersten Werks, und sein Talent erhob sich niemals zur Stärke dieser früheren Studien wieder.

Um nun wieder auf Peter Torrigiani zu kommen, der meine Zeichnung in der Hand hatte und sagte: Dieser Buonarotti und ich gingen als Knaben in die Kirche del Carmine, um in der Capelle des Masaccio zu studiren, und Buonarotti hatte die Art alle zu foppen, die dort zeichneten. Eines Tages machte er sich unter andern auch an mich, und es verdroß mich mehr als sonst; ich ballte die Faust, und schlug ihn so heftig auf die Nase, daß ich Knochen und Knorpel so mürbe fühlte, als wenn es eine Oblate gewesen wäre, und so habe ich ihn für sein ganzes Leben gezeichnet.

Diese Worte erregten in mir einen solchen Haß, da ich die Arbeiten dieses unvergleichlichen Mannes vor Augen hatte, daß ich, weit entfernt mit Torrigiani nach England zu gehen, ihn nicht wieder ansehen mochte.

Und ſo fuhr ich fort, mich nach der ſchönen Manier des Michelagnolo zu bilden, von der ich mich niemals getrennt habe, und zu gleicher Zeit ging ich mit einem liebenswürdigen jungen Menſchen um, zu dem ich die gröſte Freundſchaft faßte. Er war von meinem Alter, gleichfalls ein Goldſchmied und der Sohn des trefflichen Mahlers Filippo di Fra Filippo. Wir liebten uns ſo ſehr, daß wir uns weder Tags noch Nachts trennen konnten; ſein Haus war voller ſchöner Studien, die ſein Vater nach den Römiſchen Alterthümern gezeichnet hatte, die in mehreren Büchern aufbewahrt wurden. Von dieſen Dingen war ich ganz hingeriſſen, und faſt zwey Jahre arbeiteten wir zuſammen.

Alsdann machte ich eine erhabene Arbeit in Silber, ſo groß wie eine kleine Kindshand; ſie diente zum Schloß für einen Mannsgürtel, wie man ſie damals zu tragen pflegte. Es war auf demſelben, nach antiker Art, eine Verwicklung von Blättern, Kindern und artigen Masken zu ſehen. Ich machte dieſe Arbeit in der Werkſtatt eines Francesco Salimbeni, und die Gilde der Goldſchmiede, der ſie vorgezeigt wurde, erklärte mich für den geſchickteſten Geſellen.

Zu der Zeit entzweyte ich mich wieder mit meinem Vater über das Blaſen, und ein gewiſſer Holzſchneider, den man Taſſo nannte, hatte ſich auch mit ſeiner Mutter überworfen. Ich ſagte zu ihm: Wenn du nur der Menſch wärſt, anſtatt vieler Worte, etwas zu unter-

3.

Ihre Kaiſerl. Hoheit

Großfürſtin Alexandra.

Der Frühling grünte zeitig, blühte froh
Narziſſ' und Tulpe, dann die Roſe ſo;
Auch Früchte reiften mit gedrängtem Segen
Der nah und nähern Sonnengluth entgegen;
Sie zierten wechſelnd längſt erſehnte Zeit
Und ſchmeichelten der tiefſten Einſamkeit.
Da ſtellte ſich dem hocherſtaunten dar
Ein hehrer Fürſt und Jugend Paar um Paar,
So gut als lieb, ehrwürdig und erfreulich;
Der innre Sinn bewahret ſie getreulich.
In Frühlings-, Sommer-, Herbſt- und Wintertagen
Die holden Bilder auf- und abzutragen;
So kann er dann, bei ſolcher Sterne Schein,
Auch wenn er wollte, niemals einſam ſeyn.

nehmen! Er antwortete mir: hätte ich nur so viel Geld um nach Rom zu kommen, so wollte ich nicht einmal umkehren, um meine armselige Werkstatt zu verschließen. Darauf sagte ich: wenn ihn weiter nichts hindere, so hätte ich so viel bei mir, als wir beide bis Rom brauchten.

Da wir so im Gehen zusammen sprachen, fanden wir uns unvermuthet am Thore St. Peter Gattolini. Darauf sagte ich: Mein Tasso, das ist göttliche Schickung, daß wir, ohne daran zu denken, an dieß Thor gekommen sind! Nun da ich hier bin, ist mir's als wenn ich schon die Hälfte des Weges zurückgelegt hätte. Wir gingen weiter und sprachen zusammen: was werden unsere Alten diesen Abend sagen? Dann nahmen wir uns vor, nicht weiter daran zu denken, bis wir nach Rom gekommen wären, banden unsere Schurzfelle auf den Rücken und gingen stillschweigend nach Siena.

Tasso hatte sich wund gegangen, wollte nicht weiter, und bat mich, daß ich ihm Geld borgen sollte, um wieder zurückzukehren; ich antwortete: Daran hättest du denken sollen, ehe du von Hause weggingst, ich habe nur noch so viel, um nach Rom zu kommen, kannst du zu Fuße nicht fort, so ist da ein Pferd, das zurück nach Rom geht, zu haben, und du hast keine weitere Entschuldigung. Ich miethete das Pferd, und da er mir nicht antwortete, ritt ich gegen das Römische Thor zu. Als er mich entschlossen sah, kam er murrend und hinkend hinter mir drein. Am Thore wartete ich mitleidig

auf ihn, nahm ihn hinter mich und ſagte zu ihm: Was würden morgen unſere Freunde von uns ſagen, wenn wir den Entſchluß, nach Rom zu gehen, nicht weiter als Siena hätten feſt halten können? Er gab mir Recht, und weil er ein froher Menſch war, fing er an zu lachen und zu ſingen, und ſo kamen wir immer lachend und ſingend nach Rom.

Ich zählte neunzehn Jahre wie das Jahrhundert, und begab mich gleich in die Werkſtatt eines Meiſters, der Firenzuola di Lombardia hieß und in Gefäßen und großen Arbeiten höchſt geſchickt war. Ich zeigte ihm das Modell des Schloſſes, das ich gearbeitet hatte, es gefiel ihm außerordentlich, und er ſagte zu einem Florentiner Geſellen, der ſchon einige Jahre bei ihm ſtand: Das iſt ein Florentiner, der's verſteht, und du biſt einer von denen, die's nicht verſtehen. Ich erkannte darauf den Menſchen, und wollte ihn grüßen, denn wir hatten ehemals oft mit einander gezeichnet, und waren viel mit einander umgegangen, er aber, höchſt mißvergnügt über die Worte ſeines Meiſters, behauptete mich nicht zu kennen, noch etwas von mir zu wiſſen. Ich antwortete ihm mit Verdruß: O Gianotto! ehemals mein Hausfreund, mit dem ich da und da zuſammen gezeichnet, auf deſſen Landhaus ich gegeſſen und getrunken habe, ich brauche dein Zeugniß nicht bei dieſem braven Manne, deinem Meiſter, und hoffe, daß meine Hände ohne deinen Beiſtand beweiſen ſollen, wer ich bin. Hierauf

wendete ſich Firenzuola, der ein lebhafter und wackrer Mann war, zu ſeinem Geſellen und ſagte: Schlechter Menſch! ſchämſt du dich nicht, einem alten Freund und Bekannten ſo zu begegnen! Und mit eben der Lebhaftigkeit wendete er ſich zu mir und ſagte: Komm herein und thue, wie du geſagt haſt, deine Hände mögen ſprechen wer du biſt, und ſogleich gab er mir eine ſchöne Silberarbeit für einen Cardinal zu machen.

Es war ein Käſtchen nach dem porphyrnen Sarg vor der Thüre der Rotonde. Was ich von dem Meinen dazu that, und womit ich die Arbeit bereicherte, die Menge ſchöner kleiner Masken, erfreuten meinen Meiſter höchlich, der das Werk überall zeigte, und ſich rühmte, daß ein ſolches aus ſeiner Werkſtatt ausgegangen ſey. Das Käſtchen war ungefähr eine halbe Elle groß, und eingerichtet das Salzfaß bei Tafel aufzunehmen.

Das war mein erſter Verdienſt in Rom. Einen Theil ſchickte ich meinem Vater, von dem andern lebte ich, indeſſen ich nach den Alterthümern ſtudirte. Endlich, da mir das Geld ausging, war ich genöthigt, mich wieder an die Arbeit zu begeben. Taſſo aber, mein Geſelle, kehrte bald nach Florenz zurück.

Da meine neue Arbeit geendigt war, kam mich die Luſt an, zu einem andern Meiſter zu gehen. Ein gewiſſer Mailänder, Paul Arſago, hatte mich an ſich gezogen. Darüber fing Firenzuola mit ihm große Händel an, und ſagte ihm in meiner Gegenwart beleidigende Worte.

Ich nahm mich meines neuen Meiſters an und verſetzte, daß ich frei geboren ſey und auch frei leben wolle, ich habe mich nicht über ihn, und er ſich nicht über mich zu beklagen, vielmehr habe er mir noch einiges heraus zu zahlen, und als ein freier Arbeiter wolle ich hingehen, wohin es mir gefiele, weil ich dadurch niemand ein Leid thäte. Auch mein neuer Meiſter ſagte ungefähr daſſelbe, und verſicherte, daß er mich nicht verleitet habe, und daß es ihm angenehm ſeyn werde, wenn ich zu meinem erſten Meiſter zurückginge. Auf das ſagte ich: ich wollte niemanden ſchaden, ich hätte meine angefangenen Arbeiten geendigt, würde immer nur mir ſelbſt und niemand anders angehören, und wer mich brauchte, möchte mit mir übereinkommen.

Ich habe nichts mehr mit dir zu thun, verſetzte Firenzuola, du ſollſt mir nicht mehr unter die Augen kommen! Da erinnerte ich ihn an mein Geld, worauf er mir ſpöttiſch anwortete. Aber ich verſetzte: Hab' ich Stahl und Eiſen gebraucht, um deine Arbeiten zu machen, ſo ſollen ſie mir auch zu meinem Lohn verhelfen. Als ich ſo ſprach, blieb ein alter Mann am Laden ſtehen, der Meiſter Antonio von St. Marino hieß, der erſte, der vortrefflichſte Goldſchmied von Rom und Meiſter des Firenzuola; er hörte meine Gründe an, gab mir Recht und verlangte, daß Firenzuola mich bezahlen ſolle.

Man ſtritt ſich lebhaft, denn Firenzuola, ein weit beſſerer Fechter als Goldſchmied, wollte nicht nachgeben,

doch zuletzt fand die Vernunft ihren Platz, und meine Festigkeit verschaffte mir Recht; er bezahlte mich und in der Folge erneuerten wir unsere Freundschaft. Er bat mich sogar, bei ihm Gevatter zu stehn.

Unter meinem neuen Meister verdiente ich genug und schickte den größten Theil meinem guten Vater. Dessen ungeachtet lag dieser mir immer an, nach Florenz zurückzukehren, und am Ende von zwey Jahren that ich ihm seinen Willen. Ich arbeitete wieder bei Salimbeni, verdiente viel, und suchte immer zu lernen; ich erneuerte meinen Umgang mit Francesco di Filippo, und ob mir gleich das verwünschte Blasen viel Zeit verdarb, so unterließ ich doch nicht, gewisse Stunden des Tags und der Nacht zu studiren.

Ich machte damals ein silbernes Herzschloß, so nannte man einen Gürtel, drey Finger breit, den die Bräute zu tragen pflegten; er war in halberhobener Arbeit gemacht und einige runde Figuren dazwischen, und ob ich gleich äußerst schlecht bezahlt ward, so war mir doch die Ehre, die ich dadurch erlangte, unschätzbar.

Indessen hatte ich bei verschiedenen Meistern gearbeitet, und sehr wohldenkende Männer, wie zum Beispiel Marcene, darunter gefunden. Andere hatten einen sehr guten Namen und bevortheilten mich auf's äußerste. Sobald ich es merkte, machte ich mich von ihnen los und hütete mich vor diesen Räubern. Als ich nun fort-

fuhr zu arbeiten und zu gewinnen, beſonders da ein Meiſter, Sogliani genannt, freundlich ſeine Werkſtatt mit mir theilte, waren jene gehäſſigen Leute neidiſch, und da ſie drey große Werkſtätten und viel zu thun hatten, druckten ſie mich auf alle mögliche Weiſe. Ich beklagte mich darüber gegen einen Freund und ſagte: es ſollte ihnen genug ſeyn, daß ſie mich unter dem Schein der Güte beraubt hätten. Sie erfuhren es wieder und ſchwuren, ich ſollte meine Worte bereuen; ich aber, der ich nicht wußte, was die Furcht für eine Farbe hatte, achtete ihre Drohungen nicht. Eines Tages trat ich an den Laden des einen, er hatte mich gerufen und wollte mich ſchelten und gegen mich großthun; dagegen ſagte ich: ſie möchten ſich's ſelbſt zuſchreiben, denn ich hätte von ihren Handlungen geſprochen wie ſie wären.

Indeſſen da ich ſo ſprach paßte ein Vetter, den ſie wahrſcheinlich angeſtiftet hatten, heimtückiſch auf, als ein Maulthier mit Ziegeln vorbeigetrieben wurde, und ſchob mir den Korb ſo auf den Leib, daß mir ſehr wehe geſchah. Schnell kehrte ich mich um, ſah daß er lachte, und ſchlug ihn mit der Fauſt ſo tüchtig auf den Schlaf, daß er für todt zur Erden fiel, dann rief ich ſeinen Vettern zu: So behandelt man feige Spitzbuben euresgleichen! und da ſie Miene machten, ſo viel ihrer waren, auf mich zu fallen, zog ich in der Wuth ein Meſſer und rief: Kömmt einer zum Laden heraus, ſo laufe der andere zum Beichtvater, denn der Arzt ſoll hier nichts zu

thun kriegen. Sie erſchracken hierüber ſo ſehr, daß keiner von der Stelle ging.

Als ich weg war, liefen Vater und Söhne zu dem Collegio der Achte und klagten, ich habe ſie mit bewaffneter Hand angefallen, das in Florenz unerhört ſey. Die Herren Achte ließen mich rufen und machten mich tüchtig herunter, ſowohl weil ich in der Jacke gelaufen kam, da die andern Mäntel umgenommen hatten, als weil die Herren ſchon zu Hauſe einzeln durch meine Gegner eingenommen waren, welches ich, als ein unerfahrner Knabe, verſäumt hatte, der ich mich auf mein vollkommenes Recht verließ.

Ich ſagte: daß ich, aufgebracht durch die große Beleidigung, dem Gherardo nur eine Ohrfeige gegeben hätte, und deßhalb keinen ſo heftigen Ausputzer verdiente.

Kaum ließ mich Prinzivalle della Stuffa, der von den Achten war, das Wort: Ohrfeige, ausſprechen, ſo rief er: Keine Ohrfeige, einen Fauſtſchlag haſt du ihm gegeben! Er zog darauf die Glocke, ſchickte uns alle hinaus und ſprach, wie ich nachher vernahm, zu meinen Gunſten. Betrachtet, ſagte er, ihr Herren! die Einfalt dieſes armen Menſchen, er klagt ſich an eine Ohrfeige gegeben zu haben, da ſeine Gegner nur von einem Fauſtſchlag reden. Eine Ohrfeige, auf dem neuen Markt, koſtet fünf und zwanzig Scudi, ein Fauſtſchlag

wenig oder nichts. Er iſt ein braver Junge und erhält ſein Haus durch anhaltende Arbeit. Wollte der Himmel, es gäbe viel ſolche in unſerer Stadt!

Es waren aber einige unter den Rothkappen durch Bitten und falſche Vorſtellungen meiner Feinde bewegt, auch ohnedieß von ihrer Partey, die mich gern in's Gefängniß geſchickt und mir eine ſtarke Strafe auferlegt hätten; aber der gute Prinzivalle gewann die Oberhand und verurtheilte mich vier Maß Mehl, als Almoſen, in ein Kloſter zu geben. Man ließ uns wieder hereinkommen; er verbot mir, bei Strafe ihrer Ungnade, nicht zu reden und meine Buße ſogleich zu erlegen. Sie wiederholten ihren derben Verweis und ſchickten uns zum Actuarius; ich aber murmelte immer vor mich hin: Ohrfeige! keinen Fauſtſchlag! ſo daß die Achte über mich lachen mußten. Der Actuarius befahl uns, daß wir einander Bürgſchaft leiſten ſollten. So gingen die andern frei aus und mich allein verdammten ſie in die vier Maß Mehl, welches mir die größte Ungerechtigkeit ſchien. Ich ſchickte nach einem Vetter, der ſich für mich verbürgen ſollte, er aber wollte nicht kommen; darüber wurd' ich ganz raſend, und giftig wie eine Otter, da ich bedachte, wie ſehr dieſer Mann meinem Hauſe verbunden ſey. Ich faßte mich in meiner Wuth ſo gut ich konnte und wartete, bis das Collegium der Achte zu Tiſche ging. Da ich nun allein war, und niemand von den Gerichtsdienern auf mich acht gab, ſprang ich wil-

thend aus dem Palaſt, lief nach meiner Werkſtatt, ergriff einen Dolch und rannte in das Haus meiner Gegner, die ich bei'm Eſſen fand. Gherardo, der Urheber des Streits, fiel gleich über mich her, ich ſtieß ihm aber den Dolch nach der Bruſt und durchbohrte Rock und Weſte, ſonſt geſchah ihm kein Leid, ob ich gleich dachte, er wäre ſchwer verwundet, weil der Stoß ein gewaltig Geräuſch in den Kleidern machte, und er vor Schrecken zur Erde fiel. Verräther! rief ich aus, heute ſollt ihr alle ſterben!

Vater, Mutter und Schweſter glaubten der jüngſte Tag ſey gekommen; ſie warfen ſich auf die Knie und flehten ſchreiend um Barmherzigkeit. Da ſie ſich nicht gegen mich vertheidigten und der andere für todt auf der Erde lag, ſchien es mir niedrig, ſie zu verletzen. Wüthend ſprang ich die Stiegen hinunter und fand auf der Straße die ganze Sippſchaft beiſammen. Mehr als zwölfe waren herbeigelaufen; einer hatte einen eiſernen Stab, der andere einen Flintenlauf, die übrigen Hämmer und Stöcke; ich fuhr unter ſie hinein wie ein wüthender Stier, und warf vier oder fünfe nieder, ich ſtürzte mit ihnen und führte meinen Dolch bald gegen dieſen, bald gegen jenen; die, welche noch ſtanden, ſchlugen tüchtig auf mich zu, und doch lenkte es Gott, daß wir einander keinen Schaden thaten, nur blieb ihnen meine Mütze zurück, auf die ſie, weil ich ihnen entgangen war, wacker zuſchlugen, dann wollten ſie nach ihren Verwun-

wundeten und Todten ſehen, aber es war niemand beſchädigt.

Ich ging in das Kloſter St. Maria Novella, und gleich begegnete ich dem Bruder Alexis Strozzi, dem ich mich empfahl, ohne ihn zu kennen. Ich bat ihn, mir das Leben zu retten, denn ich hätte einen großen Fehler begangen. Der gute Frater ſagte zu mir: ich ſollte mich nicht fürchten, denn wenn ich alles Uebel in der Welt angeſtellt hätte, wäre ich doch in ſeiner Kammer vollkommen ſicher. Ungefähr eine Stunde nachher hatten ſich die Achte außerordentlich verſammelt, ſie ließen einen ſchrecklichen Bann ausgehen, und drohten dem die größten Strafen, der mich verbärge, oder von meinem Aufenthalt wiſſe, ohne Anſehn des Orts und der Perſon. Mein betrübter armer Vater kam zu den Achten hinein, warf ſich auf die Knie, und bat um Barmherzigkeit; da ſtand einer von ihnen auf und ſchüttelte die Quaſte ſeines Käppchens und ſagte, unter andern beleidigenden Worten, zu meinem Vater: Hebe dich weg und mache daß du fortkömmſt! Morgen des Tags ſoll er ſeinen Lohn empfangen. Mein Vater antwortete: Was Gottes Wille iſt, werdet ihr thun, und nicht mehr; aber der andere ſagte darauf: Das wird Gottes Wille ſeyn. Mein Vater verſetzte dagegen: Es iſt mein Troſt, daß ihr das gewiß nicht wißt.

Er kam ſogleich mich aufzuſuchen, mit einem jungen

4.

Weihnachten.

Bäume leuchtend, Bäume blendend,
Ueberall das Süße ſpendend,
In dem Glanze ſich bewegend,
Alt und junges Herz erregend —
Solch ein Feſt iſt uns beſcheret,
Mancher Gaben Schmuck verehret;
Staunend ſchaun wir auf und nieder,
Hin und her und immer wieder.

Aber, Fürſt, wenn Dir's begegnet
Und ein Abend ſo Dich ſegnet
Daß als Lichter, daß als Flammen
Vor Dir glänzten allzuſammen
Alles was Du ausgerichtet,
Alle die ſich Dir verpflichtet:
Mit erhöhten Geiſtesblicken
Fühlteſt herrliches Entzücken.

Menſchen von meinem Alter, der Peter Landi hieß; wir liebten uns als leibliche Brüder. Dieſer hatte, unter ſeinem Mantel, einen trefflichen Degen und das ſchönſte Panzerhemd. Mein lebhafter Vater erzählte, wie es ihm bei den Achten ergangen ſey, dann küßte er mir die Stirne und beide Augen, ſegnete mich von Herzen und ſagte: Die Macht Gottes ſtehe dir bei! und ſo reichte er mir Degen und Waffen und half mir, mit eignen Händen, ſie anlegen. Dann fuhr er fort: lieber Sohn! mit dieſen in der Hand leb oder ſtirb.

Peter Landi hörte indeſſen nicht auf, zu weinen, und gab mir zehn Goldgulden. Ich ließ mir noch einige Barthaare wegnehmen, die eben hervorzukeimen anfingen. Frater Alexius gab mir die Kleidung eines Geiſtlichen und einen Laienbruder zum Begleiter. Ich ging aus dem Kloſter und längs der Mauer bis auf den Platz; nicht weit davon fand ich in einem Hauſe einen Freund, entmönchte mich ſogleich und ward wieder Mann. Wir beſtiegen zwey Pferde, die man bereit hielt, und ritten die Nacht auf Siena. Als mein Freund zurückkam und meinem Vater meldete, daß ich glücklich entkommen ſey, hatte derſelbe eine unendliche Freude, und konnte nicht erwarten, den von den Achten zu finden, der ihn ſo angefahren hatte. Endlich begegnete er ihm und ſagte: Sehr, Antonie, Gott wußte beſſer, als ihr, was aus meinem Sohne werden ſollte. Jener antwortete: Er ſoll uns nur wieder unter die Hände kom-

men! Indeß, verſetzte mein Vater, will ich Gott danken, der ihn dießmal glücklich errettet hat.

In Siena erwartete ich die ordinäre Römiſche Poſt und verdung mich darauf. Unterwegs begegnete uns ein Courier, der den neuerwählten Papſt Clemens ankündigte. (1532.)

Viertes Capitel.

Der Autor macht außerordentliches Glück in Rom. Er wird von einer edlen Dame Porzia Cybi höchlich aufgemuntert. — Besonderes Zutrauen dieser Dame. — Eifersucht zwischen ihm und Lucagnolo von Jesi. — Er bläst vor Papst Clemens VII. der mit ihm wohl zufrieden ist und ihn wegen der doppelten Fähigkeit, als Goldschmied und Musicus in Dienst nimmt. — Der Bischof von Salamanca gibt ihm, auf die Empfehlung des Franciscus Penni, Schülers von Raphael, Arbeit. — Seltsame Abenteuer zwischen ihm und dem Bischof.

In Rom arbeitete ich wieder in der Werkstatt des Meister Santi, der verstorben war, und dessen Sohn das Gewerb fortsetzte, nicht selbst arbeitete, sondern alles durch einen jungen Menschen besorgen ließ, der sich Lucagnolo von Jesi nannte. Er war Sohn eines Mayländischen Bauern und hatte von Jugend auf bei Meister Santi gearbeitet, klein von Statur und wohlgebildet. Dieser junge Mensch arbeitete besser als irgend einer, den ich bis dahin gekannt hatte, mit der größten Leichtigkeit, und zwar nur große Gefäße, Becken und solche Dinge.

Ich übernahm für den Bischof von Salamanca, einen Spanier, Leuchter zu machen; sie wurden sehr reich gearbeitet, wie es für solche Werke gehört. Ein Schüler

Raphaels, Johann Franciscus Penni, mit dem Zunamen il Fattore, ein trefflicher Mahler und Freund des gedachten Bischofs, setzte mich bei ihm in Gunst, man gab mir viel zu arbeiten, und ich ward gut bezahlt.

Zu derselbigen Zeit ging ich an Festtagen manchmal in die Capelle des Michelagnolo und manchmal in das Haus des Augustin Chigi von Siena, um zu zeichnen. Hier waren die schönsten Arbeiten, von der Hand des vortrefflichen Mahlers Raphael von Urbino. Gismondo Chigi, der Bruder, wohnte daselbst. Sie waren stolz darauf, wenn junge Leute Meinesgleichen, bei ihnen zu studiren kamen. Die Frau des gedachten Gismondo, welche sehr angenehm und äußerst schön war, hatte mich oft in ihrem Hause gesehen; sie trat eines Tages zu mir, besah meine Zeichnungen und fragte: ob ich Mahler oder Bildhauer sey? Ich antwortete ihr: ich sey ein Goldschmied, worauf sie versetzte, daß ich zu gut für einen Goldschmied zeichnete. Sie ließ sich durch ihr Kammermädchen eine Lilie von schönen Diamanten bringen, die in Gold gefaßt waren, und verlangte daß ich sie schätzen sollte. Ich schätzte sie auf 800 Scudi; sie sagte, ich habe es getroffen und fragte, ob ich Lust hätte, sie recht gut umzufassen? Ich versicherte, daß ich es mit Freuden thun würde und machte auf der Stelle eine kleine Zeichnung, die ich um desto besser ausführte, je mehr ich Lust hatte, mich mit dieser schönen und angenehmen Frau zu unterhalten.

Als die Zeichnung fertig war, kam eine andere ſchöne, edle Römerin aus dem Hauſe herunter und fragte ihre Freundin, was ſie da mache? Porzia antwortete lächelnd: Ich ſehe dieſem wackern jungen Menſchen mit Vergnügen zu, der ſo ſchön als gut iſt. Ich ward roth und verſetzte halb verſchämt und halb muthig: Wie ich auch ſey, bin ich bereit euch zu dienen. Die ſchöne Frau erröthete auch ein wenig und ſagte: Du weißt, daß ich deine Dienſte verlange. Sie gab mir die Lilie und zwanzig Goldgulden, die ſie in der Taſche hatte. Faſſe mir die Steine nach deiner Zeichnung, ſagte ſie, und bringe mir das alte Gold zurück. Ihre Freundin ſagte darauf: Wenn ich in dem jungen Menſchen ſtäcke, ſo ging ich, in Gottes Namen durch. Porzia antwortete: Solche Talente ſind ſelten mit Laſtern verbunden, er wird das Anſehen eines braven Jünglings nicht zu Schanden machen; ſie nahm ihre Freundin bei der Hand, und indem ſie ſich umwendete ſagte ſie mit dem freundlichſten Lächeln: Lebe wohl, Benvenuto!

Ich vollendete noch erſt meine Zeichnung, die ich nach Raphaels Jupiter angefangen hatte, dann ging ich, ein kleines Wachsmodell zu machen, um zu zeigen, wie die Arbeit werden ſollte. Ich wies es den beiden Damen, die mich ſo ſehr lobten und mir ſo artig begegneten, daß ich kühn genug war zu verſprechen, die Arbeit ſolle doppelt ſo ſchön als das Modell werden. So machte ich mich daran, und endigte das Werk in zwölf

Tagen; zwar wieder in Geſtalt einer Lilie, aber mit ſo viel Masken, Kindern und Thieren gezieret, und ſo ſorgfältig emaillirt, daß die Diamanten dadurch einen doppelten Werth erhielten.

Indeſſen ich daran arbeitete, war der geſchickte Lucagnolo mit mir unzufrieden und verſicherte, es würde mir zu viel mehr Nutzen und Ehre gereichen, wenn ich ihm an ſeinen ſilbernen Gefäßen hülfe; ich aber behauptete, daß Arbeiten, wie die meine, nicht alle Tage kämen, und daß man damit eben ſo viel Ehre und Geld erwerben könne. Er lachte mich aus und ſagte: Wir wollen ſehen! Ich habe dieſes Gefäß zugleich mit dir angefangen, und denke auch mit dir zu endigen, wir können alsdann vergleichen, was wir beide gewinnen. Ich ſagte, es würde mich freuen, mit einem ſo geſchickten Manne in die Wette zu arbeiten, und ſo bückten wir, ein wenig verdrießlich, unſere Köpfe über die Arbeit und hielten uns beide ſo fleißig daran, daß, in zehn Tagen ungefähr, jeder mit aller Kunſt und Reinlichkeit, ſein Werk geendigt hatte.

Das Gefäß des Lucagnolo ſollte dem Papſt Clemens bei Tafel dienen, um Knochen und Schalen der Früchte hinein zu werfen, überhaupt mehr zur Pracht als zur Nothwendigkeit. Es war mit zwey ſchönen Henkeln geziert, mit vielen Masken, ſo großen als kleinen, und mit den ſchönſten Blättern; alles von ſolcher Zeichnung und Zierde, als man nur wünſchen konnte.

Ich versicherte, in meinem Leben nichts Schöneres gesehen zu haben!

Lucagnolo glaubte, ich habe meinen Sinn verändert, lobte gleichfalls meine Arbeit, sagte aber den Unterschied werden wir bald sehen. Er trug sein Gefäß zum Papst und ward nach dem Maßstab dieser großen Arbeiten bezahlt: indessen trug ich meinen Schmuck zur Frau Porzia, die mich mit großer Verwunderung versicherte, daß ich mein Versprechen weit übertroffen habe, ich solle für meine Arbeit was ich wolle verlangen, denn sie glaube nicht mich belohnen zu können, auch wenn sie im Stande wäre mir ein Landgut zu schenken. Ich versetzte, meine größte Belohnung sey ihr Beifall, ich verlange nichts weiter, und so wollte ich mich ihr empfehlen.

Porzia sagte darauf zu ihrer Freundin: Sehet, wie sich in Gesellschaft seiner Talente auch die Tugenden befinden! und so schienen beide Frauen verwundert zu seyn. Darauf sagte Porzia: Du hast wohl sagen hören, wenn der Arme dem Reichen schenkt, so lacht der Teufel. Ich versetzte, der Böse habe Verdruß genug, dießmal möchte er immer lachen. Darauf ging ich weg, und sie riefen mir nach: er solle den Spaß nicht haben!

Als ich in die Werkstatt zurückkam, zeigte Lucagnolo eine Rolle Geld und sagte: Laß nun einmal deinen Verdienst neben dem meinigen sehen. Ich ersuchte ihn, bis auf den nächsten Tag zu warten, da ich denn, weil ich

mich in meiner Arbeit ſo brav, wie in der ſeinigen, gehalten hätte, auch in Abſicht der Belohnung nicht mit Schanden zu beſtehen hoffte.

Den andern Tag kam ein Hausmeiſter der Frau Porzia, rief mich aus der Werkſtatt, und gab mir eine Rolle Geld. Sie wolle nicht, ſagte er, daß der Teufel ſich gar zu luſtig machen ſollte; doch ſey das, was ſie mir ſchicke, weder mein ganzes Verdienſt, noch die ganze Belohnung. Er ſetzte noch mehr freundliche Worte hinzu, wie eine ſolche vortreffliche Dame ſich ausdrückt. Lucagnolo konnte nicht erwarten, meine Rolle mit der ſeinigen zu vergleichen, und brachte dieſe, ſobald ich zurückkam, in Gegenwart von zwölf Arbeitern und andern Nachbarn, die, auf die Entſcheidung des Streits neugierig, herbei gekommen waren, hervor, lachte verächtlich, ſagte drey oder viermal: Au! und goß, mit vielem Lärm, ſein Geld auf die Tafel aus. Es waren fünf und zwanzig Scudi in Münze. Mich hatten ſein Geſchrei, ſeine Blicke, die Späße und das Gelächter der Umſtehenden ein wenig irre gemacht, ich ſchielte nur in meine Hülſe hinein, und da ich merkte, daß es lauter Geld war, hub ich, am andern Ende der Tafel, mit niedergeſchlagenen Augen und ohne Geräuſch, mit beiden Händen, meine Rolle ſtark in die Höhe und ließ das Geld, wie aus einem Mühltrichter, auf den Tiſch laufen. Da ſprangen noch die Hälfte ſo viel Stücke als bei ihm hervor, und alle Augen, die mich erſt mit einiger Verach-

tung angeblickt hatten, wenderen ſich auf ihn. Man rief: Hier ſiehts viel beſſer aus; hier ſind Goldſtücke und die Hälfte mehr.

Ich dachte, er wollte für Neid und Verdruß auf der Stelle umkommen, und ob er gleich als Meiſter den dritten Theil meines Verdienſtes erhielt, ſo kannte er ſich doch nicht vor Bosheit. Auch ich war verdrießlich und ſagte: Jeder Vogel ſinge nach ſeiner Weiſe. Er verfluchte darauf ſeine Kunſt und den, der ſie ihn gelehrt hatte und ſchwur, er wolle keine großen Arbeiten mehr machen, ſondern ſich auf ſolche Lumpereyen legen, da ſie ſo gut bezahlt würden. Ich antwortete darauf: er möchte es immer verſuchen, doch ich ſagte ihm voraus: ſeine Arbeiten wollte ich wohl auch machen, aber dieſe Lumpereyen würden ihm nicht gelingen. So ging ich erzürnt weg und ſchwur, ich wollte es ihm ſchon zeigen. Die Umſtehenden gaben ihm laut Unrecht, und ſchalten ihn, wie er's verdiente; von mir aber ſprachen ſie, wie ich mich erwieſen hatte.

Den andern Tag ging ich, Madame Porzia zu danken und ſagte, daß ſie, gerade umgekehrt, anſtatt dem Teufel Gelegenheit zum Lachen zu geben, Urſache wäre, daß er nochmals Gott verläugnete. Wir lachten freundlich zuſammen und ſie beſtellte bei mir noch mehr gute und ſchöne Arbeiten.

Zu derſelben Zeit verſchaffte mir Franz Penni abermals Arbeit bei'm Biſchof von Salamanca. Dieſer

Herr wollte zwey große Waſſerkeſſel, von gleicher Größe, auf die Credenztiſche haben, den einen ſollte ich, den andern Lucagnolo machen, und, wie es bei ſolchen Werken gebräuchlich war, gab uns Penni die Zeichnungen dazu.

So legte ich mit der größten Begierde Hand an das Gefäß. Ein Mailänder hatte mir ein Eckchen in ſeiner Werkſtatt gegeben, dabei überſchlug ich mein Geld und ſchickte, was ich entbehren konnte, meinem Vater, der, als es ihm in Florenz ausgezahlt wurde, zufällig jenem unfreundlichen Mitgliede der Achte begegnete, deſſen Söhne ſich ſehr ſchlecht aufführten. Mein Vater ließ ihn ſein Unrecht und mein Glück recht lebhaft empfinden, wie er es denn mir auch gleich mit Freuden ſchrieb, und mich dabei um Gottes Willen bat, daß ich doch von Zeit zu Zeit blaſen und das ſchöne Talent, das er mich mit ſo vieler Mühe gelehrt hätte, nicht vernachläſſigen ſollte. Ich nahm mir vor, ihm noch vor ſeinem Ende die Freude zu machen, daß er mich recht gut ſollte blaſen hören, in Betrachtung, daß ja Gott ſelbſt, wenn wir ihn darum bitten, uns ein erlaubtes Vergnügen gewährt.

Indeſſen ich an dem Gefäß des Salamanca arbeitete, hatte ich zu meiner Beihülfe nur einen Knaben, den ich auf inſtändiges Bitten meiner Freunde, halb wider Willen, zu meiner Aufwartung genommen hatte. Er war ungefähr vierzehn Jahr alt, hieß Paulin und war der Sohn eines Römiſchen Bürgers, der von ſeinen

5.

Ihro Hoheit

der Prinzeſſin Maria von Sachſen-Weimar-Eiſenach

mit

Raphaels Gärtnerin

zum 3. Februar 1820.

Sanftes Bild dem ſanften Bilde
Unſrer Fürſtin widmet ſich;
Solche Ruhe, ſolche Milde
Immerfort umſchwebe Dich!

Denn ein äußerlich Zerſtreuen,
Das ſich in ſich ſelbſt zerſchellt,
Fordert inneres Erneuen
Das den Sinn zuſammen hält.

Aus dem bunten Weltbeginnen
Wende Deinen holden Blick
So vertrauenvoll nach innen,
Wie auf's heilige Bild zurück.

Einkünften lebte. Paulin war so glücklich geboren, der ehrbarste und schönste Knabe, den ich im Leben gesehen hatte; sein gutes Wesen, sein angenehmes Betragen, seine unendliche Schönheit, seine Anhänglichkeit an mich waren die gerechten Ursachen, daß ich so große Liebe für ihn empfand, als die Brust eines Menschen fassen kann. Diese lebhafte Neigung bewog mich, um dieses herrliche Gesicht, das von Natur ernsthaft und traurig war, erheitert zu sehen, manchmal mein Hörnchen zur Hand zu nehmen. Denn wenn er mich hörte, so lächelte er so schön und herzlich, daß ich mich gar nicht mehr über jene Fabeln verwunderte, welche die Heiden von ihren Göttern des Himmels erzählten. Ja gewiß, wenn er zu jener Zeit gelebt hätte, so würde er die Menschen ganz außer sich gebracht haben. Er hatte eine Schwester, die so schön war wie er, und Faustina hieß; der Vater führte mich oft in seinen Weinberg, und ich konnte merken, daß er mich gern zu seinem Schwiegersohn gehabt hätte; durch diese Veranlassung blies ich mehr als gewöhnlich.

Um diese Zeit ließ mich ein gewisser Jacob von Cesena, ein trefflicher Musicus, der bei dem Papste in Diensten war, fragen, ob ich ihnen am ersten August helfen und den Sopran blasen wollte, sie hätten auf diesen Tag die schönsten Stücke zu des Papstes Tafelmusik ausgesucht.

So ein großes Verlangen ich trug, mein schönes

angefangenes Gefäß zu endigen, ſo reizte mich doch die Muſik, als eine wunderbare Sache an ſich, wobei ich zugleich meinem Vater zu gefallen dachte, und ich nahm mir vor, von der Geſellſchaft zu ſeyn. Acht Tage vorher probirten wir täglich zwey Stunden und gingen ſodann, am Feſttage, in's Belvedere und blieſen bei Tage die geübten Motetten, ſo daß der Papſt ſagte, er habe keine angenehmere Muſik gehört. Er rief jenen Jacob von Ceſena zu ſich und fragte ihn: wie er es angefangen habe, um einen ſo guten Sopran zu finden, und fragte ihn genau, wer ich ſey. Als er meinen Namen erfuhr, ſagte er: Iſt das ein Sohn des Meiſter Johannes? den will ich in meine Dienſte haben! Jacob verſetzte, er wird ſchwer zu bereden ſeyn, denn er iſt ein Goldſchmied, ſehr fleißig bei ſeiner Kunſt, in der er vortrefflich arbeitet, und die ihm mehr einbringt, als die Muſik nicht thun würde. Deſto beſſer verſetzte der Papſt, daß er noch ein anderes Talent hat, das ich nicht erwartete, er ſoll ſeine Beſoldung, wie die übrigen empfangen, und mir dienen; in ſeiner andern Profeſſion will ich ihm auch ſchon zu arbeiten geben. Darauf reichte ihm der Papſt ein Schnupftuch mit hundert Goldgulden, unter uns zu vertheilen. Jacob wiederholte uns des Papſtes Rede, und theilte das Geld unter uns Achte. Als er mir meinen Theil gab, ſagte er: Ich will dich in unſere Zahl einſchreiben laſſen. Ich verlangte Bedenkzeit bis morgen.

Da ich allein war, dachte ich hin und her, ob ich die Stelle annehmen sollte; denn ich sah wohl, welchen Schaden meine Kunst darunter leiden würde. Die folgende Nacht erschien mir mein Vater im Traume, und bat mich, mit den liebevollsten Thränen, daß ich, um Gott und seinetwillen, doch das Anerbieten annehmen möchte. Ich glaubte ihm zu antworten, daß ich es auf keine Weise thun könne; schnell erschreckte mich seine fürchterliche Gestalt, er drohte mir mit seinem Fluch, wenn ich es ausschlüge, und versprach mir, wenn ich gehorchte, seinen ewigen Segen. Kaum war ich erwacht, so lief ich, mich einschreiben zu lassen, und meldete es meinem Vater, der aus übergroßer Freude darüber beinahe den Tod gehabt hätte. Er schrieb mir, daß auch er beinah dasselbe geträumt habe, und ich glaubte nun, da ich das billige Verlangen meines Vaters erfüllt hatte, daß mir auch alles zu Glück und Ehre gereichen müsse.

Inzwischen arbeitete ich mit großer Sorgfalt das angefangene Gefäß für den Bischof von Salamanca zu endigen. Er war ein trefflicher Mann, sehr reich, aber schwer zu befriedigen; er schickte täglich, um zu erfahren, was ich machte, und ward, wenn der Abgeordnete mich nicht fand, wüthend, und drohte: er wolle mir die Arbeit wegnehmen, und sie durch einen andern endigen lassen. Daran war denn doch das verdammte Blasen schuld, denn übrigens arbeitete ich Tag und

Nacht mit dem größten Fleiße, so daß ich dem Bischof das Gefäß wenigstens zeigen konnte.

Aber ich hatte es darum nicht besser; denn nun ward erst seine Lust so groß, daß ich viel Unbequemlichkeit davon empfand. Nach drey Monaten war das Gefäß endlich fertig, mit so schönen Thieren, Laubwerk und Masken, als man sich vorstellen kann. Sogleich schickte ich es, durch meinen Paulin, zu Lucagnolo, dem der Knabe mit seiner gewöhnlichen Zierlichkeit sagte: Hier schickt euch Benvenuto sein Versprechen und seine H****enen, er hofft von euch bald auch eure Lumpereyen zu sehen. Lucagnolo nahm das Gefäß in die Hand, und, nachdem er es lang genug betrachtet hatte, sagte er zu Paulin: Schöner Knabe, sage deinem Herrn: daß er ein trefflicher Mann ist, er soll mein Freund seyn und das Uebrige auf sich beruhen lassen. Der gute Knabe brachte mir freudig die Vorschaft; das Gefäß wurde zu Salamanca getragen, welcher verlangte, daß es geschätzt werden sollte. Lucagnolo kam dazu, seine Schätzung war ehrenvoll, und sein Lob weit größer, als ich's zu verdienen glaubte. Salamanca nahm das Gefäß, und sagte in Spanischer Manier: Bei Gott, er soll so lange auf die Zahlung warten, als er mich mit der Arbeit hat warten lassen. Hierüber ward ich äußerst verdrießlich, ich verfluchte ganz Spanien, und jeden der dem Volke wohlwollte.

Unter andern Zierrathen daran war ein Henkel, von

einem Stücke, auf das zarteſte gearbeitet, der, durch Hülfe einer gewiſſen Stahlfeder, grade über der Oeffnung des Gefäßes gehalten wurde. Eines Tages zeigte der Biſchof, mit großer Zufriedenheit, einigen ſeiner Spanier dieſes Gefäß; einer der Edelleute mochte mit dem Henkel nicht auf das feinſte umgegangen ſeyn; die zarte Feder konnte ſeiner bäueriſchen Gewalt nicht widerſtehen, und der Henkel brach ab. Der Biſchof war ſchon weggegangen, und der Edelmann, äußerſt erſchrocken, bat den Mundſchenken, er möchte doch geſchwind das Gefäß zum Meiſter tragen, damit es ſchnell wieder hergeſtellt würde, es möchte koſten was es wollte. So kam mir dieß Gefäß wieder in die Hände; ich verſprach es ſchnell zu ergänzen und that es auch, denn zu Mittag war es mir gebracht worden, und zwey Stunden vor Nacht hatte ich es ſchon fertig. Nun kam der Mundſchenk wieder, eilig und im Schweiß; denn der Herr hatte es nochmals verlangt, um es andern Gäſten zu zeigen. Der Mundſchenk ließ mich nicht zum Worte kommen und rief: Nur ſchnell! ſchnell das Gefäß her! Ich, der ich keine Luſt hatte, es herauszugeben, ſagte nur: Ich habe keine Eile.

Er kam darüber in ſolche Wuth, daß er mit der einen Hand nach dem Degen griff und mit der andern gewaltſam in die Werkſtatt eindringen wollte. Ich widerſetzte mich ihm, mit den Waffen in der Hand, und ließ es an heftigen Reden nicht fehlen. Ich geb' es

nicht

nicht heraus! rief ich, geh', ſage deinem Herrn, daß ich Geld für meine Bemühung haben will, ehe es wieder aus meinem Laden kömmt. Da er ſah, daß ſein Drohen nichts half, bat er mich, wie man das heilige Kreuz anzurufen pflegt, und verſprach, wenn ich es heraus gäbe, wollte er mir zu meiner Bezahlung verhelfen. Ich veränderte darum meinen Vorſatz nicht, und da ich ihm immer daſſelbe antwortete, verzweifelte er endlich, und ſchwur mit ſo viel Spaniern wieder zu kommen, daß ſie mich in Stücken hauen ſollten, und ſo lief er fort. Da ich ſie nun wohl ſolcher Mordthat fähig hielte, ſetzte ich mir vor, mich lebhaft zu vertheidigen, nahm meine Jagdbüchſe zur Hand und dachte: wenn mir jemand meine Sachen und meine Mühe rauben will, ſo kann ich ja wohl das Leben daran wagen. Da ich ſo mit mir zu Rathe ging, erſchienen viele Spanier, mit dem Haushofmeiſter, der auf ungeſtüme Spaniſche Weiſe befahl, ſie ſollten hineindringen. Darauf zeigte ich ihm die Mündung der Büchſe mit geſpanntem Hahn und ſchrie mit lauter Stimme: Nichtswürdige Verräther und Meuchelmörder, ſtürmt man ſo die Häuſer und Läden in Rom? So viel ſich von euch Spitzbuben dieſer Thür nähern, ſo viel will ich mit der Büchſe todt hinſtrecken. Ich zielte ſogleich nach dem Haushofmeiſter, und rief: Du Erzſchelm, der du ſie anſtifteſt, ſollſt mir zuerſt ſterben. Schnell gab er ſeinem Pferd die Sporen und floh mit verhängtem Zügel davon.

Ueber diesem großen Lärm waren alle Nachbarn herausgekommen, und einige Römische Edelleute, welche eben vorbeigingen, sagten zu mir: Schlag' die Hunde nur todt, wir wollen dir helfen. Diese kräftigen Worte jagten meinen Gegnern große Furcht ein, sie sahen sich genöthigt zu fliehen und ihrem Herrn den Fall mit allen Umständen zu erzählen. Der stolze Mann machte seine Bedienten und Officianten heftig herunter, theils weil sie einen solchen Excess begangen, theils weil sie den Handel, den sie einmal angefangen hatten, nicht besser durchsetzten.

Franz Penni, der in der ganzen Sache den Mittelsmann gemacht hatte, kam dazu, und Monsignor sagte zu ihm: er könne mir nur melden, daß wenn ich ihm das Gefäß nicht geschwind brächte, so sollten meine Ohren das größte Stück seyn, das an mir bliebe; brächte ich das Gefäß gleich, so sollte ich die Zahlung erhalten. Ich fürchtete mich keineswegs, und ließ ihm wissen, daß ich die Sache gleich an den Papst bringen würde.

Indessen waren wir beide kälter geworden, einige Römische Edelleute schlugen sich in's Mittel, und verbürgten sich, daß er mich nicht beleidigen, vielmehr die Zahlung meiner Arbeit leisten würde. Darauf machte ich mich auf den Weg, in meinem Panzerhemde und mit einem großen Dolche, so kam ich in das Haus des Bischofs, der sein ganzes Gesinde hatte aufstreten lassen. Ich hatte meinen Paulin an der Seite, der das Gefäß

trug, und es war, als wenn ich durch den Thierkreis zu gehen hätte, einer ſah aus wie der Löwe, einer wie der Skorpion, andere glichen dem Krebs, bis wir endlich vor den Pfaffen ſelbſt kamen; der ſprudelte äußerſt pfäffiſche und überſpaniſche Worte hervor. Ich hub den Kopf nicht auf, ihn anzuſehen, und antwortete nicht: darüber wurde er noch giftiger, ließ ein Schreibzeug bringen und befahl mir, ich ſollte quittiren, daß ich bezahlt und mit ihm wohl zufrieden ſey. Darauf hob ich den Kopf und ſagte zu ihm: ich würde es gerne thun, wenn ich nur erſt mein Geld hätte. Der Biſchof ereiferte ſich noch mehr und fuhr fort zu drohen und zu ſchreien; endlich zahlte man mir erſt das Geld, dann ſchrieb ich, und munter und zufrieden ging ich von dannen.

Papſt Clemens vernahm die Geſchichte und freute ſich ſehr daran. Man hatte ihm vorher das Gefäß, aber nicht als meine Arbeit gezeigt, und nun ſagte er öffentlich, daß er mir ſehr wohl wollte, ſo daß Monſignor Salamanca ſein übles Betragen bereute, und, um mich wieder anzukörnen, mir durch Franz Penni ſagen ließ, daß er mir noch große Werke auftragen wolle. Ich antwortete, daß ich ſie gerne übernehmen würde, aber voraus die Bezahlung verlangte.

Auch dieſe Worte kamen zu den Ohren des Papſtes, der herzlich darüber lachte. Cardinal Cibo war eben gegenwärtig, dem der Papſt die Händel zwiſchen mir und Salamanca erzählte, dann wandte er ſich zu ſeinen

Leuten und befahl, daß man mir immer ſollte für den Palaſt zu thun geben. Cardinal Cibo ſelbſt ſchickte zu mir, und nachdem er mir viel Angenehmes geſagt hatte, beſtellte er ein Gefäß, größer als das für Salamanca. So gaben mir auch die Cardinäle Carnaro und beſonders Rudolphi und Salviati vieles zu verdienen.

Madonna Porzia Chigi trieb mich, daß ich ſelbſt eine Werkſtatt eröffnen ſollte: ich folgte ihr, und fuhr fort, für dieſe treffliche Frau zu arbeiten, und vielleicht iſt ſie die Urſache, daß ich mich in der Welt als etwas gezeigt habe.

Ich gewann die Freundſchaft des Herrn Gabriel Ceſarini, der Gonfaloniere von Rom war; für dieſen Herrn machte ich viele Werke, unter andern eine große Medaille von Gold, an einem Hute zu tragen. Darauf war Leda mit dem Schwane zu ſehen. Sehr zufrieden mit meiner Arbeit, wollte er ſie ſchätzen laſſen, um mich nach Verdienſt zu bezahlen. Sie war mit größter Sorgfalt gemacht, und die Meiſter ſchätzten ſie viel höher, als er geglaubt hatte. So behielt er meine Arbeit in der Hand, und zauderte, mich zu bezahlen. Faſt wäre mir's damit, wie mit dem Gefäße des Salamanca gegangen.

Fünftes Capitel.

Der Autor findet Händel und nimmt eine Aufforderung eines der Leute des Rienzo da Cori an. — Er arbeitet große Cardinalssiegel, nach Art des Lautizio. — Die Peſt bricht in Rom aus; während derſelben hält er ſich viel in den Ruinen auf und ſtudirt dort nach den architektoniſchen Zierrathen. — Geſchichte des Herrn Jacob Carpi, berühmten Wundarztes. — Begebenheiten mit einigen Vasen, welche Benvenuto gezeichnet. — Nachdem die Peſtilenz vorbei war, treten mehrere Künſtler zuſammen, Mahler, Bildhauer und Goldſchmiede, ſich wöchentlich zu vergnügen. — Angenehme Beſchreibung eines dieſer Bankette, welches der Autor durch einen glücklichen Einfall verherrlicht.

Da ich mein Leben beſchreiben will, ſo muß ich andere Dinge, die ſich zwar nicht auf meine Profeſſion beziehen, doch im Vorbeigehen bemerken. Am Feſte unſers Patrons St. Johann aßen viele Florentiner zuſammen, von verſchiedenen Profeſſionen, Mahler, Bildhauer und Goldſchmiede; unter andern angeſehenen Leuten war Roſſo, der Mahler, und Penni, Raphaels Schüler, dabei. Ich hatte ſie eigentlich zuſammengebracht. Sie lachten und ſcherzten, wie es geſchieht, wenn viele Männer beiſammen ſind, die ſich eines gemeinſamen Feſtes erfreuen. Zufällig ging ein toll-

5. a.

Ihro Hoheit

der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar und Eisenach.

Mit

Elsheimers Morgen.

Aurora, zum 30. Sept. 1820.

Alle Pappeln hoch in Lüften,
Jeder Strauch in seinen Düften,
Alle sehn sich nach Dir um:
Berge schauen dort herüber,
Leuchten schön und jauchzten lieber;
Doch der schöne Tag ist stumm.

Lust-Schalmayen will man hören,
Flöten, Hörner und von Chören
Alles was nur Freude regt.
Selbst an seiner strengen Kette
Springt das Freundchen um die Wette
Immer hin und her bewegt.

köpfiger junger Menſch vorbei, der Travaccio hieß, und Soldat unter Rienzo da Ceri war. Da er uns ſo luſtig hörte, ſpottete er auf eine unanſtändige Weiſe über die Florentiniſche Nation. Ich hielt mich für den Anführer ſo vieler geſchickten und braven Leute, und konnte das nicht eingehen laſſen; ſtill, und ohne daß es jemand bemerkte, erreichte ich ihn noch; er ging mit ſeiner Liebſten, und um ſie zum Lachen zu bringen, ſetzte er ſein albernes Geſchwätze fort. Ich ſtellte ihn zur Rede und fragte ihn: ob er der Freche ſey, der ſchlecht von der Florentiniſchen Nation ſpreche? Er antwortete ſchnell: Ich bin's! Drauf ſchlug ich ihn ins Geſicht und ſagte: Das bin ich! und ſogleich waren unſere Degen gezogen. Aber kaum war der Handel begonnen, als ſich viele dazwiſchen legten und da ſie die Sache vernahmen, mir Recht gaben.

Den andern Tag wurde mir eine Ausforderung von ihm zugeſtellt, ich nahm ſie freudig an und ſagte: damit wollte ich wohl eher als mit einem Werke meiner andern Kunſt fertig werden. Sogleich ging ich zu einem Alten, der Bevilaqua hieß; er hatte den Ruf, der erſte Degen von Italien geweſen zu ſeyn, denn er hatte ſich wohl zwanzigmal geſchlagen, und war immer mit Ehren aus der Sache geſchieden. Dieſer brave Mann hatte viel Freundſchaft für mich, er kannte mich und mein Talent in der Kunſt, und hatte mir ſchon bei fürchterlichen Händeln beigeſtanden. Er pflegte zu ſagen:

Mein Benvenuto! wenn du mit dem Kriegsgott zu thun hätteſt, ſo bin ich gewiß, du würdeſt mit Ehren beſtehen: denn ſo viel Jahre ich dich kenne, habe ich dich noch keinen ungerechten Handel anfangen ſehen. So nahm er Theil an meinen Unternehmungen und führte uns auf den Platz, wo wir, doch ohne Blutvergießen, mit Ehren den Streit endigten. Ich übergehe viele ſchöne Geſchichten dieſer Art, um von meiner Kunſt zu reden, um derentwillen ich eigentlich ſchreibe, und ich werde darin nur zu viel zu ſagen haben.

Man weiß, wie ich, mit einem loblichen Wetteifer, die Art und Kunſt des Lucagnola zu übertreffen ſuchte, und dabei die Geſchäfte eines Juweliers nicht verſäumte; eben ſo bemühte ich mich, die Geſchicklichkeiten anderer Künſtler nachzuahmen. Es war zur ſelbigen Zeit in Rom ein trefflicher Peruginer, mit Namen Lautizio, der nur Eine Profeſſion trieb, in dieſer aber auch einzig war. Es iſt gewöhnlich, daß in Rom jeder Cardinal ſein Wappen im Siegel führt. Dieſe Siegel ſind groß, wie die ganze Hand eines zehnjährigen Knaben, und da in dem Wappen viele Figuren vorkommen, ſo bezahlt man für ein ſolches hundert und mehr Scudi. Auch dieſem braven Manne wünſchte ich nachzueifern, obgleich ſeine Kunſt ſehr von den Künſten entfernt war, die ein Goldſchmied auszuüben hat; auch verſtand Lautizio nichts zu machen als nur dieſe Siegel. Ich aber befleißigte mich, nebſt andern Arbeiten, auch dieſes, und ſo ſchwer ich ſie auch

fand, ließ ich doch nicht nach, weil ich zu lernen und zu verdienen geneigt war.

Dann befand ſich in Rom ein andrer trefflicher Künſtler, von Mailand gebürtig, mit Namen Caradoſſa; er arbeitete bloß getriebene Medaillen von Metallblech und andere Dinge dieſer Art. Er machte einige Friedensbilder in halberhobener Arbeit, auch Crucifixe, einen Palm groß, von dem zarteſten Goldblech auf das vortrefflichſte gearbeitet, und ich wünſchte ihn mehr als jemanden zu erreichen. Ueberdieß fanden ſich andere Meiſter, welche Stahlſtempel, wodurch man die ſchönen Münzen hervorbringt, verfertigten. Alle dieſe verſchiedenen Arbeiten übernahm ich, und ſuchte ſie unermüdet zur Vollkommenheit zu bringen. Die ſchöne Kunſt des Emaillirens ließ ich mir gleichfalls angelegen ſeyn, und nahm mir darin einen unſerer Florentiner, der Amerigo hieß, den ich niemals perſönlich gekannt hatte, zum Vorbild. Niemand hat ſich, das ich wüßte, ſeiner göttlichen Arbeit genähert. Auch dieſe ſchweren Bemühungen legte ich mir auf, wo man ſein Werk und die Frucht ſeines Fleißes zuletzt dem Feuer überlaſſen muß, das alles wieder verderben kann; aber die Freude, die ich daran hatte, machte, daß ich die großen Schwierigkeiten für ein Ausruhen anſahe. Denn Gott und die Natur haben mir die glücklichſte Gabe, eine ſo gute und wohl proportionirte Complexion gegeben, daß ich damit frei alles was mir in den Sinn kam, ausrichten konnte.

Was ich in dieſen ſo ganz verſchiedenen Profeſſionen geleiſtet habe, werde ich an ſeinem Orte anzeigen.

Zu dieſer Zeit, ich war ungefähr drey und zwanzig Jahr alt, wüthete in Rom eine peſtilenzialiſche Krankheit, viele Tauſende ſtarben jeden Tag, und, dadurch geſchreckt, gewöhnte ich mich zu einer gewiſſen Lebensart die ich gemüthlich fand, und zwar durch folgenden Anlaß. An Feſttagen ging ich gewöhnlich nach Alterthümern aus und ſtudirte nach ihnen, entweder in Wachs, oder mit Zeichnen. Weil ſich nun viele ſchöne Sachen in den Ruinen finden, und dabei viele Tauben niſten, fand ich Vergnügen meine Büchſe gegen ſie zu brauchen. Nun gab ich öfters, aus Furcht vor der Peſt, und um allen menſchlichen Umgang zu fliehen, meinem Paulin das Gewehr auf die Schulter. Wir gingen allein nach jenen Alterthümern aus, und kamen gewöhnlich mit einer großen Beute nach Hauſe. Ich lud immer nur eine Kugel in das Gewehr und vergnügte mich, durch Kunſt und Geſchicklichkeit große Jagd zu machen. Ich hatte mir ſelbſt meine Büchſe eingerichtet, ſie war von außen und innen ſpiegelglatt; dazu machte ich mir ſelbſt das feinſte Schießpulver, wobei ich Geheimniſſe fand, die noch niemand entdeckt hatte; ich will nur dieſen Wink geben, daß ich, mit dem fünften Theil des Gewichts der Kugel, von meinem Pulver auf zweyhundert Schritte einen weißen Punct traf, worüber ſich die, welche das Handwerk verſtehen, gewiß verwundern werden.

So ein groſses Vergnügen fand ich an dieſer Uebung, daſs ſie mich manchmal von meiner Kunſt und von meinen Studien zu entfernen ſchien; allein ich zog, von der andern Seite, daraus wieder groſsen Vortheil, denn ich verbeſſerte dadurch meine Lebenskräfte, und die Luft war mir ſehr heilſam, da ich von Natur zur Melancholie geneigt bin. Dieſes Vergnügen erfreute mir gleich das Herz, ich ward geſchickter zur Arbeit, und mein Talent zeigte ſich mehr, als wenn ich immer bei meinen Studien und Uebungen blieb, ſo daſs mir am Ende meine Büchſe mehr zum Vortheil als zum Nachtheil gereichte.

Bei dieſer Gelegenheit hatte ich auch die Bekanntſchaft mit Antiquitätenſuchern gemacht, die den Lombardiſchen Bauern aufpaſsten, welche zu beſtimmten Zeiten nach Rom kamen, um die Weinberge zu bearbeiten, und im Umwenden des Erdreichs immer alte Medaillen, Achate, Praſem, Carniole und Cameen fanden; manchmal hatten ſie ſogar das Glück, Edelſteine, zum Beiſpiel Smaragde, Sapphire, Diamanten und Rubinen auszugraben. Jene Aufſucher kauften gewöhnlich ſolche Dinge von den Bauern für geringes Geld, und indem ich ſie öfters auf der Stelle antraf, zahlte ich ihnen wohl ſo viele Goldgulden als ſie Julier gegeben hätten. Ich verhandelte dieſe Dinge wieder, und ob ich dabei gleich wieder Zehn für Eins gewann, ſo machte ich mir doch dadurch faſt alle Cardinäle zu Freunden.

Um nur von den seltensten Stücken zu reden, die mir in die Hand fielen, nenne ich den Kopf eines Delphins, groß, wie eine mächtige Bohne, in dem schön gefärbtesten Smaragd, einen Minervenkopf in Topas, einer starken Nuß groß, einen Cameo mit Hercules und Cerberus, ein Werk, das unser großer Michelagnolo höchlich bewunderte. Unter vielen Münzen erhielt ich einen Jupiterskopf, von der größten Schönheit, und auf der andern Seite waren einige gleich treffliche Figuren gebildet.

Daß ich hier noch eine Geschichte erzähle, die früher vorfiel! Es kam ein großer Chirurgus nach Rom, der Meister Jacob da Carpi hieß; dieser treffliche Mann curirte unter andern besonders desperate Französische Uebel; er verstand sich sehr auf Zeichnung, und da er eines Tags vor meiner Werkstatt vorüberging, sah er zufälligerweise einige Handrisse, worunter sich wunderliche Vasen befanden, die ich zu meinem Vergnügen erfunden hatte; sie waren ganz verschieden von allem, was bis dahin gesehen worden war. Meister Jacob verlangte, ich sollte sie ihm von Silber machen, welches ich äußerst gern that, weil ich dabei meinen Grillen folgen konnte; er bezahlte mir sie gut; aber hundertfach war die Ehre, die sie mir verschafften. Denn die Goldschmiede lobten die Arbeit über die Maßen, und ich hatte sie nicht sobald ihrem Herrn übergeben, als er sie dem Papst zeigte und den andern Tag verreiste. Er war sehr gelehrt, und sprach zum

Erſtaunen über die Medicin. Der Papſt verlangte, er ſollte in ſeinen Dienſten bleiben, aber er ſagte: er wolle in keines Menſchen Dienſte treten, und wer ihn nöthig hätte, ſollte ihn aufſuchen. Es war ein verſchlagener Mann, und er that wohl von Rom wegzugehn, denn wenige Monate darauf befanden ſich alle, die er curirt hatte, viel ſchlimmer als vorher; ſie hätten ihn umgebracht, wenn er geblieben wäre.

Er zeigte meine Gefäße dem Herzog von Ferrara und vielen andern Herren, auch unſerm durchlauchtigſten Herzog, und ſagte: er habe ſie von einem großen Herrn in Rom erhalten, den er nur unter der Bedingung, daß er ihm dieſe Gefäße abträte habe curiren wollen; der Herr habe ſich ſehr geweigert, ihm verſichert, daß ſie antik ſeyen, und habe ihn gebeten, er möchte lieber alles andere verlangen; er aber ſey darauf beſtanden, und habe die Cur nicht eher begonnen, als bis er die Gefäße erhalten.

Dieſes erzählte mir Alberto Bendidio, der mir mit großen Umſtänden einige Copien wies, die in Ferrara in Thon gemacht worden waren. Ich lachte und ſagte nichts weiter. Der ſtolze Mann erzürnte ſich und rief: Du lachſt und ich ſage dir, ſeit tauſend Jahren iſt keiner geboren, der ſie nur zeichnen könnte. Ich war ſtill, um ihnen den großen Ruf nicht zu rauben, und ſchien ſie ſelbſt zu bewundern.

Viele Herren in Rom, und darunter auch einige meiner Freunde, ſprachen mit Verwunderung von dieſen

Arbeiten, die ſie ſelbſt für alt hielten: ich konnte meinen Stolz nicht bergen und behauptete, daß ich ſie gemacht habe; man wollte es nicht glauben, und zum Beweis machte ich neue Zeichnungen, denn die alten hatte Meiſter Jacob kläglich mitgenommen.

Die Peſt war vorüber, und ich hatte mich glücklich durchgebracht, aber viele meiner Geſellen waren geſtorben. Man ſuchte ſich wieder auf und umarmte freudig und getröſtet diejenigen, die man lebend antraf. Daraus entſtand in Rom eine Geſellſchaft der beſten Mahler, Bildhauer und Goldſchmiede, die ein Bildhauer von Siena, Namens Michelagnolo, ſtiftete; er durfte in ſeiner Kunſt ſich neben jedem andern zeigen, und man konnte dabei keinen gefälligern und luſtigern Mann finden. Er war der älteſte in der Geſellſchaft, aber der jüngſte ſeines Körpers; wir kamen wöchentlich wenigſtens zweymal zuſammen; Julius Romano und Franciscus Penni waren von den Unſern.

Schon hatten wir uns öfters verſammelt, als es unſerm guten Anführer beliebte, uns auf den nächſten Sonntag bei ſich zu Tiſche zu laden; jeder ſollte ſich ſeine Krähe mitbringen: das war der Name, den er unſern Mädchen gegeben hatte, und wer ſie nicht mitbrächte, ſollte zur Strafe die ganze Geſellſchaft zunächſt zu Tiſche laden. Wer nun von uns mit ſolchen Mädchen keinen Umgang hatte, mußte mit großen Koſten und Anſtalten, eine für den Tag ſich aufſuchen, um nicht beſchämt bei dem

herrlichen Gastmahl zu erscheinen. Ich dachte wunder, wie gut versehen ich wäre, denn ein sehr schönes Mädchen, mit Namen Pantasilea, war sterblich in mich verliebt; ich fand mich aber genöthigt, sie meinem besten Freunde Bachiacca zu überlassen, der gleichfalls heftig in sie verliebt war; darüber gab es einigen Verdruß, denn das Mädchen, als sie sah, daß ich sie so leicht abtrat, glaubte, daß ich ihre große Liebe schlecht zu schätzen wisse; darüber entstand mir ein böser Handel in der Folge, dessen ich an seinem Ort gedenken will.

Schon nahte sich die Stunde, da jeder mit seiner Krähe in die treffliche Gesellschaft kommen sollte. Bei einem solchen Spaße mich auszuschließen, hielt ich für unschicklich, und dann hatte ich wieder Bedenken, unter meinem Schutz und Ansehn irgend einen schlechten, gerupften Vogel einzuführen. Alsbald fiel mir ein Scherz ein, durch den ich die Freude zu vermehren gedachte. So entschlossen rief ich einen Knaben von sechzehn Jahren, der neben mir wohnte, den Sohn eines Spanischen Messingarbeiters; er hieß Diego, studirte fleißig Latein, war schön von Figur, und hatte die beste Gesichtsfarbe. Der Schnitt seines Gesichts war viel schöner als des alten Antinous; ich hatte ihn oft gezeichnet und in meinen Werken große Ehre dadurch eingelegt; er ging mit niemand um, so daß man ihn nicht kannte, war gewöhnlich sehr schlecht gekleidet, und nur in seine Studien verliebt; ich rief ihn in meine Wohnung und bat ihn,

daß er die Frauenkleider anlegen möchte, die er daselbst vorfand. Er war willig, zog sich schnell an, und ich suchte mit allerlei Schmuck sein reizendes Gesicht zu verschönern; ich legte ihm zwey Ringe, mit großen schönen Perlen, an die Ohren; die Ringe waren offen und klemmten das Läppchen, so als wenn es durchstochen wäre; dann schmückte ich seinen Hals mit goldnen Ketten und andern Edelsteinen, auch seine Finger steckte ich voll Ringe, nahm ihn dann freundlich beim Ohr und zog ihn vor meinen großen Spiegel; er erstaunte über sich selbst und sagte mit Zufriedenheit: Ist's möglich! das wäre Diego?

Ja, versetzte ich, das ist Diego, von dem ich niemals eine Gefälligkeit verlangt habe, nur gegenwärtig bitt' ich ihn, daß er mir den Gefallen thue, mit diesen Kleidern zu jener vortrefflichen Gesellschaft zu Tische zu kommen, von der ich ihm so oft erzählt habe. Der ehrbare, tugendsame und kluge Knabe schlug die Augen nieder und blieb eine Weile stille, dann hob er auf einmal sein himmlisches Gesicht auf und sagte: Mit Benvenuto komme ich! laß uns gehen! Darauf schlug ich ihm ein großes seidnes Tuch über den Kopf, wie die Römerinnen im Sommer tragen.

Als wir an dem Platz ankamen, waren schon alle beisammen und gingen mir sämmtlich entgegen. Michelagnolo von Siena, zwischen Julius Roman und Penni,

Und ſo täuſchen wir die Ferne,
Segnen alle holden Sterne,
Die mit Gaben Dich geſchmückt.
Neue Freude, neue Lieder
Grüßen Dich! erſcheine wieder,
Denn der neue Frühling blickt.

nahm den Schleier meiner ſchönen Figur ab, und wie er der allerluſtigſte und launigſte Mann von der Welt war, faßte er ſeine Freunde zu beiden Seiten an und nöthigte ſie, ſich ſo tief als möglich auf die Erde zu bücken. Er ſelbſt fiel auf die Knie, flehte um Barmherzigkeit, rief alle zuſammen und ſagte: Sehet nur, ſo ſehen die Engel im Paradieſe aus! Man ſagt immer nur Engel, aber da ſehet ihr, daß es auch Engelinnen gibt. Dann mit erhobener Stimme ſprach er: O ſchöner Engel, o würdiger Engel, beglücke mich, ſegne mich! Darauf erhob die angenehme Creatur lächelnd ihre Hand und gab ihm den päpſtlichen Segen. Michelagnolo erhub ſich und ſagte: dem Papſt küſſe man die Füße, den Engeln die Wangen! und ſo that er auch. Der Knabe ward über und über roth, und ſeine Schönheit erhöhte ſich außerordentlich.

Als wir uns weiter umſahen, fanden wir in dem Zimmer viele Sonette angeſchlagen, die jeder von uns gemacht und dem Michelagnolo zugeſchickt hatte. Das ſchöne Kind fing an ſie zu leſen und las ſie alle mit ſo viel Ausdruck, daß jederman erſtaunen mußte. Auf dieſe Weiſe wurde viel geſprochen, und jeder zeigte ſeine Verwunderung, davon ich nur die Worte des berühmten Julius erwähnen will. Nachdem er alle die Anweſenden und beſonders die Frauen angeſehen hatte, ſagte er: Lieber Michelagnolo! wenn ihr die Mädchen Krähen benennt, ſo habt ihr dießmal doppelt recht,

denn

denn ſie nehmen ſich noch ſchlimmer aus, als Krähen neben dem ſchönen Pfau.

Die Speiſen waren aufgetragen und Julius erbat ſich die Erlaubniß, uns die Plätze anzuweiſen; als es ihm geſtattet war, nahm er die Mädchen bei der Hand und ließ ſie alle an einer Seite und die meinige in der Mitte niederſitzen, alsdann die Männer an der andern Seite und mich in der Mitte, mit dem Ausdruck, daß ich dieſe Ehre wohl verdiente. Im Rücken unſerer Frauenzimmer war eine Wand von natürlichen Jasminen, worauf ſich die Geſtalten, und beſonders meiner Schönen, über alle Begriffe herrlich ausnahmen, und ſo genoſſen wir eines Gaſtmahls, das mit Ueberfluß und Zierlichkeit bereitet war. Gegen Ende des Tiſches kamen einige Singſtimmen zugleich mit einigen Inſtrumenten, und da ſie ihre Notenbücher bei ſich hatten, verlangte meine ſchöne Figur gleichfalls mitzuſingen. Sie leiſtete ſo viel mehr als die andern, daß Julius und Michelagnolo nicht mehr, wie vorher, munter und angenehm ſcherzten, ſondern, ernſthaft, wichtige und tiefſinnige Betrachtungen anſtellten.

Darauf fing ein gewiſſer Aurelius von Aſcoli, der ſehr glücklich aus dem Stegreif ſang, mit göttlichen und herrlichen Worten an, die Frauenzimmer zu loben. Indeſſen hörten die beiden Frauen, die meine ſchöne Figur in der Mitte hatten, nicht auf, zu ſchwätzen. Die eine erzählte, wie es ihr übel ergangen, und die

andere fragte mein Geſchöpfchen, wie ſie ſich geholfen hätte, wer ihre Freunde wären, wie lange ſie ſich in Rom befände und andere Dinge der Art. Indeſſen hatte Pantaſilea, meine Liebſte, aus Neid und Verdruß, auch allerlei Händel erregt, die ich der Kürze willen übergehe. Endlich wurden meiner ſchönen Figur, welche den Namen Pomona führte, die abgeſchmackten Zudringlichkeiten zur Laſt, und ſie drehte ſich verlegen bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Da fragte das Mädchen, das Julius mitgebracht hatte, ob ſie ſich übel befinde? Mit einigem Mißbehagen ſagte meine Schönheit ja! und ſetzte hinzu, ſie glaube ſeit einigen Monaten guter Hoffnung zu ſeyn, und fürchte ohnmächtig zu werden. Sogleich hatten ihre beiden Nachbarinnen Mitleid mit ihr, und wollten ihr Luft machen; da ergab ſich's, daß es ein Knabe war, ſie ſchrien, ſchalten und ſtanden vom Tiſche auf. Da erhub ſich ein lauter Lärm und ein unbändiges Gelächter. Michelagnolo verlangte die Erlaubniß, mich beſtrafen zu dürfen, und erhielt ſie unter großem Geſchrei. Er ſoll leben! rief der Alte aus; wir ſind ihm Dank ſchuldig, daß er durch dieſen Scherz unſer Feſt vollkommen gemacht hat; ſo endigte ſich dieſer Tag, von dem wir alle vergnügt nach Hauſe kehrten.

Sechstes Capitel.

Der Autor ahmt Türkische mit Silber damascirte Dolche nach. — Ableitung des Worts Grotteske von Zierrathen gebraucht. — Des Autors Fleiß an Medaillen und Ringen. — Seine Wohlthaten an Ludwig Pulci werden mit Undank belohnt. Leidenschaft des Pulci zu Pantasilea und tragisches Ende desselben. — Kühnes Betragen des Autors, der die Verliebten und ihr bewaffnetes Geleit angreift. — Der Autor entkommt und versöhnt sich mit Benvenuto von Perugia.

Wollte ich umständlich beschreiben, wie vielfach die Werke waren, welche ich für mehrere Personen vollendete, so hätte ich genug zu erzählen; gegenwärtig ist aber nur so viel nothwendig zu sagen: daß ich mich mit Sorgfalt und Fleiß, in allen den verschiedenen Künsten zu üben suchte, von Denen ich oben gesprochen habe. Ich fuhr beständig fort, mancherlei zu unternehmen, und weil ich meiner merkwürdigsten Arbeiten zu erwähnen gedenke, so soll es von Zeit zu Zeit am gehörigen Orte und zwar bald geschehen.

Obgedachter Michelagnolo von Siena, der Bildhauer, verfertigte zu selbiger Zeit das Grabmal des letztverstorbenen Papstes Adrian; Julius Romano, der

Mahler, war in des Marcheſe von Mantua Dienſte getreten, und die andern Freunde begaben ſich, nach und nach, dieſer da-, der andere dorthin, je nachdem er zu thun hatte, ſo daß jene treffliche Geſellſchaft faſt ganz auseinander ging.

Zu der Zeit kamen mir einige kleine Türkiſche Dolche in die Hände, wovon ſowohl Griff und Scheide, als auch die Klinge von Eiſen war; zugleich fand ſich auf dieſem Gewehr das ſchönſte Blätterwerk nach Türkiſcher Art eingegraben, und auf das zierlichſte mit Gold ausgelegt. Eine ſolche Arbeit reizte mich gewaltig, auch in dieſer Profeſſion etwas zu leiſten, die doch ſo verſchieden von meinen übrigen war, und als ich ſah, daß ſie mir auf's beſte gelang, fuhr ich fort mehrere dergleichen Gewehre zu machen, welche ſchöner und dauerhafter als die Türkiſchen ſelbſt ausfielen und zwar wegen verſchiedener Urſachen. Erſtlich, weil ich in meinem Stahl die Figuren tiefer untergrub, als es die Türkiſchen Arbeiter zu thun pflegen; zweytens, weil jenes Türkiſche Laubwerk eigentlich nur aus Arumsblättern mit einigen Aegyptiſchen Blümchen beſteht, die, ob ſie gleich etwas weniges Grazie haben, dennoch auf die Dauer nicht wie unſer Laubwerk gefallen.

Denn wir haben in Italien gar verſchiedene Arten, und die Künſtler ſelbſt arbeiten verſchieden. So ahmen die Lombarden den Epheu und wilden Wein nach, deren ſchöne Ranken ſehr angenehm zu ſehen ſind; die Floren-

tiner und Römer dagegen haben mit noch weit mehr Geſchmack gewählt: denn ſie bilden den Akanth mit ſeinen Blättern und Blumen, die ſich auf verſchiedene Weiſe herumſchlingen, und zwiſchen gedachten Blättern werden gewiſſe Vögel und verſchiedene Thiere angebracht, woran man erſt ſehen kann wer guten Geſchmack habe. Manches kann man auch von der Natur und den wilden Blumen lernen, z. B. von denen die man Löwenmäuler nennt, und was dergleichen mehr ſeyn mag; da denn die trefflichen Goldſchmiede ihre eignen Erfindungen hinzufügen.

Solche Arbeiten werden von den Unkundigen Grotteſken genannt; welche Benennung ſich von den Neueren herſchreibt, indem die aufmerkſamen Künſtler in Rom in manchen unterirdiſchen Höhlen dergleichen Zierrathen fanden; weil dieſe Orte ehemals als Zimmer, Stuben, Studienſäle und ſonſt gebraucht wurden, nun aber, da durch den Ruin ſo großer Gebäude jene Theile in die Tiefe gekommen ſind, gleichſam Höhlen zu ſeyn ſcheinen, welche in Rom Grotten genannt werden; daher denn, wie geſagt, der Name Grotteſken ſich ableitet. Die Benennung aber iſt nicht eigentlich. Denn wie die Alten ſich vergnügten, Monſtra zuſammen zu ſetzen, indem ſie die Geſtalten der Ziegen, Kühe und Stuten verbanden, ſo ſollten auch dieſe Verbindungen verſchiedener Pflanzen und Blätterarten Monſtra und nicht Grotteſken genannt werden. Auf dieſe Weiſe machte

ich solche wundersam zusammengesetzte Blätter, die viel schöner als die Türkischen anzusehen waren.

Auch begab sich's, daß in dieser Zeit in einigen alten Graburnen unter der Asche gewisse eiserne Ringe gefunden wurden, von den Alten schön mit Gold eingelegt. In jedem war ein kleiner Onyx gefaßt. Die Gelehrten, die darüber Untersuchungen anstellten, behaupteten, daß man diese Ringe getragen habe, um in allen seltsamen Fällen des Lebens, sowohl glücklichen als unglücklichen, bei gesetztem Gemüthe zu bleiben. Darauf machte ich verschiedene solche Ringe auf Verlangen einiger Herren, die meine großen Freunde waren. Ich nahm dazu den reinsten Stahl, und grub und legte die Zierrathen mit großer Sorgfalt ein; sie sahen sehr gut aus, und ich erhielt manchmal mehr als vierzig Scudi bloß für meine Arbeit.

Ferner bediente man sich zu jener Zeit goldener Medaillen, worauf ein jeder Herr und Edelmann irgend eine Grille, oder Unternehmung vorstellen ließ und sie an der Mütze trug. Dergleichen machte ich viele, ob es gleich eine sehr schwere Arbeit war. Bisher hatte sie der große geschickte Meister Caradosso, den ich schon genannt habe, verfertigt, und da gewöhnlich mehr als Eine Figur darauf bestellt wurde, verlangte er nicht weniger als hundert Goldgulden. Nun empfahl ich mich gedachten Herren, nicht weil jener so theuer, sondern weil er so langsam war, und arbeitete für sie unter an-

dern eine Medaille mit ihm um die Wette, worauf vier Figuren zu sehen waren, an welche ich großen Fleiß anwendete.

Als die Herren beide Arbeiten verglichen, gaben sie meiner den Vorzug, und behaupteten, sie sey schöner und besser als die andre, verlangten den Preis zu wissen und sagten: weil ich ihnen so sehr Genüge geleistet habe, so wünschten sie mir auch ein Gleiches zu thun. Darauf antwortete ich: die größte Belohnung, nach der ich am meisten gestrebt habe, sey, die Kunst eines so vortrefflichen Mannes zu erreichen, und wenn mir, nach dem Urtheil der Herren, diese Absicht geglückt sey, so fände ich mich überflüssig bezahlt. Als ich darauf fortging, schickten sie mir ein so freigebiges Geschenk nach, daß ich sehr zufrieden seyn konnte, und meine Lust zu arbeiten dergestalt zunahm, daß die Folgen daraus entstanden, die man künftig vernehmen wird.

Nun muß ich mich aber ein wenig von meiner Profession entfernen, um einige unangenehme Zufälle meines mühseligen Lebens zu erzählen.

Man wird sich erinnern, daß ich oben, indem ich von jener trefflichen Gesellschaft und von den anmuthigen Scherzen sprach, die bei Gelegenheit des verkleideten Knaben vorgekommen waren, auch einer Pantasilea gedachte, die erst eine falsche und beschwerliche Liebe zu mir zeigte, nun aber auf mich äußerst erzürnt war, weil sie glaubte, daß ich sie damals höchlich beleidigt habe.

Sie hatte geſchworen, ſich zu rächen, und fand dazu Gelegenheit. Da ich denn beſchreiben will, wie ſich mein Leben in der größten Gefahr befand, und zwar verhielt es ſich damit folgendermaßen:

Als ich nach Rom kam, fand ich daſelbſt einen jungen Menſchen, der Ludwig Pulci hieß, Sohn desjenigen Pulci, dem man den Kopf abſchlug, weil er ſich ſeiner eignen Tochter nicht enthielt. Dieſer junge Menſch hatte einen trefflichen poetiſchen Geiſt, ſchöne Kenntniſſe der Lateiniſchen Literatur, ſchrieb ſehr gut und war über die Maßen ſchön und anmuthig. Er hatte ſich ich weiß nicht von welchem Biſchof getrennt, und ſtak tief in den Franzöſiſchen Uebeln. Meine Bekanntſchaft mit ihm ſchrieb ſich noch aus Florenz her, wo man ſich in Sommernächten auf den Straßen häufig verſammelte, und woſelbſt dieſer Jüngling ſich mit den beſten Liedern aus dem Stegreif hören ließ. Sein Geſang war ſo angenehm, daß der göttlichſte Michelagnolo Buonarotti, der trefflichſte Bildhauer und Mahler, immer ihn zu hören ging, ſobald er ihn nur anzutreffen wußte; dabei war ein gewiſſer Goldſchmied Piloto und ich in ſeiner Geſellſchaft.

Da wir uns nun nach zwey Jahren in Rom fanden, entdeckte er mir ſeinen traurigen Zuſtand und bat mich um Gottes willen, ich möchte ihm helfen! Mich bewegten ſeine großen Talente, die Liebe des gemeinſamen Vaterlands und meine eigene, mitleidige Natur; ich

nahm ihn in's Haus und ließ ihn heilen, ſo daß er, als ein junger Menſch, ſehr bald wieder hergeſtellt war. Indeſſen ſtudirte er ſehr fleißig, und ich hatte ihn mit vielen Büchern, nach meinem Vermögen, verſehen. Für dieſe große Wohlthat dankte er mir oft mit Worten und Thränen, und ſagte: wenn ihm nur Gott die Gelegenheit gäbe, ſo wolle er ſich gewiß erkenntlich bezeigen. Darauf gab ich zur Antwort: Ich habe nur gethan, was ich gekonnt, nicht was ich gewollt. Die Schuldigkeit der menſchlichen Geſchöpfe ſey, einander zu Hülfe zu kommen. Er möchte nur die Wohlthat, die ich ihm erzeigt, auch wieder einem andern erweiſen, der ſeiner gleichfalls bedürfen könne. Uebrigens ſolle er mein Freund ſeyn, und mich für den ſeinigen halten.

Darauf bemühte er ſich um ein Unterkommen am Römiſchen Hof, welches er auch bald fand. Er ſchloß ſich an einen Biſchof an, einen Mann von achtzig Jahren, den man den Biſchof von Urgenis nannte. Dieſer hatte einen Neffen, Herrn Johannes, einen Venezianiſchen Edelmann, welcher ſehr große Vorliebe für die Talente des Ludwig Pulci zeigte, und ihn unter dieſem Scheine ganz und gar an ſich zog, ſo daß beide zuſammen in der größten Vertraulichkeit lebten. Ludwig konnte ihm daher nicht verſchweigen, wie ſehr er mir wegen ſo vieler Wohlthaten verbunden ſey, deßhalb mich Herr Johannes wollte kennen lernen.

Nun begab ſich's, unter andern, daß ich eines

6.

Dem 30 Januar 18.

Von Osten will das holde Licht
Nun glänzend uns vereinen,
Und schön're Stunden fand' es nicht
Als diesem Tag zu scheinen.

7.

Vorüber führt ein herrliches Geschick
Erbahne Helden, hochverehrte Frauen;
Nun fesselt uns des heut'gen Tages Glück
Als Bleibende Dich unter uns zu schauen.

8.

Soll auch das Wort sich hören lassen?
Der Tag ist schon, der Raum ist klein;
So mag die Inschrift kurz sich fassen:
Ein Herz wie alle sie sind Dein.

Abends gedachter Pantasilea ein kleines Essen gab, wozu ich viele meiner kunstreichen Freunde eingeladen hatte. Eben als wir uns zu Tische setzen wollten, trat Herr Johannes mit gedachtem Ludwig herein, und nach einigen Complimenten blieben sie bei uns.

Als das unverschämte Weib den schönen Jüngling sah, warf sie gleich die Augen auf ihn. Deßwegen rief ich nach eingenommenem Essen sogleich Ludwig bei Seite und sagte: wenn er bekenne, mir manches schuldig zu seyn, so solle er sich auf keine Weise mit diesem Weibsbild einlassen. Darauf versetzte er: Wie, mein Benvenuto, haltet ihr mich denn für unsinnig. Nicht für unsinnig, sagte ich, aber für jung! dabei schwur ich, daß mir an ihr nichts gelegen sey; aber wohl an ihm, und daß es mir leid thun sollte, wenn er um ihrentwillen den Hals bräche. Darauf schwur er und bat Gott, daß er den Hals brechen möge, wenn er sich mit ihr einließe! Diesen Schwur mag er wohl von ganzem Herzen gethan haben, denn dasselbe begegnete ihm, wie wir nachher vernehmen werden.

Leider entdeckte man bald an Herrn Johannes, nicht eine tugendsame, sondern eine unreine Liebe zu dem jungen Menschen, denn dieser erschien fast alle Tage in neuen sammt- und seidenen Kleidern. Man konnte leicht erkennen, daß er seine schönen Tugenden abgeschafft und sich ganz dem Verbrechen ergeben hatte. So that er denn auch, als wenn er mich nicht sähe, noch kenne;

denn ich hatte ihn einmal zur Rede geſtellt, und ihm ſeine Laſter vorgeworfen, worüber er nach ſeinen eigenen Worten den Hals brechen ſollte. Unter andern hatte ihm auch Herr Johannes einen ſchönen Rappen gekauft und dafür hundert und funfzig Scudi gegeben. Dieſes Pferd war trefflich zugeritten, und Ludwig ließ es alle Tage vor den Fenſtern der Pantaſilea ſeine Männchen machen. Ich bemerkte es wohl, bekümmerte mich aber nicht darum, und ſagte vielmehr: jedes Ding wolle nach ſeiner Weiſe leben, und hielt mich an meine Arbeit.

Nun begab ſich's, einen Sonntag Abends, daß uns Michelagnolo von Siena der Bildhauer zu Tiſche lud; es war im Sommer, und Bachiacca, von dem ich ſchon geſprochen habe, war auch geladen. Dieſer hatte die Pantaſilea mitgebracht, als ihr alter Kunde. So ſaßen wir zu Tiſche. Auf einmal gab ſie Leibſchmerzen vor, ſtand auf, und verſprach ſogleich wieder zu kommen. Indeſſen wir nun auf's anmuthigſte ſcherzten und ſpeiſ-ten, blieb ſie etwas länger als billig aus. Ich horchte zufälligerweiſe, und es kam mir vor, als wenn ich auf der Straße, ganz leiſe, wiſpern hörte; ich hatte eben das Tiſchmeſſer in der Hand.

Da ich nah an dem Fenſter ſaß, erhub ich mich ein wenig, ſah den Ludwig mit Pantaſilea zuſammen, und hörte jenen ſagen: Wehe! wenn uns der Teufel Benve-nuto ſehen ſollte. Darauf antwortete ſie: Seyd nur ruhig! hört, welchen Lärm ſie machen! ſie denken an ganz

was anders, als an uns. Kaum hatte ich dieſe Worte gehört, als ich mich zum Fenſter hinaus auf die Straße warf, und Ludwig bei der Jacke erwiſchte, den ich gewiß würde mit meinem Meſſer ermordet haben, wenn er nicht ſeinen Schimmel geſpornt und mir die Jacke in der Hand gelaſſen hätte. So rettete er ſein Leben, und flüchtete mit Pantaſilea in eine benachbarte Kirche.

Sogleich ſtanden alle Gäſte vom Tiſche auf, folgten mir nach und baten mich, daß ich doch weder mich noch ſie um ſo einer Creatur willen beunruhigen ſollte. Da ſagte ich, um der Dirne willen würde ich mich nicht gerührt haben; aber der ſchändliche Jüngling bringe mich auf, der mir ſo wenig Achtung bezeige! Und ſo ließ ich mich durch die Worte dieſer trefflichen Männer nicht bewegen, nahm meinen Degen und ging hinaus auf die Wieſen, denn das Haus in dem wir ſpeiſ'ten, war nahe am Thore des Caſtells das dahinaus führt. Es dauerte nicht lange, ſo ging die Sonne unter, und ich kehrte mit langſamen Schritten nach Rom zurück.

Schon war es Nacht und dunkel, und die Thore von Rom noch nicht geſchloſſen. Gegen zwey Uhr ging ich an dem Hauſe der Pantaſilea vorbei und hatte mir vorgeſetzt, wenn ich Ludwig bei ihr fände, beiden etwas Unangenehmes zu erzeigen. Da ich aber daſelbſt nur eine Magd antraf, die Corida hieß, ging ich nach meiner Wohnung, legte die Jacke und die Scheide des Degens weg, und kehrte zu jenem Hauſe zurück, das hinter

den Bänken an der Tiber lag. Gegenüber war der Garten eines Wirthes der sich Romolo nannte, und zwar mit einer starken Hagebuttenhecke eingefaßt; in diese versteckte ich mich und wartete, daß das Mädchen mit Ludwig nach Hause kommen sollte.

Nach einiger Zeit kam mein Freund, der gedachte Bachiacca; er mochte sich's nun vorgestellt, oder es mochte ihm jemand meinen Aufenthalt verrathen haben, genug er rief mich ganz leise: Gevatter! denn so nannten wir einander, im Scherze; er bat mich, um Gottes willen, und sagte fast weinend: Lieber Gevatter, thue doch dem armen Mädchen nichts zu Leide, denn sie hat nicht die mindeste Schuld! Darauf versetzte ich: Wenn ihr euch nicht sogleich hinwegpackt, so schlage ich euch diesen Degen um die Ohren. Mein armer Gevatter erschrak und es fuhr ihm in den Leib, so daß er nicht weit gehen konnte, ohne den Forderungen der Natur zu gehorchen.

Der Himmel stand voll Sterne, und die Hellung war sehr groß. Auf einmal hörte ich einen Lärm, von mehreren Pferden, die hüben und drüben vorwärts kamen. Es war Ludwig und Pantasilea, begleitet von einem gewissen Herrn Benvenuto von Perugia, Kämmerer des Papstes Clemens. Sie hatten noch vier tapfre Hauptleute aus gedachter Stadt bei sich, nicht weniger einige brave, junge Soldaten; es mochten mehr als zwölf Degen seyn.

Da ich das merkte, betrachtete ich, daß kein Weg vor mir war zu entkommen; ich wollte in der Hecke verborgen bleiben, aber die Dornen ſtachen und hetzten mich ſo, daß ich faſt einen Sprung zu thun und zu fliehen dachte. Zu gleicher Zeit hatte Ludwig die Pantaſilea um den Hals gefaßt und ſagte: Ich will dich doch in Einem Zug fortküſſen, und wenn der Verräther Benvenuto darüber raſend werden ſollte. Nun ärgerten mich die Worte des Burſchen um deſto mehr, als ich ſchon von den Hagebutten zu leiden hatte. Da ſprang ich hervor und rief, mit ſtarker Stimme: Ihr ſeyd alle des Todes! Der erſte Hieb meines Degens traf die Schulter Ludwigs und weil ſie den armen Jungen mit Harniſchen und anderm ſolchen Eiſenwerk überblecht hatten, that es einen gewaltigen Schlag. Der Degen wandte ſich, und traf die Pantaſilea an Naſe und Mund. Beide Perſonen fielen auf die Erde, und Bachiacca mit halbnackten Schenkeln, ſchrie und floh. Sodann wendete ich mich mit Kühnheit gegen die andern. Dieſe wackern Leute die den großen Lärm vernahmen, der im Wirthshaus indeſſen entſtanden war, glaubten es ſey ein Heer von hundert Mann daſelbſt, und legten tapfer die Hand an den Degen. Indeſſen wurden ein Paar Pferdchen unter der Truppe wild, und warfen ihre Reiter, die von den bravſten waren, herab und die übrigen ergriffen die Flucht. Ich erſah meinen Vortheil und entkam mit großer Schnelligkeit dieſem Handel, von dem

ich Ehre genug davon trug, und das Glück nicht mehr als billig versuchen wollte.

In dieser unmäßigen Unordnung hatten sich einige Soldaten und Hauptleute selbst mit ihren Degen verwundet. Herr Benvenuto der Kämmerer war von seinem Maulthiere herabgestoßen und getreten worden, und ein Diener, der den Degen gezogen hatte, fiel zugleich mit seinem Herrn und verwundete ihn übel an der Hand. Das war Ursache, daß dieser auf seine Peruginiſche Weiſe ſchwur: Bei Gott, Benvenuto ſoll den Benvenuto Lebensart lehren!

Nun trug er einem ſeiner Hauptleute auf, mich herauszufordern. Dieſer war vielleicht kühner als die andern; aber, weil er zu jung war, wußte er ſich nicht zu benehmen. Er kam, mich in dem Hauſe eines Neapolitaniſchen Edelmanns aufzuſuchen, der mir bei ſich gern eine Zuflucht erlaubte, theils weil er einige Sachen meiner Profeſſion geſehen und zugleich die Richtung meines Körpers und Geiſtes zu kriegeriſchen Thaten, wozu er auch ſehr geneigt war, bemerkt hatte. Da er mir nun nach ſeiner großen Liebe Recht gab und ich ſchon hartnäckig genug war, ertheilte ich jenem Hauptmann eine ſolche Antwort, daß es ihm wohl gereuen mochte, vor mich getreten zu ſeyn.

Wenige Tage darauf, als die Wunden Ludwigs, der Pantaſilea und anderer ſich einigermaßen geſchloſſen hatten, wurde gedachter, großer Neapolitaniſcher Ca-

valier, von Herrn Benvenuto, bei dem sich die Wuth wieder mochte gelegt haben, ersucht, zwischen mir und Ludwig Frieden zu stiften. Dabei ward erklärt, daß die tapfern Soldaten, die nichts weiter mit mir zu thun hätten, mich nur wollten kennen lernen. Der Herr antwortete darauf: er wolle mich hinbringen, wohin sie verlangten, und würde mich gerne zum Frieden bewegen; aber man müsse von beiden Seiten nicht viel Worte machen; denn eine umständliche Erklärung würde ihnen nicht zur Ehre gereichen, es sey genug, zusammen zu trinken und sich zu umarmen, er wolle das Wort führen, und wolle ihnen mit Ehren durchhelfen. So geschah es auch!

Einen Donnerstag Abends führte er mich in das Haus des Herrn Benvenuto, wo sich alle die Kriegsleute befanden; die bei dieser Niederlage gewesen waren; sie saßen noch alle zu Tische. Im Gefolge meines Edelmanns waren dreyßig tapfere, wohlbewaffnete Männer, worauf Herr Benvenuto nicht vorbereitet war. Der Edelmann trat zuerst in den Saal und ich nach ihm; darauf sagte er: Gott erhalte euch, meine Herren! hier sind wir, Benvenuto und ich, den ich wie meinen leiblichen Bruder liebe. Wir kommen hieher, um alles zu thun, was euch beliebt. Herr Benvenuto, der den Saal nach und nach mit so vielen Personen gefüllt sah, versetzte darauf: Friede wollen wir und nichts weiter! Ferner versprach er, daß der Gouverneur von Rom und

seine

seine Leute mir nichts in den Weg legen sollten. So war der Friede gemacht, und ich kehrte sogleich zu meiner Werkstatt zurück.

Nicht eine Stunde konnte ich ohne den gedachten Edelmann leben, entweder er schickte nach mir, oder er kam, mich zu besuchen. Indessen war Ludwig Pulci geheilt, und ließ sich alle Tage auf seinem Rappen sehen. Einst als es ein wenig regnete, sollte das Pferd seine Künste vor Pantasileens Thüre sehen lassen, es strauchelte und fiel, und stürzte auf den Reiter, er brach den Schenkel des rechten Fußes und starb im Hause der Pantasilea in wenig Tagen. So war der Schwur erfüllt, den er so ernstlich vor Gott gethan hatte, und so sieht man, daß der Höchste die Guten, so wie die Bösen bemerkt, und einem jeden nach seinen Verdiensten geschehen läßt.

Siebentes Capitel.

Der Herzog von Bourbon belagert Rom. Es wird eingenommen und geplündert. — Der Autor tödtet den Herzog von Bourbon, durch Büchsenschüsse von der Mauer. — Er flüchtet in's Castell Sanct Angelo, wo er als Bombardier angestellt wird, und sich außerordentlich hervorthut. — Der Prinz von Oranien fällt auf einen Kanonenschuß des Autors. — Der Papst erkennt die Dienste des Benvenuto. — Das Castell Sanct Angelo geht über durch Vertrag.

1527.

Schon war alles in Waffen! Papst Clemens hatte sich vom Herrn Johann von Medicis einige Haufen Soldaten ausgebeten, welche auch ankamen; diese trieben so wildes Zeug in Rom, daß es gefährlich war, in öffentlichen Werkstätten zu arbeiten. Deßwegen zog ich in ein gutes Haus hinter den Bänken, und arbeitete daselbst für alle meine Freunde; doch bedeuteten in der Zeit meine Arbeiten nicht viel, und ich schweige deßhalb davon. Ich vergnügte mich damals viel mit Musik und andern ähnlichen Lustbarkeiten.

Papst Clemens hatte indessen, auf Anrathen des Herrn Jacob Salviati, die fünf Compagnien des

Johann von Medicis, der ſchon in der Lombardie umgekommen war, wieder verabſchiedet. Bourbon, der erfuhr daß keine Soldaten in Rom waren, drang mit ſeinem Heer gerade auf die Stadt. Bei dieſer Gelegenheit griff jederman zu den Waffen, und Alexander del Bene, deſſen Freund ich war, und dem ich ſchon einmal, zu der Zeit als die Colonneſer nach Rom kamen, das Haus bewacht hatte, bat mich, bei dieſer wichtigen Gelegenheit, daß ich funfzig bewaffnete Männer aufbringen, und an ihrer Spitze, wie vormals, ſein Haus bewachen ſolle. Ich brachte funfzig der tapferſten jungen Leute zuſammen, und wir wurden bei ihm wohl unterhalten und bezahlt.

Schon war das Bourboniſche Heer vor den Mauern von Rom, und Alexander bat mich, ich möchte mit ihm ausgehen. Wir nahmen einen der beſten Leute mit, und unterwegs ſchlug ſich noch ein junger Menſch zu uns, der Cecchino della Caſa hieß. Wir kamen auf die Mauern bei'm Campo Santo, und ſahen das mächtige Heer das alle Gewalt anwendete, grade an dieſem Flecke, in die Stadt zu dringen. Die Feinde verloren viel, man ſtritt mit aller Macht, und es war der dickſte Nebel. Ich kehrte mich zu Alexandern und ſagte: Laß uns ſo bald als möglich nach Hauſe gehen, hier iſt kein Mittel in der Welt; jene kommen herauf, und dieſe fliehen. Alexander ſagte erſchrocken: Wollte Gott, wir wären gar nicht hergekommen! und wendete ſich mit

9.

Zum 15. Februar 1812.

Wer Marmor hier und Erz und Elfenbein erblickt
Und was noch sonst von Stoff die edle Kunst beschickt,
Der denkt: wie möchten wir mit emsigem Fleiß
Und treuem Sinn das alles umgestalten,
In tausend Bildern Ihren hohen Preis
Und unsre Liebe zu entfalten!

10.

Die Blumen, in den Wintertagen,
Versammeln froh sich hier zu Hauf,
Mit heitern Blicken uns zu sagen:
An Ihrem Fest blüht alles auf.

großer Heftigkeit nach Hause zu gehen. Ich tadelte ihn und sagte: Da ihr mich hergeführt habt, müssen wir auch irgend etwas Männliches thun! Und so kehrte ich meine Büchse gegen den Feind, und zielte in ein recht dichtes Gedräng nach einem, den ich über die andern erhoben sah; der Nebel aber ließ mich nicht unterscheiden, ob er zu Fuß oder zu Pferd sey. Ich wendete mich zu Alexandern und Cecchino, und sagte ihnen, wie sie auch ihre Büchsen abschießen, und sich dabei vor den Kugeln der Feinde in Acht nehmen sollten. So feuerten wir unsere Gewehre zweymal ab. Darauf schaute ich behutsam über die Mauer, und sah einen ganz außerordentlichen Tumult unter ihnen. Es war der Connetable von Bourbon von unsern Schüssen gefallen; denn, wie man nachher vernahm, so war es der gewesen, den ich über die andern erhoben gesehen hatte. Wir machten, daß wir über Campo Santo wegkamen, gingen durch St. Peter, und gelangten mit größter Schwierigkeit zu dem Thore der Engelsburg; denn die Herren Rienzo da Ceri, und Oratio Baglioni verwundeten und erschlugen alle, die von der Vertheidigung der Mauer zurückweichen wollten. Schon aber war ein Theil der Feinde in Rom, und wir hatten sie auf dem Leibe. Der Castellan wollte eben das Fallgatter niederlassen, es ward ein wenig Platz, und wir kamen noch hinein. Sogleich faßte mich der Capitän Pallone, von den Mediceern, an, als einen der zum Hause des Papstes gehörte, und führte

mich hinauf auf die Bastey, so daß ich wider Willen Alexandern verlassen mußte.

Zu gleicher Zeit war Papst Clemens über die Galerien des Castells gekommen; denn er wollte nicht früher aus seinem Palaste gehen, und glaubte nicht, daß die Feinde in die Stadt dringen würden. So war ich nun mit den andern eingesperrt, und fand mich nicht weit von einigen Kanonen, die ein Bombardier von Florenz Namens Julian in Aufsicht hatte. Dieser sah durch eine Oeffnung des Mauerkranzes sein Haus plündern, und Weib und Kinder herumschleppen; er unterstand sich nicht zu schießen, aus Furcht die Seinigen zu treffen, warf die Lunte auf die Erde, und zerriß, heulend und schreiend, das Gesicht; eben so thaten einige andere Bombardiere. Deßwegen nahm ich eine Lunte, ließ mir von einigen helfen, die nicht solche Leidenschaften hatten, richtete die Stücke dahin, wo ich es nützlich glaubte, erlegte viele Feinde und verhinderte, daß die Truppen, die eben diesen Morgen nach Rom hereinkamen, sich dem Castell nicht zu nahe wagten; denn vielleicht hätten sie sich dessen in diesem Augenblicke bemächtigt, wenn man ihnen nicht das grobe Geschütz entgegengestellt hätte. So fuhr ich fort zu feuern, darüber mich einige Cardinäle und Herren von Herzen segneten und anfeuerten, so daß ich, voller Muth und Eifer das Möglichste zu thun, fortfuhr. Genug, ich war Ursache, daß diesen Morgen das Castell erhalten wurde, und so hielt ich

mich den ganzen Tag dazu, da denn nach und nach die übrigen Artilleristen sich wieder zu ihren Diensten bequemten.

Papst Clemens hatte einem großen Römischen Edelmann, Herrn Antonius Santa Croce, die sämmtlichen Artilleristen untergeben. Gegen Abend, während daß die Armee von der Seite di Trastevere hereinkam, trat dieser treffliche Mann zu mir, war sehr freundlich, und stellte mich bei fünf Stücke auf den höchsten Ort des Schlosses, zunächst dem Engel; man kann daselbst rings herumgehen, und sieht sowohl nach Rom hinein, als hinauswärts. Er untergab mir so viel Leute als nöthig war, reichte mir eine Löhnung voraus und wies mir Brot und ein wenig Wein an; dann bat er mich, ich möchte auf die Weise, wie ich angefangen, fortfahren. Nun hatte ich manchmal zu dieser Profession mehr Lust, als zu der meinen gehabt, und jetzt that ich solche Dienste um so lieber, als sie mir sehr zu statten kamen. Da es Nacht wurde, sah ich, der ich ohnedem zu neuen und wunderbaren Sachen immer ein großes Verlangen trug, vor der Zinne des Castells, wo ich war, den schrecklichen und erstaunlichen Brand von Rom, den so viele, die in den übrigen Winkeln des Castells steckten, nicht gewahr wurden.

So fuhr ich einen ganzen Monat fort, als so lange Zeit wir im Castell belagert waren, die Artillerie zu bedienen, und ich erzähle nur die merkwürdigsten Vorfälle,

die mit dabei begegneten. Obgedachter Herr Antonio von Santa Croce hatte mich vom Engel herunter gerufen, um nach Häusern in der Nachbarschaft des Castells zu schießen, in die man einige Feinde hatte schleichen sehen. Indem ich schoß, kam eine Kugel von außen, traf die Ecke einer Zinne, und nahm ein großes Stück davon mit, das mich zwar traf, doch aber mir keinen großen Schaden that. Die ganze Masse schlug mir auf die Brust, nahm mir den Athem, so daß ich für todt zur Erde fiel; doch hörte ich alles, was die Umstehenden sagten. Unter diesen beklagte sich Herr Santa Croce am meisten, und rief: o wehe! sie haben uns unsere beste Hülfe genommen! Auf solchen Lärm kam einer meiner Gesellen herbeigelaufen, der Franz der Pfeifer hieß, aber mehr auf die Medicin als auf die Musik studirte; dieser machte einen Ziegel heiß, streute eine gute Hand Wermuth darauf, spritzte Griechischen Wein darüber, und legte mir den Stein auf die Brust, da wo der Schlag sichtbar war. Durch die Tugend des Wermuths erlangte ich sogleich meine verlornen Kräfte wieder; ich wollte reden, aber es ging nicht, denn einige dumme Soldaten hatten mir den Mund mit Erde verstopft, und glaubten mir damit die Communion gereicht zu haben. Wahrhaftig sie hätten mich dadurch beinahe excommunicirt; denn ich konnte nicht wieder zu Athem kommen, und die Erde machte mir mehr zu schaffen, als der Schlag.

Da ich mich nun erholt hatte, ging ich wieder mit

aller Sorgfalt und Tapferkeit an meinen Dienſt. Papſt Clemens hatte nach dem Herzog von Urbino um Hülfe geſchickt, der ſich bei dem Venetianiſchen Heere befand, der Abgeſandte hatte den Auftrag, ſeiner Excellenz zu ſagen, daß, ſo lange das Caſtell ſich hielte, alle Abend drey Feuer auf dem Gipfel angezündet, und drey Kanonenſchüſſe dreymal wiederholt werden ſollten. Ich hatte den Befehl die Feuer zu unterhalten, und die Stücke loszubrennen. Unterdeſſen fuhren die Feinde fort, übel zu hauſen, und ich richtete bei Tage mein Geſchütz dahin, wo es ihnen den meiſten Schaden that. Der Papſt wollte mir deßhalb beſonders wohl, weil er ſahe, daß ich mein Geſchäft mit der größten Aufmerkſamkeit betrieb; der Entſatz des Herzogs blieb außen, und es iſt hier der Platz nicht, die Urſachen aufzuzeichnen.

Indeſſen ich das teufliſche Handwerk trieb, kamen einige Cardinäle mich zu beſuchen, am meiſten der Cardinal Ravenna und de Gaddi, denen ich öfters ſagte, ſie ſollten nicht herauskommen, weil man ihre rothen Käppchen von weitem ſähe, und man deßwegen von den benachbarten Gebäuden, z. B. von Torre de Benni, uns das größte Uebel zufügen könnte; am Ende ließ ich ſie ausſperren, welches ſie mir äußerſt übel nahmen.

Auch kam oft Herr Oratio Baglioni zu mir, der mir ſehr wohl wollte. Eines Tages ſah er, indem wir ſprachen, in einem Wirthshauſe vor dem Thor des Caſtells einige Bewegungen. An dieſem Gebäude war

das Zeichen der Sonne zwiſchen zwey Fenſtern mit rother Farbe angemahlt, die Fenſter waren zu, und er glaubte, daß an der Wand hinter der Sonne eine Geſellſchaft Soldaten bei Tiſche ſäße und ſchmauſte. Deßwegen ſagte er: Benvenuto! wenn du Luſt hätteſt, einen Schuß auf dieſe Sonne zu richten, ſo würdeſt du gewiß ein gutes Werk thun; denn es iſt dort herum ein großer Lärm, es müſſen Leute von Bedeutung ſeyn. Ich antwortete darauf: Herr, es iſt was Leichtes, den Schuß zu thun, aber die Mündung der Kanone kommt nahe an den Korb mit Steinen, der auf der Mauer ſteht, und die Heftigkeit des Feuers und der Luft werden ihn hinunter werfen. Beſinne dich nicht lange, antwortete er ſogleich, und der Korb wird, wie er ſteht, nicht fallen, und fiel er auch, und ſtünde der Papſt drunten, ſo wäre das Uebel kleiner als du denkſt. Schieße! ſchieße! Ich dachte nicht weiter nach und traf, wie ich verſprochen hatte, in die Mitte der Sonne; aber auch der Korb fiel, wie ich geſagt hatte, und ſtürzte grade zwiſchen den Cardinal Farneſe und Herrn Jacob Salviati hinein, und hätte ſie erſchlagen, wenn ſie ſich nicht eben glücklicherweiſe gezankt hätten. Denn der Cardinal warf Herrn Jacob vor, er ſey Schuld an der Verheerung Roms; darüber ſchimpften ſie einander beide, und waren im Zorn ein wenig auseinander getreten. Als nun unten im Hofe der große Lärm entſtand, eilte Herr Oratio ſchnell hinab, und ich ſchaute über

die Mauer, wohin der Korb gefallen war, und hörte einige sagen: man sollte die Kanoniere gleich todt schlagen. Deßwegen rüstete ich zwey Falconette grade auf meine Treppe; fest entschlossen, den ersten, der herauf käme, mit meinem Feuer zu empfangen. Es kamen auch wirklich einige Diener des Cardinals Farneſe und schienen Auftrag zu haben mir etwas Unangenehmes zu erzeigen. Deßwegen trat ich vor mit der Lunte in der Hand. Einige davon kannte ich, und rief: bei'm Himmel! wenn ihr euch nicht gleich wegmacht, und sich einer unterſteht, dieſe Treppe herauf zu kommen; hier habe ich zwey Falconette ganz bereit, mit dieſen will ich euch ſchlecht bewillkommen. Geht, ſagt dem Cardinal, ich habe gethan, was meine Obern mir befohlen haben, und was wir thun, geſchieht zum Beſten der Pfaffen, nicht um ſie zu beleidigen.

Hierauf kam Oratio Baglioni gleichfalls heraufgelaufen; ich traute nicht, und rief ihm zu: er ſolle zurückbleiben, oder ich würde nach ihm ſchießen. Er hielt an, nicht ohne Furcht, und ſagte: Benvenuto! ich bin dein Freund — Ich verſetzte: wenn ihr allein ſeyd, ſo kommt nur dießmal, wenn ihr wollt.

Dieſer Herr war ſehr ſtolz, beſann ſich einen Augenblick und ſagte mit Verdruß: Ich hätte Luſt nicht mehr zu dir hinauf zu kommen, und grade das Gegentheil zu thun von dem, was ich für dich im Sinn hatte. Ich ſagte: wie ich hierher geſetzt ſey andere zu vertheis

digen, ſo würde ich auch im Nothfall mich ſelbſt zu ſchützen wiſſen. Darauf ſagte er: Ich komme allein! und als er herauf ſtieg, ſah ich, daß er ſich mehr als billig verfärbt hatte; deßwegen legte ich die Hand an den Degen und war auf meiner Hut. Darüber fing er an zu lachen; die Farbe kam in ſein Geſicht zurück, und er ſagte mir, auf die freundlichſte Weiſe von der Welt: Mein Bewenute! ich will dir ſo wohl, als ich vermag, und wenn mit Gottes Willen die Zeit kommt, ſollſt du es erfahren. Wollte Gott, du hätteſt die beiden Schurken erſchlagen. Der eine iſt Schuld an ſo großem Unheil, und von dem andern iſt vielleicht noch etwas Schlimmeres zu erwarten. Alsdann erſuchte er mich, ich ſolle nicht ſagen, daß er im Augenblick da der Korb hinabgeſtürzt, bei mir geweſen ſey, und übrigens ruhig bleiben. Der Lärm war groß und dauerte eine Weile fort.

Indeſſen that ich alle Tage etwas Bedeutendes mit meinen Stücken, und erwarb die gute Meinung und Gnade des Papſtes. Er ſtand einſt auf der runden Baſtey und ſah auf den Wieſen einen Spaniſchen Hauptmann, den er, an einigen Merkmalen, für einen ehemaligen Diener erkannte, und ſprach darüber mit ſeinen Begleitern. Ich war oben beim Engel und wußte nichts davon; aber ich ſah einen Mann, der mit einem Spieß in der Hand, an den Laufgräben arbeiten ließ, und ganz roſenfarb gekleidet war. Ich überlegte was

ich ihm anhaben konnte, wählte ein Stück, lud es mit Sorgfalt, und richtete es im Bogen auf den rothen Mann, der aus einer Spanischen Großsprecherey den Degen quer vor dem Leibe trug. Meine Kugel traf den Degen, und man sah den Mann, in zwey Stücke getheilt, niederfallen.

Der Papst, der so etwas nicht erwartete, theils weil er nicht glaubte daß eine Kugel so weit reichen konne, theils weil es ihm unbegreiflich war den Mann in zwey Stücke getheilt zu sehen, ließ mich rufen, und ich erzählte ihm umständlich, welche Sorgfalt ich beim Schießen gebraucht hatte; wie aber der Mann in zwey Theile getheilt worden, konnte ich so wenig als er erklären.

Ich kniete nieder, und bat ihn, er möchte mir diesen Todtschlag und die übrigen, die ich von hier aus im Dienste der Kirche begangen hatte, vergeben. Darauf erhub er die Hand, und machte ein gewaltiges Kreuz über meine ganze Figur, segnete mich, und verzieh mir alle Mordthaten, die ich jemals im Dienste der Apostolischen Kirche verübt hatte und noch verüben würde. Ich ging wieder hinauf, fuhr fort zu schießen, und traf immer besser; aber mein Zeichnen, meine schönen Studien, meine angenehme Musik gingen mir alle im Rauch fort, und ich hätte wunderbare Sachen zu erzählen, wenn ich alle schönen Thaten aufzeichnen wollte, welche ich in diesem grausamen Höllenwesen verrichtet

habe. Ich will nur noch gedenken, daß ich den Feind durch anhaltendes Feuer verhinderte, seine Ablösungen durch den Porton von St. Spirito zu führen, worauf er mit großer Unbequemlichkeit jedesmal einen Umweg von drey Miglien machen mußte.

Einige Zeit vorher hatte Papst Clemens, der die dreyfachen Kronen und die sämmtlichen schönen Juwelen der Apostolischen Kammer retten wollte, mich kommen lassen, und schloß sich mit mir und seinem Cavalier in sein Zimmer ein. Dieses Cavalierchen war ein Franzos und diente sonst im Stall des Herrn Philipp Strozzi; der Papst hatte ihn aber wegen großer Dienste sehr reich gemacht, und vertraute ihm, ob er gleich von der niedrigsten Herkunft war, wie sich selbst. Sie legten mir die Kronen und die sämmtlichen Edelsteine vor, und trugen mir auf, sie aus ihrer goldnen Fassung auszubrechen. Ich that es, dann wickelten wir jeden Edelstein in ein Stückchen Papier, und näheten sie dem Papst und dem Cavalier in die Falten der Kleider. Sie gaben mir darauf das Gold, das ungefähr zweyhundert Pfund betrug, mit dem Auftrag, es auf's heimlichste zu schmelzen. Ich ging hinauf zum Engel, wo mein Zimmer war, das ich verschließen konnte, und erbaute sogleich einen Windofen, richtete unten einen ziemlich großen Aschenherd ein; oben lag das Gold auf Kohlen, und fiel, so wie es schmolz, in den Herd herunter.

Eleonore.

Wenn's jemand ziemt zu ſprechen mit Vertrauen
So ziemt es mir: ich ſtelle heut den Chor
Gebildeter und liebevoller Frauen,
Der ſich ſo gern um Sie verſammelt, vor.
Mir iſt vergönnt an Ihr hinaufzuſchauen,
Mich zu erquicken an dem friſchen Flor,
Der jede Stunde neuen Werth bethätigt,
Und Frauenwürde ewiglich beſtätigt.

Indessen der Ofen arbeitete, paßte ich beständig auf, wie ich dem Feind einen Abbruch thun könnte, und richtete in den Laufgräben großen Schaden an. Gegen Abend kam einer sehr schnell auf einem Maulthier geritten, der mit den Leuten in der Tranchee sprach; ich und die Meinigen schossen so gut, daß das Maulthier todt zur Erde fiel, und der Reiter verwundet weggetragen wurde. Darauf entstand ein großer Tumult in den Laufgräben, und ich feuerte noch einigemal hin. Es war der Prinz von Oranien, den sie bald darauf in ein nahes Wirthshaus trugen, und in kurzem versammelte sich daselbst der ganze Adel des Kriegsheeres.

Kaum hatte der Papst die That vernommen, als er mich rufen ließ und sich näher erkundigte. Ich erzählte ihm den Fall und fügte hinzu, es müsse ein Mann von großer Bedeutung seyn, weil sich in dem gedachten Wirthshaus alles versammle. Der Papst, dem dieß zu einem guten Gedanken Anlaß gab, ließ Herrn Santa Croce rufen und sagte, er solle uns andern Bombardieren befehlen, unser Geschütz auf gedachtes Haus zu richten, und wir sollten auf das Zeichen eines Flintenschusses sämmtlich auf einmal losschießen, wodurch das Haus zusammenstürzen und die Häupter des feindlichen Heeres umkommen würden. Die Soldaten ohne Anführer würden sich alsdann zerstreuen, und so würde Gott sein Gebet erhören, das er so eifrig thue, ihn von diesen Räubern zu befreien. Wir richteten unser Ge-

ſchütz nach dem Befehl des Herrn Santa Croce und erwarteten das Zeichen.

Dieſes vernahm der Cardinal Orſino und fing an, ſich mit dem Papſte zu ſtreiten. Man ſolle, ſagte er, einen ſolchen Schlag nicht ſo leichtſinnig thun, ſie wären eben im Begriff eine Capitulation zu ſchließen, und die Truppen, wenn ſie keine Anführer hätten, würden erſt recht unbändig werden und das Caſtell ſtürmen, darüber denn alles zu Grunde gehen müßte. Der arme Papſt, in Verzweiflung ſich von innen und außen verrathen zu ſehen, widerrief ſeinen Befehl, ich aber konnte mich nicht halten, gab Feuer und traf einen Pfeiler des Hofes, an den ſich viele Perſonen lehnten; ich muß ihnen dadurch viel Schaden zugefügt haben, denn ſie verließen das Haus. Der Cardinal Orſini ſchwur, daß er mich wollte hängen, oder auf irgend eine Weiſe umbringen laſſen, aber der Papſt vertheidigte mich ſehr lebhaft.

Sobald das Gold geſchmolzen war, trug ich es zum Papſte, er dankte mir auf's beſte, und befahl dem Cavalier, daß er mir fünf und zwanzig Scudi geben ſolle, entſchuldigte ſich zugleich, daß er gegenwärtig nicht mehr entbehren könne.

Achtes Capitel.

Der Autor kehrt nach Florenz zurück und kauft seinen Bann ab. — Horatio Baglioni möchte ihn zum Soldatenstand bereden; aber auf seines Vaters Bitten geht er nach Mantua. — Er findet seinen Freund Julius Romano daselbst, der seine Kunst dem Herzog empfiehlt. — Eine unvorsichtige Rede nöthigt ihn von Mantua zu gehen. — Er kommt nach Florenz zurück, wo sein Vater indeß und die meisten seiner Bekannten an der Pest gestorben. — Gutes Verhältniß zwischen ihm und Michelagnolo Buonarotti, durch dessen Empfehlung er bei seinen Arbeiten sehr aufgemuntert wird. — Geschichte Friedrichs Ginori. — Bruch zwischen Papst Clemens und der Stadt Florenz. — Der Autor folgt einem Rufe nach Rom.

Wenig Tage darauf kam die Capitulation zu Stande, und ich machte mich mit Herrn Oratio Baglioni auf den Weg nach Perugia, wo mir derselbe die Compagnie übergeben wollte. Ich mochte sie aber damals nicht annehmen, sondern verlangte meinen Vater zu besuchen und meine Verbannung von Florenz abzukaufen. Herr Oratio, der eben in Florentinische Dienste getreten war, empfahl mich einem ihrer Abgeordneten, als einen von den Seinigen, und so eilte ich mit einigen andern Gesellen in die Stadt. Die Pest wüthete gewaltsam in derselben, und meine Ankunft machte dem alten Vater große Freude, er glaubte, ich sey bei der Verheerung Roms umgekom-

kommen, oder würde doch wenigstens nackt zu ihm zurückkehren. Schnell erzählte ich ihm die Teufeleyen von der Verheerung und Plünderung und steckte ihm eine Anzahl Scudi in die Hand, die ich auch auf gut soldatisch gewonnen hatte, und nachdem wir uns genug geliebkos't, gingen wir zu den Achten, um den Bann abzukaufen. Es war derselbige Mann noch darunter, der mich ehemals verdammt und meinem Vater die harten Worte gesagt hatte. Mein Alter ließ nicht undeutlich merken, daß die Sache jetzt ganz anders stehe, und bezog sich auf die Protection des Herrn Oratio, mit nicht geringer Zufriedenheit. Ich ließ mich dadurch verleiten, ihm zu erzählen, daß Herr Oratio mich zum Hauptmann erwählt habe, und daß ich nun daran denken müsse, die Compagnie zu übernehmen. Mein Vater, über diese Eröffnung bestürzt, bat mich um Gottes Willen, von diesem Vorsatz abzulassen; er wisse zwar, daß ich hierzu, wie zu größern Dingen geschickt sey; sein anderer Sohn, mein Bruder, sey aber schon ein so braver Soldat, und ich möchte doch die schöne Kunst, die ich so viele Jahre getrieben, nicht auf einmal hintansetzen. Er traute mir nicht, ob ich gleich versprach ihm zu gehorchen; denn als ein kluger Mann sah er wohl ein, daß, wenn Herr Oratio käme, ich, sowohl um mein Versprechen zu erfüllen, als auch aus eigner Neigung, mich in den Krieg begeben würde, und so suchte er mich auf eine gute Art von Florenz zu entfernen. Er gab mir bei der entsetzlichen

Pest seine Angst zu bedenken, er fürchte immer mich angesteckt nach Hause kommen zu sehen, er erinnerte sich einiger vergnügter Jugendjahre in Mantua und der guten Aufnahme, die er daselbst gefunden; er beschwur mich, je eher je lieber, dorthin zu gehen, und der ansteckenden Seuche auszuweichen. Ich war niemals in Mantua gewesen und mochte überhaupt gern die Welt sehen, daher entschloß ich mich zu reisen, ließ den größten Theil meines Geldes dem Vater und empfahl ihn der Sorge einer Schwester, die Cosa hieß, und die, da sie sich zum ehelichen Stand nicht entschließen konnte, als Nonne in das Kloster St. Orsula gegangen war; sie sorgte dabei für den alten Vater, und nahm sich einer jüngern Schwester an, die an einen Bildhauer verheirathet war. So empfing ich meines Vaters Segen und machte auf einem guten Pferde den Weg nach Mantua.

Ich hätte viel zu erzählen, wenn ich beschreiben wollte, wie es mir unterwegs gegangen ist; denn die Welt war voll Pest und Krieg, so daß ich diese kleine Reise nur mit vieler Schwierigkeit zurücklegte.

Sobald ich anlangte, sah ich mich nach Arbeit um, und ward von Meister Nicolaus von Mailand, dem Goldschmiede des Herzogs, aufgenommen. Einige Tage hernach ging ich den trefflichen Julius Romano zu besuchen, den ich von Rom aus kannte, der mich auf das freundschaftlichste empfing und übel nahm daß ich nicht bei ihm abgestiegen war. Er lebte als ein großer

Herr, und baute für den Herzog außen vor der Stadt ein herrliches Werk, das man noch immer bewundert.

Julius ſäumte nicht, mit dem Herzog von mir auf's ehrenvollſte zu ſprechen, der mir auftrug, ein Modell zu machen zu einem Käſtchen, um das Blut Chriſti darin aufzunehmen, von welchem ſie ſagen, daß Longin es nach Mantua gebracht habe. Darauf wendete er ſich zu Herrn Julius und ſagte: er möchte mir eine Zeichnung gedachter Arbeit machen. Herr Julius aber antwortete: Benvenuto iſt ein Mann der keine fremden Zeichnungen bedarf, und Sie werden es, gnädiger Herr, ſelbſt geſtehen, ſobald Sie ſein Modell ſehen werden. Ich machte alſo zuerſt eine Zeichnung zum Reliquienkäſtchen, in welches man die Ampulle bequem ſetzen konnte; dann machte ich ein Modellchen von Wachs für eine Figur oben drauf; ſie ſtellte einen ſitzenden Chriſtus vor, der in der linken, erhöhten Hand ein Kreuz hielt, woran er ſich lehnte; mit der rechten ſchien er die Wunde der Bruſt zu eröffnen. Dieſes Modell gefiel dem Herzog außerordentlich; er bezeigte mir darüber die größte Gunſt und gab mir zu verſtehen daß er mich in ſeinem Dienſte zu behalten wünſche.

Indeſſen hatte ich ſeinem Bruder, dem Cardinal, meine Aufwartung gemacht; dieſer erbat ſich von dem Herzog, daß ich ihm ſein großes Siegel machen dürfte, welches ich auch anfing. Unter der Arbeit überfiel mich das viertägige Fieber, und der Paroxysmus machte mich

jederzeit rasend; da verfluchte ich Mantua und seinen Herrn und jeden der daselbst zu verweilen Lust habe. Diese Worte wurden dem Herzog durch einen Goldschmied hinterbracht, der ungern sah daß der Fürst sich meiner bediente; und über diese meine kranken Worte zürnte der Herr mit mir. Ich war dagegen auf seine Residenz verdrießlich, und wir hegten also beide einen Groll gegen einander. In vier Monaten hatte ich mein Siegel geendigt, so wie andere kleine Arbeiten für den Herzog, unter dem Namen des Cardinals. Dieser bezahlte mich reichlich, bat mich aber, daß ich nach Rom, in jenes herrliche Vaterland zurückkehren möchte, wo wir uns erst gekannt hatten.

Mit einer guten Summe Scudi reis'te ich von Mantua und kam nach Governo, wo der tapfere Herr Johann von Medicis umgekommen war. Hier ergriff mich ein kleiner Fieberanfall, der aber meine Reise nicht verhinderte, denn die Krankheit blieb an dem Ort und war mir nicht wieder beschwerlich.

In Florenz eilte ich sogleich nach meines Vaters Haus und klopfte stark an; da guckte ein tolles, bucklichtes Weib aus dem Fenster, hieß mich mit vielen Scheltworten fortgehen und betheuerte, daß ich angesteckt sey. Ich sagte darauf: Verruckter Buckel! ist niemand anders im Hause als du, so soll's dein Unglück seyn. Laß mich nicht länger warten! rief ich mit lauter Stimme. Ueber diesen Lärm kam eine Nachbarin heraus, die mir sagte,

mein Vater und alle vom Hauſe ſeyen geſtorben, meine jüngere Schweſter Liberata, die auch ihren Mann verloren habe, ſey nur noch allein übrig, und ſey von einer frommen Dame aufgenommen worden. Ich hatte ſchon ſo etwas vermuthet und erſchrak deßwegen weniger.

Unterwegs nach dem Wirthshauſe fand ich zufälligerweiſe einen Freund, an deſſen Hauſe ich abſtieg. Wir gingen ſodann auf den Markt, wo ich erfuhr daß mein Bruder noch lebte, und ſich bei einem Bekannten aufhielt. Wir ſuchten ihn ſogleich und hatten beide unendliche Freude uns wieder zu ſehen, denn jedem war die Nachricht von des andern Tod zugekommen. Alsdann lachte er, nahm mich bei der Hand und ſagte: Komm! ich führe dich an einen Ort, den du nicht vermutheſt; ich habe Schweſter Liberaten wieder verheirathet; ſie hält dich auch für todt. Unterwegs erzählten wir einander die luſtigſten Geſchichten, die uns begegnet waren, und als wir zu meiner Schweſter kamen, war ſie über die unerwartete Neuigkeit dergeſtalt außer ſich, daß ſie mir ohnmächtig in die Arme fiel. Niemand ſprach ein Wort, und der Mann, der nicht wußte, daß ich ihr Bruder war, verſtummte gleichfalls. Mein Bruder erklärte das Räthſel; man kam der Schweſter zu Hülfe, die ſich bald wieder erholte, und nachdem ſie den Vater, die Schweſter, den Mann und einen Sohn ein wenig beweint hatte, machte ſie das Abendeſſen zurecht. Wir feyerten auf das anmuthigſte ihre Hochzeit und ſprachen

nicht mehr von Todten, ſondern waren luſtig und froh, wie es ſich bei einem ſolchen Feſte geziemet.

Bruder und Schweſter baten mich gar ſehr in Florenz zu bleiben, und mich von meiner Luſt, nach Rom zu gehen, nicht hinreißen zu laſſen. Auch mein alter Freund, Peter Landi, der mir in meinen Verlegenheiten ſo treulich beigeſtanden hatte, rieth mir in meiner Vaterſtadt zu verweilen, um zu ſehen wie die Sachen abliefen; denn man hatte die Medicis wieder verjagt, und zwar Herrn Hippolyt, der nachher Cardinal, und Herrn Alexandern, der Herzog ward. Ich fing an auf dem neuen Markte zu arbeiten, faßte viel Juwelen und gewann ein anſehnliches Geld.

Zu der Zeit war ein Saneſer, Mazetti genannt, aus der Türkey, wo er ſich lange aufgehalten hatte, nach Florenz gekommen. Er beſtellte bei mir eine goldne Medaille, am Hute zu tragen. Er war ein Mann von lebhaftem Geiſt und verlangte, ich ſolle ihm einen Hercules machen, der dem Löwen den Rachen aufreißt. Ich ſchritt zum Werke, und Michelagnolo Buonarotti kam meine Arbeit zu ſehen, und, theils weil ich mir alle Mühe gegeben hatte, die Stellung der Figur und die Bravour des Löwen auf eine ganz andere Weiſe als meine Vorgänger abzubilden, theils auch, weil die Art zu arbeiten dem göttlichen Michelagnolo gänzlich unbekannt war, rühmte er mein Werk auf's höchſte, ſo daß bei mir das Verlangen etwas Wichtiges zu machen,

auf das äußerſte vermehrt wurde. Darüber ward mir das Juwelenfaſſen verleidet, ſo viel Geld es auch eintrug.

Nach meinem Wunſche beſtellte bei mir ein junger Mann, Namens Friedrich Ginori, gleichfalls eine Medaille; er war von erhabenem Geiſte, war viele Jahre in Neapel geweſen, und hatte ſich daſelbſt, als ein Mann von ſchöner Geſtalt und Gegenwart, in eine Prinzeſſin verliebt. Er wollte den Atlas mit der Himmelskugel auf dem Rücken vorgeſtellt haben, und bat den göttlichſten Michelagnolo, ihm eine kleine Zeichnung zu machen. Dieſer ſagte: Gehet zu einem gewiſſen jungen Goldſchmied, der Benvenuto heißt, der euch gut bedienen wird und einer Zeichnung nicht bedarf; damit ihr aber nicht denkt, daß ich in einer ſolchen Kleinigkeit ungefällig ſeyn könne, will ich euch eine Zeichnung machen, Benvenuto mag indeſſen ein Modell boſſiren und das beſte kann man alsdann in's Werk ſetzen.

Friedrich Ginori kam zu mir und ſagte mir ſeinen Willen, zugleich auch, wie ſehr Michelagnolo mich gelobt hatte. Da ich nun vernahm, daß ich ein Wachsmodell machen ſollte, indeſſen der treffliche Mann zeichnete, gab mir das einen ſolchen Trieb, daß ich mit der größten Sorgfalt mich an die Arbeit machte. Da ſie geendigt war, brachte mir ein genauer Freund des Michelagnolo, der Mahler Bugiardini, die Zeichnung des Atlas, alsdann wies ich ihm und Juliano mein Modell, das ganz ver-

12.

An Herrn Abbate Bondi.

Aus jenen Ländern ächten Sonnenſcheines
Beglückten oft mich Gaben der Gefilde:
Agrumen reizend, Feigen ſüß und milde,
Der Mandeln Milch, die Feuerkraft des Weines.

So manches Muſenwerk erregte meines
Nordländ'ſchen Geiſtes innigſte Gebilde,
Wie an Achilleus lebensreichem Schilde
Erfreut' ich mich des günſtigſten Vereines.

Und daß ich mich daran begnügen könnte
War mir ſogar ein Kunſtbeſitz bereitet,
Erquickend mich durch Anmuth wie durch Stärke.

Doch nichts erſchien im größeren Momente,
Voll innern Werths, von ſo viel Glück begleitet,
Als durch Louiſen, Bondi, deine Werke.

ſchieden von der Zeichnung des groſſen Mannes war, und beide beſchloſſen, daß das Werk nach meinem Modell gemacht werden ſollte. So fing ich es an, Michelagnelo ſah es und ertheilte mir und meinem Werk das gröſte Lob. Die Figur war aus Goldblech getrieben und hatte den Himmel als eine Kryſtallkugel auf dem Rücken, auf welche der Thierkreis eingeſchnitten war. Beides hatte einen Grund von Lapis Lazuli und nahm ſich äuſſerſt reizend aus. Unten ſtanden die Worte: Summum tulisse juvat. Giuori war ſehr zufrieden, bezahlte mich auf's freigebigſte, und machte mir die Bekanntſchaft von Herrn Ludwig Alamanni, der ſich eben in Florenz aufhielt, brachte ihn oft in mein Haus und war Urſache, daß ich mir dieſes trefflichen Mannes Freundſchaft erwarb.

Indeſſen hatte der Papſt Clemens der Stadt Florenz den Krieg angekündigt. Man bereitete ſich zur Vertheidigung, und in jedem Quartier richtete man die Bürgermiliz ein. Ich equipirte mich reichlich und ging mit den gröſten Florentiniſchen von Adel um, die ſich ſehr bereit und einig zur Vertheidigung der Stadt zeigten. Nun fanden ſich die jungen Leute mehr als gewöhnlich zuſammen, und man ſprach von nichts, als von dieſen Anſtalten. Einmal, um die Mittagsſtunde, ſtand eine Menge Menſchen, worunter ſich die erſten jungen Edelleute befanden, um meine Werkſtatt, als ich einen Brief von Rom bekam. Es ſchrieb mir ihn ein Mann, der Mei-

ſter Jacob vom Kahn genannt wurde, weil er zwiſchen Ponte Siſto und Sanct Angelo die Leute überſetzte. Dieſer Meiſter Jacob war ein ſehr geſchickter Mann und führte die gefälligſten und geiſtreichſten Reden. Er war ehemals in Florenz ein Verleger bei'm Tuchmacherhandwerk geweſen. Papſt Clemens war ihm ſehr günſtig und hörte ihn gerne reden. Als er ſich eines Tages mit ihm unterhielt, kamen ſie auch auf die Belagerung der Engelsburg zu ſprechen, der Papſt ſagte viel Gutes von mir, und fügte hinzu: wenn er wüßte wo ich wäre, möchte er mich wohl wieder haben. Meiſter Jacob ſagte: ich ſey in Florenz; der Papſt trug ihm auf, mich einzuladen, und nun ſchrieb er mir: ich ſollte wieder Dienſte bei'm Papſt nehmen, es würde mein Glück ſeyn.

Die jungen Leute wollten wiſſen, was der Brief enthalte; ich aber verbarg ihn, ſo gut ich konnte, ſchrieb an Meiſter Jacob und bat ihn, er möchte mir, weder im Böſen, noch im Guten ſchreiben, und mich mit ſeinen Briefen verſchonen. Darauf ward ſeine Begierde nur noch größer, und er ſchrieb mir einen andern Brief, der ſo ganz und gar das Maß überſchritt, daß es mir übel bekommen wäre, wenn ihn jemand geſehen hätte. Es ward mir darin im Namen des Papſtes geſagt: daß ich ſogleich kommen ſolle! Meiſter Jacob meinte dabei: Ich thäte wohl, wenn ich alles ſtehen und liegen ließe und mich nicht mit den raſenden Narren gegen den Papſt auflehnte.

Der Anblick dieſes Briefes erregte in mir eine ſolche Furcht, daß ich ſchnell meinen lieben Freund Landi aufzuſuchen eilte. Er ſah mich mit Verwunderung an, und fragte was ich habe, da ich ihm ſo ſehr in Bewegung ſchien. Ich ſagte, daß ich ihm mein Anliegen nicht eröffnen könne, ich bat ihn nur die Schlüſſel zu nehmen, die ich ihm überreichte, und daß er Edelſteine und Gold, dieſem und jenem, den er auf meinem Buch würde geſchrieben finden, zurückgeben ſollte. Dann möchte er meine Sachen zu ſich nehmen und ſie nach ſeiner gewöhnlichen liebevollen Art verwahren, in wenig Tagen wollte ich ihm melden, wo ich mich befände.

Vielleicht ſtellte er ſich ſelbſt die Sache ungefähr vor und ſagte: Lieber Bruder, eile nur jetzt, dann ſchreibe mir, und wegen deiner Sachen ſey völlig unbeſorgt. So that ich denn auch und hatte recht mich ihm zu vertrauen; denn er war der treueſte, weiſeſte, redlichſte, verſchwiegenſte, liebevollſte Freund, den ich jemals gehabt habe.

Neuntes Capitel.

Der Autor kehrt nach Rom zurück und wird dem Papst vorgestellt. Unterredung zwischen ihm und seiner Heiligkeit. Der Papst überträgt ihm eine vortreffliche Goldschmied- und Juweliers-Arbeit. Nach des Papstes Wunsch wird er als Stempelschneider bei der Münze angestellt, ungeachtet sich die Hofleute und besonders Pompeo von Mailand, des Papstes Günstling, dagegen setzen. — Schöne Medaille nach seiner Erfindung. — Streit zwischen ihm und Bandinelli dem Bildhauer.

Von Rom aus gab ich ihm sogleich Nachricht. Ich hatte daselbst einen Theil meiner alten Freunde gefunden, von denen ich auf's beste aufgenommen ward. Ein alter Goldschmied, Raphael del Moro genannt, berühmt in seiner Kunst, und übrigens ein braver Mann, lud mich ein in seiner Werkstatt zu arbeiten und ihm an einigen wichtigen Werken zu helfen, wozu ich mich gern entschloß, und einen guten Verdienst fand.

Schon über zehen Tage war ich in Rom und hatte mich noch nicht bei Meister Jacob sehen lassen: er begegnete mir von ungefähr, empfing mich sehr gut und fragte, wie lange ich in Rom sey? Als ich ihm sagte, ungefähr vierzehn Tage, nahm er es sehr übel und sagte mir: es schien, daß ich mir aus einem Papste wenig mache, der

mir ſchon dreymal habe angelegentlich ſchreiben laſſen. Eben dieſe verwünſchten Briefe hatten mich in Verdruß und Verlegenheit geſetzt, ich war böſe darüber und gab ihm keine Antwort. Dieſer Mann war unerſchöpflich in Worten, es ſtrömte nur ſo aus dem Munde; ich wartete daher, bis er müde war, und ſagte dann ganz kurz: er möchte mich nur gelegentlich zum Papſte führen! Darauf antwortete er: es ſey immer Zeit, und ich verſicherte ihn daß ich immer bereit ſey. So gingen wir nach dem Palaſte, es war am grünen Donnerſtage, und wir wurden in die Zimmer des Papſtes, er als bekannt und ich als erwartet, ſogleich eingelaſſen.

Der Papſt, nicht ganz wohl, lag im Bette, Herr Jacob Salviati und der Erzbiſchof von Capua waren bei ihm. Er freute ſich außerordentlich mich wieder zu ſehen, ich küßte ihm die Füße, und ſo beſcheiden als möglich trat ich etwas näher und gab ihm zu verſtehen, daß ich etwas von Wichtigkeit ihm zu eröffnen hätte. Er winkte mit der Hand und die beiden Herren traten weit hinweg. Sogleich fing ich an: Heiligſter Vater! ſeit der Plünderung habe ich weder beichten noch communiciren können: denn man will mir die Abſolution nicht ertheilen. Der Fall iſt der: Als ich das Gold ſchmolz, und die Mühe übernahm, die Edelſteine auszubrechen, befahl Eure Heiligkeit dem Cavalier, daß er mir etwas Weniges für meine Mühe reichen ſolle; ich erhielt aber nichts von ihm, vielmehr hat er mir unfreundliche Worte gegeben.

Ich ging hinauf, wo ich das Gold geſchmelzen hatte, durchſuchte die Aſche, und fand ungefähr anderthalb Pfund Geld, in Körnern, ſo groß wie Hirſen. Nun hatte ich nicht ſo viel Geld, um mit Ehren nach Hauſe zu kommen, ich dachte mich dieſes Goldes zu bedienen und den Werth zurück zu geben, ſobald ich im Stande wäre. Nun bin ich hier zu den Füßen Eurer Heiligkeit, des wahren Beichtigers, erzeigen Sie mir die Gnade mich frei zu ſprechen, damit ich beichten und communiciren könne und, durch die Gnade Eurer Heiligkeit, auch die Gnade Gottes wieder erlangen möge.

Darauf verſetzte der Papſt, mit einem ſtillen Seufzer, vielleicht daß er dabei ſeiner vergangenen Noth gedachte: Benvenuto! ich bin gewiß, daß du die Wahrheit redeſt: ich kann dich von allem, was du irgend begangen haſt, frei ſprechen, und ich will es auch; deßwegen bekenne mir, frei und offenherzig, alles was du auf dem Herzen haſt, und wenn es den Werth einer meiner Kronen ausmachte, ſo bin ich ganz bereit, dir zu verzeihen.

Darauf antwortete ich: Mehr betrug es nicht, als was ich geſagt habe, denn es war nicht gar der Werth von hundert und funfzig Ducaten; ſo viel zahlte man mir in der Münze von Perugia dafür, und ich ging damit meinen armen Vater zu tröſten.

Der Papſt antwortete: Dein Vater war ein geſchickter, guter und braver Mann und du wirſt auch nicht

ausarten; es thut mir leid, daß es nicht mehr war; aber das, was du angibst, schenke ich dir, und verzeihe dir. Sage das deinem Beichtvater und wenn er Bedenken hat, so soll er sich an mich selbst wenden. Hast du gebeichtet und communicirt, so laß dich wieder sehen, es soll dein Schade nicht seyn.

Da ich mich vom Papste zurückzog, traten Meister Jacob und der Erzbischof von Capua herbei. Der Papst sagte sehr viel Gutes von mir, und erzählte, daß er mich Beichte gehört und losgesprochen habe; dann sagte er dem Erzbischof, er solle nach mir schicken und hören, ob ich sonst noch etwas auf dem Herzen habe, auch mich in allem absolviren, wozu er ihm vollkommene Gewalt gebe, und solle mir überhaupt so freundlich seyn als möglich.

Indem wir weggingen, fragte mich Meister Jacob sehr neugierig, was für Geheimnisse und für lange Unterhaltung ich mit dem Papst gehabt hätte; worauf ich ihm antwortete, daß ich es weder sagen wollte noch könnte, und daß er mich nicht weiter fragen sollte.

Ich that alles, was mir der Papst befohlen hatte, und als die beiden Festtage vorbei waren, ging ich ihn zu besuchen. Er war noch freundlicher als das erstemal und sagte: Wenn du ein wenig früher nach Rom kamest, so ließ ich dich die zwey Kronen machen, die wir im Castell ausgebrochen haben; aber außer der Fassung der Juwelen gehört wenig Geschicklichkeit dazu, und ich will dich zu einer andern Arbeit brauchen, wo du zeigen

kannſt, was du verſtehſt. Es iſt der Kopf von dem Pluvial, der in Geſtalt eines mäßigen Tellers, von einer halben, auch einer drittel Elle im Durchſchnitt, gemacht wird; darauf will ich einen Gott Vater, in halb erhabener Arbeit ſehen, und in der Mitte des Werks ſoll ein ſchöner Diamant, mit vielen andern koſtbaren Edelſteinen angebracht werden. Caradoſſo hat ſchon einen angefangen und wird niemals fertig; den deinigen mußt du bald enden, denn ich will auch noch einige Freude daran haben. So gehe nun und mache ein ſchönes Modell. Er ließ mir darauf die Juwelen zeigen, und ich ging ganz vergnügt hinweg.

Indeſſen, daß Florenz belagert ward, ſtarb Friedrich Ginori, dem ich die Medaille des Atlas gemacht hatte, an der Schwindſucht, und das Werk kam in die Hände des Herrn Ludwig Alamanni, der kurze Zeit darauf nach Frankreich ging und daſſelbe, mit einigen ſeiner Schriften, dem Könige Franz dem Erſten verehrte. Die Medaille gefiel dem König außerordentlich, und der treffliche Herr Alamanni ſprach mit Seiner Majeſtät ſo günſtig von mir, daß der König den Wunſch bezeigte, mich kennen zu lernen.

Indeſſen arbeitete ich mit größter Sorgfalt an dem Modell, das ich ſo groß machte, wie das Werk ſelbſt werden ſollte. Nun rührten ſich bei dieſer Gelegenheit viele unter den Goldſchmieden, die ſich für geſchickt hielten ein ſolches Werk zu unternehmen. Es war auch ein

gewisser Micheletto nach Rom gekommen, sehr geschickt im Steinschneiden und Goldarbeiten; er war ein alter Mann, hatte großen Ruf und war der Mittelsmann bei der Arbeit der zwey päpstlichen Kronen geworden. Als ich nun gedachtes Modell verfertigte, wunderte er sich sehr, daß ich ihn darum nicht begrüßte, da er doch die Sache verstand und bei dem Papst viel zu gelten sich bewußt war. Zuletzt, da er sah daß ich nicht zu ihm kam, besuchte er mich und fragte, was ich mache? — Was mir der Papst befohlen hat, antwortete ich. Nun versetzte er: Der Papst hat mir befohlen, alles anzusehen was für Seine Heiligkeit gemacht wird. Dagegen sagte ich, ich würde den Papst darüber fragen und von ihm selbst erfahren, wem ich Red' und Antwort zu geben hätte. Er sagte es werde mich reuen, ging erzürnt weg und berief die ganze Gilde zusammen. Sie wurden eins, daß er die Sache einleiten solle. Darauf ließ er als ein kluger Mann, von geschickten Zeichnern über dreyßig Zeichnungen machen, alle denselben Gegenstand, jedesmal mit Veränderungen darstellend.

Weil er nun von seiner Seite das Ohr des Papstes hatte, verband er sich noch mit einem andern der Pompeo hieß, einem Verwandten des Herrn Trajano, des ersten und sehr begünstigten Kämmerers des Papstes. Beide fingen an mit dem Papst zu sprechen. Sie hätten, sagten sie, mein Modell gesehen; aber es schien ihnen nicht, daß ich zu so einer wichtigen Unternehmung der

Mann

Mann ſey. Darauf antwortete der Papſt, er wolle es auch ſehen, und wenn ich nicht fähig ſey, wolle er ſich nach einem Beſſern umthun. Sie ſagten, daß ſie ſchöne Zeichnungen von demſelbigen Gegenſtande beſäßen. Der Papſt ſagte darauf, das wäre ihm ſehr lieb, nur möchten ſie warten bis mein Modell geendigt wäre, dann wolle er alles zuſammen anſehn.

Nach einigen Tagen hatte ich mein Modell fertig, und trug es eines Morgens zum Papſt hinauf; Trajano ließ mich warten, und ſchickte ſchnell nach Micheletto und Pompeo, mit der Anweiſung, ſie ſollten ihre Zeichnungen bringen. Sie kamen, und wir wurden zuſammen hineingelaſſen. Sogleich legten beide dem Papſt die Zeichnungen ſehr emſig vor; aber die Zeichner, die nicht zugleich Goldſchmiede waren, hatten die Juwelen nicht geſchickt angebracht, und die Goldſchmiede hatten ihnen darüber keine Anweiſung gegeben. Denn das iſt eben die Urſache, warum ein Goldſchmied ſelbſt muß zeichnen können, um, wenn Juwelen mit Figuren zu verbinden ſind, es mit Verſtand zu machen. Alle dieſe Zeichner hatten den großen Diamanten auf der Bruſt Gott Vaters angebracht. Dem Papſte, der einen ſehr guten Geſchmack hatte, konnte das keineswegs gefallen, und da er ungefähr zehen Zeichnungen geſehen hatte, warf er die übrigen auf die Erde und ſagte zu mir, der ich an der Seite ſtand: Zeig' einmal dein Modell her, Benvenuto, damit ich ſehe, ob du auch in demſelbigen Irrthum biſt wie dieſe.

13.

An Gräfin Odonell.

Carlsbad d. 8. Aug. 1818.

Ich dachte Dein, und Farben bunt erschienen
Im Sonnenglanz mir vor'm Gesicht,
Von Blättern sah ich mancherlei ergrünen,
Da waren Rosen, auch Vergiß-mein-nicht!
Pfeile dazwischen, golden anzuschauen,
Durchscheinend alles, rings ein goldner Kranz;
Und angestimmt das hohe Lob der Frauen —
Nun Becher, zu der Freundin! Bleibe klar und ganz.

Als ich herbei trat, und meine runde Schachtel öffnete, schien es als wenn eigentlich dem Papste etwas in die Augen glänzte, darauf er mit lebhafter Stimme sagte: Wenn du mir im Leibe gesteckt hättest, so hättest du es nicht anders machen können als ich's sehe; jene haben sich gar nicht in die Sache finden können. Es traten viele große Herren herbei und der Papst zeigte den Unterschied zwischen meinem Modell und ihren Zeichnungen. Als er mich genug gelobt, und die andern beschämt hatte, wendete er sich zu mir und sagte: es ist denn doch dabei noch eine Schwierigkeit zu bedenken, das Wachs ist leicht zu arbeiten, aber das Werk von Gold zu machen, das ist die Kunst. Darauf antwortete ich keklich: Heiliger Vater! wenn ich es nicht zehnmal besser als mein Modell mache, so sollt ihr mir nichts dafür bezahlen. Darüber entstand eine große Bewegung unter den Herren, und sie behaupteten, daß ich zu viel verspräche. Unter ihnen aber war ein großer Philosoph, der zu meinen Gunsten sprach und sagte: Wie ich an diesem jungen Mann eine gute Symmetrie seines Körpers und seiner Physiognomie wahrnehme, so verspreche ich mir viel von ihm. Ich glaube es auch, sagte der Papst. Darauf rief er den Kämmerer Trajano und sagte, er sollte fünfhundert Goldducaten bringen.

Indessen, als man das Gold erwartete, besah der Papst nochmals, mit mehr Gelassenheit, wie glücklich Gott Vater mit dem Diamanten zusammengestellt war.

Den Diamanten hatte ich grade in die Mitte des Werks angebracht, und darüber saß die Figur, mit einer leichten Bewegung, wodurch der Edelstein nicht bedeckt wurde, vielmehr eine angenehme Uebereinstimmung sich zeigte. Die Gestalt bub die rechte Hand auf, um den Segen zu ertheilen. Unter den Diamanten hatte ich drey Knaben angebracht, die mit aufgehobenen Händen den Stein unterstützten; der mittelste war ganz und die beiden andern nur halb erhoben, um sie her war eine Menge anderer Knaben, mit schönen Edelsteinen in ein Verhältniß gebracht; übrigens hatte Gott Vater einen Mantel, welcher flog, und aus welchem viele Kinder hervorkamen. Daneben andere Zierrathen, die dem Ganzen ein sehr schönes Ansehen gaben. Die Arbeit war aus einer weißen Masse auf einem schwarzen Steine gearbeitet. Als das Gold kam, überreichte es mir der Papst, mit eigner Hand, und ersuchte mich, ich sollte nach seinem Geschmack und seinem Willen arbeiten, das werde mein Vortheil seyn.

Ich trug das Geld und das Modell weg und konnte nicht ruhen, bis ich an die Arbeit kam. Ich blieb mit großer Sorgfalt darüber, als mir nach acht Tagen der Papst durch einen seiner Kämmerer, einen Bolognesischen Edelmann, sagen ließ: ich möchte zu ihm kommen und meine Arbeit, so weit sie wäre, mitbringen. Indessen wir auf dem Wege waren, sagte mir dieser Kämmerer, der die gefälligste Person am ganzen Hofe war,

daß der Papſt nicht ſowohl meine Arbeit ſehen, als mir ein anderes Werk von der größten Bedeutung übergeben wolle, nämlich die Stempel zu den Münzen, die in Rom geprägt werden ſollten; ich möchte mich bereiten, Seiner Heiligkeit zu antworten, deßwegen habe er mich davon unterrichtet.

Ich kam zum Papſt, und zeigte ihm das Goldblech, worauf ſchon Gott Vater im Umriß eingegraben war, welche Figur, auch nur ſo angelegt, ſchon mehr bedeuten wollte, als das Wachsmodell, ſo daß der Papſt erſtaunt ausrief: Von jetzt an will ich dir alles glauben, was du ſagſt, und ich will dir hiezu noch einen andern Auftrag geben, der mir ſo lieb iſt wie dieſer und lieber; das wäre, wenn du die Stempel zu meinen Münzen übernehmen wollteſt. Haſt du jemals dergleichen gemacht, oder haſt du Luſt, ſo etwas zu machen?

Ich ſagte, daß es mir dazu an Muth nicht fehle, daß ich auch geſehen habe, wie man ſie arbeite, daß ich aber ſelbſt noch keine gemacht habe. Bei dieſem Geſpräch war ein gewiſſer Giovanni da Prato gegenwärtig, der Secretär bei Ihrer Heiligkeit und ein großer Freund meiner Feinde war. Er ſagte: Heiligſter Vater! bei der Gunſt, die Ihro Heiligkeit dieſem jungen Mann zeigen, wird er, der von Natur kühn genug iſt, alles Mögliche verſprechen. Ich ſorge, daß der erſte wichtige Auftrag, den ihm Ihro Heiligkeit gegeben, durch den zweyten, der nicht geringer iſt, leiden werde.

Der Papſt kehrte ſich erzürnt zu ihm und ſagte: er ſolle ſich um ſein Amt bekümmern, und zu mir ſprach er: ich ſollte zu einer goldenen Doppie das Modell machen; darauf wolle er einen nackten Chriſtus, mit gebundenen Händen ſehen, mit der Umſchrift: Ecce homo. Auf der Rückſeite ſollte ein Papſt und ein Kaiſer abgebildet ſeyn, die ein Kreuz, das eben fallen will, aufrichten, mit der Unterſchrift: Unus spiritus et una fides erat in eis.

Als mir der Papſt dieſe ſchöne Münze aufgetragen hatte, kam Bandinello, der Bildhauer, hinein; er war damals noch nicht zum Cavalier gemacht, und ſagte, mit ſeiner gewohnten, anmaßlichen Unwiſſenheit: Dieſen Goldſchmieden muß man zu ſolchen ſchönen Arbeiten die Zeichnungen machen. Ich kehrte mich ſchnell zu ihm und ſagte: ich brauche zu meiner Kunſt ſeine Zeichnungen nicht; ich hoffe aber mit meiner Arbeit und meinen Zeichnungen ihm künftig im Wege zu ſeyn. Der Papſt, dem dieſe Worte ſehr zu gefallen ſchienen, wendete ſich zu mir und ſagte: Geh' nur, Benvenuto, diene mir eifrig und laß die Narren reden. So ging ich geſchwind weg und ſchnitt zwey Formen mit der größten Sorgfalt, prägte ſogleich eine Münze in Gold aus, und eines Tages, es war an einem Sonntag, nach Tiſche, trug ich die Münze und die Stempel zum Papſte. Da er ſie ſah war er erſtaunt und zufrieden, ſowohl über die Arbeit, die ihm außerordentlich gefiel, als über die Geſchwindig-

keit, mit der ich ihn befriedigt hatte. Darauf ich, um die gute Wirkung meiner Arbeit zu vermehren, die alten Münzen vorzeigte, die von braven Leuten für die Päpste Julius und Leo gemacht worden waren. Da ich nun sah, daß ihm die meinigen über die Maßen wohlgefielen, zog ich einen Aufsatz aus dem Busen, in welchem ich bat: daß das Amt eines Stempelschneiders bei der Münze mir übertragen werden möchte, welches monatlich sechs Goldgulden eintrug; außerdem wurden die Stempel noch vom Münzmeister bezahlt. Der Papst nahm meine Bittschrift, gab sie dem Secretär und sagte: er solle sie sogleich ausfertigen. Dieser wollte sie in die Tasche stecken und sagte: Ew. Heiligkeit eile nicht so sehr! das sind Dinge, die einige Ueberlegung verdienen. Der Papst versetzte: Ich versteh' euch schon, gebt das Papier mir her. Er nahm es zurück, unterzeichnete es auf der Stelle und sagte: Ohne Widerrede fertigt mir sogleich aus, denn die Schuhe des Benvenuto sind mir lieber, als die Augen jener dummen Teufel. Ich dankte Ihro Heiligkeit und ging fröhlich wieder an meine Arbeit.

Zehntes Capitel.

Die Tochter des Raphael del Moro hat eine böse Hand, der Autor ist bei der Cur geschäftig; aber seine Absicht sie zu heirathen wird vereitelt. — Er schlägt eine schöne Medaille auf Papst Clemens VII. — Trauriges Ende seines Bruders, der zu Rom in einem Gefecht fällt. Schmerz des Autors darüber, der seinem Bruder ein Monument mit einer Inschrift errichtet und den Tod rächt. — Seine Werkstatt wird bestohlen. — Außerordentliches Beispiel von der Treue eines Hundes bei dieser Gelegenheit. — Der Papst setzt großes Vertrauen auf den Autor und muntert ihn außerordentlich auf.

Noch arbeitete ich in der Werkstatt des Raphael del Moro, dessen ich oben erwähnte. Dieser brave Mann hatte ein gar artiges Töchterchen, auf die ich ein Auge warf und sie zu heirathen gedachte, ich ließ mir aber nichts merken und war vielmehr so heiter und froh, daß sie sich über mich wunderten. Dem armen Kinde begegnete an der rechten Hand das Unglück, daß ihm zwey Knöchelchen am kleinen Finger und eines am nächsten angegriffen waren. Der Vater war unaufmerksam und ließ sie von einem unwissenden Medicaster curiren, der versicherte, der ganze rechte Arm würde dem Kinde steif werden, wenn nichts Schlimmeres daraus ent-

stünde. Als ich den armen Vater in der größten Verlegenheit sah, sagte ich ihm, er solle nur nicht glauben, was der unwissende Mensch behauptete; darauf bat er mich, weil er weder Arzt noch Chirurgus kenne, ich möchte ihm einen verschaffen. Ich ließ sogleich den Meister Jacob von Perugia kommen, einen trefflichen Chirurgus. Er sah das arme Mädchen, das durch die Worte des unwissenden Menschen in die größte Angst versetzt war, sprach ihr Muth ein und versicherte, daß sie den Gebrauch ihrer ganzen Hand behalten solle, wenn auch die zwey letzten Finger etwas schwächer als die übrigen blieben. Da er nun zur Hülfe schritt und etwas von den kranken Knochen wegnehmen wollte, rief mich der Vater, ich möchte doch bei der Operation gegenwärtig seyn! Ich sah bald, daß die Eisen des Meister Jacob zu stark waren, er richtete wenig aus, und machte dem Kinde große Schmerzen. Ich bat, er möchte nur eine Achtelstunde warten und inne halten. Ich lief darauf in die Werkstatt und machte vom feinsten Stahl ein Eischen, womit er hernach mit solcher Leichtigkeit arbeitete, daß sie kaum einigen Schmerz fühlte, und er in kurzer Zeit fertig war. Deßwegen, und um anderer Ursachen willen, liebte er mich mehr als seine beiden Söhne, und gab sich viele Mühe das gute Mädchen zu heilen.

Ich hatte große Freundschaft mit einem Herrn Gaddi, der Kämmerer des Papstes und ein großer Freund von

Talenten war, wenn er auch ſelbſt keine hatte. Bei ihm fand man immer die gelehrten Leute, Johann Greco, Ludwig von Fano, Antonio Allegretti und auch Hannibal Caro, einen jungen Fremden, Baſtian von Venedig, einen trefflichen Mahler, und mich. Wir giengen gewöhnlich des Tages einmal zu ihm. Der gute Raphael wußte von dieſer Freundſchaft und begab ſich deßwegen zum Herrn Johann Gaddi, und ſagte ihm: Mein Herr! ihr kennet mich wohl, und da ich gern meine Tochter dem Benvenuto geben möchte, ſo wüßte ich mich an niemand beſſer, als an Eure Gnaden zu wenden. Darauf ließ der kurzſichtige Gönner den armen Mann kaum ausreden, und ohne irgend einen Anlaß in der Welt, ſagte er zu ihm: Raphael! denket mir daran nicht mehr, ihr ſeyd weiter von ihm entfernt als der Jänner von den Maulbeeren. Der arme niedergeſchlagene Mann ſuchte ſchnell das Mädchen zu verheirathen, die Mutter und die ganze Familie machten mir böſe Geſichter, ich wußte nicht was das heißen ſollte, und verdrießlich, daß ſie mir meine treue Freundſchaft ſo ſchlecht belohnten, nahm ich mir vor eine Werkſtatt in ihrer Nachbarſchaft zu errichten. Meiſter Johann ſagte mir nichts, als nach einigen Monaten, da das Mädchen ſchon verheirathet war.

Ich arbeitete immer mit großer Sorgfalt, mein Hauptwerk zu endigen, und die Münze zu bedienen, als der Papſt auf's Neue mir einen Stempel zu einem

Stücke von zwey Carlinen auftrug, worauf das Bildniß Seiner Heiligkeit stehen sollte, und auf der andern Seite Christus auf dem Meer, der St. Petern die Hand reicht, mit der Umschrift: quare dubitasti? Die Münze gefiel so außerordentlich, daß ein gewisser Secretär des Papstes, ein trefflicher Mann, Sanga genannt, sagte: Ew. Heiligkeit kann sich rühmen, daß sie eine Art Münze hat wie die alten Kaiser mit aller ihrer Pracht nicht gesehen haben. Darauf antwortete der Papst: Aber auch Benvenuto kann sich rühmen, daß er einem Kaiser Meinesgleichen dient, der ihn zu schätzen weiß. Nun war ich unausgesetzt mit der großen goldnen Arbeit beschäftigt, und ich zeigte sie oft dem Papste, der immer mehr Vergnügen daran zu empfinden schien.

Auch mein Bruder war um diese Zeit in Rom und zwar in Diensten Herzogs Alexanders, dem der Papst damals das Herzogthum Penna verschafft hatte, zugleich mit vielen jungen tapfern Leuten aus der Schule des außerordentlichen Herrn Johann von Medicis, und der Herzog hielt so viel auf ihn, als auf irgend einen. Mein Bruder war eines Tages nach Tische unter den Bänken in der Werkstatt eines gewissen Bacino della Croce, wo alle die rüstigsten Brüder zusammen kamen; er saß auf einem Stuhle und schlief. Zu der Zeit gingen die Häscher mit ihrem Anführer vorbei, und führten einen gewissen Capitän Eisti, der auch aus der Schule des Giovanni war, aber nicht bei dem Herzog in Dien-

ſten ſtand. Als dieſer vorbei geführt wurde, ſahe er den Capitän Cativanza Strozzi in der gedachten Werkſtatt, und rief ihm zu: So eben wollt' ich euch das Geld bringen das ich euch ſchuldig bin; wollt ihr es haben, ſo kommt, ehe es mit mir in's Gefängniß ſpaziert. Capitän Cativanza hatte keine große Luſt ſich ſelbſt auf's Spiel zu ſetzen, deſto mehr, andere vorzuſchieben, und weil einige von den tapferſten jungen Leuten gegenwärtig waren, die mehr Trieb als Stärke zu ſo großer Unternehmung hatten, ſagte er ihnen, ſie ſollten hinzu treten und ſich vom Hauptmann Ciſti das Geld geben laſſen. Wollten die Häſcher widerſtehn, ſo ſollten ſie Gewalt brauchen, wenn ſie Muth hätten. Es waren vier unbärtige junge Leute. Der eine hieß Bertino Altrovandi, der andere Anquilotto von Lucca, der übrigen erinnere ich mich nicht. Bertin war der Zögling und der wahre Schüler meines Bruders, der ihn über die Maßen liebte. Gleich waren die braven Jungen den Häſchern auf dem Halſe, die mehr als vierzig ſtark, mit Piken, Büchſen und großen Schwertern zu zwey Händen bewaffnet einhergingen. Nach wenig Worten griff man zum Degen und hätte ſich Capitän Cativanza nur ein wenig gezeigt, ſo hätten die jungen Leute das ganze Gefolge in die Flucht geſchlagen, aber ſo fanden ſie Widerſtand und Bertino war tüchtig getroffen, ſo daß er für todt zur Erden fiel. Auch Anquilotto war auf den rechten Arm geſchlagen, ſo daß er nicht mehr den Degen halten konnte,

14.

An Gräfin Odonell.

Carlsbad d. 1. May 1820.

Hier, wo noch Ihr Platz genannt wird,
Hier wo noch Ihr Becher ſteht;
Doch nur wenigen bekannt wird
Was von Ihrem Grabe weht;

Sag' ich, Freundin! halte heilig
Was dir von der Holden blieb,
Die ſo groß — ach übereilig
Von den Allertreuſten ſchied.

Uns, den Liebenden, den Treuen,
Sey nun weiter nichts begehrt;
Nur iſt, wenn wir Sie erneuen,
Unſer Leben etwas werth.

ſondern ſich, ſo gut als möglich, zurückziehen mußte. Bertino, gefährlich verwundet, ward aufgehoben.

Indeſſen dieſe Händel ſich ereigneten, waren wir andern zu Tiſche, denn man hatte dießmal eine Stunde ſpäter gegeſſen; der älteſte Sohn ſtand vom Tiſche auf, um die Händel zu ſehen. Ich ſagte zu ihm: Giovanin, ich bitte dich, bleib da! in dergleichen Fällen iſt immer gewiß zu verlieren und nichts zu gewinnen; ſo vermahnte ihn auch ſein Vater, aber der Knabe ſah und hörte nichts, lief die Treppe hinunter und eilte dahin, wo das dickſte Getümmel war. Als er ſah, daß Bertino aufgehoben wurde, lief er zurück und begegnete Cecchino, meinem Bruder, der ihn fragte was es gebe? Der unverſtändige Knabe, ob er gleich von einigen gewarnt war, daß er meinem Bruder nichts ſagen ſollte, verſetzte doch ganz ohne Kopf: die Häſcher hätten Bertinen umgebracht. Da brüllte mein Bruder auf eine Weiſe, daß man es zehn Miglien hätte hören können, und ſagte zu Giovanni: Kannſt du mir ſagen, wer mir ihn erſchlagen hat? Der Knabe ſagte: ja! es ſey einer mit dem Schwert zu zwey Händen, und auf der Mütze trage er eine blaue Feder. Mein armer Bruder rannte fort, erkannte ſogleich den Mörder am Zeichen, und mit ſeiner bewundernswerthen Schnelligkeit und Tapferkeit drang er in die Mitte des Haufens, und ehe ein Menſch ſich's verſah ſtach er dem Thäter den Wanſt durch und durch, und ſtieß ihn mit dem Griff des De-

gens zur Erde. Alsdann wendete er sich gegen die andern mit solcher Gewalt, daß er sie alle würde in die Flucht gejagt haben, hätte er sich nicht gegen einen Büchsenträger gewendet, der zu seiner Selbstvertheidigung losdrückte, und den trefflichen, unglücklichen Knaben über dem Knie des rechten Fußes traf. Da er niederlag, machten sich die Häscher davon, denn sie fürchteten sich vor einem andern dieser Art.

Der Lärm dauerte immer fort, und ich stand endlich vom Tische auf, schnallte meinen Degen an, wie denn damals jederman bewaffnet ging, und kam zu der Engelsbrücke, wo ich einen großen Zudrang von Menschen sah; einige die mich kannten, machten mir Platz, und ich sah, was ich, unerachtet meiner Neugierde, gerne nicht gesehen hätte. Anfangs erkannte ich ihn nicht, er hatte ein anderes Kleid an, als ich kurz vorher an ihm gesehen hatte, deßwegen kannte er mich zuerst und sagte: Lieber Bruder! mein großes Uebel beunruhige dich nicht, denn mein Beruf versprach mir ein solches Ende; laß mich schnell hier wegnehmen, ich habe nur noch wenig Stunden zu leben. Nachdem ich seinen Fall in aller Kürze vernommen hatte, sagte ich zu ihm: Das ist der schlimmste, traurigste Fall der mir in meinem ganzen Leben begegnen konnte; aber sey zufrieden, denn ehe dir der Athem ausgeht, sollst du dich noch durch meine Hände an dem gerochen sehen, der dich in diesen Zustand versetzt hat.

Solche kurze Worte wechſelten wir gegen einander. Die Häſcher waren funfzig Schritte von uns, denn Maſſio, ihr Anführer, hatte vorher einen Theil zurückgeſchickt, den Corporal zu holen der meinen Bruder erſchlagen hatte. Ich erreichte ſie geſchwind, drängte mich, in meinen Mantel gewickelt, mit möglichſter Schnelligkeit durch's Volk und war ſchon zu der Seite des Maffio gelangt, und gewiß ich brachte ihn um, wenn nicht im Augenblick als ich den Degen ſchon gezogen hatte, mir ein Berlinghier in die Arme fiel, der ein tapferer Jüngling, und mein großer Freund war. Vier ſeiner Geſellen waren mit ihm und ſagten zu Maffio: Mache daß du wegkommſt, denn dieſer allein bringt dich um. Maſſio fragte: Wer iſt es? ſie ſagten: Es iſt der leibliche Bruder von dem, der dort liegt. Da wollt' er nichts weiter hören und machte daß er ſich eilig nach Torre di Nona zurückzog; die andern ſagten zu mir: Benvenuto! wenn wir dich gegen deinen Willen verhinderten, ſo iſt es aus guter Abſicht geſchehen; laß uns nun dem zu Hülfe kommen, der nicht lange mehr leben wird. So kehrten wir um und gingen zu meinem Bruder den wir in ein Haus tragen ließen. Sogleich traten die Aerzte zuſammen und verbanden ihn nach einiger Ueberlegung. Sie konnten ſich nicht entſchließen ihm den Fuß abzunehmen, wodurch man ihn vielleicht gerettet hätte. Gleich nach dem Verbande erſchien Herzog Alexander ſelbſt, der ſich ſehr freundlich und theilnehmend gegen ihn be-

zeigte. Mein Bruder war noch bei ſich und ſagte zu ihm: Ich bedaure nur, daß Sie, gnädiger Herr, einen Diener verlieren, den Sie wohl braver, aber nicht treuer und anhänglicher finden können.

Der Herzog ſagte, er möge für ſein Leben ſorgen, er ſey ihm als ein wackrer und braver Mann bekannt, dann kehrte er ſich zu ſeinen Leuten und ſagte: ſie ſollten es an nichts fehlen laſſen. Man konnte das Blut nicht ſtillen, er fing an irre zu reden und phantaſirte die ganze Nacht; außer da man ihm die Communion reichen wollte, ſagte er: Ich hätte wohl gethan früher zu beichten, denn gegenwärtig kann ich das heilige Sacrament in dieſes ſchon zerſtörte Gefäß nicht aufnehmen, es ſey genug, daß ich es mit den Augen empfange, und durch dieſe ſoll meine unſterbliche Seele Theil daran nehmen, die ihren Gott um Barmherzigkeit und Vergebung anflehet.

Sobald man das Sacrament weggenommen, fingen dieſelben Thorheiten wieder an, die aus den ſchrecklichſten Dingen, der ungeheuerſten Wuth und den fürchterlichſten Worten, die ein Menſch ſich denken kann, zuſammengeſetzt waren, und ſo hörte er nicht auf, die ganze Nacht bis an den Morgen. Als die Sonne aufgegangen war, wendete er ſich zu mir und ſagte: Mein Bruder, ich will nicht länger hier bleiben, denn ich würde etwas thun, das jene bereuen ſollten, die mir Verdruß gemacht haben. Alsbald warf er ſich mit bei-

den Füßen herum, ob wir ihm gleich den einen in einen ſchweren Kaſten geſteckt hatten, und gleichſam in der Bewegung eines der zu Pferde ſteigen will, ſagte er mir dreymal lebe wohl, und ſo ſchied dieſe tapfre Seele von dannen.

Abends zu gehöriger Stunde ließ ich ihn mit den größten Ehren in der Kirche der Florentiner begraben und ihm nachher einen ſchönen Leichenſtein von Marmor ſetzen, auf welchem Siegeszeichen und Fahnen gebildet waren.

Uebergehen kann ich nicht daß ein Freund meinen Bruder fragte: ob er wohl den Mann der ihn verwundet, kenne? worauf denn der Sterbende hinter mir her einige Zeichen gab, die ich aber wohl bemerkte, und wovon ich die Folgen bald erzählen werde.

Einige vorzügliche Gelehrte, die mein Bruder wohl gekannt und die ſeine Tapferkeit bewundert hatten, gaben mir eine Inſchrift mit der Verſicherung, daß der außerordentliche Jüngling ſie wohl verdiene. Sie lautete folgendermaßen:

Francisco Cellino Florentino, qui, quod in teneris annis ad Joannem Medicem Ducem plures victorias retulit et Signifer fuit, facile documentum dedit quantae fortitudinis et consilii vir erat futurus, ni crudelis fati archibuso transfossus quinto aetatis lustro jaceret. Benvenutus frater posuit. Obiit die XXVII. Maii M. D. XXIX.

Er

Er war fünf und zwanzig Jahre alt, und ob er gleich Johann Franciscus Cellini hieß, ſo nannte man ihn doch, unter ſeinen Kameraden Cecchin den Pfeifer. Dieſen Kriegsnamen ließ ich denn auch auf den Grabſtein ſetzen, mit ſchönen antiken Buchſtaben, die ich alle zerbrochen vorſtellen laſſen, außer dem erſten und letzten. Als mich nun die gelehrten Verfaſſer der Inſchrift darüber befragten, erklärte ich ihnen, daß ich durch dieſe zerbrochenen Buchſtaben das wunderſame Werkzeug ſeines Körpers, das nun zertrümmert ſey, vorſtellen wollen. Der erſte ganze Buchſtabe hingegen ſolle die von Gott uns geſchenkte Seele bedeuten, welche, unzerſtört, in Ewigkeit bleibe, ſo wie der letzte den dauerhaften Ruhm des Verſtorbenen anzeige. Dieſer Gedanke fand Beifall; auch hat ihn ein und der andere in der Folge nachgeahmt.

Sodann ließ ich auf gedachten Stein das Wappen der Cellini ſetzen, jedoch mit einiger Veränderung. In Ravenna, einer ſehr alten Stadt, finden ſich unſere Cellinis als die geehrteſten Edelleute, welche einen aufwärts gerichteten, zum Kampf geſchickten goldenen Löwen, mit vorwärts geworfenen Pranken, in deren rechter er eine rothe Lilie hält, im blauen Felde, führen. Das Haupt des Schildes von Silber, trägt einen rothen Turnierkragen von vier Lätzen, zwiſchen welchem drey rothe Lilien ſtehen. Unſer Haus aber führt die Löwenpranke ohne Körper, mit allem Uebrigen was ich erzählt habe:

und ſo ließ ich auch das Wappen auf meines Bruders Grabſtein, nur daß ich ſtatt der Lilie ein Beil anbrachte, um mich zu erinnern, daß ich ihn zu rächen habe.

Ich ſuchte nunmehr mit der größten Sorgfalt jene Arbeit in Gold, die der Papſt ſo ſehr verlangte, fertig zu machen; er ließ mich zwey-, dreymal die Woche rufen, und immer gefiel das Werk ihm beſſer. Oefters aber verwies er mir die große Traurigkeit um meinen Bruder. Eines Tages als er mich über die Maßen niedergeſchlagen ſah, ſagte er: Benvenuto! ich glaubte nicht, daß du ſo gar thöricht wäreſt! Haſt du denn nicht vorher gewußt, daß gegen den Tod keine Arzney iſt? Du biſt auf dem Wege, ihm nachzufolgen.

Indeſſen ich aber ſo an gedachter Arbeit und an den Stempeln für die Münze fortfuhr, hatte ich die Leidenſchaft gefaßt, den, der meinen Bruder geliefert hatte, wie ein geliebtes Mädchen nicht aus den Augen zu laſſen. Er war erſt Cavalleriſt geweſen und hatte ſich nachher als Büchſenſchütze unter die Zahl der Häſcher begeben, und was mich gegen ihn am grimmigſten machte, war, daß er ſich ſeiner That noch berühmt und geſagt hatte: Wäre ich nicht geweſen, der den braven Kerl aus dem Wege räumte, ſo hätte er uns alle, zu unſerm größten Schaden, in die Flucht geſchlagen. Ich konnte nun wohl bemerken daß meine Leidenſchaft ihn ſo oft zu ſehen, mir Schlaf und Appetit nahm, und mich den Weg zum Grabe führte; ich faßte alſo meinen Entſchluß und

ich nur ruhig ſeyn und keine Sorge haben; ich ſollte mich wenigſtens acht Tage inne halten und an dem Werke, das der Papſt wünſchte, zu arbeiten fortfahren.

Die Soldaten, die mich verbindert und den Dolch noch in Händen hatten, erzählten, wie die Geſchichte gegangen war, und was ſie für eine Mühe gehabt, den Dolch aus dem Halſe des Verwundeten heraus zu bringen, den ſie weiter nicht kannten. Zu ihnen trat Johann Bandini und ſagte, das iſt mein Dolch, ich habe ihn Benvenuto geborgt, der ſeinen Bruder rächen wollte; da bedauerten die Soldaten, daß ſie mich nicht ganz gewähren laſſen, ob ich ihm gleich ſo ſchon in reichlichem Maß ſeinen Frevel vergolten hatte.

Es vergingen mehr als acht Tage, daß der Papſt mich nicht nach ſeiner Gewohnheit rufen ließ; endlich kam der Bologneſiſche Kämmerer mich abzuholen, der mich mit vieler Beſcheidenheit merken ließ, daß der Papſt alles wiſſe, aber mir deßungeachtet ſehr wohl wolle. Ich ſolle nur ruhig ſeyn und fleißig arbeiten.

Der Papſt ſah mich mit einem grimmigen Seitenblick an; das war aber auch alles, was ich auszuſtehen hatte; denn als er das Werk ſah, fing er wieder an heiter zu werden und lobte mich, daß ich in kurzer Zeit ſo viel gethan hätte, alsdann ſah er mir in's Geſicht, und ſagte: Da du nun geheilt biſt, ſo ſorge für dein Leben. Ich verſtand ihn und ſagte, ich würde nicht fehlen.

Sodann eröffnete ich gleich eine ſchöne Werkſtatt unter den Bänken, grad gegen Raphael del Moro über, und arbeitete an der Vollendung des oft gedachten Werks. Der Papſt ſchickte mir alle Juwelen dazu, außer dem Diamanten, den er wegen einiger Bedürfniſſe an Genueſer Wechsler verpfändet und mir nur einen Abdruck davon gegeben hatte.

Durch fünf geſchickte Geſellen, die ich hielt, ließ ich noch außerdem vieles arbeiten, ſo daß in meiner Werkſtatt ein großer Werth an Juwelen, Geld und Silber ſich befand.

Ich war eben neun und zwanzig Jahr alt, und hatte eine Magd zu mir in's Haus genommen, von der größten Schönheit und Anmuth; ſie diente mir zum Modell in meiner Kunſt, und ich brachte die meiſten Nächte mit ihr zu; und ob ich gleich ſonſt den leiſeſten Schlaf von der Welt hatte, ſo überfiel er mich doch unter ſolchen Umſtänden dergeſtalt, daß ich nicht zu erwecken war. Dieſes begegnete mir auch eine Nacht, als ein Dieb bei mir einbrach, der unter dem Vorwand, er ſey ein Goldſchmied, meine Koſtbarkeiten geſehen, und den Plan gefaßt hatte, mich zu berauben. Er fand zwar verſchiedene Gold- und Silberarbeiten vor ſich, doch erbrach er einige Käſtchen, um auch zu den Juwelen zu kommen.

Ein Hund, den mir Herzog Alexander geſchenkt hatte, und der ſo brauchbar auf der Jagd, als wachſam im Hauſe war, fiel über den Dieb her, der ſich mit dem

15.

Herrn Staats-Minister v. Voigt

zur Feyer

des sieben und zwanzigsten Septembers 1816.

Von Berges Lust, dem Aether gleich zu achten,
Umweht, auf Gipfelfels hochwaldiger Schlünde,
Im engsten Stollen, wie in tiefsten Schachten
Ein Licht zu suchen, das den Geist entzünde,
War ein gemeinsam köstliches Betrachten,
Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?
Und manches Jahr des stillsten Erdelebens
Ward so zum Zeugen edelsten Bestrebens.

Im Garten auch wo Dichterblumen sprossen,
Den äußern Sinn, den innern Sinn erquicken,
Gefahrlos nicht vor lustigen Geschossen
Wie sie Eroten hin und wieder schicken,
Da haben wir der Stunden viel genossen
An frisch belebter Vorwelt heitern Blicken,
Gesellend uns den ewig theuren Geistern,
Den stets beredten, unerreichten Meistern.

Dahin bewegten wir, von dornigen Pfaden
Verworrnen Lebens, gern die müden Schritte,
Dort fanden sich, zu gleicher Lust geladen,
Der Männer Tiefsinn, Frauengeist und Sitte,

Degen ſo gut vertheidigte als er konnte. Der Hund lief durch das Haus hin und wieder, kam in die Schlafzimmer meiner Arbeiter, deren Thüren bei der Sommerhitze offen ſtanden, und weckte die Leute theils durch ſein Bellen, theils indem er ihre Decken wegzog, ja bald den einen bald den andern bei dem Arme packte. Dann lief er wieder mit erſchrecklichem Bellen weg, als wenn er ihnen den Weg zeigen wollte; ſie wurden dieſen Unfug müde, und weil ſie auf meinen Befehl ein Nachtlicht brannten, ſo griffen ſie voll Zorn nach den Stöcken, verjagten den guten Hund und verſchloſſen ihre Thüren. Der Hund von dieſen Schelmen ohne Hülfe gelaſſen, blieb auf ſeinem Vorſatze, und da er den Dieb nicht mehr in der Werkſtatt fand, verfolgte er ihn auf der Straße und hatte ihm ſchon das Kleid vom Leibe geriſſen. Der Dieb rief einige Schneider zu Hülfe die ſchon auf waren, und bat ſie um Gottes Willen, ſie möchten ihn von dem tollen Hund befreien; ſie glaubten ihm, erbarmten ſich ſeiner und verjagten den Hund mit großer Mühe.

Als es Tag ward, gingen meine Leute in die Werkſtatt, und da ſie die Thür erbrochen und offen und die Schubladen in Stücken fanden, fingen ſie an mit lauter Stimme wehe über den Unfall zu ſchreien. Ich hörte es, erſchrak und kam heraus. Sie riefen mir entgegen: Wir ſind beſtohlen, alles iſt fort, die Schubladen ſind alle erbrochen. Dieſe Worte thaten ſo eine ſchreckliche

Wirkung auf mich, daß ich nicht im Stande war vom Fleck zu gehen und nach der Schublade zu ſehen, in welcher die Juwelen des Papſtes waren. Mein Schrecken war ſo groß, daß mir faſt das Sehen verging; ich ſagte, ſie ſollten die Schublade öffnen, um zu erfahren, was von den Juwelen des Papſtes fehle. Mit großer Freude fanden ſie die ſämmtlichen Edelſteine und die Arbeit in Golde dabei; ſie riefen aus: Nun iſt weiter kein Uebel genug daß dieſer Schatz unberührt iſt, ob uns gleich der Schelm nur die Hemden gelaſſen hat, die wir auf dem Leibe tragen; denn geſtern Abend, da es ſo heiß war, zogen wir uns in der Werkſtatt aus, und ließen unſere Kleider daſelbſt.

Schnell kam ich wieder zu mir, dankte Gott und ſagte: Gebet nur und kleidet euch alle an, ich will es bezahlen. Ich konnte mich nicht genug freuen, daß die Sache ſo abgelaufen war; denn was mich ſo ſehr, gegen meine Natur, erſchreckte, war, daß die Leute mir gewiß würden Schuld gegeben haben, ich habe die Geſchichte mit dem Dieb nur erſonnen, um den Papſt um ſeine Juwelen zu bringen. Gleich in den erſten Augenblicken erinnerte ich mich, daß der Papſt ſchon vor mir gewarnt worden war. Seine Vertrauteſten hatten zu ihm geſagt: Wie konnt ihr, heiligſter Vater, die Juwelen von ſo großem Werthe einem Jüngling anvertrauen, der ganz Feuer iſt, mehr an die Waffen, als an die Kunſt denkt, und noch nicht dreißig Jahre hat.

Der Papſt fragte, ob jemand von mir etwas wiſſe, das Verdacht erregen könne? Franciscus del Nero antwortete: Nein! er hat aber auch noch niemals ſolche Gelegenheit gehabt. Darauf verſetzte der Papſt: Ich halte ihn für einen vollkommen ehrlichen Mann, und wenn ich ſelbſt ein Uebel an ihm ſähe, ſo würde ich es nicht glauben.

Ich erinnerte mich gleich dieſes Geſprächs, brachte, ſo gut ich konnte, die Juwelen an ihre Plätze, und ging mit der Arbeit geſchwind zum Papſte, dem Franciscus del Nero ſchon etwas von dem Gerüchte, daß meine Werkſtatt beſtohlen ſey, geſagt hatte. Der Papſt warf mir einen fürchterlichen Blick zu, und ſagte mit heftiger Stimme: Was willſt du hier? was gibt's? Sehet hier Eure Juwelen, ſagte ich, es fehlt nichts daran. Darauf erheiterte der Papſt ſein Geſicht, und ſagte: So ſey willkommen! und indeß er die Arbeit anſah, erzählte ich ihm die ganze Begebenheit, meinen Schrecken und was mich eigentlich in ſo große Angſt geſetzt habe. Der Papſt kehrte ſich einigemal um, mir in's Geſicht zu ſehen, und lachte zuletzt über alle die Umſtände, die ich ihm erzählte. Endlich ſprach er: Geh und ſey ein ehrlicher Mann, wie ich dich gekannt habe!

Eilftes Capitel.

Des Autors Feinde bedienen sich der Gelegenheit, daß falsche Münzen zum Vorschein kommen, um ihn bei dem Papste zu verläumden; allein er beweist seine Unschuld zu des Papstes Ueberzeugung. — Er entdeckt den Thäter, der seine Werkstatt bestohlen, durch die Spürkräfte seines Hundes. — Ueberschwemmung von Rom. — Er macht eine Zeichnung zu einem prachtvollen Kelche für den Papst. — Mißverstand zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. — Cardinal Salviati wird Legat von Rom in des Papstes Abwesenheit, beleidigt und verfolgt den Autor. — Eine Augenkrankheit verhindert diesen, den Kelch zu endigen. — Der Papst bei seiner Rückkunft ist über ihn erzürnt. — Außerordentliche Scene zwischen ihm und Seiner Heiligkeit. — Der Autor leidet an venerischen Uebeln und wird durch das heilige Holz geheilt.

Indessen ich an dem Werke immer fortfuhr, ließen sich in Rom einige falsche Münzen sehen die mit meinem eigenen Stempel geprägt waren. Schnell brachte man sie dem Papst und wollte ihm Verdacht gegen mich einflößen. Er sagte darauf zu dem Münzmeister: suchet mit allem Fleiße den Thäter zu entdecken; denn wir wissen, daß Benvenuto ein ehrlicher Mann ist. Jener, der mein großer Feind war, antwortete: Wollte Gott daß es so wäre, wir haben aber schon einige Spur. Darauf gab der Papst dem Gouverneur von Rom den Auf-

trag, wo möglich den Thäter zu entdecken; ließ mich kommen, ſprach über mancherlei, endlich auch über die Münze, und ſagte wie zufällig: Benvenuto! könnteſt du wohl auch falſche Münzen machen? Ich verſetzte, daß ich ſie beſſer machen wollte als alle die Leute, die ſo ein ſchändliches Handwerk trieben; denn es wären nur unwiſſende und ungeſchickte Menſchen, die ſich auf ſolche ſchlechte Streiche einließen. Ich verdiente ſo viel mit meiner wenigen Kunſt als ich nur brauchte, und könnte dabei vor Gott und der Welt beſtehen, und wenn ich falſche Münzen machen wollte, könnte ich nicht einmal ſo viel als bei meinem ordentlichen Gewerbe, verdienen.

Ich muß hier bemerken, daß ich alle Morgen, wenn ich für die Münze arbeitete, drey Scudi gewann, denn ſo hoch wurde ein Stempel bezahlt, aber der Münzmeiſter feindete mich an, weil er ſie gerne wohlfeiler gehabt hätte.

Der Papſt merkte wohl auf meine Worte, und da er vorher befohlen hatte, daß man auf mich Acht geben und mich nicht aus Rom laſſen ſollte, befahl er nunmehr die Unterſuchung weiter fortzuſetzen und ſich um mich nicht zu bekümmern; denn er wollte mich nicht aufbringen, um mich nicht etwa zu verlieren. Diejenigen, welche die Sache näher anging, und denen der Papſt ſie lebhaft aufgetragen hatte, fanden bald den Thäter. Es war ein Arbeiter bei der Münze ſelbſt, und zugleich mit ihm wurde ein Mitſchuldiger eingezogen.

An demſelbigen Tage ging ich mit meinem Hund über Piazza Navona. Als ich vor die Thüre des oberſten Häſchers kam, ſtürzte mein Hund mit großem Gebelle in's Haus und fiel einen jungen Menſchen an, den ein gewiſſer Goldſchmied von Parma, Namens Domino, als des Diebſtahls verdächtig, hatte einziehen laſſen. Sie waren eben im Wortwechſel begriffen, der junge Menſch läugnete kecklich alles ab, und Domino ſchien nicht Beweiſe genug zu haben; nun fiel noch der Hund mit ſolcher Gewalt den Beklagten an, daß die Häſcher Mitleid mit ihm hatten und ihn wollten gehen laſſen, um ſo mehr, als unter dieſen ein Genueſer war, der ſeinen Vater kannte. Ich trat hinzu, und der Hund zeigte keine Furcht, weder vor Degen noch vor Stöcken, und warf ſich auf's neue dem Menſchen an den Hals; ſo daß ſie mir zuriefen: wenn ich den Hund nicht wegnähme, ſo würden ſie mir ihn todtſchlagen.

Ich riß den Hund ab, ſo gut ich konnte, und als der Menſch weggehen wollte, fielen ihm einige Papierdüten aus der Jacke, die Domino für ſein Eigenthum erkannte. Auch ich fand einen meiner Ringe darunter, da rief ich aus: Das iſt der Dieb, der meine Werkſtatt erbrochen hat, mein Hund erkennt ihn. Sogleich ließ ich das treue Thier wieder los, das ihn wieder anpackte. Der Schelm bat mich ihn zu ſchonen und verſprach mir alles das Meinige zurück zu geben. Ich nahm den Hund wieder ab, und darauf gab er mir Gold, Silber und

Ringe wieder, und in der Verwirrung fünf und zwanzig Scudi drüber; dabei bat er um Gnade; ich aber ſagte: er ſollte Gott um Gnade bitten, ich würde ihm weder etwas zu Liebe noch zu Leide thun. Ich kehrte zu meiner Arbeit zurück, und erlebte bald, daß der falſche Münzer vor der Thüre der Münze aufgehenkt, ſein Mitſchuldiger auf die Galeere verbannt wurde, und der Genueſiſche Dieb gleichfalls an den Galgen kam; ich aber behielt über Verdienſt den Ruf eines ehrlichen Mannes.

Meine große Arbeit ging zu Ende, als die fürchterliche Waſſerfluth eintrat, durch welche ganz Rom überſchwemmt wurde. Es war ſchon gegen Abend, als das Waſſer noch immer wuchs; meine Werkſtatt lag niedrig, wie die Bänke überhaupt, das Haus aber war hinterwärts an den Hügel gebaut. Ich dachte daher an mein Leben und an meine Ehre, nahm alle die Juwelen zu mir, ließ die Goldarbeit meinen Geſellen, ſtieg barfuß zu meinen hinterſten Fenſtern heraus, watete, ſo gut ich konnte, durch das Waſſer und ſuchte auf Monte Cavallo zu kommen; daſelbſt bat ich Herrn Johann Goddi, der mein großer Freund war, mir dieſen Schatz aufzuheben.

Nach einigen Tagen verlief ſich das Waſſer, ich konnte endlich das große Werk fertig machen, und ich erlangte, durch meine anhaltende Bemühung und durch die Gnade Gottes großen Ruhm; denn man behauptete, es ſey die ſchönſte Arbeit, die noch jemals dieſer Art in Rom geſehen worden.

Nun brachte ich ſie dem Papſt, der mich nicht genug rühmen und preiſen konnte und ausrief: Wenn ich ein reicher Kaiſer wär', wollte ich meinem Benvenuto ſo viel Land geben, als er mit den Augen erreichen könnte, ſo aber ſind wir heut zu Tage nur arme bankrute Kaiſer; doch ſoll er haben, ſo viel er bedarf.

Ich ließ den Papſt ſeine übertriebenen Reden vollenden, und bat ihn darauf um eine Stelle unter ſeinen Leibtrabanten, die eben vacant war. Er verſetzte: daß er mir was Beſſeres zugedacht habe; ich aber antwortete, er möchte mir dieſe Stelle nur einſtweilen zum Miethpfennig geben. Lachend verſetzte der Papſt: er ſey es zufrieden; doch wolle er nicht, daß ich den Dienſt thun ſolle, und um die übrigen darüber zu beruhigen, werde er ihnen einige Freiheiten zugeſtehn, um die ſie ihn gebeten hätten. Dieſer Trabantendienſt brachte mir jährlich über zweyhundert Scudi ein.

(1532. 1533.)

Nachdem ich dem Papſt eine Weile mit verſchiedenen kleinen Arbeiten gedient hatte, befahl er mir eine Zeichnung zu einem prächtigen Kelche zu machen, die ich ſogleich, nebſt einem Modell, zu Stande brachte. Das letztere war von Holz und Wachs; ſtatt des Fußes hatte ich drey runde Figuren, Glauben, Hoffnung und Liebe, unter dem Kelche angebracht, ſie ſtanden auf einem Unterſatze, auf welchem halb erhaben die Geburt und Auf-

erſtehung Chriſti, ſodann die Kreuzigung Petri, wie man mir befohlen hatte, zu ſehen war. Indem ich an dieſer Arbeit fortfuhr, wollte der Papſt ſie öfters ſehen; allein ich konnte leider bemerken, daß er nicht mehr daran dachte mich irgend beſſer zu verſorgen. Daher, als einſt die Stelle eines Frate del Piombo vacant wurde, bat ich ihn eines Abends darum. Der gute Papſt, der ſich nicht mehr der Entzückung erinnerte in die er über mein voriges vollendetes Werk gerathen war, ſagte zu mir: Eine Pfründe del Piombo trägt achthundert Scudi ein, wenn ich dir ſie gäbe, würdeſt du nur deinem Leibe wohlthun, deine ſchöne Kunſt vernachläſſigen, und man würde mich tadeln. Darauf antwortete ich ſogleich: Die Katzen guter Art mauſen beſſer wenn ſie fett, als wenn ſie hungrig ſind; ſo auch rechtſchaffene Männer, die Talent haben, bringen es viel weiter, wenn ſie eines reichlichen Lebens genießen, und ein Fürſt, der ſolche Männer in Wohlſtand verſetzt, pflegt und nährt die Künſte ſelbſt, die bei einer entgegengeſetzten Behandlung nur langſam und kümmerlich fortwachſen. Und ich will Eurer Heiligkeit nur geſtehn, daß ich mir auf dieſe Pfründe keine Hoffnung machte, glücklich genug, daß ich den armen Trabantendienſt erhielt. Geben Eure Heiligkeit jene gute Stelle einem verdienten kunſtreichen Manne, nicht einem unwiſſenden, der ſeinen Leib pflegt. Nehmen Sie ein Beiſpiel an Papſt Julius, Ihrem in Gott ruhenden Vorfahren; er gab dem trefflichen Baumeiſter Bramante

eine ſolche Pfründe. Und alsbald machte ich meine Verbeugung und ging weg.

Darauf trat Sebaſtian, der Venezianiſche Mahler hervor und ſagte: Wenn Ew. Heiligkeit dieſe Pfründe jemanden zu geben gedenken, der ſich in den Künſten Mühe gibt, ſo darf ich bitten, mich dadurch zu beglücken. Darauf antwortete der Papſt: Läßt ſich doch der verteufelte Benvenuto auch gar nichts ſagen; ich war geneigt ſie ihm zu geben, er ſollte aber mit einem Papſte nicht ſo ſtolz ſeyn; doch weiß ich nicht, was ich thun ſoll. Hierauf bat der Biſchof von Vaſona für den gedachten Sebaſtian und ſagte: Heiliger Vater! Benvenuto iſt jung und der Degen an der Seite kleidet ihn beſſer als der geiſtliche Rock; geben Ew. Heiligkeit dieſe Stelle dem geſchickten Sebaſtian und Benvenuto kann immer noch etwas Gutes, das vielleicht ſchicklicher iſt, erhalten. Da wandte ſich der Papſt zu Herrn Bartholomäus Valori und ſagte zu ihm: Wenn ihr Benvenuto begegnet, ſo ſagt ihm, daß er dem Mahler Sebaſtian die Pfründe verſchafft hat; aber er ſoll wiſſen, daß die erſte beſſere Stelle, die aufgeht, ihm zugedacht iſt. Inzwiſchen ſoll er ſich gut halten und meine Arbeit endigen.

Die andere Nacht begegnete ich Herrn Valori auf der Straße, zwey Fackelträger gingen vor ihm her, er eilte zum Papſt, der ihn hatte rufen laſſen. Er blieb ſtehen und ſagte mit großer Freundlichkeit alles, was ihm der Papſt aufgetragen hatte. Darauf antwortete

Und Wiſſenſchaft und Kunſt und alle Gnaden
Des Muſengottes, reich, in unſrer Mitte;
Bis endlich, längſt umwölkt, der Himmel wettert,
Das Paradies und ſeinen Hain zerſchmettert.

Nun aber Friede tröſtend wiederkehret,
Kehrt unſer Sinn ſich treulich nach dem Alten,
Zu bauen auf was Kampf und Zug zerſtöret,
Zu ſichern wie's ein guter Geiſt erhalten. —
Verwirrend iſt's wenn man die Menge höret:
Denn jeder will nach eignem Willen ſchalten;
Beharren wir zuſammt in gleichem Sinne,
Das rechn' ich uns zum köſtlichſten Gewinne.

ich: mit mehr Fleiß und Nachdenken als jemals werde ich dieſe Arbeit vollenden, ob ich gleich nicht die mindeſte Hoffnung habe vom Papſte etwas zu erhalten. Herr Bartholomäus verwies mir, daß ich die Anträge eines Papſtes nicht beſſer zu ſchätzen wiſſe. Ich antwortete: da ich weiß, daß ich nichts haben werde, ſo wär' ich ein Thor, wenn ich hoffen wollte; und ſo ſchieden wir auseinander. Vermuthlich hat Herr Bartholomäus dem Papſt meine kühnen Reden und vielleicht noch mehr hinterbracht, denn ich ward in zwey Monaten nicht gerufen, und ich ging auf keine Weiſe nach dem Palaſte.

Der Papſt, der darüber ungeduldig war, gab Herrn Robert Pucci den Auftrag nachzuſehen, was ich mache? Das gute Männchen kam alle Tage und ſagte mir etwas Freundliches, und ſo that ich auch gegen ihn. Endlich als der Papſt nach Bologna verreiſen wollte und ſah, daß ich von freien Stücken nicht zu ihm kam, gab mir Herr Robert zu verſtehen, daß ich meine Arbeit hinauftragen ſolle, denn er wollte ſehen, wie weit ich gekommen ſey. Ich trug die Arbeit hin und zeigte, daß ich nicht gefeyert hatte, und bat den Papſt daß er mir fünfhundert Scudi da laſſen ſollte, theils auf Rechnung meines Verdienſtes, theils, weil mir noch Geld fehlte, um das Werk zu vollenden; der Papſt ſagte darauf: mach's nur erſt fertig; und ich antwortete im Fortgehen: wenn er mir Geld ließe, ſo ſollte es nicht fehlen.

Bei ſeiner Abreiſe nach Bologna ließ der Papſt den

Car-

Cardinal Salviati als Legaten von Rom zurück und gab ihm den Auftrag, die Arbeit bei mir zu betreiben, indem er ſagte: Benvenuto iſt ein Mann der ſich aus ſeinem Talent wenig macht und eben ſo wenig aus uns, deßhalb müßt ihr ihn anfeuern, ſo daß ich das Werk vollendet finde, wenn ich wieder komme. Da ſchickte nach Verlauf von acht Tagen dieſe Beſtie von einem Cardinal zu mir und befahl, ich ſollte meine Arbeit mitbringen, ich ging aber ohne Arbeit hin. Darauf ſagte er zu mir: wo haſt du dein Zwiebelmuß? iſt's fertig? Darauf antwortete ich: Hochwürdigſter Herr, mein Zwiebelmuß iſt nicht fertig, und wird nicht fertig werden, wenn ihr mir nicht die Zwiebeln dazu gebt. Darauf war der Cardinal, der ohnehin mehr einem Eſel als einem Menſchen ähnlich ſah, noch um die Hälfte häßlicher, fuhr auf mich los und rief: Ich werde dich auf die Galeere ſetzen, daß du Zeit haſt deine Arbeit zu vollenden. Da ward ich denn mit dieſer Beſtie auch beſtialiſch und ſagte: Gnädiger Herr! wenn ich durch Uebelthaten die Galeere verdiene, dann werdet ihr mich darauf ſetzen; aber gegenwärtig fürchte ich ſie nicht! und was mehr iſt, ſo betheuere ich, daß ich, eben um Eurer Gnaden willen, jetzt die Arbeit nicht endigen will. Schickt nicht mehr zu mir, denn ich komme nicht mehr her, ihr müßtet mich denn durch die Häſcher holen laſſen.

Darauf ſchickte der gute Cardinal einigemal zu mir, um mich im guten zur Arbeit bereden zu laſſen; dagegen

ich ihm aber jederzeit nur antworten ließ: er möchte mir Zwiebeln ſchicken, damit mein Zwiebelmuß fertig werden könnte, und ſo mußte er zuletzt an dieſer Cur verzweifeln.

Der Papſt kam von Bologna zurück und fragte ſogleich nach mir; denn der Cardinal hatte ſchon das Schlimmſte, was er konnte, von mir geſchrieben. Der Papſt war in unglaublicher Wuth und befahl, ich ſollte mit dem Werke zu ihm kommen, welches ich auch that.

Hier muß ich bemerken, daß in der Zwiſchenzeit mich ein großes Augenübel befallen hatte, welches die vornehmſte Urſache war, daß ich nicht weiter hatte arbeiten können, ich fürchtete wirklich blind zu werden und hatte darauf ſchon meine Rechnung gemacht. Da ich nun ſo zum Papſte ging, dachte ich auf meine Entſchuldigung, warum das Werk nicht weiter wäre, und wie ich ſie vorbringen wollte, indeß der Papſt die Arbeit betrachtete; allein es gelang mir nicht, denn ſobald ich zu ihm kam, fuhr er gleich mit wilden Worten heraus und ſagte: gib die Arbeit her! iſt ſie fertig? Schnell deckte ich ſie auf, und er fuhr mit größerer Wuth fort: Bei dem wahrhaftigen Gott ſchwöre ich dir; denn du glaubſt dich nicht um mich bekümmern zu dürfen, hielt mich nicht das Urtheil der Welt zurück, ich ließ dich und das Werk zu dieſem Fenſter hinauswerfen. Da ich nun ſah, daß der Papſt eine ſo ſchlimme Beſtie geworden war, dachte ich darauf mich ſachte wegzubegeben und nahm, indeß er immer zu ſchelten fortfuhr, die Arbeit

unter das Kleid und ſagte murmelnd: könnte doch die ganze Welt einem Blinden zu einer ſolchen Arbeit nicht das Vermögen geben. Daher erhob der Papſt ſeine Stimme noch mehr und rief: komm her, was ſagſt du? Ich war im Begriff fort und die Treppe hinunter zu ſpringen; doch faßte ich mich, warf mich auf die Kniee und, weil er zu ſchreien nicht aufhörte, ſchrie ich auch und rief: wenn ich zu meinem größten Unglück blind werde, bin ich dann gebunden zu arbeiten? darauf antwortete er: du haſt dich doch hierher finden können, und ich glaube nicht, daß etwas an deinem Vorgeben wahr ſey. Da ich nun hörte, daß er ſeine Stimme mäßigte, verſetzte ich: laſſen Sie es durch Ihren Arzt unterſuchen, und Sie werden die Wahrheit finden. Darauf ſagte er: ich will ſchon erfahren, wie es mit dir ſteht. Da ich nun merkte, daß er mir Gehör gab, fuhr ich fort: an dieſem großen Uebel iſt nur der Cardinal Salviati ſchuld; denn ſobald Ew. Heiligkeit verreiſt waren, ließ er mich rufen, nannte meine Arbeit ein Zwiebelmuß und drohte mir mit der Galeere. Die Gewalt dieſer niederträchtigen Worte war ſo groß, daß mir auf einmal, vor heftiger Leidenſchaft, das ganze Geſicht brannte, und mir eine ſo unendliche Hitze in die Augen drang, daß ich den Weg nach Hauſe nicht finden konnte. Wenige Tage darauf fiel mir's wie ein Staar vor beide Augen, ich ſah faſt nichts und mußte die Arbeit ſtehen laſſen.

Nachdem ich alſo geſprochen ſtand ich auf und ging in Gottes Namen fort. Nachher erfuhr ich, der Papſt habe geſagt: Aemter kann man ihnen geben, aber nicht Verſtand und Betragen! Ich habe dem Cardinal nicht befohlen daß er ſo hart verfahren ſollte. Mein Leibarzt ſoll ſeine Augenkrankheit unterſuchen und wird ſie wahr befunden, ſo muß man Nachſicht mit ihm haben.

Ein Edelmann von Bedeutung, ein Freund des Papſtes und voller Verdienſte, war eben gegenwärtig; er fragte wer ich ſey? Heiliger Vater! ſagte er, ich erkundige mich darum, weil ich Sie niemals in ſo großem Zorn und alsbald wieder in ſo großem Mitleiden und wahrer Theilnahme geſehen habe. Wer iſt der Mann? und da Ew. Heiligkeit ſehr viel an ihm gelegen ſcheint, ſo kann ich ihm ein Geheimniß lehren, wodurch ſeine Augen geheilt werden ſollen. Der Papſt antwortete: das iſt der gröſte Meiſter, der jemals in ſeiner Kunſt geboren worden iſt; ich will euch gelegentlich ſeine Arbeit zeigen, und es ſoll mir lieb ſeyn, wenn etwas zu ſeinem Beſten geſchehen kann.

Nach drey Tagen ließ mich der Papſt rufen, als er eben geſpeiſ't hatte; jener Edelmann war gegenwärtig, und ich zeigte meinen Kelch vor, worüber dieſer mir viel Lob ertheilte; da aber noch der Knopf herbeigebracht wurde, wuchs ſeine Verwunderung, er ſah mir in's Geſicht und ſagte: er iſt jung genug, und kann es noch weiter bringen. Darauf erkundigte er ſich nach meinem Namen.

Benvenuto heiß ich, verſetzte ich darauf. Er aber ſagte: dießmal bin ich für dich willkommen! Nimm Lilie, mit Stengel und Blume, und deſtillire ſie bei gelindem Feuer; mit dem Waſſer das du gewinnſt, ſalbe dir die Augen mehrmals des Tages und du wirſt gewiß von deinem Uebel geneſen; aber vor allen Dingen mußt du ein Reinigungsmittel brauchen und alsdann mit dem Waſſer fortfahren. Der Papſt ſagte mir einige freundliche Worte, und ich ging halb getröſtet weg.

Eigentlich aber mochte an meinem Augenübel das ſchöne Mädchen ſchuld ſeyn das ich bei mir hatte, als ich beſtohlen ward. Mehr als vier Monate blieb die Krankheit verborgen, alsdann zeigte ſie ſich mit Gewalt auf einmal; ſie äußerte ſich aber nicht, wie gewöhnlich, vielmehr war ich mit rothen Bläschen, ſo groß wie Pfennige überdeckt. Die Aerzte wollten das Uebel nicht anerkennen was es war, ob ich ihnen gleich die Urſache und meine Vermuthung angab. Eine Zeitlang ließ ich mich nach ihrer Art behandeln; aber es half mir nichts, doch zuletzt entſchloß ich mich das Holz zu nehmen, gegen den Willen dieſer, welche man für die erſten Aerzte von Rom halten mußte. Nachdem ich dieſe Medicin eine Zeitlang mit großer Sorgfalt und Diät genommen hatte, fühlte ich große Linderung, ſo daß ich nach Verlauf von funfzig Tagen mich geheilt und geſund wie ein Fiſch fühlte.

Darauf da es gegen den Winter ging, und ich mich von dem was ich ausgeſtanden hatte wieder einigermaßen

erholen wollte, nahm ich meine Büchse hervor, und ging auf die Jagd, setzte mich dem Regen und dem Winde aus, und hielt mich in den Niederungen auf, so daß in wenig Tagen mich ein zehnfach größeres Uebel befiel als das erste gewesen war. Nun gab ich mich wieder in die Hände der Aerzte und ward von ihren Arzneyen abermals viel schlimmer. Es befiel mich ein Fieber, und ich nahm mir abermals vor, das Holz zu brauchen. Die Aerzte widersetzten sich und versicherten, wenn ich die Cur während des Fiebers anfinge, so würde ich in acht Tagen todt seyn; ich that es aber doch mit derselbigen Ordnung und Vorsicht wie das erstemal. Nachdem ich vier Tage dieses heilige Wasser des Holzes getrunken hatte, verlor sich das Fieber ganz und gar, und ich spürte die größte Besserung.

Unter dieser Cur arbeitete ich immer weiter an dem Modell des Kelchs, und es gelangen mir schönere Dinge und bessere Erfindungen, in den Wochen dieser Fasten und Enthaltsamkeit als vorher in meinem ganzen Leben. Nach vierzig Tagen war ich wirklich rein von meinem Uebel geheilt, und suchte nun meine Gesundheit recht zu befestigen; dabei versäumte ich nicht, sowohl an dem bewußten Werke, als für die Münze den gehörigen Fleiß anzuwenden.

Zwölftes Capitel.

Gefangene eines Goldschmieds von Mailand, der zu Parma als falscher Münzer zum Tode verdammt war und durch den Cardinal Salviati, Legaten dieser Stadt, gerettet wurde. — Der Cardinal sendet ihn nach Rom, als einen geschickten Künstler, der dem Autor das Gegengewicht halten könne. — Tobias wird von dem Papst in Arbeit gesetzt, welches dem Autor sehr unangenehm ist. — Pompeo von Mailand verläumdet ihn, er verliert seine Stelle bei der Münze. — Er wird verhaftet, weil er den Kelch nicht ausliefern will, und vor den Gouverneur von Rom gebracht. — Sonderbare Unterhaltung zwischen ihm und dieser Magistratsperson. — Der Gouverneur, durch einen Kunstgriff, überredet ihn den Kelch dem Papste auszuliefern, der ihn dem Autor zurückschickt, mit Befehl das Werk fortzusetzen.

Um diese Zeit ward Cardinal Salviati, der mich so sehr anfeindete, zum Legaten von Parma erwählt, und daselbst wurde eben ein Mailändischer Goldschmied, Tobias genannt, als ein falscher Münzer eingezogen. Man hatte ihn zum Strick und Feuer verdammt, als der Cardinal, der davon hörte, sich diesen trefflichen Mann vorstellen ließ. Der Legat verschob darauf die Vollziehung, schrieb den Vorfall an den Papst, rühmte gedachten Tobias als den ersten Goldschmied von der Welt, und gab ihm das Zeugniß: er sey ein einfältiger guter Mann, der durch seinen Beichtvater den er um Rath gefragt,

und der ihm dieſe Handlung erlaubt, eigentlich falſch geführt worden ſey. Sodann könne der Papſt, wenn er einen ſo geſchickten Mann nach Rom zöge, den Stolz des Benvenuto am beſten demüthigen.

Der Papſt ließ gedachten Tobias ſogleich kommen, und nachdem er uns beide vor ſich berufen hatte, trug er uns auf, eine Zeichnung zu machen, wie das Horn eines Einhorns am beſten gefaßt werden könnte? Er beſaß ein ſolches von der größten Schönheit, es war um ſiebzehntauſend Kammerducaten verkauft worden. Er wollte es dem Könige Franz von Frankreich ſchenken, aber vorher reich mit Golde verzieren laſſen.

Wir trugen beide unſere Zeichnungen, ſobald ſie fertig waren, zum Papſte. Tobias hatte eine Art Leuchter vorgeſtellt, in welchen das Horn als eine Kerze eingeſteckt werden ſollte. Statt der Füße des Leuchters waren vier Einhornsköpfchen angebracht. Ich konnte mich nicht enthalten über dieſe ſchwache Erfindung auf eine beſcheidene Weiſe zu lachen. Der Papſt bemerkte es und ſagte: laß nur deine Zeichnung ſehen! Ich hatte einen einzigen Einhornskopf vorgeſtellt, wozu ich theils die Bildung eines Pferdes, theils eines Hirſches genommen hatte, er war mit einer ſchönen Art von Schleier und andern gefällig gen Zierrathen bereichert. Darauf ſollte das Horn eingepaßt werden. Jederman, der dieſe Erfindung ſah, gab ihr den Vorzug.

Aber leider waren einige Mailänder von großem An-

ſehn gegenwärtig, die dem Papſt einredeten und vorſtellten: er wolle ja das Werk nach Frankreich ſenden, die Franzoſen ſeyen rohe Leute und würden die Vortrefflichkeit der Arbeit des Benvenuto nicht einſehen, vielmehr würde ihnen die Art Kirchenputz der andern Zeichnung beſſer einleuchten, die auch geſchwinder in's Werk geſetzt ſeyn würde, mittlerweile könne Benvenuto ſich an den Kelch halten, zwey Arbeiten würden auf einmal fertig und Tobias wäre doch auch nicht umſonſt berufen worden. Der Papſt, der Verlangen hatte ſeinen Kelch vollendet zu ſehen, folgte dem Rath, gab jenem das Horn in Arbeit und ließ mir ſagen: ich möchte den Kelch fertig machen. Darauf antwortete ich, daß ich in der Welt nichts mehr wünſche, und wenn er nur von einer andern Materie als von Gold wär', ſo wollte ich ihn wohl ohne weitere Beihülfe zu Stande bringen. Darauf verſetzte der pöbelhafte Hofmann: Verlange nur kein Gold vom Papſt; denn er geräth ſonſt in den größten Zorn und wehe dir danach! Ich antwortete darauf: lebret mich ein wenig, mein Herr, wie man Brot ohne Mehl macht! Ohne Gold wird dieſes Werk nicht fertig werden. Dieſe Worte verdroſſen ihn, er drohte mir, dem Papſt alles zu hinterbringen und that es auch; der Papſt brach in eine beſtialiſche Wuth aus und ſagte: er wolle doch ſehen, ob ich ſo toll ſey, mich dieſer Arbeit zu weigern. So gingen zwey Monate vorbei, in denen ich, ungeachtet meiner Drohung, mit großer Liebe ge-

16.

Dem Fürsten Hardenberg.

Zum 70sten Geburtstag.

Wer die Körner wollte zählen,
Die dem Stundenglas entrinnen,
Würde Zeit und Ziel verfehlen
Solchem Strome nachzusinnen.

Auch vergehn uns die Gedanken
Wenn wir in Dein Leben schauen,
Freien Geist in Erdeschranken,
Festes Handeln und Vertrauen.

So entrinnen jeder Stunde
Fügsam glückliche Geschäfte.
Segen dir von Mund zu Munde!
Neuen Muth und frische Kräfte!

---

arbeitet hatte. Da der Papſt ſah, daß ich die Arbeit nicht brachte, ward er mir äußerſt ungünſtig und drohte, mich auf jede Weiſe zu züchtigen.

Eben war ein gewiſſer Mailändiſcher Goldſchmied gegenwärtig, mit Namen Pompeo und ein wahrer Verwandter eines gewiſſen Herrn Trajans, eines ſehr begünſtigten Dieners des Papſtes; beide ſagten einſtimmig: Wenn Ew. Heiligkeit ihm die Münze nehmen, ſo wird ihm die Luſt ſchon kommen, den Kelch zu endigen. Darauf verſetzte der Papſt: Es würden vielmehr daraus zwey Uebel entſtehen, ich würde bei der Münze übel bedient ſeyn, und er würde den Kelch nicht mehr anrühren. Die beiden Mailänder ließen aber doch nicht ab und brachten es endlich dahin, daß er mir die Münze nahm und ſie einem jungen Menſchen von Perugia gab.

Pompeo kam ſelbſt mir im Namen Ihro Heiligkeit zu ſagen, daß ich die Münze verloren habe, und wenn ich den Kelch nicht fertig machte, ſollte ich noch andere Dinge verlieren. Ich antwortete: Sagt Ihro Heiligkeit: die Münze hat er ſich, nicht mir genommen, und ſo wird es auch mit den andern Dingen gehen, und ſagt nur, wenn er mir die Münze auch wiedergeben wollte, würde ich ſie nicht annehmen. Dieſer abſcheuliche mißgünſtige Menſch eilte was er konnte, alles dem Papſte wieder zu ſagen, wobei er gewiß von dem ſeinigen hinzuthat.

Nach acht Tagen ſchickte der Papſt denſelbigen Men-

ſchen zu mir und ließ mir ſagen: er wolle nunmehr den Kelch nicht von mir geendigt haben, er verlange die Arbeit, ſo weit wie ſie gegenwärtig gekommen ſey. Darauf antwortete ich: Das iſt nicht wie mit der Münze, die er mir nehmen kann wenn er will. Fünfhundert Scud habe ich von ihm empfangen, und die will ich ſogleich zurückzahlen, das Werk iſt aber mein, und ich will damit nach Vergnügen ſchalten; darauf ſagte ich ihm noch einige beißende Worte, die ſich auf ihn bezogen, und er eilte, dem Papſt alles zu hinterbringen.

Nach Verlauf dreyer Tage kamen zwey Kämmerlinge des Papſtes zu mir, vornehme und von Ihro Heiligkeit ſehr begünſtigte Perſonen. Sie ſagten zu mir: Benvenuto! du haſt bisher gewagt den Papſt aufzuziehen, und willſt keinen vernünftigen Vorſtellungen Gehör geben, höre nun: gibſt du ihm ſein Werk nicht heraus, ſo haben wir Befehl, dich in's Gefängniß zu führen. Darauf ſah ich ihnen fröhlich in's Geſicht und ſagte: Meine Herren! wenn ich dem Papſte dieß Werk gebe, ſo gebe ich ihm mein Werk, und nicht das ſeinige, und ich habe nicht Luſt es herauszugeben; denn nachdem ich es mit Fleiß und Sorgfalt ſo weit geführt habe, will ich nicht, daß es etwa in die Hände einer unwiſſenden Beſtie gerathe, die es mit wenig Mühe verdürbe.

Es war bei dieſer Unterredung auch jener Goldſchmied Tobias gegenwärtig, der ſich unterſtand von mir ſogar die Modelle des Werks abzufordern; ich aber ſagte ihm,

was ſolch ein elender Menſch zu hören verdiente, und was ich hier nicht wiederholen mag.

Da aber die beiden Herren in mich drangen und verlangten, ich ſolle mich eilig entſchließen, ſagte ich ihnen, daß ich ſchon entſchloſſen ſey, nahm mein Ueberkleid, und ehe ich aus dem Laden ging, wendete ich mich mit großer Verehrung gegen ein Crucifix und ſagte, mit der Mütze in der Hand: Gnädiger, unſterblicher, gerechter und heiliger Erlöſer! Alles, was du thuſt und zulässeſt, geſchieht nach deiner großen, unvergleichbaren Gerechtigkeit, du weißt daß ich ungefähr in das Lebensalter gelange, welches du auch erreicht haſt, und ich habe bis hierher um keiner Urſache willen mich in's Gefängniß begeben müſſen; iſt es aber gegenwärtig dein Wille, daß ich dieſe Schmach erdulde, ſo danke ich dir auch dafür und übernehme ſie geduldig. Darauf wendete ich mich zu den Kämmerlingen und ſagte mit einem ſpottenden Lächeln: Meinesgleichen verdiente wohl keine geringern Häſcher als ihr ſeyd, meine Herren! ſo nehmt mich denn als Gefangenen in die Mitte und führt mich wohin ihr wollt.

Dieſe äußerſt artigen und höflichen Männer begannen zu lachen, nahmen mich in die Mitte und führten mich unter gefälligen Geſprächen zum Gouverneur von Rom, der Magalotto hieß. Wir fanden bei ihm den Fiscal, ſie hatten uns beide erwartet. Die beiden Herren Kämmerlinge ſagten lachend: Hier bringen wir euch die-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16260/386

ſen Gefangenen, nehmt ihn wohl in Acht! Wir haben uns genug erluſtigt, indem wir euren Leuten in's Amt greifen mußten, wie uns denn auch Benvenuto zu erkennen gab, daß er, da dieß ſeine erſte Gefangenſchaft ſey, durch Häſcher unſerer Art abgeführt werden müſſe. Sie eilten darauf zum Papſt und erzählten ihm alle Umſtände. Anfangs wollte er in Zorn gerathen, nachher that er ſich aber Gewalt an und lachte, denn es waren viele Herren und Cardinäle gegenwärtig, die mich höchlich begünſtigten.

Indeſſen beſchäftigten ſich der Gouverneur und der Fiſcal mit mir; bald drohten ſie, bald ermahnten ſie, bald wollten ſie mir rathen. Sie ſagten, es ſey natürlich, daß wenn einer von einem andern eine Arbeit machen laſſe, ſo könne er ſie auch, nach ſeinem Belieben, auf jede Weiſe wieder zurück nehmen. Dagegen verſetzte ich: daß das keineswegs gerecht ſey, und daß ein Papſt das nicht thun könne; denn er ſey nicht von der Art gewiſſer tyranniſcher Herrchen, die ihrem Volk das Schlimmſte, was ſie nur können, anzuthun fähig ſind, und weder Geſetz noch Gerechtigkeit beobachten, dergleichen Dinge könne aber der Statthalter Chriſti nicht üben. Darauf ſagte der Gouverneur mit gewiſſen häſchermäßigen Gebärden und Worten, die ihm eigen waren: Benvenuto! Benvenuto! du gehſt darauf aus, daß ich dich nach Verdienſt behandeln ſoll. — So werdet ihr mir alle Ehre und Höflichkeit wiederfahren laſſen! — Schicke ſogleich nach der Arbeit und erwarte nicht das

zweyte Wort! Darauf ſagte ich: Meine Herren! erlaubt mir, daß ich noch vier Worte für meine Sache vorbringe. Der Fiscal, der ein beſcheidenerer Büttel als der Gouverneur war, wendete ſich zu ihm und ſagte: Gnädiger Herr! ve[illegible] ihm hundert Worte. Wenn er nur das Werk heraus g[illegible], ſo haben wir genug. Darauf ſagte ich: Wenn irgend jemand ein Gebäude aufmauern ließe, ſo könnte er zum Meiſter, der ihn ſchlecht bediente, mit Gerechtigkeit ſagen: Gib mir mein Haus, ich will nicht daß du mir daran arbeiten ſollſt! er könnte ihm ſeine Arbeit bezahlen und ihn wegſchicken. Auch wenn einer einen koſtbaren Edelſtein wollte faſſen laſſen, und der Juwelier bediente ihn nicht nach ſeinem Willen, der könnte ſagen: Gib mir mein Juwel heraus, ich mag deine Arbeit nicht; aber hier iſt nicht von dieſer Art die Rede, denn es iſt weder ein Haus, noch ein Edelſtein, und mir kann man nichts weiter auferlegen, als daß ich die fünfhundert Scudi zurückgebe, die ich erhalten habe, und ſo, gnädiger Herr, thut was ihr könnt, von mir erhaltet ihr nichts als die fünfhundert Scudi, und das mögt ihr dem Papſt ſagen, eure Drehungen machen mir nicht die mindeſte Furcht; ich bin ein ehrlicher Mann und bei meinen Handlungen wird mir nicht bange.

Der Gouverneur und Fiscal ſtanden auf und ſagten mir, daß ſie zum Papſte gingen, und der Auftrag, mit dem ſie wahrſcheinlich wieder kämen, würde mir übel bekommen. So blieb ich verwahrt zurück, ging in

einem Saal auf und ab, und ſie verzogen faſt drey Stunden. Indeſſen beſuchten mich alle die vornehmſten Florentiniſchen Kaufleute und baten mich inſtändig, ich ſolle nicht mit einem Papſte rechten, denn das könne zu meinem völligen Verderben gereichen. Ich antwortete darauf: daß ich feſt entſchloſſen ſey und wiſſe, was ich zu thun habe.

Sobald der Gouverneur mit dem Fiscal zurückgekommen war, ließ er mich rufen und ſagte: der Auftrag, den ich vom Papſte habe, thut mir ſelbſt leid, ſchaffe das Werk ſogleich her, oder erwarte was dir begegnen kann! Darauf antwortete ich: bis auf dieſe Stunde habe ich nicht geglaubt, daß der Statthalter Chriſti eine Ungerechtigkeit begehen könne, auch glaube ich es nicht, bis ich es ſehe; thut daher was ihr nicht laſſen könnt. Der Gouverneur verſetzte nochmals: ich habe dir vorerſt noch zwey Worte vom Papſte zu ſagen und dann werde ich meinen Auftrag vollbringen. Der Papſt befiehlt, du ſollſt mir die Arbeit hieher bringen, ſie ſoll vor meinen Augen in eine Schachtel gelegt und verſiegelt werden, ich ſoll ſie hinbringen, und er verſpricht, bei Treue und Glauben, daß er ſie nicht eröffnen, ſondern ſie dir ſogleich zurückgeben will; aber ſo ſoll es ſeyn um ſeiner eigenen Ehre willen. Darauf antwortete ich lächelnd: herzlich gern will ich mein Werk auf dieſe Weiſe hingeben, denn ich möchte doch auch gern erfahren, wie Treu und Glaube eines Papſtes beſchaffen iſt.

So schickte ich nach meiner Arbeit, siegelte sie, wie er's verlangte, und gab sie hin.

Als der Gouverneur zum Papste zurückkam, nahm dieser die Schachtel, wie jener mir nachher selbst erzählte, wendete sie einigemal um und fragte sodann den Gouverneur: ob er die Arbeit gesehen habe? Darauf sagte dieser: ja! sie sey in seiner Gegenwart versiegelt worden und versicherte dabei, die Arbeit habe ihm höchst bewundernswerth geschienen. Darauf versetzte der Papst: Sage Benvenuto, die Päpste haben Gewalt viel größere Dinge denn dieses zu lösen und zu binden; und indem er dieses mit einigem Verdruß zu sagen schien, nahm er Siegel und Bindfaden weg und öffnete die Schachtel.

Nachdem er die Arbeit genugsam betrachtet hatte, zeigte er sie Tobias dem Goldschmied, der sie sehr lobte, und als der Papst ihn fragte: ob er nunmehr, da er das Werk gesehen habe, ein ähnliches unternehmen wolle? mit ja antwortete und vom Papste Befehl erhielt, sich ganz danach zu richten. Darauf wendete sich der Papst zum Gouverneur und sagte: seht ob Benvenuto euch das Werk überlassen will, bezahlt es ihm so hoch als es ein Kenner schätzen mag; will er es selbst endigen und einen Termin setzen, so sucht mit ihm überein zu kommen und macht ihm die Bequemlichkeit, die er bedarf. Darauf sagte der Gouverneur: Heiliger Vater, ich kenne die fürchterliche Art dieses jungen Mannes, erlaubt mir, daß ich ihm nach meiner Weise zu Leibe gehe.

Dar-

Darauf erwiderte der Papſt: mit Worten ſollte er thun was er wolle, ob dadurch gleich die Sache noch ſchlimmer werden würde; wenn er aber gar nicht mit mir fertig werden könnte, ſo ſollte er mir befehlen, die fünfhundert Scudi an ſeinen Juwelier Pompeo zu bringen.

Der Gouverneur kam zurück, ließ mich in ſein Zimmer rufen und ſagte zu mir mit einem Häſcherblick: Die Päpſte haben Gewalt, die ganze Welt zu binden und zu löſen, und das wird ſogleich im Himmel gut geheißen. Hier iſt dein Werk offen zurück, Seine Heiligkeit hat es geſehen. Darauf erhob ich die Stimme und rief: Nun weiß ich doch, wie Treue und Glaube der Päpſte beſchaffen iſt! Darauf that der Gouverneur einige ganz unvernünftige Ausfälle. Da er aber merkte daß nichts auszurichten war, verzweifelte er an dem Unternehmen und ſagte mit einer etwas ſauftern Art: Benvenuto! es thut mir leid, daß du dein Beſtes nicht einſehen willſt, ſo gehe denn hin und bringe die fünfhundert Scudi dem Juwelier Pompeo. So trug ich mein Werk fort und brachte ſogleich die fünfhundert Scudi an Ort und Stelle.

Nun hatte der Papſt, begierig den Faden meiner Knechtſchaft wieder anzuknüpfen, gehofft, ich ſollte nicht im Stande ſeyn ſogleich das Geld zu überliefern, als daher Pompeo lächelnd mit dem Gelde in der Hand vor ihn kam, ſchimpfte er und ärgerte ſich, daß die Sache ſo abgelaufen war, dann ſagte er, geh' und ſuche

Benvenuto in seiner Werkstatt auf, sage ihm, er soll mir das Werk zu einer Monstranz fertig machen, daß ich am Frohnleichnam das Hochwürdige darin in Procession tragen kann, er soll alle mögliche Bequemlichkeit haben, nur soll er arbeiten. Pompeo kam zu mir, rief mich heraus und machte mir, nach seiner Art, die ungeschicktesten Eselscaressen und sagte mir die Worte des Papstes wieder. Darauf antwortete ich schnell: Ich kann mir keinen größern Schatz in der Welt wünschen, als wenn ich die Gnade eines so großen Papstes wieder erlange, die ich nicht durch meine Schuld verloren habe, sondern durch meine unglückliche Krankheit und durch die Bösartigkeit gewisser neidischer Menschen, denen es eine Freude macht, Böses zu stiften. Hat doch der Papst eine Menge Diener! er soll mir euch nicht mehr schicken, um eures Heils willen, und ihr könnt euch nur in Acht nehmen. Ich aber werde Tag und Nacht an den Dienst des Papstes denken, und alles thun, was ich vermag. Vergeßt nur nicht, was ihr dem Papst über mich gesagt habt und mischt euch nicht in meine Angelegenheiten, denn eure Fehler sollen euch noch verdientermaßen gereuen. Alles dieses hinterbrachte der Mensch dem Papste, auf eine bestialische Weise, und so blieb die Sache eine Weile; ich arbeitete in meiner Werkstatt und trieb mein Geschäft.

Tobias, der Goldschmied, hatte indessen jenes Einhorn garnirt und die Verzierung nach seiner Art vollen-

17.

An Lord Byron.

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf, zum Edelsten zu wandern,
Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich dem, den ich so lang begleitet,
Nun etwas Traulichs in die Ferne sagen?
Ihm der sich selbst im Innersten bestreitet,
Stark angewohnt das tiefste Weh zu tragen.

Wohl sey ihm doch wenn er sich selbst empfindet!
Er wage selbst sich hoch beglückt zu nennen,
Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt mög' er Sich kennen.

det; dann befahl ihm der Papst, er solle einen Kelch, nach der Weise des meinen, den er gesehen hatte, sogleich anfangen, und ließ nach einiger Zeit sich die Arbeit zeigen, und als sie ihm mißfiel, war es ihm verdrießlich, mit mir gebrochen zu haben; er schalt auf die Werke des Tobias und auf alle die ihn empfohlen hatten. Mehrmals schickte er mir darauf den Baccino della Croce, und ließ mich wegen der Monstranz mahnen. Ich antwortete: Seine Heiligkeit möchte mich nur so lange ausruhen lassen bis ich mich von meiner Krankheit, von der ich noch nicht ganz geheilt sey, wieder erholt hätte; ich würde aber indessen doch zeigen, daß ich jede Stunde, in der ich zu arbeiten im Stande sey, bloß Seinem Dienste widmen wolle. Denn ich hatte ihn heimlich porträtirt und arbeitete in meinem Hause heimlich an einer Medaille für ihn. In meiner Werkstatt aber hielt ich zu der Zeit einen Gesellen, der ehemals mein Lehrbursch gewesen war und sich Felix nannte.

Zweytes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Autor verliebt ſich in eine Sicilianiſche Curtiſane, Namens Angelica, welche von ihrer Mutter geſchwind nach Neapel geführt wird. — Seine Verzweiflung über den Verluſt ſeiner Geliebten. — Er wird mit einem Sicilianiſchen Prieſter bekannt, der ſich mit Zauberey abgibt. — Ceremonien, deren er ſich bedient. — Der Autor iſt bei den Beſchwörungen gegenwärtig, in Hoffnung ſeine Geliebte wieder zu erlangen. — Wunderbare Wirkung der Beſchwörung. — Ihm wird verſprochen: er ſoll Angelica innerhalb eines Monats wieder ſehen. — Streit zwiſchen ihm und Hrn. Benedetto, den er tödtlich mit einem Stein verwundet. — Pompeo von Mailand berichtet dem Papſt, der Autor habe den Goldſchmied Tobias umgebracht. Seine Heiligkeit befiehlt dem Gouverneur von Rom, den Mörder zu ergreifen und auf der Stelle hinrichten zu laſſen. Er entflieht und begibt ſich nach Neapel. Auf dem Wege trifft er einen Freund an, Scioſmeo den Bildhauer.

Zu der Zeit hatte ich mich, wie junge Leute pflegen, in eine Sicilianerin von der größten Schönheit verliebt; auch ſie zeigte daß ſie mir ſehr wohl wolle; die Mutter aber, welche unſere Leidenſchaft bemerkt hatte, und ſich vor unſern Abſichten fürchtete, denn ich wollte heimlich mit dem Mädchen nach Florenz fliehen, kam mir zuvor, ging Nachts aus Rom, und ließ mir vorſpiegeln, als

wenn sie nach Civita Vecchia den Weg genommen hätte; sie begab sich aber auf Ostia und von da nach Neapel. Ich eilte grade auf Civita Vecchia, und beging unglaubliche Thorheiten, um sie wieder zu finden. Es wär' zu umständlich diese Dinge hier zu erzählen, genug, ich war im Begriff toll zu werden oder zu sterben. Sie schrieb mir nach zwey Monaten, daß sie sich in Sicilien, sehr mißvergnügt, befinde. Indessen hatte ich mich allen denkbaren Vergnügungen ergeben und eine andere Liebe ergriffen, nur um jene los zu werden.

Unter solchen Ausschweifungen hatte ich gelegentlich mit einem gewissen Sicilianischen Geistlichen Freundschaft gemacht, er war von dem erhabensten Geiste und wohl im Lateinischen und Griechischen erfahren. Einsmals, durch eine besondere Wendung des Gesprächs, kamen wir auch auf die Zauberey zu reden, und ich sagte, wie sehr ich mein ganzes Leben durch verlangt hätte irgend etwas von dieser Kunst zu sehen oder zu spüren; darauf versetzte der Priester: zu einem solchen Unternehmen gehört ein starkes und sichres Gemüth. Ich versetzte, daß ich die Stärke und Sicherheit wohl zeigen wolle, wenn sich nur die Art und Weise fänd', ein solches Werk zu unternehmen. Darauf antwortete der Priester: wenn dir am Anschauen solcher Dinge genug ist, so will ich deine Neugierde sättigen. Wir wurden eins das Werk zu unternehmen, und eines Abends machte sich der Priester bereit, indem er mir sagte ich solle

einen, auch zwey Gefährten ſuchen. Da rief ich Vincenzio Romoli, meinen beſten Freund, welcher einen Piſtojeſer mit ſich nahm, der ſich auch auf die Schwarzkünſteley gelegt hatte. Wir gingen zuſammen in's Coliſee; dort kleidete ſich der Prieſter nach Art der Zauberer, zeichnete Cirkel auf die Erde mit den ſchönſten Ceremonien die man ſich auf der Welt nur denken kann. Er hatte uns Zaffetika (Assa foetida) mitbringen laſſen, koſtbares Räucherwerk und Feuer, auch böſes Räucherwerk.

Da alles in Ordnung war, machte er das Thor in den Cirkel und führte uns bei der Hand hinein; dem andern Schwarzkünſtler befahl er, das Räucherwerk nach Bedürfniß in's Feuer zu werfen; uns überließ er die Sorge das Feuer zu unterhalten und die Specereyen darzureichen, dann fing er ſeine Beſchwörungen an, welche über anderthalb Stunden dauerten. Darauf erſchienen manche Legionen Teufel, ſo daß das Coliſee ganz voll ward. Ich war mit den köſtlichſten Specereyen beſchäftigt, und als der Prieſter eine ſo große Menge Geiſter bemerkte, wendete er ſich zu mir und ſagte: verlange was von ihnen! ich verſetzte ſie ſollen machen, daß ich mit meiner Sicilianerin wieder zuſammen komme.

Dieſe Nacht erhielten wir keine Antwort, ob ich gleich ſehr zufrieden über dieſe Begebenheit war. Der Nekromant behauptete, wir müßten noch ein andermal hingehen und ich würde in allem, was ich verlangte,

völlig befriedigt werden; aber ich müßte einen unſchuldigen Knaben mitbringen. Ich nahm einen Lehrknaben, ungefähr zwölf Jahr alt, und berief von neuem Vincenzio Romoli, und da ein gewiſſer Agnolino Gaddi unſer Hausfreund war, nahm ich auch dieſen mit zu unſerer Unternehmung. Wir kamen an den vorigen Ort; der Nekromant machte wieder ſeine Vorbereitung, und mit derſelben, ja mit einer noch wunderſamern Ordnung, brachte er uns in den Cirkel, den er von neuem mit mehr Kunſt und Ceremonien bereitet hatte. Vincenz und Agnolino beſorgten das Räucherwerk und das Feuer, mir gab er das Pentakel in die Hand und ſagte: er würde mir die Gegenden zeigen, wohin ich's zu wenden hätte. Nun fing der Nekromant die ſchrecklichſten Beſchwörungen an, er rief bei ihren Namen eine Menge ſolcher Teufel, die Häupter der Legionen waren, und beſchwur ſie, im Namen und Gewalt Gottes, des unerſchaffnen, lebendigen und ewigen, und das in Hebräiſchen Worten, auch mitunter in gemgſamen Griechiſchen und Lateiniſchen, ſo daß in kurzer Zeit einhundertmal mehr als bei der erſten Beſchwörung erſchienen und das ganze Coliſee ſich erfüllte. Vincenzio Romoli und Gaddi unterhielten das Feuer und ſparten das koſtbare Räucherwerk nicht, mir aber gab der Nekromant den Rath abermals zu verlangen, daß ich mit meiner Angelica ſeyn möchte. Ich that es, und er wendete ſich zu mir und ſagte: Hörſt du, was ſie ſprechen? in Zeit eines Mo-

nats ſolſt du bei ihr ſeyn. Darauf bat er mich von neuem, ich möchte nur feſt halten, denn es wären wohl ein Tauſend Legionen mehr, als er verlangt habe, und ſie ſeyen von der gefährlichſten Art; da ſie aber doch mein Begehren erfüllt hätten, ſo müßte man ihnen freundlich thun und ſie geduldig entlaſſen.

Nun fing das Kind, das unter dem Pintakel war, zu jammern an, und ſagte, es ſeyen ein tauſend der tapferſten Männer beiſammen, die uns alle drohten, dann ſah es noch vier ungeheure Rieſen, bewaffnet und mit der Gebärde, in den Kreis einbrechen zu wollen. Indeſſen ſuchte der Nekromant, der vor Furcht zitterte, ſie auf die ſanfteſte und gefälligſte Art ſo gut er konnte, zu entlaſſen. Vincenzio Romoli, der über und über zitterte, hörte nicht auf zu räuchern, ich fürchtete mich ſo ſehr als die andern, ließ mich es aber nur weniger merken und ſprach ihnen allen Muth zu. Gewiß ich war halb todt, als ich den Nekromanten in ſo großer Angſt ſah. Das Kind hatte den Kopf zwiſchen die Knie geſteckt und ſagte: ſo will ich ſterben! denn wir kommen um, alle zuſammen. Da ſagte ich zum Knaben: dieſe Creaturen ſind alle unter uns, und was du ſiehſt iſt Rauch und Schatten, hebe nur die Augen ohne Furcht auf! Das Kind blickte hin, und ſagte von neuem: das ganze Coliſee brennt, und das Feuer kömmt auf uns los. Es hielt die Hände vor's Geſicht, rief, es ſey todt und wollte nichts mehr ſehen! Der Nekromant

empfahl ſich mir, bat, ich möchte nur feſt halten, und ſtark mit Zaffetika räuchern. Ich wendete mich zu Vincenzio und ſagte: er möge ſchnell Zaffetika ausſtreuen! Indem ſo betrachtete ich den Agnolino, der ſo erſchrocken war, daß ihm die Augen in die Quere ſtunden und er halb todt ſchien. Agnolo! rief ich, hier iſt nicht Zeit ſich zu fürchten; mache dir was zu thun, rühre dich und ſtreue ſchnell die Zaffetika. Agnolo, indem er ſich bewegen wollte, verunreinigte ſich mit ſo heftigem Getöſe, daß die Kraft der Zaffetika nur gering dagegen war; das Kind erhob bei dieſem Schall und Geſtank ein wenig das Geſicht, und da es mich lächeln ſah, erholte es ſich ein wenig von ſeiner Furcht und ſagte: ſie zögen ſich mit Macht zurück.

So blieben wir bis die Morgenglocke zu läuten anfing, und das Kind ſagte: nur wenige ſeyen noch übrig geblieben und ſie ſtünden von ferne. Der Nekromant vollbrachte nun ſeine Ceremonien, zog ſich aus, nahm ſeinen großen Pack Bücher zuſammen, und wir verließen mit ihm auf einmal den Kreis, einer drückte ſich an den andern, beſonders hatte ſich das Kind in die Mitte gedrängt, indem es den Nekromanten bei der Weſte und mich bei'm Ueberkleid hielt. Beſtändig, bis wir zu unſern Häuſern unter den Bänken gelangt waren, verſicherte es uns, zwey von denen die es im Coliſee geſehen habe, ſpazierten mit großen Sprüngen vor uns her, und liefen bald über die Dächer, bald über die

18.

Ottilien von Goethe.

Ehe wir nun weiter ſchreiten
Halte ſtill und ſieh Dich um:
Denn geſchwätzig ſind die Zeiten,
Und ſie ſind auch wieder ſtumm.

Was Du mir als Kind geweſen,
Was Du mir als Mädchen warſt,
Magſt in Deinem Innern leſen,
Wie Du Dir es offenbarſt.

Deiner Treue ſey's zum Lohne,
Wenn Du dieſe Lieder ſingſt,
Daß dem Vater in dem Sohne
Tüchtig-ſchöne Knaben bringſt.

Straßen. Der Nekromant sagte, so oft er auch schon in dem Kreis gewesen, sey ihm doch niemals so etwas Außerordentliches begegnet; er bat mich, daß ich ihm beistehen sollte: denn die Teufel müßten uns die Schätze zeigen, deren die Erde voll sey, und auf diese Weise müßten wir die reichsten Leute werden. Die Liebeshändel seyen Eitelkeit und Narrheit, wobei nichts herauskomme. Ich versetzte darauf: daß ich ihm gerne beistehen wollte, wenn ich nur Latein verstünde; er aber versicherte mich, daß mir das Latein gar nichts helfen könne, er habe gar manchen vortrefflichen Lateiner angetroffen, aber niemand von so gesetztem Gemüth wie mich, und ich solle mich nur nach seinem Rathe halten. So kamen wir nach Hause und träumten die folgende Nacht alle von Teufeln.

Sobald der Nekromant des Tages darauf mich wieder sah, sprach er mir zu, ich möchte doch auf jenes Unternehmen eingehen. Darauf fragte ich ihn, wie viel Zeit wir dazu brauchen würden, und an welchen Ort wir zu gehen hätten? Er sagte mir, in weniger als einem Monat würden wir fertig seyn, und der geschickteste Ort wäre in den Bergen von Norcia. Zwar habe sein Meister auch hier in der Nähe, in den Gebirgen der Abtey Fasta, eine solche Weihe vorgenommen, es hätten sich aber doch solche Schwierigkeiten gefunden, die in den Bergen von Norcia wegfielen; auch seyen die Bauern daselbst in der Nachbarschaft zuverlässige Leute, nicht

ganz unerfahren in dieſen Dingen, und könnten uns, im Nothfall, wichtige Dienſte leiſten.

So überredete mich der Prieſter Nekromant um ſo leichter, als ich zu ſolchen Dingen ſchon geneigt war; aber ich ſagte ihm, ich wollte zuerſt die Medaille für den Papſt fertig machen, denn er und niemand anders wußte um dieſe geheime Arbeit. Auch fragte ich ihn immer, ob ich nicht in der beſtimmten Zeit meine Sicilianerin ſehen würde? Denn der Termin kam näher heran, und es ſchien mir wunderbar, als ich nichts von ihr hörte. Der Nekromant verſicherte mich, daß ich gewiß mit ihr zuſammentreffen würde; denn jene hielten Wort, wenn ſie auf ſolche Weiſe verſprächen; ich ſollte aber aufmerken und mich vor Händeln in Acht nehmen, die ſich dabei ereignen könnten; ich ſollte lieber etwas gegen meine Natur erdulden, denn es läge eine große Gefahr nicht weit, es wäre beſſer für mich, wenn ich mit ihm ginge das Buch zu weihen, auf dieſe Weiſe würde die Gefahr vorübergehen, und wir würden beide die glücklichſten Menſchen werden.

Ich fing an mehr Luſt zu empfinden als er ſelbſt, und ſagte zu ihm: es ſey nur eben jetzt ein gewiſſer Meiſter nach Rom gekommen, Namens Johann da Caſtello, ein Bologneſer, ein trefflicher Mann Medaillen in Stahl zu ſchneiden, wie ich ſie auch machte, und ich wünſchte nichts mehr, als mit ihm in die Wette zu ar-

beiten, mich auch ſo der Welt zu zeigen, und mit einem ſolchen Talente lieber als mit dem Schwerte meine Feinde zu erlegen. Ich mochte aber ſagen was ich wollte, ſo hörte doch der Prieſter nicht auf, mir anzuliegen und ſagte: mein Benvenuto, komm mit mir, ſiehe die große Gefahr, die dir bevorſteht. Ich hatte mir aber ein für allemal vorgenommen, meine Medaille zu endigen. Der Monat war bald verlaufen, und ich war in meine Arbeit ſo verliebt, daß ich weder an Angelica, noch an irgend etwas dachte.

Eines Abends hatte ich mich, zur ungewöhnlichen Zeit, von meinem Hauſe nach meiner Werkſtatt begeben, woſelbſt Felix, mein Geſelle, alle Arbeiten beſorgte; ich blieb nur einen Augenblick dort, denn ich erinnerte mich, daß ich mit Herrn Alexander del Bene etwas zu reden hatte. Da machte ich mich auf; und als ich unter die Bänke kam, begegnete mir ein ſehr guter Freund, Herr Benedetto; er war Notar, von Florenz gebürtig, Sohn eines Blinden, der in den Kirchen betete, eines Saneſers. Dieſer Benedetto war lange in Neapel geweſen; hatte ſich darauf in Rom niedergelaſſen und beſorgte die Geſchäfte gewiſſer Handelsleute von Siena. Mein Geſelle hatte ihn öfters gemahnt, denn er war ihm Geld für einige anvertraute Ringe ſchuldig, an eben dem Tage waren ſie einander wieder begegnet, und Felix hatte nach ſeiner Gewohnheit das Geld auf eine etwas rauhe Art verlangt, und zwar in Gegenwart der Herren

des Benedetto, die zufällig dabei ſtanden. Da ſie vernahmen wie ſich die Sache verhalte, ſchalten ſie ihren Factor tüchtig aus und ſagten: ſie würden ſich eines andern bedienen, denn dergleichen Händel wollten ſie nicht haben. Benedetto entſchuldigte ſich ſo gut er konnte und behauptete, er habe den Goldſchmied bezahlt, ſagte aber dabei: er ſey nicht im Stande, die Tollheit eines Wahnſinnigen zu bändigen. Dieſe Herren nahmen ſein Betragen übel und jagten ihn ſogleich weg. Darauf eilte er wüthend nach meiner Werkſtatt, vielleicht um gedachtem Felix Verdruß zu machen. Nun begab ſich's, daß wir uns grade in der Mitte von den Bänken begegneten, und ich, der von nichts wußte, grüßte ihn auf's freundlichſte, er aber antwortete mir mit vielen groben Worten. Da erinnerte ich mich ſogleich an alles, was mir der Nekromant geſagt hatte, und hielt an mich was ich konnte, um dasjenige nicht zu thun, wozu ſeine Worte mich nöthigten. Herr Benedetto! ſagte ich, Bruder! entrüſtet euch nicht gegen mich; habe ich euch doch nichts zu Leide gethan! weiß ich doch nichts von dem Vorfall. Habt ihr was mit Felix zu thun, ſo geht doch, ich bitte euch, und macht's mit ihm aus, er weiß am beſten was zu antworten iſt; ihr thut mir Unrecht, da ich nichts davon weiß, mich dergeſtalt anzugreifen, um ſo mehr, da ihr wißt daß ich der Mann nicht bin Beleidigungen zu erdulden.

Darauf antwortete Benedetto: ich wiſſe um alles,

er ſey der Mann, mit mir ſchon fertig zu werden. Felix und ich ſeyen zwey große Lumpe.

Schon hatten ſich viele Leute geſammelt, dieſen Streit anzuhören, und, gezwungen durch ſeine groben Worte, buckte ich mich ſchnell zur Erde, nahm eine Hand voll Koth, denn es hatte geregnet, und holte aus, ihn in's Geſicht zu treffen; aber er bückte ſich, und ich traf ihn mitten auf den Schädel. In dem Kothe ſtak ein friſcher Stein, mit vielen ſcharfen Ecken, und mein Mann fiel ohnmächtig, für todt, auf die Erde, und jederman, der das Blut ſo ſtark herabrieſeln ſah, hielt ihn wirklich für todt. Inzwiſchen daß einige Anſtalt machten ihn wegzutragen, kam Pompeo, der Juwelier, deſſen ich ſchon öfters erwähnt habe, und als er dieſen Mann ſo übel zugerichtet ſah, fragte er, wer ihn geliefert habe? man ſagte: Benvenuto! aber dieſe Beſtie habe es an ihn gebracht. Sobald Pompeo zum Papſt kam, denn er ging wegen einiger Geſchäfte dahin, ſagte er: Heiligſter Vater! Eben hat Benvenuto den Tobias erſchlagen, ich habe es mit meinen eigenen Augen geſehen. Da wurde der Papſt wüthend und ſagte zum Gouverneur, der eben gegenwärtig war, er ſolle mich faſſen, und am Orte, da der Todſchlag geſchehen ſey, ſogleich aufhängen laſſen.

Ich aber, da ich dieſen Unglücklichen auf der Erde ſah, dachte ſogleich mich zu retten, denn ich betrachtete die Macht meiner Feinde und was mir bei dieſer Gelegen-

heit gefährlich werden konnte. Ich flüchtete mich in das Haus des Herrn Johann Geddi, um mich, so geschwind als möglich, mit Gott davon zu machen. Herr Johannes rieth mir, ich sollte nicht so eilig seyn, manchmal sey das Uebel so groß nicht als man glaube. Er ließ Herrn Hannibal Caro rufen, der bei ihm wohnte, und ersuchte ihn hinzugehen, um sich nach der Sache zu erkundigen. Indessen erschien ein Römischer Edelmann, aus dem Gefolge des Cardinal Medicis, rief mich und den Herrn Johannes bei Seite, und sagte: sein Herr schicke ihn her, der selbst die Worte des Papstes gehört habe, es sey kein Mittel mir zu helfen, wenn ich dieser ersten Wuth nicht entränne, ich solle mich ja auf kein Haus in Rom verlassen! Der Edelmann entfernte sich sogleich, und Herr Johannes sah mich mit thränenden Augen an und rief: wie traurig, daß ich kein Mittel habe dir zu helfen! Darauf sagte ich: mit der Hülfe Gottes will ich mir schon selbst helfen, nur bitt' ich euch, dient mir mit einem eurer Pferde.

Sogleich ließ er mir ein Türkisches Pferd satteln, das schönste und beste das in Rom war. Ich bestieg es und nahm eine Büchse vor mich, um mich im Falle zu vertheidigen. Da ich nach Ponte Sisto kam, fand ich die sämmtlichen Häscher zu Pferde und zu Fuß, ich mußte aus der Noth eine Tugend machen, herzhaft frischte ich mein Pferd gelind an, und mit Gottes Hülfe, der ihre Augen verblendet hatte, kam ich frei

durch, und so schnell ich konnte eilte ich nach Palombara, zu Herrn Savelli und schickte von da das Pferd an Herrn Johannes zurück, ohne ihm jedoch wissen zu lassen wo ich mich befände. Herr Savelli bewirthete mich zwey Tage aufs freundlichste; dann rieth er mir, ich solle mich aufmachen und auf Neapel zugehen, bis die erste Hitze vorüber sey. Er ließ mich begleiten und auf die Neapelitanische Straße bringen. Auf derselben fand ich einen Bildhauer, meinen Freund, der Solosmeo hieß und nach St. Germano ging, um das Grab Peter von Medicis auf Monte Cassino fertig zu machen. Er sagte mir, daß noch selbigen Abend Papst Clemens einen seiner Kämmerer geschickt habe, um nachfragen zu lassen, wie sich gedachter Tobias befinde? Der Abgeordnete habe diesen Mann bei der Arbeit angetroffen, dem nichts begegnet war, und der auch von nichts wußte. Als dieses dem Papst hinterbracht wurde, wendete er sich zu Pompeo und sagte: du bist ein schlechter Mensch; aber ich versichre dir, du hast eine Schlange gekneipt, die dich beißen und dir dein Recht anthun wird! Dann sprach er mit dem Cardinal Medicis und trug ihm auf, daß er ein wenig nach mir sehen solle; denn um alles wollte er mich nicht verlieren. Wir aber ritten singend auf Monte Cassino.

Zweytes Capitel.

Der Autor gelangt glücklich nach Neapel. — Dort findet er seine geliebte Angelica und ihre Mutter. Sonderbare Zusammenkunft dieser Personen. — Er wird von dem Vicekönig von Neapel günstig aufgenommen, welcher versucht, ihn in seinen Diensten zu behalten. — Angelica's Mutter macht ihm zu harte Bedingungen. Er nimmt die Einladung des Cardinals von Medicis nach Rom an, da der Papst den Irrthum wegen Tobias Tod schon entdeckt hat. — Besonderes und galantes Abentheuer auf der Straße. Er kommt glücklich nach Rom, wo er hört, daß Benedetto von seiner Wunde genesen ist. — Er schlägt eine schöne Medaille auf Papst Clemens und wartet seiner Heiligkeit auf. — Was in dieser Audienz begegnet. — Der Papst vergibt ihm und nimmt ihn in seine Dienste.

Als nun Solosmeo daselbst die Arbeit durchgesehen hatte, machten wir uns auf und zogen gegen Neapel. Ungefähr eine halbe Miglie vor der Stadt kam uns ein Wirth entgegen, der uns in sein Gasthaus einlud, und versicherte: er sey lange Zeit mit Carl Ginori in Florenz gewesen, wenn wir bei ihm einkehrten, wolle er uns auf's beste bewirthen. Wir wiederholten öfters: daß wir mit ihm nichts wollten zu schaffen haben; dessen ungeachtet war er bald vor, bald hinter uns und wiederholte seine Einladung, immer mit denselbigen Worten.

Endlich war ich seiner Zudringlichkeit überdrüssig, und um ihn los zu werden fragte ich, ob er mir nicht eine Sicilianerin, Namens Beatrice, nachweisen könne, die eine Tochter habe, welche Angelica heiße, beide seyen Curtisanen. Der Wirth, welcher glaubte ich hätte ihn zum besten, rief aus: Gott verdamme alle Curtisanen und jeden, der ihnen wohl will! Darauf gab er seinem Pferde die Sporen und eilte von uns weg. Ich freute mich auf so gute Weise die Bestie los geworden zu seyn; aber zu gleicher Zeit machte mir die Erinnerung der großen Liebe, die ich zu dem Mädchen getragen hatte, nicht wenig Schmerzen. Indem ich nun mit meinem Gefährten, nicht ohne manchen verliebten Seufzer, von meinem Abenteuer sprach, sahen wir den Wirth im Galopp zurückkehren. Es sind zwey oder drey Tage, rief er aus, daß neben meinem Hause ein Weib und ein Mädchen eingezogen sind, die so heißen, ob sie Sicilianerinnen sind, kann ich nicht sagen. Darauf versetzte ich, der Name Angelica hat so große Gewalt auf mich, daß ich nunmehr gewiß bei dir einkehren will. Wir folgten dem Wirth, und stiegen bei ihm ab. Eiligst brachte ich meine Sachen in Ordnung, ging in das benachbarte Haus, und fand meine Angelica wirklich daselbst, die mich mit unmäßigen Liebkosungen empfing: ich blieb bei ihr bis den andern Morgen, und war glücklicher als jemals. Mitten in diesem Genusse fiel mir ein, daß an diesem Tage grade der Monat um sey, und daß ich nach

dem Verſprechen der böſen Geiſter, meine Angelica nun beſitze. Da denke nun jeder, der ſich mit ihnen einläßt, ſich die großen Gefahren, durch die ich hatte gehen müſſen.

Ob ich gleich noch jung war, ſo kannte man mich in Neapel doch auch ſchon als einen Menſchen von Bedeutung, und empfing mich auf's beſte, beſonders Herr Dominico Fontana, ein trefflicher Goldſchmied; er ließ mich die drey Tage, die ich in Neapel war, in ſeiner Werkſtatt arbeiten, und begleitete mich, als ich dem Vicekönig aufwartete, der mich zu ſehen verlangt hatte. Ihro Excellenz empfingen mich ſehr gnädig, und es fiel ihm ein Diamant in die Augen, den ich eben an dem Finger hatte, zufälligerweiſe brachte ich ihn in meinem Beutel nach Neapel, denn er war mir zum Kauf angeboten worden. Der Vicekönig verlangte ihn zu ſehen und wünſchte ihn zu beſitzen, wenn ich ihn entbehren könnte. Ich verſetzte darauf, indem ich den Ring an ſeinen Finger ſteckte: der Diamant und ich ſenen zu ſeinem Befehl. Er verſetzte: der Diamant ſey ihm angenehm, noch angenehmer würde es ihm aber ſeyn, wenn ich bei ihm bleiben wollte, er wolle mir Bedingungen machen, mit denen ich zufrieden ſeyn würde. So ward viel Höfliches hin und wieder geſprochen; zuletzt verlangte er den Preis des Edelſteins mit einem Worte zu wiſſen; ich verlangte zweyhundert Scudi, und Ihro Excellenz fanden die Forderung billig und ſagten, daß

19.

An Geheimerath von Willemer.

Reicher Blumen goldne Ranken
Sind des Liedes würdge Schranken,
Goldneres hab ich genossen
Als ich Euch in's Herz geschlossen.

Goldner glänzten stille Fluthen
Von der Abendsonne Gluthen,
Goldner blinkte Wein, zum Schalle
Glockenähnlicher Crystalle.

Weisen Freundes goldne Worte
Lispelten am Schattenorte,
Edler Kinder treu Bekanntniß
Elterliches Einverständniß.

Goldnes Netz das Euch umwunden!
Wer will dessen Werth erkunden?
Wie dem heilgen Stein der Alten
Muß sich Golde Gold entfalten.

Und so bringt vom fernen Orte
Dieses Blatt Euch goldne Worte,
Wenn die Lettern schwarz gebildet
Liedervoll der Blick vergülder.

ihnen der Stein um so lieber sey, da ich ihn gefaßt habe, denn sonst könne er nicht eine so treffliche Wirkung thun. Ich versetzte darauf: der Stein sey nicht von mir gefaßt, ich getraute mir ihm durch eine andere Fassung noch einen viel größern Werth zu geben. Ich druckte sogleich mit dem Nagel den Stein aus dem Kästchen, putzte ihn, und übergab ihn dem Vicekönig; er war zufrieden und erstaunt, und gab mir eine Anweisung, worauf mir zweyhundert Scudi ausgezahlt wurden.

Als ich nach Hause kam fand ich Briefe vom Cardinal Medicis, worin mir gesagt wurde, ich solle wieder nach Rom kommen, und gleich bei Ihro Eminenz Palast absteigen. Als ich meiner Angelica den Brief gelesen hatte, bat sie mich mit herzlichen Thränen: ich möchte entweder in Neapel bleiben, oder sie mit mir nehmen. Darauf antwortete ich, wenn sie mit mir ginge, so wollte ich ihr die zweyhundert Scudi, die ich vom Vicekönig erhalten hatte aufzuheben geben. Da die Mutter sah daß wir Ernst machten, trat sie herbei und sagte: so laß mir hundert Scudi, daß ich niederkommen kann, und alsdann will ich euch nachfolgen. Ich antwortete der alten Kupplerin: dreyßig wollte ich ihr geben, wenn sie meine Angelica mit mir ließe. Diese Bedingung ging sie ein, und Angelica bat mich, ich solle ihr ein Kleid von schwarzem Sammt kaufen, der in Neapel wohlfeil war, auch das war ich zufrieden; ich schickte nach dem Sammt und kaufte ihn. Da glaubte die Alte, ich sey

nun völlig gekocht und gar, und verlangte für sich ein Kleid von feinem Tuche, und dergleichen für ihre Söhne, auch mehr Geld als ich ihr angeboten hatte. Darüber beklagte ich mich mit freundlichen Worten und sagte: meine liebe Beatrice, ist dir das nicht genug, was ich dir angeboten habe? Sie sagte nein! darauf versetzte ich: so ist es mir genug! nahm Abschied von meiner Angelica, sie weinte und ich lachte; wir trennten uns, und ich kehrte nach Rom zurück.

Noch dieselbe Nacht reis'te ich von Neapel weg, damit man mir nicht auflauern und mich berauben sollte, wie es die Gewohnheit von Neapel ist, und doch mußte ich mich, als ich auf den Steinweg kam, mit allen Leibes- und Geisteskräften, gegen mehrere Räuber wehren, die mir nachstellten. Einige Tage darauf ließ ich den Solosmeo bei seiner Arbeit auf Monte Cassino, und stieg bei dem Gasthause von Adamanni ab um zu Mittag zu essen; nicht weit von dem Hause schoß ich nach einigen Vögeln und erlegte sie; aber ein Stückchen Eisen, am Schloß meiner Büchse, verletzte mir bei dieser Gelegenheit die rechte Hand, und so wenig es bedeutete, so gefährlich sah es aus, weil das Blut sehr stark aus der Wunde strömte. Ich stellte mein Pferd in den Stall und stieg auf einen Altan, wo ich viele Neapolitanische Edelleute fand, die sich eben zu Tische setzen wollten und mit ihnen ein junges Fräulein von der größten Schönheit. Kaum war ich oben, so stieg hinter mir mein

Diener, ein braver Pursche, mit einer großen Partisane in der Hand, herauf, so daß vor uns beiden, den Waffen und dem Blute, die guten Edelleute so erschraken, da ohnedem dieser Ort für ein Spitzbubennest bekannt war, daß sie vom Tische aufsprangen, und mit großem Entsetzen Gott um Hülfe anriefen. Lachend sagte ich zu ihnen: Gott habe ihnen schon geholfen, denn ich sey der Mann, sie gegen jeden zu vertheidigen, der sie angreifen wollte, und bitte nur um einigen Beistand, meine Hand zu verbinden. Das schöne Frauenzimmer nahm ihr Schnupftuch, das reich mit Gold gestickt war, und als ich damit nicht verbunden seyn wollte, riß sie es sogleich in der Mitte durch und verband mich, mit der größten Anmuth; sie beruhigten sich einigermaßen, und wir speisten fröhlich. Nach Tische stiegen wir zu Pferde, und reisten in Gesellschaft weiter. Die Edelleute waren noch nicht ganz ohne Furcht, und ließen mich kluger Weise durch das Frauenzimmer unterhalten, blieben aber immer etwas zurück. Da befahl ich meinem Diener, er sollte auch hinten bleiben; ich ritt auf meinem schönen Pferdchen neben dem Fräulein her; wir sprachen von Dingen mit denen kein Apotheker handelt, und so gelangte ich auf die angenehmste Weise nach Rom.

Sogleich stieg ich bei dem Palast Medicis ab, wartete dem Cardinal auf, und dankte ihm für seine Vorsorge; dann bat ich ihn, er möchte mich vor dem Gefängniß, und wo möglich, vor der Geldstrafe schützen.

Dieser Herr empfing mich auf's beste und sagte mir, ich solle nur ruhig seyn; dann wendete er sich zu einem seiner Edelleute, der Tecci hieß, und sagte ihm: er habe dem Bargell von seinetwegen zu bedeuten, daß er sich nicht unterstehen solle mich anzurühren; dann fragte er: wie sich der befinde, den ich mit dem Stein auf den Kopf getroffen? Herr Tecci sagte: er befinde sich schlimm und werde sich noch schlimmer befinden, denn er habe versichert, daß er mir zum Verdruß sterben wolle, sobald ich nach Rom käme. Darauf sagte der Cardinal mit großem Lachen, konnte er uns denn auf keine andere Weise zeigen, daß er von Siena stamme? Alsdann wendete er sich zu mir und sagte: Beobachte, um meinet- und deinetwillen, den äußern Wohlstand und laß dich vier oder fünf Tage unter den Bänken nicht sehen, dann gehe hin, wohin du willst, und die Narren mögen nach Gefallen sterben. Ich ging nach Hause, um die angefangene Münze mit dem Bild des Papstes Clemens fertig zu machen, dazu hatte ich eine Rückseite erfunden, worauf ein Friedensbild zu sehen war. Es war ein Weibchen mit den feinsten Kleidern angethan, welche mit der Fackel in der Hand, vor einem Haufen Kriegsrüstungen stand, die wie eine Trophäe verbunden waren, auch sah man Theile eines Tempels, in welchem die Wuth gefesselt war, umher stand die Inschrift: Clauduntur belli portae. Inzwischen als ich diese Medaille fertig machte, war der Verwundete genesen. Der

Papſt hörte nicht auf nach mir zu fragen, und ich nahm mich auch in Acht, den Cardinal Medicis zu beſuchen, denn ſo oft ich vor ihn kam, gab er mir etwas Bedeutendes zu thun, wodurch ich denn immer aufgehalten wurde.

Endlich nahm ſich Herr Piero Carneſecchi, ein großer Günſtling des Papſtes, der Sache an und ſagte mir auf eine geſchickte Weiſe, wie ſehr der Papſt wünſche, daß ich ihm dienen möchte. Darauf antwortete ich: daß ich in wenig Tagen Ihro Heiligkeit zeigen wolle, daß ich das nie vergeſſen noch unterlaſſen habe. Einige Tage darauf ward die Medaille fertig, und ich prägte ſie in Gold, Silber und Kupfer, zeigte ſie dem Herrn Piero, der mich ſogleich bei dem Papſt einführte. Es geſchah nach Tiſche an einem ſchönen Tage im April, der Papſt war im Belvedere, und ich überreichte ihm die Münzen, ſo wie die Stempel; er nahm ſie, und ſah ſogleich die große Gewalt der Kunſt ein, zeigte ſie Herrn Piero und ſagte: Sind die Alten jemals ſo gut in Münzen bedient geweſen? und indeſſen die Gegenwärtigen bald die Medaillen bald die Stempel beſchauten, fing ich mit der größten Beſcheidenheit zu reden an und ſagte: Wenn das Geſchick, das mir unglücklicherweiſe Ew. Heiligkeit Gnade entzog, nicht auch wieder die Folgen dieſes Unwillens verhindert hätte, ſo verloren Ew. Heiligkeit ohne Ihre und meine Schuld einen treuen und liebevollen Diener; die böſe lügenhafte Zunge meines größten

Feindes hat Ew. Heiligkeit in ſo großen Zorn verſetzt, daß Sie dem Gouverneur auf der Stelle befohlen haben, mich zu fahen und hängen zu laſſen; wäre das geſchehen, ſo hätten Ew. Heiligkeit gewiß ein wenig Reue gefühlt, denn ein Herr, gleich einem guten und tugendhaften Vater, ſoll auf ſeine Diener nicht ſo übereilt den ſchweren Arm fallen laſſen, da hinterdrein die Reue nichts helfen kann. Gott hat dießmal den ungünſtigen Lauf der Sterne unterbrochen und mich Ew. Heiligkeit erhalten, ich bitte, künftig nicht ſo leicht auf mich zu zürnen.

Der Papſt fuhr immer fort die Medaillen zu beſehen, und hörte mir mit der größten Aufmerkſamkeit zu; da aber viele große Herren gegenwärtig waren, ſchämte ſich der Papſt ein wenig, und, um aus dieſer Verlegenheit zu kommen, wollte er von einem ſolchen Befehle nichts wiſſen. Da ich das merkte, fing ich von etwas anderm an zu reden, und Seine Heiligkeit ſprach von den Münzen und fragte mich, wie ich ſie ſo künſtlich hätte prägen können, da ſie ſo groß ſeyen, als er ſie von den Alten niemals geſehen. Darüber ward eine Weile geſprochen; er aber ſchien zu fürchten, daß ich ihm noch einen ſchlimmeren Sermon halten möchte, und ſagte: die Medaillen ſeyen ſehr ſchön und gefielen ihm wohl, nur möchte er noch eine andere Rückſeite haben, wenn es anginge. Ich verſetzte, daß ſolches gar wohl geſchehen könne, und er beſtellte ſich die Ge-

ſchichte Moſis, der Waſſer aus den Felſen ſchlägt, mit der Umſchrift: ut bibat populus. Darauf ſagte er: Gebe, Benvenuto; ſobald du fertig biſt, ſoll auch an dich gedacht ſeyn. Als ich weg war, verſicherte der Papſt, vor allen Gegenwärtigen, daß er mir reichlich wolle zu leben geben, ohne daß ich nöthig hätte, für andere zu arbeiten. Ich aber war fleißig, die verlangte neue Rückſeite fertig zu machen.

Drittes Capitel.

Papſt Clemens wird krank und ſtirbt. — Der Autor tödtet Pompeo von Mailand. — Cardinal Cornaro nimmt ihn in Schutz. — Paul III aus dem Hauſe Farneſe wird Papſt. Er ſetzt den Verfaſſer wieder an ſeinen Platz, als Stempelſchneider bei der Münze. — Peter Ludwig, des Papſtes natürlicher Sohn, wird Cellini's Feind. Urſache davon. — Peter Ludwig beſtellt einen Corſicaniſchen Soldaten, den Autor zu ermorden, der die Abſicht erfährt und nach Florenz geht.

Indeſſen ward der Papſt krank, und da die Aerzte den Zuſtand für gefährlich hielten, vermehrte ſich die Furcht meines Gegners Pompeo dergeſtalt, daß er einigen Neapolitaniſchen Soldaten auftrug, mir nachzuſtellen; ich hatte viele Mühe mein armes Leben zu vertheidigen. Als meine Arbeit fertig war, trug ich ſie ſogleich zum Papſte, den ich im Bette und in ſehr übeln Umſtänden fand, mit allem dem empfing er mich ſehr freundlich und wollte Münzen und Stempel ſehen. Er ließ ſich Licht und Brille reichen, allein er konnte nichts erkennen; darauf taſtete er ein wenig mit den Fingern, ſeufzte tief und ſagte zu denen die zunächſt ſtanden: Benvenuto dauert mich! wenn ich aber wieder geſund

werde, so soll für ihn gesorgt seyn. In drey Tagen starb der Papst, und ich hatte meine Arbeit umsonst gethan, doch sprach ich mir Trost zu, denn ich war durch diese Medaillen so bekannt geworden, daß ich hoffen konnte, jeder Papst werde mich brauchen und vielleicht besser belohnen. So beruhigte ich mich selbst, und löschte in meinem Sinne alles das große Unrecht aus, das mir Pompeo angethan hatte, ging bewaffnet nach St. Peter dem todten Papst die Füße zu küssen, welches nicht ohne Thränen abging, dann kehrte ich unter die Bänke zurück, um die große Verwirrung zu sehen, die bei solchen Gelegenheiten zu entstehen pflegt.

Ich saß daselbst mit vielen meiner Freunde, als Pompeo in der Mitte von zehn wohlbewaffneten Männern einher kam. Er blieb gegen mir über stehen, als wenn er Händel anfangen wollte. Meine Freunde, brave und willige Leute, winkten mir, daß ich Hand anlegen sollte, ich bedachte aber sogleich, daß, wenn ich zum Degen griffe, großer Schaden auch für die entstehen könnte, die nicht die mindeste Schuld hätten, und ich dachte, es sey besser, mein Leben allein daran zu wagen.

Pompeo blieb ungefähr zwey Ave Maria stehen, lachte verächtlich gegen mich, und da er wegging, lachten die Seinigen auch, schüttelten die Köpfe und forderten uns, durch noch mehr solche unartige Zeichen, heraus. Meine Gesellen wollten sogleich Hand an's Werk

legen, ich aber sagte ihnen erzürnt: Um meine Händel auszumachen brauchte ich keinen Braven als mich selbst, ein jeder möchte sich um sich bekümmern, ich wüßte schon was ich zu thun hätte. Darüber wurden meine Freunde verdrießlich und gingen murrend hinweg. Unter ihnen war mein liebster Freund Albertaccio del Bene, ein trefflicher Jüngling, voller Muth, der mich wie sich selbst liebte; dieser wußte wohl, daß ich mich nicht aus Kleinmuth geduldig gezeigt hatte, vielmehr erkannte er meine entschlossene Kühnheit sehr gut, deßwegen bat er mich im Weggehen, ich möchte ihn doch ja an allem, was ich vorhätte, Theil nehmen lassen. Ich antwortete ihm: Albertaccio, geliebtester unter allen meinen Freunden, es wird die Zeit kommen, da ich deiner Hülfe bedarf, aber in diesem Falle, wenn du mich liebst, bekümmere dich nicht um mich und mache daß du fortkömmst. Diese Worte sagte ich schnell. Indessen waren meine Feinde aus den Bänken langsam auf einen Kreuzweg gekommen, wo die Straße nach verschiedenen Gegenden führt, und das Haus meines Feindes Pompeo war in der Gasse die grade nach Campo di Fiore geht; er war wegen einiger Geschäfte bei einem Apotheker eingetreten, und ich hörte unterwegs, daß er sich seiner Aufführung gegen mich gerühmt habe.

Da war es denn auf alle Weise sein reines böses Schicksal, daß er, eben als ich an die Ecke kam, aus der Apotheke heraustrat; seine Braven hatten sich aufgethan

20.

An Grafen Paar.

Carlsbad d. 12 August 1818.

Der Berge denke gern, auch des Gesteins,
Sie waren Zeugen freundlichsten Vereins,
Zutrauen schnell gegeben, schnell gefunden
Beschleunigte das Glück gezählter Stunden.
Behagen schaut nicht vorwärts, nicht zurück,
Und so verewigt sich der Augenblick!

gethan und ihn ſchon in die Mitte genommen. Da drang ich durch alle hindurch, ergriff einen kleinen ſpitzigen Dolch und faßte ihn bei der Bruſt mit ſolcher Schnelle und Sicherheit des Geiſtes, daß ihm keiner zu Hülfe konnte; ich ſtieß ihm nach dem Geſicht, daß er vor Schrecken wegwendete, daher traf ich ihn unter dem Ohr, wohin ich ihm zwey einzige Stiche verſetzte, ſo daß er beim zweyten mir todt in die Hände fiel. Das war nun freilich meine Abſicht nicht, denn ich wollte ihn nur tüchtig zeichnen; aber wie man ſagt: Wunden laſſen ſich nicht meſſen. Ich nahm den Dolch mit der linken Hand und zog mit der rechten den Degen, mein Leben zu vertheidigen, da waren alle ſeine Begleiter mit dem todten Körper beſchäftigt, keiner wendete ſich gegen mich, keiner zeigte das mindeſte Verlangen mit mir zu rechten; ſo zog ich mich allein durch Strada Julia zurück und überlegte, wohin ich mich flüchten wollte.

Ich war kaum dreyhundert Schritte gegangen, als mich Pilotto der Goldſchmied, mein großer Freund, einholte und ſagte: Lieber Bruder! da das Uebel geſchehen iſt, ſo laß uns ſehen, wie wir dich retten können! Darauf ſagte ich: gehn wir zu Albertaccio del Bene, dem ich vor kurzem geſagt habe, es werde eine Zeit kommen, in der ich ſeiner bedürfe. Wir kamen zu ihm, und er empfing mich mit unſchätzbaren Liebkoſungen, und bald erſchienen die vornehmſten Jünglinge aller Nationen die nur in den Bänken wohnten, ausgenommen

die Mailänder, und alle erboten ſich ihr Leben zu meiner Rettung dran zu ſetzen; auch Herr Ludwig Rucellai ſchickte dringend zu mir, ich ſolle mich ſeiner auf alle Weiſe bedienen. Eben ſo thaten mehrere Männer Seines gleichen, denn alle ſegneten mich, ſie waren ſämmtlich überzeugt, daß mir der Mann allzugroßen Schaden zugefügt habe, und hatten ſich oft über die Geduld womit ich ſeine Feindſchaft ertrug, verwundert.

In demſelben Augenblick hatte Cardinal Cornaro den Handel erfahren und ſchickte mir, aus eigner Bewegung, dreyßig Soldaten, mit Partiſanen, Piken und Büchſen, die mich ſicher in mein Haus begleiten ſollten. Ich nahm das Erbieten an und ging mit ihnen fort, und wohl noch einmal ſo viel junge Leute begleiteten mich. Sobald Herr Trajano, der Verwandte des Entleibten, erſter Kämmerer des Papſtes, die Sache erfuhr, ſchickte er zum Cardinal Medicis einen Mailändiſchen Edelmann, der das große Uebel das ich angerichtet hatte, erzählen und ſeine Eminenz auffordern ſollte, mich nach Verdienſt zu beſtrafen. Der Cardinal antwortete ſogleich: ſehr übel hätte Benvenuto gethan, das geringe Uebel nicht zu thun! dankt Herrn Trajano, daß er mich von dem, was ich nicht wußte, benachrichtigt hat. Dann wandte er ſich zu dem Biſchof von Trulli und ſagte: ſehr euch ſorgfältig nach meinem Benvenuto um und bringt mir ihn hieher! ich will ihn vertheidigen und ſchützen, und wer was gegen ihn unternimmt, hat es

mit mir zu thun. Der Mailänder ging sehr beschämt weg, und der Bischof eilte mich aufzusuchen. Er ging zum Cardinal Cornaro und sagte: der Cardinal Medicis schicke nach Benvenuto und wolle ihn in seine Verwahrung nehmen. Der Cardinal Cornaro, der etwas seltsam und rauh wie ein Bär war, antwortete voll Zorn, daß er mich so gut als der Cardinal Medicis verwahren könne. Darauf sagte der Bischof: er wünsche mich nur über einige andere Angelegenheiten zu sprechen, der Cardinal aber versicherte ihn, daß heute daraus nichts werden könne.

Der Cardinal Medicis war hierüber äußerst aufgebracht; ich ging daher die folgende Nacht heimlich und wohlgeleitet zu ihm, und bat ihn, er möchte gnädigst geruhen, mich in dem Haus des Cornaro zu lassen, da doch dieser sich so lebhaft meiner angenommen habe. Ihre Eminenz würden mir dadurch einen neuen Freund in meinen Nöthen erwerben, übrigens aber dächte ich denenselben nichts vorzuschreiben. Er antwortete mir: ich möchte thun, was ich für gut hielte, und so kehrte ich in das Haus des Cornaro zurück.

(1534.)

Wenig Tage darauf ward Cardinal Farnese zum Papste erwählt, und als er die wichtigsten Sachen besorgt hatte, verlangte er nach mir und sagte: ich allein solle ihm seine Münzen machen; darauf sagte einer seiner Edelleute, ich sey wegen eines Mordes flüchtig, den ich

an einem Mailänder, Pompeo, begangen, und trug dabei die Urſachen die mich zu dieſer That bewogen hatten, ſehr günſtig vor. Ich wußte den Tod des Pompeo nicht, verſetzte der Papſt, aber die Urſachen des Benvenuto wußte ich wohl, deßwegen fertigt mir ſogleich einen Freibrief aus, der ihn völlig ſicher ſtelle. Dabei war ein Mailänder, ein Freund des Pompeo, gegenwärtig, welcher zum Papſte ſagte: es iſt nicht rathſam, in den erſten Tagen Eurer Regierung ſolche Verbrechen zu begnadigen. Darauf wendete ſich der Papſt heftig zu ihm und ſagte: das verſteht ihr nicht! ihr müßt wiſſen, daß Männer, wie Benvenuto, die einzig in ihrer Kunſt ſind, ſich an die Geſetze nicht zu binden haben, um ſo mehr, als ich ſeine Urſachen weiß. So ward mir der Schutzbrief ausgeſtellt, und ich fing gleich an für ihn zu arbeiten.

Herr Latino Juvenale kam zu mir und trug mir auf, ich ſolle die Münzen für den Papſt machen; da ſetzten ſich alle meine Feinde in Bewegung, mich daran zu verhindern, ich aber ließ mich nicht ſtören und machte die Stempel zu den Scudi, worauf ich die halbe Figur St. Pauls abbildete, mit der Unterſchrift: vas electionis. Die Münze gefiel weit mehr als die andern, die man mit mir um die Wette gearbeitet hatte, ſo daß der Papſt ſagte: er wolle von keinem weiter hören, ich allein ſolle ſeine Münzen arbeiten; ſo war ich friſch daran und Herr Latino Juvenale, der den Auftrag hatte, führte mich ein bei dem Papſte. Ich hätte gern das Decret

wegen der Münze wieder gebabt, allein da ließ er sich einreden und sagte: ich müßte erst wegen des Todschlags begnadigt seyn und das könnte am Fest der heiligen Marien, im August, durch den Orden der Caporioni von Rom geschehen, denn man pflege diesem alle Jahre zu gedachtem Fest zwölf Verbannte zu schenken, indessen sollte mir ein anderer Freibrief ausgefertigt werden, damit ich bis auf jene Zeit ruhig seyn könne.

Da meine Feinde sahen, daß sie mich auf keine Weise von der Münze abhalten konnten, so nahmen sie einen andern Ausweg. Pompeo hatte dreytausend Ducaten Ausstener einer natürlichen Tochter hinterlassen, und man wußte es dergestalt einzuleiten, daß ein gewisser Favorit des Herrn Peter Ludwigs, des Sohns unsers neuen Papstes, sie zum Weibe nahm. Dieser Günstling war von geringer Herkunft und von gedachtem Herrn erzogen worden, wenig erhielt er daher von diesen Geldern, denn der Herr hatte Lust sich ihrer selbst zu bedienen, dagegen trieb die Frau ihren Mann: er sollte seinem Herrn anliegen, daß man mich einfinge. Der Herr versprach es zu thun, sobald nur die Gunst des Papstes sich ein wenig würde vermindert haben. So vergingen zwey Monate, der Diener verlangte seine Mitgift, der Herr wollte nichts davon hören, sagte aber desto öfter zu ihm, und besonders zu der Frau: daß er gewiß den Vater rächen wolle. Ich wußte zwar etwas davon, doch verfehlte ich nicht dem Herrn aufzuwarten, und er erzeigte

mir die gröſste Gunſt. Von der andern Seite hatte er dem Bargell befohlen, mich einzufangen, oder mich durch irgend jemand umbringen zu laſſen.

Um nun ein oder das andere zu erreichen, übertrug der Bargell einem ſeiner Soldaten, einem gewiſſen Corſiſchen Teufelchen, die Sache ſobald abzuthun als möglich, und meine andern Feinde, beſonders Herr Trajan, hatten dem kleinen Corſen ein Geſchenk von hundert Scudi verſprochen, der verſicherte, daſs er nicht leichter ein friſches Ey austrinken wolle. Als ich dieſen Anſchlag vernahm, war ich auf meiner Hut, und ging meiſt in guter Geſellſchaft und im Harniſch, wie ich dazu die Erlaubniſs hatte. Der Corſe, geizig genug, dachte das Geld nur ſo einzuſtreichen, und die Sache für ſich abzuthun, ſo daſs ſie mich eines Tages, im Namen des Herrn Ludwigs, rufen lieſsen. Ich eilte, weil er von einigen ſilbernen Gefäſsen geſprochen hatte, die er wollte machen laſſen; doch hatte ich meine gewöhnlichen Waffen angelegt und ging ſchnell durch die Strada Julia, wo ich um dieſe Zeit niemand zu finden glaubte. Als ich am Ende war und mich nach dem Palaſt Farneſe umwenden wollte, indem ich, nach meiner Gewohnheit, mich nach der mittlern Straſse hielt, ſah ich den Corſen, der aufſtund ſich mir in den Weg zu ſtellen. Ich war gefaſst, nahm mich zuſammen, ging langſam und hielt mich nach der Mauer, um dem Corſen Platz zu machen und mich beſſer zu vertheidigen. Auch er zog ſich wieder

gegen die Mauer, wir waren einander ziemlich nah, und ich ſah in ſeinem ganzen Betragen, daß er mir etwas Unangenehmes erzeigen wolle, und daß er glaubte, weil er mich allein ſah, könne es ihm gelingen; deßwegen fing ich an zu reden und ſagte: tapfrer Soldat, wenn es Nacht wäre, ſo könntet ihr ſagen, ihr hättet mich für einen andern genommen, da es aber Tag iſt, ſo wißt ihr wer ich bin. Einer der mit euch nichts zu thun gehabt hat, einer der euch nie etwas zu Leide that, der aber auch nicht viel vertragen kann. Darauf blieb er mit kühner Gebärde vor mir ſtehen und ſagte: er verſtehe nicht was ich ſage. Darauf verſetzte ich: ich weiß recht gut was ihr wollt und was ihr ſagt, aber euer Vorhaben iſt ſchwerer und gefährlicher als ihr glaubt, und könnte euch vielleicht mißlingen; bedenkt, daß ihr mit einem Manne zu thun habt, der ſich gegen hundert wehren würde, und daß euer Vorhaben ſich für keinen braven Soldaten ſchickt. Indeſſen war ich auf meiner Hut, und wir hatten uns beide verfärbt. Schon waren viele Leute herzugetreten, welche wohl merkten daß unſere Worte von Eiſen waren, und da mein Gegner ſeine Gelegenheit nicht fand, ſagte er: wir ſehen uns ein andermal wieder; darauf verſetzte ich: brave Leute ſehe ich immer gerne wieder, und den, der ihnen gleicht. So ging ich weg, den Herrn aufzuſuchen, der aber nicht nach mir geſchickt hatte.

Als ich in meine Werkſtatt kam, ließ mir der Corſe,

durch einen beiderſeitigen Freund ſagen: ich brauche mich vor ihm nicht mehr in Acht zu nehmen, denn wir wollten gute Freunde bleiben! Aber ich konnte mich nicht genug verſehen, denn es hätten mir wichtige Männer den Tod geſchworen. Ich ließ ihm danken und nahm mich in Acht, ſo gut ich konnte. Wenige Tage darauf vertraute mir ein Freund: Herr Peter Ludwig habe Befehl und Auftrag gegeben, daß man mich noch dieſen Abend gefangen nehmen ſolle. Darauf beſprach ich mich mit einigen Freunden, die mir zur Flucht riethen, und weil man mich um ein Uhr in der Nacht gefangen nehmen ſollte, brach ich um drey und zwanzig auf, und eilte mit Poſtpferden nach Florenz.

Alſo hatte Herr Peter Ludwig, da dem Corſen der Muth gefallen war, die Sache auszuführen, aus eigner Macht und Gewalt den Befehl gegeben mich gefangen zu nehmen, nur damit er die Tochter des Pompeo beruhigen möchte, die ſich nach ihrer Mitgift erkundigte, und da nun auch dieſer letzte Anſchlag nicht gelang, ſo erſann er einen andern, von dem wir zu ſeiner Zeit reden wollen.

Viertes Capitel.

Herzog Alexander nimmt den Autor ſehr freundlich auf. — Dieſer macht eine Reiſe nach Venedig mit Tribolo einem Bildhauer. — Sie kommen nach Ferrara und finden Händel mit Florentiniſchen Ausgewanderten. — Nach einem kurzen Aufenthalte in Venedig kehren ſie nach Florenz zurück. — Wunderliche Geſchichte wie der Autor ſich an einem Gaſtwirthe rächt. — Nach ſeiner Rückkunft macht ihn Herzog Alexander zum Münzmeiſter, und ſchenkt ihm ein vortreffliches Schießgewehr. — Octavian Medicis macht dem Autor mancherlei Verdruß. — Papſt Paul III verſpricht ihm Begnadigung und läßt ihn wieder nach Rom in ſeine Dienſte. — Er nimmt es an und geht nach Rom zurück. — Großmüthiges Betragen Herzog Alexanders.

Ich kam nach Florenz und wartete dem Herzog Alexander auf, der mir ſehr freundlich begegnete und verlangte, daß ich bei ihm bleiben ſollte. Es war aber in Florenz ein Bildhauer, Namens Tribolo, mein Gevatter, ich hatte ihm einen Sohn aus der Taufe gehoben, der ſagte mir daß ein gewiſſer Jacob Sanſuino, bei dem er in der Lehre geſtanden, ihn verſchrieben habe, und, weil er Venedig niemals geſehen, denke er hinzureiſen, beſonders, weil er daſelbſt etwas zu verdienen hoffe, und da er höre, daß ich auch nicht in Venedig geweſen ſey, ſo bitte er mich, die Spazierreiſe mit ihm zu machen. Weil ich ihm nun dieſes ſchon verſprochen

hatte, antwortete ich dem Herzog Alexander: Ich wünschte erſt nach Venedig zu gehen und würde nach meiner Rückkehr zu ſeinen Dienſten ſeyn. Er war es zufrieden und des andern Tages ging ich reiſefertig, mich nochmals zu beurlauben. Ich fand ihn in dem Palaſt der Pazzi, zu der Zeit, als die Frau und die Töchter des Herrn Lorenzo Cibo daſelbſt wohnten; ich ließ meine Abſicht melden, und der Herr Cosmus Medicis, der jetzt Herzog iſt, kam mit der Antwort zurück und ſagte mir: ich ſolle Nicolo di Monte Aguto aufſuchen, der würde mir funfzig Goldgulden geben, dieſe ſchenke mir ſeine Excellenz der Herzog, ich ſolle ſie auf ſeine Geſundheit verzehren und alsdann zu ſeinem Dienſte zurückkommen.

Ich erhielt das Geld und ging zu Tribolo, der bereit war und mich fragte, ob ich meinen Degen aufgebunden hätte? Ich ſagte ihm: Wer zu Pferde ſey, um zu verreiſen, brauche den Degen nicht feſt zu binden. Er verſetzte darauf: in Florenz ſey das nun der Gebrauch; denn ein gewiſſer Fra Mauritio ſey ein ſehr ſtrenger Aufſeher, und würde, um einer Kleinigkeit willen Sanct Johann den Täufer ſelbſt wippen laſſen; wenigſtens bis vor das Thor müßten wir die Degen aufbinden. Ich lachte und wir machten uns auf den Weg, indem wir uns an den Conducteur der ordinären Poſt von Venedig anſchloſſen, der Lamentone hieß, und ſo zuſammen weiter zogen.

Unter andern kamen wir nach Ferrara und traten in

21.

An Grafen Paar.

Carlsbad am 16. August 1818. Nachts.

Dem Scheidenden iſt jede Gabe werth,
Ein dürres Blatt, ein Moos, ein Steinchen aus der Quelle,
Daß er des Freunds gedenke, jener Stelle,
Wohin er ewig hin und hin begehrt:
Ein Zeuge bleibt's wie ſinnig ſie gewandelt:
So wird ein Nichts zum höchſten Schatz verwandelt.

Wenn aber ſolche Gabe tiefen Werth,
Geſtaltet, mit ſich führt, für ſich allein
Dem Sinn des Künſtlers wünſchenswerth begegnete;
Wie muß das nun ein Schatz der Schätze ſeyn,
Wenn ihn der Freund im Scheiden treulich ſegnete!

dem Wirthshaus auf dem Platz ein. Lamentone ging einige Ausgewanderte aufzusuchen, denen er Briefe und Aufträge von ihren Weibern brachte. Denn das hatte der Herzog erlaubt, daß der Conducteur allein mit ihnen sprechen durfte, sonst niemand, bei Strafe gleicher Verbannung, als die in welche sie verfallen waren. Um die Zeit, es war ungefähr zwey und zwanzig Uhr, ging ich mit Tribolo den Herzog von Ferrara auf seinem Rückwege zu sehen, der von Belfiore kam, wo man vor ihm turnirt hatte. Wir fanden unter der Menge viele Ausgewanderte, die uns so starr in die Augen sahen, als wenn sie uns nöthigen wollten mit ihnen zu sprechen. Tribolo, der der furchtsamste Mensch von der Welt war, lispelte mir immer zu: Sieh sie nicht an, rede nicht mit ihnen, wenn du wieder nach Florenz zurück willst. So sahen wir den Herzog einziehen und kehrten wieder in unsere Herberge, wo wir den Lamentone fanden. Gegen ein Uhr in der Nacht (nach Sonnenuntergang) kam Nicolo Benintendi mit Petern seinem Bruder, und ein Alter, ich glaube es war Jacob Nardi, und noch mehrere junge Leute, alles Ausgewanderte. Der Conducteur sprach mit einem jeden von seinen Geschäften, Tribolo und ich hielten uns entfernt, um nicht mit ihnen zu reden. Nach einer Weile fing Nicolo Benintendi an: Ich kenne die beiden recht gut. Haben sie Quark im Maule, daß sie nicht mit uns reden können? Tribolo hielt mich an, ich sollte stille seyn, und Lamentone

ſagte zu ihnen: er habe die Erlaubniß mit ihnen zu reden, und nicht wir. Benintendi antwortete: das ſey eine Eſeley! der Teufel könne uns holen! und andere dergleichen ſchöne Dinge. Da hub ich das Haupt auf und ſagte, ſo beſcheiden als ich nur wußte und konnte: Meine lieben Herren, bedenket daß ihr uns viel ſchaden könnet und wir euch nicht zu helfen wüßten. Ihr habt zwar manches unſchickliche Wort geſagt, aber wir wollen deßhalb mit euch nicht zürnen. Der alte Nardi ſagte: ich ſey ein braver junger Mann und habe auch ſo geſprochen. Darauf verſetzte Benintendi: ich gebe nichts auf ſie und ihren Herzog! Ich antwortete darauf, er habe ſehr unrecht, und wir wollten weiter nichts von ihm wiſſen. Der alte Nardi hielt es mit uns und ſtellte ihm ſeine Unart vor; aber er fuhr mit Schimpfreden fort, und ich ſagte ihm: wenn er nicht aufhörte, ſo ſollte er es bereuen. Darauf rief er: er verwünſche den Herzog und uns. er und wir wären eine Hand voll Eſel.

Darauf ſchalt ich ihn einen Eſel und zog den Degen. Der Alte, der zuerſt die Treppe hinunter wollte, ſtolperte auf den erſten Stufen, ſtürzte hinab, und die andern über ihn her; ich ſprang vor und wetzte mit dem Degen an den Wänden, und ſchrie wüthend: ich bringe euch alle zuſammen um! doch nahm ich mich wohl in Acht jemand Leids zu thun, wie ich doch genug gekonnt hätte. Der Wirth ſchrie; Lamentone wollte mich abhalten; einige riefen: Wehe mein Kopf! andere: Laßt

mich hinaus! Es war ein unschätzbarer Handel, es schien eine Heerde Schweine durch einander zu fahren. Der Wirth kam mit dem Lichte, ich ging wieder hinauf und steckte den Degen ein, Lamentrone verwies dem Benintendi sein Unrecht, und auch der Wirth schalt ihn aus. Es steht das Leben darauf, sagte dieser wenn hier jemand den Degen zieht, und wenn unserm Herzog eure Insolenzen bekannt wären, so ließ er euch alle aufhängen. Ihr verdientet wohl daß ich es anzeigte, aber kommt mir nicht mehr in's Haus, sonst soll es euch übel gehen. Hernach kam der Wirth herauf zu mir, und als ich mich entschuldigen wollte, ließ er mich nicht zum Worte kommen und sagte: er wisse wohl daß ich tausend Ursachen habe, ich solle mich nur auf der Reise vor ihnen in Acht nehmen.

Da wir abgegessen hatten, kam ein Schiffer, uns nach Venedig zu führen. Ich fragte, ob wir das Schiff ganz frei für uns haben könnten? Er sagte ja, und darauf wurden wir einig.

Des Morgens, gut um Achte, nahmen wir Pferde, um nach dem Hafen zu gehen der einige Miglien von Ferrara entfernt ist. Als wir ankamen, fanden wir den Bruder des Nicolo Benintendi mit drey Gesellen, die mir aufpaßten, zwey von ihnen waren mit Spießen bewaffnet; ich hatte mich aber auch wohl versehen und mir einen Spieß in Ferrara gekauft, und so erschrak ich nicht im mindesten; Tribolo desto mehr, der ausrief:

Gott helfe uns! dieſe werden uns todtſchlagen. Lamentone kehrte ſich zu mir und ſagte: du wirſt am beſten thun, nach Ferrara zurückzugehen, denn ich ſehe die Sache iſt gefährlich, mein Benvenuto, gehe der Wuth dieſer raſenden Beſtien aus dem Wege. Da ſagte ich: nur getroſt vorwärts! dem der Recht hat, hilft Gott, und du ſollſt ſehen, wie ich mir ſelbſt helfen will. Iſt dieſes Schiff nicht uns allein verſprochen? Lamentone ſagte ja, und ich antwortete: ſo wollen wir auch allein darin abfahren, wenn meine Kraft meinem Willen gleich iſt. Ich trieb mein Pferd vorwärts, und da wir ungefähr zehn Schritte entfernt waren, ſtieg ich ab und ging mit meinem Spieße kühn auf ſie los. Tribolo war zurückgeblieben und hatte ſich auf ſeinem Pferde zuſammengekauzt, daß er wie der Froſt ſelbſt ausſah, und Lamentone ſchnaubte und blies, daß man einen Wind zu hören glaubte, denn es war ſeine Augewohnheit, und dießmal that er es ſtärker als gewöhnlich, denn er bedachte, was dieſe Teufelen für einen Ausgang haben möchte.

Als ich zum Schiffe kam, trat der Schiffer vor mich und ſagte, daß dieſe Florentiniſchen Edelleute, wenn ich es zufrieden wäre, mit in das Schiff ſteigen wollten. Darauf verſetzte ich: Das Schiff iſt für uns, nicht für andere gemiethet, und es thut mir herzlich leid, daß ich ſie nicht einnehmen kann. Darauf ſagte ein tapfrer Jüngling, von den Magalotti: Benvenuto! du wirſt

wohl können, was wir wollen? Darauf antwortete ich: Wenn Gott, mein Recht und meine Kräfte wollen und können, wie ihr wollt und meint. Mit diesen Worten sprang ich sogleich in das Schiff, kehrte ihnen die Spitze der Waffen zu und sagte: Hiermit will ich euch zeigen, daß ich nicht kann. Der von den Magalotti zeigte einige Lust, zog den Degen und kam heran, da sprang ich auf den Rand des Schiffes und stieß so gewaltsam nach ihm, daß, wäre er nicht rücklings zur Erde gefallen, ich ihn durch und durch gestoßen hätte. Die andern Gesellen anstatt ihm zu helfen, zogen sich zurück, ich hätte ihn auf der Stelle umbringen können; aber anstatt ihm eins zu versetzen, sagte ich: Strebe auf, Bruder, nimm deine Waffen und gehe fort; wohl hast du gesehen, daß ich nicht kann was ich nicht will. Dann rief ich Tribolo, den Schiffer, und Lamentone herein, und so fuhren wir gegen Venedig. Als wir zehn Meilen auf dem Boot zurückgelegt hatten, kamen uns diese jungen Leute in einem Kahne nach, und als sie gegen uns über waren, sagte mir der dumme Peter Benintendi: Komm nur weiter, Benvenuto, es ist jetzt nicht Zeit, aber in Venedig wollen wir uns wieder sehen. Darauf versetzte ich: Laßt es nur gut seyn, ich komme schon und ihr könnt mich überall wieder finden.

So kamen wir nach Venedig, und ich wartete dem Bruder des Cardinal Cornaro auf, den ich bat, daß er mir die Erlaubniß verschaffen möge, den Degen

tragen zu dürfen. Er versetzte darauf: daß ich ihn nur frei und ohne Erlaubniß anstecken sollte, das Schlimmste was mir begegnen könnte, wäre, daß mir die Polizey den Degen wegnähme.

So gingen wir bewaffnet und besuchten Jacob del Sansuino den Bildhauer, der den Tribolo verschrieben hatte. Er begegnete mir äußerst freundlich und behielt uns zum Essen. Da sagte er zu Tribolo: er könne ihm gegenwärtig keine Arbeit geben, er möge doch ein andermal wieder kommen; da fing ich an zu lachen und sagte scherzend zu Sansuino: Sein Haus ist zu weit von dem eurigen, als daß er euch so ganz bequem besuchen könnte. Der arme Tribolo erschrak und zeigte den Brief vor, durch den er berufen war. Darauf antwortete Sansuino: Wackre und kunstreiche Männer Meinesgleichen dürfen das und noch mehr thun. Tribolo zuckte die Achseln und sagte: Geduld, Geduld! Ich nahm darauf, ohne Rücksicht auf das herrliche Mittagsessen, die Partie meines Gesellen, auf dessen Seite das Recht war, und überdieß hatte Sansuino bei Tische nicht aufgehört von seinen großen Werken zu sprechen, von Michelagnolo und allen Kunstverwandten übels zu reden und sich ganz allein übermäßig zu loben, so daß mir für Verdruß kein Bissen schmecken wollte. Da sagte ich nur die paar Worte: Wackre Männer zeigen sich durch wackre Handlungen, und die kunstreichen, welche schöne und gute Werke machen, lernt man besser durch das Lob aus

fremd-

fremdem Munde, als aus ihrem eigenen kennen. Darauf stiegen wir verdrießlich vom Tische auf.

Noch selbigen Tag begegnete ich beim Rialto dem Peter Benintendi, der von verschiedenen begleitet war, und da ich merkte, daß sie Händel suchten, trat ich bei einem Apotheker ein und ließ den Sturm vorüberziehen. Darnach hörte ich, daß der junge von den Magalotti, dem ich artig begegnet war, sie tüchtig ausgescholten hatte, und so ging die Sache vorüber.

Einige Tage nachher machten wir uns wieder auf den Weg nach Florenz, wir kehrten in einem gewissen Ort ein, der dießseits Chioggia, auf der linken Hand liegt, wenn man nach Ferrara geht. Der Wirth wollte bezahlt seyn, ehe wir uns schlafen legten, und da wir ihm sagten, daß es an andern Orten gebräuchlich sey, des Morgens zu bezahlen, so sagte er: Ich will des Abends das Geld, es ist nun meine Art so. Darauf antwortete ich: die Leute die alles nach ihrer Art haben wollten, müßten sich auch eine besondere Welt dazu schaffen, denn in dieser gehe das nicht an. Er versetzte: ich sollte ihm den Kopf nicht warm machen, denn er wollte es nun einmal so haben. Tribolo zitterte vor Furcht, stieß mich und sagte: ich sollte still seyn, damit es nicht noch schlimmer würde! Wir bezahlten also den Kerl und legten uns schlafen. Wir hatten fürtreffliche Betten, alles neu und recht wie sich's gehört; mit allem dem aber schlief ich nicht, und dachte nur die ganze

Nacht, wie ich mich rächen wollte. Einmal kam mir's in Sinn ihm das Haus anzuſtecken, ein andermal ihm vier gute Pferde zu lähmen, die er im Stall hatte. So leicht das zu thun war, ſo ſchwer hätte ich mich darnach mit meinem Geſellen retten können. Zuletzt ließ ich unſere Sachen und die übrigen Gefährten einſchiffen, und als die Pferde ſchon an's Seil geſpannt waren, ſagte ich, ſie ſollten ſtill halten, bis ich wieder käme, denn ich hätte meine Pantoffeln im Schlafzimmer gelaſſen. So ging ich in's Wirthshaus zurück und rief nach dem Wirthe, der rührte ſich nicht und ſagte: er bekümmere ſich nicht um uns, wir möchten zum Henker gehen. Es war noch ein Knäbchen im Hauſe, ein Stallpurſche, der ſagte ganz ſchlaftrunken zu mir: ſelbſt um des Papſtes willen würde ſich ſein Herr nicht in Bewegung ſetzen, darneben verlangte er ein Trinkgeld. Ich gab ihm einige kleine Venezianiſche Münzen und ſagte ihm: er ſolle die Schiffleute noch ſo lange aufhalten, bis ich mit meinen Pantoffeln zurückkäme. So ward ich auch den los, und ging hinauf und nahm ein ſcharfes Meſſerchen und zerſchnitt die vier Betten, ſo über und über, daß ich wohl einen Schaden von funfzig Scudi mochte gethan haben, ſteckte darauf einige Fetzen des Zeuges ein, ſtieg in das Schiff, und ſagte eilig zu dem der die Pferde führte: er möchte machen daß er fortkäme. Kaum waren wir ein wenig von dem Wirthshauſe entfernt, als Gevatter Tribolo ſagte: er

habe ein paar Riemchen zurückgelaſſen, womit er ſeinen Mantelſack aufs Pferd zu binden pflegte, er wolle zurück, denn er könne ſie nicht entbehren. Ich ſagte ihm: er ſolle uns deßwegen nicht aufhalten, ich wollte ihm Riemen machen laſſen, ſo groß und ſo viel er wollte. Er ſagte, ich ſolle nicht ſpaßen, er wolle nun ein für allemal ſeine Riemen wieder haben. Nun rief er man ſolle halten, und ich rief man ſolle fortfahren! Indeſſen erzählte ich ihm den großen Schaden, den ich dem Wirthe verſetzt hatte und zeigte ihm ein Pröbchen von dem Bettzeuge. Da ergriff ihn ein ſolcher Schrecken, daß er nicht aufhörte zum Fuhrmann zu rufen nur zu! nur zu! und die Angſt verließ ihn nicht, bis wir vor die Thore von Florenz kamen.

Da ſagte Tribolo: Laßt uns um Gottes Willen die Degen aufbinden und treibt's nur nicht weiter ſo fort, mir war's die ganze Zeit als wenn meine Eingeweide im Keſſel kochten. Darauf ſagte ich: Gevatter Tribolo! wie ſolltet ihr den Degen aufbinden, da ihr ihn niemals losgebunden habt? Und das ſagte ich, weil er auf der ganzen Reiſe kein Zeichen eines Mannes von ſich gegeben hatte. Darauf ſah er ſeinen Degen an und ſagte: Bei Gott! ihr habt recht! Das Gehäng iſt noch geflochten wie ich es zu Hauſe zurecht machte. Und ſo mochte der Gevatter wohl glauben daß ich ihm ſchlechte Geſellſchaft geleiſtet habe, weil ich mich vertheidigt und gerochen hatte, wenn man uns etwas Unangenehmes er-

zeigen wollte. Mir ſchien aber, er habe ſich eigentlich ſchlecht gehalten, daß er mir in ſolchen Fällen nicht beiſtand. Das mag nun jeder beurtheilen, wer ohne Leidenſchaft die Sache betrachtet.

Sobald ich abgeſtiegen war, ging ich zum Herzog Alexander und dankte ihm für das Geſchenk der funfzig Scudi und ſagte: ich ſey auf alle Weiſe bereit Seiner Excellenz zu dienen. Er antwortete mir, ich ſolle die Münzen zu ſeinen Stempeln ſchneiden. Die erſte die ich darauf fertig machte, war von vierzig Soldi, mit dem Bilde des Herzogs auf der einen, und mit dem Wappen auf der andern Seite. Darnach ſchnitt ich den Stempel für die halben Julier, ferner den Kopf des heiligen Johannes im Vollgeſichte, die erſte Münze der Art die in ſo dünnem Silber geprägt worden, wovon die Schwierigkeit nur diejenigen einſehen können, die es in dieſer Kunſt auf den höchſten Grad gebracht haben. Alsdann wurden die Stempel zu den Goldgülden fertig. Auf der einen Seite war ein Kreuz mit kleinen Cherubim, auf der andern das Wappen des Herzogs.

Da ich nun mit ſo vielerlei Münzen fertig war, bat ich Seine Excellenz ſie möchten mir nun eine Beſoldung auswerfen, und mich in die Zimmer auf der Münze einweiſen laſſen, wenn ihnen meine Bemühungen gefielen. Darauf ſagte er, er ſey es zufrieden, und werde die nöthigen Befehle ertheilen. Seine Excellenz ſprach mich damals in der Gewehrkammer; ich bemerkte eine für-

22.

Der Gräfin Titinne Odonell,

die eine meiner Schreibfedern verlangte.

Als der Knabe nach der Schule
Das Pennal in Händen ging,
Und mit ſtumpfer Federſpule
Lettern an zu kritzeln fing,
Hofft' er endlich ſchön zu ſchreiben
Als den herrlichſten Gewinn;
Doch daß das Geſchriebne bleiben
Sollte, ſich durch Länder treiben,
Gar ein Werth der Federſpule,
Kam ihm, in der engen Schule,
Auf dem niedern Schemel-Stuhle
Wahrlich niemals in den Sinn.

treffliche Büchse, die aus Deutschland gekommen war, und als der Herzog sah mit welcher Aufmerksamkeit ich das schöne Gewehr betrachtete, gab er mir es in die Hand und sagte: er wisse wohl wie viel Vergnügen ich an solchen Dingen fände, und zum Gottespfennig seines Versprechens sollte ich mir eine Büchse nach meinem Belieben wählen, nur diese nicht, und er versichre mich, es seyen viele schönere und eben so gute in seiner Gewehrkammer. Dankbar nahm ich das Erbieten an, und als er bemerkte daß ich mit den Augen herumsuchte, befahl er dem Aufseher, der Pierro von Lucca hieß, er solle mich was ich wolle, nehmen lassen. So ging er, mit den gefälligsten Worten, weg, und ich wählte die schönste und beste Büchse, die ich in meinem Leben gesehen hatte, und trug sie nach Hause.

Den andern Tag brachte ich ihm Zeichnungen, die er zu einigen Goldarbeiten bestellt hatte; er wollte sie seiner Gemahlin schicken, die noch in Neapel war; ich bat ihn bei der Gelegenheit nochmals, daß er meine Anstellung möge ausfertigen lassen. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm den Stempel von seinem Bilde machen, so schön wie das vom Papst Clemens. Ich fing sogleich das Bildniß in Wachs an, und der Herzog befahl, daß so oft ich käme ihn zu portraitiren, ich ohne weiteres eingelassen werden sollte. Da ich merkte, daß meine Angelegenheit sich in's Weite zog, wählte ich einen gewissen Peter Paul von Monteritondo, der als kleiner

Knabe in Rom bei mir gewesen war; er hielt sich gegenwärtig bei einem Goldschmiede auf, der ihn nicht gut behandelte. Deßwegen nahm ich ihn weg und lehrte ihn die Stempel zu den Münzen auf's beste verfertigen. Indessen portraitirte ich den Herzog, den ich öfters nach Tische, mit seinem Lorenz Medicis, schlummern fand, der ihn nachher umbrachte. Niemand war weiter zugegen, und ich verwunderte mich oft daß ein solcher Fürst sich so vertrauen konnte.

Nun geschah es, daß Octavian Medicis, der alles zu regieren schien, gegen den Willen des Herzogs, den alten Münzmeister begünstigen wollte; er hieß Bastian Gemini, ein Altfränkischer Mann, der wenig verstand und bei'm Ausmünzen der Scudi seine dummen Stempel mit den meinigen durcheinander schlagen ließ. Ich beklagte mich darüber bei'm Herzog, und legte ihm die Münzen vor, worüber er sehr verdrießlich war, und sagte: Gehe zu Octavian und zeig' es ihm. Da ging ich schnell weg, und wies diesem wie man meine schönen Münzen verschändet hatte. Darauf antwortete er mir, recht eselmäßig: Das beliebt uns so! Ich antwortete aber, das gehöre sich nicht, und mir wolle das nicht gefallen. Darauf versetzte er: und wenn es nun dem Herzog gefiele? Ich antwortete: auch da würde es mir nicht gefallen, denn es ist weder gerecht noch vernünftig. Darauf sagte er: ich solle mich wegpacken, und sollte es hinunterschlucken, und wenn ich dran erwürgen sollte.

Ich kehrte zum Herzog zurück, erzählte ihm das ganze verdrießliche Gespräch und bat ihn, daß er meine schönen Münzen nicht so möchte schänden lassen. Darauf sagte er: Octavian will zu hoch hinaus; dein Wille soll geschehen, denn dadurch beleidigt man mich.

Denselben Tag, es war ein Donnerstag, erhielt ich von Rom einen umständlichen Freibrief vom Papste, damit ich nach Rom gehen, und den Ablaß durch die heiligen Marien im August erlangen, und mich von dem Flecken des Todschlags reinigen könnte. Ich ging zum Herzog und fand ihn, da er nicht wohl war, im Bette; ich brauchte noch zwey volle Stunden zu dem Wachsbilde, zeigte es ihm vollendet; und es gefiel ihm gar sehr, dann brachte ich den Freibrief hervor und eröffnete ihm, wie der Papst mich zu gewissen Arbeiten bestellt habe, ich wolle deßwegen wieder die schöne Stadt Rom gewinnen, und indessen an seiner Medaille arbeiten. Halb zornig sagte darauf der Herzog: Benvenuto, folge mir! verreise nicht, du sollst deine Besoldung und die Zimmer in der Münze haben, und mehr als du verlangen kannst. Denn das, was du verlangst, ist gerecht und billig, und wer sollte mir die schönen Münzen prägen, die du gemacht hast. Darauf sagte ich: Gnädiger Herr! auch daran habe ich gedacht, denn ich habe hier einen jungen Römer, der mein Schüler ist, den habe ich alles gelehrt, und der wird Ew. Excellenz recht gut bedienen können, bis ich mit der fertigen Denkmünze zurückkomme,

um alsdann immer bei Ihnen zu bleiben. Denn ich habe auch noch in Rom eine offene Werkſtatt, Arbeiter und verſchiedene Geſchäfte. Habe ich nur einmal erſt den Ablaß, ſo will ich das ganze Römiſche Weſen einem meiner Zöglinge überlaſſen und, mit Ew. Excellenz Erlaubniß, wieder zu Ihnen zurückkehren. Bei dieſer Unterredung war auch Lorenz Medicis gegenwärtig; der Herzog winkte ihm einigemal, er ſolle mir doch auch zureden, er ſagte aber nichts als: Benvenuto, du thäteſt beſſer da zu bleiben! Ich ſagte aber, daß ich auf alle Weiſe nach Rom gehen wolle. Lorenz wiederholte immer dieſelbigen Worte, und ſah beſtändig den Herzog mit einem fatalen Blick an.

Ich hatte indeſſen mein Modell geendigt und in die Schachtel geſchloſſen. Darauf ſagte ich: Gnädiger Herr, ich verſichre euch, Eure Medaille ſoll beſſer werden, als die des Papſtes Clemens; denn jene war die erſte, die ich machte und ich verſteh' es nun beſſer. Ich hoffe, Herr Lorenzo gibt mir eine treffliche Rückſeite, er iſt gelehrt, und von ſchönem Geiſte. Darauf antwortete Lorenz geſchwind: Ich denke an nichts anders, als dir eine ſchöne Gegenſeite zu geben, die Sr. Excellenz werth ſey. Der Herzog lächelte ſpöttiſch, und ſagte: Bring' ihn auf die Gegenſeite, und ſo verreiſ't er nicht. Da ſagte Lorenz: ich will ſo geſchwind als möglich fertig ſeyn, es ſoll etwas werden, worüber die Welt erſtaunt. Der Herzog, der ihn zum beſten hatte, und ihn über-

haupt nicht achtete, kehrte ſich im Bette herum, und lachte über das was er ihm geſagt hatte. Ich ging fort ohne weitere Umſtände, und ließ ſie allein. Der Herzog glaubte nicht daß ich abreiſen würde, und ſagte nichts weiter. Da er aber erfuhr daß ich weg war, ſchickte er mir einen Bedienten nach, der mich in Siena antraf und mir funfzig Golducaten im Namen ſeines Herrn überbrachte mit den Worten: daß ich ſie auf ſeine Geſundheit verzehren, und ſobald als möglich wieder kommen ſollte; dann ſetzte er hinzu: Herr Loren läßt dir ſagen, daß er zu der Schaumünze, die du machen wirſt, eine wunderſame Rückſeite im Sinne habe. Uebrigens hatte ich alles obgedachtem Peter Paul übergeben und ihn angewieſen, wie er mit den Münzen verfahren ſollte; weil es aber außerordentlich ſchwer iſt, ſo konnte er niemals ganz damit zu rechte kommen. Mir aber blieb das Münzamt über ſiebzig Scudi für einen Stempel ſchuldig.

Fünftes Capitel.

Der Autor, bald nach seiner Rückkunft, wird in seinem Hause, bei Nacht, von vielen Häschern angegriffen, die ihn wegen des an Pompeo von Mailand verübten Mordes einfangen sollen. — Er vertheidigt sich tapfer und zeigt ihnen des Papstes Freibrief. — Er wartet dem Papst auf, und seine Begnadigung wird auf dem Capitol eingezeichnet. — Er wird gefährlich krank. — Erzählung dessen, was während dieser Krankheit vorfällt. — Musterhafte Treue seines Dieners Felix.

So reiſte ich nach Rom und hatte meine ſchöne Büchſe mit dem Rade bei mir, die ich mit größtem Vergnügen unterweges oft gebrauchte, und mehr als einen wundernswürdigen Schuß damit that. Weil mein Haus in Rom, das in Strada Julia lag, nicht eingerichtet war, ſo ſtieg ich bei Herrn Johann Gaddi ab, dem ich vor meiner Abreiſe meine ſchönen Waffen und viele andere Dinge, die ich ſehr werth hielt, in Verwahrung gegeben hatte; denn an meiner Werkſtatt wollte ich nicht abſteigen, und ſchickte nach Felix, meinem Geſellen, er ſollte geſchwind meine Wohnung auf's beſte in Ordnung bringen. Den andern Tag ſchlief ich dort, machte meine Kleider, und alles was ich bedurfte, zurechte; denn ich wollte den andern Tag zum Papſte gehen und ihm danken. Ich hatte zwey Knaben in

meinem Dienſte und unter mir wohnte eine Wäſcherin, die mir ſehr gut kochte.

Ich hatte des Abends einige meiner Freunde zu Tiſche gebabt, wir waren ſehr vergnügt geweſen, und ich legte mich ſchlafen. Kaum war die Nacht vorbei, es mochte eine Stunde vor Tage ſeyn, als ich mit entſetzlicher Wuth an meine Thüre ſchlagen hörte. Ein Schlag fiel auf den andern; ich rief meinen älteſten Diener, der Cencio hieß, eben den, der mit mir im Kreiſe des Nekromanten geweſen war, und ſagte ihm: er ſolle ſehen wer der Narr ſey, der zu dieſer Stunde ſo beſtialiſch poche. Der Knabe ging und ich zündete noch ein Licht an, denn eins habe ich die Nacht immer brennen, warf ein vortreffliches Panzerhemd über und darüber eine Weſte, wie ſie mir in die Hand fiel. Cencio kam zurück und rief: O wehe, mein Herr! der Bargell mit allen Häſchern iſt vor der Thür und ſagt: wenn ihr nicht geſchwind macht, ſo werde er die Thür niederrennen, ſie haben Fackeln und tauſend Dinge bei ſich. Darauf ſprach ich: Sag' ihnen, daß ich mich ankleide und ſogleich komme.

Da ich vermuthete, daß es ein Streich von Herrn Peter Ludwig ſey, nahm ich in die rechte Hand einen vortrefflichen Dolch, in die linke meinen Freibrief, dann lief ich an die hintern Fenſter, die auf gewiſſe Gärten gingen; auch da ſah ich mehr als dreißig Häſcher, und begriff, daß ich auf dieſer Seite nicht entfliehen konnte.

Da nahm ich die beiden Kinder vor mich und ſagte: ſie ſollten die Thüre aufmachen, ſobald ich's befähle, und ſo ſtellte ich mich in Ordnung, den Dolch in der Rechten, den Freibrief in der Linken, vollkommen im Vertheidigungszuſtande. Dann ſagte ich zu den Kindern: Fürchtet euch nicht und macht auf.

Sogleich ſprang Vittorio, der Bargell, mit zwey andern herein; ſie glaubten mich leicht in die Hände zu bekommen, da ſie mich aber auf gedachte Weiſe bereit fanden, zogen ſie ſich zurück und ſagten: hier will's Ernſt werden. Da ſprach ich, indem ich den Freibrief hinwarf: Leſet das! und da ihr mich nicht fangen könnt, ſo ſollt ihr mich auch nicht einmal berühren. Der Bargell ſagte darauf zu einigen, ſie ſollten mich greifen, und den Freibrief könnte man nachher ſehen. Da hielt ich ihnen kühn den Dolch entgegen und rief: Lebend entkomm' ich, oder todt habt ihr mich! Der Platz war ſehr enge, ſie drohten jeden Augenblick gewaltſam auf mich einzudringen und ich ſtand immer in Poſitur mich zu vertheidigen. Da nun der Bargell wohl ſah daß ſie mich nur auf ſolche Weiſe haben konnten, wie ich geſagt hatte, rief er den Actuarius und gab, indeſſen dieſer den Freibrief las, einigemal das Zeichen, daß ſie mich fahen ſollten, deßwegen ich mich nicht aus meiner Stellung verrückte. Endlich gaben ſie ihren Vorſatz auf, ſie warfen mir den Freibrief auf die Erde und gingen ohne mich fort.

Als ich mich wieder hinlegte, fühlte ich mich sehr angegriffen und konnte nicht wieder einschlafen. Als es Tag war, hatt' ich mir vorgesetzt zur Ader zu lassen, und fragte nur erst den Herrn Johann Gaddi um Rath, und der ließ so ein Hausärztlein rufen, das fragte mich, ob ich denn erschrocken sey. Nun sage einer, was soll man von dem Verstand eines Arztes denken, dem man einen so großen und außerordentlichen Fall erzählt, und der so eine Frage thut? Es war eben ein Kauz der gleichsam beständig über nichts lachte, und mir auch lachend sagte: ich sollte einen guten Becher Griechischen Weines trinken, mich lustig machen, und weiter nicht erschrocken seyn. Herr Johann sagte: Meister! und wenn einer von Erz und Marmor gewesen wär', so hätte er sich bei dieser Gelegenheit entsetzt, geschweige ein Mensch. Darauf sagte das Aerztlein: Monsignor! wir sind nicht alle nach einer Weise gebauet; dieser Mann ist nicht von Erz noch von Marmor, sondern von reinem Eisen. Somit legte er mir die Hand an den Puls und sagte, unter seinem unmäßigen Gelächter: Fühlt einmal hierher, Johannes, kein Mensch, kein erschrockener Mensch hat einen solchen Puls, das ist ein Löwe, ein Drache. Ich, der ich wohl wußte daß mein Puls stark und über das rechte Maß schlug, wie das Affengesicht von Hippokrates und Galen nicht gelernt hatte, fühlte wohl mein Uebel, zeigte mich aber munter, um nicht erschrockener zu scheinen als ich war.

Man ging eben zur Tafel und ich aß mit der ganzen Geſellſchaft. Sie war ſehr auserleſen, Herr Ludwig von Fano, Herr Johann Greco, Herr Antonio Allegretti, alles ſehr gelehrte Perſonen, auch Herr Hannibal Caro, der noch ſehr jung war. Man ſprach von nichts als von meinem wackern Betragen, und dann ließen ſie ſich die Geſchichte von meinem Diener Cencio, der ſehr geiſtreich, lebhaft und von ſchöner Geſtalt war, oftmals wiederholen, und ſo oft er die raſende Begebenheit erzählte und dabei meine Stellungen und meine Worte wiederholte, fiel mir immer ein neuer Umſtand ein. Dabei fragten ſie ihn oft: ob er erſchrocken wäre? Er antwortete, ſie ſollten mich fragen, es wär' ihm geworden wie mir. Zuletzt ward mir das Geſchwätz beſchwerlich, und da ich mich ſehr bewegt fühlte, ſtand ich vom Tiſche auf und ſagte: ich wollte gehen und mich und meinen Diener in blaues Tuch und Seide neu kleiden, da ich in vier Tagen am Feſte der heiligen Marien in Proceſſion zu gehen hätte, und Cencio ſollte mir die weiße brennende Kerze tragen. So ging ich und ſchnitt die blauen Tücher, ſodann ein Weſtchen von blauem Ermiſin und ein Ueberkleid von demſelbigen, Cencio aber ſollte beides von blauem Taffent haben.

Da ich das alles zugeſchnitten hatte, ging ich zum Papſte, der mir ſagte: ich ſollte mit ſeinem Herrn Ambroſio reden, er habe befohlen, ich ſolle ein großes Werk von Gold machen. Ich ging zu Ambroſio, der

23.

Die abgestutzten, angetauchten,
Die ungeschickten, vielgebrauchten
Hast du, die Freundliche, gewollt.
Nun aber nimm ein frisch Gefieder
Das niederschreiben süße Lieder
Allschönster Tage dir gesollt.

recht gut um die Geſchichte des Bargells wußte; denn er war mit meinen Feinden einverſtanden und hatte den Bargell tüchtig ausgeſcholten, daß er mich nicht ergriffen hatte, der ſich entſchuldigte, daß ſich gegen einen ſolchen Freibrief nichts thun laſſe. Herr Ambroſio fing an von den Arbeiten zu ſprechen, wie ihm der Papſt befohlen hatte, dann ſagte er, ich ſollte die Zeichnungen machen, dann wolle er alles beſorgen.

Inzwiſchen kam der Tag der heiligen Marien heran, und weil es die Gewohnheit mit ſich bringt daß die welche einen ſolchen Ablaß erlangen wollen, ſich vorher in's Gefängniß begeben müſſen, ſo ging ich abermals zum Papſte und ſagte Seiner Heiligkeit: ich hätte nicht Luſt, mich gefangen einzuſtellen, er möchte mir die Gnade erzeigen, bei mir eine Ausnahme zu machen. Der Papſt antwortete mir, es ſey die Gewohnheit ſo; da kniete ich von neuem nieder, dankte ihm nochmals für den Freibrief den er mir ausgeſtellt hatte, und ſagte, daß ich nun mit demſelben zu meinem Herzog von Florenz, der mich mit ſo viel Liebe und Verlangen erwartete, zurückkehren wolle. Darauf wendete ſich Seine Heiligkeit zu einem ihrer Vertrauten und ſagte: Benvenuto mag den Ablaß ohne Gefängniß haben, ſetzt das Reſcript auf und ſo mag's gut ſeyn. Das geſchah, der Papſt unterzeichnete, auf dem Capitol ward es regiſtrirt und am beſtimmten Tage ging ich, zwiſchen

zwey Edelleuten, ehrenvoll in der Proceſſion, und erhielt vollkommenen Ablaß.

Nach vier Tagen überfiel mich ein ſchreckliches Fieber, mit einem unglaublichen Froſt. Ich legte mich gleich zu Bette und hielt die Krankheit für tödtlich. Ich ließ ſogleich die erſten Aerzte zuſammen berufen. Darunter war Meiſter Franciscus von Norcia, ein ſehr alter Arzt, der in Rom den größten Ruf hatte. Ich erzählte ihm was ich für die Urſache meines großen Uebels hielt, auch wie ich hatte wollen Blut laſſen, und wie ich daran verhindert worden war; ich bat, wenn es Zeit wär', möchten ſie es noch thun. Meiſter Franciscus antwortete, es ſey jetzt nicht Zeit Ader zu laſſen, hätte man es damals gethan, ſo hätte mich nicht das mindeſte Uebel befallen, jetzt müſſe man einen andern Weg nehmen.

So fingen ſie nun die Cur an mit allem Fleiß, wie ſie nur wußten und konnten, und alle Tage wurde es wüthend ſchlimmer, und am Ende der Woche war das Uebel ſo groß, daß die Aerzte, an ihrem Unternehmen verzweifelnd, meinen Leuten auftrugen, man ſolle mich nur zufrieden ſtellen und mir geben was ich verlangte. Meiſter Franciscus ſagte: So lange Athem in ihm iſt, rufet mich zu jeder Stunde, denn es kann ſich niemand vorſtellen, was die Natur in einem jungen Mann dieſer Art zu thun vermag, und wenn er ohnmächtig werden ſollte, wendet mir dieſe fünf Mittel, eines hinter dem

an-

andern an und ruft mich, ich will zu jeder Stunde der Nacht kommen, ich möchte dieſen lieber durchbringen, als irgend einen Cardinal in Rom.

Auch kam täglich Herr Johann Gaddi, zwey oder dreymal, zu mir, und jedesmal nahm er meine ſchönen Büchſen in die Hand, meine Panzerhemden und Degen, und ſagte beſtändig: Wie iſt das ſo ſchön! wie iſt das noch ſchöner! und ſo machte er es mit meinen Modellen und andern Kleinigkeiten, ſo daß er mir zuletzt recht zur Laſt ward. Mit ihm kam auch ein gewiſſer Matthäus, ein Franzoſe, der eben auch auf meinen Tod recht ſehnlich zu hoffen ſchien, nicht weil er von mir etwas zu erwarten hatte, ſondern wahrſcheinlich, weil er Herrn Gaddi's Verlangen befriedigt zu ſehen wünſchte.

Indeſſen ſtand Felix, mein Geſelle, mir auf alle Weiſe bei und that für mich, was ein Menſch für den andern thun kann. Meine Natur war äußerſt geſchwächt und ſo herunter, daß mir kaum ſo viel Kraft übrig blieb, wenn ich ausgeathmet hatte, wieder Athem zu ſchöpfen. Doch war mein Kopf ſo ſtark, als in geſunden Tagen. Da ich nun ſo völlig bei mir war, kam ein ſchrecklicher Alter an mein Bette, der mich gewaltſam in ſeinen ungeheuren Kahn hineinreißen wollte, deßwegen rief ich Felix: er ſollte zu mir treten, und den abſcheulichen Alten verjagen. Felix, der mich höchlich liebte, kam weinend gelaufen und rief: Fort, alter Verräther! du ſollſt mir mein Glück nicht rauben. Herr

Johannes Gaddi, der auch gegenwärtig war, ſagte: der arme Narr faſelt, es wird nicht lange mehr währen. Matthäus der Franzoſe verſetzte: Er hat den Dante geleſen, und für großer Schwäche phantaſirt er. Darauf ſagte er lachend: Fort du alter Schelm! laß unſern Benvenuto ungehudelt! Da ich ſah, daß man über mich ſpottete, wendete ich mich zu Herrn Johann Gaddi und ſagte: Wißt nur, lieber Herr, daß ich nicht phantaſire, daß es mit dem Alten richtig iſt, der mir ſo zur Laſt fällt; ihr thätet beſſer, mir den leidigen Matthäus zu entfernen, der über mein Unglück lacht, und da Ew. Gnaden mir die Ehre Ihres Beſuchs erzeigt, ſo wünſchte ich ihr kämt mit Herrn Antonio Allegretti, Herrn Hannibal Caro und mit euren übrigen trefflichen Männern, das ſind Perſonen von anderer Lebensart und andern Geiſt, als dieſe Beſtie. Darauf ſagte Herr Johannes im Scherze zu Matthäus: er ſolle ihm auf immer aus den Augen gehen; aber aus dieſem Scherz ward Ernſt, denn er ſah ihn nachher nicht wieder. Darauf ließ er die Herren Allegretti, Ludwig und Caro rufen. Ihre Gegenwart diente mir zur größten Beruhigung; ich ſprach ganz vernünftig mit ihnen und bat nur immer den Felix, er möchte mir den Alten wegjagen. Herr Ludwig fragte mich: was ich denn ſehe, und wie er geſtaltet ſey? Indeß ich ihn recht deutlich beſchrieb, nahm mich der Alte beim Arme und riß mich in ſeinen ſchrecklichen Kahn. Kaum hatte ich ausgeredet, als ich in Ohn-

macht fiel; mir schien als wenn mich der Alte wirklich in den Kahn würfe!

In dieser Ohnmacht soll ich mich herum geworfen und gegen Herrn Gaddi harte Worte ausgestoßen haben, als wenn er mich zu berauben käm', als wenn er keine Barmherzigkeit gegen mich habe, und andere häßliche Reden, wodurch Herr Gaddi sehr beschämt war. Alsdann blieb ich, wie sie sagten, als ein Todter, und verharrte in solchem Zustande eine völlige Stunde. Als es ihnen däuchte, daß ich kalt würde, ließen sie mich für todt liegen, und als sie nach Hause kamen, erfuhr es Matthäus der Franzose, der schrieb sogleich nach Florenz an Benedetto Varchi, meinen liebsten Freund, um welche Uhr der Nacht man mich habe sterben sehen. Auf diesen vermeintzen Tod machte dieser treffliche Mann und Freund ein herrliches Sonett, das ich an seinen Platz einrücken werde.

Drey lange Stunden vergingen, ehe ich mich erholte, und da alle jene fünf Mittel des Meister Franciscus nicht helfen wollten, und mein liebster Felix sah, daß ich kein Lebenszeichen von mir gab, lief er zum Hause des Arztes, pochte ihn heraus und bat ihn weinend: er möchte doch mitkommen, denn ich sey wahrscheinlich todt. Darauf sagte Meister Franz, der ein heftiger Mann war: Sohn! wozu soll ich kommen? ist er todt, so schmerzt es mich mehr als dich, denkst du, daß ich mit meiner Medicin ihm in den H*** blasen kann, um ihn

wieder lebendig zu machen? Da er sah daß der arme Knabe weinend wegging, rief er ihn zurück und gab ihm ein gewisses Oel, mir die Pulse und das Herz zu salben; dann, sagte er, sollten sie mir die kleinen Finger und Zehen recht fest halten; käm' ich wieder zu mir, so möchten sie ihn rufen. Felix lief und that nach der Verordnung. Da es nun fast Tag war, und ihm alle Hoffnung verloren schien, machten sie sich dran, um mich zu waschen. Auf einmal fühlte ich mich wieder und rief den Felix, daß er mir sobald als möglich den lästigen Alten wegjagen sollte. Felix wollte zu Meister Franzen laufen, da sagte ich ihm: er solle bleiben, denn der Alte habe Furcht vor ihm und mache sich fort. Felix näherte sich, ich berührte ihn und mir schien, daß der rasende Alte sogleich sich entfernte, deßwegen bat ich den Knaben, immer bei mir zu bleiben. Nun kam auch der Arzt und sagte: er wolle mir auf alle Weise durchhelfen, er habe seine Tage in einem jungen Mann so viel Kraft nicht gefunden. Nun fing er an zu schreiben und verordnete mir Bähungen, Pflaster, Waschwasser, Salben und andere unschätzbare Dinge; inzwischen litt ich an mehr als zwanzig Blutigeln am H***. Ich war durchbohrt, gebunden und ganz geknetet. Meine Freunde kamen, das Wunder vom auferstandenen Todten zu sehen. Viele Männer von großer Bedeutung besuchten mich, in deren Gegenwart ich sagte: das wenige Gold und meine Baarschaft — es konnte ungefähr an Gold und Silber,

Juwelen und Golde achthundert Scudi seyn — solle meiner armen Schwester in Florenz, Namens Liberata, hinterlassen bleiben; alle meine übrigen Sachen, sowohl Waffen, als was ich sonst besäß', sollten meinem armen Felix gehören und noch funfzig Golducaten, damit er sich kleiden könne. Auf diese Worte warf sich mir Felix um den Hals und sagte: er verlange nichts, als daß ich leben solle. Darauf sagte ich ihm, wenn du mich lebendig erhalten willst, so halte mich auf diese Weise fest und schilt auf den Alten da, der sich vor dir fürchtet. Da erschraken einige von den Gegenwärtigen, denn sie sahen daß ich nicht phantasirte, sondern bei mir war und vernünftig sprach. So ging es mit meinem großen Uebel, das nach und nach sich ganz langsam besserte. Der vortreffliche Meister Franz kam vier- oder fünfmal des Tages. Herr Johann Gaddi schämte sich und ließ sich nicht wieder sehen.

Auf einmal erschien mein Schwager, der, um mich zu beerben, von Florenz gekommen war, aber, als ein braver Mann, sich außerordentlich freute, mich lebendig zu finden. Ihn wieder zu sehen, war mir der größte Trost, er begegnete mir auf's freundlichste und versicherte mich, er sey nur gekommen, mich selbst zu warten. Das that er auch mehrere Tage, dann entließ ich ihn, als ich fast sichre Hoffnung zur Genesung hatte, und da gab er mir das Sonett des Herrn Benedetto Varchi, dessen ich oben erwähnt habe.

Wer wird uns trösten Freund? Wer unterstützt
Der Klagen Fluth bei so gerechtem Leide?
Ach ist es wahr? ward unsers Lebens Weide
So grausam in der Blüthe weggepflückt?

Der edle Geist, mit Gaben ausgeschmückt,
Die nie die Welt vereint gesehn, vom Neide
Bewundert, seiner Zeitgenossen Freude,
Hat sich so früh der niedern Erd' entrückt?

O sieht man in den seligen Gefilden
Noch Sterblichs, so blick' auf deinen Freund,
Der nur sein eignes Loos, nicht dich beweint!

Wie du den ewgen Schöpfer abzubilden
Hienieden unternahmst, mit weiser Hand,
So wird von dir sein Antlitz dort erkannt.

Indessen war meine Schwachheit außerordentlich, und es schien nicht möglich sie zu heben. Der brave Meister Franz gab sich mehr Mühe als jemals, und brachte mir alle Tage neue Mittel, wodurch er das arme verstimmte Instrument wieder in Ordnung bringen wollte, und bei allen diesen unschätzbaren Bemühungen wollte sich diese Zerrüttung doch nicht wieder herstellen lassen, so daß alle Aerzte fast verzweifelten, und nicht wußten, was sie thun sollten. Ich hatte einen unendlichen Durst und enthielt mich mehrere Tage des Trinkens, wie man mir verordnet hatte, und Felix, dem äußerst daran gelegen war mich zu erhalten, ging mir nicht von der Seite; der Alte war mir nicht mehr so beschwerlich, aber er kam manchmal im Traume zu mir.

Eines Tages war Felix ausgegangen; zu meiner Aufwartung war ein kleiner Knabe und eine Magd übrig geblieben, die Beatrix hieß. Ich fragte den Knaben, was aus Cencio meinem andern Diener geworden sey? und was das heiße, daß er sich nicht sehen lasse? Das Kind sagte mir, Cencio habe sich noch schlimmer befunden als ich, und liege am Tode; Felix habe ihm befohlen, mir nichts davon zu sagen. Ich hörte diese Nachricht mit dem größten Verdrusse; da rief ich die Magd und ersuchte sie, sie möchte mir helfen, und frisches Wasser in einem Kühlkessel bringen, der eben da stund. Gleich lief sie und brachte mir ihn ganz voll. Ich sagte, sie sollte mir ihn an den Mund heben, und wenn sie mich nach Herzenslust trinken ließ, wollte ich ihr eine Jacke schenken. Das Mädchen hatte mir einige Sachen von Werth gestohlen und hätte mich gerne todt gesehen, damit ihre Untreue verborgen bliebe, so ließ sie mich auf zweymal trinken so viel ich nur wollte, so daß ich wohl ein Maß Wasser verschluckt hatte; dann deckte ich mich zu, fing an auszudünsten und schlief ein. So hatte ich eine Stunde gelegen als Felix zurückkam und das Kind fragte was ich mache? Dieses antwortete: Ich weiß es nicht, Beatrix hat ihm den Kühlkessel voll Wasser geholt, und er hat ihn fast ganz ausgetrunken, ich weiß nicht ob er todt oder lebendig ist.

Da wär' der arme Felix vor Schrecken fast umgefallen. Er ergriff sogleich einen Stock und schlug ganz un-

barmherzig auf die Magd los und rief: Verrätherin! du hast mir ihn umgebracht! Indessen Felix zuschlug und sie schrie, träumte mir der Alte käm' mit Stricken in der Hand und wolle mich binden, Felix komme ihm zuvor und treffe ihn mit einem Beil. Der Alte floh und sagte: Laß mich gehen, ich komme eine ganze Weile nicht wieder.

Beatrix war mit entsetzlichem Geschrei in meine Kammer gelaufen; ich erwachte und sagte zu Felix: Laß es gut seyn, vielleicht hat sie mir aus böser Absicht mehr genutzt, als du mit aller deiner Sorgfalt nicht im Stande warst. Helft mir jetzt, da ich so außerordentlich geschwitzt habe, und kleidet mich schnell um. Felix faßte wieder Muth, trocknete und tröstete mich; ich fühlte große Erleichterung und fing an auf Gesundheit zu hoffen. Meister Franz war gekommen, sah meine große Besserung, wie die Magd weinte, der Knabe hin und wieder lief, und Felix lachte, da merkte der Arzt, daß etwas Außerordentliches vorgefallen seyn müsse, wodurch ich auf einmal zu solcher Besserung hätte gelangen können. Indessen war auch Meister Bernhardin angekommen, jener, der mir anfangs kein Blut lassen wollte. Meister Franz der vortreffliche Mann, rief aus: O Gewalt der Natur! sie kennt ihre Bedürfnisse, und die Aerzte verstehen nichts. Sogleich antwortete das andere Gehirnchen, hätte er nur mehr als eine Flasche getrunken, so wäre er gleich völlig genesen. Meister

24.

An Gräfin Jaraczewska.

Carlsbad d. 5. Sept. 1818.

Da sieht man wie die Menschen sind:
Nur Leidenschaft und kein Gewissen!
Wie haben sie dem schönen Kind
Das Röckchen halb vom Leib gerissen!
Doch mir begegnete das Glück in später Zeit,
Ein frommer Jüngling wird mich neiden:
Dir, Freundin, dank' ich die Gelegenheit
Den holden Schatz von Kopf bis Fuß zu kleiden.

Franz, dem sein Alter ein groſses Ansehen gab, verſetzte: er wäre zum Henker gegangen, wohin ich euch wünſche. Dann fragte er mich, ob ich mehr hätte trinken können; ich ſagte nein! denn mein Durſt ſey völlig geſtillt. Da wandte er ſich zu Meiſter Bernhardinen und ſagte: Sehet, wie genau die Natur ihr Bedürfniß genommen hat, nicht mehr und nicht weniger, und daſſelbe forderte ſie auch damals, als der junge Mann verlangte daß ihr ihm Blut laſſen ſollter, und hättet ihr wirklich eingeſehen daß er mit zwey Maß Waſſer zu curiren wäre, ſo hättet ihr es eher ſagen, und groſsen Ruhm dadurch erwerben können. Das fuhr dem Aerztlein vor den Kopf, er ging und kam nicht wieder. Darauf ſagte Meiſter Franz, man ſolle mich aus meiner Stube auf einen von den Römiſchen Hügeln bringen.

Als der Cardinal Cornaro von meiner Beſſerung hörte, lieſs er mich in eine ſeiner Wohnungen, die er auf Monte Cavallo hatte, bringen; es geſchah noch ſelbigen Abend: ich ſaſs in einem Tragſeſſel wohl verſorgt und bedeckt. Kaum war ich angekommen, als ich mich erbrechen muſste. Da ging ein haariger Wurm von mir, wohl eine Viertelelle lang; die Haare waren groſs, und der Wurm abſcheulich, gefleckt, mit verſchiedenen Farben, grünen, ſchwarzen und rothen. Man hub ihn für den Arzt auf, der verſicherte, er habe ſo etwas nie geſehen. Dann ſagte er zu Felix: Sorge für deinen Benvenuto, denn er iſt geneſen und nun laſs

ihm weiter keine Unordnung zu; denn wenn ihm die eine durchhalf, so könnte die andere die ihn umbringen; war er doch schon so weit, daß man sich ihm die letzte Oelung nicht zu geben getraute, und jetzt wird er, mit ein wenig Zeit und Geduld, sich bald wieder erholen, daß er treffliche Arbeiten fertigen kann. Darauf wandte er sich zu mir und sagte: Mein Benvenuto, sey klug und halte dich ordentlich, und wenn du wieder völlig genesen bist, sollst du mir eine Mutter Gottes machen, die ich dir zu Liebe immer anbeten will. Die versprach ich ihm und fragte, ob ich mich wohl dürfte nach Florenz bringen lassen? Er sagte, daß ich erst ein wenig stärker werden müsse; man werde sehen, was die Natur thue.

Sechstes Capitel.

Der Autor, nachdem er genesen, reist nach Florenz mit Felix, um der vaterländischen Luft zu genießen. — Er findet Herzog Alexandern, durch den Einfluß seiner Feinde, sehr gegen sich eingenommen. Er kehrt nach Rom zurück und hält sich fleißig an sein Geschäft. — Feuriges Luftzeichen, als er zu Nachtzeit von der Jagd nach Hause kehrt. — Seine Meinung darüber. — Nachricht von der Ermordung Herzog Alexanders, welchem Cosmus Medicis nachfolgt. — Der Papst vernimmt, daß Carl V, nach seinem glücklichen Zuge gegen Tunis, nach Rom kommen werde, schickt nach unserm Autor, ein kostbares Werk, zum Geschenke für Ihre Kaiserliche Majestät zu bestellen.

Acht Tage waren vorbei, und die Besserung so unmerklich, daß ich anfing, mir selbst zur Last zu werden, denn ich hatte wohl dreyßig Tage die große Noth ausgestanden; endlich entschloß ich mich, miethete ein paar Tragsessel und ließ mich und meinen lieben Felix nach Florenz, in das Haus meiner Schwester tragen, die mich zu gleicher Zeit beweinte und belachte.

Da kamen viele Freunde mich zu besuchen, unter andern Peter Landi, der beste und liebste den ich auf der Welt gehabt hatte. Den andern Tag kam ein gewisser Nicolo da Monte Aguto, auch mein großer Freund, und

erzählte, er habe den Herzog sagen hören: Er hätte besser gethan zu sterben, denn ich werde ihm niemals verzeihen, und nun hab' ich ihn am Stricke. Ich antwortete meinem Freunde, der ganz außer sich vor Bangigkeit war: Meister Nicolo erinnert Seine Excellenz, daß Papst Clemens mich auch einmal übereilt bestrafen wollte; er solle mich beobachten lassen, und wenn ich gesund bin, wollte ich ihm zeigen, daß er nicht viel so treue Diener hat; irgend ein Feind hat mir bei ihm diesen Dienst geleistet.

Dieser Feind war, wie ich wohl erfuhr, Georg Vasellai (Vasari) Mahler von Arezzo. Wahrscheinlich verläumdete er mich aus Dank für die Wohlthaten die ich ihm erzeigt hatte. Schon in Rom, wo ich ihn aufnahm und ihn unterhielt, kehrte er mein Haus das oberste zu unterst. Er hatte so einen gewissen trocknen Ausschlag, und seine Hände waren immer gewohnt zu kratzen, da schlief er mit einem guten Knaben den ich hatte, der sich Manno nannte, er glaubte sich zu kratzen und hatte mit seinen schmutzigen Pfoten, an denen er niemals die Nägel abschnitt, seinem armen Schlafgesellen das ganze Bein abgeschunden. Manno ging aus meinen Diensten und schwur ihn todt zu schlagen, ich aber suchte die Sache beizulegen. So versöhnte ich auch den Cardinal Medicis mit gedachtem Georg, und half ihm auf alle Weise. Zum Dank erzählte er nun dem Herzog Alexander, daß ich von Seiner Excellenz übel

gesprochen habe; ich hätte mich vermessen, in Verbindung mit den Ausgewanderten, zuerst die Mauer von Florenz zu ersteigen. Nachher erfuhr ich wohl, daß der treffliche Herr Octaviano Medicis, der sich an mir wegen des Verdrusses über die Münze rächen wollte, den er nach meiner Abreise von Florenz mit dem Herzog gehabt hatte, ihm die Worte in den Mund gelegt habe.

Ich hatte an dieser Nachrede nicht die mindeste Schuld und fürchtete mich auch nicht im geringsten. Der geschickte Meister Franz da Monte Varchi sorgte für meine Gesundheit; ihn hatte mein liebster Freund Lucas Martini zu mir geführt, der den größten Theil des Tages bei mir zubrachte.

Indessen hatte ich meinen getreuen Felix wieder nach Rom geschickt, um meinen Sachen vorzustehen, und als ich mich nach vierzehn Tagen wieder ein wenig erholt hatte, ob ich gleich noch nicht auf den Füßen stehen konnte, ließ ich mich in den Palast Medicis, auf die Terrasse tragen, und setzte mich, um zu warten bis der Herzog vorbeiging. Da versammelten sich meine vielen Freunde, die ich am Hof hatte, und verwunderten sich, daß ich ohne meine Genesung abzuwarten mich dem Herzog vorstellen wollte. Alle verwunderten sich nicht sowohl, weil sie mich für todt gehalten hatten, sondern weil ich wie ein Todter aussah. Da sprach ich in aller Gegenwart: Es hat mich ein nichtswürdiger Mensch bei'm Herzog verläumdet, als wenn ich übels von Sei-

ner Excellenz gesprochen, und mich vermessen hätte, zuerst ihre Mauern zu übersteigen. Nun kann ich nicht leben noch sterben, ehe ich diese Schande von mir gewälzt habe, und bis ich weiß, wer der Verräther ist.

Inzwischen hatten sich mehrere Edelleute versammelt, die mir alle großen Antheil bezeugten; der eine sagte dieß, der andere jenes, und ich versetzte, daß ich nicht von hinnen gehen wollte, ohne meinen Ankläger zu kennen. Da trat zwischen sie alle Meister Augustin, der Schneider des Herzogs, hinein und sagte, wenn du weiter nichts wissen willst, das kannst du bald erfahren. In demselben Augenblick ging Meister Georg, der obbenannte Mahler, vorbei, da sagte Augustin: Hier ist dein Ankläger, nun magst du dich weiter erkundigen. Lebhaft, ob ich mich gleich nicht vom Platze bewegen konnte, fragte ich Georgen, ob es wahr sey? Dieser läugnete die ganze Sache. Augustin aber versetzte: Du Galgenschwengel, weißt du nicht wie genau ich davon unterrichtet bin? Sogleich ging Georg hinweg und verharrte auf seinem Läugnen. Kurz darauf ging der Herzog vorbei; ich ließ mich aufheben und unterstützen, und er blieb stehen. Ich sagte ihm, daß ich in diesem Zustande nur gekommen sey, um mich zu rechtfertigen. Der Herzog sah mich an, und war verwundert mich lebendig zu sehen; dann sagte er, ich sollte redlich und braw seyn und an meine Gesundheit denken.

Da ich nach Hauſe kam, beſuchte mich Nicolo da Monte Agnto und ſagte mir: ich ſey für dießmal einer der größten und deutlichſten Gefahren entgangen, er habe mein Unglück mit unauslöſchlicher Dinte geſchrieben geſehen, ich ſollte nur ſuchen bald geſund zu werden und alsdann mit Gott mich davon machen; denn es gedenke mir's ein Mann, der nicht leicht vergeſſe. Dann ſagte er: Bedenk nur, was du dem Octavio Medicis für Verdruß gemacht haſt! Ich antwortete, daß ich ihm keinen, er wohl aber mir genug gemacht habe. Da erzählte ich ihm die Geſchichte von der Münze, worauf er mir ſagte: Gehe mit Gott ſo geſchwind als du kannſt, und ſey nur ruhig, denn geſchwinder als du denkſt, wirſt du dich gerochen ſehen. Ich ſorgte für meine Geſundheit und unterrichtete Peter Paulen weiters wie er ſich in verſchiedenen Fällen wegen der Stempel zu verhalten habe; dann kehrte ich nach Rom zurück, ohne mich vom Herzog, oder ſonſt jemand zu beurlauben.

Nachdem ich mich in Rom mit meinen Freunden genug ergötzt hatte, fing ich die Medaille des Herzogs an, und hatte ſchon in wenig Tagen den Kopf in Stahl gegraben, das ſchönſte Werk das mir jemals in dieſer Art gelungen war. Da kam wenigſtens alle Tage einmal ein gewiſſer alberner Menſch, Franciscus Soderini, ein Florentiniſcher Emigrirter, zu mir und ſagte, da er meine Arbeit ſah: Grauſamer! ſo willſt du uns doch

den rasenden Tyrannen unsterblich machen! an deiner vortrefflichen Arbeit sieht man wohl, daß du unser grimmiger Feind und eben so sehr Freund von jenem bist. Hat dich der Papst und er nicht zweymal ungerecht wollen aufhängen lassen? Jenes war der Vater, das ist der Sohn, nimm dich nun vor'm heiligen Geist in Acht. Denn man glaubte ganz gewiß, Herzog Alexander sey der Sohn vom Papst Clemens. Dabei schwur Herr Francesco: wenn er könnte, wollte er mir die Stempel und die Medaillen entwenden. Ich sagte ihm drauf: es wäre gut daß ich es wüßte, ich wolle mich vor ihm schon in Acht nehmen und er solle sie nicht wieder sehen.

In der Zeit ließ ich nach Florenz wissen, man möchte Lorenzinen an die Rückseite der Schaumünze erinnern, die er mir versprochen habe. Nicolo da Monte Aguto, dem ich geschrieben hatte, antwortete mir: er habe den närrischen, hypochondrischen Philosophen, den Lorenzin gesprochen, der ihn versichert habe, er denke Tag und Nacht an nichts anders, und wolle sobald als möglich die Rückseite liefern. Doch rieth mir mein Freund, ich solle darauf nur nicht weiter hoffen, die Rückseite nach meiner Erfindung vollenden, und wenn ich fertig sey, dem Herzog Alexander die Arbeit freien Muthes überbringen. Ich machte darauf eine Zeichnung und arbeitete fleißig vorwärts. Da ich mich aber noch nicht ganz von meiner entsetzlichen Krankheit erholt hatte, ging ich manchmal mit meinem lieben Felix auf die Jagd,

der

der zwar nichts von meiner Kunſt verſtand, weil wir aber Tag und Nacht beiſammen waren, von einem jeden für einen großen und trefflichen Meiſter gehalten wurde. Er war ſehr angenehm und munter, und wir lachten oft über den großen Ruf, den er ſich erworben hatte. Beſonders ſcherzte er manchmal mit einer Anſpielung auf ſeinen Namen, indem er Felix Guadagni hieß, daß ſein Gewinn gering ſeyn würde, wenn ich ihn nicht zu einem ſo großen Gewinner gemacht hätte. Ich ſagte ihm darauf: es gäbe zwey Arten zu gewinnen, einmal für ſich und dann für andere; an ihm hätte ich die zweyte Art zu leben, denn er habe mir das Leben gewonnen.

Auf dieſe Weiſe unterhielten wir uns öfters, und einmal vorzüglich, am Feſte Epiphania (1537), da wir auf der Jagd waren, wo ich viel ſchoß und wieder recht krank hätte werden können, weil ſich nach Abends, indem ich eine getroffene Ente aus den Graben holen wollte, mein rechter Stiefel mit Waſſer füllte und mir bei der großen Kälte der Fuß erſtarrt wär', wenn ich nicht ſogleich den Stiefel mit Entenflaumen angefüllt hätte.

Wir ritten wieder nach Rom zurück, es war ſchon Nacht; und als wir auf eine kleine Höhe gelangten und nach der Gegend von Florenz hinſahen, riefen wir beide zugleich aus: Gott im Himmel! was iſt das für ein Zeichen, das über Florenz ſteht? Es war wie ein

großer Feuerbalke, der funkelte und den stärksten Glanz von sich gab. Ich sagte zu Felix: Wir werden bald hören, daß etwas Großes in Florenz vorgefallen ist. So kamen wir nach Rom in finstrer Nacht, ich stürzte noch über und über mit dem Pferde, das sehr brav war, und einen Schutthaufen hinaufsprang den ich nicht bemerkt hatte; doch that ich mir, durch Gottes Hülfe, keinen Schaden, speis'te Abends mit guten Freunden, da denn noch viel von unsern Jagdstückchen, besonders auch von dem Feuerbalken, gesprochen wurde. Jeder fragte was das wohl bedeuten möchte? worauf ich sagte: Wir werden schon was Neues von Florenz hören.

Den folgenden Abend spät kam die Nachricht von dem Tode des Herzogs Alexander, und meine Bekannten wunderten sich, wie wahr ich gesprochen hatte. Da kam auf einem Maulthiere, mit Bocksprüngen, Franciscus Soderini herbeigehüpft, lachte unterwegs wie ein Narr und rief: Da hast du die Rückseite zur Medaille des schändlichen Tyrannen; Lorenzin hat sein Wort gehalten. Du wolltest die Herzoge verewigen, wir wollen keine Herzoge mehr; und so trutzte er mir spöttisch, als wenn ich ein Haupt der Sieben gewesen wäre, welche den Herzog zu wählen pflegen. Nun kam auch noch ein gewisser Baccio Bettini dazu, der einen garstigen dicken Kopf, wie ein Korb, hatte, und mich aufziehen wollte. Haben wir sie doch entherzogt! rief er; wir wollen keine Herzoge mehr und du wolltest sie unsterblich machen!

25.

An Fürſt Biron von Curland.

Carlsbad d. 5. Sept. 1818.

Als Luthers Feſt, mit gläubiger Schaar,
Im vorigen Herbſt gefeyert war,
Dacht' ich es brauche hundert Jahr
Um es mit Würde zu erneuen;
Doch beim verliehnen Ehrenbild,
Wie ernſt es iſt und kräftig mild,
Beim Herkules und ſeinem Schild
Kann ich der Feyer mich an jedem Tage freuen.

Dieſe und andere verdrießliche Reden wurden mir denn doch zuletzt läſtig, und ich ſagte: O, ihr albernen Menſchen! Ich bin ein armer Goldſchmied, ich diene jedem, der mich bezahlt, und ihr begegnet mir als wenn ich das Haupt einer Partey wär'. Wollte ich euch Ausgewanderten jetzt eure ehemalige Unerſättlichkeit, eure Narrheiten und euer ungeſchicktes Betragen vorwerfen, ſo hätte ich viel zu thun. Aber ſo viel ſollt ihr, bei eurem albernen Lachen, nur wiſſen, ehe zwey, oder höchſtens drey Tage vergehen, werdet ihr einen neuen Herzog haben, der viel ſchlimmer iſt als der letzte.

Den andern Tag kam Bettini wieder an meine Werkſtatt und ſagte: Wahrlich du brauchſt kein Geld für Couriere auszugeben, denn du weißt die Dinge, ehe ſie geſchehen; was für ein Geiſt offenbart dir das? Dann ſagte er mir, daß Cosmus Medicis, Sohn des Herrn Johannes, Herzog geworden ſey; doch nur unter gewiſſen Bedingungen, die ihn abhalten würden nach Belieben zu ſchalten und zu walten. Da kam nun die Reihe, über ſie zu lachen, an mich, wobei ich ſagte: Die Florentiniſchen Bürger haben einen Jüngling auf ein herrliches Pferd gehoben, ſie haben ihm die Sporen ſelbſt angeſchnallt und ihm den Zaum frei in die Hand gegeben, dann haben ſie ihn in das ſchönſte Feld geführt, wo Blumen, Früchte und unzählige Reizungen ſind, und haben ihm dabei geſagt, er möchte nur gewiſſe beſtimmte Gränzen nicht überſchreiten. Nun ſagt mir,

wer will ihn halten wenn er Luſt hat darüber hinaus zu gehen? Kann man dem Geſetze geben, den man ſo zum Herrn macht? Von der Zeit an ließen ſie mich in Ruh, ich war ihr verdrießlich Geſchwätze losgeworden und arbeitete immer fleißig in meiner Werkſtatt, aber keine bedeutenden Sachen; denn es lag mir vorzüglich an der Wiederherſtellung meiner Geſundheit, die noch nicht ganz befeſtigt war.

Indeſſen kam der Kaiſer ſiegreich von ſeiner Unternehmung auf Tunis zurück, und der Papſt ſchickte nach mir, um ſich zu berathen, was er für ein würdiges Geſchenk dem Kaiſer machen könnte. Ich verſetzte, daß ich für ſehr ſchicklich hielt Sr. Majeſtät ein goldenes Kreuz, mit einem Chriſtusbilde zu verehren, wozu ich die Zierrathen gewiſſermaßen ſchon fertig hätte; dadurch würden mir Ihre Heiligkeit auch eine beſondere Gnade erzeigen, denn drey runde Figürchen von Gold, ungefähr einen Palm groß, ſtünden ſchon da. Es waren jene Figuren die ich für den Kelch des Papſt Clemens gearbeitet hatte, die Glaube, Hoffnung und Liebe vorſtellten. Sogleich fügte ich alles Uebrige von Wachs dazu, nicht weniger das Modell von dem Chriſtusbilde, und andere ſehr ſchöne Zierrathen. Der Papſt war alles ſehr wohl zufrieden, und wir verglichen uns wie es gemacht werden ſollte; auch wurden wir einig über den Preis. Das war vier Uhr in der Nacht, und der Papſt hatte Herrn Latino Juvenale Befehl und Auftrag gegeben, mir des andern Morgens

das Geld auszahlen zu lassen. Diesem Herrn Latino, der eine gewaltige Narrenader im Leibe hatte, fiel es ein, eine eigene Erfindung dem Papst aufzudringen, und so zerstörte er alles was ausgemacht war.

Des Morgens, da ich das Geld von ihm zu erhalten dachte, sagte er mit seinem bestialischen Dünkel: Uns gehört die Erfindung, und ihr mögt immerhin ausführen; ehe ich gestern Abend vom Papste wegging, haben wir uns Besseres ausgedacht. Da ließ ich ihn gleich nicht weiter reden und versetzte: Weder ihr noch der Papst könnt was Besseres erdenken, als wo Christus und sein Kreuz gegenwärtig ist. So sagt denn aber euer höfisches Geträtsch nur heraus. Zornig, und ohne ein Wort zu reden, ging er fort und suchte die Arbeit einem andern zuzuwenden; der Papst ließ sich aber darauf nicht ein, schickte nach mir und sagte, daß ich wohl gesprochen hätte; sie wollten aber ein kleines Brevier, zu Ehren der Mutter Gottes, das ganz herrlich gemahlt sey, dem Kaiser zum Geschenk bestimmen. Dem Cardinal Medicis habe die Mignatur mehr als zwey tausend Scudi gekostet, man müsse sich gegenwärtig nach der Zeit richten, denn der Kaiser werde in sechs Wochen erwartet, nachher könne man ihm noch immer das Geschenk das ich vorgeschlagen hätte, und das seiner würdig sey, verehren. Das Büchlein sollte einen Deckel von massivem Golde haben, reich gearbeitet und mit vielen Edelsteinen geziert, sie mochten ungefähr sechstausend

Scudi werth ſeyn. Ich erhielt ſie und das Geld, legte fleißig Hand an, und in wenig Tagen erſchien das Werk ſchon von ſolcher Schönheit, daß der Papſt ſich verwunderte und mir außerordentliche Gunſt bezeigte. Beſonders war ausgemacht, daß die Beſtie, der Juvenal, mir nicht zu nahe kommen ſollte.

Siebentes Capitel.

Kaiser Carl V hält einen prächtigen Einzug in Rom. — Schöner Diamant, den dieser Fürst dem Papste schenkt. — Herr Durante und der Autor werden von Seiner Heiligkeit beschäftigt, die Geschenke dem Kaiser zu bringen. — Diese waren zwey Türkische Pferde und ein Gebetbuch mit einem goldenen Deckel. — Der Autor hält eine Rede an den Kaiser, der sich mit ihm freundlich unterredet. — Ihm wird aufgegeben den Diamanten zu fassen, den der Kaiser dem Papste geschenkt hatte. — Herr Latino Juvenale erfindet einige Geschichten, um Seine Heiligkeit gegen den Verfasser einzunehmen, der, als er sich vernachläßigt hält, nach Frankreich zu gehen den Entschluß faßt. — Wunderbare Geschichte seines Knaben Ascanio.

Ich hatte das Werk fast vollendet, als der Kaiser eintraf, dem man die herrlichsten Triumphbogen erbauet hatte. Die Pracht seines Einzuges mögen andere beschreiben; denn ich will mich nur auf das, was mich selbst angeht, einschränken. Gleich bei seiner Ankunft schenkte er dem Papst einen vortrefflichen Diamanten, den er für zwölftausend Scudi gekauft hatte. Der Papst übergab mir ihn sogleich, daß ich ihn in einen Ring nach dem Maß des Fingers Seiner Heiligkeit fassen sollte, doch wollte er erst das Büchelchen sehen, und wie weit ich damit sey? Als ich es brachte, war der Papst sehr damit zufrieden, und befragte mich, was man wohl

für eine gültige Entschuldigung finden könnte, da man das Werk dem Kaiser unvollendet überreichen müsse? Ich versetzte darauf, daß ich wohl nur meine Krankheit anführen dürfte, und Ihre Majestät, wenn sie mich so blaß und mager sähen, würden diese Entschuldigung wohl gelten lassen. Darauf versetzte der Papst, das sey ganz recht, ich sollte aber wenn ich dem Kaiser das Geschenk brächte, hinzusetzen, der Papst mache Ihro Majestät ein Geschenk mit mir selbst, und darauf sagte er mir die Worte vor, wie ich mich ausdrücken sollte. Ich wiederholte sie ihm sogleich und fragte: ob es so recht sey? Er versetzte, das wäre wohl gut und schön, wenn du auch das Herz hättest, dich vor einem Kaiser so auszudrücken. Darauf antwortete ich, es solle mir nicht an Muth fehlen noch viel mehrers zu sagen, denn der Kaiser sey nur gekleidet wie ich, und ich würde glauben mit einem Menschen von meiner Art zu reden, aber so gehe es mir nicht, wenn ich mit Ihro Heiligkeit spräch', in der ich eine höhere Gottheit erblickte, sowohl wegen der Würde der geistlichen Kleidung und Zierde, als wegen des schönen Alters Sr. Heiligkeit, wodurch ich weit mehr in Verlegenheit gesetzt würde, als die Gegenwart des Kaisers jemals über mich vermöchte. Darauf sagte der Papst: Gehe, mein Benvenuto, du bist ein tüchtiger Mann, mache uns Ehre, und es soll dir fruchten.

Der Papst bestimmte noch zwey Türkische Pferde für

den Kaiſer, die ſeinem Vorfahren Clemens gehört hatten, keine ſchönern waren jemals in die Chriſtenheit gekommen. Er gab Durante, ſeinem Kämmerer, den Auftrag, er ſolle ſie hinunter in die Galerie des Papſtes führen, und ſie dort dem Kaiſer verehren. Zugleich legte er ihm die Worte in den Mund, die er zu ſagen hatte. Wir gingen zuſammen hinunter, und als wir vor den Kaiſer kamen, führte man die beiden Pferde herein, die mit ſolcher Majeſtät und Geſchick durch die Zimmer ſchritten, daß der Kaiſer und jederman darüber erſtaunt war. Da trat nun auch Herr Durante hervor, mit den ungeſchickteſten Manieren, und verwickelte ſich mit gewiſſen Brescianiſchen Redensarten die Zunge dergeſtalt im Munde, daß man nichts Schlimmeres hätte hören noch ſehen können, und der Kaiſer einigermaßen zum Lachen bewegt wurde.

Inzwiſchen hatte ich auch meine Arbeit aufgedeckt, und da ich merkte daß der Kaiſer auf die gefälligſte Weiſe ſich nach mir umſah, trat ich hervor und ſagte: Geheiligte Majeſtät, unſer heiligſter Paul läßt dieſes Brevier Eurer Majeſtät überreichen, es iſt geſchrieben und gemahlt von der Hand des größten Mannes, der jemals dieſe Kunſt getrieben. Der reiche Deckel von Gold und Edelſteinen iſt, wegen meiner Krankheit, unvollendet, deßwegen übergibt Seine Heiligkeit auch mich zugleich mit dem Buche, damit ich es bei Eurer Majeſtät vollende, wie alles Uebrige was ſie ſonſt zu befehlen

hüten möchte, und ihr diene, so lange ich lebe. Darauf antwortete der Kaiser: Das Buch ist mir angenehm und ihr seyd es auch; aber ihr sollt es mir in Rom vollenden. Ist es fertig und seyd ihr geheilt, so kommt und bringt mir's. Indem er nun weiter mit mir sprach, nannte er mich bei'm Namen, worüber ich mich sehr verwunderte: denn mein Name war bisher in der Unterredung nicht vorgekommen. Er sagte darauf: er habe den Knopf des Pluvials gesehen, worauf ich für Papst Clemens so wundernswürdige Figuren gemacht habe. So sprachen wir umständlich eine ganze halbe Stunde, von verschiedenen trefflichen und angenehmen Gegenständen uns unterhaltend; und da mir weit größere Ehre widerfahren war, als ich mir versprochen hatte, ergriff ich eine kleine Pause des Gesprächs, neigte mich und ging weg.

Der Kaiser soll gesagt haben: Man zahle sogleich fünfhundert Goldgulden an Benvenuto; und der, der sie hinaustrug, fragte, wo der Diener des Papstes sey, der mit dem Kaiser gesprochen habe? Da zeigte sich Herr Durante, und entwendete mir die fünfhundert Gulden. Ich beklagte mich darüber bei'm Papste, der mir sagte ich sollte ruhig seyn! Er wisse, wie gut ich mich bei meiner Unterredung mit dem Kaiser gehalten habe, und von dem Gelde solle mir gewiß mein Theil nicht fehlen.

Ich kehrte in meine Werkstatt zurück, und arbeitete mit großer Sorgfalt, den Diamanten zu fassen. Da

ſchickte mir der Papſt die vier erſten Juwelier von Rom zu, denn man hatte ihm geſagt der Stein ſey durch den erſten Goldſchmied der Welt, Meiſter Milano Targherra in Venedig, gefaßt worden, und da der Diamant ein wenig zart ſey, ſo müſſe man bei'm Faſſen mit vieler Vorſicht zu Werke gehn. Unter dieſen vier Meiſtern war ein Mailänder Cajo genannt, eine eingebildete Beſtie. Was er am wenigſten verſtand, glaubte er eben am beſten zu verſtehen. Die übrigen waren beſcheidene und geſchickte Leute. So fing denn auch der Cajo vor allen andern an zu reden und ſagte: Bleibe ja bei der Folie des Milano, denn vor der mußt du die Mütze abnehmen. Bei'm Faſſen iſt es die größte Kunſt die rechte Folie zu finden. Milano iſt der größte Juwelier, und das iſt der gefährlichſte Diamant.

Darauf verſetzte ich: Deſto größer iſt die Ehre, in einer ſolchen Kunſt mit einem ſo trefflichen Manne zu wetteifern. Dann wendete ich mich zu den andern Meiſtern, und ſagte: Seht! hier verwahre ich die Folie des Milano; ich will nun einige ſelbſt verſuchen, und ſehen, ob ich ſie beſſer machen kann. Gelingt es mir nicht, ſo will ich dieſe unterlegen. Nun, ſagte Cajo, wenn dir das geräth, ſo will ich gern ſelbſt die Mütze abziehen.

Nun fing ich mit großem Fleiß an, verſchiedene Folien zu machen, deren Bereitung ich euch an einem andern Orte lehren will. Gewiß iſt es, dieſer Diamant

war der bedenklichſte, der mir vor- und nachher in die Hand kam, und die Folie des Mailänders war trefflich gemacht; doch ließ ich nicht nach, ſchärfte die Werkzeuge meines Verſtandes und erreichte jene nicht nur, ſondern übertraf ſie wirklich. Da ich nun meinen Vorgänger übertroffen hatte, ging ich darauf aus mich ſelbſt zu übertreffen, und es gelang mir, auf einem neuen Wege, noch eine vollkommnere Folie zu finden.

Da ließ ich die Goldſchmiede berufen und zeigte ihnen den Diamant mit der Folie des Milano, und hernach mit der meinen; darauf ſagte Raphael del Moro, der geſchickteſte unter ihnen: Benvenuto hat die Folie des Milano übertroffen! Cajo wollte es nicht glauben, und kaum hatte er den Diamanten in der Hand, ſo rief er: Der Stein iſt zweytauſend Ducaten mehr werth als vorher! Nun verſetzte ich: Da ich einen ſolchen Meiſter übertroffen habe, laßt ſehen, ob ich mich ſelbſt übertreffen kann. Darauf bat ich, ſie möchten einen Augenblick verziehen, ging auf meinen Altan und ſchob die andere Folie unter. Als ich den Stein zurückbrachte, rief Cajo: So etwas habe ich in meinem Leben nicht geſehen, der Stein iſt jetzt mehr als achtzehntauſend werth, da wir ihn vorher nur auf zwölftauſend geſchätzt hatten. Die andern Goldſchmiede ſagten darauf: Benvenuto iſt die Ehre unſerer Kunſt, und wir müſſen vor ihm und ſeinen Folien die Mütze wohl abnehmen. Cajo agte: Jetzt will ich gleich zum Papſte gehen, er ſoll

26.

Grafen Carl Harrach.

Carlsbad d. 25. Sept. 1819.

Die sich herzlich oft begrüßten,
Die das Leben sich versüßten,
Führt ein guter Geist zur Stelle
Wieder an dieselbe Quelle!
Treues Wirken, reines Lieben
Ist das Beste stets geblieben.

tausend Goldgulden für die Fassung zahlen. Auch lief er wirklich sogleich hin und erzählte alles. Darauf schickte der Papst desselbigen Tages dreymal, ob der Ring nicht fertig wäre?

Um drey und zwanzig trug ich den Ring hinauf und, weil ich freien Eintritt hatte, so hub ich den Vorhang an der Thüre bescheiden auf. Ich sah den Papst mit dem Marchese del Guasto sprechen, sie schienen über gewisse Dinge nicht einig zu seyn, und ich hörte den Papst sagen: Es geht nun einmal nicht, ich muß neutral bleiben, sonst hab' ich nichts zu thun. Ich zog mich sogleich zurück; der Papst rief mich. Schnell trat ich hinein, und da ich ihm den schönen Diamant überreichte, zog er mich ein wenig bei Seite und der Marchese entfernte sich. Indem der Papst den Diamant ansah, sagte er leise: Benvenuto! fange etwas mit mir zu reden an, das wichtig aussieht, und höre nicht auf, so lange der Marchese im Zimmer ist. Nun ging er mit mir auf und ab, es gefiel mir, daß ich mich bei dieser Gelegenheit zeigen konnte, und ich fing nun an dem Papst zu erzählen, wie ich mich benommen hätte, dem Diamant die schöne Folie zu geben.

Der Marchese lehnte sich zur Seite an die Tapeten und wiegte sich von einem Fuß auf den andern; nun hatte ich zu meinem Discurs ein solches Thema, daß ich drey ganze Stunden hätte reden können, um es recht auszuführen. Der Papst hörte mir mit Vergnügen

zu und schien die unangenehme Gegenwart des Marchese zu vergessen. Ich hatte denn auch in meinem Vortrag den Theil von Philosophie gemischt, der zu dieser Kunst nöthig ist, und hatte so beinahe eine Stunde gesprochen; endlich fing es an den Marchese zu verdrießen, und er ging halb erzürnt hinweg. Da erzeigte mir der Papst die vertrautesten Liebkosungen und sagte: Sey nur fleißig, Benvenuto, ich will dich anders belohnen als mit den tausend Gulden, die mir Cajo vorgeschlagen hatte.

Als ich weg war, lobte mich der Papst vor seinen Leuten, worunter denn auch Latino Juvenale sich befand. Der war nun mein abgesagter Feind geworden und suchte mir auf alle mögliche Weise zu schaden. Als er sah, daß der Papst mit so vieler Neigung und Kraft von mir sprach, versetzte er: Es ist kein Zweifel, Benvenuto ist ein Mann von außerordentlichen Talenten und es ist ihm nicht zu verargen, daß er von seinen Landsleuten vortheilhaft denkt, nur sollte er auch wissen wie man von einem Papste spricht, denn es ist doch unverschrieen, wenn er sagt: Clemens sey der schönste Fürst gewesen, und dabei der würdigste, nur habe er leider kein Glück gehabt; bei Eurer Heiligkeit sey es ganz umgekehrt, die Krone scheine sich auf Ihrem Haupte zu betrüben, man glaube nur einen geschmückten Strohmann zu sehen und nur Ihr gutes Glück sey zu rühmen. Diese Worte brachte er mit einer so ungezwungenen Art vor, daß sie leider nur eine zu starke Wirkung thaten, und der

Papſt ihnen Glauben beimaß, da ich ſie doch weder jemals geſagt, noch auch irgend ſo etwas gedacht hätte. Wäre es dem Papſte möglich geweſen mir mit Ehren etwas Unangenehmes zu erzeigen, ſo hätte er es wohl gethan; aber als ein Mann von großem Geiſte ſchien er darüber zu lachen. Deſſen ungeachtet behielt er einen unverſöhnlichen Haß gegen mich, wie ich bald merkte; denn ich konnte nur mit großer Mühe in die Zimmer gelangen. Da ſah ich nun, als einer der an dieſem Hofe viele Jahre gelebt hatte wohl ein, daß mir jemand einen ſchlechten Dienſt geleiſtet habe. Ich erkundigte mich auf geſchickte Weiſe darnach und erfuhr die üble Nachrede, aber nicht den Urheber. Ich konnte mir auch damals nicht vorſtellen, wer es geweſen ſeyn könnte; hätte ich es gewußt, ſo hätte ich ihm die Rache mit dem Kohlenmaße zugemeſſen.

Als das Büchelchen fertig war, brachte ich es dem Papſt, der, als er es erblickte, ſich nicht enthalten konnte, mich höchlich zu loben; darauf bat ich ihn, er möchte mich es auch, wie er es mir verſprochen, hinbringen laſſen. Er verſetzte: ich hätte meine Arbeit gethan, und er wolle nun thun was ihm gefiele. Und ſo befahl er, ich ſollte gut bezahlt werden. Ich erhielt fünfhundert Goldgulden, ſo viel hatte ich ungefähr in zwey Monaten verdient, und alles Uebrige, was er mir verſprochen hatte, war zu nichte. Man rechnete den Ring für hundert und fünfzig Gulden, das Uebrige

war für das Büchelchen, woran ich mehr als tauſend verdient hatte; denn die Arbeit war äußerſt reich an Figuren, Laubwerk, Schmelz und Juwelen. Ich nahm eben was ich haben konnte, und ſetzte mir vor, mit Gott, Rom zu verlaſſen. Der Papſt ſchickte Herrn Sforza, einen ſeiner Nepoten, mit dem Büchelchen zum Kaiſer, der es ſehr lobte und äußerſt zufrieden war, auch ſogleich nach mir fragte. Der junge Sforza, den man ſchon abgerichtet hatte, verſetzte: wegen meiner Krankheit ſey ich nicht ſelbſt gekommen; das erfuhr ich alles wieder.

Achtes Capitel.

Der Autor zieht mit Aſcanio nach Frankreich, und kommt über Florenz, Bologna und Venedig nach Padua, wo er ſich einige Zeit bei dem nachherigen Cardinal Bembo aufhält. — Dieſer ſetzt bald ſeine Reiſe fort, indem er durch die Schweiz geht. — Mit großer Lebensgefahr ſchifft er über den Wallenſtädter See. — Er beſucht Genf, auf ſeinem Wege nach Lyon, und nachdem er ſich vier Tage in gedachter Stadt befunden, gelangt er glücklich nach Paris.

Indeſſen machte ich Anſtalt nach Frankreich zu gehen, und ich hätte die Reiſe wohl allein unternommen, wäre nicht ein junger Menſch Namens Aſcanio geweſen, der ſich ſchon eine Zeit lang in meinen Dienſten befand. Er war ſehr jung und der beſte Diener von der Welt. Er hatte vorher bei einem gewiſſen Spaniſchen Goldſchmied Namens Franceſco gedient, und ich ſagte ihm mehr als einmal, daß ich ihn nicht zu mir nehmen wollte, um mit ſeinem Meiſter nicht in Streit zu gerathen. Der Knabe, der aber nun einmal Verlangen zu mir hatte, trieb es ſo lange, bis mir ſein Meiſter ſelbſt ein Billet ſchrieb, worin er mir den Jungen willig überließ. So blieb er mehrere Monate bei mir, und war mager und eingefallen, wir nannten ihn nur unſer Altchen, und man hätte wirklich denken ſollen, daß er alt ſey, denn er diente für-

trefflich, war ſo vernünftig und kaum ſchien es möglich, daß jemand im dreyzehnten Jahre ſo viel Verſtand haben könnte. In kurzer Zeit hatte ſich der Knabe wieder erholt, und indem ſein Körper zunahm, ward er der ſchönſte Jüngling von Rom, und neben ſeinen übrigen Tugenden ward er auch in der Kunſt fürtrefflich; ich liebte ihn wie meinen Sohn und hielt ihn auch ſo in der Kleidung. Als der Knabe ſich wieder hergeſtellt ſah, war er ganz entzückt über das Glück, das ihn in meine Hände geführt hatte, und ging oft ſeinem Meiſter zu danken, der ſich in dieſer Sache hatte ſo willig finden laſſen. Nun hatte der Meiſter eine ſchöne junge Frau, die ſagte zum Knaben: Wie biſt du nun ſo ſchön geworden? Darauf antwortete Aſcanio: Es iſt mein Meiſter der mich ſchön, der mich aber auch gut gemacht hat. Das mochte dem Weibe gar nicht gefallen, und da ſie es mit ihrem guten Rufe gar nicht genau nahm, mochte ſie den Jüngling mit allerlei Liebreizungen an ſich locken, die eben nicht die ehrbarſten waren, und ich merkte wohl, daß er anfing, mehr als gewöhnlich ſeine ehemalige Meiſterin zu beſuchen.

Nun begab ſich's, daß er eines Tages einen meiner Lehrpurſche ohne Urſache geſchlagen hatte, der ſich, als ich nach Hauſe kam, darüber beklagte und verſicherte, Aſcanio habe nicht die mindeſte Urſache dazu gehabt. Darauf ſagte ich zu dieſem: Mir oder ohne Urſache ſollſt du niemand in meinem Hauſe ſchlagen, oder du

ſollſt ſehen, wie ich dich treffen will. Als er darauf etwas einwenden wollte, warf ich mich gleich über ihn her, und verſetzte ihm mit Fäuſten und Füßen ſo rauhe Stöße, als er wohl jemals gefühlt haben mochte. Sobald er nur aus meinen Händen zu entkommen wußte, floh er ohne Jacke und Mütze aus der Werkſtatt, und ich wußte zwey Tage nicht wo er war, auch bekümmerte ich mich nicht um ihn. Nach Verlauf derſelben kam ein Spaniſcher Edelmann zu mir, der Don Diego hieß und der liberalſte Mann war den ich je gekannt habe. Ich hatte für ihn einige Arbeiten vollendet, und noch einige unter der Hand, ſo daß er mein großer Freund war. Er ſagte mir: Ascanio ſey zu ſeinem alten Meiſter zurückgekehrt, und ich möchte doch ſo gut ſeyn, ihm ſeine Mütze und Weſte wieder zu geben. Ich antwortete: Meiſter Franceſco habe ſich übel betragen, und es ſey dieſes die rechte Art nicht; hätte er mir gleich angezeigt, daß Ascanio ſich in ſeinem Hauſe befinde, ſo hätte ich ihm gern den Abſchied gegeben, da er ihn aber zwey Tage im Hauſe gehalten habe, ohne mir es anzuzeigen, ſo würde ich nicht leiden, daß er bei ihm bliebe, und ſie ſollten es nur nicht darauf ankommen laſſen, daß ich ihn einmal dort erblickte. Alles das überbrachte Don Diego und Franceſco ſpottete nur darüber.

Den andern Morgen ſah ich Ascanio, der an der Seite ſeines Meiſters einige Lappalien arbeitete; er grüßte mich, da ich vorbeiging, der Meiſter aber ſchien mich

beinahe zu verlachen und ließ mir durch Don Diego ſagen: wenn mir's beliebte, ſo möchte ich Aſcanio die Kleider ſchicken die ich ihm geſchenkt hätte, thät' ich's auch nicht, ſo hätte es nichts zu ſagen, Aſcanio ſolle doch Kleider finden. Darauf wendete ich mich zu Diego und ſagte: Mein Herr! ich habe keinen edlern und rechtſchaffnern Mann gekannt als euch, und davon iſt der nichtswürdige Franceſco gerade das Gegentheil; ſagt ihm von meinetwegen, daß wenn er mir vor der Nachtglocke nicht den Aſcanio hierher in meine Werkſtatt bringt, ſo ermorde ich ihn ohne Umſtände, und dem Aſcanio ſagt: wenn er nicht in der beſtimmten Stunde von ſeinem Meiſter weggeht, ſo ſoll es ihm gleichfalls übel bekommen.

Ohne hierauf etwas zu antworten, ging Don Diego fort, richtete umſtändlich aus was ich geſagt hatte, und Franceſco erſchrak dergeſtalt, daß er nicht wußte was er thun ſolle. Inzwiſchen hatte Aſcanio ſeinen Vater aufgeſucht, der nach Rom gekommen war, der, nachdem er den Handel erfuhr, dem Franceſco gleichfalls rieth, den Aſcanio zu mir zu führen. Darauf ſagte Franceſco: So gehe denn nur, Aſcanio! dein Vater mag dich begleiten. Darauf verſetzte Don Diego: Franceſco, ich befürchte irgend ein großes Unglück. Du kennſt Benvenuto beſſer als ich, führe ihn ſicher zurück, ich gehe mit dir. Indeſſen hatte ich mich zu Hauſe vorbereitet, ging in meiner Werkſtatt auf und ab, und erwar-

tete den Schlag der Abendglocke, völlig entschlossen die fürchterlichste Handlung meines Lebens zu begehen. Endlich traten herein Don Diego, Francesco, Ascanio, und der Vater, den ich nicht kannte; ich sah sie alle mit einem fürchterlichen Blick an. Francesco, ganz blaß, sagte: Siehe, hier ist Ascanio, den ich bisher bei mir gehabt habe, ohne daß es meine Absicht war, dir Mißvergnügen zu machen. Ascanio sagte voll Ehrfurcht: Meister! verzeiht mir, ich bin hier, alles zu thun was ihr befehlet. Darauf versetzte ich: Bist du gekommen, deine versprochene Zeit bei mir auszuhalten? Ja, sagte er, und ich will niemals wieder von euch weichen. Darauf wendete ich mich und befahl dem Lehrpurschen, den er geschlagen hatte das Bündel Kleider zu holen; hier ist, sagte ich zu Ascanio, was ich dir geschenkt hatte, nimm zugleich deine Freiheit und gehe wohin du willst. Don Diego, der ganz etwas anderes erwartete, stand verwundert, indessen bat mich Ascanio, ich möchte ihm verzeihen, und ihn wieder nehmen; das Gleiche that der fremde Mann, der dabei stund. Ich fragte ihn, wer er sey, er sagte, daß er der Vater wär', und fuhr zu bitten fort; endlich versetzte ich: Aus Liebe zu euch mag's geschehen.

Nun hatte ich mich, wie schon oben erwähnt ist, entschlossen nach Frankreich zu gehen. Da der Papst mich nicht, wie sonst, mit günstigen Augen ansah, durch böse Zungen mein gutes Verhältniß gestört worden

war, und ich ſogar befürchten mußte daß es noch ſchlimmer werden könnte, ſo wollte ich ein beſſeres Land, und mit Gottes Hülfe ein beſſeres Glück ſuchen, und gedachte mich allein auf den Weg zu machen.

Als ich eines Abends meine Reiſe für den andern Morgen beſchloſſen hatte, ſagte ich meinem treuen Felix: er ſollte ſich aller meiner Sachen bis zu meiner Rückkunft bedienen, und wenn ich außen bliebe, ſollte alles ſein gehören. Nachher ſetzte ich mich noch mit einem Peruginer Geſellen aus einander, der mir geholfen hatte die Arbeit für den Papſt zu endigen; ich entließ ihn und bezahlte ſeine Arbeit, er aber bat mich, ich möchte ihn mit mir nehmen, er wolle die Reiſe auf ſeine Koſten machen. Nun war er freilich, wenn ich in Frankreich Arbeit finden ſollte, der beſte von den Italiänern die ich kannte, um mir zu helfen und beizuſtehen; da ließ ich mich denn überreden und nahm ihn mit, auf die Bedingungen die er mir vorgeſchlagen hatte. Alcanio, der bei dieſem Geſpräche gegenwärtig war, ſagte bald weinend: Ihr habt mich wieder genommen, ich habe verſprochen, lebenslang bei euch zu bleiben und das will ich auch thun. Ich ſagte ihm: dießmal könne ich ihn nun nicht mitnehmen; darauf machte er Anſtalt, mir zu Fuße zu folgen. Da ich dieſen Entſchluß ſah, nahm ich ein Pferd auch für ihn, ließ ihn einen Mantelſack aufbinden, und ſo hatte ich mich viel mehr beläſtigt, als zuerſt meine Abſicht war.

27.

Der vollkommenen Stickerin.

Marienbad am 28. August 1821.

Ich kam von einem Prälaten,
Dem die herrlichſten Stolen
Ueber die Schulter hingen,
Worauf unverholen
Wunderthaten
Der Heiligen auf und nieder gingen.

Mir aber war ein andres beſcheert:
Lieblichſte Blumen-Gehänge,
Farbenglanz und Uebergänge
Wie Natur den Künſtler belehrt.
Ein allerliebſtes Frühlings-Gelände,
Mit Nadeln zierlich ſchattirt und gebrochen;
Daß, wäre ſelbſt das Herz durchſtochen,
Man es gewiß gar wohl empfände;
Und werd' es nur zu Feyertagen
Süßer Namen und lieber Geburten tragen.

So zog ich auf Florenz, nach Bologna, Venedig und von da nach Padua. Aus dem Wirthshauſe holte mich Herr Albertaccio del Bene, mein werther Freund. Den andern Tag ging ich Herrn Peter Bembo die Hand zu küſſen, der damals noch nicht Cardinal war; er empfing mich mit außerordentlichen Liebkoſungen, dann wendete er ſich zu Albertaccio und ſagte: Benvenuto ſoll mit allen ſeinen Leuten bei mir wohnen, und wenn es hundert wären, auch ihr bleibt nur gleich in meinem Hauſe, denn auf andere Weiſe kann ich ihn euch nicht überlaſſen, und ſo genoß ich des Umgangs dieſes trefflichſten Herrn.

Er hatte mir ein Zimmer eingeräumt, das zu ehrenvoll für einen Cardinal geweſen wär', und verlangte, daß ich beſtändig an Seiner Gnaden Seite ſpeiſen ſollte; ſodann zeigte er, auf die beſcheidenſte Weiſe, im Geſpräche ſein Verlangen von mir abgebildet zu ſeyn, und ich, der ich nichts mehr in der Welt wünſchte, bereitete mir ſogleich in ein Schächtelchen die weiſeſte Maſſe und fing an dieſen geiſtreichen Kopf mit ſo guter Art zu entwerfen, daß Ihro Gnaden ganz erſtaunt darüber waren.

Nun war er in den Wiſſenſchaften der größte Mann und außerordentlich in der Poeſie; aber von meiner Kunſt verſtanden Se. Gnaden auch gar nichts, ſo daß Sie glaubten, ich wäre fertig, als ich kaum angefangen hatte, und ich konnte ihm nicht begreiflich machen, daß man viel Zeit brauche, um ſo etwas gut zu machen. Ich

aber entſchloß mich, ſo viel Zeit und Mühe anzuwenden, als ein ſolcher Mann verdiente, und da er einen kurzen Bart nach Venezianiſcher Art trug, hatte ich viele Noth einen Kopf zu machen der mir genug that. Doch ward ich endlich fertig und es ſchien mir die ſchönſte Arbeit die ich jemals gemacht hatte, was meine Kunſt betraf. Er aber war ganz verwirrt, denn er hatte geglaubt, ich würde das Modell in zwey Stunden und den Stempel vielleicht in zehn fertig machen, nun aber ſah er wohl, daß ich verhältnißmäßig über zweyhundert brauchen würde, und noch gar Urlaub nahm, nach Frankreich zu gehen. Da wußte er gar nicht, was er ſagen ſollte, und verlangte, daß ich nur noch zur Rückſeite einen Pegaſus, innerhalb eines Mortenkranzes abbilden ſollte. Das that ich in drey Stunden und die Arbeit ſah ſehr gefällig aus. Er war äußerſt zufrieden und ſagte: Das Pferd ſcheint mir zehnmal ſchwerer zu machen, als das Köpfchen mit dem ihr euch ſo ſehr gequält habt; ich kann die Schwierigkeit nicht einſehen. Dann bat er mich, ich ſolle ihm doch noch den Stempel ſchneiden. Ich weiß, ſagte er, ihr macht das ſo geſchwind, als ihr nur wollt. Dagegen verſetzte ich, daß ich ſie hier nicht machen könne, ſobald ich aber irgendwo eine Werkſtatt errichtete, ſollte es nicht fehlen.

Mittlerweile hatte ich auch um drey Pferde gehandelt, er aber ließ alle meine Schritte beobachten, denn er ſtand zu Padua in dem größten Anſehn. Als ich nun

die Pferde bezahlen wollte, die man mir um funfzig Ducaten überlaſſen hatte, ſagte der Beſitzer: Trefflicher Mann! ich verehre euch dieſe drey Pferde. Darauf antwortete ich: Du verehrſt ſie mir nicht, und von dem, der ſie mir verehrt, darf ich ſie nicht annehmen; denn ich habe ihm nichts leiſten können. Darauf ſagte der gute Mann: Wenn ihr dieſe Pferde nicht nehmt, ſo wird man euch gewiß in Padua keine andern geben, und ihr würdet genöthigt ſeyn zu Fuße wegzugehn. Darauf ging ich zu Herrn Pietro, der von nichts wiſſen wollte, und mich auf's freundlichſte erſuchte, in Padua zu bleiben. Ich aber, der ich auf alle Weiſe fort wollte, war genöthigt die Pferde anzunehmen, und ſo reiſte ich weiter.

Ich nahm den Weg zu Land durch Graubündten, denn die übrigen waren wegen des Krieges nicht ſicher. Wir kamen über den Berg Alba und Merlina nur mit großer Lebensgefahr; denn ob es ſchon der achte May war, lag noch ein außerordentlicher Schnee. Jenſeit der Berge blieben wir in einem Orte, der, wenn ich mich recht erinnere, Wallenſtatt hieß, und nahmen Quartier daſelbſt. Die Nacht kam ein Florentiniſcher Courier zu uns, der ſich Burbacca nannte; ich hatte von ihm vormals als von einem wackern Manne reden hören, der in ſeiner Profeſſion ſehr tüchtig ſey; ich wußte aber nicht daß er durch ſeine Schelmſtreiche herumtergekommen war. Als er mich im Wirthshauſe er-

blickte, nannte er mich bei'm Namen und ſagte zu mir: er gehe in wichtigen Geſchäften nach Lyon, ich ſolle ihm Geld zur Reiſe borgen. Darauf antwortete ich: Zum Verborgen habe ich kein Geld, wenn ihr aber mit mir in Geſellſchaft kommen wollt, ſo werde ich bis Lyon für euch bezahlen. Darauf meinte der Schelm, verſtellte ſich auf's beſte und ſagte: daß in wichtigen Angelegenheiten der Nation, wenn einem armen Courier das Geld ausgehe, unſer einer verbunden ſey ihm zu helfen. Ferner ſetzte er hinzu: daß er die wichtigſten Dinge von Herrn Philipp Strozzi bei ſich habe, zeigte mir eine lederne Kapſel eines Bechers und ſagte mir in's Ohr: in dieſem Becher ſey ein Edelſtein, viele tauſend Ducaten an Werth, auch die wichtigſten Briefe von gedachtem Herrn. Darauf ſagte ich: ich wollte ihm die Edelſteine in ſeine Kleider verbergen, wo ſie ſichrer wären als in dieſem Becher, den Becher aber ſolle er mir laſſen, der ungefähr zehn Scudi werth war, ich wollte ihm mit fünf und zwanzig dienen. Darauf verſetzte er: wenn es nicht anders gehe, ſo wollte er mit mir kommen, denn es würde ihm nicht zur Ehre gereichen, wenn er den Becher zurückließe und dabei blieb's.

Des Morgens zogen wir ab und reiſ'ten von Wallenſtatt nach Weſen, über einen See der funfzehn Meilen lang iſt. Als ich die Kähne des See's erblickte, fürchtete ich mich, denn ſie ſind von Tannenholz, weder groß, noch ſtark, noch verpicht, und wenn ich nicht in einem an-

dern ähnlichen Schiffe vier Deutſche Edelleute mit ihren vier Pferden geſehen hätte, ſo wär' ich lieber zurückgekehrt, als daß ich mich hätte bewegen laſſen einzuſteigen. Ja ich mußte denken, als ich die Beſtialität jener Reiſenden ſah, daß die Deutſchen Waſſer nicht erſäuften wie unſere Italiäniſchen.

Doch meine beiden jungen Leute ſagten zu mir: Benvenuto, es iſt eine gefährliche Sache, mit vier Pferden in das Schiff zu ſteigen. Darauf verſetzte ich: Sehet ihr nicht, ihr feigen Memmen, daß jene vier Edelleute vor euch eingeſtiegen ſind, und lachend fortfahren. Wenn der See, ſtatt Waſſer, Wein wäre, ſo würde ich ſagen ſie reiſen ſo luſtig, um darin zu erſaufen, da es aber Waſſer iſt, ſo ſeyd verſichert, die Deutſchen haben ſo wenig Luſt davon zu ſchlucken als wir.

Der See war funfzehn Miglien lang und ungefähr drei breit. An der einen Seite war ein hoher höhlenvoller Berg, an der andern das Ufer flach und grün. Als wir ungefähr vier Miglien zurückgelegt hatten, fing der See an ſtürmiſch zu werden, ſo daß die Männer welche ruderten, uns um Beiſtand anriefen, wir ſollten ihnen an der Arbeit helfen, und ſo thaten wir eine Weile. Ich verlangte und deutete ihnen, ſie ſollten uns auf jene Seite bringen, ſie aber behaupteten es ſey unmöglich, denn es ſey nicht Waſſer genug, das Schiff zu tragen, und es befänden ſich dort einige Untiefen, an denen wir ſogleich ſcheitern und alle erſäufen würden;

dann verlangten ſie wieder, wir ſollten ihnen rudern helfen, und riefen einander zu und ermunterten ſich zur Arbeit. Da ich ſie dergeſtalt verlegen ſah, legte ich den Zaum meines braunen Pferdes um deſſen Hals zurecht und faßte die Halfter mit der linken Hand. Sogleich ſchien es als verſtehe mich das Thier, wie ſie denn manchmal ſehr geſcheidt ſind, und wiſſe was ich thun wollte, denn ich hatte ihm das Geſicht gegen die friſchen Wieſen gekehrt und meine Abſicht war, daß es ſchwimmend mich mit ſich fortziehen ſollte. In dieſem Augenblick kam eine große Welle welche über das Schiff ſchlug; Ascanio ſchrie Barmherzigkeit, lieber Vater! helft mir! und wollte ſich an mir halten. Darauf zog ich meinen Dolch und ſagte: ſie ſollten thun was ich ihnen gezeigt habe, denn die Pferde würden ihnen eben ſo gut das Leben retten, als ich auf dieſe Weiſe hoffte davon zu kommen; wer ſich aber an mir halten wollte, den würde ich umbringen. So fuhren wir in dieſer Todesgefahr einige Miglien weiter. Ungefähr auf dem halben See fanden wir ein wenig niedriges Ufer, wo man ausruhen konnte, und ich ſah daſelbſt die vier Deutſchen Edelleute ausgeſtiegen. Als wir ein Gleiches zu thun verlangten, wollte der Schiffer es keinesweges zugeben. Darauf ſagte ich: Meine Kinder, nun iſt es Zeit etwas zu verſuchen! Ziehet die Degen und zwingt ſie, daß ſie uns an's Land ſetzen! Das erlangten wir mit großer Beſchwerde, denn ſie widerſetzten ſich was ſie konnten. Als wir aber an's

Land geſtiegen waren, mußten wir zwey Miglien einen Berg hinauf, ſchlimmer als hätten wir über eine Leiter ſteigen ſollen. Ich hatte ein ſchweres Panzerhemd an, ſtarke Stiefeln, und es regnete, was Gott nur ſchicken konnte. Die Teufel von Deutſchen Edelleuten thaten Wunder mit ihren Pferden, aber die unſrigen taugten nicht dazu und wollten vor Anſtrengung umkommen, als wir ſie dieſen beſchwerlichen Berg hinaufzwingen mußten.

Als wir ein wenig hinauf waren, ſtrauchelte das Pferd des Aſcanio, das ein trefflicher Unger war. Ein wenig hinter ihm ging Burbacca der Courier, dem Aſcanio ſeinen Spieß zu tragen gegeben hatte. Als nun das Pferd fiel und ſich überſchlug, war der Schurke von Courier nicht ſo behend die Spitze wegzuwenden, das Pferd ſtürzte vielmehr darauf und ſtach ſich den Hals durch und durch und blieb für todt liegen.

Mein anderer Geſelle wollte ſeinem Rappen gleichfalls ein wenig helfen, aber er ſtrauchelte gegen den See zu und hielt ſich nur noch an einer dünnen Weinrebe. Das Thier trug ein paar Mantelſäcke, worin all mein Geld war; denn ich hatte es darein gethan, um es nicht bei mir zu tragen, und alles was ich nur von Werth mit mir führte, hatte ich dazu geſteckt. Ich rief dem Jüngling zu, er ſolle ſein Leben retten und das Pferd zum Henker fallen laſſen. Der Sturz war über eine Miglie, der Fels hing über und es mußte in den See

fallen, und grade da unten hatten unſere Schiffer angelegt, ſo daß wenn das Pferd fiel, ſo ſtürzte es ihnen auf den Hals.

Ich war allen voraus, wir ſahen das Pferd ſtrauchelu und arbeiten, und es ſchien als wenn es gewiß zu Grunde gehen müßte. Ich ſagte aber zu meinen Geſellen: Bekümmert euch um nichts! wir wollen uns retten und Gott für alles danken, nur jammert mich der arme Burbacca, der ſeine Edelſteine auch auf dem Pferde hat, in ſeinem Becher, die einige tauſend Ducaten werth ſind; er hat ſie an den Sattel gebunden und glaubte, da ſeyen ſie am ſicherſten; das meinige iſt nicht viel über hundert Scudi, und ich fürchte nichts auf der Welt, wenn ich die Gnade Gottes habe. Burbacca verſetzte: Um's meine iſt mir's nicht, wohl aber um's eure! Da ſagte ich zu ihm: Warum betrübſt du dich um mein weniges und nicht um dein vieles? Voller Verdruß verſetzte er darauf: In Gottes Namen, da wir einmal in ſolchen Umſtänden und in ſolcher Lage ſind, ſo muß ich die Wahrheit ſagen. Ich weiß recht gut, daß eures wahrhafte Thaler ſind, aber in meinem Becherfutteral, das ſo viel erlogner Juwelen enthalten ſollte, iſt nichts als Caviar. Da ich das hörte, mußte ich lachen, meine Geſellen lachten auch und er weinte. Das Pferd half ſich aber, weil es ſich ſelbſt überlaſſen war, und ſo kamen unter dem Lachen unſere Kräfte wieder und wir ſtiegen weiter bergauf.

Die vier Deutſchen Edelleute, welche eher als wir auf den Gipfel dieſes ſteilen Berges gekommen wären, ſchickten einige Perſonen, uns zu helfen, ſo daß wir endlich bei dem allereinſamſten und wildeſten Wirthshauſe ankamen, durchweicht, müde und hungrig. Man nahm uns freundlich auf; wir ruhten aus, trockneten uns und ſtillten unſern Hunger, auch wurden dem verwunderten Pferde gewiſſe Kräuter aufgelegt. Man zeigte uns eine ſolche Pflanze, die häufig an Zäunen wuchs, und ſagte uns, daß wenn wir die Wunde immer damit verſtopften, das Pferd nicht allein heilen, ſondern uns auch indeſſen dienen würde als wenn es kein weiteres Uebel hätte. Wir befolgten den Rath, dankten den Edelleuten und reiſeten weiter, recht wohl wieder hergeſtellt. So zogen wir hin und prieſen Gott, daß er uns aus ſo großer Gefahr gerettet hatte.

Nun kamen wir in eine Stadt jenſeit Weſen, wo wir die Nacht ruhten, und alle Stunden einen Wächter hörten, der recht angenehm ſang; weil aber daſelbſt die Häuſer alle von Fichtenholz ſind, ſo enthielt das Lied gar nichts anders, als daß man auf's Feuer Acht haben ſollte. Barbacca war noch vom Tage her in ſchreckhafter Bewegung und ſchrie im Traume: o Gott! ich erſaufe! und da er ſich, außer dem Schrecken des vergangenen Tages, noch des Abends betrunken hatte, weil er es mit den Deutſchen aufnehmen wollte, rief er manchmal: ich brenne! Manchmal wieder glaubte er in der

Hölle zu ſeyn, mit dem Caviar am Halſe. So hatten wir eine ſehr luſtige Nacht und alle unſere Noth war in Lachen verkehrt.

Des Morgens ſtiegen wir bei'm ſchönſten Wetter auf, und hielten Mittag in einem fröhlichen Oertchen, Lachen genannt, wo wir trefflich bewirthet wurden. Darauf nahmen wir Führer, die eben nach einer Stadt zurückkehrten welche Zürich heißt. Der Bote der uns führte, ritt auf einem Damm über den das Waſſer ging, ſo daß der beſtialiſche Führer ſtrauchelte und mit dem Pferde in's Waſſer ſtürzte. Ich war gerade hinter ihm, hielt mein Pferd an und ſah die Beſtie aus dem Waſſer kommen. Er fing wieder an zu ſingen, als wenn nichts geweſen wär', und machte mir ein Zeichen daß ich ihm folgen ſollte; ich warf mich aber auf die rechte Hand, durchbrach gewiſſe Zäune, und ſo führte ich meine Leute und den Burbacca.

Der Bote ſchrie, und rief mir auf Deutſch: wenn die Leute mich ſähen, ſo würden ſie mich todt ſchlagen. So ritten wir weiter und kamen auch durch dieſen Sturm. Wir gelangten nach Zürich, einer wundernswürdigen Stadt, ſo nett wie ein Edelſtein; wir ruhten daſelbſt einen ganzen Tag. Des andern Morgens machten wir uns bei Zeiten auf und kamen in eine andere ſchöne Stadt, die Solothurn heißt, und gelangten ferner nach Lauſanne, Genf und Lyon. Daſelbſt ruhten wir vier Tage. Wir waren ſingend und lachend hingekommen. Ich ergötzte

mich

28.

Eine Schachtel Mirabellen
Kam von Süden, zog nach Norden,
Als die Frucht gespeis't geworden
Eilt sich wieder einzustellen
Das Gehäus woher es kommen.
Bringet keine süßen Früchte,
Bringt vielmehr ein ernst Gesichte
Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

mich ſehr mit einigen meiner Freunde, und man bezahlte mir die Koſten die ich gehabt hatte. Am Ende von vier Tagen nahm ich meinen Weg nach Paris. Das war eine angenehme Reiſe, außer daß in der Gegend von Paliſſa uns eine Bande Räuber anfiel, von der wir uns mit nicht geringer Tapferkeit losmachten; von da aber reiſ'ten wir nach Paris ohne irgend ein Hinderniß, und immer lachend und ſingend gelangten wir in Sicherheit.

Neuntes Capitel.

Undankbares Betragen Roſſo des Mahlers. — Der Autor wird dem Könige Franz I zu Fontainebleau vorgeſtellt und ſehr gnädig empfangen. — Der König verlangt ihn in Dienſte zu nehmen, er aber, da ihn eine ſchnelle Krankheit heimſucht, mißfällt ſich in Frankreich und kehrt nach Italien zurück. — Große Gefälligkeit des Cardinals von Ferrara gegen den Autor. — Was ihm auf dem Wege zwiſchen Lyon und Ferrara begegnet. — Der Herzog nimmt ihn freundlich auf. — Er kommt nach Rom zurück, wo er ſeinen treuen Diener Felix wieder findet. — Merkwürdiger Brief des Cardinals von Ferrara über das Betragen des Cardinals Gaddi. — Er wird fälſchlich von einem Geſellen angeklagt, als wenn er einen großen Schatz von Edelſteinen beſitze, den er damals entwandt, als ihm der im Caſtell belagerte Papſt die Krone auszubrechen gegeben. — Er wird gefangen genommen und auf die Engelsburg gebracht.

Als ich ein wenig ausgeruhet hatte, ging ich Roſſo den Mahler aufzuſuchen, der ſich im Dienſte des Königs Franciscus befand. Ich hielt dieſen Mann für meinen größten Freund auf der Welt: denn ich hatte ihm in Rom alle Gefälligkeit erzeigt die ein Menſch von dem andern erwarten kann, und weil ſich mit kurzen Worten erzählen läßt, was er mir für Verbindlichkeiten ſchuldig war, ſo will ich nicht verfehlen es anzuzeigen und die

Undankbarkeit eines heimtückischen Freundes öffentlich darstellen. Als er in Rom war, hatte er so viel Uebles von den Werken des Raphael von Urbino gesagt, daß die Schüler dieses trefflichen Mannes ihn auf alle Weise ermorden wollten, davon errettete ich ihn und bewachte ihn Tag und Nacht mit der größten Müh. Ferner hatte er auch von Herrn Antonio von S. Gallo, einem herrlichen Architekten, Böses gesprochen, der ihm dagegen eine Arbeit nehmen ließ, die ihm Herr Agnolo von Cesi aufgetragen hatte, und so fuhr gedachter Meister gegen Rosso fort zu handeln, daß er bald vor Hunger umgekommen wär'; deßwegen borgte ich ihm manche zehen Scudi um zu leben, die ich noch nicht wieder erhalten hatte.

Nun, da ich wußte daß er im Dienste des Königs war, ging ich ihn, wie gesagt, zu besuchen, nicht sowohl um mein Geld wieder zu haben, aber weil ich hoffte, er solle mir helfen und beistehen, daß ich in den Dienst des großen Königs käm'. Als der Mann mich erblickte, verwirrte er sich sogleich und sagte: Benvenuto! du hast auf diese Reise zu großes Geld verwendet, besonders gegenwärtig, wo man an den Krieg denkt und nicht an Possen, wie wir machen können. Darauf versetzte ich, ich habe so viel Geld mitgebracht, um wieder nach Rom auf eben die Weise zurückzukehren, wie ich nach Paris gekommen sey, ich habe für meine Müh mit ihm eine andere Begegnung erwartet, und

faſt fange ich an zu glauben, daß Herr Antonio von S. Gallo wahr von ihm gegen mich geredet habe. Er wollte darauf meine Worte in Scherz verkehren, denn er merkte daß er ſich vergangen hatte. Ich zeigte ihm einen Wechſelbrief von fünfhundert Scudi, auf Ricardo del Bene. Da ſchämte ſich der Böſewicht und wollte mich gleichſam mit Gewalt feſt halten, ich aber lachte ihn aus und ging mit einem andern Mahler weg, der eben gegenwärtig war, er hieß Sguazella, war auch ein Florentiner und ich wohnte in ſeinem Hauſe, mit drey Pferden und Dienern, für ein Gewiſſes die Woche. Er verköſtigte mich gut und ich bezahlte ihn noch beſſer.

Darauf ſuchte ich den König zu ſprechen, bei welchem mich ein gewiſſer Herr Julian Buonacorſi, ſein Schatzmeiſter, einführte. Ich eilte nicht damit, denn ich wußte nicht daß Roſſo ſich mit allem Fleiß bemühte, mich von einer Unterredung mit dem König abzuhalten. Da aber Herr Julian dieſes bemerkte, führte er mich ſchnell nach Fontainebleau und ſtellte mich vor den König, der mir eine ganze Stunde die gnädigſte Audienz gab, und weil er eben im Begriff war nach Lyon zu gehen, ſagte er zu Herrn Julian, er ſolle mich mit ſich nehmen, unterwegens wolle man von einigen ſchönen Werken ſprechen die Seine Majeſtät in Gedanken habe. So zog ich im Gefolge des Hofes nach und unterweges wartete ich dem Cardinal von Ferrara beſtändig auf, der damals den Hut noch nicht hatte. Dieſer ließ ſich alle Abend in

große Unterredungen mit mir ein, und ſagte einsmals, ich möchte in Lyon, in einer ſeiner Abteyen bleiben, wo ich vergnügt leben könne, bis der König aus dem Krieg zurückkomme, er ſelbſt gehe nach Grenoble und in ſeiner Abtey zu Lyon ſollte ich alle Bequemlichkeiten finden. Als wir in dieſer Stadt anlangten, war ich krank geworden, und mein Geſelle Aſcanio hatte das viertägige Fieber, ſo daß mir die Franzoſen und ihr Hof äußerſt zuwider waren, und ich die Zeit nicht erwarten konnte, wieder nach Rom zu kommen.

Als der Cardinal meine feſte Entſchließung ſah wieder zurückzukehren, gab er mir ſo viel Geld, daß ich ihm in Rom ein Becken und einen Becher von Silber machen ſollte, und ſo reiſten wir fort auf den beſten Pferden.

Als wir über die Gebirge des Simplons kamen, geſellte ich mich zu gewiſſen Franzoſen mit denen wir eine Zeitlang reiſten, Aſcanio mit ſeinem viertägigen und ich mit einem geheimen Fieber, das mich nicht einen Augenblick zu verlaſſen ſchien. Ich hatte mir den Magen ſo verdorben, daß ich kaum ein ganzes Brot die Woche verzehren mochte. Aeußerſt verlangte ich nach Italien zu kommen. Ich wollte in meinem Vaterlande und nicht in Frankreich ſterben. Als wir den Berg Simplon zurückgelegt hatten, fanden wir einen Fluß, nahe bei einem Ort der Isdevedro hieß; das Waſſer war ſehr breit und tief, und darüber ging ein langer, ſchmaler

Steg ohne Geländer. Des Morgens war ein ſtarker Reif gefallen und ich befand mich vor allen andern an der Brücke. Ich ſah wie gefährlich ſie war, und befahl meinen Geſellen ſie ſollten abſteigen, und ihre Pferde an der Hand führen. So kam ich glücklich über die Brücke und ging, mit einem Franzoſen der ein Edelmann war, im Geſpräch begriffen, weiter fort. Der andere, ein Notarius, war noch zurück und ſpottete über den Edelmann und mich, daß wir uns aus leerer Furcht die Mühe gegeben hätten, zu Fuße zu gehen. Da wendete ich mich und als ich ihn mitten auf der Brücke ſah, bat ich ihn er möchte ſachte kommen, denn er ſey auf einer ſehr gefährlichen Stelle. Dieſer Menſch, der ſeine Franzöſiſche Natur nicht ablegen konnte, ſagte mir in ſeiner Sprache: ich ſey ein Mann von wenig Herz, hier ſey gar keine Gefahr. Indeſſen er dieſe Worte ſprach, wollte er das Pferd ein wenig anſpornen, das ſogleich ſtrauchelte und neben einen großen Stein fiel. Weil aber Gott ſich oft der Narren erbarmet, ſo that dieſe Beſtie, mit der andern Beſtie, ſeinem Pferde, einen großen Sturz, beide unter's Waſſer. Als ich das ſah, eilte ich und lief und ſprang mit großer Beſchwerlichkeit auf den Felſen, hing mich an denſelben und erwiſchte den Zipfel eines Oberrocks, den der Mann anhatte, daran zog ich ihn herauf, als er ſchon ganz vom Waſſer bedeckt war. Er hatte viel geſchluckt und wenig fehlte, ſo wär' er erſoffen. Als ich ihn außer Gefahr

ſah, bezeigte ich ihm meine Freude, ihm das Leben gerettet zu haben; aber er antwortete mir auf Franzöſiſch und ſagte: er danke mir nicht dafür, ſeine Schriften ſeyen die Hauptſache, die manche zehen Scudi werth wären. Er ſagte das gleichſam im Zorn, ganz durchweicht, ſprudelnd und triefend. Da wendete ich mich zu einigen Boten, die wir bei uns hatten und verlangte ſie ſollten der Beſtie helfen, ich wolle ſie bezahlen. Einer davon bemühte ſich recht eifrig und fiſchte ihm ſeine Schriften wieder auf, ſo daß nichts verloren ging, der andere aber wollte auf keine Weiſe zugreifen, ſo daß er auch keine Bezahlung verdiente.

Nachdem wir an obgedachtem Orte angekommen waren, zog ich nach Tiſche die Börſe die wir gemeinſchaftlich gemacht hatten, aus der ich die Auslage beſtritt, und gab dem Boten, der jenem beigeſtanden hatte, einiges Geld aus dieſem gemeinſchaftlichen Beutel. Da verlangte aber der Notarius ich ſollte den Mann von dem meinigen bezahlen und ihm aus der Caſſe nicht mehr als den ausgemachten Botenlohn reichen. Darauf ſchimpfte ich ihn aber wacker aus. Bald darauf trat der andere Bote vor mich, der gar nichts gethan hatte, und verlangte daß ich ihn auch bezahlen ſollte. Ich ſagte darauf: jener verdient den Lohn, der das Kreuz getragen hat; er antwortete: er wollte mir bald ein Kreuz zeigen, bei dem ich weinen ſollte; ich verſetzte: daß ich ihm zu dem Kreuz eine Kerze anzünden wolle,

wobei er wohl zuerſt weinen würde. Wir waren auf der Gränze zwiſchen dem Venezianiſchen und Deutſchen, ſo lief er nach Leuten und kam mit ihnen, einen großen Spieß in der Hand. Ich ſaß auf meinem guten Pferde und öffnete die Pfanne meiner Büchſe. Darauf wendete ich mich zu meinen Geſellen und ſagte: Dieſen bring' ich zuerſt um, und ihr andern thut eure Schuldigkeit; denn das ſind Straßenräuber, welche nur dieſen geringen Anlaß ergreifen, uns zu überfallen.

Der Wirth, bei dem wir gegeſſen hatten, rief einen von den Anführern, einen Alten, und bat ihn er möchte einem ſo großen Uebel vorbeugen; denn, ſagte er, das iſt ein tapfrer, junger Mann und bis ihr ihn in Stücken haut, bringt er einen Theil von euch um; vielleicht entwiſcht er euch gar und ſchießt den Boten todt. Da ward alles ruhig und der Alte, ihr Anführer, ſagte zu mir: Gehe in Frieden! du würdeſt mit uns zu thun haben und wenn du hundert bei dir hätteſt. Ich wußte wohl, daß er die Wahrheit ſagte, denn ich war ſchon entſchloſſen und hatte mich für todt gegeben; da ich aber nichts weiter Schimpfliches vernahm, ſchüttelte ich den Kopf und ſagte: Ich würde mein Möglichſtes gethan haben, um euch zu zeigen daß ich ein lebendiges Geſchöpf und ein Menſch ſey. Darauf reiſten wir weiter. Abends in der erſten Herberge zählten wir unſere Caſſe, und ich trennte mich von dem beſtialiſchen Franzoſen, mit dem andern aber, dem Edelmann, hielt ich Freund-

schaft und kam mit meinen drey Pferden allein nach Ferrara.

Sobald ich abgestiegen war, ging ich an den Hof des Herzogs, um Sr. Excellenz aufzuwarten; denn ich wollte Morgens nach Loretto verreisen. Ich wartete bis zwey Stunden in der Nacht, da erschien der Herzog und empfing mich auf's gnädigste. Er befahl, als er zur Tafel ging, man solle mir auch das Handwasser reichen. Darauf antwortete ich auf's anmuthigste: Gnädigster Herr, es sind über vier Monate, daß ich weniger gegessen habe als man zum Lebensunterhalt nöthig glauben sollte, deßwegen weiß ich wohl, daß mich auch selbst die königlichen Speisen Ihrer Tafel nicht stärken würden, erlauben Sie mir unterdessen, daß ich mich mit den Ihrigen unterhalte und vielleicht haben wir beide davon mehr Vergnügen, als wenn ich an der Tafel säß'. So fingen wir das Gespräch an, das bis fünf Uhr dauerte; dann beurlaubte ich mich, ging zu meinem Wirthshause und fand einen trefflichen Tisch, den der Herzog mir hatte von seinen Speisen ablegen lassen, dabei viel guten Wein. Da ich nun mehr als zwey Stunden meine gewöhnliche Tischzeit ausgesetzt hatte, aß ich mit großem Appetit, das erstemal seit vier Monaten.

Morgens verreis'te ich zur heiligen Mutter von Loretto, und als ich daselbst meine Andacht verrichtet hatte, ging ich nach Rom, wo ich meinen getreuen Felix fand, dem

ich meine Werkſtatt mit allem Geräthe und Zierrathen überließ und eine andere, weit größer und geräumiger, neben Sugarell, dem Parfümeur, eröffnete. Und weil ich dachte, der große König Franciscus würde ſich meiner nicht weiter erinnern, nahm ich mehrere Arbeiten von vielen Herren an, und arbeitete indeſſen an dem Becher und Becken, die ich für den Cardinal von Ferrara unternommen hatte.

Viele Geſellen arbeiteten bei mir, ich hatte viel in Gold und Silber zu thun. Indeſſen bekam ich mit meinem Peruginer Geſellen Verdruß, der mir alles, was er auf ſeine Kleidung und ſonſtige eigne Bedürfniſſe verwendet hatte, auf meine Rechnung ſchrieb, ſo daß er mir mit den Reiſekoſten ungefähr ſiebenzig Scudi ſchuldig war. Wir hatten ausgemacht, er ſolle ſich deßwegen drey Scudi monatlich abziehen laſſen, da ich ihn mehr als acht Scudi verdienen ließ. Nach Verlauf von zwey Monaten ging dieſer Schelm aus meiner Werkſtatt, ließ mich mit vieler Arbeit beladen und ſagte, er wolle mir nichts weiter zahlen. Deßhalb rieth man mir, ihn gerichtlich zu belangen; ich aber hatte mir in den Kopf geſetzt ihm einen Arm abzuhauen, und ich hätte es gewiß gethan; doch meine Freunde ſagten es wäre nicht gut; ich verlör' mein Geld und vielleicht Rom noch einmal, denn die Wunden laſſen ſich nicht abmeſſen und ich könne ihn ja auf ſeine Schrift, die ich in Händen habe, ſogleich einſtecken laſſen. Ich folgte ihrem Rathe,

29.

An Freund Melliſch.

Durch Vermittlung einer Theuren
Geht ein Täſchchen bis zur Elbe,
Kommt, vom Freunde zu betheuren:
Immer bleibet er derſelbe.

Immer wie in Dornburgs Gauen,
Wo, beim allerbeſten Weine,
Waren hell im Sonnenſcheine
Berg' und Thäler anzuſchauen.

Du nun an der reichen Elbe
An dem ſpiegelbreiten Fluſſe,
Weit entfernt vom trauten Kuſſe
Bleib' auch immerfort derſelbe.

aber ich wollte die Sache großmüthiger behandeln, ich klagte auf meine Schuld vor dem Auditor der Kammer und gewann den Proceß, nachdem er verschiedene Monate gedauert hatte, dann ließ ich den Burschen in's Gefängniß bringen.

Meine Werkstatt war nun mit den größten Arbeiten beladen, unter andern hatte ich allen Schmuck, von Gold und Edelsteinen für die Gemahlin des Herrn Hieronymus Orsino, in der Arbeit; dieser war der Vater Herrn Pauls, der gegenwärtig Schwiegersohn unsers Herrn Herzogs Cosmus ist. Diese Werke waren sämmtlich dem Ende nah und immer wuchsen mir neue zu. Ich hatte acht Arbeiter und mußte noch vier anstellen, und so arbeitete ich, der Ehre und des Nutzens wegen, Tag und Nacht.

Indessen ich nun so auf's eifrigste meine Arbeiten zu befördern bemüht war, erhielt ich einen Brief, den mir der Cardinal Ferrara aus Frankreich, mit besonderer Eile schickte, des Inhalts:

„Benvenuto, lieber Freund! in diesen vergangenen Tagen hat sich der große, allerchristlichste König deiner erinnert und dich abermal in seine Dienste begehret; worauf ich ihm antwortete: du habest mir versprochen, daß du, sobald ich dich zum Dienst Seiner Majestät verlangte, sogleich kommen wolltest. Seine Majestät antwortete darauf: Ich will, man soll ihm so viel Geld schicken als ein Mann Seinesgleichen zu einer bequemen

Reiſe braucht. Darauf befahl er dem Admiral, er ſolle mir tauſend Goldgulden aus dem Schatz der Erſparniſſe zahlen laſſen. Bei dieſer Unterredung war auch Cardinal Gaddi zugegen, der ſogleich hervortrat und ſagte: ein ſolcher Befehl ſey nicht nöthig, denn er habe dir Geld genug angewieſen und du müßteſt auf dem Wege ſeyn. Verhielte ſich nun die Sache nicht ſo, du hätteſt kein Geld erhalten, wäreſt nicht unterweges, und es wäre dir von allem keine Nachricht zugekommen, ſondern es wäre eine bloße Aufſchneiderey des Cardinals, um zu zeigen daß er ſich auch um geſchickte Leute bekümmere nach denen der König fragt, wie ich faſt glaube, ſo antworte mir ſobald du meinen Brief empfängſt, der die reine Wahrheit enthält, damit ich ein andermal, wenn ich vor dieſen großen König komme, in Gegenwart des Prahlhanſen, das Geſpräch nach und nach auf dich leiten und ſagen kann: daß du das Geld, welches dir der Cardinal Gaddi geſchickt haben wolle, nicht erhalten haſt, daß du nicht auf der Reiſe, ſondern in Rom biſt. Es wird ſich zeigen, daß der Cardinal dieß alles nur aus Eitelkeit geſagt hat, und ich will einen neuen Befehl an den Admiral und den Schatzmeiſter auswirken, daß du das Geld zur Reiſe, welches dir der großmüthige König zugedacht hat, endlich erhalten mögeſt."

Nun mag die Welt bedenken, was ein ungünſtiges Geſchick über uns Menſchen vermag! Ich hatte nicht

zweymal in meinem Leben mit dem närriſchen Cardinälchen Gaddi geſprochen, und er prahlte auch dießmal nicht um mir Schaden zu thun, ſondern es war eine Wirkung ſeines leeren und ungeſchickten Gehirns, weil es auch ſcheinen ſollte als bekümmere er ſich um talentreiche Leute, die der König in ſeinen Dienſt wünſchte, er wollte darin dem Cardinal von Ferrara gleichen. Wenn er nur nachher ſo klug geweſen wär', und mir den Vorfall gemeldet hätte, ſo würde ich doch, um ſo einen dummen Strohmann nicht ſtecken zu laſſen, aus Patriotismus irgend eine Entſchuldigung gefunden, und ſeiner thörichten Prahlerey einigermaßen nachgeholfen haben. Sobald ich den Brief des hochwürdigſten Cardinals von Ferrara erhielt, antwortete ich ſogleich: mir ſey vom Cardinal Gaddi nichts in der Welt bekannt, und wenn er mich auch hätte bereden wollen, ſo würde ich mich ohne Vorwiſſen Seiner Hochwürden Gnaden nicht aus Italien bewegt haben, beſonders da ich in Rom mehr Arbeit als jemals finde; indeſſen würde ich mich auf ein Wort Sr. allerchriſtlichſten Majeſtät, das mir durch ſo einen Herrn zukäm', ſogleich auf den Weg machen und alles andere bei Seite werfen.

In dieſer Zeit dachte mein Geſelle von Perugia, der Verräther, eine Bosheit aus, die ihm auch ſehr gut gelang. Denn er erregte den Geiz des Papſtes Paul Farneſe, oder vielmehr ſeines natürlichen Sohnes, den man damals Herzog von Caſtro nannte. Nun ließ

mein gedachter Geſell einem der Secretarien des Herrn Peter Ludwig merken, daß er, da er mehrere Jahre bei mir gearbeitet habe, wohl wiſſe und ſich verbürgen könne, daß ich ein Vermögen von achtzig tauſend Ducaten beſitze, davon der größte Theil in Juwelen beſtehe, die eigentlich der Kirche angehörten. Denn ich habe ſie damals, bei der Verheerung Roms, im Caſtell St. Angelo bei Seite gebracht. Sie ſollten mich nur einmal ſchnell und ohne Geräuſch wegfangen laſſen.

Ich hatte einmal eines Morgens ſehr früh über drey Stunden an obgedachtem Brautſchmucke gearbeitet, und indeß man meine Werkſtatt eröffnete und kehrte, warf ich meine Jacke über, um mir ein wenig Bewegung zu machen. Ich ging durch Strada Julia und wandte mich an der Ecke nach der Chiavica um, da begegnete mir Criſpin, der Bargell, mit ſeiner ganzen Häſcherey und ſagte: Du biſt ein Gefangener des Papſtes! Darauf antwortete ich: Criſpin, du irrſt dich in der Perſon! Nein, verſetzte er, du biſt der brave Benvenuto, ich kenne dich recht gut, ich habe dich nach Caſtell St. Angelo zu führen, wohin treffliche Männer und Herren Deinesgleichen zu geben pflegen.

Da nun hierauf viele ſeiner Leute ſich auf mich warfen, und mir mit Gewalt einen Dolch von der Seite und einige Ringe vom Finger reißen wollten, ſagte er zu ihnen: keiner unterſtehe ſich ihn anzurühren! genug, daß ihr eure Schuldigkeit thut und

ihn nicht entwischen laßt. Dann trat er zu mir und verlangte mit höflichen Worten meine Waffen. Als ich sie ihm gab, fiel mir ein, daß ich an derselben Stelle den Pompeo ermordet hatte. Darauf führten sie mich in's Castell und schlossen mich in eins der Zimmer oben auf den Thurm. Das war das erstemal, daß ich das Gefängniß schmeckte, und war eben sieben und dreyßig Jahr alt.

Zehntes Capitel.

Herr Peter Ludwig, des Papſtes natürlicher Sohn, in Hoffnung gedachten Schatz zu erhalten, überredet ſeinen Vater mit der äußerſten Strenge gegen den Autor zu verfahren. — Er wird von dem Gouverneur und andern obrigkeitlichen Perſonen verübrt. — Treffliche Rede zur Vertheidigung ſeiner Unſchuld. — Peter Ludwig thut alles Mögliche, ihn zu verderben, indeſſen der König von Frankreich ſich für ihn verwendet. — Freundliches Betragen des Caſtellcommandanten gegen ihn. — Geſchichte des Mönchs Pallavicini. — Der Autor macht Anſtalten zur Flucht. — Der Papſt, ungehalten über das Fürwort des Königs in Frankreich, beſchließt den Autor in lebenslänglichem Gefängniß zu halten.

Herr Peter Ludwig, ein Sohn des Papſtes, bedachte die große Summe wegen welcher ich angeklagt war, und bat ſogleich bei ſeinem Vater für mich um Gnade, unter der Bedingung, daß ich ihm ein Geſchenk davon machte. Der Papſt gewährete ihm ſeine Bitte und verſprach zugleich, daß er ihm behülflich ſeyn wolle das Geld zu erlangen. So hielten ſie mich acht Tage im Gefängniß, nach Verlauf derſelben ſie mich, um der Sache einige Geſtalt zu geben, zum Verhör holen ließen. Man brachte mich in einen der Säle des Caſtells, der Ort war ſehr ehrbar, und als Examinatoren fand ich daſelbſt den Gouverneur von Rom, Herrn Benedetto Con-

Conversini von Pisteja, der nachher Bischof von Jesi wurde, sodann den Fiscal, dessen Namen ich vergessen habe, und den Criminalrichter Herrn Benedetto Galli. Diese drey fingen an mich zu befragen, erst mit freundlichen Worten, dann mit heftigen und fürchterlichen Ausdrücken, denn ich hatte zu ihnen gesagt: Meine Herren, schon über eine Stunde fragt ihr mich über Fabeln und leere Dinge, ihr sprecht hin und wieder, ohne daß ich weiß was das heißen soll. Ich bitte euch, sagt was ihr von mir verlangt, und laßt mich aus eurem Munde gründliche Worte hören und nicht eitel Fabeln und Geschwätze.

Hierauf konnte der Gouverneur, der von Pistoja war, seine grimmige Natur nicht mehr verbergen und versetzte: Du sprichst sehr sicher, ja allzukühn, dafür soll dein Stolz so klein wie ein Hündchen werden, wenn du meine gründlichen Worte hören wirst, die weder Geschwätz noch Mährchen sind, wie du sagst, sondern eine Folge von Gründen, die du Mühe genug haben wirst gründlich zu widerlegen. Und zwar wissen wir ganz gewiß, daß du zur Zeit der unglücklichen Verheerung von Rom gegenwärtig in dem Castell Sanct Angelo warst und man sich deiner als eines Artilleristen bediente. Da du nun eigentlich Goldschmied und Juwelier bist, und Papst Clemens dich vorher gekannt hatte, auch kein anderer von dieser Profession in der Nähe war, ließ er dich insgeheim rufen, vertraute dir dergestalt, daß er

die Juwelen seiner Kronen, Bischofsmützen und Ringe durch dich ausbrechen und in die Falten seiner Kleider nähen ließ. Bei dieser Gelegenheit hast du für achtzig tausend Scudi heimlich entwendet. Dieses hat uns einer deiner Gesellen gesagt, gegen den du dich dessen im Vertrauen gerühmt hast. Nun erklären wir dir freimüthig, schaffe die Juwelen und ihren Werth herbei, so magst du alsdann frei wieder hingehen.

Als ich diese Worte hörte, konnte ich mich des lauten Lachens nicht enthalten, und erst nachdem ich mich eine Weile ausgeschüttet, sagte ich: Gott sey gedankt, daß ich das erstemal, da es ihm gefallen hat mich gefänglich einziehen zu lassen, so glücklich bin, nicht etwa wegen einer geringen Sache verhaftet zu werden, wie es öfters jungen Leuten zu begegnen pflegt. Wenn auch alles wahr wär' was ihr sagt, so ist dabei nicht die geringste Gefahr für mich, daß ich etwa am Körper gestraft werden sollte; denn in jener Zeit hatte das Gesetz alle seine Kraft verloren und ich könnte mich daher entschuldigen und sagen: daß ich, als Diener, diesen Schatz dem heiligen apostolischen Sitz aufgehoben habe, mit der Absicht solche Kostbarkeiten einem guten Papste wieder zuzustellen, oder demjenigen der mir sie wieder abfordern ließ, wie es nun durch euch geschähe, wenn sich die Sache so verhielt.

Hierauf ließ mich der rasende Pistojeser keine weitern Gründe vorbringen, und versetzte wüthend: Ver-

ziere du die Sache wie du willſt, Benvenuto! Uns iſt genug, das Unſere wieder gefunden zu haben, und mache nur geſchwind, wenn wir nicht auf andere Weiſe als mit Worten verfahren ſollen. Zugleich wollten ſie aufſtehn und weggehen, worauf ich zu ihnen ſagte: Meine Herren! mein Verhör iſt nicht geendet, deßwegen hört mich an, und dann geht, wohin es euch gefällt. Sogleich nahmen ſie wieder in völligem Zorne Platz, als wenn ſie entſchieden wären nichts zu hören was ich vorbringen könnte, ja ſie verbargen eine Art von Zufriedenheit nicht, denn ſie glaubten alles ſchon gefunden zu haben, was ſie zu wiſſen verlangten. Ich fing daher auf folgende Weiſe zu reden an:

Wißt, meine Herren, daß ich ungefähr zwanzig Jahr in Rom wohne, und daß ich weder hier noch anderswo jemals eingekerkert worden bin.

Darauf ſagte der Häſcher von Gouverneur: Und du haſt hier doch Menſchen umgebracht! Darauf verſetzte ich: Das ſagt ihr und nicht ich. Denn wenn einer kämʼ euch umzubringen, ſo würdet ihr euch ſchnell genug vertheidigen, und wenn ihr ihn erſchlägt, würden es die heiligen Geſetze euch nachſehen. Und nun laßt mich auch meine Gründe vorbringen, wenn ihr dem Papſt die Sache gehörig vorzutragen und ein gerechtes Urtheil über mich zu ſprechen gedenkt. Ich ſage euch von neuem, es ſind ungefähr zwanzig Jahre, daß ich das wunderſame Rom bewohnt und hier die größten

Arbeiten meiner Profession vollendet habe, und weil ich weiß daß Christus hier wohnet und regieret, so hätte ich mich darauf mit der größten Sicherheit verlassen, ja wenn ein weltlicher Fürst versucht hätte mir einigen Schaden zuzufügen, so würde ich meine Zuflucht zu dem heiligen Stuhle und zu dem Statthalter Christi genommen haben, damit er mich beschützt hätte. Wehe mir, wo soll ich nun jetzo hingehen? Zu welchem Fürsten soll ich mich wenden, der mich vor diesen schändlichen Absichten rette? Hättet ihr nicht, ehe ihr mich gefangen nahmt, untersuchen sollen, wo ich dann auch diese achtzigtausend Scudi verwahren konnte? Hättet ihr nicht das Verzeichniß der Juwelen durchsehen sollen, das man bei unsrer apostolischen Kammer seit fünfhundert Jahren fleißig fortsetzt? Hätte sich dann irgend eine Lücke gefunden, so hättet ihr meine Bücher und mich nehmen und die Vergleichung anstellen sollen. Ich muß euch nur sagen: die Bücher, in welchen die Juwelen des Papstes und der Kronen verzeichnet stehen, sind noch alle vorhanden, und ihr werdet finden, daß alles was Papst Clemens besessen hat, sorgfältig aufgeschrieben ist. Das einzige könnte seyn: als der arme Mann, Papst Clemens, sich mit jenen kaiserlichen Freibeutern vergleichen wollte, die ihm Rom geplündert und die Kirche geschmäht hatten, da kam einer zu dieser Vergleichshandlung, der, wenn ich mich recht erinnere, Cäsar Iscatinaro hieß. Man hatte sich beinahe über alle

30.

An Fräulein Caſimira Wotowska.

Dein Teſtament vertheilt die holden Gaben,
Womit Natur Dich mütterlich vollendet,
Vermächtniß nach Vermächtniß ausgeſpendet,
Zufrieden jeder ſeinen Theil zu haben.
Doch wenn du Glückliche zu machen trachteſt,
So wär' es der dem du dich ganz vermachteſt.

Puncte mit dem bedrängten Papſte vereinigt, der doch dem Abgeordneten auch etwas Angenehmes erzeigen wollte, und einen Diamanten vom Finger fallen ließ, der ungefähr viertauſend Scudi werth ſeyn konnte. Jscatinaro bückte ſich, ihn aufzuheben, worauf der Papſt ſagte: er möchte ſich des Rings aus Liebe zu ihm bedienen. Bei dieſem war ich gegenwärtig, und wenn dieſer Diamant fehlen ſollte, ſo ſag' ich euch, wo er hin iſt, ob ich gleich überzeugt bin, auch dieſes wird bemerkt ſeyn. Und nun könnt ihr an eurer Stelle euch ſchämen, einen Mann Meinesgleichen ſo behandelt zu haben, der ſo vieles ehrenvoll für dieſen apoſtoliſchen Sitz unternommen hat. Denn wißt nur: war ich jenen Morgen, als die Kaiſerlichen in den Borgo drangen, nicht ſo thätig, ſo überrumpelten ſie ohne Hinderniß das Caſtell. Niemand hatte mich dazu gedungen, und ich machte mich wacker an die Artillerie, welche von den Bombardierern und Soldaten ganz verlaſſen da ſtand. Jch ſprach noch dabei einem meiner Bekannten Muth ein, der Raphael da Monte Lupo hieß, und ein Bildhauer war, auch er hatte ſeinen Poſten verlaſſen und ſich ganz erſchrocken in eine Ecke verkrochen; ich weckte ihn aus ſeiner Unthätigkeit, und wir beide allein tödteten, von oben herunter, ſo viele Feinde, daß die Truppen einen andern Weg nahmen. Auch ich war es ſelbſt, der nach dem Jscatinaro ſchoß, weil er in der Conferenz mit dem Papſte ohne die mindeſte Ehrfurcht ſprach, und, als ein Lutheraner

und Ketzer, wie er war, gegen Seine Heiligkeit eine grobe Verachtung zeigte. Papst Clemens ließ darauf eine Untersuchung anstellen und wollte den Thäter hängen lassen. Auch ich war es, der den Prinzen von Oranien an den Kopf traf, als er die Laufgräben visitiren wollte. Dann habe ich der heiligen Kirche so viel Schmuck und Zierde von Silber, Gold und Juwelen, und so viel schöne und treffliche Medaillen und Münzen gearbeitet. Und das soll nun die freche pfäffische Belohnung seyn, die man einem Manne zudenkt, der euch mit so viel Treue und Anstrengung gedient und geliebt hat? Und geht nur, hinterbringt was ich gesagt habe alles dem Papste, sagt ihm, daß er seine sämmtlichen Juwelen besitzt und daß ich, zur Zeit jener Verheerung, von der Kirche nichts anders erhalten habe als hundert Wunden und Beulen. Ich habe immer auf eine kleine Vergeltung gehofft, die Papst Paul mir versprochen hatte, nun bin ich aber ganz klar über Seine Heiligkeit und über euch, seine Diener.

Indessen ich so redete, hörten sie mir mit Erstaunen zu, sahen einander in's Gesicht, und verließen mich mit Verwunderung. Alle drey zusammen gingen dem Papste alles zu hinterbringen was ich gesagt hatte. Der Papst schämte sich und befahl eiligst, man solle die sämmtlichen Rechnungen der Juwelen durchsehen. Es fand sich, daß nichts fehlte, aber sie ließen mich im Castell sitzen, ohne etwas weiter zu fragen. Herr Peter Lud-

wig beſonders, als er ſah daß er ſo übel gehandelt hatte, ſuchte meinen Tod zu beſchleunigen.

Dieſe Unruhe und Verwirrung dauerte nicht lange, als der König Franz ſchon, mit allen Umſtänden, vernommen hatte, daß der Papſt mich ſo widerrechtlich gefangen hielt, und er gab ſeinem Geſandten an dieſem Hofe, Herrn von Morlüc, in einem Schreiben den Auftrag, er ſolle mich als einen Diener Seiner Majeſtät vom Papſte zurückfordern. Der Papſt, der ſonſt ein verſtändiger und außerordentlicher Mann war, betrug ſich doch in dieſer meiner Sache ſehr unüberlegt und albern. Er antwortete dem Geſandten: Seine Majeſtät möchten ſich doch nicht weiter meiner annehmen, ich ſey ein wilder und gefährlicher Menſch, er habe mich einziehen laſſen wegen verſchiedener Todſchläge und anderer ſolcher Teufeleyen. Der König antwortete auf's neue: auch in ſeinem Reiche pflege man der beſten Gerechtigkeit. Seine Majeſtät wiſſe die wackern Leute zu belohnen und zu begünſtigen, und eben ſo die Uebelthäter zu beſtrafen. Seine Heiligkeit habe den Benvenuto gehen laſſen, ohne nach deſſen Arbeiten weiter zu fragen. Als er, der König, dieſen Mann in ſeinem Reiche geſehen, habe er ihn mit Vergnügen in ſeine Dienſte genommen und verlange ihn nun als den ſeinigen zurück.

Dieſer Schritt des Königs brachte mir großen Verdruß und Schaden, ſo ehrenvoll mir auch der Antheil war, den er an mir nahm; denn der Papſt war in ra-

ſende Verlegenheit gerathen, ich möchte nun, wenn ich hinging, die verruchte Nichtswürdigkeit erzählen, die ſie an mir begangen hatten, deßwegen ſann er nach, wie er mich, ohne ſeine Ehre zu verletzen, aus der Welt ſchaffen könnte.

Der Caſtellan des Caſtells Sanct Angelo war einer von unſern Florentinern, mit Namen Herr Georg Ugolini. Dieſer brave Mann behandelte mich auf das gefälligſte von der Welt, und weil er das große Unrecht kannte, das mir geſchah, ließ er mich auf mein Wort frei umhergehen. Ich hatte ihm, um die Erlaubniß zu erhalten, Bürgſchaft leiſten wollen, allein er verſetzte, er könne ſie nicht annehmen, denn der Papſt ſey über meine Sache zu ſehr entrüſtet; auf mein Wort hingegen wolle er trauen, denn er höre von jedem, was ich für ein zuverläſſiger Mann ſey. Da gab ich ihm mein Wort, und er verſchaffte mir zugleich die Bequemlichkeit, daß ich kleine Arbeiten machen konnte. Nun bedachte ich, daß dieſer Verdruß des Papſtes, ſowohl wegen meiner Unſchuld, als wegen der Gunſt des Königs, doch vorüber gehen müſſe, und erhielt meine Werkſtatt offen. Aſcanio, mein Geſell, kam und brachte mir Arbeit. Vor Verdruß über das Unrecht, was mir geſchah, konnte ich zwar wenig thun, doch machte ich aus der Noth eine Tugend und ertrug ſo heiter als ich konnte mein widriges Geſchick, indem ich mir zugleich alle Wachen und Soldaten des Caſtells zu Freunden gemacht hatte.

Manchmal ſpeiſ'te der Papſt im Caſtell, und unter der Zeit waren die Thore nicht bewacht, ſondern ſtanden einem jeden frei, wie an einem gewöhnlichen Palaſt. Man fand alsdann nöthig, die Gefängniſſe mit mehr Sorgfalt zu verſchließen; aber ich ward immer gleich gehalten, und konnte auch zu ſolchen Zeiten frei herumgehen. Oefters riethen mir einige Soldaten, ich ſolle mich davon machen, ſie wollten mir durch die Finger ſehen, weil ihnen das große Unrecht bekannt ſey das mir geſchehe. Darauf antwortete ich nur, ich habe dem Caſtellan mein Wort gegeben, der ein ſo braver Mann ſey, und der mir ſo viel Gefälligkeit erzeigt habe.

Unter andern war ein tapfrer und geiſtreicher Soldat, der zu mir ſagte: Wiſſe, mein Benvenuto, daß ein Gefangener nicht verbunden iſt, und ſich auch nicht verbinden kann ſein Wort zu halten, oder irgend eine andere Bedingung zu erfüllen. Thue was ich dir ſage, fliehe vor dieſem Schurken von *** und vor dem Baſtard ſeinem Sohn, die dir auf alle Weiſe nach dem Leben ſtehen. Aber ich, der ich lieber ſterben wollte, als daß ich dem würdigen Caſtellan mein Wort gebrochen hätte, ertrug dieſen ungeheuren Verdruß ſo gut ich konnte, in Geſellſchaft eines Geiſtlichen aus dem Hauſe Pallavicini der ein großer Prediger war. Man hatte ihn als einen Lutheraner eingezogen, er war ein ſehr guter Geſellſchafter; aber als Mönch der ruchloſeſte Kerl von der Welt, der zu allen Arten von Laſtern geneigt war. Seine ſchö-

nen Gaben bewunderte ich, und ſeine häßlichen Laſter mußte ich auf's höchſte verabſcheuen. Auch unterließ ich nicht ihn darüber ganz freimüthig zu tadeln und zu ſchelten, dagegen wiederholte er mir immer: ich ſey als Gefangener nicht verbunden, dem Caſtellan mein Wort zu halten; darauf antwortete ich: als Mönch ſage er wohl die Wahrheit, nicht als Menſch, denn wer Menſch und nicht Mönch wäre, müßte ſein Wort unter allen Umſtänden halten, in die er gerathen könnte, und ſo wollte ich auch mein einfaches und tugendſames Wort nicht brechen. Da er hieraus ſah, daß er mich durch ſeine feinen und künſtlichen Argumente, ſo geſchickt er ſie auch vorbrachte, nicht bewegen konnte, gedachte er mich auf einem andern Wege zu verſuchen. Er ſchwieg viele Tage ganz von dieſer Sache, las mir indeſſen die Predigten des Bruder Hieronymus Savanarola, und machte ſo eine vortreffliche Auslegung dazu, die mir viel ſchöner vorkam, als die Predigten ſelbſt, und mich ganz bezauberte. Ich hätte alles in der Welt für den Mann gethan, nur nicht, wie ſchon geſagt, mein Wort gebrochen. Da er nun ſah, daß ich vor ſeinen Talenten eine ſolche Ehrfurcht hatte, fing er an mit guter Art mich zu fragen, auf welche Weiſe ich mich denn hätte flüchten wollen, wenn mir die Luſt dazu gekommen wär'? und wie ich, wenn man mich enger eingeſchloſſen hätte, das Gefängniß hätte eröffnen wollen? Dieſe Gelegenheit wollte ich nicht vorbei laſſen, um dieſem

klugen Manne zu zeigen, daß ich auch Geſchicklichkeit und Feinheit beſitze; ich ſagte ihm: daß ich jedes Schloß, ſelbſt das ſchwerſte, gewiß eröffnen wolle, und beſonders die von dieſem Gefängniſſe ſollten mich nicht mehr Mühe gekoſtet haben, als ein Stückchen friſchen Käſe zu verzehren. Der Mönch, der mein Geheimniß zu erfahren wünſchte, verſpottete mich und ſagte: Die Menſchen die ſich einmal in den Ruf geſetzt haben, daß ſie geiſtreich und geſchickt ſind, rühmen ſich gar vieler Dinge, wollte man ſie immer beim Wort halten, ſo würde manches zurückbleiben, und ſie würden einen guten Theil ihres Credits verlieren; ſo möchte es auch wohl euch gehen, ihr ſagt ſo unwahrſcheinliche Dinge, und wenn man die Ausführung verlangte, würdet ihr wohl ſchwerlich mit Ehre beſtehen.

Das verdroß mich von dem Teufelsmönche, und ich antwortete, daß ich immer viel weniger verſpräche, als ich auszuführen verſtünde; das was ich wegen der Schlüſſel behauptet hätte, ſey eine geringe Sache, mit wenig Worten ſolle er vollkommen einſehen daß alles wahr ſey. Darauf zeigte ich ihm unbeſonnener Weiſe, mit großer Leichtigkeit alles, was ich behauptet hatte. Der Mönch, ob es gleich ſchien, als wenn er ſich um die Sache nichts bekümmere, lernte mir, als ein fähiger Mann, alles in der Geſchwindigkeit ab.

Nun ließ mich, wie ich ſchon oben erwähnt habe,

der wackre Caſtellan des Tages frei herum gehen, auch ward ich des Nachts nicht wie die übrigen eingeſchloſſen. Ich konnte dabei in Gold, Silber und Wachs arbeiten was ich wollte, und ſo hatte ich auch einige Wochen mich mit einem Becken für den Cardinal von Ferrara beſchäftigt; zuletzt verlor ich über meinen eingeſchränkten Zuſtand alle Luſt, und arbeitete nur, um mich zu zerſtreuen, an einigen kleinen Wachsfiguren. Von dieſem Wachs entwandte mir der Mönch ein Stück, und führte das alles wegen der Schlüſſel damit aus, was ich ihn unbedachtſamer Weiſe gelehrt hatte. Er nahm zum Geſellen und Helfer einen Schreiber, Namens Ludwig, einen Paduaner; allein als man die Schlüſſel beſtellte, that der Schloſſer ſogleich die Anzeige. Der Caſtellan, der mich einigemal in meinem Zimmer beſucht und meiner Arbeit zugeſehen hatte, erkannte mein Wachs und ſagte: Wenn man ſchon dieſem armen Benvenuto das größte Unrecht von der Welt gethan hat, ſo hätte er ſich doch gegen mich ſolche Handlungen nicht erlauben ſollen, da ich ihm alle mögliche Gefälligkeit erzeigt habe. Gewiß ich will ihn feſter halten und alle Nachſicht ſoll aufhören. So ließ er mich mit einigem Unmuth einſchließen und mich verdroſſen beſonders die Worte, welche mir ſeine vertrauteſten Diener hinterbrachten, deren einige mir ſehr wohl wollten, und ſonſt von Zeit zu Zeit erzählten, wie ſehr der Herr Caſtellan ſich zu meinem Beſten verwendet habe. Nun aber hinterbrachten ſie

mir, daß er mich einen undankbaren, eitlen und treulosen Menschen schelte.

Da nun einer dieser Leute mir auf eine etwas harte und unschickliche Art diese Schelтworte in's Gesicht sagte, fühlte ich mich beleidigt in meiner Unschuld und antwortete: ich hätte niemals mein Wort gebrochen, und ich wollte das mit der ganzen Kraft meines Lebens behaupten, und wenn er oder ein anderer wieder solche ungerechte Worte gegen mich brauchte, so würde ich ihn auf alle Fälle der Lügen strafen. Er entrüstete sich darüber, lief in das Zimmer des Castellans, brachte mir das Wachs und meine Zeichnung des Schlüssels. Als ich das Wachs sah, sagte ich ihm, wir hätten beide recht, allein er solle mir eine Unterredung mit dem Herrn Castellan verschaffen, und ich wollte ihm eröffnen, wie sich die Sache befänd', die von größerer Bedeutung sey, als sie glaubten. Sogleich ließ der Castellan mich rufen. Ich erzählte den ganzen Vorfall, der Mönch ward enger eingeschlossen, und bekannte auf den Schreiber, der dem Galgen sehr nahe kam. Doch unterdrückte der Castellan die Sache, die schon bis zu den Ohren des Papstes gekommen war, rettete seinen Schreiber von dem Strick, und ließ mir wieder so viel Freiheit als vorher.

Da ich sah, daß man sich bei diesem Falle mit so vieler Strenge benahm, fing ich doch auch an, an mich selber zu denken und sagte bei mir: wenn nun ein andermal eine solche Verwirrung entstünde, und der Mann

traute mir nicht mehr, ſo würde ich ihm auch nicht mehr verbunden ſeyn, und möchte mir wohl alsdann ein wenig mit meinen Erfindungen helfen, die gewiß beſſer als jene Pfaffenunternehmung ausfallen ſollten. So fing ich nun an mir neue, ſtarke Leintücher bringen zu laſſen und die alten ſchickte ich nicht wieder zurück. Wenn meine Diener darnach fragten, ſo ſagte ich, ſie ſollten ſtill ſeyn, denn ich hätte ſie einigen armen Soldaten geſchenkt, die in Gefahr der Galeere geriethen, wenn ſo etwas herauskäm', und ſo hielten ſie mir alle, beſonders aber Felix, die Sache geheim. Indeſſen leerte ich einen Strohſack aus, und verbrannte das Stroh im Kamine, das in meinem Gefängniß war, und fing an von den Leintüchern Binden zu ſchneiden, ein Drittheil einer Elle breit; und als ich ſo viel gemacht hatte, als ich glaubte daß genug ſey mich von der großen Höhe des Thurms herunter zu laſſen, ſagte ich meinen Dienern, ich habe genug verſchenkt, ſie ſollten nun, wenn ſie mir neue Leintücher brächten, die alten immer wieder mitnehmen. Und ſo vergaßen meine Leute gar bald die ganze Sache.

Die Cardinäle Santiquattro und Cornaro ließen mir die Werkſtatt zuſchließen und ſagten frei heraus: der Papſt wolle nichts von meiner Loslaſſung wiſſen; die große Gunſt des Königs habe mir mehr geſchadet als genutzt; denn die letzten Worte, welche Herr von Morläe von Seiten des Königs dem Papſte hinterbracht

31.

Geſender von Marienbad
einer Geſellſchaft verſammelter Freunde
zum
28. Auguſt 1823.

In Hezieas Form beliebt's Armiden
Im Waldgebirg ſich Schlöſſer aufzubauen,
Verſpricht dem Kranken Heil, dem Lebensmüden
Erwacht auf einmal hoffendes Vertrauen;
Dem halb Geneſ'nen ſchnell zu heiterm Frieden
Entfaltet ſich ein Kreis erleſ'ner Frauen,
Dann weiß ſie uns nach aller Art zu kirren,
Durch Spiel und Tanz und Neigung zu verwirren.

So wird von Tag zu Tag ein Traum gedichtet,
Dem Wachen gleich, ein labyrinthiſch Weſen,
Doch zu der Ferne bleibt mein Blick gerichtet,
Wo meinem Herzen ſich ein Kreis erleſen,
Wo er ſich mir und ich mich ihm verpflichtet,
Dort fühl' ich mich vollkommener geneſen.
So trägt es mich zum ehrenvollen Feſte,
Schon bin ich da. — Geſegnet alle Gäſte!

habe, ſeyen geweſen: er ſolle mich in die Hände der ordentlichen Hofrichter geben, und wenn ich gefehlt habe, ſolle man mich züchtigen, aber habe ich nicht gefehlt, ſo verlange die Vernunft, daß er mich loslaſſe. Dieſe Worte hatten den Papſt ſo ſehr verdroſſen, daß er ſich vorſetzte, mich niemals wieder frei zu geben. Was den Caſtellan betrifft, der half mir von ſeiner Seite, ſo gut er konnte.

Eilftes Capitel.

Streit zwiſchen dem Autor und Aſcanio. — Seltſame kranke Phantaſie des Schießhauptmanns, wodurch ſein Betragen gegen Cellini verändert wird. — Dieſer wird enger als jemals eingeſchloſſen und mit großer Strenge behandelt. — Cardinal Cornaro nimmt ihn auf und verbirgt ihn eine Zeitlang.

Als in dieſer Zeit meine Feinde ſahen, daß meine Werkſtatt verſchloſſen war, ſagten ſie alle Tage mit Verachtung irgend ein beleidigendes Wort zu meinen Dienern und Freunden, die mich noch im Gefängniß beſuchten; unter andern begegnete mir Aſcanio folgende Geſchichte. Er beſuchte mich alle Tage zweymal und verlangte eines Tages, ich ſolle ihm aus einer blauen Sammtweſte, die ich nicht mehr trug und die mir nur ein einzigesmal bei der Proceſſion gedient hatte, ein Weſtchen machen laſſen. Ich ſagte ihm dagegen, es ſey weder Zeit noch Ort, ſolche Kleider zu tragen. Das nahm der junge Menſch ſo übel, daß er zu mir ſagte: er wolle nun auch nach Tagliacozzo zu den Seinigen gehen. Ich ſagte ihm voll Verdruß: er mache mir großes Vergnügen, wenn er mir aus den Augen ginge. Darauf ſchwur er, mit heftiger Leidenſchaft, daß er mir niemals mehr vor's Ge-

Geſicht kommen wolle. Als wir dieſes ſprachen, gingen wir eben um den Thurm des Caſtells ſpazieren. Es begab ſich, daß der Caſtellan uns eben begegnete, als Aſcanio zu mir ſagte: Nun gehe ich fort, leb' wohl für immer! und ich antwortete ihm: So ſey es denn für immer! und damit es wahr bleibe, will ich der Wache ſagen, daß ſie dich nicht mehr hereinlaſſen ſoll. Dann wendete ich mich zum Caſtellan und bat ihn von ganzem Herzen, er möge der Wache befehlen, daß Aſcanio nicht wieder hereindürfe, und ſetzte hinzu: Dieſer Knabe vergrößert noch mein großes Uebel; deßwegen bitte ich euch, Herr Caſtellan, laßt ihn nicht wieder herein. Dem Caſtellan that das ſehr leid, denn er wußte daß es ein Junge von viel Fähigkeiten war; dabei hatte er eine ſo ſchöne Geſtalt, daß jeder der ihn nur einmal geſehen hatte, ihn ganz beſonders lieb gewann.

Der junge Menſch ging weinend fort und hatte einen kleinen Säbel bei ſich, den er manchmal heimlich unter ſeinen Kleidern trug. Als er aus dem Caſtell mit ſo verweintem Geſicht kam, begegnete er zwey meiner größten Feinde, dem obgedachten Hieronymus von Perugia und einem gewiſſen Michael, zwey Goldſchmieden. Michael, weil er Freund von jenem Schelm von Perugia und Feind von Aſcanio war, ſagte: Was will das heißen, daß Aſcanio weint? vielleicht iſt ſein Vater geſtorben? ich meine den Vater im Caſtell. Aſcanio verſetzte: Er lebt, aber du ſollſt ſterben, und ſo hieb er

ihn zweymal über den Kopf. Mit dem erſtenmal ſtreckte er ihn auf die Erde, mit dem zweyten hieb er ihm die Finger der rechten Hand ab und traf ihm doch noch den Kopf; der Mann blieb für todt liegen. Sogleich erfuhr es der Papſt, der denn mit bedeutenden Worten ſagte: Weil denn doch der König ein Urtheil verlangt, ſo gebt ihm drey Tage Zeit ſeine Gründe beizubringen. Alsbald kamen ſie und beſorgten das Geſchäft, das ihnen der Papſt aufgetragen hatte. Der brave Caſtellan ging ſogleich zum Papſte und zeigte, daß ich von dieſer Sache nichts wiſſen könne, indem ich den Knaben in dem Augenblick weggejagt habe. So vertheidigte mich der Mann mit aller Kraft, und rettete mir das Leben in dieſem wilden Augenblick. Ascanio entfloh nach Tagliacozzo zu den Seinigen, ſchrieb mir von da, und bat tauſendmal um Vergebung. Er bekannte ſein Unrecht, daß er mir bei meinem großen Unglück noch Verdruß gemacht habe, wenn mir aber Gott die Gnade erzeigte, daß ich wieder aus dem Gefängniß käm', ſo wolle er mich nicht mehr verlaſſen. Ich ließ ihm wiſſen, daß er fortfahren ſollte etwas zu lernen; wenn Gott mir die Freiheit gäb', wollte ich ihn gewiß wieder zu mir berufen.

Der Caſtellan, der mich übrigens ſehr gut behandelte, ward alle Jahre von einer gewiſſen Krankheit befallen, die ihm ganz und gar den Kopf verrückte, und wenn er davon angegriffen wurde, pflegte er ſehr viel

zu ſchwazen, und es waren ſeine grillenhaften Verſtellungen alle Jahre verſchieden. Denn einmal glaubte er ein Oelkrug zu ſeyn, ein andermal ein Froſch, und da hüpfte er auch nach Art dieſes Thieres; hielt er ſich für todt, ſo mußte man ihn begraben, und ſo hatte er alle Jahr eine neue Einbildung. Dießmal ſtellte er ſich vor, er ſey eine Fledermaus, und wenn er ſo ſpazieren ging, ziſchte er manchmal leiſe, wie dieſe Geſchöpfe, bewegte ſich auch ein wenig mit den Händen und dem Körper, als wollte er fliegen. Die Aerzte, die ihn wohl kannten, ſo wie ſeine alten Diener, ſuchten ihm alle Art von Unterhaltung zu verſchaffen, und weil ſie glaubten, er habe großes Vergnügen mich discuriren zu hören, ſo holten ſie mich alle Augenblicke und führten mich zu ihm. Ich mußte manchmal vier bis fünf Stunden bei dieſem armen Manne bleiben und durfte nicht aufhören zu reden. Er verlangte, daß ich an ſeiner Tafel gegen ihm über ſitzen ſollte, und dabei wurde von beiden Seiten unaufhörlich geſprochen. Bei dieſer Gelegenheit aß ich ſehr gut, aber er, der arme Mann, aß nicht und ſchlief nicht, und ermüdete mich dergeſtalt, daß ich nicht mehr vermochte. Manchmal, wenn ich ihn anſah, konnte ich bemerken, daß ſeine Augen ganz falſch gerichtet waren, das eine blickte dahin, das andere dorthin. Unter andern fing er auch an mich zu fragen: ob mir wohl niemals die Luſt zu fliegen angekommen ſey? Darauf verſetzte ich: eben diejenigen Dinge, die dem Menſchen am ſchwerſten vor-

kämen, hätte ich am liebſten zu vollbringen gewünſcht und vollbracht, und was das Fliegen betreffe, ſo habe mir Gott und die Natur einen Körper ſehr geſchickt zum Laufen gegeben, und wenn ich nun noch einige mechaniſche Vortheile dazu thäte, ſo ſollte mir das Fliegen ſicher glücken.

Darauf fragte er mich, auf welche Weiſe ich es anfangen wollte, und ich verſetzte: Wenn ich die Thiere, welche fliegen, betrachte, um das, was ihnen die Natur gegeben hat, durch Kunſt nachzuahmen, ſo finde ich nur die Fledermaus, die mir zum Muſter dienen kann.

Kaum hatte er den Namen Fledermaus gehört, als ſeine dießjährige Narrheit bei ihm aufwachte und er mit lauter Stimme rief: Das iſt wahr! das iſt das rechte Thier! und dann wendete er ſich an mich und ſagte: Benvenuto, nicht wahr, wenn man dir die Gelegenheit gäb', ſo würdeſt du auch Muth haben zu fliegen? Ich verſetzte, er ſolle mir nur die Erlaubniß geben, ſo getraute ich mich bis hinaus auf die Wieſen zu fliegen, wenn ich mir ein paar Flügel von feiner gewichſter Leinwand machen wollte. Darauf verſetzte er: Das könnte ich wohl zugeben, aber der Papſt hat mir befohlen, dich auf's genauſte in Acht zu nehmen, auch weiß ich, daß du ein künſtlicher Teufel biſt, und im Stand wärſt mir zu entfliehen, darum will ich dich mit hundert Schlüſſeln verſchließen laſſen, damit du aushalten mußt.

Nun fing ich an ihn zu bitten, und brachte ihm in's

Gedächtniß, daß ich alſo ihm ja ſchon hätte entfliehen können, daß ich aber mein Wort gegen ihn niemals gebrochen haben würde. Ich bat ihn um Gotteswillen und bei allen denen Gefälligkeiten die er mir ſchon erzeigt hatte, daß er das Uebel, das ich ohnedieß leiden mußte, nicht noch vergrößern möchte.

Indem er alſo ſprach, befahl er ausdrücklich, daß ſie mich binden und mich in meinem Gefängniſſe wohl einſchließen ſollten. Da ich nun ſah, daß nichts anders zu hoffen war, ſagte ich ihm in Gegenwart aller der Seinigen: So verſchließt mich nur wohl: denn ich werde euch auf alle Weiſe zu entkommen ſuchen. So führten ſie mich weg und ſperrten mich mit der größten Sorgfalt ein.

Nun fing ich an die Art und Weiſe zu überlegen, wie ich entkommen könnte. Sobald ich eingeſchloſſen war, unterſuchte ich das Gefängniß, und da ich ſicher glaubte den Weg gefunden zu haben, wie ich herauskommen könnte, ſo bedachte ich wie ich von dem hohen Thurm herunter kommen wollte, nahm meine Leintücher, die ich, wie geſagt, ſchon zerſchnitten hatte, nähte ſie wohl zuſammen, und bedachte, wie viel Oeffnung ich brauchte, um durchzukommen, und bereitete überhaupt alles, was mir nur dienen konnte. Ich holte eine Zange hervor, die ich einem Savoyarden genommen hatte, der ſich unter der Schloßwache befand. Er ſorgte

für die Waſſerfäſſer und Brunnen und arbeitete dabei allerlei in Holz. Unter verſchiedenen Zangen die er brauchte, war auch eine ſehr ſtarke und große; ich überlegte daß ſie mir ſehr nützlich ſeyn könnte, nahm ſie weg und verbarg ſie in meinem Strohſack. Als nun die Zeit herbei kam, daß ich mich ihrer bedienen wollte, ſo fing ich an damit die Nägel zu unterſuchen, wodurch die Bänder der Thür befeſtigt waren; weil aber die Thür doppelt war, ſo blieb auch der umgeſchlagene Theil der Nägel ganz verborgen, ſo daß ich mit der größten Mühe von der Welt endlich einen herausbrachte. Darauf überlegte ich wie ich's nun anzufangen hätte, daß man es nicht merkte, und vermiſchte ein wenig roſtigen Eiſenfeil mit Wachs, welches dadurch die Farbe der Nägelköpfe erhielt, die ich nun, ſo wie ich einen herauszog, wieder auf den Bändern vollkommen nachahmte. So hatte ich die Bänder nur oben und unten befeſtigt, indem ich einige Nägel abſtutzte und ſie leicht wieder einſteckte, damit ſie mir die Bänder nur feſt halten ſollten.

Dieſes alles vollbrachte ich mit großer Schwierigkeit, denn der Caſtellan träumte jede Nacht ich ſey entflohen, und ſchickte alle Stunden in's Gefängniß. Der Menſch, der jedesmal kam, betrug ſich wie ein Häſcher; man nannte ihn Bozza; er brachte immer einen andern mit ſich, der Johannes hieß, mit dem Zunamen Pedignone, dieſer war Soldat, jener Aufwärter. Johannes kam niemals in mein Gefängniß, ohne mir etwas Beleidi-

gendes zu ſagen; der andere war von Prato, und daſelbſt bei einem Apotheker geweſen. Er betrachtete genau jene Bänder und überhaupt das ganze Gefängniß, und ich ſagte zu ihm: Nehmet mich wohl in Acht, denn ich gedenke auf alle Weiſe zu entfliehen. Ueber dieſe Worte entſtand zwiſchen mir und ihm die größte Feindſchaft, ſo daß ich mein Eiſenwerk, die Zange nämlich und einen ziemlich langen Dolch, auch andere dergleichen Dinge, ſorgfältig in meinem Strohſack verbarg.

Sobald es Tag ward, kehrte ich das Behältniß ſelbſt, und ob ich gleich von Natur mich an der Reinlichkeit ergötze, ſo trieb ich ſie zu jener Zeit auf's äußerſte. Sobald ich gekehrt hatte, machte ich mein Bett auf's zierlichſte und putzte es mit Blumen, die ich mir faſt alle Morgen vom Savoyarden bringen ließ, dem ich die Zange entwendet hatte. Wenn nun Bozza und Pedignone kamen, ſo ſagte ich ihnen gewöhnlich, ſie ſollten mir vom Bette bleiben, ich wollte es weder beſchmutzt noch eingeriſſen haben, und wenn ſie es ja einmal, um mich zu necken, nur leicht berührt hatten, rief ich: Ihr ſchmutzigen Lumpen! werd' ich doch gleich an einen eurer Degen meine Hand legen, und euch ſo zurichten, daß ihr euch verwundern ſollt; glaubt ihr wohl werth zu ſeyn, das Bett von Meinesgleichen anzurühren? Wahrhaftig ich werde mein Leben nicht achten, da ich gewiß bin, euch das eure zu nehmen. Iſt es nicht genug an meinem Verdruß und meiner Noth? wollt ihr mich noch

ärger quälen? Hört ihr nicht auf, ſo will ich euch zeigen, was ein verzweifelter Menſch thun kann.

Das ſagten ſie alles dem Caſtellan wieder, der ihnen ausdrücklich befahl: ſie ſollten ſich meinem Bette nicht nähern und übrigens auf's beſte für mich ſorgen. Da ich nun mein Bett geſichert hatte, glaubte ich ſchon alles gethan zu haben, weil in demſelben alle Hülfsmittel zu meinem Unternehmen verborgen lagen, und ich freute mich um ſo mehr, weil ich ſchon Aufſehen erregt hatte.

Am Abend eines Feſttages, unter andern, war der Caſtellan in einem ſehr üblen Zuſtand, ſeine Krankheit hatte ſich verſchlimmert, und er wollte nun von nichts anders wiſſen, als daß er eine Fledermaus ſey. Er befahl ſeinen Leuten, wenn ſie hörten, daß Benvenute weggeflogen wäre, ſollten ſie ihn nur gewähren laſſen, er wolle mich gewiß wieder einholen: denn bei Nacht würde er ſtärker fliegen als ich. Benvenute, pflegte er zu ſagen, iſt nur eine nachgemachte Fledermaus, ich aber bin es wahrhaftig. Mir iſt er anbefohlen, ich will ſeiner ſchon wieder habhaft werden. So war es viele Nächte fortgegangen, er hatte alle ſeine Diener ermüdet, ich erfuhr was vorging auf verſchiedenen Wegen, beſonders durch den Savoyarden, der mir ſehr wohl wollte.

An eben dieſem Abend hatte ich mich entſchloſſen, es koſte was es wolle, zu entfliehen. Ich wendete mich vor allen Dingen zu Gott und bat ſeine göttliche Maje-

32.

Du hattest längst mir's angethan,
Doch jetzt gewahr' ich neues Leben;
Ein süßer Mund blickt uns gar freundlich an
Wenn er uns einen Kuß gegeben.

33.

Tadelt man daß wir uns lieben,
Dürfen wir uns nicht betrüben,
Tadel ist von keiner Kraft.
Andern Dingen mag das gelten,
Kein Mißbilligen, kein Schelten
Macht die Liebe tadelhaft.

ſtät, in ſo einem gefährlichen Unternehmen mich zu beſchützen und mir beizuſtehen. Hernach legte ich Hand an's Werk, und arbeitete die ganze Nacht an den Sachen die ich brauchen wollte. Zwey Stunden vor Tage nahm ich die Bänder mit großer Mühe herunter, denn das Thürgewände und der Riegel hinderten mich dergeſtalt, daß ich nicht aufmachen konnte, und ich mußte daher das Holz zerſplittern, doch brachte ich ſie endlich auf, und nahm die Binden auf den Rücken, die ich auf zwey Hölzer nach Art der Hanfſpindeln gewunden hatte. Nun ging ich hinaus und an der rechten Seite des Thurms herum, deckte von innen zwey Ziegel des Dachs auf und hub mich mit Leichtigkeit hinauf. Ich hatte ein weißes Nachtweſtchen an, auch weiße Beinkleider und Halbſtiefeln, und in die Stiefeln hatte ich meinen Dolch geſteckt. Nachher nahm ich ein Ende meiner Binden und hing es an ein Stück Ziegel das in den Thurm gemauert war und ungefähr vier Finger herausſtand. Die Binde hatte ich auf Art eines Steigbügels zubereitet. Darauf wendete ich mich zu Gott und ſagte: Hilf mir nun, weil ich recht habe, wie du weißt, und weil ich mir ſelbſt zu helfen gedenke.

Nun ließ ich mich ſachte hinab, und indem ich mich durch die Gewalt der Arme erhielt, kam ich endlich bis auf den Boden. Es war kein Mondenſchein, aber eine ſchöne Helle. Da ich unten war, betrachtete ich die große Höhe, von der ich ſo kühn heruntergekommen war

und ging vergnügt weg, denn ich glaubte befreit zu seyn. Es fand sich aber anders; denn der Castellan hatte an dieser Seite zwey hohe Mauern aufführen lassen, wo er seine Ställe und seinen Hühnerhof hatte, und es waren die Thüren von außen mit großen Riegeln verschlossen. Da ich sah, daß ich nicht hinaus konnte, ging ich hin und wieder und überlegte, was zu thun sey. Unversehens stieß ich wider eine große Stange die mit Stroh bedeckt war, richtete sie mit großer Schwierigkeit gegen die Mauer, und half mir mit der Gewalt meiner Arme in die Höhe; weil aber die Mauer sehr scharf war, so konnte ich nicht ganz hinaufkommen, und entschloß mich ein Stück meiner neuen Binden von der andern Spindel dazu anzuwenden, denn die andere war am Thurm des Schlosses hängen geblieben. Da ich sie nun an den Balken gebunden hatte, ließ ich mich auch diese Mauer hinunter, doch hatte ich dabei große Mühe, und war sehr ermüdet, denn die Hände waren mir inwendig aufgeschunden und bluteten. Ich ruhte deßhalb ein wenig aus und wusch mir die Hände mit meinem eignen Wasser. Als ich nun glaubte meine Kräfte wären wieder hergestellt, griff ich zu meinen noch übrigen Binden, und wollte sie um einen Zacken des Mauerkranzes winden, um, wie von der größern Höhe, so auch von der kleinern herunter zu kommen. Da bemerkte mich eine Schildwache, und in dieser Gefahr, meinen Zweck vereitelt und mein Leben ausgesetzt zu sehen,

nahm ich mir vor die Wache anzugreifen, die, als ſie meinen entſchiedenen Vorſatz bemerkte, und wie ich ihr mit gewaffneter Hand zu Leibe ging, gröſsere Schritte machte und mir auswich.

Ich kehrte ſchnell zu meinen Binden zurück, und ob ich gleich wieder eine andere Schildwache ſah, ſo wollte doch dieſe mich dieſsmal nicht ſehen. Nun hatte ich meine Binden am Mauerkranz befeſtigt, und lieſs mich hinab. Ob ich nun zu früh glaubte, daſs ich ſchon nahe genug an der Erde ſey, und die Hände aufthat, um hinab zu ſpringen, oder ob ſie mir zu müde waren und die Anſtrengung nicht ausdauern konnten, weiſs ich nicht zu ſagen, genug ich fiel, verletzte mir den Kopf, und blieb betäubt liegen.

Es mochten ungefähr anderthalb Stunden vergangen ſeyn, als der Thau, der einige Stunden vor Sonnen-Aufgang fällt, mich wieder erfriſchte und munter machte; doch war ich noch immer wie ſchlaftrunken, ob ich gleich einen Verſuch machte mich aufzuheben. Noch immer war ich nicht bei mir, es kam mir vor, als hätte man mir das Haupt abgeſchlagen und ich befände mich im Fegfeuer. So kamen mir nach und nach die Kräfte wieder, und der Gebrauch der Sinne ſtellte ſich her; dann ſah ich, daſs ich auſserhalb des Caſtells war, und ich erinnerte mich alles deſſen, was ich gethan hatte; vor allen andern fühlte ich die Verletzung meines Haup-

tes, und als ich es mit den Händen befühlte, brachte ich sie ganz blutig wieder herunter. Darauf betastete ich mich überall und glaubte mich nicht sonderlich beschädigt zu haben, als ich mich aber von der Erde aufheben wollte, fand ich daß ich meinen rechten Fuß gebrochen hatte, drey Finger über dem Knöchel, worüber ich sehr erschrack. Ich zog meinen Dolch aus dem Stiefel zusammt der Scheide, dieser hatte leider an der Spitze des Ortbandes ein ziemlich großes Küchelchen, und da sich nun der Fuß deßhalb auf keine Weise biegen konnte, so war es die Ursache daß er an dieser Stelle brach. Darauf warf ich die Scheide des Dolches weg, und schnitt mit demselben ein Stück von der Binde die mir übrig geblieben war, herunter, womit ich den Fuß, so gut ich konnte, zusammenband, dann kroch ich auf allen Vieren mit dem Dolche nach dem Thor, das noch verschlossen war. Genau unter demselben bemerkte ich einen Stein, den ich nicht für sehr stark hielt, ich gedachte ihn loszubringen, deßwegen legte ich Hand an, und als ich eine Bewegung fühlte, kam ich leicht zu Stande, zog den Stein heraus und schlüpfte hinein. Es mochten mehr als fünfhundert Schritte seyn vom Orte da ich herunter fiel, bis zum Thore.

Kaum war ich wieder nach Rom hinein, als einige große Hunde sich auf mich warfen, die mich übel bissen. Da sie nun verschiedene Male mich zu quälen wieder kamen, stach ich mit meinem Dolche unter sie und traf

einen so tüchtig, daß er laut aufschrie und davon lief. Die andern Hunde, wie es ihre Art ist, liefen ihm nach, und ich gedachte die nächste Kirche zu erreichen, immer auf allen Vieren. Als ich nun an das Ende der Straße gekommen war, wo man sich nach St. Angelo umkehrt, veränderte ich meinen Vorsatz, und ging gegen Sanct Peter, und da es hell genug um mich wurde, betrachtete ich die Gefahr, in der ich schwebte. Da begegnete mir ein Wasserhändler mit seinem beladenen Esel und gefüllten Krügen. Ich rief ihn zu mir, und bat ihn er sollte mich aufheben und mich auf die Höhe der Treppe von Sanct Peter tragen, dabei sagte ich ihm: Ich bin ein armer Jüngling, der bei einem Liebeshandel sich zum Fenster herunterlassen wollte: ich bin gefallen und habe mir einen Fuß gebrochen, und da der Ort, von dem ich komme, von großer Bedeutung ist, so bin ich in Gefahr, in Stücken zerhauen zu werden, deßwegen bitte ich dich, hebe mich schnell auf, du sollst einen Goldgülden haben.

Ich griff sogleich nach dem Beutel, in welchem eine gute Menge sich befanden. Er faßte mich unverzüglich an, nahm mich auf den Rücken, und trug mich auf die Stufen von Sanct Peter, da sagte ich ihm, er solle mich nur lassen und zu seinem Esel zurücklaufen, alsdann kroch ich nach dem Hause der Herzogin, Gemahlin des Herzogs Ottavio, einer natürlichen Tochter des Kaisers, die vorher Gemahlin Herzog Alexanders von Florenz ge-

weſen war. Ich wußte gewiß, daß bei dieſer großen Fürſtin viele von meinen Freunden ſich befanden, die mit ihr von Florenz gekommen waren; auch hatte ſie ſchon gelegentlich Gutes von mir geſprochen.

Denn als ſie ihren Einzug in Rom hielt, war ich Urſache, daß ein Schade von mehr als tauſend Scudi verhindert wurde: es regnete ſehr ſtark, und der Caſtellan war äußerſt verdrießlich, ich aber ſprach ihm Muth ein, und ſagte ihm, wie ich mehrere Kanonen nach der Gegend gerichtet hätte, wo die ſtärkſten Wolken wären; und als ich mitten in einem dichten Regen anfing die Stücke abzufeuern, hörte es auf, und viermal zeigte ſich die Sonne, und ſo war ich Urſache daß dieſes Feſt auf's glücklichſte vorbeiging. Das hatte der Caſtellan dem Papſt erzählt, um etwas zu meinen Gunſten vorzubringen. Als es die Herzogin hörte, ſagte ſie: Der Benvenuto iſt einer von den geſchickten Leuten, die mit meinem ſeligen Herrn waren, und ich werde es ihm immer gedenken, wenn es Gelegenheit gibt. Auch hatte ſie von mir mit ihrem jetzigen Gemahl geſprochen. Deßwegen ging ich gerade nach Ihro Excellenz Wohnung, die im alten Borgo, in einem ſehr ſchönen Palaſte war; da wär' ich nun ganz ſicher geweſen und der Papſt hätte mich nicht angerührt, aber weil das, was ich bisher gethan hatte, zu außerordentlich für einen ſterblichen Menſchen war, ſo wollte Gott nicht daß ich mich dieſes eignen Ruhms überheben ſollte, vielmehr ſollte ich zu

meinem Beſten noch größere Prüfungen ausſtehn, als jene waren, die ich ſchon erlitten hatte.

Daher begab ſich, daß als ich ſo auf Händen und Füßen die Treppe hinunter kroch, ein Bedienter des Cardinals Cornaro mich erkannte; dieſer lief ſogleich zu ſeinem Herrn, der im vaticaniſchen Palaſt wohnte, weckte ihn und ſagte: Hochwürdigſter Herr! da iſt euer Benvenuto aus dem Caſtell geflohen, und kriecht ganz blutig auf allen Vieren; ſo viel ſich bemerken läßt, hat er ein Bein gebrochen, und wir wiſſen nicht wo er hin will. Darauf ſagte der Cardinal: Sogleich lauft und tragt mir ihn hierher, in mein Zimmer. Als ich vor ihn kam, ſagte er, ich ſolle nur ruhig ſeyn! und ſchickte ſogleich nach den erſten Aerzten von Rom, die mich in die Cur nahmen. Unter denſelben war Meiſter Jacob von Perugia, der trefflichſte Chirurgus, der richtete mir den Fuß ein, verband mich und ließ mir ſelbſt zur Ader; da nun die Gefäße übermäßig aufgetrieben waren, er auch die Oeffnung etwas groß gemacht hatte, ſo fuhr eine Menge Bluts dergeſtalt gewaltſam heraus, ihm in's Geſicht, und bedeckte ihn über und über, daß er ſich entfernen mußte. Er nahm die Sache für ein böſes Anzeigen und curirte mich mit großem Widerwillen: ja einigemale wollte er mich gar verlaſſen; denn er fürchtete dieſe Cur könnte ihm ſehr übel bekommen. Der Cardinal ließ mich in ein geheimes Zimmer legen, und ging in der Abſicht weg, mich vom Papſte zu erbitten.

Zwölftes Capitel.

Allgemeines Erstaunen über des Autors Entkommen. — Geschichte einer ähnlichen Flucht Paul III. in seiner Jugend, aus dem Castell. — Peter Ludwig thut sein Möglichstes, um seinen Vater abzuhalten, daß er dem Verfasser nicht die Freiheit schenke. — Cardinal Cornaro verlangt eine Gefälligkeit vom Papst und muß dagegen den Autor ausliefern. — Er wird zum zweytenmal in die Engelsburg gebracht und von dem verrächten Soldathauptmann mit äußerster Strenge behandelt.

Indessen war in der Stadt ein entsetzlicher Lärm entstanden, man hatte die Binden am großen Thurme hängen sehen, und ganz Rom lief, um diese unschätzbare Begebenheit zu betrachten. Der Castellan war in seine gröbsten Tollheiten verfallen, wollte mit aller Gewalt sich von seinen Dienern losreißen, und auch am Thurme herunter fliegen, denn er behauptete, es könne mich niemand erreichen als er, wenn er mir nachflöge.

Um diese Stunde war Herr Robert Pucci, Vater des Herrn Pandolfo, da er diese große Sache vernommen, selbst gegangen um sie zu sehen; er kam darauf in den Palast, wo er dem Cardinal begegnete, der ihm den ganzen Erfolg erzählte, und wie ich mich in einem seiner Zimmer schon verbunden befänd'. Diese zwey braven

Män-

Männer gingen zuſammen, ſich zu den Füßen des Papſtes zu werfen, der ſie nicht zum Worte kommen ließ, ſondern ſogleich ſagte: Ich weiß was ihr von mir wollt. Herr Robert Pucci verſetzte: Heiligſter Vater! wir bitten um Gnade für den armen Mann der wegen ſeiner Geſchicklichkeit einiges Mitleiden verdient, und der außerdem ſo viel Muth und Verſtand gezeigt hat, daß es gar keine menſchliche Sache zu ſeyn ſcheint. Wir wiſſen nicht wegen welcher Vergehungen er ſo lange im Gefängniß war; ſind ſie allzugroß und ſchwer, ſo wird Ew. Heiligkeit, heilig und weiſe wie ſie iſt, nach Gefallen verfahren; aber ſind es Dinge die läßlich ſind, ſo bitten wir um Gnade für ihn. Der Papſt ſchämte ſich und ſagte: er habe mich auf Anſuchen einiger der Seinigen inne behalten, weil ich ein wenig gar zu verwegen ſey. Da er aber meine guten Eigenſchaften kenne, ſo wolle er mich bei ſich behalten, und mir ſo viel Gutes erzeigen, daß ich nicht Urſache haben ſollte wieder nach Frankreich zu gehen. Sein großes Uebel thut mir leid, ſetzte er hinzu, er ſoll für ſeine Geſundheit ſorgen, und wenn er geneſen iſt, gedenken wir ihn von ſeinen andern Uebeln zu heilen. Sogleich kamen die beiden wackern Männer und brachten mir dieſe gute Nachricht.

Mittlerweile nun der Römiſche Adel mich beſuchte, junge, alte und von aller Art, ließ ſich der Caſtellan, noch ganz zerſtört, zum Papſte tragen, und als er vor ihn kam, ſchrie er: wenn Seine Heiligkeit den Ben-

venuto nicht wieder in's Gefängniß stellten, so geschähe ihm das größte Unrecht. Er ist, rief er aus, gegen sein gegebenes Wort geflogen, wehe mir! er ist davon geflogen, und hat mir doch versprochen nicht wegzufliegen. Der Papst sagte lachend: Geht nur, geht! ihr sollt ihn auf alle Fälle wieder haben. Dann bat noch der Castellan und sagte: Sendet doch den Gouverneur zu ihm, daß er vernehme, wer ihm geholfen hat, denn wenn es einer von meinen Leuten ist, so soll er an der Zinne hangen, an der sich Benvenuto herunter ließ.

Als der Castellan weg war, rief der Papst lächelnd den Gouverneur, und sagte: Das ist ein braver Mann, und die Sache ist wundersam genug, doch als ich jung war, habe ich mich auch da oben herunter gelassen.

Daran sagte er nun freilich die Wahrheit, denn er hatte gefangen im Castell gesessen, weil er als Abbreviator ein Breve verfälscht hatte; Papst Alexander ließ ihn lange sitzen, und weil die Sache gar zu arg war, wollte er ihm den Kopf nach dem Frohnleichnamsfeste abschlagen lassen. Farnese wußte das alles, und ließ Peter Chiavelluzzi mit Pferden bestellen, bestach einige der Wache, so daß, am Frohnleichnamstage, indessen der Papst in Procession zog, Farnese in einem Korb an einem Seile zur Erde gelassen wurde. Damals war das Castell noch nicht mit Mauern umgeben, sondern der Thurm stand frei, und er hatte keineswegs die großen Hindernisse bei seiner Flucht, als ich, auch saß

34.

Du Schüler Howards, wunderlich
Siehſt Morgens um und über dich
Ob Nebel fallen, ob ſie ſteigen,
Und was ſich für Gewölke zeigen.

Auf Berges Ferne ballt ſich auf
Ein Alpenheer, beeist zu Hauf,
Und oben drüber flüchtig ſchweifen
Gefiedert weiße luſtige Streifen;
Doch unten ſenkt ſich grau und grauer
Aus Wolkenſchicht ein Regenſchauer.

Und wenn bei ſtillem Dämmerlicht
Ein allerliebſtes Treugeſicht
Auf holder Schwelle dir begegnet,
Weißt du ob's heitert? ob es regnet?

er mit Recht und ich mit Unrecht gefangen; genug er wollte gegen den Gouverneur sich rühmen, daß er auch in seiner Jugend brav und lebhaft gewesen sey, und bemerkte nicht daß er zu gleicher Zeit seine Niederträchtigkeit verrieth. Darauf sagte er zu dem Gouverneur: Gehet und sagt ihm, er soll bekennen, wer ihm geholfen hat? Es mag seyn wie es will, genug ihm ist's verziehen, das könnt ihr ihm frei versprechen.

Der Gouverneur, der einige Tage vorher Bischof von Jesi geworden war, kam zu mir, und sagte: Mein Benvenuto! wenn schon mein Amt die Menschen erschreckt, so komme ich doch dießmal zu beruhigen, und ich habe dazu den eigensten Befehl und Auftrag vom Papste. Er hat mir gesagt, daß er auch von dort entflohen sey, und es wär ihm nicht ohne viele Helfer und Gesellen möglich gewesen. Ich schwöre dir bei dem Eid, den ich auf mir habe, denn ich bin seit zwey Tagen Bischof, daß dir der Papst vergibt, und dich frei spricht, ja sogar dein Uebel bedauert. Sorge für deine Gesundheit, und nimm alles zum besten. Selbst dieses Gefängniß, in das du ohne die mindeste Schuld gekommen bist, wird auf immer zu deinem Wohl gereichen; denn du wirst der Armuth entgehen und nicht nöthig haben wieder nach Frankreich zurückzukehren, und dir's dann dort sauer werden zu lassen. Daher gestehe mir frei, wie die Sache zugegangen ist, und wer dir beigestanden hat; dann sey getrost und ruhig und genese.

Da fing ich an und erzählte ihm die ganze Geſchichte, wie ſie ſich ereignet hatte, und gab ihm die genauſten Merkzeichen ſogar von dem Waſſermanne der mich getragen hatte. Darauf ſagte der Gouverneur: Wahrlich das iſt zu viel für einen Mann, und keines Menſchen als deiner würdig. Darauf ließ er mich die Hand ausſtrecken und ſagte: Sey munter und getroſt, bei dieſer Hand die ich berühre, du biſt frei, und ſo lange du lebſt wirſt du glücklich ſeyn.

Da er weg war, traten viele große Edelleute und Herren herein, die ſo lange gewartet hatten, denn jeder wollte den Mann ſehen, der ſo viele Wunder thäte. Dieſer Beſuch blieb lange bei mir, manche boten mir Unterſtützungen an, manche brachten mir Geſchenke. Indeſſen war der Gouverneur zum Papſte gekommen, und fing an die Geſchichte zu erzählen, wie er ſie von mir gehört hatte, und zufälligerweiſe war Herr Peter Ludwig ſein Sohn gegenwärtig. Alle verwunderten ſich höchlich, und der Papſt ſagte: Wahrhaftig, dieſe Begebenheit iſt allzugroß. Darauf verſetzte Herr Peter Ludwig: Heiligſter Vater! wenn ihr ihn befreit, ſo wird er euch noch größere ſehen laſſen, denn er iſt ein allzukühner Mann, ich will euch etwas andres erzählen, was ihr noch nicht wißt. Euer Benvenuto, ehe er noch gefangen geſetzt wurde, hatte einen Wortwechſel mit einem Edelmann des Cardinals Santa Fiore, über eine Kleinigkeit. Benvenuto antwortete ſo heftig und kühn, beinahe als

wenn er ihn herausfordern wollte; alles das hinterbrachte der Edelmann dem Cardinal, welcher ſagte: wenn Benvenute zu Thätigkeiten käm', ſo wollte er ihm den Narren ſchon aus dem Kopfe treiben. Benvenute hatte das vernommen, gleich hielt er ſeine kleine Büchſe parat, mit der er jedesmal einen Pfennig trifft; ſeine Werkſtatt iſt unter den Fenſtern des Cardinals, und als dieſer eines Tages heraus ſah, ergriff jener ſeine Büchſe, um nach dem Cardinal zu ſchießen, der, weil man ihn warnte, ſogleich zurücktrat; Benvenute, damit es keinen Anſchein haben ſollte, ſchoß nach einer Feldtaube, die auf der Höhe des Palaſtes in einer Oeffnung niſtete, und traf ſie an den Kopf, was kaum zu glauben iſt. Nun thue Ew. Heiligkeit mit ihm was Ihnen beliebt, ich habe es wenigſtens ſagen wollen, denn es könnte ihm einmal die Luſt ankommen nach Ew. Heiligkeit zu ſchießen, da er glaubt man habe ihn unſchuldig gefangen geſetzt. Es iſt ein zu wildes, ein allzu ſichres Gemüth. Als er den Pompeo ermordete, gab er ihm zwey Stiche in den Hals, in der Mitte von zehn Männern die ihn bewachten, und rettete ſich ſogleich, worüber jene, die doch brave und zuverläſſige Leute waren, nicht wenig geſchelten wurden. Der Edelmann des Cardinals Santa Fiore, der ſo eben gegenwärtig war, bekräftigte dem Papſt alles, was ſein Sohn geſagt hatte; der Papſt ſchien verdrießlich und ſagte nichts.

Nun will ich aber das wahre Verhältniß dieſer Sache

genau und treulich erzählen. Gedachter Edelmann kam eines Tages zu mir, und zeigte mir einen kleinen goldnen Ring, der von Queckſilber ganz verunreinigt war und ſagte: reinige mir den Ring! und mach' geſchwind! Ich hatte viel wichtige Werke und Arbeiten von Gold und Edelſteinen vor mir, und da mir jemand ſo geradezu befahl, den ich niemals weder geſprochen noch geſehen hatte, ſagte ich ihm: ich hätte das Putzzeug ſo eben nicht bei der Hand, er möchte zu einem andern gehen. Darauf ſagte er mir, ohne irgend einen Anlaß: ich ſey ein Eſel! Darauf antwortete ich: er rede nicht die Wahrheit, ich ſey in jedem Betracht mehr als er, wenn er mich aber anſtieße, ſo wollte ich ihm Tritte geben ärger als ein Eſel! Das hinterbrachte er dem Cardinal und mahlte ihm eine Hölle vor. Zwey Tage darauf ſchoß ich nach einer wilden Taube in ein hohes Loch an dem Palaſt; ſie hatte dort geniſtet, und ich hatte einen Goldſchmied, Johann Franciscus della Tacca, einen Mailänder, ſchon oft darnach ſchießen ſehen, der ſie nie getroffen hatte. Dießmal ſah die Taube nur mit dem Kopf heraus, da ihr verdächtig vorkam, daß man ſchon einigemal nach ihr geſchoſſen hatte. Franciscus und ich waren auf der Jagd mit der Büchſe Nebenbuhler, und einige Edelleute, meine Freunde, die an meiner Werkſtatt lehnten, ſagten zu mir: ſiehe, da droben iſt die Taube, nach der Francesco ſo lange geſchoſſen, und ſie niemals getroffen hat; ſiehe nur, wie das arme Thier in Furcht

ist, kaum läßt es den Kopf sehen. Da hob ich die Augen in die Höhe und sagte: der Kopf allein wäre mir genug, um das arme Thier zu erlegen; wenn es nur warten wollte, bis ich meine Büchse angelegt hätte, gewiß ich wollte nicht fehlen. Darauf sagten meine Freunde: dem Erfinder der Büchse selbst würde ein solcher Schuß nicht gelingen; ich aber versetzte: wetten wir einen Becher Griechischen Weins von dem guten des Wirthes Palombo! wartet sie auf mich, bis ich meinen wundersamen Brocardo anlege (denn so nannte ich meine Büchse), so will ich sie auf das bißchen Kopf treffen, das sie mir zeigt. Sogleich zielte ich aus freier Hand ohne irgendwo anzulehnen, und hielt mein Wort. Ich dachte dabei weder an den Cardinal noch an irgend einen Menschen, vielmehr hielt ich den Cardinal Santa Fiore für meinen großen Gönner. Daraus kann man nun sehen, was das Glück für mancherlei Wege nimmt, wenn es einen einmal beschädigen und zu Grunde richten will.

So war der Papst innerlich voll Aerger und Verdruß und bedachte was ihm sein Sohn gesagt hatte. Nun begehrte zwey Tage nachher der Cardinal Cornaro ein Bisthum für einen seiner Edelleute, welcher Andrea Centano hieß. Der Papst erinnerte sich wohl, daß er gedachtem Manne das erste zu erledigende Bisthum versprochen hatte, und war auch bereit es ihm zu geben, nur verlangte er eine Gefälligkeit, und zwar

wollte er mich wieder in seine Hände haben. Darauf sagte der Cardinal: Da Ew. Heiligkeit ihm schon verziehen haben, was wird die Welt sagen? und da Sie ihn frei in meine Hände gaben, was werden die Römer von Ew. Heiligkeit und von mir denken? Darauf antwortete der Papst: Ich verlange den Benvenuto, wenn ihr das Bisthum verlangt, und jeder denke was er will. Der gute Cardinal versetzte: Seine Heiligkeit möchte ihm das Bisthum geben, dabei aber die Sache doch bedenken, und übrigens nach Belieben verfahren. Darauf antwortete der Papst, der sich doch einigermaßen seines schändlich gebrochenen Worts schämte: Ich werde den Benvenuto holen lassen und zu meiner kleinen Satisfaction soll man ihn unten in die Zimmer des geheimen Gartens bringen, wo er völlig genesen mag; ich will nicht verbieten daß ihn alle seine Freunde besuchen können, und für seinen Unterhalt sorgen, bis ihm alle Grillen wieder aus dem Kopfe sind.

Der Cardinal kam nach Hause und ließ mir durch den, der das Bisthum erwartete, sogleich sagen, der Papst wolle mich wieder in seine Hände haben, ich sollte aber in einem untern Zimmer des geheimen Gartens bleiben, wo mich jederman besuchen könnte, so wie bisher in seinem Zimmer. Darauf bat ich Herrn Andreas, er möge dem Cardinal sagen, daß er mich dem Papst doch ja nicht ausliefern sollte. Wenn er mich gewähren ließe, so wollte ich mich, in eine Matratze gewickelt,

außerhalb Rom an einen ſichern Ort bringen laſſen; denn wenn ich wieder in die Hände des Papſtes gerieth, wurde ich gewiß umkommen.

Wären meine Worte dem Cardinal hinterbracht worden, ſo glaube ich er hätte es wohl gethan, aber der Herr Andreas, der das Bisthum erwartete, entdeckte die Sache. Der Papſt ſchickte geſchwind nach mir und ließ mich, wie er geſagt hatte, in eines der unterſten Zimmer ſeines geheimen Gartens bringen. Der Cardinal ließ mir ſagen, ich ſollte nichts von den Speiſen eſſen die mir der Papſt ſchicke, er wolle mir Eſſen ſenden. Was er gethan habe, ſey aus Nothwendigkeit geſchehen, ich ſolle gutes Muths ſeyn, er wolle mir ſchon beiſtehen und mich befreien helfen.

Während dieſes Aufenthalts hatte ich täglich Beſuch, und große Dinge wurden mir von den Edelleuten angeboten. Vom Papſt kam das Eſſen, das ich aber nicht anrührte, vielmehr nur das genoß, was der Cardinal mir ſchickte, und ſo ging es eine Weile. Unter andern Freunden hatte ich einen Griechiſchen Jüngling von fünf und zwanzig Jahren, derſelbe war ſehr munter, focht beſſer als irgend ein anderer in Rom, dabei war er kleinmüthig, äußerſt treu, redlich und leichtgläubig. Nachdem ich vernommen hatte, wie der Papſt von Anfang, und wie er nachher das Gegentheil geſprochen, vertraute ich mich dem jungen Griechen und ſagte zu ihm: Lieber Bruder, ſie wollen mich umbringen, und es wird Zeit,

daß ich mich rette; ſie denken, ich merke es nicht, und erzeigen mir deßwegen ſolche beſondere Gunſt, das alles nur lauter Verrätherey iſt. Der gute Jüngling ſagte zu mir: Mein Benvenuto! in Rom erzählt man, der Papſt habe dir eine Stelle von fünfhundert Scudi gegeben, ich bitte dich, bringe dich nicht durch deinen Verdacht um ein ſolches Glück. Ich aber bat ihn mit den Armen auf der Bruſt, er möchte mir forthelfen, ich wiſſe wohl, daß ein Papſt mir viel Gutes thun könne, es ſey aber leider nur zu gewiß, daß mir dieſer, inſofern er es nur mit Ehren thun dürfe, heimlich alles mögliche Böſe zufügen werde. So beſchwur ich meinen Freund, er ſolle mir das Leben retten, und wenn er mich wegbrächte, wie ich ihm die Mittel dazu angeben wollte, ſo würde ich anerkennen, daß ich ihm mein Leben ſchuldig ſey, und es im Nothfall auch wieder für ihn verwenden.

Der arme Jüngling ſagte weinend zu mir: Lieber Bruder, du willſt dein eigenes Verderben, und doch kann ich dir das was du befiehlſt, nicht verſagen; zeige mir die Art und Weiſe, und ich will alles verrichten, obſchon wider meinen Willen.

So waren wir entſchloſſen. Ich hatte ihm die Art geſagt und alles beſtellt, ſo daß es leicht hätte gehen müſſen. Er kam, und ich glaubte, er werde nun in's Werk richten, was ich angeordnet hatte. Da ſagte er, um meines eignen Heils willen wolle er ungehorſam ſeyn, er wiſſe wohl, was er von Leuten gehört habe, die

immer um den Papſt ſeyen, und denen mein wahres Verhältniß bekannt ſey. Da ich mir nun nicht anders zu helfen wußte, war ich höchſt verdrießlich und voller Verzweiflung.

Unter dieſem Zwiſt war der ganze Tag vergangen, es war Frohnleichnam 1539, und man brachte mir aus der Küche des Papſtes reichliches Eſſen, nicht weniger gute Speiſen aus der Küche des Cardinals. Es kamen verſchiedene Freunde und ich bat ſie zu Tiſche, hielt meinen verbundenen Fuß auf dem Bette und aß fröhlich mit ihnen. Sie gingen nach ein Uhr hinweg, zwey meiner Diener brachten mich zu Bette und legten ſich darauf in's Vorzimmer.

Ich hatte einen Hund, wie ein Mohr ſo ſchwarz, von der zottigen Art, der mir auf der Jagd trefflich diente und der keinen Schritt von mir wich. Er lag unter meinem Bette, und ich rief meinen Diener wohl dreymal, er ſolle ihn hervorholen, denn das Thier heulte erſchrecklich. Sobald meine Diener kamen, warf er ſich auf ſie und biß um ſich, meine Leute fürchteten ſich, ſie glaubten der Hund ſey toll, weil er beſtändig heulte. So brachten wir zu bis vier Uhr in der Nacht; wie die Stunde ſchlug, trat der Bargell mit vielen Gehülfen in mein Zimmer, da fuhr der Hund hervor und fiel grimmig über ſie her, zerriß ihnen Jacke und Strümpfe und jagte ihnen ſolche Furcht ein, daß ſie ihn auch für wüthend hielten. Deßwegen ſagte der Bargell, als ein

erfahrner Mann: Das iſt die Art der guten Hunde, daß ſie das Uebel das ihren Herrn bevorſteht, rathen und vorausſagen, wehrt euch mit ein paar Stöcken gegen das Thier, bindet mir Benvenuto auf dieſen Tragſeſſel, und bringt ihn an den bewußten Ort. Das war nun, wie ich ſchon ſagte, am Frohnleichnamstage, ungefähr um Mitternacht. So trugen ſie mich verdeckt und verſtopft, und viere gingen voraus, die wenigen Menſchen die noch auf der Straße waren, bei Seite zu weiſen. Sie trugen mich nach Torre di Nona, und brachten mich in das Gefängniß auf Leben und Tod, legten mich auf eine ſchlechte Matratze und ließen mir einen Wächter da, welcher die ganze Nacht mein übles Schickſal beklagte, und immer ausrief: Armer Benvenuto, was haſt du dieſen Leuten gethan? Da begriff ich wohl, was mir begegnen konnte, theils weil man mich an einen ſolchen Ort gebracht hatte, theils weil der Menſch ſolche Worte wiederholte.

Einen Theil dieſer Nacht quälte mich der Gedanke, aus was für Urſache Gott mir eine ſolche Buße auflege? und da ich ſie nicht finden konnte, war ich äußerſt unruhig. Indeſſen bemühte ſich die Wache, mich ſo gut ſie wußte zu tröſten und zu ſtärken, ich aber beſchwor ſie um Gottes Willen, ſie ſollte ſchweigen und nichts zu mir ſprechen, denn ich würde ſelbſt am beſten einen Entſchluß zu faſſen wiſſen, und ſie verſprach mir auch meinen Willen zu thun. Dann wendete ich mein ganzes

35.

Wenn ſich lebendig Silber neigt,
So gibt es Schnee und Regen,
Und wie es wieder aufwärts ſteigt
Iſt blaues Zelt zugegen.
Auch ſinke viel, es ſteige kaum
Der Freude Wink, des Schmerzens,
Man fühlt ihn gleich im engen Raum
Des lieb-lebend'gen Herzens.

Herz zu Gott, und bat ihn inbrünstig, er möge mir beistehn, denn ich habe mich allerdings über mein Schicksal zu beklagen. Meine Flucht sey eine unschuldige Handlung nach den Gesetzen, wie die Menschen solche erkennten. Habe ich auch Todtschläge begangen, so habe mich doch sein Statthalter aus meinem Vaterlande zurückgerufen, und mir, kraft der göttlichen Gesetze, verziehn, und was ich auch gethan habe, sey zur Vertheidigung des Leibes geschehen, den mir seine göttliche Majestät gelichen habe, so daß ich nicht einsehe, wie ich nach den Einrichtungen die wir auf der Welt befolgen, einen solchen Tod verdiene, vielmehr schien es, daß es mir wie unglücklichen Personen begegne, die auf der Straße von einem Ziegel todtgeschlagen werden. Daran sehe man eben die Macht der Gestirne, nicht daß sie sich etwa verbänden um uns Gutes oder Böses zu erzeigen, sondern weil sie durch ihr Zusammentreffen solches Uebel bewirkten. Ich erkenne zwar recht gut an, daß ich einen freien Willen habe, und daß, wenn mein Glaube recht gäbe wär', die Engel des Himmels mich aus diesem Gefängnisse heraustragen, und mich von jedem Unglück retten könnten; allein weil ich einer solchen göttlichen Gnade nicht werth sey, so würden jene astralischen Einflüsse wohl ihre Bösartigkeit an mir beweisen. Nachdem ich das so ein wenig durchgedacht hatte, faßte ich mich und schlief sogleich ein.

Als es Tag ward, weckte mich die Wache auf und

ſagte: Unglücklicher guter Mann, es iſt nicht mehr Zeit zu ſchlafen, denn es iſt Einer gekommen, der dir eine böſe Neuigkeit zu bringen hat. Darauf antwortete ich: Je geſchwinder ich aus dieſem irdiſchen Gefängniß befreiet werde, deſto angenehmer iſt es mir, beſonders da ich ſicher bin, daß meine Seele gerettet iſt, und daß ich widerrechtlich ſterbe. Chriſtus, unſer herrlicher und göttlicher Erlöſer, geſellt mich zu ſeinen Schülern und Freunden, die, auch unſchuldig, den Tod erduldeten, und ich habe deßwegen Gott zu loben. Warum tritt der nicht hervor, der mir das Urtheil anzukündigen hat? Darauf ſagte die Wache: Er bedauert dich gar zu ſehr und weint. Darauf nannte ich ihn bei'm Namen, er hieß Herr Benedetto da Cagli, und ſagte zu ihm: Kommt näher, mein Herr Benedetto; denn ich bin gegenwärtig ſehr gut gefaßt und entſchloſſen. Es iſt mir rühmlicher, daß ich unſchuldig ſterbe, als wenn ich ſchuldig umkäm'. Tretet herbei, ich bitte euch, und gebt mir einen Prieſter, mit dem ich wenige Worte reden kann, denn meine fromme Beichte habe ich ſchon meinem Herrn und Gott abgelegt; allein ich möchte doch auch die Befehle unſrer heiligen Mutter der Kirche erfüllen, der ich von Herzen das abſcheuliche Unrecht, das ſie mir anthut, verzeihe. So kommt nur, mein Herr Benedetto, und vollzieht euer Amt, ehe ich etwa wieder kleinmüthig werde.

Als ich dieſe Worte geſprochen, entfernte ſich der

gute Mann und ſagte zur Wache: ſie ſollte die Thür verſchließen, denn ohne ihn könne nichts vorgehn. Er eilte darauf zur Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, die bei abgedachter Herzogin war und ſagte, indem er vor die Damen trat: Erlauchte Frau, erzeigt mir um Gottes willen die Gnade den Papſt bitten zu laſſen, daß er einen andern ſchicke das Urtheil an Benvenuto zu vollſtrecken und mein Amt zu verrichten, dem ich auf immer entſage. Und ſo ging er mit großen Schmerzen hinweg. Die Herzogin, welche gegenwärtig war, verzog das Geſicht und ſagte: Das iſt eine ſchöne Gerechtigkeit, die der Statthalter Gottes in Rom ausübt! Der Herzog, mein Gemahl, wollte dieſem Manne ſehr wohl wegen ſeiner Kunſt und ſeiner Tugenden und ſah nicht gern, daß er nach Rom zurückkehrte, er hätte ihn viel lieber bei ſich behalten. Und ſo ging ſie mit vielen verdrießlichen Worten hinweg. Die Gemahlin des Herrn Peter Ludwig, welche Frau Hieronyma hieß, ging ſogleich zum Papſte, warf ſich, in Gegenwart vieler Cardinäle, ihm zu Füßen, und ſagte ſo große Dinge, daß der Papſt ſich ſchämen mußte. Er verſetzte darauf: Euch zu Liebe mag es hingehen! Auch ſind wir niemals übel gegen ihn geſinnt geweſen. So äußerte ſich der Papſt, weil ſo viel Cardinäle die Worte dieſer kühnen, bewundernswerthen Frau gehört hatten.

Ich aber befand mich in den ſchlimmſten Umſtänden. Das Herz ſchlug mir in Einem fort, und auch diejenigen,

die den böſen Auftrag verrichten ſollten, waren mißbehaglich. Es ward immer ſpäter und endlich Tiſchzeit, da ging jeder ſeiner Wege, und mir brachte man auch zu eſſen. Darüber verwunderte ich mich und ſagte: Hier hat die Wahrheit mehr vermocht als der ſchlimme Einfluß der himmliſchen Geſtirne, und ich bitte Gott, daß er, nach ſeinem Gefallen, mich von dieſem Unheil errette. Nun fing ich an zu eſſen, und wie ich mich vorher in mein großes Uebel gegeben hatte, ſchöpfte ich gleich wieder gute Hoffnung. Ich ſpeiſ'te mit viel Appetit, und ſah und hörte nichts weiter, bis in der erſten Stunde der Nacht, da kam der Bargell, mit mehrern ſeiner Leute, ſetzte mich wieder in den Seſſel, worauf ſie mich Abends vorher an dieſen Ort getragen hatten, und ſagte mir mit vielen freundlichen Worten, ich ſollte ruhig ſeyn; und den Häſchern befahl er, ſie ſollten mich wohl in Acht nehmen und nicht an meinen zerbrochenen Fuß ſtoßen. So trugen ſie mich in's Caſtell wieder zurück, und da wir auf der Höhe des Thurms waren, wo ein kleiner Hof iſt, hielten ſie ſtill.

Dreyzehntes Capitel.

Erzählung der grauſamen Mißhandlung, die er während ſeiner Gefangenſchaft erduldet. — Große Ergetzung in ſein trauriges Schickſal. — Wunderbare Viſion, die eine baldige Befreiung verkündigt. — Er ſchreibt ein Sonett auf ſein Elend, wodurch das Herz des Caſtellans erweicht wird. — Der Caſtellan ſtirbt. — Durante verſucht den Cellini zu vergiften. Dieſer entkommt dem Tode, durch den Geiz eines armen Juweliers.

Darauf ließ ſich der Caſtellan, krank und elend, wie er war, gleichfalls an dieſen Ort tragen und ſagte: Nicht wahr: ich habe dich wieder? Ja, verſetzte ich, aber nicht wahr, ich bin euch entkommen? und wäre ich nicht unter päpſtlicher Treue, um ein Bisthum, zwiſchen einem Venezianiſchen Cardinal und einem Römer Farneſe, verhandelt worden, welche beide den heiligen Geſetzen ſehr das Geſicht zerkratzt haben, ſo hätteſt du mich nicht wieder erwiſchen ſollen. Weil ſie ſich aber ſo ſchlecht betragen haben, ſo thue nun auch das ſchlimmſte was du kannſt; denn ich bekümmere mich um nichts mehr in der Welt. Da fing der arme Mann an gewaltig zu ſchreien und rief: Wehe mir! dem iſt Leben und Sterben einerlei, und er iſt noch kühner, als da er geſund war. Bringt

ihn unter den Garten und redet mir nicht mehr von ihm, denn er iſt Urſache an meinem Tode.

Man trug mich unter den Garten, in ein dunkles Behältniß das ſehr feucht war, voll Tarantel und giftiger Würmer. Man warf mir eine Matratze von Werg auf die Erde, gab mir dieſen Abend nichts zu eſſen, und verſchloß mich mit vier Thüren. So blieb ich bis neunzehn Uhr des andern Tages, da brachte man mir zu eſſen, und ich verlangte einige meiner Bücher zum Leſen. Ohne mir zu antworten, hinterbrachten ſie es dem Caſtellan, welcher gefragt hatte, was ich denn ſagte. Den andern Morgen reichten ſie mir eine Bibel und die Chronik des Villani. Ich verlangte noch einige andere Bücher, aber ſie ſagten mir: daraus würde nichts werden, ich hätte an dieſen ſchon zu viel. So lebte ich, elend genug, auf der ganz verfaulten Matratze, denn in drey Tagen war alles naß geworden. Wegen meines zerbrochenen Fußes konnte ich mich nicht regen, und wenn ich um einer Nothdurft willen aus dem Bette mußte, ſo hatte ich mit großer Noth auf allen Vieren zu kriechen, um den Unrath nur nicht nahe zu haben.

Ungefähr anderthalb Stunden des Tages drang ein wenig Widerſchein durch ein kleines Loch in die unglückſeligſte Höhle; nur dieſe kurze Zeit konnte ich leſen, übrigens war ich Tag und Nacht in der Finſterniß, und nicht ohne Gedanken an Gott und unſere menſchliche Gebrechlichkeit. Ja es ſchien mir gewiß, daß ich in wenigen

Tagen mein unglückliches Leben auf dieſe Weiſe endigen würde. Ich tröſtete mich ſo gut ich konnte, und betrachtete, wie viel trauriger es geweſen wäre, dieſes Leben durch den ſchmerzlichen Tod des Henkerbeiles zu endigen, als jetzt, da ich durch eine Art von Traum hinausgehen würde, den ich nach und nach angenehm fand. Denn ich fühlte meine Kräfte von Zeit zu Zeit abnehmen, bis meine gute Natur ſich an dieſes Fegefeuer gewöhnte.

Da ich nun einmal ſo weit gekommen war, faßte ich Muth das unglaubliche Elend ſo lange zu erdulden, als meine Kräfte noch hinreichten. Ich fing die Bibel von Anfang an, und ſo fuhr ich täglich mit Leſen und frommen Betrachtungen fort, und ich war ſo verliebt darein, daß ich nichts anders gethan haben würde; aber ſobald mir das Licht mangelte, fiel der Verdruß mich wieder an und quälte mich ſo, daß ich mehr als einmal entſchloſſen war, mich ſelbſt umzubringen. Weil ſie mir aber kein Meſſer gelaſſen hatten, ſo war die Sache ſchwer zu verrichten. Doch hatte ich unter andern einmal ein großes Holz zurechte geſtellt und wie eine Falle unterſtützt, und wollte es auf meinen Kopf ſchlagen laſſen, ſo daß ich gewiß gleich todt geblieben wär'. Als ich nun das Geſtelle zurechte gemacht hatte, und eben um loszudrücken die Hand hineinſteckte, ward ich von einem unſichtbaren Weſen ergriffen und vier Ellen weit weggeworfen, worüber ich ſo erſchrack, daß ich für todt liegen blieb.

Dieſer Zuſtand dauerte von Tages Anbruch bis neunzehn Uhr, da ſie mir das Eſſen brachten. Sie mochten oft hin und her gegangen ſeyn, ehe ich ſie bemerkte, denn zuletzt als ich zu mir kam, hörte ich den Capitän Sandrino Monaldi, der im Hereintreten ſagte: Welches Ende haben ſo ſeltne Tugenden genommen! Als ich dieſe Worte vernahm, ſchlug ich die Augen auf und ſah die Prieſter in ihren Chorhemden, welche ausriefen: Ihr habt ja geſagt, daß er todt ſey. Darauf antwortete Bozza: Für todt habe ich ihn gefunden, und ſo ſagte ich's auch. Schnell huben ſie mich auf, nahmen die Matratze weg, die ganz faul, und wie Nudeln geworden war, warfen ſie vor die Thür und erzählten den Vorfall dem Caſtellan, der mir eine andere Matratze geben ließ.

Da ich nun überlegte was wohl geweſen ſeyn könnte, das mich von meinem Vorſatz abgehalten hatte, ſo konnte ich wohl denken, daß es eine göttliche Kraft ſey, die ſich meiner annähm'. Die Nacht darauf erſchien mir eine wunderſame Geſtalt im Traume; es war der ſchönſte Jüngling, er ſagte mir mit zorniger Stimme: Weißt du, wer dir den Körper geliehen hat, den du vor der Zeit verderben wollteſt? Mir ſchien als antwortete ich, daß ich alles nur Gott und der Natur ſchuldig ſey. Nun, verſetzte er, du verachteſt ſeine Werke, indem du ſie zerſtören willſt? Laß dich von ihm führen und verliere die Hoffnung nicht auf ſeine Macht. Er fügte noch

viele der herrlichsten Worte hinzu, deren ich mich nicht den tausendsten Theil erinnere. Nun fing ich an zu betrachten, daß diese Engelsgestalt mir die Wahrheit gesagt habe. Ich sah mich im Gefängniß um, und erblickte einen verwitterten Ziegel, ich rieb die Stücke gegen einander und machte eine Art Teig daraus, alsdann kroch ich an die Thür und arbeitete mit den Zähnen so lange, bis ich einen Splitter ablöste, und erwartete die Stunde da mir das Licht in's Gefängniß kam, welches gegen Abend war. Dann fing ich an, so gut ich konnte, auf weiße Blätter die an die Bibel angebunden waren, zu schreiben. Ich schalt meine Seelenkräfte, daß sie nicht mehr in diesem Leben bleiben wollten, sie antworteten meinem Körper daß sie so viel dulden müßten, und der Körper gab ihnen Hoffnung besserer Tage, und so brachte ich ein Gespräch in Versen zu Stande.

Nachdem ich mich also selbst gestärkt hatte, fühlte ich neue Kraft, fuhr fort meine Bibel zu lesen und hatte meine Augen so an die Dunkelheit gewöhnt, daß ich nunmehr statt anderthalb Stunden schon drey lesen konnte. Ich betrachtete mit Erstaunen die Gewalt des göttlichen Einflusses auf diese einfältigen Menschen, die mit so großer Inbrunst glaubten daß Gott ihnen alles zu Gefallen thun würde, was sie sich nur ausgedacht hatten, und so versprach ich mir auch die Hülfe Gottes, sowohl weil er so erhaben und gnädig als auch weil ich so unschuldig sey. Beständig, bald mit Gebet, bald mit

Gespräch, wendete ich mich zu Gott, und fühlte ein so großes Vergnügen bei diesen Gedanken, daß ich mich keines andern Verdrusses erinnerte, den ich gehabt haben möchte. So sang ich auch den ganzen Tag Psalmen und viele andre meiner Gedichte, alle an Gott gerichtet. Nur machten mir meine Nägel, die immer fortwuchsen, das größte Uebel. Ich konnte mich nicht anrühren, ohne daß sie mich verwundeten, noch mich ankleiden, ohne daß sie inwendig oder auswendig hängen blieben und mir große Schmerzen verursachten, auch fingen mir die Zähne an im Munde abzusterben, und weil sie sich an den gesunden stießen, so wurden sie endlich ganz los in der Kinnlade, und die Wurzeln wollten nicht mehr in ihren Einfassungen bleiben. Wenn ich das merkte, zog ich sie heraus, wie aus einer Scheide, ohne Schmerz und Blut, und so hatte ich leider viele verloren. Indessen schickte ich mich auch in diese neuen Uebel, bald sang ich, bald betete ich, auch fing ich ein Gedicht zum Lob des Gefängnisses an, und erzählte in demselben alle die Vorfälle die mir begegnet waren.

Der gute Castellan schickte oft heimlich zu vernehmen, was ich mache, und ich hatte mich, eben den letzten July, mit mir selbst ergötzt und mich des großen Festes erinnert das man in Rom am ersten August feyert; ich sagte zu mir: Alle vergangenen Jahre habe ich dieses angenehme Fest mit der vergänglichen Welt gefeyert, dießmal will ich es mit der Gottheit des Herrn zubrin-

36.

Du gingſt vorüber? Wie! ich ſah dich nicht;
Du kamſt zurück, dich hab' ich nicht geſehen —
Verlorner, unglückſel'ger Augenblick!
Bin ich denn blind? Wie ſoll mir das geſchehen?

Doch tröſt' ich mich und du verzeihſt mir gern,
Entſchuldigung wirſt du mit Freude finden;
Ich ſehe dich, biſt du auch noch ſo fern!
Und in der Nähe kannſt du mir verſchwinden.

37.

Am heißen Quell verbringſt du deine Tage,
Das regt mich auf zu innerm Zwiſt;
Denn wie ich dich ſo ganz im Herzen trage
Begreif' ich nicht wie du wo anders biſt.

gen. O, wie viel erfreulicher iſt dieſes, als jenes. Die Abgeſchickten des Caſtellans hörten dieſe Worte und ſagten ihm alles wieder. Dieſer verſetzte mit unglaublichem Verdruſſe: Bei Gott, ſoll dieſer, der in ſo großem Elend lebt, noch triumphiren, indeſſen ich bei aller Bequemlichkeit mich abzehre, und bloß um ſeinetwillen ſterbe? Gehet geſchwind und werft ihn in die unterſte Höhle, wo man den Prediger Fojano verhungern ließ, vielleicht wird ſich ihm alsdann in dieſem elenden Zuſtande der Muthwill' aus dem Kopf verlieren.

Sogleich kam Capitän Sandrino Monaldi, mit ungefähr zwanzig Dienern des Caſtellans, in mein Gefängniß. Sie fanden mich auf meinen Knien, und ich kehrte mich nicht nach ihnen um, vielmehr betete ich einen Gott Vater an, von Engeln umgeben und einen auferweckten triumphirenden Chriſtus, die ich mit einem Stückchen Kohle an die Mauer gezeichnet hatte, das ich in meinem Kerker von Schutt bedeckt fand.

Nachdem ich vier Monate rücklings auf dem Bette wegen des zerbrochenen Fußes gelegen, und ſo oft geträumt hatte die Engel kämen mich zu heilen, ſo war ich zuletzt ganz geſund geworden, als wenn ich niemals beſchädigt geweſen wär'. Nun kamen ſo viele Bewaffnete zu mir und ſchienen ſich zu fürchten, wie vor einem giftigen Drachen. Darauf ſagte der Capitän: Du hörſt doch, daß wir Leute genug ſind, und mit großem Geräuſch zu dir kommen; und du wendeſt dich nicht zu uns.

Als ich dieſe Worte vernahm, dachte ich mir recht gut das ſchlimmſte was mir begegnen konnte, und indem ich mich ſogleich mit dem Uebel bekannt machte, und mich dagegen ſtärkte, ſagte ich zu ihm: Zu dieſem Gott und König des Himmels habe ich meine Seele gewendet, meine Betrachtung und alle meine Lebensgeiſter, und euch habe ich gerade das zugekehrt, was euch angehört. Was gut an mir iſt, ſeyd ihr nicht werth zu ſehen, deßwegen macht nun mit dem, was euer iſt, alles was ihr könnt.

Der Capitän, der nicht wußte was ich thun wollte, ſchien furchtſam und ſagte zu vier der ſtärkſten unter allen: Legt eure Waffen ab! Als ſie es gethan hatten, rief er: Schnell, packt ihn an und faßt ihn, und wenn er der Teufel wär', ſo ſollten wir uns ſo ſehr nicht vor ihm fürchten; haltet ihn feſt, daß er euch nicht entwiſche. So ward ich von ihnen überwältigt und übel behandelt, und dachte mir viel was ſchlimmeres, als das, was mir zubereitet war; da hub ich die Augen zu Chriſtus auf und ſagte: Gerechter Gott! der du auf dem hohen Holze alle unſere Schulden bezahlt haſt, warum ſoll meine Unſchuld für Schulden büßen, die ich nicht kenne? doch dein Wille geſchehe!

Indeſſen trugen ſie mich fort, beim Scheine der Fackel, und ich glaubte ſie wollten mich in die Fallklappe des Sammalo ſtürzen; ſo heißt ein fürchterlicher Ort, der Lebendige genug verſchlungen hat, denn ſie fallen in

den Grund des Caſtells hinunter, in einen Brunnen. Aber das begegnete mir nicht, und ich glaubte nun recht gut davon zu kommen, weil ſie mich in die gedachte häßliche Höhle hineinſchleppten, wo Jojano verhungert war. Dort verließen ſie mich und thaten mir weiter kein Leids. Da ſang ich ein de Profundis. ein Miserere. ein in te Domine, und feyerte den ganzen erſten Auguſt mit Gott, und mein Herz jauchzte voll Hoffnung und Glauben.

Den zweyten Tag zogen ſie mich aus dieſem Loche und trugen mich dahin zurück, wo die Zeichnungen der Bilder Gottes waren, und als ich dieſe wieder ſah, weinte ich in ihrer Gegenwart vor ſüßer Freude. Nun wollte der Caſtellan alle Tage wiſſen, was ich mache, und was ich zu ſagen hätte. Der Papſt hatte den ganzen Vorgang vernommen; nicht weniger daß die Aerzte dem Caſtellan ſchon den Tod verkündigt hätten. Darauf ſagte er: Ehe mein Caſtellan ſtirbt, ſoll er auch den Benvenuto, der Schuld an ſeinem Tode iſt, nach ſeiner Art aus der Welt ſchaffen. Als der Caſtellan dieſe Worte aus dem Munde des Herrn Peter Ludwigs hörte, ſagte er zu dieſem: So will alſo der Papſt, daß ich meine Rache an Benvenuto nehmen ſoll? Er ſchenkt mir ihn? Gut, er ſoll nur ruhig ſeyn und mich gewähren laſſen.

So ſchlimm nun die Geſinnungen des Papſtes gegen mich waren, ſo übel dachte auch der Caſtellan in dieſem

Augenblicke gegen mich, und sogleich kam das Unsichtbare, das mich vom Selbstmord abgehalten hatte, wieder unsichtbar zu mir, ließ sich aber mit lauter Stimme vernehmen, stieß mich an, daß ich mich aufrichtete, und sagte sodann: Wehe, mein Benvenuto! eilig, eilig! wende dich mit deinem gewohnten Gebet zu Gott und schreie heftig zu ihm. Ich erschrack, warf mich auf die Knie, und sagte viele meiner Gebete, dann den ganzen Psalm: qui habitat in auditorio. Darauf sprach ich mit Gott ein wenig, und auf einmal sagte eine helle und deutliche Stimme: Ruhe nunmehr und fürchte dich nicht. Dieser Vorfall aber deutete darauf, daß der Castellan, der den abscheulichsten Auftrag wegen meines Todes schon gegeben hatte, augenblicklich seinen Entschluß wieder veränderte und ausrief: Ist das nicht Benvenuto, den ich so sehr vertheidigt habe, von dem ich so gewiß weiß, daß er unschuldig ist, und dem alles dieses Uebel widerrechtlich begegnet? Wie soll Gott Barmherzigkeit mit mir und meinen Sünden haben, wenn ich denen nicht verzeihe die auch mich äußerst beleidigen? Warum soll ich einen guten und unschuldigen Mann verletzen, der mir Dienst und Ehre erwiesen hat? Nein! anstatt ihn zu tödten, will ich ihm Leben und Freiheit verschaffen, und in meinem Testamente will ich verordnen, daß ihm niemand etwas wegen seines hiesigen Aufenthaltes abfordern soll, denn er hätte sonst eine große Zeche zu bezahlen. Das vernahm der Papst und war darüber sehr ungehalten.

Ich indessen setzte meine gewöhnlichen Gebete fort, und meine Träume waren alle Nacht angenehmer und gefälliger, so daß sie alle Einbildungskraft überstiegen. Mir träumte immer, daß ich mich sichtlich bei dem befinde, den ich unsichtbar empfunden hatte und noch oft empfand; ich verlangte von ihm zur einzigen Gnade und bat ihn dringend, er möchte mich dahin führen, wo ich die Sonne sehen könnte, das sey das einzige Verlangen, das ich habe; ich wollte alsdann zufrieden sterben und allen Verdruß dieses Gefängnisses vergessen. Auch war der Jammer mein Freund und Gesell geworden, und nichts konnte mich mehr irre machen. Anfangs erwarteten die Anhänger des Castellans, er solle mich nach seiner Drohung an den Mauerzacken hängen lassen, von dem ich mich heruntergelassen hatte. Da sie aber seine entgegengesetzte Entschließung sahen, waren sie verdrießlich, suchten mir auf alle Weise Furcht einzujagen, und mich in Besorgniß für mein Leben zu setzen. Das war ich aber, wie gesagt, alles so gewohnt, daß ich nichts fürchtete, daß nichts mich rührte. Das einzige Verlangen blieb mir, daß ich möchte im Traum die Sonnenscheibe erblicken.

Darauf waren stets meine großen Gebete gerichtet, in welchen ich Christum inbrünstig anrief, und immer sagte: O wahrhaftiger Sohn Gottes! ich bitte dich bei deiner Geburt, bei deinem Tod am Kreuze, bei deiner herrlichen Auferstehung, daß du mich werth achtest die

Sonne wieder zu sehen, wo nicht wirklich, wenigstens im Traume. Aber solltest du mich würdig halten, daß ich sie mit meinen sterblichen Augen wieder sähe, so verspreche ich, dich an deinem heiligen Grabe zu besuchen. Diesen Vorsatz faßte ich, und that unter großen Gebeten dieses Gelübde am zweyten October 1539.

Den andern Morgen war ich, bei Anbruch des Tages, etwa eine Stunde vor Sonnen-Aufgang, von meinem unglückseligen Lager aufgestanden, und hatte ein schlechtes Kleid angezogen, denn es fing an kalt zu werden. Ich stand und betete andächtiger als sonst, und sagte zu Christo: er möchte mir wenigstens durch göttliche Eingebung wissen lassen, für welche Sünde ich so schwer zu büßen hätte? denn da seine göttliche Majestät mich nicht einmal werth hielte, die Sonne nur im Traume zu sehen, so bät' ich ihn bei aller seiner Kraft und Macht, daß er mir wenigstens die Ursache meiner Leiden entdecken möchte. Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als der Unsichtbare nach Art eines Windes mich ergriff, und mich in ein Zimmer führte, wo er sich mir sichtbar in menschlicher Gestalt darstellte, als ein Jüngling, dem der Bart keimt, von wundersamer und schöner Bildung, aber ernst, nicht wollüstig. Er deutete mir auf die vielen Menschen in dem Saal, und sagte: Du siehst hier, die bisher geboren und gestorben sind! Ich fragte ihn, warum er mich hierher führe; er sagte: Komm nur mit mir, und du wirst es bald sehen. Ich hatte

in der Hand einen Dolch, und ein Panzerhemd über dem Leibe. So führte er mich durch den großen Saal, und zeigte mir diejenigen die zu unendlichen Tauſenden darin hin und wieder gingen. Er brachte mich immer vorwärts, ging endlich zu einer kleinen Thür hinaus, und ich hinter ihm drein. Wir kamen in eine Art von engem Gäßchen, und als er mich hinter ſich da hinein aus dem Saale zog, fand ich mich entwaffnet, ich hatte ein weißes Hemd an, nichts auf dem Haupte, und ſtand zur rechten Seite meines Gefährten. Da ich mich auf dieſe Weiſe fand, verwunderte ich mich, denn ich kannte die Straße nicht, und als ich die Augen erhob, ſah ich den Theil einer Mauer, wider den die Sonne ſchien, es war als wenn ich nahe an einem großen Gebäude ſtünde. Da ſagte ich: O! mein Freund, wie mache ich es wohl, um mich ſo hoch in die Höhe zu heben, daß ich die Scheibe der Sonne ſelbſt ſehen kann? Da zeigte er mir einige Stufen, die zu meiner Rechten waren, und ſagte mir: Steige du nur allein da hinauf. Ich entfernte mich von ihm ein wenig und ſtieg einige Stufen rückwärts hinauf, und nach und nach entdeckte ich die Nähe der Sonne; ſo eilte ich auf gedachte Art immer höher zu ſteigen, und entdeckte zuletzt den ganzen Kreis der Sonne. Die Gewalt der Strahlen nöthigte mich, wie gewöhnlich, die Augen zu ſchließen, aber ich erholte mich bald, öffnete die Augen wieder, ſah unverwandt nach ihr und ſagte: O meine Sonne! nach der ich ſo

lange mich geſehnt habe, ich will nun nichts weiter ſehen, wenn auch deine Strahlen mich blind machen ſollten, und ſo blieb ich mit feſtem Blick ſtehen.

Nach einer kurzen Zeit bemerkte ich, daß die ganze Gewalt der Strahlen ſich auf die linke Seite der Sonne warf, und die Scheibe ganz rein und klar blieb. Ich betrachtete die beſondere Gnade, welche Gott mir dieſen Morgen erzeigte, und ſagte mit ſtarker Stimme: Wie wunderbar iſt deine Macht! wie herrlich deine Kraft! und wie viel größer iſt deine Gnade, als ich nie erwartete! Mir ſchien die Sonne, ohne ihre Strahlen, vollkommen wie ein Bad des reinſten Goldes. Indeſſen ich dieſen merkwürdigen Gegenſtand betrachtete, ſah ich daß die Mitte des Kreiſes ſich aufblähte und in die Höhe ſtrebte; auf einmal erzeugte ſich ein Chriſtus am Kreuz aus derſelben Materie, woraus die Sonne war, ſo ſchön und gefällig gebildet und von dem gütigſten Anblick, ſo daß der menſchliche Geiſt ihn nicht den tauſendſten Theil ſo ſchön hätte erſinnen können. Indeſſen ich ihn betrachtete, rief ich laut: Wunder! o Wunder! gnädiger und allvermögender Gott, was machſt du mich würdig dieſen Morgen zu ſehen? Indeſſen ich nun ſo betrachtete und ſprach, bewegte ſich Chriſtus nach der Gegend wo ſich vorher die Strahlen hingezogen hatten, und die Mitte der Sonne fing abermals an ſich aufzublähen. Dieſe Bewegung wuchs eine Weile, und verwandelte ſich ſchnell in die Geſtalt der ſchönſten heiligen

Jungfrau. Sie saß erhaben ihren Sohn auf dem Arm, in der gefälligsten Stellung und gleichsam lächelnd. An beiden Seiten standen zwey Engel, von solcher Schönheit als die Einbildungskraft nicht erreicht. Auch sah ich in der Sonne zur rechten Hand eine Gestalt, nach Art eines Priesters gekleidet, der mir den Rücken zukehrte, und gegen jene Mutter Gottes hinblickte. Alles dieses sah ich klar und wirklich, und dankte beständig Gott mit lauter Stimme.

Nachdem ich diese wunderbaren Dinge, etwas über den achten Theil einer Stunde, vor den Augen gehabt hatte, entfernten sie sich, und ich ward wieder auf mein Lager zurückgetragen. Sogleich rief ich mit lauter Stimme: Die Kraft Gottes hat mich gewürdigt mir seine ganze Herrlichkeit zu zeigen, wie sie vielleicht kein anderes sterbliches Auge gesehen hat. Nun erkenne ich, daß ich frei und glücklich bin, und in der Gnade Gottes stehe, und ihr andern Böswichter werdet unglücklich und in seiner Ungnade bleiben. Wißt nur, ich bin ganz gewiß! am Allerheiligen Tage, als an meinem Geburtstage, genau den ersten November, Nachts um Viere, werdet ihr genöthigt seyn, mich aus diesem finstern Kerker zu befreien. Weniger werdet ihr nicht thun können, denn ich habe es mit meinen Augen an dem Throne Gottes gesehen. Der Priester, welcher gegen den Herrn gekehrt stand, und mir den Rücken wies, war Sanct Peter selbst, der für mich sprach,

und ſich ſchämte, daß man in ſeinem Hauſe Chriſten ſo ſchändlich begegne. Sagt es nur wem ihr wollt! Niemand hat Gewalt mir weiter ein Uebel anzuthun; ſagt nur eurem Herrn, er ſoll mir Wachs oder Papier geben, daß ich die Herrlichkeit Gottes ausdrücken kann die ich geſehen habe. Wahrlich ich will es thun!

Der Caſtellan, obgleich die Aerzte keine Hoffnung mehr zu ſeiner Geneſung hatten, war doch wieder ganz zu ſich gekommen, und die Launen ſeiner jährlichen Tollheit hatten ihn ganz und gar verlaſſen. Da er nun allein für ſeine Seele beſorgt war, machte ihm ſein Gewiſſen Vorwürfe, und er überzeugte ſich daß man mir, ſowohl vorher als bis auf dieſen Augenblick, großes Unrecht angethan hatte. Er ließ deßwegen den Papſt von den großen Dingen berichten, die ich verkündigte. Der Papſt als einer der nichts glaubte, weder an Gott noch an ſonſt was, ließ ihm antworten; ich ſey toll geworden, und er ſolle nur, ſo gut er könne für ſeine Geſundheit ſorgen. Als der Caſtellan dieſe Antwort hörte, ließ er mich tröſten, ſchickte mir Schreibzeug, Wachs und Boſſirſtäbchen, mit vielen freundlichen Worten, die mir einer ſeiner Diener hinterbrachte der mir wohl wollte. Dieſer war ganz das Gegentheil von den andern ſieben Schelmen, die mich gerne todt geſehen hätten. Ich nahm das Papier und das Wachs, fing an zu arbeiten, und ſchrieb dabei folgendes Sonett, das ich an den Caſtellan richtete:

Um

38.

An Madame Marie Szymanowska.

Die Leidenſchaft bringt Leiden! — Wer beſchwichtigt
Bellomnes Herz dich, das zuviel verloren?
Wo ſind die Stunden überſchnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönſte dir erkoren!
Trüb iſt der Geiſt, vernerren das Beginnen;
Die hehre Welt wie ſchwindet ſie den Sinnen!

Da ſchwebt hervor Muſik mit Engelsſchwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menſchen Weſen durch und durch zu bringen
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne,
Das Auge netzt ſich, fühlt im höhern Sehnen
Den Götter-Werth der Töne wie der Thränen.

Und ſo das Herz erleichtert merkt behende
Daß es noch lebt und ſchlägt und möchte ſchlagen,
Zum reinſten Dank der überreichen Spende
Sich ſelbſt erwiedernd willig darzutragen.
Da fühlte ſich — o daß es ewig bliebe! —
Das Doppel-Glück der Töne wie der Liebe.

Um vor die Seele dir, mein Herr, zu bringen
Meine Wunder die Tage Gott mir schickte,
Mein verrücktes Gesicht mich hoch entzückte,
Wünscht' ich die Kraft ein himmlisch Lied zu singen.

O! möchte nur zum heiligen Vater bringen,
Wie mich die Macht der Gottheit selbst beglückte,
Aus meiner dumpfen Wohnung mich entrückte,
Er würde meine große Noth bezwingen.

Die Thore sprängen auf, ich könnte gehen,
Und Haß und Wuth entflöhen, die grimmig wüthen,
Sie könnten künftig meinen Weg nicht hindern.

Ach! laß mich nur das Licht des Tages sehen
Mit meiner Hand die Wunder nachzubilden!
Schon würden meine Schmerzen sich vermindern.

Den andern Tag brachte mir derselbe Diener zu essen, ich gab ihm das Gedicht, das er heimlich, ohne daß es die übrigen bösartigen Leute bemerken konnten, dem Castellan überbrachte, der mich gern losgelassen hätte, denn er glaubte, das Unrecht, das er mir angethan habe, sey die eigentliche Ursache seines Todes. Er las das Sonett mehr als einmal, das weder Begriffe noch Worte eines Wahnsinnigen, vielmehr eines guten und braven Mannes enthielt, und sogleich befahl er seinem Secretär, es dem Papste zu bringen, es in seine eignen Hände zu geben, und ihn zugleich um meine Freiheit zu bitten.

Hierauf schickte mir der Castellan Licht für Tag und Nacht, mit allen Bequemlichkeiten, die man an solchem Orte verlangen konnte, und so fing ich an das Ungemach

meines Lebens zu verbessern, das auf das höchste gestiegen war. Der Papst las das Sonett, und ließ dem Castellan sagen: er werde bald etwas thun, das ihm angenehm seyn würde. Und gewiß der Papst hätte mich gerne gehen lassen, hätte ich nicht um Herrn Peter Ludwigs willen, selbst gegen die Neigung des Vaters, müssen verwahrt bleiben.

Ich hatte jenes wunderbare Wunder gezeichnet und bossirt; indessen nahte sich der Tod des Castellans, und er schickte mir, am Allerheiligen Tage, des Morgens, durch Peter Ugolino seinen Neffen, einige Juwelen zu beschauen. Als ich sie erblickte, sagte ich sogleich: Das ist das Wahrzeichen meiner Freiheit! Darauf versetzte der Jüngling, der sehr wenig zu sprechen pflegte: Daran denke nur nicht, Benvenuto! Darauf versetzte ich: Trage deine Juwelen weg, denn ich bin so zugerichtet, daß ich nur in der Dämmerung dieser finstern Höhle sehen kann, in welcher sich die Eigenschaft der Juwelen nicht erkennen läßt; aber ich werde bald aus diesem Gefängniß herausgehen, denn der ganze Tag wird nicht verstreichen, so werdet ihr mich abholen, das soll und muß geschehen, und ihr werdet nicht weniger thun können. Da ging jener weg und ließ mich wieder einschließen. Nach Verlauf etwa zweyer Stunden kam er wieder zu mir, ohne Bewaffnete, mit zwey Knaben, die mich unterstützen sollten, und so führte er mich in die weiten Zimmer, in denen ich vorher gewesen war, nämlich im

Jahr 15 8, und verſchaffte mir daſelbſt alle Bequemlichkeit die ich verlangte.

Wenige Tage darauf unterlag der Caſtellan, der mich in Freiheit glaubte, ſeinem großen Uebel und verließ das gegenwärtige Leben. An ſeine Stelle kam Herr Antonio Ugolini, ſein Bruder, der ihm vorgeſpiegelt hatte, als habe er mich geben laſſen. Dieſer Herr Antonio, ſo viel ich nachher vernahm, hatte Befehl vom Papſte mich in dieſem weiten Gefängniß zu behalten, bis er ihm ſagen würde, was mit mir geſchehen ſollte.

Obgedachter Herr Durante von Breſcia hatte ſich dagegen mit jenem Soldaten, dem Apotheker von Prato, verabredet, mir irgend einen Saft in dem Eſſen beizubringen, der mich nicht gleich, ſondern etwa in vier bis fünf Monaten tödtete. Nun dachten ſie ſich aus, ſie wollten mir geſtoßene Diamanten unter die Speiſe miſchen, was an und für ſich keine Art von Gift iſt, aber wegen ſeiner unſchätzbaren Härte die allerſchärfſten Ecken behält, und nicht etwa, wie die andern Steine, wenn man ſie ſtößt, gewiſſermaßen rundlich wird. Kommt er nun mit den übrigen Speiſen ſo ſcharf und ſpitzig in den Körper, ſo hängt er ſich bei der Verdauung an die Häute des Magens und der Eingeweide, und nach und nach, wenn andere Speiſen darauf drücken, durchlöchert er die Theile mit der Zeit und man ſtirbt daran, anſtatt daß jede andere Art von Steinen oder

Glas keine Gewalt hat ſich anzuhängen, und mit dem Eſſen fortgeht.

Wie geſagt gab Herr Durante einen Diamanten von einigem Werthe einer Wache, die ſollte ihn, wie ich nachher vernahm, einem gewiſſen Lione von Arezzo, einem Goldſchmied, meinem großen Feinde, um den Stein in Pulver zu verwandeln, gebracht haben. Da nun dieſer Lione ſehr arm war, und der Diamant doch manche zehen Scudi werth ſeyn mochte, gab er ein falſches Pulver anſtatt des geſtoßenen Steins, das ſie mir denn auch ſogleich zu Mittage an alle Eſſen thaten, an den Salat, an das Ragout und die Suppe. Ich ſpeiſ'te mit gutem Appetit, denn ich hatte den Abend vorher gefaſtet, und es war ein Sonntag, und ob ich gleich etwas unter den Zähnen knirſchen fühlte, ſo dachte ich doch nicht an ſolche Schelmſtücke. Nach Tiſche, als ein wenig Salat in der Schüſſel übrig geblieben war, betrachtete ich einige Splitterchen die ſich daran befanden. Sogleich ergriff ich ſie und brachte ſie an's helle Fenſter; ich erinnerte mich, indem ich ſie betrachtete, wie außerordentlich die Speiſen geknirſcht hatten, und, ſo viel meine Augen urtheilen konnten, glaubte ich ſchnell, es ſey geſtoßener Diamant. Ich hielt mich nun entſchieden für ein Kind des Todes, und wendete mich ſchmerzlich zum heiligen Gebete, und da ich mich in mein Schickſal ergeben hatte, betete ich zu Gott und dankte ihm für einen ſo leichten Tod. Da doch einmal meine Sterne es ſo beſtimmt

ſtimmt hatten, ſo ſchien es mir ein gutes Loos, auf eine ſo bequeme Weiſe aus der Welt zu gehn. Als ich nun die Welt und meine Lebenszeit geſegnet hatte, wendete ich mich mit meinem Gedanken zu dem beſſern Reiche, das ich mit der Gnade Gottes erlangt zu haben hoffte, und in dieſen Gedanken rieb ich einige ſehr feine Körner zwiſchen den Fingern, die ich ganz gewiß für Diamant hielt.

Wie nun die Hoffnung nimmer ſtirbt, ſo regten ſich auch bei mir wieder einige eitle Lebensgedanken. Ich legte die gedachten Körnchen auf eine eiſerne Fenſterſtange und drückte ſtark mit dem flachen Meſſer darauf. Da fühlte ich, daß der Stein ſich zerrieb, und als ich recht genau darauf ſah, fand ich auch daß es ſich alſo verhielt, und ſogleich erquickte ich mich wieder mit neuer Hoffnung. Die Feindſchaft des Herrn Durante ſollte mir nicht ſchaden; es war ein ſchlechter Stein, der mir nicht das geringſte Leid zufügen konnte, und wie ich vorher entſchloſſen war ruhig zu ſeyn und auf dieſe Weiſe in Frieden zu ſterben, ſo machte ich nun auf's neue meine Plane, und überlegte, was zu thun ſey. Aber ich hatte vor allen Dingen Gott zu loben und die Armuth zu ſegnen, die, wie ſie öfters den Menſchen den Tod bringt, nun die Urſache meines Lebens war. Denn Herr Durante, mein Feind, oder wer es auch ſeyn mochte, hatte ſeinen Endzweck nicht erreicht. Lione hatte den Stein nicht geſtoßen, ſondern ihn aus Armuth

für ſich behalten, für mich aber zerrieb er einen geringen Beryll von wenigem Werth; vielleicht dachte er, weil es auch ein Stein ſey, thue er dieſelbigen Dienſte.

Zu der Zeit war der Biſchof von Pavia, Bruder des Grafen San Secondo Monſignor de Roſſi von Parma genannt, gleichfalls Gefangener im Caſtell; ich rief ihm mit lauter Stimme und ſagte, daß die Schelmen mich umzubringen, mir einen geſtoßenen Diamanten unter das Eſſen gemiſcht hätten. Ich ließ ihn durch einen ſeiner Diener etwas von dem übergebliebenen Pulver zeigen, und ſagte ihm nicht daß ich es für keinen geſtoßenen Diamanten erkenne, vielmehr, daß ſie mich gewiß nach dem Tode des guten Caſtellans vergiftet hätten. Ich bat ihn, er möchte mir für meine wenige Lebenszeit nur des Tages eins von ſeinen Broten geben, denn ich hätte mir vorgenommen, nichts zu eſſen was von ihnen käme, und er verſprach mir, von ſeinem Eſſen zu ſchicken. Dieſer Biſchof war gefangen wegen einer Art von Verſchwörung, die er in Pavia gemacht hatte, und ich, weil er ſo ſehr mein Freund war, vertraute mich ihm.

Herr Antonio, der neue Caſtellan, der gewiß nichts von der Sache wußte, machte großen Lärm, und auch er wollte den geſtoßenen Stein ſehen, den er gleichfalls für Diamant hielt, doch, da er glaubte, der Anſchlag käm' vom Papſte, ging er leicht darüber weg, und die Sache ward als ein Zufall behandelt.

Ich aß nunmehr die Speiſen, welche mir der Bi-

ſchof ſandte, ſchrieb beſtändig an meinem Gedichte über das Gefängniß, und ſetzte täglich Punct vor Punct die Begebenheiten hinzu, die ſich zutrugen. Inzwiſchen ſchickte mir der Caſtellan mein Eſſen, durch jenen Johannes, den ehemaligen Apothekersjungen von Prato, der nun hier Soldat war. Dieſer, mein größter Feind, hatte mir eben den geſtoßenen Diamant gebracht, und ich ſagte ihm daß ich nicht eher von ſeinen Speiſen eſſen würde, ehe er ſie mir credenzt hätte. Er ſagte darauf: das geſchähe wohl dem Papſte! Ich verſetzte ihm: wie eigentlich Edelleute verbunden ſeyen, einem Papſt zu credenzen, ſo ſey er, Soldat, Apotheker und Bauer von Prato, ſchuldig, einem Florentiner Meinesgleichen aufzuwarten. Darüber ſagte er mir harte Worte und ich erwiderte ſie. Nun ſchämte ſich Herr Antonio einigermaßen über das was vorgegangen war, und weil er Luſt hatte mich alle Koſten zahlen zu laſſen, die mir von dem guten verſtorbenen Caſtellan ſchon geſchenkt waren, wählte er unter ſeinen Dienern einen andern, der mir wohl wollte, und ſchickte mir das Eſſen durch ihn, der mir mit vieler Gefälligkeit jedesmal credenzte. Auch ſagte er mir alle Tage, daß der Papſt beſtändig vom Herrn von Morluc angegangen werde, der von Seiten des Königs mich unabläſſig zurückverlangte, wobei der Papſt wenig Luſt zeige mich heraus zu geben, ja daß ſogar Cardinal Farneſe, ſonſt mein ſo großer Freund und Patron, ſollte geſagt haben: ich würde wohl noch eine Weile mich

gedulden müssen. Worauf ich versetzte: und ich werde ihnen allen zum Trutz doch frei werden. Der gute Mensch bat mich ich möchte still seyn, daß niemand so etwas hörte, denn es könne mir großen Schaden bringen, und mein Vertrauen auf Gott möchte ich doch ja im stillen erhalten und mich damit stärken. Ich antwortete ihm darauf: Die Kraft Gottes hat keine Furcht vor der bösartigen Ungerechtigkeit.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Fünfunddreyßigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

39.

In das Stammbuch
der Frau Hofmarſchall v. Spiegel.

Januar 1821.

Der Dichtung Faden läßt ſich heut nicht faſſen;
Ich bitte mir die Blätter weiß zu laſſen!

Am 25. Februar 1824.

Seit jenen Zeilen bis zum heutigen Tage
Sind faſt zweyhundert Wochen fortgeſchritten,
Und immer iſt es noch die alte Klage
Als laſſe ſich die Muſe nicht erbitten;
Doch wenn ich ſie im Stillen ernſtlich frage
Verſetzt ſie mich, mit Adlerflug, in mitten
Von jener Feyer einzigen Augenblicken,
Wie es erſcholl im freudigſten Entzücken:

Inhalt.

Benvenuto Cellini. Zweyter Theil.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Cardinal von Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er ſich mit dem Papſt bei Tafel unterhält, weiß er die Freiheit des Autors zu erbitten. — Gedicht in Terzinen, welches Cellini in der Gefangenſchaft ſchrieb. S. 5

Zweytes Capitel.

Der Autor, nach ſeiner Befreiung, beſucht den Ascanio zu Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen ſchönen Becher für den Cardinal von Ferrara. — Modell zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet ſich zu den Dienſten des Königs von Frankreich Franz I und verreiſt mit dem Cardinal von Ferrara nach Paris. — Böſes Abenteuer mit dem Poſtmeiſter von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bei ſeiner Schweſter bleibt. S. 9

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog ſehr wohl aufnimmt, und ſein Profil von ihm boſſiren läßt. — Das Klima iſt ihm ſchädlich, und er wird krank. Er ſpeiſt junge Pfauen und ſtellt dadurch ſeine Geſundheit her. — Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrießlichen Umſtänden begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufſchub reiſt er weiter und kommt glücklich nach Lyon, von dannen er ſich nach Fontainebleau begibt, wo der Hof ſich eben aufhielt. S. 24

Viertes Capitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich sehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieses wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf seiner Reise nach Dauphiné. — Der Cardinal verlangt von Cellini, er solle sich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber sehr verdrießlich, entschließt sich aus dem Stegreife, eine Pilgrimschaft nach Jerusalem anzutreten. — Man setzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen schönen Gehalt gibt und ein großes Gebäude in Paris zu seiner Werkstatt anweiset. — Er begibt sich nach dieser Hauptstadt, findet aber großen Widerstand, indem er Besitz von seiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt. S. 35

Fünftes Capitel.

Der König bestellt bei unserm Autor lebensgroße Götterstatuen von Silber. — Indessen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majestät Becken und Becher, von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherlei Figuren und Zierrathen. — Der König drückt seine Zufriedenheit auf das großmüthigste aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil durch ein sonderbares Betragen des Cardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madame d'Estampes und dem ganzen Hof, drückt unsern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Geldes zählen. — Als er nach Haus geht, wird er von vier bewaffneten Freibeutern angefallen, die er zurückschlägt. — Streit zwischen ihm und einigen Französischen Künstlern, bei Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entscheidet für ihn. S. 49

Sechstes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigner Bewegung naturalisirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein Nello genannt, beliehen. — Der König besucht ihn zum andernmal, begleitet von Madame d'Estampes, und bestellt treffliche Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf diesen Befehl verfertigt er zwey schöne Modelle, und zeigt sie Seiner Majestät. — Beschreibung dieser Verzierung. — Merkwürdige Unterredung

mit dem Könige bei dieſer Gelegenheit. — Madame d'Eſtampes findet ſich beleidigt, daß der Autor ſich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um ſich bei ihr wieder in Gunſt zu ſetzen, will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber ſchenken; aber er wird nicht vorgelaſſen. — Er überbringt es dem Cardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt ſich ſelbſt in große Verlegenheit, indem er einen Begünſtigten der Madame d'Eſtampes, der im Schloßchen Klein Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie verſucht ihm die Gunſt des Königs zu entziehen; aber der Dauphin ſpricht zu ſeinem Vortheil. S. 61

Siebentes Capitel.

Madame d'Eſtampes muntert den Mahler Primaticcio, ſonſt Bologna genannt, auf, durch Wetteifer den Autor zu ärgern. — Er wird in einen verdrießlichen Proceß verwickelt, mit einer Perſon, die er aus Klein Nello geworfen. — Beſchreibung der Franzöſiſchen Gerichtshöfe. — Der Verfaſſer, durch dieſe Verfolgungen und durch die Advocatenkniffe auf's äußerſte gebracht verwundet die Gegenparten und bringt ſie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von ſeinen vier Geſellen und ſeiner Magd Katharine. — Ein heuchleriſcher Geſelle betriegt den Meiſter und hält's mit Katharinen. — Der Meiſter ertappt ſie auf der That und ſagt Katharinen mit ihrer Mutter aus dem Hauſe. — Sie verklagen ihn wegen unnatürlicher Befriedigung. — Dem Autor wird's bange. — Nachdem er ſich gefaßt und ſich kühnlich dargeſtellt, verficht er ſeine eigne Sache und wird ehrenvoll entlaſſen. S. 80

Achtes Capitel.

Offener Bruch zwiſchen Cellini und Bologna dem Mahler, weil dieſer, auf Eingeben der Madame d'Eſtampes, verſchiedene Entwürfe des Verfaſſers auszuführen unternommen. — Bologna durch des Autors Drohungen in Furcht geſetzt gibt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Katharine ihr Verhältniß fortſetzen und rächt ſich auf eine beſondere Weiſe. — Er bringt Seiner Majeſtät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beſchreibung gegeben. — Er

nimmt ein ander Mädchen in ſeine Dienſte, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König beſucht den Autor wieder, und da er ſeine Arbeiten ſehr zugenommen findet, befiehlt er, ihm eine anſehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Cardinal von Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt werden, und befiehlt ſeinem Miniſter, demſelben die erſte Abtey welche ledig würde, zu übertragen. S. 94

Neuntes Capitel.

Madame d'Eſtampes, in der Abſicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König für einen Diſtillateur die Erlaubniß, das Ballhaus in Klein Nello zu beziehen. — Cellini widerſetzt ſich und nöthigt den Mann den Ort zu verlaſſen. — Der Autor triumphirt, indem der König ſein Betragen billigt. — Er begibt ſich nach Fontainebleau, mit der ſilbernen Statue des Jupiters. — Bologna der Mahler, der eben Abgüſſe antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, verſucht, den Beifall den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Parteylichkeit der Madame d'Eſtampes für Bologna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Lächerliches Abenteuer des Ascanio. S. 112

Zehntes Capitel.

Der Krieg mit Carl V bricht aus. — Der Verfaſſer ſoll zur Befeſtigung der Stadt mitwirken. — Madame d'Eſtampes, durch fortgeſetzte Kunſtgriffe, ſucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majeſtät macht ihm Vorwürfe, gegen die er ſich vertheidigt. — Madame d'Eſtampes wirkt, nach ihren ungünſtigen Geſinnungen, weiter fort. — Cellini ſpricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Cardinal Ferrara verſchafft. S. 122

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Verfaſſer, der ſeine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwey Geſellen Haus und Habe, und macht ſich auf den Weg nach Italien. — Ascanio wird ihm nachgeſchickt, um zwey Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm, in der Nachbarſchaft von Lyon. — Der Verfaſſer wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt der ihm die Hinterliſt des Cardinals von Ferrara und ſeiner zwey Geſellen entdeckt. — In Piacenza begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieſer Zuſammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er ſeine Schweſter, mit ihren ſechs jungen Töchtern, findet. S. 137

Zweytes Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosimus von Medicis ſehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begibt er ſich in des Herzogs Dienſte. — Der Herzog weiſt ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwiſchen ihm und dem Haushofmeiſter. S. 147

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verläumdung der Geſellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perſeus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinello ſich eiferſüchtig und tückiſch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er ſeine Rechnung mit dem König abgeſchloſſen. — Er antwortet und ſetzt eine umſtändliche Rechnung auf. — Geſchichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs bei'm Verkauf eines Diamanten ſpielen. — Des Herzogs Haushofmeiſter ſtiftet ein Weib an, den Verfaſſer wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Seine anzuklagen. S. 154

Viertes Capitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begibt ſich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sanſovino und andere geſchickte Künſtler ſehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in ſeiner Arbeit fort. — Den Perſeus kann er nicht zum beſten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt ſich deshalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beſchäftigt ihn als Juwelier und wünſcht, daß er ſeine ganze Zeit auf dieſe Arbeit verwende; aber, aus Verlangen ſich in einem höhern Fache zu zeigen, greift er ſeinen Perſeus wieder an. S. 172

Fünftes Capitel.

Die Eiferſucht des Bandinelli legt unſerm Verfaſſer unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang ſeines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fieſole, einen natürlichen Sohn zu beſuchen, und trifft auf ſeinem Rückweg mit Bandinelli zuſammen. — Erſt beſchließt er ihn zu ermorden; doch, da er ſein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt ſich wieder ruhig und hält ſich an ſein Werk. — Unterhaltung zwiſchen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Gannmed reſtaurirt. Nachricht von einigen Marmorſtatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narciß. — Durch einen Zufall verliert er faſt ſein Auge. — Art ſeiner Geneſung. S. 183

Sechſtes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geſchicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfaſſer gibt einen hinreichenden Beweis ſeiner Kunſt, indem er den Perſeus gießt. Die Statue geräth zu aller Welt Erſtaunen und wird unter vielen Hinderniſſen mit großer Anſtrengung vollendet. S. 204

Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Portraitbüſte des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs

Erlaubniß nach Rom zu Anfang der Regierung des Papſtes Julius III. — Nachdem er dieſen aufgewartet, beſucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienſte des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab mit der Entſchuldigung, weil er bei Sanct Peter angeſtellt ſey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verläumdungen des Hausbofmeiſters Urſache ſeyn mochten. — Er wird mit dem Fürſten wieder ausgeſöhnt, fällt aber ſogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beiſteht. — Umſtändliche Erzählung dieſer Begebenheit. — Bernardone ſagt es dem Herzog durch, daß dieſer gegen Cellini's Rath die Perlen für die Herzogin kauft. — Dieſe wird des Verfaſſers unverſöhnliche Feindin. S. 217

Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfaſſer wird mit andern zu Ausbeſſerung der Florentiniſchen Feſtungswerke angeſtellt. — Wortſtreit zwiſchen ihm und dem Herzog über die beſte Befeſtigungsart. — Cellini's Händel mit einem Lombardiſchen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verſtümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergeſtellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hinderniſſe von Seiten der Herzogin findet. — Seltſamer Auftritt zwiſchen ihm und Ihrer Hoheit. — Er verſagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzuſtellen, wodurch das Verhältniß zwiſchen beiden verſchlimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldſchmied. — Der Verfaſſer endigt ſeine berühmte Statue des Perſeus, ſie wird auf dem Platze aufgeſtellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog beſonders iſt ſehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienſte nicht verlaſſen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombroſa und Camaldoli. S. 234

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet, auf ſeinem Wege, einem alten Alchimiſten von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß gibt, und ihm mit einer Karte von ſeiner eignen Hand beſchenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt iſt, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen ſeines Eifers höchlich lobt. — Differenz zwiſchen ihm und dem Herzog, wegen des Preiſes des Perſeus. — Man überläßt es der Entſcheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverſtändniß zwiſchen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln ſollen. — Der Herzog wünſcht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für das Chor von St. Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen gibt der Herzog dieſen Vorſatz auf. — Der Autor erbietet ſich, zwey Pulte für den Chor zu machen, und ſie mit halberhobenen Figuren, in Erz, auszugießen. — Der Herzog billigt den Vorſchlag. S. 250

Zehntes Capitel.

Streit zwiſchen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns, aus einem großen verrätzigen Stück Marmor machen ſolle. — Die Herzogin begünſtigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorſtellung, bewegt den Herzog zur Erklärung: daß der die Arbeit haben ſolle, der das beſte Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinelli ſtirbt vor Verdruß. — Durch die Unkunſt der Herzogin erhält Ammanato den Marmor. — Seltſamer Contract des Autors mit einem Dichthändler mit Namen Stietta. — Das Weib dieſes Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während ſeiner Krankheit, welche ſechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanato verdrängt. S. 265

Eilftes Capitel.

Cellini, nach ſeiner Geneſung, wird beſonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünſtigt und aufgemuntert. — Groſſes

Unrecht das er von dem Magiſtrat in einem Proceß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begibt ſich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm ſeine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bei Sbietta bekommen, anſtatt ihn zu zerſtören, reinigt ſeinen Körper und ſtärkt ſeine Leibesbeſchaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit die er in ſeinem Rechtsſtreite mit Sbietta durch den Verrath des Raphael Schieggia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin beſuchen ihn, als ſie von Piſa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieſer Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin verſöhnen ſich mit ihm und verſprechen ihm alle Art von Beiſtand und Aufmunterung. — Da er ſich in ſeiner Erwartung getäuſcht findet, iſt er geneigt einem Vorſchlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis, verwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihrem Gemahl Heinrich II ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm ſey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal von Medicis ſtirbt, worüber am Florentiniſchen Hof große Trauer entſteht. — Cellini reiſt nach Piſa. S. 287

„Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Byzanz. Ihr seht sie hier!
Als Kaiserskind trägt sie die Goldgewänder,
Und doch ist sie des Schmuckes höchste Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuren Pfänder
Die Liebesboten zwischen Ihm und Ihr,
Sie bringt der Zwerg, die frohste Morgengabe:
Ein Liebespfand ist mehr als Gut und Habe.“

„Da sprach das Lied, so heiter als bedächtig
Von König Rothers unbezwungner Kraft,
Dem, wie er schon in Waffen groß und mächtig,
Auch Liebe nun das höchste Glück verschafft,
Als Pilger klug, als Gast freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt sie weggerafft,
Zum schönsten Glück, zum höchsten Mutterloose:
Von ihnen stammt Pipin und Karl der Große.“

Wie denn das Gute, Schöne nimmer schwindet
Und, immer wirkend, immer sich erhält,
Sich ungesäumt zum höchsten Wahren findet,
Als lebend zu Lebendigem gesellt;
Und glücklich ist wer ihnen sich verbindet,
Beständig bleibt ihm die bewegte Welt;
So war's auch mir im Augenblick, dem süßen,
Nach langer Zeit die Freundin zu begrüßen.

Benvenuto Cellini.

Zweyter Theil.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Der Cardinal von Ferrara kommt aus Frankreich nach Rom zurück. — Als er ſich mit dem Papſt bei Tafel unterhält, weiß er die Freiheit des Autors zu erwitten. — Gefängniß in Terzonen, welches Cellini in der Gefangenſchaft ſavier

So vergingen wenige Tage, als der Cardinal von Ferrara in Rom erſchien, der, als er dem Papſt ſeine Aufwartung machte, ſo lange bei ihm aufgehalten wurde, bis die Stunde des Abendeſſens kam. Nun war der Papſt ein ſehr kluger Mann, und wollte bequem mit dem Cardinal über die Franzoſereyen ſprechen, weil man bei ſolchen Gelegenheiten ſich freier über viele Dinge als ſonſt herauslägt. Der Cardinal, indem er von der großmüthigen und freigebigen Art des Königs, die er genugſam kannte, ſehr ausführlich ſprach, gefiel dem Papſte außerordentlich, der ſich, wie er alle Woche einmal that, bei dieſer Gelegenheit betrank, von welchem Rauſch er ſich denn gewöhnlich ſogleich befreite, indem er alles wieder von ſich gab.

Da der Cardinal die gute Diſpoſition des Papſtes bemerkte, bei welcher wohl eine gnädige Gewährung zu hoffen war, verlangte er mich von Seiten des Königs

auf das nachdrücklichste und versicherte, daß Seine Majestät auf das lebhafteste nach mir begehre. Da nun der Papst sich nahe an der Zeit fühlte wo er sich zu übergeben pflegte, auch sonst der Wein seine Wirkungen äußerte, so sagte er mit großem Lachen zum Cardinal: Nun sollt ihr ihn gleich mit euch nach Hause führen! Darauf gab er seinen besondern Befehl und stand vom Tische auf. Sogleich schickte der Cardinal nach mir, ehe es Herr Peter Ludwig erfähre; denn der hätte mich auf keine Weise aus dem Gefängniß gelassen. Es kam der Befehl des Papstes und zwen der ersten Edelleute des Cardinals Ferrara; nach vier Uhr in der Nacht befreiten sie mich aus dem Gefängnisse, und führten mich vor den Cardinal, der mich mit unschätzbarer Freundschaft empfing, mich gut einquartiren und sonst auf's beste versorgen ließ. Herr Antonio, der neue Castellan, verlangte, daß ich alle Kosten, nebst allen Trinkgeldern für den Bargell und dergleichen Leute bezahlen sollte, und wollte nichts von alle dem beobachtet wissen, was sein Bruder, der Castellan, zu meinen Gunsten verordnet hatte. Das kostete mich noch manche zehn Scudi.

Der Cardinal aber sagte mir, ich solle nur gutes Muthes seyn und mich wohl in Acht nehmen, wenn mir mein Leben lieb sey; denn wenn er mich nicht selbigen Abend aus dem Gefängniß gebracht hätte, so wär' ich wohl niemals herausgekommen; er höre schon, daß der Papst sich beklage, mich losgelassen zu haben.

Nun muß ich noch einiger Vorfälle rückwärts gedenken, damit verſchiedene Dinge deutlich werden, deren ich in meinem Gedicht erwähne.

Als ich mich einige Tage in dem Zimmer des Cardinals Cornaro aufhielt, und nachher, als ich in dem geheimen Garten des Papſtes war, beſuchte mich unter andern werthen Freunden ein Caſſier des Herrn Bindo Altoviti, der Bernhard Galluzzi hieß, dem ich den Werth von einigen hundert Scudi vertraut hatte. Er kam zu mir im geheimen Garten des Papſtes, und wollte mir alles zurückgeben; ich aber verſetzte, ich wüßte meine Baarſchaft keinem liebern Freunde zu geben, noch ſie an einen Ort zu legen wo ſie ſicherer ſtünde; da wollte er mir das Geld mit Gewalt aufdringen, und ich hatte Noth ihn zu bewegen daß er es behielt. Da ich nun aus dem Caſtell befreit wurde, fand ſich's, daß er verdorben war und ich verlor meine Baarſchaft.

Ferner hatte ich noch im Gefängniß einen ſchrecklichen Traum, als wenn mir jemand mit der Feder Worte von der größten Bedeutung an die Stirn ſchrieb, und mir dreymal ſagte, ich ſollte ſchweigen und niemand nichts davon entdecken.

So erzählte man mir auch, ohne daß ich wußte wer es war, alles was in der Folge Herrn Peter Ludwig begegnete ſo deutlich und genau, daß ich nichts anders glauben konnte, als ein Engel des Himmels habe es mir offenbaret.

Dann muß ich noch eine Sache nicht zurücklaſſen, die größer iſt als daß ſie einem andern Menſchen begegnet wäre, ein Zeichen, daß Gott mich losgeſprochen, und mir ſeine Geheimniſſe ſelbſt offenbaret hat. Denn ſeit der Zeit, daß ich jene himmliſchen Gegenſtände geſehen, iſt mir ein Schein um's Haupt geblieben, den jederman ſehen konnte, ob ich ihn gleich nur wenigen gezeigt habe.

Dieſen Schein ſieht man des Morgens über meinem Schatten, wenn die Sonne aufgeht und etwa zwey Stunden darnach. Am beſten ſieht man ihn, wenn ein leichter Thau auf dem Graſe liegt, imgleichen Abends bei Sonnenuntergang. Ich bemerkte ihn in Frankreich, in Paris, weil die Luft in jener Gegend viel reiner von Nebeln iſt, ſo daß man den Schein viel ausdrücklicher ſah, als in Italien wo die Nebel viel häufiger ſind; deſſen ungeachtet aber ſeh' ich ihn auf alle Weiſe, und kann ihn auch andern zeigen, nur nicht ſo gut wie in jenen Gegenden.

Zweytes Capitel.

Der Autor, nach seiner Befreiung, besucht den Ascanio in Tagliacozzo. — Er kehrt nach Rom zurück und endigt einen schönen Becher für den Cardinal von Ferrara. — Medeil zu einem Salzfaß mit Figuren. — Er verbindet sich zu den Diensten des Königs von Frankreich Franz I und verreist mit dem Cardinal von Ferrara nach Paris. — Böses Abenteuer mit dem Postmeister von Siena. — Er kommt nach Florenz, wo er vier Tage bei seiner Schwester bleibt.

Als ich nun so im Palast des Cardinals von Ferrara mich befand, gern von jederman gesehen und noch weit mehr besucht als vorher, verwunderten sich alle, daß ich aus so unglaublichem Unglück in welchem ich gelebt hatte, wieder gerettet sey. Indessen ich nun mich wieder erholte, machte es mir das größte Vergnügen meine Verse auszuarbeiten, denn um besser wieder zu Kräften zu kommen, nahm ich mir einst vor, wieder der freien Luft zu genießen, wozu mir mein guter Cardinal Freiheit und Pferde gab, und so ritt ich mit zwey Römischen Jünglingen, deren einer von meiner Kunst war, der andere aber uns nur gern Gesellschaft leistete, von Rom weg und nach Tagliacozzo, meinen Lehrling Ascanio zu besuchen. Ich fand ihn mit Vater, Geschwistern und Stiefmutter, welche mich zwey Tage auf das freund-

schaftlichste bewirtheten. Ich kehrte darauf nach Rom zurück und nahm den Ascanio mit mir. Unterweges fingen wir an von der Kunst zu sprechen, dergestalt, daß ich die lebhafteste Begierde fühlte, wieder nach Rom zu kommen, um meine Arbeiten anzufangen. Nach meiner Rückkunft schickte ich mich auch sogleich dazu an, und fand ein silbernes Becken, das ich für den Cardinal angefangen hatte, ehe ich eingekerkert wurde, daran ließ ich obgedachten Paul arbeiten; ein schöner Pocal aber, den ich zugleich mit diesem Becken in Arbeit genommen hatte, war mir indessen, mit einer Menge anderer Sachen von Werth, gestohlen worden. Ich fing ihn nun wieder von vorn an. Er war mit runden halb erhabenen Figuren geziert, deßgleichen hatte ich auch auf dem Becken runde Figuren und Fische von halb erhabener Arbeit vorgestellt, so daß jeder, der es sah, sich verwundern mußte, sowohl über die Gewalt des Geistes und der Erfindung, als über die Sorgfalt und Reinlichkeit, welche die jungen Leute bei diesen Werken anwendeten.

Der Cardinal kam wenigstens alle Tage zweymal mit Herrn Ludwig Alamanni und Herrn Gabriel Cesane, und man brachte einige Stunden vergnügt zu, ob ich gleich genug zu thun hatte. Er überhäufte mich mit neuen Werken und gab mir sein großes Siegel zu arbeiten, welches die Größe der Hand eines Knaben von zwölf Jahren hatte; darein grub ich zwey Geschichten, einmal wie St. Johannes in der Wüsten predigte, und

40.

Der zierlichſten Undine.

Gib acht! es wird dir allerlei begegnen,
Biſt du im Trocknen wird es regnen,
Zum Schwimmen wird die Welle ſich verſagen,
Wen aber haſt du deshalb anzuklagen?
Merkſt du nicht eiferſücht'gen Zorn?
Ein Lächeln wird er wohl verdienen;
Und du verzeihſt dem Onkel Kühlehorn,
Man ſagt ihm nach er liebe ſelbſt Undinen.

41.

Reichthum und Blüthe.

Blumen und Gold zugleich
Machen reich.
Goldnen Rahmen ſiehſt du erfüllt
Mit deinem Bild.
Sieh nur wie köſtlich es iſt
Was du haſt und biſt.

dann wie St. Ambroſius die Arianer verjagte; er war auf einem Pferde vorgeſtellt mit der Geißel in der Hand, von ſo kühner und guter Zeichnung und ſo ſauber gearbeitet, daß jederman ſagte, ich habe den großen Lautitio übertroffen, der ſich nur allein mit dieſer Art Arbeiten abgab. Der Cardinal war ſtolz, ſein Siegel mit den Siegeln der übrigen Cardinäle zu vergleichen, welche gedachter Meiſter faſt alle gearbeitet hatte.

So ward mir auch von dem Cardinal und den zwey obgedachten Herren aufgetragen, ein Salzgefäß zu machen, es ſollte ſich aber von der gewöhnlichen Art entfernen. Herr Ludwig ſagte bei Gelegenheit dieſes Salzfaſſes viele verwunderswürdige Dinge, ſo wie auch Herr Gabriel Ceſano die ſchönſten Gedanken über denſelben Gegenſtand vorbrachte; der Cardinal hörte gnädig zu, und, ſehr zufrieden von den Zeichnungen welche die beiden Herren mit Worten gemacht hatten, ſagte er zu mir: Benvenuto! die beiden Vorſchläge gefallen mir ſo ſehr, daß ich nicht weiß, von welchem ich mich trennen ſoll, deßwegen magſt du entſcheiden, der du ſie in's Werk zu ſetzen haſt. Darauf ſagte ich: Es iſt bekannt, meine Herren, von welcher großen Bedeutung die Könige und Kaiſer ſind, und in was für einem göttlichen Glanz ſie erſcheinen. Deſſen ungeachtet, wenn ihr einen armen geringen Schäfer fragt, zu wem er mehr Liebe und Neigung empfinde, zu dieſen Prinzen, oder zu ſeinen eigenen Kindern? ſo wird er gewiß geſtehen, daß er

diese leztern vorziehe; so habe ich auch eine große Vorliebe für meine eigenen Geburten, die ich durch meine Kunst hervorbringe, daher was ich euch zuerst vorlegen werde, hochwürdigster Herr und Gönner, das wird ein Werk nach meiner eigenen Erfindung seyn, denn manche Sachen sind leicht zu sagen, die nachher, wenn sie ausgeführt werden, keineswegs gut lassen; und so wendete ich mich zu den beiden trefflichen Männern und versetzte: Ihr habt gesagt, und ich will thun. Darauf lächelte Herr Ludwig Alamanni und erwiderte mit der größten Anmuth viele treffliche Worte zu meiner Gunst, und es stand ihm sehr wohl an, denn er war schön anzusehen, von Körper wohlgestaltet, und hatte eine gefällige Stimme; Herr Gabriel Cesano war gerade das Gegentheil, so häßlich und ungefällig, und nach seiner Gestalt sprach er auch.

Herr Ludwig hatte mit Worten gezeichnet, daß ich Venus und Cupido vorstellen sollte, mit allerlei Galanterien umher, und alles sehr schicklich; Herr Gabriel hatte angegeben, ich solle eine Amphitrite vorstellen mit Tritonen und mehreren Dingen, alle gut zu sagen, aber nicht zu machen. Ich hingegen nahm einen runden Untersatz, ungefähr zwey Drittel einer Elle, und darauf, um zu zeigen, wie das Meer sich mit der Erde verbindet, machte ich zwey Figuren einen guten Palm groß, die mit verschränkten Füßen gegen einander saßen, so wie man die Arme des Meeres in die Erde hineinlaufen sieht.

Das Meer als Mann gebildet, hielt ein reich gearbeitetes Schiff, welches Salz genug fassen konnte, darunter hatte ich vier Seepferde angebracht und der Figur in die rechte Hand den Dreyzack gegeben; die Erde hatte ich weiblich gebildet, von so schöner Gestalt und so anmuthig, als ich nur wußte und konnte. Ich hatte neben sie einen reichen, verzierten Tempel auf den Boden gestellt, der den Pfeffer enthalten sollte. Sie lehnte sich mit einer Hand darauf, und in der andern hielt sie das Horn des Ueberflusses mit allen Schönheiten geziert, die ich nur in der Welt wußte. Auf derselben Seite waren die schönsten Thiere vorgestellt, welche die Erde hervorbringt, und auf der andern, unterhalb der Figur des Meeres, hatte ich die besten Arten von Fischen und Muscheln angebracht, die nur in dem kleinen Raum statt finden konnten; übrigens machte ich an dem Oval ringsum die allerherrlichsten Zierrathen.

Als nun darauf der Cardinal mit seinen zwey trefflichen Begleitern kam, brachte ich das Modell von Wachs hervor, worüber sogleich Herr Gabriel Cesano mit großem Lärm herfiel, und sagte: Das Werk ist in zehen Menschenleben nicht zu vollenden, und Ihr wollt, hochwürdigster Herr, es doch in Eurem Leben noch fertig sehen? Ihr werdet wohl vergebens darauf warten. Benvenuto will Euch von seinen Söhnen zeigen, nicht geben; wir haben doch wenigstens Dinge gesagt, die gemacht werden konnten, er zeigt Dinge, die man nicht

machen kann. Darauf nahm Herr Ludwig Alamanni meine Partie; der Cardinal aber sagte, er wolle sich auf ein so großes Unternehmen nicht einlassen; da versetzte ich: Hochwürdigster Herr! ich sage voll Zuversicht daß ich das Werk für den zu endigen hoffe, der es bestellen wird. Ihr sollt es alle, noch hundertmal reicher als das Modell, vor Augen sehen, und ich hoffe mit der Zeit noch mehr als das zu machen. Darauf versetzte der Cardinal mit einiger Lebhaftigkeit: Wenn du es nicht für den König machst, zu dem ich dich führe, so glaube ich nicht, daß du es für einen andern zu Stande bringst. Sogleich zeigte er mir den Brief, worin der König in einem Absatze schrieb: er solle geschwind wieder kommen und Benvenuto mitbringen! Da hub ich die Hände gen Himmel und rief: O wann wird das Geschwinde doch kommen? Der Cardinal sagte: ich sollte mich einrichten, und meine Sachen in Rom in Ordnung bringen, und zwar innerhalb zehen Tagen.

Als die Zeit der Abreise herbeikam, schenkte er mir ein schönes und gutes Pferd, das Tornen hieß, weil der Cardinal dieses Namens es ihm geschenkt hatte; auch Paul und Ascanio, meine Schüler, wurden mit Pferden versehen. Der Cardinal theilte seinen Hof, der sehr groß war; den einen edlern Theil nahm er mit sich auf den Weg nach der Romagna, um die Madonna von Loretto zu besuchen, und alsdann nach Ferrara, in sein Haus zu gehen; den andern Theil schickte er gegen Flo-

renz, das war der größte, und dabei seine schönste Reiterey. Er sagte mir, wenn ich auf der Reise sicher seyn wollte, so sollte ich sie mit ihm zurücklegen, wo nicht, so könnte ich in Lebensgefahr gerathen. Ich gab mein Wort, daß ich mit ihm gehen wollte; aber weil alles geschehen muß, was im Himmel beschlossen ist, so gefiel es Gott, daß mir meine arme leibliche Schwester in den Sinn kam, die so viele Betrübniß über mein großes Uebel gehabt hatte; auch erinnerte ich mich meiner Nichten, die in Viterbo Nonnen waren, die eine Aebtissin, die andere Schaffnerin, so daß sie die reiche Abtey gleichsam beherrschten. Sie hatten auch um meinetwillen so viele schwere Leiden erduldet, und für mich so viel gebetet, daß ich für gewiß glaube, meine Befreiung habe ich der Frömmigkeit dieser guten Mädchen zu verdanken.

Da ich das alles bedachte, beschloß ich nach Florenz zu gehen, und statt daß ich auf diesem Wege, so wie auf dem andern, mit den Leuten des Cardinals die Reise hätte umsonst machen können, so gefiel es mir noch besser, für mich und in andrer Gesellschaft zu gehen. Den heiligen Montag reis'ten wir zu drey von Rom ab; in Monteroſi traf ich Meister Cherubin, einen trefflichen Juwelier, meinen sehr guten Freund, und glaubte, weil ich öffentlich gesagt hatte, ich würde mit dem Cardinal gehen, keiner meiner Feinde würde mir weiter aufgepaßt haben; und doch hätte es mir bei Monteroſi übel bekommen können; denn man hatte vor uns einen Haufen wohl-

bewaffneter Leute hergeschickt, mir etwas Unangenehmes zu erzeigen, und indeß wir bei Tische saßen, hatten jene, nachdem sie vernommen, daß ich nicht im Gefolge des Cardinals reis'te, alle Anstalt gemacht mich zu beschädigen; da wollte Gott, daß das Gefolge so eben ankam, und ich zog mit ihm fröhlich und gesund nach Viterbo. Da hatte ich nun keine Gefahr mehr zu befürchten und ritt manchmal mehrere Meilen voraus, und die trefflichsten unter diesen Truppen bezeigten mir viele Achtung.

Als ich nun so, durch Gottes Gnade, gesund und wohl nach Viterbo kam, empfingen meine Nichten mich mit den größten Liebkosungen, so wie das ganze Kloster; dann reis'te ich weiter mit meiner Gesellschaft, indem wir uns bald vor, bald hinter dem Gefolge hielten, so daß wir am grünen Donnerstage um zwey und zwanzig nur ungefähr eine Post von Siena entfernt waren. Da fand ich einige Pferde, die eben von gedachter Stadt kamen, der Postillon aber wartete auf irgend einen Fremden, der für ein geringes Geld darauf allenfalls nach Siena zurückritte. Da stieg ich von meinem Pferde Tornon, legte mein Kissen und meine Steigbügel auf die gedachte Poststute, gab dem Knechte einen Julier, ließ meinen jungen Leuten mein Pferd, die es mir nachführen sollten, und machte mich auf den Weg, um eine halbe Stunde früher nach Siena zu kommen, sowohl weil ich einen Freund besuchen, als auch weil ich einige Geschäfte verrichten wollte. Und zwar ging es geschwind genug,

genug, doch ritt ich keinesweges postmäßig. Ich fand eine gute Herberge in Siena, besprach Zimmer für fünf Personen und schickte das Pferd nach der Post, die vor dem Thor zu Camollia angelegt war; ich hatte aber vergessen, mein Kissen und meine Steigbügel herunter zu nehmen.

Wir brachten den Abend sehr lustig zu. Charfreitag Morgens erinnerte ich mich meines Pferdezeuges, und als ich darnach schickte, wollte der Postmeister es nicht wieder herausgeben, weil ich seine Stute zu Schanden geritten hätte. Die Boten gingen oft hin und her, und er versicherte beständig, daß er die Sachen nicht wieder herausgeben wolle, mit vielen beleidigenden und unerträglichen Worten. Da sagte der Wirth wo ich wohnte: Ihr kommt noch gut weg, wenn er euch nichts Schlimmeres anthut als daß er Kissen und Steigbügel behält, denn einen solchen bestialischen Mann hat es noch nicht in unserer Stadt gegeben, und er hat zwey Söhne bei sich, die tapfersten Leute, und als Soldaten noch weit bestialischer denn er. Drum kauft nur wieder, was ihr bedürft, und reitet eurer Wege ohne euch weiter mit ihm einzulassen. Ich kaufte ein paar Steigbügel und dachte mein Kissen durch gute Worte wieder zu erlangen, und weil ich sehr gut beritten, mir Panzerhemd und Armschienen bewaffnet war, auch eine treffliche Büchse auf dem Sattel hatte, erregten die großen Bestialitäten, die der tolle Mensch mir hatte sagen lassen, in mir nicht die

geringste Furcht; auch waren meine jungen Leute gewöhnt, Panzerhemde und Ermel zu tragen und auf meinen Römischen Burschen hatte ich ein besonderes Vertrauen, denn ich wußte, daß er, so lange wir in Rom waren, die Waffenstücke nicht abgelegt hatte. Auch Ascanio, ungeachtet seiner Jugend, trug dergleichen, und da es Charfreitag war, dachte ich die Tollheit der Tollen sollte doch auch ein wenig feyern.

So kamen wir auf die gedachte Post Camollia, und ich erkannte den Mann gleich an den Wahrzeichen die man mir gegeben hatte; denn er war am linken Auge blind; da ließ ich meine zwey jungen Leute und die andere Gesellschaft hinter mir, ritt auf ihn los, und sagte ganz gelassen: Postmeister, wenn ich euch versichre, daß ich euer Pferd nicht zu Schanden geritten habe, warum wollt ihr mir Kissen und Steigbügel, die doch mein sind, nicht wieder geben? Darauf antwortete er mir, wirklich auf eine tolle bestialische Weise, wie man mir vorher hinterbracht hatte, worauf ich versetzte: Wie, send ihr nicht ein Christ? und wollt am heiligen Charfreitage euch und mir ein solches Aergerniß geben? Er versetzte: daß er sich weder um Gottes- noch um des Teufelsfreitag bekümmere, und wenn ich mich nicht gleich wegmachte, wollte er mich mit einem Spieße, den er indessen ergriffen hatte, zusammt mit meinem Schießgewehr zu Boden schlagen.

Auf die heftigen Worte kam ein alter Sanesischer

Edelmann herbei, der eben von einer Andacht, wie man ſie an ſelbigem Tage zu halten pflegt, zurückkam; er hatte von weitem recht deutlich meine Gründe vernommen und trat herzhaft hinzu, gedachten Poſtmeiſter zu tadeln, indem er meine Partey nahm. Er ſchalt auch auf die beiden Söhne, daß ſie nicht nach ihrer Schuldigkeit die Fremden bedienten, vielmehr durch ihre Schwüre und gotteslästerlichen Reden der Stadt Siena Schande brächten. Die beiden Söhne ſagten nichts, ſchüttelten den Kopf und gingen in's Haus. Der raſende Vater aber, der auf die Worte des Ehrenmanns noch giftiger geworden war, fällte unter ſchimpflichen Flüchen ſeinen Spieß und ſchwur, daß er mich gewiß ermorden wolle.

Als ich dieſe beſtialiſche Reſolution bemerkte, ließ ich ihn die Mündung meines Gewehrs in etwas ſehen, um ihn einigermaßen zurückzuhalten, er fiel mir aber nur deſto raſender auf den Leib. Nun hatte ich die Büchſe noch nicht gerade auf ihn gerichtet, wie ich doch zur Verwahrung und Vertheidigung meiner Perſon hätte thun können, ſondern die Mündung war noch in der Höhe, als das Gewehr von ſelbſt losging; die Kugel traf den Bogen des Thors, ſchlug zurück, und traf den Mann gerade in den Hals, ſo daß er todt zur Erde fiel. Seine Söhne liefen ſchnell herbei, der eine mit einem Rechen, der andere mit der Partiſane des Vaters, und fielen über meine jungen Leute her. Der mit dem Spieße griff meinen Paul, den Römer, auf der linken Seite an, der andere

machte sich an einen Mailänder, der närrisch aussah und nicht etwa sich aus der Sache zog, denn er hätte nur sagen dürfen, ich gehe ihn nichts an, vielmehr vertheidigte er sich gegen die Spitze jenes Spießes mit einem Stöckchen das er in der Hand hatte, und konnte denn freilich damit nicht zum besten pariren, so daß ihn sein Gegner am Ende ein wenig an den Mund traf.

Herr Cherubin war als Geistlicher gekleidet, denn ob er gleich ein trefflicher Goldschmied war, so hatte er doch viele Pfründen von dem Papste mit guten Einkünften erhalten. Ascanio, gut bewaffnet, gab kein Zeichen von sich, als wenn er fliehen wollte, und so wurden die beiden nicht angerührt. Ich hatte dem Pferde die Sperren gegeben und, indem es geschwind galeppirte, mein Gewehr wieder geladen. Ich kehrte darauf wüthend zurück und dachte erst aus dem Spaße Ernst zu machen; denn ich fürchtete, meine Knaben möchten erschlagen seyn, und da wollte ich auch mein Leben wagen. Ich war nicht weit zurückgeritten, als ich ihnen begegnete. Da fragte ich, ob ihnen ein Leids widerfahren wär? und Ascanio sagte: Paul sey tödtlich mit einem Spieße verwundet. Darauf versetzte ich: Paul, mein Sohn, so ist der Spieß durch das Panzerhemd gedrungen? Er sagte, ich habe es in den Mantelsack gethan. Da antwortete ich: Wehl erst diesen Morgen? so trägt man also die Panzerhemden in Rom, um sich vor den Damen sehen zu lassen! und an gefährlichen Orten, wo man sie

eigentlich braucht, hat man sie im Mantelsack. Alles Uebel, was dir widerfährt geschieht dir recht und du bist Schuld, daß ich auch hier umkommen werde, und indem ich so sprach, ritt ich immer rasch wieder zurück. Darauf baten Ascanio und er mich um Gotteswillen, ich möchte sie und mich erretten, denn wir gingen gewiß in den Tod. Zu gleicher Zeit begegnete ich Herrn Cherubin und dem verwundeten Mailänder; jener schalt mich aus, daß ich so grimmig sey, denn niemand sey beschädigt, Pauls Wunde sey nicht tief, der alte Postmeister sey todt auf der Erde geblieben, und die Söhne nebst andern Leuten seyen dergestalt in Bereitschaft, daß sie uns sicher alle in Stücken hauen würden; er bat mich, daß ich das Glück, das uns bei'm ersten Angriffe gerettet hätte, nicht wieder versuchen möchte, denn es könnte uns dießmal verlassen. Darauf versetzt' ich: Da ihr zufrieden send, so will ich mich auch beruhigen; und, indem ich mich zu Paul und Ascanio wendete, fuhr ich fort: Gebt euren Pferden die Sporen und laßt uns ohne weitern Aufenthalt nach Staggia galoppiren, und da werden wir sicher seyn. Darauf sagte der Mailänder: Der Henker hole die Sänden! das Uebel begegnet mir nur, weil ich gestern ein wenig Fleischsuppe gegessen habe, da ich nichts anders zu Mittage hatte. Darüber mußten wir, ungeachtet der großen Noth in der wir uns befanden, laut lachen, denn die Bestie hatte gar zu dummes Zeug vorgebracht; wir setzten uns darauf in Galopp und ließen

Herrn Cherubin und den Mailänder nach ihrer Bequemlichkeit langsam nachreiten.

Die Söhne des Todten waren sogleich zu dem Herzog von Melfi gelaufen, und hatten ihn um einige leichte Reiterey gebeten, um uns zu erreichen und zu fahen. Der Herzog, als er erfuhr daß wir dem Cardinal von Ferrara angehörten, wollte weder Pferde noch Erlaubniß geben. Indessen kamen wir nach Staggia in Sicherheit; ich rief einen Arzt, so gut man ihn daselbst haben konnte, und ließ Paulen besichtigen, da sich denn fand, daß es nur eine Hautwunde war, die nichts zu sagen hatte, und wir bestellten das Essen. Hierauf erschien Meister Cherubin und der närrische Mailänder, der nur immer sagt: Hole der Henker alle Händel! Er betrübte sich daß er excommunicirt sey, weil er diesen heiligen Morgen seinen Rosenkranz nicht hätte beten können. Der Mann war erstaunend garstig, hatte von Natur ein großes Maul, und durch die Wunde war es ihm mehr als drey Finger gewachsen; da nahm sich erst seine wunderliche Mailändische Sprache, die abgeschmackten Redensarten und die dummen Worte, die er hervorbrachte, recht närrisch aus, und gaben uns so viel Gelegenheit zu lachen, daß wir, anstatt über den Vorfall zu klagen, uns bei jedem seiner Worte lustig machten. Nun wollte der Arzt ihm das Maul heften, und da derselbe schon drey Stiche gethan hatte, sagte der Patient: er möchte inne halten, und sollte ihm nicht etwa gar aus bösem Willen das Maul

ganz zunähen. Darauf nahm er einen Löffel, und verlangte, gerade ſo viel ſollte man offen laſſen, daß der Löffel durchkönne, und er zu dem Seinigen käme.

Bei dieſen Worten, die er mit allerlei wunderlichen Bewegungen des Kopfes begleitete, ging erſt das Lachen recht los, und ſo kamen wir mit der größten Luſt nach Florenz. Wir ſtiegen bei'm Hauſe meiner armen Schweſter ab, die uns ſowohl als ihr Mann auf's beſte empfing und bewirthete. Herr Cherubin und der Mailänder gingen ihren Geſchäften nach, wir aber blieben vier Tage in Florenz, in welchen Paul geheilt wurde. Dabei war es die ſonderbarſte Sache, daß wir, ſo oft vom Mailänder geſprochen wurde, in eine ausgelaſſene Luſtigkeit verfielen, dagegen uns das Andenken der Unfälle die wir ausgeſtanden, äußerſt rührte, ſo daß wir mehr als einmal zugleich lachen und weinen mußten.

Drittes Capitel.

Der Verfaſſer kommt nach Ferrara, wo ihn der Herzog ſehr wohl aufnimmt, und ſein Profil von ihm poſiren läßt. – Das Klima iſt ihm ſchädlich, und er wird krank. Er freiſ't junge Pfauen und ſtellt dadurch ſeine Geſundheit her. — Mißverſtändniſſe zwiſchen ihm und des Herzogs Dienern, von manchen verdrießlichen Umſtänden begleitet. — Nach vielen Schwierigkeiten und erneuertem Aufſchub reiſ't er weiter und kommt glücklich nach Lyon, von dannen er ſich nach Fontainebleau begibt, wo der Hof ſich eben aufhielt.

Hierauf zogen wir nach Ferrara und fanden unſern Cardinal daſelbſt, der alle unſere Abenteuer gehört hatte, ſich darüber beſchwerte und ſagte: Ich bitte nur Gott um die Gnade, daß ich dich lebendig zu dem König bringe, wie ich es ihm verſprochen habe. Er wies mir darauf einen ſeiner Paläſte in Ferrara, den angenehmſten Aufenthalt, an; der Ort hieß Belfiore, nahe an der Stadtmauer, und ich mußte mich daſelbſt zur Arbeit einrichten. Dann machte er Anſtalt, nach Frankreich zu gehen, aber keine mich mitzunehmen, und als er ſah, daß ich darüber ſehr verdrießlich war, ſagte er: Benvenuto! alles was ich thue, geſchieht zu deinem Beſten. Denn ehe ich dich aus Italien wegnehme, will ich erſt gewiß ſeyn was in Frankreich mit dir werden wird; arbeite nur fleißig am Becken und am Becher, und ich

befehle meinem Caſſier, daß er dir geben ſoll, was du nöthig haſt. Nun verreiſte er, und ich blieb höchſt mißvergnügt zurück. Oft kam mir die Luſt an, in Gottes Namen davon zu gehen; denn nur der Gedanke, daß er mich aus den Händen des Papſtes befreit hatte, konnte mich zurückhalten; übrigens war ſein gegenwärtiges Betragen zu meinem großen Verdruß und Schaden. Deßwegen hüllte ich mich in Dankbarkeit, ſuchte mich zur Geduld zu gewöhnen und den Ausgang der Sache abzuwarten. Ich arbeitete fleißig mit meinen jungen Leuten, und Becher und Becken näherten ſich immer mehr der Vollendung.

Unſere Wohnung, ſo ſchön ſie war, hatte ungeſunde Luft, und da es gegen den Sommer ging, wurden wir alle ein wenig krank. Um uns zu erholen, gingen wir in dem Garten ſpazieren, der zu unſerer Wohnung gehörte und ſehr groß war; man hatte faſt eine Meile Landes dabei als Wildniß gelaſſen, wo ſich unzählige Pfauen aufhielten und daſelbſt im Freien niſteten. Da machte ich meine Büchſe zurechte, und bediente mich eines Pulvers das keinen Lärm machte, dann paßte ich den jungen Pfauen auf und ſchoß alle zwei Tage einen. Dergeſtalt nährten wir uns reichlich, und fanden die Speiſe ſo geſund, daß unſere Krankheiten ſich gleich verloren; wir arbeiteten noch einige Monate freudig fort, und hielten uns immer zu den beiden Gefäßen, als an eine Arbeit die viel Zeit koſtete.

Der Herzog von Ferrara hatte so eben mit dem Papst Paul einige alte Streitigkeiten verglichen, die schon lange wegen Modena und anderer Städte dauerten. Das Recht war auf der Seite der Kirche, und der Herzog erkaufte den Frieden mit schwerem Gelde. Ich glaube, er gab mehr als dreymal hundert tausend Kammerducaten dafür. Nun hatte der Herzog einen alten Schatzmeister, einen Zögling seines Herrn Vaters, der Hieronymus Gigliolo hieß; dieser konnte das Unglück nicht ertragen, daß so großes Geld zum Papste gehen sollte; er lief und schrie durch die Straßen: Herzog Alfons der Vater hätte mit diesem Gelde eher Rom weggenommen, als daß es der Papst sollte gesehen haben; dabei rief er: Ich werde auf keine Weise zahlen. Endlich als ihn der Herzog dennoch zwang, ward der Alte an einem Durchfall so heftig krank, daß er fast gestorben wär.

Zu der Zeit ließ mich der Herzog rufen und verlangte, daß ich sein Bildniß machen sollte. Ich arbeitete es auf einer runden Schiefertafel, so groß wie ein mäßiger Teller, und ihm gefiel meine Arbeit, so wie meine Unterhaltung sehr wohl, deßwegen er mir auch öfters vier bis fünf Stunden saß, und mich manchmal Abends zur Tafel behielt. In Zeit von acht Tagen war ich mit dem Kopfe fertig, dann befahl er mir die Rückseite zu machen, wo eine Frau als Friede mit der Fackel in der Hand Trophäen verbrannte. Ich machte diese

Figur in freudiger Stellung mit dem feinſten Gewande und der größten Anmuth, und unter ihr ſtellte ich die Wuth vor, traurig und ſchmerzlich, und mit vielen Ketten gebunden. Dieſe Arbeit machte ich mit großer Sorgfalt, und ſie brachte mir viel Ehre, denn der Herzog konnte mir nicht ausdrücken wie zufrieden er ſey, als er mir die Umſchrift ſowohl um den Kopf als um die Rückſeite zuſtellte. Auf dieſer ſtand: Pretiosa in conspectu Domini. (Koſtbar vor den Augen des Herrn.) Und wirklich war ihm der Friede theuer genug zu ſtehen gekommen.

Zu der Zeit als ich daran arbeitete, hatte mir der Cardinal geſchrieben, ich ſolle mich bereit halten: denn der König habe nach mir gefragt und er, der Cardinal, habe ſeinen Leuten geſchrieben, alles mit mir in Ordnung zu bringen. Ich ließ mein Becken und meinen Pocal einpacken, denn der Herzog hatte ſie ſchon geſehen. Damals beſorgte die Geſchäfte des Cardinals ein Edelmann von Ferrara, der Herr Albert Benidio hieß. Dieſer Mann war zwölf Jahre wegen einer Unpäßlichkeit zu Hauſe geblieben. Er ſchickte eines Tages mit großer Eile zu mir, und ließ mir ſagen, ich ſollte geſchwind aufſitzen und nach Frankreich Poſt reiten, um dem König aufzuwarten, der nach mir mit großem Verlangen gefragt habe und glaube, daß ich ſchon in Frankreich ſey. Der Cardinal, ſich zu entſchuldigen, habe geſagt: ich ſey in einer ſeiner Abteyen zu Lyon ein we-

nig krank geblieben, er wolle aber sorgen, daß ich Seiner Majestät bald aufwartete; deßwegen sey es nun nöthig, daß ich Post nehme. Herr Albert war ein sehr redlicher Mann, aber dabei sehr stolz, und seine Krankheit machte ihn gar unerträglich. Als er mir nun sagte, daß ich mich geschwind fertig machen und Post nehmen sollte, so antwortete ich: meine Arbeit mache sich nicht auf der Post, und wenn ich hinzugehen hätte, so wollte ich den Weg in bequemen Tagreisen zurücklegen, auch Ascanio und Paul, meine Kameraden und Arbeiter, mitnehmen, die ich schon von Rom gebracht habe, und dabei verlangte ich noch einen Diener zu Pferd, der mir aufwartete, und Geld, so viel nöthig wäre. Der alte kranke Mann antwortete mir mit stolzen Worten: auf die Art und nicht anders reisten die Söhne des Herzogs. Ich antwortete ihm: die Söhne meiner Kunst reisten nun einmal so; wie aber die Söhne eines Herzogs zu reisen pflegten wüßte ich nicht, denn ich sey nie einer gewesen. Auf alle Weise würde ich jetzt nicht hingehen.

Da mir nun der Cardinal sein Wort nicht gehalten hatte, und ich noch gar solche unartige Reden hören sollte, so entschloß ich mich mit den Ferraresern nichts weiter zu thun zu haben, wendete ihm den Rücken und ging brummend fort, indem er nicht nachließ harte und unanständige Reden zu führen. Ich ging nun dem Herzog die geendigte Medaille zu bringen, und er begegnete

mir mit den ehrenvollſten Liebkoſungen, und hatte Herrn Hieronymus Gigliolo befohlen, er ſolle mir einen Ring von mehr als zweyhundert Scudi kaufen und ihn Fraſchino ſeinem Kämmerer geben, der ihn mir bringen möchte. Und ſo geſchah es auch, noch denſelben Abend. Um ein Uhr kam Fraſchino und überreichte mir einen Ring mit einem Diamanten der viel Schein hatte, und ſagte von Seiten des Herzogs dieſe Worte: mit dieſem ſolle die einzig kunſtreiche Hand gezieret werden, die ſo trefflich zum Andenken Seiner Excellenz gearbeitet habe. Als es Tag ward, betrachtete ich den Ring und fand einen flachen Stein von ungefähr zehn Scudi an Werth, und es war mir ungelegen, daß die herrlichen Worte die mir der Herzog hatte ſagen laſſen, mit ſo einer geringen Belohnung ſollten verbunden ſeyn, da der Herzog doch glauben könnte, er habe mich vollkommen zufrieden geſtellt. Auch dachte ich wohl daß der Streich von dem Schelm dem Schatzmeiſter herkomme, und gab den Ring daher einem Freunde, mit Namen Bernhard Salitti, der ihn dem Kämmerer wieder geben ſollte, es möchte koſten was es wolle, und das Geſchäft wurde trefflich ausgerichtet. Da kam Fraſchino eilig zu mir, in großer Bewegung und ſagte: wenn der Herzog wiſſen ſollte, daß ich ein Geſchenk zurückſchicke das er mir ſo gnädig zugedacht habe, ſo möchte er es ſehr übel nehmen und es dürfte mich gereuen. Darauf antwortete ich, dieſer Ring ſey ungefähr zehen Scudi werth, und

meine Arbeit dürfte ich wohl auf zweyhundert Scudi schätzen; mir sey bloß an einem Zeichen seiner Gnade gelegen, und er möchte mir nur einen von denen Krebsringen schicken, wie sie aus England kommen, und wovon einer ungefähr einen Paul werth ist, den wollte ich mein ganzes Leben zum Andenken Seiner Excellenz tragen, mich dabei jener ehrenvollen Worte erinnern, und mich dann für meine Arbeit hinlänglich belohnt fühlen, anstatt daß jetzt der geringe Werth des Edelsteins meine Arbeit erniedrige. Diese Worte mißfielen dem Herzog so sehr, daß er den Schatzmeister rufen ließ, und ihn mehr als jemals ausschalt. Mir ließ er bei Strafe seiner Ungnade befehlen, nicht aus Ferrara ohne seine Erlaubniß zu gehen, dem Schatzmeister aber befahl er, für mich einen Diamant aufzusuchen, der gegen dreyhundert Scudi werth wäre. Aber der alte Geizhals fand einen aus, den er höchstens für sechzig bezahlt hatte, und machte den Herzog glauben, daß er weit über zweyhundert zu stehen komme.

Indessen hatte Herr Albert sich eines bessern besonnen und mir alles gegeben was ich nur verlangte, und ich wär gleich des Tages von Ferrara weggegangen, wenn nicht der geschäftige Kämmerer mit Herrn Albert ausgemacht hätte, daß er mir keine Pferde geben solle.

Schon hatte ich mein Maulthier mit vielen Geräthschaften beladen, und auch Becken und Kelch für den Cardinal eingepackt, da kam nun eben ein Ferrarefischer

44.

Julien
Gräfin Egloffstein.

Freundlich werden neue Stunden
Zu vergangnen sich gesellen,
Blüthen, Blumen, wohl empfunden
Bleiben ewig Immortellen.

45.

Derselben.

Reise-Segen.

Sey die Zierde des Geschlechts! —
Blicke weder links noch rechts;
Schaue von den Gegenständen
In Dein Innerstes zurück;
Sicher traue Deinen Händen,
Eignes fordre, Freundes Glück.

Edelmann zu uns, der Herr Alfonſo de Trotti hieß; er war alt und ſehr angenehm, dabei liebte er die Künſte außerordentlich, war aber einer von denen Perſonen, die ſchwer zu befriedigen ſind, und wenn ſie zufälligerweiſe ſich auf etwas werfen, das ihnen gefällt, ſo mahlen ſie ſich's nachher ſo trefflich in ihrem Gehirn aus, daß ſie niemals glauben wieder ſo etwas Herrliches ſehen zu können. Als er hereintrat, ſagte Herr Albert zu ihm: Es iſt mir leid daß ihr zu ſpät kommt, denn ſchon ſind Becken und Becher eingepackt, die wir dem Cardinal nach Frankreich ſchicken. Herr Alfonſo antwortete, daß ihm nichts daran gelegen ſey, und ſchickte einen Diener fort, der ein Gefäß von weißer Erde, wie man ſie in Faenza macht, das ſehr ſauber gearbeitet ſey, herbeiholen ſollte. Indeſſen ſagte Herr Alfonſo: Ich will euch ſagen warum ich mich nicht kümmere, mehr Gefäße zu ſehen, denn es iſt mir einmal ein antikes ſilbernes zu Geſichte gekommen, ſo ſchön und wunderbar, daß der menſchliche Geiſt ſo was Herrliches ſich nicht vorſtellen kann. Ein trefflicher Edelmann beſaß es, der nach Rom wegen einiger Geſchäfte gegangen war, man zeigte ihm heimlich das alte Gefäß, und er beſtach mit großem Gelde den der es beſaß, und ſo brachte er es hierher, hielt es aber geheim, damit der Herzog nichts davon erfahren ſollte, denn der Beſitzer war in großer Furcht es zu verlieren.

Indeß Herr Alfonſo ſeine langen Mährchen erzählte,

gab er auf mich nicht Acht, denn er kannte mich nicht. Endlich kam das herrliche Modell und ward mit großem Prahlen und Prangen aufgesetzt. Kaum hatt' ich es angesehn, als ich mich zu Herrn Albert kehrte, und sagte: Wie glücklich bin ich, so was gesehen zu haben! Herr Alfonso fing an zu schimpfen und sagte: Wer bist denn du? du weißt nicht was du sagst. Darauf versetzte ich: Höret mich an, es wird sich zeigen, wer von uns beiden besser weiß was er sagt. Dann wendete ich mich zu Herrn Albert, einem sehr ernsthaften und geistreichen Manne und sagte: Dieses Modell ist von einem silbernen Becher genommen, der so und so viel wog, den ich zu der und der Zeit jenem Marktschreier Meister Jakob Chirurgus von Carpi machte, der nach Rom kam, sechs Monate daselbst blieb und mit seiner Salbe manche Duzend Herren und arme Edelleute beschmierte, von denen er mehrere tausend Ducaten zog. Da arbeitete ich ihm dieses Gefäß und noch ein anderes verschieden von diesem. Er hat mir beide schlecht bezahlt, und noch sind in Rom die Unglücklichen, die er gesalbt und elend gemacht hat; mir aber gereicht es zur großen Ehre, daß meine Werke bei euch reichen Leuten so einen großen Namen haben. Aber ich versichre euch, seit der Zeit habe ich mir noch Mühe gegeben, was zu lernen, so daß ich denke, das Gefäß das ich nach Frankreich bringe, soll ganz anders des Königs und des Cardinals werth seyn, als dieser Becher eures Medicasters.

Als ich mich so herausgelassen hatte, wollte Herr Alfonso für Verlangen nach meiner neuen Arbeit schier vergehen, ich aber bestand darauf, sie nicht sehen zu lassen. Als wir uns eine Weile gestritten hatten, sagte er: er wolle zum Herzog gehen, und Seine Excellenz werde ihm schon dazu verhelfen. Darauf versetzte Herr Albert, der, wie ich schon gesagt habe, der stolzeste Mann war: Herr Alfonso, eh' ihr von hier weggeht, sollt ihr die Arbeit sehen, ohne dazu die Gunst des Herzogs zu bedürfen. Da ging ich weg und ließ Paul und Ascanio zurück, um ihm die Gefäße zu zeigen; die jungen Leute erzählten mir nachher, daß man die größten Sachen zu meinem Lobe gesagt hätte. Nun wollte Herr Alfonso, daß ich sein Hausgenosse werden sollte, und eben deßwegen schienen mir's tausend Jahre, bis ich von Ferrara weg und ihm aus den Augen kam.

Was ich übrigens Gutes und Nützliches an diesem Orte genossen hatte, war ich dem Umgang des Cardinals Salviati und des Cardinals von Ravenna schuldig. Auch hatte ich Bekanntschaft mit einigen geschickten Tonkünstlern gemacht und mit niemand sonst; denn die Ferrareser sind die geizigsten Leute, und was andern gehört, gefällt ihnen gar zu wohl; sie suchen es auf alle Weise zu erhaschen, und so sind sie alle.

Um zwey und zwanzig kam Fraschino, überreichte mir den Ring von ungefähr sechzig Scudi, und sagte mit kurzen Worten: ich möchte den zum Andenken Sei-

ner Excellenz tragen. Ich antwortete: Das will ich; und ſetzte ſogleich den Fuß in den Steigbügel und ritt in Gottes Namen fort. Er hinterbrachte meine Worte und mein Betragen dem Herzog, der ſehr erzürnt war, und große Luſt hatte mich zurückholen zu laſſen.

Ich ritt den Abend wohl noch zehn Meilen, immer im Trott, und war ſehr froh den andern Tag aus dem Ferrareſiſchen zu ſeyn; denn außer den jungen Pfauen die ich gegeſſen und mich dadurch curirt hatte, war mir dort nichts Gutes geworden. Wir nahmen den Weg durch's Monſaneſiſche und berührten die Stadt Mailand nicht, aus obgedachter Urſache, und ſo kamen wir glücklich und geſund nach Lyon, Paul, Aſcanio und ein Diener, alle vier auf guten Pferden. In Lyon erwarteten wir einige Tage das Maulthier, worauf unſer Gepäck und die Gefäße waren, und wohnten in einer Abtey des Cardinals. Als unſere Sachen ankamen, packten wir ſie ſorgfältig um und zogen nach Paris. Wir hatten auf dem Wege einige Händel, aber nicht von großer Bedeutung.

Viertes Capitel.

Der Autor wird von dem König in Frankreich ſehr gnädig empfangen. — Gemüthsart dieſes wohldenkenden Monarchen. — Der Autor begleitet den König auf ſeiner Reiſe nach Dauphiné. — Der Cardinal verlangt von Cellini, er ſolle ſich für einen geringen Gehalt verbinden. — Der Autor darüber ſehr verdrießlich, entſchließt ſich aus dem Stegreife, eine Pilgrimſchaft nach Jeruſalem anzutreten. — Man ſetzt ihm nach und bringt ihn zum König zurück, der ihm einen ſchönen Gehalt gibt und ein großes Gebäude in Paris zu ſeiner Werkſtatt anweiſt. — Er begibt ſich nach dieſer Hauptſtadt, findet aber großen Widerſtand, indem er Beſitz von ſeiner Wohnung nehmen will, welches ihm jedoch zuletzt vollkommen glückt.

Den Hof des Königs fanden wir zu Fontainebleau. Wir meldeten uns bei'm Cardinal, der uns ſogleich Quartier anweiſen ließ; und dieſen Abend befanden wir uns recht wohl. Den andern Tag erſchien der Karrn, und da wir nun unſere Sachen hatten, ſagte es der Cardinal dem König, der uns ſogleich ſehen wollte. Ich ging zu Seiner Majeſtät mit dem Pocal und Becher; als ich vor ihn kam, küßte ich ihm das Knie, und er hub mich gnädig auf. Indeſſen dankte ich Seiner Majeſtät, daß er mich aus dem Kerker befreit habe, und ſagte, es ſey eigentlich die Pflicht eines ſo guten und einzigen Fürſten,

nützliche Menſchen zu befreien und zu beſchützen, beſonders wenn ſie unſchuldig ſeyen, wie ich; ſolche Wohlthaten ſeyen in den Büchern Gottes obenan geſchrieben, vor allem andern was man in der Welt thun und wirken könne. Der gute König hörte mich an bis ich geendigt und meine Dankbarkeit mit wenigen Worten, die ſeiner werth waren, ausgedrückt hatte. Darauf nahm er Gefäß und Decken und ſagte: Wahrhaftig ich glaube nicht, daß die Alten jemals eine ſo ſchöne Art zu arbeiten geſehen haben; denn ich erinnere mich wohl vieler guten Sachen, die mir vor Augen gekommen ſind, und auch deſſen was die beſten neuern Meiſter gemacht haben, aber ich habe niemals ein Werk geſehen, das mich ſo höchlich bewegt hätte, als das gegenwärtige. Dieſe Worte ſagte der König auf Franzöſiſch zum Cardinal von Ferrara, mit noch größern Ausdrücken. Dann wendete er ſich zu mir, ſprach mich Italiäniſch an und ſagte: Benvenuto! bringt eure Zeit einige Tage fröhlich zu, dann wollen wir euch alle Bequemlichkeit geben, irgend ein ſchönes Werk zu verfertigen. Der Cardinal von Ferrara bemerkte wohl das große Vergnügen des Königs über meine Ankunft und daß Seine Majeſtät ſich aus meinen wenigen Arbeiten ſchon überzeugt hatte, von mir ſeyen noch weit größere Dinge zu erwarten, die er denn auszuführen Luſt hatte.

Nun mußten wir aber gleich dem Hofe folgen, und das war eine rechte Qual. Denn es ſchleppt ſich hinter

dem König beſtändig ein Zug von zwölftauſend Pferden her, und das iſt das geringſte; denn wenn in Friedenszeiten der Hof ganz beiſammen iſt, ſo ſind es achtzehntauſend Mann, und darunter mehr als zwölftauſend berittene. Nun kamen wir manchmal an Orte, wo kaum zwey Häuſer waren, und man ſchlug nach Art der Zigeuner Hütten von Leinwand auf, und hatte ich oft gar viel zu leiden. Ich bat den Cardinal, er möchte den König bewegen, daß er mich zu arbeiten wegſchickte; ich erhielt aber zur Antwort: das beſte in einem ſolchen Falle ſey, wenn der König ſelbſt meiner gedächte, ich ſollte mich manchmal ſehen laſſen, wenn Seine Majeſtät ſpeiſ'te. Das that ich denn eines Mittags: der König rief mich, und ſprach Italiäniſch mit mir und ſagte: er habe im Sinne große Werke durch mich arbeiten zu laſſen, er wolle mir bald befehlen, wo ich meine Werkſtatt aufzuſchlagen hätte, auch wolle er mich mit allem was ich bedürfe verſorgen; dann ſprach er noch manches von angenehmen und verſchiedenen Dingen.

Der Cardinal von Ferrara war gegenwärtig, denn er ſpeiſ'te faſt beſtändig Mittags an der kleinen Tafel des Königs, und da er alle die Reden vernommen, ſprach er, als der König aufgeſtanden war, zu meinen Gunſten, wie man mir hernach wieder erzählte, und ſagte: Heilige Majeſtät! dieſer Benvenuto hat große Luſt zu arbeiten, und man könnte es faſt eine Sünde nennen, wenn man einen ſolchen Künſtler Zeit verlieren läßt.

Der König verſetzte: er habe wohl geſprochen, und ſolle nur mit mir ausmachen, was ich für meinen Unterhalt verlange.

Noch denſelben Abend nach Tiſche ließ mich der Cardinal rufen und ſagte mir, im Namen des Königs: Seine Majeſtät ſey entſchloſſen, mir nunmehr Arbeit zu geben; er wolle aber zuerſt meine Beſoldung beſtimmt wiſſen. Der Cardinal fuhr fort: Ich dächte, wenn euch der König des Jahrs dreyhundert Scudi Beſoldung gibt, ſo könntet ihr recht gut auskommen, und dann ſage ich euch, überlaßt mir nur die Sorge; denn alle Tage kömmt Gelegenheit in dieſem großen Reiche etwas Gutes zu ſtiften, und ich will euch immer trefflich helfen.

Sogleich antwortete ich: Als ihr mich in Ferrara ließet, hochwürdigſter Herr! verſpracht ihr mir, ohne daß ich es verlangte, mich niemals aus Italien nach Frankreich zu berufen, wenn nicht Art und Weiſe wie ich mich bei dem König ſtehen ſolle, ſchon beſtimmt wär. Anſtatt mich nun hievon zu benachrichtigen, ſchicktet ihr beſondern Befehl, ich ſolle auf der Poſt kommen, als wenn eine ſolche Kunſt ſich poſtmäßig behandeln ließ; hättet ihr mir damals von dreyhundert Scudi ſagen laſſen, wie ich jetzt hören muß, ſo hätte ich mich nicht vom Platze bewegt, nicht für ſechshundert! Aber ich gedenke dabei, daß Gott Ew. Hochwürden als Werkzeug einer ſo großen Wohlthat gebraucht hat, als meine Befreiung aus dem Kerker war, und ich verſichre Ew.

Hochwürden, daß wenn ihr mir auch das gröſste Uebel zufügtet, ſo würde doch dadurch nicht der tauſendſte Theil des groſsen Guten aufgewogen werden, das ich durch Dieſelben erhalten habe. Ich bin von ganzem Herzen dankbar, nehme meinen Urlaub, und wo ich auch ſeyn werde, will ich, ſo lange ich lebe, Gott für euch bitten.

Der Cardinal verſetzte zornig: Gehe hin, wohin du willſt; denn mit Gewalt kann man niemanden wohlthun. Darauf ſagten gewiſſe Hofleute, ſo einige von den Semmelſchindern: Der dünkt ſich auch recht viel zu ſeyn, da er dreyhundert Ducaten Einkünfte verſchmäht! Die Verſtändigen und Braven dagegen ſagten: Der König wird nie Seinesgleichen wieder finden und unſer Cardinal will ihn erhandeln, als wenn es eine Laſt Holz wäre. Das ſagte Herr Ludwig Alamanni, jener, der zu Rom den Gedanken über das Modell des Salzfaſſes vortrug. Er war ein ſehr gefälliger Mann und äuſserſt liebevoll gegen alle Leute von Talenten. Man erzählte mir, daſs er es vor vielen andern Herren und Hofleuten geſagt hatte. Das begab ſich in Dauphiné in einem Schloſſe, deſſen Namens ich mich nicht mehr erinnere, wo man jenen Abend eingekehrt war.

Ich verlieſs den Cardinal und begab mich in meine Wohnung; denn wir waren immer etwas entfernt von dem Hof einquartirt, dieſsmal mocht' es etwa drey Miglien betragen. Ich ritt in Geſellſchaft eines Mannes, der Secretär bei'm Cardinal und gleichfalls daſelbſt ein-

quartirt war. Er hörte den ganzen Weg nicht auf, mit unerträglicher Neugierde zu fragen: was ich denn anfangen wollte, wenn ich nun zurückging? und was ich denn allenfalls für eine Beſoldung verlangt hätte? Ich war halb zornig, halb traurig, und voll Verdruß, daß man mich nach Frankreich gelockt hatte, um mir nun dreyhundert Scudi des Jahres anzubieten, daher antwortete ich nichts, und wiederholte nur immer: ich wiſſe ſchon alles.

Als ich in das Quartier kam, fand ich Paul und Ascanio, die auf mich warteten. Sie ſahen, daß ich ſehr verſtört war, und da ſie mich kannten, fragten ſie, was ich habe? Die armen Jünglinge waren ganz außer ſich. Deßwegen ſagte ich zu ihnen: Morgen früh will ich euch ſo viel Geld geben, daß ihr reichlich wieder nach Hauſe kommen könnt; denn ich habe das wichtigſte Geſchäft vor, zu dem ich euch nicht mitnehmen kann; ich hatte es lange ſchon im Sinne, und ihr braucht es nicht zu wiſſen. Neben unſerer Kammer wohnte gedachter Secretär, und es iſt möglich daß er meine Geſinnung und meinen feſten Entſchluß dem Cardinal gemeldet habe, ob ich es gleich nicht für gewiß ſagen kann.

Keinen Augenblick ſchlief ich die ganze Nacht, und es ſchienen mir tauſend Jahre, bis es Tag wurde, um den Entſchluß auszuführen, den ich gefaßt hatte. Als der Tag graute, ließ ich die Pferde beſorgen und ſetzte mich ſchnell in Ordnung. Ich ſchenkte den jungen Leu-

46.

An Julien.

Zur Dresdner Reise.

Ein guter Geist ist schon genug,
Du gehst zu hundert Geistern,
Vorüber wandelt Dir ein Zug
Von großen, größern Meistern.
Sie grüßen alle Dich fortan
Als seinen Jung-Gesellen,
Und winken freundlich Dich heran
Dich in den Kreis zu stellen.
Du stehst und schweigst am heil'gen Ort,
Und möchtest gerne fragen,
Am Ende ist's ein einzig Wort
Was sie Dir alle sagen.

ten alle Sachen die ich mitgebracht hatte, und mehr als funfzig Goldgülden; eben ſo viel behielt ich für mich und überdieß den Diamant den mir der Herzog geſchenkt hatte. Ich nahm nur zwey Hemden mit, und einen ſchlechten Reitrock, den ich auf dem Leibe hatte. Nun konnte ich mich aber von den jungen Leuten nicht losmachen, die ein für allemal mit mir kommen wollten; daher ſchalt ich ſie aus und ſagte: Der eine hat ſchon einen Bart und dem andern fängt er an zu wachſen, ihr habt von mir dieſe arme Kunſt gelernt, ſo gut als ich ſie euch zeigen konnte und ſo ſeyd ihr am heutigen Tage die erſten Geſellen von Italien. Schämt euch doch, daß ihr nicht aus dem Kinderwägelchen herauswollt! Soll es denn euch immer fortſchleppen? das iſt ſchimpflich! Und wenn ich euch gar ohne Geld gehen ließ, was würdet ihr ſagen? Gehr mir aus dem Geſichte! Gott ſegne euch tauſendmal und ſo lebt wohl.

Ich wendete mein Pferd um und verließ ſie weinend. Ich nahm den ſchönſten Weg durch einen Wald und dachte mich dieſen Tag wenigſtens vierzig Miglien zu entfernen. Ich wollte an den unbekannteſten Ort gehen, den ich mir nur ausdenken konnte. Indem ich ungefähr einen Weg von zwey Miglien zurücklegte, hatte ich mir feſt vorgenommen mich an keinem Orte aufzuhalten, wo ich bekannt wär, und wollte auch nichts weiter arbeiten, als einen Chriſtus von drey Ellen, wobei ich mich der unendlichen Schönheit zu nähern hoffte,

welche er mir selbst gezeigt hatte. So war ich völlig entschlossen nach dem heiligen Grabe zu gehen, und dachte schon so weit zu seyn, daß mich niemand mehr einholen könnte. Auf einmal hörte ich Pferde hinter mir, und ich war nicht ohne Sorgen. Denn in jenen Gegenden schwärmten gewisse Haufen herum, die man Abenteurer nennt, und die gar gern auf der Straße rauben und morden, und ob man gleich alle Tage genug von ihnen aufhängt, so scheint es doch, als wenn sie sich nicht darum bekümmern.

Da sie mir näher kamen, fand ich, daß es ein Abgeordneter des Königs sey, der den Ascanio bei sich hatte. Er sagte zu mir: Im Namen des Königs befehle ich euch zu ihm zu kommen. Ich antwortete: Du kömmst vom Cardinal Ferrara, und deßwegen werde ich dir nicht folgen! Der Mann sagte: wenn ich ihm nicht gutwillig folgen wolle, so habe er die Macht, seinen Leuten zu befehlen, mich als einen Gefangenen zu binden. Nun bat mich Ascanio, was er konnte, und erinnerte mich, daß der König, wenn er jemanden in's Gefängniß setzte, sich wenigstens fünf Jahre besänne, ehe er ihn wieder losließ. Das Wort Gefängniß erschreckte mich dergestalt, denn ich dachte an mein Römisches Unglück, daß ich geschwind das Pferd dahin wendete, wohin es der Abgeordnete des Königs verlangte, der immer auf Französisch murmelte, und auf der ganzen Reise nicht einen Augenblick still war, bis er mich

nach Hofe gebracht hatte. Bald trotzte er mir, bald ſagte er dieſes, bald jenes, ſo daß ich der Welt hätte entſagen mögen.

Als wir zu dem Quartier des Königs kamen, gingen wir bei der Wohnung des Cardinals vorbei. Dieſer ſtand unter der Thür und ſagte: Unſer allerchriſtlichſter König hat aus eigner Bewegung euch dieſelbe Beſoldung ausgeſetzt, die er Leonardo da Vinci dem Mahler gab, nämlich ſiebenhundert Scudi des Jahrs; daneben bezahlt er euch alle Arbeit, die ihr machen werdet, und zum Antritt ſchenkt er euch fünfhundert Goldgülden, die euch ausgezahlt werden ſollen, ehe ihr von hier weggeht. Darauf antwortete ich: Das ſind Anerbieten eines ſo großen Königs würdig! Als der Abgeordnete, der mich nicht gekannt hatte, dieſe großen Anerbieten von Seiten des Königs hörte, bat er mich tauſendmal um Vergebung. Paul und Aëcanio ſagten: Gott hat uns gehol fen in ein ſo ehrenvolles Wägelchen wieder zurückzukommen.

Den andern Tag ging ich dem König zu danken, und er befahl mir, daß ich zwölf Modelle zu ſilbernen Statuen machen ſolle, um als zwölf Leuchter um ſeinen Tiſch zu dienen; er wolle ſechs Götter und ſechs Göttinnen vorgeſtellt haben, gerade ſo groß wie er ſelbſt; und er war beinahe drey Ellen hoch. Als er mir dieſen Auftrag gegeben hatte, wendete er ſich zum Schatzmeiſter der Erſparniſſe und fragte, ob man ihm befohlen habe,

daß er mir fünfhundert Goldgülden zahlen ſolle? Dieſer antwortete darauf: es ſey nicht geſchehen. Das empfand der König ſehr übel, denn er hatte dem Cardinal aufgetragen, dem Schatzmeiſter ſeinen Willen zu ſagen. Ferner befahl er mir, ich ſolle nach Paris gehen und mir eine Wohnung ausſuchen, die zu ſolchen Arbeiten bequem ſey, und ich ſollte ſie haben.

Da nahm ich meine fünfhundert Goldgülden und ging nach Paris, in ein Quartier des Cardinals von Ferrara, woſelbſt ich, im Namen Gottes, zu arbeiten anfing, und vier Modelle, jedes von einem Fuß verfertigte. Sie ſtellten Jupiter und Juno, Apoll und Vulcan vor. Indeſſen kam der König nach Paris, und ich eilte ihm aufzuwarten, nahm meine Modelle mit mir, auch die jungen Leute Ascanio und Paul. Der König war zufrieden und befahl mir, ich ſollte ihm zuerſt den Jupiter von Silber machen, von obengedachter Höhe. Darauf ſtellte ich Seiner Majeſtät die beiden Jünglinge vor und ſagte, ich habe ſie zum Dienſte Seiner Majeſtät mit mir gebracht, denn da ich mir ſie auferzogen hätte, ſo würden ſie mir wohl mehr Dienſte leiſten, als die, die ich in Paris finden könnte; darauf ſagte der König, ich ſolle beiden eine Beſoldung auswerfen, die hinreichend wär', ſie erhalten zu können. Ich ſagte, daß hundert Goldgülden für jeden genug ſey. Auch habe ich einen Ort gefunden, der mir zu einer Werkſtatt höchſt tauglich ſcheine. Das Gebäude gehörte Seiner Majeſtät

eigen und hieß Klein Nello, der König hatte es dem Prevoſt von Paris eingegeben, der ſich aber deſſen nicht bediente, und ſo konnte mir's der König ja wohl einräumen, da ich es zu ſeinem Dienſt bedurfte. Darauf antwortete der König: Das Haus iſt mein und ich weiß recht gut, daß der, dem ich es gegeben habe, daſſelbe nicht bewohnt noch gebraucht; deßwegen ſollt ihr euch deſſen zu unſerer Arbeit bedienen. Sogleich befahl er einem ſeiner Officiere, er ſolle mich in das gedachte Nello einführen. Dieſer weigerte ſich einen Augenblick und ſagte, er könne das nicht thun. Da antwortete der König zornig, er wolle die Dinge vergeben, wie es ihm gefiele, jener bediene ſich deſſen nicht, und ich ſey ein nützlicher Mann, der für ihn arbeite; er wolle von keinem weitern Widerſpruch hören. Da verſetzte der Officier, es werde wohl nöthig ſeyn, ein bißchen Gewalt zu brauchen. Darauf antwortete der König: Jetzt geht, und wenn kleine Gewalt nicht hilft, ſo gebraucht große! Eilig führte der Mann mich zu dem Gebäude, und es war Gewalt nöthig, um mich in Beſitz zu ſetzen. Dann ſagte er mir, ich ſollte nun wohl ſorgen, daß ich drinn nicht todt geſchlagen würde.

Ich ging hinein, nahm ſogleich Diener an, kaufte verſchiedene Speiſen und lebte mehrere Tage mit größtem Verdruß. Denn mein Gegner war ein Franzöſiſcher Edelmann, und die übrigen Edelleute waren ſämmtlich meine Feinde und inſultirten mich auf alle Weiſe,

ſo daß es mir unerträglich ſchien. Hier muß ich noch bemerken, daß, als ich in Ihro Majeſtät Dienſte ging, man 1540 ſchrieb, und ich alſo eben vierzig Jahr alt wurde. Nun ging ich, dieſe Beleidigung und meinen Verdruß dem König zu klagen, und bat ihn, er möchte mich an einem andern Orte einrichten laſſen. Darauf ſagte der König: Wer ſeyd ihr? und wie heißt ihr? Ich war äußerſt erſchrocken, denn ich wußte nicht, was der König meinte, und als ich ſo ſtill war, wiederholte er ſeine Frage; darauf verſetzte ich: daß ich Benvenuto hieße. Da ſagte der König: Seyd ihr der Benvenuto, von dem ich gehört habe, ſo handelt nach eurer Weiſe, und ich gebe euch völlige Erlaubniß! Ich verſetzte darauf: daß mir allein ſeine Gnade hinreichend ſey, übrigens kenne ich keine Gefahr. Der König lächelte ein wenig und ſagte: So geht nur! an meiner Gnade ſoll es euch niemals fehlen. Sogleich befahl er einem ſeiner Secretäre, welcher Villeroi hieß, er ſolle mich mit allem verſehen und meine Bedürfniſſe vollkommen einrichten laſſen. Dieſer Mann war ein großer Freund vom Prevoſt von Paris, der zuerſt das kleine Nello beſeſſen hatte. Dieſes Gebäude war in dreyeckiger Form an die Mauer der Stadt angelehnt, eigentlich ein altes Schloß von guter Größe, man hielt aber keine Wache daſelbſt. Herr von Villeroi rieth mir, ich ſollte mich ja nach einem andern Platz umſehen und dieſen ſeinem alten Beſitzer wieder einräumen, denn es ſey ein ſehr

mächtiger Mann, und er werde mich gewiß todtschlagen lassen. Darauf sagte ich: ich sey aus Italien nach Frankreich gegangen, bloß um diesem wundersamen König zu dienen, und was das Todtschlagen betreffe, so wisse ich recht gut, daß ich sterben müsse, ein bißchen früher oder später, daran sey nichts gelegen.

Dieser Villeroi war ein Mann von großem Geiste, bewundernswerth in allen Dingen und sehr reich; nun war nichts in der Welt, was er mir nicht zum Verdruß gethan hätte, aber er ließ sich nichts merken. Es war ein ernsthafter Mann von schönem Anblick und sprach langsam. Die Besorgung meiner Sache trug er einem andern Edelmann auf, welcher Herr von Marmagna hieß, und Schatzmeister von Languedoc war; das erste was dieser that, war, daß er die besten Zimmer des Gebäudes für sich selbst einrichten ließ. Da sagte ich ihm, der König habe mir diesen Ort zu seinem Dienste gegeben, und ich wolle nicht daß jemand außer mir und den Meinigen hier seine Wohnung haben sollte. Dieser stolze, kühne und heftige Mann sagte zu mir, er wolle thun, was ihm beliebte; ich renne nur mit dem Kopf gegen die Mauer, wenn ich ihm widerstehen wolle, er habe Befehl von Villeroi, das thun zu dürfen. Dagegen versetzte ich: Habe ich doch den Auftrag vom König, und weiß ich doch, daß weder ihr noch Villeroi so etwas unternehmen sollt. Hierauf sagte mir der stolze Mann in seiner Französischen Sprache viele häßliche Worte,

worauf ich denn in der meinigen versetzte, daß er lüge. Erzürnt griff er nach seinem kleinen Dolch, und ich legte Hand an meinem großen Dolch, den ich immer an der Seite zu meiner Vertheidigung trug, und sagte zu ihm: Bist du kühn genug zu ziehen, so stech' ich dich auf der Stelle todt. Er hatte zwey Diener mit sich und meine zwey Gesellen standen dabei. Marmagna schien einen Augenblick unentschlossen, doch eher zum Bösen geneigt, und sagte murmelnd: Das werde ich nie ertragen. Ich befürchtete das Schlimmste, und sagte entschlossen zu Paul und Ascanio: Sobald ihr seht daß ich meinen Dolch ziehe, so werft euch gleich über die Diener her, und erschlagt sie, wenn ihr könnt. Dieser soll gewiß fallen, und dann wollen wir uns mit Gott davon machen. Marmagna vernahm diesen Entschluß und war zufrieden nur lebendig vom Platze zu kommen. Diese Begebenheit schrieb ich mit etwas gelinderen Ausdrücken an den Cardinal, der sie augenblicklich dem König erzählte. Seine Majestät war verdrießlich, und gab einem andern, der Vicomte d'Orbec hieß, die Aufsicht über mich; dieser Mann sorgte mit der größten Gefälligkeit für alle meine Bedürfnisse.

Fünftes Capitel.

Der König beſtellt bei unſerm Autor lebensgroße Götterſtatuen von Silber. — Indeſſen er am Jupiter arbeitet, verfertigt er für Seine Majeſtät Becken und Becher, von Silber, nicht weniger ein Salzgefäß von Gold, mit mancherlei Figuren und Zierrathen. — Der König bricht ſeine Zufriedenheit auf das gnädigſte aus. — Der Autor verliert aber den Vortheil durch ein ſonderbares Betragen des Cardinals von Ferrara. — Der König, begleitet von Madame d'Etampes und dem ganzen Hof, beſucht unſern Autor. — Der König läßt ihm eine große Summe Goldes zahlen. — Als er nach Hauſe geht, wird er von vier bewaffneten Freibeutern angefallen, die er zurückjagt. — Einen greifen ihm und einigen Franzöſiſchen Künſtlern, bei Gelegenheit des Metallgießens. Der Ausgang entſchädigt ſie nun.

Da ich nun Haus und Werkſtatt vollkommen eingerichtet hatte, ſo daß ich bequem an meine Arbeit gehen konnte, und dabei ſehr ehrenvoll wohnte, arbeitete ich ſogleich an den drey Modellen, in der Größe wie die Statuen von Silber werden ſollten, und zwar ſtellten ſie Jupiter, Vulcan und Mars vor; ich machte ſie von Erde, inwendig ſehr wohl mit eiſernen Stäben verwahrt. Als ich fertig war, ging ich zum König, der mir, wenn ich mich recht erinnere, dreyhundert Pfund Silber geben ließ, damit ich die Arbeit anfangen konnte; indeſſen ich nun alles dazu vorbereitete, ward das Gefäß und

das ovale Becken fertig, die mir verſchiedene Monate wegnahmen. Als ſie vollendet waren, ließ ich ſie treflich vergolden, und man konnte wohl ſagen, daß es die ſchönſte Arbeit ſey die man je in Frankreich geſehen hatte. Sogleich trug ich ſie zum Cardinal von Ferrara, der mir über die Maßen dankte, hernach aber ohne mich zum König ging, und demſelben damit ein Geſchenk machte. Der König hielt ſie ſehr werth, und lobte mich übermäßiger als jemals ein Menſch meiner Art gelobt worden iſt und machte dem Cardinal ein Gegengeſchenk mit einer Abtey, die ſiebentauſend Scudi Einkünfte hatte, und ließ die Abſicht merken, mir auch etwas zu verehren, woran ihn der Cardinal verhinderte und ſagte: Seine Majeſtät verfahre zu geſchwind, denn ich habe für ihn ja noch keine Arbeit vollendet. Da verſetzte der freigebigſte König mehr als jemals entſchloſſen: Ich will ihm eben Luſt und Muth zu ſeiner Arbeit machen. Da ſchämte ſich der Cardinal und ſagte: Ich bitte laßt mich gewähren: denn ſobald ich die Abtey in Beſitz genommen habe, will ich ihm eine Penſion von wenigſtens dreyhundert Scudi ausſetzen! Davon iſt mir aber nie etwas geworden, und es wär' zu weitläufig alle Teufeleyen dieſes Cardinals zu erzählen, beſonders da ich wichtigere Dinge vor mir habe.

Ich kehrte nach Paris zurück und jederman verwunderte ſich über die Gunſt, die mir der König bezeigte, ich erhielt das Silber und fing an, die Statue des Ju-

47.

An Julien.

Von so zarten Miniaturen,
Wie der schönen Hand sie glücken,
Schreitest Du auf breit're Spuren
Wichtiger umher zu blicken.

Heil den ernsteren Geschäften!
Seligen Erfolg zu schauen,
Einigest zu Mannes Kräften
Liebenswürdiges der Frauen.

piters zu bearbeiten. Ich nahm viele Gesellen und fuhr mit großer Sorgfalt Tag und Nacht fort; Jupiter, Vulcan und Mars waren im Modell fertig, auch den ersten hatte ich in Silber schon weit gebracht, so daß meine Werkstatt reich genug aussah. Um diese Zeit erschien der König in Paris. Ich wartete ihm auf, und als er mich sah, rief er mir fröhlich zu: wenn ich ihm in meinem Hause etwas Schönes zu zeigen hätte, so wolle er hinkommen. Da erzählte ich alles, was ich gemacht hatte, und er bezeigte großes Verlangen, die Arbeit zu sehen. Gleich nach Tafel machte er sich auf mit Madame d'Estampes, dem Cardinal von Lothringen, dem König von Navarra, seinem Vetter, und der Königin, seiner Schwester; auch kam der Dauphin und die Dauphine, so daß der ganze Adel des Hofes sich in Bewegung setzte.

Ich war wieder nach Hause gegangen und hatte mich an die Arbeit begeben. Als nun der König vor das Thor meines Schlosses kam, und so viele Hämmer pochen hörte, befahl er, ein jeder solle still seyn; so war in meinem Hause alles in Arbeit, und der König überfiel mich, eh' ich es dachte. Er trat in meinen Saal und erblickte zuerst mich mit einem großen Silberblech in der Hand, das zum Leibe Jupiters bestimmt war, ein anderer machte den Kopf, ein dritter die Füße, so daß der Lärm außerordentlich war. Zufälligerweise hatte mir eben in diesem Augenblick ein Französischer Knabe, der

bei der Arbeit um mich war, irgend etwas nicht recht gemacht, deßwegen ich ihm einen Tritt gab, der glücklicherweiſe nur zwiſchen die Beine traf; doch hatte ich den Jungen über vier Ellen weit weggeſtoßen, der Knabe wollte fallen und hielt ſich am König, der eben hereintrat. Der König lachte überlaut, und ich war ſehr verlegen. Dann fing er an zu fragen, was ich mache, und verlangte, daß ich in ſeiner Gegenwart arbeiten ſollte. Darauf ſagte er: es wäre ihm lieber, wenn ich mich nicht ſo anſtrengen wollte; ich ſollte doch ſo viel Leute nehmen, als mir beliebte, und dieſe arbeiten laſſen, und mich geſund erhalten, um ihm deſto länger dienen zu können. Da antwortete ich, daß ich eben krank werden würde, wenn ich nicht arbeitete, auch würden die Werke nicht von der Art werden, wie ich ſie für Seine Majeſtät zu fertigen hoffte. Der König konnte das nicht einſehen und glaubte, es ſey nur Großſprecherey von mir, und der Cardinal von Lothringen mußte mir's nochmals wieder ſagen, dem ich aber ſo offen und umſtändlich meine Gründe vorlegte, daß er mich vollkommen begriff; er beruhigte daher den König und bat ihn, er möchte mich nur viel oder wenig, nach meinem Belieben, arbeiten laſſen.

So zufrieden mit meinen Werken begab ſich der König nach ſeinem Palaſte zurück und überhäufte mich dergeſtalt mit Gunſt, daß ich nicht alles erzählen kann. Den andern Tag nach Tafel ließ er mich rufen; der

Cardinal von Ferrara ſpeiſ'te mit ihm. Als ich kam, war der König eben an der zweyten Tracht; ich trat herzu, und Seine Majeſtät fing ſogleich mit mir zu reden an. Da er einen ſo ſchönen Becher und ſo ein vortreffliches Becken von mir beſitze, ſo wünſche er dazu auch ein ähnliches Salzfaß zu haben, ich ſollte ihm eine Zeichnung machen und zwar ſo geſchwind als möglich. Darauf verſetzte ich: Ew. Majeſtät ſollen eine ſolche Zeichnung geſchwinder ſehen, als Sie denken, denn als ich Ihre beiden Gefäße verfertigte, überlegte ich wohl, daß dieſen zur Geſellſchaft auch ein Salzfaß gearbeitet werden müſſe; darum habe ich ſo was dergleichen ſchon aufgeſtellt, und wenn Seine Majeſtät einen Augenblick warten wollen, ſo könnte ich die Sache gleich vorzeigen. Das hörte der König mit vieler Zufriedenheit, und wendete ſich zu den gegenwärtigen Herren, als dem König von Navarra, den Cardinälen von Lothringen und Ferrara und ſagte: Das iſt wahrhaftig ein Mann den alle Welt lieben und wünſchen muß; dann ſagte er zu mir: er würde gern die Zeichnung ſehen, die ich zu einem ſolchen Werke gemacht. Da eilte ich fort, ging und kam geſchwind, denn ich hatte nur die Seine zu paſſiren, und brachte das Modell von Wachs mit, das ich auf Verlangen des Cardinals ſchon in Rom gemacht hatte. Als ich es aufdeckte, verwunderte ſich der König und ſprach: Das iſt hundertmal göttlicher als ich gedacht habe. Das iſt ein großes Werk dieſes Mannes, er ſollte niemals

seyern. Dann wendete er sich zu mir, mit sehr freundlichem Gesichte und sagte: das Werk gefalle ihm außerordentlich, er verlange, daß ich es ihm von Gold mache. Der Cardinal sah mir in die Augen, und gab mir durch einen Wink zu verstehen, daß er das Modell recht gut wieder erkenne; darauf sagte ich: Ich habe wohl von diesem Modell schon gesagt, daß ich das Werk gewiß vollenden wollte, wenn es nur jemand bestellte. Der Cardinal erinnerte sich dieser meiner Worte, und weil es ihm schien als habe ich mich rächen wollen, so sagte er mit einiger Empfindlichkeit zum König: Sire! das Unternehmen ist groß, und ich fürchte nur, wir sehen es niemals geendigt; denn diese braven Künstler, die so trefflicher Erfindungen fähig sind, fangen gar gern an sie in's Werk zu stellen, ohne zu denken, wann sie geendigt werden können; wenn ich so etwas bestellte, so wollte ich doch auch wissen, wann ich es haben sollte. Der König antwortete: wenn man sich so ängstlich um das Ende der Arbeit bekümmere, so würde man sie niemals anfangen! Das sagte er auf eine Weise, daß man merken konnte, er wolle anzeigen, zu solchen Werken gehöre ein muthiger Geist. Ich versetzte darauf: Alle Fürsten, die, wie Ew. Majestät, durch Handlungen und Reden ihren Dienern Muth machen, erleichtern sich und ihnen die größten Unternehmungen, und da Gott mir einen so außerordentlichen Herrn gegeben hat, so hoffe ich auch, große und außerordentliche Werke für ihn zu

vollenden. Ich glaube es! erwiderte der König, und ſtand von der Tafel auf.

Da ließ er mich auf ſein Zimmer rufen, und fragte mich, wie viel ich Gold zu dieſem Salzfaſſe brauchte? Tauſend Scudi, verſetzte ich ſogleich. Da rief er ſeinen Schatzmeiſter, den Vicomte d'Orbec, und befahl ihm, er ſolle mir tauſend alte, gewichtige Goldgülden auszahlen laſſen. Ich ging weg und ſchickte nach den beiden Notarien, durch die ich auch das Silber für den Jupiter und viele andere Sachen erhalten hatte, dann holte ich zu Hauſe ein kleines Körbchen, das mir meine Nichte, die Nonne, als ich durch Florenz reiſ'te, geſchenkt hatte, und nahm es, zu meinem Glück, ſtatt eines Sackes, und weil ich dieſes Geſchäft noch bei Tage zu endigen dachte, auch meine Leute nicht in der Arbeit ſtören mochte, nahm ich nicht einmal einen Diener mit.

Ich fand den Schatzmeiſter zu Hauſe, der ſchon das Geld vor ſich hatte, und die vollwichtigen Stücke nach dem Befehl des Königs ausſuchte, und indem mir ſchien, daß der Spitzbube mit Fleiß die Auszahlung des Geldes bis drey Stunden in die Nacht verzögerte, ſo wollte ich mich auch vorſehen, und ſchickte nach einigen meiner Arbeiter, ſie ſollten kommen und mich begleiten, denn es ſey eine Sache von Bedeutung. Als ſie in einer gewiſſen Zeit nicht kamen, fragte ich den Schelm von Bedienten, den ich abgeſchickt hatte; er verſicherte mir, daß er ſie gerufen habe, ſie aber könnten nicht kommen, hingegen

erbiete er ſich, mir das Geld zu tragen. Ich antwortete: das könne ich ſelbſt.

Indeſſen war der Contract ausgefertigt, das Geld ward in das Körbchen gelegt, und ich ſchob den Arm durch die zwey Henkel; weil ſie nun ſehr eng waren, ſo drückte mein Arm feſt auf das Geld, und ich trug es bequemer und ſicherer, als wenn es ein Säckchen geweſen wär'. Ich war gut bewaffnet mit Panzerhemd und Ermeln, hatte Degen und Dolch an der Seite, und machte mich ſchnell auf den Weg. Da bemerkte ich, daß einige Diener zuſammen liſpelten, gleichfalls das Haus verließen, und einen andern Weg nahmen, als den ich zu gehen hatte. Ich ging ſchnell und kam über der Brücke auf ein Mäuerchen am Fluſſe, das mich zu meiner Wohnung führte.

Eben befand ich mich bei den Auguſtinern, an einem ſehr gefährlichen Orte, der zwar nur fünfhundert Schritte von meinem Schloſſe entfernt war, weil aber inwendig die Wohnung faſt noch einmal ſo weit ablag, ſo würde man, wenn ich auch hätte rufen wollen, mich doch nicht gehört haben. Als ich nun vier Degen hinter mir bemerkte, entſchloß ich mich ſogleich, bedeckte das Körbchen mit der Jacke, zog den Degen und rief, als ſie mir näher kamen: Bei Soldaten iſt nichts zu holen, als die Jacke und der Degen, und ihr ſollt wenig gewinnen, wenn ihr mir ſie abnehmt! Da ſtritt ich heftig gegen ſie, und breitete öfters die Arme aus einander, damit,

wenn ſie auch von den Bedienten gehört hätten, daß ich ſo vieles Geld empfangen habe, ſie vermuthen ſollten, es müſſe ein anderer ſeyn, der ledig ging. Das Gefecht dauerte kurz, ſie zogen ſich nach und nach zurück, und ſagten unter einander in ihrer Sprache: Das iſt ein braver Italiäner, und gewiß der nicht, den wir ſuchen, und wenn er's iſt, ſo hat er nichts bei ſich. Ich ſprach Italiäniſch, und mit vielen Stößen und Stichen ging ich ihnen zu Leibe, und da ſie ſahen, daß ich den Degen ſehr gut führte, glaubten ſie, ich ſey eher Soldat, als was anders; ſie hielten zuſammen und entfernten ſich langſam. Sie murmelten immer in ihrer Sprache, und ich wiederholte auch mit einer gewiſſen gleichgültigen Beſcheidenheit: wer Waffen und Jacke von mir haben wollte, ſolle ſie theuer bezahlen. Ich fing an ſtärker zu gehen, und ſie kamen immer langſam hinter mich drein; deßwegen vermehrte ſich meine Furcht, denn ich dachte, vielleicht lägen noch andere vor mir im Hinterhalt, ſo daß ſie mich hätten in die Mitte nehmen können.

Da ich nun noch ungefähr hundert Schritte von meinem Hauſe war, fing ich an zu laufen, und rief mit lauter Stimme: Waffen, Waffen heraus! man bringt mich um. Sogleich ſprangen vier von meinen jungen Leuten mit Spießen aus dem Schloſſe, und wollten jenen nach, die man noch wohl ſehen konnte. Da hielt ich ſie an, und ſagte laut: Die vier Memmen haben

nicht einmal einem einzigen Mann die Beute von tauſend Goldgülden abnehmen können, da mir doch dieſer Schatz bald den Arm zerbrach, den wollen wir nur erſt in Sicherheit bringen, dann will ich euch Geſellſchaft leiſten mit meinem Schwert zu zwey Händen, wohin ihr wollt. Wir gingen hinein, verſchloſſen das Geld, und meine jungen Leute beklagten die große Gefahr in die ich mich begeben hatte, machten mir Vorwürfe und ſagten: Ihr traut euch ſelbſt zu ſehr, und wir werden euch doch noch einmal zu beweinen haben. Nachdem wir uns lange darüber geſtritten hatten, waren meine Widerſacher verſchwunden. Wir hielten uns nun vergnügt und fröhlich an's Abendeſſen und lachten über die ſonderbaren Begebenheiten, die uns das Glück im Guten und Böſen zuſendet, und nahmen uns das Vergangene nicht zu Herzen. Es war als wenn es nichts geweſen wär'. Zwar ſagt man: Du wirſt nun lernen ein andermal klüger ſeyn; aber ich finde den Spruch nicht richtig, denn was uns begegnet, kommt immer auf eine ſo verſchiedene Weiſe, wie wir es uns nicht haben einbilden können.

Den folgenden Morgen machte ich ſogleich den Anfang mit dem großen Salzfaſſe, und ließ ſowohl an dieſem als an andern Werken mit großer Sorgfalt fortarbeiten. Ich hatte viele Geſellen angenommen, Bildhauer und Goldſchmiede, es waren Italiäner, Franzoſen und Deutſche. Manchmal war eine große Menge beiſammen, wenn ich ſie gut und tauglich fand; doch ich

machte jeglichen Tag mit ihnen eine Veränderung, weil ich nur die beſten behielt; dieſe trieb ich lebhaft an, beſonders durch mein Beiſpiel, denn ich hatte eine ſtärkere Natur als ſie. Da wollten einige, von der großen Anſtrengung ermüdet, ſich durch vieles Eſſen und Trinken wieder herſtellen, beſonders verſchiedene Deutſche, welches die beſten Arbeiter waren, zeigten den größten Eifer mir nachzuahmen; allein ſie konnten die Arbeit nicht ertragen, ſo daß ſie ihren Fleiß mit dem Leben bezahlen mußten.

Als nun mein ſilberner Jupiter vorwärts ging, bemerkte ich, daß mir noch Silber genug übrig blieb, und ohne Vorwiſſen des Königs legte ich Hand an ein großes Gefäß mit zwey Handhaben ungefähr anderthalb Ellen hoch, auch kam mir die Luſt an, ein großes Modell zum Jupiter in Erz gießen zu laſſen.

Bei dieſer neuen Unternehmung, da ich dergleichen ſelbſt noch nicht gemacht hatte, überlegte ich die Sache mit einigen alten Pariſer Meiſtern, und ſagte ihnen die ganze Art, wie man in Italien bei ſolchen Werken zu verfahren pflegte. Sie antworteten mir darauf: dieſer Weg ſey ihnen unbekannt, aber wenn ich ſie auf ihre Weiſe gehen ließ, ſo wollten ſie mir das Bild ſo ſchön und glatt gießen, als es jetzt von Thon ſey. Ich machte einen Accord mit ihnen, damit ſie ganz die Sache übernähmen, und über ihre Forderungen verſprach ich ihnen noch einige Scudi mehr. Sie legten Hand an's

Werk, und als ich sah, daß sie auf einem falschen Wege waren, fing ich die Büste des Julius Cäsar mit bewaffneter Brust an, und zwar viel größer als die Natur. Ich arbeitete nach einem kleinen Modell, das ich in Rom nach der herrlichsten Antike gearbeitet hatte. Zugleich modellirte ich einen Frauenkopf von derselben Größe, nach einem außerordentlichen schönen Mädchen, das ich zu meiner Lust bei mir hatte. Ich nannte dieses Bildniß Fontainebleau, gleichsam als wenn es die Nymphe jener Quelle wäre, bei welcher der König sich seinen Lustort ausgewählt hatte.

Das Oefchen zum Schmelzen des Erzes war auf's beste gebaut, alles in Ordnung und unsere drey Formen ausgebrannt; da sagte ich zu den Leuten: Ich glaube nicht, daß euer Jupiter gut ausfallen wird, denn ihr habt ihm nicht genug Luftröhren von unten gelassen; die Circulation wird nicht gehörig vor sich gehn, und ihr werdet eure Zeit verlieren. Das alles wurde in Gegenwart der Schatzmeister und anderer Edelleute gesprochen, die auf Befehl des Königs mich zu beobachten kamen und alles was sie sahen und hörten Seiner Majestät hinterbringen mußten. Die beiden Alten, welche den Jupiter gießen wollten, verlangten, man solle mit der ganzen Anstalt inne halten, weil sie nothwendig an meinen Formen etwas verändern müßten, denn auf die Art, wie ich sie eingerichtet habe, sey es nicht möglich daß der Guß gerathe, und es wäre Schade, daß so schöne

48.

Julien.

Abgeſchloſſen ſey das Buch,
Es enthält fürwahr genug;
Was davon Dich kann erfreuen
Wird ſich immerfort erneuen,
Und was mag dem Scheiden frommen,
Als ein baldig Wiederkommen?

Arbeit verloren ginge. Als ſie dieſes dem König beibringen ließen, antwortete Seine Majeſtät: ſie ſollten lieber aufmerken und lernen, als dem Meiſter Lehren geben; da brachten ſie mit großem Lachen ihr Werk in die Grube, und ich, ganz ruhig, ohne Freude oder Verdruß zu beweiſen, ſtellte meine Formen zu beiden Seiten des Jupiters. Als unſer Metall geſchmolzen war, ließen wir es mit dem größten Vergnügen fließen; die Form des Jupiters füllte ſich auf's beſte, eben ſo meine beiden Köpfe; die Meiſter waren froh und ich zufrieden, daß es beſſer gegangen war, als ein beiderſeitiges Mißtrauen uns hatte vermuthen laſſen. Da verlangten ſie auf Franzöſiſche Weiſe mit großer Fröhlichkeit zu trinken, und ich gab ihnen ſehr gern einen guten Schmaus. Nun verlangten ſie zunächſt das Geld von mir, das ich ihnen noch zu geben hatte, ſo wie auch den verſprochenen Ueberſchuß. Darauf ſagte ich: Ihr habt gelacht, aber ich fürchte, daß ihr noch weinen werdet, denn ich habe überlegt, daß in eure Form weit mehr Maſſe als nöthig, gefloſſen iſt, deßwegen werde ich euch weiter kein Geld geben, bis morgen früh. Nun fingen die armen Leute meine Worte zu bedenken an, und ohne was weiter zu ſagen, gingen ſie nach Hauſe. Früh Morgens kamen ſie, ſtille ſtille, die Arbeit aus der Grube zu nehmen, und weil ſie zu der großen Form nicht kommen konnten, ohne zuerſt meine Köpfe heraus zu nehmen, ſo brachten ſie dieſe hervor; ſie waren trefflich gerathen, und als man

ſie aufſtellte, hatten ſie ein ſehr gutes Anſehen. Da ſie nun, mit vier Arbeitern, noch zwey Ellen tiefer gegraben hatten, thaten ſie einen großen Schrei, den ich auf fünfhundert Schritte in meinem Zimmer hörte. Ich hielt es für ein Zeichen der Freude und lief herbei; als ich näher kam, fand ich ſie an der Grube, wie man diejenigen abbildet, die in das Grab Chriſti ſchauten, bekümmert und erſchrocken. Ich tröſtete mich, als ich meine beiden Köpfe ſo wohl gerathen erblickte, ſo mißvergnügt ich übrigens war; ſie aber entſchuldigten ſich und ſagten: Da ſeht unſer Unglück! Ich verſetzte: Euer Glück war gut genug, aber ſchlecht euer geringes Wiſſen. Hätte ich geſehen wie ihr den Kern in die Form brachtet, ſo hätte ich euch mit einem einzigen Worte belehrt, und eure Figur wäre auf's beſte gekommen, ich hätte große Ehre und ihr großen Nutzen davon gehabt. Was meine Ehre betrifft, die wird durch dieſe Köpfe gerettet; aber euch wird weder Ehre noch Geld zu Theil werden, deßwegen lernt ein andermal arbeiten und eure Späße laßt bei Seite. Deſſen ungeachtet empfahlen ſie ſich mir und ſagten, ich habe recht; wenn ich ihnen aber nicht beiſtünde, und ſie ſollten allen Aufwand und Schaden tragen, ſo würden ſie und ihre Familien zu Grunde gehen; darauf antwortete ich: wenn die Schatzmeiſter des Königs ihnen den Ueberreſt noch bezahlen wollten, ſo wollte ich ihnen auch mein Verſprechen halten, denn ich hätte wohl geſehen, daß ſie mit gutem Willen nach ihrer

beſten Einſicht gehandelt hätten. Hierüber wurden mir die Schatzmeiſter und die Diener des Königs dergeſtalt günſtig, daß es nicht auszuſagen war; man ſchrieb alles Seiner Majeſtät, und dieſer einzig freigebigſte König befahl, daß man für mich alles thun ſollte, was ich nur verlangte.

Sechstes Capitel.

Der Autor wird vom König aus eigner Bewegung naturaliſirt und mit dem Schloß, worin er wohnt, Klein Nello genannt, beliehen. — Der König beſucht ihn zum andernmal, begleitet von Madame d'Eſtampes, und beſtellt treffliche Zierrathen für die Quelle zu Fontainebleau. — Auf dieſen Befehl verfertigt er zwey ſchöne Modelle, und zeigt ſie Seiner Majeſtät. — Beſchreibung dieſer Verzierung. — Merkwürdige Unterredung mit dem Könige bei dieſer Gelegenheit. — Madame d'Eſtampes findet ſich beleidigt, daß der Autor ſich nicht um ihren Einfluß bekümmert. — Um ſich bei ihr wieder in Gunſt zu ſetzen will er ihr aufwarten und ihr ein Gefäß von Silber ſchenken; aber er wird nicht vorgelaſſen. — Er überbringt es dem Cardinal von Lothringen. — Der Autor verwickelt ſich ſelbſt in große Verlegenheit, indem er einen Begünſtigten der Madame d'Eſtampes, der im Schloßchen Klein Nello eine Wohnung bezogen, herauswirft. — Sie verſucht ihm die Gunſt des Königs zu entziehen; aber der Dauphin ſpricht zu ſeinem Vortheil.

Zu derſelben Zeit kam der bewundernswürdige, tapfre Herr Peter Strozzi an den Hof, und erinnerte die Briefe ſeiner Naturaliſation. Der König ließ ſolche ſogleich ausfertigen und ſagte: Laßt ſie auch zugleich für Benvenuto ſchreiben, bringt ſie ihm in ſein Haus und nehmt ihm nichts dafür ab. Den großen Strozzi koſteten die ſeinigen einige hundert Ducaten, die meinigen brachte

brachte einer der erſten Secretarien, der Herr Antonio Maſſene hieß. Dieſer Edelmann überreichte mir das Document mit außerordentlichen Gnadenbezeigungen von Seiten Seiner Majeſtät, und ſagte: Dieſes verehrt euch der König, damit ihr mit deſto mehrerer Luſt ihm dienen möget; durch dieſes Document ſeyd ihr naturaliſirt. Er erzählte mir, daß nur nach langer Zeit und nur als eine beſondere Gunſt Herr Peter Strozzi ein Gleiches erhalten habe, daß der König mir dieſes aus eigner Bewegung ſchicke, und daß eine ſolche Gnade in dieſem Reiche unerhört ſey. Darauf erwiderte ich eine umſtändliche Dankſagung gegen den König, bat aber ſodann gedachten Secretär, mir zu ſagen: was dann endlich ein ſolcher Naturaliſationsbrief zu bedeuten habe? Dieſer Mann, der voller Kenntniß und Anmuth war und gut Italiäniſch ſprach, lachte zuerſt laut, dann nahm er ſeinen Ernſt wieder an und ſagte zu mir auf Italiäniſch was es zu bedeuten habe: daß es eine der größten Würden ſey, die man einem Fremden geben könne, und daß es ganz was anders heiße, als zum Venezianiſchen Edelmann erhoben zu werden. Dieſes alles erzählte er dem König, der auch nicht wenig lachte und alsdann ſprach: Nun ſoll er erſt erfahren, warum ich ihm dieſe Briefe geſchickt habe, geht und macht ihn ſogleich zum Herrn von Klein Nello, dem Schloſſe, das er beſitzt, denn es iſt mein Eigenthum; da wird er eher begreifen, welch ein Vortheil es ſey, naturaliſirt zu wer-

den. Nun kam ein anderer Abgeordneter mit gedachtem Geſchenke, dem ich dagegen ein Gratial geben wollte, der es aber ausſchlug, denn der König habe es ſo befohlen. Beide Briefe, ſowohl der Naturaliſation, als des Geſchenkes, das mir der König mit dem Schloſſe machte, nahm ich mit als ich nach Italien zurück ging, und wo ich auch ſeyn und mein Leben endigen werde, ſollen ſie immer bei mir bleiben.

Nun wende ich mich wieder zu der übrigen Geſchichte meines Lebens und meiner Arbeiten. Alles Angefangene ging gleichen Schrittes fort, der Jupiter von Silber, das goldene Salzgefäß, das große Gefäß von Silber und die zwey Köpfe von Erz; auch ſchickte ich mich an, das Fußgeſtell zum Jupiter aus Erz zu gießen, auf's reichſte verziert. Ich ſtellte daran den Raub des Ganymedes, nicht weniger Leda mit ihrem Schwane vor, und beide halberhobene Arbeiten gelangen auf's beſte. Zugleich machte ich ein anderes Fußgeſtell, um die Statue der Juno darauf zu ſetzen; denn ich dachte dieſe ſogleich anzufangen, ſobald mir der König Silber dazu aushändigen ließe. Schon war der ſilberne Jupiter und das goldene Salzfaß zuſammengeſetzt, das ſilberne Gefäß weit vorwärts und die beiden Köpfe von Erz ſchon geendigt; kleine Arbeiten hatte ich für den Cardinal von Ferrara gemacht und ein reichgearbeitetes, kleines Gefäß, welches ich Madame d'Eſtampes ſchenken wollte. Sodann hatte ich für viele Italiäniſche

Herren, als für Peter Strozzi, für die Grafen von Anguillara, Pitigliano, Mirandola und andere, mehrere Werke verfertigt.

Endlich als mein großer König nach Paris zurückkam, beſuchte er mich den dritten Tag in meiner Wohnung, mit einer Menge des größten Adels ſeines Hofes; er verwunderte ſich über ſo viele Werke, die ich vor mir hatte, und die ſchon ſo weit waren; ſeine Madame d'Eſtampes war bei ihm, und ſie fingen an von Fontainebleau zu ſprechen. Sie ſagten: Seine Majeſtät ſolle mich etwas zur Zierde dieſes Luſtortes arbeiten laſſen. Der König verſetzte: das ſey wohl geſprochen, und er wolle ſich ſogleich entſchließen. Darauf wendete er ſich zu mir und fragte mich, was ich wohl um jene ſchöne Quelle zu zieren, erfinden würde? Ich brachte darauf einige meiner Einfälle vor, und der König ſagte auch ſeine Gedanken. Dann fügte er hinzu, er wolle auf vierzehn bis zwanzig Tage eine Reiſe nach Saint Germain en Laye machen, das zwölf Meilen von Paris lag, in der Zeit ſollte ich ein Modell für ſeine ſchöne Quelle fertigen, ſo reich an Erfindungen, als es mir möglich ſey; denn dieſer Ort ſey die größte Luſt die er in ſeinem Reiche habe; deßwegen befehle und wünſche er, daß ich mein Möglichſtes thun möge, um etwas Schönes hervorzubringen, und ich verſprach es.

Der König betrachtete die vielen Sachen noch einmal und ſagte zu Madame d'Eſtampes: Ich habe nie-

manden von dieſer Profeſſion geſehen, der mir beſſer gefallen hätte, und der mehr verdiente belohnt zu werden, als dieſer. Wir müſſen ſuchen ihn feſt zu halten, er verzehrt viel Geld, iſt ein guter Geſelle und arbeitet genug. Wir müſſen auch ſeiner gedenken um ſo mehr, Madame, als er niemals, er mochte zu mir oder ich hierher kommen, mir auch nur das geringſte abgefordert hat; man ſieht wohl, ſein Gemüth iſt ganz auf die Arbeit gerichtet, und wir müſſen ihm bald etwas zu Gute thun, damit wir ihn nicht verlieren. Madame d'Eſtampes ſagte: Ich will euch an ihn erinnern. So gingen ſie weg, und ich arbeitete mit großem Fleiße an meinen angefangenen Werken. Auch begann ich das Modell zum Brunnen und brachte es mit Eifer vorwärts.

In Zeit von anderthalb Monaten kam der König nach Paris zurück, und ich, der ich Tag und Nacht gearbeitet hatte, machte ihm meine Aufwartung und brachte das Modell mit, ſo ſauber ausgeführt, daß man alles klärlich verſtehen konnte. Schon waren die Teufeleyen zwiſchen ihm und dem Kaiſer wieder angegangen, ſo daß ich ihn ſehr verwirrt antraf, doch ſprach ich mit dem Cardinal von Ferrara und ſagte zu ihm, daß ich gewiſſe Modelle bei mir habe, die mir von Seiner Majeſtät aufgetragen worden; ich bat ihn, wenn er einen Augenblick fänd', ein Wort darüber fallen zu laſſen, es doch ja zu thun, weil ich überzeugt ſey, der König würde viel Vergnügen daran finden wenn ich ſie ihm vorſtellen könnte.

Der Cardinal that's und ſogleich kam der König dahin, wo ich mich mit den Modellen befand. Erſt hatte ich das Modell zu einem Portal des Schloſſes Fontainebleau gemacht, wobei ich ſo wenig als möglich die Anlage des gegenwärtigen zu verändern dachte. Es war nach ihrer Franzöſiſchen Manier groß und doch zwergenmäßig, ſeine Proportion wenig über ein Viereck und oben drüber ein halbes Rund, gedruckt, nach Art eines Korbhenkels. In dieſe Oeffnung verlangte der König eine Figur, welche die Nymphe der Quelle vorſtellen ſollte. Nun gab ich zuerſt dem obern Theil ein ſchönes Verhältniß, zeichnete einen reinen Halbcirkel darein, und machte gefällige Vorſprünge an den Seiten. Dem untern Theile gab ich einen Sockel und Geſims, und weil wegen dieſer Theile und Glieder an der Seite ein paar Säulen erforderlich ſchienen, machte ich anſtatt derſelben ein paar Satyren, höher als halb erhoben. Der eine ſchien mit der Hand das Gebälk zu tragen, und hielt im andern Arm einen großen Stab; ſein Geſicht war muthig und wild und konnte dem Anſchauenden Furcht einjagen; der zweyte hatte eine ähnliche Stellung, doch waren der Kopf und einige Nebenumſtände abgeändert, er hielt eine Geißel in der Hand mit drey Kugeln, die an eben ſo viel Ketten feſt hingen. Dieſe Figuren hatten ſonſt nichts vom Satyr, als ein paar kleine Hörner und etwas Ziegenmäßiges im Geſichte, das Uebrige war alles menſchliche Geſtalt.

In dem halben Rund hatte ich eine weibliche Figur

in angenehmer liegender Stellung abgebildet; dieſe legte den linken Arm über den Hals eines Hirſches, ſo hatte es der König verlangt; auf einer Seite hatte ich Rehe, wilde Schweine und anderes Wildpret vorgeſtellt, wie ſolches der ſchöne Wald wo der Brunnen entſpringt, in großer Menge ernährt. Auf der andern Seite ſah man Doggen und Windhunde, um das Vergnügen der Jagd abzubilden. Dieſes Werk hatte ich in ein Viereck eingeſchloſſen und in die beiden Ecken, über dem halben Rund, zwey Siegesgöttinnen von halberhabner Arbeit angebracht, mit kleinen Fackeln in der Hand nach dem Gebrauch der Alten. Noch hatte ich über das obere Viereck einen Salamander abgebildet, als des Königs eigenes Sinnbild, mit verſchiedenen angenehmen Zierrathen, wie ſie ſich zum Werke ſchickten das eigentlich der Joniſchen Ordnung ſich näherte.

Als der König das Modell ſah, machte es ihn gleich vergnügt und zerſtreute ihn von dem verdrießlichen Geſpräch, das er einige Stunden geführt hatte. Als ich ihn auf dieſe Weiſe in guter Laune ſah, deckte ich das andere Modell auf, das er wohl nicht erwartete, denn er dachte ſchon in der erſten Arbeit genug geſehen zu haben. Das andere Modell war größer als zwey Ellen, und ich hatte einen Brunnen in vollkommenem Viereck vorgeſtellt, umher waren die ſchönſten Treppen, die einander durchſchnitten, eine Art, wie man ſie niemals in Frankreich und ſelten in Italien geſehen hatte. In

49.

Herrn Canzler v. Müller.

W. d. 15. April 1822.

Will ſich's wohl ziemen Dir zum zweytenmale
Dieſelbe Gabe feſtlich darzubringen?
Den Dichter-Trank in Deiner eignen Schale
Und nur dazu das alte Lied zu ſingen?
So ſey es denn! — es bleiben alte Lieder
Den Chriſt-Gemeinden wie gewohnt erbaulich;
Und hört er Freundes Wunſch und Segen wieder
Er findet ſie wie immer lieb und traulich.

---

der Mitte war ein Fußgeſtell, ein wenig höher als das Gefäß des Brunnens, darauf eine nackte Figur von groſſer Anmuth ſtand; ſie hielt mit der rechten Hand eine zerbrochene Lanze in die Höhe, die linke lag auf dem Griff eines Schwertes von der ſchönſten Form; die Figur ruhte auf dem linken Fuß, den rechten ſetzte ſie auf einen Helm, der ſo reich als möglich gearbeitet war. Auf den vier Ecken des Brunnens hatte ich ſitzende Figuren vorgeſtellt, eine jede mit angenehmen Sinnbildern. Da fragte der König, was das für eine ſchöne Erfindung ſey, die ich ihm gemacht habe? Alles was ich am Thore vorgeſtellt, ſey ihm verſtändlich, aber das gröſſere Modell, ſo ſchön es ihm vorkomme, wiſſe er nicht auszulegen, und ihm ſey wohl bekannt, daß ich nicht, wie manche unverſtändige Künſtler, zu Werke gehe, die wenn ſie auch allenfalls etwas mit einiger Anmuth zu machen verſtänden, dennoch ihren Vorſtellungen keine Bedeutung zu geben wüßten.

Darauf nahm ich mich zuſammen, denn da meine Arbeit dem König gefallen hatte, ſo wollte ich, es ſollte ihm auch meine Rede angenehm ſeyn und ſagte deßhalb zu ihm: Heilige Majeſtät! dieſe ganze kleine Arbeit iſt ſehr genau nach kleinen Fußen gemeſſen, ſo, daß wenn ſie ausgeführt wird, ſie eben auch im Groſſen die gefällige Wirkung thun wird; die mittelſte Figur ſoll vier und funfzig Fuß hoch werden. Hier gab der König ein Zeichen groſſer Verwunderung von ſich. Sie iſt, fuhr

ich fort, bestimmt den Kriegsgott vorzustellen; diese vier übrigen Figuren stellen die Künste vor, an denen sich Ew. Majestät ergötzt und die bei Ew. Majestät alle Unterstützung finden. Diese zur Rechten ist die Wissenschaft der Wissenschaften, hier ist das Sinnbild woran man die Philosophie erkennt und alle die Eigenschaften welche sie begleiten; die andere Figur stellt die bildenden Künste vor, nämlich Bildhauerkunst, Mahlerey und Baukunst; die dritte ist die Musik, welche sich gern zu jenen Künsten und Wissenschaften gesellt; aber die letzte, welche so angenehm und gütig aussieht, stellt die Freigebigkeit vor, weil ohne diese keines jener verwundersamen Talente ausgeübt werden kann; die Figur in der Mitte soll Ew. Majestät selbst abbilden, denn Ihr seyd der Kriegsgott und der einzige Tapfre in der Welt, und Eure Tapferkeit wendet Ihr gerecht und fromm zur Erhaltung Eures Ruhmes an.

Kaum hatte der König so viel Geduld mich ausreden zu lassen, als er mit lauter Stimme sprach: Wahrlich, in dir habe ich einen Mann nach meinem Herzen gefunden! Er rief die Schatzmeister und befahl, sie sollten mir geben, was ich bedürfte, der Aufwand möchte so groß seyn, als er nur wollte. Dann schlug er mir mit der Hand auf die Schulter und sagte: mon ami, (das heißt: mein Freund) ich weiß nicht wer das größte Vergnügen haben mag, ein Fürst, der einen Mann nach seinem Herzen gefunden hat, oder ein Künstler, der einen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 16261387

Fürsten findet, von dem er alle Bequemlichkeit erwarten kann, seine großen und schönen Gedanken auszuführen. Ich versetzte darauf: wenn ich der sey, den er meine, so sey mein Glück immer das größte. Darauf versetzte er: Wir wollen sagen, es sey gleich.

Ich ging mit großer Freudigkeit fort, und machte mich an meine Arbeit. Unglücklicherweise erinnerte mich niemand, daß ich eben diese Komödie mit Madame d'Estampes hätte spielen sollen. Diese hörte alles was vorgefallen war Abends aus dem Munde des Königs, und darüber erzeugte sich so eine giftige Wuth in ihrem Busen, daß sie verdrießlich sagte: Hätte mir Benvenuto seine schönen Arbeiten gezeigt, so hätte ich wohl auch Gelegenheit gefunden seiner zu denken; der König wollte mich entschuldigen, aber es half nichts.

Das hörte ich erst vierzehn Tage darauf, als sie nach einer Reise durch die Normandie wieder nach Saint Germain en Laye zurückgekehrt war. Ich nahm das schönste Gefäßchen das ich auf ihr Verlangen gemacht hatte und dachte, wenn ich es ihr schenkte, könne ich ihre Gunst wieder erlangen. Ich zeigte es einer ihrer Kammerfrauen und sagte derselben, daß ich es als Geschenk brächte; diese begegnete mir mit unglaublicher Freundlichkeit und versprach mir ihrer Frau ein Wort zu sagen die noch nicht angekleidet sey, und ich würde sodann gewiß eingelassen werden; sie sagte auch alles ihrer Dame, die verdrießlich antwortete: Sag' ihm, er soll warten.

Da ich das vernahm, hüllte ich mich in Geduld, welches mir äußerst schwer ankam, und so wartete ich, bis sie zur Tafel ging.

Weil es nun schon spät war, machte mich der Hunger so toll, daß ich nicht mehr widerstehen konnte. Ich verwünschte sie von Herzen und eilte fort, dem Cardinal von Lothringen aufzuwarten, dem ich das Gefäß verehrte und ihn bloß bat, mich in der Gnade des Königs zu erhalten. Darauf antwortete er: es sey das nicht nöthig, und wenn es nöthig wäre, so wollte er es gern thun; dann rief er seinen Schatzmeister und sagte ihm etwas in's Ohr. Der Schatzmeister wartete bis ich vom Cardinal wegging, dann sagte er zu mir: Benvenuto, kommt, ich will euch einen Becher guten Weins geben. Weil ich nicht wußte daß er damit was anders sagen wollte, versetzte ich: Laßt mich um's Himmelswillen einen Becher Wein trinken und gebt mir ein Stückchen Brot dazu; fürwahr ich werde ohnmächtig, denn ich habe diesen Morgen, von acht Uhr bis jetzt, nüchtern an der Thüre der Madame d'Estampes gestanden, um ihr das schöne vergoldete Gefäß zu schenken. Ich ließ ihr alles hineinsagen, aber sie, um mich zu quälen, ließ mir immer antworten, ich solle warten; nun kömmt der Hunger dazu, und meine Kräfte wollen mir ausgehen. Gott hat nun gewollt, daß ich das Werk meiner Arbeit einem Manne schenken sollte der es weit mehr verdienet, so gebt mir nur ein wenig zu trinken; denn da ich etwas

cholerisch bin, so ist mir der Hunger dergestalt schmerzlich, daß ich auf der Stelle umfallen könnte. Indessen ich nun mit Noth diese Worte hervorbrachte, war vortrefflicher Wein erschienen und sonst noch ein angenehmes Frühstück, so daß ich mich völlig wieder herstellte, und da meine Lebensgeister wieder kamen, verging auch der Aerger.

Darnach überreichte mir der Schatzmeister hundert Goldgülden, die ich ein für allemal nicht annehmen wollte. Er ging, dem Cardinal meine Weigerung zu hinterbringen, der ihn tüchtig ausschalt und ihm sagte, er solle mir das Geld mit Gewalt aufdringen, oder ihm nicht mehr vor die Augen kommen. Der Schatzmeister kehrte erzürnt zurück und sagte: so arg habe der Cardinal ihn noch niemals ausgescholten, und da ich noch immer ein wenig Widerstand leistete, so sagte er mir mit lebhaftem Verdruß: er würde mir das Geld mit Gewalt aufnöthigen. Darauf nahm ich das Geld, und als ich dem Cardinal deßhalb danken wollte, ließ er mir durch einen seiner Secretäre sagen: er würde zu jeder Zeit gern etwas zu meinem Vergnügen thun. Ich kehrte noch selbigen Abend nach Paris zurück. Der König erfuhr die ganze Sache und plagte Madame d'Estampes scherzend darüber, die nur deßhalb noch giftiger gegen mich ward, und mich in große Lebensgefahr setzte, wie ich an seinem Ort erzählen werde.

Nun muß ich aber auch der Freundschaft eines treff-

lichen, liebevollen, geselligen und wackeren Mannes gedenken, wie ich viel eher hätte thun sollen; dieses war Herr Guido Guidi, ein sehr geschickter Arzt und Florentinischer Edelmann. Bei dem Aufzeichnen der mancherlei Begebenheiten, die mir ein ungünstiges Geschick in den Weg legte, habe ich seiner zu erwähnen unterlassen, denn ich dachte, wenn ich ihn immer im Herzen hätte, so wäre es hinreichend; da ich aber wohl sehe, daß mein Leben ohne ihn nicht vollständig beschrieben werden kann, so will ich hier zwischen meinen sonderbaren Begebenheiten auch von ihm reden, daß, wie er mir damals Trost und Hülfe war, auch hier sein Andenken aufbewahrt werde.

Als derselbe nach Paris kam und ich ihn hatte kennen lernen, nahm ich ihn in mein Castell und gab ihm freie Wohnung, da wir denn mehrere Jahre mit einander vergnügt zubrachten. Auch kam der Bischof von Pavia, Monsignor de Rossi, Sohn des Grafen San Secondo; diesen Herrn nahm ich aus dem Gasthofe und gab ihm gleichfalls in meinem Schlosse freie Wohnung, wo er und seine Diener und Pferde mehrere Monate gut bewirthet wurden; auch nahm ich Herrn Ludwig Alamanni mit seinen Söhnen einige Monate zu mir, und dankte Gott für die Gnade, daß ich großen und talentreichen Römern einigermaßen gefällig seyn konnte. Mit Herrn Guido Guidi dauerte meine Freundschaft so lange, als ich in Paris war, und wir rühmten unter einander

oft das Glück, daß jeder in seiner Kunst auf Kosten eines so großen und wundernswürdigen Fürsten seine Talente vermehren konnte; denn ich kann wahrhaft sagen, was ich auch sey, und was ich Gutes und Schönes gewirkt habe, daran war dieser außerordentliche König allein Ursache; deßwegen ergreife ich wieder den Faden, von ihm und von den großen Werken zu sprechen, die ich für ihn gearbeitet habe.

Es war in meinem Castell auch ein Ballspiel, von dem ich manchen Nutzen zog, indem ich diese Uebung verstattete. Es waren auch dabei einige kleine Zimmer, worin verschiedene Menschen wohnten, darunter ein geschickter Buchdrucker. Dieser hatte fast seinen ganzen Laden in meinem Schlosse und druckte Herrn Guido's erstes schönes Buch über die Medicin; da ich mich aber seiner Wohnung bedienen wollte, schickte ich ihn fort, jedoch nicht ohne Schwierigkeit. Auch wohnte dabei ein Salpeterfabricant, und als ich dessen Wohnung für einige meiner Deutschen Arbeiter verlangte, wollte er nicht ausziehen. Ich hatte ihm etlichemal sehr gelassen gesagt, er solle meine Zimmer räumen, denn ich brauchte sie für meine Arbeiter zum Dienste des Königs. Je demüthiger ich sprach, desto kühner und stolzer antwortete mir die Bestie. Zuletzt gab ich ihm drey Tage Zeit, worüber er lachte und sagte: in drey Jahren wollte er daran zu denken anfangen. Ich wußte zwar nicht daß dieser Mann Zutritt zu Madame d'Estampes hatte; aber

ich war überhaupt seit jenen Händeln mit dieser Dame etwas vorsichtiger geworden, sonst hätte ich ihn gleich fortgejagt. Nun hatte ich die drey Tage Geduld. Wie sie vorbei waren, sagte ich weiter nichts, sondern bewaffnete meine Deutschen, Italiänischen und Französischen Arbeiter und nahm noch die vielen Handlanger dazu die ich hatte, und in kurzer Zeit riß ich das ganze Haus nieder und warf seine Sachen zum Castell hinaus. Zu diesem in etwas strengem Verfahren bewegten mich seine unverschämten Worte, denn er hatte gesagt: es möchte wohl kein Italiäner so kühn seyn, ihm nur einen Span vom Orte zu rücken. Nachdem nun die Sache geschehen war und er herbeilief, sagte ich zu ihm: Ich bin der geringste Italiäner und habe dir noch nichts angethan, wozu ich doch große Lust hätte und das du erfahren sollst, wenn du nur ein Wörtchen sprichst! So sagte ich zu ihm mit vielen andern schimpflichen Worten.

Erstaunt und erschrocken machte dieser Mann seine Sachen so gut zusammen als er konnte, lief sogleich zu Madame d'Estampes und mahlte ihr eine Hölle vor, und diese, meine Hauptfeindin, schilderte mit ihrer außerordentlichen Beredsamkeit die Begebenheit dem König. Dieser war, wie man mich versichert hat, im Begriff äußerst gegen mich aufgebracht zu werden und strenge zu verfügen; aber Heinrich der Dauphin, jetziger König von Frankreich, war von jener kühnen Frau beleidigt

worden, deßgleichen die Königin von Navarra, Schwester des Königs; diese beiden standen mir mit so vielem Ernste bei, daß der König zuletzt die Sache in's Lächerliche wendete, und so entkam ich mit der Hülfe Gottes einem großen Uebel.

50.

Zu Thaers Jubelfeſt,

dem vierzehnten May 1824.

Wer müht ſich wohl im Garten dort
Und muſtert jedes Beet?
Er pflanzt und gießt und ſpricht kein Wort
So ſchön auch alles ſteht.
Das er gepfropft und oculirt
Mit ſichrer kluger Hand
Das Bäumchen zart iſt anſpalirt
Nach Ordnung und Verſtand.

Doch ſagt mir was es heißen ſoll?
Warum iſt er ſo ſtill?
Man ſieht ihm iſt der Kopf ſo voll,
Daß er was andres will.
Genug ihm wird nicht wohl dahier,
Ich fürcht' er will davon,
Er ſchreitet nach der Gartenthür
Und draußen iſt er ſchon.

Im Felde gibt's genug zu thun,
Wo der Befreite ſchweift;
Er ſchaut, ſtudirt und kann nicht ruhn
Bis es im Kopfe reift.

Siebentes Capitel.

Madame d'Eſtampes muntert den Mahler Primaticio, ſonſt Bologna genannt, auf, durch Wetteifer den Anton zu ärgern. — Er wird in einen verdrießlichen Proceß verwickelt, mit einer Perſon, die er aus Klein Nello geworfen. — Beßtreibung der Franzöſiſchen Gerichtshöfe. — Der Verfaſſer, durch dieſe Verfolgungen und durch die Advocatenkniffe auf's äußerſte gebracht, verwundet die Gegenpartey und bringt ſie dadurch zum Schweigen. — Nachricht von ſeinen vier Geſellen und ſeiner Magd Katharine. — Ein heuchleriſcher Geſelle betrügt den Meiſter und hält's mit Katharinen. — Der Meiſter ertappt ſie auf der That und jagt Katharinen mit ihrer Mutter aus dem Hauſe. — Sie verklagen ihn wegen unnatürlicher Befriedigung. — Dem Autor wird's bange. — Nachdem er ſich gefaßt und ſich kühnlich dargeſtellt, verficht er ſeine eigne Sache und wird ehrenvoll entlaſſen.

Nun hatte ich freilich mit einem andern Manne denſelben Fall, wobei ich aber das Haus nicht ruinirte, ſondern ihm nur ſeine Sachen hinauswarf. Bei dieſer Gelegenheit war Madame d'Eſtampes ſo kühn dem Könige zu ſagen: Ich denke dieſer Teufel wird euch einmal Paris umkehren. Darauf antwortete der König erzürnt: Er thut wohl ſich gegen jene Canaillen zu vertheidigen, die ihn an meinem Dienſt verhindern wollen. Durch dergleichen Vorfälle wuchs die Raſerey dieſes grauſamen Weibes immer mehr. Sie rief einen Mahler zu ſich,

der

der in Fontainebleau wohnte, wo der König sich immer aufhielt; es war ein Italiäner und Bologneser und ward gewöhnlich nur Bologna genannt, doch hieß er eigentlich Franz Primaticcio. Zu diesem sagte Madame d'Estampes, er solle von dem König die Arbeit verlangen welche Seine Majestät mir zugedacht habe, sie wolle ihm mit ihrer ganzen Gewalt beistehen, und so wurden sie einig.

Als Bologna diese Arbeit schon so gut als gewiß vor sich sah, erfreute er sich über die Maßen, ob es gleich seine Profession nicht war, sondern er nur, da er gut zeichnete, einige Arbeiter an sich gezogen hatte, die von unserm Florentinischen Mahler Rosso gebildet worden. Dieser wirklich sehr geschickte Künstler war schon todt, und was Bologna Gutes hatte, war aus der verwunderswürdigen Manier seines Vorgängers genommen.

Nun brachten sie Tag und Nacht dem König ihre künstlichen Argumente vor, bald lag ihm Madame bald Bologna in den Ohren. Wodurch aber eigentlich zuletzt der König bewogen wurde, war die Geschicklichkeit, mit der sie einstimmig und wiederholt zu ihm sagten: Ew. Majestät will, daß Benvenuto zwölf Statuen von Silber machen soll, und er hat noch nicht eine vollendet, verwickelt ihr ihn in ein so großes Unternehmen, so beraubt ihr euch aller übrigen Arbeiten, welche ihr so sehr zu sehen wünscht. Hundert der geschickten Künstler könnten nicht so große Werke vollenden, als dieser wackre Mann begonnen hat, er ist voll vom besten Willen zu

arbeiten; aber eben weil er so viel unternimmt, werden Ew. Majestät ihn und die Arbeit verlieren. Durch solche und ähnliche Worte ließ der König sich bewegen in ihr Begehren zu willigen, und hatte weder eine Zeichnung noch ein Modell zur Arbeit von Bologna's Hand gesehen.

In derselbigen Zeit erregte jener zweyte Einwohner, den ich aus meinem Schlosse vertrieben hatte, einen Proceß gegen mich, indem er behauptete, ich habe ihm zu jener Zeit als ich ihn herauswarf, viele seiner Sachen gestohlen. Dieser Proceß machte mir das größte Leiden und nahm mir so viel Zeit, daß ich mich öfters beinahe der Verzweiflung ergeben hätte und auf und davon gegangen wär'.

Sie haben die Gewohnheit in Frankreich, daß sie einen Proceß für ein Capital halten, sie mögen ihn nun mit einem Fremden oder mit einer andern Person anfangen, von der sie merken daß sie nicht ganz mit dem Gang ihrer Rechtstreite bekannt ist. Sobald sie nun sich einigermaßen im Vortheil sehen, finden sie Gelegenheit den Proceß zu verkaufen, ja manchmal hat man sie als Mitgift den Töchtern mitgegeben, wenn sie Männer heiratheten, die ein Handwerk daraus machen, Processe zu kaufen.

Ferner haben sie noch eine andere häßliche Gewohnheit: Der größte Theil der Leute in der Normandie nämlich treibt es als ein Gewerb, daß sie falsch Zeugniß ge-

ben, so daß diejenigen die einen Proceß kaufen, sogleich vier oder sechs Zeugen, nach Bedürfniß, abrichten. Weiß nun der Gegentheil nicht dasselbe zu thun, indem die Gewohnheit ihm nicht bekannt ist, so hat er gleich ein Urtheil gegen sich. Mir begegnete beides, und indem ich die Sache für schändlich hielt, erschien ich in dem großen Saale zu Paris, um meine Gründe selbst vorzubringen. Da sah ich den Richter, einen Civillieutenant des Königs, erhoben auf einem großen Richterstuhle; dieser Mann war groß, stark und dick, und von dem finstersten Ansehn. Zu seiner einen Seite standen viele Leute, zur andern Procuratoren und Advocaten, sämmtlich in Ordnung, zur Rechten und zur Linken; einige traten auf und brachten ihm eine Sache vor. Die Advocaten, die auf der Seite standen, redeten manchmal alle zusammen, und ich war höchst verwundert, daß dieser seltene Mann, der ein wahrhaft Plutonisches Ansehn hatte, mit merklicher Gebärde bald diesem bald jenem zuhörte und gehörig antwortete, und weil ich immer gern alle Arten von Geschicklichkeiten gesehen und genossen habe, so schien mir dieser Mann so wundersam, daß ich für vieles seinen Anblick nicht hingegeben hätte.

Der Saal war sehr groß und voller Menschen, daher war man besorgt niemanden herein zu lassen, als wer darin zu thun hatte; die Thür war verschlossen und es stand Wache dabei. Nun geschah es manchmal, daß die Wache einigen Personen widerstand, die sie nicht

hereinlassen wollte, und durch ihren Lärm dem seltenen Richter beschwerlich ward, welcher äußerst zornig auf die Wache schimpfte. Dieser Fall kam öfters vor, und ich merkte besonders auf die Worte des Richters bei dieser Gelegenheit. Als nun einmal zwey Edelleute Lust als Zuschauer hereindringen wollten, that ihnen jener Thürhüter den stärksten Widerstand. Da sah der Richter hin und rief: Stille, stille! Satan, fort, stille! und zwar klingen diese Worte im Französischen folgendermaßen: paix, paix, Satan, allez, paix. Ich, der ich die Französische Sprache sehr wohl gelernt hatte, erinnerte mich bei diesem Spruche eines Ausdrucks, welchen Dante gebraucht, als er mit Virgil seinem Meister, in die Thore der Hölle tritt; und ich verstand nun den dunkeln Vers; denn Dante war mit Giotto dem Mahler in Frankreich und am längsten in Paris gewesen, und wahrscheinlich hat er auch diesen Ort, den man wohl eine Hölle nennen kann, besucht, und hat diesen hier gewöhnlichen Ausdruck, da er gut Französisch verstand, auch in seinem Gedichte angebracht. Nun schien es mir sonderbar, daß man diese Stelle niemals verstanden hat. Wie ihn überhaupt seine Ausleger wohl manches sagen lassen, was er weder gedacht noch geträumt hat.

Daß ich nun wieder von meinen Angelegenheiten spreche, so wurde mir, durch die Kunst dieser Advocaten, mehr als ein ungünstiges Urtheil gegeben; als ich

nun keine Mittel sah, mir weiter zu helfen, nahm ich meine Zuflucht zu einem großen Dolche, den ich besaß; denn ich liebte von jeher schöne Waffen zu haben. Nun griff ich zuerst den Principal an, der einen so ungerechten Proceß gegen mich angefangen hatte und, indem ich mich hütete ihn zu ermorden, gab ich ihm so viel Stiche auf Arme und Schenkel, daß ich ihn des Gebrauchs beider Beine beraubte. Alsdann suchte ich den andern auf, der den Proceß gekauft hatte, und auch den traf ich so, daß er die Klage nicht weiter fortsetzte, und dafür dankte ich Gott, wie für jede andere Wohlthat, und hoffte dann doch nun eine Zeit lang in Ruhe zu bleiben.

Da sagte ich meinen Hausgesellen, besonders den Italiänern, jeder solle um Gotteswillen sich zu seiner Arbeit halten, und mir einige Zeit auf's beste beistehen, damit ich nur, sobald als möglich, die angefangenen Werke zu Stande brächte, alsdann wollte ich nach Italien zurückkehren; denn die Schelmstreiche der Franzosen wären mir unerträglich. Und sollte ja der gute König einmal auf mich erzürnt werden, so könnte mir es sehr übel gehen, da ich zu meiner Vertheidigung doch manche solcher Handlungen vorgenommen habe.

Unter den Italiänern welche ich bei mir hatte, war der erste und liebste Ascanio, aus dem Neapolitanischen Städtchen Tagliacozzo, der andere, Paul, ein Römer, von sehr geringer Geburt, man kannte seinen Vater

nicht; diese hatte ich schon in Rom bei mir gehabt und sie mit nach Frankreich gebracht. Dann war noch ein anderer Römer, der gleichfalls Paul hieß, ausdrücklich mich aufzusuchen nach Paris gekommen. Sein Vater war ein armer Edelmann, aus dem Hause der Macherani; dieser verstand nicht viel von der Kunst, hielt sich aber äußerst brav in den Waffen. Ferner arbeitete ein Ferrareser bei mir, mit Namen Bartholomäus Chieccia; sodann ein anderer, ein Florentiner, der Paul Micceri hieß. Ein Bruder von diesem, mit dem Zunamen Gatta, war trefflich in der Feder, nur hatte er ein wenig zu viel ausgegeben, als er die Handlung des Thomas Guadagni, eines sehr reichen Kaufmanns, führte. Gatta richtete mir gewisse Bücher ein, in denen ich die Rechnung des großen allerchristlichsten Königs und anderer, für die ich Arbeit unternahm, einzuzeichnen pflegte. Nun führte gedachter Paul Micceri, nach Art und Weise seines Bruders, meine Bücher fort, und ich gab ihm dafür eine sehr gute Besoldung, so schien er mir auch ein gutartiger Jüngling; denn ich sah ihn immer sehr andächtig, und da ich ihn bald Psalmen, bald den Rosenkranz murmeln hörte, so versprach ich mir viel von seiner verstellten Güte.

Ich rief ihn bei Seite und sagte ihm: Paul, liebster Bruder! du siehst, wie gut du bei mir stehst, und weißt, daß du sonst keine Aussicht hattest, auch bist du ein Landsmann und ich vertraue dir, besonders weil ich

sehe du bist andächtig und beobachtest die Gebräuche der Religion; das gefällt mir sehr wohl, und ich vertraue dir mehr als allen andern. Deßwegen bitte ich dich sorge mir vor allem für diese beiden ersten Dinge, damit ich keinen Verdruß habe. Zuvörderst gib wohl auf meine Sachen Acht, daß mir nichts entwendet wird, und du selbst rühre mir nichts an; dann habe ich da das arme Mädchen, die Katharine, die ich besonders wegen meiner Kunst bei mir habe, denn ohne sie könnte ich nichts vollbringen. Nun habe ich freilich, weil ich ein Mensch bin, auch sinnliche Vergnügungen mit ihr gepflogen, und es könnte geschehen, daß sie mir ein Kind von einem andern brächte, und mir einen Schimpf anthät, den ich nicht ertragen würde; wär' jemand in meinem Hause kühn genug, dergleichen zu unternehmen, so glaube ich gewiß, ich würde das eine wie das andere todtschlagen; deßwegen bitte ich dich, Bruder, stehe mir bei, und wenn du irgend etwas bemerkst, so entdecke mir's, denn ich schicke sie, die Mutter und ihren Verführer, an Galgen; deßwegen nimm dich vor allem selbst in Acht.

Da machte der Schelm das Zeichen des Kreuzes, daß es ihm vom Kopf bis zu den Füßen reichte, und sagte: Gebenedeyter Jesus! Gott bewahre mich, daß ich an so was denken sollte, denn ich bekümmere mich um dergleichen Zeug nicht. Und glaubt ihr denn, daß ich die große Wohlthat verkenne die ich bei euch ge-

nieße? Diese Worte sagte er auf eine einfache und liebevolle Weise, so daß ich sie ihm buchstäblich glaubte.

Zwey Tage hernach, an einem Sonntage, hatte Herr Matthäus del Nasaro, auch ein Italiäner, ein Diener des Königs und ein trefflicher Mann in meiner Kunst, mich und einige meiner Gesellen in einen Garten eingeladen; es war mir angenehm, mich nach jenen verdrießlichen Processen ein wenig zu erholen, und ich sagte zu Paulen, er solle auch mit mir gehen.

Dieser Mensch sagte zu mir: Wahrhaftig es wäre ein großer Fehler, das Haus so allein zu lassen! Seht wie viel Gold, Silber und Juwelen darin sind, und da wir uns in einer Stadt von Spitzbuben befinden, so muß man Tag wie Nacht Wache halten; ich will einige Gebete verrichten, indem ich das Haus bewahre, geht nur ruhig und macht euch einen guten Tag! ein andermal mag ein anderer diesen Dienst thun. Nun ging ich mit beruhigtem Gemüth mit Paul, Ascanio und Chioccia, mich in gedachtem Garten zu vergnügen; und wir waren den größten Theil des Tages daselbst sehr lustig. Als es gegen Abend kam, überfiel mich eine böse Laune, und ich gedachte jener Worte die mir der Unglückliche mit unendlicher Einfalt gesagt hatte. Da stieg ich zu Pferde, und begab mich mit zwey meiner Diener auf mein Schloß. Ich ertappte Paulen und die abscheuliche Katharine fast auf der That; denn als ich ankam, rief die Französische, kupplerische Mutter: Paul und

Katharine, der Herr iſt da! Da ſie nun beide erſchrocken heran kamen und ganz verworren vor mich traten, und weder wußten, was ſie ſagten, noch wo ſie ſich hinwenden ſollten, ſo ſah ich ganz deutlich, daß ſie das Verbrechen begangen hatten.

Da ward meine Vernunft durch den Zorn überwältigt, ich zog den Degen und beſchloß ſie auf der Stelle beide zu ermorden. Er floh und ſie warf ſich auf die Knie und ſchrie um alle Barmherzigkeiten des Himmels. Ich hätte gern den Burſchen zuerſt getroffen, konnte ihn aber ſobald nicht erreichen, indeſſen hatte ich denn doch überdacht, daß es beſſer ſey, beide wegzujagen; denn da ich kurz vorher verſchiedene andre Dinge der Art vorgenommen hatte, ſo wär' ich dießmal ſchwerlich mit dem Leben davon gekommen. Deßwegen ſagte ich zu Paulen, als ich ihn erreichte: Hätten meine Augen geſehen, du Schelm, was ich glauben muß, ſo ſtäch' ich dir den Degen zehnmal durch den Leib; mache, daß du fortkömmſt und bete, du Heuchler, dein letztes Paternoſter unter dem Galgen; darauf jagte ich Mutter und Tochter weg mit Stößen, Tritten und Fauſtſchlägen.

Sie dachten darauf ſich zu rächen und hielten einen Rath mit einem Normänniſchen Advocaten. Der gab an, ſie ſolle ſagen, ich habe mich mit ihr auf Italiäniſche Weiſe vergnügt, das heißt gegen die Natur, und ſagte dabei: Sobald der Italiäner das vernimmt und die große Gefahr bedenkt, ſo gibt er euch ein paar hun-

Auf einmal hat's der Biedre los
Wie er das Beſte kann:
Nicht ruhen ſoll der Erdenklos,
Am wenigſten der Mann!

Der Boden rührt ſich ungeſäumt
Im Wechſel jedes Jahr,
Ein Feld ſo nach dem andern keimt
Und reift und fruchtet baar;
So fruchtet's auch von Geiſt zu Geiſt,
Und nutzt von Ort zu Ort,
Gewiß ihr fragt nicht wie er heißt,
Sein Name lebe fort!

dert Scudi, damit ihr nur schweiget! denn die Strafe ist groß die in Frankreich auf dieses Vergehen gesetzt ist, und so wurden sie einig, verklagten mich und ich ward gefordert.

Leider je mehr ich mir Ruhe suchte, desto größer ward die Plage. Da mir nun das Glück täglich auf verschiedene Weise zuwider war, überlegte ich was ich thun sollte, ob ich mit Gott fortgehen und Frankreich dem Henker lassen sollte, oder ob ich auch noch diesen Streit bestehen und zeigen könne, daß Gott mich nicht verlassen würde. Nachdem ich eine lange Zeit hierüber zweifelhaft gewesen war, entschloß ich mich fortzugehen, um nicht mein böses Glück so lange zu versuchen, bis es mir den Hals brächʼ. Als ich nun völlig entschlossen war, sorgte ich diejenigen Sachen, die ich nicht mitnehmen konnte, an einem guten Orte unterzubringen, die kleinern aber so gut als möglich mir selbst und meinen Dienern aufzupacken. Doch vollbrachte ich dieses Geschäft mit großem Verdruß. Nun war ich allein in einem gewissen kleinen Studirzimmer geblieben; denn nachdem meine Gesellen mir zugeredet hatten, ich sollte nun mit Gott davon gehen, so sagte ich zu ihnen, sie sollten mich nur allein lassen; denn ich wollte die Sache auch nun einmal mit mir selbst überlegen. Zwar hatte ich mich schon überzeugt, daß sie zum größten Theil recht hatten; denn wenn ich nur frei und außer dem Gefängniß blieb und dem Sturm ein wenig Platz machte,

ſo konnte ich mich beim Könige beſſer entſchuldigen, indem ich ihm dieſen boshaft eingeleiteten Handel ſchriftlich erklärte, und ſo war ich, wie geſagt, auch entſchloſſen; aber, als ich weggehen wollte, faßte mich etwas bei der Schulter und da ich mich umkehrte, ſagte mir eine lebhafte Stimme: Benvenuto! thue wie du pflegſt und fürchte dich nicht. Sogleich entſchloß ich mich anders und ſagte zu meinen Italiäniſchen Geſellen: Nehmt tüchtige Waffen und kommt mit mir! Gehorcht allem was ich euch ſage, und denkt an nichts andres, denn ich will erſcheinen. Wenn ich mich entfernte, ſo gingt ihr den andern Tag alle in Rauch auf; deßwegen gehorcht und kommt mit. Da ſagten meine Purſche mit Einer Stimme: Da wir hier ſind und von dem Seinigen leben, ſo müſſen wir mit ihm gehn und ſo lange der Athem in uns iſt, ihm beiſtehn in allem was er gut findet; denn er hat es beſſer getroffen als wir. Fürwahr ſobald er weg wär', würden uns ſeine Feinde ſämmtlich verjagen. Laßt uns die großen Werke betrachten die er hier angefangen hat; Werke von ſo großer Wichtigkeit, die wir ohnehin niemals endigen können, und ſeine Feinde würden ſagen, er habe ſich fortgemacht, weil er mit ſolchen Unternehmungen nicht habe zu Stande kommen können. Und ſo ſagten ſie noch viele große und bedeutende Worte.

Der erſte aber der ihnen Muth machte, war der Römiſche Jüngling Maccherani. Er rief noch einige Deut-

ſche und Franzoſen die mir wohl wollten, und wir waren Zehn in allem. So machte ich mich auf den Weg, entſchloſſen, mich nicht lebendig einfangen zu laſſen. Als ich vor die Criminalrichter kam, fand ich Katharinen mit ihrer Mutter, und da ich unvermuthet hinzutrat, ſah ich, daß ſie mit ihrem Advocaten lachten. Ich fragte muthig nach dem Richter, der, aufgeblaſen, dick und fett, höher als die andern, auf einem Tribunal ſtand. Der Mann ſah mich drohend an und ſagte mit leiſer Stimme: Zwar iſt dein Name Benvenuto, doch dießmal wirſt du übel ankommen. Ich vernahm's und ſagte noch einmal ſchnell: Fertigt mich ab! ſagt was ich hier zu thun habe! Darauf wendete er ſich zu Katharinen und ſagte: Katharine! nun erzähle alles, was du mit Benvenuto vorgehabt haſt. Sie ſagte darauf: ich habe auf Italiäniſche Weiſe mit ihr gelebt. Hörſt du, Benvenuto, ſagte darauf der Richter, was Katharine ſagt? Ich verſetzte darauf, wenn es geſchehen wär', ſo wär' meine Abſicht geweſen Kinder zu zeugen, wie es andere auch thäten. Der Richter aber ſagte: Keineswegs, denn ſie bekennt eben, daß es die nicht um Kinder zu thun war. Darauf ſagte ich: Das muß alſo eine Franzöſiſche und keine Italiäniſche Manier ſeyn, da ihr ſie kennt und ich nicht. Zugleich verlangte ich, ſie ſolle genau die Art erzählen, was ich mit ihr begangen habe. Nun ſagte die liederliche, ſchändliche Dirne alles klar, wie ſie ſich's vorgenommen hatte. Ich ließ

sie dreymal alle Puncte einen nach dem andern wiederholen, dann sagte ich mit lauter Stimme: Herr Richter, Stellvertreter des allerchristlichsten Königs, ich fordere Gerechtigkeit; denn ich weiß, daß das Gesetz beide Theile zum Feuer verdammt. Diese bekennt das Verbrechen, und ich weiß nichts davon, und diese ihre kupplerische Mutter verdient wegen mehr als einem Verbrechen das Feuer. Ich fordere Gerechtigkeit! Diese Worte wiederholte ich so oft und laut, und rief immer nach Feuer für sie und die Mutter, und sagte zum Richter: wenn er sie nicht in meiner Gegenwart gefänglich einzöge, so würde ich zum König laufen, und ihm die Ungerechtigkeit seines Criminalrichters anzeigen. Da ich nun so lärmte, mäßigten sie nach und nach ihre Stimmen und ich ward nur immer lauter. Da fing die Dirne mit der Mutter zu weinen an, und ich rief immer zum Richter: Feuer, Feuer! Als nun diese dicke Memme sah, daß die Sache nicht so ablief wie er gedacht hatte, so fing er mit sanften Worten an die Schwäche des weiblichen Geschlechts zu entschuldigen. Da konnte ich mich rühmen eine große Schlacht gewonnen zu haben und ging, murrend und drohend, aber sehr zufrieden, in Gottes Namen, weg, doch hätte ich gern fünfhundert Scudi gegeben, wenn ich nicht hätte erscheinen müssen. Nun dankte ich Gott von Herzen, daß ich aus dieser Noth entronnen war und kehrte mit meinen jungen Leuten fröhlich nach dem Castell zurück.

Achtes Capitel.

Offener Bruch zwischen Cellini und Bologna dem Mahler, weil dieser, auf Eingeben der Madame d'Estampes, verschiedene Entwürfe des Verfassers auszuführen unternommen. — Bologna durch des Autors Drohungen in Furcht gesetzt gibt die Sache auf. — Cellini bemerkt, daß Paul und Katharine ihr Verhältniß fortsetzen und rächt sich auf eine besondere Weise. — Er bringt Seiner Majestät ein Salzgefäß von vortrefflicher Arbeit, von welchem er früher eine genaue Beschreibung gegeben. — Er nimmt ein ander Mädchen in seine Dienste, die er Scozzona nennt, und zeugt eine Tochter mit ihr. — Der König besucht den Autor wieder, und da er seine Arbeiten sehr zugenommen findet, befiehlt er, ihm eine ansehnliche Summe Geldes auszuzahlen, welches der Cardinal von Ferrara, wie das vorigemal, verhindert. — Der König entdeckt, wie der Autor verkürzt worden, und befiehlt seinem Minister, demselben die erste Abtey welche ledig würde, zu übertragen.

Wenn das feindselige Geschick, oder, um eigentlich zu reden, unser widriger Stern, sich einmal vornimmt uns zu verfolgen, so fehlt es ihm niemals an neuen Arten und Weisen uns zu quälen oder zu beschädigen. Kaum dachte ich von einem unüberfehlichen Unheil mich befreit zu haben, kaum hoffte ich, wenigstens einige Zeit, einer erwünschten Ruhe zu genießen; noch hatte ich mich von jener großen Gefahr nicht erholt, als mein

feindseliger Stern mir zwey neue zubereitete, denn in Zeit von drey Tagen begegneten mir zwey Fälle, bei denen beiden mein Leben auf der Wagschale lag.

Es begab sich nämlich, daß ich nach Fontainebleau ging, um mit dem König zu sprechen, der mir einen Brief geschrieben hatte in welchem sein Wille enthalten war, daß ich die Stempel aller Münzen seines Reiches arbeiten sollte; dabei lagen einige Zeichnungen, um mir einigermaßen seine Gedanken verständlich zu machen: doch gab er mir die Erlaubniß, ganz nach meinem Gefallen zu thun. Darauf hatte ich denn neue Zeichnungen nach meiner Einsicht und nach der Schönheit der Kunst gemacht.

Als ich nun nach Fontainebleau kam, sagte einer der Schatzmeister, die vom König den Befehl hatten mir das Nöthige zu geben, sogleich zu mir: Benvenuto! der Mahler Bologna hat vom König den Auftrag erhalten, euren großen Koloß zu machen, und die sämmtlichen schönen Aufträge die der König für euch bestimmt hatte, sind alle aufgehoben und nun auf ihn gerichtet; das hat uns sehr übel geschienen, und es kommt uns vor, daß euer Italiäner sich sehr verwegen gegen euch beträgt; denn ihr hattet schon die Bestellung der Werke durch die Kraft eurer Modelle und eurer Bemühungen erhalten; nun nimmt sie euch dieser, allein durch die Gunst der Madame d'Estampes weg, und ob es gleich schon mehrere Monate sind, daß er den Auftrag erhalten

hat, so sieht man doch nicht, daß er irgend Anstalt zur Arbeit machte. Ich verwunderte mich und sagte: Wie ist es möglich, daß ich nie etwas davon erfahren habe? Darauf versetzte er mir: jener habe die Sache äußerst geheim gehalten. Der König habe ihm die Arbeit nicht geben wollen, und nur allein durch die Emsigkeit der Madame d'Estampes sey es ihm gelungen.

Da ich nun vernahm, man habe mich auf solche Weise beleidigt, mir ein solches Unrecht angethan und mir eine Arbeit entzogen, die ich mir durch meine Bemühungen erworben hatte; so nahm ich mir vor, etwas Großes von Bedeutung in den Waffen zu thun. Ich ging sogleich den Bologna aufzusuchen und fand ihn in seinem Arbeitszimmer. Er ließ mich hineinrufen und sagte mir mit so gewissen Lombardischen Manieren, was ich ihm Gutes brächte? Darauf versetzte ich: Etwas Gutes und Großes. Sogleich befahl der Mann seinen Dienern, sie sollten zu trinken bringen und sagte: Ehe wir von etwas sprechen, wollen wir zusammen trinken; denn es ist die Französische Art so. Darauf versetzte ich: Das was wir zu reden haben, bedarf nicht daß man erst trinke, vielleicht läßt sich's hinterdrein thun. Ich fing darauf an, mit ihm zu sprechen und sagte: Jeder, der für einen rechtschaffenen Mann gehalten seyn will, beträgt sich auch auf die Weise rechtschaffener Leute. Thut er das Gegentheil, so verdient er den Namen nicht mehr. Ich weiß, daß euch wohl bekannt war wie der König

mir

mir den Koloß aufgetragen hatte, von dem man achtzehn Monate sprach, ohne daß weder ihr, noch sonst jemand hervorgetreten wär', um auch sein Wort dazu zu geben; deßwegen unternahm ich es, dem König meine großen Arbeiten vorzulegen, und da ihm meine Modelle gefielen, gab er mir das große Werk in die Arbeit, und so viele Monate habe ich nichts andres gehört; nur diesen Morgen vernahm ich, daß es mir entzogen und euch aufgetragen seyn solle. Nun kann ich nicht zusehen, daß ihr mir meine Arbeit, die ich durch bewundernswürdige Bemühungen mir verschafft habe, mit euren eitlen Worten nur so entreißen sollt.

Darauf antwortete Bologna: O Benvenuto! Jeder sucht auf alle mögliche Weise seine Sachen zu betreiben, und wenn der König so will, was habt ihr darein zu reden? Ihr würdet nur die Zeit wegwerfen; denn die Arbeit ist mir einmal aufgetragen und sie ist mein.

Darauf versetzte ich: Wisset, Meister Franz, daß ich viel zu sagen hätte, und euch mit vielen wahren und fürtrefflichen Gründen zum Bekenntniß bringen könnte, daß sich unter vernünftigen Geschöpfen die Art, wie ihr euch betragt und sprecht, keineswegs geziemt; aber ich will mit kurzen Worten zum Punct des Schlusses kommen! Oeffnet die Ohren und versteht mich wohl; denn hier gilt es.

Da wollte er vom Sitz aufstehen; denn er sah daß ich feuerroth im Gesicht wurde und höchlich verändert

war; ich sagte aber, es sey noch nicht Zeit aufzustehen, er solle sitzen bleiben und mich anhören; darauf fing ich an und sagte: Meister Franz, ihr wißt, daß das Werk zuerst mein war, und daß nach der Welt Weise niemand mehr etwas darüber zu reden hat. Nun aber sage ich euch, daß ich zufrieden bin, wenn ihr ein Modell macht, und ich will außer dem meinigen noch ein anderes fertigen, dann wollen wir sie beide zu unserm großen König tragen, und wer auf diesem Wege den Ruhm davon trägt, am besten gearbeitet zu haben, der verdient alsdann den Koloß zu übernehmen. Trifft es euch, so will ich das ganze Unrecht das ihr mir angethan habt, vergessen und eure Hände segnen, die würdiger als die meinigen einer so großen Ehre sind, und so wollen wir bleiben und Freunde seyn, da wir auf andere Weise Feinde werden müßten. Gott beschützt immer die Vernünftigen, und er mag euch überzeugen, in welchen großen Irrthum ihr verfallen seyd, und daß das der rechte Weg ist, den ich angebe.

Da sagte Meister Franz: Das Werk ist mein, und da es mir einmal aufgetragen ist, so will ich das Meinige nicht erst wieder in Frage stellen. Darauf antwortete ich: Meister Franz! da ihr den guten Weg nicht gehen wollt, der gerecht und vernünftig ist, so will ich euch den andern zeigen, der, wie der eure, häßlich und mißfällig aussieht, und ich sage euch, sobald ich auf irgend eine Weise vernehme, daß ihr von diesem meinem Werke nur

wieder ein Wort sprecht, so schlage ich euch sogleich todt, wie einen Hund, und ob wir gleich weder in Rom, noch in Florenz, noch Neapel, oder Bologna sind, und man hier auf eine ganz andere Weise lebt, so seyd doch überzeugt, wenn ich nur irgend höre, daß ihr davon mit dem König sprecht, so ermorde ich euch auf alle Weise. Denkt, welchen Weg ihr nehmen wollt, den ersten guten, den ich euch vorschlug, oder den letzten häßlichen, von dem ich euch sage.

Der Mann wußte nicht was er reden oder thun sollte, und ich hätte lieber gleich Wort gehalten, als daß ich noch viel Zeit sollte verstreichen lassen. Darauf sagte Bologna nichts weiter als: Wenn ich wie ein rechtschaffner Mann handle, so habe ich keine Furcht in der Welt! Ich aber versetzte: Ihr habt wohl gesprochen, und wenn ihr das Gegentheil thut, mögt ihr euch nur fürchten, denn alsdann betrifft's euch.

Sogleich ging ich von ihm weg und zum König, da ich denn mit Ihro Majestät eine ganze Weile mich über das Geschäfte der Münze stritt, worüber wir nicht sehr einig waren; denn seine Räthe, die sich gegenwärtig befanden, überredeten ihn, man müsse die Münze nach Französischer Manier, wie bisher, fortlagen; darauf antwortete ich: Seine Majestät hätten mich aus Italien kommen lassen, damit ich Ihnen Werke machte die gut aussähen, befählen Sie mir aber das Gegentheil, so würde ich niemals den Muth haben sie zu machen. Und

51.

Die Feyer
des achtundzwanzigsten Auguſts
dankbar zu erwiedern.

Sah gemahlt, in Gold und Rahmen,
Grauen Barts, den Ritter reiten,
Und zu Pferd an ſeinen Seiten
An die vierundzwanzig kamen;
Sie zum Thron des Kaiſers ritten,
Wohlempfangen, wohlgelitten,
Derb und kräftig, hold und ſchicklich.
Und man pries den Vater glücklich.

Sieht der Dichter nah und ferne
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,
Sieht ſie alle wohlgerathen,
Tüchtig, von geprüften Thaten,
Freigeſinnt, ſich ſelbſt beſchränkend,
Immerfort das Nächſte denkend;
Thätig treu in jedem Kreiſe,
Still beharrlich jeder Weiſe;
Nicht vom Weg dem graden weichend,
Und zuletzt das Ziel erreichend.

so wurde die Sache aufgeschoben, bis man noch einmal davon gesprochen hätte, und sogleich kehrte ich nach Paris zurück.

Kaum war ich abgestiegen, so kam eine von den guten Personen die Lust haben das Böse zu sehen, und sagte mir: Paul Micceri habe ein Haus für das Dirnchen Katharine und ihre Mutter gemiethet, er liege beständig bei ihr, und wenn er mit ihr spreche, sage er, mit Verachtung: Benvenuto hat den Bock zum Gärtner gesetzt; er glaubt, daß man gar keinen Appetit habe. Wenn er noch immer so groß thut und denkt ich fürchte mich vor ihm, so habe ich diesen Dolch und Degen angesteckt, um zu zeigen, daß auch mein Stahl schneide. Ich bin Florentiner wie er, und die Micceri's sind besser als seine Cellinis.

Der Schelm der mir diese Nachricht brachte, sagte sie mir mit so großer Lebhaftigkeit, daß ich sogleich einen Fieberanfall verspürte. Ich sage Fieber nicht etwa gleichnißweise, es fuhr eine solche bestialische Passion in mich, daß ich daran hätte sterben können. Nun suchte ich ein Mittel dagegen, und ergriff sogleich die Gelegenheit, dieser Sache einen Ausgang zu geben, nach der Art und Weise wie meine Leidenschaft es verlangte. Ich sagte meinem Ferraresischen Arbeiter, welcher Chioccia hieß, er solle mit mir kommen, und ich ließ mir von meinem Knechte das Pferd nachführen.

Als ich an das Haus kam wo jener Unglückliche war, fand ich die Thür angelehnt und ging hinein. Ich beobachtete ihn und sah daß er Degen und Dolch an der Seite hatte, und auf einem Kasten saß; er hatte den Arm um den Hals der Katharine, und ich horchte nur kurze Zeit, als ich hörte, daß sie mit ihrer Mutter sich über meine Angelegenheiten lustig machte. Ich stieß die Thür auf, zog zu gleicher Zeit den Degen und setzte ihm die Spitze an die Gurgel, ohne daß ich ihm Zeit gelassen hätte zu denken daß er auch einen Degen an der Seite habe, dabei rief ich: Schlechter Kerl, empfehle dich Gott, denn du bist des Todes! Er rührte sich nicht, und sagte dreymal: O, meine Mutter hilf mir! Als ich nun, der ich die Absicht hatte ihn auf alle Weise zu ermorden, diese dummen Worte vernahm, ging die Hälfte meines Zorns vorüber.

Ich hatte meinem Chioccia gesagt, er solle weder das Mädchen noch die Mutter hinauslassen; denn wenn ich ihn einmal traf, so hätte ich es mit den beiden Menschen nicht besser gemacht. Ich hielt ihm beständig die Spitze an der Kehle und stach ihn manchmal ein wenig, und stieß immer fürchterliche Worte aus. Da ich nun sah, daß er sich auch nicht im mindesten vertheidigte, so wußte ich nicht mehr, was ich machen sollte, und damit mein Ueberfall und meine Drohung doch etwas bedeuteten, so fiel mir ein ihn wenigstens mit dem Mädchen zu verheirathen, und mich nachher an ihm zu rächen. Da sagte

ich entschlossen: Nimm den Ring, den du am Finger hast, schlechter Mensch, und verlobe dich mit ihr, damit ich mich nachher an dir rächen kann, wie du verdienst. Darauf sagte er sogleich: Wenn ihr mich nur nicht ermorden wollt, so will ich gern alles thun. Ich versetzte: Stecke Katharinen den Ring an den Finger! und entfernte die Spitze des Degens ein wenig von seiner Kehle, damit er die Handlung desto bequemer verrichten könnte, und sich nicht fürchten sollte. So steckte er ihr den Ring an. Ich sagte: Das ist mir noch nicht genug, man muß zu zwey Notarien gehn, daß der Contract fest und gültig werde! und rief zu Chieccia, er solle die Notarien holen, wendete mich sogleich zu dem Mädchen und der Mutter und sagte zu ihnen auf Französisch: Es werden Notarien und andere Zeugen kommen. Die erste, die zu der Sache nur ein Wort spricht, ermorde ich auf der Stelle! Ich ermorde euch alle drey; drum bedenkt euch und athmet nicht! Und zu ihm sagte ich, auf Italiänisch: Wenn du irgend etwas versetzest, auf das was ich vortragen werde, bei dem geringsten Worte das du sprichst, leere ich dir sogleich dein Eingeweide aus. Er aber antwortete: Wenn ihr mich nur nicht umbringt, so will ich alles thun, was ihr nur wollt, und in nichts widersprechen. Als nun die Notarien und Zeugen gekommen waren, machte man einen gültigen und trefflichen Contract; sogleich war Aerger und Wuth, die mich bei jener Erzählung überfallen hatten, vorbei, und das

Fieber verließ mich. Ich bezahlte die Notarien und ging weg.

Den andern Tag kam Bologna expreß nach Paris, und ließ mich von Matthäus del Nasoro rufen. Als ich zu ihm ging, kam er mir entgegen, und bat mich ich möchte ihn als einen Bruder halten, er wolle nicht mehr von gedachtem Werke reden, denn ich habe Recht.

Wenn ich nun bei einigen meiner Begebenheiten nicht bekennte, daß ich einsah' übel gehandelt zu haben, so würden die andern deren ich mich rühmen darf, nicht für wahr gehalten werden, daher will ich nur bekennen, daß es nicht recht war, mich auf eine so seltsame Weise an Paul Micceri zu rächen, wie ich erzählen werde; denn es war schon genug, daß ich ihn nöthigte, eine so vollendete Dirne zu heirathen. Nun ließ ich sie aber nachher, um meine Rache zu vollenden, zu mir rufen, modellirte sie, gab ihr ein Frühstück und vergnügte mich mit ihr, nur um Paulen Verdruß zu machen, und dann, um mich auch an ihr zu rächen, jagte ich sie auch mit Tritten und Schlägen fort. Sie weinte und schwur, sie wolle nicht wiederkommen. Den andern Morgen früh hörte ich an der Thür klopfen. Es war Katharine, die mit freundlichem Gesicht zu mir sagte: Meister, ich bin gekommen, mit euch zu frühstücken. Ich sagte: Komm nur! Dann gab ich ihr das Frühstück, modellirte sie, und ergötzte mich mit ihr, um mich an Paul zu rächen, und das ging so viele Tage fort.

Indessen hatte ich die Stunden zu meinen Arbeiten eingetheilt, und hielt mich besonders an das Salzfaß, an welchem viele Leute arbeiten konnten; eine Bequemlichkeit, die ich nicht beim Jupiter hatte. Jenes war endlich vollkommen fertig; der König war wieder nach Paris gekommen, und ich brachte ihm das geendigte Salzfaß, das ich nach Angabe des Modells mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte. Das Werk selbst, das man aus meiner Beschreibung schon kennt, hatte ich auf eine Base von schwarzem Ebenholz gesetzt, diese war von gehöriger Stärke und von einem Gurt umgeben in den ich vier Figuren von Gold ausgetheilt hatte, die mehr als halb erhaben waren; sie stellten die Nacht und den Tag vor; auch die Morgenröthe war dabei; dann waren noch vier andere Figuren von derselben Größe angebracht, welche die vier Hauptwinde vorstellten, so sauber gearbeitet und emaillirt, als man sich nur denken kann. Da ich dieses Werk vor die Augen des Königs brachte, ließ er einen Ausruf der Verwunderung hören, und konnte nicht satt werden, das Werk anzusehen. Dann sagte er zu mir, ich möchte es wieder nach Hause tragen, er würde mir zu seiner Zeit befehlen was ich damit machen solle. So trug ich es zurück, lud einige meiner besten Freunde zusammen, und wir speisten in der größten Lust; das Salzfaß ward in die Mitte des Tisches gesetzt, und wir bedienten uns dessen zuerst. Dann fuhr ich fort am Jupiter von Silber zu arbeiten, und an dem großen

Gefäß, das mit den artigsten Einfällen und mit vielen Figuren verziert war.

Ungefähr um diese Zeit gab gedachter Bologna, der Mahler, dem Könige zu verstehen: es sey gut, wenn Seine Majestät ihn nach Rom gehen ließe, und ihn daselbst durch Briefe dergestalt empfähle, daß er die schönsten vorzüglichen Alterthümer, den Laokoon, die Cleopatra, die Venus, den Commodus, die Zigeunerin und den Apoll abgießen könnte. Und wirklich sind auch das die schönsten Stücke, die sich in Rom befinden. Dabei sagte er dem König, daß wenn Seine Majestät diese herrlichen Werke würden gesehen haben, er alsdann über die bildenden Künste erst würde urtheilen können; denn alles was er von uns Neuen gesehen, sey sehr entfernt von der Art, die von den Alten beobachtet worden. Der König war zufrieden, und begünstigte ihn, wie er es wünschte. So ging die Bestie in's Teufels Namen fort, und da er sich nicht traute in der Kunst mit mir zu wetteifern, so nahm er den Lombardischen Ausweg, und wollte meine Werke erniedrigen, indem er die Alten erhob; aber ob er gleich jene Werke vortrefflich formen ließ, so entstand doch eine ganz andere Wirkung, als er sich eingebildet hatte, wovon ich nachher an seinem Orte reden will.

Indessen hatte ich die Katharine völlig weggejagt, und der arme unglückliche Jüngling ging, mit Gott, von Paris weg. Nun wollte ich meine Nymphe Fontaine-

bleau vollenden, die schon von Erz gegossen war, auch gedachte ich die zwey Siegesgöttinnen in den Ecken über dem Halbrund, gut auszuarbeiten, deßhalb nahm ich ein armes Mädchen zu mir, von ungefähr funfzehn Jahren, von Körper sehr schön gebaut, und ein wenig bräunlich. Sie war scheu in ihrem Wesen, von wenig Worten, schnell im Gange und von düsteren Blicken; ich nannte sie Scozzona, (die Gebändigte), ihr eigentlicher Name war Johanna. Nach diesem Mädchen endigte ich trefflich meine Nymphe und die zwey gedachten Siegesgöttinnen. Sie kam als Jungfrau zu mir, und ich erhielt von ihr den siebenzehnten Juny 1544 eine Tochter, und also in meinem vier und vierzigsten Jahre. Dieser gab ich den Namen Constanza, und Herr Guido Guidi, Medicus des Königs, mein bester Freund, hielt sie bei der Taufe; er war, nach Französischer Gewohnheit, der einzige Gevatter, und die beiden Gevatterinnen waren Frau Magdalena, Gattin Herrn Ludwigs Alamanni, Florentinischen Edelmanns und trefflichen Dichters, mit der Gattin des Herrn Ricardo del Bene, eines Florentinischen Bürgers und großen Kaufmanns; sie stammte aus einer vornehmen Französischen Familie. Dieses war das erste Kind, das ich jemals hatte, so viel ich weiß; der Mutter aber zahlte ich so viel Geld zur Mitgift aus, als eine Verwandte, der ich sie wiedergab, hinreichend fand, und ich hatte nachher kein weiteres Verhältniß mit ihr.

Ich war fleißig an meinen Arbeiten und hatte sie

ziemlich weit gebracht. Jupiter war beinahe geendigt, das Gefäß gleichfalls, und die Thür fing an ihre Schönheiten zu zeigen. Zu der Zeit kam der König nach Paris, und zwar hatten wir das Jahr 1543 noch nicht zurückgelegt. Von meiner Tochter, die 1544 geboren war, habe ich etwas zu früh gesprochen, werde nun aber, um Erzählungen von wichtigern Dingen nicht zu unterbrechen, nicht wieder als an seinem Orte von ihr reden. Der König kam nach Paris, wie ich gesagt habe, und begab sich sogleich in mein Haus, und da er so schöne Werke vor sich fand, die vor seinen Augen sehr gut bestehen konnten, war er damit so zufrieden als nur jemand verlangen kann, der sich so viel Mühe gibt, als ich gethan hatte. Sogleich erinnerte er sich von selber, daß der Cardinal von Ferrara mir nichts von dem gegeben hatte was mir doch versprochen war, und sagte murmelnd zu seinem Admiral: der Cardinal habe übel gethan, mir nichts zu geben, und er selbst denke die Sache wieder gut zu machen; denn er sähe wohl, ich sey ein Mann von wenig Worten, und ehe man sich's versehe, könnte ich einmal fortgehen. Ohne was weiter zu sagen, gingen sie nach Hause, und nach der Tafel sagten Seine Majestät zum Cardinal: er solle im Namen Seiner Majestät dem Schatzmeister der Ersparnisse sagen, daß er mir, sobald als möglich, siebentausend Goldgülden, in drey, oder vier Zahlungen, einhändige, so wie es ihm bequem sey, doch solle er es nicht fehlen lassen. Ferner sagte

der König: Ich habe euch die Aufsicht über Benvenuto gegeben, und ihr habt mir ihn ganz vergessen. Der Cardinal versetzte: er wolle gern alles thun was Seine Majestät befehle. Aber er ließ doch nachher seiner bösen Natur nach den guten Willen des Königs ohne Wirkung; denn indessen nahm der Krieg zu, und es kam die Zeit, in welcher der Kaiser mit seinem großen Heere gegen Paris zog. Der Cardinal sah wohl daß in Frankreich großer Geldmangel war, und als er einmal mit Vorbedacht auf mich zu reden kam, sagte er zu Seiner Majestät: Ich glaubte besser zu thun, wenn ich Benvenuto das Geld nicht auszahlen ließe, einmal weil man es gegenwärtig gar zu nöthig braucht, und dann, weil uns so eine große Summe Geldes den Verlust des Benvenuto zuziehen könnte; denn er möchte sich reich scheinen, und sich Güter in Italien kaufen, und so hätte gelegentlich sein wunderlicher Kopf einen guten Ausweg gesehen, von hier zu scheiden. Wenn Ew. Majestät ihn bei sich fest behalten wollen, so geben Sie ihm lieber ein Besitzthum in Ihrem Reiche.

Der König ließ diese Gründe für gut gelten, weil er diesen Augenblick selbst Mangel an Baarschaft fühlte; dessen ungeachtet sah er in seinem edelsten und wahrhaft königlichen Gemüthe, daß gedachter Cardinal in dieser Sache mehr aus eigenem Antrieb als aus Nothwendigkeit so gehandelt habe; denn wie hätte er denn die Nothdurft eines so großen Reiches voraussehen können?

Und so blieb der König insgeheim ganz anderer Gesinnung. Denn als er nach Paris zurückkam besuchte er mich den andern Tag, ohne daß ich gegangen wär' ihn einzuladen. Ich ging ihm entgegen und führte ihn durch die Zimmer, wo sich verschiedene Arten von Arbeiten befanden. Ich fing bei denen von Erz an, die er von solchem Werthe noch nicht gesehen hatte, dann zeigte ich ihm den silbernen Jupiter, beinahe fertig mit den schönsten Zierrathen, den er mehr bewunderte, als vielleicht jeder andere gethan hätte; denn es war ihm vor einigen Jahren ein sehr unangenehmer Fall begegnet. Er wollte nämlich dem Kaiser, der nach der Einnahme von Tunis durch Paris ging, ein Geschenk machen das eines so großen Monarchen werth wäre; da ließ er einen Hercules von Silber treiben, von derselben Größe wie ich den Jupiter gemacht hatte. Der König versicherte, daß dieser Hercules das häßlichste Werk gewesen sey das er jemals gesehen, und diese seine Ueberzeugung habe er auch den Leuten gesagt, die sich für die größten Meister der Welt in dieser Profession ausgaben. Sie mußten gestehen, daß dieß alles sey, was sie in Silber machen könnten, und wollten dessen ungeachtet zweytausend Ducaten für ihre geringe Arbeit. Als nun der König meine Arbeit sah, und sie so sauber ausgeführt fand als er kaum geglaubt hatte, entschied er mit Bedacht, und wollte daß meine Arbeit am Jupiter auf zweytausend Scudi sollte geschätzt werden, und sagte:

Bring' er Töchter nun und Söhne,
Sittenreich, in holder Schöne,
Vor den Vater alles Guten,
In die reinen Himmelsgluthen,
Mitgenossen ew'ger Freuden! —
Das erwarten wir bescheiden.

Jenen gab ich keinen Gehalt, und da ich diesem schen jährlich tausend Scudi gebe, so kann er für diesen Preis wohl zufrieden seyn. Dann führte ich ihn, andere Werke von Silber und Gold zu sehen, und viele Modelle von neuen Erfindungen. Zuletzt, da er weggehen wollte, deckte ich auf der Wiese meines Schlosses den großen Riesen auf, und gab dem König zu verstehen, daß das alles sey, was man in Metall machen könne. Darüber bezeugte der König größere Verwunderung, als bei keiner andern Sache, und wendete sich zum Admiral, welcher Herr Hannibal hieß, und sagte: Nachdem der Cardinal nicht für ihn gesorgt hat, und er selbst faul im Fordern ist, so will ich ohne weiteres, daß man an ihn denken soll; denn für die Menschen welche wenig verlangen, sprechen ihre Werke desto mehr. Deßwegen gebt ihm die erste Abtey die aufgeht, bis zu zweytausend Scudi Einkünften, und wenn es nicht auf einmal seyn kann, so gebt es ihm in zwey oder drey Pfründen, denn das kann ihm einerlei seyn.

Ich war gegenwärtig und hörte alles und dankte sogleich, als wenn ich die Wohlthat schon empfangen hatte, und sagte: Wenn Seine Majestät mich also versorgten, wollte ich ohne weitern Gehalt, Pension, oder Gabe für Seine Majestät so lange arbeiten, bis mich das Alter an meinen Bemühungen verhinderte, und ich mein müdes Leben ruhig auswarten könnte,

immer mit dem Gedanken beschäftigt, einem so großen König gedient zu haben. Auf diese Worte wendete sich der König freudig mit großer Lebhaftigkeit zu mir und sagte: Dabei soll es bleiben; und wie er zufrieden wegging, so ließ er mich auch zurück.

Neuntes Capitel.

Madame d'Eſtampes, in der Abſicht den Autor ferner zu verfolgen, erbittet von dem König für einen Diſtillateur die Erlaubniß, das Ballhaus in Klein Nelle zu beziehen. — Cellini widerſetzt ſich und nöthigt den Mann den Ort zu verlaſſen. — Der Autor triumphirt, indem der König ſein Betragen billigt. — Er begibt ſich nach Fontainebleau, mit der ſilbernen Statue des Jupiters. — Belegna der Mahler, der eben Abgüſſe antiker Statuen in Erz von Rom gebracht, verſucht, den Beifall den der Autor erwartet, zu verkümmern. — Parteylichkeit der Madame d'Eſtampes für Belegna. — Des Königs gnädiges und großmüthiges Betragen gegen den Autor. — Löwenlaces Abenteuer des Aſcanio.

Madame d'Eſtampes erfuhr alles was geſchehen war, und ward nur giftiger gegen mich, indem ſie bei ſich ſelbſt ſagte: Ich regiere gegenwärtig die Welt und ein kleiner Menſch dieſer Art achtet mich nicht. Nun ſetzte ſie ſich recht in den Gang, um gegen mich zu arbeiten. Da kam ihr ein Mann zur Hand, der ein großer Diſtillirer war, und ihr einige wohlriechende und wunderſame Waſſer übergab, welche die Haut glatt machten, dergleichen man ſich niemals in Frankreich bedient hatte; ſie ſtellte ihn auch dem König vor, dem er einige abgezogene Waſſer

Waſſer überreichte und dieſem Herrn damit viel Vergnügen machte. In einem ſo günſtigen Augenblick trieb ſie den Mann an, vom König das Ballſpiel zu begehren, das ich in meinem Schloß hatte, nebſt einigen kleinen Zimmern, von denen ſie ſagte, daß ich mich derſelben nicht bediene. Der gute König, der recht wohl einſah woher die Sache kam, antwortete nicht. Madame d'Eſtampes aber wußte nachher ihren Willen auf die Weiſe durchzuſetzen, wie es den Weibern bei den Männern gelingt, und ihr Plan ging durch; denn ſie benutzte eine verliebte Stimmung des Königs, der er manchmal unterworfen war, und Madame erhielt was ſie verlangte. Darauf kam gedachter Mann mit dem Schatzmeiſter Glorier, der ſehr gut Italiäniſch ſprach, einem großen Franzöſiſchen Edelmann. Dieſer fing erſt an mit mir zu ſcherzen, dann kam er auf die Sache und ſagte: Im Namen des Königs ſetze ich dieſen Mann in Beſitz des Ballſpiels und der kleinen Häuſer, die dazu gehören. Darauf verſetzte ich: Der heilige König iſt Herr von allem, und alles kommt von ihm, deßwegen könnt ihr frei hineintreten; da man aber auf dieſe gerichtliche Weiſe durch Notarien den Mann einſetzt, ſo ſieht es mehr einem Betrug als einem königlichen Auftrag ähnlich, und ich verſichre euch, daß ich, anſtatt mich beim Könige zu beklagen, mich ſelbſt vertheidigen werde, wie Seine Majeſtät mir noch vor Kurzem befohlen hat. Ich werde euch den Mann, den ihr mir hier hereinſetzt, zum

Fenster hinauswerfen, wenn ich nicht ausdrücklichen Befehl von des Königs eigner Hand sehe.

Da ging der Schatzmeister murmelnd und drohend hinweg; ich blieb und that deßgleichen, denn ich wollte vorerst nichts weiter unternehmen. Sodann ging ich zu den Notarien, die diesen Mann in Besitz gesetzt hatten; sie waren meine guten Freunde, und sagten: es sey eine Ceremonie, die wohl auf Befehl des Königs geschehen sey, aber nicht viel bedeuten wolle, denn wenn ich ein wenig widerstanden hätte, so wär' der Mann gar nicht in Besitz gekommen; es seyen dieses Handlungen und Gewohnheiten des Gerichtshofs, wobei das Ansehen des Königs gar nicht zur Sprache komme, und wenn ich ihn aus dem Besitz werfen könne, wie er hingekommen sey, so wäre es wohl gethan, und würde weiter keine Folgen haben.

Mir war dieser Wink hinreichend, und ich nahm den andern Tag die Waffen zur Hand, und ob es mir gleich ein wenig sauer wurde, so hatte ich doch meinen Spaß dran; denn ich that alle Tage einmal einen Angriff mit Steinen, Piken und Flinten, und ob ich gleich ohne Kugeln schoß, so setzte ich sie doch in solches Schrecken, daß niemand mehr kommen wollte ihm beizustehen. Da ich nun eines Tags seine Partey schwach fand, drang ich in's Haus mit Gewalt, verjagte ihn, und warf alles heraus, was er hereingebracht hatte; dann ging ich zum Könige und sagte, ich hätte alles nach dem Befehl Sei-

ner Majestät gethan, und mich gegen diejenigen gewehrt die mich an seinen Diensten verhindern wollten. Der König lachte und ließ mir neue Briefe ausfertigen, daß man mich nicht weiter belästigen sollte.

Indessen endigte ich mit großer Sorgfalt den schönen Jupiter von Silber mit seiner vergoldeten Base, die ich auf einen hölzernen Untersatz gestellt hatte, der wenig zu sehen war, und in denselben hatte ich vier hölzerne Kügelchen gefügt die über die Hälfte in ihren Vertiefungen verborgen waren, und alles war so gut eingerichtet, daß ein kleines Kind sehr leicht nach allen Seiten die gedachte Statue des Jupiters bewegen konnte. Da ich sie nun auf meine Weise zurecht gemacht hatte, brachte ich sie nach Fontainebleau, wo der König war. Zu der Zeit hatte Bologna die gedachten Statuen von Rom zurückgebracht und sie mit großer Sorgfalt in Erz gießen lassen; ich wußte nichts davon, theils weil Fontainebleau über vierzig Miglien von Paris entfernt ist, daher ich nichts erfuhr. Als ich bei'm König anfragen ließ wo er den Jupiter zu sehen verlange, war Madame d'Estampes gegenwärtig und sagte: es sey kein geschickterer Ort um ihn aufzustellen, als in seiner schönen Galerie. Das war, wie wir in Toscana sagen würden, eine Loge, oder vielmehr ein Gang, denn wir nennen Loge die Zimmer, die von einer Seite offen sind. Es war aber dieses Zimmer mehr als hundert Schritte lang und außerordentlich reich verziert, mit Mahlereyen, von der Hand des treff-

lichen Rosso, eines unserer Florentiner; unter den Gemählden war viele Arbeit von Bildhauerkunst angebracht, einige rund, einige halb erhaben; es konnte ungefähr zwölf Schritte breit seyn. In dieser Galerie hatte Bologna alle die gedachten Arbeiten von Erz, die sehr gut vollendet waren, in bester Ordnung aufgestellt, jede auf ihrem Piedestal, und es waren, wie ich schon oben sagte, die besten Arbeiten der Alten in Rom.

In gedachtes Zimmer brachte ich meinen Jupiter, und als ich diese große Vorbereitung sah und erkannte daß sie mir Fleiß gemacht sey, dachte ich bei mir selbst: das ist, als wenn man durch die Piken laufen müßte, nun helfe mir Gott! Ich stellte die Statue an ihren Ort, so viel ich vermochte, auf's beste zurecht und erwartete die Ankunft des großen Königs. Jupiter hatte in seiner rechten Hand den Blitz, in der Stellung, als wenn er ihn schleudern wollte, in die linke hatte ich ihm die Welt gegeben, und hatte zwischen die Flamme des Blitzes, mit vieler Geschicklichkeit, ein Stück weiße Kerze angebracht. Nun hatte Madame d'Estampes den König bis zur einbrechenden Nacht aufgehalten, um mir eins von den beiden Uebeln zuzufügen, entweder daß er gar nicht käm', oder daß mein Werk in der Nacht sich weniger ausnehmen sollte. Wie aber Gott denjenigen beisteht welche an ihn glauben, so geschah das Gegentheil ganz. Denn als es Nacht wurde zündete ich die

Kerze an, die Jupiter in der Hand hielt, und weil sie etwas über den Kopf erhaben stand, fielen die Lichter von oben und gaben der Statue ein schöneres Ansehen als sie bei Tage würde gehabt haben. Nun kam der König mit seiner Madame d'Estampes, mit dem Dauphin, seinem Sohn, der gegenwärtig König ist, auch war die Dauphine, der König von Navarra und Madame Margareta, seine Tochter, dabei, nebst vielen großen Herren, die von Madame d'Estampes unterrichtet waren gegen mich zu sprechen.

Als ich den König hereintreten sah, ließ ich durch meinen Gesellen Ascanio ganz sachte den schönen Jupiter vorwärts bewegen, und weil die Statue gut und natürlich gemacht war, und ich selbst in die Art, wie sie bei der Bewegung schwankte, einige Kunst gelegt hatte, so schien sie lebendig zu seyn. Die Gesellschaft ließ jene antiken Statuen hinter sich und betrachtete zuerst mein Werk mit vielem Vergnügen. Sogleich sagte der König: Das ist eine schönere Arbeit, als jemals ein Mensch gesehen hat, und ich, der ich mich doch an dergleichen Dingen vergnüge und sie verstehe, hätte mir sie nicht den hundertsten Theil so vorgestellt. Die Herren, die gegen mich sprechen sollten, waren umgewendet und konnten das Werk nicht genug loben. Madame d'Estampes sagte aber auf eine kühne Weise: Es scheint, als wenn ihr nur zu loben hättet! sehet ihr nicht, wie viel schöner alle Figuren von Erz hier stehen, in welchen die

wahre Kraft dieſer Kunſt beſteht, und nicht in ſolchen modernen Aufſchneidereyen? Darauf machte der König eine Bewegung und die andern zugleich, und warf einen Blick auf gedachte Figuren, die aber, weil die Lichter tiefer ſtunden, ſich nicht gut ausnahmen. Darauf ſagte der König: Wer dieſen Mann herunter ſetzen wollte, hat ihn ſehr begünſtigt, denn eben bei dieſen herrlichen Figuren ſieht und erkennt man, daß die ſeinige viel ſchöner und wunderſamer iſt, und man muß den Benvenuto ſehr in Ehren halten, da ſeine Arbeiten nicht allein den alten gleich ſind, ſondern ſie noch übertreffen. Madame d'Eſtampes ſagte: wenn man von dieſem Werke ſprechen wollte, ſo müßte man es bei Tage ſehen, weil es alsdann nicht eintauſend Theil ſo ſchön als bei Nacht erſcheinen würde, auch müſſe man betrachten, daß ich der Figur einen Schleier umgeworfen habe, um ihre Fehler zu verbergen.

Es war das ein ſehr feiner Schleier, den ich mit vieler Anmuth dem Jupiter umgelegt hatte, damit er majeſtätiſcher ausſehen ſollte. Ich faßte ihn darauf an, indem ich ihn von unten aufhub, die ſchönen Zeugungsglieder entdeckte und indem ich ein wenig Verdruß zeigte, ihn ganz zerriß. Nun dachte ſie, ich habe ihr das zum Verdruß gethan; der König aber merkte meinen Aerger, und daß ich von der Leidenſchaft hingeriſſen anfangen wollte zu reden. Da ſagte der weiſe König in ſeiner Sprache, dieſe verſtändigen Worte: Benvenuto, ich

schneide dir das Wort im Munde ab, und du sollst tausendmal mehr Belohnung erhalten, als du erwarten kannst. Da ich nicht reden konnte, machte ich die leidenschaftlichsten Bewegungen, und sie brummte immer auf eine verdrießliche Weise. Da ging der König, geschwinder als er sonst gethan hätte, weg, und sagte laut, um mir Muth zu machen, daß er aus Italien den vollkommensten Mann gezogen habe, der jemals zu solchen Künsten geboren worden sey.

Ich ließ den Jupiter daselbst, und da ich Morgens weggehen wollte, empfing ich tausend Goldgülden. Zum Theil war es meine Besoldung, zum Theil Rechnung, weil ich von dem Meinigen ausgelegt hatte. Ich nahm das Geld, ging munter und vergnügt nach Paris. So ergötzte ich mich in meinem Hause und ließ nach Tische meine Kleider herbeibringen, die von dem feinsten Pelzwerk waren, so wie von dem feinsten Tuche, davon machte ich allen meinen Arbeitern ein Geschenk, indem ich jedem nach seinem Verdienste gab, sogar den Mädchen und den Stallburschen, und sprach ihnen allen Muth ein, mir mit gutem Willen zu helfen. Ich arbeitete nun auch wieder mit vollkommener Lebhaftigkeit, und hatte zum Endzweck, mit großem Nachdenken und aller Sorgfalt die Statue des Mars zu endigen, deren Modell von Holz ich mit Eisen wohl befestigt hatte. Der Ueberzug war eine Kruste von Gyps, ungefähr ein Achttheil einer Elle stark und fleißig gearbeitet. Dann hatte

52.

Der Frau von Ziegesar geb. v. Stein, zum Geburtstage.

Zwar die vierundzwanzig Ritter
Ehren wir in allen Fällen;
Doch auch Fräulein sind nicht bitter
Wenn sie sich dazwischen stellen.

Heute lasset mich betrachten
Solche lieblichsten Vereine,
Wenn sie bunte Reihe machten
Die Ziegesar und die Steine.

Kämen sämmtlich angezogen
Dieser Stämme frohe Lichter;
Würden Könige gewogen
Und begrüßten sie die Dichter.

Und besonders aber Eine,
Welche wir zu segnen kamen;
Freunde nennen Sie die Kleine,
Sie verdient gar viele Namen.

ich veranstaltet, gedachte Figur in vielen Stücken auszuarbeiten, und sie zuletzt mit Schwalbenschwänzen zu verbinden, wie es die Kunst fordert, und wie ich sehr leicht thun konnte.

Nun will ich doch auch an diesem Orte ein Abenteuer erzählen, das bei Gelegenheit dieses großen Werkes vorfiel, und das wirklich lachenswerth ist. Ich hatte allen die in meinen Diensten waren, verboten, daß sie mir keine Mädchen in's Castell bringen sollten, und ich war zugleich sehr wachsam daß es nicht geschehe. Nun war Ascanio in ein außerordentlich schönes Mädchen verliebt und sie in ihn; sie floh deßhalb von ihrer Mutter und kam eines Nachts, um Ascanio aufzusuchen, wollte aber nicht wieder weg, und er wußte nicht, wohin er sie verbergen sollte. Zuletzt, als ein erfinderischer Kopf, versteckte er sie in die Figur des Mars und richtete ihr im Kopfe des Bildnisses eine Schlafstelle zu, wo sie sich lange aufhielt und des Nachts manchmal von ihm ganz stille abgeholt wurde. Nun war der Kopf beinahe vollendet, und ich ließ ihn aus einiger Eitelkeit aufgedeckt, so daß ihn wegen der Höhe worauf er stand, ein großer Theil von Paris sehen konnte. Nun stiegen die Nachbarn auf die Dächer und auf diese Art sahen ihn viele Menschen. Da man sich nun in Paris mit der Meinung trug, daß von Alters her in meinem Schloß ein Geist umgehe, den sie Bovo hießen, ob ich gleich niemals das geringste davon gespürt habe, so erhielt das Mährchen

durch dieſen Zufall neue Kraft. Denn das Mädchen, das im Kopfe wohnte, mußte ſich doch manchmal regen, und weil die Augen ſehr groß waren, ſo konnte man die Bewegung von etwas Lebendigem gar wohl bemerken; daher ſagte das dumme Volk, der Geiſt ſey ſchon in die Figur gefahren und bewege ihr Augen und Mund, als wenn ſie reden wolle. Selbſt einige klügere Zuſchauer hatten die Sache genau betrachtet, kennten das Leuchten der Augen nicht begreifen, und verſicherten, es müßte ein Geiſt dahinter ſtecken; ſie wußten aber nicht daß wirklich ein guter Geiſt darin war, und ein guter Leib dazu.

Zehntes Capitel.

Der Krieg mit Carl V bricht aus. — Der Verfasser soll zur Befestigung der Stadt mitwirken. — Madame d'Estampes, durch fortgesetzte Kunstgriffe, sucht den König gegen den Autor aufzubringen. — Seine Majestät macht ihm Vorwürfe, gegen die er sich vertheidigt. — Madame d'Estampes wirkt, nach ihren ungünstigen Gesinnungen, weiter fort. — Cellini spricht abermals den König und bittet um Urlaub nach Italien, welchen ihm der Cardinal Ferrara verschafft.

Indessen befleißigte ich mich mein schönes Thor aus allen den schon beschriebenen Theilen zusammenzustellen, und überlasse den Chronikenschreibern dasjenige zu erzählen, was im allgemeinen damals vorging, da der Kaiser mit seinem großen Heere angezogen kam und der König sich mit aller Macht bewaffnete. Zu der Zeit verlangte er meinen Rath, wie er Paris auf's geschwindeste befestigen könnte? Er kam eilends deßhalb in mein Haus und führte mich um die ganze Stadt, und da er vernahm mit welcher guten Einsicht ich von einer so schnellen Befestigung sprach, gab er mir ausdrücklichen Auftrag, das was ich gesagt hatte, auf das schnellste zu vollbringen. Er gebot seinem Admiral, jedermann zu

befehlen, daß man mir bei seiner Ungnade in allem gehorchen sollte; der Admiral, der durch die Gunst der Madame d'Estampes und nicht durch sein Verdienst zu dieser Stelle gelangt war, hatte wenig Kopf, und hieß eigentlich Herr Hamibal, die Franzosen sprechen aber den Namen anders aus, so daß er in ihrer Sprache fast klingt, als wollte man Esel und Ochs sagen, wie sie ihn denn auch gewöhnlich nannten. Diese Bestie erzählte Madame d'Estampes alles; da befahl sie ihm er solle eilig den Hieronymus Belarmato rufen lassen. Dieser war ein Ingenieur von Siena und wohnte etwas mehr als eine Tagreise von Paris. Er kam sogleich und fing auf dem längsten Wege an die Stadt zu befestigen; daher zog ich mich aus dem Unternehmen, und wenn der Kaiser damals mit seinem Heere angerückt wär', so hätte er Paris mit großer Leichtigkeit erobert. Auch sagte man, daß in dem Vertrag der damals geschlossen wurde, Madame d'Estampes, die sich mehr als jemand darein mischte, den König verrathen und bloß gestellt habe; doch mag ich hiervon nicht mehr sagen, denn es gehört nicht zu meiner Sache.

Ich arbeitete immerfort an der ehernen Thür, an dem großen Gefäße und ein paar andern von mittlerer Gattung, die ich aus meinem eignen Silber gemacht hatte. Als die größte Gefahr vorbei war, kam der gute König nach Paris zurück, um ein wenig auszuruhen, und hatte das verwünschte Weib bei sich, die gleichsam

zum Verderben der Welt geboren war, und ich kann mir wirklich etwas darauf einbilden, daß sie sich als meine Todfeindin bewies. Als sie einst mit dem König über meine Angelegenheiten zu sprechen kam, sagte sie so viel Uebles von mir, daß der gute Mann, um ihr gefällig zu seyn, zu schwören anfing: er wolle sich nicht weiter um mich bekümmern, als wenn er mich niemals gekannt hätte. Diese Worte sagte mir eilig ein Page des Cardinals von Ferrara, der Villa hieß, und mir versicherte, er habe sie selbst aus dem Munde des Königs vernommen. Darüber erzürnte ich mich so sehr, daß ich alle meine Eisen und Arbeiten durcheinander warf und Anstalt machte, mit Gott wegzugehen. Ich suchte sogleich den König auf und kam nach der Tafel in ein Zimmer, wo Seine Majestät sich mit wenig Personen befanden. Als er mich hereinkommen sah und ich die gehörige Verbeugung die man einem König schuldig ist, gemacht hatte, nickte er mit fröhlichem Gesichte mir sogleich zu. Da faßte ich wieder einige Hoffnung und näherte mich langsam, weil er gewisse Arbeiten von meiner Profession besah. Als man nun eine Zeit lang darüber gesprochen hatte, fragte er, ob ich ihm zu Hause etwas Schönes zu zeigen hätte und wenn ich wünschte, daß er käme? Darauf versetzte ich: wann es ihm auch gefällig sey, könne ich ihm jederzeit manches vorzeigen. Darauf sagte er: ich solle nach Hause gehen, weil er gleich kommen wolle. Ich ging und erwartete den guten König, der von

Madame d'Eſtampes erſt Urlaub zu nehmen gegangen war. Sie wollte wiſſen, wohin er gehe, und ſagte, daß ſie ihn heute nicht begleiten könne, bat ihn auch, daß er aus Gefälligkeit heute nicht ohne ſie ausgehen möchte. Sie mußte ein paarmal anſetzen, um den König von ſeinem Vorhaben abzubringen, der denn auch dieſen Tag nicht in mein Haus kam. Tags darauf kehrte ich zur ſelbigen Stunde zum König zurück, der denn ſogleich, als er mich ſah, ſchwur, daß er mich beſuchen wolle. Da er nun aber auch dießmal nach ſeiner Gewohnheit von Madame d'Eſtampes ſich zu beurlauben ging, und ſie ihn mit aller ihrer Gewalt nicht abhalten konnte, ſagte ſie mit ihrer giftigen Zunge ſo viel Uebles von mir, als man nur von einem Manne ſagen könnte, der ein Todfeind dieſer würdigen Krone wäre. Darauf verſetzte der gute König: er wolle nur zu mir gehen, mich dergeſtalt auszuſchelten, daß ich erſchrecken ſollte. Und als er ihr dieſes zugeſichert hatte, kam er in mein Haus, wo ich ihn in gewiſſe untere Zimmer führte, in welchen ich das große Thor zuſammengeſetzt hatte, worüber der König ſo erſtaunte, daß er die Gelegenheit nicht fand, mich auszuſchelten, wie er es verſprochen hatte. Doch wollte er den Augenblick nicht ganz vorbeilaſſen und fing an: Es iſt doch eine wunderbare Sache, Benvenuto, daß ihr andern, ſo geſchickt ihr ſeyd, nicht einſehen wollt, daß ihr eure Talente nicht durch euch ſelbſt zeigen könnt, ſondern daß ihr euch nur groß beweiſt durch Gelegen-

heiten, die wir euch geben, daher solltet ihr ein wenig gehorsamer seyn, nicht so stolz und eigenliebig. Ich erinnere mich euch befohlen zu haben, daß ihr mir zwölf Statuen von Silber machen solltet, und das war mein ganzes Verlangen, nun wolltet ihr aber noch Gefäße, Köpfe und Thore verfertigen, und ich sehe, zu meinem Verdruß, daß ihr das, was ich wünsche, hintansetzt, und nur nach eurem Willen handelt; denkt ihr aber so fortzufahren, so will ich euch zeigen wie mein Gebrauch ist, wenn ich verlange, daß man nach meinem Willen handeln soll. Indessen sage ich euch, befolget was man euch gesagt hat; denn wenn ihr auf euren Einfällen beharren wollt, so werdet ihr mit dem Kopf gegen die Mauer rennen.

Indem er also sprach, waren die Herren aufmerksam, und da sie sahen, daß er den Kopf schüttelte, die Augenbraunen runzelte, bald den einen, bald den andern Arm bewegte, zitterten sie alle meinetwegen vor Furcht. Ich hatte mir aber vorgenommen, mich nicht im mindesten zu fürchten, und als er, nach seinem Versprechen, den Verweis hergesagt hatte, beugte ich ein Knie zur Erde, küßte ihm das Kleid auf dem Knie und sagte: Heilige Majestät, ich bejahe, daß alles wahr ist was ihr sagt; das einzige nur darf ich versichern, daß mein Herz beständig, Tag und Nacht, mit allen Lebensgeistern, angespannt gewesen ist, Ihnen zu gehorchen und zu dienen. Sollte Ew. Majestät scheinen, daß ich gegen diese meine

Absicht etwas gefehlt hätte, so ist das nicht Benvenuto gewesen, sondern ein ungünstiges Geschick, das mich hat unwürdig machen wollen, dem bewundernswerthesten Prinzen zu dienen, den je die Erde gesehen hat; indessen bitte ich Sie mir zu verzeihen, denn Ew. Majestät gaben mir nur Silber zu Einer Statue, und da ich keines von mir selbst habe, konnte ich nicht mehr als diese machen. Von dem wenigen Metalle das von gedachter Figur mir übrig blieb, verfertigte ich dieses Gefäß, um Ew. Majestät die schöne Manier der Alten zu zeigen, und vielleicht war es das erste von dieser Art, das Sie je gesehen hatten. Was das Salzfaß betrifft, so scheint mir, wenn ich mich recht erinnere, daß es Ew. Majestät von selbst verlangten, bei Gelegenheit, daß Sie ein ähnliches Gefäß gesehen hatten. Darauf zeigte ich auf ihren Befehl das Modell vor, das ich schon aus Italien mitbrachte, und Sie ließen mir sogleich tausend Goldgülden zahlen, damit ich die Arbeit ungesäumt anfangen könnte. Sie waren zufrieden mit der Arbeit, und besonders erinnere ich mich, daß Sie mir dankten, als ich sie fertig überbrachte. Was das Thor betrifft, scheint mir, daß Ew. Majestät deßhalb gelegentlich Herrn Villeroi, Ihrem Secretäre, Befehl ertheilten, welcher denen Herren von Marmagna und Apa auftrug, die Arbeit bei mir zu betreiben, und mir in allem beizustehn. Ohne diese Beihülfe wär' ich nicht vorwärts gekommen, denn ich hätte die Französischen Erden, die ich nicht kannte,

unmöglich durchprobiren können. Ferner würde ich diese großen Köpfe nicht gegossen haben, wenn ich nicht hätte versuchen wollen, wie mir auch eine solche Arbeit gelänge? Die Piedestale habe ich gemacht, weil ich überzeugt war daß sie nöthig seyen, um den Figuren ein Ansehen zu geben, und so habe ich in allem, was ich that, geglaubt das Beste zu thun, und mich niemals vom Willen Ew. Majestät zu entfernen. Es ist wahr, daß ich den großen Koloß, bis zur Stufe auf der er sich befindet, ganz aus meinem Beutel gemacht habe, und ich dachte, daß ich als ein so kleiner Künstler in Diensten eines so großen Königs zu Eurem und meinem Ruhm eine Statue machen müßte, dergleichen die Alten niemals gehabt haben. Nun aber sehe ich, daß es Gott nicht gefällt, mich eines solchen Dienstes werth zu achten, und bitte Ew. Majestät, statt der ehrenvollen Belohnung die Sie meinen Arbeiten bestimmt hatten, mir nur ein wenig Gnade zu gönnen, und mir einen gnädigen Urlaub zu ertheilen; denn ich werde sogleich, wenn Sie mir es erlauben, verreisen, und auf meiner Rückkehr nach Italien immer Gott danken für die glücklichen Stunden, die ich in Ihrem Dienste zugebracht habe.

Darauf faßte mich der König an, hob mich mit großer Anmuth auf und sagte: ich sollte mit großer Zufriedenheit für ihn arbeiten; was ich gemacht hätte, wäre gut und ihm angenehm. Dann wendete er sich zu den Herren und sagte: Gewiß, wenn das Paradies Thore ha-

haben sollte, so würden sie nicht schöner seyn als dieses. Da ich sah, daß er diese Worte die ganz zu meinen Gunsten waren, mit Lebhaftigkeit aussprach, dankte ich ihm auf's neue, mit größter Ehrfurcht; aber weil bei mir der Verdruß noch nicht vorbei war, so wiederholte ich die Bitte um meine Entlassung. Da der König sah, daß ich seine außerordentlichen Liebkosungen nicht zu schätzen wußte, befahl er mit starker Stimme: ich sollte kein Wort weiter reden, sonst würde es mich gereuen! Dann setzte er hinzu, er wolle mich in Gold ersticken, und mir Urlaub geben. Da die Arbeiten, die er befohlen, noch nicht angefangen wären, so sey er mit allem zufrieden, was ich aus eignem Triebe mache. Ich solle weiter keinen Verdruß mit ihm haben, denn er kenne mich, und ich solle mich nun auch bemühen ihn kennen zu lernen, wie es die Pflicht fordere. Ich sagte, daß ich Gott und Seiner Majestät für alles dankbar sey, bat ihn darauf, er möchte kommen die große Figur zu sehen, und wie weit ich damit gelangt sey. Ich führte ihn dahin, und als ich sie aufdecken ließ, war er darüber auf's äußerste verwundert, und befahl einem seiner Secretäre, er sollte mir sogleich alles Geld wiedergeben was ich von dem meinigen ausgelegt hatte, die Summe möchte seyn welche sie wollte, genug, wenn ich sie mit meiner Hand quittirte. Dann ging er weg und sagte: Adieu, mon ami! Ein Ausdruck, dessen sich sonst ein König nicht bedient.

53.

Meinem Freunde v. Knebel

zum 30. November 1817.

Luſtrum iſt ein fremdes Wort!
Aber wenn wir ſagen:
Luſtra haben wir am Ort
Acht bis neun ertragen,
Und genoſſen und geliebt,
Und geliebt bisweilen;
Wird, wer nach dem Gleichen ſtrebt,
Heute mit uns theilen;
Wenn wir ſagen: das iſt viel!
Denn das Leben ſtreuet
Blum' und Dorne! — Ziel iſt Ziel!
Das uns heute freuet.

Als er nach seinem Palaste zurückkam, erzählte er die so wundersam demüthigen und äußerst stolzen Worte, die ich gegen ihn gebraucht hätte, und die ihm sehr aufgefallen waren in Gegenwart der Madame d'Estampes und des Herrn Sanct Paul, eines großen Barons von Frankreich. Dieser hatte sonst für meinen großen Freund gelten wollen, und wirklich zeigte er es trefflich auf Französische Weise; denn als der König sich weitläufig über den Cardinal von Ferrara beschwerte, dem er mich in Aufsicht gegeben, der sich aber weiter nicht um mich bekümmert hatte, so daß ich beinahe durch seine Schuld aus dem Königreiche gegangen wär', fügte Seine Majestät hinzu: er wolle mir nun wirklich einen andern Aufseher geben, der mich besser kenne; denn er möge nicht wieder in Gefahr kommen mich zu verlieren. Darauf bot sich Herr von Sanct Paul gleich an und sagte zum König: er solle mich in seine Gewahrsam geben, er wolle es schon so einrichten, daß ich nicht Ursache haben solle mich aus dem Königreiche zu entfernen. Darauf versetzte der König, er sey es wohl zufrieden, wenn ihm Sanct Paul sagen wolle, wie er es eigentlich einzurichten gedenke, um mich fest zu halten. Madame, die gegenwärtig war, zeigte sich äußerst verdrießlich und Sanct Paul machte Umstände dem König seine Gedanken zu sagen; aber Seine Majestät fragte auf's neue und jener, Madame d'Estampes zu gefallen, versetzte: ich würde ihn aufhängen lassen, und auf diese Weise

könntet ihr ihn nicht aus dem Königreiche verlieren. Darauf erwo Madame d'Estampes ein großes Gelächter und sagte, das verdiene ich wohl. Darauf lachte der König zur Gesellschaft mit, und sagte, er sey wohl zufrieden, daß Sanct Paul mich aufhängen lasse, wenn er ihm nur erst einen andern Meinesgleichen schaffte, und ob ich es gleich nicht verdient habe, so gebe er ihm doch unter dieser Bedingung die völlige Erlaubniß. Auf diese Weise ging der Tag vorbei, und ich blieb frisch und gesund, dafür Gott gelobt und gepriesen sey.

In dieser Zeit hatte der König den Krieg mit dem Kaiser gestillt, aber nicht den mit den Engländern, so daß uns diese Teufel gewaltig zu schaffen machten. Nun hatte der König ganz was anders als Vergnügen im Kopfe, und befahl Peter Strozzi, er solle einige Galeeren in die Englischen Meere führen, das eine große und schwere Sache war. Dieser Herr war als Soldat einzig in seiner Zeit und auch eben so einzig unglücklich. Nun waren verschiedene Monate vergangen, daß ich weder Geld erhalten hatte, noch Befehl zu arbeiten, so daß ich alle meine Gesellen fortschickte, außer den zwey Italiänern, die ich an den beiden Gefäßen von meinem Silber arbeiten ließ, denn sie verstunden sich nicht auf die Arbeit in Erz. Als sie die Gefäße geendigt hatten, ging ich damit nach einer Stadt die der Königin von Navarra gehörte; sie hieß Argentan, und liegt viele Tagreisen von Paris. Als ich daselbst ankam, fand ich den König

krank, und als der Cardinal von Ferrara zu ihm sagte, daß ich angekommen sey, antwortete der König nichts, daher mußte ich viele Tage an gedachtem Orte mit vieler Beschwerlichkeit aushalten, und gewiß ich bin nicht leicht verdrießlicher gewesen. Doch ließ ich mich endlich einmal des Abends vor dem König sehen, und zeigte ihm die beiden Gefäße, die ihm außerordentlich gefielen. Als ich ihn so wohl aufgelegt sah, bat ich ihn, er möchte so gnädig seyn, und mir einen Spazierritt nach Italien erlauben, ich wollte sieben Monate Besoldung, die ich noch zu erheben hätte, zurücklassen, die mir Seine Majestät, wenn ich zurückkehrte, möchten bezahlen lassen. Ich bäte um diese Gnade, weil es jetzt Zeit zu kriegen und nicht zu bildhauen sey; auch habe Seine Majestät Bologna dem Mahler ein Gleiches erlaubt, und ich bät nur mir dieselbe Gnade zu erzeigen. Indessen ich diese Worte sprach, betrachtete der König mit der größten Aufmerksamkeit die beiden Gefäße, und traf mich manchmal mit einem seiner fürchterlichen Blicke; ich aber fuhr fort ihn zu bitten, so gut ich wußte und konnte. Auf einmal sah ich ihn erzürnt, er stand auf und sagte mir auf Italiänisch: Benvenute, ihr seyd ein großer Thor! Bringt diese Gefäße nach Paris, denn ich will sie vergoldet haben. Weiter erhielt ich keine Antwort, und er ging weg. Ich näherte mich dem Cardinal von Ferrara und bat ihn, da er mir so viel Gutes erzeigt habe, indem er mich aus den Kerkern von Rom befreiet, und mich so

viele andere Wohlthaten genießen lassen, so möchte er mir auch dazu verhelfen, daß ich nach Italien könnte. Der Cardinal versicherte, daß er alles in der Welt thun wollte, um mir gefällig zu seyn, ich sollte ihm nur die Sorge überlassen, und könnte nur ganz frei hingehen, er wolle schon die Sache mit dem König ausmachen. Darauf versetzte ich: da Seine Majestät ihm die Aufsicht über mich anvertraut habe, so würde ich verreisen, sobald er mir Urlaub gäb', jedoch auf den geringsten Wink Seiner Hochwürden wiederkommen. Der Cardinal sagte darauf, ich solle nur nach Paris gehen, und daselbst acht Tage bleiben, in der Zeit hoffe er Urlaub vom König zu erhalten. Wäre Seine Majestät es ja nicht zufrieden, so wolle er mich gleich davon benachrichtigen, wenn er aber weiter nichts schriebe, so könnte ich nur frei meines Weges gehen.

Viertes Buch.

Erstes Capitel.

Der Verfasser, der seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwey Gesellen Haus und Habe, und macht sich auf den Weg nach Italien. — Ascanio wird ihm nachgeschickt, um zwey Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm in der Nachbarschaft von Lyon. — Der Verfasser wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeladen, der ihm die Hinterlaß des Cardinals von Ferrara und seiner zwey Gesellen entdeckt. — In Piacenz begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieser Zusammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er seine Schwester, mit ihren sechs jungen Töchtern, findet.

Auf diese Worte des Cardinals ging ich nach Paris, und ließ zwey tüchtige Kasten zu meinen silbernen Gefäßen verfertigen. Als nun zwanzig Tage verbei waren, machte ich Anstalt und lud die beiden Gefäße auf ein Maulthier, das mir bis Lyon der Bischof von Pavia borgte, dem ich auf's neue die Wohnung in meinem Castell gegeben hatte, und so machte ich mich auf, mit Herrn Hippolytus Gonzaga, der in dem Dienste des Königs stund und zugleich vom Grafen Galeotto von Mirandola unterhalten wurde. In der Gesellschaft waren noch einige Edelleute des Grafen und Leonard Tedaldi, ein Florentiner. Ich überließ meinen Gesellen

die Sorge für mein Castell und alle meine Sachen, worunter sich einige Gefäße befanden, welche sie endigen sollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werthe; denn ich hatte mich sehr ehrenvoll eingerichtet; was ich zurückließ, mochte wohl fünfzehnhundert Scudi werth seyn. Da sagte ich zu Ascanio, er solle sich erinnern, wie viel Wohlthaten er von mir erhalten habe; bis jetzt sey er ein Knabe ohne Kopf gewesen, es sey nun Zeit sich als ein Mann zu zeigen; ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben, und meine Ehre zugleich, und wenn die Bestien, die Franzosen, sich nur irgend etwas gegen mich vermessen sollten, so hätte er mir gleich Nachricht zu geben, denn ich möchte seyn wo ich wollte, so würde ich mit Post auf der Stelle zurückkommen, sowohl wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König, als wegen meiner eignen Ehre.

Ascanio sagte darauf unter verstellten, schelmischen Thränen: Ich kannte nie einen bessern Vater als euch, und alles was ein guter Sohn thun soll, will ich immer gegen euch thun. So wurden wir einig, und ich verreis'te mit einem Diener und einem kleinen Französischen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeister auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren, und dieses nichtswürdige Volk sagte sogleich zu Herrn Guido und dem Bischof von Pavia, sie sollten schnell nach den Gefäßen des Königs schicken, wo nicht, so würden sie es selbst thun und mir

nicht wenig Verdruß machen. Der Bischof und Herr Guido hatten mehr Furcht als nöthig war, und schickten mir den Verräther Ascanio mit der Post nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich schlief nicht, sondern lag in traurigen Gedanken. Wem lasse ich, sagte ich zu mir selbst, meine Sachen und mein Castell? O! welch ein Geschick ist das, das mich zu dieser Reise zwingt! Wahrscheinlich ist der Cardinal mit Madame d'Estampes einverstanden, die nichts mehr wünscht, als daß ich die Gnade des guten Königs verliere. Indessen ich so mit mir selbst uneins war, hörte ich die Stimme des Ascanio, stand sogleich vom Bett auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe? Gute Nachrichten! sagte der Schelm, nur müßt ihr die Gefäße zurückschicken, denn die schelmischen Schatzmeister schreien und laufen, so daß der Bischof und Herr Guido euch sagen lassen, ihr möchtet die Gefäße auf alle Weise zurückschicken. Uebrigens habt keine Sorge und genießt glücklich diese Reise. Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit anderm Silber, und was ich sonst bei mir hatte, in die Abtey des Cardinals zu Lyon bringen wollte. Denn ob sie mir gleich nachsagten, es sey meine Absicht gewesen, sie nach Italien zu schaffen, so weiß doch jeder, daß man weder Geld noch Gold und Silber, ohne ausdrückliche Erlaubniß, aus dem Reiche führen kann; wie hätte ich zwey solche Gefäße, die mit ihren Kisten ein Maulthier einnahmen, unbemerkt durchbrin-

54.

An Bernhard v. Knebel.

Weimar d. 30. Novbr. 1820.

Den November, den dreyßigſten,
Feyre ſtets als heiligen Tag
Mit Opfern, wie's nur dem fleißigſten,
Dem beſten Sohne gelingen mag:
Denn der Vater iſt heut geboren,
Der Dich liebt wie's billig iſt.
Kindlein, ſey ihm zugeſchworen!
Freude nur bringt was willig iſt.

gen wollen? Wahr ist's, sie waren schön und von groſsem Werthe, und ich vermuthete mir den Tod des Königs, den ich sehr krank zurückgelaſsen hatte, und ich glaubte bei einem solchen Ereigniß nichts verlieren zu können, was in den Händen des Cardinals wär'.

Genug, ich schickte das Maulthier mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück, und setzte den andern Morgen, mit gedachter Gesellschaft, meinen Weg fort, und zwar unter beständigem Seufzen und Weinen. Doch stärkte ich mich einigemal mit Gebet und sagte: Gott! dir ist die Wahrheit bekannt, und du weißt, daß meine Reise allein zur Absicht hat, sechs armen unglücklichen Jungfrauen ein Almosen zu bringen, so auch ihrer Mutter, meiner leiblichen Schwester; zwar haben sie noch ihren Vater, er ist aber so alt, und verdient nichts in seiner Kunst, und so könnten sie leicht auf üble Wege gerathen. Da ich nun dieſes gute Werk thue, so hoffe ich Rath und Hülfe von deiner göttlichen Majestät. Auf diese Weise stärkte und tröstete ich mich, indem ich vorwärts ging.

Als wir uns etwa eine Tagreise von Lyon befanden, es war ungefähr zwey Stunden vor Sonnenuntergang, that es bei ganz klarem Himmel einige trockene Donnerschläge. Ich war wohl den Schuß einer Armbrust weit vor meinen Gesellen hergeritten. Nach dem Donnern entstand am Himmel ein so groſser und fürchterlicher

Lärm, daß ich dachte, das jüngste Gericht sey nahe; als ich ein wenig stille hielt, fielen Schlossen, ohne einen Tropfen Wasser, ungefähr in der Größe der Bohnen, die mir sehr wehe thaten, als sie auf mich fielen. Nach und nach wurden sie größer, wie Armbrustkugeln, und da mein Pferd sehr scheu ward, so wendete ich es um, und ritt mit großer Hast, bis ich wieder zu meiner Gesellschaft kam, die, um sich zu schützen, in einem Fichtenwalde gehalten hatte. Die Schlossen wurden immer größer, und endlich wie dicke Citronen. Ich sang ein Miserere, und indessen ich mich andächtig zu Gott wendete, schlug der Hagel einen sehr starken Ast der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, so daß es beinah' zur Erde gefallen wäre, mich streifte ein solches Stück und hätte mich todtgeschlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte; auch der gute Leonard Tedaldi empfing einen Schlag, daß er, der wie ich auf den Knien lag, vor sich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wohl, daß der Ast weder mich noch andere mehr beschützen könne, und daß nebst dem Miserere man auch thätig seyn müsse. Ich fing daher an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehen, und sagte zu Leonarden, der immer nur Jesus! Jesus! schrie: Gott werde ihm helfen, wenn er sich selbst hülfe; und ich hatte mehr Noth ihn, als mich zu retten.

Als das Wetter [illegible] Zeit lang gedauert hatte, hörte

es auf, und wir, die wir alle zerstoßen waren, setzten uns so gut es gehen wollte, zu Pferde, und als wir nach unsern Quartieren ritten, und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir eine Meile vorwärts ein viel größeres Unheil, als das was wir erduldet hatten, so daß es unmöglich scheint, es zu beschreiben. Denn alle Bäume waren zerschmettert, alle Thiere erschlagen, so viel es nur angetroffen hatte. Auch Schäfer waren todt geblieben, und wir fanden genug solches Hagels, den man nicht mit zwey Händen umspannt hätte. Da sahen wir, wie wohlfeil wir noch davon gekommen wären, und daß unser Gebet und unser Miserere wirksamer gewesen war, als alles was wir zu unserer Rettung hätten thun können; so dankten wir Gott und kamen nach Lyon. Nachdem wir daselbst acht Tage ausgeruht und uns sehr vergnügt hatten, reisten wir weiter, und kamen glücklich über die Berge; daselbst kaufte ich ein Pferd, weil die meinigen von dem Gepäcke gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagreise in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der mit Post vorbei fuhr, und da er bei uns stille hielt, mir sagte: Ich habe unrecht gehabt wegzugehen, ich solle nun nicht weiter reisen, denn wenn ich schnell zurückkehrte, würden meine Sachen besser stehen als jemals, bliebe ich aber länger weg, so gäbe ich meinen Feinden freies Feld, und alle Gelegenheit mir übels zu thun;

kam' ich aber sogleich wieder, so würde ich ihnen den Weg verrennen, den sie zu meinem Schaden einschlagen wollten; diejenigen, auf die ich das größte Vertrauen setzte, seyen eben die, die mich betrögen. Weiter wollte er mir nichts sagen, ob er gleich sehr gut wußte, daß der Cardinal von Ferrara mit den beiden Schelmen eins war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch bestand er darauf, daß ich auf alle Weise wieder zurückkehren sollte. Dann fuhr er weiter, und ich gedachte dessen ungeachtet mit meiner Gesellschaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bei mir aber eine solche Beklemmung des Herzens, und wünschte entweder schnell nach Florenz zu kommen, oder nach Frankreich zurückzukehren, und weil ich diese Unschlüssigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Post nehmen, um nur deste geschwinder in Florenz zu seyn. Auf der ersten Station ward ich nicht einig, doch nahm ich mir fest vor, nach Florenz zu gehen und dort das Uebel abzuwarten. Ich verließ die Gesellschaft des Herrn Hippolito Gonzaga, der seinen Weg nach Mirandola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piacenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Farneſe, der mich scharf ansah und erkannte, und da ich wohl wußte, daß er allein Schuld an dem Uebel war, das ich im Castell Sanct Angelo zu Rom ausgestanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung als ich ihn sah; da ich aber

kein ander Mittel wußte ihm aus den Händen zu kommen, so entschloß ich mich, ihn zu besuchen, und kam eben als man das Essen weggenommen hatte, und die Personen aus dem Hause Landi bei ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu Seiner Excellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigsten Liebkosungen, die sich nur denken lassen, und kam von selbst auf den Umstand, indem er zu denen sagte die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen gesessen. Darauf wendete er sich zu mir und sagte: Mein Benvenuto, das Uebel, das euch begegnet ist, thut mir sehr leid, ich wußte, daß ihr unschuldig war't, aber ich konnte euch nicht helfen; denn mein Vater that es einigen eurer Feinde zu gefallen, die ihm zu verstehen gaben, als wenn ihr übel von ihm gesprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von euch sagte, und mir thut euer Unglück äußerst leid. Er wiederholte mit andern Ausdrücken eben diese Erklärung sehr oft, und es sah fast aus, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte. Dann fragte er nach allen Werken die ich für den allerchristlichsten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerksam zu, und war überhaupt so gefällig, als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle? Ich antwortete ihm: daß ich nicht mit Ehren die großen Werke die ich für den König angefangen hätte, könnte unvollendet lassen, wären sie aber fertig, so würde ich je-

jeden großen Herrn verlaſſen, nur um Seiner Excellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bei dieſer Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menſchen niemals ungeſtraft läßt, welche, ſtark und mächtig, die Unſchuldigen ungerecht behandeln. Dieſer Mann bat mich gleichſam um Verzeihung, in Gegenwart von denen, die mich kurz darauf, ſo wie viele andere, die von ihm gelitten hatten, auf das vollkommenſte rächten. Und ſo mag kein Herr, ſo groß er auch ſey, über die Gerechtigkeit Gottes ſpotten, wie einige thun die ich kenne, und die mich ſo ſchändlich verletzt haben, wie ich an ſeinem Orte ſagen werde. Alles dieſes ſchreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, ſondern um Gott zu danken, der mich aus ſo großen Nöthen erlöſt hat. Auch bei allem was mir täglich übles begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm als zu meinem Beſchützer und empfehle mich ihm. Ich helfe mir ſelbſt, ſo viel ich kann; wenn man mich aber zu ſehr unterdrücken will, und meine ſchwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt ſich ſogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet diejenigen überfällt, die andere unrechtmäßig verletzen, und das große und ehrenvolle Amt das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwalten.

Ich kehrte zum Wirthshauſe zurück, und fand, daß gedachter Herzog mir ſchöne und ehrenvolle Geſchenke an Eſſen und Trinken geſandt hatte, ich genoß die Speiſen

mit Vergnügen, dann setzte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daselbst anlangte, fand ich meine Schwester mit sechs Töchtern, die älteste mannbar, und die jüngste noch bei der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der, wegen den verschiedenen Vorfällen der Stadt, nicht mehr an seiner Kunst arbeitete. Mehr als ein Jahr vorher hatte ich ihnen Edelsteine und Französische Kleinode für mehr als zweytausend Ducaten an Werth geschickt, und ich hatte ungefähr für tausend Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß ob ich ihnen gleich vier Goldgülden des Monats gab, sie noch großes Geld aus meinen Geschenken nahmen, die sie täglich verkauften. Mein Schwager war so ein rechtschaffener Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu seinem Unterhalt schickte, nicht hinreichte, er lieber alles versetzte, und sich von den Interessen aufzehren ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn bestimmt war; daran erkannte ich den rechtschaffenen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen ihm mehr Gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle seine Töchter zu sorgen.

Zweytes Capitel.

Cellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begibt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Hausbesmeister.

Unser Herzog von Florenz befand sich zu dieser Zeit, wir waren eben im August 1545, auf der Höhe von Cajano, einem Orte zehn Meilen von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit ihm aufzuwarten, theils weil ich ein Florentinischer Bürger war, theils weil meine Vorfahren sich immer freundschaftlich zu dem Hause Medicis gehalten hatten, und ich mehr als jemand diesen Herzog Cosmus liebte; ich hatte aber dießmal nicht die geringste Absicht bei ihm fest zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich sah, unendliche Liebkosungen erzeigte, und sowohl als die Herzogin nach den Werken fragte die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gern alles und jedes, nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, sagte er zu mir: Ich habe das alles auch gehört und du redest die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn hast

du für diese schönen und großen Arbeiten erhalten! Mein Benvenuto, wenn du etwas für mich thun wolltest, so würde ich dich ganz anders bezahlen, als dein großer König gethan hat, von dem du dich so sehr lobst. Darauf erzählte ich den großen Dank den ich Seiner Majestät schuldig sey, daß Sie mich aus einem so ungerechten Kerker gezogen, und mir sodann Gelegenheit gegeben hatte so wundersame Arbeiten zu verfertigen als jemals ein Künstler meiner Art gefunden hätte.

Indem ich so sprach machte der Herzog allerlei Gebärden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann als ich geendigt hatte, sagte er: Wenn du ein Werk für mich machen willst, so werde ich dich dergestalt behandeln, daß du vielleicht darüber erstaunen wirst, wenn nur deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im geringsten zweifle. Ich Armer, Unglücklicher fühlte ein großes Verlangen auch unserer wundersamen Schule zu zeigen, daß ich indessen mich in andern Künsten mehr geübt hatte, als man vielleicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue auf seinen schönen Platz machen wolle. Darauf versetzte er, daß er von mir, als erste Arbeit, einen Perseus begehre; ein solches Bildniß habe er sich schon lange gewünscht. Darauf bat er mich, ich möchte ihm ein Modell machen, das in wenig Wochen ungefähr in der Größe einer Elle fertig war. Es war von gelbem Wachs, ziemlich gern-

digt und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunst gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz, und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verschiedene Tage vorbei, so daß es ganz eigentlich schien, als wenn er mich weder gesehen noch gekannt hätte, weßhalb mir mein Verhältniß gegen Seine Excellenz nicht gefallen wollte; doch als ich eines Tags nach der Tafel das Modell in die Garderobe brachte, kam er mit der Herzogin und wenigen andern Herren, die Arbeit anzusehen. Sie gefiel ihm sogleich, und er lobte sie außerordentlich. Da schöpfte ich ein wenig Hoffnung, daß er sich einigermaßen darauf verstehen könnte.

Nachdem er das Modell genug betrachtet hatte, gefiel es ihm immer mehr; zuletzt sagte er: Wenn du, mein Benvenuto, dieses kleine Modell in einem großen Werk ausführtest, so würde es die schönste Arbeit seyn die auf dem Platze stünde. Darauf sagte ich: Gnädigster Herr! auf dem Platze stehen die Werke des großen Donatello und des verwundersamen Michel Agnolo, welches beide die größten Männer von den Alten her bis jetzt gewesen sind; indessen erzeigen Ew. Excellenz meinem Modell eine zu große Ehre, und ich getraue mir das Werk dreymal besser zu machen. Darüber stritt der Herzog ein wenig mit mir und sagte: er verstehe sich recht gut darauf, und wisse genau was man machen könne. Da versetzte ich, meine Werke sollten seine Zwei-

55.

An

Gräfin Marie von Einſiedel,

geboren Jena d. 18. Okt. 1819.

Zum

Tauftage den 30. Oktober 1819

treuliches Eingebinde.

Töchterchen! nach trüben Stunden
Zu der Eltern Luſt erſchienen,
Haſt ſo jung das Glück gefunden
Den Geliebteſten zu dienen.
Mögeſt Du den frohſten Stunden
Ihres Lebens blühend grünen.

---

fel über diese Streitfrage aufhören, und gewiß wollte ich ihm mehr leisten, als ich versprach', er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben; denn ohne dieselbe wär' ich nicht im Stande das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verband'. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm schriftlich anzeigen was ich verlangte, und zugleich alle Bedürfnisse bemerken, er wolle alsdann deßhalb umständlichen Befehl ertheilen. Gewiß! wär' ich damals so verschmitzt gewesen, alles was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Contract zu bedingen, so hätte ich mir nicht selbst so großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleben mußte, denn in diesem Augenblick schien der Herzog den besten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu besitzen, theils alles Nöthige deßhalb zu befehlen. Freilich wußte ich nicht daß dieser Herr auch sonst noch großes Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeigte mich auf das freimüthigste gegen ihn.

Als ich nun mein Bittschreiben eingereicht, und der Herzog darauf vollkommen günstig geantwortet hatte, sagte ich zu demselben: Gnädigster Herr! das wahre Bittschreiben und unser wahrer Contract besteht weder in diesen Worten, noch in diesen Papieren, sondern alles kommt darauf an, ob mir meine Arbeit so gelingt, wie ich versprochen habe. Geschieht das, so kann ich hoffen, daß Ew. Excellenz sich auch meiner Person und Ihrer Versprechungen erinnern werde. Bezaubert von diesen

Worten, von meinem Handeln und Reden, erzeigte mir der Herzog und seine Gemahlin die äußerste Gunst die sich in der Welt denken läßt. Ich, der ich große Begierde hatte meine Arbeit anzufangen, sagte Seiner Excellenz, daß ich ein Haus nöthig hätte worin Platz genug sey, um meine Oefen aufzustellen und Arbeiten von Erde und Erz zu machen, worin auch abgesonderte Räume sich befänden, um in Gold und Silber zu arbeiten, denn da ich wisse wie geneigt er sey auch von solcher Arbeit zu bestellen, so bedürfe ich hinlängliche Zimmer, um alles mit Ordnung anlegen zu können, und damit Seine Excellenz sähe, welches Verlangen ich trüge, ihr zu dienen, so habe ich schon das Haus gefunden, gerade wie ich es bedürfe, und in der Gegend die mir sehr wohl gefalle; weil ich aber nicht eher Geld oder sonst was von Seiner Excellenz verlange, bis Sie meine Werke gesehen hätten, so bät' ich, zwey Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen, und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, sie selbst aber so lange aufzuheben, bis ich sie mit meinen Arbeiten wieder gewinnen würde. Es waren aber diese Kleinode sehr gut gearbeitet, von der Hand meiner Gesellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er sie lange genug betrachtet hatte, sagte er diese günstigen Worte, welche mir die beste Hoffnung gaben: Nimm, Benvenuto, deine Kleinode zurück, denn ich verlange dich und nicht sie, du sollst dein Haus frei

erhalten. Dann schrieb er mir folgende Resolution unter meine Supplik, die ich immer aufgehoben habe: Man besehe gedachtes Haus und erkundige sich um den Preis, denn ich will Benvenuto damit zu Willen leben. Nun dachte ich des Hauses gewiß zu seyn, und war sicher daß meine Werke mehr gefallen sollten, als ich versprochen hatte.

Nächst diesem hatte Seine Excellenz ausdrücklichen Befehl seinem Hofmeister gegeben, der Peter Franciscus Riccio hieß, von Prato gebürtig, und ehemals ein ABC-Lehrer des Herzogs gewesen war. Ich sprach mit dieser Bestie, und sagte ihr alles, was ich bedürfte. Denn in dem Garten des gedachten Hauses wollte ich meine Werkstatt aufbauen. Sogleich gab der Mann einem gewissen Cassierer den Auftrag, der ein trockner und spitzfindiger Mensch war, und Lactantio Gorini hieß. Dieses Menschchen, mit seinen Spinnemanieren und einer Mückenstimme, thätig wie eine Schnecke, ließ mir, mit genauer Noth, nur so viel Steine, Sand und Kalk in's Haus fahren, daß man nicht gar einen Taubenschlag daraus hätte bauen können. Da ich sah, daß die Sachen so bäslich kalt vorwärts gingen, fing mir an der Muth zu fallen; doch sagte ich manchmal zu mir selbst: Kleine Anfänge haben ein großes Ende! und machte mir wieder Hoffnung, wenn ich betrachtete, wie viele tausend Ducaten der Herzog an gewisse häßliche Unformen von der Hand des bestialischen Baccio Bandinello wegge

worfen hatte. So machte ich mir selbſten Muth, und blies dem Lactantio Gerini in den H***, und um ihn nur vom Platze zu bringen, hielt ich mich an einige lahme Eſel und einen Blinden, der ſie führte.

Unter allen dieſen Schwierigkeiten hatte ich die Lage der Werkſtatt entworfen, hieb Weinſtöcke und Bäume nieder, nach meiner gewöhnlichen lebhaften Art, und ein wenig wüthend. Zu meinem Glück hatte ich von der andern Seite Taſſo, den Zimmermann, zur Hand, und ich ließ ihn ein Gerippe von Holz machen, um gedachten Perſeus im Großen anzufangen. Taſſo war ein trefflicher Arbeiter, ich glaube der größte von ſeiner Profeſſion, dabei gefällig und froh, und ſo oft ich zu ihm kam, eilte er mir entgegen, und ſang ein Liedchen durch die Fiſtel, und ich, der ich ſchon halb verzweifelt war, ſowohl weil ich hörte, daß die Sache in Frankreich übel ging, als auch weil ich mir hier wenig von dem kalten und langſamen Weſen verſprach, mußte doch wenigſtens über die Hälfte ſeines Liedchens anhören. Manchmal erheiterte ich mich mit ihm, und ſuchte wenigſtens einen Theil meiner verzweifelten Gedanken los zu werden.

So hatte ich nun, wie oben geſagt, alles in Ordnung gebracht, und eilte vorwärts zu gehen, um ſo ſchnell als möglich jenes große Unternehmen vorzubereiten. Schon war ein Theil des Kalks verwendet, als ich auf einmal zu gedachtem Haushofmeiſter gerufen wurde. Ich fand ihn, nach Tafel, in dem Saale der Uhr, und

als ich mit der größten Ehrfurcht zu ihm trat, fragte er mich mit der größten Strenge, wer mich in das Haus eingesetzt habe, und mit welcher Befugniß ich darin angefangen habe mauern zu lassen. Er verwundere sich sehr, wie ich so kühn und anmaßlich seyn könne. Darauf antwortete ich: Seine Excellenz der Herzog habe mich in dieses Haus eingewiesen, und im Namen desselben der Herr Haushofmeister selbst, indem er darüber den Auftrag an Lactantio Gorini gegeben; dieser Lactantio habe Steine, Sand und Kalk anfahren lassen, und nach meinem Verlangen alles besorgt, und mich versichert, er habe dazu Befehl von dem Herrn, der gegenwärtig diese Frage an mich thue.

Als ich diese Worte gesagt hatte, wendete sich gedachte Bestie mit mehr Bitterkeit zu mir als vorher, und sagte, daß weder jener, noch irgend jemand, den ich anführe, die Wahrheit gesprochen habe. Darauf wurde ich unwillig und sagte: O Haushofmeister! so lange Dieselben der edlen Stelle gemäß leben, welche Sie bekleiden, so werde ich Sie verehren, und mit derjenigen Unterwürfigkeit zu Ihnen sprechen, als wenn ich mit dem Herzog selbst redete; handeln Sie aber anders, so werde ich nur den Peter Franciscus del Riccio vor mir sehen. Da wurde der Mensch so zornig, daß ich dachte, er wollte auf der Stelle närrisch werden, um früher zu seinem Schicksale zu gelangen das ihm der Himmel schon bestimmt hatte, und sagte zu mir mit einigen schimpf-

lichen Worten: er verwundere sich nur, wie ich zu der Ehre komme, mit einem Manne Seinesgleichen zu reden. Darauf rührte ich mich und sagte: Nun hört mich, Franciscus del Riccio, ich will euch sagen wer Meinesgleichen sind; aber vorher sollt ihr wissen: Enresgleichen sind Schulmeister, die Kindern das Lesen lehren. Als ich diese Worte gesprochen hatte, erhub der Mann mit zornigem Gesichte die Stimme, und wiederholte seine Worte; auch ich machte ein Gesicht wie unter den Waffen, und weil er so groß that, so zeigte ich mich auch übermüthig und sagte: Meinesgleichen seyen würdig, mit Päpsten, Kaisern und großen Königen zu sprechen; Meinesgleichen ginge vielleicht nur einer durch die Welt, und von seiner Art durch jede Thür ein Dutzend aus und ein. Als er diese Worte vernahm, sprang er auf ein Fenstermäuerchen das im Saal war, dann sagte er mir, ich solle noch einmal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte, und ich wiederholte sie mit noch mehr Kühnheit als vorher. Ferner sagte ich: es kümmere mich gar nicht dem Herzog zu dienen, ich wolle nach Frankreich zurück, welches mir völlig frei stehe. So blieb die Bestie erstaunt und erdfarb, und ich entfernte mich, voller Verdruß, in der Absicht in Gottes Namen fortzugehen, und wollte Gott! ich hätte sie nur ausgeführt.

Ich wollte nicht daß der Herzog sogleich diese Teufeley erfahren sollte, deßwegen hielt ich mich einige Tage

zu Hauſe, und hatte alle Gedanken auf Florenz aufgegeben, außer was meine Schweſtern und meine Nichten betraf, die ich durch Empfehlungen und Vorſorge ſo gut als möglich eingerichtet hinterlaſſen, nach Frankreich zurückkehren und mir Italien aus dem Sinne ſchlagen wollte. Und ſo hatte ich mir vorgenommen ſo geſchwind als möglich alles in Ordnung zu bringen und ohne Urlaub des Herzogs, oder jemand anders, davon zu gehen.

Eines Morgens ließ mich aber gedachter Haushofmeiſter von ſelbſt auf das höflichſte rufen, und fing an eine gewiſſe pedantiſche Rede herzuſagen, in der ich weder Art, noch Anmuth, noch Kraft, weder Anfang noch Ende finden konnte. Ich hörte nur, daß er ſagte: er wolle, als ein guter Chriſt, keinen Haß gegen jemanden hegen, vielmehr frage er mich, im Namen des Herzogs, was für eine Beſoldung ich zu meinem Unterhalt verlange. Darauf beſann ich mich ein wenig und antwortete nicht, feſt entſchloſſen nicht da zu bleiben. Als er ſah, daß ich nicht antwortete, hatte er ſo viel Verſtand zu ſagen: O Benvenuto! den Herzogen antwortet man, und ich rede gegenwärtig im Namen Seiner Excellenz mit dir. Darauf verſetzte ich mit einiger Zufriedenheit: er ſolle Seiner Excellenz ſagen, ich wolle keinem nachſtehen, der in meiner Kunſt arbeitete. Darauf ſagte der Haushofmeiſter: Bandinello hat zweyhundert Scudi Beſoldung, biſt du damit zufrieden, ſo iſt auch die bei-

nige gemacht. Ich ſagte, daß ich zufrieden ſey, und das was ich mehr verdiente, möchte man mir geben, wenn man meine Werke ſäh', ich wolle dem guten Urtheil Seiner Excellenz alles überlaſſen. So knüpfte ich den Faden, wider meinen Willen, auf's neue feſt, und machte mich an die Arbeit, indem mir der Herzog ſo unendliche Gunſt bezeigte, als man ſich in der Welt nur denken kann.

Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verläumdung der Gesellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinello sich eifersüchtig und tückisch gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen, ehe er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und setzt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten spielten. — Des Herzogs Hausbofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzuklagen.

Ich hatte indessen öfters Briefe aus Frankreich von meinem treusten Freunde Herrn Guido Guidi gehabt; auch in diesen war nichts als alles Gute enthalten. Ascanio schrieb mir auch und bat mich, ich solle mir einen guten Tag machen, und wenn irgend etwas begegne, so wolle er mir es melden. Indessen sagte man dem König, daß ich angefangen habe, für den Herzog in Florenz zu arbeiten, und weil es der beste Mann von der Welt war, so sagte er oft: Warum kömmt Benvenuto nicht wieder? Und als er sich deßhalb besonders bei

meinen Gesellen erkundigte, sagten beide zugleich, ich schriebe ihnen, daß ich mich aufs beste befände, und sie glaubten, daß ich kein Verlangen trüge in Ihro Majestät Dienste zurückzukehren. Als der König diese verwegenen Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zornig und sagte: Da er sich von uns, ohne irgend eine Ursache, entfernt hat, so werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen, er bleibe wo er ist. So hatten die Erzschelmen die Sache zu dem Puncte gebracht den sie wünschten; denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt wär', hätten sie wieder, wie vorher, als Arbeiter unter mir gestanden; blieb ich aber hinweg, so lebten sie frei und auf meine Kosten, und so wendeten sie alles an, um mich entfernt zu halten.

Indessen ich die Werkstatt mauern ließ, um den Perseus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeschosse des Hauses und machte das Modell von Gyps, und zwar von derselbigen Größe, wie die Statue werden sollte, in der Absicht sie nachher von diesem Modell abzugießen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit auf diesem Wege mir ein wenig zu lange dauerte, so griff ich zu einem andern Mittel; denn schon war ein bißchen Werkstatt, Ziegel auf Ziegel so erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, wenn ich nur wieder daran denke. Da fing ich die Figur sowohl, als auch die Meduse, vom Gerüpp an, das ich von Eisen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Thon, und brannte sie, allein mit einigen Kna-

56.

Wiegenlied

dem

jungen Mineralogen

Wolfgang v. Goethe.

Den 21 April 1818.

Singen ſie Blumen der kindlichen Ruh,
Käfer und Vögel und Thierchen dazu;
Aber du wacheſt, wir treten herein,
Bringen was ruhiges, bringen den Stein.

Steinchen, die bunten, ein luſtiges Spiel!
Was man auch würfe und wie es auch fiel.
Kindiſchen Händchen entſchnickt ſich ſo fein,
Knöchlein und Bohnen und Edelgeſtein.

Knabe du ſieheſt nun Steine behaun,
Ordnend ſich fügen, zu Häuſern ſich baun.
Wohl! du verwunderſt dich, ſtimmeſt mit ein:
Das iſt wahrhaftig ein nützlicher Stein!

Spielſt du mit Schuſſern, das Kügelchen rollt,
Dreht ſich zur Grube ſo wie du gewollt,
Läufeſt begierig auch hinter ihm drein,
Das iſt fürwahr wohl ein luſtiger Stein!

ben, unter denen einer von großer Schönheit war, der Sohn einer Dirne, die Gambetta genannt. Ich hatte mich dieses Knabens zum Modell bedient, denn wir finden keine anderen Bücher, die Kunst zu lernen, als die Natur. Ich hatte mir geübte Arbeiter gesucht, um das Werk schnell zu vollenden; aber ich konnte keine finden, und doch allein nicht alles thun. Es waren wohl einige in Florenz, die gern gekommen wären, wenn sie Bandinello nicht verhindert hätte, der, indem er mich so aufhielt, noch dabei zum Herzog sagte, ich wolle ihm seine Arbeiter entziehen, denn mir selbst sey es nicht möglich, eine große Figur zusammen zu setzen. Ich beklagte mich bei'm Herzog über den großen Verdruß, den mir die Bestie machte, und bat ihn, daß er mir einige Arbeitsleute zugestehen möge. Diese Worte machten den Herzog glauben, daß Bandinello wahr rede. Als ich das nun bemerkte, nahm ich mir vor, alles, so viel als möglich, allein zu thun, und gab mir alle erdenkliche Mühe. Indessen ich mich nun so Tag und Nacht bemühte, ward der Mann meiner Schwester krank, und als er in wenigen Tagen starb, hinterließ er mir meine jüngere Schwester mit sechs Töchtern, große und kleine; das war meine erste Noth, die ich in Florenz hatte, Vater und Führer einer solchen zerstörten Familie zu seyn.

Nun wollte ich aber daß alles gut gehen sollte, und da mein Garten sehr verwildert war, suchte ich zwey Taglöhner, die man mir von Ponte Vecchio zuführte.

Der

Der eine war ein alter Mann von siebenzig Jahren, der andere ein Jüngling von achtzehn. Als ich sie drey Tage gehabt hatte, sagte mir der Jüngling, der Alte wollte nicht arbeiten, und ich thät' besser ihn wegzuschicken; denn er sey nicht allein faul, sondern verhinderte auch ihn, den jungen, etwas zu thun; dabei versicherte er mir, er wolle die wenige Arbeit allein verrichten, ohne daß ich das Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich sah daß dieser Mensch, der Bernardino Mannellini von Lugello hieß, so ein fleißiger Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bei mir als Diener bleiben wolle, und wir wurden sogleich darüber einig; dieser Jüngling besorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten, und gab sich alle Mühe, mir auch in der Werkstatt zu helfen, wodurch er nach und nach die Kunst mit so vieler Geschicklichkeit lernte, daß ich nie eine bessere Beihülfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich mir vor, mit diesem alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen, daß Bandinello gelogen habe, und daß ich recht gut ohne seine Arbeiter fertig werden könne.

Zu derselbigen Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit, und weil ich meine Arbeit nicht fortsetzen konnte, hielt ich mich gern in der Garderobe des Herzogs auf, mit einigen jungen Goldschmieden, die Johann Paul und Domenico Poggini hießen. Diese ließ ich ein goldnes Gefäßchen, ganz mit erhabenen Figuren und andern schönen Zierrathen gearbeitet, verfertigen; Seine

Excellenz hatte dasselbe der Herzogin zum Wasserbecher bestellt. Zugleich verlangte er von mir daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen solle; und auch dieses Werk war auf's reichste mit Juwelen und andern gefälligen Erfindungen von Masken und dergleichen vollendet. Der Herzog kam sehr oft in die Garderobe, und fand ein großes Vergnügen, bei der Arbeit zuzusehen und mit mir zu sprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen, und indessen der Herzog auf und ab ging, portraitirte ich ihn weit über Lebensgröße. Diese Arbeit gefiel Seiner Excellenz so wohl, und er warf so große Neigung auf mich, daß er sagte, es werde ihm das größte Vergnügen seyn, wenn ich im Palast arbeiten wollte, und mir darin Zimmer aussuchte, wo ich meine Oefen aufbauen, und was ich sonst bedürfte, auf's beste einrichten könnte, denn er habe an solchen Dingen das größte Vergnügen. Darauf sagte ich Seiner Excellenz, es sey nicht möglich, denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeigte mir gleichfalls unschätzbare Liebkosungen, und hätte gewünscht, daß ich nur allein für sie gearbeitet und weder an den Perseus noch an etwas anders gedacht hätte. Ich konnte mich dieser eitlen Gunst nicht erfreuen; denn ich wußte wohl, daß mein böses und widerwärtiges Schicksal ein solches Glück nicht lange dulden, sondern mir ein neues Unheil zubereiten würde; ja es lag mir immer im Sinne, wie sehr übel

ich gethan hatte, um zu einem so großen Gute zu gelangen.

Denn was meine Französischen Angelegenheiten betraf, so konnte der König den großen Verdruß nicht verschlucken, den er über meine Abreise gehabt hatte, und doch hätte er gewünscht, daß ich wieder käm', freilich auf eine Art die ihm Ehre brächte; ich glaubte aber so viel Ursachen zu haben, um mich nicht erst zu demüthigen, denn ich wußte wohl, wenn ich diesen ersten Schritt gethan hätte, und vor den Leuten als ein gehorsamer Diener erschienen wäre, so hätten sie gesagt: ich sey der Sünder! und verschiedene Vorwürfe die man mir fälschlich gemacht hatte, seyen gegründet. Deßwegen nahm ich mich zusammen und schrieb als ein Mann von Verstande in strengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beiden verrätherischen Zöglinge die größte Freude; denn ich rühmte mich und meldete ihnen die großen Arbeiten die mir in meinem Vaterlande von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumschränkte Herren von Florenz seyen.

Mit einem solchen Briefe gingen sie zum König, und drangen in Seine Majestät, ihnen mein Castell zu überlassen, auf die Weise wie er mir es gegeben hatte. Der König, der ein guter und vortrefflicher Herr war, wollte niemals die verwegenen Forderungen dieser beiden Spitzbübchen verwilligen; denn er sah wohl ein, worauf ihre boshaften Absichten gerichtet waren. Um ihnen jedoch

einige Hoffnung zu geben, und mich zur Rückkehr zu veranlassen, ließ er mir, auf eine etwas zornige Weise, durch einen seiner Schatzmeister schreiben. Dieser hieß Herr Julian Buonacorso, ein Florentinischer Bürger. Dieser Brief enthielt: daß, wenn ich wirklich den Namen eines rechtschaffenen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, so sey ich nun, da ich für meine Abreise keine Ursache anführen könne, ohne weiteres verbunden, Rechenschaft von allem zu geben was ich von Seiner Majestät in Händen gehabt, und was ich für sie gearbeitet habe.

Als ich diesen Brief erhielt, war ich äußerst vergnügt, denn ich hätte selbst nicht mehr, noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran, und füllte neun Bogen gewöhnlichen Papiers, und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht hatte, alle Zufälle die mir dabei begegnet waren, und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwey Notaren und eines Schatzmeisters gegangen, und alles von denen Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittirt, sie mochten das Geld für Materialien oder für Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte, daß mir davon nicht ein Pfennig in die Tasche gefallen war, und daß ich für meine geendigten Werke nichts in der Welt erhalten hatte, außer einigen würdigen königlichen Versprechungen, die ich mit nach Italien genommen hatte; ich fügte hinzu: daß ich mich nicht rühmen

könne, etwas anderes für meine Werke empfangen zu haben, als eine ungewisse Besoldung, die mir zu meinem Bedürfniß ausgesetzt gewesen. Auf dieselbe sey man mir noch über siebenhundert Goldgülden schuldig, die ich deßwegen habe stehen lassen, damit sie mir zu meiner Rückreise dienen könnten. Ich merke wohl, fuhr ich fort, daß einige boshafte neidische Menschen mir einen bösen Dienst geleistet haben, aber die Wahrheit muß doch siegen, und es ist mir um die Gunst des allerchristlichsten Königs und nicht um Geld zu thun. Denn ich bin überzeugt, weit mehr geleistet zu haben, als ich antrug, und doch sind mir dagegen nur Versprechungen erfolgt. Mir ist einzig daran gelegen, in Seiner Majestät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erscheinen, dergleichen ich immer war, und wenn Seine Majestät den geringsten Zweifel hegen wollten, so würde ich auf den kleinsten Wink sogleich erscheinen, und mit meinem eignen Leben Rechenschaft ablegen; da ich aber sehe, daß man so wenig aus mir mache, so habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten, denn ich wisse, daß ich immer Brot finde, wo ich auch hingehe, und wenn man Ansprüche an mich mache, so werde ich zu antworten wissen. Uebrigens waren in diesen Briefen noch manche Nebenumstände bemerkt, die vor einen so großen König gehören, und zur Vertheidigung meiner Ehre gereichten. Diesen Brief, ehe ich ihn wegschickte, trug ich zu meinem Herzog, der ihn mit Zufrie-

denheit durchlas, dann schickte ich ihn sogleich nach Frankreich unter der Adresse des Cardinals von Ferrara.

Zu der Zeit hatte Bernardone Baldini, der Juwelenhändler Seiner Excellenz, einen Diamanten von Venedig gebracht, der mehr als fünf und dreyßig Carat wog, auch hatte Antonio Vittorio Landi einiges Interesse, diesen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erst eine Rosette gewesen, weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte, wie man an einem solchen Juwel verlangen konnte, so hatten die Herren die Spitze wegschleifen lassen, und nun nahm er sich, als Brillant, auch nicht sonderlich aus; unser Herzog, der die Juwelen äußerst liebte, gab dem Schelm Bernardo gewisse Hoffnung, daß er diesen Diamant kaufen wolle, und weil Bernardo allein die Ehre haben wollte den Herzog zu hintergehen, so sprach er mit seinem Gesellen niemals von der Sache. Gedachter Antonio war von Jugend auf mein großer Freund gewesen, und weil er sah, daß ich bei unserm Herzog immer aus- und einging, so rief er mich eines Tages bei Seite, es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes, und sagte zu mir: Benvenuto, ich bin gewiß, der Herzog wird euch einen gewissen Diamant zeigen, den er Lust hat zu kaufen. Ihr werdet einen herrlichen Diamant sehen, helft zu dem Verkaufe, ich kann ihn für siebenzehntausend Scudi hingeben, und wenn der Herzog euch um Rath fragt, und ihr ihn geneigt zum Handel seht, so wird sich schon

was thun lassen, daß er ihn behalten kann. Antonio zeigte große Sicherheit, dieses Juwel los zu werden, und ich versprach ihm, daß wenn man mir es zeigte, so wollte ich alles sagen was ich verstünd', ohne dem Steine Schaden zu thun.

Nun kam, wie ich oben gesagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkstatt der Goldschmiede, in der Nähe von seinem Zimmer, und ungefähr acht Tage, nachdem Antonio Landi mit mir gesprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tische den gedachten Diamant, den ich an den Zeichen die mir Antonio gegeben hatte sowohl der Gestalt als dem Gewicht nach, leicht erkannte, und da der Diamant, wie schon gesagt, von etwas trüblichem Wasser war, und man die Spitzen deßhalb abgeschliffen hatte, so wollte mir diese Art und Weise desselben gar nicht gefallen, und ich würde ihm von diesem Handel abgerathen haben. Daher, als mir seine Excellenz den Stein zeigte, fragte ich was er wolle, das ich sagen solle? Denn es sey ein Unterschied bei den Juwelieren, einen Stein zu schätzen, wenn ihn ein Herr schon gekauft habe, oder ihm den Preis zu machen, wenn er ihn kaufen wolle. Darauf sagte der Herzog mir, er habe ihn gekauft, und ich sollte nur meine Meinung sagen. Da konnte ich nicht verfehlen, auf eine bescheidene Weise das wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelstein verstand. Er sagte mir, ich solle die Schönheit der langen Facetten sehen,

die der Stein habe; darauf sagte ich, es sey das eben keine große Schönheit, sondern vielmehr nur eine abgeschliffene Spitze; darauf gab mein Herr, welcher wohl einsah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdrusses von sich, und sagte, ich solle den Werth des Edelsteins betrachten, und sagen was ich ihn schätze. Da nun Antonio Landi den Stein für siebenzehntausend Scudi angeboten hatte, glaubte ich der Herzog habe höchstens fünfzehntausend dafür bezahlt, und weil ich sah, daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit sagte, so wollte ich ihn in seiner falschen Meinung erhalten und sagte, indem ich ihm den Diamant zurückgab, achtzehntausend Scudi habt ihr bezahlt; da that der Herzog einen großen Ausruf, und machte mit dem Munde ein O, größer als die Oeffnung eines Brunnens, und sagte: Nun sehe ich, daß du dich nicht darauf verstehst. Ich versetzte: Gnädiger Herr! ihr seht nicht recht. Wenn ihr euch bemüht, den Ruf eures Edelsteins zu erhalten, so werde ich bemüht seyn mich darauf zu verstehn. Sagt mir wenigstens, wie viel ihr bezahlt habt, damit ich auf Weise Ew. Excellenz mich darauf verstehn lerne. Der Herzog ging mit einer etwas verdrießlichen Miene weg, und sagte: Fünf und zwanzigtausend Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben. Das geschah in der Gegenwart von den beiden Poggini, den Goldschmieden. Bacchiacca aber, ein Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf diesen Lärm herbeigelau-

fen, zu dieſem ſagte ich, ich würde dem Herzog nicht gerathen haben den Stein zu kaufen, hätte er aber ja Luſt dazu gehabt, ſo hat mir ihn Antonio Landi vor acht Tagen für ſiebenzehntauſend Scudi angeboten, und ich glaube für fünfzehntauſend, ja noch für weniger, hätte man ihn bekommen; aber der Herzog will ſeinen Edelſtein in Ehren halten, ob ihm gleich Bernardone einen ſo abſcheulichen Betrug geſpielt hat, er wird es niemals glauben, wie die Sache ſich eigentlich verhält. So ſprachen wir unter einander und lachten über die Leichtglaubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte ſchon die Figur der Meduſe, wie geſagt, ziemlich weit gebracht. Ueber das Gerippe von Eiſen war die Geſtalt, gleichſam anatomiſch übergezogen, ungefähr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte ſie auf's beſte, dann brachte ich das Wachs drüber, um ſie zu vollenden, wie ſie dereinſt in Erz werden ſollte; der Herzog, der oft gekommen war mich zu ſehen, war ſo beſorgt der Guß möchte mir nicht gerathen, daß er wünſchte, ich möchte einen Meiſter zu Hülfe nehmen, der dieſe Arbeit verrichtete. Dieſe Gunſt des Herrn ward mir ſehr beneidet, und weil er oft mit Zufriedenheit von meiner Unterhaltung ſprach, ſo dachte ſein Haushofmeiſter nur auf eine Gelegenheit, um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte dieſem ſchlechten Mann, der von Prato, und alſo ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben, und ihn, aus einem

Steinchen um Steinchen verzettelt die Welt,
Wiſſende haben's zuſammen geſtellt;
Trittſt du begierig zu Sälen herein,
Siehſt du zuerſt nicht den Stein vor dem Stein.

Doch unterſcheideſt und merkeſt genau:
Dieſer iſt roth und ein andrer iſt blau,
Einer, der klärſte, von Farben ſo rein,
Farbig erblitzet der edelſte Stein.

Aber die Säulchen wer ſchliff ſie ſo glatt,
Spitzte ſie, ſchärfte ſie glänzend und matt?
Schau in die Klüfte des Berges hinein,
Rubig entwickelt ſich Stein aus Geſtein.

Ewig natürlich bewegende Kraft
Göttlich geſetzlich entbindet und ſchafft;
Trennendes Leben, im Leben Verein,
Oben die Geiſter und unten der Stein.

Nun! wie es Vater und Ahn Dir erprobt
Gott und Natur und das All iſt gelobt!
Komme! der Stiftende führet dich ein
Unſerem Ringe willkommener Stein!

Sohn eines Böttchers, aus einem ungewissen und elenden Pedanten, bloß weil er ihn in seiner Jugend unterrichtet hatte, als er an das Herzogthum noch nicht denken konnte, zum Oberaufseher der Polizeydiener und aller Gerichtsstellen der Stadt Florenz gemacht. Dieser, als er mit aller seiner Wachsamkeit mir nichts übels thun, und seine Klauen nirgends einschlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg zu seinem Zweck zu gelangen. Er suchte die Mutter meines Lehrburschen auf, der Cencio hieß, ein Weib der man den Namen die Gambetta gegeben hatte. Nun machte der pedantische Schelm mit der höllischen Spitzbübin einen Anschlag, um mich in Gottes Namen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Bargell auf ihre Seite gebracht, der ein gewisser Bolognese war, und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegjagte. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem schelmischen pedantischen Narren, dem Haushofmeister, erhalten hatte, kam sie eine Sonnabendsnacht mit ihrem Sohne zu mir und sagte, sie habe das Kind um meines Wohles willen einige Tage eingeschlossen. Darauf antwortete ich ihr, um meinetwillen solle sie ihn gehen lassen wohin er wolle. Ich lachte sie aus und fragte, warum sie ihn eingeschlossen habe? Sie antwortete: weil er mit mir gesündigt habe, so sey ein Befehl ergangen, uns beide einzuziehen. Darauf sagte ich, halb erzürnt: Wie habe ich gesündigt? fragt den Knaben selbst. Sie fragte darauf den Sohn, ob es

nicht wahr sey? Der Knabe weinte, und sagte: Nein! Darauf schüttelte die Mutter den Kopf und sagte zum Sohne: Du Schelm, ich weiß wohl nicht, wie das zugeht! Dann wendete sie sich zu mir, und sagte, ich sollte ihn im Hause behalten, denn der Bargell suche ihn, und werde ihn überall wegnehmen, nur nicht aus meinem Hause. Darauf sagte ich: Ich habe bei mir eine verwitwete Schwester, mit sechs frommen Töchtern, und ich will niemand bei mir haben. Darauf sagte sie: der Haushofmeister habe dem Bargell die Commission gegeben, man solle suchen mich auf alle Weise gefangen zu nehmen: da ich aber den Sohn nicht im Hause behalten wolle, so sollte ich ihr hundert Scudi geben und weiter keine Sorge haben, denn der Haushofmeister sey ihr größter Freund, und sie werde mit ihm machen was sie wolle, wenn ich ihr das verlangte Geld gäbe. Ich war indessen ganz wüthend geworden, und rief: Weg von hier, nichtswürdige Hure! Thät' ich es nicht aus Achtung gegen die Welt und wegen der Unschuld eines unglücklichen Kindes, so hätte ich dich schon mit diesem Dolche ermordet, nach dem ich zwey, dreymal gegriffen habe. Mit diesen Worten, und mit viel schlimmen Stößen, warf ich sie und das Kind zum Hause hinaus.

Viertes Capitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begibt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum besten fördern, weil es ihm an Hülfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deßhalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber, aus Verlangen sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an.

Da ich aber nachher bei mir die Verruchtheit und Gewalt des verwünschten Pedanten betrachtete, überlegte ich, daß es besser sey, dieser Teufeley ein wenig aus dem Wege zu gehen, und nachdem ich Morgens zu guter Zeit meiner Schwester Juwelen und andere Dinge, für ungefähr zweytausend Scudi, aufzuheben gegeben hatte, stieg ich zu Pferde, und machte mich auf den Weg nach Venedig und nahm meinen Bernardin von Mugello mit. Als ich nach Ferrara kam, schrieb ich Seiner Excellenz dem Herzog, so wie ich ohne Urlaub gegangen sey, so wollte ich auch ohne Befehl wieder kommen. Als ich nach Venedig kam und betrachtete, auf wie verschiedene

Weiſe mein grauſames Schickſal mich verfolgte, tröſtete ich mich, da ich mich ſo munter und friſch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine gewöhnliche Weiſe zu ſcharmuzziren. Indeſſen ich ſo an meine Umſtände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieſer ſchönen und reichen Stadt. Ich beſuchte den wunderſamen Tizian, den Mahler, und Meiſter Jacob del Sanſovino einen trefflichen Bildhauer und Baumeiſter, einen unſerer Florentiner, den die Venezianiſchen Obern ſehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Florenz in unſerer Jugend genau gekannt. Dieſe beiden trefflichen Männer erzeigten mir viel Liebkoſungen. Den andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis, der mich ſogleich bei der Hand nahm und mir auf's freundlichſte zuſprach, denn wir hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexander verfertigte, und nachher in Paris, als ich im Dienſte des Königs war. Damals wohnte er im Haus des Herrn Julian Buonacorſi, und weil er, ohne ſeine größte Gefahr, ſich nicht überall durfte ſehen laſſen, brachte er die meiſte Zeit in meinem Schlößchen zu, und ſah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieſer alten Bekanntſchaft nahm er mich bei der Hand und führte mich in ſein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi fand, den Bruder des Herrn Peter. Sie freuten ſich, und fragten, wie lange ich in Venedig bleiben wolle? Denn ſie dachten es ſey meine Abſicht nach Frankreich zurück zu kehren. Da erzählte ich ihnen die

Ursache, warum ich aus Florenz gegangen sey, und daß ich in zwey, drey Tagen wieder zurück gehe, meinem Großherzog zu dienen. Auf diese Worte wendeten sich beide mit so viel Ernst und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerst fürchtete, und sagten: Du thätest besser nach Frankreich zu gehen, wo du reich und bekannt bist; was du da gewonnen hast, wirst du alles in Florenz verlieren, und daselbst nur Verdruß haben.

Ich antwortete nichts auf ihre Reden, und verreis'te den andern Tag, so geheim als ich konnte, und nahm den Weg nach Florenz.

Indessen legten sich die Teufeleyen meiner Feinde; denn ich hatte an meinen Großherzog die ganze Ursache geschrieben, die mich von Florenz entfernt hatte. So ernst und klug er war, durfte ich ihn doch ohne Ceremonien besuchen. Nach einer kurzen ernsthaften Stille redete er mich freundlich an, und fragte, wo ich gewesen sey? Ich antwortete, mein Herz sey nicht einen Finger breit von Seiner Excellenz entfernt gewesen, ob mich gleich die Umstände genöthigt hätten, den Körper ein wenig spazieren zu lassen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedig, und so discurirten wir ein wenig. Endlich sagte er zu mir, ich solle fleißig seyn und ihm seinen Perseus endigen.

So ging ich nach Hause, fröhlich und munter, erfreute meine Familie, meine Schwester nämlich, mit ihren sechs Töchtern, nahm meine Werke wieder vor, und

arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das erste, was ich in Erz goß, war das große Bildniß Seiner Excellenz, das ich in dem Zimmer der Goldschmiede bossirt hatte, da ich nicht wohl war. Dieses Werk gefiel, ich hatte es aber nur eigentlich unternommen, um die Erden zu versuchen welche zu den Formen geschickt seyen, denn ich bemerkte wohl, daß Donatello, der bei seinen Arbeiten in Erz sich auch der Florentinischen Erden bedient hatte, dabei sehr große Schwierigkeiten fand, und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, so wollte ich, ehe ich den Guß meines Perseus unternahm, keinen Fleiß sparen, um die beste Erde zu finden, welche der wundersame Donatell nicht mußte gekannt haben, weil ich eine große Mühseligkeit an seinen Werken bemerkte. So setzte ich nun zuletzt auf künstliche Weise die Erde zusammen, die mir aufs beste diente, und der Guß des Kopfes gerieth mir; weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkstatt des Meister Zanobi von Pagno des Glockengießers, und da ich sah, daß der Kopf sehr rein ausgefallen war, erbaute ich sogleich einen kleinen Ofen in der Werkstatt, die auf Befehl des Herzogs, nach meiner Angabe und Zeichnung, in dem Hause das er mir geschenkt hatte errichtet worden war, und sobald mein Ofen, mit aller möglichen Sorgfalt, sich in Ordnung befand, machte ich Anstalt die Statue der Meduse zu gießen, die Figur nämlich des verdrehten Weibchens, das sich unter den Füßen des Perseus befindet. Da die-

ses nun ein sehr schweres Unternehmen war, so unterließ ich nichts von allem dem, was mir durch Erfahrung bekannt werden war, damit mir nicht etwa ein Irrthum begegnen möchte. Und so gerieth mir der erste Guß aus meinem Ofen auf das allerbeste; er war so rein, daß meine Freunde glaubten ich brauchte ihn weiter nicht auszuputzen. Sie verstanden es aber so wenig, als gewisse Deutsche und Franzosen, die sich der schönsten Geheimnisse rühmen, und behaupten dergestalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht nöthig habe es auszuputzen. Das ist aber ein närrisches Vorgeben, denn jedes Erz, wenn es gegossen ist, muß mit Hammer und Grabstichel nachgearbeitet werden, wie es die wundersamen Alten gethan hatten, und auch die Neuen. Ich meine diejenigen, welche in Erz zu arbeiten verstanden. Dieser Guß gefiel Seiner Excellenz gar sehr, als sie in mein Haus kamen ihn zu sehen, wobei sie mir großen Muth einsprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der rasende Neid des Bandinello zu viel, der immer Seiner Excellenz in den Ohren lag, und ihr zu verstehen gab, daß wenn ich auch dergleichen Statuen gösse, so sey ich doch nie im Stande sie zusammenzusetzen, denn ich sey neu in der Kunst, und Seine Excellenz solle sich sehr in Acht nehmen, ihr Geld nicht wegzuwerfen.

Diese Worte vermochten so viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiter verkürzt

kürzt wurde, ſo daß ich genöthigt war, mich gegen Seine Excellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn in der Straße der Serviten und redete ihn folgendergeſtalt an: Gnädiger Herr! ich erhalte das Nothdürftige nicht mehr, und beſorge daher Ew. Excellenz mißtraue mir; deßwegen ſage ich von neuem, ich halte mich für fähig das Werk dreymal beſſer zu machen, als das Modell war, ſo wie ich geſprochen habe. Als ich bemerkte, daß dieſe Worte nichts fruchteten, weil ich keine Antwort erhielt, ſo ärgerte ich mich dergeſtalt, und fühlte eine unerträgliche Leidenſchaft, ſo daß ich den Herzog auf's neue anging und ſagte: Gnädiger Herr! dieſe Stadt war auf alle Weiſe die Schule der Talente, wenn aber einer einmal bekannt iſt, und etwas gelernt hat, ſo thut er wohl, um den Ruhm ſeiner Stadt und ſeines Fürſten zu vermehren, wenn er auswärts arbeitet. Ew. Excellenz iſt bekannt, was Donatello und Leonardo da Vinci waren, und was jetzt der wunderſame Michel Agnolo Buonarotti iſt; dieſe vermehren auswärts durch ihre Talente den Ruhm von Ew. Excellenz. Und ſo hoffe ich auch meinen Theil dazu zu thun, und bitte deßwegen mich gehen zu laſſen; aber ich bitte euch ſehr den Bandinello feſt zu halten, und ihm immer mehr zu geben als er verlangt, denn wenn er auswärts geht, ſo wird ſeine Anmaßung und Unwiſſenheit dieſer edlen Schule auf alle Weiſe Schande machen. Und ſo gebt mir Urlaub, denn ich verlange nichts anders für

meine bisherigen Bemühungen als die Gnade von Ew. Excellenz.

Da der Herzog mich also entschieden sah, kehrte er sich halb zornig um, und sagte: Benvenuto, wenn du Lust hast das Werk zu vollenden, soll dir's nicht abgehen. Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe als den Neidern zu zeigen, daß ich im Stande sey das versprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf diese Weise von Seiner Excellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beihülfe, so daß ich genöthigt war, in meinen eigenen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen sollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Garderobe Seiner Excellenz, wo Dominicus und Johann Paul Poggini fortfuhren an dem goldnen Gefäß für die Herzogin und einem goldenen Gürtel zu arbeiten, auch hatte Seine Excellenz das Modell eines Gehänges machen lassen, worin obgedachter großer Diamant gefaßt werden sollte. Und ob ich gleich vermied so etwas zu unternehmen, so hielt mich doch der Herzog mit so vieler Anmuth alle Abend bis vier Uhr in der Nacht an der Arbeit und verlangte von mir auf die gefälligste Weise, daß ich sie bei Tage fortsetzen solle. Ich konnte mich aber unmöglich dazu verstehen, ob ich gleich voraus sah, daß der Herzog mit mir darüber zürnen würde. Denn eines Abends unter andern, da ich etwas später als gewöhnlich hereintrat, sagte er zu mir: Du bist unwillkommen (Malvenuto!)

Darauf antwortete ich: Gnädiger Herr, das ist mein Name nicht, denn ich heiße Benvenuto, aber ich denke, Ew. Excellenz scherzt nur: und ich will also weiter nichts sagen. Darauf sagte der Herzog, er scherze nicht, es sey sein völliger Ernst, ich sollte mich nur in meinen Handlungen in Acht nehmen, denn er höre daß ich, im Vertrauen auf seine Gunst, dieses und jenes thue, was sich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn, er möge mir jemand anzeigen dem ich Unrecht gethan hätte. Da ward er zornig und sagte: Gib erst wieder was du von Bernardone borgtest. Da hast du eins! Darauf versetzte ich: Gnädiger Herr, ich danke euch, und bitte daß ihr mich nur vier Worte anhören wollt; es ist wahr, daß er mir eine alte Wage geborgt hat, zwey Ambose, und drey kleine Hämmer, und es sind schon fünfzehn Jahre, daß ich seinem Georg von Cortona sagte: er möge nach diesem Geräthe schicken. Da kam gedachter Georg selbst, sie abzuholen, und wenn Ew. Excellenz jemals erfährt, daß ich, von meiner Gebart an, von irgend einer Person auf diese Weise etwas besitze, in Rom oder in Florenz, es sey von denen die es ihnen selbst hinterbringen, oder von andern, so strafen sie mich nach dem Kohlenmaße.

Als der Herzog mich in dieser heftigen Leidenschaft sah, wendete er sich auf eine gelinde und liebevolle Weise zu mir und sagte: Wer nichts verschuldet hat, dem ist es nicht gesagt. Verhält es sich wie du versicherst, so werde ich dich immer gerne sehen, wie vorher. Darauf

57.

Zum Geburtstag,
mit meinen kleinen Gedichten.

Wenn Kranz auf Kranz den Tag umwindet
Sey dieser auch Ihr zugewandt,
Und wenn Sie hier Bekannte findet
So hat Sie sich vielleicht erkannt.

58.

Wen ein guter Geist beseelen
Hält sich das Gedächtniß rein;
Alles Uebel ist vergessen
Eingedenk der Lust zu seyn!
Bleib' ein fröhliches Vermächtniß
Jed' Ergetzen, jede Ruh;
So belebe Dein Gedächtniß
Und dann denke mich dazu!

versetzte ich: Die Schelmstreiche des Bernardone zwingen mich, Ew. Excellenz zu fragen, und zu bitten, daß Sie mir sagen, wie viel Sie auf den großen Diamant mit der abgeschliffenen Spitze verwendet haben, denn ich hoffe die Ursache zu zeigen, warum dieser böse Mensch mich in Ungnade zu bringen sucht. Darauf antwortete der Herzog: Der Diamant kostet mich fünf und zwanzigtausend Scudi, warum fragst du darnach? Darauf antwortete ich, indem ich ihm Tag und Stunde bezeichnete: Weil mir Antonio Landi gesagt, wenn ich suchen wollte diesen Handel mit Ew. Excellenz zu machen, so wolle er ihn für sechzehntausend Scudi geben. Das war nun sein erstes Gebot und Ew. Excellenz weiß nun was sie gezahlt hat. Und daß mein Angeben wahr sey, fragen sie den Domenico Poggini, und seinen Bruder, die hier gegenwärtig sind, ob ich es damals nicht gleich gesagt habe. Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Ew. Excellenz sagten, daß ich es nicht verstehe, und ich wohl sah, daß Sie Ihren Stein bei Ruhm erhalten wollten. Allein wisset, gnädiger Herr, ich verstehe mich sehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann, so gut als einer auf die Welt gekommen ist, und ich werde euch niemals acht- bis zehntausend Scudi stehlen, vielmehr werde ich sie mit meiner Arbeit zu erwerben suchen. Ich befinde mich hier, Ew. Excellenz als Bildhauer, Goldschmied und Münzmeister zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlun-

gen anderer zu hinterbringen, und daß ich dieſes jetzt ſage, geſchieht zu meiner Vertheidigung. ich habe weiter nichts dabei, und ich ſage es in Gegenwart ſo vieler wackren Leute, die hier ſind, damit Ew. Excellenz dem Bernardone nicht mehr glauben, was er ſagt.

Sogleich ſtund der Herzog entrüſtet auf, und ſchickte nach Bernardone, der mit Antonio Landi genöthigt wurde, bis Venedig zu reiſen. Antonio behauptete, er habe nicht von dieſem Diamant geſprochen. Als ſie von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und ſagte: Gnädiger Herr! was ich geſagt habe, iſt wahr, und was Bernardone wegen der Gerathſchaften ſagt, iſt nicht wahr; wenn er es beweiſt, will ich in's Gefängniß gehen. Darauf wendete ſich der Herzog zu mir und ſagte: Benvenuto! bleibe ein rechtſchaffner Mann, und ſey übrigens ruhig. So verrauchte die Sache, und es ward niemals mehr davon geſprochen. Ich hielt mich indeſſen zu der Faſſung des Edelſteins, und als ich das Kleinod der Herzogin geendigt brachte, ſagte ſie mir ſelbſt, ſie ſchätze meine Arbeit ſo hoch als den Diamant den ihr der Bernadaccio verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr die Juwele ſelbſt an die Bruſt ſtecken ſollte, und gab mir dazu eine große Stecknadel, darauf befeſtigte ich den Edelſtein, und ging unter vielen Gnadenbezeugungen die ſie mir erwies, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß ſie ihn wieder habe umfaſſen laſſen, durch einen Deutſchen, oder einen andern Fremden. Denn Bernardone

behauptete, der Diamant würde sich nur besser ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

Die beiden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich schon gesagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und verfertigten nach meinen Zeichnungen gewisse goldne Gefäße mit halberhabenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung. Da sagte ich bei Gelegenheit zu dem Herzog: Wenn Ew. Excellenz mir einige Arbeiter bezahlten, so wollte ich die Stempel zu Ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen mit Ihrem Bildnisse machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht sie übertreffen; denn seitdem ich die Medaillen Papsts Clemens des Siebenten gemacht, habe ich so viel gelernt, daß ich mir wohl etwas Besseres zu liefern getraue. So sollten sie auch besser werden, als die Münzen die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für schön halte; auch wollte ich Sr. Excellenz große Gefäße von Gold und Silber machen, wie dem wundersamen König Franz von Frankreich, den ich so gut bedient habe weil er mir die große Bequemlichkeit vieler Arbeiter verschaffte, so daß ich indessen meine Zeit auf Kolossen oder andere Statuen verwenden konnte. Darauf sagte der Herzog: Thue nur und ich werde sehen; er gab mir weder Bequemlichkeit noch irgend eine Beihülfe.

Eines Tages ließ er mir einige Pfund Silber zustellen und sagte: Das ist Silber aus meinem Bergwerk, mache mir ein schönes Gefäß. Weil ich aber meinen

Perſeus nicht zurücklaſſen wollte, und doch großes Verlangen hatte ihm zu dienen, gab ich das Metall, mit einigen meiner Modelle und Zeichnungen, einem Schelm, der Peter Martini der Goldſchmied hieß, der die Arbeit ungeſchickt anfing und ſie nicht einmal förderte, ſo daß ich mehr Zeit verlor, als wenn ich ſie eigenhändig gemacht hätte. Er zog mich einige Monate herum, und als ich ſah, daß er weder ſelbſt, noch durch andere, die Arbeit zu Stande brachte, verlangte ich ſie zurück, und ich hatte große Mühe einen übelangefangenen Körper des Gefäßes und das übrige Silber wieder zu erhalten. Der Herzog, der etwas von dieſem Handel vernahm, ſchickte nach den Gefäßen und Modellen und ſagte niemals weder wie und warum. So hatte ich auch, nach meinen Zeichnungen, verſchiedene Perſonen in Venedig und an andern Orten arbeiten laſſen, und ward immer ſchlecht bedient.

Die Herzogin ſagte mir oft, ich ſollte Goldſchmiedearbeiten für ſie verfertigen. Darauf verſetzte ich öfters: Die Welt und ganz Italien wiſſe wohl daß ich ein guter Goldſchmied ſey, aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand geſehen, und einige raſende Bildhauer verſpotteten mich und nannten mich den neuen Bildhauer; denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling ſey, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perſeus auf dem ehrenvollen Platz Seiner Excellenz geendigt aufzuſtellen. So ging ich nach Hauſe, arbeitete

Tag und Nacht, und ließ mich nicht im Palaſt ſehen; doch um mich bei der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige kleine ſilberne Gefäße machen, groß wie ein Zweypfennigstöpfchen mit ſchönen Masken auf die reichſte antike Weiſe. Als ich die Gefäße brachte, empfing ſie mich auf das freundlichſte, und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte; ich empfahl mich ihr und bat ſie, ſie möchte dem Herzog ſagen, daß ich zu einem ſo großen Werke zu wenig Beihülfe hätte, und daß er der böſen Zunge des Bandinells nicht glauben ſolle, die mich verhindere meinen Perſeus zu vollenden. Zu dieſen meinen kläglichen Worten zuckte ſie die Achſel und ſagte: Fürwahr der Herzog ſollte nur zuletzt einſehen daß ſein Bandinelli nichts taugt.

Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er ihn zu ermorden; doch, da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganymed restaurirt. Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellini's, als einem Apoll, Hyacinth und Narciß. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung.

So hielt ich mich zu Hause, zeigte mich selten im Palast und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider mußte ich die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen, denn der Herzog hatte mir durch Lattantio Gorini etwa achtzehn Monate lang gewisse Arbeiter gut gethan, nun währte es ihm zu lange, und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich den Lattantio, warum er mich nicht bezahle? Er antwortete mir mit seinem Mückenstimmchen, indem er seine Spinnenfinger bewegte: Warum endigst du nicht das Werk? Man glaubt, daß du nie damit fertig werden wirst!

Ich sagte darauf erzürnt: Hol euch der Henker und alle die glauben, daß ich es nicht vollenden könnte! So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hause zu meinem unglücklichen Perseus, und nicht ohne Thränen, denn ich erinnerte mich des glücklichen Zustandes, den ich in Paris im Dienste des verwundernswürdigen Königs verlassen hatte, der mich in allem unterstützte, und hier fehlte mir alles.

Oft war ich im Begriff, mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern stieg ich auf ein schönes Pferd, nahm hundert Scudi zu mir und ritt nach Fiesole, meinen natürlichen Sohn zu besuchen, den ich bei einer Gevatterin, der Frau eines meiner Gesellen, in der Kost hatte. Ich fand das Kind wohl auf, und küßte es in meinem Verdrusse. Da ich wegwollte, ließ er mich nicht fort, hielt mich fest mit den Händen unter einem wüthenden Weinen und Geschrei, das, in dem Alter von ungefähr zwey Jahren, eine äußerst verwundersame Sache war.

Da ich mir aber vorgenommen hatte den Bandinell, der alle Abend auf ein Gut über St. Domenico zu gehen pflegte, wenn ich ihn fänd', verzweiflungsvoll auf den Boden zu strecken, riß ich mich von meinem Knaben los, und ließ ihn in seinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück, und als ich auf den Platz von Sanct Domenico gelangte, kam Bandinello eben an der andern Seite herein und ich, sogleich entschlossen das

blutige Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhob, sah ich ihn ohne Waffen auf einem Maulthier, wie einen Esel sitzen; er hatte einen Knaben von zehn Jahren bei sich. Sobald er mich sah, ward er leichenblaß und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich nun diesen niederträchtigen Zustand erblickte, sagte ich: Fürchte nichts, feige Memme, du bist meiner Stiche nicht werth. Er sah mich mit niedergeschlagenen Augen an und sagte nichts. Da faßte ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch seine Kraft verhindert hatte eine solche Unordnung anzurichten; und fühlte mich befreit von der teuflischen Raserey. Ich faßte Muth und sagte zu mir selber: Wenn mir Gott so viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, so hoffe ich damit alle meine Feinde zu ermorden, und meine Rache wird größer und herrlicher seyn, als wenn ich sie an einem einzigen ausgelaßen hätte; und mit diesem guten Entschluß kehrte ich ein wenig munterer nach Hause.

Nach Verlauf von drey Tagen vernahm ich, daß meine Gevatterin mir meinen einzigen Sohn erstickt hatte; worüber ich solche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen größern empfunden habe. Dessen ungeachtet kniete ich nieder und nach meiner Gewohnheit, nicht ohne Thränen, dankte ich Gott und sagte: Gott und Herr, du gabst mir ihn und hast mir ihn nun genommen, für alles danke ich dir von Herzen. Und obschon

der große Schmerz mich faſt ganz aus der Faſſung gebracht hatte, ſo machte ich doch aus der Noth eine Tugend und ſchickte mich ſo gut als möglich in dieſen Unfall.

Um dieſe Zeit hatte ein junger Arbeiter den Bandinell verlaſſen; er hieß Franciscus, Sohn Matthäus des Schmiedes; dieſer Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihm wollte zu arbeiten geben? Ich war es zufrieden und ſtellte ihn an, die Figur der Meduſe auszuputzen, die ſchon gegoſſen war. Nach vierzehn Tagen ſagte mir dieſer junge Menſch, er habe mit ſeinem vorigen Meiſter geſprochen, der mich fragen ließe: ob ich eine Figur von Marmor machen möchte, er wolle mir ein ſchönes Stück Stein dazu geben; darauf verſetzte ich: Sag' ihm, daß ich es annehme, und es könnte ein böſer Stein für ihn werden, denn er reizt mich immer und erinnert ſich nicht der großen Gefahr, der er auf dem Platze St. Domenico entronnen iſt. Nun ſag' ich ihm, daß ich den Stein auf alle Weiſe verlange. Ich rede niemals von dieſer Beſtie und er kann mich nicht ungehudelt laſſen. Fürwahr ich glaube, er hat dich abgeſchickt bei mir zu arbeiten, um nur meine Handlungen auszuſpähen; nun gehe und ſag' ihm, ich werde den Marmor, auch wider ſeinen Willen, abfordern, und du magſt wieder bei ihm arbeiten.

Ich hatte mich viele Tage nicht im Palaſte ſehen laſſen. Einſt kam mir die Grille wieder und ich ging hin. Der Herzog hatte beinah abgeſpeiſ't und wie ich hörte, ſo hatte Seine Excellenz des Morgens viel Gutes

von mir geſprochen, beſonders hatte er mich ſehr über das Faſſen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ ſie mich durch Herrn Sforza rufen, und da ich mich ihr näherte, erſuchte ſie mich, ihr eine kleine Roſette in einen Ring zu paſſen und ſetzte hinzu, daß ſie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Maß und den Diamant, der ungefähr hundert Scudi werth war, und bat mich, ich ſolle die Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an mit der Herzogin zu ſprechen und ſagte: Gewiß war Benvenuto in dieſer Kunſt ohne Gleichen; jetzt, da er ſie aber bei Seite gelegt hat, wird ihm ein Ring, wie ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen, deßwegen bitte ich euch, quält ihn nicht mit dieſer Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Uebung iſt, zu große Arbeit verurſachen würde. Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir dieſen kleinen Dienſt für ſeine Gemahlin erlauben ſolle. Alsbald legte ich Hand an und in wenig Tagen war der Ring fertig; er paßte an den kleinen Finger und beſtand aus vier runden Kindern und vier Masken. Dazu fügte ich noch einige Früchte nebſt Bändchen von Schmelz, ſo daß der Edelſtein und die Faſſung ſich ſehr gut ausnahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gütigen Worten ſagte: ich habe ihr eine ſehr ſchöne Arbeit gemacht und ſie werde an mich denken. Sie ſchickte gedachten Ring dem König Philipp zum Geſchenk, und befahl mir nachher immer etwas anders, und zwar ſo

59.

Zur Erinnerung trüber Tage
Voll Bemüden voller Plage,
Zum Erinnern ſchöner Stunden
Wo das Rechte war gefunden.

Viel geduldetes, genoſſnes,
Halbverſchwiegnes, laut ergoſſnes,
Ward in ferner Welt verthan;
Aber jene guten Zeiten,
Tiefurts Thal, ätheriſche Weiten,
Gehen dich beſonders an.

liebevoll, daß ich mich immer anstrengte ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Gesichte kam, und Gott weiß, daß ich es brauchte; denn ich wünschte nichts eifriger, als meinen Perseus zu endigen.

Es hatten sich gewisse Gesellen gefunden die mir halfen, die ich aber von dem Meinigen bezahlen mußte, und ich fing von neuem an mich mehr im Palast sehen zu lassen als vorher. Eines Sonntags unter andern ging ich nach der Tafel hin, und als ich in den Saal der Uhr kam, sah ich die Garderobenthür offen, und als ich mich sehen ließ, rief der Herzog und sagte mir, auf eine sehr freundliche Weise: Du bist willkommen! siehe, dieses Kästchen hat mir Herr Stephan von Palästrina zum Geschenke geschickt, eröffne es und laß uns sehen, was es enthält. Als ich das Kästchen sogleich eröffnet hatte, sagte ich zum Herzog: Gnädiger Herr, das ist eine Figur von Griechischem Marmor, die Gestalt eines Kindes, wundersam gearbeitet, ich erinnere mich nicht unter den Alterthümern ein so schönes Werk und von so vollkommener Manier gesehen zu haben, deßwegen biete ich mich an, zu dieser verstümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füße zu machen, und ich will einen Adler dazu verfertigen, damit man das Bild einen Ganymed nennen kann. Zwar schickt sich nicht für mich Statuen auszuflicken, denn das ist das Handwerk gewisser Pfuscher, die ihre Sache schlecht genug machen, indessen fordert mich die Vortrefflichkeit dieses Meisters zu solcher Arbeit auf.

Der Herzog war sehr vergnügt, daß die Statue so schön sey, fragte mich viel darüber und sagte: Mein Benvenuto, erkläre mir genau, worin denn die große Fürtrefflichkeit dieses Meisters bestehe, worüber du dich so sehr verwunderst. Darauf zeigte ich Seiner Excellenz, so gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten und suchte ihm das Talent, die Kenntniß und die seltne Manier des Meisters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich sehr viel gesprochen, und es um so lieber gethan, als ich bemerkte, daß Seine Excellenz großen Gefallen daran habe.

Indessen ich nun den Herzog auf diese angenehme Weise unterhielt, begab sich's, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thür aufmachte, kam Bandinello herein. Der Herzog erblickte ihn, schien ein wenig unruhig und sagte mir ernsthaftem Gesichte: Was wollt ihr, Bandinello? Ohne etwas zu antworten, warf dieser sogleich die Augen auf das Kästchen worin die aufgedeckte Statue lag, und sagte mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfschütteln, indem er sich gegen den Herzog wendete: Herr, das ist auch eins von denen Dingen, über die ich Ew. Excellenz so oft gesprochen habe. Wißt nur, daß die Alten nichts von der Anatomie verstunden, deßwegen auch ihre Werke voller Fehler sind. Ich war still und merkte nicht auf das, was er sagte, ja ich hatte ihm den Rücken zugewendet. Sobald als die Bestie ihr ungefälliges Gewäsch geendigt hatte, sagte der Herzog

zu mir: Das ist ganz das Gegentheil von dem, was du, mit so viel schönen Gründen, mir erst auf's beste bewiesen hast, vertheidige nun ein wenig deine Meinung. Auf diese herzoglichen Worte, die mir mit so vieler Anmuth gesagt wurden, antwortete ich sogleich: Ew. Excellenz wird wissen, daß Baccio Bandinelli ganz aus bösen Eigenschaften zusammengesetzt ist, so wie er immer war, dergestalt, daß alles, was er auch ansieht, selbst Dinge die im allerhöchsten Grad vollkommen gut sind, sich vor seinen widerlichen Augen sogleich in das schlimmste Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit; daher ist das, was ich Ew. Excellenz von dieser fürtrefflichen Statue gesagt habe, vollkommen wahr; was aber Bandinell von ihr behauptet, das ist nur ganz allein das Böse, woraus er zusammengesetzt ist.

Der Herzog stand und hörte mit vielem Vergnügen zu, und indessen als ich sprach verzerrte Bandinell seine Gebärde und machte die häßlichsten Gesichter seines Gesichts, das häßlicher war, als man sich's in der Welt denken kann. Sogleich bewegte sich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmer ging, folgte ihm Bandinell; die Kämmerer nahmen mich bei der Jacke und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog, bis er in ein Zimmer kam wo er sich niedersetzte. Bandinell und ich standen zu seiner Rechten und Linken. Ich hielt mich still, und die Umstehenden, verschiedene Diener seiner

ner Excellenz, sahen den Bandinell scharf an, und lächelten manchmal einer zum andern über die Worte, die ich in den Zimmern oben gesagt hatte. Nun fing Bandinell zu reden an und sagte: Als ich meinen Herculs und Cacus aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert schlechte Sonette darauf gemacht, die das schlimmste enthielten was man von einem solchen Pöbel erwarten kann. Gnädiger Herr! versetzte ich dagegen: Als euer Michel Agnolo Buonarotti seine Sacristey eröffnete, wo man so viele schöne Figuren sieht, machte diese wundersame und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette, und jeder wetteiferte, wer etwas Besseres darüber sagen könnte. Und so wie jener das Gute verdiente, das man von ihm aussprach, so verdient dieser alles das Uebel was über ihn ergangen ist. Auf diese Worte wurde Bandinell so rasend, daß er hätte bersten mögen, kehrte sich zu mir und sagte: Und was wüßtest du noch mehr? Ich antwortete: Das will ich dir sagen, wenn du so viel Geduld hast mir zuzuhören. Er versetzte: Rede nur!

Der Herzog, und die andern die gegenwärtig waren, zeigten große Aufmerksamkeit, und ich fing an: Wisse, daß es mir unangenehm ist, dir die Fehler deines Werkes herzuerzählen, aber ich werde nichts aus mir selbst sagen, vielmehr sollst du nur hören, was in dieser trefflichen Schule von dir gesprochen wird.

Nun sagte dieser ungeschickte Mensch bald verdrieß-

liche Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, so daß ich auf eine sehr unangenehme Weise anfing, welches ich nicht gethan haben würde, wenn er sich besser betragen hätte. Daher fuhr ich fort: Diese treffliche Schule sagt, daß wenn man dem Hercules die Haare abschöre, kein Hinterkopf bleiben würde um das Gehirn zu fassen, und was das Gesicht betrifft, so wisse man nicht, ob es einen Menschen oder Löw-Ochsen vorstellen solle? Er sehe gar nicht auf das was er thue, der Kopf hänge so schlecht mit dem Hals zusammen, mit so wenig Kunst und so übler Art, daß man es nicht schlimmer sehen könne. Seine abscheulichen Schultern glichen, sagt man, zwey hölzernen Bogen von einem Eselssattel, die Brust mit ihren Muskeln seyen nicht nach einem Menschen gebildet, sondern nach einem Melonensacke, den man gerade vor die Wand stellt; so sey auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbisse medellirt. Wie die beiden Füße an dem häßlichen Leib hängen, könne niemand einsehen; man begreife nicht, auf welchem Schenkel der Körper ruhe, oder auf welchem er irgend eine Gewalt zeige. Auch sehe man nicht, daß er etwa auf beiden Füßen stehe, wie es manchmal solche Meister gebildet haben die etwas zu machen verstunden; man sehe deutlich genug, daß die Figur vorwärts falle, mehr als den dritten Theil einer Elle, und das allein sey der größte und unerträglichste Fehler den nur ein Dutzendmeister aus dem Pöbel begehen könne. Von den Armen

ſagt man, ſie ſeyen beide ohne die mindeſte Zierlichkeit herunter geſtreckt, man ſehe daran keine Kunſt, eben als wenn ihr niemals lebendige, nackte Menſchen erblickt hättet; an dem rechten Fuße des Hercules und des Cacus ſeyen die Waden in einander verſenkt, daß wenn ſich die Füße von einander entfernten, nicht einer, ſondern beide ohne Waden bleiben würden. Ferner ſagen ſie, einer der Füße des Hercules ſtecke in der Erde, und es ſcheine, als wenn Feuer unter dem andern ſey.

Nun hatten dieſe Worte den Mann ſo ungeduldig gemacht, und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch die großen Fehler des Cacus anzeigte. Denn ich ſagte nicht allein die Wahrheit, ſondern ich machte ſie auch dem Herzog und allen Gegenwärtigen vollkommen anſchaulich, ſo daß ſie die größte Verwunderung zeigten und einſahen, daß ich vollkommen Recht hatte. Auf einmal fing dagegen der Menſch an und ſagte: O du böſe Zunge! und wo bleibt meine Zeichnung? Ich antwortete: Wer gut zeichnet, kann nichts Schlechtes hervorbringen, deßwegen glaub' ich, deine Zeichnung iſt wie deine Werke. Da er nun das herzogliche Geſicht und die Geſichter der andern anſah, die ihn mit Blicken und Mienen zerriſſen, ließ er ſich zu ſehr von ſeiner Frechheit hinreißen, kehrte ſein häßlichſtes Geſicht gegen mich und ſagte mit Heftigkeit: O ſchweige ſtill, du Sodomit!

Der Herzog ſah ihn auf dieſe Worte mit verdrießlichen Augen an, die andern ſchloſſen den Mund und war-

sen finstere Blicke auf ihn, und ich, der ich mich auf eine so schändliche Weise beleidigt sah, obgleich bis zur Wuth getrieben, faßte mich und ergriff ein geschicktes Mittel. O du Thor! sagte ich, du überschreitest das Maß; aber wollte Gott, daß ich mich auf eine so edle Kunst verstünde; denn wir lesen, daß Jupiter sie mit Ganymeden verübte, und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiser und Könige derselben; ich aber als ein niedriges und geringes Menschlein wüßte mich nicht in einen so wunderſamen Gebrauch zu finden. Hierauf konnte sich niemand halten, der Herzog und die übrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bei dieser Gelegenheit munter und gleichgültig bezeigte, so wisset nur, geneigte Leser, daß mir inwendig das Herz springen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchteste Schwein, das jemals zur Welt gekommen, so kühn seyn sollte, mir in Gegenwart eines so großen Fürsten einen solchen Schimpf zu erzeigen. Aber wißt, er beleidigte den Herzog und nicht mich. Denn hätte er diese Worte nicht in so großer Gegenwart ausgesprochen, so hätte er mir todt auf der Erde liegen sollen.

Da der schmutzige dumme Schurke nun sah, daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um dem Spott einigermaßen eine andere Richtung zu geben, sich wieder in eine neue Albernheit einzulassen, indem er sagte: Dieser Benvenuto rühmt sich, als wenn ich ihm einen Marmor versprochen hätte. Darauf sagte ich schnell:

Wie? haſt du mir nicht durch Franzen, den Sohn Matthäus des Schmieds, deinen Geſellen, ſagen laſſen, daß wenn ich in Marmor arbeiten wollte, du mir ein Stück zu ſchenken bereit ſeyſt? Ich habe es angenommen und verlange es. Er verſetzte darauf: Rechne nur, daß du es nicht ſehen wirſt. Noch voll Raſerey über die vorher erlittene Beleidigung verließ mich alle Vernunft, ſo daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß und mit großer Wuth verſetzte: Ich ſage dir ausdrücklich: wenn du mir nicht den Marmor bis in's Haus ſchickſt, ſo ſuche dir eine andere Welt, denn in dieſer werde ich dich auf alle Weiſe erwürgen. Sogleich kam ich wieder zu mir, und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines ſo großen Herzogs befand, wendete ich mich demüthig zu Seiner Excellenz und ſagte: Gnädiger Herr! Ein Narr macht hundert! Ueber der Narrheit dieſes Menſchen habe ich die Herrlichkeit von Ew. Excellenz und mich ſelbſt vergeſſen; deßwegen verzeiht mir! Darauf ſagte der Herzog zum Bandinell: Iſt es wahr, daß du ihm den Marmor verſprochen haſt? Dieſer antwortete, es ſey wahr. Der Herzog ſagte darauf zu mir: Geh' in ſeine Werkſtatt und nimm dir ein Stück nach Belieben. Ich verſetzte, er habe verſprochen, mir eins in's Haus zu ſchicken. Es wurden noch ſchreckliche Worte geſprochen, und ich beſtand darauf, nur auf dieſe Weiſe den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor

in's Haus; ich fragte, wer mir ihn schicke? Sie sagten, es schicke ihn Bandinello und es sey das der Marmor, den er mir versprochen habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkstatt tragen und fing an ihn zu behauen, und indessen ich arbeitete, machte ich auch das Modell, denn so groß war meine Begierde in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entschluß genug hatte, ein Modell mit so viel Ueberlegung zu machen, als eine solche Kunst erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte, daß der Marmor einen stumpfen und unreinen Klang von sich gab, gereute es mich oft, daß ich angefangen hatte. Doch machte ich daraus, was ich konnte, nämlich den Apollo und Hyacinth, den man noch unvollendet in meiner Werkstatt sieht. Indessen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und sagte mir öfters: Laß das Erz ein wenig stehen und arbeite am Marmor, daß ich dir zusehe. Darauf nahm ich sogleich die Eisen und arbeitete frisch weg. Der Herzog fragte nach dem Modell, ich antwortete: Dieser Marmor ist voller Stiche, dessen ungeachtet will ich etwas herausbringen, aber ich habe mich nicht entschließen können ein Modell zu machen, und will mir nur so gut als möglich heraushelfen.

Geschwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück Griechischen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganymed restauriren möchte, der Ursache des Streites mit Bandinell war. Als das Stück Marmor ankam,

überlegte ich, daß es eine Sünde sey es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beiwesen zum Ganymed zu verfertigen. Ich sah mich nach anderm Marmor um; zu dem ganzen Stücke aber machte ich ein kleines Wachsmodell und nannte die Figur Narciß. Nun hatte der Marmor leider zwey Löcher, die wohl eine Viertelelle tief und zwey Finger breit waren, deßhalb machte ich die Stellung die man sieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre die es darauf geregnet hatte, so daß die Oeffnungen immer voll Wasser standen, war die Feuchtigkeit dergestalt eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geschwächt und gleichsam faul war. Das zeigte sich nachher, als der Arno überging und das Wasser in meiner Werkstatt über anderthalb Ellen stieg. Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Untersatz stand, so warf ihn das Wasser um, darüber er unter der Brust zerbrach, und als ich ihn wieder herstellte, machte ich, damit man den Riß nicht sehen sollte, jenen Blumenkranz, den er unter der Brust hat. So arbeitete ich an seiner Vollendung gewisse Stunden vor Tag, oder auch an Festtagen, nur um keine Zeit an meinem Perseus zu verlieren, und als ich unter andern eines Morgens gewisse kleine Eisen, um daran zu arbeiten, zurechte machte, sprang mir ein Splitter vom feinsten Stahl in's rechte Auge, und drang so tief in den Augapfel, daß man ihn auf keine Weise herausziehen konnte, und ich glaubte für gewiß, das

60.

Lieblich iſt's im Frühlings-Garten
Mancher holden Blume warten;
Aber lieblicher im Segen
Seiner Freunde Namen pflegen:
Denn der Anblick ſolcher Züge
Thut ſo Seel' als Geiſt Genüge,
Ja, zu Lieb und Treu bekennt
Sich der Freund wie er ſich nennt.

Licht dieſes Auges zu verlieren. Nach verſchiedenen Tagen rief ich Meiſter Raphael Pilli, den Chirurgus, der zwey lebendige Tauben nahm, und, indem er mich rückwärts auf den Tiſch legte, dieſen Thieren eine Ader durchſtach die ſie unter dem Flügel haben, ſo daß mir das Blut in die Augen lief, da ich mich denn ſchnell wieder geſtärkt fühlte. In Zeit von zwey Tagen ging der Splitter heraus, ich blieb frei, und mein Geſicht war verbeſſert. Als nun das Feſt der heiligen Lucia herbeikam, es war nur noch drey Tage bis dahin, machte ich ein goldnes Auge aus einer Franzöſiſchen Münze, und ließ es der Heiligen durch eine meiner ſechs Nichten überreichen. Das Kind war ungefähr zehn Jahr alt, und durch ſie dankte ich Gott und der heiligen Lucia. Ich hatte nun eine Zeit lang keine Luſt an gedachtem Narciß zu arbeiten; denn da ich den Perſeus unter ſo vielen Hinderniſſen doch ſo weit gebracht hatte, ſo war ich entſchloſſen ihn zu endigen und mit Gott hinwegzugehen.

Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellini's Geschicklichkeit in Erz zu gießen und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. Der Verfasser gibt einen überraschenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. Die Statue geräth zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen mit großer Anstrengung vollendet.

Als der Guß meiner Meduse so gut gerathen war, arbeitete ich mit großer Hoffnung meinen Perseus in Wachs aus, und versprach mir, daß er eben so gut wie jene in Erz ausfallen solle. So ward er in Wachs wohl vollendet und zeigte sich sehr schön. Der Herzog sah ihn, und die Arbeit gefiel ihm sehr wohl. Nun mochte ihm aber jemand eingebildet haben, die Statue könne so von Erz nicht ausfallen, oder er mochte sich es selbst vorgestellt haben, genug er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und sagte mir einmal unter anderm: Benvenuto! die Figur kann dir nicht von Erz gelingen; denn die Kunst erlaubt es nicht. Ueber diese Worte war ich sehr verdrießlich und sagte: Ich weiß daß Ew. Excellenz mir wenig vertrauen, und das mag daher kommen, weil Sie entweder denen zu viel glauben die von mir

Uebles reden, oder daß Sie die Sache nicht verstehen. Er ließ mich kaum ausreden, und versetzte: Ich gebe mir Mühe mich darauf zu verstehen, und verstehe es recht gut. Darauf antwortete ich: Ja als Herr, aber nicht als Künstler: denn wenn Ew. Excellenz es auf diese Weise verstünden, wie Sie glauben, so würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der schöne Kopf von Erz gerathen ist, das große Portrait von Ew. Excellenz, das nach Elba geschickt wurde, und da ich den Ganymed von Marmor mit so großer Schwierigkeit restaurirt und dabei mehr Arbeit gehabt habe, als wenn ich ihn ganz neu hätte machen sollen; so auch, weil ich die Meduse gegossen habe, die Ew. Excellenz hier gegenwärtig sehen. Dieß war ein sehr schwerer Guß, wobei ich gethan habe, was niemand vor mir in dieser verteufelten Kunst leistete. Sehet, gnädiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebaut, völlig von den andern verschieden. Denn außer manchen Abänderungen und kunstreichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwey Oeffnungen für das Erz gemacht, weil diese schwere und verdrehte Figur auf andere Weise niemals gekommen wär', wie es allein durch meine Einsicht geschehen ist, und wie es keiner von den Geübten in dieser Kunst glauben wollte. Ja gewiß, mein Herr, alle die großen und schweren Arbeiten die ich in Frankreich unter dem wundersamen König Franciscus gemacht habe, sind mir trefflich gerathen, bloß weil die-

ser gute König mir immer so großen Muth machte mit dem vielen Vorschuß, und indem er mir so viel Arbeiter erlaubte, als ich nur verlangte, so daß ich mich manchmal ihrer vierzig, ganz nach meiner Wahl, bediente. Deßwegen habe ich in so kurzer Zeit so eine große Menge Arbeiten zu Stande gebracht. Glaubt mir, gnädiger Herr, und gebt mir die Beihülfe deren ich bedarf, so hoffe ich ein Werk zu Stande zu bringen, das euch gefallen soll. Wenn aber Ew. Excellenz mir den Geist erniedrigt, und mir die nöthige Hülfe nicht reichen läßt, so ist es unmöglich daß weder ich noch irgend ein Mensch in der Welt etwas leisten könne das recht sey.

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gern und wendete sich bald da bald dort hin, und ich Unglücklicher, Verzweifelter, betrübte mich äußerst, denn ich erinnerte mich des schönen Zustands, den ich in Frankreich verlassen hatte. Darauf versetzte der Herzog: Nun sage, Benvenuto, wie ist es möglich, daß der schöne Kopf der Meduse da oben in der Hand des Perseus jemals kommen könne? Sogleich versetzte ich: Nun sehet, gnädiger Herr, daß ihr es nicht versteht! denn wenn Ew. Excellenz die Kenntniß der Kunst hätte, wie sie behauptet, so würde sie keine Furcht für den schönen Kopf haben, der nach ihrer Meinung nicht kommen wird, aber wohl für den rechten Fuß, der da unten so weit entfernt steht.

Auf diese meine Worte wendete sich der Herzog halb

erzürnt gegen einige Herren, die mit ihm waren: Ich glaube, Benvenuto thut es aus Prahlerey, daß er von allem das Gegentheil behauptet. Dann kehrte er sich schnell zu mir, halb verächtlich, worin ihm alle die gegenwärtig waren, nachfolgten, und fing an zu reden: Ich will so viel Geduld haben die Ursache anzuhören, die du dir ausdenken kannst, damit ich deinen Worten glaube. Ich antwortete darauf: Ich will Ew. Excellenz so eine wahre Ursache angeben, daß sie die Sache vollkommen einsehen soll. Denn wisset, gnädiger Herr, es ist nicht die Natur des Feuers abwärts, sondern aufwärts zu gehen, deßwegen verspreche ich, daß der Kopf der Meduse trefflich kommen soll; weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunst, sechs Ellen hinabgetrieben werden muß, so sage ich Ew. Excellenz, daß er sich unmöglich vollkommen ausgießen aber leicht auszubessern seyn wird. Da versetzte der Herzog: Warum dachtest du nicht dran es so einzurichten, daß er eben so gut als der Kopf sich ausgießen möge. Ich sagte: Ich hätte alsdann einen weit grössern Ofen machen müssen, und eine Gußröhre wie mein Fuß, und die Schwere des heißen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da jetzt der Ast der bis zu den Füßen hinunter diese sechs Ellen reicht, nicht stärker als zwey Finger ist; aber es hat nichts zu bedeuten, denn alles soll ausgebessert seyn; wenn aber meine Form halb voll seyn wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von

dieſer Hälfte an, nach ſeiner Natur in die Höhe ſteigen, und der Kopf des Perſeus und der Meduſe werden auf's beſte gerathen, wie ich euch ganz ſicher verſpreche. Da ich nun meine gründlichen Urſachen geſagt hatte, nebſt noch unendlichen vielen andern, die ich nicht aufſchreibe, um nicht zu lang zu werden, ſchüttelte der Herzog den Kopf und ging in Gottes Namen weg.

Nun ſprach ich mir ſelbſt Sicherheit und Muth ein und verjagte alle Gedanken, die ſich mir ſtündlich aufdrangen, und die mich oft zu bittern Thränen bewegten, und zur lebhaften Reue, daß ich Frankreich verlaſſen hatte, und nach Florenz meinem ſüßen Vaterland gekommen war, nur um meinen Nichten ein Almoſen zu bringen. Nun ſah ich freilich für eine ſolche Wohlthat den Anfang eines großen Uebels vor mir, deſſen ungeachtet verſprach ich mir, daß wenn ich mein angefangenes Werk, den Perſeus, vollendete, ſich meine Mühe in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zuſtand verwandeln würde und griff muthig das Werk mit allen Kräften des Körpers und des Beutels an. Denn ob mir gleich weniges Geld übrig geblieben war, ſo ſchaffte ich mir doch manche Klafter Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serriſtori zunächſt Monte Lupo erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perſeus mit jenen Erden, die ich verſchiedene Monate vorher zurecht gemacht hatte, damit ſie ihre Zeit hätten vollkommen zu werden, und da ich den Ueberzug von Erde ge-

macht, ihn wohl verwahrt und äußerst sorgfältig mit Eisen umgeben hatte, fing ich mit gelindem Feuer an das Wachs heraus zu ziehen, das durch viele Luftlöcher abfloß die ich gemacht hatte: denn je mehr man deren macht, desto besser füllt sich nachher die Form aus.

Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute, und vielen Raum dazwischen ließ, damit das Feuer desto besser ausströmen könnte; alsdann legte ich ganz sachte Holz an, und machte zwey Tage und zwey Nächte Feuer, so lange, bis das Wachs völlig verzehrt und die Form selbst wohlgebrannt war. Dann fing ich schnell an die Grube zu graben, um meine Form herein zu bringen, und bediente mich aller schönen Vortheile die uns diese Kunst anbefiehlt.

Als nun die Grube fertig war, hub ich meine Form durch die Kraft von Winden und guten Hanfseilen eine Elle über den Boden meines Ofens, so daß sie ganz frei über die Mitte der Grube zu schweben kam. Als ich sie nun wohl eingerichtet hatte, ließ ich sie sachte hinunter, daß sie dem Grunde des Bodens gleich kam, und stellte sie mit aller Sorgfalt die man nur denken kann. Nachdem ich diese schöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich sie mit eben der Erde woraus der Ueberzug bestand, zu befestigen an, und so wie ich damit nach und nach herauf kam, vergaß ich nicht die Luftcanäle anzubringen, wel-

ches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man sie zu den Wasserleitungen und andern dergleichen Dingen braucht. Da ich sah daß die Form gut befestigt war, und meine Art sie mit Erde zu umgeben sowohl als die Röhren am schicklichsten Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, ob ich gleich dabei ganz anders als die übrigen Meister dieser Kunst zu Werke ging: so wendete ich mich, überzeugt, daß ich trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erz aufgehäuft hatte, und zwar kunstmäßig eins über das andere geschichtet, um der Flamme ihren Weg zu weisen. Damit aber das Metall schneller erhitzt würde und zusammenflösse, so sagte ich lebhaft, sie sollten dem Ofen Feuer geben.

Nun warfen sie von dem Pinienholze hinein, das, wegen seines Harzes, in dem wohlgebauten Ofen so lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genöthigt war bald von einer bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war so groß, daß sie mir fast unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Dazu kam unglücklicherweise, daß das Feuer die Werkstatt ergriff, und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zusammenstürzen. Von der andern Seite gegen den Garten jagte mir der Himmel so viel Wind und Regen herein, daß mir der Ofen sich abkühlte. So stritt ich mit diesen verkehrten Zufällen mehrere Stunden, und ermüdete

mich dergestalt, daß meine starke Natur nicht widerstand. Es überfiel mich ein Fieber, so heftig, als man es denken konnte, daß ich mich genöthigt fühlte wegzugehen und mich in's Bette zu legen. Da wendete ich mich sehr verdrießlich zu denen die mir beistanden, das ungefähr zehen oder mehrere waren, sowohl Meister im Erzgießen als Handlanger und Bauern, ingleichen die besondern Arbeiter meiner Werkstatt, unter denen sich Bernardino von Mugello befand, den ich mir verschiedene Jahre durch angezogen hatte. Zu diesem sagte ich, nachdem ich mich allen empfohlen hatte: Siehe, Lieber Bernardin, beobachte die Ordnung die ich dir gezeigt habe, halte dich dazu, was du kannst, denn das Metall wird bald gahr seyn, du kannst nicht irren; die andern braven Männer machen geschwind die Canäle, und mit diesen beiden Eisen könnt ihr die Löcher aufstechen, und ich bin gewiß, daß meine Form sich zum besten anfüllen wird. Ich empfinde ein größeres Uebel, als jemals in meinem Leben, und gewiß in wenigen Stunden wird es mich umbringen. So ging ich höchst mißvergnügt von ihnen weg, und legte mich zu Bette. Dann befahl ich meinen Mägden, sie sollten allen zu essen und zu trinken in die Werkstatt bringen und setzte hinzu, ich würde den Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und sagten, dieses große Uebel würde vorbei gehen das mich nur wegen zu gewaltsamer Anstrengung überfallen habe, und so litt ich zwey ganze Stunden, ja ich fühlte das

Fie-

Fieber immer zunehmen, und hörte nicht auf zu ſagen, ich fühle mich ſterben.

Diejenige die meinem ganzen Hausweſen vorſtand, und den Namen Frau Fiore von Caſtell del Rio hatte, war die trefflichſte Perſon von der Welt und zugleich äußerſt liebevoll. Sie ſchalt mich, daß ich ſo außer mir ſey, und ſuchte mich dabei wieder auf das freundlichſte und gefälligſte zu bedienen; da ſie mich aber mit dieſem unmäßigen Uebel befallen ſah, konnte ſie den Thränen nicht wehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm ſie ſich ſo viel als möglich in Acht, daß ich es nicht ſehen ſollte.

Da ich mich nun in dieſen unendlichen Nöthen befand, ſah ich einen gewiſſen Mann in mein Zimmer kommen, der von Perſon ſo krumm war, wie ein großes S. Dieſer fing mit einem erbärmlichen und jämmerlichen Ton, wie diejenigen die den armen Sündern die zum Gericht geführt werden zuſprechen, an zu reden, und ſagte: Armer Benvenuto! Euer Werk iſt verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen iſt. Sobald ich die Worte dieſes Unglücklichen vernahm, that ich einen ſolchen Schrei, daß man ihn hätte im Feuerhimmel hören mögen. Ich ſtand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an ſie anzulegen, und wer ſich näherte mir zu helfen, Mägde oder Knabe, nach dem trat und ſchlug ich, dabei jammerte ich, und ſagte: O ihr neidiſchen Verräther, dieſes Unheil iſt mit Fleiß ge-

61.

Hörſt du reine Lieder ſingen,
Ohr iſt eins mit deiner Bruſt;
Siehſt du Farben um dich klingen,
Wirſt du deines Aug's bewußt.
In das Innere zu dringen
Gibt das Aeußre Glück und Luſt.

62.

Zuerſt im ſtillſten Raum entſprungen,
Das Lied erklingt von Ort zu Ort;
Wie es in Geiſt und Seel erklungen
So hallt's nach allen Seiten fort.

schehen, und ich schwöre bei Gott, ich will es wohl herausbringen, und ehe ich sterbe, will ich noch so ein Beispiel auf der Welt lassen, daß mehr als einer darüber erstaunen soll! Als ich angezogen war, ging ich mit schlimmen Gedanken gegen die Werkstatt, wo ich alle Leute, die ich so munter verlassen hatte, erstaunt und höchst erschrocken fand. Da sagte ich: Nun versteht mich. Weil ihr die Art und Weise die ich euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, so gehorchet mir nun, da ich unter euch und in der Gegenwart meines Werkes bin. Niemand widersetzte sich mir, denn in solchen Fällen braucht man Beistand und keinen Rath. Hierauf antwortete mir ein gewisser Meister Alessandro Lastricati und sagte: Sehet, Benvenuto, ihr bestehet vergebens darauf, ein Werk zu machen wie es die Kunst nicht erlaubt, und wie es auf keine Weise gehen kann. Auf diese Worte wendete ich mich mit solcher Wuth zu ihm und zum Allerschlimmsten entschlossen, so daß er und alle die übrigen mit Einer Stimme riefen: Auf! befehlt uns nur, wir wollen euch in allem gehorchen, und mit allen Leibes- und Lebenskräften beistehen. Diese freundlichen Worte, denk' ich, sagten sie nur, weil sie glaubten ich würde in kurzem todt niederfallen.

Sogleich ging ich den Ofen zu besehen und fand das Metall stehend und zu einem Kuchen gerennen. Ich sagte zwey Handlangern, sie sollten zum Nachbar Capretta, dem Fleischer gehen, dessen Frau mir einen

Stoß Holz von jungen Eichen verſprochen hatte, die ſchon länger als ein Jahr ausgetrocknet waren, und als nur die erſten Trachten herankamen, fing ich an den Feuerherd damit anzufüllen. Dieſe Holzart macht ein heftiger Feuer als alle andern, und man bedient ſich des Erlen- und Fichtenholzes zum Stückgießen, weil es gelinderes Feuer macht. Als nun der Metallkuchen dieſes gewaltige Feuer empfand, fing er an zu ſchmelzen und blitzen; von der andern Seite betrieb ich die Canäle, andere hatte ich auf das Dach geſchickt, dem Feuer zu wehren, das bei der großen Stärke des Windes wieder auf's neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tapeten und Lappen aufbreiten, die mir das Waſſer abhalten ſollten. Nachdem ich nun alles dieſes große Unheil, ſo viel als möglich, abgewendet hatte, rief ich mit ſtarker Stimme bald dieſem bald jenem zu: Bringe dieß! nimm das! ſo daß die ganze Geſellſchaft, als ſie ſahe daß der Kuchen zu ſchmelzen anfing, mir mit ſo gutem Willen diente, daß jeder die Arbeit für drey verrichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ungefähr ſechzig Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerlei Beihülfe, durch friſches Feuer und Anſtoßen mit eiſernen Stangen, in kurzer Zeit ganz flüſſig ward.

Nun glaubte ich einen Todten auferweckt zu haben, triumphirte über den Unglauben aller der Ignoranten, und fühlte in mir eine ſolche Lebhaftigkeit, daß ich we-

der an's Fieber dachte, noch an die Furcht des Todes. Auf einmal hörte ich ein Getöse, mit einem gewaltsamen Leuchten des Feuers, so daß es schien als wenn sich ein Blitz in unserer Gegenwart erzeugt hätte. Ueber diese unerwartete fürchterliche Erscheinung war ein jeder erschrocken, und ich mehr als die andern. Als der große Lärm vorbei war, sahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war, und sich in die Höhe hob, dergestalt, daß das Erz ausfloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen, und zu gleicher Zeit die beiden Gußlöcher aufstoßen. Da ich aber bemerkte daß das Metall nicht mit der Geschwindigkeit lief, als es sich gehörte, überlegte ich daß vielleicht der Zusatz durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden seyn, und ließ sogleich meine Schüsseln und Teller von Zinn, deren etwa zweyhundert waren, herbeischaffen, und brachte eine nach der andern vor die Canäle, zum Theil ließ ich sie auch in den Ofen werfen, so daß jeder nunmehr das Erz auf das beste geschmelzen sah, und zugleich bemerken konnte, daß die Form sich füllte. Da halfen sie mir froh und lebhaft und gehorchten mir, ich aber befahl und half bald da und bald dort, und sagte: O Gott, der du durch deine unendliche Kraft vom Tode auferstanden und herrlich gen Himmel gefahren bist, verschaffe, daß meine Form sich auf einmal fülle! Darauf kniete ich nieder und betete von Herzen. Dann wendete ich mich zu der

Schüssel, die nicht weit von mir auf einer Bank stand, aß und trank mit großem Appetit, und so auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und gesund zu Bette, es waren zwey Stunden vor Tag, und, als wenn ich nicht das mindeste Uebel gehabt hätte, war meine Ruhe sanft und süß.

Indessen hatte mir jene wackre Magd aus eigenem Antrieb einen guten fetten Capaun zurechte gemacht, und als ich aufstund, war es eben Zeit zum Mittagessen. Sie kam mir fröhlich entgegen und sagte: Ist das der Mann, der sterben wollte? Ich glaube, ihr habt das Fieber diese Nacht mit euren Stößen und Tritten vertrieben? Denn als die Krankheit sah daß ihr in eurer Raserey uns so übel mitspieltet, ist sie erschrocken und hat sich davon gemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch so gehen. So war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verschwunden, und wir erholten uns wieder von so saurer Arbeit. Ich schickte geschwind, meine zinnernen Teller zu ersetzen, nach Töpferwaare, wir aßen alle zusammen fröhlich zu Mittag, und ich erinnere mich nicht, in meinem Leben heiterer und mit besserem Appetit gespeis't zu haben. Nach Tische kamen alle diejenigen, die mir geholfen hatten, erfreuten sich und dankten Gott für alles was begegnet war, und sagten, sie hätten Sachen gesehen und gelernt, die alle andern Meister für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig stolz und rühmte mich mit manchen Worten über den glücklichen Ausgang,

dann bedachte ich das Nöthige, griff in meinen Beutel, bezahlte und befriedigte sie alle.

Sogleich suchte mein tödtlicher Feind, der abscheuliche Haushofmeister des Herzogs, mit großer Sorgfalt zu erfahren, was alles begegnet sey, und die beiden, die ich im Verdacht hatte, als wenn sie am Gerinnen des Metalls Schuld seyen, sagten ihm, ich sey kein Mensch, sondern eigentlich ein großer Teufel: denn ich habe das verrichtet, was der Kunst unmöglich sey; das brachten sie nebst viel andern großen Dingen vor, die selbst für einen bösen Geist zu viel gewesen wären. So wie sie nun wahrscheinlich mehr als geschehen war, vielleicht um sich zu entschuldigen, erzählten, so schrieb der Haushofmeister geschwind an den Herzog, der sich in Pisa befand, noch schrecklicher und noch wundersamer, als jene erzählt hatten.

Als ich nun zwey Tage mein gegossenes Werk hatte verkühlen lassen, fing ich an es langsam zu entblößen, und fand zuerst den Kopf der Meduse, der sehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte, und weil, wie ich dem Herzog sagte, die Wirkung aufwärts ging; dann fuhr ich fort das übrige aufzudecken, und fand den zweyten Kopf, nämlich den Perseus, der gleichfalls sehr gut gekommen war. Hierbei hatte ich Gelegenheit mich noch mehr zu verwundern, denn wie man sieht, ist dieser Kopf viel niedriger als das Medusenhaupt, und die Oeffnungen des Werks waren auf dem

Kopfe des Perſeus und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß grade auf dem Kopfe des Perſeus das Erz, das in meinem Ofen war, ein Ende hatte, ſo daß nicht das mindeſte drüber ſtand, noch auch etwas fehlte, worüber ich mich ſehr verwunderte und dieſe ſeltſame Begebenheit für eine Einwirkung und Führung Gottes halten mußte. So ging das Aufdecken glücklich fort, und ich fand alles auf das beſte gekommen, und als ich an den Fuß des rechten Schenkels gelangte, fand ich die Ferſe ausgegoſſen, ſo wie den Fuß ſelbſt, ſo daß ich mich von einer Seite ergötzte, die Begebenheit aber mir von der andern Seite unangenehm war, weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder zufrieden geſtellt, denn die Zehen waren ausgeblieben und ein wenig von der vordern Höhe des Fußes, und ob ich gleich dadurch wieder neue Arbeit fand, ſo war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog ſehen ſollte, daß ich verſtehe, was ich vornehme. Und wenn viel mehr von dieſem Fuß gekommen war, als ich geglaubt hatte, ſo war die Urſache, daß viele Dinge zuſammen kamen, die eigentlich nicht in der Ordnung der Kunſt ſind, und weil ich auf die Weiſe, wie ich erzählt habe, dem Guß mit den zinnernen Tellern zu Hülfe kommen mußte, eine Art und Weiſe, die von andern nicht gebraucht wird.

Da ich nun mein Werk ſo ſchön gerathen fand, ging

ich geschwind nach Pisa, um meinen Herzog zu finden, der mich so freundlich empfing, als sich's nur denken läßt; deßgleichen that auch die Herzogin, und obgleich der Haushofmeister ihm die ganze Sache geschrieben hatte, so schien es Ihren Excellenzien noch viel erstaunlicher und wundersamer die Geschichte aus meinem Munde zu hören, und als ich zuletzt an den Fuß des Perseus kam, der sich nicht angefüllt hatte, wie ich Seiner Excellenz vorausgesagte, so war er voll Erstaunen und erzählte der Herzogin, was zwischen uns vorgefallen war. Da ich nun sah daß meine Herrschaft so freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen lassen; da gab er mir gnädigen Urlaub und sagte mir, ich möchte bald zurückkommen, seinen Perseus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsschreiben an seinen Gesandten, welcher Averardo Serristori hieß. Es war in den ersten Jahren der Regierung Papst Julius des Dritten. (1550, 1551.)

Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michelagnolo, betreffend eine Portraitbüste des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michelagnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michelagnolo lehnt es ab mit der Entschuldigung, weil er bei Sanct Peter angestellt sey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Hausbofmeisters Ursache seyn mochten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beisteht. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Vermehrte sich es bei'm Herzog durch, daß dieser gegen Cellini's Rath die Perlen für die Herzogin kauft. — Diese wird des Verfassers unversöhnliche Feindin.

Ehe ich verreis'te befahl ich meinen Arbeitern daß sie nach der Art, wie ich ihnen gezeigt hatte, am Perseus fortfahren sollten. Die Ursache aber, warum ich nach Rom ging, war folgende. Ich hatte das Portrait in Erz von Bindo Altoviti in natürlicher Größe gemacht und es ihm nach Rom geschickt; er hatte dieses Bild in sein Schreibzimmer gestellt, das sehr reich mit Alterthümern und andern schönen Dingen verziert war; aber die-

ser Ort war weder für Bildhauerarbeit noch für Mahlerey. Denn die Fenster standen zu tief, die Kunstwerke hatten ein falsches Licht und zeigten sich keineswegs auf die günstige Weise, wie sie bei einer vernünftigen Beleuchtung würden gethan haben. Eines Tages begab sich's, daß gedachter Bindo an seiner Thür stand und den Michelagnolo Buonarotti, der vorbeiging, ersuchte, er möchte ihn würdigen in sein Haus zu kommen, um sein Schreibzimmer zu sehen. Und so führte er ihn hinein. Jener, sobald er sich umgesehen hatte, sagte: Wer ist der Meister, der euch so gut und mit so schöner Manier abgebildet hat? Wisset, daß der Kopf mir gefällt; ich finde ihn besser, als die Antiken hier, obgleich gute Sachen hier zu sehen sind; stünden die Fenster oben, so würde sich alles besser zeigen, und euer Bildniß würde sich unter so schönen Kunstwerken viel Ehre machen.

Als Michelagnolo nach Hause kam, schrieb er mir den gefälligsten Brief, der folgendes enthielt: Mein Benvenuto! ich habe euch so viele Jahre als den trefflichsten Goldschmied gekannt, von dem wir jemals gewußt hätten, und nun werde ich euch auch für einen solchen Bildhauer halten müssen. Wisset, daß Herr Bindo Altoviti mir sein Portrait von Erz zeigte und mir sagte, daß es von eurer Hand sey. Ich hatte viel Vergnügen dran, nur mußte ich tadeln daß die Büste in schlechtem Lichte stand; denn wenn sie vernünftig beleuchtet wäre,

ſo würde ſie als das ſchöne Werk erſcheinen, das ſie iſt.

Dieſen Brief, der ſo liebevoll und ſo günſtig für mich geſchrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufriedenheit las und ſagte: Benvenuto! wenn du ihm ſchreibſt, ſo ſuche ihn zu bereden, daß er wieder nach Florenz komme, ich will ihn zu einem der Achtundvierzig machen. Darauf ſchrieb ich ihm einen ſehr gefälligen Brief und ſagte ihm darin im Namen des Herzogs hundertmal mehr als mir aufgetragen war: Doch um nicht zu irren, zeigte ich das Blatt Seiner Excellenz, ehe ich ſiegelte und fragte, ob ich vielleicht zu viel verſprochen habe. Er antwortete mir dagegen: Du haſt nach ſeinem Verdienſte geſchrieben; gewiß er verdient mehr, als du ihm verſprochen haſt, und ich will ihm noch mehr halten. Auf dieſen Brief antwortete Michelagnolo niemals, und deßwegen war der Herzog ſehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hauſe des gedachten Bindo Altoviti, der mir ſogleich erzählte, wie er ſein Bild von Erz dem Michelagnolo gezeigt und wie dieſer es außerordentlich gelobt habe, und wir ſprachen darüber viel und weitläufig. Nun hatte er von mir zwölfhundert Goldgülden in Händen, die ſich mit unter den fünftauſend befanden, welche er unſerm Herzog geborgt hatte, und zahlte mir meinen Theil von Intereſſen richtig. Das war die Urſache, daß ich ſein

63

In ein Stammbuch.

Zum Bildchen Ruine Pleß

bei Göttingen.

Auf dieſen Trümmern hab' ich auch geſeſſen,
Vergnügt getrunken und gegeſſen,
Und in die Welt hinaus geſchaut:
War aber wenig nur erbaut.
Kein liebes Kind gedachte meiner,
Und ich fürwahr gehörte keiner;
So war die ganze Welt umgraut.
Ihr wißt ja ſelbſt was ſie erheitert,
Die Horizonte ſtufenklar erweitert.

Bildniß machte, und als Bindo es von Wachs sah, schickte er mir zum Geschenk funfzig Goldgülden durch einen seiner Leute, Julian Paccalli, einen Notar, welches Geld ich nicht nehmen wollte und durch denselben Mann zurückschickte. Dann sagte ich zu gedachtem Bindo: Mir ist's genug, daß ihr mir nur mein Geld lebendig erhaltet, daß es mir etwas gewinne.

Nun sah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich gesinnt sey. Anstatt mich liebzukosen, wie er sonst gewohnt war, zeigte er sich verschlossen gegen mich, und ob ich gleich in seinem Hause wohnte, sah ich ihn doch niemals heiter, sondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein. Ich verlor mein Verdienst an seinem Bildnisse und das Erz dazu, und wir wurden einig, daß ich mein Geld bei ihm auf Leibrenten lassen wollte, und er sollte mir so lang ich lebte funfzehn Procent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papst den Fuß zu küssen und glaubte, nach der Art, wie er mit mir sprach, würde ich leicht mit ihm überein kommen, denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in Florenz allzugroße Hindernisse fand; aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Gesandte gegen mich gewirkt hatte. Dann besuchte ich Michelagnolo Buonarotti und erinnerte ihn an jenen Brief, den ich ihm von Florenz im Namen des Herzogs geschrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bei der Peterskirche angestellt

ſey und deßhalb ſich nicht entfernen könne. Ich ſagte darauf: da er ſich entſchloſſen habe, das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, ſo könne er nur ſeinen Urbino da laſſen, der fürtrefflich alles befolgen würde, was er ihm befehle; dazu fügte ich noch viele andere Worte und Verſprechungen von Seiten des Herzogs. Auf einmal faßte er mich in's Auge und ſagte mit einem ſpöttiſchen Lächeln: Und ihr? wie ſeyd ihr mit ihm zufrieden? Ob ich nun gleich darauf verſetzte, daß ich äußerſt vergnügt ſey und ſehr wohl behandelt werde, ſo ließ er mir doch merken, daß er den größten Theil meiner Verdrießlichkeiten kenne und antwortete mir: er werde ſich unmöglich losmachen können. Darauf ſetzte ich hinzu, er würde beſſer thun nach Hauſe in ſein Vaterland zu kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde und von einem ſo großen Liebhaber der Künſte, als die Welt niemals geſehen hätte.

Nun hatte er, wie oben geſagt, einen Knaben bei ſich, der von Urbino war; dieſer hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd, als auf andere Weiſe gedient, welches man ſehr wohl merken konnte, weil der junge Menſch gar nichts von der Kunſt gelernt hatte. Als ich nun den Michelagnolo mit ſo vielen guten Gründen feſthielt, daß der nicht wußte was er ſagen ſollte, wendete er ſich ſchnell zu Urbino, als wenn er fragen wolle, was er dazu ſage. Da rief dieſer Menſch auf ſeine bäueriſche Weiſe und mit lauter Stimme: Ich

lasse nicht von Michelagnolo, bis ich ihn schinde oder er mich. Ueber diese dummen Reden mußte ich lachen, und ohne weiter Abschied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich und ging.

Da ich nun so schlecht mein Geschäft mit Bindo Altoviti vollbracht hatte, wobei ich die eherne Büste verlor und ihm mein Geld noch als Leibrente lassen mußte, lernte ich einsehen, von was für einer Art der Kaufleute Treue und Glauben sey, und kehrte verdrießlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach Seiner Excellenz, dem Herzog, der eben im Castell an der Brücke zu Rifredi war. Im Palast zu Florenz fand ich Herrn Peter Franciscus Ricci, den Haushofmeister, und als ich mich ihm nähern wollte, um ihm nach Gewohnheit mein Compliment zu machen, sagte er, mit unmäßiger Verwunderung: Wie? du bist zurück gekommen? Darauf schlug er in die Hände und sagte, noch immer voll Erstaunen: Der Herzog ist zu Castello. Er wendete mir darauf den Rücken und ging, und ich konnte nicht begreifen, warum die Bestie sich so gebärdete. Sogleich ging ich nach Castell, und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, sah ich ihn in einiger Entfernung; er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung und gab mir zu verstehen, daß ich mich wegbegeben sollte. Ich, der ich gedacht hatte, Seine Excellenz sollten mich so freundlich, ja noch freundlicher empfangen, als sie mich entlassen hatten, mußte nun so ein wunderliches

Betragen ſehen, kehrte ſehr verdrießlich nach Florenz zurück, und ſuchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden.

Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu ſo einem Betragen hätte Anlaß geben können, und dabei auf die Art merkte, womit Herr Sforza und die übrigen welche zunächſt um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Luſt an, Herrn Sforza ſelbſt zu fragen, was das denn eigentlich bedeuten ſollte. Er ſagte darauf lachend zu mir: Benvenute! bleibe ein wackrer Mann und bekümmere dich um weiter nichts. Erſt viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verſchaffen, der auf eine trübe Weiſe freundlich war und mich fragte, was man in Rom mache. Ich fing, ſo gut ich nur wußte, meine Erzählung an, ſprach von dem ehernen Kopf, den ich für Bindo Altoviti gemacht hatte, und dem was daraus gefolgt. Dabei konnte ich bemerken, daß er mir mit großer Aufmerkſamkeit zuhörte. Gleichfalls ſagte ich ihm alles wegen Michelagnolo Buonarotti, worüber er ſich ein wenig verdrießlich zeigte; doch lachte er wieder ſehr über die Worte des Urbino und über die Schinderey von der dieſer Burſche geſprochen hatte; allein er ſagte zu allem dem nichts weiter, als: Es iſt ſein eigner Schade! ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Haushofmeiſter wieder etwas Böſes gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn Gott immer ein Freund der Wahrheit iſt und mich aus ſo unſäglichen

Gefahren bis zu dieſem meinem Alter errettet hat, und mich erretten wird bis an's Ende meines Lebens, durch deſſen Mühſeligkeiten ich allein mit Beihülfe ſeiner Kraft muthig hindurchgehe, und weder die Wuth des Glücks noch ungünſtige Sterne befürchte, ſo lange mir Gott ſeine Gnade erhält.

Nun aber vernimm, gefälliger Leſer, einen ſchrecklichen Vorfall! Mit aller möglichen Sorgfalt befliß ich mich mein Werk zu Ende zu bringen, und ging Abends in die Garderobe des Herzogs, den Goldſchmieden zu helfen, die für Seine Excellenz arbeiteten, und faſt alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog ſah gern der Arbeit zu und hatte Vergnügen mit mir zu ſprechen, deßwegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter andern war ich auch in gedachter Garderobe, der Herzog kam nach ſeiner Gewohnheit und beſonders da er wußte daß ich zugegen ſey. Sogleich fing er an mit mir zu ſprechen, und ich hatte ihm dießmal ſo wohl gefallen, daß er ſich mir freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von ſeinen Secretären eilig und ſagte ihm etwas in's Ohr; vielleicht Sachen von der größten Wichtigkeit. Der Herzog ſtand auf und ſie gingen zuſammen in ein andres Zimmer. Indeſſen hatte die Herzogin geſchickt, um zu ſehen, was Seine Excellenz mache? Der Page ſagte zu ihr, er ſpricht und lacht mit Benvenuto und iſt ſehr wohl aufgeräumt. Sogleich kam die Herzogin ſelbſt in die Garderobe,

derobe, und als ſie den Herzog nicht fand, ſetzte ſie ſich zu uns, und als ſie uns eine Weile zugeſehen hatte, wendete ſie ſich mit groſſer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von groſſen Perlen, der wirklich ſehr ſelten war und fragte mich, was ich davon hielte, ich lobte ihr ihn. Darauf ſagte ſie: Ich will, daß mir ſie der Herzog kauft, darum, mein Benvenute, lobe ſie ihm, ſo viel du kannſt. Darauf verſetzte ich mit aller Beſcheidenheit und Aufrichtigkeit: Ich dachte, dieſer Schmuck gehöre ſchon Ew. Excellenz, und da verlangt es die Vernunft von den Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu ſprechen; jetzt aber muß ich ſagen, daß ich vermöge meiner Profeſſion viele Fehler an dieſen Perlen wahrnehme und deßwegen nicht rathen wollte, daß Ew. Excellenz ſie kaufte. Darauf ſagte ſie: Der Kaufmann gibt mir ſie für ſechstauſend Scudi; wenn ſie ohne Mängel wären, würden ſie zwölftauſend werth ſeyn. Darauf verſetzte ich: Wäre dieſer Schmuck auch von unendlicher Güte, ſo würde ich doch niemand rathen, mehr als fünftauſend Scudi dafür zu geben, denn Perlen ſind keine Juwelen, ſie werden mit der Zeit geringer, aber ein Edelſtein altert nicht, und den ſollte man kaufen. Darauf ſagte die Herzogin ein wenig verdrießlich: Ich will aber dieſe Perlen! Lobe ſie dem Herzog, ich bitte dich drum, und wenn du ja zu lügen glaubſt, ſo thue es mir zu dienen, es ſoll dein Vortheil ſeyn. Ein ſolcher Auftrag war mir, als einem beſtän-

digen Freunde der Wahrheit und Feinde der Lügen, höchst beschwerlich; aber um die Gnade einer so großen Prinzessin nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Nothwendigkeit versetzt. Ich ging daher mit diesen verfluchten Perlen in das Zimmer, wo sich der Herzog befand, der, als er mich sah, zu mir sagte, Benvenuto, was willst du? Ich deckte den Schmuck auf und versetzte: Ich komme, euch einen Schmuck von den schönsten Perlen zu zeigen! Und als ich sie noch sehr gelobt hatte, setzte ich hinzu: Deßhalb solltet ihr sie kaufen! Darauf sagte der Herzog: Ich kaufe sie nicht, weil sie nicht von unendlicher Güte sind. Ich aber versetzte: Verzeiht, denn sie übertreffen andere Perlen sehr an Schönheit.

Die Herzogin stand hinten und mußte gehört haben was ich sagte, so wie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete sich freundlich zu mir und sagte: Benvenuto! ich weiß, daß du die Sache recht gut verstehst, und wenn die Perlen von solcher Schönheit wären, so würde ich sie gern kaufen, sowohl um die Herzogin zufrieden zu stellen, als auch um sie zu besitzen. Da ich nun einmal angefangen hatte zu lügen, fuhr ich fort, und widersprach allem was der Herzog sagte, indem ich mich auf seine Gemahlin verließ, daß sie mir zur rechten Zeit beistehen sollte. Ja sie hatte mir sogar merken lassen, daß ich zweyhundert Scudi haben sollte, ich hätte aber nichts genommen, damit man nicht glau-

ben möchte, ich habe es aus Eigennutz gethan. Der Herzog fing wieder an und sagte: Ich verstünde mich recht gut darauf, und wenn ich der rechtschaffene Mann wäre, wie er überzeugt sey, so sollte ich ihm die Wahrheit sagen. Da wurden mir die Augen roth und feucht von Thränen und ich sagte: Gnädiger Herr! wenn ich Ew. Excellenz die Wahrheit sage, so wird die Herzogin meine Todfeindin, und ich bin genöthigt, mit Gott davon zu gehen und die Ehre meines Perseus, die ich unserer herrlichen Schule versprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden; darum empfehle ich mich dem Schutze Ew. Excellenz. Der Herzog sah wohl ein, daß ich alles nur aus Zwang gethan hatte, versetzte: Wenn du mir traust, so sorge für nichts weiter. Darauf sagte ich: Wie ist es möglich, daß die Herzogin nichts erfahre? Er verdoppelte seine Zusicherung und sagte: Rechne, daß du deine Worte in ein Diamantenkästchen vergraben hast. Darauf sagte ich ihm, wie ich's verstand, und daß sie nicht mehr als zweytausend Scudi werth seyen.

Als die Herzogin hörte, daß wir still wurden, denn wir redeten ziemlich leise, kam sie hervor und sagte: Mein Herr, habe die Gnade und kauft mir den Schmuck Perlen! denn ich habe große Lust dazu und euer Benvenuto wird euch gesagt haben, daß er nie einen schönern gesehen hat. Darauf versetzte der Herzog: Ich will ihn nicht kaufen! Sie versetzte: Warum will Ew.

Excellenz mir den Gefallen nicht thun, und dieſe Perlen anſchaffen? Er antwortete: weil ich nicht Luſt habe mein Geld wegzuwerfen. Wie? ſagte die Herzogin von neuem, warum Geld wegwerfen? wenn euer Benvenuto, auf den ihr mit Recht ſo viel Vertrauen habt, mir verſichert, daß über dreytauſend Scudi noch ein wohlfeiler Preis iſt. Darauf ſagte der Herzog: Signora! mein Benvenuto hat mir geſagt: daß ich, wenn ich ſie kaufe, mein Geld wegwerfe, denn dieſe Perlen ſind weder rund noch gleich, und es ſind auch genug alte darunter, und daß das wahr iſt: ſo ſeht nur dieſe, ſehet jene, ſehet hier, ſehet da! das iſt keine Waare für mich. Auf dieſe Worte ſah mich die Herzogin mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt und ging weg, ſo daß ich verurſacht war, mit Gott wegzugehen und mich aus Italien zu verlieren, weil aber mein Perſeus beinahe geendigt war, ſo wollte ich doch nicht verfehlen, ihn aufzuſtellen.

Nun bedenke ein jeder, in welcher großen Noth ich mich befand! Der Herzog hatte ſeinen Thürhütern in meiner Gegenwart befohlen, ſie ſollten mich immer durch die Zimmer laſſen, wo ſich Seine Excellenz befinde, und die Herzogin hatte ebendenſelbigen aufgegeben, ſo oft ich in den Palaſt käme, ſollten ſie mich wegjagen. Wenn ſie mich nun ſahen, verließen ſie ihren Poſten und jagten mich weg; ſie nahmen ſich aber wohl in Acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, ſo daß, wenn er mich

eher als dieſe Schelmen erblickte, er mir entweder zurief, oder mir winkte daß ich herein kommen ſollte.

Indeſſen hatte die Herzogin den Bernardone gerufen, über deſſen Feigheit und Schlechtigkeit ſie ſich gegen mich ſo ſehr beklagt hatte, und empfahl ihm, ſo wie vormals mir, die Sache; er antwortete: Gnädige Frau, laßt mich nur gewähren! Darauf zeigte ſich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, ſobald er ihn erblickte, ſagte, er ſolle ſich wegheben! Der Schelm ſagte darauf, mit einer häßlichen Stimme, die ihm durch ſeine Eſelsnaſe klang: O, gnädiger Herr, kaufet doch den Schmuck der armen Dame, die für Verlangen darnach ſtirbt und ohne denſelben nicht leben kann. Da er nun noch andere ſeiner dummen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Laſt, der zu ihm ſagte: Entweder du gehſt, oder du kriegſt Ohrfeigen. Dieſer Lumpenhund wußte ſehr gut was er that, denn ihm war wohl bekannt, daß er auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverſchämtheiten, die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten, und ſich die Gnade der Herzogin, zugleich mit einer guten Proviſion, erwerben kbnne, die einige hundert Scudi betrug, und ſo blies er aus Poſſen die Backen auf und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulſchellen, um ihn los zu werden, und zwar ein bißchen derber, als er pflegte. So tüchtig getroffen wurden die häßlichen Wangen roth und die Thränen kamen ihm aus den Augen, und ſo fing er an:

64.

In ein Stammbuch.

Zum Bildchen von Ulrichs Garten.

Das zu Ulrichs Gartenräumen
Soll ein Verslein mir erträumen
Ist ein wunderbarer Streich;
Denn es war von süßen Träumen
In den ländlich engen Räumen
Mir ein Frühling hold und reich.
Sollt' es Euch zu Lust und Frommen
Auch einmal zu Gute kommen,
Freut Euch in dem engen Raum.
Was beglückt es ist kein Traum.

Ach, gnädiger Herr! ein treuer Diener, der Gutes zu thun ſucht, wird alle Art von Uebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufrieden geſtellt wird. Hierüber wurde der Menſch dem Herzog äußerſt zur Laſt, und, ſowohl wegen der Ohrfeigen, als wegen der Liebe zur Herzogin, die Seine Excellenz immer zu befriedigen wünſchte, ſagte er ſogleich: Hebe dich weg! Gott möge dich zeichnen! gehe und mache den Handel, ich bin alles zufrieden, was meine Gemahlin wünſcht.

Da ſehe man nun die Wuth des böſen Glückes gegen einen armen Mann, und die ſchändliche Gunſt des guten Glückes gegen eine nichtswürdige Perſon! Ich verlor die ganze Gnade der Herzogin und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs; jener dagegen gewann ſich die große Proviſion und ihre Gnade. So iſt es nicht genug ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu ſeyn, wenn das Glück uns übel will.

Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird mit andern zu Ausbesserung der Florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortstreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellini's Händel mit einem Lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verstümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hindernisse von Seiten der Herzogin findet. — Seltsamer Auftritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. — Er versagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältniß zwischen beiden verstimmert wird. — Verdruß mit Bernardo, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus, sie wird auf dem Platze aufgestellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog besonders ist sehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombrosa und Camaldoli.

Zu der Zeit entstand der Krieg von Siena und der Herzog, der Florenz befestigen wollte, vertheilte die Thore unter geschickte Bildhauer und Baukünstler. Mir theilte man das Thor al Prato zu und das Thörchen am Arno, das nach den Mühlen gehet; dem Cavalier

Bandinell das Thor bei S. Friano; Pasqualiano von Ancona ward bei dem Thor S. Pier Gattolini angestellt; Julian von Baccio d'Agnolo, der Zimmermeister bei St. Georg; Particino, der Zimmermeister bei St. Nicolas; Franciscus von S. Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, bei'm Kreuze, und Johann Baptista. Tasso genannt, bei dem Thore Pinti. Und so wurden andere Bastionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere, und die auch auf meine Geschichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die besten Einsichten zeigte, ging selbst um die Stadt, und da Seine Excellenz alles wohl überlegt und sich entschlossen hatte, rief er Lactantio Gorini, seinen Cassierer, der sich auch ein wenig mit dieser Profession abgab, und ließ ihn alle die Art und Weise zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befestigt werden sollten, und schickte einem jeden sein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Risse betrachtete, die man mir zugeschickt hatte, schien es mir, daß sie keinesweges nach den Umständen eingerichtet, sondern äußerst fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzusuchen, und als ich Seiner Excellenz die Mängel dieser Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog sich ergrimmt zu mir wendete und sagte: Wenn die Rede ist, wie man treffliche Figuren machen soll, so will ich dir

nachgeben; aber in dieſer Kunſt mußt du mir gehorchen; drum befolge die Zeichnung, die ich dir gegeben habe. Auf dieſe kurzen Worte antwortete ich ſo gelind als ich in der Welt nur wußte, und ſagte: Gnädiger Herr, auch die gute Art Figuren zu machen, habe ich von Ew. Excellenz gelernt, denn wir haben immer ein wenig darüber geſtritten; nun iſt die Rede von der Befeſtigung eurer Stadt, einer Sache von viel größerer Bedeutung, als Figuren zu machen, deßhalb bitte ich Ew. Excellenz mich anzuhören, und wenn ich ſo mit Ihnen ſpreche, werden Sie mir die Art und Weiſe zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe. Dieſe meine gefälligen Worte nahm der Herzog ſehr gütig auf und fing an mit mir über die Sache zu disputiren; ich zeigte ſodann mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die Art die man mir vorgeſchrieben hatte, nicht gut ſey. Darauf ſagte der Herzog: Nun gehe und mache ſelbſt eine Zeichnung und ich will ſehen, ob ſie mir gefällt. So machte ich ein paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beiden Thore befeſtigt werden mußten und brachte ſie ihm; er unterſchied das Wahre vom Falſchen und ſagte mir ſehr freundlich: Nun gehe, und mach' es nach deiner Art, ich bin es zufrieden. Da fing ich denn mit großer Sorgfalt an.

Die Wache des Thors al Prato hatte ein Lombardiſcher Capitain von ſchrecklicher ſtarker Geſtalt und von gemeinen Redensarten. Dabei war er eingebildet und äußerſt unwiſſend; dieſer fragte mich ſogleich: was ich

machen wollte? Darauf ließ ich ihn gefällig meine Zeichnungen sehen, und mit der äußersten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wolle. Nun schüttelte die Bestie den Kopf, wendete sich da und dort hin, trat von einem Bein auf's andere, wickelte seinen ungeheuren Knebelbart, strich sich am Kinn, zog die Mütze über die Augen und sagte nur immer: Zum Henker, ich verstehe das alles nicht! Verdrießlich über diese Bestie, sagte ich: So laßt es mich machen, der ich's verstehe, dabei wendete ich ihm den Rücken, das er höchst übel nahm und sagte: Du willst gewiß, daß ich mit dir auf's Blut rechten soll. Ich wendete mich erzürnt herum und sagte: Es sollte mir lieber seyn mit dir als mit der Bastion zu thun zu haben. Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten sie aber nicht einmal ganz gezogen, als sich viele wackere Leute von unsern Florentinern und andern Hofleuten dazwischen legten. Der große Theil schalt ihn aus und sagte: Er habe unrecht, ich sey ein Mann, es mit ihm aufzunehmen, und wenn es der Herzog erführe, sollte es ihm übel bekommen. Nun bekümmerte er sich um seine Geschäfte und ich fing meine Bastion an. Als ich nun die gehörige Anstalt getroffen hatte, ging ich zu dem kleinen Thor am Arno, wo ich einen Capitain von Cesena fand, den artigsten Mann den ich jemals von dieser Profession gekannt hatte. Aeußerlich zeigte er sich wie ein zierliches Mädchen, und im Nothfalle war er einer der bravsten und tödtlichsten Men-

ſchen die man ſich denken kann. Dieſer Edelmann beobachtete mich ſo genau, daß er mir oft Nachdenken erregte, er wünſchte meine Arbeit zu verſtehen, und ich zeigte ihm alles auf's gefälligſte. Genug wir wetteiferten, wer ſich gegen den andern freundlicher bezeigen könne, ſo daß ich dieſe Baſtion weit beſſer als jene zu Stande brachte.

Als ich mit meinen Feſtungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi im Lande geſtreift, und das ganze Gebiet von Prato war ſo in Furcht geſetzt, daß alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen ſie mit allen ihren Karren herbei und jeder fuhr ſeine Habe in die Stadt; ein Wagen berührte den andern und es war eine unendliche Menge. Da ich nun ſolche Unordnung ſah, ſagte ich zur Thorwache: ſie ſollten Acht haben, daß unter dem Thore nicht das Unglück begegne wie in Turin, wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von einem ſolchen Wagen in die Höhe gehalten wurde und ſeinen Dienſt nicht leiſten konnte. Als das Ungeheuer von Capitain dieſe meine Worte hörte, wendete er ſich mit Schimpfreden gegen mich, die ich ihm ſogleich zurückgab, ſo daß es zwiſchen uns hätte ſchlimmer als vorher werden können; doch trennte man uns wieder. Da ich nun meine Baſtion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf, und mich wieder an die Arbeit begab, um meinen Perſeus zu vollenden.

In diesen Tagen hatte man einige Alterthümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter sich auch die Chimäre befand, nämlich der eherne Löwe, den man in den nächsten Zimmern am großen Saal des Palastes noch sehen kann, und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Rost bedeckt waren, und einer jeden fehlte entweder der Kopf, die Hände, oder die Füße. Der Herzog hatte Vergnügen sie selbst mit gewissen Grabsticheln rein zu machen, und einst, als ich mit Seiner Excellenz sprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meiselchen, die er in der Hand hielt, schlug, so daß die Figuren von Erde und Rost gereinigt wurden. So vergingen einige Abende, und der Herzog veranlaßte mich, daß ich die fehlenden Glieder wieder herstellte, und da er so viel Vergnügen an dem wenigen Meiseln hatte, so ließ er mich auch des Tages arbeiten, und wenn ich mich verspätete, so mußte ich gerufen werden. Oefters gab ich Seiner Excellenz zu verstehen, daß ich mich von meinem Perseus abzöge, und daß daraus gar manches Unangenehme entstehen könnte. Erstlich fürchtete ich daß die lange Zeit die ich zu meinem Werke brauchte, zuletzt Seiner Excellenz verdrießlich fallen möchte, wie es denn auch wirklich nachher geschah; das andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nicht gegenwärtig befand, mir theils mein Werk verdarben, theils so wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnügte sich der Herzog, daß ich nur bei'm Ein-

bruche der Nacht in den Palaſt kommen ſollte. Seine Excellenz war äußerſt ſanft und gütig gegen mich geworden, und jeden Abend den ich zu ihm kam, nahmen die Liebkoſungen zu.

In dieſen Tagen baute man an jenen neuen Zimmern gegen die Löwen, ſo daß Seine Excellenz, um abgeſondert zu ſeyn, ſich in den neuen Gemächern eine kleine Wohnung einrichten ließ, mir aber hatte er befohlen, ich ſollte durch ſeine Garderobe kommen, da ich denn heimlich über die Galerie des großen Saals ging und durch gewiſſe Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Tage darauf brachte mich die Herzogin um dieſe Zugänge und ließ alle dieſe Thüren verſchließen, ſo daß ich alle Abende, wenn ich in den Palaſt kam, eine Weile warten mußte, weil ſie ſich ſelbſt in dieſen Vorzimmern befand, wo man vor ihrer Bequemlichkeit vorbei mußte, und weil ſie nicht wohl war, ſo kam ich niemals ohne ſie zu ſtören. Nun warf ſie deßwegen, und wegen der ſchon bekannten Urſache den äußerſten Groll auf mich und konnte mich auf keine Weiſe weder ſehen noch leiden. Doch mit aller dieſer großen Noth und dieſem unendlichen Verdruß fuhr ich gelaſſen fort hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befohlen, daß man mir, wenn ich an die Thür pochte, ſogleich aufmachen ſollte, und ſo ließen ſie mich, ohne mir etwas weiter zu ſagen, durch alle Zimmer. Nun begegnete es manchmal, wenn ich ruhig und unerwartet durchging, daß ich die Herzogin

bei ihrer Bequemlichkeit fand, die sich denn mit einem so wüthenden Zorne gegen mich herausließ, daß ich mich entsetzte. Sie sagte mir immer: Wann wirst du denn einmal mit den kleinen Figuren fertig seyn! dein Kommen wird mir allzu lästig. Darauf antwortete ich mit der größten Gelassenheit: Gnädige Frau und einzige Gönnerin! ich verlange nichts mehr, als Ihnen mit Treue und äußerstem Gehorsam zu dienen. Die Werke die mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Monate brauchen; wenn aber Ew. Excellenz nicht will, daß ich mehr hierher kommen soll, so werde ich auch nicht kommen, es rufe mich wer will, und wenn der Herzog zu mir schickt, so will ich sagen daß ich krank bin, und Sie sollen mich auf keine Weise hier wieder sehen. Darauf versetzte sie: Ich sage nicht, daß du dem Herzog nicht gehorchen sollst, aber mir scheint, daß deine Arbeit kein Ende nehmen wird. Mochte nun der Herzog hievon etwas gemerkt haben, oder auf andere Weise veranlaßt worden seyn, genug wenn vier und zwanzig Uhr herbeikam, so ließ er mich rufen und der Bote sagte jederzeit: Verfehle nicht zu kommen, der Herzog erwartet dich; und so fuhr ich fort mit eben denselben Schwierigkeiten mehrere Abende hinzugehen. Einmal unter andern, als ich nach meiner Gewohnheit hereintrat, sprach der Herzog wahrscheinlich von geheimen Dingen mit seiner Gemahlin und wendete sich mit heftigem Zorne gegen mich, darüber ich einigermaßen erschreckt eilig zurück-

gehen wollte; er aber sagte schnell zu mir: Komm herein, mein Benvenuto! gehe an deine Arbeit und ich werde bald bei dir seyn. Indessen ich vorbeiging, nahm mich Prinz Grazia, ein Kind von wenigen Jahren, bei der Jacke, und trieb so artige Scherze, als ein solches Kind nur machen kann. Der Herzog verwunderte sich darüber und sagte: Was ist das für eine anmuthige Freundschaft die meine Kinder zu dir haben?

Indessen ich nun an diesen Kleinigkeiten arbeitete, waren die Prinzen Don Giovanni, Don Arando und Don Grazia den ganzen Abend um mich herum, und stachen mich, ohne daß es der Herzog sah, ich aber bat sie ruhig zu seyn. Sie antworteten: Wir können nicht! Und ich versetzte: Was man nicht kann, will man auch nicht, drum laßt mich ruhen. Darüber fingen der Herzog und die Herzogin an laut zu lachen.

Einen andern Abend, als ich jene vier Figuren von Erz fertig hatte, die an der Base des Perseus angebracht sind, nämlich Jupiter, Mercur, Minerva und Danae, Mutter des Perseus mit ihrem kleinen Knaben zu Füßen, hatte ich sie zusammen in gedachtes Zimmer bringen lassen, wo ich Abends arbeitete, und sie in eine Reihe, ein wenig höher als das Auge gestellt, wo sie sich wirklich sehr gut ausnahmen. Der Herzog, der es gehört hatte, kam etwas früher als gewöhnlich, und weil die Person, die ihm die Nachricht brachte, diese Arbeiten über Verdienst gerühmt und gesagt hatte: sie seyen besser als die

65.

In eine Sammlung künſtlich ausgeſchnittener Landſchaften.

Zarte, ſchattende Gebilde
Fliegt zu eurer Künſtlerin,
Daß ſie, freundlich, froh und milde,
Immer ſich nach ihrem Sinn
Eine Welt von Schatten bilde;
Denn das irdiſche Gefilde
Schattet oft nach eignem Sinn.

alten, und mehr ſolche Dinge; ſo kam nun der Herzog und die Herzogin und ſprach mit Zufriedenheit von meinen Werken; ich aber ſtand geſchwind auf und ging ihm entgegen. Er hob darauf nach ſeiner fürſtlichen und edlen Art die rechte Hand auf, worin er eine Birn hielt, ſo groß und ſchön, als man ſie nur ſehen kann, und ſagte dabei: Nimm hier, mein Benvenuto, und bringe dieſe Birn in den Garten deines Hauſes. Darauf antwortete ich gefällig: O gnädiger Herr! iſt es Ihr Ernſt daß ich die Birn in den Garten meines Hauſes legen ſoll? Der Herzog ſagte von neuem: In den Garten des Hauſes, das dein iſt. Verſtehſt du mich recht? Darauf dankte ich Seiner Excellenz und der Herzogin mit den beſten Ceremonien die ich nur in der Welt zu machen wußte. Dann ſetzten ſie ſich gegen die Figuren über und ſprachen über zwey Stunden von nichts als von denſelben, ſo daß die Herzogin ein unmäßiges Verlangen darnach empfand und zu mir ſagte: Ich will nicht, daß du dieſe ſchönen Figuren da unten auf dem Platz verſchwendeſt, wo ſie in Gefahr kämen verdorben zu werden, vielmehr ſollſt du ſie mir in einem meiner Zimmer anbringen, wo ich ſie auf's beſte will halten laſſen, wie ihre ſeltne Tugend verdient. Gegen dieſe Worte ſetzte ich mich mit unendlichen Gründen, weil ich aber ſah, wie feſt ſie entſchloſſen war, daß ich die Figuren nicht an die Baſe wo ſie ſich jetzo befinden, aufſtellen ſollte, ſo wartete ich den andern Tag ab, und ging um zwey und zwan-

zwanzig in den Palaſt, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinunter tragen, und weil ich an der Baſe ſchon alles zurechte gemacht hatte, ſo lehrete ich ſie ſogleich ein, wie ſie bleiben ſollten. Als die Herzogin es hörte, wurde ſie ſo zornig, daß ſie mir, wenn ihr Gemahl nicht geweſen wär', gewiß vieles Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieſer Verdruß noch zu jenem wegen der Perlen und ſie wirkte ſo viel, daß der Herzog ſein weniges Vergnügen aufgab. Ich kam alſo Abends nicht mehr hin, denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Palaſt wollte.

Ich wohnte nun, wo ich meinen Perſeus ſchon hingebracht hatte, und arbeitete an ſeiner Vollendung unter allen den Hinderniſſen, deren ich ſchon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter ſo vielen andern Vorfällen, deren Hälfte ſchon einen Mann von Diamant zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perſeus ſchon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag das Werk zu ſehen, und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich gefalle. Darauf wendete er ſich zu gewiſſen Herren die mit ihm waren und ſagte: Ob uns gleich dieſes Werk ſehr ſchön vorkömmt, ſo muß es doch auch dem Volke gefallen, deßwegen, mein Benvenuto, ehe du die letzte Hand anlegſt, wünſchte ich, daß du mir zu Liebe dieſe vordere Thüre nach meinem Platze zu öffneteſt, um zu

sehen, was das Volk dazu sagt; denn es ist keine Frage, daß es ein Unterschied seyn muß, es frei oder in einer solchen Enge zu sehen, und es wird sich gewiß anders als gegenwärtig zeigen. Auf diese Worte sagte ich demüthig zu Seiner Excellenz: Es wird gewiß um die Hälfte besser aussehen. Erinnern sich Ew. Excellenz nicht, es in dem Garten meines Hauses gesehen zu haben, wo es sich so gut zeigte. Ja sogar Bandinello, der es daselbst sah, war genöthigt, ungeachtet seiner bösen Natur, Gutes davon zu reden, er, der sein ganzes Leben lang von niemand Gutes gesprochen hat, und ich fürchte, Ew. Excellenz trauen ihm zu viel.

Darauf sagte der Herzog ein wenig verdrießlich, aber mit gefälligen Worten: Thue es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung.

Als er weg war, machte ich mich daran die Statue aufzudecken, weil aber ein wenig Gold fehlte, und ein gewisser Firniß und andere Kleinigkeiten die zu Vollendung eines Werks gehören, murmelte ich verdrießlich, schalt und betrübte mich und verwünschte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte nach Florenz zu gehen. Denn ich sah freilich den großen Verlust den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und sah und wußte noch nicht, was ich Gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten sollte, denn alles, was ich, von Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war alles zu meinem größten Schaden geschehen. Und so

mit größtem Verdruſſe deckte ich die Bildſäule des folgenden Tags auf.

Nun gefiel es Gott, daß ſobald als ſie geſehen wurde, ſich ein unmäßiges Geſchrei zum Lobe des Werks erhub, wobei ich mich ein wenig getröſtet fühlte. Die Leute hörten nicht auf, immerfort Sonette an die Thürgewände anzuheften, wodurch gleichſam ein feſtliches Anſehen entſtand. Indeſſen ſachte ich das Werk zu vollenden und arbeitete an demſelben Tage daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb, und mehr als zwanzig Sonette und Griechiſche Verſe; denn eben waren Ferien auf der Univerſität Piſa und alle die vortrefflichſten Lehrer und Schüler bemühten ſich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte und mir die größte Hoffnung wegen der Geſinnung des Herzogs gab, war, daß die von der Kunſt, nämlich Mahler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiſte Gute davon ſagen könnte, und unter andern; der geſchickte Mahler Jacob von Pontormo; am höchſten aber ſchätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Mahlers, dem es nicht genug war, verſchiedene Gedichte öffentlich anheften zu laſſen, ſondern der mir derſelben auch noch in's Haus ſchickte, worin er ſo viel Gutes, auf ſeine ſeltene und angenehme Weiſe ſagte, daß ich mich wieder einigermaßen beruhigte. Und ſo hatte ich das Werk wieder bedeckt, und ſuchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gunst erfuhr, welche mir die treffliche Schule bei diesem kurzen Anblick erzeigt hatte, sagte er: Ich freue mich, daß Benvenuto diese kleine Zufriedenheit gehabt hat, so wird er desto geschwinder die Arbeit vollenden: aber er denke nur nicht, wenn sie ganz aufgedeckt ist, daß die Leute noch immer auf gleiche Weise sprechen werden. Es werden dann auch alle Fehler die daran sind, aufgedeckt seyn, und man wird andere, die nicht daran sind, hinzuthun, so mag er sich mit Geduld waffnen. An diesen Reden war Bandinell schuld, denn er hatte bei dieser Gelegenheit die Werke des Andrea del Verrocchio angeführt, der den schönen Christus und St. Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Façade Orsanmichele sieht, und noch andere Werke, sogar den verwunderswürdigen David des göttlichen Michelagnolo Buonarotti, von dem er auch behauptete, er zeige sich nur von vorn gut. Dann sprach er von seinem Hercules und seinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und sprach alles Uebel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu diesen Reden veranlaßt und glaubte wirklich, die Sache werde auch so ablaufen, denn der neidische Bandinell hörte nicht auf Uebles zu reden. So sagte auch einmal, in der Gegenwart des Herzogs, der Schurke Bernardon, der Mäkler, nur um dem Bandinell zu schmeicheln: Wißt, gnädiger Herr, große Figuren zu machen, ist eine andere Kunst, als kleine zu arbeiten! Ich will nicht sagen, daß er die kleinen Fi-

gürchen nicht gut gemacht habe; aber ihr werdet sehen, die große gelingt ihm nicht. Und unter diese hämischen Worte mischte er nach seiner Spinnenart noch andere, und häufte Lügen auf Lügen.

Nun gefiel's aber meinem glorreichen Herrn und unsterblichen Gott, daß ich meine Statue vollendete und sie an einem Donnerstag ganz aufdecken konnte. Alsobald, es war noch nicht ganz Tag, vereinigte sich eine solche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und alle wetteiferten, das Beste davon zu sprechen. Der Herzog stand an einem niedern Fenster des Palastes das über der Thüre war, und so vernahm er, halb verborgen, alles was man sagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, stand er mit so viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete sich zu Herrn Sforza und sagte: Sforza! geh' zu Benvenuto, und sag' ihm von meinetwegen, daß er mich, mehr als ich hoffte, befriedigt hat, ich will ihn auch zufrieden stellen, er soll sich verwundern, und sag' ihm, er soll gutes Muths seyn. Herr Sforza brachte mir diesen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äußerst gestärkt ward und denselben Tag sehr vergnügt zubrachte, weil das Volk auf mich mit Fingern wies, und mich dem und jenem als eine neue und wundersame Sache zeigte. Unter andern waren zwey Edelleute, die der Vicekönig von Sicilien an unsern Herzog in Geschäften gesendet hatte. Als man mich diesen beiden gefälligen Männern auf dem Platze zeigte, kamen sie

heftig auf mich los, und, mit ihren Mützen in der Hand, hielten sie mir eine so umständliche Rede, die für einen Papst zu viel gewesen wär'. Ich demüthigte mich so viel ich konnte, aber sie deckten mich dergestalt zu, daß ich sie inständig bat, mit mir vom Platze wegzugehn, weil die Leute bei uns still standen, und mich schärfer ansahen als unsern Perseus selbst. Unter diesen Ceremonien waren sie so kühn, und verlangten, ich möchte nach Sicilien kommen, da sie mir denn einen solchen Contract versprachen, mit dem ich zufrieden seyn sollte. Sie sagten mir, Johann, Bruder Angiolo, von den Serviten, habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert, aber sie seyen lange nicht von der Vortrefflichkeit wie der Perseus und er sey dabei reich geworden. Ich ließ sie nicht alles was sie sagen wollten, vollenden, sondern versetzte: Ich verwundere mich sehr, daß ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlassen soll, der die Talente mehr schätzt, als irgend ein andrer Fürst, der je geboren wurde, um so mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der großen Künste. Hätte ich Lust zu großem Gewinn, so wär' ich in Frankreich geblieben, im Dienste des großen Königs Franciscus, der mir tausend Goldgülden für meinen Unterhalt gab, und dazu die Arbeit meiner sämmtlichen Werke bezahlte, so daß ich mich alle Jahre über viertausend Goldgülden stand; nun bin ich aber doch weggegangen und habe den Lohn meiner Werke von vier Jahren in Paris zurückgelassen.

Mit dieſen und andern Worten ſchnitt ich die Ceremonien durch, dankte den Herren für das große Lob, das ſie mir gegeben hatten, und verſicherte ſie, das ſey die größte Belohnung für jeden, der ſich ernſthaft bemühe; ich ſetzte hinzu, ſie hätten meine Luſt gut zu arbeiten ſo vermehrt, daß ich in wenigen Jahren ein anderes Werk aufzuſtellen hoffte, mit dem ich der vortrefflichen Florentiniſchen Schule noch mehr als mit dieſem zu gefallen gedächte. Die beiden Edelleute hätten gerne den Faden der Ceremonien wieder angeknüpft; aber ich, mit einer Mützenbewegung und einem tiefen Bückling, nahm ſogleich von ihnen Abſchied.

Auf dieſe Weiſe ließ ich zwey Tage vorübergehen, und als ich ſah, daß das große Lob immer zunahm, entſchloß ich mich meinem Herzog aufzuwarten, der mit großer Freundlichkeit zu mir ſagte: Mein Benvenute, du haſt mich und das ganze Volk zufrieden geſtellt; aber ich verſpreche dir, daß ich dich auf eine Weiſe befriedigen will, über welche du dich verwundern ſollſt, und ich ſage dir, der morgende Tag ſoll nicht vorüber gehen. Auf dieſe herrlichen Verſprechungen wendete ich alle Kräfte der Seele und des Leibes in Einem Augenblick zu Gott, und dankte ihm aufrichtig, zugleich hörte ich meinen Herzog an, und halb weinend vor Freude küßte ich ihm das Kleid und ſagte: Mein glorreicher Herr, freigebig gegen alle Talente und gegen die Menſchen, die ſie ausüben! Ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen Urlaub auf acht Tage,

damit ich Gott danken möge. Denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angestrengt habe, und bin überzeugt, daß mein fester Glaube Gott zu meiner Hülfe bewogen hat. Wegen diesem und so manchem andern wunderbaren Beistand will ich acht Tage als Pilgrim auswandern und meinem unsterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte, und ich versetzte, morgen früh will ich weggehen, auf Vallombrosa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heiligen Maria und vielleicht bis Sestile, weil ich höre, daß daselbst schöne Alterthümer sind. Dann will ich über St. Francesco della Vernia zurückkehren, unter beständigem Danke gegen Gott, und mit dem lebhaften Wunsch Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf sagte mir der Herzog mit heiterem Gesichte: Geh' und kehre zurück! Wirklich so gefällst du mir; lasse mir zwey Verse zum Andenken und sey unbesorgt.

Sogleich machte ich vier Verse, in welchen ich Seiner Excellenz dankte, und gab sie Herrn Sforza, der sie dem Herzog in meinem Namen überreichte. Dieser empfing sie, gab sie sodann zurück und sagte: Lege sie mir täglich vor die Augen! Denn wenn Benvenuto zurückkäm' und seine Sache nicht ausgefertigt fänd', ich glaube er brächte mich um. Auf diese scherzhafte

Weiſe verlangte der Herzog erinnert zu werden. Dieſe beſtimmten Worte ſagte mir Herr Sforza noch ſelbigen Abend, verwunderte ſich über die große Gunſt, und ſagte mir auf eine ſehr gefällige Weiſe: Geh', Benvenuto, und komme bald wieder. Ich beneide dich.

16.

Flora, welche Jena's Gauen
Reich mit Blum' und Früchten ſchmückt,
Iſt verwundert anzuſchauen
Was ein fremder Himmel ſchickt.

Sorget nun, in dichten Häuſern,
Daß auch hier der Wachsthum frei,
Daß den allerzartſten Reiſern
Hier ein ewiger Sommer ſei.

Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet, auf seinem Wege, einem alten Alchimisten, von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silbermienen Kenntniß gibt, und ihn mit einer Karte von seiner eignen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen seines Eifers höflich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog, wegen des Preises des Perseus. — Man überläßt es der Entscheidung des Hieronymus Alozzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverständniß zwischen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für das Chor von St. Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen gibt der Herzog diesen Vorsatz auf. — Der Autor erbietet sich, zwey Putte für den Chor zu machen, und sie mit halberhobenen Figuren, in Erz, auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorschlag.

Nun ging ich im Namen Gottes von Florenz weg, immer Psalmen und Gebete zu Verherrlichung des göttlichen Namens auf der ganzen Reise singend und aussprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen; denn es war die schönste Sommerzeit und die Aussicht in ein Land wo ich nie gewesen war, schien mir so reizend, daß ich erstaunte und mich ergötzte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werk-

ſtatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäſar hieß, von deſſen Eltern ich auf das freundſchaftlichſte aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über ſiebenzig Jahre, vom gefälligſten Weſen, ein Oheim des gedachten Cäſars, eine Art von chirurgiſchem Arzt, der ein wenig nach der Alchimie hinzielte. Dieſer Mann zeigte mir daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viele ſchöne Sachen des Landes ſehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er nun auf dieſe Weiſe mit mir bekannt geworden war, ſagte er unter andern eines Tages zu mir: Ich will euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was ſehr Nützliches entſtehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli iſt ein ſo verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein ſicher durchkommen, ſondern auch Poppi ohne Widerſtand nehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Taſche, worauf der gute Alte die ganze Gegend dergeſtalt gezeichnet hatte, daß man die große Gefahr ſehr wohl ſehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging ſogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über St. Francesco della Vernia, und ſo kam ich nach Florenz zurück. Ohne Verweilen, nur daß ich die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Palaſte und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palaſte des Podeſta zurückkehrte, bei der Ab-

tey. Als er mich sah, empfing er mich auf's freundlichste, doch mit ein wenig Verwunderung, und sagte: Warum bist du so geschwind zurückgekommen? ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf versetzte ich, zum Dienst Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt; denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen schönen Gegenden geblieben. Und was Gutes bringst du denn bei deiner schnellen Wiederkehr? fragte der Herzog. Darauf versetzte ich: Mein Herr, es ist nöthig daß ich euch Dinge von großer Bedeutung sage und vorzeige; und so ging ich mit ihm nach dem Palaste. Daselbst führte er mich in ein Zimmer wo wir allein waren. Ich sagte ihm alles und ließ ihn die wenige Zeichnung sehen, und es schien ihm angenehm zu seyn. Darauf sagte ich zu Seiner Excellenz, es sey nöthig, einer Sache von solcher Wichtigkeit bald abzuhelfen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und sagte: Wisse, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig sind, der nun selbst dafür sorgen mag; aber behalte das bei dir. Und so kehrte ich mit großen Zeichen seiner Gnade wieder nach Hause.

Den andern Tag ließ ich mich wieder sehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig gesprochen hatte, sagte mit Heiterkeit: Morgen ganz gewiß soll deine Sache ausgefertigt werden, deßwegen sey gutes Muths. Ich hielt es nun für gewiß und erwartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Palast, und wie es gewöhnlich ist, daß man böse

Neuigkeiten früher als die guten erfährt, so rief mich Herr Jacob Guidi, Secretär Seiner Excellenz, mit seinem schiefen Maule und stolzem Ton; dabei zog er sich auf sich zurück, stand wie angepfählt und wie ein erstarrter Mensch, dann fing er an folgendermaßen zu reden: Der Herzog, sagte er, wolle von dir wissen, was du für deinen Perseus verlangst. Ich stand erstaunt und erschrocken, und antwortete sogleich: Es sey meine Art nicht den Preis meiner Arbeiten zu bestimmen: Seine Excellenz habe mir vor zwey Tagen ganz was andres versprochen. Sogleich sagte mir der Mensch mit noch stärkerer Stimme: Ich befehle dir ausdrücklich von Seiten des Herzogs, daß du mir sagst was du verlangst, bei Strafe völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen.

Ich hatte mir geschmeichelt, bei den großen Liebkosungen die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht sowohl etwas zu gewinnen, sondern ich hoffte nur seine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen dergestalt in Wuth, und besonders, daß mir die Botschaft durch diese giftige Kröte nach ihrer Weise vorgetragen wurde, und antwortete sogleich: Wenn der Herzog mir zehntausend Scudi gäb', so würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hätte, auf solche Weise behandelt zu werden, so wär' ich nie geblieben. Sogleich sagte mir der verdrießliche Mensch eine Menge schimpflicher Worte, und ich that deßgleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog

auf; er winkte mir, und ich näherte mich. Darauf sagte er zornig: Die Städte und großen Paläste der Fürsten und Könige bauet man mit zehntausend Ducaten. Darauf antwortete ich schnell, indem ich das Haupt neigte: Seine Excellenz würde sehr viele Menschen finden die ihr Städte und Paläste zu vollenden verstünden, aber Statuen, wie der Perseus, möchte vielleicht niemand in der Welt so zu machen im Stande seyn. Sogleich ging ich weg ohne was weiter zu sagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und sagte mir: ich solle den Zwist den ich mit dem Herzog habe, ihr überlassen, denn sie glaube etwas thun zu können, womit ich zufrieden seyn würde. Auf diese gütigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte, als die Gnade des Herzogs, Seine Excellenz habe mir sie zugesichert, und ich überlasse mich nicht erst gegenwärtig ihnen beiderseits gänzlich, da ich es von der ersten Zeit meines Dienstes an mit aller Freundlichkeit schon gethan habe. Dann setzte ich hinzu: Wenn Seine Excellenz mir für meine Arbeit ein Gnadenzeichen gäben, das nur fünf Pfennige werth sey, so würde ich vergnügt und zufrieden seyn, wenn ich mich dabei nur seiner Gnade versichern könnte. Darauf sagte mir die Herzogin lächelnd: Du würdest am besten thun, wenn du meinem Rathe folgtest. Sogleich wendete sie mir den Rücken und ging hinweg.

Ich dachte mein Beſtes gethan zu haben, indem ich ſo demüthige Worte brauchte: denn ob ſie gleich vorher ein wenig über mich gezürnt hatte, ſo war ihr doch eine gewiſſe gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine ſchlimme Wendung. Ich war zu der Zeit ſehr vertraut mit Hieronymus Albizzi, Vorgeſetztem der Truppen des Herzogs, der mir eines Tages unter anderm ſagte: O Benvenuto! es wäre doch gut, die kleine Differenz, die du mit dem Herzog haſt, in's Gleiche zu bringen. Hätteſt du Vertrauen in mich, ſo glaubte ich wohl damit fertig zu werden, denn ich weiß, was ich ſage. Wird der Herzog wirklich einmal böſe, ſo wirſt du dich dabei ſehr übel befinden; das ſey dir genug, ich kann dir nicht alles ſagen. Nun hatte mich vorher ſchon wieder ein Schalk gegen die Herzogin mißtrauiſch gemacht, denn er erzählte mir, er habe ſie bei irgend einer Gelegenheit ſagen hören: Er will ja für weniger als zwey Pfennige den Perſeus wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt ſeyn.

Wegen dieſes Verdachts ſagte ich Herrn Albizzi: Ich überlaſſe ihm alles, und ich würde mit dem, was er thue, völlig zufrieden ſeyn, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe. Dieſer Ehrenmann, der ſich recht gut auf die Soldatenkunſt verſtand, beſonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe Menſchen ſind, hatte keine Luſt an der Bildhauerey und verſtand auch deßwegen nicht das mindeſte davon. Als er

nun mit dem Herzog sprach, sagte er: Benvenuto hat sich mir ganz überlassen und mich gebeten, ich solle ihn Ew. Excellenz empfehlen. Darauf sagte der Herzog, auch ich will euch die Entscheidung übertragen, und mit allem was ihr bestimmt, zufrieden seyn. Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufsatz, der sehr gut und zu meinen Gunsten geschrieben war, und bestimmte: der Herzog solle mir dreytausend fünfhundert Goldgülden reichen lassen, wodurch zwar ein solches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch einigermaßen für meinen Unterhalt gesorgt sey, und womit ich zufrieden seyn könne. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die sich alle auf diesen Preis bezogen. Diesen Aufsatz unterschrieb der Herzog so gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, sagte sie, es wäre besser für den armen Mann gewesen, wenn er sich auf mich verlassen hätte, ich würde ihm wenigstens fünftausend Goldgülden verschafft haben, und dieselbigen Worte sagte sie mir eines Tages, als ich in den Palast kam, in Gegenwart des Herrn Alamanni Salviati; sie lachte mich aus und sagte, das Uebel das mir begegne treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen mir sollten hundert Goldgülden monatlich bezahlt werden, nachher fing Herr Antonio de Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur funfzig zu zahlen an, dann gab er mir manchmal nur fünf und zwanzig, manchmal auch gar nichts. Da ich nun sah, daß ich so hingehalten ward, wendete ich mich

auf's höflichſte an ihn und bat ihn mir die Urſache zu ſagen, warum er die Zahlung nicht vollendete? Er antwortete mir ſo gütig, und es ſchien mir, daß er ſich gar zu weit herauslieſſe, denn er ſagte: er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortſetzen, weil man im Palaſt nicht zum beſten mit Geld verſehen ſey, er verſpreche aber, daß er mich bezahlen wolle, ſobald er Geld erhalte. Dann ſetzte er hinzu: Ich müßte ein großer Schelm ſeyn, wenn ich dich nicht bezahlte. Ich verwunderte mich, ein ſolches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich ſobald als möglich befriedigt ſehen. Allein es erfolgte gerade das Gegentheil, und da ich mich ſo aufziehen ſah, erzürnte ich mich mit ihm und ſagte ihm kühne und heftige Worte, und erinnerte ihn an ſeine eignen Ausdrücke. Indeſſen ſtarb er, und man blieb mir fünfhundert Goldgülden ſchuldig, bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1566 ſind.

Auch war ein Theil meiner Beſoldung rückſtändig geblieben, und ich dachte nicht dieſen Reſt jemals zu erhalten, denn es waren ſchon drey Jahre verfloſſen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit, und konnte in acht und vierzig Stunden das Waſſer nicht laſſen. Als er nun merkte, daß ihm die Aerzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er ſich vielleicht zu Gott und beſchloß, daß jeder ſeinen Rückſtand erhalten ſolle, da wurde ich denn auch bezahlt; aber für meinen Perſeus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Fast hatte ich mir vorgesetzt dem Leser von meinem unglücklichen Perseus nichts mehr zu erzählen, doch kann ich einen merkwürdigen Umstand nicht verschweigen, und nehme daher den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin sprach, und mit aller Demuth zu erkennen gab, daß ich mit allem zufrieden seyn wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Absicht mich wieder allmählich in Gunst zu setzen, und bei dieser Gelegenheit den Herzog einigermaßen zu besänftigen. Denn wenige Tage vorher, ehe Albizzi den Accord machte, hatte sich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bei Seiner Excellenz über die äußerst schlechte Behandlung beklagte, die ich von Alfonso Quistello, Herrn Jacob Polverino, dem Fiscal, und besonders von Baptista Bandini von Volterra, dulden mußte, und mit einiger Leidenschaft meine Gründe vortrug, sah ich den Herzog in so großen Zorn gerathen, als man sich denken kann. Er sagte mir dabei: Das ist ein Fall wie mit deinem Perseus, für den du mir zehntausend Scudi gefordert hast. Du bist zu sehr auf deinen Vortheil bedacht. Ich will die Statue schätzen lassen, und was man recht findet, sollst du haben. Hierauf antwortete ich ein wenig kühn und halb erzürnt, wie man sich gegen große Herren nicht betragen soll: Wie wäre es möglich, daß mein Werk nach seinem Werth geschätzt würde, da gegenwärtig niemand in Florenz ist, der ein gleiches machen kann. Darauf ward der Herzog

noch zorniger und sagte mir viele heftige Worte, unter andern rief er aus: Ja es ist gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein solches Werk machen könnte, und deßwegen wird er es auch zu beurtheilen wissen! Er meinte den Bandinell, Cavalier von St. Jacob. Darauf versetzte ich: Ew. Excellenz hat mich in den Stand gesetzt in der größten Schule der Welt ein großes und schweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden ist als irgend eins, das jemals in dieser göttlichen Schule aufgedeckt worden; und was mir am meisten schmeichelte, war, daß die trefflichen Männer die von der Kunst sind und sich darauf verstehen, wie z. B. Bronzino der Mahler, mir allen Beifall gaben. Dieser treffliche Mann bemühte sich und machte mir vier Sonette, worin er die edelsten und herrlichsten Worte sagte, die man nur ausdrücken kann, und eben dieser wundersame Mann war schuld, daß die ganze Stadt so sehr in Bewegung kam. Freilich wenn sich dieser Mann so gut mit der Bildhauerkunst als der Mahlerey abgeben wollte, so würde er vielleicht ein solches Werk vollenden können. Auch gestehe ich Ew. Excellenz, daß mein Meister Michelagnolo Buonarotti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit weniger Anstrengung als ich selbst; nun aber, da er sehr alt ist, wird ihm eine solche Arbeit gewiß nicht gelingen, so daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unserer Zeit niemand bekannt sey, der sie ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den

67.

Wer hat's gewollt? wer hat's gethan?
So Liebliches erzielt?
Das iſt doch wohl der rechte Roman,
Der ſelbſt Romane ſpielt.

68.

Verirrtes Büchlein! kannſt unſchre Tritte
Da oder dorthin keineswegs vermeiden;
Irrſternen zu beweiſt du deine Schritte,
Und vor dem Kommen biſt bereit zu ſcheiden.
Für dießmal aber wollen wir dich feſſeln,
Du ſollſt nur dieſe Botſchaft nicht verfehlen;
Sey es durch Roſen, Dornen, Veilchen, Neſſeln,
Nur immer grade zu, ach zu Adelen!

größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, besonders da Ew. Excellenz sich davon so zufrieden zeigten und mir sie, mehr als ein andrer, lobten; was konnte ich für eine größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß Ew. Excellenz konnte mir sie nicht mit einer herrlicheren Münze bezahlen, denn keine Art von Schatz kann sich mit diesem vergleichen. So bin ich überflüssig belohnt, und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen.

Darauf antwortete der Herzog: Du denkst nicht, daß ich reich genug bin dich zu bezahlen, aber ich sage dir, du sollst mehr haben, als sie werth ist. Darauf versetzte ich: Ich denke an keine andere Belohnung, als die mir Ew. Excellenz und die Schule schon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen, ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Excellenz mir schenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wieder zu sehen.

Wir waren eben bei S. Felice, denn der Herzog ging nach dem Palaste zurück, und auf meine heftigen Worte wendete er sich schnell in großem Zorne gegen mich und sagte: Du gehst nicht weg! Hüte dich wohl wegzugehen! Halb erschrocken begleitete ich ihn nach dem Palast, dort gab er dem Erzbischof von Pisa, Bartholini, und Herrn Pandolfo della Stuffa den Auftrag, sie sollten Baccio Bandinelli von seinetwegen sagen, er möge meinen Perseus wohl betrachten und das Werk schätzen,

denn der Herzog wolle mir den rechten Preis bezahlen. Dieſe beiden wackern Männer gingen ſogleich zum Bandinell und verrichteten ihren Auftrag. Er wußte ſehr gut was ſie werth war, aber weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, ſo wollte er ſich in meine Angelegenheiten auf keine Weiſe miſchen. Darauf fügten die beiden Edelleute hinzu: Der Herzog hat uns geſagt, daß er bei Strafe ſeiner Ungnade euch befehlt, ihm den Preis zu beſtimmen. Wollt ihr zwey, drey Tage, um ſie recht zu betrachten, ſo nehmt euch die Zeit und dann ſagt uns, was die Arbeit verdiene. Darauf antwortete jener: er habe ſie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen, das Werk ſey reich und ſchön gerathen, ſo daß es wohl ſechszehntauſend Goldgülden und mehr werth ſey. Dieſe Worte hinterbrachten ſogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher ſich ſehr darüber erzürnte. Auch ſagten ſie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weiſe das Lob des Bandinells annehmen wolle, da er nur übles von jederman ſpreche. Dieſe meine Worte ſagte man dem Herzog wieder, und deßhalb verlangte die Herzogin, daß ich ihr die Sache überlaſſen ſollte. Das iſt nun alles die reine Wahrheit; genug ich hätte beſſer gethan, die Herzogin walten zu laſſen, denn ich wär' in kurzem bezahlt geweſen, und hätte einen gröſſern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Celio Torelli, ſei-

nen Auditor ſagen: er verlange, daß ich gewiſſe Geſchichten in halb erhobener Arbeit von Erz rings um den Chor von Santa Maria del Fiore verfertigen ſolle. Weil aber dieſer Chor ein Unternehmen des Bandinells war, ſo wollte ich ſein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er ſelbſt die Zeichnung dazu nicht gemacht, denn er verſtand nichts in der Welt von Architektur, vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb. Genug, es iſt nicht die mindeſte Kunſt daran. Aus dieſer doppelten Urſache wollte ich das Werk nicht machen, doch hatte ich immer auf das ergebenſte dem Herzog verſichert, daß ich alles thun würde, was Seine Excellenz mir beföhle. Nun hatte der Herzog den Werkmeiſtern von Santa Maria del Fiore befohlen, ſie ſollten mit mir übereinkommen, er wolle mir eine Beſoldung von zweyhundert Scudi des Jahrs geben, und meine Arbeit ſollten ſie mir aus der Bancaſſe bezahlen. So erſchien ich vor gedachten Werkmeiſtern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte meine Gründe ihnen ſicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen daß ſo viele Geſchichten von Erz eine große Ausgabe machen würden, die völlig weggeworfen wär'; dabei führte ich meine Urſachen an, welche ſie alle ſehr wohl begriffen. Die erſte war, die Zeichnung des Chors ſey ganz falſch und ohne die mindeſte Vernunft gemacht, man ſehe weder Kunſt noch Bequemlichkeit, weder An-

muth noch Proportion daran. Die zweyte Urſache war, weil gedachte Geſchichten ſo niedrig zu ſtehen kämen, daß ſie unter dem Auge blieben, von Hunden beſudelt und immer von Staub und allem Unrath voll ſeyn würden, deßwegen wollte ich ſie nicht machen, denn ich möchte nicht gern den Ueberreſt meiner beſten Jahre wegwerfen und dabei Seiner Excellenz nicht dienen, da ich ihr doch ſo ſehr zu gefallen und zu dienen wünſche. Wenn aber der Herzog mir etwas wolle zu thun geben, ſo möchte er mich die Mittelthüre von Santa Maria del Fiore machen laſſen; dieſes Werk würde geſehen werden und Seiner Excellenz zu größerm Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Contract verbinden, daß wenn ich ſie nicht beſſer machte als die ſchönſte Thüre von Sanct Johann, ſo verlange ich nichts für meine Arbeit, wenn ich aber ſie nach meinem Verſprechen vollendete, ſo wäre ich zufrieden, daß man ſie ſchätzen laſſe, und man ſolle mir alsdann tauſend Scudi weniger geben, als ſie von Kunſtverſtändigen geſchätzt würde.

Denen Bauherren gefiel mein Vorſchlag ſehr wohl, und ſie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter andern Peter Salviati, der dem Herzog das angenehmſte zu ſagen glaubte, es war aber gerade das Gegentheil, denn dieſer verſetzte: ich wolle nur immer das nicht thun, was er verlange. Und ſo ging Herr Peter weg, ohne daß etwas entſchieden worden wäre.

Als ich das vernahm, ſuchte ich ſchnell den Herzog

auf, der einigermaßen über mich erzürnt schien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte, und er versprach mir's. So fing ich umständlich an und zeigte ihm die Reinheit der Sache mit so viel Gründen, und daß eine große Ausgabe nur würde weggeworfen seyn, daß ich ihn endlich besänftigt hatte. Dann setzte ich hinzu: Wenn es Seiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, so gebrauche man in jenem Chor zwey Kanzeln, welches zwey große Werke seyen und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geschichten in erhabner Arbeit von Erz verfertigen und viele Zierrathen anbringen; dergestalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verschiedene mit der äußersten Anstrengung unter andern eins zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es schien mir viel bequemer zu dem Dienste, wozu es bestimmt war. Ich hatte sie oft in den Palast getragen, und der Herzog ließ mir durch seinen Kämmerer sagen, ich sollte sie da lassen. Nachdem sie der Herzog gesehen, bemerkte ich wohl daß Seine Excellenz nicht das Beste gewählt hatte. Eines Tages ließ er mich rufen, und im Gespräch über die Modelle, zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemste zum Dienst und das schönste zur Ansicht sey. Der Herzog antwortete mir: daß ihm das zu vier Seiten besser gefalle, und daß er es so haben wolle, und sprach lange auf eine

freundliche Weiſe mit mir. Ich that alles was mir möglich war, um die Kunſt zu vertheidigen. Ob nun der Herzog einſah, daß ich wahr redete, und es doch auf ſeine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter geſagt wurde.

Zehntes Capitel.

Streit zwischen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptuns, aus einem großen verräthigen Stück Marmor machen solle. — Die Herzogin begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorstellung, bewegt den Herzog zur Erklärung: daß der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellini's Modell wird vorgezogen, und Bandinelli stirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunst der Herzogin erhält Ammanato den Marmor. — Seltsamer Contract des Autors mit einem Viehhändler mit Namen Stietta. — Das Weib dieses Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während seiner Krankheit, welche sechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanato verdrängt.

Zu dieser Zeit hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht, man fuhr ihn sodann auf den Weg nach Poggio zu Cajano, um ihn besser auf der flachen Straße nach Florenz zu bringen. Ich ging ihn zu besehen, und ob ich gleich gewiß wußte, daß die Herzogin, aus ganz besonderer Gunst, ihn dem Cavalier Bandinelli zugedacht hatte, so jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor, und ich hatte die besten Absichten für ihn. Denke nur aber niemand einer Sache, die unter der

Herrſchaft eines böſen Geſchicks liegt, auf irgend eine Weiſe zu Hülfe zu kommen: denn wenn er ſie auch aus einem offenbaren Uebel gerettet, ſo wird ſie doch in ein viel ſchlimmeres fallen, ſo wie dieſer Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammanato kam, wie ich zu ſeiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den ſchönen Marmor geſehen hatte, nahm ich ſogleich ſeine Höhe und ſeine Stärke nach allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verſchiedene zweckmäßige Modelle machte; dann ging ich auf die Höhe von Cajano, wo ſich der Herzog und die Herzogin mit dem Prinzen ihrem Sohn befanden. Sie waren ſämmtlich bei Tafel, jene aber ſpeiſten allein, und ich ſuchte dieſen zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile mit dem Prinzen geſprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer ſaß, und ließ mich mit ſehr günſtigen Ausdrücken rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vielen gefälligen Worten an, mit mir zu reden, und ich leitete nach und nach das Geſpräch auf den ſchönen Marmor den ich je geſehen hatte, und ſagte: wie ihre Vorfahren dieſe edelſte Schule nur dadurch ſo vollkommen gemacht hätten, daß ſie den Wetteifer aller Künſtler unter einander zu erregen gewußt; auf dieſe Weiſe ſey die wunderſame Kuppel und die ſchönen Thüren von S. Johann, und ſo viel andere ſchöne Tempel und Statuen fertig, und ihre Stadt durch Talente ſo berühmt geworden, als ſeit den Alten keine bisher gewe-

sen. Sogleich sagte die Herzogin mit Verdruß: sie wisse recht gut alles was ich sagen wolle, ich solle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor sprechen; denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber versetzte: Also mache ich euch Verdruß, weil ich für Ew. Excellenz besorgt bin, und alles bedenke, damit Sie besser bedient seyn mögen? Beherzigt nur, gnädige Frau, wenn Ew. Excellenz zufrieden wären, daß jeder ein Modell des Neptuns machte; wenn ihr auch schon entschlossen seyd, daß Bandinell denselben machen soll, so würde dieser, um seiner Ehre willen, mit größerm Fleiße arbeiten ein schönes Modell hervorzubringen, als wenn er weiß, daß er keine Mitwerber hat. Auf diese Weise werdet ihr besser bedient seyn, der trefflichen Schule den Muth nicht nehmen, und denjenigen kennen lernen, der nach dem Guten strebt; ich meine nach der schönen Art dieser wundersamen Kunst, ihr werdet zeigen, daß ihr euch daran ergötzt und sie versteht. Darauf sagte die Herzogin in großem Zorne: meine Worte wären umsonst, sie wolle, daß Bandinell den Marmor haben solle. Frage den Herzog, setzte sie hinzu, ob dieß nicht auch sein Wille sey? Darauf sagte der Herzog, der bisher immer still gewesen war: Es sind zwanzig Jahre, daß ich diesen schönen Marmor ausdrücklich für Bandinell brechen ließ, und so will ich auch, daß er ihn haben und darin arbeiten soll. Sogleich wendete ich mich zum Herzog und sagte: Ich bitte Ew. Excellenz mir die Gnade zu

erzeigen daß ich nur wenige Worte zu ihrem eignen Vortheil sage. Der Herzog versetzte: ich solle sagen was ich wolle, er werde mich anhören. Darauf fuhr ich fort: Wisset, mein Herr, der Marmor woraus Bandinell seinen Hercules und Cacus machte, ward für den trefflichen Michelagnelo Buonarotti gebrochen, der das Modell eines Simsons mit vier Figuren gemacht hatte, woraus er das schönste Werk der Welt ausgearbeitet hätte, und Bandinell brachte nur zwey einzige Figuren heraus, übel gebildet und geflickt, deßwegen schreit die treffliche Schule noch über das große Unrecht das man jenem Marmor angethan. Ich glaube daß mehr als tausend Sonette zur Schmach dieser schlechten Arbeiten angeschlagen worden, und ich weiß, daß Ew. Excellenz dieses Verfalls sich sehr gut erinnert, deßwegen, mein trefflicher Herr, wenn die Männer denen das Geschäft aufgetragen war, so unweise handelten dem Michelagnolo seinen schönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Bandinell zu geben, der ihn verdarb, wie man sieht, könntet ihr jemals ertragen, daß dieser viel schönere Marmor, ob er gleich dem Bandinell zugedacht ist, von ihm verdorben werde? Und wolltet ihr ihn nicht lieber einem andern geschickten Manne geben, der ihn zu eurem Vergnügen bearbeitete? Laßt, mein Herr, einen jeden der will, ein Modell machen, laßt sie vor der Schule sämmtlich aufstellen! Ew. Excellenz wird hören was man sagt, und mit ihrem richtigen Urtheil das beste wählen. Auf diese Weise werft

69.

An zwey Gebrüder,

eifrige junge Naturfreunde.

Marienbad. 182..

Am feuchten Fels, den dichtes Moos verdeckt,
Erblühen Blumen, flattert manch Insect;
Scheint es auch dürr den kahlen Berg hinan,
So nährt es doch, das Schaf bewollt sich dran.
Die Wiese grünt, gehörnte Heerde braunt,
Da wandeln Menschen gut und bös gelaunt,
Genießen reichlich, spärlich, früh und spat,
Den Wundermuchs der folgereichen Saat.
Und wenn der Kranke fast am Ziel erliegt
So steigt die Quelle rasch, die Hoffnung siegt.
Ihr! vom Gestein hinauf zur Atmosphäre
Gedenket mein! — Dem Höchsten Preis und Ehre!

ihr euer Geld nicht weg, und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunst, einer Schule, die jetzt einzig auf der Welt ist, und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tafel auf, wendete sich zu mir und sagte: Gehe, mein Benvenuto, gewinne dir den schönen Marmor, denn du sagst mir die Wahrheit, und ich erkenne sie. Die Herzogin drohte mir mit dem Kopfe und murmelte erzürnt ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück, und es schienen mir tausend Jahre, ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er, ohne mich etwas wissen zu lassen, in meine Wohnung, wo ich ihm zwey Modelle zeigte, die beide von einander unterschieden waren. Er lobte sie, doch sagte er zu mir, das eine gefalle ihm besser als das andere, und dieses, womit er zufrieden sey, solle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vortheil seyn.

Seine Excellenz hatten schon dasjenige gesehen was Bandinell gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele seiner Hofleute sagten, die es gehört hatten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Werth: Es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano, und als der Car-

dinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr, und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sey. Der Herzog antwortete sogleich: Meinem Benvenute, der ein sehr schönes Modell dazu gemacht hat. Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deßhalb ging ich die Herzogin aufzusuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm; dann fragte sie was ich arbeite? Darauf versetzte ich: Gnädige Frau, ich habe, zum Vergnügen, eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen: ein Crucifix, von dem weißesten Marmor auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch. Sogleich fragte sie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber versetzte: Wisset, gnädige Frau, daß ich es nicht für zweytausend Goldgülden hingäb'. Denn so hat wohl eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht, auch hätte ich mich niemals unterstanden sie für irgend einen Herrn zu unternehmen, aus Furcht damit in Schande zu gerathen, deßwegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwey Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und Eisen, besonders da der Stein hart ist, dazu das Arbeitslohn, so kömmt er mich über dreyhundert Scudi zu stehen, so daß ich ihn nicht für zweytausend Goldgülden geben möchte. Wenn aber Ew. Excellenz mir die erlaubteste Gnade erzeigen will, so mache ich Ihnen gern

damit ein reines Geschenk. Nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle die zum Neptun befohlen sind weder Gunst noch Ungunst erzeigen. Darauf sagte sie zornig: Also schätzest du weder meine Hülfe noch meinen Widerstand? Ich antwortete: Ja, gnädige Frau, ich weiß sie zu schätzen; denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich zweytausend Goldgülden werth halte; aber ich verlasse mich zugleich auf meine mühsamen und kunstmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke, und wenn der große Michelagnolo Buonarotti selbst gegenwärtig wär', von welchem und von sonst niemanden ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der so viel versteht, ein Modell machte, als die welche nur wenig wissen; denn durch den Wetteifer mit meinem großen Meister könnte ich gewinnen, da mit den andern nichts zu gewinnen ist. Als ich ausgesprochen hatte, stand sie halb erzürnt auf, und ich kehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, so gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen suchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog es zu besehen und mit ihm zwey Gesandten, der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel sehr wohl, und der Herzog sagte zu den Herren: Wirklich, Benvenuto verdient's. Da begünstigten mich beide gar sehr, am meisten der Gesandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit sie alles sagen möchten, was

was ihnen gefiel. Als ich aber vernahm daß ich begünstigt wurde, trat ich sogleich näher, wendete mich zum Herzog und sagte: Ew. Excellenz sollte noch eine andere wundersame Vorsicht brauchen und befehlen: daß jeder ein Modell von Erde, und gerade so groß als es der Marmor fordert, verfertigen solle! Dadurch würden Sie sich am besten überzeugen können, wer ihn verdient. Denn sollte der Marmor unrecht zugesprochen werden, so werden Sie nicht dem verdienten Manne, sondern sich selbst großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kömmt, werden Sie zuerst den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einsichtsvolle Personen werden sich überzeugen, daß Sie an der Kunst Freude haben und sich darauf verstehen. Auf diese Worte zog der Herzog die Achseln, und indem er wegging, sagte der Luccesische Abgesandte zu ihm: Herr! euer Benvenuto ist ein schrecklicher Mensch. Der Herzog sagte darauf: Er ist viel schrecklicher als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht gewesen wär', denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen sind. Diese ausdrücklichen Worte sagte mir derselbe Gesandte, und schien mich über meine Handelsweise zu tadeln. Worauf ich versetzte: Ich will meinem Herrn wohl, als ein treuer und liebevoller Diener; aber es ist mir nicht möglich, zu schmeicheln.

Verſchiedene Wochen hernach ſtarb Bandinello, und man glaubte, daß, außer ſeiner unordentlichen Lebensart, der Verdruß den Marmor verloren zu haben, wohl die Urſache ſeines Todes geweſen ſey. Denn als er vernommen hatte daß ich obengedachtes Crucifix in der Arbeit habe, ſo legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmer, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung ſieht; nun hatte ich mein Crucifix nach Santa Maria Novella beſtimmt, und ſchon die Haken befeſtigt, um es anzuhängen, nur verlangte ich, zu Füßen meines Bildes eine kleine Gruft, um nach meinem Tode darein gebracht zu werden. Darauf ſagten mir die Geiſtlichen, ſie könnten mir das nicht zugeſtehen, ohne von ihren Bauherren die Erlaubniß zu haben. Darauf ſagte ich: Warum verlanget ihr nicht erſt die Erlaubniß eurer Bauherren, um das Crucifix aufſtellen zu laſſen, und ſeht zu, wie ich die Haken und andere Vorbereitungen anbringe? Deßhalb wollte ich auch dieſer Kirche die Frucht meiner äußerſten Bemühung nicht mehr überlaſſen, wenn gleich nachher die Werkmeiſter zu mir kamen und mich darum baten. Ich warf ſogleich meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Crucifix dahin zu verehren gedächte, ſo waren die trefflichen Geiſtlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen, und mein Grab auf alle Weiſe,

wie es mir gefalle, darinne zurichten sollte. Bandinello hatte dieses gemerkt und eilte sein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, sie solle ihm die Capelle, welche den Pazzi gehört hatte, verschaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Alsobald stellte er sein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er starb.

Da sagte die Herzogin: sie habe ihm im Leben geholfen, sie wolle ihm im Tode auch noch beistehen, und ob er gleich weg sey, sollte ich mir doch niemals Hoffnung machen den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Mäckler, eines Tages als ich ihm begegnete: die Herzogin habe den Marmor weggegeben! Ich aber rief aus: Unglücklicher Marmor! wahrlich, in den Händen des Bandinells wärest du übel gefahren, aber in den Händen des Ammanato wird dir's noch übler ergehen.

Ich hatte, wie oben gesagt, Befehl vom Herzog, ein Modell von Erde zum Neptun zu machen, so groß als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon versehen lassen, und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge wo mein Perseus stand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand an's Werk, machte das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwärts, ohne daran zu denken daß ich ihn von Marmor machen wollte; denn ich wußte

wohl, daß die Herzogin sich vorgesetzt hatte mir ihn nicht zu überlassen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit; denn ich versprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt sehen würde, daß sie, als eine Person von Einsicht, es selbst bedauern müßte, dem Marmor und sich selbst einen so ungeheuren Schaden zugefügt zu haben.

Noch verschiedene Künstler machten solche Modelle. Johann Fiammingo, im Kloster Santa Croce, Vincencio Danti, von Perugia, im Hause des Herrn Octavio Medici, der Sohn des Bandinello zu Pisa fing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomeo Ammanato in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut bronzirt hatte und im Begriff war den Kopf zu vollenden und man ihm schon ein wenig die letzte Hand ansah, kam der Herzog vom Palaste herunter, mit Giorgetto dem Mahler, der ihn in den Raum des Ammanato geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Giorgetto mehrere Tage, nebst Ammanato und allen seinen Gesellen, gearbeitet hatte. Indessen der Herzog das Modell ansah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geschwätz einnehmen wollte, schüttelte doch der Herzog den Kopf, und wandte sich zu seinem Herrn Stephan und sagte: Geh' und frage den Benvenuto, ob sein Koloß so weit vorwärts ist, daß ich einen Blick darauf werfen könne? Herr Stephan richtete sehr gefällig und gütig den Auf-

trag des Herzogs aus, und sagte mir dazu: Wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne sehen lassen, so solle ich es frei sagen, denn der Herzog wisse wohl daß ich wenig Hülfe bei einem so großen Unternehmen gehabt habe. Ich versetzte, daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts sey, so würde doch der Geist Seiner Excellenz hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig aussehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam; und sobald Seine Excellenz in den Verschlag trat, und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er sich sehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Ansichten stehen, nicht anders als der erfahrenste Künstler gethan hätte, dann ließ er viele Zeichen und Gebärden des Beifalls sehen, wobei er die wenigen Worte sagte: Benvenuto, du mußt ihm nun die letzte Oberhaut geben. Dann wendete er sich zu denen, die bei ihm waren und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern sprach er: Das kleine Modell das ich in seinem Hause gesehen hatte, gefiel mir wohl, aber dieses Werk übertrifft jenes weit.

Wie nun, nach Gottes Willen, alle Dinge denjenigen, die ihn lieben und ehren, zum Besten gereichen, so begegnete mir auch ein sonderbarer Vorfall. Um diese Zeit besuchte mich ein gewisser Schelm von Vicchio, der Peter Maria von Anterigoli hieß, und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Viehhändler, und

weil er mir Herrn Guido Guidi, dem Arzt, der jetzt Aufseher von Pescia ist, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir sein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht besehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptuns zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Besichtigung des Guts bei diesem Handel nicht nöthig, denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte, als so viel Schäffel Korn, so viel Wein, Oel, andere Feldfrüchte, Castanien und was sonst noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit in der wir lebten, mir sehr zu statten kamen; denn diese Dinge waren wohl hundert Goldgülden werth, und ich gab ihm hundert und sechzig Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir seine Handschrift: daß er mir, so lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es schien mir, wie ich sagte, nicht nöthig das Gut zu besehen, sondern ich erkundigte mich nur auf's beste, ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, sein leiblicher Bruder, dergestalt wohlhabend wären, daß ich mich für sicher halten konnte; und mehrere Personen, welche die beiden Brüder kannten, sagten mir, ich könne ganz ohne Sorge seyn.

Nun ersuchten wir beide Herrn Peter Franciscus Berthold, Notar bei der Kaufmannschaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab, die Sbietta mir überliefern wollte, und nicht anders dachte, als daß diese Schrift im Contract angeführt werden

müßte; aber der Notarius hörte nur auf zwey und zwanzig Puncte, die ihm gedachter Sbietta vorsagte und rückte mein Verzeichniß nicht in den Contract. Indessen als der Notarius schrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, so machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptuns. Da nun also der Contract geschlossen war, erzeigte mir Sbietta die größten Liebkosungen, und ich that ihm ein gleiches; dann brachte er mir Ziegenkäse, Capaunen, weichen Käse und viele Früchte, so daß ich anfing mich zu schämen, und ihn, so oft er nach Florenz kam, aus dem Gasthause in meine Wohnung holte, so wie auch seine Verwandten, die er oft bei sich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weise mir zu sagen an: es sey nicht erlaubt, daß ich vor so viel Wochen ein Gut gekauft habe, und mich noch nicht entschließen könnte meine Arbeiten, nur auf drey Tage ruhen zu lassen; ich solle doch ja kommen und es besehen. Endlich vermochte er so viel über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausreis'te. Mein Neptun war durch vielen Fleiß schon ziemlich weit gekommen, er war nach guten Grundsätzen entworfen, die niemand vor mir weder genutzt noch gewußt hatte, und ob ich gleich, nach allen oben angeführten Verfällen, gewiß war den Marmor nicht zu erhalten, so dachte ich doch das Modell bald zu endigen, und es auf dem Platz zu meiner Genugthuung sehen zu lassen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und Sbietta empfing mich in sei-

70.

Toaſt zum akademiſchen Mittagsmahl am 22. April 1820.

Abweſend iſt kein Freund zu achten
Der immer für uns denkt und ſtrebt,
Und wie es auch die Zeiten brachten
Für uns in gleichem Sinne lebt.
Bei Sonnenſchein und Regenſchauer
Ruft ein verklärter, heitrer Blick
Dem zweifelhaften Zuſtand Glück,
Und jedem Glück die längſte Dauer.

nem Hause so freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte thun können, und die Frau erzeigte mir noch mehr Liebkosungen als er; so blieb es eine Weile, bis sie das ausführen konnten, was er und sein Bruder Philipp sich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, so daß ich mich eines Mittwochs, da zwey Feyertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein gutes Frühstück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte. Als ich daselbst ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet schien, denn er begegnete mir auf's freundlichste, und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich sein schamloses Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing. Ich schenkte ihr einen sehr feinen Strohhut, weil sie versicherte, keinen schönern gesehen zu haben. Als der Abend herbeikam, speis'ten wir sehr vergnügt zusammen, dann gab er mir ein anständiges Zimmer, und ich legte mich in das reinlichste Bett. Meinen beiden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art. Des Morgens als ich aufstand, wieder dieselbe Freundlichkeit.

Ich ging mein Gut zu besehen, das mir sehr wohl gefiel. Man bestimmte mir so viel Weizen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, sagte der Priester Herr Philipp zu mir: Benvenuto, habt keinen Zweifel, und wenn ihr auch das Gut nicht so

ganz gefunden hättet, wie man es euch beschrieben hat, seyd versichert, man wird euch über das Versprochene befriedigen; denn ihr habt es mit rechtschaffnen Leuten zu thun. Auch haben wir eben unsern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein trauriger (gefährlicher) Mensch ist. Dieser Arbeiter nannte sich Mariano Roselli, und sagte mir mehr als einmal: Sehet nur zu euren Sachen, es wird sich zeigen, wer von uns der traurigste seyn wird. Als er diese Worte aussprach, lächelte der Bauer auf eine gewisse unangenehme Weise, die mir nicht ganz gefallen wollte, aber dennoch dachte ich auf keine Weise an das, was mir begegnen sollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das zwey Meilen von Vicchio gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geistlichen, der mich mit seinen gewöhnlichen Liebkosungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühstück zu uns; dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt schon angegangen war, und alle Einwohner sahen mich mit Verwunderung, wie einen seltenen Gegenstand an, besonders aber ein wackrer Mann, der sich schon lange Zeit an dem Ort befindet, dessen Frau Brot auf den Verkauf bäckt; was er an Gütern besitzt, liegt ungefähr eine Meile weit entfernt, er aber mag sich gern im Ort aufhalten. Dieser gute Mann nun wohnte zur Miethe, in einem Hause, dessen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewiesen waren, und sagte zu mir: Ich bin in eurem Hause, und ihr sollt zur rechten Zeit euren Zins

einer gewissen vertracten Miene: Ihr werdet verzeihen, daß ich mit euch nicht speisen kann, denn es ist mir ein Geschäft von Wichtigkeit das meinen Vater betrifft vorgefallen, und weil er nicht da ist, muß ich statt seiner eintreten. Durch unsere Bitten, doch bei uns zu bleiben, ließ er sich auf keine Weise bewegen, und wir fingen an zu speisen. Als wir die Salate, die in gewissen Schüsselchen aufgetragen wurden, gegessen hatten, und man anfing das gesottne Fleisch zu geben, kam ein Schüsselchen für Einen Mann. Sandino, der mir gegenüber saß, sagte darauf: Habt ihr jemals so gute Kost gesehen? und euch geben sie noch dazu immer was Apartes. Ich habe das nicht bemerkt, versetzte ich darauf. Dann sagte er zu mir: Ich möchte doch die Frau des Sbietta zu Tische rufen, welche mit gedachtem Buti hin und wieder lief, beide ganz ordentlich beschäftigt. Endlich bat ich das Weib so sehr, daß sie zu uns kam, aber sie beklagte sich, und sagte: Meine Speisen schmecken euch nicht, denn ihr eßt so wenig. Ich lobte aber ihr Gastmahl über die Maßen und sagte, daß ich hinreichend gegessen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Ursache dieses Weib mich so außerordentlich nöthigte. Als wir aufstanden, waren schon die ein und zwanzig verbei, und ich wünschte noch den Abend nach Trespiano zu kommen, und den andern Tag wieder an meine Arbeit zu gehen. So empfahl ich mich allen, dankte der Frau und reiste fort. Ich war nicht

drey Miglien entfernt, als mich däuchte, der Magen brenne mir. Ich litt entsetzlich, und mir schienen es tausend Jahre, bis ich auf mein Gut nach Trespiano kam. Mit großer Noth langte ich daselbst an, und begab mich zu Bette, aber ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen, es trieb mich öfters zu Stuhle, und weil es mit großen Schmerzen geschah, ging ich, als es Tag ward, nachzusehen, und fand den Abgang alles blutig. Da dachte ich gleich, ich müsse etwas Giftiges gegessen haben, und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speisen und Tellerchen ein, die mir das Weib besonders vorgesetzt hatte; auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mir so viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bei Tische bleiben wollte, ja daß er sollte gesagt haben: sein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr schwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß sie mir in einem Schüsselchen Brühe, die sehr gut gemacht und angenehm zu essen war, eine Dosis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachten Uebel hervorbringt; weil ich aber das Fleisch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, sondern mit bloßem Salze genieße, so aß ich auch nur ein paar Bissen hiervon, so sehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Essen aufgefordert hatte. Und vielleicht haben sie mir noch auf andere Weise Sublimat beigebracht.

Ob ich mich nun schon auf solche Weise angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort in der Loge an meinem Koloß zu arbeiten, bis mich nach wenigen Tagen das Uebel dergestalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte daß ich krank war, ließ sie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Ammanato frei zur Arbeit übergeben, der mir darauf sagen ließ: ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angefangenen Modell machen, er habe den Marmor gewonnen, und es sollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bei dieser Gelegenheit wie Bandinell betragen, der in Reden ausbrach die einem Künstler nicht ziemen, genug, ich ließ ihm antworten: Ich habe es immer vermuthet; er solle nur dankbar gegen das Glück seyn, da es ihm nach Würden eine solche Gunst erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette, und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meister Franciscus da Monte Varchi, curiren; daneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meister Raphael de' Pilli. Der Sublimat hatte dergestalt meinen Eingeweiden die Empfindung genommen, daß ich nichts bei mir behalten konnte; aber der geschickte Meister Franciscus sah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und da die Portion nicht groß war, meine starke Natur nicht hatte überwältigen können. Daher sagte er eines Tags: Benvenuto! danke Gott, du hast gewonnen! zweifle nicht, ich werde dich, zum Verdrusse der

Schelmen, welche dir zu schaden gedachten, durchbringen. Darauf versetzte Meister Raphael, das wird eine von den besten und schwersten Curen seyn; denn du mußt wissen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verschluckt hast. Sogleich unterbrach ihn Meister Franciscus, und sagte: Es war vielleicht ein giftiges Insect. Da versetzte ich: Ich weiß recht wohl daß es Gift ist, und wer mir ihn gegeben hat. Sie curirten an mir sechs Monate, und es währte über ein Jahr bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

Eilftes Capitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht das er von dem Magistrat in einem Proceß erduldet, den er mit Shietta führt. — Er begibt sich zum Herzog nach Livorno und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bei Shietta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit die er in seinem Rechtsstreite mit Shietta durch den Verrath des Raphael Saviozzia erfährt. — Der Herzog und die Herzogin verlassen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis verwittwete Königin von Frankreich an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen und ihrem Gemahl Heinrich II ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm angenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal von Medicis stirbt, worüber am Florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa.

Um diese Zeit war der Herzog verreist, um seinen Einzug in Siena zu halten, wohin Ammanato schon einige Monate vorher gegangen war, um die Triumphbögen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Loge bei der Arbeit geblieben, und hatte mir einige Tücher von meinem Modell des Neptuns, das ich

bedeckt hielt, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bei Don Francesco dem Sohn des Herzogs zu beschweren, der mir sonst einiges Wohlwollen bezeigte. Ich sagte, sie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die noch unvollkommen sey; wenn sie fertig wär', so hätte es mir gleichgültig seyn können. Darauf antwortete mir der Prinz mit einer unzufriedenen Miene: Benvenuto, bekümmert euch nicht daß sie aufgedeckt ist, denn sie haben es zu ihrem eignen Schaden gethan; wollt ihr aber daß ich sie soll bedecken lassen, so soll es gleich geschehen. Außer diesen Worten sagte Seine Excellenz noch manches zu meinen Gunsten in Gegenwart vieler Herren, ich aber versetzte: er möge doch die Gnade haben und mir Gelegenheit verschaffen, daß ich das Modell endigen könnte, denn ich wünschte, sowohl mit dem großen als dem kleinen ihm ein Geschenk zu machen. Er antwortete mir, daß er eins wie das andere annehme, und ich solle alle Bequemlichkeit haben die ich verlange. Diese geringe Gunst richtete mich wieder auf und war Ursache, daß ich wieder nach und nach gesund wurde; denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergestalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung für's Leben zu schöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbei, daß ich jenes Gut von Sbietta auf gedachte Weise besaß, und ich mußte nun nach ihren Giftmischereyen und andern Schelmstreichen bemer-

bemerken, daß es mir so viel nicht eintrug als sie mir versprochen hatten. Da ich nun, außer dem Hauptcontracte, von Sbietta selbst, noch eine besondere Handschrift hatte, wodurch er mir, vor Zeugen, die bestimmten Einkünfte zusagte, so ging ich zu den Herren Räthen, welche der Zeit Averardo Serristori und Friedrich Ricci waren. Alfonzo Quistello war Fiscal, und kam auch mit in ihre Sitzung; der Namen der übrigen erinnere ich mich nicht, es war auch ein Alessandri darunter, genug alles Männer von großer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herren vorgelegt hatte, entschieden sie alle mit einer Stimme, Sbietta habe mir mein Geld zurückzugeben; der einzige Friedrich Ricci widersprach, denn er bediente sich zur selbigen Zeit meines Gegners in seinen Geschäften. Alle waren verdrießlich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schlusses verhinderte, und einen erstaunlichen Lärm machte, indem Averardo Serristori und die andern Widerpart hielten. Dadurch ward die Sache so lange aufgehalten, bis die Stunde der Session verflossen war. Nachdem sie auseinander gegangen waren, fand mich Herr Alessandri auf dem Platze der Nunciata, und sagte ohne Rücksicht mit lauter Stimme: Friedrich Ricci hat so viel über uns andere vermocht, daß du wider unsern Willen bist verletzt worden.

Darüber mag ich nun nichts weiter sagen; denn der oberste Gewalthaber der Regierung müßte darüber un-

71.

Toaſt zum 28. Auguſt 1820

beim akademiſchen Gaſtmahl auf der Roſe.

Wo Jahr um Jahr die Jugend ſich erneut,
Ein friſches Alter würd'ge Lehre beut,
Wo Fürſten reichlich hohe Mittel ſpenden,
Was alles kann und wird ſich da vollenden,
Wenn jeder thätig, froh, an ſeinem Theil. —
Heil jedem Einzelnen! dem Ganzen Heil!

ruhig werden; genug mir geschah eine so auffallende Ungerechtigkeit, bloß weil ein reicher Bürger sich jenes Hutmanns bediente.

Zur Zeit da der Herzog in Livorno war, ging ich ihm aufzuwarten, in Absicht eigentlich mir Urlaub von ihm zu erbitten, denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, so that es mir leid, meine Kunst so sehr hintan zu setzen. Mit diesen Entschließungen kam ich nach Livorno und fand meinen Herzog, der mich auf's beste empfing. Ich war verschiedene Tage daselbst, und ritt täglich mit Seiner Excellenz aus; denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Festung anlegte, und er sah gern, daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Personen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tags, als er mir sehr günstig schien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria von Anterigoli zu sprechen, und sagte: Ich will Ew. Excellenz einen wundersamen Fall erzählen, damit Sie die Ursache erfahren, warum ich das Modell des Neptuns, woran ich in der Loge arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun alles auf's genauste, und nach der vollkommensten Wahrheit, und als ich an den Gift kam, so sagte ich: Wenn mich Seine Excellenz jemals als einen guten Diener geschätzt hätten, so sollten Sie den Sbietta, oder diejenigen welche mir den Gift gegeben, eher belohnen, als bestrafen, weil der Gift, indem er

nicht ſo ſtark geweſen mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient habe, den Magen und die Gedärme von einer tödtlichen Verſchleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drey bis vier Jahren umgebracht hätte; durch dieſe ſonderbare Medicin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Luſt habe, und Gott von Herzen danke, da er das Uebel das er über mich geſchickt, ſo ſehr zu meinem Beſten gewendet hat. Der Herzog hörte mir über zwey Miglien Wegs mit Aufmerkſamkeit zu, und ſagte nur: O die böſen Menſchen! Ich aber verſetzte, daß ich ihnen Dank ſchuldig ſey, und brachte das Geſpräch auf andere angenehme Gegenſtände.

Eines Tages trat ich ſodann mit Vorſatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, unthätig verlebte; was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perſeus noch zu fordern habe, ſo könne mir daſſelbe nach Gefallen ausgezahlt werden. Dann dankte ich Seiner Excellenz mit umſtändlichen Ceremonien, worauf ich aber keine Antwort bekam, vielmehr ſchien es mir, als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Cancino, einer von den erſten Secretären des Herzogs, und ſagte mir halb trotzig: Der Herzog meint, wenn du Urlaub willſt, ſo wird er dir ihn geben, willſt du aber arbeiten, ſo ſollſt du

auch zu thun finden, mehr als du gedenkst. Ich antwortete, daß ich nichts Besseres wünsche, als zu arbeiten, und Seiner Excellenz mehr als irgend jemand, er möchte Papst, Kaiser oder König seyn. Ja, lieber wollte ich Seiner Excellenz um einen Pfennig dienen, als einem andern für einen Ducaten. Dann sagte er: Wenn du so denkst, so seyd ihr einig ohne weiters. Drum gehet nach Florenz zurück, und seyd guten Muths, denn der Herzog will euch wohl. Und so ging ich nach Florenz.

In dieser Zeit beging ich den großen Fehler, daß ich mit obgedachtem Sbietta nicht allein einen veränderten Contract einging, sondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Gutes abkaufte; das letzte geschah im December 1566. Doch ich will weiter dieser Sache nicht gedenken, und alles Gott überlassen, der mich so oft aus manchen Gefahren gerissen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Crucifix geendigt, nahm es von der Erde auf, und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es sich viel besser als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte. Ich ließ es darauf jeden sehen, wer kommen wollte. Nun geschah es, nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon sagte, so daß sie eines Tages nach ihrer Rückkehr von Pisa unerwartet mit dem ganzen Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Crucifix

zu ſehen. Es gefiel ſo ſehr, daß beide Herrſchaften ſowohl als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen ertheilten.

Da ich nun ſah daß ihre Excellenzen ſo wohl zufrieden mit dem Werke waren, und es ſo ſehr lobten, auch ich niemand gewußt hätte der würdiger geweſen wär', es zu beſitzen, ſo machte ich ihnen gern ein Geſchenk damit, und bat nur, daß ſie mit mir in das Erdgeſchoß gehen möchten. Auf dieſe Worte ſtanden ſie gefällig auf, und gingen aus der Werkſtatt in das Haus. Dort ſah die Herzogin mein Modell des Neptuns und des Brunnens zum erſtenmal, und es fiel ihr ſo ſehr in die Augen, daß ſie ſich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete, und ſagte: Bei meinem Leben, ich hätte nicht gedacht daß dieſes Werk den zehnten Theil ſo ſchön ſeyn könnte. Der Herzog wiederholte darauf verſchiedenemal: Hab' ich's euch nicht geſagt? So ſprachen ſie unter einander zu meinen Ehren lange Zeit, und ſchienen mich gleichſam um Vergebung zu bitten. Darauf ſagte der Herzog, ich ſolle mir einen Marmor nach Belieben ausſuchen, und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf dieſe gütigen Worte verſetzte ich: wenn ſie mir dazu die Bequemlichkeit verſchaffen wollen, ſo würde ich ihnen zu Liebe gern ein ſo ſchweres Werk unternehmen. Darauf antwortete der Herzog ſchnell: Du ſollſt alle Bequemlichkeit haben die du verlangſt, und was ich dir von ſelbſt geben werde,

soll noch viel mehr werth seyn. Mit so gefälligen Worten gingen sie weg, und ließen mich höchst vergnügt zurück. Als aber viele Wochen vergingen, ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl sah, daß man zu nichts Anstalt machte, gerieth ich beinahe in Verzweiflung.

In dieser Zeit schickte die Königin von Frankreich (Katharina von Medicis) Herrn Baccio del Bene an unsern Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf, wie man sagt. Gedachter Abgesandter war mein genauer Freund, und wir sahen uns oft. Als er mir nun die Gunst erzählte die Seine Excellenz ihm bewies, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte? Darauf erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Er aber sagte mir, im Namen der Königin: Ihro Majestät wünsche sehr, das Grab Heinrichs (des Zweyten), ihres Gemahls geendigt zu sehen; Daniel von Volterra habe ein großes Pferd von Erz unternommen, sein Termin aber sey verlaufen, und überhaupt sollten an das Grab die herrlichsten Zierrathen kommen: wollte ich nun nach Frankreich in mein Castell zurückkehren; so wolle sie mir alle Bequemlichkeit verschaffen, wenn ich nur Lust hätte, ihr zu dienen. Darauf versetzte ich gedachtem Baccio: er solle mich vom Herzog verlangen, und wenn der es zufrieden sey, so würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf sagte Herr

Baccio fröhlich, ſo gehen wir zuſammen! und nahm die Sache als ſchon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog ſprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn ſagte, daß wenn Seine Excellenz es zufrieden wären, ſo würde ſich die Königin meiner bedienen. Darauf verſetzte der Herzog ſogleich: Benvenuto iſt der geſchickte Mann wofür ihn die Welt kennt, aber jetzt will er nicht mehr arbeiten! worauf er ſogleich das Geſpräch veränderte. Den andern Tag ſagte mir Herr Baccio alles wieder, ich aber konnte mich nicht halten, und ſagte: Wenn ich, ſeitdem mir Seine Excellenz nichts mehr zu arbeiten gibt, eines der ſchwerſten Werke vollendet habe, das mich mehr als zweyhundert Scudi von meiner Armuth koſtet, was würde ich gethan haben, wenn man mich beſchäftigt hätte! Ich ſage, man thut mir ſehr unrecht. Der gute Mann erzählte dem Herzog alles wieder; dieſer aber ſagte: das ſey nur Scherz, er wolle mich behalten. Auf dieſe Weiſe ſtand ich verſchiedene Tage an, und wollte mit Gott davon gehen. Nachher wollte die Königin nicht mehr in den Herzog dringen laſſen, weil es ihm unangenehm zu ſeyn ſchien.

Zu dieſer Zeit ging der Herzog mit ſeinem ganzen Hof und allen ſeinen Kindern, außer dem Prinzen der in Spanien war, in die Niederungen von Siena und von da nach Piſa. Der Gift jener böſen Ausdünſtungen ergriff den Cardinal zuerſt, er verfiel in ein

peſtilenzialiſches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete. Er war des Herzogs rechtes Auge, ſchön und gut; es war recht Schade um ihn. Ich ließ verſchiedene Tage vorbei gehen, bis ich glaubte daß die Thränen getrocknet ſeyen; dann ging ich nach Piſa.

Anhang

zur

Lebensbeſchreibung

des

Benvenuto Cellini,

bezüglich auf

Sitten, Kunſt und Technik.

Inhalt.

I. Vorwort.
II. Gleichzeitige Künstler.
III. Früherer Einfluß.
IV. Cartone.
  1. Des Michelangelo.
  2. Des Leonard da Vinci.
V. Antike Zierrathen.
VI. Vorzügliches technisches Talent.
VII. Tractate über den technischen Theil der Goldschmiedekunst und Sculptur.
VIII. Goldschmiedegeschäft.
  1. Kenntniß der Edelsteine.
  2. Fassen derselben.
    Folien.
    Tinten.
    Spiegel.
  3. Niello.
  4. Filigran.
  5. Email.
  6. Getriebne Arbeit.
  7. Große Spiegel.
  8. Münzen und Medaillen.
  9. Grosserie.
    Gefäße.
    Statuen.
IX. Sculptur.
  1. Erzguß.
  2. Marmorarbeit

72.

Toast
zum Landtage.

Das Wohl des Einzelnen bedenken,
Im Ganzen auch das Wohl zu lenken,
Welch wünschenswerthester Verein!
Den guten Wirth beruft man zum Berather,
Ein jeder sey zu Hause Vater,
So wird der Fürst auch Landesvater seyn.

Steine.
Statuen.
Koloſſen.

X. Flüchtige Schilderung Florentiniſcher Zuſtände.
XI. Stammtafel der Medicis.
XII. Schilderung Cellini's.
XIII. Letzte Lebensjahre.
XIV. Hinterlaſſene Werke.
1. Goldſchmiedarbeit.
2. Plaſtiſche.
Perſeus.
Crucifix.
Ganymed.
Cosmus I. Büſte.
Bronzen von Fontainebleau.
Reſtaurirter Cameo.
3. Zeichnungen.
XV. Hinterlaſſene Schriften.
1. Lebensbeſchreibung.
Ueberſetzung derſelben.
2. Zwey Discurſe.
Ueber Goldſchmiedekunſt.
Ueber Sculptur.
3. Kleine Aufſätze.
4. Poetiſche Verſuche.
5. Ungedruckte Papiere und Nachrichten.
XVI. Ueber die Grundſätze, wornach man das Zeichnen lernen ſoll.
XVII. Ueber den Rangſtreit der Sculptur und Mahlerey.

I.

Vorwort.

Wenn hinter einem Werke, wie die Lebensbeschreibung Cellini's, eine Nachschrift den Leser anziehen sollte, so müßte sie etwas Gleichartiges leisten und zu einem lebhafteren Anschauen der Zeitumstände führen, welche die Ausbildung einer so merkwürdigen und sonderbaren Person bewirken konnten.

Indem uns aber dieser Forderung im ganzen Umfange Genüge zu thun, Vorarbeiten, Kräfte, Entschluß und Gelegenheit abgehen, so gedenken wir, für dießmal skizzenhaft, aphoristisch und fragmentarisch, einiges beizubringen, wodurch wir uns jenem Zweck wenigstens annähern.

II.

Gleichzeitige Künstler.

Wenn von Jahrhunderten oder andern Epochen die Rede ist, so wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menschen sich auf dieser Erde zusammen gefunden, wie sie sich berührt oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewiesen, wobei der Umstand, wie sie sich den Jahren nach gegen einander verhalten, von

der größten Bedeutung iſt. Deßhalb führen wir die Namen gleichzeitiger Künſtler, in chronologiſcher Ordnung, dem Leſer vor und überlaſſen ihm, ſich einen flüchtigen Entwurf jenes großen Zuſammenwirkens ſelbſt auszubilden.

Hiebei drängt ſich uns die Betrachtung auf, daß die vorzüglichſten im funfzehnten Jahrhundert geborenen Künſtler auch das ſechszehnte erreicht und mehrere eines hohen Alters genoſſen; durch welches Zuſammentreffen und Bleiben wohl die herrlichen Kunſterſcheinungen jener Zeiten mochten bewirkt werden, um ſo mehr, als man die Anfänge, deren ſich ſchon das vierzehnte Jahrhundert rühmen konnte, von Jugend auf vor Augen hatte.

Und zwar lebten, um nur die merkwürdigſten anzuführen, im Jahre 1500, als Cellini geboren wurde,

Gentile Bellin,
Johann Bellin,
Luca Signorelli,
Leonard da Vinci,
Peter Perugin,
Andreas Mantegna,
Sanſovino,
Fra Bartolomeo,
Franz Ruſtici,
Albrecht Dürer,
Michelangelo,
Balthaſar Perruzzi.

Tizian,
Giorgione,
Rafael,
Andrea del Sarto,
Primaticcio,
Franz Penni,
Julius Roman,
Correggio,
Polidor von Caravaggio,
Roſſo,
Holbein,

der erſte in einem Alter von ein und achtzig, der letzte von zwey Jahren. Ferner wurden in dem erſten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts geboren:

Perin del Vaga,
Parmegianin,
Daniel von Volterra,
Jacob Baſſan,
Bronzin,
Franz Salviati,
Georg Vaſari,
Andrea Sciavone und
Tintoret.

In einer ſo reichen Zeit ward Cellini geboren und von einem ſolchen Elemente der Mitwelt getragen. Der unterrichtete Leſer rufe ſich die Eigenſchaften dieſer Männer ſummariſch, in Gedanken zurück und er wird

über das Gedränge von Verdienſten erſtaunen, welches jene Epoche verſchwenderiſch hervorbrachte.

III.

Näherer Einfluß auf Cellini.

Wenden wir nun unſern Blick auf die Vaterſtadt des Künſtlers, ſo finden wir in derſelben eine höchſt lebendige Kunſtwelt.

Ohne umſtändlich zu wiederholen was anderwärts bei manchen Gelegenheiten über die Bildung der Florentiniſchen Schule von mehrern, beſonders auch von unſern Freunden, in dem erſten Stück des dritten Bandes der Propyläen, unter dem Artikel Maſaccio abgehandelt worden, begnügen wir uns hier eine ſummariſche Ueberſicht zu geben.

Cimabue ahmet die neuen Griechen nach, mit einer Art dunkler Ahnung, daß die Natur nachzuahmen ſey. Er hängt an der Tradition und hat einen Blick hinüber in die Natur; verſucht ſich alſo hüben und drüben.

Giotto lernt die Handgriffe der Mahlerey von ſeinem Meiſter, iſt aber ein außerordentlicher Menſch und erobert das Gebiet der Natur für die Kunſt.

Seine Nachfolger Gaddi und andere, bleiben auf dem Naturwege.

Orgagna hebt ſich höher und ſchließt ſich an die Poeſie, beſonders an die Geſtalten des Dante.

Brun-

Brunelleschi, Donato und Ghiberti, drey große Männer, ergreifen dem Geiſt und der Form nach die Natur und rücken die Bildhauerkunſt vor.

Der erſte erfand vielleicht die Geſetze der Perſpective, wenigſtens benutzt er ſie früh und befördert dieſen Theil der Kunſt: worauf denn aber leider eine Art techniſcher Raſerey, das Eine Gefundene durch alle Bedingungen durchzuarbeiten, faſt hundert Jahre dauert und das ächte Kunſtſtudium ſehr zurückſetzt.

Maſaccio ſteht groß und einzig in ſeiner Zeit, und rückt die Mahlerey vor.

Alles drängt ſich nun, in der von ihm gemachten Capelle zu ſtudiren; weil die Menſchen, wenn ſie auch das Rechte nicht deutlich verſtehen, es doch allgemein empfinden.

Maſaccio wird nachgeahmt, in ſo fern er ſich der Natur in Geſtalt und Wahrheit der Darſtellung nähert, ja ſogar an Kunſtfertigkeit übertroffen, vom ältern Lippi, Boticelli, Ghirlandaio; welche aber alle in der Naturnachahmung ſtecken bleiben.

Endlich treten die großen Meiſter auf, Leonardo da Vinci, Fra Bartolomeo, Michelangelo und Rafael.

IV.

Cartone.

So ſtark auch die Eindrücke dieſer früheren meiſterhaften Arbeiten auf das Gemüth des jungen Künſtlers mögen geweſen ſeyn, wie er ſelbſt hie und da zu bezeugen nicht unterläßt, ſo war ihm doch vorzüglich die Wirkung bedeutend und erinnerlich, welche zwey gleichzeitige Werke auf ihn ausgeübt hatten; Cartone des Leonard da Vinci und des Michelangelo, die ſogleich bei ihrer Entſtehung die Aufmerkſamkeit und den Nacheifer der ganzen lebenden Kunſtwelt erregten.

Von jeher hatten ſowohl die Vorſteher des Florentiniſchen Staats, als einzelne Gilden und Geſellſchaften ſich zur Ehre gerechnet, durch Architektur, Sculptur und Mahlerey die Zeiten ihrer Adminiſtration zu verherrlichen und beſonders geiſtlichen Gebäuden durch bildende Kunſt einen lebendigen Schmuck zu verſchaffen.

Nun waren die Medicis vertrieben und das ſchöne Kunſtcapital, das Lorenz, beſonders in ſeinem Stadtgarten, geſammelt hatte, woſelöſt er eine Bildhauerſchule unter der Aufſicht des alten Bertoldo anlegte, war in den Tagen der Revolution, durch das leidenſchaftliche Ungeſtüm der Menge, zerſtreut und vergeudet. Eine neue republicaniſche Verfaſſung trat ein. Für den großen Rath war ein neuer Saal gebaut, deſſen Wände durch Veranſtaltung Peter Soderini's, des Gon-

faloniers und ſeiner Regimentsgenoſſen, von den würdigſten Künſtlern jener Zeit belebt werden ſollten.

Leonardo da Vinci, ungefähr im ſieben und vierzigſten Jahre, hatte ſich von Mailand, nach dem Einmarſch der Franzoſen, auf Florenz zurückgezogen, woſelbſt Michelangelo, ungefähr im ſechs und zwanzigſten, mit größter Anſtrengung den Studien oblag. Man verlangte von beiden Künſtlern Cartone zu großen Gemählden, worauf man glückliche Kriegsthaten der Florentiner bewundern wollte.

Schon Cellini hegte die Meinung, als wären die auf gedachten Cartonen vorgeſtellten Thaten und Ereigniſſe in dem Kriege vorgefallen, welchen die Florentiner gegen die Piſaner führten, der ſich mit der Eroberung von Piſa endigte. Die Gründe, warum wir von dieſer Meinung abgehen, werden wir zunächſt anzeigen, wenn wir vorher eine Darſtellung jener Kunſtwerke mit Hülfe älterer Ueberlieferungen und neuern Nachrichten im allgemeinen verurſacht haben.

Nicolaus Piccinini, Feldherr des Herzogs Philipp von Mailand, hatte um die Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einen Theil von Tuscien weggenommen und ſtand gegen die Päpſtlichen und Florentiniſchen Truppen unfern von Arezzo. Durch einige Kriegsunfälle im obern Italien genöthigt, berief ihn der Herzog zurück; die Florentiner, denen dieß bekannt wurde, befahlen den Ihrigen ſorgfältig ein Treffen zu vermeiden, wozu Pic-

cinin, um bei ſeinem Abzug ehrenvoll zu erſcheinen, ſehr geneigt war.

2.

Carton des Michelangelo.

Die Florentiniſchen Anführer ſtanden nicht genugſam auf ihrer Hut, ſo wie überhaupt die loſe Art Krieg zu führen in damaliger Zeit, ingleichen die Inſubordination der Truppen, über alle Begriffe geht. Die Hitze war heftig, die Soldaten hatten zum großen Theil um ſich zu erfriſchen oder zu ergötzen das Lager verlaſſen.

Unter dieſen Umſtänden kommt Piccinin herangezogen. Ein Florentiner, deſſen Namen uns die Geſchichte bewahrt, Michael Attendulo, entdeckt zuerſt den Feind und ruft die zerſtreuten Krieger zuſammen.

Wir glauben ihn in dem Manne zu ſehen, der faſt im Centrum des Bildes ſteht, und, indem er vorſchreitet mit ſeiner kriegeriſchen Stimme die Trompete zu begleiten und mit ihr zu wetteifern ſcheint.

Mag nun der Künſtler den Umſtand, daß die Krieger ſich eben im Flußbad erquicken, als der Feind unerwartet heranzieht, in der Geſchichte vorgefunden, oder aus ſeinem Geiſte geſchöpft haben; wir finden dieſes gehörigſte Motiv hier angewendet. Das Baden ſteht, als das höchſte Symbol der Abſpannung, entgegengeſetzt der höchſten Kraftäußerung im Kampfe, zu der ſie aufgefordert werden.

„In dieser, durch den unerwarteten Aufruf belebten Menge ist beinahe jede Behendigkeit des menschlichen Alters, jede Bewegung, jeder Gesichtszug, jede Pantomime von Bestürzung, Schreck, Haß, Angst, Eil und Eifer dargestellt. Wie Funken aus einem glühenden Eisen unter dem Hammer, geben alle diese Gemüthszustände aus ihrem Mittelpunct heraus. Einige Krieger haben das Ufer erreicht, andere sind im raschen Fortschritt dazu begriffen; noch andere unternehmen einen kühn gewagten Felsensprung, hier tauchen zwey Arme aus dem Wasser auf, die dem Felsen zutappen, dort stehen ein Paar andere um Hülfe; Gefährten beugen sich über, Gefährten zu retten, andere stürzen sich vorwärts zum Beistand. Oft nachgeahmt ist das gluthvolle Antlitz des grimmen, in Waffen grau gewordenen Kriegers, bei dem jede Senne in ungeheurer Anstrengung dahin arbeitet, die Kleider mit Gewalt, über die träufelnden Glieder zu ziehen, indem er zürnend widerwillig mit dem einen Fuß durch die verkehrte Oeffnung hindurch fährt.

Mit dieser kriegerischen Hast, mit diesem edlen Unmuth, hat der sinnvolle Künstler die langsam bedächtige Eleganz eines halb abgewendeten Jünglings, der eifrig bemüht ist sich die Buckeln seiner Rüstung unterwärts der Knöchel zuzuschnallen, in den sprechendsten Contrast gesetzt. Hier ist auch ein Eilen — aber es ist Methode darin. Ein dritter schwingt seinen Cuiraß auf die Schulter, indeß ein vierter, der ein Anführer zu seyn scheint,

73.

Maskenzüge.

Die Geſtalten gehn vorüber,
Masken ſcheinen ſie zu ſeyn;
Doch ſie ſind uns beiden lieber,
Uns vom edelſten Verein.

Sie ſind wahr, denn wohl vernommen
Haben wir ſie ſelbſt gefühlt,
Und, wie es vielleicht gekommen,
Sie zum Theile mitgeſpielt.

Denke nun zum vielten Male
Was, nach ſternenheller Nacht,
Holder Tag im hohen Saale
Wunderfaltig dargebracht.

unbekümmert um Schmuck, kampffertig mit geschwungenem Speer, einen Vormann über den Haufen rennt, der sich eben gebückt hat eine Waffe aufzusammeln. Ein Soldat, der selbst ganz nackt ist, schnallt an dem Harnisch seines Kriegscameraden herum, und dieser, gegen den Feind gekehrt, scheint ungeduldig den Grund zu stampfen. Erfahrung, Wuth, gealterte Kraft, jugendlicher Muth und Schnelligkeit, hinausdrängend oder in sich zurückgezogen, wetteifern mit einander in kraftvollen Ausbrüchen. Nur Ein Motiv beseelt diese ganze Scene des Tumults. Streitbegierde, Eifer mit dem Feinde gemein zu werden, um durch die größte Anstrengung die verschuldete Fahrlässigkeit wieder abzubüßen.

Dieses gelang denn auch, wie uns die Geschichte weiter erzählt. Vergebens griffen die Truppen des Piccinin das verbündete Heer der Päpstlich-Florentinischen Truppen zu wiederholtenmalen an; hartnäckig widerstanden diese und schlugen zuletzt, begünstigt durch ihre Stellung, den oft wiederkehrenden Feind zurück, dessen Fahnen, Waffen und Gepäck den Siegern in die Hände fielen.

2.

Carton des Leonardo da Vinci.

Hatte Michelangelo den zweifelhaften Anfang des Treffens in einer vielfachen Composition dargestellt, so wählte Leonardo da Vinci den letzten schwankenden An-

genblick des Sieges und trug ihn in einer künſtlichen gedrängten Gruppe vor, die wir, in ſo fern ſie ſich aus der Beſchreibung des Vaſari und anderer entwickeln läßt, unſern Leſern darzuſtellen ſuchen.

Vier Soldaten zu Pferde, wahrſcheinlich ein Paar von jedem Heere, ſind mit einander in Conflict geſetzt; ſie kämpfen um eine Standarte, deren Stab ſie alle angefaßt haben. Zwey widerſtreben einander von beiden Seiten, ſie heben die Schwerter empor ſich zu verwunden, oder, wie es auch ſcheinen will, den Stab der Standarte durchzuhauen.

Ein dritter, wahrſcheinlich im Vordergrunde, wendet ſein Pferd gleichſam zur Flucht, indem er mit umgewendetem Körper und ausgeſtrecktem Arm die Stange feſt hält und durch dieſe gewaltſame Bewegung das Siegeszeichen den übrigen zu entreißen ſtrebt, indeſſen ein vierter, vermuthlich von hinten, gerade hervorwärts dringt, und indem er die Stange ſelbſt gefaßt hat mit aufgehobenem Schwert die Hände derer die ſie ihm ſtreitig machen, abzuhauen droht. Charakter und Ausdruck dieſes letzten, als eines entſchieden gewaltigen, in den Waffen grau gewordenen Kriegers, der hier mit einer rothen Mütze erſcheint, wird beſonders gerühmt, ſo wie der Zorn, die Wuth, die Siegesbegier, in Gebärde und Mienen der Uebrigen, zu denen die Streitluſt der Pferde ſich geſellt, deren zwey, mit verſchränkten Füßen auf einander einhauen, und mit dem Gebiß, als natürlichen

Waffen, wie ihre Reiter mit künstlichen, sich bekämpfen. Wobei der Meister, welcher diese edle Thiergattung besonders studirt hatte, mit einem seltenen Talente glänzen konnte.

So zeigte diese geschlossene, in allen ihren Theilen auf's künstlichste angeordnete Handlung, den dringenden, letzten Moment eines unaufhaltsamen Sieges.

Unterwärts kämpften zwey Figuren, in Verkürzung, zwischen den Füßen der Pferde. Ein Krieger, beinahe auf die Erde ausgestreckt, sollte im Augenblick ein Opfer des wüthend eindringenden Gegners werden, der gewaltsam ausholt, um mit dem Dolch des Unterliegenden Kehle zu treffen. Aber noch widerstand mit Füßen und Armen der Unglückliche der Uebermacht, die ihm den Tod drohte.

Genug, alle Figuren, Menschen und Thiere waren von gleicher Thätigkeit und Wuth belebt, so daß sie ein Ganzes von der größten Natürlichkeit und der höchsten Meisterschaft darstellten.

Beide Werke, welche die Bewunderung und den Nacheifer aller künstlerischen Zeitgenossen erregten, und höher als andere Arbeiten dieser großen Meister geschätzt wurden, sind leider verloren gegangen.

Wahrscheinlich hatte die Republik weder Kräfte noch Ruhe genug, einen so groß gefaßten Gedanken

ausführen zu lassen, und schwerlich fühlten sich die Medicis geneigt, als sie bald zur Herrschaft wieder zurückkehrten, das, was jene begonnen hatten, zu vollenden.

Andere Zeiten andere Sorgen! sowohl für Künstler als für Oberhäupter! Und sehen wir nicht in unsern Tagen, das mit großem Sinne und Enthusiasmus entworfene, mit schätzbarem Kunstverdienst begonnene revolutionäre Bild Davids, den Schwur im Ballhause vorstellend, unvollendet? Und wer weiß was von diesem Werke in drey Jahrhunderten übrig seyn wird.

Doch was überhaupt so manche Kunstunternehmungen in Florenz zum Stocken brachte, war die Erwählung Johanns von Medicis zum Römischen Papste. Ihm, der unter dem Namen Leo X. so große Hoffnungen erregte und erfüllte, zog alles nach, was unter einem solchen Gestirn zu gedeihen werth war, oder werth zu seyn glaubte.

Wie lange nun aber jene Cartone in den Sälen in welchen sie aufgehängt gewesen, unversehrt geblieben, ob sie abgenommen, versteckt, vertheilt, versendet, oder zerstört worden, ist nicht ganz gewiß.

Indessen trägt der Ritter Baudinell wenigstens den Verdacht, daß er den Carton des Michelangelo in den ersten unruhigen Zeiten des Regimentswechsels zerschnitten habe, wodurch uns der Verlust eines solchen Werks

noch unerträglicher wird, als wenn wir ihn der gleichgültigen Hand des Zufalls zuschreiben müßten.

Späterhin klingt wieder etwas von ihm nach, und Fragmente scheinen in Mantua aufzutauchen; doch alle Hoffnung einen Originalzug wieder davon zu erblicken ist für Liebhaber verloren.

Der Carton des Leonardo da Vinci soll erhalten und nach Frankreich geschafft worden seyn, wo er denn aber auch verschwunden ist.

Desto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieser Werke Gedächtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, sondern auch noch in nachgebildeten Kunstwerken übrig ist.

Von der Leonardischen Gruppe findet sich eine nicht allzugroße Copie im Poggia Imperiale, wahrscheinlich von Bronzin. Ferner ist sie in dem Gemählde des Leonardo, welches die Anbetung der Könige vorstellt, im Hintergrund als ein Beiwerk angebracht. Auch soll davon ein Kupfer von Gerhardt Edelink, jedoch nach einer schlechten, manierirten Zeichnung eines Niederländers in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michelangelo waren bisher nur wenige Figuren auf einem Kupfer aus damaliger Zeit bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füßli, ein würdiger Bewunderer des großen Michelangelo, eine Beschreibung des Ganzen gegeben, wobei er eine kleine Copie, welche sich zu Haltham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unſere obige Beſchreibung daher entlehnt und wünſchen nichts mehr, als daß Füßly in England und Morghen in Italien die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer beſorgen und befördern mögen. Sie würden ſich um die Kunſtgeſchichte ein großes Verdienſt erwerben, ſo wie ſolches von dem letzten, durch den Stich des Mailändiſchen Abendmahls, bereits geſchehen iſt.

Möge doch die Kupferſtecherkunſt, die ſo oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchſten Pflicht gedenken und uns die würdigſten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltſam zu zerſtören in Bewegung ſind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten ſuchen.

Uebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeigehen anzumerken, daß die Compoſition des Michelangelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht darſtellt, mit der Compoſition des jüngſten Gerichtes große Aehnlichkeit habe; indem in beiden Stücken die Wirkung von einer einzigen Perſon augenblicklich auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beider Bilder wird deßhalb dereinſt höchſt intereſſant werden und die Huldigung, die wir dem großen Geiſte des Verfaſſers zollen, immer vermehren.

Schließlich rechtfertigen wir mit wenigem, daß wir in Darſtellung der hiſtoriſchen Gegenſtände von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Cellini nimmt als bekannt an, daß beide Cartone solche Kriegsbegebenheiten vorstellen, welche bei Gelegenheit der Belagerung von Pisa, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts vorgefallen; Vasari hingegen deutet nur den einen Gegenstand, welchen Michelangelo behandelt, dorthin; erzählt aber daß Leonardo auf dem seinigen einen Vorfall aus der Schlacht zwischen den verbundenen Florentinisch-Päpstlichen Truppen gegen Nicolaus Piccinin, Feldherrn des Herzogs von Mailand, in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Nun begann diese Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Machiavell im fünften Buche seiner Florentinischen Geschichte, mit folgenden Worten umständlich erzählt:

„Niemand war bewaffnet, alles entfernt vom Lager, wie nur ein jeder, entweder Luft zu schöpfen, denn die Hitze war groß, oder sonst zum Vergnügen sich verlieren mochte."

Wir glauben hier den Anlaß jenes Bildes, das Michelangelo ausgeführt, zu erblicken, wobei ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Badens, als des höchsten Symbols einer völligen Auflösung kriegerischer Thätigkeit und Aufmerksamkeit zukommen dürfte.

Wir werden in dieser Meinung um so mehr bestärkt, als in einer sehr ausführlichen Beschreibung der Belagerung und Eroberung von Pisa von Palmerius, so wie in den Pisanischen Annalen des Tronci, welcher sonst die

ganze Geſchichte nicht zu Gunſten der Florentiner darſtellt, keine Spur eines ſolchen Ueberfalls zu finden iſt.

Bedenkt man zunächſt, daß es nicht wohl ſchicklich für eine Regierung geweſen wäre durch Kunſtwerke den alten Groll gegen die Piſaner, welche nun ſchon ſeit hundert Jahren die ihrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen, ſo läßt ſich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, leidenſchaftlicher Florentiner überall wo er Krieg und Streit ſah, ſich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Piſaner erinnerte; anſtatt daß von dem ſo bedeutenden Sieg über Piccinin keine ſinnliche Spur übrig geblieben war und kein Nationalhaß die Erinnerung an denſelben ſchärfte.

Was hiebei noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht bei erregter Aufmerkſamkeit bald ſeine Auflöſung.

V.

Antike Zierrathen.

Wenn nun gleich Cellini von Jugend auf an menſchliche Geſtalt und ihre Darſtellung im höchſten Sinne geführt worden, ſo zog ihn doch ſein Metier und vielleicht auch eine gewiſſe ſubalterne Neigung zu den Zierrathen hin, welche er an alten Monumenten und ſonſt ſehr häufig vor ſich fand und ſtudirte.

Er gedenkt ſeines Fleißes auf dem Campo Santo zu Piſa, und an einer nachgelaſſenen, unüberſehlichen Sammlung des Philippo Lippi, welcher dergleichen

Gegenstände sorgfältig nachahmte, um sie in seinen Gemählden anzubringen.

VI.

Vorzügliches technisches Talent.

Das allgemeine technische Talent, das unserm Benvenuto angeboren war, konnte bei der Goldschmiedezunft, die sich nach allen Seiten hin verbreiten durfte, und sehr viel Geschicklichkeit und Anstrengung von ihren Gesellen forderte, genugsamen Anlaß zur Thätigkeit finden und sich stufenweise, durch vielfältige Praktik, zu der Höhe der Sculptur, auf der er unter seinen Zeitgenossen einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

VII.

Zwey Abhandlungen über Goldschmiedearbeiten und Sculptur.

Wenn er uns nun in seiner Lebensbeschreibung nächst seinen Schicksalen auch seine Werke von Seiten der Erfindung und Wirkung bekannt macht, so hat er in ein Paar Abhandlungen uns das einzelne Technische dergestalt beschrieben, daß ihm unsere Einbildungskraft auch in die Werkstatt folgen kann.

Aus diesen Schriften machen wir einen summarischen Auszug, durch welchen der Leser, der sich bisher am Leben und an der Kunst ergötzt, sich nun auch das Handwerk einigermaßen vergegenwärtigen, die Terminologie

deutlich machen, und ſo zu einem vollſtändigern Anſchauen, wenn ihm darum zu thun iſt, gelangen kann.

VIII.

Goldſchmiedegeſchäft.

1.

Kenntniß der Edelſteine.

Die Ariſtoteliſche Lehre beherrſchte zu damaliger Zeit alles, was einigermaßen theoretiſch heißen wollte. Sie kannte nur vier Elemente, und ſo wollte man auch nur vier Edelſteine haben. Der Rubin ſtellte das Feuer, der Smaragd die Erde, der Sapphir das Waſſer, und der Diamant die Luft vor. Rubinen von einiger Größe waren damals ſelten und galten achtfach den Werth des Diamanten. So ſtand auch der Smaragd in hohem Preiſe. Die übrigen Edelſteine kannte man wohl, doch ſchloß man ſie entweder an die vier genannten an, oder man verſagte ihnen das Recht Edelſteine zu heißen.

Daß einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt. Man ſchrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem ſie dieſes Leuchten abgewonnen hatten, ſondern einer eigenen, inwohnenden Kraft und nannte ſie Karfunkel.

2.

Faſſen der Edelſteine.

Bei dem Faſſen der Edelſteine behandelte man die Folien mit der äußerſten Sorgfalt. Es ſind dieſes gewöhnlich dünne, glänzende, farbige Metallblättchen,

74.

Der Abweſende dem Maskenfeſt

zum 16. Februar 1818.

So wandelt hin lebendige Geſtalten,
Bewegten Lebens reichliche Gebilde,
Dem ſchönſten Tage laſſet Liebe walten,
Im Reihen ſchmückt elyſiſche Gefilde.
Ergetzen ſollt ihr, geiſtreich unterhalten,
Belehren auch und warnen freundlichſt milde.
Der Dichter Alle ſegnet Euch zum Frieden,
Abweſend ſey es oder abgeſchieden.

welche den farbigen Steinen untergelegt werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Doch thun auch andere Materialien den gleichen Dienſt, wie z. B. Cellini durch feingeſchnittene, hochrothe Seide, mit der er den Ringkaſten gefüttert, einen Rubin beſonders erhöht haben will. Ueberhaupt thut er ſich auf die Geſchicklichkeit, Folien zu verfertigen und anzuwenden, viel zu Gute. Er tadelt bei gefärbten Steinen die allzudunkle Folie mit Recht, indem keine Farbe erſcheint, wenn nicht Licht durch ſie hindurch fällt. Der Diamant erhält eine Unterlage aus dem feinſten Lampenruß bereitet; ſchwächern Diamanten legte man auch ein Glas unter.

3.

Niello.

Mit Strichen eingegrabene Zierrathen oder Figuren, in Kupfer, oder Silber, wurden mit einer ſchwarzen Maſſe ausgefüllt. Dieſe Art zu arbeiten war ſchon zu Cellini's Zeiten abgekommen. Wahrſcheinlich weil ſie durch die Kupferſtecherkunſt, die ſich daher ableitete, vertrieben worden war. Jeder der ſich bemüht hatte, kunſtreiche Striche in's Metall zu graben, mochte ſie lieber durch Abdruck vervielfacht ſehen, als ſie ein- für allemal mit einer ſchwarzen Maſſe ausfüllen.

Dieſe Maſſe beſtand aus einem Theil Silber, zwey Theilen Kupfer und drey Theilen Blei, welche zuſammengeſchmolzen und nachher in einem verſchloſſenen irdenen Gefäß, mit Schwefel zuſammengeſchüttelt worden,

wo-

wodurch eine ſchwarze körnige Maſſe entſteht, welche ſodann durch öftere Schmelzungen verfeinert wird.

Zum Gebrauch wurde ſie geſtoßen und die eingegrabene Metallplatte damit überſchmolzen, nach und nach wieder abgefeilt, bis die Platte zum Vorſchein kam und endlich die Fläche dergeſtalt polirt, daß nur die ſchwarzen Striche reinlich ſtehen blieben.

Thomas Finiguerra war ein berühmter Meiſter in dieſer Arbeit, und man zeigt in den Kupferſtichſammlungen Abdrücke von ſeinen eingegrabenen noch nicht mit Niello eingeſchmolzenen Platten.

4.

Filigran.

Aus Gold- und Silberdrähten von verſchiedener Stärke, ſo wie aus dergleichen Körnern, wurden Zierrathen zuſammengelegt, mit Drachant verbunden und die Löthe gehörig angebracht; ſodann, auf einer eiſernen Platte einem gewiſſen Feuergrad ausgeſetzt und die Theile zuſammengelöthet, zuletzt gereinigt und ausgearbeitet.

5.

Email.

In Gold und Silber wurden flach erhabene Figuren und Zierrathen gearbeitet, dieſe alsdann mit wohl geriebenen Emailfarben gemahlt und mit großer Vorſicht in's Feuer gebracht, da denn die Farben wieder als durchſichtiges Glas zuſammenſchmolzen und der unterliegende metalliſche Grund zum Vorſchein kam.

Man verband auch diese Art zu arbeiten mit dem Filigran und schmelzte die zwischen den Fäden bleibenden Oeffnungen mit verschieden gefärbten Gläsern zu: eine Arbeit, welche sehr große Mühe und Genauigkeit erforderte.

6.

Getriebene Arbeit.

Diese war nicht allein halb erhoben, sondern es wurden auch runde Figuren getrieben. Die ältern Meister, unter denen Caradosso vorzüglich genannt wird, machten erst ein Urbild von Wachs, gossen dieses in Erz, überzogen das Erz sodann mit einem Goldblech und trieben nach und nach die Gestalt hervor, bis sie das Erzbild herausnahmen und nach genauer Bearbeitung die in das Goldblech getriebenen Figuren zulöthten. Auf diese Weise wurden Medaillen von sehr hohem Relief, um sie am Hut zu tragen, und kleine ringsum gearbeitete Crucifixe gefertigt.

7.

Große Siegel

wurden besonders für Cardinäle gearbeitet. Man machte das Modell von Wachs, goß es in Gyps aus und druckte in diese Form eine feine im Feuer nicht schmelzende Erde. Dieses letzte Modell ward zum Grund einer zweyten Form gelegt, in welche man das Metall goß, da denn das Siegel vertieft zum Vorschein kam, welches, mit dem Grabstichel und stählernen Stempeln

weiter ausgearbeitet, mit Inschriften umgeben und zuletzt mit einem verzierten Handgriff versehen ward.

8.

Münzen und Medaillen.

Zuerst wurden Figuren, Zierrathen, Buchstaben theilweise wie es sich zum Zweck am besten schickte erhöht in Stahl geschnitten, gehärtet und sodann mit diesen erhabenen Punzen der Münzstempel nach und nach eingeschlagen, wodurch man in den Fall kam, viele ganz gleiche Stempel geschwind hervorzubringen. Die Medaillenstempel wurden nachher noch mit dem Grabstichel ausgearbeitet und beide Sorten entweder mit dem Hammer oder mit der Schraube ausgeprägt. Letzterer gab man schon zu Cellini's Zeiten den Vorzug.

9.

Grosserie.

Hierunter begriff man alle große, getriebene Arbeit, besonders von Gefäßen, welche aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

Das Metall wurde zuerst gegossen, und zwar bediente man sich dabei eines Ofens mit einem Blasebalg, oder eines Windofens. Cellini erfand eine dritte Art, die er aus der Schale gießen benannte.

Die Formen wurden aus eisernen Platten, zwischen die man eiserne Stäbe legte, zusammengesetzt und mit eisernen Federn zusammengehalten. Inwendig wurden diese Formen mit Oel und auswendig mit Thon bestrichen.

Die alſo gegoſſene Platte wird im allgemeinen gereinigt, dann geſchabt, ſodann erhitzt und mit dem dünnen Theile des Hammers, aus den Ecken nach der Mitte und dann von innen heraus bis ſie rund wird geſchlagen. In der Mitte bleibt ſie am ſtärkſten. Im Centro wird ein Punct gezeichnet, um welchen die Cirkel gezogen werden, wonach ſich die Form des Gefäßes beſtimmt. Nun wird die Platte von gedachtem Punct aus in einer Schneckenlinie geſchlagen, wodurch ſie ſich nach und nach wie ein Hutkopf vertieft und endlich das Gefäß ſeine beſtimmte Größe erhält. Gefäße, deren Hals enger iſt als der Körper, werden auf beſondern Ambeſen, die man von ihrer Form Kuhzungen nennt, ausgetrieben, ſo wie überhaupt die Werkzeuge, worauf man ſchlägt und womit man ſchlägt, die Arbeit möglich machen und erleichtern.

Nun wird das Gefäß mit ſchwarzem Pech gefüllt und die Zierrathen, welche darauf kommen ſollen, erſt gezeichnet und leicht eingeſtochen und die Umriſſe mit verſchieden geformten Meiſeln leicht eingeſchlagen, das Pech herausgeſchmelzen und auf langen an dem Ende beſonders geformten Ambeſen die Figuren nach und nach herausgetrieben. Alsdann wird das Ganze ausgeſotten, die Hohlung wieder mit Pech gefüllt und wieder mit Meiſeln die Arbeit auswendig durchgeführt. Das Ausſchmelzen des Pechs und das Ausſieden des Gefäßes wird ſo oft wiederholt, bis es beinahe vollendet iſt.

Sodann um den Kranz und die Handhaben zu erlangen werden sie von Wachs an das Gefäß angebildet, eine Form gehörig darüber gemacht und das Wachs herausgeschmelzen, da sich denn die Form vom Gefäße ablöst, welche von der Hinterseite zugeschlossen, wohl getrocknet und ausgegossen wird.

Manchmal gießt man auch die Form zum erstenmal mit Blei aus, arbeitet noch feiner in dieses Metall und macht darüber eine neue Form, um solche in Silber auszugießen; wobei man den Vortheil hat, daß man das bleierne Modell aufheben und wieder brauchen kann.

Die Kunst kleine Statuen aus Gold und Silber zu treiben war, wie aus dem Vorigen bekannt ist, hoch gebracht, man verweilte nicht lange bei diesem kleinen Format, den man nach und nach bis zur Lebensgröße steigerte. Franz I bestellte einen solchen Hercules, der die Himmelskugel trug, um Carl V, als er durch Paris ging, ein Geschenk zu machen; allein, obschon in Frankreich die Grosserie sehr häufig und gut gearbeitet wurde, so konnten doch die Meister mit einer solchen Statue nicht fertig werden, bei welcher das letzte Zusammenlöthen der Glieder äußerst schwierig bleibt. Die Art solche Werke zu verfertigen ist verschieden, und es kommt dabei auf mehr oder weniger Gewandtheit des Künstlers an.

Man macht eine Statue von Thon, von der Größe wie das Werk werden soll; diese wird in mehrere Theile

getheilt und theilweiſe geformt, ſodann einzeln in Erz gegoſſen, die Platten drüber gezogen und die Geſtalt nach und nach herausgeſchlagen: wobei vorzüglich auf die Stellen zu ſehen iſt, welche künftig zuſammentreffen ſollen. Weil nun der Kopf allein aus dem Ganzen getrieben wird, der Körper aber, ſo wie Arme und Beine, jedes aus einem Vorder- und Hintertheil beſteht, ſo werden dieſe erſt zuſammengelöthet, ſo daß das Ganze nunmehr in ſechs Stücken vorliegt.

Cellini, weil er in der Arbeit ſehr gewandt war und ſich auf ſeine Einbildungskraft, ſo wie auf ſeine Hand verlaſſen konnte, goß das Modell nicht in Erz, ſondern arbeitete aus freier Hand nach dem Thon, indem er das Blech, wie er es nöthig fand, von einer oder der andern Seite behämmerte.

Jene oben genannten ſechs Theile der Statue werden nun erſt mit Pech ausgegoſſen und mit Meiſeln, ſo wie von den Gefäßen erzählt worden, ausgearbeitet, mehr als einmal ausgeſetzen und wieder mit Pech gefüllt und ſo mit der Arbeit fortgefahren, bis das getriebene Werk dem von Erde völlig gleich iſt. Dann werden jene Theile mit Silberfäden an einander befeſtigt, die löthende Materie aufgeſtrichen und über einem eigens dazu bereiteten Herde geröthet.

Das Weißſieden hat auch bei ſo großen Werken ſeine Schwierigkeit. Cellini verrichtete es bei ſeinem Jupiter in einem Färbekeſſel.

Hierauf gibt Cellini noch Rechenschaft von verschiedenen Arbeiten, die hieher gehören, als vom Vergolden, von Erhöhung der Farbe des Vergoldeten, Verfertigung des Aetz- und Scheidewassers und dergleichen.

IX.

Sculptur.

1.

Erzguß.

Um in Erz zu gießen macht man zweyerlei Arten von Formen.

Bei der ersten geht das Modell verloren, indem man es als Kern benutzt. Es wird in Thon so groß gearbeitet als der künftige Guß werden soll. Man läßt es um einen Finger breit schwinden und brennt es. Alsdann wird Wachs darüber gezogen und dieses sorgfältig ausbossirt, so daß dadurch das ganze Bild seinen ersten Umfang wieder erhält.

Hierüber wird eine feuerfeste Form gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da denn eine Höhlung bleibt, welche das Erz wieder ausfüllen soll.

Die andere Art zu formen ist folgende:

Das Modell von Thon erhält einen leichten Anstrich von Terpentinwachs und wird mit feinen Metallblättern überlegt. Dieses geschieht deßhalb, damit die Feuchtigkeit dem Modell nicht schade, wenn darüber eine Gypsform gemacht wird.

Diese wird auf die noch übliche Weise verfertigt und

dergestalt eingerichtet, daß sie in mehrere Hauptheile zerfällt, so daß man bequem etwas Wachs, oder Teig hineindrücken kann, so stark als künftig der Guß werden soll.

Hierauf wird das Gerippe zur Statue von eisernen Stangen und Drähten zusammengefügt und mit feuerbeständiger Masse überzogen, so lange bis dieser Kern jene eingedruckte Oberhaut berührt, weßhalb man immer Form und Kern gegen einander probiren muß. Sodann wird jene Oberhaut aus der Form genommen. Form und Kern werden wechselseitig befestigt und der Raum, den die Oberhaut einnahm, wird mit Wachs ausgegossen.

Nun wird die Gypsform wieder abgenommen und das neue wächserne Grund- und Musterbild durchaus überarbeitet.

Sodann werden wächserne Stäbe von Glied zu Glied geführt, je nachdem künftig das Metall durch verschiedene Wege zu circuliren hat, indem alles was künftig in der Form hohl bleiben soll, an dem Modell von Wachs ausgearbeitet wird. Ueber diese also zubereitete, wächserne Gestalt wird eine feuerbeständige Form verfertigt, an welcher man unten einige Oeffnungen läßt, durch welche das Wachs, wenn nunmehr die Form über ein gelindes Feuer gebracht wird, ausschmelzen kann.

Ist alles Wachs aus der Form geflossen, so wird diese nochmals auf das sorgfältigste getrocknet, und ist

alsdann das Metall zu empfangen bereit; das erste Modell aber, welches völlig im Stande geblieben, dient dem Meister und den Gesellen bei künftiger Ausarbeitung des Gusses, welcher folgendermaßen veranstaltet wird:

Man gräbt eine Grube vor dem Ofen weit und tief genug. In diese wird die Form mit Flaschenzügen hineingelassen, an die untern Oeffnungen der Form, durch welche das Wachs ausgeflossen, werden thönerne Röhren angesetzt und nach oben zu geleitet. Der Raum um die Form in der Grube wird mit Erde nach und nach ausgefüllt, welche von Zeit zu Zeit festgestampft wird.

Wie man damit weiter heraufkommt, werden an die obern in der Form gelassenen Oeffnungen gleichfalls thönerne Röhren angelegt und solche nach den Forderungen der Kunst mit einander verbunden und zuletzt in einen großen Mund vereinigt, welcher etwas über die Höhe des Hauptes zu stehen kommt. Alsdann wird ein Canal von dem Ofen bis zu gedachtem Munde abhängig gepflastert und das im Ofen geschmolzene Erz in die Form gelassen, wobei es denn sehr viel auf das Glück ankommt, ob sie sich gehörig füllt.

Den Bau des Ofens, die Bereitung und Schmelzung des Metalls übergehen wir, als zu weit von unsern Zwecken entfernt. Wie denn überhaupt die technischen Kunstgriffe in diesem Fache in den neuern Zeiten voll-

75.

Bilder-Scenen.

Zur Feyer
des zweyten Februar 1817.

Mit Säulen schmückt ein Architekt auf's beste,
Mit Statuen, Gemählden seine Hallen,
Dann finden sich am frohen Tag die Gäste,
Von Melodie bewegt einher zu wallen.
Nun wirket umgekehrt, am schönsten Feste,
Durch Widerspruch die Kunst Ihm zu gefallen.
Statt laute Freude frisch bewegt zu schildern,
Erstarrt das Lebende zu holden Bildern.

kommener ausgebildet worden, wovon sich der Liebhaber aus mehreren Schriften belehren kann.

2.

Marmorarbeit.

Cellini nimmt fünferlei Arten weißen Marmor an, von dem gröbsten Korn bis zum feinsten. Er spricht alsdann von härtern Steinen, von Porphyr und Granit, aus denen gleichfalls Werke der Sculptur verfertigt werden; dann von den weichen, als einer Art Kalkstein, welche, indem sie aus dem Bruch kommt, leicht zu behandeln ist, nachher an der Luft verhärtet. Ferner gedenkt er der Florentinischen grauen Sandsteine, welche sehr fein und mit Glimmer gemischt, besonders in der Gegend von Fiesole, brechen und gleichfalls zu Bildhauerarbeiten gebraucht werden.

Bei Statuen in Lebensgröße ging man folgendermaßen zu Werke: Man machte ein kleines Modell mit vieler Sorgfalt und arbeitete theils aus Ungeduld, theils im Gefühl seiner Meisterschaft, öfters gleich nach diesem die Statue im Großen aus dem Marmor heraus.

Doch wurden auch nach gedachtem kleinem große Modelle verfertigt und diese bei der Arbeit zum Grunde gelegt; doch auch alsdann arbeitete man noch leichtsinnig genug, indem man auf den Marmor die Hauptansicht der Statue mit Kohlen aufzeichnete und sofort dieselbe nach Art eines Hochreliefs herausarbeitete. Zwar erwähnt Cellini auch der Art eine Statue von allen Seiten

her zuerst in's Runde zu bringen. Er mißbilligt sie aber. Und freilich mußten ohne genaues Maß bei beiden Arten Fehler entstehen, die man bei der ersten, weil man noch Raum in der Tiefe behielt, eher verbessern konnte.

Ein Fehler solcher Art ist der, welchen Cellini dem Bandinelli vorwirft, daß an der Gruppe von Hercules und Cacus die Waden der beiden Streitenden so zusammenschmelzen, daß, wenn sie die Füße aus einander thäten, keinem eine Wade übrig bleiben würde. Michelangelo selbst ist von solchen Zufällen nicht frei geblieben

Die Art also nach Perpendikeln, mit welchen das Modell umgeben wird, die Maße hineinwärts zu nehmen, scheint zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unbekannt gewesen zu seyn. Wenigstens will Cellini sie selbst erfunden haben, als er in Frankreich nach kleinern Modellen einen ungeheuern Koloß zu fertigen unternahm. Seine Vorrichtungen dazu verdienen erzählt zu werden.

Erst machte er mit großer Sorgfalt ein kleines Modell, sodann ein größeres von drey Ellen. Um solches schlug er einen wage- und senkrechten Kasten in welchem das Maß der vierzig Ellen, als so groß der Koloß werden sollte, in verjüngtem Maßstab aufgezeichnet war. Um sich nun zu versichern daß auf diesem Wege die Form in's Große übertragen werden könne, zeichnete er auf den Fußboden seines Saals ein Profil des Kolosses, indem er jemanden die Maße innerhalb des Kastens neh-

men und aussprechen ließ. Als auf diese Weise eine Silhouette gut gelang, schritt er weiter fort und verfertigte zuerst ein Gerippe in der Größe des eingekasteten Modells, indem er einen geraden Stab, der durch den linken Fuß bis zum Kopfe ging, aufstellte und an diesen, wie ihm sein Modell nachwies, das Gerippe der übrigen Glieder befestigte.

Er ließ darauf einen Baumstamm, vierzig Ellen hoch im Hofe aufrichten und vier gleiche Stämme in's Gevierte um ihn her; diese letzten wurden mit Bretern verschlagen, woraus ein ungeheurer Kasten entstand. Nun ward, nach dem kleinen Modell des Gerippes das große Gerippe innerhalb des Kastens ausgemessen und aufgebaut. Die Figur stand auf dem linken Fuße, durch welchen der Pfahl ging, den rechten Fuß setzte sie auf einen Helm, welcher so eingerichtet war, daß man in denselben hineingehen und sodann die ganze Figur hinauf steigen konnte.

Als nun das Gerippe auf diese Weise zu Stande war, überzog man solches mit Gyps, indem die Arbeiter die Maße des kleinen Kastens in den großen übertrugen. So wurde in kurzer Zeit durch gemeine Arbeiter dieses ungeheure Modell bis gegen die letzte Haut fertig gebracht und sodann die vordere Bretwand weggenommen, um das Werk übersehen zu können.

Daß der Kopf dieses Kolosses völlig ausgeführt worden und zu artigen Abenteuern Anlaß gegeben, erinnern

wir uns aus der Lebensbeſchreibung unſers Verfaſſers; die Vollendung aber des Modells, und noch mehr der Statue in Erz unterblieb, indem die Kriegsunruhen von außen, und die Leidenſchaften des Künſtlers von innen, ſich ſolchen Unternehmungen entgegenſetzten.

X.

Flüchtige Schilderung Florentiniſcher Zuſtände.

Können wir uns nun von dem ſonderbaren Manne ſchon eine lebhaftere Vorſtellung, einen deutlichern Begriff machen, wenn wir denſelben in ſeine Werkſtätte begleiten, ſo werden diejenigen ſeinen Charakter in einem weit helleren Lichte ſehen, die mit der Geſchichte überhaupt und beſonders mit der Florentiniſchen bekannt ſind.

Denn indem man einen merkwürdigen Menſchen als einen Theil eines Ganzen ſeiner Zeit oder ſeines Geburts- und Wohnorts betrachtet, ſo laſſen ſich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche ſonſt ewig ein Räthſel bleiben würden. Daher entſteht bei jedem Leſer ſolcher frühern, eignen Lebensbeſchreibungen ein unwiderſtehlicher Reiz, von den Umgebungen jener Zeiten nähere Kenntniß zu erlangen, und es iſt ein großes Verdienſt lebhaft geſchriebener Memoiren, daß ſie uns durch ihre zudringliche Einſeitigkeit in das Studium der allgemeinern Geſchichte hineinlocken.

Um auf dieſen Weg wenigſtens einigermaßen hinzudeuten wagen wir eine flüchtige Schilderung Florentini-

ſcher Zuſtände, die je nachdem ſie Leſern begegnet, zur Erinnerung oder zum Anlaß weiterer Nachforſchung dienen mag.

Die Anfänge von Florenz wurden wahrſcheinlich in frühen Zeiten von den Fieſolanern, welche die Bergſeite jener Gegend bewohnten, in der Ebene zunächſt am Arno zu Handelszwecken erbaut, ſodann von den Römern durch Colonien zu einer Stadt erweitert, die, wie ſie auch nach und nach an Kräften mochten zugenommen haben, gar bald das Schickſal des übrigen Italiens theilte. Von Barbaren beſchädigt, von fremden Gebietern eine Zeit lang unterdrückt, gelang es ihr endlich das Joch abzuſchütteln und ſich in der Stille zu einer bedeutenden Größe zu erheben.

Unter dem Jahre 1010 wird uns die erſte merkwürdige That der Florentiner gemeldet. Sie erobern ihre Mutterſtadt und hartnäckige Nebenbuhlerin Fieſole und verſetzen mit alt-Römiſcher Politik die Fieſolaner nach Florenz.

Von dieſer Epoche an iſt unſerer Einbildungskraft abermals überlaſſen, eine ſich mehrende Bürgerſchaft, eine ſich ausbreitende Stadt zu verſchaffen. Die Geſchichte überliefert uns wenig von ſolcher glücklichen Zeit, in welcher ſelbſt die traurige Spaltung Italiens zwiſchen Kaiſer und Papſt ſich nicht bis in die Florentiniſchen Mauern erſtreckte.

Endlich leider! zu Anfang des dreyzehnten Jahrhun-

derts trennt ſich die angeſchwollene Maſſe der Einwohner zufällig über den Leichtſinn eines Jünglings, der eine edle Braut verſtößt, in zwey Parteyen und kann drey volle Jahrhunderte durch nicht wieder zur Vereinigung gelangen, bis ſie durch äußere Macht genöthiget ſich einem Alleinherrſcher unterwerfen muß.

Da mochten denn Bondelmontier und Amideer, Donati und Uberti, wegen verletzter Familienehre ſtreiten; gegenſeitig bei Kaiſer und Papſt Hülfe ſuchen, und ſich nun zu den Guelfen und Ghibellinen zählen oder ſchnell reich gewordne, derb grobe Bürger mit armen und empfindlichen Edelleuten ſich vereinigen und ſo die Cerci und Donat und daraus die Schwarzen und Weißen entſtehen, ſpäterhin die Ricci und Albizzi einander entgegen arbeiten; durchaus erblickt man nur ein hin und wieder ſchwankendes, unzulängliches, parteyiſches Streben.

Ritter gegen Bürger, Zünfte gegen den Adel, Volk gegen Oligarchen, Pöbel gegen Volk, Perſönlichkeit gegen Menge oder Ariſtokratie, findet man in beſtändigem Conflict. Hier zeigen ſich dem aufmerkſamen Beobachter die ſeltſamen Vereinigungen, Spaltungen, Untervereinigungen und Unterſpaltungen; alle Arten von Coalitionen und Neutraliſationen, wodurch man die Herrſchaft zu erlangen und zu erhalten ſucht.

Ja ſogar werden Verſuche gemacht die oberſte Gewalt einem oder mehreren Fremden aufzutragen, und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

Die meisten Städte, sagt Machiavell, besonders aber solche, die weniger gut eingerichtet sind und unter dem Namen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert, und zwar gewöhnlich, nicht weil Freiheit und Knechtschaft, wie viele meinen, sondern weil Knechtschaft und Gesetzlosigkeit mit einander im Streite liegen.

Bei so mannichfaltigen Veränderungen des Regiments, bei dem Schwanken der Parteygewalten, entsteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Ausgewanderten und Zurückberufenen, und niemals waren solche Veränderungen ohne Zerstreuung, Zerstörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbei hat Florenz nicht allein seine eigne Verirrung zu büßen, sondern trägt die Verirrungen benachbarter Städte und Ortschaften, woselbst ähnliche politische Unruhen durch Florentinische Ausgewanderte oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Pisa, Lucca, Pistoja, Prato beunruhigen auf mehrerlei Weise Florenz lange Zeit und müssen dagegen gar viel von der Hab- und Herrschsucht, von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarin erdulden; bis sie alle zuletzt, außer Lucca, welches sich selbstständig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher wechselseitig ein unauslöschlicher Haß, ein unvertilgbares Mißtrauen. Wenn Benvenuto den Verdacht einer ihm verderblichen Todfeindschaft auf diesen oder

oder jenen wälzen will, ſo bedarf es nur, daß dieſer von Piſtoja oder Prato geweſen. Ja, bis auf dieſen Tag pflanzt ſich eine leidenſchaftliche Abneigung zwiſchen Florentinern und Lukkeſern fort.

Wie bei ihrer erſten Entſtehung, ſo auch in den ſpätern Zeiten, erfährt die Stadt das Schickſal des übrigen Italiens, in ſo fern es durch in- oder ausländiſche große Mächte beſtimmt wird.

Der Papſt und die Herrſcher von Neapel im Süden, der Herzog von Mailand, die Republiken Genua und Venedig im Norden, machen ihr auf mancherlei Weiſe zu ſchaffen und wirken auf ihre politiſchen und kriegeriſchen Anſtalten mächtig ein, und dieß um ſo mehr und ſo ſchlimmer als kein Verhältniß, groß oder klein, Feſtigkeit und Dauer gewinnen konnte. Alles was ſich in Italien getheilt hatte, oder Theil am Raube zu nehmen wünſchte; Päpſte, Könige, Fürſten, Republiken, Geiſtlichkeit, Barone, Kriegshelden, Uſurpatoren, Baſtarde, alle ſchwirren in fortwährendem Streite durch einander. Hier iſt an kein dauerhaftes Bündniß zu denken. Das Intereſſe des Augenblicks, perſönliche Gewalt oder Unmacht, Verrath, Mißtrauen, Furcht, Hoffnung, beſtimmen das Schickſal ganzer Staaten, wie vorzüglicher Menſchen, und nur ſelten blickt bei Einzelnen oder Gemeinheiten ein höherer Zweck, ein durchgreifender Plan hervor.

Zieht nun gar ein Deutſcher Kaiſer, oder ein anderer

Prätendent, an der Spitze von ſchlecht beſoldeten Truppen durch Italien und verwirrt durch ſeine Gegenwart das Verworrene aufs höchſte, ohne für ſich ſelbſt etwas zu erreichen; zerreißt ein Zwieſpalt die Kirche und geſellen ſich zu dieſen Uebeln auch die Plagen der Natur, Dürre, Theurung, Hungersnoth, Fieber, Peſtilenz: ſo werden die Gebrechen eines übelregierten und ſchlecht policirten Staates immer noch fühlbarer.

Lieſt man nun in den Florentiniſchen Geſchichten und Chroniken, die doch gewöhnlich nur ſolche Verwürrungen und Unheile anzeigen und vor die Augen bringen, weil ſie das breite Fundament bürgerlicher Exiſtenz wodurch alles getragen wird, als bekannt voraus ſetzen; ſo begreift man kaum wie eine ſolche Stadt entſtehen, zunehmen und dauern könne.

Wirft man aber einen Blick auf die ſchöne Lage, in einem reichen und geſunden Thale, an dem Fuße fruchtbarer Höhen, ſo überzeugt man ſich, wie ein ſolches Local von einer Geſellſchaft Menſchen einmal in Beſitz genommen, nie wieder verlaſſen werden konnte.

Man denke ſich dieſe Stadt zu Anfang des eilften Jahrhunderts hergeſtellt, und ihre genugſame Bevölkerung durch den Einzug der Einwohner von Fieſole anſehnlich vermehret; man vergegenwärtige ſich, was jede wachſende bürgerliche Geſellſchaft, nur um ihren eignen nächſten Bedürfniſſen genug zu thun, für techniſche Thätigkeiten ausüben müſſe; wodurch neue Thätigkeiten

aufgeregt, neue Menschen herbeigezogen und beschäftigt werden.

So finden wir denn schon die Zünfte in früherer Zeit an diese oder jene Partey angeschlossen, bald selbst als Partey, nach dem Regimente strebend oder an dem Regimente theilnehmend.

Die Zunft der Wollwürker treffen wir schnell in vorzüglicher Aufnahme und besonderm Ansehen, und erblicken alle Handwerker die sich mit Bauen beschäftigen in der größten Thätigkeit. Was der Mordbrenner zerstört, muß durch den gewerbsamen Bürger hergestellt werden, was der Kriegsmann zu Schutz und Trutz fordert, muß der friedliche Handwerker leisten. Welche Nahrung und man kann sagen welchen Zuwachs von Bevölkerung, gewährte nicht die öftere Erneuerung der Mauern, Thore und Thürme, die öftere Erweiterung der Stadt, die Nothwendigkeit ungeschickt angelegte Festungswerke zu verbessern, die Aufführung der Gemeinde- und Zunfthäuser, Hallen, Brücken, Kirchen, Klöster und Paläste. Ja das Stadtpflaster, als eine ungeheure Anlage, verdient mit angeführt zu werden, dessen bloße Unterhaltung gegenwärtig große Summen aufzehrt.

Wenn die Geschichte von Florenz in diesen Puncten mit den Geschichten anderer Städte zusammentrifft, so erscheint doch hier der seltnere Vorzug, daß sich aus den Handwerkern die Künste früher und allmählich entwickelten. Der Baumeister dirigirte den Maurer, der Tün-

76.

Bilder-Scenen.

Den 15. März 1816

bei

Freiherrn v. Helldorf.

Ihr kommt Gebildetes allhier zu ſchauen,
Gebilder ſcheinbar, doch ein lebend Bild;
So weiß die Kunſt vielfältig anzubauen
Der Fabel, der Geſchichte reich Gefild.
Ihr ſehet tücht'ge Männer, wackre Frauen,
Zu Thaten mächtig, wie zur Hülfe mild,
Und ſo entgegnen wir Euch, ſtarr erſcheinend,
Lebendig, uns zu Eurer Luſt vereinend.

cher arbeitete dem Mahler vor, der Glockengießer sah mit Verwunderung sein tönendes Erz in bedeutende Gestalten verwandelt, und der Steinhauer überließ die edelsten Blöcke dem Bildhauer. Die neuentstandene Kunst, die sich an Religion festhielt, verweilte in den höhern Gegenden, in denen sie allein gedeiht.

Erregte und begünstigte nun die Kunst hohe Gefühle, so mußte das Handwerk in Gesellschaft des Handels mit gefälligen und neuen Productionen der Pracht und Scheinliebe des Einzelnen schmeicheln. Wir finden daher schon früh Gesetze gegen übermäßigen Prunk, die von Florenz aus in andere Gegenden übergingen.

Auf diese Weise erscheint uns der Bürger mitten in fortdauernden Kriegsunruhen friedlich und geschäftig. Denn ob er gleich von Zeit zu Zeit nach den Waffen griff und gelegentlich bei dieser oder jener Expedition sich hervorzuthun und Beute zu machen suchte; so ward der Krieg zu gewissen Epochen doch eigentlich durch eine besondere Zunft geführt, die in ganz Italien, ja in der ganzen Welt zu Hause, um einen mäßigen Sold bald da bald dort Hülfe leistete oder schadete. Sie suchten mit der wenigsten Gefahr zu fechten, tödteten nur aus Noth und Leidenschaft, waren vorzüglich auf's Plündern gestellt und schonten sowohl sich als ihre Gegner, um gelegentlich an einem andern Ort dasselbige Schauspiel wieder aufführen zu können.

Solche Hülfstruppen beriefen die Florentiner oft und

bezahlten sie gut; nur werden die Zwecke der Städter nicht immer erreicht, weil sie von den Absichten der Krieger gewöhnlich verschieden waren und die Heerführer mehrerer zusammenberufener Banden sich selten vereinigten und vertrugen.

Ueber alles dieses waren die Florentiner klug und thätig genug gewesen an dem Seehandel Theil zu nehmen, und ob sie gleich in der Mitte des Landes eingeschlossen lagen, sich an der Küste Gelegenheiten zu verschaffen. Sie nahmen ferner durch mercantilische Colonien die sie in der Welt verbreiteten, Theil an den Vortheilen, welche der gewandtere Geist der Italiäner über andere Nationen zu jener Zeit davontrug. Genaue Haushaltungsregister, die Zaubersprache der doppelten Buchhaltung, die feenmäßigen Wirkungen des Wechselgeschäftes, alles finden wir sowohl in der Mutterstadt thätig und ausgeübt als in den Europäischen Reichen durch unternehmende Männer und Gesellschaften verbreitet.

Immer aber brachte über diese rührige und unzerstörliche Welt die dem Menschen angeborne Ungeschicklichkeit zu herrschen oder sich beherrschen zu lassen, neue Stürme und neues Unheil.

Der öftere Regimentswechsel und die seltsamen, mitunter beinahe lächerlichen Versuche, eine Constitution zu allgemeiner Zufriedenheit auszuklügeln, möchte sich wohl kaum ein Einheimischer, dem die Geschichte seines Va-

terlandes am Herzen läge, im Einzelnen gern in's Gedächtniß zurück rufen; wir eilen um so mehr nach unsern Zwecken darüber hin und kommen zu dem Puncte wo bei innerer lebhafter Wohlhabenheit der Volksmasse aus dieser Masse selbst Männer entstanden, die mit großem Vater- und Bürgersinn nach innen, und mit klarem Handels- und Weltsinn nach außen wirkten.

Gar manche tüchtige und treffliche Männer dieser Art hatten die Aufmerksamkeit und das Zutrauen ihrer Mitbürger erregt; aber ihr Andenken wird vor den Augen der Nachwelt durch den Glanz der Medicäer verdunkelt.

Diese Familie gewährt uns die höchste Erscheinung dessen, was Bürgersinn, der vom Nutzbaren und Tüchtigen ausgeht, in's Ganze wirken kann.

Die Glieder dieser Familie, besonders in den ersten Generationen, zeigen keinen augenblicklichen gewaltsamen Trieb nach dem Regiment, welcher sonst manchen Individuen sowohl als Parteyen den Untergang beschleunigt; man bemerkt nur ein Festhalten im großen Sinne am hohen Zwecke, sein Haus wie die Stadt, die Stadt wie sein Haus zu behandeln, wodurch sich von innen und außen das Regiment selbst anbietet. Erwerben, Erhalten, Erweitern, Mittheilen, Genießen, gehen gleichen Schrittes, und in diesem lebendigen Ebenmaß läßt uns die bürgerliche Weisheit ihre schönsten Wirkungen sehen.

Den Johannes Medicis bewundern wir auf einer

hohen Stufe bürgerlichen Wohlſtandes als eine Art Heiligen; gute Gefühle, gute Handlungen ſind bei ihm Natur. Niemanden zu ſchaden, jedem zu nutzen! bleibt ſein Wahlſpruch, unaufgefordert eilt er den Bedürfniſſen anderer zu Hülfe, ſeine Milde, ſeine Wohlthätigkeit erregen Wohlwollen und Freundſchaft. Sogar aufgefordert miſcht er ſich nicht in die brauſenden Partenhändel, nur dann tritt er ſtandhaft auf, wenn er dem Wohl des Ganzen zu rathen glaubt, und ſo erhält er ſich ſein Leben durch bei wachſenden Glücksgütern ein dauerhaftes Zutrauen.

Sein Sohn Cosmus ſteht ſchon auf einer höhern und gefährlichern Stelle. Seine Perſon wird angefochten, Gefangenſchaft, Todesgefahr, Exil bedrohen und erreichen ihn, er bedarf hoher Klugheit zu ſeiner Rettung und Erhaltung.

Schon ſehen wir des Vaters Tugenden zweckmäßig angewendet; Milde verwandelt ſich in Freigebigkeit, und Wohlthätigkeit in allgemeine Spende die an Beſtechung gränzt. So wächſt ſein Anhang, ſeine Parten, deren leidenſchaftliche Handlungen er nicht bändigen kann. Er läßt dieſe ſelbſtſüchtigen Freunde gewähren und einen nach dem andern untergehen, wobei er immer im Gleichgewicht bleibt.

Ein großer Handelsmann iſt an und für ſich ein Staatsmann, und ſo wie der Finanzminiſter doch eigentlich die erſte Stelle des Reichs einnimmt, wenn ihm auch

andere an Rang vorgehen, ſo verhält ſich der Wechsler zur bürgerlichen Geſellſchaft, da er das Zaubermittel zu allen Zwecken in Händen trägt.

An Cosmus wird die Lebensklugheit beſonders geprieſen, man ſchreibt ihm eine größere Ueberſicht der politiſchen Lagen zu, als allen Regierungen ſeiner Zeit, deren leidenſchaftliche, planloſe Ungeſchicklichkeit ihm freilich manches Unternehmen mag erleichtert haben.

Cosmus war ohne frühere literariſche Bildung, ſein großer, derber Haus- und Weltſinn bei einer ausgebreiteten Uebung in Geſchäften diente ihm ſtatt aller andern Beihülfe. Selbſt vieles, was er für Literatur und Kunſt gethan, ſcheint in dem großen Sinne des Handelsmanns geſchehen zu ſeyn, der köſtliche Waaren in Umlauf zu bringen und das Beſte davon ſelbſt zu beſitzen ſich zur Ehre rechnet.

Bediente er ſich nun der entſtehenden beſſern Architektur, um öffentlichen und Privatbedürfniſſen auf eine vollſtändige und herrliche Weiſe genug zu thun, ſo hoffte ſeine tiefe Natur in der auflebenden Platoniſchen Philoſophie den Aufſchluß manches Räthſels, über welches er im Laufe ſeines mehr thätigen als nachdenklichen Lebens mit ſich ſelbſt nicht hatte einig werden können, und im Ganzen war ihm das Glück, als Genoſſe einer, nach der höchſten Bildung ſtrebenden Zeit, das Würdige zu kennen und zu nutzen; anſtatt daß wohl andere in ähnlichen

Lagen das nur für würdig halten, was sie zu nutzen verstehen.

In Peter, seinem Sohn, der geistig und körperlich ein Bild der Unfähigkeit bei gutem Willen darstellt, sinkt das Glück und das Ansehen der Familie. Er ist ungeschickt genug sich einbilden zu lassen, daß er allein bestehen könne, ohne die Welt um sich her auf eine oder die andere Weise zu bestechen. Er fordert auf Antrieb eines falschen Freundes die Darlehne welche der Vater freiwillig, selbst Wohlhabenden, aufdrang und wofür man sich kaum als Schuldner erkennen will, zurück, und entfernt alle Gemüther.

Die Partey seines Stammes, welche der bejahrte Cosmus selbst nicht mehr beherrschen konnte, wird noch weniger von ihm gebändigt, er muß sie gewähren lassen, und Florenz ist ihrer unerträglichen Raubsucht ausgesetzt.

Lorenz wird nun schon als Prinz erzogen. Er bereis't die Höfe, und wird mit allem Weltwesen früh bekannt.

Nach seines Vaters Tode erscheint er mit allen Vortheilen der Jugend an der Spitze einer Partey. Die Ermordung seines Bruders durch die Pazzi und seine eigne Lebensgefahr erhöhen das Interesse an ihm, und er gelangt stufenweise zu hohen Ehren und Einfluß. Seine Vaterstadt erduldet viel um seinetwillen von äußern Mächten, deren Haß auf seine Person gerichtet ist; da-

gegen wendet er große Gefahren durch Persönlichkeit von seinen Mitbürgern ab. Man möchte ihn einen bürgerlichen Helden nennen. Ja man erwartet einigemal, daß er sich als Heerführer zeigen werde; doch enthält er sich des Soldatenhandwerks mit sehr richtigem Sinne.

Durch die Vorsteher seiner auswärtigen Handelsverhältnisse bevortheilt und beschädigt zieht er nach und nach seine Gelder zurück, und legt durch Ankauf größerer Landbesitzungen den Grund des fürstlichen Daseyns. Schon steht er mit den Großen seiner Zeit auf Einer Stufe des Ansehns und der Bedeutung. Er sieht seinen zweyten Sohn im dreyzehnten Jahr als Cardinal auf dem Wege zum päpstlichen Thron, und hat dadurch seinem Hause für alle Stürme künftiger Zeit Schutz und Wiederherstellung von Unglücksfällen zugesichert.

So wie er sich in körperlich-ritterlichen Uebungen hervorthat und an der Falkenjagd ergötzte, so war er früh zu litterarischen Neigungen und poetischen Versuchen gebildet. Seine zärtlichen enthusiastischen Gedichte haben weniger Auffallendes, weil sie nur an höhere Arbeiten dieser Art erinnern; aber unter seinen Scherzen gibt es Stücke, in denen man eine geistreiche Darstellung geselliger Laune und eine heitere Lebensleichtigkeit bewundert. Wie er denn überhaupt im Verhältniß gegen Kinder und Freunde sich einem ausgelassenen lustigen Wesen hingeben konnte. Von Gelehrten, Philosophen, Dichtern häuslich umgeben, sieht man ihn sehr hoch über

den dunkeln Zustand mancher seiner Zeitgenossen erhaben. Ja, man könnte eine der katholischen Kirche, dem Papstthume, drohende Veränderung mitten in Florenz vorahnen.

Diesem großen, schönen, heitern Leben setzt sich ein fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer, der Mönch Savanarola, undankbar, störrisch, fürchterlich entgegen, und trübt pfäffisch die in dem Mediceischen Hause erbliche Heiterkeit der Todesstunde.

Eben dieser unreine Enthusiast erschüttert nach Lorenzens Tode die Stadt, die dessen Sohn, der so unfähige als unglückliche Peter, verlassen und die großen Mediceischen Besitzthümer mit dem Rücken ansehen muß.

Hätte Lorenz länger leben, und eine fortschreitende, stufenhafte Ausbildung des gegründeten Zustandes Statt haben können, so würde die Geschichte von Florenz eins der schönsten Phänomene darstellen; allein wir sollen wohl im Lauf der irdischen Dinge die Erfüllung des schönen Möglichen nur selten erleben.

Oder wäre Lorenzens zweyter Sohn Johann, nachmals Leo X, im Regimente seinem Vater gefolgt, so hätte wahrscheinlich alles ein andres Ansehn gewonnen. Denn nur ein vorzüglicher Geist konnte die verworrenen Verhältnisse auffassen und die gefährlichen beherrschen; allein leider ward zum zweytenmale der Mediceischen Familie der Name Peter verderblich, als dieser Erstgeborne bald nach des Vaters Tod von der schwärmerisch aufge-

regten Menge sich überwältigt, und mit so manchen schönen ahnherrlichen Besitzungen das aufgespeicherte Capital der Künste und Wissenschaften zerstreut sah.

Eine neueingerichtete, republicanische Regierung dauerte etwa sechzehn Jahre; Peter kehrte nie in seine Vaterstadt zurück und die nach seinem Tode überbliebenen Glieder des Hauses Medicis hatten nach wiedererlangter Herrschaft mehr an ihre Sicherheit, als an die Verherrlichung der Vaterstadt zu denken.

Entfernt nun die Erhöhung Leo's X zur päpstlichen Würde manchen bedeutenden Mann von Florenz und schwächt auf mehr als Eine Weise die dort eingeleitete Thätigkeit aller Art, so wird doch durch ihn und seinen Nachfolger Clemens VII die Herrschaft der Mediceer nach einigem abermaligen Glückswechsel entschieden.

Schließen sie sich ferner durch Heirath an das Oesterreichische, an das Französische Haus, so bleibt Cosmus, dem ersten Großherzog, wenig für die Sicherheit seines Regiments zu sorgen übrig; obgleich auch noch zu seiner Zeit manche Ausgewanderte von der Volkspartey in mehreren Städten Italiens, einen unmächtigen Haß verkochen.

Und so wären wir denn zu den Zeiten gelangt, in denen wir unsern Cellini finden, dessen Charakter und Handelsweise uns durchaus den Florentiner, im fertigen technischen Künstler sowohl, als im schwer zu regierenden Parteygänger darstellt.

77.

Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet
Jemehr erſtaunt er über Kunſt und Pracht,
Mit Vorſatz ſcheint der Reichthum hier verſchwendet,
Es ſcheint als habe ſich nur alles ſelbſt gemacht.
Soll er ſich wundern, daß das Werk vollendet?
Soll er ſich wundern, daß es ſo erdacht?
Ihn dünkt, als ſang' er erſt, mit himmliſchem Entzücken,
Zu leben an in dieſen Augenblicken.

XI.

Zu Seite 510.

Stammtafel des Hauſes Medicis.

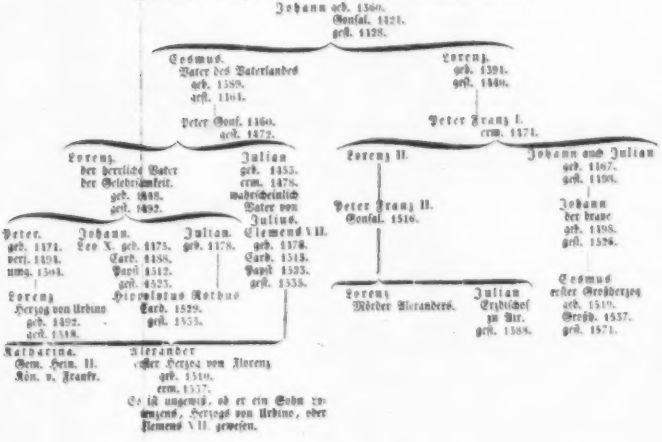

Es iſt ungewiß, ob er ein Sohn Lorenzens, Herzogs von Urbino, oder Clemens VII. geweſen.

Kann ſich der Leſer nunmehr einen ſolchen Charakter eher vergegenwärtigen und erklären; ſo wird er dieſe flüchtig entworfene Schilderung Florentiniſcher Begebenheiten und Zuſtände mit Nachſicht aufnehmen.

XI.

Stammtafel des Hauſes Medicis.

(Siehe nebenſtehend.)

XII.

Schilderung Cellini's.

In einer ſo regſamen Stadt zu einer ſo bedeutenden Zeit erſchien ein Mann, der als Repräſentant ſeines Jahrhunderts und vielleicht als Repräſentant ſämmtlicher Menſchheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geiſtige Flügelmänner angeſehen werden, die uns mit heftigen Aeußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit ſchwachen unkenntlichen Zügen, in jeden menſchlichen Buſen eingeſchrieben iſt.

Beſtimmter jedoch zeigt er ſich als Repräſentanten der Künſtlerclaſſe durch die Allgemeinheit ſeines Talents. Muſik und bildende Kunſt ſtreiten ſich um ihn, und die erſte, ob er ſie gleich anfangs verabſcheut, behauptet in fröhlich und gefühlvollen Zeiten über ihn ihre Rechte.

Auffallend iſt ſeine Fähigkeit zu allem Mechaniſchen. Er beſtimmt ſich früh zum Goldſchmied und trifft glücklicherweiſe den Punct, von wo er auszugehen hatte, um mit techniſchen handwerksmäßigen Fertigkeiten ausge-

stattet sich dem Höchsten der Kunst zu nähern. Ein Geist wie der seinige mußte bald gewahr werden, wie sehr die Einsicht in das Hohe und Ganze die Ausübung der einzelnen, subalternen Forderungen erleichtert.

Schon waren die trefflichsten Florentinischen Bildhauer und Baumeister, Donato, Ser Brunellesco, Giberti, Verochio, Pollajuolo, aus der Werkstatt der Goldschmiede ausgegangen, hatten unsterbliche Werke geliefert und die Nacheiferung jedes talentreichen Florentiners rege gemacht.

Wenn aber ein solches Handwerk, indem es ächte und große Kunst zu Hülfe rufen muß, gar manche Vortheile einer solchen Verbindung genießt, so läßt es doch, weil mit geringerem Kraftaufwand die Zufriedenheit anderer, so wie der eigene baare Nutzen, zu erzwecken ist, gar oft Willkür und Frechheit des Geschmacks vorwalten.

Diese Betrachtung veranlassen Cellini und seine spätern Zeitgenossen; sie producirten leicht ohne geregelte Kraft, man betrachtete die höhere Kunst als Helferin, nicht als Meisterin.

Cellini schätzte durchaus die Natur, er schätzte die Antiken und ahmte beide nach, mehr, wie es scheint, mit technischer Leichtigkeit, als mit tiefem Nachdenken und ernstem, zusammenfassendem Kunstgefühl.

Jedes Handwerk nährt bei den Seinigen einen lebhaften Freiheitssinn. Von Werkstatt zu Werkstatt, von Land zu Land zu wandern und das gültigste Zeugniß

ohne große Umstände augenblicklich durch That und Arbeit selbst ablegen zu können, ist wohl ein reizendes Vorrecht für denjenigen, den Eigensinn und Ungeduld, bald aus dieser, bald aus jener Lage treiben, ehe er einsehen lernt, daß der Mensch, um frei zu seyn, sich selbst beherrschen müsse.

Zu damaliger Zeit genoß der Goldschmied vor vielen, ja man möchte wohl sagen, vor allen Handwerkern einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannichfaltigkeit der Arbeiten, das beständige Verkehr mit Großen und Reichen, alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre.

Aus der Heiterkeit eines solchen Zustandes mag denn wohl Cellini's guter Humor entspringen, den man durchgängig bemerkt, und wenn er gleich öfters getrübt wird sogleich wieder zum Vorschein kommt, sobald nur das heftige Streben, sobald flammende Leidenschaften einigermaßen wieder Pause machen.

Auch konnte es ihm an Selbstgefälligkeit, bei einem immer producibleu, brauchbaren und anwendbaren Talente nicht fehlen, um so weniger als er sich schon zur Manier hinneigte, wo das Subject, ohne sich um Natur oder Idee ängstlich zu bekümmern, das was ihm nun einmal geläufig ist mit Bequemlichkeit ausführt.

Dessen ungeachtet war er doch keineswegs der Mann sich zu beschränken, vielmehr reizten ihn günstige äu-

ßere Umſtände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er ſich innerhalb eines kleinern Maßſtabs beſchäftigt; jedoch ſich bald von Zierrathen, Laubwerk, Blumen, Masken, Kindern zu höhern Gegenſtänden, ja zu einem Gott Vater ſelbſt erhoben, bei welchem er, wie man aus der Beſchreibung wohl ſieht, die Geſtalten des Michelangelo als Muſter vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er in's größere geführt, er arbeitete Figuren von Gold und Silber, die letzten ſogar in Lebensgröße, bis ihn endlich Phantaſie und Talent antrieben, das ungeheure achtzig Fuß hohe Gerippe zum Modell eines Koloſſes aufzurichten, woran der Kopf, allein ausgeführt, dem erſtaunten Volke zum Wunder und Mährchen ward.

Von ſolchen ausſchweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbariſche Sinn einer nördlicher gelegnen, damals nur einigermaßen cultivirten Nation, verführte, ward er als er nach Florenz zurückkehrte gar bald abgerufen. Er zog ſich wieder in das rechte Maß zuſammen, wendete ſich an den Marmor, verfertigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte auf dem Platze von Florenz im Angeſicht der Arbeiten des Michelangelo und Bandinelli aufgeſtellt, neben jenen geſchätzt und dieſen vorgezogen zu werden.

Bei dergleichen Aufgaben fand er ſich nun durchaus gend-

genöthigt die Natur fleißig zu ſtudiren; denn nach je größerm Maßſtabe der Künſtler arbeitet, deſto unerläßlicher wird Gehalt und Fülle erfordert. Daher kann Cellini auch nicht verläugnen, daß er beſonders die ſchöne weibliche Natur immer in ſeiner Nähe zu beſitzen geſucht und wir finden durchaus bald derbe, bald reizende Geſtalten an ſeiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmuth, aber auch manche Verwirrung in ſeine Wirthſchaft und eine Menge ſo abenteuerlicher als gefährlicher Romane entſpringen aus dieſem Verhältniſſe.

Wenn nun von der einen Seite die Kunſt ſo nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt iſt, ſo leitet ſie auf der entgegengeſetzten ihre Jünger zu den höchſten, zarteſten Gefühlen. Nicht leicht gibt es ein ſo hohes, heiteres, geiſtreiches Verhältniß, als das zu Porzia Chigi, und kein ſanfteres, liebevolleres, leiſeres, als das zu der Tochter des Goldſchmieds Rafaello del Moro.

Bei dieſer Empfänglichkeit für ſinnliche und ſittliche Schönheiten, bei einem fortdauernden Wohnen und Bleiben unter allem was alte und neue Kunſt Großes und Bedeutendes hervorgebracht, mußte die Schönheit männlicher Jugend mehr als alles auf ihn wirken. Und fürwahr es ſind die anmuthigſten Stellen ſeines Werks, wenn er hierüber ſeine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poeſie und Proſa viele ſo reizende Situationen dargeſtellt als wir an dem Gaſtmahl finden,

wo die Künstler sich mit ihren Mädchen, unter dem Vorsitz des Michelangelo von Siena, vereinigen und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt?

Aber auch hiervon ist die natürliche Folge, daß er sich dem Verdacht roher Sinnlichkeit aussetzt und deßhalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus seiner ganzen Geschichte am lebhaftesten entgegenspringt ist die entschieden ausgesprochene, allgemeine Eigenschaft des Menschencharakters, die augenblickliche lebhafte Gegenwirkung, wenn sich irgend etwas dem Seyn oder dem Wollen entgegensetzt. Diese Reizbarkeit einer so gewaltigen Natur verursacht schreckliche Explosionen und erregt alle Stürme die seine Tage beunruhigen.

Durch den geringsten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbezwinglicher Wuth aufgeregt, verläßt er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeste Verletzung seines Besitzes oder seiner Würde zieht eine blutige Rache nach sich.

Furchtbar ausgebreitet war diese Weise zu empfinden und zu handeln in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande kaum geknüpft durch Umstände schon wieder loser geworden und jeder tüchtige Mensch bei mancher Gelegenheit sich durch Selbsthülfe zu retten genöthigt war. So stand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Gesetz und gegen dessen Pfleger und Diener. Die Kriege selbst erscheinen nur als große Duelle. Ja hat man nicht schon

das unglückliche Verhältniß Carls V und Franz I, das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuren Zweykampf angesehen?

Wie gewaltsam zeigt sich in solchen Fällen der Italiänische Charakter! Der Beleidigte, wenn er sich nicht augenblicklich rächt, verfällt in eine Art von Fieber, das ihn als eine physische Krankheit verfolgt, bis er sich durch das Blut seines Gegners geheilt hat. Ja wenig fehlt, daß Papst und Cardinäle einem, der sich auf diese Weise geholfen, zu seiner Genesung Glück wünschen.

In solchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes tritt eine so technisch gewandte Natur zuversichtlich hervor, bereit mit Degen und Dolch, mit der Büchse so wie mit der Kanone sich zu vertheidigen und andern zu schaden. Jede Reise ist Krieg und jeder Reisender ein gewaffneter Abenteurer.

Wie aber die menschliche Natur sich immer ganz herzustellen und darzustellen genöthigt ist, so erscheint in diesen wüsten, sinnlichen Welträumen an unserm Helden, so wie an seinen Umgebungen, ein sittliches und religioses Streben, das erste im größten Widerspruch mit der leidenschaftlichen Natur, das andere zu Beruhigung in verdienten und unverdienten unausweichlichen Leiden.

Unserm Helden schwebt das Bild sittlicher Vollkommenheit als ein unerreichbares, beständig vor Augen. Wie er die äußere Achtung von andern fordert, eben so

verlangt er die innere von sich selbst, um so lebhafter, als er durch die Beichte auf die Stufen der Läßlichkeit menschlicher Fehler und Laster immer aufmerksam erhalten wird. Sehr merkwürdig ist es, wie er in der Besonnenheit, mit welcher er sein Leben schreibt, sich durchgehends zu rechtfertigen sucht, und seine Handlungen mit den Maßstäben der äußern Sitte, des Gewissens, des bürgerlichen Gesetzes und der Religion auszugleichen denkt.

Nicht weniger treibt ihn die Glaubenslehre seiner Kirche, so wie die drang- und ahnungsvolle Zeit, zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er sich in seiner Gefangenschaft, weil er sich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt, dann befreit er sich auf die künstlichste und kühnste Weise, zuletzt, da er sich hülflos eingekerkert sieht, kehrt alle Thätigkeit in das Innere seiner Natur zurück. Empfindung, Leidenschaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunstsinn, Sittlichkeit, Religiosität wirken Tag und Nacht in einer ungeduldigen, zwischen Verzweiflung und Hoffnung schwankenden Bewegung und bringen bei großen körperlichen Leiden die seltsamsten Erscheinungen einer innern Welt hervor. Hier begeben sich Visionen, geistig-sinnliche Gegenwarten treten auf, wie man sie nur von einem andern Heiligen oder Auserwählten damaliger Zeit andächtig hätte rühmen können.

Ueberhaupt erscheint die Gewalt sich innere Bilder zu wirklich gewissen Gegenständen zu realisiren, mehr-

mals in ihrer völligen Stärke und tritt manchmal sehr anmuthig an die Stelle gehinderter Kunstausübung. Wie er sich z. B. gegen die ihm als Vision erscheinende Sonne völlig als ein plastischer Metallarbeiter verhält.

Bei einem festen Glauben an ein unmittelbares Verhältniß zu einer göttlichen und geistigen Welt, in welchem wir das Künftige voraus zu empfinden hoffen dürfen, mußte er die Wunderzeichen verehren in denen das sonst so stumme Weltall, bei Schicksalen außerordentlicher Menschen seine Theilnahme zu äußern scheint. Ja damit ihm nichts abgehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten bezeichnet, so legte er den Limbus, der bei aufgehender Sonne einem Wanderer um den Schatten seines Haupts auf feuchten Wiesen sichtbar wird, mit demüthigem Stolz, als ein gnädiges Denkmal der glänzenden Gegenwart jener göttlichen Personen aus, die er von Angesicht zu Angesicht in seliger Wirklichkeit glaubte geschaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obern Mächten bringt ihn sein wunderbares Geschick in Verhältniß; Leidenschaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Geistern der Hölle in Berührung gesetzt.

Zauberey, so hoch sie verpönt seyn mochte, blieb immer für abenteuerlich gesinnte Menschen ein höchst reizender Versuch, zu dem man sich leicht durch den allgemeinen Volksglauben verleiten ließ. Wodurch sich es auch die Berge von Norcia, zwischen dem Sabiner Lande

78

Den 6. Juny 1816.

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstren Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist ihren Verlust zu beweinen.

79.

Lebe wohl auf Wiedersehn!
Wenig Jahre meine Freude
Sey mir Hoffnungs-Trost im Leide,
Du, nun als ein Engel schön.
Lebe wohl auf Wiedersehn!

und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten: noch heut zu Tage heißen sie die Sibyllenberge. Aeltere Romanenschreiber bedienten sich dieses Locals, um ihre Helden durch die wunderlichsten Ereignisse durchzuführen und vermehrten den Glauben an solche Zaubergestalten, deren erste Linien die Sage gezogen hatte. Ein Italiänisches Mährchen, Guerino Meschino, und ein altes Französisches Werk erzählen seltsame Begebenheiten, durch welche sich neugierige Reisende in jener Gegend überrascht gefunden; und Meister Cecco von Ascoli, der, wegen nekromantischer Schriften im Jahr 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält sich durch den Antheil, den Chronikenschreiber, Mahler und Dichter an ihm genommen, noch immer in frischem Andenken.

Auf jenes Gebirg nun ist der Wunsch unsers Helden gerichtet, als ihm ein Sicilianischer Geistlicher Schätze und andere glückliche Ereignisse im Namen der Geister verspricht.

Kaum sollte man glauben, daß aus solchen phantastischen Regionen zurückkehrend ein Mann sich wieder so gut in's Leben finden würde; allein er bewegt sich mit großer Leichtigkeit zwischen mehrern Welten. Seine Aufmerksamkeit ist auf alles Bedeutende und Würdige gerichtet was zu seiner Zeit hervortritt, und seine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit so viel Parteylichkeit er diesen oder jenen schelten kann, so klar und unbefangen nimmt dieser leiden-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16262/388

schaftlich-selbstische Mann an allem Theil, was sich ihm als außerordentliche Gabe oder Geschicklichkeit aufdringt; und so beurtheilt er Verdienste in verschiedenen Fächern mit treffender Schärfe.

Auf diesem Wege erwirbt er sich nach und nach obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke den gefaßten Anstand eines Weltmanns. Wie er sich denn gegen Päpste, Kaiser, Könige und Fürsten auf das beste zu betragen weiß.

Der Versuch sich bei Hofe zu erhalten will ihm deste weniger gelingen, wobei er, besonders in älteren Tagen, mehr durch Mißtrauen und Grillen, als durch seine Eigenheiten, die er in solchen Verhältnissen ausübt, den Obern lästig wird, und bequemern, obgleich an Talent und Charakter viel geringern, Menschen den Platz einräumen muß.

Auch als Redner und Dichter erscheint er vortheilhaft. Seine Vertheidigung vor dem Gouverneur von Rom, als er sich wegen entwendeter Juwelen angeklagt sieht, ist eines Meisters werth, und seine Gedichte, obgleich ohne sonderliches poetisches Verdienst, haben durchaus Mark und Sinn. Schade, daß uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen Charakter, dessen Andenken sich so vollständig erhalten hat, auch durch solche Aeußerungen genauer kennen lernen.

So wie er nun in Absicht auf bildende Kunst wohl unstreitig dadurch den größten Vortheil gewann, daß er

in dem unschätzbaren Florentinischen Kunstkreise geboren worden; so konnte er als Florentiner ohne eben auf Sprache und Schreibart zu studiren, vor vielen andern zu der Fähigkeit gelangen durch die Feder seinem Leben und seiner Kunst fast mehr als durch Grabstichel und Meisel dauerhafte Denkmale zu setzen.

XIII.

Letzte Lebensjahre.

Nach diesem Ueberblick seines Charakters, den wir seiner Lebensbeschreibung verdanken, welche sich bis 1562 erstreckt, wird wohl gefordert werden können, daß wir erzählen was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet sey, in denen ihm, wenn er auch mit der äußern Welt mehr in Frieden stand, doch noch manches innere wunderbare Abenteuer zu schaffen machte.

Wir haben bei seinem ungebändigten Naturwesen durchaus einen Hinblick auf moralische Forderungen, eine Ehrfurcht für sittliche Grundsätze wahrgenommen; wir konnten bemerken, daß sich sein Geist in Zeiten der Noth zu religiosen Ideen, zu einem gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da sich nun eine solche Sinnesweise bei zunehmendem Alter zu reinigen, zu bestärken und den Menschen ausschließlicher zu beherrschen pflegt, so stand es seiner heftigen und drangvollen Natur wohl an, daß er, um jenes Geistige wornach er sich sehnte recht

gewiß und vollständig zu besitzen, endlich den zerstreuten und gefährlichen Laienstand verließ und in geistlicher Beschränkung Glück und Ruhe zu finden trachtete.

Er nahm auch wirklich die Tonsur an, wodurch er den Entschluß, seine Leidenschaften völlig zu bändigen und sich höhern Regionen anzunähern, entschieden genug an den Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die von jeher stärker in ihm, als eine jede besondere Richtung und Bildung geherrscht, nöthigt ihn gar bald zu einem Rückschritt in die Welt.

Bei seinem mannichfaltigen, lebhaften Verhältniß zu dem andern Geschlecht, woraus er uns in seiner Geschichte kein Geheimniß macht, finden wir doch nur ein einzigmal erwähnt, daß er einen ernsten Vorsatz gefaßt habe sich zu verheirathen.

Ferner gedenkt er im Vorbeigehen zweyer natürlicher Kinder, wovon das eine in Frankreich bleibt und sich verliert, das andere ihm auf eine ungeschickte Weise durch einen gewaltsamen Tod entrissen wird.

Nun aber in einem Alter von mehr als sechszig Jahren wird es ihm erst klar, daß es löblich sey, eheliche Kinder um sich zu sehen; alsobald thut er auf seine geistlichen Grade Verzicht, heirathet und hinterläßt, da er 1570 stirbt, zwey Töchter und einen Sohn, von denen wir keine weitere Nachricht gefunden.

Jedoch existirte ein geschickter, geistreicher, gutge-

launter, wohlhabender Schuster kurz vor der Revolution in Florenz, der den Namen Cellini führte und wegen seiner trefflichen Arbeit von allen Elegants höchlich geschätzt wurde.

Cellini's Leichenbegängniß zeugt von der Achtung, in der er als Bürger und Künstler stand.

Von seinem letzten Willen ist auch eine kurze Notiz zu uns gekommen.

XIV.

Hinterlassene Werke.

I.

Goldschmiedarbeit.

Von seinen getriebenen Arbeiten in Gold und Silber mag wenig übrig geblieben seyn, wenigstens wüßten wir keine mit Gewißheit anzugeben. Vielleicht ist auch noch gar in diesen letzten Zeiten manches, was sich hie und da befunden, vermünzt worden.

Uebrigens war sein Ruf so groß, daß ein jedes Kunststück dieser Art ihm von den Aufsehern der Kloster- und Familienschätze gewöhnlich zugeschrieben wurde. Auch noch neuerlich kündigte man einen Harnisch von vergoldetem Eisen an, der aus seiner Werkstatt ausgegangen seyn soll. (Journal de Francfort No. 259. 1802.)

Indessen findet sich in Albertolli's drittem Bande auf der zwanzigsten Tafel der Kopf eines zum Opfer geschmückten Widders, an welchem die thierische Natur, das strenge Fell, die frischen Blätter, das gewundne

Horn, die geknüpfte Binde, mit einer zwar modernen jedoch bedeutenden, kräftigen, geistreichen, geschmackvollen Methode, sowohl im Ganzen dargestellt, als im Einzelnen ausgeführt.

Man wird sich dabei des Einhornkopfes erinnern, den Cellini als Base des großen Hornes das der Papst dem König in Frankreich zu schenken gedachte vorschlug.

In dem Jahre 1815 erfuhren wir durch einen aufmerksamen reisenden Kunstliebhaber, daß jenes goldene Salzfaß, welches in Cellini's Leben eine so große Rolle gespielt, noch vorhanden sey und zwar zu Wien im achten Zimmer des untern Belvedere nebst anderen Schätzen, welche von dem Schlosse Ambras dahin versetzt worden, glücklich aufbewahrt werde.

Sehr wohlgerathene Zeichnungen dieses wundersamen Kunstwerkes, welches den Charakter des Künstlers vollkommen ausspricht, befinden sich auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Man hat die runden Figuren von zwey Seiten genommen, um ihre Stellungen deutlicher zu machen, besonders aber auch um die unendlichen bis in's Kleinste ausgeführten Nebenwerke dem Beschauer vor's Gesicht zu bringen.

Eben so verfuhr man mit den halberhobenen Arbeiten der ovalen Base, welche erst im Zusammenhang mit dem Aufsatz, sodann aber flach und streifenweis vorgestellt sind.

So viel bekannt, war dieses Werk für Franz I be-

stimmt und kam als Geschenk Carls IX an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und wurde nebst andern unübersehbaren Schätzen auf dem Schloß Ambras bis auf die neusten Zeiten bewahrt. Nun können Kunstfreunde sich glücklich schätzen, daß dieses Werk, welches die Verdienste und Seltsamkeiten des sechzehnten Jahrhunderts in sich schließt, vollkommen erhalten und jedem zugänglich ist.

2.

Plastische Arbeiten.

Größere Arbeiten hingegen, wo er sich in der Sculptur als Meister bewiesen, sind noch übrig und bestätigen das Gute, das er von sich selbst, vielleicht manchmal allzu lebhaft, gedacht haben mag.

An seinem Perseus, der in der Loge auf dem Markte zu Florenz steht, läßt sich manches erinnern, wenn man ihn mit den höhern Kunstwerken welche uns die Alten hinterlassen, vergleicht; doch bleibt er immer das beste Werk seiner Zeit und ist den Werken des Bandinell und Ammanato vorzuziehen.

Ein Crucifix von weißem Marmor in Lebensgröße auf einem schwarzen Kreuze ist das letzte bedeutende Werk, dessen Cellini in seiner Lebensbeschreibung erwähnt.

Es war ein Eigenthum des Großherzogs Cosmus, der es eine Zeitlang in seiner Garderobe aufbewahren ließ; wo es sich aber gegenwärtig befinde, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben.

Diejenigen welche die Merkwürdigkeiten des Escorials beschreiben, behaupten, daß es dort aufbewahrt werde; und wirklich zeigt man den Reisenden daselbst ein solches Crucifix von vortrefflicher Arbeit.

Anton de la Puente meldet in seiner Reisebeschreibung durch Spanien, daß in einem Durchgange hinter dem Sitze des Priors und dem Portal der Kirche ein Altar gesehen werde, worauf ein Crucifix von Marmor stehe. Die Figur, sagt er, ist in Lebensgröße und vortrefflich von Benvenuto Cellini gearbeitet. Der Großherzog von Toscana hat es dem Könige Philipp II zum Geschenk gesandt. — Der Name des Künstlers ist auf sein Kreuz bezeichnet, nämlich: Benvenutus Cellinus, civis florentinus faciebat. 1562.

Ferner bemerkt Pater Sigunza als ein wunderbares Ereigniß, daß in eben demselben Jahre der Ort zum Bau bestimmt und mit dem Bau des Escorials der Anfang gemacht worden, und daß in eben denselben Monaten Cellini sein Werk angefangen habe. Er setzt hinzu, daß es von dem Orte der Ausschiffung auf den Schultern bis nach dem Escorial getragen worden.

Ueberdieß nimmt Paolo Mini in seinem Discorso sopra la nobiltà di Firenze 1593 als bekannt an, daß Spanien ein bewundernswerthes Crucifix von unserm Verfasser besitze.

Gegen diese Nachrichten streiten aber die Herausgeber der oft angeführten Tractate über Goldschmiedekunst

und Sculptur, indem sie behaupten, daß Cellini's Crucifix, welches erst für die kleine Kirche im Palaste Pitti bestimmt gewesen, nachher in die unterirdische Capelle der Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es sich auch noch zu ihrer Zeit 1731 befinde.

Die neusten Nachrichten aus Florenz melden, es sey ein solches Crucifix aus gedachter, unterirdischer Capelle auf Befehl des letzten Großherzogs vor wenigen Jahren in die Kirche Sanct Lorenzo gebracht worden, wo es gegenwärtig auf dem Hauptaltar aufgerichtet stehe. Es sey wesentlich von dem Spanischen verschieden und keins als eine Copie des andern anzusehen.

Das Spanische sey durchaus mit sich selbst übereinstimmender, nach einer höhern Idee geformt. Der sterbende, oder vielmehr gestorbene Christus, trage dort das Gepräge einer höhern Natur, der Florentinische hingegen sey viel menschlicher gebildet. Der ganze Körper zeige sichtbare Spuren des vorhergegangenen Leidens, doch sey der Kopf voll Ausdruck einer schönen Ruhe. Arme, Brust und Leib, bis zur Hüfte sind sorgsam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur. Schenkel und Beine erinnern an gemeine Wirklichkeit.

Ueber den Künstler, der es verfertigt, ist man in Florenz selbst nicht einig. Die meisten schreiben es dem Michelangelo zu, dem es gar nicht angehören kann; einige dem Johann von Bologna, wenige dem Benvenuto.

Vielleicht läßt sich künftig durch Vergleichung mit

80.

Laßt nach viel gepruftem Leben
Hier den edlen Pilgrim ruhn!
Ehrt ſein Wollen und ſein Streben,
Wie ſein Dichten und ſein Thun.

81.

Reichen Beifall hatteſt du erworben,
Allgemeine Neigung rein erzielt;
Viel Perſonen ſind in dir geſtorben,
Und du haſt ſie alle gut geſpielt.

dem Perseus, einer beinahe gleichzeitigen Arbeit unsers Künstlers, eine Auflösung dieser Zweifel finden.

Ein von ihm zum Ganymed restaurirter fürtrefflicher Apoll befand sich zu Florenz, an welchem freilich die neuen, in's Manierirte und Vielfache sich neigenden Theile von der edlen Einfalt des alten Werks merklich abweichen.

Das Brustbild in Bronze von Cosmus I steht wahrscheinlich auch noch zu Florenz, dessen sehr gezierter Harnisch als ein Beispiel der großen Liebhaberey unsers Künstlers zu Laubwerk, Masken, Schnörkeln und dergleichen angeführt werden kann.

Die halberhobene Nymphe in Bronze, welche er für eine Pforte in Fontainebleau gearbeitet, ist zur Revolutionszeit abgenommen worden, und stand vor einigen Jahren in Paris, zwar unter seinem Namen, doch an einem Orte wohin nur wenig Fremde gelangten, in dem letzten Theile der Galerie des Museums, welche zunächst an den Palast der Tuillerien stößt; die Decke war zum Theil eingebrochen und sollte erst gebaut werden, daher auch die freie Ansicht des Basreliefs durch altes Bauholz und dergleichen gehindert war.

Die beiden Victorien welche in den Gehren über der Nymphe an dem Thor zu Fontainebleau angebracht waren, standen in dem Vorrath des Französischen Museums bei den Augustinern, ohne daß dort der Name des Meisters bekannt war.

Ein von ihm durch ein Stück getriebener Goldarbeit restaurirter Camee, ein zweyspänniges Fuhrwerk vorstellend, fand sich in der Gemmensammlung zu Florenz.

3.

Zeichnungen.

Eine Zeichnung des goldenen Salzfasses, das in der Lebensbeschreibung eine so wichtige Rolle spielt, war in der Florentinischen Zeichnungsammlung zu finden.

Mehrere von ihm angefangne Bildhauerarbeiten, so wie eine Anzahl großer und kleiner Modelle, wovon das Verzeichniß noch vorhanden, sind schon früher zerstreut worden und verloren gegangen.

XV.

Hinterlassene Schriften.

1.

Lebensbeschreibung.

Indem wir zu bewundern Ursache haben daß eine allgemeinere Ausbildung als gewöhnlich dem Künstler zu Theil zu werden pflegt, aus einer so gewaltsamen Natur, durch Uebung eines mannichfaltigen Talents hervorgegangen, so bleibt uns nicht unbemerkt, daß Cellini seinen Nachruhm fast mehr seinen Schriften, als seinen Werken zu verdanken habe. Seine Lebensbeschreibung, ob sie gleich beinahe zweyhundert Jahre im Manuscript verweilte, ward von seinen Landsleuten höchlich geschätzt und im Original, wovon er den Anfang selbst geschrieben

ben das Ende aber dictirt hatte, so wie in vielfältigen Abschriften aufbewahrt.

Und gewiß ist dieses Werk, das der Deutsche Herausgeber genugsam kennt, um es völlig zu schätzen, das er aber nicht nach seiner Ueberzeugung preisen darf, weil man ihm Partevlichkeit vorwerfen könnte, ein sehr schätzbares Document, worin sich ein bedeutendes und gleichsam unbegränztes Individuum, und in demselben der gleichzeitige sonderbare Zustand vor Augen legt.

Unter den fremden Nationen die sich um dieses Werk bekümmerten, ging die Englische voran. Ihrer Liebe zu biographischen Nachrichten, ihrer Neigung seltsame Schicksale merkwürdiger, talentreicher Menschen zu kennen, verdankt man, wie es scheint, die erste und so viel ich weiß einzige Ausgabe der Celliniſchen Lebensbeschreibung. Sie ist, unter dem Schild eines geheuchelten Druckorts: Köln, ohne Jahrzahl, wahrscheinlich in Florenz, um 1730 herausgekommen. Sie ward einem angesehenen und reichen Engländer, Richard Boyle, zugeschrieben und dadurch seinen Landsleuten, mehr aber noch durch eine Uebersetzung des Thomas Nugent, welche in London 1771 herauskam, bekannt.

Dieser Uebersetzer bediente sich einer bequemen und gefälligen Schreibart, doch besitzt er nicht Ort- und Sachkenntniß genug, um schwierige Stellen zu entziffern. Er gleitet vielmehr gewöhnlich darüber hin. Wie

er denn auch, zu Schonung mancher Leser das derbe Charakteristische meistens verschwächt und abrundet.

Von einer ältern Deutschen Uebersetzung hat man mir erzählt, ohne sie vorweisen zu können.

Lessing soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben; doch ist mir von einem ernstern Vorsatz nichts Näheres bekannt geworden.

Dumouriez sagt in seiner Lebensbeschreibung, daß er das Leben Cellini's im Jahr 1777 übersetzt, aber niemals Zeit gehabt habe, seine Arbeit heraus zu geben. Leider scheint es, nach seinen Ausdrücken, daß das Manuscript verloren gegangen, wodurch wir des Vortheils entbehren, zu sehen, wie ein geistreicher Franzos in seiner Sprache die Originalität des Cellini behandelt habe.

2.

Zwey Abhandlungen.

Die Tractate von der Goldschmiede- und Bildhauerkunst, von denen wir oben einen Auszug gegeben, wurden von ihm 1565 geschrieben und 1568, also noch bei seinen Lebzeiten, gedruckt. Als nun im vergangenen Jahrhundert sein Leben zum erstenmale herauskam, gedachte man auch jener Tractate wieder und veranstaltete, da die erste Ausgabe längst vergriffen war, eine neue, Florenz 1731, wobei sich eine lehrreiche Vorrede befindet, welche wir bei unsern Arbeiten zu nutzen gesucht haben.

5.

Kleine Aufsätze.

Ein Mann, der mit so entschiedenem Hange zur Reflexion von sich selbst in einer Lebensbeschreibung, von seinem Handwerk in einigen Tractaten Rechenschaft gegeben, mußte sich zuletzt gedrungen fühlen, auch die Regeln seiner Kunst, in so fern er sie einsehen gelernt, den Nachkommen zu überliefern. Hierin hatte er Leonardo da Vinci zum Vorgänger, dessen fragmentarischer Tractat im Manuscript circulirte und hoch verehrt ward.

Je unzufriedner man mit der Methode ist, durch die man gebildet worden, desto lebhafter entsteht in uns der Wunsch, einer Folgewelt den nach unserer Einsicht bessern Weg zu zeigen.

Cellini unternahm auch wirklich ein solches Werk, das aber bald in's Stocken gerieth und als Fragment zu uns gekommen ist.

Es enthält eine Anleitung, wie man sich das Skelet bekannt machen soll, mit so vieler Liebe zum Gegenstand geschrieben, daß der Leser den Knochenbau von unten herauf entstehen und wachsen sieht, bis endlich das Haupt, als der Gipfel des Ganzen sich hervorthut.

Wir haben diese wenigen Blätter unsern Lesern in der Uebersetzung vorlegen wollen, damit diejenigen die dem Verfasser günstig sind, ihn auch in dem sonderbaren Anstand erblicken, wo er sich gern als Theoretiker zeigen möchte.

Wie wenig seine leidenschaftliche, nur auf's Gegenwärtige gerichtete Natur ein dogmatisches Talent zuläßt, erscheint so auffallend als begreiflich, und wie er sich aus dem didaktischen Schritt durch diesen und jenen Nebengedanken, durch freundschaftliche oder feindselige Gesinnungen ablenken läßt, gibt zu heiteren Betrachtungen Anlaß.

Ein gleiches gilt von dem Aufsatz über den Rangstreit der Mahlerey und Sculptur. Wie denn beide kleine Schriften manches Merkwürdige und Belehrende enthalten.

4.

Poetische Versuche.

Die beschränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der Italiänischen Sprache höchlich begünstigt, war allen Köpfen der damaligen Zeit durch fleißiges Lesen früherer Meisterwerke und fortdauernden Gebrauch des Versepruns bei jeder Gelegenheit dergestalt eingeprägt, daß jeder, auch ohne Dichter zu seyn, ein Gedicht hervorzubringen und sich an die lange Reihe, die sich von den Gipfeln der Poesie bis in die prosaischen Ebenen erstreckte, mit einigem Zutrauen anzuschließen wagen durfte.

Verschiedene Sonette und andere kleine poetische Versuche sind seiner Lebensbeschreibung theils vorgesetzt, theils eingewebt, und man erkennt darin durchaus den

ernſten, tiefen, nachſinnenden, weder mit ſich noch der Welt völlig zufriedenen Mann.

Wenige findet der Leſer durch Gefälligkeit eines Kunſtfreundes überſetzt, andere ſind weggeblieben, ſo wie ein langes, ſogenanntes Capitolo, in Terzinen, zum Lobe des Kerkers. Es verdient im Original geleſen zu werden, ob es gleich die auf eine Ueberſetzung zu verwendende Mühe nicht zu lohnen ſchien. Es enthält die Umſtände ſeiner Gefangenſchaft, welche dem Leſer ſchon bekannt geworden, auf eine bizarre Weiſe dargeſtellt, ohne daß dadurch eine neue Anſicht der Begebenheiten oder des Charakters entſtehen kann.

5.

Ungedruckte Papiere und Nachrichten.

Verſchiedne ſeiner Landsleute bewahrten ſorgfältig andere Manuſcripte, davon ſich in Florenz noch manches, beſonders in der Bibliothek Ricardi, finden ſoll. Vorzüglich werden einige Haushaltungs- und Rechnungsbücher geſchätzt, welche über die Lebensweiſe jener Zeiten beſondere Aufſchlüſſe geben. Vielleicht bemüht ſich darum einmal ein Deutſcher Reiſender, aufgefordert durch das Intereſſe, das denn auch wohl endlich unſere Nation an einem ſo bedeutenden Menſchen und durch ihn auf's neue an ſeinem Jahrhundert nehmen möchte.

XVI.

Ueber die Grundsätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen soll.

„Unter andern wundersamen Kunstfertigkeiten welche in dieser unserer Stadt Florenz ausgeübt worden und worin sie nicht allein die Alten erreicht, sondern gar übertroffen hat, kann man die edelsten Künste der Sculptur, Mahlerey und Baukunst nennen, wie sich künftig an seinem Ort wird beweisen lassen.

Aber weil mein Hauptvorsatz ist über die Kunst, ihre wahren Grundsätze und wie man sie erlernen soll, zu reden, ein Vorhaben, welches auszuführen meine Vorfahren große Neigung gehabt, sich aber nicht entschließen können, einem so nützlichen und gefälligen Unternehmen den Anfang zu geben; so will ich, obgleich der geringere von so vielen und vortrefflichen Geistern, damit ein solcher Nutzen den Lebenden nicht entgehe, auf die beste Weise wie die Natur mir es reichen wird, dieses Geschäft übernehmen und mit aller Anstrengung, doch so faßlich als es sich nur thun läßt, diesen ruhmwerthen Vorsatz durchzuführen suchen.

Es ist wahr, daß manche zu Anfang eines solchen Unternehmens eine große Abhandlung zur Einleitung schreiben würden, weil so eine ungeheure Maschine zu bewegen man sehr viele Instrumente nöthig hat.

Solche große Vorbereitungen erregen jedoch mehr

Ueberdruß als Vergnügen, und deßhalb wollen wir den Weg einschlagen, der uns besser dünkt, daß wir von denen Künsten reden, welche andern zum Grunde liegen und so nach und nach eine jede in Thätigkeit setzen, wie sie eingreift. Auf diese Weise wird man alles in einem bessern Zusammenhang im Gedächtniß behalten. Deßhalb wir auch ohne weiteres mit Bedacht zu Werke gehen.

Ihr Fürsten und Herren, die ihr euch an solchen Künsten vergnügt, ihr vortrefflichen Meister und ihr Jünglinge, die ihr euch noch erst unterrichten wollt, wisset für gewiß: daß das schönste Thier, das die Natur hervorgebracht, der Mensch sey, daß das Haupt sein schönster Theil und der schönste und wundersamste Theil des Hauptes das Auge sey.

Will nun jemand eben deßhalb die Augen nachahmen, so muß er darauf weit größere Kunst verwenden als auf andere Theile des Körpers. Deßhalb scheint mir die Gewohnheit die man bis auf den heutigen Tag beibehält sehr unschicklich, daß Meister ihren armen zarten Knaben gleich zu Anfang ein menschliches Auge zu zeichnen und nachzuahmen geben. Dasselbe ist mir in meiner Jugend begegnet, und ich denke, es wird andern auch so gegangen seyn.

Aus oben angeführten Ursachen halte ich aber für gewiß, daß diese Art keineswegs gut sey und daß man weit schicklicher und zweckmäßiger leichtere und zugleich nützlichere Gegenstände den Schülern vorlegen könne.

Wollten jedoch einige stockische Pedanten, oder irgend ein Sudler gegen mich rechten und anführen, daß ein guter Fechtmeister seinen Schülern zu Anfang die schwersten Waffen in die Hände gibt, damit ihnen die gewöhnlichen desto leichter scheinen, so könnte ich gar vieles dagegen auf das schönste versetzen; allein das wär' doch in den Wind gesprochen und ich, der ich ein Liebhaber von Resultaten bin, begnüge mich ihnen mit diesen Worten den Weg verrannt zu haben und wende mich zu meiner leichtern und nützlichern Methode.

Weil nun das wichtigste eines solchen Talentes immer die Darstellung des nackten Mannes und Weibes bleibt, so muß derjenige, der so etwas gut machen und die Gestalten gegenwärtig haben will, auf den Grund des Nackten gehen, welches die Knochen sind. Hast du dieses Gebäude gut im Gedächtniß, so wirst du weder bei nackten noch bekleideten Figuren einen Irrthum begehen, welches viel gesagt ist. Ich behaupte nicht, daß du dadurch mehr oder mindere Anmuth deinen Figuren verschaffst; es ist hier die Rede sie ohne Fehler zu machen und dieses, kann ich dich versichern, wirst du auf meinem Wege erreichen.

Nun betrachte, ob es nicht leichter sey einen Knochen zum Anfang zu zeichnen, als ein Auge?

Hierbei verlange ich, daß du zuerst den Hauptknochen des Beines zeichnest! Denn wenn man einen solchen dem Schüler von dem zartesten Alter vorlegt, so

wird er einen Stab zu zeichnen glauben. Fürwahr in den edelsten Künsten ist es von der größten Wichtigkeit, wenn man sie überwinden und beherrschen will, daß man Muth fasse, und kein Kind wird so kleinmüthig seyn, das ein solches beinernes Stäbchen, wo nicht auf das erste-, doch auf das zweitemal, nachzuahmen sich versprüche, wie solches bei einem Auge nicht der Fall seyn würde. Alsdann wirst du die kleine Röhre, welche wohl über die Hälfte dünner ist als die große, mit dem Hauptknochen gehörig zusammen fügen und also nachzeichnen lassen. Ueber diese beiden setzest du den Schenkelknochen, welcher einzeln und stärker ist als die beiden vorhergehenden.

Dann fügst du die Kniescheibe zwischen ein und läßest den Schüler diese vier Knochen sich recht in's Gedächtniß fassen, indem er sie von allen Seiten zeichnet, sowohl von vorn und hinten als von den beiden Profilen. Sodann wirst du ihnen die Knochen des Fußes nach und nach erklären, welche der Schüler, von welchem Alter er sey, zählen und in's Gedächtniß prägen muß.

Daraus wird sich ergeben, daß wenn sich jemand die Knochen des ganzen Beines bekannt gemacht, ehe er an den Kopf kömmt, ihm alle andern Knochen leicht scheinen werden, und so wird er nach und nach das schöne Instrument zusammen setzen lernen, worauf die ganze Wichtigkeit unserer Kunst beruht.

Laß nachher den Schüler einen der schönen Hüftkno-

chen zeichnen, welche wie ein Becken geformt ſind und ſich genau mit dem Schenkelknochen verbinden da wo deſſen Ende gleich einer Kugel an einen Stab befeſtigt iſt. Dagegen hat der Beckenknochen eine wohl eingerichtete Vertiefung, in welcher der Schenkelknochen ſich nach allen Seiten bewegen kann, wobei die Natur geſorgt hat, daß er nicht über gewiſſe Gränzen hinausſchreite, in welchen ſie ihn mit Sennen und andern ſchönen Einrichtungen zurückhält.

Iſt nun dieſes gezeichnet und dem Gedächtniß wohl eingedrückt, ſo kommt die Reihe an einen ſehr ſchönen Knochen, welcher zwiſchen den beiden Hüftknochen befeſtigt iſt. Er hat acht Oeffnungen, durch welche die Meiſterin Natur mit Sennen und andern Vorrichtungen das ganze Knochenwerk zuſammenhält. Am Ende von gedachtem Bein iſt der Schluß des Rückengrates, welcher als ein Schwänzchen erſcheint, wie er es denn auch wirklich iſt.

Dieſes Schwänzchen wendet ſich in unſern warmen Gegenden nach innen; aber in den kälteſten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kälte nach außen gezogen, und ich habe es vier Finger breit bei einer Menſchenart geſehen, die ſich Iderni nennen und als Monſtra erſcheinen; es verhält ſich aber damit nicht anders als wie ich geſagt habe.

Sodann läſſeſt du den wunderbaren Rückgrat folgen, der über gedachtem heiligen Bein aus vier und zwanzig

Knochen besteht. Sechszehen zählt man bis dahin wo die Schultern anfangen und acht bis zur Verbindung mit dem Haupte, welchen Theil man den Nacken nennt. Der letzte Knochen hat eine runde Vertiefung, in welcher der Kopf sich trefflich bewegt.

Von diesem Knochen mußt du einige mit Vergnügen zeichnen; denn sie sind sehr schön. Sie haben eine große Oeffnung, durch welche der Strang des Rückenmarks durchgeht.

An dieses Knochenwerk des Rückens schließen sich vier und zwanzig Rippen, zwölf auf jeder Seite, so daß man das Zimmerwerk einer Galeere zu sehen glaubt. Dieses Rippenwesen mußt du oft zeichnen und dir wohl von allen Seiten bekannt machen. Du wirst finden, daß sie sich am sechsten Knochen, vom heiligen Bein an gerechnet, anzusetzen anfangen. Die vier ersten stehen frei. Von diesen sind die beiden ersten klein und ganz knöchern. Die erste ist klein, die zweyte größer, die dritte hat ein klein Stückchen Knorpel an der Spitze, die vierte aber ein größeres, die fünfte ist auch noch nicht mit dem Brustknochen verbunden wie die übrigen sieben. Dieser Knochen ist porös wie ein Bimstein und macht einen Theil des ganzen Rippenwerks aus.

Einige dieser sieben Rippen haben den dritten, einige den vierten Theil Knorpel und dieser Knorpel ist nichts anders als ein zarter Knochen ohne Mark. Auf alle Weise läßt er sich mehr einem Knochen als einer Senne

vergleichen, denn der Knochen ist zerbrechlich, der Knorpel auch, die Senne aber nicht.

Nun verstehe wohl! wenn du dieses Rippenwesen gut im Gedächtniß hast und dazu kommst Fleisch und Haut darüber zu ziehen, so wisse, daß die fünf untersten freien Rippen, wenn sich der Körper dreht, oder vor- und rückwärts biegt, unter der Haut viele schöne Erhöhungen und Vertiefungen zeigen, welches eben die schönen Dinge sind, welche an dem Körper des Menschen unfern des Nabels erscheinen.

Diejenigen welche nun diese Knochen nicht gut im Gedächtniß haben, wie mir einige einbildische Mahler, ja Schmierer vorgekommen sind, die sich auf ihr Gedächtnißlein verlassen und ohne ander Studium als schlechter und oberflächlicher Anfänge zur Arbeit rennen, nichts Gutes verrichten und sich dergestalt gewöhnen, daß sie, wenn sie auch wollten, nichts Tüchtiges leisten können. Mit diesem Handwerkswesen, wobei sie noch der Geiz bethört, schaden sie denen, die auf dem guten Wege der Studien sind, und machen den Fürsten Schande, die, indem sie sich von solcher Behendigkeit bethören lassen, der Welt zeigen, daß sie nichts verstehn. Die trefflichen Bildhauer und Mahler verfertigen ihre Arbeiten für viele hundert Jahre zum Ruhme der Fürsten und zur größten Zierde ihrer Städte. Da solche Werke nun ein so langes Leben haben sollen, so erwarte nicht, mächtiger und würdiger Fürst, daß man sie geschwind vollbringe. Die

gute Arbeit braucht vielleicht nur zwey oder drey Jahre mehr als die schlechte. Nun bedenke, ob sie nicht, da sie so viele Jahre leben soll, diesen Aufschub verdient.

Habe ich mich nun ein wenig von meinem Hauptzwecke entfernt, so kehre ich gleich dahin wieder zurück.

Ueber diesem Rippenbau befinden sich noch zwey Knochen außer der Ordnung, die sich beide auf den Brustknochen auflegen und mit einiger Wendung sich mit den Schulterknochen verbinden. Du brauchst sie nicht besonders zu zeichnen, wie mehrere der andern, sondern zugleich mit dem Rippenkasten mußt du dir sie wohl in das Gedächtniß eindrücken; es sind dieses die Schlüsselbeine.

Diejenigen Knochen, mit welchen sie sich hinterwärts verbinden, haben die Form zweyer Schaufeln. Es sind sehr schöne Knochen, die, weil sie gewisse Erhöhungen haben, unter der Haut erscheinen und daher von deinem Schüler an Statt des Auges zu zeichnen sind. Es kömmt viel darauf an, daß er sie recht kenne. Denn wenn ein Arm einige Gewalt brauchen will, so macht dieser Knochen verschiedene schöne Bewegungen, welche der, der es versteht, auf dem Rücken wohl erkennen kann, weil sich diese Knochen sehr von den Muskeln auszeichnen. Man nennt sie Schulterblätter.

An diesen sind die Armknochen befestigt, welche den Beinen ähnlich, obgleich viel kleiner sind. Wenn du dich mit diesen beschäftigst, so brauchst du es gerade

nicht auf eben die Art zu thun, wie du es mit den Füßen gehalten haſt. Denn wenn du in der Ordnung, wie ich dir angezeigt habe, bis zu den Armen gelangt biſt, ſo kannſt du dieſe alsdann gewiß zugleich mit der Hand zeichnen, welches eine künſtliche und ſchöne Sache iſt. Auch dieſe Theile mußt du genugſam, nach allen Seiten hin, zeichnen und zwar ſowohl die rechte als die linke.

Biſt du ſo weit gelangt, ſo kannſt du dich gleichſam zum Vergnügen an dem wunderſamen Knochen des Schädels verſuchen, den du alsdann, wenn du fleißig und anhaltend die untern Theile ſtudirt haſt, mit Ernſt vornehmen magſt.

Haſt du ihn nun, von irgend einer Seite, gezeichnet und deine Arbeit gefällt dir, ſo mußt du ſuchen, ihn mit den untern Theilen zu verbinden und dieſes von allen Seiten und in allen Wendungen thun. Denn wer die Knochen des Schädels nicht gut in Gedanken hat, der wird keinen Kopf, er ſey von welcher Art er wolle, mit einiger Anmuth ausführen können.

Das beſte wär', daß du während der Zeit, wenn du das menſchliche Knochengerüſte zeichneſt, nichts weiter vornähmeſt, um dein Gedächtniß nicht zu beſchweren. Nun mußt du noch dieſes wiſſen, daß du auch das Maß aller dieſer Theile dir bekannt zu machen haſt, auf daß du mit mehr Sicherheit, Sennen und Muskeln darüber ziehen könneſt, womit die göttliche Natur mit ſo vieler Kunſt das ſchöne Inſtrument verbindet.

Wenn du nun dieſe Knochen meſſen willſt, ſo mußt du ſie ſo aufſtellen, als wenn es ein lebendiger Menſch wär', z. B. der Fuß muß ſich in ſeiner Pfanne befinden, welche Richtung er auch nehme.

Den Körper kannſt du daher kühnlich zurechte rücken, daß er auf zwey Beinen ſtehe, und den Kopf ein wenig zur Seite wenden. Auch kannſt du dem Arm einige Handlung geben.

Nachher magſt du das Gerippe, hoch oder niedrig, ſitzen laſſen und ihm verſchiedene Wendungen und Bewegungen geben. Dadurch wirſt du dir ein wunderſames Fundament bereiten, das dir die großen Schwierigkeiten unſerer göttlichen Kunſt erleichtern wird.

Damit ich dir ein Beiſpiel zeige und den größten Meiſter anführe, ſo betrachte die Werke des Michelangelo Buonarotti, deſſen hohe Weiſe, die von allen andern und von allem, was man bisher geſehen, ſo ſehr verſchieden iſt, nur darum ſo wohl gefallen hat, weil er das Gefüge der Knochen genau betrachtete. Dich hievon zu überzeugen, betrachte alle ſeine Werke, ſowohl der Sculptur als Mahlerey, wo die an ihrem Ort wohlbezeichneten Muskeln ihm kaum ſo viel Ehre machen als die ſichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sennen, wodurch das künſtliche Gebäude des Menſchen erſt entſchieden Geſtalt, Maß und Verbindung erhält."

XVII.

Ueber den Rangſtreit der Sculptur und Mahlerey.

„Man zeichnet mit verſchiedenen Materien und auf verſchiedene Weiſe, mit Kohle, Bleiweiß und der Feder. Die Zeichnungen mit der Feder werden gearbeitet, indem man eine Linie mit der andern durchſchneidet und mehr Linien aufſetzt, wo man die Schatten verſtärken will; ſoll er ſchwächer ſeyn, ſo läßt man es bei weniger Linien bewenden, und für die Lichter bleibt das Papier ganz weiß. Gedachte Art iſt ſehr ſchwer und nur wenige Künſtler haben ſie vollkommen zu behandeln gewußt. Auf dieſem Wege ſind die Kupferſtiche erfunden worden, in welchen ſich Albrecht Dürer als ein wahrhaft bewundernswürdiger Meiſter bewieſen hat, ſowohl durch die Lebhaftigkeit und Feinheit der Zeichnung, als durch die Zartheit des Stichs.

Man zeichnet auch noch auf andere Weiſe, indem man nach vollendetem Umriß mit der Feder Pinſel nimmt und mit mehr oder weniger in Waſſer aufgelöſ'ter und verdünnter Tuſche nach Bedürfniß helleren oder dunklern Schatten andringt. Dieſe Art nennt man Acquarell.

Ferner färbt man mit verſchiedenen Farben das Papier und bedient ſich der ſchwarzen Kreide den Schatten, und des Bleiweißes das Licht anzugeben. Dieſes Weiß wird auch gerieben mit etwas Arabiſchem Gummi ver-

vermiſcht und in Stäbchen, ſo ſtark als eine Feder, zu gedachtem Zwecke gebraucht.

Ferner zeichnet man mit Rothſtein und ſchwarzer Kreide. Mit dieſen Steinen wird die Zeichnung überaus angenehm und beſſer als auf die vorige Weiſe. Alle guten Zeichner bedienen ſich derſelben, wenn ſie etwas nach dem Leben abbilden; denn wenn ſie mit gutem Bedacht Arm oder Fuß auf dieſe oder jene Weiſe geſtellt haben und ſie ihn nachher anders zu bewegen gedenken, höher oder niedriger, vor oder zurück; ſo können ſie es leicht thun, weil ſich mit ein wenig Brotkrume die Striche leicht wegwiſchen laſſen, und deßwegen wird dieſe Weiſe für die beſte gehalten.

Da ich nun von der Zeichnung rede, ſo ſage ich nach meinem Dafürhalten, die wahre Zeichnung ſey nichts anders, als der Schatten des Runden, und ſo kann man ſagen, daß das Runde der Vater der Zeichnung ſey; die Mahlerey aber iſt eine Zeichnung mit Farben gefärbt wie ſie uns die Natur zeigt.

Man mahlt auf zweyerlei Weiſe, einmal daß man die ſämmtlichen Farben nachahmt wie wir ſie in der Natur vorfinden; ſodann daß man nur das Helle und Dunkle ausdrückt, welche letztere Art in unſern Zeiten in Rom wieder aufgebracht worden, von Polidor und Maturino, außerordentlichen Zeichnern, welche unter der Regierung Leo's, Hadrians und Clemens unendliche

Werke darin verfertigt haben, ohne sich mit den Farben abzugeben.

Indem ich nun aber zu der Art wie man zeichnet zurückkehre und besonders meine Beobachtungen über die Verkürzung mittheilen will, so erzähle ich, daß wenn wir, mehrere Künstler, zusammen studirten, ließen wir einen Mann von guter Gestalt und frischem Alter in einer geweißten Kammer entweder sitzend oder stehend, verschiedene Stellungen machen, wobei man die schwersten Verkürzungen beobachten konnte. Dann setzten wir ein Licht an die Rückseite, weder zu hoch noch zu tief, noch zu weit entfernt von der Figur und befestigten es, sobald es uns den wahren Schatten zeigte. Dieser wurde denn alsbald umgezogen, und man zeichnete die wenigen Linien, die man im Schatten nicht hatte sehen können, in den Umriß hinein, als: die Falten am Arm, die von der Biegung der Ellbogens herkommen und so an andern Theilen des Körpers.

Dieses ist die wahre Art zu zeichnen, durch die man ein trefflicher Mahler wird, wie es unserm außerordentlichen Michelangelo Buonarotti gelungen ist, der, wie ich überzeugt bin, aus keiner andern Ursache in der Mahlerey so viel geleistet hat, als weil er der vollkommenste Bildhauer war und in dieser Kunst mehr Kenntnisse hatte, als niemand anders zu unsern Zeiten.

Und welch ein größeres Lob kann man einer schönen Mahlerey geben, als wenn man sage: sie trete derge-

Rhein und Main.

ſtalt hervor, daß ſie als erhoben erſcheine. Daraus lernen wir, daß das Runde und Erhobene als der Vater der Mahlerey, einer angenehmen und reizenden Tochter, angeſehen werden müſſe.

Der Mahler ſtellt nur eine der acht vornehmſten Anſichten dar, welche der Bildhauer ſämmtlich leiſten muß. Daher wenn dieſer eine Figur, beſonders eine nackte, verfertigen will, nimmt er Erde oder Wachs und ſtellt die Theile nach und nach auf, indem er von den vordern Anſichten anfängt. Da findet er nun manches zu überlegen, die Glieder zu erhöhen und zu erniedrigen, vorwärts und rückwärts zu wenden und zu biegen. Iſt er nun mit der vordern Anſicht zufrieden und betrachtet die Figur auch von der Seite, als einer der vier Hauptanſichten, ſo findet er oft, daß ſie weniger gefällig erſcheint, deßwegen er die erſte Anſicht, die er bei ſich ſchon feſtgeſetzt hatte, wieder verderben muß, um ſie mit der zweyten in Uebereinſtimmung zu ſetzen. Und es begegnet wohl, daß ihm jede Seite neue Schwierigkeiten entgegen ſetzt. Ja man kann ſagen, daß es nicht etwa nur acht, ſondern mehr als vierzig Anſichten gibt; denn wie er nur ſeine Figur im geringſten wendet, ſo zeigt ſich ein Muskel entweder zu ſehr, oder zu wenig, und es kommen die größten Verſchiedenheiten vor. Daher muß der Künſtler von der Anmuth der erſten Anſicht gar manches aufopfern, um die Uebereinſtimmung rings um die ganze Figur zu leiſten; welche Schwierigkeit ſo

groß ist, daß man niemals eine Figur gesehen hat, welche sich gleich gut von allen Seiten ausnähme.

Will man aber die Schwierigkeit der Bildhauerkunst sich recht vorstellen, so kann man die Arbeiten des Michelangelo zum Maßstabe nehmen. Denn wenn er ein lebensgroßes Modell mit aller gehörigen Sorgfalt, die er bei seinen Arbeiten zu beobachten pflegte, vornahm, so endigte er es gewöhnlich in sieben Tagen. Zwar habe ich ihn auch manchmal ein solches nacktes Modell von Morgens bis auf den Abend mit allem gehörigen Kunstfleiß vollenden gesehen. Dieses leistete er manchmal, wenn ihn unter der Arbeit ein wundersamer wüthender Paroxysmus überfiel. Wir können daher im allgemeinen sieben Tage annehmen. Wollte er aber eine solche Statue in Marmor ausführen, so brauchte er sechs Monate, wie man öfters beobachtet hat.

Auch könnte die Zahl der Werke, welche Michelangelo gemacht, zum Beweis der Schwierigkeit der Bildhauerkunst dienen; denn für eine Figur in Marmor brachte er hundert gemahlte zu Stande, und bloß deßwegen, weil die Mahlerey nicht an der Schwierigkeit so vieler Ansichten haftet. Wir dürfen daher wohl schließen, daß die Schwierigkeit der Bildhauerey nicht bloß von der Materie herkomme, sondern die Ursache in den größern Studien liege, die man machen, und in den vielen Regeln, die man beobachten muß, um etwas Bedeutendes zu leisten, welches bei der Mahlerey nicht der Fall ist.

Daher glaube ich mit aller Bescheidenheit behaupten zu können: daß die Bildhauerkunst der Mahlerey weit vorzuziehen sey.

Da mich nun aber diese Meinung noch auf eine andere führt, die einen verwandten Gegenstand betrifft, so halte ich für schicklich, auch dieselbe hier vorzutragen.

Ich bin nämlich überzeugt, daß diejenigen Künstler, welche durch Uebung der Bildhauerkunst den menschlichen Körper mit seinen Proportionen und Maßen am besten verstehen, auch die bessern Architekten seyn werden, vorausgesetzt, daß sie die andern Studien dieser nöthigen und trefflichen Kunst nicht versäumt haben. Denn nicht allein haben die Gebäude einen Bezug auf den menschlichen Körper, sondern die Proportion und das Maß der Säulen und anderer Zierrathen haben daher ihren Ursprung, und wer eine Statue mit ihren übereinstimmenden Maßen und Theilen zu machen versteht, dem wird es auch in der Baukunst gelingen, weil er gewohnt ist, große Schwierigkeiten zu überwinden und mit besonderm Fleiß zu arbeiten, daher er denn auch ein besonderes Urtheil sich über die Gebäude erwerben wird.

Dadurch will ich aber nicht behaupten, daß nur der treffliche Bildhauer ein guter Baumeister seyn könne; denn Bramante, Rafael und viele andere Mahler haben auch mit großem Sinn und vieler Anmuth sich in der Baukunst bewiesen; doch sind sie nicht zu der Höhe gelangt, auf welcher sich unser Buonarotti gezeigt hat, wel-

ches nur daher kam, weil er besser als jeder andere eine Statue zu machen verstand.

Deßwegen finden wir so viel Zierlichkeit und Anmuth in seinen architektonischen Werken, daß unsere Augen sich an ihrem Anschauen niemals genug sättigen können.

Dieses habe ich nicht sowohl um des Streites der Bildhauerkunst und der Mahlerey willen hier anführen wollen, sondern weil es viele gibt, denen nur ein kleines Lichtchen in der Zeichenkunst geschienen und die, als völlige Idioten, sich unterstehen, Werke der Baukunst zu unternehmen. Dieß begegnete dem Meister Terzo, einem Ferraresischen Krämer, der mit einer gewissen Neigung zur Baukunst und mit Hülfe einiger Bücher die davon handelten, welche er fleißig las, mehrere bedeutende Männer überredete und viele Gebäude aufführte. Ja, er ward so kühn, daß er sein erstes Gewerb verließ und sich der Baukunst ganz ergab. Er pflegte zu sagen: die vollkommensten Meister dieser Kunst seyen Bramante und Antonio von Sanct Gallo gewesen; außer diesen nehme er es mit jedem auf. Dadurch erwarb er sich den Spitznamen Terzo (der dritte).

Wußte denn der Mann nicht, daß Brunellesco der erste gewesen, der die Baukunst nach so vielen Jahren wieder aufgeweckt, nachdem sie unter den Händen barbarischer Handwerker völlig erloschen. Wohl haben sich nachher Bramante, Antonio von Sanct Gallo und Bal-

thasar Peruzzi hervorgethan; aber zuletzt ist sie auf den höchsten Grad der Vortrefflichkeit durch Michelangelo gelangt, welcher, da er die lebhafteste Kraft der Zeichnung durch das Mittel der Bildhauerkunst erlangt, vieles an dem Tempel von Sanct Peter in Rom veränderte, was jene angegeben hatten, wobei er sich nach dem allgemeinen Urtheil den guten Regeln der Architektur mehr angenähert.

Uebrigens behalte ich mir vor, ein andermal mehr hierüber zu sprechen, da ich denn auch die Perspective abhandeln und nächst dem was ich aus mir selbst mitzutheilen denke, auch unzählige Bemerkungen des Leonardo da Vinci, die ich aus einer schönen Schrift desselben gezogen, überliefern werde.

Daher will ich nicht länger säumen und dasjenige, was ich bisher gesagt habe, denen übergeben, die mit größern und bessern Gründen, ohne Leidenschaft diese Dinge abzuhandeln werden im Stande sern."

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Sechsunddreyßigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

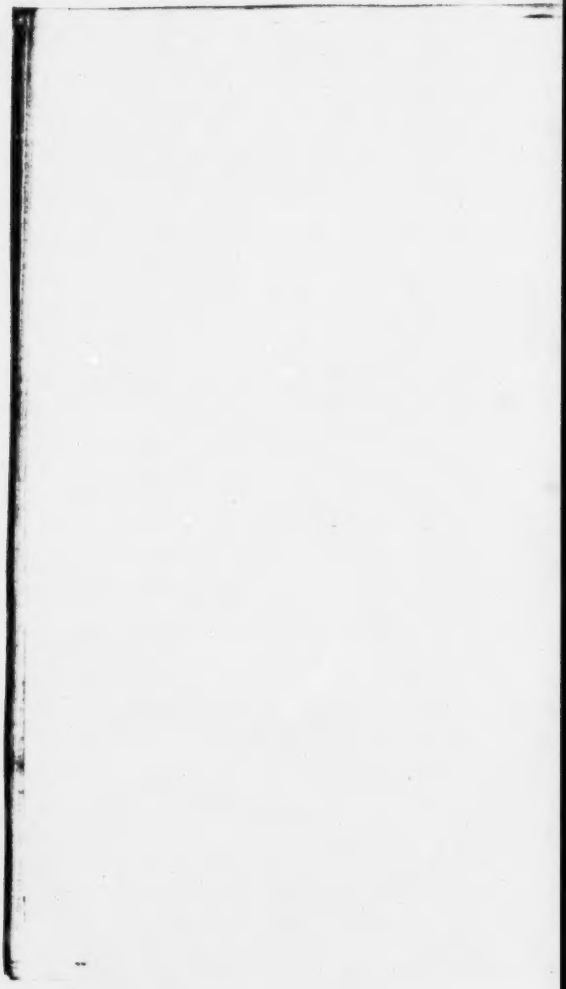

Inhalt.

Seite

Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot. 1

Anmerkungen, die Charaktere der Personen und Eigenheiten der damaligen Zustände aufklärend. 157

Diderot's Versuch über Malerey mit Noten des Uebersetzers. 215

Rameau's Neffe.

Ein Dialog von Diderot.

Aus dem Manuſcript überſetzt.

. . . Vertumnis, quotquot sunt, natus iniquis.

HORAT. *Serm. Lib. II. Sat. VIII. v.* 14.

Es mag ſchön oder häßlich Wetter ſeyn, meine Gewohnheit bleibt auf jeden Fall um fünf Uhr Abends im Palais Royal ſpazieren zu gehen. Mich ſieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenſon. Ich unterhalte mich mit mir ſelbſt von Politik, von Liebe, von Geſchmack oder Philoſophie, und überlaſſe meinen Geiſt ſeiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erſte Idee verfolgen, die ſich zeigt, ſie ſey weiſe oder thöricht. So ſieht man in der Allée de Foi unſere jungen Liederlichen einer Courtiſane auf den Ferſen folgen, die mit unverſchämtem Weſen, lachendem Geſicht, lebhaften Augen, ſtumpfer Naſe dahingeht; aber gleich verlaſſen ſie dieſe um eine andere, necken ſie ſämmtlich und binden ſich an keine. Meine Gedanken ſind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnicht iſt, flüchte ich mich in den Café de la Régence und ſehe zu meiner Unterhaltung den Schachſpielern zu. Paris iſt der Ort in der Welt, und der Café de la Régence der Ort in Paris, wo man das Spiel am beſten ſpielt. Da, bei Rey, verſuchen ſich gegen einander der profunde Légal, der ſubtile Philidor, der gründliche Mayot. Da ſieht man die bedeutendſten Züge, da hört man die gemeinſten

Reden. Denn, kann man schon ein geistreicher Mann und ein großer Schachspieler zugleich seyn, wie Legal, so kann man auch ein großer Schachspieler und albern zugleich seyn, wie Foubert und Mayot.

Eines Nachmittags war ich dort, beobachtete viel, sprach wenig und hörte so wenig als möglich, als eine der wunderlichsten Personnagen zu mir trat, die nur jemals dieses Land hervorbrachte, wo es doch Gott an dergleichen nicht fehlen ließ. Es ist eine Zusammensetzung von Hochsinn und Niederträchtigkeit, von Menschenverstand und Unsinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbaren müssen ganz wunderbar in seinem Kopf durch einander gehn: denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenschaften gegeben hat, ohne Prahlerey, und was sie ihm an schlechten gab, ohne Scham. Uebrigens ist er von einem festen Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenstärke. Wenn ihr ihm jemals begegnet, und seine Originalität hält euch nicht fest, so verstopft ihr eure Ohren gewiß mit den Fingern, oder ihr entflieht. Gott, was für schreckliche Lungen!

Und nichts gleicht ihm weniger, als er selbst. Manchmal ist er mager und zusammengefallen, wie ein Kranker auf der letzten Stufe der Schwindsucht; man würde seine Zähne durch seine Backen zählen; man sollte glauben, er habe mehrere Tage nichts gegessen, oder er käme aus la Trappe.

Den nächsten Monat ist er feist und völlig, als hätte er die Tafel eines Financiers nicht verlassen, oder als hätte man ihn bei den Bernhardinern in die Kost gegeben. Heute, mit schmutziger Wäsche, mit zerrissenen Hosen, in Lumpen gekleidet und fast ohne Schuhe, geht er mit gebeugtem Haupte, entzieht sich den Begegnenden, man möchte ihn anrufen, ihm Allmosen zu geben. Morgen, gepudert, chaussirt, frisirt, wohl angezogen, trägt er den Kopf hoch, er zeigt sich, und ihr würdet ihn beinah für einen ordentlichen Menschen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, nach den Umständen. Seine erste Sorge des Morgens, wenn er aufsteht, ist, sich zu bekümmern, wo er zu Mittag speisen wird. Nach Tische denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachtessen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachstübchen, seine Wohnung, wenn nicht die Wirthin, ungeduldig den Miethzins länger zu entbehren, ihm den Schlüssel schon abgefordert hat. Bald wirft er sich in eine Schenke der Vorstadt, wo er den Tag zwischen einem Stück Brot und Kruge Bier erwartet. Hat er denn auch die sechs Sous zum Schlafgeld nicht in der Tasche, das ihm wohl manchmal begegnet, so wendet er sich an einen Miethkutscher, seinen Freund, oder an den Kutscher eines großen Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben seinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Theil seiner Matratze in den Haaren.

Iſt die Jahrszeit gelind, ſo ſpaziert er die ganze Nacht auf dem Cours, oder den elyſeiſchen Feldern hin und wieder. Mit dem Tage erſcheint er ſogleich in der Stadt, gekleidet von geſtern für heute, und von heute manchmal für den Ueberreſt der Woche.

Dergleichen Originale kann ich nicht ſchätzen; andre machen ſie zu ihren nächſten Bekannten, ſogar zu Freunden. Des Jahrs können ſie mich einmal feſthalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen abſticht, und ſie die läſtige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unſre Erziehung, unſre geſellſchaftlichen Conventionen, unſre hergebrachten Anſtändigkeiten eingeführt haben. Kommt ein ſolcher in eine Geſellſchaft, ſo iſt er ein Krümchen Sauerteig, das das Ganze hebt, und jedem einen Theil ſeiner natürlichen Individualität zurückgibt. Er ſchüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtliche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und ſondert ſeine Leute.

Dieſen kannt' ich ſeit langer Zeit; er kam öfters in ein Haus, wo ihm ſein Talent den Eingang verſchafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er ſchwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter heirathen würde. Dieſe zuckten die Achſeln, lachten ihm in's Geſicht, und verſicherten ihm, er ſey närriſch. Doch ſah ich den Augenblick kommen, wo die Sache gemacht

war. Er verlangte von mir einige Thaler, die ich ihm gab. Er hatte sich, ich weiß nicht wie, in einigen Häusern eingeschlichen, wo sein Concert bereit stand, aber man hatte ihm die Bedingung gemacht, er solle niemals ohne Erlaubniß reden. Da schwieg er nun und aß vor Bosheit: es war lustig ihn in diesem Zwang zu sehen. Sobald er es wagte den Tractat zu brechen und den Mund aufzuthun, sogleich beim ersten Wort riefen alle Gäste: O Rameau! Dann funkelte die Wuth in seinen Augen, und er fiel mit neuer Gewalt über das Essen her.

Ihr wart neugierig den Namen des Mannes zu wissen, da habt ihr ihn. Es ist der Vetter des berühmten Tonkünstlers, der uns von Lulli's Kirchengesang gerettet hat, den wir seit hundert Jahren psalmediren. Ein Vetter des Mannes, der so viel unverständliche Visionen und apokalyptische Wahrheiten über die Theorie der Musik schrieb, wovon weder er, noch sonst irgend ein Mensch jemals etwas verstanden hat; in dessen Opern man Harmonie findet, einzelne Brocken guten Gesangs, unzusammenhängende Ideen, Lärm, Aufzüge, Triumphe, Lanzen, Glorien, Murmeln und Victorien, daß den Sängern der Athem ausgehen möchte; des Mannes, der, nachdem er den Florentiner begraben hat, durch Italiänische Virtuosen wird begraben werden, wie er voraussühlte, und deßhalb mißmuthig, traurig und ärgerlich ward. Denn niemand hat bösere Laune, nicht einmal eine hübsche Frau, die Morgens eine Blat-

ter auf der Nase gewahr wird, als ein Autor, der sich bedroht sieht, seinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Crebillon, der Sohn, beweisen.

Er tritt zu mir: Ach, mein Herr Philosoph, treff ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Taugenichtsen? Verliert Ihr auch Eure Zeit mit Holzschieben? (So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damenspiel.)

Ich.

Nein, aber wenn ich nichts Besseres zu thun habe, so ist's eine augenblickliche Unterhaltung, denen zuzusehen, die gut schieben.

Er.

Also eine seltene Unterhaltung. Nehmt Legal und Philidor aus; die Uebrigen verstehn nichts.

Ich.

Und Herr von Bussi, was sagt Ihr zu dem?

Er.

Der ist als Schachspieler, was Demoiselle Clairon als Schauspielerin ist; beide wissen von diesen Spielen alles, was man davon lernen kann.

Ich.

Ihr seid schwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichsten Menschen laßt Ihr Gnade wiederfahren.

Er.

Ja im Schach- und Damenspiel, in der Poesie, Re-

dekunst, Musik und andern solchen Possen. Wozu soll die Mittelmäßigkeit in diesen Fällen?

Ich.

Beinahe geb' ich Euch Recht. Aber doch müssen sich viele auf diese Künste legen, damit der Mann von Genie hervortrete. Er ist dann der eine in der Menge. Aber lassen wir das gut seyn. Seit einer Ewigkeit habe ich Euch nicht gesehen. Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht sehe. Aber es freut mich jedesmal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

Er.

Das was Ihr, ich und alle die Andern machen, Gutes, Böses und Nichts. Dann hab' ich Hunger gehabt und gegessen, wenn sich dazu Gelegenheit fand. Ferner hatt' ich Durst und manchmal hab' ich getrunken; indessen ist mir der Bart gewachsen, und da hab' ich mich rasiren lassen.

Ich.

Daran habt Ihr übel gethan: denn der Bart nur fehlt Euch zum Weisen.

Er.

Freilich! meine Stirn ist groß und runzlich, mein Auge blitzt, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbrauen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen, und das Gesicht viereckt. Wißt Ihr wohl, dieses ungeheure Kinn,

wäre es von einem langen Barte bedeckt, es würde sich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen.

Ich.

Neben Cäsar, Marc Aurel, Sokrates.

Er.

Nein, ich stünde lieber zwischen Diogenes und Phryne. Unverschämt bin ich wie der eine, und die andere besuch' ich gern.

Ich.

Ihr befindet Euch immer wohl?

Er.

Ja, gewöhnlich; aber heute nicht besonders.

Ich.

Und wie, mit Eurem Silenenbauch, mit einem Gesicht —

Er.

Einem Gesicht, das man für die Rückseite nehmen könnte. Wißt Ihr, daß böse Laune, die meinen Onkel austrocknet, wahrscheinlich seinen Neffen fett macht?

Ich.

A propos! den Onkel; seht Ihr ihn manchmal?

Er.

Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehn.

Ich.

Thut er Euch denn nichts Gutes?

Er.

Thut er jemanden Gutes, so weiß er gewiß nichts

davon. Es ist ein Philosoph in seiner Art; er denkt nur an sich, und die übrige Welt ist ihm wie ein Blasebalgsnagel. Seine Tochter und Frau können sterben, wenn sie wollen, nur daß ja die Glocken im Kirchsprengel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, hübsch die Duodecime und Septdecime nachklingen, so ist alles recht. Er ist ein glücklicher Mann! und besonders weiß ich an Leuten von Genie zu schätzen, daß sie nur zu Einer Sache gut sind, drüber hinaus zu nichts. Sie wissen nicht, was es heißt, Bürger, Väter, Mütter, Vettern und Freunde zu seyn. Unter uns, man sollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde. Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie sind's, die unsre Welt umgestalten, und man ist im Einzelnen die Thorheit so allgemein und mächtig, daß man sie nicht ohne Händel verdrängt. Da macht sich's nun zum Theil, wie sich's die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's wie es war. Daher kommen die zwey Evangelien, des Harlequins Rock!... Nein! die Weisheit des Mönchs im Rabelais, das ist die wahre Weisheit für unsere Ruhe und für die Ruhe der andern. Seine Schuldigkeit thun, so gut es gehn will, vom Herrn Prior immer Gutes reden, und die Welt gehn lassen, wie sie Lust hat. Sie geht ja gut, denn die Menge ist damit zufrieden. Wüßt' ich Geschichte, so wollt' ich Euch zeigen, das Uebel hier unten ist immer von genialischen Menschen

82.

Zu des Rheins geſtreckten Hügeln,
Hochgeſegneten Gebreiten,
Auen die den Fluß beſpiegeln,
Weingeſchmückten Landesweiten,
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten.

83.

Was ich dort gelebt, genoſſen,
Was mir all derther entſproſſen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzulang Geſtändniß.
Mög' es jeden ſo erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

hergekommen; aber ich weiß keine Geschichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befinde mich nicht schlechter deßhalb. Ich war eines Tages an der Tafel eines königlichen Ministers, der Verstand für ein Dutzend hat. Er zeigte uns klar, so klar wie zweymal zwey vier ist, daß nichts den Völkern nützlicher sey als die Lüge, nichts aber schädlicher als die Wahrheit. Ich besinne mich nicht mehr auf seine Beweise, aber es folgte sonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abscheulich sind, und daß man ein Kind, wenn es bei seiner Geburt ein Charakterzeichen dieses gefährlichen Naturgeschenks an der Stirn trüge, sogleich ersticken oder in's Wasser werfen sollte.

Ich.

Und doch! diese Personen, die vom Genie so übel sprechen, behaupten alle Genie zu haben.

Er.

Im Stillen schreibt sich's wohl ein jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß sie sich unterstünden, es zu bekennen.

Ich.

Das geschieht aus Bescheidenheit. Und also habt Ihr einen schrecklichen Haß gegen das Genie gefaßt?

Er.

Für mein ganzes Leben.

Ich.

Aber ich erinnere mich wohl der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Mensch zu seyn. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das eine wie das andere quält. Man sollte seine Partie ergreifen und daran festhalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialischen Menschen gewöhnlich ein wenig sonderbar sind, oder, wie das Sprüchwort sagt, kein großer Geist sich findet ohne einen Gran von Narrheit, so läßt man die Genie's doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre des Volks seyn, bei dem sie lebten. Früh oder spät errichtet man ihnen Statuen und betrachtet sie als Wohlthäter des Menschengeschlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Minister, den Ihr anführt, aber ich glaube, wenn die Lüge einen Augenblick nützen kann, so schadet sie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nutzt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn sie auch im Augenblick schadet. Daher kömmt ich in Versuchung den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verscheucht, oder einer großen Wahrheit Eingang verschafft, immer ein Wesen ist, das unsre Verehrung verdient. Es kann geschehen, daß dieses Wesen ein Opfer des Vorurtheils und der Gesetze wird; aber es gibt zwey Arten Gesetze: die einen sind unbedingt billig und allgemein, die andern wunderlich, nur durch Verblendung oder durch Noth-

wendigkeit der Umstände bestätigt. Diese bedecken den, der sie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zurück geworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von beiden ist nun der Entehrte?

Er.

Das hilft ihm auch was rechts! Ist er deßwegen weniger verdammt worden? Ist sein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Bürger, und indem er ein schlechtes Gesetz verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein kühner und wunderlicher Mann, und seyd Ihr nicht ganz nah an einem Geständniß, das den Männern von Genie wenig günstig ist?

Ich.

Hört mich, lieber Mann, eine Gesellschaft sollte keine schlechten Gesetze haben. Hätte sie nur gute, sie käme niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unauflöslich mit der Bosheit verbunden sey, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor ist öfter ein Böswicht, als ein Mann von Geist. Wäre nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung hart, rauh, schwer zu behandeln, unerträglich, wäre er auch ein Böswicht, was wolltet Ihr daraus folgern?

Er.

Daß man ihn ersäufen sollte.

Ich.

Sachte, lieber Freund! So sagt mir doch! Nun ich will nicht Euern Onkel zum Beispiel nehmen, das ist ein harter und roher Mann, ohne Menschlichkeit, geizig, ein schlechter Vater, schlechter Gatte, schlechter Onkel; und dabei ist es noch nicht einmal ganz entschieden, daß er ein Mann von Genie sey, daß er es in seiner Kunst sehr weit gebracht habe, daß man sich in zehn Jahren noch um seine Werke bekümmern werde. Aber Racine, der hatte doch Genie und galt nicht für den besten Mann. Aber Voltaire?

Er.

Drängt mich nicht: denn ich weiß zu folgern.

Ich.

Was würdet Ihr nun vorziehen, daß Racine ein guter Mann gewesen wäre, völlig eins mit seinem Comtoir wie Briasson, oder mit seiner Elle wie Barbié, ein Mann, der regelmäßig alle Jahre seiner Frau ein rechtmäßiges Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und nichts weiter; oder daß er schelmisch, verrätherisch, ehrgeizig, neidisch gewesen wäre, aber Verfasser von Andromache, Britannicus, Iphigenia, Phädra und Athalia?

Er.

Hätte er zu der ersten Art gehört, das möchte für ihn das Beste gewesen seyn.

Ich.

Das ist sogar unendlich wahrer, als Ihr selbst nicht empfindet.

Er.

Ja so seyd ihr andern! Wenn wir etwas Gutes sagen, so soll es, wie bei Narren und Schwärmern, der Zufall gethan haben. Ihr andern nur versteht euch selbst. Ja, Herr Philosoph, ich verstehe mich, und verstehe mich eben so gut, als Ihr Euch versteht.

Ich.

Nun, so laßt sehen, warum denn für ihn?

Er.

Darum, weil alle die schönen Sachen, die er da gemacht hat, ihm nicht zwanzigtausend Franken eingetragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler in der Straße St. Denis oder St. Honore gewesen, ein guter Materialienhändler im Großen, ein besuchter Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zusammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genossen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Lustigmacher, wie mir, ein Goldstück gegeben, und man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm gelegentlich ein hübsches Mädchen verschafft, um eine ewige langweilige Beiwohnung bei seiner Ehefrau zu unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich gegessen, großes Spiel gespielt, vortrefflichen Wein getrunken, vortreffliche Liqueure, vortrefflichen Caffee, man hätte Landfahrten gemacht. Ihr seht doch,

daß

daß ich mich darauf verſtehe. Ihr lacht? Schon gut! Nur werdet Ihr doch zugeben, ſo wäre es auch beſſer für ſeine Umgebungen geweſen.

Ich.

Ganz gewiß. Nur mußte er den durch ein rechtmäßiges Gewerbe errungenen Reichthum nicht auf eine ſchlechte Weiſe verwenden. Alle die Spieler mußte er von ſeinem Hauſe entfernen, alle dieſe Schmarotzer, alle dieſe ſüßlichen Jaherren, alle dieſe Windbeutel, dieſe unnützen, verkehrten Menſchen. Mit Stockprügeln mußte er durch ſeine Lehrpurſchen den dienſtbaren Gefälligen todt ſchlagen laſſen, der, durch eine ſaubere Mannichfaltigkeit, den Ehemann von dem Abgeſchmack einer einförmigen Beiwohnung zu retten ſucht.

Er.

Todt ſchlagen? Herr, todt ſchlagen? Niemanden ſchlägt man todt in einer wohl policirten Stadt. Es iſt eine ehrbare Beſchäftigung; viele Perſonen, ſogar mit Titeln, ſchämen ſich ihrer nicht. Und wozu in's Teufels Namen ſoll man denn ſein Geld verwenden, als auf einen guten Tiſch, gute Geſellſchaft, gute Weine, ſchöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Eben ſo gern möchte ich ein Bettler ſeyn, als ein großes Vermögen ohne dieſe Genüſſe beſitzen. Nun aber wieder von Racine. Dieſer Mann taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich.

Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das Böse. In tausend Jahren wird er Thränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden, Menschlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zärtlichkeit. Man wird fragen, wer er war, woher gebürtig, man wird Frankreich beneiden. Einige Wesen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr sind, an denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben nichts mehr zu fürchten, weder von seinen Lastern, noch von seinen Fehlern. Besser wär' es freilich gewesen, wenn die Natur zu den Talenten eines großen Mannes auch die Gesinnungen des Rechtschaffenen gegeben hätte. Er war ein Baum, der einige in seiner Nachbarschaft gepflanzte Bäume verdorren machte, der die Pflanzen erstickte, die zu seinen Füßen wuchsen: aber seinen Gipfel hat er bis in die Wolken erhoben, seine Aeste sind weit verbreitet, seinen Schatten hat er denen gegönnt, die kommen und kommen werden, um an seinem majestätischen Thron zu ruhen. Früchte des feinsten Geschmacks hat er hervorgebracht und die sich immer erneuern. Freilich könnte man wünschen, auch Voltaire wäre so sanft wie Duclos, so offen wie der Abbé Trublet, so gerade wie der Abbé d'Olivet; aber, da das nun einmal nicht seyn kann, so laßt uns die Sache von der wahrhaft interessanten Seite betrachten. Laßt uns einen Augenblick den Punct vergessen, wo wir im Raum und in der Zeit stehen. Ver-

breiten wir unſern Blick über künftige Jahrhunderte, entfernte Regionen, künftige Völker; denken wir an das Wohl unſerer Gattung, und wenn wir hierzu nicht groß genug ſind, verzeihen wir wenigſtens der Natur, daß ſie weiſer war, als wir. Gießt auf Greuzens Kopf kaltes Waſſer, vielleicht löſcht ihr ſein Talent mit ſeiner Eitelkeit zugleich aus. Macht Voltairen unempfindlicher gegen den Tadel, und er vermag nicht mehr in die Seele Meropens hinabzuſteigen, Euch nicht mehr zu rühren.

Er.

Aber wenn die Natur ſo mächtig als weiſe war, warum machte ſie dieſe Männer nicht eben ſo gut als groß?

Ich.

Seht Ihr denn aber nicht, daß mit ſolchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen umwerft: denn wäre hierunten alles vortrefflich, ſo gäb' es nichts Vortreffliches.

Er.

Ihr habt recht: denn darauf kommt es doch hauptſächlich an, daß wir beide da ſeyen, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich ſeyen: das andere mag gehen, wie es kann. Die beſte Ordnug der Dinge, ſcheint mir, iſt immer die, worein ich auch gehöre, und hole der Henker die beſte Welt, wenn ich nicht dabei ſeyn ſollte. Lieber will ich ſeyn, und ſelbſt ein impertinenter Schwätzer ſeyn, als nicht ſeyn.

Ich.

Jeder denkt wie Ihr, und doch will jeder an der Ordnung der Dinge, wie sie sind, etwas ausſetzen, ohne zu merken, daß er auf ſein eigen Daſeyn Verzicht thut.

Er.

Das iſt wahr.

Ich.

Nehmen wir darum die Sachen wie ſie ſind, bedenken wir, was ſie uns koſten und was ſie uns eintragen, und laſſen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln, und das vielleicht weder böſe noch gut iſt, wenn es nothwendig iſt, wie viele Leute ſich einbilden.

Er.

Von allem, was Ihr da vorbringt, verſtehe ich nicht viel. Wahrſcheinlich iſt es Philoſophie, und ich muß Euch ſagen, damit gebe ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wohl gern ein anderer ſeyn, ſelbſt auf die Gefahr ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann. Ja! geſteh' ich's nur, hier iſt etwas das mir es ſagt! Ich habe niemals einen dergleichen loben hören, daß mich dieſes Lob nicht heimlich raſend gemacht hätte. Neidiſch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme, das ſie herunterſetzt, das hör' ich mit Vergnügen, das nähert uns einander, und ich ertrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich ſage mir: freilich du hätteſt niemals Mahomet oder die Lobrede auf

Meaupeou schreiben können. Und so war, so bin ich voller Verdruß mittelmäßig zu seyn. Ja ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouvertüre der galanten Indien spielen hören, niemals singen hören: Profonds abimes du Ténare, Nuit, éternelle Nuit, ohne mir mit Schmerzen zu sagen, dergleichen wirst du nun niemals machen. Und so war ich denn eifersüchtig auf meinen Onkel, und fänden sich bei seinem Tod einige gute Clavierstücke in seinem Portefeuille, so würde ich mich nicht bedenken ich zu bleiben und er zu seyn.

Ich.

Ist's weiter nichts als das, was Euch verdrießt, das ist doch nicht sehr der Mühe werth.

Er.

Nichts, nichts! das sind Augenblicke die vorübergehen. (Dann sang er die Ouvertüre der galanten Indien, die Arie Profonds abimes und fuhr fort:)

Da seht! das Etwas, daß hier an mich spricht, sagt mir: Rameau, du möchtest gern die beiden Stücke gemacht haben; hättest du die beiden Stücke gemacht, du machtest mehr dergleichen. Hättest du eine gewisse Anzahl gemacht, so spielte man dich, so sänge man dich überall. Du könntest mit aufgehobenem Kopfe gehen, dein Gewissen würde von deinem eigenen Verdienste zeugen. Die andern wiesen mit Fingern auf dich. Das ist der, sagte man, der die artigen Gavotten gemacht hat.

84.

Erst Empfindung, dann Gedanken,
Erst in's Weite, dann zu Schranken,
Aus dem Wilden hold und mild,
Zeigt sich dir das wahre Bild.

85.

Wenn ihr's habt und wenn ihr's wißt;
Wißt ihr denn wer es vermißt?
Bleibet eurem Sinne treu,
Neu ist alt und alt ist neu.

86.

Hier sah ich hin, hier sah ich zu
Nach liebevoller Weise,
Die fernen Lieben, Du, auch Du,
Sie lebten froh im Kreise.

(Nun sang er die Gavotten. Dann mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude schwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er sich die Hände und sprach:) Du hättest ein gutes Haus, (er streckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen,) ein gutes Bett, (er sank nachlässig darauf hin,) gute Weine, (er schien sie zu kosten, indem er mit der Zunge am Gaumen klatschte,) Kutsch' und Pferde, (er hob den Fuß auf hineinzusteigen,) hübsche Weiber, (er umfaßte sie schon und blickte sie wollüstig an). Hundert Lumpenhunde kämen täglich mich zu beräuchern. (Er glaubte sie um sich zu sehen. Er sah Palissot, Poinsinet, die Frérons, Vater und Sohn, La Porte, er hörte sie an, brüstete sich, billigte, lächelte, verschmähte, verachtete sie, jagte sie fort und rief sie zurück. Dann sprach er weiter:) So sagte man dir Morgens, daß du ein großer Mann bist, so lässest du in der Geschichte der drei Jahrhunderte, daß du ein großer Mann bist: du wärst Abends überzeugt, daß du ein großer Mann bist, und der große Mann Rameau, der Vetter, schliefe bei dem sanften Geräusch des Lobes ein, das um sein Ohr säuselte. Selbst schlafend würde er eine zufriedene Miene zeigen, seine Brust erweiterte sich, er holte mit Bequemlichkeit Athem, er schnarchte wie ein großer Mann. (Und als er das sagte, ließ er sich weichlich auf einen Sitz nieder, schloß die Augen und ahmte den glücklichen Schlaf nach, den er sich vorgebildet hatte. Nach einigen Augenblicken eines solchen süßen

Ruhegenusses wachte er auf, streckte die Arme, gähnte, rieb sich die Augen und suchte seine abgeschmackten Schmeichler noch um sich her.)

Ich.

So glaubt Ihr, daß der Glückliche ruhig schläft?

Er.

Ob ich's glaube? Ich armer Teufel, wenn ich Abends mein Dachstübchen erreicht habe, wenn ich auf mein Lager gekrochen, unter meiner Decke kümmerlich zusammengeschroben bin, dann ist meine Brust enge, das Athemholen schwach, es ist eine Art von leiser Klage, die man kaum vernimmt, anstatt daß ein Financier sein Schlafgemach erschüttert und die ganze Straße in Erstaunen setzt. Aber was mich heute betrübt, ist nicht, daß ich nur kümmerlich schlafe und schnarche.

Ich.

Traurig ist's immer.

Er.

Was mir begegnet, ist noch viel trauriger.

Ich.

Und was?

Er.

Ihr habt an mir immer einigen Antheil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber der Euch unterhält.

Ich.

Das ist wahr.

Er.

So laßt Euch sagen. (Ehe er anfängt, seufzt er tief, bringt seine beiden Hände vor die Stirne, dann beruhigt er seine Gesichtszüge und sagt:) Ihr wißt, ich bin unwissend, thöricht, närrisch, unverschämt, gaunerisch, gefräßig.

Ich.

Welche Lobrede!

Er.

Sie ist durchaus wahr. Kein Wort ist abzudingen, keinen Widerspruch deßhalb, ich bitt' Euch. Niemand kennt mich besser, als ich selbst, und ich sage nicht alles.

Ich.

Euch nicht zu erzürnen, stimme ich mit ein.

Er.

Nun denkt, ich lebte mit Personen, die mich eben sehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohen Grad diese Eigenschaften sämmtlich besaß.

Ich.

Das ist doch wunderbar. Bisher glaubte ich, man verbärge sie vor sich selbst, oder man verziehe sie sich, aber man verachte sie an andern.

Er.

Sie sich verbergen, konnte man das? Seyd gewiß, wenn Palissot allein ist und sich selbst betrachtet, sagt er sich ganz andre Sachen. Seyd gewiß, sein College und er, einander gegenüber, bekennen sich offenherzig, daß

ſie zwey gewaltige Schurken ſind. An andern dieſe Eigenſchaften verachten? Meine Leute waren viel billiger und mir ging es vortrefflich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korbe. Abweſend ward ich gleich vermißt; man hätſchelte mich. Ich war ihr kleiner Rameau, ihr artiger Rameau, ihr Rameau der Narr, der Unverſchämte, der Unwiſſende, der Faule, der Freſſer, der Schalksnarr, das große Thier. Jedes dieſer Beiwörter galt mir ein Lächeln, eine Liebkoſung, einen kleinen Schlag auf die Achſel, eine Ohrfeige, einen Fußtritt, bei Tafel einen guten Biſſen, den man mir auf den Teller warf, nach Tiſche eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bedeutete: denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht aus mir, vor mir, mit mir alles was man will, ohne daß es mir auffällt. Die kleinen Geſchenke die mir zuregneten — dummer Hund, der ich bin! das habe ich alles verloren. Alles habe ich verloren, weil ich einmal Menſchenverſtand hatte, ein einziges Mal in meinem Leben. Ach wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich.

Wovon war denn die Rede?

Er.

Rameau, Rameau! hatte man dich deßhalb aufgenommen? welche Narrheit ein bißchen Geiſt, ein bißchen Vernunft zu haben! Rameau mein Freund, das wird dich lehren das zu bleiben, wozu Gott dich gemacht hat

und wie deine Beschützer dich haben wollen. Nun hat man dich bei den Schultern genommen, dich zur Thüre geführt und gesagt: Fort, Schuft, laß dich nicht wieder sehen! Das will Sinn haben, glaub' ich, will Vernunft haben? Fort mir dir! Dergleichen haben wir übrig. Nun gingst du und bissest in die Finger. In die verfluchte Zunge hättest du vorher beißen sollen. Warum warst du nicht klüger? Nun bist du auf der Gasse, ohne einen Pfennig, und weißt nicht wohin. Du warst genährt, Mund, was begehrst du? und nun halte dich wieder an die Höken. Gut logirt und überglücklich wirst du nun seyn, wenn man dich wieder in's Dachstübchen läßt; wohl gebettet warst du, und Stroh erwartet dich wieder zwischen dem Kutscher des Herrn von Soubise und Freund Robbe. Statt eines sanften und ruhigen Schlafs hörst du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde, und mit dem andern das tausendmal unerträglichere Geräusch trockner, harter, barbarischer Verse. Unglücklich, übelberathen; von tausend Teufeln besessen.

Ich.

Aber gäb' es denn kein Mittel Euch wieder zurückzuführen? Ist denn Euer Fehler so groß, so unverzeihlich? An Eurem Platz suchte ich meine Leute wieder auf. Ihr seyd ihnen viel nöthiger, als Ihr glaubt.

Er.

O gewiß! Jetzt da ich sie nicht lachen mache, haben sie lange Weile wie die Hunde.

Ich.

So ging' ich wieder hin. Ich ließ' ihnen keine Zeit mich entbehren zu lernen, sich an ehrbare Unterhaltung zu gewöhnen: denn wer weiß, was geschehen kann.

Er.

Das fürchte ich nicht, das kann nicht geschehen.

Ich.

So vortrefflich Ihr auch seyn mögt, ein andrer kann Euch ersetzen.

Er.

Schwerlich!

Ich.

Das sey! Aber ich ginge doch mit diesem entstellten Gesicht, diesem verirrten Blick, diesem losen Hals, diesen zerzausten Haaren, in diesem wahrhaft tragischen Zustand, wie Ihr da steht. Ich würfe mich zu den Füßen der Gottheit, und ganz gebückt sagte ich mit leiser, schluchzender Stimme: Vergebung, Madame, Vergebung! ich bin ein Unwürdiger, ein Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick: denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals Menschenverstand zu haben, und ich verspreche Euch, es soll in meinem ganzen Leben nicht wieder geschehen. (Lustig war es anzusehen, wie er, unterdessen ich so sprach, die Pantomime dazu spielte. Er hatte sich niedergeworfen, sein Gesicht an die Erde gedrückt, er schien mit beiden Händen die Spitze eines Pantoffels zu halten, er weinte, er schluchzte, er sagte:

Ja, meine kleine Königin, ja das versprech' ich, in meinem ganzen Leben soll mir's nicht wieder begegnen. Dann sprang er auf und sagte mit ernstem und bedächtigem Ton:)

Er.

Ja, Ihr habt Recht, das ist wohl das Beste. Herr Vieillard sagt, sie sey so gut; ich weiß wohl daß sie es ist; aber sich vor einer solchen Meerkatze zu erniedrigen, eine kleine, elende Komödiantin um Barmherzigkeit anzusleben, eine Creatur, die dem Pfeifen des Parterres nicht ausweichen kann — Ich Rameau, Sohn des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon, ich ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend jemand gebeugt hat, ich Rameau, der Vetter dessen, den man den großen Rameau nennt, dessen, der nun grade und strack und mit freier Bewegung der Arme im Palais Royal spazieren geht, seitdem ihn Herr Carmontel gezeichnet hat, wie er gebückt und die Hände unter den Rockschößen sonst einher schlich; ich, der ich Stücke für's Clavier gesetzt habe, die niemand spielt, aber die vielleicht allein auf die Nachwelt kommen, die sie spielen wird, ich, genug ich! gehen sollt' ich? Nein, Herr, das geschieht nicht! (Nun legte er seine rechte Hand auf die Brust und fuhr fort.) Hier fühle ich etwas, das sich regt, das mir sagt: Rameau, das thust du nicht. Es muß doch eine gewisse Würde mit der menschlichen Natur innig verknüpft seyn, die niemand ersticken kann. Das macht

nun einmal auf, um nichts und wieder nichts, ja um nichts und wieder nichts: denn es gibt andre Tage, da mich's gar nichts kostete so niederträchtig zu seyn, als man wollte, Tage, wo ich für einen Pfennig der kleinen Hus den H—n geküßt hätte.

Ich.

Ey, mein Freund! sie ist weiß, niedlich, jung, fettlich. Zu so einer Demuthshandlung konnte sich wohl einer entschließen, der delicater wäre als Ihr.

Er.

Verstehen wir uns. Es ist ein Unterschied zwischen H—n küssen. Es gibt ein eigentliches und ein figürliches. Fragt nur den dicken Bergier, er küßt Madame de la M—den H—n im eigentlichen und figürlichen Sinne, und wahrhaftig das Eigentliche und Figürliche würde mir da gleich schlecht gefallen.

Ich.

Behagt Euch das Mittel nicht, das ich Euch angebe, so habt doch den Muth ein Bettler zu seyn.

Er.

Es ist hart ein Bettler seyn, indessen es so viel reiche Thoren gibt, auf deren Unkosten man leben kann, und dann sich selbst verachten zu müssen ist doch auch unerträglich.

Ich.

Und kennt Ihr denn dieses Gefühl.

Er.

Ob ich es kenne? Wie oft habe ich mir gesagt: wie, Rameau, es gibt zehntausend gute Tafeln zu Paris, zu fünfzehn bis zwanzig Gedecken eine jede, und von allen diesen Gedecken ist keines für dich? Tausend kleine Schöngeister ohne Talent, ohne Verdienst, tausend kleine Creaturen ohne Reize, tausend platte Intrigants sind gut gekleidet, und du liefest nackend herum, so unfähig wärst du? Wie, du solltest nicht schmeicheln können wie ein andrer, nicht lügen, schwören, falsch schwören, versprechen, halten oder nicht halten, wie ein andrer? Solltest du nicht können auf vier Füßen kriechen wie ein andrer? Solltest du nicht den Liebeshandel der Frau begünstigen und das Briefchen des Mannes bestellen können, wie ein andrer? Solltest du nicht einem hübschen Bürgermädchen begreiflich machen, daß sie übel angezogen ist, daß zierliche Ohrgehänge, ein wenig Schminke, Spitzen und ein Kleid nach Polnischem Schnitt sie zum Entzücken kleiden würden? daß diese keinen Füßchen nicht gemacht sind über die Straße zu gehen, daß ein hübscher Mann jung und reich sich finde, mit galonirtem Kleid, prächtiger Equipage, sechs großen Lakayen, der sie im Vorbeigehen gesehen habe, der sie liebenswürdig finde, der seit dem Tage weder essen noch trinken könne, der nicht mehr schlafe, der daran sterben werde? — Aber mein Vater? Nun nun, euer Vater, der wird anfangs ein wenig böse seyn — Und meine Mutter? die mir so sehr

empfiehlt ein ehrbares Mädchen zu bleiben, die mir immer sagt, über die Ehre gehe nichts in der Welt — Alte Redensarten, die nichts heißen wollen — Und mein Beichtvater? — Den seht ihr nicht mehr, oder wenn ihr auf der Grille besteht, ihm die Geschichte eures Zeitvertreibs zu erzählen, so kostet es euch einige Pfund Zucker und Caffee. — Es ist ein strenger Mann, der mir schon wegen des Liedchens: „Komm in meine Zelle" die Absolution verweigert hat — Nur weil ihr ihm nichts zu geben hattet. Aber wenn ihr vor ihm in Spitzen erscheint — Spitzen also soll ich haben? — Gewiß und von aller Art! mit brillantenen Ohrgehängen. — Brillantene Ohrgehänge? — Ja! — Wie die Marquise, die manchmal bei uns Handschuhe kauft? — Völlig so. In einer schönen Equipage mit Apfelschimmeln, zwey Bediente, ein kleiner Mohr hintendrauf und ein Laufer voraus, Schminke, Schönpflästerchen und die Schleppe vom Diener getragen — zum Ball? — zum Ball, zur Oper, zur Komödie. Schon schlägt ihr das Herz vor Freude. Nun spiel' ich mit einem Papier zwischen den Fingern. Was ist das? — Nichts, gar nichts — Ich dächte doch — Ein Billet — Und für wen? — Für euch, wenn ihr ein bißchen neugierig seyd. — Neugierig? ich bin es gar sehr, laßt sehn — Sie liest. — Eine Zusammenkunft? Das geht nicht — Wenn ihr in die Messe geht — Mama begleitet mich immer. Aber wenn er ein bißchen früh käme. Ich stehe immer zuerst auf und bin von allen

87.

Aussicht.

Siehst du das wie ich es sah,
Wohnst du so wie ich gewohnt;
Lieb' und Freundschaft sind dir nah,
Und ein jeder Tag betont.

88.

Blumenkelche, Blumenglocken
Folgen deinem Reiselauf;
Unter Schneegestöbers Flocken
Suche mir ein Liebes auf.

89.

Nicht ist alles Gold was gleißt,
Glück nicht alles was so heißt,
Nicht alles Freude was so scheint,
Damit hab' ich gar manches gemeint.

90.

An die Stelle des Genusses
Trete Bildchen holden Scheins,
Zu Erinnerung des Flusses,
Der Terrasse, dieses Hains.

zuerst im Comtoir. — Er kommt, er gefällt, und ehe man sich's versieht, zwischen Licht und Dunkel, verschwindet die Kleine, man bezahlt mir meine zwey tausend Thaler. Und ein solch Talent besitzest du eben so gut und dir fehlt's an Brot? Schämst du dich nicht, Unglücklicher? Da erinnerte ich mich eines Haufens Schelme, die mir nicht an den Knorren reichten, strotzend von Vermögen. Ich ging im Surtout von Baracan; sie waren mit Sammt bedeckt, sie lehnten sich auf ein Rohr mit goldenem Schnabelkopfe, sie haben Aristoteles und Plato am Finger. Und was waren sie früher? die elendesten Lumpenhunde; jetzt sind sie eine Art Herren. Auf einmal fühlte ich mir Muth, die Seele erhoben, den Geist subtil und fähig zu allem. Aber diese glücklichen Dispositionen dauern, scheint es, nicht lange: denn bis jetzt habe ich keinen besondern Weg machen können. Dem sey wie ihm wolle, dieß ist der Text zu meinen öftern Selbstgesprächen. Paraphrasirt sie nach Belieben, nur ziehet mir den Schluß daraus, daß ich die Verachtung meiner selbst kenne, diese Qual des Gewissens, wenn wir die Gaben, die uns der Himmel schenkte, unbenutzt ruhen lassen. Es wäre fast eben so gut nicht geboren zu seyn.

(Ich hörte ihm zu, und als er diese Scene des Verführers und des jungen Mädchens vortrug, fühlte ich mich von zwey entgegengesetzten Bewegungen getrieben: ich wußte nicht, ob ich mich der Lust zu lachen oder dem

Trieb

Trieb zur Verachtung hingeben ſollte. Ich litt. Ich war betroffen von ſo viel Geſchick und ſo viel Niedrigkeit, von ſo richtigen und wieder falſchen Ideen, von einer ſo völligen Verkehrtheit der Empfindung, einer ſo vollkommenen Schändlichkeit und einer ſo ſeltenen Offenheit. Er bemerkte den Streit, der in mir vorging, und fragte:) Was habt Ihr?

Ich.

Nichts.

Er.

Ihr ſcheint verwirrt.

Ich.

Ich bin es auch.

Er.

Aber was rathet Ihr mir denn?

Ich.

Von etwas anderm zu reden. Unglücklicher! zu welchem verworfenen Zuſtand ſeyd Ihr geboren oder verleitet.

Er.

Ich geſteh's. Aber laßt Euch meinen Zuſtand nicht allzuſehr zu Herzen gehn; indem ich mich Euch eröffnete, war es meine Abſicht nicht Euch weh zu thun. Ich habe mir bei dieſen Leuten etwas geſpart.

Bedenkt, daß ich gar nichts brauchte, ganz und gar nichts, und daß man mir für kleine Vergnügen noch ſo viel zulegte....

Hier findet ſich im Manuſcript eine Lücke. Die Scene iſt ver-

ändert und die Sprechenden sind in eins der Häuser bei dem Palais Royal gegangen.

(Da fing er an die Stirne sich mit der Faust zu schlagen, die Lippe zu beißen und mit verwirrtem Blick an der Decke herzusehen. Dabei rief er aus:) Nein, die Sache ist richtig; etwas habe ich bei Seite gebracht, die Zeit ist vergangen, und das ist so viel gewonnen.

Ich.

Verloren wollt Ihr sagen.

Er.

Nein, nein! gewonnen. Jeden Augenblick wird man reicher. Ein Tag weniger zu leben, oder ein Thaler mehr ist ganz eins. Der Hauptpunct im Leben ist doch nur frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachtstuhl zu gehen. O stercus pretiosum! das ist das große Resultat des Lebens in allen Ständen. Im letzten Augenblick hat einer so viel als der andre, Samuel Bernard, der mit Rauben, Plündern, Banquerott machen, sieben und zwanzig Millionen in Gold zusammenbringt und zurückläßt, so gut als Rameau, der nichts zurückläßt, Rameau, dem die Wohlthätigkeit das Leichentuch schaffen wird, womit man ihn einwickelt. Der Todte hört kein Glockengeläut; umsonst singen sich hundert Pfaffen heiser um seinetwillen; umsonst ziehen lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinter her; seine Seele schreitet nicht neben dem Ceremonienmeister. Unter dem Mar-

mer faulen oder unter der Erde, ist immer faulen. Um seinen Sarg rothe und blaue Kinder, oder niemand haben, was ist daran gelegen? Und dann sehet diese Faust an, sie war strack wie ein Teufel, diese zehn Finger, zehn Stäbe in eine hölzerne Handwurzel befestigt, diese Sehnen, alte Darmsaiten, trockener, straffer, unbiegsamer als die an einem Drechselersrad gedient haben. Aber ich habe sie so gequält, so geknickt, so gebrochen. Du willst nicht gehen, und ich, bei Gott! ich sage dir, gehen sollst du, und so soll's werden.

(Und wie er das sagte, hatte er mit der rechten Hand die Finger und die Handwurzel der Linken gefaßt, er riß sie herauf und herunter, die Fingerspitzen berührten den Arm, die Gelenke krachten, und ich fürchtete, er würde sich die Knochen verrenken.)

Ich.

Nehmt Euch in Acht, Ihr thut Euch Schaden.

Er.

Fürchtet nichts, das sind sie gewohnt. Seit zehn Jahren habe ich ihnen schon anders aufzurathen gegeben. So wenig sie dran wollten, haben die Schufte sich doch gewöhnen müssen, sie haben lernen müssen die Tasten zu treffen und auf den Saiten herumzuspringen. Aber jetzt geht's auch, jetzt geht's.

Sogleich nimmt er die Stellung eines Violinspielers an. Er summt mit der Stimme ein Allegro von Locatelli; sein rechter Arm ahmt die Bewegung des Bogens

nach, die Finger seiner linken Hand scheinen sich auf dem Hals der Violine hin und her zu bewegen. Bei einem falschen Ton hält er inne, stimmt die Saite und kneipt sie mit dem Nagel, um gewiß zu seyn, daß der Ton rein ist. Dann nimmt er das Stück wieder auf, wo er es gelassen hat. Er tritt den Tact, zerarbeitet sich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie ihr manchmal im Concert spirituel Ferrari, oder Chiabran, oder einen andern Virtuosen in solchen Zuckungen gesehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter vorstellend und uns ungefähr denselben Schmerz mittheilend. Denn ist es nicht eine schmerzliche Sache an demjenigen nur die Marter zu schauen, der bemüht ist uns das Vergnügen auszudrücken? Ziehr einen Vorhang zwischen mich und diesen Menschen, damit ich ihn wenigstens nicht sehe, wenn er sich nun einmal wie ein Verbrecher auf der Folterbank gebärden muß.

Aber in der Mitte solcher heftigen Bewegungen und solches Geschrei's veränderte mein Mann sein ganzes Wesen bei einer harmonischen Stelle, wo der Bogen sanft auf mehreren Saiten stirbt. Auf seinem Gesicht verbreitete sich ein Zug von Entzücken. Seine Stimme ward sanfter, er beherchte sich mit Wollust. Ich glaubte so gut die Accorde zu hören als er. Dann schien er sein Instrument mit der Hand, in der er's gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen, die Rechte mit dem

Bogen ließ er ſinken und ſagte:) Nun was denkt Ihr davon?

Ich.

Vortrefflich!

Er.

Das geht ſo, dünkt mich. Das klingt ungefähr wie bei den andern.

(Alsbald kauerte er, wie ein Tonkünſtler, der ſich vor's Clavier ſetzt. Ich bitte um Gnade für Euch und für mich, ſagte ich.)

Er.

Nein, nein! weil ich Euch einmal feſthalte, ſollt Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifall, den man gibt, ohne zu wiſſen, warum. Ihr werdet mich mit mehr Sicherheit loben, und das verſchafft mir einen Schüler mehr.

Ich.

Ich habe ſo wenig Bekanntſchaft und Ihr ermüdet Euch ganz umſonſt.

Er.

Ich ermüde niemals.

(Da ich ſah, daß mich der Mann vergebens dauerte: denn die Sonate auf der Violine hatte ihn ganz in Waſſer geſetzt, ſo ließ ich ihn eben gewähren. Da ſitzt er nun vor dem Claviere mit gebogenen Knien, das Geſicht gegen die Decke gewendet, man hätte geglaubt, da oben

ſähe er eine Partitur. Nun ſang er, präludirte, executirte ein Stück von Alberti oder Galuppi, ich weiß nicht von welchem. Seine Stimme ging wie der Wind, und ſeine Finger flatterten über den Taſten. Bald verließ er die Höhe, um ſich im Baß aufzuhalten, bald ging er von der Begleitung wieder zur Höhe zurück. Die Leidenſchaften folgten einander auf ſeinem Geſichte, man unterſchied den Zorn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz, man fühlte das Piano und Forte, und gewiß würde ein geſchickterer als ich das Stück an der Bewegung, dem Charakter, an ſeinen Mienen, aus einigen Zügen des Geſangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhren. Aber höchſt ſeltſam war es, daß er manchmal taſtete, ſich ſchalt, als wenn er gefehlt hätte, ſich ärgerte das Stück nicht geläufig in den Fingern zu haben. Endlich, ſagte er:) Nun ſeht Ihr (und wandte ſich um, und trocknete den Schweiß, der ihm die Wangen hinunterlief:) Ihr ſeht, daß wir auch mit Diſſonanzen umzuſpringen wiſſen, mit überflüſſigen Quinten, daß die Verkettung der Dominanten uns geläufig iſt. Dieſe enharmoniſchen Paſſagen, von denen der liebe Onkel ſo viel Lärm macht, ſind eben keine Hexerey. Wir wiſſen uns auch herauszuziehn.

Ich.

Ihr habt Euch viel Mühe gegeben mir zu zeigen, daß Ihr ſehr geſchickt ſeyd. Ich war der Mann Euch auf's Wort zu glauben.

Er.

Sehr geschickt! Das nicht. Was mein Handwerk betrifft, das verstehe ich ungefähr, und das ist mehr als nöthig: denn ist man denn in diesem Lande verbunden das zu wissen, was man lehrt?

Ich.

Nicht mehr, als das zu wissen, was man lernt.

Er.

Richtig getroffen, vollkommen richtig! Nun, Herr Philosoph, die Hand auf's Gewissen, redlich gesprochen, es war eine Zeit, wo Ihr nicht so gefüttert wart, wie jetzt.

Ich.

Noch bin ich's nicht sonderlich.

Er.

Aber doch wundert Ihr im Sommer nicht mehr in's Luxemburg gehn — Erinnert Ihr Euch? im —

Ich.

Laßt das gut seyn. Ja! ich erinnere mich.

Er.

Im Ueberrock von grauem Plüsch.

Ich.

Ja doch!

Er.

Verschabt an der einen Seite, mit zerrissenen Manschetten und schwarz wollenen Strümpfen, hinten mit weißen Faden geflickt.

Ich.

Ja doch, ja! Alles wie's Euch gefällt.

Er.

Was machtet Ihr damals in der Allee der Seufzer?

Ich.

Eine sehr traurige Gestalt.

Er.

Und von da ging's über's Pflaster.

Ich.

Ganz recht.

Er.

Ihr gabt Stunden in der Mathematik.

Ich.

Ohne ein Wort davon zu verstehen. Nicht wahr, dahin wolltet Ihr?

Er.

Getroffen!

Ich.

Ich lernte, indem ich andre unterrichtete, und ich habe einige gute Schüler gezogen.

Er.

Das ist möglich. Aber es geht nicht mit der Musik, wie mit der Algebra oder Geometrie. Jetzt, da Ihr ein stattlicher Herr seyd —

Ich.

Nicht so gar stattlich.

Er.

Da Ihr Heu in den Stiefeln habt —

Ich.

Sehr wenig.

Er.

Nun haltet Ihr Eurer Tochter Lehrmeister.

Ich.

Noch nicht: denn ihre Mutter besorgt die Erziehung. Man mag gern Frieden im Hause haben.

Er.

Frieden im Hause, bei'm Henker! den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr ist, und Herr muß man seyn. Ich hatte eine Frau, Gott sey ihrer Seele gnädig! aber wenn sie manchmal stöckisch wurde, setzte ich mich auf meine Klauen, entfaltete meinen Donner und sagte wie Gott: es werde Licht, und es ward Licht. Auch haben wir in vier Jahren nicht zehnmal im Eifer gegen einander unsere Stimmen erhoben. Wie alt ist Euer Kind?

Ich.

Das thut nichts zur Sache.

Er.

Wie alt ist Euer Kind?

Ich.

Zu's Teufels Namen, laßt mein Kind und sein Alter! Reden wir von den Lehrmeistern, die sie haben wird.

91.

Den 15. August 1815.

Wohlerleuchtet, glühend-milde
Zog der Fluß im Abendschein,
Ueber Brück' und Stadtgebilde
Finsternisse sanken ein.

Den 16. August.

Doch am Morgen ward es klar,
Neu begann's umher zu grünen
Nach der Nacht, wo jenes Paar
Sternengleich uns angeschienen.

Er.

Bei Gott! so ist doch nichts störriger, als ein Philosoph. Wenn man Euch nun ganz gehorsamst bäte, könnte man von dem Herrn Philosophen nicht erfahren, wie alt ungefähr Mademoiselle seine Tochter ist?

Ich.

Acht Jahre könnt Ihr annehmen.

Er.

Acht Jahre! Schon vier Jahre sollte sie die Finger auf den Tasten haben.

Ich.

Aber vielleicht ist mir nicht viel daran gelegen, in den Plan ihrer Erziehung ein solches Studium einzuflechten, das so lange beschäftigt und so wenig nützt.

Er.

Und was soll sie denn lernen, wenn's beliebt?

Ich.

Vernünftig denken, wenn's möglich ist, eine seltne Sache bei Männern und noch seltner bei Weibern.

Er.

Mit Eurer Vernunft! Laßt sie hübsch, unterhaltend, coquett seyn.

Ich.

Keineswegs! Die Natur war stiefmütterlich genug gegen sie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fühlenden Seele, und ich sollte sie den Mühseligkeiten des Lebens aussetzen, eben als wenn sie derb gebildet

und mit einem ehernen Herzen geboren wäre? Nein, wenn es möglich iſt, ſo lehre ich ſie das Leben mit Muth ertragen.

Er.

Laßt ſie doch weinen, leiden, ſich zieren und gereizte Nerven haben, wie die andern, wenn ſie nur hübſch, unterhaltend und coquett iſt. Wie, keinen Tanz?

Ich.

Nicht mehr als nöthig iſt, um ſich ſchicklich zu neigen, ſich anſtändig zu betragen, ſich vortheilhaft darzuſtellen und ungezwungen zu gehen.

Er.

Keinen Geſang?

Ich.

Nicht mehr als nöthig iſt, um gut auszuſprechen.

Er.

Keine Muſik?

Ich.

Gäbe es einen guten Meiſter der Harmonie, gern würde ich ſie ihm zwey Stunden täglich anvertrauen, auf ein oder zwey Jahre, aber nicht länger.

Er.

Und nun an die Stelle ſo weſentlicher Dinge, die Ihr ablehnt —

Ich.

Setze ich Grammatik, Fabel, Geſchichte, Geographie, ein wenig Zeichnen und viel Moral.

Er.

Wie leicht wäre es mir Euch zu zeigen, wie unnütz alle diese Kenntnisse in einer Welt, wie die unsrige, sind. Was sage ich unnütz, vielleicht gefährlich. — Aber daß ich bei einer einzigen Frage bleibe, muß sie nicht wenigstens ein oder zwey Lehrer haben?

Ich.

Ganz gwiß.

Er.

Ah, da sind wir wieder. Und diese Lehrer, glaubt Ihr denn, daß sie die Grammatik, die Fabel, die Geschichte, die Geographie, die Moral verstehen werden, worin sie Unterricht geben? Possen, lieber Herr, Possen. Besäßen sie diese Kenntnisse hinlänglich um sie zu lehren, so lehrten sie sie nicht.

Ich.

Und warum?

Er.

Sie hätten ihr Leben verwendet sie zu studiren. Man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen seyn, um die Anfangsgründe wohl zu besitzen. Classische Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harnisch grau geworden sind. Erst Mittel und Ende klären die Finsternisse des Anfangs auf. Fragt Euern Freund Herrn d'Alembert, den Chorführer mathematischer Wissenschaften, ob er zu gut sey, die Elemente zu lehren. Nach dreyßig oder vierzig Jah-

ren Uebung ist mein Onkel die erste Dämmerung musikalischer Theorie gewahr worden.

Ich.

O Narr! Erznarr! rief ich aus, wie ist es möglich, daß in deinem garstigen Kopf so richtige Gedanken vermischt mit so viel Tollheit sich finden?

Er.

Wer Teufel kann das wissen? Wirft sie ein Zufall hinein, so bleiben sie drinnen. So viel ist gewiß, wenn man nicht alles weiß, so weiß man nichts recht. Man versteht nicht, wo eine Sache hinwill, wo eine andre herkommt, wohin diese oder jene geordnet seyn will, welche vorausgehn oder folgen soll. Unterrichtet man gut ohne Methode? und die Methode? woher kommt sie? Sehr, lieber Philosoph, mir ist, als wenn die Physik immer eine arme Wissenschaft seyn würde, ein Tropfen Wasser mit einer Stecknadelspitze aus dem unendlichen Ocean geschöpft, ein Sandkörnchen von der Alpenkette losgelöst. Und nun gar die Ursachen der Erscheinungen! Wahrhaftig es wäre besser gar nichts zu wissen, als so wenig so schlecht zu wissen. Und da war ich gerade, als ich mich zum Lehrer der musikalischen Begleitung aufwarf. Worauf denkt Ihr?

Ich.

Ich denke, daß alles, was Ihr da sagt, auffallender als gründlich ist. Es mag gut seyn. Ihr unterwiest, sagtet Ihr, in der Begleitung und Tonsetzung?

Er.

Ja.

Ich.

Und wußtet gar nichts davon?

Er.

Nein, bei Gott! und deßwegen waren jene viel schlimmer als ich, die sich einbildeten, sie verständen was. Wenigstens verdarb ich weder das Urtheil, noch die Hände der Kinder. Kamen sie nachher von mir zu einem guten Meister, so hatten sie nichts zu verlernen, da sie nichts gelernt hatten, und das war immer so viel Geld und Zeit gewonnen.

Ich.

Wie machtet Ihr das aber?

Er.

Wie sie's alle machen. Ich kam, ich warf mich in einen Stuhl. Was das Wetter schlecht ist! wie das Pflaster ermüdet! Dann kam es an einige Neuigkeiten. Mademoiselle le Mierre sollte eine Vestalin in der neuen Oper machen, sie ist aber zum zweytenmal guter Hoffnung; man weiß nicht, wer sie dupliren wird. Mademoiselle Arnaud hat ihren kleinen Grafen fahren lassen. Man sagt, sie unterhandelt mit Vertin. Unterdessen hat sich der kleine Graf mit dem Porcellan des Herrn von Montami entschädigt. Im letzten Liebhaber-Concert war eine Italiänerin, die wie ein Engel gesungen hat. Das ist ein feiner Körper, der Preville. Man muß ihn in

dem galanten Mercur ſehen. Die Stelle des Räthſels iſt unbezahlbar. Die arme Dumenil weiß nicht mehr was ſie ſagt, noch was ſie thut.... Friſch, Mademoiſelle, Ihr Notenbuch! Und indem Mademoiſelle ſich gar nicht übereilt, das Buch ſucht, das ſie verlegt hat, man das Kammermädchen ruft, fahre ich fort: Die Clairon iſt wirklich unbegreiflich. Man ſpricht von einer ſehr abgeſchmackten Heirath der Mademoiſelle.... wie heißt ſie doch? einer kleinen Creatur, die er unterhielt, der er zwey, drey Kinder gemacht hat, die ſchon ſo mancher unterhalten hatte — Geht, Rameau, das iſt nicht möglich — Genug, man ſagt, die Sache iſt gemacht. Es geht das Gerücht, daß Voltaire todt iſt. Deſto beſſer — Warum deſto beſſer? — Da gibt er uns gewiß wieder was Neckiſches zum Beſten. Das iſt ſo ſeine Art, vierzehn Tage ehe er ſtirbt.... Was ſoll ich weiter ſagen? Da ſagte ich nun einiges Unanſtändige aus den Häuſern, wo ich geweſen war: denn wir ſind alle große Klätſcher. Ich ſpielte den Narren, man hörte mich an, man lachte, man rief: Er iſt doch immer allerliebſt. Unterdeſſen hatte man das Notenbuch unter einem Seſſel gefunden, wo es ein kleiner Hund, eine kleine Katze herumgeſchleppt, zerkaut, zerriſſen hatte. Nun ſetzte ſich das ſchöne Kind an's Clavier, nun machte ſie erſt allein gewaltigen Lärm darauf. Ich nahte mich dann und machte der Mutter heimlich ein Zeichen des Beifalls. Nun, das geht ſo übel nicht (ſagt die Mut-

ter), man brauchte nur zu wollen; aber man will nicht, man verdirbt lieber seine Zeit mit Schwätzen, Tändeln, Auslaufen und mit Gott weiß was. Ihr wendet kaum den Rücken, so ist auch schon das Buch zu, und nur, wenn Ihr wieder da seyd, wird es aufgeschlagen. Auch hör' ich niemals, daß Ihr einen Verweis gebt. Unterdessen, da doch was geschehen mußte, so nahm ich ihr die Hände und setzte sie anders. Ich that böse, ich schrie: Sol, sol, sol. Mademoiselle, es ist ein sol. Die Mutter: Mademoiselle, habt Ihr denn gar keine Ohren. Ich steh' nicht am Clavier, ich sehe nicht in Euer Buch und fühle selbst, ein sol muß es seyn. Ihr macht dem Herrn eine unendliche Mühe, behaltet nichts was er Euch sagt, kommt nicht vorwärts. Nun fing ich diese Streiche ein wenig auf, zuckte mit dem Kopfe und sagte: Verzeiht, Madame, verzeiht! Es könnte besser gehen, wenn Mademoiselle wollte, wenn sie ein wenig studirte; aber so ganz übel geht es doch nicht. — An Eurer Stelle hielt ich sie ein ganzes Jahr an einem Stücke fest — Was das betrifft, soll sie mir nicht los, bis sie über alle Schwierigkeiten hinaus ist, und das dauert nicht so lange, als Mademoiselle vielleicht glaubt. — Herr Rameau, Ihr schmeichelt ihr; Ihr seyd zu gut. Das ist von der Lection das Einzige, was sie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird. — So ging die Stunde vorbei. Meine Schülerin reichte mir die Marke mit anmuthiger Armbewegung, mit einem Reverenz, wie sie

der

der Tanzmeiſter gelehrt hatte. Ich ſteckte es in meine Taſche, und die Mutter ſagte: Recht ſchön, Mademoiſelle! Wenn Favillier da wäre, würde er applaudiren. Ich ſchwankte noch einen Augenblick der Schicklichkeit wegen, dann verſchwand ich, und das hieß man damals eine Lection in der Begleitung.

Ich.

Und heut zu Tage iſt es denn anders?

Er.

Bei Gott! das ſollt' ich denken. Ich komme, bin ernſthaft, werfe meinen Muff weg, öffne das Clavier, verſuche die Taſten, bin immer eilig, und wenn man mich einen Augenblick warten läßt, ſo ſchrei' ich als wenn man mir einen Thaler ſtähle. In einer Stunde muß ich da und dort ſeyn, in zwei Stunden bei der Herzogin ſo und ſo, Mittags bei einer ſchönen Marquiſe, und von da gibt's ein Concert bei Herrn Baron von Bagge, rue neuve des petits champs.

Ich.

Und indeſſen erwartet man Euch nirgends.

Er.

Das iſt wahr!

Ich.

Und wozu alle dieſe kleinen niederträchtigen Künſte?

Er.

Niederträchtig? und warum, wenn's beliebt? In meinem Stand ſind ſie gewöhnlich, und ich erniedrige

mich nicht, wenn ich handle wie jederman. Ich habe sie nicht erfunden, und ich wäre sehr wunderlich und ungeschickt mich nicht zu bequemen. Wohl weiß ich, daß Ihr mir da gewisse allgemeine Grundsätze anführen werdet von einer gewissen Moral, die sie alle im Munde haben und niemand ausübt. Da mag sich denn finden, daß schwarz weiß, und weiß schwarz ist. Aber, Herr Philosoph, wenn es ein allgemeines Gewissen gibt, wie eine allgemeine Grammatik, so gibt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr nennt sie, denk' ich, Ihr Gelehrten — und nun, so helft mir doch! —

Ich.

Idiotismen.

Er.

Ganz recht! Und jeder Stand hat Ausnahmen von dem allgemeinen Gewissen, die ich gar zu gern Handwerks-Idiotismen nennen möchte.

Ich.

Richtig! Fontenelle spricht gut, schreibt gut, und sein Styl wimmelt von Französischen Idiotismen.

Er.

Und der Fürst, der Minister, der Financier, die Magistratspersonen, der Soldat, der Gelehrte, der Advocat, der Procurator, der Kaufmann, der Banquier, der Handwerker, der Singmeister, der Tanzmeister sind sehr rechtschaffene Leute, wenn sich gleich ihr Betragen auf mehreren Puncten von dem allgemeinen Gewissen ent-

fernt und voll moraliſcher Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr gibt's Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten ſind, um ſo viel vermehren ſich die Idiotismen. Was der Menſch werth iſt, iſt ſein Handwerk werth, und wechſelſeitig am Ende was das Handwerk taugt, taugt der Menſch. Und ſo ſucht man denn das Handwerk ſo viel als möglich geltend zu machen.

Ich.

So viel ich merken kann, ſoll alle das Redegeflechte nur ſagen, ſelten wird ein Handwerk rechtlich betrieben, oder wenig rechtliche Leute ſind bei ihrem Handwerk.

Er.

Gut! die gibt's nicht. Aber dagegen gibt's auch wenig Schelme außer ihrer Werkſtatt. Und alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, ſtreng ihre Pflichten erfüllend, ernſt, oder was auf Eins hinauskommt, immer in ihren Werkſtätten, ihre Handwerke treibend von Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch ſind ſie die einzigen, die reich werden und die man ſchätzt.

Ich.

Der Idiotismen willen.

Er.

Ganz recht! Ihr habt mich verſtanden. Alſo der Idiotism faſt aller Stände: denn es gibt ihrer, die allen Ländern gemein ſind, allen Zeiten, wie es allgemeine

92.

Du biſt auch am Rhein geweſen,
Auch am Hof zu Biberich;
Magſt nun an dem Manne leſen
Wie es luſtig war um dich.

93.

Alſo luſtig ſah es aus
Wo der Mann vorüber floß,
Als im ſchmucken Hain und Haus
Feſtlich Eifer überfloß.

Ferner Freunde ward gedacht:
Denn das heißt genießen,
Wenn zu Feſt- und Fluſſes-Pracht
Tauſend Quellen fließen.

Thorheiten gibt; genug ein allgemeiner Idiotism iſt, ſich ſo viel Kunden zu verſchaffen als möglich; eine gemeinſame Albernheit iſt's zu glauben, daß der Geſchickteſte die meiſten habe. Das ſind zwey Ausnahmen vom allgemeinen Gewiſſen, denen man eben nachgeben muß, eine Art Credit, nichts an ſich, aber die Meinung macht es zu was. Sonſt ſagte man: guter Ruf iſt goldnen Gürtel werth. Indeſſen nicht immer hat der einen goldnen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber das iſt heut zu Tage gewiß, wer den goldnen Gürtel hat, dem fehlt der gute Ruf nicht. Man muß, wenn's möglich iſt, den Ruf und den Gürtel haben. Das iſt mein Zweck, wenn ich mich gelten mache und zwar durch das, was ihr unwürdige, niederträchtige, kleine Kunſtgriffe ſchelten. Ich gebe meine Stunde, gebe ſie gut, das iſt die allgemeine Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat; das gehört zu den Idiotismen.

Ich.

Und Euren Unterricht gebt Ihr gut?

Er.

Ja! nicht übel, ganz leidlich. Der Grundbaß meines Onkels hat das alles ſehr vereinfacht. Sonſt ſtahl ich meinem Lehrling das Geld. Ja ich ſtahl's, das iſt ausgemacht. Jetzt verdien' ich's wenigſtens ſo gut als ein andrer.

Ich.

Und ihr stahlt es ohne Gewissensbisse?

Er.

Was das betrifft, man sagt, wenn ein Räuber den andern beraubt, so lacht der Teufel dazu. Die Eltern strotzten von ungeheurem, Gott weiß wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Finanzleute, große Kaufleute, Banquiers, Mäckler. Ich und viele andre, die sie brauchten wie mich, wir erleichterten ihnen die gute Handlung des Wiedererstattens. In der Natur fressen sich alle Gattungen, alle Stände fressen sich in der Gesellschaft, wir strafen einer den andern, ohne daß das Gesetz sich drein mische. Die Deschamps sonst, wie jetzt die Guimard, rächt den Prinzen am Finanzmann; die Modehändlerinnen, der Juwelenhändler, der Tapezierer, die Wäscherin, der Gauner, das Kammermädchen, der Koch, der Sattler rächen den Finanzmann an der Deschamps, und indessen ist's nur der Unfähige, der Faule, der zu kurz kommt, ohne jemand verkürzt zu haben, und das geschieht ihm Recht, und daran seht Ihr, daß alle die Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, alle diese moralischen Jdiotismen, über die man so viel Lärm macht, und sie Schelmstreiche nennt, gar nichts heißen wollen, und daß es überhaupt nur darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Ich.

Den Euern bewundre ich.

Er.

Und denn das Elend! Die Stimme des Gewiſſens und der Ehre iſt ſehr ſchwach, wenn die Eingeweide ſchreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß ich eben auch wieder erſtatten, und ich bin feſt entſchloſſen wieder zu erſtatten, auf alle mögliche Weiſe, durch die Tafel, durch's Spiel, den Wein und die Weiber.

Ich.

Aber ich fürchte Ihr kommt niemals dazu.

Er.

Mir ahnet auch ſo was.

Ich.

Wenn's Euch aber doch gelänge, was würdet Ihr thun?

Er.

Machen wollt' ich's, wie alle glücklichen Bettler, der inſolenteſte Schuft wollt' ich ſeyn, den man jemals geſehn hätte. Erinnern würde ich mich an alles, was ſie mir leid's gethan, und ich wollte ihnen die ſchlechte Behandlung redlich wieder erſtatten. Ich mag gern befehlen und befehlen werd' ich. Ich will gelebt ſeyn und man wird mich leben. Das ſämmtliche Klatſchpack will ich im Sold haben, und wie man mit mir geſprochen hat, will ich mit ihnen ſprechen. Friſch, ihr Schurken, man unterhalte mich, und man wird mich unterhalten. Man zerreiße die rechtlichen Leute, und man wird ſie zerreißen, wenn's ihrer noch gibt. Dann wollen wir Mädchen haben, wir wollen uns duzen, wenn wir be-

trunken ſind, wir wollen uns betrinken und Mährchen erfinden, an allerlei Schiefheiten und Laſtern ſoll es nicht fehlen. Das wird köſtlich ſeyn. Dann beweiſen wir, daß Voltaire ohne Genie ſey; daß Büffon, immer hoch auf Stelzen herſchreitend, aufgeblaſen declamire, daß Montesquieu nur ein ſchöner Geiſt ſey; d'Alembert verweiſen wir in ſeine Mathematik, und gehen ſolchen kleinen Catonen, wie Ihr, über Bauch und Rücken weg. Euch, die Ihr uns aus Neid verachtet, deren Beſcheidenheit nur Stolz andeutet, und deren Enthaltſamkeit durch die Noth geboten wird. Und was die Muſik betrifft — hernach wollen wir erſt Muſik machen!

Ich.

An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Eurem Reichthum zu machen gedenkt, ſehe ich, wie ſehr es Schade iſt, daß Ihr ein Bettler ſeyd. Ihr würdet, merk' ich, auf eine für das Menſchengeſchlecht ſehr ehrenvolle Weiſe leben, auf eine Euern Mitbürgern, Euch ſelbſt höchſt rühmliche Weiſe.

Er.

Ihr ſpottet wohl gar, Herr Philoſoph, und wißt nicht, mit wem Ihr's vorhabt. Ihr merkt nicht, daß ich in dieſem Augenblick den beträchtlichſten Theil der Stadt und des Hofes vorſtelle. Unſre Reichen aller Stände haben ſich daſſelbe geſagt oder haben ſich's nicht geſagt, daſſelbe was ich Euch ſo eben vertraute. So viel iſt aber gewiß, das Leben, das ich an ihrer Stelle

führen würde, iſt ganz genau ihr Leben. So ſeyd ihr nun, ihr andern! Ihr glaubt, dieſelbige Ehre ſey für alle gemacht. Welch wunderliche Grille! Eure Art von Ehre verlangt eine gewiſſe romanenhafte Wendung des Geiſtes, die wir nicht haben, eine ſonderbare Seele, einen eigenen Geſchmack. Dieſe Grillen verziert ihr mit dem Namen der Tugend, ihr nennt es Philoſophie; aber die Tugend, die Philoſophie, ſind ſie denn für alle Welt? Wer's vermag, halte es, wie er will; aber denkt Euch, die Welt wäre weiſe und philoſophiſch geſinnt, geſteht nur, verteufelt traurig würde ſie ſeyn. Leben ſoll mir dagegen Salomons Philoſophie und Weisheit, gute Weine zu trinken, köſtliche Speiſen zu ſchlucken, hübſche Weiber zu beſitzen, auf weichen Betten zu ruhen; übrigens iſt alles eitel.

Ich.

Wie? ſein Vaterland vertheidigen?

Er.

Eitelkeit! Es gibt kein Vaterland mehr. Von einem Pol zum andern ſehe ich nur Tyrannen und Sclaven.

Ich.

Seinen Freunden zu dienen?

Er.

Eitelkeit! Hat man denn Freunde? Und wenn man ihrer hätte, ſollte man ſie in undankbare verwandeln? Beſehr's genau, und Ihr werdet finden, faſt immer iſt's Undank, was man für geleiſtete Dienſte ge-

winnt. Die Dankbarkeit ist eine Last, und jede Last mag man gern abwerfen.

Ich.

Ein Amt haben und dessen Pflichten erfüllen?

Er.

Eitelkeit! Habe man eine Bestimmung oder nicht, wenn man nur reich ist; denn man übernimmt doch nur ein Geschäft, um reich zu werden. Seine Pflichten erfüllen, wohin kann das führen? Zur Eifersucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt man auf solche Weise vorwärts? Seine Aufwartung machen, die Großen sehen, ihren Geschmack ausforschen, ihren Phantasien nachhelfen, ihren Lastern dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen, das ist das Geheimniß.

Ich.

Um die Erziehung seiner Kinder besorgt seyn?

Er.

Eitelkeit! das ist die Sache des Lehrers.

Ich.

Aber wenn der Lehrer nach Euern eigenen Grundsätzen seine Pflichten versäumt, wer wird alsdann gestraft?

Er.

Ich doch wohl nicht? Aber vielleicht einmal der Mann meiner Tochter oder die Frau meines Sohns.

Ich.

Aber wenn sie sich in's liederliche Leben, in's Laster stürzen?

Er.

Das ist standsmäßig.

Ich.

Wenn sie sich entehren?

Er.

Man mag sich stellen wie man will, man entehrt sich nicht, wenn man reich ist.

Ich.

Wenn sie sich zu Grunde richten?

Er.

Desto schlimmer für sie.

Ich.

Und wenn Ihr Euch nicht nach dem Betragen Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, so möchtet Ihr auch wohl Eure Haushaltung vernachlässigen.

Er.

Verzeiht, es ist manchmal schwer Geld zu finden, und drum ist es klug sich von weitem vorzusehn.

Ich.

Und um Eure Frau werdet Ihr Euch wenig bekümmern?

Er.

Gar nicht, wenn's beliebt. Das beste Betragen gegen seine liebe Hälfte bleibt immer das zu thun, was

ihr anſteht. Doch geſchähe im Ganzen was Ihr wünſcht; ſo würde die Geſellſchaft ſehr langweilig ſeyn, wenn jeder nur darin an ſich und ſein Gewerb dächte.

Ich.

Warum nicht? Der Abend iſt niemals ſchöner für mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

Er.

Für mich gleichfalls.

Ich.

Was die Weltleute ſo delicat in ihrem Zeitvertreib macht, das iſt ihr tiefer Müßiggang.

Er.

Glaubt's nicht. Sie machen ſich viel zu ſchaffen.

Ich.

Da ſie niemals müde werden, ſo erholen ſie ſich niemals.

Er.

Glaubt's nicht. Sie ſind immer außer Athem.

Ich.

Das Vergnügen iſt immer ein Geſchäft für ſie, niemals ein Bedürfniß.

Er.

Deſto beſſer. Das Bedürfniß iſt immer beſchwerlich.

Ich.

Alles nutzen ſie ab. Ihre Seele ſtumpft ſich, und die Langweile wird Herr. Wer ihnen mitten in dem erdrückenden Ueberfluß das Leben nähme, würde ihnen

einen Dienſt leiſten, eben weil ſie vom Glück nur den Theil kennen, der ſich am ſchnellſten abſtumpft. Ich verachte nicht die Freuden der Sinne, ich habe auch einen Gaumen, der durch eine feine Speiſe, durch einen köſtlichen Wein geſchmeichelt wird; ich habe ein Herz und Auge, ich mag auch ein zierliches Weib beſitzen, ſie umfaſſen, meine Lippen auf die ihrigen drücken, Wolluſt aus ihren Blicken ſaugen und an ihrem Buſen vor Freude vergehn. Manchmal mißfällt mir nicht ein luſtiger Abend mit Freunden, ſelbſt ein ausgelaſſener; aber ich kann Euch nicht verhalten, mir iſt's unendlich ſüßer, dem Unglücklichen geholfen, eine kitzliche Sache geendigt, einen weiſen Rath gegeben, ein angenehmes Buch geleſen, einen Spaziergang mit einem werthen Freunde, einer werthen Freundin gemacht, lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zugebracht, eine gute Seite geſchrieben und der Geliebten zärtliche, ſanfte Dinge geſagt zu haben, durch die ich mir eine Umarmung verdiene. Ich kenne wohl Handlungen, welche gethan zu haben ich alles hingäbe was ich beſitze. Mahomed iſt ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Calas wiederhergeſtellt haben. Einer meiner Bekannten hatte ſich nach Carthagena geflüchtet. Es war ein nachgeborner Sohn aus einem Lande wo das Herkommen alles Vermögen dem älteſten zuſpricht. Dort vernimmt er, daß ſein Erſtgeborner, ein verzogner Sohn, ſeinen zu nachgiebigen Eltern alle Beſitzungen entzogen, ſie aus

ihrem Schloſſe verjagt habe, daß die guten Alten in einer kleinen Provinzſtadt ein kümmerliches Leben führen. Was thut nun dieſer Nachgeborne, der in ſeiner Jugend hart von den Eltern gehalten, ſein Glück in der Ferne geſucht hatte? Er ſchickt ihnen Hülfe, er eilt ſeine Geſchäfte zu ordnen, er kommt reich zurück, er führt Vater und Mutter in ihre Wohnung, er verheirathet ſeine Schweſtern. Ach mein lieber Rameau, dieſen Theil ſeines Lebens betrachtete der Mann als den glücklichſten. Mit Thränen im Auge ſprach er mir davon, und mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt ſich das Herz vor Freude und das Vergnügen verſetzt mir die Stimme.

Er.

Ihr ſeyd wunderliche Weſen!

Ich.

Ihr ſeyd bedauernswerthe Weſen, wenn Ihr nicht begreift, daß man ſich über das Schickſal erheben kann, und daß es unmöglich iſt unglücklich zu ſeyn unter dem Schutze zwey ſo ſchöner Handlungen.

Er.

Das iſt eine Art Glückſeligkeit, mit der ich mich ſchwerlich befreunden konnte: denn man findet ſie ſelten. So meint Ihr denn alſo wirklich, man müßte rechtſchaffen ſeyn?

Ich.

Um glücklich zu ſeyn, gewiß!

94.

Waſſerfülle, Landesgröſſe,
Heitren Himmel, frohe Bahn;
Dieſe Wellen, dieſe Flöſſe
Landen auch in Winkel an.

95.

Fluß und Ufer, Land und Höhen
Rühmen ſeit geraumer Zeit
So Dein Kommen ſo Dein Gehen,
Zeichen Deiner Thätigkeit.

Er.

Indessen sehe ich unendlich viel rechtschaffene Leute, die nicht glücklich sind, und unendlich viel Leute, die glücklich sind, ohne rechtschaffen zu seyn.

Ich.

Das scheint Euch nur so.

Er.

Und warum fehlt's mir heute Abend an Nachtessen, als weil ich einen Augenblick Menschenverstand und Offenheit zeigte.

Ich.

Keineswegs, sondern weil Ihr sie nicht immer hattet; weil Ihr nicht bei Zeiten fühltet, daß man sich vor allen Dingen einrichten sollte, unabhängig von Knechtschaft zu seyn.

Er.

Unabhängig oder nicht. Meine Einrichtung ist wenigstens die bequemste.

Ich.

Aber nicht die sicherste, die ehrenvollste.

Er.

Aber die passendste für meinen Charakter eines Tagediebs, eines Thoren, eines Taugenichts.

Ich.

Vollkommen.

Er.

Und eben weil ich mein Glück machen kann durch La-

ſter, die mir natürlich ſind, die ich ohne Arbeit erwarb, die ich ohne Anſtrengung erhalte, die mit den Sitten meiner Nation zuſammentreffen, die nach dem Geſchmack meiner Beſchützer ſind, übereinſtimmender mit ihren kleinen beſondern Bedürfniſſen, als unbequeme Tugenden, die ſie von Morgen bis Abend anklagen würden. Es wäre doch wunderlich, wenn ich mich wie eine verdammte Seele quälte, um mich zu verrenken, um mich anders zu machen als ich bin, um mir einen fremden Charakter aufzubinden, die ſchätzbarſten Eigenſchaften, über deren Werth ich nicht ſtreiten will, aber die ich nur mit Anſtrengung erwerben und ausüben könnte, und die mich doch zu nichts führen, vielleicht zum Schlimmern als nichts: denn darf wohl ein Bettler wie ich, der ſein Leben von reichen Leuten hat, ihnen ſolch einen Sittenſpiegel beſtändig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt ſie, man flieht ſie, man läßt ſie frieren, und in dieſer Welt muß man die Füße warm halten. Und dann würde ich gewiß die übelſte Laune haben: denn warum ſind die Frommen, die Andächtigen ſo hart, ſo widerlich, ſo ungeſellig? Sie haben ſich zu leiſten auferlegt, was ihnen nicht natürlich iſt. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man andere leiden. Das iſt weder meine Sache, noch die Sache meiner Gönner. Munter muß ich ſeyn, ungezwungen, neckiſch, närriſch, drollig. Die Tugend fordert Ehrfurcht, und Ehrfurcht iſt unbequem; die Tugend fordert Bewunderung, und

Bewunderung ist nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun, denen die Zeit lang wird, und sie wollen lachen. Nun seht die Thorheit, das Lächerliche macht lachen, und also muß ich ein Thor, ich muß lächerlich seyn. Und hätte mich die Natur nicht so geschaffen, so müßte ich kurz und gut so scheinen. Glücklicherweise brauche ich kein Heuchler zu seyn. Es gibt ihrer ohnehin von allen Farben, ohne die zu rechnen, die sich selbst belügen.

Seht doch einmal den Ritter de la Morliere, der seinen Hut auf's Ohr drückt, die Nase in die Höhe trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter ansieht, dem ein langer Degen auf die Schenkel schlägt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jeden Begegnenden herauszufordern scheint, was thut er? Alles was er kann, um sich zu überreden, daß er herzhaft ist; aber feig ist er. Bietet ihm einen Nasenstüber an, er wird ihn sanftmüthig empfangen. Soll er seinen Ton herabstimmen, so erhebt den Eurigen, zeigt ihm Euren Stock, oder gebt ihm einen Tritt in H—n. Ganz erstaunt sich so feig zu finden wird er Euch fragen, wer's Euch gesteckt hat, woher Ihr es wissen könnt, daß er eine Memme sey: denn im Augenblick vorher war es ihm selbst noch unbekannt. Durch eine langgewohnte Nachäffung muthvollen Betragens hatte er sich selbst überzeugt. Er machte so lange die Gebärden, daß er glaubte die Sache zu haben.

Und

Und jene Frau, die sich kasteit, Gefängnisse besucht, allen wohlthätigen Gesellschaften beiwohnt, mit gesenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade ansehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne besorgt; brennt ihr Herz deßhalb weniger? entwischen ihr nicht Seufzer? entzündet sich nicht ihr Temperament? ist sie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltsam verführerischen Bildern ergriffen? Und nun wie ergeht's ihr? Was denkt ihre Kammerfrau, die aus dem Bette springt um einer Gebieterin Hülfe zu leisten, die gefährlich krank scheint? O! gute Justine, lege dich wieder zu Bette, dich rief sie nicht in ihrem Wahnsinn.

Sollte es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Müßiggang zu verachten, zu catonisiren, was wäre er? ein Heuchler. Rameau sey was er ist, ein glücklicher Räuber unter reichen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendhafter, der sein Krüstchen Brot allein verzehrt oder in Gesellschaft von Bettlern. Kurz und gut, Eure Glückseligkeit, das Glück einiger Schwärmer wie Ihr, kann mir nicht gefallen.

Ich.

Ich sehe, mein Freund, Ihr wißt nicht was es ist, und seyd nicht einmal im Stande es kennen zu lernen.

Er.

Deſto beſſer für uns, deſto beſſer! Ich ſtürbe vor Hunger, vor Langerweile und vielleicht vor Reue.

Ich.

So rath' ich Euch denn, ein für allemal, geſchwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch ſo ungeſchickt habt verjagen laſſen.

Er.

Um das zu thun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht mißbilligt und was mir im figürlichen ein wenig zuwider iſt?

Ich.

Welche Sonderbarkeit!

Er.

Ich finde nichts Sonderbares daran. Ich will mich wohl wegwerfen, aber ohne Zwang; ich will von meiner Würde heruntersteigen .... Ihr lacht?

Ich.

Ja! Eure Würde macht mich lachen.

Er.

Jeder hat die ſeinige. Ich will die meine vergeſſen, aber nach Belieben und nicht auf fremden Befehl. Sollte man mir ſagen: krieche, und ich müßte kriechen? Der Wurm kriecht wohl, ich auch, und wir wandern beide ſo fort, wenn man uns gehn läßt; aber wir bäumen uns, wenn man uns auf den Schwanz tritt. Man hat mir auf den Schwanz getreten und ich werde mich bäumen.

Und dann habt Ihr keinen Begriff von dem confusen Zustande, von dem die Rede ist. Denkt Euch eine melancholische, verdrießliche Figur, von Grillen aufgefressen, den weiten Schlafrock zwey- oder dreymal umhergeschlagen, einen Mann, der sich selbst mißfällt, dem alles mißfällt, den man kaum zum Lachen brächte, wenn man sich Körper und Geist auf hundert verschiedene Weisen verrenkte, der mit Kälte die neckischen Gesichter betrachtet, die ich schneide, und die noch neckischern Sprünge meines Witzes. Denn unter uns, der Père Noel, der kätzliche Benedictiner, so berühmt wegen seiner Grimassen, ist ungeachtet seines Glücks bei Hofe, ohne mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein hölzerner Pulcinell. Und doch muß ich mich plagen und quälen, um eine Tollhauserhabenheit zu erreichen, die nichts wirkt. Lacht er? Lacht er nicht? das muß ich mich mitten in meinen Verrenkungen fragen, und Ihr begreift was eine solche Ungewißheit dem Talente hinderlich ist. Mein Hypochonder, den Kopf in die Nachtmütze gesteckt, die ihm die Augen überschattet, sieht völlig aus wie eine unbewegliche Pagode mit einem Faden am Kinn, der bis auf den Sessel herunterhinge. Man paßt, der Faden soll gezogen werden, er wird nicht gezogen. Oder wenn die Kinnlade sich öffnet, so buchstabirt sie ein Wort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein Wort, das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt und alle Eure Afferenen seyn verloren. Dieses Wort ist eine Antwort auf eine

Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn thatet. Es iſt geſprochen, die Muſcularfeder ſpannt ſich ab, und die Maſchine ſchließt ſich.

(Nun machte er ſeinen Mann nach. Er hatte ſich auf einen Stuhl geſetzt, den Kopf unbeweglich, den Hut bis auf die Augenbrauen, die Augen halb geſchloſſen, die Arme hängend, die Kinnlade bewegend, wie ein Automat. Er ſagte:)

Ja, Mademoiſelle, Sie haben Recht, das muß mit Feinheit behandelt werden! Und ſo entſcheidet unſer Mann, entſcheidet immer in letzter Inſtanz, Morgens und Abends, am Putztiſch, bei Tafel, bei'm Caffee, bei'm Spiel, im Theater, bei'm Abendeſſen, im Bette und, Gott verzeih mir! ich glaube in den Armen ſeiner Geliebten. Dieſe letzten Entſcheidungen zu vernehmen hatte ich nicht Gelegenheit; aber die übrigen bin ich verteufelt müde. Traurig, dunkel, ſchneidend wie das Schickſal, ſo iſt unſer Patron.

Gegen ihm über iſt eine Närrin, die wichtig thut, der man wohl ſagen möchte, ſie ſey hübſch, weil ſie es noch iſt, ob ſie gleich im Geſicht hie und da einige Flecken hat und ſich dem Umfang der Madame Bouvillon nähert. Ich liebe hübſches Fleiſch, aber zu viel iſt zu viel, und die Bewegung iſt der Materie ſo weſentlich. Item ſie iſt boshafter, eingebildeter, dümmer als eine Gans; item ſie will Witz haben; item man muß ihr verſichern, daß man überzeugt iſt, ſie habe mehr als je-

mand; item das weiß nichts, und das entscheidet auch; item man muß diese Entscheidungen beklatschen, mit Händ- und Füßen Beifall geben, vor Behagen aufspringen, vor Bewunderung sich entzücken. Ach was ist das schön, zart, gut gesagt, fein gesehen, vorzüglich empfunden! Wo nehmen die Weiber das her? ohne Studium einzig durch die Gewalt des Naturtriebs, durch natürliche Gaben. Das gränzt an's Wunder, und dann sage man uns, Erfahrung, Studium, Nachdenken, Erziehung thäten was dabei — und mehr solche Albernheiten. Dann vor Freuden geweint, zehnmal des Tags sich gebückt, ein Knie niedergebogen, den andern Fuß nachgeschleift, die Arme gegen die Göttin ausgestreckt, ihre Wünsche in ihren Augen suchend, abhängend von ihren Lippen, ihre Befehle erwartend und wie ein Blitz gehorchend. Wer möchte sich nun einer solchen Rolle unterwerfen, als der Elende, der zwey- oder dreymal die Woche die Tribulation seiner Eingeweide an einem solchen Orte besänftigen kann. Was soll man aber von andern denken, von solchen wie Palissot, Fréron, Poinsinet, Baculard, die nicht arm sind, deren Niederträchtigkeiten sich nicht durch die Borborygmen eines leidenden Magens entschuldigen lassen?

Ich.

Ich hätte Euch nicht so schwierig geglaubt.

Er.

Auch bin ich's nicht. Anfangs bemerkte ich, wie es

die andern machten, und ich machte es wie sie, ja ein wenig besser. Denn ich bin unverschämter, besserer Schauspieler, hungriger und mit bessern Lungen versehen. Wahrscheinlich stamm' ich in gerader Linie vom berühmten Stentor ab.

(Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieses Eingeweides zu geben, fing er an so gewaltig zu husten, daß die Gläser des Caffeezimmers zitterten, und die Schachspieler die Aufmerksamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.)

Ich.

Aber wozu soll das Talent?

Er.

Rather Ihr's nicht?

Ich.

Nein! ich bin ein wenig beschränkt.

Er.

Laßt einmal den Streit im Gang seyn, den Sieg ungewiß. Ich stehe auf, entfalte meinen Donner und sage: Die Sache verhält sich völlig wie Mademoiselle behauptet, das heißt urtheilen! Hundert von unsern schönen Geistern sollen es besser machen. Der Ausdruck ist genialisch .... Aber man muß nicht immer auf gleiche Weise Beifall geben, man würde eintönig werden, man würde für einen Heuchler gelten, man würde abgeschmackt. Dieß läßt sich nur durch Urtheilskraft und

Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß diese mächtigen und abschließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wissen, Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn z. B. die Meinungen getheilt sind, wenn der Streit sich bis zum höchsten Grade der Heftigkeit erhoben hat, wenn man sich nicht mehr versteht, wenn alle zusammen reden: so muß man sich besonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillschweigen vorbereitet haben, und dann schnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand versteht diese Kunst besser als ich; aber wo ich überrasche, das ist im Gegentheil. Ich habe kleine Töne, die ich mit einem Lächeln begleite, eine unendliche Menge Beifallsmienen besitze ich. Bald bring' ich die Nase, den Mund, die Stirne, die Augen mit in's Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art den Rückgrat zu drehen, die Achseln auf und ab zu zucken, die Finger auszurecken, den Kopf zu biegen, die Augen zu schließen, und mich so verwundert zu zeigen, als hätte ich vom Himmel eine englische und göttliche Stimme vernommen. Das ist es, was schmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieser letzten Stellung einseht; aber niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, seht her!

Ich.

Das ist wahr, es ist einzig.

9.

Pfeifen hör ich fern im Buſche!
Das iſt wohl der Vogelſteller? —
Neben mir es pfeift noch greller;
Schelme ſind's, es ſind Carteuche!
Dieſe geben ſich ein Zeichen. —
Keineswegs! Ein Vielgewandter,
Und uns allen Wohlbekannter
Kommt zum Luſtmahl ohne gleichen.

Er.

Glaubt Ihr, daß es ein Weiberhirn gibt mit einiger Eitelkeit, die das aushalte?

Ich.

Nein! man muß gestehen, Ihr habt das Talent Narren zu machen und sich zu erniedrigen so weit als möglich getrieben.

Er.

Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, alle so viel ihrer sind, dahin gelangen sie nicht. Der beste unter ihnen, z. E. Palissot, wird höchstens ein guter Schüler bleiben. Aber wenn eine solche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet sich über die Dummheit derer aufzuhalten, die man trunken macht, am Ende reizt es nicht mehr, und dann nach einer gewissen Anzahl Entdeckungen ist man genöthigt sich zu wiederholen. Geist und Kunst haben ihre Gränzen. Nur vor Gott und einigen seltnen Geistern erweitert sich die Laufbahn, indem sie vorwärts schreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug sehen, der mir, ja mir selbst, von ihm den höchsten Begriff gibt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückseligkeit, die Fackeln auf dem Weg von Versailles sind Dinge, die mich bestürzen, erniedrigen, das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich.

Was wollt Ihr mit Eurem kleinen Hund?

Er.

Woher kommt Ihr denn? Wie, im Ernſte, Euch iſt nicht bekannt, wie es dieſer außerordentliche Mann anfing, einen kleinen Hund von ſich ab und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich.

Mir iſt's nicht bekannt.

Er.

Deſto beſſer. Das iſt ein's der ſchönſten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erſtaunt und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt doch auch Scharfſinn, laßt ſehen, was Ihr an ſeiner Stelle gethan hättet. Bedenkt, daß Bouret von ſeinem Hunde geliebt war; bedenkt, daß das ſeltſame Kleid des Miniſters das kleine Thier erſchreckte; bedenkt, er hatte nur acht Tage, um dieſe Schwierigkeiten zu überwinden. Man muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienſt der Auflöſung genugſam zu ſchätzen. Nun denn?

Ich.

Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichteſten Dinge dieſer Art mich in Verwirrung ſetzen würden.

Er.

Hört (ſagt er, indem er mir einen kleinen Schlag auf die Achſel gab, denn er iſt zudringlich), hört und bewundert. Er läßt ſich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht, er borgt vom Kammerdiener

das faltenreiche Gewand, er bedeckt das Gesicht mit der Maske, er hängt das Kleid um. Nun ruft er seinen Hund, streichelt ihn, gibt ihm Kuchen. Dann auf einmal Veränderung der Decoration. Es ist nicht mehr der Siegelbewahrer, Bouret ist's, der seinen Hund ruft und peitscht. Nach zwey drey Tagen von Morgens bis Abends fortgesetzter Uebung lernt der Hund vor Bouret dem Generalpachter fliehen und sich zu Bouret dem Siegelbewahrer gesellen. Aber ich bin zu gut, Ihr send ein Ungläubiger, der nicht verdient die Wunder zu erfahren, die neben ihm vorgehen.

Ich.

Dessen ungeachtet, ich bitte euch, wie war's mit dem Buch und den Fackeln?

Er.

Nein, nein, wendet Euch an's Straßenpflaster, das wird Euch solche Dinge erzählen, und benutzt den Umstand, der uns zusammenbrachte, um Dinge zu erfahren, die niemand weiß, als ich.

Ich.

Ihr habt Recht.

Er.

Gewand und Perrücke zu borgen! Ich hatte die Perrücke des Siegelbewahrers vergessen. Sich eine Maske, die ihm gleicht zu verschaffen! Die Maske besonders dreht mir den Kopf um. Auch steht dieser Mann in der größten Achtung, auch besitzt er Millionen. Es gibt

Ludwigskreuze, die das Brot nicht haben, was laufen sie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder und wenden sich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr ist und niemals ohne Belohnung? Das heißt man sich um's Große bemühen. Diese Muster nehmen einem den Muth, man bedauert sich selbst und hat Langeweile. Die Maske! die Maske! Einen meiner Finger gäbe ich drum, die Maske gefunden zu haben!

Ich.

Aber mit diesem Enthusiasmus für die schönen Erfindungen, mit dieser Gewandtheit des Genius habt Ihr denn nichts erfunden?

Er.

Verzeiht! z. B. die bewundernde Stellung des Rückens, von der ich Euch sprach, die seh' ich als mein eigen an, ob sie mir gleich durch Neider könnte streitig gemacht werden. Man mag sie wohl vor mir angewendet haben; aber wer hat wohl gefühlt, wie bequem sie sey, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunstgriffe, ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen, ohne daß es diese merkt, ja sogar mit dazu beiträgt. Kaum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gemeinen Manieren, Liebesbriefe zuzustecken, verachtete. Ich habe zehn Mittel mir sie entreißen zu lassen, und unter diesen Mitteln gibt's manche neue, darf ich mir schmeicheln. Besonders besitze ich das Talent junge

schüchterne Männer aufzumuntern. Ich habe manchen angebracht, der weder Geist noch Gestalt hatte. Wäre das alles geschrieben, ich glaube man würde mir wohl Genie zugestehn.

Ich.

Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er.

Ich zweifle nicht.

Ich.

An Eurer Stelle wüst ich das alles aufs Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten!

Er.

Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer Anweisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies lesen wenig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst. Bedenkt nur Cäsarn, Turenne, Vauban, die Marquise Tencin, ihren Bruder den Cardinal und seinen Secretär den Abbé Trublet — und Bouret? Wer hat Bouret Lection gegeben? Niemand. Die Natur bildet diese seltnen Menschen. Glaubt Ihr denn, daß die Geschichte des Hundes und der Maske irgendwo gedruckt sey?

Ich.

Aber in verlorenen Stunden, wenn die krampfhaften Bewegungen Eures leeren Magens, oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten —

Er.

Ich will darauf denken. Besser ist's große Sachen zu schreiben, als kleine zu thun. Da erhebt sich die Seele, die Einbildungskraft erhitzt, entflammt, erweitert sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wenn man sich in Gegenwart der kleinen Hus über die Albernheit des Publicums verwundern soll, das sich nun einmal in den Kopf setzt, den Zieraffen, die Dangeville, mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, gebückt auf dem Theater einhergeht, die immer dem in die Augen sieht, mit dem sie spricht, und ihre Grimassen für Feinheit hält, ihr Trippeln für Grazie; des Publicums, das die emphatische Clairon eben so begünstigt, die magrer, zugestutzter, studirter, schwerfälliger ist, als möglich. Das unfähige Parterre beklatscht sie, daß alles brechen möchte, und merkt nicht, daß wir ein Knaul von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der Knaul nimmt ein wenig zu, aber was thut's, haben wir nicht die schönste Haut? die schönsten Augen, den schönsten Schnabel, freilich wenig Gefühl, einen Gang der nicht leicht ist; doch auch nicht so linkisch, wie man sagt. Aber was die Empfindungen betrifft, da ist keine, der wir nachgeben.

Ich.

Was soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

Er.

Das Uebel ist, daß die Teufels-Empfindungen alle inwendig stecken, und daß doch auch keine Dämmerung

durchscheint. Aber ich, der mit Euch rede, ich weiß, und weiß gewiß, sie hat Gefühl. Und ist's nicht gerade das, so ist's etwas von der Art. Seht nur, wenn wir böser Laune sind, wie wir die Bedienten behandeln, wie die Kammermädchen Ohrfeigen kriegen, wie wir mit heftigen Fußtritten die zufälligen Theile zu treffen wissen, die sich einigermaßen vom schuldigen Respect entfernen. Das ist ein kleiner Teufel, sage ich, ganz voll Gefühl und würde ..... Nun! wie sieht's aus? Ihr wißt wohl nicht, woran Ihr seyd. Nicht wahr?

Ich.

Laßt mich bekennen, ich unterscheide nicht, ob Ihr redlicher oder boshafter Weise redet. Ich bin ein gerader Mann, seyd so gut und geht aufrichtig mit mir zu Werke, laßt Eure Kunst bei Seite.

Er.

So sprechen wir von der kleinen Hus, von der Dangeville und der Clairon, hie und da mit einigen Worten gemischt, die anreizen. Mögt Ihr mich doch für einen Taugenichts halten, aber nicht für dumm. Nur ein dummer Teufel oder ein äußerst verliebter Mensch könnte im Ernst so viel Albernheiten vorbringen.

Ich.

Und wie entschließt man sich sie zu sagen?

Er.

Das macht sich nicht auf einmal; aber nach und nach kommt man dazu. Ingenii largitor venter.

Ich.

Man muß aber grimmigen Hunger haben.

Er.

Das ist möglich. Indessen so stark Euch das auch scheinen mag, jene sind mehr gewohnt dergleichen zu hören, als wir es zu sagen.

Ich.

Ist denn einer, der sich unterfteht Eurer Meinung zu seyn?

Er.

Was heißt Ihr einer? Das ist die Gesinnung, die Sprache der ganzen Gesellschaft.

Ich.

Die muß also aus Taugenichtsen und aus Dummköpfen bestehen.

Er.

Dummköpfen? Ich schwöre Euch, es ist nur einer darunter und zwar jener, der uns gastirt, damit wir ihn zum besten haben sollen.

Ich.

Wie dürft Ihr es aber so grob machen? denn die Talente der Dangeville und Clairon sind entschieden.

Er.

Man schlingt die Lüge, die uns schmeichelt, in vollen Zügen hinab, und kostet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter ist. Und dann haben wir auch so durchdrungene Mienen, ein so wahrhaftes Aussehn.

Ich.

Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundsätze der Kunst gesündigt haben. Es müssen Euch einmal aus Versehn einige bittere Wahrheiten entwischt seyn von solchen, die verletzen. Denn ungeachtet Eurer Rolle, die so elend, verworfen, niederträchtig und abscheulich ist, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er.

Ich? Keineswegs. Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im Ganzen habe ich den Geist rund wie eine Kugel, und den Charakter frisch wie eine Weide, niemals falsch, wenn es mein Vortheil ist wahr zu seyn, niemals wahr, wenn ich es einigermaßen nützlich finde falsch zu seyn. Ich sage die Sachen, wie sie mir in's Maul kommen, vernünftig, deste besser; ungehörig, man merkt nicht drauf. Ich spreche frei vor mich hin, ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich niemand beleidigt.

Ich.

Aber das ist Euch doch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet, und die für Euch so viel Güte hatten.

Er.

Was wollt Ihr? Es ist ein Unglück, ein falscher Augenblick, wie es ihrer im Leben gibt. Kein Glück hält

hält an. Mir ging es zu gut, das konnte nicht dauern. Wir haben, wie Ihr wißt, die zahlreichste, ausgesuchteste Gesellschaft, es ist eine Schule der Menschlichkeit, eine Erneuerung der alten Gastfreundschaft. Alle Poeten die fallen, wir raffen sie auf. Wir hatten Palissot nach seiner Zara, Bret nach dem faux Genereux, alle verschrienen Musiker, alle Schriftsteller, die man nicht lieſt, alle ausgepfiffenen Schauspielerinnen, alle ausgezischten Schauspieler, ein Haufen verschämter Armen, platte Schmarotzer an deren Spitze ich mich zu stellen die Ehre habe, als wackerer Anführer eines furchtsamen Haufens. Das erstemal, wenn sie sich zeigen, muntre ich sie auf. Ich verlange zu trinken für sie. Nehmen sie doch gar so wenig Platz weg! Abgerissene junge Leute, die nicht wissen wohin, aber die eine Figur haben. Andere Schelme, die den Patron streicheln, um ihn einzuschläfern, um alsdann die Patronin zu umschweben. Wir scheinen munter; aber im Grunde haben wir alle bösen Humor und gewaltigen Appetit. Wölfe sind nicht heißhungriger, Tiger nicht grausamer. Wir verzehren wie Wölfe, wenn die Erde lange mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie Tiger alles was Glück macht. Manchmal vereinigen sich Bertin, Meſenge und Villemorin; dann gibt es erst einen schönen Lärm im Thiergarten. Niemals sah man so viel traurige, übelwollende, übelthätige und erzürnte Bestien. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Montesquieu,

97.

Wenn was irgend iſt geſchehen,
Hört man's noch in ſpäten Tagen;
Immer klingend wird es wehen,
Wenn die Glock' iſt angeſchlagen.
Und ſo laßt von dieſem Schalle
Euch erheitern, viele, viele!
Denn am Ende ſind wir alle
Pilgernd Könige zum Ziele.

Rouſſeau, Voltaire, d'Alembert, Diderot und Gott weiß mit welchen Beinamen begleitet. Niemand hat Geiſt, wenn er nicht ſo abgeſchmackt iſt, wie wir. Und ſo iſt der Plan des Schauſpiels, die Philoſophen, erfunden worden. Die Scene des Büchertröblers habe ich ſelbſt geliefert, nach Anlaß der Rockentheologie, und Ihr ſeyd nicht mehr geſchont als ein andrer.

Ich.

Deſto beſſer! Vielleicht erzeigt man mir mehr Ehre als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn ſie, die ſo viel Uebels von geſchickten und ehrlichen Leuten ſprechen, ſich einfallen ließen von mir Gutes zu reden.

Er.

Wir ſind viele und jeder muß ſeine Zeche bezahlen. Wenn die großen Thiere geopfert ſind, dann kommt es an die andern.

Ich.

Wiſſenſchaft und Tugend angreifen, um zu leben, das iſt ſehr theures Brot.

Er.

Ich ſagte es Euch ſchon: wir ſind ohne Conſequenz. Wir läſtern alle Menſchen und betrüben niemand. Manchmal findet ſich auch bei uns der ſchwerfällige Abbé d'Olivet, der dicke Abbé Le Blanc, der Heuchler Batteux. Der dicke Abbé iſt nur boshaft vor Tafel, nach dem Caffee wirft er ſich in einen Seſſel, die Füße gegen den Kaminſockel geſtemmt, da ſchläft er ein, wie ein

alter Papagey auf der Stange. Wird aber der Lärm gewaltsam, dann gähnt er, dehnt sich, reibt die Augen, und sagt: Nun, nun, was gibt's? — Es fragt sich, ob Piron mehr Geist habe als Voltaire? — Verstehn wir uns, Geist sagt Ihr, vom Geschmack ist nicht die Rede. Denn vom Geschmack ahnet Piron nicht das Mindeste — Nicht das Mindeste — Nein ... Und nun geht eine Abhandlung über den Geschmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre: denn auf Geschmack glaubt er sich besonders zu verstehen. Der Geschmack, sagt er ... der Geschmack ist ein Ding ... fürwahr ich weiß nicht für welch ein Ding er es ausgab, er wußt' es selbst nicht.

Manchmal haben wir Freund Robbé, der tischt uns seine comischen Mährchen auf von convulsionären Wundern, wovon er Augenzeuge war. Manchmal auch einen Gesang seines Gedichtes über einen Gegenstand, den er gründlich kennt. Ich hasse seine Verse, aber ich höre ihn gerne lesen. Er hat das Ansehn eines Besessenen. Alle schreien um ihn her: das heißt doch ein Poet! ... Unter uns, diese Poesie ist nichts, als ein Scharivari von allerlei confusen Klängen, ein barbarisches Tongemisch der Erbauer des Babylonischen Thurmes. Auch kommt manchmal ein Pinselgesicht von plattem und dummem Ansehn, der aber Verstand wie ein Teufel hat und boshafter ist als ein alter Affe. Es ist eine von den Figuren, die zu Spöttereyen und Nasen-

stübern reizen, die aber Gott zur Züchtigung der Menschen geschaffen hat, die nach der Gesichtsbildung urtheilen und die ihre Erfahrung hätte belehren sollen, daß es eben so leicht ist, ein Mann von Geist zu seyn und das Ansehn eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geistreichen Physiognomie zu verbergen. Es ist eine gemeine Niederträchtigkeit, andern zum Zeitvertreib einen Gutmüthigen aufzuopfern, und gewöhnlich fällt man auf diesen. Dieß ist eine Falle, die wir den Neuankommenden legen, und ich habe fast niemand gefunden, der nicht hineingetappt wäre.

(Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Bemerkungen dieses Narren über Menschen und Charaktere und gab es ihm zu verstehen.) Aus der schlechten Gesellschaft, antwortete er mir, läßt sich Vortheil ziehen, wie aus der Liederlichkeit. Hier entschädigt uns der Verlust der Vorurtheile wegen des Verlustes der Unschuld, in der Gesellschaft der Bösen, wo das Laster sich ohne Maske zeigt, lernt man sie kennen. Er hat Recht; aber ich habe auch ein wenig gelesen.

Ich.

Was habt Ihr gelesen?

Er.

Gelesen habe ich und lese und unaufhörlich lese ich wieder Theophrast, La Bruyere und Molière.

Ich.

Das sind vortreffliche Bücher.

Er.

Sie sind viel besser als man denkt, aber wer versteht sie zu lesen?

Ich.

Jederman, nach dem Maß seines Geistes.

Er.

Fast niemand. Könnt Ihr mir sagen, was man darin sucht?

Ich.

Unterhaltung und Unterricht.

Er.

Aber welchen Unterricht? denn darauf kommt es an.

Ich.

Die Kenntniß seiner Pflichten, die Liebe der Tugend, den Haß des Lasters.

Er.

Ich aber lerne daraus alles was man thun soll und alles was man nicht sagen soll. Also wenn ich den Geizigen lese, so sage ich mir, sey geizig wenn du willst, nimm dich aber in Acht, wie ein Geiziger zu reden. Lese ich den Tartuffe, so sagen ich mir, sey ein Heuchler wenn du willst, aber spricht nicht wie ein Heuchler. Behalte die Laster, die dir nützlich sind, aber bewahre dich vor dem Ton, vor den Aeußerungen, die dich lächerlich machen würden. Und dich vor diesem Ton, diesen Aeußerungen zu bewahren, mußt du sie kennen. Nun ha-

ben sie dir diese Autoren vortrefflich geschildert. Ich bleibe, was ich bin, aber ich handle und rede, wie sich's geziemt. Ich bin nicht von denen, die den Moralisten verachten. Es ist viel zu lernen, besonders bei denen, die die Moral in Handlung gesetzt haben. Das Laster beleidigt die Menschen nur von Zeit zu Zeit, die lasterhaften Charaktere beleidigen sie von Morgens bis Abends. Vielleicht wäre es besser insolent zu seyn, als so auszusehn. Ein so insolenter Charakter verletzt nur manchmal, ein insolentes Ansehn verletzt immer. Uebrigens bildet Euch nicht ein, daß ich der einzige Leser meiner Art sey. Ich habe hier kein andres Verdienst, als systematisch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Ansicht das geleistet zu haben, was andre aus Instinct thun. Daher kommt, daß ihr vieles Lesen sie nicht besser macht, als mich, und daß sie noch dazu lächerlich bleiben wider ihren Willen, anstatt daß ich's nur bin, wenn ich will, und sie alsdann weit hinter mir zurücklasse. Denn dieselbe Kunst, die mich lehrt bei gewissen Gelegenheiten das Lächerliche vermeiden, lehrt mich bei andern es glücklich erwischen. Dann erinnre ich mich an alles, was andre gesagt haben, an alles, was ich gelesen habe, und dann füg' ich noch alles hinzu, was auf meinem Grund und Boden wächst, der in dieser Art ganz erstaunliche Früchte trägt.

Ich.

Ihr habt wohl gethan mir diese Geheimnisse zu er-

öffnen, sonst hätte ich glauben müssen Ihr widersprächt Euch selber.

Er.

Ich widerspreche mir nicht: denn für einen Fall, wo man das Lächerliche zu vermeiden hat, gibt es glücklicherweise hundert, wo man sich's geben muß. Es gibt keine bess're Rolle bei den Großen als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich betitelten Narren des Königs; niemals hat jemand den Titel eines Weisen des Königs getragen. Ich bin der Narr Bertin's und mehrerer andern, Eurer vielleicht in diesem Augenblick, vielleicht seyd Ihr der meine. Wer weise wäre hätte keine Narren, wer einen Narren hat ist nicht weise, und ist er nicht weise, so ist er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr seines Narren. Uebrigens bedenkt, daß in einer so veränderlichen Sache, wie die Sitten sind, nichts absolut, wesentlich und allgemein wahr oder falsch ist, außer daß man sey was unser Vortheil gebietet, gut oder böse, weise oder närrisch, anständig oder lächerlich, ehrbar oder lasterhaft. Wenn zufälligerweise die Tugend zum Glück geführt hätte; so wäre ich tugendhaft gewesen, oder hätte die Tugend geheuchelt, wie ein andrer. Man hat mich lächerlich haben wollen und dazu habe ich mich gebildet. Bin ich lasterhaft, so hat die Natur allein den Aufwand gemacht. Wenn ich lasterhaft sage, so rede ich nur Eure Sprache. Denn wenn wir uns erklären wollten, so wäre wohl möglich,

Ihr hieſſet Laſter was ich Tugend nenne, und was ich Laſter nenne, Tugend.

So kommen auch zu uns die Autoren der komiſchen Oper, ihre Schauſpieler und Schauſpielerinnen, öfter aber die Unternehmer, Corbie und Moette, alles Leute von Geſchick und vorzüglichen Verdienſten.

Ach ich vergaß die großen Kritiker der Literatur: l'Avant Coureur, les petites Affiches, l'Annee littéraire, l'Observateur littéraire, le Censeur hebdomadaire, das ganze Gezücht der Blättler.

Ich.

Die Annee littéraire, der Observateur littéraire? Das iſt nicht möglich, die verabſcheuen ſich.

Er.

Das iſt wahr, aber alle Bettler verſöhnen ſich um den hölzernen Suppennapf. Der verfluchte Observateur littéraire, daß der Teufel ihn und ſeine Blätter geholt hätte! Das iſt der Hund, der kleine geizige Prieſter, der ſtinkende Wucherer, der Urſache iſt an meinem Unglück. Geſtern erſchien er zum erſtenmal an unſerm Horizont, zur Stunde, die uns alle aus unſern Löchern treibt, zur Stunde des Mittageſſens. Glücklich, wenn es ſchlechtes Wetter iſt, glücklich derjenige unter uns, der ein vier und zwanzig Sousſtück in ſeiner Taſche hat, um den Wagen zu bezahlen. Da ſpottet man wohl über ſeinen Mitbruder, der bis an den Rückgrat ſchmutzig und bis auf die Knochen genetzt erſcheint,

und kommt Abends doch wohl ſelbſt eben ſo zugerichtet in ſeine Wohnung zurück. Ja es war einmal einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Savoyarden unſerer Thüre hatte. Sie ſtanden auf Rechnung mit einander, der Gläubiger wollte bezahlt ſeyn, der Schuldner war nicht bei Gelde und konnte doch nicht hinauf ohne durch jenes Hände gegangen zu ſeyn.

Es wird aufgetragen, man erzeigt dem Abbe die Ehre, ihn oben an zu ſetzen. Ich trete hinein und werde ihn gewahr. Wie, ſagte ich, Abbe, Ihr präſidirt? Das iſt gut für heute; aber morgen, wenn's Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller herunter, und ſo immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch einmal eingenommen, Freren einmal nach mir, Dorat einmal nach Fréron, Paliſſot einmal nach Dorat, bis Ihr endlich ſtationär werdet neben mir armem plattem Schuft Euresgleichen, che siedo sempre come un maestoso c — o fra duoi c — i.

Der Abbé, ein guter Teufel, der alles leicht nimmt, lachte dazu, auch Mademoiſelle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Vergleichung durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle die neben ihm zur Rechten und zur Linken ſaßen, oder die er um einen Kerbſchnitt heruntergedrängt hatte, fingen an zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der böſe wird und mir Reden hält, die nichts bedeutet hätten, wenn wir allein geweſen wären. Rameau, Ihr ſeyd ein im-

pertinenter Burſche — Ich weiß es: denn auf dieſe Bedingung habt Ihr mich aufgenommen — Ein Schuft — Wie ein andrer — Ein Bettler — Wäre ich ſonſt hier? — Ich werde Euch hinauswerfen laſſen — Nach Tiſche werde ich von ſelbſt gehen — Das rath' ich Euch .... Man ſpeiſ'te und ich verlor keinen Biſſen. Nachdem ich gut gegeſſen und reichlich getrunken hatte: denn im Ganzen wäre es nicht mehr noch weniger geweſen, Meſſer Gaſter iſt eine Perſon, mit der ich niemals getrutzt habe, jetzt entſchloß ich mich und ſchickte mich an zum Weggehen: denn ich hatte doch in Gegenwart von ſo vielen mein Wort verpfändet, daß ich's wohl halten mußte. Ich brauchte viel Zeit, um in dem Zimmer herum nach Hut und Stock zu ſuchen, wo ſie nicht waren. Immer dacht' ich, der Patron würde ſich abermals in Schimpfwörtern auslaſſen, jemand würde als Mittelsperſon auftreten und wir würden uns zuletzt vor lauter Zanken wieder verſöhnen. Ich drehte mich und drückte mich: denn ich hatte nichts auf dem Herzen. Aber der Patron, düſtrer und ſchwärzer als Apollo bei'm Homer, da er ſeine Pfeile unter das Heer der Griechen ſchießt, die Mütze noch einmal ſo tief als gewöhnlich eingedrückt, ging im Zimmer hin und wieder, die Fauſt unter dem Kinn. Mademoiſelle nahte ſich mir: Aber Mademoiſelle was gibt's denn beſonders? War ich denn heute von mir ſelbſt verſchieden? — Ihr ſollt fort — Ich will fort; aber ich habe den Patron nicht beleidigt. — Ver-

zeiht mir, man lädt den Herrn Abbé und .... — Der Patron hat gefehlt, daß er den Abbé einlud, daß er mich aufnahm, und mit mir so viele schöne Wesen als ich bin — Frisch, kleiner Rameau, ihr müßt mir den Herrn Abbe um Verzeihung bitten — Was brauch' ich die? — Fort, fort! das wird sich alles geben — Sie nimmt mich bei der Hand, sie zieht mich gegen den Sessel des Abbe: Abbé, sage ich, das ist alles doch sehr lächerlich, nicht wahr? und dann fang' ich an zu lachen, und er auch. Da war ich nun von einer Seite entschuldigt, nun mußte ich aber zur andern, und was ich da zu sagen hatte, war von andrer Sorte. Ich weiß nicht recht mehr, wie ich meine Entschuldigung wendete: Mein Herr, hier ist der Narr ... — Schon zu lange ist er mir beschwerlich, ich will nichts mehr von ihm wissen — Man ist erzürnt — Ja sehr erzürnt — Das soll nicht mehr begegnen — Bei'm ersten Schuft ... — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wo Mademoiselle ihn nur mit Sammthandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht? genug es war schlimmer als vorher. Was Teufel, kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Kinder bin, und daß es Umstände gibt, wo ich alles unter mich gehen lasse? Und, Gott verzeih mir! soll ich mir's denn nicht auch einmal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl konnte man abnutzen, wenn man von Morgen bis in die

98.

Worte ſind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! ſie ſind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten wo iſt's hin?
Und was iſt's denn was wir haben? —
Nun, wir ſprechen! Raſch im Fliehn
Haſchen wir des Lebens Gaben.

Nacht am Faden zöge. Ich muß ihnen die Zeit vertreiben, das ist meine Bedingung; aber ich muß mir manchmal doch auch einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit ging mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir Trutz einflößte, ein Gedanke, der mich zur Kühnheit, zur Insolenz erhob, nämlich, daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sey.

Ich.

Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seyd, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wenn Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie für einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie hundert.

Er.

Hundert Narren wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein! ja platte Narren. Aber in Betreff der Narrheit nimmt man's genauer, als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art, ja sehr selten. Jetzt da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Langeweile wie die Hunde. Ich bin ein unerschöpflicher Sack von Albernheiten. Alle Augenblick that ich einen Ausfall, der sie bis zu Thränen lachen machte. Ich war für sie ein ganzes Tollhaus.

Ich.

Auch hattet Ihr Tisch, Bett, Kleid, Weste und Hosen, Schuhe und eine Pistole monatlich.

Er.

Das ist die schöne Seite, das ist der Gewinn. Aber von den Lasten sagt Ihr nichts. Erhob sich ein Gerücht, ein neues Theaterstück sey im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariser Dachstuben herumstöbern, bis ich den Verfasser gefunden hatte. Ich mußte mir das Stück zum Lesen verschaffen und ganz künstlich merken lassen, darin sey eine Rolle, die eine meiner Bekanntschaft vortrefflich spielen würde — Und wer denn? wenn's beliebt — Wer denn? schöne Frage! Es sind die Grazien, die Zierlichkeit, die Feinheit — Mademoiselle Dangeville wollt Ihr sagen. Solltet Ihr sie vielleicht kennen? — Ja, ein wenig; aber sie ist es nicht — Und wer denn? — Ganz leise sprach ich den Namen — Sie! — Ja sie, versetzt' ich ein wenig beschämt, denn manchmal hab' ich auch Schamhaftigkeit, und bei dem Namen hätte man sehen sollen, wie das Gesicht des Poeten sich verlängerte, und manchmal wie man mir in's Gesicht lachte. Indessen, er mochte wollen oder nicht, sollte ich meinen Mann zum Mittagessen herbeischaffen, und er, der sich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog sich zurück, dankte. Und dann mußte man sehen, wie ich behandelt ward, wenn ich das Geschäft nicht glücklich durchsetzte. Da war ich ein Tropf, ein dummer, schwerfälliger Bursche zu nichts nütze, das Glas Wasser nicht werth, das mir gereicht ward. Schlimmer ging's noch, wenn's zur Aufführung kam, und ich un-

erschrocken mitten unter dem Hohngeschrei des Publicums, das richtig urtheilt, man mag sagen was man will, mein einzelnes Klatschen mußte vernehmen lassen. Alle Blicke fielen dann auf mich, und ich leitete manchmal das Pfeifen von der Schauspielerin ab und auf mich herunter. Da hört' ich neben mir lispeln: Das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Liebhabers. Der Schuft! wird er schweigen? . . Niemand weiß, was dazu bestimmen kann, man glaubt es sey Albernheit, indessen es ein Beweggrund ist, der alles entschuldigt.

Ich.

Und selbst die Uebertretung der bürgerlichen Gesetze.

Er.

Am Ende lernte man mich kennen, und sagte: O es ist Rameau . . . Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte drein zu werfen, die mein einzelnes Klatschen vom Lächerlichen retteten. Man legte es im Gegensinn aus.

Ich.

Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Wache?

Er.

Das kam auch vor, doch nicht gern. Ehe es zum Richtplatz ging, mußte man sich das Gedächtniß mit glänzenden Stellen anfüllen, wo es Zeit war, den Ton zu geben. Begegnete es mir sie zu vergessen, oder mich zu vergreifen, so hatte ich das Unglück bei meiner Rückkehr. Das war ein Lärm, wovon Ihr keinen Begriff

habt. Und dann immer eine Kuppel Hunde zu füttern! Es ist wahr, ich hatte mir albernerweise dieses Geschäft selbst aufgelegt. Nicht weniger die Katzen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glücklich, wenn Micou mich mit der Tatze begünstigte und mir die Manschette oder die Hand zerriß. Criquette hat oft Kolik und da reib' ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle Vapeurs, jetzt sind's die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derenthalben man sich vor mir nicht Zwang anthut. Das mag hingehen. Meine Sache war's niemals, jemand lästig zu seyn. Ich las, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst mit dem Namen der Große manchmal über die Rücklehne des Nachtstuhls seiner Maitresse gebeugt stand. Man macht sich's bequem mit seinen Hausgenossen, und das war ich damals mehr als jemand. Ich bin der Apostel der Familiarität, der Bequemlichkeit, ich predigte sie durch Beispiel, ohne daß man es hoch aufnahm, ich konnte mich nur gehen lassen. Nun hab' ich Euch den Patron zum Besten gegeben. Mademoiselle fängt an ein wenig schwer zu werden, man erzählt die lustigsten Mährchen.

Ich.

Ich hoffe doch nicht Ihr?

Er.

Warum nicht?

Ich.

Es ist wenigstens unanständig seine Wohlthäter lächerlich machen.

Er.

Aber ist es nicht noch schlimmer, sich durch Wohlthaten berechtigt glauben den Begünstigten zu erniedrigen?

Ich.

Aber wenn der Begünstigte nicht schon von selbst niedrig wäre, nichts würde dem Gönner diese Macht verleihen.

Er.

Aber wenn die Personen nicht lächerlich von selbst wären, so gäb' es keine hübschen Mährchen. Und ist es denn mein Fehler, daß sie sich mit Lumpen bepacken, und wenn sie mit Lumpen bepackt sind, daß man sie verräth, sie in den Koth schleift? Entschließt man sich mit Leuten zu leben, wie wir sind, und man hat nur Menschenverstand, so muß man sich auf den schwärzesten Undank gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als das, was wir sind, als eigennützige, niederträchtige, treulose Seelen? Kennt man uns, so ist alles gethan. Es besteht nun eine stillschweigende Uebereinkunft, daß man uns Gutes thun wird und daß wir, früher oder später, das Gute mit Bösem vergelten werden. Diese Uebereinkunft besteht sie nicht zwi-

zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Affen und ſeinem Papagey?

Was erhebt Le Brun für ein Geſchrei, daß Paliſſot, ſein Tiſchgenoß, ſein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat! Paliſſot hat Spottreime machen müſſen und Le Brun hat Unrecht. Poinſinet erhebt ein lautes Geſchrei, daß Paliſſot ihm die Reime gegen Le Brun aufbürder. Paliſſot hat Poinſineten die Reime aufbürden müſſen, die er gegen Le Brun gemacht hat, und Poinſinet hat Unrecht. Der kleine Abbé Rey erhebt ein lautes Geſchrei, daß ſein Freund Paliſſot ihm ſeine Maitreſſe weggeſchnappt hat, zu der er ihn einführte. Er hätte Paliſſot nicht bei ſeiner Maitreſſe einführen ſollen, oder er mußte ſich gleich entſchließen ſie zu verlieren. Paliſſot hat ſeine Schuldigkeit gethan, und der Abbé Rey hat Unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geſchrei erheben, daß Paliſſot ihn als einen ſchlechten Mann auf's Theater bringe, ihn, dem Paliſſot noch Geld ſchuldig iſt, das er ihm borgte, um ſich curiren zu laſſen, ſich zu nähren, ſich zu kleiden. Sollte ſich der Wohlthäter eine andre Behandlung erwarten von Seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schändlichkeiten befleckt iſt, der zum Zeitvertreib ſeinen Freund die Religion abſchwören läßt, der ſich der Güter ſeiner Geſellen bemächtigt, der weder Treue, noch Geſetz, noch Gefühl kennt, der nach dem Glück läuft per fas et nefas, der ſeine Tage nach ſeinen Verbrechen zählt, der ſich ſelbſt auf

dem Theater als einen der gefährlichsten Schelmen dargestellt hat; eine Unklugheit, wovon schwerlich ein Beispiel vorhanden ist, noch sich künftig finden wird. Nein, es ist also nicht Paliſſot, es ist Helvetius der Unrecht hat. Wenn man einen jungen Burschen aus der Provinz in den Thiergarten von Versailles bringt und er aus Dummheit die Hand durch's Gitter, zum Tiger oder Panther hineinstreckt, und der Bursche seinen Arm in dem Rachen des wilden Thieres läßt, wer hat dann Unrecht? Das alles ist im stillschweigenden Vertrag enthalten. Desto schlimmer für den, der ihn nicht kennt, oder vergißt.

Wie viele Menschen lassen sich nicht durch diesen allgemeinen und heiligen Vertrag entschuldigen, die man der Bosheit anklagt, indessen daß man nur sich der Dummheit anklagen sollte. Ja, dicke Gräfin, Ihr habt Schuld, wenn Ihr um Euch her solches Volk versammelt, das man in Eurer Sprache Especes nennt. Wenn diese Especen Euch Schlechtigkeiten begehen, und Euch zu Schlechtigkeiten verleiten, und ehrliche Leute gegen Euch aufbringen, so thun die Rechtlichen was sie sollen und die Especen auch. Ihr aber habt Unrecht sie aufzunehmen. Lebte Bertinus ruhig und still mit seiner Geliebten, hätten sie sich durch die Rechtlichkeit ihres Charakters rechtliche Bekanntschaften erworben, hätten sie um sich her talentvolle Männer berufen, durch ihre Tugenden bekannte Männer, hätten sie einer kleinen

erlesenen und erleuchteten Gesellschaft die Stunden aufbewahrt, die sie der Süßigkeit zusammen zu seyn, sich zu lieben und sich's im Stillen zu sagen, entziehen mochten, glaubt Ihr, daß man gute oder schlimme Mährchen auf sie gemacht hätte? Aber was ist ihnen begegnet? Was sie verdienten. Sie sind wegen ihrer Unklugheit gestraft. Uns hatte die Vorsehung von Ewigkeit her bestimmt, Gerechtigkeit zu üben am jedesmaligen Vertin, und wer uns unter unsern Enkeln gleicht, ist bestimmt Gerechtigkeit zu üben an den Mesenges und Vertins der Zukunft. Aber indessen wir ihre gerechten Beschlüsse an der Albernheit vollstrecken, was würdet Ihr sagen, die Ihr uns darstellt, wie wir sind, und jene gerechten Rathschlüsse an uns vollstreckt, wenn wir verlangten, daß wir mit schändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genießen sollten? Nicht wahr, daß wir toll sind? Aber jene, die ein rechtliches Betragen von Seiten lasterhafter Menschen, weggeworfner und niedriger Charaktere erwarten, sind denn die klug? Alles erhält seinen wahren Lohn in dieser Welt. Es gibt zwey Generalprocuratoren, einer der Euch aufpaßt und die Verbrechen gegen die Gesellschaft bestraft, die Natur ist der andre. Diese kennt alle Laster, welche den Gesetzen entwischen. Ueberlaßt Euch der Liederlichkeit, Ihr werdet wassersüchtig. Seyd Ihr ein Trunkenbold, so werdet Ihr lungensüchtig. Oeffnet Eure Thüre dem Lumpengesindel und lebt mit ihnen, Ihr werdet verra-

then, ausgepfiffen und verachtet seyn. Das Kürzeste ist, sich diesen billigen Urtheilen unterwerfen und sich sagen, man schüttle seine Ohren, man verbess're sich oder man bleibe was man ist; aber auf obige Bedingungen.

Ich.

Ihr habt recht.

Er.

Uebrigens was die bösen Mährchen betrifft, ich erfinde keins. Ich halte mich an die Rolle des Umträgers. Sie sagen vor einiger Zeit — — —

(Hier erzählt Rameau von seinen Wohlthätern ein scandalöses Mährchen, das zugleich lächerlich und infamirend ist, und seine Mißreden erreichen ihren Gipfel.)

Ich.

Ihr seyd ein Polisson. Laßt uns von was anderm reden. Seitdem wir schwätzen, habe ich eine Frage auf den Lippen.

Er.

Warum haltet Ihr sie so lange zurück?

Ich.

Weil ich fürchtete zudringlich zu seyn.

Er.

Nach dem was ich Euch offenbart habe, wüßt' ich nicht, was ich noch geheim vor Euch haben könnte.

Ich.

Ihr zweifelt nicht, was ich von Eurem Charakter halte?

Er.

Keinesweges. Ich bin in Euern Augen ein sehr verworfnes Wesen, ich bin es auch in den meinigen; aber selten, und ich wünsche mir öfter zu meinen Lastern Glück, als daß ich mich deßhalb tadle. Ihr seyd beständiger in Eurer Verachtung.

Ich.

Es ist wahr. Mir Eure ganze Schändlichkeit zu zeigen!

Er.

Kanntet Ihr doch schon einen guten Theil und ich glaubte mehr zu gewinnen als zu verlieren, wenn ich Euch den Ueberrest bekannte.

Ich.

Und wie das, wenn's beliebt?

Er.

Wenn es bedeutend ist, sublim in irgend einer Art zu seyn, so ist es besonders im Bösen. Man spukt auf einen kleinen Schelm, aber man kann einem großen Verbrecher eine Art Achtung nicht verweigern. Sein Muth setzt Euch in Erstaunen, seine Grausamkeit macht Euch zittern, man ehrt überall die Einheit des Charakters.

Ich.

Aber diese schätzbare Einheit des Charakters habt Ihr noch nicht. Ich finde Euch von Zeit zu Zeit wankend in Euern Grundsätzen. Es ist ungewiß, ob Ihr

bösartig von Natur, oder durch Bemühung seyd, und ob Euch die Bemühung so weit geführt hat als möglich.

Er.

Ihr mögt recht haben; aber ich habe mein Bestes gethan. Bin ich nicht bescheiden genug vollkommnere Wesen über mir zu erkennen? Habe ich Euch nicht von Bouret mit der tiefsten Bewunderung gesprochen? Bouret ist der erste Mensch in der Welt nach meiner Meinung.

Ich.

Aber unmittelbar nach Bouret kommt Ihr?

Er.

Nein!

Ich.

Also Paliſſet?

Er.

Freilich Paliſſot, aber nicht Paliſſot allein.

Ich.

Und wer kann wohl werth seyn die zweyte Stelle mit ihm zu theilen?

Er.

Der Renegat von Avignon.

Ich.

Vom Renegaten von Avignon habe ich niemals reden hören, aber es muß ein erstaunlicher Mann seyn.

Er.

Das ist er auch.

Ich.

Die Geſchichte großer Perſonen hat mich immer intereſſirt.

Er.

Ich glaube es wohl. Dieſer lebte bei einem guten redlichen Abkömmling Abrahams, deren dem Vater der Gläubigen eine den Sternen gleiche Anzahl verſprochen ward.

Ich.

Bei einem Juden.

Er.

Bei einem heimlichen Juden. Erſt hatte er das Mitleiden, dann das Wohlwollen, dann ein völliges Zutrauen zu gewinnen verſtanden. Wir zählen dergeſtalt auf unſre Wohlthaten, daß wir ſelten unſer Geheimniß dem verſchweigen, den wir mit Güte überfällten. Wie ſoll's nun da keine Undankbaren geben, wenn wir den Menſchen der Verſuchung ausſetzen, es ungeſtraft ſeyn zu können? Das iſt eine richtige Betrachtung, die unſer Jude nicht anſtellte. Er vertraute deßhalb dem Renegaten, daß er mit gutem Gewiſſen kein Schweinefleiſch eſſen könne. Hört nun, was ein fruchtbarer Geiſt aus dieſem Bekenntniß zu bilden vermochte. Einige Monate gingen vorbei und unſer Renegat verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit. Als er nun ſeinen Juden durch ſo viel Mühe genugſam gerührt, eingenommen, überzeugt hatte, daß kein beſſrer Freund in allen Stämmen Iſraels zu

suchen sey ... Bewundert mir die Vorsichtigkeit des Menschen. Er eilt nicht, er läßt den Apfel reif werden, ehe er den Ast schüttelt. Zu viel Lebhaftigkeit konnte das Project zerstören: denn gewöhnlich entsteht die Größe des Charakters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengesetzten Eigenschaften.

Ich.

Ich erlasse Euch Eure Betrachtungen, fahrt in der Geschichte fort.

Er.

Das geht nicht. Es sind Tage, wo ich Betrachtungen anstellen muß. Das ist eine Krankheit, die man ihrem Lauf zu überlassen hat. Wo war ich denn?

Ich.

Bei der genauen Verbindung des Juden und des Renegaten.

Er.

Nun war der Apfel reif ... Aber Ihr hört mir nicht zu, auf was sinnt Ihr?

Ich.

Ich sinne über die Ungleichheit Eures Tons. Ihr sprecht bald hoch, bald tief.

Er.

Kann die Stimme eines Lasterhaften eine Einheit haben? ... Endlich Abends kommt er zu seinem guten Freund mit zerstörter Miene, gebrochner Stimme, todtenbleichem Gesicht, an allen Gliedern zitternd —

Was habt Ihr? — Wir sind verloren — Verloren und wie? — Verloren, sage ich, verloren ohne Rettung — Erklärt Euch. — Geduld einen Augenblick, daß ich mich von meinem Schrecken erhole. — So erholt Euch, sagte der Jude, anstatt ihm zu sagen, du bist ein abgefeimter Spitzbube. Ich weiß nicht was du für Nachricht bringst; aber du bist ein Spitzbube. Du spielst den Erschreckenen.

Ich.

Und warum sollte der Jude so sagen?

Er.

Weil der Renegat in seiner Verstellung das Maß überschritten hatte. Das ist klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter. Wir sind verloren, ohne Rettung .... Fühlt Ihr nicht die Affectation dieses wiederholten verloren? ... Ein Verräther hat uns bei der Inquisition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als infamen Renegaten. Seht wie der Spitzbube nicht erröthet sich der verhaßtesten Ausdrücke zu bedienen. Es braucht mehr Muth, als man denkt, um sich seinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es kostet, um dahin zu gelangen.

Ich.

Freilich nicht. Aber der infame Renegat?

Er.

Ist falsch; aber seine Falschheit scheint sehr künstlich. Der Jude erschrickt, reißt sich den Bart aus, wälzt

sich an der Erde. Er sieht die Häscher an seiner Thüre, er sieht sich mit dem San Benito geziert, er sieht sein auto-da-fé bereitet — Mein Freund, mein zärtlicher, mein einziger Freund, was zu thun? — Betragt Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betragt Euch wie gewöhnlich. Die Procedur des Tribunals ist heimlich, aber langsam, benutzt die Frist, um alles zu verkaufen. Ich miethe oder lasse durch einen Dritten ein Schiff miethen, ja durch einen Dritten, das wird das Beste seyn. Wir bringen Euer Vermögen dahin: denn auf Euer Vermögen ist es vorzüglich angesehn. Und so wollen wir beide unter einem andern Himmel die Freiheit suchen unserm Gott zu dienen, und in Sicherheit dem Gesetz Abrahams und unsres Gewissens gehorchen. Das Wichtigste in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, ist, ja nichts Unkluges zu begehen . . . . Gesagt, gethan. Das Schiff ist gemiethet, mit Lebensmitteln und Matrosen versehen, das Vermögen des Juden ist an Bord. Morgen mit Anbruch des Tages fahren sie ab und können nun munter zu Nacht essen und sicher schlafen. In der Nacht steht der Renegat auf, nimmt des Juden Brieftasche, seinen Beutel, seine Juwelen, begibt sich an Bord und weg ist er. Und Ihr denkt wohl das ist alles. Denkt Ihr? Ich sehe Ihr seyd der Sache nicht gewachsen. Ich, als man mir dieses Geschichtchen erzählte, rieth ich gleich, was ich Euch verschwieg, um Euern Scharfsinn auf die Probe zu stellen. Ihr habt

wohl gethan ein ehrlicher Mann zu seyn: denn Ihr wär't nur ein Schelmchen geblieben. Bis jetzt ist der Renegat nichts weiter, es ist ein verächtlicher Schuft, dem niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene seiner Bosheit zeigt sich erst darin, daß er selbst seinen Freund, den Israeliten, angegeben hatte, daß die Inquisition diesen bei seinem Erwachen in Empfang nahm, und nach einigen Tagen ein Lustfeuerchen mit ihm anstellte, und so war der Renegat ruhiger Besitzer des Vermögens dieses verfluchten Abkömmlings derer, die unsern Herrn gekreuzigt haben.

Ich.

Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr entsetzen soll, vor der Verruchtheit des Renegaten oder vor dem Ton, mit dem Ihr davon sprecht.

Er.

Das ist, was ich Euch sagte. Die Schrecklichkeit der Handlung hebt Euch über die Verachtung weg. Das ist die Ursache meiner Aufrichtigkeit. Ihr solltet einsehen, wie hoch ich in meiner Kunst stehe, Ihr solltet bekennen, daß ich wenigstens original in meiner Erniedrigung sey, und solltet mich in Eurem Kopf in die Reihe der großen Taugenichtse setzen, dann wollt' ich rufen: Vivat Mascarillus fourbum Imperator! Nun lustig, Herr Philosoph, Chorus! Vivat Mascarillus fourbum Imperator!

(Und nun führte er einen ganz sonderbaren fugirten

Gesang auf. Bald war die Melodie ernst und majestätisch, bald leicht und flatterhaft, bald ahmte er den Baß nach, bald eine Oberstimme, bezeichnete mit Armen und verlängertem Hals die gehaltnen Steüen, componirte, führte sich selbst ein Triumphlied auf, wobei man wohl sah, daß er sich besser auf gute Musik, als auf gute Sitten verstand.

Ich wußte nicht, sollte ich bleiben oder fliehen, lachen oder mich entrüsten. Ich blieb in der Absicht die Unterhaltung auf irgend einen Gegenstand zu lenken, der aus meiner Seele den Abscheu, wovon sie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menschen fing mir an unerträglich zu werden, der eine erschreckliche That, ein abscheuliches Verbrechen eben behandelte wie ein Kenner der Mahlerey oder Poesie die Schönheiten irgend eines vortrefflichen Werkes, oder ein Moralist, ein Historiker die Umstände einer heroischen Handlung erhebt und lebhaft darstellt. Wider meinen Willen wand ich finster. Er bemerkte es und sagte:)

Was habt Ihr? befindet Ihr Euch übel?

Ich.

Ein wenig. Aber das geht vorüber.

Er.

Ihr habt das grämliche Ansehn eines Menschen, der von beschwerlichen Gedanken gepeinigt wird.

Ich.

So ist's auch.

(Nachdem wir beide einen Augenblick geſchwiegen hatten, indem er pfeifend und ſingend auf und nieder ging, ſagte ich, um ihn auf ſein Talent zurückzuführen:) was macht Ihr jetzt?

Er.

Nichts!

Ich.

Das iſt ſehr ermüdend.

Er.

Ich war ſchon dumm genug, nun habe ich dieſe Muſik von Duni und andern jungen Componiſten gehört, die mich ganz närriſch macht.

Ich.

Billigt Ihr denn dieſe Art?

Er.

Ganz gewiß.

Ich.

Und Ihr findet Schönheit in dieſen neuen Geſängen?

Er.

Ob ich Schönes drinn finde? Bei Gott dafür ſtehe ich Euch. Wie iſt das declamirt! welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Ich.

Alles Nachgeahmte hat ſein Muſter in der Natur. Was iſt das Muſter des Tonkünſtlers, wenn er einen Geſang hervorbringt?

Er.

Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was iſt denn ein Geſang?

Ich.

Geſteh' ich Euch, dieſe Frage geht über meine Kräfte. So ſind wir alle. Wir haben im Gedächtniß nur Worte, die wir zu verſtehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und ſie ſogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verſtand nur unbeſtimmte Begriffe. Sprech' ich das Wort Geſang aus, ſo habe ich davon keinen beſtimmtern Begriff, als Ihr und die meiſten Euresgleichen, wenn ſie ausſprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laſter, Tugend, Scham, Anſtand, Beſchämung, Lächerliches.

Er.

Der Geſang iſt eine Nachahmung durch Töne einer, durch Kunſt erfundenen, oder, wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, ſie werde nun durch Stimmen oder Inſtrumente dargeſtellt, eine Nachahmung phyſiſcher Laute oder leidenſchaftlicher Töne, und Ihr ſeht, daß mit gehöriger Veränderung ſich die Definition der Mahlerey, der Redekunſt, der Sculptur und Poeſie wohl anpaſſen ließe. Nun, auf Eure Frage zu kommen: was iſt das Muſter des Muſikers oder des Geſanges? Es iſt die Declamation, wenn das Muſter lebendig und empfindend iſt; es iſt der Klang, wenn das Muſter unbelebt iſt. Man muß die Declamation wie eine Linie anſehen, und den Geſang wie eine andre Linie,

die ſich um die erſte herſchlängelt. Je mehr dieſe Declamation, Muſter des Geſangs, ſtark und wahr iſt, an je mehr Puncten der Geſang, der ſich ihr gleichſtellt, ſie durchſchneidet, deſto ſchöner wird er ſeyn. Und das haben unſre jungen Muſiker gar wohl gefühlt. Wenn man hört: je suis un pauvre diable. ſo glaubt man die Klage eines Geizigen zu vernehmen. Sänge er nicht, ſo würde er in denſelbigen Tönen zur Erde ſprechen, wenn er ihr ſein Gold vertraut und zu ihr ſagt: o terre, reçois mon tresor. Und nun das kleine Mädchen, das ſein Herz klopfen fühlt, das roth wird, ſich verwirrt und den gnädigen Herrn bittet, ſie los zu laſſen, würde ſie ſich anders ausdrücken? In dieſen Werken gibt es die verſchiedenſten Charaktere, eine unendliche Wahrheit von Declamation, das iſt vortrefflich. Ich ſag' es Euch. Geht! geht! die Arie zu hören, wo der junge Mann, der ſich ſterben fühlt, ausruft: mon coeur s'en va! Hört den Geſang, hört die Begleitung und ſagt mir nachher, welch ein Unterſchied ſey zwiſchen den wahren Tönen eines Sterbenden und der Wendung dieſes Geſangs. Ihr werdet ſehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Declamation zuſammenfällt. Ich rede nicht von dem Tact, der auch eine Bedingung des Geſangs iſt, ich halte mich an den Ausdruck, und es iſt nichts Wahreres als folgende Stelle, die ich irgendwo geleſen habe: Musices seminarium accentus, der Accent iſt die Pflanzſchule der Melodie. Und darum über-

Aufklärende Bemerkungen.

legt nur, wie ſchwer und bedeutend es iſt, ein gutes Recitativ ſchreiben zu können. Es gibt keine ſchöne Arie, woraus man nicht ein ſchönes Recitativ machen könnte, kein ſchönes Recitativ, daraus ein geſchickter Mann nicht eine ſchöne Arie ziehen ſollte. Ich möchte nicht behaupten, daß einer, der gut recitirt, auch gut ſingen werde; aber ich wäre ſehr verwundert, wenn der, der gut ſingt, nicht gut recitiren ſollte. Und glaubt nur alles, was ich Euch da ſage, denn es iſt wahr.

Ich.

Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch eine kleine Bedenklichkeit abgehalten würde.

Er.

Und dieſe Bedenklichkeit?

Ich.

Wenn eine ſolche Muſik ſublim iſt; ſo muß die des göttlichen Lulli, des Campra, des Destouches, des Mouret und, unter uns geſagt, des lieben Onkels ein wenig platt ſeyn.

Er

(ſich meinem Ohre nähernd).

Ich wollte nicht, daß man mich hörte: denn hier ſind viele Leute, die mich kennen. Sie iſt's auch. Ich rede leiſe, nicht weil ich mich um den lieben Onkel bekümmere, den ihr immer lieb heißen mögt! Aber von Stein iſt er, und wenn mir die Zunge ellenlang aus dem Halſe hinge, ſo gäbe er mir kein Glas Waſſer. Nun

mag

mag er's auch mit der Octave und Septime probiren: Hon, hon; hin, hin; tu, tu, tu; tur le tutu und dem ſämmtlichen Teufelslärm. Alle die anfangen ſich darauf zu verſtehen, und die das Getöſe nicht mehr für Muſik nehmen, werden ſich niemals mehr daran befriedigen. Ja wenn man durch eine Polizeiverordnung den Perſonen aller Art und Standes verbieten könnte, das Stabat von Pergoleſe ſingen zu laſſen. Das Stabat ſollte man durch die Hand des Henkers verbrennen. Wahrhaftig dieſe verfluchten Schalksnarren mit ihrer servante maitresse, mit ihrem Tracolle haben uns einen gewaltigen Rippenſtoß gegeben. Ehmals gingen Tancrède. Issé, Europe galante. les Indes. Castor, les Talens lyriques vier, fünf, ſechs Monate, die Vorſtellungen Armidens wollten gar nicht endigen. Jetzt fällt das alles über einander, wie Kartenmänner. Auch ſpeien Rebel und Francoeur deßhalb Feuer und Flammen. Sie ſagen, alles gehe verloren, ſie ſeyen zu Grunde gerichtet, und wenn man länger dieſe Jahrmarktſänger dulde, ſo ſey die Nationalmuſik zum Teufel und die königliche Akademie im Sackgäßchen könne nur ihren Laden zumachen. Es iſt wohl was Wahres dran. Die alten Perrücken die ſeit dreyßig, vierzig Jahren alle Freitage zuſammenkommen, anſtatt ſich wie ſonſt unterhalten zu ſehen, haben lange Weile und gähnen, ohne zu wiſſen warum. Sie fragen ſich und wiſſen nicht warum. Warum wenden ſie ſich nicht an mich? Dumi's

Weiſſagung wird erfüllt werden und den Weg, den das nimmt, will ich ſterben, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet, die Herren im berühmten Sackgäßchen nicht völlig auf den Hefen ſind. Die guten Leute haben ihre Symphonien aufgegeben, um Italiäniſche Symphonien zu ſpielen. Sie haben geglaubt ihre Ohren ſollten ſich an dieſe gewöhnen, ohne daß der bisherigen Vocalmuſik Eintrag geſchahe, eben als wenn die Symphonie ſich nicht zum Geſang verhielte, abgezogen ein wenig Leichtfertigkeit, wozu der Umfang des Inſtruments, die Beweglichkeit der Finger einen wohl verleiten kann, wie ſich der Geſang zur natürlichen Declamation verhält. Iſt der Violiniſt nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, ſich gewiß zum Affen des Violiniſten macht? Der erſte der etwas von Locatelli ſpielte, war der Apoſtel der neuen Muſik. Man heftet uns nichts mehr auf. Man wird uns an die Nachahmung der leidenſchaftlichen Accente, der Natur-Accente, durch Geſang und Stimme und durch's Inſtrument gewöhnen: denn das iſt der ganze Umfang muſikaliſcher Gegenſtände. Und wir ſollten unſern Geſchmack für Aufflüge, Lanzen, Glorien, Triumphe, Victorien behalten? Va-t'en voir s'ils viennent. Jean. Sie haben ſich eingebildet, ſie wollten weinen oder lachen, in muſikaliſchen Tragödien oder Komödien, man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wuth, des

Hasses, der Eifersucht, die wahren Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des Italiänischen oder Französischen Theaters bringen, und sie könnten fortfahren Ragonde und Platée zu bewundern. Die Herren schneiden sich gewaltig. Sie bilden sich ein sie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegsamkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Prosodie, die Ellipsen, die Inversionen der Italiänischen Sprache sich der Kunst anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Gesangs, dem gemessenen Werth der Töne, und könnten dabei fernerhin ignoriren, wie ihre Sprache schroff, dumpf, schwerfällig, schwer, pedantisch und eintönig ist. Eh! ja ja! Warum nicht gar! Sie haben sich überredet, daß, nachdem sie Thränen mit den Thränen einer Mutter über den Tod eines Sohnes vergossen, nachdem sie bei'm Befehl eines mordgebietenden Tyrannen gezittert, daß sie nicht lange Weile haben würden bei ihrer Feeren, bei ihrer abgeschmackten Mythologie, bei ihren kleinen süßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den bösen Geschmack des Poeten, als den Jammer der Kunst bezeichnen, die sich so etwas gefallen läßt. Gute Leute! So ist's nicht und kann's nicht seyn. Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtsame. Man bestreitet sie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit diesem Stempel bezeichnet ist, man bewundert's eine Zeit lang, aber man endigt mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren,

gähnt nach Bequemlichkeit und laßt Euch nicht stören. Das Reich der Natur setzt sich ganz sachte fest, das Reich meiner Dreveinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen. Das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geist ist. Dieser fremde Gott setzt sich bescheiden auf den Altar, an die Seite des Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübschen Morgen gibt er mit dem Ellbogen seinem Kameraden einen Schub, und Bauz! Baradauz! der Götze liegt am Boden. So sollen die Jesuiten das Christenthum in China und in Indien gepflanzt haben, und Eure Jansenisten mögen sagen, was sie wollen, diese politische Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen ausgerauften Schopf, dünkt mich die beste.

Ich.

Es ist etwas Vernunft in allem, was Ihr da sagt.

Er.

Vernunft? desto besser. Der Teufel hole mich, wenn ich darauf ausgehe. Das kommt gelegentlich. Bin ich doch wie die Musiker in der Sackgasse, als mein Onkel erschien. Treff' ich's, meinetwegen. Ein Köhlerjunge wird immer besser von seinem Handwerk sprechen, als eine Akademie und alle Duhamels der Welt.

(Und dann spaziert er auf und ab und murmelt einige Arien aus der Ile des Fous, dem Peintre amoureux de

son modèle, dem Marechal ferrant, der Plaideuse — und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgehabenen Augen und Händen aus, ob das ſchön iſt? bei Gott! ob das ſchön iſt? Ob man ein Paar Ohren am Kopf haben und eine ſolche Frage thun kann? Nun ward er wieder leidenſchaftlich und ſang ganz leiſe, dann erhob er den Ton, nach Maßgabe wie er ſich mehr paſſionirte, dann kamen die Gebärden, das Verziehen des Geſichts und das Verzerren des Körpers. Nun ſagte ich: gut, er verliert den Kopf und eine neue Scene iſt zu erwarten. Wirklich bricht er auf einmal ſingend los. Je suis un pauvre misérable ..... Monseigneur, Monseigneur, laissez-moi partir .... O terre, reçois mon or, conserve bien mon trésor, mon ame, mon ame, ma vie! O terre! ..... le voilà, le petit ami! Aspettar e non venire ... A Zerbina penserete ... Sempre in contrasti con te si sta ... Er häufte und verwirrte dreyßig Arien, Italiäniſche, Franzöſiſche, tragiſche, komiſche von aller Art Charakter. Bald mit einem tiefen Baß ſtieg er bis in die Hölle, dann zog er die Kehle zuſammen und mit einem Fiſtelton zerriß er die Höhe der Lüfte, und mit Gang, Haltung, Gebärde ahmte er die verſchiedenen ſingenden Perſonen nach, wechſelsweiſe raſend, beſänftigt, gebieteriſch und ſpöttiſch. Da iſt ein kleines Mädchen, das weint, und er ſtellt die ganze kleine Ziererey vor. Nun iſt er Prieſter, König, Tyrann, er droht, befiehlt, erzürnt ſich, nun iſt er

Sclave und gehorcht. Er beängstigt sich, er verzweifelt, beklagt sich und lacht, immer im Ton, im Tact, im Sinn der Worte, des Charakters, des Betragens.

Alle die Schachspieler hatten ihre Breter verlassen und sich um ihn versammelt, die Fenster des Kaffeezimmers waren von außen durch Vorbeigehende besetzt, welche der Lärm angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke hätte bersten mögen. Er ward nichts gewahr, er fuhr fort, ergriffen von einer solchen Entfremdung des Geistes, einem Enthusiasmus so nahe an der Tollheit, daß es ungewiß ist, ob er sich erholen wird, ob man ihn nicht in einen Miethwagen werfen und gerade in's Tollhaus führen muß, indem er ein Stück der Lamentationen des Jomelli singt.

Hier wiederholte er mit einer Präcision, einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die schönste Stelle jeder Abtheilung; das schöne obligate Recitativ, wo der Prophet die Zerstörung Jerusalems mahlt, brachte er unter einem Strom von Thränen vor und kein Auge blieb trocken. Mehr war nicht zu verlangen, an Zartheit des Gesangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes. Er verweilte besonders bei den Stellen, wo sich der Tonkünstler vorzüglich als großen Meister bewiesen hatte. Verließ er den Theil des Gesangs, so ergriff er die Instrumente, und die verließ er wieder schnell um zur Stimme zurückzukehren, eins in's andre verschlingend, daß die Verbindung, die Einheit des

Ganzen erhalten wurde. So bemächtigte er ſich unſrer Seelen und hielt ſie in der wunderbarſten Lage ſchwebend, die ich jemals empfunden habe. Bewunderte ich ihn? Ja ich bewunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig, doch ein lächerlicher Zug war in dieſe Gefühle verſchmolzen und nahm ihnen ihre Natur.

Aber ihr wär't in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verſchiedenen Inſtrumente nachmachte. Mit aufgeblaſenen ſtrotzenden Wangen und einem rauhen dunkeln Ton ſtellte er Hörner und Jager vor, einen ſchreienden näſelnden Ton ergriff er für das Hautbois, mit unglaublicher Geſchwindigkeit übereilte er ſeine Stimme die Saiten-Inſtrumente darzuſtellen, deren Tönen er ſich auf's genaueſte anzunähern ſuchte, er pfiff die kleinen Floten, er kollerte die Querflote, ſchrie, ſang mit Gebärden eines Raſenden und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein ganzes Orcheſter, ein ganzes Operntheater, ſich in zwanzig verſchiedene Rollen theilend, laufend, innehaltend, mit der Gebärde eines Entzückten, mit blinkenden Augen und ſchäumendem Munde.

Es war eine Hitze zum Umkommen, und der Schweiß, der den Runzeln ſeiner Stirne, der Länge ſeiner Wange folgte, vermiſchte ſich mit dem Puder ſeiner Haare, rieſelte und befurchte den Obertheil ſeines Kleides. Was begann er nicht alles! Er weinte, er

lachte, er ſeufzte, blickte zärtlich, ruhig oder wüthend. Es war eine Frau, die in Schmerz verſinkt, ein Unglücklicher ſeiner ganzen Verzweiflung hingegeben, ein Tempel, der ſich erhebt, Vögel, die bei'm Untergang der Sonne ſich im Schweigen verlieren. Bald Waſſer, die an einem einſamen und kühlen Orte rieſeln, oder als Gießbäche von Bergen herabſtürzen, ein Gewitter, ein Sturm, die Klage der Umkommenden, vermiſcht mit dem Geziſch der Winde, dem Lärm des Donners, es war die Nacht mit ihren Finſterniſſen, es war der Schatten und das Schweigen, denn ſelbſt das Schweigen bezeichnet ſich durch Töne. Er war ganz außer ſich. Erſchöpft von Anſtrengung, wie ein Mann, der aus einem tiefen Schlaf oder aus einer langen Zerſtreuung hervortritt, blieb er unbeweglich, ſtumpf, erſtaunt. Nun kehrt er ſeine Blicke um ſich her, wie ein verwirrter Menſch, der den Ort, wo er ſich befindet, wieder zu erkennen ſucht. Er erwartet die Rückkehr ſeiner Kräfte, ſeines Bewußtſeyns, er trocknet maſchinenmäßig ſein Geſicht. Gleich einem, der bei'm Erwachen ſein Bett von einer großen Menge Perſonen umgeben fände, ſo in einem völligen Vergeſſen, in einem tiefen Unbewußtſeyn deſſen, was er gethan hat, ruft er im erſten Augenblick:) Nun, meine Herren, was gibt's, was lacht Ihr? was erſtaunt Ihr? was gibt's denn? .... Dann ſetzte er hinzu, das heißt man eine Muſik, einen Muſiker. Indeſſen verachte man nicht gewiſſe Geſänge des

Lulli. Die Scene j'attendrai l'aurore mache man beſſer, ohne die Worte zu verändern. Ich fordre jedermann auf. Verachte man nicht einige Stellen von Campra, die Violinſtücke meines Onkels, ſeine Gavotten, ſeine kriegeriſchen Märſche, ſeine Prieſter und Opferzüge. Pâles flambeaux, Nuit plus affreuse que les ténèbres.... Dieu du Tartare, Dieu de l'oubli.... (Da verſtärkte er ſeine Stimme und hielt die Töne gewaltſam aus. Die Nachbarn ſteckten die Köpfe durch die Fenſter, wir ſteckten unſre Finger in die Ohren. Er ſagte:) Hier muß man Lungen haben, ein großes Organ, Luft genug. Aber Himmelfahrt iſt da, Faſten und drey Könige ſind vorbei, und ſie wiſſen noch nicht, was ſie in Muſik ſetzen ſollen, und daher auch nicht, was dem Tonkünſtler frommt. Die lyriſche Poeſie ſoll noch geboren werden, aber ſie kommen ſchon noch dazu, hören ſie nur genug den Pergoleſe, den Sachſen, Terradeglias, Traetta und andre, leſen ſie nur Metaſtaſio wiederholt, ſo kommen ſie ſchon dazu.

Ich.

Und wie? Hätten Quinault, la Motte, Fontenelle nichts davon verſtanden?

Er.

Nichts, was wir brauchen könnten. Es ſind nicht ſechs Verſe hinter einander, in allen ihren allerliebſten Gedichten, die man in Muſik ſetzen könnte. Es ſind geiſtreiche Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber

um zu wiſſen, wie leer das von Hülfsmitteln für unſre Kunſt iſt, für die gewaltſamſte der Künſte, ſelbſt die Kunſt des Demoſthenes nicht ausgenommen, laßt Euch ſolche Stücke vorleſen, und ſie erſcheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig: denn nichts iſt drinn, was dem Geſang zur Unterlage dienen könnte. Eben ſo gern componirte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des Pascal. Der thieriſche Schrei der Leidenſchaft hat die Reihe zu bezeichnen, die uns frommt. Dieſe Ausdrücke müſſen übereinander gedrängt ſeyn, die Phraſe muß kurz ſeyn, der Sinn abgeſchnitten, ſchwebend, damit der Muſiker über das Ganze ſowohl wie über die Theile herrſche, ein Wort auslaſſe oder wiederhole, eins hinzufüge, das ihm fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne, wie einen Polypen, ohne das Gedicht zu zerſtören. Das macht die Franzöſiſche lyriſche Poeſie viel ſchwerer, als in Sprachen welche Umwendungen zulaſſen und von ſelbſt dieſe Bequemlichkeiten darbieten... Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voila prête a recevoir le coup fatal; frappe, ose.... Ah! je languis, je meurs... Un feu secret s'allume dans mes sens... Cruel amour que veux-tu de moi?.. Laisse-moi la douce paix dont j'ai joui... Rends-moi la raison... Die Leidenſchaften müſſen ſtark ſeyn. Die Zärtlichkeit des lyriſchen Poeten und des Muſikus muß extrem ſeyn. Die Arie iſt faſt immer am Schluß einer Scene. Wir brauchen

Ausrufungen, Interjectionen, Suspensionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen, wir rufen, wir flehen, wir schreien, wir seufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübschen Gedanken, das ist zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel der Theaterkünstler und ihre Declamation uns zum Muster dienen könne. Pfui doch! Wir müssen es kräftiger haben, weniger manierirt, wahrer. Einfache Gespräche, die gemeine Stimme der Leidenschaft sind uns um so nöthiger, als unsre Sprache monotoner ist und weniger Accent hat. Der thierische Schrei, der Schrei des leidenschaftlichen Menschen bringt ihn hervor.

(Indessen er so zu mir sprach, hatte sich die Menge verlaufen, die uns erst umgab, entweder weil sie nichts verstand, oder wenig Theil an seiner Rede nahm, denn gewöhnlich mag das Kind sich lieber unterhalten, als sich unterrichten, und so waren sie denn wieder an ihrem Spiel und wir in unserm Winkel allein. Auf einer Bank sitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geschlossen, sagte er zu mir:) Ich weiß nicht, wie mir ist; als ich hierher kam, war ich frisch und froh, und nun bin ich zerbrochen und zerschlagen, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte, das hat mich schnell angepackt.

Ich.

Wollt Ihr etwas Erfrischungen?

Er.

Recht gern. Ich bin heiser, die Kraft entgeht mir und ich fühle einige Brustschmerzen. Das begegnet mir fast alle Tage so, ohne daß ich weiß warum...

Ich.

Was beliebt Euch?

Er.

Was Euch gefällt. Ich bin nicht lecker. Der Mangel hat mich gelehrt mir alles gefallen zu lassen...

(Man brachte uns Bier und Limonade. Er füllte ein großes Glas, leerte es zwey- oder dreymal. Dann wie ein erquickter Mensch hustet er stark, ruckt sich zusammen und fährt fort:)

Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philosoph, ist es nicht ein recht sonderbarer Fall, daß ein Fremder, ein Italiäner, ein Dumi kommen muß, uns erst zu lehren, wie unsrer Musik ein Ausdruck zu geben sey, wie unser Gesang sich allen Bewegungen, allen Tactarten, allen Pausen, allen Declamationen fügen könne und das ohne die Prosodie zu verletzen. Und es war doch kein Meer auszutrinken. Wer von einem Bettler auf der Straße um Almosen angesprochen wurde, wer einen Mann vom Zorn hingerissen, ein eifersüchtiges rasendes Weib gehört hatte, einen verzweifelten Liebhaber, einen Schmeichler, ja einen Schmeichler, der seinen Ton sanft macht, seine Sylben zieht mit einer Honigstimme, genug jede Leidenschaft, es sey welche es wolle, wenn sie nur durch ihre

Kraft verdiente ein Vorbild des Muſikus zu ſeyn; ein ſolcher hätte zwey Dinge gewahr werden ſollen, einmal daß die langen und kurzen Sylben keine beſtimmte Dauer haben, nicht einmal einen beſtimmten Bezug unter ihrer wechſelſeitigen Dauer, daß die Leidenſchaft mit der Proſodie verfährt faſt wie es ihr gefällt, daß ſie die größten Intervalle trifft, daß der, welcher im höchſten Schmerze ausruft: Wehe mir Unglücklichen! die ausrufende Sylbe auf den höchſten und ſchärfſten Ton trägt und alsdann in tieferen und ſchwächeren Tönen herabſteigt in die Octave oder ein größeres Intervall, und einem jeden Ton die Quantität gibt, die der Wendung der Melodie zuſpricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß die lange oder kurze Sylbe die Länge oder Kürze des ruhigen Geſprächs behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, ſeitdem wir die Parentheſe Armidens, das vainqueur im Rinaldo; das quelqu'un le peut-être; das entſchloſſene obéissons; die galanten Indien als Wunder muſikaliſcher Declamation anführten? Jetzt zuck' ich bei dieſen Wundern die Achſeln. Bei dem Schwunge wie die Kunſt vorwärts geht weiß ich nicht wohin ſie gelangen kann, indeſſen trinken wir eins!

Er trank zwey-, dreymal, ohne zu wiſſen was er that, und war auf dem Wege ſich zu erſäufen, wie er ſich erſchöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätte ich nicht die Flaſche weggeſetzt, die er zerſtreut am vorigen Orte ſuchte. Da ſagte ich zu ihm:)

Wie kommt's, daß, mit einem so feinen Gefühl, einer so großen Reizbarkeit für die Schönheiten muſikalischer Kunſt, Ihr ſo blind gegen ſittliche Schönheit ſeyn könnt, ſo gefühllos für den Reiz der Tugend?

Er.

Wahrſcheinlich weil es für dieſe einen Sinn gibt, den ich nicht habe, eine Fiber, die mir nicht gegeben iſt, eine erſchlaffte Fiber, die man immer kneipen mag und die nicht ſchwirrt. Oder habe ich vielleicht immer mit guten Muſikern und ſchlechten Menſchen gelebt und mein Ohr iſt dadurch fein, mein Herz aber taub geworden, und ſollte nicht auch etwas in der Familie liegen? Das Blut meines Vaters und meines Onkels iſt daſſelbe Blut, und das meine daſſelbe Blut wie meines Vaters. Die väterliche Erbfaſer war hart und ſtumpf, und dieſe verfluchte erſte Grundfaſer hat ſich alles Uebrige angeglichen.

Ich.

Liebt Ihr Euer Kind?

Er.

Ob ich's liebe? Den kleinen Wilden bis zur Narrheit.

Ich.

Und bemüht Ihr Euch nicht ernſtlich bei ihm die Wirkung der verfluchten väterlichen Faſer zu hemmen?

Er.

Das würde, dächte mir, eine ſehr unnütze Arbeit ſeyn. Iſt er beſtimmt ein rechtlicher Mann zu werden,

ſo würde ich nicht ſchaden; aber wollte die Urfaſer, daß er ein Taugenichts würde, wie der Vater, ſo wäre die ſämmtliche Mühe ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen ihm ſehr ſchädlich. Indem die Erziehung immer den Hang der Erbfaſer durchkreuzt, ſo würde er, wie durch zwey entgegengeſetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur ſchwankend gehen, wie man deren ſo viele ſieht, die ſich gleich linkiſch im Guten, wie im Böſen benehmen. Das heißen wir Eſpecen, von allen Spitznamen iſt dieß der fürchterlichſte, denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit und drückt die höchſte Stufe der Verachtung aus. Ein großer Taugenichts iſt ein großer Taugenichts, aber er iſt keine Eſpece. Käme ich nun meinem Sohn durch Erziehung die Quere, ſo verlör' er ſeine ſchönſten Jahre, ehe die väterliche Faſer ſich wieder in ihre Rechte geſetzt und ihn zu der vollkommenen Verworfenheit gebracht hätte, zu der ich gekommen bin. Aber ich thue jetzt nichts, ich laſſe ihn gehen, ich betrachte ihn, er iſt ſchon gefräßig, zudringlich, ſchelmiſch, faul, verlogen, ich fürchte er wird nicht aus der Art ſchlagen.

Ich.

Und Ihr werdet einen Muſikus aus ihm machen, damit ja nichts an der Aehnlichkeit fehle?

Er.

Einen Muſikus, einen Muſikus! Manchmal betrachte' ich ihn und knirſche mit den Zähnen und ſage:

Solltest du jemals eine Note kennen, ich glaube ich drehte dir den Hals um.

Ich.

Und warum das, wenn's beliebt?

Er.

Das führt zu nichts.

Ich.

Das führt zu allem.

Er.

Ja, wenn man vortrefflich ist; aber wer kann sich von seinem Kinde versprechen, daß es vortrefflich seyn wird? Zehntausend gegen Eins, er wird nur ein elender Saitenkratzer werden wie ich. Wißt Ihr, daß vielleicht eher ein Kind zu finden wäre ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen, als einen großen Violinspieler?

Ich.

Mir scheint, daß angenehme Talente, selbst mittelmäßig ausgeübt, bei einem sittenlosen, in Liederlichkeit und Aufwand verlornen Volke einen Menschen sehr geschwind auf dem Wege des Glückes fördern. Ich selbst habe einer Unterredung beigewohnt zwischen einer Espece von Beschützer und einer Espece von Beschütztem. Dieser war an jenen als einen gefälligen Mann empfohlen, der wohl dienen könne — Mein Herr, was versteht Ihr? — Ich verstehe Mathematik so ziemlich — So unterrichtet in der Mathematik! und wenn Ihr Euch zehn

zehn bis zwölf Jahre auf dem Pflaſter von Paris werdet beſchmutzt haben, ſo habt Ihr drey- bis vierhundert Livres Renten erworben — Ich habe das Recht ſtudirt und bin ziemlich darin bewandert — Kämen Pufendorf und Grotius auf die Welt zurück, ſie ſtürben vor Hunger an einem Prallſtein — Ich weiß recht gut die Geſchichte und Geographie — Gäbe es Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, ſo wäre Euer Glück gemacht, aber es gibt keine — Ich bin ein guter Muſikus — Und warum ſagtet Ihr das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus dieſem Talente für Vortheil ziehen kann: ich habe eine Tochter, kommt alle Abende von halb Sieben bis Neun, gebt ihr Unterricht und ich gebe Euch fünf und zwanzig Louisd'or des Jahrs. Ihr frühſtückt, ſpeiſt, nehmt das Veſper- und Abendbrot mit uns. Der Ueberreſt Eures Tags gehört Euch und Ihr verwendet ihn zu Eurem Vortheil.

Er.

Und der Mann, was iſt aus ihm geworden?

Ich.

Wäre er klug geweſen, ſo hätte er ſein Glück gemacht, das Einzige was Ihr im Auge zu haben ſcheint.

Er.

Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold iſt alles und das Uebrige ohne Gold iſt nichts. Auch hätte ich mich meinem Knaben den Kopf mit ſchönen Grundſätzen vollzupfropfen, die er vergeſſen müßte, wenn er nicht ein

Bettler bleiben wollte: dagegen ſobald ich einen Louis-d'or beſitze, das mir nicht oft begegnet, ſtelle ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldſtück aus meiner Taſche, zeige es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel und küſſe das Geld; und ihm noch beſſer begreiflich zu machen, wie wichtig das heilige Stück ſey, ſo lalle ich ihm, ſo zeige ich mit dem Finger alles was man ſich anſchaffen kann, ein hübſches Röckchen, ein hübſches Mützchen, einen guten Biscuit. Dann ſteck' ich den Louis-d'or in die Taſche, ich ſpaziere mit Uebermuth, ich hebe den Schoß meiner Weſte auf, ich ſchlage mit der Hand auf die Taſche und ſo mache ich ihm begreiflich, daß dieſe Sicherheit die er an mir bemerkt, von dem Louis-d'or ſich herſchreibt.

Ich.

Man kann's nicht beſſer. Aber wenn es begegnete, daß er, tief durchdrungen von dem Werth der Goldſtücke, gelegentlich eines Tages . . . .

Er.

Ich verſtehe Euch. Darüber muß man die Augen zudrücken. Es gibt ja auch keinen moraliſchen Grundſatz, der nicht ſeine Unbequemlichkeit hätte, und wenn das Schlimmſte zum Schlimmen kommt, ſo iſt es eine böſe Viertelſtunde und dann iſt alles vorbei.

Ich.

Auch nach ſo muthigen und weiſen Anſichten beſtehe ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre ihn zum

Muſiker zu machen. Ich weiß kein Mittel ſich geſchwinder den Großen zu nähern, ihren Laſtern zu dienen und aus den ſeinigen Vortheil zu ziehen.

Er.

Es iſt wahr. Aber ich habe Projecte die noch ſchneller und ſicherer guten Erfolg verſprechen. Ach wenn's nur eben ſo wohl ein Mädchen wäre! Aber da man nicht thun kann, was man will, ſo muß man nehmen was kommt, den beſten Vortheil daraus ziehen, und nicht deßhalb auf dumme Weiſe, wie die meiſten Väter, die nichts ſchlimmers thun könnten, wenn ſie auf's Unglück ihrer Kinder ſtudirt hätten, einem Kinde, das in Paris zu leben beſtimmt iſt, die Lacedämoniſche Erziehung geben. Iſt unſre Erziehung ſchlimm, ſo ſind die Sitten meiner Nation Schuld dran, nicht ich. Verantwort' es wer kann. Mein Sohn ſoll glücklich ſeyn, oder was auf Eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig. Ich kenne ein wenig die leichteſten Wege zu dieſem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadelt Ihr mich, Ihr andern Weiſen, ſo wird die Menge und der Erfolg mich losſprechen. Er wird Gold beſitzen, ich ſag's Euch, und wenn genug beſitzt, ſo wird ihm nichts ermangeln, ſelbſt Eure Achtung nicht und Eure Ehrfurcht.

Ich.

Ihr könntet Euch irren.

Maskenzug.

Bei

allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna in Weimar 1818.

Diese in historischem Sinn und Zweck aneinandergereiht folgenden Festgedichte verdienen wohl hier zuvörderst aufzutreten; es ist in dieser Art das reichhaltigste und vollständigste, was ich zuletzt hervorzubringen bemüht gewesen; auch möchte ich mich wohl schwerlich je wieder einem solchem Auftrag unterziehen und ein ähnliches Unternehmen wagen. Der vorangeschickte Prolog, so wie eine ihm vorausgehende Andeutung, gibt genugsamen Fingerzeig über die Absicht dabei, und die Gedichte selbst belegen wenigstens wie man ihr zu entsprechen gesucht. Denn freilich kann durch Worte nicht dargestellt werden, wie für eine so große Masse gegebener Charaktere Personen zu finden gewesen, deren Individualität sie gemäß waren und die dabei Gefälligkeit genug hatten, sie nicht nur zu übernehmen, sondern auch mit nicht unbedeutendem Kostenaufwand durch das gehörigste Costume so genau als vortheilhaft darzustellen. Alles war durch die höchst huldreiche Aufnahme und wiederholt verlangte Vorführung beglückt und belohnt.

Er.

Oder er bekümmert sich nichts drum, wie andre mehr . . . .

(Hierin war nun freilich gar viel von dem was man denkt, wornach man sich beträgt; aber was man nicht ausspricht, und das ist denn der auffallendste Unterschied zwischen meinem Manne und den meisten Menschen die uns umgeben. Er bekannte die Laster, die ihm anhingen, die auch andern anhängen; aber er war kein Heuchler; er war nicht abscheulicher als jene, er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in seiner Verderbniß. Ich zitterte wozu sein Knabe unter einem solchen Lehrer werden könnte: denn gewiß bei einer Erziehung, die so genau nach unsern Sitten gebildet war, mußte er weit gehn, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geschah.)

Er.

O fürchtet nichts. Der bedeutende, der schwere Punct, bei dem ein guter Vater besonders verweilen soll, ist nicht etwa daß er seinem Knaben die sämmtlichen Laster überliefre, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten, wodurch er den Großen unschätzbar wird; das weiß die ganze Welt, wenn nicht systematisch wie ich, doch nach Beispiel und einzelnem Unterricht. Nein, der Hauptpunct ist, ihm das rechte Maß zu bezeichnen, die Kunst sich der Schande, der Entehrung, den Gesetzen zu entziehen: das sind Dissonanzen in der gesellschaftlichen

Harmonie, dieſe muß man wiſſen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts iſt ſo platt, als eine Reihe vollkommener Accorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerſtreue.

Ich.

Sehr gut! Durch dieſen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Muſik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke Euch; denn um nichts zu verbergen, ich liebe Euch mehr als Muſiker denn als Moraliſt.

Er.

Und doch ſtehe ich in der Muſik ſehr untergeordnet und ſehr hoch in der Moral.

Ich.

Daran zweifle ich, aber wenn es wäre, ſo bin ich ein einfacher Mann und Eure Grundſätze ſind nicht die meinigen.

Er.

Deſto ſchlimmer für Euch. Ach beſäß' ich nur Eure Talente!

Ich.

Laßt meine Talente und gedenken wir der Euren.

Er.

Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte, wie Ihr. Aber ich ſpreche einen verteufelten Miſchmaſch, halb

wie Weltleute und Gelehrte und halb wie die Marktweiber.

Ich.

Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu sagen und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

Er.

Es ist auch nicht um die Wahrheit zu sagen, aber um die Lüge gut zu sagen, daß ich mir Euer Talent wünsche. Wüßt' ich nur zu schreiben, ein Buch zu schnüren, eine Dedication zu wenden, einen Narren recht von seinem Verdienste trunken zu machen, mich bei den Weibern einzuschmeicheln.

Ich.

Das alles wißt Ihr tausendmal besser als ich. Ich wäre nicht einmal werth Euer Schüler zu seyn.

Er.

Wie viel große Eigenschaften, deren Preis Ihr nicht erkennt!

Ich.

Den Preis, den ich drauf lege, erwerbe ich auch.

Er.

Wäre das wahr, so trügt Ihr nicht diesen groben Rock, diese Zeugweste, diese baumwollnen Strümpfe, diese schweren Schuhe und diese alte Perrücke.

Ich.

Ihr habt Recht. Man muß sehr ungeschickt seyn, wenn man nicht reich ist, und sich doch alles erlaubt um

es zu werden. Aber es gibt Leute, wie ich, die den Reichthum nicht als das Kostbarste auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

Er.

Sehr wunderliche Leute! Mit dieser Ansicht wird man nicht geboren, man gibt sie sich: denn sie ist nicht in der Natur.

Ich.

Des Menschen?

Er.

Des Menschen. Alles was lebt, und so auch der Mensch, sucht sein Wohlseyn auf Kosten dessen, der was hergeben kann, und ich bin sicher, daß wenn ich meinen kleinen Wilden gehen ließe, ohne daß ich ihm irgend etwas sagte, würde er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthschätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf sich vereinigt.

Ich.

Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen und bewahrte seine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von dreyßig Jahren, so brächt' er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter.

Er.

Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung und wer bestreitet sie? Was ist denn aber eine gute Er-

ziehung, als die zu allen Arten Genuß führt ohne Gefahr und Ungelegenheit?

Ich.

Beinahe könnt' ich Euch beipflichten! aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

Er.

Warum?

Ich.

Weil ich fürchte die Uebereinstimmung ist nur scheinbar, und wollten wir bestimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden sind, so verstehn wir uns nicht mehr.

Er.

Und was thut's denn?

Ich.

Lassen wir das, was ich davon weiß werde ich Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in dem, was Ihr von der Musik versteht und ich nicht weiß. Lieber Rameau, laßt uns von Musik reden und sagt mir, wie kommt's, daß Ihr mir der Leichtigkeit die schönsten Stellen der großen Meister zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, sie mit dem Enthusiasmus, den sie Euch einflößen, wieder zu geben und andere wieder zu entzücken, wie kommt's, daß Ihr nichts gemacht habt, das etwas werth sey?

(Anstatt mir zu antworten zuckte er mit dem Kopf,

hob den Finger gen Himmel und rief:) Und das Geſtirn, das Geſtirn! Als die Natur Leo, Vinci, Pergoleſe, Duni bildete, da lächelte ſie; ein ernſthaftes und gebietriſches Geſicht machte ſie, als ſie den lieben Onkel Rameau hervorbrachte, den man während zehn Jahren den großen Rameau wird genannt haben, und von dem man bald nicht mehr ſprechen wird. Als ſie aber ſeinen Vetter zuſammenraffte, da ſchnitt ſie eine Fratze und wieder eine Fratze und noch eine Fratze .... (Als er das ſagte, ſchnitt er verſchiedene Geſichter. Es war Verachtung, Geringſchätzung, Ironie. Er ſchien ein Stück Teig zwiſchen ſeinen Fingern zu kneten, und lächelte über die lächerlichen Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die ſeltſame Pagode weg und ſagte:) So machte ſie mich und warf mich neben andre Pagoden, einige mit dicken, wohlgeſättigten Bäuchen, kurzen Hälſen, klotzenden vorliegenden Augen von apoplektiſchem Anſehn. Auch krumme Hälſe gab's, und dann trockne Figuren, mit lebhaftem Auge und einer Habichtsnaſe. Alle wollten ſich zu Tode lachen, indem ſie mich ſahen, und ich ſetzte meine Fäuſte in die Seiten und wollte mich zu Tode lachen, als ich ſie ſahe. Denn die Thoren und Narren haben Freude an einander, ſie ſuchen ſich, ſie ziehen ſich an. Hätte ich da bei meiner Ankunft nicht das Sprüchwort ſchon fertig gefunden, das Geld der Narren iſt das Erbtheil der Geſcheidten, mir wäre man's ſchuldig geworden. Ich fühlte, die Natur hatte mein Erbtheil

in den Beutel der Pagoden gelegt, und ich versuchte tausend Mittel um es wieder zu erhaschen.

Ich.

Ich kenne diese Mittel. Ihr habt mir davon gesprochen. Ich habe sie sehr bewundert; aber bei so viel Fähigkeiten, warum versuchtet Ihr nicht ein schönes Werk?

Er.

Das ist gerade wie ein Weltmann zum Abbé Le Blanc sagte. Der Abbé sagte: Die Marquise von Pompadour nimmt mich auf die Hand, und trägt mich bis an die Schwelle der Akademie, da zieht sie ihre Hand weg, ich falle und breche beide Beine. — Der Weltmann antwortete: Ihr solltet Euch zusammen nehmen, Abbé, und die Thüre mit dem Kopf einstoßen. — Der Abbé versetzte: Das habe ich eben versucht und wißt Ihr was ich davon trug? eine Beule an der Stirn.

(Nach diesem Geschichtchen ging mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeschlagen. Er seufzte, weinte, jammerte, erhub Hände und Augen, schlug den Kopf mit der Faust, daß ich dachte er würde Stirn oder Finger beschädigen. Dann setzt' er hinzu:) Mir scheint es ist doch was da drinnen. Aber ich mag schlagen und schütteln wie ich will, nichts kommt heraus. (Dann begann er wieder den Kopf zu schütteln, die Stirn gewaltig zu schlagen und sagte:)

entweder iſt niemand drinnen, oder man will mir nicht antworten.

(Nach einem Augenblick zeigte er ein muthiges Anſehn, erhob den Kopf, legte die rechte Hand auf's Herz, ging und ſagte:) Ich fühle, ja ich fühle .... (Er ſtellte einen Menſchen vor, der böſe wird, der ſich ärgert, zärtlich wird, befiehlt, bittet, und ohne Vorbereitung ſprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Haſſes, der Liebe. Er entwarf die Charaktere der Leidenſchaft mit einer Feinheit, einer erſtaunenden Wahrheit. Dann ſetzte er hinzu:) So iſt's Recht, glaub' ich. Nun kommt's. Da ſieht man, was ein Geburtshelfer thut, der die Schmerzen reizt und beſchleunigt und eilig das Kind bringt. Bin ich allein und nehm' ich die Feder, will ich ſchreiben, ſo zerbeiß' ich mir die Nägel, nütze die Stirn ab. Gehorſamer Diener, guten Abend, der Gott iſt abweſend. Ich glaubte Genie zu haben, am Ende der Zeile leſe ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm. Aber wie will man auch fühlen, ſich erheben, denken, mit Stärke mahlen, wenn man mit Leuten umgeht, wie die ſind denen man aufwarten muß, um zu leben? Wie will man das mitten unter ſolchen Reden, die man führt und hört, und dieſem Gevattergeklatſch: Heute war der Boulevard allerliebſt. Habt Ihr den kleinen Murmelthierjungen gehört, er ſpielt ſcharmant. Herr ſo und ſo hat das ſchönſte graugeapfelte Geſpann, das man ſich nur denken mag. Die ſchöne Madame

N. N. ist auch auf dem Rückweg. Trägt man denn mit fünf und vierzig Jahren noch einen solchen Aufsatz? Die junge so und so ist mit Diamanten bedeckt, die ihr wenig kosten — Ihr wollt sagen, die ihr viel kosten — Nicht doch! — Wo habt Ihr sie gesehen? — Beim verlornen und wiedergefundenen Arlequin. Die Scene der Verzweiflung ist gespielt worden wie noch niemals. Der Polichinelle der Foire hat Kehle, aber keine Feinheit, keine Seele. Madame die und die hat auf einmal zwey Kinder gekriegt. So kann doch jeder Vater zu dem Seinigen greifen.... Und das nun alle Tage zu sagen, wieder zu sagen und zu hören, sollte das erwärmen und zu großen Dingen führen?

Ich.

Nein! man schlösse sich lieber auf sein Dachstübchen, tränke Wasser, speis'te trocknes Brot und suchte sich selbst.

Er.

Vielleicht. Aber dazu habe ich den Muth nicht. Und sein ganzes Daseyn an etwas Ungewisses wagen? und der Name den ich führe, Rameau! Rameau zu heißen, das ist unbequem. Es ist nicht mit Talenten, wie mit dem Adel der sich fortpflanzt und dessen Herrlichkeit wächst, indem er vom Großvater zum Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht, ohne daß der Ahnherr eine Forderung von Verdienst an seinen Abkömmling mache. Der alte Stamm äfft sich

zu einem ungeheuren Narrenbaume, aber was schadet das? Mit dem Talent ist's ganz anders. Um nur den Ruf seines Vaters zu erhalten, muß man geschickter seyn, als er, man muß von seiner Faser geerbt haben. Die Faser ist mir ausgeblieben; aber das Handgelenk ist geübt, der Bogen rührt sich und der Topf siedet, ist's nicht Rahm, so ist's Bouillon.

Ich.

An Eurer Stelle ließe ich mir's nicht nur gesagt seyn, ich versuchte.

Er.

Und glaubt Ihr, daß ich nicht versucht habe? Ich war noch nicht vierzehn Jahr alt, als ich mir zum erstenmal sagte, was hast du, Rameau? Du sinnst? Auf was sinnst du? Du möchtest gern etwas gemacht haben, oder machen, woran sich die Welt entzückte ... Nun denn; so blase und rühre die Finger, schneide das Rohr zu, so gibt es eine Flöte. Ich ward älter und wiederholte die Reden meiner Kindheit, und noch immer wiederhole ich sie. Aber die Statue Memnons bleibt mein Nachbar.

Ich.

Was wollt Ihr mit Eurer Statue Memnons?

Er.

Das ist klar, dünkt mich. In der Nachbarschaft von Memnons Bildsäule standen viele andre, gleichfalls von der Sonne beschienen, aber nur die eine gab einen

Feſtliche Lebens-Epochen,

und

Lichtblicke traulicher Verhältniſſe,

vom Dichter gefeiert.

---

1) Ihro kaiſerlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin war ein koſtbares Stammbuch von treuer geſchätzter Hand verehrt worden und mir ward die Gnade zugedacht, daſſelbe durch vorſtehendes Sonett einzuweihen.

2) Das löbliche Herkommen die höchſten Herrſchaften bei feſtlichen Maskenzügen durch ein dichteriſches Wort zu begrüßen, ließ man auch dießmal obwalten. Ein Korſar, an den Helden Byron's erinnernd, übergab es im Namen des als Anachoret lebenden Dichters.

3) Durch meine beinah abſolute Einſamkeit, auf welche ſchon der Schluß des vorigen Gedichtes anſpielt, hatte ich mir den Namen des Eremiten verdient, der ſich aber in Zelle und Garten höchſt geehrt und erfreut fühlte als mein Herr und Gebieter mir zwey liebenswürdige junge Fürſtenpaare zuführte und der freundlichſte Beſuch durch das Gedicht erwiedert werden durfte.

4) Als der Fürſt bei der Chriſtbeſcheerung ſeiner theuren

Klang. Voltaire iſt ein Poet und wer noch? Voltaire, und der Dritte? Voltaire, und der Vierte? Voltaire. Muſiker ſind Rinaldo von Capua, Haſſe, Pergoleſe, Alberti, Tartini, Locatelli, Terradeglias, mein Onkel, der kleine Duni, der weder Geſichtsausdruck, noch Figur hat; aber der fühlt, bei Gott! der Geſang hat, und Ausdruck. Das iſt nun wohl eine kleine Zahl Memnons. Das übrige will nicht mehr heißen, als ein Paar Ohren an einen Stock genagelt. Auch ſind wir übrigen bettelhaft, ſo bettelhaft daß es eine Luſt iſt. Ach, Herr Philoſoph, das Elend iſt eine ſchreckliche Sache. Ich ſehe es kauernd, mit lechzendem Munde, um einige Tropfen Waſſer aufzufangen, die ſich aus dem Gefäß der Danaiden verlieren. Ich weiß nicht, ob es den Geiſt der Philoſophen ſchärft, aber es verkältet teufliſch den Kopf des Poeten. Man ſingt nicht gut unter dem Faſſe, und doch iſt der glücklich zu preiſen, der einen Platz findet. Ich war ſo glücklich und habe mich nicht halten können. Ach ich war ſchon einmal ſo ungeſchickt, ich reiſte durch Böhmen, Deutſchland, die Schweiz, Holland, zum Teufel in alle Welt.

Ich.

Unter dem löcherigen Faß?

Er.

Unter dem löcherigen Faß. Es war ein reicher verſchwendriſcher Jude, der die Muſik und meine Thorheiten liebte. Ich muſicirte wie es Gott gefiel, und ſpielte

den Narren dabei. Mir ging nichts ab. Mein Jude war ein Mann, der das Geſetz kannte; der es ſtreng und ſchroff beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes, immer in Gegenwart des Fremden. Er zog ſich einen böſen Handel zu, den ich Euch erzählen muß.

In Utrecht fand ſich eine allerliebſte Dirne, die Chriſtin gefiel ihm. Er ſchickte ihr einen Kuppler mit einem ſtarken Wechſel. Die wunderliche Creatur verwarf das Anerbieten, der Jude war in Verzweiflung. Der Mittelsmann ſagte, warum betrübt Ihr Euch ſo? Wollt Ihr eine hübſche Frau? Nichts iſt leichter, und zwar eine noch hübſchere als die, nach der Ihr trachtet. Es iſt meine Frau, ich trete ſie Euch ab für denſelbigen Preis. Geſagt gethan. Der Mittelsmann behält den Wechſel und führt meinen Juden zur Frau. Der Wechſel wird fällig, der Jude läßt ihn proteſtiren und weigert die Zahlung. Denn der Jude ſagte zu ſich ſelbſt: Niemals wird dieſer Mann ſich zu ſagen unterſtehen, um welchen Preis er meinen Wechſel beſitzt, und ich werde ihn nicht bezahlen. Vor Gericht fragte er den Kuppler: Dieſen Wechſel von wem habt Ihr ihn? — Von Euch. — Habt Ihr mir Geld geborgt? — Nein! — Habt Ihr mir Waaren geliefert? — Nein! — Habt Ihr mir Dienſte geleiſtet? — Nein! aber davon iſt die Rede nicht. — Ihr habt den Wechſel unterzeichnet und werdet bezahlen — Ich habe ihn nicht unterzeichnet — So wäre ich alſo ein Verfälſcher? — Ihr oder ein andrer

deſſen Werkzeug Ihr ſeyd — Ich bin ein Schuft, aber Ihr ſeyd ein Spitzbube. Glaubt mir und treibt mich nicht auf's Aeußerſte. Ich geſtehe ſonſt alles. Ich entehre mich, aber Euch richte ich zu Grunde .... Der Jude verachtete die Drohung, und der Kuppler entdeckte die ganze Geſchichte bei der nächſten Sitzung. Sie wurden beide beſchimpft und der Jude zu Zahlung des Wechſels verdammt, deſſen Summe man zum Beſten der Armen verwendete. Da trennte ich mich von ihm und kam hieher.

Was ſollte ich thun? denn ich mußte vor Elend umkommen oder etwas vornehmen. Allerlei Vorſchläge gingen mir durch den Kopf. Bald wollt' ich mich in eine Landtruppe werfen und taugte weder für's Theater, noch für's Orcheſter. Bald wollt' ich mir ein Bild mahlen laſſen, wie man's an der Stange herumträgt und auf einer Kreuzſtraße hinpflanzt. Dabei bärt' ich mit lauter Stimme meine Geſchichte erzählt: Hier iſt die Stadt, wo er geboren iſt. Hier nimmt er Abſchied von ſeinem Vater dem Apotheker, hier kommt er in die Hauptſtadt und ſucht die Wohnung ſeines Onkels. Hier liegt er ſeinem Onkel zu Füßen, der ihn fortjagt. Hier zieht er mit einem Juden herum u. ſ. w. Den andern Tag ſtand ich auf, wohl entſchloſſen mich mit den Gaſſenfängern zu verbinden, und das würd' ich nicht am ſchlimmſten gemacht haben. Unſre Uebungen hätten wir unter den Fenſtern meines lieben Onkels angeſtellt,

der

der vor Bosheit zerplatzt wäre. Ich ergriff ein anderes Mittel.

(Da hielt er inne und ging nach und nach von der Stellung eines Mannes der eine Violine hält, auf der er die Töne greift, bis zur Gestalt eines armen Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Kniee schlottern und der verscheiden würde, wenn man ihm nicht ein Stückchen Brot zuwürfe. Er bezeichnete sein äußerstes Bedürfniß durch die Bewegung des Fingers gegen seinen halb offenen Mund.)

Das versteht man. Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns streiten, drey oder vier Hungrige, wie wir sind. Und nun denkt einmal groß, macht schöne Sachen in einem solchen Zustande!

Ich.

Das ist schwer.

Er.

Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus und befand mich köstlich. Nun bin ich verstoßen und muß von neuem die Darmsaiten sägen und auf die Gebärde des Fingers gegen den lechzenden Mund zurückkehren. Nichts ist beständig auf der Welt. Am Glücksrade heute oben, morgen unten. Verfluchte Zufälle führen uns und führen uns sehr schlecht.

(Dann trank er einen Schluck, der noch in der Flasche übrig geblieben war. Dann wendete er sich zu seinem Nachbar:)

Mein Herr, ich bitte Euch um eine kleine Prise. Ihr habt da eine schöne Dose. Ihr seyd kein Musikus? — Nein! — Desto besser für Euch. Das sind arme, beklagenswerthe Schufte. Das Schicksal hat mich dazu gemacht, Mich, indessen zu Montmartre vielleicht in einer Mühle, ein Müller, ein Mühlknecht sich befindet, der nichts anders als das Klappern der Mühle hören wird und der vielleicht die schönsten Gesänge gefunden hätte. Rameau zur Mühle, zur Mühle, dort gehörst du hin!

Ich.

Die Natur bestimmte jeden dazu, wozu er sich Mühe geben mag.

Er.

Doch vergreift sie sich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdischen Dinge nicht von solcher Höhe, wo alles einerlei aussieht. Der Mann, der einen Baum mit der Scheere reinigt, und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwey gleiche Insecten gelten. Jeder hat seine Pflicht. Stellt Euch auf eine Planetenbahn und theilet von dorther, wenn es Euch gefällt, nach Art des Reaumur, das Geschlecht der Fliegen in Nähende, Ackernde, Sichelnde, oder die Menschengattung in Tischer, Zimmerleute, Dachdecker, Tänzer, Sänger, das ist Eure Sache, ich mische mich nicht drein. Ich bin in dieser Welt und bleibe drinn, aber wenn es natürlich ist, Appetit zu haben: denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfindung

den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf anderer Blicke gerichtet, den Mund halb offen, die Arme nach einem Gegenstande ausgestreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn, fort ist er wie ein Pfeil, er ist wieder da, es ist gethan, er gibt Rechenschaft; er ist aufmerksam auf alles; was fällt, hebt er auf; ein Kissen legt er zurecht; einen Schemel schiebt er unter; er hält einen Präsentirteller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, zieht die Vorhänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, ist unbeweglich mit hängenden Armen, steifen Beinen, er hört, er horcht, er sucht auf den Gesichtern zu lesen und dann sagt er:) Das ist nun meine Pantomime ungefähr, wie aller Schmeichler, Schmarutzer und Dürftigen.

(Die Thorheiten dieses Menschen, die Mährchen des Abts Galiani, die Ausschweifungen Rabelais haben mich manchmal zu tiefem Nachdenken veranlaßt. Das sind drey Kramläden, wo ich mich mit lächerlichen Masken versehe, die ich den ernsthaftesten Personen auf's Gesicht setze. Ich sehe einen Pantalon in einem Prälaten, einen Satyr in einem Präsidenten, ein Schwein in einem Mönche, einen Strauß in einem Minister, eine Gans in seinem ersten Secretär.)

Aber nach Eurer Rechnung, sagte ich zu meinem Manne, gibt es auf dieser Welt viel Dürftige, und ich kenne niemand, der sich nicht zu einigen Schritten Eures Tanzes bequeme.

Er.

Ihr habt Recht. In einem ganzen Königreiche gibt es nur Einen Menschen, der grad vor sich hingeht, den Souverän, das übrige alles nimmt Positionen.

Ich.

Der Souverän? und dabei ließe sich doch auch noch etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht, daß sich von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ein kleiner Chignon, eine kleine Nase befinde, die ihn gleichfalls zu einiger Pantomime veranlassen? Wer einen andern braucht, ist bedürftig, und nimmt eine Position an. Vor seiner Geliebten nimmt der König eine Position an, und vor Gott macht er seinen Pantomimenschritt. Der Minister macht den Schritt des Hofmanns, des Schmeichlers, des Bedienten, des Bettlers vor seinem König. Die Menge der Ehrgeizigen tanzt Eure Positionen auf hundert Manieren, eine verworfener als die andern, vor dem Minister. Der vornehme Abbé mit Ueberschlag und langem Kinn macht wenigstens einmal die Woche vor dem, der die Beneficien auszutheilen hat, seine Männchen. Wahrlich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, ist der große Hebel der Erde. Jeder hat seine kleine Hus und seinen Bertin.

Er.

Das tröstet mich.

(Aber indessen ich sprach, stellte er die genannten Leute vor; es war zum Todtlachen, z. B. als kleiner

Abbé hielt er den Hut unterm Arm, das Brevier in der linken Hand, mit der rechten trug er den Schweif seines Mantels, den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt ging er einher, mit niedergeschlagenen Augen, und ahmte so völlig den Heuchler nach, daß ich glaubte den Autor der Refutations vor dem Bischof von Orleans zu sehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrsüchtigen war er gewaltig drein. Es war der leibhafte Bouret bei der General-Controle.)

Ich.

Das heißt vortrefflich ausführen, aber doch gibt es ein Wesen, das von der Pantomime frei gesprochen ist, der Philosoph der nichts hat und nichts verlangt.

Er.

Und wo ist denn das Thier? Hat er nichts, so leidet er, bemüht er sich um nichts, so erhält er nichts und wird immer leiden.

Ich.

Nein. Diogenes, der über die Bedürfnisse spottete.

Er.

Aber man will gekleidet seyn!

Ich.

Nein. Er ging nackt.

Er.

Manchmal war es kalt in Athen.

Ich.

Weniger als hier.

Er.

Man ſpeiſ'te.

Ich.

Ganz gewiß.

Er.

Auf weſſen Koſten?

Ich.

Der Natur. Zu wem wendet ſich der Wilde? zur Erde, zu den Thieren, den Fiſchen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er.

Schlechte Tafel.

Ich.

Sie iſt groß.

Er.

Aber übel bedient.

Ich.

Und doch deckt man ſie ab, um die unſrigen zu beſetzen.

Er.

Aber bekennt nur, daß die Induſtrie unſrer Köche, Paſtetenbäcker und Zuckerbäcker, ein weniges von dem ihrigen hinzuthut. Mit einer ſo ſtrengen Diät mußte euer Diogenes wohl keine ſibiriſchen Organe beſitzen?

Ich.

Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehmals, was jetzt unſre Mönchskleidung, und mit derſelben

Enkel gegenwärtig war, überreichten ſie ihm ihrerſeits mit obigen zwey Strophen eine Sammlung Gedichte auf die Gründung der neuen Bürgerſchule, im Namen ſämmtlicher Jugend.

5) An Prinzeſſin Maria mit Raphaels Gärtnerin.

5 a.) An Prinzeſſin Auguſte. Der Kupferſtich von Elzheimers Aurora, mit einigen Strophen zum Geburtstag, von Jena her, geſchrieben in dem Garten der Prinzeſſinnen.

6. 7. 8) Inſchriften, bei der Anweſenheit Ihro Majeſtät der regierenden Kaiſerin von Rußland.

9. 10) Tafellieder zum Geburtstag Ihro Kaiſerlichen Hoheit der Frau Erbgroßherzogin.

11) Zum Schluß einer dramatiſchen Vorſtellung in Töplitz, an Ihro Majeſtät die Kaiſerin von Oeſterreich, geſprochen von Gräfin Odonell.

12) Ein Pracht-Exemplar der Werke des Abbate Bondi ward mir durch die allerhöchſte Gnade Ihro Majeſtät der Kaiſerin; zur Erwiederung ſchrieb ich das mitgetheilte Sonett.

13) Mit einem heiter und glänzend gemahlten Glaſe, der unſchätzbaren Freundin, von Carlsbad nach Franzenbrunnen.

14) An dieſelbe, als ich ſie ganz unverhofft in Franzenbrunnen antraf, wo ſich unſere Unterhaltung ganz auf den höchſt beklagenswerthen Verluſt unſerer Herrin einſchränkte. Sie vertraute mir, daß noch manches theure Pfand von der Höchſtſeligen in ihren Händen ſey, wozu ſie ein koſtbares Käſtchen habe verfertigen laſſen, für welches ſie eine Inſchrift

Kraft. Die Cyniker waren die Carmeliten und Capuziner von Athen.

Er.

Da hab' ich Euch! Diogenes hat also auch seine Pantomime getanzt, wenn auch nicht vor Perikles, wenigstens vor Lais oder Phryne.

Ich.

Da betriegt Ihr Euch wieder. Andre bezahlten sehr theuer die Schönheit, die sich ihm aus Vergnügen überließ.

Er.

Begab sich's aber, daß die Schönheit sonst beschäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte —

Ich.

So ging er in sein Faß und suchte sie entbehrlich zu finden.

Er.

Und Ihr riethet mir, ihn nachzuahmen?

Ich.

Ich will sterben, wenn es nicht besser wäre, als zu kriechen, sich wegzuwerfen, sich zu beschimpfen.

Er.

Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gute Tafel, ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer und mehr andre Dinge, die ich lieber dem Wohlwollen schuldig seyn, als durch Arbeit erwerben mag.

Ich.

Weil Ihr ein Nichtswürdiger, ein Vielfraß, ein Niederträchtiger seyd, eine Kothseele.

Er.

Das hab' ich Euch, glaub' ich, schon alles gestanden.

Ich.

Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebens einen Werth; aber Ihr kennt nicht den Werth des Opfers, das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So tanzt Ihr die schlechte Pantomime, Ihr habt sie getanzt und werdet sie tanzen.

Er.

Es ist wahr, aber es hat mich wenig gekostet und deßwegen wird mich's künftig nichts kosten, und deßhalb thät' ich übel einen andern Gang anzunehmen, der mir beschwerlich wäre und in dem ich nicht verharren könnte. Aber aus dem, was Ihr mir da sagt, begreif' ich erst, daß meine arme kleine Frau eine Art Philosoph war; sie hatte Muth wie ein Löwe. Manchmal fehlte es uns an Brot, wir hatten keinen Pfennig, und manchmal waren fast alle unsere Kleinigkeiten von Werth verkauft. Ich hatte mich auf's Bett geworfen, da zerbrach ich mir den Kopf den Mann zu finden, der mir einen Thaler liehe, den ich ihm nicht wiedergäbe. Sie, munter wie ein Zeisig, setzte sich an's Clavier, sang und begleitete sich. Das war eine Nachtigallenkehle. Hättet Ihr sie doch nur auch gehört! Wenn ich in einem Concert spielte,

nahm ich sie mit. Unterwegs sagte ich: Frisch, Madame! macht, daß man Euch bewundre. Entwickelt Euer Talent, Eure Reize, entführt, überwindet. Wir kamen an, sie sang, sie entführte, sie überwand. Ach! ich habe die arme kleine verloren. Außer ihrem Talent hatte sie ein Mäulchen, kaum ging der kleine Finger hinein, Zähne, eine Reihe Perlen, Augen, eine Haut, Wangen, Brust, Rehfüßchen und Schenkel und alles zum Modeliren. Früh oder später hätte sie einen Generalpächter gewonnen. Das war ein Gang, Hüften, ach Gott was für Hüften!

(Und nun machte er den Gang seiner Frau nach, kleine Schritte, den Kopf in der Luft, er spielte mit dem Fächer, er schwänzelte, es war die Caricatur unserer kleinen Coquetten, so neckisch und lächerlich als möglich. Dann fuhr er in seinem Gespräche fort:)

Ueberall führte ich sie hin, in die Tuillerien, in's Palais Royal, auf die Boulevards. Es war unmöglich, daß sie mir bleiben konnte. Morgens, wenn sie über die Straße ging, mit freien Haaren und niedlichem Jäckchen, Ihr wäret stehn geblieben sie zu besehen, Ihr hättet sie mit vier Fingern umspannt, ohne sie zu zwängen. Kam jemand hinter ihr drein, und sah sie mit ihren kleinen Füßchen hintrippeln, und betrachtete die breiten Hüftchen, deren Form das leichte Röckchen zeichnete, gewiß er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen und dann wendete sie schnell ihre großen schwarzen

Augen auf ihn los und jeder blieb betroffen ſtehn. Denn die Vorderſeite der Medaille war wohl die Rückſeite werth. Aber ach! ich habe ſie verloren und alle unſre Hoffnungen auf Glück ſind mit ihr verſchwunden. Ich hatte ſie nur darum geheirathet. Ich hatte ihr meine Plane mitgetheilt und ſie hatte zu viel Einſicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verſtand, um ſie nicht zu billigen.

(Nun ſchluchzt' er, nun weint' er, nun ruft' er aus:) Nein, nein! darüber tröſt' ich mich niemals, und darauf hab' ich Umſchlag und Käppchen genommen.

Ich.

Vor Schmerz?

Er.

Eigentlich, um meinen Napf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber ſehr doch ein wenig, wie viel Uhr es iſt. Ich muß in die Oper.

Ich.

Was gibt man?

Er.

Von d'Auvergne. Es ſind ſchöne Sachen in ſeiner Muſik. Schade, daß er ſie nicht zuerſt geſagt hat. Unter den Todten gibt's immer einige, die den Lebendigen immer im Wege ſind. Was hilft's! Quisque suos patimur manes. Aber es iſt halb Sechſe. Ich höre die Glocke, die zu der Veſper des Abbé de Caunaye läutet.

Die ruft mich auch ab. Lebt wohl. Iſt's nicht wahr, Herr Philoſoph, ich bin immer derſelbe?

Ich.

Ja wohl, unglücklicherweiſe.

Er.

Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen. Der lacht wohl, der zuletzt lacht.

Anmerkungen

über

Personen und Gegenstände, deren in dem Dialog Rameau's Neffe erwähnt wird.

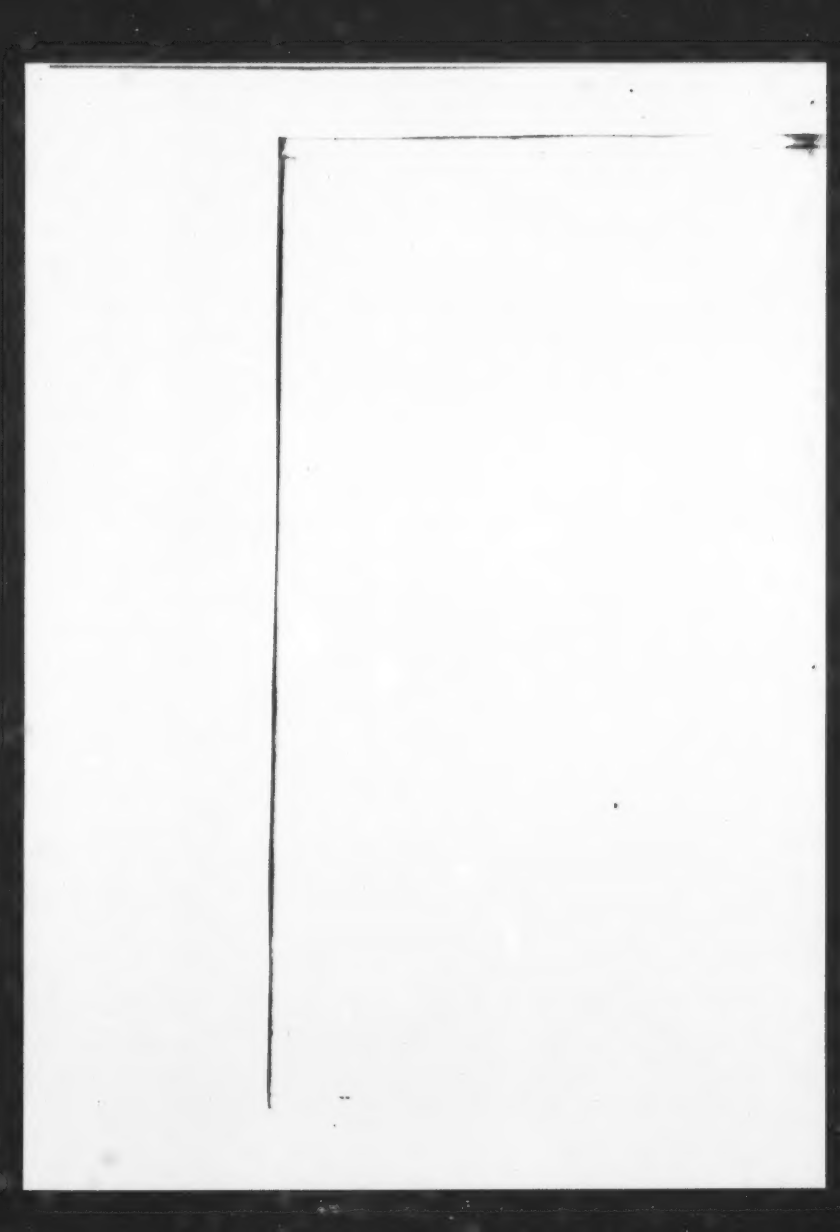

Vorerinnerung.

Der Uebersetzer hatte sich vorgenommen, die Personen und Gegenstände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältnisse und Beziehungen in diesen alphabetisch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Lesers mehr in's Klare zu stellen. Manche Hindernisse setzten sich diesem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch schon hierdurch der Zweck einigermaßen erreicht wird, so hat man in Hoffnung einer künftigen weitern Ausführung das Gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

Alberti.

Ein außerordentliches musikalisches Talent, mit einer vortrefflichen Stimme begünstigt, die sogar Farinell's Eifersucht erregte, zugleich ein guter Clavierspieler, der aber seine großen Gaben nur als Dilettant zum Vergnügen seiner Zeitgenossen und zu eigenem Behagen anwendete, auch sehr frühzeitig starb.

d'Alembert.

Geb. 1717. Gest. 1783.

Ihm ist sein Ruhm, als Mathematiker, niemals streitig gemacht worden, als er sich aber um des Lebens und der Gesellschaft willen vielseitig literarisch ausbildete, so nahmen die Mißgünstigen daher Anlaß, schwächere Seiten aufzusuchen und zu zeigen.

Solche feindselige Naturen, die nur wider-Willen entschiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren und ihm eine vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er dieses oder jenes nicht unternehmen sollen! als wenn man alles um des Ruhms willen thäte, als wenn die Lebensvereinigung mit ähnlich Gesinnten,

sinnten, durch ernste Theilnahme an dem was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Werth hätte. Und nicht allein Franzosen, welche alles nach aussen thun, sondern auch Deutsche, welche die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller vom Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemässig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: d'Alembert verweisen wir in die Mathematik.

---

d'Auvergne.

Der erste unter den Franzosen, der in seiner Oper les Troqueurs sich dem Italiänischen Geschmack zu nähern suchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Siehe Musik.)

Baculard sonst Arnaud.

Geb. 1715.

Verfasser kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr bekannt durch seine Trauerspiele, den Grafen von Cominge und Euphemien, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und Mönchskutten den Mangel des grossen furchtbaren Tragischen ersetzen soll.

Bagge (Baron von).

Ein Deutscher oder Brabantischer Edelmann, der sich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen seiner Leiden-

von mir verlange, sie wolle damit die inwendige Seite des Deckels bekleiden. Hiezu sendete ich jene Strophen von Carlsbad, und wer über Bedeutung des darin erwähnten Platzes und Bechers das Nähere zu erfahren wünscht, findet solches in der Reihe der Carlsbader Gedichte.

15) Herrn Staatsminister von Voigt zu seiner Jubelfeyer: ein Denkmal vieljährigen und mannigfaltigen Zusammenwirkens. Die erste Strophe bezieht sich auf den Ilmenauer Bergbau, dem wir mit Fleiß und Studium mehrere Jahre vorstanden. Die zweyte und dritte deutet auf die in Gesellschaft höchst gebildeter Frauen und Männer gefundene Erheiterung von oftmals lästigen und gefährlichen Geschäften; der Schluß auf die Schrecken der feindlichen Ueberschwemmung, auf den Drang der wechselvollen Kriegsjahre, auf das Glück endlicher Befreiung und zugleich auf die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens geprüfter Freunde in einer Zeit wo eine Verwirrung aller Begriffe die hohe Cultur des Vaterlandes zu vernichten drohe.

16) Dem Fürsten Hardenberg Durchlaucht zum siebzigsten Geburtstag unter dessen Bildniß, auf Anregung der Gebrüder Henschel, der ich mich um so lieber fügte als der Fürst im Jahre 1813 sich, bei seiner Anwesenheit in Weimar, der frühsten akademischen Jahre in Leipzig erinnerte, wo wir zusammen bei Oefern Zeichenstunde genommen hatten.

17) An Lord Byron. Dieser merkwürdige Mann hatte manches Freundliche schriftlich und mündlich durch Reisende

schaft zur Musik merkwürdig war. Er wollte sie nicht allein durch andre genießen, sondern er suchte sie auch selbst, wiewohl ohne sonderlichen Erfolg, auszuüben. Ja seine Bemühungen und seine Concerte, allgemein gekannt und besucht, konnten sich eines in Paris so leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren, in welchem Sinne denn auch Diderot hier auf dieselben anzuspielen scheint.

Batteux.

Geb. 1715. Gest. 1780.

Apostel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das allen so willkommen ist, die bloß ihren Sinnen vertrauen und dessen was dahinter liegt sich nicht bewußt sind. Warum er hier als Heuchler gescholten wird, davon wissen wir keine Rechenschaft zu geben.

Le Blanc (Abbé).

Geb. zu Dijon 1717. Gest. 1781.

Wenn durch die Gunst der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, so entsteht eine wunderbare Bewegung unter Seinesgleichen. Alles was sich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andre ehrliche Leute, die doch eben auch nicht für ganz verdienstlos zu halten, endlich kommen müsse und solle.

Doch auch hier wie überall behauptet das Glück sein Majestätsrecht und nimmt sich der Mittelmäßigen so wenig als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Abbé Le Blanc, ein freilich sehr mittelmäßiger Mann, mußte so manchen Seinesgleichen in der Akademie sehen, die ungeachtet einer, freilich nur vorübergehenden, Gunst des Hofes für ihn unerbittlich blieb.

Die im Dialog erzählte Anekdote drückt das Verhältniß sehr geistreich aus.

B o u r e t.

Ein reicher Finanzmann, der zugleich Ober-Director der Posten war und ein ungeheures Vermögen durch die Gunst des Hofes und der Großen, denen er also wohl ein Hündchen abtreten konnte, zusammen brachte.

Aber weder sein Glück, noch seine Erniedrigungen, die ihm Diderot sehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang schützen, da er in sich selbst kein Maß hatte und sein Geist im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war, als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon nur um den König, der alle Jahre mit seinem Hofstaat auf der Jagd jene Gegend besuchte, bewirthen zu können, und errichtete als Nebensache, bei einer durchaus kostspieligen Lebensweise, sehr ansehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte seiner eigenen Finanzen dergestalt schwächte, daß

er, als Ludwig der XV unvermuthet starb, und er seinen königlichen Gönner, so wie durch die Regierungsveränderung manche andre Unterstützung verlor, gerade da er ihrer am nöthigsten bedurft hätte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und seinem Leben selbst ein Ende machte.

Bret.

Geb. 1717. Gest. 1792.

Fruchtbarer, gefälliger Autor, aber schwach und nachläßig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geschäft seine Kräfte nicht hinreichten.

Sein Stück le faux généreux fällt in das Jahr 1758.

Carmontel.

Verfasser der dramatischen Sprüchwörter und anderer angenehmer kleiner theatralischer Stücke.

Destouches.

Geb. 1680. Gest. 1754.

Literater und Geschäftsmann.

Mehrere seiner Stücke erwarben sich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunst des Publicums und zieht sich vom Theater zurück. (Siehe Dorat.)

Dorat.

Geb. 1730. Geſt. 1780.

Fruchtbarer, angenehmer Dichter, beſonders in kleinen Stücken, nicht ſo glücklich in größern, ernſteren, beſonders dramatiſchen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuſchauer hat, zeigt ſich auch darin, daß es ſo manchen productiv zu machen ſcheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation ſtrebt eine unverhältnißmäßige Anzahl Menſchen nach dem Glück ſich ſelbſt von dem Theater herunter wiederzuhören, und es iſt niemanden zu verargen, wenn man zu dieſer innern Behaglichkeit noch die äußeren Vortheile eines ſchnellen, allgemeinen, günſtigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Iſt dieſe Begierde für's Theater zu arbeiten bei dem ſtillen, mehr in ſich gekehrten Deutſchen faſt zur Seuche geworden, ſo begreift man leicht, wie der Franzoſe, der ſich es ſelbſt gar nicht zum Vorwurfe rechnet, unmäßig eitel zu ſcheinen, unwiderſtehlich genöthigt ſeyn muß, ſich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze ſo große Namen zählt, die den lebhafteſten Wunſch erregen müſſen, wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derſelben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte dieſen Lockungen nicht entgehen, um ſo mehr, da er anfangs ſehr beliebt und vorgeſchoben ward; allein ſein Glück war nicht von Dauer, er ward herabge-

setzt und befand sich in dem traurigen Zustand des Mißbehagens mit so vielen andern, mit deren Zahl man wo nicht einen Platz in Dante's Hölle, doch wenigstens in seinem Fegfeuer besetzen könnte.

(Siehe Mariveaux.)

D u n i.

Geb. im Neapolitanischen den 9 Februar 1709. Gest. den 11 Juni 1775.

Die Franzosen scheinen, bei aller ihrer Lebhaftigkeit, mehr als andre Nationen an hergebrachten Formen zu hangen und selbst in ihren Vergnügungen eine gewisse Eintönigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten sie sich an die Musik Lulli's und Rameau's gewöhnt, die sie, wenn man es recht genau untersuchte, vielleicht noch nicht ganz losgeworden sind.

Zur Zeit nun, als diese Musik noch herrschend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengesetzte Art das Publicum zu unterhalten, sich daneben stellte. Indessen die große Französische Oper mit einem ungeheuern Apparat ihre Gäste kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiäner die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Personen, fast ohne irgend eine Art von Umgebung, durch melodischen Gesang, heitern und bequemen Vortrag, eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im Stande seyen. Diese

eigentlichen Intermezzisten machten, unter dem Namen der Bouffons, in Paris ein großes Aufsehen und erregten Parteyen für und wider sich.

Duni, der sich in Italien an der buona figliola schon geübt hatte, schrieb für Paris den Peintre amoureux de son modèle, und später das Milchmädchen, das auch auf dem Deutschen Theater die komische Oper beinahe zuerst einführte. Jene ersten Stücke des Duni waren in Paris völlig im Gange, zur Zeit als Diderot den gegenwärtigen Dialog schrieb. Er hatte sich, nebst seinen Freunden, schon früher zur Partey der heitern Productionen geschlagen und so weissagte er auch Rameau's Untergang durch den gefälligen Duni.

Fréron (Vater).

Geb. zu Quimper 1719. Gest. zu Paris 1776.

Ein Mann von Kopf und Geist, von schönen Studien und mancherlei Kenntnissen, der aber, weil er manches einsah, alles zu übersehen glaubte und als Journalist sich zu einem allgemeinen Richter aufwarf. Er suchte sich besonders durch seine Opposition gegen Voltaire bedeutend zu machen, und seine Kühnheit sich diesem außerordentlichen, hochberühmten Manne zu widersetzen, behagte einem Publicum, das einer heimlichen Schadenfreude sich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute schuldig ist,

herabgesetzt werden, da es sich, von der andern Seite, einer strenge behandelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll annimmt.

Fréron's Blätter hatten Glück und Gunst und verdienten sie zum Theil. Unglücklicherweise hielt er sich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und fing an, aus eigener Macht und Gewalt, geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größern aufzustellen. Denn derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewissen das Vortreffliche herunterzieht, ist nur allzugeneigt das Gemeine, das ihm selbst am nächsten liegt, heraufzuheben und sich dadurch ein schönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrscher behaglich walten könne. Dergleichen Niveleurs befinden sich besonders in Literaturen, die in Gährung sind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künsten und Wissenschaften gerichteten Nationen haben sie starken Einfluß.

Die geistreiche Französische Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wozu Voltaire selbst nicht wenig beitrug, der seinen Widersacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geistreichen Waffen unausgesetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journalisten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunst unbenutzt, so daß er ihn sogar als Fréron in der Schottländerin aufs Theater brachte und erhielt.

Wie Voltaire in so manchem, was er leistete, die

Erwartung der Welt übertraf, ſo unterhielt er auch in dieſem Falle das Publicum mit immer neuen und überraſchenden Späßen, griff den Journaliſten zugleich und alle deſſen Günſtlinge an, und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar, Fréron verlor ſeinen Credit, auch den verdienten, weil ſich denn doch das Publicum, wie die Götter, zuletzt auf die Seite der Sieger zu ſchlagen behaglich findet.

Und ſo iſt das Bild Frérons dergeſtalt verſchoben und verdunkelt worden, daß der ſpätere Nachkommling Mühe hat, ſich von dem was der Mann leiſtete, und was ihm ermangelte, einen richtigen Begriff zu machen.

Geſchmack.

„Der Geſchmack, ſagt er ... der Geſchmack iſt ein Ding ... bei Gott ich weiß nicht zu was für einem Ding er den Geſchmack machte, wußte er es doch ſelbſt nicht.“

In dieſer Stelle will Diderot ſeine Landsleute lächerlich darſtellen, die, mit und ohne Begriff, das Wort Geſchmack immer im Munde führen und manche bedeutende Production, indem ſie ihr den Mangel an Geſchmack vorwerfen, herunterſetzen.

Die Franzoſen gebrauchten zu Ende des 17ten Jahrhunderts das Wort Geſchmack noch nicht allein, ſie

bezeichneten vielmehr durch das Beiwort die besondere Bestimmung. Sie sagten ein böser, ein guter Geschmack und verstanden recht gut, was sie dadurch bezeichneten. Doch findet man schon in einer Anekdoten- und Spruchsammlung jener Zeit das gewagte Wort: „die Französischen Schriftsteller besitzen alles, nur keinen Geschmack."

Wenn man die Französische Literatur von Anfang an betrachtet, so findet sich, daß das Genie schon bald sehr viel für sie gethan. Marot war ein trefflicher Mann, und wer darf den hohen Werth Montaigne's und Rabelais verkennen?

Das Genie sowohl als der recht gute Kopf sucht sein Gebiet in's Unendliche auszudehnen. Sie nehmen gar mannichfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf, und sind oft glücklich genug sie vollkommen zu beherrschen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein solches Unternehmen nicht ganz, fühlt sich der Verstand nicht durchaus genöthigt die Segel zu streichen, erlangen die Arbeiten nur eine solche Stufe, wo er ihnen noch etwas anhaben kann; so entsteht sogleich ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus sie bestehen sollen, recht säuberlich sondert.

Die Franzosen haben einen Poeten Du Bartas, den sie gar nicht mehr, oder nur mit Verachtung nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann, und schrieb zahllose Alexandriner. Wir Deut-

ſchen, die wir die Zuſtände jener Nation aus einem andern Geſichtspuncte anſehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in ſeinen Werken, deren Titel ihn als den Fürſten der Franzöſiſchen Dichter preiſt, die ſämmtlichen Elemente der Franzöſiſchen Poeſie, freilich in wunderlicher Miſchung, beiſammenfinden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite Gegenſtände, wie z. E. die ſieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand, eine naive Anſchauung der Welt und mannichfaltige Kenntniſſe, die er ſich in einem thätigen Leben erworben, auf eine darſtellende, erzählende, beſchreibende, didaktiſche Weiſe zu Markte zu bringen. Dieſe ſehr ernſthaft gemeinten Gedichte gleichen daher ſämmtlich gutmüthigen Parodien und ſind, wegen ihres bunten Anſehens, dem Franzoſen auf der jetzigen Höhe ſeiner eingebildeten Cultur äußerſt verhaßt, anſtatt daß, wie der Churfürſt von Mainz das Rad, ein Franzöſiſcher Autor die ſieben Tagwerke des Du Bartas irgend ſymbolirt im Wappen führen ſollte.

Damit wir aber, bei einer aphoriſtiſchen Behandlung unſerer Aufſätze, nicht unbeſtimmt und dabei paradox erſcheinen; ſo fragen wir, ob nicht die erſten vierzig Verſe des ſiebenten Schöpfungstages von Du Bartas vortrefflich ſind, ob ſie nicht in jeder Franzöſiſchen Muſterſammlung zu ſtehen verdienen, ob ſie nicht die Vergleichung mit manchem ſchätzenswerthen neuern Product aushalten? Deutſche Kenner werden uns beiſtimmen

begrüßend nach Weimar gelangen laſſen, welches ich durch jene Strophen zu erwiedern für Pflicht hielt. Sie trafen ihn noch glücklicherweiſe in Livorno, eben als er für Griechenland ſich einzuſchiffen im Begriff war, und veranlaßten ihn noch zu einer ſchriftlichen Erwiederung vom 24. July 1825 die mir unſchätzbar bleibt; wie denn das Nähere dieſer Verhältniſſe in den Beilagen zu Captain Medwins Unterhaltungen, dem ich auf Anfrage das Allgemeinſte mittheilte, zu finden iſt. Das Umſtändlichere, zugleich mit Abſchriften der Originale, wird früher oder ſpäter bekannt werden.

18) Der unter meinen Augen aufgewachſenen lieben Gattin meines Sohnes, als Zuſchrift der Wanderjahre.

19) Als ich eine Zeitlang im Orient hauſte, liebte ich meine Gedichte mit goldblumigen Verzierungen einzufaſſen; dieß geſchah denn auch an dieſem Gedichte, dem geprüften alten Freunde Geheime-Rath von Willemer gewidmet.

20) Graf Paar, Adjutant des Feldmarſchalls Fürſten von Schwarzenberg, war mir in Carlsbad einer der liebſten und eifrigſten Geſellſchafter. Aus Wohlwollen zu mir befreundete er ſich mit der ihm bisher ganz fremden Geognoſie; ich überreichte ihm ein Heft über böhmiſche Gebirgsarten mit dieſen wenigen Reimzeilen.

21) Derſelbe ließ abreiſend eine höchſt merkwürdige Statue von Bronze mir zurück, wofür ich meinen Dank auf einem Erwiederungsblatt ausdruckte. Noch jetzt ſchmückt dieſes Gebilde vorzüglich meine kleine Sammlung.

und uns für die Aufmerksamkeit danken, die wir auf dieses Werk erregen. Die Franzosen aber werden wohl fortfahren, wegen der darin vorkommenden Wunderlichkeiten, auch das Gute und Treffliche daran zu verkennen.

Denn die immer anstrebende und zu Ludwig des XIV Zeiten zur Reife gedeihende Verstandescultur hat sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa von der Form, sondern vom Stoff ausging, und gewisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte aus der Tragödie, der Komödie, der Ode, mit welcher letztern Dichtart sie deßhalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andre dafür, als besonders geeignet, in jeden besondern Kreis aufnahm und für ihn bestimmte.

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten wie verschiedene Societäten, in denen auch ein besonderes Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie mit Frauen zusammen sind, und wieder anders wird sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vornehmerer unter sie tritt, dem sie Ehrfurcht zu bezeigen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch keineswegs, bei Urtheilen über Producte des Geistes, von Convenancen zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Societät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm rechten, sondern einzusehen trachten, in wie fern er Recht hat. Man kann sich freuen, daß eine

ſo geiſtreiche und weltkluge Nation dieſes Experiment zu machen genöthigt war, es fortzuſetzen genöthigt iſt.

Aber im höhern Sinne kommt doch alles darauf an, welchen Kreis das Genie ſich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zuſammenfaßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch innern Trieb und eigne Ueberzeugung beſtimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden ſoll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punct, ſobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, ſeine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es ſeinen weiteren Lichtkreis in den Brennpunct ſeiner Nation zuſammendrängen möchte, ſo weiß es alle innern und äußern Vortheile zu benutzen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakeſpear's und Calderon's! Vor dem höchſten äſthetiſchen Richterſtuhle beſtehn ſie untadelig, und wenn irgend ein verſtändiger Sonderer, wegen gewiſſer Stellen, hartnäckig gegen ſie klagen ſollte, ſo würden ſie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche ſie gearbeitet, lächelnd vorweiſen und nicht etwa dadurch bloß Nachſicht erwerben, ſondern deßhalb, weil ſie ſich ſo glücklich bequemen konnten, neue Lorbeern verdienen.

Die Abſonderung der Dicht- und Redarten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunſt ſelbſt; aber nur der Künſtler darf und kann die Scheidung unternehmen, die

er auch unternimmt: denn er iſt meiſt glücklich genug zu fühlen, was in dieſen oder jenen Kreis gehört. Der Geſchmack iſt dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünſchen, daß die Nation Geſchmack hätte, damit ſich nicht jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider iſt der Geſchmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, beengend, ausſchließend und nimmt zuletzt der hervorbringenden Claſſe Kraft und Leben.

Wohl findet ſich bei den Griechen, ſo wie bei manchen Römern eine ſehr geſchmackvolle Sonderung und Läuterung der verſchiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf jene Muſter nicht ausſchließlich hinweiſen. Wir haben uns andrer Voreltern zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantiſche Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeſchmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen ſtandhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieſer barbariſchen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten iſt unſre Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, dasjenige was andre denken, urtheilen und glauben, was ſie hervorbringen und leiſten, wohl zu kennen und treulich zu ſchätzen.

Lulli.

Geb. zu Florenz 1633. Geſt. zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perſpectiv-Mahlerey und Maſchinerie ſich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Muſik aber noch weit zurückſtand. An einem ſolchen Urſprung hat dieſe Schauſpielart immer gelitten und leidet noch daran. Was aus dem Prunk entſtanden iſt, kann nicht zur Kunſt zurückkehren, was ſich vom Scheine herſchreibt, kann keine höhern Forderungen befriedigen.

In der Hälfte des 17ten Jahrhunderts kam die Italiäniſche Oper nach Frankreich; Franzöſiſche Dichter und Componiſten machten bald darauf den Verſuch ſie zu nationaliſiren, welcher mit abwechſelndem Glück eine Zeit lang fortgeſetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der Franzöſiſchen Oper, die unter dem Namen Académie royale de musique 1669 errichtet wurde, an ſich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte und ihr erſt ihre eigentliche Conſiſtenz gab.

„Von dieſem Zeitpunct fing die Franzöſiſche theatraliſche Muſik an, durch mannichfaltige Verſchiedenheiten, ſowohl in der poetiſchen Einrichtung der Dramen und der muſikaliſchen Beſchaffenheit ihrer Beſtandtheile, der Arien, Chöre, des mehr ſingenden oder eigentlich pſalmodiſchen Recitativs, der Ballete, der eigenthümlichen Gänge und Schlußfälle der Melodie, der einförmigern Modulationen, der Liebe zu den wei-

chern Tonarten, als auch in Absicht vieler Fehler der Execution sich zu trennen und zu einer Nationalmusik zu werden. Die auf Lulli folgenden Componisten nahmen ihn ganz zu ihrem Muster, und so konnte es geschehen, daß seine Musik eine Art Epoche von so langer Dauer in den Annalen der Französischen Kunstgeschichte bildete."

An dem schönen Talente Quinaults fand Lulli eine große Unterstützung. Er war für diese Dichtungsart geboren, declamirte selbst vortrefflich und arbeitete so dem Componisten in doppeltem Sinne vor. Sie lebten beide zusammen und starben nicht lange nach einander, und man kann wohl den Succeß der Franzöſischen Oper und die lange dauernde Gunst für dieselbe der Vereinigung zweyer so glücklichen Talente zuschreiben.

Mariveaux.

Geb. Paris 1688. Gest. 1763.

Die Geschichte seines erworbenen und wiederverlorenen Rufes ist die Geschichte so vieler andern, besonders bei dem Französischen Theater.

Es gibt so viele Stücke die zu ihrer Zeit sehr gut aufgenommen werden, bei denen die Französischen Kritiker selbst nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch ist die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als solches schon eine besondre Gunst. Nehme man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der sich durch Bescheidenheit

denheit Gunst zu erwerben weiß, um so leichter als er nicht den höchsten Kranz davon zu tragen, sondern nur Hoffnungen zu erregen verspricht. Man nehme das Publicum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt ansieht, worauf man Gunst oder Ungunst nach Befinden schreiben kann, und man denke sich ein Stück mit einigem Talent geschrieben, von vorzüglichen Schauspielern aufgeführt, warum sollte es nicht günstig aufgenommen werden? warum sollte es nicht sich und seinen Autor durch Gewohnheit empfehlen?

Selbst ein erster Mißgriff ist in der Folge zu verbessern, und wem es zuerst nicht ganz geglückt, kann sich durch fortdauerndes Bestreben in Gunst setzen und erhalten. Von jenem sowohl als diesem Fall kommen in der Französischen Theatergeschichte mannichfaltige Beispiele vor.

Aber was unmöglich ist zeigt sich auch. Unmöglich ist es die Gunst der Menge bis an's Ende zu erhalten. Das Genie erschöpft sich, um so mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publicum. Er befriedigt selbst seine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Gunst werden gemacht, die Zeit schreitet vor, eine frische Jugend wirkt und man findet die Richtung, die Wendung eines frühern Talentes veraltet.

Der Schriftsteller, der nicht selbst bei Zeiten zurück-

getreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, sieht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den scheidenden Reizen nicht Abschied nehmen will.

In diese traurige Lage kam Mariveaux; er mochte sich mit der Allgemeinheit seines Geschicks nicht trösten, zeigte sich übellaunig, und wird hier um deßwillen von Diderot verspottet.

Montesquieu.

Geb. 1689. Gest. 1755.

„Daß Montesquieu nur ein schöner Geist sey" Eine ähnliche Redensart ist oben schon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch seine lettres persanes machte sich Montesquieu zuerst bekannt. Die große Wirkung, welche sie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung desselben gleich. Unter dem Vehikel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfasser seine Nation auf die bedeutendsten, ja die gefährlichsten Materien aufmerksam zu machen, und schon ganz deutlich kündigt sich der Geist an, welcher den Esprit des loix hervorbringen sollte. Weil er sich nun aber bei diesem seinem ersten Eintritt einer leichten Hülle bedient, so will man ihn denn auch nur, da er sie schon abgeworfen, nach ihr schätzen und ihm das weitre größere Verdienst halbkennerisch abläugnen.

Musik.

Ein groſser Theil des vorliegenden Geſpräches handelt von Muſik, und es iſt nöthig hier einiges Allgemeine über dieſe Kunſt zu ſagen, damit jeder Leſende in den Stand geſetzt werde, die oft wunderlich genug geäuſserten Meinungen einigermaſsen zu beurtheilen.

Alle neuere Muſik wird auf zweyerley Weiſe behandelt, entweder daſs man ſie als eine ſelbſtſtändige Kunſt betrachtet, ſie in ſich ſelbſt ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äuſseren Sinn genieſst, wie es der Italiäner zu thun pflegt, oder daſs man ſie in Bezug auf Verſtand, Empfindung, Leidenſchaft ſetzt und ſie dergeſtalt bearbeitet, daſs ſie mehrere menſchliche Geiſtes- und Seelenkräfte in Anſpruch nehmen könne, wie es die Weiſe der Franzoſen, der Deutſchen und aller Nordländer iſt und bleiben wird.

Nur durch dieſe Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadneiſchen Faden, kann man ſich aus der Geſchichte der neuern Muſik und aus dem Gewirr parteyiſcher Kämpfer heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo ſie getrennt erſcheinen, wohl bemerkt und ferner unterſucht, wie ſie ſich an gewiſſen Orten, zu gewiſſen Zeiten, in den Werken gewiſſer Individuen zu vereinigen geſtrebt und ſich auch wohl für einen Augenblick zuſammengefunden, dann aber wieder aus einander gegangen, nicht ohne ſich ihre Eigenſchaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da ſie ſich denn

in wunderbaren, ihren Hauptästen mehr oder weniger annähernden Ramificationen über die Erde verbreiteten.

Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiäner wird sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie befleißigen, er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung, als solchen, ergötzen, er wird des Sängers Kehle zu Rathe ziehn, und das, was dieser an gehaltenen, oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren mannichfaltigstem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keineswegs genug gethan zu haben.

Die andere Partey hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge sucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Componisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück machen, aber dem Vorwurf des beleidigten Ohrs, in so fern es für sich genießen will, ohne an

seinem Genuß Kopf und Herz Theil nehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

Vielleicht läßt sich kein Componist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre, doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und nothwendig finden müsse.

Uebrigens was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wohl nie gewaltsamer erschienen, als in dem Streit der Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unsern Tagen den lieblichen Paesiello durch einen ausdrucksvollern Componisten verdrängt gesehen, eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiäner mit dem Gesang, so verfuhr der Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeit lang als eine besondere, für sich bestehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches und übte sie, fast ohne weitern Bezug auf Gemüthskräfte, lebhaft aus, da sie denn bei einer, dem Deutschen wohl gemäßen, tiefern Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist.

Da alles dasjenige, was wir allgemein und flüchtig über Musik geäußert, nur die Absicht haben kann einiges Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten, so müssen wir bemerken, daß sich nicht ohne Schwierigkeit der

22) Gräfin Titinne Odonell, geborne Gräfin Clary, hatte in jugendlicher Heiterkeit und freundlicher Laune eine meiner Schreibfedern verlangt, die ich ihr mit ſolchen Zeilen zuſchickte.

23) An dieſelbe, mit einer neuen, kaum angeſchriebenen Feder zugeſendet.

24) Eine mit der deutſchen Literatur auf's innigſte bekannte polniſche Dame vereinigte ſich mit mir im Lobe von Fouque's Undine, und bemerkte zugleich, daß eine franzöſiſche Ueberſetzung das Original keineswegs erreiche, und verſprach ſie mir zu eigener Ueberzeugung mitzutheilen. Als ich das Buch erhielt, fand ich es in einem Zuſtande der dem Verfaſſer gewiß geſchmeichelt hätte. Die vordere Decke fehlte ganz, die erſten Bogen konnten als gerollt und gekuttert kaum geleſen werden; ich ſchaffte es zum Buchbinder, der es denn völlig wieder herſtellte und ſo erhielt es die Dame zurück mit jenen eingeſchriebenen Zeilen.

25) Fürſt Biron von Curland, deſſen freundlicher Neigung ich ſchon früher angenehme Kunſtgaben verdankte, ſchickte mir von Töpliz nach Carlsbad eine höchſt merkwürdige Zeichnung. Sie iſt ſehr wohl erhalten, in mäßigem Querfolio, von Peter Viſcher, dem trefflichen Erzgießer, mit der Feder ſehr ſauber gezeichnet, ausgetuſcht und angefärbt, eine Allegorie zu Ehren Luthers vorſtellend, welcher hier als Herkules ſiegreich aufgeführt wird.

26) Graf Carl Harrach, mit dem ich vor vielen Jahren zu Carlsbad, in Geſellſchaft der Seinigen, glückliche Tage ver-

Standpunct, auf welchem ſich Diderot befindet, einſehen läßt.

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die ſämmtlichen Künſte in Frankreich auf eine ſonderbare, ja für uns faſt unglaubliche Weiſe manierirt und von aller eigentlichen Kunſtwahrheit und Einfalt getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen nur ſtarrer und ſteifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken geſpielt, und eine hohle, affectirte Declamation trug ihre Meiſterwerke vor. Dieſer ging ſo weit, daß der außerordentliche Voltaire, bei Vorleſung ſeiner eigenen Stücke, in einen ausdrucksloſen, eintönigen, gleichfalls pſalmodirenden Bombaſt verfiel und ſich überzeugt hielt, daß auf dieſe Weiſe die Würde ſeiner Stücke, die eine weit beſſere Behandlung verdienten, ausgedrückt werde.

Eben ſo verhielt ſich's mit der Mahlerey. Durchaus war das Fratzenhafte eines gewiſſen Herkömmlichen ſo hoch geſtiegen, daß es den aus innerer Naturkraft ſich entwickelnden, trefflichen Geiſtern der damaligen Zeit höchſt auffallend und unerträglich ſcheinen mußte.

Sie fielen daher ſämmtlich drauf, das was ſie Natur nannten, der Cultur und der Kunſt entgegen zu ſetzen. Wie hierin Diderot ſich geirrt, haben wir anderswo, mit Achtung und Neigung gegen dieſen vortrefflichen Mann, dargethan.

Auch gegen die Musik befand er sich in einer besondern Lage. Die Compositionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Musik. Das was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einschmeichelndes als Bedeutendes, und doch schlägt sich Diderot, der so lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu dieser letzten Partey und glaubt seine Wünsche durch sie befriedigt zu sehen. Aber es war wohl mehr, weil dieses neue bewegliche jenes alte verhaßte starre Zimmerwerk zu zerstören und eine frische Fläche für neue Bemühungen zu ebnen schien, daß er das letzte so hoch in Gunst nahm. Auch benutzten Französische Componisten sogleich den gegebenen Raum und brachten ihre alte bedeutende Weise, melodischer und mit mehrerer Kunstwahrheit, zu Befriedigung der neuen Generation, in den Gang.

---

d'Olivet (Abbé).

Geb. 1682. Gest. 1768.

Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zuerst mit dem Cicero, den er auch übersetzte. Aufgenommen in die Französische Akademie, gedachte er auch für die vaterländische Sprache etwas zu leisten, und hat ihr auf mehr denn Eine Weise genutzt; doch ward er nun als Grammatiker, Prosodist, Neuerungsfeind, Purist und Rigorist den Dichtern und Schriftstellern höchlich ver-

haßt, denen er, man muß es freilich gestehen, öfters Unrecht that, indem er ihnen die rechten Wege wies.

Palissot.

Geb. zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem Höhern streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehn, das sie nicht los werden. Will man billig seyn, so darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verstandes-Klarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewissen Talent; aber gerade diese Menschen sind es, die sich mancher Anmaßung schuldig machen. Denn indem sie alles nach einem gewissen, kleineren Maßstabe messen, so fehlt ihnen der Sinn für's Außerordentliche, und indem sie sich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden sie ungerecht gegen das vorzügliche Verdienst, besonders anfangs, wenn es sich ankündigt. So vergriff sich Palissot an Rousseau, und es dient zu unserm Zwecke, dieser Händel, von ihrem ersten Ursprunge an, zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig dem XV eine Statue. Am Feste der Weihung, den 6ten November 1755, sollte auch ein analoges Theaterstück gegeben werden. Palissot, dessen Talent in seiner Vaterstadt Zutrauen erregt haben mochte, erhielt hierzu den Auftrag. Anstatt nun daß ein wahrer Dichter diese Ge-

legenheit zu einer edlen und würdigen Darſtellung nicht unbenutzt gelaſſen hätte, ſuchte der gute Kopf durch ein kurzes allegoriſches Vorſpiel den glücklichen Steff nur geſchwind los zu werden, worauf er hingegen ein Schubladenſtück, der Cirkel, folgen ließ, worin er das, was ſeiner literariſchen Kleinheit am nächſten lag, mit Selbſtgefälligkeit behandelte.

Es erſchienen nämlich in dieſem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Gönner und Gönnerinnen, gelehrte Frauen und dergleichen Perſonen, deren Urbilder nicht ſelten ſind, ſobald Kunſt und Wiſſenſchaft in das Leben einwirkt. Was ſie nun Lächerliches haben mögen, wird hier bis in's Abgeſchmackte übertrieben dargeſtellt, anſtatt daß es immer ſchon dankenswerth iſt, wenn jemand Bedeutendes aus der Menge, eine Schöne, ein Reicher, ein Vornehmer am Rechten und Guten theilnimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weiſe geſchieht.

Ueberhaupt gehört nichts weniger auf's Theater, als Literatur und ihre Verhältniſſe. Alles was in dieſem Kreiſe webt, iſt ſo zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demſelben vor den Richterſtuhl der gaffenden und ſtaunenden Menge gebracht werden ſollte. Man berufe ſich nicht auf Molière, wie Paliſſot und nach ihm andre gethan haben. Dem Genie iſt nichts vorzuſchreiben, es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die ſcharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit bei'm erſten Verſuche herunterplumpt. Mit

wie leichter Hand Molière dergleichen Gegenstände berührt, wird nächstens anderswo zu entwickeln seyn.

Nicht genug, daß Palissot seine literarischen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Fratzenbild Rousseau's auftreten, der sich zu jener Zeit, zwar parador aber doch würdig genug, angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses außerordentlichen Mannes den Weltmenschen auffallen konnte, ward hier, keineswegs geistreich und heiter, sondern täppisch und mit bösem Willen vorgestellt, und das Fest zweyer Könige pasquillantisch herabgewürdigt.

Auch blieb diese unschickliche Kühnheit für den Verfasser nicht ohne Folgen, ja sie hatte Einfluß auf sein ganzes Leben. Die Gesellschaft genie- und talentreicher Menschen, die man unter dem Namen der Philosophen oder Encyklopädisten bezeichnete, hatte sich schon gebildet und d'Alembert war ein bedeutendes Glied derselben. Er fühlte was ein solcher Ausfall, an einem solchen Tage, bei einer solchen Gelegenheit, für Folgen haben könne. Er lehnte sich mit aller Gewalt dagegen auf; und ob man gleich Palissoten nicht weiter beikommen konnte, so ward er doch als ein entschiedener Gegner jener großen Societät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weise das Leben sauer zu machen. Dagegen blieb er von seiner Seite nicht müßig.

Nichts ist natürlicher, als daß jene verbündete Anzahl außerordentlicher Männer, wegen dessen was sie

waren und was sie wollten, viele Widersacher finden mußten. Zu diesen schlug sich Palissot und schrieb das Lustspiel, die Philosophen, worüber der folgende Artikel nachzusehen.

Die Philosophen.

Ein Lustspiel von Palissot, zum erstenmal den 2ten Mai 1760 zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftsteller sich ankündigt, fährt er meistentheils fort, und bei mittleren Talenten sind oft im ersten Werke alle die übrigen enthalten. Denn der Mensch, der in sich selbst eins und rund ist, kann auch in seinen Werken nur einen gewissen Kreis durchlaufen.

So waren auch Palissots Philosophen nur eine Amplification jenes Feststückes zu Nancy. Er geht weiter, aber er sieht nicht weiter. Als ein beschränkter Widersacher eines gewissen Zustandes erblickt er keineswegs, worauf es im allgemeinen ankommt, und bringt auf ein beschränktes, leidenschaftliches Publicum eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erheben wir uns höher, so bleibt uns nicht verborgen, daß ein falscher Schein gewöhnlich Kunst und Wissenschaft begleitet, wenn sie in den Gang der Welt eintreten: denn sie wirken auf alle vorhandenen Menschen und nicht etwa allein auf die vorzüglichsten des Jahrhunderts. Oft ist die Theilnahme halbfähiger, anmaßlicher

Naturen fruchtlos, ja schädlich. Der gemeine Sinn erschrickt über die falsche Anwendung höherer Maximen, wenn man sie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben alle zurückgezogenen, nur für ein gewisses Geschäft wirksamen Menschen vor der Welt ein fremdes Ansehen, das man gern lächerlich findet. Sie verbergen nicht leicht, daß sie auf das, worauf sie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erscheinen dem, der die Bemühung nicht zu schätzen oder gegen das Verdienst, das sich vielleicht zu sehr fühlt, keine Nachsicht zu haben weiß, als übermüthig, grillenhaft und eingebildet.

Alles dieses entspringt aus der Sache, und nur der wäre zu loben, der solchen unvermeidlichen Uebeln dergestalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Palissot aber will das Uebel ärger machen, er gedenkt eine Satyre zu schreiben, und gewissen bestimmten Individuen, deren Bild sich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu schaden, und wie benimmt er sich?

Sein Stück ist in drey Acte kurz zusammengefaßt. Die Oekonomie desselben ist geschickt genug und zeugt von einem geübten Talente; allein die Erfindung ist mager, man sieht sich in dem ganz bekannten Raume der Französischen Komödie. Nichts ist neu, als die Kühn-

heit ganz deutlich ausgesprochene Personalitäten auszubringen.

Ein wackrer Bürger hatte seine Tochter vor seinem Tode einem jungen Soldaten zugesagt, die Mutter aber ist nunmehr als Wittwe von der Philosophie eingenommen und will das Mädchen nur einem aus dieser Gilde zugestehen. Die Philosophen selbst erscheinen abscheulich, und doch in der Hauptsache so wenig charakteristisch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Classe setzen könnte.

Keiner von ihnen ist etwa durch Neigung, Gewohnheit oder sonst an die Frau und das Haus gebunden, keiner betrieget sich etwa über sie, oder hat sonst irgend ein menschliches Gefühl gegen dieselbe: das alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugsame Muster hierzu in dem sogenannten Bureau d'esprit vor sich fand; verhaßt wollte er die Gesellschaft der Philosophen machen. Diese verachtet und verwünscht ihre Gönnerin auf das plumpste. Die Herren kommen sämmtlich nur in's Haus, um ihrem Freund Valère das Mädchen zu verschaffen. Sie versichern, daß keiner, sobald dieser Anschlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter solchen Zügen soll man Männer, wie d'Alembert und Helvetius, wieder erkennen! Denken läßt sich, daß die von dem Letztern aufgestellte Maxime des Eigennutzes wacker durchgezogen und als unmittelbar zum Ta-

schendiebstahl führend vorgestellt werde. Zuletzt erscheint ein Hanswurst von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatstaude, um den von Rousseau wünschenswerth geschilderten Naturzustand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Gesinnungen der Philosophen gegen die Hausdame, und sie werden mit Beschämung fortgejagt.

Das Stück konnte sich, seinem technischen Verdienst nach, recht wohl in Paris sehen lassen. Die Versification ist nicht ungelenk, hie und da findet man eine geistreiche Wendung, durchaus aber ist der Apell an die Gemeinheit, jener Hauptkunstgriff derer, die sich dem Vorzüglichen widersetzen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über diese Sachen nicht sowohl dachte als schrieb, gibt über die damaligen Verhältnisse den besten Aufschluß. Wir übersetzen daher ein Paar seiner Briefe an Palissot, der in seinen Antworten gegen jenen, die Zustände mit Freiheit und Klugheit, man möchte sagen mit Weisheit überschauenden Geist, eine sehr beschränkte, rechthaberische, subalterne Rolle spielt.

Voltaire an Palissot.

Mögt Ihr doch selbst Euer Gewissen prüfen, und untersuchen, ob Ihr gerecht seyd, indem Ihr die Herren d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Chevalier

de Jaucourt und tutti quanti wie Schurken vorstellt, die im Taschendiebstahl unterrichten.

Noch einmal. Sie haben auf Eure Kosten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die ihrigen lacht. Aber, bei'm Himmel! der Spaß ist zu stark. Wären sie, wie Ihr sie schildert, man müßte sie auf die Galeeren schicken, welches keineswegs in's komische Genre paßt. Ich rede gerade zu. Die Männer die Ihr entbehren wollt, gelten für die wackersten Leute in der Welt, und ich weiß nicht, ob ihre Rechtschaffenheit nicht noch größer ist als ihre Philosophie. Ich sage Euch offenherzig: ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200,000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um sich in Frieden der Wissenschaft zu widmen. Hat er in einem dicken Buch ein halb Dutzend verwegene und übelklingende Sätze vorgebracht, so hat es ihn genug gereut, ohne daß Ihr nöthig hättet, seine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Secretär der ersten Akademie des Königreichs, scheint mir viel mehr Achtung zu verdienen, als Ihr ihm bezeigt. Sein Buch über die Sitten ist keineswegs ein schlechtes Buch, besonders ist es das Buch eines rechtschaffenen Mannes. Mit Einem Wort, diese Herren haben sie Euch öffentlich beleidigt? Mir scheint es nicht. Warum beleidigt Ihr sie denn auf so grausame Weise?

Ich kenne Herrn Diderot gar nicht, ich habe ihn nie-

lebte, hatte ſich der Heilkunde gewidmet und darin durch eifriges Studium und getreuliche Ausübung bedeutend vorgethan. Er begegnete mir wieder an derſelbigen Stelle, das alte Vertrauen trat ſogleich wieder ein und es eröffnete ſich von dem bisherigen Leben und Treiben die erfreulich wirkſamſte Unterhaltung.

27) Zwar kein Kleidungsſtück, aber ein zum Ankleiden höchſt nöthiges Erforderniß, welches wohl zu errathen ſeyn möchte, war in ſeltenem Grade verziert worden. Es begrüßte mich im böhmiſchen Gebirg an meinem Geburtstag aus weiter Ferne, und ſein blumenreicher Anblick erquickte mich mitten zwiſchen Fichten und Tannen.

28) Aus der Strophe ſelbſt erklärbar: das Bildniß des Freundes, in einer ausgeleerten Schachtel getrockneter Früchte überſandt.

29) Die Tochter eines Freundes, mit dem man frei heitere Jahre zugebracht, der nun aber längſt entfernt lebte, dieſe findet zufällig unter den ausgeſtellten Waaren des Frauenvereins ein Taſchenbuch von dem Dichter dorthin geſchenkt, eignet ſich's an und verlangt dazu einige Worte von deſſen Hand.

30) Fräulein Wetowska, Schweſter der Madam Szymanowska, von einigen vielleicht eingebildeten Leiden geplagt, ſchön und anmuthig, mitunter traurig geſtimmt und vom Tode ſprechend. Ein geiſtreicher Freund ſchrieb in ihr Stammbuch ein Teſtament, worin ſie ihre höchſt liebenswürdigen Eigenſchaften und Vorzüge einzeln und an verſchiedene Perſonen

mals gesehen. Ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und schon darum allein sollte Euch die Feder aus der Hand fallen.

Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der Encyklopädie als das schönste Denkmal, das man zu Ehren der Wissenschaften aufrichten konnte. Es befinden sich darin bewundernswerthe Artikel, nicht allein von Herrn d'Alembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Jaucourt, sondern auch von vielen andern Personen, die ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, sich ein Vergnügen machten an diesem Werke zu arbeiten.

Es gibt auch freilich jämmerliche Artikel darin und vielleicht sind die meinigen darunter; aber das Gute überwiegt so unendlich das Schlechte, und ganz Europa wünscht die Fortsetzung der Encyklopädie. Die ersten Bände sind schon in mehrere Sprachen übersetzt, warum denn auf dem Theater sich über ein Werk aufhalten, das zum Unterricht der Menschen und zum Ruhm der Nation unentbehrlich ist? —

Ihr macht mich rasend, mein Herr. Ich hatte mir vorgenommen über alles zu lachen, in meiner stillen Eingezogenheit, und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten, Lobreden, Freundschaft; aber Ihr macht mich erröthen, wenn Ihr drucken laßt, daß ich denen, die Ihr angreift, überlegen bin. Ich glaube wohl,

wohl, daß ich beſſere Verſe mache, wie ſie, und daß ich ungefähr eben ſo viel Geſchichte weiß; aber bei meinem Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem Uebrigen, ſo alt als ich bin. — Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich habe ihn nie geſehen. Aber er hatte mit Herrn d'Alembert ein unſterbliches Werk unternommen, ein nothwendiges Werk, das ich täglich befrage. Außerdem war dieſes Werk ein Gegenſtand von 300,000 Thalern im Buchhandel. Man überſetzt es in drey bis vier Sprachen. Questa rabbia detta gelosia waffnet ſich nun gegen dieſes der Nation werthe Denkmal, woran mehr als funfzig Perſonen von Bedeutung Hand anzulegen ſich beeiferten.

Ein Abraham Chaumeix unternimmt eine Schrift gegen die Encyklopädie herauszugeben, worin er die Autoren ſagen läßt, was ſie nicht geſagt haben, vergiftet was ſie geſagt haben, und gegen das argumentirt, was ſie noch ſagen werden. Er citirt die Kirchenväter ſo falſch, als er das Dictionnär citirt.

Und in dieſen gehäſſigen Umſtänden ſchreibt Ihr Eure Komödie gegen die Philoſophen. Ihr durchbohrt ſie, da ſie ſich ſchon sub gladio befinden. Ihr ſagt mir: Molière habe Cotin und Menage durchgezogen. Sey's; aber er ſagte nicht, daß Cotin und Menage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beſchuldigt alle dieſe Herren abſcheulicher Maximen, in Euerm Stück und

Eurer Vorrede. Ihr versichert mir, daß Ihr den Herrn Chevalier de Jaucourt nicht angeklagt habt, und doch ist er der Verfasser des Artikels Gouvernement. Sein Name steht in großen Buchstaben am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Züge an, die ihm großen Schaden thun können, entkleidet von allem was vorhergeht und was folgt, aber was im Ganzen genommen des Cicero, de Thou und Grotius werth ist. — Ihr wollt eine Stelle der vortrefflichen Vorrede des Herrn d'Alembert zur Encyklopädie verhaßt machen, und es ist kein Wort von dieser Stelle darin. Ihr bürdet Herrn Diderot auf, was in den Jüdischen Briefen steht. Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen.

Ihr thut mehr. Ihr fügt zu Eurer Anklage der rechtschaffensten Männer Abscheulichkeiten aus irgend einer Brochure, die den Titel führt: La Vie heureuse. Ein Narr, Namens Lametrie, schrieb sie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als 12 Jahren. Diese Abgeschmacktheit des Lametrie, die auf immer vergessen war und die Ihr wieder belebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philosophie und Encyklopädie, als ein liederliches Buch mit der Kirchengeschichte, und doch verbindet Ihr alle diese Anklagen zusammen. Was entsteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürsten fallen, eines Ministers, einer wichtig beschäftigten Magistratsperson. Man hat wohl Zeit flüchtig

Eure Vorrede zu lesen, aber nicht die unendlichen Werke zu vergleichen.

P i r o n.

Geb. 1689. Gest. 1773.

Piron war einer der besten, geistreichsten Gesellschafter, und auch in seinen Schriften zeigt sich der heitere freie Ton, anziehend und belebend.

Die Französischen Kritiker beklagen sich, daß man bei Sammlung seiner Werke nicht streng genug verfahren. Man hätte, meinen sie, manches davon der Vergessenheit übergeben sollen.

Diese Anmaßung der Kritik erscheint ganz lächerlich, wenn wir die große Masse unbedeutender Bücher aufgestellt sehen, die doch alle der Nachwelt angehören und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat; warum will man uns die Uebungsstücke, die geistreichen und leichten Compositionen eines guten Kopfs vorenthalten?

Und gerade diese leichteren Arbeiten sind es, wodurch man Piron am ersten liebgewinnt. Er war ein trefflicher, kraftvoller Kopf und hatte, in einer Provinzstadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt, sich mehr aus sich selbst entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu seiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet sich bei seinen ersten Arbeiten immer etwas wegzuwünschen.

Wir läugnen nicht, daß er uns da faſt am meiſten intereſſirt, wo er ſein Talent zu äußern Zwecken gelegentlich zum beſten gibt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit ſolcher Macht und in ſolcher Breite, nimmt er ſich bedrängter oder beſchränkter Theater an, arbeitet für ſie, macht ihnen Ruf und iſt vergnügt etwas Unerwartetes geleiſtet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauſpiele ſcharf von einander geſondert waren; jedes Theater hatte ein beſtimmtes, umſchriebenes Privilegium auf dieſe oder jene Darſtellungsart. So erlangte noch ein Künſtler, da alle übrigen Formen ſchon vergeben waren, die Erlaubniß Monodramen im ſtrengſten Sinne aufzuführen. Andre Figuren durften wohl noch auf dem Theater erſcheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für dieſen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank ſey es den Herausgebern, daß wir dieſe Kleinigkeiten noch beſitzen, deren uns die phariſäiſchen und ſchriftgelehrten Kritiker wohl gern beraubt hätten.

Auch in den Vaudeville-Stücken zeigte ſich Piron ſehr geiſtreich. Das gelegentliche Ergreifen einer Melodie, deren erſter Text mit dem neuen Text in einem neckiſchen Verhältniſſe ſteht, gelang ihm vortrefflich und ſeine Arbeiten dieſer Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das ekle Publicum durch keines ſeiner für das regelmäßige Franzöſiſche Theater geſchriebenen Stücke be-

friedigen konnte, so glücklich war er mit seiner Metromanie. Er wußte in demselben seine Landsleute dergestalt von der schwachen Seite zu fassen, daß sein Stück, sogleich bei seiner Erscheinung und noch lange Jahre nachher, fortdauernd überschätzt wurde. Man setzte es den Molière'schen an die Seite, mit denen es sich denn doch auf keine Weise messen kann. Doch kommt man freilich, nach und nach, auch in Frankreich auf die Spur, dieses Stück nach seinem wahren Werthe zu schätzen.

Ueberhaupt war nichts für die Franzosen schwerer, als einen Mann wie Piron zu rangiren, der bei einem vorzüglichen und gerade seiner Nation zusagenden Talent, in seinen meisten Arbeiten so viel zu wünschen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf excentrisch; ein gewaltsam unanständiges Gedicht nöthigte ihn aus seiner Vaterstadt zu fliehen und sich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Wesen verläugnete er nie ganz, seine lebhaften, oft egoistischen Ausfälle, seine treffenden Epigramme, Geist und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote standen, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu scheinen, sich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, sondern auch als Rival auftreten durfte.

Was übrigens die ihren Piron genugsam schätzenden Franzosen von ihm auch immer Gutes sagen können, schließt sich immer mit dem Refrain, den Diderot schon

hier als eine gewöhnliche Redensart aufführt: „Was den Geschmack betrifft, von dem hat euer Piron auch nicht die mindeste Ahnung.“

(Siehe Geschmack.)

Poinsinet.

Geb. zu Fontainebleau 1735. Geſt. 1769.

Es gibt in der Literatur, wie in der Gesellschaft, solche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu- und vordringlich sind, und indem sie leicht von jedem übersehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren.

Indessen gewinnen diese Personen doch immer genug dabei, sie leben, wirken, werden genannt, und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt bringt sie nicht aus der Fassung, sie sehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

Eine solche Figur ist Poinsinet in der Französischen literarischen Welt. Bis zum Unglaublichen geht was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn mystificirt, und selbst sein trauriger Tod, indem er in Spanien ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den sein Leben machte, hinweg; so wie der Frosch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplatzert hat, mit einem stärkeren Knalle endet.

Rameau.

Geb. zu Dijon 1683. Geſt. zu Paris 1764.

Nachſtehendes Urtheil Rouſſeau's über die Rameau'ſchen Verdienſte trifft mit Diderot's Aeußerungen genau zuſammen und iſt geſchickt, unſern Leſern die Ueberſicht der Hauptfrage zu erleichtern.

Die theoretiſchen Werke Rameau's haben das ſonderbare Schickſal, daß ſie ein großes Glück machten, ohne daß man ſie geleſen hatte, und man wird ſie jetzt noch viel weniger leſen, ſeitdem Herr d'Alembert ſich die Mühe gegeben, die Lehre dieſes Verfaſſers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergeſtalt entſchädigt finden, daß wir ſie keineswegs vermiſſen. Dieſe verſchiedenen Werke enthalten nichts Neues, noch Nützliches, als das Princip des Grundbaſſes; aber es iſt kein kleines Verdienſt einen Grundſatz, wär' er auch willkürlich, in einer Kunſt feſtzuſetzen, die ſich dazu kaum zu bequemen ſchien, und die Regeln dergeſtalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Compoſition, wozu man ſonſt zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Muſiker haben Herrn Rameau's Entdeckung begierig ergriffen, indem ſie ſolche zu verachten ſcheinen wollten. Die Schüler haben ſich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältiget. Man ſah von allen Seiten kleine, zweytägige Componiſten, die meiſten ohne Talente, welche

nun, auf Unkoſten ihres Meiſters, die Lehrer ſpielten, und auf dieſe Weiſe haben die großen reellen und gründlichen Dienſte, welche Herr Rameau der Muſik geleiſtet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich ſich von ſchlechter Muſik und ſchlechten Muſikern überſchwemmt ſah, weil jeder ſchon glaubte alle Feinheiten der Kunſt einzuſehen, ſobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonien erfinden wollten, ehe die Erfahrung ihrem Ohr die gute zu unterſcheiden gelehrt hatte.

Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, ſo hat man ihnen zuerſt die Verbindlichkeit, daß ſie das lyriſche Theater über die gemeinen Breter erhuben. Er hat kühn den kleinen Cirkel der ſehr kleinen Muſik durchbrochen, innerhalb deſſen unſere kleinen Muſiker ſich, ſeit dem Tode des großen Lulli, immer herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht genug ſeyn wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzuſprechen, man doch geſtehen müßte, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Muſiker in den Stand geſetzt, die ihrigen ungeſtraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen iſt. Er hat die Dornen gefühlt, ſeine Nachfolger pflücken die Roſen.

Man beſchuldigt ihn ſehr leichtſinnig, wie mir ſcheint, nur ſchlechte Texte componirt zu haben: denn wenn dieſer Vorwurf einigen Sinn haben ſollte; ſo müßte man zeigen, daß er ſich in dem Fall befunden, wählen zu

können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründeter iſt der Vorwurf, daß er ſeinen Text nicht immer verſtanden, daß er die Abſicht des Poeten übel gefaßt oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle geſetzt, daß er vieles widerſinnig ausgedrückt. Es war nicht ſeine Schuld, daß er ſchlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er beſſere genugſam in's Licht geſtellt hätte. Gewiß ſteht er, von Seiten des Geiſts und der Einſicht, weit unter Lulli, ob er gleich ihm, von Seiten des Ausdrucks, faſt vorzuziehen iſt.

Man muß in Herrn Rameau ein ſehr großes Talent erkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmoniſcher Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; man muß ihm die Kunſt zugeſtehen, ſich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, ſie zu verzieren, zu verſchönern und ſeine eigenen auf vielfältige Weiſe umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit neue zu erfinden, mehr Geſchicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wiſſen als Genie, oder wenigſtens ein Genie erſtickt durch zu vieles Wiſſen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und ſehr oft einen ſchönen Geſang.

Sein Recitativ iſt nicht ſo natürlich, aber viel mannichfaltiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswerth, übrigens ſchlecht faſt durchaus. Vielleicht iſt dieß eben ſo ſehr der Fehler der Gattung, als

vermacht. Der Scherz konnte für ſehr anmuthig gelten, indem der Bezug der Legate auf die Legatarien theils Mängel, theils geſteigerte Vorzüge derſelben andeutete, und ich ſchrieb dieſes Gedicht unmittelbar in jener Vorausſetzung.

31) Eine Geſellſchaft verſammelter Weimariſcher Freunde hatte ſich verabredet meinen Geburtstag zu feyern und ich veranſtaltete, als die Nachricht zu mir kam, daß die beiden Strophen gerade am Schluß des Feſtes zu dankbarer Erwiederung konnten vorgetragen werden.

32 — 37) Sind als Aufblicke von Galanterie, Neigung, Anhänglichkeit und Leidenſchaft im Conflict mit Weltleben und täglicher Beſchäftigung zu betrachten; wie denn der Liebende auch als Wetterbeobachter auftritt.

38) Dieſes Gedicht, die Leiden einer bangenden Liebe ausdrückend, ſteht ſchon im vorigen Band an ſeinem gemüthlichen Platze; hier durfte es nicht fehlen, weil es urſprünglich durch die hohe Kunſt der Madam Szymanowska, der trefflichſten Pianoſpielerin, zu bedenklicher Zeit und Stunde aufgeregt und ihr urſprünglich übergeben wurde.

39) Frau Hofmarſchall von Spiegel hatte mir ein neues Album im Jahre 1821 übergeben; es war mir im Augenblick nicht möglich etwas Gehöriges zu finden, ich behielt mir ein paar weiße Seiten vor. Ende Februar 1821 erbat ich mir das Album wieder und ſchrieb jenes Gedicht hinein. Die zwey mittleren Stanzen wird man in dem Maskenzuge „die romantiſche Poeſie“ wiederfinden, wo gedachte Dame als Prin-

der seinige. Denn sehr oft, weil er sich der Declamation zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barock und seine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt das wahre Recitativ zu fassen und bis unter die Schafheerde zu bringen; so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können.

Er ist der erste, der Symphonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glich vor seiner Zeit einer Truppe blinder Musikanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden. Er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts beisammen zu seyn, stark oder leise zu spielen und dem Acteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt; den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unsers Opernorchesters.

Und ich sage, Herr Rameau hat dieses Orchester, es sey wie es will, mißbraucht; er machte die Begleitungen so confus, so überladen, so häufig, daß einem der Kopf springen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente, während der Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt

es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitirten Scene ein unerwarteter Bogenstrich den zerstreutesten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerksam machen, die ihm der Verf. darstellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will, und das wird kein Orchester leisten, das nicht aufhört zu kratzen.

Ein andrer, noch stärkerer Grund gegen die überladenen Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie hervorbringen sollten. Anstatt die Aufmerksamkeit des Zuschauers angenehmer festzuhalten, so theilen sie solche um sie zu zerstören. Ehe man mich beredet, daß drey oder vier Motive, durch drey oder vier Instrumente übereinander gehäuft, etwas Lobenswürdiges seyen, so muß man mir erst beweisen, daß drey oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig sind. Alle diese beliebten Feinheiten der Kunst, diese Nachahmungen, diese Doppelmotive, diese gezwungenen Bässe, diese Gegenfugen sind nur ungestalte Ungeheuer, Denkmale des schlechten Geschmacks, die man in die Klöster verweisen soll, dort mag ihre letzte Zuflucht seyn.

Um schließlich nochmals auf Herrn Rameau zu kommen, so denke ich, niemand hat besser, als er, den Geist des Einzelnen gefaßt, niemand hat besser die Kunst der Contraste verbunden; aber zu gleicher Zeit hat er seinen Opern jene glückliche und so sehr gewünschte Einheit

nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zusammenzusetzen.

Rameau's Neffe.

Das bedeutende Werk, welches wir unter diesem Titel dem Deutschen Publicum übergeben, ist wohl unter die vorzüglichsten Arbeiten Diderot's zu rechnen. Seine Nation, ja sogar seine Freunde warfen ihm vor, er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganze schreiben. Dergleichen Redensarten sagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitre Untersuchung geschmälert. Diejenigen, die also urtheilen, hatten wohl den Jacques le fataliste nicht gelesen; und auch gegenwärtige Schrift gibt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogensten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganze zu vereinigen wußte. Man mochte übrigens als Schriftsteller von ihm denken, wie man wollte, so waren doch Freunde und Feinde darin einverstanden, daß niemand ihn, bei mündlicher Unterhaltung, an Lebhaftigkeit, Kraft, Geist, Mannichfaltigkeit und Anmuth übertroffen habe.

Indem er also für die gegenwärtige Schrift eine Gesprächsform wählte, setzte er sich selbst in seinen Vortheil, brachte ein Meisterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die

redneriſche und moraliſche Abſicht deſſelben iſt mannichfaltig. Erſt bietet er alle Kräfte des Geiſtes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu ſchildern, wobei denn ihre Patrone keineswegs geſchont werden. Zugleich bemüht ſich der Verf. ſeine literariſchen Feinde als eben dergleichen Heuchler- und Schmeichlervolk zuſammenzuſtellen und nimmt ferner Gelegenheit ſeine Meinung und Geſinnung über Franzöſiſche Muſik auszuſprechen.

So heterogen dieſes letzte Ingrediens zu den vorigen ſcheinen mag, ſo iſt es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde gibt: denn indem ſich in der Perſon von Rameau's Neffen eine entſchieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußern Anlaß fähige Natur ausſpricht, und alſo unſere Verachtung, ja ſogar unſern Haß erregt; ſo werden doch dieſe Empfindungen dadurch gemildert, daß er ſich als ein nicht ganz talentloſer, phantaſtiſch-praktiſcher Muſikus manifeſtirt. Auch in Abſicht der poetiſchen Compoſition gewährt dieſes, der Hauptfigur angeborne Talent einen großen Vortheil, indem der als Repräſentant aller Schmeichler und Abhänglinge geſchilderte, ein ganzes Geſchlecht darſtellende Menſch nunmehr als Individuum, als beſonders bezeichnetes Weſen, als ein Rameau, als ein Neffe des großen Rameau lebt und handelt.

Wie vortrefflich dieſe von Anfang angelegten Fäden in einander geſchlungen ſind, welche köſtliche Abwech-

ſelung der Unterhaltung aus dieſem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze, trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengeſtellt iſt, doch aus lauter wirklichen, Pariſer Elementen zuſammengeſetzt erſcheint, mag der verſtändige Leſer und Wiederleſer ſelbſt entdecken. Denn das Werk iſt ſo glücklich aus- und durchgedacht, als erfunden. Ja ſelbſt die äußerſten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen durften, erreicht es mit zweckmäßigem Bewußtſeyn. Möge dem Beſitzer des Franzöſiſchen Originals gefallen, dem Publicum auch dieſes baldigſt mitzutheilen; als das claſſiſche Werk eines abgeſchiedenen, bedeutenden Mannes mag alsdann ſein Ganzes in völliger unberührter Geſtalt hervortreten.

Eine Unterſuchung zu welcher Zeit das Werk wahrſcheinlich geſchrieben worden, möchte wohl hier nicht am unrechten Platze ſtehn. Von dem Luſtſpiele Paliſſot's, die Philoſophen, wird als von einem erſt erſchienenen oder erſcheinenden Werke geſprochen. Dieſes Stück wurde zum erſten Mal den 2ten Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer ſolchen öffentlichen, perſönlichen Satyre mag auf Freunde und Feinde in der ſo lebhaften Stadt groß genug geweſen ſeyn.

In Deutſchland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende, theils durch Flugſchriften, theils vom Theater herab, andern zu ſchaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die

Sache nur ganz ruhig abwarten, und so ist in kurzer Zeit alles wieder im Gleise, als wäre nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satyre nur die Anmaßlichkeit und das Scheinverdienst zu fürchten. Alles ächte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt werth, und man wird den gesetzten Mann, wenn sich die Staubwolken verzogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu steigern, wenn er von der Nation früher oder später begriffen seyn will; so kann er dieß auch um so gelassener abwarten, weil bei dem unzusammenhängenden Zustande unsres Vaterlandes, jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens stürmen wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger Mensch, er lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft. Wie sollte es sich eine Französische, bedeutende Societät in Paris, an die sich so viele angeschlossen hatten, die von so wichtigem Einfluß war, wie sollte sie sich gefallen lassen, daß mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich ausgestellt und an dem Orte ihres Lebens und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewaltsame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publicum, im Ganzen genommen, ist nicht

fähig irgend ein Talent zu beurtheilen: denn die Grundsätze, wornach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht, durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu beurtheilen, dazu gibt jedem sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und jeder findet es behaglich diesen nicht an sich selbst, sondern an einen andern anzulegen. Deßhalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publicum schaden wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, muthmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorzuwerfen. Der eigentliche Gesichtspunct, was einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verruckt, und man zieht diesen, zum Vortheile der Welt und der Menschen, besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit, zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache jeder an sich selbst, was daran fehlt berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit

Dank

Dank an und bilde ſich nicht ein, daß ſie befugt ſey, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu ſitzen.

Indeſſen kann man nicht läugnen, daß ſich niemand gern des löblichen Wunſches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geiſtes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens geſellt zu finden; und dieſer durchgängige Wunſch, wenn er auch ſo ſelten erfüllt wird, iſt ein klarer Beweis von dem unabläſſigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menſchlichen Natur, als ihr ſchönſtes Erbtheil, angeboren iſt.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo finden wir, indem wir zu unſern Franzöſiſchen Streitern zurückkehren, daß, wenn Paliſſot nichts verſäumte ſeine Gegner im moraliſchen Sinne herabzuſetzen, Diderot in vorliegender Schrift alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunſt und Galle vermögen, um dieſen Gegner als den verworfenſten Sterblichen darzuſtellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieſes geſchieht, würde vermuthen laſſen, daß der Dialog in der erſten Hitze, nicht lange nach der Erſcheinung des Luſtſpiels der Philoſophen geſchrieben worden, um ſo mehr, als noch von dem ältern Rameau darin, als von einem lebenden, wirkenden Manne geſprochen wird, welcher 1764 geſtorben iſt. Hiermit trifft überein, daß die faux généreux des Le Bret, deren als eines mißrathenen Stückes gedacht wird, im Jahre 1758 herausgekommen.

Spottſchriften wie die gegenwärtige mögen damals

vielfach erschienen seyn, wie aus des Abbé Morellet Vision de Charles Palissot und andern erhellet. Sie sind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderot'sche Werk ist lange im Verborgenen geblieben.

Wir sind weit entfernt, Palissot für den Bösewicht zu halten, als der er im Dialog aufgestellt wird. Er hat sich als ein ganz wackrer Mann, selbst durch die Revolution durch, erhalten, lebt wahrscheinlich noch und scherzt in seinen kritischen Schriften, in denen sich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht verkennen läßt, selbst über das schreckliche Fratzenbild, das seine Widersacher von ihm aufzustellen bemüht gewesen.

Tencin (Madame de).

Bei der geselligen Natur der Franzosen mußten die Frauen bald ein großes Uebergewicht in der Societät erhalten, indem sie doch immer als Präsidentinnen anzusehen sind, die, bei der Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit der Männer, durch einen gewissen, allgemeinen Ton des Anstandes und der Duldung einer Zusammenkunft von bedeutenden Menschen Haltung und Dauer zu geben wissen.

Madame de Tencin ist eigentlich die Stifterin der neuern Pariser Gesellschaften, welche sich unter den Augen merkwürdiger Frauen versammelten.

Im geselligen und thätigen Leben entwickelte sie die größten Vorzüge; sie verbarg unter der äußern, unscheinbaren Hülle einer gutmüthigen Gevatterin die tiefste Menschenkenntniß und das größte Geschick in weltlichen Dingen zu wirken.

Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienste ab, indem er sie unter den größten Geistern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, Deffessarts, du Deffant, Mademoiselle l'Espinasse, würde einen schönen Beitrag zur Menschen- und besonders zur Franzosen-Kenntniß geben. Marmontel hat in seinen Mémoires hierzu sehr viel geleistet.

Tencin (Cardinal).

Geb. 1679. Starb im 80sten Jahr.

Er stand mit Law in Verbindung, ward Minister, wie man behauptet, durch die Geschicklichkeit seiner Schwester, und ließ seine Geistesfähigkeiten in zweydeutigem Rufe, als er sich zurückzog. Diderot scheint unter die zu gehören, die günstig von ihm urtheilen.

Trublet (Abbé).

Geb. St. Malo 1697. Gest. 1770.

Fontenelle und la Motte, zwey Männer von Talent und Geist, jedoch mehr zur Prosa als zur Poesie geneigt,

zeſſin von Byzanz mit König Rother im Glanze der Schönheit und Majeſtät auftrat. Schade daß ſolche Erſcheinungen nicht feſtgehalten, ja nicht einmal, wie gute Theaterſtücke, wiederholt werden können.

10) Der zierlichſten aus den Wellen gebornen Undine auf einem Maskenball durch einen neckiſchen Unterhändler zugebracht.

11) Ein vorzügliches Blumengemählde in dem reichſten Goldrahmen an paſſender Stelle geziemend dargebracht.

12) Dieſes Gedicht begleitete einen geſchlungenen Lorbeer- und Myrtenkranz zum Symbol eines wie Hatem und Suleika in Liebe und Dichtung wetteifernden Paares.

13) Ausruf im Frühling an Geſunde und Geneſende.

14) An Julie Gräfin Egloffſtein, die ein ſeltenes Talent zur bildenden Kunſt mit manchem andern und überdieß mit perſönlichen Eigenſchaften verbindet, welche allein hinreichend wären ſie als höchſt vorzüglich in der Welt auftreten zu laſſen. Dieſes Gedicht ward veranlaßt durch unverwelkliche Blumen von ausgezeichneter Schönheit.

15) Derſelben auf die Reiſe mitgegeben, die ſie in einigem Zwieſpalt zwiſchen ſich und eifrig berathenden Freunden antrat, welche beſonders wegen Anwendung ihres ſchönen Talents nicht einig werden konnten.

16) Ebendieſelbe hatte ſich zu einem Aufenthalt in Dresden entſchloſſen, wo ſie die eigentlichſte Förderniß ihrer Bemühungen finden konnte.

gedachten die erstere auf Kosten der letztern zu erheben, und konnten doch immer eine Zeit lang den Theil des Publicums, der sich selbst äußerst prosaisch fühlt, so wenig er auch die Poesie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literarischen Verdiensten, schlug sich auf ihre Seite, und brachte überhaupt sein Leben in Beschauung und Anbetung dieser beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaire's feindseligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch, nach fünf und zwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Begünstigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

Voltaire.

Geb. 1694. Gest. 1778.

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherren in sich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Eben so geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig dem XIV ein Französischer König im höchsten Sinne,

und eben ſo in Voltairen der höchſte unter den Franzoſen denkbare, der Nation gemäßeſte Schriftſteller.

Die Eigenſchaften ſind mannichfaltig, die man von einem geiſtvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzoſen ſind hierin, wo nicht größer, doch mannichfaltiger als die andrer Nationen.

Wir ſetzen den bezeichneten Maßſtab, vielleicht nicht ganz vollſtändig und freilich nicht methodiſch genug gereiht, zu heiterer Ueberſicht hieher.

Tiefe, Genie, Anſchauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienſt, Adel, Geiſt, ſchöner Geiſt, guter Geiſt, Gefühl, Senſibilität, Geſchmack, guter Geſchmack, Verſtand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hoften, Mannichfaltigkeit, Fülle, Reichthum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes, Petillantes, Pikantes, Delicates, Ingenioſes, Styl, Verſification, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung.

Von allen dieſen Eigenſchaften und Geiſtesäußerungen kann man vielleicht Voltairen nur die erſte und die letzte, die Tiefe in der Anlage, und die Vollendung in der Ausführung, ſtreitig machen. Alles was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weiſe die Breite der Welt ausfüllt, hat er beſeſſen und dadurch ſeinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es iſt ſehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzoſen in ihrer Sprache, ſtatt jener von uns verzeichneten Worte, ähnliche oder gleich bedeutende gebrauchen und in dieſem oder jenem Falle anwenden. Eine hiſtoriſche Darſtellung der Franzöſiſchen Aeſthetik von einem Deutſchen wäre daher höchſt intereſſant, und wir würden auf dieſem Wege vielleicht einige Standpuncte gewinnen, um gewiſſe Regionen Deutſcher Art und Kunſt, in welchen noch viel Verwirrung herrſcht, zu überſehen und zu beurtheilen, und eine allgemeine Deutſche Aeſthetik, die jetzt noch ſo ſehr an Einſeitigkeiten leidet, vorzubereiten.

Diderot's Verſuch über die Mahlerey.

Ueberſetzt und mit Anmerkungen begleitet.

Geſtändniß des Ueberſetzers.

Woher kommt es wohl, daß man, obgleich dringend aufgefordert, ſich doch ſo ungern entſchließt, über eine Materie, die uns geläufig iſt, eine zuſammenhangende Abhandelung zu ſchreiben? eine Vorleſung zu entwerfen? Man hat alles wohl überlegt, den Stoff ſich vergegenwärtiget, ihn ſo gut man nur konnte geordnet, man hat ſich aus allen Zerſtreuungen zurückgezogen, man nimmt die Feder in die Hand, und noch zaudert man, anzufangen.

In demſelbigen Augenblicke tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein, wir glauben uns geſtört, und von unſerm Gegenſtande hinweggeführt; aber unvermuthet lenkt ſich das Geſpräch auf denſelben, der Ankömmling läßt entweder gleiche Geſinnungen merken, oder er drückt das Gegentheil unſerer Ueberzeugung aus, vielleicht trägt er etwas nur halb und unvollſtän-

dig vor, das wir beſſer zu überſehen glauben, oder erhöht unſere eigne Vorſtellung, unſer eignes Gefühl, durch tiefere Einſicht, durch Leidenſchaft für die Sache. Schnell ſind alle Stockungen gehoben, wir laſſen uns lebhaft ein, wir vernehmen, wir erwidern. Bald gehen die Meinungen gleichen Schrittes, bald durchkreuzen ſie ſich, das Geſpräch ſchwankt ſo lange hin und her, kehrt ſo lange in ſich ſelbſt zurück, bis der Kreis durchlaufen und vollendet iſt. Man ſcheidet endlich von einander, mit dem Gefühl, daß man ſich für dießmal nichts weiter zu ſagen habe.

Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorleſung nicht gefördert. Die Stimmung iſt erſchöpft, man wünſcht, daß ein Geſchwindſchreiber das verüberrauſchende Geſpräch aufgefaßt haben möchte. Man erinnert ſich mit Vergnügen der ſonderbaren Wendungen des Dialogs, wie, durch Widerſpruch und Einſtimmung, durch Zweyſeitigkeit und Vereinigung, durch Rückwege ſo wie durch Umwege, das Ganze zuletzt umſchrieben und beſchränkt werden, und jeder einſeitige Vortrag, er ſey noch ſo vollſtändig, noch ſo methodiſch gefaßt, kommt uns traurig und ſteif vor.

Daher mag es kommen! Der Menſch iſt kein lehrendes, er iſt ein lebendes, handelndes und wirkendes Weſen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns! und ſo iſt auch dieſe Ueberſetzung mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen entſtanden.

Eben als ich in Begriff war, eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunſt, nach unſerer Ueberzeugung, zu entwerfen, fällt mir Diderot's Verſuch über die Mahlerey zufällig wieder in die Hände. Ich unterhalte mich mit ihm auf's neue, ich tadle ihn, wenn er ſich von dem Wege entfernt, den ich für den rechten halte, ich freue mich, wenn wir wieder zuſammentreffen, ich eifre über ſeine Paradoxe, ich ergötze mich an der Lebhaftigkeit ſeiner Ueberblicke, ſein Vortrag reißt mich hin, der Streit wird heftig, und ich behalte freilich das letzte Wort, da ich mit einem abgeſchiednen Gegner zu thun habe.

Ich komme wieder zu mir ſelbſt! Ich bemerke, daß dieſe Schrift ſchon vor dreyßig Jahren geſchrieben iſt, daß die paradoxen Behauptungen vorſätzlich gegen pedantiſche Manieriſten der Franzöſiſchen Schule gerichtet ſind, daß ihr Zweck nicht mehr ſtatt findet, und daß dieſe kleine Schrift mehr einen hiſtoriſchen Ausleger verlangt, als einen Gegner auffordert.

Werde ich aber bald darauf wieder gewahr, daß ſeine Grundſätze, die er mit eben ſo viel Geiſt als rhetoriſch ſophiſtiſcher Kühnheit und Gewandtheit geltend macht, mehr um die Inhaber und Freunde der alten Form zu beunruhigen, und eine Revolution zu veranlaſſen, als ein neues Kunſtgebäude zu errichten; daß ſeine Geſinnungen, die nur zu einem Uebergang vom Manierirten, Conventionellen, Habituellen, Pedantiſchen, zum Ge-

fühlten, Begründeten, Wohlgeübten und Liberalen einladen ſollten, in der neuern Zeit als theoretiſche Grundmaximen fortſpuken, und ſehr willkommen ſind, indem ſie eine leichtſinnige Praktik begünſtigen: dann finde ich meinen Eifer wieder am Platz, ich habe nicht mehr mit dem abgeſchiedenen Diderot, nicht mit ſeiner, in gewiſſem Sinne ſchon veralteten, Schrift, ſondern mit denen zu thun, die jene Revolution der Künſte, welche er hauptſächlich mit bewirken half, an ihrem wahren Fortgange hindern, indem ſie ſich auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuſcherey, zwiſchen Kunſt und Natur hinſchleifen, und eben ſo wenig geneigt ſind eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine gegründete Thätigkeit der Kunſt zu befördern.

Möge denn alſo dieſes Geſpräch, das auf der Gränze zwiſchen dem Reiche der Todten und Lebendigen geführt wird, auf ſeine Weiſe wirken, und die Geſinnungen und Grundſätze, denen wir ergeben ſind, bei allen, denen es Ernſt iſt, befeſtigen helfen!

Erſtes Capitel.

Meine wunderlichen Gedanken über die Zuſammen.

„Die Natur macht nichts Incorrectes. Jede Ge„ſtalt, ſie mag ſchön oder häßlich ſeyn, hat ihre Urſache, „und unter allen exiſtirenden Weſen iſt kein's, das nicht „wäre, wie es ſeyn ſoll.“

Die Natur macht nichts Inconſequentes, jede Geſtalt, ſie ſey ſchön oder häßlich, hat ihre Urſache, von der ſie beſtimmt wird, und unter allen organiſchen Naturen, die wir kennen, iſt keine, die nicht wäre, wie ſie ſeyn kann.

So müßte man allenfalls den erſten Paragraphen ändern, wenn er etwas heißen ſollte. Diderot fängt gleich von Anfang an die Begriffe zu verwirren, damit er künftig, nach ſeiner Art, Recht behalte. Die Natur iſt niemals correct! dürfte man eher ſagen. Correction ſetzt Regeln voraus, und zwar Regeln, die der Menſch ſelbſt beſtimmt, nach Gefühl, Erfahrung, Ueberzeugung und Wohlgefallen, und darnach mehr den äußern Schein als das innere Daſeyn eines Geſchöpfes beurtheilt; die Geſetze hingegen nach denen die Natur wirkt, fordern den ſtrengſten, innern organiſchen Zuſammenhang. Hier ſind Wirkungen und Gegenwirkungen, wo man immer die Urſache als Folge und die Folge als Ur-

ſache betrachten kann. Wenn ein's gegeben iſt, ſo iſt das andere unausbleiblich. Die Natur arbeitet auf Leben und Daſeyn, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geſchöpfes, unbekümmert ob es ſchön oder häßlich erſcheine. Eine Geſtalt, die von Geburt an ſchön zu ſeyn beſtimmt war, kann, durch irgend einen Zufall, in Einem Theile verletzt werden, ſogleich leiden andere Theile mit. Denn nun braucht die Natur Kräfte, den verletzten Theil wieder herzuſtellen, und ſo wird den übrigen etwas entzogen, wodurch ihre Entwicklung durchaus geſtört werden muß. Das Geſchöpf wird nicht mehr, was es ſeyn ſollte, ſondern was es ſeyn kann. Nimmt man in dieſem Sinne den folgenden Paragraphen, ſo iſt weiter nichts dagegen einzuwenden.

„Sehet dieſe Frau an, die in der Jugend ihre Au„gen verloren hat. Das allmähliche Wachsthum der „Augenhöhle hat die Lieder nicht ausgedehnt, ſie ſind in „die Tiefe zurückgetreten, die durch das fehlende Organ „entſtanden iſt, ſie haben ſich zuſammengezogen. Die „obern haben die Augenbrauen mit fortgeriſſen, die un„tern haben die Wangen ein wenig hinaufgehoben. Die „Oberlippe, indem ſie dieſer Bewegung nachgab, hat „ſich gleichfalls in die Höhe gezogen, und ſo ſind alle „Theile des Geſichtes geſtört worden, je nachdem ſie „näher oder weiter von dem Hauptorte des Zufalls ent„fernt waren. Glaubt ihr aber, daß dieſe Entſtellung „ſich bloß in das Oval eingeſchloſſen habe? glaubt ihr,

„daß der Hals völlig frei geblieben ſey? und die Schul-
„tern und die Bruſt? Ja freilich für eure Augen und
„für die meinen. Aber ruft die Natur herbei, zeigt ihr
„dieſen Hals, dieſe Schultern, dieſe Bruſt, und ſie wird
„ſagen: dieß ſind Glieder eines Weibes, die ihre Augen
„in der Jugend verloren hat.

„Wendet einen Blick auf dieſen Mann, deſſen Rü-
„cken und Schultern eine erhobene Geſtalt angenommen
„haben. Indeſſen die Knorpel des Halſes vorn aus ein-
„ander gingen, drückten ſich hinten die Wirbelbeine nie-
„der; der Kopf iſt zurückgeworfen, die Hände haben
„ſich an den Gelenken des Arms verſchoben, die Ellen-
„bogen ſich zurückgezogen; alle Glieder haben den ge-
„meinſchaftlichen Schwerpunct geſucht, der einem ſo
„verſchobenen Syſtem zukam; das Geſicht hat darüber
„einen Zug von Zwang und Mühſeligkeit angenommen.
„Bedeckt dieſe Geſtalt, zeigt der Natur ihre Füße, und
„die Natur, ohne zu ſtocken, wird euch antworten: es
„ſind die Füße eines Bucklichten.“

Vielleicht ſcheint manchem die vorſtehende Behaup-
tung übertrieben, und doch iſt es im ſchärfſten Sinne
wahr: daß die Conſequenz der organiſirenden Natur, im
geſunden Zuſtande ſowohl als im kranken, über alle un-
ſere Begriffe geht.

Wahrſcheinlich hätte ein Meiſter der Semiotik die
beiden Fälle, welche Diderot nur als Dilettant beſchreibt,
beſſer dargeſtellt, doch haben wir ihm hierüber den Krieg

37) Dieſelbe hatte ſich nun aus dem kleinen Format in größeres erhoben, worin es ihr ebenfalls nach Wunſch glückte.

38) Zum Abſchluß eines vollgeſchriebenen und vollgezeichneten Albums.

39) Herrn Canzler von Müller hatte ich das vorige Jahr ein vollſtändiges Exemplar meiner Werke zum Geburtstage überreicht, ungebunden und ungeſchmückt. Derſelbe gab mir ein Jahr darauf den erſten Band gebunden zurück und Gelegenheit mich an demſelben Tage nachträglich einzuzeichnen.

50) Thaers Jubelfeſt, bei welchem ich, obſchon abweſend, meinen aufrichtigen Antheil dem würdigen Manne zu beweiſen nicht verfehlen wollte. Es ward von Zelter componirt und von ihm an Ort und Stelle ſelbſt ausgeführt. Bei dieſer Gelegenheit fällt mir auf daß an einen ſo geiſtverwandten und herzverbundenen Freund wie Zelter kein beſonderes Gedicht in dieſer ganzen Sammlung ſich vorfindet. Es kommt aber daher, daß alles Lyriſche was ich ſeit dreyßig Jahren gedichtet, als in ſeinem Sinne und Geiſte verfaßt ihm zu eigentlicher muſikaliſcher Belebung geſendet worden.

51) Mit dieſem Gedichte ſuchte ich den vielfachen Ausdruck von Liebe und freundſchaftlicher Neigung zur Feyer meines ſiebzigſten Geburtstags nach allen Seiten hin dankbar zu erwiedern.

52) Hierauf ließ der immer thätige und ergetzliche junge Freund Sulpiz Boiſſerée die zum Andenken auf einen mit Söhnen reich geſegneten Ritter Waldſtein geſchlagene Medaille

nicht zu machen, wir müssen sehen, wozu er seine Beispiele brauchen will.

„Wenn die Ursachen und Wirkungen uns völlig anschaulich wären, so hätten wir nichts Besseres zu thun, „als die Geschöpfe darzustellen, wie sie sind; je vollkommener die Nachahmung wäre, je gemäßer den Ursachen, desto zufriedener würden wir seyn.“

Hier kommen die Grundsätze Diderot's, die wir bestreiten werden, schon einigermaßen zum Vorschein. Die Neigung aller seiner theoretischen Aeußerungen geht dahin, Natur und Kunst zu confundiren, Natur und Kunst völlig zu amalgamiren; unsere Sorge muß seyn, beide in ihren Wirkungen getrennt darzustellen. Die Natur organisirt ein lebendiges, gleichgültiges Wesen, der Künstler ein todtes, aber ein bedeutendes, die Natur ein wirkliches, der Künstler ein scheinbares. Zu den Werken der Natur muß der Beschauer erst Bedeutsamkeit, Gefühl, Gedanken, Effect, Wirkung auf das Gemüth selbst hinbringen, im Kunstwerke will und muß er das alles schon finden. Eine vollkommene Nachahmung der Natur ist in keinem Sinne möglich, der Künstler ist nur zur Darstellung der Oberfläche einer Erscheinung berufen. Das Aeußere des Gefäßes, das lebendige Ganze, das zu allen unsern geistigen und sinnlichen Kräften spricht, unser Verlangen reizt, unsern Geist erhebt, dessen Besitz uns glücklich macht, das Lebenvolle, Kräftige, Ausgebildete, Schöne, dahin ist der Künstler angewiesen.

Auf einem ganz andern Wege muß der Naturbetrachter gehn. Er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerstören, das Nothwendige kennen lernen, und, wenn er es fähig iſt, die Labyrinthe des organiſchen Baues, wie den Grundriß eines Irrgartens, in deſſen Krümmungen ſich ſo viele Spaziergänger abmüden, vor ſeiner Seele feſthalten.

Der lebendig genießende Menſch, ſo wie der Künſtler, fühlt, wie billig, ein Grauen, wenn er in die Tiefen blickt, in welchen der Naturforſcher, als in ſeinem Vaterlande herumwandelt, dagegen hat der reine Naturforſcher wenig Reſpect vor dem Künſtler, er ſieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixiren und der Welt mitzutheilen; den genießenden Menſchen hingegen betrachtet er gar als ein Kind, das mit Wonne das ſchmackhafte Fleiſch des Pfirſichs verzehrt, und den Schatz der Frucht, den Zweck der Natur, den fruchtbaren Kern nicht achtet und hinwegwirft.

So ſtehen Natur und Kunſt, Kenntniß und Genuß gegen einander, ohne ſich wechſelsweiſe aufzuheben, aber ohne ſonderliches Verhältniß.

Sehen wir nun die Worte unſeres Autors genau an, ſo verlangt er eigentlich vom Künſtler, daß er für Phyſiologie und Pathologie arbeiten ſolle, eine Aufgabe, die das Genie wohl ſchwerlich übernehmen würde.

Nicht beſſer iſt die folgende Periode, ja noch ſchlimmer, denn dieſe leidige, groß und ſchwerköpfige, kurz-

beinige, grobfüßige Figur würde man wohl ſchwerlich in einem Kunſtwerke dulden, wenn ſie auch noch ſo organiſch conſequent wäre. Ueberdieß kann ſie auch der Phyſiolog nicht brauchen, denn ſie ſtellt die menſchliche Geſtalt nicht im Durchſchnitte vor; der Patholog eben ſo wenig, denn ſie iſt nicht krankhaft, noch monſtros, ſondern nur ſchlecht und abgeſchmackt.

Wunderlicher, trefflicher Diderot, warum wollteſt du deine großen Geiſteskräfte lieber brauchen, um durcheinander zu werfen, als zurechtzuſtellen? Sind denn die Menſchen, die ſich, ohne Grundſätze, in der Erfahrung abmüden, nicht ohnehin ſchon übel genug dran?

„Ob wir nun gleich die Wirkungen und Urſachen „des organiſchen Baues nicht kennen, und aus eben die„ſer Unwiſſenheit uns an conventionelle Regeln gebun„den haben, ſo würde doch ein Künſtler, der dieſe Re„geln vernachläſſigte, und ſich an eine genaue Nachah„mung der Natur hielte, oft wegen zu großer Füße, „kurzer Beine, geſchwollener Knie, läſtiger und ſchwe„rer Köpfe entſchuldigt werden müſſen.“

Zu Anfang des vorſtehenden Perioden legt der Verfaſſer ſchon ſeine ſophiſtiſchen Schlingen, die er hinterher feſter zuziehen will. Er ſagt: wir kennen die Art nicht, wie die Natur bei der Organiſation verfährt, und wir ſind deßwegen über gewiſſe Regeln übereingekommen, mit denen wir uns behelfen, und nach denen wir uns, in Ermangelung einer beſſern Einſicht, zu richten pfle-

pflegen. Hier iſt es, wo ſich gleich unſer Widerſpruch laut erheben muß.

Ob wir die Geſetze der organiſirenden Natur kennen oder nicht, ob wir ſie beſſer kennen als vor dreyßig Jahren, da unſer Gegner ſchrieb, ob wir ſie künftig beſſer kennen werden, wie tief wir in ihre Geheimniſſe dringen können? darnach hat der bildende Künſtler kaum zu fragen. Seine Kraft beſteht im Anſchauen, im Auffaſſen eines bedeutenden Ganzen, im Gewahrwerden der Theile, im Gefühl daß eine Kenntniß, die durch's Studium erlangt wird, nöthig ſey, und beſonders im Gefühl was denn eigentlich für eine Kenntniß, die durch's Studium erlangt wird, nöthig ſey; damit er ſich nicht zu weit aus ſeinem Kreiſe entferne, damit er das Unnöthige nicht aufnehme und das Nöthige verſäume.

Ein ſolcher Künſtler, eine Nation, ein Jahrhundert ſolcher Künſtler, bilden durch Beiſpiel und Lehre, nachdem die Kunſt ſich lange empiriſch fortgeholfen hat, endlich die Regeln der Kunſt. Aus ihrem Geiſte und ihrer Hand entſtehen Proportionen, Formen, Geſtalten, wozu ihnen die bildende Natur den Stoff darreichte; ſie conveniren nicht über dieß und jenes, das aber anders ſeyn könnte, ſie reden nicht mit einander ab, etwas Ungeſchicktes für das Rechte gelten zu laſſen, ſondern ſie bilden zuletzt die Regeln aus ſich ſelbſt, nach Kunſtgeſetzen, die eben ſo wahr in der Natur des bildenden Genius lie-

gen, als die groſse allgemeine Natur die organiſchen Geſetze ewig thätig bewahrt.

Es iſt hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum der Erde, unter welcher Nation, zu welcher Zeit, man dieſe Regeln entdeckt und befolgt habe. Es iſt die Frage nicht, ob man an andern Orten, zu andern Zeiten, unter andern Umſtänden davon abgewichen ſey, ob man hie und da etwas Conventionelles dem Geſetzmäßigen ſubſtituirt habe; ja es iſt nicht einmal die Frage, ob die ächten Regeln jemals gefunden oder befolgt worden ſind? ſondern man muß kühn behaupten, daß ſie gefunden werden müſſen, und daß, wenn wir ſie dem Genie nicht vorſchreiben können, wir ſie von dem Genie zu empfangen haben, das ſich ſelbſt in ſeiner höchſten Ausbildung fühlt und ſeinen Wirkungskreis nicht verkennt.

Was ſollen wir aber zu dem folgenden Perioden ſagen? Er enthält eine Wahrheit, aber eine überflüſſige; ſie iſt paradox hingeſtellt, um uns auf Paradoxe vorzubereiten.

„Eine krumme Naſe beleidigt nicht in der Natur, „weil alles zuſammenhängt, man wird auf dieſen Uebel„ſtand durch kleine nachbarliche Veränderungen geführt, „die ihn einleiten und erträglich machen. Verdrehte „man dem Antinous die Naſe, indem das Uebrige an „ſeinem Platze bliebe, ſo würde es übel ausſehen. „Warum? Antinous hat alsdann keine krumme, er hat „eine zerbrochne Naſe.“

Wir dürfen wohl nochmals fragen: was soll das hier bedeuten? was beweisen? und warum wird hier Antinous gebraucht? Jedes wohlgebildete Gesicht wird entstellt, wenn man die Nase auf die Seite biegt, und warum? weil die Symmetrie gestört wird, auf welcher die gute Bildung des Menschen beruht. Von einem Gesichte, das im Ganzen verschoben ist, dergestalt, daß man gar keine Forderung einer symmetrischen Stellung der Theile an dasselbe macht, sollte gar nicht die Rede seyn, wenn man auch von Kunst nur zum Scherz spräche.

Bedeutender ist folgende Periode, hier geht der Sophist schon mit vollen Segeln.

„Wir sagen von einem Menschen, den wir vorbei „gehen sehen: er sey übel gemacht. Ja nach unsern ar„men Regeln; aber nach der Natur beurtheilt, wird es „anders klingen. Wir sagen von einer Statue: sie habe „die schönsten Proportionen. Ja nach unsern armen „Regeln, aber was würde die Natur sagen?"

Mannichfaltig ist die Complication des Halben, Schiefen und Falschen in diesen wenigen Worten. Hier ist wieder die Lebenswirkung der organischen Natur, die sich in allen Störungsfällen, obgleich oft kümmerlich genug, in ein gewisses Gleichgewicht zu setzen weiß, und dadurch ihre lebendige, productive Realität auf das kräftigste beweist, der vollendeten Kunst entgegengesetzt, die auf ihrem höchsten Gipfel keine Ansprüche auf lebendige, productive und reproductive Realität macht, sondern die

Natur auf dem würdigſten Puncte ihrer Erſcheinung ergreift, ihr die Schönheit der Proportionen ablernt, um ſie ihr ſelbſt wieder vorzuſchreiben.

Die Kunſt übernimmt nicht mit der Natur, in ihrer Breite und Tiefe, zu wetteifern, ſie hält ſich an die Oberfläche der natürlichen Erſcheinungen; aber ſie hat ihre eigne Tiefe, ihre eigne Gewalt; ſie fixirt die höchſten Momente dieſer oberflächlichen Erſcheinungen, indem ſie das Geſetzliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenſchaft.

Die Natur ſcheint um ihrer ſelbſt willen zu wirken, der Künſtler wirkt als Menſch, um des Menſchen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, leſen wir uns im Leben das Wünſchenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künſtler dem Menſchen entgegenbringt, ſoll alles den Sinnen faßlich und angenehm, alles aufreizend und anlockend, alles genießbar und befriedigend, alles für den Geiſt nährend, bildend und erhebend ſeyn: und ſo gibt der Künſtler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweyte Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menſchlich vollendete zurück.

Soll dieſes aber geſchehen, ſo muß das Genie, der berufne Künſtler, nach Geſetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur ſelbſt vorſchrieb, die ihr nicht wider-

ſprechen, die ſein größter Reichthum ſind, weil er dadurch ſowohl den großen Reichthum der Natur als den Reichthum ſeines Gemüths beherrſchen und brauchen lernt.

„Es ſey mir erlaubt, den Schleier von meinem Buck„lichen auf die mediceiſche Venus überzutragen, ſo daß „man nur die Spitze ihres Fußes gewahr werde. Ueber„nähme nun die Natur zu dieſer Fußſpitze eine Figur „auszubilden, ſo würdet ihr vielleicht mit Verwunderung „unter ihrem Griffel ein häßliches und verſchobenes „Ungeheuer entſtehen ſehen; mich aber würde es wun„dern, wenn das Gegentheil geſchähe.“

Der flache Weg, den unſer Freund und Gegner mit den erſten Schritten eingeſchlagen, vor dem wir bisher zu warnen ſuchten, zeigt ſich nun hier in ſeiner völligen Ablenkung.

Was uns betrifft, ſo haben wir viel zu große Ehrfurcht vor der Natur, als daß wir ihre perſonificirte, göttliche Geſtalt für ſo täppiſch halten ſollten, in die Schlingen eines Sophiſten einzugehen, und, um ſeinen Scheingründen einiges Gewicht zu verſchaffen, mit ihrer nie abirrenden Hand eine Frage zu entwerfen. Sie wird vielmehr, wie das Orakel jene verfängliche Frage: ob der Sperling lebendig oder todt ſey? hier auch dieſe ungeſchickte Zumuthung beſchämen.

Sie tritt vor das verſchleierte Bild, ſieht die Fußſpitze und vernimmt warum der Sophiſt ſie aufgerufen

hat. Streng, aber ohne Unwillen, ruft sie ihm zu: du versuchst mich vergebens durch eine verfängliche Zweydeutigkeit! Laß den Schleier hängen, oder hebe ihn weg; ich weiß was drunter verborgen ist. Ich habe diese Fußspitze selbst gemacht, denn ich lehrte den Künstler, der sie bildete; ich gab ihm den Begriff vom Charakter einer Gestalt, und aus diesem Begriff sind diese Proportionen, diese Formen entstanden; es ist genug, daß diese Fußspitze zu dieser und zu keiner andern Statue passe, daß dieses Kunstwerk, das du mir zum größten Theil zu verbergen glaubst, mit sich selbst in Uebereinstimmung sey. Ich sage dir: diese Fußspitze gehört einer schönen, zarten, schamhaften Weibe, die in der Blüthe ihrer Jugend steht! Auf einem andern Fuße würde die würdigste der Frauen, die Götterkönigin ruhen, auf einem andern eine leichtsinnige Bacchantin schweben. Doch dieses merke: der Fuß ist von Marmor, er verlangt nicht zu gehen, und so ist der Körper auch, er verlangt nicht zu leben. Hatte dieser Künstler etwa die thörichte Forderung, seinen Fuß neben einen organischen zu stellen? dann verdient er die Demüthigung, die du ihm zudenkst; aber du hast ihn nicht gekannt, oder ihn mißverstanden, kein ächter Künstler verlangt sein Werk neben ein Naturproduct, oder gar an dessen Stelle zu setzen; der es thäte, wäre wie ein Mittelgeschöpf, aus dem Reiche der Kunst zu verstoßen, und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen.

Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er, um eine interessante Situation in der Phantasie zu erregen, seinen Bildhauer in eine selbst hervorgebrachte Statue wirklich verliebt denkt, wenn er ihm Begierden zu derselben andichtet, wenn er sie endlich in seinen Armen erweichen läßt. Das gibt wohl ein lüsternes Geschichtchen, das sich ganz artig anhört; für den bildenden Künstler bleibt es ein unwürdiges Mährchen. Die Tradition sagt: daß brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künstlers aber zu seinem trefflichen Werk ist ganz anderer Art; sie gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion seiner Statue begehren können, so wäre er ein Pfuscher gewesen, unfähig eine Gestalt hervorzubringen, die verdient hätte, als Kunstwerk oder als Naturwerk geschätzt zu werden.

Verzeihe, o Leser und Zuhörer, wenn unsere Göttin weitläufiger, als es einem Orakel geziemt, gesprochen hat. Einen verworrenen Knaul kann man dir bequem auf einmal in die Hand geben; um ihn zu entwirren aber, um ihn dir als einen reinen Faden in seiner Länge zu zeigen, braucht es Zeit und Raum.

„Eine menschliche Figur ist ein System, so mannich-
„faltig zusammengesetzt, daß die Folgen einer, in ihren
„Anfängen unmerklichen, Inconsequenz das vollkom-

in Kupfer ſtechen. Ich bediente mich dieſer neuen Anregung, um jenen Dankesgruß zu wiederholen und zu vermannigfaltigen. Dieß geſchah denn auch im gegenwärtigen Gedicht. Es ward mit dem vorigen allgemeinen, nebſt beigefügter Medaillen-Abbildung, als wahrer heitrer Ausdruck von Theilnahme, einem liebenswürdigen Gliede der gleichfalls zahlreich ausgebreiteten Familien überreicht.

55) An meinen alten Weimariſchen Urfreund, Major von Knebel, gleichfalls von Zelter componirt, um vierſtimmig zum gefeierten Tage vorgetragen zu werden.

54) An deſſen herangewachſenen Sohn, einige Jahre ſpäter.

55) Pathengruß einem während der ſchweren Krankheit des Vaters ſehnlichſt erwarteten Ankömmling.

56) Einem Neugebornen, den die mineralogiſche Geſellſchaft zu Jena nicht früh genug an ſich heranziehen konnte.

57) Mit meinen kleinen Gedichten, wo Sie ſich auf manchem Blatt wie im Spiegel wieder finden konnte.

58 — 66) In Stammbücher, Zeichnungsmappen, Notenhefte und ſonſt eingeſchrieben. Sie ſind theils allgemein verſtändlich, oder auch im beſondern leicht zu deuten.

67 — 68) Zwey Exemplare der Wanderjahre hatten zwiſchen zwey Freundinnen gekreuzt und dadurch heitere Mißverſtändniſſe veranlaßt, welche hier freundlich ausgeſprochen werden.

„menſte Kunſtwerk auf tauſend Meilen von der Natur „wegwerfen müſſen.“

Ja! der Künſtler verdiente dieſe Demüthigung, daß man ihm ſein vollkommenſtes Kunſtwerk, die Frucht ſeines Geiſtes, ſeines Fleißes, ſeiner Mühe unendlich herabwürdigte, gegen ein Naturproduct herabſetzte, wenn er es neben, oder an die Stelle eines Naturproducts hätte ſetzen wollen.

Mit Fleiß wiederholen wir die Worte unſerer ſupponirten Göttin, weil unſer Gegner ſich auch wiederholt, und weil gerade dieſes Vermiſchen von Natur und Kunſt die Hauptkrankheit iſt, an der unſere Zeit darniederliegt. Der Künſtler muß den Kreis ſeiner Kräfte kennen, er muß innerhalb der Natur ſich ein Reich bilden; er hört aber auf ein Künſtler zu ſeyn, wenn er mit in die Natur verfließen, ſich in ihr auflöſen will.

Wir wenden uns abermals zu unſerm Autor, der eine geſchickte Wendung nimmt, um von ſeinen ſeltſamen Seitenwegen zu dem Wahren und Richtigen allmählich zurückzukehren.

„Wenn ich in die Geheimniſſe der Kunſt eingeweiht „wäre, ſo wüßte ich vielleicht, wie weit der Künſtler „ſich den angenommenen Proportionen unterwerfen ſoll; „und ich würde es euch ſagen.“

Wenn es der Fall ſeyn kann, daß der Künſtler ſich Proportionen unterwerfen ſoll, ſo müſſen dieſe doch etwas Nöthigendes, etwas Geſetzliches haben, ſie dürfen

nicht willkürlich angenommen ſeyn, ſondern die Maſſe der Künſtler muß hinreichende Urſache, bei Beobachtung der natürlichen Geſtalten und in Rückſicht auf Kunſtbedürfniß gefunden haben, ſie anzunehmen. Das iſt's, was wir behaupten, und wir ſind ſchon zufrieden, daß unſer Verfaſſer es einigermaßen zugeſteht. Nur geht er leider zu geſchwind über das, was geſetzlich ſeyn ſoll, hinaus, er lehnt es bei Seite, um uns auf einzelne Bedingungen und Beſtimmungen, auf Ausnahmen zu leiten und aufmerkſam zu machen, denn er fährt fort:

„Aber das weiß ich, daß ſie gegen den Deſpotismus „der Natur ſich nicht halten können; daß das Alter, der „Zuſtand auf hunderterlei Art Aufopferungen bewirken."

Dieß iſt keineswegs ein Gegenſatz gegen das, was wir behauptet haben. Eben weil der Künſtlergeiſt ſich erhoben hat, den Menſchen auf der Höhe ſeiner Geſtalt und übrigens ohne Bedingung zu betrachten, dadurch ſind ja die Proportionen entſtanden. Niemand wird die Ausnahmen läugnen, wenn man ſie gleich erſt bei Seite ſetzen muß; wer würde eine Phyſiologie durch pathologiſche Noten zu entkräften glauben!

„Ich habe niemals gehört, daß man eine Figur übel „gezeichnet nenne, wenn ſie ihre äußere Organiſation „deutlich ſehen läßt, wenn das Alter, die Gewohnheit „und die Leichtigkeit tägliche Beſchäftigungen auszu„üben, wohl ausgedrückt iſt."

Wenn eine Figur ihre äußere Organiſation deutlich

ſehen läßt, und die übrigen Bedingungen erfüllt, die hier gefordert werden; ſo hat ſie gewiß, wo nicht ſchöne, doch charakteriſtiſche Proportionen und kann in einem Kunſtwerke gar wohl ihre Stelle finden.

„Dieſe Beſchäftigungen beſtimmen die vollkommene „Größe der Figur, die Proportion jedes Gliedes und „des Ganzen; daher ſehe ich das Kind entſpringen, den „erwachſenen Mann und den Greis; den wilden, ſo „wie den gebildeten Menſchen, den Geſchäftsmann, den „Soldaten und den Laſtträger.“

Niemand wird läugnen, daß Functionen großen Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben, aber die Fähigkeit zu dieſem oder jenem Zweck ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beſchäftigung der Welt wird keinen Schwächling zu einem Laſtträger machen. Die Natur muß das Ihrige gethan haben, wenn die Erziehung gelingen ſoll.

„Wenn eine Figur ſchwer zu erfinden wäre, ſo „müßte es ein Menſch von fünf und zwanzig Jahren „ſeyn, der ſchnell auf einmal aus der Erde entſtanden „wäre, und nichts gethan hätte; aber dieſer Menſch iſt „eine Chimäre.“

Dieſer Behauptung kann man nicht geradezu widerſprechen, und doch muß man ſich gegen das Captioſe, das in ihr liegt, verwahren. Freilich laſſen ſich keine Glieder eines Erwachſenen denken, die ſich ohne Uebung, in einer abſoluten Ruhe, ausgebildet hätten, und doch

denkt ſich der Künſtler, indem er ſeinen Idealen nachſtrebt, einen menſchlichen Körper, welcher, durch die mäßigſte Uebung, zu ſeiner größten Ausbildung gekommen iſt; allen Begriff von Mühe, von Anſtrengung, von Ausbildung zu einem gewiſſen Zweck und Charakter muß er ablenken. Eine ſolche Geſtalt, die auf wahren Proportionen ruht, kann gar wohl von der Kunſt hervorgebracht werden, und iſt alsdann keineswegs eine Chimäre, ſondern ein Ideal.

„Die Kindheit iſt beinahe eine Carricatur, daſſelbe „kann man von dem Alter ſagen; das Kind iſt eine un„förmliche, flüſſige Maſſe, die ſich zu entwickeln ſtrebt, „ſo wie der Greis eine ungeſtaltete und trockne Maſſe „wird, die in ſich ſelbſt zurückkehrt, um ſich nach und „nach auf nichts zu reduciren.“

Wir ſtimmen mit dem Verfaſſer völlig überein, daß Kindheit und hohes Alter aus dem Bezirk der ſchönen Kunſt zu verbannen ſind. In ſo fern der Künſtler auf Charakter arbeitet, mag er auch einen Verſuch machen, dieſe zu wenig oder zu viel entwickelten Naturen in den Cyclus ſchöner und bedeutender Kunſt aufzunehmen.

„Nur in dem Zwiſchenraum der beiden Alter, vom „Anfang der vollkommenen Jugend bis zum Ende der „Mannheit, unterwirft der Künſtler ſeine Geſtalten der „Reinheit, der ſtrengen Genauigkeit der Zeichnung, da „iſt es, wo das poco piu und poco meno, eine Abweis-

„chung hinein oder heraus, Fehler oder Schönheiten „hervorbringen.“

Nur äußerſt kurze Zeit kann der menſchliche Körper ſchön genannt werden, und wir würden, im ſtrengen Sinne, die Epoche noch viel enger als unſer Verfaſſer begränzen. Der Augenblick der Pubertät iſt für beide Geſchlechter der Augenblick, in welchem die Geſtalt der höchſten Schönheit fähig iſt; aber man darf wohl ſagen: es iſt nur ein Augenblick! die Begattung und Fortpflanzung koſtet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menſchen die Schönheit, und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunſt, daß ſie dasjenige dichteriſch bilden darf, was der Natur unmöglich iſt, wirklich aufzuſtellen. So wie die Kunſt Centauren erſchafft, ſo kann ſie uns auch jungfräuliche Mütter vorlügen, ja es iſt ihre Pflicht. Die Matrone Niobe, Mutter von vielen erwachſenen Kindern, iſt mit dem erſten Reiz jungfräulicher Brüſte gebildet. Ja in der weiſen Vereinigung dieſer Widerſprüche ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten.

Hier ſind wir alſo mit unſerm Verfaſſer völlig einig. Bei ſchönen Proportionen, bei ſchönen Formen iſt allein das zarte **Mehr** oder **Weniger** bedeutend. Das Schöne iſt ein enger Kreis, in dem man ſich nur beſcheiden regen darf.

Wir laſſen uns von unſerm Autor weiter führen, er

bringt uns durch einen leichten Uebergang auf eine bedeutende Stelle.

„Aber, werdet ihr sagen, wie sich auch das Alter „und die Functionen verhalten mögen, indem sie die „Formen verändern, zerstören sie doch die Organe nicht „— Das gebe ich zu — So muß man sie also kennen? „— Das will ich nicht läugnen. Ja, hier ist die Ursache, warum man die Anatomie zu studiren hat.

„Das Studium des Muskelmanns hat ohne Zweifel „seine Vortheile; aber sollte nicht zu fürchten seyn, daß „dieser Geschundne beständig in der Einbildungskraft „bleiben, daß der Künstler auf der Eitelkeit beharren „werde, sich immer gelehrt zu zeigen, daß sein verwöhntes Auge nicht mehr auf der Oberfläche verweilen „könne, daß er, trotz der Haut und des Fettes, immer „nur den Muskel sehe, seinen Ursprung, seine Befestigung, sein Einschmiegen! Wird er nicht alles zu stark „ausdrücken? Wird er nicht hart und trocken arbeiten? „Werde ich nicht den verwünschten Geschundnen auch in „Weiberfiguren wieder finden?

„Weil ich denn doch einmal nur das Aeußere zu „zeigen habe, so wünschte ich, man lehrte mich das „Aeußere nur recht gut sehen, und erließe mir eine gefährliche Kenntniß, die ich vergessen soll.“

Dergleichen Grundsätze darf man jungen und leichtsinnigen Künstlern nur merken lassen, sie werden sich über eine Autorität freuen, die völlig wie aus ihrer

Seele spricht. Nein, werther Diderot, drücke dich, da dir die Sprache so zu Gewalt steht, bestimmter aus. Ja, das Aeußere soll der Künstler darstellen! Aber was ist das Aeußere einer organischen Natur anders, als die ewig veränderte Erscheinung des Innern? Dieses Aeußere, diese Oberfläche ist einem mannichfaltigen, verwickelten, zarten, innern Bau so genau angepaßt, daß sie dadurch selbst ein Inneres wird, indem beide Bestimmungen, die äußere und die innere, im ruhigsten Daseyn, so wie in der stärksten Bewegung stets im unmittelbarsten Verhältnisse stehen.

Wie diese innere Kenntniß erreicht werde, nach welcher Methode der Künstler Anatomie studiren soll, damit sie ihm nicht den Schaden bringe, den Diderot richtig schildert, ist hier der Ort nicht, auszumachen; aber so viel kann man im allgemeinen sagen: du sollst den Leichnam, an dem du die Muskeln kennen lerntest, beleben, nicht vergessen. Der musikalische Componist wird, bei dem Enthusiasmus seiner melodischen Arbeiten, den Generalbaß, der Dichter das Sylbenmaß nicht vergessen.

Die Gesetze, nach denen der Künstler arbeitet, vergißt er so wenig als den Stoff, den er behandeln will. Dein Muskelmann ist Stoff und Gesetz, dieses mußt du mit Bequemlichkeit befolgen, jenen mit Leichtigkeit zu beherrschen wissen! Und willst du wahrhaft wohlthätig gegen deine Schüler seyn, so hüte sie vor unnützen Kenntnissen und vor falschen Maximen, denn es hält

ſchwer, das Unnütze wegzuwerfen, ſo wie eine falſche Richtung zu verändern.

„Man ſtudirt die Muskeln am Leichnam nur deß„halb, ſagt man, damit man lerne, wie man die Na„tur anſehen ſoll; aber die Erfahrung lehrt, daß man, „nach dieſem Studio, gar viel Mühe hat, die Natur „nicht anders zu ſehen, als ſie iſt.“

Auch dieſe Behauptung beruht nur auf ſchwankend gebrauchten Worten. Der Künſtler, der an der Oberfläche nur herumkrabelt, wird dem geübten Auge immer leer, obgleich, bei ſchönem Talente, immer angenehm erſcheinen; der Künſtler, der ſich um's Innere bekümmert, wird freilich auch das ſehen, was er weiß, er wird, wenn man will, ſein Wiſſen auf die Oberfläche übertragen, und hier iſt auch das geringe Mehr oder Weniger, welches entſcheidet, ob er wohl oder übel thut.

Hat nun bisher unſer Freund und Gegner das Studium der Anatomie verdächtig gemacht, ſo zieht er nun gleichfalls gegen das akademiſche Studium des Nackten zu Felde. Hier hat er es eigentlich mit den Pariſer akademiſchen Anſtalten und ihrer Pedanterey zu thun, die wir denn nicht in Schutz nehmen wollen. Auch zu dieſem Puncte bewegt er ſich durch einen raſchen Uebergang.

„Ihr, mein Freund, werdet dieſen Aufſatz allein „leſen, und darum darf ich ſchreiben, was mir beliebt.

„Die sieben Jahre, die man bei der Akademie zubringt,
„um nach dem Modell zu zeichnen, glaubt ihr die gut
„angewendet? und wollt ihr wissen, was ich davon
„denke? Eben während diesen sieben mühseligen und
„grausamen Jahren nimmt man in der Zeichnung eine
„Manier an; alle diese akademischen Stellungen, ge-
„zwungen, zugerichtet, zurechtgerückt, wie sie sind, alle
„die Handlungen, die kalt und schief durch einen armen
„Teufel ausgedrückt werden, und immer durch eben-
„denselben armen Teufel, der gedungen ist, dreymal die
„Woche zu kommen, sich auszukleiden, und sich durch den
„Professor wie eine Gliederpuppe behandeln zu lassen,
„was haben sie mit den Stellungen und Bewegungen
„der Natur gemein? Der Mann, der in eurem Hofe
„Wasser aus dem Brunnen zieht, wird er durch jenen
„richtig vorgestellt, der nicht dieselbe Last zu bewegen
„hat und, mit zwey Armen in der Höhe auf dem Schul-
„gerüst, diese Handlung ungeschickt simulirt? Wie ver-
„hält sich der Mensch, der vor der Schule zu sterben
„scheint, zu dem, der in seinem Bette stirbt, oder den
„man auf der Straße todtschlägt? Was für ein Ver-
„hältniß hat der Ringer in der Akademie zu dem auf
„meiner Kreuzstraße? welches der Mann, der auf Er-
„fordern bittet, bettelt, schläft, nachdenkt und in Ohn-
„macht fällt, zu dem Bauer, der vor Müdigkeit sich auf
„die Erde streckt, zu dem Philosophen, der neben sei-
„nem Feuer nachdenkt, zu dem gedrängten, erstickten
„Mann,

„Mann, der unter der Menge in Ohnmacht fällt? Gar „keins, mein Freund, gar keins!“

Von dem Modelle gilt im allgemeinen, was von dem Muskelkörper vorhin gesagt worden. Das Studium des Modells und die Nachbildung desselben ist theils eine Stufe, die der Künstler zwar nicht überspringen kann, worauf er aber nicht zu lange verweilen sollte, theils ist es eine Beihülfe bei Ausführung seiner Werke, die er, selbst als vollendeter Künstler, nicht entbehren kann. Das lebendige Modell ist für den Künstler nur ein roher Stoff, von dem er sich nicht muß einschränken lassen, sondern den er zu verarbeiten trachten muß.

Die übeln Wirkungen, die unser Freund von dem, freilich ewigen, Studium des Modells in der Akademie gesehen, verdrießen ihn so sehr, daß er fortfährt:

„Eben so gut möchte man die Künstler, um ja das „Abgeschmackte zu vollenden, wenn man sie dort entläßt, zu Vestris, oder Gardel, oder zu irgend einem „andern Tanzmeister schicken, damit sie da die Grazie „lernen. Denn wahrlich, die Natur wird ganz vergessen, die Einbildungskraft füllt sich mit Handlungen, Stellungen, mit Figuren, die nicht falscher, zugeschnittener, lächerlicher und kälter seyn könnten. Da „stecken sie im Magazin, und nun kommen sie heraus, „um sich an's Tuch zu hängen. So oft der Künstler „seinen Stift oder seine Feder nimmt, erwachen diese „verdrießlichen Gespenster, und treten vor ihn, er wird

69) An zwey hoffnungsvolle Knaben, welche, entzündet durch eifrige Geologen, ſich leidenſchaftlich ihnen zugeſellten und im Aufſpüren von merkwürdigen Gebirg- und Gangarten ſich beſonders thätig erwieſen.

70 — 72) Bei verſchiedenen Gaſtmahlen.

73 — 74) Zwiſchen jene ausführlicheren Maskenzüge einzuſchalten.

75 — 76) Bilderſcenen, zu den ſo beliebten Darſtellungen von Gemählden durch lebendige Perſonen.

77) Ein Bruchſtück, das aber der Denkende anzuſchließen wiſſen wird.

78 — 81) Grabſchriften: der Gatte der Gattin, der Vater dem Kinde, die Kinder dem Vater; letzteres für Kegarten beſtimmt und wie ich vernehme auf ſeinen Denkſtein geſetzt; das Publicum dem Schauſpieler, auf den guten alten Malkolmi gemeint.

82 — 96) Rhein und Main. Bei meinem Aufenthalt in jenen Gegenden wurden eine Menge kleinere Gedichte, theils in manches Album, meiſt unter landſchaftliche Zeichnungen, ja manchmal als Beſuch- und Abſchiedskarten vertheilt; von denen ſich vorſtehende, vielleicht hie und da räthſelhafte, erhalten haben. Freunde werden ſich deren gern erinnern und ſo mögen ſie denn auch hier eingeſchloſſen ſtehen. Zu bemerken iſt bei Nro. 91 daß Herzog und Herzogin von Cumberland, Hoheiten, in der Nacht

„ſie nicht los, und nur ein Wunder kann ſie aus ſeinem „Kopfe verjagen. Ich kannte einen jungen Menſchen, „voll Geſchmack, der, ehe er den mindeſten Zug auf die „Leinwand that, Gott auf ſeinen Knien anrief und vom „Modell befreit zu werden bat. Wie ſelten iſt es gegen„wärtig ein Gemählde zu ſehen, das aus einer gewiſſen „Anzahl Figuren beſteht, ohne, hie und da, einige „dieſer Figuren, Stellungen, Handlungen und Bewe„gungen zu finden, die akademiſch ſind, einem Mann „von Geſchmack unerträglich mißfallen, und nur denen „imponiren, welchen die Wahrheit fremd iſt. Daran „iſt denn doch das ewige Studium des Schulmodelles „Schuld.

„Nicht in der Schule lernt man die allgemeine „Uebereinſtimmung der Bewegungen, die Uebereinſtim„mung die man ſieht und fühlt, die ſich vom Haupt bis „zu den Füßen ausbreitet und ſchlängelt. Wenn eine „Frau nachdenklich den Kopf ſinken läßt, ſo werden alle „Glieder zugleich der Schwere gehorchen, ſie hebe den „Kopf wieder auf, und halte ihn gerade, ſogleich ge„horcht die ganze übrige Maſchine.“

Durch die Behandlung bei der Franzöſiſchen Akademie, wobei man die Stellungen vervielfältigen mußte, entfernte man ſich von dem erſten Zweck des Modells den Körper phyſiſch kennen zu lernen, und um der Mannichfaltigkeit willen wählte man auch Stellungen, die Gemüthsbewegungen auszudrücken. Da denn unſer Freund

freilich ganz im Vortheil ſteht, wenn er dieſe erzwungenen und falſchen Darſtellungen gegen den natürlichen Ausdruck hält, den man auf der Straße, in der Kirche, unter jeder Volksmenge beobachten kann, er kann ſich des Spottens nicht enthalten.

„Freilich iſt es eine Kunſt, eine große Kunſt, das „Modell zu ſtellen, man darf nur ſehen, was der Herr „Profeſſor ſich darauf zu Gute thut. Fürchtet nicht, „daß er etwa zu dem armen, gedungenen Teufel ſagen „könnte: mein Freund, ſtelle dich ſelbſt! mache was du „willſt! viel lieber gibt er ihm eine ſonderbare Bewe„gung, als daß er ihn eine einfache und natürliche neh„men ließe. Indeſſen iſt das nun einmal nicht anders.

„Hundertmal war ich verſucht, den jungen Kunſt„ſchülern, die mir auf dem Weg zum Louvre, mit „ihrem Portefeuille unter dem Arm, begegneten, gut„herzig zuzurufen, Freunde, wie lange zeichnet ihr da? „Zwey Jahre. Das iſt mehr als zu viel! Laßt mir die „Krambude der Manier, geht zu den Carthenſern, dort „werdet ihr den wahren Ausdruck der Frömmigkeit und „Innigkeit ſehen. Heute iſt Abend vor dem großen „Feſte, geht in die Kirche, ſchleicht euch zu den Beicht„ſtühlen, dort werdet ihr ſehen wie der Menſch ſich sam„melt, wie er bereut. Morgen geht in die Landſchenke, „dort werdet ihr wahrhaft erzürnte Menſchen ſehen; „miſcht euch in die öffentlichen Auftritte, beobachtet „auf den Straßen, in den Gärten, auf den Märkten,

„in Häuſern, und ihr werdet richtige Begriffe faſſen „über die wahre Bewegung der Lebenshandlungen. „Seht! gleich hier! zwey von euren Cameraden, ſtrei„ten. Schon dieſer Wortſtreit gibt, ohne ihr Wiſ„ſen, allen Gliedern eine eigene Richtung. Betrachtet „ſie wohl, und wie erbärmlich wird euch die Lection „eures geſchmackloſen Profeſſors, und die Nachahmung „eures geſchmackleeren Modelles vorkommen! Was wer„det ihr nicht zu thun haben, wenn ihr künftig an dem „Platz aller dieſer Falſchheiten, die ihr eingelernt habt, „die Einfalt und Wahrheit des Le Sueur ſetzen ſollt; „und das müßt ihr doch, wenn ihr etwas zu ſeyn ver„langt."

Dieſer Rath wäre an ſich gut, und nicht genug kann ſich ein Künſtler unter den Volksmaſſen umſehen; allein unbedingt wie Diderot ihn gibt, kann er zu nichts führen. Der Lehrling muß erſt wiſſen, was er zu ſuchen hat, was der Künſtler aus der Natur brauchen kann, wie er es zu Kunſtzwecken brauchen ſoll. Sind ihm dieſe Vorübungen fremd, ſo helfen ihm alle Erfahrungen nichts, und er wird nur, wie viele unſerer Zeitgenoſſen, das Gewöhnliche, Halbintereſſante, oder das, auf ſentimentalen Abwegen, falſch Intereſſante darſtellen.

„Etwas anders iſt eine Attitude, etwas anders eine „Handlung. Alle Attitude iſt falſch und klein, jede „Handlung iſt ſchön und wahr."

Diderot braucht das Wort Attitude ſchon einigemal,

und ich habe es nach der Bedeutung überſetzt, die es mir an jenen Stellen zu haben ſchien, hier iſt es aber nicht überſetzlich, denn es führt ſchon einen mißbilligenden Nebenbegriff bei ſich. Ueberhaupt bedeutet Attitude, in der Franzöſiſchen akademiſchen Kunſtſprache, eine Stellung, die eine Handlung oder Geſinnung ausdrückt, und in ſo fern bedeutend iſt. Weil nun aber die Stellungen akademiſcher Modelle dieſes was von ihnen gefordert wird, nicht leiſten, ſondern nach der Natur der Aufgaben und Umſtände, gewöhnlich anmaßlich leer, übertrieben, unzulänglich bleiben müſſen, ſo gebraucht Diderot das Wort Attitude hier im mißbilligenden Sinne, den wir auf kein Deutſches Wort übertragen können, wir müßten denn etwa akademiſche Stellung ſagen wollen, wobei wir aber um nichts gebeſſert wären.

Von den Stellungen geht Diderot zum Contraſt über und mit Recht. Denn aus der mannichfaltigen Richtung der Glieder an einer Figur, ſo wie aus mannichfaltigen Richtungen der Glieder zuſammengeſtellter Figuren, entſteht der Contraſt. Wir wollen den Verfaſſer ſelbſt hören.

„Der übel verſtandene Contraſt iſt eine der traurig-
„ſten Urſachen des Manierirten. Es gibt keinen wahren
„Contraſt, als den, der aus dem Grunde der Handlung
„entſpringt, aus der Mannichfaltigkeit der Organe,
„oder des Intereſſe. Wie geht Rafael, wie Le Sueur
„zu Werke? Manchmal ſtellen ſie drey, vier, fünf Fi-

„guren gerade eine neben die andere, und die Wirkung „iſt herrlich. Bei den Carthenſern, in der Meſſe oder „der Veſper, ſieht man in zwey langen parallelen Rei„hen vierzig bis funfzig Mönche; gleiche Stolen, gleiche „Verrichtung, gleiche Bekleidung; und doch ſieht keiner „aus wie der andre. Sucht mir nur keinen andern Con„traſt als den, der dieſe Mönche unterſcheidet! hier iſt „das Wahre! Alles andere iſt kleinlich und falſch.“

Auch hier iſt er, wie bei der Lehre von den Gebärden, ob er gleich im Ganzen recht hat, zu wegwerfend gegen die Kunſtmittel und empiriſch dilettantiſch in ſeinem Rath. Aus ein paar ſymmetriſchen Mönchsreihen hat Rafael gewiß manches Motiv zu ſeinen Compoſitionen genommen, aber es war Rafael der es nahm, das Kunſtgenie, der fortſchreitende, ſich immer mehr ausbildende und vollendete Künſtler. Man vergeſſe nur nicht, daß man den Schüler, den man ohne Kunſt-Anleitung zur Natur hinſtößt, von Natur und Kunſt zugleich entferne.

Nun geht Diderot, wie er ſchon oben gethan, durch eine unbedeutende Phraſe zu einer fremden Materie über, er will den Kunſtſchüler, beſonders den Mahler, aufmerkſam machen: daß eine Figur rund und vielſeitig ſey, daß der Mahler die Seite, die er ſehen läßt, ſo lebhaft darſtellen müſſe, daß ſie die übrigen gleichſam in ſich enthalte. Was er ſagt, deutet ſeine Intention mehr an, als daß an eine Ausführung zu denken wäre.

„Wenn unſere jungen Künſtler ein wenig geneigt wä-
„ren meinen Rath zu nutzen, ſo würde ich ihnen ferner
„ſagen: iſt es nicht lange genug, daß ihr nur die eine
„Seite des Gegenſtandes ſehr, die ihr nachbildet? Ver-
„ſucht, meine Freunde, euch die Figur als durchſichtig
„zu denken und euer Auge in den Mittelpunct derſelben
„zu bringen. Von da werdet ihr das ganze äußere Spiel
„der Maſchine beobachten, ihr werdet ſehen, wie gewiſſe
„Theile ſich ausdehnen, indeſſen andere ſich verkürzen,
„wie dieſe zuſammenſinken, jene ſich aufblähen, und ihr
„werdet, immer von dem Ganzen durchdrungen, in der
„Einen Seite des Gegenſtandes, die euer Gemählde mir
„zeigt, die ſchickliche Uebereinſtimmung mit der andern
„fühlen laſſen, die ich nicht ſehe; und ob ihr mir gleich
„nur Eine Anſicht darſtellt, ſo werdet ihr doch meine
„Einbildungskraft zwingen, auch die entgegengeſetzte zu
„ſehen. Dann werde ich ſagen, daß ihr ein erſtaunlicher
„Zeichner ſeyd.“

Indem Diderot Künſtlern den Rath gibt, ſich in die Mitte der Figur in Gedanken zu verſetzen, um ſie nach allen Seiten wirkend und belebt zu ſehen, iſt ſeine Abſicht, beſonders den Mahler zu erinnern, daß er nicht flach, und gleichſam nur von einer Seite gefällig zu ſeyn ſuchen ſolle. Denn gewiß ſchon eine richtige Zeichnung, ohne Licht und Schatten erſcheint rund, ſo wie vor- und zurücktretend. Warum erſcheint eine Silhouette ſo belebt? Weil der Umriß der Geſtalt richtig iſt, daß man

ſowohl die vordere, als Rückſeite der Figur hinein zeichnen könnte. Der junge Künſtler, dem unſers Verfaſſers Rath nicht ganz deutlich ſeyn ſollte, mache den eben angezeigten Verſuch mit der Silhouette, und ſein Auge, von zwey Seiten auf denſelben Contour gerichtet, wird das ungefähr wirklich ausüben können, was Diderot durch Abſtraction aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im Ganzen gut zuſammen gezeichnet iſt, ſo erinnert der Verfaſſer nunmehr an die Ausführung, die nicht dem Ganzen ſchaden, ſondern daſſelbe vollenden möge. Wir ſind mit ihm überzeugt, daß die höchſten Geiſteskräfte ſo wie der geübteſte Mechanismus des Künſtlers hierbei aufgerufen werden müſſen.

„Aber es iſt nicht genug, daß ihr das Ganze gut „zuſammenrichtet, nun habt ihr noch das Einzelne aus„zuführen, ohne daß die Maſſe zerſtört werde. Das iſt „das Werk der Begeiſterung, des Gefühls, des auser„leſenen Gefühls.

„Und ſo würde ich denn eine Zeichenſchule folgender„maßen eingerichtet wünſchen: wenn der Schüler, mit „Leichtigkeit, nach der Zeichnung und dem Runden zu „arbeiten weiß, ſo halte ich ihn zwey Jahre vor dem „akademiſchen Modell des Manns und der Frau. Dann „ſtelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachſene, ferner „ausgebildete Männer, Greiſe, Perſonen von verſchie-

„denem Alter und Geſchlecht, aus allen Ständen der „Geſellſchaft genommen, genug alle Arten von Naturen. „Es kann mir daran nicht fehlen; wenn ich ſie gut be„zahle, ſo werden ſie ſich in Menge bei meiner Akademie „melden, lebte ich in einem Sclavenlande, ſo hieße ich „ſie kommen.

„Der Profeſſor bemerkt bei den verſchiedenen Mo„dellen die Zufälligkeiten, welche, durch die tägliche „Verrichtung, Lebensart, Stand und Alter, in den „Formen Veränderung bewirken.

„Ein Schüler ſieht das akademiſche Modell nur alle „vierzehn Tage, und dieſem überläßt der Profeſſor ſich „ſelbſt zu ſtellen. Nach der Zeichnungsſitzung erklärt „ein geſchickter Anatom meinem Lehrling den abgezoge„nen Leichnam, und wendet ſeine Lection auf das leben„dige belebte Nackte an. Höchſtens zwölfmal des Jahrs „zeichnet er nach der todten Zergliederung; mehr braucht „er nicht, um zu empfinden, daß Fleiſch auf Knochen, „und freies Fleiſch ſich nicht übereinzeichnen läßt, daß „hier der Streich rund, und dort gleichſam winklig ſeyn „müſſe; er wird einſehen, daß wenn man dieſe Feinhei„ten vernachläſſigt, das Ganze wie eine aufgetriebene „Blaſe, oder wie ein Wollſack ausſieht.“

Daß der Vorſchlag zu einer Zeichenſchule unzulänglich, die Intention des Verfaſſers nicht klar genug, die Epochen, wie die verſchiednen Abtheilungen des Unterrichts auf einander folgen ſollen, nicht beſtimmt genug

angegeben ſey'n, fällt jedem in die Augen; doch iſt hier der Ort nicht mit dem Verfaſſer zu hadern. Genug daß er, im Ganzen, den einſchränkenden Pedantismus verbannt, und das beſtimmende Studium anempfiehlt. Möchten wir doch von Künſtlern unſerer Zeit, ſowohl an Körpern als Gewändern, keine aufgedunſenen Blaſen und keine ausgeſtopften Wollſäcke wieder ſehen!

„Es gäbe nichts Manierirtes, weder in der Zeich„nung, noch in der Farbe, wenn man die Natur gewiſ„ſenhaft nachahmte. Die Manier kommt vom Mei„ſter, von der Akademie, von der Schule, ja ſogar von „der Antike.“

Fürwahr, ſo ſchlimm du angefangen haſt, endigſt du, wackrer Diderot, und wir müſſen zum Schluſſe des Capitels in Unfrieden von dir ſcheiden. Iſt die Jugend, bei einer mäßigen Portion Genie, nicht ſchon aufgeblaſen genug, ſchmeichelt ſich nicht jeder ſo gern: ein unbedingter, dem Individuo gemäßer, ſelbſt ergriffner Weg ſey der beſte, und führe am weiteſten? Und du willſt deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen! Vielleicht waren die Profeſſoren der Pariſer Akademie vor dreyßig Jahren werth, ſo geſcholten und discreditirt zu werden, das kann ich nicht entſcheiden, aber, im allgemeinen genommen, iſt in deinen Schlußworten keine wahre Sylbe.

Der Künſtler ſoll nicht ſo wahr, ſo gewiſſenhaft gegen die Natur, er ſoll gewiſſenhaft gegen die Kunſt ſeyn.

Durch die treuſte Nachahmung der Natur entſteht noch kein Kunſtwerk, aber in einem Kunſtwerke kann faſt alle Natur erloſchen ſeyn, und es kann noch immer Leb verdienen. Verzeihe, du abgeſchiedner Geiſt, wenn deine Paradoxie mich auch parador macht! Doch das wirſt du im Ernſte ſelbſt nicht läugnen, von dem Meiſter, von der Akademie, von der Schule, von der Antike, die du anklagſt, daß ſie das Manierirte veranlaſſe, kann eben ſo gut, durch eine richtige Methode, ein ächter Styl verbreitet werden, ja, man darf wohl ſagen: welches Genie der Welt wird, auf einmal, durch das bloße Anſchauen der Natur, ohne Ueberlieferung, ſich zu Proportionen entſcheiden, die ächten Formen ergreifen, den wahren Styl erwählen und ſich ſelbſt eine alles umfaſſende Methode erſchaffen? Ein ſolches Kunſtgenie iſt ein weit leereres Traumbild, als oben dein Jüngling, der, als ein Geſchöpf von zwanzig Jahren, aus einem Erdenkloß entſtünde, und vollendete Glieder hätte, ohne ſie jemals gebraucht zu haben.

Und ſo lebe wohl, ehrwürdiger Schatten, habe Dank, daß du uns veranlaßteſt zu ſtreiten, zu ſchwätzen, uns zu ereifern, und wieder kühl zu werden. Die höchſte Wirkung des Geiſtes iſt, den Geiſt hervorzurufen. Nochmals lebe wohl! Im Farbenreiche ſehen wir uns wieder.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 1622/353

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16263/389

Zweytes Capitel.

Meine kleinen Ideen über die Farbe.

Diderot, ein Mann von großem Geist und Verstand, geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt uns hier, daß er sich, bei Behandlung dieser Materie, seiner Stärke und seiner Schwäche bewußt sey. Schon in der Ueberschrift gibt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten sollen.

Wenn er in dem ersten Capitel uns mit bizarren Gedanken über die Zeichnung drohte, so war er sich seiner Uebersicht, seiner Kraft und Fertigkeit bewußt, und wirklich fanden wir an ihm einen gewandten und rüstigen Streiter, gegen den wir Ursache hatten alle unsere Kräfte aufzubieten; hier aber kündigt er selbst, mit einer bescheidnen Gebärde, nur kleine Ideen über die Farbe an; jedoch näher betrachtet thut er sich unrecht, sie sind nicht klein, sondern meistentheils richtig, den Gegenständen angemessen und seine Bemerkungen treffend; aber er steht in einem engen Kreise beschränkt, und diesen kennt er nicht vollkommen, er blickt nicht weit genug und selbst das nahe liegende ist ihm nicht alles deutlich.

Aus dieser Vergleichung der beiden Capitel folgt nun von selbst, daß ich, um auch dieses mit Anmerkungen zu

begleiten, mich einer ganz andern Behandlungsart befleißigen muß. Dort hatte ich nur Sophismen zu entwickeln, das Scheinbare von dem Wahren zu sondern, ich konnte mich auf etwas anerkannt Gesetzliches in der Natur berufen, ich fand manchen wissenschaftlichen Rückenhalt an den ich mich anlehnen konnte; hier aber wäre die Aufgabe: einen engen Kreis zu erweitern, seinen Umfang zu bezeichnen, Lücken auszufüllen und eine Arbeit selbst zu vollenden, deren Bedürfniß von wahren Künstlern, von wahren Freunden der Wissenschaften längst empfunden worden.

Da man aber, gesetzt auch man wäre fähig dazu, eine solche Darstellung bei Gelegenheit eines fremden, unvollständigen Aufsatzes, wohl schwerlich bequem finden würde, so habe ich einen andern Weg eingeschlagen, um meine Arbeit, bei diesem Capitel, Freunden der Kunst nützlich zu machen.

Diderot wirft auch hier, nach seiner bekannten sophistischen Tücke, die verschiednen Theile seiner kurzen Abhandlung durch einander, er führt uns, wie in einem Irrgarten, herum, um uns auf einem kleinen Raum eine lange Promenade vorzuspiegeln. Ich habe daher seine Perioden getrennt und sie unter gewisse Rubriken, in eine andre Ordnung, zusammengestellt. Es war dieses um so mehr möglich, da sein ganzes Capitel keinen innern Zusammenhang hat und vielmehr dessen aphoristische

Unzulänglichkeit nur durch eine desultorische Bewegung versteckt wird.

Indem ich nun auch in dieser neuen Ordnung meine Anmerkungen hinzufüge, so mag eine gewisse Uebersicht desjenigen, was geleistet ist, und desjenigen, was zu leisten übrig bleibt, möglich werden.

Einiges Allgemeine.

„Hohe Wirkung des Colorits. Die Zeich„nung gibt den Dingen die Gestalt; die Farbe das Le„ben; sie ist der göttliche Hauch, der alles belebt."

Die erfreuliche Wirkung, welche die Farbe auf's Auge macht, ist die Folge einer Eigenschaft, die wir an körperlichen und unkörperlichen Erscheinungen, nur durch das Gesicht, gewahr werden. Man muß die Farbe gesehen haben, ja man muß sie sehen, um sich von der Herrlichkeit dieses kraftvollen Phänomens einen Begriff zu machen.

„Seltenheit guter Coloristen. Wenn es „mehrere treffliche Zeichner gibt, so gibt es wenig große „Coloristen. Eben so verhält sich's in der Literatur, „hundert kalte Logiker gegen Einen großen Redner, zehn „große Redner gegen Einen vortrefflichen Poeten. Ein „großes Interesse kann einen beredten Menschen schnell „entwickeln und, Helvetius mag sagen was er will, man „macht keine zehn gute Verse ohne Stimmung, und „wenn der Kopf darauf stünde."

Hier spielt Diderot nach seiner Art, um das Mangelhafte seiner besondern Kenntnisse zu verbergen, die Frage, über die man unterrichtet werden möchte, in's Allgemeine, und blendet mit einem falsch angewendeten Beispiel aus den redenden Künsten. Immer wird alles dem guten Genie zugeschoben, immer soll die Stimmung alles leisten. Freilich sind Genie und Stimmung zwey unerläßliche Bedingungen, wenn ein Kunstwerk hervorgebracht werden soll; aber beide sind, um nur von der Mahlerey zu reden, zur Erfindung und Anordnung, zur Beleuchtung, wie zur Färbung und zum Ausdruck, so wie zur letzten Ausführung nöthig. Wenn die Farbe die Oberfläche des Bildes belebt, so muß man das genialische Leben in allen seinen Theilen gewahr werden.

Auch könnte man überhaupt jenen Satz gerade umwenden und sagen: Es gibt mehr gute Coloristen als Zeichner, oder, wenn wir anders billig seyn wollen: es ist in einem Fall so schwer als in dem andern vortrefflich zu seyn. Stelle man übrigens den Punct, auf welchem einer für einen guten Zeichner oder Coloristen gelten soll, so hoch oder so tief als man will, so wird man immer zum wenigsten gleiche Zahl der Meister finden, wenn man nicht etwa gar mehr Coloristen antrifft. Man darf nur an die Niederländische Schule und überhaupt an alle diejenigen denken, welche Naturalisten genannt werden.

Hat es damit seine Richtigkeit und gibt es wirklich

eben ſo viel gute Coloriſten als Zeichner, ſo führt uns dieß zu einer andern wichtigen Betrachtung. Bei der Zeichnung hat man in den Schulen, wenn auch keine vollkommene Theorie, doch wenigſtens gewiſſe Grundſätze, gewiſſe Regeln und Maße, die ſich überliefern laſſen; bei dem Colorit hingegen weder Theorie noch Grundſätze, noch irgend etwas, das ſich überliefern läßt. Der Schüler wird auf Natur, auf Beiſpiele, er wird auf ſeinen eigenen Geſchmack verwieſen. Und warum iſt es denn doch eben ſo ſchwer gut zu zeichnen als gut zu coloriren? Darum dünkt uns, weil die Zeichnung ſehr viel Kenntniſſe erfordert, viel Studium vorausſetzt, weil die Ausübung derſelben ſehr verwickelt iſt, ein anhaltendes Nachdenken und eine gewiſſe Strenge fordert; das Colorit hingegen iſt eine Erſcheinung, die nur an's Gefühl Anſpruch macht und alſo auch durch's Gefühl inſtinctmäßig hervorgebracht werden kann.

Ein Glück daß es ſich alſo verhält! Denn ſonſt würden wir, bei dem Mangel von Theorie und Grundſätzen, noch weniger gut colorirte Bilder haben. Daß es ihrer nicht mehr gibt, hat mancherlei Urſachen. Diderot bringt in der Folge verſchiedenes hierüber zur Sprache.

Wie traurig es aber mit dieſer Rubrik in unſern Lehrbüchern ausſehe, kann man ſich überzeugen, wenn man z. B. den Artikel Colorit, in Sulzers allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte, mit den Augen eines Künſtlers

lers betrachtet, der etwas lernen, eine Anleitung finden, einem Fingerzeig folgen will! Wo iſt da nur eine theoretiſche Spur? Wo iſt da nur eine Spur, daß der Verfaſſer auf das, worauf es eigentlich ankommt, wenigſtens hindeute? Der Lernbegierige wird an die Natur zurückgewieſen, er wird aus einer Schule, zu der er ein Zutrauen ſetzt, hinaus auf die Berge und Ebenen, in die weite Welt geſtoßen, dort ſoll er die Sonne, den Duft, die Wolken und wer weiß was alles betrachten, da ſoll er beobachten, da ſoll er lernen, da ſoll er wie ein Kind das man ausſetzt, ſich in der Fremde durch eigne Kräfte forthelfen. Schlägt man deßwegen das Buch eines Theoriſten auf, um wieder in die Breite und Länge der Erfahrung, um in die Unſicherheit einzelner zerſtreuter Beobachtungen, in die Verwirrungen einer ungeübten Denkkraft zurückgewieſen zu werden? Freilich iſt das Genie, im Allgemeinen, zur Kunſt, ſo wie im Beſondern, zu einem beſtimmten Theile der Kunſt unentbehrlich; wohl iſt eine glückliche Dispoſition des Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein gewiſſes Gefühl für die Harmonie derſelben von Natur erforderlich, freilich muß das Genie ſehen, beobachten, ausüben und durch ſich ſelbſt beſtehen; dagegen hat es Stunden genug, in denen es ein Bedürfniß fühlt, durch den Gedanken, über die Erfahrung, ja, wenn man will, über ſich ſelbſt erhoben zu werden. Dann nähert es ſich gern dem Theoretiker, von dem es die Verkürzung ſeines

Wegs, die Erleichterung der Behandlung in jedem Sinne erwarten darf.

„Urtheil über die Farbengebung. Nur „die Meister der Kunst sind die wahren Richter der Zeich„nung, die ganze Welt kann über die Farbe urtheilen.“

Hierein können wir keineswegs einstimmen. Zwar ist die Farbe in doppeltem Sinne, sowohl in Absicht auf Harmonie im Ganzen, als auf Wahrheit des Dargestellten im Einzelnen, leichter zu fühlen, in so fern sie unmittelbar an gesunde Sinne spricht; aber von dem Colorit, als eigentlichem Kunstproducte, kann doch nur der Meister, so wie von allen übrigen Rubriken urtheilen. Ein buntes, ein heiteres, ein durch eine gewisse Allgemeinheit, oder ein im Besondern harmonisches Bild kann die Menge anlocken, den Liebhaber erfreuen, jedoch urtheilen darüber kann nur der Meister, oder ein entschiedner Kenner. Entdecken doch auch ganz ungeübte Menschen Fehler in der Zeichnung, Kinder werden durch Aehnlichkeit eines Bildnisses frappirt, es gibt gar vieles, das ein gesundes Auge im Einzelnen richtig bemerkt, ohne im Ganzen zulänglich, in Hauptpuncten zuverlässig zu seyn. Hat man nicht die Erfahrung, daß Ungeübte Tizians Colorit selbst nicht natürlich finden? Und vielleicht war Diderot auch in demselben Falle, da er nur immer Vernet und Chardin als Muster des Colorits anführt.

„Ein Halbkenner übersieht wohl in der Eile ein Mei-

„sterstück der Zeichnung, des Ausdrucks, der Zusammen-
„setzung; das Auge hat niemals den Coloristen vernach-
„lässigt."

Von Halbkennern sollte eigentlich gar die Rede nicht seyn! Ja, wenn man es streng nimmt, gibt es gar kein Halbkenner. Die Menge, die von einem Kunstwerke angezogen oder abgestoßen wird, macht auf Kennerschaft keinen Anspruch, der ächte Liebhaber wächst täglich und erhält sich immerfort bildsam. Es gibt halbe Töne, aber auch diese sind harmonisch im Ganzen; der Halbkenner ist eine falsche Saite, die nie einen richtigen Ton angibt, und gerade beharrt er auf diesem falschen Ton, da selbst ächte Meister und Kenner sich nie für vollendet halten.

„Seltenheit guter Coloristen. Aber warum
„gibt es so wenig Künstler, die das hervorbringen kön-
„ten was jederman begreift?"

Hier liegt wieder der Irrthum in dem falschen Sinne, der dem Worte begreifen gegeben ist. Die Menge begreift die Harmonie und die Wahrheit der Farben eben so wenig als die Ordnung einer schönen Zusammensetzung. Freilich werden beide nur desto leichter gefaßt je vollkommener sie sind, und diese Faßlichkeit ist eine Eigenschaft alles Vollkommenen in der Natur und der Kunst, diese Faßlichkeit muß es mit dem Alltäglichen gemein haben; nur daß dieses reizlos, ja abgeschmackt seyn kann, lange Weile und Verdruß erregt, jenes aber reizt, unterhält, den Menschen auf die höchsten Stufen seiner

Existenz erhöht, ihn dort gleichsam schwebend erhält und um das Gefühl seines Daseyns so wie um die verfließende Zeit betriegt.

Homers Gesänge werden schon seit Jahrtausenden gefaßt, ja mitunter begriffen und wer bringt etwas Aehnliches hervor? Was ist faßlicher, was ist begreiflicher als die Erscheinung eines trefflichen Schauspielers? Er wird von tausenden und aber tausenden gesehen und bewundert und wer vermag ihn nachzuahmen?

Eigenschaften eines ächten Coloristen.

„Wahrheit und Harmonie. Wer ist denn „für mich der wahre, der große Colorist? Derjenige, „der den Ton der Natur und wohl erleuchteter Gegen„stände gefaßt hat und der zugleich sein Gemählde in „Harmonie zu bringen wußte."

Ich würde lieber sagen: Derjenige welcher die Farben der Gegenstände am richtigsten und reinsten, unter allen Umständen der Beleuchtung, der Entfernung u. s. w. lebhaft faßt und darstellt und sie in ein harmonisches Verhältniß zu setzen weiß.

An wenig Gegenständen erscheint die Farbe in ihrer ursprünglichen Reinheit, selbst im vollsten Lichte, sie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen sie erscheint, schon modificirt und überdieß sehen wir sie noch, durch stärkeres oder schwächeres Licht, durch Beschattung, durch Entfernung, ja endlich sogar durch

zum 16. August die Einsiedler am Flusse unverdrossen besuchten.

97) Im Wandersinne zu einem alten Manuscript der heiligen drey Königs-Legende.

98) Der Worte, flüchtiger wie bleibender, Werth und Wirkung.

mancherlei Trug auf tauſenderlei Weiſe, beſtimmt und verändert. Alles das zuſammen kann man Wahrheit der Farbe nennen, denn es iſt diejenige Wahrheit, die einem geſunden, kräftigen geübten Künſtlerauge erſcheint. Aber dieſes Wahre wird in der Natur ſelten harmoniſch angetroffen, die Harmonie iſt in dem Auge des Menſchen zu ſuchen, ſie ruht auf einer innern Wirkung und Gegenwirkung des Organs, nach welchem eine gewiſſe Farbe eine andere fordert und man kann eben ſo gut ſagen, wenn das Auge eine Farbe ſieht, ſo fordert es die harmoniſche, als man ſagen kann die Farbe, welche das Auge neben einer andern fordert, iſt die harmoniſche. Dieſe Farben, auf welchen alle Harmonie und alſo der wichtigſte Theil des Colorits ruht, wurden bisher von den Phyſikern zufällige Farben genannt.

„Leichte Vergleichung. Nichts in einem „Bilde ſpricht uns mehr an, als die wahre Farbe, ſie iſt „dem Unwiſſenden wie dem Unterrichteten verſtändlich.“

Dieſes iſt in jedem Sinne wahr; doch iſt es nöthig zu unterſuchen, was denn dieſe wenigen Worte eigentlich ſagen wollen? Bei allem, was nicht menſchlicher Körper iſt, bedeutet die Farbe faſt mehr als die Geſtalt, und die Farbe iſt es alſo wodurch wir viele Gegenſtände eigentlich erkennen, oder wodurch ſie uns intereſſiren. Der einfärbige, der unfarbige Stein, will nichts ſagen, das Holz wird durch die Mannichfaltigkeit ſeiner Farbe

nur bedeutend, die Gestalt des Vogels ist uns durch ein Gewand verhüllt, das uns durch einen regelmäßigen Farbenwechsel vorzüglich anlockt. Alle Körper haben gewissermaßen eine individuelle Farbe, wenigstens eine Farbe der Geschlechter und Arten; selbst die Farben künstlicher Stoffe sind nach Verschiedenheit derselben verschieden, anders erscheint Cochenille auf Leinwand, anders auf Wolle, anders auf Seide. Taft, Atlas, Sammt, obgleich alle von seidnem Ursprung, bezeichnen sich anders dem Auge, und was kann uns mehr reizen, mehr ergötzen, mehr täuschen und bezaubern, als wenn wir auf einem Gemählde das Bestimmte, Lebhafte, Individuelle eines Gegenstandes, wodurch er uns zeitlebens angesprochen, wodurch er uns allein bekannt ist, wieder erblicken? Alle Darstellung der Form ohne Farbe ist symbolisch, die Farbe allein macht das Kunstwerk wahr, nähert es der Wirklichkeit.

Farben der Gegenstände.

„Farbe des Fleisches. Man hat behauptet, „die schönste Farbe in der Welt sey die liebenswürdige „Röthe, womit Unschuld, Jugend, Gesundheit, Bescheidenheit und Scham die Wangen eines Mädchens „zieren, und man hat nicht nur etwas Feines, Rührendes, Zartes, sondern auch etwas Wahres gesagt; denn „das Fleisch ist schwer nachzubilden; dieses saftige Weiß, „überein, ohne blaß, ohne matt zu seyn; diese Mi-

„schung von Roth und Blau, die unmerklich durch (das „Gelbliche) dringt, das Blut, das Leben, bringen den „Coloristen in Verzweiflung. Wer das Gefühl des „Fleisches erreicht hat, ist schon weit gekommen, das „Uebrige ist nichts dagegen. Tausend Mahler sind ge„storben, ohne das Fleisch gefühlt zu haben, tausend „andere werden sterben, ohne es zu fühlen.“

Diderot stellt sich mir Recht hier auf den Gipfel der Farbe die wir an Körpern erblicken. Die Elementarfarben, welche wir bei physiologischen, physischen und chemischen Phänomenen bemerken und abgesondert erblicken, werden, wie alle andern Stoffe der Natur, veredelt, indem sie organisch angewendet werden. Das höchste organisirte Wesen ist der Mensch, und man erlaube uns, die wir für Künstler schreiben, anzunehmen, daß es unter den Menschenracen innerlich und äußerlich vollkommner organisirte gebe, deren Haut, als die Oberfläche der vollkommenen Organisation, die schönste Farbenharmonie zeigt, über die unsere Begriffe nicht hinausgehen. Das Gefühl dieser Farbe des gesunden Fleisches, ein thätiges Anschauen derselben, wodurch der Künstler sich zum Hervorbringen von etwas Aehnlichem geschickt zu machen strebt, erfordert so mannichfaltige und zarte Operationen, des Auges sowohl als des Geistes und der Hand, ein frisches jugendliches Naturgefühl und ein gereiftes Geistesvermögen, daß alles andere dagegen nur Scherz und Spielwerk, wenigstens alles andere in dieser höchsten

Fähigkeit begriffen zu seyn scheint. Eben so ist es mit der Form. Wer sich zu der Idee von der bedeutenden und schönen menschlichen Form empor gehoben hat, wird alles übrige bedeutend und schön hervorbringen. Was für herrliche Werke entstanden nicht, wenn die großen, sogenannten Historienmahler sich herabließen, Landschaften, Thiere und unorganische Beiwerke zu mahlen!

Da wir übrigens mit unserm Autor ganz in Einstimmung sind, so lassen wir ihn selbst reden.

„Ihr könntet glauben daß, um sich im Colorit zu bestärken, ein wenig Studium der Vögel und der Blumen nicht schaden könnte. Nein, mein Freund, niemals wird euch diese Nachahmung das Gefühl des Fleisches geben. Was wird aus Bachelier, wenn er seine Rose, seine Jonquille, seine Nelke aus den Augen verliert? Laßt Madame Vien ein Portrait mahlen und tragt es nachher zu Lateur. Aber nein, bringt es ihm nicht! Der Verräther ehrt keinen seiner Mitbrüder so sehr, um ihm die Wahrheit zu sagen; aber bewegt ihn, der Fleisch zu mahlen versteht, ein Gewand, einen Himmel, eine Nelke, eine duftige Pflaume, eine zart wollige Pfirsche zu mahlen, ihr werdet sehen wie herrlich er sich herauszieht. Und Chardin! warum nimmt man seine Nachahmung unbelebter Wesen für die Natur selbst? Eben deßwegen, weil er das Fleisch hervorbringt, wann er will."

Man kann sich nicht muntrer, feiner, artiger aus-

drücken; der Grundsatz ist auch wohl wahr. Nur steht Latour nicht als glückliches Beispiel eines großen Farbekünstlers, er ist ein bunt übertriebener oder vielmehr manierirter Mahler aus Rigaud's Schule, oder ein Nachahmer dieses Meisters.

In dem Folgenden geht Diderot zu der neuen Schwierigkeit über, die der Mahler findet, indem das Fleisch an und für sich nicht allein so schwer nachzuahmen ist, sondern die Schwierigkeit noch dadurch vermehrt wird, daß diese Oberfläche einem denkenden, sinnenden, fühlenden Wesen angehört, dessen innerste, geheimste, leichteste Veränderungen sich blitzschnell über das Aeußere verbreiten. Er übertreibt ein wenig die Schwierigkeit, doch mit besonderer Anmuth und ohne sich von der Wahrheit zu entfernen.

„Aber was dem großen Coloristen noch endlich ganz „den Kopf verrückt, das ist der Wechsel dieses Fleisches, „das sich von einem Augenblick zum andern belebt und „verfärbt. Indessen der Künstler sich an sein Tuch „heftet, indem sein Pinsel mich darzustellen beschäftigt „ist, habe ich mich verändert, und er findet mich nicht „wieder. Ist mir der Abbé Le Blanc in die Gedanken „gekommen, so mußte ich vor langer Weile gähnen, „zeigte sich der Abbé Trublet meiner Einbildungskraft, „so sehe ich ironisch aus. Erscheint mir mein Freund „Grimm oder meine Sophie, dann klopft mein Herz, „die Zärtlichkeit und Heiterkeit verbreitet sich über mein

„Gesicht, die Freude scheint mir durch die Haut zu drin„gen, die kleinsten Blutgefäße werden erschüttert und „die unmerkliche Farbe des lebendigen Flüssigen hat über „alle meine Züge die Farbe des Lebens verbreitet. Blu„men und Früchte schon verändern sich vor dem aufmerk„samen Blick des Latour und Bachelier. Welche Qual „ist nicht für sie das Gesicht des Menschen! Diese „Leinwand die sich rührt, sich bewegt, sich ausdehnt „und sobald erschlafft, sie färbt und mißfärbt, nach „unendlichen Abwechselungen dieses leichten und beweg„lichen Hauchs, den man die Seele nennt.“

Wir sagten vorhin, daß Diderot die Schwierigkeit einigermaßen übertreibe, und gewiß, sie wäre unüberwindlich, wenn der Mahler nicht das besäße, was ihn zum Künstler macht, wenn er von dem Hin- und Wiederblicken zwischen Körper und Leinwand allein abhinge, wenn er nichts zu machen verstünde als was er sieht. Aber das ist ja eben das Künstlergenie, das ist das Künstlertalent, daß es anzuschauen, festzuhalten, zu verallgemeinen, zu symbolisiren, zu charakterisiren weiß, und zwar in jedem Theile der Kunst, in Form sowohl als Farbe. Dadurch ist es eben ein Künstlertalent, daß es eine Methode besitzt, nach welcher es die Gegenstände behandelt, eine, sowohl geistige, als praktisch mechanische Methode, wodurch es den beweglichsten Gegenstand fest zu halten, zu determiniren und ihm eine Einheit und Wahrheit der künstlichen Existenz zu geben weiß.

„Aber bald hätte ich vergessen, euch von der Farbe „der Leidenschaft zu reden, und doch war ich ganz nahe „dran. Hat nicht jede Leidenschaft ihre eigene Farbe? „verändert sie sich nicht auf jeder Stufe der Leidenschaft? „Die Farbe hat ihre Abstufungen im Zorn. Entflammt „er das Gesicht, so brennen die Augen, ist er auf dem „höchsten Grad, so verengt er das Herz, anstatt es „auszudehnen. Dann verwirren sich die Augen, die „Blässe verbreitet sich über die Stirn, über die Wangen, „die Lippen zittern und verbleichen. Liebe und Verlan„gen, süßer Genuß, glückliche Befriedigung! färbt „nicht jeder dieser Momente mit andern Farben eine ge„liebte Schönheit?"

Von diesem Perioden gilt was von dem vorigen gesagt worden: auch hier ist Diderot zu loben, daß er dem Künstler die großen Forderungen zeigt, die man an ihn zu machen berechtigt ist; wenn er ihn auf die Mannichfaltigkeit der Naturerscheinungen aufmerksam macht und ihn dadurch vor dem Manierirten zu hüten sucht. Ein Gleiches hat er im folgenden zur Absicht.

„Die Mannichfaltigkeit unserer gewirkten Stoffe „unserer Gewänder hat nicht wenig beigetragen das Co„lorit vollkommener zu machen."

Schon oben ist in einer Anmerkung hierüber etwas gesagt worden.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach seyn „ohne falsch zu seyn."

Daß die Localfarbe, sowohl in einem ganzen Bilde, als durch die verschiedenen Gründe eines Bildes gemäßigt werden, und doch noch immer wahr und den Gegenständen gemäß bleiben kann, daran ist nicht der mindeste Zweifel.

Von der Harmonie der Farben.

Wir kommen nunmehr an einen wichtigen Punct, über den wir schon oben einiges geäußert, der aber nicht hier, sondern in der Folge der ganzen Farbenlehre nur vorgetragen und erörtert werden kann.

„Man sagt daß es freundliche und feindliche Farben „gebe, und man hat recht wenn man darunter versteht: „daß es solche gibt, die sich schwer verbinden, die der„gestalt neben einander absetzen, daß Licht und Luft, „diese beiden allgemeinen Harmonisten, uns kaum die „unmittelbare Nachbarschaft erträglich machen können."

Da man auf den Grund der Farbenharmonie nicht gelangen konnte und doch harmonische und disharmonische Farben eingestehen mußte, zugleich aber bemerkte, daß stärkeres oder schwächeres Licht den Farben etwas zu geben oder zu nehmen und dadurch eine gewisse Vermittlung zu machen schien, da man bemerkte, daß die Luft, indem sie die Körper umgibt, gewisse mildernde und sogar harmonische Veränderungen hervorbringt; so sah man beide als die allgemeinen Harmonisten an, man vermischte das von dem Colorit kaum getrennte Helldunkel,

auf eine unzulässige Weise, wieder mit demselben, man brachte die Massen herbei, man redete von Luftperspectiv, nur um einer Erklärung über die Harmonie der Farben auszuweichen. Man sehe das Sulzerische Capitel von Colorit und wie dort die Frage, was Harmonie der Farben sey, nicht herausgehoben, sondern unter fremden und verwandten Dingen vergraben und verschüttet wird. Diese Arbeit ist also noch zu thun, und vielleicht zeigt es sich, daß eine solche Harmonie, wie sie unabhängig und ursprünglich im Auge, im Gefühl des Menschen existirt, auch durch Zusammenstellung von gefärbten Gegenständen äußerlich hervorgebracht werden kann.

„Ich zweifle, daß irgend ein Mahler diese Partie „besser verstehe als eine Frau, die ein wenig eitel ist, „oder ein Sträußermädchen, die ihr Handwerk versteht."

Also ein reizbares Weib, ein lebhaftes Sträußermädchen, verstehen sich auf die Harmonie der Farben, die eine weiß was ihr wohl ansteht, die andere, wie sie ihre Waare gefällig machen soll. Und warum begibt sich der Philosoph, der Physiolog nicht in diese Schule? Warum nimmt er sich nicht die kleine Mühe zu beobachten, wie ein liebenswürdiges Geschöpf verfährt, um diesen Elementarkreis zu ihren Gunsten zu ordnen? Warum beobachtet er nicht was sie sich zueignet und was sie verschmäht? Die Harmonie und Disharmonie der Farben ist zugestanden, der Mahler ist darauf hingewie-

sen, jeder fordert sie von ihm und niemand sagt ihm was sie sey. Was geschieht? Sein natürliches Gefühl führt ihn in manchen Fällen recht, in andern weiß er sich nicht zu helfen. Und wie benimmt er sich? Er weicht der Farbe selbst aus, er schwächt sie und glaubt sie dadurch zu harmoniren, indem er ihr die Kraft nimmt, ihre Widerwärtigkeit gegen eine andere recht lebhaft an den Tag zu legen.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach seyn, „ohne daß die Harmonie zerstört werde, im Gegentheil „läßt sich die Stärke des Colorits mit der Harmonie „schwer verbinden."

Man gibt keineswegs zu, daß es leichter sey ein schwaches Colorit harmonischer zu machen als ein starkes; aber freilich wenn das Colorit stark ist, wenn Farben lebhaft erscheinen, dann empfindet auch das Auge Harmonie und Disharmonie viel lebhafter; wenn man aber die Farben schwächt, einige hell, andere gemischt, andere beschmutzt im Bilde braucht, dann weiß freilich niemand, ob er ein harmonisches oder disharmonisches Bild sieht; das weiß man aber allenfalls zu sagen, daß es unwirksam, daß es undedeutend sey.

„Weiß mahlen, und hell mahlen sind zwey sehr ver„schiedene Dinge. Wenn unter zwey verschiedenen „Compositionen übrigens alles gleich ist, so wird euch „die lichteste gewiß am besten gefallen; es ist wie der „Unterschied zwischen Tag und Nacht."

Ein Gemählde kann allen Anforderungen an's Colorit genugthun und doch vollkommen hell und licht seyn. Die helle Farbe erfreut das Auge, und eben dieselben Farben in ihrer ganzen Stärke, in ihrem dunkelsten Zustande genommen, werden einen ernsten, ahnungsvollen Effect hervorbringen; aber freilich ist es ein anderes hell mahlen als ein weißes, kreidenhaftes Bild darstellen.

Noch eins! die Erfahrung lehrt daß helle, heitere Bilder nicht immer den starken, kraftvollen Effectbildern vorgezogen werden. Wie hätte sonst Spagnolett zu seiner Zeit den Guido überwiegen können?

„Es gibt eine Zauberey vor der man sich schwer „verwahren kann, es ist die, welche der Mahler aus„übt, der seinem Bilde eine gewisse Stimmung zu geben „versteht. Ich weiß nicht wie ich euch deutlich meine „Gedanken ausdrücken soll! Hier auf dem Gemählde „sieht eine Frau in weißen Atlas gekleidet. Deckt das „übrige Bild zu und seht das Kleid allein, vielleicht er„scheint euch dieser Atlas schmutzig, matt und nicht son„derlich wahr. Aber seht diese Figur wieder in der Mitte „der Gegenstände, von denen sie umgeben ist, und also„bald wird der Atlas und seine Farbe ihre Wirkung wie„der leisten. Das macht daß das Ganze gemäßigt ist, „und indem jeder Gegenstand verhältnißmäßig verliert, „so ist nicht zu bemerken was jedem einzelnen gebricht; „die Uebereinstimmung rettet das Werk. Es ist die „Natur bei Sonnenuntergang gesehen."

Niemand wird zweifeln, daß ein solches Bild Wahrheit und Uebereinstimmung, besonders aber große Verdienste in der Behandlung haben könne.

„Fundament der Harmonie. Ich werde mich „wohl hüten in der Kunst die Ordnung des Regenbogens „umzustoßen. Der Regenbogen ist in der Mahlerey „was der Grundbaß in der Musik ist."

Endlich deutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie, er will es im Regenbogen finden und beruhigt sich dabei was die Französische Mahlerschule darüber ausgesprochen haben mag. Indem der Physiker die ganze Farbentheorie auf die prismatischen Erscheinungen und also gewissermaßen auf den Regenbogen gründete, so nahm man wohl hier und da diese Erscheinungen gleichfalls bei der Mahlerey als Fundament der harmonischen Gesetze an, die man bei der Farbengebung vor Augen haben müsse, um so mehr als man eine auffallende Harmonie in dieser Erscheinung nicht läugnen konnte. Allein der Fehler, den der Physiker beging, verfolgte mit seinen schädlichen Einflüssen auch den Mahler. Der Regenbogen, so wie die prismatischen Erscheinungen, sind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgebreiteten, mehr umfassenden, tiefer zu begründenden harmonischen Farbenerscheinungen. Es gibt nicht eine Harmonie, weil der Regenbogen, weil das Prisma sie uns zeigen, sondern diese genannten Phänomene sind har-

harmonisch, weil es eine höhere, allgemeine Harmonie gibt, unter deren Gesetzen auch sie stehen.

Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Musik verglichen werden, jener umfaßt sogar nicht einmal alle Erscheinungen die wir bei der Refraction gewahr werden, er ist so wenig der Generalbaß der Farben als ein Duraccord der Generalbaß der Musik ist; aber weil es eine Harmonie der Töne gibt, so ist ein Duraccord harmonisch. Forschen wir aber weiter, so finden wir auch einen Mollaccord, der keineswegs in dem Duraccord, wohl aber in dem ganzen Kreise musikalischer Harmonie begriffen ist.

So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar wird, daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beschränktes Phänomen und dessen allenfallsige Erklärung gezwängt werden kann, sondern daß jedes einzelne sich in den Kreis mit allen übrigen stellen, sich ordnen, sich unterordnen muß; so wird auch diese Unbestimmtheit, diese Verwirrung in der Kunst dauern, wo man im Praktischen das Bedürfniß weit lebhafter fühlt, anstatt daß der Theoretiker die Frage nur stille bei Seite lehnen und eigensinnig behaupten darf: alles sey ja schon erklärt!

„Aber ich fürchte, daß kleinmüthige Mahler davon „ausgegangen sind, um auf eine armselige Weise die „Gränzen der Kunst zu verengen und sich eine leichte

„und beschränkte Manier zu bereiten, das was wir so „unter uns ein Protokoll nennen.“

Diderot rügt hier eine kleine Manier, in welche verschiedene Mahler verfallen seyn mögen, welche sich an die beschränkte Lage des Physikers zu nahe anschlossen. Sie stellten, so scheint es, auf ihrer Palette die Farben in der Ordnung, wie sie im Regenbogen vorkommen, und es entstand daraus eine unläugbare harmonische Folge, sie nannten es ein Protokoll, weil hier nun gleichsam alles verzeichnet war was geschehen konnte und sollte. Allein da sie die Farben nur in der Folge des Regenbogens und des prismatischen Gespenstes kannten, so wagten sie es nicht bei der Arbeit diese Reihe zu zerstören, oder sie dergestalt zu behandeln daß man jenen Elementarbegriff dabei verloren hätte, sondern man konnte das Protokoll durch's ganze Bild wieder finden; die Farbe blieb auf dem Gemählde, wie auf der Palette, nur Stoff, Materie, Element und ward nicht durch eine wahre genialische Behandlung in ein harmonisches Ganzes organisch verwebt. Diderot greift diese Künstler mit Heftigkeit an. Ich kenne ihre Namen nicht und habe keine solche Gemählde gesehen, aber ich glaube mir nach Diderot's Worten wohl vorzustellen was er meint.

„Fürwahr es gibt solche Protokolliſten in der Mah„lerey, solche unterthänige Diener des Regenbogens, „daß man beständig errathen kann, was sie machen wer„den. Wenn ein Gegenstand diese oder jene Farbe hat,

„so kann man gewiß seyn, diese oder jene Farbe ganz „nahe daran zu finden. Ist nun die Farbe der einen „Ecke auf ihrem Gemählde gegeben, so weiß man alles „Uebrige. Ihr ganzes Leben lang thun sie nichts weiter „als diese Ecke zu versetzen; es ist ein beweglicher Punct, „der auf einer Fläche herumspaziert, der sich aufhält „und bleibt wo es ihm beliebt, der aber immer dasselbe „Gefolge hat. Er gleicht einem großen Herrn, der mit „seinem Hof immer in einerlei Kleidern erschiene."

„Aechtes Colorit. So handelt nicht Vernet, „nicht Chardin. Ihr unerschreckner Pinsel weiß mit „der größten Kühnheit die größte Mannichfaltigkeit und „die vollkommenste Harmonie zu verbinden und so alle „Farben der Natur mit allen ihren Abstufungen dar„zustellen."

Hier fängt Diderot an die Behandlung mit dem Colorit zu vermengen. Durch eine solche Behandlung verliert sich freilich alles Stoffartige, Elementare, Rohe, Materielle, indem der Künstler die mannichfaltige Wahrheit des Einzelnen, in einer schön verbundnen Harmonie des Ganzen verborgen, vorzustellen weiß, und so wären wir zu denen Hauptpuncten, von denen wir ausgingen, zu Wahrheit in Uebereinstimmung zurückgekehrt.

Sehr wichtig ist der folgende Punct, über den wir erst Diderot hören und dann unsere Gedanken gleichfalls eröffnen wollen.

„Und deſſen ungeachtet haben Vernet und Chardin „eine eigene und beſchränkte Art der Farbenbehandlung! „Ich zweifle nicht daran und würde ſie wohl entdecken, „wenn ich mir die Mühe geben wollte. Das macht, daß „der Menſch kein Gott iſt und daß die Werkſtatt des „Künſtlers nicht die Natur iſt.“

Nachdem Diderot gegen die Manieriſten lebhaft geſtritten, ihre Mängel aufgedeckt und ihnen ſeine Lieblingskünſtler, Vernet und Chardin entgegengeſetzt, ſo kommt er an den zarten Puncr, daß denn doch auch dieſe mit einer gewiſſen beſtimmten Behandlungsart zu Werke gehen, der man wohl etwas Eignes, etwas Beſchränktes Schuld geben könnte, ſo daß er kaum ſieht wie er ſie von den Manieriſten unterſcheiden ſoll. Hätte er von den größten Künſtlern geſprochen, ſo würde er doch in Verſuchung gerathen ſeyn eben daſſelbe zu ſagen; aber er wird billig, er will den Künſtler nicht mit Gott, das Kunſtwerk nicht mit einem Naturproducte vergleichen.

Wodurch unterſcheidet ſich denn alſo der Künſtler, der auf dem rechten Wege geht, von demjenigen, der den falſchen eingeſchlagen hat? Dadurch daß er einer Methode bedächtig folgt, anſtatt daß jener leichtſinnig einer Manier nachhängt.

Der Künſtler, der immer anſchaut, empfindet, denkt, wird die Gegenſtände in ihrer höchſten Würde, in ihrer lebhafteſten Wirkung, in ihren reinſten Verhältniſſen erblicken, bei der Nachahmung wird ihm

eine selbstgedachte, eine überlieferte, selbstdurchdachte Methode die Arbeit erleichtern, und wenn gleich bei Ausübung dieser Methode seine Individualität mit in's Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe, so wie durch die reinste Anwendung seiner höchsten Sinnes- und Geisteskräfte immer wieder in's Allgemeine gehoben, und kann so bis an die Gränzen der möglichen Production geführt werden. Auf diesem Wege erhoben sich die Griechen bis zu der Höhe auf der wir besonders ihre plastische Kunst kennen, und warum haben ihre Werke aus den verschiednen Zeiten und von verschiednem Werthe einen gewissen gemeinsamen Eindruck? Doch wohl nur daher weil sie der einen, wahren Methode im Vorschreiten folgten, welche sie selbst beim Rückschritt nicht ganz verlassen konnten.

Das Resultat einer ächten Methode nennt man Styl, im Gegensatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchsten Punct, den die Gattung zu erreichen fähig ist, deßwegen nähern sich alle großen Künstler einander in ihren besten Werken. So hat Rafael wie Tizian colorirt, da wo ihm die Arbeit am glücklichsten gerieth. Die Manier hingegen individualisirt, wenn man so sagen darf, noch das Individuum. Der Mensch, der seinen Trieben und Neigungen unaufhaltsam nachhängt, entfernt sich immer mehr von der Einheit des Ganzen, ja sogar von denen die ihm allenfalls noch ähnlich seyn könnten, er macht keine Ansprüche an die

Menschheit und so trennt er sich von den Menschen. Dieses gilt so gut vom Sittlichen als vom Künstlichen, denn da alle Handlungen des Menschen aus Einer Quelle kommen, so gleichen sie sich auch in allen ihren Ableitungen.

Und so, edler Diderot, wollen wir bei deinem Ausspruch beruhen, indem wir ihn verstärken.

Der Mensch verlange nicht Gott gleich zu seyn, aber er strebe sich als Mensch zu vollenden. Der Künstler strebe nicht ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunstwerk hervorzubringen.

Irrthümer und Mängel.

„Carricatur. Es gibt Carricaturen der Farbe „wie der Zeichnung, und alle Carricatur ist im bösen „Geschmack."

Wie eine solche Carricatur möglich sey, und worin sie sich von einer eigentlich disharmonischen Farbengebung unterscheide, läßt sich erst deutlich aus einander setzen, wenn wir über die Harmonie der Farben und den Grund, worauf sie beruht, einig geworden; denn es setzt voraus daß das Auge eine Uebereinstimmung anerkenne, daß es eine Disharmonie fühle und daß man, woher die beiden entstehen, unterrichtet sey. Alsdann sieht man erst ein, daß es eine dritte Art geben könne, die sich zwischen beide hinein setzt. Man kann mit Verstand und Vorsatz von der Harmonie abweichen und dann bringt man das Charakteristische hervor, geht man

aber weiter, übertreibt man dieſe Abweichung, oder wagt man ſie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Ueberlegung, ſo entſteht die Carricatur, die endlich Fratze und völlige Disharmonie wird und wofür ſich jeder Künſtler ſorgfältig hüten ſollte.

„Individuelles Colorit. Warum gibt es ſo „vielerlei Coloriſten, indeſſen es nur Eine Farbenmiſchung „in der Natur gibt?“

Man kann nicht eigentlich ſagen, daß es nur Ein Colorit in der Natur gebe, denn bei'm Worte Colorit denken wir uns immer zugleich den Menſchen der die Farbe ſieht, im Auge aufnimmt und zuſammenhält. Aber das kann und muß man annehmen, um nicht in Ungewißheit des Raiſonnements zu gerathen, daß alle geſunden Augen alle Farben und ihr Verhältniß ungefähr übereinſehen. Denn auf dieſem Glauben der Uebereinſtimmung ſolcher Apperceptionen beruht ja alle Mittheilung der Erfahrung.

Daß aber auch in den Organen eine große Abweichung und Verſchiedenheit in Abſicht auf Farben ſich befindet, kann man am beſten bei dem Mahler ſehen, der etwas Aehnliches mit dem was er ſieht hervorbringen ſoll. Wir können aus dem Hervorgebrachten auf das Geſehene ſchließen und mit Diderot ſagen:

„Die Anlage des Organs trägt gewiß viel dazu bei. „Ein zartes und ſchwaches Auge wird ſich mit lebhaften „und ſtarken Farben nicht befreunden, und ein Mahler „wird keine Wirkungen in ſein Bild bringen wollen die

„ihn in der Natur verletzen; er wird das lebhafte Roth,
„das volle Weiß nicht lieben, er wird die Tapeten, mit
„denen er die Wände seines Zimmers bedeckt, er wird
„seine Leinwand mit schwachen, sanften und zarten Tö-
„nen färben, und gewöhnlich durch eine gewisse Harmo-
„nie ersetzen was er euch an Kraft entzog.“

Dieses schwache, sanfte Colorit, diese Flucht vor lebhaften Farben kann sich, wie Diderot hier angibt, von einer Schwäche der Nerven überhaupt herschreiben. Wir finden, daß gesunde, starke Nationen, daß das Volk überhaupt, daß Kinder und junge Leute sich an lebhaften Farben erfreuen; aber eben so finden wir auch, daß der gebildetere Theil die Farbe flieht, theils weil sein Organ geschwächt ist, theils weil er das Auszeichnende, das Charakteristische vermeidet.

Bei dem Künstler hingegen ist die Unsicherheit, der Mangel an Theorie oft Schuld, wenn sein Colorit unbedeutend ist. Die stärkste Farbe findet ihr Gleichgewicht, aber nur wieder in einer starken Farbe, und nur wer seiner Sache gewiß wäre wagte sie neben einander zu setzen. Wer sich dabei der Empfindung, dem Ungefähr überläßt, bringt leicht eine Carricatur hervor, die er, in so fern er Geschmack hat, vermeiden wird; daher also das Dämpfen, das Mischen, das Tödten der Farben, daher der Schein von Harmonie, die sich in Nichts auflöst, anstatt das Ganze zu umfassen.

„Warum sollte der Charakter, ja selbst die Lage des

Dramatisches.

„Mahlers nicht auf sein Colorit Einfluß haben? Wenn „sein gewöhnlicher Gedanke traurig, düster und schwarz „ist, wenn es in seinem melancholischen Kopf und in „seiner düstern Werkstatt immer Nacht bleibt, wenn er „den Tag aus seinem Zimmer vertreibt, wenn er Ein„samkeit und Finsterniß sucht, werdet ihr nicht eine Dar„stellung zu erwarten haben, die wohl kräftig aber zu„gleich dunkel, mißfarbig und düster ist? Ein Gelbsüch„tiger, der alles gelb sieht, wie soll der nicht über sein „Bild denselben Schleier werfen, den sein krankes Organ „über die Gegenstände der Natur zieht und der ihm selbst „verdrießlich ist, wenn er den grünen Baum, den er „frühere Erfahrung in die Einbildungskraft drückte, „mit dem gelben vergleicht, den er vor Augen sieht?"

„Seyd gewiß, daß ein Mahler sich in seinem Werke „eben so sehr, ja noch mehr, als ein Schriftsteller in „dem seinigen zeige. Einmal tritt er wohl aus seinem „Charakter, überwindet die Natur und den Hang seines „Organs. Er ist wie ein verschlossener, schweigender „Mann, der doch auch einmal seine Stimme erhebt; die „Explosion ist vorüber, er fällt in seinen natürlichen Zu„stand in das Stillschweigen zurück. Der traurige Künst„ler, der mit einem schwachen Organ geboren ist, wird „wohl Einmal ein Gemählde von lebhafter Farbe her„vorbringen, aber bald wird er wieder zu seinem natür„lichen Colorit zurückkehren."

Unterdessen ist es schon äußerst erfreulich, wenn ein

Künstler einen solchen Mangel bei sich gewahr wird und äußerst beifallswürdig, wenn er sich bemüht ihm entgegen zu arbeiten. Sehr selten findet sich ein solcher und wo er sich findet, wird seine Bemühung gewiß belohnt, und ich würde ihm nicht, wie Diderot thut, mit einem unvermeidlichen Rückfall drohen, vielmehr ihm, wo nicht einen völlig zu erreichenden Zweck, doch einen immerwährenden glücklichen Fortschritt versprechen.

„Auf alle Fälle wenn das Organ krankhaft ist, auf „welche Weise es wolle, so wird es einen Dunst über „alle Körper verbreiten, wodurch die Natur und ihre „Nachahmung äußerst leiden muß."

Nachdem also Diderot den Künstler aufmerksam gemacht hat was er an sich zu bekämpfen habe, so zeigt er ihm auch noch die Gefahren, die ihm in der Schule bevorstehen.

„Einfluß des Meisters. Was den wahren „Coloristen selten macht, ist daß der Künstler sich ge„wöhnlich Einem Meister ergibt. Eine undenkliche Zeit „copirt der Schüler die Gemählde des Einen Meisters, „ohne die Natur anzublicken, er gewöhnt sich durch „fremde Augen zu sehen und verliert den Gebrauch der „seinigen. Nach und nach macht er sich eine gewisse „Kunstfertigkeit die ihn fesselt, und von der er sich we„der befreien noch entfernen kann; die Kette ist ihm „um's Auge gelegt, wie dem Sclaven um den Fuß, und „das ist die Ursache daß sich so manches falsche Colorit

„verbreitet. Einer der nach La Grénée copirt, wird „sich an's Glänzende und Solide gewöhnen, wer sich an „Le Prince hält, wird roth und ziegelfarbig werden, „nach Greuze grau und violet, wer Chardin studirt ist „wahr! Und daher kommt diese Verschiedenheit in den „Urtheilen über Zeichnung und Farbe selbst unter Künst„lern; der eine sagt daß Poussin trocken, der andere daß „Rubens übertrieben ist, und ich, der Liliputianer, „klopfe ihnen sanft auf die Schulter und bemerke daß „sie eine Albernheit gesagt haben."

Es ist keine Frage daß gewisse Fehler, gewisse falsche Richtungen sich leicht mittheilen, wenn Alter und Ansehen besonders den Jüngling auf bequeme, unrechte Wege leiten. Alle Schulen und Secten beweisen daß man lernen könne mit andern Augen sehen; aber so gut ein falscher Unterricht böse Früchte bringt und das Manierirte fortpflanzt, eben so gut wird auch durch diese Empfänglichkeit der jungen Naturen die Wirkung einer ächten Methode begünstigt. Wir rufen dir also wackrer Diderot abermals, so wie bei'm vorigen Capitel zu: indem du deinen Jüngling vor den Afterschulen warnst, so mache ihm die ächte Schule nicht verdächtig.

„Unsicherheit im Auftragen der Farben.

„Der Künstler, indem er seine Farbe von der Palette „nimmt, weiß nicht immer welche Wirkung sie in dem „Gemählde hervorbringen wird, und freilich! womit „vergleicht er diese Farbe, diese Tinte auf seiner Pa-

„letzte? Mit andern einzelnen Tinten, mit ursprünglichen „Farben! Er thut mehr, er betrachtet sie an dem Orte „wo er sie bereitet hat, und überträgt sie in Gedanken „an den Platz wo sie angewendet werden soll. Wie oft „begegnet es ihm nicht daß er sich bei dieser Schätzung „betriegt! Indem er von der Palette auf die volle Scene „seiner Zusammensetzung übergeht, wird die Farbe mo„dificirt, geschwächt, erhöht, sie verändert völlig ihren „Effect. Dann tappt der Künstler herum, handiert „seine Farbe hin und wieder und quält sie auf alle Weise. „Unter dieser Arbeit wird die Tinte eine Zusammen„setzung verschiedner Substanzen, welche mehr oder we„niger (chemisch) auf einander wirken und früher oder „später sich verstimmen."

Diese Unsicherheit kommt daher, wenn der Künstler nicht deutlich weiß was er machen soll und wie er es zu machen hat, beides, besonders aber das Letzte, läßt sich auf einen hohen Grad überliefern. Die Farbenkörper, welche zu brauchen sind, die Folge, in welcher sie zu brauchen sind, von der ersten Anlage bis zur letzten Vollendung, kann man wissenschaftlich, ja beinahe handwerksmäßig überliefern. Wenn der Emailmahler ganz falsche Tinten auftragen muß und nur im Geiste die Wirkung sieht, die erst durch's Feuer hervorgebracht wird, so sollte doch der Oelmahler, von dem hauptsächlich hier die Rede ist, wohl eher wissen was er vorzubereiten und wie er stufenweise sein Bild auszuführen habe.

Fra-

Fratzenhafte Genialität. Diderot mag uns verzeihen daß wir unter dieſer Rubrik das Betragen eines Künſtlers den er lobt und begünſtigt, aufführen müſſen.

„Wer das lebhafte Gefühl der Farbe hat, heftet „ſeine Augen feſt auf das Tuch, ſein Mund iſt halb „geöffnet, er ſchnaubt (ächzt, lechzt), ſeine Palette iſt „ein Bild des Chaos. In dieſes Chaos taucht er ſeinen „Pinſel und zieht das Werk ſeiner Schöpfung hervor. Er „ſteht auf, entfernt ſich, wirft einen Blick auf ſein Werk. „Er ſetzt ſich wieder, und ihr werdet ſo die Gegenſtände „der Natur lebendig auf ſeiner Tafel entſtehen ſehen.“

Vielleicht iſt es nur der Deutſchen Geſetztheit lächerlich einen braven Künſtler hinter ſeinem Gegenſtande, gleichſam als einen erhitzten Jagdhund hinter einem Wilde her, mit offnem Munde ſchnauben zu ſehen. Vergebens verſuchte ich das Franzöſiſche Wort haleter in ſeiner ganzen Bedeutung auszudrücken, ſelbſt die mehreren gebrauchten Worte faſſen es nicht ganz in die Mitte; aber ſo viel ſcheint mir doch höchſt wahrſcheinlich, daß weder Rafael bei der Meſſe von Bolſena, noch Correggio vor dem heiligen Hieronymus, noch Tizian vor dem heiligen Peter, noch Paul Veroneſe vor einer Hochzeit zu Cana mit offnem Munde geſeſſen, geſchnaubt, geächzt, geſtöhnt, haletirt habe. Das mag denn wohl ſo ein Franzöſiſcher Fratzenſprung ſeyn, vor dem ſich dieſe lebhafte Nation in den ernſteſten Geſchäften nicht immer hüten kann.

Nachfolgendes iſt nicht viel beſſer.

„Mein Freund! geht in eine Werkstatt und seht den „Künstler arbeiten. Wenn er seine Tinten und Halb„tinten recht symmetrisch, rings um die Palette, geord„net hat, oder wenn nicht wenigstens nach einer Vier„telstunde Arbeit die ganze Ordnung durch einander ge„strichen ist; so entscheidet kühn daß der Künstler kalt „ist und daß er nichts Bedeutendes hervorbringen wird. „Er gleicht einem unbehülflichen schweren Gelehrten der „eben die Stelle eines Autors nöthig hat. Der steigt „auf seine Leiter, nimmt und öffnet das Buch, kommt „zum Schreibetisch, copirt die Zeile die er braucht, „steigt die Leiter wieder hinan und stellt das Buch an „den Platz zurück. Das ist fürwahr nicht der Gang „des Genie's.“

Wir selbst haben dem Künstler oben zur Pflicht gemacht die materielle Farbenerscheinung der abgesonderten Pigmente, durch wohlverstandene Mischung, zu tilgen, die Farbe, seinen Gegenständen gemäß, zu individualisiren und gleichsam zu organisiren; ob aber diese Operation so wild und tumultuarisch vorgenommen werden müsse, daran zweifelt wie billig ein bedächtiger Deutscher.

Rechte und reinliche Behandlung der Farben.

„Ueberhaupt wird die Harmonie eines Bildes desto „dauerhafter seyn, je sichrer der Mahler von der Wir„kung seines Pinsels, je kühner, je freier sein Auftrag

„war, je weniger er die Farbe hin und wieder gehandiert
„und gequält, je einfacher und kecker er sie angewendet
„hat. Man sieht moderne Gemählde in kurzer Zeit ihre
„Uebereinstimmung verlieren, man sieht alte die sich,
„ungeachtet der Zeit, frisch, kräftig und in Harmonie
„erhalten haben. Dieser Vortheil scheint mir nicht so-
„wohl eine Wirkung der bessern Eigenschaft ihrer Far-
„ben, als eine Belohnung des guten Verfahrens bei der
„Arbeit zu seyn."

Ein schönes und ächtes Wort von einer wichtigen und schönen Sache. Warum stimmst du, alter Freund, nicht immer so mit dem Wahren und mit dir selbst überein? Warum nöthigst du uns mit einer Halbwahrheit, mit einem paradoren Perioden zu schließen?

„O mein Freund, welche Kunst ist die Mahlerey!
„Ich vollende mit einer Zeile was der Künstler in einer
„Woche kaum entwirft und zu seinem Unglück weiß er,
„sieht er, fühlt er, wie ich und kann sich durch seine
„Darstellung nicht genug thun. Die Empfindung, in-
„dem sie ihn vorwärts treibt, betriegt ihn über das was
„er vermag, er verdirbt ein Meisterstück, denn er war,
„ohne es gewahr zu werden, auf der letzten Gränze sei-
„ner Kunst."

Freilich ist die Mahlerey sehr weit von der Redekunst entfernt, und wenn man auch annehmen könnte, der bildende Künstler sehe die Gegenstände wie der Redner, so wird doch bei jenem ein ganz anderer Trieb erweckt

als bei diesem. Der Redner eilt von Gegenstand zu Gegenstand, von Kunstwerk zu Kunstwerk, um darüber zu denken, sie zu fassen, sie zu übersehen, sie zu ordnen und ihre Eigenschaften auszusprechen. Der Künstler hingegen ruht auf dem Gegenstande, er vereinigt sich mit ihm in Liebe, er theilt ihm das Beste seines Geistes, seines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anschlag, weil die Liebe das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenstandes verfließen? Welcher ächte Künstler weiß von Zeit indem er arbeitet? Das was dich den Redner ängstigt, das macht des Künstlers Glück; da wo du ungeduldig eilen möchtest, fühlt er das schönste Behagen.

Und deinem andern Freunde der, ohne es zu wissen, auf den Gipfel der Kunst geräth und durch Fortarbeiten sein treffliches Werk wieder verdirbt, dem ist am Ende wohl auch noch zu helfen. Wenn er wirklich so weit in der Kunst, wenn er wirklich so brav ist, so wird es nicht schwer halten ihm auch das Bewußtseyn seiner Geschicklichkeit zu geben und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel schon ausübt, die uns lehrt, wie das Beste zu machen sey und uns zugleich warnt, nicht mehr als das Beste machen zu wollen.

Und so sey auch für dießmal diese Unterhaltung geschlossen. Einstweilen nehme der Leser das, was sich in dieser Form geben ließ, geneigt auf, bis wir ihm sowohl über die Farbenlehre überhaupt, als über das mahlerische Colorit im Besondern, das Beste was wir haben und vermögen, in gehöriger Form und Ordnung, mittheilen und überliefern können.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Siebenunddreyßigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Winckelmann.

Hackert.

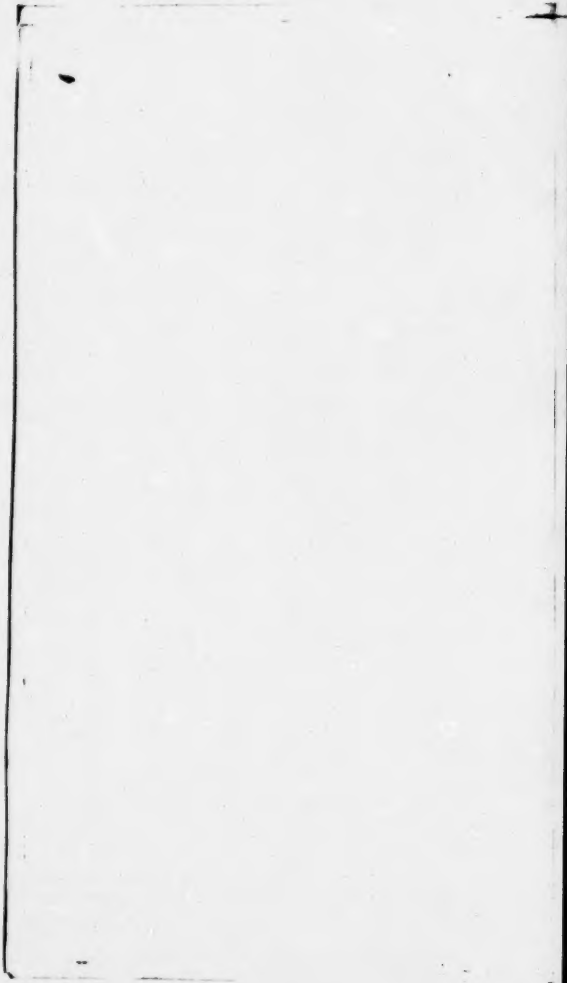

Winckelmann.

Ihro der Herzogin

Anna Amalia

von

Sachsen-Weimar und Eisenach,

Hochfürstlichen Durchlaucht.

Durchlauchtigste Fürstin,
Gnädigste Frau,

Jenes mannichfaltige Gute, das Kunst und Wissenschaft Ew. Durchlaucht verdanken, wird gegenwärtig durch die gnädigste Erlaubniß vermehrt, nachstehende Winckelmannische Briefe dem Druck übergeben zu dürfen. Sie sind an einen Mann gerichtet, der das Glück hatte sich unter Höchstihro Diener zu rechnen, und bald nach jener Zeit Ew. Durchlaucht näher zu leben, als Winckelmann sich in der ängstlichen Verlegenheit befunden hatte, deren unmittelbare dringende Schilderung man hier nicht ohne Theilnahme lesen kann.

Wären diese Blätter in jenen Tagen Ew. Durchlaucht vor die Augen gekommen, so hätte gewiß das hohe wohlthätige Gemüth einem solchen Jammer gleich ein Ende gemacht, hätte das Schicksal eines vortrefflichen Mannes anders eingeleitet und für die ganze Folge glücklicher gelenkt.

Doch wer sollte wohl des Möglichen gedenken, wenn des Geschehenen so viel Erfreuliches vor uns liegt?

Ew. Durchlaucht haben seit jener Zeit so viel Nützliches und Angenehmes gepflanzt und gehegt, indeß unser fördernder und mittheilender Fürst Schöpfungen auf Schöpfungen häuft und begünstigt.

Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beschränkten Kreise nach innen und außen gewirkten Gu-

ten gedenken, wovon das Augenfällige schon die Bewunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher steigen würde, wenn sich ein Unterrichteter das Werden und Wachsen darzustellen bemühte.

Nicht auf Besitz, sondern auf Wirkung war es angesehen, und um so mehr verdient die höhere Cultur dieses Landes einen Annalisten, je mehr sich gar manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die sichtbaren Spuren schon verloschen sind.

Mögen Ew. Durchlaucht, im Bewußtseyn anfänglicher Stiftung und fortgesetzter Mitwirkung, zu jenem eigenen Familienglück, einem hohen und gesunden Alter, gelangen und noch spät einer glänzenden Epoche genießen, die sich jetzt für unsern Kreis eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer gemehrt, in sich verknüpft, befestigt, gesteigert und der Nachwelt überliefert werden soll.

Da ich mir denn zugleich schmeicheln darf, jener unschätzbaren Gnade, wodurch Höchstdieselben mein Leben zu schmücken geruhten, mich auch fernerhin zu erfreuen, und mich mit verehrender Anhänglichkeit unterzeichne

Ew. Durchlaucht

unterthänigster

J. W. v. Goethe.

Vorrede.

Die in Weimar verbündeten und mehrere Jahre zusammen lebenden Kunstfreunde dürfen ihres Verhältnisses zu dem größeren Publicum wohl erwähnen, indem sie, worauf doch zuletzt alles ankommt, sich immer in gleichem Sinn und nach gleichen wohlerprobten Grundsätzen geäußert. Nicht daß sie auf gewisse Vorstellungsarten beschränkt hartnäckig einerlei Standpunct behauptet hätten, gestehen sie vielmehr gern durch mannichfaltige Mittheilung gelernt zu haben; wie sie denn auch gegenwärtig mit Vergnügen gewahr werden, daß ihre Bildung sich an die in Deutschland immer allgemeiner werdende höhere Bildung mehr und mehr anschließt.

Sie erinnern mit einem heitern Bewußtseyn an die Propyläen, an die nunmehr schon sechs Ausstellungen commentirenden Programme, an manche Aeußerungen in der Jenaischen Literaturzeitung, an die Bearbeitung der Cellinischen Lebensbeschreibung.

Wenn diese Schriften nicht zusammengedruckt und gebunden sind, wenn sie nicht Theile eines einzigen Werkes ausmachen, so sind sie doch aus eben demselben

Geiste hervorgegangen. Sie haben auf das Ganze gewirkt, wie uns zwar langsam, aber doch erfreulich genug, nach und nach bekannt geworden, so daß wir eines mannichfaltig erfahrnen Undanks, eines lauten und schweigenden Gegenwirkens wohl kaum gedenken sollten.

Unmittelbar schließt sich vorliegendes Werk an die übrigen Arbeiten an und wir erwähnen von seinem Inhalt hier nur das Nothwendigste.

Entwurf einer Geschichte der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts.

Für den Künstler, wie für den Menschen, ist eine geschichtliche Ansicht verwandter Zustände zu schnellerer Bildung höchst vortheilhaft. Jeder einzelne Mensch, besonders der tüchtige, kommt sich früher viel zu bedeutend vor, und so nimmt er auch im Vertrauen auf selbstständige Kraft viel zu geschwind für diese oder jene Maxime Partey, handelt und arbeitet auf dem eingeschlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor sich hin, und wenn er zuletzt seine Einseitigkeit, seinen Irrthum einsehen lernt, so wechselt er eben so heftig, ergreift eine andre vielleicht eben so fehlerhafte Richtung und hält sich an einen eben so mangelhaften Grundsatz. Nur erst spät wird er seine Geschichte gewahr und lernt einsehen, wie viel weiter ihn eine stetige Bildung nach einem geprüften Leitfaden hätte führen können.

Wenn der Kenner seine Einsicht bloß der Geschichte

Prolog

zu Eröffnung des Berliner Theaters

im May 1821.

Prächtiger Saal im antiken Styl. Aussicht auf's weite Meer.

I.

Die Muse des Dramas

herrlich gekleidet, tritt auf im Hintergrunde.

So war es recht! So wollt' es meine Macht! —

(Sie schreitet einen Augenblick zu stugen, Theater und Saal betrachtend.)

Und doch erschreck' ich vor der eignen Pracht;
Was ich gewollt, gefordert und befahl,
Es steht, und übertrifft mein Wollen hundertmal.
Ich dachte mir's, doch mit bescheidnem Hoffen,
Verwandte Kunst, sie hat mich übertroffen. —
Mit Unbehagen fühl' ich mich allein,
Der ganze Hofstaat muß versammelt seyn.

verdankt, wenn sie den Körper zu den Ideen hergibt, aus welchen die Kunst entspringt; so ist auch die Geschichte der Kunst für den jungen Künstler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe, leidenschaftlich zu erjagende Vorbilder, sondern sich selbst auf seinem Standpunct, in seiner Beschränkung gleichnißweise gewahr werden. Aber leider ist selbst das kaum Vergangene für den Menschen selten belehrend, ohne daß man ihn deßhalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrthümer unserer Vorfahren einsehen lernen, so hat die Zeit schon wieder neue Irrthümer erzeugt, die uns unbemerkt umstricken, und wovon die Darstellung dem künftigen Geschichtschreiber, ebenfalls ohne Vortheil für seine Generation, überlassen bleibt.

Doch wer mag solchen trübsinnigen Betrachtungen nachhängen und nicht lieber sich bestreben die Klarheit der Ansichten in seinem Fache nach Möglichkeit zu verbreiten. Dieß machte sich der Verfasser jenes Entwurfs zur Pflicht, dessen Schwierigkeit die Kenner einsehen, dessen Mängel sie bemerken, dessen Unvollständigkeit sie nachhelfen und dadurch die Möglichkeit vorbereiten mögen, daß aus diesem Entwurf künftig ein Werk entstehen könne.

Winckelmanns Briefe an Berendis.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhafte Perso-

nen stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gesinnungen mittheilen, und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch. Denn oft wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseyns, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winckelmannischen Briefe haben manchmal diesen wünschenswerthen Charakter.

Wenn dieser treffliche Mann, der sich in der Einsamkeit gebildet hatte, in Gesellschaft zurückhaltend, im Leben und Handeln ernst und bedächtig war; so fühlte er vor dem Briefblatt seine ganze natürliche Freiheit und stellte sich öfter ohne Bedenken dar, wie er sich fühlte. Man sieht ihn besorgt, beängstet, verworren, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltnem Charakter, der auf sich selbst vertraut, der, obgleich die äußern Umstände seiner Einbildungskraft so mancherlei Wählbares vorlegen, doch meistens den besten Weg ergreift, bis auf den letzten ungeduldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben kostete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von Rechtlichkeit und Derbheit, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Charakter, welches immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht, und also eben so wenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann.

So sind, um nur einiger größeren Sammlungen Winckelmannischer Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Documente eines redlichen Zusammenwirkens mit einem Freund zum bestimmten Zweck, Zeugnisse von großer Beharrlichkeit in einem schweren, ohne genugsame Vorbereitung leichtsinnig übernommenen, mit Muth glücklich durchgeführten Geschäft, durchwebt mit den lebhaftesten literarischen, politischen, Societäts-Neuigkeiten, ein köstliches Lebensbild, noch interessanter, wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können. Schön ist auch die Freimüthigkeit selbst in leidenschaftlich mißbilligenden Aeußerungen gegen einen Freund, dem der Briefsteller durchaus so viel Achtung als Liebe, so viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigner Superiorität und Würde, verbunden mit ächter Hochschätzung anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Muthwille und Neckerei, wodurch sich die Briefe an die Schweizer

charakterisiren, machen diese Sammlung äußerst interessant und liebenswerth, wobei sie zugleich genugsam unterrichtend ist, obgleich Winckelmanns Briefe im Ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die ersten Briefe an den Grafen Bünau in der schätzbaren Daßdorfischen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in sich selbst befangenen Gemüthe, das an einem so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Winckelmann seine Religionsänderung ankündigt, ist ein wahrer Galimathias, ein unglücklicher verworrener Aufsatz.

Aber um jene Epoche begreiflich, selbst unmittelbar anschaulich zu machen, dient nunmehr die erste Hälfte unsrer Briefsammlung. Sie sind zum Theil aus Nöthenitz, zum Theil aus Dresden an einen innig vertrauten Freund und Cameraden gerichtet. Der Briefsteller zeigt sich mit seinen dringenden, unüberwindlichen Wünschen, in dem peinlichsten Zustande, auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Ueberzeugung gesuchten Glück.

Die andre Hälfte ist aus Italien geschrieben. Sie behalten ihren derben, losgebundenen Charakter, doch schwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken an dem erreichten Ziele beseelt sie. Ueberdieß geben sie, verglichen mit andern schon bekannten gleichzeitigen, eine vollständigere Anschauung seiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieser Sammlung, vielleicht mehr

für Menschenkenntniß als für Literatur, zu fühlen und zu beurtheilen, überlassen wir empfänglichen Gemüthern und einsichtigen Geistern, und fügen einiges über den Mann an den sie geschrieben sind, wie es uns mitgetheilt worden, hinzu.

Hieronymus Dieterich Berendis, geboren zu Seehausen in der Altmark im Jahre 1720, studirte zu Halle die Rechte und war, nach seiner akademischen Zeit, einige Jahre Auditeur bei dem königlich Preußischen Regiment Husaren, die der Farbe nach gewöhnlich die schwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Ruesch genannt wurden. Er setzte, sobald er jenes rohe Leben verlassen hatte, seine Studien eine Zeit lang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehausen fand er Winckelmannen, mit dem er sich freundschaftlich verband und später, durch dessen Empfehlung, bei dem jüngsten Grafen Bünau als Hofmeister angestellt wurde. Er führte denselben nach Braunschweig, wo sie das Carolinum benutzten. Da der Graf nachher in Französische Dienste trat, brachte dessen Vater, damals Weimarischer Minister, unsern Berendis in gedachte fürstliche Dienste, wo er zuerst als Kriegsrath, nachher als Kammerrath und als Chatullier bei der Herzogin Frau Mutter stand. Er starb 1785 am 26 October zu Weimar.

Schilderung Winckelmanns.

Wenn man dem würdigsten Staatsbürger gewöhnlich nur einmal zu Grabe läutet, er mag sich übrigens noch so sehr um Land und Stadt, im Großen oder Kleinen, verdient gemacht haben; so finden sich dagegen gewisse Personen, die durch Stiftungen sich dergestalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeste gefeyert werden, an denen der immerwährende Genuß ihrer Milde gepriesen wird.

In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feyern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen.

Von dieser Seite betrachte man das Wenige, was gleichdenkende Freunde, als Zeugniß ihrer Gesinnungen, nicht als Darstellung seiner Verdienste, an dem Feste darbringen, welches bei Gelegenheit der gefundenen und hier aufgestellten Briefe von allen schönen Seelen und allen Geistern höherer Bildung gewiß gefeyert wird.

Vorwort.

Die nachstehenden Aufsätze von drey Freunden verfaßt, welche sich in ihrer Gesinnung über die Kunst im allgemeinen sowohl als über die Verdienste Winckelmanns glücklich begegnen, sollten einem Aufsatz über diesen merkwürdigen Mann zum Grunde liegen, und zum Stoff einer Arbeit dienen, die zugleich das Verdienst der Mannichfaltigkeit und der Einheit hätte.

Wie aber im Leben gar mancher Unternehmung vielerlei Hindernisse im Wege stehen, welche kaum erlauben, den möglichen Stoff zu sammeln, geschweige demselben die gewünschte Form zu geben, so erscheint auch hier nur die Hälfte des entworfenen Ganzen.

Weil jedoch im gegenwärtigem Falle die Hälfte vielleicht mehr als das Ganze geschätzt werden dürfte, indem der Leser durch Betrachtung dreyer individueller Ansichten desselben Gegenstandes mehr gereizt und zu eigener Herstellung dieses bedeutenden Lebens und Charakters aufgefordert wird, welche mit Beihülfe der älteren und neueren Hülfsmittel bequem gelingen möchte; so glauben wir Dank zu verdienen, wenn wir, anstatt auf spätere Gelegenheit zu hoffen und eine künftige Aus-

führung zu versprechen, nach Winckelmanns eigner frischen Weise, eben das was gerade bereit ist, wenn es auch nicht fertig wäre, freundlich hingeben, damit es nach seiner Art in dem großen Umkreis des Lebens und der Bildung zeitig mitwirke.

I.

Einleitung.

Das Andenken merkwürdiger Menschen, so wie die Gegenwart bedeutender Kunstwerke, regt von Zeit zu Zeit den Geist der Betrachtung auf. Beide stehen da als Vermächtnisse für jede Generation, in Thaten und Nachruhm jene, diese wirklich erhalten als unaussprechliche Wesen. Jeder Einsichtige weiß recht gut, daß nur das Anschauen ihres besondern Ganzen einen wahren Werth hätte, und doch versucht man immer aufs neue durch Reflexion und Wort ihnen etwas abzugewinnen.

Hiezu werden wir besonders aufgereizt, wenn etwas Neues entdeckt und bekannt wird, das auf solche Gegenstände Bezug hat; und so wird man unsre erneuerte Betrachtung über W., seinen Charakter und sein Geleistetes in dem Augenblicke schicklich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über seine Denkweise und Zustände ein lebhafteres Licht verbreiten.

Eintritt.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältniß zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden; so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen, und auf diese Weise das Vortrefflichste nach innen bezüglich zu leisten.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfniß, eifrig, zu allem was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern; so kann man versichert seyn, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Daseyn sich ausbilden werde.

Unser Winckelmann war von dieser Art. In ihn hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dagegen verwendete er sein ganzes Leben ein ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges im Menschen- und in der Kunst, die sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzusuchen.

Eine niedrige Kindheit, unzulänglichen Unterricht in der Jugend, zerrissene, zerstreute Studien im Jüng-

Wo bleibt ihr denn? die wenn ich nicht beſchränkte,
Zudringlich eins das andre gern verdrängte:
Der frühſte Heldenſinn, des Mittelalters Kraft
Die heitre Tagswelt, ſittſam poſſenhaft?
Ihr Wechſelbilder, ihr des Dichters Träume,
Herein mit euch und füllt mir dieſe Räume!

Nun faſſe dich! dem Ort gemäß, der Zeit:
Beſchleunigen iſt Ungerechtigkeit.
In buntem Schmuck durchzieht ſchon manches Chor
Sich vorbereitend Säulengang und Thor,
Zu gleichem gleiches reihenhaft geſellt,
Weil jedes, rein geſondert, mehr gefällt.

Nichts übereilt! Ich lob' euch, die ich ſchalt,
Mit Sparſamkeit gebrauchet Kunſtgewalt,
Und tretet nächtlich in der Jahre Lauf,
Den Sternenhimmel überbietend auf;
So daß ein Herz, auch an Natur gewöhnt,
Nach eurem Kreis, dem leuchtenden, ſich ſehnt.

Sie rüſten ſich den hehren Raum zu ſchmücken,
Ihr ſollt ſie alle wohlgereiht erblicken;
Doch gebt mir zu, daß ich was ich entwarf,
Was alle wollen, gleich verkünden darf.

Vom tragiſch Reinen ſtellen wir euch dar
Des düſtern Wollens traurige Gefahr;
Der kräftige Mann, voll Trieb und willevoll,
Er kennt ſich nicht, er weiß nicht was er ſoll,

lingsalter, der Druck eines Schulamtes, und was in einer solchen Laufbahn ängstliches und beschwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen andern geduldet. Er war dreyßig Jahre alt geworden, ohne irgend eine Gunst des Schicksals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerthen und möglichen Glücks.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, sich von den Zuständen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entschieden genug ausgesprochen. Einige nicht genugsam überlegte Versuche fremde Länder zu sehen, mißglückten ihm. Er träumte sich eine Reise nach Aegypten; er begab sich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück. Besser geleitet von seinem Genius, ergriff er endlich die Idee, sich nach Rom durchzudrängen. Er fühlte, wie sehr ihm ein solcher Aufenthalt gemäß sey. Dieß war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entschiedener Plan, dem er mit Klugheit und Festigkeit entgegenging.

Antikes.

Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber

das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämmtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Loos der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werthen Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt; dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseyns erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung in's Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punct wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten, ohne weitern Umweg, sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Gränzen der schönen Welt. Hieher waren sie gesetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die

Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Antheil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten; daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen.

Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Werth, so wie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Werth zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am werthesten geachtet, und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen, waren jene Naturen höchlich geschickt: denn wie die gesunde Faser dem Uebel widerstrebt, und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig wieder

herstellt; so vermag der jenen eigene gesunde Sinn sich gegen innern und äußern Unfall geschwind und leicht wieder herzustellen. Eine solche antike Natur war, in so fern man es nur von einem unsrer Zeitgenossen behaupten kann, in Winckelmann wieder erschienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne. Angewiesen auf Thätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich alterthümlichen Geist, so blieb ihm derselbe auch in seinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wissenschaften im Großen und Breiten die Alten sich schon in einer gewissen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfassung der mannichfaltigen, außermenschlichen Gegenstände eine Zertheilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einheit fast unerläßlich ist; so hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannichfaltigen Wißbaren sich zu zerstreuen, in unzusammenhängenden

Kenntnissen sich zu verlieren in Gefahr kömmt, ohne wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach W. auch in dem Wißbaren und Wissenswerthen herumschweifte, theils durch Lust und Liebe, theils durch Nothwendigkeit geleitet; so kam er doch früher oder später immer zum Alterthum, besonders zum Griechischen, zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte, und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte.

Heidnisches.

Jene Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seyen. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werthe des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses, wie in dem tiefsten der

Aufopferung, ja des Unterganges eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden.

Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Ws. Handlungen und Schriften hervor, und spricht sich besonders in seinen frühern Briefen aus, wo er sich noch im Conflict mit neuern Religionsgesinnungen abarbeitet. Diese seine Denkweise, diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurtheilen will. Diejenigen Parteyen, in welche sich die christliche Religion theilt, waren ihm völlig gleichgültig, indem er, seiner Natur nach, niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordiniren.

Freundschaft.

Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen, sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt.

Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältniß zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Gränze des gemeinsten Bedürfnisses. Das

Verhältniß der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu seyn. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechts, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die nothwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen, ja man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner, mit Fabeln Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte W. sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft, er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter, er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denselben fand er selbst in seiner Armuth Mittel reich zu seyn, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Daseyn, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich W. selbst mitten in Druck und Noth, groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann,

den er über alles liebt, ja dem er sogar, als höchste Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zustände wechseln, so bildet W. alles Würdige, was ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von diesen Gebilden leicht und bald verüberschwindet; so erwirbt ihm doch diese schöne Gesinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Besten seines Zeitalters und Kreises in dem schönsten Verhältnisse zu stehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsbedürfniß sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und ausbildet; so würde dem alterthümlich gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wohl zuwachsen, die äußere Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfniß und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte, wir meinen die Forderung des sinnlich Schönen und das sinnlich Schöne selbst: denn das letzte Product der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommnen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau

genommen kann man sagen, es sey nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sey.

Dagegen tritt nun die Kunst ein, denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft, und sich endlich bis zur Production des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den gesammten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf, und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis auf, und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den Olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen, Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde, und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man

wohl jenen Alten Recht geben, welche mit völliger Ueberzeugung aussprachen: es sey ein Unglück zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben.

Für diese Schönheit war Winckelmann, seiner Natur nach, fähig, er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr; aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Gränzen hinauszusteigen, und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben.

So finden wir W. oft in Verhältniß mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger, als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

Katholicismus.

Mit solchen Gesinnungen, mit solchen Bedürfnissen und Wünschen fröhnte W. lange Zeit fremden Zwecken. Nirgend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hülfe und Beistand.

Der Graf Bünau, der als Particulier nur ein be-

Er ſcheint ſich unbezwinglich wie ſein Muth,
Und würket hin, erreget fremde Wuth,
Und wird zuletzt verderblich überrennt
Von einem Schickſal, das er auch nicht kennt.
Unmaß in der Beſchränkung hat zuletzt
Die Herrlichſten dem Uebel ausgeſetzt,
Und ohne Zeus und Fatum, ſpricht mein Mund,
Ging Agamemnon, ging Achill zu Grund.
Ein ſolches Drama, wer es je gethan,
Es ſtand dem Griechenvolk am beſten an;
Sie haben, großen Sinns und geiſtiger Macht,
Mit wenigen Figuren das vollbracht.

Nach Jahren ſtürmt's auf wogem Wellenmeere;
Wir führen euch zum Schauplatz ganze Heere.
Die Mittelzeit gebieret Mann für Mann,
Der Tüchtige hilft ſich wie er helfen kann,
Und wenn zuletzt ihm Fehl zu Fehle ſchlägt,
Ergibt er ſich dem Kreuze das er trägt.
Was Dulden ſey erſcheint ihm nur gering,
Weil er im Handeln an zu dulden fing;
Entſagung heiligt Kriegs- und Pilgerſchritt
Sie treibt's zu leiden weil der Höchſte litt.

Nun aber zwiſchen beiden liegt, ſo zart,
Ein Mittelglied von eigner holder Art.
Schickſal und Glaube finden keinen Theil,
In reiner Bruſt allein ruht alles Heil:
Denn immerfort, bei allem was geſchah,
Blieb uns ein Gott im Innerſten ſo nah;

deutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um W. einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren, oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben. Der Dresdner Hof, woher allenfalls eine hinlängliche Unterstützung zu hoffen war, bekannte sich zur Römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg zu Gunst und Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andere geistliche Personen.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Privatmanns irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt, in gewissem Sinne, immer die herrschende, und die Römische Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeiziehende Welle an sich und in ihren Kreis.

Dabei mußte W. fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu seyn, um sich innig mit dem dortigen Daseyn zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, nothwendig zu jener Gemeine sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Und so zeigte der Erfolg, daß er, ohne diesen früheren Entschluß, seinen Zweck nicht vollständig erreicht hätte, und dieser Entschluß ward ihm dadurch gar sehr erleich-

tert, daß ihn, als einen gründlich gebornen Heiden, die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen.

Doch gelang ihm die Veränderung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach unserer Ueberzeugung, nach genugsam abgewogenen Gründen, endlich einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfen völlig harmonisch ist, ja zu Erhaltung und Förderung unserer Existenz unausweichlich scheint, so daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise, mit der Ueberzeugung vieler Menschen im Widerspruch stehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach außen hie und da Brüche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu sehen glauben.

Und so erscheint auch W. bei seinem vorgehabten Schritt, besorgt, ängstlich, kummervoll und in leidenschaftlicher Bewegung, wenn er sich die Wirkung dieses Unternehmens, besonders auf seinen ersten Gönner, den Grafen, bedenkt. Wie schön, tief und rechtlich sind seine vertraulichen Aeußerungen über diesen Punct!

Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint ihn zu reinigen. Wir sehen daraus, daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu

ſchätzen wiſſen und um ſo mehr ſchätzen, als ſie ſämmtlich in Parteyen getheilt ihre eigene Sicherheit und Dauer beſtändig im Auge haben. Hier iſt weder von Gefühl, noch von Ueberzeugung die Rede. Ausdauern ſoll man, da wo uns mehr das Geſchick als die Wahl hingeſtellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürſten, einem Freunde, einem Weibe feſthalten, darauf alles beziehen, deßhalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geſchätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmuth wird lächerlich.

War dieſes nun die eine ſchroffe, ſehr ernſte Seite, ſo läßt ſich die Sache auch von einer andern anſehn, von der man ſie heiterer und leichter nehmen kann. Gewiſſe Zuſtände des Menſchen, die wir keineswegs billigen, gewiſſe ſittliche Flecken an dritten Perſonen haben für unſre Phantaſie einen beſondern Reiz. Will man uns ein Gleichniß erlauben, ſo möchten wir ſagen, es iſt damit, wie mit dem Wildpret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulniß weit beſſer als friſch gebraten ſchmeckt. Eine geſchiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen beſonders reizenden Eindruck. Perſonen, die uns ſonſt vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erſcheinen uns nun als wunderſam, und es iſt nicht zu läugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmann's das Romantiſche ſeines Lebens und Weſens vor unſerer Einbildungskraft merklich erhöht.

Aber für W. ſelbſt hatte die katholiſche Religion nichts Anzügliches. Er ſah in ihr bloß das Maskenkleid, das er umnahm, und drückt ſich darüber hart genug aus. Auch ſpäter ſcheint er an ihren Gebräuchen nicht genugſam feſtgehalten, ja vielleicht gar durch loſe Reden ſich bei eifrigen Bekennern verdächtig gemacht zu haben, wenigſtens iſt hie und da eine kleine Furcht vor der Inquiſition ſichtbar.

Gewahrwerden Griechiſcher Kunſt.

Von allem literariſchen, ja ſelbſt von dem höchſten was ſich mit Wort und Sprache beſchäftigt, von Poeſie und Rhetorik, zu den bildenden Künſten überzugehen, iſt ſchwer, ja faſt unmöglich: denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwiſchen, über welche uns nur ein beſonders geeignetes Naturell hinüberhebt. Um zu beurtheilen, in wie fern dieſes Winckelmannen gelungen, liegen der Documente nunmehr genugſam vor uns.

Durch die Freude des Genuſſes ward er zuerſt zu den Kunſtſchätzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurtheilung derſelben bedurfte er noch der Künſtler als Mittelsperſonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufaſſen, zu redigiren und aufzuſtellen wußte, woraus denn ſeine noch in Dresden herausgegebene Schrift: Ueber die Nachahmung der Griechi-

chiſchen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunſt, nebſt zwey Anhängen, entſtanden iſt.

So ſehr W. ſchon hier auf dem rechten Wege erſcheint, ſo köſtliche Grundſtellen dieſe Schriften auch enthalten, ſo richtig das letzte Ziel der Kunſt darin ſchon aufgeſteckt iſt; ſo ſind ſie doch, ſowohl dem Stoff als der Form nach, dergeſtalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen ſuchen möchte, wenn man nicht von der Perſönlichkeit der damals in Sachſen verſammelten Kenner und Kunſtrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet iſt; weßhalb dieſe Schriften für die Nachkommenden ein verſchloſſenes Buch bleiben werden, wenn ſich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunſt, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entſchließen ſollten, eine Schilderung der damaligen Zuſtände, inſofern es noch möglich iſt, zu geben oder zu veranlaſſen.

Lippert, Hagedorn, Oeſer, Diterich, Heinecke, Oeſterreich liebten, trieben, beförderten die Kunſt jeder auf ſeine Weiſe. Ihre Zwecke waren beſchränkt, ihre Maximen einſeitig, ja öfters wunderlich. Geſchichten und Anekdoten curſirten, deren mannichfaltige Anwendung nicht allein die Geſellſchaft unterhalten, ſondern auch belehren ſollte. Aus ſolchen Elementen entſtanden jene Schriften Winckelmanns, der dieſe Arbeiten gar bald

selbst unzulänglich fand, wie er es denn auch seinen Freunden nicht verhehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugsam vorbereitet, doch einigermaßen vorgeübt, seinen Weg an, und gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenste Bildungsepoche beginnt, welche sich über dessen ganzes Wesen verbreitet und solche Wirkungen äußert, die eben so reell als harmonisch seyn müssen, weil sie sich in der Folge als ein festes Band zwischen höchst verschiedenen Menschen kräftig erweisen.

R o m.

Winckelmann war nun in Rom, und wer konnte würdiger seyn, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zustand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen im Stande ist. Er sieht seine Wünsche erfüllt, sein Glück begründet, seine Hoffnungen überbefriedigt. Verkörpert stehen seine Ideen um ihn her, mit Staunen wandert er durch die Reste eines Riesenzeitalters, das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht hat, steht unter freiem Himmel; unentgeltlich, wie zu den Sternen des Firmaments, wendet er seine Augen zu solchen Wunderwerken empor, und jeder verschlossene Schatz öffnet sich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling schleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher, dem Herrlichsten und Heiligsten naht er sich in unscheinbarem Gewand, noch

läßt er nichts Einzelnes auf ſich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannichfaltig, und ſchon fühlt er die Harmonie voraus, die aus dieſen vielen, oft feindſelig ſcheinenden Elementen zuletzt für ihn entſtehen muß. Er beſchaut, er betrachtet alles, und wird, auf daß ja ſein Behagen vollkommener werde, für einen Künſtler gehalten, für den man denn doch am Ende ſo gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche jener Zuſtand ausübt, geiſtvoll entwickelte, theilen wir unſern Leſern ſtatt aller weitern Betrachtungen mit.

Rom iſt der Ort, in dem ſich für unſere Anſicht das ganze Alterthum in Eins zuſammenzieht, und was wir alſo bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfaſſungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, ſelbſt anzuſchauen. Wie Homer ſich nicht mit andern Dichtern, ſo läßt ſich Rom mit keiner andern Stadt, Römiſche Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiſte von dieſem Eindruck uns und nicht dem Gegenſtande; aber es iſt nicht bloß der empfindende Gedanke, zu ſtehen, wo dieſer oder jener große Mann ſtand, es iſt ein gewaltſames Hinreißen in eine von uns nun einmal, ſey es auch durch eine nothwendige Täuſchung, als edler und erhabener angeſehene Vergangenheit; eine Gewalt, der

selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie Theil zu nehmen, ja an der keine andre Theilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Fernen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist, wie in noch südlichern Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium, und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt; so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Ueberall sonst reihen sich Ideen des Contrastes daran, und er wird elegisch oder satyrisch. Freilich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur mederner, als wir Tivoli. Das beweist sein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu seyn wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halb versunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten

der Phantasie seyn. Ich kenne für mich nur noch zwey gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüsteney ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dieß ganze Geschlecht.

Mengs.

Aber W. hätte lange Zeit in den weiten Kreisen alterthümlicher Ueberbleibsel nach den werthesten, seiner Betrachtung würdigsten Gegenständen umhergetastet, hätte das Glück ihn nicht sogleich mit Mengs zusammengebracht. Dieser, dessen eigenes großes Talent auf die alten und besonders die schönen Kunstwerke gerichtet war, machte seinen Freund sogleich mit dem Vorzüglichsten bekannt, was unserer Aufmerksamkeit werth ist. Hier lernte dieser die Schönheit der Formen und ihrer Behandlung kennen, und sah sich sogleich aufgeregt, eine Schrift vom Geschmack der Griechischen Künstler zu unternehmen.

Wie man aber nicht lange mit Kunstwerken aufmerksam umgehen kann, ohne zu finden, daß sie nicht allein

von verschiedenen Künstlern, sondern auch aus verschiedenen Zeiten herrühren, und daß sämmtliche Betrachtungen des Ortes, des Zeitalters, des individuellen Verdienstes zugleich angestellt werden müssen; also fand auch Winckelmann mit seinem Geradsinne, daß hier die Achse der ganzen Kunstkenntniß befestigt sey. Er hielt sich zuerst an das Höchste, das er in einer Abhandlung von dem Style der Bildhauerey in den Zeiten des Phidias darzustellen gedachte. Doch bald erhob er sich über die Einzelheiten zu der Idee einer Geschichte der Kunst, und entdeckte, als ein neuer Columbus, ein lange geahnetes, gedeutetes und besprochenes, ja man kann sagen, ein früher schon gekanntes und wieder verlornes Land.

Traurig ist immer die Betrachtung, wie erst durch die Römer, nachher durch das Eindrängen nordischer Völker, und durch die daraus entstandene Verwirrung das Menschengeschlecht in eine solche Lage gekommen, daß alle wahre, reine Bildung in ihren Fortschritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht worden.

Man mag in eine Kunst oder Wissenschaft hineinblicken, in welche man will, so hatte der gerade, richtige Sinn dem alten Beobachter schon manches entdeckt, was durch die folgende Barbaren und durch die barbarische Art sich aus der Barbaren zu retten, ein Geheimniß ward, blieb und für die Menge noch lange ein

Wo Erd' und Himmel sich im Gruße segnen,
Dem Staunenden als Herrlichstes begegnen.

Wenn obere Regionen so sich halten,
Wo Fürst und Fürstin überschwenglich walten,
So mag darauf gewöhnliches geschehn! —
Ein Bürger kommt, auch der ist gern gesehn,
Mit Frau und Kindern häuslich eingezwängt,
Von Grillenqual, von Gläubigern gedrängt,
Sonst wackrer Mann, wohlthätig und gerecht,
Nach Freiheit lechzend, der Gewohnheit Knecht;
Die Tochter liebt, sie liebt nicht den sie soll,
Ein muntrer Sohn, gar mancher Schwänke voll,
Und was, an Oheim, Tanten, dienstbaren Alten,
Sich Charaktere seltsamlich entfalten;
Das alles macht uns heiter, macht uns froh,
Denn ohngefähr geht es zu Hause so.
Und was die Bühne künstlich vorgestellt
Erträgt man leichter in der Werkelwelt;
Die Thoren läßt man durcheinander rennen,
Weil wir sie schon genau im Bilde kennen.

Jetzt liegt uns nah, was wir auch nicht verschmähn,
Das Possenhafte gleichfalls gern gesehn;
Doch niemand wünscht sich's in das eigne Haus,
Die Sittlichkeit wies es zur Thür hinaus;
Von Markt und Straßen selbst hinweg gebannt
Hat sich's getrost der Bühne zugewandt,
Weil dort die Kunst, zu ihrem höchsten Preis,
Gemeine Rohheit klug zu mildern weiß,

Geheimniß bleiben wird, da die höhere Cultur der neuern Zeit nur langsam in's Allgemeine wirken kann.

Vom Technischen ist hier die Rede nicht, dessen sich glücklicherweise das Menschengeschlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme, und wohin es führe.

Zu diesen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo sich schon Ahnungen, ja sogar Andeutungen einer möglichen und nothwendigen Kunstgeschichte finden.

Vellejus Paterculus bemerkt mit großem Antheil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künste. Ihn als Weltmann beschäftigte besonders die Betrachtung, daß sie sich nur kurze Zeit auf dem höchsten Puncte, den sie erreichen können, zu erhalten wissen. Auf seinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunst als ein Lebendiges (ζωον) anzusehen, das einen unmerklichen Ursprung, einen langsamen Wachsthum, einen glänzenden Augenblick seiner Vollendung, eine stufenfällige Abnahme, wie jedes andere organische Wesen, nur in mehreren Individuen nothwendig darstellen muß. Er gibt daher nur sittliche Ursachen an, die freilich als mitwirkend nicht ausgeschlossen werden können, seinem großen Scharfsinn aber nicht genug thun, weil er wohl fühlt, daß eine Nothwendigkeit hier im Spiel ist, die sich aus freien Elementen nicht zusammensetzen läßt.

„Daß wie den Rednern es auch den Grammatikern, Mahlern und Bildhauern gegangen, wird jeder finden, der die Zeugnisse der Zeiten verfolgt; durchaus wird die Vortrefflichkeit der Kunst von dem engsten Zeitraume umschlossen. Warum nun mehrere, ähnliche, fähige Menschen in sich einen gewissen Jahreskreis zusammenziehen und sich zu gleicher Kunst und deren Beförderung versammeln, bedenke ich immer, ohne die Ursachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrscheinlichen sind mir folgende die wichtigsten. Nacheiferung nährt die Talente, bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nachahmung, und schnell erhebt sich das mit großem Fleiß geförderte auf die höchste Stelle. Schwer verweilt sich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, schreitet zurück. Und so sind wir anfangs unsern Vordermännern nachzukommen bemüht, dann aber, wenn wir sie übertreffen, oder zu erreichen verzweifeln, veraltet der Fleiß mit der Hoffnung, und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr, man strebt nicht mehr nach dem Besitz, den andre schon ergriffen, man späht nach etwas Neuem, und so lassen wir das, worinnen wir nicht glänzen können, fahren, und suchen für unser Streben ein ander Ziel. Aus dieser Unbeständigkeit, wie mich dünkt, entsteht das größte Hinderniß vollkommene Werke hervorzubringen."

Auch eine Stelle Quintilians, die einen bündigen Entwurf der alten Kunſtgeſchichte enthält, verdient als ein wichtiges Denkmal in dieſem Fache ausgezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls, bei Unterhaltung mit Römiſchen Kunſtliebhabern, eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen dem Charakter der Griechiſchen, bildenden Künſtler mit dem der Römiſchen Redner gefunden und ſich bei Kennern und Kunſtfreunden deßhalb näher unterrichtet haben, ſo daß er bei ſeiner gleichnißweiſen Aufſtellung, da jedesmal der Kunſtcharakter mit dem Zeitcharakter zuſammenfällt, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, eine Kunſtgeſchichte ſelbſt darzuſtellen genöthigt iſt.

„Man ſagt, die erſten berühmten Mahler, deren Werke man nicht bloß des Alterthums wegen beſucht, ſeyen Polygnot und Aglaophon. Ihr einfaches Colorit findet noch eifrige Liebhaber, welche dergleichen rohe Arbeiten und Anfänge einer ſich entwickelnden Kunſt den größten Meiſtern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Sinnesweiſe.

Nachher haben Zeuris und Parrhaſius, die nicht weit aus einander lebten, beide ungefähr um die Zeit des Peloponneſiſchen Kriegs, die Kunſt ſehr befördert. Der erſte ſoll die Geſetze des Lichtes und Schattens erfunden, der andere aber ſich auf genaue Unterſuchung

der Linien eingelassen haben. Ferner gab Zeuris den Gliedern mehr Inhalt, und machte sie völliger und ansehnlicher. Er folgte hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die gewaltigste Form auch an den Weibern gefällt. Parrhasius aber bestimmte alles dergestalt, daß sie ihn den Gesetzgeber nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er sie überliefert hat, von andern als nöthigend befolgt und beibehalten werden.

So blühte die Mahlerey um die Zeit des Philippus bis zu den Nachfolgern Alexanders, aber in verschiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt ist Protogenes, an Ueberlegung Pamphilus und Melanthius, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung seltsamer Erscheinungen, die man Phantasien nennt, Theon der Samier, an Geist und Anmuth Apelles von niemanden übertroffen werden. Euphranorn bewundert man, daß er in Rücksicht der Kunsterfordernisse überhaupt unter die besten gerechnet werden muß, und zugleich in der Mahler- und Bildhauerkunst vortrefflich war.

Denselben Unterschied findet man auch bei der Plastik. Denn Kalon und Hegesias haben härter und den Toscanern ähnlich gearbeitet, Kalamis weniger streng, noch weicher Myron.

Fleiß und Zierlichkeit besitzt Polyklet vor allen. Ihm wird von vielen der Preis zuerkannt; doch damit ihm etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht.

Denn wie er die menſchliche Form zierlicher gemacht, als die Natur ſie zeigt, ſo ſcheint er die Würde der Götter nicht völlig auszufüllen, ja er ſoll ſogar das ernſtere Alter vermieden, und ſich über glatte Wangen nicht hinausgewagt haben.

Was aber dem Polyklet abgeht, wird dem Phidias und Alkamenes zugeſtanden. Phidias ſoll Götter und Menſchen am vollkommenſten gebildet, beſonders in Elfenbein ſeinen Nebenbuhler weit übertroffen haben. Alſo würde man urtheilen, wenn er auch nichts als die Minerva zu Athen oder den Olympiſchen Jupiter in Elis gemacht hätte, deſſen Schönheit der angenommenen Religion, wie man ſagt, zu Statten kam, ſo ſehr hat die Majeſtät des Werkes dem Gotte ſich gleichgeſtellt.

Lyſippus und Praxiteles ſollen nach der allgemeinen Meinung ſich der Wahrheit am beſten genähert haben; Demetrius aber wird getadelt, daß er hierin zu viel gethan; er hat die Aehnlichkeit der Schönheit vorgezogen."

Literariſches Metier.

Nicht leicht iſt ein Menſch glücklich genug, für ſeine höhere Ausbildung von ganz uneigennützigen Gönnern die Hülfsmittel zu erlangen. Selbſt wer das Beſte zu wollen glaubt, kann nur das befördern, was er liebt und kennt, oder noch eher, was ihm nutzt. Und ſo war auch die literariſch-bibliographiſche Bildung dasjenige

Verdienst, das W. früher dem Grafen Bünau und später dem Cardinal Passionei empfahl.

Ein Bücherkenner ist überall willkommen, und er war es in jener Zeit noch mehr, als die Lust merkwürdige und rare Bücher zu sammeln lebendiger, das bibliothekarische Geschäft noch mehr in sich selbst beschränkt war. Eine große Deutsche Bibliothek sah einer großen Römischen ähnlich. Sie konnten mit einander im Besitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothekar eines Deutschen Grafen war für einen Cardinal ein erwünschter Hausgenosse, und konnte sich auch da gleich wieder als zu Hause finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anstatt daß man sie jetzt, bei dem schnellen Fortschreiten der Wissenschaften, bei dem zweckmäßigen und zwecklosen Anhäufen der Druckschriften, mehr als nützliche Vorrathskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzusehen hat, so daß ein Bibliothekar, weit mehr als sonst, sich von dem Gange der Wissenschaft, von dem Werth und Unwerth der Schriften zu unterrichten Ursache hat, und ein Deutscher Bibliothekar Kenntnisse besitzen muß, die für's Ausland verloren wären.

Aber nur kurze Zeit, und nur so lange als es nöthig war, um sich einen mäßigen Lebensunterhalt zu verschaffen, blieb W. seiner eigentlichen literarischen Beschäftigung getreu, so wie er auch bald das Interesse an dem was sich auf kritische Untersuchungen bezog, verlor,

weder Handſchriften vergleichen noch Deutſchen Gelehrten, die ihn über manches befragten, zur Rede ſtehen wollte.

Doch hatten ihm ſeine Kenntniſſe ſchon früher zu einer vortheilhaften Einleitung gedient. Das Privatleben der Italiäner überhaupt, beſonders aber der Römer, hat aus mancherlei Urſachen etwas Geheimnißvolles. Dieſes Geheimniß, dieſe Abſonderung, wenn man will, erſtreckte ſich auch über die Literatur. Gar mancher Gelehrter widmete ſein Leben im Stillen einem bedeutenden Werke ohne jemals damit erſcheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden ſich häufiger, als in irgend einem Lande, Männer, welche, bei mannichfaltigen Kenntniſſen und Einſichten, ſich ſchriftlich oder gar gedruckt mitzutheilen nicht zu bewegen waren. Zu ſolchen fand W. den Eintritt gar bald eröffnet. Er nennt unter ihnen vorzüglich Giacomelli und Baldani, und erwähnt ſeiner zunehmenden Bekanntſchaften, ſeines wachſenden Einfluſſes mit Vergnügen.

Cardinal Albani.

Ueber alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenoſſe des Cardinals Albani geworden zu ſeyn. Dieſer, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß, von Jugend auf eine entſchiedene Kunſtliebhaberey, die beſte Gelegenheit ſie zu befriedigen, und ein bis an's

Wunderbare gränzendes Sammlerglück gehabt hatte, fand in späteren Jahren in dem Geschäft diese Sammlung würdig aufzustellen, und so mit jenen Römischen Familien zu wetteifern, die früher auf den Werth solcher Schätze aufmerksam gewesen, sein höchstes Vergnügen, ja den dazu bestimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war sein Geschmack und seine Lust. Gebäude drängten sich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle, Brunnen und Obelisken, Karyatiden und Basreliefe, Statuen und Gefäße fehlten weder im Hof- noch Gartenraum, indeß große und kleinere Zimmer, Galerien und Cabinette die merkwürdigsten Monumente aller Zeiten enthielten.

Im Vorbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicher Weise gefüllt. So überhäuften die Römer ihr Capitol, daß es unmöglich scheint, alles habe darauf Platz gehabt. So war die Via sacra, das Forum, der Palatin überdrängt mit Gebäuden und Denkmälern, so daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menschenmasse in diesen Räumen unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit ausgegrabener Städte zu Hülfe käme, wenn man nicht mit Augen sehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichsam nur als Modell zu Gebäuden, ihre Gebäude angelegt sind. Diese Bemerkung gilt sogar von der Villa des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war.

In einem solchen überfüllten Zustande verließ W. die Villa seines Herrn und Freundes, den Ort seiner höhern und erfreulichsten Bildung. So stand sie auch lange noch, nach dem Tode des Cardinals, zur Freude und Bewunderung der Welt, bis sie in der alles bewegenden und zerstreuenden Zeit ihres sämmtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Nischen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgerissen und der ungeheure Vorrath zum Transport eingepackt. Durch den sonderbarsten Wechsel der Dinge führte man diese Schätze nur bis an die Tiber. In kurzer Zeit gab man sie dem Besitzer zurück, und der größte Theil, bis auf wenige Juwelen, befindet sich wieder an der alten Stelle. Jenes erste traurige Schicksal dieses Kunstelysiums und dessen Wiederherstellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winckelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdischen Leid, so wie der zum Ersatz nicht immer hinreichenden Freude, schon entwachsen war.

Glücksfälle.

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf seinem Wege, nicht allein, daß in Rom das Aufgraben der Alterthümer lebhaft und glücklich von Statten ging; sondern es waren auch die Herculanischen und Pompejischen Entdeckungen theils neu, theils durch Neid, Ver-

heimlichung und Langsamkeit unbekannt geblieben, und so kam er in eine Ernte, die seinem Geiste und seiner Thätigkeit genugsam zu schaffen gab.

Traurig ist es, wenn man das Vorhandne als fertig und abgeschlossen ansehen muß. Rüstkammern, Galerien und Museen, zu denen nichts hinzugefügt wird, haben etwas Grab- und Gespensterartiges; man beschränkt seinen Sinn in einem so beschränkten Kunstkreis, man gewöhnt sich solche Sammlungen als ein Ganzes anzusehen, anstatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden sollte, daß in der Kunst, wie im Leben, kein Abgeschlossenes beharre, sondern ein Unendliches in Bewegung sey.

In einer so glücklichen Lage befand sich W. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort regen Kunsthandel bewegten sich manche alte Besitzungen an's Tageslicht, giengen vor seinen Augen vorbei, erinnerten seine Neigung, erregten sein Urtheil und vermehrten seine Kenntnisse.

Kein geringer Vortheil für ihn war sein Verhältniß zu dem Erben der großen Stroschischen Besitzungen. Erst nach dem Tode des Sammlers lernte er diese kleine Kunstwelt kennen, und herrschte darin nach seiner Einsicht und Ueberzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Theilen dieser äußerst schätzbaren Sammlung gleich vorsichtig um, wiewohl das Ganze einen Katalog, zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und

Samm-

Daß der Gebildete zuletzt erſchrickt,
Wenn ihn Abſurdes feſſelt und entzückt.

Dieß darf ich heute nur mit Worten ſchildern,
Doch ſeht ihr alles in belebten Bildern
Vor eurem Blick zunächſt vorübergehn.
Wir zaubern euch zu heiligem Tempelfeſte,
Zur Krönungsfeyer ſchmücken wir Paläſte;
Was alt' und neue Zeit gedäulich wies,
Nach düſtrer Burgen ſtolzem Rittersaale,
Erblickt ihr Thürme, kirchliche Portale,
Kreuzgang, Capelle, Keller und Verlies.

Und innerhalb der Räume ſeht ihr walten
Der Zeit, dem Ort gewidmete Geſtalten,
Tagtäglich führt man euch zu andrer Welt.
Und wie bequem iſt's doch mit uns zu reiſen!
Die beſten Pfade wird man jedem weiſen,
Der ſich der Muſe treulich zugeſellt.

(Sie tritt begeiſtert zurück als wenn ſie etwas in den Couliſſen hörte.)

Was ruft! — Ein Dämon! — Helfet mir bedenken!
Ich ſoll den Schritt nach andrer Seite lenken.
Ja! was ich ſagte, ſagt' ich offenbar
Dem Menſchenſinn gemäß, wahrhaft und klar;
Nach Wunderbarem aber treibt mich's, will es faſſen.
Nun folgt mir gern, ſonſt müßt' ich euch verlaſſen.

(Sie eilt hinweg.)

Sammler, verdient hätte. Manches ward verschleudert; doch um die treffliche Gemmensammlung bekannter und verkäuflicher zu machen, unternahm W. mit dem Erben Stosch die Fertigung eines Katalogs, von welchem Geschäft und dessen übereilter und doch immer geistreicher Behandlung uns die überbliebene Correspondenz ein merkwürdiges Zeugniß ablegt.

Bei diesem auseinanderfallenden Kunstkörper, wie bei der sich immer vergrößernden und mehr vereinigenden Albanischen Sammlung, zeigte sich unser Freund geschäftig, und alles was zum Sammeln oder Zerstreuen durch seine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in seinem Geiste angefangen hatte aufzustellen.

Unternommene Schriften.

Schon als W. zuerst in Dresden der Kunst und den Künstlern sich näherte, und in diesem Fach als Anfänger erschien, war er als Literator ein gemachter Mann. Er übersah die Vorzeit, so wie die Wissenschaften in manchem Sinne. Er fühlte und kannte das Alterthum, so wie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters, selbst in seinem tiefgedrücktem Zustande. Er hatte sich einen Styl gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, sondern als ein gelehrter Jünger seinen Meistern zu, er horchte ihnen ihre bestimmten Kenntnisse leicht ab, und fing sogleich an alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplatze als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte, blieb er derselbige. Was er von Mengs vernahm, was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange bei sich, ließ den frischen Most nicht etwa gähren und klar werden, sondern, wie man sagt, daß man durch Lehren lerne, so lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlassen, wie manche Gegenstände benannt, über die ein Werk erfolgen sollte, und diesem Anfang glich seine ganze antiquarische Laufbahn. Wir finden ihn immer in Thätigkeit, mit dem Augenblick beschäftigt, ihn dergestalt ergreifend und festhaltend, als wenn der Augenblick vollständig und befriedigend seyn könnte, und eben so ließ er sich wieder vom nächsten Augenblicke belehren. Diese Ansicht dient zu Würdigung seiner Werke.

Daß sie so, wie sie da liegen, erst als Manuscript auf das Papier gekommen, und sodann später im Druck für die Folgezeit fixirt worden, hing von unendlich mannichfaltigen, kleinen Umständen ab. Nur einen Monat später, so hätten wir ein anderes Werk, richtiger an Gehalt, bestimmter in der Form, vielleicht etwas ganz anderes. Und eben darum bedauern wir höchlich seinen frühzeitigen Tod, weil er sich immer wieder umgeschrieben, und immer sein fernestes und neustes Leben in seine Schriften eingearbeitet hätte.

Und so ist alles, was er uns hinterlassen, als ein

Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchſtaben Todten geſchrieben. Seine Werke, verbunden mit ſeinen Briefen, ſind eine Lebensdarſtellung, ſind ein Leben ſelbſt. Sie ſehen, wie das Leben der meiſten Menſchen, nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlaſſen zu Hoffnungen, zu Wünſchen, zu Ahnungen; wie man daran beſſern will, ſo ſieht man, daß man ſich ſelbſt zu beſſern hätte; wie man ſie tadeln will, ſo ſieht man, daß man demſelbigen Tadel, vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntniß, ſelbſt ausgeſetzt ſeyn möchte: denn Beſchränkung iſt überall unſer Loos.

Philoſophie.

Da bei dem Fortrücken der Cultur nicht alle Theile des menſchlichen Wirkens und Umtreibens, an denen ſich die Bildung offenbaret, in gleichem Wachsthum gedeihen, vielmehr, nach günſtiger Beſchaffenheit der Perſonen und Umſtände, einer dem andern voreilen und ein allgemeineres Intereſſe erregen muß; ſo entſteht daraus ein gewiſſes eiferſüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der ſo mannichfaltig verzweigten großen Familie, die ſich oft um deſto weniger vertragen, je näher ſie verwandt ſind.

Zwar iſt es meiſtens eine leere Klage, wenn ſich bald dieſe oder jene Kunſt- und Wiſſenſchaftsbefliſſenen be-

ſchweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachläſſigt werde: denn es darf nur ein tüchtiger Meiſter ſich zeigen, ſo wird er die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Uebermaß von Ehre und Reichthum zuſichern. Ein tüchtiger Meiſter weckt brave Schüler, und ihre Thätigkeit äſtet wieder in's Unendliche.

Doch haben freilich von jeher die Philoſophen beſonders den Haß, nicht allein ihrer Wiſſenſchaftsverwandten, ſondern auch der Welt- und Lebensmenſchen auf ſich gezogen, und vielleicht mehr durch ihre Lage, als durch eigene Schuld. Denn da die Philoſophie, ihrer Natur nach, an das Allgemeinſte, an das Höchſte Anforderung macht; ſo muß ſie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet anſehen und behandeln.

Auch verläugnet man ihr dieſe anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen Theil zu nehmen, ihre Maximen zu nutzen, und was ſie ſonſt reichen mag, zu verbrauchen. Da ſie aber, um allgemein zu werden, ſich eigener Worte, fremdartiger Combinationen und ſeltſamer Einleitungen bedienen muß, die mit den beſondern Zuſtänden der Weltbürger und mit ihren augenblicklichen Bedürfniſſen nicht eben zuſammenfallen; ſo wird ſie von denen geſchmäht, die nicht gerade die

Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzufassen wäre.

Wollte man aber dagegen die Philosophen beschuldigen, daß sie selbst den Uebergang zum Leben nicht sicher zu finden wissen, daß sie gerade da, wo sie ihre Ueberzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen, die meisten Fehlgriffe thun und dadurch ihren Credit vor der Welt selbst schmälern: so würde es hiezu an mancherlei Beispielen nicht fehlen.

W. beklagt sich bitter über die Philosophen seiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man sich in sein eigenes Fach zurückzieht. Sonderbar ist es, daß W. die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Christ's Anleitung, und ohne sich um einen Philosophen in der Welt zu bekümmern, sich in seinem Hauptstudium bequemer hätte ausbilden können.

Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abzuweisen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die ächten Alterthumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu seyn scheinen.

Denn indem sie sich nur mit dem besten was die

Welt hervorgebracht hat, beschäftigen, und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten; so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urtheile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Consistenz, daß sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen, ausgebildet erscheinen.

Auch W. gelang dieses Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunst und das Leben kräftig einwirkend zu Hülfe kamen.

Poesie.

So sehr Winckelmann bei Lesung der alten Schriftsteller auch auf die Dichter Rücksicht genommen; so finden wir doch, bei genauer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensganges, keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja man könnte eher sagen, daß hie und da eine Abneigung hervorblicke; wie denn seine Vorliebe für alte gewohnte Lutherische Kirchenlieder, und sein Verlangen ein solches unverfälschtes Gesangbuch selbst in Rom zu besitzen, wohl von einem tüchtigen, wackern Deutschen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunst zeuget.

Die Poeten der Vorzeit schienen ihn früher als Documente der alten Sprachen und Literaturen, später als Zeugnisse für bildende Kunst interessirt zu haben. Desto wunderbarer und erfreulicher ist es, wenn er selbst

als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverkennbarer in seinen Beschreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in seinen spätern Schriften. Er sieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unaussprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderstehlichen Drang mit Worten und Buchstaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgetheilt werden, und indem er nun die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten mustert, sieht er sich genöthigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet seyn, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einsicht.

So sehr W. überhaupt auf ein gewisses Ansehn vor der Welt achtete, so sehr er sich einen literarischen Ruhm wünschte, so gut er seine Werke auszustatten und sie durch einen gewissen feyerlichen Styl zu erheben suchte; so war er doch keineswegs blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das schnellste bemerkte, wie sich's bei seiner fortschreitenden, immer neue Gegenstände fassenden und bearbeitenden Natur nothwendig ereignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Aufsatze dogmatisch und didaktisch zu Werke gegangen war, diese oder jene Er-

klärung eines Monuments, diese oder jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet und festgesetzt hatte, desto auffallender war ihm der Irrthum, sobald er durch neue Data sich davon überzeugt hielt, desto schneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weise zu verbessern.

Hatte er das Manuscript noch in der Hand, so ward es umgeschrieben; war es zum Druck abgesendet, so wurden Verbesserungen und Nachträge hinterdrein geschickt, und von allen diesen Reuschritten machte er seinen Freunden kein Geheimniß: denn auf Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit stand sein ganzes Wesen gegründet.

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf einmal, sondern nur durch die That selbst klar, das Unternehmen seiner monumenti inediti.

Man sieht wohl, daß jene Lust neue Gegenstände bekannt zu machen, sie auf eine glückliche Weise zu erklären, die Alterthumskunde in so großem Maße zu erweitern, ihn zuerst angelockt habe; dann tritt das Interesse hinzu, die von ihm in der Kunstgeschichte einmal aufgestellte Methode auch hier an Gegenständen, die er dem Leser vor Augen legt, zu prüfen, da denn zuletzt der glückliche Versatz sich entwickelte, in der voraus-

geſchickten Abhandlung das Werk über die Kunſtgeſchichte, das ihm ſchon im Rücken lag, ſtillſchweigend zu verbeſſern, zu reinigen, zuſammenzudrängen und vielleicht ſogar theilweiſe aufzuheben.

Im Bewußtſeyn früherer Mißgriffe, über die ihn der Nicht-Römer kaum zurechtweiſen durfte, ſchrieb er ein Werk in Italiäniſcher Sprache, das auch in Rom gelten ſollte. Nicht allein befleißigt er ſich dabei der größten Aufmerkſamkeit, ſondern wählt ſich auch freundſchaftliche Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht, ſich ihrer Einſicht, ihres Urtheils auf das klügſte bedient, und ſo ein Werk zu Stande bringt, das als Vermächtniß auf alle Zeiten übergeben wird. Und er ſchreibt es nicht allein, er beſorgt es, unternimmt es und leiſtet als ein armer Privatmann das, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademiſchen Kräften Ehre machen würde.

P a p ſt.

Sollte man ſo viel von Rom ſprechen, ohne des Papſtes zu gedenken, der doch Winckelmann wenigſtens mittelbar manches Gute zufließen laſſen!

Winckelmann's Aufenthalt in Rom fiel zum größten Theil unter die Regierung Benedict des XIV Lambertini, der als ein heiterer, behaglicher Mann lieber regieren ließ, als regierte; und ſo mögen auch die ver-

schiedenen Stellen, welche W. bekleidete, ihm durch die Gunst seiner hohen Freunde mehr, als durch die Einsicht des Papstes in seine Verdienste geworden seyn.

Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weise in der Gegenwart des Hauptes der Kirche; ihm wird die besondere Auszeichnung dem Papste aus den monumenti inediti einige Stellen vorlesen zu dürfen, und er gelangt auch von dieser Seite zur höchsten Ehre, die einem Schriftsteller werden kann.

Charakter.

Wenn bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei Gelehrten, dasjenige was sie leisten, als die Hauptsache erscheint, und der Charakter sich dabei wenig äußert; so tritt im Gegentheil bei W. der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptsächlich deßwegen merkwürdig und schätzenswerth ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart. Haben wir schon unter der Aufschrift vom Antiken und Heidnischen, vom Schönheits- und Freundschaftssinne einiges Allgemeine zum Anfang ausgesprochen; so wird das mehr Besondere hier gegen das Ende wohl seinen Platz verdienen.

W. war durchaus eine Natur, die es redlich mit sich selbst und mit andern meinte, seine angeborne Wahrheitsliebe entfaltete sich immer mehr und mehr, je selbstständiger und unabhängiger er sich fühlte, so daß er sich

II.

Das Theater verwandelt ſich in eine Wald- und Felspartie.

Blaſende Inſtrumente hinter der Couliſſe unterhalten die Aufmerkſamkeit und leiten das Folgende ein.

Die Muſe

tritt auf, den Thyrſus in der Hand, ein Pantherfell um die Schultern, das Haupt mit Epheu bekränzt.

Tauſend, aber tauſend Stimmen
Hör' ich durch die Lüfte ſchwimmen,
Wie ſie wogen, wie ſie ſchwellen!
Mich umgeben ihre Wellen,
Die ſich ſondern, die ſich einen,
Sie die ewig ſchönen, reinen.
Wie ſie mir in's Ohr gedrungen,
Wie ſie ſich in's Herz geſchlungen,
Stürmen ſie nach allen Seiten,
Von der Nähe zu den Weiten,
Berghinan und thalhernieder
Und das Echo ſchickt ſie wieder.

(Das Theater verfinſtert ſich.)

Und von den niedern zu den höchſten Stufen
Sind Kräfte der Natur hervorgerufen.
Die Atmoſphäre trübt ſich, iſt erregt,
Der Donner rollt, ein Blitz der praſſelnd ſchlägt,
Zerſplittert Wald und Fels, die mooſigen Alten,
Die Rinde gar des Bodens wird geſpalten.

(Ein rother Schein überzieht das Theater.)

zuletzt die höfliche Nachsicht gegen Irrthümer, die im Leben und in der Literatur so sehr hergebracht ist, zum Verbrechen machte.

Eine solche Natur konnte wohl mit Behaglichkeit in sich selbst zurückkehren, doch finden wir auch hier jene alterthümliche Eigenheit, daß er sich immer mit sich selbst beschäftigte, ohne sich eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an sich, nicht über sich, ihm liegt im Sinne was er vorhat, er interessirt sich für sein ganzes Wesen, für den ganzen Umfang seines Wesens, und hat das Zutrauen, daß seine Freunde sich auch dafür interessiren werden. Wir finden daher in seinen Briefen, vom höchsten moralischen bis zum gemeinsten physischen Bedürfniß, alles erwähnt, ja er spricht es aus, daß er sich von persönlichen Kleinigkeiten lieber, als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er sich durchaus ein Räthsel, und erstaunt manchmal über seine eigene Erscheinung, besonders in Betrachtung dessen, was er war, und was er geworden ist. Doch so kann man überhaupt jeden Menschen als eine vielsylbige Charade ansehen, wovon er selbst nur wenige Sylben zusammenbuchstabirt, indessen andre leicht das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgesprochenen Grundsätze; sein richtiges Gefühl, sein gebildeter Geist dienen ihm im Sittlichen, wie im Aesthetischen, zum Leitfaden. Ihm schwebt eine Art natürlicher Religion

vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schönen und kaum als ein auf den Menschen sonst bezügliches Wesen erscheint. Sehr schön beträgt sich W. innerhalb der Gränzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorsorge für sich selbst ist mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indessen arbeitet er auf's fleißigste, sich eine Existenz auf's Alter zu sichern. Seine Mittel sind edel; er zeigt sich selbst auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, sogar trotzig und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet nie planmäßig, immer aus Instinct und mit Leidenschaft. Seine Freude an jedem Gefundenen ist heftig, daher Irrthümer unvermeidlich, die er jedoch bei lebhaftem Vorschreiten eben so geschwind zurücknimmt, als einsieht. Auch hier bewährt sich durchaus jene antike Anlage, die Sicherheit des Punctes, von dem man ausgeht, die Unsicherheit des Zieles, wohin man gelangen will, so wie die Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, sobald sie eine ansehnliche Breite gewinnt.

Gesellschaft.

Wenn er sich, durch seine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Gesellschaft anfangs nicht ganz bequem befand; so trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und Gewohnheit, und er lernte sehr schnell sich den Umständen gemäß betragen. Die

Luſt am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude von ihnen geſchätzt zu werden dringt überall durch, und in Abſicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hätte er ſich in keinem beſſern Elemente als in dem Römiſchen befinden können.

Er bemerkt ſelbſt, daß die dortigen beſonders geiſtlichen Großen, ſo ceremoniös ſie nach außen erſcheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenoſſen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieſer Vertraulichkeit ſich doch das orientaliſche Verhältniß des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle ſüdlichen Nationen würden eine unendliche lange Weile finden, wenn ſie gegen die Ihrigen ſich in der fortdauernden, wechſelſeitigen Spannung erhalten ſollten, wie es die Nordländer gewohnt ſind. Reiſende haben bemerkt, daß die Sclaven ſich gegen ihre Türkiſchen Herren mit weit mehr Aiſance betragen, als nordiſche Hofleute gegen ihre Fürſten, und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgeſetzten; allein wenn man es genau betrachtet, ſo ſind dieſe Achtungsbezeigungen eigentlich zu Gunſten der Untergebenen eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen ſchuldig iſt.

Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er ſich gehen läßt, und dieſe kommen ſeiner Umgebung zu gut. Dergleichen Scenen ſchildert W. mit großem Behagen, ſie erleichtern ihm ſeine übrige Abhängigkeit, und nähren

seinen Freiheitssinn, der mit Scheu auf jede Fessel hinsieht, die ihn allenfalls bedrohen könnte.

Fremde.

Wenn W. durch den Umgang mit Einheimischen sehr glücklich ward, so erlebte er desto mehr Pein und Noth von Fremden. Es ist wahr, nichts kann schrecklicher seyn, als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann sich der Reisende eher selbst suchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer sich aber nicht nach Rom bequemt, ist den wahrhaft Römisch Gesinnten ein Gräuel.

Man wirft den Engländern vor, daß sie ihren Theekessel überall mitführen, und sogar bis auf den Aetna hinaufschleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Theekessel, worin sie, selbst auf Reisen, ihre von Hause mitgebrachten, getrockneten Kräuterbündel aufbraut?

Solche nach ihrem engen Maßstab urtheilende, nicht um sich her sehende, vorübereilende, anmaßliche Fremde verwünscht W. mehr als einmal, verschwört sie nicht mehr herumzuführen, und läßt sich zuletzt doch wieder bewegen. Er scherzt über seine Neigung zum Schulmeistern, zu unterrichten, zu überzeugen, da ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienste bedeutender Personen gar manches Gute zuwächst. Wir nennen hier nur den Fürsten von Dessau, die Erb-

prinzen von Mecklenburg-Strelitz und Braunschweig, so wie den Baron von Riedesel, einen Mann, der sich in der Sinnesart gegen Kunst und Alterthum ganz unseres Freundes würdig erzeigte.

W e l t.

Wir finden bei W. das unnachlassende Streben nach Aestimation und Consideration; aber er wünscht sie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenstände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine so große Feindschaft gegen den Französischen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte mit Fremden aller Nationen umzugehen, so erhielt er auch solche Connexionen auf eine geschickte und thätige Weise. Die Ehrenbezeigungen von Akademien und gelehrten Gesellschaften waren ihm angenehm, ja er bemühte sich darum.

Am meisten aber förderte ihn das im Stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Document seines Verdienstes, ich meine die Geschichte der Kunst. Sie ward sogleich in's Französische übersetzt, und er dadurch weit und breit bekannt.

Das, was ein solches Werk leistet, wird vielleicht am besten in den ersten Augenblicken anerkannt, das Wirksame desselben wird empfunden, das Neue lebhaft

aufgenommen, die Menſchen erſtaunen, wie ſie auf einmal gefördert werden; dahingegen eine kältere Nachkommenſchaft mit eklem Zahn an den Werken ihrer Meiſter und Lehrer herumkoſtet und Forderungen aufſtellt, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten jene nicht ſo viel geleiſtet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und ſo war W. den gebildeten Nationen Europens bekannt geworden, in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugſam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präſidenten der Alterthümer zu beehren.

Unruhe.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm ſelbſt öfters gerühmten Glückſeligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gepeinigt, die, indem ſie tief in ſeinem Charakter lag, gar mancherlei Geſtalten annahm.

Er hatte ſich früher kümmerlich beholfen, ſpäter von der Gnade des Hofs, von der Gunſt manches Wohlwollenden gelebt, wobei er ſich immer auf das geringſte Bedürfniß einſchränkte, um nicht abhängig, oder abhängiger zu werden. Indeſſen war er auch auf das tüchtigſte bemüht, ſich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verſchaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe ſeines Kupferwerks die ſchönſte Hoffnung gab.

Allein

Allein jener ungewiſſe Zuſtand hatte ihn gewöhnt, wegen ſeiner Subſiſtenz bald hierhin bald dorthin zu ſehen, bald ſich mit geringen Vortheilen im Hauſe eines Cardinals, in der Vaticana und ſonſt unterzuthun, bald aber, wenn er wieder eine andere Ausſicht vor ſich ſah, großmüthig ſeinen Platz aufzugeben, indeſſen ſich doch wieder nach andern Stellen umzuſehen, und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen.

Sodann iſt einer, der in Rom wohnt, der Reiſeluſt nach allen Weltgegenden ausgeſetzt. Er ſieht ſich im Mittelpunct der alten Welt, und die für den Alterthumsforſcher intereſſanteſten Länder nah um ſich her. Groß-Griechenland und Sicilien, Dalmatien, der Peloponnes, Jonien und Aegypten, alles wird den Bewohnern Rom's gleichſam angeboten, und erregt in einem, der wie W. mit Begierde des Schauens geboren iſt, von Zeit zu Zeit ein unſägliches Verlangen, welches durch ſo viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu bereiſen Anſtalt machen, bald, indem ſie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuzeigen nicht müde werden.

So will denn unſer W. auch überall hin, theils aus eigenen Kräften, theils in Geſellſchaft ſolcher wohlhabender Reiſenden, die den Werth eines unterrichteten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu ſchätzen wiſſen.

Noch eine Urſache dieſer innern Unruhe und Unbehaglichkeit macht ſeinem Herzen Ehre, es iſt das unwiderſtehliche Verlangen nach abweſenden Freunden. Hier ſcheint ſich die Sehnſucht des Mannes, der ſonſt ſo ſehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich concentrirt zu haben. Er ſieht ſie vor ſich, er unterhält ſich mit ihnen durch Briefe, er ſehnt ſich nach ihrer Umarmung und wünſcht die früher zuſammenverlebten Tage zu wiederholen.

Dieſe beſonders nach Norden gerichteten Wünſche hatte der Friede auf's neue belebt. Sich dem großen König darzuſtellen, der ihn ſchon früher eines Antrags ſeiner Dienſte gewürdigt, war ſein Stolz, den Fürſten von Deſſau wiederzuſehen, deſſen hohe ruhige Natur er als von Gott auf die Erde geſandt betrachtete, den Herzog von Braunſchweig, deſſen große Eigenſchaften er zu würdigen wußte, zu verehren, den Miniſter von Münchhauſen, der ſo viel für die Wiſſenſchaften that, perſönlich zu preiſen, deſſen unſterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern, ſich mit ſeinen Schweizer Freunden wieder einmal lebhaft und vertraulich zu freuen, ſolche Lockungen tönten in ſeinem Herzen, in ſeiner Einbildungskraft wieder, mit ſolchen Bildern hatte er ſich lange beſchäftigt, lange geſpielt, bis er zuletzt unglücklicherweiſe dieſem Trieb gelegentlich folgt und ſo in ſeinen Tod geht.

Schon war er mit Leib und Seele dem Italiäniſchen

Zuſtand gewidmet, jeder andere ſchien ihm unerträglich, und wenn ihn der frühere Hineinweg durch das bergigte und felſigte Tyrol intereſſirt, ja entzückt hatte, ſo fühlte er ſich auf dem Rückwege in ſein Vaterland wie durch eine Cimmeriſche Pforte hindurch geſchleppt, beängſtet und mit der Unmöglichkeit, ſeinen Weg fortzuſetzen, behaftet.

Hingang.

So war er denn auf der höchſten Stufe des Glücks, das er ſich nur hätte wünſchen dürfen, der Welt verſchwunden. Ihn erwartete ſein Vaterland, ihm ſtreckten ſeine Freunde die Arme entgegen, alle Aeußerungen der Liebe, deren er ſo ſehr bedurfte, alle Zeugniſſe der öffentlichen Achtung, auf die er ſo viel Werth legte, warteten ſeiner Erſcheinung, um ihn zu überhäufen. Und in dieſem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preiſen, daß er von dem Gipfel des menſchlichen Daſeyns zu den Seligen emporgeſtiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein ſchneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geiſteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerſtreuung der Kunſtſchätze, die er, obgleich in einem andern Sinne vorausgeſagt, iſt nicht vor ſeinen Augen geſchehen. Er hat als Mann gelebt, und iſt als ein vollſtändiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der

Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort und immer fortzusetzen.

Erdschlünde thun sich auf, ein Feuerqualm
Zuckt flammend über's Feld, versengt den Halm,
Versengt der Bäume lieblich Blüthenreich;
Nun herrscht die Nacht, das Leben stockt sogleich,
Und aus den Grüften hebt sich leis heran
Das Gnomen-Volk und wittert alles an,
Und wittert alles aus, und spürt den Platz,
Und forscht und gräbt, da glitzert mancher Schatz.
Das alt-verborgene Gold bringt keinem Heil,
Der Finsterniß Genosse will sein Theil,
Im Innern siedet's, schäumt und schleudert wilder
Durch's Feuermeer furchtbare Schreckensbilder;
Wie Salamander lebt es in der Gluth,
Und streitet häßlich mit vulkanischer Wuth.

Schon hüben und drüben sind Berge versunken,
Schon gähnet der Abgrund, schon sprühen die Funken.
Was ist mir? was leuchtet ein wunderlich Licht?
So leuchtet der Furie Feuergesicht.
Und, unter dem Kopfschmuck phosphorischer Schlangen,
Weiß glühen die Augen und rothbraun die Wangen.
Der Schrecken ergreift mich, wo rett' ich mich hin!
Noch kracht es entsetzlicher, Felsen erglühn,
Sie bersten, sie stürzen, sie öffnen mir schon
Der grausesten Tiefe Plutonischen Thron!

(Das Theater verwandelt sich in einen hellen erfreulichen Zaubergarten.)

Kehrst du wieder, Himmels-Helle!
Iris, mit gewohnter Schnelle,

II.

In dem vorhergehenden Entwurf einer Kunſtgeſchichte des XVIII. Jahrhunderts iſt nur beiläufig Erwähnung von Winckelmann geſchehen, weil wir uns vorgenommen hatten, ſeinen Einfluß, ſein Wirken und ſeine Verdienſte in der Kunde der Alterthümer eigens ausführlich zu betrachten.

Es wird zu dieſem Endzweck erforderlich ſeyn, daß wir erſtlich unterſuchen, welche Meinungen und Begriffe über die vorhandenen Monumente der alten Kunſt im Gange waren, ehe noch Winckelmann als der glücklichſte Forſcher in dieſem Fach auftrat, das heißt, ehe ſeine Kunſtgeſchichte erſchien; und werden zweytens zu zeigen unternehmen, in welchen weſentlichen Puncten ſein Bemühen beſſere Erkenntniß aufgebracht oder eingeleitet habe.

In Italien galten um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts Gori, Paſſeri, wie auch Bracci, für die trefflichſten Alterthumsforſcher, beſonders war der zuerſt genannte rühmlich bekannt. Alle drey waren Männer von gründlicher Gelehrſamkeit, aber nicht eben ſo vorzüglich in Hinſicht auf Kunſtkenntniſſe und Geſchmacksbildung, daher im Urtheil über die Monumente,

welche sie zu erklären gedachten, in der Vergleichung derselben mit andern, und in den daraus gezogenen Schlüssen gar manchen Fehlgriffen ausgesetzt.

Die in früherer Zeit schon aufgebrachte, aber von den erwähnten Gelehrten ebenfalls angenommene und fortgepflanzte viel zu gute Meinung vom Kunstvermögen der alten Etrurier, von der Anzahl so wie vom Gehalt der ihnen zuzurechnenden Monumente war ein äußerst schädliches Vorurtheil, welches den Fortschritten der Alterthumskunde auf mancherlei Weise Hindernisse in den Weg legte.

Vielleicht besaß der Franzosische Graf Caylus weniger gelehrte Kenntnisse, als einer der genannten Italiäner, er vergütete aber solches durch lebhaftere Neigung für Kunstwerke, durch ein mehr heiteres gewandtes Denk- und Urtheilsvermögen; auch ist seine Schreibart gefälliger, unterhaltender, welches nebst Sprache, Vermögen, Stand, Einfluß, Bekanntschaften ꝛc. seine Schriften zu den gelesensten, seine Meinungen zu den geltendsten jener Zeit machte. Wenn wir uns daher bemühen, diese Meinungen näher aus einander zu setzen, so sprechen wir im gelingenden Falle auch zugleich den in der Alterthumskunde herrschenden Glauben aus, ehe die hellere Aufklärung durch Winckelmann stattgefunden.

Den alten Etruriern war man, wie oben bereits angemerkt worden, überhaupt allzu günstig, und auch Caylus schrieb denselben eine Menge Denkmale zu, wel-

che ganz andern Völkern angehören. In noch größerer Achtung aber ſtanden bei dieſem Alterthumsforſcher die alten Aegypter, denen er die anfängliche Erfindung der bildenden Künſte zum hohen Verdienſt anrechnete und vermeinte, daß Etrurier und Griechen dieſelben aus Aegypten erhalten hätten.

Wir vermuthen nicht, daß eine ſo falſche Anſicht, welche geiſtlos handwerksmäßiges Nachahmen von eigentlicher Kunſt und Genie nicht unterſcheidet, vom Grafen Caylus ſelbſt urſprünglich herrühre, wo und wann aber dieſelbe ihren Anfang genommen, iſt auszumachen außer den Gränzen unſers gegenwärtigen Vorhabens. Deßgleichen mögen andere unterſuchen, ob der Wahn, die Griechen hätten aus Eitelkeit, und um den Aegyptern den Ruhm der Erfindung der bildenden Künſte undankbar zu entreißen, ihre älteſten Kunſtproducte, als Zeugniſſe, welche gegen ſie geſprochen haben würden, abſichtlich unterdrückt — ob, ſagen wir, dieſer Wahn ebenfalls ein älterer und verbreiteter war, oder ein bloßer Nothbehelf, zu welchem ſich Graf Caylus gedrungen ſah, um das einmal angenommene Syſtem von Etruriſcher Kunſt und Kunſtwerken zu ſtützen.

Ueber die in Geſchmack, Styl und Behandlung ſo verſchiedenen Epochen in der Kunſt, ſo wie auch über das Eigenthümliche des Geſchmacks der Kunſtwerke verſchiedener Völker, walteten ſehr unſichere Begriffe. In den Geiſt der Kunſt eindringende Beobachtungen anzuſtellen,

wurde zu derselben Zeit beinahe gänzlich versäumt; man begnügte sich gewöhnlich mit Wahrnehmung äußerer Kennzeichen, doch wurden auch diese höchst selten mit gehöriger Schärfe und Genauigkeit aufgesucht. Daher finden sich von Caylus wahrscheinlich Etrurische Denkmale unter den Aegyptischen aufgeführt, ja sogar alt-Griechische den Römischen aus Zeiten sinkender Kunst beigemischt.

In solchem Zustande befand sich derjenige Theil der Alterthumskunde, der sich über Denkmale der bildenden Kunst erstreckt. Man ging meist, wie z. B. bei den obengenannten drey Italiänischen Gelehrten der Fall war, mit dürftigem Geschmack und noch ärmer an Kunstkenntnissen, einseitig vom Studium alter Sprachen, Geschichte und Fabel aus. Als aber ein durch seine Reisen und Umgang, durch Neigung und Talent zur Kunst mehrseitig gebildeter und fähiger Mann, wie Graf Caylus war, sich der Sache angenommen, so geschahen zwar einige Vorschritte, doch war der Ort seines Aufenthalts, Paris, damals noch weniger als jetzt für den Alterthumsforscher der günstigste. Zudem wirkten die Vorurtheile einer manierirten Mahlerschule nachtheilig auf seinen Geschmack und Kunstsinn; es mußte ihm also wohl unmöglich fallen, sich über alle alten, festgewurzelten Irrthümer zur freien und klaren Erkenntniß zu erheben.

Wir kommen nun auf Winckelmann, und werden,

unſerm Zwecke gemäß, die Reſultate ſeiner für Geſchmack, Kunſt und Alterthumskunde wohlthätigen Bemühungen anzugeben verſuchen.

Winckelmann erſchien zu Rom als ein mit Kenntniß alter Sprachen wohl ausgerüſteter Gelehrter. Unter den Kunſtſchätzen zu Dresden hatte er ſich vorher einige Zeit umgeſehen, und ohne Zweifel durch dieſelben ſeine natürlichen Anlagen geweckt. Die Gunſt des Cardinals Alexander Albani, die ihm in Rom bald zu Theil wurde, nebſt den freundſchaftlichen Verhältniſſen mit Mengs, müſſen der Entwicklung und Ausbildung des Kunſtſinnes in ihm ſehr vortheilhaft geweſen ſeyn. Unterdeſſen iſt es wahrſcheinlich, die Neigung zu ſchönen Formen, wodurch, wie bereits angemerkt worden, Mengs als Künſtler ſich auszeichnete, habe überwiegenden Einfluß auf Winckelmannen gewonnen, und ihn vermocht, die Schönheit unbedingt als das Hauptprincip der alten Kunſt aufzuſtellen; *) eine Behauptung, welche allerdings wahr iſt, ſo lange man ſie auf den ganzen Begriff von der Kunſt ausdehnt, und hingegen eine höchſt ſchädliche Wirkung haben muß, ſobald man ſie engherzig auf die Formen allein einſchränkt, wie leider noch von manchen geſchieht. Im Uebrigen iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, Winckelmann ſelbſt ſey dieſes Unterſchieds ſich nicht mit völliger Klarheit bewußt geweſen, weil überall,

*) Siehe die Monum. inediti Tratt. preliminare Cap. IV.

wo er in ſeinen Schriften von der Schönheit der Theile ſpricht, es das Anſehen hat, als wäre er ausſchließlicherweiſe der Form gewogen. Wird hingegen von einem vorzüglichen Kunſtwerke überhaupt gehandelt, dann erglüht nicht ſelten ſein großer, den Alten verwandter Geiſt, und verkündet mit poetiſcher Ergießung die hohen innern Schönheiten, die Idee, welche der Künſtler durch das Mittel edler abgewogener Formen zur Erſcheinung gebracht hat.

Der irrigen Meinung, Etrurier ſowohl als Griechen hätten die bildenden Künſte von den Aegyptern erhalten, widerſprach Winckelmann mit überzeugenden Gründen, und zeigte dagegen, daß ſolche aus dem allen Menſchen inwohnenden Bildungs- und Nachahmungstrieb überall entſprungen ſind.*)

Die Monumente von Aegyptiſchem Geſchmack, über welche, wie oben angemerkt worden, bloß allgemeine und dazu unbeſtimmte Begriffe herrſchten, ordnete er in drey Claſſen, nämlich in ächt Aegyptiſche Arbeiten, in Griechiſche und in Römiſche Nachahmungen derſelben, nach Kennzeichen, die von jedem kunſtgeübten Auge unfehlbar erkannt werden können. Iſt man ihm dafür ſchon Dank ſchuldig, ſo erwarb er ſich doch bei weitem noch größere Verdienſte durch ſeine Aufklärungen über die Monumente der Etruriſchen Kunſt. Dieſes Fach

*) Monum. inediti Tratt. prelim. Cap. I.

diente im Bezirk der antiquarischen Wissenschaften gleichsam zur Polterkammer, wohin alles, was schwer zu deuten oder sonst nicht gut zu gebrauchen war, bei Seite geschafft wurde. Die alt-Griechischen Werke von Erz und Marmor wurden sämmtlich dahin verwiesen, ein Gleiches geschah auch mit den Vasen von gebrannter Erde, ohne Ausnahme; ja man findet bei Carlus *) sogar Aegyptische Arbeiten für Etrurische ausgegeben, und eben dieser sonst verdiente Alterthumsforscher tadelt einen Pater Pancratius, der von Sicilianischen Alterthümern schrieb, und ein bei Girgenti ausgegrabenes Gefäß von gebrannter Erde für Griechisch und nicht für Etrurisch hielt. **)

Diese alten, schädlichen Vorurtheile, die immer neue Irrthümer hervortrieben, beschnitt Winckelmann so zu sagen an ihren Lebenswurzeln dadurch, daß er nachwies, die mehrerwähnten, bis dahin für Etrurisch gehaltenen, bemahlten Gefäße in gebrannter Erde seyen nicht zu bezweifelnde Arbeiten der in Italien angesiedelten Griechen. Ebenfalls muthmaßte er, daß auch die plastischen Werke vom sogenannten Etrurischen Geschmack, oder wenigstens einige derselben, alt-Griechische Monumente seyn könnten. ***) Wenn er hierüber nicht bis

*) Tom. II. p. XIV. et XI.

**) Tom. II. p. 53.

***) Monum. ined. Tract. prelim. p. XXXIV. et seq.

zur klaren, vollkommnen Erkenntniß gelangte, ſo geſchah ſolches, wie wir nicht zweifeln dürfen, aus der zufälligen Urſache, weil ihm zur Zeit ſeiner reifern Bildung keine günſtige Gelegenheit ſich darbot, zahlreiche Sammlungen ächt Etruriſcher Arbeiten, wie z. B. gegenwärtig die Florentiniſche Galerie eine aufweiſen kann, mit gehöriger Muße zu durchforſchen.

Wahr iſt es freilich, daß durch die ſeither angeſtellten genauern Beobachtungen der alte Wahn von einſtmaliger Blüthe der Etruriſchen Kunſt und ihrer weiten Ausbreitung immer mehr eingeſchränkt, hingegen den Griechen ihre frühern Denkmale wieder zugeeignet werden ſind. Aber man muß ebenfalls geſtehen, dieſer Gewinn ſey bloß mit dem uns von Winckelmann nachgelaſſenen Capital erworben; denn was thaten ſeine Nachfolger anders, als in ſeine Fußtapfen treten, und was er begonnen, etwas vorwärts rücken?

Die ſchönen in Griechenland und ſpäter zu Rom entſtandenen Monumente betrachtete Winckelmann zuerſt unter kunſthiſtoriſchen Beziehungen, nach Kennzeichen des verſchiedenen Geſchmacks und Arbeit der verſchiedenen Zeiten. Wir behaupten zwar keineswegs, daß ſolches jedesmal mit unverbeſſerlichem Erfolge geſchehen; doch zeigte er, und zeigte zuerſt, wie die Antiken, nach offenbaren Merkmalen, in einer ſteigenden und ſinkenden, von dem Geſchmack, dem Styl und der Arbeit geregelten Folge zu ordnen ſind; auf welchem Wege

allein die in schriftlichen Nachrichten so mangelhaft auf uns gekommene Geschichte der alten Kunst nicht nur vollständiger, sondern auch — und dieses dürfte der wesentlichste Nutzen und Vorzug derselben seyn — gleichsam lebendig in den Monumenten selbst dargestellt werden kann.

Solche unschätzbare Erweiterungen erhielt die Kunde der alten Denkmale durch unsere Winckelmanns Bemühungen. Lies't man indessen seine Schriften mit prüfender Aufmerksamkeit, so mag ohne Zweifel jede derselben, auch die letzten sogar, in manchen einzelnen Puncten zu Erinnerungen Gelegenheit geben, und zwar von Seiten des artistischen weder minder noch weniger gegründete, als von Seiten des literarischen Theils gegen dieselben gemacht worden sind. Allein es wäre unbillige Strenge, sie auf diese Weise richten wollen. Ernste, auf's Allgemeine gehende Betrachtungen über Winckelmanns Hauptwerk, Geschichte der Kunst des Alterthums, müssen vielmehr jeden Gerechtdenkenden von der Unmöglichkeit überzeugen, daß ein Mensch allein eine solche große, nicht vorbereitete Unternehmung, in wenigen Jahren, für den Gelehrten sowohl als für den Kunstkenner durchaus fleckenlos sollte vollenden können. Wäre demnach jemand, der, was Winckelmann gethan, nur für Anfänge halten wollte, so widersprechen wir demselben nicht geradezu; aber wir sagen, es sind große Grundlagen, welche unbeweglich fest stehen, und behaupten überdem laut, in den größten wichtigsten Puncten, welche die

Kunde der schönen alten Denkmale fordern können, mag man Winckelmannen keck vertrauen, denn er hat, mehr als kein anderer im Geist mit den Alten verwandt, immer das Rechte geahnet, wenn auch nicht allemal deutlich ausgesprochen, und obwohl Widersacher gegen ihn aufgetreten sind, hat man sich dennoch genöthigt gesehen, seinen Lehren zu folgen.

Zum Beschluß wollen wir noch einige Blicke auf den gegenwärtigen Zustand der Alterthumskunde werfen, doch nur in dem artistischen Sinne, in welchem wir bisher Winckelmanns Bemühungen und Verdienste um dieselbe betrachtet haben.

In Hinsicht auf bessere Kenntniß der alten Monumente, zu nähern kunstgeschichtlichen Bestimmungen, sind im Allgemeinen keine bedeutenden Schritte bisher geschehen. Noch werden die Werke des Aegyptischen Geschmacks in drey Classen, nämlich in ächt Aegyptische, und ferner in Griechische und Römische Nachahmungen des Aegyptischen Geschmacks abgetheilt; die Kennzeichen aber der frühern und spätern Werke jener ersten Classe sind noch immer nicht erforscht.

Beinahe stillschweigend bequemte man sich, die Denkmale der uralten steifen, sonst für Etruriſch gehaltenen Manier als alt-Griechische Kunstwerke zu betrachten; allein der Ruhm dieser bessern Erkenntniß darf Winckelmanns Nachfolgern nicht sehr hoch angerechnet werden, weil, wie wir eben gezeigt, durch das Hinüberweisen

Trennt die grauſen Wolken ſchon,
Augenfunkelnd für Entzücken
Den Geliebten zu erblicken
Auf dem goldnen Wagen-Thron.

Phöbus glänzt ihr hold entgegen;
Himmliſcher Vermählung Segen
Fühlt der Erde weiter Kranz.
Um des Bogens bunten Frieden
Schlingen lieblichſte Sylphiden,
Schillernd zierlich, Kettentanz.

Und, da unten, Silberwellen
Grünlich-purpurn, wogen, ſchwellen
Auch empor in Liebesgluth,
Schalkiſch locken gleich Undinen,
Blauen Augs, verſchämter Mienen,
Sich den Himmel in die Fluth.
Blüht's am Ufer, wogt's in Saaten,
Alles iſt dem Gott gerathen
Alles iſt am Ende gut!

Tanz von Sylphen und Undinen.

III.

Die Muſe

kommt in anmuthiger Kleidung, und nachdem ſie einigen Antheil am Tanze genommen, wendet ſie ſich zu den Zuſchauern.

Viel iſt, gar viel mit Worten auszurichten,
Wir zeigen dieß im Reden wie im Dichten;

der bemahlten Gefäße in gebrannter Erde zu den Griechischen Monumenten, ein solches Vorrücken, man möchte wohl sagen, unvermeidlich geworden war.

Bedenken wir endlich noch was zur bessern Kunde der schönen Griechischen und Römischen Kunstdenkmale geschehen oder unternommen worden, so findet sich, daß auch hierin seit Winckelmanns Zeit überhaupt keine beträchtlichen Vorschritte gethan worden sind. Zwar haben die stimmeführenden gelehrten Forscher die Darstellungen einiger alten Monumente, mit achtungswerthen Kenntnissen ihrer Art, gut und wahrscheinlicher ausgelegt; aber da, wo das Urtheil aus innern Gründen hervorgehen soll, wo Kunstwerth, Zeitgeschmack und Styl zu erkennen, zu würdigen waren, leisteten sie wenig Nutzbares; ja bei genauer Rechnung dürfte die Summe des verdunkelten vielleicht nicht geringer, als die des aufgeklärten ausfallen. Viel zu oft ließ man sich von unsichern, äußern Kennzeichen oder von zufälligen Aehnlichkeiten der Monumente zu Trugschlüssen und Sünden wider den Geist der Kunst verleiten, der doch vor allem andern erwogen und geehrt werden sollte. Denn wo ließe sich mit mehrerer Sicherheit ein Maßstab zu Beurtheilung der Kunstwerke finden, als in der Kunst selbst? Hieraus folgt aber keineswegs, daß andere Merkzeichen als solche, die aus dem Inneren, Geistigen alter Kunstdenkmale abgeleitet werden, ohne weitere Bedingung verwerflich seyen. Kein Verständiger wird Nachrich-

ten, von welcher Art sie seyn mögen, oder Bemerkungen, die dem Stoff gelten, oder andere Umstände, welche Licht und Leitung gewähren können, verschmähen; er wird vielmehr jeden Nebenumstand in Erwägung ziehen, prüfen und vorsichtig benutzen, aber den höher begründeten Ansichten auch jedesmal den höhern und entscheidenden Werth zugestehen.

Der große Vorzug, den Winckelmann als Alterthumsforscher über seine Vorgänger, Zeitgenossen und berühmtesten Nachfolger behauptet, die Ursache warum, ungeachtet einseitiger Anfechtungen, seine Schriften ernstmeinenden Freunden des Alterthums immer noch vor andern nutzbar und werth geblieben sind, besteht in dem Zusammenwirken gelehrter Kenntnisse mit lautrem Kunstsinn: Eigenschaften, die sich in solchem Maße sonst nie vereint gefunden, und zugleich Eigenschaften, die keinem Alterthumsforscher zu erlassen seyn dürften, welcher mit glücklichem Erfolg auf der von Winckelmann gebrochenen Bahn fortzuschreiten gedenkt. Ein geübter Geschmack allein wird, ohne hinlängliche Bekanntschaft mit der alten Literatur, nicht überall ausreichen, noch weniger sind bloß gelehrte Kenntnisse zulänglich, wenn sie nicht durch richtigen Geschmack unterstüzt und von der Fähigkeit begleitet sind, den Geist der Alten, den höhern poetischen Gehalt ihrer vorzüglichsten Kunstgebilde aufzufassen. Hätte Mengs literarische Kenntnisse besessen und minder ängstlich die Formen verehrt, wahrschein-

ſcheinlich würde mehr Harmonie zwiſchen ſeinen früheren und ſpätern Meinungen, über die berühmteſten antiken Statuen, zu bemerken ſeyn, oder deutlicher geſagt, er würde, was er unter Winckelmann's Einfluß gut und richtig begriffen zu haben ſchien, durch ſpätere Aeußerungen nicht aufheben. Hätten die ſeit Winckelmann aufgetretenen gelehrten Forſcher einer an den alten Monumenten geſchärften Unterſcheidungsgabe der Verſchiedenheiten des Styls, der Arbeit und des Geſchmacks nicht gar zu oft ermangelt, hätten ſie ſich vom Styl oder vom Wort weniger beſtechen laſſen, ſo würde mancher, den Gang der antiquariſchen Wiſſenſchaften aufhaltende Irrthum entweder unterblieben ſeyn, oder doch weniger Theilnehmer und Verbreiter gefunden haben.

III.

Die mir von Ihnen mitgetheilten Briefe Winckelmann's ergänzen vortrefflich das Bild, das man ſich von dem großen und liebenswürdigen Menſchen aus den früher gedruckten machen konnte. Gewiß werden Ihnen für dieß lange vorenthaltene Geſchenk alle Freunde der Kunſt und einer künſtleriſch betriebenen Gelehrſamkeit danken. Mir gaben dieſe Briefe nach vieler abſtumpfenden Arbeit der letztern Monate einen innigen Genuß, zu welchem ich bald und öfter zurückzukehren wünſche. Dazu wird die von Ihnen vorgehabte Nachweiſung der Zeitfolge aller ſeiner nunmehr bekannt gemachten Briefe eine neue Einladung werden; weßhalb ich Sie angelegentlich und, ich wage zu ſagen, im Namen vieler Leſer erſuche, die Zugabe ja nicht außer Acht zu laſſen. Erſt ſo wird es recht angenehm werden, den Mann von dem Austritt aus Nöthenitz an, auf ſeiner ſchönen Bahn theilnehmend zu begleiten, um ihn durch alle ſeine gelungenen und unvollendeten Entwürfe dahin gelangen und das werden zu ſehen, was ihm das Schickſal erlaubte, das über jeden Schritt ſeines Lebens mit ſichtbarer Macht gebot.

Zu bedauern iſt es indeſſen, daß wir nur allzuwenige Data zur Kenntniß ſeiner erſten Bildung haben. Denn

seitdem es den Erziehungskünstlern gelungen ist, dem Genius der Zeit gehorchend, die meisten zur Veredlung und Würde des Geistes führenden Studien zu verleichten, und die besten Kräfte fast allein solchen Wissenschaften zuzuwenden, wodurch Gewerbe und Finanzen und Krieg zu Lande und zu Wasser gedeihen, seitdem bleibt für jemand, der hie und da den unverdorbenen Jüngling mit fremder Stimme in ein edleres Leben rufen möchte, außer den Alten, die man aus ihren Schulwinkeln noch nicht ganz verdrängte, nichts anderes übrig, als Geschichte der Erziehung und Bildung von Männern, die im Kampf mit den Hindernissen der Zeit und den innern Schwierigkeiten der Sachen durch angestrengte Kraft das Höchste in dem gewählten Kreise erstrebten. So etwas gab uns vor kurzem über sich selbst der geistvolle Historiker Schlözer, in einer Schrift, die in gewissen Sachen das Handbuch jedes künftigen Gelehrten seyn sollte. Auch leben noch etliche andere Männer, von welchen sich einst etwas Aehnliches erwarten läßt, nämlich getreue Darstellung des Ganges ihrer Studien und der Bildungsmittel, wodurch sie sich den Bezauberungen des gewaltigen Genius entrissen und über ihr Zeitalter erhoben.

Wer, der Winckelmann und das Alterthum liebt, wünschte nicht etwas der Art von dessen eigener Hand geschrieben? Seine Kindheit, das entscheidende Alter des Lebens, fiel in den Zeitraum, wo in Deutschland

bei fest bestehenden Einrichtungen öffentlicher Schulen die mangelhaften Einsichten vieler Lehrer weniger schädlich wurden, wo in den Häusern des mittlern und gemeinen Standes noch alle die Tugenden in Ehren waren, woraus ächte kräftige Charaktere erwachsen; wo das Geschäft, Menschen zu bilden, noch nicht mit Ansprüchen speculativer Wissenschaft erschienen, von manchem gewöhnlichen Handwerksmanne neben der täglichen Arbeit, fast ohne die dunkelste Idee von Kunst trefflich ausgeführt wurde.'

Mag jedoch die erste Bildung, die W. erhielt, mehr darauf gegangen seyn, in seiner herrlichen Natur nur nichts zu verderben: es ist sehr wahrscheinlich bei den leichten Anstalten, die damals die Erziehung machte: und vielleicht nur deste glücklicher für ihn. Denn Seelen, die eine höhere Weihe mit in's Leben bringen, bedürfen, wie Platon sagt, gleich dem Golde der Athenischen Burg, bloß sorgsame Aufbewahrung, welche dem Erziehungskünstler, der selbst dem Göttlichsten seinen gemeinnützigen Stempel aufzwingt, nicht ohne Gefahr anvertraut wird. An W's gelehrten Kenntnissen aber scheint fremde Pflege den geringsten Antheil gehabt zu haben. Der blind gewordene Rector, dessen Führer er wurde, ließ ihn für diesen Dienst in seiner kleinen Bibliothek schalten, woraus er nach dem Antriebe seiner guterartigen Laune las, am meisten alte Sprachen. Er vernachlässigte darüber, wie man uns berichtet, fast alle

Uebungen in der Muttersprache, d. i. in dem modischen Deutsch oder Undeutsch vor A. 1740. So weit war damals noch die Pädagogik zurück, dergleichen Unheil geschehen zu lassen; obwohl schon einige zu Stendal, vermuthlich die Gelehrten des Orts, die Abneigung des jungen Menschen strafbar fanden. Bei ihm selbst lesen wir hier die Aeußerung, daß er beinahe in allem sein eigener Lehrer gewesen. Die allgemeinern Verkenntnisse in Geschichte und alten Sprachen mag er bald durch Unterweisung jüngerer Schüler erweitert und lebendiger gemacht haben; zu welchem vorzüglichen Hülfsmittel der Selbstbildung ihn glücklicherweise seine Umstände nöthigten. Eine kurze Zeit vor den akademischen Jahren ging er noch, wie gleichfalls erzählt wird, auf eines der Berlinischen Gymnasien, und setzte dabei jenen Unterricht fort; doch erwähnt niemand, ob er zu Berlin Lehrer gefunden, die ihn mit den classischen Sprachen und mit alter Literatur vertrauter gemacht, etwa solche, wie die fleißigen Verfasser der Märkischen Sprachlehren waren. Wie es scheint, war es nicht der Fall, indem bereits damals solche Schulmänner an den meisten Orten seltner wurden.

Eben so unbedeutend und von schwachem Einfluß auf seine Entwickelung muß sein Hallisches Leben gewesen seyn, besonders in Ansehung der Kenntnisse, auf denen die Unsterblichkeit seines Namens beruht. Es muß ein seltsam planloses und zerstücktes Studiren gewesen seyn,

das er hier in's dritte Jahr fortsetzte. In Fridericiana, schreibt er dem Grafen Bünau, parum suppetiarum fuit ad manum. Graeca auro cariora. Eigentlich bekannte er sich nach dem Wunsche seiner Angehörigen zum Theologen; allein so wenig er sich den der Armuth behülflichen Anstalten des Waisenhauses näherte, eben so selten scheint er die theologischen Hörsäle besucht zu haben. Nur einen einzigen Gelehrten erwähnt er, wenn ich mich recht erinnere, unter den damaligen hiesigen Lehrern als den seinigen. Dieß ist ein gewisser Gottfr. Sellius, *) ein schon längst in Deutschland verschollener Mann, von mannichfacher und achtungswerther Gelehrsamkeit, der in der Welt, wie in den Wissenschaften, etwas wild umherschwärmte, und durch mancherlei böse Gerüchte ging, wozu auch jenes bei W. gehört; endlich beschloß er seine Laufbahn nach der Mitte des Jahrhunderts zu Paris als Französischer Schriftsteller und Lohn-Uebersetzer. Es hat viele Wahrscheinlichkeit, daß er derselbe sey, den W. in einem Briefe an Walther **) als einen ihm ganz unbekannten Namen behandelt. Zu Halle, wohin W. im Jahr 1738 kam, stand dieser Sellius auf ein paar Jahre als Professor der juristischen und philosophischen Facultät; vorher hatte er sich in Holland aufgehal-

*) S. 70. dieser Briefe.

**) S. 525. Dasdorf. Samml.

ten, wo er 1733 die gerühmte Schrift: Historia naturalis teredinis schrieb, worauf er theils weniges Juristisches, theils 1738 eine Experimental-Physik herausgab. Ob er vielleicht in dieser Wissenschaft, oder in welcher sonst er unsern W. zum Zuhörer hatte, ist unbekannt; aber es hat das Ansehen, als ob der Jüngling nur solche Vorlesungen gehört habe, wo ihn entweder Gelehrsamkeit oder Geist der Untersuchung anzog, gleichviel, auf was für Gegenstände sie gingen. So versichert er von seinem folgenden Aufenthalte zu Jena, daß er sich dort den mathematischen und medicinischen Studien ergeben (zu den letztern hatte er gleich anfangs die meiste Neigung) und dem Jenaischen Hamberger, der als Professor der Physik und Medicin eben in seiner Blüthe stand, vieles verdanke. Noch verdient von Halle nicht vergessen zu werden, daß hier die Ludwig'sche Bibliothek, die mehrmals, wie es bei fleißigen Gelehrten geht, in Unordnung gerieth, W. ein ganzes halbes Jahr hindurch die erste Gelegenheit gab, sich im Ordnen von Büchern zu üben, wobei er das Vergnügen hatte, aus dem Munde des berühmten Besitzers einige Brocken (principia) von Feudal- und Deutschem Staatsrecht zu empfangen.

Kaum sollte man meinen, es könnte jemand nach solchen Studien ein ehrsames Zeugniß von der Universität mitnehmen, sofern dergleichen Papiere auf den Besuch von Vorlesungen gehen, um wo möglich ein hand-

werksmäßiges Studiren unter öffentlichem Ansehen zu begründen. Reif war W. vollends wohl zu keinem landüblichen Berufe, am wenigsten zu dem seinigen, der ihm selbst noch verborgen war. Wahrscheinlich aber würde er auf keiner andern hohen Schule von Deutschland für die Elemente seiner nachmaligen Lieblingskenntnisse viel mehr gewonnen haben, außer etwa zu Leipzig, wo Gelehrsamkeit und Gründlichkeit im Studiren Ton war, und wo damals, neben andern Lehrern der classischen Literatur, Christ eine kleine Anzahl von Zuhörern auch mit den Ueberbleibseln alter Kunst bekannt machte, und durch Vortrag besser als durch seine halbdunkeln Schriften wirkte. Vielleicht machte indeß W., als er bei'm Grafen Bünau war, oder zunächst während des Aufenthalts zu Dresden, Gebrauch von den handschriftlich herumgehenden Heften des Christ'schen sogenannten Collegium litterarium, woraus er manche nutzbare Notiz, selbst über das Technische der Kunstwerke, aber freilich keinen allgemeinen Geist des Alterthums ziehen konnte. Gegen die später auftretenden Kunstschwätzer stand aber jener Mann wirklich sehr hoch; auch bezeigt ihm hie und da W. seine Hochachtung, wie ihm von den Schülern des engern Kreises, z. B. einem Reiz, der mich oft von ihm unterhielt, warme Liebe und Achtung nach dem Tode (1756) zu Theil wurde.

Wer lange auf einer Universität lebte, und das Getreibe der Wissenschaften mit ansah, oder auch selbst

Doch liebliche Bewegung, wie geſehn,
Darf man zu ſchildern ſich nicht unterſtehn,
Nur der Geſammtblick läßt den Werth empfinden,
Der holde Tanz er muß ſich ſelbſt verkünden.

An ihm gewahrt man gleich der Muſe Gunſt
Das höchſte Ziel, den ſchönſten Lohn der Kunſt.
O möge den Geſchwiſtern ſämmtlich glücken
Solch allgemeiner Beifall, ſolch Entzücken!

Denn das iſt der Kunſt Beſtreben
Jeden aus ſich ſelbſt zu heben,
Ihn dem Boden zu entführen;
Link und recht muß er verlieren
Ohne zauderndes Entſagen;
Aufwärts fühlt er ſich getragen!
Und in dieſen höhern Sphären
Kann das Ohr viel feiner hören,
Kann das Auge weiter tragen,
Können Herzen freier ſchlagen.

Und ſo geht's den Lieben allen
Die im Elemente wallen,
Welches bildend wir beleben;
Wer empfing der möchte geben.
In der Himmelsluft der Muſen
Oeffnet Buſen ſich dem Buſen,
Freund begegnet neuem Freunde,
Schließen ſich zur All-Gemeinde,
Dort verſöhnt ſich Feind dem Feinde.

nähern Theil daran nahm, muß auf unangenehme Betrachtungen gerathen, wenn er bemerkt, wie selten die vorzüglichsten Köpfe dadurch in die rechten Wege gewiesen wurden. W. scheint seiner eigentlichen Bestimmung erst in den acht Jahren, die er theils als Hofmeister, theils als Conrector der Schule zu Seehausen verlebte, um etwas näher getreten zu seyn. In der letztern Stelle fing er zuerst ein eifrigeres Studium der Griechen an; so daß er dem Gr. Bünau rühmen konnte, er lege den Sophokles nicht aus der Hand, und habe sein Exemplar mit vielen Bemerkungen und Vorschlägen zur Verbesserung des Textes beschrieben. Hierbei mußten gleichwohl der Lernbegier des gedrückten Schulmanns alle jene Hülfsmittel abgehen, die damals von den Gelehrten in England und Holland für Griechische Literatur erschienen, und er sah sich ohne Zweifel auf die Heroen dieser Wissenschaften aus dem 15ten Jahrhundert eingeschränkt. Denn in Deutschland gab es eigentlich kein Studium des Alterthums anders, als in dem gemeinen Dienste von Brot erwerbenden Disciplinen. Glaubte man doch noch viel später nicht, daß solche Kenntnisse als unabhängig und für sich bestehend auftreten könnten; einer der lautesten Stimmführer meinte ganz neuerlich, es würde völlig um sie geschehen seyn, wenn sich endlich die moderne Cultur andere Canäle als durch Bibel und Corpus Juris eroffnete. So las und erklärte man denn damals die Alten, um sich besser zur Aus-

legung des göttlichen und des Justinianischen Wortes vorzubereiten, wiewohl einige hervorstechende Männer die Sache wenigstens gründlicher trieben, und selbst im Latein correcter schrieben, als in der letzten Hälfte des Jahrhunderts, seit dem Aufkommen der Deutschen Geschmackslehre (Aesthetik von αἰσθω. ich schmecke, wie Meier ableitete) von den meisten Philologen geschah.

W. erlebte die Frankfurter Aesthetik noch in Deutschland (1750), welcher zwey Jahre später die erste Basedowische Ankündigung der Inusitata et optima methodus erudiendae juventutis honestioris nachfolgte. Beide den Alten unbekannte, und noch jetzt nicht weit über unsere Gränzen gekommene Wissenschaften haben seitdem in Deutschland so viel Papier gefüllt, und so viele Köpfe leer gemacht, daß die Anfänge derselben wohl ein beiläufiges Andenken verdienen, wenn gleich W. an keiner von beiden Antheil nahm. Ihm wäre eher zu wünschen gewesen, daß er den Muth gehabt hätte, wie zwey andere Deutsche um jene Zeit thaten, auf einige Zeit nach Leyden zu wandern, um nach älterer guter Methode die Schönheiten der alten Sprachen kennen zu lernen, die er der Seehäuser Jugend mit gar nicht allgemeinem Beifall lehrte. Allein das Schicksal zeigte W. einen andern Weg, auf dem er, unter Gefahr weniger gelehrt zu werden, bald eine Gattung von Studien neu beleben oder vielmehr schaffen sollte, die von den Besten vorhin

einseitig, von wenigen stillen Kennern mit Geschmack, von niemand mit dem Inbegriff der dazu nothwendigen Fähigkeiten und Vorkenntnisse, mit Einsicht in die Kunst, und mit einem dem Alterthum gleichgestimmten Gefühl getrieben wurden.

Die Jahre, welche er seit seinem dreyßigsten in der Nöthenitzer Bibliothek des Grafen B. hinbrachte, waren für ihn die einzige Zeit gelehrter Muße. Hier erst lernte er ohne Zweifel die bessern Subsidien in Ausgaben und Commentaren kennen, und legte den Grund zu den weitläuftigen Kenntnissen der Literatur, die man überall bei ihm antrifft. Was ihn aber als Bibliothekar am meisten auszeichnet, ist die nüchterne Selbstständigkeit, womit er sich den Verführungen entzog, denen der Ueberfluß gelehrter Hülfsmittel den gewöhnlichen Kopf aussetzt. Er wurde hier weder ein Literator, der, ohne sich um den Gehalt von Büchern zu bekümmern, Titel, Format, Insignien der Buchdrucker und andere typographische Merkwürdigkeiten dem Gedächtniß auflade, und darüber die Denkwürdigkeiten der Literatur versäumt, kurz ein lebendiger Bücher-Katalog, noch ein aufgedunsener Compilator, der höchstens in der Alterthumskunde sich dem kleinen Dienste widmet, um hie und da ein historisches Datum in's Klare zu bringen, oder ein Häufchen Materialien für einen das Ganze umfassenden Schriftsteller zu bereiten. W. scheint seinen subalternen Bibliotheksdienst, außerdem daß er ihm

das Fortkommen in der Welt erleichterte, zur Einsammlung weniger und gediegener, übrigens gar nicht pedantisch einseitiger Kenntnisse genutzt zu haben. Pflichtliebe und Dankbarkeit gegen den Mann, der ihn aus dem Schulstaube gezogen, machte ihm dabei solche Arbeiten erträglich, wie Excerpten für dessen Reichsgeschichte, für Deutsches Staatsrecht ꝛc. aus Büchern, deren Titel ihm kaum des Behaltens werth seyn konnten. Aber in den Stunden, die ihm die Berufsarbeiten übrig ließen, muß er sich nicht bloß vielerlei Auszüge zu eigenem künftigen Gebrauch gemacht, sondern auch einige der großen Schriftsteller Griechenlands im Zusammenhange gelesen haben. Zu dem ersteren Zweck mußten ihm vornehmlich die Schriften der Akademie der Inschriften nützlich seyn, in deren Mitte auch Caylus seine antiquarische Laufbahn begann. Ueberall darf das Verdienst dieser gelehrten Gesellschaft um die fruchtbare und den Bedürfnissen neuerer Zeit gemäße Behandlungsart des Alterthums nicht verkannt werden, um so weniger, da Deutsche Philologen der letzten Decennien, die den Strom solcher Kenntnisse auch zu den Weltleuten leiteten und weniger tief machten, das Muster der Franzosen mehr als irgend eines andern Volks befolgten. Wo wohlgeordnete Lectüre zeigte sich demnach gleich in den ersten Schriften, mit welchen er auftrat; bald nachher aber, als er zum Schauen alles dessen gelangte, worüber er bisher nur Bücher befragen konnte, mit welcher lite-

rischen Kunde aller Zeitalter sieht man ihn hervortreten und sich bei den gelehrten Antiquaren Italiens Achtung oder Neid verdienen! Wenn die meisten derselben, wie auch der Graf Cavlus, mühsam zusammentrugen, was zur Erläuterung eines Gegenstandes diente, fließt W. aus den öfter besuchten Quellen alles zu, was zur Sache gehört; selten entgeht ihm auf lange Zeit etwas des wirklich Brauchbaren: das Ueberflüssige hingegen verschmäht er und allen Citatenprunk, den der Unbelesene so leicht aus den rückwärts durchmusterten Büchern (wie Cacus die gestohlenen Rinder in seine Höhle schleppte) zur Blendung blöder Augen zusammenführt. Seine Maxime, nicht zwey Worte zu gebrauchen, wo sich mit Einem ausreichen ließe, diente ihm auch in dieser Hinsicht zur Richtschnur, und gibt allen seinen Schriften ein schönes Maß und eine würdige Einfalt, die wenige Arbeiten der Neuern haben.

Bedenke man zunächst, daß seine mehresten Werke ihm nicht lange unter Händen waren, wie schon die Menge verräth, die er in 13 Jahren herausgab, und daß er oft im Jahre der Wegsendung einer Handschrift weit gelehrter war als sein Buch, manchmal gar vor dem Abdrucke, der sich meistens unangenehm verzögerte, ohne ihm doch Zusätze und Verbesserungen zu gestatten. Nicht jeder möchte unter diesen Umständen gern geschrieben haben. Was würde er, der besonders zur Aufklärung der Zeitgenossen jenseits der Alpen arbeitete, in

spätern Jahren gethan haben, wenn eine auf die Nachwelt ganz gerichtete, sorgsam glättende Kritik dem Aufschwunge der Begeisterung nicht mehr Eintrag thun konnte, zumal wenn er die Hülfe einer mit allen neu erschienenen Forschungen über das literarische Alterthum versehenen Bibliothek gehabt hätte. Denn gerade diese günstigere Lage war es ja, was manchem Gegner W's die Feder in die Hand gab. Die besten unter ihnen hätte sich W. zu Herbeischaffung tüchtigen Stoffes für die Geschichte der Kunst wünschen mögen; so aber bearbeitete er darin einen Boden, worauf er so wenige Vorgänger hatte, daß eine kältere Ueberlegung vor einer solchen Arbeit erschrocken wäre. Denn welche Masse einzelner kleiner Data müssen wohl durchforscht beisammensein, um in diesem Theile von Geschichte etwas Vollendetes hervorzubringen! Allein schwerlich gedachte er selbst ein Werk zu verfassen, dessen Werth in durchgängiger Fehlerlosigkeit aller historischen Angaben bestände, wenn er auch manchmal den Mund etwas voll nimmt: es gibt eine Menge fleckenloser Bücher, in denen just so viel Gutes ist, als ein Compilator wieder ausziehen mag; und treffend ist auch bei jener Art von Werken, was Longin von den poetischen sagt, daß ein hoher Geist, der mitunter nicht geringe Fehler begeht, den Vorzug vor dem geistlosen Fleiß verdiene, der jeden Irrthum verhütet.

Allerdings fordern die Gesetze geschichtlicher Untersu-

chungen, so wie die philologische Kritik, die Basis derselben, eine seltene Mischung von Geisteskälte und kleinlicher unruhiger Sorge um hundert an sich geringfügige Dinge, mit einem alles beseelenden, das Einzelne verschlingenden Feuer und einer Gabe der Divination, die dem Ungeweihten ein Aergerniß ist. Unserm W., man muß es gestehen, fehlte jenes gemeinere Talent, oder es kam vielmehr bei dem Mangel vollständiger Vorbereitung zu seiner Kunstgeschichte nicht recht zur Thätigkeit, indem er bald nach seinem Eintritt in Italien sich in dem Meere von Schönheit verlor, das den verwandten Sinn, ohne irgend einen Blick auf die Geschichte, ganz hinzunehmen vermag. Jetzt fing er an, den Gelehrten, dessen Kenntnisse bloße Notizen sind, als Schriftgelehrten zu verachten, und sich nicht einmal um die historischen Hülfsmittel zu bekümmern, die das Ausland darbot. Man hat hierin einen undeutschen Stolz erkannt, und ich werde ihn deßhalb nicht eben loben. Aber sehr verzeihlich dünkt mich diese Denkart bei einem Manne, der viele mit Hülfsmitteln besser ausgerüstete Archäologen, theils unter Kleinigkeiten und Schutt, in Diptychen und Sandsteinen wühlen sah, theils solche, die sich gern zu Forschungen über die edlern Denkmäler erhoben hätten, von dem Anschauen derselben ausgeschlossen, ihres Zwecks verfehlen, und sich in das Philosophiren über Gegenstände, die man nicht genug kannte, zurückziehen. Denn so halfen sich damals einige bessere Köpfe außer Italien,

während andre bloß Nachrichten von Kunstwerken sammelten, wie jemand deren über Geschichte der Poesie und Beredsamkeit sammeln kann, der niemals einen der großen Schriftsteller aus langer kunstgerechter Betrachtung, sondern aus fremden Erzählungen, höchstens aus untreuen Uebersetzungen kennen lernte, oder wie man über den Styl eines Cicero, Livius, Tacitus ein Breites reden kann, ohne ein Bild davon in sich selbst, oder den vollen Geist in sein eigenes Wesen aufgenommen zu haben.

Indem W. dieses that, war es ihm möglich sich zu dem zu erheben, was die Blume aller geschichtlichen Forschung ist, zu den großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen und zu der tiefsinnig aufgefaßten Unterscheidung der Fortgänge in der Kunst und der verschiedenen Style, worüber ihm nur dürftige Wahrnehmungen anderer Beobachter vorgegangen waren. Doch über dieses Hauptverdienst W's maße ich mir keine entscheidende Stimme an, da mir meine bisherige Lage den Weg zu dem Innern dieses Studiums, nach meiner Art zu arbeiten, verschloß. Nur von W. als Gelehrten wollte ich einiges sagen, worauf mich die Lesung dieser Briefe führte. Mehr jedoch hierüber in das Einzelne zu geben, ist meine Absicht nicht; sonst würde ich, neben einigen wenigen mißlungenen Conjecturen und Auslegungen der Alten, eine weit größere Anzahl glücklicher, aus trefflicher

cher Sprach- und Sachkenntniß geschöpfter Erklärungen und Kritiken als Muster aufstellen. Auch ist es der Erwähnung werth, daß er niemals den auf alte Sprachen verwandten Fleiß selbst aufgab, während er fremde Beiträge gleichgültig entbehrte; daß er noch in Rom, wo kaum der Ort dazu war, vollständige Wortregister über die Griechischen Tragiker anlegte; daß er ausdrücklich einer Sammlung Conjectanea in Graecorum auctt. et monumenta, als von ihm angefangen, gedenkt. Allein dann mißkannte er offenbar seinen Beruf, wenn er von Zeit zu Zeit den Vorsatz faßte, an die philologisch-kritische Bearbeitung eines Griechen zu gehen. Einmal hatte er dazu den Platon im Sinn. Gewiß mochte er den Weltweisen, der ihn früher zu dem Idealischen in allen seinen Studien begeistert hatte, anders lesen als Nachbar Fischer mit seinem Möris, Thomas Magister und allen übrigen Magistern, die das Attische und gemeine Griechisch bei ihm unterschieden. Gleichwohl scheint es nicht, als ob ein Commentar von W. über Platon, in philologischer Hinsicht, beider Namen würdig genug hätte ausfallen können. Doch die ganze Idee mochte ihm in Rom von leichterer Ausführung dünken, gegenüber einem Giacomelli, den Stadt und Land den gelehrtesten Kenner des Griechischen nannte. Der Mann hatte wirklich eine ziemliche Kenntniß der Sprache und gesunde Beurtheilung; aber gegen einen Markland oder gar Valckenaer, die um dieselbe Zeit, wo jener

ein paar Stücke des Aeschylus und Sophokles herausgab, über den Euripides arbeiteten, ist er eigentlich nur ein lobenswerther Anfänger. Kaum konnte er von solchen Schätzen alterthümlicher Gelehrsamkeit einen hellen Begriff haben, dergleichen dort ausgebreitet wurden.

W. hatte einmal, seitdem er die Alten genauer zu studiren begann, sein ganzes Augenmerk auf dasjenige gerichtet, was auf Kunst und Künstler mehr oder weniger bezüglich ist; er hatte selbst hierin lange nicht alles erschöpft, wozu ein weit gemächlicheres Sammeln und Prüfen nöthig war; aber er hatte etwas aus den Alten gewonnen, was die Philologen von der Gilde gewöhnlich zuletzt oder gar nicht lernen, weil es sich nicht aus, sondern an ihnen lernen läßt — ihren Geist. Mit diesem Geist schrieb er alles, vornehmlich die Geschichte der Kunst; dieser zeigte sich auch in den Unvollkommenheiten des Werks; die meisten Fehler sind, möchte man sagen, von der Art, wie sie gerade ein Grieche vor der Alexandrinischen Periode, d. i. vor der Ausartung des Griechischen Genius hätte begehen können, und an deren Verbesserung sich die nachherigen Grammatiker in den Museen müßig üben mochten. Indessen wer sollte nicht wünschen, daß den W. Schriften ein Gleiches von Sprachgelehrten und Geschichtforschern widerführe, daß sich sogar mehrere verbänden, jede Abweichung von der strengsten Wahrheit ohne Leidenschaft anzuzeigen, wenn

So herrlich fruchtet was die Muse gönnt!
Die ihr's genießt, es dankbar anerkennt,
Preist Ihn mit mir, den Gott der es gegeben.
Was heute fröhlich macht, was heute rührt,
Nicht etwa flüchtig wird's vorbei geführt;
Was heute wirkt, es wirkt auf's ganze Leben.

Die Kunst versöhnt der Sitten Widerstreit,
In ihren Kreisen waltet Einigkeit.
Was auch sich sucht und flieht, sich liebt und haßt,
Eins wird vom andern schicklich angefaßt:
Wie Masken, grell gemischt, bei Fackelglanz,
Vereinigt schlingen Reih- und Wechseltanz.
Vor solchen Bildern wird euch wohl zu Muthe!
Empfangt das Schöne, fühlt zugleich das Gute,
Eins mit dem andern wird euch einverleibt;
Das Schöne flieht vielleicht, das Gute bleibt,
So nach und nach erblühet, leise, leise,
Gefühl und Urtheil wirkend wechselweise;
In eurem Innern schlichtet sich der Streit,
Und der Geschmack erzeugt Gerechtigkeit.

Und so in euch verehr' ich meine Richter!
In gleichem Sinne huldigt euch der Dichter,
Der, wär' er noch so stolz auf sein Talent,
Doch eures Beifalls höchsten Werth erkennt.
Erweist euch nun, wir anerkennen's willig,
Aufmerksam offnen Sinns, gerecht und billig.
So schmücket sittlich nun geweihten Saal
Und fühlt euch groß im herrlichsten Local.

W. bald etwas anderes aus Stellen der Alten entwickelt, als sie enthalten, bald sonst den Sachen etwas zu viel oder zu wenig zu thun scheint. Auch verdiente beigetragen zu werden, was sich aus der Münzkunde, der er den wenigsten Fleiß widmete, zuweilen zur Widerlegung, öfter vielleicht zur Bestätigung seiner Ideen ergibt. Es sollte überall geschehen, was W. selbst, in Verbindung mit Lessing, in den Jahren des ruhigen Ueberblicks seiner Laufbahn hätte thun können, um seine Grundsätze zu größerer Klarheit zu bringen, alle Bedingungen derselben genauer abzuwägen, und da, wo er wie ein Seher so viele größere und kleinere Erscheinungen in Einen Blick aufnimmt, als Deuter und Dolmetscher ihm nachzugehen.

Oft habe ich mich mit einem Gedanken getragen, den ich beifügen will. Sollte nicht endlich der Wunsch einer vollständigen Sammlung der Schriften Winckelmann's unter dem Volke rege werden, das ihm so vielen Nationalruhm bei den Ausländern verdankt? Und wäre es dann nicht rathsam und der Wissenschaft förderlich, sowohl das, was andere bereits gegen seine Behauptungen mit Grund erinnert haben, als was eine tiefer eingehende Prüfung jeder Schrift an die Hand gäbe, in Supplementen hinzuzuthun? Geschähe dieß in Verbindung mit ächten Freunden und Kennern der Kunst, so wäre jede Forderung begnügt, und es würde dann

deutlich werden, wie ſich das durch ihn Gewonnene gegen das, was etwa abzuziehen oder umzuprägen wäre, verhielte.

Möge das in dieſem Bande dem Publicum Vorgelegte hiezu Veranlaſſung, Luſt und Muth geben!

Philipp Hackert.

Der

Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen

Maria Paulowna

Großfürstin von Rußland

Erbprinzessin

von Sachsen-Weimar und Eisenach

Kaiserlichen Hoheit.

Durchlauchtigſte Fürſtin.
Gnädigſte Frau.

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günſtige Sterne. Dieſe höchſten Perſonen erfreuen ſich an dem Talent eines vorzüglichen Künſtlers, beſchäftigen, begünſtigen ihn und gründen ſein zeitliches Glück. Sollte ich mich hiedurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiſerlichen Hoheit Namen dieſer Lebensdarſtellung vorzuſetzen, und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchſtdieſelben mit gleicher Geſinnung die Werke ſo wie die Kenntniſſe verdienter Künſtler ſchätzen, und ſie auf mannichfaltige Weiſe aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Theilnahme in Ausübung der ſchönen Künſte, wozu Ew. Kaiſerlichen Hoheit neben ſo vielen andern Gaben die herrlichſten Talente verliehen ſind. Wie beglückt muß ich mich ſchätzen, daß die Zeit

mich aufſparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner ſolcher Vorzüge zu ſeyn, und mich unter diejenigen zählen zu dürfen, die ſich Höchſtihro Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren Fortdauer ſich in tiefſter Verehrung empfiehlt

Ew. Kaiſerlichen Hoheit

Weimar, den 16 Febr. 1811.

unterthänigſter Diener

J. W. v. Goethe.

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15 September 1737 geboren. Sein Vater, eben desselben Vornamens, Porträtmahler aus Berlin, war anfänglich im Dienste des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, sodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, mahlte unter Friedrich Wilhelm dem Ersten.

Philipp Hackert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet, und sollte deßhalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, besonders aber in den Orientalischen Sprachen, unterrichtet werden; allein sein ausgezeichnetes Kunsttalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Mahlerey in Verbindung stand, oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm in's Gedächtniß oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die nothwendigsten

besuchen und sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Mahlen.

Schon im eilften Jahre hatte er ein Porträt des Generals Ziethen zu Pferde, im verjüngten Maßstabe, in Oel copirt; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Aurikeln und andern Blumen im Garten hatte, so mahlte er Blumenstücke nach der Natur, und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als General-Lieutenant ein Infanterie-Regiment in Prenzlau commandirte.

Diese kleine Stadt, wo, außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof, wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig seyn; weßwegen ihn sein Vater im Jahre 1753, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus seines daselbst angesessenen Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn aber bloß mechanisch: denn der Oheim, der sich nur mit Decorationsmahleren auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Oel- und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeineren Kunstbegriffe, und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern bediente sich vielmehr der

Denn euretwegen hat der Architekt,
Mit hohem Geiſt, ſo edlen Raum bezweckt,
Das Ebenmaß bedächtig abgezollt,
Daß ihr euch ſelbſt geregelt fühlen ſollt;
Wie's dem Senat geziemt, den eine Welt
Auf ſeinen Spruch zu harren würdig hält.

Denn auch der Bildner ſchmückt das edle Haus,
Vom Sockel bis zum Giebel, reichlich aus.
Hier muß euch Ernſt im Heiligthume ſeyn,
Denn Götterformen winkten euch herein;
Wo rings umher der Mahler ſich bemüht
Und euren Blick von Bild zu Bilde zieht,
Da, was euch einzeln ſonſt gefeſſelt hielt,
In Einem Kreiſe hundertfältig ſpielt.

Das iſt nun offenbar, doch was verhüllt
Geheimnißvoll die innern Räume füllt,
Erſt harrend ruhig, magiſch dann behende,
Im Augenblick wie ich die Finger wende,
Wird mannigfaltig, ſo nun Jahre walten,
Sich nach und nach vor eurem Blick entfalten.

Und weſſen Wollen dieß uns zugedacht,
Auf weſſen Wink die Meiſter das vollbracht,
Wer wüßt' es nicht zu deuten, nicht zu nennen;
Doch Ihm genügt, daß wir es anerkennen.

In dieſer Schöpfung, dieſem Kunſtverein,
Wie muß es mir denn erſt zu Muthe ſeyn!

Kenntnisse, der größern Fertigkeit und des beßern Geschmacks seines Schülers zu eigenem Vortheil.

Doch waren die hier zugebrachten zwey Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich, aus Gutmüthigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht sobald zu einer Veränderung seiner Lage entschließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genie's in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entschloß er sich eine kleine Wohnung zu miethen, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Copien von guten Gemählden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm jenes zu seinem eigenen Studium und beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus nothwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu Statten kam und ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und

Freunde zu erwerben, die ihm durch Rath und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn Le Sueur, damaligem Director der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe, bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Le Sueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eigenen Grundsätzen und Erfahrungen, und mit chemischen Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben; hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leimfarben bei'm Mahlen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. P. H. theilte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit; und da Herr Le Sueur bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Theile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so beförderte er, auf die verbindlichste Weise, die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eigenen Hause als durch besondre Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den Hofrath Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich den Zweyten, durch den Director Oesterreich und den Handelsmann Gozkowsky, eine Sammlung anschaffte, und sonst auch mit Gemählden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Copiren der besten Bilder so viel Geld, als

er zu seinem bequemen Unterhalt und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwey kleine, von Querfurt vortrefflich gemahlte Landschaften copirt, die er seinem verehrten Freunde Herrn Le Sueur vorzeigte, und welche diesem, da er sie eben so meisterhaft mit Kenntniß und Feuer nachgeahmt fand, dergestalt gefielen, daß er den Künstler beredete, sich vorzüglich und ausschließend der Landschaftsmahlerey zu widmen; wobei er ihm alle mögliche Unterstützung und Vorschub zu leisten sich erbot. Dieser durch einen glücklichen Zufall ertheilte Rath bestimmte Hackerten für diese Gattung, und schenkte der Welt einen der besten Meister in derselben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienst ausgeführte Copien nach Claude Le Lorrain, Swanenfeld, Moucheron, Berghem, Asselyn u. s. w., welche bald durch den Hofrath Trippel in's Publicum zerstreut wurden, und, ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden, bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem, durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens theilweise, was ihm von schönen Bäumen der Thiergarten bei Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landschaftsmahler

nicht günstigen Gegend, zu zeichnen anfing und allmählich zu eigenen Originalen hinaufstieg.

Unter solchen Studien vergingen drey Jahre, ohne daß irgend jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit zu Gesicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erste Erscheinung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entscheiden pflegt, so war Herrn Le Sueur's verständiger Rath, einige Jahre im Stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anspruch auf Beifall, und nicht bloß auf precaire Nachsicht, im Publicum auftreten dürfe.

Als nun im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Roßbach gegen 500 Französische Officiere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen, und viele davon mit ihrem Landsmanne Herrn Le Sueur Bekanntschaft machten, und gelegentlich an Hackert's Arbeiten Gefallen bezeigten, so veranstaltete jener, daß alles, was der junge Mann zu seiner Kunstbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal, gegen eine runde Summe, den militärischen Kunstfreunden überlassen wurde; wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen hätte compromittiren können, außer Landes ging.

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes setzte P. H. in den Stand, die seiner Kunst unentbehrlichen Hülfsstudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzu-

zusetzen. Er hatte auf der Mahlerakademie schon die ersten Gründe der Geometrie, Architektur und Perspective erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollständiger, indem er wöchentlich dreymal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt; wobei er des Tages über an seinen Studien im Thiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von Statten gingen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler, und was für seine Einsichten überaus zuträglich und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vortheil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet, und bei andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde; sondern der Geschmack und die ungemeinen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; ja er war gewohnt, sich bei jeder Wahl auf das Urtheil derselben zu verlassen. Dieses gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Theil seiner früheren Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende kanonisch.

Mit vielem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten fort,

obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde, besonders als der General Haddick mit seinem Corps, und im folgenden Jahre General Totleben mit einem Corps Russen und Oesterreicher Berlin heimsuchten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwey vorzüglich gelungenen Gemählden, auf Anrathen seines Meisters und Freundes, Herrn Le Sueur, nunmehr öffentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche Aussichten vom Teiche der Venus im Thiergarten vorstellten, und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Gozkowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indessen da in der Gegend um Berlin, außer mancher herrlichen Baumpartie, die Natur wenig mahlerisch Interessantes dem Künstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft lag er, im Gefühl dieses Bedürfnisses, Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz behülflich zu seyn: denn eine solche Reise, auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegszeiten und auf Rechnung eines

unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf Gerathewohl hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

Erster Ausflug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding, damaligen Propst in Barth, und auf eben derselben Reise, den Baron Oltzhoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Künstler gleich willkommen waren, besucht, und, nach wiederholten Empfehlungen der Talente seines jungen Freundes, demselben die Erlaubniß bewirkt, persönlich aufwarten zu dürfen.

P. H. trat also im Julius 1762, in Gesellschaft des Porträtmahlers Mathieu, die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron mit Möblirung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie aufs freundschaftlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Gönnern zum Vortheil: denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus bessern Geschmack ein, und decorirte selbst einen großen Saal mit Architekturstücken und Landschaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Oltzhoff auf der

Insel Rügen das Gut Bolwin, wo er, als unverheirathet, bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm, und nebst einem jungen Spalding, die drey Gebrüder Dunker, seine Neffen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannichfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier radirte P. H. zugleich, zum Zeitvertreibe, sechs kleine Landschaften, welche Aussichten der Insel Rügen vorstellen und sich unter den Blättern seiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andere Anweisung als das Buch von Abraham Bosse: De la manière de graver a l'eau forte, et au burin; und die Probedrücke wurden, aus Mangel an einer Presse, auf Gyps gemacht. Indessen war ihm sein Aufenthalt bei Olthoff in mehr als einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im May 1764 reiste Baron Olthoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit sich nahm und bei Hofe bekannt machte. Der fleißige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, mahlte während des Sommers eine Aussicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin, und ging mit Aufträgen vom Baron Olthoff im September wieder

Erwartungen: denn unausgesetzt conträre Winde zwangen das Schiff, nach einer mißlichen Seefahrt von sechs Wochen an Englands Küste zu landen, wo sie denn nach Dower gingen, um mit dem Packetboot von da nach Calais überzusetzen.

Diese zufällig längere Seereise hatte indessen auf Hackerts Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß; denn da sie durch immer widrige Winde gezwungen wurden, zu drey verschiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückstadt auf der Stoer lange auf günstigen Wind warten mußten, so zeichnete Hackert, aus Mangel anderer Gegenstände, Seestücke nach der Natur, wie er es nur immer vortheilhaft hielt, ahmte treulich die dem seinigen am nächsten gelegenen Schiffe nach, gruppirte mitunter Matrosen, wie sie sich ruhend, oder in mannichfaltigen Verrichtungen darstellten; und somit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seestücken, den er nachmals mit dem glücklichsten Erfolg cultivirte.

P a r i s.

Im August 1765 langte P. H. mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieser kam anfangs in das Studium des Herrn Vien und nachmals zu Herrn

So großes Leisten fordert Großes an,
Viel ist zu thun, da wo so viel gethan.
Was wäre nicht zu denken, nicht zu sagen!
Doch will ich's jetzt mir aus dem Sinne schlagen.

(Er wendet sich, lebhaft-anmuthig, weiter vorwärts, an die Zuschauer.)

Erscheinen die Freunde so oft und so viel,
Sie heißen willkommen!
Wir andern, wir wechseln, wir steigern das Spiel,
Und jedermann hat sich das Seine genommen.
Eröffnen die Räume, die heiteren, hellen,
Sich als ein Gemeingut, wie heilende Quellen,
Dem Nächsten, dem Fernsten, dem Höchsten zur Lust,
Beleben der Menge bewegliche Brust;
So Alte, so Junge sind alle geladen
In unserem Aether sich munter zu baden.
Ein Trauernder komme, da fühlt er sich froh,
Erheitert ein Sorgender; jeglicher so,
Wie's immer dem Einen, dem Andern entspricht,
Zum Streben, zum Handeln, zum Wirken, zur Pflicht.

So sind wir am Ziel nun; Er hat es gewollt,
Daß freudig geschehe, was Alle gesollt.
Des Vaterland's Mitte versammelt' uns hier,
Nun ist es ein Tempel und Priester sind wir;
Wo alles zum Höchsten, zum Besten gemeint,
Um unseren Herrscher entzückt sich vereint.

Halle; wobei er jedoch immer unter Hackert's Aufsicht blieb, indem er fortfuhr, bei demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte beide mit sich aufs Land genommen, um daselbst gemeinschaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen armseligen Bauerhüttchen, mit den daran liegenden Krautgärtchen und Obstbäumchen ängstlich auf ein Quartblatt zusammenzustoppeln, konnte P. H., dessen Auge und Hand an große Gegenstände gewöhnt war, wenig behagen; deßwegen er lieber in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeutender Felsen zeigte, diese sogleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu stärken.

Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er seinen Bruder, Johann Gottlieb, der sich eben dieser Art von Landschaftsmahlerey gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst in Gesellschaft der Herren Perignon und Grimm eine Reise zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht, bei jeder schönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Aussichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumstände des Baron Olthoff hatten sich indessen sehr verfinstert. Er war zu Betreibung der noch rückständigen, von ihm während des siebenjährigen Krieges, gemeinschaftlich mit dem Kammerrath Giese, für die Schwedische Armee gemachten

Geldvorschüsse nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützenparten die Oberhand behielt, so wurde er eines beträchtlichen Theils seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die fernere Unterstützung seines Neffen Dunker in Paris unmöglich, daher Hackert durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Dieß war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunst des Bischofs von Mans aus der Familie der Fürsten von Monaco Grimaldi. Dieser ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landsitz Ivri kommen, um die schönsten Aussichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu mahlen; welche Arbeit ihm sehr gut gezahlt wurde, während dessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verschiedener Staffeleygemählde, nach den von P. H. zu Mans gemachten Zeichnungen, von gedachtem Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern schon zu Anfange des zweyten Jahrs ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Existenz sicherten, zu deren wachsender Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmählich immer neue Wege andeuteten.

Denn indessen waren nach Paris viele kleine, von Wagner in Dresden verfertigte Gouache-Landschaften

gekommen, und diese Art Mahlerey gefiel so durchgängig, daß jederman kleine Cabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemählden und Handzeichnungen verziert begehrte. Besonders hatte Herr Boucher, erster Mahler des Königs Ludwig XV. eine ganz entschiedene Vorliebe für diese Arbeiten, zeigte Wagners kleine Gemählde als ganz allerliebste Producte der Kunst in allen Gesellschaften und hatte selbst in seinem eigenen Cabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hackert sahen, wie leicht es sey, von diesem leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke des Pariser Publicums durch ihre Talente klugen Vortheil zu ziehen. Sie bereiteten sich daher sogleich Gouache-Farben, und nachdem sie einige kleine Stücke in dieser Manier gemahlt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieser die neue Arbeit mit so viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für sich kaufen wollte; sie aber vertauschten solche lieber gegen einige seiner Zeichnungen, und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Cabinette ihres geneigten Freundes aufgestellt.

Diese Gemählde vermehrten in kurzer Zeit den Ru und die Bekanntschaft der beiden Künstler in Paris so sehr, daß sie unausgesetzt gut bezahlte Arbeit hatten, und mehr dringende Bestellungen, als sie beide fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten sie alsdann wieder, zu Fuß und in kleiner Gesellschaft, die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie, und

von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu sammeln.

Man hatte sich indessen, von der Provence aus, bei Herrn Joseph Vernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt, welcher seinem eigenen Urtheil zufolge das Talent hätte, die so berühmten Vernetischen Bilder La tempête und Les baigneuses, durch Balechou's Kupferstich bekannt, beide in Oel in der Größe der Originale zu copiren. Der Künstler schlug P. H. zu dieser Arbeit vor, und sie gelang so gut, daß beide Copien mit einem ansehnlichen Preis, welchen die Herren Cochin und Vernet bestimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemählde zur Versendung nach Alix en Provence eingepackt wurden, schnitt irgend ein niederträchtiger Mensch, vermuthlich aus Eifersucht, heimlicherweise das Bild der Tempête mit einem Messer in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigenthümer wieder nach Paris geschickt und glücklich restaurirt; den Thäter dieser abscheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf diese Weise setzten die Gebrüder ihre Arbeiten drey Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beifall vermehrte sich; Philipp Hackert's Werke wurden vorzüglich honorirt; sie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden sich in günstigen Umständen. Hierdurch war P. H. so glücklich seinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Olthoff, welcher im Jahre 1768 die ihm gleichfalls vom siebenjährigen

Krieg her noch rückſtändigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons von Breteuil, vormaligen Franzöſiſchen Botſchafters in Schweden, eben ſo wenig Glück als ehmals in Stockholm fand, mit einer erſparten Summe von 100 Louisd'or bei ſeiner Rückreiſe zu unterſtützen, ohne ſich auf den Wiedererſatz dieſes Geldes von dieſem rechtſchaffenen und ſehr unbillig behandelten Freunde einigen Anſpruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunſch lebhaft geworden, ihre Studien der ſchönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzuſetzen und ſich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Dieſe Neigung, welche zu befriedigen ſie vollkommen im Stande waren, wurde nun durch den Rath ihrer Freunde völlig beſtimmt, und die Reiſe nach Italien zu Ende Auguſts 1768 angetreten. Beinahe aber wäre dieſelbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geſchwiſter auf ſie fiel, vereitelt worden.

Unſere Reiſenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphiné, einen Theil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Ueberbleibſel des Alterthums zu beſchauen, über Marſeille, Toulon, Antibes, nach Genua, wo ſie eine Menge neuer Studien ſammelten; dann gelangten ſie über Livorno, Piſa und Florenz im December 1768 glücklich und geſund nach Rom.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, sogleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom, die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Kunst und des Alterthums besehen hatten, setzten sie ihre Studien, sowohl in der Französischen Akademie nach den Antiken, als Abends nach dem Modelle fort. Auch hatte sich der im Palast Farneſe wohnende Cardinal Orſini, nach dem Tode Papſt Clemens des XIII, Rezzonico, in das Conclave begeben, wodurch unſern Künſtlern die Bequemlichkeit verſchafft wurde, eines der vorzüglichſten Werke neuerer Kunſt, die Galerie der Carracci, in gedachtem Palaſte zu benutzen; welches meiſt in Geſellſchaft des Bildhauers Sergel und des vom Franzöſiſchen Hofe penſionirten Mahlers Callais geſchah.

In Geſellſchaft dieſer beiden Künſtler machten ſie auch im Frühjahr eine kleine Reiſe nach Frascati, Grotta Ferrata, Marino, Albano, Nemi und ſo weiter, um zuerſt die Schönheiten der Natur an dieſen Orten im allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft mahlten ſie einige kleine Landſchaften in Gouache, und führten einige Zeichnungen aus, in denen ſie auf jener Reiſe die Umriſſe gebildet hatten.

Dieſe Arbeiten gefielen dem damals in Rom ſich aufhaltenden Lord Exeter ſo ſehr, daß er ſie ſämmtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinahe ein ganzes Jahr Arbeit beſtellte, wodurch ſie beſtimmt wurden,

ihren Aufenthalt in Rom auf drey Jahre festzusetzen. Das in Paris Verdiente setzte sie bereits in den Stand, zwey Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vortheilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit, durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Mahlerische der ganzen Gegend, ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum ersten Male Guarini's Pastor Fido aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freilich hat sich alles seit jener Zeit sehr verändert, die Villa selbst ist nach und nach in Verfall gerathen, und die anliegende Gegend ist in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit, auf Empfehlung bei dem Aufseher über diesen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, so wählten beide Brüder diesen Aufenthalt auf zwey Monate, um, nebst andern Studien, die ihnen aufgetragene Ansicht der Peterskirche für Lord Exeter zu mahlen, worauf sie vier

Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzenslust die prächtigsten Gegenstände der Natur in Oel-, Leim- und Wasserfarben auf mannichfaltige Weise nachzubilden.

P. H. mahlte unter andern daselbst den berühmten Wasserfall, ein drey Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwey Monate lang, des Lichtes und Effectes wegen, alle Nachmittage um dieselbe Stunde beschäftigt war.

Im October machten sie beide, in Gesellschaft des Raths Reifenstein, eine Fußreise nach Licenza, der ehemaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem sie manche schöne Aussicht gezeichnet hatten, über Pagliano und Palestrina nach Tivoli zurück. Diese kleine vergnügte Reise machten sie alle drey durchaus zu Fuße, wobei ein Esel ihre Portefeuilles und Wäsche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus nothwendig es für den Künstler überhaupt ist, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studiren, so wenig war es damals in Rom üblich, nach der Natur zu zeichnen; am wenigsten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte solche solide Studien der Landschaft, seit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains, vernachlässigt, weil man nicht einsah, daß dieser Weg eben so gut zum Wahren, als zum Großen und Schönen

führt. Die von Frankreich penſionirten Mahler in Rom hatten wohl mitunter manche Theile eines ſchönen Ganzen, unvollſtändig, auf einem Duodezblättchen, nach der Natur ſkizzirt, und ſie wunderten ſich nun allgemein, als ſie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umriſſe zeichnen, oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Waſſerfarbe, und ſelbſt Gemählde, ganz nach der Natur vollenden ſahen, welche immer mit ſchönem Vieh ausſtaffirt waren, wovon Johann Hackert beſonders ganz vortreffliche Studien gemacht hat.

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen ſie beide nach Neapel, wo ſie an den Engliſchen Miniſter, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann mahlte daſelbſt für Lady Hamilton, nebſt einem Paar kleinen Gouache-Gemählden, drey ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp für den Ritter die durch eine vorjährige Eruption des Veſuv entſtandenen bekannten Montagnuoli, nach verſchiedenen Anſichten, deren einige nachmals ſehr ſchlecht für das Werk Campi Flegrei in Kupfer geſtochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch ſeinen, damals aus England zurückgekommenen Freund, den geſchickten Arzt Cirillo wieder hergeſtellt und zu einer jedem Reconvalescenten heilſamen Veränderung der Luft nach Vietri und Lacava geſendet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der mahlerischen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannichfaltigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemählden sie dem Auge des Künstlers darbietet! Diese prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle, so wie die Küste von Amalfi, schon vormals Salvator Rosa's Einbildungskraft so glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackert's Geist nicht weniger als die gesunde reine Luft auf seinen Körper wirken.

Auch war sein Fleiß daselbst ungemein thätig; und oft vergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Augustabende von einer plötzlich herabsinkenden Wolke sich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt; von dem er erst nach mehreren Monaten, durch seinen Freund Cirillo, besonders mittelst der Seebäder wieder hergestellt wurde, so daß er im November desselbigen Jahres mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er, wenige Zeit nach seiner Ankunft, die bekannte große Bestellung für die Russische Kaiserin, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Bei Rückkehr

Ihro Königl. Hoheit des Großherzogs

von Wien.

Finale zu Johann von Paris.

Isabella.

Warum vor mir die Kniee beugen?
Und wenn ich selbst Navarras Fürstin wäre;
Nur Ihm, nur Ihm gebühret Preis und Ehre!
Erhebt euch sie Ihm zu bezeugen.

Johann aufstehend.

Wie gern entäußr' ich mich des Fürstenstandes
Worin ich mir zum Scherze wohlgefiel.
Die ernste Rührung folgt dem Spiel,
Begrüßt den Vater dieses Landes!

Isabella und Johann.

Isabella.

Ja wir flehten wenn Gefahren
Du Dich kräftig ausgesetzt:
Wirkt' er unter seinen Schaaren
Hochverehrt und unverletzt.

Schlacht bei Tschesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von seiner Monarchin, Katharina der Zweyten, den Befehl erhalten, zwey Gemählde verfertigen zu lassen, die so genau als möglich jene von den Russen über die Türken im vorhergehenden Jahre, 1770, den 5ten Julius bei Tschesme erfochtene Seeschlacht, und ferner die zwey Tage später erfolgte Verbrennung der Türkischen Flotte vorstellen sollten.

Hackert übernahm diese Arbeit, mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieser ganz eigenen Darstellung wesentlich nöthigen Details auf das genaueste mittheilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm anfangs gab, waren auf keine Weise hinlänglich, daß der Künstler danach ein lebhaftes, und der verlangten Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es sich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Theil seiner Flotte in das Mittelländische Meer und nach Livorno kam. Um diese erwünschte Gelegenheit, von welcher P. H. den vollständigsten Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, reis'te er sogleich dahin; fand aber eben so wenig Befriedigendes vorhanden: keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentische Darstellung der Attake und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und jedes vielmehr, was dem

Künstler durch einzelne Personen mitgetheilt wurde, ward sogleich wieder durch den Streit der mittheilenden Schiffscapitäne selber, deren jeder im großen Feuer, jeder im Mittelpunct des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen seyn wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Officier des Ingenieurcorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt gegangen. Das einzige was der Künstler noch vorfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Commenthur des Maltheserordens, Massimi, ein Mann von Talenten und Geschmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow eben so viel als P. H. gelegen war.

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats, unter der Leitung des Contre-Admirals Greigh, eines Schotten in Russischen Diensten, mit Beihülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Massimi, zwey theils geometrisch aufgerissene, theils in's Perspectiv gezeichnete Hauptplane zu Stande kamen, nach welchen der Künstler, anstatt zweyer, sechs Gemählde in einer Zeit von zwey Jahren zu liefern sich verbindlich machte, deren Vorstellungen folgende seyn sollten.

Das erste: die am 5 Julius 1770 von der in Linie

geordneten Russischen Flotte gemachte Attake auf die in einem Halbcirkel vor Anker gelegene Türkische Flotte.

Das zweyte: die Seeschlacht selbst, besonders wie in derselben ein feindliches Vice-Admiral-Schiff von einem Russischen Vice-Admiral-Schiff verbrannt, dieses aber wieder von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tschesme, und wie sie von der Russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Absendung einer Russischen Escadre nach dem Hafen von Tschesme, nebst der Bereitung der Russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der Türkischen Flotte im Hafen, in der Nacht vom 7 Julius.

Das sechste endlich: die triumphirende Russische Flotte, wie sie, bei'm Anbruch des Tags, von Tschesme zurückkehrt und ein Türkisches Schiff und vier Galeeren mit sich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemählden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bearbeitung beider Plane vorgeschlagen, und diese durch einen Courier nach Petersburg zu Einholung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Indessen ließ Graf Alexis Orlow dem Künstler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufrieden gestellt hatte, 300 Zechinen auszahlen, so wie P. H. schon vor-

ber, unter dem Namen des Postgeldes, für die Reise von Rom nach Livorno, von der Kaiserin 100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein; der in Rom sich befindende General Iwan Schuwaloff erhielt sie, mit welchem sogleich im October 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünctliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemählde aufgesetzt, und der Preis für jedes derselben auf 375 Römische Zechinen regulirt wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als 12,000 Gulden belief.

Das erste Gemählde, welches der Künstler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht selber, in dem bedeutenden Momente, da beide Vice-Admiral-Schiffe brannten, und die Schlacht im heftigsten entscheidendsten Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Jänners 1772; und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam; so versäumte P. H. diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde daselbst einzufinden, um sowohl vom Grafen Orlow, als von dem Contre-Admiral Greigh zu erfahren, ob und wie weit er in diesem Bilde, durch die Ausführung jener mit ihm mitgetheilten Notizen, die Wahrheit des Vorgangs erreicht, und dem Verlangen dieser Herren Genüge geleistet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemähldes, welches die Verbrennung der Türkischen Flotte im Hafen

vorstellte, von Rom nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Pisa in einem Saale des Grafen Orlow aufgestellte Gemählde, sowohl von diesem Herrn als von allen anwesenden Seeofficieren auf eine entscheidende Weise erhielt, war für den Künstler höchst schmeichelhaft, so wie die getreue Darstellung dieses vom Grafen Orlow erfochtenen Siegs demselben um so interessanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches sie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, so daß solches zur Erhaltung des Andenkens an diesen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde existirte.

Indessen war auch jenes kleinere Gemählde, die Verbrennung der Flotte vorstellend, angekommen, und wurde im Ganzen gleichfalls mit vielem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effect eines entzündeten und in die Luft aufsteigenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgeschrieben hatte, unzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahrheit eines solchen, vom Künstler nie mit Augen gesehenen Ereignisses deutlich entsprechende Vorstellung, selbst nach den besten Beschreibungen der See-Officiere, zu

geben. An dieſem Momente muſte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entſchloß ſich jedoch endlich auch dieſes Hinderniß auf eine ganz eigene grandioſe Weiſe zu heben, und die wirkliche Vorſtellung einer ſolchen Begebenheit, durch ähnliches Auffliegen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden Ruſſiſchen Fregatte, dem Künſtler zu geben, wenn er ſich anheiſchig machen würde, dieſen Effect mit eben der Wahrheit wie das Feuer auf dem Gemählde der Schlacht darzuſtellen.

Der Graf hatte ſich die Erlaubniß dazu ſowohl von ſeinem eigenen Hofe, als auch vom Großherzog von Toscana, erbeten, und nun wurde gegen Ende des May's gedachte Fregatte, die man mit ſo viel Pulver, als zum Auffliegen nöthig war, laden ließ, ſechs Meilen von Livorno auf der Rhede, bei einem ganz unglaublichen Zulauf von Menſchen, in Brand geſteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geſchleudert; zuverläſſig das theuerſte und koſtbarſte Modell, was je einem Künſtler gedient hat, indem man den Werth der noch nutzbaren Materialien dieſer alten Fregatte auf 2000 Zechinen ſchätzte.

Das Schiff brannte beinahe drey Viertelſtunden in den obern Theilen, ehe ſich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mittheilte. Erſt durchlief die lodernde Flamme, wie ein Kunſtfeuerwerk, nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren

Materien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten sie sich nach und nach alle von selbst ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff sich plötzlich auf, und eine lichte Feuersäule, breit wie das Schiff und etwa dreymal so hoch, stieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geschwindigkeit ausgeschleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenschirms erhielten, indem sich Pulverfässer, Kanonen und andere emporgeworfene Trümmer des Schiffs mit darin herumwälzten, und der ganze oberste Theil mit dicken schwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drey Minuten verwandelte sich diese schreckliche Feuersäule in eine blutrothe Flamme, aus deren Mitte eine durchaus schwarze Säule von Rauch aufstieg, die sich eben so wie jene in ihrem obern Theile ausbreitete, bis nach etwa eben so langer Zeit auch diese Flamme erlosch, und nur noch der schwarze Rauch, wohl über zwanzig Minuten lang, dicht und fürchterlich, über der Region des verbrannten Körpers emporschwebte.

Aufmerksam auf den Effect dieses Vorgangs, nach allen seinen Theilen, retouchirte der Künstler nochmals das Gemählde von der Verbrennung der Flotte, zu völliger Zufriedenheit des Grafen Orlow, und vollendete sodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm festgesetzten Zeit.

Er hatte, während derselben, sieben Reisen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen für's Postgeld bezahlt wurde. Ferner mahlte er für die Russische Monarchin sechs andere Bilder, von eben der Höhe zu acht, und der Breite von zwölf Französischen Fuß. Zwey derselben stellten ein, von einer Russischen Escadre gegen die Türken erfochtenes Treffen bei Mitylene und die daselbst erfolgte Landung vor, noch zwey andere ein Gefecht der Russischen Escadre mit den Dulcignoten; das fünfte einen Seevorfall in Aegypten; das sechste endlich das, ein Jahr nach dem vorigen, nochmals bei Tscheśme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemählde sind in Peterhof in einem eigens dazu bestimmten großen Saal aufgestellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Portrait Peters des Großen, als des Stifters der Russischen Seemacht, und sodann das Portrait von Katharina der Zweyten sich befindet, unter deren Regierung die Russische Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb sich durch diese Arbeit, nebst einem ansehnlichen Gewinn, einen eben so frühzeitigen als soliden Ruhm, der sich durch das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, kostbare Modell verursachte, mit ungemeiner Geschwindigkeit verbreitete.

Familien-Verhältnisse.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen, von Engländern bestellten Arbeiten, selbst nach London; und als diese im folgenden Jahre, bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausstellung, allgemein bekannt wurden, vermehrte sich der Ruf des Künstlers und das Verlangen nach seinen Arbeiten. Allein seine Gesundheit ward in diesem Lande immer schwächer, so daß er im October des nämlichen Jahres in Bath, wohin er sich solche wieder herzustellen begeben hatte, noch ehe er volle neun und zwanzig Jahre zurück gelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundschaft, für seine Beerdigung, und die schon damals berühmte Deutsche Künstlerin, Angelica Kauffmann, die Güte für die Uebersendung seines nachgelassenen Besitzes und seiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder, Sorge zu tragen. Dieser frühzeitige Tod war allerdings ein Verlust für die Kunst. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieses jungen Künstlers, und wer sie sah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihn seinem Bruder Philipp, an Talent und Ruhm, würde zur Seite gesetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwartet frühen Todesfalle dieses geliebten Bruders machte auf das Gemüth Philipps einen so schmerzlichen Eindruck, daß er auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende desselben Jahrs

eine Reise nach Neapel unternahm, um sich an veränderten Gegenständen und Gesellschaften von seiner Trauer zu erholen. Daselbst hatte er Gelegenheit, im Jänner 1774 verschiedene Zeichnungen und Studien, nach einem eben damals geschehenen Ausbruch des Vesuvs, zu verfertigen, welche er nach seiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemählden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreiste, waren zwey jüngere Brüder, Wilhelm und Carl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Porträtmahlerey gewidmet, und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs Anleitung; und da nachmals dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toscana, und zog endlich von Livorno mit einer kleinen Russischen Escadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780, als Zeichenmeister einer Akademie, im 32sten Jahre seines Alters starb. Carl hatte einige Jahre in Rom, unter Anleitung seines Bruders, Landschaften in Oel und häufiger noch in Gouache gemahlt. Er etablirte sich nachmals 1778 in Genf, und als sich die innerlichen Unruhen daselbst immer erneuerten, in Lausanne. Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

Johann.

Wenn das Meer Dich trug und trennte,
Dringend auch die Andacht war;
Denn der Kampf der Elemente
Bringt dem Edelſten Gefahr.

Iſabella und Johann.

Mitten in dem Weltgewirre
Blieben wir in deinem Rath;
Klugheit ſelbſt wird ſchwankend irre
Zeigt die Liebe nicht den Pfad.

Wirſt du uns den Wahn erlauben,
Wenn die Menge dich umſteht?
Laß uns, Vater, dieſen Glauben,
Ja, wir haben das erfleht.

Chor.

Und ſo mögen Millionen
Uns beneiden:
Wir umwohnen
Den Gelobten,
Den Erprobten!
Theil' er fröhlich dieſe Feſte
Seiner Kinder, ſeiner Gäſte.

Seneſchall.

Zum Gaſtmahl des Herrn Johann da
Wir ungern uns geſchickt,
Nun aber iſt der rechte Mann da,
Der ſchützt und nährt und beglückt.

Reisen.

Im Jahre 1774 machte P. H., in Gesellschaft des Raths Reifenstein, eine Reise nach Aquila und Arezzano, um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der Römischen Baukunst, das von Kaiser Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehäuft stehenden Wasser errichtet war, und noch jetzt unter dem Namen des emissario di Claudio bekannt ist, zu besehen. Von da aus zogen sie über das mahlerisch schöne Land von Sora, Isola di Sora, Casamaro u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine solche Tour nach Civita Castellana, Soracte, Poggio Mirteto, Ponte Correse und andern Gegenden um Rom, so daß beinahe im Umkreis von 60 Italiänischen Meilen um diese Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für seine Studiensammlung benutzt hätte. Eben so verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die Apenninischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Cesena, dem Geburtsort Pius des Sechsten, und verfertigte sodann nach derselben ein drey Fuß hohes und vier Fuß breites Oelgemählde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

Pius VI.

Als P. H. demſelben das Bild vorſtellte, wurde er ſehr gnädig aufgenommen; der Bali Antinori, ein Toscaner, präſentirte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Ceremonien zum Papſt geführt. Dieſer fand ſich ſehr geſchmeichelt und wünſchte, daß es in Kupfer geſtochen würde. P. H. erwiderte, daß es auch ſein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Ausſicht auf die Peterskirche, von Ponte Molle genommen, unter Händen hätte. Der Papſt fragte, ob die beiden Platten wohl in zwey Monaten fertig ſeyn könnten. P. H. antwortete: „es wird ſchwer halten in einem Jahre. Außerdem, ſo hat mein Bruder, der noch jung iſt und erſt anfängt große Platten zu machen, noch keine Kupferſtich-Druckereu eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protection Ew. Heiligkeit.“ Der Papſt ſchenkte dem P. H. für das Bild eine maſſiv goldne Doſe, worauf die erſte Medaille war, die er während ſeiner Regierung hatte ſchlagen laſſen, nebſt ſechs Stück großen goldenen Medaillen, und ſagte: „Wenn Ihr was nöthig habt, ſo kommt gerade zu uns: Ihr findet alle Protection.“ Dabei klopfte er ihm beide Backen ſehr freundlich, und ſagte: „Mein Sohn, ich will Euch ſehr wohl.“ Denn den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute Freundin von P. H. Diese Dame, die viel Geist, Belesenheit und soliden Verstand besaß, hatte alle Abende eine kleine, aber sehr interessante Gesellschaft von Cardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künstler fanden sich nie bei ihr, Hackert ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati zuerst gemacht bei Don Paul Borghese, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo sie die Villegiatur des Octobers hielt. Sie war Liebhaberin der Mahlerey, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche Kenntniß. Nach verschiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Papstes verheirathet wurde, an den Duca di Remi Braschi, wurde die Bekanntschaft immer größer. Sie war eine geborne Dame von Melini, und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, so brachte sie durch Vermächtniß die ganze Melinische Erbschaft in das Haus Falconieri. Sie war Besitzerin der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die schönste Aussicht von Rom ist, und alle Fremden, die eine Idee von dieser Stadt behalten wollen, besuchen diesen Hügel. P. H. fiel es ein, die Aussicht von dort zu mahlen, weil sie ein Bild macht, und alle interessanten Monumente deutlich zu sehen sind, und sodann sie in Kupfer stechen zu lassen; welches auch geschah. Er bat sich die Erlaubniß von ihr aus, den September und October auf

ihrer Villa zu wohnen, weil sie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina, und im October die Villegiatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen ertheilte sie ihrem Agenten, der ein Caplan war und täglich die Messe in einer Capelle durch Stiftung ihrer Voreltern lesen mußte, Befehl, dem P. H. die ganze Villa nebst allem, was er nöthig hätte, mit Ausschluß der Wäsche, die er sich verbat, zu übergeben.

Mit dieser Bequemlichkeit mahlte er in Gemache die Aussicht von Rom, und brachte seine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten. Der Caplan, der zugleich die Aufsicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken, und der drolligste Mensch, den man sich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Belesenheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte. — Georg Hackert stach das Bild in Kupfer, und Graf Fries kaufte dasselbe für 150 Zechinen. Es ist noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri schon längst verlangt hatte, dieselbe möchte Pius dem Sechsten zugeeignet werden, theils weil der Papst, noch als Prälat, öfters bei ihr gewesen und sogar in jüngern Jahren ein Verhältniß zu ihr gehabt haben soll, theils weil ihre Tochter an seinen Neffen, den Duca Braschi, verheirathet war; auch P. H., der lange in Rom gelebt, und viel mit der Rö-

miſchen Nobleſſe Umgang hatte, den Römiſchen Styl ſehr genau kannte: ſo ließ er durch ſeinen Freund, den Bali Antinori, anfragen, wann es Sr. Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Papſt war außerordentlich gnädig und höflich; er dankte beiden für den Nutzen, den ſie im Staate geſtiftet hätten. „Wir ſind, ſagte er, von allem genau unterrichtet, was Ihr für unſern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferſtichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon niemand eine Idee hatte; Ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt beſſer Papier zur Kupferdruckerey gemacht wird als in Baſel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieſelbe Induſtrie, ſo würde der Staat glücklich ſeyn. Ihr zeichnet Euch beſonders unter den fremden Künſtlern aus. Andre ſuchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle Weiſe die armen Römer, und gehen davon; Ihr hingegen ſuchet, ohne Anſehen der Nation, zu helfen was Ihr könnt, und der jungen Künſtler Copien bei Fremden anzubringen." — Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und ſchenkte einem jeden drey goldene Medaillen.

Cardinal Pallavicini.

Dem Styl gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieſes war ſein

Neffe, jetzt Cardinal Braschi, der nahe am Papst auf dem Vatican logirte; deßgleichen dem Cardinal Segretario di Stato, welches Pallavicini war, den P. H. schon längst kannte. Der Cardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, setzte sich an das Kamin und nöthigte alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benedictiner bei sich. Von dem Kupfer und der Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß es zwey Preußen wären, fragte er den Cardinal: ob sie zur allein seligmachenden Römisch-katholischen Religion gehörten. Der Cardinal sagte: „das ist eben zu bejammern, daß zwey solche brave Menschen ewig verdammt seyn müssen." Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, sie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht Römisch-katholisch sey. Der Cardinal stimmte fleißig bei; die Gebrüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Cardinal: „Sie, als der älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben, und sich zum wahren Glauben bekennen." Da konnte es P. H. nicht länger aushalten, stand auf, stellte sich vor Se. Eminenz und sagte: Eminenz! wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein jeder mag glauben, was er will; keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Secte er sich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Ew. Eminenz können versichert

seyn,

ſeyn, daß ich nichts gegen die Römiſche Religion habe; ich glaube, daß ſie eben ſo gut iſt als alle andern. Weil wir aber ſo erzogen ſind, daß ein Menſch, der bei uns die Religion verändert, ein Abſcheu iſt, und in der Geſellſchaft kaum geduldet wird, ſey es auch ein Jude oder Mohamedaner, ſo iſt es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menſchen iſt, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Ew. Eminenz die Meinung der Welt hinweg, ſo werde ich morgen katholiſch.“ Da P. H. dieſes ſehr ſpöttiſch ſagte, ſo fühlte der Cardinal den falſchen Schritt, den er gethan hatte, bat ſehr um Verzeihung, davon geſprochen zu haben, und ſagte: „ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um Euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung anſehen werden.“ So wurde friedlich Abſchied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von P. H., der alle Wochen ihn einigemal beſuchte, ein Mann von natürlichem guten Verſtand, der auch geleſen hatte: der Cardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philoſophen. Cardinal Pallavicini war unruhig über den falſchen Schritt und fürchtete, der Papſt möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci dieſe Commiſſion, weil er wußte, daß dieſer ein Freund von beiden Brüdern war.

Er versicherte zwar den Cardinal, daß es unnöthig sey, denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das übel nehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden; aber der Cardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Cardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, sagte der E—e: „der Cardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begeht er den zweyten, der noch dümmer ist. Ich soll Euch um Verzeihung bitten, daß er mit Euch von Religionssachen gesprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr nie davon sprechen möget." Der schnurrige Abt, der dieses so recht auf gut Neapolitanisch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. P. H. antwortete und bat, Sr. Eminenz seinen Respect zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte, und daß er nie davon sprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Cardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte P. H. den Hafen von Ancona und Civita Vecchia zeichnen, wozu die Erlaubniß des ersten Ministers gehört; er ging also zum Cardinal und bat ihn darum. Dieser war so höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drey Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubniß bereit finden." Es geschah. Don Gennaro

war auch eingeladen. Die Tafel war auch gesprächig und angenehm; an alles andere wurde nicht mehr gedacht. Endlich entschlief dieser Cardinal selig im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Henry Knight.

Philipp Hackert's großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden, und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, May und Juny vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Castel Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Besonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Sepie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte. Es

war die des Herrn Charles Gore und deſſen liebenswürdiger Familie. Die älteſte Tochter zeichnete und mahlte gar geſchickt landſchaftliche Gegenſtände. Der Vater, der ſich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Luſt am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntniß mit einer leichten Manier auf ſeine Seeſtücke zu vertheilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Henry Knight, vereinigte ſich P. H. zu einer Reiſe nach Sicilien, auf gemeinſchaftliche Koſten; welche ſie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieſer Reiſe können wir eine genauere Rechenſchaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines ſehr gebildeten Mannes, in Engliſcher Sprache geſchrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden andern zeichneten, die Gegenden umher durchſtrich und davon manche genaue Beſchreibung lieferte, nicht weniger über ſittliche, polizeyliche und andere Gegenſtände bedeutende Betrachtungen anſtellte.

Der Seneſchall vor allen
Stellt ſich dem Fürſten dar;
Und hinter den Masken allen
Verehrung treuer Schaar.

Chor.

Und aus den Herzen allen
Verehrung treuer Schaar.

Pedrigo.

Und da wo die Herzen weit ſind,
Da iſt das Haus nicht zu eng.

Lorezza.

Und da wo die Wege breit ſind,
Geht jeder die Quer und die Läng.

Beide.

Und ſo nach dieſem Feſte
Der Weg der iſt munter und weit,
Und wir, für alle Gäſte,
Sind thätig und bereit.

Chor.

Frei kommen alle Gäſte,
Wir thätig und bereit.

Olivier.

Ihm zu Ehren, ihm zu dienen
Laßt den Pagen auch herein.

Lorezza und Pedrigo.

Seht mir nur den tollen, kühnen,
Er will wieder der erſte ſeyn.

Tagebuch
einer
Reise nach Sicilien
von
Henry Knight.

Abfahrt.

Den 3ten April 1777 hatten wir Rom verlassen und fuhren am 12ten von Neapel in einer Felucke von zwölf Rudern ab, um die Reise durch Sicilien zu machen, und im Vorbeigehen Pästum und die Liparischen Inseln zu besuchen. Sobald man den Neapolitanischen Hafen verlassen hat, öffnet sich die herrlichste Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt sich stufenweise über das Gestade, indem der Berg Vesuv daneben rauchr; Sorrent, Capri, Ischia, Procida beschäftigen das Auge bis zum Cap Misene, und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Palästen, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine solche Versammlung von Gegenständen, wie sie nie gesehen wird. Wir genossen diesen Augenblick in der gröss-

ten Vollkommenheit, indem das Wetter sehr schön, und der Frühling in voller Blüthe war. Die unendliche Mannichfaltigkeit von Farben und Tinten wurden durch den Perlen, der Claude Lorrain's Gemählde so sehr auszeichnet und diesem köstlichen Klima ganz eigen ist, mit einander verbunden. Die Bai von Neapel hält ungefähr 20 (Englische) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offnen See fuhren, schienen Farben und Formen in die Atmosphäre zu sinken, sie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog, und alles in Finsterniß hinterließ. Während der Nacht schliefen wir in der Felucke, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, 5 Meilen von Pästum. Wir nahmen sogleich Pferde, diese ehrwürdigen Denkmäler zu besuchen.

Pästum.

Den 13ten April.

Die erste Ansicht derselben ist äußerst überraschend. Drey Tempel, welche leidlich erhalten sind, stehen einer neben dem andern, in der Mitte eines reichen und schönen Thales, umgeben von romantischen Hügeln, welche mit blühenden Büschen und immergrünen Eichen bedeckt sind. Einer derselben ist der Mons Alburnus, und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachsen, deren Virgil im dritten Buche seiner Georgica gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans (cui nomen Asilo
Romanum est: oestron Graii vertere vocantes)

Er heißt nun Monte Postigliene und ſteht am Zuſammenfluß des Silarus und Tanager (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus ſind durchaus mit dichten Wäldern beſetzt, die während des Sommers, durch die vorerwähnten Oestri oder Asili, eine Art ſtechender Fliege, heimgeſucht werden. Der Tanager iſt ein unbedeutendes Waſſer, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von sicci ripa Tanagri ſpricht.

Die Architektur von Päſtum iſt die alte Doriſche, die Säulen kurz und cannelirt, mit breiten flachen Capitälen und ohne Baſen. Sie ſind aus einer Art porö-ſer Steinmaſſe verfertigt, wie die von Lago del Tartaro bei Tivoli (Travertin.) Ich glaube, die Säulen wurden cannelirt und vollendet, wenn ſie ſchon aufgerichtet waren: denn wir fanden in Sicilien Tempel, an denen einige Säulen cannelirt waren und andere nicht. Die Steine ſind vortrefflich gearbeitet, und mit der größten Genauigkeit zuſammengeſetzt, und zwar auf die Weiſe wie die trefflichſten Werke des Alterthums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe iſt ein weißliches Gelb, das hie und da in's Graublaue ſpielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen; er iſt mit Moos und Kräutern bewachſen, und nicht von Rauch geſchwärzt, noch durch neuen Anbau entſtellt, wie die Ruinen zu Rom. Da-

her die Tinten sehr harmonisch, angenehm und mahlerisch in's Auge fallen.

Betrachtet man die Theile dieser Tempel in der Nähe, so erscheinen sie roh, massiv und schwer; aber in der gehörigen Entfernung gesehen, ist die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erscheint dann als eine künstliche Nachlässigkeit, und das Schwerfällige verwandelt sich in eine gerechte und edle Festigkeit.

Außer den drey Tempeln sind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Ueberbleibsel der Stadtmauern zu sehen. Innerhalb derselben ist der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen und andern Fragmenten zerstörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieser alten Stadt abnehmen können. Besonders merkwürdig sind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er stand zwischen dem großen Tempel, den einige für eine Basilica halten wollen, und dem Amphitheater, und war im Ganzen von der gewöhnlichen Dorischen Form; nur sind die Säulen nach Korinthischer Ordnung cannelirt, d. h. zwischen den Vertiefungen abgeflächt. Auch sind die Capitäle von derselben Ordnung, nur sehr roh und einfach. Das Gesims ist Dorisch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Pästum. Zwischen den Triglyphen sind Basreliefe, deren Zeichnung sehr rein und zierlich gewesen zu seyn scheint; aber sie sind so zerfres-

ſen und verſtümmelt, daß man nicht über die Ausführung urtheilen kann.

Nun iſt die Frage: ob dieſer Tempel gebaut worden, ehe die Korinthiſche Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem ſie ſchon wieder im Abnehmen geweſen. Ich bin aus mancherlei Urſachen geneigt, das erſte zu glauben; denn die Korinthiſche Ordnung zeigt ſich an keinem Monumente vor den Zeiten Auguſts vollkommen, und ſcheint erſt zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu gerathen. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Capitäl ſey durch einen Korinthiſchen Architekten erfunden worden, indem er eine Akanthſtaude geſehen, die um einen Blumenkorb her gewachſen, ſo verdient ſie wenig Aufmerkſamkeit. Die erſten Anfänge der Korinthiſchen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Perſepolis. Sie wurden wahrſcheinlich um die Zeit Alexanders des Großen nach Europa gebracht; aber die ſtolzen Griechen wollten ſich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt Päſtum muß lange in einem Zuſtand von Verfall geweſen ſeyn, ehe die Korinthiſche Ordnung zu ihrer Vollkommenheit, geſchweige denn zu ihrem Verderbniß gelangte: denn Strabo gedenkt, daß der Ort ſchon verlaſſen und ungeſund zu ſeiner Zeit geweſen ſey, und die Geſchichtſchreiber der Römiſchen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner ſind die Gebäude der ſpätern Römiſchen Zeiten,

als die Architektur schon verdorben war, in einem ganz verschiedenen Styl von dem obgedachten; auch bedienten sich die Römer, als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Afrika, Griechenland und Sicilien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien; da hingegen die Griechischen Republiken, auf einen engen Raum eingeschränkt, sich genöthigt sahen, das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit vom Aufsteigen und Fallen Pästums ist nicht bekannt, obgleich beides früh genug mag gewesen seyn. Die Ueberbleibsel dieser Stadt sind ihre Erhaltung der bösen Luft schuldig: denn wäre der Platz bewohnbar gewesen, so hätten sie das Schicksal der meisten Griechischen und Römischen Werke gehabt; man hätte sie niedergerissen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödtliche Luft wird durch einen salzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt, und hinter den Mauern stockt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinwerdung geschieht außerordentlich schnell, so daß einige geglaubt haben, man habe sich gewisser Formen bedient, und in denselben die Säulen durch Incrustation hervorgebracht, indem diese Rohr und Binsen, welche durch das Wasser versteinert worden, enthalten; ich glaube aber nicht, daß diese Meinung Grund habe. Die Stadt war viereckt, wie man an den Mauern sieht, welche sonst scheinen an der See ge-

ſtanden zu haben, ob ſie gleich gegenwärtig, durch die Wirkung des verſteinernden Stroms, 500 Yards davon entfernt ſind. Der neue Grund läßt ſich recht gut von dem alten unterſcheiden, indem er durchaus entweder Verſteinerung oder Sumpf iſt, anſtatt daß der alte Boden, innerhalb der Mauern und zwiſchen ihnen und den Bergen, trocken und fruchtbar erſcheint, der Päſtaniſchen Roſengärten nicht unwerth, von welchen die Römiſchen Poeten ſo viel zu erzählen wiſſen.

Porto Palinuro.

Den 15ten April.

Nachdem wir einen Tag unter dieſen edlen Ueberbleibſeln Griechiſchen Geſchmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unſerer Felucke zurück und fuhren während der Nacht am Cap Palinuro hin, das noch den Namen von Aeneas Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als ſich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen, gleiches Namens, aufſuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher iſt ſehr ſchön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büſchen bedeckt, wozwiſchen ſich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erſtreckt ſich die weite Kette der beſchneiten Apenninen, welche die Aus-

ſicht auf eine edle Weiſe begränzen. Acht Tage wurden wir in dieſem kleinen Hafen, durch üble Witterung und die Feigheit Neapolitaniſcher Seeleute, aufgehalten, und wir bedauerten ſehr, Päſtum verlaſſen zu haben, wo wir die Zeit ſo angenehm unter den Ruinen hätten zubringen können. Doch um ſie ſo gut als möglich anzuwenden, ſchweiften wir an der Küſte umher, zogen unſere Felucke auf das Land und machten daraus eine Wohnung, ſo gut es gehen wollte. Eine Felſenhöhle diente uns zur Küche, und wären wir nicht ſo ungeduldig geweſen, Sicilien zu erreichen, ſo hätten wir unſere Zeit ganz angenehm zubringen können, nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bei unſerm Herumſchweifen an der Küſte fanden wir eine Höhle von beſondrer Beſchaffenheit. Sie iſt aus einer Art geringen Marmors gebildet, der mit demſelben verſteinerten Kies, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermiſcht, anſtatt Seemuſcheln, Menſchenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen, und mit dem Kies zu einer feſten Maſſe verſteinert ſind, welche zwiſchen den Marmorbänken in Schichten von 1—3 Fuß Stärke lieget. Dieſe Schichten dehnen ſich etwa auf 60 Fuß aus, ſcheinen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträchtlicher Höhe iſt. Ich fand einen ähnlichen Felſen zu Nemezzo auf dem Comerſee; nur daß dort die Knochen einen größern Antheil bildeten, und, anſtatt zwiſchen Marmorbänken zu liegen, in dem

ganzen Felsen gleich vertheilt waren. Ich habe gehört, daß die Insel Osero, im Adriatischen Meere, ganz in derselben Weise aufgeschichtet ist, wie denn derselbe Fall auch in verschiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermuthung, wie diese Knochen hieher gekommen seyn mögen, zu äußern, würde unnütz seyn, indem die Ursachen der großen Veränderungen, welche dieser Erdball offenbar erlitten hat, von unsrer Fassungskraft allzuweit entfernt sind. Wir können nur so viel schließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Gesetze physischer Nothwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit, alle möglichen Arten von Veränderung durchgegangen ist. In diesem unendlichen Wechsel muß sie eben so gut in Unordnung als in Ordnung gewesen seyn, welche immer wechselsweise auseinander entspringen.

Stromboli.

Den 23sten April.

Wir verließen Porto Palmuro den 22sten um 2 Uhr in der Nacht; aber da das Wetter sehr still war, so erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch 30 Meilen von derselben entfernt, als uns schon der beschneite Gipfel des Aetna erschien, an welchem der Dampf herunter rollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Hori-

zent, wurden nachher unsichtbar, wegen der Dichtheit der untern Atmosphäre. Man sagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirge Palinuro sehen könne, welches bei unserm Aufenthalt nicht eintraf, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Insel Stromboli ist ein conischer Berg, der aus der See aufsteigt und ganz aus vulcanischer Materie besteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordwest-Seite hervor, nahe am Gipfel, welcher unfruchtbar aus loser Asche besteht. Der übrige Theil des Berges ist reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher sehr geschätzt wird. Bei Nacht sah man das Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil das Wetter sehr schön war. Wenn es regnet, oder Südwinde wehen, entsteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch; das Getöse aber dauert zu allen Zeiten fort, sehr stark und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg erstiegen und den Krater untersucht; doch hinderte uns daran eine Verordnung des Königs von Neapel, welcher verbietet mit den Einwohnern Gemeinschaft zu pflegen, bei Strafe, in den übrigen königlichen Staaten Quarantäne zu halten. Da dieß nun eine Ceremonie war, die wir zu beobachten keine Lust fühlten, so segelten wir noch die Nacht auf Lipari zu, und kamen Morgens früh daselbst an.

Olivier.

Laßt mich nur, den muntern, kühnen,
Sollt' ich auch der letzte seyn.

Als ich mich im Singen übte,
Fand ich hier und fand ich dort
Gott und König und Geliebte
Ueberall das Losungswort.

Chor.

Gott und König und Geliebte
Sey auch unser Losungswort.

Prinzessin.

Doch wer hat für Gott gestritten
Für der Seele höchstes Heil,
Als mit allen die gelitten
Unser Herr an seinem Theil?

Chor.

Herrlich kommt er angeschritten
Unsrer Seele selig Heil.

Johann.

Und wo ward denn je den Thronen
Solch ein großer Kampf geweiht,
Wo die Schaar der Millionen
Kaisern förderte den Streit?

Chor.

Nah und ferne wie sie wohnen
Alle stürzten zu dem Streit.

Lipari.

Den 24sten April.

Die Stadt ist in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Lavafelsen, der in die See hervortritt, dessen schöne Massen mit Gebüsch reichlich umhangen sind. In einiger Entfernung angesehen, erscheint die Stadt sehr gefällig und mahlerisch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häusern und Gärten bedeckt ist, worauf denn bald die Gebirge sich erheben, die ehemals Vulcane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt sind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerstreut sieht. Die Häuser sind alle weiß abgetüncht, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorsteigt, manche sehr mahlerische Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt sich die Ansicht, alles ist Unflath und Elend.

Indessen meine Gefährten zeichneten, bestieg ich den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwischen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felsen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimmte, und nun nichts weiter als wüste Zerstörung erwartete; aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwischen senkrechten Felsen, ein schönes natürliches Amphitheater von etwa 300 Yards im Durchmesser erblickte, dessen Boden mit Weinreben bepflanzt und hie und da mit einem einsamen Wohnhaus geziert

war. Dieſes war ſonſt der Krater des Vulcans, und da das Ganze mit pordſen Felſen umgeben iſt, ſo bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Waſſer keinen ſichtbaren Abzug haben.

Von dem höchſten Puncte dieſer Felſen ſieht man die ſämmtlichen Liparischen Inſeln, ſo wie die Küſten von Sicilien und Calabrien. Unmittelbar unter dem Beſchauer liegt die Inſel Volcano, eine unfruchtbare Anhäufung von Aſche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es ſcheint daher, daß dieſe Inſel ſpäter entſtanden iſt als die andern, welche aus derſelben Materie beſtehen; doch die Zeit hat Aſche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden verwandelt, der, obgleich trocken, dennoch fruchtbar iſt und dem Weinbau ganz beſonders günſtig.

Fazello nimmt an, es ſey dieſe Inſel zwiſchen dem zweyten und dritten Puniſchen Krieg entſtanden, unter dem Conſulat des Labeo und Marcellus. Doch rührt dieß von einer mißverſtandenen Stelle des Oroſius her, welcher auf Volcanello anſpielt. Volcano hingegen wird ſchon vom Thucydides erwähnt, als ſeiner Zeit angehörig, und gleichfalls vom Ariſtoteles, der einer großen Eruption dieſer Inſel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Aſche gedeckt habe. Ehemals hieß ſie Thermiſſa und Hiera, und die Poeten ſetzten dahin die Schmiede des Vulcan. Strabo ſagt, ſie habe zu ſeiner Zeit an drey Orten gebrannt; gegenwärtig brennt

ſie

sie nur an einem, und zwar sehr wenig. In dem Laufe von einigen tausend Jahren mag sie, bei der langsamen Verwitterung vulcanischer Materien, wohl so wie die übrigen fruchtbar werden: denn diese müssen sich seit Cicero's Zeit sehr gebessert haben, der den Boden derselben miserum et jejunum nennt. Stromboli und Volcano sind die einzigen, die noch heut zu Tage brennen. Lipari ist seit den Zeiten des Strabo erloschen; die warmen Bäder daselbst aber sind noch immer, ihrer Heilkraft wegen, sehr berühmt. Sowohl hier als auf Volcano findet sich ein schwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforscher Isländischen Achat nennen.

Die große Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer dieser Inseln haben, macht es den Schiffern, die damit bekannt sind, möglich die Gefahren der Winde mit großer Gewißheit vorauszusagen; daher denn wohl die Poeten von der Höhle des Aeolus mögen gefabelt haben. Stromboli, als die größte und den Winden am meisten ausgesetzte Höhe, ward für den eigentlichen Wohnsitz des Gottes angenommen: celsa sedet Aeolus arce. Auch kennt Virgil das beständige Getös dieses Berges und schreibt es den rasenden Winden zu, welche darin eingekerkert sind:

Illi indignantes, magno cum murmure montis,
Circum claustra fremunt.

Valerius Flaccus (Argon. I. 579) gibt noch eine genauere Beschreibung:

Aequore Trinacrio, refugique a parte Pelori
Stat rupes horrenda fretis; quot in aethera surgit
Molibus, infernas totiens demissa sub undas.
Nec scopulus, aut antra minor juxta altera tellus
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bei einer andern Gelegenheit der Insel Lipari den Beinamen der Aeolischen gibt, habe die Höhle des Aeolus dahin gesetzt; aber Plinius und Strabo sprechen deutlich genug das Gegentheil aus, und die Stelle selbst zeigt hinlänglich des Dichters Meinung. Die Beschreibung des Flaccus ist noch genauer, indem Stromboli, gerade wie er es beschreibt, von allen andern Inseln getrennt ist, Lipari hingegen umringt von ihnen. Uebrigens waren sie alle dem Aeolus heilig, und der Beiname Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beigelegt. Die Griechischen und Römischen Schriftsteller zählten nur sieben dieser Inseln; gegenwärtig aber sind ihrer zehn. Entweder sind nun die drey kleinen Felsen, welche die Ueberzahl machen, in späterer Zeit, durch die unterirdischen Feuer empergehoben worden, oder man hielt sie nicht für merkwürdig genug sie mitzurechnen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, schliefen wir auf unserer Felucke und segelten kurz nach Mitternacht ab.

Milazzo.

Den 25sten April.

Milazzo, vor Alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Diese Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die Montetoriſchen Berge, ſonſt die Heräiſchen genannt, und berühmt wegen ihrer Anmuth und Fruchtbarkeit, begränzt wird. Die Citadelle ſteht auf einem hohen Felſen, der die Stadt beherrſcht, und ſcheint ehemals ein Platz von bedeutender Feſtigkeit geweſen zu ſeyn.

Tindaro.

Den 26sten April.

Indem wir nun, an der Küſte hin, den Weg nach Palermo nahmen, ſo fanden wir ungefähr 20 Meilen von unſerm Nachtquartier einen Ort Santa Maria di Tindaro genannt, wo man noch einige Ueberbleibſel der alten Stadt Tyndaris antrifft. Sie ſcheint durch ein Erdbeben untergegangen zu ſeyn, und ein großer Theil des Hügels, auf dem ſie ſtand, iſt wahrſcheinlich in die See gefallen. Gedachte Reſte ſind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beide wahrſcheinlich aus Römiſcher Zeit. Ein Baron Della Scuda hatte vom König von Neapel die Erlaubniß erhalten, hier nach Alterthümern zu graben, und man ſagte uns, er habe manche

Sachen von Werth gefunden. Wollte man diese Nachgrabungen fortsetzen, so würde man wahrscheinlich noch manches finden, da diese Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Unerschrockenheit eines ihrer Bürger sie vor der Raubsucht des Verres bewahrte, welcher die meisten andern Städte Siciliens plünderte. Hinter Tindaro kamen wir in die Gebirge, und ungefähr 5 Meilen weiter gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen, nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genöthigt die Nacht hier zu bleiben, wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn indem der Maulthiertreiber seine Thiere fütterte, unterhielten sich meine Reisegefährten mit Zeichnen, wozu sie keine besondere Erlaubniß nöthig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, das einer Festung ähnlich gesehen hätte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überrascht, welcher sich selbst mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns sämmtlich vor ihm zu erscheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtthurm an der Küste abgezeichnet hätten, den er eine Festung nannte. Nachdem Herr Hackert, als der Hauptverbrecher, seine Zeichnung geendigt hatte, ging derselbe und fand den Stadtrichter von Advocaten umgeben, welche eine Klage auf mehreren Bogen aufgesetzt hatten. Er sagte ihm, wir wären nur Dilettanten, welche bloß

zu ihrem Vergnügen reis'ten, und wenn er irgend etwas von einer Festung wäre ansichtig geworden, so würde er gewiß nicht, ohne Erlaubniß, zu zeichnen gewagt haben. Er sey aber so entfernt gewesen, jenen Thurm für etwas dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es sey ein Töpferofen, indem die Einwohner umher sich hauptsächlich mit Verfertigung von Töpferwaare beschäftigten. Der Stadtrichter war über diese Antwort höchst unzufrieden, und die Advocaten behaupteten, es sey unmöglich, daß wir ohne besondere Absicht eine so weite Reise gemacht hätten, und drangen daher einstimmig darauf, man solle uns festhalten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Tasche, und ersuchte die Herren, sie durchzulesen, und da dieses Empfehlungsschreiben an den Vicekönig und mehrere der vornehmsten Herren der Insel waren, so ging der ganze Proceß auseinander, und man entließ ihn mit vielen Entschuldigungen, daß man ihm beschwerlich gewesen sey. Nun ging die Reise weiter, bald am Ufer, bald zwischen den Bergen hin, auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals bereis't habe; aber der Reichthum und die Schönheit der Gegend entschädigten uns genugsam für jede Unbequemlichkeit dieser Art. Wir fanden die Heräischen Berge wohl jenes Lobes werth, das ihnen Diodorus (B. IV. Cap. 84) gegeben. An mehreren Orten sind sie in die schönsten romantischen Formen gebrochen und die Abhänge mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel

mit Städten und Dörfern geziert. Anderwärts erheben sich ungeheure Terrassen eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinstöcken, Feigen- und Maulbeerbäumen, andere mit Büschen behangen, die wir in England in unsern Glashäusern mit so viel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Diese blühen alle hier in der wilden Ueppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felsen mit ewigem Grün. Auch findet sich in diesen Bergen mannichfaltiger schöner Marmor, worunter ich eine Art von rothem Porphyr bemerkte, geringer und weniger fest als der antike; wahrscheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe des Felsens von besserer Eigenschaft finden, indem die Stücke, die ich sah, nur von der Oberfläche sich losgelöst hatten und durch Wind und Wetter viel mochten gelitten haben.

Aqua Dolce.

Zu Nacht blieben wir in Aqua Dolce, einem kleinen Ort, der seinen Namen von einer süßen Quelle führt, welche in der See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer, entspringt. Der Ort ernährt sich von dieser Quelle, indem sich die Fische beständig nach ihr hinziehen. Die Einwohner haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden; jeder Fang wird getheilt. Unmittelbar über Aqua Dolce erhebt sich ein hoher Berg, auf dessen Gipfel

die alte Stadt Aluntium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig iſt. An dem Fuße des Berges, gegen die See zu, iſt eine weite Höhle, welche aus denſelben Materien beſteht, wie die oben bei'm Cap Palinuro erwähnte, ausgenommen daß man die Knochen und den Kies noch mit Seemuſcheln und Tuffſand vermiſcht findet. So ſind auch die Knochenverſteinerungen in größerer Menge vorhanden, und finden ſich, wie mir die Landleute ſagen, auch in andern Theilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ungefähr 300 Yards hinein, wo ſie ſo wild und enge wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konnten; aber unſer Führer verſicherte, er habe eine Katze hineingejagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirgs, in einer Entfernung von drey Meilen, wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der Nähe der Feſtung Duſa nach Luſinali, einem elenden Wirthshauſe, wo wir genöthigt waren, die Nacht zuzubringen.

Cefalu.

Den andern Tag ſpeiſ'ten wir in Cefalu, ehemals Cephaloedis genannt, und ſchliefen zu Termini, ehemals Thermae Himerenses. Fazello, der unter Carl V ſchrieb, ſpricht von Ruinen, die noch zu ſeiner Zeit von Alaeſa und Cephaloedis ſollen vorhanden geweſen ſeyn; allein ich konnte nichts davon ſehen, noch auch

vernehmen. Die letztere ist nun eine ansehnliche Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs gelegen, unter einem hohen steilen Berge, auf dessen Gipfel die Citadelle sich befindet, die, wenn sie befestigt wäre, nicht wohl einzunehmen seyn würde.

Termini.

Die Bäder von Termini werden immer sehr gebraucht; aber es gibt keine Reste mehr, weder von Himera noch von dem alten Thermä. Die heilsamen Wirkungen dieser Bäder werden dem heiligen Calogero zugeschrieben, welcher ein Arzt war, und den guten Verstand hatte, sich für einen Heiligen anstatt für einen Zauberer halten zu lassen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger liebten als die Neuern, aber viel geistreicher waren im Erfinden derselben, dichteten, daß die Nymphen diese Bäder eröffnet, auf Antrieb der Minerva, um den Hercules auf seinem Zug durch Sicilien zu erquicken. (Diodor. B. IV. Cap. 23.) Himera stand auf der andern Seite des Flusses gleiches Namens, eine halbe Meile von Termini. Thucydides gedenkt ihrer unter den vorzüglichsten Städten Siciliens: als es aber durch die Carthager, 409 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, eingenommen wurde, so befahl Hannibal, sie völlig zu zerstören, um den Tod seines Großvaters zu rächen, der hier geschlagen und getödtet

Seneſchall.

Nun bemerk' ich unterthänig,
Denn zu ſehr betrifft es mich:
Ehmals ſtritt man für den König;
Nun ſie ſtritten ſelbſt für ſich.

Chor.

Streite jeder für den König,
Und ſo ſtreitet er für ſich.

Olivier.

Und vergebt mir, liebe Frauen,
Gerne ſteht ihr nicht zurück;
Sie die herrlichſte zu ſchauen —
Freiheit! — Sie macht unſer Glück.

Chor.

Sie die göttlichſte zu ſchauen —
Freiheit! — Sie macht unſer Glück.

Pedrigo und Lorezza.

Und ſo iſt denn unſerm Leben
Und dem Unterſten im Land
Gott und König wiedergeben
Als der Freiheit ſchönſtes Pfand.

Chor.

Gotte! der uns gnädig erhört,
Preis in Ewigkeit.
Dem Fürſten der Sich und uns erhöht,
Heil zur längſten Lebenszeit.
Beide verehrt in allen Landen!
Freiheit iſt auf ewig erſtanden.

ward, durch die vereinigten Heere von Syracus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Carthago's versammelte Scipio die zerstreuten überbliebenen Himeräer zu Thermä, und gab ihnen die Statuen und andere solche Schätze, welche die Carthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter diesen waren zwey köstliche Kunstwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine stellte den aus dieser Stadt gebürtigen Poeten Stesichorus vor; das andere, ein allegorisches Bildniß der Stadt selbst.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo sind 24 Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Lustschloß, La Bagaria genannt, vor kurzem durch einen Prinzen Palagonia erbaut. Es ist von der seltsamsten Bauart, die ich jemals sah, und sowohl in- als auswendig mit den ungereimtesten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten sind in derselben Art, und es möchte wohl schwer seyn, sich die Vorstellung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der größte Theil ist aus einer rauhen Steinart gehauen, einige sind von Gyps, andere von Marmor. Es sind deren viele Hunderte, und sie würden sich immer vermehren, wenn nicht des Fürsten Verwandte die Regierung

vermocht hätten, sein Vermögen unter Obsorge zu nehmen, damit er sich nicht völlig durch diese absurde Liebhaberey zu Grunde richte.

Palermo.

Den 1sten May.

Die Lage von Palermo ist sehr schön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von steilen Gebirgen. Die Straßen sind regelmäßig und rein, und der Ort im Ganzen reich und wohlbewohnt; aber die Architektur ist außerordentlich schlecht. Der Geschmack des Prinzen Palagonia scheint in der ganzen Stadt zu herrschen. Wir fanden die Leute, während der kurzen Zeit unsers hiesigen Aufenthaltes, außerordentlich höflich; sie affectiren nicht jene ungelenke Großheit, welche der Römische und Neapolitanische Adel annimmt; sondern sie scheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde sind gewiß, hier eine aufmerksame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligste Weise. Denn die Lebensart der Einwohner ist bequem und höflich. Sie haben ihre Conversationen oder Assembleen wie die übrigen Italiäner, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavaliere Servente gepaart sind. Eine solche Gesellschaft findet sich im Palast des Vice-Königs alle Abende, außer Donnerstags und Freitags, wo man nur seine nächsten Bekannten annimmt.

Ehe ſie die Aſſembléen beſuchen, fahren ſie auf dem Kay hin und wieder, wie die Römer im Corſo. Während des Sommers wird der ganze Abend auf dieſe Weiſe zugebracht. Man findet Muſik, Erfriſchungen u. ſ. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz ſonderbare Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Fackeln ausgelöſcht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, um wahrſcheinlich unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier ſo wunderlich ſeyn, von ihren Frauen eine ſtrenge Treue zu erwarten, ſo würden ſie ſich wahrſcheinlich öfters betrügen: denn das Blut der Sicilianerinnen iſt zu warm, als daß ſie der Gelegenheit widerſtehen ſollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen ſind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im Ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen ſo liebenswürdig ſind. Sie heirathen ſehr jung, und diejenigen, welche nicht nöthig haben, ſich den brennenden Sonnenſtrahlen auszuſetzen, ſind ſchön genug. Ihre Manieren ſind nicht äußerſt fein, aber bequem und natürlich, und nicht durch die thörichte Nachahmung der Franzoſen verderbt, wodurch die Italiäner von Stande ſo lächerlich werden, und wovon unſere eigenen Landsleute nicht völlig frei ſind.

Während des Maymonats haben ſie eine Meſſe auf der Piazza del Domo, der einen ſonderbaren Anblick gewährt. Der Platz iſt erleuchtet und mit Buden um-

geben, worin man Spielsachen und andere Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte findet sich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt versammelt sich hier, und es herrscht die vollkommenste Gleichheit. Prinzen und Handwerker, Prinzessinnen und Galanteriehändler stehen auf gleichem Fuß und mischen sich ohne Unterschied im Gedränge. Man kann sich wohl vorstellen, daß eine so treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen, bei einem so lebhaften Volk wie die Sicilianer sind, nicht werde versäumt werden.

Bemerkenswerthe Gegenstände gibt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Westen der Stadt enthält nichts Bedeutendes. Unmittelbar daran stößt der Berg Eryx, jetzt Monte Pelegrino genannt, und berühmt wegen der Kirche der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo. Der angebliche Körper derselben ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche steht.

In dem Collegium, welches sonst den Jesuiten gehörte, findet sich eine hübsche Sammlung Hetrurischer Gefäße, einige Fossilien, eine gute Büste des Plato und eine des Tiberius. Die geschnittenen Steine und Münzen, deren hier eine ansehnliche Sammlung soll gewesen seyn, sind von den Vätern, vor ihrer Aufhebung, hinweggeschafft worden.

Des Vice-Königs Palast ist ein altes unregelmäßi-

ges Gebäude, aufgeführt zu verschiedenen Zeiten. Die Capelle scheint unter den Griechischen Kaisern erbaut: denn sie ist in- und auswendig mit einer barbarischen Mosaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche sich von diesen Fürsten herschreiben. In der Galerie befinden sich die Bildnisse aller Könige von Sicilien, seit Roger dem Ersten, vom Normannischen Geschlecht. So findet man daselbst auch zwey Widder von Erz, liegend vorgestellt; man hat sie von Syracus hieher gebracht, sie sind etwas über Lebensgröße, und vortrefflich gearbeitet. Es ist zum Erstaunen, welch ein Ansehen von Würde und Größe der Künstler einem so geringen Thier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie sind mit jener kühnen Meisterschaft ausgeführt, die den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Auch in der Wendung der Hörner liegt Anmuth und Zierlichkeit, und die Wolle, scheinbar vernachlässigt, hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Ueberhaupt sind diese Erzbilder den besten andern Kunstwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz gesehen habe, gleich zu setzen und unter die wenigen ächten Werke zu rechnen, welche von den besten Griechischen Künstlern übrig geblieben. Sie haben beide einerlei Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet; doch ist der eine viel vortrefflicher als der andre. Fazello sagt, Georgius Maniaces, General des Kaisers Constantin Monomachus, habe sie auf die Thore

der Festung Ortygia gesetzt, und man vermuthe, sie seyen von Constantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten Syracusanischen Geschmackes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

Montreale.

Den 5ten May.

Wir verließen Palermo, um nach Alcame zu gehen, welches ungefähr dreyßig Meilen entfernt ist. Bis Montreale ist die Straße sehr prächtig auf Kosten des letzten Erzbischofs erbaut, der seine ungeheuren Einkünfte auf eine Weise verwendete, welche von seinen Mitbrüdern sehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anstatt sie in Gepränge zur Schau zu tragen, oder sie für unwürdige Verwandte aufzusammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten, und verwendete seinen Reichthum zu Werken wahrer Milde, nicht indem er Müßiggang und Betteley aufmunterte, sondern den fleißigen Armen in Thätigkeit setzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Montreale ist klein, aber auf einen schönen Felsen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrscht. Die Stadtkirche scheint aus den Zeiten der Griechischen Kaiser zu seyn: denn sie ist auch mit jener barbarischen Mosaik verziert. Darin steht eine Anzahl

von prächtigen Porphyrſäulen in einem halbgothiſchen Styl vollendet, und ein prächtiger Sarkophag von derſelben Steinart. Dieſer enthält den Körper Wilhelms des Erſten, Königs von Sicilien. Dieſer Porphyr kommt an Güte dem ganz gleich, den man in Rom findet, und ſcheint zu beweiſen, daß die Römer einen großen Theil deſſen, den ſie verbraucht, aus Sicilien zogen, ob man gleich annimmt, er ſey ſämmtlich aus Africa gekommen. Die Form und Bearbeitung dieſer Säulen jedoch zeigt, daß ſie gefertigt worden, nachdem die Saracenen dieſen Theil des Römiſchen Reichs an ſich geriſſen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in ein ſo barbariſches Zeitalter, daß alle auswärtigen Handelsverbindungen darin aufhörten.

Aegeſta.

Den 6ten May.

Zu Alcamo kehrten wir im Schloſſe ein, und machten uns Morgens auf, die Ruinen von Aegeſta oder Segeſta zu ſehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man ſich, ſo erſtaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel ſteht und von hohen Bergen umgeben iſt. Er hat ſechs Säulen in der Fronte, und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollſtändigem Geſims. Die Bauart iſt die alte Doriſche, aber das Gebäude ſcheint nie fertig

geworden zu ſeyn: denn die Säulenſchäfte ſind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden, und vermuthe daher, daß ſie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderſtücke in der Nähe, die wahrſcheinlich dazu beſtimmt waren. Die Säulen haben ungefähr 6 Fuß im Durchmeſſer, da ſie aber nicht vollendet worden, ſo kann man ihr Maß nicht genau angeben. Das Geſims konnte ich nicht meſſen, indem ich mir keine Leiter zu verſchaffen wußte, und keine Bruchſtücke deſſelben an dem Boden lagen. Dieſer Tempel ſtand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengeſetzten Hügel nach Weſten lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchſtücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerſtörtes Theater. Es iſt aus gehauenen Steinen errichtet ohne Mörtel, und wie alle Griechiſchen Theater an einem Abhang, ſo daß die hintern Sitze in den Felſen gearbeitet ſind. So gut ich es durch die Büſche und Ruinen, die es bedeckten, meſſen konnte, iſt es etwa 200 Fuß weit. Die Stufen ſind alle weggeſchafft oder heruntergeſtürzt; auch ſieht man keine Ueberbleibſel von dem Podium oder Proſcenium. Die Ausſicht geht nach der See und iſt ſehr ſchön: denn ſie beherrſcht die ganze Gegend der Elymer.

Die Stadt Aegeſta, oder wie ſie die Römer nennen, Segeſta, war, nach Virgil (Aen. V. 755), von den Trojanern erbaut:

Inte-

Interea Aeneas urbem designat aratro
Sortiturque domos: hoc, Ilium, et haec loca, Trojae
Esse jubet.

Aeneas benannte ſie zu Ehren ſeines Wirthes Aceſtes, und die kleinen Waſſer, die dabei fließen, wurden Simois und Skamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Carthagern, welche die Segeſtaner ſelbſt nach Sicilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte ſich wieder, wurde aber von neuem durch Agathokles eingenommen und völlig zerſtört. Als die Römer Meiſter von Sicilien wurden, ſtellten ſie die Stadt wieder her, aus Achtung für ihren gemeinſamen Urſprung, und begünſtigten ſie mit mancherlei Privilegien; doch ſcheint ſie niemals wieder zu beſonderm Glanze gelangt zu ſeyn; denn die noch übrigen Gebäude ſchreiben ſich von den älteren Zeiten her. Die warmen Quellen liegen ein wenig unter der Stadt, an dem Ufer des Skamander, der nun San Bartolomeo genannt wird, ſind aber völlig vernachläſſigt.

Nachdem wir den Tag in Aegeſta zugebracht, kamen wir den 6ten May zu einer kleinen Stadt, Calatafimi, drey Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil von Eryx oder Lilybäum keine Reſte mehr zu ſehen ſind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarſchaft von Trapani, ſo nahmen wir den graden Weg auf Caſtel veterano, und von da am ſelbigen Tage gelangten wir zu

den Ruinen von Selinus, wo wir in einem kleinen Wachtthurm einkehrten, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo sonst eine so mächtige Stadt gestanden. Hier fanden wir sechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Theile noch ganz genug, um zu zeigen, was sie sonst gewesen. Drey standen östlich auf einer geringen Erhöhung, außerhalb der Mauern, in einer Linie von Norden nach Süden, ungefähr 200 Yards von der See. Der nördlichste und größeste war, nach Herodot, dem Zeus agoraios gewidmet, und nach Pausanias, dem Zeus Olympios. Die ungeheuern Ruinen desselben, welche noch einen großen Erdraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigsten Gebäude gewesen, welche jemals errichtet worden. Er hatte acht Säulen in der Fronte, siebzehn in der Tiefe, jede zehn Fuß Diameter an der Base und sechs am Capitäl, und ungefähr funfzig Fuß Höhe. Selten besteht eine Säule aus mehr als acht Stücken, und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen ist. Die Capitäle sind von der Art, wie die an dem großen Tempel zu Pästum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abacus ist zwölf Fuß zehn Zoll in's Gevierte, und die Triglyphen vier Fuß lang, und jedes andere Maß des Gesimses nach Verhältniß. Die Säulenweite war etwas weniges mehr als ein Diameter. Aber die Ruinen sind so wild durch einander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit messen konnte. Dieser

Schluß von Paläophron und Neoterpe.

Aufgeführt

zum Geburtstag der Prinzeſſin Marie.

Paläophron.

Begrüßet Sie, die holde Zierde,
Für die ſich dieſes Feſt verklärt!

Neoterpe.

Und überlaßt euch der Begierde
Sie zu verehren wie's gehört;
Sie kommt die neue Zeit zu ſchmücken.

Paläophron.

Zur Luſt der alten kommt ſie an.

Beide.

Und beide rufen mit Entzücken
Das ſchönſte Glück auf Ihre Bahn!

Neoterpe.

Umſchlinget euch mit frohen Kränzen,

Paläophron.

Doch eure Freude ſchränket ein.

Tempel ſcheint niemals vollendet worden zu ſeyn, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von oben herein cannelirt, andere ganz glatt ſind. So liegen auch Stücke des Architravs in beträchtlicher Entfernung, welche wahrſcheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Dieſe ſind von einer ganz ungeheuern Größe, indem jeder Stein des Architravs zwanzig und einen halben Fuß lang, ſieben Fuß hoch und fünfe breit iſt. Der nächſte Tempel iſt von derſelben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur ſechs Säulen in der Fronte hat und vierzehn in der Tiefe, welche nicht über fünf Fuß Diameter halten. Der dritte Tempel iſt größer als der zweyte, aber kleiner als der erſte, und wahrſcheinlich der älteſte von allen, indem die Säulen verhältnißmäßig kürzer, und die Capitäle von einer andern Geſtalt ſind. Er hat, wie die meiſten Tempel dieſer Art, ſechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Diameter war ungefähr ſieben Fuß ſechs Zoll an der Baſe und ungefähr fünf Fuß ſechs Zoll am Capitäl; die Höhe etwa vier Diameter. In allen drey Tempeln hat jede Säule zwanzig Cannelirungen nach Art aller alten Doriſchen Tempel. Einige hundert Yards nach Weſten lag der alte Hafen, der nun mit Sand verſchüttet iſt; aber die Ruinen des Kay's ſind noch ſichtbar. Zunächſt an dem Ufer ſtand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchſtücken verſchiedener Gebäude beſtehen, und einen großen Raum bedecken. Nahe an der

See sind die Reste von drey andern Tempeln in demsel-
ben Zustande wie die schon beschriebenen. Zwey derse-
ben sind von dem gewöhnlichen Maße und in jedem Be-
tracht beinahe dem kleinsten der obigen gleich. Der
dritte hat sechs Säulen in der Fronte und funfzehn in
der Tiefe, und nur sechzehn Cannelirungen an jeder
Säule. Uebrigens gleicht er den andern. Sie sind alle
von der alten Dorischen Ordnung, ohne Basen, und
wahrscheinlich kurz nach einander gebaut, indem die
Stadt wohl keines langen Wohlstandes genoß. Sie ward
von einer Colonie Megarenser gebaut, ungefähr 640
Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und erhob sich
gar bald zu dem Range der mächtigsten Städte in Sici-
lien. Doch da sie in Krieg mit den Aegestanern ver-
fiel, riefen die letztern sich die Carthager zu Hülfe, wel-
che ein mächtiges Heer von Soldtruppen unter Anfüh-
rung Hannibals sendeten. Die durch Wohlleben
und Prachtlust entnervten Griechen waren nicht im
Stande das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spa-
nien und Africa zu halten; aber in der Vertheidigungs-
kunst gewandt, ertrugen sie eine lange Belagerung mit
Muth und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt
mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermor-
det oder als Sclaven verkauft. Die Tempel, die präch-
tigsten und schönsten in Sicilien, wurden niedergestürzt,
und als die Syracuser Gesandte abschickten, um zu
bitten, daß man dieser Gebäude schonen möge, antwor-

tete Hannibal: die Götter, wie er gewiß wisse, hätten sie verlassen, und es wäre besser, man zerstöre sie, als daß man sie unheiligem Gebrauch aussetze. So fiel Selinus, etwa 240 Jahre nach seiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menschlichen Unternehmungsgeistes. Fürwahr von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus, nach den Aegyptischen Pyramiden, am sichersten auf Dauer berechnet; aber die zerstörende Ehrsucht eines benachbarten Staats stürzte ihn nieder in dem Augenblick seiner Vollendung; und doch konnte ihn diese Gewaltsamkeit nicht ganz zerstören: noch jetzt zeugen die Ruinen von seiner Größe, wenn von Carthagoischen längst jede Spur verschwunden ist.

Diese unglückliche Stadt wurde zum Theil wieder aufgebaut, und zwar von solchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schicksal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Daseyn, ungefähr 150 Jahre, bis die Carthager sie abermals einnahmen und völlig zerstörten. Strabo meldet, sie sey zu seiner Zeit völlig verlassen gewesen, und es ist wahrscheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demselben Zustande sind, wie sie Hannibal verlassen, außer daß manche Theile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden seyn. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der sie übereinanderliegen, vermuthet, sie müßten durch ein

Erdbeben umgeworfen seyn, und es ist wirklich schwer zu begreifen, wie man so viel Arbeit und Geschicklichkeit, als es zum Umsturz so ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine thörichte Zerstörungssucht zu befriedigen; allein außer dem Zeugniß des Diodorus, zeugen die Tempel selbst, wenn man die Sache genauer untersucht, daß sie vorsätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle nach Einer Seite, und es scheint, man habe sie untergraben. Die kleinern wurden wahrscheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem das untre Stück einer jeden Säule noch an seinem Orte steht. Auf welche Weise es aber auch seyn mag, so geschah es mit großer und beschwerlicher Arbeit.

Sechs Meilen von Selinus sind die Latomien oder Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von ungeendigten Säulen, Architraven und andern Theilen sich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher ist nun trocken und unfruchtbar, obgleich flach. Wahrscheinlich ist sie seit den Griechischen Zeiten sehr verändert, indem die Wasser eine versteinernde Eigenschaft haben. Virgil sagt: Palmosa Selinus; gegenwärtig sieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend ist terra delle Pulci, und wir fanden, daß sie ihn nicht mit Unrecht trägt: denn der Thurm, in welchem wir uns aufhielten, war so voll von solchen Thie-

ren, daß ſie uns faſt auffraßen. Wir blieben hier zwey Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu meſſen; dann gelangten wir nach Sciacca, ehmals Thermae Selinuntiae.

Sciacca.

Den 19ten May.

Die heißen und mineraliſchen Bäder ſind noch ſehr im Gebrauch; doch was dieſen Ort von allen Theilen Siciliens her ſehr beſucht macht, iſt ein Sudatorium oder Stufa, auf dem Gipfel eines Berges, nahe bei der Stadt. Dieß iſt eine natürliche Höhle in dem Felſen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luftſtrom dringt, welcher ſehr heilſam in gichtiſchen und rheumatiſchen Fällen gefunden werden. Der Kranke ſitzt ungefähr eine halbe Stunde drinn, und geht dann zu Bette, und wiederholt dieſes jeden Tag bis er geneſen iſt. Die Höhle iſt durch Kunſt ſehr erweitert, und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze verſehen. Sonſt hielt man ſie für ein Werk des Dädalus; aber die Neuern ſchreiben ſolche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß ſie offenbar ſchon manche Jahrhunderte da geweſen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

Girgenti.

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franciscaner sehr freundlich annahmen. Diese Stadt liegt sehr hoch, auf dem Abhang eines Hügels, auf dem die Burg Agrigent stand. Er beherrscht eine schöne Aussicht nach Nordwesten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag, und die gegenwärtig mit Oelbäumen und andern Gewächsen bepflanzt und mit Ruinen geschmückt ist, welche hier in größerer Menge und besser erhalten, als irgend andere in ganz Sicilien gefunden werden. Es sind Ueberbleibsel von vierzehn Tempeln, alle von der alten Dorischen Ordnung, nebst einer großen Menge in den Felsen gehauener Grabhöhlen und Kornbehälter. Der erste, von Osten anzufangen, ist der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sockel, ein kleiner Theil der Zelle und ungefähr der halbe Säulengang übrig geblieben. Die Säulen sind ungefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchschnitt am Boden, und ungefähr 3 Fuß 5 Zoll am dünnsten Ende, regelmäßig abnehmend wie die von Selinus. Das Gesims scheint vollkommen dasselbe wie in andern Tempeln dieser Ordnung, doch hier so verstümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit messen konnte. Die Steine von Girgent sind nur eine leichte sandige Versteinerung, die sehr bald verwittert; daher lassen sich die feineren Theile an keinem dieser Gebäude mehr erkennen. Die gegenwärtige Ansicht des Junotempels ist so mahlerisch, als man sie wünschen kann. Er

liegt auf einem kleinen mit Bäumen bedeckten Hügel, zwiſchen welchen die zerbrochenen Säulen und andere Trümmer umherliegen: denn das Material iſt ſo gering, daß niemand es für werth hielt wegzuführen.

Zunächſt liegt der Tempel der Concordia, von demſelben Auf- und Grundriß und nur in einigen unbedeutenden Zierrathen verſchieden. Ein Theil der Zelle iſt in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen mit dem größten Theil des Geſimſes ſtehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung ſehr angefreſſen.

Der Tempel des Hercules, welcher nun erſcheint, iſt viel größer als die vorigen, aber von beinahe gleicher Art und Verhältniß. Nur noch eine einzige Säule ſteht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo ſie fielen. Ihr Diameter war ungefähr 6 Fuß 6 Zoll, und die Höhe fünf Diameter. Das Geſims war ſo ſehr zerſtört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In dieſem Tempel war die berühmte Statue des Hercules, welche Verres wegſchaffen wollte, woran er durch Muth und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter ſtand der geprieſene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beſchreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend ſind, ſeine ungeheure Größe zu zeigen, worin er ſelbſt die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachſtand. Er hatte acht Halb-

säulen in der Fronte und siebzehn an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß 2 Zoll Diameter unter dem Capitäl; ihr Maß am Boden konnte ich nicht entdecken: denn die Schäfte, welche von einzelnen Werkstücken, wie die von der Vorderseite St. Peters zu Rom, zusammengesetzt waren, sind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angibt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die zwey ersten betrifft, so scheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er sich gerade um 100 Fuß geirrt, wie sich deutlich aus den Fundamenten ersehen läßt. In dem Giebel der östlichen Ansicht war die Schlacht der Riesen, in dem westlichen die Einnahme von Troja, beides von der herrlichsten Sculptur, wie sie eine der reichsten und prächtigsten Griechischen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künste auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit standen. Dieser Tempel, wie manches andere große Gebäude der Griechen, ward niemals vollendet. Ihr kühner Geist war immer auf das Erhabene gerichtet; aber sie besaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuern Plane durchzuführen. Außerdem waren sie in eine Anzahl kleiner Staaten getheilt, und zu solchen Unternehmungen durch wechselseitige Eifersucht und Nacheiferung getrieben. Glücklich wären sie gewesen, hätten sie niemals ihr Uebergewicht einander zeigen wollen, hätten sie nicht in Kriege sich eingelassen, welche den Ueberwundenen nöthigten, fremde

Völker um Beistand anzurufen, die denn in kurzer Zeit sowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtschaft versetzten.

Ein großer Theil des gedachten Tempels stand noch bis in das Jahr 1494; da er denn auf einmal, ohne sichtbare Ursache, zusammenstürzte.

Von dem Tempel des Vulcan sind noch zwey verstümmelte Säulen übrig, mit dem Sockel des Gebäudes, woraus man sieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich gewesen. So stehen auch noch zwey Halbsäulen und ein Theil der Mauer von dem Tempel des Aesculap außerhalb der Stadt. Dort war die berühmte Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln ist kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beschriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man sie gegenwärtig bezeichnet: denn ächt und gewiß sind nur die Namen der Tempel des Jupiter, Vulcan und Aesculap, die übrigen werden nur nach sehr zweifelhaften Gewährsmännern also genannt.

Zwischen der alten Stadt und dem Fluß Hypsa ist ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es steht auf einem Fußgestelle, und hat eine Jonische cannelirte Säule an jeder Ecke: aber das Gesims ist Dorisch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dieß Gebäude vor oder nach der vollkommensten Zeit der Baukunst in Sicilien aufgeführt worden; so bin ich von der letzten Meinung. Denn es ist

viel zu zierlich und artig für die Zeit des Hiero. Auch finden sich noch einige andere Trümmer aus Römischen Zeiten, besonders ein reiches Korinthisches Gesims von weißem Marmor, welches nun ausgehöhlt zu einem Wasserbehälter dient. Es scheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von 10 Meilen aufgeführt seyn, an einigen Orten sind sie aus dem Felsen gehauen und voller Nischen, in welchen man die Asche der Todten verwahrte. Ich habe diese Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Ursache davon denken soll, so vermuthe ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für diejenigen, welche für's Vaterland starben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Vertheidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die gemeinen Abzüchte sind noch an manchen Orten sichtbar und scheinen mit viel Arbeit und Kosten angelegt zu seyn, indem sie in den festen Felsen gehauen sind, und weit und hoch genug, daß eine Person bequem hindurchgehen kann. Uebrigens finden sich in dem Boden zwischen der alten und neuen Stadt viele viereckte Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrscheinlich Begräbnisse für Sclaven und arme Bürger.

Agrigent war einst, nach Syracus, die größte Stadt in Sicilien, und man gibt ihr 200,000 Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern einschlie-

Neoterpe.

Zu würd'gem Feſt, lebend'gen Tänzen

Paläophron.

Sind dieſe Räume viel zu klein.

(Wiederholt von Zeile 5 bis 6.)

ßen, scheint diese Berechnung viel zu gering. Wahrscheinlich sind die Sclaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken wenigstens das Doppelte der freien Menschen betrugen. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohllebens, Eleganz, Pracht und Gastfreiheit, deßwegen Empedokles von ihnen sagte: sie äßen und tränken, als wenn sie morgen sterben sollten, und bauten, als ob sie ewig zu leben gedächten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang: denn ungefähr 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ward es durch Himilcon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Carthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freiheit wieder, aber niemals ihren alten Glanz. Im zweyten Punischen Kriege ward sie von den Römern genommen, und hart behandelt, weil sie die Carthager begünstigt hatte. Nach der Zerstörung von Carthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre Zierden zurück, welche Himilcon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war sehr politisch, indem jenes Kunstwerk den Sicilianern auf einmal zum Denkzeichen der Grausamkeit ihrer eigenen Fürsten, der Raubsucht der Carthager, und der Mäßigung der Römer da stand. Diese Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit: denn sobald Carthago zerstört war, und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, so

ward das ganze Reich durch ihre Conſuln und Prätoren geplündert.

Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
Occulta spolia et plures de pace triumphos.
Nunc sociis juga panca boum, grex parvus equarum
Et pater armenti capto eripiatur agello:
Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
Si quis in aedicula Deus unicus —

Juvenal Sat. 8.

Dieß ſind die Worte eines Dichters, auf deſſen Sittenſchilderung wir uns verlaſſen können.

Diodorus ſpricht von Agrigent, als ſey es zu ſeiner Zeit in Verfall geweſen, und wahrſcheinlich verfiel es immer mehr, bis zur Zeit der Königin Conſtantia, da denn die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorging. Nun enthält ſie ungefähr 12,000 Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhändel führen. Die Privathäuſer ſind alle arm und ſchlecht gebaut, indem der ganze Reichthum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbiſchof allein hat ein jährliches Einkommen von 20,000 Pf. Sterling; welches ein immerwährender Verluſt für die Gegend iſt, denn er wohnt niemals hier. Sein Palaſt iſt groß, aber in einem ſchlechten Geſchmack gebaut. Es iſt eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquariſchen und theologiſchen Büchern verſehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet ſich eine Münzſammlung, welche gute Sicilianiſche und Puniſche Stücke enthält.

In der Kathedralkirche iſt ein groſſer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufſtein gebraucht wird. Er iſt an allen Seiten mit ganz erhobener Arbeit geziert, welche ſehr viel Streit unter den Gelehrten und Müßigen in Girgent verurſacht. Einige behaupten, es ſey das Grab des Phalaris, des erſten, oder Phintias, des letzten Tyrannen von Agrigent, geweſen. Dieſe beiden Meinungen haben weitläufige Abhandlungen verurſacht, worin ſie mit eben ſo nichtigen als geiſtreichen Gründen vertheidigt werden. Geſtalt und Maß dieſes Monumentes gleicht dem der Julia Mammäa, und des Alexander Severus zu Rom. Die Sculptur iſt ganz in demſelben Styl, vielleicht nicht einmal ſo gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas Beſſeres geſehen haben, es für ein Wunder der Kunſt halten, und dieß auch einige Reiſende, welche mehr nach ihren Ohren als ihren Augen urtheilen, überredeten. Eigentlich ſollte man es für Römiſch anſprechen, und es mag die Aſche eines Conſuls oder Prätors unter den Kaiſern enthalten haben. Die Bildwerke daran ſcheinen einige beſondere Umſtände aus dem Leben und der Familie eines ſolchen Mannes vorzuſtellen, welche jetzt unbekannt ſind, und durch die natürliche Liebe zu Geheimniß und Spitzfindigkeit in alte allegoriſche und mythologiſche Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgent ſehr höflich und dienſtfertig. Sie bilden ſich auf den Ruf der Gaſt-

freiheit und Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, sehr viel ein, welche sie nachzuahmen trachten, insofern der Unterschied der Umstände es erlauben will; aber so liebens- und lobenswerth ihre Absicht seyn mag, so sind sie eher dem Fremden unbequem, als daß sie ihm wahrhaft beiständen. Denn Aufmerksamkeit und Höflichkeit werden beschwerlich und lästig, wenn die, welche uns solche bezeigen, weder Witz haben, uns zu unterhalten, noch Kenntniße uns zu unterrichten. Und dieses ist nur zu sehr der Fall der Girgentiner sowohl als der übrigen Sicilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Wesens macht sie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, so werden sie roh und zudringlich. Man fühlt sich in der That verlegen, Höflichkeiten ablehnen zu müssen, welche mit der Absicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich ist, seine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen, oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Girgent ist fruchtbar an Korn und Oelbäumen; aber alles Sicilianische Oel ist wegen Mangel an gehöriger Bereitung höchst schlecht. Auch werden daselbst vortreffliche Pferde gezogen, deßwegen es auch sonst berühmt war.

Arduus inde Acragas ostentat maxima longe
Moenia; magnanimum quondam generator equorum.

Ali-

Alicata.

Den 17ten May.

Wir gelangten von Girgenti nach Alicata. Unterweges konnten wir keine Ueberbleibsel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazello und Cluver melden, daß zu ihrer Zeit noch einiges davon ſichtbar geweſen. Die Geloiſchen Felder, welche ſich den ganzen Weg zwiſchen Alicata und Terra nuova erſtrecken, ſind ſehr fruchtbar, aber wie dieſe ganze Küſte ſehr ſchlecht angebaut. Der See, welcher ſonſt Camarina ungeſund machte, vergiftet nun die Gegend umher, welche äußerſt fruchtbar iſt. Er ward ſonſt Palus Camarina genannt, und als die Stadt einsmals an einer grauſamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apollo, ob ſie den See ablaſſen ſollten. Aber ſie erhielten zur Antwort: Sie ſollten Camarina nicht rühren. Da ſie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten ſie den See aus, wodurch ſich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf beziehet ſich die Stelle Virgils (Aen. III, 700):

Fatis nunquam concessa moveri
Adparet Camarina procul. —

Wir fanden den Hipparis und Damys als elende kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, ſie in ſeinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 18ten May.

Bei Biscari wurden wir eine sehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinstöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und alles hatte das Ansehn von Wohlstand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Besitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man diese sämmtlichen Anlagen seinem Geiste und seiner Großmuth schuldig sey. Wir waren leider nur zu bald von dieser Wahrheit überführt; denn im Augenblick, als wir seine Gränze verließen, erschienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syracus dauerten.

Diese Küste, welche einst so manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlstand des Lebens verschaffte, vermag nun kaum das Nothwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falsches System politischer Oekonomie haben mehr beigetragen, Sicilien wüste zu machen, als die schlimmsten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Dasselbe System hat seinen unglücklichen Einfluß über die ganze Spanische Monarchie ausgebreitet. Indessen die übrigen Nationen Europa's Künste und Manufacturen begünstigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beschäftigt, welche sie dadurch zu erhalten suchten, daß sie

ſolche arm und abhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer ungeſchickter Körper, zuſammengeſetzt aus einer Menge unverbundener Theile, welche alle gleich ſchwach und unfähig waren, einander beizuſtehen. Die ungeheuren Schätze, welche aus Indien in das Mutterland fließen, kommen und verlaufen ſich wie ein Gießbach, der nichts als Verwüſtung und Jammer hinter ſich läßt. Nur wenige nehmen Theil an dieſen Schätzen, und auch dieſe ſind nur augenblickliche Beſitzer, welche ſie unmittelbar aufwenden, um ſich ausländiſchen Luxus von geiſtreichen und arbeitſamen Völkern zu verſchaffen. Auf dieſe Weiſe ſind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Beſitz von ungeheuren Schätzen und immer arm. Der Reichthum einer Nation beſteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern und nicht in der Menge von Gold und Silber; denn dieſes kommt natürlich, wo jene ſind. Iſt es nun auf dieſe Weiſe erworben, ſo belebt und begeiſtert es alles. Denn wenn ein jeder ſich Bequemlichkeit und Ueberfluß verſchaffen kann, ſo erſcheint ein allgemeiner Nacheiferungsgeiſt. Der Handwerker wie der Manufacturiſt, alle ſind auf Thätigkeit geſtellt, und jeder bemüht ſich, ſo viel Vermögen zu erwerben, als er für hinreichend hält, ſein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beſchließen.

Syracus.

Den 20ſten May.

Nun gelangten wir zu der ſonſt ſo berühmten Stadt Syracus, die nun auf die Inſel Ortygia beſchränkt iſt, welche zur Zeit ihrer Blüthe die kleinſte ihrer vier Abtheilungen war, und ſelbſt hier iſt ein großer Theil des Bodens zu Feſtungswerken verwendet, welche ſtark und weitläufig ſind, ja, wenn man betrachtet, daß ſie dem Könige von Neapel gehören, ſehr wohl erhalten. Wir gingen ſogleich, die Quelle Arethuſa zu beſuchen, welche noch häufig hervorquillt, aber das Gebet Virgils (Eclog. X. 4.)

Sic tibi, cum fluctus subterlabere Sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam.

iſt nicht erhört worden: denn ſeit dem Erdbeben von 1693 iſt ſie verſumpfet und dient nur zu einem Waſchtümpel. Wir fanden ihn von Nymphen beſucht, einigermaßen unterſchieden von denen, welche Theokrit und Virgil beſchreiben: es war nichts als eine Geſellſchaft der ſchmutzigſten alten Waſchweiber, die ich jemals geſehen.

Die Kathedralkirche iſt ein alter Doriſcher Tempel. Man hält ſie, ohne genugſame Gewährſchaft, für jenen Tempel der Minerva, der wegen Reichthums und Pracht ſo gerühmt worden. Er iſt noch leidlich erhalten, aber ſo bedeckt und entſtellt durch neue Zierrathen, daß die alte Form ganz verloren iſt. Vom Theater und Amphi-

theater iſt nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felſen gehauene Sitze. Auf einem derſelben im Theater ſteht eine Inſchrift, welche ſich auf eine Königin Philiſtis beziehen ſoll, von welcher jedoch die Geſchichte nichts melder. Zu Beſtätigung dieſer Meinung bringen ſie auch einige Münzen zum Vorſchein. Andre aber behaupten, die Buchſtaben jener Inſchrift ſeyen von zu neuer Geſtalt, a's daß ſie einer Zeit angehören könnten, wohin die Geſchichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieſer Art, gibt auch dieſer Umſtand eine unſchuldige Unterhaltung für die Müßigen und Forſchluſtigen, an welchen Sicilien ſehr fruchtbar iſt.

Nicht weit von dem Theater ſind noch die Latomien von Epipolä, welche ehemals die öffentlichen Gefängniſſe waren. Es ſind ungeheure Steinbrüche, zu einer großen Tiefe abgeſunken, und an einigen Stellen zu unermeßlichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man ſtehen gelaſſen, getragen werden. Verſchiedene dieſer Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Maſſen ſind zuſammengeſtürzt, welche nun mit Buſch- und Kräuterwerk bedeckt den wildeſten und ſchönſten Anblick bilden, den man ſich denken kann.

In einer dieſer Höhlen iſt eine Alaunſiederey, wodurch ihre natürliche Düſterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das ſchwache Licht des Feuers, die ſchwarzen Geſichter der Arbeiter geben den Anblick einer

romantischen Zauberscene. Was man das Ohr des Dionysius heißt, ist eine Höhle, ungefähr 60 Fuß hoch und etwa 30 Fuß weit, welche oben ziemlich in Einem Puncte zusammenläuft. Sie geht in den Felsen ungefähr 70 Yards in der Gestalt eines Lateinischen S, und hat noch ein sehr starkes Echo, welches wahrscheinlich sehr geschwächt worden durch eine neuere Aushöhlung, die man an der Seite gemacht. Daß diese Höhle von Dionysius angelegt sey, um die Geheimnisse der Gefangenen zu erfahren, ist wahrscheinlich eine neuere Erfindung: denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftsteller etwas davon erwähnt. Indessen scheint sie doch vorsätzlich zum Echo angelegt: denn sie ist mit mehr Kunst und Sorgfalt als all die übrigen ausgehauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufstand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. Ueber der Oeffnung dieser Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebäude, wo sich vielleicht des Schließers Wohnung befand, und wo man jeden Lärm in der Höhle genau hören konnte. Aelian sagt, daß die schönste dieser Höhlen nach dem Namen Philorenos des Poeten genannt werden, der sein Gedicht von den Cyclopen schrieb, während er von Dionysius hier eingesperrt war; und ich bin sogar geneigt, die vorerwähnte Höhle für die des Philorenos zu halten, weil sie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

Die Katomien von Acradina sind näher an der See,

Zu Wallenſteins Lager.

Als die Weimar'ſchen Freiwilligen ausmarſchirten.

Erſter Holkiſcher Jäger.
Zweyter Holkiſcher Jäger.
Fremder Sänger.

Erſter Jäger.

Da kommt noch einer überquer,
Der iſt gewiß aus Italien her.

Zweyter Jäger.

Was willſt du denn mit deiner Cither?
Du ſiehſt aus wie ein Hochzeitbitter.

Erſter Jäger.

Der Narre der iſt ſo bänderreich,
Sein luſt'ges Land erkennt man gleich.

Sänger.

Euer Tumult, was will denn das?
Seyd höflich! denn ich ſing euch was.

Zweyter Jäger.

Da werden wir was Neues hören;
Doch hütet euch ihn nicht zu ſtören!

und dienen nunmehr als Gärten eines Capuzinerkloſters. Sie ſind in derſelben Art wie die andern, nur weit ſchöner und mahleriſcher. Die weiten Höhlen und zerbrochenen Felſen ſind reichlich mit Weinranken behangen, und der Grund mit Feigenbäumen, Orangen und Granaten bepflanzt. Wie ſie früher beſchaffen geweſen, kann man aus der Beſchreibung des Cicero abnehmen. Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso, et multorum opere penitus exciso. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam tutum ad custodias, nec fieri, nec cogitari potest. Und ſo ſind dieſe ſchrecklichen Wohnungen der Rache, einſt der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmſten Luſtorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin ſo mancher Elende ſein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantiſche Ruheplätze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwey verſtümmelte Säulen, welche für Ueberreſte des Tempels, der dem Olympiſchen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienſer, nachdem ſie von Syracus abgeſchlagen worden, ſich zurückzogen. Die Säulen haben ſechzehn Canelirungen, und ſind die erſten der alten Doriſchen Ordnung, die ich mit Baſen

gesehen habe. Vor kurzem fanden sich noch diese Ueberreste viel bedeutender, aber bald wird sogar ihre Spur verschwunden seyn, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Diese Säulen, nebst einigen unterirdischen Wasserleitungen und Grabhohlen, sind alles, was von der so mächtigen Stadt Syracus übrig blieb, welche einst so außerordentlich schön war, daß selbst Marcellus, in dem Laufe seiner Siege, sich der Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückselige Herrschsucht verwünschen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerstören. Die reichen Paläste des Dionysius und Hiero, mit allen edlen Werken der Bildhauer- und Mahlerkunst, welche sie zierten, sind zerstört und nicht eine Spur derselben zurückgeblieben. Selbst die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in Erstaunen setzte, sind so völlig verschwunden, daß man auch den Grund derselben nicht einmal mehr entdecken kann. Liest man die Erzählung von allen diesen weit ausgedehnten Werken, so verwundert man sich, wie sie fast ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannichfaltige Ungemach, welches diese Stadt erduldet, wie oft sie geplündert, verwüstet und verbrannt worden, so muß man sich vielmehr verwundern, daß auch nur noch das mindeste davon übrig ist. Die Einwohner waren so berühmt wegen Wohllebens und Pracht, als ihre Gebäude wegen Größe und Festig-

keit. Die mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und die Feste des Dionysius und Hiero überstiegen allen Glauben; aber aller dieser Reichthum und Herrlichkeit konnte sie nicht gegen eine kleine Zahl kühner Räuber vertheidigen, die aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo sie zur Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrechend, gar leicht die köstlichen Paläste der gebildeten und entnervten Griechen in Besitz nahmen.

Der große Hafen von Syracus ist nicht so weit als ich erwartete, in Betrachtung, daß eine Seeschlacht darin geliefert worden, welche über das Schicksal von Sicilien entschied. Er ist nirgends über zwey Meilen breit, so daß die Schiffe der alten Athener und Syracuser zimmerliche Maschinen müssen gewesen seyn, in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der so reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Kai umgeben war, ist nun ganz verschüttet und zerstört. Dionysius der ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräthe der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, so wie alle übrigen Zierden hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, so läßt sie sich nicht wohl bestimmen, man müßte denn sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Muthmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreise gehabt; aber mir scheint diese An-

gabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortygia und Epipolä läßt sich, von den Latomien aus, ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als zwey Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus, noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drey Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syracus mag also ungefähr mit dem von Agrigent zusammentreffen, und somit auch die Bevölkerung ungefähr dieselbe gewesen seyn.

Wir reis'ten den 23 May von Syracus ab, ließen Agesta und Leontini liegen: denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syracus sieht man die Ueberreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll errichtet haben; aber ich vermuthe, es sey ein Grabmal gewesen. Die Gegend der Leontiner, sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit so berühmt, ist gegenwärtig durchaus, während des Sommers, unbewohnbar, denn die Luft ist sehr schlecht. An verschiedenen Orten bemerkte ich das triticum sylvestre, den wilden Weizen, welcher von selbst an unbebauten Stellen wächst. Er ist kleiner als der gemeine Weizen, und schwerer aus der Hülse zu bringen; aber seine nährenden Eigenschaften sind genau dieselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem

Lande soll gelebt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir setzten über den Symäthus, nun die Jaretta genannt, welche diese Ebene in zwey Theile theilt, auf einer Fähre, und wurden alsobald die schrecklichsten Verwüstungen gewahr, welche der Berg Aetna angerichtet.

Catania.

Den 25ten May.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch eben so frisch aussieht, als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieser geschah zwölf Meilen oberhalb der Stadt, und ein mächtiger Lavastrom floß herunter, unvermeidliche Verwüstung, wo er nur hinreichte, mit sich bringend. Anstatt einige Anstalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Cataneser den Schleier der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hievon war wie gewöhnlich: ein großer Theil der Stadt wurde zerstört, der Hafen verschüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet; aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals: denn das Volk überzeugte sich, dieses Unglück habe sich wegen seines Mangels an Glauben, und nicht aus Schuld seiner himmlischen Beschützer, zugetragen.

Bald nach unſerer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf, und hatten das erſtemal das Vergnügen, einen edeln Vaſallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, deſſen Bekanntſchaft immer höchſt ſchätzbar ſeyn würde, in welchen Stand ihn auch das Glück geſetzt haben möchte. Das Ausſehen ſeines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit ſeiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der ſie von ihm ſprachen, und der allgemeine Geiſt der Thätigkeit, der im Ganzen herrſchte, gab mir den günſtigſten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung ſeines Hauſes beobachtete und den Geiſt und die Großheit kennen lernte, den er überall zeigt, wo vom Nutzen oder der Zierde ſeines Landes die Rede iſt. Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens die Arbeit und Geſchicklichkeit des Anbauers zum größten Theil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eiferſüchtige Geſinnung des Sicilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung ſich geſellt, welches alles den Gedanken an Verbeſſerung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geiſt hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen Neuerers, und ſtößt überall auf Haß und Gegenwirkung der Individuen, und Argwohn und Verfolgung von Seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in ſeinem Muſeum, wel-

ches sehr reich ist und für die Studirenden immer offen steht. In dem ersten Zimmer befinden sich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büsten und der Torso eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu seyn scheint, der sich in dem Museum Clementinum zu Rom befindet. Dieser kostbare Ueberrest ist vollkommen erhalten und von der vortrefflichsten Sculptur. Ueber das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majestät, welche die Griechen besonders zu erreichen wußten, wenn sie den Vater der Götter und Menschen vorstellten, omnia supercilio moventem. Es sind noch andere schöne Werke der Sculptur in dem Museum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene gesehen hat, so kann sich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen, zu dem Geringern wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, Hetruriſchen Vasen, natürlichen Merkwürdigkeiten, besonders aber von Münzen. Die Sicilianischen sind hier zahlreich und wohl erhalten, und geben auch denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Alterthums sind: denn der Geschmack und die Ausführung daran ist so vortrefflich, daß sie schon als Werke der Sculptur betrachtet höchst anziehend sind.

Des Prinzen Palast ist ein großes unregelmäßiges Gebäude; der ältere Theil desselben in barbarisch Sici-

lianiſchem Geſchmack mit ungeheuern Figuren und unnatürlichen Zierrathen überladen; aber der Theil, den der Fürſt ſelbſt gebaut hat, iſt einfach regelmäßig und zierlich. Die Stadt iſt faſt ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit; aber die Häuſer in einem ſchlechten Geſchmack und der größte Theil derſelben unvollendet. Die Kirchen ſind alle im Styl der neuen Baukunſt, indem ſie ſeit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerſtört war. Mehrere derſelben, beſonders die Hauptkirche, ſind ſehr reich verziert und mit bunten Steinarten geſchmückt, welche man in die ſeltſamſten Figuren gebracht hat. Es läßt ſich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siciliens finden ſollte. Das Benedictinerkloſter iſt ein unermeßlicher Bau, mit unglaublichen Koſten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Styl. Es iſt nicht geendigt, und wird es wahrſcheinlich niemals werden; denn dieſe Stadt kann ſich, wegen der Nähe des Aetna, keine lange Dauer verſprechen. Die Kirche iſt edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden, und was ganz beſonders iſt, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man ſcheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Façade vollendet iſt, dem Palaſt des Prinzen Palagonia nicht viel nachgibt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloſter findet ſich eine

ſchöne Sammlung Hetruriſcher Gefäße, beinahe alle ſo gut als die, welche Prinz Biscari beſitzt, und in Sicilien gefunden; ein Beweis, daß dieſe Waare nicht allein von den Hetruriern verfertigt worden. Uebrigens iſt in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Alterthümer ſtecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforſchungen angeſtellt, und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet ſind, läßt ſich ſchließen, daß das Theater ſehr prächtig geweſen. Eine Baſe, nebſt dem Piedeſtal von einer derſelben, ſteht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie ſind von weißem Marmor, ſehr überladen mit Zierrathen, und ſcheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Beſonderes, denn es ſind bloß Maſſen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architektoniſche Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterſcheiden können.

Die Einwohner von Catania ſind, gleich den übrigen Sicilianern, ſehr geneigt, ihre Alterthümer den Griechen zuzuſchreiben, aber ohne Grund; denn die Griechiſche Stadt ward ganz und gar durch Sextus Pompejus zerſtört, bald nachher zwar wieder hergeſtellt, aber auf's neue durch einen Ausbruch des Aetna verwüſtet. Durch den Beiſtand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem glei-

chen Unglück überfallen wurde. Man kann sich nicht genug verwundern, daß, nach solchen wiederholten Zerstörungen, die Stadt immer wieder in derselben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava nothwendig auf sie hinführt. So lange der Hafen daselbst den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ; aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache hier zu bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigenthum zu verändern. Doch auch diese schien gehoben, als alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es 16,000 Einwohner, welche in beständiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agathe lassen sie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch seinen eigenen Senat regiert zu werden und keine Besatzung aufzunehmen. Deßwegen wächst sie täglich an Reichthum und Pracht, und die Aufmunterungen von Seiten des Prinzen Biscari, welche er sowohl den Künsten als der Thätigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Ansehen von Leben und Betriebsamkeit, die in keiner andern Siciliani-

Erſter Jäger.

Nichts Neues! Alten Leverton!
Er iſt verliebt, ich ſeh' es ſchon.

Sänger (recitativiſch).

Wo ſoviel Völker ſich verſammeln,
Da mag ein jeder ſingen und ſtammeln.
(Intonirend)
Da dah! ta dah!

Erſter Jäger.

Ein närriſcher Wicht!
Der Kerl er ſingt ſchon wenn er ſpricht.

Sänger.

Ich muß in's Feld, ich will dich meiden,
Wenn auch mein Herz mir widerſpricht,
Von deiner Nähe werd' ich ſcheiden,
Von meiner Liebe kann ich nicht.

In's Feld hinaus! Das heißt nicht meiden;
Denn meine Seele ſcheidet nicht.
Ja, mich erwarten hohe Freuden
Und ich erfülle meine Pflicht.

Ich will in's Feld! Warum nicht ſcheiden?
Dir ſey die Thräne, mir die Pflicht.
Nun Lebewohl! Es iſt kein Leiden:
Ich bleibe dein! Vergiß mein nicht.

cilianiſchen Stadt zu finden ſind. Noch kürzlich erbot er ſich einen Hafen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünſtigt, ſo wäre dieſe Stadt der große Handelsplatz von dieſem Theile des Mittelmeeres geworden. Aber, wie wenig man es glauben ſollte, fand dieſes Anerbieten dennoch Widerſtand. Indeſſen hat der Prinz das dazu beſtimmte Geld auf die Erbauung einer Waſſerleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewäſſert und befruchtet; ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umſtändliches Werk über die Alterthümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich ſah, ſehr viel verſpricht.

Aetna.

Den 27ſten May.

Nachdem wir das Merkwürdigſte in Catania geſehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Aetna auf den Weg. Ungefähr 12 Meilen, bis zum Dorfe Nicoloſi, ſteigt man allmählich durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch dieſe ſind von dem letzten Lavaſtrom durchbrochen und vielfach zerſtört. Die Sicilianer nennen ſolche Plätze mit einem verdorbenen Spaniſchen Namen Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bei Nicoloſi hervor, und die Gegend rings umher iſt noch mit trockner ſchwarzer, damals ausgeworfener

Asche bedeckt. Die kleinen Berge, mit dem Krater, aus dem die Lava floß, sind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch gestern geschehen wäre, und werden wahrscheinlich noch lange so bleiben, bis der Witterungswechsel die verbrannte Materie genugsam gemildert hat, um sie der Vegetation fähig zu machen. Ich stieg auf den Gipfel dieser Erhöhungen, und sah um mich her eine unendliche Anzahl derselben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andere mit Eichenwäldern bewachsen, noch andere durch nachfolgende Lavafluthen unkenntlich gemacht, und durch die ungeheuern Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloster von Nicolosi und verfolgten unsere Reise, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Blasio, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbesuchenden dienet. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ungefähr 6 Meilen. Der Stieg ist den ganzen Weg über steil und geht zum Theil über die Lava von 1766, welche einen schrecklichen Anblick muß verursacht haben, als sie vier Meilen breit durch einen Eichenwald floß. Als wir höher kamen, wurde der Stieg noch jäher und die Veränderung des Klima's sehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Kornernte, zu Nicolosi befand sich alles in der Mayenblüthe; wie wir aber uns der Ziegenhöhle näherten, trieben die Bäume das erste

Laub, und die Luft war sehr kalt und schneidend. Wir machten Feuer an in dieser kleinen Höhle, rasteten bis Mitternacht, und stiegen alsdann dem Gipfel zu, durch unfruchtbare Asche und Lavastücke. Nachdem wir ungefähr 8 Meilen geritten waren, ward der Berg so steil, daß wir uns genöthigt fanden, unsere Maulthiere zu verlassen, und den übrigen Weg zu Fuß zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene, die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar, und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegenstände, nichts aber im Einzelnen zu zeigen. Hier herrscht eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöse des Berges, welches laut und feyerlich klang, als wenn die See sich im Sturme bricht. Der Krater war zu unterscheiden an einem rothen düstern Lichte, das durch die weiten Dampfwolken brach, die sich hervorwälzten. Das Ganze zusammen bildet die furchtbarste Scene, die ich jemals gesehen, und welcher gewiß in der Welt nichts verglichen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieser Seite des Berges; aber die Kälte war so streng, daß wir sie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider, noch die Anstrengung durch lose Asche zu klimmen, welche bei jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deßwegen den Grad der Kälte nicht genau angeben; aber sie war so mächtig, daß der heiße Dampf, welcher

aus den kleinen Riſſen in der Nähe des Kraters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ungefähr zwey Stunden mit unendlicher Mühe und Beſchwerde aufgeklimmt waren, gelangten wir an den Rand des Kraters. Die Ausſicht, die ſich hier zeigt, iſt über alle Beſchreibung oder Einbildung. Die ganze Inſel Sicilien, Malta, Calabrien und die Lipariſchen Inſeln erſcheinen gerade unter einem, wie auf einer Charte. Das Einzelne war alles in der blauen Tinte des Morgens verſchwunden, und das Ganze zuſammen ſchien in Schweigen und Ruhe verſenkt. Ich fühlte mich ſelbſt über die Menſchheit erhoben, und ſah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenſtände der Ehrſucht unter mir. Die Schauplätze, auf denen ſo viele mächtige Städte durch Kunſt und Waffen blühten, ſo zahlreiche Flotten und Heere um die Herrſchaft der Welt kämpften, ſchienen nur dunkle Flecken zu ſeyn.

Als die Sonne aufſtieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt, die Flächen und Berge, Seen und Flüſſe, Städte und Wälder wurden allmählich deutlicher, bis ſie auf einen gewiſſen Grad gelangten, dann ſchwanden ſie wieder, gleichfalls ſtufenweiſe, in die Dünſte, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte. Der Aetna ſelbſt bildete einen ungeheuern Sonnenzeiger, deſſen Schatten ſich weit über den ſichtbaren Horizont erſtreckte, wodurch ich mich überzeugte, daß man von hier aus, mit einem guten Teleſcop, die Küſte von Afrika und

Etrurus würde sehen können. Ich dachte manchmal durch einen guten Dollondschen Taschentubus die Küste von Apulien zu sehen; allein wegen der großen Kälte konnte ich nicht genugsame Aufmerksamkeit darauf wenden. Unter uns an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lavaströme erkennen, welche doch nichts sind gegen die Zahl derer, die sich nicht mehr unterscheiden lassen. Der ganze Berg, dessen Fuß nahe an 100 Meilen im Umkreise hat, und, nach den Beobachtungen des Canonicus Recupero, 5000 Yards senkrechte Höhe, ist durchaus von Lava aufgeführt. Untersucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergströme ausgewaschen worden, so sieht man, daß der ganze Berg aus verschiedenen Lavaschichten besteht, die über einander, nach langen Zeiträumen geflossen sind: denn sie haben zwischen sich Boden von abwechselnder Dicke, von sechs Zoll bis zehn Fuß, je nachdem zwischen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet man, daß aus einer Lava, welche die allermildeste ist und am leichtesten verwittert, ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter 1500 Jahren hervorgebracht werden kann; daher sich denken läßt, was für zahllose Zeitalter nöthig gewesen, um diese ungeheuren Naturwirkungen hervorzubringen. Aber was müssen wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiedererzeugung ist, indem ein viel höherer Gipfel eingestürzt, und der gegenwärtige erst wieder gebildet worden.

Dieſes hat mehr als Wahrſcheinlichkeit: denn ungefähr zwey Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, iſt eine weite Ebene, welche an mehreren Stellen, beſonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg ſey anfangs coniſcher Geſtalt geweſen, wie es bei Vulcanen gewöhnlich, ja nothwendig iſt, ſo muß alles was über dieſer Plaine war, eingefallen, und was jetzt als Unterſatz eines kleineren Berges erſcheint, muß ehedem in Einem Aufſtieg bis zum Gipfel fortgegangen ſeyn, ſo daß der Aetna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünſchte dieſe Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerkſamkeit unterſucht zu haben; aber in der gewaltſamen Kälte war es unmöglich zu verweilen. Jedoch entſchloß ich mich, in den Krater hineinzuſchauen, ehe wir zurückkehrten. Unſer Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu ſagen, und wie öfters die hohlüberhangenden Lavabänke einſtürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha führte er uns an eine Stelle, welche ſchon durch irgend einen kühnen Fremden verſucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuerſchlund, ſah ungeheure vorragende Felſen, zwiſchen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben zitternden Lichte vermiſcht. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Toſen der Wellen von geſchmolzener Materie, welche ein ſolches Geräuſch machten,

daß ſie mir von den Fluthen und Wirbelwinden eines ſtürmiſchen Feuers, welche unten raſeten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun inſoweit unſrer Neugier gewillfahrt, ſtiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derſelben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir Abends, von Müdigkeit ganz erſchöpft, anlangten.

Aci Reale.

Den 1ſten Juny.

Nachdem wir zwey Tage ausgeruht, nahmen wir unſern Weg auf Taormina, und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unſern Weg wenige Meilen ſeitwärts der Straße, um den berühmten Caſtanienbaum zu ſehen, welcher hundert Pferde ſoll beherbergen können. Es iſt aber kein einzelner Baum, ſondern eine Gruppe, und das übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, ſind alles gekappte Stämme und ſehr verſtümmelt. In Sicilien mögen ſie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Theil der Einwohner niemals einen größern Baum geſehen hat, als die niedrige Olive; aber wer gewohnt iſt, die edlen Eichen von England zu ſehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenſtand. Ich hatte jedoch bei dieſer Gelegenheit den Troſt, eine der fruchtbarſten und bebauteſten

Gegenden der Welt zu sehen. Nichts kann die angebaute Region des Aetna übertreffen, weder in Reichthum des Bodens, noch in der Gewalt der Vegetation. Besonders zeichnen sich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugniß der Erde grünt und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Gesundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deßwegen sind diese Strecken außerordentlich bevölkert, und viel besser als irgend ein Theil Siciliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Aetna rechnet man zu 160,000 Menschen, welche im Verhältniß größer ist, als in irgend einem andern Theile der Insel. Indem ich diese Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung bestätigt, daß er ehmals höher gewesen: denn es läßt sich eine Senkung, die auf eine weite Strecke sich verbreitet, und der Rand derselben noch sehr gut erkennen.

Taormina.

Den 2ten Juny.

Wir kamen nach Taormina, vor Alters Tauromenium. Auf unserm Wege kosteten wir das Wasser des Asines. Es ist ein kalter klarer Strom, der von dem Aetna herunterfließt und jetzt fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter ist der Fluß Onobales,

nun La Cantara, ein bedeutendes Waſſer, welches die Gränze des Aetna nach Norden macht. Sein Bett iſt an einigen Stellen ſehr tief eingeſchnitten, und ich bemerkte, daß der Grund deſſelben eine Lavaſchichte war, ob ich gleich ſonſt in der Gegend nichts Vulcaniſches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bei den Capuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südſeite lag die alte Stadt Naxos, aus deren Ruinen die neuere entſtanden iſt. Gegenwärtig iſt es ein armer ſchlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genugſam von vorigem Reichthum und Herrlichkeit. Der vorzüglichſte Ueberreſt iſt ein Theater, welches unter denen, die ich geſehen, am beſten erhalten war. Es iſt von Ziegelſteinen, viel breiter, und von anderer Bauart als das zu Aegeſta. Der äußere Corridor iſt zuſammengeſtürzt, aber das Proſcenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. ſ. w. ſehen. Auch ſind noch verſchiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch die Alterthumsforſcher nicht genau beſtimmen können, indem ſie zu weit und prächtig geweſen, als daß ſie nur zur Bequemlichkeit der Schauſpieler hätten dienen ſollen. Das Theater von Aegeſta, welches aus weit früherer Zeit iſt, hat nichts von dieſer Art, vielmehr ſcheint nur für das geſorgt, was unumgänglich nöthig war, um das Stück vorzuſtellen und zu hören. Das Tauro-

miniſche Theater war, wie es ſcheint, ſehr reich verziert, und zu aller Art von Schauſpiel und Gepränge eingerichtet, ſo wie dergleichen zur Zeit der Römiſchen Kaiſer gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geſchmack ſchon überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verſtümmelte Säulen von Granit, Cippolin und andern köſtlichen Bauſteinen umher, mit Capitälen und zerbrochenen Geſimſen einer verderbenen Korinthiſchen Ordnung, welche beweiſen, daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrſcheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Ausſicht gegen den Berg Aetna und die ganze Küſte von Sicilien, ſogar bis Syracus hin, beherrſcht. Da dieſe Ruinen, von allen neueren Gebäuden entfernt, für ſich allein ſtehen, ſo haben ſie ein ehrwürdiges Anſehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche ſie erlitten haben, noch erhöht wird; denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, iſt es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechſen geworden.

Außer dem Theater finden ſich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie ſoll geweſen ſeyn, wie auch Waſſerbehälter, aber keins von dieſen beſonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine Maltheſiſche Speronara, welche wir zu Catania ge-

Erſter Jäger.

Vergiß mein nicht, das iſt ein ſchlechtes Freſſen!
Wer will denn leben, kann er nicht vergeſſen?
Vergeſſen! ja! ſich ſelbſt vergeſſen
Das iſt die Kunſt, ſo ſoll es ſeyn!
Mit Feinden hab' ich mich gemeſſen,
Mit Mädchen und mit Flaſchen Wein.

Zweyter Jäger.

Es iſt nicht recht den Gaſt zu ſtören;
Wir möchten das noch einmal hören.
Den Feind zu ſchlagen das iſt Scherz.
Und wer noch lebt wird immer naſchen,
Da gibt es Mädchen, gibt es Flaſchen;
Doch haben wir auch eine Art von Herz,
Der Kleine ſoll uns ſingend rühren.

Erſter Jäger.

Ich ſchlafe ſcheu, laßt euch verführen.

Sänger

(wiederholt ſein Lied).

Zweyter Jäger.

Ganz recht! Der Abſchied iſt ein Spiel!
Nun wird es ernſt und immer beſſer:
Es ſey dein Lied ein ſcharfes Meſſer,
Dem Feind die Spitze, mir den Stiel.

Schluß-Chor.

Und ſo hat denn der Dichter das Wahre geſagt,
Wie wir es denn alle nun wiſſen.
Ihr Jünglinge ſeyd, ſo wie es nun tagt,
Zum Marſch und zum Streite befliſſen.

miethet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Meſſina.

Meſſina.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, iſt die Anſicht ſehr ſchön und romantiſch: denn die Küſten ſind hoch und felſig, geziert mit Städten und Dörfern, die ſich ſtufenweiſe an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen iſt noch auffallender. Ein ſchöner See eröffnet ſich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuſer bekränzt, welche, obgleich von ſchlechter Bauart, dennoch einen ſehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter ſteigen nun die Heräiſchen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wozwiſchen Kirchen, Villen und Klöſter zerſtreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht ſich eine ſchmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel geſtaltet; daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Hier ſteht der Leuchtthurm, das Lazareth und die Feſtung, welche nicht die Stadt zu vertheidigen, ſondern ſie zu beherrſchen erbaut zu ſeyn ſcheint. Kommt man aber der Stadt näher, ſo verliert dieſe liebliche Scene allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenſtand zeigt ein melancholiſches und niedergeſchlagenes Anſehen. Mehrere Häuſer ſind unbewohnt, gar manche fallen ſchon zuſammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Kai, der prächtigſte und ausgedehn-

teſte in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fiſchern zum Aufenthalt. Alles ſcheint das traurige Geſchick anzudeuten, welches dieſe unglückliche Stadt vor kurzem betroffen, und von dem höchſten Zuſtand des Reichthums und der Glückſeligkeit zu der niedrigſten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir ausgeſtiegen nunmehr die Stadt betraten, verdüſterte ſich immer die Anſicht. Die Einwohner ſind arm und zerlumpt, und die Häuſer, die ſonſt der Aufenthalt der Großen und Reichen geweſen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europa's iſt vielleicht keine glücklicher gelegen als Meſſina. Die Luft iſt mild und geſund, und die Gegend umher ſchön und fruchtbar. Der Hafen iſt weit und bequem, im Centrum des Mittelmeeres, und ſowohl für den öſtlichen als weſtlichen Handel günſtig gelegen. Dieſe natürlichen Vortheile werden noch erhöht durch verſchiedene Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den Normänniſchen, Deutſchen und Arragoniſchen Königen verliehen worden. Da ſie die erſte war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Inſel von den Saracenen eroberte, ſo ſcheint ſie ein beſonderes Recht auf Gunſt und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweiſe erhoben ſie ſo manche glückliche Umſtände zu Reichthum und Größe. Meſſina enthielt 100,000 Einwohner, und war der große Handelsplatz für dieſe Weltgegend. Wie aber Handel und Reichthum

natürlich die Liebe zur Freiheit rege machen, ſo wurde den Einwohnern das Spaniſche Joch zur Laſt, und im Jahr 1672, gereizt durch den Vicekönig, empörten ſie ſich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten ſie ſich eine Zeit lang, und gaben ſich zuletzt unter den Schutz Ludwigs XIV, der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, ſie nach treu und wirkſam geleiſteten Dienſten ſchimpflich im Jahr 1678 verließ. Seit der Zeit iſt es der Zweck der Spaniſchen Staatskunſt geblieben, die Stadt zu drücken und verarmen zu laſſen. Der Hafen iſt beinahe unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel ſtreng beſchränkt, und jede Nothwendigkeit des Lebens ſchwer beſchatzet. Dieſen traurigen Zuſtand noch auf's äußerſte zu bringen, raffte die Peſt im Jahr 1743 beinahe drey Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl ſich gegenwärtig nicht über 30,000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Beſichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts beſonders Merkwürdiges. Die Gebäude ſind alle in dem modernen Sicilianiſchen Styl, und, die Kirchen ausgenommen, droht faſt alles den Einſturz. Die Kathedrale iſt ein ſehr mäßiges Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin ſich unter andern ein Manuſcript befindet, die Geſchichte des Aufruhrs von 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. Ich las darin ſo viel als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abſchrift davon beſeſſen; aber ich konnte

ſie auf keine Weiſe erhalten. Es ſcheint ſehr meiſterhaft geſchrieben zu ſeyn, obgleich der Styl eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgeſprochenen Geſinnungen von oben herein nicht billigen kann. —

Der Strudel Charybdis, ſo fürchterlich in der poetiſchen Beſchreibung, befindet ſich gerade vor dem Hafen von Meſſina. Er iſt niemals merklich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verſchlungen haben. Zu Homers Zeiten, als die Schifffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich ſchrecklich geweſen ſeyn, ja zu Zeiten Virgils nicht ohne Gefahr: denn die Römer waren, in Vergleich mit den Neuern, ſehr verächtliche Seeleute. Doch iſt die Beſchreibung deſſelben in der Aeneide (III. 420.) ſehr weit über der Wirklichkeit, auch bei dem ſtürmiſchſten Wetter:

Laevum implacata Charybdis
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat unda.

Auch ſieht man keinen Grund zu vermuthen, daß der Wirbel jemals gewaltſamer geweſen als gegenwärtig. Virgil aber ſchreibt als ein Dichter und nicht als ein Naturforſcher, und zeigt ſich hier nicht hyperboliſcher als in manchen andern Stellen ſeines Werkes.

(Beſchluß des Tagebuchs.)

Ober-Italien und die Schweiz.

Im Jahr 1778 wurde, in entgegengesetzter Richtung, eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die Gletscher des Grindelwaldes, nach Lausanne und Genf, wo P. H. seinen Bruder Carl nebst dem berühmten Mahler Joseph Vernet antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizerbäder gemacht hatte. Dieß unverhoffte Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gern hätte Vernet in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein, nach der Ueberzeugung beider, der Landschaftsmahler in seinem Elemente lebt.

P. H. ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise Oelgemählde zu restauriren, und über den dabei anzuwendenden Mastix-Firniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, mahlte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannichfachsten Studien. Er mahlte dem

Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Cabinet in Gouache. Dieß gab die Veranlassung, daß dessen Neffe, Prinz Marc-Antonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana, eine ganze Galerie von Hackert gemahlt haben wollte; welche denn auch, zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit, im Jahre 1782 zu Stande kam. Diese Galerie oder Saal enthält fünf große Landschaften, ferner vier kleinere Seestücke, die über den Thüren angebracht sind. Bei dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt: denn er hatte, nach des Prinzen Wunsch, gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinem mahlerischen Geschmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit mahlte er viele Staffeleygemählde, unter andern zehn Aussichten von dem Landhause des Horaz, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzogin Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Seereise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Hackert's Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet; alle bedeutenden Fremden, von jedem Rang und Stande, besuchten ihn; und ob er gleich, noch vor seiner Reise in die Lombardie, auf Herrn Gore's Rath, die Preise seiner Gemählde für die Zukunft

kunft um ein Drittel vermehrt hatte, ſo waren doch immer für Holland, England, Deutſchland, Polen und Rußland, öfter auf ſechs bis ſieben Jahre, Vorausbeſtellungen vorhanden, ſo daß mancher Liebhaber ſtarb, ehe er noch zu dem Beſitze ſeines gewünſchten Gemähldes gelangen konnte.

Großfürſt und Großfürſtin.

Um dieſe Zeit war der Großfürſt und die Großfürſtin von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denſelben beim Rath Reiffenſtein vorgeſtellt. Er brachte viele Abende bei ihnen zu, und begleitete ſie und den Prinzen Ludwig von Würtemberg, da Reiffenſtein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reiſe nach Neapel machen werde, worauf ſie ſogleich viele Beſtellungen von dortigen Ausſichten, mehreren umliegenden intereſſanten Gegenden, als von Puozzoli, Baja und Caſerta, bei ihm zu machen geruhten; ſo wie ſie ſchon vorher verſchiedene andere Gemählde von Frascati und Tivoli für ſie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieſer Gelegenheit drang ſowohl der Großfürſt als die Großfürſtin darauf, daß Hackert ſich entſchließen möchte, eine Reiſe nach Rußland zu machen.

Zweymal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise thun lassen, mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gesucht. Dießmal aber mußte er es beiden, und wenigstens einen zweyjährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstin auf das gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände und was er sonst noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegensetzte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Vice-Admiral Czernitscheff, welcher die Kaiserin über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackertschen Originalbrief zu sehen, und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Klima zu schwach ist, und merke deutlich, daß er nicht Lust hat zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihn dort zu beschäftigen.“ — Was auch die Kaiserin zu dieser Entscheidung mochte bewogen haben, so erkannte sie der Künstler mit unterthänigstem Danke. Denn er war in Rom etablirt, hatte viele bestellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen, und befand sich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

Graf Raſumowſky.

Im Jahre 1782 machte er eine mahleriſche Reiſe nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaeta, Seſſa u. ſ. w. Er eilte jedoch nach Caſerta, um Studien zu einem großen Bilde zu ſammeln. Für die Großfürſtin von Rußland ſollte die Anſicht des Palaſtes von Caſerta, nebſt der Campagna Felice, von S. Leocio her genommen, abgebildet werden.

P. H. kannte ſchon ſeit mehreren Jahren den Grafen Andreas Raſumowſky, der jetzt in Neapel Ruſſiſcher Miniſter war. Dieſer Liebhaber der Künſte machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo P. H. zeichnete. Da nun die Studien in S. Leocio ſechs Tage dauerten, und der Graf alle Morgen kam, um zuzuſehen, ſo hatten die Jäger dem Könige geſagt, daß ein Mahler daſelbſt viel gezeichnet habe, und daß der Ruſſiſche Miniſter jeden Morgen gekommen ſey, ihn zu beſuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Mahler wäre, und erhielt zur Antwort, daß P. H. ſchon vieles für Katharina die Zweyte gemahlt habe, und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürſtin von Rußland; auch in Puzzuoli, Baja und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künſtler zu ſehen und zu ſprechen.

Der Graf Raſumowſky meldete alſo an P. H.

das Verlangen des Königs; und da der Hof im May nach Castel a Mare ging, leitete man die Sache so ein, daß P. H. an diesem Orte dem König vorgestellt wurde. Er hatte nichts weiter von seiner Arbeit bei sich, als ein kleines Gouache-Bild, welches dem Grafen Rasumowsky gehörte: der König bestand aber darauf, alle Studien zu sehen, welche P. H. gemacht hatte. Dieses war dem Künstler nicht erfreulich. Man machte viele Vorstellungen, daß ein Künstler nicht gern unfertige Sachen einem solchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entschuldigungen mehr seyn mochten. Allein der König ließ sich nicht abwendig machen und bestand darauf, alles zu sehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn P. H. seine Studien zusammen und ging nach Massa, Sorrent und Castel a Mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Guiseſana, Nachmittags um vier Uhr, vorgestellt. Der König setzte sich und betrachtete alles mit Aufmerksamkeit. P. H. hatte eben keine große Vorstellung von der Einsicht des Königs, und verwunderte sich daher um desto mehr, daß derselbe mit gesundem Verstande und besser sprach, als sonst Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemählde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Ge-

Gedenket an uns in der blutigen Schlacht,
Und habt ihr das Werk mit, das große, vollbracht,
So bringt uns was ihr uns genommen.

Sänger (Solo, quasi parlando).

Eure Gegenwart
So lieb und werth!

Chor.

So seyd ihr uns herzlich willkommen.

genden im bloßen Contour, und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit so viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er besah alles zum zweyten Mal mit vieler Zufriedenheit und sagte: so etwas habe er noch nie gesehen. Da es aber 6 Uhr war, so war es Zeit, auf die Kaninchen-Jagd zu gehen. Die Königin, die wenig oder nichts gesehen hatte, sagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzusehen.“ Sie fügte nach ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiserliche Minister, war zugegen, und als großer Liebhaber beschaute er alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Rasumowsky; dieser folgte, und der König verlangte, er solle mit P. H. sprechen und ihm sagen, der König wünsche vier Gouache-Gemählde zu haben, und wolle zu einigen die Gegenden selbst wählen. P. H. erwiderte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Castel a Mare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein populäres Erntefest in Boschetto, Abends mit Illumination und anderm Erfreulichen gab, so ließ er P. H. einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verschaffte ihm

die Bequemlichkeit, alles in der Gegend, beſonders ſeine Jagden zu ſehen. Gelegentlich ſagte der König zu ihm, daß er wünſche, eine Ausſicht von ſeinem Jagdhauſe zu S. Leucio zu haben, und fügte hinzu: er wiſſe wohl, daß dieſes keine mahleriſche Gegend ſey; allein da dieſer Ort ihm ſtets gefallen, und er in ſeiner Jugend viele Tage daſelbſt zugebracht habe, ſo würde es ihm lieb ſeyn, davon ein gutes Bild zu ſehen. P. H. machte die Zeichnung davon, indeß die Schnitter ernteten (denn die Ernte iſt hier ſpäter als in Caſerta, wegen der höhern Lage), und während er zeichnete, kam der König und ſah zu; da er denn ſo viel Vergnügen fand, daß er für ſich und ſein Gefolge gemeine Jägerſtühle kommen ließ, ſich zu dem Künſtler ſetzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er ſich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geſchmack in den Umriſſen freute, fragte er mit vieler Beſcheidenheit: ob im Vorgrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebſt verſchiedenen Knabenſpielen, die im Lande üblich ſind, angebracht werden könnten. P. H. antwortete, daß es ſehr ſchicklich ſey, und führte den Gedanken aus. Dieß Bild hing nachher im Schreibcabinette des Königs.

Während nun P. H. zeichnete, ſprach der König verſchiedenes. Unter andern ſagte er mit einem großen Seufzer: „Wie viel Tauſende gäb' ich, nur den zehnten Theil von dem zu wiſſen, was Ihr wißt. Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber

ſo gelehrt, wie alles andere, ſo daß ich wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufſeher und Lehrer waren! ſie ſind jetzt im Paradies.“

Die übrigen drey Gegenden zu jenen beſtellten Gouachen waren ſehr mahleriſch: Perſano, Eboli und Caſerta. Während dieſer Arbeit mußte Hackert dem König verſprechen, ihm ein großes Bild von Caſtel a Mare zu verfertigen mit ſeinen Galeeren. Er mußte deßhalb in Neapel länger verweilen, um die nöthigen Studien zu machen: denn alles ſollte ganz genau nach der Kunſt der Seeleute verfertigt ſeyn. Zu Anfang Septembers ſendete P. H. die vier Gouache-Gemählde; der König freute ſich ſo ſehr darüber, daß er ſelbſt ſie im Caſino von Pauſilippo aufhing, von da nach Portici mitnahm, und hernach im Schreibcabinette zu Caſerta aufſtellte. Der Künſtler kam Mitte Octobers nach Caſerta, und brachte dem König das große Oelgemählde von Caſtel a Mare, welches ſehr gut aufgenommen ward.

Die Königin ihrerſeits war froh, daß ihr Gemahl Geſchmack an ſchönen Künſten fand, und P. H. ſtand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemählde für ihre Schweſter Marie Chriſtine. Er hatte den See von Nemi gemahlt, den er ſeiner Familie zum Andenken laſſen wollte, und dieß war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für ſich behalten hatte. Er ſchlug es indeſſen vor, ließ es nach Caſerta kommen, und die Königin kaufte es ſogleich.

P. H. mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derselben gemahlt werden sollten. Der König bestellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforce-Jagd al Zingaro. Eine andere Parforce-Jagd von Carditello folgte darauf. Herbst und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiser Joseph II.

Kaiser Joseph der Zweyte kam nach Neapel und nachher auch Gustav Adolph, König von Schweden. Joseph nahm keine Feste an als Jagden, besuchte P. H., sprach viel mit ihm, aber bestellte keine Arbeit; der Kaiser ging auf die Jagd nach Persano, wo er zehn Tage blieb; P. H. mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieser hatte vier Gemählde bestellt für einen runden Saal al Fusaro, welche die vier Jahrszeiten abbilden sollten, Neapelitanische Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches sehr mahlerisch ausfällt. Der König lud Joseph den Zweyten nach al Fusaro ein; P. H. mußte mit drey fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiser mit viel Energie und Geschmack die Bilder, so daß die Königin sich verwunderte und zu P. H. sagte: „Ihr habt den König sehr in die Kunst eingeweiht, welches

mir viel Vergnügen macht. Der liebe Gott hat euch zu uns geschickt! Ich bin entzückt, daß der König Geschmack an den schönen Künsten findet, und das haben wir Euch zu danken.“ Sie sagte dieses und anderes Höfliche mehr in Französischer Sprache.

P. H. blieb in Neapel bis Anfangs Juny, und da Graf Rasumowsky die Bäder in Ischia nehmen wollte, so mußte P. H. versprechen, den Augustmonat und einen Theil des Septembers ihm Gesellschaft zu leisten. Der Künstler transportirte eins der großen Bilder, die Jahrszeiten vorstellend, nach Ischia in den Palast des Grafen. Der König stattete daselbst einen Besuch ab, und in den heißen Stunden des Tages war er bei P. H. und sah mahlen. Im October kehrte dieser nach Caserta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahrszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu S. Leocio, gegen Pic di monte Alifa zu, mit dem Voltarno; der Sommer zu S. Lucia di Caserta gegen Mattacone; der Herbst zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Persano, mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier Bilder kamen, wie gesagt, in einen runden Saal eines Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und Fischerey bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazaroni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Kö-

nigin und ſchenkte ſie ihrer Schweſter Marie Chriſtine, und ſie finden ſich noch bei dem Herzog Albert von Sachſen-Teſchen. P. H. bedauerte den Verluſt dieſer Gemählde, weil er ſie für ſeine beſte Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner beſtellte der König ein großes Bild, wie es ſchon oben angedeutet worden, eine Art von Parforce-Jagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weiſe der Pallieſer. Zu dieſem Bilde gehörten viel Studien, ſowohl der Perſonen, als der Pferde, Hunde und mancherlei Geräthſchaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte ſein Portrait auf dieſem Bilde haben, und ſaß dem Künſtler ein- und eine halbe Stunde; es fiel ſehr ähnlich aus. Gegenwärtig beſitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffſtadt in Berlin. Auch viele Cavaliers ſaßen ihm und wurden ſehr ähnlich, als: der Duca di Riario, Don Marco Ottobono, der Duca di Caſtel Pagano und mehrere. Dieſes Bild koſtete viel Zeit, Mühe und Arbeit; denn alles mußte nach der Jägerkunſt ſehr richtig vorgeſtellt werden, ſo daß dieſes Bild erſt 1784 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemahlt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwey Hunden einen Haſen hetzt.

Caserta.

Graf Rasumowsky wurde zurückberufen, und der König gab P. H. ein Logis auf dem alten Palast. Indessen verursachte der Aufenthalt bei Hofe, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta, großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß P. H., da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwärts, so daß P. H. zuletzt deutlich erklärte: wenn ihm Ihro Majestät nicht 100 Neapolitanische Ducaten monatlich für die Extra-Ausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben, und den König von dorther bedienen, ohne weiter hin und her zu reisen.

Die Königin war unzufrieden über das Betragen des Königs, und P. H. sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im October wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dieses geschah im Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaste um 6 Uhr; denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreise sprechen.“ P. H. kam; der König war sehr gnädig und schenkte ihm 200 Unzen in Gold, nebst 6 Fasanen und andern Dingen. Die Königin sah den

Künſtler am folgenden Tag um 12 Uhr, ſchenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffer, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte hoch und theuer verſprechen, im October wieder in Caſerta zu ſeyn.

Anſtellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die beſtimmte Zeit zurück, und alles ging ſeinen alten Gang. Im Jahre 1786 ſprach der König mit P. H., daß er ihn und ſeinen Bruder Georg engagiren wolle, und ſie in Neapel bleiben ſollten. Dieſe Sache wurde ſehr weitläufig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem alles beredet war, ſtellte P. H. die Conditionen für ſich und ſeinen Bruder, und ſagte den Inhalt ſelbſt an den König. Dieſer wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rath vorſtellen ſollte. Dieß geſchah im März, und Acton ſchrieb ein Billet, daß der König die Conditionen approbirt habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erſt die Depeſche von der Finanzſecretarie, wo die Penſion ſollte gehoben werden. Die Brüder reiſten nach Rom, und machten Anſtalt nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geſchah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palaſt Francavilla in der Chiaja.

Nun iſt es gewöhnlich, daß die Kammermahler, wenn ſie in königliche Dienſte treten, einen Eid ablegen

müſſen; da P. H. aber ſchon beinahe vier Jahre dem Könige als Mahler gedient hatte, und ſehr bekannt war, ſo ſprach der König nie von dem Eide: auch kann in Neapel kein Proteſtant den katholiſchen Eid ablegen. Ein Cavalier aber ſagte einſt zum König: ob Ihre Majeſtät wohl wüßten, daß P. H. nicht zur Römiſch-katholiſchen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Ich weiß es ſehr wohl: wiſſet aber auch, daß es ein ehrlicher Mann iſt, der einen vortrefflichen moraliſchen Charakter hat, und mir mit aller Treue ohne Eidſchwur dient. Ich wünſche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen, wie er.“

Familiarität des Königs.

Einſt wollte P. H. nach Caſerta fahren, wo er ſeine Wohnung im alten Palaſt hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caſerta — und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß ſtille halten — der König kannte ihn ſogleich, grüßte ihn ſehr freundlich, nach ſeiner gewöhnlichen Art, und fuhr nach Caſerta. Er kam von Carditello, und ſpeiſete gewöhnlich um 1 Uhr. P. H. eilte nach, und ſobald er in ſeinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als ſich ſogleich dem König zu präſentiren, weil dieſer ihn ſchon geſehen hatte. Ueber dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechſelt,

tritt der König in sein Schlafzimmer, und spricht auf eine gnädige freundliche Weise: „Seht, wir sind geschwinder. Ich bin der erste, der Euch die Visite macht.“ Er befahl, P. H. sollte sich völlig ankleiden, und hielt sich eine gute halbe Stunde auf, um seinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „was macht Ihr morgen?“ P. H. sagte: wenn Ew. Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein. „Morgen früh, sagte der König, komm' ich wieder; aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. Ich habe schöne Aussichten entdeckt, die ich Euch zeigen werde.“ Sie waren auch wirklich schön.

Liebhabereyen des Königs.

Der König war von Jugend auf ein passionirter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen seyn; durch die Jagd ist er stark, gesund und frisch geworden. P. H., der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden, und bei ihm auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht allein die Jagd, sondern das Bedürfniß in der frischen Luft zu seyn, was ihn gesund erhielt. P. H. hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu sehen, amüsirte den König

Zu Faust.

Zwey Teufelchen tauchen aus der rechten Versenkung.

A.

Nun, sagt' ich's nicht, da sind wir ja!

B.

Das ging geschwind! wo ist denn der Papa?
Wir kriegen's ab für unsern Frevel.
(sie sind herausgetreten.)

A.

Er ist nicht weit, es riecht hier stark nach Schwefel.
Wir gehn drauf los, so sind wir bald am Ziel.

Amor

mit übereinander geschlagenen Füßen und Händen wird durch die Versenkung links schlafend hervorgehoben.

B.

Sieh dort!

A.

Was gibt's?

B.

Da kommt noch ein Gespiel.
O der ist garstig! der ist greulich!

A.

So weiß und rot, das sind' ich ganz abscheulich.

ſo ſehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beſchäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert iſt oft mit ihm zur See nach Iſchia und Capri geweſen. Des Nachts commandirte ſeine Corvette der Capitän, des Tages der König ſo gut als der beſte Seeofficier. Die Fiſcherey und Anlagen zur Fiſcherey verſtand er vollkommen, ſo wie er es auch bewieſen hat auf dem See von Fuſaro, der ſchon von Alters her durch einen Canal Zuſammenhang mit der See hat, und deßwegen Salzwaſſer iſt, wohin der König Auſtern aus Taranto zur See in Behältern kommen ließ, um ſie da zu vermehren; welches auch in wenigen Jahren den glücklichſten Erfolg hatte. Die Fiſcherey war gemeiniglich auf dem See von Fuſaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tauſend Pfund verkaufte. Die Auſtern wurden in den Monaten, worin ſich ein R befindet, öffentlich, ſowohl in Neapel als am See ſelbſt für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R iſt, als von May an bis in den September, durfte keine Auſter angerührt werden, weil ſie ſich in den heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beſte Matroſe, und ſchalt ſehr ſeine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Tact der Kunſt ging. Alles was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt ſeyn, ſo iſt er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er ſchreibt

eine vortreffliche Hand, und schreibt geschwind, verständig, kurz und mit Nachdruck. Hackert hat die Gesetze von San Leocio gesehen und gelesen, bevor sie gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übergeben, der nachsehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und gedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien angehalten, und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

P. H. war mit dem König in Persano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu mahlen für die Bilder, die der König bei ihm bestellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verschiedene Thiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Tannthiere und Rehe zu mahlen. Diese Studien konnten nicht in ein oder zwey Tagen gemacht werden. Die Kammertafel war um 12 Uhr, also wollte P. H. nicht speisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert, um zu sehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in sein Appartement ging. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich

ſich kleine Würſte von Schnepfen, mit Schweinefleiſch vermiſcht, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Burgunder: denn auf dieſen Jagden ſpeiſ'te er nichts zu Mittag, als etwas kalte Küche. Während als er die Salſicie aß, ſagte er zu ſeinem Kammerdiener Borelli: „Gehet hinunter, rufet mir den Hackert: er ſoll kommen ſo wie er iſt, und mir zeigen, was er heute gemacht hat.“ Dieß geſchah ſogleich. Die Königin befand ſich bei dem König; er ſah alles mit Wohlgefallen an; endlich ſagte er: „Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erſtaune.“ — P. H. ſagte: wenn ich nicht fleißig bin, und ein Scirocco kommt, ſo verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihro Majeſtät es geſchenkt haben, würden ſehr übel auf mich zu ſprechen ſeyn. — „Es freut mich, daß Ihr ſo charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegeſſen?“ — Gefrühſtückt, erwiderte P. H. Zu Mittag kann ich nicht eher ſpeiſen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet iſt, es ſey um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt ſich nicht wohl ſtudiren. — „Dieſe Würſte ſind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, ſie werden Euch ſo gut ſchmecken wie mir. Borelli! ſagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denſelben Würſten zu geben und von demſelben Burgunder, damit er ſich nach ſo vieler Arbeit wohl erhole.“ Er befahl den andern Tag dem Küchenmeiſter, daß wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder

könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu speisen gäbe. Man sah die Gutherzigkeit, womit der König alles that und sagte.

Geschenke.

Der König ist außerordentlich gnädig und höflich. P. H. erinnert sich nicht, daß der König ihm je befohlen hatte: Ihr müßt oder Ihr sollt das thun; sondern immer pflegte er mit Artigkeit zu sagen: Hackert, Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, dieß oder jenes zu thun; oder gar: ich bitte Euch das zu thun. Ist die Sache gemacht, so dankt er sehr höflich dafür, und macht Wildpret von allerlei Art zum Geschenk, nachdem die Jagden sind, und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon ist, und es auch mit Geschmack genießt.

Damit der König nun bei der Austheilung niemand vergesse, so hat er eine Note von allen denen, die gemeiniglich Wildpret geschenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieses geschehen, so reitet oder fährt der König nach Caserta. Ist das Wildpret nachgekommen, so zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen, und am Ohre des Thiers Blei angebunden, worauf das Gewicht gestempelt wird.

Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieſes geſchieht in des Königs Beiſeyn. Nun folgt erſt die Note der Austheilung. Zuvörderſt ſteht die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekömmt, welche ſie gleichfalls wieder vertheilt. Und auf dieſe Weiſe bekommt jeder-man richtig was ihm der König zugetheilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn, und bringt das Geſchenke an ſeinen beſtimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert, als Kammermahler, und ſeine Claſſe bei Hofe, als die Kammermedici, Kammermeiſter der Muſik, wie Paeſiello, mit welchen dieſe Claſſe aufhört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat öfters vier bis fünf bekommen. Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd geweſen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa 120 Pfund, welches die beſten waren. Oefters ſchoß der König, wenn die Faſten früh anfingen, in der Faſanerie wilde Schweine, zwey oder drey, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte, und Hackert das kleinſte, weil ſie als Proteſtanten Fleiſch ſpeiſen konnten. Letzterer erhielt einſt in der heiligen Woche ein Schwein, nebſt einem Korb voll Becaſſinen, deren über hundert waren. Da die Jahrszeit ſchon warm war, ſo verſchenkte er einen großen Theil in Neapel an ſeine proteſtantiſchen Freunde; viele wurden bei ihm verzehrt; und in der heiligen Woche kamen oft

katholiſche Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubniß hatten, Fleiſch zu eſſen.

Wenn die große Faſanenjagd war, wo ſechs- bis ſiebenhundert geſchoſſen wurden, bekam ein jeder von ſeiner Claſſe einen Faſanen; P. H. aber bekam zwey. Der König ſagte: „alles was von Hackert's Bekannten nach Caſerta kommt, gehet bei ihm zu ſpeiſen: er muß zwey haben.“ Außerdem bekam er rothe Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicherweiſe vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König im Belvedere ſich aufhielt, war Hackert in ſeiner Wohnung in Caſerta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fiſch, Peſce Spada (Schwertfiſch). Dieſer Fiſch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus in's Mittelländiſche Meer, im May, hat ſeinen Zug, und geht gegen Ende Auguſts wieder zurück, wie der Tonno. Er iſt außerordentlich delicat, etwas fett, und man kann nicht viel davon eſſen, denn er iſt ſchwer zu verdauen. Er iſt ſehr groß, lang und rund, oft ſieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne ſein Schwert, das vorn am Kopfe über dem Maul iſt. Wenn der König einen ſolchen Fiſch bekam, ſo theilte er ihn ſelbſt ein. Hackert kam eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinauf gehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er ſollte kommen, und den großen ſchönen Fiſch ſehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er

zu dem Kopf laſſen ſollte, und ſagte: das iſt für uns; hernach ein großes Stück für die Königin, welches ſogleich des Abends in der Friſche, mit Schnee bedeckt, ſpedirt wurde; hernach ein Stück für Monſignore Biſchof von Caſerta, für den Intendanten von Caſerta ein Stück; dann für Don Filippo Hackert und für den Architekt Collicini. Jedes wurde auf eine ſilberne Schüſſel gelegt und einem jeden zugeſtellt. Die Portion war ſo groß, daß Hackert oft noch zwey Freunde beſchenkte, und doch auf drey Tage für ſich behielt. Dieſer Fiſch ganz friſch, iſt nicht eßbar; er muß bis auf einen Punct, wie das Fleiſch, mortificirt ſeyn. Er wird gemeiniglich bloß auf dem Roſt in dünnen Stücken gebraten und mit verſchiedenen Saucen gegeſſen. Wenn er gebraten iſt, hält er ſich viele Tage und wird alsdann kalt mit Oel und Limonien genoſſen. P. H. bekam alle Wochen Geſchenke an Speiſen vom Könige; im Sommer hauptſächlich Fiſche, die der König aus Neapel zum Präſent erhalten hatte, und die das beſte waren, was die See gibt. Er bekam oft eine große Schüſſel Kehlen, die hinten am Kopf des Tonno ſind. Dieß iſt das zarteſte Fleiſch an jedem Fiſch; man kann kaum mehr als zwey eſſen. Sie werden mit der platten Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andre Umſtände auf dem Roſt gebraten. Verſchiedene Fremde von Stande, die dieſe Speiſe nicht kannten, haben ſich oft bei Hackert eine Unverdauung gegeſſen, weil ſie zu viel davon aßen. Es

ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Leckerbissen ist, den man essen kann.

Aushülfe.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, sagte er zu Hackert: „Morgen früh um 10 Uhr werde ich auf dem Palast in Caserta seyn. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreib-Cabinets treffen.“ — Wenn der Hof nicht auf dem Palaste wohnet, so stehen keine Wachen vor den Thüren im Palaste, daß also ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verschlossen sind; die Treppen u. s. w. bloß sind mit Schildwachen besetzt. Der Ritter Hamilton nebst einer ansehnlichen vornehmen Gesellschaft hatten Hackert ersucht, ihnen einen Mittag zu essen zu geben, weil sie den Englischen Garten sehen wollten. Dieser hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn sie kommen wollten, den Tag zu bestimmen, weil die Hitze sehr groß in Caserta des Sommers ist, und man keine Provision von Fleisch nur einen Tag halten kann; sonst würden sie eine sehr schlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geschrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen eilf Uhr kam die ganze Gesellschaft von acht Personen in seiner Wohnung an, und ließen ihm auf's Schloß sagen, wenn er ihnen in den Englischen Garten nachkommen wollte, so sollte es ihnen lieb seyn; wo nicht, so würden sie um vier Uhr zur

Tafel kommen. Der Koch war sehr bestürzt und schickte zu Hackert auf den Palast. Der König sagte: „Den Filippo, da ist Joseph, Euer Kutscher! (der König kannte genau alle seine Leute) gehet hin, er hat Euch gewiß was zu sagen.“ — Der Kutscher brachte die Nachricht, die Hackert mißfiel. Wie er zum König zurück kam, fragte dieser: „was will der Joseph von Euch haben?“ — Hackert mußte dem König alles sagen. Zugleich setzte er hinzu: ich habe dem Koch sagen lassen, er soll machen was er kann und was zu haben ist! warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben! Der König lachte herzlich und sagte: „Hamilton wird sehr unzufrieden seyn, wenn das Mittagessen nicht gut ist. Es schadet ihm aber nichts; warum hat er nicht avisirt.“ Hackert sagte: Ew. Majestät wissen, daß in Caserta nichts anders als gutes Rindfleisch ist, gute Butter von Carditello; das übrige kommt aus Neapel. Der König sagte: „mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fisch schicken: denn ich habe heute früh ein Geschenk von Fischen bekommen. Sonst kann ich Euch nichts geben, denn Ihr wisset, daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt.“ — Der Koch hatte indessen doch etwas aufgetrieben, und bereitete ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-50924-3
GOETHE,J.W. FN. 16264/390

B.

Und Flügel hat er wie ein Strauß.

A.

Ich lobe mir die Fledermaus.

B.

Es lüſtet mich ihn aufzuwecken.

A.

Den Laffen müſſen wir erſchrecken.
A, a! E, e! J, i! O! U!

B.

Er regt ſich, ſtill! wir horchen zu.

Amor an die Zuſchauer.

In welches Land ich auch gekommen,
Fremd, einſam werd' ich nirgend ſeyn.
Erſchein' ich — Herzen ſind entglommen,
Geſellig finden ſie ſich ein;
Verſchwind' ich, jeder ſteht allein.

A. nachäffend.

Allein.

B.

Allein.

Beide.

Wir beide ſind doch auch zu zweyn.

Amor.

In die Geſellſchaft iſt darnach!

Kochkunst.

Der König ist immer gutherzig, gibt gerne, und freut sich, wenn andre es mitgenießen. Einst auf einer großen Fasanen-Jagd, wo er Hackert eingeladen hatte die Jagd zu sehen, so daß die Fasanen in Reih und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geschossen hatte, ohne die Cavaliere und Jäger; während sie nun gezählt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein jeder geschossen hatte, nahm der König einen alten Fasanhahn auf, untersuchte ihn und sagte: dieser ist recht fett; er suchte einen zweyten und so den dritten. Darauf sagte er zu seinem Laufer: „der ist für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn mit Reiß gekocht in Caserta zu Mittag speisen.“ Den zweyten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten mit dem Beding, daß man den Fasan allein sollte kochen bloß mit Salz, hernach Reiß dazu thun und diesen mit Brühe und Fasan zusammenkochen lassen. Der Reiß zieht das Fett des Fasans an sich und bekommt einen vortrefflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrecept, als wenn er ein Koch wäre. — „Ihr müßt ihn aber, sagte er, morgen frisch kochen lassen, sonst ist er nicht mehr so gut, und ich will wissen, wie es Euch geschmeckt hat.“ In der That war es eine gesunde und delicate Schüssel, woran man sich allein völlig satt essen konnte. P. H. ging des Abends, wie öfters, zum Billard des Königs, ihn spielen zu se-

ben, weil er es sehr gut spielte. So wie der König ihn sah, fragte er gleich: „wie hat der Fasan geschmeckt?“ Außerordentlich gut, erwiderte er. Der König sagte: „meiner war auch sehr gut. Sehet Ihr, daß ich auch weiß, daß simple Speisen die besten und gesundesten sind.“ Der König hatte sehr gute Französische Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie eben so geschickt waren wie diese. Hackert gestand oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo alles so gut und ordentlich bedient war, als der Neapolitanische.

In Caserta hatte P. H. keine Tafel von Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Landreisen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel Mittags und Abends, und zum Frühstück, was er aus der Conditoren verlangte. Dieß nennt man am Hof die Staatstafel, wozu der erste Kammermahler das Recht hat, so auch der Capitän von der Wache, und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Controleur, der auf dem Lande der ganzen Wirthschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speis't, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König servirt. So wie der König abgespeis't hat, ist die Staatstafel aufgehoben, welche, bis auf einige extraordinäre rare Sachen, eben so gut bedient ist, wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide sehr gutherzig sind, freuen sich, wenn andre,

die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltnen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüssel, der König an Hackert, und sagte: er verdient es und versteht es. Die Königin, wenn sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Hackert verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauerkraut, und sagte: „bringt es dem Hackert, der versteht es. Es ist auf Deutsche Art mit einem Fasan zubereitet. Die Italiäner essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geschmack." Es versteht sich, daß so viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war; nur wenn er um drey Uhr oder später, nach der Jagd, speiste, aß er etwas mehr, beklagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einzigesmal ein wenig lustig in Belvedere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um 12 Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber zarte Fische, als Trillen, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brot.

Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speis'te. P. H. war oft dabei zugegen: denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: ich werde bei der Tafel Euch das übrige sagen, so trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater saß.

Zufällige Einkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuiten-Güter für 12,000 Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den Gardes du Corps und sagte: Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu Schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jesuiten-Güter will nichts nachlassen, also bitte ich Ew. Majestät, mir die Gnade zu erzeigen; sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier 6000 Ducati, die will ich geben. Das mehrste davon ist erspart von verschiedenen Jahren her; denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht 2000 Ducati. Der König sah dem Mann sehr genau in's Gesicht; es schien ein guter ehrlicher Mann zu seyn. Der König frug ihn:

„Habt ihr die 6000 Ducaten bei euch?“ Er antwortete: ja! — „Kommt herein!“ In der Anti-Chambre nahm der König das Geld und sagte: „das ist das erste Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuiten-Gütern sehe. Ich werde Euch ein Billet geben, daß Ihr uns die Pacht bezahlt habt.“ — In Neapel kann keine gültige Bezahlung geschehen, als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein Sicilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach Spanischem Hofgebrauch muß er sich bei dem Thürsteher melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König steht vor einem Tische und erwidert kein Wort. Vor der Thüre stehen zwey Gardes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwey. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder küßt zuerst mit Kniebeugen demselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem commandirenden Bassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und

schön, zahm wie ein Lamm, und daher beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten, wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König, eines Processes halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte, und der nie zu Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen." Der arme Priester sagte zum König: ich habe eine gebratene Salsicia in der Tasche, das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwey Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen. — Der König sagte ihm: „gebt's dem Hund." Nachdem er dem König alles gesagt und seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm der König durch seinen Kammerdiener eine Rolle von 100 Unzen in Gold geben und ihm sagen: dieses wäre damit er zu leben hätte; sein Proceß sollte bald geendigt seyn. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte ertheilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Proceß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der

Hund wieder da. Der König sagte: jetzt werdet Ihr wohl nicht mehr eine Salsicia in der Tasche haben für den Bassa." So hieß der Hund. Nein, sagte der Priester, ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Proceß und durch die Gnade Ihro Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten.

Hofintrigue und Fasanenever.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem Spanischen Hofe und der Prinzessin Jaci, der Secretarie des Ministers Marchese Sambucca, und vielen andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen täglich von Caserta um 11 Uhr nach Neapel fuhr, und im Sommer um 8 Uhr von da wieder zurückging, war unschuldigerweise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Courier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um 9 Uhr abging und des Morgens um 11 Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal, wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten, und die Prinzessin Jaci als Oberhaupt desgleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Spedi-

tore, als er Capo de Chino vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeiniglich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragoner-Obristlieutenant und zwanzig Mann arretirt. Der Obristlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Spediteure bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoner-Officier nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Kammeristinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Courier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die Deutsche Köchin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Fasanenever müßten länger gebrütet werden, als die Hühnerever. Die Glucke hätte schon 20 Tage auf den Evern gesessen und noch wäre keins ausgekommen; sie wolle also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin, und sagte: „Was! man stiehlt mir auf solche Weise die Ever?" Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Ever zu nehmen, und

sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hitzig und sagte: „Du mischest dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!" Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben, leset die übrigen;" und ging zum Billard. Die Passion zur Jagd ging so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König in's Boschetto gehen mußte um zu zeigen, wo sie die Eyer genommen hätte; die denn auf ihr rothwälsches Italiänisch dem König noch dazu viel Unschickliches sagte, daß er so viel Aufsehen von 20 Fasanenevern mache. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so ging der König in den Rath, wo alsdann die Strafen der Verbrecher decretirt wurden. Don Dominico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die 3000 Duc. jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück. Viele andere kamen Zeitlebens auf die Festungen, und geringere verloren ihren Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

P. H. ſtand bei dem König in ſehr großem Credit, weil er offen und freimüthig ſeine Meinung ſagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens ſich nie in Hofintriguen einmiſchte. Wenn der König etwas verlangte, ſo machte er keine Schwierigkeiten, ſondern ſagte ſogleich: Ew. Majeſtät, es iſt gut, dieſes kann gemacht werden. So glaubte der König feſt, daß er ſelbſt die Sache erdacht habe. Dieß gefiel dem König. Oefters kam Hackert einige Tage darauf und ſagte: Wenn Ew. Maj. es erlauben, ſo habe ich gedacht, noch dieſes hinzuzufügen. Es gefiel dem König, und er ſagte: „machet, wie Ihr's gut findet.“ Dieß geſchah. Wenn die Sache fertig war, ſo hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und ſagte: „Das iſt meine Idee geweſen; Hackert hat alles approbirt und, wie ihr ſehet, ſehr gut ausgeführt.“ Die erſte Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft ſo viel hinzugeſetzt, daß man ſie ſuchen mußte. Der König ſagte oft: „wenn ich etwas befehle, das gemacht werden ſoll, ſo habt Ihr immer tauſend Schwierigkeiten, die mir unangenehm ſind. Der Einzige, den ich habe, iſt Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und ſehet wie alles ſo gut und ſolide gemacht iſt, und noch dazu ſehr geſchwind. Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, iſt mir ſchon alle Luſt vergangen.“

A.

Er muckt noch!

B.

Sing' ihm was zur Schmach!

E.

Das ärmliche Bübchen!
O wärmt mir das Stübchen,
Es klappert, es friert.

B.

O wie das Kaninchen,
Das Hermelinchen,
Sich windet, ſich ziert!

Amor.

Vergebens wirſt du dich erbittern,
Du garſtig Fratzenangeſicht!
Verluſt der Neigung macht mich zittern.
Allein der Haß erſchreckt mich nicht.

(in den Hintergrund.)

B.

Das iſt mir wohl ein ſaubres Hähnchen!

A.

Ein wahres derbes Grobiänchen!

B.

Gewiß ein Schalk wie ich und du.

E.

Komm, ſehn wir etwas näher zu!
Wir wollen ihn mit Schmeicheln kirren.

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di S. Leocio. Indem er durch den Corridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiscal von Caserta, der halb taub war, und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet, ich habe hier an die 100,000 Ducati verbaut. Alles ist so gut gerathen, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden. Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut gerathen. Ich habe keinen gebraucht als Collicini, den Architekt, und Hackert. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Recurs gehabt; alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietirt. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Recurs von Arbeitern, das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seyd." Damit wurde der Fiscal abgefertigt. P. H. wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch, es vergeht ihm bald. Wie P. H. kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht

laſſen zu ſagen: ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caſerta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiscal hatte; weil er taub iſt, ſo muß ich ſchreien. Wenn ich allein mache, ſo geht alles gut; wenn aber die verdammten Giunten dazwiſchen kommen, ſo wird alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte alles allein machen!" — Dieß iſt wahr. Wenn der König allein dirigirt, ſo gehet es gut, denn er kennt ſeine Leute und wählet einen jeden, wozu er fähig iſt, und läßt es wenigen Perſonen in Händen, denen er auch alle Autorität gibt.

Factotum.

Der König war ſo gewohnt, P. H. bei ſich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verſchiedene Sachen, wenn ſie die Perſonen, die er um ſich hatte, nicht machen konnten, ſagte er gleich: „bringt es zum Hackert." Wenn etwas zu Schanden gerichtet war, ſo wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergeſtellt und reparirt werden. Es geſchah gewöhnlich. Oefters ſagte P. H.: Ew. Maj. haben die Gnade und ſchicken mir die Sache in mein Quartier, ſo werden Sie bedient ſeyn. Dieß geſchah. Oefters hatte der König die Sache ſchon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm ſehr gefiel. Zum Beiſpiel, der König hatte

sich zwey Argandische Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressirt waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen müßte u. s. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caserta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im October wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschmutzte sich so sehr mit dem stinkenden Oele, wie auch sein Kammerherr, daß er endlich sagte: „bringt sie zum Hackert, der wird gleich wissen, woran es fehlt." Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grünspan waren, weil das Oel die Bronze anfrißt. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen, und zeigte dem Manne zum zweytenmal die Methode sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine Lampen wieder so gut wie vorher. Bei der Königin war es deßgleichen: es wurde zu Hackert geschickt, wenn man dieses oder jenes fragen oder haben wollte.

Farnesische Verlassenschaft.

P. H. war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Princip alles durchzusetzen, und sich nie ein De-

menti zu geben; und so zog sich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Berathungen kam der König immer auf seinen Punct, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche P. H. mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeschickt war, die Farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seyen; diese konnte man in Rom verkaufen, und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restauriren gegeben, mit wörtlicher Genehmhaltung des Königs. Da aber Venuti und P. H. förmlich mit Cabinetsordre durch den Minister die Commission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzley Casa Reale. Als sie beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farnese, eine Venus und viele andre mehr restaurirt. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Sposini, durch Jenkins, der ein Händler war und vieles hatte restauriren lassen, in Beisein des Raths Reifenstein und der Angelica Kaufmann geschätzt, damit alles unparteyisch zuginge. Die Rechnung der Restauration belief sich auf 1200 Scudi Romani. Venuti und P. H. verlangten das Geld für

den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es dem Könige im Rath vorgelegt wurde, so antwortete er: „Venuti und Hackert können die schlechten Statuen verkaufen, und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen.“ Der Befehl kam durch den Minister, wie gewöhnlich, an beide. Venuti war gleich bereit ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht; sondern er stellte demselben vor, welche Eifersucht und Neid es erregen müsse, daß zwey Fremde, ein Toscaner und ein Preuße, die wichtige Commission hätten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Uebel für beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum drittenmal schrieb Hackert: daß Se. Majestät Herr wären, so viel Statuen zu verkaufen als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königs Eigenthum in seinem Leben verkaufen würde; wenn also Ihro Majestät verkaufen wollten, so möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marchese Caraccioli, der Minister von Casa Reale war, dieses dem Könige im Rath vorlegte, so antwortete er: „Schicket gleich die 1200 Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde: denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal gesagt hat, dabei bleibt er: er ist ein Preuße; und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat.“ — Als P. H. nach Neapel zurückkam,

wollte der Miniſter Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in ſein Amt, von Sicilien, wo er Vice-König war, zurückgekommen. Hackert, der ſeit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm ſogleich die Sache. Er verwunderte ſich, wie man hätte auf ihr beſtehen können, da ſie ſo ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Venuti in einen Proceß mit dem König, wegen der Statue des Caligula, die bei Minturnä am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld koſtete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf und er ſah ein, in welcher Gefahr ſie beide geweſen wären, wenn ſie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichniß von keiner Statue; täglich wurden in den Orti Farneſiani, in der Villa Madama, unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn beide nicht ehrlich handelten, ſo konnten ſie ſich bei dem Verkauf viele tauſend Scudi machen. Es waren über 900 Statuen und Büſten, nebſt Fragmenten vom Torſo u. a. m.

Gemählde-Reſtauration.

P. H. kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmteſten und beſten Gemählde-Reſtaurateur nach Neapel hatte kommen laſſen, auf Befehl des Kö-

nigs, so schlug er dem Könige vor, diesen in seinem grossen Studium zu Caserta, unter den Augen Sr. Majestät, die ersten Proben seiner Kunst ablegen zu lassen; wozu er folgende Gemählde von der Galerie in Capo di Monte anrieth: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pieta von Annibal Caracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt ist. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Carthäusern zu S. Martino in Neapel, welches von einem Neapolitanischen Schmierer ganz übermahlt war, und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König sagte: ich will selbst sehen, wie Andres das Uebermahlte abnimmt. Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemählde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens einmal die Woche zu P. H. und Andres. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemählde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen, und freute sich der Acquisition, die er an Andres gemacht hatte. Dieser bekam jährlich 600 Ducati Gehalt, als Inspector der Galerie von Capo di Monte, und 600 Ducati jährlich für die Restauration, bis alle Gemählde fertig seyn würden, doch mit dem Beding, zwey Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die

Kunst zu lehren, denen der König einem jeden 12 Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt aussetzte.

Carthause.

Nachdem die Gemählde in Neapel genug gesehen waren, so befahl der König sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Carthäusern von S. Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemählde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Capelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wieder zu geben, so schickte doch der Majordomo maggiore Ober-Kammerherr, Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemählde mit auf Capo di Monte, und sagte zum König: es wäre besser in der Galerie als bei den Kloster-geistlichen. Da P. H. zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Pater Prior von der Carthause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr verlegen, daß die Carthause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Capelle verlieren sollte. P. H. beruhigte ihn so viel wie möglich, sagte ihm: er möchte ein kurzes Memorial an den König aufsetzen und zu keinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und versprach ihm, daß die Carthause das Gemählde wieder haben sollte; nur Zeit und Geduld be-

dürfte es: denn die Sache war etwas ſchwer. P. H. klopfte gelegentlich bei dem König an und ſprach von dem Gemählde. Der König war gegen die Carthäuſer aufgebracht; Hackert ſah alſo, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu ſprechen. Er erhielt darauf vom König einen beſondern Auftrag nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caſerta zurück. Er fand den König ſehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über ſeine Commiſſion erſtattete, war angenehm. Hackert ſagte: ich habe zum erſtenmal das Gemählde der Carthäuſer von Ribera heute in Capo di Monte geſehen. Der König ſagte: Nicht wahr, es iſt ſchön? Hackert erwiderte ſogleich: Um Vergebung! Ew. Majeſtät, es macht einen ſchlechten Effect, ſo daß, wenn ich nicht verſichert wäre, daß es das wahre Bild iſt, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Maj. das iſt kein Gemählde für eine Galerie. Erſtlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Capelle gemahlt; er hat die Verkürzung des Leichnams Chriſti in den Punct der Perſpective geſetzt, daß es richtig für den Platz berechnet iſt. Hängt das Bild nicht auf ſeinem wahren Punct, ſo wird es nie einen guten Effect machen. Ferner iſt es kein Sujet für eine Galerie, ſondern für eine Capelle, wo ein jeder ſeine Andacht verrichtet. Ueberhaupt ſcheint es unbillig, daß die Carthäuſer ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Carthauſe ſo zu ſagen

eine eigene Galerie von auserlesenen Gemählden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Ew. Majestät gesehen haben. Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig, Ihr habt vollkommen recht. Man hätte mich hier leicht einen übeln Schritt thun lassen." Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „gebt es dem Minister Marchese Caraccioli, daß er es im nächsten Rath vorträgt: die Sache ist gemacht." Im nächsten Rath wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Carthäusern ihr Gemählde wieder zuzustellen. Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche 400 Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude sein Altarblatt wieder zu haben, verehrte den Custoden von Capo di Monte 10 Unzen in Golde. Das Gemählde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gestellt; als Hackert im Carneval nach Neapel kam. Die Patres gaben ein prächtiges Mittagmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andres und Ignazius Andres, sein Sohn, Marchese Vivenzio, viele andere Cavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der P. Prior nebst drey Procuratoren des Ordens, so daß es eine Tafel von 40 Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Ceremonien an seinen gehörigen Platz gestellt unter vielen Viva il Re. Die

B.

Das kleine Köpfchen leicht verwirren,
So gut als ob's ein großer wär!

(beide vermeidend:)

Wo kommt der ſchöne Herr denn her?
Von unſersgleichen gibt es Hundert;
Nun ſehn wir über ihn verwundert.

Amor.

Aus dieſen krummgebognen Rücken,
Aus den verdrehten Feuerblicken,
Will immer keine Demuth blicken;
Ihr mögt euch winden, mögt euch bücken.
Euch kleidet beſſer Trotz und Grimm.
Ja, ihr verwünſchten Angeſichter,
Du erzplutoniſches Gelichter,
Das was du wiſſen willſt, vernimm!

Ich liebe von Parnaſſus Höhen
Zur Pracht des Göttermahls zu gehen,
Dann iſt der Gott zum Gott entzückt.
Apoll verbirgt ſich unter Hirten,
Doch alle müſſen mich bewirthen,
Und Hirt und König iſt beglückt.
Bereit' ich Jammer einem Herzen,
Dem wird das größte Glück zu Theil.
Wer freuet ſich nicht meiner Schmerzen!
Der Schmerz iſt mehr als alles Heil.

Freude der Geiſtlichen war ſo groß, daß ſie Hackert ein Geſchenk zu machen gedachten und ihn deßhalb durch ihren Advocaten Don Giovanni Riccardi ſondiren ließen. P. H. als ein Fremder, im Dienſte des Königs, hatte es ſich zum Geſetz gemacht, von keinem Menſchen, er ſey wer er wolle, in Königs Dienſt nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine ſehr geringe Sache iſt. Der P. Prior kam ſelbſt zu ihm und bat ihn doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und ſagte: ſo oft ich die Carthauſe und Sie P. Prior beſuche, ſo geben Sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mittheilen. (Die Carthäuſer haben das beſte, feinſte und wohlgebackenes Brot.) Dieſes geſchah ſo oft er ſie beſuchte: denn ſie hatten ſchöne Gemählde und die ſchönſte Ausſicht vom Meerbuſen von Neapel. Die Geiſtlichen ſind bis an's Ende ſehr erkenntlich geweſen. Wo ſie Hackert ſahen, wußten ſie nicht, was ſie aus Dankbarkeit alles für ihn thun ſollten, beſonders auf dem Lande, wo ſie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Prieſter und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte ſich an den Geiſtlichen rächen. Er wohnte in einem Palaſt in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in ſechs Jahren keine Hausmiethe bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht; der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tauſend Ducati. —

P. H. hatte ſo zu ſagen ein Gelübde gethan, nie

mehr Faſtenſpeiſe bei den Carthäuſern zu eſſen. Sie bereiten ihre Fiſche ſo wohl, daß, dem Geſchmack nach, man glauben ſollte, es wäre Fleiſch; beſonders in Neapel, wo ein Ueberfluß von raren und köſtlichen Fiſchen iſt. Allein dieſe Speiſen, ſo lecker ſie ſind, werden für einen, der daran nicht gewöhnt iſt, höchſt unverdaulich.

Mahlerbeſchwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmahler Ram, nebſt andern ſieben Neapolitaniſchen Mahlern, zu Hackert nach Caſerta, um ſich Rath zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittſchrift, daß ſie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften zu copiren, welches mit einemmal verboten war. Die Urſache des Verbotes war dieſe: Man hatte den unſinnigen Plan gemacht die ganze Galerie ſtechen zu laſſen. Deßwegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der ſchon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache, weil er ſich nie mit den Leuten abgab. Alſo hatte der Zeichner vorgewendet, daß wenn der König fernerhin allen die Erlaubniß zum Copiren gäbe, ſo könnte man anderswo die Bilder ſtechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. P. H. hielt die acht Mahler zurück, beredete ſie, daß Ram allein,

den der König kannte, demselben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sich auf Hackert berufen sollte, der es Sr. Maj. deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Hackert nicht, daß sie alle gingen. Ram sprach den König; dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie nicht billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging P. H. des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram, und stellte Sr. Maj. die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und bestand darauf. Endlich sagte er zu ihm: Ew. Maj. es sind acht Mahler gestern bei mir gewesen, die dasselbe Anliegen haben. Sie sind von mir abgehalten, um Ew. Maj. in diesen Zeiten nicht zu erschrecken. (Der König sagte sogleich: „ich danke Euch für Eure Vorsicht.") Es sind noch über dreyßig Mahler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein sich von Copien ernähren. Diese Menschen sind in Verzweiflung, drohen dem Secretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Maj. sind übel von der Beschaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erstlich, daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Jahre, und wenn Ew. Maj. auch noch zehn Kupferstecher kommen lassen. Porporati hat an einer Platte über zwey Jahre gearbeitet; Wilhelm

Morghen ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Particulier kann solche Werke unternehmen, wozu so viele Tausende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es jemanden einfallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stechen, so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Copien in der Welt, daß er nicht nöthig hat, erst neue machen zu lassen. Außerdem, so sind viele Gemählde repetirt, finden sich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deßwegen also den armen Copisten das Brot zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu studiren. — Ew. Maj. sehen selbst ein, daß dieß der Kunst und dem Publicum schädlich ist. Ueberhaupt ist die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein jeder das Recht haben muß zu studiren, wie in einer öffentlichen Bibliothek. Ew. Maj., als Souverain, können es verbieten; ich finde es höchst unbillig und ungerecht. — Der König sagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, den Ram vor's erste durch ein Billet wissen zu lassen, daß er allen Mahlern sage, sie sollen ruhig seyn; die Sache soll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marchese di Marco nach Caserta

zum Rath. Gehet gleich Nachmittag vor dem Rath zu ihm, in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt." — Marchese di Marco war ein Advocat, ein vernünftiger und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er alles deutlich vernommen hatte, sagte er: er habe von dem allen nichts gewußt; Don Ciccio Danielle, der viel Prätension auf Kunstkenntniß machte und nichts davon verstand, habe ihm dieß als die beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sey. P. H. erwiderte: wenn Ew. Excellenz verlangen, so will ich Ihnen alles schriftlich geben. Er fand es nicht nöthig. Denselben Abend ward der Rath gehalten, worin die Sache mir vorkam. Zwey Tage darauf kam der königliche Befehl, daß ein jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte studiren und copiren könne.

Projectmacher.

Der König sieht gemeiniglich eine Sache erst für klein an. Die Schelme, die dieß wissen, machen den Plan immer auf die Weise, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und ist schändlich betrogen. P. H. hat sich bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monar-

narchen ſey, ſolche Dinge zu unternehmen, wovon ein Particulier wohl Vortheil ziehen könne, weil er ſelbſt eingreife und mit wenigen Perſonen das Geſchäft betreibe; der König aber werde nie Vortheil davon ziehen, wegen der vielen angeſtellten Leute und ihrer Beſoldungen. Der König begriff es ſehr gut; allein die kleine Gewinnſucht verleitete ihn doch, öfters denjenigen Gehör zu geben, welche den beſten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen, welches leider in Neapel nur zu oft geſchieht. Wenn er endlich nach verſchiedenen Jahren ſeinen Schaden einſah, ſo fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als ſie in des Königs Dienſte traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß ſie eine Papiermühle errichteten, die das Papier zur Kupferſtichdruckerey lieferte, damit es ſowohl für ſie als die königliche Druckerey nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden ſich viele Verhinderungen. Denn ſobald das Papier im Lande gemacht wurde, ſo ſahen die Schurken wohl ein, daß der Unterſchleif aufhörte. Der erſte Schrei geſchah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er ſogleich eine Bank-Polizza von 1200 Ducaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen laſſen. Der Director der königlichen Druckerey war

gleichfalls dagegen. Minister Acton, der die Landcharten u. s. w. stechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da P. H. ihn öfter sah, und wöchentlich wenigstens einmal bei ihm speis'te, so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle hatte, wo sehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieser wollte sich wegen seiner Kinder bei dem Hofe Verdienst verschaffen, und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von sechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf dasselbe seine Platten drucken. Der Director der königlichen Druckerey fand es voller Fehler und wollte nicht darauf drucken lassen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorsicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerey gemeiniglich braucht, einen Bogen zur Probe geben, wobei der Director mit eigener Hand den Preis aufschrieb. Nach vielem Gefechte kam der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp alles gesehen hatte, ging er in's Studium zu Georg, um zu sehen was er und seine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerey der Gebrüder angekommen. Es stand auf Bretern an der Erde in großen Ballen da. Der König, der gewohnt war alles genau zu sehen und zu wissen,

fragte sogleich, wozu die große Menge Papier dienen sollte. Die Antwort war sehr kurz: Zu unsern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen lassen. „Was! sagte der König, von des Stefano Merola Papier?“ Ja! Ew. Maj. — „Wie ist es möglich, daß Ihr so viel Papier kommen lasset; denn heute früh ist der Director Carcani bei mir gewesen und hat mir versichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier schlecht ist.“ Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und sagte: „ich sehe, daß es egal ist und ohne Knoten.“ Er betrachtete es platt und sagte: „es ist rein, weiß und schön.“ Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg sagte: wenn es nicht gut ist, so muß Merola den Ausschuß zurücknehmen. Der König ward auf das heftigste aufgebracht über den Director seiner Druckerey. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren sich die königliche Druckerey bediente, worauf Carcani die Preise und seinen Namen eigenhändig geschrieben hatte. Als der König das schlechte und noch einmal so theure Papier sahe, ward er noch zorniger und sagte: „Carcani ist ein S——.“ Endlich besänftigte er sich und sagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen.“ Minister Acton war gleichfalls falsch berichtet und sagte zu Philipp: das Papier ist

noch nicht gerathen. Dieſer antwortete: Ew. Excellenz, es iſt gut, und wir laſſen darauf drucken. Der Miniſter kam gleich nach dem Mittagmahl in's Studium zu Philipp und Georg, ſah den Betrug ein, und bat ſogleich einige Rieß zu ſeinen See- und Landcharten kommen zu laſſen, die in ſeine Secretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Carcani ſchamroth, und alles wurde nunmehr auf dieſes Papier gedruckt, das in der Folge immer beſſer wurde.

Fortſetzung.

Ungeachtet der Protection des Königs, der Königin und des Miniſters Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Proceß und andere Chicanen. Er war aber bei dem König und dem Miniſter Acton ſo gut angeſchrieben, daß er immer frei kommen durfte. P. H. ging öfters ſelbſt mit ihm, wenn er den König ſprach. Er war ein rechtſchaffner Mann, ein wahrer ehrlicher gutherziger Neapolitaner, der auch ſo Neapolitaniſch ſprach. Alle Drey beſchützten ihn ſo, daß alle Anfechtungen immer zu Waſſer wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, ſo verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich was er haben wollte. P. H. ſollte die Sache zu Stande bringen. Er ſagte ihm oft: was

denken Sie das Sie wohl haben möchten? Geld, sagte er, will ich nicht, aber Ehre. Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit seiner Papiermühle, Ackerbau u. dgl. leistete. P. H. war sehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen sollte. Einst sprach er gelegentlich die Königin, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, sagte die Königin: so wollen wir ihn zum Ritter vom Constantin-Orden machen. P. H. verbat es, denn es schien ihm nicht am Platz zu seyn. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stiefsohn von seiner verstorbenen Frau, welche die Tochter eines Capitäns gewesen, im adeligen Cadettenhause zu Gaeta, woselbst nur zwölf Cadetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Merola gefiel der Einfall; P. H. schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Information von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponirte er es dem König, welches sogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vacant geworden, und der Sohn ward im adeligen Cadettenhause zu Gaeta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit diesem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolismo ist in Neapel üblich. Wer von der Secretarie den Titel Don hat, ist wie ein Edelmann angesehen. Der König sagte zu niemanden

A und B.

Nun iſt's heraus und offenbar;
So kannſt du uns gefallen!
Erlogen iſt das Flügelpaar,
Die Pfeile, die ſind Krallen.
Die Hörnerchen verbirgt der Kranz:
Er iſt ohn' allen Zweifel,
Wie alle Götter Griechenlands,
Auch ein verkappter Teufel.

Amor.

Ihr zieht mich nicht in eure Schmach!
Ich freue mich am goldnen Pfeil und Bogen,
Und kommt denn auch der Teufel hinten nach,
Bin ich ſchon weit hinweggeflogen.

Don, wenn er nicht aus der Classe solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er Don Francesco oder Donna Luisa u. s. w.; sonst bedient er sich des Italiänischen Ser, welches nicht so viel als Signor ist. So spricht er mit allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derselbe sehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Canzley; hingegen alle Künstler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Capellmeister, der Kammer-Chirurgus; alle Kammeristinnen Donna u. s. w. Die Kammeristinnen, wenn sie verheirathet sind, gelangen bei Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erste Kupferdrucke.

Als P. H. dem König die ersten zwey Drucke brachte, die Georgs Schüler gestochen hatten, und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, so sagte der König zu ihm: „Ihr wisset und habt gesehen, daß jedesmal, wenn Ihr mir etwas gebracht habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Dieses Mal kann ich Euch meine Freude nicht genug beschreiben über die beiden Kupfer: denn sie sind von Neapolitanern gestochen und auf Neapolitanisch Papier gedruckt. (Er ging sogleich zur Königin, die auch selbst kam, um seine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet Euren Bruder Don Geor-

gio. Wenn ich ihn ſehe, ſo werde ich ihm ſelbſt danken, daß er uns gute Schüler erziehet.“ Ein Blatt war von Del Grado, und das andere von Vicenzio Aloja. Weil es des Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Hackert in Dienſt genommen hatte, ſo fühlte er ſich ſehr geſchmeichelt, wenn alles gut und glücklich von Statten ging.

Wegebau.

Der König, wenn er jemanden wohl will, und die Idee eines rechtſchaffenen Mannes von ihm hat, ſetzt einen oft in Verlegenheit. In dieſem Fall befand ſich P. H. ſehr oft. Eines Morgens in Caſerta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drey Miniſtern ſtanden und ſprachen. Da der König Hackert in's erſte Zimmer hineintreten ſah, ſo winkte er und ſchrie ganz laut, weil er noch drey Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit geſagt, Ihr werdet mir ſie jetzt auch ſagen.“ P. H. fand ſich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht wovon die Rede war. Der König ſagte: „Es ſind ſechs Monate, daß Ihr in Apulien bis Taranto geweſen ſend. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie ſind die Wege?“ P. H. ſagte: Ew. Majeſtät, da wo die Wege gemacht ſind, habe ich ſie vortrefflich gefunden, wie alle gemachten Wege im gan-

zen Königreich; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Untersucht habe ich die Wege nicht: denn es war nicht meine Commission. Dem Anschein nach sind sie vortrefflich, und ich habe gesehen, da wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermuthlich kostbar seyn. Für den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen; hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nöthig. Der König sagte zu Acton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Lasset immer fortfahren." — P. H. sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und P. H. erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam, und sagte: kommen Sie und speisen mit mir; wir müssen zusammen sprechen. Da der Wegebau zu seinem Departemente gehörte, so war er sehr dabei interessirt; denn es waren Recurse gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte daher: wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daran sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert, und die Wege wären liegen geblieben. P. H. erwiderte: das Beste wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur hinschickten, der die

Wege unterſuchte. Nein! ſagte jener, das geht nicht: denn die Schurken können den Ingenieur beſtechen; ſo kommt von neuem Verdruß. Es iſt beſſer, daß es bei Ihrem Zeugniß bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich ſind völlig verſichert, daß Sie uns die Wahrheit geſagt haben.

Protection und Vertrauen.

Einen Morgen, da P. H. ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um 10 Uhr zum Majordomo auf den Palaſt kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli: er möchte in ſeine Secretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Laufer vom König hereintrat, Hackert ſollte zwiſchen 11 und 12 Uhr zum König kommen. Venuti ſagte: wie iſt es möglich, daß Sie ſo ruhig ſitzen und mahlen? Wenn mir dieß begegnete, ſo wäre ich halb todt. Hackert ſagte: „Ein jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Urſache, warum ich unruhig ſeyn ſollte. Wenn man ein reines unbeflecktes Gewiſſen hat, ſo kann man einem jeden frei unter die Augen treten. Es iſt ſehr gut, daß alle drey mich dieſen Morgen verlangen, ſo verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erſter Secretär ſagte ihm, er wäre ſchon oben zum König ge-

gangen. Er ging also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei seyn sollen.“ — P. H. sagte: wenn Ew. Excellenz es verlangen, so bin ich zum Dienste des Königs bereit. — „Andres als Inspector soll auch mit dabei seyn.“ P. H. schlug noch Bonito und Fischetti vor, damit es nicht Fremde allein wären. Es wurde genehmigt, und die Sache vor's erste im Großen in einem Monat zu Stande gebracht. — Marchese Caraccioli, als ein alter Bekannter und Freund, nahm P. H. freundlich auf und sagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie einen jungen Sicilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron ist, und ein, wie es mir scheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Pension bekömmt, in Rom noch drey oder vier Jahre zu studiren. Finden Sie seine Arbeit nicht gut, und daß der Mensch wenig verspricht, so verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen.“ Hackert lachte herzlich und sagte: das ist schnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz, und ich soll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Pension bekommen kann. — Nein! sagte er, wenn ich ihn dem König empfehle, so sagt gleich der König, daß ich die Mahlerey nicht genug verstehe; wenn Sie es thun, so glaubt es der König.“ Hackert bat, daß der junge

Mann ſein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, ſo wollte er alles thun, was in ſeinen Kräften ſtünde. Er möchte indeß Geduld haben, bis der König in Neapel in ſein Studium käme, wo er das Bild des jungen Mahlers Eranti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut, dem König gefiel es und Eranti bekam die Penſion, vier Jahre in Rom zu ſtudiren.

Wie P. H. zum König kam, fand er daſelbſt den Ritter Santaſila, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm ſchon Commiſſionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, ſagte er zu Hackert: „Ihr gehet morgen mit Santaſila nach Caſerta. Ihr kennt die Kiſte worin die Kupfer ſind. Suchet nach Euerm Geſchmack die beſten davon aus, und verziert mir auf Belvedere das und das Zimmer.“ Der König zog einen kleinen Schlüſſel aus der Taſche und ſagte: in dem Cabinet wo Borelli ſchläft, wiſſet Ihr, iſt ein kleiner Schrank; in dem Schrank werdet Ihr viele Schlüſſel finden, worunter auch der zu den Kupferſtichen iſt.“ Indem der König den Schlüſſel hielt, ſo wollte Santaſila den Schlüſſel nehmen, wie es ſich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüſſel zurück und ſagte zu P. H.: „Ich gebe Euch den Schlüſſel; laſſet ihn nicht aus Euern Händen. Kommt Ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, ſo bringt mir den Schlüſſel wieder; wo nicht, ſo händigt mir ihn morgen früh ein.“ P. H. war ſehr

verlegen und hat nie die Urſache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüſſel anvertraute. Indeſſen richtete er die Sache ſo ein, daß Santaſila mit dabei ſeyn mußte, wie er den Schlüſſel aus dem Schranke nahm, und eben ſo auch bei dem Kupferausſuchen. Alſo vor den Cuſtoden des Palaſtes in Caſerta hatte dem Anſchein nach Santaſila alle Ehre.

Der König ſetzte P. H. ſo oft in Verlegenheit durch ſein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen ſollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er ſich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, ſo war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte, welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Seine Majeſtät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verſchonen; es half alles nichts; denn wenn der König einmal es ſo will, ſo hilft kein Bitten, er geht ſeinen geraden Weg fort.

Zeichenſtunden.

P. H. war in der Geſellſchaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Bivenzio, die zwei Nichten bei ſich hatte, die Kammeriſtinnen bei den Prinzeſſinnen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu ſpielen; ſo wurde die Abende, wenn ſie frei und außer

Dienſt waren, gezeichnet. So geſchah es auch bei der Fräulein Baroneſſe von Bechard, die eine Art Oberhofmeiſterin bei der Frau Thereſe, Tochter des Königs, jetzigen Römiſchen Kaiſerin, war, und wo auch die Frau Luiſe, die an den Großherzog von Toscana verheirathet wurde, ſich befand. Da die Königin ſah, daß die Fräulein ſehr artig Landſchaften zeichneten, ſo fiel es ihr ein, daß P. H. beiden Prinzeſſinnen Lection geben möchte. P. H. erwiderte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und anderer Commiſſionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einer Recreation übrig behalte. Die Unterredung zog ſich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, ſondern beſtand darauf und ſagte: „Sie geben viele Abende in dieſe Geſellſchaft; alſo kommen Sie zu meinen Kindern. Dieſelbe Geſellſchaft ſoll auch da ſeyn, und ſie zeichnen alle zuſammen.“ Sie ſetzte noch hinzu: „ich werde, ſo oft ich Zeit habe, ſelbſt in die Geſellſchaft kommen.“ Es iſt beinahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuſchlagen; ihre Beredſamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen iſt, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es P. H. annehmen, mit dem Beding jedoch, des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeiſter der Prinzeſſinnen: denn hätte er den Titel und Gehalt von 40 Ducati monatlich angenommen, ſo hätten ihn die Gouvernantinnen commandirt, welches ihm gar

nicht anſtändig war. Alſo wurde es angefangen. Die Prinzeſſin Marie Thereſe, mit allem Geiſt, war ſehr flüchtig, die Prinzeß Luiſe ſolider und zeichnete beſſer. Die Königin kam ſehr oft, ſo daß mehr Geſellſchaft als Lection war. Oft, wann P. H. ſah, daß die beiden Prinzeſſinnen nicht Luſt zum Zeichnen hatten, ſchlug er vor, unter verſchiedenen Vorwänden, daß es beſſer wäre von der Kunſt zu ſprechen, Kupfer zu ſehen oder andere Kunſtſachen, welches den Prinzeſſinnen außerordentlich gefiel. Er machte ſich durch dieſe Art Lection zu geben ſehr beliebt. Seine Abſicht war eigentlich dieſe, daß die Prinzeſſinnen von den Künſten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen ſelbſt urtheilen zu können, wenn ſie künftig im Stande wären die Künſte zu unterſtützen. Je länger dieß dauerte, je läſtiger wurde es ihm. Da die Prinzeſſinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, ſo konnten ſie des Abends die Stunde ſieben Uhr nicht erwarten: denn die Geſellſchaft unterhielt ſie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche ſie frei hatten, nicht wollten genirt ſeyn, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte ſich darüber, indeſſen war nichts zu machen. So frei auch die Geſellſchaft war, ſo war ſie doch geſpannt, denn jedes Wort, das geſprochen wurde, mußte bedacht ſeyn; ſonſt gab es Anſtoß.

Dieſes hat er drey Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tiſchbein, durch die Donna Carolina,

die wirklich eine brave wackere Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Therese Lection im Mahlen zu geben. Er glaubte viele Vortheile davon zu ziehen, die aber seinen Wünschen nicht entsprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzessinnen beide verheirathet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königin zum Geschenk für allen den Zeitverlust, den er hatte. Auf diese Weise kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geschenk, eine goldene Dose, für drey Jahre, die er die mehrste Zeit in Caserta, auch oft in Neapel, des Abends zugebracht hatte. Die Achtsamkeit hatten sie für ihn, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie ihm wissen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten sie noch für ihn; z. B. wenn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen das Verzeichniß machen mußten von denen, die sie einluden, welches die Königin nachsah, und diejenigen ausstrich, die sie nicht haben wollte, so wurde Hackert jedesmal eingeladen sowohl zu ihren kleinen Bällen, als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speiste. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speiset, war aber bei Tische zugegen, aß wohl einen gefrornen Sorbet und sprach viel. Sie hatte das so mit Fleiß eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Ueberhaupt muß man gestehen, daß eine Privat-Dame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu

Nauſikaa.

Ein Trauerſpiel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Aretens Jungfrauen
eine ſchnell nach der andern.

Erſte (ſuchend).

Nach dieſer Seite flog der Ball! — Er liegt
Hier an der Erde. Schnell faſſ' ich ihn auf
Und ſtecke mich in das Gebüſche! Still!
(ſie verbirgt ſich.)

Zweyte.

Du haſt ihn fallen ſehn?

Dritte.

Gewiß, er fiel
Gleich hinter dieß Geſträuch im Bogen nieder.

Zweyte.

Ich ſeh' ihn nicht!

Dritte.

Noch ich.

erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen geſehen hat, wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachſagen, daß ſie in Krankheiten die Wärterin und ſtets die beſte Mutter ihrer Kinder in allen Stücken geweſen iſt. Der König gleichfalls liebt ſeine Familie zärtlich und iſt ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung ſeiner Kinder gänzlich der Königin überlaſſen hat.

Da die Prinzeſſinnen ſo weit waren, etwas machen zu können, ſo fertigten ſie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Perſano auf der Jagd; da er ſie bekam, ward er ſo vergnügt, daß er ſie ſelbſt gleich in ſeinem Zimmer aufhing, und den zärtlichſten Dankſagungsbrief an ſeine Kinder ſchrieb.

Directorſtelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor ſeinem Tode zum Ritter des Conſtantin-Ordens gemacht hatte, mit einer kleinen Commanderie von 400 Ducati jährlich, ſich bei dem Proſeß in der Kirche ſo ſehr erhitzte, daß der alte Mann drey Tage darauf ſtarb und es nie hatte genießen können, ſo bewarben ſich viele um ſeinen Poſten. De Angelis, ein Sicilianer, ganz gu-

guter Mahler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Profeſſor mit einem ſehr kleinen Gehalt gedient, und des Directors Bonito Stelle viele Jahre vorgeſtanden, hatte die gerechteſten Anſprüche auf dieſen Poſten, ſowohl wegen ſeines Talents, als anderer Verdienſte. Wilhelm Tiſchbein war auf Hackerts Anrathen nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hauſe deſſelben, und miethete ſich hernach ein eigenes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb ſich durch die Deutſchen, die um die Königin waren, um die Directors-Stelle bei der Akademie. Es wurde mit P. H. davon geſprochen; er antwortete, daß er ſich nie in die Sache miſchen werde, wenn er nicht gefragt würde; daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienſt, wie De Angelis war, der ſo viele Jahre gedient hatte, zurückzuſetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tiſchbein nicht entgegen ſeyn würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bei dem König zu dieſem Poſten zu empfehlen, weil er ein Fremder ſey. P. H. wurde nicht weiter gefragt, alſo ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegirte einen elenden Mahler, Monti, weil er aus Macerati bei Caſerta war, und er der Cicisbeo vor vielen Jahren von ſeiner Frau geweſen. Monti, außerdem daß er ein ſchlechter Mahler war, fiel jederman mit ſeinen elenden Sonetten beſchwerlich, und hatte ſich durch ſeine Satyre

viele Feinde gemacht. Die Erbſchaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, ſo daß er außer einem kleinen Stück Land, welches ihm ſein Vater als Fideicommiß gelaſſen, nichts mehr beſaß. Durch den Danielle, unter deſſen Departemente die Sache fiel, weil er der erſte Secretär bei dem Miniſter Marcheſe di Marco war, wurde es ſo weit getrieben, daß Monti Director der Mahler-Akademie werden ſollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tiſchbein haben. P. H. bekümmerte ſich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So ſtritten ſie ſich fort.

Einen Morgen kam Tiſchbein zu P. H. und ſprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, ſo viel als in ſeinen Kräften ſtünde, und wo er könnte, behülflich zu dieſem Poſten ſeyn; daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Benito hatte als Director 200 Ducati und als Kammermahler die gewöhnlichen 400 Ducati, zuſammen alſo 600 Ducati. P. H. ſtellte dem Tiſchbein vor, daß wenn ihn der König zum Director machte mit den 200 Ducati, dieß nicht der Mühe werth wäre, und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermahler machte, alsdann wäre es ſchon der Mühe werth, mit 600 Ducati jährlich den Poſten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der

Akademie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch 400 Ducati zu rechnen wäre. Er versicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen seyn würde, als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, verschlagen könnte. Tischbein sagte: „Der König gibt Ihnen 1200 Ducati jährlich Pension und Logis, für nichts als daß Sie nur bei dem König sind, wenn er will; wie ist es möglich, daß ich als Director mit so wenigem bestehen kann?“ Hackert erwiderte ihm: Mein Posten ist ein neuer, der nie bei Hof existirt hat; er ist vom Könige geschaffen und wird vermuthlich auch mit mir aufhören. Tischbein sagte: „Der König von Preußen hat mir 1000 Rthlr. anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen, und die Directors-Stelle der Akademie annehmen.“ P. H. sagte ihm: „Ich rathe Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen, denn 1000 Rthlr. in Berlin sind so gut als 1600 Duc. in Neapel.“ Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk so, daß Tischbein und Monti einen Concurs machen mußten mit einem aufgegebenen historischen Sujet, welches jeder allein für sich zu machen hatte; wer es am besten machte, sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Concurs ward gemacht. Natürlich war Tischbeins Bild gut gezeichnet, wohl componirt; wer beurtheilte es aber? Don Ciccio Danielle und sein Minister Marchese de Marco, beide

verſtanden nichts von der Mahlerey. Danielle wollte ſeinen Monti zum Director haben, die Königin den Tiſchbein; alſo zog ſich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, ſo daß es Tiſchbein ſehr leid that es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorſchlag durch ſeinen Miniſter, daß ſie beide Directoren würden, daß der König die 600 Ducati, die Bonito hatte, zuſammen laſſen möchte, daß ein jeder Director 300 Ducati erhielte, doch ohne den Titel als Kammermahler. Der König, den man ſchon lange damit ennuyirt hatte, genehmigte es, und Tiſchbein ward mit Monti Director, jeder mit 300 Ducati jährlich. Tiſchbein bezahlte allein 300 Ducati jährliche Miethe für ſein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erſt vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geſchickter Mann erwarb er ſich Verdienſte um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, ſondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den ächten antiken Styl ein, ſo daß ſeine Lehren in der Folge gute Früchte brachten, und einige wenige aus ſeiner Schule, die nachher als Penſionärs in Rom ſtudirten, ſehr geſchickte Mahler wurden. So lange er noch in Rom war, mahlte er ſehr gut und verſprach viel. Sein Conradin war gut colorirt, durchſichtig, wahr und angenehm. Auch mit verſchiedenen Porträten, die er in Rom mahlte, machte er ſich Ehre. Nachher verließ er das Mahlen, legte ſich auf's Zeich-

nen, besonders Hetruriſcher Vaſen, wodurch er vielleicht ſeinem eigentlichen Mahlertalent Abbruch that.

Enkauſtik.

Da der Rath Reiffenſtein in Caſerta bei ihm war, ſo machte Hackert einige Verſuche a l'Encaustique, ſowohl auf ſeine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer, oder auf große Tavelezze, die er tünchen ließ, daß ſie alſo wie eine Mauer waren. Der König, der vielmal in ſein Studium kam, wollte das Wachseinbrennen ſelbſt mit anſehen, und ſagte: Morgen früh werde ich kommen. P. H. vermuthete, daß es, wie gewöhnlich, gegen ſieben Uhr ſeyn würde; er kam aber bald fünf Uhr. Zum Glück waren die Bedienten ſchon auf. Hackert ſtieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt ſich indeſſen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen ſah, und ſelbſt Hand mit anlegte. Dieſe Mahlerey wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm ſo ſehr, daß er gleich ſagte: Ihr müſſet mir mein Bad im Belvedere enkauſtiſch mahlen laſſen, welches auch wirklich geſchah. Der König ſprach ſehr viel über dieſe Art von Mahlerey, und wollte genau davon unterrichtet ſeyn. Reiffenſtein und Hackert waren verſchiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich wäre, ein Gemählde in vollkommener Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz

blaß ſehe und auf das Gerathewohl arbeite, daß man erſt ſiehet was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in den Farben bereits befindliche ſchmelzet, und die Farben ſehr lebhaft und ſchön erſcheinen. Reiffenſtein behauptete, man könne retuſchiren. P. H. geſtand es ein. „Aber, ſagte er, man tappet bei der Retuſche eben ſo im Dunkeln wie zuvor: denn die Farben ſind blaß. Es kommt alſo, mit aller Praktik auf ein gut Glück an, ob es geräth oder nicht.“ Er bewies, daß die antiken Gemählde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden waren, keine Harmonie hätten; daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemahlt wären, als Roth, Gelb, Grün, Blau u. ſ. w.; daß das Fleiſch in dieſen Gemählden gemeiniglich zu roth wäre, oder gar zu blaß und grau. Kurz es ſchien ihm ſchwer, daß man ein vollkommenes Gemählde enkauſtiſch verfertigen könnte. Ueberdem ſo iſt er der Meinung, daß ein Oelgemählde, wenn es mit guten Farben behandelt iſt, ſo lange dauern kann, als ein enkauſtiſches Gemählde auf Holz oder Leinwand. Eins und anderes muß in Acht genommen werden, wenn es ſich conſerviren ſoll. Was Verzierungen betrifft auf Mauern, da iſt dieſe Art Mahlerey vortrefflich. In den Verzierungen kommt es ſo genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas weniges dunkler oder heller iſt. Da nun der Mahler ſich zu ſeinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne, die er nöthig hat, bereitet, ſo kann es

ihm nicht fehlen, daß seine Verzierungen sowohl in Clairobscur als Camajeu gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verschiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß alles aus Einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieser Decorations-Mahlerey angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er seine Farben sehr gleich dick, und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt: dann wird es auch beim Einbrennen egal. In Italien ist diese Mahlerey sehr nützlich, um ganze Zimmer auszumahlen: denn sie hält sich sehr rein. Man staubt es ab, und reibet es mit einem wollnen Lappen über, wie man einen gebohnten Tisch abreibet, so bekommt es seinen vorherigen Glanz. Man ist von allerlei Insecten frei, die sich in warmen Ländern häufig in die Kalkritzen einnisten, die sehr schwer herauszubringen sind ohne Auripigment, der aber in Leimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang stinket. — Ob in den nördlichen Theilen von Europa die Enkaustik anwendbar ist, müßte die Erfahrung lehren: denn da nach großen Frösten die Wände, wenn sie aufthauen, öfters so schwitzen, daß das Wasser herunterläuft, so könnte es leicht seyn, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abspringen. Hernach so ist sie gegen die Leimfarben-Mahlerey theuer. Da bei der Decoration viele Mode herrschet, und selten der wahre gute Geschmack nach den Antiken eingeführt ist, so ist die Leimfarben-Mahlerey

vorzuziehen, weil sie weniger kostet, und man nach der Mode seine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architekt Santarelli hatte einen Plan gemacht, wornach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden sollte, so daß alle Kunstwerke daselbst aufgestellt werden könnten, die sämmtlichen Statuen, das ganze Museum von Portici, die Gemählde von Capo di Monte, und was sonst noch von Kunstwerken und Antiquitäten sich vorfände. Der Plan war gut, bequem und anständig. Nachdem der König Stunden lang mit P. H. und Santarelli alles untersucht hatte, erhielt jener den Auftrag, einen genauen Anschlag über Kosten und Ausführung zu besorgen. Es waren 500,000 Neapolitanische Ducaten nöthig. Dabei war der Plan so gemacht, daß niemand stehlen konnte, und wenn die Galeeren-Sclaven, wie gewöhnlich, bei'm Abtragen des Berges und bei'm Legen der Fundamente arbeiteten, noch 40,000 Ducaten erspart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war sehr zufrieden mit allem; P. H. verlangte jährlich 50,000 Ducaten, in der Bank deponirt, und versprach das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man

jährlich mehr dazu anwenden, ſo könnte in weniger Zeit alles in Ordnung ſeyn.

Der Marcheſe Venuti jedoch mit ſeiner Vielſchwänzerey verdarb alles: denn die Secretarie war ſchon eiferſüchtig, daß der Papſt, der dem Miniſter abgeſchlagen hatte, die Farneſiſchen Statuen abgeben zu laſſen, daſſelbe doch nachher dem Marcheſe Venuti und P. H. bewilligte; und nun arbeitete ſie daran, daß die Studien nicht gebaut werden ſollten. Durch Kammeriſtinnen machte man die Königin glauben, P. H. würde den Staat ruiniren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König feſt, nach und nach, wie gewöhnlich, gewann die Königin. Da P. H. dieß merkte, zog er ſich mit Ehren aus der Sache und wollte mit dergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwey Jahre darauf that Don Ciccio Danielle Vorſchläge, wie jene Zeichnung von Santarelli ausgeführt werden könnte. Sie wurden angenommen, und man verthat in zwey Jahren 350,000 Ducati, und der achte Theil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiscal Marcheſe Vivenzio bekam die Commiſſion. Verſchiedene ſtarben während des Proceſſes, ſogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santarelli zog ſich aus der Affaire und ſchob alles auf den zweyten Architekten.

Zweyte.

Mir ſchien, es lief
Uns Tyche ſchon, die ſchnelle, leicht voraus.

Erſte

(aus dem Gebüſche zugleich rufend und werfend).

Er kommt! er trifft!

Zweyte.

Ai!

Dritte.

Ei!

Erſte (hervortretend).

Erſchreckt ihr ſo
Vor einer Freundin? Nehmt vor Amors Pfeilen
Euch in Acht, ſie treffen unverſehener
Als dieſer Ball.

Zweyte (den Ball auffaſſend).

Er ſoll! er ſoll zur Strafe
Dir um die Schultern fliegen.

Erſte (laufend).

Werft! ich bin ſchon weit!

Dritte.

Nach ihr! nach ihr!

Zweyte (wirft).

Er reicht ſie kaum, er ſpringt
Ihr von der Erde nur vergebens nach.
Komm mit! Geſchwind! daß wir des Spiels ſo lang
Als möglich iſt genießen, frei für uns

welcher gestorben war. Der König fand sich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marchese Vivenzio, ein wahrer Patriot und Kunstliebhaber, wünschte daß das Werk ausgeführet würde, und suchte verschiedene Male P. H. zu bereden, es von neuem anzugreifen. Dieser aber gab die kurze Antwort: der Hof will betrogen seyn; in meinem Leben mische ich mich nicht mehr in die Sache.

Seehäfen.

Im Jahr 1787 wurde in Castel a Mare das erste Kriegsschiff gebaut, von vier und siebzig Kanonen (La Parthenope). Das Schiff, im Moment als es von Stapel ablief, sollte nebst dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuschauenden Volk vorgestellt werden. Im Grunde war der Vesuv, von jener Seite her gesehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausgeführt, und Georg Hackert stach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton sich sehr geschmeichelt sah.

Der König bestellte noch fünf andere große Bilder, lauter Seehäfen: die Zurückkehr der Escadre von Algier mit der Aussicht der Rhede von Neapel, von St. Lucia genommen; den Hafen von Castel a Mare; die Zurückkehr des Königs von Liverne nach Neapel, vom Magazin de Granai genommen; La Badia di Gaeta, in der Ferne der Mole di Gaeta, und die päpstlichen Galee-

ren; eine Vue von Fusia auf der Insel Ischia. Diese sechs Bilder sind in Caserta, in einem Vorzimmer des Königs.

Der König schickte P. H. 1788 nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu mahlen. Er gebrauchte zu der Reise am Adriatischen Meere, von Manfredonia bis Tarent, mehr als drey Monate.

San Leucio.

Als er von gedachter Reise zurückkam, präsentirte er sich der Königin, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leucio eine Cur brauche, und ihm sagte, daß er sobald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Gesellschaft zu leisten, der in dieser Zeit sonst niemand sehe. P. H. ging denselben Tag noch nach Caserta. Abends nach seiner Ankunft bekam er ein höflich Billet, im Namen des Königs geschrieben, daß er sich nicht incommodiren möchte, des andern Morgens zu kommen; es würde Ihro Majestät aber angenehm seyn, ihn um 4 Uhr des Nachmittags zu sehen. Er wurde sehr gnädig empfangen; der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er beim Weggehen die Befehle Seiner Majestät verlangte, so frug der König: „Bleibt Ihr in Caserta, oder gehr Ihr wieder nach Neapel?" P. H. erwiderte, daß er ganz von Ihro Majestät Befehlen abhinge. Der König sagte sehr gnädig und freundlich: „Wenn Ihr

in Caserta bleibt, so werdet Ihr mir einen Gefallen thun, alle Nachmittag um 4 Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer besehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Cur zu Ende ist." So geschah es nun, und die Zeit verfloß sehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Personen, die ihm Gesellschaft geleistet hatten, auf eine sehr verbindliche und schmeichelhafte Weise. Es war niemand als Duca della Miranda, Duca di Riario, der Arzt Veiro und P. H.

Der König hatte indessen den Gedanken gefaßt, San Leucio zu vergrößern, sowohl wegen seiner Seidenfabrik, die er da anlegte, wozu er verschiedene Florentiner hatte kommen lassen, als auch wegen des alten Palastes von Belvedere, nebst der Kirche, die so zu sagen ein Palast war, welche auf's neue befestigt und hergestellt werden sollten. Diesen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architekt Collicini hatte den Bau zu besorgen. Er war ein Schüler vom alten Vanvitelli, sehr solid im Bauen, aber dem unglücklichen Boromini'schen Geschmack ergeben, und in dieser Art hatte gedachter Architekt schon vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bei P. H. in Neapel vielmals im Hause gewesen war, gefiel der dort angebrachte Geschmack zu meubliren und die Zimmer zu verzieren gar sehr. „Es ist simpel, sagte er, und schön, und doch ist ein Luxus dar-

unter verſteckt. Nun glaubte er im Anfang mit Collicini dergleichen ſelbſt machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er P. H. ganz unverſehens nach S. Leocio rufen, und ſagte: „Ihr müßt mir helfen, ſonſt werde ich nicht fertig. Ich glaubte es allein machen zu können: aber ich ſehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferſtiche im kleinen Cabinet zu arrangiren. Nun habe ich Marianno Roſſi hier; er ſoll mir einen Plafond mahlen: Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben.“ P. H. antwortete: Laſſen mich Ew. Majeſtät ein wenig darauf denken.

Der König, der in allem was ihn perſönlich angeht, ſehr feurig iſt, machte zehn Schritte und frug gleich, was iſt Eure Meinung? Jener verſetzte: da dieſes ein Schlafzimmer iſt, ſo finde ich ſchicklich eine Aurora in das Oval des Plafonds zu mahlen, und über dem Spiegel des Kamins würde der Genius des Schlafes vorgeſtellt. Das Uebrige würde ganz ſimpel verziert, damit man ruhig die ſchöne Ausſicht der Campagne Felice genießen könne. Indeſſen findet ſich vielleicht noch was beſſeres, wenn Ew. Majeſtät mir Zeit laſſen zu denken. Der König ſagte: Beſſer kann es nicht werden, und ſo wurde es ausgeführt.

Nun kam es an den Saal, wo der König Perſonen empfing. „Hier, ſagte er, will ich es ſauber haben, aber nicht königlich — ſtellet Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landſitz bin — ohne Luxus, aber

sauber. Was denket Ihr hier für den Plafond anzugeben?" P. H. antwortete: Weil San Leocio ein Ort ist, wo Manufacturen angelegt werden, so finde ich schicklich im Plafond vorzustellen, wie Pallas die Menschen lehret spinnen, weben und dergleichen. Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürstücken waren die schönen Künste vorgestellt. Die Cabinette und Zimmer von seiner Suite wurden alle simpel und anständig ornirt, und dienten bei Festen Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der sowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weise ornirt. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgestellt, und in vier runden Feldern, Bachus, der den Menschen den Ackerbau, Weinbau u. s. w. lehrte. Dieses wurde sehr schlecht von Fischetti ausgeführt, so daß der König sagte, als er es fertig sah: „es ist gut für eine Schenke, aber nicht für mich." Indessen da er den Künstler selbst gewählt hatte, so ließ er's geschehen und sagte: „Die Möbeln, die Ihr habt machen lassen, sind solid und elegant: die Mahlerey will ich nicht ansehen. Es ist mir zu langweilig von neuem anzufangen und es herunterreißen lassen."

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben, von 80 Palmen Länge, wo er schwimmen konnte. Nachdem dieses gebaut war, ornirte es P. H. enkaustisch, sogar den Plafond, welches zwar mühsam

war, aber glücklich ausfiel. Also war Belvedere di San Leucio fertig. Der König gab ein Fest, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Nina pazza per Amore, von Paesiello, zum erstenmal aufgeführt wurde. P. H. hatte die Anstalten zu dem Feste gemacht, und ungeachtet alles eng und klein war, dergestalt die Einrichtung getroffen, daß über 300 Damen und erste Cavaliere an den Tafeln sitzen konnten; die übrigen aber an kleinen Tischen oder stehend soupirten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als sie den Tag vor dem Feste alle Anstalten sahen, indem sie nie geglaubt hatten, daß so viel Platz da wäre, und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendigt war, wurde soupirt. Die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden sich 48 Personen, und da eben zu der Zeit eine Spanische Escadre vor Neapel lag, so waren auch alle Stabsofficiere derselben zu dem Feste geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beschenkte P. H. mit einer goldnen Dose und Repetiruhr, so daß die Königin sagte: „Gott vergeb' es mir! Ich fürchte, daß es nahe an seinem Ende ist; denn er schenkt niemals." Indessen ist anzumerken, daß der König nicht Dosen, Uhren und dergleichen verschenkte, wie die Königin häufig that; lieber verehrte er 100 auch 200

Unzen in Gold, welches denn für den Empfänger weit beſſer war als eine Doſe, die er mit 80 Unzen bezahlt hätte, und nur 40 werth war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architekt Collicini hatte abermals den Auftrag. Es iſt ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpalaſt nennen. Es ſind viele Ställe dabei, theils für Pferde, weil eine Stuterey daſelbſt angelegt iſt, theils für Kühe, deren über 200 waren. In der angelegten Meierey wurde gute Butter und Parmeſankäſe gemacht. Ingleichen eine Bäckerey, um Brot für die Arbeiter zu backen; verſchiedene andere Gebäude zur Landwirthſchaft, und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an dieſem Orte leben: denn im Sommer iſt die Luft ſehr übel, ja in gewiſſen Monaten tödlich. Indeſſen Leute, die da geboren ſind, halten es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch ſelten über 40 bis 45 Jahre.

P. H. erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palaſt von Carditello, nebſt der darin begriffenen Kirche, mit Bildhauerey und Mahlerey zu verzieren. Dieſes ward in zwey Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als dem Feſt der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf Engliſche Art gegeben, in einem Oval, das rings

um

um den Palaſt und die Gebäude hergeht, und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut iſt. In demſelben ſteht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin ſich die Muſik befindet. Auch waren andere kleine populare Feſte für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tauſenden herbeiſtrömte. Der König war ſehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte P. H. für ſeine Mühe, und ſagte: „Das iſt der einzige Palaſt den ich habe, der fertig und völlig möblirt iſt.“

Sicilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden ſich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indeſſen immer noch fort ſich für die Künſte zu intereſſiren. Im Jahre 1790 wurde P. H. mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Felucke, mit 12 Mann wohl bewaffnet, abgeſchickt, die Küſte von Calabrien und Sicilien zu beſuchen, und alle mahleriſchen Seehäfen zu zeichnen, und Studien zu machen wonach die Bilder in Neapel könnten gefertigt werden. Die Reiſe ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieſer Jahreszeit ungewöhnlich iſt, verlor P. H. viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küſte Calabrien, wo nichts zu zeichnen war, Halte machen mußte. Er ging

darauf nach Meſſina, Syracus, Auguſta und Palermo, wo er zur Zeit des Feſtes der heiligen Roſalia ankam, und den vielen Gaukeleyen der fünf Tage beiwohnte. Siebzehn Tage war er in Palermo, und zeichnete verſchiedene Ausſichten des Hafens und der Rhede.

Der Vice-König, Prinz Caramanica, der ſein Freund ſchon ſeit langer Zeit in Neapel geweſen war, nahm ihn ſehr günſtig auf, und überdieß hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palaſt und war auf's beſte verſorgt. Den erſten Abend des Feſtes ſtellte der Prinz ihn ſelbſt der ganzen Nobleſſe vor: denn der Prinz hatte oft in Neapel geſehen, daß ſowohl der König als die Königin P. H. bei Hoffeſten an Souveräne verſtellten, welche damals Neapel beſuchten; auch fiel dieſes den Palermitaniſchen Cavalieren, die P. H. kannten, und ihn in Neapel als erſten Kammermahler bei allen königlichen Feſten geſehen hatten, nicht auf: hingegen die nie von ihrer Inſel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Mahler vom Vice-König vorgeſtellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vice-König den Künſtler oft bei Spazierfahrten in den Hafen und auf's Land mitnahm. Don Ciccio Carelli, erſter Secretär des Vice-Königs, führte ihn in alle übrigen Aſſembleen, wo Feſte gegeben wurden.

Da der König den Vorſatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prin-

zessinnen begleiten sollten, so wollte P. H. noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel seyn. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug, und ging mit dem gewöhnlichen Packetboot, il Tartaro zurück. Wäre P. H. nicht noch mit Carditello und dessen Möblirung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der König mit nach Wien genommen. Er wollte aber alles bei seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ er den Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so ging doch alles seinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam, und die beiden Tanten Ludwigs des XVI aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an zu stocken. P. H. mußte sein Quartier im alten Palast zu Caserta räumen, so wie alle andern Cavaliere, denen ihre Wohnung daselbst angewiesen war: die Prinzessinnen sollten ihn beziehen. P. H. wohnte noch ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun sehr oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr kostete, und P. H. verlor viele Zeit dabei. Indessen ging es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel seltner als sonst. P. H. sah wohl, daß das Ganze schief ging; aber er durfte sich's nicht merken lassen: denn alle

Nach allem Willen ſcherzen. Denn ich fürchte
Bald eilt die Fürſtin nach der Stadt zurück.
Sie iſt ſeit dieſem heitern Frühlingsabend
Nachdenklicher als ſonſt und freut ſich nicht
Mit uns zu lachen und zu ſpielen, wie
Sie ſtets gewohnt war. Komm! ſie rufen ſchon.

Zweyter Auftritt.

Ulyſſes (aus der Höhle tretend).

Was rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Geſchrey, ein laut Geſpräch der Frauen
Erklang mir durch die Dämmrung des Erwachens?
Hier ſeh ich niemand! Scherzen durch's Gebüſch
Die Nymphen? oder ahmt der friſche Wind,
Durch's hohe Rohr des Fluſſes ſich bewegend,
Zu meiner Qual die Menſchenſtimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?
Iſt's leer von Menſchen; wehe mir Verlaſſ'nem!
Wo will ich Speiſe finden, Kleid und Waffe?
Iſt es bewohnt von rohen, ungezähmten:
Dann wehe doppelt mir! dann übt auf's neue
Gefahr und Sorge dringend Geiſt und Hände.
O Noth! Bedürfniß o! Ihr ſtrengen Schweſtern
Ihr haltet, eng begleitend, mich gefangen!
So kehr' ich von der zehenjähr'gen Mühe
Des wohlvollbrachten Krieges wieder heim,
Der Städtebändiger, der Sinnbezwinger!
Der Bettgenoſſ' unſterblich ſchöner Frauen!

Wohlgesinnten, die nicht in den Ton stimmten, den Haß und Partengeist angegeben hatten, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft urtheilten, waren augenblicklich in Verdacht, und in Gefahr, ohne Verhör Jahre lang im Gefängniß zu schmachten. P. H., um sich zurückzuziehen, und um nur die großen Festtage, wo es seine Stelle erforderte, bei Hofe zu erscheinen, oder wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, miethete sich ein klein Casino sul Vomero, welches die schönste Aussicht vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anstalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er setzte sich in den Wagen, und konnte in der zweyten halben Stunde auf dem Palast des Königs seyn. Also war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich, und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um sich von den traurigen Ahnungen zu zerstreuen, die er von den bevorstehenden Schicksalen hatte, machte er in den heißen Monaten mahlerische Reisen nach Monte Forte, Monte Vergine, zu den weißen Benedictinern, wo der General und viele Liebe seine Freunde waren, so wie auch zu den Camaldulensern a l'Incoronata. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit mahlte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Baja fortsetzte; machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten

im Königreich, nach Cuzazzo, Pie di Monte, Alisa, Sal Matteſe. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher ſeine Capitalien zurückzuziehen; aber ſie mußten erſt aufgekündigt werden. Auch war der Cours auf auswärtige Plätze ſchon ſo ſchlecht, daß man 15 Proc. verlor. Doch würde er dieſes nicht geachtet haben, wäre es nur möglich geweſen, ſein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufſehen zu machen: der Hof würde es ſogleich erfahren und Verdacht geſchöpft haben. Alſo war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Kataſtrophe zubereitet, wovon Mylord Nelſon und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte ſein Silber hergeben. P. H. lieferte für 2400 Scudi Silbergeſchirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten. Jenes aber wurde bei angedrohter Confiscation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreyßig Tagen 50 Proc. verloren. Der König zog alles baare Geld an ſich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem niemand ſich Gutes verſprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menſchen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen, und jeder ehrliche Mann

augenblicklich in Gefahr, ſein Hab und Gut ausgeplündert zu ſehen und ermordet zu werden. In dieſer Lage befand ſich P. H. mit ſeinem Bruder Georg, welche beide in einem Flügel des Francaviliſchen Palaſtes wohnten.

Nachdem der königliche Palaſt ausgeplündert war, ſtanden beide Brüder hinter einer Jalouſie am Fenſter, um zu ſehen, was für ein Lärm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazaroni riefen einander zu: Wir müſſen den Francaviliſchen Palaſt plündern, denn die Königin hat viele ſchöne Sachen daſelbſt. Beide Brüder nahmen Hut und Stock und jeder ſeine Schatulle mit Papieren und Kameen, und was ſie ſonſt Pretioſes hatten, um ſich durch den Garten zu retten, zu deſſen Genuß ihnen die Königin den Schlüſſel gegeben hatte. Sie wollten ſich nach dem Caſino auf dem Pomero begeben. Mit einmal entſtand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazaroni, deſſen Urſache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicherweiſe unterblieb die Plünderung. Indeſſen machten ſie ſo viel als möglich insgeheim Anſtalten, die beſten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geſchehen konnte, theils wegen der Lazaroni, theils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist wohl nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind so gewünscht worden, als die Franzosen in diesem Augenblick. Es herrschte die größte Anarchie, die man sich denken kann: jeden Augenblick Mord und Todtschlag. Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich eine Kugel erwarten. Drey Tage jedoch, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, sah man die wilden Lazaroni in Lämmer verwandelt; man hatte ihrer sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig der Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand P. H. einen Zettel an seiner Thüre, daß der Divisionsgeneral Rey nebst seinem Generalstab und vier Commissarien bei ihm wohnen solle. P. H. widersetzte sich heftig, und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität dieses geschehe. Man antwortete, das Einquartierungsbillet von der Municipalität sollte des andern Tages erfolgen. Indessen rückten 86 Jäger und Pferde in den Palast ein, weil so viel Stallung für sie da war. Die vier Commissärs blieben die Nacht da, und schliefen gekleidet auf Matratzen: denn P. H. hatte nur drey Betten, eins für sich, eins für einen Fremden, und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Commissärs alles versiegeln, welches mit guten und bösen Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten sich gleich siebzehn großer Gemählde von Seehäfen, die

dem König gehörten, und unten im Studium von Georg Hackert ſtanden. Drey Seehäfen von gleicher Größe waren bei P. H. in ſeinem Studium oben, die er mit Mühe und Weitläuftigkeiten rettete: denn er bewies endlich, daß der König ſie noch nicht bezahlt habe, und ſie bis jetzt noch des Künſtlers Eigenthum wären. General Rey, der vom General Championet zum Commandanten von Neapel ernannt war, kam an, logirte ſich in Philipps Quartier und bediente ſich ſeines Bettes, ſeiner Küchengeräthſchaften und alles was da war. Der Generalſtab war unten einquartiert bei Georg Hackert, wo ſie in Betten ſchliefen, welche die Municipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Secretarie. Und ſo gereichte dasjenige, was ihnen ſo viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Theil eines königlichen Palaſtes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem ſie als Privatleute gleichſam an des Königs Stelle die neuen Gäſte bewirthen ſollten, und ihre eigenen Sachen als königlich angeſehen wurden: denn das beſondere Verhältniß, worin ſie ſtanden, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Den General Rey lud P. H. den erſten Tag, weil ſein Koch noch nicht angekommen war, zum Eſſen ein, und durch höfliche und kräftige Behandlung, auch durch

die Vorſtellung, daß ſie geborne Preußen ſeyen, wurde der General ihr Freund; und wie P. H. im ſiebenjährigen Kriege ſein erſtes Aufkommen als Künſtler Franzöſiſchen Officieren zu danken hatte, ſo dankte er nun Franzöſiſchen Generalen ſeine Rettung.

Es kam ein Billet von der Municipalität, daß P. H. ſogleich 1200 Neapolitaniſche Ducaten Contribution bezahlen ſollte. Baar Geld war nicht vorhanden, alſo wendete er ſich an General Rey um guten Rath. Dieſer ſetzte ſich mit ihm in den Wagen, und brachte ihn zum General Championet, dem er ihn als einen berühmten Künſtler vorſtellte, da er denn ſehr gut aufgenommen ward; allein von der Contribution war dießmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunſt auf eine indirecte Weiſe von derſelben befreit.

General Rey bezeigte ſich ſehr freundlich gegen die beiden Brüder, und verlangte, daß ſie täglich mit ihm ſpeiſen ſollten; ja er verwies es ihnen auf die höflichſte Weiſe, wenn ſie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weiſe an den Tag, wie ſehr er ſie ſchätze und beſchütze. Hierdurch wurde P. H. in große Verlegenheit geſetzt: denn in ſeinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht beſtehen könne, und daß der König bald wieder in den Beſitz ſeines Landes kommen würde. Viele Generale beſuchten ihn nun in ſeinem neuen Hauſe, das er bezogen hatte, ſeitdem er den Fran-

cavilliſchen Palaſt verlaſſen mußte. Sie zeigten ſich alle als Liebhaber der Kunſt, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages ſagte er: „Daß Ihr kein guter Republicaner ſeyn könnt, iſt mir ſehr begreiflich; denn ein Künſtler, der jährlich 6000 Livres Penſion verliert, nebſt einer ſchönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge ſeyn; aber Ihr ſeyd ruhige Leute, und habt Euch weder ſonſt noch jetzt in Regierungsgeſchäfte gemiſcht. Wir ſchätzen Euch als Artiſten und reſpectiren Euch als Preußen. Und wie ich Euch ſeit einem Monat kenne, habe ich den beſten Begriff von Euch. Aber ich rathe Euch, ja ich verlange auf's dringendſte daß Ihr Neapel verlaßt und nach Paris gehet: denn ich kann Euch vertrauen, daß man mir ſchon angeſonnen hat, Euch als Royaliſten arretiren zu laſſen. Ziehet weg. Männer und Künſtler, wie Ihr ſeyd, Ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben.

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten ſchon längſt über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältniſſe zur Municipalität wohl überlegt, und auch vorher ſchon vom General Rey etwas Nebuliches hören müſſen. Sie ſahen voraus, was nach dem wahrſcheinlichen Abzug der Franzoſen ſie er-

wartete. Sie beſchloſſen daher ſich zu entfernen, und wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigſtens Livorno zu erreichen: denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toscana. Einige Tage darauf ſagte General Rey zu P. H.: Wann gehet Ihr? Dieſer antwortete: mit dem erſten Schiffe, das neutral iſt. Ein Däne liegt hier, der Quarantaine hält, mit dem will ich gehen. Der General verſetzte: thut es ſo geſchwind als möglich, denn ich habe meine Urſachen. Er rief ſogleich ſeinen Secretär und gab jedem einen Paß, mit der Weiſung ihn beſtändig in der Taſche zu tragen, und die Franzöſiſche Cocarde auf dem Hut. Und ſo waren die beiden Brüder bei Hof in Palermo für Jacobiner ausgeſchrien, und in Neapel wollte man ſie als Royaliſten einkerkern. In dieſem Falle befanden ſich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

Abfahrt.

Endlich war die Quarantaine des Däniſchen Capitains zu Ende, und P. H. mußte bis Livorno über 300 Piaſter bezahlen für ſich, ſeinen Bruder, einige zwanzig Kiſten und einen Engliſchen Wagen. General Rey hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, viſitirt werden ſollte. Der Däniſche General-Conſul, Chriſtian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Director Tiſchbein und andere mehr, in allem 43

Passagiere. Bei Monte Christo ward das Schiff von einem Französischen Caper besucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, so wurde das Schiff genommen. P. H. widersetzte sich mit Heftigkeit, zeigte seinen Französischen Paß und wurde als Preuße respectirt. Indessen wollten sie das Schiff nach Bastia in Corsica bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Bastia keine Gerechtigkeit sey; also da die Caper das Schiff verlassen hatten, handelten sie mit den beiden Kerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und stellten ihnen vor: der Großherzog von Toscana habe schon das Land verlassen, und die Franzosen seyen im Besitze desselben. Sie möchten das Schiff anstatt nach Bastia nach Livorno bringen lassen. Dieses kostete 200 Piaster, welche P. H. mit den beiden obgenannten bezahlte, weil sie die besten Güter auf dem Schiff hatten.

Livorno.

Der Wind ward ungestüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reise von dreyzehn Tagen kamen sie in der Nacht auf der Rhede daselbst an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich besucht, und weil ein Caper darauf gewesen war, 25 Tage Quarantaine declarirt, welche auch im Hospital St. Jacob gehalten wurde.

P. H. ließ gleich seinen Englischen Wagen wegbringen, da es aber an die Kisten kam, wollte man sie visitiren, ob auch Englische Waaren darin wären. Durch den Preußischen Agenten und den General Miolis aber wurde alles sogleich vermittelt, und die Kisten ohne Visitation verabfolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläuftigen Proceß, der erst lange hernach in Paris entschieden wurde.

General Miolis war durch General Rey schon unterrichtet, daß die beiden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber schwer auszuführen, und man ließ die Entschuldigung gelten, daß das Meer voller Caper, und das Land voller Armeen sey. Sie wählten einstweilen Pisa zu ihrem Wohnplatze und hielten sich stille, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten.

Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahr 1803 kaufte P. H. sich eine Villa mit zwey Podere, welches so viel sagen will, als zwey Bauerfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Carreggio nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. P. H. hatte seine Wohnung in Florenz, und lebte viele Monate auf der

Jn's Meer verſanken die erworbnen Schätze,
Und ach, die beſten Schätze, die Gefährten,
Erprobte Männer, in Gefahr und Mühe
An meiner Seite lebenslang gebildet,
Verſchlungen hat der tauſendfache Rachen
Des Meeres die Geliebten und allein,
Nackt und bedürftig jeder kleinen Hülfe,
Erheb' ich mich auf unbekanntem Boden
Von ungemeſſ'nem Schlaf. Jch irrte nicht!
Jch höre das Geſchwätz vergnügter Mädchen.
O daß ſie freundlich mir und zarten Herzens
Dem Vielgeplagten doch begegnen möchten,
Wie ſie mich einſt den Glücklichen empfingen!
Jch ſehe recht! die ſchönſte Heldentochter
Kommt hier, begleitet von bejahrtem Weibe,
Den Sand des Ufers meidend nach dem Haine.
Verberg' ich mich ſo lange, bis die Zeit
Die ſchickliche, dem klugen Sinn erſcheint.

Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig mahlte, und sich dabei auch mit der Cultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptals Unterri[illegible] preßte sein Oel, wie es die Provencalen machen, legte sich einen Küchengarten an, baute das Kornland besser, ließ gemauerte Gräben ziehen, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gütchen in kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gestört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel und was sonst von dieser Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm, und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4ten November 1805, noch nicht 50 Jahr alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben: denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte P. H. in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menſchen, die auf eine entſchiedene Weiſe ihres eigenen Glücks Schmiede ſind. Sein angebornes Talent entwickelte ſich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgeſetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn geſehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbſtbeherrſchung jederman dienen und niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe ſich in Menſchen zu ſchicken, ohne im mindeſten biegſam zu ſeyn. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vortheil, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur beſtimmt hatte, zu ſeiner Zeit vor vielen andern begünſtigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er ſeine Kunſt ſo wie ſeine Geſchäfte betrieb, ward mild und leidlich für andere, indem ſein eigentliches Metier ihn jederman angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber ſuchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten ſtrebten ihm nach, und jeder war ſchon zufrieden, wenn er ſich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geſchätzt, ohne beneidet zu werden, und konnte immer er ſelbſt ſeyn, ohne den Menſchen läſtig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater, er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beſchützer. Sein Aeußeres war ſeinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er ſich ſtrack, ohne ſteif zu ſeyn, doch mehr mit einem ernſten als gefälligen Anſtand.

Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomate sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihres Gleichen nicht ist, doch ihres Gleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war, und seinen Theil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er äbnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den besten, die uns aus dieser Nation bekannt geworden; eine Vergleichung, die, indem sie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

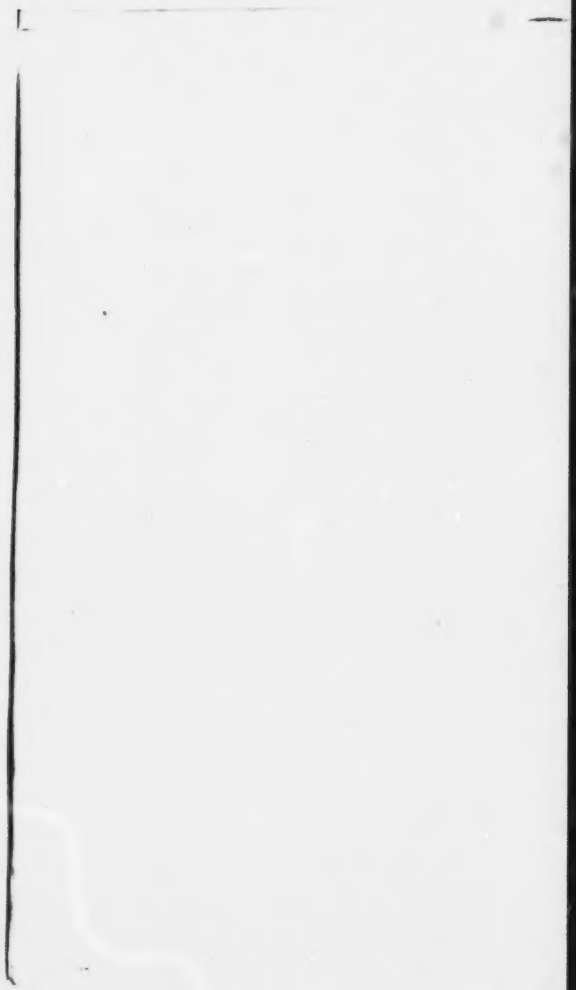

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographischer Aufsätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie sind größtentheils von Hackerts eigener Hand, und freilich war die vorzunehmende und dem Verstorbenen zugesagte Redaction manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmuth solcher Aufsätze beruht auf einem natürlichen, fast mehr noch als die Rede selbst, losen und ungezwungenen Styl, welcher sich jedoch in einer Druckschrift wunderlich ausnehmen, ja kaum lesbar seyn würde. Den Freunden des Künstlers und der Kunst eine nicht mißfällige Lectüre zu bereiten, und dem Natürlichen, Wahren, Anmuthigen jener Blätter bei einer Bearbeitung so wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelegen seyn ließ; und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im Ganzen möge gelungen seyn.

Diese durch unsere Redaction entstandene Sammlung besteht in drey Abtheilungen, wovon die erste einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunstganges unsers Hackert

bis in sein vierzigstes Jahr enthält; die zweyte aus dem Reise-Journal eines Engländers, der mit Hackert Sicilien durchzog; die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten besteht, welche jedoch die Kunst- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen. Möchte man von jener ersten Abtheilung wünschen, daß sie etwas mehr, und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, so geschähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaction dieser Hefte weder dort etwas zugeben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derselben zu zerstören. Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne und zwar durch ihn selbst erhält, so ist es billig, daß man auch seiner eigenen Art, womit er von sich spricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an diesen Aufsätzen nicht mehr gethan als nöthig war, um sie lesbar zu machen, damit das meistens glückliche Leben unsers Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beschauers hinfließen möge.

Was das Reise-Journal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wohl der Mühe werth sey, solches zu übersetzen und abzudrucken. Sicilien, das in der zweyten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreist und beschrieben worden, daß man sich kaum nach einer abermaligen, besonders nach einer älteren Reisebeschreibung sehnen möchte. Die Bemerkung

jedoch, daß man eher müde wird selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, schien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich besitzen wir einen verständigen einsichtigen Swinburne, einen edlen und männlichen Riedesel, einen heitern mitunter etwas übereilten Lebemann Brydone, einen geschäftigen, aber nicht immer zuverlässigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weitschweifigen Bartels, einen ernsten und gefaßten Münter, einen unterrichteten und blühenden Stolberg, einen wissenschaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch sein Kupferwerk alles gleichsam abschließenden Houel, ja noch so manche andere, daß man also gar wohl diesen Knight hätte entbehren können, um so mehr als er einige seiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint. Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land studiren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aufsuchen als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpuncte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urtheilenden sehr zu Statten kommen. Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher Gegenstände anzusehen; die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit manches

verändert und sich nach wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten. So stand zu den Zeiten Knight's Meſſina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Aetna war, obgleich beſchwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anſtatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel ſelbſt ausbrach, das Erklimmen deſſelben beinahe unmöglich ward. Von Schlüſſen, die aus ſolchen Vergleichungen können gezogen werden, gibt uns Spallanzani ein intereſſantes Beiſpiel, indem er zuſammenſtellt, was ſeine Vorgänger von der innern Beſchaffenheit des Aetneiſchen Kraters gemeldet hatten. Und wer von denen, die ſich mit der Erdbeſchreibung ernſtlich beſchäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weiſe verfahren? Die Bekanntſchaft, die wir bei dieſer Gelegenheit mit ſo bedeutenden Männern machen, iſt faſt eben ſo viel werth, als die Bekanntſchaft mit den Gegenſtänden ſelbſt: denn wo zeichnen ſich die Nationen und die Individuen derſelben wohl mehr aus als auf Reiſen? Jeder bringt eine gewiſſe einheimiſche Urtheilsweiſe mit; jeder hat einen gewiſſen Maßſtab des Guten, Würdigen, Wünſchenswerthen oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reiſenden an ſich tragen, ſpricht ſich aus. Hackert mit ſeinen beiden Engliſchen Freunden erſcheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen beſtimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit und

was den Menschen darin erhält, die Hauptneigung zu allem, was wirksam und förderlich ist, besonders im Staatsfache, so wie im Oekonomischen, Mercantilischen, Technischen, erscheint an diesen wenigen Männern theils in der Reisebeschreibung, theils in der Biographie. Sie bekennen sich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir sehen einen Papst, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu schätzen wissen, ohne zu fragen, welcher Kirche ein solcher Mann angehöre. Der Widerwille Knight's gegen alles was Faulheit und Tagedieberey begünstigt, bricht überall hervor, und so scheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen sich seine Reisebeschreibung datirt.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt sich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichsam gefordert wird, in dem Leben eines Landschaftsmahlers auch einmal die Landschaft selbst zu sehen; welches eigentlich nur durch einen Dritten geleistet werden kann, der, indessen der Künstler zeichnet, die wörtliche und schriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So sind es denn auch nur wenige Bogen, die man sogar, nach Belieben, überschlagen könnte.

Uebrigens ist er als ein Mann von Kenntnissen, besonders in der Griechischen Literatur, bekannt, und Verfasser eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt:

Helena

klaſſiſch-romantiſche

Phantasmagorie.

Zwiſchenſpiel zu Fauſt.

An analytical Essay on the Greek Alphabet, by Richard Payne Knight. London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunſt: denn Downton-Caſtel in Shropſhire, ſein Geburtsort, enthält viele Gegenſtände der Sculptur und Mahlerey, die er auf ſeinen Reiſen geſammelt hatte. Durch ein Verſehen heißt er in dem Hackert'ſchen Manuſcript mit Vornamen Henry, der alſo nach dem eben angeführten Werke zu berichtigen wäre.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit von Hackert's zweytem Reiſegefährten, Herrn Gore, umſtändlichere Nachricht zu geben.

Charles Gore.

Geboren den 5 December 1729 zu Horketow in Yorkſhire, ſtammte aus einer würdigen Familie, und einer ſeiner Vorfahren war Lord Mayor der Stadt London geweſen. Sein Vater, ein ſehr rechtſchaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen, und war der jüngſte von drey Brüdern. Die älteſten wurden Parlamentsglieder, und ihn beſtimmte man zur Handelſchaft, nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des erſten Adels nicht nachtheilig hielt, wenn ſie ihr Glück auf dieſem Wege ſuchen wollten. Er war eine Zeit lang als Director der Engliſchen Factorey in Hamburg angeſtellt, und gerade in der Epoche, als die Engliſchen Armeen unter dem Commando des Herzogs von Marlborough ſich auf dem feſten Lande befanden. Der Herzog war ihm ſehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete ſich dergeſtalt der Perſon und dem Intereſſe dieſes großen Heerführers, daß, als beide zurück nach England kamen, und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Miniſters Lord Orford hielten, er darüber verdrießlich ſich von ſeiner Familie trennte und ſich nach Yorkſhire

begab, wo er eine Besitzung kaufte und bei schon zunehmendem Alter heirathete.

Er hatte sieben Kinder von seiner Gattin, darunter unser Charles Gore das dritte, und der einzige Sohn war. Er ward in der Westminster Schule erzogen, und, weil sein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannschaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-Comptoir seines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einst seine Familie in Yorkshire besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer jungen Erbin, die bei ansehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit besaß. Als er durch die Heirath mit diesem Frauenzimmer unabhängig ward, so verließ er alsbald seine kaufmännische Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweyte sehr zeitig starb; er aber blieb mit seiner Familie in Yorkshire bis zu seines Vaters Tode, und beschäftigte sich diese Zeit über, so gut als die Lage seines Wohnortes zuließ, sich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst. Nach dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden Leidenschaft für die Schiffahrt vollkommenen Lauf lassen, welche bis zum größten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hamrshire die angenehme Stadt Southampton an dem Flusse gleiches Namens zu seinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit

seinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationirt, ihm alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung seines Lieblingsgewerbes nöthig hatte.

Dieses trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verschiedene Schiffe nach seinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen seiner zierlichen Gestalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre in diesem Schiffe die Brüder Ihro Majestät, die Herzoge von York, Glocester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Insel Whight und sonst umher zu führen. Gewöhnlich brachte er seinen Sommer, ja den größten Theil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küste von England befuhr, auch die Küsten von Frankreich, die Inseln Guernsey, Jersey und andre besuchte, und auf diese Weise die Kenntniß des Schiffbaues und des Seewesens sich eigen machte, wodurch seine Zeichnungen so außerordentlich schätzbar werden. Er hatte beständig zwey Matrosen im Dienste, und stand selbst immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannschaft.

Erst in dem Jahre 1773 ward er veranlaßt diese seine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm so äußerst angenehm war; doch der schlimme Gesundheitszustand seiner Gattin, und die Meinung der Aerzte, daß

die Luft von Southampton ihrer Genesung entgegenstehe, bewogen ihn um ihrentwillen einen mildern Himmelsstrich zu suchen, und seine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Lissabon zu versetzen. Aber die Gesundheit seiner Gattin wurde dadurch so wenig gefördert, daß er das nächste Jahr nach England zurückzukehren im Begriff stand, als unvermuthet ein alter Bekannter ankam, Capitän Thompson, der den Levant, eine Fregatte von 32 Kanonen commandirte, und auf seinem Wege in das Mittelländische Meer in Lissabon ansprach. Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Capitäns nicht widerstehen, der ihn und seine Familie nach Livorno zu bringen versprach; und weil dieser geschickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verschiedenen Englischen Garnisonen Geld zu bringen, so fand Herr Gore die erwünschte Gelegenheit Gibraltar und Port Mahon auf der Insel Minorca zu sehen, an welchem letztern Platz der Capitän sich beinahe drey Wochen aufhielt.

Sie trennten sich in Livorno; nachdem Herr Gore sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten, und seine jüngste Tochter dem Lord Cowper, der daselbst ansässig war, verlobt hatte, zog er mit seiner Familie nach Rom und Neapel, und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemiethet hatte, wo er sich denn meistens bis zum Jahr 1778 aufhielt.

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekannt-

ſchaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landſchafts-mahler. Sie brachten zwey Sommer zuſammen auf Caſtel Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verſchiedenen Luſtreiſen beſchäftigt, wobei ſie immer nach der Natur ſtudirten und zeichneten; welches in dieſer göttlichen, reichen und durch ſo mannichfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehrten ſie gegen den Winter nach Rom zurück, ſo brachte Gore ſeine meiſten Abende in Hackert's Hauſe zu, wo ſich einige Deutſche Künſtler, ingleichen Engliſche und andere Fremde ebenfalls einfanden, die ſich wie er den Künſten ergeben hatten. Gewöhnlich ſaßen ſie um einen großen Tiſch, auf welchem mehrere Lampen ſtunden, und jeder wählte ſich ein Vorbild aus Hackert's ſchönen Studien nach der Natur, indeſſen ein Italiäniſcher Abbate ihnen den Taſſo und die übrigen vorzüglichen Italiäniſchen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen aber guten Tafel beſchloſſen, und die Träume dieſer kleinen Societät ſollen oft beſonders mahleriſch geweſen ſeyn.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Geſellſchaft ſeiner Freunde, Hackert und Knight, die Reiſe nach Sicilien, woran er ſich zeitlebens ſo gern erinnerte. Nach drey Monaten kehrten ſie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo ſie mit großen Schmerzen von einan-

der ſchieden, indem Hackert mit einer Geſellſchaft jun-
ger Engländer und Ruſſen die Boromeiſchen Inſeln be-
ſuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwey Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland be-
ſuchte. In ſeinem Vaterlande hielt er ſich abermals gegen zwey Jahre auf; als aber im Jahr 1785 die Ge-
ſundheit ſeiner Gattin von neuem zu ſinken anfing, ſo brachte er ſie nochmals auf's feſte Land und kehrte un-
mittelbar von Spaa nach England allein zurück, um ſeine Geſchäfte in Ordnung zu bringen, indem er ſich vorgenommen hatte, ſich durchaus in Neapel nieder-zu-
laſſen. Aber ein unerwartetes Unglück zerſtörte dieſen Plan. Während ſeiner Abweſenheit ſtarb die geliebte Gattin zu Spaa den 22 Auguſt 1785 an einem Fluß-
fieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen ſie mit Recht ſo werth und theuer geweſen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam in's Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Sheddencourt in Sherp-
ſhire vernommen, da er am Podagra in dem Hauſe ſei-
nes Freundes Lord Batemann darniederlag, der mit ſeiner trefflichen Gemahlin ihm in dieſen körperlichen und Gemüths-Bedrängniſſen den liebenswürdigſten Beyſtand leiſtete. Sobald er wieder hergeſtellt war, kehrte er zu ſeinen Töchtern zurück, hielt ſich einige Monate im Haag

auf, wo er ſich vornahm den bisher noch unbetretenen Theil von Deutſchland zu beſuchen. Sie gelangten im October 1787 nach Weimar und ſetzten ihre Reiſe nach Dresden und Berlin fort, und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimariſchen Herrſchaften bewogen, ſich im Jahre 1791 in Weimar niederzulaſſen.

Die Gegenwart dieſes vortrefflichen Mannes iſt unter die bedeutenden Vortheile zu rechnen, welche dieſe Stadt in den letzten Jahren genoſſen. Seine Perſönlichkeit machte ſtets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er ſich gegen jederman; ſelbſt noch im Alter machte ſeine Geſtalt, ſeine Geſichtsbildung einen ſehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er vieles geſehen, erlebt und geleſen, ja man kann ſagen keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenſtänden zugebracht hatte. Seine anſehnlichen Einkünfte ſetzten ihn in den Stand bequem und behaglich zu leben, und dabei großmüthig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu ſeyn. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte ſeine Geſellſchaft ſicher und angenehm, und ſelbſt wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mittheilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küſten, in ſchönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Luſt in ihm erregt, ſolche flüchtige Augenblicke zu fixiren. So hatte

er sich der Prospectzeichnung ergeben, und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der Richtigkeit solcher Abbildungen zu seyn, hatte er die Camera obscura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vortheil zu bedienen wußte. Er setzte dergleichen Uebungen immer fort, welches ihm um so leichter ward, als er an Rath Kraus, einem sehr geschickten und in diesem Fache fertigen Künstler, den besten Gehülfen fand. Er machte mit demselben verschiedene Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Boromeischen Inseln gedenke.

Was ihn aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise beschäftigte, war die Sorgfalt, womit er seine früheren Zeichnungen zusammenstellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche Folge von Aussichten. Lissabon, Gibraltar, Minorca, die Küsten des Mittelmeers, Sicilien, Italien, waren unter verschiedenen Gesichtspuncten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargestellt. Die Seestücke und Häfen zeichnen sich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus: denn indem Herr Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so waren ihm diese wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt, sondern er verstand ihre Formen, so wie die ganze Technik, wodurch

sie

ſie bewegt werden, auf's genaueſte. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut iſt, die Gelenke an den rechten Ort ſetzt, ſo waren bei ihm die Theile des Schiffs im rechten Verhältniß, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die ſie hervorbringen ſollten, ſehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor ſeinem Ende mit der Geſellſchaft zu Verbeſſerung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beſtändigem Verhältniß blieb und ihr ſeine Betrachtungen mittheilte, die er über dieſen Gegenſtand immer fortſetzte. Als Beweis ſeiner unveränderlichen Neigung zu dieſen Gegenſtänden kann man anführen, daß er nicht vier und zwanzig Stunden vor ſeinem Ende, welches den 22 Januar 1807 erfolgte, ſeiner Tochter den Wunſch ausdrückte, daß ſie bei ihrem Ableben ein Legat der Societät der Marine zu London hinterlaſſen möge. Eben ſo verordnete er in ſeinem Teſtamente, daß von den alten Matroſen, welche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Penſion regelmäßig bis an ſein Ende erhalten ſollte, welches denn auch durch ſeine treffliche Tochter gewiſſenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren ſeine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor ſeinem Tode ausgeſprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es ſind dieſe ſchönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt, und werden daſelbſt aufbewahrt. Eine Mar-

morbüſte des Herrn Gore wird daſelbſt auch das Andenken an ſeine Perſönlichkeit erhalten. Seinen Ueberreſten geſtattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergeſetzt zu werden, wo ſie neben ſeiner ältern Tochter Eliſe Gore, einer der würdigſten Schülerinnen Hackert's, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruheſtätte gefunden. Ihm daſelbſt ein vollſtändiges Monument zu ſetzen, war ſeiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Ausführliche Beſchreibung der ſechs Gemählde, die zwey Treffen bei Tſchesme vorſtellend.

S. oben Seite 129 — 138.

Erſtes Gemählde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht vom 7 Juli 1770 zu nöthigen.

Die Türkiſche Flotte war in einem Halbcirkel am rechten Ufer des feſten Landes bei Tſchesme geordnet. Das Türkiſche Schiff mit der großen roth und grünen Flagge und dem rothen Wimpel auf dem großen Maſt commandirte der Capitän Baſcha; das Schiff mit der großen gelb und rothen Flagge auf dem großen Maſt war des Contre-Admirals; das Schiff mit der großen

rothen Flagge auf dem Fockmaſt befehligte der zweyte Contre-Admiral; alle andern Türkiſchen Schiffe führen rothe Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte ſtehen die Landtruppen, dreyßigtauſend Mann ſtark, die Landung der Ruſſen zu verhindern, und die Schiffstruppen im Nothfalle abzulöſen. Hievon ſieht man nur einen Theil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt ſind; ſo wie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannſchaft, nur einige vorgeſtellt ſieht.

Der Ober-General der kaiſerlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beſchloſſen die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch begünſtigte, anzugreifen, und rückte um 11 Uhr mit drey Diviſionen vor. Die erſte Diviſion von drey Schiffen, die Europa, St. Eſtafi und Tri Swetitele befehligt der Admiral Spiridow, deſſen große Flagge auf dem Mittelmaſt des zweyten Schiffes St. Eſtafi, worauf er ſich befand, zu ſehen. Dieſe ganze Diviſion hat blaue Windfahnen. Das erſte Schiff, Europa, wendet ſich, indem es auf den Feind ſeine Ladung abfeuert, welcher ſchon die Ruſſiſche Flotte eine Zeit lang beſchoſſen hatte. Die zweyte Diviſion, gleichfalls von drey Schiffen, St. Januarius, Tri Eracha und Raſtislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Ober-General, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Tri Eracha ſich befindet, auf deſſen gro-

ßem Maſt man die große Kaiſerflagge ſieht. Auf dem Fockmaſt iſt die große rothe Flagge als Zeichen des Angriffs. Dieſe ganze Diviſion hat weiße Windfahnen. Die dritte Diviſion beſteht aus drey Schiffen, Netron Menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinſton, der ſich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Contreadmirals-Flagge auf dem Beſanmaſt. Die ganze Diviſion hat rothe Windfahnen, und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die ſich bei der zweyten Diviſion nach vorn zu befindet, wirft beſtändig Bomben auf den Feind.

Zweytes Gemählde.

Treffen von Tſchesme den 5 Juli 1770.

Das Schiff St. Eſtaſi, welches das Schiff des Türkiſchen Contre-Admirals genommen hatte, war von dem großen brennenden Maſt deſſelben entzündet, aufgeflogen. Die Trümmer deſſelben ſieht man im Vordergrund. Man erblickt Ruſſen, welche die Türkiſche Flagge retten, um dieſes Zeichen ihres Siegs zu erhalten. An der andern Seite mehrere Türken und Ruſſen, die ſich um die Wette auf einen Theil der Trümmer zu retten ſuchen. Weiterhin erblickt man eine Ruſſiſche Schaluppe, die eine Menge Ruſſiſcher Soldaten und Matroſen retten, die mit dem Schiff aufgeflogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demſelben Zweck,

aufgefordert durch den rothen Wimpel auf dem Fockmaſt des Admiralſchiffes Tri Erarcha. Daſſelbe Schiff hat Anker geworfen, und ſchlägt ſich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Raſtislaw hält an der Windſeite, um ſich mit Vortheil zu ſchlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden Türkiſchen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gefechte. Die Europa und der heilige Januarius fahren fort zu manövriren, indem ſie die feindlichen Schiffe beſchießen. Die dritte Diviſion des Contre-Admirals Elphinſton iſt noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die ſich entfernt, iſt die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des Türkiſchen Contre-Admirals, das durch den St. Eſtaf genommen war, entzündete ſich. Die Türkiſche Mannſchaft, um ſich zu retten, ſtürzte ſich in's Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff flog auf. Der erſte Türkiſche Contre-Admiral hat ſein Ankertau gekappt, ſeine Flaggen geſenkt, und entfernt ſich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anſtalten daſſelbe zu thun, während es ſich noch ſchlägt. Alle übrigen Schiffe, dieſelbe Gefahr und das beſtändige Feuer der Ruſſiſchen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertaue und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemählde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tscheſme.

Die Türken ziehen ſich in den Hafen zurück mit geſenkten Flaggen. Das Schiff Tri Erarcha, worauf ſich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rothe Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Maſte unter der Kaiſerflagge aufgeſteckt war. Das Schiff ſelbſt aber und der Raſtiſlaw iſt noch im Gefecht mit den Feinden, indeß der übrige Theil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannſchaft des aufgeflogenen Schiffes zu retten, kehren zurück, und nähern ſich ihren Schiffen. Der Vordergrund ſtellt eine kleine Inſel vor, wo ſich ein Türkiſcher Poſten befindet, der den Ruſſiſchen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beſchwerlich fällt; ſie antworten demſelben, indem ſie ihren Weg fortſetzen. Mehrere Türken von der Mannſchaft des aufgeflogenen Schiffes retten ſich auf dieſe Inſel.

Viertes Gemählde.

Nachtlicher Angriff vom 7 Juli 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Raſtislaw, Netron Menja und Saratow, zwey Fregatten, Africa, Nadegda, und eine Bombarde machen die Escadre aus, die den Feind angreifen ſollte. Sie war vom Contre-Admiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Raſtis-

law ſich befand. Auf dem Gipfel des großen Maſtes ſieht man die Cornette, und auf dem Flaggen-Maſte drey angezündete Schiffs-Laternen, welche das Zeichen zum Angriff ſind. Um den Angriff zu maskiren, ſcheint die übrige Flotte ſich ſegelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beſtändig Bomben. Die Fregatte Nadegda nähert ſich der Türkiſchen Batterie von 22 Kanonen, ungeachtet ihres beſtändigen Feuers. Die Fregatte Africa nähert ſich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die Türkiſchen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tſchesme, fangen, indem ſie die Annäherung der Ruſſiſchen Escadre bemerken, zu kanoniren an.

Fünftes Gemählde.

Verbrennung der Turkiſchen Flotte im Hafen von Tſchesme.

Die drey Schiffe, Europa, Raſtislaw und Netten Menja, liegen vor Anker am Eingang des Hafens, nahe bei der feindlichen Flotte, welche ſie immerwährend beſchießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Nothfall eines dieſer Schiffe zu erſetzen. Die Fregatte Nadegda feuert auf die Batterie von 22 Kanonen; Africa fährt fort die Errichtung der zweyten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind sich völlig gelegt hatte, sendete der Graf Orlow die Schaluppen zu jenen Schiffen, um sie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier schon abgesendeten Brander haben die Türkische Flotte in Brand gesteckt, wovon ein Theil schon durch die glühenden Kugeln der drey Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beiden Effecte eines Schiffes, welches auffliegt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feuersäule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drey Minuten dauert, und sich alsdann, wie man auf dem zweyten Effect sieht, in das rothe Feuer mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchsäule aufsteigt, welche sich nach oben verbreitet, und auch ungefähr noch drey Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwey Schiffe vorzustellen, deren eines drey Minuten nach dem andern aufgeflogen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Theil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgetheilt haben.

Sechstes Gemählde.

Rückkehr der siegreichen Flotte am Morgen des 8 Juli 1770.

Die Escadre der drey Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück, und bringen ihre Prisen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit gesenkter Flagge unter der Russischen; sodann vier Galeeren, den einzigen Ueberbleibseln der Türkischen Flotte. Das Schiff Rastislaw, indem es sich dem Schiff Tri Erarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Vordergrund sieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe, und Türken, die sich zu retten suchen.

Hackert's Kunstcharakter
und
Würdigung seiner Werke,
von
Herrn Hofrath Meyer.

Hackert's Verdienst als Landschaftsmahler und das Eigenthümliche seiner Werke klar aus einander zu setzen, ist keine leichte Aufgabe, theils weil er die Prospectmahlerey hauptsächlich emporgebracht und noch bis jetzt von niemand darin übertroffen worden, theils weil zwar wohl das Publicum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talenten und seiner großen höchstachtbaren Kunstfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgesetzte Zweck möge erreicht werden, so wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder vielmehr auf den Gang der Landschaftsmahlerey seit dem 17ten Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich blühten die drey großen Künstler Claude Lorrain, Caspar Dughet und Salvator Rosa; allein es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Kunstheil, welchen sie so sehr ver-

herrlichten, habe damals auch seinen Wendepunct erreicht: denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten Rückschritte in der Landschaftsmahlerey nicht wohl abgeläugnet werden. Der Gehalt der Erfindungen, wie nicht weniger auch die allgemeine Uebereinstimmung der Theile zum künstlich mahlerischen Ganzen, hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche nothwendig hinter ihren Mustern zurückblieben; sodann folgte die Prospectmahlerey, deren Ursprung bei den dilettirenden Engländern zu suchen seyn dürfte. Bald verbreitete sie sich auch nach Frankreich, wo Vernet, um die Mitte des 18ten Jahrhunderts vornehmlich, mit den bekannten Ansichten der Seehäfen sich seinen glänzenden Ruhm erwerben, und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten Schweizer Prospecte sehr vielen Beifall. Während der siebziger Jahre endlich gelang es unserm Hackert, wie aus den vorstehenden Nachrichten ersichtlich ist, sich in den Ruf des ersten Landschaftsmahlers seiner Zeit zu setzen, und durch ihn erreichte das Fach der Prospectmahlerey die höchste Vollkommenheit, indem es unmöglich scheint, den realistischen Forderungen, mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunst, besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel

Vor dem Pallaſte des Menelaos zu Sparta.

Helena tritt auf und Chor gefangener Trojanerinnen.
Panthalis Edelfrauerin.

Helena.

Bewundert viel und viel geſcholten Helena
Vom Strande komm' ich wo wir erſt gelandet ſind,
Noch immer trunken von des Gewoges regſamem
Geſchaukel, das vom phrygiſchen Blachgefild uns her
Auf ſträubig-hohem Rücken, durch Poſeidons Gunſt
Und Euros Kraft, in vaterländiſche Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr ſammt den tapferſten ſeiner Krieger ſich.
Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,
Das Tyndareos, mein Vater, nah dem Hange ſich
Von Pallas Hügel wiederkehrend aufgebaut,
Und als ich hier mit Klytämneſtren ſchweſterlich,
Mit Caſtor auch und Pollux fröhlich ſpielend wuchs,
Vor allen Häuſern Spartas, herrlich ausgeſchmückt.
Gegrüßet ſeyd mir der eh'rnen Pforte Flügel ihr!
Durch euer gaſtlich ladendes Weiteröffnen einſt
Geſchah's daß mir, erwählt aus vielen, Menelas
In Bräutigams-Geſtalt entgegen leuchtete.
Eröffnet mir ſie wieder, daß ich ein Eilgebot
Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.

u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist alles ohne ängstliche kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Ueber dieses nimmt man bei Hackert eine beständige Thätigkeit des guten Geschmacks oder wenn man will des Schönheitssinnes wahr. Freilich sind seine Gemählde nicht alle, hinsichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beispiel finden, daß er den Standpunct ungünstig gewählt, oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der mahlerische Effect wesentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche Uebersicht von Hackert's Künstlerverdienst zu gewinnen, ist es nothwendig, eine nähere Prüfung anzustellen, in welchem Maße er den verschiedenen Eigenschaften Genüge leistete, die von dem Kunstwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreise landschaftlicher Prospectmahlerey, und so machen die Werke unseres Künstlers auf dieses höchste Verdienst keinen Anspruch. Auch ist aus den wenigen, frei erfundenen Landschaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er sich wohl schwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die Anordnung bleibt dem Prospectmahler nicht frei überlassen, und in sofern war Hackert's Ver-

dienst von dieser Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm vorhin schon zugestanden worden, seinen guten Geschmack in der Wahl der Standpuncte bewiesen, so daß nur in seltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenstand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut auf einander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieser Theil der Kunst keineswegs fremde gewesen.

Der Artikel der Zeichnung kann in der Landschafts- und zumal in der Prospectmahlerey aus einem doppelten Gesichtspuncte betrachtet werden. Erstlich, in wiefern der Mahler die Gestalt und Proportion der nachzubildenden Gegenstände richtig auf seine Leinewand überzutragen versteht; und hierin ist Philipp Hackert der allervollkommenste Meister gewesen. Zweytens, in wiefern seine Zeichnung durch Gestalt und Umrisse den Charakter der verschiedenen, in einem Gemählde befindlichen Gegenstände anzudeuten weiß; und auch hierin steht unser Künstler keinem seiner Zeitgenossen nach. Seine Lüfte sind leicht, der Baumschlag mannichfaltig; der Künstler drückt die verschiedenen Arten der Blätter so wie der Stämme sehr wohl aus. An den Felsen ist oft selbst die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt. Besonders aber pflegte Hackert seine ganze Kunst an nicht sehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Vielleicht ist das Detail hiebei oft größer

als es dem maleriſchen Effect des Ganzen zuträglich iſt; dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darſtellung nichts weiter zu wünſchen übrig.

Die Kunſtrichter haben Hackert's früheren Gemählden den Mangel an Uebereinſtimmung des Colorits vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beſchuldigt, daß er bunt mahle. Jener erſte Tadel iſt halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Hackert'ſchen Gemählde mit den Meiſterſtücken der älteren großen Künſtler entſpringt. Unter Hackert's Zeitverwandten haben wenige harmoniſcher, vielleicht keiner kräftiger gemahlt als er. Daß hingegen manche ſeiner ſpäteren Arbeiten etwas bunt ſeyen, läßt ſich nicht völlig abläugnen. Doch hiezu, wie zu einigen harten Stellen, ſcheint er, indem er nach der Natur mahlte, durch das an ſich löbliche Bemühen, dieſelbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu ſeyn. Denn die Palette erſchöpfte ſich ſchon an den Fernungen, und den gedachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, alſo daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künſtlers Gewalt waren, und er ſich zu Uebertreibungen genöthigt ſah. Hackert's Colorit iſt deßwegen, zumal wenn er Abendſchein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Theilen vortrefflich; aber in dieſen einzelnen Theilen auch wirklich unübertreffbar. In Gemählden, wo er die Aufgabe zu löſen hatte, Morgen-

beleuchtung darzustellen, findet sich mehr Accord, das Verhältniß der Tinten ist mehr kunstgerecht; jedoch hat er, wenn man nämlich den milden Ton und Farbenschmelz im Ganzen als die Haupteigenschaften des guten Colorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen älteren Meister nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt sich unser Künstler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl sieht, diesen wichtigen Theil der Kunst vorzüglich studirt zu haben. Vielleicht hat ihn sein reales Streben nach Darstellung des Wirklichen abgehalten, sich die Vortheile einer künstlich angeordneten Beleuchtung zu Nutze zu machen. Wie dem auch sey, Hackert's Gemählde geben zwar, in Hinsicht auf Licht und Schatten, zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit: doch haben sie auch eben so wenig von dieser Seite Anspruch auf vorzügliches Verdienst.

In der Kraft und Nüancirung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hintereinander zurück; wo indessen von den obgelobten näheren Gebirgen sich welche finden, so wollen diese wegen ihrer reichen detaillirten Ausführung zu sehr heraustreten, und scheinen alsdann den Künstler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genöthigt zu haben.

Verschiedene, dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenschaften sind bereits berührt worden; es ist also nur noch anzumerken, daß

Hackert den Pinsel mit unumschränkter Meisterschaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Vollenden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine sehr große Anzahl Oelgemählde, sondern auch viele Gouachen, und beinahe unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen, welche man in größern, wie in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Freilich läßt sich nicht behaupten, alle diese Werke seyen mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdessen ist bei weitem die größere Zahl mit durchgehalteuer Aufmerksamkeit vollendet: der vernachlässigten hingegen sind so wenige, daß man sie gewissermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackert's Gemählde sind, wie es für Prospecte schicklich ist, meistens mit Menschen und Thieren der Gegend, welche sie darstellen, staffirt, und als Staffage betrachtet können alle diese Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm sogar mitunter recht lobenswürdig. Sehr selten und gleichsam nur zum Versuch bringt er auch heroische Figuren an; sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe sowohl, als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden, die Prospectmahlerey habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der besondern Eigenschaf-

ſchaften ſeiner Kunſt wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieſes Fach erforderlichen Talente im hohen Grade beſeſſen; hingegen in denjenigen, welche der freien poetiſchen Landſchaftsmahlerey vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und ſo bleibt nur noch zu unterſuchen übrig, ob von ſeinen Nachfolgern jetzt ſchon einer in dem genannten Fach mehr geleiſtet, oder in wiefern zu erwarten ſtehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der oberen Stelle verdrängen werde. Den erſten Theil der Frage hat die Erfahrung ſelbſt ſchon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landſchaftsmahler (mit ihrer Gunſt ſey es geſagt!) Ausſichten nach der Natur im Ganzen ſo vortrefflich darzuſtellen vermag, als wir ſolches in Hackert's Bildern wirklich geleiſtet ſehen. Ueber den zweyten Theil kann man zwar nicht entſcheidend ſprechen: denn die Gränzen des Möglichen ſind nicht wohl zu beſtimmen; abſehen aber läßt es ſich allerdings nicht, wie es jemand gelingen ſollte, gegebene landſchaftliche Gegenſtände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte ſich einer mit noch ſtrengerer Gewiſſenhaftigkeit an's Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, ſo würden ſeine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten geſchmackloſen Naturalismus ſchwerlich entgehen. Im Colorit müßte ihm nothwendig begegnen, was ſchon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel

der Palette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber jemand durch Zusetzen und Weglassen, so wie durch willkürlichere Anordnung bewirken, daß seine Bilder den Forderungen der Kunst mehr Genüge leisteten; wollte er durch künstlichen Gebrauch von Licht und Schatten größeren mahlerischen Effect hervorbringen, durch weise Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten; so würde er schon in das Gebiet der höheren, freien, dichterischen Landschaftsmahlerey übergehen; er würde ein besserer Künstler als Hackert seyn, aber diesem doch seinen Rang als ersten Mahler des bedingten Faches der Prospecte nicht streitig machen können.

Ueber Landschaftsmahlerey.

Theoretische Fragmente.

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp Hackert, der seiner Natur nach so verständig war und immerfort in einem klaren Bewußtseyn lebte, Betrachtungen über die Kunst im Allgemeinen, besonders aber über die Art, wie er solche behandelt, wie er in derselben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer so thätigen und langen Lebenszeit öfters angestellt habe. Er war zu solchen theoretisch-praktischen Bemerkungen durch die Sulzerische Theorie, auf die er einen sehr großen Werth legte, aufgefordert, und fühlte in sich wohl den Beruf, dasjenige, was er so gut ausübte, auch ge-

legentlich auszusprechen. Er hatte stets Liebhaber und Künstler als Schüler um sich, und theilte denselben gern seine Ueberzeugungen mit. Da es sich ihm nun so gut zuhörte, und jederman sich leicht durch einen so trefflichen Meister überzeugt fand; so wünschte man natürlich diese fruchtbaren Lehren auch auf's Papier fixirt zu sehen, und gab ihm diesen Wunsch öfters zu erkennen. Er ließ sich daher bewegen wiederholte Versuche zu solchen didaktischen Aufsätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, seine so wohlgefaßten Gedanken mit einer gewissen Methode darzustellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieser Bemühung zeugen, und ihr Inhalt ist werth und würdig genug aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieses nur in Gestalt von Fragmenten geschehen, die wir denn auch so unsern Lesern mittheilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landschaftsmahlerey. Gewöhnlich glaubt man, es sey etwas Leichtes, Landschaften zu zeichnen und zu mahlen. In diesem Irrthum stehen die meisten Liebhaber, ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntniß fehlt. Einige Massen mit einem gewissen Effect zusammengestellt, können unserer Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist. So findet man sogar

verſchiedene Steine, wo die ſchwärzende Natur Städte, Häuſer, Thürme, ja ſogar oft Bäume vorgeſtellt hat. Im Lumachell-Marmor ſieht man allerlei Figuren, beſonders Köpfe, ſowohl Carricaturen als ſchöne Geſichter. Dieß hängt aber mehr von unſerer Einbildungskraft ab; wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in ſolchen Dingen zu ſehen glaubt. Und ſolchen zufälligen Naturerſcheinungen ſind gar oft die unbeſtimmten Entwürfe mancher Mahler ähnlich.

Viele mißrathene Hiſtorienmahler legten ſich auf das Landſchaftsmahlen, weil ſie es für leicht hielten; ja ſie glaubten ſich zu erniedrigen und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn ſie ſich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verſchafft hätten; ja ſie ſprachen ſelbſt mit Verachtung davon. Allein es glückte ihnen auch nicht. Viele haben ſich Jahre durch gemalt, ohne etwas hervorzubringen; auch iſt ihr Name unbekannt geblieben.

Es iſt beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man dieſe Kunſt der Landſchaftsmahlerey nicht in ihrem ganzen Umfange ſtudirt. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menſchliche Leben dazu zu kurz iſt, wie zu allen andern Künſten. Jetzt da ich 60 Jahr alt bin, fange ich erſt an wahr zu ſehen und die Natur richtig zu beurtheilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem ſechzehnten Jahre an ſie belauſcht und mit Eifer und Fleiß ſtudirt habe.

Es gehört zu der Landschaftsmahlerey überhaupt nicht allein ein feiner Geschmack und ein feines Gefühl, sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nöthigen Studien zu machen, die so mannichfaltig sind, daß man sich kaum vorstellt, wie viele Gegenstände man nachzuahmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder mahlen.

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmahler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verstümmelt ist. Nahe bei den Städten findet man Cultur, aber keine mahlerischen Gegenstände, obgleich viele Liebhaber diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land, das so ergiebig ist und so manche reiche Ernten verschafft, an Oel, Wein, Obst und anderen Früchten mehr, die in dem Italiänischen Klima nahe bei einander wachsen, so daß man z. B. Toscana einen wahren Garten nennen kann. Diese Vorstellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur aus solchem Gesichtspunct betrachtet, schön; und obgleich die Gegenstände in diesem Sinne auch mögen schön genannt werden, so sind sie doch nur für den Landschafter selten brauchbar, außer in der Ferne, und in mittleren Planen, da können sie gut und dienlich seyn, selten aber nahe, und im Vorgrunde

Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir,
Was mich umſtürmte bis hieher, verhängnißvoll.
Denn ſeit ich dieſe Stelle ſorgenlos verließ,
Cytherens Tempel beſuchend, heiliger Pflicht gemäß,
Mich aber dort ein Räuber griff, der phrygiſche,
Iſt viel geſchehen, was die Menſchen weit und breit
So gern erzählen, aber der nicht gerne hört
Von dem die Sage wachſend ſich zum Mährchen ſpann.

Chor.

Verſchmähe nicht, o herrliche Frau,
Des höchſten Gutes Ehrenbeſitz!
Denn das größte Glück iſt dir einzig beſchert,
Der Schönheit Ruhm der vor allen ſich hebt.
Dem Helden tönt ſein Name voran,
Drum ſchreitet er ſtolz,
Doch beugt ſogleich hartnäckigſter Mann
Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.

Helena.

Genug! mit meinem Gatten bin ich hergeſchifft
Und nun von ihm zu ſeiner Stadt vorausgeſandt;
Doch welchen Sinn er hegen mag errath' ich nicht.
Komm' ich als Gattin? komm' ich eine Königin?
Komm' ich ein Opfer für des Fürſten bittern Schmerz
Und für der Griechen lang' erduldetes Mißgeſchick?
Erobert bin ich, ob gefangen weiß ich nicht!
Denn Ruf und Schickſal beſtimmten fürwahr die Unſterblichen
Zweydeutig mir, der Schöngeſtalt bedenkliche
Begleiter, die an dieſer Schwelle mir ſogar
Mit düſter drohender Gegenwart zur Seite ſtehn.

ganz und gar nicht: die Natur ist zu sehr gekümmert, selten mahlerisch. Je weniger die Gegenden cultivirt sind, je mahlerischer sind sie. An Vorgründen ist bei jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landschafter Figuren gezeichnet haben, damit er seine Landschaften staffiren kann, und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und allerlei Thiere zu zeichnen und nach der Natur zu mahlen. Ich finde es nöthig, daß er in mathematischen Wissenschaften belehrt sey, daß er Architektur, Optik und Perspective könne; besonders muß er sich ein gutes perspectivisches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura, und rathen an, daß man viel darin zeichnen soll. Nach meiner Meinung kann sich ein Liebhaber wohl damit amüsiren; der Künstler aber muß sie nie brauchen, weil sie ihm nachtheilig ist. aus Ursache, weil sie nicht richtig seyn kann. Außer dem Focus sind alle Linien, wie bekannt, krumm; alles zieht sich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die sie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er sich eine kleine Manier an, und weil die Lichtstrahlen durch verschiedene Gläser gebrochen werden, bis sie auf's Papier fallen, so sieht man alles verdunkelt. In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den schönen Silberton, der mit dem Luftton so schön in der Natur herrscht. Hier ist

alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewissen Rauchton, den viele Künstler Speckton nennen, und den man sich in der Folge schwer abgewöhnen kann. Ueberhaupt ist es in der Kunst schwierig das Angewohnte abzulegen, besonders wenn man sich einmal falsche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Ich nenne das in der Kunst zurücklernen; dieses ist viel mühsamer und schwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Uebung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Contour nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet, ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perspective wohl gelernt, so wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. Er muß vieles weglassen, um die wahre Illusion des Gegenstandes hervorzubringen, und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen großen Styl, sondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und mahlt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu rathen, große Italiänische Aussichten sogleich zu zeichnen und zu mahlen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg in einer Ent-

fernung von 40 bis 60 Miglien das Meer entdeckt, oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Aetna 120 Miglien vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich prononcirt sind, anfangen, wo die Plane durch Flüsse, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeschnitten sind, daß man Auge und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmack und Fertigkeit alle Gegenstände, die einem aufgegeben werden, oder die man selbst wählt, nachzuahmen versteht, durch Kunst und Geschmack, ohne die Wahrheit der Natur zu alteriren.

Da die Gegenstände so mannichfaltig in der Natur sind, so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Uebung und Zeit. Nach einem Princip theile ich im Allgemeinen alle Bäume überhaupt in drey Classen ein, so wie ich sie selbst radirt und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, seine Hand üben. Das erste ist der Castanienbaum. Kann er dessen geschwankige Blätter und Partien zeichnen und gruppiren, so ist es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Esche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen: denn er zieht seine gruppirten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Charakter des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Aeste und in der Form des Ganzen, wie auch im Colorit.

Hernach kommt der Eichbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieſes mit Freiheit hinzeichnen, ſo wie man ſchreibt, ſo iſt ihm leicht alle Arten von Eichen, Dornen, Weinreben u. ſ. w., genug alles was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt iſt die Pappel, welches ein rundes Blatt iſt. Hat er dieſes genugſam geübt, ſo kann er die Linde, die Ulme und alles was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie ſchon geſagt, auf das Eigenthümliche des Stamms und auf die Natur der Aeſte Acht hat. Auf dieſe Weiſe wird der Künſtler die Mannichfaltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die Tauſende gehen, leicht nachbilden. Es iſt dem Landſchafter nicht genug anzurathen, viele Bäume zu zeichnen, und man muß ſchon bloß im Contour, welche Art des Baums es iſt, erkennen. Er muß hiebei Geſchmack haben, um das Schönſte jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verſtümmelte Natur nachahmen; ſogar wenn er kranke und ſterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wiſſen, und ſowohl bei nachgeahmten als componirten Bäumen muß alles ſchön und lachend, freundlich und lieblich ſeyn.

Die Geſtalt eines ſchönen Gärtnerbaumes iſt, daß er über den untern dicken Stamm ſich in eine Gabel von zwey Zweigen bildet. Dieſes mit ſehr ſchön geſchwungenen und variirten Aeſten bildet wirklich auch einen ſchönen Baum für den Landſchaftsmahler. Wenn der

Künſtler vieles nach der Natur gezeichnet hat, ſo wird er ſich ſolche ſchöne Natur merken, die ihm auch bei der mangelhaften aushilft; er wird auf dieſem Wege die ſchönſten Regeln der Kunſt finden, und das ſchöne Ideal wird ihm nicht fremd ſeyn. Da alles in der Mahlerey ſinnlich iſt, ſo iſt nichts bei allen unſern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger ſchön dargeſtellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu glauben, ſo ſind ſie doch aus bekannten Gegenſtänden entſtanden. Wir finden ſie aber neu, weil unſer Gedächtniß bei der großen Mannichfaltigkeit der Eindrücke ſich nicht mehr erinnert, wo wir ſie her haben. Je mehr nun der Künſtler Localgedächtniß hat, je mehr wird ſein Kopf angefüllt ſeyn von ſo mannichfaltigen Gegenſtänden, die er theils ſelbſt gezeichnet, oder auch nur geſehen hat. Es wäre wohl zu wünſchen, daß der Künſtler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet; allein das Leben iſt zu kurz; kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effecte belauſcht, ſo ſind die Jahre da, daß man davon ſcheiden muß, und die Kunſt aufhört.

Wenn des Künſtlers Hand einigermaßen geübt iſt, daß er in allen Wendungen und auf alle Weiſe die Blätter und Partien der Bäume hinſchreiben kann, ſo muß er nach der Natur zeichnen, ohne ſich zu lange mit Copiren nach Zeichnungen aufzuhalten: denn bei dem Copiren lernt er zwar den Mechanismus der Hand, aber er ver-

ſteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle ſich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß ſind, die aber deutliche Partien haben, und mache ſie ſo gut nach als er kann. Wenn es auch im Anfang ſteif wird, ſo laſſe er ſich doch nicht abſchrecken. Wo er die Partien deutlich findet, ahme er ſie mit Richtigkeit und Geſchmack nach; wenn ſie im Schatten undeutlich und in Maſſe ſind, behandle er ſolche auf gleiche Weiſe. Er ſuche die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dieß mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun verſteht, und ſeine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeit lang ſo fortgefahren, ſo wage er es, große, ſchöne Bäume zu zeichnen, und wähle ſtets die ſchöne Natur ſo viel nur möglich iſt. Er muß ſeinen Standpunct wenigſtens zweymal ſo weit vom Baume nehmen, als dieſer hoch iſt. Erlaubt es das Terrain, ſo iſt es beſſer drey- oder viermal ſo weit entfernt zu ſeyn: denn ſein Auge kann das Ganze faſſen, und er ſieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei Einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang; denn es iſt nöthig, ſich in den verſchiedenen Arten zu üben: ſonſt geſchieht es leicht, daß der Künſtler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig iſt, und es ihm hernach ſchwer wird ſich an andere zu wagen, die ihm nicht geläufig

sind. Auf diese Weise kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumschlag zu lernen, aus dem der Charakter eines Baumes ersichtlich ist.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumschlag sprechen und auch geschickte Künstler citiren hören, daß nämlich einer und der andre einen vortrefflichen Baumschlag habe. Vieles ist hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumschlag sehr gut seyn, er war aber immer derselbe, was ich manierirt nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanicus den Baum sogleich erkenne, so wie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rathe sehr zu einem ernstlichen Studium der Bäume: denn es gehört Zeit und Uebung dazu, es auf einen gewissen Grad zu bringen. Da ein junger Künstler feurig und ungeduldig ist, so will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieses läßt sich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er seinen Baum gezeichnet hat, so suche er sich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der sich paßt, und mache ein Paar Figuren oder Thiere im Vor- oder Mittelgrund; so bleibt es kein bloßes Studium von Baum, sondern es wird schon eine Landschaft. Nichts gefällt mehr, sowohl in der Natur

als in Zeichnungen und Gemählden, als ein schöner Baum. Einige Felsen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund, und etwas Fernung macht eine schöne Landschaft, wo der Baum am ersten brillirt.

Nach diesem zeichne der junge Künstler Felsen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachsen sind, und gebe wohl auf den Charakter der Brüche Acht. Kalkfelsen sind öfters sehr verschieden unter sich. Die vulcanischen haben einen ganz besondern Charakter sowohl in der Form, als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felsenstücke, Kräuter von verschiedener Art, mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu seinem Vorgrund dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle sich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenständen ist, ziehe seine Linie des Horizonts nach seinem Standpunct, darauf zeichne er die großen Linien und Objecte, bis er seine Plane und die übrigen Objecte im Ganzen richtig zusammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die sein Raum nicht erlaubt darzustellen, muß er weglassen, aber so unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alterirt werde. In Entfernungen, wo Gruppen Häuser zusammenstehen, ist man oft genöthigt viele wegzulassen und nur die Hauptsachen zu wählen, weil es sonst zu klein würde und der Künstler kein Instrument hat, so kleine Objecte darzustellen. Es gehört freilich eine gewisse Uebung, ein

Tact dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche, was in der Fernung herrscht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden, und doch alles Nöthige darstellen soll. Bei'm Mahlen ist dieses leichter als bei'm Zeichnen, wovon ich an seinem Orte sprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künstler nicht allein seinen Standpunct wohl gewählt habe, wo die Objecte mit einander in einem guten Bezug stehen, und dabei angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabei die Natur wohl belauschen, in welchem Licht sie den besten Effect macht, es sey früh Morgens oder etwas später, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er sich hierüber bestimmt, so ist es nöthig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur schön beleuchtet ist, wenigstens die Massen des Schattens anlege und sodann nach seinem Gedächtniß ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde sich wieder hinsetzen, um den Effect immer mehr und mehr zu belauschen, bis er ihn so weit hat, daß er das Bild glaubt nach seiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künstler im Anfang mit dieser Mühsamkeit und Geduld fort, so wird er bald seinen Endzweck erreichen. Freilich ist es schwer, daß ein feuriges Genie sich zwingen soll, ehe seine Werke gerathen, mit Geduld so oft an denselben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, sie

mögen ſo groß ſeyn wie ſie wollen, es kommt endlich auf den Punct, den es ſich vorgeſetzt hat.

Als das beſte Mittel hiebei, welches ich ſelbſt verſucht habe, kann ich anrathen, wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet iſt, ſie ſogleich liegen zu laſſen, und nach einer kleinen Promenade, nach der Natur irgend etwas anderes anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Luſt und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unſer Ziel nicht ſogleich erreicht haben, vergeſſen; ſo daß wir des andern Tags, nach Ruhe und Ueberlegung, das Werk mit neuem Muthe wieder angreifen, bis wir endlich die erſten Schwierigkeiten überwunden haben, und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alles was uns die Natur darbietet, mit Kunſt und Geſchmack ohne Anſtand nachzeichnen zu können, und das mit eben ſolcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlgeformten Buchſtaben ſogleich einen Brief ſchreibt.

In der Compoſition der Landſchaften iſt hauptſächlich dahin zu ſehen, daß alles grandios ſey, wie ſolches Nicolaus und Caſpar Pouſſin, Caracci und Dominichino geleiſtet haben. Dieſe Meiſter formirten einen großen und einnehmenden Styl; man findet nichts Kleinliches in ihrer Compoſition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund ſind alles große Linien. Die Bäume beſtehen mehrentheils aus großen Maſſen;

Denn ſchon im hohlen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur ſelten an, auch ſprach er kein erquicklich Wort,
Als wenn er Unheil ſänne ſaß er gegen mir.
Nun aber, als des Eurotas tiefem Buchtgeſtad
Hinangefahren der vordern Schiffe Schnäbel kaum
Das Land begrüßten, ſprach er, wie vom Gott bewegt:
Hier ſteigen meine Krieger, nach der Ordnung, aus,
Ich muſtre ſie am Strand des Meeres hingereiht,
Du aber ziehe weiter, ziehe des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf,
Die Roſſe lenkend auf der feuchten Wieſe Schmuck,
Bis daß zur ſchönen Ebene du gelangen magſt,
Wo Lakedämon einſt ein fruchtbar weites Feld,
Von ernſten Bergen nah umgeben, angebaut.
Betrete dann das hochgethürmte Fürſtenhaus
Und muſtere mir die Mägde, die ich dort zurück
Gelaſſen, ſammt der klugen alten Schaffnerin.
Die zeige dir der Schätze reiche Sammlung vor,
Wie ſie dein Vater hinterließ und die ich ſelbſt
In Krieg und Frieden, ſtets vermehrend, aufgehäuft.
Du findeſt alles nach der Ordnung ſtehen: denn
Das iſt des Fürſten Vorrecht daß er alles treu
In ſeinem Hauſe, wiederkehrend, finde, noch
An ſeinem Platze jedes wie er's dort verließ.
Denn nichts zu ändern hat für ſich der Knecht Gewalt.

Chor.

Erquicke nun am herrlichen Schatz,
Dem ſtets vermehrten, Augen und Bruſt;
Denn der Kette Zier, der Krone Geſchmuck
Da ruhn ſie ſtolz und ſie dünken ſich was;

doch haben sie auch öfters leichte Bäume gemahlt. Genug man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen. Doch kann man an diesen Meistern ausstellen, daß ihr Baumschlag immer derselbe sey, und ein Baum sich selten vom andern unterscheide. Ingleichen wäre zu wünschen, das Colorit möchte wahrer seyn; es ist nicht der Ton der Natur: die Fernungen sind zu blau und zu hart; der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftperspective, und die Vorgründe und andere Plane zu schwarzgrün; Felsen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variirte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die sie in Oelfarben gebraucht, Schuld an der Dunkelheit sey, weil sie in Oel, durch Kupfer und Vitriol, die sie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Caspar Poussin nie harmonisch gewesen seyn kann, auch da seine Bilder neu waren. Im Palast des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landschaften gesehen, sowohl auf Kalk als Leinwand und Bretern; keine waren harmonisch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne diese Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemahlt waren, in Gouache copirt, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorhersah, daß sie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach 25 Jahren wahr gefunden habe.

Die

Die genannten großen Meister, welche die Regeln des großen Styls aus der schönen Italiänischen Natur geschöpft haben, nehmen uns ein, sowohl wenn sie schöne als wenn sie schreckliche Gegenstände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter sind so schrecklich schön, daß sie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenstände sind reizend, durch die großen und mannichfaltigen Linien, auch da wo die Landschaft gleichsam in der Vogelperspective vorgestellt ist, wie z. B. an der großen Landschaft von Caspar im Palast Colonna, wo Abraham seinen Sohn zum Opfer führt. Dieses Bild ist weniger schwarz geworden als die andern, ist harmonischer und macht mehr Effect.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemahlt hat, bedient sich in vielen Fällen des Poussinischen Styls. Seine Composition ist angenehm, die Gruppirung der verschiedenen Bäume reizend, und man sieht überhaupt, daß sein Gefühl für die schöne Natur außerordentlich fein gewesen, ob man wohl tadeln könnte, daß seine Perspective fehlerhaft ist, und man öfters wünscht, daß bei so vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was sein Colorit betrifft, so ist meiner Meinung nach keiner dahin gekommen, es so vollkommen zu machen. Sein Dunst in verschiedenen Tageszeiten, sowohl in der Fernung als der Luft, ist außerordentlich. Man findet den sanften Nebel des Morgens und die

Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung, sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel herrscht, ohne jedoch die Localfarben, welche die Natur zeigt, und ohne das Detail zu alteriren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der schönen Gruppirung, sind öfters schwer, öfters hat auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine Masse geworden ist, und man keine Partien im Baum, sondern nur dessen Silhouette sehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, sind sie besser erhalten.

Zu seiner Zeit waren in und bei Rom viele immergrüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht gut studirt wird, leicht schwer aussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bei allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend, und gefällt immer mehr, je länger man seine Werke anschaut.

Pouſſin ist einnehmend bei dem ersten Anblick, so wie die Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht gesehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde, und sieht es mit Gleichgültigkeit an. Poussin's Figuren sind im großen Styl und gefallen. Claude's Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder staffirt hat, sind gemeiniglich sehr mittelmäßig, so wie auch das Vieh. Claude sagte selbst: die Land-

schaft lasse ich mir bezahlen, Figuren und Vieh gebe ich oben ein. Man kann mit Gewißheit sagen, hätte Claude in seiner Jugend angefangen zu zeichnen, und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung dessen, was man Mechanismus der Kunst nennt, so würden seine Vorgründe eben so schön als Fernungen und Mittelgründe geworden seyn. Es ist zu bewundern, daß ein Mensch, der sich so spät der Kunst gewidmet hat, so zu sagen der größte Landschafter geworden ist. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beispiele anführen, woraus man die Beschaffenheit der Landschaftsmahlerey, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzosen, sowohl die Pensionärs der Französischen Akademie als andere, trugen in Octav oder Duodez ein klein Büchlein in der Tasche, und zeichneten mit Rothstein oder schwarzer Kreide nach der Natur, aber alles manierirt. Ich sah Zeichnungen von mehreren Künstlern, und alle schienen sie mir, als wären sie von Einer Hand. Der Maltheserische Ambassadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künstlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemählde, und da er sie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte, so mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es sey, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte sich sehr, daß ich so wenig Kenner

wäre, und gab mir einige höfliche Verweise, daß ich diese kostbaren Sachen nicht genugsam schätzte, und ich wußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu helfen, daß ich die alten Gemählde zwar gut verstünde, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künstler einzusehen.

Als Volaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien sah, die ich und mein Bruder Johann daselbst gemacht hatten, sagte er mir, daß es thöricht sey, sich so viel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber seine Studien hülfen ihm jetzt nicht. Er sagte freilich nach seiner Art sehr wahr; denn da ihm die wahre Wissenschaft der Kunst fehlt, so sieht man in allen seinen Gemählden, daß sie manierirt sind, ungeachtet dieser Künstler wahre Verdienste im Effect hat. Seine Eruption des Vesuv und seine Mondscheine, besonders die aus seiner guten Zeit, sind im Effect vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, ist jämmerlich, weil er keine Perspective, noch die wahren Formen der Natur versteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Tik. Sie studirten nichts nach der Natur. Delaine imitirte die schwarzen Gemählde von Caspar Pouſſin, und mahlte die seinen noch schwärzer. Forrester that ungefähr das Gleiche: zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Grundsätze. Unsre Damen, die Liebhaberinnen im Landschaftszeichnen sind, machen es bes-

ser. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete die Linien nach der Natur, oder ließ sie sich von Tito Lusieri oder andern zeichnen, und mahlte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienst hatte. Weil das nun hinter einer großen Masse von braunen und schwarzen Bäumen stand, so schien es auf den ersten Blick, als ob es etwas wäre. Dieses nannten die Engländer den Claudeschen Styl. Ich kann nicht läugnen, daß ich Reisensteinen, der mich zu diesen Künstlern geführt hatte, meine Bewunderung sehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches Zeug besitzen und bezahlen wollten. Auf alle Fälle muß man gestehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künstler zu der Zeit sehr encouragirten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen gibt, welche eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das kommt aber daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden, noch die des Gemähldes, welches jene vorstellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunst, sondern es gibt noch eine sittliche Illusion, welche sie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob sie gleich nicht die schönsten sind, indem andere Vorstellungen des Zuschauers sich damit

verbinden. Es kommt sehr viel auf die Gemüthsbeschaffenheit an, und wie der Mensch gestellt ist; und so kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen, als eine ideell schöne. Oefters hat derjenige, der sie anschaut, daselbst mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangene angenehme Erinnerungen, neue Ideen schließen sich an, kurz er fühlt sich in dem Augenblick glücklich.

Eine schöne Gegend mit Wasser, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren sieht, erregt gemeiniglich den Wunsch darin spazieren zu gehen, in der Einsamkeit sich selbst überlassen seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Sind an solchen Stellen Figuren gemahlt, so macht sie nicht mehr den Effect, sondern vielmehr das Gegentheil. Thiere, als Ochsen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegentheil sie beleben, und weil wir an die zahmen Thiere gewöhnt sind, so tragen sie auf Spaziergängen zu unserm Vergnügen bei. Wünschen wir hingegen eine völlige Einsamkeit, so verhindern sie uns auch an den schönen Ideen, und man wünscht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchstens kann ein Hirt, oder ein Paar Hirten, sitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Diese weil sie unschuldig sind, und bloß in der Absicht das Vieh zu hüten auf der Stelle sitzen, verhindern uns nicht an unserm Vergnügen, sondern erregen wohl eher eine unschuldige Freude.

Viele Landschaften machen uns ein außerordentlich Vergnügen, wenn sie uns Gegenden vorstellen, wo große Thaten geschehen sind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geschichte. Wenn Reisende solche Gegenden gesehen haben, und finden sie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemählde vorgestellt, so erweckt es ihnen eine ganze Reihe historischer und anderer bedeutenden Vorstellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Licenza, Vaucluse, wo Petrarca sich aufhielt, solche Landschaften interessiren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im schrecklichen Styl ist es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und schrecklich sey, ja die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landschaft des Nicolaus Poussin, wo die Person bei der Quelle von der großen Wasserschlange umwunden wird.

Ueber Oelmahlerey.

In der Zeit als die Kunst mit Oelfarben zu mahlen nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimniß war, dachte ein jeder Künstler selbst nach, studirte seine Oele und seine Farben, und ließ sie sich zu Hause reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, so ist die Kunst in Anse-

hung der Dauer der Farben sehr zurückgekommen, weil wenig Mahler selbst darauf nachgedacht haben, und andere an diesem Haupterforderniß zu sparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachläßig getrieben, ja ihre Waaren aus betrügerischer Habsucht verfälscht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Mahler nicht wissen konnten, z. B. daß die Terra verde in Oel mit der Zeit schwarz wird, daß der Lack von Cochenille gemacht, mit Weiß vermischt, durch's Weiß zerfressen wird; daß alle Farbe, worin sich Vitriol oder Kupfer gemischt findet, schwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Untersuchung alter wohlerhaltener Gemählde habe ich vieles gelernt; besonders aus angefangenen und halbfertigen Bildern alter Meister habe ich bei genauer Untersuchung vieles gesehen. Ich will mich hier in keine besondere Beschreibung, wie die alten Meister ihr Mahlen behandelt, einlassen, sondern bloß beschreiben, wie ich es behandle, und was ich am beständigsten und dauerhaftesten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unsern Voreltern überliefert erhielt, welche sämmtlich Mahler waren. Das Uebrige habe ich nach meiner eignen Art und Nachdenken zugesetzt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Be-

lus, Ocker oder andern leichten Erdfarben ſchlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vitriol, der ſich öfters in dieſen Farben befand, die Bilder ſchwarz machte, ſondern auch, daß die Luft, die das Oel ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, ſo daß ſie durch die Leinwand durchſtreichen konnte, daß die Luft, ſag' ich, die Farben ſchwarz gemacht hatte. Ich ſah ein ſchönes Bild von Salvator Roſa in Rom, welches auf ſolche ſchlecht gegründete Leinwand gemahlt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens ſich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut ſtehen geblieben und ſah ſehr ſchön aus; hingegen zu beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es ſo ſchwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie ſchön aber das Bild geweſen, ſah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo wie geſagt die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern; wo die Luft alſo nicht hatte durchſtreichen können. —

Leider bricht hier der Aufſatz ab, und iſt wahrſcheinlich auch niemals weiter geführt worden. Es würde in manchem Sinne intereſſant geweſen ſeyn, Hackert's techniſche Bemerkungen zu erfahren, weil er ſowohl im Mahlen als im Reſtauriren der Bilder beſondere Einſichten hatte. Von dem letzten zeugt ſeine kleine Schrift in

Doch tritt nur ein und fordre ſie auf,
Sie rüſten ſich ſchnell.
Mich freuet zu ſehn Schönheit in dem Kampf
Gegen Gold und Perlen und Edelgeſtein.

Helena.

Sodann erfolgte des Herren ferneres Herrſcherwort:
Wenn du nun alles nach der Ordnung durchgeſehn,
Dann nimm ſo manchen Dreyfuß als du nöthig glaubſt
Und mancherlei Gefäße die der Opfrer ſich
Zur Hand verlangt, vollziehend heiligen Feſtgebrauch.
Die Keſſel, auch die Schalen, wie das flache Rund,
Das reinſte Waſſer aus der heiligen Quelle ſey
In hohen Krügen, ferner auch das trockne Holz,
Der Flammen ſchnell empfänglich, halte da bereit,
Ein wohlgeſchliffnes Meſſer fehle nicht zuletzt;
Doch alles andre geb' ich deiner Sorge hin.
So ſprach er, mich zum Scheiden drängend; aber nichts
Lebendigen Athems zeichnet mir der Ordnende
Das er, die Olympier zu verehren, ſchlachten will.
Bedenklich iſt es, doch ich ſorge weiter nicht
Und alles bleibe hohen Göttern heimgeſtellt,
Die das vollenden, was in ihrem Sinn ſie däucht,
Es möge gut von Menſchen, oder möge bös
Geachtet ſeyn, die Sterblichen wir ertragen das.
Schon manchmal hob das ſchwere Beil der Opfernde
Zu des erdgebeugten Thieres Nacken weihend auf,
Und konnt' es nicht vollbringen, denn ihn hinderte
Des nahen Feindes oder Gottes Zwiſchenkunft.

ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunst geschrieben ist, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vorgründe grell sind; ich würde es gleich abgeändert haben; deßwegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im Ganzen aber, mit so viel andern Objecten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des Uebrigen verbunden werden.

Oefters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mit mahlt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich anfangs thun, so würde es dem Gemählde mit der Zeit sehr nachtheilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich: denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Oel und Farben u. s. w., so ist es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Oelgemählde sich auf der Oberfläche ein wenig verändert, und nach und nach die kleine Patina bekommt, und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemählde wirklich gemahlt ist. Claude's Landschaften sind wesentliche Beweise davon.

Dietrichs Landschaften, wie sie neu waren, schie-

uen grell, jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielmals in Niederländischen Gemählden herrscht, ist öfters dem Künstler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrscht, zuzuschreiben, und der sich, wenn das Gemählde frisch ist, so in die Farben versaugt, daß es keine Möglichkeit ist, ihn herauszubringen. Dieses geschieht leicht im Winter und ehe Firniß auf dem Bilde ist; denn alsdann dringt die Biester Luft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der selige Johann, hatte in London im Winter eine Landschaft gemahlt, die ich nach seinem Tode kommen ließ, wo die Biester Luft so eingedrungen war, daß sie auch Andres, der geschickte Bilderputzer, nicht heraus bringen konnte. Es hatte den Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemahlt hat, haben den Silberton behalten.

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (Ich hoffe, daß Sie meiner nicht spotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es ist nämlich, mit dem großen idealischen Styl Wahrheit der Natur sowohl in Ton als Formen zu verbinden. Poussin, Caracci, Dominichino u. s. w. haben einen großen Styl; allein die Objecte sind auch öfters so unwahr, als wären sie aus einer andern Welt. Diese Convention, wie bekannt, ist einmal angenommen. Was das Colorit betrifft, so ist es nicht allein unwahr, sondern

dern hart. Man entſchuldigt dieſe reſpectablen Männer, daß die Zeit und ihre Art zu mahlen ihre Gemählde ſchwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Pouſſins Waſſerfarben-Gemählde im Palaſt Colonna, und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palaſt Borgheſe beweiſen, daß Pouſſin nie harmoniſch in der Farbe geweſen iſt. Seine Luft iſt immer hart; die gewöhnlichen rothen Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die hartgrünen monotonen Bäume, die allzugelben Felſen und Wege, wo der bloße Ocker herrſcht, können nie übereinſtimmend geweſen ſeyn. Dieſe Waſſerfarben-Gemählde haben ſich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde ſind hingegen ſeine Oelgemählde eher harmoniſch geworden. Francesco di Bologna iſt in ſeinen Waſſerfarben harmoniſcher. Seine Bäume haben denſelben Fehler, daß ſie dunkelgrün und monoton ſind. Boguet hat in Piſtoja einen Saal gemahlt, und des Pouſſins gelbe Felſen und kohlſchwarze Bäume ſo imitirt, daß einem Angſt und bange wird, wenn man es anſieht. Es iſt mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Boguet, der wirklich ſo viele Geſchicklichkeit hat, und ernſthafte gute Studien im Porteſeuille beſitzt, ſolch tolles Zeug darſtellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Verſuche in's Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verſchönten Styl, den Silberton der ſchönen Natur, die neblichten Dünſte, die ſchönen Formen der Bäume, ohne den

Charakter zu vernachläſſigen, kurz alles mögliche Ideal-ſchöne, was die Natur einer Landſchaft darbietet, in einem Gemählde darzuſtellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landſchaft gebe.

Um nun aber nicht in das Manierirte zu fallen, und die großen Meiſter zu beſtehlen, oder ſchwach nachzuſpotten, wie es leicht den Nachahmern geſchieht, ſo habe ich in meinem Porteſeuille Gegenden gewählt, die wirklich ſchon den Stempel des groſſen Styls an ſich tragen. Wenn ich nun dieſe idealiſch verſchönere, ſo hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden, und man darin die Wahrheit der Natur verſchönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie dieſe Werke von den Liebhabern der Kunſt aufgenommen werden. Bis hieher iſt der Geſchmack ausſchließlich für das Wahre geweſen; ein jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um ſeinen Freunden im Vaterlande nach ſeiner Rückkunft zu zeigen, was er geſehen hat, und Anekdoten dabei zu erzählen u. ſ. w. Gibt es für dieſen neuen Styl nicht im allgemeinen Liebhaber, ſo wird es doch einige Kunſtkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Künſtlern wird es freilich gefallen, die ſind aber die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der ſeit der Baſſeviliſchen Geſchichte aus Rom hierher geflüchtet iſt, muß als ein ſehr geſchickter Mann gerühmt werden. Er mahlt mit Ge-

ſchmack und hat ein ſehr gutes brillantes Colorit. Er mahlt auch dann und wann Landſchaften mit kleinen hiſtoriſchen Figuren, im Pouſſiniſchen Styl, welche beſſer ſeyn würden, wenn er den Pouſſin weniger nachahmte. Er traf, als er mich beſuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm ſehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Benvenuti iſt jetzt hier Director der Akademie. Demarez iſt hier; er componirt vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David iſt. Seine Farbe iſt ſchwer, compact, ſein Pinſel nicht angenehm. Seine Compoſitionen, beſonders in kleinen Gemählden, ſind anſehnend ſchön; die Sujets aber immer grauſam, Mord und Todſchlag. Noch ſah ich keinen, der die Simplicität und Schönheit der Alten hat. Gauffier und ſeine in häuslichen Gemählden ſo geſchickte Frau ſtarben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindſucht. Gauffier war auf dem Gipfel ſeiner Kunſt, und hatte ſich ſein Lebelang gequält, ihn zu erreichen; da er genießen ſollte, ſo ſtarb er. —

Hinterlaſſenes.

Nach Hackert's Ableben ſind ſeine ſämmtlichen Beſitzungen an die in Berlin ſich befindenden Erben gekommen; darunter zuerſt mehrere Gemählde, von welchen ein gedruckter Katalog ausgegeben wird. Man hat die

Absicht diese Kunstwerke auszuspielen, und wird deßhalb zu seiner Zeit dem Publicum nähere Nachricht ertheilen, weßwegen wir auch eine beschreibende Anzeige nicht für nöthig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunsthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verspricht. Wahrscheinlich wird er zunächst ein Verzeichniß davon bekannt machen, um die Freunde der Kunst noch mehr zu interessiren. Diese Arbeiten sind um so mehr zu empfehlen, als sie einen großen Theil von Hackert's Leben und Bemühungen dem Kunstfreunde darstellen und einen Begriff geben, wie er sich in der von ihm so hoch gehobenen Prospectmahlerey benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geschnittener Steine hinterlassen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umständlich erwähnen.

1) Kopf des Sextus Pompejus, in Carneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist von der ersten Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommensten was man in Steinschneidekunst sehen kann. Unter dem Halse steht ΑΓΑΘΑΓΓΕΛΟΥ. Man vergleiche Geschichte der Kunst des Alterthums von Joh. Winckelmann, Wiener Ausgabe S. 552 u. 778; wie auch Bracci, Memorie degli antichi Incisori Vol. I. p. 25 — 33, wo zugleich Taf. V. eine ganz leidliche

Abbildung in Kupfer geſtochen beigebracht iſt. Dabei findet ſich noch der antike goldne Ring, in welchen er gefaßt war.

2) Kopf des Ulyſſes, in Carneol, tiefgeſchnitten. Der Stein iſt rein, mehr in's Hellgelbe ſchimmernd, mit viel Feuer. Die Mütze iſt mit einem Kranze umgeben. Am Halſe ein Streifen von der Tunica. Die Arbeit iſt höchſt fleißig und vollendet.

3) Kopf eines alten Hercules, mit einem Kranz um die Haare, und einem Stück Löwenhaut vorn um den Hals zugeknüpft. Carneol, tiefgeſchnitten. Der Stein iſt rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Anſehen; die Arbeit vortrefflich. Oberwärts iſt ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beſchädigt.

4) Fragment einer Camee. Der Charakter iſt juneniſch. Der noch vorhandene Grund iſt ſchwärzlich grau. Das Relief beſteht bloß noch in der Maske und einem Stückchen Halſe. Das Weiße hat das Anſehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Naſe hin ſitzt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit iſt die trefflichſte.

5) Jupiter auf ſeinem Thron mit niedriger Lehne ſitzend, in der Rechten das Scepter und auf der ausgeſtreckten Linken die Victoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausge-

ſtrecke hält. Einſchnitt in Lapis Lazuli. Leichte geiſtreiche Arbeit.

Dieſe Steine würden ſämmtlich zur größten Zierde auch ſelbſt eines reich ausgeſtatteten Cabinets dienen.

Die modernen Steine ſind von mehreren bekannten Künſtlern, von Antonius Pichler, dem Vater, aus Inſpruck; von Johann und Ludwig Pichler, ſeinen beiden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachſen; von Aleſſandro Cades; von Bartolomeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amaſtini aus Foſſombrone; Johannes Wedder; Vetrarino; Tevoli; Antonio Berini; Selli; Sirletti; Cavaliere Conſtanzi; Camillo Piaſtrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Tarricelli; Ludovico Siries aus Florenz; Thereſe Talani, geborne Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaſpare Capperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Rafaelli aus Rom.

Man ſieht hieraus, daß dieſe Sammlung für die Geſchichte der neuern Steinſchneidekunſt ſehr unterrichtend ſeyn muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrath Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlaſſen.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Achtunddreyßigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

Chor.

Was geſchehen werde ſinnſt du nicht aus;
Königin ſchreite dahin
Gutes Muths.
Gutes und Böſes kommt
Unerwartet dem Menſchen;
Auch verkündet glauben wir's nicht.
Brannte doch Troja, ſahen wir doch
Tod vor Augen, ſchmählichen Tod;
Und ſind wir nicht hier
Dir gefällt, dienſtbar freudig,
Schauen des Himmels blendende Sonne
Und das ſchönſte der Erde
Huldvoll, dich, uns Glücklichen.

Helena.

Sey's wie es ſey! Was auch bevorſteht, mir geziemt
Hinaufzuſteigen ungeſäumt in des Königshaus,
Das lang entbehrt, und viel erſehnt, und faſt verſcherzt,
Mir abermals vor Augen ſteht, ich weiß nicht wie.
Die Füße tragen mich ſo muthig nicht empor
Die hohen Stufen die ich kindiſch überſprang.

Chor.

Werfet o Schweſtern, ihr
Traurig gefangenen,
Alle Schmerzen ins Weite;
Theilet der Herrin Glück,
Theilet Helenens Glück.

Inhalt.

		Seite
1.	Einleitung in die Propyläen.	1
2.	Ueber Laokoon.	81
3.	Der Sammler und die Seinigen.	91
4.	Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit.	111
5.	Ueber Italien, Fragmente.	155
6.	Aeltere Gemälde. Venedig 1790.	213
7.	Don Cicio.	229
8.	Neueste Italiänische Literatur.	279

1.

Einleitung in die Propyläen.

Einleitung in die Propyläen.

Der Jüngling, wenn Natur und Kunſt ihn anziehen, glaubt mit einem lebhaften Streben bald in das innerſte Heiligthum zu dringen; der Mann bemerkt, nach langem Umherwandeln, daß er ſich noch immer in den Vorhöfen befinde.

Eine ſolche Betrachtung hat unſern Titel veranlaßt. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwiſchen dem Innern und Aeußern, zwiſchen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle ſeyn, auf der wir uns mit unſern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.

Will jemand noch beſonders, bei dem Worte Propyläen, ſich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Athenienſiſchen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte, ſo iſt auch dieß nicht gegen unſre Abſicht, nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein ſolches Werk der Kunſt und Pracht hier ſelbſt aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verſtehe man das, was daſelbſt allenfalls hätte geſchehen können, man erwarte Geſpräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes geweſen wären.

Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angelockt, sich in ihren besten Stunden in jene Gegenden zu versetzen, unter einem Volke wenigstens in der Einbildungskraft zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stätiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint?

Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung? und, in gewissen Fächern, welche mehr als die Deutsche?

So viel zur Entschuldigung des symbolischen Titels, wenn sie ja nöthig seyn sollte. Er stehe uns zur Erinnerung, daß wir uns so wenig als möglich vom classischen Boden entfernen, er erleichtere durch seine Kürze und Bedeutsamkeit die Nachfrage der Kunstfreunde, die wir durch gegenwärtiges Werk zu interessiren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundner Freunde über Natur und Kunst enthalten soll.

Derjenige, der zum Künstler berufen ist, wird auf alles um sich her lebhaft Acht geben, die Gegenstände und ihre Theile werden seine Aufmerksamkeit an sich ziehen, und indem er praktischen Gebrauch von solchen Erfahrungen macht, wird er sich nach und nach üben, immer schärfer zu bemerken, er wird in seiner frühern Zeit alles so viel möglich zu eignem Gebrauch verwenden, später wird er sich auch andern gerne mittheilen. So

gedenken auch wir manches, was wir für nützlich und angenehm halten, was, unter mancherlei Umständen, von uns seit mehrern Jahren aufgezeichnet worden, unsern Lesern vorzulegen und zu erzählen.

Allein wer bescheidet sich nicht gern, daß reine Bemerkungen seltner sind, als man glaubt? Wir vermischen so schnell unsere Empfindungen, unsere Meinung, unser Urtheil mit dem was wir erfahren, daß wir in dem ruhigen Zustande des Beobachters nicht lange verharren, sondern bald Betrachtungen anstellen, auf die wir kein größer Gewicht legen dürfen, als insofern wir uns auf die Natur und Ausbildung unsers Geistes einigermaßen verlassen möchten.

Was uns hierin eine stärkere Zuversicht zu geben vermag, ist die Harmonie, in der wir mit mehrern stehen, ist die Erfahrung, daß wir nicht allein, sondern gemeinschaftlich denken und wirken. Die zweifelhafte Sorge, unsere Vorstellungsart möchte uns nur allein angehören, die uns so oft überfällt, wenn andere gerade das Gegentheil von unserer Ueberzeugung aussprechen, wird erst gemildert, ja aufgehoben, wenn wir uns in mehreren wiederfinden; dann fahren wir erst mit Sicherheit fort, uns in dem Besitze solcher Grundsätze zu erfreuen, die eine lange Erfahrung uns und andern nach und nach bewährt hat.

Wenn mehrere vereint auf diese Weise zusammenleben, daß sie sich Freunde nennen dürfen, indem sie ein

gleiches Intereſſe haben, ſich fortſchreitend auszubilden, und auf nahoverwandte Zwecke losgehen, dann werden ſie gewiß ſeyn, daß ſie ſich auf den vielfachſten Wegen wieder begegnen, und daß ſelbſt eine Richtung, die ſie von einander zu entfernen ſchien, ſie doch bald wieder glücklich zuſammenführen wird.

Wer hat nicht erfahren, welche Vortheile in ſolchen Fällen das Geſpräch gewährt! allein es iſt vorübergehend, und indem die Reſultate einer wechſelſeitigen Ausbildung unauslöſchlich bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verloren, durch welche man dazu gelangt iſt.

Ein Briefwechſel bewahrt ſchon beſſer die Stufen eines freundſchaftlichen Fortſchrittes: jeder Moment des Wachsthums iſt fixirt, und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung gibt, ſo iſt ein Blick rückwärts auf das Werden belehrend, indem er uns zugleich ein künftiges, unabläſſiges Fortſchreiten hoffen läßt.

Kurze Aufſätze in die man von Zeit zu Zeit ſeine Gedanken, ſeine Ueberzeugungen und Wünſche niederlegt, um ſich nach einiger Zeit wieder mit ſich ſelbſt zu unterhalten, ſind auch ein ſchönes Hülfsmittel eigner und fremder Bildung, deren keines verſäumt werden darf, wenn man die Kürze der dem Leben zugemeſſenen Zeit und die vielen Hinderniſſe bedenkt, die einer jeden Ausführung im Wege ſtehen.

Daß hier beſonders von einem Ideenwechſel ſolcher Freunde die Rede ſey, die ſich, im allgemeinen, zu Kün-

ſten und Wiſſenſchaften auszubilden ſtreben, verſteht ſich von ſelbſt, obgleich ein Welt- und Geſchäftsleben auch eines ſolchen Vortheils nicht ermangeln ſollte.

Bei Künſten und Wiſſenſchaften aber iſt nicht allein eine ſolche engere Verbindung, ſondern auch das Verhältniß zu dem Publicum eben ſo günſtig als es ein Bedürfniß wird. Was man irgend Allgemeines denkt oder leiſtet, gehört der Welt an, und das was ſie von den Bemühungen der Einzelnen nutzen kann, bringt ſie auch ſelbſt zur Reife. Der Wunſch nach Beifall, welchen der Schriftſteller fühlt, iſt ein Trieb, den ihm die Natur eingepflanzt hat, um ihn zu etwas Höherem anzulocken; er glaubt den Kranz ſchon erreicht zu haben, und wird bald gewahr, daß eine mühſamere Ausbildung jeder angebornen Fähigkeit nöthig iſt, um die öffentliche Gunſt feſtzuhalten, die wohl auch, durch Glück und Zufall, auf kurze Momente erlangt werden kann.

So bedeutend iſt für den Schriftſteller in einer frühern Zeit ſein Verhältniß zum Publicum, und ſelbſt in ſpätern Tagen kann er es nicht entbehren. So wenig er auch beſtimmt ſeyn mag, andere zu belehren, ſo wünſcht er doch ſich denen mitzutheilen, die er ſich gleich geſinnt weiß, deren Anzahl aber in der Breite der Welt zerſtreut iſt; er wünſcht ſein Verhältniß zu den älteſten Freunden dadurch wieder anzuknüpfen, mit neuen es fortzuſetzen, und in der letzten Generation ſich wieder andere für ſeine übrige Lebenszeit zu gewinnen. Er wünſcht der Jugend

Weiche zu Vaterhauses Herd,
Zwar mit spätzurückkehrendem
Aber mit desto festerem
Fuße freudig herannaht.

Preiset die heiligen,
Glücklich herstellenden
Und heimführenden Götter!
Schwebt der Entbundene
Doch wie auf Fittigen
Ueber das Rauhste, wenn umsonst
Der Gefangene sehnsuchtsvoll
Ueber die Zinne des Kerkers hin
Armausbreitend sich abhärmt.

Aber sie ergriff ein Gott
Die Entfernte;
Und aus Ilies Schutt
Trug er hierher sie zurück,
In das alte das neugeschmückte
Vaterhaus,
Nach unsäglichen
Freuden und Qualen,
Früher Jugendzeit
Angefrischt zu gedenken.

Panthalis als Ehebrecherin.

Verlasset nun des Gesanges freudumgebnen Pfad
Und wendet nach der Thüre Flügeln euren Blick.
Was seh' ich, Schwestern? Kehret nicht die Königin,

die Umwege zu ersparen, auf denen er sich selbst verirrte, und, indem er die Vortheile der gegenwärtigen Zeit bemerkt und nützt, das Andenken verdienstlicher früherer Bemühungen zu erhalten.

In diesem ernsten Sinne verband sich eine kleine Gesellschaft; eine heitere Stimmung möge unsere Unternehmungen begleiten, und wohin wir gelangen, mag die Zeit lehren.

Die Aufsätze welche wir vorzulegen gedenken, werden, ob sie gleich von mehrern verfaßt sind, in Hauptpuncten hoffentlich niemals mit einander in Widerspruch stehen, wenn auch die Denkart der Verfasser nicht völlig die gleiche seyn sollte. Kein Mensch betrachtet die Welt ganz wie der andere, und verschiedene Charaktere werden oft Einen Grundsatz, den sie sämmtlich anerkennen, verschieden anwenden. Ja, der Mensch ist sich in seinen Anschauungen und Urtheilen nicht immer selbst gleich: frühere Ueberzeugungen müssen spätern weichen. Möge immerhin das Einzelne was man denkt und äußert, nicht alle Proben aushalten, wenn man nur auf seinem Wege gegen sich selbst und gegen andre wahr bleibt!

So sehr nun auch die Verfasser unter einander und mit einem großen Theil des Publicums in Harmonie zu stehen wünschen und hoffen, so dürfen sie sich doch nicht verbergen, daß ihnen von verschiedenen Seiten mancher

Mißton entgegen klingen wird. Sie haben dieß um so mehr zu erwarten, als sie von den herrschenden Meinungen in mehr als Einem Puncte abweichen. Weit entfernt, die Denkart irgend eines Dritten meistern oder verändern zu wollen, werden sie ihre eigne Meinung fest aussprechen, und, wie es die Umstände geben, einer Fehde ausweichen oder sie aufnehmen, im Ganzen aber immer auf einem Bekenntnisse halten, und besonders diejenigen Bedingungen, die ihnen zu Bildung eines Künstlers unerläßlich scheinen, oft genug wiederholen. Wem um die Sache zu thun ist, der muß Partey zu nehmen wissen, sonst verdient er nirgends zu wirken.

Wenn wir nun Bemerkungen und Betrachtungen über Natur vorzulegen versprechen, so müssen wir zugleich anzeigen, daß es besonders solche seyn werden, die sich zunächst auf bildende Kunst, so wie auf Kunst überhaupt, dann aber auch auf allgemeine Bildung des Künstlers beziehen.

Die vornehmste Forderung die an den Künstler gemacht wird, bleibt immer die: daß er sich an die Natur halten, sie studiren, sie nachbilden, etwas, das ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen solle.

Wie groß, ja wie ungeheuer diese Anforderung sey, wird nicht immer bedacht, und der wahre Künstler selbst erfährt es nur bei fortschreitender Bildung. Die Natur ist von der Kunst durch eine ungeheure Kluft ge-

trennt, welche das Genie selbst, ohne äußere Hülfsmittel, zu überschreiten nicht vermag.

Alles was wir um uns her gewahr werden, ist nur roher Stoff, und wenn sich das schon selten genug ereignet, daß ein Künstler durch Instinct und Geschmack, durch Uebung und Versuche, dahin gelangt, daß er den Dingen ihre äußere schöne Seite abzugewinnen, aus dem vorhandenen Guten das Beste auszuwählen, und wenigstens einen gefälligen Schein hervorzubringen lernt; so ist es, besonders in der neuern Zeit, noch viel seltner, daß ein Künstler sowohl in die Tiefe der Gegenstände, als in die Tiefe seines eignen Gemüths zu dringen vermag, um in seinen Werken nicht bloß etwas leicht- und oberflächlich Wirkendes, sondern wetteifernd mit der Natur, etwas geistig Organisches hervorzubringen, und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint.

Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand bildender Kunst, um ihn zu verstehen, um sich aus dem Labyrinthe seines Baues herauszuwickeln, ist eine allgemeine Kenntniß der organischen Natur unerläßlich. Auch von den unorganischen Körpern, so wie von allgemeinen Naturwirkungen, besonders wenn sie, wie z. B. Ton und Farbe, zum Kunstgebrauch anwendbar sind, sollte der Künstler sich theoretisch belehren; allein welchen weiten Umweg müßte er machen, wenn er sich

aus der Schule des Zergliederers, des Naturbeſchreibers, des Naturlehrers dasjenige mühſam ausſuchen ſollte, was zu ſeinem Zwecke dient; ja es iſt die Frage, ob er dort gerade das, was ihm das Wichtigſte ſeyn muß, finden würde? Jene Männer haben ganz andere Bedürfniſſe ihrer eigentlichen Schüler zu befriedigen, als daß ſie an das eingeſchränkte, beſondere Bedürfniß des Künſtlers denken ſollten. Deßhalb iſt unſere Abſicht, hier in's Mittel zu treten, und, wenn wir gleich nicht vorausſehen, die nöthige Arbeit ſelbſt vollenden zu können, dennoch, theils im Ganzen eine Ueberſicht zu geben, theils im Einzelnen die Ausführung einzuleiten.

Die menſchliche Geſtalt kann nicht bloß durch das Beſchauen ihrer Oberfläche begriffen werden, man muß ihr Inneres entblößen, ihre Theile ſondern, die Verbindungen derſelben bemerken, die Verſchiedenheiten kennen, ſich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Verborgene, Ruhende, das Fundament der Erſcheinung ſich einprägen, wenn man dasjenige wirklich ſchauen und nachahmen will, was ſich als ein ſchönes ungetrenntes Ganze, in lebendigen Wellen vor unſerm Auge bewegt. Der Blick auf die Oberfläche eines lebendigen Weſens verwirrt den Beobachter, und man darf wohl hier, wie in andern Fällen, den wahren Spruch anbringen: Was man weiß, ſieht man erſt! denn wie derjenige der ein kurzes Geſicht hat, einen Gegenſtand beſſer ſieht, von dem er ſich wieder entfernt, als einen

dem er sich erst nähert, weil ihm das geistige Gesicht nunmehr zu Hülfe kommt, so liegt eigentlich in der Kenntniß die Vollendung des Anschauens.

Wie gut bildet ein Kenner der Naturgeschichte, der zugleich Zeichner ist, die Gegenstände nach, indem er das Wichtige und Bedeutende der Theile, woraus der Charakter des Ganzen entspringt, einsieht und den Nachdruck darauf legt.

So wie nun eine genauere Kenntniß der einzelnen Theile menschlicher Gestalt, die er zuletzt wieder als ein Ganzes betrachten muß, den Künstler äußerst fördert, so ist auch ein Ueberblick, ein Seitenblick über und auf verwandte Gegenstände höchst nützlich, vorausgesetzt daß der Künstler fähig ist, sich zu Ideen zu erheben und die nahe Verwandtschaft entfernt scheinender Dinge zu fassen.

Die vergleichende Anatomie hat einen allgemeinen Begriff über organische Naturen verbreitet; sie führt uns von Gestalt zu Gestalten, und indem wir nah oder fern verwandte Naturen betrachten, erheben wir uns über sie alle, um ihre Eigenschaften in einem idealen Bilde zu erblicken.

Halten wir dasselbe fest, so finden wir erst, daß unsere Aufmerksamkeit bei Beobachtung der Gegenstände eine bestimmte Richtung nimmt, daß abgesonderte Kenntnisse durch Vergleichung leichter gewonnen und festgehalten werden, und daß wir zuletzt beim Kunstge-

brauch nur dann mit der Natur wetteifern können, wenn wir die Art, wie sie bei Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigstens einigermaßen abgelernt haben.

Muntern wir ferner den Künstler auf, auch von unorganischen Naturen einige Kenntniß zu nehmen, so können wir es um so eher thun, als man sich gegenwärtig von dem Mineralreich bequem und schnell unterrichtet. Der Mahler bedarf einiger Kenntniß der Steine, um sie charakteristisch nachzuahmen, der Bildhauer und Baumeister um sie zu nutzen, der Steinschneider kann eine Kenntniß der Edelsteine nicht entbehren, der Kenner und Liebhaber wird gleichfalls darnach streben.

Haben wir nun zuletzt dem Künstler gerathen, sich von allgemeinen Naturwirkungen einen Begriff zu machen, um diejenigen kennen zu lernen die ihn besonders interessiren, theils um sich nach mehr Seiten auszubilden, theils um das was ihn betrifft besser zu verstehen, so wollen wir auch über diesen bedeutenden Punct noch einiges hinzufügen.

Bisher konnte der Mahler die Lehre des Physikers von den Farben nur anstaunen, ohne daraus einigen Vortheil zu ziehen; das natürliche Gefühl des Künstlers aber, eine fortdauernde Uebung, eine praktische Nothwendigkeit führte ihn auf einen eignen Weg, er fühlte die lebhaften Gegensätze, durch deren Vereinigung die Harmonie der Farben entsteht, er bezeichnete gewisse Eigenschaften derselben durch annähernde Empfindungen,

er hatte warme und kalte Farben, Farben die eine Nähe, andere die eine Ferne ausdrücken, und was dergleichen Bezeichnungen mehr sind, durch welche er diese Phänomene den allgemeinsten Naturgesetzen auf seine Weise näher brachte. Vielleicht bestätigt sich die Vermuthung, daß die farbigen Naturwirkungen, so gut als die magnetischen, elektrischen und andere, auf einem Wechselverhältniß, einer Polarität, oder wie man die Erscheinungen des Zwiefachen, ja Mehrfachen in einer entschiedenen Einheit nennen mag, beruhen.

Diese Lehre umständlich und für den Künstler faßlich vorzulegen, werden wir uns zur Pflicht machen, und wir können um so mehr hoffen, hierin etwas zu thun, das ihm willkommen sey, als wir nur dasjenige, was er bisher aus Instinct gethan, auszulegen und auf Grundsätze zurückzuführen bemüht seyn werden.

So viel von dem, was wir zuerst in Absicht auf Natur mitzutheilen hoffen; und nun das Nothwendigste in Absicht auf Kunst.

Da die Einrichtung des gegenwärtigen Werks von der Art ist, daß wir einzelne Abhandlungen, ja dieselben sogar theilweise, vorlegen werden, dabei aber unser Wunsch ist, nicht ein Ganzes zu zerstücken, sondern aus mannichfaltigen Theilen endlich ein Ganzes zusammenzusetzen, so wird es nöthig seyn, bald möglichst, allgemein und summarisch dasjenige vorzulegen, worüber der Leser nach und nach im Einzelnen unsere Ausarbei-

tungen erhalten wird. Daher wird uns zunächſt ein Aufſatz über bildende Kunſt beſchäftigen, worin die bekannten Rubriken, nach unſerer Vorſtellungsart und Methode, vorgetragen werden ſollen. Dabei werden wir vorzüglich darauf bedacht ſeyn, die Wichtigkeit eines jeden Theils der Kunſt vor Augen zu ſtellen, und zu zeigen, daß der Künſtler keinen derſelben zu vernachläſſigen habe, wie es leider ſo oft geſchehen iſt und geſchieht.

Wir betrachteten vorhin die Natur als die Schatzkammer der Stoffe im allgemeinen, nun gelangen wir aber an den wichtigen Punct, wo ſich zeigt, wie die Kunſt ihre Stoffe ſich ſelbſt näher zubereite.

Indem der Künſtler irgend einen Gegenſtand der Natur ergreift, ſo gehört dieſer ſchon nicht mehr der Natur an, ja man kann ſagen, daß der Künſtler ihn in dieſem Augenblicke erſchaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteriſtiſche, Intereſſante abgewinnt, oder vielmehr erſt den höhern Werth hineinlegt.

Auf dieſe Weiſe werden der menſchlichen Geſtalt die ſchönern Proportionen, die edlern Formen, die höhern Charaktere gleichſam erſt aufgedrungen, der Kreis der Regelmäßigkeit, Vollkommenheit, Bedeutſamkeit und Vollendung wird gezogen, in welchem die Natur ihr Beſtes gerne niederlegt, wenn ſie übrigens, in ihrer großen Breite, leicht in Häßlichkeit ausartet und ſich in's Gleichgültige verliert.

Eben daſſelbe gilt von zuſammengeſetzten Kunſtwer-

ken, ihrem Gegenstand und Inhalt, die Aufgabe sey Fabel oder Geschichte.

Wohl dem Künstler, der sich bei Unternehmung des Werkes nicht vergreift! der das Kunstgemäße zu wählen, oder vielmehr dasselbe zu bestimmen versteht!

Wer in den zerstreuten Mythen, in der weitläufigen Geschichte, um sich eine Aufgabe zu suchen, ängstlich herumirrt, mit Gelehrsamkeit bedeutend, oder allegorisch interessant seyn will, der wird, in der Hälfte seiner Arbeit, oft bei unerwarteten Hindernissen stocken, oder nach Vollendung derselben seinen schönsten Zweck verfehlen. Wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüth, und wir achten diesen Punct so wichtig, daß wir gleich zu Anfang eine ausführlichere Abhandlung darüber einrücken.

Ist nun der Gegenstand glücklich gefunden, oder erfunden, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische eintheilen möchten.

Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motiven, und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genie's beurtheilen läßt, so kann man an der Entdeckung der Motive seine Breite, seinen Reichthum, seine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen.

Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, an-

angenehm erfreulich und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird.

Die mechaniſche, zuletzt, wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Organ auf beſtimmte Stoffe wirkt, und ſo der Arbeit ihr Daſeyn, ihre Wirklichkeit verſchafft.

Indem wir nun auf ſolche Art dem Künſtler nützlich zu ſeyn hoffen, und lebhaft wünſchen, daß er ſich manches Rathes, mancher Vorſchläge bei ſeinen Arbeiten bedienen möge, ſo dringt ſich uns leider die bedenkliche Betrachtung auf, daß jedes Unternehmen, ſo wie jeder Menſch, von ſeinem Zeitalter ebenſowohl leide, als man davon gelegentlich Vortheil zu ziehen im Fall iſt, und wir können bei uns ſelbſt die Frage nicht ganz ablehnen, welche Aufnahme wir denn wohl finden möchten?

Alles iſt einem ewigen Wechſel unterworfen, und da gewiſſe Dinge nicht neben einander beſtehen können, verdrängen ſie einander. So geht es mit Kenntniſſen, mit Anleitungen zu gewiſſen Uebungen, mit Vorſtellungsarten und Maximen. Die Zwecke der Menſchen bleiben ziemlich immer dieſelben: man will jetzt noch ein guter Künſtler und Dichter ſeyn, oder werden, wie vor Jahrhunderten; die Mittel aber, wodurch man zu dem Zwecke gelangt, ſind nicht jedem klar, und warum ſollte man läugnen, daß nichts angenehmer wäre, als wenn man einen großen Vorſatz ſpielend ausführen könnte.

Natürlicherweiſe hat das Publicum auf die Kunſt

Mit heftigen Schrittes Regung, wieder zu uns her?
Was iſt es, große Königin, was konnte dir
In deines Hauſes Hallen, ſtatt der Deinen Gruß,
Erſchütterndes begegnen? Du verbirgſt es nicht;
Denn Widerwillen ſeh' ich an der Stirne dir,
Ein edles Zürnen das mit Ueberraſchung kämpft.

Helena

(welche die Thürflügel offen gelaſſen hat, hervortretend).

Der Tochter Zeus geziemet nicht gemeine Furcht
Und flüchtig-leiſe Schreckenshand berührt ſie nicht;
Doch das Entſetzen, das dem Schoos der alten Nacht,
Vom Urbeginn entſteigend, vielgeſtaltet noch
Wie glühende Wolken, aus des Berges Feuerſchlund,
Herauf ſich wälzt, erſchüttert auch des Helden Bruſt.
So haben heute grauenvoll die Stygiſchen
In's Haus den Eintritt mir bezeichnet, daß ich gern
Von oft betretner, langerſehnter Schwelle mich,
Entlaſſ'nem Gaſte gleich, entfernend ſcheiden mag.
Doch nein! gewichen bin ich her an's Licht, und ſollt
Ihr weiter nicht mich treiben, Mächte, wer ihr ſeyd.
Auf Weihe will ich ſinnen, dann gereinigt mag
Des Herdes Gluth die Frau begrüßen wie den Herrn.

Chorführerin.

Entdecke deinen Dienerinnen, edle Frau,
Die dir verehrend beiſtehn, was begegnet iſt.

Helena.

Was ich geſehen ſollt ihr ſelbſt mit Augen ſehn,
Wenn ihr Gebilde nicht die alte Nacht ſogleich
Zurück geſchlungen in ihrer Tiefe Wunderſchoos.

groſsen Einfluſs, indem es für ſeinen Beifall, für ſein Geld, ein Werk verlangt das ihm gefalle, ein Werk das unmittelbar zu genieſsen ſey, und meiſtens wird ſich der Künſtler gern darnach bequemen, denn er iſt ja auch ein Theil des Publicums, auch er iſt in gleichen Jahren und Tagen gebildet, auch er fühlt die gleichen Bedürfniſſe, er drängt ſich in derſelbigen Richtung, und ſo bewegt er ſich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt, und die er belebt.

Wir ſehen auf dieſe Weiſe ganze Nationen, ganze Zeitalter von ihren Künſtlern entzückt, ſo wie der Künſtler ſich in ſeiner Nation, in ſeinem Zeitalter beſpiegelt, ohne daſs beide nur den mindeſten Argwohn hätten, ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geſchmack wenigſtens einſeitig, ihre Kunſt auf dem Rückwege, und ihr Vordringen nach der falſchen Seite gerichtet ſeyn.

Anſtatt uns hierüber in's Allgemeinere zu verbreiten, machen wir hier eine Bemerkung, die ſich beſonders auf bildende Kunſt bezieht.

Dem Deutſchen Künſtler, ſo wie überhaupt jedem neuen und nordiſchen, iſt es ſchwer, ja beinahe unmöglich, von dem Formloſen zur Geſtalt überzugehen, und wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, ſich dabei zu erhalten.

Jeder Künſtler der eine Zeit lang in Italien gelebt hat, frage ſich: ob nicht die Gegenwart der beſten Werke alter und neuer Kunſt in ihm das unabläſſige

Streben erregt habe, die menſchliche Geſtalt in ihren Proportionen, Formen, Charakteren zu ſtudiren und nachzubilden, ſich in der Ausführung allen Fleiß und Mühe zu geben, um ſich jenen Kunſtwerken, die ganz auf ſich ſelbſt ruhen, zu nähern, um ein Werk hervorzubringen, das, indem es das ſinnliche Anſchauen befriedigt, den Geiſt in ſeine höchſten Regionen erhebt? Er geſtehe aber auch, daß er nach ſeiner Zurückkunft nach und nach von jenem Streben herunterſinken müſſe, weil er wenig Perſonen findet, die das Gebildete eigentlich ſehen, genießen und denken mögen, ſondern meiſt nur ſolche, die ein Werk obenhin anſehen, dabei etwas Beliebiges denken, und nach ihrer Art etwas dabei empfinden und genießen.

Das ſchlechteſte Bild kann zur Empfindung und zur Einbildungskraft ſprechen, indem es ſie in Bewegung ſetzt, los und frei macht, und ſich ſelbſt überläßt; das beſte Kunſtwerk ſpricht auch zur Empfindung, aber eine höhere Sprache, die man freilich verſtehen muß; es feſſelt die Gefühle und die Einbildungskraft; es nimmt uns unſre Willkür, wir können mit dem Vollkommenen nicht ſchalten und walten wie wir wollen, wir ſind genöthigt uns ihm hinzugeben, um uns ſelbſt von ihm, erhöht und verbeſſert, wieder zu erhalten.

Daß dieß keine Träume ſind, werden wir nach und nach im Einzelnen ſo deutlich als möglich zu zeigen ſuchen, beſonders werden wir auf einen Widerſpruch auf-

merkſam machen, in welchen ſich die Neuern ſo oft verwickeln. Sie nennen die Alten ihre Lehrer, ſie geſtehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu, und entfernen ſich in Theorie und Praxis doch von den Maximen, die jene beſtändig ausübten.

Indem wir nun von dieſem wichtigen Puncte ausgehen und oft wieder auf denſelben zurückkehren werden, ſo finden wir noch andere, davon noch einiges zu erwähnen iſt.

Eines der vorzüglichſten Kennzeichen des Verfalles der Kunſt iſt die Vermiſchung der verſchiedenen Arten derſelben.

Die Künſte ſelbſt, ſo wie ihre Arten, ſind unter einander verwandt, ſie haben eine gewiſſe Neigung, ſich zu vereinigen, ja ſich in einander zu verlieren; aber eben darin beſteht die Pflicht, das Verdienſt, die Würde des ächten Künſtlers, daß er das Kunſtfach in welchem er arbeitet, von andern abzuſondern, jede Kunſt und Kunſtart auf ſich ſelbſt zu ſtellen und ſie auf's möglichſte zu iſoliren wiſſe.

Man hat bemerkt, daß alle bildende Kunſt zur Mahlerey, alle Poeſie zum Drama ſtrebe, und es kann uns dieſe Erfahrung künftig zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben.

Der ächte geiſtgebende Künſtler ſtrebt nach Kunſtwahrheit, der geiſtloſe, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunſt zum

höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht.

So wie mit dem Allgemeinen der Kunst, eben so verhält es sich auch mit den Arten derselben. Der Bildhauer muß anders denken und empfinden als der Mahler, ja er muß anders zu Werke gehen, wenn er ein halberhobenes Werk, als wenn er ein rundes hervorbringen will. Indem man die flacherhobenen Werke immer höher und höher machte, dann Theile, dann Figuren ablöste, zuletzt Gebäude und Landschaften anbrachte, und so halb Mahlerey halb Puppenspiel darstellte, ging man immer abwärts in der wahren Kunst, und leider haben treffliche Künstler der neuern Zeit ihren Weg auf diese Weise genommen.

Wenn wir nun künftig solche Maximen, die wir für die rechten halten, aussprechen werden, wünschten wir, daß sie, wie sie aus den Kunstwerken gezogen sind, von dem Künstler praktisch geprüft werden. Wie selten kann man mit dem andern über einen Grundsatz theoretisch einig werden! Hingegen was anwendbar, was brauchbar sey, ist viel geschwinder entschieden. Wie oft sieht man Künstler bei der Wahl ihrer Gegenstände, bei der für ihre Kunst passenden Zusammensetzung im Allgemeinen, bei der Anordnung im Besondern, so wie den Mahler bei der Wahl der Farben in Verlegenheit. Dann ist es Zeit einen Grundsatz zu prüfen, dann wird die Frage leichter zu entscheiden seyn, ob wir durch ihn den

großen Muſtern und allem was wir an ihnen ſchätzen und lieben, näher kommen, oder ob er uns in der empiriſchen Verwirrung einer nicht genug durchdachten Erfahrung ſtecken läßt.

Gelten nun dergleichen Maximen zur Bildung des Künſtlers, zur Leitung deſſelben in mancher Verlegenheit, ſo werden ſie auch bei Entwicklung, Schätzung und Beurtheilung alter und neuer Kunſtwerke dienen, und wieder wechſelsweiſe aus der Betrachtung derſelben entſtehen. Ja, es iſt um ſo nöthiger, ſich auch hier daran zu halten, weil, unerachtet der allgemein geprieſenen Vorzüge des Alterthums, dennoch unter den Neuern ſowohl einzelne Menſchen als ganze Nationen oft eben das verkennen, worin der höchſte Vorzug jener Werke liegt.

Eine genaue Prüfung derſelben wird uns am meiſten vor dieſem Uebel bewahren. Deßhalb ſey hier nur ein Beiſpiel aufgeſtellt, wie es dem Liebhaber in der plaſtiſchen Kunſt zu gehen pflegt, damit etwa deutlich werde, wie nothwendig eine genaue Kritik der ältern ſowohl als der neuern Kunſtwerke ſey, wenn ſie einigermaßen Nutzen bringen ſoll.

Auf jeden, der ein zwar ungeübtes, aber für das Schöne empfängliches Auge hat, wird ein ſtumpfer, unvollkommner Gypsabguß eines trefflichen alten Werks noch immer eine große Wirkung thun; denn in einer ſolchen Nachbildung bleibt doch immer die Idee, die Ein-

falt und Größe der Form, genug das Allgemeinſte noch übrig, ſo viel als man mit ſchlechten Augen allenfalls in der Ferne gewahr werden könnte.

Man kann bemerken, daß oft eine lebhafte Neigung zur Kunſt durch ſolche ganz unvollkommene Nachbildungen entzündet wird. Allein die Wirkung iſt dem Gegenſtande gleich, es wird mehr ein dunkles unbeſtimmtes Gefühl erregt, als daß eigentlich der Gegenſtand, in ſeinem Werth und in ſeiner Würde, ſolchen angehenden Kunſtfreunden erſcheinen ſollte. Solche ſind es, die gewöhnlich den Grundſatz äußern: daß eine allzugenaue kritiſche Unterſuchung den Genuß zerſtöre, ſolche ſind es, die ſich gegen eine Würdigung des Einzelnen zu ſträuben und zu wehren pflegen.

Wenn ihnen aber nach und nach, bei weiterer Erfahrung und Uebung, ein ſcharfer Abguß ſtatt eines ſtumpfen, ein Original ſtatt eines Abgußes vorgelegt wird, dann wächſt mit der Einſicht auch das Vergnügen, und ſo ſteigt es, wenn Originale ſelbſt, wenn vollkommene Originale ihnen endlich bekannt werden.

Gern läßt man ſich in die Labyrinthe genauer Betrachtungen ein, wenn das Einzelne ſo wie das Ganze vollkommen iſt, ja man lernt einſehen, daß man das Vortreffliche nur in dem Maße kennen lernt, in ſo fern man das Mangelhafte einzuſehen im Stande iſt. Die Reſtauration von den urſprünglichen Theilen, die Copie von dem Original zu unterſcheiden, in dem kleinſten

Fragmente noch die zerstörte Herrlichkeit des Ganzen zu schauen, wird der Genuß des vollendeten Kenners, und es ist ein großer Unterschied, ein stumpfes Ganze mit dunklem Sinne, oder ein vollendetes mit hellem Sinne zu beschauen und zu fassen.

Wer sich mit irgend einer Kenntniß abgibt, soll nach dem Höchsten streben! Es ist mit der Einsicht viel anders als mit der Ausübung, denn im Praktischen muß sich jeder bald bescheiden, daß ihm nur ein gewisses Maß von Kräften zugetheilt sey; zur Kenntniß, zur Einsicht aber sind weit mehrere Menschen fähig, ja man kann wohl sagen ein jeder, der sich selbst verläugnen, sich den Gegenständen unterordnen kann, der nicht mit einem starren beschränkten Eigensinn sich und seine kleinliche Einseitigkeit in die höchsten Werke der Natur und Kunst überzutragen strebt.

Um von Kunstwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und andere zu sprechen, sollte es freilich nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt auf's Anschauen an, es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird.

Daher geschieht es so oft, daß derjenige der über Kunstwerke schreibt, bloß im Allgemeinen verweilt, wodurch wohl Ideen und Empfindungen erregt werden, ja allen Lesern, nur demjenigen nicht genug gethan wird,

der mit dem Buche in der Hand vor das Kunſtwerk hintritt.

Aber eben deßwegen werden wir in mehrern Abhandlungen vielleicht in dem Falle ſeyn, das Verlangen der Leſer mehr zu reizen als zu befriedigen; denn es iſt nichts natürlicher als daß ſie ein vortreffliches Kunſtwerk, das genau zergliedert wird, ſogleich vor Augen zu haben wünſchen, um das Ganze, von dem die Rede iſt, zu genießen, und was die Theile betrifft, die Meinung, die ſie vernehmen, ihrem Urtheil zu unterwerfen.

Indem nun aber die Verfaſſer für diejenigen zu arbeiten denken, welche die Werke theils geſehen haben, theils künftig ſehen werden, ſo hoffen ſie für ſolche, die ſich in keinem der beiden Fälle befinden, dennoch das Möglichſte zu thun. Wir werden der Nachbildungen erwähnen, anzeigen wo Abgüſſe von alten Kunſtwerken, alte Kunſtwerke ſelbſt, beſonders den Deutſchen ſich näher befinden, und ſo ächter Liebhaberey und Kunſtkenntniß, ſo viel an uns liegt, zu begegnen ſuchen.

Denn nur auf dem höchſten und genauſten Begriff von Kunſt kann eine Kunſtgeſchichte beruhen; nur wenn man das Vortrefflichſte kennt, was der Menſch hervorzubringen im Stande war, kann der pſychologiſch-chronologiſche Gang dargeſtellt werden, den man in der Kunſt ſo wie in andern Fächern nahm, wo erſt eine beſchränkte Thätigkeit in einer trocknen, ja traurigen Nachahmung des Unbedeutenden ſo wie des Bedeutenden

verweilte, ſich darauf ein lieblicheres, gemüthlicheres Gefühl gegen die Natur entwickelte, dann begleitet von Kenntniß, Regelmäßigkeit, Ernſt und Strenge, unter günſtigen Umſtänden, die Kunſt bis zum Höchſten hinaufſtieg, wo es denn zuletzt dem glücklichen Genie, das ſich von allen dieſen Hülfsmitteln umgeben fand, möglich ward, das Reizende, Vollendete hervorzubringen.

Leider aber erregen Kunſtwerke, die mit ſolcher Leichtigkeit ſich ausſprechen, die dem Menſchen ein bequemes Gefühl ſeiner ſelbſt, die ihm Heiterkeit und Freiheit einflößen, bei dem nachſtrebenden Künſtler den Begriff, daß auch das Hervorbringen bequem ſey. Da der Gipfel deſſen was Kunſt und Genie darſtellen, eine leichte Erſcheinung iſt, ſo werden die Nachkommenden gereizt, ſich's leicht zu machen, und auf den Schein zu arbeiten.

So verliert die Kunſt ſich nach und nach von ihrer Höhe herunter, im Ganzen ſo wie im Einzelnen. Wenn wir nun aber hievon einen anſchaulichen Begriff bilden wollen, ſo müſſen wir in's Einzelne des Einzelnen hinabſteigen, welches nicht immer eine angenehme und reizende Beſchäftigung iſt, wofür aber der ſichere Blick über das Ganze nach und nach reichlich entſchädigt.

Wenn uns nun die Erfahrung bei Betrachtung der alten und mittlern Kunſtwerke gewiſſe Maximen bewährt hat, ſo bedürfen wir ihrer am meiſten bei Beurtheilung der neuen und neueſten Arbeiten; denn da bei Würdigung lebender oder kurz verſtorbener Künſtler ſo

leicht persönliche Verhältnisse, Liebe und Haß der Einzelnen, Neigung und Abneigung der Menge sich einmischen, so brauchen wir Grundsätze um so nöthiger, um über unsre Zeitgenossen ein Urtheil zu äußern. Die Untersuchung kann alsdann sogleich auf doppelte Weise angestellt werden. Der Einfluß der Willkür wird vermindert, die Frage vor einen höhern Gerichtshof gebracht. Man kann den Grundsatz selbst so wie dessen Anwendung prüfen, und wenn man sich auch nicht vereinigen sollte, so kann der streitige Punct doch sicher und deutlich bezeichnet werden.

Besonders wünschten wir, daß der lebende Künstler, bei dessen Arbeiten wir vielleicht einiges zu erinnern hätten, unsere Urtheile auf diese Weise bedächtig prüfte. Denn jeder der diesen Namen verdient, ist zu unsrer Zeit genöthigt, sich aus Arbeit und eignem Nachdenken wo nicht eine Theorie, doch einen gewissen Inbegriff theoretischer Hausmittel zu bilden, bei deren Gebrauch er sich in mancherlei Fällen ganz leidlich befindet; man wird aber oft bemerken, daß er auf diesem Wege sich solche Maximen als Gesetze aufstellt, die seinem Talent, seiner Neigung und Bequemlichkeit gemäß sind. Er unterliegt einem allgemeinen menschlichen Schicksal. Wie Viele handeln nicht in andern Fächern auf eben diese Weise! Aber wir bilden uns nicht, wenn wir das was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung setzen. Jeder Künstler, wie jeder Mensch,

Doch daß ihr's wisset, sag' ich's euch mit Worten an:
Als ich des Königs-Hauses ernsten Binnenraum,
Der nächsten Pflicht gedenkend, feierlich betrat,
Erstaunt' ich ob der öden Gänge Schweigsamkeit.
Nicht Schall der emsig wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raschgeschäftiges Eilighun dem Blick,
Und keine Magd erschien mir, keine Schaffnerin,
Die jeden Fremden freundlich sonst begrüßenden.
Als aber ich dem Schooße des Herdes mich genaht,
Da sah' ich, bei verglommner Asche lauem Rest,
Am Boden sitzen welch verhülltes großes Weib,
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der Sinnenden.
Mit Herrscherworten rief ich sie zur Arbeit auf,
Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht
Des Gatten Vorsicht hinterlassend angestellt;
Doch eingefaltet sitzt die unbewegliche;
Nur endlich rührt sie, auf mein Draun, den rechten Arm,
Als wiese sie von Herd und Halle mich hinweg.
Ich wende zürnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalamos
Geschmückt sich hebt und nah daran das Schatzgemach;
Allein das Wunder reißt sich schnell vom Boden auf,
Gebietrisch mir den Weg vertretend, zeigt es sich
In hagrer Größe, hohlen, blutig-trüben Blicks,
Seltsamer Bildung, wie sie Aug und Geist verwirrt.
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umsonst Gestalten schöpferisch aufzubaun.
Da seht sie selbst! sie wagt sogar sich an's Licht hervor!
Hier sind wir Meister, bis der Herr und König kommt.
Die grausen Nachtgeburten drängt der Schönheitsfreund,
Phöbus, hinweg in Höhlen, oder bändigt sie

ist nur ein einzelnes Wesen, und wird nur immer auf Eine Seite hängen. Deßwegen hat der Mensch auch das was seiner Natur entgegengesetzt ist, theoretisch und praktisch, in so fern es ihm möglich wird, in sich aufzunehmen. Der Leichte sehe nach Ernst und Strenge sich um, der Strenge habe ein leichtes und bequemes Wesen vor Augen, der Starke die Lieblichkeit, der Liebliche die Stärke, und jeder wird seine eigne Natur nur desto mehr ausbilden, je mehr er sich von ihr zu entfernen scheint. Jede Kunst verlangt den ganzen Menschen, der höchstmögliche Grad derselben die ganze Menschheit.

Die Ausübung der bildenden Kunst ist mechanisch und die Bildung des Künstlers fängt in seiner frühsten Jugend, mit Recht, vom Mechanischen an, seine übrige Erziehung hingegen ist oft vernachlässigt, da sie doch weit sorgfältiger seyn sollte als die Bildung anderer, welche Gelegenheit haben aus dem Leben selbst Vortheil zu ziehen. Die Gesellschaft macht einen rohen Menschen bald höflich, ein geschäftiges Leben den offensten vorsichtig; literarische Arbeiten, welche durch den Druck vor ein großes Publicum kommen, finden überall Widerstand und Zurechtweisung; nur der bildende Künstler allein ist meist auf eine einsame Werkstatt beschränkt, er hat fast nur mit dem zu thun der seine Arbeit bestellt und bezahlt, mit einem Publicum, das oft nur gewissen krankhaften Eindrücken folgt, mit Kennern die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes

Neue mit ſolchen Lob- und Preisformeln empfangen, durch die das Vortrefflichſte ſchon hinlänglich geehrt wäre.

Doch es wird Zeit dieſe Einleitung zu ſchließen, damit ſie nicht, anſtatt dem Werke bloß voranzugehen, ihm vorlaufe und vorgreife. Wir haben bisher wenigſtens den Punct bezeichnet, von welchem wir auszugehen gedenken; wie weit wir uns verbreiten können und werden, muß ſich erſt nach und nach entwickeln. Theorie und Kritik der Dichtkunſt wird uns hoffentlich bald beſchäftigen; was uns das Leben überhaupt, was uns Reiſen, ja was uns die Begebenheiten des Tags anbieten, ſoll nicht ausgeſchloſſen ſeyn, und ſo ſey denn noch zuletzt von einer wichtigen Angelegenheit des Augenblicks geſprochen.

Für die Bildung des Künſtlers, für den Genuß des Kunſtfreundes war es von jeher von der größten Bedeutung, an welchem Orte ſich Kunſtwerke befanden; es war eine Zeit in der ſie, geringere Dislocationen abgerechnet, meiſtens an Ort und Stelle blieben; nun aber hat ſich eine große Veränderung zugetragen, welche für die Kunſt im Ganzen ſowohl als im Beſondern wichtige Folgen haben wird.

Man hat vielleicht jetzo mehr Urſache als jemals Italien als einen großen Kunſtkörper zu betrachten, wie er vor Kurzem noch beſtand. Iſt es möglich davon eine Ueberſicht zu geben, ſo wird ſich alsdann erſt zeigen,

was die Welt in diesem Augenblicke verliert, da so viele Theile von diesem großen und alten Ganzen abgerissen wurden.

Was in dem Act des Abreißens selbst zu Grunde gegangen, wird wohl ewig ein Geheimniß bleiben; allein eine Darstellung jenes neuen Kunstkörpers, der sich in Paris bildet, wird in einigen Jahren möglich werden; die Methode wie ein Künstler und Kunstliebhaber Frankreich und Italien zu nutzen hat, wird sich angeben lassen, so wie dabei noch eine wichtige und schöne Frage zu erörtern ist: was andere Nationen, besonders Deutsche und Engländer thun sollten, um, in dieser Zeit der Zerstreuung und des Verlustes, mit einem wahren, weltbürgerlichen Sinne, der vielleicht nirgends reiner als bei Künsten und Wissenschaften stattfinden kann, die mannichfaltigen Kunstschätze, die bei ihnen zerstreut niedergelegt sind, allgemein brauchbar zu machen, und einen idealen Kunstkörper bilden zu helfen, der uns mit der Zeit, für das was uns der gegenwärtige Augenblick zerreißt, wo nicht entreißt, vielleicht glücklich zu entschädigen vermöchte.

So viel im Allgemeinen von der Absicht eines Werkes, dem wir recht viel ernsthafte und wohlwollende Theilnehmer wünschen.

2.

Ueber Laokoon.

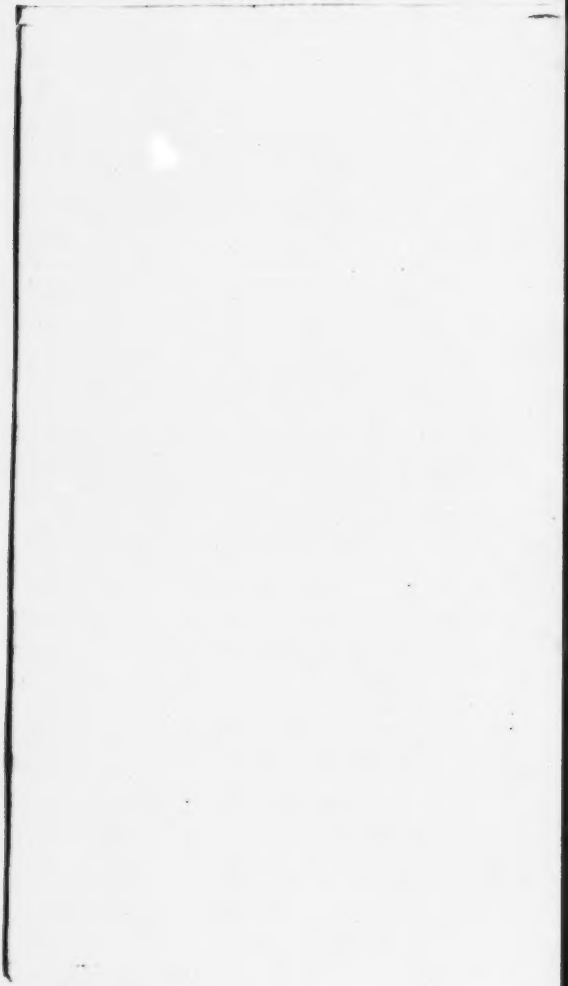

Ueber Laokoon.

Ein ächtes Kunſtwerk bleibt, wie ein Naturwerk, für unſern Verſtand immer unendlich; es wird angeſchaut, empfunden; es wirkt, es kann aber nicht eigentlich erkannt, viel weniger ſein Weſen, ſein Verdienſt mit Worten ausgeſprochen werden. Was alſo hier über Laokoon geſagt iſt, hat keineswegs die Anmaßung dieſen Gegenſtand zu erſchöpfen, es iſt mehr bei Gelegenheit dieſes trefflichen Kunſtwerks als über daſſelbe geſchrieben. Möge dieſes bald wieder ſo aufgeſtellt ſeyn, daß jeder Liebhaber ſich daran freuen und darüber nach ſeiner Art reden könne.

Wenn man von einem trefflichen Kunſtwerke ſprechen will, ſo iſt es faſt nöthig von der ganzen Kunſt zu reden, denn es enthält ſie ganz, und jeder kann, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, auch das Allgemeine aus einem ſolchen beſondern Fall entwickeln; deßwegen ſey hier auch etwas Allgemeines vorausgeſchickt.

Alle hohen Kunſtwerke ſtellen die menſchliche Natur dar, die bildenden Künſte beſchäftigen ſich beſonders mit dem menſchlichen Körper; wir reden gegenwärtig nur

von diesen. Die Kunst hat viele Stufen, auf jeder derselben können vorzügliche Künstler erscheinen, ein vollkommenes Kunstwerk aber begreift alle Eigenschaften, die sonst nur einzeln ausgetheilt sind.

Die höchsten Kunstwerke, die wir kennen, zeigen uns:

Lebendige, hochorganisirte Naturen. Man erwartet vor allem Kenntniß des menschlichen Körpers in seinen Theilen, Maßen, innern und äußern Zwecken, Formen und Bewegungen im allgemeinen.

Charaktere. Kenntniß des Abweichens dieser Theile in Gestalt und Wirkung. Eigenschaften sondern sich ab und stellen sich einzeln dar; hierdurch entstehen die Charaktere, und es können die verschiedenen Kunstwerke dadurch in ein bedeutendes Verhältniß gegen einander gebracht werden, so wie auch, wenn ein Werk zusammengesetzt ist, seine Theile sich bedeutend gegen einander verhalten können. Der Gegenstand ist:

In Ruhe oder Bewegung. Ein Werk oder seine Theile können entweder für sich bestehend, ruhig ihr bloßes Daseyn anzeigend, oder auch bewegt, wirkend, leidenschaftlich ausdrucksvoll dargestellt werden.

Ideal. Um hierzu zu gelangen, bedarf der Künstler eines tiefen, gründlichen, ausdauernden Sinnes, zu dem aber noch ein hoher Sinn sich gesellen muß, um den Gegenstand in seinem ganzen Umfange zu übersehen, den höchsten darzustellenden Moment zu finden, und ihn also aus seiner beschränkten Wirklichkeit herauszuheben,

und ihm in einer idealen Welt Maß, Gränze, Realität und Würde zu geben.

Anmuth. Der Gegenstand aber und die Art ihn vorzustellen, sind den sinnlichen Kunstgesetzen unterworfen, nämlich der Ordnung, Faßlichkeit, Symmetrie, Gegenstellung ꝛc., wodurch er für das Auge schön, das heißt, anmuthig wird.

Schönheit. Ferner ist er dem Gesetz der geistigen Schönheit unterworfen, die durch das Maß entsteht, welchem der zur Darstellung oder Hervorbringung des Schönen gebildete Mensch alles, sogar die Extreme zu unterwerfen weiß.

Nachdem ich die Bedingungen, welche wir von einem hohen Kunstwerke fordern, zum voraus angegeben habe, so kann ich mit wenigen Worten viel sagen, wenn ich behaupte, daß unsre Gruppe sie alle erfüllt, ja daß man sie aus derselben allein entwickeln könne.

Man wird mir den Beweis erlassen, daß sie Kenntniß des menschlichen Körpers, daß sie das Charakteristische an demselben, so wie Ausdruck und Leidenschaft zeige. Wie hoch und ideal der Gegenstand gefaßt sey, wird sich aus dem Folgenden ergeben; daß man das Werk schön nennen müsse, wird wohl niemand bezweifeln, welcher das Maß erkennt, womit das Extrem eines physischen und geistigen Leidens hier dargestellt ist.

Hingegen wird manchem paradox scheinen, wenn ich

behaupte, daß diese Gruppe auch zugleich anmuthig sey. Hierüber also nur einige Worte:

Jedes Kunstwerk muß sich als ein solches anzeigen, und das kann es allein durch das, was wir sinnliche Schönheit oder Anmuth nennen. Die Alten, weit entfernt von dem modernen Wahne, daß ein Kunstwerk dem Scheine nach wieder ein Naturwerk werden müsse, bezeichneten ihre Kunstwerke als solche durch gewählte Ordnung der Theile; sie erleichterten dem Auge die Einsicht in die Verhältnisse durch Symmetrie, und so ward ein verwickeltes Werk faßlich. Durch eben diese Symmetrie und durch Gegenstellungen wurden in leisen Abweichungen die höchsten Contraste möglich. Die Sorgfalt der Künstler, mannichfaltige Massen gegen einander zu stellen, besonders die Extremitäten der Körper bei Gruppen gegen einander in eine regelmäßige Lage zu bringen, war äußerst überlegt und glücklich, so daß ein jedes Kunstwerk, wenn man auch von dem Inhalt abstrahirt, wenn man in der Entfernung auch nur die allgemeinsten Umrisse sieht, noch immer dem Auge als ein Zierrath erscheint. Die alten Vasen geben uns hundert Beispiele einer solchen anmuthigen Gruppirung, und es würde vielleicht möglich seyn, stufenweise von der rudigsten Vasengruppe bis zu der höchst bewegten des Laokoon die schönsten Beispiele einer symmetrisch künstlichen, den Augen gefälligen Zusammensetzung darzulegen. Ich getraue mir daher nochmals zu wiederholen: daß die

Gruppe des Laokoon, neben allen übrigen anerkannten Verdiensten, zugleich ein Muster sey von Symmetrie und Mannichfaltigkeit, von Ruhe und Bewegung, von Gegensätzen und Stufengängen, die sich zusammen, theils sinnlich theils geistig, dem Beschauer darbieten, bei dem hohen Pathos der Vorstellung eine angenehme Empfindung erregen und den Sturm der Leiden und Leidenschaft durch Anmuth und Schönheit mildern.

Es ist ein großer Vortheil für ein Kunstwerk, wenn es selbstständig, wenn es geschlossen ist. Ein ruhiger Gegenstand zeigt sich bloß in seinem Daseyn, er ist also durch und in sich selbst geschlossen. Ein Jupiter mit einem Donnerkeil im Schooß, eine Juno, die auf ihrer Majestät und Frauenwürde ruht, eine in sich versenkte Minerva sind Gegenstände, die gleichsam nach außen keine Beziehung haben, sie ruhen auf und in sich und sind die ersten, liebsten Gegenstände der Bildhauerkunst. Aber in dem herrlichen Cirkel des mythischen Kunstkreises, in welchem die einzelnen selbstständigen Naturen stehen und ruhen, gibt es kleinere Cirkel, wo die einzelnen Gestalten in Bezug auf andere gedacht und gearbeitet sind. Z. E. die neun Musen mit ihrem Führer Apoll, ist jede für sich gedacht und ausgeführt, aber in dem ganzen mannichfaltigen Chor wird sie noch interessanter. Geht die Kunst zum leidenschaftlich Bedeutenden über, so kann sie wieder auf dieselbe Weise handeln: sie stellt uns entweder einen Kreis von Gestalten dar, die unter

Phorkyas

(auf der Schwelle zwiſchen den Thürpfoſten auftretend).

Chor.

Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe!
Schreckliches hab' ich vieles geſehen,
Kriegriſchen Jammer, Ilios Nacht,
Als es fiel.

Durch das umwölkte, ſtaubende Toſen
Drängender Krieger hört' ich die Götter
Fürchterlich rufen, hört' ich der Zwietracht
Eherne Stimme ſchallen durch's Feld,
Mauerwärts.

Ach, ſie ſtanden noch, Ilios
Mauern, aber die Flammengluth
Zog vom Nachbar zum Nachbar ſchon
Sich verbreitend von hier und dort
Mit des eignen Sturmes Wehn
Ueber die nächtliche Stadt hin.

Flüchtend ſah ich, durch Rauch und Gluth
Und der züngelnden Flamme Lohe
Gräßlich zürnender Götter Nahn,
Schreitend Wundergeſtalten
Rieſengroß durch düſteren
Feuerumleuchteten Qualm hin.

einander einen leidenschaftlichen Bezug haben, wie Niobe mit ihren Kindern, verfolgt von Apoll und Diana; oder sie zeigt uns in Einem Werke die Bewegung zugleich mit ihrer Ursache. Wir gedenken hier nur des anmuthigen Knaben, der sich den Dorn aus dem Fuße zieht, der Ringer, zweyer Gruppen von Faunen und Nymphen in Dresden, und der bewegten herrlichen Gruppe des Laokoon.

Die Bildhauerkunst wird mit Recht so hoch gehalten, weil sie die Darstellung auf ihren höchsten Gipfel bringen kann und muß, weil sie den Menschen von allem, was ihm nicht wesentlich ist, entblößt. So ist auch bei dieser Gruppe Laokoon ein bloßer Name; von seiner Priesterschaft, von seinem Trojanisch-nationellen, von allem poetischen und mythologischen Beiwesen haben ihn die Künstler entkleidet; er ist nichts von allem wozu ihn die Fabel macht, es ist ein Vater mit zwey Söhnen, in Gefahr zwey gefährlichen Thieren unterzuliegen. So sind auch hier keine göttergesandten, sondern bloß natürliche Schlangen, mächtig genug einige Menschen zu überwältigen, aber keineswegs, weder in ihrer Gestalt noch Handlung, außerordentliche, rächende, strafende Wesen. Ihrer Natur gemäß schleichen sie heran, umschlingen, schnüren zusammen, und die eine beißt erst gereizt. Sollte ich diese Gruppe, wenn mir keine weitere Deutung derselben bekannt wäre, erklären, so würde ich sie eine tragische Idylle nennen. Ein Vater schlief neben

seiner beiden Söhnen, sie wurden von Schlangen umwunden und streben nun erwachend, sich aus dem lebendigen Netze loszureißen.

Aeußerst wichtig ist dieses Kunstwerk durch die Darstelung des Moments. Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt seyn; kurz vorher darf kein Theil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher muß jeder Theil genöthigt seyn, diese Lage zu verlassen; dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig seyn.

Um die Intention des Laokoon recht zu fassen, stelle man sich in gehöriger Entfernung, mit geschlossenen Augen, davor; man öffne sie und schließe sie sogleich wieder so wird man den ganzen Marmor in Bewegung sehen man wird fürchten, indem man die Augen wieder öffne, die ganze Gruppe verändert zu finden. Ich möchte sagen, wie sie jetzt dasteht, ist sie ein fixirter Blitz, eine Welle, versteinert im Augenblicke da sie gegen das Ufer anströmt. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man die Gruppe Nachts bei der Fackel sieht.

Der Zustand der drey Figuren ist mit der höchsten Weisheit stufenweise dargestellt; der älteste Sohn ist nur an den Extremitäten verstrickt, der zweyte öfters umwunden, besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt durch die Bewegung des rechten Arms sucht er sich Luft zu machen, mit der Linken drängt er sanft den

Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe; sie ist im Begriff unter der Hand wegzuschlüpfen, keineswegs aber beißt sie. Der Vater hingegen will sich und die Kinder von diesen Umstrickungen mit Gewalt befreien, er preßt die andere Schlange, und diese, gereizt, beißt ihn in die Hüfte.

Um die Stellung des Vaters sowohl im Ganzen als nach allen Theilen des Körpers zu erklären, scheint es mir am vortheilhaftesten, das augenblickliche Gefühl der Wunde als die Hauptursache der ganzen Bewegung anzugeben. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern sie beißt und zwar in den weichen Theil des Körpers, über und etwas hinter der Hüfte. Die Stellung des restaurirten Kopfes der Schlange hat den eigentlichen Biß nie recht angegeben, glücklicherweise haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen an dem hintern Theil der Statue erhalten, wenn nur nicht diese höchst wichtigen Spuren bei der jetzigen traurigen Veränderung auch verloren gehen! Die Schlange bringt dem unglücklichen Manne eine Wunde an dem Theile bei, wo der Mensch gegen jeden Reiz sehr empfindlich ist, wo sogar ein geringer Kitzel jene Bewegung hervorbringt, welche wir hier durch die Wunde bewirkt sehen: der Körper fliegt auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite; da sich

nun noch in den Füßen, die gefesselt, und in den Armen, die ringend sind, der Ueberrest der vorhergehenden Situation oder Handlung zeigt, so entsteht eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengung und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Man verliert sich in Erstaunen über die Weisheit der Künstler, wenn man versucht den Biß an einer andern Stelle anzubringen, die ganze Gebärde würde verändert seyn, und auf keine Weise ist sie schicklicher denklich. Es ist also dieses ein Hauptsatz: der Künstler hat uns eine sinnliche Wirkung dargestellt, er zeigt uns auch die sinnliche Ursache. Der Punct des Bisses, ich wiederhole es, bestimmt die gegenwärtigen Bewegungen der Glieder: das Fliehen des Unterkörpers, das Einziehen des Leibes, das Hervorstreben der Brust, das Niederzucken der Achsel und des Hauptes, ja alle die Züge des Angesichts seh' ich durch diesen augenblicklichen, schmerzlichen, unerwarteten Reiz entschieden.

Fern aber sey es von mir, daß ich die Einheit der menschlichen Natur trennen, daß ich den geistigen Kräften dieses herrlich gebildeten Mannes ihr Mitwirken abläugnen, daß ich das Streben und Leiden einer großen Natur verkennen sollte. Angst, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung scheinen auch mir sich durch diese Adern zu bewegen, in dieser Brust aufzusteigen, auf dieser Stirn sich zu furchen; gern gesteh' ich, daß mit dem

ſinnlichen auch das geiſtige Leiden auf der höchſten Stufe dargeſtellt ſey, nur trage man die Wirkung, die das Kunſtwerk auf uns macht, nicht zu lebhaft auf das Werk ſelbſt über, beſonders ſehe man keine Wirkung des Gifts bei einem Körper, den erſt im Augenblicke die Zähne der Schlange ergreifen; man ſehe keinen Todeskampf bei einem herrlichen, ſtrebenden, geſunden, kaum verwundeten Körper. Hier ſey mir eine Bemerkung erlaubt, die für die bildende Kunſt von Wichtigkeit iſt; der höchſte pathetiſche Ausdruck den ſie darſtellen kann, ſchwebt auf dem Uebergange eines Zuſtandes in den andern. Man ſehe ein lebhaftes Kind, das mit aller Energie und Luſt des Lebens rennt, ſpringt und ſich ergötzt, dann aber etwa unverhofft von einem Geſpielen hart getroffen oder ſonſt phyſiſch oder moraliſch heftig verletzt wird; dieſe neue Empfindung theilt ſich wie ein elektriſcher Schlag allen Gliedern mit, und ein ſolcher Ueberſprung iſt im höchſten Sinne pathetiſch, es iſt ein Gegenſatz, von dem man ohne Erfahrung keinen Begriff hat. Hier wirkt nun offenbar der geiſtige ſowohl als der phyſiſche Menſch. Bleibt alsdann bei einem ſolchen Uebergange noch die deutliche Spur vom vorhergehenden Zuſtande, ſo entſteht der herrlichſte Gegenſtand für die bildende Kunſt, wie bei'm Laokoon der Fall iſt, wo Streben und Leiden in einem Augenblick vereinigt ſind. So würde z. B. Eurydice, die im Moment, da ſie mit geſammelten Blumen fröhlich über die Wieſe geht, von ei-

ner getretenen Schlange in die Ferse gebissen wird, eine sehr pathetische Statue machen, wenn nicht allein durch die herabfallenden Blumen, sondern durch die Richtung aller Glieder und das Schwanken der Falten der doppelte Zustand des fröhlichen Vorschreitens und des schmerzlichen Anhaltens ausgedrückt werden könnte.

Wenn wir nun die Hauptfigur in diesem Sinne gefaßt haben, so können wir auf die Verhältnisse, Abstufungen und Gegensätze sämmtlicher Theile des ganzen Werkes mit einem freien und sichern Blicke hinsehen.

Der gewählte Gegenstand ist einer der glücklichsten die sich denken lassen. Menschen mit gefährlichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Massen oder Gewalten, sondern als ausgetheilte Kräfte wirken, nicht von Einer Seite drohen, nicht einen zusammengefaßten Widerstand fordern, sondern die nach ihrer ausgedehnten Organisation fähig sind, drey Menschen, mehr oder weniger, ohne Verletzung zu paralysiren. Durch dieses Mittel der Lähmung wird, bei der großen Bewegung, über das Ganze schon eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet. Die Wirkungen der Schlangen sind stufenweise angegeben. Die eine umschlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Die drey Menschen sind gleichfalls äußerst weise gewählt: Ein starker wohlgebauter Mann, aber schon über die Jahre der größten Energie hinaus, weniger fähig Schmerz und Leiden zu widerstehen. Man

denke ſich an ſeiner Statt einen rüſtigen Jüngling, und die Gruppe wird ihren ganzen Werth verlieren. Mit ihm leiden zwey Knaben, die, ſelbſt dem Maße nach, gegen ihn klein gehalten ſind; abermals zwey Naturen empfänglich für Schmerz.

Der jüngere ſtrebt unmächtig, er iſt geängſtigt aber nicht verletzt; der Vater ſtrebt mächtig, aber unwirkſam, vielmehr bringt ſein Streben die entgegengeſetzte Wirkung hervor. Er reizt ſeinen Gegner und wird verwundet. Der älteſte Sohn iſt am leichteſten verſtrickt; er fühlt weder Beklemmung noch Schmerz, er erſchrickt über die augenblickliche Verwundung und Bewegung ſeines Vaters, er ſchreit auf, indem er das Schlangenende von dem einen Fuße abzuſtreifen ſucht; hier iſt alſo noch ein Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und das Werk iſt abgeſchloſſen.

Was ich ſchon im Vorbeigehen berührt habe, will ich hier noch beſonders bemerken: daß alle drey Figuren eine doppelte Handlung äußern, und ſo höchſt mannichfaltig beſchäftigt ſind. Der jüngſte Sohn will ſich durch Erhöhung des rechten Arms Luft machen, und drängt mit der linken Hand den Kopf der Schlange zurück, er will ſich das gegenwärtige Uebel erleichtern und das größere verhindern: der höchſte Grad von Thätigkeit, der ihm in ſeiner gefangenen Lage noch übrig bleibt. Der Vater ſtrebt ſich von den Schlangen loszuwinden und der Körper flieht zugleich vor dem augenblicklichen Biſſe. Der älteſte

Sohn entsetzt sich vor der Bewegung des Vaters, und sucht sich von der leicht umwindenden Schlange zu befreien.

Schon oben ist der Gipfel des vorgestellten Augenblicks als ein großer Vorzug dieses Kunstwerks gerühmt, und hier ist noch besonders davon zu sprechen.

Wir nahmen an, daß natürliche Schlangen einen Vater mit seinen Söhnen im Schlaf umwunden, damit wir bei Betrachtung der Momente eine Steigerung vor uns sähen. Die ersten Augenblicke des Umwindens im Schlafe sind abndungsvoll, aber für die Kunst unbedeutend. Man könnte vielleicht einen schlafenden jungen Hercules bilden, wie er von Schlangen umwunden wird, dessen Gestalt und Ruhe uns aber zeigte, was wir von seinem Erwachen zu erwarten hätten.

Geben wir nun weiter und denken uns den Vater, der sich mit seinen Kindern, es sey nun wie es sey, von Schlangen umwunden fühlt, so gibt es nur Einen Moment des höchsten Interesse: wenn der eine Körper durch die Umwindung wehrlos gemacht ist, wenn der andere zwar wehrhaft aber verletzt ist, und dem dritten eine Hoffnung zur Flucht übrig bleibt. In dem ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweyten der Vater, im dritten der ältere Sohn. Man versuche noch einen andern Fall zu finden! man suche die Rollen anders, als sie hier ausgetheilt sind, zu vertheilen!

Denken wir nun die Handlung vom Anfang herauf und erkennen, daß sie gegenwärtig auf dem höchsten

Punct ſteht, ſo werden wir, wenn wir die nächſtfolgenden und fernern Momente bedenken, ſogleich gewahr werden, daß ſich die ganze Gruppe verändern muß, und daß kein Augenblick gefunden werden kann, der dieſem an Kunſtwerth gleich ſey. Der jüngſte Sohn wird entweder von der umwindenden Schlange erſtickt, oder, wenn er ſie reizen ſollte, in ſeinem völlig hülfloſen Zuſtande, noch gebiſſen. Beide Fälle ſind unerträglich, weil ſie ein letztes ſind, das nicht dargeſtellt werden ſoll. Was den Vater betrifft, ſo wird er entweder von der Schlange noch an andern Theilen gebiſſen, wodurch die ganze Lage ſeines Körpers ſich verändern muß, und die erſten Biſſe für den Zuſchauer, wenn ſie nicht verloren gehen, doch, wenn ſie angezeigt werden ſollten, ekelhaft ſeyn würden; oder die Schlange kann auch ſich umwenden und den älteſten Sohn anfallen, dieſer wird alsdann auf ſich ſelbſt zurückgeführt, die Begebenheit verliert ihren Theilnehmer, der letzte Schein von Hoffnung iſt aus der Gruppe verſchwunden, es iſt keine tragiſche, es iſt eine grauſame Vorſtellung. Der Vater der jetzt in ſeiner Größe und in ſeinem Leiden auf ſich ruht, müßte ſich gegen den Sohn wenden, er würde theilnehmende Nebenfigur.

Der Menſch hat bei eignen und fremden Leiden nur drey Empfindungen, Furcht, Schrecken und Mitleiden, das bange Vorausſehen eines ſich annähernden Uebels, das unerwartete Gewahrwerden gegenwärtigen

Leidens und die Theilnahme am dauernden oder vergangenen; alle drey werden durch dieſes Kunſtwerk dargeſtellt und erregt, und zwar in den gehörigſten Abſtufungen.

Die bildende Kunſt, die immer für den Moment arbeitet, wird, ſobald ſie einen pathetiſchen Gegenſtand wählt, denjenigen ergreifen der Schrecken erweckt, dahingegen Poeſie ſich an ſolche hält, die Furcht und Mitleiden erregen. Bei der Gruppe des Laokoon erregt das Leiden des Vaters Schrecken und zwar im höchſten Grad, an ihm hat die Bildhauerkunſt ihr höchſtes gethan; allein theils um den Cirkel aller menſchlichen Empfindungen zu durchlaufen, theils um den heftigen Eindruck des Schreckens zu mildern, erregt ſie Mitleiden für den Zuſtand des jüngern Sohns, und Furcht für den ältern, indem ſie für dieſen auch noch Hoffnung übrig läßt. So brachten die Künſtler durch Mannichfaltigkeit ein gewiſſes Gleichgewicht in ihre Arbeit, milderten und erhöhten Wirkung durch Wirkungen, und vollendeten ſowohl ein geiſtiges als ein ſinnliches Ganze.

Genug wir dürfen kühnlich behaupten, daß dieſes Kunſtwerk ſeinen Gegenſtand erſchöpfe, und alle Kunſtbedingungen glücklich erfülle. Es lehrt uns: daß, wenn der Meiſter ſein Schönheitsgefühl ruhigen und einfachen Gegenſtänden einflößen kann, ſich doch eigentlich daſſelbe in ſeiner höchſten Energie und Würde zeige, wenn es bei Bildung mannichfaltiger Charaktere ſeine

Sah' ich's, oder bildete
Mir der angſtumſchlungene Geiſt
Solches Verworrene? ſagen kann
Nimmer ich's, doch daß ich dieß
Gräßliche hier mit Augen ſchau
Solches gewiß ja weiß ich;
Könnt' es mit Händen faſſen gar,
Hielte von dem Gefährlichen
Nicht zurücke die Furcht mich.

Welche von Phorkos
Töchtern nur biſt du?
Denn ich vergleiche dich
Dieſem Geſchlechte.
Biſt du vielleicht der graugebornen,
Eines Auges und Eines Zahns
Wechſelsweis theilhaftigen,
Graien eine gekommen?

Wageſt du Scheuſal
Neben der Schönheit
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?
Tritt du dennoch hervor nur immer
Denn das Häßliche ſchaut Er nicht,
Wie ſein heilig Auge noch
Nie erblickte den Schatten.

Doch uns Sterbliche nöthigt, ach,
Leider trauriges Mißgeſchick
Zu dem unſäglichen Augenſchmerz,

Kraft beweiſt, und die leidenſchaftlichen Ausbrüche der menſchlichen Natur in der Kunſtnachahmung zu mäßigen und zu bändigen verſteht. Wir geben in der Folge wohl eine genauere Beſchreibung der Statuen, welche unter dem Namen der Familie der Niobe bekannt ſind, ſo wie auch der Gruppe des Farneſiſchen Stiers; ſie gehören unter die wenigen pathetiſchen Darſtellungen, welche uns von alter Sculptur übrig geblieben ſind.

Gewöhnlich haben ſich die Neuern bei der Wahl ſolcher Gegenſtände vergriffen. Wenn Milo, mit beiden Händen in einer Baumſpalte gefangen, von einem Löwen angefallen wird, ſo wird die Kunſt ſich vergebens bemühen, daraus ein Werk zu bilden, das eine reine Theilnahme erregen könnte. Ein doppelter Schmerz, eine vergebliche Anſtrengung, ein hülfloſer Zuſtand, ein gewiſſer Untergang können nur Abſcheu erregen, wenn ſie nicht ganz kalt laſſen.

Und zuletzt nur noch ein Wort über das Verhältniß des Gegenſtandes zur Poeſie.

Man iſt höchſt ungerecht gegen Virgil und die Dichtkunſt, wenn man das geſchloſſenſte Meiſterwerk der Bildhauerarbeit mit der epiſodiſchen Behandlung in der Aeneis auch nur einen Augenblick vergleicht. Da einmal der unglückliche vertriebene Aeneas ſelbſt erzählen ſoll, daß er und ſeine Landsleute die unverzeihliche Thorheit begangen haben, das bekannte Pferd in ihre Stadt zu führen, ſo muß der Dichter nur darauf denken, wie

die

die Handlung zu entſchuldigen ſey. Alles iſt auch darauf angelegt, und die Geſchichte des Laokoon ſteht hier als ein rhetoriſches Argument, bei dem eine Uebertreibung, wenn ſie nur zweckmäßig iſt, gar wohl gebilligt werden kann. So kommen ungeheure Schlangen aus dem Meere, mit Kämmen auf dem Haupte, eilen auf die Kinder des Prieſters, der das Pferd verletzt hatte, umwickeln ſie, beißen ſie, begeifern ſie; umwinden und umſchlingen darauf Bruſt und Hals des zu Hülfe eilenden Vaters, und ragen mit ihren Köpfen triumphirend hoch empor, indem der Unglückliche unter ihren Wendungen vergebens um Hülfe ſchreit. Das Volk entſetzt ſich und flieht beim Anblick, niemand wagt es mehr, ein Patriot zu ſeyn, und der Zuhörer, durch die abenteuerliche und ekelhafte Geſchichte erſchreckt, gibt denn auch gern zu, daß das Pferd in die Stadt gebracht werde.

So ſteht alſo die Geſchichte Laokoons im Virgil bloß als ein Mittel zu einem höhern Zwecke, und es iſt noch eine große Frage, ob die Begebenheit an ſich ein poetiſcher Gegenſtand ſey.

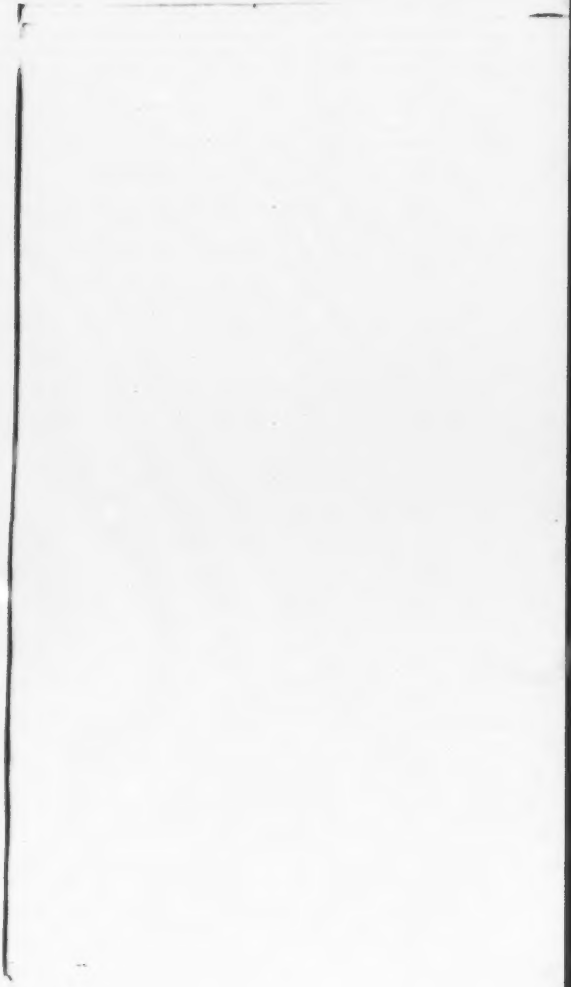

3.

Der Sammler und die Seinigen.

Der Sammler und die Seinigen.

Erſter Brief.

Wenn Ihr Abſchied, nach den zwey vergnügten nur zu ſchnell verfloſſnen Tagen, mich eine große Lücke und Leere fühlen ließ, ſo hat Ihr Brief, den ich ſo bald erhielt, ſo haben die beigefügten Manuſcripte mich wieder in eine behagliche Stimmung verſetzt, derjenigen ähnlich, die ich in Ihrer Gegenwart empfand. Ich habe mich unſers Geſprächs wieder erinnert, ich habe mich jetzt wie damals gefreut, daß wir in ſo vielen Fällen als Kunſtbeurtheiler zuſammentreffen.

Dieſe Entdeckung iſt mir doppelt ſchätzbar, indem ich Ihre Meinung, ſo wie die meinige, täglich prüfen kann, ich darf nur ein Fach meiner Sammlung, welches ich will, vornehmen, darf es durchgehen und mit unſern theoretiſchen und praktiſchen Aphorismen zuſammenhalten. Da geht es denn oft recht gut und heiter, manchmal ſtoße ich an, manchmal kann ich weder mit Ihnen noch mit mir ſelbſt einig werden. Indeſſen bewährt ſich doch, daß man ſchon viel gewonnen hat, wenn man in Hauptſachen mit einander übereintrifft, wenn das Kunſt

urtheil, das zwar wie eine Wage immer hin und wieder schwankt, doch an einem tüchtigen Kloben befestigt ist und nicht, wenn ich im Gleichniß verharren darf, Wage und Wagschalen zugleich hin und wieder geworfen werden.

Sie haben für die Schrift, die Sie herauszugeben gedenken, durch diese Probestücke meine Hoffnungen und meine stille Theilnahme verstärkt, und gern will ich auch auf irgend eine Weise, deren ich mich fähig fühle, zu Ihren Absichten mit beitragen. Theorie ist nie meine Sache gewesen, was Sie von meinen Erfahrungen brauchen können, steht von Herzen zu Diensten. Und um hiervon einen Beweis zu geben, fange ich sogleich an, Ihren Wunsch zu erfüllen. Ich werde Ihnen nach und nach die Geschichte meiner Sammlung aufzeichnen, deren wunderliche Elemente schon manchen überrascht haben, wenn er gleich durch den Ruf schon genugsam vorbereitet zu mir kam. Auch Ihnen ist es also gegangen. Sie wunderten sich über den seltsamen Reichthum in den verschiedensten Fächern, und Ihre Verwunderung würde noch gestiegen seyn, wenn Zeit und Neigung Ihnen erlaubt hätte, von allem Kenntniß zu nehmen, was ich besitze.

Von meinem Großvater brauche ich am wenigsten zu sagen, er legte den Grund zum Ganzen, und wie gut er ihn gelegt hat, bürgt mir selbst Ihre Aufmerk-

samkeit auf alles das, was sich von ihm herschrieb. Sie hefteten sich vorzüglich an diesen Pfeiler unsers seltsamen Familiengebäudes, mit einer solchen Neigung und Liebe, daß ich Ihre Ungerechtigkeit gegen einige andere Fächer nicht unangenehm empfand und gern mit Ihnen bei jenen Werken verweilte, die auch mir, wegen ihres Werths, ihres Alters und ihres Herkommens heilig sind. Freilich kommt es viel auf den Charakter, auf die Neigung eines Liebhabers an, wohin die Liebe zum Gebildeten, wohin der Sammlungs-Geist, zwey Neigungen, die sich oft im Menschen finden, ihre Richtung nehmen sollen, und eben so viel, möchte ich behaupten, hängt der Liebhaber von der Zeit ab, in die er kommt, von den Umständen, unter denen er sich befindet, von gleichzeitigen Künstlern und Kunsthändlern, von den Ländern die er zuerst besucht, von den Nationen mit denen er in irgend einem Verhältniß steht. Gewiß von tausend dergleichen Zufälligkeiten hängt er ab. Was kann nicht alles zusammentreffen, um ihn solid oder flüchtig, liberal oder auf irgend eine Weise beschränkt, überschauend oder einseitig zu machen!

Dem Glücke sey es gedankt, daß mein Großvater in die beste Zeit, in die glücklichste Lage kam, um das an sich zu ziehen, was einem Privatmanne gegenwärtig fast unmöglich seyn würde. Rechnungen und Briefe über den Ankauf sind noch in meinen Händen und wie unverhältnißmäßig sind die Preise dagegen die jetzigen,

die eine allgemeinere Liebhaberey aller Nationen so hoch gesteigert hat.

Ja, die Sammlung dieses würdigen Mannes ist für mich, für meine übrigen Besitzungen, für mein Verhältniß und mein Urtheil, was die Dresdener Sammlungen für Deutschland sind, eine ewige Quelle ächter Kenntniß für den Jüngling, für den Mann Stärkung des Gefühls und guter Grundsätze und für einen jeden, selbst für den flüchtigsten Beschauer, heilsam; denn das Vortreffliche wirkt auf Eingeweihte nicht allein. Ihr Ausspruch, meine Herren, daß keines dieser Werke, die sich von meinem guten Alten herschreiben, sich neben jenen königlichen Schätzen schämen dürfte, hat mich nicht stolz, er hat mich nur zufrieden gemacht, denn in der Stille hatte ich dieses Urtheil schon selbst gewagt.

Ich schließe diesen Brief, ohne meinen Vorsatz erfüllt zu haben. Ich schwätzte anstatt zu erzählen. Zeigt sich doch in beiden die gute Laune eines Alten so gern. Kaum habe ich noch Platz Ihnen zu sagen: daß Oheim und Nichten Sie herzlich grüßen und daß Julie besonders sich öfter und lebhafter nach der langen verzögerten Dresdener Reise erkundigt, weil sie hoffen kann unterwegs ihre neuen und so lebhaft verehrten Freunde wieder zu sehen. Und fürwahr auch keiner ihrer alten Freunde soll sich herzlicher als der Oheim unterzeichnen

Ihren treu verbundnen.

Zweyter Brief.

Sie haben durch die gute Aufnahme des jungen Mannes, der sich mit einem Briefe von mir bei Ihnen vorstellte, eine doppelte Freude gemacht, indem Sie ihm einen heitern Tag und mir durch ihn eine lebhafte mündliche Nachricht von Sich, Ihrem Zustande, Ihren Arbeiten und Vorsätzen verschafften.

Diese lebhafte Unterhaltung über Sie, in den ersten Augenblicken seiner Wiederkunft, verbarg mir, wie sehr er sich in seiner Abwesenheit verändert hat. Als er auf Akademien zog, versprach er viel. Er trat aus der Schule, stark im Griechischen und Lateinischen, mit schönen Kenntnissen beider Literaturen, bewandert in der alten und neuen Geschichte, nicht ungeübt in der Mathematik und was noch alles erfordert wird, um dereinst ein tüchtiger Schulmann zu werden, und nun kommt er zu unserer größten Betrübniß als Philosoph zurück. Der Philosophie hat er sich vorzüglich, ja ausschließlich gewidmet und unsere kleine Societät, mich eingeschlossen, die wir denn freilich keine sonderlichen philosophischen Anlagen zu haben scheinen, ist sämmtlich um Unterhaltung mit ihm verlegen; was wir verstehen, interessirt ihn nicht, und was ihn interessirt, verstehen wir nicht. Er redet eine neue Sprache und wir sind zu alt, sie ihm abzulernen.

Was ist das mit der Philosophie und besonders mit der neuen für eine wunderliche Sache! In sich selbst

Den das Verwerfliche ewig-unselige
Schönheitliebenden rege macht.

Ja so höre denn, wenn du frech
Uns entgegeneft, höre Fluch,
Höre jeglicher Schelte Drohn,
Aus dem verwünschenden Munde der Glücklichen
Die von Göttern gebildet sind.

Phorkyas.

Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Daß Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
Daß wo sie immer irgend auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt.
Dann eilet jede wieder heftiger, weiter fort,
Die Scham betrübt, die Schönheit aber frech gesinnt,
Bis sie zuletzt des Orkus hohle Nacht umfängt,
Wenn nicht das Alter sie vorher gebändigt hat.
Euch find' ich nun, ihr frechen, aus der Fremde her
Mit Uebermuth ergossen, gleich der Kraniche
Laut-heiser klingendem Zug, der über unser Haupt,
In langer Wolke, krächzend sein Getön herab
Schickt, das den stillen Wandrer über sich hinauf
Zu blicken lockt; doch ziehn sie ihren Weg dahin,
Er geht den seinen, also wird's mit uns geschehn.

Wer seyd denn ihr? daß ihr des Königes Hochpallast
Mänadisch wild, Betrunknen gleich umtoben dürft?
Wer seyd ihr denn, daß ihr des Hauses Schaffnerin

hineinzugehen, seinen eignen Geist über seinen Operatio-nen zu ertappen, sich ganz in sich zu verschließen, um die Gegenstände desto besser kennen zu lernen! Ist das wohl der rechte Weg? Der Hypochondrist, sieht der die Sachen besser an, weil er immer in sich gräbt und sich untergräbt? Gewiß diese Philosophie scheint mir eine Art von Hypochondrie zu seyn, eine falsche Art von Neigung, der man einen prächtigen Namen gegeben hat. Verzeihen Sie einem Alten, verzeihen Sie einem prak-tischen Arzte.

Doch hievon ja nichts weiter! Die Politik hat mir meinen Humor nicht verdorben, und es soll der Philoso-phie gewiß auch nicht gelingen; also geschwind, in's Asyl der Kunst! geschwind zur Geschichte, die ich ver-sprochen habe, damit nicht diesem Briefe gerade das mangle weßwegen er angefangen ist.

Als mein Großvater todt war, zeigte der Vater erst, daß er nur für eine gewisse Art von Kunstwerken eine entschiedene Liebhaberey habe, ihn erfreute die genaue Nachahmung der natürlichen Dinge, die man damals mit Wasserfarben auf einen hohen Grad getrieben hatte. Erst schaffte er nur solche Blätter an, dann hielt er sich einige Mahler im Solde, die ihm Vögel, Blumen, Schmetterlinge und Muscheln mit der größten Genauig-keit mahlen mußten. Nichts Merkwürdiges kam in der Küche, dem Garten, oder auf dem Felde vor, das nicht gleich durch den Pinsel aufs Papier fixirt werden wäre,

und so hat er manche Abweichungen verschiedner Geschöpfe bewahrt, die, wie ich sehe, den Naturforschern interessant sind.

Nach und nach ging er weiter, er erhub sich zum Portrait. Er liebte seine Frau, seine Kinder; seine Freunde waren ihm werth, daher die Anlage jener Sammlung von Portraiten.

Sie erinnern sich auch wohl der vielen kleinen Bildnisse in Oel auf Kupfer gemahlt. Große Meister hatten in früherer Zeit, vielleicht zur Erholung, vielleicht aus Freundschaft, dergleichen verfertigt, es war daraus eine löbliche Gewohnheit, ja eine eigne Art Mahleren geworden, auf welche sich besondere Künstler legten.

Dieses Format hatte seine eignen Vortheile. Ein Portrait in Lebensgröße, und wäre es nur ein Kopf, oder ein Kniestück, nimmt, für das Interesse das es bringt, immer einen zu großen Raum ein. Jeder fühlende, wohlhabende Mann sollte sich und seine Familie, und zwar in verschiednen Epochen des Lebens, mahlen lassen. Von einem geschickten Künstler, bedeutend, in einem kleinen Raume vorgestellt, würde man wenig Platz einnehmen, man könnte auch alle seine guten Freunde um sich her versammeln, und die Nachkommen würden für diese Gesellschaft noch immer ein Plätzchen finden. Ein großes Portrait hingegen macht, gewöhnlicherweise, besonders in den neuern Zeiten, zugleich mit dem Besitzer den Erben Platz, und die Moden ver-

ändern sich so sehr, daß eine, selbst gutgemahlte, Großmutter zu den Tapeten, den Möbels und dem übrigen Zimmerschmuck ihrer Enkelin unmöglich mehr passen kann.

Indessen hängt der Künstler vom Liebhaber seiner Zeit, so wie der Liebhaber vom gleichzeitigen Künstler ab. Der gute Meister, der jene kleinen Portraite fast noch allein zu machen verstand, war gestorben, ein anderer fand sich der die lebensgroßen Bilder mahlte.

Mein Vater hatte schon lange einen solchen in der Nähe gewünscht, seine Neigung ging dahin sich selbst und seine Familie in natürlicher Größe zu sehen. Denn wie jeder Vogel, jedes Insect, das vorgestellt wurde, genau ausgemessen ward und, außer seiner übrigen Wahrheit, auch noch der Größe nach genau mit dem Gegenstand übereinstimmen mußte, so wollte er auch, accurat wie er sich im Spiegel sah, auf der Leinwand dargestellt seyn. Sein Wunsch ward ihm endlich erfüllt, ein geschickter Mann fand sich, der sich auch eine Zeit lang bei uns zu verweilen gefallen ließ. Mein Vater sah gut aus, meine Mutter war eine wohlgebildete Frau, meine Schwester übertraf alle ihre Landesmänninnen an Schönheit und Reiz; nun ging es an ein Mahlen, und man hatte nicht an Einer Vorstellung genug. Besonders wurde meine Schwester, wie Sie gesehen haben, in mehr als Einer Maske vorgestellt. Man machte auch Anstalt zu einem großen Familiengemählde, das aber

nur bis zur Zeichnung gelangte, indem man sich weder über Erfindung noch Zusammensetzung vereinigen konnte.

Ueberhaupt blieb mein Vater unbefriedigt. Der Künstler hatte sich in der Französischen Schule gebildet, die Gemählde waren harmonisch, geistreich und schienen natürlich; doch, genau mit dem Urbilde verglichen, ließen sie vieles wünschen, und einige derselben wurden, da der Künstler die einzelnen Bemerkungen meines Vaters aus Gefälligkeit zu nutzen unternahm, am Ende ganz und gar verdorben.

Unvermuthet ward endlich meinem Vater sein Wunsch im ganzen Umfange gewährt. Der Sohn unseres Künstlers, ein junger Mann voller Anlagen, der bei einem Oheim, den er beerben sollte, einem Deutschen, von Jugend auf in der Lehre gewesen war, besuchte seinen Vater, und der meinige entdeckte in ihm ein Talent, das ihn völlig befriedigte. Meine Schwester sollte sogleich von ihm dargestellt werden, und es geschah mit einer unglaublichen Genauigkeit, woraus zwar zuletzt kein geschmackvolles, aber natürliches und wahres Bild entsprang. Da stand sie nun wie sie gewöhnlich in den Garten ging, ihre braunen Haare theils um die Stirne fallend, theils in starken Zöpfen zurückgeflochten und mit einem Bande hinaufgebunden, den Sonnenhut am Arm, mit den schönsten Nelken, die der Vater besonders schätzte, ausgefüllt und eine Pfirsche in der Hand, von einem Baume, der dieses Jahr zuerst getragen hatte.

Glücklicherweise fanden sich diese Umstände sehr wahr zusammen ohne abgeschmackt zu seyn, mein Vater war entzückt, und der alte Mahler machte seinem Sohne gerne Platz, mit dessen Arbeiten nun eine ganz neue Epoche in unserm Hause sich eröffnete, die mein Vater als die vergnügteste Zeit seines Lebens ansah. Jede Person ward nun gemahlt, mit allem, womit sie sich gewöhnlich beschäftigte, was sie gewöhnlich umgab. Ich darf Ihnen von diesen Bildern nichts weiter sagen. Sie haben gewiß die neckische Geschäftigkeit meiner Julie nicht vergessen, die Ihnen nach und nach fast das ganze Beiwesen der Gemählde, in so fern sich die Requisiten noch im Hause fanden, zusammenschaffte, um Sie von der höchsten Wahrheit der Nachahmung zu überzeugen. Da war des Großvaters Schnupftabacksdose, seine große silberne Taschenuhr, sein Stock mit dem Topasknopfe, die Nähdade der Großmutter und ihre Ohrringe. Julie hatte selbst noch ein elfenbeinernes Spielzeug bewahrt, das sie auf einem Gemählde als Kind in der Hand hat, sie stellte sich mit eben der Gebärde neben das Bild, das Spielzeug glich noch ganz genau, das Mädchen glich nicht mehr, und ich erinnere mich unserer damaligen Scherze noch recht gut.

Neben der ganzen Familie war, in Zeit von einem Jahre, nun auch fast der ganze Hausrath abgemahlt und der junge Künstler mochte, bei der nicht immer unterhaltenden Arbeit, sich öfters durch einen Blick auf meine

Schweſter ſtärken, eine Cur die um deſto heilſamer war als er in ihren Augen das was er ſuchte zu finden ſchien. Genug die jungen Leute wurden einig mit einander zu leben und zu ſterben. Die Mutter begünſtigte dieſe Neigung, der Vater war zufrieden ein ſolches Talent, das er kaum mehr entbehren konnte, in ſeiner Familie zu fixiren.

Es ward ausgemacht, daß der Freund noch erſt eine Reiſe durch Deutſchland thun, die Einwilligung ſeines Oheims und Vaters beibringen und ſodann auf immer der unſere werden ſollte.

Das Geſchäft war bald vollzogen und ob er gleich ſehr ſchnell zurückkam, ſo brachte er doch eine ſchöne Summe Geldes mit, die er ſich an verſchiedenen Höfen bald erworben hatte. Ein glückliches Paar ward verbunden und unſere Familie erlebte eine Zufriedenheit, die bis an den Tod der Theilnehmer fortdauerte.

Mein Schwager war ein ſehr wohlgebildeter, im Leben ſehr bequemer Mann, ſein Talent genügte meinem Vater, ſeine Liebe meiner Schweſter, mir und den Hausgenoſſen ſeine Freundlichkeit. Er reiſ'te den Sommer durch, kam wohlbelohnt wieder nach Hauſe, der Winter war der Familie gewidmet, er mahlte ſeine Frau, ſeine Töchter gewöhnlich des Jahres zweymal.

Da ihm alles, bis auf die geringſte Kleinigkeit, ſo wahrhaft, ja ſo täuſchend gelang, fiel endlich mein Vater auf eine ſonderbare Idee, deren Ausführung ich Ih-

nen beschreiben muß, weil das Bild selbst, wie ich erzählen werde, nicht mehr vorhanden ist, sonst würde ich es Ihnen vorgezeigt haben.

In dem obern Zimmer, wo die besten Portraite hängen und welches eigentlich das letzte in der Reihe der Zimmer ist, haben Sie vielleicht eine Thüre bemerkt, die noch weiter zu führen scheint, allein sie ist blind, und wenn man sie sonst eröffnete, zeigte sich ein mehr überraschender als erfreulicher Gegenstand. Mein Vater trat mit meiner Mutter am Arme gleichsam heraus und erschreckte durch die Wirklichkeit, welche theils durch die Umstände, theils durch die Kunst hervorgebracht war. Er war abgebildet, wie er, gewöhnlich gekleidet, von einem Gastmahl, aus einer Gesellschaft, nach Hause kam. Das Bild ward an dem Orte, zu dem Orte, mit aller Sorgfalt gemahlt, die Figuren aus einem gewissen Standpuncte genau perspectivisch gehalten und die Kleidungen, mit der größten Sorgfalt, zum entschiedensten Effecte gebracht. Damit das Licht von der Seite gehörig einfiele, ward ein Fenster verrückt und alles so gestellt, daß die Täuschung vollkommen werden mußte.

Leider hat aber ein Kunstwerk, das sich der Wirklichkeit möglichst näherte, auch gar bald die Schicksale des Wirklichen erfahren. Der Blendrahm mit der Leinwand war in die Thürbekleidung befestigt und so den Einflüssen einer feuchten Mauer ausgesetzt, die um so heftiger wirkten, als die verschlossene Thür alle Luft abhielt, und

so

ſo fand man nach einem ſtrengen Winter, in welchem das Zimmer nicht eröffnet worden war, Vater und Mutter völlig zerſtört, worüber wir uns um ſo mehr betrübten, als wir ſie ſchon vorher durch den Tod verloren hatten.

Doch ich kehre wieder zurück, denn ich habe noch von den letzten Vergnügungen meines Vaters im Leben zu reden.

Nachdem gedachtes Bild vollendet war, ſchien nichts weiter ſeine Freude dieſer Art vermehren zu können, und doch war ihm noch eine vorbehalten. Ein Künſtler meldete ſich und ſchlug vor die Familie über die Natur in Gyps abzugießen und ſie alsdann in Wachs, mit natürlichen Farben, wirklich aufzuſtellen. Das Bildniß eines jungen Gehülfen, den er bei ſich hatte, zeigte ſein Talent, und mein Vater entſchloß ſich zu der Operation. Sie lief glücklich ab, der Künſtler arbeitete mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit das Geſicht und die Hände nach. Eine wirkliche Perrücke, ein damaſtner Schlafrock wurden dem Phantom gewidmet, und ſo ſitzt der gute Alte noch jetzt hinter einem Vorhange, den ich vor Ihnen nicht aufzuziehen wagte.

Nach dem Tode meiner Eltern blieben wir nicht lange zuſammen. Meine Schweſter ſtarb noch jung und ſchön, ihr Mann mahlte ſie im Sarge. Seine Töchter, die, wie ſie heranwuchſen, die Schönheit der Mutter, gleichſam in zwey Portionen, darſtellten, konnte er vor

Wehmuth nicht mahlen. Oft stellte er die kleinen Geräthschaften, die ihr angehört hatten und die er sorgfältig bewahrte, in Stillleben zusammen, vollendete die Bilder mit der größten Genauigkeit und verehrte sie den liebsten Freunden, die er sich auf seinen Reisen erworben hatte.

Es schien, als wenn ihn diese Trauer zum Bedeutenden erhübe, da er sonst nur alles Gegenwärtige gemahlt hatte. Den kleinen, stummen Gemählden fehlte es nicht an Zusammenhang und Sprache. Auf dem einen sah man in den Geräthschaften das fromme Gemüth der Besitzerin, ein Gesangbuch mit rothem Sammt und goldnen Buckeln, einen artigen gestickten Beutel mit Schnüren und Quasten, woraus sie ihre Wohlthaten zu spenden pflegte, den Kelch, woraus sie vor ihrem Tode das Nachtmahl empfing und den er, gegen einen bessern, der Kirche abgetauscht hatte. Auf einem andern Bilde sah man, neben einem Brote, das Messer, womit sie den Kindern gewöhnlich vorzuschneiden, ein Samenkästchen, woraus sie im Frühjahr zu säen pflegte, einen Kalender, in den sie ihre Ausgaben und kleine Begebenheiten einschrieb, einen gläsernen Becher, mit eingeschnittnem Namenszug, ein frühes Jugendgeschenk vom Großvater, das sich, ungeachtet seiner Zerbrechlichkeit, länger als sie selbst erhalten hatte.

Er setzte seine gewöhnlichen Reisen und übrigens seine gewohnte Lebensart fort. Nur fähig das Gegen-

wärtige zu ſehen und nun durch das Gegenwärtige immer an den herben Verluſt erinnert, konnte ſein Gemüth ſich nicht wieder herſtellen, eine Art von unbegreiflicher Sehnſucht ſchien ihn manchmal zu überfallen, und das letzte Stillleben das er mahlte, beſtand aus Geräthſchaften die ihm angehörten und die, ſonderbar gewählt und zuſammengeſtellt, auf Vergänglichkeit und Trennung, auf Dauer und Vereinigung deuteten.

Wir fanden ihn vor dieſer Arbeit einigemal nachdenkend und pauſirend, was ſonſt ſeine Art nicht war, in einem gerührten, bewegten Zuſtande — und Sie verzeihen mir wohl wenn ich heute nur kurz abbreche, um mich wieder in eine Faſſung zu ſetzen, aus der mich dieſe Erinnerung, der ich nicht länger nachhängen darf, unverſehens gerückt hat.

Und doch ſoll dieſer Brief mit einem ſo traurigen Schluſſe nicht in Ihre Hand kommen, ich gebe meiner Julie die Feder, um Ihnen zu ſagen —

Mein Oheim gibt mir die Feder, um Ihnen mit einer artigen Wendung zu ſagen wie ſehr er Ihnen ergeben ſey. Er bleibt noch immer der Gewohnheit jener guten alten Zeit getreu, wo man es für Pflicht hielt am Ende eines Briefes von einem Freunde mit einer zierlichen Verbeugung zu ſcheiden. Uns andern iſt das nun ſchon nicht gelehrt worden; ein ſolcher Knicks ſcheint

Entgegen heulet, wie dem Mond der Hunde Schaar?
Wähnt ihr, verborgen ſey mir welch Geſchlecht ihr ſeyd,
Du kriegerzeugte, ſchlachterzogne, junge Brut?
Mannluſtige du, ſo wie verführt verführende,
Entnervend beide, Kriegers auch und Bürgers Kraft.
Zu Hauf euch ſehend ſcheint mir ein Cicaden-Schwarm
Herabzuſtürzen, deckend grüne Felderſaat.
Verzehrerinnen fremden Fleißes! Naſchende
Vernichterinnen aufgekeimten Wohlſtands ihr,
Erobert, marktverkauft, vertauſchte Waare du!

Helena.

Wer gegenwarts der Frau die Dienerinnen ſchilt,
Der Gebiet'rin Hausrecht taſtet er vermeſſen an;
Denn ihr gebührt allein das Lobenswürdige
Zu rühmen, wie zu ſtrafen was verwerflich iſt.
Auch bin des Dienſtes ich wohl zufrieden, den ſie mir
Geleiſtet als die hohe Kraft von Ilios
Umlagert ſtand und fiel und lag; nicht weniger
Als wir der Irrfahrt kummervolle Wechſelnoth
Ertrugen, wo ſonſt jeder ſich der nächſte bleibt.
Auch hier erwart' ich gleiches von der muntern Schaar;
Nicht was der Knecht ſey, fragt der Herr, nur wie er dient,
Drum ſchweige du und grinſe ſie nicht länger an.
Haſt du das Haus des Königs wohl verwahrt bisher,
Anſtatt der Hausfrau, ſolches dient zum Ruhme dir;
Doch jetzo kommt ſie ſelber, tritt nun du zurück,
Damit nicht Strafe werde ſtatt verdienten Lohns.

Phorkyas.

Den Hausgenoſſen drohen bleibt ein großes Recht,
Das gottbeglückten Herrſchers hohe Gattin ſich

uns nicht natürlich, nicht herzlich genug. Ein Lebewohl und einen Händedruck in Gedanken, weiter wüßten wir es nicht leicht zu bringen.

Wie machen wir's nun um den Auftrag, den Befehl meines Onkels, wie es einer gehorsamen Nichte geziemt, zu erfüllen? Will mir denn gar keine artige Wendung einfallen? und finden Sie es wohl artig genug, wenn ich Sie versichre, daß Ihnen die Nichten so ergeben sind wie der Onkel? Er hat mir verboten sein letztes Blatt zu lesen, ich weiß nicht was er Böses oder Gutes von mir gesagt haben mag. Vielleicht bin ich zu eitel wenn ich denke daß er von mir gesprochen hat. Genug er hat mir erlaubt den Anfang seines Briefes zu lesen, und da finde ich daß er unsern guten Philosophen bei Ihnen anschwärzen will. Es ist nicht artig noch billig vom Oheim einen jungen Mann, der ihn und Sie wahrhaft liebt und verehrt, darum so strenge zu tadeln weil er so ernsthaft auf einem Wege verharrt, auf dem er sich nun einmal zu bilden glaubt. Seyn Sie aufrichtig und sagen Sie mir, ob wir Frauen nicht eben deßwegen manchmal besser sehen als die Männer, weil wir nicht so einseitig sind und gern jedem sein Recht widerfahren lassen. Der junge Mann ist wirklich gesprächig und gesellig. Er spricht auch mit mir und wenn ich gleich seine Philosophie keineswegs verstehe, so verstehe ich doch, wie mich däucht, den Philosophen.

Doch am Ende hat er diese gute Meinung, die ich

von ihm hege, vielleicht nur Ihnen zu danken, denn die Rolle mit den Kayfern, begleitet von den freundlichen Worten, die er mir von Ihnen brachte, verschafften ihm freilich sogleich die beste Aufnahme.

Wie ich für dieses Andenken, für diese Güte meinen Dank einrichten soll, weiß ich selbst nicht recht, denn es scheint mir als wenn hinter diesem Geschenk eine kleine Bosheit verborgen liege. Wollten Sie Ihrer gebor-samen Dienerin spotten, als Sie ihr diese elfenhaften Luftbilder, diese seltsamen Feen und Geistergestalten aus der Werkstatt meines Freundes Füeßli zusendeten? Was kann die arme Julie dafür daß etwas Seltsames, Geistreiches sie anreizt, daß sie gern etwas Wunder-bares vorgestellt sieht und daß diese durch einander zie-henden und beweglichen Träume, auf dem Papier fixirt, ihr Unterhaltung geben!

Genug, Sie haben mir eine große Freude gemacht, ob ich gleich wohl sehe daß ich mir eine neue Ruthe auf-gebunden habe, indem ich Sie zu meinem zweyten Oheim annahm. Als wenn mir der erste nicht schon genug zu schaffen machte! denn auch der kann es nicht lassen die Kinder über ihr Vergnügen aufklären zu wollen.

Dagegen verhält sich meine Schwester besser als ich, diese läßt sich gar nicht einreden. Und weil in unserer Familie denn doch eine Kunstliebhaberey seyn muß, so

liebt sie nur das was anmuthig ist und was man immer gern um sich herum sehen mag.

Ihr Bräutigam (denn alles ist nun richtig, was bei Ihrer Durchreise noch nicht ganz entschieden war) hat ihr aus England die schönsten gemahlten Kupfer geschickt womit sie äußerst zufrieden ist; aber was sind das nicht auch für lange, weißgekleidete Schönen, mit blaßrothen Schleifen und blaßblauen Schleiern! Was sind das nicht für interessante Mütter, mit wohlgenährten Kindern und wohlgebildeten Vätern! Wenn das alles einmal unter Glas und Mahagoni-Rahmen, geziert mit den metallnen Stäbchen, die auch bei der Sendung waren, auf einem Lillagrund, das Cabinet der jungen Frau zieren wird, dann darf ich freilich Titanien mit ihrem Feengefolge, um den verwandelten Klaus Zettel beschäftigt, nicht in die Gesellschaft bringen.

Nun sieht es aus als ob ich mich über meine Schwester aufhalte! denn das ist ja wohl das Klügste was man thun kann um sich Ruhe zu verschaffen, daß man gegen die andern ein wenig unerträglich ist. Und so wäre ich denn mit diesen Blättern doch endlich fertig geworden, wäre so nahe an den untern Rand unversehens gekommen, daß nur noch der zehnte März und der Name Ihrer treuen Freundin, die Ihnen ein herzliches Lebewohl sagt, unterzeichnet werden kann.

Julie.

Dritter Brief.

Julie hat in ihrer letzten Nachschrift dem Philosophen das Wort geredet, leider stimmt der Oheim noch nicht mit ein, denn der junge Mann hält nicht nur auf einer besondern Methode, die mir keineswegs einleuchtet, sondern sein Geist ist auch auf solche Gegenstände gerichtet über die ich weder viel denke noch gedacht habe. In der Mitte meiner Sammlung sogar, durch die ich fast mit allen Menschen in ein Verhältniß komme, scheint sich nicht einmal ein Berührungspunct zu finden. Selbst den historischen, den antiquarischen Antheil, den er sonst daran zu nehmen schien, hat er völlig verloren. Die Sittenlehre, von der ich außerhalb meines Herzens wenig weiß, beschäftigt ihn besonders; das Naturrecht, das ich nicht vermisse, weil unser Tribunal gerecht und unsere Polizey thätig ist, verschlingt seine nächsten Forschungen; das Staatsrecht, das mir in meiner frühsten Jugend schon durch meinen Oheim verleidet wurde, steht als das Ziel seiner Aussichten. Da ist es nun um die Unterhaltung, von der ich mir so viel versprach, beinahe gethan, und es hilft mir nichts daß ich ihn als einen edeln Menschen schätze, als einen guten liebe, als einen Verwandten zu befördern wünsche, wir haben einander nichts zu sagen. Meine Kupfer lassen ihn stumm, meine Gemählde kalt.

Wenn ich nun so für mich selbst, wie hier gegen Sie, meine Herren, als ein wahrer Oheim in der Deutschen

Komödie, meinen Unmuth auslasse, so zupft mich die Erfahrung wieder und erinnert mich daß es der Weg nicht sey sich mit den Menschen zu verbinden, wenn wir uns die Eigenschaften exageriren, durch welche sie von uns allenfalls getrennt erscheinen.

Wir wollen also lieber abwarten wie sich das künftig machen kann, und ich will indessen meine Pflicht gegen Sie nicht versäumen und fortfahren Ihnen etwas von den Stiftern meiner Sammlung zu erzählen.

Meines Vaters Bruder, nachdem er als Officier sehr brav gedient hatte, ward nach und nach in verschiednen Staatsgeschäften und zuletzt bei sehr wichtigen Fällen gebraucht. Er kannte fast alle Fürsten seiner Zeit und hatte durch die Geschenke, die mit ihren Bildnissen in Email und Miniatur verziert waren, eine Liebhaberey zu solchen Kunstwerken gewonnen. Er verschaffte sich nach und nach die Portraits verstorbner sowohl als lebender Potentaten, wenn die goldnen Dosen und brillantnen Einfassungen zu den Goldschmieden und Juwelenhändlern wieder zurückkehrten, und so besaß er endlich einen Staatskalender seines Jahrhunderts in Bildnissen.

Da er viel reiste wollte er seinen Schatz immer bei sich haben, und es war möglich die Sammlung in einen sehr engen Raum zu bringen. Nirgends zeigte er sie vor, ohne daß ihm das Bildniß eines lebenden oder verstorbenen, aus irgend einem Schmuckkästchen, zugeflo-

gen wäre; denn das Eigne hat eine bestimmte Sammlung, daß sie das Zerstreute an sich zieht, und selbst die Affection eines Besitzers gegen irgend ein einzelnes Kleinod, durch die Gewalt der Masse, gleichsam aufhebt und vernichtet.

Von den Portraiten, unter welchen sich auch ganze Figuren, z. B. allegorisch, als Jägerinnen und Nymphen, vorgestellte Prinzessinnen fanden, verbreitete er sich zuletzt auf andere kleine Gemählde dieser Art, wobei er jedoch mehr auf die äußerste Feinheit der Ausführung als auf die höhern Kunstzwecke sah, die freilich auch in dieser Gattung erreicht werden können. Sie haben das Beste dieser Sammlung selbst bewundert; nur weniges ist gelegentlich durch mich hinzugekommen.

Um nun endlich von mir, als dem gegenwärtigen, vergnügten Besitzer, doch auch oft genug incommodirten Custoden, der wohlbekannten und wohlbelobten Sammlung zu reden, so war meine Neigung von Jugend auf der Liebhaberey meines Oheims, ja auch meines Vaters entgegengesetzt.

Ob die etwas ernsthaftere Richtung meines Großvaters auf mich geerbt hatte, oder ob ich, wie man es so oft bei Kindern findet, aus Geist des Widerspruchs, mit vorsätzlicher Unart, mich von dem Wege des Vaters, des Oheims entfernte, will ich nicht entscheiden, genug wenn jener durch die genauste Nachahmung, durch die sorgfältigste Ausführung das Kunstwerk mit dem

Naturwerke völlig auf Einer Linie ſehen wollte, wenn dieſer eine kleine Tafel nur in ſo fern ſchätzte als ſie, durch die zarteſten Puncte, gleichſam in's Unendliche getheilt war, wenn er immer ein Vergrößerungsglas bei der Hand hielt und dadurch das Wunder einer ſolchen Arbeit noch zu vergrößern glaubte: ſo konnte ich kein ander Vergnügen an Kunſtwerken finden, als wenn ich Skizzen vor mir ſah, die mir auf einmal einen lebhaften Gedanken zu einem etwa auszuführenden Stücke vor Augen legten.

Die trefflichen Blätter von dieſer Art, welche ſich in meines Großvaters Sammlung befanden, und die mich hätten belehren können, daß eine Skizze mit eben ſo viel Genauigkeit als Geiſt gezeichnet werden könnte, dienten meine Liebhaberey anzufachen, ohne ſie eben zu leiten. Das Kühnhingeſtrichene, Wildausgetuſchte, Gewaltſame reizte mich, ſelbſt das was, mit wenigen Zügen, nur die Hieroglyphe einer Figur, wußte ich zu leſen und ſchätzte es übermäßig; von ſolchen Blättern begann die kleine Sammlung, die ich als Jüngling anfing und als Mann fortſetzte.

Auf dieſe Weiſe blieb ich mit Vater, Schwager und Oheim beſtändig im Widerſpruch, der ſich um ſo mehr verlängerte und befeſtigte, als keiner die Art ſich mir oder mich ihm zu nähern verſtand.

Ob ich gleich, wie geſagt, nur meiſtens die geiſtreiche Hand ſchätzte, ſo konnte es doch nicht fehlen

daß nicht auch manches ausgeführte Stück in meine Sammlung gekommen wäre. Ich lernte, ohne es ſelbſt recht gewahr zu werden, den glücklichen Uebergang von einem geiſtreichen Entwurf zu einer geiſtreichen Ausführung ſchätzen; ich lernte das Beſtimmte verehren, ob ich gleich immer daran die unerläßliche Forderung that daß der beſtimmteſte Strich zugleich auch empfunden ſeyn ſollte.

Hierzu trugen die eigenhändigen Radirungen verſchiedner Italiäniſchen Meiſter, die meine Sammlung noch aufbewahrt, das Ihrige treulich bei, und ſo war ich auf gutem Wege, auf welchem eine andere Neigung mich frühzeitig weiter brachte.

Ordnung und Vollſtändigkeit waren die beiden Eigenſchaften, die ich meiner kleinen Sammlung zu geben wünſchte; ich las die Geſchichte der Kunſt, ich legte meine Blätter nach Schulen, Meiſtern und Jahren, ich machte Katalogen und muß zu meinem Lobe ſagen, daß ich den Namen keines Meiſters, die Lebensumſtände keines braven Mannes kennen lernte, ohne mich nach irgend einer ſeiner Arbeiten zu bemühen, um ſein Verdienſt nicht nur in Worten nachzuſprechen, ſondern es wirklich und anſchaulich vor mir zu haben.

So ſtand es um meine Sammlung, um meine Kenntniſſe und ihre Richtung, als die Zeit heran kam die Akademie zu beziehen. Die Neigung zu meiner Wiſſenſchaft, welches nun einmal die Medicin ſeyn ſollte, die Entfer-

nung von allen Kunstwerken, die neuen Gegenstände, ein neues Leben drängten meine Liebhaberey in die Tiefe meines Herzens zurück, und ich fand nur Gelegenheit mein Auge an dem Besten zu üben was wir von Abbildungen anatomischer, physiologischer und naturhistorischer Gegenstände besitzen.

Noch vor dem Ende meiner akademischen Laufbahn sollte sich mir eine neue und für mein ganzes Leben entscheidende Aussicht eröffnen, ich fand Gelegenheit Dresden zu sehen. Mit welchem Entzücken, ja mit welchem Taumel durchwandelte ich das Heiligthum der Galerie! Wie manche Ahnung ward zum Anschauen! wie manche Lücke meiner historischen Kenntniß ward nicht ausgefüllt! und wie erweiterte sich nicht mein Blick über das prächtige Stufengebäude der Kunst! Ein selbstgefälliger Rückblick auf die Familiensammlung, die einst mein werden sollte, war von den angenehmsten Empfindungen begleitet, und da ich nicht Künstler seyn konnte, so wäre ich in Verzweiflung gerathen, wenn ich nicht schon vor meiner Geburt zum Liebhaber und Sammler bestimmt gewesen wäre.

Was die übrigen Sammlungen auf mich gewirkt, was ich sonst noch gethan um in der Kenntniß nicht stehen zu bleiben und wie diese Liebhaberey neben allen meinen Beschäftigungen hergegangen und mich wie ein Schutzgeist begleitet, da will ich Sie nicht unterhalten, genug daß ich alle meine übrigen Fähigkeiten auf

meine Wiſſenſchaft, auf ihre Ausübung verwendete, daß meine Praxis faſt meine ganze Thätigkeit verſchlang, und daß eine ganz heterogene Beſchäftigung meine Liebe zur Kunſt, meine Leidenſchaft zu ſammeln nur zu vermehren ſchien.

Das Uebrige werden Sie leicht, da Sie mich und meine Sammlung kennen, hinzuſetzen.

Als mein Vater ſtarb und dieſer Schatz nun zu meiner Dispoſition gelangte, war ich gebildet genug um die Lücken die ich fand, nicht als Sammler nur auszufüllen weil es Lücken waren, ſondern einigermaßen als Kenner, weil ſie ausgefüllt zu werden verdienten. Und ſo glaube ich noch daß ich nicht auf unrechtem Wege bin, indem ich meine Neigung mit der Meinung vieler wackern Männer, die ich kennen lernte, übereinſtimmend finde. Ich bin nie in Italien geweſen, und doch habe ich meinen Geſchmack, ſo viel es möglich war, in's Allgemeine auszubilden geſucht. Wie es damit ſteht kann Ihnen nicht verborgen ſeyn. Ich will nicht läugnen daß ich vielleicht meine Neigung hie und da mehr hätte reinigen können und ſollen. Doch wer möchte mit ganz gereinigten Neigungen leben.

Für dießmal und für immer genug von mir ſelbſt. Möge ſich mein ganzer Egoism innerhalb meiner Sammlung befriedigen! Mittheilung und Empfänglichkeit ſey übrigens das Loſungswort, das Ihnen von niemand leb-

Durch langer Jahre weiſe Leitung wohl verdient.
Da du, nun Anerkannte! nun den alten Platz
Der Königin und Hausfrau wiederum betrittſt,
So faſſe längſt erſchlaffte Zügel, herrſche nun,
Nimm in Beſitz den Schatz und ſämmtlich uns dazu.
Vor allem aber ſchütze mich die ältere
Vor dieſer Schaar, die, neben deiner Schönheit Schwan,
Nur ſchlecht beſtätigt ſchnatterhafte Gänſe ſind.

Chorführerin.

Wie häßlich neben Schönheit zeigt ſich Häßlichkeit.

Phorkyas.

Wie unverſtändig neben Klugheit Unverſtand.

(Von hier an erwiedern die Choreuten, einzeln aus dem Chor heraustretend.)

Choretide 1.

Von Vater Erebus melde, melde von Mutter Nacht.

Phorkyas.

So ſprich von Scylla, leiblich dir Geſchwiſterkind.

Choretide 2.

An deinem Stammbaum ſteigt manch Ungeheu'r empor.

Phorkyas.

Zum Orkus hin! da ſuche deine Sippſchaft auf.

Choretide 3.

Die derten wohnen ſind dir alle viel zu jung.

Phorkyas.

Tireſias den Alten gehe bublend an.

hafter, mit mehr Neigung und Zutrauen zugerufen werden kann als von dem, der ſich unterzeichnet

Ihren aufrichtig ergebnen.

Vierter Brief.

Sie haben mir, meine Herren, abermals einen überzeugenden Beweis Ihres freundſchaftlichen Andenkens gegeben, indem Sie mir die erſten Stücke der Propyläen nicht nur ſo bald zugeſendet, ſondern mir außerdem noch manches im Manuſcripte mitgetheilt, das mir, bei mehrerer Breite, Ihre Abſichten deutlicher, ſo wie die Wirkung lebhafter macht. Sie haben den Zuruf am Schluſſe meines vorigen Briefes recht ſchön und freundlich erwidert, und ich danke Ihnen für die günſtige Aufnahme, womit Sie die kurze Geſchichte meiner Sammlung beehren.

Ihre gedruckten, Ihre geſchriebenen Blätter rieſen mir und den Meinigen jene angenehmen Stunden zurück, die Sie mir damals verſchafften, als Sie, der üblen Jahrszeit ungeachtet, einen ziemlichen Umweg machten, um die Sammlung eines Privatmannes kennen zu lernen, die Ihnen in manchen Fächern genug that und deren Beſitzer von Ihnen, ohne langes Bedenken, mit einer aufrichtigen Freundſchaft beglückt ward. Die Grundſätze die Sie damals äußerten, die Ideen womit Sie ſich vorzüglich beſchäftigten, finde ich in die-

ſen Blättern wieder, ich ſehe Sie ſind unverrückt auf Ihrem Wege geblieben, Sie ſind vorgeſchritten, und ſo darf ich hoffen, daß Sie nicht ohne Intereſſe vernehmen werden wie es mir, in meinem Kreiſe, ergangen iſt und ergeht. Ihre Schrift muntert, Ihr Brief fordert mich auf. Die Geſchichte meiner Sammlung iſt in Ihren Händen, auch darauf kann ich weiter bauen: denn nun habe ich Ihnen einige Wünſche, einige Bekenntniſſe vorzulegen.

Bei Betrachtung der Kunſtwerke eine hohe, unerreichbare Idee immer im Sinne zu haben, bei Beurtheilung deſſen was der Künſtler geleiſtet hat den großen Maßſtab anzuſchlagen, der nach dem Beſten was wir kennen eingetheilt iſt, eifrig das Vollkommenſte aufzuſuchen, den Liebhaber ſo wie den Künſtler immer an die Quelle zu weiſen, ihn auf hohe Standpuncte zu verſetzen, bei der Geſchichte wie bei der Theorie, bei dem Urtheil wie in der Praxis immer gleichſam auf ein Letztes zu dringen, iſt löblich und ſchön und eine ſolche Bemühung kann nicht ohne Nutzen bleiben.

Sucht doch der Wardein auf alle Weiſe die edlern Metalle zu reinigen, um ein beſtimmtes Gewicht des reinen Goldes und Silbers, als einen entſchiednen Maßſtab aller Vermiſchungen, die ihm vorkommen, feſtzuſetzen! Man bringe alsdann ſo viel Kupfer als man will wieder dazu, man vermehre das Gewicht, man vermindere den Werth, man bezeichne die Münzen, die Silber-

geſchirre nach gewiſſen Conventionen, alles iſt recht gut! die ſchlechteſte Scheidemünze, ja das Gemünder Silber ſelbſt, mag paſſiren; denn der Probierſtein, der Schmelztiegel iſt gleich bereit, eine entſchiedene Probe des innern Werthes anzuſtellen.

Ohne Sie daher, meine Herren, wegen Ihres Ernſtes, wegen Ihrer Strenge zu tadeln, möchte ich, im Bezug auf mein Gleichniß, Sie auf gewiſſe mittlere Fächer aufmerkſam machen, die der Künſtler ſo wie der Liebhaber für's gemeine Leben nicht entbehren kann.

Zu dieſen Wünſchen und Vorſchlägen kann ich denn doch nicht unmittelbar übergehen, ich habe noch etwas in Gedanken, eigentlich auf dem Herzen. Es muß ein Bekenntniß gethan werden, das ich nicht zurückhalten kann, ohne mich Ihrer Freundſchaft völlig unwerth zu fühlen. Beleidigen kann es Sie nicht, auch nicht einmal verdrießen, es ſey daher gewagt! Jeder Fortſchritt iſt ein Wageſtück und nur durch Wagen kommt man entſchieden vorwärts. Und nun hören Sie geſchwind, damit Sie das was ich zu ſagen habe nicht für wichtiger halten als es iſt.

Der Beſitzer einer Sammlung, der ſie, wenn er ſie auch noch ſo gern vorweiſt, doch immer zu oft vorweiſen muß, wird nach und nach, er ſey übrigens noch ſo gut und harmlos, ein wenig tückiſch werden. Er ſieht ganz fremde Menſchen, bei Gegenſtänden die ihm völlig bekannt ſind, aus dem Stegreife ihre Empfindungen und

Ge-

Gedanken äußern. Mit Meinungen über politiſche Verhältniſſe gegen einen Fremden herauszugehen findet ſich nicht immer Veranlaſſung und die Klugheit verbietet es; Kunſtwerke reizen auf und vor ihnen genirt ſich niemand, niemand zweifelt an ſeiner eignen Empfindung, und daran hat man nicht Unrecht, niemand zweifelt an der Richtigkeit ſeines Urtheils, und daran hat man nicht ganz Recht.

So lange ich mein Cabinet beſitze iſt mir ein einziger Mann vorgekommen, der mir die Ehre anthat zu glauben daß ich den Werth meiner Sachen zu beurtheilen wiſſe; er ſagte zu mir: ich habe nur kurze Zeit, laſſen Sie mich in jedem Fache das Beſte, das Merkwürdigſte, das Seltenſte ſehen! Ich dankte ihm, indem ich ihn verſicherte daß er der Erſte ſey der ſo verfahre, und ich hoffe ſein Zutrauen hat ihn nicht gereut, wenigſtens ſchien er äußerſt zufrieden von mir zu gehen. Ich will eben nicht ſagen daß er ein beſonderer Kenner oder Liebhaber geweſen wäre, auch zeugte vielleicht eben ſein Betragen von einer gewiſſen Gleichgültigkeit, ja vielleicht iſt uns ein Mann intereſſanter der einen einzelnen Theil liebt, als der der das Ganze nur ſchätzt; genug dieſer verdiente erwähnt zu werden, weil er der Erſte war und der Letzte blieb dem meine heimliche Tücke nichts anhaben konnte.

Denn auch Sie, meine Herren, daß ich es nur geſtehe, haben meiner ſtillen Schadenfreude einige Nahrung

gegeben, ohne daß meine Verehrung, meine Liebe für Sie dadurch gelitten hätte. Nicht allein daß ich Ihnen die Mädchen aus dem Geſicht brachte — verzeihen Sie ich mußte heimlich lächeln wenn Sie von dem Antikenſchrank, von den Bronzen, die wir eben durchſahen, immer nach der Thüre ſchielten, die aber nicht wieder aufgehen wollte. Die Kinder waren verſchwunden und hatten den Frühſtückswein mit den Zwiebacken ſtehen laſſen, mein Wink hatte ſie entfernt, denn ich wollte meinen Alterthümern eine ungetheilte Aufmerkſamkeit verſchaffen. Verzeihen Sie dieſes Bekenntniß und erinnern Sie ſich daß ich Sie des andern Morgens möglichſt entſchädigte, indem ich Ihnen im Gartenhauſe nicht allein die gemahlten, ſondern auch die lebendigen Familienbilder vorſtellte und Ihnen, bei einer reizenden Ausſicht auf die Gegend, das Vergnügen einer fröhlichen Unterhaltung verſchaffte — Nicht allein ſagte ich — und muß wohl, da mir dieſe lange Einſchaltung meinen Perioden verdorben hat, ihn wieder anders anfangen.

Sie erzeigten mir bei Ihrem Eintritt auch eine beſondere Ehre, indem Sie anzunehmen ſchienen daß ich Ihrer Meinung ſey, daß ich diejenigen Kunſtwerke welche Sie ausſchließlich ſchätzten auch vorzüglich zu ſchätzen wiſſe, und ich kann wohl ſagen meiſtens trafen unſere Urtheile zuſammen, hie und da glaubte ich eine leidenſchaftliche Vorliebe, auch wohl ein Vorurtheil zu entdecken; ich ließ es hingehen und verdankte Ihnen die Auf-

merkſamkeit auf verſchiedene unſcheinbare Dinge, deren Werth ich unter der Menge überſehen hatte.

Nach Ihrer Abreiſe blieben Sie ein Gegenſtand unſerer Geſpräche, wir verglichen Sie mit andern Fremden, die bei uns eingeſprochen hatten und wurden dadurch auf eine allgemeinere Vergleichung unſerer Beſuche geleitet. Wir fanden eine große Verſchiedenheit der Liebhabereyen und Geſinnungen, doch zeigten ſich gewiſſe Neigungen mehr oder weniger in verſchiedenen Perſonen wieder, wir fingen an die ähnlichen wieder zuſammen zu ſtellen und das Buch worin die Namen aufgezeichnet ſind half der Erinnerung nach. Auch für die Zukunft war unſere Tücke in Aufmerkſamkeit verwandelt, wir beobachteten unſere Gäſte genauer und rangirten ſie zu den übrigen Gruppen.

Ich habe immer wir geſagt, denn ich zog meine Mädchen dießmal wie immer, mit in's Geſchäft. Julie war beſonders thätig und hatte viel Glück ihre Leute gleich recht zu placiren. Denn es iſt den Frauen angeboren die Neigungen der Männer genau zu kennen. Doch gedachte Caroline ſolcher Freunde nicht zum beſten, welche die ſchönen und ſeltnen Stücke Engliſcher Schwarzer Kunſt, womit ſie ihr ſtilles Zimmer ausgeſchmückt hatte, nicht recht lebhaft preiſen wollten. Darunter gehörten denn auch Sie, ohne daß Ihnen dieſer Mangel der Empfänglichkeit bei dem guten Kinde viel geſchadet hätte.

Liebhaber von unſerer Art, denn es iſt doch natürlich daß wir von denen zuerſt ſprechen, finden ſich, genau betrachtet, gar manche, wenn man ein wenig Vorurtheil auf oder ab, mehr oder weniger Lebhaftigkeit oder Bedacht, Biegſamkeit oder Strenge nicht eben in Anſchlag bringt, und deßwegen hoffe ich günſtig für Ihre Propyläen, nicht allein weil ich gleichgeſinnte Perſonen vermuthe, ſondern weil ich wirklich gleichgeſinnte Perſonen kenne.

Wenn ich alſo in dieſem Sinne Ihren Ernſt in der Kunſt, Ihre Strenge gegen Künſtler und Liebhaber nicht tadeln kann, ſo muß ich doch, in Betracht der vielerlei Menſchenkinder die Ihre Schrift leſen ſollen, und wenn ſie nur von denen geleſen würde die meine Sammlung geſehen haben, noch einiges zum Beſten der Kunſt und der Kunſtfreunde wünſchen, und zwar einestheils daß Sie eine gewiſſe heitere Liberalität gegen alle Kunſtfächer zeigten, den beſchränkteſten Künſtler und Kunſtliebhaber ſchätzten, ſobald jeder nur ohne ſonderliche Anmaßung ſein Weſen treibt; andertheils aber kann ich Ihnen nicht genug Widerſtreit gegen diejenigen empfehlen, die von beſchränkten Ideen ausgehen und mit einer unheilbaren Einſeitigkeit einen vorgezogenen und beſchützten Theil der Kunſt zum Ganzen machen wollen. Laſſen Sie uns, zu dieſen Zwecken, eine neue Art von Sammlung ordnen, die dießmal nicht aus Bronzen und Marmorſtücken, nicht aus Elfenbein noch Silber beſte-

hen soll, sondern worin der Künstler, der Kenner und besonders der Liebhaber sich selbst wieder finde.

Freilich kann ich Ihnen nur den leichtesten Entwurf senden, alles was Resultat ist zieht sich in's Enge zusammen und mein Brief ist ohnehin schon lang genug. Meine Einleitung ist ausführlich und meinen Schluß sollen Sie mir selbst ausführen helfen.

Unsere kleine Akademie richtete, wie es gewöhnlich geschieht, erst spät ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst und bald fanden wir in unserer Familie fast für alle die verschiedenen Gruppen einen Gesellschafter.

Es gibt Künstler und Liebhaber welche wir die Nachahmer genannt haben, und wirklich ist die eigentliche Nachahmung, auf einen hohen und schätzbaren Punct getrieben, ihr einziger Zweck, ihre höchste Freude; mein Vater und mein Schwager gehörten dazu und die Liebhabereyen des einen so wie die Kunst des andern ließ in diesem Fache fast nichts weiter übrig. Die Nachahmung kann nicht ruhen bis sie die Abbildung wo möglich an die Stelle des Abgebildeten setzt.

Weil nun hierzu eine große Genauigkeit und Reinheit erfordert wird, so stehet ihnen eine andere Classe nah, welche wir die Punctirer genannt haben; bei diesen ist die Nachbildung nicht das Vorzüglichste, sondern die Arbeit. Ein solcher Gegenstand scheint ihnen der liebste, bei dem sie die meisten Puncte und Striche anbringen können. Bei diesen wird Ihnen die Liebha-

beren meines Oheims sogleich einfallen. Ein Künstler dieser Art strebt gleichsam den Raum in's Unendliche zu füllen und uns sinnlich zu überzeugen daß man die Materie in's Unendliche theilen könne. Sehr schätzbar erscheint dieses Talent, wenn es das Bildniß einer würdigen, einer werthen Person dergestalt in's Kleine bringt daß wir das was unser Herz als ein Kleinod erkennt, auch vor unserm Auge, mit allen seinen äußern Eigenschaften, neben und mit Kleinodien erscheinen sehen.

Auch hat die Naturgeschichte solchen Männern viel zu verdanken.

Als wir von dieser Classe sprachen mußte ich mir wohl selbst einfallen, der ich, mit meiner frühern Liebhaberey, eigentlich ganz im Gegensatze mit jenen stand. Alle diejenigen die mit wenigen Strichen zu viel leisten wollen, wie die vorigen mit vielen Strichen und Puncten oft vielleicht zu wenig leisten, nannten wir Skizzisten. Hier ist nämlich nicht die Rede von Meistern, welche den allgemeinen Entwurf zu einem Werke, das ausgeführt werden soll, zu eigner und fremder Beurtheilung erst hinschreiben, denn diese machen erst eine Skizze; Skizzisten nennt man aber diejenigen mit Recht, welche ihr Talent nicht weiter als zu Entwürfen ausbilden und also nie das Ende der Kunst, die Ausführung, erreichen; so wie der Punctirer den wesentlichen Anfang der Kunst die Erfindung, das Geistreiche oft nicht gewahr wird.

Der Skizzist hat dagegen meist zu viel Imagination, er liebt sich poetische, ja phantastische Gegenstände und ist immer ein bißchen übertrieben im Ausdruck.

Selten fällt er in den Fehler zu weich oder unbedeutend zu seyn, diese Eigenschaft ist vielmehr sehr oft mit einer guten Ausführung verbunden.

Für die Rubrik in welcher das Weiche, das Gefällige, das Anmuthige herrschend ist hat sich Caroline sogleich erklärt und feyerlich protestirt daß man dieser Classe keinen Spitznamen geben möge; Julie hingegen überläßt sich und ihre Freunde, die poetisch geistreichen Skizzisten und Ausführer, dem Schicksal und einem strengern oder liberalern Urtheil.

Von den Weichlichen kamen wir natürlicherweise auf die Holzschnitte und Kupferstiche der frühern Meister, deren Werke, ungeachtet ihrer Strenge, Härte und Steifheit, uns durch einen gewissen derben und sichern Charakter noch immer erfreuen.

Dann fielen uns noch verschiedene Arten ein, die aber vielleicht schon in die vorigen eingetheilt werden konnen, als da sind Carricaturzeichner, die nur das bedeutend Widerwärtige, physisch und moralisch Häßliche herausuchen, Improvisatoren, die mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit alles aus dem Stegreif entwerfen, gelehrte Künstler, deren Werke man nicht ohne Commentar versteht, gelehrte Liebhaber, die auch das einfachste natürlichste Werk nicht ohne Commentar lassen

Choretide 4.

Orions Amme war dir Ur-Urenkelin,

Phorkyas.

Harpyen wähn' ich fütterten dich im Unflat auf.

Choretide 5.

Mit was ernährſt du ſo gepflegte Magerkeit?

Phorkyas.

Mit Blute nicht, wonach du allzulüſtern biſt.

Choretide 6.

Begierig du auf Leichen, ekle Leiche ſelbſt!

Phorkyas.

Vampyren-Zähne glänzen dir im frechen Maul.

Chorführerin.

Das deine ſtopf' ich wenn ich ſage wer du ſeyſt.

Phorkyas.

So nenne dich zuerſt, das Räthſel hebt ſich auf.

Helena.

Nicht zürnend, aber trauernd ſchreit' ich zwiſchen euch,
Verbietend ſolches Wechſelſtreites Ungeſtüm!
Denn ſchädlicheres begegnet nichts dem Herrſcherherrn
Als treuer Diener heimlich unterſchworner Zwiſt.
Das Echo ſeiner Befehle kehrt alsdann nicht mehr
In ſchnell vollbrachter That, wohlſtimmig ihm zurück,
Nein, eigenwillig brauſend toſ't es um ihn her,
Den ſelbſtverirrten, in's Vergeb'ne ſcheltenden.

können, und was noch andere mehr waren, davon ich künftig mehr sagen will; für dießmal aber schließe ich mit dem Wunsche daß das Ende meines Briefs, wenn es Ihnen Gelegenheit gibt sich über meine Anmaßung lustig zu machen, Sie mit dem Anfange desselben versöhnen möge, wo ich mich vermaß einige liebenswürdige Schwachheiten geschätzter Freunde zu belächeln. Geben Sie mir das Gleiche zurück, wenn Ihnen mein Unterfangen nicht widerwärtig scheint, schelten Sie mich, zeigen Sie mir auch meine Eigenheiten im Spiegel. Sie vermehren dadurch den Dank, nicht aber die Anhänglichkeit Ihres

ewig verbundenen.

Fünfter Brief.

Die Heiterkeit Ihrer Antwort bürgt mir daß Sie mein Brief in der besten Stimmung angetroffen und Ihnen diese herrliche Gabe des Himmels nicht verkümmert hat; auch mir waren Ihre Blätter ein angenehmes Geschenk in einem angenehmen Augenblick.

Wenn das Glück viel öfter allein und viel seltner in Gesellschaft kommt als das Unglück, so habe ich dießmal eine Ausnahme von der Regel erfahren; erwünschter und bedeutender hätten mir Ihre Blätter nicht kommen können und Ihre Anmerkungen zu meinen wunderlichen Classificationen hätten nicht leicht geschwinder Frucht gebracht, als eben in dem Augenblick da sie, wie ein schon keimen-

der Same, in ein fruchtbares Erdreich fielen. Laſſen Sie mich alſo die Geſchichte des geſtrigen Tages erzählen, damit Sie erfahren was für ein neuer Stern mir aufging, mit welchem das Geſtirn Ihres Briefs in eine ſo glückliche Conjunction tritt.

Geſtern meldete ſich bei uns ein Fremder an, deſſen Name mir nicht unbekannt, der mir als ein guter Kenner gerühmt war. Ich freute mich bei ſeinem Eintritt, machte ihn mit meinen Beſitzungen im Allgemeinen bekannt, ließ ihn wählen und zeigte vor. Ich bemerkte bald ein ſehr gebildetes Auge für Kunſtwerke, beſonders für die Geſchichte derſelben. Er erkannte die Meiſter ſo wie ihre Schüler, bei zweifelhaften Bildern wußte er die Urſachen ſeines Zweifels ſehr gut anzugeben und ſeine Unterhaltung erfreute mich ſehr.

Vielleicht wäre ich hingeriſſen worden mich gegen ihn lebhafter zu äußern, wenn nicht der Vorſatz meinen Gaſt auszuhorchen mir gleich bei'm Eintritt eine ruhigere Stimmung gegeben hätte. Viele ſeiner Urtheile trafen mit den meinigen zuſammen, bei manchen mußte ich ſein ſcharfes und geübtes Auge bewundern. Das Erſte was mir an ihm beſonders auffiel war ein entſchiedener Haß gegen alle Manieriſten. Es that mir für einige meiner Lieblingsbilder leid und ich war um deſto mehr aufgefordert zu unterſuchen, aus welcher Quelle eine ſolche Abneigung wohl fließen möchte.

Mein Gaſt war ſpät gekommen und die Dämmerung

verhinderte uns weiter zu sehen, ich zog ihn zu einer kleinen Collation, zu der unser Philosoph eingeladen war, denn dieser hat sich mir seit einiger Zeit genähert; wie das kommt muß ich Ihnen im Vorbeigehen sagen.

Glücklicherweise hat der Himmel, der die Eigenheiten der Männer voraussah, ein Mittel bereitet das sie eben so oft verbindet als entzweyt, mein Philosoph ward von Juliens Anmuth, die er als Kind verlassen hatte, getroffen. Eine richtige Empfindung legte ihm auf, den Oheim so wie die Nichte zu unterhalten, und unser Gespräch verweilt nun gewöhnlich bei den Neigungen, bei den Leidenschaften des Menschen.

Ehe wir noch alle beisammen waren, ergriff ich die Gelegenheit meine Manieristen gegen den Fremden in Schutz zu nehmen. Ich sprach von ihrem schönen Naturell, von der glücklichen Uebung ihrer Hand und ihrer Anmuth, doch setzte ich, um mich zu verwahren, hinzu: dieß will ich alles nur sagen um eine gewisse Duldung zu entschuldigen, wenn ich gleich zugebe, daß die hohe Schönheit, das höchste Princip und der höchste Zweck der Kunst, freilich noch etwas ganz anders sey.

Mit einem Lächeln das mir nicht ganz gefiel, weil es eine besondere Gefälligkeit gegen sich selbst und eine Art Mitleiden gegen mich auszudrücken schien, erwiderte er darauf: Sie sind denn also auch den hergebrachten Grundsätzen getreu, daß Schönheit das letzte Ziel der Kunst sey?

Mir iſt kein höheres bekannt, verſetzte ich darauf.

Können Sie mir ſagen was Schönheit ſey? rief er aus.

Vielleicht nicht! verſetzte ich, aber ich kann es Ihnen zeigen. Laſſen Sie uns, auch allenfalls noch bei Licht, einen ſehr ſchönen Gyps-Abguß des Apoll, einen ſehr ſchönen Marmorkopf des Bachus, den ich beſitze, noch geſchwind anblicken, und wir wollen ſehen ob wir uns nicht vereinigen können, daß ſie ſchön ſeyen.

Ehe wir an dieſe Unterſuchung gehen, verſetzte er, möchte es wohl nöthig ſeyn, daß wir das Wort Schönheit und ſeinen Urſprung näher betrachten. Schönheit kommt von Schein, ſie iſt ein Schein und kann als das höchſte Ziel der Kunſt nicht gelten, das vollkommen Charakteriſtiſche nur verdient ſchön genannt zu werden, ohne Charakter gibt es keine Schönheit.

Betroffen über dieſe Art ſich auszudrücken verſetzte ich: zugegeben, aber nicht eingeſtanden, daß das Schöne charakteriſtiſch ſeyn müſſe, ſo folgt doch nur daraus daß das Charakteriſtiſche dem Schönen allenfalls zu Grunde liege, keineswegs aber daß es Eins mit dem Charakteriſtiſchen ſey. Der Charakter verhält ſich zum Schönen wie das Skelet zum lebendigen Menſchen. Niemand wird läugnen, daß der Knochenbau zum Grunde aller hoch organiſirten Geſtalt liege, er begründet, er beſtimmt die Geſtalt, er iſt aber nicht die Geſtalt ſelbſt und noch weniger bewirkt er die letzte Erſcheinung die

wir, als Inbegriff und Hülle eines organischen Ganzen, Schönheit nennen.

Auf Gleichnisse kann ich mich nicht einlassen, versetzte der Gast, und aus Ihren Worten selbst erhellet daß die Schönheit etwas Unbegreifliches, oder die Wirkung von etwas Unbegreiflichem sey. Was man nicht begreifen kann das ist nicht, was man mit Worten nicht klar machen kann das ist Unsinn.

Ich. Können Sie denn die Wirkung, die ein farbiger Körper auf Ihr Auge macht, mit Worten klar ausdrücken?

Er. Das ist wieder eine Instanz auf die ich mich nicht einlassen kann. Genug was Charakter sey läßt sich nachweisen. Sie finden die Schönheit nie ohne Charakter, denn sonst würde sie leer und unbedeutend seyn. Alles Schöne der Alten ist bloß charakteristisch und bloß aus dieser Eigenthümlichkeit entsteht die Schönheit.

Unser Philosoph war gekommen und hatte sich mit den Nichten unterhalten; als er uns eifrig sprechen hörte, trat er hinzu und mein Gast, durch die Gegenwart eines neuen Zuhörers gleichsam angefeuert, fuhr fort.

Das ist eben das Unglück wenn gute Köpfe, wenn Leute von Verdienst solche falsche Grundsätze, die nur einen Schein von Wahrheit haben, immer allgemeiner machen, niemand spricht sie lieber nach als wer den Ge-

genſtand nicht kennt und verſteht. So hat uns Leſſing den Grundſatz aufgebunden daß die Alten nur das Schöne gebildet, ſo hat uns Winckelmann mit der ſtillen Größe der Einfalt und Ruhe eingeſchläfert, anſtatt daß die Kunſt der Alten unter allen möglichen Formen erſcheint; aber die Herren verweilen nur bei Jupiter und Juno, bei den Genien und Grazien, und verhehlen die unedlen Körper und Schädel der Barbaren, die ſtruppichten Haare, den ſchmutzigen Bart, die dürren Knochen, die runzliche Haut des entſtellten Alters, die vorliegenden Adern und die ſchlappen Brüſte.

Um Gottes Willen! rief ich aus, gibt es denn aus der guten Zeit der alten Kunſt ſelbſtſtändige Kunſtwerke, die ſolche abſcheuliche Gegenſtände vollendet darſtellen? oder ſind es nicht vielmehr untergeordnete Werke, Werke der Gelegenheit, Werke der Kunſt, die ſich nach äußern Abſichten bequemen muß, die im Sinken iſt?

Er. Ich gebe Ihnen ein Verzeichniß und Sie mögen ſelbſt unterſuchen und urtheilen. Aber daß Laokoon, daß Niobe, daß Dirce mit ihren Stiefſöhnen ſelbſtſtändige Kunſtwerke ſind werden Sie mir nicht läugnen. Treten Sie vor den Laokoon, und ſehen Sie die Natur in voller Empörung und Verzweiflung, den letzten erſtickenden Schmerz, krampfartige Spannung, wüthende Zuckung, die Wirkung eines ätzenden Gifts, heftige Gährung, ſtockenden Umlauf, erſtickende Preſſung, und paralytiſchen Tod.

Der Philoſoph ſchien mich mit Verwunderung anzuſehen und ich verſetzte: man ſchaudert, man erſtarrt nur vor der bloßen Beſchreibung. Fürwahr, wenn es ſich mit der Gruppe Laokoon's ſo verhält, was will aus der Anmuth werden die man ſogar darin, ſo wie in jedem ächten Kunſtwerke finden will! Doch ich will mich darein nicht miſchen, machen Sie das mit den Verfaſſern der Propyläen aus, welche ganz der entgegengeſetzten Meinung ſind.

Das wird ſich ſchon geben, verſetzte mein Gaſt, das ganze Alterthum ſpricht mir zu; denn wo wüthet Schrecken und Tod entſetzlicher als bei den Darſtellungen der Niobe?

Ich erſchrack über eine ſolche Aſſertion, denn ich hatte noch kurz vorher freilich nur die Kupfer im Fabroni geſehen, den ich ſogleich herbeiholte und aufſchlug. Ich finde keine Spur vom wüthenden Schrecken des Todes, vielmehr in den Statuen die höchſte Subordination der tragiſchen Situation unter die höchſten Ideen von Würde, Hoheit, Schönheit, gemäßigtem Betragen. Ich ſehe hier überall den Kunſtzweck die Glieder zierlich und anmuthig erſcheinen zu laſſen. Der Charakter erſcheint nur noch in den allgemeinſten Linien, welche durch die Werke, gleichſam wie ein geiſtiger Knochenbau, durchgezogen ſind.

Er. Laſſen Sie uns zu den Basreliefen übergehen, die wir am Ende des Buches finden. —

Wir ſchlugen ſie auf.

Ich. Von allem Entſetzlichen, aufrichtig geſagt, ſehe ich auch hier nicht das mindeſte. Wo wüthen Schrecken und Tod? Hier ſehe ich nur Figuren mit ſolcher Kunſt durch einander bewegt, ſo glücklich gegen einander geſtellt, oder geſtreckt, daß ſie, indem ſie mich an ein trauriges Schickſal erinnern, mir zugleich die angenehmſte Empfindung geben. Alles Charakteriſtiſche iſt gemäßigt, alles natürlich Gewaltſame iſt aufgehoben und ſo möchte ich ſagen: das Charakteriſtiſche liegt zum Grunde, auf ihm ruhen Einfalt und Würde, das höchſte Ziel der Kunſt iſt Schönheit und ihre letzte Wirkung Gefühl der Anmuth.

Das Anmuthige, das gewiß nicht unmittelbar mit dem Charakteriſtiſchen verbunden werden kann, fällt beſonders bei dieſem Sarkophagen in die Augen. Sind die todten Töchter und Söhne der Niobe nicht hier als Zierrathen geordnet? Es iſt die höchſte Schwelgerey der Kunſt! ſie verziert nicht mehr mit Blumen und Früchten, ſie verziert mit menſchlichen Leichnamen, mit dem größten Elend, das einem Vater, das einer Mutter begegnen kann, eine blühende Familie auf einmal vor ſich hingerafft zu ſehen. Ja, der ſchöne Genius, der mit geſenkter Fackel bei dem Grabe ſteht, hat hier bei dem erfindenden, bei dem arbeitenden Künſtler geſtanden und ihm zu ſeiner irdiſchen Größe eine himmliſche Anmuth zugehaucht.

Mein Gaſt ſah mich lächelnd an und zuckte die Achſeln. Leider, ſagte er, als ich geendigt hatte, leider ſehe ich wohl, daß wir nicht einig werden können. Wie ſchade, daß ein Mann von Ihren Kenntniſſen, von Ihrem Geiſt nicht einſehen will daß das alles nur leere Worte ſind, und daß Schönheit und Ideal einem Manne von Verſtand als ein Traum erſcheinen muß, den er freilich nicht in die Wirklichkeit verſetzen mag, ſondern vielmehr widerſtrebend findet.

Mein Philoſoph ſchien während des letzten Theiles unſers Geſpräches etwas unruhig zu werden, ſo gelaſſen und gleichgültig er den Anfang anzuhören ſchien, er rückte den Stuhl, bewegte ein paarmal die Lippen und fing, als es eine Pauſe gab, zu reden an.

Doch was er vorbrachte mag er Ihnen ſelbſt überliefern! Er iſt dieſen Morgen beizeiten wieder da, denn ſeine Theilnahme an dem geſtrigen Geſpräch hat auf einmal die Schalen unſerer wechſelſeitigen Entfernung abgeſtoßen und ein paar hübſche Pflanzen im Garten der Freundſchaft zeigen ſich.

Dieſen Morgen geht noch eine Poſt, womit ich die gegenwärtigen Blätter abſchicke, über denen ich ſchon einige Patienten verſäumt habe, weßhalb ich Verzeihung vom Apoll, in ſo fern er ſich um Aerzte und Künſtler zugleich bekümmert, erwarten darf.

Dieſen Nachmittag haben wir noch ſonderbare Scenen zu erwarten. Unſer Charakteriſtiker kommt wieder,

zu-

zugleich haben ſich noch ein halb Dutzend Fremde anmelden laſſen, die Jahrszeit iſt reizend und alles in Bewegung.

Gegen dieſe Geſellſchaft haben wir einen Bund gemacht, Julie, der Philoſoph und ich; es ſoll uns keine von ihren Eigenheiten entgehen.

Doch hören Sie erſt, den Schluß unſerer geſtrigen Diſputation und empfangen nur noch einen lebhaftern Gruß von

Ihrem
zwar dießmal eilfertigen, doch immer beſtändigen, treuen Freund und Diener.

Sechster Brief.

Unſer würdiger Freund läßt mich an ſeinem Schreibtiſch niederſitzen, und ich danke ihm ſowohl für dieſes Vertrauen, als für den Anlaß den er mir gibt mich mit Ihnen zu unterhalten. Er nennt mich den Philoſophen, er würde mich den Schüler nennen, wenn er wüßte wie ſehr ich mich zu bilden, wie ſehr ich zu lernen wünſche. Doch leider hat man ſchon vor den Menſchen, wenn man ſich nur auf gutem Wege glaubt, ein anmaßliches Anſehen.

Daß ich geſtern Abend mich in ein Geſpräch über bildende Kunſt lebhaft einmiſchte, da mir das Anſchauen derſelben fehlt, und ich nur einige literariſche Kenntniſſe davon beſitze, werden Sie mir verzeihen, wenn

Dieß nicht allein. Ihr habt in sittelosem Zorn,
Unsel'ger Bilder Schreckgestalten hergebannt,
Die mich umdrängen, daß ich selbst zum Orkus mich
Gerissen fühle, vaterländ'scher Flur zum Trutz.
Ist's wohl Gedächtniß? war es Wahn, der mich ergreift?
War ich das alles? Bin ich's? Werd ich's künftig seyn,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüstenden?
Die Mädchen schaudern, aber du die älteste
Du stehst gelassen, rede mir verständig Wort.

Phorkyas.

Wer langer Jahre mannigfaltigen Glücks gedenkt,
Ihm scheint zuletzt die höchste Göttergunst ein Traum.
Du aber hochbegünstigt, sonder Maaß und Ziel,
In Lebensreihe sahst nur Liebesbrünstige,
Entzündet rasch zum kühnsten Wagstück jeder Art.
Schon Theseus haschte früh dich, gierig aufgeregt,
Wie Herakles stark, ein herrlich schön geformter Mann.

Helena.

Entführte mich, ein siebenjährig schlankes Reh,
Und mich umschloß Aphidnus Burg in Attika.

Phorkyas.

Durch Castor und durch Pollux aber bald befreit,
Umworben standst du ausgesuchter Helden-Schaar.

Helena.

Doch stille Gunst vor allen, wie ich gern gesteh',
Gewann Patroklus, er des Peliden Ebenbild.

Phorkyas.

Doch Vaterwille traute dich an Menelas,
Den kühnen Seedurchstreicher, Hausbewahrer auch.

Sie meine Relation vernehmen und daraus erſehen daß ich bloß im Allgemeinen geblieben bin, daß ich mein Befugniß mitzureden mehr auf einige Kenntniß der alten Poeſie gegründet habe.

Ich will nicht läugnen daß die Art wie der Gegner mit meinem Freunde verfuhr mich entrüſtete. Ich bin noch jung, entrüſte mich vielleicht zur Unzeit und verdiene um deſto weniger den Titel eines Philoſophen. Die Worte des Gegners griffen mich ſelbſt an; denn wenn der Kenner, der Liebhaber der Kunſt das Schöne nicht aufgeben darf, ſo muß der Schüler der Philoſophie ſich das Ideal nicht unter die Hirngeſpinnſte verweiſen laſſen.

Nun, ſo viel ich mich erinnere, wenigſtens den Faden und den allgemeinen Inhalt des Geſprächs.

Ich. Erlauben Sie daß ich auch ein Wort einrede!

Der Gaſt (etwas ſchnöde). Von Herzen gern und wo möglich nichts von Luftbildern.

Ich. Von der Poeſie der Alten kann ich einige Rechenſchaft geben, von der bildenden Kunſt habe ich wenige Kenntniß.

Der Gaſt. Das thut mir leid! ſo werden wir wohl ſchwerlich näher zuſammen kommen.

Ich. Und doch ſind die ſchönen Künſte nahe verwandt, die Freunde der verſchiedenſten ſollten ſich nicht mißverſtehn.

Oheim. Laſſen Sie hören.

Ich. Die alten Tragödienſchreiber verfuhren mit dem Stoff den ſie bearbeiteten völlig wie die bildenden Künſtler, wenn anders dieſe Kupfer, welche die Familie der Niobe vorſtellen, nicht ganz vom Original abweichen.

Gaſt. Sie ſind leidlich genug, ſie geben nur einen unvollkommenen, nicht einen falſchen Begriff.

Ich. Nun! dann können wir ſie in ſo fern zum Grunde legen.

Oheim. Was behaupten Sie von dem Verfahren der alten Tragödienſchreiber?

Ich. Sie wählten ſehr oft, beſonders in der erſten Zeit, unerträgliche Gegenſtände, unleidliche Begebenheiten.

Gaſt. Unerträglich wären die alten Fabeln?

Ich. Gewiß! ungefähr wie Ihre Beſchreibung des Laokoon.

Gaſt. Dieſe finden Sie alſo unerträglich?

Ich. Verzeihen Sie! nicht Ihre Beſchreibung ſondern das Beſchriebene.

Gaſt. Alſo das Kunſtwerk?

Ich. Keineswegs! aber das was Sie darin geſehen haben. Die Fabel, die Erzählung, das Skelet, das was Sie charakteriſtiſch nennen. Denn wenn Laokoon wirklich ſo vor unſern Augen ſtünde wie Sie ihn beſchreiben, ſo wäre er werth daß er den Augenblick in Stücken geſchlagen würde.

Gaſt. Sie drücken ſich ſtark aus.

Ich. Das ist wohl einem wie dem andern erlaubt.

Oheim. Nun also zu dem Trauerspiele der Alten.

Gast. Zu den unerträglichen Gegenständen.

Ich. Ganz recht! aber auch zu der alles erträglich, leidlich, schön, anmuthig machenden Behandlung.

Gast. Das geschähe denn also wohl durch Einfalt und stille Größe?

Ich. Wahrscheinlich.

Gast. Durch das mildernde Schönheitsprincip?

Ich. Es wird wohl nicht anders seyn.

Gast. Die alten Tragödien wären also nicht schrecklich?

Ich. Nicht leicht, so viel ich weiß, wenn man den Dichter selbst hört. Freilich, wenn man in der Poesie nur den Stoff erblickt, der dem Gedichteten zum Grund liegt, wenn man vom Kunstwerke spricht als hätte man, an seiner Statt, die Begebenheiten in der Natur erfahren, dann lassen sich wohl sogar Sophokleische Tragödien als ekelhaft und abscheulich darstellen.

Gast. Ich will über Poesie nicht entscheiden.

Ich. Und ich nicht über bildende Kunst.

Gast. Ja, es ist wohl das beste daß jeder in seinem Fache bleibt.

Ich. Und doch gibt es einen allgemeinen Punct in welchem die Wirkungen aller Kunst, redender sowohl als bildender, sich sammeln, aus welchem alle ihre Gesetze fließen.

Gast. Und dieser wäre?

Ich. Das menſchliche Gemüth.

Gaſt. Ja! ja! es iſt die Art der neuen Herren Philoſophen alle Dinge auf ihren eignen Grund und Boden zu ſpielen, und bequemer iſt es freilich die Welt nach der Idee zu modeln, als ſeine Vorſtellungen den Dingen zu unterwerfen.

Ich. Es iſt hier von keinem metaphyſiſchen Streite die Rede.

Gaſt. Den ich mir auch verbitten wollte.

Ich. Die Natur, will ich einmal zugeben, laſſe ſich unabhängig von dem Menſchen denken, die Kunſt bezieht ſich nothwendig auf denſelben: denn die Kunſt iſt nur durch den Menſchen und für ihn.

Gaſt. Wozu ſoll das führen?

Ich. Sie ſelbſt, indem Sie der Kunſt das Charakteriſtiſche zum Ziel ſetzen, beſtellen den Verſtand, der das Charakteriſtiſche erkennt, zum Richter.

Gaſt. Allerdings thue ich das. Was ich mit dem Verſtand nicht begreife exiſtirt mir nicht.

Ich. Aber der Menſch iſt nicht bloß ein denkendes, er iſt zugleich ein empfindendes Weſen. Er iſt ein Ganzes, eine Einheit vielfacher, innig verbundner Kräfte und zu dieſem Ganzen des Menſchen muß das Kunſtwerk reden, es muß dieſer reichen Einheit, dieſer einigen Mannichfaltigkeit in ihm entſprechen.

Gaſt. Führen Sie mich nicht in dieſe Labyrinthe, denn wer vermöchte uns herauszuhelfen.

Ich. Da iſt es denn freilich am beſten, wir heben das Geſpräch auf und jeder behauptet ſeinen Platz.

Gaſt. Auf dem meinigen wenigſtens ſtehe ich feſte.

Ich. Vielleicht fände ſich noch geſchwind ein Mittel daß einer den andern auf ſeinem Platze wo nicht beſuchen, doch wenigſtens beobachten könnte.

Gaſt. Geben Sie es an.

Ich. Wir wollen uns die Kunſt einen Augenblick im Entſtehen denken.

Gaſt. Gut.

Ich. Wir wollen das Kunſtwerk auf dem Wege zur Vollkommenheit begleiten.

Gaſt. Nur auf dem Wege der Erfahrung mag ich Ihnen folgen! Die ſteilen Pfade der Speculation verbitte ich mir.

Ich. Sie erlauben daß ich ganz von vorn anfange.

Gaſt. Recht gern.

Ich. Der Menſch fühlt eine Neigung zu irgend einem Gegenſtand. Sey es ein einzelnes, belebtes Weſen.

Gaſt. Alſo etwa zu dieſem artigen Schoosbunde.

Julie. Komm, Bello! es iſt keine geringe Ehre als Beiſpiel zu einer ſolchen Abhandlung gebraucht zu werden.

Ich. Fürwahr der Hund iſt zierlich genug! und fühlte der Mann, den wir annehmen, einen Nachahmungstrieb, ſo würde er dieſes Geſchöpf auf irgend eine Weiſe darzuſtellen ſuchen; laſſen Sie aber auch ſeine

Nachahmung recht gut gerathen, so werden wir doch nicht sehr gefördert seyn, denn wir haben nun allenfalls nur zwey Bello's für einen.

Gast. Ich will nicht einreden, sondern erwarten was hieraus entstehen soll.

Ich. Nehmen Sie an daß dieser Mann, den wir, wegen seines Talents, nun schon einen Künstler nennen, sich hierbei nicht beruhigte, daß ihm seine Neigung zu eng, zu beschränkt vorkäme, daß er sich nach mehr Individuen, nach Varietäten, nach Arten, nach Gattungen umthäte, dergestalt daß zuletzt nicht mehr das Geschöpf, sondern der Begriff des Geschöpfs vor ihm stünde, und er diesen endlich durch seine Kunst darzustellen vermöchte.

Gast. Brave! Das würde mein Mann seyn. Das Kunstwerk würde gewiß charakteristisch ausfallen.

Ich. Ohne Zweifel.

Gast. Und ich würde mich dabei beruhigen und nichts weiter fordern.

Ich. Wir andern aber steigen weiter.

Gast. Ich bleibe zurück.

Oheim. Zum Versuche gehe ich mit.

Ich. Durch jene Operation möchte allenfalls ein Kanon entstanden seyn, musterhaft, wissenschaftlich schätzbar; aber nicht befriedigend für's Gemüth.

Gast. Wie wollen Sie auch den wunderlichen Forderungen dieses lieben Gemüths genug thun?

Ich. Es ist nicht wunderlich, es läßt sich nur seine gerechten Ansprüche nicht nehmen. Eine alte Sage berichtet uns daß die Elohim einst unter einander gesprochen: Lasset uns den Menschen machen, ein Bild das uns gleich sey, und der Mensch sagt daher mit vollem Recht: lasset uns Götter machen, Bilder die uns gleich seyen.

Gast. Wir kommen hier schon in eine sehr dunkle Region.

Ich. Es gibt nur Ein Licht uns hier zu leuchten.

Gast. Das wäre?

Ich. Die Vernunft.

Gast. In wie fern sie ein Licht oder ein Irrlicht sey ist schwer zu bestimmen.

Ich. Nennen wir sie nicht; aber fragen wir uns die Forderungen ab, die der Geist an ein Kunstwerk macht. Eine beschränkte Neigung soll nicht nur ausgefüllt, unsere Wißbegierde nicht etwa nur befriedigt, unsere Kenntniß nur geordnet und beruhigt werden; das Höhere was in uns liegt will erweckt seyn, wir wollen verehren und uns selbst verehrungswürdig fühlen.

Gast. Ich fange an nichts mehr zu verstehen.

Oheim. Ich aber glaube einigermaßen folgen zu können. Wie weit ich mitgehe will ich durch ein Beispiel zeigen. Nehmen wir an daß jener Künstler einen Adler in Erz gebildet habe, der den Gattungsbegriff vollkommen ausdrückte; nun wollte er ihn aber auf den

Scepter Jupiters ſetzen. Glauben Sie daß er dahin vollkommen paſſen würde?

Gaſt. Es käme darauf an.

Oheim. Ich ſage nein! Der Künſtler müßte ihm vielmehr noch etwas geben.

Gaſt. Was denn?

Oheim. Das iſt freilich ſchwer auszudrücken.

Gaſt. Ich vermuthe.

Ich. Und doch ließe ſich vielleicht durch Annäherung etwas thun.

Gaſt. Nur immer zu.

Ich. Er müßte dem Adler geben was er dem Jupiter gab, um dieſen zu einem Gott zu machen.

Gaſt. Und das wäre?

Ich. Das Göttliche, das wir freilich nicht kennen würden, wenn es der Menſch nicht fühlte und ſelbſt hervorbrächte.

Gaſt. Ich behaupte immer meinen Platz und laſſe Sie in die Wolken ſteigen. Ich ſehe recht wohl Sie wollen den hohen Styl der Griechiſchen Kunſt bezeichnen, den ich aber auch nur in ſo fern ſchätze als er charakteriſtiſch iſt.

Ich. Für uns iſt er noch etwas mehr, er befriedigt eine hohe Forderung, die aber doch noch nicht die höchſte iſt.

Gaſt. Sie ſcheinen ſehr ungenügſam zu ſeyn.

Ich. Dem der viel erlangen kann geziemt viel zu

fordern. Laſſen Sie mich kurz ſeyn! Der menſchliche Geiſt befindet ſich in einer herrlichen Lage wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er einen Gegenſtand erhebt und von ihm erhoben wird; allein er mag in dieſem Zuſtand nicht lange verharren, der Gattungsbegriff ließ ihn kalt, das Ideale erhob ihn über ſich ſelbſt; nun aber möchte er in ſich ſelbſt wieder zurückkehren, er möchte jene frühere Neigung, die er zum Individuo gehegt, wieder genießen, ohne in jene Beſchränktheit zurückzukehren, und will auch das Bedeutende, das Geiſterhebende nicht fahren laſſen. Was würde aus ihm in dieſem Zuſtande werden, wenn die Schönheit nicht einträte und das Räthſel glücklich löſte! Sie gibt dem Wiſſenſchaftlichen erſt Leben und Wärme, und indem ſie das Bedeutende, Hohe mildert und himmliſchen Reiz darüber ausgießt, bringt ſie es uns wieder näher. Ein ſchönes Kunſtwerk hat den ganzen Kreis durchlaufen, es iſt nun wieder eine Art Individuum, das wir mit Neigung umfaſſen, das wir uns zueignen können.

Gaſt. Sind Sie fertig?

Ich. Für dießmal! der kleine Kreis iſt geſchloſſen, wir ſind wieder da wo wir ausgegangen ſind; das Gemüth hat gefordert, das Gemüth iſt befriedigt und ich habe weiter nichts zu ſagen. (Der gute Oheim ward zu einem Kranken dringend abgerufen.)

Gaſt. Es iſt die Art der Herren Philoſophen daß

ſie ſich hinter ſonderbaren Worten, wie hinter einer Aegide, im Streite einher bewegen.

Ich. Dießmal kann ich wohl verſichern daß ich nicht als Philoſoph geſprochen habe, es waren lauter Erfahrungsſachen.

Gaſt. Das nennen Sie Erfahrung wovon ein anderer nichts begreifen kann!

Ich. Zu jeder Erfahrung gehört ein Organ.

Gaſt. Wohl ein beſonderes?

Ich. Kein beſonderes, aber eine gewiſſe Eigenſchaft muß es haben.

Gaſt. Und die wäre?

Ich. Es muß produciren können.

Gaſt. Was produciren?

Ich. Die Erfahrung! Es gibt keine Erfahrung die nicht producirt, hervorgebracht, erſchaffen wird.

Gaſt. Nun das iſt arg genug!

Ich. Beſonders gilt es von dem Künſtler.

Gaſt. Fürwahr! was wäre nicht ein Portraitmahler zu beneiden, was würde er nicht für Zulauf haben, wenn er ſeine ſämmtlichen Kunden produciren könnte, ohne ſie mit ſo mancher Sitzung zu incommodiren!

Ich. Vor dieſer Inſtanz fürchte ich mich gar nicht, ich bin vielmehr überzeugt: kein Portrait kann etwas taugen als wenn es der Mahler im eigentlichſten Sinne erſchafft.

Gaſt (aufſpringend). Das wird zu toll! Ich

Helena.

Die Tochter gab er, gab des Reichs Beſtellung ihm.
Aus ehlichem Beiſeyn ſproßte dann Hermione.

Phorkyas.

Doch als er fern ſich Creta's Erbe kühn erſtritt,
Dir Einſamen da erſchien ein allzuſchöner Gaſt.

Helena.

Warum gedenkſt du jener halben Witwenſchaft?
Und welch Verderben gräßlich mir daraus erwuchs?

Phorkyas.

Auch jene Fahrt mir freigebornen Creterin
Gefangenſchaft erſchuf ſie, lange Sclaverey.

Helena.

Als Schaffnerin beſtellt' er dich ſogleich hieher
Vertrauend vieles, Burg und kühn erworbnen Schatz.

Phorkyas.

Die du verließeſt, Ilios umthürmter Stadt
Und unerſchöpften Liebesfreuden zugewandt.

Helena.

Gedenke nicht der Freuden! allzuherben Leid's
Unendlichkeit ergoß ſich über Bruſt und Haupt.

Phorkyas.

Doch ſagt man, du erſchienſt ein doppelhaft Gebild,
In Ilios geſehen und in Aegypten auch.

Helena.

Verwirre wüſten Sinnes Aberwitz nicht gar.
Selbſt jetzo, welche denn ich ſey, ich weiß es nicht.

wollte Sie hätten mich zum besten und das alles wäre nur Spaß! Wie würde ich mich freuen wenn das Räthsel sich dergestalt auflöste! Wie gern würde ich einem wackern Mann, wie Sie sind, die Hand reichen!

Ich. Leider ist es mein völliger Ernst! und ich kann mich weder anders finden noch fügen.

Gast. Nun so dächte ich wir reichten einander zum Abschied wenigstens die Hände; besonders da unser Herr Wirth sich entfernt hat, der doch noch allenfalls den Präsidenten bei unserer lebhaften Disputation machen konnte. Leben Sie wohl, Mademoiselle! Leben Sie wohl, mein Herr! Ich lasse morgen anfragen, ob ich wieder aufwarten darf?

So stürmte er zur Thüre hinaus und Julie hatte kaum Zeit ihm die Magd, die sich mit der Laterne parat hielt, nachzuschicken. Ich blieb mit dem liebenswürdigen Kinde allein. Caroline hatte sich schon früher entfernt. Ich glaube es war nicht lange hernach als mein Gegner die reine Schönheit, ohne Charakter, für fade erklärt hatte.

Sie haben es arg gemacht, mein Freund, sagte Julie, nach einer kurzen Pause. Wenn er mir nicht ganz recht zu haben scheint, so kann ich Ihnen doch auch unmöglich durchaus Beifall geben; denn es war doch wohl bloß um ihn zu necken als Sie zuletzt behaupteten: der Portraitmahler müsse das Bildniß ganz eigentlich erschaffen.

Schöne Julie, verſetzte ich darauf, wie ſehr wünſchte ich mich Ihnen hierüber verſtändlich zu machen! Vielleicht gelingt es mir mit der Zeit! Aber Ihnen, deren lebhafter Geiſt ſich in alle Regionen bewegt, die den Künſtler nicht allein ſchätzt, ſondern ihm gewiſſermaßen zuvor eilt, und ſelbſt das was Sie nicht mit Augen geſehen, ſich als ſtünde es vor ihr, zu vergegenwärtigen weiß, Sie ſollten am wenigſten ſtutzen, wenn vom Schaffen, vom Hervorbringen die Rede iſt.

Julie. Ich merke Sie wollen mich beſtechen. Es wird Ihnen leicht werden, denn ich höre Ihnen gern zu.

Ich. Laſſen Sie uns vom Menſchen würdig denken, und bekümmern wir uns nicht ob es ein wenig bizarr klingt was wir von ihm ſagen. Gibt doch jederman zu daß der Poet geboren werden müſſe! Schreibt nicht jederman dem Genie eine ſchaffende Kraft zu und niemand glaubt dadurch eben etwas Paradoxes zu ſagen. Wir läugnen es nicht von den Werken der Phantaſie: aber wahrlich der unthätige, untangende Menſch wird das Gute, das Edle, das Schöne weder an ſich noch an andern gewahr werden! Wo käme es denn her, wenn es nicht aus uns ſelbſt entſpränge? Fragen Sie Ihr eigen Herz! iſt nicht die Handelsweiſe zugleich mit dem Handeln ihm eingeboren? Iſt es nicht die Fähigkeit zur guten That die ſich der guten That erfreut? Wer fühlt lebhaft ohne den Wunſch das Gefühlte darzuſtellen? und was ſtellen wir denn eigentlich dar was wir nicht er-

ſchaffen? und zwar nicht etwa nur ein für allemal, damit es da ſey, ſondern damit es wirke, immer wachſe und wieder werde und wieder hervorbringe. Das iſt ja eben die göttliche Kraft der Liebe, von der man nicht aufhört zu ſingen und zu ſagen, daß ſie in jedem Augenblick die herrlichen Eigenſchaften des geliebten Gegenſtandes neu hervorbringt, in den kleinſten Theilen ausgebildet, im Ganzen umfaßt, bei Tage nicht raſtet, bei Nacht nicht ruht, ſich an ihrem eignen Werke entzückt, über ihre eigne rege Thätigkeit erſtaunt, das Bekannte immer neu findet, weil es in jedem Augenblicke, in dem ſüßeſten aller Geſchäfte wieder neu erzeugt wird. Ja, das Bild der Geliebten kann nicht alt werden, denn jeder Moment iſt ſeine Geburtsſtunde.

Ich habe heute ſehr geſündigt, ich handelte gegen meinen Vorſatz, indem ich über eine Materie ſprach die ich nicht ergründet habe, und in dieſem Augenblick bin ich auf dem Wege noch ſtrafwürdiger zu fehlen. Schweigen gebührt dem Menſchen, der ſich nicht vollendet fühlt. Schweigen geziemt auch dem Liebenden, der nicht hoffen darf glücklich zu ſeyn. Laſſen Sie mich von hinnen gehen, damit ich nicht doppelt ſcheltenswerth ſey.

Ich ergriff Juliens Hand, ich war ſehr bewegt, ſie hielt mich freundlich feſt. Ich darf es ſagen.“ Gebe der Himmel daß ich mich nicht geirrt habe, daß ich mich nicht irre!

Doch ich fahre in meiner Erzählung fort, der Oheim

kam zurück. Er war freundlich genug das an mir zu loben was ich an mir tadelte, war zufrieden daß meine Ideen über bildende Kunſt mit den ſeinigen zuſammen träfen. Er verſprach mir, in kurzer Zeit, die Anſchauung zu verſchaffen deren ich bedürfen könnte. Julie ſagte mir ſcherzend auch ihren Unterricht zu, wenn ich geſprächiger, wenn ich mittheilender werden wollte — und ich fühle ſchon recht gut daß ſie alles aus mir machen kann was ſie will.

Die Magd kam zurück, die dem Fremden geleuchtet hatte, ſie war ſehr vergnügt über ſeine Freigebigkeit, denn er hatte ihr ein anſehnliches Trinkgeld gegeben; noch mehr aber lobte ſie ſeine Artigkeit. Er hatte ſie mit freundlichen Worten entlaſſen und ſie obendrein ſchönes Kind genannt.

Ich war nun eben nicht im Humor ihn zu ſchonen und rief aus: o ja! das kann einem leicht paſſiren der das Ideal verläugnet, daß er das Gemeine für ſchön erklärt!

Julie erinnerte mich ſcherzend: daß Gerechtigkeit und Billigkeit auch ein Ideal ſey, wornach der Menſch zu ſtreben habe.

Es war ſpät geworden, der Oheim bat mich um einen Dienſt, durch den ich mir zugleich ſelbſt dienen ſollte, er gab mir eine Abſchrift jenes Briefes an Sie, meine Herren, worin er die verſchiedenen Liebhabereyen zu bezeichnen ſuchte. Er gab mir Ihre Antwort, ver-

langte daß ich beides geſchwind ſtudiren, meine Gedanken darüber zuſammenfaſſen und alsdann gegenwärtig ſeyn möchte wenn die angemeldeten Fremden ſein Cabinet beſuchten, um zu ſehen ob wir noch mehr Claſſen entdecken und aufzeichnen könnten. Ich habe den Ueberreſt der Nacht damit zugebracht und ein Schema aus dem Stegreif verfertigt, das, wo nicht gründlich, doch wenigſtens luſtig iſt, und das für mich einen großen Werth hat, weil Julie heute früh herzlich darüber lachen konnte.

Leben Sie recht wohl! Ich merke daß dieſer Brief mit dem Briefe des guten Oheims, der noch hier auf dem Schreibtiſche liegt, zugleich fort kann. Nur flüchtig habe ich das Geſchriebene wieder überleſen dürfen. Wie manches wäre anders zu ſagen, wie manches beſſer zu beſtimmen geweſen! Ja, wenn ich meinem Gefühl nachginge, ſo ſollten dieſe Blätter eher in's Feuer als auf die Poſt. Aber wenn nur das Vollendete mitgetheilt werden ſollte, wie ſchlecht würde es überhaupt um Unterhaltung ausſehen! Indeſſen ſoll unſer Gaſt geſegnet ſeyn daß er mich in eine Leidenſchaft verſetzte, daß er mich in eine Aufwallung brachte, die mir dieſe Unterhaltung mit Ihnen verſchaffte und zu neuen, ſchönen Verhältniſſen Anlaß gab.

Siebenter Brief.

Abermals ein Blatt von Julens Hand! Sie ſehen dieſe Federzüge wieder, von denen Sie einmal vorſagen, ſie nennen, daß ſie einen leicht faſſenden, leicht mittheilenden, über die Gegenſtände hinſchwebenden Geiſt andeuteten.

Gewiß, dieſe Eigenſchaften ſind mir heute nöthig, wenn ich eine Pflicht erfüllen ſoll, die mir im eigentlichſten Sinne aufgedrungen worden: denn ich fühle mich weder dazu beſtimmt noch fähig; aber die Herren wollen es ſo und da muß es ja wohl geſchehen.

Die Geſchichte des geſtrigen Tages ſoll ich aufzeichnen! die Perſonen ſchildern, die geſtern unſer Cabinet beſuchten, und zuletzt Ihnen Rechenſchaft von dem allerliebſten Fachwerk geben, worin künftig alle und jede Künſtler und Kunſtfreunde, die an einem einzelnen Theile feſt halten, die ſich nicht zum Ganzen erheben, eingeſchachtelt und aufgeſtellt werden ſollen. Jenes erſte, in ſo fern es hiſtoriſch iſt, will ich wohl übernehmen, an das letztere kommt es heute ohnehin nicht, und morgen will ich ſchon ſehen wie ich dieſen Auftrag ablehne.

Damit Sie nun aber wiſſen wie ich gerade dieſsmal dazu komme Sie zu unterhalten, ſo will ich Ihnen nur kürzlich erzählen, was geſtern Abend beim Abſchied vorgefallen.

Wir hatten lange beiſammen geſeſſen (verſteht ſich der Oheim, der junge Freund, der nicht mehr als Pole-

ſoph aufgeführt ſeyn will, und die beiden Schweſtern), wir hatten uns über die Begebenheiten des Tages unterhalten, uns ſelbſt, ſo wie auch alle bekannten Freunde in die verſchiedenen Rubriken eingetheilt. Als wir aus einander gehen wollten fing der Oheim an: nun wer gibt unſern abweſenden Freunden, die wir heute ſo oft zu uns gewünſcht, deren wir ſo oft gedacht haben, nunmehr auch ſchnell Nachricht von den heutigen Vorfällen und von den Vorſchritten, die wir in Kenntniß und Beurtheilung, ſowohl unſerer ſelbſt als anderer gemacht haben? An dieſer Mittheilung muß es nicht fehlen, damit wir auch bald wieder etwas von dort her erhalten und ſo der Schneeball ſich immer fortwälze und vergrößere.

Ich verſetzte darauf: mich ſollte dünken daß dieſes Geſchäft nicht in beſſern Händen ſeyn könnte, als wenn unſer Oheim die Geſchichte des Tags aufzeichnete, und unſer Freund über die neue Theorie und deren Anwendung einen kurzen Aufſatz zu machen ſich entſchlöſſe.

Eben da Sie das Wort Theorie nennen, verſetzte der Freund, muß ich ſchon mit Entſetzen zurücktreten und mich losſagen, ſo gern ich Ihnen auch in allem gefällig ſeyn wollte. Ich weiß nicht was mich dieſe Tage von einem Fehler zum andern verleitet! Kaum habe ich mein Stillſchweigen gebrochen und über bildende Kunſt geſchwatzt, die ich erſt ſtudiren ſollte, ſo laſſe ich mich bereden etwas, das theoretiſch ſcheinen könnte, über ei-

nen Gegenſtand aufzuſetzen, den ich nicht überſehe. Laſſen Sie mir das ſüße Gefühl daß ich dieſe Schwachheiten aus Neigung gegen meine wertheſten Freunde begangen habe; aber ſparen Sie mir die Beſchämung mich mit dieſen Unvollkommenheiten vor Perſonen ſehen zu laſſen, vor denen ich, als ein Fremder, nicht ſo ganz im Nachtheil erſcheinen möchte.

Hierauf verſetzte ſogleich der Oheim: was mich betrifft ſo bin ich nicht im Stande, unter den erſten acht Tagen, an einen Brief zu denken; meine einheimiſchen und auswärtigen Patienten fordern meine ganze Aufmerkſamkeit, ich muß beſuchen, Conſultationen ſchreiben, auf's Land fahren. Seht liebe Kinder wie ihr zuſammen überein kommt. Ich dächte Julie ergriffe kurz und gut die Feder, finge mit dem Hiſtoriſchen an und endigte mit dem Speculativen. Sie erinnert ſich des Geſchehenen recht gut, und an ihren Späßen habe ich geſehen daß ſie auch im Raiſonnement uns manchmal zuvorläuft. Es kommt nur auf guten Willen an und den hat ſie meiſt.

So ward von mir geſprochen und ſo muß ich von mir ſchreiben. Ich vertheidigte mich ſo gut ich konnte, doch mußte ich zuletzt nachgeben, und ich läugne nicht daß ein paar gute, freundliche Worte des jungen Mannes, der, ich weiß nicht was für eine Gewalt über mich ausübt, mich eigentlich zuletzt noch determinirten.

Nun ſind alſo meine Gedanken an Sie gerichtet,

meine Herren, meine Feder eilt gleichſam zu Ihnen hin, es ſcheint mir als wenn ich, indem ich ſchreibe, nach und nach den Weg zurücklege der uns trennt. Schon bin ich bei Ihnen! laſſen Sie mich und meine Erzählung eine freundliche Aufnahme finden!

Wir hatten geſtern Mittag kaum abgegeſſen als man uns ſchon zwey Fremde meldete, es war ein Hofmeiſter mit ſeinem jungen Herrn.

Schalkhaft geſinnt und begierig auf die Beute des Tags, eilten wir ſogleich ſämmtlich nach dem Cabinette. Der junge Herr war ein hübſcher ſtiller junger Mann, der Hofmeiſter hatte nicht eben feine aber doch gute Sitten. Nach dem gewöhnlichen allgemeinen Eingang ſah er ſich unter den Gemählden um, bat ſich die Erlaubniß aus die vorzüglichſten ſchriftlich anzumerken. Mein Oheim zeigte ihm gutmüthig die beſten Stücke jedes Zimmers, der Fremde notirte ſich mit einigen Worten den Namen des Mahlers und den Gegenſtand, dabei wünſchte er zu wiſſen wie viel das Stück gekoſtet haben möchte? wie viel es wohl allenfalls an baarem Gelde werth ſey? worin man ihm denn, wie natürlich, nicht immer willfahren konnte.

Der junge Herr war mehr nachdenklich als aufmerkſam, er ſchien bei einſamen Landſchaften, felſigen Gegenden und Waſſerfällen am meiſten zu verweilen.

Nun kam auch der Gaſt des geſtrigen Tages, den ich künftig den Charakteriſtiker nennen werde. Er

war heiter und guter Laune, ſcherzte mit dem Oheim und dem Freunde über den geſtrigen Streit, und verſicherte daß er ſie noch zu bekehren hoffe. Der Oheim führte ihn gleich geſprächig vor ein intereſſantes Gemählde, der Freund ſchien düſter und verdrießlich, worüber er von mir ausgeſcholten wurde. Er geſtand daß ihn die Behaglichkeit ſeines Gegners einen Augenblick verſtimmt habe, und verſprach mir heiter zu ſeyn.

Wir konnten bemerken daß der Oheim mit ſeinem Gaſte ſich recht behaglich unterhielt, als eine Dame hereintrat, mit zwey Reiſegefährten. Wir Mädchen, die wir uns, in Erwartung dieſes Beſuches, zum beſten geputzt hatten, eilten ihr ſogleich entgegen und hießen ſie willkommen. Sie war freundlich und geſprächig und ein gewiſſer Ernſt befremdete uns nicht, der ihrem Stand und ihrem Alter angemeſſen war. Um einen Kopf kleiner als meine Schweſter und ich, ſchien ſie doch auf uns herabzuſehen und ſich der Superiorität ihres Geiſtes und ihrer Erfahrungen zu freuen.

Wir fragten ſie was ſie zu ſehen beliebe? Sie verſicherte daß ſie in einer Galerie, in einem Cabinet am liebſten allein herumgehe, ſich ihren Gefühlen zu überlaſſen. Wir überließen ſie ihren Gefühlen und hielten uns in einer anſtändigen Entfernung.

Als ich hörte daß ſie über einige Niederländiſche Bilder und deren unedle Gegenſtände ſich gegen ihren Begleiter mit Tadel herausließ, glaubte ich meine Sache

Phorkyas.

Dann ſagen ſie: aus hehlem Schattenreich herauf
Geſellte ſich inbrünſtig noch Achill zu dir!
Dich früher liebend gegen allen Geſchicks Beſchluß.

Helena.

Ich als Idol, ihm dem Idol verband ich mich.
Es war ein Traum, ſo ſagen ja die Worte ſelbſt.
Ich ſchwinde hin und werde ſelbſt mir ein Idol.
(Sinkt dem Fauſt in die Arme.)

Chor.

Schweige, ſchweige!
Mißdichtende, mißredende du!
Aus ſo gräßlichen einzahnigen
Lippen was enthaucht wohl
Solchem furchtbaren Greuelſchlund.

Denn der bösartige wohlthätig erſcheinend,
Wolfesgrimm unter ſchafwolligem Vließ,
Mir iſt er weit ſchrecklicher als des drey-
köpfigen Hundes Rachen.
Aengſtlich lauſchend ſtehn wir da,
Wann? wie? wo nur bricht's hervor
Solcher Tücke
Tiefauflauerndes Ungethüm?

Nun denn, ſtatt freundlich mit Troſt reich begabten
Lethegeſchenkenden holdmildeſten Worts,
Regeſt du auf aller Vergangenheit
Böſeſtes mehr denn Gutes,

recht gut zu machen, indem ich ein Kästchen auf die Staffelen hob, worin ſich eine köſtliche, liegende Venus befindet. Man iſt über den Meiſter nicht einig, aber einig daß ſie vortrefflich ſey. Ich öffnete die Thüren und bat ſie in's rechte Licht zu treten. Jedoch wie übel kam ich an! Kaum hatte ſie einen Blick auf die Tafel geworfen, als ſie die Augen niederſchlug und mich alsdann ſogleich mit einigem Unwillen anſah. Ich hätte, rief ſie aus, von einem jungen beſcheidenen Mädchen nicht erwartet daß ſie mir einen ſolchen Gegenſtand gelaſſen vor die Augen ſtellen würde — Wie ſo? fragte ich — und Sie können fragen! verſetzte die Dame.

Ich nahm mich zuſammen und ſagte mit ſcheinbarer Naivetät: Gewiß, gnädige Frau, ich ſehe nicht ein, warum ich Ihnen dieſes Bild nicht vorſtellen ſollte, vielmehr indem ich dieſen Schatz unſerer Sammlung, den man gewöhnlich nur erſt ſpät zeigt, gleich vom Anfang vorſtelle, glaubte ich einen Beweis meiner Achtung abzulegen.

Die Dame. Alſo dieſe Nacktheit beleidiget Sie nicht?

Julie. Ich wüßte nicht wie mich das Schönſte beleidigen ſollte was das Auge ſehen kann; und überdieß iſt mir der Gegenſtand nicht fremd, ich habe ihn von Jugend auf geſehen.

Dame. Ich kann die Erzieher nicht loben die ſolche Gegenſtände nicht vor Ihren Augen verheimlichten.

Julie. Um Vergebung! wie hätten ſie das ſollen? und wie hätten ſie's gekonnt? Man lehrte mich die Naturgeſchichte, man zeigte mir die Vögel in ihren Federn, die Thiere in ihren Fellen, man erließ mir die Schuppen der Fiſche nicht, und man hätte mir ſollen ein Geheimniß aus der Geſtalt des Menſchen machen, wohin alles weiſt, deutet und drängt! Sollte das wohl möglich geweſen ſeyn? Gewiß! hätte man mir alle Menſchen mit Kutten zugedeckt, mein Geiſt hätte nicht eher geraſtet und geruht bis ich mir eine menſchliche Geſtalt ſelbſt erfunden hätte, und bin ich nicht auch ein Mädchen! wie kann man den Menſchen vor dem Menſchen verheimlichen? und iſt es nicht eine gute Schule der Beſcheidenheit, wenn man uns, die wir uns überhaupt noch immer für hübſch genug halten, das wahre Schöne kennen lehrt?

Dame. Die Demuth wirkt eigentlich von innen heraus, Mademoiſelle, und die reine Beſcheidenheit braucht keinen äußern Anlaß. Auch gehört es, dünkt mich, zu den Tugenden eines Frauenzimmers, wenn man ſeine Neugierde bezähmen lernt, wenn man ſeinen Verwitz zu bändigen weiß und ihn wenigſtens von Gegenſtänden ablehnt, die in ſo manchem Sinne gefährlich werden können.

Julie. Es kann Menſchen geben, gnädige Frau, die zu ſolchen negativen Tugenden bildſam ſind. Was meine Erziehung betrift, ſo müßten Sie darüber mei-

nen werthen Oheim tadeln. Er ſagte mir oft, da ich anfangen konnte über mich ſelbſt zu denken, gewöhne dich an's freie Anſchauen der Natur, ſie wird dir immer ernſthafte Betrachtungen erwecken, und die Schönheit der Kunſt möge die Empfindungen heiligen die daraus entſtehen.

Die Dame wendete ſich um und ſprach Engliſch zu ihrem ſtummen Begleiter. Sie ſchien, wie mir es vorkam, mit meiner Freiheit nicht ganz zufrieden, ſie kehrte ſich um, und da ſie nicht weit von einer Verkündigung ſtand, ſo begleitete ich ſie dahin. Sie betrachtete das Bild mit Aufmerkſamkeit und bewunderte zuletzt die Flügel des Engels und deren beſonders natürliche Abbildung.

Nachdem ſie ſich lange dabei aufgehalten eilte ſie endlich zu einem Ecce Homo bei dem ſie mit Entzücken verweilte. Da mir aber dieſe leidende Miene keineswegs wohlthätig iſt, ſuchte ich Carolinen an meine Stelle zu ſchieben, ich winkte ihr und ſie verließ den jungen Baron, mit dem ſie im Fenſter ſtand und der eben ein Blatt Papier wieder einſteckte.

Auf meine Frage: womit ſie dieſer junge Herr unterhalten habe? verſetzte ſie: er hat mir Gedichte an ſeine Geliebte vorgeleſen, Lieder, die er auf Reiſen aus der größten Entfernung an ſie gerichtet. Die Verſe ſind recht hübſch, ſagte Caroline, laß dir ſie nur auch zeigen.

Ich fand keine Urſache ihn zu unterhalten, denn er

war eben zur Dame getreten und hatte ſich ihr als ein weitläuftiger Verwandter vorgeſtellt. Sie kehrte, wie billig, dem Herrn Chriſtus ſogleich den Rücken, um den Herrn Vetter zu begrüßen, die Kunſt ſchien auf eine Weile vergeſſen zu ſeyn, und es entſpann ſich ein lebhaftes Welt- und Familiengeſpräch.

Unſer junger philoſophiſcher Freund hatte ſich indeſſen an den einen Begleiter der Dame angeſchloſſen, er hatte an ihm einen Künſtler entdeckt und ging mit ihm ein Gemählde nach dem andern durch, in der Hoffnung etwas zu lernen, wie er nachher verſicherte; allein er fand ſeine Wünſche nicht befriedigt, obgleich der Mann ſchöne Kenntniſſe zu haben ſchien.

Seine Unterhaltung führte auf manches Tadelnswürdige im Einzelnen. Hier war die Zeichnung, hier die Perſpectiv nicht richtig, hier fehlte die Haltung, hier konnte man den Auftrag der Farben, hier den Pinſel nicht loben. Eine Schulter ſaß nicht gut am Rumpf. Hier war eine Glorie zu weiß, hier das Feuer zu roth, hier ſtand eine Figur nicht auf dem rechten Plan und was für Bemerkungen noch alles den Genuß der Bilder ſtörten.

Um meinen Freund zu befreien, der, wie ich merkte, nicht ſehr erbaut war, rief ich den Hofmeiſter herbei und ſagte zu ihm: Sie haben die vorzüglichſten Bilder und ihren Werth bemerkt, hier iſt ein Kenner der Sie auch mit den Fehlern bekannt machen kann, und es iſt

wohl intereſſant auch dieſe zu notiren. Kaum hatte ich meinen Freund losgewickelt als wir faſt in einen ſchlimmern Zuſtand geriethen. Der andere Begleiter der Dame, ein Gelehrter, der bisher, ernſt und einſam, in den Zimmern auf und ab gegangen war, und mit einer Lorgnette die Bilder betrachtet hatte, fing an mit uns zu ſprechen und bedauerte daß in ſo wenig Bildern das Coſtum beobachtet ſey! Beſonders ſagte er ſeyen ihm die Anachroniſmen unerträglich! Denn wie könne man ausſtehen daß der heilige Joſeph in einem gebundenen Buche leſe, Adam mit einer Schaufel grabe, die Heiligen Hieronymus, Franz, Katharina mit dem Chriſtkinde auf Einem Bilde ſtehen! Dergleichen Fehler kämen zu oft vor als daß man in einer Gemäldeſammlung ſich mit Behaglichkeit umſehen könnte.

Der Oheim hatte ſich zwar, der Höflichkeit gemäß, ſowohl mit der Dame als den übrigen, von Zeit zu Zeit, unterhalten; allein mit dem Charakteriſtiker ſchien er ſich doch am beſten zu vertragen. Dieſer erinnerte ſich dann auch der Dame ſchon in irgend einem Cabinet begegnet zu ſeyn. Man fing an auf und ab zu gehen, von fremden Dingen zu ſprechen, die Mannichfaltigkeit der übrigen Zimmer nur zu durchlaufen, ſo daß man zuletzt, mitten unter Kunſtwerken, ſich von der Kunſt um hundert Meilen entfernt fühlte.

Die größte Aufmerkſamkeit zog endlich gar unſer alter Bedienter auf ſich. Dieſen könnte man wohl den

Untercuſtode unſerer Sammlung nennen. Er zeigt ſie vor, wenn der Oheim verhindert iſt, oder wenn man gewiß weiß daß die Leute bloß aus Neugierde kommen. Dieſer hat ſich bei Gemählden gewiſſe Späße ausgedacht, die er jedesmal anbringt. Er weiß die Fremden durch hohe Preiſe der Bilder in Erſtaunen zu ſetzen, er führt die Gäſte zu den Verirbildern, zeigt einige merkwürdige Reliquien, und ergötzt die Zuſchauer beſonders durch die Künſte der Automaten.

Dießmal hatte er die Dienerſchaft der Dame herumgeführt, mit noch einigen Perſonen dieſes Schlags und ſie auf ſeine Art beſſer unterhalten als unſere Weiſe uns bei den übrigen Gäſten gelingen wollte. Er ließ zuletzt einen künſtlichen Trommelſchläger, den mein Oheim ſchon lange in eine Nebenkammer verbannt hatte, vor ſeinem Publico ein Stückchen aufſpielen, die vornehme Geſellſchaft verſammelte ſich auch umher, das Abgeſchmackte ſetzte jederman in einen behaglichen Zuſtand und ſo ward es Nacht, ehe man den dritten Theil der Sammlung geſehen hatte. Die Reiſenden konnten ſich nicht einen Tag länger aufhalten; eilten ſämmtlich in's Wirthshaus zurück und wir blieben Abends allein.

Nun ging es an ein Erzählen, an eine Recapitulation boshafter Bemerkungen, und wenn unſere Gäſte nicht immer liebevoll mit den Gemählden verfuhren, ſo will ich nicht läugnen daß wir dafür mit den Beſchauern ziemlich liebloß umgingen.

Caroline beſonders ward ſehr geplagt, daß ſie die Aufmerkſamkeit des jungen Herrn nicht von ſeiner entfernten Geliebten ab und auf ſich zu ziehen gewußt. Ich behauptete: es könne einem Mädchen nichts ſchrecklicher ſeyn als ein Gedicht auf eine andere vorleſen zu hören! Sie aber verſicherte das Gegentheil und behauptete: daß es ihr ſchön, ja erbaulich vorgekommen ſey. Sie habe auch einen abweſenden Liebhaber, und wünſche nichts mehr als daß ſich derſelbe, in Gegenwart anderer Mädchen, auch ſo muſterhaft wie der junge Fremde betrage.

Bei einer kalten Collation, bei der wir Ihre Geſundheit zu trinken nicht vergaßen, ward der junge Freund nun aufgefordert ſeine Ueberſicht über Künſtler und Liebhaber vorzulegen, und er that es mit einigem Zögern. Wie das nun eigentlich klingt kann ich heute unmöglich überliefern. Meine Finger ſind müde geworden und mein Geiſt iſt abgeſpannt. Auch muß ich ſehen ob ich nicht etwa dieſes Geſchäft von mir abſchütteln kann. Die Erzählung der Eigenheiten unſeres Beſuches mochte hingehen, allein mich tiefer einzulaſſen finde ich bedenklich und für heute erlauben Sie daß ich ganz ſtille aus Ihrer Gegenwart wegſchlüpfe.

Julie.

Achter Brief.

Und noch einmal Juliens Hand! Heute iſt's mein freier Wille, ja gewiſſermaßen ein Geiſt des Widerſpruchs, der mich antreibt Ihnen zu ſchreiben. Nachdem ich mich geſtern ſo ſehr geſperrt hatte die letzte Arbeit zu übernehmen und Ihnen von dem was noch übrig iſt Rechenſchaft zu geben, ſo ward feſtgeſetzt daß heute Abend eine ſolenne akademiſche Sitzung gehalten werden ſollte, in welcher man die Sache durchſprechen wollte, um ſie ſchließlich an Sie gelangen zu laſſen. Nun ſind die Herren an ihre Arbeit gegangen, und ich fühle Muth und Beruf das allein zu übernehmen, wozu ſie mir ihren Beiſtand großmüthig zuſagten, und ich hoffe ſie dieſen Abend angenehm zu überraſchen. Denn wie manches unternehmen die Männer was ſie nicht ausführen würden, wenn die Frauen nicht zur rechten Zeit mit eingriffen, und das leicht Begonnene, ſchwer zu Vollbringende großmüthig beförderten.

Es trat ein ſonderbarer Umſtand ein, als wir die Liebhaber die uns geſtern beſuchten auch mit in unſere Eintheilung einrangiren wollten. Sie paßten nirgends hin, wir fanden eben gar kein Fach für ſie.

Als wir darüber unſern Philoſophen tadelten, verſetzte er: meine Eintheilung kann andere Fehler haben; aber das gereicht ihr zur Ehre daß, außer dem Charakteriſtiker, niemand Ihrer übrigen dießmaligen Gäſte in die Rubriken paßt. Meine Rubriken bezeichnen nur

Einſeitigkeiten, welche als Mängel anzuſehen ſind, wenn die Natur den Künſtler dergeſtalt beſchränkte, als Fehler, wenn er mit Vorſatz in dieſer Beſchränkung verharrt. Das Falſche, Schiefe, fremd Eingemiſchte aber findet hier keinen Platz. Meine ſechs Claſſen bezeichnen die Eigenſchaften, welche alle zuſammen verbunden, den wahren Künſtler, ſo wie den wahren Liebhaber, ausmachen würden, die aber, wie ich aus meiner wenigen Erfahrung weiß und aus den mir eingetheilten Papieren ſehe, nur leider zu oft einzeln erſcheinen.

Nun zur Sache!

Erſte Abtheilung.

Nachahmer.

Man kann dieſes Talent als die Baſe der bildenden Kunſt anſehen. Ob ſie davon ausgegangen, mag noch eine Frage bleiben. Fängt ein Künſtler damit an, ſo kann er ſich bis zu dem Höchſten erheben, bleibt er dabei kleben, ſo darf man ihn einen Copiſten nennen und mit dieſem Wort gewiſſermaßen einen ungünſtigen Begriff verbinden. Hat aber ein ſolches Naturell das Verlangen immer in ſeinem beſchränkten Fache weiter zu gehen; ſo muß zuletzt eine Forderung an Wirklichkeit entſtehen, die der Künſtler zu leiſten, der Liebhaber zu erfahren ſtrebt. Wird der Uebergang zur ächten Kunſt verfehlt, ſo findet man ſich auf dem ſchlimmſten Abwege; man gelangt endlich dahin daß man Statuen mahlt und

ſich ſelbſt, wie es unſer guter Großvater that, im damaſtnen Schlafrock der Nachwelt überliefert.

Die Neigung zu Schattenriſſen hat etwas das ſich dieſer Liebhaberey nähert. Eine ſolche Sammlung iſt intereſſant genug, wenn man ſie in einem Portefeuille beſitzt. Nur müſſen die Wände nicht mit dieſen traurigen, halben Wirklichkeitserſcheinungen verziert werden.

Der Nachahmer verdoppelt nur das Nachgeahmte ohne etwas hinzu zu thun, oder uns weiter zu bringen. Er zieht uns in das einzige höchſt beſchränkte Daſeyn hinein, wir erſtaunen über die Möglichkeit dieſer Operation, wir empfinden ein gewiſſes Ergötzen; aber recht behaglich kann uns das Werk nicht machen, denn es fehlt ihm die Kunſtwahrheit als ſchöner Schein. Sobald auch dieſer nur einigermaßen eintritt, ſo hat das Bildniß ſchon einen großen Reiz, wie wir bei manchen Deutſchen, Niederländiſchen und Franzöſiſchen Portraiten und Stillleben empfinden.

(Notabene! Daß Sie ja nicht irre werden und, weil Sie meine Hand ſehen, glauben, daß das alles aus meinem Köpfchen komme. Ich wollte erſt unterſtreichen was ich buchſtäblich aus den Papieren nehme, die ich vor mir liegen habe; doch dann wäre zu viel unterſtrichen worden. Sie werden am beſten ſehen wo ich nur referire, ja Sie finden die eignen Worte Ihres letzten Briefs wieder.)

Und verdüsterst allzugleich
Mit dem Glanz der Gegenwart
Auch der Zukunft
Mild aufſchimmerndes Hoffnungslicht.

Schweige, ſchweige!
Daß der Königin Seele,
Schon zu entfliehen bereit,
Sich noch halte, feſthalte
Die Geſtalt aller Geſtalten
Welche die Sonne jemals beſchien.

(Helena hat ſich erholt und ſteht wieder in der Mitte.)

Phorkyas.

Tritt hervor aus flüchtigen Wolken hohe Sonne dieſes Tags
Die verſchleiert ſchon entzückte, blendend nun im Glanze herrſcht.
Wie die Welt ſich dir entfaltet ſchauſt du ſelbſt mit holdem Blick.
Schelten ſie mich auch für häßlich kenn' ich doch das Schöne wohl.

Helena.

Tret' ich ſchwankend aus der Oede die im Schwindel mich umgab,
Pflegt' ich gern der Ruhe wieder, denn ſo müd' iſt mein Gebein:
Doch es ziemet Königinnen, allen Menſchen ziemt es wohl
Sich zu faſſen, zu ermannen was auch drohend überraſcht.

Phorkyas.

Stehſt du nun in deiner Großheit, deiner Schöne vor uns da,
Sagt dein Blick, daß du befiehleſt, was befiehlſt du? ſprich es aus.

Helena.

Eures Haders frech Verſäumniß auszugleichen ſeid bereit,
Eilt ein Opfer zu beſtellen wie der König mir gebot.

Zweyte Abtheilung.

Imaginanten.

Mit dieſer Geſellſchaft ſind unſere Freunde gar zu luſtig umgeſprungen. Es ſchien als wenn der Gegenſtand ſie reizte ein wenig aus dem Gleiſe zu treten, und ob ich gleich dabei ſaß, mich zu dieſer Claſſe bekannte, und zur Gerechtigkeit und Artigkeit aufforderte, ſo konnte ich doch nicht verhindern daß ihr eine Menge Namen aufgebürdet wurden, die nicht durchgängig ein Lob anzudeuten ſcheinen. Man nannte ſie Poetiſirer, weil ſie, anſtatt den poetiſchen Theil der bildenden Kunſt zu kennen und ſich darnach zu beſtreben, vielmehr mit dem Dichter wetteifern, den Vorzügen deſſelben nachjagen und ihre eignen Vortheile verkennen und verſäumen. Man nannte ſie Scheinmänner, weil ſie ſo gern dem Scheine nachſtreben, der Einbildungskraft etwas vorzuſpielen ſuchen, ohne ſich zu bekümmern in wie fern dem Anſchauen genug geſchieht. Sie wurden Phantomiſten genannt, weil ein hohles Geſpenſterweſen ſie anzieht, Phantaſmiſten, weil traumartige Verzerrungen und Incohärenzen nicht ausbleiben. Nebuliſten, weil ſie der Wolken nicht entbehren können, um ihren Luftbildern einen würdigen Boden zu verſchaffen.

Ja zuletzt wollte man nach Deutſcher Reim- und Klangweiſe ſie als Schwebler und Nebler abfertigen. Man behauptete ſie ſeyen ohne Realität, hätten nie

nie und nirgends ein Daſeyn, und ihnen fehle Kunſtwahrheit als ſchöne Wirklichkeit.

Wenn man den Nachahmern eine falſche Natürlichkeit zuſchrieb, ſo blieben die Imaginanten von dem Vorwurf einer falſchen Natur nicht befreit, und was dergleichen Anſchuldigungen mehr waren. Ich merkte zwar daß man darauf ausging mich zu reizen und doch that ich den Herren den Gefallen wirklich böſe zu werden.

Ich fragte ſie: ob denn nicht das Genie ſich hauptſächlich in der Erfindung äußere? und ob man den Poetiſirern dieſen Vorzug ſtreitig machen könne? Ob es nicht auch ſchon dankenswerth ſey, wenn der Geiſt durch ein glückliches Traumbild ergötzt werde? Ob nicht in dieſer Eigenſchaft, die man mit ſo vielen wunderlichen Namen anſchwärze, der Grund und die Möglichkeit der höchſten Kunſt begriffen ſey? Ob irgend etwas mächtiger gegen die leidige Proſa wirke, als eben dieſe Fähigkeit neue Welten zu ſchaffen? Ob es nicht ein ſeltnes Talent, ein ſeltner Fehler ſey, von dem man, wenn man ihn auch auf Abwegen antrifft, immer noch mit Ehrfurcht ſprechen müßte?

Die Herren ergaben ſich bald. Sie erinnerten mich daß hier nur von Einſeitigkeit die Rede ſey; daß eben dieſe Eigenſchaft, weil ſie in's Ganze der Kunſt ſo trefflich wirken könne, dagegen ſo viel ſchade, wenn ſie ſich als einzeln, ſelbſtſtändig und unabhängig erkläre. Der Nachahmer ſchadet der Kunſt nie, denn er bringt ſie

mühsam auf eine Stufe wo sie ihm der ächte Künstler abnehmen kann und muß, der Imaginant hingegen schader der Kunst unendlich, weil er sie über alle ihre Gränzen hinausjagt, und es bedürfte des größten Genie's sie aus ihrer Unbestimmtheit und Unbedingtheit, gegen ihren wahren Mittelpunct, in ihren eigentlichen, angewiesenen Umkreis zurück zu führen.

Es ward noch einiges hin und wieder gestritten, zuletzt sagten sie: ob ich nicht gestehen müsse daß auf diesem Wege die satyrische Carricaturzeichnung, als die kunst-, geschmack- und sittenverderblichste Verwirrung, entstanden sey und entstehe?

Diese konnte ich denn freilich nicht in Schutz nehmen: ob ich gleich nicht läugnen will daß mich das häßliche Zeug manchmal unterhält und der Schadenfreude, dieser Erb- und Schoossünde aller Adamskinder, als eine pikante Speise nicht ganz übel schmeckt.

Fahren wir weiter fort!

Dritte Abtheilung.

Charakterisirer.

Mit diesen sind Sie schon bekannt genug, da Sie von dem Streit mit einem merkwürdigen Individuo dieser Art hinreichend unterrichtet sind.

Wenn dieser Classe an meinem Beifall etwas gelegen ist, so kann ich ihr denselben versichern; denn wenn meine lieben Imaginanten mit Charakterzügen spielen

ſollen, ſo muß erſt etwas Charakteriſtiſches da ſeyn; wenn mir das Bedeutende Spaß machen ſoll, ſo kann ich wohl leiden daß jemand das Bedeutende ernſthaft aufführt. Wenn uns alſo ein ſolcher Charaktermann vorarbeiten will, damit meine Poetiſirer keine Phantasmiſten werden, oder ſich gar in's Schwebeln und Nebeln verlieren, ſo ſoll er mir gelebt und geprieſen bleiben.

Der Oheim ſchien auch, nach der letzten Unterhaltung, mehr für ſeinen Kunſtfreund eingenommen, ſo daß er die Partey dieſer Claſſe nahm. Er glaubte man könne ſie auch in einem gewiſſen Sinne Rigoriſten nennen. Ihre Abſtraction, ihre Reduction auf Begriffe begründe immer etwas, führe zu etwas, und gegen die Leerheit anderer Künſtler und Kunſtfreunde gehalten, ſey der Charakteriſtiker beſonders ſchätzbar.

Der kleine, hartnäckige Philoſoph aber zeigte auch hier wieder ſeinen Zahn, und behauptete: daß ihre Einſeitigkeit, eben wegen ihres ſcheinbaren Rechtes, durch Beſchränkung der Kunſt weit mehr ſchade als das Hinausſtreben des Imaginanten, wobei er verſicherte, daß er die Fehde gegen ſie nicht aufgeben werde.

Es iſt eine curioſe Sache um einen Philoſophen daß er in gewiſſen Dingen ſo nachgiebig ſcheint, und auf andern ſo feſt beſteht. Wenn ich nur erſt einmal den Schlüſſel dazu habe wo es hinaus will!

Eben finde ich, da ich in den Papieren nachſehe, daß er ſie mit allerlei Unnamen verfolgt. Er nennt ſie Sk=

letisten, Winkler, Steife, und bemerkt in einer Note: daß ein bloß logisches Daseyn, bloße Verstandes-Operation in der Kunst nicht ausreiche, noch aushelfe. Was er damit sagen will darüber mag ich mir den Kopf nicht zerbrechen.

Ferner soll den Charaktermännern die schöne Leichtigkeit fehlen, ohne welche keine Kunst zu denken sey. Das will ich denn auch wohl gelten lassen.

Vierte Abtheilung.

Undulisten.

Unter diesem Namen wurden diejenigen bezeichnet, die sich mit den vorbeigehenden im Gegensatz befinden, die das Weichere und Gefällige ohne Charakter und Bedeutung lieben, wodurch denn zuletzt höchstens eine gleichgültige Anmuth entsteht. Sie wurden auch Schlängler genannt, und man erinnerte sich der Zeit, da man die Schlangenlinie zum Vorbild und Symbol der Schönheit genommen und dabei viel gewonnen zu haben glaubte. Diese Schlängelen und Weichheit bezieht sich, sowohl beim Künstler als Liebhaber, auf eine gewisse Schwäche, Schläfrigkeit und, wenn man will, auf eine gewisse kränkliche Reizbarkeit. Solche Kunstwerke machen bei denen ihr Glück, die im Bild nur etwas mehr als nichts sehen wollen, denen eine Seifenblase die bunt in die Luft steigt schon allenfalls ein angenehmes Gefühl erregt. Da Kunstwerke dieser Art kaum

einen Körper oder andern reellen Gehalt haben können, ſo beziehet ſich ihr Verdienſt meiſt auf die Behandlung, und auf einen gewiſſen lieblichen Schein. Es fehlt ihnen Bedeutung und Kraft und deßwegen ſind ſie im allgemeinen willkommen, ſo wie die Nullität in der Geſellſchaft. Denn von rechtswegen ſoll eine geſellige Unterhaltung auch nur etwas mehr als nichts ſeyn.

Sobald der Künſtler, der Liebhaber einſeitig ſich dieſer Neigung überläßt, ſo verklingt die Kunſt wie eine ausſchwirrende Saite, ſie verliert ſich wie ein Strom im Sand.

Die Behandlung wird immer flacher und ſchwächer werden. Aus den Gemählden verſchwinden die Farben, die Striche des Kupferſtichs verwandeln ſich in Puncte und ſo wird alles nach und nach, zum Ergötzen der zarten Liebhaber, in Rauch aufgehen.

Wegen meiner Schweſter die, wie Sie wiſſen, über dieſen Punct keinen Spaß verſteht, und gleich verdrießlich iſt wenn man ihre duftigen Kreiſe ſtört, gingen wir im Geſpräch kurz über dieſe Materie hinweg. Ich hätte ſonſt geſucht dieſer Claſſe das Nebuliſtiſche aufzubürden und meine Imaginanten davon zu befreien. Ich hoffe, meine Herren, Sie werden bei Reviſion dieſes Proceſſes vielleicht hierauf Bedacht nehmen.

Fünfte Abtheilung.

Kleinkünstler.

Diese Classe kam noch so ganz gut weg. Niemand glaubte Ursache zu haben ihnen aufsässig zu seyn, manches sprach für sie, wenig wider sie.

Wenn man auch nur den Effect betrachtet, so sind sie gar nicht unbequem. Mit der größten Sorgfalt punctiren sie einen kleinen Raum aus, und der Liebhaber kann die Arbeit vieler Jahre in einem Kästchen verwahren. In so fern ihre Arbeit lobenswürdig ist, mag man sie wohl Mignaturisten nennen; fehlt es ihnen ganz und gar an Geist, haben sie kein Gefühl für's Ganze, wissen sie keine Einheit in's Werk zu bringen, so mag man sie Pünctler und Punctirer schelten.

Sie entfernen sich nicht von der wahren Kunst, sie sind nur im Fall der Nachahmer, sie erinnern den wahren Künstler immer daran daß er diese Eigenschaft, welche sie abgesondert besitzen, auch zu seinen übrigen haben müsse, um völlig vollendet zu seyn, um seinem Werk die höchste Ausführung zu geben.

So eben erinnert mich der Brief meines Oheims an Sie, daß auch dort schon gut und leidlich von dieser Classe gesprochen werden, und wir wollen daher diese friedlichen Menschen auch nicht weiter beunruhigen, sondern ihnen durchaus Kraft, Bedeutung und Einheit wünschen.

Sechste Abtheilung.

Skizzisten.

Der Oheim hat ſich zu dieſer Claſſe ſchon bekannt und wir waren geneigt, nicht ganz übel von ihr zu ſprechen, als er uns ſelbſt aufmerkſam machte daß die Entwerfer eine eben ſo gefährliche Einſeitigkeit in der Kunſt befördern könnten als die Helden der übrigen Rubriken. Die bildende Kunſt ſoll, durch den äußern Sinn, zum Geiſte nicht nur ſprechen, ſie ſoll den äußern Sinn ſelbſt befriedigen. Der Geiſt mag ſich alsdann hinzugeſellen und ſeinen Beifall nicht verſagen. Der Skizziſt ſpricht aber unmittelbar zum Geiſte, beſticht und entzückt dadurch jeden Unerfahrnen. Ein glücklicher Einfall, halbwege deutlich, und nur gleichſam ſymboliſch dargeſtellt, eilt durch das Auge durch, regt den Geiſt, den Witz, die Einbildungskraft auf, und der überraſchte Liebhaber ſieht was nicht da ſteht. Hier iſt nicht mehr von Zeichnung, von Proportion, von Formen, Charakter, Ausdruck, Zuſammenſtellung, Uebereinſtimmung, Ausführung die Rede, ſondern ein Schein von allem tritt an die Stelle. Der Geiſt ſpricht zum Geiſte, und das Mittel wodurch es geſchehen ſollte, wird zu nichte.

Verdienſtvolle Skizzen großer Meiſter, dieſe bezaubernden Hieroglyphen, veranlaſſen meiſt dieſe Liebhaberey und führen den ächten Liebhaber nach und nach an die Schwelle der geſammten Kunſt, von der er, ſobald er nur einen Blick vorwärts gethan, nicht wieder zurück-

kehren wird. Der angehende Künstler aber hat mehr als der Liebhaber zu fürchten, wenn er sich im Kreise des Erfindens und Entwerfens anhaltend herumdreht; denn wenn er durch diese Pforte am raschesten in den Kunstkreis hineintritt; so kommt er dabei gerade am ersten in Gefahr an der Schwelle haften zu bleiben.

Dieß sind ungefähr die Worte meines Oheims.

Aber ich habe die Namen der Künstler vergessen, die bei einem schönen Talent, das sehr viel versprach, sich auf dieser Seite beschränkt und die Hoffnungen, die man von ihnen gehegt hatte, nicht erfüllt haben.

Mein Onkel besaß in seiner Sammlung ein besonderes Portefeuille von Zeichnungen solcher Künstler, die es nie weiter als bis zum Skizzisten gebracht, und behauptet, daß dabei sich besonders interessante Bemerkungen machen lassen, wenn man diese mit den Skizzen großer Meister, die zugleich vollenden konnten, vergleicht.

Als man so weit gekommen war diese sechs Classen von einander abgesondert eine Weile zu betrachten, so fing man an sie wieder zusammen zu verbinden, wie sie oft bei einzelnen Künstlern vereinigt erscheinen, und wovon ich schon im Lauf meiner Relation einiges bemerkte. So fand sich der Nachahmer manchmal mit dem Kleinkünstler zusammen, auch manchmal mit dem Charakteristiker. Der Skizzist konnte sich auf die Seite des Ima-

ginanten, Skeletisten, oder Undulisten werfen, und dieser konnte sich bequem mit dem Phantomisten verbinden.

Jede Verbindung brachte schon ein Werk höherer Art hervor, als die völlige Einseitigkeit, welche sogar, wenn man sie in der Erfahrung aufsuchte, nur in seltenen Beispielen aufgefunden werden konnte.

Auf diesem Weg gelangte man zu der Betrachtung, von welcher man ausgegangen war, zurück: daß nämlich nur durch die Verbindung der sechs Eigenschaften der vollendete Künstler entstehe, so wie der ächte Liebhaber alle sechs Neigungen in sich vereinigen müsse.

Die eine Hälfte des halben Dutzends nimmt es zu ernst, streng und ängstlich, die andere zu leicht und lose. Nur aus innig verbundenem Ernst und Spiel kann wahre Kunst entspringen, und wenn unsere einseitigen Künstler und Kunstliebhaber je zwey und zwey einander entgegenstehen,

der Nachahmer dem Imaginanten,
der Charakteristiker dem Undulisten,
der Kleinkünstler dem Skizzisten;

so entsteht, indem man diese Gegensätze verbindet, immer eins der drey Erfordernisse des vollkommenen Kunstwerks, wie zur Uebersicht das Ganze folgendermaßen kurz dargestellt werden kann.

Phorkyas.

Alles iſt bereit im Hauſe, Schale, Dreifuß, ſcharfes Beil,
Zum Beſprengen, zum Beräuchern; das zu Opfernde zeig' an.

Helena.

Nicht bezeichnet' es der König.

Phorkyas.

Sprach's nicht aus? O Jammerwort!

Helena.

Welch ein Jammer überfällt dich?

Phorkyas.

Königin, du biſt gemeint!

Helena.

Ich?

Phorkyas.

Und dieſe.

Chor.

Weh und Jammer!

Phorkyas.

Fallen wirſt du durch das Beil,

Helena.

Gräßlich! doch geahnt, ich Arme!

Phorkyas.

Unvermeidlich ſcheint es mir.

Chor.

Ach! Und uns? was wird begegnen?

Phorkyas.

Sie ſtirbt einen edlen Tod;
Doch am hohen Balken drinnen, der des Daches Giebel trägt,
Wie im Vogelfang die Droſſeln, zappelt ihr der Reihe nach.

Ernſt	Ernſt und Spiel	Spiel
allein.	verbunden.	allein.
Individuelle Neigung,	Ausbildung in's Allgemeine,	Individuelle Neigung,
Manier.	Styl.	Manier.

Nachahmer.	Kunſtwahrheit.	Phantomiſten.
Charakteriſtiker.	Schönheit.	Unduliſten.
Kleinkünſtler.	Vollendung.	Skizziſten.

Hier haben Sie nun die ganze Ueberſicht! Mein Geſchäft iſt vollendet und ich ſcheide abermals um ſo ſchneller von Ihnen, als ich überzeugt bin, daß ein beiſtimmendes oder abſtimmendes Geſpräch eben da anfangen muß wo ich aufhöre. Was ich noch ſonſt auf dem Herzen habe, eine Confeſſion, die nicht gerade in's Kunſtfach einſchlägt, will ich nächſtens beſonders thun und mir dazu eigens eine Feder ſchneiden, indem die gegenwärtige ſo abgeſchrieben iſt, daß ich ſie umkehren muß, um Ihnen ein Lebewohl zu ſagen und einen Namen zu unterzeichnen, den Sie doch ja dießmal, wie immer, freundlich anſehen mögen.

Julie.

4.

Ueber

Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit

der Kunſtwerke.

Ueber

Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke.

Ein Gespräch.

Auf einem Deutschen Theater ward ein ovales, gewissermaßen amphitheatralisches Gebäude vorgestellt, in dessen Logen viele Zuschauer gemahlt sind, als wenn sie an dem, was unten vorgeht, Theil nähmen. Manche wirkliche Zuschauer im Parterre und in den Logen waren damit unzufrieden, und wollten übel nehmen, daß man ihnen so etwas Unwahres und Unwahrscheinliches aufzubinden gedächte. Bei dieser Gelegenheit fiel ein Gespräch vor, dessen ungefährer Inhalt hier aufgezeichnet wird.

Der Anwald des Künstlers. Lassen Sie uns sehen, ob wir uns nicht einander auf irgend einem Wege nähern können?

Der Zuschauer. Ich begreife nicht, wie Sie eine solche Vorstellung entschuldigen wollen.

Anwald. Nicht wahr, wenn Sie in's Theater gehen, so erwarten Sie nicht, daß alles, was Sie drinnen sehen werden, wahr und wirklich seyn soll?

Zuſchauer. Nein! ich verlange aber, daß mir wenigſtens alles wahr und wirklich ſcheinen ſolle.

Anwald. Verzeihen Sie, wenn ich in Ihre eigne Seele läugne, und behaupte: Sie verlangen das keinesweges.

Zuſchauer. Das wäre doch ſonderbar! Wenn ich es nicht verlangte, warum gäbe ſich denn der Decorateur die Mühe, alle Linien auf's Genaueſte nach den Regeln der Perſpective zu ziehen, alle Gegenſtände nach der vollkommenſten Haltung zu mahlen? Warum ſtudirte man auf's Coſtum? Warum ließe man ſich es ſo viel koſten ihm treu zu bleiben, um dadurch mich in jene Zeiten zu verſetzen? Warum rühmt man den Schauſpieler am meiſten, der die Empfindungen am wahrſten ausdrückt, der in Rede, Stellung und Gebärden der Wahrheit am nächſten kommt, der mich täuſcht, daß ich nicht eine Nachahmung, ſondern die Sache ſelbſt zu ſehen glaube?

Anwald. Sie drücken Ihre Empfindungen recht gut aus, nur iſt es ſchwerer als Sie vielleicht denken, recht deutlich einzuſehen, was man empfindet. Was werden Sie ſagen, wenn ich Ihnen einwende, daß Ihnen alle theatraliſchen Darſtellungen keinesweges wahr ſcheinen, daß ſie vielmehr nur einen Schein des Wahren haben?

Zuſchauer. Ich werde ſagen, daß Sie eine Subtilität

tilität vorbringen, die wohl nur ein Wortſpiel ſeyn könnte.

Anwald. Und ich darf Ihnen darauf verſetzen, daß wenn wir von Wirkungen unſers Geiſtes reden, keine Worte zart und ſubtil genug ſind, und daß Wortſpiele dieſer Art ſelbſt ein Bedürfniß des Geiſtes anzeigen, der, da wir das, was in uns vorgeht, nicht geradezu ausdrücken können, durch Gegenſätze zu operiren, die Frage von zwey Seiten zu beantworten, und ſo gleichſam die Sache in die Mitte zu faſſen ſucht.

Zuſchauer. Gut denn! Nur erklären Sie ſich deutlicher, und, wenn ich bitten darf, in Beiſpielen.

Anwald. Die werde ich leicht zu meinem Vortheil aufbringen können. Z. B. alſo wenn Sie in der Oper ſind, empfinden Sie nicht ein lebhaftes vollſtändiges Vergnügen?

Zuſchauer. Wenn alles wohl zuſammenſtimmt, eines der vollkommenſten, deren ich mir bewußt bin.

Anwald. Wenn aber die guten Leute da droben ſingend ſich begegnen und becomplimentiren, Billets abſingen, die ſie erhalten, ihre Liebe, ihren Haß, alle ihre Leidenſchaften ſingend darlegen, ſich ſingend herum ſchlagen, und ſingend verſcheiden, können Sie ſagen, daß die ganze Vorſtellung, oder auch nur ein Theil derſelben, wahr ſcheine? ja ich darf ſagen auch nur einen Schein des Wahren habe?

Zuſchauer. Fürwahr, wenn ich es überlege, ſo

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16265/391

getraue ich mich das nicht zu sagen. Es kommt mir von allem dem freilich nichts wahr vor.

Anwald. Und doch sind Sie dabei völlig vergnügt und zufrieden.

Zuschauer. Ohne Widerrede. Ich erinnre mich zwar noch wohl, wie man sonst die Oper, eben wegen ihrer groben Unwahrscheinlichkeit, lächerlich machen wollte, und wie ich von jeher dessen ungeachtet das größte Vergnügen dabei empfand, und immer mehr empfinde, je reicher und vollkommner sie geworden ist.

Anwald. Und fühlen Sie sich nicht auch in der Oper vollkommen getäuscht?

Zuschauer. Getäuscht, das Wort möchte ich nicht brauchen — und doch ja — und doch nein!

Anwald. Hier sind Sie ja auch in einem völligen Widerspruch, der noch viel schlimmer als ein Wortspiel zu seyn scheint.

Zuschauer. Nur ruhig, wir wollen schon in's Klare kommen.

Anwald. Sobald wir im Klaren sind, werden wir einig seyn. Wollen Sie mir erlauben auf dem Punct, wo wir stehen, einige Fragen zu thun?

Zuschauer. Es ist Ihre Pflicht, da Sie mich in diese Verwirrung hineingefragt haben, mich auch wieder heraus zu fragen.

Anwald. Sie möchten also die Empfindung, in

Helena und Chor

(ſtehen erſtaunt und erſchreckt, in bedeutender, wohl rangreicher Gruppe).

Phorkyas.

Geſpenſter! — — — Gleich erſtarrten Bildern ſteht ihr da,
Geſchreckt vom Tag zu ſcheiden der euch nicht gehört.
Die Menſchen, die Geſpenſter ſämmtlich gleich wie ihr,
Entſagen auch nicht willig hehrem Sonnenſchein;
Doch bittet, oder rettet niemand ſie vom Schluß;
Sie wiſſen's alle, wenigen doch gefällt es nur.
Genug ihr ſeyd verloren! Alſo friſch an's Werk.

(Klatſcht in die Hände, darauf erſcheinen an der Pforte verſchiedene Zwerggeſtalten, welche die ausgeſprochenen Befehle alsbald mit Lebendigkeit ausführen.)

Herbei du büſtres, kugelrundes Ungethüm,
Wälzt euch hieher, zu ſchaden gibt es hier nach Luſt.
Dem Tragaltar, dem geldgehörnten, gebet Platz,
Das Beil, es liege blinkend über dem Silberrand,
Die Waſſerkrüge füllet, abzuwaſchen gibt's
Des ſchwarzen Blutes greuelvolle Beſudelung.
Den Teppich breitet köſtlich hier am Staube hin,
Damit das Opfer niederkniee königlich,
Und eingewickelt, zwar getrennten Haupts, ſogleich
Anſtändig würdig, aber doch beſtattet ſey.

Chorführerin.

Die Königin ſtehet ſinnend an der Seite hier,
Die Mädchen weiden gleich gemähtem Wieſengras;
Mir aber däucht, der Aelteſten, heiliger Pflicht gemäß
Mit dir das Wort zu wechſeln, Ur-Uralteſte.
Du biſt erfahren, weiſe, ſcheinſt uns gut geſinnt,
Ob ſchon verkennend hirnlos dieſe Schaar dich traf.
Drum ſage, was du möglich noch von Rettung weißt.

welche Sie durch eine Oper versetzt werden, nicht gerne Täuschung nennen?

Zuschauer. Nicht gern, und doch ist es eine Art derselben, etwas das ganz nahe mit ihr verwandt ist.

Anwald. Nicht wahr, Sie vergessen beinah sich selbst?

Zuschauer. Nicht beinahe, sondern völlig, wenn das Ganze oder der Theil gut ist.

Anwald. Sie sind entzückt?

Zuschauer. Es ist mir mehr als einmal geschehen.

Anwald. Können Sie wohl sagen, unter welchen Umständen?

Zuschauer. Es sind so viele Fälle, daß es mir schwer seyn würde sie aufzuzählen.

Anwald. Und doch haben Sie es schon gesagt; gewiß am meisten, wenn alles zusammenstimmte.

Zuschauer. Ohne Widerrede.

Anwald. Stimmte eine solche vollkommne Aufführung mit sich selbst, oder mit einem andern Naturproduct zusammen?

Zuschauer. Wohl ohne Frage mit sich selbst.

Anwald. Und die Uebereinstimmung war doch wohl ein Werk der Kunst?

Zuschauer. Gewiß.

Anwald. Wir sprachen vorher der Oper eine Art Wahrheit ab; wir behaupteten, daß sie keinesweges das, was sie nachahmt, wahrscheinlich darstelle; kön-

nen wir ihr aber eine innere Wahrheit, die aus der Consequenz eines Kunstwerks entspringt, abläugnen?

Zuschauer. Wenn die Oper gut ist, macht sie freilich eine kleine Welt für sich aus, in der alles nach gewissen Gesetzen vorgeht, die nach ihren eignen Gesetzen beurtheilt, nach ihren eignen Eigenschaften gefühlt seyn will.

Anwald. Sollte nun nicht daraus folgen, daß das Kunstwahre und das Naturwahre völlig verschieden sey, und daß der Künstler keineswegs streben sollte, noch dürfe, daß sein Werk eigentlich als ein Naturwerk erscheine?

Zuschauer. Aber es scheint uns doch so oft als ein Naturwerk.

Anwald. Ich darf es nicht läugnen. Darf ich dagegen aber auch aufrichtig seyn?

Zuschauer. Warum das nicht! Es ist ja doch unter uns dießmal nicht auf Complimente angesehen.

Anwald. So getraue ich mir zu sagen: nur dem ganz ungebildeten Zuschauer kann ein Kunstwerk als ein Naturwerk erscheinen, und ein solcher ist dem Künstler auch lieb und werth, ob er gleich nur auf der untersten Stufe steht. Leider aber nur so lange, als der Künstler sich zu ihm herabläßt, wird jener zufrieden seyn, niemals wird er sich mit dem ächten Künstler erheben, wenn dieser den Flug, zu dem ihn das Genie treibt, beginnen, sein Werk im ganzen Umfang vollenden muß.

Zuſchauer. Es iſt ſonderbar, doch läßt ſich's hören.

Anwald. Sie würden es nicht gern hören, wenn Sie nicht ſchon ſelbſt eine höhere Stufe erſtiegen hätten.

Zuſchauer. Laſſen Sie mich nun ſelbſt einen Verſuch machen, das Abgehandelte zu ordnen und weiter zu geben, laſſen Sie mich die Stelle des Fragenden einnehmen.

Anwald. Deſto lieber.

Zuſchauer. Nur dem ungebildeten, ſagen Sie, könne ein Kunſtwerk als ein Naturwerk erſcheinen.

Anwald. Gewiß, erinnern Sie ſich der Vögel, die nach des großen Meiſters Kirſchen flogen.

Zuſchauer. Nun beweiſt das nicht, daß dieſe Früchte vortrefflich gemahlt waren?

Anwald. Keineswegs, vielmehr beweiſt mir, daß dieſe Liebhaber ächte Sperlinge waren.

Zuſchauer. Ich kann mich doch deßwegen nicht erwehren, ein ſolches Gemählde für vortrefflich zu halten.

Anwald. Soll ich Ihnen eine neuere Geſchichte erzählen?

Zuſchauer. Ich höre Geſchichten meiſtens lieber als Raiſonnement.

Anwald. Ein großer Naturforſcher beſaß, unter ſeinen Hausthieren, einen Affen, den er einſt vermißte, und nach langem Suchen in der Bibliothek fand. Dort ſaß das Thier an der Erde, und hatte die Kupfer eines

ungebundnen, naturgeschichtlichen Werkes um sich her zerstreut. Erstaunt über dieses eifrige Studium des Hausfreundes, nahte sich der Herr, und sah zu seiner Verwunderung und zu seinem Verdruß, daß der genäschige Affe die sämmtlichen Käfer, die er hie und da abgebildet gefunden, herausgespeis't habe.

Zuschauer. Die Geschichte ist lustig genug.

Anwald. Und passend hoffe ich. Sie werden doch nicht diese illaminirten Kupfer dem Gemählde eines so großen Künstlers an die Seite setzen?

Zuschauer. Nicht leicht.

Anwald. Aber den Affen doch unter die ungebildeten Liebhaber rechnen?

Zuschauer. Wohl, und unter die gierigen dazu. Sie erregen in mir einen sonderbaren Gedanken! Sollte der ungebildete Liebhaber nicht eben deßwegen verlangen, daß ein Kunstwerk natürlich sey, um es nur auch auf eine natürliche, oft rohe und gemeine Weise genießen zu können?

Anwald. Ich bin völlig dieser Meinung.

Zuschauer. Und Sie behaupteten daher, daß ein Künstler sich erniedrige, der auf diese Wirkung losarbeite?

Anwald. Es ist meine feste Ueberzeugung.

Zuschauer. Ich fühle aber hier noch immer einen Widerspruch. Sie erzeigten mir vorhin und auch sonst

ſchon die Ehre, mich wenigſtens unter die halbgebildeten Liebhaber zu zählen.

Anwald. Unter die Liebhaber, die auf dem Wege ſind, Kenner zu werden.

Zuſchauer. Nun ſo ſagen Sie mir: warum erſcheint auch mir ein vollkommnes Kunſtwerk als ein Naturwerk?

Anwald. Weil es mit Ihrer beſſern Natur übereinſtimmt, weil es übernatürlich, aber nicht außernatürlich iſt. Ein vollkommenes Kunſtwerk iſt ein Werk des menſchlichen Geiſtes, und in dieſem Sinne auch ein Werk der Natur. Aber indem die zerſtreuten Gegenſtände in eins gefaßt, und ſelbſt die gemeinſten in ihrer Bedeutung und Würde aufgenommen werden, ſo iſt es über die Natur. Es will durch einen Geiſt, der harmoniſch entſprungen und gebildet iſt, aufgefaßt ſeyn, und dieſer findet das Vortreffliche, das in ſich Vollendete, auch ſeiner Natur gemäß. Davon hat der gemeine Liebhaber keinen Begriff, er behandelt ein Kunſtwerk wie einen Gegenſtand, den er auf dem Markte antrifft, aber der wahre Liebhaber ſieht nicht nur die Wahrheit des Nachgeahmten, ſondern auch die Vorzüge des Ausgewählten, das Geiſtreiche der Zuſammenſtellung, das Ueberirdiſche der kleinen Kunſtwelt, er fühlt, daß er ſich zum Künſtler erheben müſſe, um das Werk zu genießen, er fühlt, daß er ſich aus ſeinem zerſtreuten Leben ſammeln, mit dem Kunſtwerke wohnen, es wie-

derholt anschauen, und sich selbst dadurch eine höhere Existenz geben müsse.

Zuschauer. Gut, mein Freund, ich habe bei Gemählden, im Theater, bei andern Dichtungsarten, wohl ähnliche Empfindungen gehabt, und das ungefähr geahnet, was Sie fordern. Ich will künftig noch besser auf mich und auf die Kunstwerke Acht geben; wenn ich mich aber recht besinne, so sind wir sehr weit von dem Anlaß unsers Gesprächs abgekommen. Sie wollten mich überzeugen, daß ich die abgemahlten Zuschauer in unserer Oper zulässig finden solle; und noch sehe ich nicht, wenn ich bisher auch mit Ihnen einig geworden bin, wie Sie auch diese Licenz vertheidigen, und unter welcher Rubrik Sie diese gemahlten Theilnehmer bei mir einführen wollen.

Anwald. Glücklicherweise wird die Oper heute wiederholt, und Sie werden sie doch nicht versäumen wollen?

Zuschauer. Keineswegs.

Anwald. Und die gemahlten Männer?

Zuschauer. Werden mich nicht verscheuchen, weil ich mich für etwas besser als einen Sperling halte.

Anwald. Ich wünsche, daß ein beiderseitiges Interesse uns bald wieder zusammenführen möge.

5.

Ueber Italien.

Fragmente eines Reisejournals.

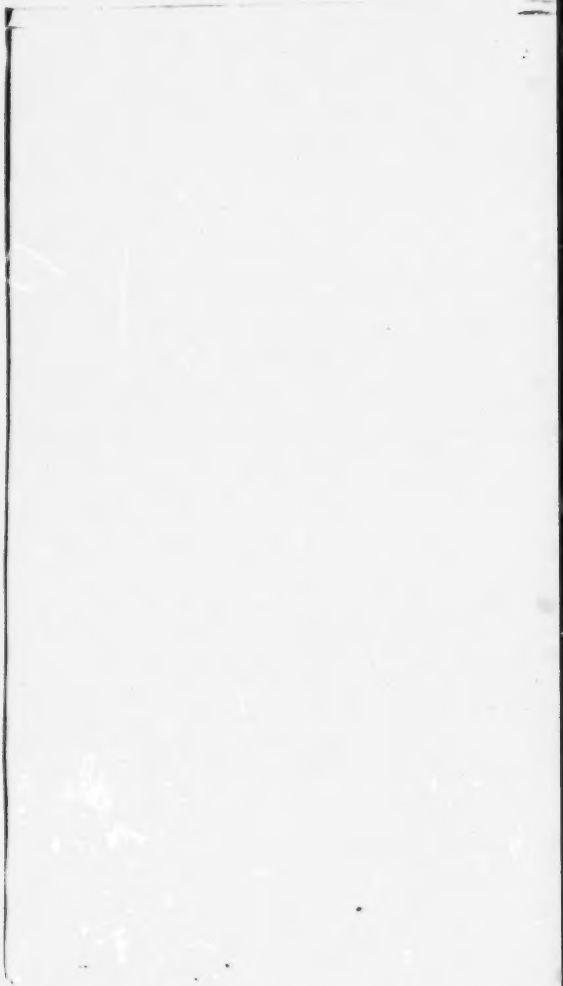

1.

Rosaliens Heiligthum.

Die heilige Rosalie, Schutzpatronin von Palermo, ist durch die Beschreibung, welche Brydone von ihrem Feste gegeben hat, so allgemein bekannt worden, daß es wohl nicht unangenehm seyn möchte, hier etwas von dem Orte, wo sie besonders verehrt wird, zu lesen.

Der Monte Pellegrino, eine große Felsenmasse, breiter als hoch, liegt an dem nordwestlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine schöne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben; eine unvollkommene Abbildung davon findet sich in dem Voyage Pittoresque de la Sicile. Er besteht aus einem grauen Kalkstein der ersten Epoche; die Felsen sind ganz nackt, kein Baum, kein Strauch wächst auf ihnen, kaum daß die flachliegenden Theile mit etwas Rasen und Moos bedeckt sind.

In einer Höhle dieses Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen, und brachte sie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreite die Stadt von der Pest, und Rosalie war seit diesem Augenblicke die Schutzheilige des Volks; man baute ihr

Capellen, und stellte zu ihrer Ehre glänzende Feyerlichkeiten an.

Die Andächtigen wallfahrteten fleißig auf den Berg, und man erbaute mit großen Kosten einen Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bogen ruht, und in einem Zickzack zwischen zwey Klippen hinauf steigt.

Der Andachtsort selbst ist der Demuth der Heiligen, welche sich dahin flüchtete, angemessener, als die prächtigen Feste, welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt zu Ehren anstellte. Und vielleicht hat die ganze Christenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Besitz, ihre Pracht, ihre feyerlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweisen, der auf eine so unschuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erstiegen hat, wendet man sich um eine Felsenecke, wo man gleich einer steilen Felswand gegenüber steht, an welche die Kirche und das Kloster gleichsam festgebaut sind.

Die Außenseite der Kirche hat nichts Einladendes noch Versprechendes; man eröffnet die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das wunderbarste überrascht, indem man hineintritt. Man befindet sich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft, und gegen das Schiff zu offen ist. Man sieht in derselben

Phorkyas.

Iſt leicht geſagt: Von der Königin bänat allein es ab
Sich ſelbſt zu erhalten, euch Zugaben auch mit ihr.
Entſchloſſenheit iſt nöthig und die behendeſte.

Chor.

Ehrenwürdigſte der Parzen, weiſeſte Sibylle du,
Halte geſperrt die goldne Schere, dann verkünd' uns Tag und Heil;
Denn wir fühlen ſchon im Schweben, Schwanken, Bammeln unergetzlich
Unſere Gliederchen, die lieber erſt im Tanze ſich ergetzten,
Ruh'ten drauf an Liebchens Bruſt.

Helena.

Laß dieſe bangen! Schmerz empfind' ich, keine Furcht;
Doch kennſt du Rettung, dankbar ſey ſie anerkannt.
Dem Klugen, Weitumſichtigen zeigt fürwahr ſich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und ſag' es an.

Chor.

Sprich und ſage, ſag' uns eilig: wie entrinnen wir den grauſen,
Garſtigen Schlingen? die bedrohlich, als die ſchlechteſten Geſchmeide,
Sich um unſre Hälſe ziehen. Vorempfinden wir's, die Armen,
Zum entathmen, zum erſticken, wenn du Rhea, aller Götter
Hohe Mutter, dich nicht erbarmſt.

Phorkyas.

Habt ihr Geduld des Vortrags langgedehnten Zug
Still anzuhören? Mancherlei Geſchichten ſind's.

Chor.

Geduld genug! Zuhörend leben wir indeß.

die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwasser und einige Beichtstühle. Das Schiff der Kirche ist ein offener Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felsen, auf der linken von einer Continuation der Halle zugeschlossen wird. Er ist mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwasser ablaufen kann; ein kleiner Brunnen steht ungefähr in der Mitte.

Die Höhle selbst ist zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Gestalt etwas genommen hätte. Einige Stufen führen hinauf; gleich steht der große Pult mit dem Chorbuche entgegen; auf beiden Seiten die Chorstühle. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höhle, steht der Hauptaltar in der Mitte.

Man hat, wie ich schon gesagt, an der Höhle nichts verändert; allein da die Felsen immer von Wasser träufeln, war es nöthig den Ort trocken zu halten. Man hat dieses durch bleierne Rinnen bewirkt, welche man an den Kanten der Felsen hergeführt und verschiedentlich mit einander verbunden hat. Da sie oben breit sind, und unten spitz zulaufen, auch mit einer schmutzig grünen Farbe angestrichen sind, so sieht es fast aus, als wenn die Höhle inwendig mit großen Indianischen Feigen bewachsen wäre. Das Wasser wird theils seitwärts, theils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus

es die Gläubigen schöpfen und gegen allerlei Uebel gebrauchen.

Da ich diese Gegenstände genau betrachtete, trat ein Geistlicher zu mir und fragte mich: ob ich etwa ein Genueser sey und einige Messen wollte lesen lassen? Ich versetzte ihm darauf: ich sey mit einem Genueser nach Palermo gekommen, welcher morgen als an einem Festtage heraufsteigen würde. Da immer einer von uns zu Hause bleiben müßte, wäre ich heute herauf gegangen, mich umzusehen. Er versetzte darauf, ich möchte mich aller Freiheit bedienen, alles wohl betrachten, und meine Devotion verrichten. Besonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höhle stand, als ein besonderes Heiligthum, und verließ mich.

Ich sahe durch die Oeffnungen eines großen, aus Meßing getriebenen Laubwerks Lampen unter dem Altar hervorschimmern, kniete ganz nahe davor hin, und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenem Meßing-Draht vorgezogen, so daß man nur wie durch einen Flor den Gegenstand dahinter unterscheiden konnte.

Ein schönes Frauenzimmer erblickte ich bei dem Schein einiger stillen Lampen.

Sie lag, wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geschlossen, den Kopf nachläßig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geschmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es

ſchien mir ganz beſondere Reize zu haben. Ihr Gewand iſt aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Golde gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor, ſind, ich darf nicht ſagen in einem hohen Styl, aber doch ſo natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubt, ſie müßte Athem holen und ſich bewegen.

Ein kleiner Engel ſteht neben ihr und ſcheint ihr mit einem Lilienſtängel Kühlung zuzuwehen.

Unterdeſſen waren die Geiſtlichen in die Höhle gekommen, hatten ſich auf ihre Stühle geſetzt, und ſangen die Veſper.

Ich ſetzte mich auf eine Bank, gegen dem Altar über, und hörte ihnen eine Weile zu; alsdann begab ich mich wieder zum Altare, kniete nieder, und ſuchte das ſchöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden, und überließ mich der reizenden Illuſion der Geſtalt und des Orts.

Der Geſang der Geiſtlichen verklang nun in der Höhle, das Waſſer rieſelte in das Behältniß gleich neben dem Altar zuſammen; die überhangenden Felſen des Vorhofs, des eigentlichen Schiffs der Kirche, ſchloſſen die Scene noch mehr ein; es war eine große Stille in dieſer gleichſam wieder ausgeſtorbenen Wüſte, eine große Reinlichkeit in einer wilden Höhle; der Flitterputz des katholiſchen, beſonders Sicilianiſchen Gottesdienſtes hier noch zunächſt ſeiner natürlichen Einfalt; die Illu-

sion, welche die Gestalt der schönen Schläferin hervorbrachte, auch einem geübten Auge noch reizend — genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von diesem Orte losreißen, und kam erst in später Nacht wieder in Palermo an.

Ich habe nachher manchmal mit mir selbst darüber gescherzt, und das Vergnügen, das ich dort empfunden, mehr einer glücklichen Stimmung und einigen Gläsern guten Sicilianischen Weins, als den Gegenständen selbst zuschreiben wollen, allein zu meiner Rechtfertigung fand ich in dem Voyage Pittoresque de la Sicile folgende Stelle: la statue est de bronze doré, avec les mains et la tête en marbre blanc, mais si parfaitement sculptée et dans une position si naturelle, que l'on serait tenté de la croire vivante — daß ich also nach diesem Zeugniß mich des Eindrucks, den jenes leblose Bild auf mich gemacht, nicht schämen darf.

An der Seite der Kirche und des kleinen daran gebauten, damit verbundenen Klosters sind noch einige, beinahe gleich große Höhlen, welche doch nur den Ziegenheerden zum Schutz und zum natürlichen Stalle dienen.

2.

Zur Theorie der bildenden Künste.

Baukunst.

Es war sehr leicht zu sehen, daß die Steinbaukunst der Alten, in so fern sie Säulenordnungen gebrauchten, von der Holzbaukunst ihr Muster genommen habe. Vitruv bringt bei dieser Gelegenheit das Mährchen von der Hütte zu Markte, das nun auch von so vielen Theoristen angenommen und geheiliget worden ist: allein ich bin überzeugt, daß man die Ursachen viel näher zu suchen habe.

Die Dorischen Tempel der ältesten Ordnung, wie sie in Großgriechenland und Sicilien, bis auf den heutigen Tag noch zu sehen sind, und welche Vitruv nicht kannte, bringen uns auf den natürlichen Gedanken: daß nicht eine hölzerne Hütte zuerst den sehr entfernten Anlaß gegeben habe.

Die ältesten Tempel waren von Holz, sie waren auf die simpelste Weise aufgebaut, man hatte nur für das Nothwendigste gesorgt. Die Säulen trugen den Hauptbalken, dieser wieder die Köpfe der Balken, welche von innen heraus lagen, und das Gesims ruhte oben drüber. Die sichtbaren Balkenköpfe waren, wie es der Zimmermann nicht lassen kann, ein wenig ausgekerbt, übrigens aber der Raum zwischen denselben, die sogenannten Metopen, nicht einmal verschlagen, so daß man die Schä-

del der Opferthiere hineinlegen, daß Pylades, in der Iphigenie auf Tauris des Euripides, hindurch zu kriechen den Vorschlag thun konnte. Diese ganz solide, einfache und rohe Gestalt der Tempel war jedoch dem Auge des Volks heilig, und da man anfing von Stein zu bauen, ahmte man sie so gut man konnte im Dorischen Tempel nach.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß man bei hölzernen Tempeln auch die stärksten Stämme zu Säulen genommen habe, weil man sie, wie es scheint, ohne eigentliche Verbindung der Zimmerkunst, dem Hauptbalken nur gerad untersetzte. Als man diese Säulen in Stein nachzuahmen anfing, wollte man für die Ewigkeit bauen; man hatte aber nicht jederzeit die festesten Steine zur Hand; man mußte die Säulen aus Stücken zusammensetzen, um ihnen die gehörige Höhe zu geben; man machte sie also sehr stark in Verhältniß zur Höhe, und ließ sie spitzer zugehen, um die Gewalt ihres Tragens zu vermehren.

Die Tempel von Pästum, Segeste, Selinunt, Girgent sind alle von Kalkstein, der mehr oder weniger sich der Tuffsteinart nähert, die in Italien Travertin genannt wird; ja die Tempel von Girgent sind alle von dem losesten Muschel-Kalkstein, der sich denken läßt. Sie waren auch deßhalb von der Witterung so leicht anzugreifen, und ohne eine andere feindliche Gewalt zu zerstören.

Man erlaube mir eine Stelle des Vitruv hierher zu deuten, wo er erzählt: daß Hermogenes, ein Architekt, da er zu Erbauung eines Doriſchen Tempels den Marmor beiſammengehabt, ſeine Gedanken geändert, und daraus einen Joniſchen gebaut habe.

Vitruv gibt zwar zur Urſache an: daß dieſer Baumeiſter ſowohl als andre mit der Eintheilung der Triglyphen nicht einig werden können; allein es gefällt mir mehr zu glauben, daß dieſer Mann, als er die ſchönen Blöcke Marmor vor ſich geſehen, ſolche lieber zu einem gefälligern und reizendern Gebäude beſtimmt habe, indem ihn die Materie an der Ausführung nicht hinderte. Auch hat man die Doriſche Ordnung ſelbſt immer ſchlanker gemacht, ſo daß zuletzt der Tempel des Hercules zu Cora acht Diameter in der Säulenlänge enthält.

Ich möchte durch das, was ich ſage, es nicht gerne mit denjenigen verderben, welche für die Form der alt-Doriſchen Tempel ſehr eingenommen ſind. Ich geſtehe ſelbſt, daß ſie ein majeſtätiſches, ja einige ein reizendes Anſehen haben: allein es liegt in der menſchlichen Natur immer weiter, ja über ihr Ziel fortzuſchreiten; und ſo war es auch natürlich, daß in dem Verhältniß der Säulendicke zur Höhe das Auge immer das Schlankere ſuchte, und der Geiſt mehr Hoheit und Freiheit dadurch zu empfinden glaubte.

Besonders da man von so mannichfaltigem schönen Marmor sehr große Säulen aus Einem Stücke fertigen konnte, und zuletzt noch der Urvater alles Gesteins, der alte Granit, aus Aegypten herüber nach Asien und Europa gebracht ward, und seine großen und schönen Massen zu jedem ungeheuren Gebrauche darbot. So viel ich weiß, sind noch immer die größten Säulen von Granit.

Die Jonische Ordnung unterschied sich bald von der Dorischen, nicht allein durch die mehrere verhältnißmäßige Säulenhöhe, durch ein verzierteres Capital, sondern auch vorzüglich dadurch, daß man die Triglyphen aus dem Friese ließ, und den immer unvermeidlichen Brüchen in der Eintheilung derselben entging. Auch würden, nach meinem Begriff, die Triglyphen niemals in die Steinbaukunst gekommen seyn, wenn die ersten nachgeahmten Holztempel nicht so gar roh gewesen, die Metopen verwahrt und zugeschlossen, und der Fries etwa abgetüncht worden wäre. Allein ich gestehe es selbst, daß solche Ausbildungen für jene Zeiten nicht waren, und daß es dem rohen Handwerk ganz natürlich ist, Gebäude nur wie einen Holzstoß über einander zu legen.

Daß nun ein solches Gebäude, durch die Andacht der Völker geheiligt, zum Muster ward, wornach ein anderes, von einer ganz andern Materie, aufgeführt wurde, ist ein Schicksal, welches unser Menschengeschlecht in hundert andern Fällen erfahren mußte, die ihm weit

näher lagen, und weit ſchlimmer auf daſſelbe wirkten als Metopen und Triglyphen.

Ich überſpringe viele Jahrhunderte und ſuche ein ähnliches Beiſpiel auf, indem ich den größten Theil ſo genannter Gothiſcher Baukunſt aus den Holzſchnitzwerken zu erklären ſuche, womit man in den älteſten Zeiten Heiligenſchränkchen, Altäre und Capellen auszuzieren pflegte, welche man nachher, als die Macht und der Reichthum der Kirche wuchſen, mit allen ihren Schnörkeln, Stäben und Leiſten, an die Außenſeiten der nordiſchen Mauern anheftete, und Giebel und formenloſe Thürme damit zu zieren glaubte.

Leider ſuchten alle nordiſchen Kirchenverzierer ihre Größe nur in der multiplicirten Kleinheit. Wenige verſtanden dieſen kleinlichen Formen unter ſich ein Verhältniß zu geben; und dadurch wurden ſolche Ungeheuer wie der Dom zu Mailand, wo man einen ganzen Marmorberg mit ungeheuren Koſten verſetzt, und in die elendeſten Formen gezwungen hat, ja noch täglich die armen Steine quält, um ein Werk fortzuſetzen das nie geendigt werden kann, indem der erfindungsloſe Unſinn, der es eingab, auch die Gewalt hatte einen gleichſam unendlichen Plan zu bezeichnen.

Material der bildenden Kunſt.

Kein Kunſtwerk iſt unbedingt, wenn es auch der größte und geübteſte Künſtler verfertigt: er mag ſich

noch so sehr zum Herrn der Materie machen, in welcher er arbeitet, so kann er doch ihre Natur nicht verändern. Er kann also nur in einem gewissen Sinne und unter einer gewissen Bedingung das hervorbringen, was er im Sinne hat, und es wird derjenige Künstler in seiner Art immer der trefflichste seyn, dessen Erfindungs- und Einbildungskraft sich gleichsam unmittelbar mit der Materie verbindet, in welcher er zu arbeiten hat. Dieses ist einer der großen Vorzüge der alten Kunst; und wie Menschen nur dann klug und glücklich genannt werden können, wenn sie in der Beschränkung ihrer Natur und Umstände mit der möglichsten Freiheit leben; so verdienen auch jene Künstler unsere große Verehrung, welche nicht mehr machen wollten, als die Materie ihnen erlaubte, und doch eben dadurch so viel machten, daß wir mit einer angestrengten und ausgebildeten Geisteskraft ihr Verdienst kaum zu erkennen vermögen.

Wir wollen gelegentlich Beispiele anführen, wie die Menschen durch das Material zur Kunst geführt und in ihr selbst weiter geleitet worden sind. Für dießmal ein sehr einfaches.

Es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß die Aegypter zu der Aufrichtung so vieler Obelisken durch die Form des Granits selbst sind gebracht worden. Ich habe bei einem sehr genauen Studium der sehr mannichfaltigen Formen, in welchen der Granit sich findet, eine meist allgemeine Uebereinstimmung bemerkt; daß die Parallel-

Phorkyas.

Dem der zu Hause verharrend edlen Schatz bewahrt,
Und hoher Wohnung Mauern auszukitten weiß,
Wie auch das Dach zu sichern vor des Regens Drang,
Dem wird es wohlgehn lange Lebenstage durch:
Wer aber seiner Schwelle heilige Nichte leicht
Mit flüchtigen Sohlen überschreitet freventlich,
Der findet wiederkehrend wohl den alten Platz,
Doch umgeändert alles, wo nicht gar zerstört.

Helena.

Wozu dergleichen wohlbekannte Sprüche hier.
Du willst erzählen, rege nicht an Verdrießliches.

Phorkyas.

Geschichtlich ist es, ist ein Vorwurf keineswegs.
Raubschiffend ruderte Menelas von Bucht zu Bucht,
Gestad' und Inseln, alles streift er feindlich an,
Mit Beute wiederkehrend, wie sie drinnen starrt.
Vor Ilios verbracht' er langer Jahre zehn,
Zur Heimfahrt aber weiß ich nicht wie viel es war.
Allein wie steht es hier am Platz um Tyndareos
Erhabnes Haus? wie stehet es mit dem Reich umher?

Helena.

Ist dir denn so das Schelten gänzlich einverleibt,
Daß ohne Tadeln du keine Lippe regen kannst?

Phorkyas.

So viele Jahre stand verlassen das Thal-Gebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe steigt,
Taygetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollt und dann durch unser Thal
An Rohren breit hinfließend eure Schwäne nährt.

epipeden, in welchen man ihn antrifft, öfters wieder diagonal getheilt sind, wodurch jegleich zwey rohe Obelisken entstehen. Wahrscheinlich kommt diese Naturerscheinung in Ober-Aegypten, im Syenitischen Gebirge, kolossalisch vor; und wie man, eine merkwürdige Stätte zu bezeichnen, irgend einen ansehnlichen Stein aufrichtete, so hat man dort zu öffentlichen Monumenten die größten, vielleicht selbst in dortigen Gebirgen seltenen, Granit-Keile ausgesucht und hervorgezogen. Es gehörte noch immer Arbeit genug dazu, um ihnen eine regelmäßige Form zu geben, die Hieroglyphen mit solcher Sorgfalt hinein zu arbeiten, und das Ganze zu glätten; aber doch nicht so viel, als wenn die ganze Gestalt, ohne einigen Anlaß der Natur, aus einer ungeheuren Felsmasse hätte heraus gehauen werden sollen.

Ich will nicht zur Befestigung meines Arguments die Art angeben, wie die Hieroglyphen eingegraben sind; daß nämlich erst eine Vertiefung in den Stein gehauen ist, in welcher die Figur dann erst erhaben steht. Man könnte dieses noch aus einigen andern Ursachen erklären; ich könnte es aber auch für mich anführen und behaupten: daß man die meisten Seiten der Steine schon so ziemlich eben gefunden, dergestalt daß es viel vortheilhafter gewesen, die Figuren gleichsam zu incassiren, als solche erhaben vorzustellen, und die ganze Oberfläche des Steins um so viel zu vertiefen.

3.
Stundenmaß der Italiäner.

Eine von den Fremden meist aus einem falschen Gesichtspunct betrachtete Einrichtung ist die Art der Italiäner die Uhr zu zählen. Sie verwirrt jeden Ankömmling, und weil der größte Theil der Reisenden überall seine Art zu seyn fortsetzen, in seiner Ordnung und in seinem Gleise bleiben will: so ist es natürlich, daß er sich bitter beschwert, wenn ihm auf einmal ein wichtiges Maß seiner Handlungen gänzlich verrückt wird.

Deutsche Regenten haben in ihren Italiänischen Staaten schon die uns gewöhnliche Art die Stunden zu zählen eingeführt. Dieser sogenannte Franzosische Zeiger, der zum Trost der Fremden schon lange auf Trinita di Monte zu sehen ist, wird nun bald auch in und außerhalb St. Peter den Reisenden ihre gewohnten Stunden zeigen. Unsere Art zu zählen wird also wohl nach und nach gemeiner werden, ob sich gleich das Volk schwerlich so bald damit befassen wird; und gewiß verlöre es auch eine eigenthümliche Landessitte, eine ererbte Vorstellungsart, und eine höchst schickliche Gewohnheit.

Wie oft hören wir von Reisenden das glückliche Land, das schöne Klima, den reinen blauen Himmel, die milde Luft Italiens preisen, und es ist zum größten Theil wahr und unübertrieben. Daraus folgt nun aber für's Leben: daß wer nur kann, und so lang er nur immer

kann, gern unter freiem Himmel seyn und auch bei seinen Geschäften der Luft genießen mag. Wie viele Handwerker arbeiten vor den Häusern auf freier Straße! wie viele Läden sind ganz gegen die Straße zu eröffnet! wie mancherlei geschieht auf den Märkten, Plätzen und in den Höfen! Daß bei einer solchen Lebensart der Moment, wo die Sonne untergeht und die Nacht eintritt, allgemeiner entscheidend seyn müsse, als bei uns, wo es manchmal den ganzen Tag nicht Tag wird, läßt sich leicht einsehen. Der Tag ist wirklich zu Ende; alle Geschäfte einer gewissen Art müssen auch geendigt werden, und diese Epoche hat, wie es einem sinnlichen Volke geziemt, Jahr ein Jahr aus dieselbige Bezeichnung. Nun es ist Nacht (Notte), denn die vierundzwanzigste Stunde wird niemals ausgesprochen, wie man im Französischen Mittag (Midi) und nicht zwölf Uhr sagt. Es läuten die Glocken, ein jeder spricht ein kurzes Gebet, der Diener zündet die Lampen an, bringt sie in das Zimmer und wünschet felicissima notte.

Von dieser Epoche an, welche immer mit dem Sonnenuntergang rückt, bis zum nächsten Sonnenuntergang, wird die Zeit in 24 Stunden getheilt; und da nun jeder durch die lange Gewohnheit weiß, sowohl wann es Tag wird, als in welche Stunde Mittag und Mitternacht fällt: so lassen sich alle Arten von Berechnungen gar bald machen, an welchen die Italiäner ein Vergnügen und eine Art von Unterhaltung zu finden scheinen. Na-

türlicherweise findet sich die Bequemlichkeit dieser Art die Stunden zu zählen bei allen Handlungen, welche auf Tag und Nacht die reinste Beziehung haben, und man sieht wie auf diese Weise die Zeit einer großen sinnlichen Masse Volks eingetheilt werden konnte.

So findet man alle Werkstätten, Studien, Comptoire, Banken, durch alle Jahrszeiten bis zur Nacht offen; jeder kann seine Geschäfte bis dahin verrichten. Hat er müßige Zeit, so kann er seine Spaziergänge bis Sonnenuntergang fortsetzen, alsdann gewisse Cirkel finden und mit ihnen das Nöthige verabreden, sich mit Freunden unterhalten; anderthalb bis zwey Stunden in der Nacht eilt alles den Schauspielhäusern zu; und so scheint man sich selbst Jahr ein Jahr aus in derselbigen Zeit zu leben, weil man immer in der selbigen Ordnung alles was auf Tag und Nacht einen Bezug hat verrichtet, ohne sich weiter zu bekümmern, ob es nach unserer Art zu rechnen früh oder spät seyn möchte.

So wird der große Zusammenfluß von Fahrenden und Fußgängern, welcher in allen großen Städten Italiens, besonders an Sonn- und Festtagen, sich gegen Abend in der Hauptstraße auf dem Hauptplatze sehen läßt, so wird der Römische Corso, und im Carneval von Rom eine ungeheure Masse von unbändigen Menschen durch diese Art die Stunden zu zählen gleichsam wie an einem Faden gelenkt. Ja dadurch, daß Tag und Nacht so entschieden von einander absetzen, werden dem Luxus,

der ſo gern Tag und Nacht mit einander vermiſcht und in einander verwandelt, gewiſſermaßen Gränzen geſetzt.

Ich gebe zu, daß der Italiäner ſein ganzes Leben fortführen, und doch die Stunden nach unſerer Art zählen könne; allein es wird ihm unter ſeinem glücklichen Himmel die Epoche, welche Abends Tag und Nacht ſcheidet, immer die wichtigſte Zeitepoche des Tages bleiben. Sie wird ihm heilig bleiben, weil die Kirche zum Abendgebete nach dem alten Zeitpuncte fortläuten wird. Ich habe ſowohl in Florenz als Mailand bemerken können, daß mehrere Perſonen, obgleich die öffentlichen Uhren alle nach unſerem Zeiger geſtellt ſind, doch ihre Taſchenuhren und ihr häusliches Leben nach der alten Zeitrechnung fortführen. Aus allem dieſem, zu dem ich noch manches hinzufügen könnte, wird man ſchon genug erkennen: daß dieſe Art die Zeit zu rechnen, welche dem Aſtronomen, dem der Mittag der wichtigſte Tagespunct bleibt, verächtlich ſcheinen, dem nordiſchen Fremden unbequem fallen mag, ſehr wohl auf ein Volk berechnet iſt, das unter einem glücklichen Himmel der Natur gemäß leben und die Hauptepochen ſeiner Zeit auf das faßlichſte fixiren wollte.

4.

Frauenrollen auf dem Römischen Theater durch Männer gespielt.

Es ist kein Ort in der Welt, wo die vergangene Zeit so unmittelbar und mit so mancherlei Stimmen zu dem Beobachter spräche, als Rom. So hat sich auch dort unter mehreren Sitten zufälligerweise eine erhalten, die sich an allen andern Orten nach und nach fast gänzlich verloren hat.

Die Alten ließen, wenigstens in den besten Zeiten der Kunst und der Sitten, keine Frau das Theater betreten. Ihre Stücke waren entweder so eingerichtet, daß Frauen mehr und weniger entbehrlich waren; oder die Weiberrollen wurden durch einen Acteur vorgestellt, welcher sich besonders darauf geübt hatte. Derselbe Fall ist noch in dem neueren Rom und dem übrigen Kirchenstaat, außer Bologna, welches unter andern Privilegien auch der Freiheit genießt, Frauenzimmer auf seinen Theatern bewundern zu dürfen.

Es ist so viel zum Tadel jenes Römischen Herkommens gesagt worden, daß es wohl erlaubt seyn möchte, auch etwas zu seinem Lobe zu sagen, wenigstens (um nicht allzuparadox zu scheinen) darauf, als auf einen antiquarischen Rest, aufmerksam zu machen.

Von den Opern kann eigentlich hier die Rede nicht seyn, indem die schöne und schmeichelhafte Stimme der

Castraten, welchen noch überdieß das Weiberkleid besser als Männertracht angemessen scheint, gar leicht mit allem aussöhnet, was allenfalls an der verkleideten Gestalt unschickliches erscheinen möchte. Man muß eigentlich von Trauer- und Lustspielen sprechen, und aus einander setzen, in wie fern dabei einiges Vergnügen zu empfinden sey.

Ich setze voraus was bei jedem Schauspiele vorauszusetzen ist, daß die Stücke nach den Charaktern und Fähigkeiten der Schauspieler eingerichtet seyen: eine Bedingung, ohne welche kein Theater und kaum der größte, mannichfaltigste Acteur bestehen würde.

Die neuern Römer haben überhaupt eine besondere Neigung, bei Maskeraden die Kleidung beider Geschlechter zu verwechseln. Im Carneval ziehen viele junge Bursche im Putz der Frauen aus der geringsten Classe umher, und scheinen sich gar sehr darin zu gefallen. Kutscher und Bediente sind als Frauen oft sehr anständig und, wenn es junge wohlgebildete Leute sind, zierlich und reizend gekleidet. Dagegen finden sich Frauenzimmer des mittleren Standes als Pulcinelle, die vornehmeren in Officiers-Tracht, gar schön und glücklich. Jederman scheint sich dieses Scherzes, an dem wir uns alle einmal in der Kindheit vergnügt haben, in fortgesetzter jugendlicher Thorheit erfreuen zu wollen. Es ist sehr auffallend, wie beide Geschlechter sich in dem Scheine dieser Umschaffung vergnügen, und das Privi-

legium des Tiresias so viel als möglich zu usurpiren suchen.

Eben so haben die jungen Männer, die sich den Weiberrollen widmen, eine besondere Leidenschaft sich in ihrer Kunst vollkommen zu zeigen. Sie beobachten die Mienen, die Bewegungen, das Betragen der Frauenzimmer auf das genaueste; sie suchen solche nachzuahmen, und ihrer Stimme, wenn sie auch den tiefern Ton nicht verändern können, Geschmeidigkeit und Lieblichkeit zu geben; genug, sie suchen sich ihres eignen Geschlechts so viel als möglich ist zu entäußern. Sie sind auf neue Moden so erpicht wie Frauen selbst; sie lassen sich von geschickten Putzmacherinnen heraus staffiren, und die erste Actrice eines Theaters ist meist glücklich genug ihren Zweck zu erreichen.

Was die Nebenrollen betrifft, so sind sie meist nicht zum besten besetzt; und es ist nicht zu läugnen, daß Colombine manchmal ihren blauen Bart nicht völlig verbergen kann. Allein es bleibt auf den meisten Theatern mit den Nebenrollen überhaupt so eine Sache; und aus den Hauptstädten andrer Reiche, wo man weit mehr Sorgfalt auf das Schauspiel wendet, muß man oft bittre Klagen über die Ungeschicklichkeit der dritten und vierten Schauspieler, und über die dadurch gänzlich gestörte Illusion vernehmen.

Ich besuchte die Römischen Komödien nicht ohne Vorurtheil: allein ich fand mich bald, ohne dran zu

denken, versöhnt; ich fühlte ein mir noch unbekanntes Vergnügen, und bemerkte, daß es viele andre mit mir theilten. Ich dachte der Ursache nach, und glaube sie darin gefunden zu haben: daß bei einer solchen Vorstellung, der Begriff der Nachahmung, der Gedanke an Kunst, immer lebhaft blieb, und durch das geschickte Spiel nur eine Art von selbstbewußter Illusion hervorgebracht wurde.

Wir Deutschen erinnern uns, durch einen fähigen jungen Mann alte Rollen bis zur größten Täuschung vorgestellt gesehen zu haben, und erinnern uns auch des doppelten Vergnügens das uns jener Schauspieler gewährte. Eben so entsteht ein doppelter Reiz daher, daß diese Personen keine Frauenzimmer sind, sondern Frauenzimmer vorstellen. Der Jüngling hat die Eigenheiten des weiblichen Geschlechts in ihrem Wesen und Betragen studirt; er bringt sie und bringt sie als Künstler wieder hervor; er spielt nicht sich selbst, sondern eine dritte und eigentlich fremde Natur. Wir lernen diese dadurch nur desto besser kennen, weil sie jemand beobachtet, jemand überdacht hat, und uns nicht die Sache, sondern das Resultat der Sache vorgestellt wird.

Da sich nun alle Kunst hierdurch vorzüglich von der einfachen Nachahmung unterscheidet, so ist natürlich, daß wir bei einer solchen Vorstellung eine eigne Art von Vergnügen empfinden, und manche Unvollkommenheit in der Ausführung des Ganzen übersehen.

Es versteht sich freilich, was oben schon berührt worden, daß die Stücke zu dieser Art von Vorstellung passen müssen.

So konnte das Publicum der *Locandiera* des Goldoni einen allgemeinen Beifall nicht versagen.

Der junge Mann, der die Gastwirthin vorstellte, druckte die verschiedenen Schattirungen, welche in dieser Rolle liegen, so gut als möglich aus. Die ruhige Kälte eines Mädchens die ihren Geschäften nachgeht, gegen jeden höflich, freundlich und dienstfertig ist, aber weder liebt noch geliebt seyn will, noch weniger den Leidenschaften ihrer vornehmen Gäste Gehör geben mag; die heimlichen, zarten Koketterien, wodurch sie denn doch wieder ihre männlichen Gäste zu fesseln weiß; den beleidigten Stolz, da ihr einer derselben hart und unfreundlich begegnet; die mancherlei feinen Schmeicheleyen, womit sie auch diesen anzukirren weiß; und zuletzt den Triumph auch ihn überwunden zu haben!

Ich bin überzeugt, und habe es selbst gesehen, daß eine geschickte und verständige Actrice in dieser Rolle viel Lob verdienen kann: aber die letzten Scenen, von einem Frauenzimmer vorgestellt, werden immer beleidigen. Der Ausdruck jener unbezwinglichen Kälte, jener süßen Empfindung der Rache, der übermüthigen Schadenfreude, werden uns in der unmittelbaren Wahrheit empören; und wenn sie zuletzt dem Hausknechte die Hand gibt, um nur einen Knecht-Mann im Hause zu ha-

Dort hinten ſtill im Gebirgthal hat ein kühn Geſchlecht,
Sich angeſiedelt, dringend aus cimmeriſcher Nacht,
Und unerſteiglich feſte Burg ſich aufgethürmt,
Von da ſie Land und Leute placken wie's behagt.

Helena.

Das konnten ſie vollführen? Ganz unmöglich ſcheint's.

Phorkyas.

Sie hatten Zeit, vielleicht an zwanzig Jahre ſind's.

Helena.

Iſt Einer Herr? ſind's Räuber viel, Verbündete?

Phorkyas.

Nicht Räuber ſind es, Einer aber iſt der Herr.
Ich ſchelt' ihn nicht und wenn er ſchon mich heimgeſucht.
Wohl konnt' er alles nehmen, doch begnügt er ſich
Mit wenigen Freigeſchenken, nannt' er's, nicht Tribut.

Helena.

Wie ſieht er aus?

Phorkyas.

Nicht übel! mir gefällt er ſchon.
Es iſt ein munterer, kecker, wohlgebildeter,
Wie unter Griechen wenig ein verſtänd'ger Mann,
Man ſchilt das Volk Barbaren, doch ich dächte nicht
Daß grauſam einer wäre, wie vor Ilios
Gar mancher Held ſich menſchenfreſſeriſch erwies.
Ich acht' auf ſeine Großheit, ihm vertraut' ich mich.
Und ſeine Burg! die ſolltet ihr mit Augen ſehn,
Das iſt was anderes gegen plumpes Mauerwerk
Das eure Väter, wir nichts dir nichts, aufgewälzt,
Cyklopiſch wie Cyklopen, rohen Stein ſogleich
Auf rohe Steine ſtürzend; dort hingegen, dort

haben, so wird man von dem schalen Ende des Stücks wenig befriedigt sern. Auf dem Römischen Theater dagegen war es nicht die liebloſe Kälte, der weibliche Uebermuth selbſt, di Vorſtellung erinnerte nur daran; man tröſtete ſich, daß es wenigſtens dießmal nicht wahr ſey; man klatſchte dem Jüngling Beifall mit frohem Muthe zu, und war ergötzt, daß er die gefährlichen Eigenſchaften des geliebten Geſchlechts ſo gut gekannt, und durch eine glückliche Nachahmung ihres Betragens uns an den Schönen, für alles was wir ähnliches von ihnen erduldet, gleichſam gerächt habe.

Ich wiederhole alſo: man empfand hier das Vergnügen, nicht die Sache ſelbſt ſondern ihre Nachahmung zu ſehen, nicht durch Natur ſondern durch Kunſt unterhalten zu werden, nicht eine Individualität ſondern ein Reſultat anzuſchauen.

Dazu kam noch, daß die Geſtalt des Acteurs einer Perſon aus der mittleren Claſſe ſehr angemeſſen war.

Und ſo behält uns Rom unter ſeinen vielen Reſten auch noch eine alte Einrichtung, obgleich unvollkommener, auf; und wenn gleich nicht ein jeder ſich daran ergötzen ſollte, ſo findet der Denkende doch Gelegenheit ſich jene Zeiten gewiſſermaßen zu vergegenwärtigen, und iſt geneigter den Zeugniſſen der alten Schriftſteller zu glauben, welche uns an mehreren Stellen verſichern: es ſey männlichen Schauſpielern oft im höchſten Grade gelun-

gen, in weiblicher Tracht eine geschmackvolle Nation zu entzücken.

5.

Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl.

Es scheint nicht überflüssig zu seyn, genau anzuzeigen, was wir uns bei diesen Worten denken, welche wir öfters brauchen werden. Denn wenn man sich gleich auch derselben schon lange in Schriften bedient, wenn sie gleich durch theoretische Werke bestimmt zu seyn scheinen, so braucht denn doch jeder sie meistens in einem eignen Sinne, und denkt sich mehr oder weniger dabei, je schärfer oder schwächer er den Begriff gefaßt hat, der dadurch ausgedrückt werden soll.

Einfache Nachahmung der Natur.

Wenn ein Künstler, bei dem man das natürliche Talent voraussetzen muß, in der frühsten Zeit, nachdem er nur einigermaßen Auge und Hand an Mustern geübt, sich an die Gegenstände der Natur wendete, mit Treue und Fleiß ihre Gestalten, ihre Farben auf das genaueste nachahmte, sich gewissenhaft niemals von ihr entfernte, jedes Gemählde das er zu fertigen hätte wieder in ihrer Gegenwart anfinge und vollendete, ein solcher würde immer ein schätzenswerther Künstler seyn: denn es könnte ihm nicht fehlen, daß er in einem unglaublichen

Grade wahr würde, daß seine Arbeiten sicher, kräftig und reich seyn müßten.

Wenn man diese Bedingungen genau überlegt, so sieht man leicht, daß eine zwar fähige aber beschränkte Natur angenehme aber beschränkte Gegenstände auf diese Weise behandeln könne.

Solche Gegenstände müssen leicht und immer zu haben seyn; sie müssen bequem gesehen und ruhig nachgebildet werden können; das Gemüth, das sich mit einer solchen Arbeit beschäftigt, muß still, in sich gekehrt, und in einem mäßigen Genuß genügsam seyn.

Diese Art der Nachbildung würde also bei sogenannten todten oder stilliegenden Gegenständen von ruhigen, treuen, eingeschränkten Menschen in Ausübung gebracht werden. Sie schließt ihrer Natur nach eine hohe Vollkommenheit nicht aus.

Manier.

Allein gewöhnlich wird dem Menschen eine solche Art zu verfahren zu ängstlich, oder nicht hinreichend. Er sieht eine Uebereinstimmung vieler Gegenstände, die er nur in ein Bild bringen kann indem er das Einzelne aufopfert; es verdrießt ihn, der Natur ihre Buchstaben im Zeichnen nur gleichsam nachzubuchstabiren; er erfindet sich selbst eine Weise, macht sich selbst eine Sprache, um das, was er mit der Seele ergriffen, wieder nach seiner Art auszudrücken, einem Gegenstande den er öfters wie-

derholt hat, eine eigne bezeichnende Form zu geben, ohne, wenn er ihn wiederholt, die Natur selbst vor sich zu haben, noch auch sich geradezu ihrer ganz lebhaft zu erinnern.

Nun wird es eine Sprache, in welcher sich der Geist des Sprechenden unmittelbar ausdrükt und bezeichnet. Und wie die Meinungen über sittliche Gegenstände sich in der Seele eines jeden, der selbst denkt, anders reihen und gestalten, so wird auch jeder Künstler dieser Art die Welt anders sehen, ergreifen und nachbilden, er wird ihre Erscheinungen bedächtiger oder leichter fassen, er wird sie gesetzter oder flüchtiger wieder hervorbringen.

Wir sehen daß diese Art der Nachahmung am geschicktesten bei Gegenständen angewendet wird, welche in einem großen Ganzen viele kleine subordinirte Gegenstände enthalten. Diese letztern müssen aufgeopfert werden, wenn der allgemeine Ausdruck des großen Gegenstandes erreicht werden soll, wie z. E. bei Landschaften der Fall ist, wo man ganz die Absicht verfehlen würde, wenn man sich ängstlich beim Einzelnen aufhalten und den Begriff des Ganzen nicht vielmehr festhalten wollte.

Styl.

Gelangt die Kunst durch Nachahmung der Natur, durch Bemühung sich eine allgemeine Sprache zu machen, durch genaues und tiefes Studium der Gegen-

stände selbst endlich dahin, daß sie die Eigenschaften der Dinge und die Art wie sie bestehen, genau und immer genauer kennen lernt, daß sie die Reihe der Gestalten übersieht, und die verschiedenen charakteristischen Formen neben einander zu stellen und nachzuahmen weiß: dann wird der Styl der höchste Grad wohin sie gelangen kann, der Grad, wo sie sich den höchsten menschlichen Bemühungen gleichstellen darf.

Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Daseyn und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten fähigen Gemüth ergreift, so ruht der Styl auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge, in so fern uns erlaubt ist es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen.

Die Ausführung des oben Gesagten würde ganze Bände einnehmen; man kann auch schon manches darüber in Büchern finden; der reine Begriff aber ist allein an der Natur und den Kunstwerken zu studiren. Wir fügen noch einige Betrachtungen hinzu, und werden, so oft von bildender Kunst die Rede ist, Gelegenheit haben uns dieser Blätter zu erinnern.

Es läßt sich leicht einsehen, daß diese drey hier von einander getheilten Arten, Kunstwerke hervorzubringen, genau mit einander verwandt sind, und daß eine in die andere sich zart verlaufen kann.

Die einfache Nachahmung leicht faßlicher Gegenſtände (wir wollen hier zum Beiſpiel Blumen und Früchte nehmen) kann ſchon auf einen hohen Grad gebracht werden. Es iſt natürlich, daß einer, der Roſen nachbildet, bald die ſchönſten und friſcheſten Roſen kennen und unterſcheiden, und unter Tauſenden, die ihm der Sommer anbietet, herausſuchen werde. Alſo tritt hier ſchon die Wahl ein, ohne daß ſich der Künſtler einen allgemeinen beſtimmten Begriff von der Schönheit der Roſe gemacht hätte. Er hat mit faßlichen Formen zu thun; alles kommt auf die mannichfaltige Beſtimmung und die Farbe der Oberfläche an. Die pelzige Pfirſche, die fein beſtaubte Pflaume, den glatten Apfel, die glänzende Kirſche, die blendende Roſe, die mannichfaltigen Nelken, die bunten Tulpen, alle wird er nach Wunſch im höchſten Grade der Vollkommenheit ihrer Blüthe und Reife in ſeinem ſtillen Arbeitszimmer vor ſich haben; er wird ihnen die günſtigſte Beleuchtung geben; ſein Auge wird ſich an die Harmonie der glänzenden Farben, gleichſam ſpielend, gewöhnen; er wird alle Jahre dieſelben Gegenſtände zu erneuern wieder im Stande ſeyn, und durch eine ruhige nachahmende Betrachtung des ſimpeln Daſeyns die Eigenſchaften dieſer Gegenſtände ohne mühſame Abſtraction erkennen und faſſen: und ſo werden die Wunderwerke eines Huyſum, einer Rachel Ruyſch entſtehen, welche Künſtler ſich gleichſam über das Mögliche hinüber gearbeitet haben. Es iſt offen-

bar, daß ein ſolcher Künſtler nur deſto größer und entſchiedener werden muß, wenn er zu ſeinem Talente noch ein unterrichteter Botaniker iſt; wenn er von der Wurzel an den Einfluß der verſchiedenen Theile auf das Gedeihen und den Wachsthum der Pflanze, ihre Beſtimmung und wechſelſeitigen Wirkungen erkennt; wenn er die ſucceſſive Entwicklung der Blätter, Blumen, Befruchtung, Frucht und des neuen Keimes einſiehet und überdenkt. Er wird alsdann nicht bloß durch die Wahl aus den Erſcheinungen ſeinen Geſchmack zeigen, ſondern er wird uns auch durch eine richtige Darſtellung der Eigenſchaften zugleich in Verwunderung ſetzen und belehren. In dieſem Sinne würde man ſagen können, er habe ſich einen Styl gebildet, da man von der andern Seite leicht einſehen kann, wie ein ſolcher Meiſter, wenn er es nicht gar ſo genau nähme, wenn er nur das Auffallende, Blendende leicht auszudrücken befliſſen wäre, gar bald in die Manier übergehen würde.

Die einfache Nachahmung arbeitet alſo gleichſam im Vorhofe des Styls. Je treuer, ſorgfältiger, reiner ſie zu Werke gehet, je ruhiger ſie das was ſie erblickt, empfindet, je gelaſſener ſie es nachahmt, je mehr ſie ſich dabei zu denken gewöhnt, das heißt, je mehr ſie das Aehnliche zu vergleichen, das Unähnliche von einander abzuſondern, und einzelne Gegenſtände unter allgemeine Begriffe zu ordnen lernet, deſto würdiger wird ſie ſich machen, die Schwelle des Heiligthums ſelbſt zu betreten.

Wenn wir nun ferner die Manier betrachten, so sehen wir, daß sie im höchsten Sinne und in der reinsten Bedeutung des Worts ein Mittel zwischen der einfachen Nachahmung und dem Styl seyn könne. Je mehr sie bei ihrer leichteren Methode sich der treuen Nachahmung nähert, je eifriger sie von der andern Seite das Charakteristische der Gegenstände zu ergreifen und faßlich auszudrücken sucht, je mehr sie beides durch eine reine, lebhafte, thätige Individualität verbindet, desto höher, größer und respectabler wird sie werden. Unterläßt ein solcher Künstler sich an die Natur zu halten und an die Natur zu denken, so wird er sich immer mehr von der Grundfeste der Kunst entfernen, seine Manier wird immer leerer und unbedeutender werden, je weiter sie sich von der einfachen Nachahmung und von dem Styl entfernt.

Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, daß wir das Wort Manier in einem hohen und respectablen Sinne nehmen, daß also die Künstler, deren Arbeiten, nach unsrer Meinung, in den Kreis der Manier fallen, sich über uns nicht zu beschweren haben. Es ist uns bloß angelegen, das Wort Styl in den höchsten Ehren zu halten, damit uns ein Ausdruck übrig bleibe um den höchsten Grad zu bezeichnen, welchen die Kunst je erreicht hat und je erreichen kann. Diesen Grad auch nur erkennen, ist schon eine große Glückseligkeit, und davon sich mit Verständigen unterhalten ein edles Vergnügen.

das wir uns in der Folge zu verschaffen manche Gelegenheit finden werden.

6.

Von Arabesken.

Wir bezeichnen mit diesem Namen eine willkürliche und geschmackvolle mahlerische Zusammenstellung der mannichfaltigsten Gegenstände, um die innern Wände eines Gebäudes zu verzieren.

Wenn wir diese Art Mahlerey mit der Kunst im höhern Sinne vergleichen, so mag sie wohl tadelnswerth seyn und uns geringschätzig vorkommen; allein wenn wir billig sind, so werden wir derselben gern ihren Platz anweisen und gönnen.

Wir können, wo Arabesken hin gehören, am besten von den Alten lernen, welche in dem ganzen Kunstfache unsre Meister sind und bleiben.

Wir wollen suchen unsern Lesern anschaulich zu machen, auf welche Weise die Arabesken von den Alten gebraucht worden sind.

Die Zimmer in den Häusern des ausgegrabenen Pompeji sind meistentheils klein; durchgängig findet man aber, daß die Menschen die solche bewohnten alles um sich her gern verziert und durch angebrachte Gestalten veredelt sahen. Alle Wände sind glatt und sorgfältig abgetüncht, alle sind gemahlt; auf einer Wand von

mäßiger Höhe und Breite findet man in der Mitte ein Bildchen angebracht, das meistens einen mythologischen Gegenstand vorstellt. Es ist oft nur zwischen zwey und drey Fuß lang und proportionirlich hoch, und hat als Kunstwerk mehr oder weniger Verdienst. Die übrige Wand ist in Einer Farbe abgetüncht; die Einfassung derselben besteht aus so genannten Arabesken. Stäbchen, Schnörkel, Bänder, aus denen hie und da eine Blume oder sonst ein lebendiges Wesen hervorblickt, alles ist meistentheils sehr leicht gehalten, und alle diese Zierrathen, scheint es, sollen nur diese einfarbige Wand freundlicher machen und, indem sich ihre leichten Züge gegen das Mittelstück bewegen, dasselbe mit dem Ganzen in Harmonie bringen.

Wenn wir den Ursprung dieser Verzierungsart näher betrachten, so werden wir sie sehr vernünftig finden. Ein Hausbesitzer hatte nicht Vermögen genug, seine ganzen Wände mit würdigen Kunstwerken zu bedecken, und wenn er es gehabt hätte, wäre es nicht einmal rathsam gewesen; denn es würden ihn Bilder mit lebensgroßen Figuren in seinem kleinen Zimmer nur geängstigt, oder eine Menge kleiner neben einander ihn nur zerstreuet haben. Er verziert also seine Wände nach dem Maße seines Beutels auf eine gefällige und unterhaltende Weise; der einfarbige Grund seiner Wände mit den farbigen Zierrathen auf demselben gibt seinen Augen immer einen angenehmen Eindruck. Wenn er für sich zu den-

Iſt alles ſenk- und wagerecht und regelhaft.
Von außen ſchaut ſie! himmelan ſie ſtrebt empor,
So ſtarr, ſo wohl in Fugen, ſpiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja ſelbſt der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelaſſe, rings
Mit Vielheit umgeben, aller Art und Zweck.
Da ſeht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerie'n zu ſchauen aus und ein.
Und Warten.

Chor.

Was ſind Warten?

Phorkyas.

Ajax führte ja
Geſchlung'ne Schlang' im Schilde, wie ihr ſelbſt geſehn.
Die Sieben dort vor Theben trugen Bildnereien
Ein jeder auf ſeinem Schilde, reich bedeutungsvoll.
Da ſah man Mond und Stern' am nächtigen Himmelsraum,
Auch Göttin, Held und Leiter, Schwerter, Fackeln auch.
Und was bedrängliches guten Städten grimmig droht.
Ein ſolch Gebilde führt auch unſre Heldenſchaar
Von ſeinen Ur-Urahnen her in Farbenglanz.
Da ſeht ihr Löwen, Adler, Klau' und Schnabel auch,
Dann Büffelhörner, Flügel, Roſen, Pfauenſchweif,
Auch Streifen, gold und ſchwarz und ſilbern, blau und roth.
Dergleichen hängt in Sälen Reih an Reihe fort,
In Sälen, gränzenloſen, wie die Welt ſo weit;
Da könnt ihr tanzen!

Chor.

Sage, gibt's auch Tänzer da?

ken und zu thun hat, zerſtreuen und beſchäftigen ſie ihn nicht, und doch iſt er von angenehmen Gegenſtänden umgeben. Will er ſeinen Geſchmack an Kunſt befriedigen, will er denken, einen höhern Sinn ergötzen, ſo ſieht er ſeine Mittelbildchen an, und erfreut ſich an ihrem Beſitz.

Auf dieſe Weiſe wären alſo Arabesken jener Zeit nicht eine Verſchwendung, ſondern eine Erſparniß der Kunſt geweſen! Die Wand ſollte und konnte nicht ein ganzes Kunſtwerk ſeyn, aber ſie ſollte doch ganz verziert, ein ganz freundlicher und fröhlicher Gegenſtand werden, und in ihrer Mitte ein proportionirliches gutes Kunſtwerk enthalten, welches die Augen anzöge und den Geiſt befriedigte.

Die meiſten dieſer Stücke ſind nunmehr aus den Wänden herausgehoben und nach Portici gebracht; die Wände mit ihren Farben und Zierrathen ſtehen noch meiſtentheils freier Luft ausgeſetzt und müſſen nach und nach zu Grunde gehen.

Wie wünſchenswerth wäre es, daß man nur einige ſolche Wände im Zuſammenhang, wie man ſie gefunden, in Kupfer mitgetheilt hätte; ſo würde das was ich hier ſage einem jeden ſogleich in die Augen fallen.

Ich glaube noch eine Bemerkung gemacht zu haben, woraus mir deutlich wird, wie die beſſern Künſtler damaliger Zeit dem Bedürfniß der Liebhaber entgegen gearbeitet haben. Die Mittelbilder der Wände, ob ſie

gleich auch auf Tünche gemahlt sind, scheinen doch nicht an dem Orte, wo sie sich gegenwärtig befinden, gefertigt worden zu seyn: es scheint als habe man sie erst herbei gebracht, an die Wand befestigt, und sie daselbst eingetüncht und die übrige Fläche umher gemahlt.

Es ist sehr leicht, aus Kalk und Pozzolane feste und transportable Tafeln zu fertigen. Wahrscheinlich hatten gute Künstler ihren Aufenthalt in Neapel, und mahlten mit ihren Schülern solche Bilder in Vorrath; von daher holte sich der Bewohner eines Landstädtchens, wie Pompeji war, nach seinem Vermögen ein solches Bild; Tüncher und subordinirte Künstler, welche fähig waren Arabesken hinzuzeichnen, fanden sich eher, und so ward das Bedürfniß eines jeden Hausbesitzers befriedigt.

Man hat in dem Gewölbe eines Hauses zu Pompeji ein paar solche Tafeln los und an die Wand gelehnt gefunden; und daraus hat man schließen wollen, die Einwohner hätten bei der Eruption des Vesuv Zeit gehabt, solche von den Wänden abzusägen, in der Absicht sie zu retten. Allein es scheint mir dieses in mehr als einem Sinne höchst unwahrscheinlich, und ich bin vielmehr überzeugt, daß es solche angeschaffte Tafeln gewesen, welche noch erst in einem Gebäude hätten angebracht werden sollen.

Fröhlichkeit, Leichtsinn, Lust zum Schmuck scheinen die Arabesken erfunden und verbreitet zu haben,

und in dieſem Sinn mag man ſie gerne zulaſſen, beſonders wenn ſie, wie hier, der beſſern Kunſt gleichſam zum Rahmen dienen, ſie nicht ausſchließen, ſie nicht verdrängen, ſondern ſie nur noch allgemeiner, den Beſitz guter Kunſtwerke möglicher machen.

Ich würde deßwegen nie gegen ſie eifern, ſondern nur wünſchen, daß der Werth der höchſten Kunſtwerke erkannt würde. Geſchieht das, ſo tritt alle ſubordinirte Kunſt, bis zum Handwerk herunter, an ihren Platz, und die Welt iſt ſo groß und die Seele hat ſo nöthig ihren Genuß zu vermannichfaltigen, daß uns das geringſte Kunſtwerk an ſeinem Platz immer ſchätzbar bleiben wird.

In den Bädern des Titus zu Rom ſieht man auch noch Ueberbleibſel dieſer Mahlerey. Lange gewölbte Gänge, große Zimmer, ſollten gleichſam nur geglättet und gefärbt, mit ſo wenig Umſtänden als möglich verziert werden. Man weiß, mit welcher Sorgfalt die Alten ihre Mauern abtünchten, welche Marmorglätte und Feſtigkeit ſie der Tünche zu geben wußten. Dieſe reine Fläche mahlten ſie mit Wachsfarben, die ihre Schönheit bis jetzt noch kaum verloren haben und in ihrer erſten Zeit wie mit einem glänzenden Firniß überzogen waren. Schon alſo, wie geſagt, ergötzte ein ſolcher gewölbter Gang durch Glätte, Glanz, Farbe, Reinlichkeit das Auge. Die leichte Zierde, der gefällige Schmuck

contraſtirte gleichſam mit den großen, einfachen, architektoniſchen Maſſen, machte ein Gewölbe zur Laube und einen dunklen Saal zur bunten Welt. Wo ſie ſolid verzieren ſollten und wollten, fehlte es ihnen weder an Mitteln noch an Sinn, wovon ein andermal die Rede ſeyn wird.

Die berühmten Arabesken, womit Raphael einen Theil der Logen des Vaticans ausgeziert, ſind freilich ſchon in einem andern Sinne; es iſt als wenn er verſchwenderiſch habe zeigen wollen, was er erfinden, und was die Anzahl geſchickter Leute, welche mit ihm waren, ausführen konnte. Hier iſt alſo ſchon nicht mehr jene weiſe Sparſamkeit der Alten, die nur gleichſam eilten mit einem Gebäude fertig zu werden, um es genießen zu können: ſondern hier iſt ein Künſtler, der für den Herrn der Welt arbeitet, und ſich ſowohl als jenem ein Denkmal der Fülle und des Reichthums errichten will. Am meiſten im Sinne der Alten dünken mich die Arabesken in einem Zimmerchen der Villa, welche Raphael mit ſeiner Geliebten bewohnte. Hier findet man, an den Seiten der gewölbten Decke, die Hochzeit Alexanders und Roxanens, und ein ander geheimnißvoll allegoriſches Bild, wahrſcheinlich die Gewalt der Begierden vorſtellend. An den Wänden ſieht man kleine Genien und ausgewachſene männliche Geſtalten, die auf Schnörkeln und Stäben gaukeln, und ſich heftiger und

munterer bewegen. Sie ſcheinen zu balanciren, nach einem Ziel zu eilen, und was alles die Lebensluſt für Bewegungen einflößen mag. Das Bruſtbild der ſchönen Fornarina iſt viermal wiederholt, und die halb leichtſinnigen, halb ſoliden Zierrathen dieſes Zimmerchens athmen Freude, Leben und Liebe. Er hat wahrſcheinlicherweiſe nur einen Theil davon ſelbſt gemahlt, und es iſt um ſo reizender, weil er hier viel hätte machen können, aber weniger, und eben was genug war, machen wollte.

7.

Volksgeſang.

Venedig.

Es iſt bekannt, daß in Venedig die Gondoliere große Stellen aus Arioſt und Taſſo auswendig wiſſen, und ſolche auf ihre eigne Melodie zu ſingen pflegen. Allein dieſes Talent ſcheint gegenwärtig ſeltner geworden zu ſeyn; wenigſtens konnte ich erſt mit einiger Bemühung zwey Leute auffinden, welche mir in dieſer Art eine Stelle des Taſſo vortrugen.

Es gehören immer zwey dazu, welche die Strophen wechſelsweiſe ſingen. Wir kennen die Melodie ungefähr durch Rouſſeau, deſſen Liedern ſie beigedruckt iſt; ſie hat eigentlich keine melodiſche Bewegung, und iſt eine Art von Mittel zwiſchen dem Canto fermo und dem

Canto figurato; jenem nähert sie sich durch recitativische Declamation, diesem durch Passagen und Läufe, wodurch eine Sylbe aufgehalten und verziert wird.

Ich bestieg bei hellem Mondschein eine Gondel, ließ den einen Sänger vorn, den andern hinten hin treten, und fuhr gegen St. Georgio zu. Einer fing den Gesang an, nach vollendeter Strophe begann der andere, und so wechselten sie mit einander ab. Im Ganzen schienen es immer dieselbigen Noten zu bleiben, aber sie gaben, nach dem Inhalt der Strophe, bald der einen oder der andern Note mehr Werth, veränderten auch wohl den Vortrag der ganzen Strophe, wenn sich der Gegenstand des Gedichtes veränderte.

Ueberhaupt aber war ihr Vortrag rauh und schreiend. Sie schienen, nach Art aller ungebildeten Menschen, den Vorzug ihres Gesangs in die Stärke zu setzen, einer schien den andern durch die Kraft seiner Lunge überwinden zu wollen, und ich befand mich in dem Gondelkästchen, anstatt von dieser Scene einigen Genuß zu haben, in einer sehr beschwerlichen Situation.

Mein Begleiter, dem ich es eröffnete und der den Credit seiner Landsleute gern erhalten wollte, versicherte mir, daß dieser Gesang aus der Ferne sehr angenehm zu hören sey; wir stiegen deßwegen an's Land, der eine Sänger blieb auf der Gondel, der andere entfernte sich einige hundert Schritte. Sie fingen nun an gegen einander zu singen, und ich ging zwischen ihnen auf und ab,

so

so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte. Manchmal stand ich still und horchte auf einen und den andern.

Hier war diese Scene an ihrem Platze. Die stark declamirten und gleichsam ausgeschrienen Laute trafen von fern das Ohr, und erregten die Aufmerksamkeit; die bald darauf folgenden Passagen, welche ihrer Natur nach leiser gesungen werden mußten, schienen wie nachklingende Klagetöne auf einen Schrei der Empfindung, oder des Schmerzens. Der andere, der aufmerksam horcht, fängt gleich da an, wo der erste aufgehört hat, und antwortet ihm, sanfter oder heftiger, je nachdem es die Strophe mit sich bringt. Die stillen Canäle, die hohen Gebäude, der Glanz des Mondes, die tiefen Schatten, das Geistermäßige der wenigen hin und wiederwandelnden schwarzen Gondeln vermehrte das Eigenthümliche dieser Scene, und es war leicht unter allen diesen Umständen den Charakter dieses wunderbaren Gesangs zu erkennen.

Er paßt vollkommen für einen müßigen einsamen Schiffer, der auf der Ruhe dieser Canäle in seinem Fahrzeug ausgestreckt liegt, seine Herrschaft oder Kunden erwartet, vor Langerweile sich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig weiß, diesem Gesang unterschiebt. Manchmal läßt er seine Stimme so gewaltsam als möglich hören, sie verbreitet sich weit über den stillen Spiegel, alles ist ruhig umher, er ist mitten in einer

großen volkreichen Stadt gleichsam in der Einsamkeit. Da ist kein Gerassel der Wagen, kein Geräusch der Fußgänger, eine stille Gondel schwebt bei ihm vorbei, und kaum hört man die Ruder plätschern.

In der Ferne vernimmt ihn ein anderer, vielleicht ein ganz unbekannter. Melodie und Gedicht verbinden zwey fremde Menschen, er wird das Echo des ersten und strengt sich nun auch an gehört zu werden, wie er den ersten vernahm. Convention heißt sie von Vers zu Vers wechseln, der Gesang kann Nächte durch währen, sie unterhalten sich ohne sich zu ermüden, der Zuhörer, der zwischen beiden durchfährt, nimmt Theil daran, indem die beiden Sänger mit sich beschäftigt sind.

Es klingt dieser Gesang aus der weiten Ferne unaussprechlich reizend, weil er in dem Gefühl des Entfernten erst seine Bestimmung erfüllt. Er klingt wie eine Klage ohne Trauer, und man kann sich der Thränen kaum enthalten. Mein Begleiter, welcher sonst kein sehr fein organisirter Mann war, sagte ganz ohne Anlaß: e singolare come quel canto intenerisce, e molto piu quando lo cantano meglio.

Man erzählte mir, daß die Weiber vom Lido (der langen Inselreihe, welche das Adriatische Meer von den Lagunen scheidet), besonders die von den äußersten Ortschaften Malamocca und Palestrina, gleichfalls den Tasso auf diese und ähnliche Melodien sängen.

Sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer, um

zu fischen auf das Meer gefahren sind, sich Abends an das Ufer zu setzen und diese Gesänge anzustimmen, und so lange heftig damit fortzufahren, bis sie aus der Ferne das Echo der Ihrigen vernehmen.

Wie viel schöner und noch eigenthümlicher bezeichnet sich hier dieser Gesang als der Ruf eines Einsamen in die Ferne und Weite, daß ihn ein anderer und gleichgestimmter höre und ihm antworte! Es ist der Ausdruck einer starken herzlichen Sehnsucht, die doch jeden Augenblick dem Glück der Befriedigung nahe ist.

R o m.

R i t o r n e l l i.

Mit einem ähnlichen Gesang, der aber in keinem Sinne gefällig oder reizend ist, pflegt der Pöbel von Rom sich zu unterhalten, und beleidigt jedes Ohr außer sein eignes.

Es ist gleichfalls eine Art von Canto fermo, Recitation oder Declamation, wie man will. Keine melodische Bewegung zeichnet ihn aus, die Intervalle der Töne lassen sich durch unsere Art die Noten zu schreiben nicht ausdrücken, und diese seltsamen Intervalle, mit der größten Gewalt der Stimme vorgetragen, bezeichnen eigentlich diese Gesangsweise. Eben so ist Ton und Manier der Singenden, oder vielmehr Schreienden, so vollkommen überein, daß man durch alle Straßen von Rom immer denselben tollen Menschen zu hören glaubt. Ge-

wöhnlich hört man sie nur in der Dämmerung oder zur Nachtzeit; sobald sie sich frei und losgebunden fühlen, geht dieses Geschrei los. Ein Knabe, der nach einem heißen Tag Abends die Fenster aufmacht, ein Fuhrmann, der mit seinem Karren zum Thor herausfährt, ein Arbeiter, der aus einem Haus heraustritt, bricht unmittelbar in das unbändige Geschrei aus. Sie heißen diese Art zu singen Ritornelli, und legen dieser Unmelodie alle Worte unter die ihnen einfallen, weil sich jede Art von Phrasen und Perioden, sie seyen metrisch oder prosaisch, leicht damit begleiten läßt. Selten sind die Worte verständlich, und ich erinnere mich nur einigemal einen solchen Sänger verstanden zu haben. Es schien mir sein Lied rohe, obgleich nicht ganz unwitzige, Invectiven gegen die Nachbarinnen zu enthalten.

Vaudevilles.

Im Jahr 1786 hörte man noch überall den Marlboroughs, der bald Italiänisch, bald Französisch ungefähr auf seine bekannte Melodie, auf allen Straßen gesungen ward.

Zu Anfang 1787 verdrängte ihn ein Vaudeville, welches in kurzer Zeit so um sich griff, daß es die kleinsten Kinder so gut als alle erwachsenen Personen sangen; es ward verschiedentlich componirt und mehrstimmig in Opernarien aufgeführt. Eigentlich war es eine Liebeserklärung an eine Dame. Jeder Vers enthielt Lob-

Phorkyas.

Die beſten! goldgelockte, friſche Burſchenſchaar.
Die duften Jugend, Paris duftete einzig ſo,
Als er der Königin zu nahe kam.

Helena.

Du fällſt
Ganz aus der Rolle, ſage mir das letzte Wort!

Phorkyas.

Du ſprichſt das letzte, ſagſt mit Ernſt vernehmlich ja!
Sogleich umgeb' ich dich mit jener Burg.

Chor.

O ſprich
Das kurze Wort! und rette dich und uns zugleich.

Helena.

Wie? ſollt' ich fürchten, daß der König Menelas
So grauſam ſich vergienge mich zu ſchädigen?

Phorkyas.

Haſt du vergeſſen, wie er deinen Deiphobus,
Des todtgekämpften Paris Bruder, unerhört
Verſtümmelte, der ſtarrſinnig Witwe dich erſtritt
Und glücklich lebte; Naſ' und Ohren ſchnitt er ab
Und ſtümmelte mehr ſo; Greuel war es anzuſchaun.

Helena.

Das that er jenem, meinetwegen that er das.

Phorkyas.

Um jeneswillen wird er dir das Gleiche thun.
Untheilbar iſt deine Schönheit; der ſie ganz beſaß
Zerſtört ſie lieber, fluchend jedem Theilbeſitz.

(Trompeten in der Ferne; der Chor fährt zuſammen.)

sprüche und Versprechungen, welche durch den Refrain immer wieder aufgehoben wurden.

Non dico! ist die populäre Redensart, wodurch man etwas, was man selbst oder ein anderer Uebertriebenes gesagt hat, sogleich in Zweifel zieht.

Hier ist der erste Vers:

Ogni uomo, ogni donzella,
Mia dolce Miram!
Mi dice che sei bella.
E penso anch'io così:
Non dico: bella bella!
Ma — li la ba te li.

Letzte Ma — welches durch die unbedeutenden Refrain-Sylben aufgefangen wird, gibt dem Ausdruck der Ironie die völlige Stärke.

Die Melodie, welche am allgemeinsten gehört wurde, ist singbar und angenehm, aber nicht expressiv.

Romanze.

Man hört in Rom wenig von Gespenstergeschichten, und wahrscheinlich ist die Ursache davon: weil kein katholischer Christ, der gebeichtet und die Sacramente empfangen hat, verdammt werden kann, sondern nur noch zur Vollendung der Buße und Reinigung eine Zeit lang im Fegefeuer aushalten muß. Alle Gemüther sind andächtig auf die Erleichterung und Befreiung der guten leidenden Seelen gerichtet. Manchmal erscheint wohl das ganze Fegefeuer einem beängstigten Gläubigen im Traum oder Fieber; und alsdann ist die Mutter Gottes

in freundlicher Erscheinung gleich dabei, wie man auf so vielen Gelübde-Tafeln sehen kann. Allein die eigentlichen Gespenster-, Hexen- und Teufels-Ideen scheinen mehr den nordischen Gegenden eigen zu seyn.

Um so viel mehr wunderte ich mich über eine Romanze, welche ein blinder Neapolitanischer Knabe, der sich in Rom herumführen ließ, einige Wochen sang, deren Inhalt und Vorstellungsart so nordisch als möglich ist.

Die Scene ist Nachts, bei dem Hochgerichte. Eine Hexe bewacht den Leichnam eines hingerichteten, wahrscheinlich auf's Rad geflochtenen, Missethäters; ein frecher Mensch schleicht sich hinzu, in der Absicht einige Glieder des Körpers zu stehlen. Er vermuthet die Hexe nicht in der Nähe, doch faßt er sich und redet sie mit einem Zaubergruß an. Sie antwortet ihm, und ihr Gespräch, mit einer immer wiederkehrenden Formel, macht das Gedicht aus. Hier ist der erste Vers. Die Melodie, mit den Zeilen, wodurch sich die übrigen Strophen von der ersten unterscheiden, finden sich am Schlusse.

Gurugiùm a te! guragiu!
Che ne vuoi della vecchia tu?
Io voglio questi piedi.
E che diavolo che ne vuoi far?
Per far piedi ai candelieri.
Cadavere! malattia!
Aggi pazienza, vecchia mia.

Hier ist eine ungefähre Uebersetzung zu mehrerer Deutlichkeit.

Gurugiu! soll wahrscheinlicherweise ein freundlicher Zaubergruß seyn.

Der Dieb. Gurugium zu dir! Gurugiu!

Die Hexe. Was willst von der Alten du?

Der Dieb. Ich hätte gern die Füße!

Die Hexe. Was Teufel damit zu thun?

Der Dieb. Zu machen Leuchter-Füße.

Die Hexe. Daß dich die Pest und Seuche!

Der Dieb. Alte! liebe Alte! Geduld!

Die übrigen Verse unterscheiden sich nur von dem ersten durch die veränderte dritte und fünfte Zeile, worin er immer ein ander Glied verlangt und einen andern Gebrauch davon angibt.

Ich erinnere mich in keiner Italiänischen Liedersammlung ein ähnliches Gedicht gesehen zu haben. Der Abscheu vor solchen Gegenständen ist allgemein. Eben so glaubt man in der Melodie etwas Fremdes zu entdecken.

Geistliches dialogisirtes Lied.

Artiger, angenehmer, dem Geiste der Nation und den Grundsätzen des katholischen Glaubens angemessener ist die Bearbeitung der Unterhaltung Christi mit der Samariterin zu einem dramatischen Liede. Es hat innerlich die völlige Form eines Intermezzo zu zwey Stimmen, und wird nach einer faßlichen Melodie von zwey armen Personen auf der Straße gesungen. Mann und

Frau ſetzen ſich in einiger Entfernung von einander und tragen wechſelsweiſe ihren Dialog vor, ſie erhalten zuletzt ein kleines Almoſen, und verkaufen ihre gedruckten Geſänge an die Zuhörer.

Wir geben hier das Lied ſelbſt im Original, das durch eine Ueberſetzung alle Grazie verlieren würde, und ſchalten für diejenigen Leſer, welche mit dem Italiäniſchen nicht ganz bekannt ſind, einen kleinen Commentar zwiſchen den Dialog ein.

Der Schauplatz iſt an einem Brunnen in der Nähe der Stadt Samaria.

Erſter Theil.

Jeſus kommt und macht die Expoſition ſeines Zuſtandes und des Ortes.

Sono giunto stanco e lasso
Dal mio lungo camminar.
Ecco il pozzo, e questo è il sasso
Per potermi riposar.

Er erklärt ſeine Abſicht:

Qui mi fermo, quivi aspetto.
Una Donna ha da venir.
O bel fonte, o fonte eletto
Alma infida a convertir!

Pecorella già smarrita
Dall' ovile cercando va.
Ma ben presto convertita
Al pastor ritornerà.

Die Schöne läßt ſich von weiten ſehn.

Ecco appunto la meschina.
Che sen vien sola da se.
Vieni vieni, o poverina.
Vien, t'aspetto, vien da me.

Samariterin. Bleibt in der Ferne ſtehen, ſieht ſich nach dem Brunnen um. Es iſt ihr unangenehm jemanden dort zu finden.

Questo appunto ci mancava:
Chi e colui, che siede là?
Io di già me l'aspettava
Di trovar qualcuno qua.

Beſonders will ihr der Jude nicht gefallen.

E un Giudeo, se ben ravviso,
Lo conosco in fin di qui;
Alle chiome, al mento, al viso
Egli e d'esso, egli e, si si.

Sie gedenkt des Haſſes der beiden Völker:

Questa gente non e amica
Della patria mia, lo so;
Vi e una ruggine alta, e antica,
Che levare non si puo.

Allein ſie nimmt ſich zuſammen, geht nach ihrem Geſchäfte und ſetzt ſich vor, wenn er nicht freundlich iſt, ſchnippiſch dagegen zu ſeyn.

Badero alli fatti miei,
Io al pozzo voglio andar:
Se dira, Donna chi sei?
Gli diro, son chi mi par.

Jesus überraſcht ſie mit einem frommen und gefälligen Gruß.

Buona donna, il ciel vi guardi!

Samar. Iſt verwundert und gleich gewonnen; ſie erwidert freundlich:

O buon Uomo, a voi ancor!

Jesus. Nähert ſich im Geſpräche:

Siete giunta troppo tardi.

Samar. Läßt ſich weiter ein:

Non potevo piu a buon or.

Jesus. Verlangt zu trinken.

O figliuola, che gran sete!
Un po' d'acqua in carità.
Deh, ristoro a me porgete,
Un po' d'acqua per pietà!

Samar. Es kommt ihr paradox vor, daß ein Jude von ihr zu trinken verlangt.

Voi a me Samaritana
Domandate vi dia da ber.
A un Giudeo è cosa strana
Chi l'avesse da veder.

Queste due nazion fra loro
Non si posson compatir:
Se vedesse un di coloro,
Cosa avrebbe mai a dir.

Jesus. Macht einen Uebergang vom Paradoxen zum Wunderbaren.

Se sapeste, se sapeste
Chi a voi chiede da ber,
Certo a lui richiedereste
Acqua viva per aver.

Samar. Glaubt er wolle sie zum Besten haben.

Voi burlate, e dov' è il secchio,
Dove l'acqua, o buon Signor?
Di Giacobbe il nostro vecchio
Siete voi forse maggior?

Che sia pur benedetto!
Questo pozzo a noi lasciò:
I suoi figli, il suo diletto
Gregge in questo abbeverò.

Jesus. Bleibt bei seinem Gleichnisse und verspricht jedem durch sein Wasser den Durst auf immer zu löschen.

O figliuola, chi l'acqua mia,
Acqua viva beverà,
Già sia pur chiunque sia,
Mai in eterno sete avrà.

Samar. Findet das sehr bequem und bittet sich davon aus.

O Signor, non si potrebbe
Di quest' acqua un po' gustar?
La fatica leverebbe
Di venirla qui a cavar.

Jesus. Versucht sie.

A chiamar vostro marito
Gite, l'acqua vi darò:
Ne temete sia partito,
Perchè vi aspetterò.

Samar. Will von keinem Mann wiſſen.

Io Marito! Guardi il cielo,
Sono libera di me.

Jeſus. Beſchämt ihre Verſtellung.

Che direte s'io vi svelo
Che n'avete più di tre?

Cinque già ne avete avuti,
Se vostr' è quel ch' avete or.

Samar. Erſchrickt.

Oh che sento (bei Seite) il Ciel m'ajuti!

Sie bekennt

Dite vero, o mio Signor.

und geſteht ihm zu, daß er ein großer Prophet ſeyn müſſe, um von ihren Liebeshändeln ſo genau unterrichtet zu ſeyn.

Certo che siete Profeta.
Ben sapete indovinar.

Sie will ſich wegſchleichen.

Io per dirlo cheta, cheta.
Me ne voglio un poco andar.

Jeſus. Hält ſie und ſpricht von der Ankunft des Meſſias.

No, no, no, non gite via
Che è venuto il tempo già
D'adorare il Gran Messia
In spirito e verità.

Samar. Erklärt ſich darüber ſehr naiv.

Che il Messia abbia a venire
Io non nego, oh questo no:
Ma se poi avessi a dire
Se è venuto, non lo so.

Jesus. Stellt sich selbst als den Messias dar.

O fanciuola, egli è venuto
Il Messia, credete a me,
Se può essere creduto,
Chi vi parla quel Egli è.

Samar. Unverzüglich glaubt sie, betet an und erbietet sich zum Apostelamt.

Io vi credo, o buon Signore,
E vi adoro, or voglio gir
In Sammaria, un tal stupore
Voglio a tutti riferir.

Jesus. Sendet sie.

Gite pur! Sia vostra gloria
Se vi crede la città.
Per sì nobile vittoria
Tutto il ciel trionferà.

Samar. Ist entzückt über die göttliche Gnade.

O divina sì grand' opra
Convertir sì infido cuor.

Jesus. Zeugt von der Macht und Liebe Gottes.

Il poter tutto si adopra
Del gran Dio sotto l'amor.

Zweyter Theil.

Samar. Wie sie überzeugt weggegangen, kommt sie nun ganz bekehrt zurück.

Ecco qui quella meschina
Che ritorna onde partì;
O amabile divina
Maestà, eccomi qui!

L'alma mia in questo pozzo
La vostra acqua si gustò:
Che ogni fonte dopo sozzo
Qual pantan gli risembrò.

Mille grazie, o grand' Iddio,
A voi rendo, e sommo onor,
Che mutò questo cor mio
Dal profano al santo amor!

Jesus. Nimmt sie als Tochter an, und erklärt sich selbst für Gott.

O mia figlia! tale adesso
Più che mai vi vo' chiamar,
La mia grazia quanto spesso
Si bell' opra ella sa far.

Sono Dio! di già 'l sapete,
E mio braccio tutto può,
Io per voi, se fede avrete,
Quanto più per voi farò.

Samar. Wiederholt ihr Glaubensbekenntniß.

Siete Dio onnipotente,
E veduto l'ho pur or:
Di Sammaria la gran gente
Convertita è a Voi, Signor.

Jesus. Hat das von Ewigkeit schon gewußt und sie zum Apostel ersehen.

Ab eterno già sapea
E però vi mandai la;

Wie ſcharf der Trompete Schmettern Ohr und Eingeweid
Zerreißend anfaßt, alſo krallt ſich Eiferſucht
Im Buſen feſt des Mannes, der das nie vergißt
Was einſt er beſaß und nun verlor, nicht mehr beſitzt.

Chor.

Hörſt du nicht die Hörner ſchallen? ſiehſt der Waffen Blitze nicht?

Phorkyas.

Sey willkommen Herr und König, gerne geb' ich Rechenſchaft.

Chor.

Aber wir?

Phorkyas.

Ihr wißt es deutlich, ſeht vor Augen ihren Tod,
Merkt den eurigen da drinne; nein zu helfen iſt euch nicht.

(Pauſe.)

Helena.

Ich ſann mir aus das Nächſte was ich wagen darf.
Ein Widerdämon biſt du, das empfind' ich wohl,
Und fürchte, Gutes wendeſt du zum Böſen um.
Vor allem aber folgen will ich dir zur Burg;
Das andre weiß ich; was die Königin dabei
In tiefem Buſen geheimnißvoll verbergen mag,
Sey jedem unzugänglich. Alte! geh voran.

Chor.

O wie gern gehen wir hin,
Eilenden Fußes;
Hinter uns Tod,
Vor uns abermals
Ragender Veſte
Unzugängliche Mauer.

Fin d'allora vi scegliea
A bandir la verità.

Samar. Iſt beſchämt.

O Signor, io mi arrossisco
Di vedermi in tanto onor,
Più ci penso, e men capisco,
Come a me tanto favor.

Jeſus. Erklärt ihr ſeine göttliche Methode große Dinge durch geringe Mittel zu thun.

Questo è già costume mio
Qual io sono a dimostrar.
Per oprar cosa da Dio
Mezzi deboli adattar.

Er gibt Beiſpiele aus der Geſchichte.

D'Oloferne il disumano
Dite su, chi trionfò?
Donna fral di propria mano
Nel suo letto lo svenò.

Il Gigante fier Golia
Come mai, come morì?
D'un cassetto della via,
Che scagliato lo colpì.

Eben ſo iſt die ganze Welt aus Nichts geſchaffen.

Tutto il mondo già creato
Opra fu della mia man,
Ed il tutto fu cavato
Dal suo niente in tutto van.

Und ſeine göttliche Abſicht iſt die Verherrlichung ſeines Namens.

Perchè vo' la gloria mia,
Come è debito per me

Und der Nutzen ist den Gläubigen bestimmt.

L'util poi voglio che sia
Sol di quel che opra con fe.

Sam. Begnügt sich am Evangelio.

Che piu potrete darmi?
Mi scoprite il gran Vangel.
E di quel volete farmi
Una Apostola fedel.

Ihr Herz entbrennt in Liebe und Zärtlichkeit. Sie gibt sich ihm ganz hin.

Quanto mai vi devo, quanto
Cortesissimo Gesu!
A voi m'offro e dono intanto,
Ne saro d'altri mai piu.

Jesus. Acceptirt ihr Herz.

Vi gradisco, si, vi accetto,
Si, già accetto il vostro amor,
E gradito e sol diletto
Esser vo' dal vostro cor.

Samar. Umfaßt ihn als Bräutigam.

Si, sarete sposo mio.

Jesus. Umfängt sie als Braut.

Sposa voi sarete à me.

Samaritertin.

Io in voi,

Jesus.

Ed in voi io,

Zu zwey.

Scambievole eterna fe.

Und

Und so endigt sich das Drama mit einer förmlichen und ewigen Verbindung.

Es ließe sich aus diesem Gesange gar leicht die Theorie der Bekehrungs- und Missions-Geschichten entwickeln; es enthält die ganze Heilsordnung und den Fortschritt von der irdischen zur himmlischen Liebe: jeder katholische Christ kann es hören und singen, sich damit unterhalten und erbauen, jedes Mädchen kann dabei an ihren irdischen, jede Nonne an ihren himmlischen Bräutigam denken, und jede artige Sünderin in der Hoffnung eines künftigen Apostolats sich beruhigen. Und man möchte hier bemerken, daß es eigentlich der Römischen Kirche am besten gelungen sey, die Religion populär zu machen, indem sie solche nicht sowohl mit den Begriffen der Menge, als mit den Gesinnungen der Menge zu vereinigen gewußt hat.

Die Tarantella.

Der Tanz, welcher die Tarantella genannt wird, ist in Neapel unter den Mädchen der geringen und Mittel-Classe allgemein. Es gehören wenigstens ihrer drei dazu: die eine schlägt das Tamburin, und schüttelt von Zeit zu Zeit die Schellen an demselben ohne darauf zu schlagen, die andern beiden mit Castagnetten in den Händen machen die Schritte des Tanzes.

Eigentlich sind es, wie bei allen roheren Tänzen, eine abgesonderten und für sich selbst bestehenden zier-

lichen Tanzschritte. Die Mädchen treten vielmehr nur den Tact, indem sie eine Weile auf einem Platze gegen einander über trippeln, dann sich umdrehen, die Plätze wechseln u. s. w.

Bald wechselt eine der Tanzenden ihre Castagnetten gegen das Tamburin, bleibt nun stille stehen, indeß die dritte zu tanzen anfängt, und so können sie sich Stunden lang vergnügen ohne sich um den Zuschauer zu bekümmern. Dieser Tanz ist nur eine Unterhaltung für Mädchen, kein Knabe rührt ein Tamburin an. Allein die weiblichen Geschöpfe scheinen die angenehmsten Stunden ihrer Jugend in diesem Tact wegzuhüpfen, und man hat schon bemerkt, daß eben dieser Tanz bei Gemüthskrankheiten oder bei jenem Spinnenstich, welcher wahrscheinlich durch Transpiration curirt wird, durch die Bewegung dem weiblichen Geschlecht sehr heilsam seyn kann: auf der andern Seite sieht man aber auch, daß dieser Tanz ohne äußere Veranlassung selbst in eine Krankheit ausarten könne.

Ueber beides hat uns Herr von Riedesel in seinen Reisen schöne, genaue Beobachtungen gegeben.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu: daß dieser Tanz Tarantella genannt wird, nicht von dem Namen jenes Insects; sondern Tarantola heißt eine Spinne, die sich vorzüglich im Tarentinischen findet, und Tarantella, ein Tanz, der vorzüglich im Tarentinischen getanzt wird. Sie haben also ihren ähnlichen Namen von dem

gemeinschaftlichen Vaterlande, ohne deßhalb unter sich eine Gemeinschaft zu bezeichnen. Eben so werden Tarentinische Austern vorzüglich geschätzt, und noch andere Producte jenes schönen Landes.

Ich merke dieses hier an, weil falsche Namensverwandtschaften oft den Begriff eines falschen Verhältnisses unterhalten, und es Pflicht ist jedem Irrthum und Mißverständniß so viel als möglich vorzubeugen und gegen alles Wunderbare zu arbeiten, damit das Merkwürdige seinen Platz behaupte.

6.

Aeltere Gemählde.

Venedig, 1791.

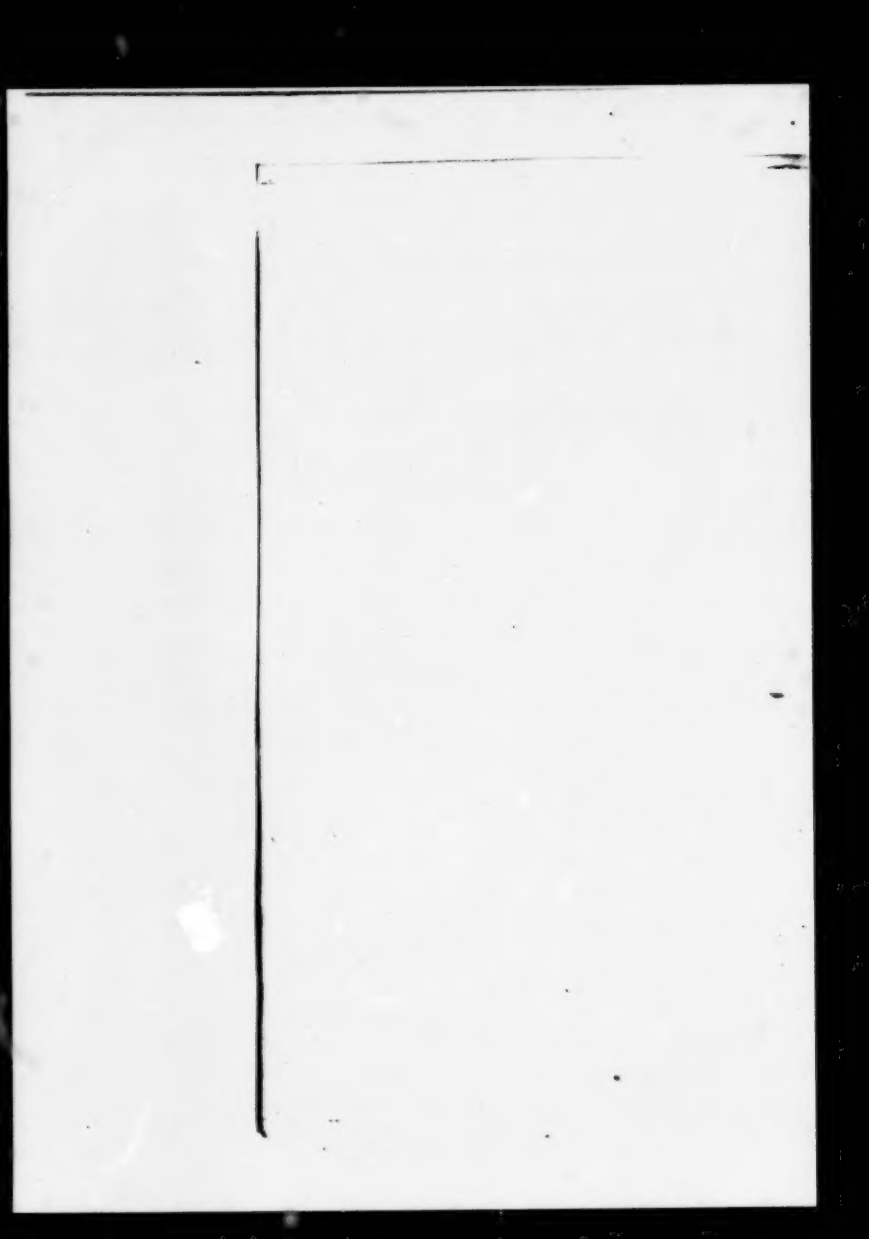

Aeltere Gemählde.

Neuere Restaurationen in Venedig, betrachtet 1791.

Die ältesten Monumente der neuern Kunst sind hier in Venedig die Mosaiken und die Griechischen Bilder; von den ältesten Mosaiken hab' ich noch nichts gesehen was mir einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätte.

Die alt-Griechischen Gemählde sind in verschiedenen Kirchen zerstreut, die besten befinden sich in der Kirche der Griechen. Der Zeit nach müssen sie alle mit Wasserfarbe gemahlt seyn und nur nachher mit Oel oder einem Firniß überzogen. Man bemerkt an diesen Bildern noch immer einen gewissen geerbten Kunstbegriff und ein Tractament des Pinsels. Auch hatte man sich gewisse Ideale gemacht; woher sie solche genommen, wird sich vielleicht auffinden lassen.

Das Gesicht der Mutter Gottes, näher angesehen, scheint der Kaiserl. Familie nachgebildet zu seyn. Ein uraltes Bild des Kaisers Constantin und seiner Mutter brachte mich auf diesen Gedanken; auffallend war die Größe der Augen, die Schmäle der Nasenwurzel, da-

her die lange schmale Nase, unten ganz fein endigend, und ein eben so kleiner feiner Mund.

Der Hauptbegriff Griechischer Mahlerey ruht auf der Verehrung des Bildes, auf der Heiligkeit der Tafel. Sorgfältig ist jederzeit dabei geschrieben was eine Figur vorstelle. Selbst die Mutter Gottes und das Christkindchen, die man doch nicht verkennen kann, haben noch immer ihre Beischriften.

Man findet halbe Bilder in Lebensgröße oder nahe daran, ganze Bilder immer unter Lebensgröße, Geschichten ganz klein, als Beiwerk und Nebensache, unter den Bildern.

Mir scheint daß die Griechen, mehr als die Katholiken, das Bild als Bild verehren.

Hier bliebe nun eine große Lücke auszufüllen, denn bis zum Donato Veneziano ist ein ungeheurer Sprung, doch haben alle Künstler bis zu Johann Bellin herauf den Begriff von der Heiligkeit der Tafel aufrecht erhalten.

Wie man anfing größere Altarbilder zu brauchen, so setzte man sie aus mehreren Heiligenbildern zusammen, die man, in vergoldeten Rahmen-Stäben, neben und in

Schütze ſie eben ſo gut
Eben wie Ilios Burg,
Die doch endlich nur
Niederträchtiger Liſt erlag.

(Nebel verbreiten ſich, umhüllen den Hintergrund, auch die Nähe, nach Verlieren.)

Wie? aber wie?
Schweſtern ſchaut euch um!
War es nicht heiterer Tag?
Nebel ſchwanken ſtreifig empor
Aus Eurotas heil'ger Fluth;
Schon entſchwand das liebliche
Schilfumkränzte Geſtade dem Blick,
Auch die frei, zierlich-ſtolz
Sanftdahingleitenden Schwäne
In geſell'ger Schwimmluſt
Seh' ich, ach, nicht mehr!

Doch, aber doch
Tönen hör' ich ſie,
Tönen fern heiſeren Ton!
Tod verkündenden ſagen ſie;
Ach daß uns er nur nicht auch,
Statt verheißener Rettung Heil,
Untergang verkünde zuletzt;
Uns den ſchwangleichen, lang-
Schön weißhalſigen; und ach!
Unſrer Schwanerzeugten.
Weh uns, weh, weh!

einander fügte; deßwegen auch oft Schnitzer und Vergolder zugleich mit dem Mahler genannt iſt.

Ferner bediente man ſich eines ſehr einfachen Kunſtgriffs, die Tafel auszufüllen; man rückte die heiligen Figuren um einige Stufen in die Höhe, unten auf die Stufen ſetzte man muſicirende Kinder in Engelsgeſtalt, den Raum oben darüber ſuchte man mit nachgeahmter Architektur zu verzieren.

Jener Begriff erhielt ſich ſo lange als möglich; denn er war zur Religion geworden.

Unter den vielen Bildern des Johann Bellin und ſeiner Vorgänger iſt keines hiſtoriſch, und ſelbſt die Geſchichten ſind wieder zu der alten Vorſtellung zurückgeführt; da iſt allenfalls ein Heiliger der predigt, und ſo viele Gläubige die zuhören.

Die älteren hiſtoriſchen Bilder waren mit ganz kleinen Figuren. So iſt z. B. in St. Roch der Sarg, worin des Heiligen Gebeine verwahrt ſind, von den Vivarinis auf dieſe Weiſe gemahlt. Selbſt die nachherige ungeheure Ausdehnung der Kunſt hat ihren Beginn von ſo kleinen Bildern genommen, wie es die Tintorettiſchen Anfänge in der Schule der Schneider bezeugen; ja ſelbſt

Tizian konnte nur langsam jenes religiöse Herkommen abschütteln.

Man weiß, daß derjenige, der das große Altarblatt in den Fraris bestellte, sehr ungehalten war so große Figuren darauf zu erblicken.

Das schöne Bild auf dem Altar der Familie Pasero ist noch immer die Vorstellung von Heiligen und Anbetenden.

Ueberhaupt hat sich Tizian an der alten Weise ganz nahe gehalten und sie nur mit größerer Wärme und Kunst behandelt.

Nun aber fragt sich: wann ist die Gewohnheit aufgekommen, daß diejenigen welche das Bild bezahlten und widmeten, sich auch zugleich darauf mit mahlen ließen?

Jeder Mensch mag gern das Andenken seines Daseyns stiften; man kann es daher für eine Anlockung der Kirche und der Künstler halten, andächtigen Menschen hiedurch auch eine Art von Heiligkeit zu verleihen. Auch läßt sich es wohl als eine bildliche Unterschrift annehmen. So knieen ganz in der Ecke eines großen, halberhoben geschnitzten Marienbildes die Besteller als de-

mühige Zwerglein. Nach und nach wurden sie familienweise zu Hauptfiguren, und endlich erscheinen sogar ganze Gilden als historisch mitfigurirend.

Die reichen Schulen gaben nun ihre breiten Wände her, die Kirchen alle Flächen, und die Bilder, die sonst nur in Schränkchen über den Altären standen, dehnten sich aus über alle architektonisch-leeren Räume.

Tizian hat noch ein wunderthätiges Bild gemahlt. Tintoret schwerlich, obgleich geringere Mahler zu solchem Glück gelangten.

Das Abendmahl des Herrn erbaute schon längst die Refectorien; Paul Veronese faßte den glücklichen Gedanken andere fromme weitläufige Gastgebote auf den weiten breiten Wänden der Refectorien darzustellen.

Indessen aber die Kunst wächst und mit ihr die Forderungen, so sieht man die Beschränktheit der religiosen Gegenstände. In den besten Gemählden der größten Meister ist sie am traurigsten fühlbar; was eigentlich wirkt und gewirkt wird ist nicht zu sehen; nur mit Nebensachen haben sich die Künstler beschäftigt, und diese bemächtigen sich des Auges.

Und nun fangen erst die Henkersknechte recht an die Hauptpersonen zu spielen; hier läßt sich doch etwas nervig Nacktes anbringen, doch ist ihr Beginnen immer Abscheu erregend, und wenn reizende Zuschauerinnen mit frischen Kindern nicht noch gewissermaßen das Gegengewicht hielten, so würde man übel erbaut von Kunst und Religion hinweggehen.

Wie Tintoret und Paul Veronese die schönen Zuschauerinnen zu Hülfe gerufen, um die abscheulichen Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigen mußten, nur einigermaßen schmackhaft zu machen, ist bemerkenswerth. So waren mir ein Paar allerliebste weibliche Figuren in dem Gefängnisse unerklärlich, in welchem ein Engel dem heiligen Rochus bei Nacht erscheint. Sollte man Mädchen eines übeln Lebens und Heilige mit andern Verbrechern zusammen in einen Kerker gesperrt haben? Auf alle Fälle bleiben diese Figuren wie jetzt das Bild noch zu sehen ist, bei der bessern Erhaltung, wahrscheinlich von mehr fleißigem Farbenauftrag bewirkt, vorzüglich die Gegenstände unserer Aufmerksamkeit.

Jemand behauptete, es seyen verlassene Pestkranke; sie sehen aber gar nicht darnach aus.

Tintoret und Paul Veronese haben manchmal bei Altarblättern sich der alten Manier wieder nähern

und bestellte Heilige auf ein Bild zusammen mahlen müssen, wahrscheinlich die Namens-Patben des Bestellers; es geschieht aber immer mit dem größten Künstlersinn.

Die ältesten Bilder, welche mit Wasserfarbe gemahlt sind, haben sich zum Theil hier gut erhalten, weil sie nicht, wie die Oelbilder, dunkler werden; auch scheinen sie die Feuchtigkeit, wenn sie nur nicht gar zu arg ist, ziemlich zu ertragen.

Ueber die Behandlungsweise der Farben würde ein technisch gewandter Mahler aufklärende Betrachtungen anstellen.

Die ersten Oelbilder haben sich gleichfalls sehr gut erhalten, obschon nicht ganz so hell wie die Temperabilder. Als Ursache gibt man an: daß die früheren Künstler in Wahl und Zubereitung der Farben sehr sorgfältig gewesen, daß sie solche erst mit Wasser klar gerieben, sie dann geschlemmt und so aus Einem Körper mehrere Tinten gezogen; daß sie gleichmäßig mit Reinigung der Oele verfahren und hierin weder Mühe noch Fleiß gespart. Ferner bemerkt man, daß sie ihre Tafeln sehr sorgfältig grundirten, und zwar mit einem Kreidegrund, wie bei der Tempera; dieser zog unter dem Mahlen das

überflüssige Oel an sich, und die Farbe blieb desto reiner auf der Oberfläche stehen.

Diese Sorgfalt verminderte sich nach und nach, ja sie verlor sich endlich ganz, als man größere Gemählde zu unternehmen anfing. Man mußte die Leinwand zu Hülfe nehmen, welche man nur schwach mit Kreide, manchmal auch nur leicht mit Leim grundirte.

Paul Veronese und Tizian arbeiteten meistens mit Svelaturen; der erste Auftrag ihrer Farben war licht, welchen sie immer mit dunkeln durchsichtigen Tinten zudeckten, deßwegen ihre Bilder durch die Zeit eher heller als dunkler geworden sind; obgleich die Tizianischen, durch das viele, beim Uebermahlen gebrauchte Oel gleichfalls gelitten haben.

Als Ursache warum Tintores Gemählde meistens so dunkel geworden sind, wird angegeben, daß er ohne Grund, auch auf rothen Grund, meist a la prima und ohne Svelatur gemahlt. Weil er nun auf diese Weise stark auftragen und der Farbe in ihrer ganzen Dicke schon denjenigen Ton geben mußte, den sie auf der Oberfläche behalten sollte, so liegen nicht, wie bei Paul Veronese, hellere Tinten zum Grund; und wenn sich das stark gebrauchte Oel mit der Farbe zusammen veränderte, so sind auf einmal ganze Massen dunkel geworden.

Am meiſten ſchader das Ueberhandnehmen des rothen Grundes über ſchwächeren Auftrag, ſo daß manchmal nur die höchſten ſtark aufgetragenen Lichter noch ſichtbar geblieben.

An der Qualität der Farbſtoffe und der Oele mag auch gar vieles gelegen haben.

Wie ſchnell übrigens Tintoret gemahlt, kann man aus der Menge und Größe ſeiner Arbeiten ſchlieſſen, und wie frech er dabei zu Werke gegangen, ſieht man an dem Einen Beiſpiel, daß er in großen Gemählden, die er an Ort und Stelle ſchon aufgezogen und befeſtigt gemahlt, die Köpfe ausgelaſſen, ſie zu Hauſe einzeln gefertigt, ausgeſchnitten und dann auf das Bild geklebt; wie man bei'm Ausbeſſern und Reſtauriren gefunden; beſonders ſcheint es bei Portraiten geſchehen zu ſeyn, welche er zu Hauſe bequem nach der Natur mahlen konnte.

Ein ähnliches Benehmen entdeckte man in einem Gemählde von Paul Veroneſe. Drey Portraite von Edelleuten waren auf einem frommen Bilde mit angebracht; bei'm Reſtauriren fanden ſich dieſe Geſichter ganz leiſe aufgeklebt, unten drunter drey andere ſchöne Köpfe, woraus man ſah daß der Mahler zuerſt drey Heilige vorgeſtellt, nachher aber, vielleicht durch obrig-

keitliche, einflußreiche Personen veranlaßt, ihre Bildnisse in diesem öffentlichen Werke verewigt habe.

Viele Bilder sind auch dadurch verdorben worden, daß man sie auf der Rückseite mit Oel bestrichen, weil man fälschlich geglaubt den Farben dadurch neuen Saft zu geben. Wenn nun solche Bilder gleich wieder an der Wand oder an einer Decke angebracht worden, so ist das Oel durchgedrungen und hat das Bild auf mehr als eine Weise verwüstet.

Bei der großen Menge von Gemählden, welche in Venedig auf vielerlei Weise beschädigt worden, ist es zu denken, daß sich mehrere Mahler, wiewohl mit ungleicher Geschicklichkeit und Geschick, auf die Ausbesserung und Wiederherstellung derselben legten. Die Republik, welche in dem Herzoglichen Palast allein einen großen Schatz von Gemählden verwahrt, die jedoch zum Theil von der Zeit sehr verletzt sind, hat eine Art von Akademie der Gemählde-Restaurationen angelegt, eine Anzahl Künstler versammelt, ihnen einen Director gegeben, und in dem Kloster St. Giovanni e Paolo einen großen Saal, nebst anstoßenden geräumigen Zimmern angewiesen, wohin die beschädigten Bilder gebracht und wieder hergestellt werden.

Dieses Institut hat den Nutzen, daß alle Erfahrungen,

gen, welche man in dieſer Kunſt gemacht hat, geſammelt und durch eine Geſellſchaft aufbewahrt werden.

Die Mittel und die Art jedes beſondere Bild herzuſtellen, ſind ſehr verſchieden, nach den verſchiedenen Meiſtern, und nach dem Zuſtande der Gemählde ſelbſt. Die Mitglieder dieſer Akademie haben, durch vieljährige Erfahrung, die mannichfaltigen Arten der Meiſter ſich auf's genaueſte bekannt gemacht, über Leinwand, Grundirung, erſten Farbenauftrag, Svelaturen, Ausmahlen, Accordiren ſich genau unterrichtet. Es wird der Zuſtand jedes Bildes vorher erſt unterſucht, beurtheilt und ſodann überlegt, was aus demſelben zu machen möglich ſey.

Ich gerieth zufällig in ihre Bekanntſchaft; denn als ich in genannter Kirche das köſtliche Bild Tizians, die Ermordung des Petrus Martyr, mit großer Aufmerkſamkeit betrachtet hatte, fragte mich ein Mönch, ob ich nicht auch die Herren da oben beſuchen wollte, deren Geſchäft er mir erklärte. Ich ward freundlich aufgenommen, und als ſie meine beſondere Aufmerkſamkeit auf ihre Arbeiten gewahr wurden, die ich mit Deutſcher Natürlichkeit ausdrückte, gewannen ſie mich lieb, wie ich wohl ſagen darf; da ich denn öfters wiederkehrte, immer unterwegs dem einzigen Tizian meine Verehrung beweiſend.

Hätte ich jedesmal zu Hauſe aufgeſchrieben, was ich geſehen und vernommen, ſo käm' es uns noch zu Gute;

nun aber will ich aus der Erinnerung nur ein ganz eigenes Verfahren in einem der besondersten Fälle bemerken.

Tizian und seine Nachfahren mahlten wohl auch mitunter auf gemodelten Damast, leinen und ungebleicht, wie er vom Weber kommt, ohne Farb-Grund; dadurch erhielt das Ganze ein gewisses Zwielicht, das dem Damast eigen ist, und die einzelnen Theile gewannen ein unbeschreibliches Leben, da die Farbe dem Beschauer nie dieselbe blieb, sondern in einer gewissen Bewegung von Hell und Dunkel abwechselte und dadurch alles Stoffartige verlor. Ich erinnere mich noch deutlich eines Christus von Tizian, dessen Füße ganz nah vor den Augen standen, an denen man durch die Fleischfarbe ein ziemlich derbes Quadratmuster des Damastes erkennen konnte. Trat man hinweg, so schien eine lebendige Epiderm mit allerlei beweglichen Einschnitten in's Auge zu spielen.

Ist nun an einem solchen Bilde durch die Feuchtigkeit ein Loch eingefressen, so lassen sie nach dem Muster des Grundes einen Metallstempel schneiden, überziehen eine feine Leinwand mit Kreide und drucken das Muster darauf ab; ein solches Läppchen wird alsdann auf der neuen Leinwand, auf welche das Bild gezogen werden soll, befestigt und tritt, wie das alte Bild aufgeklebt wird, in die Lücke, wird übermahlt und gewinnt schon durch die Unterlage des Grundes eine Uebereinstimmung mit dem Ganzen.

Alles deckte ſich ſchon
Rings mit Nebel umher.
Sehen wir doch einander nicht!
Was geſchieht? geben wir?
Schweben wir nur
Trippelnden Schrittes am Boden hin?
Siehſt du nichts? ſchwebt nicht etwa gar
Hermes voran? Blinkt nicht der goldne Stab
Heiſchend, gebietend uns wieder zurück
Zu dem unerfreulichen, grautagenden,
Ungreifbarer Gebilde vollen,
Ueberfüllten, ewig leeren Hades.

Ja auf einmal wird es düſter, ohne Glanz entſchwebt der Nebel
Dunkelgräulich, mauerbräunlich. Mauern ſtellen ſich dem Blicke
Freiem Blicke ſtarr entgegen. Iſt's ein Hof? iſt's tiefe Grube?
Schauerlich in jedem Falle! Schweſtern ach! wir ſind gefangen,
So gefangen wie nur je.

(Innerer Burghof, umgeben von reichen phantaſtiſchen Gebäuden des Mittelalters.)

Oberführerin.

Vorſchnell und thöricht, ächt wahrhaftes Weibsgebild!
Vom Augenblick abhängig, Spiel der Witterung
Des Glücks und Unglücks, keins von beiden wißt ihr je
Zu beſtehn mit Gleichmuth. Eine widerſpricht ja ſtets
Der andern heftig, überaus die andern ihr;
In Freud' und Schmerz nur heult und lacht ihr gleichen Ton's.
Nun ſchweigt! und wartet horchend was die Herrſcherin
Hochſinnig hier beſchließen mag für ſich und uns.

So fand ich die Männer um ein ungeheueres Bild von Paul Veronese, in welches mehr als zwanzig solcher Löcher gefallen waren, beschäftigt; schon sah ich die sämmtlichen gestempelten Läppchen fertig und durch Zwirnsfäden zusammen und aus einander gehalten, wie in einem Spinnengewebe, auf der gleichfalls ausgespannten neuen Leinwand aufgelegt. Nun war man für Berichtigung der Oertlichkeit besorgt, indem diese kleinen Fetzchen aufgeklebt wurden, die wenn das große Bild aufgezogen würde, in alle Lücken genau passen sollten. Es gehörte wirklich die Localität eines Klosters, eine Art mönchischen Zustandes, gesicherte Existenz und die Langmuth einer Aristokratie dazu, um dergleichen zu unternehmen und auszuführen. Uebrigens begreift man denn freilich, daß bei solchen Restaurationen das Bild zuletzt nur seinen Schein behielt und nur so viel zu erreichen war, daß die Lücke in einem großen Saale wohl dem Kenner, aber nicht dem Volke sichtbar blieb.

7.

Don Ciccio.

Don Ciccio.

Nachdem das Morgenblatt dieſen, in der geheimen Italiäniſchen Literatur ſehr berüchtigten Namen einmal ausgeſprochen, ſo wird es nicht unwillkommen ſeyn, das Nähere von ihm und ſeinem Gegner zu hören.

Der wahre Name des zu ſeiner Schmach vielbeſungenen Mannes war Buonaventura Arrighini, gebürtig von Lucca; ſein Widerſacher aber hieß Giovanni Francesco Lazzarelli, Edelmann von Gubbio, durch Schriften in Proſa und Verſen berühmt, Mitglied der vornehmſten Geſellſchaften in Italien, beſonders der Arcadier.

Lazzarelli, geboren im Jahr 1621, eilte glücklich auf der Bahn der Studien fort, und ergab ſich der Rechtsgelehrtheit, welche er in der Römiſchen Curie, als Auditor des Cardinals Cardegna, praktiſch ausübte. Allein ſeine Familie zu erhalten, kehrte er in's Vaterland zurück, bekleidete manche öffentliche Aemter, und zuletzt das wichtigſte eines Gonfaloniere; doch begab er ſich aufs neue in ausländiſche Dienſte und trieb die Geſchäfte eines Rechtsfreundes zu Ferrara, Perugia,

Macerata und Bologna; sogar Genua und Lucca wollten sich so vorzüglicher Talente bedienen. Zuletzt erhob ihn der Herzog von Mirandola zu seinem Rath und Secretär und endlich zum Präfecten der Residenz, wo er, stets in gutem Verhältniß zu seinem Fürsten und den berühmtesten Literatoren, 1693 starb.

Er war, sagen Gleichzeitige, eines ernsten und schönen Anblicks, von hoher Statur und reichlicher Körpergestalt. Kastanienbraune Haare, schwarze Augen und eine weite Stirn zeichneten ihn aus. Er hatte anmuthige und gefällige Manieren, eine wundersam kluge, gelehrte und erheiternde Unterhaltung; seine Lebensart, seine Religion, Nächstenliebe und Pflichtbefolgung wurden ohne Ausnahme gerühmt.

Als er im Gericht zu Macerata saß, war Arrighini sein vertrauter College; worüber sie sich aber bis auf den Grad des seltsamsten Hasses entzweyt, ist nicht bekannt geworden; genug, in dem Werke:

La

Cicceide,

legittima

di

Gio. Francesco Lazzarelli.

Edizione accresciuta

in Amsterdam MDCCLXXX.

finden sich 330 Sonette, welche alle damit schließen, daß Don Ciccio ein X. X. sey. Hierauf folgen 80 Ge-

dichte, zum Theil gleichfalls Sonette, sämmtlich zu demselben löblichen Zweck bestimmt; das vorletzte ist nach dem Tode des Ciccio und das letzte von dem Verfasser aus dem Fegfeuer datirt. Auch diese Zugabe ist von gleichem, unverwüstlichem Humor und poetischem Werth.

Nun glauben wir aber unsern Lesern eine Entwickelung schuldig zu seyn, wie es möglich gewesen, eine solche Masse von Schmähgedichten, wohlgezählt 410, auf einen einzigen Mann auszuschütten, der kein verdienstloser, schlechter Mensch, aber wohl eine ungeschickte, zudringliche, anmaßliche Person gewesen seyn mag. Hätte nun der Dichter seinen Haß bloß verneinend ausgesprochen, seinen Gegner nur gescholten, ihm durch Verkleinerungen allen Werth und Würde zu rauben gesucht, so wär' es ihm schwerlich geglückt, den Leser anzuziehen und festzuhalten. Da er aber glücklicherweise versteht, seinen Schalkheiten positiven Gehalt zu geben, so bringt er uns jedesmal Gewinn, besticht und nöthigt uns auf Unkosten seines Gegners zu lachen. Auf welchem Wege ihm jedoch dieses gelingt, wird nunmehr umständlicher auseinander zu setzen seyn.

Lazzarelli hatte das Glück in die Epoche einer sehr hohen, aber auch zugleich freien und losen Cultur zu fallen, wo es erlaubt ist die würdigsten Gegenstände der nächstvergangenen Zeiten parodistisch zu benutzen. Die Sonette fallen in die Jahre 1683, 84, unter die

Regierung Innocenz XI, die keineswegs bigott war. Ihn sieht man ausgerüstet mit allem, was Alterthum und Geschichte darbietet, was ein kirchliches und politisches Leben mittheilt, was Künste spielend überliefern, und wovon die Wissenschaft entweder schon vollständige Kenntniß gibt, oder doch die ersten Blicke gewährt. Gelehrsamkeit, Weltklugheit, Gründlichkeit und gefällige Aeußerungen, alles findet sich beisammen, und man würde nicht endigen, wenn man alle die Elemente hererzählen wollte, aus welchen der Verfasser seinen Muthwillen auferbaut; genug, nicht allein Italiänische Kenner und Naturforscher, sondern auch Französische behaupten, daß Lucrez nicht würdiger von der Natur gesprochen, Homer sie nicht schöner beschrieben habe.

Ohne in ein solches unbedingtes, vielleicht Manchem übertrieben scheinendes Lob gerade einzustimmen, will ich versuchen ferner abzuleiten, wie unserm Autor dasselbe zu Theil werden konnte.

Außer jenen schon zugestandenen großen Vorzügen eines glücklichen Naturells und einer ausreichenden theoretischen und praktischen Bildung genoß der Verfasser des noch größern Nationalvorzugs, einer lebendigen Welt-Anschauung. Der Italiäner, von Kindheit an öffentlich lebend, bemerkt, erst spielend, dann heiter, dann ernst, alle die unendlichen Abstufungen, in welchen die bürgerliche Gesellschaft sich um ihn her bewegt. Alles was dem Menschen die Natur, was ihm Zustand

und Ausbildung gibt, regt ſich vor einem klaren Auge ganz offenbar. Bedenke man nun, daß die beiden höchſten Zweige der Verfaſſung, alle Functionen des Religions-Cultus und der Gerichtspflege, ſich am hellen Tage in der freien Luft vor allen Augen das ganze Jahr über entfalten, ſo begreift man, was da zu ſehen, zu bemerken und zu lernen iſt. Der Bettler wie der Marcheſe, der Mönch wie der Cardinal, der Vetturin wie der Krämer, der Handwerker wie der Künſtler, alle treiben ihr Weſen vor den aufmerkenden Augen einer immerfort urtheilenden Menge. Keine Nation hat vielleicht einen ſo ſcharfen Blick zu bemerken, wenn einer etwas Ungeſchicktes zu ſeinem Schaden, oder etwas Kluges zu ſeinem Nutzen unternimmt, wovon der ſicherſte Beweis iſt, daß der größte Theil ihrer Sprüchwörter aus ſolchen ſtrengen und unbarmherzigen Bemerkungen entſtanden.

Jenes öffentliche Leben der Italiäner, welches von allen Reiſenden gekannt, von allen Reiſebeſchreibern bemerkt iſt, bringt ein heiteres, glänzendes Weſen in ihre Literatur; ja die Italiäniſchen Schriftſteller ſind ſchwerer zu beurtheilen als die anderer Nationen. Ihre Proſaiſten werden Poeten, ehe man ſich's verſieht, weil ſie dasjenige was mit dem Dichter geboren wird, in ihren Kinderjahren gleich aus der zweyten Hand empfangen und mit einem bequemen Reichthum nach ihren Fähigkeiten gar leicht gebaren können.

Hieraus läßt ſich einſehen, warum es bei dem Deutſchen gerade das Umgekehrte iſt, und warum wahrhaft poetiſche Naturen unſerer Nation zuletzt gewöhnlich ein trauriges proſaiſches Ende nehmen.

Jenes Aufpaſſen der Italiäner auf ein geſchicktes oder ungeſchicktes Betragen gibt gerade unſerm Lazzarelli ſehr viel Waffen gegen ſeinen Gegner. Dieſer mag von der Mutter Natur an Geſtalt nicht begünſtigt, in ſeinem Betragen nicht angenehm gebildet, in ſeinen Unternehmungen ſchwankend und unſicher, im Handeln übereilt, mitunter durch Heftigkeit widerwärtig, und mehr verworren als klar geweſen ſeyn; dieſes alles weiß nun ſein Gegner in einzelnen Fällen hervorzuheben, ſo genau und beſtimmt zu zeichnen, daß man einen, zwar nicht verdienſtloſen, aber doch dämiſchen Menſchen vor ſich zu ſehen glaubt, zu den Griffel anfaſſen möchte, um die Carricatur auf der Tafel zu entwerfen.

Wie manches bliebe noch übrig, theils über die vorliegenden Gedichte zu ſprechen, theils bei dieſer Gelegenheit vergleichungsweiſe zu berühren; doch erſparen wir dieß auf andere Zeit, und bemerken nur noch Folgendes:

In der erſten Luſt, als der Verfaſſer ein ganzes Jahr mit täglichen Invectiven auf ſeinen Widerſacher ausfüllte, mag er mit Abſchriften nicht karg geweſen ſeyn, wie denn mehrere Sonette an benannte Perſonen als Zeugen der Abſurdität des Don Ciccio gerichtet

Helena.

Wo biſt du Prothoniſa? heiße wie du magſt,
Aus dieſen Gewölben tritt hervor der düſtern Burg.
Gingſt etwa du, dem wunderbaren Heldenherrn
Mich anzukündigen, Wohlempfang bereitend mir,
So habe Dank und führe ſchnell mich ein zu ihm;
Beſchluß der Irrfahrt wünſch' ich. Ruhe wünſch' ich nur.

Eberführerin.

Vergebens blickſt du, Königin, allſeits um dich her;
Verſchwunden iſt das leidige Bild, verblieb vielleicht
Im Nebel dort, aus deſſen Buſen wir hieher,
Ich weiß nicht wie, gekommen, ſchnell und ſonder Schritt.
Vielleicht auch irrt ſie zweifelhaft im Labyrinth
Der wunderſam aus vielen eingewund'nen Burg,
Den Herrn erfragend fürſtlicher Hochbegrüßung bald.
Doch ſieh, dort eben regt in Menge ſich allbereits
In Galerien, am Fenſter, in Portalen raſch
Sich hin und her bewegend viele Dienerſchaft,
Vornehm-willkommnen Gaſtempfang verkündet es.

Chor.

Aufgeht mir das Herz! o, ſeht nur dahin
Wie ſo ſittig herab mit verweilendem Tritt
Jungholdeſte Schaar anſtändig bewegt
Den geregelten Zug. Wie? auf weſſen Befehl
Nur erſcheinen gereiht und gebildet ſo früh,
Von Jünglingsknaben das herrliche Volk?
Was bewundr' ich zumeiſt! Iſt es zierlicher Gang,
Etwa des Haupts Lockhaar um die blendende Stirn,

ſind; hieraus mögen Sammlungen entſtanden ſeyn, bis zuletzt eine rohe Ausgabe hinter dem Rücken des Autors veranſtaltet worden. Hierüber beklagt er ſich, beſonders über fremden Einſchub, wahrſcheinlich um ſich gegen die verfänglichſten Stellen zu verwahren; ſpäterhin gibt er die Gedichte ſelbſt heraus, jedoch mit falſchem Verleger-Namen und Druckort: Paris, bei Claudius Rind. Beide Ausgaben ſind uns nicht zu Augen gekommen; die dritte obgemeldete hingegen ſcheint ſorgfältig, jedoch nicht ohne Druckfehler, nach der zweyten abgedruckt, wahrſcheinlich auch in Italien. Dieſe iſt noch im Buchhandel zu finden, und keinen geiſtreichen Freund der Italiäniſchen Literatur wird es gereuen, ſie in ſeine Hand-Bibliothek aufgenommen zu haben.

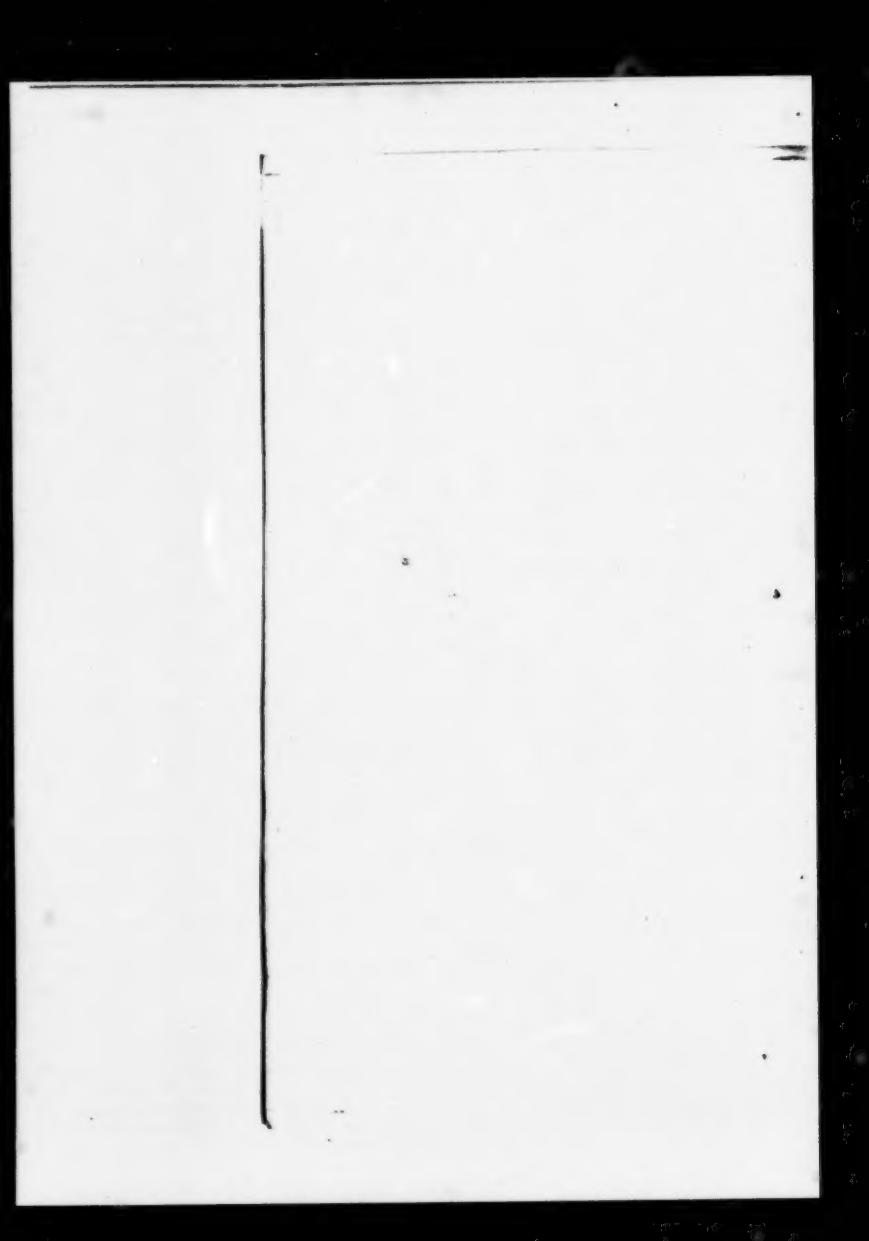

8.

Neueste Italiänische Literatur.

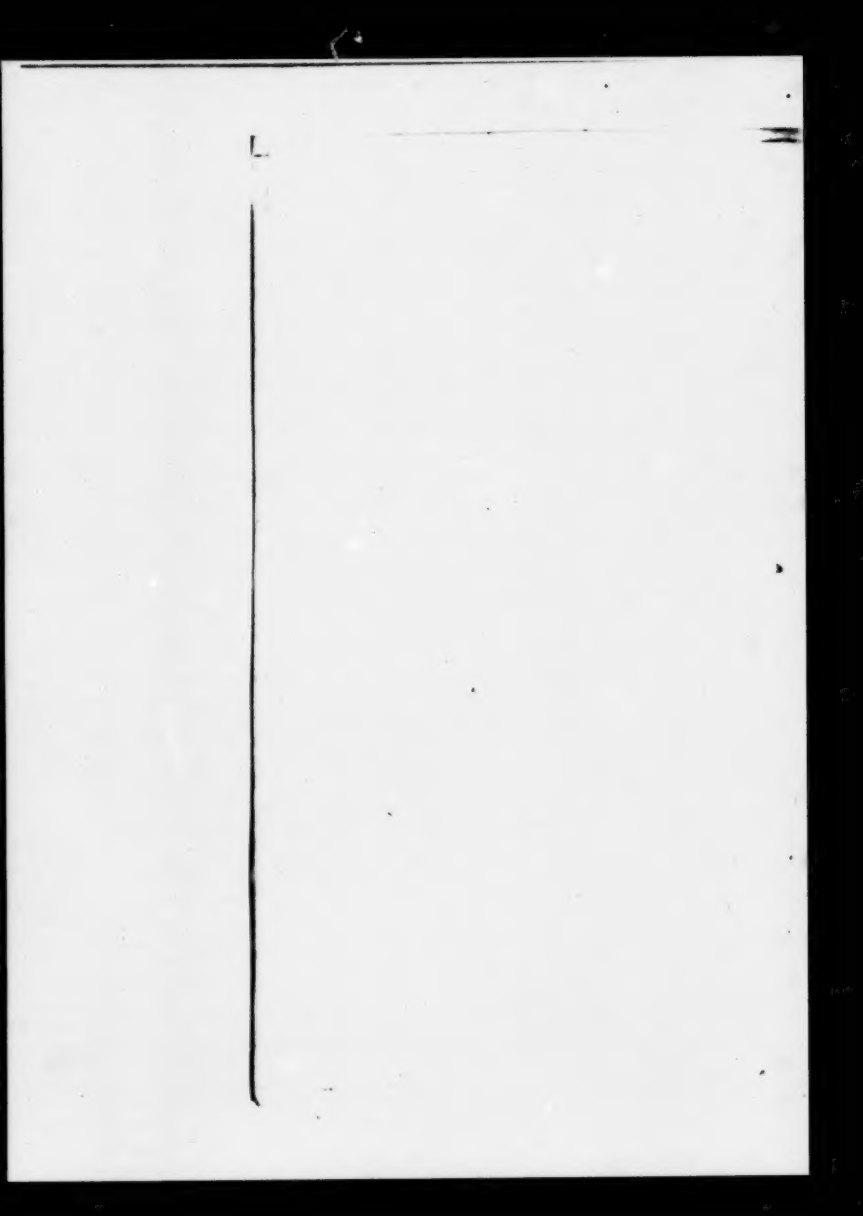

I.

Classiker und Romantiker

in Italien,

sich heftig bekämpfend.

Romantico! den Italiänern ein seltsames Wort, in Neapel und dem glücklichen Campanien noch unbekannt, in Rom unter Deutschen Künstlern allenfalls üblich, macht in der Lombardie, besonders in Mailand, seit einiger Zeit großes Aufsehen. Das Publicum theilt sich in zwey Parteyen, sie stehen schlagfertig gegen einander und, wenn wir Deutschen uns ganz geruhig des Adjectivum romantisch bei Gelegenheit bedienen, so werden dort durch die Ausdrücke Romanticismus und Criticismus zwey unversöhnliche Secten bezeichnet. Da bei uns der Streit, wenn es irgend einer ist, mehr praktisch als theoretisch geführt wird, da unsere romantischen Dichter und Schriftsteller die Mitwelt für sich haben und es ihnen weder an Verlegern noch Lesern fehlt, da wir über die ersten Schwankungen des Gegensatzes längst hinaus sind und beide Theile sich schon zu verstän-

digen anfangen; so können wir mit Beruhigung zusehen, wenn das Feuer, das wir entzündet, nun über den Alpen zu lodern anfängt.

Mailand ist aber vorzüglich geeignet ein Schauplatz dieses Kampfes zu werden, weil daselbst mehr Literatoren und Künstler als irgendwo in Italien sich beisammen finden, die, bei ermangelnden politischen Händeln, nunmehr literarischen Streitigkeiten ein Interesse abgewinnen. Vorzüglich aber mußte in dieser wichtigen Stadt zuerst eine solche Bewegung entstehen, da man sich daselbst von Deutscher Sprache und Bildung, bei so naher Nachbarschaft und mannichfaltigen Handelsverhältnissen, einen Begriff zu machen Gelegenheit findet.

Daß in Italien jene Cultur, die sich von den alten Sprachen und den darin verfaßten unnachahmlichen Werken herschreibt, in großer Verehrung stehe, läßt sich gar wohl denken, ja, daß man auf diesem Grunde, worauf man sich erbaut, nun auch allein und ausschließlich zu ruhen wünscht, ist der Sache ganz gemäß; daß diese Anhänglichkeit zuletzt in eine Art Starrsinn und Pedanterie auslaufe, möchte man als natürliche Folge gar wohl entschuldigen. Haben doch die Italiäner in ihrer eignen Sprache einen solchen Widerstreit, wo eine Partey an Dante und den früheren, von der Crusca sittirten Florentinern festhält, neuere Worte und Wendungen aber, wie sie Leben und Weltbewegung jüngern Geistern aufdringt, keineswegs gelten läßt.

Nun mag einer solchen Gesinnung und Ueberzeugung ihr Grund und Werth nicht abgesprochen werden; allein wer bloß mit dem Vergangenen sich beschäftigt, kommt zuletzt in Gefahr das Entschlafene, für uns Mumienhafte, vertrocknet an sein Herz zu schließen. Eben dieses Festhalten aber am Abgeschiedenen bringt jederzeit einen revolutionären Uebergang hervor, wo das vorstrebende Neue nicht länger zurückzudrängen, nicht zu bändigen ist, so daß es sich vom Alten losreißt, dessen Vorzüge nicht anerkennen, dessen Vortheile nicht mehr benutzen will. Freilich, wenn das Genie, der gute Kopf sich bestrebt das Alterthum wieder zu beleben, seine Zeitgenossen in abgelegene Regionen zurückzuführen, ihnen das Entfernte, durch gefällige Abspiegelung näher zu rücken, da finden sich große Schwierigkeiten; demjenigen Künstler dagegen wird es leicht, der sich umthut, was die Zeitgenossen ohnehin lieben, wornach sie streben, welche Wahrheit ihnen behagt, welcher Irrthum ihnen am Herzen liegt. Und dann ist er ja selbst ein Moderner, in diese Zustände von Jugend auf eingeweiht und darin befangen, seine Ueberzeugung schließt sich an die Ueberzeugung des Jahrhunderts. Nun lasse er seinem Talente freien Lauf, und es ist kein Zweifel, daß er den größten Theil des Publicums mit sich hinreißen werde.

Bei uns Deutschen war die Bildung ins Romantische aus einer, erst den Alten, dann den Franzosen abgewonnenen Bildung, durch theilweise religiöse Gesinnun-

gen eingeleitet, durch trübe, nordische Heldensagen begünstigt und bestärkt; worauf sich denn diese Denkweise festsetzen und verbreiten konnte, so daß jetzt kaum ein Dichter, Mahler, Bildhauer übrig geblieben, der sich nicht religiosen Gefühlen hingäbe und analogen Gegenständen widmete.

Einen solchen Verlauf nimmt die Dicht- und Kunstgeschichte nun auch in Italien. Als praktische Romantiker werden gerühmt Johann Torti und dessen poetische Darstellung der Leidensgeschichte Christi; ferner seine Terzinen über die Poesie. Alexander Manzoni sodann, Verfasser eines noch ungedruckten Trauerspiels, der Carmagnol, hat sich durch heilige Hymnen guten Ruf erworben. Von wem man sich aber theoretisch viel verspricht, ist Hermes Visconti, welcher einen Dialog über die drey dramatischen Einheiten, einen Aufsatz über die Bedeutung des Wortes poetisch und Ideen über den Styl geschrieben hat, die noch nicht im Publicum verbreitet sind. Man rühmt an diesem jungen Manne einen höchst geistreichen Scharfsinn, vollkommene Klarheit des Gedankens, tiefes Studium der Alten so wie der Neuern. Er hat verschiedene Jahre der Kantischen Philosophie gewidmet, Deutsch deßhalb gelernt und sich den Sprachgebrauch des Königsberger Weisen zu eigen gemacht. Nicht weniger hat er andere Deutsche Philosophen studirt, so wie unsere vorzüglichsten Dichter. Von diesem hofft man, daß er jenen

Streit beilegen und die Mißverhältniſſe aufklären werde, die ſich täglich mehr verwirren.

Eine gar eigene Betrachtung hierüber veranlaßt ein merkwürdiger Fall. Monti, Verfaſſer von Ariſtodem und Cajus Gracchus, Ueberſetzer der Ilias, kämpft eifrig und kräftig auf der claſſiſchen Seite. Seine Freunde und Verehrer ſtehen dagegen für die romantiſche Partey und verſichern, ſeine eigenen beſten Werke ſeyen romantiſch, und bezeichnen ſolche namentlich, worüber der koſtbare Mann, höchſt verdrießlich und aufgebracht, das ihm zugedachte falſche Lob gar nicht anerkennen will.

Und doch ließe ſich dieſer Widerſtreit ſehr leicht heben, wenn man bedenken wollte, daß jeder, der von Jugend an ſeine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewiſſes antikes Herkommen verläugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeſchiedenen Lehrern ſchuldig iſt, wenn er auch ſein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltſam widmet und, ohne es zu wiſſen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat.

Eben ſo wenig können wir die Bildung verläugnen, die wir von der Bibel hergenommen haben, einer Sammlung bedeutender Documente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob ſie uns gleich ſo fern liegt und ſo fremd iſt, als irgend ein anderes Alterthum. Daß wir ſie näher fühlen, kommt daher, weil ſie auf Glauben und höchſte Sittlichkeit wirkt, da an-

dere Literaturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten.

In wiefern nun die Italiänischen Theoretiker sich in Güte vereinigen können, wird die Zeit lehren. Gegenwärtig ist noch keine Aussicht dazu; denn weil, wie nicht zu läugnen ist, in dem romantischen Wesen manches Abstruse vorkommt, was nicht gleich einem jeden klar wird, vielleicht auch mancher Mißgriff obwaltet, den man eben nicht vertheidigen kann, so ist die Menge gleich fertig, wenn sie alles was dunkel, albern, verworren, unverständlich ist, romantisch nennt; hat man ja auch in Deutschland den edelsten Titel eines Naturphilosophen, frecher Weise, zum Spitz- und Schimpfnamen entwürdigt!

Wir thun deßhalb sehr wohl, wenn wir auf diese Ereignisse in Italien Acht haben, weil wir, wie in einem Spiegel, unser vergangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen, als wenn wir uns nach wie vor innerhalb unsers eigenen Cirkels beurtheilen. Beobachten wollen wir daher, was in Mailand einige gebildete liebenswürdige Geister noch unternehmen, die, mit gesitteten und schicklichen Manieren, die verschiedenen Parteyen einander anzunähern und auf den wahren Standpunct zu leiten gedenken. Sie kündigten ein Journal an, das der Vermittler heißen sollte, dessen Programm aber schon mit widerwärtiger Beleidigung empfangen wurde; indessen das Publicum, nach seiner löb-

Etwa der Wänglein Paar, wie die Pfirſche roth
Und eben auch ſo weichwollig beflaumt?
Gern biß ich hinein, doch ich ſchaudre davor,
Denn in ähnlichem Fall, da erfüllte der Mund
Sich, gräßlich zu ſagen! mit Aſche.

Aber die ſchönſten
Sie kommen daher;
Was tragen ſie nur?
Stufen zum Thron,
Teppich und Sitz,
Umhang und zelt-
artigen Schmuck,
Ueber überwallt er,
Wolkenkränze bildend,
Unſrer Königin Haupt,
Denn ſchon beſtieg ſie
Eingeladen herrlichen Pfühl.
Tretet heran
Stufe für Stufe
Reihet euch ernſt.
Würdig, o würdig, dreyfach würdig
Sey geſegnet ein ſolcher Empfang!

(Alles vom Chor ausgeſprochene geſchieht nach und nach.)

Fauſt.

(Nachdem Knaben und Knappen in ſagtem Zug heraufgetreten, erſcheint er oben an der Treppe in ritterlicher Koſtümirung des Mittelalters und kommt langſam würdig herunter.)

Chorführerin

(Ihn aufmerkſam beſchauend).

Wenn dieſem nicht die Götter, wie ſie öfter thun,
Für wenige Zeit nur wunderswürdige Geſtalt,

lichen Art, über beide Meinungen spottet und dadurch jeden wahren Antheil vernichtet.

Auf alle Fälle jedoch müssen die Romantiker auch dort in kurzem die meisten Stimmen für sich haben, da sie in's Leben eingreifen, einen jeden zum Zeitgenossen seiner selbst machen und ihn also in ein behagliches Element versetzen. Wobei ihnen denn ein Mißverständniß zu Gute kömmt, daß man nämlich alles, was vaterländisch und einheimisch ist, auch zum Romantischen rechnet, und zwar deßhalb, weil das Romantische an Leben, Sitten und Religion herantritt, wo denn Muttersprache, Landesgesinnung als höchst lebendig und religios erscheinen muß. Wenn man z. B. anfängt, Inschriften, statt wie bisher in Lateinischer Sprache, nunmehr in Italiänischer zu verfassen, allgemeiner Verständlichkeit willen, so glaubt man dieses auch dem Romantischen zu verdanken; woraus deutlich erhellt, daß unter diesem Namen alles begriffen sey, was in der Gegenwart lebt und lebendig auf den Augenblick wirkt. Zugleich ist uns ein Beispiel gegeben: daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengesetzten Sinn annehmen kann, da das eigentlich Romantische unseren Sitten nicht näher liegt als Griechisches und Römisches.

Der so eben mitgetheilte Aufsatz war schon vor mehreren Monaten aus Privatnachrichten entwickelt. Nun sind aber zeither, außer dem angeführten Conciliatore.

auch die übrigen bezeichneten Schriften uns zur Hand gekommen, die wir, in Hoffnung unsern Lesern Nützliches und Erfreuliches vorlegen zu können, treulich und fleißig betrachtet haben. Ob in der Zwischenzeit von andern etwas hierüber in's Publicum gebracht worden, ist uns unbekannt geblieben, wir jedoch glauben unsere Pflicht deßhalb mit wenigen allgemeinen Betrachtungen zu erfüllen.

Eine jede Theorie, sie sey von welcher Art sie wolle, setzt eine Unterlage voraus, irgend etwas in der Erfahrung Gegebenes, welches man sich so gut als möglich zurecht legen möchte. Von Aristoteles bis auf Kant muß man erst wissen, was diesen außerordentlichen Menschen zu schaffen machte, ehe man nur einigermaßen begreift, warum sie sich so viel Mühe gegeben.

Jene neuern Mailändischen Schriften also mögen wir mit dem besten Willen, mit redlichster Sorgfalt lesen, so können wir doch nicht klar einsehen, warum und wozu sie geschrieben sind? was diesen Streit aufregt, was ihm Interesse gibt und ihn lebendig erhält? Wenigstens wüßten wir darüber nicht mehr zu sagen, als was im Vorstehenden schon geäußert worden, und man müßte eine geraume Zeit an Ort und Stelle zubringen, um davon ausreichende Nachricht zu geben.

Eine große herrliche Stadt, die sich vor kurzem noch als das Haupt Italiens ansehen durfte, die der großen Zeit noch mit einigem Gefallen gedenken muß, hegt in

ihrem Buſen, der köſtlichen Bild- und Bauwerke nicht zu gedenken, ſo mannichfaltig lebendige Kunſterzeugniſſe, von denen wir guten Deutſchen uns keinen Begriff machen. Um ihr Urtheil darüber zu begründen, ſondern ſie, den Franzoſen ähnlich, doch liberaler, ihre Darſtellungen in verſchiedene Rubriken. Trauerſpiel, Luſtſpiel, Oper, Ballet, ja Decoration und Garderobe ſind abgeſonderte, obgleich in einander greifende Kunſtfächer, deren jedem das Publicum und, inſofern er zum Worte kommt, der Theoriſt, innerhalb gewiſſer Begränzungen eigene, beſondere Rechte und Befugniſſe zugeſteht. Hier ſehen wir verboten was dort erlaubt, hier bedingt was dort frei gegeben iſt. Aber alle dieſe Meinungen und Urtheile ſind auf unmittelbare Anſchauung gegründet, durch einzelne Fälle veranlaßt, und ſo ſprechen Aeltere und Jüngere, mehr oder weniger Unterrichtete, frei oder befangen, leidenſchaftlich hin und wieder, über allgemein bekannte Mannichfaltigkeiten des Tages. Hieraus ſieht man denn, daß nur der Gegenwärtige, Mitgenießende allenfalls mit zu urtheilen hätte; und vielleicht nicht einmal der gegenwärtige Fremde, der in die Fälle eines ihm unerklärlichen Zuſtandes hineinſpringt und ſeine Anſichten dem Augenblick, der auf dem Vergangenen ruht, wohl ſchwerlich gerecht und billig fügen könnte.

Mit den heiligen Hymnen des Alexander Manzoni iſt es ſchon ein etwas anderer Fall. Wenn ſich

merey, als Römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter sich nicht zeigen, dieser wendet ihn aber, auf eine anmuthige Weise, gegen die Kinder Israel, denen er freundlich vorwirft: Maria sey doch aus ihrem Stamme geboren und sie wollten allein einer solchen Königin die Huldigung versagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

Diese Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag.

Il conte di Carmagnola Tragedia di Alessandro Manzoni. Milano 1820.

Dieſes Trauerſpiel, welches wir ſchon früher angekündigt, verdient auf jede Weiſe nunmehr eine nähere Betrachtung und Beherzigung. Gleich zu Anfang ſeiner Vorrede wünſcht der Verfaſſer jeden fremden Maßſtab beſeitigt, worin wir mit vollkommen übereinſtimmen, indem ein ächtes Kunſtwerk, ſo wie ein geſundes Naturproduct, aus ſich ſelbſt beurtheilt werden ſoll. Ferner gibt er an, wie man bei einer ſolchen Schätzung verfahren müſſe. Zuerſt ſolle man unterſuchen und einſehen, was denn eigentlich der Dichter ſich vorgeſetzt, ſodann ſcharf beurtheilen, ob dieſes Vornehmen auch vernünftig und zu billigen ſey, um endlich zu entſcheiden, ob er dieſem Vorſatze denn auch wirklich nachgekommen? Solchen Forderungen gemäß haben wir uns den deutlichſten Begriff von Herrn Manzoni's Abſichten zu verſchaffen geſucht; wir haben dieſelben löblich, natur- und kunſtgemäß gefunden und uns zuletzt, nach genaueſter Prüfung, überzeugt, daß er ſein Vorhaben meiſterhaft ausgeführt. Nach dieſer Erklärung konnten wir nun

eigentlich abtreten, mit dem Wunsche: daß alle Freunde der Italiänischen Literatur ein solches Werk mit Sorgfalt lesen und dasselbe, wie wir gethan, frei und freundlich beurtheilen möchten.

Allein diese Dichtart findet Gegner in Italien und möchte auch nicht allen Deutschen zusagen, weßhalb es denn Pflicht seyn will, unser unbedingtes Lob zu motiviren und zu zeigen: wie wir es, nach des Verfassers Wunsch und Willen, aus dem Werke selbst hervorgehoben.

In gedachter Vorrede erklärt er ferner ohne Hehl, daß er sich von den strengen Bedingungen der Zeit und des Ortes lossage, führt August Wilhelm Schlegels Aeußerungen hierüber als entscheidend an, und zeigt die Nachtheile der bisherigen, ängstlich-beschränkten Behandlung. Hier findet freilich der Deutsche nur das Bekannte, ihm begegnet nichts, dem er widersprechen möchte; allein die Bemerkungen des Herrn Manzoni sind dennoch aller Aufmerksamkeit auch bei uns werth. Denn obgleich diese Angelegenheit in Deutschland lange genug durchgesprochen und durchgefochten worden, so findet doch ein geistreicher Mann, der eine gute Sache auf's neue, unter andern Umständen, zu vertheidigen angeregt wird, immer wieder eine frische Seite, von der sie zu betrachten und zu billigen ist, und sucht die Argumente der Gegner mit neuen Gründen zu entkräften und zu widerlegen; wie denn der Verfasser einiges anbringt,

welches den gemeinen Menschenverstand anlächelt und selbst dem schon Ueberzeugten wohlgefällt.

Sodann in einem besondern Aufsatz gibt er historische Notizen, insofern sie nöthig sind, um jene Zeitläufte und die in denselben zeitgemäß handelnden Personen näher kennen zu lernen.

Graf Carmagnola, ungefähr 1390 geboren, vom Hirtenleben zum abenteuerlichsten Soldatenstand aufgerufen, schwingt sich nach und nach durch alle Grade, so daß er zuletzt als oberster Heerführer die Besitzungen des Herzogs von Mailand, Johann Maria Visconti, durch glückliche Feldzüge ausbreitend und sichernd, zu hohen Ehren gelangt und ihm sogar eine Verwandte des Fürsten angetraut wird. Aber eben der kriegerische Charakter des Mannes, diese heftige, unwiderstehliche Thätigkeit, dieß ungeduldige Vordringen, entzweyt ihn mit seinem Herrn und Gönner; der Bruch wird unheilbar und er widmet sich 1425 Venezianischen Diensten.

In jener wildkriegerischen Zeit, wo jeder, der sich stark an Körper und Seele fühlte, zur Gewaltthätigkeit hinstrebend, bald für sich mit wenigen, bald im Dienste eines andern, unter dem Schein irgend einer gerechten Forderung, seine Kriegeslust befriedigte, war der Soldatenstand eine eigene Art von Handwerk. Diese Leute vermietheten sich hin und wieder nach Willkür und Vortheil, schlossen Accorde wie andere Handwerker, unterzogen sich, in verschiedenen Banden und Abstufungen,

durch Uebereinkunft demjenigen, der sich durch Tapferkeit, Klugheit, Erfahrung und Vorurtheil großes Zutrauen zu verschaffen gewußt. Dieser mit seinen Söldnern vermiethete sich wieder an Fürsten, Städte und wer seiner bedurfte.

Alles beruhte nun auf Persönlichkeit, und zwar auf jener kräftigen, gewaltsamen, weder Bedingung noch Hinderniß anerkennenden Persönlichkeit; wer solche besaß, wollte denn freilich, im Geschäft für fremde Rechnung unternommen, seines eignen Vortheils nicht vergessen. Das Wunderlichste, obgleich ganz Natürliche in diesem Verhältniß war der Umstand, daß solche Krieger, vom obersten bis zum untersten, in zwei Heeren gegen einander stehend, eigentlich keine feindseligen Gesinnungen fühlten: sie hatten schon oft mit und gegen einander gedient und hofften künftig denselben Schauplatz noch mehrmals zu betreten; deßwegen kam es nicht gleich zum Todtschlagen, es fragte sich, wer den andern zum Weichen brächte, in die Flucht jagte oder gefangen nähme. Hierdurch wurden gar manche Scheingefechte veranlaßt, deren unglücklichen Einfluß auf wichtige, anfänglich mit gutem Glück geführte Züge uns die Geschichte mehrmals ausdrücklich überliefert. Bei einer solchen läßlichen Behandlung eines bedeutenden Geschäfts erwachsen große Mißbräuche, welche der Hauptabsicht widerstrebten. Man erwies den Gefangenen große Milde, jeder Hauptmann nahm sich das Recht, die wel-

che sich ihm ergaben zu entlassen. Wahrscheinlich begünstigte man anfangs nur alte Kriegscameraden, die sich zufällig auf die Seite des Feindes gestellt hatten; dieß aber ward nach und nach ein unerläßlicher Gebrauch; und, wie die Untergeordneten ohne den Obergeneral zu fragen ihre Gefangenen entließen, so entließ er seine Gefangenen ohne des Fürsten Wissen und Willen, wodurch denn, wie durch manche andere Insubordinationsfälle, das Hauptgeschäft allzusehr gefährdet wurde.

Nun hatte überdieß noch ein jeder Condottier neben den Zwecken seines Herrn auch die seinigen vor Augen, um sich nach und nach so viel Güter und Gewalt, so viel Ansehn und Zutrauen zu erwerben, damit er sich vielleicht von einem wandelbaren Kriegsfürsten zu einem bestätigten Friedens- und Landesfürsten erheben möchte, wie so Vielen vor und neben ihm gelungen; woraus denn Mißtrauen, Spaltung, Feindschaft und Groll zwischen Diener und Herrn nothwendig erfolgen mußte.

Denke man sich nun den Graf Carmagnola als einen solchen Miethhelden, der seine hochsinnigen Plane wohl haben mochte, dem aber die in solchen Fällen höchst nöthige Verstellungskunst, scheinbares Nachgeben, zur rechten Zeit einnehmendes Betragen, und was sonst noch erfordert wird, völlig abging, der vielmehr keinen Augenblick seinen heftigen, störrischen, eigenwilligen Charakter verläugnete, so wird man gar bald den Widerstreit

Erhabnen Anstand, liebenswerthe Gegenwart
Vorübergänglich liehen; wird ihm jedesmal
Was er beginnt gelingen, sey's in Männerschlacht,
So auch im kleinen Kriege mit den schönsten Frau'n.
Er ist fürwahr gar vielen andern vorzuziehn,
Die ich doch auch als hochgeschätzt mit Augen sah.
Mit langsam-ernstem, ehrfurchtsvoll gehaltnem Schritt
Seh ich den Fürsten; wende dich o Königin!

Faust

(heranwinkend, einen Gefesselten vor sich).

Statt feyerlichsten Grußes, wie sich ziemte,
Statt ehrfurchtsvollem Willkomm bring ich dir
In Ketten hartgeschlossen solchen Knecht,
Der Pflicht verfehlend mir die Pflicht entwand.
Hier kniee nieder! dieser höchsten Frau
Bekenntniß abzulegen deiner Schuld.
Dieß ist, erhabne Herrscherin, der Mann
Mit seltnem Augenblitz vom hohen Thurm
Umherzuschaun bestellt, dort Himmelsraum
Und Erdenbreite scharf zu überspähn,
Was etwa da und dort sich melden mag,
Vom Hügelkreis in's Thal zur festen Burg
Sich regen mag, der Heerden Woge sey's,
Ein Herreszug vielleicht; wir schützen jene,
Begegnen diesem. Heute, welch' Versäumniß!
Du kommst heran, er meldet's nicht, verfehlt
Ist ehrenvoller schuldigster Empfang
So hohen Gastes. Frevenlich verwirkt
Das Leben hat er, läge schon im Blut
Verdienten Todes; doch nur du allein
Bestrafst, begnadigst, wie dir's wohl gefällt.

ſtreit vorahnen, der zwiſchen einer ſolchen Willkür und der höchſten Zweckmäßigkeit des Venezianiſchen Senats entſtehen müſſe. Und hier wird nun der Einſichtige den vollkommen prägnanten, tragiſchen, unausgleichbaren Stoff anerkennen, deſſen Entwickelung und Ausbildung ſich in gegenwärtigem Stücke entfaltet. Zwey unvereinbare, einander widerſprechende Maſſen glauben ſich vereinigen, Einem Zwecke widmen zu können. Zwey entgegengeſetzte Denkweiſen, wie ſie Harniſch und Toga geziemen, ſehen wir in vielen Individuen muſterhaft mannichfaltig gegenübergeſtellt, und zwar ſo wie ſie allein in der angenommenen Form darzuſtellen geweſen, wodurch dieſe völlig legitimirt und vor jedem Widerſpruch völlig geſichert wird. Damit wir aber den weitern Verlauf ordnungsgemäß einleiten, ſo folge hier der Gang der Tragödie, Scene für Scene.

Erſter Act.

Der Doge trägt dem Senate die Angelegenheit vor; ſie iſt folgende: die Florentiner haben die Republik um Allianz gegen den Herzog von Mailand angerufen, deſſen Geſandten noch in Venedig verweilen, um ein gutes Verhältniß zu unterhandeln. Carmagnola lebt als Privatmann daſelbſt, doch ſchon mit einiger Ausſicht Heerführer zu werden. Meuchelmörderiſch wird er angefallen und, wie es ſich ausweiſt, auf Anſtiften der Mai-

länder, und so kann man beide Theile gewiß von nun an auf ewig getrennt halten.

Der vor den Senat geforderte Graf entwickelt seinen Charakter und seine Gesinnung.

Nachdem er abgetreten, legt der Doge die Frage vor: ob man ihn zum Feldherrn der Republik aufnehmen solle? Senator Marino votirt gegen den Grafen mit großer Einsicht und Klugheit, Senator Marco für ihn mit Zutrauen und Neigung. Wie man sich zum Stimmen anschickt, schließt die Scene.

In seinem Hause finden wir den Grafen allein, Marco tritt hinzu, verkündigt ihm die Kriegserklärung und seine Erwählung zum Feldherrn, ersucht ihn aber freundschaftlich aufs dringendste, den heftigen, stolzen, störrischen Charakter zu bezähmen, der sein gefährlichster Feind sey, da er ihm so viel bedeutende Menschen zu Feinden mache.

Nunmehr liegen alle sämmtliche Verhältnisse klar vor den Augen der Zuschauer, die Exposition ist vollkommen abgethan, und wir dürfen sie wohl musterhaft nennen.

Zweyter Act.

Wir versetzen uns in das Herzogl. Mailändische Lager. Mehrere Condottiere, unter Anführung eines Malatesti, sehen wir versammelt. Hinter Sümpfen und Buschwäldern ist ihre Stellung höchst vortheilhaft, nur auf einem Damm konnte man zu ihnen gelangen. Carmagnola, der sie nicht angreifen kann, sucht sie, durch kleine Beschädigungen und große Insulte, aus der Fassung zu bringen, auch stimmen die jüngeren, unbedachteren für den Angriff. Nur Pergola, ein alter Kriegsmann, widersetzt sich, einige zweifeln, der Heerführer ist seiner Stelle nicht gewachsen. Ein aufgeregter Zwist unterrichtet uns von der Lage der Dinge; wir lernen die Menschen kennen und sehen zuletzt den weisesten Rath durch leidenschaftliche Unbesonnenheit überstimmt. Eine treffliche und auf dem Theater gewiß höchst wirksame Scene.

Aus diesem tumultuarischen Vielgespräch begeben wir uns in das Zelt des einsamen Grafen. Kaum haben wir seinen Zustand in einem kurzen Monolog erfahren, so wird gemeldet, daß die Feinde, ihn anzugreifen, jene vortheilhafte Stellung verlassen. An die schnell gesammelten Untergeordneten vertheilt er mit geflügelten Worten seine Befehle, alles horcht und gehorcht ohne Zaudern, freudig und feurig.

Diese kurze, thatenschwangere Scene macht einen trefflichen Contrast mit der vorhergehenden langen, vielspältigen, und hier hat sich der Verfasser vorzüglich als geistreichen Dichter bewiesen.

Ein Chor tritt ein, welcher in sechzehn Stanzen eine herrliche Beschreibung des Gefechtes vorträgt, sich aber auch zuletzt in Klagen und traurige Betrachtungen über das Kriegsunheil, besonders im Innern der Nation ergießt.

Dritter Act.

Im Zelte des Grafen treffen wir ihn mit einem Commissär der Republik; dieser, dem Sieger Glück wünschend, verlangt nun so große Vortheile auch verfolgt, genutzt zu sehen, wozu der Graf keine Lust bezeigt; durch die Zudringlichkeit des Commissärs verstärkt sich nur der eigensinnige Widerstand.

Schon werden beide leidenschaftlicher, als nun gar ein zweyter Mitgeordneter eintritt und sich höchlich beklagt, daß jeder einzelne Condottier seine Gefangenen loslasse, welches der Graf als Herkommen und Kriegsgebrauch nicht tadeln will, vielmehr, indem zur Sprache kommt, daß seine Gefangenen noch nicht entlassen seyen, sie vorfordert und sie, den Commissarien in's Gesicht tretend, entläßt. Noch nicht genug, den Sohn des

alten Kriegsheldeu Pergola erkennt er unter dem scheidenden Haufen, begegnet ihm auf's freundlichste und läßt es an gleichen Aufträgen an den Vater nicht fehlen. Sollte das nicht Unwillen, Verdacht erregen?

Die Commissarien zurückbleibend überdenken und beschließen; ihr Spiel ist sich zu verstellen, alles was der Graf thut zu billigen, ehrfurchtsvoll zu loben, indessen im Stillen zu beobachten und heimlich zu berichten.

Vierter Act.

Im Saal der Zehnherrn zu Venedig finden wir Marco, den Freund des Grafen, vor Marino, dem Feinde desselben, als vor heimlichem Gericht; jenem wird die Freundschaft zu Carmagnola als Verbrechen angerechnet, das Benehmen des Feldherrn, politisch kalt, als verbrecherisch dargestellt, wogegen des Freundes sittlich edle Vertheidigung nicht hinreicht. Marco erhält, als gnädige Halbstrafe, den Auftrag sogleich nach Thessalonich gegen die Türken abzugehen; er vernimmt, des Grafen Untergang sey beschlossen, ohne daß menschliche Gewalt noch List ihn retten könne. Wollte Marco, heißt es, nur einen Hauch, nur einen Wink versuchen, um den Grafen zu warnen, so wären beide augenblicks unwiederbringlich verloren.

Ein Monolog des Marco in dieser Verlegenheit ist von der reinsten, gefühlvoll und glücklich abgesponnenen Selbstqual.

Der Graf im Zelte; Wechselreden zwischen ihm und Gonzaga schildern seine Lage. Voll Vertrauen auf sich und seine Unentbehrlichkeit ahnet er nichts von dem Mordanschlag, lehnt des Freundes Bedenklichkeiten ab und folgt einer schriftlichen Einladung nach Venedig.

Fünfter Act.

Der Graf vor dem Doge und den Zehnen. Man befragt ihn zum Schein über die Friedensbedingungen, die der Herzog vorschlägt, bald aber zeigt sich die Unzufriedenheit, der Verdacht des Senats. Die Maske fällt und der Graf wird gefangen genommen.

Haus des Grafen. Gemahlin und Tochter ihn erwartend. Gonzaga bringt ihnen die Trauernachricht.

Im Gefängniß finden wir den Grafen, zu ihm Gemahlin und Tochter und Gonzaga. Nach kurzem Abschied wird er zum Tode geführt.

Ueber eine Verfahrungsart, die Scenen auf diese Weise an einander zu reihen, können die Stimmen getheilt seyn; uns gefällt sie als eine eigene Weise gar

wohl. Der Dichter kann hier in bündiger Kürze fortſchreiten, Mann folgt auf Mann, Bild auf Bild, Ereigniß auf Ereigniß, ohne Vorbereitung und Beſchränkung. Das Einzelne wie die Maſſe exponirt ſich beim Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt ſo fort bis der Faden abgelaufen iſt.

Unſer Dichter hat auf dieſem Weg, ohne weder in Behandlung noch Ausführung lakoniſch zu ſeyn, ſich ſehr kurz gefaßt. Seinem ſchönen Talent iſt eine natürlich freie, bequeme Anſicht der ſittlichen Welt gegeben, die ſich dem Leſer und Zuſchauer ſogleich mittheilt. So iſt auch ſeine Sprache, frei, edel, voll und reich, nicht ſententiös, aber durch große, edle, aus dem Zuſtand herfließende Gedanken erhebend und erfreuend; das Ganze hinterläßt einen wahrhaft weltgeſchichtlichen Eindruck.

Sind wir nun aber in wohlmeinender Entfaltung des Stücks ſo weit gegangen, wird man wohl die Entwicklung der Charaktere gleichfalls erwarten. Da ſieht man denn gleich bei der ſummariſchen Aufzählung der Perſonen, daß der Verfaſſer mit einem kritteln den Publicum zu thun hat, über das er ſich nach und nach ganz erheben muß. Denn gewiß nicht aus eigenem Gefühl und Ueberzeugung hat er ſeine Perſonen in hiſtoriſche und ideelle getheilt. Da wir unſere unbedingte Zufriedenheit mit ſeiner Arbeit ausgeſprochen, ſo erlaube er uns hier ihn zu bitten, daß er jenen Unterſchied niemals wieder gelten laſſe. Für den Dichter iſt keine Perſon

hiſtoriſch, es beliebt ihm ſeine ſittliche Welt darzuſtellen und er erweiſt zu dieſem Zweck gewiſſen Perſonen aus der Geſchichte die Ehre, ihren Namen ſeinen Geſchöpfen zu leihen. Herrn Manzoni dürfen wir zum Ruhm nachſagen, daß ſeine Figuren alle aus Einem Guß ſind, eine ſo ideell wie die andere. Sie gehören alle zu einem gewiſſen politiſch ſittlichen Kreiſe; ſie haben zwar keine individuellen Züge, aber, was wir bewundern müſſen, ein jeder, ob er gleich einen beſtimmten Begriff ausdrückt, hat doch ſo ein gründliches, eigenes, von allen übrigen verſchiedenes Leben, daß man, wenn auf dem Theater die Schauſpieler an Geſtalt, Geiſt und Stimme zu dieſen dichteriſchen Gebilden paſſend gefunden werden, man ſie durchaus für Individuen halten wird und muß.

Und nun zu dem Einzelnen. Vom Grafen ſelbſt, den man ſchon genug kennt, bleibt wenig zu ſagen. Die alte Forderung des Theoriſten: daß ein tragiſcher Held nicht vollkommen, nicht fehlerfrei ſeyn müſſe, findet ſich auch hier befriedigt. Vom rohen, kräftigen Natur- und Hirten-Stande, gewaltſam kämpfend, heraufgewachſen, gehorcht Carmagnola ſeinem ungebändigten, unbedingten Willen; keine Spur von ſittlicher Bildung iſt zu bemerken; auch die nicht einmal, deren der Menſch zu eignem Vortheil bedarf. An Kriegsliſten mag's ihm nicht fehlen; wenn er aber auch politiſche Zwecke hat, die man nicht gerade deutlich ſieht, ſo weiß er nicht die-

ſelben durch ſcheinbare Nachgiebigkeit zu erreichen und zu ſichern; und wir müſſen auch hier den Dichter höchlich loben, der den, als Feldherrn, unvergleichlichen Mann in politiſchen Bezügen untergehen läßt; ſo wie der kühnſte Schiffer, der, Compaß und Sonde verachtend, ſogar im Sturm die Segel nicht einziehen wollte, nothwendig ſcheitern müßte.

Wie nun ein ſolcher Mann ſich in Rüſtung und Gewand knapp erweiſ't, ſo hat ihm der Dichter auch eine nahe, ſich feſt anſchließende Umgebung verliehen.

Gonzaga, ruhig, rein, unmittelbar an der Seite des Helden zu kämpfen gewohnt, geradſinnig, des Freundes Heil bedenkend, herandrohende Gefahren bemerkend. Vortrefflich iſt es, wenn in der dritten Scene des vierten Actes Carmagnola, der ſich als Heldenmann rüſtig fühlt, ſich auch klüger dünkt als der verſtändige Freund. Und ſo begleitet ihn Gonzaga auf dem, erſt gefährlichen, dann tödtlichen Schritt, und übernimmt zuletzt die Sorge für Gemahlin und Tochter. Zwey dem Grafen untergebene Condottiers, Orſini und Tolentino, erklären lakoniſch ihre Thatkraft; mit wenigen Worten iſt alles abgethan.

Wenn wir uns nun zum feindlichen Heere wenden, ſo finden wir gerade das Gegentheil. Malateſti, ein unzulänglicher Obergeneral, erſt zweifelhaft, zuletzt von der heftigen Parten, von Sforza und Fortebraccio hingeriſſen, welche die Ungeduld der Soldaten als

Argument zum Kampfe lebhaft vorbringen. Pergola, ein alter erfahrner Kriegsmann, und Torelle, von mittlerem Alter, aber einsichtig, werden überstimmt. Der Zwist belebt sich bis zu Beleidigungen, eine heldenmüthige Versöhnung geht vor dem Kampfe voraus. Nachher unter den Gefangenen finden wir keinen Anführer; nur der in der Menge entdeckte Sohn des Pergola gibt dem Grafen Gelegenheit im edelsten Sinne seine Hochachtung für einen alten Kriegsheldn auszusprechen.

Nun werden wir in den Venezianischen Senat eingeführet. Der Doge präsidirt. Er stellt das oberste, reine, unzertheilte Staats-Princip vor, das Zünglein in der Wage, das sich selbst und die Schalen beobachtet; ein Halbgott, bedächtig ohne Sorgen, vorsichtig ohne Mißtrauen; wenn gehandelt werden soll, geneigt zu wohlwollendem Entschluß. Marino, das der Welt unentbehrliche, scharfe, selbstische Princip, welches hier untadelig erscheint, da es nicht zu persönlichem Interesse, sondern zu einem großen, unübersehlichen Ganzen wirkt; wachsam, auf Gewalt eifersüchtig, den bestehenden Zustand als das Höchste und Beste betrachtend. Carmagnola ist ihm ganz und gar nichts als ein Werkzeug zu Zwecken der Republik, welches, unnütz und gefährlich erscheinend, sogleich zu verwerfen ist.

Marco, das löbliche menschliche Princip; ein Sittlich-Gutes ahnend, fühlend, anerkennend, das

Helena.

So hohe Würde wie du sie vergönnst,
Als Richterin, als Herrscherin, und wär's
Versuchend nur, wie ich vermuthen darf;
So üb' ich nun des Richters erste Pflicht
Beschuldigte zu hören. Rede denn.

Thurmwärter Lynceus.

Laß mich knieen, laß mich schauen,
Laß mich sterben, laß mich leben,
Denn schon bin ich hingegeben
Dieser gottgegebnen Frauen.

Harrend auf des Morgens Wonne,
Oestlich spähend ihren Lauf,
Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im Süden auf.

Zog den Blick nach jener Seite,
Statt der Schluchten, statt der Höh'n,
Statt der Erd- und Himmelsweite,
Sie die Einzige zu spähn.

Augenstrahl ist mir verliehen
Wie dem Luchs auf höchstem Baum,
Doch nun mußt' ich mich bemühen
Wie aus tiefem düsterm Traum.

Wüßt' ich irgend mich zu finden?
Zinne? Thurm? geschloss'nes Thor?
Nebel schwanken, Nebel schwinden
Solche Göttin tritt hervor!

Tüchtige, Große, Mächtige verehrend, die solchen Eigenschaften zugesellten Fehler bedauernd, Besserung hoffend und glaubend, einem einzelnen wichtigen Manne zugethan und deßhalb, ohne es zu ahnen, im Widerstreit mit seinen Pflichten.

Die zwey Commissarien, vorzügliche Männer, ganz ihrer Sendung werth. Sie treten auf, ihrer Stelle, ihres Amts, ihrer Pflicht sich bewußt; sie wissen von wem sie gesendet sind. Bald aber belehrt sie Carmagnola's Betragen über ihre augenblickliche Ohnmacht. Die Charaktere beider Abgeordneten sind vortrefflich abgestuft. Die erste ist heftiger, zum Widerstand geneigter, überrascht von der Verwegenheit des Grafen; erzürnt weiß er sich kaum zu fassen. Im Augenblick daß beide allein sind, zeigt sich, daß der zweyte das Unheil vorausgesehen. Dieser nun weiß seine Meinung geltend zu machen, daß, da sie die Gewalt nicht haben den Grafen abzusetzen oder gefangen zu nehmen, sie sich verstellen und Zeit gewinnen müssen: worin beide zuletzt übereinstimmen, obgleich mit Widerwillen des ersten.

Hiermit wären denn die Hauptpersonen genugsam, in Bezug auf jene Scenenfolge, geschildert. Nun haben wir noch von dem eingeführten Chor zu reden.

Er ist keineswegs theilnehmend an der Handlung, sondern eine aparte Gesellschaft für sich, eine Art von lautwerdendem Publicum. Bei der Aufführung müßte

man ihm einen besondern Platz anweisen, wodurch er sich ankündigte, wie unser Orchester, welches einstimmt in das was auf der Bühne geschieht, ja in der Oper, im Ballet einen integrirenden Theil macht, aber doch nicht zu jenen gehört, welche persönlich erscheinen, sprechen, singen und handeln.

So viel wir nun aber auch über dieses lobenswürdige Trauerspiel beifällig gesprochen, so bliebe doch noch manches zu sagen und zu entwickeln übrig. Wenn wir jedoch bedenken, daß ein ächtes Kunstwerk sich selbst schon ankündigen, auslegen und vermitteln soll, welches keine verständige Prosa nachzuthun vermag, so wünschen wir nur noch dem Verfasser Glück, daß er, von alten Regeln sich lossagend, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaßen daß man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann. Wir geben ihm auch das Zeugniß, daß er im Einzelnen mit Geist, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir, bei strenger Aufmerksamkeit, insofern dieß einem Ausländer zu sagen erlaubt ist, weder ein Wort zu viel gefunden, noch irgend eins vermißt haben. Männlicher Ernst und Klarheit walten stets zusammen, und wir mögen daher seine Arbeit gern classisch nennen. Er verdiene sich fortan das Glück, in einer so ausgebildeten, wohlklingenden Sprache vor einem geistreichen Volke zu sprechen und sprechen zu lassen. Er verschmähe ferner-

hin die gemeine Rührung und arbeite nur auf diejenige hin, die uns beim Anschauen des Erhabenen überrascht.

Das Versmaß ist der eilfsylbige Jambus, welcher durch abwechselnde Cäsuren dem freien Recitativ ganz ähnlich wird, so daß eine gefühlvolle geistreiche Declamation alsobald mit Musik zu begleiten wäre.

Diese Behandlung des bekannten, der modernen Tragödie, besonders auch der Deutschen, höchst angemessenen Versmaßes wird noch durch ein eigenes Uebergreifen des Sinnes (Enjambement) vielbedeutend; die Zeile schließt mit Nebenworten, der Gedanke greift über, das Hauptwort steht zu Anfang der folgenden Zeile, das regierende Wort wird vom regierten angekündigt, das Subject vom Prädicat; ein großer mächtiger Gang des Vortrags wird eingeleitet und jede epigrammatische Schärfe der Endfälle vermieden.

Eine gewissenhaft versuchte Uebersetzung mehrerer Stellen ist uns nicht in dem Grade gelungen, daß man die Verdienste des Originals daran erkennen würde, deßhalb wir den Dichter in seinem eigenen Idiom sprechen lassen.

Atto primo. Scena seconda, il Conte.

Serenissimo Doge, Senatori;
Io sono al punto in cui non posso avvi
Esser grato e fedel, s'io non divengo
Nemico all'uom che mio Signor fu un tempo

S'io credessi che ad esso il più sottile
Vincolo di dover mi leghi ancora,
L'ombra onorata delle vostre insegne
Fuggir vorrei, viver nell'ozio oscuro
Vorrei, prima che romperlo e me stesso
Far vile agli occhi miei. Dubbio veruno
Sul partito che scelsi in cor non sento,
Perch' egli è giusto ed onorato: il solo
Timor mi pesa del giudizio altrui.
Oh! beato colui, cui la fortuna
Così distinte in suo cammin presenta
Le vie del biasmo e dell' onor, ch' ei puote
Correr certo del plauso, e non dar mai
Passo ove trovi a malignar l'intento
Sguardo del suo nemico. Un altro campo
Correr degg'io, dove in periglio sono
Di riportar — forza è pur dirlo — il brutto
Nome d' ingrato, l' insoffribil nome
Di traditor. So che dei Grandi è l' uso
Valersi d'opra ch' essi stiman rea,
E profondere a quei che l' ha compita
Premj e disprezzo. il so; ma io non sono
Nato a questo; e il maggior premio ch'io bramo,
Il solo, egli è la vostra stima, e quella
D'ogni cortese; e — arditamente il dico —
Sento di meritarla. Attesto il vostro
Sapiente giudicio, o Senatori,
Che d'ogni obbligo sciolto inverso il Duca
Mi tengo, e il sono. Se volesse alcuno
Dei benefic; che fra noi son corsi
Pareggiar le ragioni, e noto al mondo

Qual rimarrebbe il debitor dei due. —
Ma di cio nulla: io fui fedele al Duca
Fin ch'io fui seco, e nol lasciai che quando
Ei mi v'astrinse. Ei mi cacciò del grado
Col mio sangue acquistato: invan tentai
Al mio Signor lagnarmi. I miei nemici
Fatto avean siepe intorno al trono: allora
M'accorsi alfin che la mia vita anch'essa
Stava in periglio: — a ciò non gli diei tempo.
Chè la mia vita io voglio dar, ma in campo,
Per nobil causa, e con onor, non preso
Nella rete dei vili. Io lo lasciai,
E a voi chiesi un asilo; e in questo ancora
Ei mi tese un agguato. Ora a costui
Più nulla io deggio; di nemico aperto
Nemico aperto io sono. All'util vostro
Io servirò, ma franco e in mio proposto
Deliberato, come quei ch'è certo
Che giusta cosa imprende.

Herr Manzoni gab, durch einen guten Gedanken, in ſeiner Vorrede zum Grafen Carmagnola, zu folgenden Betrachtungen Anlaß: der Hauptirrthum, woraus die eingebildete Nothwendigkeit der beiden, nunmehr beſeitigten Theater-Einheiten entſprang, entwickelte ſich aus dem, übrigens löblichen, lebhaften Antheil, den der Zuſchauer an der Bühne nimmt, nur verſieht er es darin, daß er, der unten ganz ſtill ſitzt, ſich einbildet, er habe auch oben zu ſchaffen, daher ſich denn die da droben

eben so wenig vom Flecke rühren und zu ihrem Thun und Handeln nicht mehr Zeit brauchen sollen, als er zum Schauen und Horchen. Diesen Irrthum muß man ihm benehmen, wenn das Theater erfreulich und der peniblen Forderungen jener Einheiten entbunden werden soll.

Bedenke doch der gute Zuschauer, daß die Leutchen da droben mitunter Prügel austheilen, von denen er nichts fühlt, daß, wenn sie sich todt gestochen haben, er ganz gelassen zu Hause sein Abendbrot verzehrt, und daß er ihnen also eben so gut zugestehen könnte sich von Ort zu Ort zu bewegen, nicht weniger auch die Zeit mit Siebenmeilenstiefeln zu überschreiten. Wenn er sich, indem der Vorhang zum erstenmal aufgeht, ganz leicht und willig nach Rom versetzt, warum sollte er nicht Gefälligkeit genug haben, interessante Personen zunächst nach Carthago zu begleiten?

Indicazione

di ciò che nel 1819 si è fatto in Italia intorno alle lettere, alle scienze ed alle arti.

Dieſe Jahres-Anzeige kommt uns eben als wir Vorſtehendes zum Drucke beſtimmen, vor Augen, und ob wir gleich das literariſche Verdienſt des trefflichen Verfaſſers ſchon längſt zu ſchätzen gewußt, ſo finden wir uns doch dießmal mit ihm in einigem Widerſpruch, und entſchließen uns daher zu nachſtehender Ueberſetzung und Gegenrede.

„Im vorigen Jahrhunderte ſtärkte ſich das Italiäniſche Theater auf einen hohen Grad, an den Werken Goldoni's und Alfieri's. Durch ſie ward es der Erniedrigung, worin es lag, entzogen, ein neues Leben erſchien auf demſelben. Unglücklicherweiſe fand der zweyte dieſer Autoren mehr Nachfolger als der erſte, und wirklich ſteigen auf unſerer Halbinſel hie und da kühne, glühende Geiſter auf, welche ſeine Spur betreten. Kein Jahr vergeht, daß man nicht aus den Preſſen zwanzig oder dreyßig Tragödien an's Tageslicht hervorgehen ſähe, alle ungefähr von gleichem Werthe.

„Auch in dieſem Jahr behandelte Graf Gambare Andrea Poncarale di Brescia, Mangili Leo-

nida, Marchiſio Mileto, zwey Autoren Quaranarelli und Gasparinetti, jeder einzeln Bibli; der Herzog von Ventignano Ippolito und Ifigenia in Aulide, Ruffa Teramene, Agave und die Beliden, Manzoni den Carmagnola."

„(Note. Der Graf Carmagnola, Trauerſpiel von A. Manzoni; dieſes Trauerſpiel, welchem große Fehler nicht abgehen, hat auch viele Schönheiten, und verdient, daß wir davon beſonders handeln. Hier aber wollen wir auf keine Art unſern Meinungen vorgreifen.)"

„Wenige Städte gibt's, welche nicht einen oder mehrere Verfaſſer zählten von Tragödien, die völlig unter jenem Schutz und Schirm compilirt worden. Aber ſinnige Perſonen, eiferſüchtig auf unſern Ruhm, finden wohl, daß ſie ſich nicht auf die Verſicherungen der Autoren ſelbſt verlaſſen können, ſondern überzeugen ſich, daß, wo die ganze Seele Alfieri's nicht zu finden iſt, ſeine Formen ſich gar ſchlecht zu einem Empfinden ſchicken wollen, das nicht das eigene ſeinige ſey, dergeſtalt, daß es mehr verdrießlich als zu verwundern iſt, in ſolchen Werken weder gute Auswahl des Gegenſtandes, noch Regelmäßigkeit des Ganges, keine Wahrheit des Coſtums, aber wohl die Sittenſprüche, die Wendungen und oft die eigenſten Verſe Alfieri's zu finden."

„(Note. Manzoni verdient den Tadel einer knechtiſchen Nachahmung keineswegs, er hat ſich davon völlig losgeriſſen.)"

In ſo fern es möglich iſt den ganz eigenen, ſchwer zu bezeichnenden Styl der Italiäniſchen Proſa im Deutſchen wieder zu geben, trugen wir den Landsleuten vor, was ein ſehr tüchtiger, von uns höchlich anerkannter Mann über unſern Freund Manzoni geſprochen. Nach allem, was wir bereits über das Stück geäußert, dürfen wir hiezu nicht ſchweigen, und wenn ſie es auch drüben über den Alpen nicht vernehmen ſollten. So viel iſt gewiß, wir urtheilende Deutſche Literatoren würden ſo nicht zu Werke gehen. Denn erſt heißt es: Alfieri habe leider mehr Nachfolger als Goldoni, dann werden ein halb Dutzend Autoren als ſolche unerfreuliche Nachtreter mit ihren Werken genannt, zuletzt Manzoni und ſein Graf Carmagnola. Gleich aber in der Note werden dieſem Stücke, neben großen Fehlern, viele Schönheiten zugeſtanden, allein für den Augenblick jedem Urtheil ausgewichen. Hierauf enthält der Text durchgängige Mißbilligung ſolcher Arbeiten; nur in einer Note wird Manzoni abermals ausgenommen.

Dieſe Art kritiſcher Behandlung ſey uns Deutſchen fremd! Wenn über den Alpen der vortreffliche Literator am Ende einer Reihe von Autoren, die er nicht billigt, einen werthen Manzoni nachbringt, um ihn etwas beſſer zu behandeln, ſo würden wir die zuerſt genannten Dichter, einzeln, ſummariſch charakteriſirt, dieſen aber, als den vorzüglichſten, dem es am beſten gelungen, ausgezeichnet, und nicht dem Text widerſprechende Noten

nachgebracht haben. Nun sind wir äußerst neugierig, was denn dieser ehrenwerthe Kritiker Herrn Manzoni als Fehler anrechnen will, da er ihm als Tugend zugestanden, daß er sich von dem alten Wesen, welchem leider Alfieri, zu seinem eignen großen Schaden, zugethan blieb, völlig losgemacht.

Wir dürfen auch über Alfieri reden, denn wir haben uns genugsam an ihm herumgequält; unsere Freunde haben ihn treu übersetzt, wir thaten das Möglichste ihn auf unser Theater zu bringen; aber der Widerspruch eines großen Charakters bei mächtigem Streben, eine gewisse Trockenheit der Einbildungskraft bei tiefem leidenschaftlichem Sinn, der Laconismus in Anlage sowohl als Ausführung, das alles läßt den Zuschauer nicht froh werden.

Keineswegs denken wir hierdurch seine unsterblichen Verdienste zu schmälern; aber verwandelt er nicht z. B. mehrere seiner Stücke dadurch in vollkommene Wüstenenen, daß er sie auf so wenig Personen zurückführt? Die Alten hatten den Chor zur Seite, da sie öffentlich lebten, die Neuern ließen sich im Innern Vertraute gefallen; und wer lebt denn so allein, daß ein geistreicher Dichter, aus nothwendiger und wahrscheinlicher Umgebung, nicht einen Mitredenden hervorbilden sollte, um die Helden sowohl als die Zuhörer von den schrecklichen Monologen zu entbinden?

Aug' und Bruſt ihr zugewendet
Sog ich an den milden Glanz,
Dieſe Schönheit wie ſie blendet
Blendete mich Armen ganz.

Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Völlig das beſchworne Horn;
Drohe nur mich zu vernichten,
Schönheit bändigt allen Zorn.

Helena.

Das Uebel das ich brachte darf ich nicht
Beſtrafen. Wehe mir! Welch' ſtreng Geſchick
Verfolgt mich, überall der Männer Buſen
So zu bethören, daß ſie weder ſich
Noch ſonſt ein Würdiges verſchonten. Raubend jetzt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend;
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen,
Sie führten mich im Irren her und hin.
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
Nun dreyfach, vierfach bring' ich Noth auf Noth.
Entferne dieſen Guten, laß ihn frei;
Den Gottbethörten treffe keine Schmach.

Fauſt.

Erſtaunt o Königin, ſeh' ich zugleich
Die ſicher Treffende, hier den Getroffnen;
Ich ſeh' den Bogen, der den Pfeil entſandt,
Verwundet jenen. Pfeile folgen Pfeilen
Mich treffend. Allwärts ahn' ich überquer
Befiedert ſchwirrend ſie in Burg und Raum.

Hierin iſt Manzoni gewiß muſterhaft, wie jeder gleich einſehen wird, der unſerer Entwickelung gefolgt iſt; wie viel Theater-Scenen haben wir denn, die ſich der erſten des zweyten Actes, im Zelte Malateſti's vergleichen könnten?

Wär' es noch gegenwärtig mein Geſchäft, der Ausbildung eines Theaters vorzuſtehen, ſo ſollte Graf Carmagnola bei uns wohl aufgenommen ſeyn, und, wenn auch nicht, als Liebling der Menge, oft wiederholt, doch immer auf dem Repertorium, als ein würdiges Männerſtück in Ehren bleiben. Ja ich getraute mir zwey bis drey Deutſche neuere Theaterſtücke, welche ſich jetzt nur einen mäßigen Beſuch erbitten müſſen, ungeſäumt anzudeuten, welchen die Autoren, durch eine Behandlung nach Manzoni's Vorgang, einen ſichern und dauernden Beifall erwerben könnten.

Unſer Italiäniſcher Kritiker, indem er von Stücken ſpricht, die der Spur Alfieri's nachfolgen, ſagt zwar: ſie ſeyen ungefähr von gleichem Werthe; wir müßten aber ſeine große Einſicht und Conſequenz nicht kennen, wenn wir nicht vermuthen ſollten, daß er ſie nach einer gewiſſen Rangordnung geſtellt, die geringern voran, die beſſern hintennach genannt habe.

Hiezu bewegt uns das Vorurtheil für unſern Liebling, Herrn Manzoni, welcher zuletzt genannt wird, deßhalb wir denn ſeinen Vorgänger, Herrn Ruffa, auch

für bedeutend halten, so daß wir, wenn seine Stücke uns zu Gesichte kommen, nach unserer Deutschen Weise mit Billigkeit darüber sprechen werden. Denn wir müßten sehr irren, wenn nicht manches darin zu finden seyn möchte, was man bei Alfieri vergebens sucht, und was uns Deutschen gar wohl zusagen dürfte.

Was dieser Dichter von sich selbst bekennt, wird uns folgendermaßen mitgetheilt.

„Diese Tragödien zu schreiben, trieb mich eine unwiderstehliche Gewalt. Unter Calabresen bin ich geboren, einem Volke, zum Theil noch halb Waldmenschen, muthvoll bis zur Wildheit, in Vorsätzen hartnäckig, in Leidenschaften unbegränzt. Und so sah ich von Kindheit auf nur Beispiele von heroischen Handlungen und außerordentlichen Verbrechen. Gegenseitiges Anprallen heftigen Wollens, Blut, Mord, glühenden Haß, schreckliche Rache, Brudermord, Vater- und Selbstmord, Mißthaten aller Art; und im Gegentheil, Beispiele festen und kühnen, beim Anblick des härtesten Todes sich erhöhenden Muthes, Treue ohne gleichen, edlen Uneigennutz und unglaubliche Beständigkeit, redliche Freundschaft, großmüthige Züge von Feind zu Feind. Dergleichen alles traf meine jugendliche Phantasie. Unsere Ausgewanderten waren das allgemeine Gespräch, und wir hatten in unserer Kleinheit, nach Gleichniß Griechischer heroischer Zeiten, unsere Siniſſe, Scironen und Procusten, wie im Gegensatz auch unsere Alciden und

Thesen. Der Volksglaube an Zauberschwestern und magisches Verbun. an Geister der Ermordeten, die man sogar mit einem besondern Namen Spirdi bezeichnete — das alles umhüllte mit einem so wundersamen und poetischen Duft jede Erzählung und Ueberlieferung, daß selbst die Ungläubigsten daran sich erfreuten. Ich aber als Knabe ergötzte mich besonders auf dergleichen Dinge zu horchen, sie mir anzueignen und sie wieder zu erzählen, und Kinder meines Alters hörten mir gern zu. Freilich war meine melancholische Anlage hiebei immer mitwirkend, denn mir erschien und erscheint kein Gegenstand, so heiter er auch sey, ohne sich mit dem Düstern zu überziehen, das in meinem Innern herrschen ist."

Welchen Blick läßt uns ein solcher Dichter in jenes von uns himmelweit entfernte Volk thun, wo gerade jetzt alle diese fürchterlichen Elemente am bewegtesten durch einander gehen. Wer zuerst Gelegenheit hat, Raffa's Werke näher kennen zu lernen, der gebe unsern lieben Landsleuten davon auslangende Kenntniß.

Graf Carmagnola noch einmal.

Wir kommen gern zu unserm Freund zurück, und hoffen mit Begünstigung unserer Leser; denn man kann bei Einem Gedicht eben so viel sagen als bei zehnen und noch dazu in besserer Folge. Wie gut und heilsam unsere erste Recension auf den Autor gewirkt, hat er uns selbst eröffnet, und es gereicht zu großer Freude, mit einem so liebenswerthen Manne in nähere Verbindung getreten zu seyn; an seinen Aeußerungen erkennen wir deutlich, daß er im Fortschreiten ist. Mögen so treue Bemühungen von seiner Nation und andern freundlich anerkannt werden.

Im vorgehenden Aufsatz haben wir ihn schon gegen seinen Landsmann vertheidigt, nun sehen wir uns in dem Falle, ihn auch gegen einen Ausländer in Schutz zu nehmen.

Die Englischen Kritiker, wie wir sie aus ihren vielfachen Zeitschriften kennen, sind aller Achtung werth; höchst erfreulich ist ihre Kenntniß auch fremder Literaturen; Ernst und Ausführlichkeit, womit sie zu Werke gehen, erregen unsere Bewunderung, und wir gestehen gern, daß viel von ihnen zu lernen sey. Sodann macht es einen guten Eindruck, daß sie sich selbst und ihr Pu-

blicum respectiren, welches freilich, auf Wort und Schrift höchst aufmerksam, schwer zu befriedigen, zu Widerspruch und Gegensatz immer aufgelegt seyn mag.

Nun kann aber der Vortrag eines Sachwalters vor den Richtern, eines Redners vor landständischer Versammlung noch so gründlich und auslangend seyn, es thut sich doch ein Widersacher mit gewichtigen Gründen gar bald hervor, die aufmerkenden erwägenden Zuhörer sind selbst getheilt, und irgend eine bedeutende Sache wird oft mit der mindesten Majorität entschieden.

In solchem obgleich stillem Widerstreite befinden wir uns gelegentlich gegen ausländische und inländische Kritiker, denen wir Sachkenntniß keineswegs absprechen, oft ihre Prämissen zugestehen und dennoch andere Folgerungen daraus ziehen.

Den Engländer aber besonders entschuldigen wir, wenn er sich hart und ungerecht gegen das Ausland erweist: denn wer Shakespeare unter seinen Vorfahren sieht, darf sich wohl vom Ahnenstolze hinreißen lassen.

Vor allen Dingen sey aber nun die Originalstelle hier eingeschaltet, damit jederman beurtheilen könne, gegen was wir uns auflehnen.

Quarterly review. No. XLVII. Dec. 1820. p. 86.

The author of the Conte di Carmagnola, Alessandro Manzoni, in his preface, boldly declares war

against the Unities. To ourselves, „chartered libertines.“ as we consider ourselves on the authority of Shakspeare's example and Johnson's argument, little confirmation will be gained from this proselyte to our tramontane notions of dramatic liberty; we fear, however, that the Italians will require a more splendid violation of their old established laws, before they are led to abandon them. Carmagnola wants poetry; the parting scene between the unhappy Count and his family, is indeed affecting, but with this praise and that of occasional simple and manly eloquence the drama itself might be dismissed. We cannot, however, refrain from making known to our readers the most noble piece of Italian lyric poetry which the present day has produced, and which occurs as a chorus at the end of the second act of his drama; and we confess our hopes that the author will prefer, in future, gratifying us with splendid odes, rather than offending us by feeble tragedy.

Was uns beſonders bewog, das Original hier einzurücken, war, daß wir vorerſt die Gedankenfolge jenes kritiſchen Vortrags ungeſtört dem Leſer zur Beurtheilung vorlegen wollten, indem wir zu Gunſten unſerer Polemik die Ueberſetzung zu zerſtücken und umzuwenden räthlich finden.

„Der Verfaſſer des Grafen Carmagnola erklärt in

seiner Vorrede den angenommenen Theater-Einheiten kühn den Krieg; wir aber, privilegirte Freidenker, wofür wir uns, und zwar auf Shakespeare's Beispiel und Johnson's Gründe gestützt, selbst erklären, wir werden durch diesen Neubekehrten für unsere nordischen Begriffe von dramatischer Freiheit wenig Bestätigung gewinnen."

Hierauf erwidern wir: Ein Engländer, der über zwey hundert Jahre auf seiner Bühne die gränzenlosesten Freiheiten gewohnt ist, was erwartet er für Bestätigung von einem auswärtigen Dichter, der in ganz andern Regionen, in ganz anderm Sinne seinen Weg geht?

„Jedoch fürchten wir, daß die Italiäner, ehe sie auf ihre alten herkömmlichen Gesetze Verzicht thun, eine bedeutendere Uebertretung derselben verlangen werden."

Keineswegs! wir leben dagegen den Autor, der vor einem strengen und, wie man am heftigen Widerstreite sieht, theilweise unbiegsamen Publicum handelt, wenn er als guter Kopf, Talent, Genie, durch sanftes Ausweichen versucht eine löbliche Freiheit zu erlangen. Hiebei kann der Autor seine eigene Nation nicht einmal zu Rathe ziehen, geschweige eine fremde; eben so wenig darf er fragen, was Entfernte, Andersgebildete für Vortheil aus seiner Arbeit gewinnen mögen.

Nun aber wird sich ausweisen, indem wir jenen kritischen Vortrag fernerhin zerlegen und umstellen, daß der nicht sonderlich gewogene Kritiker zu Ehren unsers

Dichters dennoch günstige Zeugnisse abzulegen genöthigt ist.

„Der Dichter verdient das Lob einer der Gelegenheit angemessenen Beredsamkeit."

Kann man vom Dramatiker mehr fordern und ihm mehr zugeben? Was könnte denn Beredsamkeit seyn, wenn sie nicht gelegentlich wäre? Das Englische Rednertalent wird deßhalb von der Welt bewundert, weil so viel erfahrne, unterrichtete Männer, bei jeder eintretenden Gelegenheit, gerade das Rechte, Gehörige, Schickliche, im Parteysinn Wirksame auszusprechen verstehen. Dieses Bekenntniß also des Kritikers, nur in Eile hingeworfen, nehmen wir dienlich auf und geben ihm die eigentliche Bedeutung.

„Die Scheidescene des unglücklichen Grafen und seiner Familie ist wahrhaft herzergreifend."

Also wahrhaft männliche Redekunst und herzergreifende, gefühlvolle Behandlung, beides zu rechter Zeit, am passenden Ort, wird zugestanden. Wir verlangen nicht mehr, und der Autor wird es dankbar anerkennen. Wie muß uns nun aber folgendes erfreuen:

„Unterlassen können wir nicht, unsere Leser mit dem edelsten lyrischen Stücke, welches die neuere Italiänische Dichtkunst hervorgebracht, bekannt zu machen, es folgt als Chor dem zweyten Acte des Drama's. Eine Uebersetzung ist beigefügt."

Also auch das höchste lyrische Verdienst, zu dem rhe-

toriſchen und elegiſchen geſellt, wird dem Dichter zugeſtanden! und doch hatte der Kritiker beliebt ſeinen Vortrag mit den harten Worten anzufangen:

„Carmagnola fehlt es an Poeſie.“

Dieſe ſo dürr hin ausgeſprochene Ungerechtigkeit wird durch jene Nachſätze keineswegs bewährt und begründet, ſie ſagen vielmehr gerade das Gegentheil. Wie es uns denn auch ſcheint, daß ſich der Kritiker zuletzt keineswegs gut aus der Sache ziehe, wenn er ſagt:

„Und wir bekennen unſere Hoffnung: daß der Autor uns künftig durch glänzende Oden lieber befriedigen, als durch ſchwache Tragödien verletzen werde.“

Ehe wir weiter gehen, erlauben wir uns folgende Betrachtung. Es gibt eine zerſtörende Kritik und eine productive. Jene iſt ſehr leicht, denn man darf ſich nur irgend einen Maßſtab, irgend ein Muſterbild, ſo bornirt ſie auch ſeyen, in Gedanken aufſtellen, ſodann aber kühnlich verſichern: vorliegendes Kunſtwerk paſſe nicht dazu, tauge deßwegen nichts, die Sache ſey abgethan, und man dürfe, ohne weiteres, ſeine Forderung als unbefriedigt erklären; und ſo befreit man ſich von aller Dankbarkeit gegen den Künſtler.

Die productive Kritik iſt um ein gutes Theil ſchwerer; ſie fragt: Was hat ſich der Autor vorgeſetzt? Iſt dieſer Vorſatz vernünftig und verſtändig? und in wie fern iſt es gelungen, ihn auszuführen? Werden dieſe

Fragen einsichtig und liebevoll beantwortet, so helfen wir dem Verfasser nach, welcher bei seinen ersten Arbeiten gewiß schon Vorschritte gethan und sich unserer Kritik entgegen gehoben hat.

Machen wir aufmerksam auf noch einen Punct, den man nicht genug beobachtet, daß man mehr um des Autors als des Publicums willen urtheilen müsse. Tagtäglich sehen wir, daß ein Theaterstück, ein Roman, ohne die mindeste Rücksicht auf Recensionen, von Lesern und Leserinnen, nach individuell eigenster Weise aufgenommen, gelobt, gescholten, an's Herz geschlossen, oder vom Herzen ausgeschlossen werde, je nachdem das Kunstwerk mit irgend einer Persönlichkeit zufällig zusammentreffen mag.

Kehren wir jedoch zu unserer Tragödie zurück, und zwar zu der Schlußscene, zum Scheiden des Grafen von seiner Familie. Wir thun dieß um so lieber, als wir bei unserm bisherigen Vortrag davon geschwiegen. Der Englische Kunstrichter nennt sie wahrhaft herzergreifend, uns gilt sie auch dafür, und ihr Gelingen ist um desto verdienstlicher, als durch das ganze Stück keine zarte thränenhafte Rührung vorbereitet ist. Nach des Herrn Manzoni ruhig fortschreitender, ohne Verschränkung, gerade vor sich hinwandelnder Weise vernimmt man im Laufe des Stücks zwar, daß Graf Carmagnola Gemahlin und Tochter habe, sie erscheinen aber nicht selbst, als ganz zuletzt, wo sie das den Grafen befallene Unglück urplötz-

Was bin ich nun? Auf einmal machſt du mir
Rebelliſch die Getreuſten, meine Mauern
Unſicher. Alſo fürcht' ich ſchon, mein Heer
Gehorcht der ſiegend unbeſiegten Frau.
Was bleibt mir übrig als mich ſelbſt und alles,
Im Wahn das Meine, dir anheim zu geben?
Zu deinen Füßen laß mich, frei und treu,
Dich Herrin anerkennen, die ſogleich
Auftretend ſich Beſitz und Thron erwarb.

Lynceus

(mit einer Kiſte und Männer die ihm andere nachtragen).

Du ſiehſt mich, Königin, zurück!
Der Reiche bettelt einen Blick,
Er ſieht dich an und fühlt ſogleich
Sich bettelarm und fürſtenreich.

Was war ich erſt? was bin ich nun?
Was iſt zu wollen? was zu thun?
Was hilft der Augen ſchärfſter Blitz!
Er prallt zurück an deinem Sitz.

Von Oſten kamen wir heran
Und um den Weſten war's gethan;
Ein lang und breites Volksgewicht,
Der erſte wußte vom letzten nicht.

Der erſte fiel, der zweyte ſtand,
Des dritten Lanze war zur Hand;
Ein jeder hundertfach geſtärkt,
Erſchlagne Tauſend unbemerkt.

lich vernehmen. Der Dichter hat sich hier, wie in dem unmittelbar darauf folgenden Monolog des Grafen, nicht weniger in der Scheidescene selbst musterhaft bewiesen, und wir triumphiren, daß er dem Engländer ein „indeed affecting" abgewonnen hat.

Zwar wissen wir aus eigener Erfahrung, daß man, nach aufgezogenem Vorhang, mit wenig gesprochenen Zeilen ein großes Publicum, gleichsam aus dem Stegreife, rühren könne; näher betrachtet jedoch sieht man, daß immer etwas vorausgegangen seyn müsse; irgend ein vorbereitender Antheil muß schon in der Menge walten, und wenn man diesen aufzufassen, den Augenblick zu nutzen weiß, so darf man seiner Wirkung gewiß seyn.

Eben so wenn Herrn Manzoni geglückt ist, durch einen Chor den Geist lyrisch zu erheben und anzufeuern, so vermochte er das nur in Gefolg der zwey ersten Acte; gleichermaßen entspringt aus den drey letzten Acten die Rührung der Endscene. Wie nun der Dichter seine Redekunst nicht hätte entwickeln können, ohne die schöne Gelegenheit, Doge, Senatoren, Generale, Commissarien und Soldaten sprechen zu lassen, eben so wenig hätte er uns lyrisch begeistert, oder elegisch gerührt, ohne die edlen Prämissen, auf die er vertrauen konnte.

Eine Ode besteht nicht an und für sich, sie muß aus einem schon bewegten Elemente hervorsteigen. Wodurch wirken die Pindarischen so mächtig, als daß ihnen die

Herrlichkeiten großer Städte, ganzer Länder und Geschlechtsfolgen als Basis dienen, worauf denn die eminente Persönlichkeit eines Einzelnen emporgehoben wird.

Man gedenke der unwiderstehlichen Gewalt tragischer Chöre der Griechen. Wodurch steigern sie sich aber als auf dem dazwischen, von einem Act zum andern, sich steigernden dramatischen Interesse.

Herr Manzoni hat sich als lyrischen Dichter in seinen heiligen Hymnen zu unserer Freude früher bewiesen. Wo konnten aber diese wachsen und gedeihen, als auf dem fruchtbaren Boden der christlich Römisch katholischen Religion, und doch läßt er aus diesem breiten Felde nur fünf Hymnen aufsteigen. Dann finden wir den mysteriös frommen Gehalt durchaus einfach behandelt, kein Wort, keine Wendung, die nicht jedem Italiäner von Jugend auf bekannt wären, und doch sind die Gesänge originell, sind neu und überraschend. Von dem zarten Anklang des Namens Maria, bis zum ernsten Versuch einer Juden-Bekehrung, alles lieblich, kräftig und zierlich.

Nach diesen Betrachtungen dürften wir wohl unsern Dichter ersuchen das Theater und seine eigens gewählte Weise nicht zu verlassen, aber darauf zu sehen, daß der zu wählende Stoff an und für sich rührend sey; denn genau betrachtet, liegt das Rührende mehr im Stoff als in der Behandlung.

Nicht als Vorschlag, sondern nur eines schnellern

Ver-

Verſtändniſſes wegen, nennen wir die Räumung von Parga. Zwar möchte dieſes Sujet gegenwärtig zu behandeln einigermaßen gefährlich ſeyn, unſere Nachkommen werden ſich's nicht entgehen laſſen. Wenn es aber Herr Manzoni ergreifen dürfte und es nur in ſeiner ruhigen, klaren Art durchführte, ſein überzeugendes Rednertalent, ſeine Gabe elegiſch zu rühren und lyriſch aufzuregen in Thätigkeit ſetzen wollte, ſo würden von der erſten bis zur letzten Scene Thränen genug fließen; ſo daß der Engländer ſelbſt, wenn er auch, durch die bedenkliche Rolle, die ſeine Landsleute dabei ſpielen, ſich einigermaßen verletzt (offended) fühlte, er das Stück doch gewiß keine ſchwache Tragödie nennen würde.

Manzoni an Goethe.

Per quanto screditati sieno i complimenti e i ringraziamenti letterarj, io spero ch'Ella non vorrà disgradire questa candida espressione d' un' animo riconoscente: se, quando io stava lavorando la tragedia del Carmagnola alcuno mi avesse predetto ch' essa sarebbe letta da Goethe, mi avrebbe dato il più grande incoraggiamento, e promesso un premio non aspettato. Ella può quindi immaginarsi ciò ch' io abbia sentito in vedere ch' Ella si è degnata di osservarla tanto amorevolmente, e di darne dinanzi al Pubblico un così benevolo giudizio.

Ma, oltre il prezzo che ha per qualunque uomo un tal suffragio, alcune circostanze particolari l' hanno renduto per me singolarmente prezioso: e mi permetto di brevemente esporgliele, per motivare la mia doppia gratitudine.

Senza parlare di quelli che hanno trattato il mio lavoro con aperta derisione, quei critici stessi che lo giudicarono più favorevolmente, in Italia e anche fuori, videro quasi ogni cosa in un aspetto diverso da quello in cui io l'aveva immaginata, vi

lodarono quelle cose alle quali io aveva dato meno d'importanza. e ripresero, come inavvertenze e come dimenticanze delle condizioni più note del poema drammatico, le parti che erano frutto della mia più sincera e più perseverante meditazione. Quel qualunque favore del Pubblico non fu motivato generalmente che sul Coro e sull' Atto quinto: e non parve che alcuno trovasse in quella tragedia ciò che io aveva avuto più intenzione di mettervi. Di modo che io ho dovuto finalmente dubitare che, o le mie intenzioni stesse fossero illusioni, o ch' io non avessi saputo menomamente condurle ad effetto. Nè bastavano a rassicurarmi alcuni amici dei quali io apprezzo altamente il giudizio, perchè la communicazione giornaliera e la conformità di molte idee toglievano alle loro parole quella specie di autorità che porta seco un' estraneo, nuovo, non provocato, nè discusso parere. In questa nojosa ed assiderante incertezza, qual cosa poteva più sorprendermi e rincorarmi che l'udire la voce del Maestro, rilevare ch' Egli non aveva credute le mie intenzioni indegne di essere penetrate da Lui, e trovare nelle sue pure e splendide parole la formola primitiva dei miei concetti? Questa voce mi anima a proseguire lietamente in questi studj, confermandomi nell' idea che per compiere il meno male un' opera d'in-

gegno, il mezzo migliore e di fermarsi nella viva e tranquilla contemplazione dell' argomento che si tratta, senza tener conto delle norme convenzionali, e dei desiderj per lo più temporanei della maggior parte dei lettori. Deggio però confessarle che la distinzione dei personaggi in istorici e in ideali è un fallo tutto mio, e che ne fu cagione un attaccamento troppo scrupuloso all' esattezza storica, che mi portò a separare gli uomini della realtà da quelle che io aveva immaginati per rappresentare una classe, un' opinione, un' interesse. In un' altro lavoro recentemente incominciato io aveva già ommessa questa distinzione, e mi compiaccio di aver così anticipatamente obbedito al suo avviso.

Ad un' uomo avvezzo all' ammirazione d'Europa io non ripeterò le lodi che da tanto tempo gli risuonaro all' orecchio, bensì approfitterò dell' occasione che mi è data di presentargli gli auguri i più vivi e più sinceri di ogni prosperità.

Piacciale di gradire l' attestato del profondo ossequio col quale ho l'onore di rassegnarmele.

Milano 23 Gennajo 1821.

Uebersetzung.

So sehr das literarische Verbeugen und Danksagen außer Credit gekommen, so hoff' ich doch, Sie werden

dieſen aufrichtigen Ausdruck eines dankbaren Gemüthes nicht verſchmähen; denn wenn während der Arbeit an der Tragödie des Grafen Carmagnola mir jemand vorausgeſagt hätte, daß Goethe ſie leſen würde, ſo wäre es mir die größte Aufmunterung geweſen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preiſes dargeboten. Sie können ſich daher denken, was ich fühlen mußte zu ſehen, daß Sie meine Arbeit einer liebevollen Betrachtung würdigten, um derſelben vor dem Publicum ein ſo wohlwollendes Zeugniß geben zu können.

Aber außer dem Werth, welchen eine ſolche Beiſtimmung für einen jeden hätte, machten einige beſondere Umſtände ſie für mich unſchätzbar. Und ſo ſey mir vergönnt dieſe vorzutragen, um zu zeigen wie meine Dankbarkeit doppelt ſeyn müſſe.

Ohne von denjenigen zu ſprechen, welche meine Arbeit öffentlich mit Spott behandelten, ſo ſahen doch auch ſolche Kritiker, welche günſtiger davon urtheilten, beinahe alles und jedes von einer andern Seite an, als ich es gedacht hatte; ſie lobten Dinge, auf die ich weniger Werth legte, und tadelten mich, als hätt' ich die bekannteſten Bedingungen einer dramatiſchen Dichtung überſehen oder vergeſſen, da ich doch eben in dieſem Puncte die Frucht meines reinſten und beharrlichſten Nachdenkens zu erblicken glaubte. So war denn auch die etwanige Gunſt des Publicums nur dem Chor und dem fünften Act zugetheilt, und es wollte ſcheinen, als wenn nie-

mand in dieſer Tragödie dasjenige finden könne, was ich hineinzulegen beabſichtigte; ſo daß ich zuletzt zweifeln mußte, ob mein Vorſatz ſelbſt nicht ein Wahn geweſen, oder mindeſtens ob ich ihn habe zur Wirkung führen können. Selbſt gelang es einigen Freunden nicht mich zu beruhigen, ob ich ſchon deren Urtheil höchlich zu ſchätzen habe, denn die tägliche Mittheilung, die Uebereinſtimmung vieler Ideen nahmen ihren Worten jene Art von Autorität, welche ein auswärtiges, neues, weder hervorgerufenes, noch durchgeſprochenes Gutachten haben muß.

In dieſer peinlichen und lähmenden Ungewißheit, was konnte mich mehr überraſchen und aufmuntern als die Stimme des Meiſters zu hören, zu vernehmen, daß er meine Abſicht nicht unwürdig von ihm durchſchaut zu werden geglaubt, und in ſeinen reinen und leuchtenden Worten den urſprünglichen Sinn meiner Vorſätze zu finden. Dieſe Stimme belebt mich, in ſolchen Bemühungen freudig fortzufahren und mich in der Ueberzeugung zu befeſtigen, daß ein Geiſteswerk am ſicherſten durchzuführen das beſte Mittel ſey, feſtzuhalten an der lebhaften und ruhigen Betrachtung des Gegenſtandes, den man behandelt, ohne ſich um die conventionellen Regeln zu bekümmern und um die meiſt augenblicklichen Anforderungen des größten Theils der Leſer.

Sodann muß ich aber bekennen, daß die Abtheilung der Perſonen in geſchichtliche und ideelle ganz mein Feh-

ler ſey, verurſacht durch eine allzugroße Anhänglichkeit an das genau Geſchichtliche, welche mich bewog die realen Perſonen von denjenigen zu trennen, die ich erſann um eine Claſſe, eine Meinung, ein Intereſſe vorzuſtellen. In einer neuern Arbeit hatte ich ſchon dieſen Unterſchied aufgegeben, und es freut mich dadurch Ihrer Anmahnung zuvorgekommen zu ſeyn.

Mailand den 23 Januar 1821.

Adelchi, Tragedia. Milano 1822.

Dieſe Tragödie, welche wir nun auch im Original dem Deutſchen Publicum vorlegen, wird ſonach von den Freunden der Italiäniſchen Literatur näher gekannt und beurtheilt werden; wir unterlaſſen deßhalb die Entwicklung des Plans, welche wir vor Jahren bei Einführung des Grafen Carmagnola für nöthig erachtet, und beziehen uns auf die Analyſe dieſes Stücks, welche Herr Fauriel ſeiner Franzöſiſchen Ueberſetzung beigefügt hat. Sie wird allen Freunden einer ſinnigen, entwickelnden, fördernden Kritik auf jede Weiſe willkommen ſeyn. Wir ergreifen jedoch die Gelegenheit auszuſprechen: wie uns eben dieſe Tragödie die früher von Herrn Manzoni gefaßte gute Meinung noch mehr zu begründen und ſeine Verdienſte in weiterem Umfang zu überſehen den Anlaß gegeben hat.

Alexander Manzoni hat ſich einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern neuerer Zeit erworben; ſein ſchönes, wahrhaft poetiſches Talent beruht auf reinem humanem Sinn und Gefühl. Und wie er nun, was das Innere ſeiner dargeſtellten Perſonen betrifft, vollkommen wahr und mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung bleibt, ſo findet

Wir drängten fort, wir ſtürmten fort,
Wir waren Herrn von Ort zu Ort;
Und wo ich herriſch heut befahl
Ein andrer morgen raubt' und ſtahl.

Wir ſchauten, — eilig war die Schau;
Der griff die allerſchönſte Frau,
Der griff den Stier von feſtem Tritt,
Die Pferde mußten alle mit.

Ich aber liebte zu erſpähn
Das Seltenſte was man geſehn,
Und was ein andrer auch beſaß,
Daß war für mich gedörrtes Gras.

Den Schätzen war ich auf der Spur,
Den ſcharfen Blicken folgt' ich nur,
In alle Taſchen blickt' ich ein,
Durchſichtig war mir jeder Schrein.

Und Haufen Goldes waren mein,
Am herrlichſten der Edelſtein:
Nun der Smaragd allein verdient
Daß er an deinem Herzen grünt.

Nun ſchwanke zwiſchen Ohr und Mund
Das Tropfenerz aus Meeresgrund;
Rubinen werden gar verſcheucht,
Das Wangenroth ſie niederbleicht.

er auch unerläßlich, daß das hiſtoriſche Element, in welchem er dichteriſch wirkt und handelt, gleichfalls untadelhaft Wahres, durch Documente Beſtätigtes, Unwiderſprechliches, enthalte. Seine Bemühung muß alſo dahin gehen, das ſittlich äſthetiſch Geforderte mit dem wirklich unausweichlich Gegebenen völlig in Einklang zu bringen.

Nach unſerer Anſicht hat er dieß nun vollkommen geleiſtet, indem wir ihm zugeben, was man anderwärts wohl zu tadeln gefunden hat, daß er nämlich Perſonen aus einer halbbarbariſchen Zeit mit ſolchen zarten Geſinnungen und Gefühlen ausgeſtattet habe, welche nur die höhere religiöſe und ſittliche Bildung unſerer Zeit hervorzubringen fähig iſt.

Wir ſprechen zu ſeiner Rechtfertigung das vielleicht paradox ſcheinende Wort aus: daß alle Poeſie eigentlich in Anachronismen verkehre; alle Vergangenheit, die wir heraufrufen, um ſie nach unſrer Weiſe den Mitlebenden vorzutragen, muß eine höhere Bildung als es hatte dem Alterthümlichen zugeſtehen; der Poet mag hierüber mit ſeinem Gewiſſen übereinkommen; der Leſer aber muß gefällig durch die Finger blicken. Die Ilias wie die Odyſſee, die ſämmtlichen Tragiker und was uns von wahrer Poeſie übrig geblieben iſt, lebt und athmet nur in Anachronismen. Allen Zuſtänden borgt man das Neuere, um ſie anſchaulich, ja nur erträglich zu machen, ſo wie wir ja auch in der letzten Zeit mit dem Mittelalter

verfuhren, deſſen Maske wir viel zu ſehr bis in Kunſt und Leben herein als wirklich gelten ließen.

Hätte ſich Manzoni früher von dieſem unveräußerlichen Recht des Dichters, die Mythologie nach Belieben umzubilden, die Geſchichte in Mythologie zu verwandeln, überzeugt gehabt, ſo hätte er ſich die große Mühe nicht gegeben, wodurch er ſeiner Dichtung unwiderſprechliche hiſtoriſche Denkmale bis in's Einzelne unterzulegen getrachtet hat.

Da er aber dieſes zu thun durch ſeinen eignen Geiſt und ſein beſtimmtes Naturell geführt und genöthigt worden, ſo entſpringt daraus eine Dichtart, in der er wohl einzig genannt werden kann; es entſtehen Werke, die ihm niemand nachmachen wird.

Denn durch die entſchiedenen Studien, die er jener Zeit widmete, durch die Bemühungen, womit er die Zuſtände des Papſtes und ſeiner Lateiner, der Longobarden und ihrer Könige, Carls des Großen und ſeiner Franken, ſodann das Gegeneinanderwirken dieſer ganz verſchiedenen urſprünglich einander widerſprechenden, durch weltgeſchichtliche Ereigniſſe zuſammen- und zwiſchen einander gewürfelten Elemente ſich zu verdeutlichen, vor ſeinem Urtheil zu vergewiſſern trachtete, gewann ſeine Einbildungskraft einen überreichen Stoff und durchaus ein ſo feſtes Anhalten, daß man wohl ſagen darf, keine Zeile ſey leer, kein Zug unbeſtimmt, kein Schritt zufällig oder durch irgend eine ſecundäre Nothwendigkeit be-

ſtimmt. Genug, er hat in dieſer Art etwas Willkommenes und Seltenes geleiſtet, man muß ihm danken für alles, was er gebracht hat, auch wie er's gebracht hat, weil man dergleichen Gehalt und Form wohl niemals hätte fordern können.

Wir könnten in der Entwickelung des Vorgeſagten noch auf mannichfaltige Weiſe fortfahren, aber es ſey genug den denkenden Leſer hierauf aufmerkſam gemacht zu haben. Nur Eins bemerken wir, daß dieſe genaue hiſtoriſche Vergegenwärtigung ihm beſonders in den lyriſchen Stellen, ſeinem eigentlichen Erbtheil, vorzüglich zu Statten kommt.

Die höchſte Lyrik iſt entſchieden hiſtoriſch; man verſuche die mythologiſch geſchichtlichen Elemente von Pindars Oden abzuſondern, und man wird finden, daß man ihnen durchaus das innere Leben abſchneidet.

Die modernere Lyrik neigt ſich immer zum Elegiſchen hin, ſie beklagt ſich über Mangel, damit man den Mangel nicht ſpüre. Warum verzweifelt Horaz den Pindar nachzuahmen? Nachzuahmen iſt er freilich nicht, aber ein wahrhafter Dichter, der ſo viel zu rühmen und zu loben fände wie er, der ſich mit froher Geſinnung bei Stammbäumen aufhalten und den Glanz ſo vieler wetteifernden Städte rühmen könnte, würde ganz ohne Frage eben ſo gute Gedichte hervorzubringen vermögen.

Wie im Grafen Carmagnola der Chor, indem er die vorgehende Schlacht ſchildert, in gränzenloſes Detail

vertieft sich doch nicht verwirrt, mitten in einer unaussprechlichen Unordnung doch noch Worte und Ausdrücke findet, um Klarheit über das Getümmel zu verbreiten und das Wildeinherstürmende faßlich zu machen: so sind die beiden Chöre, die das Trauerspiel Adelchi beleben, gleichfalls wirksam, um das Unübersehbare vergangener und augenblicklicher Zustände dem Blick des Geistes vorzuführen. Der Beginn des ersten aber ist so eigen lyrisch, daß er anfangs fast abstrus erscheint. Wir müssen uns das Longobardische Heer geschlagen und zerstreut denken; eine Bewegung, ein Rumor verbreitet sich in die einsamsten Gebirgsgegenden, wo die vormals überwundenen Lateiner, Sclaven gleich, das Feld bauen und sonst mühseliges Gewerb treiben. Sie sehen ihre stolzen Herren, die Glieder aller bisher Gewalt habenden Familien flüchtig, zweifeln aber ob sie sich deßhalb freuen sollen; auch spricht ihnen der Dichter jede Hoffnung ab: unter den neuen Herren werden sie sich keines bessern Zustandes zu erfreuen haben.

Jetzt aber, ehe wir uns zu dem zweyten Chore wenden, erinnern wir an eine Betrachtung, die in den Noten und Abhandlungen, zu besserem Verständniß des westöstlichen Divans S. 259 der ersten Ausgabe, mit wenigem angedeutet worden: daß nämlich das Geschäft der lyrischen Poesie von dem der epischen und dramatischen völlig verschieden sey. Denn diese machen sich zur Pflicht, entweder erzählend oder darstellend,

lend, den Verlauf einer gewiſſen bedeutenden Handlung dem Hörer und Schauer vorzuführen, ſo daß er wenig oder gar nicht dabei mitzuwirken, ſondern ſich nur lebhaft aufnehmend zu verhalten habe. Der lyriſche Dichter dagegen ſoll irgend einen Gegenſtand, einen Zuſtand oder auch einen Hergang irgend eines bedeutenden Ereigniſſes dergeſtalt vortragen, daß der Hörer vollkommen Antheil daran nehme, und, verſtrickt durch einen ſolchen Vortrag, ſich wie in einem Netze gefangen unmittelbar theilnehmend fühle. Und in dieſem Sinne dürfen wir wohl die Lyrik die höchſte Rhetorik nennen, die aber wegen der in Einem Dichter kaum ſich zuſammenfindenden Eigenſchaften höchſt ſelten in dem Gebiete der Aeſthetik hervortritt. Es ſchwebt uns kein Mederner vor, der dieſe Eigenſchaften in ſo hohem Grade beſeſſen als Manzoni. Dieſe Behandlungsweiſe iſt ſeinem Naturell gemäß, eben ſo wie er ſich ſogleich als Dramatiker und Hiſtoriker ausgebildet hat. Dieſe auch hier nur vorübergehend ausgeſprochenen Gedanken würden freilich erſt im Gefolg des zuſammenhängenden Vortrags einer wahren Haupt- und Grundſchule der Aeſthetik in ihrem völligen Werth erſcheinen, welchem zu genügen uns vielleicht ſo wenig als andern vergönnt ſeyn wird.

Nachdem uns der Schlußchor des dritten Actes mit Gewalt in den Untergang des Longobardiſchen Reichs verwickelt hat, ſehen wir zu Anfang des vierten ein trauriges weibliches Opfer jener politiſchen Schreckniſſe:

das Abſcheiden Ermengarda's, welche, Tochter, Schweſter, Gattin von Königen, die Mutter eines Königs nicht werden ſollte; ſie ſcheidet, umgeben von Kloſterfrauen, auf das ſchmerzlichſte von einem hoffnungsleeren Leben. Der Eber tritt ein und wir behalten, zu beſſerem Verſtändniß ernſter Leſer, die Zahl der Strophen bei:

1) Anmuthige Schilderung einer frommen Scheidenden; 2) die Klage verklingt, unter Gebet werden die matten Augen liebevoll geſchloſſen. 3) Letzter Aufruf, die Erde zu vergeſſen und ſich in das Ende zu ergeben. 4) Der traurige Zuſtand wird geſchildert, wo die Unglückliche zu vergeſſen wünſchte, was ihr nicht geſtattet war. 5) In ſchlafloſen Finſterniſſen und klöſterlicher Umgebung kehren ihre Gedanken zu glücklichen Tagen zurück; 6) als ſie noch liebwerth, unverſehend in Frankreich eintrat, 7) und von luftigem Hügel ihren herrlichen Gemahl auf weiter Fläche ſprengend der Jagdluſt ſich erfreuen ſah, 8) mit Gefolg und Getümmel dem wilden Eber begegnend, 9) der, vom königlichen Pfeil getroffen, blutend ſtürzte, ſie angenehm erſchreckte. 10) Die Maas wird angeſprochen, die warmen Bäder von Aachen, wo der mächtige Krieger entwaffnet von edlen Thaten ſich erquickte. 11) 12) 13) geben ein ſchön verſchlungenes Gleichniß: wie vom erwünſchten Thau der verſengte Raſen, durch Freundeswort eine leidenſchaftlich gequälte Seele erquickt wird, die zarten

Stengel aber bald wieder von heißer Sonne verdorren, 14) ſo ward in ihre Seele, nach kurzem Vergeſſen, der alte Schmerz wieder vorgerufen. 15) Wiederholte Ermahnung ſich von der Erde abzulöſen. 16) Erwähnung anderer Unglücklichen, die hingeſchieden. 17) Leiſer Vorwurf, daß ſie aus einem gewaltthätigen Geſchlecht herſtamme, 18) und nun unterdrückt mit Unterdrückten untergehe. Friede wird ihrer Aſche zugeſagt. 19) Beruhigung ihrer Geſichtszüge zu unbefangenem jungfräulichem Ausdruck, 20) wie die untergehende Sonne durch zerriſſene Wolken den Berg purpurnd einen heitern Morgen weiſſagt.

Endlich wird auch die Wirkung des Chors dadurch erhöht, daß er, ob ſie gleich geſchieden, noch als eine lebende, horchende, theilnehmende ſich richtet.

Nach dieſer Entwicklung fügen wir noch die günſtigen Worte hinzu, womit Herr Fauriel ſeine Analyſe unſers Trauerſpiels abſchließt, und ungeachtet er den Chören nicht gleichen Werth zuſchreibt, doch über dieſelben ſich folgendermaßen ausſpricht: „Sie zuſammen betrachtet ſind alle drey unter den Meiſterſtücken der neuen lyriſchen Poeſie höchſt bedeutende, ſelbſt einzige Productionen zu nennen. Man weiß nicht was man mehr daran bewundern ſoll, die Wahrheit, die Wärme der Empfindungen, die Erhebung und Kraft der Ideen, oder einen ſo belebten als freimüthigen Ausdruck, der zugleich eine Eingebung der Natur ſcheint und doch ſo

gefällig, so harmonisch, daß die Kunst nichts hinzufügen könnte."

Wir wünschen sinnigen Lesern Glück zu dem Genuß dieser Chöre wie der übrigen Dichtung; denn hier tritt der seltene Fall ein, wo sittliche und ästhetische Bildung vereint in gleichem Grade gefördert wird. Daß dieses schneller, mit größerer Leichtigkeit geschehe, dazu wird die Uebersetzung des Herrn Streckfuß vorzüglich beitragen. Seine früheren Bemühungen dieser Art, so wie die Musterstücke der gegenwärtigen Arbeit sind uns daher die sichersten Bürgen.

Die zum Andenken Napoleons gedichtete Ode Manzoni's, welche zu übersetzen wir früher nach unserer Art versucht, möge er auch nicht außer Acht lassen und nach seiner Weise im Deutschen vortragen, als einen Beleg dessen, was wir oben von den Erfordernissen der lyrischen Dichtkunst auszusprechen wagten.

Und so stehe denn auch hier zum Schluß eine Stelle, die wir aus guter Neigung, und uns selbst zu belehren, gleich beim ersten Lesen des Adelchi zu übersetzen uns vornahmen. Schon früher, bei näherer Betrachtung des rhythmischen Vortrags, wie er im Grafen Carmagnola herrscht, war deutlich zu fühlen, daß er ganz wie ein Recitativ klinge; besonders fand sich, daß die Hauptworte immer zu Anfang der Zeile stehen, wodurch ein unaufhaltsames Uebergreifen bewirkt wird,

jener Declamationsart günstig, und einen energischen Vortrag durchaus belebend. Wollte nun dasmals nicht gelingen uns in eine solche Art zu fügen, da ein Deutsches Ohr und Wesen jeder Anspannung widersagt, so konnte ich doch nicht unterlassen, bei dem Studium des Trauerspiels Adelchi einen solchen Versuch zu wagen; hier möge denn das ganze Unternehmen, so wie das bisher zur Einleitung Gesagte, wohlwollenden Lesern bestens empfohlen seyn.

Vorgängiges.

Desiderius und Adelchi, Vater und Sohn, zwey in Gemeinschaft regierende Könige der Longobarden, bedrängen den Papst. Auf dessen flehentliches Anrufen richtet Carl der Große seinen Heereszug nach Italien, wird aber in dem Engpasse der Etsch durch Mauern und Thürme unerwartet zurückgehalten.

Longobardische Fürsten, unterdeß heimlich ihren Königen ungeneigt, sinnen auf Abfall und auf Mittel dem herandrohenden Carl ihre Absichten zu entdecken, sich ihm heimlich zu ergeben, um dadurch Verzeihung und Gnade sich im voraus zu versichern. Geheime Beredung deßhalb veranstalten sie in dem Hause eines unscheinbaren Kriegers, den sie durch reiche Spende gewonnen zu haben glauben. Dieser, in Erwartung ihrer, tritt auf, und entdeckt seine Gesinnungen in einem Monolog.

SWARTO.

Vom Franken ein Gesandter! Groſs Ereignifs
Was es auch sey, tritt ein. — Im Grund der Urne
Von tausend Namen überdeckt liegt tief
Der meine; bleibt sie ungeschüttelt, immer
Liegt er im Grunde. So in meiner
Verdüst'rung sterb' ich, ohne daſs nur jemand
Erführe welch Bestreben mich durchglüht.
— Nichts bin ich. Sammelt auch dieſs nied're Dach
Die Groſsen bald, die sich's erlauben dürfen
Dem König feind zu seyn; ward ihr Geheimnifs
Nur eben weil ich nichts bin mir vertraut.
Wer denkt an Swarto? Wen bekümmert's wohl
Was für ein Fuſs zu dieser Schwelle tritt?
Wer haſst? Wer fürchtet mich? Oh! wenn Erkühnen
Den hohen Stand verlieh', den die Geburt
Voreilig zutheilt, wenn um Herrschaft man
Mit Schwertern würbe, sehen solltet ihr,
Hochmüthige Fürsten, wem's von uns gelänge —
Dem Klügsten könnt' es werden. Euch zusammen
Les' ich im Herzen; mein's verschloſs ich. Welches
Entsetzen würd' euch fassen, welch Ergrimmen,
Gewahrtet ihr, daſs einzig Ein Begehren
Euch allen mich verbündet, Eine Hoffnung....
Mich einst euch gleich zu stellen! — Jetzt mit Golde
Glaubt ihr mich zu beschwichtigen. Gold! zu Füſsen
Geringern hinzuwerfen, es geschieht,
Doch schwach demüthig Hände hinzureichen,
Wie Bettler es zu haschen —

FÜRST ILDECHI.

Heil dir, Swarto!

Und ſo den allergrößten Schatz
Verſetz' ich hier auf deinen Platz,
Zu deinen Füßen ſey gebracht
Die Erndte mancher blut'gen Schlacht.

So viele Kiſten ſchlepp' ich her,
Der Eiſenkiſten hab' ich mehr;
Erlaube mich auf deiner Bahn
Und Schatzgewölbe füll' ich an.

Denn du beſtiegeſt kaum den Thron,
So neigen ſchon, ſo beugen ſchon
Verſtand und Reichthum und Gewalt
Sich vor der einzigen Geſtalt.

Das alles hielt ich feſt und mein,
Nun aber loſe, wird es dein,
Ich glaubt' es würdig, hoch und haar,
Nun ſeh' ich, daß es nichtig war.

Verſchwunden iſt was ich beſaß,
Ein abgemähtes welkes Gras:
O gib mit einem heitern Blick
Ihm ſeinen ganzen Werth zurück!

Fauſt.

Entferne ſchnell die kühn erworbne Laſt,
Zwar nicht getadelt aber unbelohnt.
Schon iſt Ihr alles eigen was die Burg
Im Schoos verbirgt, Beſondres Ihr zu bieten
Iſt unnütz. Geh und häufe Schatz auf Schatz

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Neunundreyßigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1831.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

		Seite
1.	Philoſtrats Gemählde.	1
2.	Abendmahl von Leonardo da Vinci.	89
3.	Triumphzug von Mantegna.	115
4.	Kupferſtich nach Tizian.	179
5.	Tiſchbeins Idyllen.	185
6.	Handzeichnungen von Goethe.	215
7.	Skizzen zu Caſti's redenden Thieren.	221
8.	Blumen-Mahlerey.	251
9.	Gérards hiſtoriſche Portraits.	241
10.	Ruisdael als Dichter.	265
11.	Altdeutſche Gemählde in Leipzig.	275
12.	Bildhauerey: Moreau Kuh. Büchers Denkmal. Erzreliefs.	281
13.	Münzen, Medaillen, geſchnittene Steine.	515
14.	Vorbilder für Fabricanten und Handwerker.	531
15.	Altdeutſche Baukunſt.	559

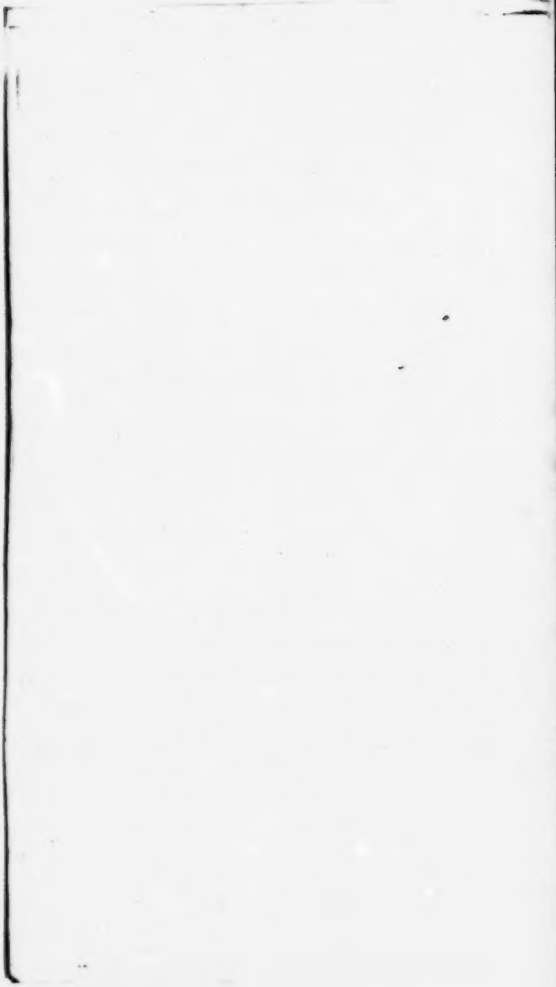

I.

Philostrats Gemählde

und

Antik und Modern.

Philoſtrats Gemählde.

Was uns von Poeſie und Proſa aus den beſten Griechiſchen Tagen übrig geblieben, gibt uns die Ueberzeugung, daß alles was jene hochbegabte Nation in Worte verfaßt, um es mündlich oder ſchriftlich zu überliefern, aus unmittelbarem Anſchauen der äußern und innern Welt hervorgegangen ſey. Ihre älteſte Mythologie perſonificirt die wichtigſten Ereigniſſe des Himmels und der Erde, individualiſirt das allgemeinſte Menſchenſchickſal, die unvermeidlichen Thaten und unausweichlichen Duldungen eines immer ſich erneuenden ſeltſamen Geſchlechts. Poeſie und bildende Kunſt finden hier das freiſte Feld, wo eine der andern immer neue Vortheile zuweiſt, indem beide in ewigem Wettſtreit ſich zu befehden ſcheinen.

Die bildende Kunſt ergreift die alten Fabeln und bedient ſich ihrer zu den nächſten Zwecken, ſie reizt das Auge, um es zu befriedigen, ſie fordert den Geiſt auf, um ihn zu kräftigen, und bald kann der Poet dem Ohr nichts mehr überliefern, was der Bildkünſtler nicht ſchon dem Auge gebracht hätte. Und ſo ſteigern ſich

wechselsweise Einbildungskraft und Wirklichkeit, bis sie endlich das höchste Ziel erreichen: sie kommen der Religion zu Hülfe, und stellen den Gott, dessen Wink die Himmel erschüttert, der anbetenden Menschheit vor Augen.

In diesem Sinn haben alle neueren Kunstfreunde, die auf dem Wege, den uns Winckelmann vorzeichnete, treulich verharrten, die alten Beschreibungen verlorener Kunstwerke mit übrig gebliebenen Nachbildungen und Nachahmungen derselben immer gern verglichen und sich dem geistreichen Geschäft ergeben völlig Verlorenes im Sinne der Alten wieder herzustellen, welches schwieriger oder leichter seyn mag, als der neue Zeitsinn von jenem abweicht oder ihm sich nähert.

So haben denn auch die Weimarischen Kunstfreunde, früherer Bemühungen um Polygnots Gemählde nicht zu gedenken, sich an der Philostrate Schilderungen vielfach geübt, und würden eine Folge derselben mit Kupfern herausgegeben haben, wenn die Schicksale der Welt und der Kunst das Unternehmen nur einigermaßen begünstigt hätten; doch jene waren zu rauh und diese zu weich, und so mußte das frohe Große und das bessere Gute leider zurückstehen.

Damit nun aber nicht alles verloren gehe, werden die Vorarbeiten mitgetheilt, wie wir sie schon seit mehreren Jahren zu eigener Belehrung eingeleitet. Zuerst also wird vorausgesetzt, daß die Gemählde-Galerie wirklich

existirt habe, und daß man den Redner loben müsse wegen des zeitgemäßen Gedankens, sie in Gegenwart von wohlgebildeten Jünglingen und hoffnungsvollen Knaben auszulegen und zugleich einen angenehmen und nützlichen Unterricht zu ertheilen. An historisch-politischen Gegenständen seine Kunst zu üben, war schon längst dem Sophisten untersagt; moralische Probleme waren bis zum Ueberdruß durchgearbeitet und erschöpft; nun blieb das Gebiet der Kunst noch übrig, wohin man sich mit seinen Schülern flüchtete, um an gegebenen harmlosen Darstellungen seine Fertigkeiten zu zeigen und zu entwickeln.

Hieraus entsteht aber für uns die große Schwierigkeit, zu sondern, was jene heitere Gesellschaft wirklich angeschaut und was wohl redneriſche Zuthat seyn möchte. Hiezu sind uns in der neuern Zeit sehr viele Mittel gegeben. Herculanische, Pompejische und andere neuentdeckte Gemählde, besonders auch Mosaiken machen es möglich, Geist und Einbildungskraft in jene Kunstepoche zu erheben.

Erfreulich, ja verdienstlich ist diese Bemühung, da neuere Künstler in diesem Sinne wenig arbeiteten. Aus den Werken der Byzantiner und der ersten Florentinischen Künstler ließen sich Beispiele anführen, daß sie auf eigenem Wege nach ähnlichen Zwecken gestrebt, die man jedoch nach und nach aus den Augen verloren. Nun aber zeigt Julius Roman allein in seinen Werken deut-

lich, daß er die Philostrate gelesen, weßhalb auch von seinen Bildern manches angeführt und eingeschaltet wird. Jüngere talentvolle Künstler der neueren Zeit, die sich mit diesem Sinne vertraut machten, trügen zu Wiederherstellung der Kunst in's kraftvolle, anmuthige Leben, worin sie ganz allein gedeihen kann, gewiß sehr vieles bei.

Aber nicht allein die Schwierigkeit, aus rednerischen Ueberlieferungen sich das eigentlich Dargestellte rein zu entwickeln, hat eine glückliche Wirkung der Philostratischen Gemählde gehindert; eben so schlimm, ja noch schlimmer ist die Verworrenheit, in welcher diese Bilder hinter einander aufgeführt werden. Braucht man dort schon angestrengte Aufmerksamkeit, so wird man hier ganz verwirrt. Deßwegen war unsere erste Sorgfalt die Bilder zu sondern, alsdann unter Rubriken zu theilen, wenn gleich nicht mit der größten Strenge. Und so bringen wir nach und nach zum Vortrag:

I. Hoch-heroischen, tragischen Inhalts, zielen meist auf Tod und Verderben heldenmuthiger Männer und Frauen. Hieran schließt sich, damit die Welt nicht entvölkert werde, II. Liebesannäherung und Bewerbung, deren Gelingen und Mißlingen. Daraus erfolgt III. Geburt und Erziehung. Sodann tritt uns IV. Hercules kräftig entgegen, welcher ein besonderes Capitel füllt. Die Alten behaupten ohnedieß, daß Poesie von diesem Helden ausgegangen sey. „Denn die Dichtkunst beschäftigte sich vorher nur mit

Geordnet an. Der ungeſeh'nen Pracht
Erhabnes Bild ſtell' auf! Laß die Gewölbe
Wie friſche Himmel blinken, Paradieſe
Von lebelosem Leben richte zu.
Voreilend ihren Tritten laß beblümt
An Teppich Teppiche ſich wälzen, ihrem Tritt
Begegne ſanfter Boden, ihrem Blick,
Nur göttliche nicht blendend, höchſter Glanz.

Lynceus.

Schwach iſt was der Herr befiehlt,
Thut's der Diener, es iſt geſpielt:
Herrſcht doch über Gut und Blut
Dieſer Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer iſt zahm
Alle Schwerter ſtumpf und lahm,
Vor der herrlichen Geſtalt
Selbſt die Sonne matt und kalt,
Vor dem Reichthum des Geſichts
Alles leer und alles nichts.

(ab.)

Helena (zu Fauſt).

Ich wünſche dich zu ſprechen, doch herauf
An meine Seite komm! der leere Platz
Beruft den Herrn und ſichert mir den meinen.

Fauſt.

Erſt knieend laß die treue Widmung dir
Gefallen, hohe Frau; die Hand die mich
An deine Seite hebt laß mich ſie küſſen.

Götterſprüchen, und entſtund erſt mit Hercules, Alkmenens Sohn.“ Auch iſt er der herrlichſte, die mannichfaltigſten Abwechſelungen darbietende und herbeiführende Charakter. Unmittelbar verbindet ſich V. Kämpfen und Ringen aufs mächtigſte. VI. Jäger und Jagden drängen ſich kühn und lebensmuthig heran. Zu gefälliger Ableitung tritt VII. Poeſie, Geſang und Tanz an den Reihen mit unendlicher Anmuth. Die Darſtellung von Gegenden folgt ſodann, wir finden VIII. viele See- und Waſſerſtücke, wenig Landſchaften. IX. Einige Stillleben fehlen auch nicht.

In dem nachfolgenden Verzeichniß werden die Gegenſtände zur Ueberſicht nur kurz angegeben; die Ausführung einzelner läßt ſich nach und nach mittheilen. Die hinter jedem Bilde angezeichneten Römiſchen Zahlen deuten auf das erſte und zweyte Buch Philoſtrats. Jun. weiſt auf die Ueberlieferung des Jüngeren. Eben ſo deuten die Arabiſchen Zahlen auf die Folge wie die Bilder im Griechiſchen Text geordnet ſind. Was den Herculaniſchen Alterthümern und neueren Künſtlern angehört, iſt gleichfalls angezeichnet.

Antike Gemählde-Galerie.

I. Hoch-heroischen, tragischen Inhalts.

1. Antilochus; vor Troja getödteter Held, von Achill beweint, mit großer Umgebung von trauernden Freunden und Kampfgesellen. II. 7.

2. Memnon; von Achill getödtet, von Aurora der Mutter liebevoll bestattet. I. 7.

3. Skamander; das Gewässer durch Vulcan ausgetrocknet, das Ufer versengt um Achill zu retten. I. 1.

4. Menöceus; sterbender Held, als patriotisches Opfer. I. 4.

5. * Hippolyt und Phädra; werbende, verschmähte Stiefmutter. Herculan. Alterth. T. III. Tab. 15.

5. Hippolyt; Jüngling, unschuldig, durch übereilten Vaterfluch ungerecht verderbt. II. 4.

6. Antigone; Schwester, zu Bestattung des Bruders ihr Leben wagend. II. 20.

7. Evadne; Heldenweib, dem erschlagenen Gemahl im Flammentode folgend. II. 20.

8. Panthia; Gemahlin, neben dem erlegten Gatten sterbend. II. 9.

9. Ajax, der Lokrier; unbezwungener Held, dem grausesten Untergange trotzend. II. 13.

10. Philoktet; einsam, gränzenlos leidender Held. III. 17.

11. Phaeton; verwegener Jüngling, sich durch Uebermuth den Tod zuziehend. I. 11.

11. a) Ikarus; gestrandet, bedauert vom geretteten Vater, beschaut vom nachdenklichen Hirten. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 63.

11. b) Phrixus und Helle; Bruder, der die Schwester, auf dem magischen Flug über's Meer, aus den Wellen nicht retten kann. Hercul. Alterth. T. III. Tab. 4.

12. Hyacinth; schönster Jüngling, von Apoll und Zephyr geliebt. III. 14.

13. Hyacinth; getödtet durch Liebe und Mißgunst. I. 24.

13. a) Cephalus und Prokris; Gattin durch Eifersucht und Schicksal getödtet. Julius Roman.

14. Amphiaraus; Prophet, auf der Orakelstätte prangend. I. 26.

15. Kassandra; Familienmord. II. 19.

16. Rhodogune; Siegerin in voller Pracht. II. 5.

16 a) Sieger und Siegesgöttin, an einer Trophäe. Hercul. Alterth. T. III. Tab. 39.

17. Themistokles; historisch edle Darstellung. II. 32.

II. Liebes-Annäherung, Bewerbung, gelingen, mißlingen.

18. *) Venus; dem Meer entsteigend, auf der

Muſchel ruhend, mit der Muſchel ſchiffend. Hercul. Alterth. T. IV Tab. 3. Oft und überall wiederholt.

18. Vorſpiele der Liebesgötter. I. 6.

19. Neptun und Amymone; der Gott wirbt um die Tochter des Danaus, die, um ſich Waſſer aus dem Fluſſe zu holen, an den Inachus herankam. I. 7.

19. a) Thesens und die geretteten Kinder. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 5.

19. b) Ariadne; verlaſſen, einſam, dem fortſegelnden Schiffe beſtürzt nachblickend. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 14.

19. c) Ariadne; verlaſſen, dem abſegelnden Schiffe bewußt- und jammervoll nachblickend, unter dem Beiſtand von Genien. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 15.

20. Ariadne; ſchlafende Schönheit, vom Liebenden und ſeinem Gefolge bewundert. I. 15.

20. a) Vollkommen derſelbe Gegenſtand, buchſtäblich nachgebildet. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 16.

20. d) Leda, mit dem Schwan, unzähligemal wiederholt. Hercul. Alterth. T. III. Tab. 8.

20. e) Leda, am Eurotas; die Doppelzwillinge ſind den Eyerſchalen entſchlüpft. Jul. Roman.

21. Pelops, als Freiersmann. I. 30.

22. Derſelbe Gegenſtand, ernſter genommen. Jun. 9.

23. Pelops führt die Braut heim. I. 17.

24. Vorſpiel zu der Argonautenfahrt. Jun. 8.

25. Glaukus weissagt den Argonauten. II. 15.

26. Jason und Medea; mächtig furchtbares Paar. Jun. 7.

27. Argo; Rückkehr der Argonauten. Jun. 11.

28. Perseus verdient die Andromeda. I. 29.

29. Cyclop vermißt die Galatee. II. 18.

29. b) Cyclop, in Liebeshoffnung. Hercul. Alterth. T. I. p. 10.

30. Pasiphae; Künstler, dem Liebeswahnsinn dienend. I. 16.

31. Meles und Critheis; Homer entspringt. II. 8.

III. Geburt und Erziehung.

32. Minerva's Geburt, sie entwindet sich aus dem Haupte Zeus und wird von Göttern und Menschen herrlich empfangen. II. 27.

33. Semele; des Bachus Geburt. Die Mutter kömmt um, der Sohn tritt durch's Feuer in's lebendigste Leben. I. 14.

33. a) Bachus Erziehung, durch Faunen und Nymphen in Gegenwart des Mercur. Hercul. Alterth. T. II. Tab. 12.

34. Hermes Geburt; er tritt sogleich als Schelm und Schalk unter Götter und Menschen. I. 26.

35. Achills Kindheit, von Chiron erzogen. II. 2.

35. a) Dasselbe. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 8.

36. Achill, auf Skyros. Der junge Held unter Mädchen kaum erkennbar. Jun. I.

37. Centaurische Familienscene. Höchster Kunstsinn. II. 4.

IV. Hercules.

38. Der Halbgott Sieger als Kind. Jun. 5.

38. b) Dasselbe. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 7.

39. Achelous; Kampf wegen Dejanira. Jun. 4.

40. Nessus; Errettung der Dejanira. Jun. 16.

41. Antäus; Sieg durch Ringen. II. 21.

42. Hesione befreit durch Hercules. Jun. 12.

42. a) Derselbe Gegenstand. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 61.

43. Atlas; der Held nimmt das Himmelsgewölbe auf seine Schultern. II. 20.

43. a) Hylas; untergetaucht von Nymphen. Hercul. Alterth. T. IV. Tab. 6.

43. b) Hylas; überwältigt von Nymphen. Julius Roman.

44. Abderus; dessen Tod gerochen. Groß gedacht und reizend rührend ausgeführt. II. 25.

44. a) Hercules, als Vater; unendlich zart und zierlich. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 6.

45. Hercules, rasend; schlecht belohnte Großthaten. II. 23.

45. a) Hercules, bei Admet; Schwelgender Gast im Trauerhause. W. K. F.

46. Hercules und Thiodamas; der ſpeiſegierige Held beſchmauſt einen widerwilligen Ackersmann. II. 24.

47. Hercules und die Pygmäen; köſtlicher Gegenſatz. II. 22.

47. a) Derſelbe Gegenſtand; glücklich aufgefaßt von Julius Roman.

V. Kämpfen und Ringen.

48. Paläſtra; überſchwenglich großes Bild; wer den Begriff deſſelben faſſen kann, iſt in der Kunſt ſein ganzes Leben geborgen. II. 33.

49. Arrhichio; der Athlete, im dritten Siege verſcheidend. II. 6.

50. a) Pherbas; grauſam Beraubender unterliegt dem Phöbus. II. 19.

VI. Jäger und Jagden.

51. Meleager und Atalanta; heroiſche Jagd. Jun. 15.

51. b) Das Gleiche, von Julius Roman.

52. Abermals Schweinsjagd, von unendlicher Schönheit. I. 28.

53. Gaſtmahl nach der Jagd; höchſt liebenswürdig. Jun. 3.

54. Narciſſus; der Jäger in ſich ſelbſt verirrt. I. 23.

VII. Poesie, Gesang, Tanz.

55. Pan; von den Nymphen im Mittagsschlaf überfallen, gebunden, verhöhnt und mißhandelt. II. 11.

56. Midas; der weichliche Lydische König, von schönen Mädchen umgeben, freut sich einen Faun gefangen zu haben. Andere Faune freuen sich deßhalb auch, der eine aber liegt betrunken, seiner ohnmächtig. I. 22.

57. * Olympus; als Knabe vom Pan unterrichtet. Hercul. Alterth. T. I. Tab. 9.

57. Olympus; der schönste Jüngling, einsam sitzend, bläst auf der Flöte; die Oberhälfte seines Körpers spiegelt sich in der Quelle. I. 21.

57. a) Olympus flötet, ein silenartiger Pan hört ihm aufmerksam zu. Annibal Carrache.

58. Olympus; er hat die Flöte weggelegt und singt. Er sitzt auf blumigem Rasen, Satyren umgeben und verehren ihn. I. 20.

59. Marsyas besiegt; der Scythe und Apoll, Satyren und Umgebung. Jun. 2.

60. Amphion; auf zierlichster Leyer spielend, die Steine wetteifern sich zur Mauer zu bilden. I. 10.

61. Aesop; die Muse der Fabel kömmt zu ihm, krönt, bekränzt ihn, Thiere stehen menschenartig umher. I. 3.

62. Orpheus; Thiere, ja Wälder und Felsen heranziehend. Jun. 6.

62. a) Orpheus; entsetzt sich (jenem Zauberlehr-

ling ähnlich) vor der Menge von Thieren die er herangezogen. Ein unschätzbarer Gedanke für den engen Raum des geschnittenen Steines geeignet. Antike Gemme.

63. Pindar; der Neugeborne liegt auf Lorbeer- und Myrtenzweigen unter dem Schutz der Rhea, die Nymphen sind gegenwärtig, Pan tanzt, ein Bienenschwarm umschwebt den Knaben. II. 12.

64. Sophokles; nachdenkend, Melpomene Geschenke anbietend. Aesculap steht daneben, Bienen schwärmen umher. Jun. 13.

65. Venus; ihr elfenbeinernes Bild von Opfern umgeben; leicht gekleidete, eifrig singende Jungfrauen. II. 1.

VIII. See, Wasser- und Landstücke.

66. Bachus und die Tyrrhener; offene See, zwey Schiffe, in dem einen Bachus und die Bachantinnen in Zuversicht und Behagen; die Seeräuber gewaltsam, sogleich aber in Delphine verwandelt. I. 19.

67. Andros; Insel von Bachus begünstigt. Der Quellgott, auf einem Lager von Traubenblättern, ertheilt Wein statt Wassers; sein Fluß durchströmt das Land, Schmausende versammeln sich um ihn her. Am Ausfluß in's Meer ziehen sich Tritonen heran zur Theilnahme. Bachus mit großem Gefolg besucht die Insel. I. 25.

68. Palämon; am Ufer des Korinthischen Isthmus, im heiligen Haine, opfert das Volk. Der Knabe

Palämon wird von einem Delphin ſchlafend in eine für ihn göttlich bereitete Uferhöhle geführt. II. 16.

69. Bosporus; Land und See aufs mannichfaltigſte und herrlichſte belebt. I. 12.

70. Der Nil; umgeben von Kindern und allen Attributen. I. 5.

70. a) Der Nil im Sinken; Moſaik von Paläſtrina.

71. Die Inſeln; Waſſer und Land mit ihren Charakteren, Erzeugniſſen und Begebenheiten. II. 17.

72. Theſſalien; Neptun nöthigt den Peneus zu ſchnellerem Lauf. Das Waſſer fällt, die Erde grünt. II. 14.

73. Die Sümpfe; im Sinne der vorhergehenden. Waſſer und Land in wechſelſeitigem Bezug freundlich dargeſtellt. I. 9.

74. Die Fiſcher; bezüglich auf 69. Fang der Thunfiſche. I. 13.

74. a) Delphins-Fang; Julius Roman.

74. b) Aehnliches um jene Vorſtellung zu beleben. Hercul. Alterthum. T. II. Tab. 50.

75. Dodona; Götterhain mit allen heiligen Geräthſchaften, Bewohnern und Angeſtellten. II. 34.

76. Nächtlicher Schmaus; Unſchätzbares Bild, ſchwer einzuordnen, ſtehe hier als Zugabe. I. 2.

Bestärke mich als Mitregenten deines
Gränzunbewußten Reichs, gewinne dir
Verehrer, Diener, Wächter all' in Einem.

Helena.

Vielfache Wunder seh' ich, hör' ich an,
Erstaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünscht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Mann's mir seltsam klang, seltsam und freundlich.
Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt, dem ersten liebzukosen.

Faust.

Gefällt dir schon die Sprechart unsrer Völker,
O so gewiß entzückt euch der Gesang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde.
Doch ist am sichersten wir üben's gleich,
Die Wechselrede lockt es, ruft's hervor.

Helena.

So sage denn, wie sprech' ich auch so schön?

Faust.

Das ist gar leicht, es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Brust von Sehnsucht überfließt,
Man sieht sich um und fragt —

Helena.

Wer mit genießt.

Faust.

Nun schaut der Geist nicht vorwärts nicht zurück,
Die Gegenwart allein —

IX. Stillleben.

77. Xenien. I. 31.

78. Xenien. II. 26.

78. a) Beiſpiele zu vollkommener Befriedigung. Herculan. Alterth. T. II. Tab. 55. sqq.

79. Gewebe; Beiſpiel der zarteſten, ſicherſten Pinſelführung. II. 29.

Weitere Ausführung.

Ueberſehen wir nunmehr die Philoſtratiſche Galerie als ein geordnetes Ganze, wird uns klar, daß durch entdeckte wahrhaft antike Bilder wir uns von der Grundwahrhaftigkeit jener rhetoriſchen Beſchreibungen überzeugen dürfen, ſehen wir ein daß es nur von uns abhängt einzuſchalten und anzufügen, damit der Begriff einer lebendigen Kunſt ſich mehr und mehr bethätige, finden wir daß auch große Neuere dieſer Sinnesart gefolgt und uns dergleichen muſterhafte Bilder hinterlaſſen; ſo wird Wunſch und Verpflichtung immer ſtärker nunmehr in's Einzelne zu gehen, und eine Ausführung, wo nicht zu leiſten, doch vorzubereiten. Da alſo ohnehin ſchon zu lange gezaudert worden, ungeſäumt an's Werk!

I.

Antilochus.

Das Haupterforderniß einer großen Compoſition war ſchon von den Alten anerkannt, daß nämlich viele

bedeutende Charaktere sich um Einen Mittelpunct vereinigen müssen, der, wirksam genug, sie anrege, bei einem gemeinsamen Interesse, ihre Eigenheiten auszusprechen. Im gegenwärtigen Fall ist dieser Lebenspunct ein getödteter, allgemein bedauerter Jüngling.

Antilochus, indem er seinen Vater Nestor in der Schlacht zu schützen herandringt, wird von dem Afrikaner Memnon erschlagen. Hier liegt er nun in jugendlicher Schöne; das Gefühl seinen Vater gerettet zu haben umschwebt noch heiter die Gesichtszüge. Sein Bart ist mehr als der keimende Bart eines Jünglings, das Haar gelb wie die Sonne. Die leichten Füße liegen hingestreckt, der Körper, zur Geschwindigkeit gebaut, wie Elfenbein anzusehen, aus der Brustwunde nun von purpurnem Blut durchrieselt.

Achill, grimmig-schmerzhaft, warf sich über ihn, Rache schwörend gegen den Mörder, der ihm den Tröster seines Jammers, als Patroklus unterlag, seinen letzten besten Freund und Gesellen geraubt.

Die Feldherren stehen umher theilnehmend, jeder seinen Charakter behauptend. Menelaus wird erkannt am Sanften, Agamemnon am Göttlichen, Diomed am Freikühnen, Ajax steht finster und trotzig, der Lokrier als tüchtiger Mann. Ulyß fällt auf als nachdenklich und bemerkend. Nestor scheint zu fehlen. Das Kriegsvolk, auf seine Speere gelehnt, mit übereinander geschla-

genen Füßen, umringt die Verſammlung, einen Trauergeſang anzuſtimmen.

Skamander.

In ſchneller Bewegung ſtürmt aus der Höhe Vulcan auf den Flußgott. Die weite Ebene, wo man auch Troja erblickt, iſt mit Feuer überſchwemmt, das, waſſergleich, nach dem Flußbette zuſtrömt.

Das Feuer jedoch wie es den Gott umgibt, ſtürzt unmittelbar in das Waſſer. Schon ſind alle Bäume des Ufers verbrannt; der Fluß ohne Haare fleht um Gnade vom Gott, um welchen her das Feuer nicht gelb wie gewöhnlich erſcheint, ſondern gold- und ſonnenfarben.

Menöceus.

Ein tüchtiger Jüngling iſt vorgeſtellt, aufrecht noch auf ſeinen Füßen; aber ach! er hat mit blankem Schwert die Seite durchbohrt, das Blut fließt, die Seele will entfliehn, er fängt ſchon an zu wanken und erwartet den Tod mit heitern, liebreichen Augen. Wie Schade um den herrlichen jungen Mann! Sein kräftiger Körperbau, im Kampfſpiel tüchtig ausgearbeitet, braunlich geſunde Farbe. Seine hochgewölbte Bruſt möchte man betaſten, die Schultern ſind ſtark, der Nacken feſt, nicht ſteif, ſein Haarwuchs gemäßigt, der Jüngling wollte nicht in Locken weibiſch erſcheinen. Vom ſchönſten Gleichmaß Rippen und Lenden. Was uns, durch

Bewegung und Beugung des Körpers, von der Rückseite sichtbar wird, ist ebenfalls schön und bewundernswürdig.

Fragst du nun aber wer er sey? so erkenne in ihm Kreons, des unglücklichen Tyrannen von Theben, geliebtesten Sohn. Tiresias weissagete: daß, nur wenn er beim Eingang der Drachenhöhle sterben würde, die Stadt befreit seyn könne. Heimlich begibt er sich heraus und opfert sich selbst. Nun begreifst du auch was die Höhle, was der versteckte Drache bedeutet. In der Ferne sieht man Theben und die Sieben die es bestürmen. Das Bild ist mit hohem Augpunct gemahlt, und eine Art Perspective dabei angebracht.

Antigone.

Heldenschwester! Mit Einem Knie an der Erde umfaßt sie den todten Bruder, der, weil er seine Vaterstadt bedrohend umgekommen, unbegraben sollte verwesen. Die Nacht verbirgt ihre Großthat, der Mond erleuchtet das Vorhaben. Mit stummem Schmerz ergreift sie den Bruder, ihre Gestalt gibt Zutrauen, daß sie fähig sey einen riesenhaften Helden zu bestatten. In der Ferne sieht man die erschlagenen Belagerer, Roß und Mann hingestreckt.

Ahndungsvoll wächst auf Eteokles Grabhügel ein Granatbaum; ferner siehst du zwey als Todtenopfer gegen einander über brennende Flammen, sie stoßen sich wechselseitig ab; jene Frucht, durch blutigen Saft,

das Mordbeginnen, dieſe Feuer, durch ſeltſames Erſcheinen den unauslöſchlichen Haß der Brüder auch im Tode bezeichnend.

Evadne.

Ein wohlgeſchmückter, mit geopferten Thieren umlegter Holzſtoß ſoll den rieſenhaften Körper des Kapaneus verzehren. Aber allein ſoll er nicht abſcheiden! Evadne, ſeine Gattin, Heldenweib, des Helden werth, ſchmückte ſich als höchſtes Opfer mit Kränzen. Ihr Blick iſt hochherrlich: denn indem ſie ſich in's Feuer ſtürzt, ſcheint ſie ihrem Gemahl zuzurufen. Sie ſchwebt mit geöffneten Lippen.

Wer aber auch hat dieſes Feuer angeſchürt? Liebesgötter mit kleinen Fackeln ſind um den dürren Schragen verſammelt, ſchon entzündet er ſich, ſchon dampft und flammt er, ſie aber ſehen betrübt auf ihr Geſchäft. Und ſo wird ein erhabenes Bild gemildert zur Anmuth.

Ajax der Lokrier.

Sonderung der Charaktere war ein Hauptgrundſatz Griechiſcher bildender Kunſt, Vertheilung der Eigenſchaften in einem hohen geſelligen Kreis, er ſey göttlich oder menſchlich. Wenn nun den Helden mehr als andern Frömmigkeit geziemt und die beſſeren vor Theben wie vor Troja als gottergebene ſich darſtellen, ſo bedurfte doch dort wie hier der Lebenskreis eines Gottloſen.

Dieſe Rolle war dem untergeordneten Ajax zuge-

theilt, der sich weder Gott noch Menschen fügt, zuletzt aber seiner Strafe nicht entgeht.

Hier sehen wir schäumende Meereswogen den unterwaschenen Felsen umgäschen; oben steht Ajax furchtbar anzusehen; er blickt umher wie ein vom Rausche sich Sammelnder. Ihm entgegnet Neptun fürchterlich mit wilden Haaren, in denen der anstrebende Sturm saust.

Das verlassene, im Innersten brennende Schiff treibt fort; in die Flammen, als wie in Segel, stößt der Wind. Keinen Gegenstand faßt Ajax in's Auge, nicht das Schiff, nicht die Felsen; dem Meer scheint er zu zürnen; keineswegs fürchtet er den eindringenden Poseidon, immer noch wie zum Angriff bereit steht er, die Arme streben kräftig, der Nacken schwillt wie gegen Hektor und die Trojer.

Aber Poseidon schwingt den Dreizack und sogleich wird die Klippe mit dem trotzigen Helden in den Schlund stürzen.

Ein hoch-tragisch prägnanter Moment: ein eben Gerettet vom feindseligen Gotte verfolgt und verderbt. Alles ist so augenblicklich bewegt und vorübergehend, daß dieser Gegenstand unter die höchsten zu rechnen ist, welche die bildende Kunst sich aneignen darf.

Philoktet.

Einsam sitzend auf Lemnos leidet schmerzhaft Philoktet an der unheilbaren dämonischen Wunde. Das

Antlitz bezeichnet ſein Uebel. Düſtere Augenbraunen drücken ſich über tiefliegende, geſchwächte, niederſchauende Augen herüber; unbeſorgtes Haar, wilder ſtarrer Bart bezeichnen genugſam den traurigen Zuſtand; das veraltete Gewand, der verbundene Knöchel ſagen das Uebrige.

Er zeigte den Griechen ein verpöntes Heiligthum, und ward ſo geſtraft.

Rhodogune.

Kriegeriſche Königin! Sie hat mit ihren Perſern die bundbrüchigen Armenier überwunden, und erſcheint als Gegenbild zu Semiramis. Kriegeriſch bewaffnet und königlich geſchmückt ſteht ſie auf dem Schlachtfeld, die Feinde ſind erlegt, Pferde verſcheucht, Land und Fluß von Blute geröthet. Die Eile, womit ſie die Schlacht begann, den Sieg erlangte, wird dadurch angedeutet, daß die eine Seite ihres Haares aufgeſchmückt iſt, die andere hingegen in Locken frei herunterfällt. Ihr Pferd aus Niſäa ſteht neben ihr, ſchwarz auf weißen Beinen, auch iſt deſſen erhaben gerundete Stirne weiß und weiße Naſenlöcher ſchnauben. Edelſteine, koſtbares Geſchmeide und vielen andern Putz hat die Fürſtin dem Pferd überlaſſen, damit es ſtolz darauf ſey, ſie muthig einherzutragen.

Und wie das Schlachtfeld durch Ströme Bluts ein majeſtätiſches Anſehen gewinnt, ſo erhöht auch der Für-

stin Purpurgewand alles, nur nicht sie selbst. Ihr Gürtel, der dem Kleide verwehrt über die Knie herabzufallen, ist schön, auch schön das Unterkleid, auf welchem du gestickte Figuren siehst. Das Oberkleid, das von der Schulter zum Ellenbogen herabhängt, ist unter der Halsgrube zusammengeheftet, daher die Schulter eingehüllt, der Arm aber zum Theil entblößt, und dieser Anzug nicht ganz nach Art der Amazonen. Der Umfang des Schildes würde die Brust bedecken, aber die linke Hand, durch den Schildriemen gesteckt, hält eine Lanze und von dem Busen den Schild ab. Dieser ist nun, durch die Kunst des Mahlers, mit der Schärfe gerade gegen uns gerichtet, so daß wir seine äußere, obere erhöhte Fläche und zugleich die innere vertiefte sehen. Scheint nicht jene von Gold gewölbt und sind nicht Thiere hineingegraben? Das Innere des Schildes, wo die Hand durchgeht, ist Purpur, dessen Reiz vom Arm überboten wird.

Wir sind durchdrungen von der Siegerin Schönheit und mögen gerne weiter davon sprechen. Höret also! Wegen des Sieges über die Armenier bringt sie ein Opfer und möchte ihrem Dank auch wohl noch eine Bitte hinzufügen, nämlich die Männer allezeit so besiegen zu können wie jetzt: denn das Glück der Liebe und Gegenliebe scheint sie nicht zu kennen. Uns aber soll sie nicht erschrecken noch abweisen, wir werden sie nur um desto genauer betrachten. Derjenige Theil ihrer Haare, der noch aufgesteckt ist, mildert, durch weibliche Zierlich-

keit, ihr sprödes Ansehn, dagegen der herabhängende das Männlich-Wilde vermehrt. Dieser ist goldner als Gold, jener, nach richtiger Beobachtung geflochtener Haare, von etwas mehr dunkler Farbe. Die Augenbrauen entspringen höchst reizend gleich über der Nase wie aus Einer Wurzel und lagern sich mit unglaublichem Reiz um den Halbcirkel der Augen. Von diesen erhält die Wange erst ihre rechte Bedeutung und entzückt durch heiteres Ansehn: denn der Sitz der Heiterkeit ist die Wange. Die Augen fallen vom Grauen in's Schwarze, sie nehmen ihre Heiterkeit von dem erfochtenen Sieg, Schönheit von der Natur, Majestät von der Fürstin. Der Mund ist weich, zum Genuß der Liebe reizend, die Lippen roseblühend und beide einander gleich, die Oeffnung mäßig und lieblich; sie spricht das Opfergebet zum Siege.

Vermagst du nun den Blick von ihr abzuwenden, so siehst du Gefangene hie und da, Siegeszeichen und alle Folgen einer gewonnenen Schlacht, und so überzeugst du dich, daß der Künstler nichts vergaß seinem Bild alle Vollständigkeit und Vollendung zu geben.

II.

Vorspiele der Liebesgötter.

Bei Betrachtung dieses belebten, heitern Bildes laßt euch zuerst nicht irre machen, weder durch die

Schönheit des Fruchthaines, noch durch die lebhafte Bewegung der geflügelten Knaben, sondern beschauet vor allen Dingen die Statue der Venus unter einem ausgehöhlten Felsen, dem die munterste Quelle unausgesetzt entspringt. Dort haben die Nymphen sie aufgerichtet, aus Dankbarkeit daß die Göttin sie zu so glücklichen Müttern, zu Müttern der Liebesgötter bestimmt hat.

Als Weihgeschenke stifteten sie daneben, wie diese Inschrift sagt, einen silbernen Spiegel, den vergoldeten Pantoffel, goldene Haften, alles zum Putz der Venus gehörig. Auch Liebesgötter bringen ihr Erstlings-Aepfel zum Geschenk, sie stehen herum und bitten: der Hain möge sofort immerdar blühen und Früchte tragen!

Abgetheilt ist der vorliegende Garten in zierliche Beete, durchschnitten von zugänglichen Wegen; im Grase läßt sich ein Wettlauf anstellen; auch zum Schlummern finden sich ruhige Plätze. Auf den hohen Aesten hangen goldne Aepfel, von der Sonne geröthet, ganze Schwärme der Liebesgötter an sich ziehend. Sie fliegen empor zu den Früchten auf schimmernden Flügeln, meerblau, purpurroth und Gold. Goldene Köcher und Pfeile haben sie an die Aeste gehängt, den Reichthum des Anblicks zu vermehren.

Bunte, tausendfarbige Kleider liegen im Grase, der Kränze bedürfen sie nicht: denn mit lockigen Haaren sind sie genugsam bekränzt. Nicht weniger auffallend

Helena.

Iſt unſer Glück.

Fauſt.

Schatz iſt ſie, Hochgewinn, Beſitz und Pfand;
Beſtätigung wer gibt ſie?

Helena.

Meine Hand.

Chor.

Wer verdächt' es unſrer Fürſtin
Gönnet ſie dem Herrn der Burg
Freundliches Erzeiger.
Denn geſteht, ſämmtliche ſind wir
Ja Gefangene, wie ſchon öfter,
Seit dem ſchmählichen Untergang
Ilios und der ängſtlich-
Labyrinthiſchen Kummerfahrt.
Fraun, gewöhnt an Männerliebe,
Wählerinnen ſind ſie nicht,
Aber Kennerinnen.
Und wie geldlockigen Hirten,
Vielleicht ſchwarzborſtigen Faunen,
Wie es bringt die Gelegenheit,
Ueber die ſchwellenden Glieder
Vollertheilen ſie gleiches Recht.
Nah und näher ſitzen ſie ſchon
An einander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie,
Hand in Hand wiegen ſie ſich
Ueber des Throns
Aufgepolſterter Herrlichkeit.

ſind die Körbe zum Einſammeln des Obſtes; ſie glänzen von Sardonyx, Smaragd, von ächten Perlen. Alles Meiſterſtücke Vulcans.

Laſſen wir nun die Menge tanzen, laufen, ſchlafen oder ſich der Aepfel erfreuen; zwey Paare der ſchönſten Liebesgötter fordern zunächſt unſere ganze Aufmerkſamkeit.

Hier ſcheint der Künſtler ein Sinnbild der Freundſchaft und gegenſeitiger Liebe geſtiftet zu haben. Zwey dieſer ſchönen Knaben werfen ſich Aepfel zu; dieſe fangen erſt an ſich einander zu lieben. Der eine küßt den Apfel und wirft ihn dem andern entgegen; dieſer faßt ihn auf, und man ſieht, daß er ihn wieder küſſen und zurückwerfen wird. Ein ſo anmuthiger Scherz bedeutet, daß ſie ſich erſt zur Liebe reizen.

Das andere Paar ſchießt Pfeile gegen einander ab, nicht mit feindlichen Blicken, vielmehr ſcheint einer dem andern die Bruſt zu bieten, damit er deſto gewiſſer treffen könne. Dieſe ſind bedacht in das tiefſte Herz die Leidenſchaft zu ſenken. Beide Paare beſchäftigen ſich zur Seite frei und allein.

Aber ein feindſeliges Paar wird von einer Menge Zuſchauer umgeben, die Kämpfenden erhitzt ringen mit einander. Der eine hat ſeinen Widerſacher ſchon niedergebracht und fliegt ihm auf den Rücken, ihn zu binden und zu droſſeln, der andere jedoch faßt noch einigen Muth, er ſtrebt ſich aufzurichten, hält des Gegners Hand von ſeinem Hals ab, indem er ihm einen

Finger auswärts dreht, so daß die andern folgen müssen und sich nicht mehr schließen können. Der verdrehte Finger schmerzt aber den Kämpfer so sehr, daß er den kleinen Widersacher in's Ohr zu beißen sucht. Weil er nun dadurch die Kampfordnung verletzt, zürnen die Zuschauer und werfen ihn mit Aepfeln.

Zu der allerlebhaftesten Bewegung aber gibt ein Hase die Veranlassung. Er saß unter den Apfelbäumen und speiste die abgefallenen Früchte; einige, schon angenagt, mußte er liegen lassen: denn die Muthwilligen schreckten ihn auf mit Händeklatschen und Geschrei, mit flatterndem Gewand verscheuchen sie ihn. Einige fliegen über ihm her; dieser rennt nach, und als er den Flüchtling zu haschen denkt, dreht sich das gewandte Thier zur andern Seite. Der dort ergriff ihn am Bein, ließ ihn aber wieder entwischen und alle Gespielen lachen darüber. Indem nun die Jagd so vorwärts geht, sind von den Verfolgenden einige auf die Seite, andere vor sich hin, andere mit ausgebreiteten Händen gefallen. Sie liegen alle noch in der Stellung, wie sie das Thier verfehlten, um die Schnelligkeit der Handlung anzudeuten. Aber warum schießen sie nicht nach ihm, da ihnen die Waffen zur Hand sind? Nein! sie wollen ihn lebendig fangen, um ihn der Venus zu widmen als ein angenehmes Weihegeschenk: denn dieses brünstige, fruchtbare Geschlecht ist Liebling der Göttin.

Neptun und Amymone.

Danaus, der ſeine funfzig Töchter ſtreng zu Hausgeſchäften anhielt, damit ſie, in eng abgeſchloſſenem Kreiſe, ihn bedienten und ſich erhielten, hatte, nach alter Sitte, die mannichfaltigen Beſchäftigungen unter ſie vertheilt. Amymone, vielleicht die jüngſte, war befehligt das tägliche Waſſer zu holen; aber nicht etwa bequem aus einem nah gelegenen Brunnen, ſondern dorthin mußte ſie wandern, fern von der Wohnung, wo ſich Inachus, der Strom, mit dem Meere vereinigt.

Auch heute kam ſie wieder. Der Künſtler verleiht ihr eine derbe, tüchtige Geſtalt, wie ſie der Rieſen-Tochter ziemt. Braun iſt die Haut des kräftigen Körpers, angehaucht von den eindringenden Strahlen der Sonne, denen ſie ſich auf mühſamen Wegen immerfort auszuſetzen genöthigt iſt. Aber heute findet ſie nicht die Waſſer des Fluſſes ſanft in das Meer übergehen. Wellen des Oceans ſtürmen heran: denn die Pferde Neptuns haben mit Schwimm-Füßen den Gott herbeigebracht.

Die Jungfrau erſchrickt, der Eimer iſt ihrer Hand entfallen, ſie ſteht ſcheu wie eine die zu fliehen denkt. Aber entferne dich nicht, erhabenes Mädchen, ſiehe! der Gott blickt nicht wild, wie er wohl ſonſt den Stürmen gebietet, freundlich iſt ſein Antlitz, Anmuth ſpielt darüber, wie auf beruhigtem Ocean die Abendſonne.

Vertraue ihm, ſcheue nicht den umſichtigen Blick des Phöbus, nicht das ſchattenloſe, geſchwätzige Ufer, bald wird die Woge ſich aufbäumen, unter ſmaragdenem Gewölbe der Gott ſich deiner Neigung im purpurnen Schatten erfreuen. Unbelohnt ſollſt du nicht bleiben!

Von der Trefflichkeit des Bildes dürfen wir nicht viel Worte machen; da wir aber auf die Zukunft hindeuten, ſo erlauben wir uns eine Bemerkung außerhalb deſſelben. Die Härte, womit Danaus ſeine Töchter erzieht, macht jene That wahrſcheinlich, wie ſie, mehr ſclavenſinnig als grauſam, ihre Gatten in der Brautnacht ſämmtlich ermorden. Ammone, mit dem Liebesglück nicht unbekannt, ſchont des ihrigen und wird, wegen dieſer Milde ſowohl als durch die Gunſt des Gottes, von jener Strafe befreit, die ihren Schweſtern für ewig auferlegt iſt. Dieſe verrichten nun das mägdehafte Geſchäft des Waſſerſchöpfens, aber um allen Erfolg betrogen. Statt des goldenen Gefäßes der Schweſter ſind ihnen zerbrochene und zerbrechende Scherben in die kraftloſen Hände gegeben.

Theſeus und die Gerettete.

Glücklicherweiſe, wenn ſchon durch ein großes Unheil, ward uns dieſes Bild nicht bloß in reducirter Darſtellung erhalten; noch jetzt iſt es mit Augen zu ſchauen unter den Schätzen von Portici und im Kupferſtich allgemein bekannt. Von brauner Körperfarbe

ſteht der junge Held, kräftig und ſchlank, mächtig und behend vor unſern Augen. Er dünkt uns rieſenhaft, weil die Unglücksgefährten, die nunmehr Geretteten, als Kinder gebildet ſind, der Hauptfigur ſymboliſch untergeordnet durch die Weisheit des Künſtlers. Keins derſelben wäre fähig die Keule zu ſchwingen und ſich mit dem Ungeheuer zu meſſen, das unter den Füßen des Ueberwinders liegt.

Eben dieſem hülfsbedürftigen Alter ziemt auch die Dankbarkeit, ihm ziemt es die rettende Hand zu ergreifen, zu küſſen, die Kniee des Kräftigen zu umfaſſen, ihm vertraulich zu ſchmeicheln. Auch eine, zwar nur halb kenntliche Gottheit iſt in dem obern Raume ſichtbar, anzuzeigen daß nichts Heroiſches ohne Mitwirkung hoher Dämonen geſchehe.

Hier enthalten wir uns nicht einer weit eingreifenden Bemerkung. Die eigentliche Kraft und Wirkſamkeit der Poeſie, ſo wie der bildenden Kunſt, liegt darin, daß ſie Hauptfiguren ſchafft und alles was dieſe umgibt, ſelbſt das Würdigſte, untergeordnet darſtellt. Hierdurch lockt ſie den Blick auf eine Mitte, woher ſich die Strahlen über das Ganze verbreiten, und ſo bewährt ſich Glück und Weisheit der Erfindung ſo wie der Compoſition einer wahren alleinigen Dichtung.

Die Geſchichte dagegen handelt ganz anders. Von ihr erwartet man Gerechtigkeit; ſie darf, ja ſie ſoll den Glanz des Vorfechters eher dämpfen als erhöhen. Deß-

halb vertheilt sie Licht und Schatten über alle; selbst den geringsten unter den Mitwirkenden zieht sie hervor, damit auch ihm seine gebührende Portion des Ruhms zugemessen werde.

Fordert man aber, aus mißverstandener Wahrheitsliebe, von der Poesie, daß sie gerecht seyn solle, so zerstört man sie alsobald, wovon uns Philostrat, dem wir so viel verdanken, in seinem Heldenbuche das deutlichste Beispiel überliefert. Sein dämonischer Protesilaus tadelt den Homer deßhalb, daß er die Verdienste des Palamedes verschwiegen und sich als Mitschuldigen des verbrecherischen Ulysses erwiesen, der den genannten trefflichen Kriegs- und Friedens-Helden heimtückisch bei Seite geschafft.

Hier sieht man den Uebergang der Poesie zur Prose, welcher dadurch bewirkt wird, daß man die Einbildungskraft entzügelt und ihr vergönnt gesetzlos umherzuschweifen, bald der Wirklichkeit, bald dem Verstand, wie es sich schicken mag, zu dienen. Eben unserer Philostrate sämmtliche Werke geben Zeugniß von der Wahrheit des Behaupteten. Es ist keine Poesie mehr, und sie können der Dichtung nicht entbehren.

Ariadne.

Schöner, vielleicht einziger Fall, wo eine Begebenheitsfolge dargestellt wird, ohne daß die Einheit des Bildes dadurch aufgehoben werde. Theseus entfernt sich,

ſich, Ariadne ſchläft ruhig, und ſchon tritt Bacchus heran, zu liebevollem Erſatz des Verluſtes, den ſie noch nicht kennt. Welche charakteriſtiſche Mannichfaltigkeit aus Einer Fabel entwickelt!

Theſeus mit ſeinen heftig rudernden Athenern geweint ſchon, heimathſüchtig, das hohe Meer; ihr Streben, ihre Richtung, ihre Blicke ſind von uns abgewendet, nur die Rücken ſehen wir; es wäre vergebens ſie aufzuhalten.

Im ruhigſten Gegenſatz liegt Ariadne auf bemoostem Felſen; ſie ſchläft, ja ſie ſelbſt iſt der Schlaf. Die volle Bruſt, der nackte Oberkörper ziehen das Auge hin; und wie gefällig vermittelt Hals und Kehle das zurückgeſenkte Haupt! Die rechte Schulter, Arm und Seite bieten ſich gleichfalls dem Beſchauenden, dagegen die linke Hand auf dem Kleide ruht, damit es der Wind nicht verwirre. Der Hauch dieſes jugendlichen Mundes, wie ſüß mag er ſeyn! Ob er dufte wie Trauben oder Aepfel, wirſt du herannahender Gott bald erfahren.

Dieſer auch verdient es: denn nur mit Liebe geſchmückt läßt ihn der Künſtler auftreten; ihn ziert ein purpurnes Gewand und ein roſener Kranz des Hauptes. Liebetrunken iſt ſein ganzes Behagen, ruhig in Fülle, vor der Schönheit erſtaunt, in ſie verſunken. Alles andere Beiweſen, wodurch Dionyſos leicht kenntlich gemacht wird, beſeitigte der kluge, fähige Künſtler. Verworfen ſind als unzeitig das blumige Kleid, die zarten

Rebfelle, die Thorsen; hier ist nur der zärtlich Liebende. Auch die Umgebung verhält sich gleichermaßen: nicht klappern die Bachantinnen dießmal mit ihren Blechen, die Faune enthalten sich der Flöten, Pan selbst mäßigt seine Sprünge, daß er die Schläferin nicht frühzeitig erwecke. Schlägt sie aber die Augen auf, so freut sie sich schon über den Ersatz des Verlustes, sie genießt der göttlichen Gegenwart, ehe sie noch die Entfernung des Ungetreuen erfährt. Wie glücklich wirst du dich halten, wohlversorgtes Mädchen, wenn über diesem dürr scheinenden Felsenufer dich der Freund auf bebaute, bepflanzte Weinhügel führt, wo du, in Rebengängen, von der muntersten Dienerschaft umringt, erst des Lebens genießest, welches du nicht enden, sondern, von den Sternen herab in ewiger Freundlichkeit auf uns fortblickend, am allgegenwärtigen Himmel genießen wirst.

Prolog der Argonautenfahrt.

Im Vorsaal Jupiters spielen Amor und Ganymed, dieser an der Phrygischen Mütze, jener an Bogen und Flügeln leicht zu erkennen; ihr Charakter unterscheidet sie aber noch mehr. Deutlich bezeichnet er sich bei'm Würfelspiel, das sie am Boden treiben. Amor sprang schon auf, den andern übermüthig verspottend. Ganymed hingegen, von zwey überbliebenen Knöchelchen das eine so eben verlierend, wirft furchtsam und besorgt das

letzte hin. Seine Geſichtszüge paſſen trefflich zu dieſer Stimmung, die Wange traurig geſenkt, das Auge lieblich, aber getaucht in Kummer. Was der Künſtler hiedurch andeuten wollte, bleibt Wiſſenden keineswegs verborgen.

Nebenbei ſodann ſtehen drey Göttinnen, die man nicht verkennen wird. Minerva, in ihrer angebornen Rüſtung, ſchaut unter dem Helm mit blauen Augen hervor, ihre männliche Wange jungfräulich geröthet. Auch die zweyte kennt man ſogleich. Sie verdankt dem unverwüſtlichen Gürtel ein ewig ſüßes, entzückendes Lächeln, auch im Gemählde bezaubernd. Juno dagegen wird offenbar am Ernſt und majeſtätiſchen Weſen.

Willſt du aber wiſſen was die wunderſame Geſellſchaft veranlaſſe, ſo blicke vom Olymp, wo dieſes vorgeht, hinab auf das Ufer, das unten dargeſtellt iſt. Dort ſiehſt du einen Flußgott liegend im hohen Rohr, mit wildem Antlitz. Sein Haupthaar dicht und ſtraubig, ſein Bart niederwallend. Der Strom aber entquillt keiner Urne, ſondern ringsum hervorbrechend deutet er auf die vielen Mündungen, womit er ſich in's Meer ſtürzt.

Hier, am Phaſis, ſind nun die funfzig Argonauten gelandet, nachdem ſie den Bosporus und die beweglichen Felſen durchſchifft; ſie berathen ſich unter einander. Vieles iſt geſchehen, mehr noch zu thun übrig.

Da aber Schiff und Unternehmung allen vereinigten Göttern lieb und werth ist, so kommen, in aller Namen, drey Göttinnen, den Amor zu bitten, daß er, der Beförderer und Zerstörer großer Thaten, sich dießmal günstig erweise und Medea, die Tochter des Aeetes, zu Gunsten Jasons wende. Amorn zu bereden und ihn vom Knabenspiel abzuziehen, beut ihm nun die Mutter, den eigenen Sohn mit ihren Reizen bezwingend, einen köstlichen Spielball und versichert ihn, Jupiter selbst habe sich als Kind damit ergötzt. Auch ist der Ball keines Gottes unwerth, und mit besonderer Ueberlegung hat ihn der denkende Künstler dargestellt, als wäre er aus Streifen zusammengesetzt. Die Naht aber siehst du nicht, du mußt sie rathen. Mit goldenen Kreisen wechseln blaue, so daß er, in die Höhe geworfen und sich umschwingend, wie ein Stern blinkt. Auch ist die Absicht der Göttinnen schon erfüllt: Amor wirft die Spielknöchelchen weg und hängt am Kleide der Mutter; die Gabe wünscht er gleich, und bethauert dagegen ihre Wünsche augenblicklich zu vollführen.

Glaucus der Meergott.

Schon liegt der Bosporus und die Symplegaden hinter dem Schiffe. Argo durchschneidet des Pontus mittelste Bahn.

Orpheus besänftigt durch seinen Gesang das lauschende Meer. Die Ladung aber des Fahrzeugs ist kost-

Nicht verſagt ſich die Majeſtät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Offenbarſeyn.

Helena.

Ich fühle mich ſo fern und doch ſo nah
Und ſage nur zu gern: da bin ich! da!

Fauſt.

Ich athme kaum, mir zittert, ſtockt das Wort,
Es iſt ein Traum, verſchwunden Tag und Ort.

Helena.

Ich ſcheine mir verliebt und doch ſo neu,
In dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Fauſt.

Durchgrüble nicht das einzigſte Geſchick,
Daſeyn iſt Pflicht und wär's ein Augenblick.

Phorkyas (heftig eintretend).

Buchſtabirt in Liebes-Fibeln,
Tändelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln,
Doch dazu iſt keine Zeit.
Fühlt ihr nicht ein dumpfes Wettern?
Hört nur die Trompete ſchmettern,
Das Verderben iſt nicht weit.
Menelas mit Volkes-Wogen
Kommt auf euch herangezogen;

bar; denn es führt die Dioskuren, Hercules, die Aeaciden, Boreaden und was von Halbgöttern blühte zu der Zeit. Der Kiel aber des Schiffes iſt zuverläſſig, ſicher und ſolcher Laſt geeignet: denn ſie zimmerten ihn aus Dodonäiſcher, weiſſagender Eiche. Nicht ganz verloren ging ihm Sprache und Prophéten-Geiſt. Nun im Schiffe ſehet ihr einen Helden, als Anführer ſich auszeichnend, zwar nicht den Bedeutendſten und Stärkſten, aber jung, munter und kühn, blondlockig und gunſterwerbend. Es iſt Jaſon, der das goldwollige Fell des Widders zu erobern ſchifft, des Wundergeſchöpfs, das die Geſchwiſter Phrixus und Helle durch die Lüfte über's Meer trug. Schwer iſt die Aufgabe, die dem jungen Helden aufliegt: ihm geſchieht Unrecht, man verdrängt ihn vom väterlichen Thron und nur unter Bedingung, daß er dem umſichtigſten Wächter-Drachen jenen Schatz entreiße, kehrt er in ſein angeerbtes Reich zurück. Deßhalb iſt die ganze Heldenſchaft aufgeregt, ihm ergeben und untergeben. Tiphys hält das Steuer; der Erfinder dieſer Kunſt, Linceus, auf dem Vordertheil, dringt, mit kräftigeren Strahlen als die Sonne ſelbſt, in die weiteſte Ferne, entdeckt die hinterſten Ufer und beobachtet unter dem Waſſer jede gefahrdrohende Klippe. Und eben dieſe durchdringenden Augen des umſichtigen Mannes ſcheinen uns ein Entſetzen zu verrathen: er blickt auf eine fürchterliche Erſcheinung, die unmittelbar, unerwartet aus den Wellen bricht. Die Helden,

sämmtlich erstaunt, feiern von der Arbeit. Hercules allein fährt fort das Meer zu schlagen; was den übrigen als Wunder erscheint, sind ihm bekannte Dinge. Rastlos gewohnt zu arbeiten, strebt er kräftig vor wie nach, unbekümmert um alles nebenbei.

Alle nun schauen auf Glaucus, der sich dem Meer enthebt. Dieser, sonst ein Fischer, genoß vorwitzig Tang und Meerpflanze, die Wellen schlugen über ihm zusammen und führten ihn hinab als Fisch zu den Fischen. Aber der übriggebliebene menschliche Theil ward begünstigt, zukünftige Dinge kennt er, und nun steigt er herauf den Argonauten ihre Schicksale zu verkünden. Wir betrachten seine Gestalt: aus seinen Locken, aus seinem Bart trieft, gießt das Meerwasser über Brust und Schultern herab, anzudeuten die Schnelligkeit, womit er sich hervorhob.

Seine Augenbrauen sind stark, in eins zusammengewachsen; sein mächtiger Arm ist kräftig geübt, mit dem er immer die Wellen ergreift und unter sich zwingt. Dicht mit Haaren ist seine Brust bewachsen, Moos und Meergras schlangen sich ein. Am Unterleibe sieht man die Andeutungen der schuppigen Fischgestalt, und wie das Uebrige geformt sey, läßt der Schwanz errathen, der hinten aus dem Meere herausschlägt, sich um seine Lenden schlingt und am gekrümmten, halbmondförmig auslaufenden Theil die Farbe des Meers abglänzt. Um ihn her schwärmen Alcyonen. Auch sie besingen die

Schicksale der Menschen: denn auch sie wurden verwandelt, auf und über den Wellen zu nisten und zu schweben. Das Meer scheint Theil an ihrer Klage zu nehmen und Orpheus auf ihren Ton zu lauschen.

Jason und Medea.

Das Liebespaar, das hier gegen einander steht, gibt zu eigenen Betrachtungen Anlaß; wir fragen besorgt: sollten diese beiden wohl auch glücklich gegattet seyn? Wer ist sie, die so bedenklich über den Augen die Stirne erhebt, tiefes Nachdenken auf den Brauen andeutet? das Haar priesterlich geschmückt, in dem Blick, ich weiß nicht ob einen verliebten oder begeisterten Ausdruck. An ihr glaube ich eine der Heliaden zu erkennen! Es ist Medea, Tochter des Aeetes; sie steht neben Jason, welchem Eros ihr Herz gewann. Nun aber scheint sie wunderbar nachdenklich. Worauf sie leidenschaftlich sinnt, wüßt' ich nicht zu sagen; so viel aber läßt sich behaupten: sie ist im Geiste unruhig, in der Seele bedrängt. Sie steht ganz nach innen gekehrt, in tiefer Brust beschäftigt; zur Einsamkeit aber nicht geneigt: denn ihre Kleidung ist nicht jene, deren sie sich bei zauberischen Weihegebräuchen bedient, des fürchterlichen Umgangs mit höhern Gewalten sich zu erfreuen; dießmal erscheint sie wie es einer Fürstin ziemt, die sich der Menge darstellen will.

Jason aber hat ein angenehmes Gesicht, nicht ohne Manneskraft; sein Auge blickt ernst unter den Augen-

brauen hervor, es deutet auf hohe Gesinnungen, auf ein Verschmähen aller Hindernisse. Das goldgelbe Haar bewegt sich um das Gesicht, und die feine Wolle sproßt um die Wange; gegürtet ist sein weites Kleid, von seinen Schultern fällt eine Löwenhaut, er steht gelehnt am Spieß. Der Ausdruck seines Gesichtes ist nicht übermüthig, vielmehr bescheiden, doch voll Zutrauen auf seine Kräfte. Amor zwischen beiden maßt sich an, dieses Kunststück ausgeführt zu haben. Mit übereinander geschlagenen Füßen stützt er sich auf seinen Bogen; die Fackel hat er umgekehrt zur Erde gesenkt, anzudeuten, daß Unheil diese Verbindung bedrohe.

Die Rückkehr der Argonauten.

Dieses Bild, mein Sohn, bedarf wohl keiner Auslegung, du machst dir sie, ohne dich anzustrengen, selbst: denn das ist der Vortheil bei cyklischen Darstellungen, daß eine auf die andere hinweist, daß man sich, in bekannter Gegend, mit denselben Personen, nur unter andern Umständen, wieder finde.

Du erkennst hier Phasis, den Flußgott, wieder; sein Strom stürzt sich, wie vormals, in's Meer. Dießmal aber führt er Argo, das Schiff, abwärts, der Mündung zu. Die Personen, die es trägt, kennst du sämmtlich. Auch hier ist Orpheus, der mit Saitenspiel und Sang die Gesellen antreibt zu kräftigem Ruderschlag. Doch kaum bedarf es einer solchen Anreizung,

aller Arme ſtreben ja ſchon kräftigſt den hinabeilenden Fluß zu übereilen, aller Gefahren wohl bewußt, die ſie im Rücken bedrohen.

Auf dem Hintertheile des Schiffes ſteht Jaſon mit ſeiner ſchönen Beute; er hält, wie immer, ſeinen Spieß zur Vertheidigung ſeiner Geliebten bewaffnet; ſie aber ſieht nicht, wie wir ſie ſonſt gekannt, herrlich und hehr, voll Muth und Trotz; ihre Augen, niederblickend, ſtehen voll Thränen; Furcht wegen der begangenen That und Nachdenken über die Zukunft ſcheinen ſie zu beſchäftigen. Auf ihren Zügen iſt Ueberlegung ausgedrückt, als wenn ſie jeden der ſtreitenden Gedanken in ihrer Seele beſonders betrachtete, den Blick auf jeden einzelnen heftete.

Am Lande ſiehſt du die Auflöſung deſſen, was dir räthſelhaft bleiben könnte. Um eine hohe Fichte iſt ein Drache vielfach gewunden und geſchlungen, das ſchwere Haupt jedoch auf den Boden geſenkt; dieſen hat Medea eingeſchläfert, und das goldene Vließ war erobert.

Aber ſchon hat Aeetes den Verrath entdeckt; du erblickſt den zornigen Vater auf einem vierſpännigen Kriegswagen. Der Mann iſt groß, über die anderen hervorragend, mit einer rieſenhaften Rüſtung angethan. Wüthend glüht ſein Geſicht. Feuer ſtrömt aus den Augen. Entzünder iſt die Fackel in ſeiner Rechten und deutet auf den Willen, Schiff und Schiffende zu verbrennen. Auf den Hinterwagen ward ſein Spieß geſteckt, auch dieſe verderbliche Waffe gleich zur Hand.

Den wilden Anblick dieses Heranstürmers vermehrt das gewaltige Vorgreifen der Pferde; die Nasenlöcher stehen weit offen, den Nacken werfen sie in die Höhe, die Blicke sind voll Muths, wie allezeit, jetzt besonders, da sie aufgeregt sind; sie keuchen aus tiefer Brust, weil Absyrtus, der seinen Vater Aeetes führt, ihnen schon Blutriemen geschlagen hat. Der Staub, den sie erregen, verdunkelt über ihnen die Luft.

Perseus und Andromeda.

Und sind diese das Ufer bespülenden Wellen nicht blutroth? die Küste wäre dieß Indien oder Aethiopien? und hier im fremdesten Lande, was hat wohl der Griechische Jüngling zu thun? Ein seltsamer Kampf ist hier vorgefallen, das sehen wir. Aus dem Aethiopischen Meere stieg oft ein dämonischer Seedrache an's Land, um Heerden und Menschen zu tödten. Opfer wurden ihm geweiht, und nun auch Andromeda, die Königstochter, die deßhalb nackt an den Felsen angeschlossen erscheint; aber sie hat nichts mehr zu fürchten, der Sieg ist gewonnen, das Ungeheuer liegt an's Ufer herausgewälzt, und Ströme seines Blutes sind es, die das Meer färben.

Perseus eilte, von Göttern aufgefordert, unter göttlicher Begünstigung wundersam bewaffnet herbei, aber doch vertraute er sich nicht allein; den Amor rief er heran, daß er ihn beim Luftkampf umschwebte und ihm

beiſtünde, wenn er bald auf das Unthier herabſchießen, bald ſich wieder von ihm vorſichtig entfernen ſollte. Beiden zuſammen, dem Gott und dem Helden, gebührt der Siegespreis. Auch tritt Amor hinzu in herrlicher Jünglingsgröße, die Feſſeln der Andromeda zu löſen, nicht wie ſonſt göttlich beruhigt und heiter, ſondern wie aufgeregt und tief athmend, vom überwundenen großen Beſtreben.

Andromeda iſt ſchön, merkwürdig wegen der weißen Haut als Aethiopierin; aber noch mehr Bewunderung erfordert ihre Geſtalt. Nicht ſind die Lydiſchen Mädchen weicher und zärter, die von Athen nicht ſtolzeres Anſehns, noch die von Sparta kräftiger.

Beſonders aber wird ihre Schönheit erhöht durch die Lage, in welcher ſie ſich befindet. Sie kann es nicht glauben, daß ſie ſo glücklich befreit iſt, doch blickt ſie ſchon dem Perſeus zu lächeln.

Der Held aber liegt unfern in ſchön duftendem Graſe, worein die Schweißtropfen fallen. Den Meduſenkopf beſeitigt er, damit niemand, ihn erblickend, verſteine. Eingeborne Hirten reichen ihm Milch und Wein. Es iſt für uns ein fremder luſtiger Anblick dieſe Aethiopier ſchwarz gefärbt zu ſehen, wie ſie zähnebleckend lachen und von Herzen ſich freuen, an Geſichtszügen meiſt einander ähnlich. Perſeus läßt es geſchehen, ſtützt ſich auf den linken Arm, erhebt ſich athmend und betrachtet nur Andromeda. Sein Mantel flattert im Winde,

dieser ist von hoher Purpurfarbe, besprengt mit dunkleren Blutstropfen, die unter dem Kampfe mit dem Drachen hinaufspritzten.

Seine Schulter so trefflich zu mahlen hat der Künstler die elfenbeinerne des Pelops zum Muster genommen, aber nur der Form nach: denn diese hier, vorher schon lebendig fleischfarben, ward im Kampf nur noch erhöhter. Die Adern sind nun doppelt belebt: denn nach dem erhitztesten Streite fühlt eine neue liebliche Regung der Held im Anblick Andromeda's.

Cyclop und Galatee.

Du erblickst hier, mein Sohn, das Felsenufer einer zwar steilen und gebirgigen, aber doch glücklichen Insel, denn du siehst, in Thälern und auf abhängigen Räumen, Weinlese halten und Weizen abernten. Diese Männer aber haben nicht gepflanzt noch gesäet, sondern ihnen wächst, nach dem Willen der Götter, so wie durch dichterische Gunst, alles von selbst entgegen. Auch siehst du an höhern schroffen Stellen Ziegen und Schafe behaglich weiden: denn auch Milch, sowohl frische als geronnene, lieben die Bewohner zu Trank und Speise.

Fragst du nun, welches Volk wir sehen? so antworte ich dir: es sind die rauhen Cyclopen, die keine Häuser auferbauen, sondern sich in Höhlen des Gebirges einzeln unterthun; deßwegen betreiben sie auch kein

gemeinsames Geschäft, noch versammeln sie sich zu irgend einer Berathung.

Lassen wir aber alles dieses bei Seite! wenden wir unsern Blick auf den Wilden unter ihnen, auf den hier sitzenden Polyphem, den Sohn Neptuns. Ueber seinem einzigen Auge dehnt sich ein Brauenbogen von Ohr zu Ohr, über dem aufgeworfenen Mund steht eine breite Nase, die Eckzähne ragen aus dem Lippenwinkel herab, sein dichtes Haar starrt umher wie Fichtenreis, an Brust, Bauch und Schenkeln ist er ganz rauch. Innerlich hungert er, löwengleich, nach Menschenfleisch; jetzt aber enthält er sich dessen, er ist verliebt, möchte gar zu gern gesittet erscheinen und bemüht sich wenigstens freundlich auszusehen. Sein Blick aber bleibt immer schrecklich, das Drohende desselben läßt sich nicht mildern, so wie reißende Thiere, wenn sie auch gehorchen, doch immer grimmig umherblicken.

Den deutlichsten Beweis aber, wie sehr er wünscht sich angenehm zu machen, gibt sein gegenwärtiges Benehmen. Im Schatten einer Steineiche hält er die Flöte unter dem Arm und läßt sie ruhen, besingt aber Galateen, die Schöne des Meers, die dort unten auf der Welle spielt; dorthin blickt er sehnsuchtsvoll, singt ihre weiße Haut, ihr munteres frisches Betragen. An Süßigkeit überträfe sie ihm alle Trauben. Auch mit Geschenken möchte er sie bestechen; er hat zwey Rehe und zwey allerliebste Bären für sie aufgezogen. Solch

ein Drang, solch eine Sehnsucht verschlingt alle gewohnte Sorgfalt; diese zerstreuten Schafe sind die seinigen, er achtet sie nicht, zählt sie nicht, schaut nicht mehr landwärts, sein Blick ist auf's Meer gerichtet.

Ruhig schwankt die breite Wasserfläche unter dem Wagen der Schönen; vier Delphine neben einander gespannt scheinen, zusammen fortstrebend, von Einem Geiste beseelt; jungfräuliche Tritonen legen ihnen Zaum und Gebiß an, ihre muthwilligen Sprünge zu dämpfen. Sie aber steht auf dem Muschelwagen, das purpurne Gewand, ein Spiel der Winde, schwillt segelartig über ihrem Haupte und beschattet sie zugleich; deßhalb ein röthlicher Durchschein auf ihrer Stirne glänzt, aber doch die Röthe der Wängen nicht überbietet. Mit ihren Haaren versucht Zephyr nicht zu spielen; sie scheinen feucht zu seyn. Der rechte Arm, gebogen, stützt sich, mit zierlichen Fingern, leicht auf die weiche Hüfte, der Ellbogen blendet uns durch sein röthlich Weiß, sanft schwellen die Muskeln des Arms wie kleine Meereswellen, die Brust dringt hervor, wer möchte der Schenkel Vollkommenheit verkennen! Bein und Fuß sind schwebend über das Meer gewendet, die Sohle berührt ganz leise das Wasser, eine steuernde Bewegung anzudeuten. Aufwärts aber, die Augen, ziehen uns immer wieder und wieder an. Sie sind bewundernswürdig, sie verrathen den schärfsten, unbegränztesten Blick der über das Ende des Meeres hinausreicht.

Rüſtet euch zu herbem Streit!
Von der Sieger-Schaar ummimmelt,
Wie Deiphobus verſtümmelt
Büßeſt du das Frann-Geleit.
Bammelt erſt die leichte Waare,
Dieſer gleich iſt am Altare
Neugeſchliffnes Beil bereit.

Fauſt.

Verwegne Störung! widerwärtig dringt ſie ein,
Auch nicht in Gefahren mag ich ſinnlos Ungeſtüm.
Den ſchönſten Boten Unglücksbotſchaft häßlicht ihn;
Du Häßlichſte gar nur ſchlimme Botſchaft bringſt du gern.
Doch dießmal ſoll dir's nicht gerathen, leeres Hauchs
Erſchüttere du die Lüfte. Hier iſt nicht Gefahr,
Und ſelbſt Gefahr erſchiene nur als eitles Dräun.

(Signale, Evolutionen von den Thürmen. Trompeten und Zinken, kriegeriſche Muſik, Durchmarſch gewaltiger Heereskraft.)

Fauſt.

Nein gleich ſollſt du verſammelt ſchauen
Der Helden ungetrennten Kreis:
Nur der verdient die Gunſt der Frauen,
Der kräftigſt ſie zu ſchützen weiß.

(Zu den Heerführern, die ſich von den Colonnen abſondern und heantreten.)

Mit angehaltnem ſtillen Muthen,
Das euch gewiß den Sieg verſchafft,
Ihr Nordens jugendliche Blüthen,
Ihr Oſtens blumenreiche Kraft.

Bedeutend iſt es für unſere Zwecke, wenn wir mit dieſer Beſchreibung zuſammenhalten was Raphael, die Carrache und andere an demſelben Gegenſtand gethan. Eine ſolche Vergleichung wird uns den alten und neuen Sinn, beide nach ihrer ganzen Würdigkeit, aufſchließen.

Meles und Critheis.

Die Quellnymphe Critheis liebt den Flußgott Meles, aus beiden, Joniſchen Urſprungs, wird Homer geboren.

Meles, im frühen Jünglingsalter vorgeſtellt. Von ſeiner Quelle, deren Auslauf in's Meer man zugleich ſieht, trinkt die Nymphe ohne Durſt, ſie ſchöpft das Waſſer und ſcheint mit der rieſelnden Welle zu ſchwätzen, indem ihr liebevolle Thränen herabrinnen. Der Fluß aber liebt ſie wieder und freut ſich dieſes zärtlichen Opfers.

Die Hauptſchöne des Bildes iſt in der Figur des Meles. Er ruht auf Krokos, Lorbos und Hyacinthen, blumenliebend, früheren Jahren gemäß; er ſelbſt iſt als Jüngling dargeſtellt, zartgebildet und geſittet, man möchte ſagen ſeine Augen ſännen auf etwas Poetiſches.

Am anmuthigſten erweiſt er ſich, daß er nicht heftiges Waſſer ausſtrömt, wie ein rohes ungezogenes Quellgeſchlecht wohl thun mag; ſondern, indem er mit ſeiner Hand über die Oberfläche der Erde hinfährt, läßt er das ſanftquellende Waſſer durch die Finger

rauschen, als ein Wasser, geschickt Liebesträume zu wecken.

Aber kein Traum ist's, Critheis, denn deine stillen Wünsche sind nicht vergebens: bald werden sich die Wellen bäumen und, unter ihrem grünpurpurnen Gewölbe, dich und den Gott liebebegünstigend verbergen.

Wie schön das Mädchen ist, wie zart ihre Gestalt, Jonisch in allem! Schamhaftigkeit ziert ihre Bildung und gerade diese Röthe ist hinlänglich für die Wangen. Das Haar, hinter das Ohr gezogen, ist mit purpurner Binde geschmückt. Sie schaut aber so süß und einfach, daß auch die Thränen das Sanfte vermehren. Schöner ist der Hals ohne Schmuck, und wenn wir die Hände betrachten, finden wir weiche, lange Finger, so weiß als der Vorderarm, der unter dem weißen Kleid noch weißer erscheint; so zeigt sich auch eine wohlgebildete Brust.

Was aber haben die Musen hier zu schaffen? An der Quelle des Meles sind sie nicht fremd: denn schon geleiteten sie, in Bienengestalt, die Flotte der Athenienſischen Colonien hieher. Wenn sie aber gegenwärtig am Ort leichte Tänze führen, so erscheinen sie als freudige Parzen, die einstehende Geburt Homers zu feiern.

III.

Minerva's Geburt.

Sämmtliche Götter und Göttinnen ſiehſt du im Olymp verſammelt, ſogar die Nymphen der Flüſſe fehlen nicht. Alle ſind erſtaunt die ganz bewaffnete Pallas zu ſehen, welche ſo eben aus dem Hauvte des Zeus geſprungen iſt. Vulcan, der das Werk verrichtet, ſteht und ſcheint um die Gunſt der Göttin ſich zu bemühen, ſein Werkzeug in der Hand, das wie der Regenbogen von Farben glänzt. Zeus athmet von Freude wie einer, der eine große Arbeit um großes Nutzens willen übernommen, und, ſtolz auf eine ſolche Tochter, betrachtet er ſie mit Aufmerkſamkeit. Auch Juno, ohne Eiferſucht, ſieht ſie mit Neigung an, als ob ſie ihr eigen Kind wäre.

Ferner ſind unten die Athener und Rhodier vorgeſtellt, auf zwey Hochburgen, im Land und auf der Inſel, der Neugebornen ſchon Opfer bringend; die Rhodier nur unvollkommen, ohne Feuer; aber die Athener mit Feuer und hinreichender Anſtalt, wovon der Rauch hier glänzend gemahlt iſt, als wenn er mit gutem Geruch aufſtiege. Deßwegen ſchreitet auch die Göttin auf ſie zu, als zu den weiſeſten. Aber zugleich hat Zeus die Rhodier bedacht, weil ſie ſeine Tochter zuerſt mit anerkannt: denn man ſagt er habe eine große Wolke Goldes über ihre Häuſer und Straßen ausgeſchüttet. Deßwegen ſchwebt auch hier Plutus, von den

Wolken herab über diesen Gebäuden, ganz vergoldet, um den Stoff anzuzeigen den er ausspendet.

Geburt des Dionysos.

Eine breite Feuerwolke hat die Stadt Theben bedeckt, und mit großer Gewalt umhüllte Donner und Blitz den Palast des Cadmus. Denn Zeus hat seinen tödtlichen Besuch bei Semele vollbracht. Sie ist schon verschieden und Dionysos inmitten des Feuers geboren. Ihr Bildniß, gleich einem dunklen Schatten, steigt gegen den Himmel; aber der Gottknabe wirft sich aus dem Feuer heraus und, leuchtender als ein Stern, verdunkelt er die Gluth, daß sie finster und trüb erscheint. Wunderbar theilt sich die Flamme, sie bildet sich nach Art einer angenehmen Grotte: denn der Epheu, reich von Trauben, wächst rings umher; der Weinstock, um Thyrsusrohre geschlungen, steigt willig aus der Erde, er sproßt zum Theil mitten in den Flammen, worüber man sich nicht verwundern muß: denn zu Gunsten des Gottes wird zunächst hier alles wunderbar zugeben.

Beachtet nun auch den Pan, wie er, auf Cithärons Berggipfel, den Dionysos verehrt, tanzend und springend, das Wort Evoe im Munde. Aber Cithäron in menschlicher Gestalt betrübt sich schon über das Unglück das bevorsteht. Ein Epheukranz hängt ihm leicht auf dem Scheitel, im Begriff herabzufallen: er mag zu Ehren des Dionysos nicht gern gekränzt seyn. Denn

ſchon pflanzt die raſende Megäre eine Fichte nächſt bei ihm, und dort entſpringt jene Quelle, wo Pentheus Blut und Leben verlieren ſoll.

Geburt des Hermes.

Auf dem Gipfel des Olymp iſt Hermes der Schalk geboren. Die Jahreszeiten nahmen ihn auf. Sie ſind alle mit gehöriger Schönheit vorgeſtellt. Sie umwickeln ihn mit Windeln und Binden, welche ſie mit den ausgeſuchteſten Blumen beſtreuen. Die Mutter ruht neben an auf einem Lager.

Sogleich aber hat er ſich aus ſeinen Gewanden heimlich losgemacht und wandelt munter den Olymp hinab. Der Berg freut ſich ſein und lächelt ihm zu. Schon treibt der Knabe die am Fuße weidenden, weißen, mit vergoldeten Hörnern geſchmückten Kühe, Phöbus Eigenthum, in eine Höhle.

Phöbus iſt zur Maja geeilt, um ſich über dieſen Raub zu beklagen. Sie aber ſieht ihn verwundert an und ſcheint ihm nicht zu glauben. Während ſolches Geſpräches hat ſich Hermes ſchon hinter Phöbus geſchlichen. Leicht ſpringt er hinauf und macht den Bogen los. Phöbus aber, den ſchelmiſchen Räuber entdeckend, erheitert ſein Geſicht. Dieſer Ausdruck des Uebergangs von Verdruß zu Behagen macht der Weisheit und Fertigkeit des Künſtlers viel Ehre.

IV.

Hercules.

Um dieſen ungeheuren Gegenſtand nur einigermaßen überſehen zu können, faſſen wir uns kurz und ſagen, daß Hercules der Alkmene Sohn dem Künſtler hinreiche, und er ſich um alles übrige, was nach und nach auf dieſen Namen gehäuft worden, keineswegs umzuthun braucht.

Götter und gottähnliche Weſen ſind gleich nach der Geburt vollendet: Pallas entſpringt dem Haupte Jupiters gewaffnet, Mercur ſpielt den diebiſchen Schalk ehe ſich's die Wöchnerin verſieht. Dieſe Betrachtung müſſen wir feſt halten, wenn wir folgendes Bild recht ſchätzen wollen.

Hercules in Windeln. Nicht etwa in der Wiege und auch nicht einmal in Windeln, ſondern ausgewindelt wie eben Mercur. Kaum iſt Alkmene, durch Liſt der Galanthis, vom Hercules geneſen, kaum iſt er in Windeln, nach löblicher Ammenweiſe, beſchränkt, ſo ſchickt die betrogene, unverſöhnliche Juno, unmittelbar bei eintretender Mitternacht, zwey Schlangen auf das Kind. Die Wöchnerin fährt entſetzt vom Lager, die beihelfenden Weiber, nach mehrtägiger Angſt und Sorge nochmals aufgeſchreckt, fahren hülflos durcheinander. Ein wildes Getümmel entſteht in dem ſo eben beglückten Hauſe.

Trotz dieſem allen wäre der Knabe verloren, ent-

ſchlöſſe er ſich nicht kurz und gut. Raſch befreit er ſich von den läſtigen Banden, faßt die Schlangen, mit geſchicktem Griff, unmittelbar unter dem Kopf an der oberſten Kehle, würgt ſie; aber ſie ſchleppen ihn fort und der Kampf entſcheidet ſich zuletzt am Boden. Hier kniet er: denn die Weisheit des Künſtlers will nur die Kraft der Arme und Fäuſte darſtellen. Dieſe Glieder ſind ſchon göttlich; aber die Kniee des neugebornen Menſchenkindes müſſen erſt durch Zeit und Nahrung geſtärkt werden, dießmal brechen ſie zuſammen wie jedem Säugling der aufrecht ſtehen ſollte. Alſo Hercules am Boden. Schon ſind, von dem Druck der kindiſchen Fauſt, Lebens- und Ringelkräfte der Drachen aufgelöſ't, ſchlaff ziehen ſich ihre Windungen am Eſtrich, ſie neigen ihr Haupt unter Kindesfauſt und zeigen einen Theil der Zähne ſcharf und giftvoll, die Kämme welk, die Augen geſchloſſen, die Schuppen glanzlos. Verſchwunden iſt Gold und Purpur ihrer ſonſt ringelnden Bewegung, und, anzudeuten ihr völliges Verlöſchen, ward ihre gelbe Haut mit Blut beſpritzt.

Alkmene, im Unterkleide mit fliegenden Haaren, wie ſie dem Bette entſprang, ſtreckt aus die Hände und ſchreit. Dann ſcheint ſie, über die Wunderthat betroffen, ſich zwar vom Schrecken zu erholen, aber doch ihren eigenen Augen nicht zu trauen. Die immer geſchäftigen Weiber möchten beſtürzt ſich gegen einander verſtändigen. Auch der Vater iſt aufgeregt; unwiſſend,

ob ein feindlicher Ueberfall sein Haus ergriff, sammelt er seine getreuen Thebaner und schreitet heran, zum Schutze der Seinigen. Das nackte Schwert ist zum Hieb aufgehoben, aber aus den Augen leuchtet Unentschlossenheit; ob er staunt, oder sich freut, weiß ich nicht; daß er als Retter zu spät komme, sieht er glücklicherweise nur allzudeutlich.

Und so bedarf denn dieser unbegreifliche Vorgang, einer höheren Auslegung; deßhalb steht Tiresias in der Mitte, uns zu verkündigen die überschwengliche Größe des Helden. Er ist begeistert, tief und heftig Athem holend, nach Art der Wahrsagenden. Auch ist in der Höhe, nach löblichem dichterischem Sinn, die Nacht als Zeuge dieses großen Ereignisses in menschlicher Gestalt beigesellt; sie trägt eine Fackel in der Hand, sich selbst erleuchtend, damit auch nicht das Geringste von diesen großen Anfängen unbemerkt bleibe.

Indem wir nun bewundernd uns vor die Einbildungskraft stellen, wie Wirklichkeit und Dichtung verschwistert äußere That und tieferen Sinn vereinigen, so begegnet uns in den Herculanischen Alterthümern derselbe Gegenstand, freilich nicht in so hochsinnlicher Sphäre, aber dennoch sehr schätzenswerth. Es ist eigentlich eine Familienscene, verständig gedacht und symboliirt. Auch hier finden wir Hercules am Boden, nur hat er die Schlangen ungeschickt angefaßt, viel zu weit abwärts, sie können ihn nach Belieben beißen und

ritzen. Die bewegteſte Stellung der Mutter nimmt die Mitte des Bildes ein; ſie iſt herrlich, von den Alten bei jeder ſchicklichen Gelegenheit wiederholt. Amphitrio auf einem Thronſeſſel (denn bis zu ſeinen Füßen hat ſich der Knabe mit den Schlangen heraugebalgt), eben im Begriff aufzuſtehen, das Schwert zu ziehen, befindet ſich in zweifelhafter Stellung und Bewegung. Gegen ihm über der Pädagog. Dieſer alte Hausfreund hat den zweyten Knaben auf den Arm genommen und ſchützt ihn vor Gefahr.

Dieſes Bild iſt jedermann zugänglich und höchlich zu ſchätzen, ob es gleich, ſchwächerer Zeichnung und Behandlung nach, auf ein höheres vollkommenes Original hindeutet.

Aus dieſer liebenswürdigen Wirklichkeit hat ſich nun ein dritter Künſtler in das Höchſte gehoben, der, wie Plinius meldet, eben den ganzen Himmel um Zeus verſammelte, damit Geburt und That des kräftigen Sohnes auf Erden für ewige Zeiten beſtätigt ſey. Zu dieſem hohen geiſtigen Sinne, daß ohne Bezug des Oberen und Unteren nichts dämoniſch Großes zu erwarten ſey, haben die Alten, wie wir ſchon öfters rühmen müſſen, ihre künſtleriſchen Arbeiten hingelenkt. Auch war bei Minervens Geburt derſelbige Fall, und wird nicht noch bis auf dieſen Tag bei Geburt eines bedeutenden Kindes, um ſie zu bewahrheiten, zu bekräfti-

gen und zu verehren, alles was Großes und Hohes den Fürsten umgibt, herbeigerufen?

Nun, zum Zeugniß, wie die Alten aus der Fülle der Umgebung den Hauptmoment herauszuheben und einzeln darzustellen das Glück gehabt, erwähnen wir einer sehr kleinen antiken Münze von der größten Schönheit, deren Raum das tüchtige Kind mit den Schlangen im Conflict bis an den letzten Rand vollkommen ausfüllt. Möge ein kräftiger junger Künstler einige Jahre seine Bemühungen diesem Gegenstande schenken.

Wir schreiten nun fort in das Leben des Helden, und da bemerken wir, daß man eigentlich zu viel Gewicht auf seine zwölf Arbeiten gelegt, wie es geschieht, wenn eine bestimmte Zahl und Folge ausgesprochen ist, da man denn wohl immer ein Dutzend ähnlicher Gegenstände in einem Kreise beisammen sehen mag. Doch gewiß finden sich unter den übrigen Thaten des Helden, die er aus reinem Willen, oder auf zufällige Anregung, unternahm, noch wichtige, mehr erfreuliche Bezüge. Glücklicherweise gibt unsere Galerie hievon die schönsten Beispiele.

Hercules und Acheloos.

Um dieses Bild klar in's Anschauen zu fassen, mußt du, mein Sohn, dich wohl zusammennehmen und voraus erfahren, daß du auf Aetolischem Grund und Boden seyest. Diese Heroine, mit Buchenlaub bekränzt,

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar die Reich um Reich zerbrach,
Sie treten auf, die Erde schüttert,
Sie schreiten fort, es donnert nach.

An Pylos traten wir zu Lande,
Der alte Nestor ist nicht mehr,
Und alle kleine Königsbande
Zersprengt das ungebundne Heer.

Drängt ungesäumt von diesen Mauern
Jetzt Menelas dem Meer zurück;
Dort irren mag er, rauben, lauern,
Ihm war es Neigung und Geschick.

Herzoge soll ich euch begrüßen
Gebietet Sparta's Königin,
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen,
Und euer sey des Reichs Gewinn.

Germane du! Corinthus Buchten
Vertheidige mit Wall und Schutz,
Achaia dann mit hundert Schluchten,
Empfiehl' ich Gothe deinem Trutz.

Nach Elis ziehn der Franken Heere,
Messene sey der Sachsen Loos,
Normanne reinige die Meere
Und Argolis erschaff' er groß.

von ernſtem, ja widerwilligem Anſehen, iſt die Schutzgöttin der Stadt Calydon; ſie wäre nicht hier, wenn nicht das ganze Volk die Mauern verlaſſen und einen Kreis geſchloſſen hätte, dem ungeheuerſten Ereigniß zuzuſehen.

Denn du ſiehſt hier den König Oeneus in Perſon, traurig, wie es einem König ziemt, der zu ſeiner und der Seinen Errettung kein Mittel ſieht. Wovon aber eigentlich die Rede ſey, begreifen wir näher, wenn wir ſeine Tochter neben ihm ſehen, zwar als Braut geſchmückt, jedoch gleichfalls niedergeſchlagen, mit abgewendetem Blicke.

Was ſie zu ſehen vermeidet, iſt ein unwillkommener, furchtbarer Freier, der gefährliche Gränznachbar, Flußgott Acheloos. Er ſteht in derbſter Mannsgeſtalt, breitſchulterig, ein Stierhaupt zu tragen mächtig genug. Aber nicht allein tritt er auf; zu beiden Seiten ſtehen ihm die Truggeſtalten, wodurch er die Calydonier ſchrecket. Ein Drache in fürchterlichen Windungen aufgereckt, roth auf dem Rücken, mit ſtrotzendem Kamm, von der andern Seite ein munteres Pferd von ſchönſter Mähne, mit dem Fuß die Erde ſchlagend, als wenn es zum Treffen ſollte. Betrachteſt du nun wieder den furchtbaren Flußgott in der Mitte, ſo entſetzeſt du dich vor dem wilden Bart, aus welchem Quellen hervortrieſen. So ſteht nun alles in größter Erwartung, als ein

tüchtiger Jüngling herantritt, die Löwenhaut abwerfend und eine Keule in der Hand behaltend.

Hat man nun bisher das Vergangene deutungsweise vorgeführt, so siehst du, nun verwandelte sich Acheloos in einen mächtig gehörnten Stier, der auf Hercules losrennt. Dieser aber faßt mit der linken Hand das Horn des dämonischen Ungeheuers und schlägt das andere mit der Keule herab. Hier fließt Blut, woraus du siehst, daß der Gott in seiner innersten Persönlichkeit verwundet ist. Hercules aber, vergnügt über seine That, betrachtet nur Dejanira; er hat die Keule weggeworfen, und reicht ihr das Horn zum Unterpfand. Künftig wird es zu den Händen der Nymphen gelangen, die es mit Ueberfluß füllen, um die Welt zu beglücken.

Hercules und Nessus.

Diese brausenden Fluthen, welche, angeschwollen, Felsen und Baumstämme mit sich führend, jedem Reisenden die sonst bequeme Fuhrt versagen, es sind die Fluthen des Euenus, des Calydonischen Landstroms. Hier hat ein wundersamer Fährmann seinen Posten genommen, Nessus, der Centaur, der einzige seines Gelichters, der aus Pholoe den Händen des Hercules entrann. Hier aber hat er sich einem friedlichen nützlichen Geschäft ergeben; er dient mit seinen Doppelkräften jedem Reisenden, diese will er auch für Hercules und die Seinigen verwenden.

Hercules, Dejanira und Hyllus kamen im Wagen zum Fluſſe; hier machte Hercules, damit ſie ſicherer überkämen, die Eintheilung. Neſſus ſollte Dejaniren überſetzen, Hyllus aber auf dem Wagen ſich durchbringen, Hercules gedachte watend zu folgen. Schon iſt Neſſus hinüber. Auch Hyllus hat ſich mit dem Wagen gerettet, aber Hercules kämpft noch gewaltig mit dem Fluſſe. Indeſſen vermißt ſich der Centaur gegen Dejaniren; der Hülfe rufenden gleich gewärtig, faßt Hercules den Bogen und ſendet einen Pfeil auf den Verwegenen. Er ſchießt, der Pfeil trifft, Dejanira reicht die Arme gegen den Gemahl. Dieß iſt der Augenblick, den wir im Bilde bewundern. Der junge Hyllus erheitert die gewaltſame Scene; an's Ufer gelangt hat er ſogleich die Leitriemen an den Wagen gebunden, und nun ſteht er droben, klatſcht in die Hände, und freut ſich einer That, die er ſelbſt nicht verrichten konnte. Neſſus aber ſcheint das tödtliche Geheimniß Dejaniren noch nicht vertraut zu haben.

Betrachtung.

Wir halten feſt im Auge, daß bei Hercules auf Perſönlichkeit alles gemeint ſey; nur unmittelbare That ſollte den Halbgott verherrlichen. Mit Händen zu ergreifen, mit Fäuſten zu zerſchmettern, mit Armen zu erdrücken, mit Schultern zu ertragen, mit Füßen zu

erreichen, das war seine Bestimmung und sein Geschick. Bogen und Pfeile dienten ihm nebenher, um in die Ferne zu wirken; als Nahwaffe gebrauchte er die Keule, und selbst diese öfters nur als Wanderstab. Denn gewöhnlich um die That zu beginnen wirft er sie weg, eben so auch die Löwenhaut, die er mehr als ein Siegeszeichen, denn für ein Gewand trägt. Und so finden wir ihn immer auf sich selbst gestützt, im Zweykampf, Wettstreit, Wetteifer überall ehrenvoll auftretend.

Daß seine Gestalt von dem Künstler jedesmal nach der nächsten Bestimmung modificirt worden, können wir weissagen, wobei die köstlichsten classischsten Reste uns zu Hülfe kommen, nicht weniger Zeugnisse der Schriftsteller, wie wir sogleich sehen werden.

Hercules und Antäus.

Der Libysche Wegelagerer verläßt sich auf seine Kräfte, die von der Mutter Erde nach jedem Verlust durch die mindeste Berührung wieder ersattet werden. Er ist im Begriff die Erschlagenen zu begraben, und man muß ihn wohl für einen Sohn des Bodens halten, denn er gleicht einer roh gebildeten Erdscholle. Er ist fast eben so breit als lang, der Hals mit den Schultern zusammengewachsen; Brust und Hals scheinen so hart als wenn der Erzarbeiter sie mit Hämmern getrieben hätte. Fest steht er auf seinen Füßen, die nicht gerade, aber tüchtig gebildet sind.

Dieſem vierſchrötigen Borer ſteht ein gelenker Held entgegen, geſtaltet als wenn er zu Fauſtkämpfen ganz allein geboren und geübt ſey. Ebenmaß und Stärke der Glieder geben das beſte Zutrauen, ſein erhabenes Anſehen läßt uns glauben, daß er mehr ſey als ein Menſch. Seine Farbe iſt rothbraun, und die aufgelaufenen Adern verrathen innerlichen Zorn, ob er ſich gleich zuſammennimmt, um, als ein von beſchwerlicher Wanderung Angegriffener, nicht etwa hier den Kürzern zu ziehen. Solchen Verzug fühlt Antäus nicht; ſchwarz von der Sonne gebrannt, tritt er frech dem Helden entgegen, nur daß er ſich die Ohren verwahrt, weil dorthin die erſten mächtigſten Schläge fallen.

Dem Helden jedoch iſt nicht unbewußt, daß er weder mit Stoß noch Schlag das Ungeheuer erlegen werde. Denn Gäa, die Mutter, ſtellt ihren Liebling, wie er ſie nur im mindeſten berührt, in allen Kräften wieder her. Deßhalb faßt Hercules den Antäus in der Mitte, wo die Rippen ſind, hält ihm die Hände hinterwärts zuſammen, ſtemmt den Ellenbogen gegen den keuchenden Bauch und ſtößt ihm die Seele aus. Du ſiehſt wie er winſelnd auf die Erde herabblickt, Hercules hingegen voller Kraft bei der Arbeit lächelt. Daß auch Götter dieſe That beobachten, kannſt du an der goldenen Wolke ſehen, die, auf den Berg gelagert, ſie wahrſcheinlich bedeckt. Von dorther kommt ja Mercur, als Erfinder des Fauſtkampfes, den Sieger zu bekränzen.

Hercules und Atlas.

Dießmal treffen wir unsern Helden nicht kämpfend noch streitend, nein, der löblichste Wetteifer hat ihn ergriffen, im Dulden will er hülfreich seyn. Denn auf seinem Wege zu den Libyschen Hesperiden, wo er die goldenen Aepfel gewinnen sollte, findet er Atlas, den Vater jener Heroinen, unter der ungeheuern Last des Firmamentes, das ihm zu tragen auferlegt war, fast erliegend. Wir sehen die riesenhafte Gestalt auf ein Knie niedergedrückt, Schweiß rinnt herab. Den eingezogenen Leib und dessen Darstellung bewundern wir, er scheint wirklich eine Höhle, aber nicht finster, denn er ist, durch Schatten und Widerscheine, die sich begegnen, genugsam erleuchtet, dem Mahler als ein großes Kunststück anzurechnen. Die Brust dagegen tritt mächtig hervor in vollem Lichte; sie ist kräftig, doch scheint sie gewaltsam ausgedehnt. Ein tiefes Athemholen glaubt man zu bemerken; so scheint auch der Arm zu zittern, welcher die himmlischen Kreise stützt. Was aber in diesen sich bewegt, ist nicht körperlich gemahlt, sondern als in Aether schwimmend; die beiden Bären sieht man, so wie den Stier, auch Winde blasen theils gemeinsam, theils widerwärtig, wie es sich in der Atmosphäre begeben mag.

Hercules aber tritt hinzu, im Stillen begierig auch dieses Abenteuer zu bestehen; er bietet nicht geradezu dem Riesen seine Dienste, aber bedauert den gewalt-

ſamen Zuſtand, und erweiſ't ſich nicht abgeneigt, einen Theil der Laſt zu übertragen; der andere dagegen iſt es wohl zufrieden und bittet daß er das Ganze nur auf kurze Zeit übernehmen möge. Nun ſehen wir die Freudigkeit des Helden zu ſolcher That, aus ſeinem Angeſicht leuchtet Bereitwilligkeit, die Keule iſt weggeworfen, nach Bemühung ſtreben die Hände. Dieſe lebhafte Bewegung iſt durch Licht und Schatten des Körpers und aller Glieder kräftig hervorgehoben, und wir zweifeln keinen Augenblick die ungeheure Laſt von den Schultern des einen auf die Schultern des andern herübergewälzt zu ſehen.

Unterſuchen wir uns recht, ſo können wir den Hercules nicht als gebietend, ſondern immer als vollbringend in der Einbildungskraft hervorrufen, zu welchen Zwecken ihn denn auch die Fabel in die entſchiedenſten Verhältniſſe geſetzt hat. Er verlebt ſeine Tage als Diener, als Knecht, er freut ſich keiner Heimath; theils zieht er auf Abenteuer umher, theils in Verbannung; mit Frau und Kindern iſt er unglücklich, ſo wie mit ſchönen Günſtlingen, zu deren Betrachtung wir nun aufgefordert ſind.

Hercules und Hylas.

Der Held als Jüngling begleitet die Argonauten-

fahrt, einen schönen Liebling, den Hylas an der Seite. Dieser, knabenhaft, Wasser zu holen, steigt in Mysien an's Land, um nicht zurückzukehren. Hier sehen wir wie es ihm ergangen; denn als er unklug, von einem abschüssigen Ufer herab, die klare Welle schöpfen will, wie sie in dichtem Waldgebüsch reichlich hervorquillt, findet es eine lüsterne Nymphe gar leicht ihn hinabzustoßen. Noch kniet sie oben in derselben Handlung und Bewegung. Zwey andere, aus dem Wasser erhoben, verbünden sich mit ihr; vier Hände, glücklich verschlungen, sind beschäftigt den Knaben unterzutauchen; aber mit so ruhiger schmeichelnder Bewegung, wie es Wellengöttinnen geziemt. Noch ist die Linke des Knaben beschäftigt den Krug in's Wasser zu tauchen; seine Rechte, wie zum Schwimmen ausgestreckt, mag nun auch bald von den holdseligen Feindinnen ergriffen werden. Er wendet sein Gesicht nach der ersten, gefährlichsten, und wir würden dem Mahler einen hohen Preis zuerkennen, welcher die Absicht des alten Künstlers uns wieder belebt vor Augen stellte. Dieses Mienenspiel von Furcht und Sehnsucht, von Scheu und Verlangen, auf den Gesichtszügen des Knaben würde das liebenswürdigste seyn, was ein Künstler uns darstellen könnte. Wüßte er nun den gemeinsamen Ausdruck der drey Nymphen abzustufen, entschiedene Begierde, dunkles Verlangen, unschuldige gleichsam spielende Theilnahme zu sondern und auszudrücken, so würde ein Bild entstehen, welches auf

den

den Beifall der ſämmtlichen Kunſtwelt Anſpruch machen dürfte.

Aber noch iſt das Gemählde nicht vollendet, noch ſchließt ſich ein herrlicher unentbehrlicher Theil daran. Hercules als liebender Jüngling drängt ſich durch's Dickicht, er hat den Namen ſeines Freundes wiederholt gerufen. Hylas! Hylas! tönt es durch Fels und Wald, und ſo antwortet auch das Echo: Hylas! Hylas! Solche trügeriſche Antwort vernehmend ſteht der Held ſtille, ſein Horchen wird uns deutlich, denn er hat die linke Hand gar ſchön gegen das linke Ohr gehoben. Wer nun auch hier die Sehnſucht des getäuſchten Wiederfindens ausdrücken könnte, der wäre ein Glücklicher, den wir zu begrüßen wünſchen.

Hercules und Abderus.

Hier hat der Kräftige das Viergeſpann des Diomedes mit der Keule bezwungen, eine der Stuten liegt todt, die andere zappelt, und wenn die dritte wieder aufzuſpringen ſcheint, ſo ſinkt die vierte nieder, rauchhaarig und wild ſämmtlich anzuſehen. Die Krippen aber ſind mit menſchlichen Gliedern und Knochen gefüllt, wie ſie Diomed ſeinen Thieren zur Nahrung vorzuwerfen pflegte. Der barbariſche Roſſenährer ſelbſt liegt erſchlagen bei den Beſtien, wilder anzuſchauen als dieſe.

Aber ein ſchwereres Geſchäft als die That vollbringt nun der Held; denn das Obertheil eines ſchönen Knaben

ſchlottert in der Löwenhaut. Wohl! wohl! daß uns die untere Hälfte verdeckt ſcheint. Denn nur einen Theil ſeines geliebten Abderos trägt Hercules hinweg, da der andere ſchon, in der Hitze des gräßlichen Kampfes, von den Ungeheuern aufgezehrt iſt.

Darum blickt der Unbezwingliche ſo bekümmert vor ſich hin, Thränen ſcheint er zu vergießen, doch er nimmt ſich zuſammen und ſinnt ſchon auf eine würdige Grabſtätte. Nicht etwa ein Hügel, eine Säule nur ſoll den Geliebten verewigen; eine Stadt ſoll gebaut werden, jährliche Feſte gewidmet, herrlich an allerlei Arten Wettſpiel und Kampf, nur ohne Pferderennen, das Andenken dieſer verhaßten Thiere ſey verbannt.

Die herrliche Compoſition, welche zu dieſer Beſchreibung Anlaß gegeben, tritt ſogleich vor die Phantaſie, und der Werth ſolcher zur Einheit verknüpften mannichfaltigen, bedeutenden, deutlichen Aufgabe wird ſogleich anerkannt.

Wir lenken daher unſere Betrachtung nur auf die bedenkliche Darſtellung der zerfleiſchten Glieder, welche der Künſtler, der uns die Verſtümmlung des Abderos ſo weislich verbarg, reichlich in den Pferdekrippen ausſpendet.

Betrachtet man die Forderungen genauer, ſo konnten freilich die Ueberreſte des barbariſchen Futters nicht ver-

Dann wird ein jeder häuslich wohnen,
Nach außen richten Kraft und Blitz;
Doch Sparta ſoll euch überthronen
Der Königin verjährter Sitz.

All-Einzeln ſieht ſie euch genießen
Des Landes dem kein Wohl gebricht;
Ihr ſucht getroſt zu ihren Füßen
Beſtätigung und Recht und Licht.

(Faust ſteigt herab. Die Fürſten ſchließen einen Kreis um ihn. Befehl und Anordnung näher zu vernehmen.)

Chor.

Wer die Schönſte für ſich begehrt,
Tüchtig vor allen Dingen
Seh er nach Waffen weiſe ſich um;
Schmeichelnd wohl gewann er ſich
Was auf Erden das Höchſte;
Aber ruhig beſitzt er's nicht:
Schleicher liſtig entſchmeicheln ſie ihm,
Räuber kühnlich entreißen ſie ihm,
Dieſes zu hinderen ſey er bedacht.

Unſern Fürſten lob' ich drum,
Schätz' ihn höher vor andern,
Wie er ſo tapfer klug ſich verband
Daß die Starken gehorchend ſtehn
Jedes Winkes gewärtig.
Seinen Befehl vollziehn ſie treu,
Jedem ſich ſelbſt zu eignem Nutz
Wie dem Herrſcher zu lohnendem Dank,
Beiden zu höchlichem Ruhmes-Gewinn.

mißt werden; man beruhige ſich mit dem Ausſpruch: alles Nothwendige iſt ſchicklich.

In den von uns dargeſtellten und bearbeiteten Bildern finden wir das Bedeutende niemals vermieden, ſondern vielmehr dem Zuſchauer mächtig entgegengebracht. So finden wir die Köpfe und Schädel, welche der Straßenräuber am alten Baume als Trophäen aufgehängt, eben ſo wenig fehlen die Köpfe der Freier Hippodamia's am Palaſte des Vaters aufgeſteckt, und wie ſollen wir uns bei den Strömen Blutes benehmen, die in ſo manchen Bildern mit Staub vermiſcht hin und wieder fließen und ſtocken. Und ſo dürfen wir wohl ſagen, der höchſte Grundſatz der Alten war das Bedeutende, das höchſte Reſultat aber einer glücklichen Behandlung das Schöne. Und iſt es bei uns Neueren nicht derſelbe Fall: denn wo wollten wir in Kirchen und Galerien die Augen hinwenden, nöthigten uns nicht vollendete Meiſter ſo manches widerwärtige Martyrthum dankbar und behaglich anzuſchauen.

Wenn wir uns in dem Vorigen für unfähig erklärt haben, die Geſtalt des Hercules als eines Herrſchenden, Gebietenden, Antreibenden in unſerer Einbildungskraft hervorzubringen, und wir ihn dagegen nur als dienend, wirkend, leiſtend anerkennen wollten, ſo geſtehen wir doch gegenwärtig ohne Beſchämung, daß der Genius alter Kunſt unſere Fähigkeiten weit überflügelt, und

dasjenige was jene für unthunlich hielten, schon längst geliefert hat. Denn wir führen uns zur Erinnerung, daß vor dreyßig Jahren sich in Rom der Abguß eines nach England gewanderten Kopfes befand, den Hercules vorstellend, von königlichem Ansehen. In der ganzen Form des Hauptes, so wie in der Bestimmung einzelner Gesichtszüge war der höchste Friede ausgedruckt, den Verstand und klarer Sinn allein dem Antlitz des Menschen verleihen mag. Alles Heftige, Rohe, Gewaltsame war verschwunden, und jeder Beschauende fühlte sich beruhigt in der friedlichen Gegenwart. Diesem huldigte man unbedingt als seinem Herrn und Gebieter, ihm vertraute man als Gesetzgeber, ihn hätten wir in jedem Falle zum Schiedsrichter gewählt.

Hercules und Telephus.

Und so finden wir den Helden auch in dem zartesten Verhältnisse als Vater zum Sohn, und hier bewährt sich abermals die große Beweglichkeit Griechischer Bildungskraft. Wir finden den Helden auf dem Gipfel der Menschheit. Leider hat die neuere Kunst durch religiöse Zufälligkeiten verhindert die köstlichsten Verhältnisse nachzubilden: den Bezug vom Vater zum Sohn, vom Ernährer zum Säugling, vom Erzieher zum Zögling, da uns doch die alte Kunst die herrlichsten Documente dieser Art hinterließ. Glücklicherweise darf jeder Kunstfreund nur die Herculanischen Alterthümer auf-

schlagen, um sich von der Vortrefflichkeit des Bildes zu überzeugen, welches zu rühmen wir uns berufen fühlen.

Hier steht Hercules; heldenhaft geschmückt, ihm fehlt keines jener bekannten Beizeichen. Die Keule, vom Löwenfell behangen und bepolstert, dient ihm zur bequemen Stütze, Köcher und Pfeile ruhen unter dem sinkenden Arm. Die linke Hand auf den Rücken gelegt, die Füße übereinander geschlagen, steht er beruhigt, vom Rücken anzusehen, das mit Kranz und Binde zierlich umwundene Haupt nach uns wendend, und zugleich den kleinen am Reh säugenden Knaben betrachtend.

Reh und Knabe führen uns wieder auf Myrons Kuh zurück. Hier ist eine eben so schöne, ja mehr elegante, sentimentale Gruppe, nicht so genau in sich geschlossen wie jene, denn sie macht den Antheil eines größern Ganzen. Der Knabe, indem er säugt, blickt nach dem Vater hinauf, er ist schon halbwüchsig, ein Heldenkind, nicht bewußtlos.

Jederman bewundere wie die Tafel ausgefüllt sey; vorn in der Mitte steht ein Adler feyerlich, eben so zur Seite liegt eine Löwengestalt, anzudeuten daß durch dämonische und heroische Gegenwart diese Bergeshöhen zum friedlichen Paradies geworden. Wie sollen wir aber diese Frau ansprechen, welche dem Helden so mächtig ruhig gegenüber sitzt? Es ist die Heroine des Berges; maskenhaft starr blickt sie vor sich hin, nach Dä-

monen-Weise unthеilnehmend an allem Zufälligen. Der Blumenkranz ihres Hauptes deutet auf die fröhlichen Wiesen der Landschaft, Trauben und Granatäpfel des Fruchtkorbes auf die Gartenfülle der Hügel, so wie ein Faun über ihr uns bezeugt, daß zu gesunder Weide die beste Gelegenheit auf den Höhen sey. Auch er bedeutet nur die Gelegenheit des Ortes, ohne Theil an dem zarten und zierlichen Ereigniß zu nehmen. Gegenüber jedoch begleitet den väterlichen Helden eine beschwingte Göttin, bekränzt wie er; sie hat ihm den Weg durch die Wildniß gezeigt, sie deutet ihm nun auf den wundersam erhaltenen und glücklich herangewachsenen Sohn. Wir benamsen sie nicht, aber die Kornähren, die sie führt, deuten auf Nahrung und Vorsorge. Wahrscheinlich ist sie es die den Knaben der säugenden Hinde untergelegt hat.

An diesem Bilde sollte sich jeder Künstler in seinem Leben einmal versucht haben, er sollte sich prüfen, um zu erfahren wie ferne es möglich sey das was dieses Bild durch Ueberlieferung verloren haben mag wieder herzustellen, ohne daß dem Hauptbegriff der in sich vollendeten Composition geschadet werde. Sodann wäre die Frage, wie die Charaktere zu erhalten und zu erhöhen seyn möchten. Ferner könnte dieses Bild, in allen seinen Theilen vollkommen ausgeführt, die Fertigkeit und Geschicklichkeit des Künstlers auf das unwiderſprechlichſte bewähren.

Hercules und Thiodamas.

Dem Helden, deſſen höchſtes Verdienſt auf tüchtigen Gliedern beruht, geziemt es wohl einen ſeiner Arbeit gemäßen Hunger zu befriedigen, und ſo iſt Hercules auch von dieſer Seite berühmt und dargeſtellt. Heißhungrig findet er einſt, gegen Abend, auf dem ſchroffſten Theil der Inſel Rhodus, von Lindiern bewohnt, einen Ackersmann den kümmerlichſten Bodenraum mit Pflugſchar aufreißend. Hercules handelt um die Stiere; gutwillig will ſie ihm der Mann nicht abtreten. Ohne Umſtände ergreift der Held den einen, tödtet, zerlegt ihn, weiß Feuer zu verſchaffen und fängt an ſich eine gute Mahlzeit vorzubereiten.

Hier ſteht er, aufmerkſam auf das Fleiſch, das über den Kohlen bratend ſchmort. Er ſcheint mit großem Appetit zu erwarten, daß es bald gar werde, und beinahe mit dem Feuer zu hadern, daß es zu langſam wirke. Die Heiterkeit, welche ſich über ſeine Geſichtszüge verbreitet, wird keineswegs geſtört, als der in ſeinen nützlichſten Thieren höchſt beſchädigte Ackersmann ihn mit Verwünſchungen, mit Steinen überfällt. Der Halbgott ſteht in ſeinen großen Formen, der Landmann als ein alter, ſchroffer, ſtrauchwilder, roher, derber, Mann, den Körper bekleidet, nur Kniee, Arme, was Kraft andeutet, entblößt.

Die Lindier verehren immerfort, zum Andenken dieſes Ereigniſſes, den Hercules an hohen Feſttagen mit

Verwünschungen und Steinwerfen, und er, in seiner unverwüstlichen guten Laune, thut ihnen immer dagegen manches zu Gute.

Die Kunst, wenn sie lange mit Gegenständen umgeht, wird Herr über dieselben, so daß sie den würdigsten eine leichte, lustige Seite wohl abgewinnt. Auf diesem Wege entsprang auch gegenwärtiges Bild.

Es ist zur Bearbeitung höchst anlockend. Im schönen Gegensatz steht eine große heitere Heldennatur gegen eine roh andringende kräftige Gewalt. Die erste ruhig, aber bedeutend in ihren Formen, die zweyte durch heftige Bewegung auffallend. Man denke sich die Umgebung dazu. Ein zweyter Stier noch am Pfluge, geringes aufgerissenes Erdreich, Felsen daneben, eine glückliche Beleuchtung vom Feuer her. Wäre dieß nicht ein schönes Gegenstück zum Ulyß bei dem Cyclopen, im heitersten Sinne ein glücklicher Gegensatz?

Hercules bei Admet.

Und so mag denn dieses heitere Bild unsere dießmalige Arbeit beschließen. Ein treulich mitwirkender Kunstfreund entwarf es vor Jahren, zum Versuch in wie fern man sich der antiken Behandlungsweise solcher Gegenstände einigermaßen nähern könne. Der Raum ist wohl das Doppelte so breit als hoch und enthält drey verschiedene Gruppen, welche kunstreich zusammen verbunden sind. In der Mitte ruht Hercules riesenhaft, auf Pol-

ſter gelehnt, und kommt durch dieſe Lage mit den übrigen ſtehenden Figuren in's Gleichgewicht. Der vor ihn geſtellte Speiſetiſch, das unter ihm umgeſtürzte Weingefäß deuten ſchon auf reichlich eingenommenen Genuß, mit welchem ſich jeder andere wohl begnügt hätte; dem Helden aber ſoll ſich das Gaſtmahl immerfort erneuern. Deßhalb ſind zu ſeiner Rechten drey Diener beſchäftigt. Einer, die Treppe heraufſteigend, bringt auf mächtiger Schüſſel den fetteſten Braten. Ein anderer ihm nach, die ſchweren Brotkörbe kaum erſchleppend. Sie begegnen einem dritten der hinab zum Keller gedenkt, eine umgekehrte Kanne am Henkel ſchwenkt und mit dem Deckel klappernd über die Trinkluſt des mächtigen Gaſtes ungehalten ſcheint. Alle drey mögen ſich verdrießlich über die Zudringlichkeit des Helden beſprechen, deſſen Finger der rechten Hand den im Alterthum, als Ausdruck von Sorgloſigkeit, ſo beliebten Act des Schnalzens auszuüben bewegt ſind. Zur Linken aber ſteht Admet, eine Schale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichſten Wirthes. Und ſo verbirgt er dem Gaſt die traurige Scene, die durch einen Vorhang von dem bisher beſchriebenen offenen Raume getrennt wird, dem Zuſchauer jedoch nicht verborgen bleibt.

Aus dieſem dunkeln Winkel, wo eine Anzahl troſtloſer Frauen ihre abgeſchiedene Herrin bedauern, trat ein Knabe hervor, der den Vater beim Mantel faſſend,

ihn herein zu ziehen und ihm Theilnahme an dem unseligen Familiengeschick aufzunöthigen gedenkt. Durch Gestalt und Handlung dieses Kindes wird nun das Innere mit dem Aeußern verbunden, und das Auge kehrt gern über Gast und Knechte die Treppe hinab in das weite Vorhaus, und in den Feldraum vor demselben, wo man noch einen Hausgenossen beschäftigt sieht ein aufgehängtes Schwein zu zerstücken, um die entschiedene Speiselust des Gastes anzudeuten und auf deren Unendlichkeit scherzhaft hinzuweisen.

Da jedoch weder die wohldurchdachte Composition, noch die Anmuth der Einzelnheiten, noch weniger das Glück, womit Licht und Schatten, von Farbe begleitet, einander entgegengesetzt sind, sich keineswegs durch Worte aussprechen lassen, so wünschen wir gedachtes Blatt den Kunstfreunden gelegentlich nachgebildet mitzutheilen, um die früheren Absichten durch ein Beispiel auszusprechen und wo möglich zu rechtfertigen.

Mag nun unser Leser zurückschauen auf das Verzeichniß, worin wir sämmtliche Philostratische Gemählde vorausgeschickt, so wird er gewiß mit uns die Empfindung theilen, wenn wir bekennen, daß wir höchst ungern uns in der Hälfte von einer so erfreulichen Aufstellung trennen. Viele Jahre lagen die Vorarbeiten unbenutzt, ein glücklicher Augenblick vergönnte sie wieder vorzunehmen.

Möge das was wir vorgetragen haben nicht bloß gelesen, in der Einbildungskraft hervorgerufen werden, sondern in die Thatkraft jüngerer Männer übergehen. Mehr als alle Maximen, die doch jeder am Ende nach Belieben auslegt, können solche Beispiele wirken, denn sie tragen den Sinn mit sich, worauf alles ankommt, und beleben wo noch zu beleben ist.

Antik und Modern.

Da ich in Vorstehendem genöthigt war zu Gunsten des Alterthums, besonders aber der damaligen bildenden Künstler, so viel Gutes zu sagen, so wünschte ich doch nicht mißverstanden zu werden, wie es leider gar oft geschieht, indem der Leser sich eher auf den Gegensatz wirft, als daß er zu einer billigen Ausgleichung sich geneigt fände. Ich ergreife daher eine dargebotene Gelegenheit um beispielsweise zu erklären, wie es eigentlich gemeint sey, und auf das ewig fortdauernde Leben des menschlichen Thuns und Handelns, unter dem Symbol der bildenden Kunst, hinzudeuten.

Ein junger Freund, Carl Ernst Schubart, in seinem Hefte zur Beurtheilung Goethe's, welches ich in jedem Sinne zu schätzen und dankbar anzuerkennen habe, sagt: „Ich bin nicht der Meinung wie die meisten „Verehrer der Alten, unter die Göthe selbst gehört, „daß in der Welt für eine hohe, vollendete Bildung der „Menschheit nichts ähnlich Günstiges sich hervorgethan „habe wie bei den Griechen.“ Glücklicherweise können wir diese Differenz mit Schubarts eigenen Worten in's Gleiche bringen, indem er spricht: „Von unserem Göthe

Denn wer entreißet sie jetzt
Dem gewalt'gen Besitzer?
Ihm gehört sie, ihm sey sie gegönnt,
Doppelt von uns gegönnt, die er
Sammt ihr zugleich innen mit sicherster Mauer,
Außen mit mächtigstem Heer umgab.

Faust.

Die Gaben, diesen hier verliehen —
An jeglichen ein reiches Land —
Sind groß und herrlich, laß sie ziehen!
Wir halten in der Mitte Stand.

Und sie beschützen um die Wette
Rings um von Wellen angehüpft,
Nichtinsel dich, mit leichter Hügelkette
Europens letztem Bergast angeknüpft.

Das Land, vor aller Länder Sonnen
Sey ewig jedem Stamm beglückt,
Nun meiner Königin gewonnen,
Das früh an ihr hinauf geblickt.

Als, mit Eurotas Schilfgeflüster,
Sie leuchtend aus der Schale brach,
Der hohen Mutter, dem Geschwister
Das Licht der Augen überstach.

Dieß Land allein zu dir gekehret,
Entbietet seinen höchsten Flor;
Dem Erdkreis, der dir angehöret,
Dein Vaterland, o! zieh es vor.

„aber sey es gesagt, daß ich Shakespeare ihm darum „vorziehe, weil ich in Shakespeare einen solchen tüch„tigen, sich selbst unbewußten Menschen gefunden zu „haben glaube, der mit höchster Sicherheit, ohne alles „Raisonniren, Reflectiren, Subtilisiren, Classificiren „und Potenziren den wahren und falschen Punct der „Menschheit überall so genau, mit so nie irrendem Griff „und so natürlich hervorhebt, daß ich zwar am Schluß „bei Göthe immer das nämliche Ziel erkenne, von vorn „herein aber stets mit dem Entgegengesetzten zuerst zu „kämpfen, es zu überwinden und mich sorgfältig in „Acht zu nehmen habe, daß ich nicht für blanke Wahr„heit hinnehme, was doch nur als entschiedener Irr„thum abgelehnt werden soll.“

Hier trifft unser Freund den Nagel auf den Kopf, denn gerade da, wo er mich gegen Shakespeare im Nachtheil findet, stehen wir im Nachtheil gegen die Alten. Und was reden wir von den Alten? Ein jedes Talent, dessen Entwickelung von Zeit und Umständen nicht begünstigt wird, so daß es sich vielmehr erst durch vielfache Hindernisse durcharbeiten, von manchen Irrthümern sich losarbeiten muß, steht unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit findet sich mit Leichtigkeit auszubilden, und was es vermag, ohne Widerstand auszuüben.

Bejahrten Personen fällt, aus der Fülle der Erfahrung, oft bei Gelegenheit ein, was eine Behauptung

erläutern und bestärken könnte, deßhalb sey folgende Anekdote zu erzählen vergönnt. Ein geübter Diplomat, der meine Bekanntschaft wünschte, sagte, nachdem er mich bei dem ersten Zusammentreffen nur überhin angesehen und gesprochen, zu seinen Freunden: Voilà un homme qui a eu de grands chagrins! Diese Worte gaben mir zu denken: Der gewandte Gesichtsforscher hatte recht gesehen, aber das Phänomen bloß durch den Begriff von Duldung ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuschreiben sollen. Ein aufmerksamer, gerader Deutscher hätte vielleicht gesagt: Das ist auch einer der sich's hat sauer werden lassen!

Wenn sich nun in unseren Gesichtszügen die Spur überstandenen Leidens, durchgeführter Thätigkeit nicht auslöschen läßt, so ist es kein Wunder, wenn alles was von uns und unserem Bestreben übrig bleibt, dieselbe Spur trägt und dem aufmerksamen Beobachter auf ein Daseyn hindeutet, das in einer glücklichsten Entfaltung, so wie in der nothgedrungensten Beschränkung, sich gleich zu bleiben und wo nicht immer die Würde, doch wenigstens die Hartnäckigkeit des menschlichen Wesens durchzuführen trachtete.

Lassen wir also Altes und Neues, Vergangenes und Gegenwärtiges fahren, und sagen im Allgemeinen: jedes künstlerisch Hervorgebrachte versetzt uns in die Stimmung, in welcher sich der Verfasser befand. War sie heiter und leicht, so werden wir uns frei fühlen; war sie

beſchränkt, ſorglich und bedenklich, ſo zieht ſie uns gleichmäßig in die Enge.

Nun bemerken wir bei einigem Nachdenken, daß hier eigentlich nur von der Behandlung die Rede ſey; Stoff und Gehalt kommt nicht in Betracht. Schauen wir ſodann dieſem gemäß in der Kunſtwelt frei umher, ſo geſtehen wir, daß ein jedes Erzeugniß uns Freude macht, was dem Künſtler mit Bequemlichkeit und Leichtigkeit gelungen. Welcher Liebhaber beſitzt nicht mit Vergnügen eine wohlgerathene Zeichnung oder Radirung unſeres Chodowiecky? Hier ſehen wir eine ſolche Unmittelbarkeit an der uns bekannten Natur, daß nichts zu wünſchen übrig bleibt. Nur darf er nicht aus ſeinem Kreiſe, nicht aus ſeinem Format herausgehen, wenn nicht alle ſeiner Individualität gegönnten Vortheile ſollen verloren ſeyn.

Wir wagen uns weiter und bekennen, daß Manieriſten ſogar, wenn ſie es nur nicht allzuweit treiben, uns viel Vergnügen machen, und daß wir ihre eigenhändigen Arbeiten ſehr gern beſitzen. Künſtler die man mit dieſem Namen benennt, ſind mit entſchiedenem Talente geboren, allein ſie fühlen bald, daß nach Verhältniß der Tage ſo wie der Schule worein ſie gekommen, nicht zu Federleſen Raum bleibt, ſondern daß man ſich entſchließen und fertig werden müſſe. Sie bilden ſich daher eine Sprache, mit welcher ſie, ohne weiteres Bedenken, die ſichtbaren Zuſtände leicht und kühn behandeln

und uns, mit mehr oder minderm Glück, allerlei Weltbilder vorspiegeln, wodurch denn manchmal ganze Nationen mehrere Decennien hindurch angenehm unterhalten und getäuscht werden, bis zuletzt einer oder der andere wieder zur Natur und höheren Sinnesart zurückkehrt.

Daß es bei den Alten auch zuletzt auf eine solche Art von Manier hinauslief, sehen wir an den Herculanischen Alterthümern; allein die Vorbilder waren zu groß, zu frisch, wohlerhalten und gegenwärtig, als daß ihre Dutzend-Mahler sich hätten ganz in's Nichtige verlieren können.

Treten wir nun auf einen höhern und angenehmern Standpunct und betrachten das einzige Talent Raphaels. Dieser, mit dem glücklichsten Naturell geboren, erwuchs in einer Zeit, wo man redlichste Bemühung, Aufmerksamkeit, Fleiß und Treue der Kunst widmete. Vorausgehende Meister führten den Jüngling bis an die Schwelle, und er brauchte nur den Fuß aufzuheben um in den Tempel zu treten. Durch Peter Perugin zur sorgfältigsten Ausführung angehalten, entwickelt sich sein Genie an Leonard da Vinci und Michel Angelo. Beide gelangten während eines langen Lebens, ungeachtet der höchsten Steigerung ihrer Talente, kaum zu dem eigentlichen Behagen des Kunstwirkens. Jener hatte sich, genau besehen, wirklich müde gedacht und sich allzusehr am Technischen abgearbeitet, dieser, anstatt uns zu dem was wir ihm schon verdanken, noch

Ueber-

Ueberſchwengliches im Plaſtiſchen zu hinterlaſſen, quält ſich die ſchönſten Jahre durch in Steinbrüchen nach Marmorblöcken und Bänken, ſo daß zuletzt von allen beabſichtigten Heroen des Alten und Neuen Teſtamentes der einzige Moſes fertig wird, als ein Muſterbild deſſen, was hätte geſchehen können und ſollen. Raphael hingegen wirkt ſeine ganze Lebenszeit hindurch mit immer gleicher und größerer Leichtigkeit. Gemüths- und Thatkraft ſtehen bei ihm in ſo entſchiedenem Gleichgewicht, daß man wohl behaupten darf, kein neuerer Künſtler habe ſo rein und vollkommen gedacht als er und ſich ſo klar ausgeſprochen. Hier haben wir alſo wieder ein Talent, das uns aus der erſten Quelle das friſcheſte Waſſer entgegen ſendet. Er grâciſirt nirgends; fühlt, denkt, handelt aber durchaus wie ein Grieche. Wir ſehen hier das ſchönſte Talent zu eben ſo glücklicher Stunde entwickelt, als es, unter ähnlichen Bedingungen und Umſtänden, zu Perikles Zeit geſchah.

Und ſo muß man immer wiederholen: das geborne Talent wird zur Production gefordert, es fordert dagegen aber auch eine natur- und kunſtgemäße Entwickelung für ſich; es kann ſich ſeiner Vorzüge nicht begeben, und kann ſie ohne äußere Zeitbegünſtigung nicht gemäß vollenden.

Man betrachte die Schule der Carracci. Hier lag Talent, Ernſt, Fleiß und Conſequenz zum Grunde, hier war ein Element, in welchem ſich ſchöne Talente

natur- und kunstgemäß entwickeln konnten. Wir sehen ein ganzes Dutzend vorzüglicher Künstler von dort ausgehen, jeden in gleichem, allgemeinem Sinn sein besonderes Talent üben und bilden, so daß kaum nach der Zeit ähnliche wieder erscheinen konnten.

Sehen wir ferner die ungeheuren Schritte, welche der talentreiche Rubens in die Kunstwelt hinein thut! Auch er ist kein Erdgeborner; man schaue die große Erbschaft in die er eintritt, von den Urvätern des 14ten und 15ten Jahrhunderts durch alle die trefflichen des 16ten hindurch, gegen dessen Ende er geboren wird.

Betrachtet man neben und nach ihm die Fülle Niederländischer Meister des 17ten, deren große Fähigkeiten sich bald zu Hause, bald südlich, bald nördlich ausbilden, so wird man nicht läugnen können, daß die unglaubliche Sagacität, womit ihr Auge die Natur durchdrungen, und die Leichtigkeit, womit sie ihr eignes gesetzliches Behagen ausgedrückt, uns durchaus zu entzücken geeignet sey. Ja, in so fern wir dergleichen besitzen, beschränken wir uns gern ganze Zeiten hindurch auf Betrachtung und Liebe solcher Erzeugnisse, und verargen es Kunstfreunden keineswegs, die sich ganz allein im Besitz und Verehrung dieses Faches begnügen.

Und so könnten wir noch hundert Beispiele bringen, das was wir aussprechen, zu bewahrheiten. Die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung, das ist es was uns entzückt,

und wenn wir nun behaupten, dieses alles finden wir in den ächt Griechischen Werken, und zwar geleistet am edelsten Stoff, am würdigsten Gehalt, mit sicherer und vollendeter Ausführung, so wird man uns verstehen, wenn wir immer von dort ausgehen, und immer dort hinweisen. Jeder sey auf seine Art ein Grieche! Aber er sey's.

Eben so ist es mit dem schriftstellerischen Verdienste. Das Faßliche wird uns immer zuerst ergreifen und vollkommen befriedigen, ja wenn wir die Werke eines und desselben Dichters vornehmen, so finden wir manche, die auf eine gewisse peinliche Arbeit hindeuten, andere dagegen, weil das Talent dem Gehalt und der Form vollkommen gewachsen war, wie freie Naturerzeugnisse hervortreten. Und so ist unser wiederholtes, aufrichtiges Bekenntniß, daß keiner Zeit versagt sey das schönste Talent hervorzubringen, daß aber nicht einer jeden gegeben ist es vollkommen würdig zu entwickeln.

Und so führen wir noch zum Schlusse einen neueren Künstler vor, um zu zeigen, daß wir nicht eben gar zu hoch hinaus wollen, sondern auch mit bedingten Werken und Zuständen zufrieden sind. Sebastian Bourdon, ein dem siebzehnten Jahrhundert angehöriger Künstler, dessen Name wohl jedem Kunstliebhaber mehrmals um die Ohren gesummt, dessen Talent jedoch in seiner ächten Individualität nicht immer verdiente

Anerkennung genossen hat, liefert uns vier eigenhändig radirte Blätter, in welchen er den Verlauf der Flucht nach Aegypten vollständig vorführt.

Man muß zuvörderst den Gegenstand wohl gelten lassen, daß ein bedeutendes Kind aus uraltem Fürstenstamme, dem beschieden ist künftig auf die Welt ungeheuern Einfluß zu haben, wodurch das Alte zerstört und ganz Erneutes dagegen heran geführt wird, daß ein solcher Knabe in den Armen der liebevollsten Mutter, unter Obhut des bedächtigsten Greises geflüchtet und mit göttlicher Hülfe gerettet werde. Die verschiedenen Momente dieser bedeutenden Handlung sind hundertmal vorgestellt und manche hiernach entsprungene Kunstwerke reißen uns oft zur Bewunderung hin.

Von den vier gemeldeten Blättern haben wir jedoch folgendes zu sagen, damit ein Liebhaber, der sie nicht selbst vor Augen schaut, einigermaßen unsern Beifall beurtheilen möge. In diesen Bildern erscheint Joseph als die Hauptperson; vielleicht waren sie für eine Capelle dieses Heiligen bestimmt.

I.

Das Local mag für den Stall zu Bethlehem, unmittelbar nach dem Scheiden der drey frommen Magier, gehalten werden, denn in der Tiefe sieht man noch die beiden bewußten Thiere. Auf einem erhöhteren Hausraum ruht Joseph, anständig in Falten gehüllt, auf

das Gepäck gebettet, wider den hohen Sattel gelehnt, worauf das heilige Kind, so eben erwachend, sich rührt. Die Mutter daneben ist in frommem Gebete begriffen. Mit diesem ruhigen Tagesanbruch contrastirt ein höchst bewegter gegen Joseph heran schwebender Engel, der mit beiden Händen nach einer Gegend hindeutet die, mit Tempeln und Obelisken geschmückt, ein Traumbild Aegyptens hervorruft. Zimmermanns-Handwerkzeug liegt vernachlässigt am Boden.

II.

Zwischen Ruinen hat sich die Familie, nach einer starken Tagreise, niedergelassen. Joseph, an das beladene lastbare, aus einem Steintroge sich nährende Thier gelehnt, scheint einer augenblicklichen Ruhe stehend zu genießen; aber ein Engel fährt hinter ihm her, ergreift seinen Mantel und deutet nach dem Meere hin. Joseph, in die Höhe schauend und zugleich nach des Thieres Futter hindeutend, möchte noch kurze Frist für das müde Geschöpf erbitten. Die heilige Mutter, die sich mit dem Kind beschäftigte, schaut verwundert nach dem seltsamen Zwiegespräch herum: denn der Himmelsbote mag ihr unsichtbar seyn.

III.

Drückt eine eilende Wanderschaft vollkommen aus. Sie lassen eine große Bergstadt zur Rechten hinter sich.

Knapp am Zaum führt Joseph das Thier einen Pfad hinab, welchen sich die Einbildungskraft um deste steiler denkt, weil wir davon gar nichts, vielmehr gleich unten hinter dem Vordergrunde das Meer sehen. Die Mutter, auf dem Sattel, weiß von keiner Gefahr; ihre Blicke sind völlig in das schlafende Kind versenkt. Sehr geistvoll ist die Eile der Wandernden dadurch angedeutet, daß sie schon das Bild größtentheils durchzogen haben und im Begriff sind auf der linken Seite zu verschwinden.

IV.

Ganz im Gegensatz des vorigen, ruhen Joseph und Maria in der Mitte des Bildes auf dem Gemäuer eines Röhrbrunnens. Joseph, dahinter stehend und herüber gelehnt, deutet auf ein im Vordergrund umgestürztes Götzenbild und scheint der heiligen Mutter dieses bedeutende Zeichen zu erklären. Sie, das Kind an der Brust, schaut ernst und horchend, ohne daß man wüßte wonach sie blickt. Das entbürdete Thier schmaust hinterwärts an reich grünenden Zweigen. In der Ferne sehen wir die Obelisken wieder, auf die im Traume gedeutet war. Palmen in der Nähe überzeugen uns, daß wir in Aegypten schon angelangt sind.

Alles dieses hat der bildende Künstler in so engen Räumen mit leichten aber glücklichen Zügen dargestellt. Durchdringendes, vollständiges Denken, geistreiches

Und duldet auch auf seiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels sich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäschig kargen Theil.

Die Quelle springt, vereinigt stürzen Bäche,
Und schon sind Schluchten, Hänge, Matten grün.
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehst Wollenbeerden ausgebreitet ziehn.

Vertheilt, vorsichtig abgemessen schreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand,
Doch Obdach ist den sämmtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt sich Felsenwand.

Pan schützt sie dort und Lebensnymphen wohnen
In buschiger Klüfte feucht erfrischtem Raum,
Und, sehnsuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt sich zweighaft Baum gedrängt an Baum.

Alt-Wälder sind's! Die Eiche starret mächtig
Und eigensinnig zackt sich Ast an Ast;
Der Ahorn mild, von süßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und spielt mit seiner Last.

Und mütterlich im stillen Schattenkreise
Quillt laue Milch bereit für Kind und Lamm;
Obst ist nicht weit, der Ebnen reife Speise,
Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.

Leben, Auffaſſen des Unentbehrlichſten, Beſeitigung alles Ueberflüſſigen, glücklich flüchtige Behandlung im Ausführen: dieß iſt es was wir an unſern Blättern rühmen, und mehr bedarf es nicht: denn wir finden hier ſo gut als irgend wo die Höhe der Kunſt erreicht. Der Parnaß iſt ein Mont Serrat, der viele Anſiedelungen, in mancherlei Etagen erlaubt; ein jeder gehe hin, verſuche ſich und er wird eine Stätte finden, es ſey auf Gipfeln oder in Winkeln.

2.

Abendmahl

von

Leonard da Vinci.

zu Mailand.

Joſeph Boſſi

über Leonard da Vinci's Abendmahl zu Mailand.

Großfolio. 261 Seiten. 1810.

Der Verfaſſer dieſes bedeutenden Werkes, ein Mailänder, geboren 1777, von der Natur begabt mit ſchönen Fähigkeiten die ſich früh entwickelten, vor allem aber mit Neigung und Geſchick zur bildenden Kunſt ausgeſtattet, ſcheint aus ſich ſelbſt und an Leonard da Vinci's Verlaſſenſchaft ſich heran gebildet zu haben. So viel wiſſen wir übrigens von ihm, daß er nach einem ſechsjährigen Aufenthalte in Rom und ſeiner Rückkunft in's Vaterland, als Director einer neu zu belebenden Kunſtakademie angeſtellt ward.

So zum Nachdenken als wie zum Arbeiten geneigt, hatte er die Grundſätze und Geſchichte der Kunſt ſich eigen gemacht, und durfte daher das ſchwere Geſchäft übernehmen, in einer wohldurchdachten Copie das berühmte Bild Leonards da Vinci, das Abendmahl

des Herrn, wieder herzustellen, damit solches in Mosaik gebracht, und für ewige Zeiten erhalten würde. Wie er dabei verfahren, davon gibt er in genanntem Werke Rechenschaft, und unsere Absicht ist eine kurze Darstellung seiner Bemühungen zu liefern.

Allgemein wird dieses Buch von Kunstfreunden günstig aufgenommen, solches aber näher zu beurtheilen ist man in Weimar glücklicherweise in den Stand gesetzt: denn indem Bossi ein gänzlich verdorbenes, übermahltes Original nicht zum Grund seiner Arbeit legen konnte, sah er sich genöthigt, die vorhandenen Copien desselben genau zu studiren, er zeichnete von drey Wiederholungen die Köpfe; wohl auch Hände durch, und suchte möglichst in den Geist seines großen Vorgängers einzudringen und dessen Absichten zu errathen, da er denn zuletzt durch Urtheil, Wahl und Gefühl geleitet, seine Arbeit vollendete, zum Vorbild einer nunmehr schon fertigen Mosaik. Gedachte Durchzeichnungen finden sich sämmtlich in Weimar, als ein Gewinn der letzten Reise Ihro Königlichen Hoheit des Großherzogs in die Lombardei; von wie großem Werth sie aber seyen, wird sich in der Folge dieser Darstellung zeigen.

Aus dem Leben Leonards.

Vinci, ein Schloß und Herrschaft in Val d'Arno, nahe bei Florenz, hatte in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einen Besitzer Namens Pierro, dem ein

natürlicher Sohn, von einer uns unbekannt gebliebenen Mutter, geboren ward. Dieser, Leonard genannt, erwies gar bald als Knabe sich mit allen ritterlichen Eigenschaften begabt; Stärke des Körpers, Gewandtheit in allen Leibesübungen, Anmuth und gute Sitten waren ihm verliehen, mächtig aber zeigte sich Leidenschaft und Fertigkeit zur bildenden Kunst, deßhalb man ihn sogleich nach Florenz zu Verocchio, einem denkenden, durchaus theoretisch begründeten Manne in die Lehre that, da denn Leonard seinen Meister praktisch bald übertraf, ja demselben das Mahlen verleidete.

Die Kunst befand sich damals auf einer Stufe, wo ein großes Talent mit Glück antreten und sich im Glanze seiner Thätigkeit zeigen kann; sie hatte sich schon seit zwey Jahrhunderten von der magern Steifheit jener Byzantinischen Schule losgesagt, und sogleich durch Nachahmung der Natur, durch Ausdruck frommer, sittlicher Gesinnungen, ein neues Leben begonnen; der Künstler arbeitete trefflich, aber unbewußt; ihm gelang was ihm sein Talent eingab, wohin sein Gefühl ihn trug, so weit sein Geschmack sich ausbildete, aber keiner vermochte noch sich Rechenschaft zu geben von dem Guten was er leistete, und von seinen Mängeln, wenn er sie auch empfand und bemerkte. Wahrheit und Natürlichkeit hat jeder im Auge, aber eine lebendige Einheit fehlt; man findet die herrlichsten Anlagen, und doch ist keins der Werke vollkommen ausgedacht, völlig zusam-

men gedacht; überall trifft man auf etwas Zufälliges, Fremdes; noch sind die Grundsätze nicht ausgesprochen, wornach man seine eigene Arbeit beurtheilt hätte.

In solche Zeit kam Leonard, und wie ihm bei angeborner Kunstfertigkeit die Natur nachzuahmen leicht war, so bemerkte sein Tiefsinn gar bald, daß hinter der äußern Erscheinung, deren Nachbildung ihm so glücklich gelang, noch manches Geheimniß verborgen liege, nach dessen Erkenntniß er sich unermüdet bestreben sollte; er suchte daher die Gesetze des organischen Baus, den Grund der Proportion, bemühte sich um die Regeln der Perspective, der Zusammenstellung, Haltung und Färbung seiner Gegenstände im gegebenen Raum, genug alle Kunsterfordernisse suchte er mit Einsicht zu durchdringen; was ihm aber besonders am Herzen lag, war die Verschiedenheit menschlicher Gesichtsbildung, in welcher sich sowohl der bestehende Charakter, als die momentane Leidenschaft dem Auge darstellt, und dieses wird der Punct seyn, wo wir, das Abendmahl betrachtend, am längsten zu verweilen haben.

Dessen öffentliche Werke.

Die unruhigen Zeiten, welche der unzulängliche Peter Medicis über Florenz heranzog, trieben Leonarden in die Lombardie, wo eben nach dem Tode des Herzogs Francisco Sforza, dessen Nachfolger Ludwig, mit dem Zunamen il Moro, seinem Vorgänger und sich

ſelbſt, durch gleiche Großheit und Thätigkeit Ehre zu machen, auch die eigene Regierung durch Kunſtwerke zu verherrlichen gedachte. Hier nun erhielt Leonard ſogleich den Auftrag eine rieſenhafte Reiterſtatue vorzubereiten. Das Modell des Pferdes war nach mehreren Jahren zur allgemeinen Bewunderung fertig. Da man es aber bei einem Feſte, als das Prächtigſte was man aufführen konnte, in der Reihe mit hinzog, zerbrach es, und der Künſtler ſah ſich genöthigt das zweyte vorzunehmen; auch dieſes ward vollendet. Nun zogen die Franzoſen über die Alpen; es diente den Soldaten als Zielbild, ſie ſchoſſen es zuſammen, und ſo iſt uns von beiden, die eine Arbeit von ſechzehn Jahren gekoſtet, nichts übrig geblieben. Daran erkennen wir, daß eitle Prunkſucht, eben ſo wie roher Unverſtand, den Künſten zum höchſten Schaden gereiche.

Nur im Vorübergehen gedenken wir der Schlacht von Anghiari, deren Carton er zu Florenz mit Michel Angelo wetteifernd ausarbeitete, und des Bildes der heiligen Anna, wo Großmutter, Mutter und Enkel, Schooß auf Schooß kunſtreich zuſammen gruppirt ſind.

Das Abendmahl.

Wir wenden uns nunmehr gegen das eigentliche Ziel unſerer Bemühung, zu dem Abendmahl, welches im Kloſter alle Grazie zu Mailand auf die Wand gemahlt war; möchten unſere Leſer Morghens Kupferſtich

vor sich nehmen, welcher hinreicht uns sowohl über das Ganze, als wie das Einzelne zu verständigen.

Die Stelle wo das Bild gemahlt ist, wird allerordentlichst in Betrachtung gezogen: denn hier thut sich die Weisheit des Künstlers in ihrem Brennpuncte vollkommen hervor. Konnte, für ein Refectorium, etwas schicklicher und edler ausgedacht werden als ein Scheidemahl, das der ganzen Welt für alle Zeiten als heilig gelten sollte?

Als Reisende haben wir dieses Speisezimmer vor manchen Jahren noch unzerstört gesehen. Dem Eingang an der schmalen Seite gegenüber, im Grunde des Saals, stand die Tafel des Priors, zu beiden Seiten die Mönchstische, sämmtlich auf einer Stufe vom Boden erhöht, und nun wenn der Hereintretende sich umkehrte, sah er an der vierten Wand, über den nicht allzuhohen Thüren, den vierten Tisch gemahlt, an demselben Christus und seine Jünger eben als wenn sie zur Gesellschaft gehörten. Es muß zur Speisestunde ein bedeutender Anblick gewesen seyn, wenn die Tische des Priors und Christi als zwey Gegenbilder auf einander blickten, und die Mönche an ihren Tafeln sich dazwischen eingeschlossen fanden. Und eben deßhalb mußte die Weisheit des Mahlers die vorhandenen Mönchstische zum Vorbilde nehmen. Auch ist gewiß das Tischtuch mit seinen gequetschten Falten gemusterten Streifen und aufgeknüpften Zipfeln aus der Waschkammer des Klosters genommen,

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich:
Sie ſind zufrieden und geſund.

Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir ſtaunen drob; noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menſchen ſind?

So war Apoll den Hirten zugeſtaltet
Daß ihm der ſchönſten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreiſe waltet
Ergreifen alle Welten ſich.

(Reben ihr ſitzend.)

So iſt es mir, ſo iſt es dir gelungen,
Vergangenheit ſey hinter uns gethan;
O fühle dich vom höchſten Gott entſprungen,
Der erſten Welt gehörſt du einzig an.

Nicht feſte Burg ſoll dich umſchreiben!
Noch zirkt, in ewiger Jugendkraft
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarſchaft.

Gelockt auf ſel'gem Grund zu wohnen,
Du flüchteteſt in's heiterſte Geſchick!
Zur Laube wandeln ſich die Thronen,
Arkadiſch frei ſey unſer Glück!

(Der Schauplatz verwandelt ſich durchaus. An einer Reihe von Felſenblöcken lehnen ſich geflochtene Lauben. Schattiger Hain bis an die ringsumgebende Felſenſpitze hinan. Fauſt und Helena werden nicht geſehen. Der Chor liegt ſchlafend verſtreut umher.)

men, Schüſſeln, Teller, Becher und ſonſtiges Geräthe gleichfalls denjenigen nachgeahmt, der ſich die Mönche bedienten.

Hier war alſo keineswegs die Rede von Annäherung an ein unſichres, veraltetes Coſtum. Höchſt ungeſchickt wäre es geweſen, an dieſem Orte die heilige Geſellſchaft auf Polſter auszuſtrecken. Nein! ſie ſollte der Gegenwart angenähert werden, Chriſtus ſollte ſein Abendmahl bei den Dominicanern zu Mailand einnehmen.

Auch in manchem andern Betracht mußte das Bild große Wirkung thun. Ungefähr zehn Fuß über der Erde nehmen die dreyzehn Figuren, ſämmtlich etwa anderthalbmal die Lebensgröße gebildet, den Raum von acht und zwanzig Pariſer Fuß der Länge nach ein. Nur zwey derſelben ſieht man ganz an den entgegengeſetzten Enden der Tafel, die übrigen ſind Halbfiguren, und auch hier fand der Künſtler in der Nothwendigkeit ſeinen Vortheil. Jeder ſittliche Ausdruck gehört nur dem obern Theil des Körpers an, und die Füße ſind in ſolchen Fällen überall im Wege; der Künſtler ſchuf ſich hier eilf Halbfiguren, deren Schooß und Knie vom Tiſch und Tiſchtuch bedeckt wird, unten aber die Füße im beſcheidenen Dämmerlicht kaum bemerklich ſeyn ſollten.

Nun verſetze man ſich an Ort und Stelle, denke ſich die ſittliche äußere Ruhe, die in einem ſolchen mönchiſchen Speiſeſaale obwaltet, und bewundere den Künſtler, der ſeinem Bilde kräftige Erſchütterung, leidenſchaft-

iche Bewegung einbaucht, und, indem er sein Kunstwerk möglichst an die Natur herangebracht hat, es alsobald mit der nächsten Wirklichkeit in Contrast setzt.

Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter euch der mich verräth! Ausgesprochen sind sie, die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt, gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmlischer Ergebenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bekräftigt: Ja es ist nicht anders! Einer ist unter euch der mich verräth.

Ehe wir aber weiter gehen, müssen wir ein großes Mittel entwickeln, wodurch Leonard dieses Bild hauptsächlich belebte: es ist die Bewegung der Hände; dieß konnte aber auch nur ein Italiäner finden. Bei seiner Nation ist der ganze Körper geistreich, alle Glieder nehmen Theil an jedem Ausdruck des Gefühls, der Leidenschaft, ja des Gedankens. Durch verschiedene Gestaltung und Bewegung der Hände drückt er aus: „Was kümmert's mich! — Kommher! — Dieß ist ein Schelm, — nimm dich in Acht vor ihm! — Er soll nicht lange leben! — Dieß ist ein Hauptpunct. Dieß merket besonders wohl, meine Zuhörer!“ Einer solchen Nationaleigenschaft mußte der, alles Charakteristische höchst aufmerksam betrachtende Leonard sein forschendes

Auge besonders zuwenden; hieran ist das gegenwärtige Bild einzig, und man kann ihm nicht genug Betrachtung widmen. Vollkommen übereinstimmend ist Gesichtsbildung und jede Bewegung, auch dabei eine dem Auge gleich faßliche Zusammen- und Gegeneinanderstellung aller Glieder auf das lobenswürdigste geleistet.

Die Gestalten überhaupt zu beiden Seiten des Herrn lassen sich drey und drey zusammen betrachten, wie sie denn auch so jedesmal in Eins gedacht, in Verhältniß gestellt, und doch in Bezug auf ihre Nachbarn gehalten sind. Zunächst an Christi rechter Seite Johannes, Judas und Petrus.

Petrus, der entfernteste, fährt, nach seinem heftigen Charakter, als er des Herrn Wort vernommen, eilig hinter Judas her, der sich, erschrocken aufwärts sehend, vorwärts über den Tisch beugt, mit der rechten, festgeschlossenen Hand den Beutel hält, mit der linken aber eine unwillkürliche krampfhafte Bewegung macht, als wollte er sagen: Was soll das heißen? — Was soll das werden? Petrus hat indessen mit seiner linken Hand des gegen ihn geneigten Johannes rechte Schulter gefaßt, hindeutend auf Christum, und zugleich den geliebten Jünger anregend, er solle fragen, wer denn der Verräther sey? Einen Messergriff in der Rechten setzt er dem Judas unwillkürlich zufällig in die Rippen, wodurch dessen erschreckene Vorwärtsbewegung, die sogar ein Salzfaß um-

schüttet, glücklich bewirkt wird. Diese Gruppe kann als die zuerst gedachte des Bildes angesehen werden, sie ist die vollkommenste.

Wenn nun auf der rechten Seite des Herrn mit mäßiger Bewegung unmittelbare Rache angedroht wird, entspringt auf seiner linken lebhaftestes Entsetzen und Abscheu vor dem Verrath. Jacobus der ältere beugt sich vor Schrecken zurück, breitet die Arme aus, starrt, das Haupt niedergebeugt, vor sich hin, wie einer der das Ungeheure, das er durch's Ohr vernimmt, schon mit Augen zu sehen glaubt. Thomas erscheint hinter seiner Schulter hervor, und, sich dem Heiland nähernd, hebt er den Zeigefinger der rechten Hand gegen die Stirne. Philippus, der dritte zu dieser Gruppe gehörige, rundet sie auf's lieblichste; er ist aufgestanden, beugt sich gegen den Meister, legt die Hände auf die Brust, mit größter Klarheit aussprechend: Herr, ich bin's nicht! Du weißt es! Du kennst mein reines Herz. Ich bin's nicht!

Und nunmehr geben uns die benachbarten drey letzteren dieser Seite neuen Stoff zur Betrachtung. Sie unterhalten sich unter einander über das schrecklich Vernommene. Matthäus wendet mit eifriger Bewegung das Gesicht links zu seinen beiden Genossen, die Hände hingegen streckt er mit Schnelligkeit gegen den Meister, und verbindet so, durch das unschätzbarste Kunstmittel, seine Gruppe mit der vorhergehenden.

Thaddäus zeigt die heftigste Ueberraschung, Zweifel und Argwohn; er hat die linke Hand offen auf den Tisch gelegt, und die rechte dergestalt erhoben, als stehe er im Begriff mit dem Rücken derselben in die linke einzuschlagen; eine Bewegung, die man wohl noch von Naturmenschen sieht, wenn sie bei unerwartetem Vorfall ausdrücken wollen: Hab' ich's nicht gesagt! Habe ich's nicht immer vermuthet! — Simon sitzt höchst würdig am Ende des Tisches, wir sehen daher dessen ganze Figur; er, der älteste von allen, ist reich mit Falten bekleidet, Gesicht und Bewegung zeigen, er sey betroffen und nachdenkend, nicht erschüttert, kaum bewegt.

Wenden wir nun die Augen sogleich auf das entgegengesetzte Tischende, so sehen wir Bartholomäus, der auf dem rechten Fuß, den linken übergeschlagen, steht, mit beiden ruhig auf den Tisch gestemmten Händen seinen übergebogenen Körper unterstützend. Er horcht, wahrscheinlich zu vernehmen was Johannes vom Herrn ausfragen wird: denn überhaupt scheint die Anregung des Lieblingsjüngers von dieser ganzen Seite auszugehen. Jacobus der jüngere, neben und hinter Bartholomäus, legt die linke Hand auf Petrus Schulter, so wie Petrus auf die Schulter Johannis, aber Jacobus mild, nur Aufklärung verlangend, wo Petrus schon Rache droht.

Und also wie Petrus hinter Judas, so greift Jacob

der jüngere hinter Andreas her, welcher als eine der bedeutendsten Figuren mit halbaufgehobenen Armen die flachen Hände vorwärts zeigt, als entschiedenen Ausdruck des Entsetzens, der in diesem Bilde nur einmal vorkommt, da er in andern weniger geistreich und gründlich gedachten Werken sich leider nur zu oft wiederholt.

Technisches Verfahren.

Indem uns nun noch manches über Gestalten und Gesichtsbildung, Bewegung, Bekleidung zu sagen übrig bleibt, wenden wir uns zu einem andern Theil des Vortrags, von welchem wir nur Betrübniß erwarten können: es sind nämlich die mechanischen, chemisch-physischen und technischen Kunstmittel, welche der Künstler anwendete das herrliche Werk zu verfertigen. Durch die neuesten Untersuchungen wird es nur allzuklar, daß es auf die Mauer mit Oelfarbe gemahlt gewesen; dieses Verfahren, schon längst mit Vortheil ausgeübt, mußte einem Künstler wie Leonard höchst willkommen seyn, der, mit dem glücklichsten Blick die Natur anzuschauen geboren, sie zu durchschauen trachtete, um ihr Inneres im Aeußern vorzustellen.

Wie groß diese Unternehmung, ja wie sie anmaßend sey, fällt bald in die Augen, wenn wir bedenken daß die Natur von innen heraus arbeitet, und sich selbst erst unendliche Mittel vorbereiten muß, ehe sie, nach tausendfältigen Versuchen, die Organe aus und an

einander zu entwickeln fähig wird, um eine Gestalt wie die menschliche hervorzubringen, welche zwar die höchsten innerlichen Vollkommenheiten äußerlich offenbart, das Räthsel aber, wohinter die Natur sich verbirgt, mehr zu verwickeln als zu lösen scheint.

Das Innere nun im Aeußern gewissenhaft darzustellen, war nur der größten Meister höchster und einziger Wunsch; sie trachteten nicht nur den Begriff des Gegenstandes treffend wahr nachzubilden, sondern die Abbildung sollte sich an die Stelle der Natur selbst setzen, ja, in Absicht auf Erscheinung, sie überbieten. Hier war nun vor allem die höchste Ausführlichkeit nöthig, und wie sollte diese anders als nach und nach zu leisten seyn. Ferner war unerläßlich, daß man irgend einen Reuezug anbringen und aufsetzen könne; diese Vortheile und noch so viele andere bietet die Oelmahlerey.

Und so hat man denn nach genauer Untersuchung gefunden, daß Leonard ein Gemisch von Mastix, Pech und andern Antheilen, mit warmen Eisen auf den Mauertünch gezogen. Ferner, um sowohl einen völligen glatten Grund als auch eine größere Sicherheit gegen äußere Einwirkung zu erhalten, gab er dem Ganzen einen zarten Ueberzug von Bleiweiß, auch gelben und feinen Thonerden. Aber eben diese Sorgfalt scheint dem Werke geschadet zu haben: denn wenn auch dieser letzte zarte Oeltünch im Anfange, als die darauf getragenen Farben des Bildes genugsame Nahrung hatten,

seinen Theil davon aufnahm und sich eine Weile guthielt, so verlor er doch, als das Oel mit der Zeit austrocknete, gleichfalls seine Kraft und fing an zu reißen, da denn die Feuchtigkeit der Mauer durchdrang und zuerst den Moder erzeugte, durch welchen das Bild nach und nach unscheinbar ward.

Ort und Platz.

Was aber noch mehr traurige Betrachtungen erregt, ist leider daß man, als das Bild gemahlt wurde, dessen Untergang aus der Beschaffenheit des Gebäudes und der Lage desselben weissagen konnte. Herzog Ludwig, aus Absicht oder Grille, nöthigte die Mönche ihr verfallendes Kloster an diesem widerwärtigen Orte zu erneuern, daher es denn schlecht und wie zur Frohne gebaut ward. Man sieht in den alten Umgängen elende, liederlich gearbeitete Säulen, große Bogen mit kleinen abwechselnd, ungleiche, angegriffene Ziegeln, Materialien von alten abgetragenen Gebäuden. Wenn man nun so an äußerlichen, dem Blick des Beobachters ausgesetzten Stellen verfuhr, so läßt sich fürchten, daß die inneren Mauern, welche übertüncht werden sollten, noch schlechter behandelt worden. Hier mochte man verwitternde Backsteine und andere von schädlichen Salzen durchdrungene Mineralien verwenden, welche die Feuchtigkeit des Locals einsogen und verderblich wieder aushauchten. Ferner stand die unglückliche Mauer, welcher ein so großer

Schatz anvertraut war, gegen Norden, und überdieß in der Nähe der Küche, der Speisekammer, der Anrichten, und wie traurig! daß ein so vorsichtiger Künstler, der seine Farben nicht genugsam wählen und verfeinern, seine Firnisse nicht genug klären konnte, durch Umstände genöthigt war, gerade Platz und Ort, wo das Bild stehen sollte, den Hauptpunct worauf alles ankommt, zu übersehen, oder nicht genug zu beherzigen.

Wäre aber doch trotz allem diesem das ganze Kloster auf einer Höhe gestanden, so würde das Uebel nicht auf einen solchen Grad erwachsen seyn. Es liegt aber so tief, das Refectorium tiefer als das Uebrige, so daß im Jahr 1800 bei anhaltendem Regen das Wasser darin über drei Palmen stand, welches uns zu folgern berechtigt, daß das entsetzliche Gewässer, welches 1500 niederging und überschwoll, sich auf gleiche Weise hierher erstreckt habe. Denke man sich auch, daß die damaligen Geistlichen das Möglichste zur Austrocknung gethan, so blieb leider noch genug eingesogene Feuchtigkeit zurück, und dieß ereignete sich sogar schon zu der Zeit, als Leonard noch mahlte.

Etwa zehn Jahre nach beendigtem Bilde überfiel eine schreckliche Pest die gute Stadt, und wie kann man bedrängten Geistlichen zumuthen, daß sie, von aller Welt verlassen, in Todesgefahr schwebend, für das Gemählde ihres Speisezimmers Sorge tragen sollten?

Kriegsunruhen und unzählig anderes Unglück, wel-

ches die Lombarden in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts betraf, verursachten gleichfalls die gänzliche Vernachlässigung solcher Werke, da denn das unsere, bei den schon angeführten inneren Mängeln, besonders der Mauer, des Tünchgrundes, vielleicht der Mahlweise selbst, dem Verderben schon überliefert war. In der Hälfte des 16ten Jahrhunderts sagt ein Reisender, das Bild sey halb verdorben; ein anderer sieht darin nur einen blinden Flecken; man beklagt das Bild als schon verloren, versichert, man sehe es kaum und schlecht; einer nennt es völlig unbrauchbar, und so sprechen alle spätern Schriftsteller dieser Zeit.

Aber das Bild war doch immer noch da, und wenn auch gegen seine erste Zeit nur ein Schatten, es war noch vorhanden. Jetzt aber nach und nach tritt die Furcht ein, es völlig zu verlieren; die Sprünge vermehren sich, sie laufen zusammen, und die große kostbare Fläche, in unzählige kleine Krusten zersprengt, droht Stück vor Stück herabzufallen. Von diesem Zustande gerührt, läßt Cardinal Friedrich Borromeo 1612 eine Copie fordern, deren wir nur vorläufig dankbar gedenken.

Zunehmendes Verderbniß.

Allein nicht nur der Zeitverlauf, in Verbindung mit gedachten Umständen, nein die Besitzer selbst, die seine Hüter und Bewahrer hätten seyn sollen, veranlaßten

Phorkyas.

Wie lange Zeit die Mädchen ſchlafen weiß ich nicht,
Ob ſie ſich träumen ließen was ich hell und klar
Vor Augen ſah, iſt ebenfalls mir unbekannt.
Drum weck' ich ſie. Erſtaunen ſoll das junge Volk;
Ihr Bärtigen auch, die ihr da drunten ſitzend harrt,
Glaubhafter Wunder Löſung endlich anzuſchaun.
Hervor! hervor! Und ſchüttelt eure Locken raſch;
Schlaf aus den Augen! Blinzt nicht ſo, und hört mich an!

Chor.

Rede nur, erzähl', erzähle was ſich Wunderliches begeben,
Hören möchten wir am liebſten was wir gar nicht glauben können,
Denn wir haben lange Weile dieſe Felſen anzuſehn.

Phorkyas.

Kaum die Augen ausgerieben Kinder langeweilt ihr ſchon?
So vernehmt: in dieſen Höhlen, dieſen Grotten, dieſen Lauben
Schutz und Schirmung war verliehen, wie idolliſchem Liebespaare,
Unſerm Herrn und unſrer Frauen.

Chor.

Wie, da drinnen?

Phorkyas.

Abgeſondert
Von der Welt, nur mich die Eine riefen ſie zu ſtillem Dienſte,
Hochgeehrt ſtand ich zur Seite, doch, wie es Vertrauten ziemet,
Schaut' ich um nach etwas andrem. Wendete mich hier- und dorthin,

ſein größtes Verderben, und bedeckten dadurch ihr Andenken mit ewiger Schande. Die Thüre ſchien ihnen zu niedrig, durch die ſie in's Refectorium gehen ſollten, ſie war ſymmetriſch mit einer andern im Sockel angebracht, worauf das Bild fußte. Sie verlangten einen majeſtätiſchen Eingang in dieſes ihnen ſo theure Gemach.

Eine Thüre, weit größer als nöthig, ward in die Mitte gebrochen, und, ohne Pietät, weder gegen den Mahler noch gegen die abgebildeten Verklärten, zerſtörten ſie die Füße einiger Apoſtel, ja Chriſti ſelbſt. Und hier fängt der Ruin des Bildes eigentlich an! Denn da, um einen Bogen zu wölben eine weit größere Lücke als die Thüre in die Mauer gebrochen werden mußte, ſo ging nicht allein mehr von der Fläche des Bildes verloren, ſondern die Hammer- und Hackenſchläge erſchütterten das Gemählde in ſeinem eigenen Felde, an vielen Orten ging die Kruſte los, deren Stücke man wieder mit Nägeln befeſtigte.

Späterhin war das Bild durch eine neue Geſchmackloſigkeit verfinſtert, indem man ein landesherrliches Wappenſchild unter der Decke befeſtigte, welches, Chriſti Scheitel faſt berührend, wie die Thüre von unten, ſo nun auch von oben des Herrn Gegenwart beengte und entwürdigte. Von dieſer Zeit an beſprach man die Wiederherſtellung immer auf's neue, unternommen wurde ſie ſpäter: denn welcher ächte Künſtler mochte die Gefahr einer ſolchen Verantwortung auf ſich nehmen? Unglück-

licherweiſe endlich im Jahr 1726 meldet ſich Bellotti, arm an Kunſt, und zugleich, wie gewöhnlich, mit Anmaßungen überflüſſig begabt; dieſer, marktſchreieriſch, rühmte ſich eines beſondern Geheimniſſes, womit er das verblichene Bild in's Leben zu rufen ſich unterfange. Mit einer kleinen Probe bethört er die kenntnißloſen Mönche, ſeiner Willkür wird ſolch ein Schatz verdungen, den er ſogleich mit Bretterverſchlägen verheimlicht, und nun, dahinter verborgen, mit kunſtſchänderiſcher Hand das Werk von oben bis unten übermahlt. Die Mönchlein bewunderten das Geheimniß, das er ihnen, um ſie völlig zu bethören, in einem gemeinen Firniß mittheilte, damit ſollten ſie, wie er ſie verſicherte, ſich künftig aus allen Verlegenheiten erretten.

Ob ſie bei einer neuen bald eintretenden Uebernebelung des Bildes von dieſem köſtlichen Mittel Gebrauch gemacht iſt nicht bekannt, aber gewiß ward es noch einigemal theilweiſe aufgefriſchrt, und zwar mit Waſſerfarbe, wie ſich noch an einigen Stellen bemerken läßt.

Indeſſen verdarb das Bild immer und weiter, und auf's neue ward die Frage, inwiefern es noch zu erhalten ſey, nicht ohne manchen Streit unter Künſtlern und Anordnenden beſprochen. De Giorgi, ein beſcheidener Mann von mäßigem Talent, aber einſichtig und eifrig, Kenner der wahren Kunſt, lehnte beharrlich ab ſeine Hand dahin zu führen, wo Leonard die ſeinige gehalten habe.

Endlich 1770, auf wohlmeinenden, aber Einſicht

ermangelnden Befehl, durch Nachgiebigkeit eines hofmännischen Priors, ward einem gewissen Mazza das Geschäft übertragen; dieser pfuschte meisterhaft; die wenigen alten Originalstellen, obschon durch fremde Hand zweymal getrübt, waren seinem freien Pinsel ein Anstoß; er beschabte sie mit Eisen, und bereitete sich glatte Stellen, die Züge seiner frechen Kunst hinzufudeln, ja mehrere Köpfe wurden auf gleiche Weise behandelt.

Dawider nun regten sich Männer und Kunstfreunde in Mailand, öffentlich tadelte man Gönner und Clienten. Lebhafte, wunderliche Geister schürten zu, und die Gährung ward allgemein. Mazza, der zu der Rechten des Heilands zu mahlen angefangen hatte, hielt sich dergestalt an die Arbeit, daß er auch zur Linken gelangte, und nur unberührt blieben die Köpfe des Matthäus, Thaddäus, und Simon. Auch an diesen gedachte er Bellotti's Arbeit zuzudecken, und mit ihm um den Namen eines Herostrats zu wetteifern. Dagegen aber wollte das Geschick, daß, nachdem der abhängige Prior einen auswärtigen Ruf angenommen, sein Nachfolger, ein Kunstfreund, nicht zauderte den Mazza sogleich zu entfernen, durch welchen Schritt genannte drey Köpfe in so fern gerettet worden, daß man das Verfahren des Bellotti darnach beurtheilen kann. Und zwar gab dieser Umstand wahrscheinlich zu der Sage Gelegenheit: es seyen noch drey Köpfe des ächten Originals übrig geblieben.

Seit jener Zeit iſt, nach mancher Berathſchlagung, nichts geſchehen, und was hätte man denn an einem dreyhundertjährigen Leichnam noch einbalſamiren ſollen. Siebenzehnhundert und ſechsundneunzig überſtieg das Franzöſiſche Heer ſiegreich die Alpen, der General Bonaparte führte ſie an. Jung, ruhmbegierig und Gerühmtes aufſuchend, ward er vom Namen Leonards an den Ort gezogen, der uns nun ſo lange feſt hält.

Er verordnete gleich, daß hier keine Kriegswohnung ſeyn, noch anderer Schaden geſchehen ſolle, unterſchrieb die Ordre auf dem Knie, ehe er zu Pferde ſtieg. Kurz darauf mißachtete dieſe Befehle ein anderer General, ließ die Thüre einſchlagen, und verwandelte den Saal in Stallung.

Der Aufputz des Mazza hatte ſchon ſeine Lebhaftigkeit verloren, und der Pferdedrudel der nunmehr, ſchlimmer als der Speiſedampf von mönchiſcher Anrichte, anhaltend die Wände beſchlug, erzeugte neuen Moder über dem Bilde, ja die Feuchtigkeit ſammelte ſich ſo ſtark, daß ſie ſtreifenweiſe herunterlief, und ihren Weg mit weißer Spur bezeichnete. Nachher iſt dieſer Saal bald zum Heumagazin, bald zu andern immer militäriſchen Bedürfniſſen mißbraucht worden.

Endlich gelang es der Adminiſtration den Ort zu ſchließen, ja zu vermauern, ſo daß eine ganze Zeit lang diejenigen die das Abendmahl ſehen wollten, auf einer Sproſſenleiter von der außerhalb zugänglichen Kanzel

herabsteigen mußten, von wo sonst der Vorleser die Speisenden erbaute.

Im Jahr 1800 trat die große Ueberschwemmung ein, verbreitete sich, versumpfte den Saal und vermehrte höchlich die Feuchtigkeit; hierauf ward 1801, auf Bossi's Veranlassung, der sich hiezu als Secretär der Akademie berechtigt fand, eine Thüre eingesetzt, und der Verwaltungsrath versprach fernere Sorgfalt. Endlich verordnete 1807 der Vicekönig von Italien, dieser Ort solle wieder hergestellt und zu Ehren gebracht werden. Man setzte Fenster ein, und einen Theil des Bodens, errichtete Gerüste, um zu untersuchen, ob sich noch etwas thun lasse. Man verlegte die Thüre an die Seite, und seit der Zeit findet man keine merkliche Veränderung, obgleich das Bild dem genauern Beobachter, nach Beschaffenheit der Atmosphäre, mehr oder weniger getrübt erscheint. Möge, da das Werk selbst so gut als verloren ist, seine Spur, zum traurigen, aber frommen Andenken künftigen Zeiten aufbewahrt bleiben!

Copien überhaupt.

Ehe wir nun an die Nachbildungen unseres Gemähldes, deren man fast dreyßig zählt, gelangen, müssen wir von Copien überhaupt einige Erwähnung thun. Sie kamen nicht in Gebrauch als bis jederman gestand die Kunst habe ihren höchsten Gipfel erreicht, da denn ge-

ringere Talente, die Werke der größten Meister schauend, an eigner Kraft, nach der Natur, oder aus der Idee, ähnliches hervorzubringen verzweifelten, womit denn die Kunst, welche sich nun als Handwerk abschloß, anfing ihre eigenen Geschöpfe zu wiederholen. Diese Unfähigkeit der meisten Künstler blieb den Liebhabern nicht verborgen, die, weil sie sich nicht immer an die ersten Meister wenden konnten, geringere Talente aufriefen und bezahlten, da sie denn, um nicht etwas ganz Ungeschicktes zu erhalten, lieber Nachahmungen von anerkannten Werken bestellten, um doch einigermaßen gut bedient zu seyn.

Nun begünstigten das neue Verfahren sowohl Eigenthümer als Künstler durch Kargheit und Uebereilung, und die Kunst erniedrigte sich vorsätzlich, aus Grundsatz zu copiren.

Im funfzehnten Jahrhundert und im vorhergehenden hatten die Künstler von sich selbst und von der Kunst einen hohen Begriff und beanemten sich nicht leicht Erfindungen anderer zu wiederholen, deßwegen sieht man aus jener Zeit keine eigentlichen Copien, ein Umstand, den ein Freund der Kunstgeschichte wohl beachten wird. Geringere Künste bedienten sich wohl zu kleineren Arbeiten höherer Vorbilder, wie bei Niello und andern Schmelzarbeiten geschah, und wenn ja aus religiösen oder sonstigen Beweggründen eine Wiederholung verlangt wurde, so begnügte man sich mit ungenauer Nachahmung.

ahmung, welche nur ungefähr Bewegung und Handlung des Originals ausdrückte, ohne daß man auf Form und Farbe scharf gesehen hätte, deßhalb findet man in den reichsten Galerien keine Copie vor dem sechzehnten Jahrhundert.

Nun kam aber die Zeit, wo durch wenige außerordentliche Männer (unter welche unser Leonardo ohne Widerrede gezählt, und als der frühseste betrachtet wird) die Kunst in jedem ihrer Theile zur Vollkommenheit gelangte; man lernte besser sehen und urtheilen, und nun war das Verlangen um Nachbildungen trefflicher Werke nicht schwer zu befriedigen, besonders in solchen Schulen, wohin sich viele Schüler drängten und die Werke des Meisters sehr gesucht waren. Und doch beschränkte sich zu jener Zeit dieß Verlangen auf kleinere Werke, die man mit dem Original leicht zusammenhalten und beurtheilen kann. Bei großen Arbeiten verhielt es sich ganz anders damals wie nachher, weil das Original sich mit den Copien nicht vergleichen läßt, auch solche Bestellungen selten sind. Also begnügte sich nun die Kunst so wie der Liebhaber mit Nachahmungen im Kleinen, wo man dem Copirenden viel Freiheit ließ, und die Folgen dieser Willkür zeigten sich übermäßig in den wenigen Fällen, wo man Abbildungen im Großen verlangte, welche fast immer Copien von Copien waren, und zwar gefertigt nach Copien im kleinern Maßstab, fern von dem Original ausgeführt, oft sogar nach

bloßen Zeichnungen, ja vielleicht aus dem Gedächtniß. Nun mehrten sich die Dutzend-Mahler, und arbeiteten um die geringsten Preise, man prunkte mit der Mahleren, der Geschmack verfiel, Copien mehrten sich, und verfinsterten die Wände der Vorzimmer und Treppen, hungrige Anfänger lebten von geringem Solde, indem sie die wichtigsten Werke in jedem Maßstab wiederholten, ja viele Mahler brachten ganz ihr Leben bloß mit Copiren zu; aber auch da sah man in jeder Copie einige Abweichung, sey's Einfall des Bestellers, Grille des Mahlers, und vielleicht Anmaßung man wolle Original seyn.

Hierzu trat noch die Forderung gewirkter Tapeten, wo die Mahlerey nicht würdig als durch Gold bereichert scheinen wollte, und man die herrlichsten Bilder, weil sie ernst und einfach waren, für mager und armselig hielt, deßwegen der Copiste Baulichkeiten und Landschaften im Grunde anbrachte, Zierrathen an den Kleidern, goldene Strahlen oder Kronen um die Häupter, ferner wunderlich gestaltete Kinder, Thiere, Chimären, Grotesken und andere Thorheiten. Oft auch kam wohl der Fall vor, daß ein Künstler, der sich eigene Erfindung zutraute, nach dem Willen eines Bestellers, der seine Fähigkeiten nicht zu schätzen wußte, ein fremdes Werk zu copiren den Auftrag erhielt, und indem er es mit Widerwillen that, doch auch hie und da als Original erscheinen wollte, und nun veränderte oder hin-

zufügte, wie es Kenntniß, vielleicht auch Eitelkeit eingab. Dergleichen geschah auch wohl wie es Zeit und Ort verlangten. Man bediente sich mancher Figuren zu ganz anderm Zweck, als sie der erste Urheber bestimmt hatte. Weltliche Gegenstände wurden durch einige Zuthaten in geistliche verwandelt, heidnische Götter und Helden mußten sich bequemen Märtyrer und Evangelisten zu seyn. Oft auch hatte der Künstler zu eigener Belehrung und Uebung irgend eine Figur aus einem berühmten Werk copirt, und setzte nun etwas von seiner Erfindung hinzu, um ein verkäufliches Bild daraus zu machen. Zuletzt darf man auch wohl der Entdeckung und dem Mißbrauch der Kupferstiche einen Theil des Kunstverderbens zuschreiben, welche den Dutzend-Mahlern fremde Erfindungen häufig zubrachten, so daß niemand mehr studirte, und die Mahlerey zuletzt so weit verfiel, daß sie mit mechanischen Arbeiten vermischt ward. Waren doch die Kupferstiche selbst schon von den Originalen verschieden, und wer sie copirte vervielfachte die Veränderung nach eigener und fremder Ueberzeugung oder Grille. Eben so ging es mit den Zeichnungen, die Künstler entwarfen sich die merkwürdigsten Gegenstände in Rom und Florenz, um sie, nach Hause gelangt, willkürlich zu wiederholen.

Copien des Abendmahls.

Hiernach läßt sich nun gar wohl urtheilen, was mehr oder weniger von den Copien des Abendmahls zu erwarten sey, obgleich die frühesten gleichzeitig gefertigt wurden: denn das Werk machte großes Aufsehen, und andere Klöster verlangten eben dergleichen.

Unter den vielen von dem Verfasser aufgeführten Copien beschäftigen uns hier nur drey, indem die zu Weimar befindlichen Durchzeichnungen von ihnen abgenommen sind; doch liegt diesen eine vierte zum Grund, von welcher wir also zuerst sprechen müssen.

Marcus von Oggione, ein Schüler Leonard da Vinci's, ohne weitumgreifendes Talent, erwarb sich doch das Verdienst seiner Schule, vorzüglich in den Köpfen, ob er sich schon auch hier nicht immer gleich bleibt. Er arbeitete ungefähr 1510 eine Copie im Kleinen, um sie nachher im Großen zu benutzen. Sie war, herkömmlicher Weise, nicht ganz genau, er legte sie aber zum Grunde einer größern Copie, die sich an der Wand des nun aufgehobenen Klosters zu Castellazzo befindet, gleichfalls im Speisesaal der ehemaligen Mönche. Alles daran ist sorgfältig gearbeitet, doch herrscht in den Beiwerken die gewöhnliche Willkür. Und obgleich Bossi nicht viel Gutes davon sagen mochte, so läugnet er doch nicht, daß es ein bedeutendes Monument, auch der Charakter mehrerer Köpfe, wo der Ausdruck nicht übertrieben worden, zu loben sey. Bossi

Suchte Wurzeln, Moos und Rinden, kundig aller Wirkſamkeiten,
Und ſo blieben ſie allein.

Chor.

Thuſt du doch als ob da drinnen ganze Weltenräume wären,
Wald und Wieſe, Bäche, Seen, welche Mährchen ſpinnſt du ab!

Phorkyas.

Allerdings, ihr Unerfahrnen! das ſind unerforſchte Tiefen:
Saal an Säle, Hof an Höfen, dieſe ſpürt' ich ſinnend aus.
Doch auf einmal ein Gelächter echo't in den Höhlen-Räumen;
Schau' ich hin, da ſpringt ein Knabe von der Frauen Schoos zum Manne,
Von dem Vater zu der Mutter; das Gekoſe, das Getändel,
Thöriger Liebe Neckereien, Scherzgeſchrei und Luſtgejauchze
Wechſelnd übertäuben mich.
Nackt ein Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Thierheit
Springt er auf den feſten Boden, doch der Boden gegenwirkend
Schnellt ihn zu der luft'gen Höhe, und im zweyten dritten Sprunge
Rührt er an das Hochgewölk.

Aengſtlich ruft die Mutter: ſpringe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug iſt dir verſagt.
Und ſo mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden
Wie der Erdenſohn Antäus biſt du alſobald geſtärkt.

hat sie durchgezeichnet, und wir werden, bei Vergleichung der drey Copien, aus eigenem Anschauen darüber urtheilen können.

Eine zweyte Copie, deren durchgezeichnete Köpfe wir ebenfalls vor uns haben, findet sich in Fresco auf der Wand zu Ponte Capriasca; sie wird in das Jahr 1565 gesetzt, und dem Peter Lovino zugeschrieben. Ihre Verdienste lernen wir in der Folge kennen; sie hat das Eigne, daß die Namen der Figuren hinzugeschrieben worden, welche Vorsicht uns zu einer sichern Charakteristik der verschiedenen Physiognomien verhilft.

Das allmähliche Verderbniß des Originals haben wir leider umständlich genug aufgeführt, und es stand schon sehr schlimm um dasselbe, als 1612 Cardinal Friedrich Borromeo, ein eifriger Kunstfreund, den völligen Verlust des Werkes zu verhüten trachtete und einem Mailänder Andrea Bianchi, zugenannt Vespino, den Auftrag gab eine Copie in wirklicher Größe zu fertigen. Dieser Künstler versuchte sich anfangs nur an einigen Köpfen; diese gelangen, er ging weiter, und copirte die sämmtlichen Figuren, aber einzeln, die er denn zuletzt mit möglichster Sorgfalt zusammenfügte; das Bild findet sich noch gegenwärtig in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, und liegt der neusten von Bossi verfertigten Copie hauptsächlich zum Grund, diese aber ward auf folgende Veranlassung gefertigt.

Neuste Copie.

Das Königreich Italien war ausgesprochen und Prinz Eugen wollte den Anfang seiner Regentschaft, nach dem Beispiel Ludwig Sforza's, durch Begünstigung der Künste verherrlichen; Ludwig hatte die Darstellung des Abendmahls dem Leonard aufgetragen, Eugen beschloß das durch dreyhundert Jahre durch verdorbene Bild so viel als möglich in einem neuen Gemählde wieder herzustellen, dieses aber sollte, damit es unvergänglich bliebe, in Mosaik gesetzt werden, wozu die Vorbereitung in einer schon vorhandenen großen Anstalt gegeben war.

Boisi erhält sogleich den Auftrag und beginnt Anfangs May 1807. Er findet räthlich einen Carton in gleicher Größe zu fertigen, nimmt seine Jugendstudien wieder auf und wendet sich ganz zu Leonard, beachtet dessen Kunstnachlaß und Schriften, besonders letztere, weil er überzeugt ist, ein Mann, der so vortreffliche Werke hervorgebracht, müsse nach den entschiedensten und vortheilhaftesten Grundsätzen gehandelt haben. Er hatte die Köpfe der Copie von Ponte Capriasca und einige andre Theile derselben nachgezeichnet, ferner die Köpfe und Hände der Copie von Castellazzo und der von Bianchi. Nun zeichnet er alles nach was von Vinci selbst, ja sogar was von einigen Zeitgenossen herstammt. Ferner sieht er sich nach allen vorhandenen Copien um, deren er sieben und zwanzig näher oder ferner kennen lernt; Zeich-

nungen, Manuſcripte von Vinci werden ihm von allen Seiten freundlichſt mitgetheilt.

Bei der Ausführung ſeines Cartons hält er ſich zunächſt an die Copie der Ambroſiana, ſie allein iſt ſo groß wie das Original; Bianchi hatte durch Fadennetze und durchſcheinend Papier eine genauſte Nachbildung zu geben geſucht und unabläſſig unmittelbar in Gegenwart des Originals gearbeitet, welches, obgleich ſchon ſehr beſchädigt, doch noch nicht übermahlt war.

Ende Octobers 1807 iſt der Carton fertig, Leinewand an Einem Stück gleichmäßig gegründet, alſobald auch das Ganze aufgezeichnet. Sogleich um einigermaßen ſeine Tinten zu reguliren, mahlte Boſſi das Wenige von Himmel und Landſchaft, das wegen der Höhe und Reinheit der Farben im Original noch friſch und glänzend geblieben. Er untermahlt hierauf die Köpfe Chriſti und der drey Apoſtel zu deſſen Linken; und was die Gewänder betrifft, mahlte er diejenigen zuerſt, über deren Farben er ſchneller gewiß geworden, um fortan nach den Grundſätzen des Meiſters und eigenem Geſchmack, die übrigen auszuwählen. So deckte er die ganze Leinewand, von ſorgfältigem Nachdenken geleitet, und hielt ſeine Farben gleich hoch und kräftig.

Leider überfiel ihn, an dieſem feuchten und verödeten Ort, eine Krankheit die ihn ſeine Bemühungen einzuſtellen nöthigte; allein er benutzte dieſen Zwiſchenraum, Zeichnungen, Kupferſtiche, ſchriftliche Aufſätze zu ord-

nen, theils auf das Abendmahl selbst, theils auf andere Werke des Meisters bezüglich; zugleich begünstigte ihn das Glück, das ihm eine Sammlung Handzeichnungen zuführte, welche, sich vom Cardinal Cäsar Monti herschreibend, unter andern Kostbarkeiten auch treffliche Sachen von Leonardo selbst enthält. Er studirte sogar die mit Leonardo gleichzeitigen Schriftsteller, um ihre Meinungen und Wünsche zu benutzen, und blickte auf das was ihn fördern konnte nach allen Seiten umher. So benutzte er seinen krankhaften Zustand und gelangte endlich wieder zu Kräften, um auf's neue an's Werk zu gehen.

Kein Künstler und Kunstfreund läßt die Rechenschaft ungelesen, wie er im Einzelnen verfahren, wie er die Charaktere der Gesichter, deren Ausdruck, ja die Bewegung der Hände durchgedacht, wie er sie hergestellt. Eben so bedenkt er das Tischgeräthe, das Zimmer, den Grund, und zeigt daß er über keinen Theil sich ohne die triftigsten Gründe entschieden. Welche Mühe gibt er sich nicht, um unter dem Tisch die Füße gesetzmäßig herzustellen, da diese Region in dem Original längst zerstört, in den Copien nachlässig behandelt war.

Bis hierher haben wir von dem Werke des Ritter Bossi im Allgemeinen Nachricht, im Einzelnen Uebersetzung und Auszug gegeben, seine Darstellung nahmen wir dankbar auf, theilten seine Ueberzeugung, ließen

ſeine Meinung gelten, und wenn wir etwas einſchalteten, ſo war es gleichſtimmig mit ſeinem Vortrag; nun aber da von Grundſätzen die Rede iſt, denen er bei Bearbeitung ſeiner Copie gefolgt, von dem Wege den er genommen, ſind wir veranlaßt, einigermaßen von ihm abzuweichen. Auch finden wir daß er manche Anfechtung erlitten, daß Gegner ihn ſtreng behandelt, Freunde ſogar ihm abgeſtimmt, wodurch wir wenigſtens in Zweifel geſetzt werden, ob wir denn alles billigen ſollen was er gethan? Da er jedoch, ſchon von uns abgeſchieden, ſich nicht mehr vertheidigen, nicht mehr ſeine Gründe verfechten mag, ſo iſt es unſere Pflicht ihn, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch möglichſt zu entſchuldigen, indem wir das, was ihm zur Laſt gelegt wird, den Umſtänden unter welchen er gearbeitet aufbürden, und darzuthun ſuchen daß ihm Urtheil und Handlung mehr aufgenöthigt worden, als daß ſie ſich aus ihm ſelbſt entwickelt hätten.

Kunſtunternehmungen dieſer Art, welche in die Augen fallen, Aufſehen, ja Staunen erregen ſollen, werden gewöhnlich in's Koloſſale geführt. So überſchritt ſchon, bei Darſtellung des Abendmahls, Leonard die menſchliche Größe um eine völlige Hälfte: die Figuren waren auf neun Fuß berechnet, und obgleich zwölf Perſonen ſitzen, oder ſich doch hinter dem Tiſch befinden, daher als Halbfiguren anzuſehen ſind, auch nur eine und zwar gebückt ſteht, ſo muß doch das Bild,

ſelbſt in anſehnlicher Ferne, von ungeheurer Wirkung geweſen ſeyn. Dieſe wollte man, wenn auch nicht im Beſondern charakteriſtiſch zart, doch im Allgemeinen kräftig wirkſam wieder hervorbringen.

Für die Menge war ein Ungeheures angekündigt; Ein Bild von acht und zwanzig Pariſer Fuß Länge, und vielleicht achtzehn Fuß hoch, ſollte aus tauſend und aber tauſend Glasſtiften zuſammengeſetzt werden, nachdem vorher ein geiſtreicher Künſtler ſorgfältig das Ganze nachgebildet, durchdacht, und alle ſinnlichen und geiſtigen Kunſtmittel zu Hülfe rufend, das Verlorne möglichſt wieder hergeſtellt hätte. — Und warum ſollte man an der Ausführung dieſes Unternehmens in dem Moment einer bedeutenden Staatsveränderung zweifeln? warum ſollte der Künſtler nicht hingeriſſen werden, gerade in dieſer Epoche etwas zu leiſten was im gewöhnlichen Lebensverlauf ganz und gar unthulich ſcheinen möchte!

Sobald aber feſtgeſetzt war, das Bild ſolle in der Größe des Originals ausgeführt werden, und Boſſi die Arbeit übernahm, ſo finden wir ihn ſchon genugſam entſchuldigt, daß er ſich an die Copie des Veſpino gehalten. Die alte Copie zu Caſtellazzo, welcher man mit Recht große Vorzüge zuſchreibt, iſt um einen guten Theil kleiner als das Original, wollte er dieſe ausſchließlich benutzen, ſo mußte er Figuren und Köpfe ver-

größeru; welche undenkbare Arbeit aber besonders das Letzte sey ist keinem Kunstkenner verborgen.

Es wird längst anerkannt daß nur den größten Meistern gelingen könne kolossale Menschengesichter in Mahlerey darzustellen. Die menschliche Gestalt, vorzüglich das Antlitz, ist nach Naturgesetzen, in einen gewissen Raum eingeschränkt, innerhalb welchem es nur regelmäßig, charakteristisch, schön, geistreich erscheinen kann. Man mache den Versuch sich in einem Hohlspiegel zu beschauen, und ihr werdet erschrecken vor der seelenlosen, rohen Unform die euch medusenhaft entgegen tritt. Etwas Aehnliches widerfährt dem Künstler, unter dessen Händen sich ein ungeheures Angesicht bilden soll. Das Lebendige eines Gemähldes entspringt aus der Ausführlichkeit, das Ausführliche jedoch wird durch's Einzelne dargestellt, und wo will man Einzelnes finden wenn die Theile zum Allgemeinen erweitert sind?

Welchen hohen Grad der Ausführung übrigens Leonard seinen Köpfen gegeben habe, ist unserm Anschauen entzogen. In den Köpfen des Vespino die vor uns liegen, obgleich aller Ehren, alles Dankes werth, ist eine gewisse Leerheit fühlbar, die den beabsichtigten Charakter aufschwellend verflößt; zugleich aber sind sie ihrer Größe wegen imposant, resolut genug gemacht, und müssen auf die Ferne tüchtig wirken. Bossi fand

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 16266/392

sie vor sich, die Arbeit der Vergrößerung, die er nach kleinen Copien mit eigener Gefahr hätte unternehmen müssen, war gethan, warum sollte er sich nicht dabei beruhigen? Er hatte als ein Mann von lebhaftem Charakter sich für das was ihm oblag entschieden, was zur Seite stand oder gar sich entgegensetzte völlig abgewiesen, daher seine Ungerechtigkeit gegen die Copie von Castellazzo und ein festes Zutrauen auf Grundsätze die er sich aus den Werken und Schriften des Meisters gebildet hatte; hierüber gerieth er mit Graf Verri in öffentlichen Widerstreit, mit seinen besten Freunden wo nicht in Uneinigkeit, doch in Zwiespalt.

Blick auf Leonard.

Ehe wir aber weiter gehen, haben wir von Leonards Persönlichkeit und Talenten einiges nachzuholen. Die mannichfaltigen Gaben, womit ihn die Natur ausgestattet, concentrirten sich vorzüglich im Auge, deßhalb er denn, obgleich zu allem fähig, als Mahler am entschiedensten groß erschien. Regelmäßig, schön gebildet stand er als ein Mustermensch der Menschheit gegenüber, und wie des Auges Fassungskraft und Klarheit dem Verstande eigentlichst angehört, so war Klarheit und Verständigkeit unserm Künstler vollkommen zu eigen; nicht verließ er sich auf den innern Antrieb seines angebornen, unschätzbaren Talentes, kein willkürlicher, zufälliger Strich sollte gelten, alles mußte bedacht und

überdacht werden. Von der reinen erforschten Proportion an bis zu den seltsamsten, aus widersprechenden Gebilden zusammengehäuften Ungeheuern sollte alles zugleich natürlich und rationell seyn.

Dieser scharfen, verständigen Weltanschauung verdanken wir auch die große Ausführlichkeit, womit er verwickelter Erdenbegegnisse heftigste Bewegung mit Worten vorzuführen weiß, eben als wenn es Gemählde werden könnten. Man lese die Beschreibung der Schlacht, des Ungewitters, und man wird nicht leicht genauere Darstellungen gefunden haben, die zwar nicht gemahlt werden können, aber dem Mahler andeuten was man von ihm fordern dürfte.

Und so sehen wir aus seinem schriftlichen Nachlaß, wie das zarte ruhige Gemüth unseres Leonard geneigt war die mannichfaltigsten und bewegtesten Erscheinungen in sich aufzunehmen. Seine Lehre dringt zuerst auf allgemeine Wohlgestalt, sodann aber auch zugleich auf sorgfältiges Beachten aller Abweichungen bis in's Häßlichste; die sichtbare Umwandelung des Kindes bis zum Greis auf allen Stufen, besonders aber die Ausdrücke der Leidenschaft, von Freude zur Wuth, sollen fächrig wie sie im Leben vorkommen aufgezeichnet werden. Will man in der Folge von einer solchen Abbildung Gebrauch machen, so soll man in der Wirklichkeit eine annähernde Gestalt suchen, sie in dieselbe Stellung setzen, und mit obwaltendem allgemeinem Begriff genau nach dem Le-

Und ſo hüpft er auf die Maſſe dieſes Felſens, von der Kante
Zu dem andern und umher ſo wie ein Ball geſchlagen ſpringt.

Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht iſt er verſchwunden,
Und nun ſcheint er uns verloren. Mutter jammert, Vater tröſtet,
Achſelzuckend ſteh' ich ängſtlich. Doch nun wieder welch Erſcheinen!
Liegen Schätze dort verborgen? Blumenſtreifige Gewande
Hat er würdig angethan.
Quaſten ſchwanken von den Armen, Binden flattern um den Buſen,
In der Hand die goldne Leyer, völlig wie ein kleiner Phöbus
Tritt er wohlgemuth zur Kante, zu dem Ueberhang; wir ſtaunen.
Und die Eltern vor Entzücken werfen wechſelnd ſich an's Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Haupten? Was erglänzt iſt ſchwer zu ſagen,
Iſt es Goldſchmuck, iſt es Flamme übermächtiger Geiſteskraft.
Und ſo regt er ſich gebärdend, ſich als Knabe ſchon verkündend
Künftigen Meiſter alles Schönen, dem die ewigen Melodieen
Durch die Glieder ſich bewegen; und ſo werdet ihr ihn hören,
Und ſo werdet ihr ihn ſehn zu einzigſter Bewunderung.

Chor.

Nennſt du ein Wunder dieß,
Creta's Erzeugte?
Dichtend belehrendem Wort
Haſt du gelauſcht wohl nimmer?
Niemals noch gehört Joniens,
Nie vernommen auch Hellas
Urväterlicher Sagen
Göttlich-heldenhaften Reichthum?

ben verfahren. Man sieht leicht ein, daß so viel Vorzüge auch diese Methode haben mag, sie doch nur vom allergrößten Talente ausgeübt werden kann, denn da der Künstler vom Individuellen ausgeht, und zu dem Allgemeinen hinansteigt, so wird er immer, besonders wenn mehrere Figuren zusammenwirken, eine schwer zu lösende Aufgabe vor sich finden.

Betrachte man das Abendmahl, wo Leonard dreyzehn Personen, vom Jüngling bis zum Greise, dargestellt hat. Einen ruhig ergeben, einen erschreckt, eilfe durch den Gedanken eines Familienverraths an- und aufgeregt. Hier sieht man das sanfteste, sittlichste Betragen bis zu den leidenschaftlichsten Aeußerungen. Sollte nun alles dieses aus der Natur genommen werden, welches gelegentliche Aufmerken, welche Zeit war nicht erforderlich um so viel Einzelnes aufzutreiben und in's Ganze zu verarbeiten; daher ist es gar nicht unwahrscheinlich daß er sechzehn Jahre an dem Werke gearbeitet, und doch weder mit dem Verräther, noch mit dem Gott-Menschen fertig werden können, und zwar weil beides nur Begriffe sind, die nicht mit Augen geschaut werden.

Zur Sache!

Ueberlegen wir nun das Vorgesagte, daß das Bild nur durch eine Art von Kunstwunder seiner Vollendung nahe gebracht werden konnte, daß nach der beschriebenen Behandlungsart, immer in manchen Köpfen etwas

Problematiſches blieb, welches durch jede Copie, auch durch die genaueſte, nur problematiſcher werden mußte, ſo ſehen wir uns in einem Labyrinth, in welchem uns die vorliegenden Durchzeichnungen wohl erleuchten, nicht aber aus demſelben völlig erlöſen können.

Zuerſt alſo müſſen wir geſtehen, daß uns jene Abhandlung, wodurch Boſſi die Copien durchaus verdächtig zu machen ſucht, ihre hiſtoriſche Richtigkeit unangetaſtet, zu dem redneriſchen Zweck geſchrieben zu ſeyn ſcheint, die Copie von Caſtellazze herunter zu ſetzen, die, ob ſie gleich viele Mängel haben mag, doch in Abſicht der Köpfe, welche vor uns liegen, gegen die von Veſpino, deren allgemeinen Charakter wir oben ausgeſprochen, entſchiedene Vorzüge hat. In den Köpfen des Marco d'Oggiono iſt offenbar die erſte Intention des Vinci zu ſpüren, ja Leonard könnte ſelbſt daran Theil genommen und den Kopf Chriſti mit eigener Hand gemahlt haben. Sollte er da nicht zugleich auf die übrigen Köpfe, wo nicht auf das Ganze, lehrenden und leitenden Einfluß verbreiten. Durften auch die Dominicaner zu Mailand ſo unfreundlich ſeyn den weiteren Kunſtgebrauch des Werkes zu unterſagen, ſo fand ſich in der Schule ſelbſt ſo mancher Entwurf, Zeichnung und Carton, womit Leonard, der ſeinen Schülern nichts vorenthielt, einem begünſtigten Lehrling, welcher unſern der Stadt eine Nachbildung des Gemähldes ſorgfältig unternahm, gar wohl aushelfen konnte.

Von dem Verhältniß beider Copien (das Verdienst der dritten ist nur vor die Augen, nicht mit Worten vor den Geist zu stellen) hier nur mit Wenigem das Nöthigste, das Entschiedenste, bis wir vielleicht so glücklich sind Nachbildungen dieser interessanten Blätter Freunden der Kunst vorzulegen.

Vergleichung.

St. Bartholomäus: männlicher Jüngling, scharf Profil, zusammengefaßtes, reines Gesicht, Augenlied und Braue niedergedrückt, den Mund geschlossen, als wie mit Verdacht horchend, ein vollkommen in sich selbst umschriebener Charakter. Bei Vespino keine Spur von individueller charakteristischer Gesichtsbildung, ein allgemeines Zeichenbuchsgesicht, mit eröffnetem Munde horchend. Bossi hat diese Lippenöffnung gebilligt und beibehalten, wozu wir unsere Einstimmung nicht geben konnten.

St. Jacobus der jüngere, gleichfalls Profil, die Verwandtschaftsähnlichkeit mit Christo unverkennbar, erhält durch vorgeschobene, leicht geöffnete Lippen etwas Individuelles das jene Aehnlichkeit wieder aufhebt. Bei Vespino nahezu ein allgemeines, akademisches Christusgesicht, der Mund eher zum Staunen als zum Fragen geöffnet. Unsere Behauptung daß Bartholomäus den Mund schließen müsse, wird dadurch bestätigt daß der Nachbar den Mund geöffnet hält; eine solche Wie-

der-

derholung würde sich Leonard nie erlaubt haben, vielmehr hat der nachfolgende

St. Andreas den Mund gleichfalls geschlossen. Er drückt, nach Art älterer Personen, die Unterlippe mehr gegen die Oberlippe. Dieser Kopf hat in der Copie von Marco etwas Eigenes, mit Worten nicht auszusprechendes; die Augen in sich gekehrt, der Mund, obgleich geschlossen, doch naiv. Der Umriß der linken Seite gegen den Grund macht eine schöne Silhouette, man sieht von jenseitiger Stirne, von Auge, Nasenfläche, Bart, so viel daß der Kopf sich rundet und ein eigenes Leben gewinnt; dahingegen Vespino das linke Auge völlig unterdrückt, doch aber von der linken Stirn- und Bartseite noch so viel sehen läßt, daß ein derber kühner Ausdruck, bei aufwärts gehobenem Gesichte entspringt, welcher zwar ansprechend ist, aber mehr zu geballten Fäusten als zu vorgewiesenen flachen Händen passen würde.

Judas verschlossen, erschrocken, ängstlich auf- und rückwärts sehend, das Profil ausgezackt, nicht übertrieben, keineswegs häßliche Bildung; wie denn der gute Geschmack, in der Nähe so reiner und redlicher Menschen kein eigentliches Ungeheuer dulden könnte. Vespino dagegen hat wirklich ein solches dargestellt, und man kann nicht läugnen, daß abgesondert genommen dieser Kopf viel Verdienst hat: er drückt eine boshaft-kühne Schadenfreude lebhaft aus, und würde unter dem Pöbel der

über ein Ecce Homo jubelt, und kreuzige! kreuzige! ruft, sich vortrefflich hervorheben. Auch für einen Mephistopheles im teuflischsten Augenblick müßte man ihn gelten lassen. Aber von Erschrecken und Furcht, mit Verstellung, Gleichgültigkeit und Verachtung verbunden ist keine Spur; die borstigen Haare passen gut zum Ganzen, ihre Uebertriebenheit jedoch kann nur neben Kraft und Gewaltsamkeit der übrigen Vespinischen Köpfe bestehen.

St. Petrus, sehr problematische Züge. Schon bei Marco ist es bloß schmerzlicher Ausdruck; von Zorn aber und Bedräuung kann man nichts darin sehen, etwas Aengstliches ist gleichfalls ausgedrückt, und hier mag Leonard selbst mit sich nicht ganz einig gewesen seyn: denn herzliche Theilnahme an einem geliebten Meister, und Bedrohung des Verräthers sind wohl schwerlich in Einem Gesichte zu vereinigen. Indessen will Cardinal Borromäus zu seiner Zeit dieses Wunder gesehen haben. So gut seine Worte auch klingen, haben wir Ursache zu glauben, daß der kunstliebende Cardinal mehr seine Empfindung als das Bild ausgesprochen: denn wir wüßten sonst unsern Vespino nicht zu vertheidigen, dessen Petrus einen unangenehmen Ausdruck hat. Er sieht aus wie ein harter Capuziner, dessen Fastenpredigt die Sünder aufregen soll. Wundersam, daß Vespino ihm sträubige Haare gegeben hat, da der Petrus des Marco ein schön kurz gelocktes Kräuselhaupt darstellt.

St. Johannes iſt von Marco ganz in Vinciſchem Sinne gebildet; das ſchöne rundliche, ſich aber doch nach dem Länglichen ziehende Geſicht, die vom Scheitel an ſchlichten, unterwärts aber ſanft ſich kräuſelnden Haare, vorzüglich wo ſie ſich an Petrus eindringende Hand anſchmiegen, ſind allerliebſt. Was man vom Schwarzen des Auges ſieht, iſt von Petrus abgekehrt, eine unendlich feine Bemerkung! indem wer mit innigſtem Gefühl ſeinem heimlich ſprechenden Seitenmanne zuhört den Blick von ihm abwendet. Bei Veſpino iſt es ein behäglicher, ruhender, beinahe ſchlafender, keine Spur von Theilnahme zeigender Jüngling.

Wir wenden uns nun auf Chriſti linke Seite, um von dem Bilde des Erlöſers ſelbſt erſt am Schluſſe zu reden.

St. Thomas Kopf und rechte Hand, deren aufgehobener Zeigefinger etwas gegen die Stirne gebogen iſt, um Nachdenken anzudeuten. Dieſe dem Argwöhniſchen und Zweifelnden ſo wohl anſtehende Bewegung hat man bisher verkannt, und einen bedenklichen Jünger als drohend angeſprochen. In Veſpino's Copie iſt er gleichfalls nachdenklich genug; da aber der Künſtler wieder das fliehende rechte Auge weggelaſſen, ſo entſteht ein perpendiculares, gleichförmiges Profil, worin von dem Vorgeſchobenen, Aufſpürenden der ältern Copie nichts mehr zu ſehen iſt.

St. Jacob der ältere. Die beſtigſte Geſichts-

bewegung, der aufgesperrteste Mund, Entsetzen im Auge, ein originelles Wagestück Leonards; doch haben wir Ursache zu glauben, daß auch dieser Kopf dem Marco vorzüglich gerathen sey. Die Durchzeichnung ist vortrefflich: in der Copie des Bespino dagegen alles verloren; Stellung, Haltung, Miene, alles ist verschwunden und in eine gewisse gleichgültige Allgemeinheit aufgelöst.

St. Philipp, liebenswürdig unschätzbar, gleicht vollkommen den Raphaelischen Jünglingen, die sich, auf der linken Seite der Schule von Athen, um Bramante versammeln. Bespino hat aber unglücklicherweise das rechte Auge abermals unterdrückt, und da er nicht verläugnen konnte hier liege etwas Mehr-als-Profil zum Grunde, einen zweydeutigen, wunderlich übergebogenen Kopf hervorgebracht.

St. Matthäus, jung, argloser Natur, mit krausem Haar, ein ängstlicher Ausdruck in dem wenig geöffneten Munde: in welchem die sichtbaren Zähne eine Art leisen Grimmes aussprechen, zu der heftigen Bewegung der Figur passend. Von allem diesem ist bei Bespino nichts übrig geblieben: starr und geistlos blickt er vor sich hin; niemand ahnet auch nur im mindesten die heftige Körperbewegung.

St. Thaddäus, des Marco, ist gleichfalls ein ganz unschätzbarer Kopf; Aengstlichkeit, Verdacht, Verdruß kündigt sich in allen Zügen. Die Einheit die-

ſer Geſichtsbewegung iſt ganz köſtlich, paßt vollkommen zu der Bewegung der Hände, die wir ausgelegt haben. Bei Veſpino iſt alles abermals in's Allgemeine gezogen; auch hat er den Kopf dadurch unbedeutender gemacht, daß er ihn zu ſehr nach dem Zuſchauer wendet, anſtatt daß bei Marco die linke Seite kaum den vierten Theil beträgt, wodurch das Argwöhniſche, Schelſehende gar köſtlich ausgedrückt wird.

St. Simon der ältere, ganz im Profil, dem gleichfalls reinen Profil des jungen Matthäus entgegen geſtellt. An ihm iſt die vorgeworfene Unterlippe, welche Leonard bei alten Geſichtern ſo ſehr liebte, am übertriebenſten, thut aber, mit der ernſten, überhangenden Stirn, die vortrefflichſte Wirkung von Verdruß und Nachdenken, welches der leidenſchaftlichen Bewegung des jungen Matthäus ſcharf entgegenſteht. Bei Veſpino iſt es ein abgelebter, gutmüthiger Greis, der auch an dem wichtigſten, in ſeiner Gegenwart ſich ereignenden Vorfall keinen Antheil mehr zu nehmen im Stande iſt.

Nachdem wir nun dergeſtalt die Apoſtel beleuchtet, wenden wir uns zur Geſtalt Chriſti ſelbſt. Hier begegnet uns abermals die Legende, daß Leonard weder Chriſtus noch Judas zu endigen gewußt, welches wir gerne glauben, da nach ſeinem Verfahren es unmöglich war, an dieſe beiden Enden der Darſtellung die letzte Hand zu legen. Schlimm genug alſo mag es im Ori-

ginal, nach allen Verfinsterungen, welche daſſelbe durchaus erleiden müſſen, mit Chriſti nur angelegter Phyſiognomie ausgeſehen haben. Wie wenig Veſpino verſand, läßt ſich daraus ſchließen, daß er einen koloſſalen Chriſtuskopf, ganz gegen den Sinn Vinci's, aufſtellte, ohne auch nur im mindeſten auf die Neigung des Hauptes zu achten, die nothwendig mit der des Johannes zu paralleliſiren war. Vom Ausdruck wollen wir nichts ſagen; die Züge ſind regelmäßig, gutmüthig, verſtändig, wie wir ſie an Chriſto zu ſehen gewohnt ſind, aber auch ohne die mindeſte Senſibilität, daß wir beinahe nicht wüßten, zu welcher Geſchichte des neuen Teſtaments dieſer Kopf willkommen ſeyn konnte.

Hier tritt nun aber zu unſerm Vortheil der Fall ein, daß Kenner behaupten, Leonard habe den Kopf des Heilandes in Caſtellazzo ſelbſt gemahlt, und innerhalb einer fremden Arbeit dasjenige gewagt, was er bei ſeinem eigenen Hauptbilde nicht unternehmen wollen. Da wir das Original nicht vor Augen haben, ſo müſſen wir von der Durchzeichnung ſagen, daß ſie völlig dem Begriff entſpricht, den man ſich von einem edlen Manne bilder, dem ein ſchmerzliches Seelenleiden die Bruſt beſchwert, wovon er ſich durch ein vertrauliches Wort zu erleichtern ſuchte, dadurch aber die Sache nicht beſſer, ſondern ſchlimmer gemacht hat.

Durch dieſe vergleichenden Vorſchritte haben wir uns denn dem Verfahren des außerordentlichen Künſt-

lers, wie er ſolches in Schriften und Bildern umſtändlich und deutlich erklärt und bewieſen hat, genugſam genähert, und glücklicherweiſe finden wir noch eine Gelegenheit, einen fernern Schritt zu thun. Auf der Ambroſianiſchen Bibliothek nämlich wird eine von Leonard unwiderſprechlich verfertigte Zeichnung aufbewahrt, auf blaulichem Papier mit wenig weiß und farbiger Kreide. Von dieſer hat Ritter Boſſi das genaueſte Facſimile verfertigt, welches gleichfalls vor unſern Augen liegt. Ein edles Jünglingsangeſicht nach der Natur gezeichnet, offenbar in Rückſicht des Chriſtuskopfes zum Abendmahl. Reine, regelmäßige Züge, das ſchlichte Haar, das Haupt nach der linken Seite geſenkt, die Augen niedergeſchlagen, den Mund halb geöffnet und die ganze Bildung durch einen leiſen Zug des Kummers in die herrlichſte Harmonie gebracht. Hier iſt freilich nur der Menſch, der ein Seelenleiden nicht verbirgt; wie aber, ohne dieſe Züge auszulöſchen, Erhabenheit, Unabhängigkeit, Kraft, Macht der Gottheit zugleich auszudrücken wäre, iſt eine Aufgabe, die auch ſelbſt dem geiſtreichſten irdiſchen Pinſel ſchwer zu löſen ſeyn möchte. In dieſer Jünglingsphyſiognomie, welche zwiſchen Chriſtus und Johannes ſchwebt, ſehen wir den höchſten Verſuch, ſich an der Natur feſt zu halten, da wo vom Ueberirdiſchen die Rede iſt.

Die ältere Florentiniſche und Saneſiſche Schule entfernten ſich von den trockenen Typen der Byzantiniſchen

Alles was je geſchieht
Heutiges Tages
Trauriger Nachklang iſt's
Herrlicher Ahnherrn-Tage;
Nicht vergleicht ſich dein Erzählen
Dem was liebliche Lüge,
Glaubhaftiger als Wahrheit,
Von dem Sohne ſang der Maja.

Dieſen zierlich und kräftig doch
Kaum geborenen Säugling
Faltet in reinſter Windeln Flaum,
Strenget in köſtlicher Wickeln Schmuck
Klatſchender Wärterinnen Schaar
Unvernünftigen Wähnens.
Kräftig und zierlich aber zieht
Schon der Schalk die geſchmeidigen
Doch elaſtiſchen Glieder
Luſtig heraus, die purpurne
Aengſtlich drückende Schale
Laſſend ruhig an ſeiner Statt;
Gleich dem fertigen Schmetterling
Der aus ſtarrem Puppenzwang
Flügel entfaltend behendig ſchlüpft,
Sonne-durchſtrahlten Aether kühn
Und muthwillig durchflatternd.

So auch der behendeſte,
Daß er Dieben und Schälken,
Vortheil ſuchenden allen auch
Ewig günſtiger Dämon ſey.

Kunst dadurch, daß sie überall in ihren Bildern Porträte anbrachten. Dieß ließ sich nun sehr gut thun, weil bei den ruhigen Ereignissen ihrer Tafeln die theilnehmenden Personen gelassen bleiben konnten. Das Zusammensenn heiliger Männer, Anhörung einer Predigt, Einsammeln von Almosen, Begräbniß eines verehrten Frommen fordert von den Umstehenden nur solchen Ausdruck, der in jedes natürlich sinnige Gesicht gar wohl zu legen ist; sobald nun aber Leonard Lebendigkeit, Bewegung, Leidenschaft forderte, zeigte sich die Schwierigkeit, besonders da nicht etwa ähnliche Personen neben einander stehen, sondern die entgegengesetztesten Charaktere mit einander contrastiren sollten. Diese Aufgabe, welche Leonard mit Worten so deutlich ausspricht und beinahe selbst unauflöslich findet, ist vielleicht Ursache, daß in der Folgezeit große Talente die Sache leichter machten, und zwischen der besondern Wirklichkeit und der ihnen eingebornen allgemeinen Idee ihren Pinsel schweben ließen, und sich von der Erde zum Himmel, vom Himmel zur Erde mit Freiheit bewegten.

Noch manches wäre zu sagen über die höchst verwickelte und zugleich höchst kunstgemäße Composition, über den Localbezug der Köpfe, Körper, Arme, Hände untereinander. Von den Händen besonders würden wir einiges zu sprechen das Recht haben, indem Durchzeichnungen nach der Copie des Vespino gleichfalls gegenwärtig sind. Wir schließen aber billig diese Verarbeit,

weil wir vor allen Dingen die Bemerkungen der Transalpiniſchen Freunde abzuwarten haben. Denn dieſen kommt allein das Recht zu über manche Puncte zu entſcheiden, da ſie alle und jede Gegenſtände, von denen wir nur durch Ueberlieferung ſprechen, ſeit vielen Jahren ſelbſt gekannt, ſie noch vor Augen haben, nicht weniger den ganzen Hergang der neueſten Zeit perſönlich mit erlebten. Außer dem Urtheil über die von uns angedeuteten Puncte werden ſie uns gefällig Nachricht geben: inwiefern Boſſi von den Köpfen der Copie zu Caſtellazzo doch noch Gebrauch gemacht? welches um ſo wahrſcheinlicher iſt, als dieſelbe überhaupt viel gegolten und das Kupfer von Morghen dadurch ſo großes Verdienſt erhält, daß ſie dabei ſorgfältig benutzt worden.

Nun aber müſſen wir noch ehe wir ſcheiden, dankbarlich erkennen, daß unſer mehrjähriger Freund, Mitarbeiter und Zeitgenoſſe, den wir noch immer ſo gern, früherer Jahre eingedenk, mit dem Namen des Mahler Müller bezeichnen, uns, von Rom aus, mit einem trefflichen Aufſatz über Boſſi's Werk in den Heidelberger Jahrbüchern, December 1816, beſchenkt, der unſerer Arbeit in ihrem Laufe begegnend, dergeſtalt zu Gute kam, daß wir uns an mehreren Stellen kürzer faſſen konnten, und nunmehr auf jene Abhandlung hinweiſen, wo unſere Leſer mit Vergnügen bemerken werden, wie nahe wir mit jenem geprüften Künſtler und Kenner verwandt, ja übereinſtimmend geſprochen haben.

In Gefolg deſſen machten wir uns zur Pflicht, hauptſächlich diejenigen Puncte hervorzuheben, welche jener Kunſtkenner nach Gelegenheit und Abſicht weniger ausführlich behandelte.

Eben indem wir ſchließen wird uns dargebracht; Trattato della Pittura di Lionardo da Vinci; tratto da un Codice della Biblioteca Vaticana. Roma 1817. Dieſer ſtarke Quartband enthält viele bisher unbekannte Capitel, woraus tiefe, neue Einſicht in Leonards Kunſt und Denkweiſe gar wohl zu hoffen iſt. Auch ſind zweyundzwanzig Kupfertafeln, klein Folio, beigelegt, Nachbildungen bedeutender, leichter Federzüge, völlig nach Sinn und Art derjenigen, womit Leonard gewöhnlich ſeine ſchriftlichen Aufſätze zu erläutern pflegte. Und ſo ſind wir denn verpflichtet bald wieder aufzunehmen, was wir niedergelegt haben, welches denn unter Beiſtand der höchſt gefälligen Mailändiſchen Kunſtfreunde uns und andern möge zu Gute kommen!

Observations on Leonardo da Vinci's celebrated picture of the Last supper By Goethe. Translated, and accompanied with an introduction. By Noehden. London 1821.

Herr Dr. Nöhden, in Göttingen geboren und eine gelehrte Erziehung daselbst genießend, widmete sich nachher in England dem Geschäft einer Familienerziehung. Seine Lebensereignisse, so wie seine Verdienste sind durch eine Biographie im 5ten Bande der Zeitgenossen dem Vaterlande allgemein bekannt geworden, und ist derselbe gegenwärtig bei dem Brittischen Museum angestellt. Er verweilte den Winter von 1818—19 in Weimar, und gegenwärtige Schrift ist als Denkmal seines Aufenthaltes daselbst höchst erfreulich; er erinnert sich der seinen Verdiensten und Charakter angemessenen, zutrauensvollen, freundschaftlichen Aufnahme, seines, obgleich leider nur vorübergehenden Einflusses in die dortigen Cirkel.

Seine gründlichen Sprachkenntnisse sind durchaus

willkommen, und weil die Bemühung sie zu erlangen den denkenden und forschenden Mann zur allgemeinen Bildung treibt, muß eine vielseitige Cultur daher entstehen. Seine Bekanntschaft mit Altem und Neuem, historische Kenntnisse aller Art, die Einsicht in den Zustand von England, gaben Stoff genug zu unterhaltenden Gesprächen; sodann war seine Theilnahme an den schönen Künsten vorzüglich geeignet, um die Unterhaltung der Gesellschaft zu beleben.

Denn überzeugt, daß Kunstwerke die schönste Unterlage geistreicher Gespräche seyen, das Auge ergötzend, den Sinn auffordernd, das Urtheil offenbarend, ist es in Weimar herkömmlich, Kupferstiche und Zeichnungen vereinigten Freunden vorzulegen. Insofern nun eine solche Sammlung nach Schulen geordnet ist, oder vielmehr nach wechselseitigem Einfluß der Meister und Mitschüler, so ist sie desto wirksamer und gründet das Gespräch, indem sie es belebt. Gedachten Winter jedoch war die Betrachtung Leonard da Vinci's an der Tagesordnung, weil von Mailand bedeutende, auf diesen Künstler bezügliche Kunstschätze so eben anlangten und der über das Abendmahl verfaßte Aufsatz Herrn Dr. Nöhden mitgetheilt wurde. Daß er diese Arbeit billige, ließ sich bald bemerken, ja er bethätigte seine Theilnahme durch begonnene Uebersetzung.

Eine Reise nach Italien, wenn sie schon seine Gegenwart entzieht, wird einem so unterrichteten Manne

ſodann gern gegönnt; er benutzt ſogleich in Mailand die Gelegenheit gedachtes Kunſtwerk nochmals zu unterſuchen. Nun aber gibt er, in vorausgeſendeter Einleitung, Nachricht von dem gegenwärtigen Zuſtande deſſelben, und erweitert unſere Kenntniß davon auf mancherlei Weiſe; das bisher Bekannte beſtimmt er näher, berichtigt Erfahrung und Urtheil; ferner benachrichtigt er uns von einigen Copien und ſchätzt ſie. Die von Caſtellazzo ſah er nicht, jedoch die aus der Carthauſe von Pavia 1818 in London. Er gedenkt ferner der Tapete in St. Peter am Frohnleichnams-Tage aufgehängt, rühmt eine Originalſkizze in der königl. Sammlung, tadelt aber die Copie Rylands als höchſt unvollkommen, und ſpricht auslangend von Kupferſtichen nach dem merkwürdigen Bilde.

Auf dieſe Einleitung folgt die Ueberſetzung ſelbſt, mit Bedacht, Genauigkeit und doch mit Freiheit behandelt; Druck und Papier iſt Englands werth, und es kommt dem Deutſchen wunderlich vor, ſeine Gedanken ſo anſtändig vorgetragen zu ſehen; freilich um hiezu zu gelangen, mußten ſie über's Meer wandern und durch Freundes Vermittlung in einer fremden Sprache ſich hervorthun.

Eine Miniatur-Nachbildung des koloſſalen Gemähldes von Joſeph Mocherti findet ſich in den Prachtexemplaren dem Titel gegenüber, welchen, als Vignette, eine auf Seine des Großherzogs von Weimar königl. Hoheit

in Mailand geprägte Medaille zum Andenken der Acquisition dortiger bedeutender Kunstschätze ziert. Die dem Ganzen vorausgeschickte Dedication, an Ihre der Frau Erbgroßherzogin kaiserl. Hoheit, ist sowohl für den Verfasser als für den hohen bedeutenden Kreis ein erfreuliches Denkmal.

Abschließen können wir nicht, ohne Herrn Dr. Nöhden für eine freundlich fortgesetzte Theilnahme zu danken, wovon bei Gelegenheit einer Entwickelung des Triumphzugs von Mantegna nächstens umständlicher zu handeln seyn wird.

3.

Triumphzug

von

Mantegna.

Julius Cäsars Triumphzug, gemahlt von Mantegna.

Des Meisters Kunst im Allgemeinsten.

An den Werken dieses außerordentlichen Künstlers, vorzüglich auch an dem Triumphzug Cäsars, einer Hauptarbeit, wovon wir näher zu handeln gedenken, glauben wir einen Widerstreit zu fühlen, welcher bei'm ersten Anblick nicht aufzulösen scheint.

Zuvörderst also werden wir gewahr, daß er nach dem strebt, was man Styl nennt, nach einer allgemeinen Norm der Gestalten; denn sind auch mitunter seine Proportionen zu lang, die Formen zu hager, so ist doch ein allgemein Kräftiges, Tüchtiges, Uebereinstimmendes durchaus wahrzunehmen an Menschen und Thieren, nicht weniger in allen Nebensachen von Kleidern, Waffen und erdenklichem Geräth. Hier überzeugt man sich von seinem Studium der Antike; hier muß man anerkennen, er sey in das Alterthum eingeweiht, er habe sich darein völlig versenkt.

Nun gelingt ihm aber auch die unmittelbarste und

Dieß bethätigt er alsobald
Durch gewandteste Künste.
Schnell des Meeres Beherrscher stiehlt
Er den Trident, ja dem Ares selbst
Schlau das Schwert aus der Scheide:
Bogen und Pfeil dem Phöbus auch,
Wie dem Hephästos die Zange;
Selber Zeus, des Vaters, Blitz
Nähm' er, schreckt' ihn das Feuer nicht;
Doch dem Eros siegt er ob
In beinstellendem Ringerspiel;
Raubt auch Cyprien, wie sie ihm kos't,
Noch vom Busen den Gürtel.

(Ein reizendes, rimmelodisches Saitenspiel erklingt aus der Höhle. Alle merken auf und scheinen bald innig gerührt. Von hier an bis zur bemerkten Pause durchaus mit vollstimmiger Musik.)

Phorkyas.

Höret allerliebste Klänge,
Macht euch schnell von Fabeln frei,
Eurer Götter alt Gemenge
Laßt es hin, es ist vorbei.

Niemand will euch mehr verstehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken soll.

(Sie zieht sich nach dem Felsen zurück.)

Chor.

Bist du fürchterliches Wesen
Diesem Schmeichelton geneigt,
Fühlen wir, als frisch genesen,
Uns zur Thränenlust erweicht.

individuellſte Natürlichkeit bei Darſtellung der mannichfaltigſten Geſtalten und Charaktere. Die Menſchen wie ſie leiden und leben mit perſönlichen Vorzügen und Mängeln, wie ſie auf dem Markte ſchlendern, in Proceſſionen einhergehen, ſich in Haufen zuſammen drängen, weiß er zu ſchildern; jedes Alter, jedes Temperament wird in ſeiner Eigenthümlichkeit vorgeführt, ſo daß wenn wir erſt das allgemeinſte ideellſte Streben gewahr wurden, wir ſodann, nicht etwa neben an, ſondern mit dem Höhern verkörpert, auch das Beſonderſte, Natürlichſte, Gemeinſte aufgefaßt und überliefert ſehen.

Lebensereigniſſe.

Dieſe beinahe unmöglich ſcheinende Leiſtung erklärt ſich nur durch Ereigniſſe ſeines Lebens. Ein vorzüglicher Mahler jener Zeit, Francesco Squarcione, gewinnt unter vielen Schülern den jungen, früh ſich auszeichnenden Mantegna lieb, daß er ihm nicht allein den treuſten und entſchiedenſten Unterricht gönnt, ſondern ihn ſogar an Kindesſtatt annimmt und alſo mit ihm, für und durch ihn fortwirken zu wollen erklärt.

Als aber endlich dieſer herangebildete glückliche Zögling mit der Familie Bellin bekannt wird und ſie an ihm gleichfalls den Künſtler wie den Menſchen anzuerkennen und zu ſchätzen weiß, in ſolchem Grade, daß ihm eine Tochter Jacobs, die Schweſter von Johann, und Gentile angetraut wird, da verwandelt ſich die eiferſüchtige Nei-

gung des ersten väterlichen Meisters in einen gränzenlosen Haß, sein Beistand in Verfolgung, sein Lob in Schmähungen.

Nun gehörte aber Squarcione zu den Künstlern, denen im funfzehnten Jahrhunderte der hohe Werth antiker Kunst aufgegangen war; er selbst arbeitete in diesem Sinne nach Vermögen und säumte nicht seine Schüler unverrückt dahin zu weisen. — Es sey sehr thöricht, war sein Behaupten, das Schöne, Hohe, Herrliche mit eigenen Augen in der Natur suchen, es mit eigenen Kräften ihr abgewinnen zu wollen, da unsere großen Griechischen Vorfahren sich schon längst des Edelsten und des Darstellenswerthesten bemächtigt und wir also aus ihren Schmelzöfen schon das geläuterte Gold erhalten könnten, das wir aus Schutt und Gruß der Natur nur mühselig ausklaubend als kümmerlichen Gewinn eines vergeudeten Lebens bedauern müssen.

In diesem Sinne hatte sich denn der hohe Geist des talentvollsten Jünglings unabläßig gehalten, zu Freude seines Meisters und eigenen großen Ehren. Als nun aber Lehrer und Schüler feindselig zerfallen, vergißt jener seines Leitens und Strebens, seines Lehrens und Unterweisens; widersinnig tadelt er nunmehr was der Jüngling auf seinen Rath, auf sein Geheiß vollbracht hat und vollbringt; er verbindet sich mit der Menge, welche einen Künstler zu sich herabziehen will, um ihn beurtheilen zu können. Sie fordert Natürlichkeit und

Wirklichkeit, damit sie einen Vergleichungspunct habe, nicht den höheren der im Geiste ruht, sondern den gemeineren äußeren, wo sich denn Aehnlichkeit und Unähnlichkeit des Originals und der Copie allenfalls in Anspruch nehmen läßt. Nun soll Mantegna nicht mehr gelten, er vermag, so heißt es, nichts Lebendiges hervorzubringen, seine herrlichsten Arbeiten werden als steinern und hölzern, als starr und steif gescholten. Der edle Künstler, noch in seiner kräftigsten Zeit, ergrimmt und fühlt recht gut, daß ihm, eben vom Standpunct der Antike, die Natur nur deste natürlicher, seinem Kunstblick verständlicher geworden; er fühlt sich ihr gewachsen und wagt auch auf dieser Wege zu schwimmen. Von dem Augenblick an ziert er seine Gemählde mit den Ebenbildnissen vieler Mitbürger, und indem er das gereifte Alter im individuellen Freund, die köstliche Jugend in seinen Geliebten verewigt und so den edelsten würdigsten Menschen das erfreulichste Denkmal setzt, so verschmäht er nicht auch seltsam ausgezeichnete, allgemein bekannte, wunderlich gebildete, ja, den letzten Gegensatz, Mißgebildete darzustellen.

Jene beiden Elemente nun fühlt man in seinen Werken, nicht etwa getrennt, sondern verflochten; das Ideelle. Höhere zeigt sich in der Anlage, in Werth und Würde des Ganzen; hier offenbart sich der große Sinn, Absicht, Grund und Halt. Dagegen dringt aber auch die Natur mit ursprünglicher Gewaltsamkeit herein; und

wie der Bergſtrom durch alle Zacken des Felſens Wege zu finden weiß und mit gleicher Macht wie er angekommen wieder ganz vom Ganzen herunterſtürzt, ſo iſt es auch hier. Das Studium der Antike gibt die Geſtalt, ſodann aber die Natur Gewandtheit und letztes Leben.

Da nun aber ſelbſt das größte Talent, welches in ſeiner Bildung einen Zwieſpalt erfuhr, indem es ſich zweymal und zwar nach entgegengeſetzten Seiten auszubilden Anlaß und Antrieb fand, kaum vermögend iſt dieſen Widerſpruch ganz auszugleichen, das Entgegengeſetzte völlig zu vereinigen, ſo wird jenes Gefühl, von dem wir zuerſt geſprochen, das uns vor Mantegna's Werken ergreift, vielleicht durch einen nicht völlig aufgelöſten Widerſtreit erregt. Indeſſen möcht' es der höchſte Conflict ſeyn, in welchem ſich jemals ein Künſtler befunden, da er ein ſolches Abenteuer zu beſtehen zu einer Zeit berufen war, wo eine ſich entwickelnde höchſte Kunſt über ihr Wollen und Vermögen ſich noch nicht deutliche Rechenſchaft ablegen konnte.

Dieſes Doppelleben alſo, welches Mantegna's Werke eigenthümlich auszeichnet und wovon noch viel zu ſagen wäre, manifeſtirt ſich beſonders in ſeinem Triumphzuge Cäſars, wo er alles was ein großes Talent vermochte in höchſter Fülle vorüber führt.

Hievon gibt uns nun einen genugſam allgemeinen Begriff die Arbeit, welche Andreas Andreani gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts unternommen, indem er

die neun Bilder Mantegna's, auf eben so viel Blättern, mit Holzstöcken, in bedeutender Größe nachgebildet, und also die Ansicht und den Genuß derselben allgemeiner verbreitet hat. Wir legen sie vor uns und beschreiben sie der Reihe nach.

1.

Posaunen und Hörner, kriegerische Ankündigung, pausbäckige Musikanten voraus. Hierauf andringende Soldaten, Feld-, Kriegs- und Glücks-Zeichen auf Stangen hoch emportragend. Roma's Büste voran, Juno die Verleiherin, der Pfau besonders, Abundantien mit Fruchthorn und Blumenkorb, sie schwanken über fliegenden Wimpeln und schwebenden Tafeln. Dazwischen in den Lüften flammende, dampfende Fackelpfannen, den Elementen zur Ehre, zu Anregung aller Sinne.

Andere Krieger, vorwärts zu schreiten gehindert, stehen still, den unmittelbar nachfolgenden gewaltsamen Drang abzuwehren; je zwey und zwey halten senkrecht hohe, von einander entfernte Stangen, an denen man hüben und drüben angeheftet Gemählde lang und schmal ausgespannt erblickt. Diese Schildereyen, in Felder abgetheilt, dienen zur Exposition: hier wird dem Auge bildlich dargebracht was geschehen mußte, damit dieser überschwengliche Triumphzug statt fände.

Feste Städte von Kriegsheeren umringt, bestürmt durch Maschinen, eingenommen, verbrannt, zerstört;

weggeführte Gefangene zwischen Niederlage und Tod. Völlig die ankündigende Symphonie, die Introduction einer großen Oper.

2.

Hier nun die nächste und höchste Folge des unbedingten Sieges. Weggeführte Götter, welche die nicht mehr zu schützenden Tempel verlassen. Lebensgroße Statuen von Jupiter und Juno auf zweyspännigem, Kolossalbüste der Cybele auf einspännigem Wagen, sodann eine kleinere tragbare Gottheit, in den Armen eines Knechtes. Der Hintergrund überhaupt von hoch aufgethürmten Wagengerüsten, Tempelmodellen, baulichen Herrlichkeiten angefüllt, zugleich Belagerungsmaschinen, Widder und Ballisten. Aber ganz gränzenlos mannichfaltig aufgeschichtet, gleich hinterdrein, Waffen aller Heeresarten, mit großem ernstem Geschmack zusammen und über einander gestellt und gehängt. Erst in der folgenden Abtheilung

3.

wird jedoch die größte Masse aufgehäuft vorüber geschafft. Sodann sieht man von tüchtigen Jünglingen getragen jede Art von Schätzen: dickbäuchige Urnen, angefüllt mit aufgehäuften Münzen, und auf denselben Traggestellen Vasen und Krüge; auf den Schultern lasten diese schon schwer genug, aber nebenbei trägt jeder noch ein Gefäß oder sonst etwas Bedeutendes. Dergleи-

chen Gruppen ziehen sich auch noch in's folgende Blatt fort.

4.

Die Gefäße sind von der mannichfaltigsten Art, aber die Hauptbestimmung ist, gemünztes Silber heran zu bringen. Nun schieben sich, über dieses Gedränge, überlange Posaunen in die Luft vor; an ihnen spielen herabhängende Bänder, mit inschriftlicher Widmung: dem triumphirenden Halbgott Julius Cäsar; geschmückte Opferthiere; zierliche Camillen und fleischermäßige Popen.

5.

Vier Elephanten, der vordere völlig sichtbar, die drey andern perspectivisch weichend; Blumen und Fruchtkörbe auf den Häuptern, kranzartig. Auf ihrem Rücken hohe flammende Candelaber; schöne Jünglinge leicht bewegt aufreichend, wohlriechendes Holz in die Flammen zu legen, andere die Elephanten leitend, andere anders beschäftigt.

6.

Auf die beschwerliche Masse der ungeheuern Thiere folgt mannichfaltige Bewegung; das Kostbarste, das höchste Gewonnene wird nun herangebracht. Die Träger schlagen einen andern Weg ein, hinter den Elephanten in's Bild schreitend. Was aber tragen sie? wahrscheinlich lauteres Gold, Goldmünzen in kleinerem Geschirr, kleinere Vasen und Gefäße. Hinter ihnen folgt

noch eine Beute von größerem Werth und Wichtigkeit, die Beute der Beuten, die alle vorhergehende in sich begreift. Es sind die Rüstungen der überwundenen Könige und Helden, jede Persönlichkeit als eigene Trophäe. Die Derbheit und Tüchtigkeit der überwundenen Fürsten wird dadurch angezeigt, daß die Träger ihre Stangenlast kaum heben können, sie nah am Boden herschleppen oder gar niedersetzen um, einen Augenblick ausruhend, sie wieder frischer fortzutragen.

7.

Doch sie werden nicht sehr gedrängt; hinter ihnen schreiten Gefangene einher; kein Abzeichen unterscheidet sie, wohl aber persönliche Würde. Edle Matronen gehen voran mit erwachsenen Töchtern. Zunächst gegen den Zuschauer geht ein Fräulchen von acht bis zehen Jahren, an der Mutter Seite, so schmuck und zierlich als bei dem anständigsten Feste. Treffliche tüchtige Männer folgen hierauf in langen Gewändern, ernst, nicht erniedrigt; es ist ein höheres Geschick das sie hinzieht. Auffallend ist daher im folgenden Glied ein großer, wohlgebildeter, gleichfalls ehrenvoll gekleideter Mann, welcher mit grimmigem, beinahe fratzenhaftem Gesicht rückwärts blickt, ohne daß wir ihn begreifen. Wir lassen ihn vorüber, denn ihm folgt eine Gruppe von anziehenden Frauen. Eine junge Braut in ganzer Jugendfülle, im Vollgesicht dargestellt — wir sagen Braut, weil sie, auch ohne Kranz in den Haaren, so

bezeichnet zu werden verdiente — ſteht hinterwärts, vor dem Zuſchauer zum Theil verdeckt von einer älteren kinderbeläſtigten Frau; dieſe hat ein Wickelkind auf dem rechten Arme und ihre linke Hand nimmt ein ſtillſtehender Knabe in Anſpruch, der den Fuß aufgereckt; weinend will er auch getragen ſeyn. Eine ältere ſich über ihn hinneigende Perſon, vielleicht die Großmutter, ſucht ihn vergebens zu begütigen.

Höchlich rühmen müſſen wir indeß den Künſtler, daß kein Kriegsheld, kein Heerführer als Gefangener vorgeführt wird. Sie ſind nicht mehr, ihre Rüſtungen trug man hohl vorbei; aber die eigentlichen Staaten, die uralten edlen Familien, die tüchtigen Rathsherren, die behäbigen, fruchtbar ſich fortpflanzenden Bürger führt man im Triumph auf, und ſo iſt es denn alles geſagt: die einen ſind todtgeſchlagen, und die andern leiden.

Zwiſchen dieſem und dem folgenden Bilde werden wir nun gewahr, warum der ſtattliche Gefangene ſo grimmig zurückblickt. Mißgeſtaltete Narren und Poſſenreißer ſchleichen ſich heran und verhöhnen die edlen Unglücklichen; dieſem Würdigen iſt das noch zu neu, er kann nicht ruhig vorübergehen; wenn er dagegen nicht ſchimpfen mag, ſo grinſt er dagegen.

8.

Aber der Ehrenmann ſcheint noch auf eine ſchmählichere Weiſe verletzt, es folgt ein Chor Muſikanten in

contraſtirenden Figuren. Ein wohlbehaglicher, hübſcher Jüngling, in langer, faſt weiblicher Kleidung, ſingt zur Leyer, und ſcheint dabei zu ſpringen und zu geſticuliren; ein ſolcher durfte beim Triumphzug nicht fehlen: ſein Geſchäft war, ſich ſeltſam zu gebärden, neckiſche Lieder zu ſingen, die überwundenen Gefangenen frevelhaft zu verſpotten. Die Schalks-Narren deuten auf ihn, und ſcheinen mit albernen Gebärden ſeine Worte zu commentiren, welches jenem Ehrenmann allzu ärgerlich auffallen mag.

Daß übrigens von keiner ernſthaft edlen Muſik die Rede ſey, ergibt ſich ſogleich aus der folgenden Figur: denn ein himmellanger, ſchafbepelzter, hochgemützter Dudelſack-Pfeifer tritt unmittelbar hinterdrein; Knaben mit Schellen-Trommeln ſcheinen den Mißlaut zu vermehren. Einige rückwärts blickende Soldaten aber und andere Andeutungen machen uns aufmerkſam, daß nun bald das Höchſte erfolgen werde.

9.

Und nun erſcheint auch, auf einem übermäßig, obgleich mit großem Sinn und Geſchmack verzierten Wagen, Julius Cäſar ſelbſt, dem ein tüchtig geſtalteter Jüngling auf einer Art Standarte das Veni Vidi Vici entgegenhält. Dieſes Blatt iſt ſo gedrängt voll, daß man die nackten Kinder mit Siegeszweigen zwiſchen Pferden und Rädern nur mit Angſt anſieht, in der Wirklichkeit müßten ſie längſt zerquetſcht ſeyn. Treff-

Laß der Sonne Glanz verſchwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden
Was die ganze Welt verſagt.

Helena, Fauſt, Euphorion
(in dem oben beſchriebenen Coſtüm).

Euphorion.

Hört ihr Kinderlieder ſingen,
Gleich iſt's euer eigner Scherz;
Seht ihr mich im Tacte ſpringen,
Hüpft euch elterlich das Herz.

Helena.

Liebe, menſchlich zu beglücken
Nähert ſie ein edles Zwey,
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet ſie ein köſtlich Drey.

Fauſt.

Alles iſt ſodann gefunden:
Ich bin dein und du biſt mein;
Und ſo ſtehen wir verbunden,
Dürft' es doch nicht anders ſeyn!

Chor.

Wohlgefallen vieler Jahre
In des Knaben mildem Schein
Sammelt ſich auf dieſem Paare.
O! wie rührt mich der Verein.

licher war jedoch ein solches Gedränge, das für die Augen immer unfaßlich und für den Sinn verwirrend ist, bildlich nicht darzustellen.

10.

Ein zehntes Bild aber ist für uns nun von der größten Bedeutung, denn das Gefühl: der Zug sey nicht geschlossen, wandelt einen jeden an, der die neun Blätter hinter einander legt. Wir finden nicht allein den Wagen steil, sondern sogar hinter demselben durch den Rahmen abgeschnittene Figuren, das Auge verlangt einen Nachklang und wenigstens einige der Hauptgestalt nahe tretende, den Rücken deckende Gestalten.

Zu Hülfe kommt uns nun ein eigenhändiger Kupferstich, welcher mit der größten Sorgfalt gearbeitet und zu den vorzüglichsten Werken des Meisters dieser Art zu rechnen ist. Eine Schaar tritt heran männlicher, älterer und jüngerer, sämmtlich charakteristischer Personen. Daß es der Senat sey, ist keineswegs zuzugeben; der Senat wird den Triumphzug am schicklichen Ort durch eine Deputation empfangen haben, aber auch diese konnte ihm nicht weiter entgegen gehen, als nöthig war umzukehren und vorauszuschreiten, und den versammelten Vätern die Ankömmlinge vorzuführen.

Doch sey diese Untersuchung dem Alterthumsforscher vorbehalten. Nach unserer Weise dürfen wir nur das Blatt aufmerksam betrachten, so spricht es sich wie jedes vortreffliche Kunstwerk selbst aus; da sagen wir

denn geradezu, es iſt der Lehrſtand, der gern dem ſiegenden Wehrſtand huldiget, weil durch dieſen allein Sicherheit und Förderniß zu hoffen iſt. Den Nährſtand hatte Mantegna in den Triumphzug als Tragende, Bringende, Fevernde, Preiſende vertheilt, auch in der Umgebung als Zuſchauer aufgeſtellt. Nun aber freut ſich der Lehrſtand den Ueberwinder zu begleiten, weil durch ihn Staat und Cultur wieder geſichert iſt.

In Abſicht auf Mannichfaltigkeit der Charakteriſtik iſt das beſchriebene Blatt eines der ſchätzbarſten die wir kennen, und Mantegna hat gewiß dieſen Zug auf der hohen Schule von Padua ſtudirt.

Voran im erſten Glied, in langen faltigen Gewändern, drey Männer, mittleren Alters, theils ernſten, theils heiteren Angeſichts, wie beides Gelehrten und Lehrern ziemt. Im zweyten Gliede zeichnet ſich zunächſt eine alte, koloſſale, behaglichdicke, kräftige Natur aus, die hinter allem dem mächtigen Triumphgewirre ſich noch ganz tüchtig hervorthut. Das bartloſe Kinn läßt einen fleiſchigen Hals ſehen, die Haare ſind kurz geſchnitten; höchſt behaglich hält er die Hände auf Bruſt und Bauch und macht ſich nach allen bedeutenden Vorgängern noch immer auffallend bemerklich. Unter den Lebendigen hab' ich niemanden geſehen der ihm zu vergleichen wäre, außer Gottſched; dieſer würde in ähnlichem Fall und gleicher Kleidung eben ſo einher geſchritten ſeyn: er ſieht vollkommen dem Pfeiler einer dogmatiſch-didaktiſchen

Anſtalt gleich. Wie er ohne Bart und Haupthaare, ſind auch ſeine Collegen, wenn gleich behaart, doch ohne Bärte; der vorderſte etwas ernſter und grämlicher ſcheint eher dialektiſchen Sinn zu haben. Solcher Lehrenden ſind ſechs, welche in Haupt und Geiſt alles mit ſich zu tragen ſcheinen; dagegen die Schüler nicht allein durch jüngere leichtere Geſtalten bezeichnet ſind, ſondern auch dadurch, daß ſie gebundene Bücher in Händen tragen, anzuzeigen, daß ſie ſowohl hörend als leſend ſich zu unterrichten geneigt ſeyen.

Zwiſchen jene älteſten und mittleren iſt ein Knabe von etwa acht Jahren eingeklemmt, um die erſten Lehrjahre zu bezeichnen, wo das Kind ſich anzuſchließen geneigt iſt, ſich einzumiſchen Luſt hat; es hängt ein Pennal an ſeiner Seite, anzudeuten, daß er auf dem Bildungswege ſey, wo dem Herankömmling manches Unangenehme begegnet. Wunderlicher und anmuthig natürlicher iſt nichts zu erſinnen als dieß Figürchen in ſolcher Lage.

Die Lehrer geben jeder vor ſich hin, die Schüler unterhalten ſich unter einander.

Nun aber macht den ganzen Schluß, wie billig, das Militär, von welchem denn doch zuerſt und zuletzt die Herrlichkeit des Reiches nach außen erworben und die Sicherheit nach innen erhalten werden muß. Dieſe ganze große Forderung aber befriedigt Mantegna mit ein paar Figuren; ein jüngerer Krieger, einen Oelzweig

tragend, den Blick aufwärts gerichtet, läßt uns im Zweifel, ob er sich des Siegs erfreue, oder ob er sich über das Ende des Kriegs betrübe; dagegen ein alter, ganz abgelebter, in den schwersten Waffen, indem er die Dauer des Krieges repräsentirt, überdeutlich ausspricht, dieser Triumphzug sey ihm beschwerlich und er werde sich glücklich schätzen, heute Abend irgendwo zur Ruhe zu kommen.

Der Hintergrund dieses Blattes nun, anstatt daß wir bisher meistens freie Aussichten gehabt, drängt sich, dem Menschendrang gemäß, gleichfalls zusammen; rechter Hand sehen wir einen Palast, zur Linken Thurm und Mauern; die Nähe des Stadtthors möchte damit angedeutet seyn, angezeigt daß wir uns wirklich am Ende befinden, daß nunmehr der ganze Triumphzug in die Stadt eingetreten, und innerhalb derselben beschlossen sey.

Sollten auch dieser Vermuthung die Hintergründe der vorhergehenden Blätter zu widersprechen scheinen, indem landschaftliche Aussichten, viel freie Luft, zwar auf Hügeln Tempel und Paläste, doch auch Ruinen gesehen werden, so läßt sich doch auch annehmen, daß der Künstler hierbei die verschiedenen Hügel von Rom gedacht, und sie so bebaut und so ruinenhaft, wie er sie zu seiner Zeit gefunden, vorgestellt habe. Diese Auslegung gewinnt um so mehr Kraft, als doch wohl einmal ein Palast, ein Kerker, eine Brücke, die als Wasserleitung dienen kann, eine hohe Ehrensäule da steht,

die man denn doch auf städtischem Grund und Boden vermuthen muß.

Doch wir halten inne, weil wir sonst in's Gränzenlose geriethen, und man mit noch so viel gehäuften Worten den Werth der flüchtig beschriebenen Blätter doch nicht ausdrücken könnte.

Cäsars Triumphzug,

gemahlt von Mantegna.

Zweyter Abschnitt.

1) Ursprung, Wanderung, Beschaffenheit der Bilder.
2) Fernere Geschichte derselben. Sammlungen Carls I von England.
3) Mantegna's eigene Kupferstiche in Bezug auf den Triumph.
4) Zeugniß von Vasari mit Bemerkungen darüber.
5) Allgemeine Betrachtung und Mißbilligung seiner falschen Methode von hinten hervor zu beschreiben.
6) Emendation der Bartschischen Auslegung.
7) Schwerdtgeburths Zeichnung.

1.

Mantegna lebte 1451 bis 1517 und mahlte in seiner besten Zeit, auf Anregen seines großen Gönners, Ludwig Gonzaga, Herzogs von Mantua, gedachten Triumphzug für den Palast in der Nähe des Klosters St. Sebastian. Der Zug ist nicht auf die Wand, nicht im unmittelbaren Zusammenhange gemahlt, sondern in

neun abgesonderten Bildern, vom Platze beweglich, daher sie denn auch nicht an Ort und Stelle geblieben. Sie kamen vielmehr unter Carl I, welcher als ein großer Kunstfreund die köstlichsten Schätze zusammenbrachte und also auch den Herzog von Mantua auskaufte, nach London und blieben daselbst, obgleich nach seinem unglücklichen Tode die meisten Besitzungen dieser Art durch eine Auction verschleudert wurden.

Gegenwärtig befinden sie sich, hochgeehrt, im Palaste Hamptoncourt, neun Stücke, alle von gleicher Größe, völlig quadrat, jede Seite neun Fuß, mit Wasserfarben auf Papier gemahlt, mit Leinwand unterzogen, wie die Raphaelischen Cartone, welche denselben Palast verherrlichen.

Die Farben dieser Bilder sind höchst mannichfaltig, wohl erhalten und lebhaft; die Hauptfarben in allen ihren Abstufungen, Mischungen und Uebergängen zu sehen; dem Scharlach steht anderes Hell- und Tiefroth entgegen, an Dunkel- und Hellgelb fehlt es nicht, Himmelblau zeigt sich, Blaßblau, Braun, Schwarz, Weiß und Gold.

Die Gemählde sind überhaupt in gutem Zustande, besonders die sieben ersten; die zwey letzteren, ein wenig verbleicht scheinen von der Zeit gelitten zu haben, oder abgerieben zu seyn, doch ist dieß auch nicht bedeutend. Sie hangen in vergoldeten Rahmen neun Fuß hoch über dem Boden, drey und drey auf drey Wände vertheilt,

die östliche ist eine Fensterseite, und folgen sie, von der südlichen zur nördlichen, völlig in der Ordnung, wie sie Andreas Andreani numerirt hat.

Erwähnung derselben thut Hamptoncourt-Guide, Seite 19 mit wenigen Worten; nicht viel umständlicher das Prachtwerk: The History of the Royal Residences of Windsor Castle. St. James's Palace p. p. By W. H. Pyne. In three Volumes. London 1819. welches gerade diesem Zimmer keine bildliche Darstellung gegönnt hat.

Vorstehende nähere Nachricht verdanken wir der Gefälligkeit eines in England wohnenden Deutschen Freundes, des Herrn Dr. Noehden, welcher nichts ermangeln läßt, das in Weimar angeknüpfte schöne Verhältniß auch in der Ferne dauerhaft und in Wechselwirkung zu erhalten. Auf unser zutrauliches Ansuchen begab er sich wiederholt nach Hamptoncourt, und alles was wir genau von Maß, Grund, Farben, Erhaltung, Aufstellung und so weiter angeben, ist die Frucht seiner aufmerksamen Genauigkeit.

2.

Die früheste Neigung der Engländer zur Kunst mußte sich, in Ermangelung inländischer Talente, nach auswärtigen Künstlern und Kunstwerken umsehen. Unter Heinrich dem Achten arbeitete Holbein viel in England. Was unter Elisabeth und Jacob dem Ersten ge-

ſcheben, wäre noch zu unterſuchen. Der hoffnungsvolle Kronprinz Heinrich, zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts geboren, hatte viel Sinn für die Künſte und legte bedeutende Sammlungen an. Als er vor dem achtzehnten Jahre mit Tode abging, erbte Carl der Erſte mit der Krone die Sammlung des Bruders und ſeine Liebhaberey. Rubens und van Dyk werden als Künſtler beſchäftigt, als Kunſtkenner zu Sammlungen behülflich.

Die Sammlung des Herzogs von Mantua wird angekauft, mit ihr alſo die neun Tafeln Triumphzug. Ueber das Jahr ſind wir nicht genau belehrt, es muß aber zwiſchen 1625 und 1642 fallen, indem nachher, während der Bürgerkriege, Geldmangel dem König dergleichen Acquiſitionen unterſagte.

„Nach des Königs Ermordung wurde ſowohl ſein als ſeiner Gemahlin und Prinzen Vermögen der Nation heimgefallen erklärt und, durch einen Parlaments-Beſchluß vom März 1649, auctionsweiſe zum Verkauf angeboten, worunter auch ſämmtliche Kunſtwerke und Gemählde. Aber erſt den folgenden Juny faßte die Gemeine, um ihr neues Gemeingut deſto kräftiger zu befeſtigen, über die Verwendung des perſönlichen Vermögens des letzten Königs, der Königin und der Prinzen, einen Beſchluß. Sie erließ einen Befehl, alles zu verzeichnen, zu ſchätzen und zu verkaufen, ausgenommen ſolche Theile, welche zum Gebrauch des Staates vorzubehalten ſeyen; jedoch mit ſolcher Vorſicht, um alle Nach-

rede einzelnen Intereſſés zu vermeiden, daß kein Glied des Hauſes ſich damit befaſſe. In dieſe Schätzung und Verkauf waren eingeſchloſſen, heu dolor! die ganze Sammlung von edeln Gemählden, alten Statuen und Büſten, welche der letzte König mit gränzenloſen Koſten und Mühen von Rom und allen Theilen Italiens herbeigeſchafft hatte."

Ein Verzeichniß dieſer höchſt koſtbaren Merkwürdigkeiten, wovon jetzt gar manche den Paläſten des Louvre und Escurials, auch mancher ausländiſchen Fürſten zur Verherrlichung dienen, mit Schätzungs- und Verkaufspreiſen, ward unter folgendem Titel 1757 in London gedruckt: A Catalogue and Description of King Charles the First's Capital Collection of Pictures, Bronzes, Limnings, Medals, Statues and other Curiosities.

Nun heißt es auf der fünften Seite: Gemählde zu Hamptoncourt Nro. 332, geſchätzt 4675 Pfund 10 Schill., darunter waren:

1) Neun Stück, der Triumphzug des Julius Cäſar, gemahlt von Andreas Mantegna, geſchätzt 1000 Pfund.
2) Herodias, St. Johannes Haupt in einer Schüſſel haltend, von Tizian, geſchätzt 150 Pfund.

Die größere Anzahl der Gemählde, welche den übrigen Werth von 3525 Pfund 10 Schillinge ausmachte, iſt nicht einzeln aufgeführt.

Euphorion.

Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich ſpringen,
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Iſt mir Begierde,
Sie faßt mich ſchon.

Fauſt.

Nur mäßig! mäßig!
Nicht ins Verwegne,
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne,
Zu Grund uns richte
Der theure Sohn.

Euphorion.

Ich will nicht länger
Am Boden ſtecken;
Laßt meine Hände,
Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider,
Sie ſind ja mein.

Helena.

O denk! o denke
Wem du gehöreſt!
Wie es uns kränke,
Wie du zerſtöreſt
Das ſchön errungene
Mein, Dein und Sein,

Da nun aber hieraus hervorgeht, daß Carl der Erste die Gemählde Mantegna's besessen, so wird noch zum Ueberfluß dargethan, woher sie zu ihm gekommen; folgendes diene zur Erläuterung:

„König Carls Museum war das berühmteste in Europa; er liebte, verstand und schätzte die Künste. Da er nicht das Glück hatte, große Mahlergeister unter seinen Unterthanen zu finden, so rief er die geschicktesten Meister anderer Nationen herbei, mit rühmlicher Vorliebe, um sein eigenes Land zu bereichern und zu unterrichten. Auch beschränkte er seinen Aufwand keineswegs auf lebende Künstler: denn außer einzelnen Stücken kaufte er die berühmte Sammlung des Herzogs von Mantua, nachdem er vorher eine Grundstiftung gelegt hatte von dem, was er von seinem Bruder erbte, dem liebenswürdigen Prinzen Heinrich, der, wie man aus dem Katalog sieht, auch außer andern würdigen Eigenschaften, Geschmack für Gemählde besaß, und einen edlen Eifer die Künste zu ermuntern."

„Glücklicherweise sind diese so oft belobten Bilder in England geblieben, und wohl auch noch andere, die wir dort bewundern. Ob zufällig wollen wir nicht entscheiden: denn die Clausel des republicanischen Beschlusses, daß man zurückhalten könne was zum Gebrauch des Staates dienlich sey, ließ ja gar wohl zu, daß jene zwar gewaltsamen, aber keineswegs rohen und un-

wissenden Machthaber das Beste auf den nunmehr republicanischen Schlössern zurück behielten."

Dem sey nun wie ihm sey, der Engländer, dem wir die bisherige Aufklärung schuldig sind, äußert sich folgendermaßen: „Der Streich, der die Königswürde so tief niederlegte, zerstreute zugleich die königliche tugendsame Sammlung. Die ersten Cabinette von Europa glänzen von diesem Raube; die wenigen guten, in den königlichen Palästen zerstreuten Stücke sind bei uns nur kümmerliche Ueberreste von dem was gesammelt oder wieder versammelt war von König Carls glänzenden Galerien. Man sagt die Holländer hätten vieles angekauft und einiges seinem Sohne wieder überlassen. Der beste Theil aber bleibt begraben in der Düsterniß, wenn er nicht gar untergeht in den Gewölben des Escurials."

3.

Mantegna's Kupferstiche werden hochgehalten wegen Charakter und meisterhafter Ausführung, freilich nicht im Sinne neuer Kupferstecherkunst. Bartsch zählt ihrer sieben und zwanzig, die Copien mitgerechnet; in England befinden sich nach Noehden siebenzehn, darunter sind auf den Triumphzug bezüglich nur viere, Nr. 5, 6 und 7, die sechste doppelt, aber umgekehrt, worauf ein Pilaster.

Ein Englischer noch lebender Kenner hegt die Ueberzeugung, daß nicht mehr als genannte vier Stücke vorkommen, und auch wir sind der Meinung, daß Man-

tegna sie niemals alle neun in Kupfer gestochen habe. Uns irret keineswegs, daß Strutt in seinem biographischen Wörterbuche der Kupferstecher, Band II. Seite 120, sich folgendermaßen ausdrückt: „Der Triumph des Julius Cäsar, gestochen nach seinen eigenen Gemälden, in neun Platten mittlerer Größe, beinahe viereckig. Eine vollständige Sammlung dieser Kupfer ist äußerst rar; copirt aber wurden sie von Andreas Andreani."

Wenn denn nun auch Baldinucci in seiner Geschichte der Kupferstecherkunst sagt: Mantegna habe den Triumphzug des Julius Cäsar während seines Aufenthaltes in Rom in Kupfer gestochen, so darf uns dieses keineswegs zum Wanken bringen; vielmehr können wir denken, daß der außerordentliche Künstler diese einzelnen Vorarbeiten in Kupfer, wahrscheinlich auch in Zeichnungen, die verloren oder unbekannt sind, gemacht, und bei seiner Rückkehr nach Mantua das Ganze höchst wundersam ausgeführt.

Und nun sollen die aus der innern Kunst entnommenen Gründe folgen, die uns berechtigen dieser Angabe kühnlich zu widersprechen. Die Nummern fünf und sechs (Bartsch 12, 13.), von Mantegna's eigener Hand, liegen, durch Glück und Freundesgunst, neben den Platten von Andreani uns vor Augen. Ohne daß wir unternehmen mit Worten den Unterschied im Besonderen auszudrücken, so erklären wir im Allgemeinen, daß aus den Kupfern etwas Ursprüngliches durchaus

hervorleuchte; man sieht darin die große Conception eines Meisters, der sogleich weiß was er will, und in dem ersten Entwurf unmittelbar alles Nöthige der Hauptsache nach darstellt und einander folgen läßt. Als er aber an eine Ausführung im Großen zu denken hatte, ist es wundersam zu beobachten und zu vergleichen, wie er hier verfahren. — Jene ersten Anfänge sind völlig unschuldig, naiv, obschon reich, die Figuren zierlich, ja gewissermaßen nachlässig, und jede im höchsten Sinne ausdrucksvoll, die andern aber, nach den Gemählden gefertigt, sind ausgebildet, kräftig, überreich, die Figuren tüchtig, Wendung und Ausdruck kunstvoll, ja mitunter künstlich; man erstaunt über die Beweglichkeit des Meisters bei entschiedenem Verharren; da ist alles dasselbe und alles anders; der Gedanke unverrückt, das Walten der Anordnung völlig gleich, im Abändern nirgends gemäkelt noch gezweifelt, sondern ein anderes, höheren Zweck Erreichendes ergriffen.

Daher haben jene ersten eine Gemüthlichkeit ohne Gleichen, weil sie unmittelbar aus der Seele des großen Meisters hervortraten, ohne daß er an eigentliche Kunstzwecke gedacht zu haben scheint. Wir würden sie einem liebenswürdigen häuslichen Mädchen vergleichen, um welche zu werben ein jeder Jüngling sich geneigt fühlen müßte; in den andern aber, den ausgeführten, würden wir dieselbe Person wieder finden, aber als entwickelte, erst verheirathete junge Frau, und wenn wir jene ein-

fach gekleidet, häuslich beschäftigt gesehen, finden wir sie nun in aller Pracht, womit der Liebende das Geliebte so gern ausschmückt. Wir sehen sie in die Welt hervorgetreten bei Festen und Tänzen, wir vermissen jene, indem wir diese bewundern. Doch eigentlich darf man die Unschuld nicht vermissen, wo sie einem höheren Zwecke aufgeopfert ist.

Wir wünschen einem jeden wahren Kunstfreunde diesen Genuß und hoffen, daß er dabei unsere Ueberzeugung gewinnen solle.

In dieser werden wir nur um so mehr bestärkt durch das was Herr Dr. Nochden von dem dritten Kupfer des Mantegna, welches Bartsch nicht hat, in Vergleichung mit der siebenten Tafel des Andreas Andreani meldet: „Wenn auf den beiden andern Blättern, Nummer fünf und sechs, gegen die Gemählde Abänderungen vorkommen, so sind sie noch stärker bei der gegenwärtigen Nummer. Die edlen Gefangenen werden zwar vorgeführt, allein die höchst liebliche Gruppe der Mutter mit Kindern und Aeltermutter fehlt ganz, welche also später von dem Künstler hinzugedacht worden. Ferner ist ein gewöhnliches Fenster auf dem Kupferstiche dargestellt, aus welchem drey Personen herausſehen; in dem Gemählde ist es ein breites gegittertes Fenster, als welches zu einem Gefängniß gehört, hinter welchem mehrere Personen, die man für Gefangene halten kann, stehen. Wir betrachten dieß als eine übereinstimmende Anspielung auf den ver-

übergehenden Zug, in welchem ebenfalls Veränderungen statt gefunden."

Und wir von unserer Seite sehen hier eine bedeutende Steigerung der künstlerischen Darstellung, und überzeugen uns, daß dieses Kupfer, wie die beiden andern, dem Gemählde vorgegangen.

4.

Vasari spricht mit großem Lobe von diesem Werke, und zwar folgendermaßen: „Dem Marchese von Mantua, Ludwig Gonzaga, einem großen Gönner und Schätzer von Andreas Kunstfertigkeit, mahlte er, bei St. Sebastian in Mantua, Cäsars Triumphzug, das Beste was er jemals geliefert hat. Hier sieht man in schönster Ordnung den herrlich verzierten Wagen (*), Verwandte, Weihrauch und Wohlgerüche, Opfer, Priester, bekränzte geweihte Stiere, Gefangene, von Soldaten eroberte Beute, geordneten Heereszug Elephanten, abermals Beute, Victorien, Städte und Festungen auf verschiedenen Wagen; zugleich auch abgebildet gränzenlose Trophäen auf Spießen und Stangen, auch mancherlei Schutzwaffen für Haupt und Rumpf, Ausputz, Zierrath, unendliche Gefäße. Unter der Menge bemerkt man ein Weib, das einen Knaben an der Hand führt, der weinend einen Dorn im Füßchen sehr anmuthig und natürlich der Mutter hinweist. (**)

In diesem Werke hat man auch abermals einen Beweis von seiner schönen Einsicht in die perspectivischen

Künſte; denn indem er ſeine Bodenfläche über dem Auge anzunehmen hatte, ſo ließ er die erſten Füße an der vordern Linie des Planums vollkommen ſehen, ſtellte jedoch die folgenden deſſelben Gliedes mehr perſpectiviſch, gleichſam ſinkend vor, ſo daß nach und nach Füße und Schenkel dem Geſetz des Augpunctes gemäß ſich verſtecken.

Eben ſo hält er es auch mit Beute, Gefäßen, Inſtrumenten und Zierrathen; er läßt nur die untere Fläche ſehen, die obere verliert ſich ebenfalls nach denſelben Regeln. Wie er denn überhaupt Verkürzungen darzuſtellen beſonders geſchickt war.“

Mit einem ſolchen (*) Sternchen haben wir vorhin eine Lücke angedeutet, die wir nunmehr ausfüllen wollen. Baſari glaubt in einem nahe vor dem Triumphwagen ſtehenden Jüngling einen Soldaten zu ſehen, der den Sieger mitten in der Herrlichkeit des Feſtzuges mit Schimpf- und Schmähreden zu demüthigen gedenkt, welche Art von übermüthiger Gewohnheit aus dem Alterthume wohl überliefert wird. Allein wir glauben die Sache anders auslegen zu müſſen; der vor dem Wagen ſtehende Jüngling hält auf einer Stange, gleichſam als Feldzeichen, einen Kranz, in welchem die Worte veni, vidi, vici, eingeſchrieben ſind; dieß möchte alſo wohl dem Schluß die Krone aufſetzen. Denn wenn vorher auf mancherlei Bändern und Banderolen an Zinken und Poſaunen, auf Tafeln und Täfelchen ſchon Cäſar genannt und alſo dieſe Feyerlichkeit auf ihn bezogen wird,

so ist doch hier zum Abschluß das höchste Verdienst einer entscheidenden Schnelligkeit verkündet und ihm von einem frohen Anhänger vorgehalten, woran bei genauerer Betrachtung wohl kein Zweifel übrig bleiben möchte.

(**) Das zweyte Zeichen deutet abermals auf eine vom Vasari abweichende Meinung. Wir fragten nämlich, da auf dem Andreanischen Blatte No. 7 dieser vom Vasari gerühmte Dorn nicht zu entdecken war, bei Herrn Dr. Noehden in London an, in wiefern das Gemählde hierüber Auskunft gebe; er eilte dieser und einiger andern Anfragen wegen gefälligst nach Hampetoncourt und ließ nach genauer Untersuchung sich folgendermaßen vernehmen:

„An der linken Seite der Mutter ist ein Knabe (vielleicht drey Jahre alt), welcher an dieselbe hinaufklimmen will. Er hebt sich auf der Zehe des rechten Fußes, seine rechte Hand faßt das Gewand der Mutter, welche ihre linke nach ihm herabgestreckt und mit derselben seinen linken Arm ergriffen hat, um ihm aufzuhelfen. Der linke Fuß des Knaben hat sich vom Boden gehoben, dem Anscheine nach bloß zufolge des aufstrebenden Körpers. Ich hätte es nie errathen, daß ein Dorn in diesen Fuß getreten, oder der Fuß auf irgend eine andere Weise verwundet wäre, da das Bild, wenn meine Augen nicht ganz wunderlich trügen, gewiß nichts von der Art zeigt. Das Bein ist zwar steif aufgezogen, welches sich freilich zu einem verwundeten Fuße passen würde; aber dieß reimt

sich eben so gut mit dem bloß in die Höhe strebenden Körper. Der ganz schmerzenlose Ausdruck des Gesichtes bei dem Knaben, welcher heiter und froh, obgleich begierig hinaufsieht, und der ruhige Blick der herabsehenden Mutter, scheinen mir der angenommenen Verletzung ganz zu widersprechen. An dem Fuße selbst müßte man doch wohl eine Spur der Verwundung, z. B. einen fallenden Blutstropfen bemerken; aber durchaus nichts Aehnliches ist zu erkennen. Es ist unmöglich, daß der Künstler, wenn er ein solches Bild dem Zuschauer hätte eindrücken wollen, es so zweifelhaft und versteckt gelassen haben könnte. Um ganz ohne Vorurtheil bei der Sache zu verfahren, fragte ich den Diener, welcher die Zimmer und Gemählde im Schlosse zu Hamptoncourt zeigt, und der mehrere Jahre lang dieses Geschäft verwaltet hat, einen ganz mechanischen kenntnißlosen Menschen, ob er etwas von einem verwundeten Fuße, oder einem Dornstich an dem Knaben bemerkte. Ich wollte sehen, welchen Eindruck die Darstellung auf das gemeine Auge und den gemeinen Verstand machte. „Nein," war die Antwort, „davon läßt sich nichts erkennen: es kann nicht seyn, der Knabe sieht ja viel zu heiter und froh aus, als daß man ihn sich verwundet denken könnte." Ueber den linken Arm der Mutter ist, so wie bei dem rechten, ein rothes Tuch oder Shawl geworfen, und die linke Brust ist ebenfalls ganz entblößt.

Hinter dem Knaben, zur linken Seite der Mutter,

ſteht gebückt eine ältliche Frau, mit rothem Schleiertuche über dem Kopfe. Ich halte ſie für die Großmutter des Knaben, da ſie ſo theilnehmend um ſie beſchäftigt iſt. In ihrem Geſichte iſt auch nichts von Mitleiden, welches doch wahrſcheinlich ausgedrükt worden wäre, wenn das Enkelchen an einer Dornwunde litte. In der rechten Hand ſcheint ſie die Kopfbedeckung des Knaben (ein Hütchen oder Käppchen) zu halten, und mit der linken berührt ſie den Kopf deſſelben.“

5.

Sieht man nun die ganze Stelle, wodurch uns Vaſari über dieſen Triumphzug hat belehren wollen, mit lebendigem Blick an, ſo empfindet man alsbald den inneren Mangel einer ſolchen Vortragsweiſe; ſie erregt in unſerer Einbildungskraft nur einen wüſten Wirrwarr und läßt kaum ahnen, daß jene Einzelnheiten ſich klar in eine wohlgedachte Folge reihen würden. Schon darin hat es Vaſari gleich anfangs verſehen, daß er von hinten anfängt und vor allem auf die ſchöne Verziertheit des Triumphwagens merken läßt; daraus folgt denn, daß es ihm unmöglich wird, die voraustretenden gedrängten, aber doch geſonderten Schaaren, ordnungsgemäß auf einander folgen zu laſſen, vielmehr greift er auffallende Gegenſtände zufällig heraus, daher denn eine nicht zu entwirrende Verwickelung entſteht.

Wir wollen ihn aber deßhalb nicht ſchelten, weil er von Bildern ſpricht die ihm vor Augen ſtehen, von denen

Chor.

Bald löst, ich fürchte,
Sich der Verein!

Helena und Faust.

Bändige! bändige!
Eltern zu Liebe
Ueberlebendige
Heftige Triebe!
Ländlich im Stillen
Ziere den Plan.

Euphorion.

Nur euch zu Willen
Halt' ich mich an.
(Durch den Chor sich schlingend und ihn zum Tanze fortreißend.)
Leichter umschweb' ich die,
Muntres Geschlecht,
Ist nun die Melodie,
Ist die Bewegung recht?

Helena.

Ja, das ist wohlgethan,
Führe die Schönen an
Künstlichem Reihn.

Faust.

Wäre das doch vorbei!
Mich kann die Gaukelei
Gar nicht erfreun.

er glaubt daß jederman sie sehen wird. Auf seinem Standpuncte konnte die Absicht nicht seyn, sie den Abwesenden oder gar Künftigen, wenn die Bilder verloren gegangen, zu vergegenwärtigen.

Ist dieses doch auch die Art der Alten, die uns oft in Verzweiflung bringt. Wie anders hätte Pausanias verfahren müssen, wenn er sich des Zweckes hätte bewußt seyn können, uns durch Worte über den Verlust herrlicher Kunstwerke zu trösten! Die Alten sprachen als gegenwärtig zu Gegenwärtigen, und da bedarf es nicht vieler Worte. Den absichtlichen Redekünsten Philestrats sind wir schuldig, daß wir uns einen deutlichern Begriff von verlornen köstlichen Bildern aufzubauen wagen.

6.

Bartsch in seinem peintre graveur. Band XIII. Seite 234, spricht unter der eilften Nummer der Kupferstiche des Andreas Mantegna: „Der Römische Senat begleitet einen Triumph. Die Senatoren richten ihren Schritt gegen die rechte Seite, auf sie folgen mehrere Krieger, die man zur Linken sieht, unter welchen einer besonders auffällt, der mit der Linken eine Hellebarde faßt, am rechten Arme ein ungeheures Schild tragend. Der Grund läßt zur Rechten ein Gebäude sehen, zur Linken einen runden Thurm. Mantegna hat dieses Blatt nach einer Zeichnung gestochen, die er bei seinem Triumphzug Cäsars wahrscheinlich benutzen wollte, wovon er jedoch keinen Gebrauch gemacht hat."

Wie

Wie wir dieſes Blatt auslegen, iſt in dem erſten Aufſatze über Mantegna im vorigen Stücke zu erſehen, deßhalb wir unſere Ueberzeugung nicht wiederholen, ſondern nur bei dieſer Gelegenheit den Dank, den wir unſerm verewigten Bartſch ſchuldig ſind, auch von unſerer Seite gebührend abſtatten.

Hat uns dieſer treffliche Mann in den Stand geſetzt, die bedeutendſten und mannichfaltigſten Kenntniſſe mit weniger Mühe zu gewinnen, ſo ſind wir, in einem andern Betracht, auch ſchuldig ihn als Vorarbeiter anzuſehen, und hie und da, beſonders in Abſicht auf die gebrauchten Motive, nachzuhelfen; denn das iſt ja eben eins der größten Verdienſte der Kupferſtecherkunſt, daß ſie uns mit der Denkweiſe ſo vieler Künſtler bekannt macht, und, wenn ſie uns die Farbe entbehren lehrt, das geiſtige Verdienſt der Erfindung auf das ſicherſte überliefert.

7.

Um nun aber ſowohl uns als andern theilnehmenden Kunſtfreunden den vollen Genuß des Ganzen zu verſchaffen, ließen wir durch unſeren geſchickten und geübten Kupferſtecher Schwerdtgeburth dieſen abſchließenden Nachzug, völlig in der Dimenſion der Andreaniſchen Tafeln und in einer den Holzſtock ſowohl in Umriſſen als Haltung nachahmenden Zeichnungsart, ausführen, und zwar in umgekehrter Richtung, ſo daß die Wandelnden nach der Linken zu ſchreiten. Und ſo legen wir dieſes Blatt un-

mittelbar hinter den Triumphwagen Cäsars, wodurch denn, wenn die zehn Blätter hinter einander gesehen werden, für den geistreichen Kenner und Liebhaber das anmuthigste Schauspiel entsteht, indem etwas von einem der außerordentlichsten Menschen vor mehr als dreyhundert Jahren intentionirt zum erstenmal zur Anschauung gebracht wird.

4.

Kupferstich

nach

Tizian.

Kupferſtich
nach Tizian,
wahrſcheinlich von C. Cort.

Wenn man problematiſche Bilder wie das fragliche von Tizian verſtehen und auslegen will, ſo hat man folgendes zu bedenken: Seit dem dreyzehnten Jahrhundert, wo man anfing den, zwar noch immer reſpectablen, aber zuletzt doch ganz mumienhaft vertrockneten Byzantiniſchen Styl zu verlaſſen und ſich an die Natur zu wenden, war dem Mahler nichts zu hoch und nichts zu tief, was er nicht unmittelbar an der Wirklichkeit nachzubilden getrachtet hätte; die Forderung ging nach und nach ſo weit, daß die Gemählde als eine Art von Muſter-Charte alles dem Auge Erreichbare enthalten mußten. Eine ſolche Tafel ſollte bis an den Rand bedeutend und ausführlich gefüllt ſeyn; hiebei blieb nun unvermeidlich, daß fremde, zum Hauptgegenſtand nicht gehörige Figuren und ſonſtige Gegenſtände als Beweiſe allgemeiner Kunſtfertigkeit mit aufgeführt wurden. Zu Tizians Zeiten unterwarf ſich der Mahler noch gern ſolchen Forderungen.

Wenden wir uns nunmehr zum Bilde ſelbſt! In einer offenen mannichfaltigen Landſchaft ſehen wir, zu unſerer linken Hand faſt am Rande nächſt Felſen und

Baum, das schönste nackte Mädchen liegen, bequem, gelassen, impassible, wie auf dem einsamsten Polster. Schnitte man sie heraus, so hätte man schon ein vollkommenes Bild und verlangte nichts weiter; bei gegenwärtigem Musterbilde aber sollte vorerst die Herrlichkeit des menschlichen Körpers in seiner äußerlichen Erscheinung dargethan werden. Ferner steht hinter ihr ein hohes enghalsiges Gefäß; wahrscheinlich des Metallglanzes willen; ein sanfter Rauch zieht aus ihm hervor. Sollte das vielleicht auf die Frömmigkeit dieser schönen Frau, auf ein stilles Gebet, oder worauf sonst deuten?

Denn daß hier eine höchst merkwürdige Person vorgestellt sey, werden wir bald gewahr. Rechts gegenüber am Rande liegt ein Todtenkopf, und aus der Kluft daneben zeigt sich der Arm eines Menschen noch von Fleisch und Muskeln nicht entblößt.

Wie das zusammenhänge, sehen wir bald; denn zwischen gedachten Eruvien und jenem Götterbilde krümmt sich ein kleiner beweglicher Drache, begierlich nach der anlockenden Beute schauend. Sollten wir nun aber, da sie selbst so ruhig liegt und, wie durch einen Zauber, den Lindwurm abzuhalten scheint, für sie einigermaßen besorgt seyn, so stürmt aus der düstersten Gewitterwolke ein geharnischter Ritter, auf einem abenteuerlichen feuerspeienden Löwen hervor, welche beide wohl dem Drachen bald den Garaus machen werden. Und so sehen wir denn, obgleich auf eine etwas wunderbare Weise,

St. Georg der den Lindwurm bedroht und die zu erlösende Dame vorgestellt.

Fragen wir nunmehr nach der Landschaft, so hat diese mit der Begebenheit gar nichts gemein; sie ist nur, nach oben ausgesprochenem Grundsatz, für sich so merkwürdig als möglich, und doch finden die beschriebenen Figuren in ihr glücklichen Raum.

Zwischen zwey felsigen Ufern, einem steileren stark bebuschten, einem flächeren der Vegetation weniger unterworfenen, strömt ein Fluß erst rauschend, dann sanft zu uns heran; das rechte steile Ufer ist von einer mächtigen Ruine gekrönt, gewaltige unförmliche Massen von überbliebenem Mauerwerk deuten auf Macht und Kraft, die sich bei'm Erbauen bewiesen. Einzelne Säulen, ja eine Statue noch in einer Nische deuten auf die Anmuth eines solchen königlichen Aufenthalts; die Gewalt der Zeit hat aber alle Menschenbemühungen unnütz und unbrauchbar gemacht.

Auf dem gegenüber liegenden Ufer werden wir auf neuere Zeiten gewiesen; da stehen mächtige Thürme, frisch errichtete oder völlig wieder hergestellte Vertheidigungs-Anstalten, neue, wohl ausgemauerte Schießscharten und Zacken. Ganz hinten aber im Grunde verbindet die beiden Ufer eine Brücke die uns an die Engelsbrücke, so wie der dahinter stehende Thurm an die Engelsburg erinnert. Bei jener Wahrheits- und Wirklichkeitsliebe ward eine solche Ort- und Zeitverwechse-

lung dem Künstler nicht angerechnet. Denke man aber ja nicht das Ganze ohne die genaueste Congruenz, man könnte keine Linie verändern ohne der Composition zu schaden. Höchst merkwürdig preisen wir die vollkommen poetische Gewitterwolke die den Retter hervorbringt; doch läßt sich ohne Gegenwart des Blattes davon nicht ausführlich sprechen. An der einen Seite scheint sie sich von jener Ruine gleich einem Drachenschwanz loszulösen, im Ganzen kann man aber mit allem Zoomorphismus keine eigentliche Gestalt herausdeuten; an der andern Seite entsteht zwischen Brücke und Festungswerken ein Brand, dessen Rauch, still wallend, bis zu dem feuerspeienden Rachen des Löwen hinaufsteigt und mit ihm in Zusammenhang tritt. Genug, ob wir gleich diese Composition erst als collectiv ansprachen, so müssen wir sie zuletzt als völlig zur Einheit verschlungen betrachten und preisen.

Zum Schlusse jedoch ganz genau besehen, nach befragten Legenden-Büchern, ist es eine christliche Parodie der Fabel von Perseus und Andromeda. Eines heidnischen Königs Land wird durch einen Drachen verwüstet, welcher nur durch Menschenopfer zu beschwichtigen ist. Endlich trifft seine Tochter das Loos, welche jedoch durch den hereinstürmenden Ritter St. Georg befreit und der Lindwurm getödtet wird. Sie geht zum Christenthum über, ihr Name jedoch blieb uns unbekannt.

5.

Tischbeins Idyllen.

Euphorion und Chor

(tanzend und ſingend bewegen ſich in verſchlungenen Reihen).

Wenn du der Arme Paar
Lieblich bewegeſt,
Im Glanz dein lockig Haar
Schüttelnd erregeſt,
Wenn dir der Fuß ſo leicht
Ueber die Erde ſchleicht,
Dort und da wieder hin
Glieder um Glied ſich ziehn,
Haſt du dein Ziel erreicht
Liebliches Kind;
All' unſre Herzen ſind
All' dir geneigt.

(Pauſe.)

Euphorion.

Ihr ſeyd ſo viele
Leichtfüßige Rehe,
Zu neuem Spiele
Friſch aus der Nähe,
Ich bin der Jäger
Ihr ſeyd das Wild.

Chor.

Willſt du uns fangen
Sey nicht behende,
Denn wir verlangen
Doch nur am Ende
Dich zu umarmen
Du ſchönes Bild.

Wilhelm Tischbeins Idyllen.

Wilhelm Tischbein bildete sich in der glücklichen Zeit, wo dem zeichnenden Künstler noch objectives Wahre von außen geboten ward, wo er die reineren Dichterwerke als Vorarbeit betrachten, sie nach seiner Weise belebt wieder hervorbringen konnte.

Wenn Homer ihn zur heroisch-kriegerischen Welt heranzog, wendete er sich eben so gern, mit Theokrit, zum unschuldigen golden-silbernen Zeitalter ländlichen Wesens und Treibens, und wenn die Phantasie, welche alles mit Bildern bevölkert, in's Weite zu führen drohte, so kehrte er schnell zum Charakteristischen zurück, das er, Gestalt um Gestalt, bis zu den Thieren verfolgte.

Und so vorbereitet begab er sich nach Italien, da er denn schon auf der Reise das Vorgefühl einer heroisch-bedeutenden Landschaft in Skizzen gar anmuthig auszudrücken wußte.

Seines wackern Lebensganges haben wir früher schon gedacht, so wie des wechselseitig freundschaftlich belehrend fortdauernden Verhältnisses. Gegenwärtig sey von leicht entworfenen Blättern die Rede, durch deren Sen-

dung er, bis auf den heutigen Tag, eine höchst erquickliche Verbindung auch aus der Ferne zu erhalten weiß.

Vor uns liegt ein Band in groß Quart mehr oder weniger ausgeführter Entwürfe, die Mannichfaltigkeit des künstlerischen Sinnes und Denkens enthaltend. Einem jeden Blatte haben wir, auf des Freundes Verlangen, einige Reime hinzugefügt; er liebt seine sinnigen Skizzen durch Worte verklärt und vollendet zu sehen. Als Titelschrift sandten wir voran:

Wie seit seinen Jünglings-Jahren
Unser Tischbein sich ergeht,
Wie er Berg und Thal befahren
Stets an rechter Stelle steht;
Was er sieht, weifs mitzutheilen,
Was er dichtet ebenfalls;
Faunen bringt er auch zuweilen,
Frauen doch auf allen Zeilen
Des poetisch-plastischen Alls:
Also war es an der Tiber
Wo dergleichen wir geübt,
Und noch wirkt dieselbe Fiber
Freund dem Freunde gleich geliebt.

I.

Substructionen zerstörter, ungeheurer Lust- und Prachtgebäude, deren Ruinen durch Vegetation wieder belebt worden.

Gar manche bedeutende Stelle unserer Erdoberfläche erinnert, mitten in herrlicher Gegenwart, an eine gröfsere

Vergangenheit, und vielleicht iſt nirgends dieſer Contraſt ſichtbarer, fühlbarer als in Rom und deſſen Umgegend; das Zerſtörte iſt ungeheuer, durch keine Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, und doch auch erſcheint das Wiederhergeſtellte, unſern Augen ſich Darbietende, gleichfalls ungeheuer.

Nun aber zu unſerm Blatt! Die weitläuftigſten, von der Baukunſt eroberten Räume ſollten wieder als ebener Boden dem Pflanzenleben gewidmet werden. Subſtructionen, die Laſt kaiſerlicher Wohnungen zu tragen geeignet, überlaſſen nunmehr einen ebenen, gleichgültigen Boden dem Waizenbau; Schlinge- und Hängepflanzen ſenken ſich in dieſe halbverſchütteten, finſtern Räume; Früchte des Granatbaumes, Kürbisranken erheitern, ſchmücken dieſe Einöde; und wenn dem Auge des Wanderers ein ſo uneben zerriſſener Boden als geſtalteter Naturhügel erſchien, ſo wunderte es einen Herabſteigenden deſto mehr, in ſolchen Schluchten, ſtatt Urfels, Mauerwerk, ſtatt Gebirgslagern, Spalten und Gängen gerade anſtrebende Mauerpfeiler, mächtige Gewölbsbogen zu erblicken, und, wollte er ſich wagen, ein unterirdiſches Labyrinth von düſteren Hallen und Gängen vor ſich zu finden.

Einem ſolchen gefühlvollen Anſchauen war Tiſchbein mehr als andere hingegeben; überall fand er Lebendiges zu dem Abgeſchiedenen gepaart. Noch beſitze ich ſolche unſchätzbare Blätter, die den innigen Sinn eines wun-

derſamen hingeſchwundenen und wieder neubelebten Zuſtandes verkünden.

Dem oben beſchriebenen Blatt fügte ich folgende Reime hinzu:

Würdige Prachtgebäude ſtürzen,
Mauer fällt, Gewölbe bleiben,
Daſs, nach tausendjähr'gem Treiben,
Thor und Pfeiler ſich verkürzen.
Dann beginnt das Leben wieder,
Boden mischt sich neuen Saaten,
Rank' auf Ranke senkt sich nieder;
Der Natur ist's wohlgerathen.

Das in ſolchem Falle uns überraſchende Gefühl ſprach ich, in früher Jugend, ohne den ſinnlichen Eindruck erfahren zu haben, folgendermaßen aus:

Natur! du ewig keimende,
Schaffst jeden zum Genuſs des Lebens,
Hast deine Kinder alle mütterlich
Mit Erbtheil ausgestattet, einer Hütte.
Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierrath
Sie verklebt.
Die Raup' umspinnt den goldnen Zweig
Zum Winterhaus für ihre Brut
Und du flickst zwischen der Vergangenheit
Erhabne Trümmer
Für dein Bedürfniſs
Eine Hütte, o Mensch,
Genieſsest über Gräbern! –

II.

Im Meer die Sonne untergehend, zwey Jünglingsfreunde, an einander traulich gelehnt, auf einer Höhe stehend, von den letzten Strahlen beleuchtet, überschauen die reiche Gegend und erquicken sich mit und an einander.

Für dergleichen Naturscenen hatte Tischbein stets reinen Sinn, und offene, freie Brust. Ich besitze noch eine ältere Zeichnung, wo er sich, als Reisender in unwirthbarem Gebirg, am Sonnenaufgang und herrlichen, sich zusammendrängenden Zufälligkeiten entzückt. In diesem Betracht schrieb ich zu obigem Bilde folgende Zeilen:

Schön und menschlich ist der Geist,
Der uns in das Freie weist.
Wo in Wäldern, auf der Flur,
Wie im steilen Berggehänge.
Sonnen-Auf- und Untergänge
Preisen Gott und die Natur.

Der Geschichtsmahler, der eigentliche Menschendarsteller, hat in Bezug auf Landschaft große Vortheile; aus dem Wirklichen zieht er das Bedeutende, findet das Merkwürdige unter jeder Bedingung, weiß ihm Gestalt und Adel zu verleihen. Schroffe Felsen, deren bewaldeter Fuß in bebaute Hügel sich senkt, die endlich gegen den Fluß zu in fette Trift auslaufen. Hier begleiten grüne Wiesen mit bebuschten Ufern den Strom in's Meer. Und was da alles von fernen Vorgebirgen,

Buchten und ſichern Landungen erſcheinen mag, das war dem Künſtler um Rom und Neapel auf mannichfachen Reiſen ſo zu eigen geworden, daß dergleichen Umriſſe leicht und bequem aus ſeiner Feder floſſen, ſtets anmuthig, ſtets bedeutend.

Auch auf das ſtärkſte drückten ſich einzelne Vorfallenheiten der lebloſen Natur in ſein Gedächtniß; er wiederholte ſie gern, wie man eine Geſchichte, die uns beſonders getroffen, uns Antheil abzugewinnen vermocht, erzählend, gern öfters wiederholen mag. Baum- und Felsgruppen, eigene, ſeltene Oertlichkeiten, Meteore jeder Art, die Verbindung irdiſcher Wirkungen mit himmliſchen, das Wechſelſpiel unterer und oberer Erſcheinungen ward er nicht müde darzuſtellen.

Seltenes und Außerordentliches verliſcht noch weniger in ſeiner Einbildungskraft. Den vollen Mond neben dem feuerſprühenden, furchtbaren Spiel des Veſuvs, beides im Meere ſich abſpiegelnd, wagt er ſogar mit Federſtrichen nachzubilden, fließende Laven, wie die erſtarrten, faßt er gleich charakteriſtiſch auf. Solche flüchtige Blätter, deren ich noch gar manche ſorgfältig verwahre, ſind geiſtreiche Luſt.

III.

Wie man ſonſt angehenden Kunſtjüngern eine reiche vollbeerige Traube vorlegte, um ihnen daran die Geheimniſſe der Compoſition, Gruppirung, Licht, Schatten und Haltung zu verſinnlichen, ſo ſtanden zu Fraſ-

cati,

cati, in dem Aldobrandiniſchen Garten, zu einer Einheit verſammelt die verſchiedenartigſten Bäume, ein Wanderziel allen Künſtlern und Kunſtfreunden.

In der Mitte hob ſich die Cypreſſe hoch empor, links ſtrebte die immer grünende Eiche zur Breite wie zur Höhe und bildete, indem ſie zugleich jenen ſchlanken Baum hie und da mit zierlichen Aeſten umfaßte, eine reiche Lichtſeite. Rechts in freier Luft zeigten ſich der Pinien horizontale Schirmgipfel und die Schattenſeite war mit leichterem Geſträuche abgeſchloſſen, ſodann nahmen, weiter hervor, die breiten gezackten Blätter eines Feigenbaums noch einiges Licht auf und das Ganze rundete ſich befriedigend.

Von dieſer muſterhaften Gruppe beſitze ich noch eine große Kreidezeichnung auf grau Papier, jedermann zur Bewunderung. Nun hatte er dieſes Gebilde unverrückt im Sinne behalten, ſolches in gegenwärtigem Kunſt- und Muſterbüchlein abermals vorgeſtellt, nur, dem Format gemäß, um vieles kleiner und mit einiger Veränderung. Folgenden Reim ſchrieb ich zur Seite:

Wenn, in Wäldern, Baum an Bäumen,
Bruder ſich mit Bruder nähret,
Sey das Wandern, ſey das Träumen
Unverwehrt und ungeſtöret;
Doch, wo einzelne Geſellen
Zierlich mit einander ſtreben,
Sich zum ſchönen Ganzen ſtellen,
Das iſt Freude, das iſt Leben.

IV.

Aberm[illegible] aus der vegetabilen Welt, eine seltene, vielleicht einzige Erscheinung; schwer, unmöglich zu beschreiben. Da sich jedoch die wunderlichste Zufälligkeit unserm Freunde so tief eingeprägt hat, daß er den Gegenstand oft wiederholen mochte, so sey auch von unserer Seite der Versuch gewagt.

Inmitten eines von düsteren Bäumen umschatteten Wasserspiegels zeigt sich, auf geringer Erderhöhung, eine alte Eiche, im Volllichte, ihre zackigen Aeste umher verbreitend und niedersenkend, so daß die letzten Blätterbüschel beinahe das Wasser erreichen und sich darin gar freundlich bespiegelnd wiederholen. Eben so ist der wenige abgeteilte Erdgrund, worauf der Baum steht, auch Stamm und Aeste, insofern es der Raum zuließ, im Abglanz wiederholt.

Der alte, in feuchter Einsamkeit erwachsene, ausdauernde Baum, in düsterer Umgebung erleuchtet, in der Wüste sich selbst bespiegelnd, veranlaßte folgenden anthropomorphischen Reim:

Mitten in dem Wasserspiegel
Hub die Eiche sich empor,
Majestätisch Fürstensiegel
Solchem grünen Waldesflor;
Sieht sich selbst zu ihren Füßen,
Schaut den Himmel in der Flut:
So des Lebens zu genießen
Einsamkeit ist höchstes Gut.

V.

In belebte und angenehme Geſellſchaft verſetzt uns, aus jener Einſamkeit, geſchwinde dieſes Blatt. Auf Raſen gelagert ſehen wir anmuthige Jungfrauen, deren ſchöne Körper, der Sitte früherer Zeitalter gemäß, nur theilweiſe verhüllt ſind; der Anblick von derben, gefälligen Gliedern iſt uns gegönnt.

Nun aber fragen wir: was verſammelt ſie an dieſen Platz? was erwarten ſie? Denn gegenwärtig ſcheint nichts vorhanden, was ihnen Unterhaltung gewähren könnte. Doch, näher beſehen, ſchauen wir hüben und drüben zwey männliche Figuren. Links, erhöht unter einem Baume ſitzend, einen lieblichen Jüngling, die Flöte in der Hand, als erklärte er vor Beginnen ſeines Vortrags, auf was für Melodien er ſich bereite, was für Lieder ſollten gehört werden. Auf ihn ſind viele Blicke gerichtet, wohl die Hälfte der Hörerinnen ſcheint ihm zu vertrauen, von ihm angezogen zu ſeyn.

Aber an der andern Seite hat ſich ein Faun unter die Nymphen gemiſcht; er zeigt eine vielrohrige Pfeife, verſpricht die munterſten Tänze, die luſtigſte Unterhaltung; auch mag er ſich wohl die Hälfte der Hörerſchaft gewonnen haben.

Mit wenig Reimen ſuchten wir dieß auszudrücken:

Harren ſeht ihr ſie, die Schönen,
Was durch's Ohr das Herz ergreife?

Euphorion.

Nur durch die Haine!
Zu Stock und Steine!
Das leicht Errungene
Das widert mir,
Nur das Erzwungene
Ergetzt mich schier.

Helena und Faust.

Welch ein Muthwill! welch ein Rasen!
Keine Mäßigung ist zu hoffen.
Klingt es doch wie Hörnerblasen
Ueber Thal und Wälder dröhnend,
Welch ein Unfug! welch Geschrei!

Chor

(einzeln schnell eintretend).

Uns ist er vorbei gelaufen,
Mit Verachtung uns verhöhnend
Schleppt' er von dem ganzen Haufen
Nun die wildeste herbei.

Euphorion

(ein junges Mädchen hereintragend).

Schlepp' ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genusse.
Mir zur Wonne, mir zur Lust
Drück' ich widerspenstige Brust,
Küss' ich widerwärtigen Mund,
Thue Kraft und Willen kund,

Flote wird vor diese tonen.
Für die andern Pan's Gepfeife.

Nun aber laßt uns schweigen, damit beide den Wettstreit zu beginnen nicht weiter gehindert seyen.

VI.

Alle kunstreichen idyllischen Darstellungen erwerben sich deßhalb die größte Gunst, weil menschlich natürliche, ewig wiederkehrende, erfreuliche Lebenszustände einfach wahrhaft vorgetragen werden, freilich abgesondert von allem Lästigen, Unreinen, Widerwärtigen, worein wir sie auf Erden gehüllt sehn. Mütterliche, väterliche Verhältnisse zu Kindern, besonders zu Knaben; Spiel und Naschlust der Kleinen; Bildungstrieb, Ernst und Sorge der Erwachsenen, das alles spiegelt sich gar lieblich gegeneinander. Diesem Sinne gemäß finden wir in der sogenannten heiligen Familie einen idyllischen Gegenstand, erhoben zu frommer Würde, und deßhalb doppelt und dreifach ansprechend.

Hiernach also haben wir dem sechsten Bilde folgenden Vers zur Seite geschrieben:

Heute noch im Paradiese
Weiden Lämmer auf der Wiese,
Hüpft von Fels zu Fels die Ziege;
Milch und Obst nach ew'ger Weise
Bleibt der Alt' und Jungen Speise;
Mutterarm ist Kinderwiege,
Vaterhode spricht an's Ohr,
Und Natur ist's noch wie vor

Wo ihr huldiget der Holden.
Erd' und Himmel silbern, golden.
Darum Heil dem Freunde sey,
Der sich fühlt so treu und frey!

Nun zur nähern Beschreibung des Dargestellten! Eine junge, im blauen Gewand kniende Frau schaut, eine Ziege melkend, aus dem Bilde heraus, mit vollem freundlichen Angesicht. Es ist aber keineswegs der Zuschauer, nach welchem sie sich umsieht; ihr Geschäft verrichtend horcht sie vielmehr auf die Bitte des Kindes, das, an ihrem Rücken, nach der eben quillenden unschuldigen Nahrung verlangt. Vorwärts liegen und sitzen drey Knaben um eine Schale, eben gemelkene Milch schlürfend, ohne weiteres Hülfsmittel als begierige Lippen. Hinterwärts am Baume sitzt ein Faun, den Schlauch unter dem rechten Arme, mit linker Hand hinaufreichend, als wolle er Früchte von den Knaben, die auf dem Aste schweben, empfangen und der Familie einen willkommenen Nachtisch bereiten.

In der Ferne sieht man vor einer Höhle Feuer angezündet, um den heiteren kühlen Morgen für die Umsitzenden zu erwärmen; die Felsengrotte aber zunächst ist hoch, tief und geräumig, wie sie vor Stürmen und unfreundlicher Jahrszeit zu schützen hinreichend seyn möchte. Und so ist auch das Troglodytische anzudeuten nicht vergessen, als nächstes Hauptbedingniß eines solchen halb wahren, halb poetischen Naturzustandes.

VII.

Was die Alten pfeifen,
Das wird ein Kind ergreifen,
Was die Väter sungen,
Das zwitschern muntere Jungen.
O! möchten sie zum Schönen
Sich früh und früh gewöhnen,
Und wären sie geboren
Den ziegenfüßigen Ohren.

Mit dieser Strophe begleiteten wir ein Bild, das, nach des Künstlers liebster Weise, bei natürlichen, selbst an's Rohe gränzenden Gegenständen zugleich auf höhere Bildung deutend, die Anfänge der Sittlichkeit zur Sprache bringt.

Auf einer hohen, freien Hügelgruppe haben sich drey Figuren zusammengekauert. Faun der Vater, seinem ziegenfüßigen, von einer halbbekleideten, sittigen Mutter auf dem Schooß gehaltenen Knaben die Töne der Rohrpfeife vordudelnd; begierig greift der Knabe darnach, ein Gleiches zu versuchen. Alle drey Gesichter sind glücklichen Ausdrucks, der Vater scheint sein Bestes thun zu wollen, das Kind greift täppisch wacker zu, die Miene der Mutter hat eher etwas Schmerzliches, sie scheint gerührt, entzückt, wie es solchen Naturen im Augenblicke wohl ziemen mag.

Hier ist zu bemerken, daß der zartfühlende Künstler sich nicht überwinden könne den weiblichen Gliedern solcher Faunenfamilien Ziegenfüße zu verleihen, welches

im Plastischen, bei Darstellung wilder Bacchantenchöre, wohl zulässig, ja nothwendig seyn möchte; in der Mahlerey aber, selbst von großen Meistern kunstreich ausgeführt, immer etwas Anstößiges hat. Wenn auch der Vater allenfalls mit thierischem Huf und Ohr gelten kann, da wir ja ohnehin in der gesitteten Welt die Männer gestiefelt zu sehen gewohnt sind, nicht weit von jenem Faunen-Costüm entfernt; so können die Frauen hingegen ohne lange würdige Kleider nicht gedacht werden. Durch diese vom Künstler beliebte Wendung ergibt sich eine merkliche Annäherung an unsere Sitten, an das Schickliche, ohne welches ein Kunstwerk nicht leicht glücklichen Eingang finden würde.

Zu wiederholen ist hier noch, daß jener Gipfel, welcher die Gruppe trägt, in großer Höhe gedacht sey; Pinienschirme reichen hinabwärts, wodurch denn auch die kolossalen Fichtenzapfen motivirt sind, welche neben jenen Gestalten, zu andern Früchten gehäuft, an der Erde liegen.

VIII.

Hier ist nun eines Geschlechtes zu gedenken, welches in dem Tischbeinschen Idyllenkreis eine bedeutende Rolle spielt, ich meine die Centauren, die er, als Pferd- und Menschenkundiger, sehr gut vorzustellen weiß.

Wenn wir der menschlichen Gestalt Bocksfüße hinzufügen, sie mit Hörnchen und Großohren begaben, so ziehen wir sie zum Thiere herunter, und nur auf der

niedrigsten Stufe schöner Sinnlichkeit dürfen wir sie erscheinen lassen. Mit der Centaurenbildung ist es ganz ein anderes. Wie der Mensch sich körperlich niemals freier, erhabener, begünstigter fühlt als zu Pferde, wo er, ein verständiger Reiter, die mächtigen Glieder eines so herrlichen Thiers, eben als wären es die eigenen, seinem Willen unterwirft und so über die Erde hin als höheres Wesen zu wallen vermag, eben so erscheint der Centaur beneidenswerth, dessen unmögliche Bildung uns nicht so ganz unwahrscheinlich entgegentritt, weil ja der in einiger Ferne hinjagende Reiter mit dem Pferde verschmolzen zu seyn scheint. Denken wir uns dieses Geschlecht nun auch als gewaltige, wilde Berg- und Forstgeschöpfe, von Jagd lebend, zu allen Kraftübungen sich stählend, ihre Halbsohlen zu gleich mächtigem Leben erziehend, finden wir sie erfahren in der Sternkunde, die ihnen sichere Wegesrichtung verleiht, ferner einsichtig in die Kräfte von Kräutern und Wurzeln, die ihnen zur Nahrung, Erquickung und Heilung gegeben sind, so läßt sich gar wohl folgern, daß darunter vorzüglich sinnende, Erfahrung verbindende Männer sich hervorthun, denen man wohl die Erziehung eines Fürsten, eines Helden anvertrauen möchte.

So wird uns Chiron geschildert, den man hier ausgestreckt ruhend, also den thierischen Leib an der Erde findet. Der obere menschliche Theil deutet aber auf Höheres, mehr als Menschliches. Denn das Haupt

wird durch den Arm unterstützt, Angesicht und Augen sind aufwärts gerichtet; edle Form, ernster Blick, auf sinnige, wichtige Unternehmung deutend. Damit wir aber außer Zweifel gesetzt werden, was so eine wundersame Person im Sinne trage, sehen wir hinterwärts, halb versteckt ein Weibchen im Tigerfell. Es wendet uns die Schultern zu und spielt mit einem muntern, beinahe unbändigen Menschenknaben. Sollte das nicht Achill seyn? einem Chiron als dem tüchtigsten Pädagogen übergeben, welcher jedoch einen solchen Auftrag wohl bedenklich finden darf.

Wir haben diesem Bilde deßhalb folgende Strophe hinzugefügt:

Edel-ernst, ein Halbthier liegend,
Im Beschauen, im Besinnen,
Hin und her im Geiste wiegend,
Denkt er Großes zu gewinnen.
Ach! er möchte gern entfliehen
Solchem Auftrag, solcher Würde;
Einen Helden zu erziehen
Wird Centauren selbst zur Bürde.

IX.

Die sämmtlichen sowohl sittlich menschlichen, als natürlich animalischen Elemente der Tischbeinschen Idylle haben wir bisher beherzigt und dargestellt; nun da wir genug in dieser Region gewandelt, müssen wir noch zum Abschluß einer tragischen Situation gedenken.

Das Grundmotiv aber aller tragischen Situationen

freuuden wir uns mit etwas Höherem, Uebermenschlichem, das uns deste erfreulicher aufnimmt, als wir an der sinnigen Behandlung des Untermenschlichen, dem Künstler dankend, Freude genossen. Und an der Schwelle dieses Ueberganges sprechen wir aus wie folgt:

Was wir froh und dankbar fühlen,
Wenn es auch am Ende quält,
Was wir lechzen zu erzielen,
Wo es Herz und Sinnen fehlt:
Heitre Gegend, grofs gebildet,
Jugendschritt an Freundesbrust,
Wechselseitig abgemildet,
Holder Liebe Schmerzenslust;
Alles habt ihr nun empfangen,
Irdisch war's und in der Näh';
Sehnsucht aber und Verlangen
Hebt vom Boden in die Höh'.
An der Quelle sind's Najaden,
Sind Sylphiden in der Luft,
Leichter fühlt ihr euch im Baden,
Leichter noch in Himmels-Duft:
Und das Plätschern und das Wallen
Ein und Andres zieht euch an:
Lasset Lied und Bild verhallen,
Doch im Innern ist's gethan.

X.

In dem ernst lieblichen Fels- und Waldgebüsch liegt, den Rücken gegen uns gekehrt, ausgestreckt auf Moos und Kräutern, über der Urne gelehnt, die schlankste

Gestalt, nackende Reize dem Auge darbietend. Des mit leichtem Schilfkranze gezierten Hauptes geringe Wendung läßt uns ein unbefangenes jugendliches Gesicht sehen, völlig zu der untadeligen Gestalt passend; sie scheint auf einen Vogel zu achten, der aus dem Rohr, auf dem Rohr sein Nest vertheidigend, mit leidenschaftlichem Geschrei gegen sie anstrebt; es scheint als habe das zarte Thierchen die Halbgöttin jetzt erst gewahrt und die Störung seines stillen sichern Ansiedelns furchtsam-lebhaft empfunden. Aber so ganz einsam ist unsere Schöne nicht hier oben; nur etwas höher und rückwärts, im Dunkel einer Felsgrotte, ruht in der Dämmerung des Widerscheines eine ältere, obgleich nicht weniger anmuthige Gespielin. So dürfen wir sie nennen, denn die beiden überfließenden Urnen senden ihre spielenden Wellen Einem Bett zu, vereint fließen sie hin und scheinen das mädchenhafte Gespräch in ihrem Laufe fortzuführen.

Wie aber zwey vertraute Freundinnen sich wohl einmal entzweyen, und eben auch so zusammengeflossene Bäche nach Umständen wieder sich trennen, das haben wir in wenigen Reimen doppelsinnig auszudrücken gesucht:

Jetzo wallen sie zusammen,
Kühle kühlt und birgt die Flammen.
Tiefer unten werden Hirten
Sich zum Wonnebad entgürten;

Um den Schönsten von den dreyen
Werden beide sich entzweyen.
Diese fließt in offner Schwüle,
Jene, zu gewohnter Kühle,
Sucht den Liebsten in der Mühle.

XI.

Sehen wir doch in der Wirklichkeit auf unmerklichem Draht, auf schwankem Seil, wandelbare Bewegungen, kühnen Sprung auf Sprung, Blick verwirrenden Körperwechsel; über solcher Kraftäußerung und Anmuthserscheinung vergessen wir die geringen Hülfsmittel, welche diese wundersame Welt flüchtig begründen; nur auf das Bild schauen wir das uns entzückt, den Begriff eines neuen Handwerks mittheilt und eine liebliche Kunstwelt eröffnet.

Und so haben auch die antiken Mahler bei'm anschaulichen Nachbilden Tanzender, die des Bodens nicht zu bedürfen scheinen, da sie ihn kaum berühren, diesen Boden sowohl als jedes irdische Hülfsmittel, Sprung- und Flugwerk beseitigt, ihre Gestalten in der Luft schwebend auf einfachem Grunde gehalten, wie sie der Einbildungskraft, die sich ihrer, von allem Nebenwerk abgesondert, am liebsten erinnern mag, frei und unbedingt vorschweben. Auf solche Weise steigert auch Tischbein sein idyllisches Bestreben; auf leichtem Rohrgezweige hebt er seine Muse empor, wie wir begleitend auszudrücken suchten:

Mädchen.

Laß mich los! In dieſer Hülle
Iſt auch Geiſtes Muth und Kraft,
Deinem gleich iſt unſer Wille
Nicht ſo leicht hinweggerafft.
Glaubſt du wohl mich im Gedränge?
Deinem Arm vertraut du viel!
Halte feſt, und ich verſenge
Dich den Thoren mir zum Spiel.

(Sie flammt auf und lodert in die Höhe.)

Folge mir in leichte Lüfte,
Folge mir in ſtarre Grüfte,
Haſche das verſchwundne Ziel.

Euphorion

(die letzten Flammen abſchüttelnd).

Felſengedränge hier
Zwiſchen dem Waldgebüſch,
Was ſoll die Enge mir,
Bin ich doch jung und friſch.
Winde ſie ſauſen ja,
Wellen ſie brauſen da
Hör' ich doch beides fern,
Nah wär' ich gern.

(Er ſpringt immer höher Fels auf.)

Helena, Fauſt und Chor.

Wolltest du den Gemſen gleichen?
Vor dem Falle muß uns graun.

Euphorion.

Immer höher muß ich ſteigen,
Immer weiter muß ich ſchaun,

Was sich nach der Erde senkte,
Was sich an den Boden hielt,
Was den Aether nicht erreicht,
Seht, wie es empor sich schwenkte,
Wie's auf Rohr und Ranken spielt!
Künstlerwille macht es leicht.

XII.

Durch diesen Uebergang jedoch werden wir in die Lufthöhe geführt und in ätherischer Weite uns zu bewegen eingeladen. Hoch im finstern Luftraume schwebt im weiten Mantel, der sich um und über sie wolkenartig faltet, eine schlanke Gestalt; im Fortschweben sieht sie sich um nach dem sanften Lichte, das von unten zu ihr hinaufblickt, ihr holdes Angesicht so wie die nackten Sohlen erleuchtet.

Nicht lange bleiben wir über die Bedeutung der Schwebenden unaufgeklärt; um ihr Haupt winden sich Rosen an Rosen in unbegrenzten Cirkeln; Auroren erkennen wir da. Der Gedanke sie so vorzustellen ist freundlich genug. Denn wie wir sonst, auf heiligen Bildern, um das Haupt der verklärten Mutter Gottes, Kreise von Engelsköpfchen sehen, die sich nach und nach in glänzende Wölkchen auflösen, eben so ist es hier mit den Rosen gemeint, zu welchen die roth gesäumten Wölkchen der Morgendämmerung bedeutungsvoll gestaltet sind. Wir begrüßten sie mit folgendem Reim:

Wenn, um das Götterkind Auroren
In Finsternifs werden Rosen geboren,

Sie fleucht, so leicht, so hoch gemeint,
Die Sonne ihr auf die Fersen scheint.
Das ist denn doch das wahre Leben,
Wo in der Nacht auch Blüthen schweben.

XIII.

Eine noch lieblichere Gestalt schwebt näher an uns heran, obgleich verschleiert, doch so gut wie nackt. Die Art ihres Erscheinens drücken wir folgendermaßen aus:

Ohne menschliche Gebrechen,
Göttergleich mit heiterm Sinn,
Thauig Moos und Wasserflächen
Ueberschreitend schwebt sie hin.

Wir mochten bei ihr gern der Morgenstunde gedenken; denn auf diese scheint sie uns zu deuten, wo sich leichte Nebel von feuchter Stelle augenblicklich hervorhoben, um als Thau die benachbarten Hügelflächen sonnenscheu zu erquicken und zu verschwinden. Eben so wenig dürfen wir hoffen diese liebenswürdige Gestalt anzuhalten, uns ihrer zu bemächtigen. Sie zieht vorüber und läßt uns traurig zurück, so wie die Morgenstunde, wenn wir sie auch treulich genützt, immer zu früh enteilt, um uns der Mühe des Tages zu überlassen. Deßhalb fügten wir hinzu:

Heute floh sie, floh wie gestern,
Riß der Muse sich vom Schoofs;
Ach! sie hat so lästige Schwestern,
Peinlich werden wir sie los.

XIV.

Die leichte Bewegung eines zierlichen Geſtaltenpaars erinnert uns an die heiterſten geſellig feſtlichen Stunden. Zwey leicht bekleidete Feenmädchen ſcheinen ſich im Fluge zu begegnen; ſo eben vor einander vorbeiſchwebend ſehen beide ſich um, als wollten ſie die liebliche Geſpielin ſo ſchnell nicht aus den Augen verlieren. Zierlichſte Biegung der Körper, anmuthigſte Bewegung der äußerſten Glieder, augenblickliche Verſchlungenheit zweyer, gleich lieblicher Weſen erinnerten uns an unſchätzbare Zeiten, wo die frohe Hora weichend, uns der froheren übergibt, und das Leben, einem Tanzreihen gleich, ſich auf das anmuthigſte wiederholend dahin ſchwebt.

Alles was uns bewegſam beglückte, Muſik, Tanz, und was ſonſt noch aus mannichfaltigen, lebendig beweglichen Elementen ſich entwickelt, im Contraſte ſich trennt, harmoniſch wieder zuſammenfließt, mag uns wohl beim Anblick dieſes Bildes in Erinnerung treten. Dieß ſind gerade die ſchönſten Sombole, die eine vielfache Deutung zulaſſen, indeß das dargeſtellte Bildliche immer daſſelbe bleibt.

Dießmal entließen wir ſie mit dem einfachen Ausruf:

Wirket Stunden leichten Webens,
Lieblich liebkosend begegnend.

Zeuxel

Zettel, Einschlag längsten Lebens,
Scheidend, kommend, grüßend, segnend.

XV.

Und wie denn der kluge Feuerwerker seine blendenden Darstellungen gewöhnlich mit einer Raketengarbe zu enden pflegt, so hat auch unser Freund was bisher einzeln, oder paarweis, an der Erde in der Mittelhöhe erschien, nun zur Dreyheit erhoben und in die höchste Atmosphäre gelüftet. Ein überhangender Felsgipfel tritt zur rechten Seite in's Bild hinein, ohne Rechenschaft von dem Fuße zu geben, worauf die Masse ruhen könnte; er hangt, von Rosen und wildem Wein bekränzt, über dem weiten Meer, welches, bis vorn an den Rahmen herantretend, aus seinem erleuchteten Horizonte die Sonne hervorläßt, die sich in den Wellen bespiegelt und den Himmel aufklärt. Da schweben denn um jenes Felshaupt drey frische leichte Sylphiden, die unterste flach, wie eine Streifwolke einherziehend, die zweyte sich hinter ihr erhebend, die dritte noch weiter hinter- und aufwärts sich in den Aether verlierend. Es ist als wenn der Künstler die Howardische Terminologie anthropomorphisch auszudrücken den Vorsatz gehabt, und es bedürfte nur noch Weniges, so wäre die Zeichensprache vollkommen. Sehr anmuthig schwebt die unterste, mit Schale und Krug, an die Rosen heran, und spürt, ob durch linde Befeuchtung der Morgenduft sich möchte entwickelt haben. Die zweyte erhebt

ſich in diagonaler Richtung, die dritte ſenkrecht ſteigt empor. Mit wenigen Pinſelzügen wäre hier die Streifwolke, die geballte, die zerſtiebende vorgeſtellt. Wir werden den wackern Freund erſuchen, in dieſem Sinne ein Gegenbild zu erfinden, und bringen deßhalb kein Gedicht hier bei, weil ſolches nur als Wiederholung von Howards Ehrengedächtniß erſcheinen dürfte.

Wir ſchlagen um und wenden uns zu

XVI.

wo der Künſtler auf einmal den Vorhang fallen und uns vor einer Scene ſtehen läßt, welche Bezug auf das erſte Bild zu haben ſcheint, mit welchem ſie jedoch einen auffallenden Gegenſatz bildet. Dort ſahen wir mächtige, ernſtlich gründliche Kunſt, durch Natur und Zeit überwältigt, ihre Eigenthümlichkeit aufgehoben und mit Frucht-, Feld- und Acker-Boden ausgeglichen, der Vegetation anheim gegeben; hier aber finden wir Natur, wie ſie gebirgiſch auf ſich ſelbſt ruht, ohne der Pflanzenwelt irgend einen Antheil einzuräumen. Wir bezeichneten den Gegenſtand mit folgenden Worten:

Ruhig Waſſer, grause Höhle,
Bergeshöh' und ernstes Licht,
Seltsam, wie es unserer Seele
Schauderhafte Laute spricht.
So erweis't sich wohl Natur,
Künstlerblick vernimmt es nur.

Nun lasse man diese prosaisch rhythmischen Darstellungen abermals als einen Versuch gelten, weit entfernte oder wohl gar aus der Wirklichkeit verschwundene Bilder in der Einbildungskraft hervorzuwecken. Möge diese Bemühung freundlich aufgenommen werden, wie es derjenigen gelang, die wir der Philostratischen Galerie gewidmet. Glücklicherweise werden die gegenwärtig besprochenen noch von Deutschem Tageslicht beschienen, und welche Ausführung der Künstler so bedeutenden Intentionen verliehen, wird derjenige beurtheilen, der Glück und Gelegenheit hat das Vorzimmer des Großherzogs von Oldenburg Hoheit im Schlosse neben dessen Cabinet zu betreten.

6.

Handzeichnungen

von

Goethe.

Radirte Blätter, nach Handzeichnungen (Skizzen) von Goethe, herausgegeben von Schwerdtgeburth, Weimar 1821.

Das Unternehmen einiger verdienten Künstler, nach meinen Entwürfen radirte Blätter herauszugeben, muß mir in mehr als einem Sinne erwünscht seyn; denn wie dem Dichter die Melodie willkommen ist, wodurch der Tonkünstler sein Lied für ihn und andere belebt, so freut es auch hier ältere längst verklungene Bilder aus dem Lethäischen Strome wieder hervorgehoben zu sehen.

Anderntheils aber hab' ich längst bedacht, daß in den Bekenntnissen, in den Nachrichten, die ich von meinem Lebensgange gegeben, des Zeichnens öfters erwähnt wird, wobei man wohl nicht mit Unrecht fragen könnte, warum denn, aus wiederholter Bemühung und fortdauernder Liebhaberey, nicht auch etwas künstlerisch Befriedigendes habe hervortreten können.

Da läßt sich nun vor allen Dingen von den Vortheilen flüchtiger Entwürfe nach der Natur für den Einzelnen so manches erwähnen: denn wie man von Leibnitz erzählt, daß er bei'm Lesen, Sprechen, Denken gar vieles angemerkt, ohne die Blätter jemals wieder anzusehen,

Weiß ich nun wo ich bin!
Mitten der Insel drin,
Mitten in Pelops Land,
Erde- wie seeverwandt.

Chor.

Magst du nicht in Berg und Wald
Friedlich verweilen,
Suchen wir alsobald
Reben in Zeilen,
Reben am Hügelrand;
Feigen und Apfelgold.
Ach in dem holden Land
Bleibe du hold.

Euphorion.

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume wer träumen mag.
Krieg ist das Losungswort
Sieg! und so klingt es fort.

Chor.

Wer im Frieden
Wünschet sich Krieg zurück
Der ist geschieden
Vom Hoffnungsglück.

Euphorion.

Welche dieß Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegrenzten Muth's
Verschwendrisch eignen Bluts.

und dennoch dadurch jene bedeutenden Momente seinem Gedächtniß eingeprägt; also ist es auch mit flüchtigen Skizzen nach der Natur, wodurch uns Bilder, Zustände, an denen wir vorüber gegangen, festgehalten werden und die Reproduction derselben in der Einbildungskraft glücklich erleichtert wird. Nun kommt hinzu, daß der Liebhaber, dessen Hand nicht fertig genug ist, allen und jeden Gegenständen eine anmuthige Nachbildung zu verleihen, auf's Bedeutende hinstreben und dasjenige sich zueignen wird, was einen auffallenden, sich besonders aussprechenden Charakter hat. Dergleichen glaubten freundschaftlich gesinnte Künstler schon längst unter meinen Blättern zu finden; wie denn der uns allzufrüh entrissene Kaatz sich eine Sammlung aussuchte, davon aber Gebrauch zu machen durch tödtliche Krankheit verhindert ward.

So ist denn auch der schönste Gewinn, den der Liebhaber bei seinem unerreichten Streben dennoch genießt, daß ihm die Gesellschaft des Künstlers lieb und werth, unterhaltend und nützlich bleibt; und wer auch nicht selbst hervorzubringen im Stande ist, wird, wenn er sich nur kennt und zu beurtheilen weiß, im Umgang mit productiven Menschen immer gewinnen, und wo auch nicht gerade von dieser Seite, doch von einer andern sich ausbilden und auferbauen.

Im Gefühl übrigens, daß diese Skizzen, selbst wie sie gegenwärtig vorgelegt werden, ihre Unzulänglichkeit

nicht ganz überwinden können, habe ich ihnen kleine Gedichte hinzugefügt, damit der innere Sinn erregt und der Beschauer löblich getäuscht werde, als wenn er das mit Augen sähe, was er fühlt und denkt, eine Annäherung nämlich an den Zustand, in welchem der Zeichner sich befand, als er die wenigen Striche dem Papier anvertraute.

Ein Gleiches haben wir schon oben bei flüchtigen Zeichnungen eines Freundes gethan; denn wenn man von einem jeden Kunstgebilde zwar verlangen kann, daß es sich selbst ausspreche, so gilt dieß doch eigentlich nur von gewählten, der größten Ausführung sich eignenden Werken. Andern hingegen, welche etwas zu denken und zu wünschen übrig lassen, mag man wohl mit guten Worten eine schickliche Nachhülfe gönnen.

Mannichfaltiges was hier noch zu sagen wäre, bleibe verspart auf den Fall, daß die Unternehmung begünstigt würde, und mehrere Blätter, über die man sich äußern könnte, den Freunden der Kunst und der Sitte vorgelegt wären.

I.

Einsamste Wildnifs.

Ich sah die Welt mit liebevollen Blicken,
Und Welt und ich wir schwelgten im Entzücken;
So duftig war, belebend, immer frisch,
Wie Fels, wie Strom, so Bergwald und Gebüsch.
Doch unvermögend Streben, Nachgelalle,
Bracht' oft den Stift, den Pinsel bracht's zu Falle;

Auf neues Wagnifs endlich blieb doch nur
Vom besten Wollen halb und halbe Spur.
Ihr Jüngern aber, die ihr unverzagt
Unausgesprochnes auszusprechen wagt,
Den Sinn, woran die Hand sich stotternd mafs,
Das Unvermögen liebevoll vergafs,
Ihr seyd es, die was ich und ihr gefehlt,
Dem weiten Kreis der Kunstwelt nicht verhehlt.
Und wie dem Walde geht's den Blättern allen,
Sie knospen, grünen, welken ab und fallen.

II.

Hausgarten.

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus.
Von Thür zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

III.

Freie Welt.

Wir wandern ferner auf bekanntem Grund,
Wir waren jung, hier waren wir gesund,
Und schlenderten den Sommer-Abend lang
Mit halber Hoffnung mannichfalt'gen Gang.
Und wie man kam, so ging man nicht zurück:
Begegnen ist ein höchstes Liebeglück.
Und zwey zusammen sehen Flufs und Bahn,
Und Berg und Busch sogleich ganz anders an.

Und wer dieselben Pfade wandernd schleicht,
Sey ihm des Zieles holder Wunsch erreicht.

IV.

Geheimster Wohnsitz.

Wie das erbaut war, wie's im Frieden lag,
Es kommt vielleicht vom Alterthum zu Tag:
Denn vieles wirkte, hielt am sel'gen Fleifs,
Wovon die Welt noch keine Sylbe weifs.
Der Tempel steht, dem höchsten Sinn geweiht,
Auf Felsengrund in hehrer Einsamkeit.
Daneben wohnt die fromme Pilgerschaar,
Sie wechseln, gehend, kommend, Jahr für Jahr.
So ruhig harrt ein wallendes Geschlecht,
Geschützt durch Mauern, mehr durch Licht und Recht.
Und wer sich dort sein Probejahr befand,
Hat in der Welt gar einen eignen Stand;
Wir hofften selbst uns im Asyl zu gründen.
Wer Buchten kennt, Erdzungen, wird es finden.
Der Abend war unübertrefflich schön,
Ach, wollte Gott! ein Künstler hätt's gesehn.

V.

Bequemes Wandern.

Hier sind, so scheint es, Wanderer wohlbedacht:
Denn jeder finde Pfad um Mitternacht.
Wir sagen nicht, wir hätten's oft gesehn,
Dergleichen Wege doch gelang's zu gehn:
Denn freilich, wo die Mühe war gehoben.
Da kann der Waller jede Stunde loben:
Er geht beherzt, denn Schritt für Schritt ist leicht,
So dafs er fröhlich Zweck und Ziel erreicht.

O selige Jugend, wie sie, Tag und Nacht,
Den Ort zu ändern innigst angefacht,
Durch wilden Bergrifs höchst behaglich steigt,
Und auf dem Gipfel Nebeldunst erreicht.
Man schelt' es nicht, denn wohl genieſst sie rein,
Auch uber Wolken, heitern Sonnenschein.

VI.

Gehindertes Verkehr.

Wie sich am Meere Mann um Mann befestigt
Und am Gestade Schiffer überlästigt,
Die engen Pfade völlig weglos macht,
Auf Sicherheit, mehr auf Gewalt bedacht;
Bald Recht, bald Plackerey, sein selbst gewifs,
Sey wie es sey, und immer Hindernifs,
So Tag und Nacht den Reisenden zur Last;
Es ist vielleicht zu düster aufgefafst.

7.

Skizzen

zu

Casti's redenden Thieren.

Skizzen

zu

Casti's Fabelgedicht: die redenden Thiere.

Diese, von einem vorzüglichen Künstler an die Weimarischen Kunstfreunde gesandt, gaben zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Das Fabelgedicht von Casti bietet zu mahlerischer Darstellung weniger günstigen Stoff als Reineke Fuchs und andere einzelne Apologen. Was gebildet werden soll, muß ein Aeußerliches mit sich führen; wo nichts geschieht, hat der Künstler seine Vortheile verloren. In genanntem Gedichte sind innerliche Zustände die Hauptsache, lebhafte, heftige, kluge, revolutionäre Gesinnungen einer schwachen und doch gewaltsamen und in ihrer Klugheit selbst unklugen, besorgten und sorglosen Despotie entgegengestellt. Als Werk eines geistreichen Mannes hat es große Vorzüge, dem bildenden Künstler aber gewährt es wenige bedeutende Momente. In solchen Fällen betrachtet man ein Bild und man weiß nicht was man sieht, wenn man uns gleich sagt, was dabei zu denken wäre.

I. Berathschlagen der Thiere über künftige Regierungsform; ob monarchisch, oder republicanisch? Macht eine gute Thiergruppe; wer könnte aber dabei errathen, daß sie berathschlagen?

II. Rede des Löwen als erwählten Königs. Bilder sich gut zusammen, auch drückt sich das Herrische des Löwen, die Nachgiebigkeit der übrigen untergeordneten Geschöpfe deutlich aus.

III. Die Krönung des Löwen durch den Ochsen. Ein sinnlicher Act, macht ein gutes Bild; nur ist die Plumpheit des Krönenden keineswegs erfreulich; man fürchtet den neuen Monarchen auf der Stelle erdrückt zu sehen.

IV. Das Tatzenlecken; wird spörtisch dadurch der Handkuß vorgestellt. Wir können uns hier der Bemerkung nicht enthalten, daß das Gedicht, mit allen seinen Verdiensten, nicht sowohl poetisch ironisch, als direct sarrisch ist. Hier sind nicht Thiere, die wie Menschen handeln, sondern völlige Menschen, und zwar mederne, als Thiere maskirt. Das Tatzenlecken kann im beabsichtigten Sinne nicht deutlich werden. Man glaubt des Löwen Pfote sey verletzt, das Lecken eine Cur, und man wird durch den leidenden Blick des Löwen gegen Affen und Kater gerichtet in diesen Gedanken bestärkt. Kein Künstler vermöchte wohl auszudrücken, daß der Löwe Langeweile hat.

Diese

Dieſe Bilder würden durch das Gedicht klar und, da ſie gut componirt und wohl beleuchtet ſind, von bekannter geſchickter Hand dem Liebhaber wohl erfreulich ſeyn. Das ſechste und ſiebente hingegen iſt nicht zu entziffern; wenn man den Zweck nicht ſchon weiß, ſo verſteht man ſie nicht, und wird uns das Verſtändniß erbffnet, ſo befriedigen ſie nicht. Von bildlichen Darſtellungen, welche zu einem geſchriebenen Werke gefertigt werden, darf man freilich nicht ſo ſtreng verlangen, daß ſie ſich ſelbſt ausſprechen ſollen; aber daß ſie an und für ſich gute Bilder ſeyen, daß ſie nach gegebener Erklärung den Beifall des Kunſtfreundes gewinnen, läßt ſich wohl erwarten.

Was jedoch ſolchen Productionen eigentlich den höchſten Werth gibt, iſt ein guter Humor, eine heitere, leidenſchaftsloſe Ironie, wodurch die Bitterkeit des Scherzes, der das Thieriſche im Menſchen hervorhebt, gemildert und für geiſtreiche Leſer ein geſchmackvoller Beigenuß bereitet wird. Muſterhaft ſind hierin Joſt Ammon und Albert von Everdingen in den Bildern zu Reineke Fuchs, Paul Potter in dem berühmten weiland Casler Gemählde, wo die Thiere den Jäger richten und beſtrafen.

Vorſtehendes gab zu weitern Betrachtungen Anlaß.

Den nicht zu dämpfenden
Heiligen Sinn
Alle den Kämpfenden
Bring' es Gewinn!

Chor.

Seht hinauf wie hoch geſtiegen!
Und er ſcheint uns doch nicht klein,
Wie im Harniſch, wie zum Siegen,
Wie von Erz und Stahl der Schein.

Euphorion.

Keine Welle, keine Mauern,
Jeder nur ſich ſelbſt bewußt;
Feſte Burg, um auszudauern
Iſt des Mannes eh'rne Bruſt.
Wollt ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet raſch ins Feld;
Frauen werden Amazonen
Und ein jedes Kind ein Held.

Chor.

Heilige Poeſie,
Himmelan ſteige ſie,
Glänze, der ſchönſte Stern,
Fern und ſo weiter fern,
Und ſie erreicht uns doch
Immer, man hört ſie noch,
Vernimmt ſie gern.

Die Thierfabel gehört eigentlich dem Geiſte, dem Gemüth, den ſittlichen Kräften, indeſſen ſie uns eine gewiſſe derbe Sinnlichkeit vorſpiegelt. Den verſchiedenen Charakteren, die ſich im Thierreich ausſprechen, borgt ſie Intelligenz, die den Menſchen auszeichnet, mit allen ihren Vortheilen: dem Bewußtſeyn, dem Entſchluß, der Folge, und wir finden es wahrſcheinlich, weil kein Thier aus ſeiner beſchränkten, beſtimmten Art herausgeht und deßhalb immer zweckmäßig zu handeln ſcheint.

Wie die Fabel des Fuchſes ſich durch lange Zeiten durchgewunden und von mancherlei Bearbeitern erweitert, bereichert und aufgeſtutzt worden, darüber gibt uns eine einſichtige Literargeſchichte täglich mehr Aufklärung.

Daß wir ſinnliche Gegenſtände, wovon wir hören, auch mit Augen ſehen wollen, iſt natürlich, weil ſich alles, was wir vernehmen, dem innern Sinn des Auges mittheilt und die Einbildungskraft erregt. Dieſe Forderung hat aber der bildenden Kunſt, ja allen äußerlich darſtellenden, großen Schaden gethan und richtet ſie mehr oder weniger zu Grunde. Die Thierfabel ſollte eigentlich dem Auge nicht dargeſtellt werden, und doch iſt es geſchehen; unterſuchen wir an einigen Beiſpielen mit welchem Glück.

Joſt Ammon, in der zweyten Hälfte des ſechzehn-

ten Jahrhunderts, gab zu einer Lateiniſchen metriſchen Ueberſetzung des Reineke Fuchs kleine allerliebſte Holzſchnitte. In dem großen Kunſtſinne der damaligen Zeit behandelt er die Geſtalt der Thiere ſymboliſch, flügelmänniſch, nach heraldiſcher Art und Weiſe, wodurch er ſich den größten Vortheil verſchafft, von der naivſten Thierbewegung bis zu einer übertriebenen, fratzenhaften Menſchenwürde gelangen zu können. Jeder Kunſtfreund beſitzt und ſchätzt dieſes kleine Büchelchen.

Aldert von Everdingen zog als vortrefflicher Landſchaftsmahler die Thierfabel in den Naturkreis herüber, und wußte, ohne eigentlich Thiermahler zu ſeyn, vierfüßige Thiere und Vögel dergeſtalt an's gemeine Leben heran zu bringen, daß ſie, wie es denn auch in der Wirklichkeit geſchieht, zu Reiſenden und Fuhrleuten, Bauern und Pfaffen gar wohl paſſend, einer und eben derſelben Welt unbezweifelt angehören. Everdingens außerordentliches Talent bewegte ſich auch hier mit großer Leichtigkeit, ſeine Thiere nach ihren Zuſtänden paſſen vortrefflich zur Landſchaft und componiren mit ihr auf's anmuthigſte. Sie gelten eben ſo gut für verſtändige Weſen, als Bauern, Bäuerinnen, Pfaffen und Nonnen. Der Fuchs in der Wüſte, der Wolf an's Glockenſeil gebunden, einer wie der andere ſind an ihrem Platz. Darf man nun hinzuſetzen, daß Everdingens landſchaftliche Compoſitionen, ihre Staffage mit inbegriffen, zu Licht- und Schattenmaſſen trefflich gedacht, dem voll-

kommensten Helldunkel Anlaß geben, so bleibt wohl nichts weiter zu wünschen übrig.

Diese Sammlung in guten Abdrücken, ist jedem Liebhaber werth. Im Nothfall kann man sich aus der Gottschedischen Quartausgabe, wozu man die schon geschwächten Platten benutzte, immer noch einen Begriff von dem hohen Verdienst dieser Arbeit machen.

Von allen Künstlern, welche die Thierfabel zum Gegenstand ihrer Bemühungen erkoren, hat wohl keiner so nahe den rechten Punct getroffen, als Paul Potter in einem Gemählde von mehreren Abtheilungen, so sich ehemals in der Galerie zu Cassel befunden. Die Thiere haben den Jäger gefangen, halten Gericht, verurtheilen und bestrafen ihn; auch des Jägers Gehülfen, Hunden und Pferd, wird ein schlimmes Loos zu Theil. Hier ist alles ironisch, und das Werk scheint uns als gemahltes Gedicht außerordentlich hoch zu stehen. Wir sagen absichtlich als gemahltes Gedicht, denn obgleich Potter der Mann war, daß alles von ihm Herrührende von Seite der Ausführung Verdienste hat, so gehört doch gerade das erwähnte Stück nicht unter diejenigen, wo er uns als Mahler Bewunderung abnöthigt. Hingegen wird schwerlich ein anderes, selbst das vollendete Meisterstück der pissenden Kuh nicht ausgenommen, dem Beschauer größeres Vergnügen gewähren, sich seinem Gedächtniß so lebhaft und ergötzend einprägen.

Gibt Potters Gemählde ein Beispiel, in welchem

Geiſt Thierfabeln, wofern der bildende Künſtler ſich dieſelben zum Gegenſtande wählt, zu behandeln ſeyen, ſo möchte hingegen die bekannte Folge von Fabeln, welche der ſonſt wackere Elias Rüdinger eigenhändig radirt hat, als Beiſpiel durchaus fehlerhafter Denkweiſe und mißlungener Erfindung in dieſer Art angeführt werden. Verdienſt der Ausführung iſt ihnen wohl nicht abzuſprechen; allein ſie ſind ſo trocken ernſthaft, haben einen moraliſchen Zweck, ohne daß die Moral aus dem Dargeſtellten errathen werden kann; es gebricht ihnen gänzlich an jener durchaus geforderten ironiſchen Würze, ſie ſprechen weder das Gemüth an, noch gewähren ſie dem Geiſt einige Unterhaltung.

Wer ſich jedoch in dieſem Fache bemüht, wie denn dem geiſtreichen Talente ſein Glück nirgends zu verſagen iſt, dem wäre zu wünſchen, daß er die radirten Blätter des Benedetto Caſtiglione immer vor Augen habe, welcher die, doch mitunter allzubreiten, halbgeformten, unerfreulichen Thiergeſtalten ſo zu benutzen gewußt, daß einige das Licht in großen Maſſen aufnehmen, andere wieder durch kleinere Theile, ſo wie durch Localtinten die Schattenpartien mannichfaltig beleben. Dadurch entſpringt der äſthetiſche Sinnenreiz, welcher nicht fehlen darf, wenn Kunſtzwecke bewirkt werden ſollen.

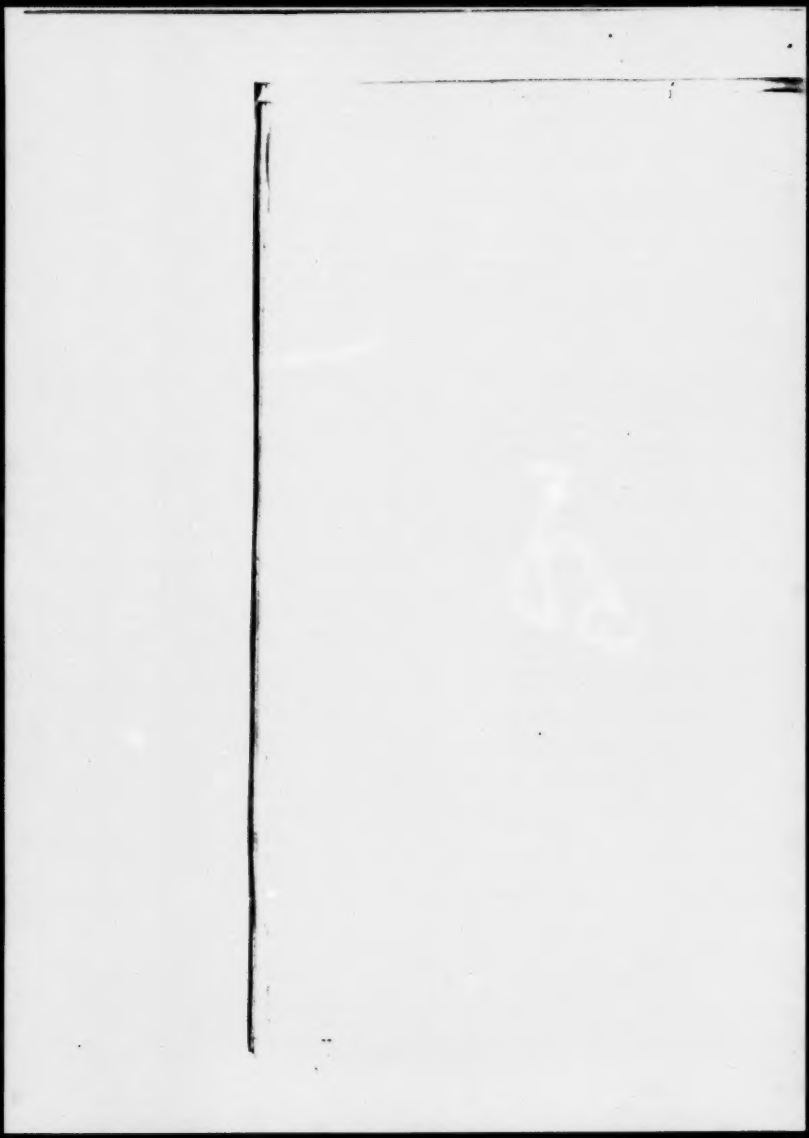

8.

Blumen-Mahlerey.

Blumen-Mahlerey.

Wenn gleich die menſchliche Geſtalt, und zwar in ihrer Würde und Geſundheitsfülle, das Hauptziel aller bildenden Kunſt bleibt, ſo kann doch keinem Gegenſtande, wenn er froh und friſch in die Augen fällt, das Recht verſagt werden gleichfalls dargeſtellt zu ſeyn, und im Nachbild ein großes, ja größeres Vergnügen zu erwecken, als das Urbild nur immer erregen konnte. Wir ſchränken uns hier auf die Blumen ein, die ſehr frühe als Vorbilder vom Künſtler ergriffen werden mußten. Der alten Kunſt waren ſie Nebenſache; Pauſias von Sycion mahlte Blumen zum Schmuck ſeines geliebten Sträußermädchens; dem Architekten waren Blätter, Knoſpen, Blumen und von daher abgeleitete Geſtalten als Zierde ſeiner ſtarren Flächen und Stäbe höchſt willkommen, und noch ſind uns hievon die köſtlichſten Reſte geblieben, wie Griechen und Römer, bis zum Uebermaß, mit wandelbaren Formen der vegetirenden Welt ihren Marmor belebt.

Ferner zeigt ſich auf den Thüren des Ghiberti die ſchönſte Anwendung von Pflanzen und des mit ihnen

verwandten Geflügels. Luca Della Robbia und seine Sippschaft umgaben mit bunt verglasten, hocherhabenen Blumen- und Fruchtkränzen anbetungswerthe, heilige Bilder. Gleiche Fruchtfülle bringt Johann von Udine dar, in den köstlich gedrängten Obstgehängen der Vaticanischen Logen, und noch manche dergleichen, selbst ungeheuer lastende Festone verzieren, Fries an Fries, die Säle Leo des Zehnten. Zu gleicher Zeit finden wir auch kolossale und niedliche Pergamentblätter, heiligen und frommen Inhalts, zum Beginn und am Rande mit bewundernswürdig nachgebildeten Blumen und Früchten reichlich verziert.

Und auch später war Vegetation wie Landschaft nur Begleiterin menschlicher Gestalten, bis nach und nach diese untergeordneten Gegenstände durch die Machtgewalt des Künstlers selbstständig erschienen und das Hauptinteresse eines Bildes zu bewirken sich anmaßten.

Manche Versuche vorbeigehend wenden wir uns zu denen Künstlern, die in den Niederlanden zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ihr Glück auf die Blumenliebe reicher Handelsherren gründeten, auf die eigentliche Blumisterey, welche, mit unendlicher Neigung, ausgesuchte Floren durch Cultur zu vervielfältigen und zu verherrlichen trachtete. Tulpe, Nelke, Aurikel, Hyazinthe wurden in ihrem vollkommensten Zustande bewundert und geschätzt; und nicht etwa willkürlich gestand man Vollkommenheiten zu: man untersuchte die Regeln,

wonach etwas gefallen konnte; und wir wagen die Schätzung der Blumenliebhaber als wohl überdacht anzuerkennen, und getrauen uns durchaus etwas Gesetzliches darin nachzuweisen, wornach sie gelten ließen, oder forderten.

Wir geben hier die Namen der Künstler, deren Arbeit wir bei Herrn Doctor Grambs in Frankfurt am Mayn, in farbigen Aquarellzeichnungen mit Augen gesehn.

Morel aus Antwerpen blühte um 1700.

Maria Sibylla Merian desgleichen.

Joh. Bronkhorst, geb. 1648.

Herrm. Henstenburgh, geb. 1667.

Joh. van Huysum, geb. 1682, gest. 1749.

Oswald Wyne.

Van Loon.

Roob.

Roedig.

Joh. van Os.

Van Brüssel um 1780.

Van Leen.

Wilh. Hendricus.

Nähere Nachrichten von den neuern Künstlern würden sehr willkommen seyn.

Ob nun schon Sibylle Merian, wahrscheinlich angeregt durch des hochverdienten, viel jüngern Carl Plumiers Reiseruf und Ruhm, sich nach Surinam

Euphorion.

Nein, nicht ein Kind bin ich erſchienen
In Waffen kommt der Jüngling an;
Geſellt zu Starken, Freien, Kühnen,
Hat er im Geiſte ſchon gethan.
Nun fort!
Nun dort
Eröffnet ſich zum Ruhm die Bahn.

Helena und Fauſt.

Kaum in's Leben eingerufen,
Heitrem Tag gegeben kaum,
Sehnſt du von Schwindelſtufen
Dich zu ſchmerzenvollem Raum.
Sind denn wir
Gar nichts dir?
Iſt der holde Bund ein Traum?

Euphorion.

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort wiederdonnern Thal um Thal,
In Staub und Wellen Heer dem Heere,
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual.
Und der Tod
Iſt Gebot,
Das verſteht ſich nun einmal.

Helena, Fauſt und Chor.

Welch Entſetzen! welches Grauen!
Iſt der Tod denn dir Gebot?

wagte, und in ihren Darſtellungen ſich zwiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft, zwiſchen Naturbeſchauung und mahleriſchen Zwecken hin und her bewegte, ſo blieben doch alle folgenden großen Meiſter auf der Spur, die wir angedeutet; ſie empfingen die Gegenſtände von Blumenliebhabern; ſie vereinigten ſich mit ihnen über den Werth derſelben, und ſtellten ſie in dem vollſten äſthetiſchen Glanze dar. Wie nur Licht und Schatten, Farbenwechſel und Widerſchein irgend ſpielen wollten, ließ ſich hier kunſtreich und unerſchöpflich nachbilden. Dieſe Werke haben den großen Vortheil, daß ſie den ſinnlichen Genuß vollkommen befriedigen. Blumen und Blüthen ſprechen dem Auge zu, Früchte dem Gaumen, und das beiderſeitige Behagen ſcheint ſich im Geruch aufzulöſen.

Und noch lebt in jenen wohlhäbigen Provinzen derſelbe Sinn, in welchem Huyſum, Rachel Ruyſch und Seegers gearbeitet, indeſſen die übrige Welt ſich auf ganz andere Weiſe mit den Pflanzen beſchäftigte, und eine neue Epoche der Mahlerkunſt vorbereitete. Es lohnt wohl der Mühe gerade auf dem Wendepunct dieſe Bemerkung zu machen, damit auch hier die Kunſt mit Bewußtſeyn an's Werk ſchreite.

Die Botanik huldigte in früher Zeit dem Apotheker, Blumiſten und Tafelgärtner; dieſe forderten das Heilſame, Augenfällige, Geſchmackreiche, und ſo war jederman befriedigt; allein die Wiſſenſchaft, begünſtigt vom raſtloſen Treiben des Handels und Weltbewegens, er-

warb ſich ein Reich, das über Unendlichkeiten herrſchte. Nun waren ihr Geſchöpfe ſogar verächtlich die nur nützlich, nur ſchön, wohlriechend und ſchmackhaft ſeyn wollen; das Unnützeſte, das Häßlichſte umfaßte ſie mit gleicher Liebe und Antheil.

Dieſe Richtung mußte der Künſtler gleichfalls verfolgen: denn obgleich der Geſetzgeber Linné ſeine große Gewalt auch dadurch bewies, daß er der Sprache Gewandtheit, Fertigkeit, Beſtimmungsfähigkeit gab, um ſich an die Stelle des Bildes zu ſetzen, ſo kehrte doch immer die Forderung des ſinnlichen Menſchen wieder zurück, die Geſtalt mit Einem Blick zu überſehen, lieber als ſie in der Einbildungskraft erſt aus vielen Worten aufzuerbauen.

Welchem Naturfreund wäre nun vorzuerzählen nöthig, wie weit die Kunſt Pflanzen, ſowohl der Natur als der Wiſſenſchaft gemäß, nachzubilden in unſern Tagen geſtiegen ſey. Will man treffliche Werke vorzählen, wo ſoll man anfangen, wo ſoll man enden?

Hier ſey uns eins für alle gegeben.

A Description of the Genus Pinus by Lambert. London 1803.

Der in ſeiner Kunſt vollendete und ſie zu ſeinen Zwecken geiſtreich anwendende Ferdinand Bauer ſtellt die verſchiedenen Fichtenarten und die mannichfaltigen Umwandlungen ihrer Aeſte, Zweige, Nadeln, Blätter, Knoſpen, Blüthen, Früchte, Fruchthülle und

Samen zu unserer gröſten Zufriedenheit durch das einfache Kunſtmittel dar, daß er die Gegenſtände in ein volles freies Licht ſetzt, welches dieſelben in allen ihren Theilen nicht allein umfaßt, ſondern ihnen auch durch lichte Widerſcheine überall die gröſte Klarheit und Deutlichkeit verleiht. Eine ſolche Behandlungsart gilt hauptſächlich bei dieſem Gegenſtand: Zweige, Nadeln, Blüthen haben in genanntem Geſchlecht eigentlich keinen Körper, dagegen ſind alle Theile durch Localfarben und Tinten ſo unendlich von einander abgeſetzt und abgeſtuft, daß die reine Beobachtung ſolcher Mannichfaltigkeit uns das Abgebildete als wirklich vor Augen bringt. Jede Farbe, auch die helſte, iſt dunkler als das weiße Papier worauf ſie getragen wird, und es bedarf alſo hier weder Licht noch Schatten, die Theile ſetzen ſich unter einander und vom Grunde genugſam ab; und doch würde dieſe Darſtellung noch immer etwas Chineſiſches behalten, wenn der Künſtler Licht und Schatten aus Unkunde nicht achtete, anſtatt daß er hier aus Weisheit beides vermeidet; ſobald er aber deſſen bedarf, wie bei Aeſten und Zapfen, die ſich körperlich hervorthun, weiß er mit einem Hauch, mit einem Garnichts nachzuhelfen, daß die Körper ſich runden, und doch eben ſo wenig gegen den Grund abſtechen. Daher wird man beim Anblick dieſer Blätter bezaubert, die Natur iſt offenbar, die Kunſt verſteckt, die Genauigkeit groß, die Ausführung mild, die Gegenwart entſchieden und befriedigend, und

wir müssen uns glücklich halten, aus den Schätzen der Großherzoglichen Bibliothek dieses Musterwerk uns und unsern Freunden wiederholt vorlegen zu können.

Denke man sich nun, daß mehrere Künstler im Dienste der Wissenschaft ihr Leben zubringen, wie sie die Pflanzentheile, nach einer sich in's Unendliche vermannichfaltigenden und doch noch immer für's Anschauen nicht hinreichenden Terminologie, durchstudiren, wiederholt nachbilden und ihrem scharfen Künstlerauge noch das Mikroskop zu Hülfe rufen, so wird man sich sagen: es muß endlich einer aufstehen, der diese Abgesondertheiten vereinigt, das Bestimmte fest hält, das Schwebende zu fassen weiß; er hat so oft, so genau, so treu wiederholt was man Geschlecht, Art, Varietät nennt, daß er auswendig weiß was da ist, und ihn nichts irrt was werden kann.

Ein solcher Künstler habe nun auch denselben innern Sinn, den unsere großen Niederländischen Blumenmahler besessen, so ist er immer in Nachtheil: denn jene hatten nur Liebhaber des auffallend Schönen zu befriedigen, er aber soll im Wahren und durch's Wahre das Schöne geben; und wenn jene im beschränkten Kreise des Gartenfreundes sich behaglich ergingen, so soll er vor einer unübersehbaren Menge von Kennern, Wissenden, Unterscheidenden und Aufstechenden sich über die Natürlichkeit controliren lassen.

Nun verlangt die Kunst, daß er seine Blumen nach

Form und Farbe glücklich zusammenstelle, seine Gruppen gegen das Licht zu erhöhe, gegen die Seiten schattend und halbschattig abrunde, die Blüthen erst in voller Ansicht, sodann von der Seite, auch nach dem Hintergrunde zu fliehend sehen lasse, und sich dabei dergestalt bewähre, daß Blatt und Blättchen, Kelch und Anthere eine Specialkritik aushalte, und er zugleich im Ganzen, Künstler und Kunstkenner zu befriedigen, den unerläßlichen Effect dargeben und leisten soll! — —

Daß irgend jemand eine solche Aufgabe zu lösen unternähme, würden wir nicht denken, wenn wir nicht ein paar Bilder vor uns hätten wo der Künstler geleistet hat, was einem jeden, der sich's bloß einbilden wollte, völlig unmöglich scheinen müßte.

9.

Gérard's
hiſtoriſche Portraits.

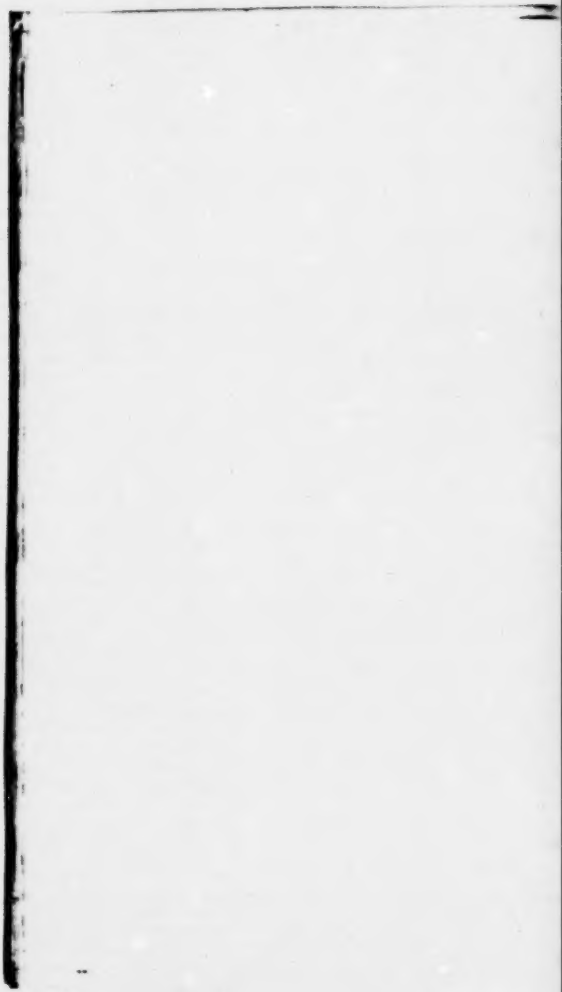

Collection des portraits historiques de M. le Baron Gérard, premier peintre du roi, gravés à l'eau-forte par M. Pierre Adam: précédée d'une notice sur le portrait historique. I. et II. livraison. Paris. Urbain Canel, éditeur, rue Saint-Germain-des-Prés. No. 9. 1826.

Da uns die auf dem Titel verſprochene Notiz über das hiſtoriſche Portrait nicht zugleich mit den Kupfern zugekommen, ſo müſſen wir uns hierüber aus den vorliegenden Blättern einen Begriff zu bilden ſuchen.

Unter einem hiſtoriſchen Portraite kann man verſtehen, daß Perſonen, die zu ihrer Zeit bedeutend ſind, abgebildet werden, und dieſe können wieder in den gewöhnlichen Lagen ihres Zuſtandes, oder auch in außerordentlichen Fällen vorgeſtellt ſeyn, und ſo möchten wohl von jeher viele hiſtoriſche Portraite einzeln gemahlt worden ſeyn, wenn nur der Künſtler treu an dem Zuſtand geblieben iſt, um einen ſolchen zu überliefern.

Die gegenwärtige Sammlung jedoch, von der uns zwey Hefte vorliegen, denen noch vielleicht ein Dutzend folgen sollen, scheint auf etwas Ganzes und Zusammenhängendes zu deuten.

Der Künstler nämlich, Herr Gerard, im Jahre 1770 geboren, anerkannt tüchtigster Schüler Davids, gefälliger als sein Meister, kam in die bewegteste Weltepoche, welche jemals eine gesittete Menschheit aufregte; er bildete sich zur wilden Zeit, sein zartes Gemüth aber ließ ihn zurückgehen in das reine Wahre und Anmuthige, wodurch denn doch der Künstler zuletzt allein sich das Publicum verpflichtet. In Paris als Künstler von Rang anerkannt, mahlte er durch alle Epochen die bedeutenden Einheimischen und Fremden, hielt von jeder seiner Arbeiten eine Zeichnung zurück, und fand sich nach und nach im Besitz eines wahrhaft historischen Bildersaales. Bei einem sehr treuen Gedächtniß zeichnete er außerdem auch die Besuchenden, die sich nicht mahlen ließen, und so vermag er uns eine wahrhaft weltgeschichtliche Galerie des achtzehnten Jahrhunderts und eines Theils des neunzehnten vorzulegen.

Was aber das Interesse an dieser Sammlung eigentlich erregen und erhalten kann, ist der große Verstand des geistreichen Künstlers, der einer jeden Person ihre Eigenthümlichkeit zu verleihen und fast durchaus auch ihre Umgebung individuell charakteristisch anpassend und mitwirkend zu bilden gewußt hat.

Wir geben ohne weiteres Vorwort, zu den Gemählden ſelbſt, dasjenige, was wir noch im Allgemeinen zu ſagen hätten bis zum Schluſſe verſparend. Nur Eines haben wir zu erinnern, wer, an die Leiſtungen des Pariſer Steindrucks gewöhnt, hier das Gleiche der Bildniſſe gleichzeitiger Männer oder der Galerie der Herzogin von Berry erwartet, wird ſich nicht befriedigt, vielleicht abgeſtoßen finden. Hier iſt, was man ſonſt ſo ſehr zu ſchätzen wußte und noch von der Hand älterer Niederländiſcher Meiſter theuer bezahlt, eine meiſterhaft geiſtreiche Nadel, welche alles leiſtet was ſie will, und nur will was zum Zwecke dient. Wer dieſes erkennt und zugeſteht, wird ſich auch in dieſem Kreiſe gleich einheimiſch finden.

Alexander der Erſte,

Kaiſer von Rußland, gemahlt 1814.

Das Auftreten, oder vielmehr das auf ſich ſelbſt Stehen (pose) dieſer allgemein gekannten, verehrten, majeſtätiſchen Perſon iſt gar trefflich ausgedrückt: das Wohlverhältniß der Glieder, der natürliche Anſtand, das ruhige Daſeyn, ſicher und ſelbſtbewußt ohne mehr zu zeigen als es iſt und war; die glücklich ausgedrückten Localtinten des frei nach der rechten Hand blickenden Antlitzes, der dunkeln Uniform, des klareren Ordensbandes, der ſchwarzen Stiefel wie des Hutes, welches zuſammen dem Bilde viel Anmuth gibt.

Euphorion.

Sollt' ich aus der Ferne ſchauen,
Nein! ich theile Sorg' und Noth.

Die Vorigen.

Uebermuth und Gefahr,
Tödtliches Loos.

Euphorion.

Doch! — und ein Flügelpaar
Faltet ſich los!
Dortbin! Ich muß! ich muß!
Gönn't mir den Flug!

(Er wirft ſich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, ſein Haupt ſtrahlt, ein Lichtſchweif ziehet nach.)

Chor.

Ikarus! Ikarus!
Jammer genug.

(Ein ſchöner Jüngling ſtürzt zu der Eltern Füßen, man glaubt in dem Todten eine bekannte Geſtalt zu erblicken; doch das Körperliche verſchwindet ſogleich, die Aureole fliegt wie ein Komet zum Himmel auf, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen.)

Helena und Fauſt.

Der Freude folgt ſogleich
Grimmige Pein.

Euphorions (Stimme aus der Tiefe).

Laß mich im düſtern Reich
Mutter mich nicht allein!

(Pauſe.)

Eben dieſen Hut, flammenartig bebuſcht, hält die Hand des rechten niederſinkenden Armes, die Linke greift in den Bügel des rückwärts hängenden Degens, und betrachtet man das Haupt nochmals, ſo iſt es gar ſchön durch militäriſchen Schmuck des Kragens, der Achſel- und Ordenszierden begleitet. Mit entſchiedenem Geſchmack iſt das Ganze behandelt, und wir müſſen uns die Landſchaft oder vielmehr Unlandſchaft gefallen laſſen. Die Figur iſt auf großer Höhe gedacht, die hinterſten Berge gehen nur ein Weniges über den Terſen hin, und der Vordergrund iſt kümmerlich an Erdboden und Pflanzengewächs.

Doch wüßten wir nichts dagegen zu ſagen, denn dadurch ſteht die Figur ganz auf dem Wolken- und Himmelsgrunde, und es ſcheint, als wenn die Vaſtität der Steppe uns an das unermeßliche Reich, das er beherrſcht, erinnern ſollte.

Carl der Zehnte,

König von Frankreich.

Ein höchſt merkwürdiger Gegenſatz, eine wohlgebaute edelmänniſche Figur, hier im Krönungsornate, zur Erinnerung eines einzigen freilich höchſt bedeutenden **Lebensmomentes.**

Der obere Theil dieſer edlen Wohlgeſtalt, zwar mit Hermelin und Spitzen, mit Poſament, Ordenskette und Spange verziert, aber nicht überladen, läßt noch

die Figur gut durchsehen, nachher aber umhängt ein kostbarer Mantel den untern Theil, außer den linken Fuß, und reicht als schwere Wolke weit nach beiden Seiten zum Boden hin. Den Federhut in der Linken, den umgekehrten Scepter in der Rechten steht der Fürst neben Stuhl und Kissen, worauf Krone und die Hand des Rechtes ruhen; auf teppichbeschlagenen Stufen, ein Thron mit geflügelten Löwenköpfen, faltenreiche Vorhänge unter und neben welchen Säulen, Pilaster, Bogen und Bogengänge uns nach dem Grund eines Prachtgebäudes hinblicken lassen. Beide beschriebene Bilder neben einander gelegt, geben zu wahrhaft großen historischen Betrachtungen Anlaß.

Ludwig Napoleon,

König von Holland, gemahlt 1806.

Ungern nehmen wir dieß Bild vor uns und doch wieder gern, weil wir den Mann vor uns sehen, den wir persönlich hochzuschätzen so viel Ursache hatten; aber hier bedauern wir ihn. Mit einem wohlgebildeten, treuen, redlichen Gesichte blickt er uns an, aber in solcher Verkleidung haben wir ihn nicht gekannt und hätten ihn nicht kennen mögen. In einer Art von sogenannter Spanischer Tracht, in Weste, Schärpe, Mantel und Krause, mit Stickerey, Quasten und Orden geschmackvoll aufgeputzt, sitzt er ruhig nachdenkend, ganz in Weiß gekleidet, ein dunkles hellbefiedertes Barett in

der rechten Hand, in der linken auf einem ſtarken Polſter ein kurzes Schwert haltend, dahinter ein Turnierhelm, alles vortrefflich componirt. Mag es nun für die Augen ein ſchönes harmoniſches Bild ſeyn; aber dem Sinne nach kann es uns nichts geben, vielleicht weil wir dieſen herrlichen Mann gerade in dem Augenblick kennen lernten, als er allen dieſen Aeußerlichkeiten entſagte und ſein ſittliches Zartgefühl, ſeine Neigung zu äſthetiſchen Arbeiten ſich im Privatſtande ungehindert weiter zu entwickeln trachtete.

Ueber ſeine kleinen höchſt anmuthigen Gedichte, ſo wie über ſeine Tragödie Lucretia kam ich ſchon oft in Verſuchung einige Bemerkungen niederzuſchreiben, aber die Furcht ein mir ſo freundlich geſchenktes Vertrauen zu verletzen hielt mich ab, wie noch jetzt.

Friedrich Auguſt,

König von Sachſen, gemahlt 1809.

Stellte das vorhergehende Bild eine flüchtig vorübergehende Repräſentation dar, ſo gibt das vorliegende den entſchiedenen Eindruck von Beharrlichkeit und Dauer. Eine edle, charakteriſtiſch ſichere Geſtalt eines bejahrten, aber wohlerhaltenen, wohlgebildeten Herrn zeigt ſich in herkömmlicher Kleidung; er ſteht vor uns, wie er lange vor ſeinem Hofe von den Seinigen und unzähligen Fremden geſehen worden: in Uniform, mehr der Hofſitte als militäriſchen Beſtimmungen gemäß, in Schuh und

Strümpfen, den Federhut unter dem Arm, Bruſt und Schultern mäßig mit Orden und Achſelzierden geſchmückt, ein regelmäßiges und ernſt und treu anſchauendes Geſicht, das Haar nach älterer Weiſe in Seitenlocken gerollt. Mit Zutrauen würden wir uns einem ſolchen Fürſten ehrerbietig darſtellen, ſeiner klaren Ueberſicht vertrauend, unſere Angelegenheit vortragen und, wenn er unſere Wünſche gerecht und billig fände, einer wohlüberdachten Gewährung völlig ſicher ſeyn.

Der Grund dieſes Bildes iſt einfach würdig gedacht; aus einem anſtändigen Sommerpalaſt ſcheint der Fürſt ſo eben in's Freie zu treten.

Ludwig Philipp,

Herzog von Orleans, gemahlt 1817.

Ein würdiges Geſicht, an hohe Vorfahren erinnernd. Der Mann wie er daſteht zeigt ſich in ſeinen beſten Jahren, Ebenmaß der Glieder, ſtark und muskelhaft, breite Bruſt, wohlhäbiger Körper, vollkommen geſchickt als Träger einer der wunderlichen Uniformen zu erſcheinen, die wir längſt an Huſaren, Uhlanen, in der neuern Zeit aber unter mancherlei Abweichungen gewohnt geworden. Auch hier fehlt es nicht an Borten und Litzen, an Poſament und Quaſten, an Riemen und Schnallen, an Gürteln und Haken, an Knöpfen und Dörnern. In der rechten Hand eine herrliche Orientaliſche Mütze mit der Reiherfeder, die linke auf dem weitabſtehenden, durch

lange Bänder gehaltenen und mit der herabhängenden Tasche verbundenen Säbel. Ebenfalls ist die Figur sehr glücklich gestellt, und componirt vortrefflich; die großen Flächen der weißen Aermel und Beinkleider nehmen sich gar hübsch gegen den Schmuck des Körpers und der Umhüllung.

Wir wünschen eine solche Figur auf der Parade gesehen zu haben, und indem wir dieses sagen, wollen wir gerade den landschaftlichen Grund nicht tadeln. In einiger Ferne wartet ein Adjutant, auch wird ein gesatteltes Pferd, das sich nach seinem Herrn umsieht, dort gehalten. Die Aussicht nach der Tiefe hin ist rauh und wild, auch das Wenige vom Vorder-, Mittel- und Hintergrund ist mit großem Geschmack hinzugefügt, woran wir das Bedürfniß und die Intention des Mahlers erkennen; aber freilich die Figur tritt eigentlich nur auf um sich sehen zu lassen, sie beobachtet nicht, sie gebietet nicht, deßwegen wir sie denn als auf der Parade sich zeigend nach unserer Art betrachten mußten.

Herzog v. Monte Bello,

Marschall Lannes, gemahlt 1810.

Das Gegentheil des vorigen Bildes erblicken wir hier; ein schlanker wohlgebauter, wohlgebildeter Krieger, nicht mehr geschmückt als nöthig ist, um ihn an seiner hohen Stelle als Befehlshaber zu bezeichnen. In einiger

Gemüths- und Körperbewegung iſt er dargeſtellt, und wer ſollte in ſolcher Lage ohne Gegenwirkung gegen die äußerſte Gefahr ſich unbewegt erhalten dürfen. Aber die große Mäßigung bezeichnet den Helden; er ſteht zwiſchen den Trümmern einer Batterie, die zuſammengeſchoſſen iſt und zuſammengeſchoſſen wird; noch ſauſen die Splitter umher, Lafetten krachen und berſten, Kanonenröhren wälzen ſich am Boden, Kugeln und zerſchmetterte Waffen ſind in Bewegung.

Ernſthaft, aufmerkſam blickt der Mann nach der Gegend, wo das Unheil herkommt; die geballte linke Fauſt, der ſcharf in den Hut eingreifende Daumen der Rechten geben, wie die ganze Silhouette des ganzen Körpers von oben bis unten, den Eindruck von zuſammengehaltener, zuſammenhaltender Kraft, von Anſpannung, Anſtrengung und innerer Sicherheit; es iſt auch hier ein Auf- und Eintreten ohne Gleichen. Welche Schlacht hier gemeint ſey, wiſſen wir nicht; aber es iſt immer dieſelbe Lage, in die er ſich ſo oft verſetzt geſehen, und die ihm denn endlich das Leben koſtete.

Uebrigens finden wir ihn hier im Bilde ſehr viel älter als im Jahr 1806, wo wir ſeiner anmuthigen Perſönlichkeit, ja man dürfte wohl ſagen ſchnell gefaßten Neigung, eine in damaligen Tagen unwahrſcheinliche Rettung verdankten.

Carl Moritz von Talleyrand,

Prinz von Benevent ꝛc., gemahlt 1808.

Je weiter wir in Betrachtung dieser Sammlung vorwärts schreiten, desto wichtiger erscheint sie uns. Jedes einzelne Blatt ist von großer Bedeutung, welche zunimmt, indem wir eins mit dem andern, vor- und rückwärts vergleichen.

In dem vorigen sahen wir einen der ersten Helden des Französischen Heeres, heroisch gefaßt mitten in der größten augenblicklichsten Lebensgefahr; hier sehen wir den ersten Diplomaten des Jahrhunderts, in der größten Ruhe, sitzend und alle Zufälligkeiten des Augenblicks gelassen erwartend.

Umgeben von einem höchst anständigen, aber nicht prunkhaften Zimmer finden wir ihn im schicklichen einfachen Hofkleide, den Degen an der Seite, den Federhut nicht weit hinterwärts auf dem Canapé liegend, eben als erwarte der Geschäftsmann die Meldung des Wagens, um zur Conferenz zu fahren; den linken Arm auf eine Tischecke gelehnt, in der Nähe von Papier, Schreibzeug und Feder, die Rechte im Schooß, den rechten Fuß über den linken geschlagen, erscheint er vollkommen impassibel. Wir erwehrten uns nicht des Andenkens an die Epikurischen Gottheiten, welche da wohnen „wo es nicht regnet noch schneiet noch irgend ein Sturm weht;“ so ruhig sitzt hier der Mann, unangefochten von allen Stürmen, die um ihn her sausen. Begreifen läßt sich,

daß er ſo ausſieht, aber nicht wie er es aushält. Sein Blick iſt das Unerforſchlichſte; er ſieht vor ſich hin, ob er aber den Beſchauer anſieht iſt zweifelhaft. Sein Blick geht nicht in ſich hinein wie der eines Denkenden, auch nicht vorwärts, wie der eines Beſchauenden; das Auge ruht in und auf ſich, wie die ganze Geſtalt, welche, man kann nicht ſagen ein Selbſtgenügen, aber doch einen Mangel an irgend einem Bezug nach außen andeutet.

Genug, wir mögen hier phyſiognomiſiren und deuten wie wir wollen, ſo finden wir unſre Einſicht zu kurz, unſre Erfahrung zu arm, unſre Vorſtellung zu beſchränkt, als daß wir uns von einem ſolchen Weſen einen hinlänglichen Begriff machen könnten. Wahrſcheinlicherweiſe wird es künftighin dem Hiſtoriker auch ſo gehen, welcher dann ſehen mag, in wie fern ihn das gegenwärtige Bild fördert. Zu annähernder Vergleichung gab uns das Portrait dieſes wichtigen Mannes auf dem großen Bilde vom Congreß zu Wien, nach Iſabey, jedoch einigen Anlaß. Wir bemerken dieß um forſchender Liebhaber willen.

Ferdinand Imecourt,

Ordonnanz-Officier des Marſchalls Leſevre, umgekommen vor Danzig 1807, gemahlt 1808.

Alſo, wie das Datum beſagt, aus der Erinnerung oder nach einer Skizze gemahlt.

Einen merkwürdigen Contraſt gibt uns auch dieſes Bild. Die militäriſche Laufbahn des Mannes deutet

auf einen brauchbaren Thätigen, ſein Tod auf einen Braven; aber in dem Incognito des Civilkleides iſt jeder charakteriſtiſche Zug verſchwunden. Gentlemanartig in Stellung und Kleidung, iſt er eben im Begriff die breiten Stufen zu einem einfachen Gartenhaus hinaufzuſteigen; den Hut in der herabhängenden Linken, auf den Stock in der rechten Hand geſtützt, hält er einen Augenblick inne, als ſich umſehend ob er vielleicht noch wo einen Bekannten in der Nähe gewahr würde. Die Züge des Geſichts ſind die eines verſtändigen gelaſſenen Mannes; die Geſtalt von mittlerer Größe, anſtändiger Zartheit. In der Societät würden wir ihn für einen Diplomaten angeſprochen haben; und es iſt wirklich ein glücklicher Gedanke, die vollkommne edle Proſe einer vorübergegangenen Gegenwart hier zwiſchen ſo bedeutenden welthiſtoriſchen Männern zu finden.

Graf und Gräfin Frieſe,

gemahlt 1801.

Dieſes Familienbild paßt recht gut zum vorigen; denn jener Mann durfte nur hier hereintreten und er wäre willkommen geweſen.

Der Gemahl hat ſich auf die Ecke eines ausgeſchweiften dreyſeitigen Tiſches geſetzt und zeigt ſich in einer ſehr natürlichen glücklichen Wendung. Eine Reitgerte in der rechten Hand deutet auf Kommen oder Gehen, und ſo paßt das augenblickliche nachläſſige Hinſitzen auf

einer ſolchen Stelle gar wohl. Die Gemahlin, einfach weiß gekleidet, einen bunten Shawl über dem Schooß, ſitzt und ſchaut, den Blick des Gemahls begleitend, gleichſam nach einem Eintretenden. Dießmal ſind wir es, die Anſchauenden, die wir glauben können auf eine ſo freundlich-höfliche Weiſe empfangen zu werden. Die linke Hand der Dame ruht auf der Schlafſtätte eines kleinen Kindes, das in halbem Schlummer ſich ganz wohl zu behagen ſcheint. Wand und Pilaſter, die freie Durchſicht in einen Bogengang, ein Schirm hinter dem Bette des Kindes bilden einen mannichfaltigen, anmuthigen, offenen und doch wohnlichen Hintergrund. Das Bild componirt ſehr gut und mag in Lebensgröße, der Andeutung nach colorirt, eine ſehr erfreuliche Wirkung thun.

Katharina,

Königliche Prinzeſſin von Würtemberg, Königin von Weſtphalen, gemahlt 1815.

Dieſes Bild ſpricht uns am wenigſten an, wie man in der Converſationsſprache zu ſagen pflegt. Eine mit Geſchmack, der an's Prächtige hinneigt, gekleidete, wohlgeſtaltete Dame ſitzt auf einem architektoniſch mäßig verzierten Marmorſeſſel, dem es nicht an Teppich und Kiſſen fehlt; die niedergeſenkte Rechte hält ein Büchlein, offen durch den eingreifenden Daumen, eben als hätte man aufgehört zu leſen; der linke Arm, auf ein Polſter geſtützt, zeigt die Hand in einer Wendung als hätte das

Chor (Trauergesang).

Nicht allein! — wo du auch weilest,
Denn wir glauben dich zu kennen,
Ach! wenn du dem Tag enteilest
Wird kein Herz von dir sich trennen.
Würden wir doch kaum zu klagen,
Neidend singen wir dein Loos:
Dir in klar' und trüben Tagen
Lied und Muth war schön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüthe weggerafft.
Scharfer Blick die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du rannteſt unaufhaltsam
Frei in's willenlose Netz,
So entzweyteſt du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

nun erhobene Haupt noch erſt eben darauf geruht. Geſicht und Augen ſind nach dem Beſchauer gerichtet, aber in Blick und Miene iſt etwas Unbefriedigtes, Entfremdetes, dem man nicht beikommen kann. Die Ausſicht nach Berg und Thal, See und Waſſerfall, Fels und Gebüſch mag auf die Anlagen von Wilhelmshöhe deuten, aber das Ganze iſt doch zu heroiſch und wild gedacht, als daß man recht begreifen könnte, wie dieſe ſtattliche Dame hier zu dieſem feenhaften Ruheſitz gelangt.

Sodann entſteht noch die Frage über ein höchſt wunderliches Beiweſen. Warum ſetzt die Dame ihre netten Füßchen auf Kopf und Schnabel eines Storchs, der von einigen leichten Zweigen umgeben in dem Teppich oder Fußboden ſkizzenhaft gebildet iſt. Dieß alles jedoch beſeitigt, mag dieß Bild als trefflich compouirt gelten und man muß ihm die Anlage zu einem vollkommen wohl colorirten Gemählde zugeſtehen.

Eliſa,

ehemalige Großherzogin von Toscana,

und ihre Tochter

Napoleon Eliſa,

Prinzeſſin von Piombino, gemahlt 1811.

Das reichſte Bild von allen, welches zu dem mannichfaltigſten Farbenwechſel Gelegenheit gab. Eine ſtattliche Dame, Orientaliſcher Phyſiognomie, blickt euch an

an mit verſtändigem Behagen; Diadem, Schleier, Stirnbinde, Locken, Halsband, Halstuch geben dem Obertheil Würde und Fülle, wodurch er hauptſächlich über das Ganze dominirt; denn ſchon vom Gürtel an dienen die Gewande der übrigen Figur eigentlich nur zur Folie für ein anmuthiges Töchterchen, auf deſſen rechter Schulter von hinten her die mütterliche rechte Hand ruht. Das liebliche Kind hält am Bande ein zierliches, nettes, ſeltſam ſchlank geſtaltetes Hündchen, das unter dem linken Arm der Mutter ſich behaglich fühlt. Das breite mit Löwenköpfen und Tatzen architektoniſch verzierte weißmarmorne Canapé, deſſen wohlgepolſterter, geräumiger Sitz von der Hauptfigur bequem eingenommen wird, verleiht dem Ganzen ein ſtattliches Anſehen; Fußkiſſen und herabgeſunkene Falten, Blumenkorb und eine lebhafte Vegetation zunächſt, deuten auf die mannichfaltigſte Färbung. Der Hintergrund, wahrſcheinlich in mildem Lufttron gehalten, zeigt hoher dichter Bäume überdrängtes Wachsthum; wenige Säulen ruinenartig, eine wilde Treppe, die in's Gebüſche führt, erwecken den Begriff einer ältern romantiſchen Kunſtanlage, aber bereits von langherkömmlicher Vegetation überwältigt, und ſo geben wir gern zu, daß wir uns wirklich auf einem Großherzoglich Florentiniſchen Landſitz befinden.

Madame Recamier,

gemahlt 1805.

Zum Abſchluß dieſer Darſtellungen ſehen wir nun das Bild einer ſchönen Frau, das uns ſchon ſeit zwanzig Jahren gerühmt wird. In einer von ſtillem Waſſer angeſpülten Säulenhalle, hinten durch Vorhang und blumiges Buſchwerk geſchloſſen, hat ſich die ſchönſte anmuthigſte Perſon, wie es ſcheint nach dem Bade, in einen gepolſterten Seſſel gelehnt: Bruſt, Arme und Füße ſind frei, der übrige Körper leicht, jedoch anſtändig bekleidet; unter der linken Hand ſenkt ſich ein Shawl herab zu allenfallſigem Ueberwurf. Mehr haben wir freilich von dieſem lieblichen und zierlichen Blatte nicht zu ſagen. Da die Schönheit untheilbar iſt und uns den Eindruck einer vollkommnen Harmonie verleiht, ſo läßt ſie ſich durch eine Folge von Worten nicht darſtellen. Glücklich ſchätzen wir die, welche das Bild, das gegenwärtig in Berlin ſeyn ſoll, beſchauen und ſich daran erfreuen können. Wir begnügen uns an dieſer Skizze, welche die Intention vollkommen überliefert; und was macht denn am Ende den Werth eines Kunſtwerkes aus? es iſt und bleibt die Intention, die vor dem Bilde vorausgeht und zuletzt, durch die ſorgfältigſte Ausführung, vollkommen in's Leben tritt. Und ſo müſſen wir denn auch dieſes Bild, wie die ſämmtlichen vorhergehenden, wohlgedacht, in ſeiner Art bedeutend, charakteriſtiſch und gehörig anſprechend anerkennen.

Steht es nun freilich nicht in unserm Vermögen, die äußern Vorzüge einer schönen Person mit Worten auszudrücken, so ist doch die Sprache eigentlich da, um das Gedächtniß sittlicher und geselliger Bezüge zu erhalten; deßwegen wir uns nicht versagen können, mitzutheilen, wie sich über diese merkwürdige Frau, nach zwanzig Jahren, die neuesten Tagesblätter vernehmen lassen.

„Die letzte und lieblichste dieser Gestalten ist Madame Recamier. Niemand wird sich wundern, dieses Bild den erlauchten weiblichen Zeitgenossen beigesellt zu sehen. Eine Freundin der Frau von Stael, eines Camille Jordan, des Herrn von Chateaubriand wäre zu solchen Ehren berechtigt, wüßte man auch nicht, daß die unendliche Anmuth ihrer Unterhaltung und die Gewalt ihrer Gutmüthigkeit unabläßig die vorzüglichsten Männer aller Parteyen bei ihr versammelt hat. Man darf sagen, daß durch Ausüben des Guten, durch Dämpfen des Hasses, durch Annähern der Meinungen, sie die Unbeständigkeit der Welt gefesselt habe, ohne daß man bemerkt hätte, Glück und Jugend habe sich von ihr entfernen können. Diejenigen welche glauben möchten, ihr Geist sey die Wirkung eines anhaltenden Umgangs mit den vorzüglichsten Menschen, der Widerschein eines andern Gestirns, der Wohlgeruch einer andern Blume, solche sind ihr niemals näher getreten. Wir wollen zwar nicht untersuchen, ob nicht mit sechzehn Jahren die Sorge für

den Putz und sonstige Hauptgeschäfte desselbigen Alters eine Frau vielleicht verhindern können andere Vorzüge als die ihrer Schönheit bemerken zu lassen; aber jetzo wäre es unmöglich so viel Geschmack, Anmuth und Feinheit zu erklären, ohne zu gestehen, daß sie immer Elemente dieser Eigenschaften besessen habe."

„Ohne etwas herausgegeben, vielleicht ohne etwas niedergeschrieben zu haben, übte diese merkwürdige Frau bedeutenden Einfluß über zwey unserer größten Schriftsteller. Ein solcher ungesuchter Einfluß entspringt aus der Fähigkeit, das Talent zu lieben, es zu begeistern, sich selbst zu entzünden bei'm Anblick der Eindrücke, die es hervorbringt. Diejenigen welche wissen wie der Gedanke sich vergrößert und befruchtet, indem wir ihn vor einer andern Intelligenz entwickeln, daß die Hälfte der Beredsamkeit in den Augen derer ist, die euch zuhören, daß der zu Ausführung eines Werkes nöthige Muth aus dem Antheil geschöpft werden muß, den das Unternehmen in andern erweckt, solche Personen werden niemals erstaunen über Corinna's und des Verfassers der Märtyrer leidenschaftliche Freundschaft für die Person, welche sie außerhalb Frankreich begleitete, oder ihnen in der Ungunst treu blieb. Es gibt edle Wesen, die mit allen hohen Gedanken sympathisiren, mit allen reizenden Schöpfungen der Einbildungskraft. Ihr möchtet edle Werke hervorbringen, um sie ihnen zu vertrauen, das Gute und Rechte thun, um es ihnen zu erzählen. Dieß ist

das Geheimniß des Einfluſſes der Madame Recamier. Vor ihr hatte man niemals ſo viel Uneigennutz, Beſcheidenheit und Berühmtheit vereinigt. Und wie ſollte man ſich nicht freuen, ein durch die Kunſt ſo wohl überliefertes Bild einer Frau zu beſitzen, welche niemals auf mächtige Freundſchaften ſich lehnte, als um das unbekannte Verdienſt belohnt zu ſehen; die nur dem Unglück ſchmeichelte und nur dem Genie den Hof machte."

Ueberliefert nun werden uns dieſe Bilder durch eine höchſt geiſtreiche Radirnadel. Man kann ſich denken, daß Herr Gerard zu einem Werke, das eigentlich ſeinen Ruf als denkender Künſtler begründen ſoll, einen trefflichen Arbeiter werde gewählt haben. Es iſt von großem Werthe wenn der Autor ſeines Ueberſetzers gewiß iſt, und ganz ohne Frage hat man Herrn Adam allen Beifall zu gewähren. Es iſt ein ſolches Sentiment in ſeiner Nadel und der Abwechſelung derſelben, daß der Charakter des zu behandelnden Gegenſtandes nirgends vermißt wird, es ſey nun in den zarteſten Puncten und Strichlein, mit welchen er die Geſichter behandelt, durch die gelinden, womit er die lichten wie die Localtinten andeutet, bis zu den ſtarken und ſtärkern, womit er Schatten und mehr oder minder dunkle Localfarben auszudrücken weiß; wie er denn auch auf eine gleichſam zauberiſche Weiſe die verſchiedenen Stoffe durch glückliche Behandlung andeutet, und ſo einen jeden, der

Auge und Sinn für ſolche Hieroglyphen gebildet hat, vollkommen befriedigen muß.

Wir ſtimmen daher völlig in die Ueberzeugung ein, daß es wohlgethan war dieſe geiſtreich ſkizzenhafte, obſchon genugſam ausführliche Radirungsart dem Steindruck vorzuziehen; nur wünſchen wir, daß man bei'm Abdruck die Platten ſorgfältig behandeln möge, damit ſämmtliche Kunſtliebhaber auf eine wünſchenswerthe Weiſe befriedigt werden können.

10.

Ruysdael als Dichter.

Ruysdael als Dichter.

Jacob Ruysdael, geboren zu Harlem 1635, fleißig arbeitend bis 1681, ist als einer der vortrefflichsten Landschaftsmahler anerkannt. Seine Werke befriedigen vorerst alle Forderungen, die der äußere Sinn an Kunstwerke machen kann. Hand und Pinsel wirken mit größter Freiheit zu der genauesten Vollendung. Licht, Schatten, Haltung und Wirkung des Ganzen läßt nichts zu wünschen übrig. Hievon überzeugt der Anblick sogleich jeden Liebhaber und Kenner. Gegenwärtig aber wollen wir ihn als denkenden Künstler, ja als Dichter betrachten, und auch hier werden wir gestehen, daß ein hoher Preis ihm gebühre.

Zum gehaltreichen Texte kommen uns hiezu drey Gemählde der Königl. Sächs. Sammlung zu statten, wo verschiedene Zustände der bewohnten Erdoberfläche mit großem Sinn dargestellt sind, jeder einzeln, abgeschlossen, concentrirt. Der Künstler hat bewunderungswürdig geistreich den Punct gefaßt, wo die Productionskraft mit dem reinen Verstande zusammentrifft, und dem Beschauer ein Kunstwerk überliefert, welches, den

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schickſal ſich vermummt,
Wenn am unglückſeligſten Tage
Blutend alles Volk verſtummt.
Doch erfriſchet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt:
Denn der Boden zeugt ſie wieder,
Wie von je er ſie gezeugt.

(Völlige Pauſe. Die Muſik hört auf.)

Helena (zu Fauſt).

Ein altes Wort bewährt ſich leider auch an mir:
Daß Glück und Schönheit dauerhaft ſich nicht vereint.
Zerriſſen iſt des Lebens wie der Liebe Band,
Bejammernd beide, ſag' ich ſchmerzlich Lebewohl!
Und werfe mich noch einmal in die Arme dir.
Perſephoneia nimm den Knaben auf und mich.

(Sie umarmt Fauſt, das Körperliche verſchwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen.)

Phorkyas (zu Fauſt).

Halte feſt was dir von allem übrig blieb.
Das Kleid laß es nicht los. Da zupfen ſchon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte feſt!
Die Göttin iſt's nicht mehr die du verlorſt,
Doch göttlich iſt's. Bediene dich der hohen
Unſchätzbar'n Gunſt und hebe dich empor,
Es trägt dich über alles Gemeine raſch
Im Aether hin, ſo lange du dauern kannſt.
Wir ſehn uns wieder, weit gar weit von hier.

(Helenens Gewande löſen ſich in Wolken auf, umgeben Fauſt, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.)

Auge an und für ſich erfreulich, den innern Sinn aufruft, das Andenken anregt, und zuletzt einen Begriff ausſpricht, ohne ſich darin aufzulöſen oder zu verkühlen. Wir haben wohlgerathene Copien dieſer drey Bilder vor uns, und können alſo darüber ausführlich und gewiſſenhaft ſprechen.

I.

Das erſte Bild ſtellt die ſucceſſiv bewohnte Welt zuſammen dar. Auf einem Felſen, der ein begränztes Thal überſchaut, ſteht ein alter Thurm, nebenan wohlerhaltene neuere Baulichkeiten; an dem Fuße des Felſen eine anſehnliche Wohnung behaglicher Gutsbeſitzer. Die uralten hohen Fichten um dieſe zeigen uns an, welch ein langer friedlich vererbter Beſitz einer Reihe von Abkömmlingen an dieſer Stelle gegönnt geweſen. Im Grunde, am Abhange eines Berges, ein weithingeſtrecktes Dorf, gleichfalls auf Fruchtbarkeit und Wohnlichkeit dieſes Thals hindeutend. Ein ſtark ſtrömendes Waſſer ſtürzt im Vordergrunde über Felſen und abgebrochene ſchlanke Baumſtämme, und ſo fehlt es denn nicht an dem allbelebenden Elemente, und man denkt ſich ſogleich, daß es ober- und unterhalb durch Mühlen und Hammerwerke werde benutzt ſeyn. Die Bewegung, Klarheit, Haltung dieſer Maſſen beleben köſtlich das übrige Ruhende. Daher wird auch dieſes Gemählde der Waſſerfall genannt. Es befriedigt jeden, der

auch nicht gerade in den Sinn des Bildes einzudringen Zeit und Veranlaßung bar.

II.

Das zweyte Bild, unter dem Namen des **Kloſters** berühmt, hat bei einer reichern, mehr anziehenden Compoſition die ähnliche Abſicht: im Gegenwärtigen das Vergangene darzuſtellen, und dieß iſt auf das bewundernswürdigſte erreicht, das Abgeſtorbene mit dem Lebendigen in die anſchaulichſte Verbindung gebracht.

Zu ſeiner linken Hand erblickt der Beſchauer ein verfallenes, ja verwüſtetes Kloſter, an welchem man jedoch hinterwärts wohlerhaltene Gebäude ſieht, wahrſcheinlich den Aufenthalt eines Amtmanns oder Schöſſers, welcher die ehemals hieher fließenden Zinſen und Gefälle noch fernerhin einnimmt, ohne daß ſie von hier aus, wie ſonſt, ein allgemeines Leben verbreiten.

Im Angeſicht dieſer Gebäude ſteht ein vor alten Zeiten gepflanztes, noch immer fortwachſendes Lindenrund, um anzudeuten, daß die Werke der Natur ein längeres Leben, eine größere Dauer haben, als die Werke der Menſchen: denn unter dieſen Bäumen haben ſich ſchon vor mehreren Jahren, bei Kirchweihfeſten und Jahrmärkten, zahlreiche Pilgrime verſammelt, um ſich nach frommen Wanderungen zu erquicken.

Daß übrigens hier ein großer Zuſammenfluß von Menſchen, eine fortdauernde Lebensbewegung geweſen,

darauf deuten die an und in dem Waſſer übrig gebliebenen Fundamente von Brückenpfeilern, die gegenwärtig mahleriſchem Zwecke dienen, indem ſie den Lauf des Flüßchens hemmen und kleine rauſchende Cascaden hervorbringen.

Aber daß dieſe Brücke zerſtört iſt, kann den lebendigen Verkehr nicht hindern, der ſich durch alles durch ſeine Straße ſucht. Menſchen und Vieh, Hirten und Wanderer ziehen nunmehr durch das ſeichte Waſſer und geben dem ſanften Zuge deſſelben einen neuen Reiz.

Auch reich an Fiſchen ſind noch bis auf den heutigen Tag dieſe Fluthen, ſo wie zu jener Zeit, als man bei Faſtentafeln nothwendig ihrer bedurfte: denn Fiſcher waten dieſen unſchuldigen Grundbewohnern noch immer entgegen und ſuchen ſich ihrer zu bemächtigen.

Wenn nun die Berge des Hintergrundes mit jungen Büſchen umlaubt ſcheinen, ſo mag man daraus ſchließen, daß ſtarke Wälder hier abgetrieben und dieſe ſanften Höhen dem Stockausſchlag und dem kleinern Geſträuch überlaſſen werden.

Aber dießſeits des Waſſers hat ſich, zunächſt an einer verwitterten, zerbröckelten Felspartie, eine merkwürdige Baumgruppe angeſiedelt. Schon ſteht veraltet eine herrliche Buche da, entblättert, entäſtet, mit geborſtener Rinde. Damit ſie uns aber durch ihren herrlich dargeſtellten Schaft nicht betrübe, ſondern erfreue, ſo ſind ihr andere noch vollebendige Bäume zugeſellt,

die dem kahlen Stamme durch den Reichthum ihrer Aeste und Zweige zu Hülfe kommen. Diesen üppigen Wuchs begünstigt die nahe Feuchtigkeit, welche durch Moos und Rohr und Sumpfkräuter genugsam angedeutet wird.

Indem nun ein sanftes Licht von dem Kloster zu den Linden und weiter hin sich zieht, an dem weißen Stamm der Buche wie im Widerscheine glänzt, sodann über dem sanften Fluß und die rauschenden Fälle, über Heerden und Fischer zurückgleitet und das ganze Bild belebt, sitzt nah am Wasser im Vordergrunde, uns den Rücken zukehrend, der zeichnende Künstler selbst, und diese so oft mißbrauchte Staffage erblicken wir mit Rührung hier am Platze, so bedeutend als wirksam. Er sitzt hier als Betrachter, als Repräsentant von allen, welche das Bild künftig beschauen werden, welche sich mit ihm in die Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart, die sich so lieblich durch einander webt, gern vertiefen mögen.

Glücklich aus der Natur gegriffen ist dieß Bild, glücklich durch den Gedanken erhöht, und da man es noch überdieß nach allen Erfordernissen der Kunst angelegt und ausgeführt findet, so wird es uns immer anziehen, es wird seinen wohlverdienten Ruf durch alle Zeiten erhalten, und auch in einer Copie, wenn sie einigermaßen gelang, das größere Verdienst des Originals zur Ahnung bringen.

III.

Das dritte Bild dagegen ist allein der Vergangenheit gewidmet, ohne dem gegenwärtigen Leben irgend ein Recht zu gönnen. Man kennt es unter dem Namen des Kirchhofs. Es ist auch einer. Die Grabmale sogar deuten, in ihrem zerstörten Zustande, auf ein mehr als Vergangenes, sie sind Grabmäler von sich selbst.

In dem Hintergrunde sieht man, von einem vorüberziehenden Regenschauer umhüllt, magere Ruinen eines ehemals ungeheuern, in den Himmel strebenden Doms. Eine freistehende, spindelförmige Giebelmauer wird nicht mehr lange halten. Die ganze sonst gewiß fruchtbare Klosterumgebung ist verwildert, mit Stauden und Sträuchen, ja mit schon veralteten und verdorrten Bäumen zum Theil bedeckt. Auch auf dem Kirchhofe dringt diese Wildniß ein, von dessen ehemaliger frommen Befriedigung keine Spur mehr zu sehen ist. Bedeutende, wunderliche Gräber aller Art, durch ihre Formen theils an Särge erinnernd, theils durch große aufgerichtete Steinplatten bezeichnet, geben Beweis von der Wichtigkeit des Kirchsprengels und was für edle und wohlhabende Geschlechter an diesem Orte ruhen mögen. Der Verfall der Gräber selbst ist mit großem Geschmack und schöner Künstlermäßigung ausgeführt; sehr gern verweilt der Blick an ihnen. Aber zuletzt wird der Betrachter überrascht, wenn er weit hinten neue bescheidene Monumente mehr ahnet als erblickt, um welche sich

Trauernde beſchäftigen — als wenn uns das Vergangene nichts außer der Sterblichkeit zurücklaſſen könnte.

Der bedeutendſte Gedanke dieſes Bildes jedoch macht zugleich den größten mahleriſchen Eindruck. Durch das Zuſammenſtürzen ungeheurer Gebäude mag ein freundlicher, ſonſt wohlgeleiteter Bach verſchüttet, geſtemmt und aus ſeinem Wege gedrängt worden ſeyn. Dieſer ſucht ſich nun einen Weg in's Wüſte, bis durch die Gräber. Ein Lichtblick, den Regenſchauer überwindend, beleuchtet ein Paar aufgerichtete ſchon beſchädigte Grabestafeln, einen ergrauten Baumſtamm und Stock, vor allem aber die heranfluthende Waſſermaſſe, ihre ſtürzenden Strahlen und den ſich entwickelnden Schaum.

Dieſe ſämmtlichen Gemählde, ſo oft copirt, werden vielen Liebhabern vor Augen ſeyn. Wer das Glück hat die Originale zu ſehen, durchdringe ſich von der Einſicht, wie weit die Kunſt gehen kann und ſoll.

Wir werden in der Folge noch mehr Beiſpiele aufſuchen, wo der reinfühlende, klardenkende Künſtler, ſich als Dichter erweiſend, eine vollkommene Symbolik erreicht, und durch die Geſundheit ſeines äußern und innern Sinnes uns zugleich ergötzt, belehrt, erquickt und belebt.

11.

Altdeutſche Gemählde in Leipzig.

Nachricht von Altdeutschen, in Leipzig entdeckten Kunstschätzen.

Es befindet sich wohl keine Kirche in der Christenheit, deren frühere Gemählde, Statuen, oder sonstige Denkmale nicht neuern Bedürfnissen oder verändertem Kunstgeschmack einmal weichen müssen. Glücklich, wenn sie nicht völlig zerstört, sondern, wenn gleich ohne sorgfältigen Bedacht, jedoch durch günstiges Geschick, einigermaßen erhalten werden.

Dieses Letztere ist der Fall mit einer Anzahl alter Gemählde, welche sonst die Zierden der Leipziger Kirchen gewesen, aber herausgenommen und auf die Gewölbe dieser Gebäude gestellt worden. Sie befinden sich freilich in einem traurigen Zustande; doch an ihrer Wiederherstellung ist nicht durchaus zu verzweifeln. Die Entdeckung dieser bedeutenden Schätze sind wir Hrn. Quandt schuldig, einem jungen Handelsmann, der mit Enthusiasmus für die Kunst schöne Kenntnisse derselben verbindet, auch Geschmack und Einsichten auf Reisen geläutert hat. Unter dem Schutz und mit Begünstigung der hohen Behörden, dem Beistande des Herrn Doctor Stieglitz und thätiger Mitwirkung der HH. Hellig

Phorkyas

(nimmt Euphorions Kleid, Mantel und Lyra von der Erde, tritt ins Proscenium, hebt die Ersteren in die Höhe und spricht.)

Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich iſt verſchwunden
Doch iſt mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug Poeten einzuweihen,
Zu ſtiften Gild- und Handwerksneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg' ich wenigſtens das Kleid.

(Sie ſetzt ſich im Proſcenium an eine Säule nieder.)

Panthalis.

Nun eilig Mädchen! Sind wir doch den Zauber los,
Der alt-theſſaliſchen Vettel wüſten Geiſteszwang;
So des Geklimpers viel verworrner Töne Rauſch,
Das Ohr verwirrend, ſchlimmer noch den innern Sinn.
Hinab zum Hades! Eilte doch die Königin
Mit ernſtem Gang hinunter. Ihrer Sohle ſey
Unmittelbar getreuer Mägde Schritt gefügt.
Wir finden ſie am Throne der Unerforſchlichen.

Chor.

Königinnen freilich überall ſind ſie gern;
Auch im Hades ſtehen ſie oben an,
Stolz zu ihres Gleichen geſellt,
Mit Perſephonen innigſt vertraut;
Aber wir im Hintergrunde
Tiefer Asphodelos-Wieſen,
Langgeſtreckten Pappeln,

und Lehmann, hat derselbe mehrere kostbare Bilder vom Untergange gerettet, und man hofft durch Reinigung und Restauration sie wieder genießbar zu machen. Die Nachrichten, welche wir davon erhalten, bringen wir um so schneller in's Publicum, als, bei bevorstehender Jubilate-Messe, gewiß jeder Kunstfreund und Kenner sich nach diesen Tafeln erkundigen und durch Theilnahme das glücklich begonnene Unternehmen befördern wird.

Vorläufig können wir folgendes mittheilen:

Sechs Gemählde auf Goldgrund.

Die Lichter in den Gewändern mit Gold gehöht.

1. Ein Ecce homo. mit der Jahrzahl 1498.

2. Eine Krönung Mariä, viel älter. Zu aller Mangelhaftigkeit der Zeichnung ist sehr viel zartes Gefühl gesellt.

3. Eine Dreyfaltigkeit. Gott Vater, die Leiche des Sohns im Schooße haltend. Unzählige Engel umgeben die erhabene Gruppe. Auf der Erde ruhen drey Verstorbene. Auf der einen Seite kniet Maria, auf der andern der heil. Sebastian, welche betend den Todesschlummer der Schlafenden bewachen.

4. Verfolgung der ersten Christen. Die Köpfe so schön und gefühlvoll, daß sie an Holbein erinnern.

5. Geschichte des Lazarus. Hände und Füße nicht zum Besten gezeichnet, die Köpfe hingegen von

der größten Schönheit, dem edelsten und rührendsten Ausdruck.

Bilder des ältern Cranach.

1. Die Verklärung. Christus ist eine wahre Vergötterung des Menschen. Die erhabenen Gestalten des Himmels umgeben ihn; auf dem Hügel ruhen die Jünger im wachen Traume. Eine herrliche Aussicht eröffnet sich dem Auge weit über das Meer und über ein reichbebautes Vorgebirge. Das Bild ist Ein Moment, Ein Guß des Gedankens, vielleicht der höchste, gunstreichste Augenblick in Cranachs Leben.

2. Die Samariterin. Christus, voll hoher männlicher Würde, Weisheit und Huld, spricht wohlwollend und ernst zu dem jugendlich sorglosen Weibe, welche, ohne Beschauung, das Leben genußreich auf sich einwirken ließ, und es heiter hinnahm. Von den gehaltvollen Worten ergriffen, kehrt ihr Blick zum erstenmal sich in ihr Inneres.

3. Die Kreuzigung. Auf der einen Seite stehen, in tiefen Schmerz versunken, die Freunde des Heilandes, auf der andern, in unerschütterlich roher Kraft, die Kriegsknechte. Der Hauptmann allein blickt gedankenvoll zu dem Gekreuzigten empor, so wie auch einer von den Priestern. Diese drey Bilder sind von beträchtlicher Größe.

4. Der Sterbende. Ungefähr zwanzig Zoll breit und einige dreyßig Zoll hoch. Die größte Figur

im Vordergrunde hat ungefähr vier Zoll. Die Composition ist reich und erfordert eine weitläufige Beschreibung, daher nur so viel zur Einleitung: Unten liegt der Sterbende, dem die letzte Oelung ertheilt wird; an dessen Bette kniet die Gattin; die Erben hingegen untersuchen Kisten und Kasten. Ueber dem Sterbenden erhebt sich dessen Seele, welche sich auf der einen Seite von Teufeln ihre Sünden vorgehalten sieht, auf der andern von Engeln Vergebung vernimmt. Oben zeigt sich in Wolken die Dreyeinigkeit mit Engeln und Patriarchen umgeben. Noch höher befindet sich ein Abschnitt, auf dem eine Kirche vorgestellt ist, zu welcher sich Betende nahen. Nicht zu beschreiben ist die Zartheit womit dieses Bild ausgeführt ist, und vorzüglich haben die größten, wie die kleinsten Köpfe eine musterhafte Vollendung und Ausführung; auch findet sich sehr selten hier etwas Verschobenes, das in Cranachs Köpfen oft vorkommt.

Dieses Bild diente zur Zierde des Grabmahls eines Hrn. Schmidburgs, der nach der Inschrift im Jahr 1518 starb. Aus dieser Zeit muß also auch dieses Bild seyn, worauf Cranachs Monogramm steht.

Bilder des jüngern Cranach.

a. **Allegorisches Bild. Auf die Erlösung deutend.** — Es hat dasselbe im Allgemeinen der Anordnung, in den Gruppen und in der einnehmenden Idee große Aehnlichkeit mit dem Altargemählde in Weimar, das wir

durch Kupferstich und Beschreibung kennen; es ist jedoch kleiner.

Im Vordergrunde der Heiland am Kreuze, diesem zur Linken der aufgestandene Heiland und der mit der Gottheit versöhnte Mensch. Christus deutet mit seiner rechten Hand nach seiner Leidensgestalt, und der Mann an seiner Seite faltet verehrend die Hände. Beide sind überaus edle, schöne Köpfe, das Nackende besser als gewöhnlich gezeichnet, und das Colorit zart und warm. Die Gruppe der Hirten, die Erhöhung der Schlange, das Lager, Moses und die Propheten sind fast ganz so wie zu Weimar. Unter dem Kreuze ist das Lamm; doch steht ein wunderschönes Kind daneben, mit der Siegesfahne. Zur Rechten des Gekreuzigten sehen wir im Hintergrunde das erste Menschenpaar in Eintracht mit der Natur; das scheue Wild weidet noch vertraulich neben den Menschen.

Weiter vorn wird ein Mann von Tod und Teufeln verfolgt. Im Vorgrunde steht der Heiland zum drittenmal. Unter seinen Füßen bricht das Gerippe des Todes zusammen, und ohne Haß, ohne Zorn, ohne Anstrengung stößt Christus dem gekrönten Ungeheuer den krystallnen Speer, auf welchem die Fahne des Sieges weht, in den Rachen. Unzählige Verdammte, worunter wir größtentheils Mönche, Nonnen und Geistliche vom höchsten Rang erblicken, gehen befreit hervor, und preisen den Herrn und Retter. Dieser Christus ist jenem auf dem

Bilde in Weimar sehr ähnlich, nur in entgegengesetzter Richtung gezeichnet. Den untern Theil der Tafel füllt ein zahlreiches Familiengemählde. Auf dem Stamme des Kreuzes ist Cranachs Monogramm und die Jahrzahl 1557, woraus zu folgen scheint, da Cranach 1553 gestorben, dieses Bild, so wie das folgende, seyen von seinem Sohne gemahlt.

b. Die Auferstehung mit der Jahrzahl 1559. Es wäre werth zu untersuchen, wodurch die Werke des jüngern Cranachs sich von denen seines Vaters unterscheiden. Es scheint mir das Bild mit der Jahrzahl 1557 im eigentlichsten Sinne mehr gemahlt, als die andern. Es ist darin eine Untermahlung unter den Lasuren zu bemerken; dahingegen die ältern Bilder mehr in Oel lasirte Zeichnungen zu nennen sind. Und so wäre es denn nicht unwahrscheinlich, daß diese letztern Gemählde sich von Cranach, dem Sohn, jene erstern hingegen von Cranach, dem Vater, herschreiben.

Im März 1815.

12.

Bildhauerey.

Myrons Kuh.

Myron, ein Griechiſcher Bildner, verfertigte ungefähr vierhundert Jahre vor unſerer Zeitrechnung eine Kuh von Erz, welche Cicero zu Athen, Procopius im ſiebenten Jahrhundert zu Rom ſah, alſo daß über tauſend Jahre dieſes Kunſtwerk die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſich gezogen. Es ſind uns von demſelben mancherlei Nachrichten übriggeblieben; allein wir können uns doch daraus keine deutliche Vorſtellung des eigentlichen Gebildes machen; ja was noch ſonderbarer ſcheinen muß, Epigramme, ſechsunddreißig an der Zahl, haben uns bisher eben ſo wenig genutzt, ſie ſind nur merkwürdig geworden als Verirrungen poetiſirender Kunſtbeſchauer. Man findet ſie eintönig, ſie ſtellen nicht dar, ſie belehren uns nicht. Sie verwirren vielmehr den Begriff, den man ſich von der verlornen Geſtalt machen möchte, als daß ſie ihn beſtimmten.

Genannte und ungenannte Dichter ſcheinen in dieſen rhythmiſchen Scherzen mehr unter einander zu wetteifern, als mit dem Kunſtwerke; ſie wiſſen nichts davon zu ſagen, als daß ſie ſämmtlich die große Natürlichkeit

deſſelben anzupreiſen befliſſen ſind. Ein ſolches Dilettantenlob iſt aber höchſt verdächtig.

Denn bis zur Verwechſelung mit der Natur Natürlichkeit darzuſtellen, war gewiß nicht Myrons Beſtreben, der, als unmittelbarer Nachfolger von Phidias und Polyklet, in einem höhern Sinne verfuhr, beſchäftigt war Athleten, ja ſogar den Hercules zu bilden, und gewiß ſeinen Werken Styl zu geben, ſie von der Natur abzuſondern wußte.

Man kann als ausgemacht annehmen, daß im Alterthum kein Werk berühmt worden, das nicht von vorzüglicher Erfindung geweſen wäre: denn dieſe iſt's doch, die am Ende den Kenner wie die Menge entzückt. Wie mag denn aber Myron eine Kuh wichtig, bedeutend und für die Aufmerkſamkeit der Menge durch Jahrhunderte durch anziehend gemacht haben?

Die ſämmtlichen Epigramme preiſen durchaus an ihr Wahrheit und Natürlichkeit, und wiſſen die mögliche Verwechſelung mit dem Wirklichen nicht genug hervorzuheben. Ein Löwe will die Kuh zerreißen, ein Stier ſie beſpringen, ein Kalb an ihr ſaugen, die übrige Heerde ſchließt ſich an ſie an, der Hirte wirft einen Stein nach ihr, um ſie von der Stelle zu bewegen, er ſchlägt nach ihr, er peitſcht ſie, er butet ſie an; der Ackersmann bringt Kummet und Pflug ſie einzuſpannen, ein Dieb will ſie ſtehlen, eine Bremſe ſetzt ſich auf ihr Fell, ja Myron ſelbſt verwechſelt ſie mit den übrigen Kühen ſeiner Heerde.

Offenbar ſtrebt hier ein Dichter den andern mit leeren redneriſchen Floskeln zu überbieten und die eigentliche Geſtalt, die Handlung der Kuh bleibt immer im Dunkeln. Nun ſoll ſie zuletzt gar noch brüllen; dieſes fehlte freilich noch zum Natürlichen. Aber eine brüllende Kuh, in ſo fern ſie plaſtiſch vorzuſtellen wäre, iſt ein ſo gemeines und noch dazu unbeſtimmtes Motiv, daß es der hochſinnige Grieche unmöglich brauchen konnte.

Wie gemein es ſey, fällt jederman in die Augen, aber unbeſtimmt und unbedeutend iſt es dazu. Sie kann brüllen nach der Weide, nach der Heerde, dem Stier, dem Kalbe, nach dem Stalle, der Melkerin, und wer weiß nach was allem. Auch ſagen die Epigramm: keineswegs, daß ſie gebrüllt habe, nur daß ſie brüllen würde, wenn ſie Eingeweide hätte, ſo wie ſie ſich fortbewegen würde, wenn ſie nicht an das Piedeſtal angegoſſen wäre.

Sollten wir aber nicht trotz aller dieſer Hinderniſſe doch zum Zwecke gelangen und uns das Kunſtwerk vergegenwärtigen, wenn wir alle die falſchen Umſtände, welche in den Epigrammen enthalten ſind, ablöſen und den wahren Umſtand übrig zu behalten ſuchen.

Niemand wird in der Nähe dieſer Kuh, oder als Gegen- und Mitbild einen Löwen, den Stier, den Hirten, die übrige Heerde, den Ackersmann, den Dieb oder die Bremſe denken. Aber ein Lebendiges konnte der Künſtler ihr zugeſellen, und zwar das einzige Mög-

Unfruchtbaren Weiden zugeſellt,
Welchen Zeitvertreib haben wir?
Fledermaus gleich zu piepſen,
Geflüſter, unerfreulich, geſpenſtig.

Panthalis.

Wer keinen Namen ſich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, ſo fahret hin!
Mit meiner Königin zu ſeyn verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienſt, auch Treue wahrt uns die Perſon.

(ab).

Alle.

Zurückgegeben ſind wir dem Tageslicht,
Zwar Perſonen nicht mehr,
Das fühlen, das wiſſen wir,
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geiſter,
Wir auf ſie vollgültigen Anſpruch.

Ein Theil des Chors.

Wir in dieſer tauſend Aeſte Flüſterzittern, Säuſelſchweben,
Reizen tändlend, locken leiſe, wurzelauf des Lebens Quellen
Nach den Zweigen; bald mit Blättern, bald mit Blüthen überſchwenglich
Zieren wir die Flatterhaare frei zu luſtigem Gedeihn.
Fällt die Frucht, ſogleich verſammeln lebensluſtig Volk und Heerden
Sich zum Greifen, ſich zum Naſchen, eilig kommend, emſig drängend;
Und, wie vor den erſten Göttern, bückt ſich alles um uns her.

liche und Schickliche, das Kalb. Es war eine säugende Kuh: denn nur in so fern sie säugt, ist es erst eine Kuh, die uns, als Heerdenbesitzern, bloß durch Fortpflanzung und Nahrung, durch Milch und Kalb bedeutend wird.

Wirft man nun alle jene fremden Blumen hinweg, womit die Dichter, und vielleicht manche derselben ohne eigene Anschauung, das Kunstwerk zu schmücken glaubten, so sagen mehrere Epigramme ausdrücklich, daß es eine Kuh mit dem Kalbe, daß es eine säugende Kuh gewesen.

Myron formte, Wandrer, die Kuh; das Kalb sie erblickend
Nahet lechzend sich ihr, glaubet die Mutter zu sehn.

Armes Kalb, was nahst du dich mir mit bittendem Blöcken!
Milch in's Euter hat mir nicht geschaffen die Kunst.

Wollte man jedoch gegen die Entschiedenheit dieser beiden Gedichte einigen Zweifel erregen und behaupten, es sey hier das Kalb wie die übrigen hinzugedichteten Wesen auch nur eine poetische Figur, so erhalten sie doch durch Nachstehendes eine unwidersprechliche Bekräftigung:

Vorbei Hirt bei der Kuh und deine Flöte schweige!
Daß ungestört ihr Kalb sie säuge.

Flöte heißt hier offenbar das Horn, worein der Hirte stößt, um die Heerde in Bewegung zu setzen. Er soll

in ihrer Nähe nicht duten, damit ſie ſich nicht rühre, das Kalb iſt hier nicht ſupponirt, ſondern wirklich bei ihr, und wird für ſo lebendig angeſprochen als ſie ſelbſt.

Bleibt nun hierüber kein Zweifel übrig, finden wir uns nunmehr auf der rechten Spur, haben wir das wahre Attribut von den eingebildeten, das plaſtiſche Beiwerk von den poetiſchen abzuſondern gewußt, ſo haben wir uns noch mehr zu freuen, daß zu Vollendung unſerer Abſicht, zum Lohne unſeres Bemühens uns eine Abbildung aus dem Alterthume überliefert worden; ſie iſt auf den Münzen von Dyrrhachium oft genug wiederholt, in der Hauptſache ſich immer gleich. Wir fügen einen Umriß davon hier bei und ſähen gern, durch geſchickte Künſtler, die flach erhabene Arbeit wieder zur Statue verwandelt.

Da nun dieß herrliche Werk, wenn auch nur in entfernter Nachbildung, abermals vor den Augen der Kenner ſteht, ſo darf ich die Vortrefflichkeit der Compoſition wohl nicht umſtändlich herausheben. Die Mutter, ſtramm auf ihren Füßen wie auf Säulen, bereitet durch ihren prächtigen Körper dem jungen Säugling ein Obdach; wie in einer Niſche, einer Zelle, einem Heiligthum, iſt das kleine nahrungsbedürftige Geſchöpf eingefaßt und füllt den organiſch umgebenen Raum mit der größten Zierlichkeit aus. Die halbknieende Stellung, gleich einem Bittenden, das aufgerichtete Haupt, gleich einem Flehenden und Empfangenden, die gelinde An-

ſtrengung, die zarte Heftigkeit, alles iſt in den beſten dieſer Copien angedeutet, was dort im Original über allen Begriff muß vollendet geweſen ſeyn. Und nun wendet die Mutter das Haupt nach innen und die Gruppe ſchließt ſich auf die vollkommenſte Weiſe ſelbſt ab. Sie concentrirt den Blick, die Betrachtung, die Theilnahme des Beſchauenden, und er mag, er kann ſich nichts draußen, nichts daneben, nichts anders denken, wie eigentlich ein vortreffliches Kunſtwerk alles Uebrige ausſchließen und für den Augenblick vernichten ſoll.

Die techniſche Weisheit dieſer Gruppe, das Gleichgewicht im Ungleichen, der Gegenſatz des Aehnlichen, die Harmonie des Unähnlichen und alles was mit Worten kaum ausgeſprochen werden kann, verehre der bildende Künſtler. Wir aber äußern hier ohne Bedenken die Behauptung, daß die Naivetät der Conception und nicht die Natürlichkeit der Ausführung das ganze Alterthum entzückt hat.

Das Säugen iſt eine thieriſche Function und bei vierfüßigen Thieren von großer Anmuth. Das ſtarre bewußtloſe Staunen des ſäugenden Geſchöpfes, die bewegliche bewußte Thätigkeit des Geſäugten ſtehen in dem herrlichſten Contraſt. Das Fohlen, ſchon zu ziemlicher Größe erwachſen, kniet nieder, um ſich dem Euter zu bequemen, aus dem es ſtoßweiſe die erwünſchte Nahrung zieht. Die Mutter, halb verletzt, halb erleichtert, ſchaut ſich um, und durch dieſen Act entſpringt das vertrau-

traulichſte Bild. Wir andern Städtebewohner erblicken ſeltner die Kuh mit dem Kalbe, die Stute mit dem Fohlen; aber bei jedem Frühlingsſpaziergang können wir dieſen Act an Schafen und Lämmern mit Ergötzung gewahr werden, und ich fordere jeden Freund der Natur und Kunſt auf, ſolchen über Wieſ und Feld zerſtreuten Gruppen mehr Aufmerkſamkeit als bisher zu ſchenken.

Wenden wir uns nun wieder zu dem Kunſtwerk, ſo werden wir zu der allgemeinen Bemerkung veranlaßt, daß thieriſche Geſtalten, einzeln oder geſellt, ſich hauptſächlich zu Darſtellungen qualificiren, die nur von einer Seite geſehen werden, weil alles Intereſſe auf der Seite liegt, wohin der Kopf gewendet iſt; deßhalb eignen ſie ſich zu Niſchen- und Wandbildern ſo wie zum Basrelief, und gerade dadurch konnte uns Myrons Kuh, auch flach erhoben, ſo vollkommen überliefert werden.

Von den wie billig ſo ſehr geprieſenen Thierbildungen wenden wir uns zu der noch preiswürdigeren Götterbildung. Unmöglich wäre es einem Griechiſchen plaſtiſchen Künſtler geweſen eine Göttin ſäugend vorzuſtellen. Juno, die dem Hercules die Bruſt reicht, wird dem Poeten verziehen, wegen der ungeheueren Wirkung die er hervorbringt, indem er die Milchſtraße durch den verſpritzten göttlichen Nahrungsſaft entſtehen läßt. Der bildende Künſtler verwirft dergleichen ganz und gar. Einer Juno, einer Pallas in Marmor, Erz oder Elfenbein, einen Sohn zuzugeſellen, wäre für dieſe Maje-

stäten höchst erniedrigend gewesen. Venus, durch ihren Gürtel eine ewige Jungfrau, hat im höheren Alterthum keinen Sohn; Eros, Amor, Cupido selbst, erscheinen als Ausgeburten der Urzeit, Aphroditen wohl zugesellt, aber nicht so nahe verwandt.

Untergeordnete Wesen, Heroinen, Nymphen, Faunen, welchen die Dienste der Ammen, der Erzieher zugetheilt sind, mögen allenfalls für einen Knaben Sorge tragend erscheinen, da Jupiter selbst von einer Nymphe wo nicht gar von einer Ziege genährt worden, andere Götter und Heroen gleichfalls eine wilde Erziehung im Verborgenen genossen. Wer gedenkt hier nicht der Amalthea, des Chirons und so mancher andern.

Bildende Künstler jedoch haben ihren großen Sinn und Geschmack am höchsten dadurch bethätigt, daß sie sich der thierischen Handlung des Säugens an Halbmenschen erfreut. Davon zeigt uns ein leuchtendes Beispiel jene Centaurenfamilie des Zeuxis. Die Centaurin, auf das Gras hingestreckt, gibt der jüngsten Ausgeburt ihres Doppelwesens die Milch der Mutterbrust, indessen ein anderes Thierkind sich an den Zitzen der Stute erlabt, und der Vater einen erbeuteten jungen Löwen hinten herein zeigt. So ist uns auch ein schönes Familienbild von Wassergöttern auf einem geschnittenen Stein übriggeblieben, wahrscheinlich Nachbildung einer der berühmten Gruppen des Scopas.

Ein Tritonen-Ehepaar zieht gemüthig durch die Flu-

tben, ein kleiner Fischknabe schwimmt munter voraus, ein anderer, dem das salzige Element auf die Milch der Mutter noch nicht schmecken mag, strebt an ihr hinauf, sie hilft iben nach, indessen sie ein jüngstes an die Brust geschlossen trägt. Anmuthiger ist nicht leicht etwas gedacht und ausgeführt.

Wie manches Aehnliche übergehe wir, wodurch uns die großen Alten belehrt, wie höchst schätzbar die Natur auf allen ihren Stufen sey, da wo sie mit dem Haupte den göttlichen Himmel und da wo sie mit den Füßen die thierische Erde berührt.

Noch einer Darstellung jedoch können wir nicht geschweigen, es ist die Römische Wölfin. Man sehe sie wo man will, auch in der geringsten Nachbildung, so erregt sie immer ein hohes Vergnügen. Wenn an dem zitzenreichen Leibe dieser wilden Bestie sich zwey Heldenkinder einer würdigen Nahrung erfreuen und sich das fürchterliche Scheusal des Waldes auch mütterlich nach diesen fremden Gastsäuglingen umsieht, der Mensch mit dem wilden Thiere auf das zärtlichste in Contact kommt, das zerreißende Monstrum sich als Mutter, als Pflegerin darstellt, so kann man wohl einem solchen Wunder auch eine wundervolle Wirkung für die Welt erwarten. Sollte die Sage nicht durch den bildenden Künstler zuerst entsprungen seyn, der einen solchen Gedanken plastisch am besten zu schätzen wußte?

Wie schwach erscheint aber, mit so großen Concep-

tionen verglichen, eine Augusta Puerpera. — — — — — — — — —

Der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenschen. Hier ist ein Theomorphism, kein Anthropomorphism! Ferner soll nicht das Thierische am Menschen geadelt werden, sondern das Menschliche des Thiers werde hervorgehoben, damit wir uns in höherm Kunstsinne daran ergötzen, wie wir es ja schon, nach einem unwiderstehlichen Naturtrieb, an lebenden Thiergeschöpfen thun, die wir uns so gern zu Gesellen und Dienern erwählen.

Schauen wir nun nochmals auf Myrons Kuh zurück, so bringen wir noch einige Vermuthungen nach, die nämlich, daß er eine junge Kuh vorgestellt, welche zum erstenmale gekalbt; ferner, daß sie vielleicht unter Lebensgröße gewesen.

Wir wiederholen sodann das oben zuerst Gesagte, daß ein Künstler wie Myron nicht das sogenannte Natürliche zu gemeiner Täuschung gesucht haben könne, sondern daß er den Sinn der Natur aufzufassen und auszudrücken gewußt. Der Menge, dem Dilettanten, dem Redner, dem Dichter ist zu verzeihen, wenn er das was im Bilde die höchste absichtliche Kunst ist, nämlich den harmonischen Effect, welcher Seele und Geist des Beschauers auf Einen Punct concentrirt, als rein natürlich empfindet, weil es sich als höchste Natur mit-

theilt; aber unverzeihlich wäre es, nur einen Augenblick zu behaupten, daß dem hohen Myron, dem Nachfolger des Phidias, dem Vorfahren des Praxiteles, bei der Vollendung seines Werks das Seelenvolle, die Anmuth des Ausdrucks gemangelt habe.

Zum Schlusse sey uns erlaubt, ein paar moderne Epigramme beizubringen, und zwar das erste von Menage, welcher Juno auf diese Kuh eifersüchtig seyn läßt, weil sie ihr eine zweyte Jo vorzubilden scheint. Diesem braven Neueren ist also zuerst beigegangen, daß es im Alterthum so viele idealle Thiergestalten gibt, ja daß sie, bei so vielen Liebeshändeln und Metamorphosen, sehr geeignet sind das Zusammentreffen von Göttern und Menschen zu vermitteln. Ein hoher Kunstbegriff, auf den man bei Beurtheilung alter Arbeiten wohl zu merken hat.

Als sie das Kühlein ersah, dein ehernes, eiferte Juno,
Myron! sie glaubte fürwahr Inachus Tochter zu sehn.

Zuletzt aber mögen einige rhythmische Zeilen stehen, die unsere Ansicht gedrängt darzustellen geeignet sind.

Daß du die Herrlichste bist, Admetos Heerden ein Schmuck wärst,
Selber des Sonnengotts Rindern Entsprungene scheinst;
Alles reißet zum Staunen mich hin! zum Preise des Künstlers —
Doch daß du mütterlich auch fühlest, es ziehet mich an.

Jena, den 20sten November 1812.

G.

Anforderung
an einen modernen Bildhauer.

In der neuesten Zeit ist zur Sprache gekommen: wie denn wohl der bildende Künstler, besonders der plastische, dem Ueberwinder zu Ehren, ihn als Sieger, die Feinde als Besiegte darstellen könne, zu Bekleidung der Architektur allenfalls im Fronton, im Fries, oder zu sonstiger Zierde, wie es die Alten häufig gethan? Diese Aufgabe zu lösen hat in den gegenwärtigen Tagen, wo gebildete Nationen mit gebildeten kämpfen, größere Schwierigkeit als damals, wo Menschen von höheren Eigenschaften mit rohen thierischen oder mit thierverwandten Geschöpfen zu kämpfen hatten.

Die Griechen, nach denen wir immer als unsern Meistern hinaufschauen müssen, gaben solchen Darstellungen gleich durch den Gegensatz der Gestalten ein entschiedenes Interesse. Götter kämpfen mit Titanen, und der Beschauende erklärt sich schnell für die edlere Gestalt; eben derselbe Fall ist, wenn Hercules mit Ungeheuern kämpft, wenn Lapithen mit Centauren in Händel gerathen. Zwischen diesen letzten läßt der Künstler die Schale des Siegs hin und wieder schwanken, Ueberwinder und

Ueberwundene wechseln ihre Rollen, und immer fühlt man sich geneigt dem rüstigen Heldengeschlecht endlich Triumph zu wünschen. Fast entgegengesetzt wird das Gefühl angeregt, wenn Männer mit Amazonen sich balgen; diese, obgleich derb und kühn, werden doch als die schwächern geachtet, und ein heroisch Frauengeschlecht fordert unser Mitleid, sobald es besiegt, verwundet oder todt erscheint. Ein schöner Gedanke dieser Art, den man als den heitersten sehr hoch zu schätzen hat, bleibt doch immer jener Streit der Bacchanten und Faunen gegen die Tyrrhener. Wenn jene als ächte Berg- und Hügelwesen halb reh-, halb bocksartig dem räuberischen Seevolk dergestalt zu Leibe gehen, daß es in das Meer springen muß, und im Sturz noch der gnädigen Gottheit zu danken hat, in Delphine verwandelt, seinem eigenen Elemente auch ferner anzugehören, so kann wohl nichts Geistreicheres gedacht, nichts Anmuthigeres den Sinnen vorgeführt werden.

Etwas schwerfälliger hat Römische Kunst die besiegten und gefangenen, faltenreich bekleideten Dacier ihren geharnischten und sonst wohlbewaffneten Kriegern auf Triumphsäulen untergeordnet; der spätere Polidor aber und seine Zeitgenossen die bürgerlich gespaltenen Parteyen der Florentiner auf ähnliche Weise gegen einander kämpfen lassen. Hannibal Carrache, um die Kragsteine im Saale des Palastes Alexander Fava zu Bologna bedeutend zu zieren, wählt männlich rüstige Gestalten mit Sphinxen

Ein anderer Theil.

Wir an dieſer Felſenwände weithinleuchtend glattem Spiegel
Schmiegen wir, in ſanften Wellen uns bewegend, ſchmeichelnd an;
Horchen, lauſchen jedem Laute, Vogelſingen, Röhrigflöten,
Sey es Pans furchtbarer Stimme, Antwort iſt ſogleich bereit;
Säuſelt's, ſäuſeln wir erwiedernd, donnert's, rollen unſre Donner
In erſchütterndem Verdoppeln, dreyfach, zehnfach hinten nach.

Ein dritter Theil.

Schweſtern! Wir bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter;
Denn es reizen jener Ferne reichgeſchmückte Hügelzüge,
Immer abwärts, immer tiefer, wäſſern wir, mäandriſch wallend,
Jetzt die Wieſe, dann die Matten, gleich den Garten um das Haus.
Dort bezeichnen's der Cypreſſen ſchlanke Wipfel, über Landſchaft,
Uferzug und Wellenſpiegel, nach dem Aether ſteigende.

Ein vierter Theil.

Wallt ihr andern wo's beliebet, wir umzingeln, wir umrauſchen
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab die Rebe grünt;
Dort zu aller Tage Stunden läßt die Leidenſchaft des Winzers,
Uns des liebevollſten Fleißes zweifelhaft Gelingen ſehn.
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Häufeln, Schneiden, Binden,
Betet er zu allen Göttern, förderſamſt zum Sonnengott.
Bacchus kümmert ſich, der Weichling, wenig um den treuen Diener,
Ruht in Lauben, lehnt in Höhlen, faſelnd mit dem jüngſten Faun.
Was zu ſeiner Träumereyen halbem Rauſch er je bedurfte,

oder Harpyien im Faustgelag, da denn letztere immer die Unterdrückten sind — ein Gedanke, den man weder glücklich noch unglücklich nennen darf. Der Mahler zieht große Kunstvortheile aus diesem Gegensatz, der Zuschauer aber, der dieses Motiv zuletzt bloß als mechanisch anerkennt, empfinder durchaus etwas Ungemüthliches; denn auch Ungeheuer will man überwunden, nicht unterdrückt sehen.

Aus allem diesem erhellt jene ursprüngliche Schwierigkeit, erst Kämpfende, sodann aber Sieger und Besiegte charakteristisch gegen einander zu stellen, daß ein Gleichgewicht erhalten und die sittliche Theilnahme an beiden nicht gestört werde.

In der neuern Zeit ist ein Kunstwerk, das uns auf solche Art anspräche, schon seltener. Bewaffnete Spanier mit nackten Americanern im Kampfe vorgestellt zu sehen, ist ein unerträglicher Anblick; der Gegensatz von Gewaltsamkeit und Unschuld spricht sich allzuschreiend aus, eben wie beim Bethlehemitischen Kindermord. Christen über Türken siegend nehmen sich schon besser aus, besonders wenn das christliche Militär im Costüm des siebenzehnten Jahrhunderts auftritt. Die Verachtung der Mahomedaner gegen alle Sonstgläubigen, ihre Grausamkeit gegen Sclaven unseres Volkes berechtigt sie zu hassen und zu tödten.

Christen gegen Christen, besonders der neuesten Zeit, machen kein gutes Bild. Wir haben schöne Kupferstiche,

Scenen des Americanischen Krieges vorstellend, und doch sind sie, mit reinem Gefühl betrachtet, unerträglich; wohl uniformirte, regelmäßige, kräftig bewaffnete Truppen, im Schlachtgemenge mit einem Haufen zusammengelaufenen Volks, worunter man Priester als Anführer, Kinder als Fahnenträger schaut, können das Auge nicht ergötzen, noch weniger den innern Sinn, wenn er sich auch sagt, daß der schwächere zuletzt noch siegen werde. Findet man auch gar halb nackte Wilde mit im Conflict, so muß man sich gestehen, daß es eine bloße Zeitungsnachricht sey, deren sich der Künstler angenommen. Ein Panorama von dem schrecklichen Untergange des Tippo Saibh kann nur diejenigen ergötzt haben, die an der Plünderung seiner Schätze Theil genommen.

Wenn wir die Lage der Welt wohl überdenken, so finden wir, daß die Christen durch Religion und Sitten alle mit einander verwandt und wirklich Brüder sind, daß uns nicht sowohl Gesinnung und Meinung als Gewerb und Handel entzweyen. Dem Deutschen Gutsbesitzer ist der Engländer willkommen, der die Wolle verthenert, und aus eben dem Grunde verwünscht ihn der Mittelländische Fabricant.

Deutsche und Franzosen, obgleich politisch und moralisch im ewigen Gegensatz, können nicht mehr als kämpfend bildlich vorgestellt werden; wir haben zu viel von ihrer äußern Sitte, ja von ihrem Militärputz aufgenommen, als daß man beide, fast gleich costümirte Nationen

sonderlich unterscheiden könnte. Wollte nun gar der Bildhauer (damit wir dahin zurückkehren, wo wir ausgegangen sind) nach eigenem Recht und Vortheil seine Figuren aller Kleidung und äußern Zierde berauben, so fällt jeder charakteristische Unterschied weg, beide Theile werden völlig gleich; es sind hübsche Leute, die sich einander ermorden, und die fatale Schicksalsgruppe von Eteokles und Polynices müßte immer wiederholt werden, welche bloß durch die Gegenwart der Furien bedeutend werden kann.

Russen gegen Ausländer haben schon größere Vortheile; sie besitzen aus ihrem Alterthume charakteristische Helme und Waffen, wodurch sie sich auszeichnen können; die mannichfaltigen Nationen dieses unermeßlichen Reichs bieten auch solche Abwechselungen des Costüms dar, die ein geistreicher Künstler glücklich genug benutzen möchte.

Solchen Künstlern ist diese Betrachtung gewidmet; sie soll aber und abermals aufmerksam machen auf den günstigen und ungünstigen Gegenstand; jener hat eine natürliche Leichtigkeit und schwimmt immer oben, dieser wird nur mit beschwerlichem Kunstapparat über Wasser gehalten.

Blüchers Denkmal.

Daß Rostock, eine so alte und berühmte Stadt, durch die Großthaten ihres Landsmannes sich frisch belebt und erhoben fühlte, war ganz naturgemäß; daß die Stellvertreter des Landes, dem ein so trefflicher Mann angehört, sich berufen hielten, demselben am Orte seiner Geburt ein bedeutendes Denkmal zu stiften, war eine von den ersten Wirkungen eines lang ersehnten Friedens. Die Versammlung der Mecklenburgischen Stände im December 1814 faßte den einstimmigen Beschluß, die Thaten ihres hochberühmten Landsmanns auf eine solche Weise zu verehren. Die Sanction der beiden Großherzoge königl. Hoh. erfolgte darauf, so wie die Zusage eines bedeutenden Beitrags. Alle Mecklenburger wurden sodann zu freiwilligen Beträgen gleichfalls eingeladen, und die Stände bewilligten den allenfalls abgehenden Theil der Kosten. Die höchstgebildete Erbgroßherzogin Caroline, alles Gute und Schöne befördernd, nahm lebhaften Antheil an diesem Vorhaben, und wünschte, im Vertrauen auf ihre Vaterstadt, daß die Weimarischen Kunstfreunde sich bei der Ausführung nicht unthätig verhalten möchten. Der engere Ausschuß der Ritter- und

Landschaft ward beauftragt Ideen und Vorschläge zu sammeln; hieraus entstand eine Concurrenz mehrerer verdienter Künstler; verschiedene Modelle, Zeichnungen und Entwürfe wurden eingesendet. Hier aber that sich die Schwierigkeit hervor, woran in den neuesten Zeiten mancher Plan gescheitert ist: wie nämlich die verschiedenen Wünsche so vieler Interessenten zu vereinigen seyn möchten. Dieses Hinderniß suchte man dadurch zu beseitigen, daß ein landesherrlicher und ständischerseits genehmigter, Vorschlag durch Herrn Kammerherrn von Preen an den Herausgeber gegenwärtiger Hefte gebracht wurde, wodurch man denselben aufforderte, der Berathung in dieser wichtigen Angelegenheit beizuwohnen. Höchst geehrt durch ein so unerwartetes Vertrauen erneuete derselbe ein früheres Verhältniß mit Herrn Director Schadow in Berlin; verschiedene Modelle wurden gefertigt, und das letzte, bei persönlicher Anwesenheit gedachten Herrn Directors in Weimar, nochmals mit den dortigen Kunstfreunden bedacht und besprochen, sodann aber durch Vermittelung des in dieser Angelegenheit immer thätigen Herrn von Preen die Ausführung höchsten und hohen Orts beschlossen, und dem bereitwilligen Künstler übertragen.

Das Piedestal aus vaterländischem Granit, wird auf der Schweriner Schleifmühle, von der so schöne Arbeiten in dem härtesten Stein bekannt sind, auf Kosten Ihro königl. Hoh. des Großherzogs bearbeitet. Auf diesen

Untersatz, von neun Fuß Höhe, kommt die aus Erz gegossene, gleichfalls neun Fuß hohe Statue des Helden zu stehen. Er ist abgebildet mit dem linken Fuß vorschreitend, die Hand am Säbel, die Rechte führt den Commandostab. Seine Kleidung kunstgemäß, doch erinnernd an eine in den neuern Zeiten nicht seltene Tracht. Der Rücken durch eine Löwenhaut bekleidet, wovon der Rachen auf der Brust das Heft bildet. Das entblößte Haupt läßt eine prächtige Stirn sehen, die höchst günstigen Züge des Gesichts sprechen einen bedeutenden Charakter aus, wie denn überhaupt die schlanke Gestalt des Kriegers dem Künstler sehr willkommen entgegen tritt.

Zu bedeutenden halberhobenen Arbeiten an das Piedestal sind auch schon Zeichnungen und Vorschläge eingereicht, deren nähere Bestimmung noch zu erwarten steht.

Die am Schlusse des Jahres 1815 versammelten Stände benutzten den 16 December, als den Geburtstag des Fürsten, ihre dankbare Verehrung, nebst der Anzeige des von seinem Vaterlande ihm zu errichtenden Monuments überreichen zu lassen; die darauf erfolgte Antwort geziemt einem Manne, welcher, im Gefühl daß die That selbst spreche, ein Denkmal derselben eher ablehnen als begünstigen möchte.

Fürſt Blüchers Denkbild.

Auszug eines Schreibens, Berlin den 29 Auguſt 1818.

„Nunmehr kann ich mit Vergnügen und Zufriedenheit vermelden, wie der Guß des größten Stückes von der Koloſſal-Statue des Fürſten Blücher trefflich gerathen iſt. Außer dem Kopf iſt es die ganze Höhe vom Halſe an bis herunter mit der Plinte. Den 21ſten d. M., Abends gegen 6 Uhr, wurde dem Ofen Feuer gegeben und des andern Morgens um 4 Uhr abgeſtochen. Ein Hundert und vier Centner waren eingeſetzt worden. Der größere Theil hievon diente dem eigentlich in die Form Einfließenden durch den Druck Dichtheit zu geben. Das Metall floß ruhig ein und ſetzte ſich wagerecht in den Windpfeifen oder Luftröhren. Hieraus war die Andeutung eines gelungenen Guſſes abzunehmen. Geſtern haben wir den Guß bis unter die Plinte von Form freigemacht und uns überzeugt, daß von oben bis unten alles dicht und rein ausgefallen. Sonſt geſchieht bei dergleichen großen Güſſen, daß wohl Stellen, gleich dem Bimſtein, poros vorkommen, oder wenn auch dicht, mit fremden Theilchen von Formmaſſe gemiſcht ſind, welches alles hier nicht der Fall iſt.

Der Guß geſchah in der königlichen Kanonengießerey beim Zeughauſe, und man iſt, außer dem guten Glücke, das Gelingen der Bedächtigkeit und Einſicht des

Französischen Formers und Gießers, so wie der Erfahrung und willigen Theilnahme der königlichen Beamten schuldig, ohne welches Einverständniß man nicht sicher gearbeitet und einen so wichtigen Zweck schwerlich erreicht hätte. Denn das Kupfer hat die sonderbare Eigenschaft, daß man den Augenblick der höchsten Flüssigkeit benutzen muß, welchen, wenn er vorbei ist, man durch das stärkste Feuer nicht wieder zurückbringt, man müßte denn von vorn kalt wieder anfangen. Diesen Augenblick zu erkennen, haben unsere Kanonengießer die größte Fertigkeit.

Ich habe schon gemeldet, daß eine solche Form aus horizontalen Schichten besteht, und wie gut das Metall muß gestossen seyn, geht daraus hervor, daß in die dichten Fugen derselben das Metall dünn wie ein Blatt eingedrungen ist.

Nun haben wir den Kern herauszuschaffen, welches eine schwierige Arbeit ist, da uns nur drey Oeffnungen zu Gebote stehen, nämlich unten durch die beiden Fußsohlen, inwendig der Plinte und oben am Hals. Um den Mantel schwebend zu erhalten, sind künstliche Vorrichtungen angebracht; metallne Stäbe nämlich, welche gegenwärtig noch aus dem Gewande hervorstehen, und künftig zugleich mit der Oberfläche verarbeitet werden.

Was jemanden, der in Rußland gießen sah, neu war, ist die hier angewandte größere Zahl von Guß- und Luftröhren. Dort sah man vier Statuen in der Grube

dermaßen damit umgeben, daß sie einem Ballen von Wurzeln glichen. Man ist in Frankreich davon abgekommen, indem die Luft durch so viele Verästungen gleichsam abgefangen wird und das Metall hie und da außen bleibt.

Sehr wichtig ist auch die Methode, wodurch man das Wachs, welches sonst die Dicke des Metalles bestimmte, entbehren kann. Jetzo, wenn über das fertige Modell die Form gemacht und diese wieder abgenommen ist, wird die ganze Oberfläche beschabt, und zwar um so viel als die Metalldicke künftighin betragen soll. In diesem Zustande gab unsere Statue einen sonderbaren Anblick; die Figur schien sehr lang und dünn und daher außer aller Proportion."

Von diesem und anderem wird Herr Director Schadow dem Publicum öffentlich nähere Nachricht geben, wenn das Werk selbst vor aller Augen steht. Man hofft, daß dieses Standbild an Ort und Stelle auf den 18 Junn 1819 wird zu schauen seyn. Die zwey Reliefstafeln werden in dießjähriger Ausstellung erscheinen. Die erste stellt vor den Helden, sich vom Sturze mit dem Pferd aufraffend und zu gleicher Zeit den Feind bedrohend; der Genius des Vaterlandes schützt ihn mit der Aegide; die zweyte zeigt den Helden zu Pferde, widerwärtige dämonische Gestalten in den Abgrund jagend.

gend. Auch hier mangelt es nicht am Beiſtand der guten Geiſter.

Folgende Inſchriften ſind genehmigt:

Dem Fürſten

B l ü c h e r

von Wahlſtadt

Die Seinen.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los.

Immer bleibt es ihm in Schläuchen, ihm in Krügen und Gefäßen
Rechts und links der kühlen Grüfte ewige Zeiten aufbewahrt.
Haben aber alle Götter, hat nun Helios vor allen,
Lüftend, feuchtend, wärmend, gluthend Beeren-Füllhorn aufgebäuft,
Wo der ſtille Winzer wirkte, dort auf einmal wird's lebendig,
Und es rauſcht in jedem Laube, raſchelt um von Stock zu Stock.
Körbe knarren, Eimer klappern, Tragebutten ächzen hin,
Alles nach der großen Kufe zu der Keltrer kräft'gem Tanz;
Und ſo wird die heilige Fülle reingeborner ſaftiger Beeren
Frech zertreten, ſchäumend, ſprühend miſcht ſich's widerlich zerquetſcht.
Und nun gellt in's Ohr der Cymbeln mit der Becken Erzgetöne,
Denn es hat ſich Dionyſos aus Myſterien enthüllt;
Kommt hervor mit Ziegenfüßlern, ſchwenkend Ziegenfüßlerinnen,
Und dazwiſchen ſchreit unbändig grell Silenus öhrig Thier.
Nichts geſchont! Geſpaltne Klauen treten alle Sitte nieder,
Alle Sinne wirbeln taumlich, gräßlich übertäubt das Ohr.
Nach der Schale tappen Trunkne, überfüllt ſind Kopf und Wänſte,
Sorglich iſt noch ein und andrer, doch vermehrt er die Tumulte,
Denn um neuen Moſt zu bergen, leert man raſch den alten Schlauch!

(Der Vorhang fällt.)

Phorkyas

(Im Proſcenium richtet ſich rieſenhaft auf, tritt aber von den Cothurnen herunter, legt Maske und Schleier zurück und zeigt ſich als Mephiſtopheles, um, in ſofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu commentiren).

Die Externsteine.

An der südwestlichen Gränze der Grafschaft Lippe zieht sich ein langes waldiges Gebirg hin, der Lippische Wald, sonst auch der Teuteburger Wald genannt, und zwar in der Richtung von Südost nach Südwest; die Gebirgsart ist bunter Sandstein.

An der nordöstlichen Seite gegen das flache Land zu, in der Nähe der Stadt Horn am Ausgange eines Thales, stehen, abgesondert vom Gebirg, drey bis vier einzelne senkrecht in die Höhe strebende Felsen; ein Umstand der bei genannter Gebirgsart nicht selten ist. Ihre ausgezeichnete Merkwürdigkeit erregte von den frühesten Zeiten Ehrfurcht; sie wochten dem heidnischen Gottesdienst gewidmet seyn und wurden sodann dem christlichen geweiht. Der compacte, aber leicht zu bearbeitende Stein gab Gelegenheit Einsiedeleyen und Capellen auszuhöhlen, die Feinheit des Korns erlaubte sogar Bildwerke darin zu arbeiten. An dem ersten und größten dieser Steine ist die Abnahme Christi vom Kreuz in Lebensgröße, halb erhaben in die Felswand eingemeißelt.

Eine treffliche Nachbildung dieſes merkwürdigen Alterthums verdanken wir dem Königl. Preußiſchen Hofbildhauer Hrn. Rauch, welcher daſſelbe im Sommer 1823 gezeichnet, und, erwehrt man ſich auch nicht des Vermuthens, daß ein zarter Hauch der Ausbildung dem Künſtler des 19ten Jahrhunderts angehöre, ſo iſt doch die Anlage ſelbſt ſchon bedeutend genug, deren Verdienſt einer früheren Epoche nicht abgeſprochen werden kann.

Wenn von ſolchen Alterthümern die Rede iſt, muß man immer vorausſagen und ſetzen, daß, von der chriſtlichen Zeitrechnung an, die bildende Kunſt, die ſich im Nordweſten niemals hervorthat, nur noch im Südoſten, wo ſie ehemals den höchſten Grad erreicht, ſich erhalten, wiewohl nach und nach verſchlechtert habe. Der Byzantiner hatte Schulen oder vielmehr Gilden der Mahlerey, der Moſaik, des Schnitzwerks, auch wurzelten dieſe und rankten um ſo feſter, als die chriſtliche Religion eine von den Heiden ererbte Leidenſchaft, ſich an Bildern zu erfreuen und zu erbauen, unabläſſig forthegte, und daher dergleichen ſinnliche Darſtellungen geiſtiger und heiliger Gegenſtände auf einen ſolchen Grad vermehrte, daß Vernunft und Politik empört ſich dagegen zu ſträuben anfingen, wodurch denn das größte Unheil entſchiedener Spaltungen der Morgenländiſchen Kirche bewirkt ward.

Im Weſten war dagegen alle Fähigkeit irgend eine

Gestalt hervorzubringen, wenn sie je da gewesen, völlig verloren. Die eindringenden Völker hatten alles was in früherer Zeit dahin gewandert seyn mochte, weggeschwemmt, eine öde bildlose Landweite war entstanden; wie man aber, um ein unausweichliches Bedürfniß zu befriedigen, sich überall nach den Mitteln umsieht, auch der Künstler sich immer gern dahin begibt wo man sein bedarf, so konnte es nicht fehlen, daß, nach einiger Beruhigung der Welt, bei Ausbreitung des christlichen Glaubens, zu Bestimmung der Einbildungskraft die Bilder im nördlichen Westen gefordert und östliche Künstler dahin gelockt wurden.

Ohne also weitläufiger zu seyn, geben wir gerne zu, daß ein mönchischer Künstler, unter den Schaaren der Geistlichen, die der erobernde Hof Carl des Großen nach sich zog, dieses Werk könne verfertigt haben. Solche Techniker, wie noch jetzt unsere Stuckatoren und Arabeskenmahler, führten Muster mit sich, wornach sie auch deßhalb genau arbeiteten, weil die einmal gegebene Gestalt sich zu sicherem andächtigem Behuf immerfort identisch eindrücken und so ihre Wahrhaftigkeit bestärken sollte.

Wie dem nun auch sey, so ist das gegenwärtig in Frage stehende Kunstwerk seiner Art und Zeit nach gut, ächt und ein östliches Alterthum zu nennen, und da die treffliche Abbildung jedermann im Steindruck zugänglich seyn wird, so wenden wir unsere Aufmerksamkeit zuerst auf die gestauchte Form des Kreuzes, die sich der gleich-

ſchenkligen des Griechiſchen annähert; ſodann aber auf Sonn und Mond, welche in den obern Winkeln zu beiden Seiten ſichtbar ſind und in ihren Scheiben zwei Kinder ſehen laſſen, auf welchen beſonders unſere Betrachtung ruht.

Es ſind halbe Figuren, mit geſenkten Köpfen, vorgeſtellt wie ſie große herabſinkende Vorhänge halten, als wenn ſie damit ihr Angeſicht verbergen und ihre Thränen abtrocknen wollten.

Daß dieſes aber eine uralte ſinnliche Vorſtellung der Orientaliſchen Lehre, welche zwey Principien annimmt, geweſen ſey, erfahren wir durch Simplicius Auslegung zu Epictet, indem derſelbe im vier und dreyßigſten Abſchnitt ſpottend ſagt: „Ihre Erklärung der Sonn- und Mond-Finſterniſſe legt eine zum Erſtaunen hohe Gelehrſamkeit an den Tag: denn ſie ſagen, weil die Uebel, die mit dem Bau der Welt verflochten ſind, durch ihre Bewegungen viel Verwirrung und Aufruhr machen, ſo ziehen die Himmelslichter gewiſſe Vorhänge vor, damit ſie an jenem Gewühl nicht den mindeſten Theil nehmen, und die Finſterniſſe ſeyen nichts anders als dieſes Verbergen der Sonne oder des Mondes hinter ihrem Vorhang.“

Nach dieſen hiſtoriſchen Grundlagen geben wir noch etwas weiter und bedenken, daß Simplicius, mit mehreren Philoſophen aus dem Abendlande, um die Zeit des Manes nach Perſien wanderte, welcher ein geſchickter

Mahler oder doch mit einem solchen verbündet gewesen zu seyn scheint, indem er sein Evangelium mit wirksamen Bildern schmückte und ihm dadurch den besten Eingang verschaffte. Und so wäre es wohl möglich, daß sich diese Vorstellung von dort her schriebe, da ja die Argumente des Simplicius gegen die Lehre von zwey Principien gerichtet sind.

Doch da in solchen historischen Dingen aus strenger Untersuchung immer mehr Ungewißheit erfolgt, so wollen wir uns nicht allzufest hierauf lehnen, sondern nur andeuten, daß diese Vorstellung des Extersteins einer uralten Orientalischen Denkweise gemäß gebildet sey.

Uebrigens hat die Composition des Bildes wegen Einfalt und Adel wirkliche Vorzüge. Ein den Leichnam herablassender Theilnehmer scheint auf einen niedrigen Baum getreten zu seyn, der sich durch die Schwere des Mannes umbog, wodurch denn die immer unangenehme Leiter vermieden ist. Der Aufnehmende ist anständig gekleidet, ehrwürdig und ehrerbietig hingestellt. Vorzüglich aber loben wir den Gedanken, daß der Kopf des herabsinkenden Heilandes an das Antlitz der zur Rechten stehenden Mutter sich lehnt, ja durch ihre Hand sanft angedrückt wird; ein schönes würdiges Zusammentreffen, das wir nirgends wieder gefunden haben, ob es gleich der Größe einer so erhabenen Mutter zukommt. In späteren Vorstellungen erscheint sie dagegen heftig in Schmerz ausbrechend, sodann in dem Schooß ihrer

Frauen ohnmächtig liegend, bis sie zuletzt, bei Daniel von Volterra, rücklings quer hingestreckt, unwürdig auf dem Boden gesehen wird.

Aus einer solchen das Bild durchschneidenden horizontalen Lage der Mutter jedoch haben sich die Künstler wahrscheinlich deßhalb nicht wieder herausgefunden, weil eine solche Linie, als Contrast des schroff in die Höhe stehenden Kreuzes, unerläßlich scheint.

Daß eine Spur des Manichäismus durch das Ganze gehe, möchte sich auch noch durch den Umstand bekräftigen, daß wenn Gott der Vater sich über dem Kreuze mit der Siegesfahne zeigt, in einer Höhle unter dem Boden ein paar hart gegen einander knieende Männer von einem löwenklauigen Schlangendrachen als dem bösen Princip umschlungen sind, welche, da die beiden Hauptweltmächte einander das Gleichgewicht halten, durch das obere große Opfer kaum zu retten seyn möchten.

Und nun vergessen wir nicht anzuführen, daß in d'Agincourts Werk: Histoire des Arts par les Monumens, und zwar auf dessen 163 Tafel, eine ähnliche Vorstellung vorhanden ist, wo auf einem Gemählde, die Kreuzabnahme vorstellend, eben an der einen Seite der Sonnenknabe deutlich zu sehen ist, indessen der Mondknabe durch die Unbilden der Zeit ausgelöscht worden.

Nun aber zum Schluß werd' ich erinnert, daß ähnliche Abbildungen in den Mithratafeln zu sehen seyen,

weßhalb ich denn die erste Tafel aus Thomas Hyde Historia Religionis veterum Persarum bezeichne, wo die alten Götter Sol und Luna noch aus Wolken, oder hinter Gebirgen, in erhobener Arbeit hervortreten, sodann aber die Tafeln XIX und XX zu Heinrich Seels Mithrageheimnissen, Aarau 1823, noch anführe, wo die genannten Gottheiten in flach vertieften Schalen wenig erhöht symbolisch gebildet sind.

13.

Münzen, Medaillen, geschnittene Steine.

Hemsterhuis-Galizinische Gemmen-Sammlung.

Den Freunden meiner literarischen Thätigkeit ist der II. Abtheilung 5. Theil *aus meinem Leben* bekannt genug; sie wissen daß ich nach überstandenem traurigen Feldzug von 1792 eine frohere Rheinfahrt unternommen, um einen lange schuldigen Besuch bei Freunden zu Pempelfort, Duisburg und Münster abzustatten; wie ich denn auch nicht verfehlte ausführlich zu erzählen, daß ich mich, zu gewünschter Erheiterung, überall einer guten Aufnahme zu erfreuen hatte. Von dem Aufenthalte zu Münster berichtete ich umständlich, und machte besonders bemerklich wie eine von Hemsterhuis hinterlassene Gemmensammlung den geistig ästhetischen Mittelpunct verlieh, um welchen sich Freunde, übrigens im Denken und Empfinden nicht ganz übereinstimmend, mehrere Tage gern vereinten.

Aus jenem Erzählten geht gleichfalls hervor, wie gedachte Sammlung bei'm Abschied mir liebevoll aufgedrungen worden, wie ich sie, durch Ordnung gesichert, mehrere Jahre treulich aufbewahrte und in dem Studium dieses bedeutenden Kunstfachs die Weimarischen Freunde entschieden förderte; daraus entstand sodann der Aufsatz, welcher vor der Jenaischen allgemeinen Li-

teraturzeitung des Januars 1807 als Programm seine Stelle nahm, worin die einzelnen Steine betrachtet, beschrieben und gewürdigt, nebst einigen beigefügten Abbildungen zu finden sind.

Da die Besitzerin diesen Schatz verkäuflich abzulassen und das Erlöste zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden geneigt war, suchte ich eine Uebereinkunft deßhalb mit Herzog Ernst von Gotha zu vermitteln. Dieser Kenner und Liebhaber alles Schönen und Merkwürdigen, reich genug seine edle Neigung ungehindert zu befriedigen, war auf's höchste versucht sich unsere Sammlung anzueignen; doch da ich zuletzt seine schwankenden Entschließungen zu Gunsten des Ankaufs entschieden glaubte, überraschte er mich mit einer Erklärung folgenden Inhalts:

„So lebhaft er auch den Besitz der vorliegenden, von ihm als köstlich anerkannten Gemmen wünsche, so hindere ihn doch daran, nicht etwa ein innerer Zweifel, sondern vielmehr ein äußerer Umstand; ihm sey keine Freude etwas für sich allein zu besitzen, er theile gern den Genuß mit andern, der ihm aber sehr oft verkümmert werde. Es gebe Menschen, die ihre tiefblickende Kennerschaft dadurch zu beweisen suchen, daß sie an der Aechtheit irgend eines vorgelegten Kunstwerks zu zweifeln scheinen und solche verdächtig machen. Um sich nun dergleichen nicht wiederholt auszusetzen, entsage er lieber dem wünschenswerthen Vergnügen."

Wir enthalten uns nicht bei dieſer Gelegenheit noch folgendes hinzuzuſetzen: es iſt wirklich ärgerlich mit Zweifeln das Vorzüglichſte aufgenommen zu ſehen, denn der Zweifelnde überhebt ſich des Beweiſes, wohl aber verlangt er ihn von dem Bejahenden. Worauf beruht denn aber in ſolchen Fällen der Beweis anders als auf einem innern Gefühl, begünſtigt durch ein geübtes Auge, das gewiſſe Kennzeichen gewahr zu werden vermag, auf geprüfter Wahrſcheinlichkeit hiſtoriſcher Forderungen und auf gar manchem andern, wodurch wir, alles zuſammen genommen, uns doch nur ſelbſt, nicht aber einen andern überzeugen.

Nun aber findet die Zweifelſucht kein reicheres Feld ſich zu ergehen als gerade bei geſchnittenen Steinen; bald heißt es eine alte, bald eine moderne Copie, eine Wiederholung, eine Nachahmung; bald erregt der Stein Verdacht, bald eine Inſchrift, die von beſonderem Werth ſeyn ſollte, und ſo iſt es gefährlicher ſich auf Gemmen einzulaſſen, als auf antike Münzen, obgleich auch hier eine große Umſicht gefordert wird, wenn es zum Beiſpiel gewiſſe Paduaniſche Nachahmungen von den ächten Originalen zu unterſcheiden gilt.

Die Vorſteher der Königl. Franzöſiſchen Münzſammlung haben längſt bemerkt, daß Privatcabinette, aus der Provinz nach Paris gebracht, gar vieles Falſche enthalten, weil die Beſitzer in einem beſchränkten Kreiſe das Auge nicht genugſam üben konnten und mehr nach

Neigung und Vorurtheil bei ihrem Geschäft verfahren. Beſehen wir aber zum Schluß die Sache genau, ſo gilt dieß von allen Sammlungen, und jeder Beſitzer wird gern geſtehen, daß er manches Lehrgeld gegeben bis ihm die Augen aufgegangen.

Jedoch wir kehren in Hoffnung, dieſes Abſchweifen werde verziehen ſeyn, zu unſerm eigentlichen Vortrage wieder zurück.

Jener Schatz blieb noch einige Jahre in meinen Händen, bis er wieder an die fürſtliche Freundin und zuletzt an den Grafen Chriſtian Leopold von Stolberg gelangte, nach deſſen Hinſcheiden ich den Wunſch nicht unterdrücken konnte zu erfahren, wo nunmehr das theure, ſo genau geprüfte Pfand befindlich ſey? wie ich mich denn auch hierüber an gedachtem Orte andringlich vernehmen ließ.

Dieſen Wunſch einer Aufklärung werth zu achten hat man höchſten Orts gewürdigt und mir zu erkennen gegeben, daß gedachte Sammlung unzertrennt unter den Schätzen Ihro Majeſtät des Königs der Niederlande einen vorzüglichen Platz einnehme; welche nachrichtliche Beruhigung ich mit dem lebhafteſten Danke zu erkennen habe, und es für ein Glück achte gewiß zu ſeyn, daß ſo vortreffliche Einzelnheiten von anerkanntem Werth mit Kenntniß, Glück und Aufwand zuſammengebracht, nicht zerſtreut, ſondern auch für die Zukunft beiſammen gehalten werden. Vielleicht befinden ſie ſich noch in denſelbigen Käſtchen, in welche ich ſie vor ſo vielen Jah-

ren zuſammengeſtellt. Da man bei einem langen Leben ſo vieles zerſplittert und zerſtört ſieht, ſo iſt es ein höchſt angenehmes Gefühl zu erfahren, daß ein Gegenſtand, der uns lieb und werth geweſen, ſich auch einer ehrenvollen Dauer zu erfreuen habe.

Mögen dieſe Kunſtedelſteine den höchſten einſichtigen Beſitzern und allen ächten Freunden ſchöner Kunſt immerfort zur Freude und Belehrung gereichen; wozu vielleicht eine Franzöſiſche Ueberſetzung jenes Neujahrs-Programms der allgemeinen Jenaiſchen Literaturzeitung, mit beigefügten charakteriſtiſchen Umriſſen, nicht wenig beitragen und ein angenehmes Geſchenk für alle diejenigen ſeyn würde, welche ſich in dieſen Regionen mit Ernſt und Liebe zu ergehen geneigt ſind, worauf hinzudeuten ich mir zur dankbaren Pflicht mache.

Notice sur le Cabinet des Médailles et des Pierres gravées de Sa Majesté le Roi des Pays-Bas; par J. C. de Jonge, Directeur. A la Haye 1823.

Im fünften Bande der zweyten Abtheilung Aus meinem Leben, Seite 358, sprach ich den dringenden Wunsch aus, zu erfahren, wo sich die Hemsterhuis-Galizinische Gemmensammlung wohl befinden möchte. Er gelangte glücklicherweise dahin, woher mir der beste Aufschluß zu Theil werden konnte. Ihro des Königs der Niederlande Majestät ließen allergnädigst, durch des Herrn Landgrafen Ludwig Christian von Hessen Hochfürstliche Durchlaucht, mir vermelden, daß gedachte Sammlung in Allerhöchst Ihro Besitz, gut verwahrt und zu andern Schätzen hinzugefügt sey. Wie sehr ich dankbarlichst hiedurch beruhigt worden, verfehlte ich nicht ebenfalls in Kunst und Alterthum, Heft I, Band IV, Seite 157 gebührend auszusprechen. Nach kurzer Zeit jedoch wird mir auf eben die Weise vorgenannte ausführliche Schrift, durch welche nunmehr eine vollkommene Uebersicht der im Haag aufgestellten Kostbarkeiten dieses Fachs zu erlangen ist. Wir übersetzen aus der Vor-

Vorrede so viel als nöthig, um unsern Lesern, vorzüglich den Reisenden, die Kenntniß eines so bedeutenden Gegenstandes zu überliefern.

Die Sammlung verdankt ihren Ursprung dem Statthalter Wilhelm dem Vierten, der, in einer friedlichen Zeit lebend, die Künste liebend sich mit Sammeln beschäftigte. Er kaufte unter andern die Alterthümer, Medaillen und geschnittenen Steine des Grafen de Thoms, Schwiegersohns des berühmten Boerhave. Prinz Wilhelm der Fünfte, sein Sohn, folgte diesem Beispiele und vermehrte den Schatz unter Beirath der Herren Vosmaer und Friedrich Hemsterhuis. Die Revolution trat ein und der Statthalter verließ das Land. Umstände hinderten ihn die ganze Sammlung mitzunehmen; ein großer Theil fiel den Franzosen in die Hände und ward nach Paris gebracht, wo er sich noch befindet. Glücklicherweise war nicht alles verloren; der Fürst hatte Mittel gefunden, den größten Theil der Gold-, Silber- und Kupfermünzen, so wie die Mehrzahl der hoch- und tiefgeschnittenen Steine zu retten.

Von gleichem Verlangen wie seine glorreichen Vorfahren beseelt, faßte der gegenwärtig regierende Monarch im Jahr 1816 den Gedanken, aus den Resten der Oranischen Sammlung ein königliches Cabinet zum öffentlichen Gebrauch zu bilden, und befahl dieser ersten Grundlage die bedeutende Reihenfolge Griechischer und Römischer

Münzen anzuschließen, welche vor dessen Thronbesteigung, bei Vereinzelung des berühmten Cabinets des Herrn van Damme, waren angeschafft worden. Herr de Jonge erhielt die Stelle eines Directors und den Auftrag das Ganze einzurichten.

Die königliche Sammlung vermehrte sich von Tag zu Tage; unter dem Angeschafften zeichnen sich aus:

1) Eine herrliche Sammlung tiefgeschnittener Steine, mit Sorgfalt vereinigt durch den vorzüglichen Franz Hemsterhuis, aus dessen Händen sie an den verstorbenen Prinzen Galizin, kaiserlich Russischen Gesandten bei Ihro Hochmögenden gelangte, und von seiner Tochter, Gemahlin des Prinzen Salm-Reifferscheid-Krautheim, an den König verkauft ward; sie ist merkwürdiger durch das Verdienst als durch die Menge der Steine, aus denen sie besteht. Man findet darin Arbeiten des ersten Rangs: einen Dioskorides, Aulus, Gnajus, Hyllus, Nicomachus, Hellen und mehrere andere Meisterstücke berühmter Künstler des Alterthums.

2) Eine kleine Sammlung hoch- und tiefgeschnittener Steine, welche Herr Hultmann, sonst Gouverneur des nördlichen Brabants, zurückließ; sie ward an den König verkauft durch Frau von Griethuysen. Diese Sammlung, wenn schon viel geringer als die vorhergehende, enthält doch einige sehr schätzbare Stücke.

Eine zahl- und werthreiche Sammlung neuerer Münzen, die meisten inländisch, Belagerungs- und andere

currente Münzen, verkauft durch verwittwete Frau von Schuylenburch von Bommenede, im Haag.

4) Das herrliche Cabinet geschnittener Steine, so alter als neuer, des verstorbenen Herrn Theodor de Smeth, Präsidenten der Schöffen der Stadt Amsterdam. (Es ist derselbe, an welchen Franz Hemsterhuis den bedeutenden Brief schrieb, über einen alten geschnittenen Stein, vorstellend eine Meernymphe an einem Meerpferd herschwimmend, von herrlicher Kunst.) Baron de Smeth von Deurne verkaufte solches an Ihro Majestät.

5) Eine Sammlung Griechischer, Römischer, Kufischer und Arabischer Münzen, auch einige geschnittene Steine, welche Major Humbert von den Afrikanischen Küsten mitbrachte, als Früchte seiner Reise über den Boden des alten Carthago und seines fünf und zwanzigjährigen Aufenthalts zu Tunis. Darunter finden sich mehrere Afrikanische seltene Münzen mit einigen unbekannten.

6) Eine schöne Thalerfolge, abgelassen durch Herrn Stiels, ehemaligem Pfarrer zu Mastricht.

7) Die reiche Sammlung geschnittener Steine, aus dem Nachlaß des Herrn Baron van Hoorn von Blooswyck, dessen Erben abgekauft.

8) Sammlung von Medaillen, Jettons und neuern Münzen, welche ehemals dem reichen Cabinet des Herrn Dibbets zu Leyden angehörte, und welche die Erben

des Herrn Bylevelt, eines der Präsidenten des hohen Gerichtshofes zu Haag, Ihro Majestät überließen.

Außer jenen großen Ankäufen wurden auf Befehl Ihro Majestät mit diesem Cabinet noch vereinigt die Gold- und Silbermedaillen, aus dem Nachlaß Ihro verwittweten königlichen Hoheiten der Prinzeß von Oranien und der Herzogin von Braunschweig, Mutter und Schwester des Königs. Von Zeit zu Zeit wurden auch einzeln, besonders durch Vertausch des Doppelten, einige schöne geschnittene Steine hinzugefügt und eine große Anzahl Medaillen und Münzen aller Art.

Vorstehende Nachricht gibt uns zu manchen Betrachtungen Anlaß, wovon wir einiges hier anschließen.

Zuvörderst begegnet uns das herzerhebende Gefühl, wie ein ernstlich gefaßter Entschluß nach dem größten Glückswechsel durch den Erfolg glücklich begünstigt und ein Zweck erreicht werde, höher als man sich ihn hätte vorstellen können. Hier bewahrheitet sich abermals, daß wenn man nur nach irgend einer Niederlage, gleich wieder einen entschiedenen Posten faßt, einen Punct ergreift, von dem aus man wirkt, zu dem man alles wieder zurückführt, alsdann das Unternehmen schon geborgen sey und man sich einen glücklichen Erfolg versprechen dürfe.

Eine fernere Betrachtung dringt sich hier auf: wie wohl ein Fürst handelt, wenn er das was Einzelne, mit

leidenschaftlicher Mühe, mit Glück, bei Gelegenheit, gesammelt, zusammenhält und dem unsterblichen Körper seiner Besitzungen einverleibt. Zum einzelnen Sammeln gehört Liebe, Kenntniß und gewisser Muth den Augenblick zu ergreifen, da denn ohne großes Vermögen, mit verständig mäßigem Aufwand, eine bedeutende Vereinigung manches Schönen und Guten sich erreichen läßt.

Meist sind solche Sammlungen den Erben zur Last; gewöhnlich legen sie zu großen Werth darauf, weil sie den Enthusiasmus des ersten Besitzers, der nöthig war so viel treffliche Einzelnheiten zusammen zu schaffen und zusammen zu halten, mit in Anschlag bringen, dergestalt, daß oft, von einer Seite durch Mangel an entschiedenen Liebhabern, von der andern durch überspannte Forderungen, dergleichen Schätze unbekannt und unbenutzt liegen, vielleicht auch als zerfallender Körper vereinzelt werden. Trifft sich's nun aber, daß hohe Häupter dergleichen Sammlungen gebührend Ehre geben und sie andern schon vorhandenen anzufügen geneigt sind, so wäre zu wünschen, daß von einer Seite die Besitzer ihre Forderungen nicht zu hoch trieben, von der andern bleibt es erfreulich zu sehen, wenn große, mit Gütern gesegnete Fürsten zwar haushälterisch zu Werke gehen, aber zugleich auch bedenken, daß sie oft in den Fall kommen, großmüthig zu seyn, ohne dadurch zu gewinnen; und doch wird beides zugleich der Fall seyn, wenn es

Zahme Xenien.

unschätzbare Dinge gilt, wofür wohl alles das angesehen werden darf, was ein glücklich ausgebildetes Talent hervorbrachte und hervorbringt.

Und so hätten wir denn zuletzt noch zu bemerken, welcher großen Wirkung ein solcher Besitz in rechten Händen fähig ist.

Warum sollte man läugnen, daß dem einzelnen Staatsbürger ein höherer Kunstbesitz oft unbequem sey. Weder Zeit noch Zustand erlauben ihm treffliche Werke, die einflußreich werden könnten, die, es sey nun auf Productivität oder auf Kenntniß, auf That oder Geschichtseinsicht kräftig wirken sollten, dem Künstler so wie dem Liebhaber öfter vorzulegen und dadurch eine höhere, freigesinnte, fruchtbare Bildung zu bezwecken. Sind aber dergleichen Schätze einer öffentlichen Anstalt einverleibt, sind Männer dabei angestellt, deren Liebe und Leidenschaft es ist, ihre schöne Pflicht zu erfüllen, die ganz durchdrungen sind von dem Guten, was man stiften, was man fortpflanzen wollte, so wird wohl nichts zu wünschen übrigbleiben.

Sehen wir doch schon im gegenwärtigen Falle, daß der werthe Vorgesetzte genannter Sammlung sich selbst öffentlich verpflichtet, die höchsten Zwecke in allem Umfang zu erreichen, wie das Motto seiner sorgfältigen Arbeit auf das deutlichste bezeichnet: „Die Werke der Kunst gehören nicht Einzelnen, sie gehören der gebildeten Menschheit an.“ Heeren, Ideen 3. Theil, 1. Abthl.

Münzkunde
der Deutschen Mittelzeit.

(Auf Anfrage.)

Ueber die zwar nicht seltenen, doch immer geschätzten, problematischen Goldmünzen, unter dem Namen Regenbogenschüsselchen bekannt, wüßte ich nichts zu entscheiden, wohl aber folgende Meinung zu eröffnen.

Sie stammen von einem Volke, welches zwar in Absicht auf Kunst barbarisch zu nennen ist, das sich aber einer wohlersonnenen Technik bei einem rohen Münzwesen bediente. Wenn nämlich die früheren Griechen Gold- und Silberkügelchen zu stempeln, dabei aber das Abspringen vom Ambos zu verhindern gedachten, so gaben sie der stählernen Unterlage die Form eines Kronenbohrers, worauf das Kügelchen gelegt, der Stempel aufgesetzt und so das Obergebilde abgedruckt ward; der Eindruck des untern viereckten zackigen Hülfsmittels verwandelte sich nach und nach in ein begränzendes, mancherlei Bildwerk enthaltendes Viereck, dessen Ursprung sich nicht mehr ahnen läßt.

Das unbekannte Volk jedoch, von welchem hier die Rede ist, vertiefte die Unterlage in Schüsselform, und grub zugleich eine gewisse Gestalt hinein; der obere Stempel war conver und gleichfalls ein Gebild hineingegraben. Wurde nun das Kügelchen in die Stempelschale gelegt und der obere Stempel drauf geschlagen, so hatte man die schüsselförmige Münze, welche noch öfters in Deutschland aus der Erde gegraben wird; die darauf erscheinenden Gestalten aber geben zu folgenden Betrachtungen Anlaß.

Die erhabenen Seiten der drey mir vorliegenden Exemplare zeigen barbarische Nachahmungen bekannter, auf Griechischen Münzen vorkommender Gegenstände, einmal einen Löwenrachen, zweymal einen Taschenkrebs. Gebilde der Unfähigkeit, wie sie auch häufig auf silbernen Dazischen Münzen gesehen werden, wo die Goldphilippen offenbar kindisch pfuscherhaft nachgeahmt sind.

Die hohle Seite zeigt jedesmal sechs kleine halbkugelförmige Erhöhungen; hiedurch scheint mir die Zahl des Werthes ausgesprochen.

Das Merkwürdigste aber ist auf allen dreyen eine sichelförmige Umgebung, die auf dem einen Exemplar unzweifelhaft ein Hufeisen vorstellt, und also da, wo die Gestalt nicht so entschieden ist, auch als ein solches gedeutet werden muß. Diese Vorstellung scheint mir Original; fände sie sich auch auf andern Münzen, so käme man vielleicht auf eine nähere Spur; jedoch möchte

das Bild immer auf ein berittenes kriegerisches Volk bin-deuten.

Ueber den Ursprung der Hufeisen ist man ungewiß; das älteste, das man zu kennen glaubt, soll dem Pferde des Königs Childerich gehört haben, und also um das Jahr 481 zu setzen seyn. Aus andern Nachrichten und Combinationen scheint hervorzugehen, daß der Gebrauch der Hufeisen in Schwung gekommen zu der Zeit als Franken und Deutsche noch für Eine Völkerschaft gehalten wurden, die Herrschaft hinüber und herüber schwankte, und die kaiserlich-königlichen Gebieter bald diesseits bald jenseits des Rheins größere Macht aufzubieten wußten. Wollte man sorgfältig die Orte verzeichnen, wo dergleichen Münzen gefunden worden, so gäbe sich vielleicht ein Aufschluß. Sie scheinen niemals tief in der Erde gelegen zu haben, weil der Volksglaube sie da finden läßt, wo ein Fuß des Regenbogens auf dem Acker aufstand, von welcher Sage sie denn auch ihre Benennung gewonnen haben.

14.

Vorbilder

für

Fabricanten und Handwerker.

Vorbilder

für Fabricanten und Handwerker, auf Befehl des Miniſters für Handel, Gewerbe und Bauweſen, herausgegeben von der techniſchen Deputation der Gewerbe. Berlin, 1821. Drey Abtheilungen. (Nicht im Handel.)

Wenn die Künſte aus einem einfachen Naturzuſtande, oder aus einer barbariſchen Verderbniß nach und nach ſich erheben, ſo bemerkt man, daß ſie ſtufenweiſe einen gewiſſen Einklang zu erhalten bemüht ſind; deßwegen denn auch die Producte ſolcher Uebergangszeiten im Ganzen betrachtet, obgleich unvollkommen, uns doch eine gewiſſe Zuſtimmung abgewinnen.

Ganz unerläßlich aber iſt die Einheit auf dem Gipfel der Kunſt; denn wenn der Baumeiſter zu dem Gefühl gelangt, daß ſeine Werke ſich in edlen einfachen faßlichen Formen bewähren ſollen, ſo wird er ſich nach Bildhauern umſehen, die gleichmäßig arbeiten. An ſolchen Verein wird der Mahler ſich anſchließen, und durch ſie wird Steinhauer, Erzgießer, Schnitzwerker, Tiſcher,

Töpfer, Schlöſſer und wer nicht alles geleitet ein Gebäude fördern helfen, das zuletzt Sticker und Wirker als behagliche Wohnung zu vollenden geſellig bemüht ſind.

Es gibt Zeiten wo eine ſolche Epoche aus ſich ſelbſt erblüht, allein nicht immer iſt es räthlich die Endwirkung dem Zufall zu überlaſſen, beſonders in Tagen wo die Zerſtreuung groß iſt, die Wünſche mannichfach, der Geſchmack vielſeitig. Von eben herein alſo, wo das anerkannte Gute verſammelt werden kann, geſchieht der Antrieb am ſicherſten; und in dieſem Sinne iſt obgenanntes Werk unternommen und zur Bewunderung vorwärts geführt, auf Befehl und Anordnung des Königl. Preußiſchen Staatsminiſters Herrn Grafen von Bülow Excellenz.

Im Vorbericht des Herrn Beuth iſt ausgeſprochen, daß der Techniker, inſofern er ſeiner Arbeit die höchſte Vollendung gibt, alles Lob verdiene; daß aber ein Werk erſt vollkommen befriedige, wenn das Ausgearbeitete, auch in ſeinen erſten Anlagen, ſeinen Grundformen wohl gedacht und dem wahren Kunſtſinn gemäß erfunden werde.

Damit alſo der Handwerker, der nicht, wie der Künſtler, einer weitumfaſſenden Bildung zu genießen das Glück hat, doch ſein hohes Ziel zu erreichen ermuthigt und gefördert ſey, ward vorliegendes Werk unternommen, den Kunſtſchulen der ganzen Preußiſchen Mo-

narchie als Muſter vor Augen zu bleiben. Es wird diejenigen, die es von Jugend auf anſichtig ſind gründlich belehren, ſo daß ſie unter den unzählbaren Reſten der alten Kunſt das Vorzüglichſte auffinden, wählen, nachbilden lernen, ſodann aber in gleichem Sinne, worauf alles ankommt, ſelbſt hervorzubringen ſich angeregt fühlen.

Ein Werk wie dieſes wäre nun durch mercantiliſche Speculation ſchwer zu fördern; es gehörte dazu Königliche Munificenz, einſichtige, kräftige, anhaltende, miniſterielle Leitung; ſodann mußten gelehrte Kenner, eifrige Kunſtfreunde, geiſt- und geſchmackreiche Künſtler, fertige Techniker, alle zuſammen wirken, wenn ein ſolches Unternehmen begonnen werden und zur Vollendung deſſelben gegründete Hoffnung erſcheinen ſollte.

Genannt haben ſich, als Zeichner zugleich und Kupferſtecher Mauch, Moſes und Funke; als Kupferſtecher Sellier, Wachsmann, Lesnier, Ferdinand Berger jun., und bei einem Blatte Anderloni als leitender Meiſter. Als Kupferdrucker nennt ſich Pretre. Wenn nun der vorzüglichen Reinlichkeit und Zierlichkeit, welche Zeichner und Kupferſtecher an dieſem Werk bewieſen, rühmlich zu gedenken iſt, ſo verdient endlich auch die große Sauberkeit des Abdrucks billige Anerkennung, zumal da mehrere Blätter mit zwey Platten gedruckt ſind. Ungemein ſauber, nach der in England erfundenen Weiſe, in Holz geſchnitten

erscheint ferner auf dem Haupttitelblatt der Preußische gekrönte Adler, Reichsapfel und Scepter haltend. Ein gleiches ist von den großen Buchstaben der sämmtlichen Aufschriften zu sagen, welche mit Sinn und Geschmack älteren Deutschen Schriftzügen nachgebildet werden. Mit Vergnügen finden wir sodann bemerkt, daß Herr Geheime Oberbaurath Schinkel auch in das Unternehmen mit Geist und Hand eingreift.

Und so liegen denn vor uns in gr. Fol. Format mehrere Platten des Ganzen, das in drey Abtheilungen bestehen wird. Von der ersten, welche architectonische und andere Verzierungen enthalten soll, bewundern wir acht Blätter; von der zweyten, Geräthe, Gefäße und kleinere Monumente vorstellend, fünf; von der dritten, Verzierungen von Zeugen und für die Wirkerey insbesondere vier Blätter, oder vielmehr sechs, weil zwey einmal schwarz und einmal colorirt vorhanden.

Der Text klein Fol. Format, gleichfalls höchst elegant gedruckt, enthält kurz und klar nöthige Anleitung, Andeutung, Hinweisen auf elementare, theoretische Grundsätze, welche, einmal gefaßt, zu ferneren Fortschritten sichern Weg bahnen.

Uns aber bleibt nichts zu wünschen übrig, als von Zeit zu Zeit vom Wachsen und Gedeihen eines so wichtigen und einflußreichen Werkes Zeuge zu werden.

Vor-

Vorbilder

für Fabricanten und Handwerker, auf Befehl des Ministers für Handel, Gewerbe und Bauwesen. Berlin, 1821. 1823.

Von diesem so kostbaren als schätzenswerthen Unternehmen haben wir bereits gebührende Anzeige gethan. Es wird herausgegeben von der technischen Deputation und ist nicht im Handel. Es besteht in drey Abtheilungen; die erste enthält architektonische und andere Verzierungen; die zweyte Geräthe, Gefäße und kleinere Monumente; die dritte Verzierungen für Teppiche und Muster für Wirkerey im allgemeinen.

Von jedem dieser dreye sind abermals merkwürdige Blätter in der zweyten Lieferung enthalten, die wir durch besondere Gunst das Glück haben vor uns zu sehen; und wollten wir bedauern, daß gerade bei nicht zu verzögerndem Abschluß des letzten Bogens uns keine Zeit übrigbleibt, das Einzelne nach Würden zu schätzen, so erheitern wir uns mit dem Gedanken, daß wir bei der gegenwärtigen Lieferung den Beifall und die Bewunderung wiederholen müßten, die uns von der vorigen

abgenöthigt wurden; ja dieß nicht allein, wir müssen bekennen, daß ein höchst sorgfältig begonnenes Werk mit größter Sorgfalt fortgeführt worden, so daß man sich wirklich enthalten muß, die zweyte Sendung nicht höher als die erste zu schätzen.

Möge von Ausstellung zu Ausstellung, von deren glücklichen Vorzügen uns Berliner Freunde jederzeit unterhalten, die Wirksamkeit eines so bedeutenden Unternehmens immer deutlicher werden. Wie denn durch das Anschauen solcher Muster der gute Geschmack sich bis in die letzten Zweige der technischen Thätigkeit nothwendig ergießen, und der hohe Beförderer, die Leitenden und Ausführenden mit gar schönen Kunst- und Sittenfrüchten sich belohnt sehen müssen.

15.

Altdeutsche Baukunst.

Von

Deutſcher Baukunſt.

D. M.

Ervini a Steinbach.

1773.

Als ich auf deinem Grabe herumwandelte, edler Erwin, und den Stein ſuchte, der mir deuten ſollte: Anno domini 1318. XVI. Kal. Febr. obiit Magister Ervinus, Gubernator Fabricae Ecclesiae Argentinensis, und ich ihn nicht finden, keiner deiner Landsleute mir ihn zeigen konnte, daß ſich meine Verehrung deiner an der heiligen Stätte ergoſſen hätte, da ward ich tief in die Seele betrübt, und mein Herz, jünger, wärmer, thöriger und beſſer als jetzt, gelobte dir ein Denkmal, wenn ich zum ruhigen Genuß meiner Beſitzthümer gelangen würde, von Marmor oder Sandſteinen, wie ich's vermögte.

Was braucht's dir Denkmal! Du haſt dir das herrlichſte errichtet; und kümmert die Ameiſen, die drum krabbeln, dein Name nichts, haſt du gleiches Schickſal mit dem Baumeiſter, der Berge aufthürmte in die Wolken.

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu erzeugen, ganz, groß, und bis in den kleinſten Theil nothwendig ſchön, wie Bäume Gottes; wenigern, auf tauſend bietende Hände zu treffen, Felſengrund zu graben, ſteile Höhen darauf zu zaubern, und dann ſterbend ihren Söhnen zu ſagen: ich bleibe bei euch, in den Werken meines Geiſtes, vollendet das Begonnene in die Wolken.

Was braucht's dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausſpricht, iſt's Aberglaube oder Läſterung. Dem ſchwachen Geſchmäckler wird's immer ſchwindeln an deinem Koloß, und ganze Seelen werden dich erkennen ohne Deuter.

Alſo nur, trefflicher Mann, eh' ich mein geflicktes Schiffchen wieder auf den Ocean wage, wahrſcheinlicher dem Tod als dem Gewinnſt entgegen, ſiehe hier in dieſem Hain, wo ringsum die Namen meiner Geliebten grünen, ſchneid' ich den deinigen in eine deinem Thurm gleich ſchlank aufſteigende Buche, hänge an ſeinen vier Zipfeln dieß Schnupftuch mit Gaben dabei auf — nicht ungleich jenem Tuche, das dem heiligen Apoſtel aus den Wolken herabgelaſſen worden, voll reiner und unreiner Thiere; ſo auch voll Blumen, Blüthen, Blätter, auch wohl dürres Gras und Moos und über Nacht geſchoſſene Schwämme, das alles ich auf dem Spaziergang durch unbedeutende Gegenden, kalt zu meinem

Zeitvertreib botaniſirend eingeſammelt, dir nun zu Ehren der Verweſung weihe.

Es iſt im kleinen Geſchmack, ſagt der Italiäner, und geht vorbei. Kindereyen lallt der Franzoſe nach, und ſchnellt triumphirend auf ſeine Doſe à la Grecque. Was habt ihr gethan, daß ihr verachten dürft?

Hat nicht der ſeinem Grab entſteigende Genius der Alten den deinen gefeſſelt, Welſcher! Krochſt an den mächtigen Reſten Verhältniſſe zu betteln, flickteſt aus den heiligen Trümmern dir Luſthäuſer zuſammen, und hältſt dich für Verwahrer der Kunſtgeheimniſſe, weil du auf Zoll und Linie von Rieſengebäuden Rechenſchaft geben kannſt. Hätteſt du mehr gefühlt als gemeſſen, wäre der Geiſt der Maſſen über dich gekommen, die du anſtaunteſt, du hätteſt nicht ſo nur nachgeahmt, weil ſie's thaten und es ſchön iſt; nothwendig und wahr hätteſt du deine Plane geſchaffen, und lebendige Schönheit wäre bildend aus ihnen gequollen.

So haſt du deinen Bedürfniſſen einen Schein von Wahrheit und Schönheit aufgetüncht. Die herrliche Wirkung der Säulen traf dich, du wollteſt auch ihrer brauchen und mauerteſt ſie ein, wollteſt auch Säulenreihen haben, und umzirkelteſt den Vorhof der Peterskirche mit Marmorgängen, die nirgends hin noch her führen, daß Mutter Natur, die das Ungehörige und Unnöthige verachtet und haßt, deinen Pöbel trieb, jene

Herrlichkeit zu öffentlichen Cloaken zu proſtituiren, daß ihr die Augen wegwendet und die Naſen zuhaltet vor'm Wunder der Welt.

Das geht nun alles ſeinen Gang: die Grille des Künſtlers dient dem Eigenſinne des Reichen; der Reiſebeſchreiber gafft, und unſere ſchönen Geiſter, genannt Philoſophen, erdrechſeln aus protoplaſtiſchen Mährchen Principien und Geſchichte der Künſte bis auf den heutigen Tag, und ächte Menſchen ermordet der böſe Genius im Vorhof der Geheimniſſe.

Schädlicher als Beiſpiele ſind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menſchen einzelne Theile bearbeitet haben. Er iſt der erſte, aus deſſen Seele die Theile, in Ein ewiges Ganzes zuſammen gewachſen, hervortreten. Aber Schule und Principium feſſelt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was ſoll uns das, du neu-franzöſiſcher philoſophirender Kenner, daß der erſte zum Bedürfniß empfindſame Menſch vier Stämme einrammelte, vier Stangen drüber verband, und Aeſte und Moos drauf deckte? Daraus entſcheideſt du das Gehörige unſerer heurigen Bedürfniſſe, eben als wenn du dein neues Babylon mit einfältigem patriarchaliſchem Hausvaterſinn regieren wollteſt.

Und es iſt noch dazu falſch, daß deine Hütte die erſtgeborne der Welt iſt. Zwey an ihrem Gipfel ſich kreuzende Stangen vornen, zwey hinten und eine Stange quer über zum Firſt, iſt und bleibt, wie du alltäglich

an Hütten der Felder und Weinberge erkennen kannſt, eine weit primävere Erfindung, von der du doch nicht einmal Principium für deine Schweinſtälle abſtrahiren könnteſt.

So vermag keiner deiner Schlüſſe ſich zur Region der Wahrheit zu erheben, ſie ſchweben alle in der Atmoſphäre deines Syſtems. Du willſt uns lehren was wir brauchen ſollen, weil das, was wir brauchen, ſich nach deinen Grundſätzen nicht rechtfertigen läßt.

Die Säule liegt dir ſehr am Herzen, und in anderer Weltgegend wärſt du Prophet. Du ſagſt: die Säule iſt der erſte, weſentliche Beſtandtheil des Gebäudes, und der ſchönſte. Welche erhabene Eleganz der Form, welche reine mannichfaltige Größe, wenn ſie in Reihen daſtehen! Nur hütet euch ſie ungehörig zu brauchen; ihre Natur iſt, freizuſtehn. Wehe den Elenden, die ihren ſchlanken Wuchs an plumpe Mauern geſchmiedet haben!

Und doch dünkt mich, lieber Abt, hätte die öftere Wiederholung dieſer Unſchicklichkeit des Säuleneinmauerns, daß die Neuern ſogar antiker Tempel Intercolumnia mit Mauerwerk ausſtopften, dir einiges Nachdenken erregen können. Wäre dein Ohr nicht für Wahrheit taub, dieſe Steine würden ſie dir gepredigt haben.

Säule iſt mit nichten ein Beſtandtheil unſerer Wohnungen; ſie widerſpricht vielmehr dem Weſen all unſerer Gebäude. Unſere Häuſer entſtehen nicht aus vier Säu-

Zahme Xenien.

IV.

Laßt zahme Xenien immer walten,
Der Dichter nimmer gebückt iſt.
Ihr liebt verrückten Werther ſchalten,
So lernt nun wie das Alter verrückt iſt.

Den Vortheil hat der Dichter:
Wie die Gemeinde prüft und probt,
So iſt ſie auch ſein Richter;
Da wird er nun geſcholten, gelobt,
Und bleibt immer ein Dichter.

len in vier Ecken; ſie entſtehen aus vier Mauern auf vier Seiten, die ſtatt aller Säulen ſind, alle Säulen ausſchließen, und wo ihr ſie anflickt, ſind ſie belaſtender Ueberfluß. Eben das gilt von unſern Paläſten und Kirchen, wenige Fälle ausgenommen, auf die ich nicht zu achten brauche.

Eure Gebäude ſtellen euch alſo Flächen dar, die, je weiter ſie ſich ausbreiten, je kühner ſie zum Himmel ſteigen, mit deſto unerträglicherer Einförmigkeit die Seele unterdrücken müſſen! Wohl! wenn uns der Genius nicht zu Hülfe käme, der Erwinen von Steinbach eingab: vermannichfaltige die ungeheure Mauer, die du gen Himmel führen ſollſt, daß ſie aufſteige gleich einem hocherhabenen, weitverbreiteten Baume Gottes, der mit tauſend Aeſten, Millionen Zweigen, und Blättern wie Sand am Meer, rings um der Gegend verkünder die Herrlichkeit des Herrn, ſeines Meiſters.

Als ich das erſtemal nach dem Münſter ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geſchmacks. Auf Hörenſagen ehrt' ich die Harmonie der Maſſen, die Reinheit der Formen, war ein abgeſagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten Gothiſcher Verzierungen. Unter die Rubrik Gothiſch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle ſynonymiſchen Mißverſtändniſſe, die mir von unbeſtimmtem, ungeordnetem, unnatürlichem, zuſammen geſtoppeltem,

aufgeflicktem, überlademem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht geſcheidter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbariſch nennt, hieß alles Gothiſch, was nicht in mein Syſtem paßte, von dem gedrechſelten, bunten Puppen- und Bilderwerk an, womit unſere bürgerlichen Edelleute ihre Häuſer ſchmücken, bis zu den ernſten Reſten der älteren Deutſchen Baukunſt, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schnörkel, in den allgemeinen Geſang ſtimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!“ und ſo graute mir's im Geben vor'm Anblick eines mißgeformten krausborſtigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraſchte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tauſend harmonirenden Einzelnheiten beſtand, ich wohl ſchmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie ſagen, daß es alſo mit den Freuden des Himmels ſey. Wie oft bin ich zurückgekehrt, dieſe himmliſch irdiſche Freude zu genießen, den Rieſengeiſt unſerer ältern Brüder in ihren Werken zu genießen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu ſchauen ſeine Würde und Herrlichkeit. Schwer iſt's dem Menſchengeiſt, wenn ſeines Bruders Werk ſo hoch erhaben iſt, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forſchendes Schauen ermattetes Auge mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn

durch ſie die unzähligen Theile zu ganzen Maſſen ſchmolzen, und nun dieſe, einfach und groß, vor meiner Seele ſtanden, und meine Kraft ſich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte ſich mir, in leiſen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeiſters. Was ſtaunſt du, liſpelt er mir entgegen. Alle dieſe Maſſen waren nothwendig, und ſiehſt du ſie nicht in allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum ſtimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingange, der zwey kleinere zur Seite beherrſcht, ſich der weite Kreis des Fenſters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und ſonſt nur Tageloch war, wie hoch darüber der Glockenplatz die kleineren Fenſter forderte! das all' war nothwendig, und ich bildete es ſchön. Aber ach, wenn ich durch die düſteren erhabenen Oeffnungen hier zur Seite ſchwebe, die leer und vergebens da zu ſtehen ſcheinen. In ihre kühne ſchlanke Geſtalt hab' ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beiden Thürme hoch in die Luft heben ſollten, deren, ach, nur einer traurig da ſteht, ohne den fünfgethürmten Hauptſchmuck, den ich ihm beſtimmte, daß ihm und ſeinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. — Und ſo ſchied er von mir, und ich verſank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in ſeinen tauſend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie friſch leuch-

tet er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen ſtrecken, ſchauen die großen harmoniſchen Maſſen, zu unzählig kleinen Theilen belebt: wie in Werken der ewigen Natur, bis auf's geringſte Zäſerchen, alles Geſtalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das feſtgegründete ungeheure Gebäude ſich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit. Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr ſchwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen ſich ſenkt der Wonneruh des Geiſtes, der auf ſolch' eine Schöpfung herabſchauen, und Gott gleich ſprechen kann: es iſt gut!

Und nun ſoll ich nicht ergrimmen, heiliger Erwin, wenn der Deutſche Kunſtgelehrte, auf Hörenſagen neidiſcher Nachbarn, ſeinen Vorzug verkennt, dein Werk mit dem unverſtandenen Worte Gothiſch verkleinert, da er Gott danken ſollte, laut verkündigen zu können, das iſt Deutſche Baukunſt, unſere Baukunſt, da der Italiäner ſich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzos. Und wenn du dir ſelbſt dieſen Vorzug nicht zugeſtehen willſt, ſo erweis uns, daß die Gothen ſchon wirklich ſo gebaut haben, wo ſich einige Schwierigkeiten finden werden. Und, ganz am Ende, wenn du nicht darthuſt, ein Homer ſey ſchon vor dem Homer geweſen, ſo laſſen wir dir gerne die Geſchichte kleiner

gelungener und mißlungener Versuche, und treten anbetend vor das Werk des Meisters, der zuerst die zerstreuten Elemente in ein lebendiges Ganzes zusammenschuf. Und du, mein lieber Bruder im Geiste des Forschens nach Wahrheit und Schönheit, verschließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende Kunst, komm', genieße und schaue. Hüte dich, den Namen deines edelsten Künstlers zu entheiligen, und eile herbei, daß du schauest sein herrliches Werk. Macht es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, so gehab dich wohl, laß einspannen, und so weiter nach Paris.

Aber zu dir, theurer Jüngling, gesell' ich mich, der du bewegt dastehst, und die Widersprüche nicht vereinigen kannst, die sich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderstehliche Macht des großen Ganzen fühlst, bald mich einen Träumer schiltst, daß ich da Schönheit sehe, wo du nur Stärke und Rauhheit siehst. Laß einen Mißverstand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelen dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne. Sie wollen euch glauben machen, die schönen Künste seyen entstanden aus dem Hang, den wir haben sollen, die Dinge rings um uns zu verschönern. Das ist nicht wahr! Denn in dem Sinne, darin es wahr seyn könnte, braucht wohl der Bürger und Handwerker die Worte, kein Philosoph.

Die Kunst ist lange bildend, eh' sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja oft wahrer und größer als die schöne selbst. Denn in dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich thätig beweist, wann seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff ihm seinen Geist einzuhauchen. Und so modelt der Wilde mit abentenerlichen Zügen, gräßlichen Gestalten, hohen Farben, seine Cocos, seine Federn, und seinen Körper. Und laßt die Bildnerey aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltsverhältniß zusammenstimmen, denn Eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen.

Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig. Da seht ihr bei Nationen und einzelnen Menschen dann unzählige Grade. Je mehr sich die Seele erhebt zu dem Gefühl der Verhältnisse, die allein schön und von Ewigkeit sind, deren Hauptaccorde man beweisen, deren Geheimnisse man nur fühlen kann, in denen sich allein das Leben des gottgleichen Genius in seligen Melodien herumwälzt; je mehr diese Schönheit in das Wesen eines Geistes ein-

dringt, daß ſie mit ihm entſtanden zu ſeyn ſcheint, daß ihm nichts genug thut als ſie, daß er nichts aus ſich wirkt als ſie, deſto glücklicher iſt der Künſtler, deſto herrlicher iſt er, deſto tiefgebeugter ſtehen wir da und beten an den Geſalbten Gottes.

Und von der Stufe, auf welche Erwin geſtiegen iſt, wird ihn keiner herabſtoßen. Hier ſteht ſein Werk, tretet hin, und erkennt das tiefſte Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältniſſe, wirkend aus ſtarker, rauher, Deutſcher Seele, auf dem eingeſchränkten düſtern Pfaffenſchauplatz des medii aevi.

Und unſer aevum? hat auf ſeinen Genius verzieben, hat ſeine Söhne umhergeſchickt, fremde Gewächſe zu ihrem Verderben einzuſammeln. Der leichte Franzoſe, der noch weit ärger ſtoppelt, hat wenigſtens eine Art von Witz, ſeine Beute zu Einem Ganzen zu fügen, er baut jetzt aus Griechiſchen Säulen und Deutſchen Gewölben ſeiner Magdalene einen Wundertempel. Von einem unſerer Künſtler, als er erſucht ward zu einer altdeutſchen Kirche ein Portal zu erfinden, bab' ich geſehen ein Modell fertigen, ſtattlichen antiken Säulenwerks.

Wie ſehr unſere geſchminkten Puppenmahler verhaßt ſind, mag ich nicht declamiren. Sie haben durch theatraliſche Stellungen, erlogene Teints, und bunte Kleider die Augen der Weiber gefangen. Mannlicher Albrecht

brecht Dürer, den die Neulinge anspötteln, deine holzgeschnitzteste Gestalt ist mir willkommener.

Und ihr selbst, treffliche Menschen, denen die höchste Schönheit zu genießen gegeben ward, und nunmehr herabtretet, zu verkünden eure Seligkeit, ihr schadet dem Genius. Er will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröthe, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend wie der Löwe des Gebirges auseilt auf Raub. Drum erzieht sie meist die Natur, weil ihr Pädagogen ihm nimmer den mannichfaltigen Schauplatz erkünsteln könnt, stets im gegenwärtigen Maß seiner Kräfte zu handeln und zu genießen.

Heil dir, Knabe! der du mit einem scharfen Aug' für Verhältnisse geboren wirst, dich mit Leichtigkeit an allen Gestalten zu üben. Wenn denn nach und nach die Freude des Lebens um dich erwacht, und du jauchzenden Menschengenuß nach Arbeit, Furcht und Hoffnung fühlst; das muthige Geschrei des Winzers, wenn die Fülle des Herbsts seine Gefäße anschwellt, den belebten Tanz des Schnitters, wenn er die müßige Sichel hoch in den Balken geheftet hat; wenn dann männlicher die gewaltige Nerve der Begierden und Leiden in deinem Pinsel lebt, du gestrebt und gelitten genug hast, und genug genossen, und satt bist irdischer Schönheit, und werth bist auszuruhen in dem Arme der Göttin, werth

an ihrem Buſen zu fühlen, was den vergötterten Hercules neu gebar — nimm ihn auf, himmliſche Schönheit, du Mittlerin zwiſchen Göttern und Menſchen, und mehr als Prometheus leitet er die Seligkeit der Götter auf die Erde.

Von Deutſcher Baukunſt 1823.

Einen großen Reiz muß die Bauart haben, welche die Italiäner und Spanier ſchon von alten Zeiten her, wir aber erſt in der neueſten, die Deutſche (tedesca, germanica) genannt haben. Mehrere Jahrhunderte ward ſie zu kleinern und zu ungeheuren Gebäuden angewendet, der größte Theil von Europa nahm ſie auf; Tauſende von Künſtlern, aber Tauſende von Handwerkern übten ſie; den chriſtlichen Cultus forderte ſie höchlich und wirkte mächtig auf Geiſt und Sinn; ſie muß alſo etwas Großes, gründlich Gefühltes, Gedachtes, Durchgearbeitetes enthalten, Verhältniſſe verbergen und an den Tag legen, deren Wirkung unwiderſtehlich iſt.

Merkwürdig war uns daher das Zeugniß eines Franzoſen, eines Mannes, deſſen eigene Bauweiſe der gerühmten ſich entgegen ſetzte, deſſen Zeit von derſelben äußerſt ungünſtig urtheilte, und dennoch ſpricht er folgendermaßen:

„Alle Zufriedenheit, die wir an irgend einem Kunſt-Schönen empfinden, hängt davon ab, daß Regel und Maß beobachtet ſey, unſer Behagen wird nur durch Proportion bewirkt. Iſt hieran Mangel, ſo mag man noch

Es schnurrt mein Tagebuch
Am Bratenwender:
Nichts schreibt sich leichter voll
Als ein Kalender.

„Ruf ich, da will mir keiner horchen;
Hab' ich das um die Leute verdient?"
Es möchte niemand mehr gehorchen,
Wären aber alle gern gut bedient.

„Wann wird der Herr seine Freude sehn?"
Wenn er befiehlt, mit Sinnen,
Ehrlichen Leuten, die's recht verstehn,
Und läßt sie was gewinnen.

„Wer ist ein unbrauchbarer Mann?"
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann.

ſo viel äußere Zierrath anwenden, Schönheit und Gefälligkeit, die ihnen innerlich fehlen, wird nicht erſetzt, ja man kann ſagen, daß ihre Häßlichkeit nur verhaßter und unerträglicher wird, wenn man die äußeren Zierrathen durch Reichthum der Arbeit oder der Materie ſteigert."

„Um dieſe Behauptung noch weiter zu treiben, ſag' ich, daß die Schönheit, welche aus Maß und Proportion entſpringt, keineswegs koſtbarer Materien und zierlicher Arbeit bedarf, um Bewunderung zu erlangen, ſie glänzt vielmehr und macht ſich fühlbar, hervorblickend aus dem Wuſte und der Verworrenheit des Stoffes und der Behandlung. So beſchauen wir mit Vergnügen einige Maſſen jener Gothiſchen Gebäude, deren Schönheit aus Symmetrie und Proportion des Ganzen zu den Theilen und der Theile unter einander entſprungen erſcheint und bemerklich iſt, ungeachtet der häßlichen Zierrathen, womit ſie verdeckt ſind und zum Trutz derſelben. Was uns aber am meiſten überzeugen muß, iſt, daß wenn man dieſe Maſſen mit Genauigkeit unterſucht, man im Ganzen dieſelben Proportionen findet, wie an Gebäuden, welche, nach Regeln der guten Baukunſt erbaut, uns bei'm Anblick ſo viel Vergnügen gewähren."

François Blondel, Cours d'Architecture. Cinquième partie. Livre V. Chap. XVI. XVII.

Erinnern dürfen wir uns hierbei gar wohl jüngerer Jahre, wo der Straßburger Münſter ſo große Wirkung

auf uns ausübte, daß wir unberufen unser Entzücken auszusprechen nicht unterlassen konnten. Eben das, was der Französische Baumeister nach gepflogener Messung und Untersuchung gesteht und behauptet, ist uns unbewußt begegnet, und es wird ja auch nicht von jedem gefordert, daß er von Eindrücken, die ihn überraschen, Rechenschaft geben solle.

Standen aber diese Gebäude Jahrhunderte lang nur wie eine alte Ueberlieferung da, ohne sonderlichen Eindruck auf die größere Menschenmasse, so ließen sich die Ursachen davon gar wohl angeben. Wie mächtig hingegen erschien ihre Wirksamkeit in den letzten Zeiten, welche den Sinn dafür wieder erweckten! Jüngere und Aeltere beiderlei Geschlechts waren von solchen Eindrücken übermannt und hingerissen, daß sie sich nicht allein durch wiederholte Beschauung, Messung, Nachzeichnung daran erquickten und erbauten, sondern auch diesen Styl, bei noch erst zu errichtenden, lebendigem Gebrauch gewidmeten Gebäuden, wirklich anwendeten, und eine Zufriedenheit fanden, sich gleichsam urväterlich in solchen Umgebungen zu empfinden.

Da nun aber einmal der Antheil an solchen Productionen der Vergangenheit erregt worden, so verdienen diejenigen großen Dank, die uns in den Stand setzen, Werth und Würde im rechten Sinne, das heißt historisch zu fühlen und zu erkennen, wovon ich nunmehr Einiges zur Sprache bringe, indem ich mich durch mein

näheres Verhältniß zu ſo bedeutenden Gegenſtänden aufgefordert fühle.

Seit meiner Entfernung von Straßburg ſah ich kein wichtiges impoſantes Werk dieſer Art; der Eindruck erloſch, und ich erinnerte mich kaum jenes Zuſtandes, wo mich ein ſolcher Anblick zum lebhafteſten Enthuſiasmus angeregt hatte. Der Aufenthalt in Italien konnte ſolche Geſinnungen nicht wieder beleben, um ſo weniger als die modernen Veränderungen am Dome zu Mailand den alten Charakter nicht mehr erkennen ließen; und ſo lebte ich viele Jahre ſolchem Kunſtzweige entfernt, wo nicht gar entfremdet.

Im Jahre 1810 jedoch trat ich, durch Vermittelung eines edlen Freundes, mit den Gebrüdern Boiſſerée in ein näheres Verhältniß. Sie theilten mir glänzende Beweiſe ihrer Bemühungen mit; ſorgfältig ausgeführte Zeichnungen des Doms zu Köln, theils im Grundriß theils von mehreren Seiten, machten mich mit einem Gebäude bekannt, das nach ſcharfer Prüfung, gar wohl die erſte Stelle in dieſer Bauart verdient; ich nahm ältere Studien wieder vor, und belehrte mich durch wechſelſeitige freundſchaftliche Beſuche und emſige Betrachtung gar mancher aus dieſer Zeit ſich herſchreibenden Gebäude, in Kupfern, Zeichnungen, Gemählden, ſo daß ich mich endlich wieder in jenen Zuſtänden ganz einheimiſch fand.

Allein der Natur der Sache nach, beſonders aber

in meinem Alter und meiner Stellung, mußte mir das Geſchichtliche dieſer ganzen Angelegenheit das Wichtigſte werden, wozu mir denn die bedeutenden Sammlungen meiner Freunde die beſten Förderniſſe darreichten.

Nun fand ſich glücklicherweiſe, daß Herr Moller, ein höchſt gebildeter, einſichtiger Künſtler, auch für dieſe Gegenſtände entzündet ward und auf das glücklichſte mitwirkte. Ein entdeckter Originalriß des Kölner Doms gab der Sache ein neues Anſehen, die lithographiſche Copie deſſelben, ja die Contra-Drücke, wodurch ſich das ganze zwenthürmige Bild durch Zuſammenfügen und Austuſchen den Augen darſtellen ließ, wirkte bedeutſam, und was dem Geſchichtsfreunde zu gleicher Zeit höchſt willkommen ſeyn mußte, war des vorzüglichen Mannes Unternehmen, eine Reihe von Abbildungen älterer und neuerer Zeit uns vorzulegen, da man denn zuerſt das Herankommen der von uns dießmal betrachteten Bauart, ſodann ihre höchſte Höhe, und endlich ihr Abnehmen vor Augen ſehen und bequem erkennen ſollte. Dieſes findet nun um deſto eher ſtatt, da das erſte Werk vollendet vor uns liegt, und das zweyte, das von einzelnen Gebäuden dieſer Art handeln wird, auch ſchon in ſeinen erſten Heften zu uns gekommen iſt.

Mögen die Unternehmungen dieſes eben ſo einſichtigen als thätigen Mannes möglichſt vom Publicum begünſtigt werden; denn mit ſolchen Dingen ſich zu beſchäftigen iſt an der Zeit, die wir zu benutzen haben, wenn

für uns und unſere Nachkommen ein vollſtändiger Begriff hervorgehen ſoll.

Und ſo müſſen wir denn gleiche Aufmerkſamkeit und Theilnahme dem wichtigen Werke der Gebrüder Boiſſerée wünſchen, deſſen erſte Lieferung wir früher ſchon im allgemeinen angezeigt.

Mit aufrichtiger Theilnahme ſehe ich nun das Publicum die Vortheile genießen, die mir ſeit dreyzehn Jahren gegönnt ſind, denn ſo lange bin ich Zeuge der eben ſo ſchwierigen als anhaltenden Arbeit der Boiſſerée'ſchen Verbündeten. Mir fehlte es nicht dieſe Zeit her an Mittheilung friſch gezeichneter Riſſe, alter Zeichnungen und Kupfer, die ſich auf ſolche Gegenſtände bezogen; beſonders aber wichtig waren die Probedrücke der bedeutenden Platten, die ſich durch die vorzüglichſten Kupferſtecher ihrer Vollendung näherten.

So ſchön mich aber auch dieſer friſche Antheil in die Neigungen meiner früheren Jahre wieder zurück verſetzte, fand ich doch den größten Vortheil bei einem kurzen Beſuche in Köln, den ich an der Seite des Herrn Staats-Miniſters von Stein abzulegen das Glück hatte.

Ich will nicht läugnen, daß der Anblick des Kölner Doms von außen eine gewiſſe Apprehenſion in mir erregte, der ich keinen Namen zu geben wüßte. Hat eine bedeutende Ruine etwas Ehrwürdiges, ahnen, ſehen wir in ihr den Conflict eines würdigen Menſchenwerks mit der ſtillmächtigen, aber auch alles nicht achtenden Zeit;

so tritt uns hier ein Unvollendetes, Ungeheures entgegen, wo eben dieses Unfertige uns an die Unzulänglichkeit des Menschen erinnert, sobald er sich unterfängt, etwas Uebergroßes leisten zu wollen.

Selbst der Dom inwendig macht uns, wenn wir aufrichtig seyn wollen, zwar einen bedeutenden, aber doch unharmonischen Effect; nur wenn wir in's Chor treten, wo das Vollendete uns mit überraschender Harmonie anspricht, da erstaunen wir fröhlich, da erschrecken wir freudig, und fühlen unsere Sehnsucht mehr als erfüllt.

Ich aber hatte mich längst schon besonders mit dem Grundriß beschäftigt, viel darüber mit den Freunden verhandelt, und so konnte ich, da beinahe zu allem der Grund gelegt ist, die Spuren der ersten Intention an Ort und Stelle genau verfolgen. Eben so halfen mir die Probedrücke der Seitenansicht und die Zeichnung des vorderen Aufrisses einigermaßen das Bild in meiner Seele auferbauen; doch blieb das was fehlte immer noch so übergroß, daß man sich zu dessen Höhe nicht aufschwingen konnte.

Jetzt aber, da die Boisserée'sche Arbeit sich ihrem Ende naht, Abbildung und Erklärung in die Hände aller Liebhaber gelangen werden, jetzt hat der wahre Kunstfreund auch in der Ferne Gelegenheit, sich von dem höchsten Gipfel, wozu sich diese Bauweise erhoben, völlig zu überzeugen; da er denn, wenn er gelegentlich sich als Reisender jener wundersamen Stätte nähert, nicht mehr

der persönlichen Empfindung, dem trüben Vorurtheil, oder, im Gegensatz, einer übereilten Abneigung sich hingeben, sondern als ein Wissender und in die Hüttengeheimnisse Eingeweihter das Vorhandene betrachten und das Vermißte in Gedanken ersetzen wird. Ich wenigstens wünsche mir Glück zu dieser Klarheit, nach funfzigjährigem Streben, durch die Bemühungen patriotisch gesinnter, geistreicher, emsiger, unermüdeter junger Männer gelangt zu seyn.

Daß ich bei diesen erneuten Studien Deutscher Baukunst des zwölften Jahrhunderts öfters meiner frühern Anhänglichkeit an den Straßburger Münster gedachte, und des damals, 1773, im ersten Enthusiasmus verfaßten Druckbogens mich erfreute, da ich mich desselben bei'm späteren Lesen nicht zu schämen brauchte, ist wohl natürlich: denn ich hatte doch die innern Proportionen des Ganzen gefühlt, ich hatte die Entwickelung der einzelnen Zierrathen eben aus diesem Ganzen eingesehen, und nach langem und wiederholtem Anschauen gefunden, daß der eine hoch genug auferbaute Thurm doch seiner eigentlichen Vollendung ermangle. Das alles traf mit den neueren Ueberzeugungen der Freunde und meiner eigenen ganz wohl überein, und wenn jener Aufsatz etwas Amfiguriſches in seinem Styl bemerken läßt, so möchte es wohl zu verzeihen seyn, da wo etwas Unaussprechliches auszusprechen ist.

Wir werden noch oft auf diesen Gegenstand zurück-

kommen, und ſchließen hier dankbar gegen diejenigen, denen wir die gründlichſten Vorarbeiten ſchuldig ſind, Herrn Moller und Büſching, jenem in ſeiner Auslegung der gegebenen Kupfertafeln, dieſem in dem Verſuch einer Einleitung in die Geſchichte der Altdeutſchen Baukunſt; wozu mir denn gegenwärtig als erwünſchtes Hülfsmittel die Darſtellung zu Handen liegt, welche Herr Sulpiz Boiſſerée als Einleitung und Erklärung der Kupfertafeln mit gründlicher Kenntniß aufgeſetzt hat.

Herstellung des Straßburger Münsters.

Während die Wünsche der Kunst- und Vaterlands-Freunde auf die Erhaltung und Herstellung der alten Baudenkmale am Nieder-Rhein gerichtet sind, und man über die dazu erforderlichen Mittel rathschlägt, ist es höchst erfreulich und lehrreich zu betrachten, was in der Hinsicht am Ober-Rhein für das Münster zu Straßburg geschieht.

Hier wird nämlich schon seit mehreren Jahren mit großer Thätigkeit und glücklichem Erfolg daran gearbeitet, die durch Vernachlässigungen und Zerstörungen der Revolution entstandenen Schäden auszubessern.

Denn ist freilich der Vorschlag der Gleichheits-Brüder, den stolzen Münster abzutragen, weil er sich über die elenden Hütten der Menschen erhebt, in jenen Zeiten nicht durchgegangen; so hat doch die bilder- und wappenstürmende Wuth dieser Fanatiker die vielen Bildwerke an den Eingängen, ja sogar die Wappen der bürgerlichen Stadtvorgesetzten und Baumeister oben an der Spitze des Thurms keineswegs verschont.

Es würde zu weitläufig seyn, alles anzuführen, was durch diese und andere muthwillige frevelhafte Zerstörungen, und wieder was in Folge derselben das Gebäude gelitten hat.

Genug, man beschäftigt sich jetzt unausgesetzt damit, alles nach und nach auf das sorgfältigste wieder herzustellen. So ist bereits das bunte Glaswerk der großen über 40 Fuß weiten Rose wieder in neues Blei gesetzt; so sind eine Menge neue Platten und steinerne Rinnen gelegt, durchbrochene Geländer, Pfeiler, Baldachine und Thürmchen nach alten Mustern ersetzt worden. — Die fast lebensgroßen Equester-Statuen der Könige Chlodowig, Dagobert und Rudolph von Habsburg sind, ganz neu verfertigt, mit vieler Mühe und Kosten wieder an den großen Pfeilern bei der Rose aufgestellt. Und auch an den Eingängen kehren nun von den hundert und aber hundert Bildwerken schon manche nach alten Zeichnungen ausgeführte an ihre Stelle zurück.

Man erstaunt billig, daß alle diese eben so viel Uebung und Geschicklichkeit als Aufwand erfordernden Arbeiten in unseren Tagen zu Stande kommen; und man begreift es nur, wenn man die weise Einrichtung der noch von Alters her für das Straßburger Münster bestehenden Bau-Stiftung und Verwaltung kennt.

Schon im 13ten Jahrhundert waren die zum Bau und Unterhalt dieses großen Werks bestimmten Güter und Einkünfte von den zu reingeistlichen Zwecken gehörigen

„Sage, warum dich die Menſchen verlaſſen?“
Glaubet nicht daß ſie mich deßhalb haſſen;
Auch bei mir will ſich die Luſt verlieren
Mit irgend jemand zu converſiren.

So hoch die Naſe reicht, da mag's wohl gehn,
Was aber drüber iſt, können ſie nicht ſehn.

Wie einer iſt, ſo iſt ſein Gott,
Darum ward Gott ſo oft zu Spott.

Geh' ich, ſo wird der Schade größer!
Bleib' ich, ſo wird es auch nicht beſſer.

---

getrennt, und der Obhut der Stadtvorgesetzten anvertraut worden. Diese ernannten einen eigenen Schaffner und wählten aus ihrer Mitte drey Pfleger, worunter immer ein Stadtmeister seyn mußte, — beides zur Verwaltung der Einnahme und Ausgabe, so wie zur Aufsicht über den Werkmeister, als welcher, vom Rath bloß zu diesem Zweck gesetzt und von der Stiftung besoldet, wieder den Steinmetzen und Werkleuten in der Baubütte vorstand.

Auf diese Weise wurde die Sorge für das Münster eine städtische Angelegenheit, und dieß hatte vor vielen andern Vortheilen die überaus glückliche Folge, daß die beträchtlichen Güter und Gelder der Stiftung als Gemeinde-Eigenthum selbst in der verderblichsten aller Staatsumwälzungen gerettet werden konnten.

Auch mußte eine Verwaltung, von welcher alle Jahre öffentlich Rechenschaft abgelegt wurde, nothwendig das größte Vertrauen einflößen, und immerfort neue Wohlthäter und Stifter zu Gunsten eines prachtvollen Denkmals gewinnen, welches eine zahlreiche vermögende Bürgerschaft großentheils als ihr eigenes betrachten durfte.

Daher sah sich denn die Anstalt im Stande, nicht nur die gewöhnlichen, sondern auch außerordentliche Bedürfnisse, wie z. B. nach einer großen Feuersbrunst, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die sehr beträchtlichen Kosten neuer Bedachung und vielfachen damit zusammenhängenden reich verzierten Steinwerks zu

bestreiten; ja vor wenigen Jahren noch sogar eine große Summe zum Ankauf von Häusern zu verwenden, welche niedergerissen wurden, um dem Gebäude einen weiteren offneren Zugang zu verschaffen.

Mit den Geldmitteln aber wurden nun zugleich auch die Kunst- und Handwerksmittel mannichfach erhalten; denn der alte Gebrauch, die Steinmetzen-Arbeit im Taglohn fertigen zu lassen, blieb bei diesem Gebäude stets bestehen, und man wich in der Herstellung der beschädigten Theile nie von der ursprünglichen Gestalt und Construction ab.

Gerade aus diesem Grunde bedurfte man besonders geübte und geschickte Werkleute, und diese bildeten sich dann auch immer von selbst, einer durch den andern, weil die Arbeit nie ausging.

Zudem blieben die einmal in dieser Bauart geübten Leute gern an einem Ort, wo sie zu allen Jahreszeiten auf sichern anständigen Lohn zählen konnten. Endlich ist das Straßburger Münster auch nicht das einzige Denkmal in Deutschland, bei welchem sich solche vortreffliche Einrichtung erhalten hat, sondern es besteht nach dem Beispiel derselben eine ähnliche gleichfalls unter städtischer Verwaltung bei'm Münster zu Freiburg im Breisgau und bei St. Stephan in Wien, vielleicht auch noch anderwärts, ohne daß es uns bekannt geworden.

Hier hätten wir also im eigenen Vaterlande hinlänglich Muster für Erhaltungs-Anstalten und Pflanz-Schu-

len, aus welchen wir fähige Arbeiter zur Herstellung unserer in Verfall gerathenen großen Baudenkmale ziehen könnten; und wir brauchten nicht unsere Zuflucht nach England zu nehmen, wo freilich seit einer Reihe von Jahren für Erhaltung und Herstellung der Gebäude dieser Art am meisten geschehen ist.

Die neuen Arbeiten am Straßburger Münster lassen wirklich weder in Rücksicht der Zweckmäßigkeit noch der schönen treuen Ausführung irgend etwas zu wünschen übrig. Ganz besonders aber muß der treffliche Stand und die Ordnung gerühmt werden, worin hier alles zur Bedeckung und zum Wasserlauf dienende Steinwerk gehalten wird.

Außer den Dächern ist nicht eine Hand breit Kupfer oder Blei zur Bedeckung angewandt. Alle die vielen Gänge und Rinnen findet man von Stein verfertigt, und die große Terrasse, ja sogar sämmtliche Gewölbe in den beiden Thürmen, welche wegen der offenen Fenster der Witterung ausgesetzt, sind mit Platten belegt. Dieß Steinwerk ist nun alles abschüssig und so sorgfältig zugerichtet, daß nirgend ein Tropfen Wasser stehen bleiben kann; und wie nur ein Stein schadhaft wird, ersetzt man ihn durch einen neuen. Im September des vorigen Jahres hatten wir Gelegenheit, den großen Nutzen dieser weisen Vorkehrung im vollsten Maß zu bewundern. Es war nach den unaufhörlichen beispiellosen Regengüssen des Sommers, ja selbst nach den Regengüssen des

vorigen Tages auch nicht eine Spur von Feuchtigkeit auf allen den offenen Stiegen, Gewölben, Gängen und Bühnen zu entdecken!

Man sieht leicht ein, wie eng diese Einrichtung des Wasserlaufs mit der ursprünglichen Anlage solcher Gebäude zusammenhängt, und wie hingegen die Blei- und Kupfer-Bedeckung für alle die mannichfaltigen, viele Winkel darbietenden Theile nicht ausreichen, sondern wegen des ewigen Flickwerks in vielen Fällen nur Veranlassung zu großem nutzlosem Kostenaufwand geben kann.

Der Kölnische Dom bietet hierüber Erfahrungen genug dar; man wird darum bei Herstellung desselben jene in Straßburg befolgte für die Erhaltung so höchst zweckmäßige Weise ohne Zweifel desto mehr beherzigen.

Den Freunden des Alterthums muß es sehr angenehm seyn, zu vernehmen, daß für dieses und andere Denkmale am Niederrhein bereits die ersten nothwendigsten Maßregeln getroffen sind.

Die im vorigen Sommer mit in dieser Hinsicht unternommene Reise des Geheimen Ober-Baurathes Schinkel war hier von sehr günstigem Einfluß. Die Regierung hat vor der Hand eine beträchtliche Summe zur Ausbesserung eines großen gefährlichen Bauschadens am Dachstuhl des Kölnischen Doms bewilligt, und die Arbeiten sind schon in vollem Gang.

Außerdem ist zur Niederlegung einer neben dem Dom

ſtehenden verfallenen Kirche Befehl gegeben, wodurch eine freiere Anſicht gerade des vollendeten Theils jenes Denkmals gewonnen wird. Dann ſorgte man auch für die Rettung der gleichzeitig mit dem Kölner Dom und nach einem ähnlichen, aber verkleinerten Plan gebauten Abtey-Kirche Altenberg in der Nähe von Köln. Eine Feuersbrunſt hatte vor kurzem dieß ſchöne ganz vollendete Gebäude ſeines Dachwerks beraubt. Man war einſtweilen auf die nothdürftigſte Bedeckung bedacht, und hofft im Lauf des Jahres ein neues Dach herſtellen zu können.

Anderſeits bemüht man ſich in Trier ſorgſam für die dortigen bedeutenden Römiſchen Alterthümer; und mehr oder weniger zeigt ſich in dieſer Hinſicht an vielen Puncten der Niederrheiniſchen Länder die ſchützende Hand einer wohlwollenden Regierung, von welcher Kunſt- und Vaterlands-Freunde die Erfüllung ihrer gerechten Wünſche nicht vergebens erwarten werden.

Wir können dieſe Nachricht nicht ſchließen, ohne noch ein Wort in Bezug auf den Straßburger Münſter beizufügen:

Wir bemerkten mit großer Freude, wie ſorgfältig dieß wunderwürdige Werk in Ehren gehalten wird; deſto mehr aber befremdete uns dieß nicht auf die Ruheſtätte des großen Meiſters ausgedehnt zu finden, welchem das Gebäude ſeine Entſtehung verdankt.

Die außen an einem Pfeiler bei der Sacristey angebrachte Grabschrift des Erwin von Steinbach ist nämlich durch eine kleine Kohlenhütte verdeckt, und man sieht mit Unwillen die Züge eines Namens von den Anstalten zu den Rauchfässern verunreinigt, welchem vor vielen andern Sterblichen der Weihrauch selbst gebührte!

Möchten doch die so sehr ruhmwürdigen Stadtbehörden und Vorsteher des Münsterbaues dieser leicht zu hebenden Verunehrung ein Ende machen, und den Ort anständig einfassen, oder die Inschriften herausnehmen und an einem bessern Ort im Innern des Gebäudes, etwa beim Eingang unter den Thürmen aufstellen lassen.

Auf diese Weise erfahren wir nach und nach durch die Bemühungen einsichtiger, thätiger junger Freunde, welche Anstalten und Vorkehrungen sich nöthig machten, um jene ungeheuren Gebäude zu unternehmen, wo nicht auszuführen.

Zugleich werden wir belehrt, in welchem Sinn und Geschmack die nördlichere Baukunst vom achten bis zum funfzehnten Jahrhundert sich entwickelte, veränderte, auf einen hohen Grad von Trefflichkeit, Kühnheit, Zierlichkeit gelangte, bis sie zuletzt durch Abweichung und Ueberladung, wie es den Künsten gewöhnlich geht, nach und nach sich verschlimmerte. Diese Betrachtungen werden wir bei Gelegenheit der Mollerischen Hefte, wenn sie alle beisammen sind, zu unserer Genugthuung

anstellen können. Auch schon die viere, welche vor uns liegen, geben erfreuliche Belehrung. Die darin enthaltenen Tafeln sind nicht numerirt, am Schlusse wird erst das Verzeichniß folgen, wie sie nach der Zeit zu legen und zu ordnen sind.

Schon jetzt haben wir dieses vorläufig gethan und sehen eine Reihe von sechs Jahrhunderten vor uns. Wir legten dazwischen was von Grund- und Aufrissen ähnlicher Gebäude zu Handen war und finden schon einen Leitfaden, an dem wir uns gar glücklich und angenehm durchwinden können. Sind die Mollerischen Hefte dereinst vollständig, so kann jeder Liebhaber sie auf ähnliche Weise zum Grund einer Sammlung legen, woran er für sich und mit andern über diese bedeutenden Gegenstände täglich mehr Aufklärung gewinnt.

Alsdann wird, nach abgelegten Vorurtheilen, Lob und Tadel gegründet seyn, und eine Vereinigung der verschiedensten Ansichten, aus der Geschichte auf einander folgender Denkmale, hervorgehen.

Auch muß es deßhalb immer wünschenswerther seyn, daß das große Werk der Herrn Boisserée, den Dom zu Köln darstellend, endlich erscheine. Die Tafeln, die schon in unsern Händen sind, lassen wünschen, daß alle Liebhaber bald gleichen Genuß und gleiche Belehrung finden mögen.

Der Grundriß ist bewundernswürdig und vielleicht von keinem dieser Bauart übertroffen. Die linke Seite, wie sie

ſie ausgeführt werden ſollte, gibt erſt einen Begriff von der ungeheuern Kühnheit des Unternehmens. Dieſelbe Seitenanſicht, aber nur ſo weit als ſie zur Ausführung gelangte, erregt ein angenehmes Gefühl mit Bedauern gemiſcht. Man ſieht das unvollendete Gebäude auf einem freien Platz, indem die Darſteller jene Reihe Häuſer, welche niemals hätte gebaut werden ſollen, mit gutem Sinne weggelaſſen. Daneben war es gewiß ein glücklicher Gedanke, die Bauleute noch in voller Arbeit und den Krahnen thätig vorzuſtellen, wodurch der Gegenſtand Leben und Bewegung gewinnt.

Kommt hiezu nun ferner das Facſimile des großen Original-Aufriſſes, welchen Herr Möller gleichfalls beſorgt, ſo wird über dieſen Theil der Kunſtgeſchichte ſich eine Klarheit verbreiten, bei der wir die in allen Landen aufgeführten Gebäude ſolcher Art, früher und ſpäterer Zeit, gar wohl beurtheilen können; und wir werden alsdann nicht mehr die Producte einer wachſenden, ſteigenden, den höchſten Gipfel erreichenden und ſodann wieder verſinkenden Kunſt vermiſchen und eins mit dem andern entweder unbedingt loben oder verwerfen.

Köln.

Zu unſerer großen Beruhigung erfahren wir, daß man daſelbſt eine anſehnliche Stiftung zu gründen beſchäftigt ſey, wodurch es auf lange Jahre möglich wird

den Dom wenigstens in seinem gegenwärtigen Zustande zu erhalten.

Auch ist durch Vorsorge des Herrn General-Gouverneurs Grafen von Solms-Laubach die Wallraffische Sammlung in das geräumige Jesuiten-Gebäude gebracht, und man sieht einer methodischen Aufstellung und Katalogirung derselben mit Zutrauen entgegen.

Und so wären dann zwey bedeutende Wünsche aller Deutschen Kunstfreunde schon in Erfüllung gegangen.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Vierzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

„Sey einmal ehrlich nur:
Wo findeſt du in deutſcher Literatur
Die größte Verfänglichkeit?“
Wir ſind von vielen Seiten groß,
Doch hie und da gibt ſich blos
Bedauerlichſte Unzulänglichkeit.

„Verzeihe mir, du gefällſt mir nicht,
Und ſchiltſt du nicht, ſo ſchneid'ſt ein Geſicht,
Wo Sämmtliche loben und preiſen!“
Daß wenn man das Eine von vornen bedeckt,
Das Andre bleibt hinten hinaus geſtreckt,
Das ſoll ein Anſtand heißen!

„Sage wie es dir nur gefällt
Solch zerſtückeltes Zeug zu treiben?“
Seht nur hin: für gebildete Welt
Darf man nichts anders beginnen und ſchreiben.

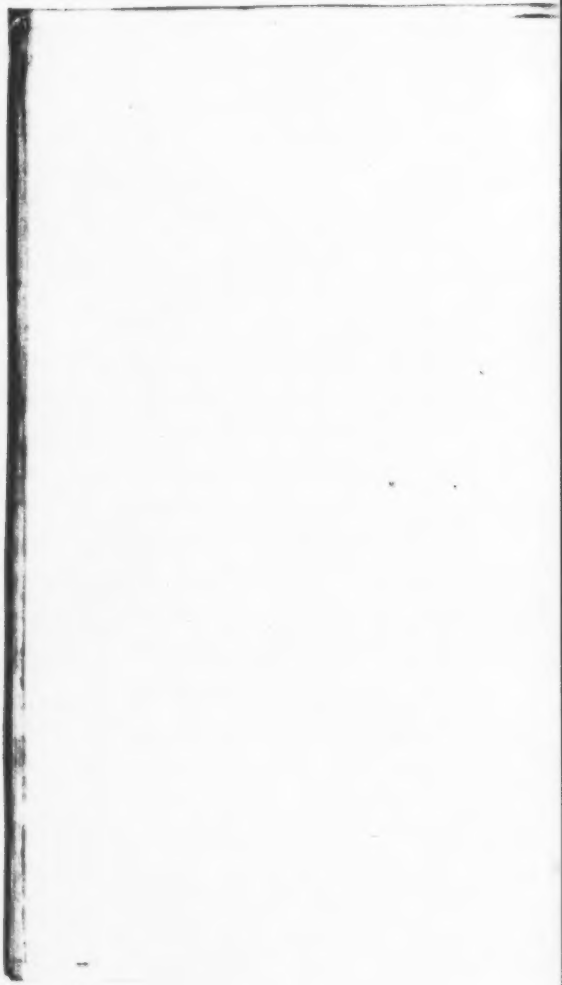

Inhalt.

Reineke Fuchs.
Hermann und Dorothea.
Achilleis.
Pandora.

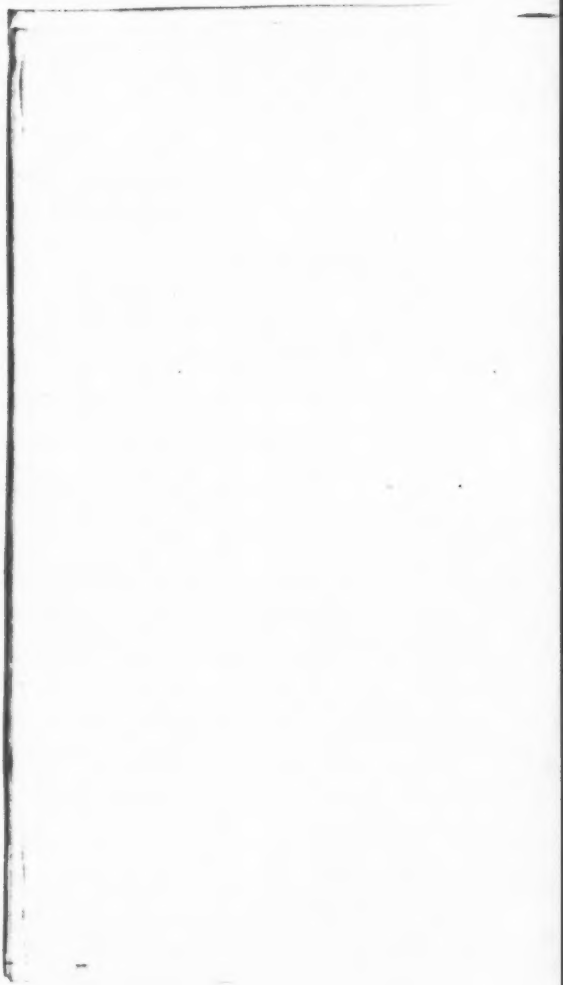

Reineke Fuchs.

In zwölf Gesängen.

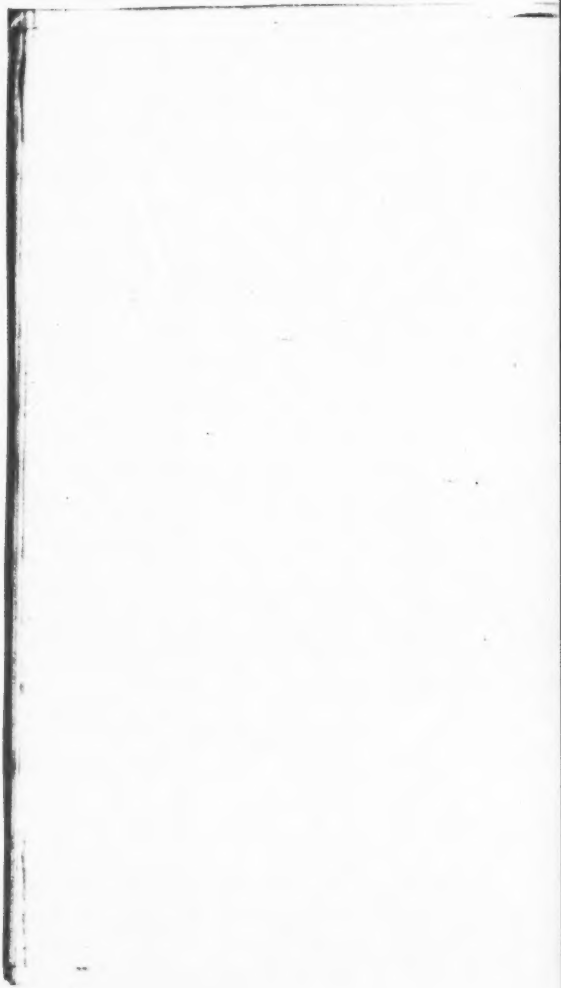

Erſter Geſang.

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen; es grünten und blühten
Feld und Wald; auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken
Uebten ein fröhliches Lied die neuermunterten Vögel;
Jede Wiese sproßte von Blumen in duftenden Gründen,
Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.

Nobel, der König, versammelt den Hof; und seine Vasallen
Eilen gerufen herbei mit großem Gepränge; da kommen
Viele stolze Gesellen von allen Seiten und Enden,
Lüfte der Kranich, und Markart der Häher, und alle die Bester.
Denn der König gedenkt mit allen seinen Baronen
Hof zu halten in Feyer und Pracht; er läßt sie berufen
Alle mit einander, so gut die großen als kleinen.
Niemand sollte fehlen! und dennoch fehlte der eine,
Reinele Fuchs, der Scheim! der viel begangenen Frevels
Halben des Hofs sich enthielt. So scheuet das böse Gewissen
Licht und Tag, es scheute der Fuchs die versammelten Herren.
Alle hatten zu klagen, er hatte sie alle beleidigt,
Und nur Grimbart, den Dachs, den Sohn des Bruders, verschont' er.

Isegrim aber, der Wolf, begann die Klage; von allen
Seinen Vettern und Gönnern, von allen Freunden begleitet,
Trat er vor den König und sprach die gerichtlichen Worte:
Gnädigster König und Herr! vernehmet meine Beschwerden.
Edel seyd ihr und groß und ehrenvoll, jedem erzeigt ihr
Recht und Gnade: so laßt euch denn auch des Schadens erbarmen,

Den ich von Reincke Fuchs mit großer Schande gelitten.
Aber vor allen Dingen erbarmt euch, daß er mein Weib so
Freventlich öfters verhöhnt, und meine Kinder verletzt hat.
Ach! er hat ſie mit Unrath beſudelt, mit ätzendem Unflath,
Daß mir zu Hauſe noch drey in bittrer Blindheit ſich quälen.
Zwar iſt alle der Frevel ſchon lange zur Sprache gekommen,
Ja ein Tag war geſetzt zu ſchlichten ſolche Beſchwerden;
Er erbot ſich zum Eide, doch bald beſann er ſich anders
Und entwiſchte behend nach ſeiner Veſte. Das wiſſen
Alle Männer zu wohl, die hier und neben mir ſtehen.
Herr! ich könnte die Drangſal, die mir der Bube bereitet,
Nicht mit eilenden Worten in vielen Wochen erzählen.
Würde die Leinwand von Gent, ſo viel auch ihrer gemacht wird,
Alle zu Pergament, ſie faßte die Streiche nicht alle,
Und ich ſchweige davon. Doch meines Weibes Entehrung
Friſt mir das Herz; ich räche ſie auch, es werde was wolle.

Als nun Iſegrim ſo mit traurigem Muthe geſprochen,
Trat ein Hündchen hervor, hieß Wackerlos, redte Franzöſiſch
Vor dem König: wie arm es geweſen und nichts ihm geblieben
Als ein Stückchen Wurſt in einem Wintergebüſche;
Reineke hab' auch das ihm genommen! Jetzt ſprang auch der Kater
Hinze zornig hervor und ſprach: Erhabner Gebieter,
Niemand beſchwere ſich mehr daß ihm der Böſewicht ſchade,
Denn der König allein! Ich ſag' euch, in dieſer Geſellſchaft
Iſt hier niemand, jung oder alt, er fürchtet den Frevler
Mehr als euch! doch Wackerlos Klage will wenig bedeuten,
Schon ſind Jahre vorbei, ſeit dieſe Händel geſchehen;
Mir gehörte die Wurſt! Ich ſollte mich damals beſchweren.
Jagen war ich gegangen: auf meinem Wege durchſucht' ich

Eine Mühle zu Nacht; es schlief die Müllerin; sachte
Nahm ich ein Würstchen, ich will es gestehn; doch hatte zu dieser
Wackerlos irgend ein Recht, so dankt er's meiner Bemühung.

Und der Panther begann: was helfen Klagen und Worte!
Wenig richten sie aus, genug das Uebel ist ruchbar.
Er ist ein Dieb, ein Mörder! Ich darf es kühnlich behaupten,
Ja, es wissen's die Herren, er übet jeglichen Frevel.
Möchten doch alle die Edlen, ja selbst der erhabene König
Gut und Ehre verlieren; er lachte, gewänn' er nur etwa
Einen Bissen dabei von einem fetten Capaune.
Laßt euch erzählen, wie er so übel an Lampen dem Hasen
Gestern that; hier steht er! der Mann, der keinen verletzte.
Reineke stellte sich fromm und wollt' ihn allerlei Weisen
Kürzlich lehren und was zum Caplan noch weiter gehöret,
Und sie setzten sich gegen einander, begannen das Credo.
Aber Reineke konnte die alte Tücke nicht lassen;
Innerhalb unsers Königes Fried' und freiem Geleite
Hielt er Lampen gefaßt mit seinen Klauen und zerrte
Tückisch den redlichen Mann. Ich kam die Straße gegangen,
Hörte beider Gesang, der, kaum begonnen, schon wieder
Endete. Horchend wundert' ich mich, doch als ich hinzukam,
Kannt' ich Reinekes stracks, er hatte Lampen bei'm Kragen;
Ja er hätt' ihm gewiß das Leben genommen, wofern ich
Nicht zum Glücke des Wegs gekommen wäre. Da steht er!
Seht die Wunden an ihm, dem frommen Manne, den keiner
Zu beleidigen denkt. Und will es unser Gebieter,
Wollt ihr Herren es leiden, daß so des Königes Friede,
Sein Geleit und Brief von einem Diebe verhöhnt wird;
O so wird der König und seine Kinder noch späten
Vorwurf hören von Leuten, die Recht und Gerechtigkeit lieben.

„Warum willſt du das junge Blut
So ſchnöde von dir entfernen?“
Sie machen's alle hübſch und gut,
Aber ſie wollen nichts lernen.

Die holden jungen Geiſter
Sind alle von einem Schlag,
Sie nennen mich ihren Meiſter
Und gehn der Naſe nach.

Mit ſeltſamen Gebärden
Gibt man ſich viele Pein,
Kein Menſch will etwas werden,
Ein jeder will ſchon was ſeyn.

Isegrim saate darauf: so wird es bleiben, und leider
Wird uns Reinete nie was Gutes erzeigen. O! läg' er
lange todt; das wäre das Beste für friedliche Leute;
Aber wird ihm dießmal verziehn, so wird er in kurzem
Etliche kühnlich berücken, die nun es am wenigsten glauben.

Reinekens Neffe, der Dachs, nahm jetzt die Rede und muthig
Sprach er zu Reinekens Bestem, so falsch auch dieser bekannt war.
Alt und wahr, Herr Isegrim! saat' er, beweist sich das Sprich-
wort:
Feindes Mund frommt selten. So hat auch wahrlich mein Oheim
Eurer Worte sich nicht zu getrösten. Doch ist es ein Leichtes.
Wär' er hier am Hofe so gut als ihr, und erfreut' er
Sich des Königes Gnade, so möcht' es euch sicher gereuen,
Daß ihr so hämisch gesprochen und alte Geschichten erneuert.
Aber was ihr Uebels an Reinekn selber verübet,
Uebergeht ihr; und doch, es wissen es manche der Herren,
Wie ihr zusammen ein Bündniß geschlossen und beide versprochen
Als zwey gleiche Gesellen zu leben. Das muß ich erzählen;
Denn im Winter einmal erduldet' er große Gefahren
Euretwegen. Ein Fuhrmann, er hatte Fische geladen,
Fuhr die Straße; ihr spürtet ihn aus und bättet um alles
Gern von der Waare gegessen; doch fehlt' es euch leider am
Gelde.
Da beredetet ihr den Oheim, er legte sich listig
Grade für todt in den Weg. Es war bei'm Himmel ein kühnes
Abenteuer! Doch merket was ihm für Fische geworden.
Und der Fuhrmann kam und sah im Gleise den Oheim,
Hastig zog er sein Schwert, ihm eins zu versetzen; der Kluge
Rührt' und regte sich nicht, als wär' er gestorben; der Fuhrmann
Wirft ihn auf seinen Karren, und freut sich des Balges im voraus.

Ja, das wagte mein Oheim für Isegrim; aber der Fuhrmann
Fuhr dahin, und Reinecke warf von den Fischen herunter.
Isegrim kam von ferne geschlichen, verzehrte die Fische.
Reineken mochte nicht länger zu fahren belieben; er hub sich,
Sprang vom Karren und wünschte nun auch von der Beute
zu speisen.
Aber Isegrim hatte sie alle verschlungen; er hatte
Ueber Noth sich beladen, er wollte bersten. Die Gräten
Ließ er allein zurück, und bot dem Freunde den Rest an.
Noch ein anderes Stückchen! auch dieß erzähl' ich euch wahrhaft.
Reineken war es bewußt, bei einem Bauer am Nagel
Hing ein gemästetes Schwein, erst heute geschlachtet; das sagt' er
Treu dem Wolfe: sie gingen dahin, Gewinn und Gefahren
Redlich zu theilen. Doch Müh' und Gefahr trug jener alleine.
Denn er kroch zum Fenster hinein und warf mit Bemühen
Die gemeinsame Beute dem Wolf herunter; zum Unglück
Waren Hunde nicht fern, die ihn im Hause verspürten,
Und ihm wacker das Fell zerzausten. Verwundet entkam er,
Eilig sucht' er Isegrim auf und klagt' ihm sein Leiden,
Und verlangte sein Theil. Da sagte jener: ich habe
Dir ein köstliches Stück verwahrt; nun mache dich drüber,
Und benage mir's wohl; wie wird das Fette dir schmecken!
Und er brachte das Stück; das Krummholz war es, der Schlächter
Hatte daran das Schwein gehängt; der köstliche Braten
War vom gierigen Wolfe, dem Ungerechten, verschlungen.
Reineke konnte vor Zorn nicht reden, doch was er sich dachte
Denket euch selbst. Herr König, gewiß, daß hundert und drüber
Solcher Stückchen der Wolf an meinem Oheim verschuldet!
Aber ich schweige davon. Wird Reinecke selber gefordert,
Wird er sich besser vertheid'gen. Indessen, gnädigster König,
Edler Gebieter, ich darf es bemerken! Ihr habet, es haben

Dieſe Herren gehört, wie thöricht Iſegrims Rede
Seinem eignen Weibe und ihrer Ehre zu nah tritt,
Die er mit Leib und Leben beſchützen ſollte. Denn freilich
Sieben Jahre ſind's her und drüber, da ſchenkte mein Oheim
Seine Lieb' und Treue zum guten Theile der ſchönen
Frauen Gieremund; ſolches geſchah bei'm nächtlichen Tanze;
Iſegrim war verreiſ't, ich ſag' es wie mir's bekannt iſt.
Freundlich und höflich iſt ſie ihm oft zu Willen geworden,
Und was iſt es denn mehr? Sie brachť es niemals zur Klage,
Ja, ſie lebt und befindet ſich wohl, was macht er für Weſen?
Wär' er klug, ſo ſchwieg er davon; es bringt ihm nur Schande.
Weiter, ſagte der Dachs: nun kommt das Mährchen vom Haſen!
Eitel leeres Gewäſche! Den Schüler ſollte der Meiſter
Etwa nicht züchtigen, wenn er nicht merkt und übel beſtehet?
Sollte man nicht die Knaben beſtrafen und ginge der Leichtſinn,
Ginge die Unart ſo hin, wie ſollte die Jugend erwachſen?
Nun klagt Wackerlos, wie er ein Würſtchen im Winter verloren
Hinter der Hecke; das ſollť er nun lieber im Stillen verſchmerzen;
Denn wir hören es ja, ſie war geſtohlen; zerronnen
Wie gewonnen; und wer kann meinem Oheim verargen,
Daß er geſtohlenes Gut dem Diebe genommen? Es ſollen
Edle Männer von hoher Geburt ſich gehäſſig den Dieben
Und gefährlich erzeigen. Ja, hätt' er ihn damals gehangen,
War es verzeihlich. Doch ließ er ihn los den König zu ehren;
Denn am Leben zu ſtrafen gehört dem König alleine.
Aber wenigen Danks kann ſich mein Oheim getröſten,
So gerecht er auch ſey und Uebelthaten verwehret.
Denn ſeitdem des Königs Friede verkündiget worden,
Hält ſich niemand wie er. Er hat ſein Leben verändert,
Speiſet nur einmal des Tags, lebt wie ein Klauſner, kaſteit ſich,
Trägt ein härenes Kleid auf bloßem Leibe und hat ſchon

Lange von Wildpret und zahmem Fleiſche ſich gänzlich enthalten,
Wie mir noch geſtern einer erzählte, der bei ihm geweſen.
Malepartus, ſein Schloß, hat er verlaſſen, und baut ſich
Eine Klauſe zur Wohnung. Wie er ſo mager geworden,
Bleich von Hunger und Durſt und andern ſtrengeren Bußen,
Die er reuig erträgt, das werdet ihr ſelber erfahren.
Denn was kann es ihm ſchaden, daß hier ihn jeder verklaget?
Kommt er hieher, ſo führt er ſein Recht aus und macht ſie
zu Schanden.

Als nun Grimbart geendigt, erſchien zu großem Erſtaunen
Henning, der Hahn, mit ſeinem Geſchlecht. Auf trauriger Bahre,
Ohne Hals und Kopf, ward eine Henne getragen,
Kratzfuß war es, die beſte der eyerlegenden Hennen.
Ach, es floß ihr Blut und Reinele hatt' es vergoſſen!
Jetzo ſollt' es der König erfahren. Als Henning, der wackre,
Vor dem König erſchien, mit höchſtbetrübter Gebärde,
Kamen mit ihm zwey Hähne, die gleichfalls trauerten. Krevant
Hieß der eine, kein beſſerer Hahn war irgend zu finden
Zwiſchen Holland und Frankreich; der andere durft' ihm zur
Seite
Stehen, Kantart genannt, ein ſtracker kühner Geſelle;
Beide trugen ein brennendes Licht: ſie waren die Brüder
Der ermordeten Frau. Sie riefen über den Mörder
Ach und Weh! Es trugen die Bahr' zwey jüngere Hähne,
Und man konnte von fern die Jammerklage vernehmen.
Henning ſprach: wir klagen den unerſetzlichen Schaden,
Gnädigſter Herr und König! Erbarmt euch, wie ich verletzt bin,
Meine Kinder und ich. Hier ſeht ihr Reinekens Werke!
Als der Winter vorbei, und Laub und Blumen und Blüthen
Uns zur Fröhlichkeit riefen, erfreut' ich mich meines Geſchlechtes,

Das so munter mit mir die schönen Tage verlebte!
Zehen junge Söhne, mit vierzehn Töchtern, sie waren
Voller Lust zu leben; mein Weib, die treffliche Henne,
Hatte sie alle zusammen in Einem Sommer erzogen.
Alle waren so stark und wohl zufrieden; sie fanden
Ihre tägliche Nahrung an wohl gesicherter Stätte.
Reichen Mönchen gehörte der Hof, uns schirmte die Mauer,
Und sechs große Hunde, die wachern Genossen des Hauses,
liebten meine Kinder und wachten über ihr Leben;
Reinelen aber, den Dieb, verdroß es, daß wir in Frieden
Glückliche Tage verlebten und seine Ränke vermieden.
Immer schlich er bei Nacht um die Mauer und lauschte bei'm
Thore;
Aber die Hunde bemerkten's; da mocht' er laufen! sie faßten
Wacker ihn endlich einmal und rupften das Fell ihm zusammen;
Doch er rettete sich und ließ uns ein Weilchen in Ruhe.
Aber nun höret mich an! es währte nicht lange, so kam er
Als ein Klausner, und brachte mir Brief und Siegel. Ich
kannt' es:
Euer Siegel sah ich am Briefe; da fand ich geschrieben:
Daß ihr festen Frieden so Thieren als Vögeln verkündiget.
Und er zeigte mir an: er sey ein Klausner geworden,
Habe strenge Gelübde gethan, die Sünden zu büßen,
Deren Schuld er leider bekenne. Da habe nun keiner
Mehr vor ihm sich zu fürchten. Er habe heilig gelobet,
Nimmermehr Fleisch zu genießen. Er ließ mich die Kutte
beschauen,
Zeigte sein Scapulier. Daneben wies er ein Zeugniß,
Das ihm der Prior gestellt, und, um mich sicher zu machen,
Unter der Kutte ein härenes Kleid. Dann ging er und sagte:
Gott dem Herren send mir befohlen! ich habe noch vieles

Heute zu thun! ich habe die Sext und die None zu leſen
Und die Veſper dazu. Er las im Gehen und dachte
Vieles Böſe ſich aus, er ſann auf unſer Verderben.
Ich mit erheitertem Herzen erzählte geſchwinde den Kindern
Eures Briefes fröhliche Botſchaft, es freuten ſich alle.
Da nun Reineke Klausner geworden, ſo hatten wir weiter
Keine Sorge, noch Furcht. Ich ging mit ihnen zuſammen
Vor die Mauer hinaus, wir freuten uns alle der Freiheit.
Aber leider bekam es uns übel. Er lag im Gebüſche
Hinterliſtig; da ſprang er hervor und verrannt' uns die Pforte;
Meiner Söhne ſchönſten ergriff er und ſchleppt' ihn von dannen,
Und nun war kein Rath, nachdem er ſie einmal gekoſtet;
Immer verſucht' er es wieder; und weder Jäger noch Hunde
Konnten vor ſeinen Ränken bei Tag und Nacht uns bewahren.
So entriß er mir nun faſt alle Kinder; von zwanzig
Bin ich auf fünfe gebracht, die andern raubt' er mir alle.
O, erbarmt euch des bittern Schmerzes! er tödtete geſtern
Meine Tochter, es haben die Hunde den Leichnam gerettet.
Seht, hier liegt ſie! Er hat es gethan, o! nehmt es zu Herzen!

Und der König begann: kommt näher, Grimbart, und ſehet,
Alſo faſtet der Klausner, und ſo beweiſ't er die Buße!
Leb' ich noch aber ein Jahr, ſo ſoll es ihn wahrlich gereuen!
Doch was helfen die Worte! Vernehmet, trauriger Henning:
Eurer Tochter ermangl' es an nichts, was irgend den Todten
Nur zu Rechte geſchiebt. Ich laſſ' ihr Vigilie ſingen,
Sie mit großer Ehre zur Erde beſtatten; dann wollen
Wir mit dieſen Herren des Mordes Strafe bedenken.

Da gebot der König, man ſollte Vigilie ſingen.
Domino placebo begann die Gemeine, ſie ſangen
Alle Verſe davon. Ich könnte ferner erzählen,

Wer die Lection gesungen und wer die Responsen;
Aber es währte zu lang', ich laß' es lieber bewenden.
In ein Grab war die Leiche gelegt und drüber ein schöner
Marmorstein, polirt wie ein Glas, gehauen im Viereck,
Groß und dick, und oben drauf war deutlich zu lesen:
„Kratzefuß, Tochter Hennings des Hahns, die beste der Hennen,
Legte viel Eyer in's Nest und wußte klüglich zu scharren.
Ach, hier liegt sie! durch Reinekens Mord den Ihren genommen.
Alle Welt soll erfahren, wie bös und falsch er gehandelt,
Und die Todte beklagen." So lautete, was man geschrieben.

Und es ließ der König darauf die Klügsten berufen,
Rath mit ihnen zu halten, wie er den Frevel bestrafte,
Der so klärlich vor ihn und seine Herren gebracht war.
Und sie riethen zuletzt: man habe dem listigen Frevler
Einen Boten zu senden, daß er um Liebes und Leides
Nicht sich entzöge, er solle sich stellen am Hofe des Königs
An dem Tage der Herrn, wenn sie zunächst sich versammeln;
Braun, den Bären, ernannte man aber zum Boten. Der König
Sprach zu Braun dem Bären; Ich sag' es, euer Gebieter,
Daß ihr mit Fleiß die Botschaft verrichtet! Doch rath' ich zur Vorsicht:
Denn es ist Reineke falsch und boshaft, allerlei Listen
Wird er gebrauchen, er wird euch schmeicheln, er wird euch belügen,
Hintergehen, wie er nur kann. Mit nichten, versetzte
Zuversichtlich der Bär: bleibt ruhig! sollt' er sich irgend
Nur vermessen und mir zum Hohne das Mindeste wagen,
Seht, ich schwör' es bei Gott! der möge mich strafen, wofern ich
Ihm nicht grimmig vergölte, daß er zu bleiben nicht wüßte.

Zweyter Gesang.

Alſo wandelte Braun, auf ſeinem Weg zum Gebirge,
Stolzen Muthes dahin, durch eine Wüſte, die groß war,
Lang und ſandig und breit; und als er ſie endlich durchzogen,
Kam er gegen die Berge, wo Reinete pflegte zu jagen;
Selbſt noch Tages zuvor hatt' er ſich dorten erluſtigt;
Aber der Bär ging weiter nach Malepartus; da hatte
Reinete ſchöne Gebäude. Von allen Schlöſſern und Burgen,
Deren ihm viele gehörten, war Malepartus die beſte.
Reinete wohnte daſelbſt, ſobald er Uebels beſorgte.
Braun erreichte das Schloß und fand die gewöhnliche Pforte
Feſt verſchloſſen. Da trat er davor und beſann ſich ein wenig;
Endlich rief er und ſprach: Herr Oheim, ſeyd ihr zu Hauſe?
Braun der Bär iſt gekommen, des Königs gerichtlicher Bote.
Denn es hat der König geſchworen, ihr ſolltet bei Hofe
Vor Gericht euch ſtellen, ich ſoll euch holen, damit ihr
Recht zu nehmen und Recht zu geben keinem verweigert,
Oder es ſoll euch das Leben koſten; denn bleibt ihr dahinten,
Iſt mit Galgen und Rad euch gedroht. Drum wählet das Beſte,
Kommt und folget mir nach, ſonſt möcht' es euch übel bekommen.

Reinete hörte genau vom Anfang zum Ende die Rede,
Lag und lauerte ſtill und dachte: wenn es gelänge,
Daß ich dem plumpen Compan die ſtolzen Worte bezahlte?
Laßt uns die Sache bedenken. Er ging in die Tiefe der Wohnung,
In die Winkel des Schloſſes, denn künſtlich war es gebauet.
Löcher fanden ſich hier und Höhlen mit vielerlei Gängen,
Eng und lang und mancherlei Thüren zum Oeffnen und Schließen,

„Willſt dich nicht gern vom Altern entfernen?
Hat denn das Neue ſo gar kein Gewicht?“
Umlernen müßte man immer, umlernen!
Und wenn man umlernt, da lebt man nicht.

„Sag uns Jungen doch auch was zu Liebe.“
Nun! daß ich euch Jungen gar herzlichen liebe!
Denn als ich war als Junge geſetzt,
Hatt' ich mich auch viel lieber als jetzt.

Ich neide nichts, ich laſſ' es gehn,
Und kann mich immer manchem gleich erhalten;
Zahnreihen aber, junge, neidlos anzuſehn,
Das iſt die größte Prüfung mein, des Alten.

Künſtler! dich ſelbſt zu adeln
Mußt du beſcheiden prahlen;
Laß dich heute loben, morgen tadeln,
Und immer bezahlen.

Wie es Zeit war und Noth. Erfuhr er daß man ihn ſuchte
Wegen ſchelmiſcher That, da fand er die beſte Beſchirmung.
Auch aus Einfalt hatten ſich oft in dieſen Mäandern
Arme Thiere gefangen, willkommene Beute dem Räuber.
Reineke hatte die Worte gehört, doch fürchtet' er tückiſch,
Andre möchten noch neben dem Boten im Hinterhalt liegen.
Als er ſich aber verſichert, der Bär ſey einzeln gekommen,
Ging er liſtig hinaus und ſagte: wertheſter Oheim,
Seyd willkommen! Verzeiht mir! ich habe Veſper geleſen,
Darum ließ ich euch warten. Ich dank' euch, daß ihr gekommen,
Denn es nutzt mir gewiß bei Hofe, ſo darf ich es hoffen.
Seyd zu jeglicher Stunde, mein Oheim, willkommen! Indeſſen
Bleibt der Tadel für den, der euch die Reiſe befohlen,
Denn ſie iſt weit und beſchwerlich. O Himmel! wie ihr erhitzt ſeyd!
Eure Haare ſind naß und euer Odem beklommen.
Hatte der mächtige König ſonſt keinen Boten zu ſenden,
Als den edelſten Mann, den er am meiſten erhöhet?
Aber ſo ſoll' es wohl ſeyn zu meinem Vortheil; ich bitte,
Helft mir am Hofe des Königs, allwo man mich übel verläumdet.
Morgen ſetzt' ich mir vor, trotz meiner mißlichen Lage,
Frei nach Hofe zu gehen, und ſo gedenk' ich noch immer;
Nur für heute bin ich zu ſchwer, die Reiſe zu machen.
Leider hab' ich zu viel von einer Speiſe gegeſſen,
Die mir übel bekommt; ſie ſchmerzt mich gewaltig im Leibe.
Braun verſetzte darauf: was war es, Oheim? Der andre
Sagte dagegen: was könnt' es euch helfen, und wenn ich's erzählte.
Kümmerlich friß' ich mein Leben; ich leid' es aber geduldig,
Iſt ein armer Mann doch kein Graf! und findet zuweilen
Sich für uns und die Unſern nichts Beſſeres, müſſen wir freilich

Honigſcheiben verzehren, die ſind wohl immer zu haben.
Doch ich eſſe ſie nur aus Noth; nun bin ich geſchwollen.
Wider Willen ſchluckt' ich das Zeug, wie ſollt' es gedeihen?
Kann ich es immer vermeiden, ſo bleibt mir's ferne vom Gaumen.

Ey! was hab' ich gehört! verſetzte der Braune, Herr Oheim!
Ey! verſchmähet ihr ſo den Honig, den mancher begehret?
Honig, muß ich euch ſagen, geht über alle Gerichte,
Wenigſtens mir; o ſchafft mir davon, es ſoll euch nicht reuen!
Dienen werd' ich euch wieder. — Ihr ſpottet, ſagte der andre.
Nein wahrhaftig! verſchwur ſich der Bär, es iſt ernſtlich geſprochen.
Iſt dem alſo, verſetzte der Rothe: da kann ich euch dienen,
Denn der Bauer Nüſteviel wohnt am Fuße des Berges.
Honig hat er! Gewiß mit allem eurem Geſchlechte
Habt ihr niemal ſo viel beiſammen. Da lüſter' es Braunen
Uebermäßig nach dieſer geliebten Speiſe. O führt mich,
Rief er, eilig dahin! Herr Oheim, ich will es gedenken,
Schafft mir Honig und wenn ich auch nicht geſättiget werde.
Geben wir, ſagte der Fuchs: es ſoll an Honig nicht fehlen,
Heute bin ich zwar ſchlecht zu Fuße; doch ſoll mir die Liebe,
Die ich euch lange gewidmet, die ſauern Tritte verſüßen.
Denn ich kenne niemand von allen meinen Verwandten,
Den ich verehrte wie euch! Doch kommt! Ihr werdet dagegen
An des Königes Hof am Herren-Tage mir dienen,
Daß ich der Feinde Gewalt und ihre Klagen beſchäme.
Honigfatt mach' ich euch heute, ſo viel ihr immer nur tragen
Möget. — Es meinte der Schalk die Schläge der zornigen Bauern.

Reineke lief ihm zuvor und blindlings folgte der Braune.
Will mir's gelingen, ſo dachte der Fuchs: ich bringe dich heute
Noch zu Markte, wo dir ein bitterer Honig zu Theil wird.

Und ſie kamen zu Küſteviels Hofe; das freute den Bären,
Aber vergebens, wie Thoren ſich oft mit Hoffnung betrügen.

Abend war es geworden und Reinele wußte, gewöhnlich
Liege Küſteviel nun in ſeiner Kammer zu Bette,
Der ein Zimmermann war, ein tüchtiger Meiſter. Im Hofe
Lag ein eichener Stamm; er hatte, dieſen zu trennen,
Schon zwey tüchtige Keile hineingetrieben, und oben
Klaffte geſpalten der Baum faſt ellenweit. Reinele merkt' es,
Und er ſagte: mein Oheim, in dieſem Baume befindet
Sich des Honiges mehr, als ihr vermuthet; nun ſtecket
Eure Schnauze hinein, ſo tief ihr moget. Nur rath' ich,
Nehmet nicht gierig zu viel, es möcht' euch übel bekommen.
Meint ihr, ſagte der Bär, ich ſey ein Vielfraß? mit nichten!
Maß iſt überall gut, bei allen Dingen. Und alſo
Ließ der Bär ſich bethören und ſteckte den Kopf in die Spalte
Bis an die Ohren hinein und auch die vorderſten Füße.
Reinele machte ſich dran, mit vielem Ziehen und Zerren
Bracht' er die Keile heraus; nun war der Braune gefangen,
Haupt und Füße geklemmt; es half kein Schelten noch
Schmeicheln.
Vollauf hatte der Braune zu thun, ſo ſtark er und kühn war,
Und ſo hielt der Neffe mit Liſt den Oheim gefangen.
Heulend plärrte der Bär, und mit den hinterſten Füßen
Scharrt' er grimmig und lärmte ſo ſehr, daß Küſteviel aufſprang.
Was es wäre? dachte der Meiſter, und brachte ſein Beil mit,
Daß man bewaffnet ihn fände, wenn jemand zu ſchaden gedächte.

Braun befand ſich indeß in großen Aengſten; die Spalte
Klemmt' ihn gewaltig, er zog und zerrte brüllend vor Schmerzen.
Aber mit alle der Pein war nichts gewonnen; er glaubte
Nimmer von dannen zu kommen; ſo meint' auch Reinele freudig.

Als er Rüſteviel ſah von ferne ſchreiten, da rief er:
Braun, wie ſteht es? Mäßiget euch und ſchonet des Honigs;
Sagt, wie ſchmeckt es? Rüſteviel kommt und will euch bewirthen!
Nach der Mahlzeit bringt er ein Schlückchen, es mag euch bekommen!
Da ging Reineke wieder nach Malepartus, der Veſte.
Aber Rüſteviel kam und als er den Bären erblickte,
Lief er, die Bauern zu rufen, die noch in der Schenke beiſammen
Schmauſeten. Kommt! ſo rief er; in meinem Hofe gefangen
Hat ſich ein Bär, ich ſage die Wahrheit. Sie folgten und liefen,
Jeder bewehrte ſich eilig, ſo gut er konnte. Der eine
Nahm die Gabel zur Hand, und ſeinen Rechen der andre,
Und der dritte, der vierte mit Spieß und Hacke bewaffnet
Kamen geſprungen, der fünfte mit einem Pfahle gerüſtet.
Ja der Pfarrer und Küſter, ſie kamen mit ihrem Gerätbe.
Auch die Köchin des Pfaffen (ſie hieß Frau Jutte, ſie konnte
Grütze bereiten und kochen wie keine), blieb nicht dahinten,
Kam mit dem Rocken gelaufen, bei dem ſie am Tage geſeſſen,
Dem unglücklichen Bären den Pelz zu waſchen. Der Braune
Hörte den wachſenden Lärm in ſeinen ſchrecklichen Nöthen,
Und er riß mit Gewalt das Haupt aus der Spalte; da blieb ihm
Haut und Haar des Geſichts bis zu den Ohren im Baume,
Nein! kein kläglicher Thier hat jemand geſehen! Es rieſelt'
Ueber die Ohren das Blut. Was half ihm das Haupt zu befreien?
Denn es bleiben die Pfoten im Baume ſtecken; da riß er
Haſtig ſie ruckend heraus; er raſ'te ſinnlos, die Klauen,
Und von den Füßen das Fell blieb in der klemmenden Spalte.
Leider ſchmeckte dieß nicht nach ſüßem Honig, wozu ihm
Reineke Hoffnung gemacht; die Reiſe war übel gerathen,
Eine ſorgliche Fahrt war Braunen geworden. Es blutet'
Ihm der Bart und die Füße dazu, er konnte nicht ſtehen,

Konnte nicht kriechen, noch gehn. Und Rüſteviel eilte zu ſchlagen,
Alle fielen ihn an, die mit dem Meiſter gekommen;
Ihn zu todten war ihr Begehr. Es führte der Pater
Ein langen Stab in der Hand und ſchlug ihn von ferne.
Kümmerlich wandt' er ſich hin und her, es drängt' ihn der Haufen,
Einige hier mit Spießen, dort andre mit Beilen, es brachte
Hammer und Zange der Schmied, es kamen andre mit Schaufeln,
Andre mit Spaten, ſie ſchlugen drauf los und riefen und ſchlugen,
Daß er vor ſchmerzlicher Angſt in eignem Unflath ſich wälzte.
Alle ſetzten ihm zu, es blieb auch keiner dahinten;
Der krummbeinige Schloppe, mit dem breitnaſigen Ludolf,
Waren die ſchlimmſten, und Gerold bewegte den hölzernen Flegel
Zwiſchen den krummen Fingern; ihm ſtand ſein Schwager zur Seite,
Kückelrey war es, der Dicke, die beiden ſchlugen am meiſten.
Adel Quack und Frau Jutte dazu, ſie ließen's nicht fehlen;
Talke Lorden Quacks traf mit der Butte den Armen.
Und nicht dieſe genannten allein, denn Manner und Weiber,
Alle liefen herzu und wollten das Leben des Bären.
Kückelrey machte das meiſte Geſchrei, er dünkte ſich vornehm:
Denn Frau Willigetrud, am hinteren Thore (man wußt' es)
War die Mutter, bekannt war nie ſein Vater geworden.
Doch es meinten die Bauern, der Stoppelmäher, der ſchwarze
Sander, ſagten ſie, möcht' es wohl ſeyn, ein ſtolzer Geſelle,
Wenn er allein war. Es kamen auch Steine gewaltig geflogen,
Die den verzweifelten Braunen von allen Seiten bedrängten.
Nun ſprang Rüſteviels Bruder hervor und ſchlug mit dem langen,
Dicken Knuttel den Bären auf's Haupt, daß Hören und Sehen
Ihm verging, doch fuhr er empor vom mächtigen Schlage.
Raſend fuhr er unter die Weiber, die unter einander

Taumelten, fielen und ſchrien, und einige ſtürzten in's Waſſer,
Und das Waſſer war tief. Da rief der Pater und ſagte:
Sehet, da unten ſchwimmt Frau Jutte, die Köchin, im Pelze,
Und der Recken iſt hier! O helft, ihr Männer! Ich gebe
Vier zwey Tonnen zum Lohn und großen Ablaß und Gnade.
Alle ließen für todt den Bären liegen und eilten
Nach den Weidern an's Waſſer, man zog auf's Trockne die Fünfe.
Da indeſſen die Männer am Ufer beſchäftiget waren,
Kroch der Bär in's Waſſer vor großem Elend und brummte
Vor entſetzlichem Weh. Er wollte ſich lieber erſäufen,
Als die Schläge ſo ſchändlich erdulden. Er hatte zu ſchwimmen
Nie verſucht und hoffte ſogleich das Leben zu enden.
Wider Vermuthen fühlt' er ſich ſchwimmen, und glücklich getragen
Ward er vom Waſſer hinab, es ſahen ihn alle die Bauern,
Riefen: das wird uns gewiß zur ewigen Schande gereichen!
Und ſie waren verdrießlich, und ſchalten über die Weiber:
Beſſer blieben ſie doch zu Hauſe! da ſeht nun, er ſchwimmet
Seiner Wege. Sie traten herzu, den Block zu beſehen,
Und ſie fanden darin noch Haut und Haare vom Kopfe
Und von den Füßen, und lachten darob und riefen, du kommſt uns
Sicher wieder, behalten wir doch die Ohren zum Pfande!
So verhöhnten ſie ihn noch über den Schaden, doch war er
Froh, daß er nur dem Uebel entging. Er fluchte den Bauern,
Die ihn geſchlagen, und klagte den Schmerz der Ohren und Füße;
Fluchte Reineken, der ihn verrieth. Mit ſolchen Gebeten,
Schwamm er weiter, es trieb ihn der Strom, der reißend und
groß war,
Binnen weniger Zeit faſt eine Meile hinunter,
Und da kroch er an's Land am ſelbigen Ufer und leichte.
Kein bedrängteres Thier hat je die Sonne geſehen!
Und er dachte den Morgen nicht zu erleben, er glaubte

Plötzlich zu ſterben und rief: o Reinele, falſcher Verräther!
Loſes Geſchöpf! er dachte dabei der ſchlagenden Bauern,
Und er dachte des Baums und fluchte Reinekens Liſten.

Aber Reineke Fuchs, nachdem er mit gutem Bedachte
Seinen Oheim zu Markte geführt, ihm Honig zu ſchaffen,
Lief er nach Hühnern, er wußte den Ort, und ſchnappte ſich eines,
Lief und ſchleppte die Beute behend am Fluſſe hinunter.
Dann verzehrt' er ſie gleich und eilte nach andern Geſchäften
Immer am Fluſſe dahin und trank des Waſſers und dachte:
O wie bin ich ſo froh, daß ich den tölpiſchen Bären
So zu Hofe gebracht! Ich wette, Rüſteviel hat ihm
Wohl das Beil zu koſten gegeben. Es zeigte der Bär ſich
Stets mir feindlich geſinnt, ich hab' es ihm wieder vergolten.
Oheim hab' ich ihn immer genannt, nun iſt er am Baume
Todt geblieben, deß will ich mich freun, ſo lang ich nur lebe.
Klagen und ſchaden wird er nicht mehr! — Und wie er ſo wandelt,
Schaut er am Ufer hinab und ſieht den Bären ſich wälzen.
Das verdroß ihn im Herzen, daß Braun lebendig entkommen.
Rüſteviel, rief er: du läſſiger Wicht! du grober Geſelle!
Solche Speiſe verſchmähſt du? die fett und guten Geſchmacks iſt,
Die manch ehrlicher Mann ſich wünſcht und die ſo gemächlich
Dir zu Handen gekommen. Doch hat für deine Bewirthung
Dir der redliche Braun ein Pfand gelaſſen! So dacht' er,
Als er Braunen betrübt, ermattet und blutig erblickte.
Endlich rief er ihn an: Herr Oheim, ſind' ich euch wieder?
Habt ihr etwas vergeſſen bei Rüſteviel? ſagt mir, ich laß' ihm
Wiſſen, wo ihr geblieben. Doch ſoll ich ſagen, ich glaube,
Vieles Honig habt ihr gewiß dem Manne geſtohlen,
Oder habt ihr ihn redlich bezahlt? wie iſt es geſchehen?
Ey! wie ſeyd ihr gemahlt? das iſt ein ſchmähliches Weſen!

War der Honig nicht guten Geſchmacks? Zu ſelbigem Preiſe
Steht noch manches zu Kauf! Doch, Oheim, ſaget mir eilig,
Welchem Orden habt ihr euch wohl ſo kürzlich gewidmet
Daß ihr ein rothes Barett auf eurem Haupte zu tragen
Anfangt? Seyd ihr ein Abt? Es hat der Bader gewißlich,
Der die Platte euch ſcher, nach euren Ohren geſchnappet.
Ihr verloret den Schopf, wie ich ſehe, das Fell von den Wangen
Und die Handſchuh dabei. Wo habt ihr ſie hängen gelaſſen?
Und ſo mußte der Braune die vielen ſpöttiſchen Worte
Hinter einander vernehmen und konnte vor Schmerzen nicht reden,
Sich nicht rathen noch helfen. Und, um nicht weiter zu hören,
Kroch er in's Waſſer zurück und trieb mit dem reißenden Strome
Nieder und landete drauf am flachen Ufer. Da lag er
Krank und elend, und jammerte laut und ſprach zu ſich ſelber:
Schlüge nur einer mich todt! Ich kann nicht gehen und ſollte
Nach des Königes Hof die Reiſe vollenden, und bleibe
So geſchändet zurück von Reinekens böſem Verrathe.
Bring' ich mein Leben davon, gewiß dich ſoll es gereuen!
Doch er raffte ſich auf und ſchleppte mit gräßlichen Schmerzen
Durch vier Tage ſich fort, und endlich kam er zu Hofe.

Als der König den Bären in ſeinem Elend erblickte,
Rief er: Gnädiger Gott! Erkenn' ich Braunen? Wie kommt er
So geſchändet? Und Braun verſetzte: leider erbärmlich
Iſt das Ungemach, das ihr erblickt; ſo hat mich der Frevler
Reinecke ſchändlich verrathen! Da ſprach der König entrüſtet:
Rächen will ich gewiß ohn' alle Gnade den Frevel.
Solch einen Herrn wie Braun, den ſollte Reinecke ſchänden?
Ja bei meiner Ehre, bei meiner Krone! das ſchwör' ich,

Alles ſoll Reinete büßen, was Braun zu Rechte begehret.
Halt' ich mein Wort nicht, ſo trag' ich kein Schwert mehr, ich
will es geloben!

Und der König gebot, es ſolle der Rath ſich verſammeln,
Ueberlegen und gleich der Frevel Strafe beſtimmen.
Alle riethen darauf, wofern es dem König beliebte,
Solle man Reineken abermals fordern, er ſolle ſich ſtellen,
Gegen Anſpruch und Klage ſein Recht zu wahren. Es könne
Hinze der Kater ſogleich die Botſchaft Reineken bringen,
Weil er klug und gewandt ſey. So riethen ſie alle zuſammen.

Und es vereinigte ſich der König mit ſeinen Genoſſen,
Sprach zu Hinzen: merket mir recht die Meinung der Herren!
Ließ' er ſich aber zum drittenmal fordern, ſo ſoll es ihm ſelbſt und
Seinem ganzen Geſchlechte zum ewigen Schaden gereichen;
Iſt er klug, ſo komm' er in Zeiten. Ihr ſchärft ihm die Lehre;
Andre verachtet er nur, doch eurem Rathe gehorcht er.

Aber Hinze verſetzte: zum Schaden oder zum Frommen
Mag es gereichen, komm' ich zu ihm, wie ſoll ich beginnen?
Meinetwegen thut oder laßt es, aber ich dächte,
Jeden andern zu ſchicken iſt beſſer, da ich ſo klein bin.
Braun der Bär iſt ſo groß und ſtark, und konnt' ihn nicht zwingen,
Welcher Weiſe ſoll ich es enden? O! habt mich entſchuldigt.

Du beredeſt mich nicht, verſetzte der König: man findet
Manchen kleinen Mann voll Liſt und Weisheit, die manchem
Großen fremd iſt. Seyd ihr auch gleich kein Rieſe gewachſen,
Seyd ihr doch klug und gelehrt. Da gehorchte der Kater und ſagte:
Euer Wille geſchehe! und kann ich ein Zeichen erblicken
Rechter Hand am Wege, ſo wird die Reiſe gelingen.

Dritter Gesang.

Als Knabe nahm ich mir's zur Lehre,
Welt ſey ein allerliebſter Spaß,
Als wenn es Vater und Mutter wäre;
Dann — etwas anders fand ich das.

Die klugen Leute gefallen mir nicht:
(Ich tadle mich ſelbſt auch wohl zuweilen)
Sie heißen das Vorſicht,
Wenn ſie ſich übereilen.

„Anders leſen Knaben den Terenz,
Anders Grotius.“
Mich Knaben ärgerte die Sentenz,
Die ich nun gelten laſſen muß.

„So widerſtrebe! Das wird dich adeln;
Willſt vor der Feuerſtunde ſchon ruhn?“
Ich bin zu alt, um etwas zu tadeln,
Doch immer jung genug etwas zu thun.

Nun war Hinze der Kater ein Stückchen Weges gegangen;
Einen Martins-Vogel erblickt' er von weiten, da rief er:
Edler Vogel! Glück auf! o wende die Flügel und fliege
Her zu meiner Rechten! Es flog der Vogel und setzte
Sich zur Linken des Katers, auf einem Baume zu singen.
Hinze betrubte sich sehr, er glaubte sein Unglück zu hören,
Doch er machte nun selber sich Muth, wie mehrere pflegen.
Immer wandert' er fort nach Malepartus, da fand' er
Vor dem Hause Reineken sitzen, er grüßt' ihn und sagte:
Gott, der reiche, der gute, bescher' euch glücklichen Abend!
Euer Leben bedrohet der König, wofern ihr euch weigert,
Mit nach Hofe zu kommen; und ferner läßt er euch sagen:
Stehet den Klägern zu Recht, sonst werden's die Eurigen büßen.
Reinele sprach: willkommen dahier, geliebtester Neffe!
Möget ihr Segen von Gott nach meinem Wunsche genießen.
Aber er dachte nicht so in seinem verrätherischen Herzen;
Neue Tücke sann er sich aus, er wollte den Boten
Wieder geschändet nach Hofe senden. Er nannte den Kater
Immer seinen Neffen, und sagte: Neffe, was setzt man
Euch für Speise nur vor? Man schläft gesättiget besser;
Einmal bin ich der Wirth, wir gingen dann morgen am Tage
Beide nach Hofe: so dünkt es mich gut. Von meinen Verwandten
Ist mir keiner bekannt, auf den ich mich lieber verließe.
Denn der gefräßige Bär war trotzig zu mir gekommen.
Er ist grimmig und stark, daß ich um Vieles nicht hätte
Ihm zur Seite die Reise gewagt. Nun aber versteht sich's,

Gerne geh' ich mit euch. Wir machen uns frühe des Morgens
Auf den Weg: so scheinet es mir das Beste gerathen.
Hinze versetzte darauf: es wäre besser wir machten
Gleich uns fort nach Hofe, so wie wir gehen und stehen.
Auf der Heide scheinet der Mond, die Wege sind trocken.
Reineke sprach: ich finde bei Nacht das Reisen gefährlich.
Mancher grüßet uns freundlich bei Tage, doch käm' er im Finstern
Uns in den Weg, es möchte wohl kaum zum Besten gerathen.
Aber Hinze versetzte: so laßt mich wissen, mein Neffe,
Bleib' ich hier, was sollen wir essen? Und Reineke sagte:
Aermlich behelfen wir uns; doch wenn ihr bleibet, so bring' ich
Frische Honigscheiben hervor, ich wähle die klärsten.
Niemals eß' ich dergleichen, versetzte murrend der Kater!
Fehlet euch alles im Hause, so gebt eine Maus her! Mit dieser
Bin ich am besten versorgt, und sparet das Honig für andre.
Eßt ihr Mäuse so gern? sprach Reineke: redet mir ernstlich;
Damit kann ich euch dienen. Es hat mein Nachbar der Pfaffe.
Eine Scheun' im Hofe, darin sind Mäuse, man führe
Sie auf keinem Wagen hinweg; ich höre den Pfaffen
Klagen, daß sie bei Nacht und Tag ihm lästiger werden.
Unbedächtig sagte der Kater: thut mir die Liebe,
Bringet mich hin zu den Mäusen! denn über Wildpret und alles
Lob' ich mir Mäuse, die schmecken am besten. Und Reineke sagte:
Nun wahrhaftig, ihr sollt mir ein herrliches Gastmahl genießen.
Da mir bekannt ist womit ich euch diene, so laßt uns nicht zaudern.

Hinze glaubt' ihm und folgte; sie kamen zur Scheune des Pfaffen,
Zu der lehmernen Wand. Die hatte Reineke gestern
Klug durchgraben und hatte durch's Loch dem schlafenden Pfaffen
Seiner Hähne den besten entwendet. Das wollte Martinchen

Rächen, des geiſtlichen Herrn geliebtes Söhnchen; er knüpfte
Klug vor die Oeffnung den Strick mit einer Schlinge; ſo hofft' er
Seinen Hahn zu rächen am wiederkehrenden Diebe.
Reineke wußt' und merkte ſich das, und ſagte: geliebter
Neffe, kriechet hinein gerade zur Oeffnung; ich halte
Wache davor, indeſſen ihr mauſet; ihr werdet zu Hauſen
Sie im Dunkeln erhaſchen. O! höret, wie munter ſie pfeifen!
Seyd ihr ſatt, ſo kommt nur zurück, ihr findet mich wieder.
Trennen dürfen wir nicht uns dieſen Abend, denn morgen
Geben wir früh und kürzen den Weg mit muntern Geſprächen.
Glaubt ihr, ſagte der Kater, es ſey hier ſicher zu kriechen?
Denn es haben mitunter die Pfaffen auch Böſes im Sinne.
Da verſetzte der Fuchs, der Schelm: wer konnte das wiſſen!
Seyd ihr ſo blöde? Wir gehen zurück; es ſoll euch mein Weibchen
Gut und mit Ehren empfangen, ein ſchmackhaft Eſſen bereiten;
Wenn es auch Mäuſe nicht ſind, ſo laßt es uns fröhlich verzehren.
Aber Hinze, der Kater, ſprang in die Oeffnung, er ſchämte
Sich vor Reinekens ſpottenden Worten, und fiel in die Schlingen.
Alſo empfanden Reinekens Gäſte die böſe Bewirthung.

Da nun Hinze den Strick an ſeinem Halſe verſpürte,
Fuhr er ängſtlich zuſammen und übereilte ſich furchtſam,
Denn er ſprang mit Gewalt: da zog der Strick ſich zuſammen.
Kläglich rief er Reineken zu, der außer dem Loche
Horchte, ſich hämiſch erfreute und ſo zur Oeffnung hineinſprach:
Hinze, wie ſchmecken die Mäuſe? Ihr findet ſie, glaub' ich, gemäſtet.
Wüßte Martinchen doch nur, daß ihr ſein Wildpret verzehret;
Sicher brächt' er euch Senf: er iſt ein höflicher Knabe.
Singet man ſo bei Hofe zum Eſſen? Es klingt mir bedenklich.
Wüßt' ich Iſegrim nur in dieſem Loche, ſo wie ich

Euch zu Falle gebracht; er ſollte mir alles bezahlen
Was er mir übels gethan! Und ſo ging Reinele weiter.
Aber er ging nicht allein um Diebereyen zu üben;
Ehbruch, Rauben und Mord und Verrath, er hielt es nicht ſündlich.

Und er hatte ſich eben was ausgeſonnen. Die ſchöne
Gieremund wollt' er beſuchen in doppelter Abſicht: für's erſte
Hofft' er von ihr zu erfahren, was eigentlich Iſegrim klagte;
Zweytens wollte der Schalk die alten Sünden erneuern.
Iſegrim war nach Hofe gegangen, das wollt' er benutzen.
Denn wer zweifelt daran, es hatte die Neigung der Wölfin
Zu dem ſchändlichen Fuchſe den Zorn des Wolfes entzündet.
Reinele trat in die Wohnung der Frauen und fand ſie nicht heimiſch.

Grüß' euch Gott! Stieflinderchen! ſagt' er, nicht mehr und nicht minder,
Nickte freundlich den Kleinen und eilte nach ſeinem Gewerbe.
Als Frau Gieremund kam des Morgens, wie es nur tagte,
Sprach ſie: „iſt niemand kommen nach mir zu fragen?“ Soeben
Geht Herr Pathe Reinele fort, er wünſcht' euch zu ſprechen.
Alle wie wir hier ſind, hat er Stieflinder geheißen.
Da rief Gieremund aus: er ſoll es bezahlen! und eilte
Dieſen Frevel zu rächen zur ſelben Stunde. Sie wußte
Wo er pflegte zu gehn; ſie erreicht' ihn, zornig begann ſie:
Was für Worte ſind das? und was für ſchimpfliche Reden
Habt ihr ohne Gewiſſen vor meinen Kindern geſprochen?
Büßen ſollt ihr dafür! So ſprach ſie zornig und zeigt' ihm
Ein ergrimmtes Geſicht; ſie faßt ihn am Barte, da fühlt' er
Ihrer Zähne Gewalt und lief und wollt' ihr entweichen;
Sie behend ſtrich hinter ihm drein. Da gab es Geſchichten —
Ein verfallenes Schloß war in der Nähe gelegen,

Hastig liefen die beiden hinein; es hatte sich aber
Altershalben die Mauer an einem Thurme gespalten.
Reineke schlupfte hindurch; allein er mußte sich zwängen,
Denn die Spalte war eng; und eilig steckte die Wölfin,
Groß und stark wie sie war, den Kopf in die Spalte; sie drängte,
Schob und brach und zog, und wollte folgen, und immer
Klemmte sie tiefer sich ein und konnte nicht vorwärts noch rückwärts.
Da das Reineke sah, lief er zur anderen Seite
Krummen Weges herein, und kam und macht' ihr zu schaffen.
Aber sie ließ es an Worten nicht fehlen, sie schalt ihn: du handelst
Als ein Schelm! ein Dieb! und Reineke sagte dagegen:
Ist es noch niemals geschehn, so mag es jetzo geschehen.

Wenig Ehre verschafft es, sein Weib mit andern zu sparen,
Wie nun Reineke that. Gleichviel war alles dem Bösen.
Da nun endlich die Wölfin sich aus der Spalte gerettet,
War schon Reineke weg und seine Straße gegangen.
Und so dachte die Frau sich selber Recht zu verschaffen,
Ihrer Ehre zu wahren und doppelt war sie verloren.

Lasset uns aber zurück nach Hinzen sehen. Der Arme,
Da er gefangen sich fühlte, beklagte nach Weise der Kater
Sich erbärmlich: das hörte Martinchen und sprang aus dem Bette.
Gott sey Dank! Ich habe den Strick zur glücklichen Stunde
Vor die Oeffnung geknüpft; der Dieb ist gefangen! Ich denke
Wohl bezahlen soll er den Hahn! so jauchzte Martinchen,
Zündete hurtig ein Licht an; (im Hause schliefen die Leute)
Weckte Vater und Mutter darauf und alles Gesinde;
Rief: der Fuchs ist gefangen! wir wollen ihm dienen. Sie kamen
Alle, groß und klein, ja selbst der Pater erbud sich,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16267/393

Warf ein Mäntelchen um; es lief mit doppelten Lichtern
Seine Köchin voran, und eilig hatte Martinchen
Einen Knuttel gefaßt und machte ſich über den Kater,
Traf ihm Haut und Haupt und ſchlug ihm grimmig ein Aug' aus.
Alle ſchlugen auf ihn; es kam mit zackiger Gabel
Haſtig der Pater herbei und glaubte den Räuber zu fällen.
Hinze dachte zu ſterben; da ſprang er wüthend entſchloſſen
Zwiſchen die Schenkel des Pfaffen und biß und kratzte gefährlich.
Schändete grimmig den Mann und rächte grauſam das Auge.
Schreiend ſtürzte der Pater und fiel ohnmächtig zur Erden.
Unbedachtſam ſchimpfte die Köchin: es habe der Teufel
Ihr zum Poſſen das Spiel ſelbſt angerichtet. Und doppelt
Dreifach ſchwur ſie: wie gern verlöre ſie, wäre das Unglück
Nicht dem Herren begegnet, ihr bißchen Habe zuſammen.
Ja ſie ſchwur: ein Schatz von Golde, wenn ſie ihn hätte,
Sollte ſie wahrlich nicht reuen, ſie wollt' ihn miſſen. So jammert
Sie die Schande des Herrn und ſeine ſchwere Verwundung!
Endlich brachten ſie ihn mit vielen Klagen zu Bette,
Ließen Hinzen am Strick und hatten ſeiner vergeſſen.

Als nun Hinze der Kater in ſeiner Noth ſich allein ſah,
Schmerzlich geſchlagen und übel verwundet, ſo nahe dem Tode,
Faßt' er aus Liebe zum Leben den Strick und nagt' ihn bedende.
Sollt' ich mich etwa erlöſen vom großen Uebel? ſo dacht' er.
Und es gelang ihm, der Strick zerriß. Wie fand er ſich glücklich!
Eilte dem Ort zu entfliehn, wo er ſo vieles erduldet,
Haſtig ſprang er zum Loche heraus und eilte die Straße
Nach des Königes Hof, den er des Morgens erreichte.
Aergerlich ſchalt er ſich ſelbſt: ſo mußte dennoch der Teufel
Dich durch Reinekens Liſt, des böſen Verräthers, bezwingen!

Kommſt du doch mit Schande zurück, am Auge geblendet
Und mit Schlägen ſchmerzlich beladen, wie mußt du dich ſchämen!

Aber des Königes Zorn entbrannte heftig, er dräute
Dem Verräther den Tod ohn' alle Gnade. Da ließ er
Seine Räthe verſammeln; es kamen ſeine Baronen,
Seine Weiſen zu ihm, er fragte: wie man den Frevler
Endlich brächte zu Recht, der ihen ſo vieles verſchuldet?
Als nun viele Beſchwerden ſich über Reinekes häuften,
Redete Grimbart der Dachs: Es mögen in dieſem Gerichte
Viele Herren auch ſeyn, die Reinekes Uebels gedenken.
Doch wird niemand die Rechte des freien Mannes verkehren.
Nun zum drittenmal muß man ihn fordern. Zu dieſes geſchehen.
Kommt er dann nicht, ſo möge das Recht ihn ſchuldig erkennen.
Da verſetzte der König: ich fürchte, keiner von allen
Dinge, dem tückiſchen Manne die dritte Ladung zu bringen.
Wer hat ein Auge zu viel? wer mag verwegen genug ſeyn,
Leib und Leben zu wagen, um dieſen böſen Verräther?
Seine Geſundheit auf's Spiel zu ſetzen und dennoch am Ende
Reinekes nicht zu ſtellen? Ich denke, niemand verſucht es.

Ueberlaut verſetzte der Dachs: Herr König, begehret
Ihr es von mir, ſo will ich ſogleich die Botſchaft verrichten,
Sey es wie es auch ſey. Wollt ihr mich öffentlich ſenden,
Oder geh' ich, als käm' ich von ſelber? Ihr dürft nur befehlen.
Da beſchied ihn der König: ſo geht dann! Alle die Klagen
Habt ihr ſämmtlich gehört, und geht nur weislich zu Werke:
Denn es iſt ein gefährlicher Mann. Und Grimbart verſetzte:
Einmal muß ich es wagen und hoff' ihn dennoch zu bringen.
So betrat er den Weg nach Malepartus, der Veſte;
Reinekes fand er daſelbſt mit Weib und Kindern und ſagte:

Oheim Reineke, ſeyd mir gegrüßt! Ihr ſeyd ein gelehrter,
Weiſer, kluger Mann, wir müſſen uns alle verwundern,
Wie ihr des Königs Ladung verachtet, ich ſage, verſpottet.
Däucht euch nicht es wäre nun Zeit? Es mehren ſich immer
Klagen und böſe Gerüchte von allen Seiten. Ich rath' euch,
Kommt nach Hofe mit mir, es hilft kein längeres Zaudern.
Viele, viele Beſchwerden ſind vor den König gekommen,
Heute werdet ihr nun zum drittenmale geladen;
Stellt ihr euch nicht, ſo ſeyd ihr verurtheilt. Dann führet der König
Seine Vaſallen hieher euch einzuſchließen, in dieſer
Veſte Malepartus euch zu belagern; ſo gehet
Ihr mit Weib und Kindern und Gut und Leben zu Grunde.
Ihr entfliehet dem Könige nicht; drum iſt es am beſten,
Kommt nach Hofe mit mir! Es wird an liſtiger Wendung
Euch nicht fehlen, ihr habt ſie bereit und werdet euch retten;
Denn ihr habt ja wohl oft, auch an gerichtlichen Tagen,
Abentheuer beſtanden, weit größer als dieſes, und immer
Kamt ihr glücklich davon und eure Gegner in Schande.

Grimbart hatte geſprochen und Reineke ſagte dagegen:
Oheim, ihr rathet mir wohl, daß ich zu Hofe mich ſtelle,
Meines Rechtes ſelber zu wahren. Ich hoffe, der König
Wird mir Gnade gewähren; er weiß, wie ſehr ich ihm nütze;
Aber er weiß auch, wie ſehr ich deßhalb den andern verhaßt bin.
Ohne mich kann der Hof nicht beſtehn. Und hätt' ich noch zehnmal
Mehr verbrochen, ſo weiß ich es ſchon, ſobald mir's gelinget
Ihm in die Augen zu ſehen und ihn zu ſprechen, ſo fühlt er
Seinen Zorn im Buſen bezwungen. Denn freilich begleiten

„Du biſt ein wunderlicher Mann,
Warum verſtummſt du vor dieſem Geſicht?“
Was ich nicht loben kann
Davon ſprech' ich nicht.

„Bei mancherlei Geſchäftigkeit
Haſt dich ungeſchickt benommen.“
Ohne jene Verrücktheit
Wär' ich nicht ſo weit gekommen.

„Laß doch, was du bald vollbracht,
Mich und andre kennen!“
Weil es uns nur irre macht,
Wollen wir's verbrennen.

„Willſt du uns denn nicht auch was gönnen:
Kannſt ja was mancher andre kann.“
Wenn ſie mich heute verbrauchen können,
Dann bin ich ihnen ein rechter Mann.

Viele den König, und kommen in seinem Rathe zu sitzen;
Aber es geht ihm niemal in Herzen; sie finden zusammen
Weder Rath noch Sinn. Doch bleibet an jeglichem Hofe,
Wo ich immer auch sey, der Rathschluß meinem Verstande.
Denn versammeln sich König und Herren, in listlichen Sachen
Klugen Rath zu ersinnen, so muß ihn Reinecke finden.
Das mißgönnen mir viele. Die hab' ich leider zu fürchten,
Denn sie haben den Tod mir geschworen, und grade die schlimmsten
Sind am Hofe versammelt, das macht mich eben bekümmert.
Ueber geben und mächtige sind's, wie kann ich alleine
Vielen widerstehn? Drum hab' ich immer gezaudert.
Gleichwohl sind' ich es besser mit euch nach Hofe zu wandeln.
Meine Sache zu wahren: das soll mehr Ehre mir bringen,
Als durch Zaudern mein Weib und meine Kinder in Aengsten
Und Gefahren zu stürzen: wir wären alle verloren.
Denn der König ist mir zu mächtig, und was es auch wäre
Mußt' ich thun, so bald er's befiehlt. Wir können versuchen,
Gute Verträge vielleicht mit unsern Feinden zu schließen.

Reineke sagte darnach: Frau Ermelyn, nehmet der Kinder,
(Ich empfehl' es euch) wahr, vor allen andern des jüngsten,
Reinharts; es stehn ihm die Zähne so artig um's Mäulchen,
ich hoff', er
Wird der leibhaftige Vater; und hier ist Rossel, das Schelmchen,
Der mir eben so lieb ist. O! thut den Kindern zusammen
Etwas zu gut, indeß ich weg bin! Ich will's euch gedenken,
Kehr' ich glücklich zurück und ihr gehorchet den Worten.
Also schied er von dannen mit Grimbart seinem Begleiter,
Ließ Frau Ermelyn dort mit beiden Söhnen und eilte;
Unberathen ließ er sein Haus: das schmerzte die Füchsin.

Beide waren noch nicht ein Stündchen Weges gegangen,
Als zu Grimbart Reineke sprach: mein theuerster Oheim,
Wertheſter Freund ich muß euch geſtehn, ich bebe vor Sorgen.
Ich entſchlage mich nicht des ängſtlichen bangen Gedankens,
Daß ich wirklich dem Tod entgegen gehe. Da ſeh' ich
Meine Sünden vor mir, ſo viel ich deren begangen.
Ach! ihr glaubet mir nicht die Unruh, die ich empfinde.
Laßt mich beichten! höret mich an! kein anderer Pater
Iſt in der Nähe zu finden; und hab' ich alles vom Herzen,
Werd' ich nicht ſchlimmer darum vor meinem Könige ſtehen.
Grimbart ſagte: verredet zuerſt das Rauben und Stehlen,
Allen böſen Verrath und andre gewöhnliche Tücken,
Sonſt kann euch die Beichte nicht helfen. Ich weiß es, verſetzte
Reineke: darum laßt mich beginnen und horet bedächtig.

Confiteor tibi Pater et Mater, daß ich der Otter,
Daß ich dem Kater und manchen gar manche Tücke verſetzte,
Ich bekenn' es und laſſe mir gern die Buße gefallen.
Redet Deutſch, verſetzte der Dachs, damit ich's verſtehe.
Reineke ſagte: ich habe mich freilich, wie ſollt' ich es läugnen!
Gegen alle Thiere, die jetzo leben, verſündigt.
Meinen Oheim den Bären, den hielt ich im Baume gefangen;
Blutig ward ihm ſein Harpt und viele Prügel ertrug er.
Hinzen führt' ich nach Mänien; allein am Stricke gehalten
Mußt' er vieles erdulden, und hat ſein Auge verloren.
Und ſo klaget auch Henning mit Recht, ich raubt' ihm die Kinder
Groß' und kleine, wie ich ſie fand, und ließ ſie mir ſchmecken.
Selbſt verſchont' ich des Königes nicht, und mancherlei Tücken
Uebt' ich kühnlich an ihm und an der Königin ſelber;
Swar verwindet ſie's nur. Und weiter muß ich bekennen:
Isegrim hab' ich, den Wolf, mit allem Fleiße geſchändet;

Alles zu ſagen fänd' ich nicht Zeit. So hab' ich ihn immer
Scherzend Oheim genannt, und wir ſind keine Verwandte.
Einmal, es werden nun bald ſechs Jahre, kam er nach Elkmar
Zu mir in's Kloſter, ich wohnte daſelbſt, und bat mich um Beiſtand,
Weil er eben ein Mönch zu werden gedächte. Das, meint' er,
Wär' ein Handwerk für ihn, und zog die Glocke. Das Läuten
Freut' ihn ſo ſehr! Ich band ihm darauf die vorderen Füße
Mit dem Seile zuſammen, er war es zufrieden und ſtand ſo,
Zog und erluſtigte ſich und ſchien das Läuten zu lernen.
Doch es ſollt' ihm die Kunſt zu ſchlechter Ehre gedeihen,
Denn er läutete zu wie toll und thoria. Die Leute
Liefen eilig beſtürzt aus allen Straßen zuſammen,
Denn ſie glaubten, es ſey ein großes Unglück begegnet;
Kamen und fanden ihn da, und eh' er ſich eben erklärte,
Daß er den geiſtlichen Stand ergreifen wolle, ſo war er
Von der dringenden Menge beinah zu Tode geſchlagen.
Dennoch beharrte der Thor auf ſeinem Vorſatz und bat mich,
Daß ich ihm ſollte mit Ehren zu einer Platte verhelfen;
Und ich ließ ihm das Haar auf ſeinem Scheitel verſengen,
Daß die Schwarte davon zuſammen ſchrumpfte. So hab' ich
Oft ihm Prügel und Stöße mit vieler Schande bereitet.
Fiſche lehrt' ich ihn fangen, ſie ſind ihm übel bekommen.
Einsmal folgt' er mir auch im Jülicher Lande, wir ſchlichen
Zu der Wohnung des Pfaffen, des reichſten in dortiger Gegend.
Einen Speicher hatte der Mann mit köſtlichen Schinken,
Lange Seiten des zarteſten Specks verwahrt' er daneben
Und ein friſch geſalzenes Fleiſch befand ſich im Troge.
Durch die ſteinerne Mauer gelang es Ziegrim endlich,
Eine Spalte zu kratzen, die ihn gemächlich hindurch ließ,
Und ich trieb ihn dazu, es trieb ihn ſeine Begierde.

Aber da konnt' er sich nicht im Ueberflusse bezwingen,
Uebermäßig füllt' er sich an; da hemmte gewaltig
Den geschwollenen Leib und seine Rückkehr die Spalte.
Ach, wie klagt' er sie an, die ungetreue, sie ließ ihn
Hungrig hinein und wollte dem Satten die Rückkehr verwehren.
Und ich machte darauf ein großes Lärmen im Dorfe,
Daß ich die Menschen erregte, die Spuren des Wolfes zu finden.
Denn ich lief in die Wohnung des Pfaffen und traf ihn beim Essen,
Und ein fetter Capaun ward eben vor ihn getragen,
Wohl gebraten; ich schnappte darnach und trug ihn von dannen.
Hastig wollte der Pfaffe mir nach und lärmte, da stieß er
Ueber den Haufen den Tisch mit Speisen und allem Getränke.
Schlaget, werfet, fanget und stechet! so rief der ergrimmte
Pater, und fiel und kühlte den Zorn (er hatte die Pfütze
Nicht gesehen) und lag. Und alle kamen und schrieen:
Schlagt! ich rannte davon und hinter mir alle zusammen,
Die mir das schlimmste gedachten. Am meisten lärmte der Pfaffe:
Welch ein verwegener Dieb! Er nahm das Huhn mir vom Tische!
Und so lief ich voraus, bis zu dem Speicher, da ließ ich
Wider Willen das Huhn zur Erde fallen, es ward mir
Endlich leider zu schwer; und so verlor mich die Menge.
Aber sie fanden das Huhn und da der Pater es aufhub,
Ward er des Wolfes im Speicher gewahr, es sah ihn der Haufen.
Allen rief der Pater nun zu: hierher nur! und treft ihn!
Uns ist ein anderer Dieb, ein Wolf in die Hände gefallen,
Käm' er davon, wir wären beschimpft; es lachte wahrhaftig
Alles auf unsre Kosten im ganzen Jülicher Lande.
Was er nur konnte, dachte der Wolf. Da regnet' es Schläge
Hierher und dorther ihm über den Leib und schmerzliche Wunden.
Alle schrien so laut sie konnten; die übrigen Bauern

Liefen zuſammen und ſtreckten ſie todt ihn zur Erde darnieder.
Größeres Weh geſchah ihm noch nie, ſo lang er auch lebte.
Mahlt' es einer auf Leinwand, es wäre ſeltſam zu ſehen,
Wie er dem Pfaffen den Speck und ſeine Schinken bezahlte.
Auf die Straße warfen ſie ihn und ſchleppten ihn eilig
Ueber Stock und Stein; es war kein Leben zu ſpüren.
Und er hatte ſich unrein gemacht, da warf man mit Abſcheu
Vor das Dorf ihn hinaus; er lag in ſchlammiger Grube,
Denn ſie glaubten ihn todt. In ſolcher ſchmählichen Ohnmacht
Blieb er, ich weiß nicht wie lange, bevor er ſein Elend gewahr ward.
Wie er noch endlich entkommen, das hab' ich niemals erfahren.
Und doch ſchwur er hernach, (es kann ein Jahr ſeyn) mir immer
Treu und gewärtig zu bleiben; nur hat es nicht lange gedauert.
Denn warum er mir ſchwur, das konnt' ich leichtlich begreifen:
Gerne hätt' er einmal ſich ſatt an Hühnern gegeſſen.
Und damit ich ihn tüchtig betröge, beſchrieb ich ihm ernſtlich
Einen Balken, auf dem ſich ein Hahn des Abends gewöhnlich
Neben ſieben Hühnern zu ſetzen pflegte. Da führt' ich
Ihn im Stillen bei Nacht, es hatte zwölfe geſchlagen,
Und der Laden des Fenſters, mit leichter Latte geſtützet,
Stand (ich wußt' es) noch offen. Ich that als wollt' ich hinein gehn;
Aber ich ſchmiegte mich an und ließ dem Oheim den Vortritt.
Gehet frei nur hinein, ſo ſagt ich: wollt ihr gewinnen,
Seyd geſchäftig, es gilt! ihr findet gemäſtete Hennen.
Gar bedächtig kroch er hinein und taſtete leiſe
Hier und dahin, und ſagte zuletzt mit zornigen Worten:
O wie führt ihr mich ſchlecht! ich finde wahrlich von Hühnern
Keine Feder. Ich ſprach: die vorne pflegten zu ſitzen
Hab' ich ſelber geholt, die andern ſitzen dahinten.
Geht nur unverdroſſen voran und tretet behutſam.
Freilich der Balken war ſchmal, auf dem wir gingen. Ich ließ ihn

Immer voraus, und hielt mich, zurück und drückte mich rückwärts
Wieder zum Fenster hinaus, und zog am Holze; der Laden
Schlug und klappte, das fuhr dem Wolf in die Glieder und schreckt' ihn;
Zitternd plumpt' er hinab vom schmalen Balken zur Erde.
Und erschrocken erwachten die Leute, sie schliefen am Feuer.
Sagt, was fiel zum Fenster herein? so riefen sie alle,
Rafften behende sich auf, und eilig brannte die Lampe.
In der Ecke fanden sie ihn und schlugen und gerbten
Ihm gewaltig das Fell; mich wundert, wie er entkommen.

Weiter bekenn' ich vor euch: daß ich Frau Gieremund heimlich
Oefters besucht und öffentlich auch. Das hätte nun freilich
Unterbleiben sollen, o wär' es niemals geschehen!
Denn so lange sie lebt verwindet sie schwerlich die Schande.

Alles hab' ich euch jetzt gebeichtet, dessen ich irgend
Mich zu erinnern vermag, was meine Seele beschweret.
Sprechet mich los! ich bitte darum; ich werde mit Demuth
Jede Buße vollbringen, die schwerste, die ihr mir auflegt.

Grimbart wußte sich schon in solchen Fällen zu nehmen,
Brach ein Reischen am Wege, dann sprach er: Oheim, nun schlagt euch
Dreymal über den Rücken mit diesem Reischen und legt es,
Wie ich's euch zeige, zur Erde, und springet dreymal darüber;
Dann mit Sanftmuth küsset das Reis und zeigt euch gehorsam.
Solche Buße leg' ich euch auf, und spreche von allen
Sünden und allen Strafen euch los und ledig, vergeb' euch
Alles im Namen des Herrn, so viel ihr immer begangen.

Und als Reineke nun die Buße willig vollendet,
Sagte Grimbart: laſſet an guten Werken, mein Oheim,
Eure Beſſerung ſpüren und leſet Pſalmen, beſuchet
Fleißig die Kirchen und faſtet an rechten gebotenen Tagen;
Wer euch fraget dem weiſet den Weg, und gebet den Armen
Gern, und ſchwöret mir zu, das böſe Leben zu laſſen,
Alles Rauben und Stehlen, Verrath und böſe Verführung,
Und ſo iſt es gewiß, daß ihr zu Gnaden gelanget.
Reineke ſprach: ſo will ich es thun, ſo ſey es geſchworen!

Und ſo war die Beichte vollendet. Da gingen ſie weiter
Nach des Königes Hof. Der fromme Grimbart und jener
Kamen durch ſchwärzliche fette Gebreite; ſie ſahen ein Kloſter
Rechter Hand des Weges, es dienten geiſtliche Frauen,
Spat und früh, dem Herren daſelbſt, und nährten im Hofe
Viele Hühner und Hähne, mit manchem ſchönen Capaune,
Welche nach Futter zuweilen ſich außer der Mauer zerſtreuten.
Reineke pflegte ſie oft zu beſuchen. Da ſagt' er zu Grimbart:
Unſer kürzeſter Weg geht an der Mauer vorüber;
Aber er meinte die Hühner, wie ſie im Freien ſpazierten.
Seinen Beichtiger führt' er dahin, ſie nahten den Hühnern;
Da verdrehte der Schalk die gierigen Augen im Kopfe.
Ja vor allen gefiel ihm ein Hahn, der jung und gemäſtet
Hinter den andern ſpazierte, den faßt' er treulich in's Auge,
Haſtig ſprang er hinter ihm drein; es ſtoben die Federn.

Aber Grimbart entrüſtet vermies ihm den ſchändlichen Rückfall.

Handelt ihr ſo? unſeliger Oheim, und wollt ihr ſchon wieder
Um ein Huhn in Sünde gerathen, nachdem ihr gebeichtet?
Schöne Reue heiß' ich mir das! Und Reineke ſagte:

Hab' ich es doch in Gedanken gethan! O theuerster Oheim,
Bittet zu Gott, er möge die Sünde mir gnädig vergeben.
Nimmer thu' ich es wieder und laſſ' es gerne. Sie kamen
Um das Kloſter herum in ihre Straße, ſie mußten
Ueber ein ſchmales Brückchen hinüber und Reineke blickte
Wieder nach den Hühnern zurück; er zwang ſich vergebens.
Hätte jemand das Haupt ihm abgeſchlagen, es wäre
Nach den Hühnern geflogen; ſo heftig war die Begierde.

Grimbart ſah es und rief: wo laßt ihr, Neffe, die Augen
Wieder ſpazieren? Fürwahr ihr ſeyd ein häßlicher Vielfraß!
Reineke ſagte darauf: das macht ihr übel, Herr Oheim!
Uebereilet euch nicht und ſtört nicht meine Gebete;
Laßt ein Paternoſter mich ſprechen. Die Seelen der Hühner
Und der Gänſe bedürfen es wohl, ſo viel ich den Nonnen,
Dieſen heiligen Frauen, durch meine Klugheit entriſſen.
Grimbart ſchwieg, und Reineke Fuchs verwandte das Haupt nicht
Von den Hühnern ſo lang' er ſie ſah. Doch endlich gelangten
Sie zur rechten Straße zurück und nahten dem Hofe.
Und als Reineke nun die Burg des Königs erblickte,
Ward er innig betrübt; denn heftig war er beſchuldigt.

Vierter Gesang.

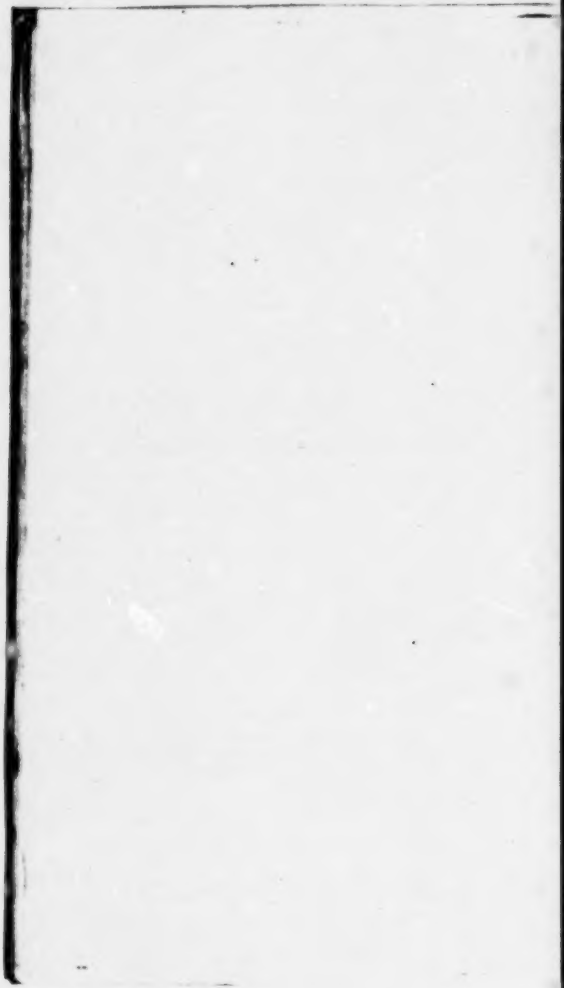

Das alles iſt nicht mein Bereich —
Was ſoll ich mir viel Sorge machen?
Die Fiſche ſchwimmen glatt im Teich
Und kümmern ſich nicht um den Nachen.

Mit der Welt muß niemand leben,
Als wer ſie brauchen will;
Iſt er brauchbar und ſtill,
Stellt' er ſich lieber dem Teufel ergeben,
Als zu thun was ſie will.

„Was lehr' ich dich vor allen Dingen?"
Möchte über meinen eignen Schatten ſpringen!

Als man bei Hofe vernahm, es komme Reineke wirklich,
Drängte sich jeder heraus ihn zu sehn, die Großen und Kleinen,
Wenige freundlich gesinnt, fast alle hatten zu klagen.
Aber Reineken däuchte, das sey von keiner Bedeutung;
Wenigstens stellt' er sich so, da er mit Grimbart dem Dachse
Jetzo dreist und zierlich die hohe Straße daher ging.
Muthig kam er heran und gelassen, als wär' er des Königs
Eigener Sohn und frei und ledig von allen Gebrechen.
Ja so trat er vor Nobel, den König, und stand im Palaste
Mitten unter den Herren; er wußte sich ruhig zu stellen.

Edler König, gnädiger Herr! begann er zu sprechen:
Edel seyd ihr und groß, von Ehren und Würden der Erste;
Darum bitt' ich von euch mich heute rechtlich zu hören.
Keinen treueren Diener hat eure fürstliche Gnade
Je gefunden als mich, das darf ich kühnlich behaupten.
Viele weiß ich am Hofe, die mich darüber verfolgen.
Eure Freundschaft würd' ich verlieren, woferne die Lügen
Meiner Feinde, wie sie es wünschen, euch glaublich erschienen;
Aber glücklicherweise bedenkt ihr jeglichen Vortrag,
Hört den Beklagten so gut als den Kläger; und haben sie vieles
Mir im Rücken gelogen, so bleib' ich ruhig und denke:
Meine Treue kennt ihr genug, sie bringt mir Verfolgung.

Schweiget! versetzte der König: es hilft kein Schmälzen und Schmeicheln,

Euer Frevel iſt laut und euch erwartet die Strafe.
Habt ihr den Frieden gehalten, den ich den Thieren geboten?
Den ich geſchworen? Da ſteht der Hahn! Ihr habt ihm die Kinder,
Falſcher, leidiger Dieb! eins nach dem andern entriſſen.
Und wie lieb ihr mich habt, das wollt ihr, glaub' ich, beweiſen,
Wenn ihr mein Anſehn ſchmäht und meine Diener beſchädigt.
Seine Geſundheit verlor der arme Hinze! Wie langſam
Wird der verwundete Braun von ſeinen Schmerzen geneſen!
Aber ich ſchelt' euch nicht weiter. Denn hier ſind Kläger die Menge,
Viele bewieſene Thaten. Ihr möchtet ſchwerlich entkommen.

Bin ich, gnädiger Herr, deßwegen ſtrafbar, verſetzte
Reineke: kann ich davor, wenn Braun mit blutiger Platte
Wieder zurückkehrt? Wagt' er ſich doch und wollte vermeſſen
Rüſteviels Honig verzehren; und kamen die tölpiſchen Bauern
Ihm zu Leibe, ſo iſt er ja ſtark und mächtig an Gliedern;
Schlugen und ſchimpften ſie ihn, eh' er in's Waſſer gekommen,
Hätt' er als rüſtiger Mann die Schande billig gerochen.
Und wenn Hinze der Kater, den ich mit Ehren empfangen,
Nach Vermögen bewirthet, ſich nicht vom Stehlen enthalten,
In die Wohnung des Pfaffen, ſo ſehr ich ihn treulich verwarnte,
Sich bei Nacht geſchlichen und dort was Uebels erfahren:
Hab' ich Strafe verdient, weil jene thöricht gehandelt?
Eurer fürſtlichen Krone geſchähe das wahrlich zu nahe!
Doch ihr möget mit mir nach eurem Willen verfahren,
Und ſo klar auch die Sache ſich zeigt, beliebig verfügen:
Mag es zum Nutzen, mag es zum Schaden auch immer gereichen.
Soll ich geſotten, gebraten, geblendet oder gehangen
Werden, oder getödtet, ſo mag es eben geſchehen!
Alle ſind mir in eurer Gewalt, ihr habt uns in Händen.
Mächtig ſeid ihr und ſtark, was widerſtünde der Schwache?

Wolf

Wollt ihr mich tödten, das würde fürwahr ein geringer Gewinn
seyn.
Doch es komme was will; ich stehe redlich zu Rechte.

Da begann der Widder Bellyn: die Zeit ist gekommen,
Laßt uns klagen! Und Isegrim kam mit seinen Verwandten,
Hinze der Kater, und Braun der Bär, und Thiere zu Schaaren.
Auch der Esel Boldewyn kam und Lampe der Hase,
Wackerlos kam, das Hündchen, und Kyn die Dogge, die Ziege
Mettke, Hermen der Bock, dazu das Eichhorn, die Wiesel
Und das Hermelin. Auch waren der Ochs und das Pferd nicht
Außen geblieben; daneben ersah man die Thiere der Wildniß,
Als den Hirsch und das Reh, und Bokert den Biber, den Marder,
Das Kaninchen, den Eber und alle drängten einander.
Bartolt der Storch, und Markart der Heher, und Lütke der
Kranich,
Flogen herüber; es meldeten sich auch Tybbke die Ente,
Alheid die Gans, und andere mehr mit ihren Beschwerden.
Henning der traurige Hahn mit seinen wenigen Kindern
Klagte heftig; es kamen herbei unzählige Vögel
Und der Thiere so viel, wer wüßte die Menge zu nennen!
Alle gingen dem Fuchs zu Leibe, sie hofften die Frevel
Nun zu Sprache zu bringen und seine Strafe zu sehen.
Vor den König drängten sie sich mit heftigen Reden,
Häuften Klagen auf Klagen, und alt' und neue Geschichten
Brachten sie vor. Man hatte noch nie an Einem Gerichtstag
Vor des Königes Thron so viele Beschwerden gehöret.
Reineke stand und wußte darauf gar künstlich zu dienen:
Denn ergriff er das Wort, so floß die zierliche Rede
Seiner Entschuldigung her, als wär' es lautere Wahrheit.
Alles wußt' er beiseite zu kehren und alles zu stellen.

Hörte man ihn, man wunderte sich und glaubt' ihn entschuldigt,
Ja, er hatte noch übriges Recht und Vieles zu klagen.
Aber es standen zuletzt wahrhaftige redliche Männer
Gegen Reinekens auf, die wider ihn zeugten, und alle
Seine Frevel fanden sich klar. Nun war es geschehen!
Denn im Rathe des Königs mit Einer Stimme beschloß man:
Reineke Fuchs sey schuldig des Todes! so soll man ihn fahen,
Soll ihn binden und hängen an seinem Halse, damit er
Seine schweren Verbrechen mit schmählichem Tode verbüße.

Jetzt gab Reineke selbst das Spiel verloren; es hatten
Seine klugen Worte nur wenig geholfen. Der König
Sprach das Urtheil selber. Da schwebte dem losen Verbrecher,
Als sie ihn fingen und banden, sein klägliches Ende vor Augen.

Wie nun nach Urtheil und Recht gebunden Reineke da stand,
Seine Feinde sich regten, zum Tod' ihn eilend zu führen,
Standen die Freunde betroffen und waren schmerzlich bekümmert,
Martin der Affe mit Grimbart und vielen aus Reinekens
Sippschaft.
Ungern hörten sie an das Urtheil und trauerten alle,
Mehr als man dächte. Denn Reineke war der ersten Baronen
Einer, und stand nun entsetzt von allen Ehren und Würden,
Und zum schmählichen Tode verdammt. Wie mußte der Anblick
Seine Verwandten empören! Sie nahmen alle zusammen
Urlaub vom Könige, räumten den Hof, so viele sie waren.

Aber dem Könige ward es verdrießlich, daß ihn so viele
Ritter verließen. Es zeigte sich nun die Menge Verwandten,
Die sich mit Reinekens Tod sehr unzufrieden entfernten.
Und der König sprach zu einem seiner Vertrauten:

Freilich iſt Reineke boshaft, allein man ſollte bedenken,
Viele ſeiner Verwandten ſind nicht zu entbehren am Hofe.

Aber Iſegrim, Braun und Hinze der Kater, ſie waren
Um den Gebundnen geſchäftig, ſie wollten die ſchändliche Strafe,
Wie es der König gebot, an ihrem Feinde vollziehen,
Führten ihn haſtig hinaus und ſahen den Galgen von ferne.
Da begann der Kater erboſ't zum Wolfe zu ſprechen:
Nun bedenket, Herr Iſegrim, wohl, wie Reineke damals
Alles that und betrieb, wie ſeinem Haſſe gelungen,
Euren Bruder am Galgen zu ſehn. Wie zog er ſo fröhlich
Mit ihm hinaus! Verſäumet ihm nicht die Schuld zu bezahlen.
Und gedenket Herr Braun: er hat euch ſchändlich verrathen,
Euch in Küſteviels Hofe dem groben zornigen Volke,
Männern und Weibern, treulos geliefert, und Schlägen und Wunden,
Und der Schande dazu, die aller Orten bekannt iſt.
Habet Acht und haltet zuſammen! Entkäm' er uns heute,
Könnte ſein Witz ihn befrein und ſeine liſtigen Ränke;
Niemals würd' uns die Stunde der ſüßen Rache beſchert ſeyn.
Laßt uns eilen und rächen, was er an allen verſchuldet.

Iſegrim ſprach: was helfen die Worte? Geſchwinde verſchafft mir
Einen tüchtigen Strick; wir wollen die Qual ihm verkürzen.
Alſo ſprachen ſie wider den Fuchs und zogen die Straße.

Aber Reineke hörte ſie ſchweigend; doch endlich begann er:
Da ihr ſo grauſam mich haßt und tödtliche Rache begehret,
Wiſſet ihr doch kein Ende zu finden! Wie muß ich mich wundern!
Hinze wüßte wohl Rath zu einem tüchtigen Stricke:

Denn er hat ihn gepriſt, als in des Pfaffen Behauſung
Er ſich nach Mäuſen hinabließ und nicht mit Ehren davon kam.
Aber Iſegrim, ihr und Braun, ihr eilt ja gewaltig
Euren Oheim zum Tode zu bringen; ihr meint, es gelänge.

Und der König erhob ſich mit allen Herren des Hofes,
Um das Urtheil vollſtrecken zu ſehn; es ſchloß an den Zug ſich
Auch die Königin an, von ihren Frauen begleitet;
Hinter ihnen ſtrömte die Menge der Armen und Reichen,
Alle wünſchten Reinekens Tod und wollten ihn ſehen.
Iſegrim ſprach indeß mit ſeinen Verwandten und Freunden
Und ermahnete ſie, ja feſt an einander geſchloſſen,
Auf den gebundenen Fuchs ein wachſam Auge zu haben;
Denn ſie fürchteten immer, es möchte der Kluge ſich retten.
Seinem Weibe befahl der Wolf beſonders: Bei deinem
Leben! ſtehe mir zu, und hilf den Böſewicht halten.
Käm' er los, wir würden es alle gar ſchmählich empfinden.
Und zu Braunen ſagt' er: Gedenket, wie er euch höhnte;
Alles konnt ihr ihm nun mit reichlichen Zinſen bezahlen.
Hinge klettert und ſoll uns den Strick da eben befeſten;
Haltet ihn und ſtehet mir bei, ich rücke die Leiter.
Wenig Minuten, ſo ſoll's um dieſen Schelmen gethan ſeyn!
Braun verſetzte: Stellt nur die Leiter, ich will ihn ſchon halten.

Seht doch! ſagte Reinecke drauf: wie ſeyd ihr geſchäftig,
Euren Oheim zum Tode zu bringen! Ihr ſolltet ihn eher
Schützen und ſchirmen, und wär' er in Noth, euch ſeiner erbarmen.
Gerne bät' ich um Gnade, allein was könnt' es mir helfen?
Iſegrim haßt mich zu ſehr, ja ſeinem Weibe gebeut er
Mich zu halten und mir den Weg zur Flucht zu vertreten.

Dächte ſie voriger Zeiten, ſie konnte mir wahrlich nicht ſchaden.
Aber ſoll es nun über mich gehn, ſo wollt' ich, es wäre
Bald gethan. So kam auch mein Vater in ſchreckliche Nöthen,
Doch am Ende ging es geſchwind. Es begleiteten freilich
Nicht ſo viele den ſterbenden Mann. Doch wolltet ihr länger
Mich verſchonen, es müßt' euch gewiß zur Schande gereichen.
Hört ihr, ſagte der Bär: wie trotzig der Böſewicht redet.
Immer, immer hinauf! es iſt ſein Ende gekommen.

Aengſtlich dachte Reinele nun; o möcht' ich in dieſen
Großen Nöthen geſchwind was glücklich Neues erſinnen,
Daß der König mir gnädig das Leben ſchenkte und dieſe
Grimmigen Feinde, die drey, in Schaden und Schande geriethen!
Laßt uns alles bedenken, und helfe, was helfen kann! denn hier
Gilt es den Hals, die Noth iſt dringend, wie ſoll ich entkommen?
Alles Uebel häuft ſich auf mich. Es zürnet der König,
Meine Freunde ſind fort und meine Feinde gewaltig;
Selten hab' ich was Gutes gethan, die Stärke des Königs,
Seiner Räthe Verſtand wahrhaftig wenig geachtet;
Vieles hab' ich verſchuldet, und hoffte dennoch, mein Unglück
Wieder zu wenden. Gelänge mir's nur zum Worte zu kommen,
Wahrlich ſie hingen mich nicht; ich laſſe die Hoffnung nicht
fahren.

Und er wandte darauf ſich von der Leiter zum Volke,
Rief: Ich ſehe den Tod vor meinen Augen und werd' ihm
Nicht entgehen. Nur bitt' ich euch alle, ſo viele mich hören,
Um ein weniges nur, bevor ich die Erde verlaſſe.
Gerne möcht' ich vor euch in aller Wahrheit die Beichte
Noch zum letztenmal öffentlich ſprechen und redlich bekennen
Alles Uebel das ich gethan, damit nicht ein andrer

Etwa dieſes und jenes, von mir im Stillen begangnen,
Unbekannten Verbrechens dereinſt bezüchtiget werde;
So verhüt' ich zuletzt noch manches Uebel und hoffen
Kann ich, es werde mir's Gott in allen Gnaden gedenken.

Viele jammerte das. Sie ſprachen unter einander:
Klein iſt die Bitte, gering nur die Friſt! Sie baten den König,
Und der König vergönnt' es. Da wurd' es Reineken wieder
Etwas leichter um's Herz, er hoffte glücklichen Ausgang;
Gleich benutzt' er den Raum, der ihm gegönnt war, und ſagte:

Spiritus Domini helfe mir nun! Ich ſehe nicht einen
Unter der großen Verſammlung, den ich nicht irgend beſchädigt.
Erſt, ich war noch ein kleiner Compan, und hatte die Brüſte
Kaum zu ſaugen verlernt, da folgt' ich meinen Begierden
Unter die jungen Lämmer und Ziegen, die neben der Heerde
Sich im Freien zerſtreuten; ich hörte die blökenden Stimmen
Gar zu gerne, da lüſtete mich nach leckerer Speiſe,
Lernte hurtig ſie kennen. Ein Lämmchen biß ich zu Tode,
Leckte das Blut; es ſchmeckte mir köſtlich! und tödtete weiter
Vier der jüngſten Ziegen, und aß ſie, und übte mich ferner;
Sparte keine Vögel, noch Hühner, noch Enten, noch Gänſe,
Wo ich ſie fand, und habe gar manches im Sande vergraben,
Was ich geſchlachtet und was mir nicht alles zu eſſen beliebte.

Dann begegnet' es mir: im einem Winter am Rheine
Lernt' ich Iſegrim kennen, er lauerte hinter den Bäumen.
Gleich verſichert' er mir, ich ſey aus ſeinem Geſchlechte,
Ja er wußte mir gar die Grade der Sippſchaft am Finger
Vorzurechnen. Ich ließ mir's gefallen; wir ſchloſſen ein Bündniß,
Und gelobten einander als treue Geſellen zu wandern;

Leider ſollt' ich dadurch mir manches Uebel bereiten.
Wir durchſtrichen zuſammen das Land. Da ſtahl er das Große,
Stahl ich das Kleine. Was wir gewonnen, das ſollte gemein ſeyn;
Aber es war nicht gemein; wie billig: er theilte nach Willkür;
Niemals empfing ich die Hälfte. Ja Schlimmeres hab' ich erfahren.
Wenn er ein Kalb ſich geraubt, ſich einen Widder erbeutet,
Wenn ich im Ueberfluß ſitzen ihn fand, er eben die Ziege
Friſch geſchlachtet verzehrte, ein Bock ihm unter den Klauen
Lag und zappelte, grinſt' er mich an und ſtellte ſich grämlich.
Trieb mich knurrend hinweg: ſo war mein Theil ihm geblieben.
Immer ging es mir ſo, es mochte der Braten ſo groß ſeyn
Als er wollte. Ja, wenn es geſchah, daß wir in Geſellſchaft
Einen Ochſen gefangen, wir eine Kuh uns gewonnen,
Gleich erſchienen ſein Weib und ſieben Kinder und warfen
Ueber die Beute ſich her und drängten mich hinter die Mahlzeit.
Keine Rippe konnt' ich erlangen, ſie wäre denn gänzlich
Glatt und trocken genagt; das ſollte mir alles gefallen!
Aber Gott ſey gedankt, ich litt deßwegen nicht Hunger;
Heimlich nährt' ich mich wohl von meinem herrlichen Schatze,
Von dem Silber und Golde, das ich an ſicherer Stätte
Heimlich verwahre; deß hab' ich genug. Es ſchafft mir wahrhaftig
Ihn kein Wagen hinweg, und wenn er ſiebenmal führe.

Und es horchte der König, da von dem Schatze geſagt ward,
Neigte ſich vor und ſprach: von wannen iſt er euch kommen?
Saget an! ich meine den Schatz. Und Reineke ſagte:
Dieſes Geheimniß verhehl' ich euch nicht, was könnt' es mir helfen;
Denn ich nehme nichts mit von dieſen köſtlichen Dingen.

Aber wie ihr befehlt, will ich euch alles erzählen;
Denn es muß nun einmal heraus; um Liebes und Leides
Möcht' ich wahrhaftig das große Geheimniß nicht länger verhehlen:
Denn der Schatz war gestohlen. Es hatten sich viele verschworen,
Euch, Herr König, zu morden, und wurde zur selbigen Stunde
Nicht der Schatz mit Klugheit entwendet, so war es geschehen.
Merket es, gnädiger Herr! denn euer Leben und Wohlfahrt
Hing an dem Schatz. Und daß man ihn stahl, das brachte denn leider
Meinen eigenen Vater in große Nöthen, es bracht' ihn
Frühe zur traurigen Fahrt, vielleicht zu ewigem Schaden;
Aber, gnädiger Herr, zu eurem Nutzen geschah es!

Und die Königin hörte bestürzt die gräßliche Rede,
Das verworrne Geheimniß von ihres Gemahles Ermordung,
Von dem Verrath, vom Schatz und was er alles gesprochen.
Ich vermahn' euch, Reinecke, rief sie: bedenket! Die lange
Heimfahrt steht euch bevor, entladet reuig die Seele;
Saget die lautere Wahrheit und redet mir deutlich vom Morde.
Und der König setzte hinzu: Ein jeglicher schweige!
Reinecke komme nun wieder herab und trete mir näher;
Denn es betrifft die Sache mich selbst, damit ich sie höre.

Reinecke, der es vernahm, stand wieder getrostet, die Leiter
Stieg er zum großen Verdruß der Feindlichgesinnten herunter;
Und er nahte sich gleich dem König und seiner Gemahlin,
Die ihn eifrig befragten, wie diese Geschichte begegnet.

Da bereitet' er sich zu neuen gewaltigen Lügen.
Könnt' ich des Königes Huld und seiner Gemahlin, so dacht' er,

Sie möchten gerne frei seyn,
Lange kann das einerlei seyn;
Wo es aber drunter und drüber geht
Ein Heiliger wird angefleht,
Und wollen die alten uns nicht befreien
So macht man sich behend einen neuen;
Im Schiffbruch jammert jedermann,
Daß keiner mehr als der andre kann.

Gränzlose Lebenspein
Faßt, fast erdrückt sie mich!
Das wollen alle Herren seyn,
Und keiner ist Herr von sich.

Und wenn man auch den Tyrannen erstickt,
Ist immer noch viel zu verlieren.
Sie gönnten Cäsarn das Reich nicht
Und wußten's nicht zu regieren.

Wieder gewinnen, und könnte zugleich die List mir gelingen,
Daß ich die Feinde, die mich dem Tod entgegen geführet,
Selbst verdürbe, das rettete mich aus allen Gefahren.
Sicher wäre mir das ein unerwarteter Vortheil;
Aber ich sehe schon, Lügen bedarf es, und über die Maßen.

Ungeduldig befragte die Königin Reinecken weiter:
Lasset uns deutlich vernehmen, wie diese Sache beschaffen!
Saget die Wahrheit, bedenkt das Gewissen, entladet die Seele!
Reineke sagte darauf: ich will euch gerne berichten.
Sterben muß ich nun wohl; es ist kein Mittel dagegen.
Sollt' ich meine Seele beladen am Ende des Lebens,
Ewige Strafe verwirken; es wäre thöricht gehandelt,
Besser ist es daß ich bekenne, und muß ich dann leider
Meine lieben Verwandten und meine Freunde verklagen,
Ach, was kann ich dafür! es drohen die Qualen der Hölle.

Und es war dem Könige schon bei diesen Gesprächen
Schwer geworden um's Herz. Er sagte: Sprichst du die Wahrheit?
Da versetzte Reineke drauf mit verstellter Gebärde:
Freilich bin ich ein sündiger Mensch; doch red' ich die Wahrheit.
Könnt' es mir nutzen wenn ich euch löge? Da würd' ich mich selber
Ewig verdammen. Ihr wißt ja nun wohl, so ist es beschlossen,
Sterben muß ich, ich sehe den Tod und werde nicht lügen:
Denn es kann mir nicht Böses noch Gutes zur Hülfe gedeihen.
Redend sagte Reineke das und schien zu verzagen.

Und die Königin sprach: Mich jammert seine Beklemmung;
Sehet ihn gnadenreich an, ich bitt' euch, mein Herr! und erwäget:
Manches Unheil wenden wir ab nach seinem Bekenntniß.

Laßt uns je eher je lieber den Grund der Geſchichte vernehmen.
Heißet Jeglichen ſchweigen und laßt ihn öffentlich ſprechen.

Und der König gebot, da ſchwieg die ganze Verſammlung.
Aber Reinele ſprach: Beliebt es euch, gnädiger König,
So vernehmet, was ich euch ſage. Geſchieht auch mein Vortrag
Ohne Brief und Papier, ſo ſoll er doch treu und genau ſeyn;
Ihr erfahret die Verſchwörung und niemands denk' ich zu ſchonen.

Fünfter Gesang.

Nun vernehmet die Liſt und wie der Fuchs ſich gewendet,
Seine Frevel wieder zu decken und andern zu ſchaden.
Bodenloſe Lügen erſann er, beſchimpfte den Vater
Jenſeit der Grube, beſchwerte den Dachs mit großer Verläumdung,
Seinen redlichſten Freund, der ihm beſtändig gedienet.
So erlaubt' er ſich alles, damit er ſeiner Erzählung
Glauben ſchaffte, damit er an ſeinen Verklägern ſich rächte.

Mein Herr Vater, ſagt' er darauf, war ſo glücklich geweſen,
König Emmrichs, des Mächtigen, Schatz auf verborgenen Wegen
Einſt zu entdecken; doch bracht' ihm der Fund gar wenigen Nutzen.
Denn er überhob ſich des großen Vermögens und ſchätzte
Seines gleichen von nun an nicht mehr, und ſeine Geſellen
Achtet' er viel zu gering: er ſuchte ſich höhere Freunde.
Hinze, den Kater, ſendet' er ab in die wilden Ardennen,
Braun den Bären zu ſuchen, dem ſollt' er Treue verſprechen,
Sollt' ihn laden nach Flandern zu kommen und König zu werden.

Als nun Braun das Schreiben geleſen, erfreut' es ihn herzlich;
Unverdroſſen und kühn begab er ſich eilig nach Flandern:
Denn er hatte ſchon lange ſo was in Gedanken getragen.
Meinen Vater fand er daſelbſt, der ſah ihn mit Freuden,
Sendete gleich nach Iſegrim aus, und nach Grimbart, dem Weiſen;
Und die vier verhandelten dann die Sache zuſammen;
Doch der fünfte dabei war Hinze der Kater. Ein Dörfchen

Liegt allda, wird Iste genannt, und grade da war es
Zwischen Iste und Gent, wo sie zusammen gehandelt.
Eine lange düstere Nacht verbarg die Versammlung;
Nicht mit Gott! es hatte der Teufel, es hatte mein Vater
Sie in seiner Gewalt mit seinem leidigen Golde.
Sie beschlossen des Königes Tod, beschwuren zusammen
Festen ewigen Bund, und also schwuren die Fünfe
Sämmtlich auf Isegrims Haupt: sie wollten Braunen, den Bären,
Sich zum Könige wählen, und auf dem Stuhle zu Aachen
Mit der goldnen Krone das Reich ihm festlich versichern.
Wollte nun auch von des Königes Freunden und seinen Verwandten
Jemand dagegen sich setzen, den sollte mein Vater bereden,
Oder bestechen, und ginge das nicht, sogleich ihn verjagen.
Das bekam ich zu wissen: denn Grimbart hatte sich einmal
Morgens lustig getrunken und war gesprächig geworden;
Seinem Weibe verschwätzte der Thor die Heimlichkeit alle,
Legte Schweigen ihr auf; da, glaubt' er, wäre geholfen.
Sie begegnete drauf bald meinem Weibe, die mußt' ihr
Der drey Könige Namen zum feyerlichen Gelübde
Nennen, Ehr' und Treue verpfänden, um Liebes und Leides,
Niemand ein Wörtchen zu sagen, und so entdeckt sie ihr alles.
Eben so wenig hat auch mein Weib das Versprechen gehalten:
Denn sobald sie mich fand, erzählte sie was sie vernommen,
Gab mir ein Merkmal dazu, woran ich die Wahrheit der Rede
Leicht erkennte; doch war mir dadurch nur schlimmer geschehen.
Ich erinnerte mich der Frösche, deren Gequake
Bis zu den Ohren des Herrn im Himmel endlich gelangte.
Einen König wollten sie haben und wollten im Zwange
Leben, nachdem sie der Freiheit in allen Landen genossen.

Da erhörte sie Gott und sandte den Storch, der beständig
Sie verfolget und haßt und keinen Frieden gewähret.
Ohne Gnade behandelt' er sie; nun klagen die Thoren,
Aber leider zu spät: denn nun bezwingt sie der König.

Reinete redete laut zur ganzen Versammlung, es hörten
Alle Thiere sein Wort, und so verfolgt' er die Rede:
Sebt, für alle fürchtet' ich das. So wär' es geworden.
Herr, ich sorgte für euch, und hoffte bess're Belohnung.
Braunens Ränke sind mir bekannt, sein tückisches Wesen,
Manche Missethat auch von ihm; ich besorgte das Schlimmste.
Würd' er Herr, so wären wir alle zusammen verdorben.
Unser König ist edel geboren und mächtig und gnädig,
Dacht' ich im Stillen bei mir: es wär' ein trauriger Wechsel
Einen Bären und tölpischen Tauger...ot so zu erhöhen.
Etliche Wochen sann ich darüber und sucht' es zu hindern.

Auch vor allem begriff ich es wohl: behielte mein Vater
Seinen Schatz in der Hand, so brächt' er viele zusammen,
Sicher gewann' er das Spiel und wir verlören den König.
Meine Sorge ging nun dahin, den Ort zu entdecken,
Wo der Schatz sich befände, damit ich ihn heimlich entführte.
Zog mein Vater in's Feld, der alte, listige, lief er
Nach dem Walde bei Tag' oder Nacht, in Frost oder Hitze,
Näss' oder Trockne, so war ich dahinter und spürte den Gang aus.

Einmal lag ich versteckt in der Erde mit Sorgen und Sinnen,
Wie ich entdeckte den Schatz, von dem mir so vieles bekannt war.
Da erblickt' ich den Vater aus einer Ritze sich schleichen,
Zwischen den Steinen kam er hervor und stieg aus der Tiefe.
Still und verborgen hielt ich mich da; er glaubte sich einsam,

Schaute sich überall um, und als er Niemand bemerkte
Nah oder fern, begann er sein Spiel. ihr sollt es vernehmen.
Wieder mit Sande verstopft' er das Loch und wußte geschicklich
Mit dem übrigen Boden es gleich zu machen. Das konnte
Wer nicht zusah unmöglich erkennen. Und eh er von dannen
Wanderte, wußt' er den Platz, wo seine Füße gestanden,
Ueber und über geschickt mit seinem Schwanze zu streichen,
Und vermühlte die Spur mit seinem Munde. Das lernt' ich
Jenes Tages zuerst von meinem listigen Vater,
Der in Ränken und Schwänken und allen Streichen gewandt war.
Und so eilt' er hinweg nach seinem Gewerbe. Da sann ich,
Ob sich der herrliche Schatz wohl in der Nähe befände?
Eilig trat ich herbei und schritt zum Werke; die Ritze
Hatt' ich in weniger Zeit mit meinen Pfoten eröffnet,
Kroch begierig hinein. Da fand ich köstliche Sachen,
Feines Silbers genug und rothen Goldes! Wahrhaftig
Auch der Aelteste hier hat nie so vieles gesehen.
Und ich machte mich dran mit meinem Weibe; wir trugen,
Schleppten bei Tag und bei Nacht; uns fehlten Karren und
Wagen,
Viele Mühe kostet' es uns und manche Beschwernis.
Treulich hielt Frau Ermelyn aus; so hatten wir endlich
Die Kleinode hinweg zu einer Stätte getragen,
Die uns gelegener schien. Indessen hielt sich mein Vater
Täglich mit jenen zusammen, die unsern König verriethen.
Was sie beschlossen, das werdet ihr hören und werdet erschrecken.

Braun und Isegrim sandten sofort in manche Provinzen
Offene Briefe, die Söldner zu locken: sie sollten zu Haufen
Eilig kommen, es wolle sie Braun mit Diensten versehen,
Milde woll' er sogar voraus die Söldner bezahlen.

Da

Da durchſtrich mein Vater die Länder und zeigte die Briefe,
Seines Schatzes gewiß, der, glaubt' er, läge geborgen.
Aber es war nun geſchehn. er hätte mit allen Geſellen,
Sucht' er auch noch ſo genau, nicht einen Pfennig gefunden.

Keine Bemühung ließ er ſich reun; ſo war er behende
Zwiſchen der Elb' und dem Rheine durch alle Länder gelaufen,
Manchen Söldner hatt' er gefunden und manchen gewonnen.
Kräftigen Nachdruck ſollte das Geld den Worten verleihen.

Endlich kam der Sommer in's Land; zu ſeinen Geſellen
Kehrte mein Vater zurück. Da hatt' er von Sorgen und Nothen
Und von Angſt zu erzählen, beſonders wie er beinahe
Vor den hohen Burgen in Sachſen ſein Leben verloren,
Wo ihn Jäger mit Pferden und Hunden alltäglich verfolgten,
Daß er knapp und mit Noth mit heilem Pelze davon kam.

Freudig zeigt' er darauf den vier Verräthern die Liſte,
Welche Geſellen er alle mit Gold und Verſprechen gewonnen.
Braunen erfreute die Botſchaft; es laſen die fünfe zuſammen,
Und es hieß: Zwölfhundert von Iſegrims kühnen Verwandten
Werden kommen mit offenen Mäulern und ſpitzigen Zähnen,
Ferner, die Kater und Bären ſind alle für Braunen gewonnen,
Jeder Vielfraß und Dachs aus Sachſen und Thüringen ſtellt ſich.
Doch man ſolle ſich ihnen zu der Bedingung verbinden:
Einen Monat des Soldes voraus zu zahlen; ſie wollten
Alle dagegen mit Macht bei'm erſten Gebote ſich ſtellen.
Gott ſey ewig gedankt, daß ich die Plane gehindert!

Denn nachdem er nun alles beſorgt, ſo eilte mein Vater
Ueber Feld und wollte den Schatz auch wieder beſchauen.

Da ging erst die Bekümmerniß an; da grub er und suchte.
Doch je länger er scharrte, je weniger fand er. Vergebens
War die Mühe, die er sich gab, und seine Verzweiflung:
Denn der Schatz war fort, er konnt' ihn nirgend entdecken.
Und vor Aerger und Scham — wie schrecklich quält die Erinn'rung
Mich bei Tag und bei Nacht! — erhängte mein Vater sich selber.

Alles das hab' ich gethan, die böse That zu verhindern.
Uebel geräth es mir nun; jedoch es soll mich nicht reuen.
Isegrim aber und Braun, die gefräßigen, sitzen am nächsten
Bei dem König zu Rath. Und Reineke! wie dir dagegen,
Armer Mann, jetzt gedankt wird! daß du den leiblichen Vater
Hingegeben, den König zu retten. Wo sind sie zu finden,
Die sich selber verderben, nur euch das Leben zu fristen?

König und Königin hatten indeß den Schatz zu gewinnen
Große Begierde gefühlt; sie traten seitwärts und riefen
Reineken, ihn besonders zu sprechen und fragten behende:
Saget an, wo habt ihr den Schatz? Wir möchten es wissen.
Reineke ließ sich dagegen vernehmen: Was könnt' es mir helfen,
Zeigt' ich die herrlichen Güter dem Könige, der mich verurtheilt?
Glaubet er meinen Feinden doch mehr, den Dieben und Mördern,
Die euch mit Lügen beschweren, mein Leben mir abzugewinnen.

Nein, versetzte die Königin: nein! so soll es nicht werden!
Leben läßt euch mein Herr und das Vergangne vergißt er.
Er bezwingt sich und zürnet nicht mehr. Doch möget ihr künftig
Kluger handeln, und treu und gewärtig dem Könige bleiben.

Reineke sagte: gnädige Frau, vermöget den König,
Mir zu geloben vor euch, daß er mich wieder begnadigt,
Daß er mir alle Verbrechen und Schulden und alle den Unmuth,

Warum mir aber in neuſter Welt
Anarchie gar ſo wohl gefällt?
Ein jeder lebt nach ſeinem Sinn,
Das iſt nun alſo auch mein Gewinn.
Ich laß einem jeden ſein Beſtreben,
Um auch nach meinem Sinne zu leben.

Da kann man frank und fröhlich leben,
Niemanden wird Recht gegeben,
Dafür gibt man wieder niemand Recht,
Macht's eben gut, macht's eben ſchlecht;
Im Ganzen aber, wie man ſieht,
Im Weltlauf immer doch etwas geſchieht.
Was kluges, dummes auch je geſchah
Das nennt man Welt-Hiſtoria:
Und die Herrn Bredows künft'ger Zeiten
Werden daraus Tabellen bereiten,
Darin ſtudirt die Jugend mit Fleiß
Was ſie nie zu begreifen weiß.

Den ich ihm leider erregt', auf keine Weise gedenket,
So besitzet gewiß in unsern Zeiten kein König
Solchen Reichthum als er durch meine Treue gewinnet;
Groß ist der Schatz; ich zeige den Ort, ihr werdet erstaunen.

Glaubet ihm nicht, versetzte der König: doch wenn er von Stehlen,
Lügen und Rauben erzählet, das möget ihr allenfalls glauben;
Denn ein größerer Lügner ist wahrlich niemals gewesen.

Und die Königin sprach: fürwahr sein bisheriges Leben
Hat ihm wenig Vertrauen erworben; doch jetzo bedenket,
Seinen Oheim den Dachs und seinen eigenen Vater
Hat er dießmal bezüchtigt und ihre Frevel verkündigt.
Wollt' er, so konnt' er sie schonen und konnte von anderen Thieren
Solche Geschichten erzählen; er wird so thörig nicht lügen.

Meinet ihr so, versetzte der König: und denkt ihr, es wäre
Wirklich zum Besten gerathen, daß nicht ein größeres Uebel
Draus entstünde, so will ich es thun und diese Verbrechen
Reinekens über mich nehmen und seine verwundete Sache.
Einmal trau' ich, zum letztenmal noch! das mag er bedenken:
Denn ich schwör' es ihm zu bei meiner Krone! wofern er
Künftig frevelt und lügt, es soll ihn ewig gereuen;
Alles, wär' es ihm nur verwandt im zehenten Grade,
Wer sie auch wären, sie sollten's entgelten, und keiner entgeht mir,
Sollen in Unglück und Schmach und schwere Processe gerathen!

Als nun Reineke sah, wie schnell sich des Königs Gedanken
Wendeten, faßt' er ein Herz und sagte: Sollt' ich so thöricht
Handeln, gnädiger Herr, und euch Geschichten erzählen,
Deren Wahrheit sich nicht in wenig Tagen bewiese?

Und der König glaubte den Worten und alles vergab er,
Erst des Vaters Verrath, dann Reinekens eigne Verbrechen.
Ueber die Maßen freute sich der; zur glücklichen Stunde
War er der Feinde Gewalt und seinem Verhängniß entronnen.

Edler König, gnädiger Herr! begann er zu sprechen:
Möge Gott euch alles vergelten und eurer Gemahlin,
Was ihr an mir Unwürdigem thut; ich will es gedenken
Und ich werde mich immer gar höchlich dankbar erzeigen.
Denn es lebet gewiß in allen Landen und Reichen
Niemand unter der Sonne, dem ich die herrlichen Schätze
Lieber gönnte, denn eben euch beiden. Was habt ihr nicht alles
Mir für Gnade bewiesen! Dagegen geb' ich euch willig
König Emmerichs Schatz, so wie ihn dieser besessen.
Wo er liegt, beschreib' ich euch nun, ich sage die Wahrheit.

Höret! im Osten von Flandern ist eine Wüste, darinnen
Liegt ein einzeiner Busch, heißt Hüsterlo, merket den Namen!
Dann ist ein Brunn der Krekelborn heißt, ihr werdet verstehen,
Beide nicht weit aus einander. Es kommt in selbige Gegend
Weder Weib noch Mann im ganzen Jahre. Da wohnet
Nur die Eul' und der Schubu, und dort begrub ich die Schätze.
Krekelborn heißt die Stätte, das merket und nützet das Zeichen.
Gehet selber dahin mit eurer Gemahlin; es wäre
Niemand sicher genug, um ihn als Boten zu senden,
Und der Schade wäre zu groß; ich darf es nicht rathen.
Selber müßt ihr dahin. Bei Krekelborn geht ihr vorüber,
Seht zwey junge Birken hernach, und merket! die eine
Steht nicht weit von dem Brunnen; so geht nun, gnädiger König,
Grad auf die Birken los, denn drunter liegen die Schätze.
Kratzt und scharret nur zu; erst findet ihr Moos an den Wurzeln,

Dann entdeckt ihr sogleich die allerreichsten Geschmeide,
Golden, künstlich und schön, auch findet ihr Emmerichs Krone;
Wäre des Bären Wille geschehn, der sollte sie tragen.
Manchen Zierrath sebt ihr daran und Edelgesteine,
Goldnes Kunstwerk; man macht es nicht mehr, wer wollt' es bezahlen?
Sehet ihr alle das Gut, o gnädiger König, beisammen,
Ja ich bin es gewiß, ihr denket meiner in Ehren.
Reineke, redlicher Fuchs! so denkt ihr: der du so klüglich
Unter das Moos die Schätze gegraben, o mög' es dir immer,
Wo du auch seyn magst, glücklich ergehn! So sagte der Heuchler.

Und der König versetzte darauf: ihr müßt mich begleiten;
Denn wie will ich allein die Stelle treffen? Ich habe
Wohl von Aachen gehört, wie auch von Lübek, und Cöllen,
Und von Paris; doch Hüsterlo hört' ich im Leben nicht einmal
Nennen, eben so wenig als Krekelborn; sollt' ich nicht fürchten,
Daß du uns wieder belügst und solche Namen erdichtest?

Reineke hörte nicht gern des Königs bedächtige Rede,
Sprach: so weis' ich euch doch nicht fern von hinnen, als hättet
Ihr am Jordan zu suchen. Wie schien' ich euch jetzo verdächtig?
Nächst, ich bleibe dabei, ist alles in Flandern zu finden.
Laßt uns einige fragen; es mag es ein andrer versichern.
Krekelborn! Hüsterlo! sagt' ich, und also heißen die Namen.
Lampen rief er darauf, und Lampe zauderte bebend.
Reineke rief: so komm nur getrost, der König begehrt euch.
Will, ihr sollt bei Eid und bei Pflicht, die ihr neulich geleistet,
Wahrhaft reden; so zeiget denn an, wofern ihr es wisset,
Sagt, wo Hüsterlo liegt und Krekelborn? Lasset uns hören.

Lampe sprach: das kann ich wohl sagen. Es liegt in der Wüste.
Krekeldorn nahe bei Hüsterle. Hüsterle nennen die Leute
Jenen Busch, wo Simonet lange, der Krumme, sich aufhielt,
Falsche Münze zu schlagen mit seinen verwegnen Gesellen.
Vieles hab' ich daselbst von Frost und Hunger gelitten,
Wenn ich vor Ysengrin, dem Hund, in großen Nöthen geflüchtet.
Reineke sagte darauf: ihr könnt euch unter die andern
Wieder stellen; ihr habet den König genugsam berichtet.
Und der König sagte zu Reineke: seyd mir zufrieden,
Daß ich hastig gewesen und eure Worte bezweifelt;
Aber setzet nun zu, mich an die Stelle zu bringen.

Reineke sprach: wie schätzt' ich mich glücklich, geziemt' es mir heute
Mit dem König zu gehn und ihm nach Flandern zu folgen;
Aber es müßt' euch zur Sünde gereichen. So sehr ich mich schäme,
Muß es heraus, wie gern ich es auch noch länger verschwiege.
Isegrim ließ vor einiger Zeit zum Mönche sich weihen,
Zwar nicht etwa dem Herren zu dienen, er diente dem Magen;
Zehrte das Kloster fast auf, man reicht' ihm für Sechse zu essen,
Alles war ihm zu wenig; er klagte mir Hunger und Kummer;
Endlich erbarmet' es mich, als ich ihn mager und krank sah,
Half ihm treulich davon, er ist mein naher Verwandter.
Und nun hab' ich darum den Bann des Papstes verschuldet,
Möchte nun ohne Verzug, mit eurem Wissen und Willen,
Meine Seele berathen und morgen mit Aufgang der Sonne,
Gnad und Ablaß zu suchen, nach Rom mich als Pilger begeben,
Und von dannen über das Meer; so werden die Sünden
Alle von mir genommen, und kehr' ich wieder nach Hause,
Darf ich mit Ehren neben euch gehn. Doch thät' ich es heute,
Würde jeglicher sagen: wie treibt es jetzo der König

Wieder mit Reinekken, den er von kurzem zum Tode verurtheilt!
Und der über das alles im Bann des Papstes verstrickt ist!
Gnädiger Herr, ihr seht es wohl ein, wir lassen es lieber.

Wahr, versetzte der König drauf: das konnt' ich nicht wissen.
Bist du im Banne, so wär' mir's ein Vorwurf dich mit mir zu führen,
Lampe kann mich, oder ein andrer, zum Berne begleiten.
Aber, Reinecke, daß du vom Banne dich suchst zu befreien,
Find' ich nützlich und gut. Ich gebe dir gnädigen Urlaub,
Morgen bei Zeiten zu gehn; ich will die Wallfahrt nicht hindern.
Denn mir scheint, ihr wollt euch bekehren vom Bösen zum Guten.
Gott gesegne den Vorsatz und laß euch die Reise vollbringen!

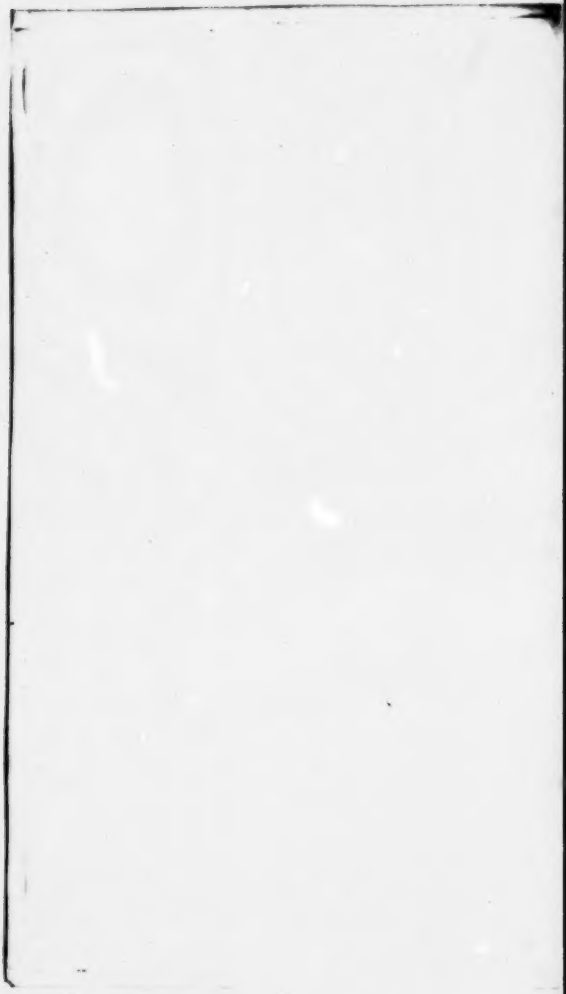

Sechster Gesang.

So gelangte Reineke wieder zur Gnade des Königs.
Und es trat der König hervor auf erhabene Stätte,
Sprach vom Steine herab und hieß die sämmtlichen Thiere
Stille schweigen; sie sollten in's Gras nach Stand und Geburt sich
Niederlassen. Und Reineke stand an der Königin Seite;
Aber der König begann mit großem Bedachte zu sprechen:

Schweiget und höret mich an, zusammen Vögel und Thiere,
Arm' und Reiche, höret mich an, ihr Großen und Kleinen,
Meine Baronen und meine Genossen des Hofes und Hauses!
Reineke steht hier in meiner Gewalt; man dachte vor Kurzem
Ihn zu hängen, doch hat er bei Hofe so manches Geheimniß
Dargethan, daß ich ihm glaube und wohlbedächtlich die Huld ihm
Wieder schenke. So hat auch die Königin, meine Gemahlin,
Sehr gebeten für ihn, so daß ich ihm günstig geworden,
Mich ihm völlig versöhnet und Leib und Leben und Güter
Frei ihm gegeben. Es schützt ihn fortan und schirmt ihn mein
Friede;
Nun sey allen zusammen bei Leibesleben geboten:
Reineken sollt ihr überall ehren mit Weib und mit Kindern,
Wo sie euch immer bei Tag oder Nacht hinkünftig begegnen.
Ferner hör' ich von Reinekens Dingen nicht weitere Klage;
Hat er Uebels gethan, so ist es vorüber; er wird sich
Bessern, und thut es gewiß. Denn morgen wird er bei Zeiten
Stab und Ränzel ergreifen, als frommer Pilger nach Rom gehn,

Und von dannen über das Meer; auch kommt er nicht wieder,
Bis er vollkommenen Ablaß der sündigen Thaten erlangt hat.

Hinze wandte sich drauf zu Braun und Isegrim zornig:
Nun ist Mühe und Arbeit verloren! so rief er: o wär' ich
Weit von hier! Ist Reinete wieder zu Gnaden gekommen,
Braucht er jegliche Kunst, uns alle Drei zu verderben.
Um ein Auge bin ich gebracht, ich fürchte für's andre!

Guter Rath ist theuer, versetzte der Braune: das seh' ich.
Isegrim sagte dagegen: das Ding ist seltsam! wir wollen
Grad zum Könige gehn. Er trat verdrießlich mit Braunen
Gleich vor König und Königin auf, sie redeten vieles
Wider Reineken, redeten heftig; da sagte der König:
Höret ihr's nicht? Ich hab' ihn auf's Neue zu Gnaden empfangen.
Zornig sagt' es der König und ließ im Augenblick beide
Fahen, binden und schließen; denn er gedachte der Worte,
Die er von Reineken hatte vernommen und ihres Verrathes.

So veränderte sich in dieser Stunde die Sache
Reinekens völlig. Er machte sich los, und seine Verkläger
Wurden zu Schanden; er wußte sogar es tückisch zu lenken,
Daß man dem Bären ein Stück von seinem Felle herabzog,
Fuß lang, Fuß breit, daß auf die Reise daraus ihm ein Ränzel
Fertig würde; so schien zum Pilger ihm wenig zu fehlen.
Aber die Königin bat er, auch Schuh' ihm zu schaffen und sagte:
Ihr erkennt mich, gnädige Frau, nun einmal für euren
Pilger; helfet mir nun, daß ich die Reise vollbringe.
Isegrim hat vier tüchtige Schuhe, da wär' es wohl billig,
Daß er ein Paar mir davon zu meinem Wege verliehe;
Schafft mir sie, gnädige Frau, durch meinen Herren den König.

Wie es in der Welt ſo geht —
Weiß man was geſchah?
Und was auf dem Papiere ſteht
Das ſteht eben da.

Das Weltregiment — über Nacht
Seine Formen hab' ich durchgedacht.
Den hehren Despoten lieb' ich im Krieg,
Verſtändigen Monarchen gleich hinter dem Sieg;
Dann wünſcht' ich jedoch, daß alle die Trauten
Sich nicht gleich neben und mit ihm erbauten.
Und wie ich das hoffe, ſo kommt mir die Menge,
Nimmt hüben und drüben mich derb in's Gedränge;
Von da verlier' ich alle Spur. —
Was will mir Gott für Lehre daraus gönnen?
Daß wir uns eben alle nur
Auf kurze Zeit regieren können.

Auch entbehrte Frau Gieremund wohl ein Paar von den ihren,
Denn als Hausfrau bleibt ſie doch meiſt in ihrem Gemache.

Dieſe Forderung fand die Königin billig. Sie können
Jedes wahrlich ein Paar entbehren! ſagte ſie gnädig.
Reinete dankte darauf und ſagte mit freudiger Beugung:
Krieg' ich doch nun vier tüchtige Schuhe, da will ich nicht zaudern.
Alles Guten, was ich ſofort als Pilger vollbringe,
Werdet ihr theilhaft gewiß! ihr und mein gnädiger König:
Auf der Wallfahrt ſind wir verpflichtet für alle zu beten,
Die uns irgend geholfen. Es lohne Gott euch die Milde!

An den vorderen Füßen verlor Herr Ziegrim alſo
Seine Schuhe bis an die Knorren; deßgleichen verſchonte
Man Frau Gieremund nicht, ſie mußte die hinterſten laſſen.

So verloren ſie beide die Haut und Klauen der Füße,
Lagen erbärmlich mit Brunnen zuſammen und dachten zu ſterben;
Aber der Heuchler hatte die Schuh' und das Känzel gewonnen,
Trat herzu und ſpottete noch beſonders der Wölfin:
Liebe, Gute! ſagt' er zu ihr: da ſehet wie zierlich
Eure Schuhe mir ſtehn, ich hoffe, ſie ſollen auch dauern.
Manche Mühe gabt ihr euch ſchon zu meinem Verderben,
Aber ich habe mich wieder bemüht; es iſt mir gelungen.
Habt ihr Freude gehabt, ſo kommt nun endlich die Reihe
Wieder an mich; ſo pflegt es zu gehn, man weiß ſich zu faſſen.
Wenn ich nun reiſe, ſo kann ich mich täglich der lieben Verwandten
Dankbar erinnern; ihr habt mir die Schuhe gefällig gegeben,
Und es ſoll euch nicht reuen; was ich an Ablaß verdiene,
Theil' ich mit euch, ich hol' ihn zu Rom und über dem Meere,

Und Frau Gieremund lag in großen Schmerzen, ſie konnte
Faſt nicht reden, doch griff ſie ſich an und ſagte mit Seufzen:
Unſre Sünden zu ſtrafen, läßt Gott euch alles gelingen.
Aber Iſegrim lag und ſchwieg mit Braunen zuſammen;
Beide waren elend genug, gebunden, verwundet,
Und vom Feinde verſpottet. Es fehlte Hinze der Kater;
Reineke wünſchte ſo ſehr auch ihm das Waſſer zu wärmen.

Nun beſchäftigte ſich der Heuchler am anderen Morgen
Gleich die Schuhe zu ſchmieren, die ſeine Verwandten verloren,
Eilte dem Könige noch ſich vorzuſtellen und ſagte:
Euer Knecht iſt bereit den heiligen Weg zu betreten;
Eurem Prieſter werdet ihr nun in Gnaden befehlen,
Daß er mich ſegne, damit ich von hinnen mit Zuverſicht ſcheide,
Daß mein Ausgang und Eingang gebenedeit ſey! ſo ſprach er.
Und es hatte der König den Widder zu ſeinem Caplane;
Alle geiſtlichen Dinge beſorgt er, es braucht ihn der König
Auch zum Schreiber, man nennt ihn Bellyn. Da ließ er ihn rufen,
Sagte: Leſet ſogleich mir etliche heilige Worte
Ueber Reineken hier, ihn auf die Reiſe zu ſegnen,
Die er vorhat; er gehet nach Rom und über das Waſſer.
Hänget das Ränzel ihm um, und gebt ihm den Stab in die Hände.
Und es erwiderte drauf Bellyn: Herr König, ihr habet,
Glaub' ich, vernommen, daß Reineke noch vom Banne nicht
los iſt.
Uebels würd' ich deßwegen von meinem Biſchof erdulden.
Der es leichtlich erfährt, und mich zu ſtrafen Gewalt hat.
Aber ich thue Reineken ſelbſt nichts Grades noch Krummes.
Könnte man freilich die Sache vermitteln, und ſollt' es kein
Vorwurf
Mir beim Biſchof, Herrn Ohnegrund, werden, zürnte nicht etwa

Drüber der Propſt, Herr Loſefund, oder der Dechant
Rapiamus, ich ſegnet' ihn gern nach eurem Befehle.

Und der König verſetzte: was ſoll das reimen und reden?
Viele Worte laßt ihr uns hören und wenig dahinter.
Leſet ihr über Reineke mir nicht Grades noch Krummes,
Frag' ich den Teufel darnach! Was geht mich der Biſchof im Dom an?
Reineke macht die Wallfahrt nach Rom, und wollt ihr das hindern?
Aengſtlich kraute Bellon ſich hinter den Ohren; er ſcheute
Seines Königes Zorn, und fing ſogleich aus dem Buch an
Ueber den Pilger zu leſen, doch dieſer achtet' es wenig.
Was es mochte, half es denn auch, das kann man ſich denken.

Und nun war der Segen geleſen, da gab man ihm weiter
Ränzel und Stab, der Pilger war fertig, ſo log er die Wallfahrt.
Falſche Thränen liefen dem Schelmen die Wangen herunter,
Und benetzten den Bart, als fühlt' er die ſchmerzlichſte Reue.
Freilich ſchmerzt' es ihn auch, daß er nicht alle zuſammen,
Wie ſie waren, in's Unglück gebracht, und drey nur geſchändet,
Doch er ſtand und bat, ſie möchten alle getreulich
Für ihn beten, ſo gut ſie vermöchten. Er machte nun Anſtalt
Fort zu eilen, er fühlte ſich ſchuldig und hatte zu fürchten.
Reineke, ſagte der König: ihr ſeyd mir ſo eilig! Warum das? —
Wer was Gutes beginnt ſoll niemals weilen, verſetzte
Reineke drauf: ich bitt' euch um Urlaub, es iſt die gerechte
Stunde gekommen, gnädiger Herr, und laſſet mich wandern.
Habet Urlaub, ſagte der König, und alſo gebot er
Sämmtlichen Herren des Hofs, dem falſchen Pilger ein Stückchen
Weges zu folgen und ihn zu begleiten. Es lagen indeſſen
Braun und Iſegrim, beide gefangen, in Jammer und Schmerzen.

Und so hatte denn Reineke wieder die Liebe des Königs
Völlig gewonnen und ging mit großen Ehren vom Hofe,
Schien mit Ränzel und Stab nach dem heiligen Grabe zu wallen,
Hatt' er dort gleich so wenig zu thun, als ein Maybaum in Aachen.
Ganz was anders führt' er im Schilde. Nun war ihm gelungen,
Einen flächsenen Bart und eine wächserne Nase
Seinem König zu drehen; es mußten ihm alle Verkläger
Folgen, da er nun ging, und ihn mit Ehren begleiten.
Und er konnte die Tücke nicht lassen und sagte noch scheidend:
Sorget, gnädiger Herr, daß euch die beiden Verräther
Nicht entgehen und haltet sie wohl im Kerker gebunden.
Würden sie frei, sie ließen nicht ab mit schändlichen Werken.
Eurem Leben drohet Gefahr, Herr König, bedenkt es!

Und so ging er dahin mit stillen frommen Gebärden,
Mit einfältigem Wesen, als wüßt' er's eben nicht anders.
Drauf erhub sich der König zurück zu seinem Palaste,
Sämmtliche Thiere folgten dahin. Nach seinem Befehle
Hatten sie Reineken erst ein Stückchen Weges begleitet;
Und es hatte der Schelm sich ängstlich und traurig gebärdet,
Daß er manchen gutmüthigen Mann zum Mitleid bewegte.
Lampe, der Hase, besonders war sehr bekümmert. Wir sollen,
Lieber Lampe, sagte der Schelm: und sollen wir scheiden?
Möcht' es euch und Bellyn, dem Widder, heute belieben,
Meine Straße mit mir noch ferner zu wandeln! Ihr würdet
Mir durch eure Gesellschaft die größte Wohlthat erzeigen.
Ihr seyd angenehme Begleiter und redliche Leute,
Jederman redet nur Gutes von euch, das brächte mir Ehre;
Geistlich seyd ihr und heiliger Sitte. Ihr lebet gerade,
Wie ich als Klausner gelebt. Ihr laßt euch mit Kräutern
begnügen,

Pfe-

Pfleget mit Laub und Gras den Hunger zu ſtillen, und fraget
Nie nach Brot oder Fleiſch, noch andrer beſonderer Speiſe.
Alſo konnt' er mit Lob der beiden Schwäche bethören;
Beide gingen mit ihm zu ſeiner Wohnung und ſahen
Malepartus, die Burg, und Reineke ſagte zum Widder:
Bleibet hieraußen, Bellyn, und laßt die Gräſer und Kräuter
Nach Belieben euch ſchmecken; es bringen dieſe Gebirge
Manche Gewächſe hervor, geſund und guten Geſchmackes.
Lampen nehm' ich mit mir; doch bittet ihn, daß er mein Weib mir
Tröſten möge, die ſchon ſich betrübt, und wird ſie vernehmen,
Daß ich nach Rom als Pilger verreiſe, ſo wird ſie verzweifeln.
Süße Worte brauchte der Fuchs, die zwei zu betriegen.
Lampen führt' er hinein, da fand er die traurige Füchſin
Liegen neben den Kindern, von großer Sorge bezwungen:
Denn ſie glaubte nicht mehr, daß Reineke ſollte von Hofe
Wiederkehren. Nun ſah ſie ihn aber mit Ränzel und Stabe;
Wunderbar kam es ihr vor, und ſagte: Reinhart, mein Lieber,
Saget mir doch, wie iſt's euch gegangen? Was habt ihr erfahren?
Und er ſprach: ſchon war ich verurtheilt, gefangen, gebunden,
Aber der König bezeigte ſich gnädig, befreite mich wieder
Und ich zog als Pilger hinweg; es blieben zu Bürgen
Braun und Iſegrim beide zurück. Dann hat mir der König
Lampen zur Sühne gegeben und was wir nur wollen, geſchieht ihm.
Denn es ſagte der König zuletzt mit gutem Beſcheide:
Lampe war es, der dich verrieth. So hat er wahrhaftig
Große Strafe verdient und ſoll mir alles entgelten.
Aber Lampe vernahm erſchrocken die drohenden Worte,
War verwirrt und wollte ſich retten und eilte zu fliehen.
Reineke ſchnell vertrat ihm das Thor, es faßte der Mörder
Bei dem Halſe den Armen, der laut und gräßlich um Hülfe
Schrie: O helfet, Bellyn! Ich bin verloren! Der Pilger

Bringt mich um! Doch schrie er nicht lange: denn Reinecke hatt' ihm
Bald die Kehle zerbissen. Und so empfing er den Gastfreund.
Kommt nun, sagt' er: und essen wir schnell, denn fett ist der Hase,
Guten Geschmackes. Er ist wahrhaftig zum erstenmal etwas
Nütze, der alberne Geck; ich hatt' es ihm lange geschworen.
Aber nun ist es vorbei; nun mag der Verräther verklagen!
Reinecke machte sich dran mit Weib und Kindern, sie pflückten
Eilig dem Hasen das Fell und zerissen mit gutem Behagen.
Köstlich schmeckt' es der Füchsin, und einmal über das andre:
Dank sey König und Königin! rief sie: wir haben durch ihre
Gnade das herrliche Mahl, Gott mög' es ihnen belohnen!
Esset nur, sagte Reinecke, zu; es reichet für diesmal;
Alle werden wir satt, und mehreres denk' ich zu holen:
Denn es müssen doch alle zuletzt die Zeche bezahlen,
Die sich an Reinecken machen und ihm zu schaden gedenken.

Und Frau Ermelyn sprach: ich möchte fragen, wie seyd ihr
Los und ledig geworden? Ich brauchte, sagt' er dagegen,
Viele Stunden, wollt' ich erzählen, wie fein ich den König
Umgewendet und ihn und seine Gemahlin betrogen.
Ja, ich sag' es euch nicht, es ist die Freundschaft nur dünne
Zwischen dem König und mir und wird nicht lange bestehen.
Wenn er die Wahrheit erfährt, er wird sich grimmig entrüsten.
Kriegt er mich wieder in seine Gewalt, nicht Gold und nicht Silber
Könnte mich retten, er folgt mir zornig und sucht mich zu fangen.
Keine Gnade darf ich erwarten, das weiß ich am besten:
Ungehangen läßt er mich nicht, wir müssen uns retten.

Laßt uns nach Schwaben entfliehn! dort kennt uns nie-
mand; wir halten
Uns nach Landes Weise daselbst. Hilf Himmel! es findet

Süße Speiſe ſich da und alles Guten die Fülle:
Hühner, Gänſe, Haſen, Kaninchen, und Zucker und Datteln,
Feigen, Roſinen, und Vögel von allen Arten und Größen;
Und man bäckt im Lande das Brot mit Butter und Eyern.
Rein und klar iſt das Waſſer, die Luft iſt heiter und lieblich,
Fiſche gibt es genug, die beißen Gallinen und andre
Heißen Pullus und Gallus und Anas, wer nennte ſie alle?
Das ſind Fiſche nach meinem Geſchmack! Da brauch' ich nicht eben
Tief in's Waſſer zu tauchen; ich habe ſie immer gegeſſen,
Da ich als Klausner mich hielt. Ja, Weibchen, wollen wir endlich
Friede genießen, ſo müſſen wir hin, ihr müßt mich begleiten.

Nun verſteht mich nur wohl: es ließ mich dießmal der König
Wieder entwiſchen, weil ich ihm log von ſeltenen Dingen.
König Emmerichs herrlichen Schatz verſprach ich zu liefern;
Den beſchrieb ich, er läge bei Krekelborn. Werden ſie kommen,
Dort zu ſuchen, ſo finden ſie leider nicht dieſes, noch jenes,
Werden vergeblich im Boden wühlen, und ſiehet der König
Dergeſtalt ſich betrogen, ſo wird er ſchrecklich ergrimmen.
Denn was ich für Lügen erſann, bevor ich entwiſchte,
Könnt ihr denken; fürwahr es ging zunächſt an den Kragen!
Niemals war ich in größerer Noth, noch ſchlimmer geängſtigt,
Nein! ich wünſche mir ſolche Gefahr nicht wieder zu ſehen.
Kurz es mag mir begegnen was will, ich laſſe mich niemals
Wieder nach Hofe bereden, um in des Königs Gewalt mich
Wieder zu geben; es brauchte wahrhaftig die größte Gewandtheit,
Meinen Daumen mit Noth aus ſeinem Munde zu bringen.

Und Frau Ermelyn ſagte betrübt: was wollte das werden?
Elend ſind wir und fremd in jedem anderen Lande;
Hier iſt alles nach unſerm Begehren. Ihr bleibet der Meiſter

Eurer Bauern. Und habt ihr ein Abenteuer zu wagen
Denn ſo nöthig? Fürwahr um Ungewiſſes zu ſuchen,
Das Gewiſſe zu laſſen iſt weder räthlich noch rühmlich.
Leben wir hier doch ſicher genug! Wie ſtark iſt die Veſte!
Ueberzög' uns der König mit ſeinem Heere, belegt' er
Auch die Straße mit Macht; wir haben immer ſo viele
Seitenthore, ſo viel geheime Wege, wir wollen
Glücklich entkommen. Ihr wißt es ja beſſer, was ſoll ich es ſagen;
Uns mit Macht und Gewalt in ſeine Hände zu kriegen,
Viel gehörte dazu. Es macht mir keine Beſorgniß.
Aber daß ihr über das Meer zu gehen geſchworen,
Das betrübt mich. Ich faſſe mich kaum. Was könnte das werden!

Liebe Frau, bekümmert euch nicht! verſetzte dagegen
Reinecke: höret mich an und merket: beſſer geſchworen
Als verloren! So ſagte mir ernſt ein Weiſer im Beichtſtuhl:
Ein gezwungener Eid bedeute wenig. Das kann mich
Keinen Katzenſchwanz bindern! Ich meine den Eid, verſteht nur.
Wie ihr geſagt habt, ſoll es geſchehen. Ich bleibe zu Hauſe.
Wenig hab' ich fürwahr in Rom zu ſuchen, und hätt' ich
Zehen Eide geſchworen, ſo wollt' ich Jeruſalem nimmer
Sehen; ich bleibe bei euch und hab' es freilich bequemer;
Andrer Orten find' ich's nicht beſſer, als wie ich es habe.
Will mir der König Verdruß bereiten, ich muß es erwarten,
Stark und zu mächtig iſt er für mich; doch kann es gelingen,
Daß ich ihn wieder bethöre, die bunte Kappe mit Schellen
Ueber die Ohren ihm ſchiebe. Da ſoll er's, wenn ich's erlebe,
Schlimmer finden als er es ſucht. Das ſey ihm geſchworen!

Ungeduldig begann Bellyn am Thore zu ſchmählen:
Lampe, wollt ihr nicht fort? So kommt doch' laſſet uns gehen!

Reineke hört' es und eilte hinaus und ſagte: mein Lieber,
Lampe bittet euch ſehr ihm zu vergeben, er freut ſich
Drinn mit ſeiner Frau Muhme, das werdet ihr, ſagt er, ihm gönnen.
Gehet ſachte voraus. Denn Ermelyn, ſeine Frau Muhme,
Läßt ihn ſobald nicht hinweg: ihr werdet die Freude nicht ſtören.

Da verſetzte Bellyn: ich hörte ſchreien, was war es?
Lampen hört' ich; er rief mir: Bellyn! zu Hülfe! zu Hülfe!
Habt ihr ihm etwas Uebels gethan? Da ſagte der kluge
Reineke: höret mich recht! Ich ſprach von meiner gelobten
Wallfahrt; da wollte mein Weib darüber völlig verzweifeln,
Es befiel ſie ein tödtlicher Schrecken, ſie lag uns in Ohnmacht.
Lampe ſah das und fürchtete ſich und in der Verwirrung
Rief er: Helfet, Bellyn, Bellyn! o, ſäumet nicht lange,
Meine Muhme wird mir gewiß nicht wieder lebendig!
So viel weiß ich, ſagte Bellyn, er hat ängſtlich gerufen.
Nicht ein Härchen iſt ihm verletzt, verſchwur ſich der Falſche;
Lieber möchte mir ſelbſt als Lampen was Böſes begegnen.
Hörtet ihr! ſagte Reineke drauf: es hat mich der König
Geſtern, kam' ich nach Hauſe, da ſollt' ich in einigen Briefen
Ueber wichtige Sachen ihm meine Gedanken vermelden.
Lieber Neffe, nehmet ſie mit; ich habe ſie fertig.
Schöne Dinge ſag' ich darin und rath' ihm das Klügſte.
Lampe war über die Maßen vergnügt, ich hörte mit Freuden
Ihn mit ſeiner Frau Muhme ſich alter Geſchichten erinnern.
Wie ſie ſchwatzten! ſie wurden nicht ſatt! Sie aßen und tranken;
Freuten ſich über einander; indeſſen ſchrieb ich die Briefe.

Lieber Reinhart, ſagte Bellyn: ihr müßt nur die Briefe
Wohl verwahren; es fehlt ſie einzuſtecken ein Täſchchen.

Ich tadl' euch nicht,
Ich lob' euch nicht;
Aber ich spaße;
Dem klugen Wicht
Fahrt's in's Gesicht
Und in die Nase.

Und wenn er ganz gewaltig nieft,
Wer weiß was dann daher entsprießt
Und was er alles mache;
Besinnung aber hinterdrein,
Verstand, Vernunft, wo möglich rein,
Das ist die rechte Sache.

Weiß ich nicht zu schreiben, wie ihr; doch sollen sie's meinen
Und ich dank' es nur euch. Zu meinem Besten geschah es,
Daß ich euch folgte hierher. Nun sagt, was meint ihr noch weiter?
Geht nicht Lampe mit mir in dieser Stunde von hinnen?

Nein! versteht mich! sagte der Schalk: noch ist es unmöglich.
Geht allmählich voraus, er soll euch folgen, sobald ich
Einige Sachen von Wichtigkeit ihm vertraut und befohlen.
Gott sey bei euch! sagte Bellyn: so will ich denn gehen.
Und er eilete fort! um Mittag gelangt' er nach Hofe.

Als ihn der König ersah und zugleich das Ränzel erblickte,
Sprach er: saget, Bellyn, von wannen kommt ihr? und wo ist
Reinete blieben? Ihr traget das Ränzel, was soll das bedeuten?
Da versetzte Bellyn: er hat mich, gnädigster König,
Euch zwey Briefe zu bringen, wir haben sie beide zusammen
Ausgedacht. Ihr findet subtil die wichtigsten Sachen
Abgehandelt, und was sie enthalten, das hab' ich gerathen;
Hier im Ränzel finden sie sich; er knüpfte den Knoten.

Und es ließ der König sogleich dem Biber gebieten,
Der Notarius war und Schreiber des Königs, man nennt ihn
Bokert. Es war sein Geschäft, die schweren wichtigen Briefe
Vor dem König zu lesen, denn manche Sprache verstand er.
Auch nach Hinzen schickte der König, er sollte dabei seyn.
Als nun Bokert den Knoten mit Hinze seinem Gesellen
Aufgelöset, zog er das Haupt des ermordeten Hasen
Mit Erstaunen hervor und rief: das heiß' ich mir Briefe!
Seltsam genug! Wer hat sie geschrieben? Wer kann es erklären?
Dieß ist Lampens Kopf, es wird ihn niemand verkennen.

Und es erſchracken König und Königin. Aber der König
Senkte ſein Haupt und ſprach: O, Reineke! hätt' ich dich wieder!
König und Königin beide betrübten ſich über die Maßen.
Reineke hat mich betrogen! ſo rief der König. O, hätt' ich
Seinen ſchändlichen Lügen nicht Glauben gegeben! ſo rief er,
Schien verworren, mit ihm verwirrten ſich alle die Thiere.

Aber Lupardus begann, des Königs naher Verwandter:
Traun! ich ſehe nicht ein, warum ihr alſo betrübt ſeyd,
Und die Königin auch. Entfernet dieſe Gedanken;
Faſſet Muth! es möcht' euch vor allen zur Schande gereichen.
Seyd ihr nicht Herr? Es müſſen euch alle die hier ſind gehorchen.

Eben deßwegen, verſetzte der König, ſo laßt euch nicht wundern,
Daß ich im Herzen betrübt bin. Ich habe mich leider vergangen.
Denn mich hat der Verräther mit ſchändlicher Tücke bewogen,
Meine Freunde zu ſtrafen. Es liegen beide geſchändet,
Braun und Iſegrim; ſollte mich's nicht von Herzen gereuen?
Ehre bringt es mir nicht, daß ich den beſten Baronen
Meines Hofes ſo übel begegnet, und daß ich dem Lügner
So viel Glauben geſchenkt und ohne Vorſicht gehandelt.
Meiner Frauen folgt' ich zu ſchnell. Sie ließ ſich bethören,
Bat und flehte für ihn; o wär' ich nur feſter geblieben!
Nun iſt die Reue zu ſpät, und aller Rath iſt vergebens.

Und es ſagte Lupardus: Herr König, höret die Bitte,
Trauert nicht länger! was Uebels geſchehen iſt, läßt ſich vergleichen.
Gebet dem Bären, dem Wolfe, der Wölfin, zur Sühne den Widder;

Denn es bekannte Bellyn gar offen und leichtlich, er habe
Lampens Tod gerathen: das mag er nun wieder bezahlen!
Und wir wollen hernach zusammen auf Reinecken losgehn,
Werden ihn fangen, wenn es geräth: da hängt man ihn eilig;
Kommt er zum Worte, so schwätzt er sich los und wird nicht gehangen,
Aber ich weiß es gewiß, es lassen sich jene versöhnen.

Und der König hörte das gern; er sprach zu Lupardus:
Euer Rath gefällt mir; so geht nun eilig und holet
Mir die beiden Baronen; sie sollen sich wieder mit Ehren
In dem Rathe neben mich setzen. Laßt mir die Thiere
Sämmtlich zusammen berufen, die hier bei Hofe gewesen;
Alle sollen erfahren, wie Reineke schändlich gelogen,
Wie er entgangen, und dann mit Bellyn den Lampe getödtet.
Alle sollen dem Wolf und dem Bären mit Ehrfurcht begegnen,
Und zur Sühne geb' ich den Herren, wie ihr gerathen,
Den Verräther Bellyn und seine Verwandten auf ewig.

Und es eilte Lupardus, bis er die beiden Gebundnen
Braun und Isegrim fand. Sie wurden gelöset; da sprach er:
Guten Trost vernehmet von mir! Ich bringe des Königs
Festen Frieden und freies Geleit. Versteht mich, ihr Herren:
Hat der König euch Uebels gethan, so ist es ihm selber
Leid, er läßt es euch sagen, und wünscht euch beide zufrieden;
Und zur Sühne sollt ihr Bellyn mit seinem Geschlechte,
Ja mit allen Verwandten auf ewige Zeiten empfahen.
Ohne weiteres tastet sie an, ihr möget im Walde,
Möget im Felde sie finden, sie sind euch alle gegeben.
Dann erlaubt euch mein gnädiger Herr noch über das alles,
Reineken, der euch verrieth, auf jede Weise zu schaden;

Ihn, sein Weib und Kinder und alle seine Verwandten
Mögt ihr verfolgen, wo ihr sie trefft, es hindert euch niemand.
Diese köstliche Freiheit verkünd' ich im Namen des Königs.
Er und alle, die nach ihm herrschen, sie werden es halten!
Nur vergesset denn auch, was euch verdrießlichs begegnet,
Schwöret ihm treu und gewärtig zu seyn, ihr könnt es mit Ehren,
Nimmer verletzt er euch wieder; ich rath' euch, ergreifet den
Vorschlag.

Also war die Sühne beschlossen; sie mußte der Widder
Mit dem Halse bezahlen, und alle seine Verwandten
Werden noch immer verfolgt von Isegrims mächtiger Sippschaft.
So begann der ewige Haß. Nun fahren die Wölfe
Ohne Scheu und Scham auf Lämmer und Schafe zu wüthen
Fort, sie glauben das Recht auf ihrer Seite zu haben;
Keines verschonet ihr Grimm, sie lassen sich nimmer versöhnen.
Aber um Brauns und Isegrims willen und ihnen zu Ehren
Ließ der König den Hof zwölf Tage verlängern; er wollte
Oeffentlich zeigen, wie Ernst es ihm sey, die Herrn zu versöhnen.

Siebenter Gesang.

Und nun sah man den Hof gar herrlich bestellt und bereitet,
Manche Ritter kamen dahin; den sämmtlichen Thieren
Folgten unzählige Vögel und alle zusammen verehrten
Braun und Isegrim hoch, die ihrer Leiden vergaßen.
Da ergötzte sich festlich die beste Gesellschaft, die jemals
Nur beisammen gewesen; Trompeten und Pauken erklangen,
Und den Hoftanz führte man auf mit guten Manieren.
Ueberflüssig war alles bereitet, was jeder begehrte.
Boten auf Boten gingen in's Land und luden die Gäste,
Vögel und Thiere machten sich auf; sie kamen zu Paaren,
Reiseten hin bei Tag und bei Nacht, und eilten zu kommen.

Aber Reinete Fuchs lag auf der Lauer zu Hause,
Dachte nicht nach Hofe zu gehn, der verlogene Pilger;
Wenig Dankes erwartet' er sich. Nach altem Gebrauche
Seine Tücke zu üben gefiel am besten dem Schelme.
Und man hörte bei Hof die allerschönsten Gesänge;
Speis' und Trank ward über und über den Gästen gereichet;
Und man sah turnieren und fechten. Es hatte sich jeder
Zu den Seinen gesellt, da ward getanzt und gesungen,
Und man hörte Pfeifen dazwischen und hörte Schalmeyen.
Freundlich schaute der König von seinem Saale hernieder;
Ihm behagte das große Getümmel, er sah es mit Freuden.

Und acht Tage waren vorbei (es hatte der König
Sich zu Tafel gesetzt mit seinen ersten Baronen,

Neben der Königin ſaß er), und blutig kam das Kaninchen
Vor den König getreten und ſprach mit traurigem Sinne:

Herr! Herr König! und alle zuſammen! erbarmet euch meiner!
Denn ihr habt ſo argen Verrath und mördriſche Thaten,
Wie ich von Reineken dießmal erduldet, nur ſelten vernommen.
Geſtern Morgen fand ich ihn ſitzen, es war um die ſechſte
Stunde, da ging ich die Straße vor Malepartus vorüber;
Und ich dachte den Weg in Frieden zu ziehen. Er hatte,
Wie ein Pilger gekleidet, als läſ' er Morgengebete,
Sich vor ſeine Pforte geſetzt. Da wollt' ich behende
Meines Weges vorbei, zu eurem Hofe zu kommen.
Als er mich ſah, erhub er ſich gleich und trat mir entgegen,
Und ich glaubt' er wollte mich grüßen; da faßt' er mich aber
Mit den Pfoten gar mörderlich an, und zwiſchen den Ohren
Fühlt' ich die Klauen und dachte wahrhaftig das Haupt zu verlieren:
Denn ſie ſind lang und ſcharf, er drückte mich nieder zur Erde.
Glücklicherweiſe macht' ich mich los, und da ich ſo leicht bin
Konnt' ich entrinnen; er knurrte mir nach und ſchwur mich zu finden.
Aber ich ſäumte nicht und machte mich fort, doch leider behielt er
Mir ein Ohr zurück, ich komme mit blutigem Haupte.
Seht vier Löcher trug ich davon! Ihr werdet begreifen,
Wie er mit Ungeſtüm ſchlug, faſt wär' ich liegen geblieben.
Nun bedenket die Noth, bedenket euer Geleite!
Wer mag reiſen? wer mag an eurem Hofe ſich finden,
Wenn der Räuber die Straße belegt und alle beſchädigt?

Und er endigte kaum, da kam die geſprächige Krähe,
Merkenau, ſagte: Würdiger Herr und gnädiger König!

Traurige Mähre bring' ich vor euch, ich bin nicht im Stande
Viel zu reden vor Jammer und Angſt, ich fürchte, das bricht mir
Noch das Herz: ſo jämmerlich Ding begegnet mir heute.
Scharfenebbe, mein Weib, und ich wir gingen zuſammen
Heute früh, und Reinete lag für todt auf der Heide,
Beide Augen im Kopfe verkehrt, es hing ihm die Zunge
Weit zum offenen Munde heraus. Da fing ich vor Schrecken
Laut an zu ſchrein. Er regte ſich nicht, ich ſchrie und beklagt' ihn,
Rief: o weh mir! und Ach! und wiederholte die Klage:
Ach! er iſt todt! wie dauert er mich! Wie bin ich bekümmert!
Meine Frau betrubte ſich auch; wir jammerten beide.
Und ich betaſtet' ihm Bauch und Haupt, es nahte deßgleichen
Meine Frau ſich und trat ihm an's Kinn, ob irgend der Athem
Einiges leben verrieth'; allein ſie lauſchte vergebens;
Beide hätten wir drauf geſchworen. Nun höret das Unglück.

Wie ſie nun traurig und ohne Beſorgniß dem Munde des Schelmen
Ihren Schnabel näher gebracht, bemerkt' es der Unhold,
Schnappte grimmig nach ihr und riß das Haupt ihr herunter.
Wie ich erſchrack, das will ich nicht ſagen. O weh mir! o weh mir!
Schrie ich und rief. Da ſchoß er hervor und ſchnappte mit einmal
Auch nach mir; da fuhr ich zuſammen und eilte zu fliehen.
Wär' ich nicht ſo behende geweſen, er hätte mich gleichfalls
Feſt gehalten; mit Noth entkam ich den Klauen des Mörders;
Eilend erreicht' ich den Baum! O hätt' ich mein trauriges Leben
Nicht gerettet! ich ſah mein Weib in des Böſewichts Klauen,
Ach! er hatte die Gute gar bald gegeſſen. Er ſchien mir
So begierig und hungrig, als wollt' er noch einige ſpeiſen;
Nicht ein Beinchen ließ er zurück, kein Knochelchen übrig.
Solchen Jammer ſah ich mit an! Er eilte von dannen,

Aber ich konnt' es nicht laſſen und flog mit traurigem Herzen
An die Stätte; da fand ich nur Blut und wenige Federn
Meines Weibes. Ich bringe ſie her Beweiſe der Unthat.
Ach erbarmt euch, gnädiger Herr, denn ſollte ihr dießmal
Dieſen Verräther verſchonen, gerechte Rache verzögern,
Eurem Frieden und Eurem Geleite nicht Nachdruck verſchaffen,
Vieles würde darüber geſprochen, es würd' euch mißfallen.
Denn man ſagt: der iſt ſchuldig der That, der zu ſtrafen Gewalt hat,
Und nicht ſtrafet; es ſpielet alsdann ein jeder den Herren.
Eurer Würde ging es zu nah', ihr mögt es bedenken.

Alſo hatte der Hof die Klage des guten Kaninchens
Und der Krähe vernommen. Da zürnte Nobel der König,
Rief: So ſey es geſchworen bei meiner ehlichen Treue,
Dieſen Frevel beſtraf' ich, man ſoll es lange gedenken!
Mein Geleit und Gebot zu verhöhnen! Ich will es nicht dulden.
Gar zu leicht vertraut' ich dem Schelm und ließ ihn entkommen,
Stattet' ihn ſelbſt als Pilger noch aus und ſah ihn von hinnen
Scheiden, als ging' er nach Rom. Was hat uns der Lügner nicht alles
Aufgebeſtet! Wie wußt' er ſich nicht der Königin Vorwort
Leicht zu gewinnen! Sie hat mich beredet, nun iſt er entkommen;
Aber ich werde der letzte nicht ſeyn, den es bitter gereute,
Frauenrath befolget zu haben. Und laſſen wir länger
Ungeſtraft den Böſewicht laufen, wir müſſen uns ſchämen.
Immer war er ein Schalk und wird es bleiben. Bedenket
Nun zuſammen, ihr Herren, wie wir ihn fahen und richten!
Greifen wir ernſtlich dazu, ſo wird die Sache gelingen.

Iſegrimen und Braunen behagte die Rede des Königs.
Werden wir doch am Ende gerochen! ſo dachten ſie beide.

Aber

Soll nun euch immer und immer beplappern?
Gewinnt ihr nie einen freien Blick?
Sie frieren, daß ihnen die Zähne klappern,
Das heißen ſie nachher Kritik.

„Du ſagſt gar wunderliche Dinge!“
Beſchaut ſie nur, ſie ſind geringe;
Wird Vers und Reim denn angeklagt,
Wenn Leben und Proſa das tollſte ſagt?

„Du gehſt ſo freien Angeſichts,
Mit muntern offnen Augen!“
Ihr tauget eben alle nichts,
Warum ſollt' ich was taugen?

Aber sie trauten sich nicht zu reden, sie sahen, der König
War verstörten Gemüths und zornig über die Maßen.
Und die Königin sagte zuletzt: Ihr solltet so bestia,
Gnädiger Herr, nicht zürnen, so leicht nicht schweren; es leidet
Euer Ansehn dadurch und eurer Worte Bedeutung.
Denn wir sehen die Wahrheit noch keineswegs am Tage;
Ist doch erst der Beklagte zu hören. Und wär' er zugegen
Würde mancher verstummen, der wider Reinelen redet.
Beide Parteyen sind immer zu hören; denn mancher Verwegne
Klagt um seine Verbrechen zu decken. Für klug und verständig
Hielt ich Reinelen, dachte nichts Böses und hatte nur immer
Euer Bestes vor Augen, wiewohl es nun anders gekommen.
Denn sein Rath ist gut zu befolgen, wenn freilich sein Leben
Manchen Tadel verdient. Dabei ist seines Geschlechtes
Große Verbindung wohl zu bedenken. Es werden die Sachen
Nicht durch Uebereilung gebessert, und was ihr beschließet,
Werdet ihr dennoch zuletzt als Herr und Gebieter vollziehen.

Und Lupardus sagte darauf: Ihr höret so manchen;
Höret diesen denn auch. Er mag sich stellen, und was ihr
Dann beschließt, vollziehe man gleich. So denken vermuthlich
Diese sämmtlichen Herrn mit eurer edlen Gemahlin.

Isegrim sagte darauf: ein jeder rathe zum Besten!
Herr Lupardus, höret mich an. Und wäre zur Stunde
Reinele hier und entledigte sich der doppelten Klage
Dieser beiden, so wär' es mir immer ein Leichtes zu zeigen,
Daß er das Leben verwirkt. Allein ich schweige von allem,
Bis wir ihn haben. Und habt ihr vergessen, wie sehr er den König
Mit dem Schatze belogen? Den sollt' er in Hüsterlo neben
Krekelborn finden, und was der groben Lüge noch mehr war.

Alle hat er betrogen und mich und Braunen geſchändet;
Aber ich ſehe mein Leben daran. So treibt es der Lügner
Auf der Heide. Nun ſtreicht er herum und raubet und mordet.
Däucht es dem Könige gut und ſeinen Herren, ſo mag man
Alſo verfahren. Doch, wär' es ihm Ernſt, nach Hofe zu kommen,
Hätt' er ſich lange gefunden. Es eilten die Boten des Königs
Durch das Land die Gäſte zu laden, doch blieb er zu Hauſe.

Und es ſagte der König darauf: was ſollen wir lange
Hier ihn erwarten? Bereitet euch alle (ſo ſey es geboten!)
Mir am ſechſten Tage zu folgen. Denn wahrlich das Ende
Dieſer Beſchwerden will ich erleben. Was ſagen die Herren?
Wär' er nicht fähig zuletzt ein Land zu Grunde zu richten?
Macht euch fertig, ſo gut ihr nur könnt, und kommet im Harniſch,
Kommt mit Bogen und Spießen und allen andern Gewehren,
Und betragt euch wacker und brav! Es führe mir jeder,
Denn ich ſchlage wohl Ritter im Felde, den Namen mit Ehren.
Malepartus, die Burg, belegen wir; was er im Haus hat,
Wollen wir ſehen. Da riefen ſie alle: wir werden gehorchen!

Alſo dachte der König und ſeine Genoſſen die Veſte
Malepartus zu ſtürmen, den Fuchs zu ſtrafen. Doch Grimbart,
Der im Rathe geweſen, entfernte ſich heimlich und eilte
Reinekn aufzuſuchen und ihm die Nachricht zu bringen;
Traurend ging er und klagte vor ſich und ſagte die Worte:
Ach, was kann es nun werden, mein Oheim! Billig bedauert
Dich dein ganzes Geſchlecht, du Haupt des ganzen Geſchlechtes!
Vor Gerichte vertrateſt du uns, wir waren geborgen:
Niemand konnte beſtehn vor dir und deiner Gewandtheit.

So erreicht' er das Schloß, und Reinekn fand er im Freien
Sitzen; er hatte ſich erſt zwey junge Tauben gefangen;

Aus dem Neste wagten sie sich den Flug zu versuchen,
Aber die Federn waren zu kurz; sie fielen zu Boden,
Nicht im Stande sich wieder zu heben, und Reinele griff sie:
Denn oft ging er umher zu jagen. Da sah er von weiten
Grimbart kommen und wartete sein; er grüßt' ihn und sagte:
Send mir, Neffe, willkommen vor allen meines Geschlechtes!
Warum lauft ihr so sehr? Ihr leichet! bringt ihr was Neues?
Ihm erwiderte Grimbart: Die Zeitung, die ich vermelde,
Klingt nicht tröstlich, ihr seht, ich komm' in Aengsten gelaufen;
Leben und Gut ist alles verloren! Ich habe des Königs
Zorn geneben; er schwört euch zu fahen und schändlich zu tödten.
Allen hat er befohlen, am sechsten Tage gewaffnet
Hier zu erscheinen mit Bogen und Schwert, mit Büchsen und
Wagen.
Alles fällt nun über euch her, bedenkt euch in Zeiten!
Isegrim aber und Braun sind mit dem Könige wieder
Besser vertraut, als ich nur immer mit euch bin, und alles
Was sie wollen geschieht. Den gräßlichsten Mörder und Räuber
Schilt euch Isegrim laut, und so bewegt er den König.
Er wird Marschall; ihr werdet es sehen in wenigen Wochen.
Das Kaninchen erschien, dazu die Krähe, sie brachten
Große Klagen gegen euch vor. Und sollt' euch der König
Dießmal fahen, so lebt ihr nicht lange! das muß ich befürchten.

Weiter nichts? versetzte der Fuchs. Das ficht mich nun alles
Keinen Pfifferling an. Und hätte der König mit seinem
Ganzen Rathe doppelt und dreyfach gelobt und geschworen:
Komm' ich nur selber dahin, ich hebe mich über sie alle.
Denn sie rathen und rathen und wissen es nimmer zu treffen.
Lieber Neffe, lasset das fahren, und folgt mir und sehet,
Was ich euch gebe. Da hab' ich so eben die Tauben gefangen,

Jung und fett. Es bleibt mir das liebſte von allen Gerichten!
Denn ſie ſind leicht zu verdauen, man ſchluckt ſie nur eben hinunter;
Und die Knöchelchen ſchmecken ſo ſüß! ſie ſchmelzen im Munde,
Sind bald Milch, bald Blut. Die leichte Speiſe bekommt mir,
Und mein Weib iſt von gleichem Geſchmack. So kommt nur, ſie wird uns
Freundlich empfangen; doch merke ſie nicht, warum ihr gekommen!
Jede Kleinigkeit fällt ihr auf's Herz und macht ihr zu ſchaffen.
Morgen geh' ich nach Hofe mit euch; da hoff' ich, ihr werdet,
Lieber Neffe, mir helfen, ſo wie es Verwandten geziemet.

Leben und Gut verpflicht' ich euch gern zu eurem Behufe,
Sagte der Dachs, und Reinele ſprach: Ich will es gedenken;
Leb' ich lange, ſo ſoll es euch frommen! Der andre verſetzte:
Tretet immer getroſt vor die Herren und wahret zum Beſten
Eure Sache, ſie werden euch hören; auch ſtimmte Lupardus
Schon dahin, man ſollt' euch nicht ſtrafen, bevor ihr genugſam
Euch vertheidigt; es meinte das gleiche die Königin ſelber.
Merket den Umſtand und ſucht ihn zu nutzen! Doch Reinecke ſagte:
Seyd nur gelaſſen, es findet ſich alles. Der zornige König,
Wenn er mich hört, verändert den Sinn, es frommt mir am Ende.

Und ſo gingen ſie beide hinein und wurden gefällig
Von der Hausfrau empfangen; ſie brachte was ſie nur hatte.
Und man theilte die Tauben, man fand ſie ſchmackhaft und jedes
Streit'te fein Theil; ſie wurden nicht ſatt, und hätten gewißlich
Ein halb Dutzend verzehrt, wofern ſie zu haben geweſen.

Reinecke ſagte zum Dachſe: Bekennt mir, Oheim, ich habe

Kinder trefflicher Art, ſie müſſen jedem gefallen.
Sagt mir, wie euch Roſſel behagt und Reinhart der Kleine?
Sie vermehren einſt unſer Geſchlecht und fangen allmählich
An ſich zu bilden, ſie machen mir Freude von Morgen bis Abend.
Einer fängt ſich ein Huhn, der andre haſcht ſich ein Küchlein.
Auch in's Waſſer ducken ſie brav, die Ente zu holen,
Und den Kibitz. Ich ſchalte ſie gern noch öfter zu jagen;
Aber Klugheit muß ich vor allem ſie lehren und Vorſicht,
Wie ſie vor Strick und Jäger und Hunden ſich weiſe bewahren.
Und verſtehen ſie dann das rechte Weſen und ſind ſie
Abgerichtet, wie ſich's gehört, dann ſollen ſie täglich
Speiſe holen und bringen und ſoll im Hauſe nichts fehlen.
Denn ſie ſchlagen mir nach und ſpielen grimmige Spiele.
Wenn ſie's beginnen, ſo ziehn den Kürzern die übrigen Thiere,
An der Kehle faßt ſie der Gegner und zappelt nicht lange.
Das iſt Reinekens Art und Spiel. Auch greifen ſie haſtig
Und ihr Sprung iſt gewiß: das dünkt mich eben das rechte!

Grimbart ſprach: Es gereichet zur Ehre und mag man ſich freuen,
Kinder zu haben, wie man ſie wünſcht, und die zum Gewerbe
Bald ſich gewöhnen, den Eltern zu helfen. Ich freue mich herzlich,
Sie von meinem Geſchlechte zu wiſſen, und hoffe das Beſte.
Mag es für heute bewenden, verſetzte Reinele; gehn wir
Schlafen, denn alle ſind müd', und Grimbart beſonders ermattet.
Und ſie legten ſich nieder im Saale, der über und über
War mit Heu und Blättern bedeckt, und ſchliefen zuſammen.

Aber Reinecke machte vor Angſt: es ſchien ihm die Sache
Guten Raths zu bedürfen, und ſinnend fand ihn der Morgen.
Und er hub vom Lager ſich auf und ſagte zu ſeinem

Weibe: Betrübt euch nicht, es hat mich Grimbart gebeten,
Mit nach Hofe zu gehn; ihr bleibet ruhig zu Hause.
Redet jemand von mir, so kehret es immer zum Besten
Und verwahret die Burg, so ist uns allen gerathen.

Und Frau Ermelyn sprach: Ich find' es seltsam! ihr wagt es,
Wieder nach Hofe zu gehn, wo eurer so übel gedacht wird.
Send ihr genöthigt? Ich seh' es nicht ein, bedenkt das Vergangne!
Freilich, sagte Reinefe drauf, es war nicht zu scherzen;
Viele wollten mir übel, ich kam in große Bedrängniß;
Aber mancherlei Dinge begegnen unter der Sonne.
Wider alles Vermuthen erfährt man dieses und jenes,
Und wer was zu haben vermeint, vermißt es auf einmal.
Also laßt mich nur gehn, ich habe dort manches zu schaffen.
Bleibet ruhig, das bitt' ich euch sehr, ihr habet nicht nöthig
Euch zu ängstigen. Wartet es ab! ihr sehet, mein Liebchen,
Ist es mir immer nur möglich, in fünf, sechs Tagen mich wieder.
Und so schied er von dannen, begleitet von Grimbart dem Dachse.

Achter Gesang.

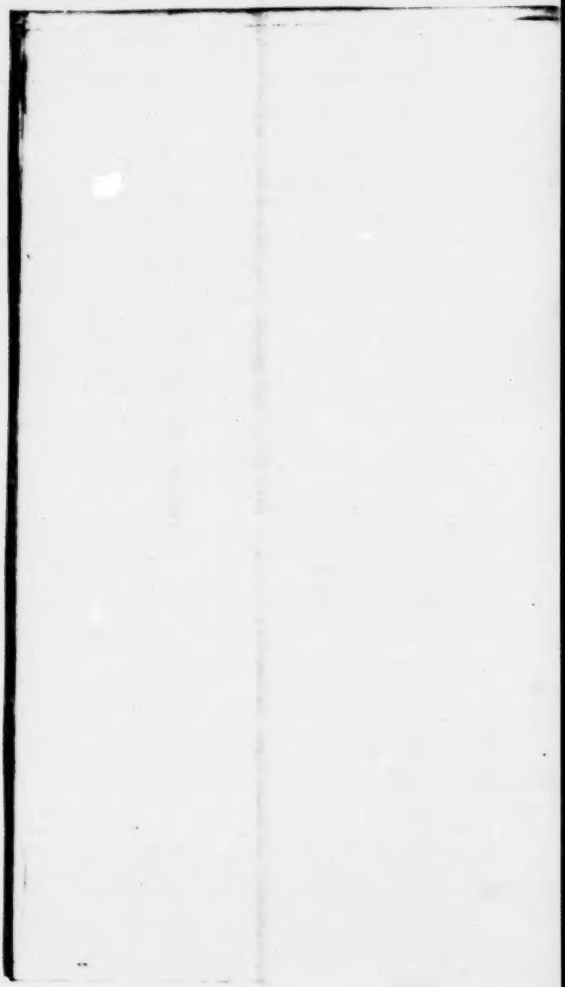

Weiter gingen sie nun zusammen über die Heide,
Grimbart und Reinele, grade den Weg zum Schlosse des Königs.
Aber Reinele sprach: es falle wie es auch wolle,
Dießmal ahnet es mir, die Reise führet zum Besten.
Lieber Oheim, höret mich nun! Seitdem ich zum Letzten
Euch gebeichtet, verging ich mich wieder in sündigem Wesen;
Höret Großes und Kleines und was ich damals vergessen.

Von dem Leibe des Bären und seinem Felle verschafft' ich
Mir ein tüchtiges Stück; es ließen der Wolf und die Wölfin
Ihre Schuhe mir ab; so hab' ich mein Müthchen gekühlet.
Meine Lüge verschaffte mir das, ich wußte den König
Aufzubringen und hab' ihn dabei entsetzlich betrogen:
Denn ich erzählt' ihm ein Mährchen und Schätze mußt' ich zu dich
Ja ich hatte daran nicht genug, ich tödtete Lampen,
Ich packte Bellyn mit dem Haupt des Ermordeten; grimmig
Sah der König auf ihn, er mußte die Zeche bezahlen.
Und das Kaninchen, ich drückt' es gewaltig hinter die Ohren,
Daß es beinah das Leben verlor, und war mir verdrießlich
Daß es entkam. Auch muß ich bekennen, die Krähe beklagt sich
Nicht mit Unrecht, ich habe Frau Scharfenebbe sein Weibchen
Aufgegessen. Das hab' ich begangen, seitdem ich gebeichtet,
Aber damals vergaß ich nur eines, ich will es erzählen,
Eine Schalkheit, die ich beging, ihr mußt sie erfahren,

Denn ich möchte nicht gern ſo etwas tragen; ich lud es
Damals dem Wolf auf den Rücken. Wir gingen nämlich zuſammen
Zwiſchen Kackoſ und Elverdingen, da ſahn wir von weitem
Eine Stute mit ihrem Fohlen, und eins wie das andre
Wie ein Rabe ſo ſchwarz. Vier Monat mochte das Fohlen
Alt ſeyn, und Iſegrim war vom Hunger gepeinigt, da bat er:
Fraget mir doch, verkauft uns die Stute nicht etwa das Fohlen?
Und wie theuer? Da ging ich zu ihr und wagte das Stückchen.
Liebe Frau Mähre, ſagt' ich zu ihr: das Fohlen iſt euer,
Wie ich weiß; verkauft ihr es wohl? Das möcht' ich erfahren.
Sie verſetzte: Bezahlt ihr es gut, ſo kann ich es miſſen,
Und die Summe, für die es mir feil iſt, ihr werdet ſie leſen.
Hinten ſteht ſie geſchrieben an meinem Fuße. Da merkt' ich,
Was ſie wollte, verſetzte darauf: ich muß euch bekennen,
Leſen und ſchreiben gelingt mir nicht eben ſo, wie ich es wünſchte.
Auch begehr' ich des Kindes nicht ſelbſt: denn Iſegrim möchte
Das Verhältniß eigentlich wiſſen; er hat mich geſendet.

Laßt ihn kommen, verſetzte ſie drauf: er ſoll es erfahren.
Und ich ging, und Iſegrim ſtand und wartete meiner.
Wollt ihr euch ſattigen, ſagt' ich zu ihm: ſo geht nur, die Mähre
Gibt euch das Fohlen, es ſteht der Preis am hinteren Fuße
Unten geſchrieben; ich möchte nur, ſagte ſie, ſelber da nachſehn.
Aber zu meinem Verdruß mußt' ich ſchon manches verſäumen,
Weil ich nicht leſen und ſchreiben gelernt. Verſucht es, mein Oheim,
Und beſchauet die Schrift, ihr werdet vielleicht ſie verſtehen.

Iſegrim ſagte: Was ſollt' ich nicht leſen! das wäre mir ſeltſam!

„Warum biſt du ſo hochmüthig?
Haſt ſonſt nicht ſo die Leute geſcholten!“
Wäre ſehr gerne demüthig,
Wenn ſie mich nur ſo laſſen wollten.

Wenn ich dumm bin, laſſen ſie mich gelten;
Wenn ich Recht hab', wollen ſie mich ſchelten.

Ueberzeugung ſoll mir niemand rauben,
Wer's beſſer weiß, der mag es glauben.

Dem iſt es ſchlecht in ſeiner Haut,
Der in ſeinen eignen Buſen ſchaut.

Deutsch, Latein und Wälsch, sogar Französisch versteh' ich:
Denn in Erfurt hab' ich mich wohl zur Schule gehalten,
Bei den Weisen, Gelahrten, und mit den Meistern des Rechtes
Fragen und Urtheil gestellt; ich habe meine Licenzen
Förmlich genommen, und was für Scripturen man immer auch findet,
Les' ich als wär' es mein Name. Drum wird es mir heute nicht fehlen.
Bleibet, ich geh' und lese die Schrift, wir wollen doch sehen!

Und er ging und fragte die Frau: wie theuer das Fohlen?
Macht es billig! Sie sagte darauf: ihr dürft nur die Summe
Lesen, sie stehet geschrieben an meinem hinteren Fuße.
Laßt mich sehen! versetzte der Wolf. Sie sagte: das thu' ich!
Und sie hub den Fuß empor aus dem Grase; der war erst
Mit sechs Nägeln beschlagen; sie schlug gar richtig und fehlte
Nicht ein Härchen, sie traf ihm den Kopf, er stürzte zur Erden,
Lag betäubt wie todt. Sie aber eilte von dannen,
Was sie konnte. So lag er verwundet, es dauerte lange.
Eine Stunde verging, da regt' er sich wieder und heulte,
Wie ein Hund. Ich trat ihm zur Seite und sagte: Herr Oheim,
Wo ist die Stute? Wie schmeckte das Fohlen? Ihr habt euch geättigt,
Habt mich vergessen: ihr thatet nicht wohl; ich brachte die Botschaft!
Nach der Mahlzeit schmeckte das Schläfchen. Wie lautete, sagt mir,
Unter dem Fuße die Schrift? Ihr seyd ein großer Gelehrter.

Ach! versetzt' er: spottet ihr noch? Wie bin ich so übel
Diesmal gefahren! Es sollte fürwahr ein Stein sich erbarmen.

Die langbeinige Pähre! Der Henker mag's ihr bezahlen!
Denn der Fuß war mit Eisen beschlagen, das waren die Schriften!
Neue Nägel! Ich habe davon sechs Wunden im Kopfe.

Kaum behielt er sein Leben. Ich habe nun alles gebeichtet,
Lieber Neffe! vergebet mir nun die sündigen Werke!
Wie es bei Hofe geräth, ist misslich; aber ich habe
Mein Gewissen befreit und mich von Sünden gereinigt.
Saget nun, wie ich mich bess're, damit ich zu Gnaden gelange.

Grimbart sprach: ich sind euch' von Neuem mit Sünden beladen.
Doch es werden die Todten nicht wieder lebendig; es wäre
Freilich besser, wenn sie noch lebten. So will ich, mein Oheim,
In Betrachtung der schrecklichen Stunde, der Nähe des Todes,
Der euch droht, die Sünde vergeben als Diener des Herren:
Denn sie streben euch nach mit Gewalt, ich fürchte das Schlimmste,
Und man wird euch vor allem das Haupt des Hasen gedenken!
Große Dreistigkeit war es, gestehr's, den König zu reizen,
Und es schadet euch mehr, als euer Leichtsinn gedacht hat.

Nicht ein Haar! versetzte der Scheim: und daß ich euch sage,
Durch die Welt sich zu helfen ist ganz was Eignes; man kann sich
Nicht so heilig bewahren als wie im Kloster, das wißt ihr.
Handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger.
Lampe reizte mich sehr; er sprang herüber, hinüber,
Mir vor den Augen herum, sein fettes Weiben gefiel mir,
Und ich setzte die Liebe bei Seite. So gönnt' ich Bellinen
Wenig Gutes. Sie haben den Schaden; ich habe die Sünde.
Aber sie sind zum Theil auch so schuld, in jeglichen Dingen

Grob und stumpf. Ich sollte noch viel Ceremonien machen?
Wenig Lust behielt ich dazu. Ich hatte von Hofe
Mich mit Aengsten gerettet, und lehrte sie dieses und jenes.
Aber es wollte nicht fort. Zwar jeder sollte den Nachsten
Lieben, das muß ich gestehn; indessen achtet' ich diese
Wenig, und todt ist todt, so sagt ihr selber. Doch laßt uns
Andre Dinge besprechen; es sind gefährliche Zeiten,
Denn wie geht es von oben herab? Man soll ja nicht reden;
Doch wir andern merken darauf, und denken das unsre.

Raubt der König ja selbst so gut als einer, wir wissen's;
Was er selber nicht nimmt, das läßt er Baren und Wolfe
Holen, und glaubt, es geschahe mit Recht. Da findet sich keiner,
Der sich getraut ihm die Wahrheit zu sagen, so weit hinein ist es
Bose, kein Beichtiger, kein Caplan; sie schweigen! Warum das?
Sie genießen es mit, und wär' nur ein Rock zu gewinnen.
Komme dann einer und klage! der haschte mit gleichem Gewinne
Nach der Luft, er todtet' die Zeit und beschäftigte besser
Sich mit neuem Erwerb. Denn fort ist fort, und was einmal
Dir ein Mächtiger nimmt, das hast du besessen. Der Klage
Gibt man wenig Gehor und sie ermüdet am Ende.
Unser Herr ist der Lowe, und alles an sich zu reißen
Hält er seiner Würde gemäß. Er nennt uns gewöhnlich
Seine Leute. Fürwahr, das unsre, scheint es, gehört ihm!

Darf ich reden, mein Oheim? Der edle König, er liebt sich
Ganz besonders Leute, die bringen, und die nach der Weise,
Die er singt, zu tanzen verstehn. Man sieht es zu deutlich.
Daß der Wolf und der Bär zum Rathe wieder gelangen,
Schadet noch Manchem. Sie stehlen und rauben; es liebt sie
der König;

Jeglicher sieht es und schweigt: er denkt an die Reihe zu kommen.
Mehr als vier befinden sich so zur Seite des Herren,
Ausgezeichnet vor allen, sie sind die Größten am Hofe.
Nimmt ein armer Teufel, wie Reinete, irgend ein Hühnchen,
Wollen sie alle gleich über ihn her, ihn suchen und fangen,
Und verdammen ihn laut mit Einer Stimme zum Tode.
Kleine Diebe hängt man so weg, es haben die großen
Starken Vorsprung, mögen das Land und die Schlösser verwalten.
Sehet, Oheim, bemerk' ich nun das und sinne darüber,
Nun, so spiel' ich halt auch mein Spiel und denke darneben
Oefters bei mir: es muß ja wohl recht seyn; thun's doch so viele!
Freilich regt sich dann auch das Gewissen, und zeigt mir von ferne
Gottes Zorn und Gericht und läßt mich das Ende bedenken.
Ungerecht Gut, so klein es auch sey, man muß es erstatten.
Und da fühl' ich denn Reu' im Herzen; doch währt es nicht lange.
Ja, was hilft dich's der Beste zu seyn, es bleiben die Besten
Doch nicht unberedet in diesen Zeiten vom Volke.
Denn es weiß die Menge genau nach allem zu forschen,
Niemand vergessen sie leicht, erfinden dieses und jenes;
Wenig Gutes ist in der Gemeine, und wirklich verdienen
Wenige drunter auch gute gerechte Herren zu haben.
Denn sie singen und sagen vom Bösen immer und immer;
Auch das Gute wissen sie zwar von großen und kleinen
Herren, doch schweigt man davon und selten kommt es zur Sprache.
Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
Der die Menschen ergreift: es könne jeder im Taumel
Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.
Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,

Wenn die Thoren verſchwenden, in mäßigem Leben erfreuen.
Aber wie ſollte die Welt ſich verbeſſern? Es läßt ſich ein jeder
Alles zu und will mit Gewalt die andern bezwingen.
Und ſo ſinken wir tiefer und immer tiefer in's Arge.
Aſterreden, Lug und Verrath und Diebſtahl, und falſcher
Eidſchwur, Rauben und Morden, man hört nichts anders erzählen.
Falſche Propheten und Heuchler betriegen ſchändlich die Menſchen.

Jeder lebt nur ſo hin! und will man ſie treulich ermahnen,
Nehmen ſie's leicht und ſagen auch wohl: Er, wäre die Sünde
Groß und ſchwer, wie hier und dort uns manche Gelehrte
Predigen, würde der Pfaffe die Sünde ſelber vermeiden.
Sie entſchuldigen ſich mit böſem Exempel, und gleichen
Gänzlich dem Affengeſchlecht, das n. Szuahmen geboren,
Weil es nicht denket und wählt, empfindlichen Schaden erduldet.

Freilich ſollten die geiſtlichen Herren ſich beſſer betragen!
Manches könnten ſie thun, wofern ſie es heimlich vollbrächten:
Aber ſie ſchonen uns nicht, uns andre Laien, und treiben
Alles, was ihnen beliebt, vor unſern Augen, als wären
Wir mit Blindheit geſchlagen; allein wir ſehen zu deutlich,
Ihre Gelübde gefallen den guten Herren ſo wenig,
Als ſie dem ſündigen Freunde der weltlichen Werke behagen.

Denn ſo haben über den Alpen die Pfaffen gewöhnlich
Eigens ein Liebchen; nicht weniger ſind in dieſen Provinzen,
Die ſich ſündlich vergehn. Man will mir ſagen, ſie haben
Kinder wie andre verehlichte Leute; und ſie zu verſorgen
Sind ſie eifrig bemüht und bringen ſie hoch in die Höhe.
Dieſe denken hernach nicht weiter, woher ſie gekommen,

Lassen niemand den Rang und gehen stolz und gerade,
Eben als wären sie edlen Geschlechts, und bleiben der Meinung,
Ihre Sache sey richtig. So pflegte man aber vor diesem
Pfaffenkinder so hoch nicht zu halten; nun heißen sie alle
Herren und Frauen. Das Geld ist freilich alles vermögend.
Selten findet man fürstliche Lande, worin nicht die Pfaffen
Zölle und Zinsen erhüben und Dörfer und Mühlen benutzten.
Diese verkehren die Welt, es lernt die Gemeine das Böse:
Denn man sieht, so hält es der Pfaffe, da sündiget jeder,
Und vom Guten leitet hinweg ein Blinder den andern.
Ja wer merkte denn wohl die guten Werke der frommen
Priester, und wie sie die heilige Kirche mit gutem Exempel
Auferbauen? Wer lebt nur darnach? Man stärkt sich im Boien.
So geschiehts im Volke, wie sollte die Welt sich verbessern?

Aber höret mich weiter. Ist einer unächt geboren.
Sey er ruhig darüber, was kann er weiter zur Sache?
Denn ich meine nur so, versteht mich. Wird sich ein solcher
Nur mit Demuth betragen und nicht durch eitles Benehmen
Andre reizen, so fällt es nicht auf, und hätte man Unrecht
Ueber dergleichen Leute zu reden. Es macht die Geburt uns
Weder edel noch gut, noch kann sie zur Schande gereichen.
Aber Tugend und Laster, sie unterscheiden die Menschen.
Gute, gelehrte geistliche Männer, man hält sie, wie billig
Hoch in Ehren, doch geben die Bösen ein böses Exempel.
Predigt so einer das Beste, so sagen doch endlich die Laien:
Spricht er das Gute und thut er das Böse, was soll man erwählen?
Auch der Kirche thut er nichts Gutes, er prediget jedem:
Leget nur aus und bauet die Kirche; das rath' ich, ihr Lieben.
Wollt ihr Gnade verdienen und Ablaß! so schließt er die Rede.
Und er legt wohl wenig dazu, ja gar nichts, und viele

Sei-

Seinetwegen die Kirche zusammen. So hält er denn weiter
Für die beste Weise zu leben, sich köstlich zu kleiden,
Lecker zu essen. Und hat sich so einer um weltliche Sachen
Uebermäßig bekümmert, wie will er beten und singen?
Gute Priester sind täglich und stündlich im Dienste des Herren
Fleißig begriffen, und üben das Gute; der heiligen Kirche
Sind sie nütze; sie wissen die Laien durch gutes Exempel
Auf dem Wege des Heils zur rechten Pforte zu leiten.

Aber ich kenne denn auch die Bekappten; sie plärren und plappern
Immer zum Scheine so fort, und suchen immer die Reichen;
Wissen den Leuten zu schmeicheln und gehn am liebsten zu Gaste.
Bittet man Einen, so kommt auch der Zweyte; da finden sich weiter
Noch zu diesen zwey oder drey. Und wer in dem Kloster
Gut zu schwatzen versteht, der wird im Orden erhoben,
Wird zum Lesemeister, zum Custos oder zum Prior.
Andere stehen bei Seite. Die Schüsseln werden gar ungleich
Aufgetragen. Denn einige müssen des Nachts in dem Chore
Singen, lesen, die Gräber umgehn; die anderen haben
Guten Vortheil und Ruh und essen die köstlichen Bissen.

Und die Legaten des Papsts, die Aebte, Pröbste, Prälaten,
Die Beguinen und Nonnen, da wäre vieles zu sagen!
Ueberall heißt es: gebt mir das Eure und laßt mir das Meine.
Wenige finden sich wahrlich, nicht sieben, welche der Vorschrift
Ihres Ordens gemäß ein heiliges Leben beweisen.
Und so ist der geistliche Stand gar schwach und gebrechlich.

Oheim! sagte der Dachs: ich sind' es besonders, ihr beichtet
Fremde Sünden. Was will es euch helfen? Mich dünket, es wären

Eurer eianen genug. Und sagt mir, Oheim, was habt ihr
Um die Geistlichkeit euch zu bekümmern, und dieses und jenes?
Seine Bürde mag jeglicher tragen, und jeglicher gebe
Red' und Antwort, wie er in seinem Stande die Pflichten
Zu erfüllen strebt; dem soll sich niemand entziehen,
Weder Alte noch Junge, hier außen oder im Kloster.
Doch ihr redet zu viel von allerlei Dingen und könntet
Mich zuletzt zum Irrthum verleiten. Ihr kennet vortrefflich,
Wie die Welt nun bestellt und alle Dinge sich fügen;
Niemand schickte sich besser zum Pfaffen. Ich käme mit andern
Schafen zu beichten bei euch, und eurer Lehre zu horchen,
Eure Weisheit zu lernen; denn freilich muß ich gestehen:
Stumpf und grob sind die meisten von uns, und hätten's von Nöthen.

Also hatten sie sich dem Hofe des Königs genähert.
Reineke sagte: so ist es gewagt! und nahm sich zusammen.
Und sie begegneten Martin dem Affen, der hatte sich eben
Aufgemacht und wollte nach Rom; er grüßte die beiden.
Lieber Oheim, fasset ein Herz! so sprach er zum Fuchse,
Fragt' ihn dieses und jenes, obschon ihm die Sache bekannt war.
Ach, wie ist mir das Glück in diesen Tagen entgegen!
Sagte Reineke drauf: da haben mich etliche Diebe
Wieder beschuldigt, wer sie auch sind; besonders die Krähe,
Mit dem Kaninchen; sein Weib verlor das eine, dem andern
Fehlt ein Ohr. Was kümmert mich das? Und könnt' ich nur selber
Mit dem Könige reden, sie beide sollten's empfinden.
Aber mich hindert am meisten, daß ich im Banne des Papstes
Leider noch bin. Nun hat in der Sache der Dompropst die Vollmacht,

Der bei'm Könige gilt. Und in dem Banne befind' ich
Mich um Ifegrims willen, der einſt ein Klauener geworden,
Aber dem Kloſter entlief, von Elkmar, wo er gewohnet.
Und er ſchwur, ſo könnt' er nicht leben, man halt' ihn zu ſtrenge,
Lange könn' er nicht faſten und könne nicht immer ſo leſen.
Damals half ich ihm fort. Es reut mich; denn er verläumdet
Mich bei'm Könige nun, und ſucht mir immer zu ſchaden.
Soll ich nach Rom? Wie werden indeß zu Hauſe die Meinen
In Verlegenheit ſeyn! Denn Ifegrim kann es nicht laſſen,
Wo er ſie findet beſchädigt er ſie. Auch ſind noch ſo Viele,
Die mir Uebels gedenken und ſich an die Meinigen halten.
Wär' ich aus dem Banne gelöſ't, ſo hätt' ich es beſſer,
Könnte gemächlich mein Glück bei Hofe wieder verſuchen.

Martin verſetzte: da kann ich euch helfen, es trifft ſich! So eben
Geh' ich nach Rom und nüh' euch daſelbſt mit künſtlichen Stücken.
Unterdrücken laſſ' ich euch nicht! Als Schreiber des Biſchofs,
Dünkt mich, verſteh' ich das Werk. Ich ſchaffe, daß man den Domprobſt
Grade nach Rom citirt, da will ich gegen ihn fechten.
Seht nur, Oheim, ich treibe die Sache und weiß ſie zu leiten;
Executiren laſſ' ich das Urtheil, ihr werdet mir ſicher
Abſolvirt, ich bring' es euch mit; es ſollen die Feinde
Uebel ſich freun und ihr Geld zuſammt der Mühe verlieren:
Denn ich kenne den Gang der Dinge zu Rom und verſtehe,
Was zu thun und zu laſſen. Da iſt Herr Simon, mein Oheim,
Angeſehn und mächtig; er hilft den guten Bezahlern.
Schalkefund, das iſt ein Herr! und Doctor Greifzu und andre,
Wendemantel und Loſefund hab' ich alle zu Freunden.
Meine Gelder ſchickt' ich voraus; denn, ſeht nur, ſo wird man

Dort am beſten bekannt. Sie reden wohl von citiren:
Aber das Geld begehren ſie nur. Und wäre die Sache
Noch ſo krumm, ich mache ſie grad mit guter Bezahlung.
Bringſt du Geld, ſo findeſt du Gnade; ſo bald es dir mangelt,
Schließen die Thüren ſich zu. Ihr bleibet ruhig im Lande;
Eurer Sache nehm' ich mich an, ich löſe den Knoten.
Geht nur nach Hofe, ihr werdet daſelbſt Frau Rückenau finden,
Meine Gattin; es liebt ſie der König unſer Gebieter
Und die Königin auch, ſie iſt behenden Verſtandes.
Sprecht ſie an, ſie iſt klug, verwendet ſich gerne für Freunde.
Viele Verwandte findet ihr da. Es hilft nicht immer
Recht zu haben. Ihr findet bei ihr zwey Schweſtern, und meiner
Kinder ſind drey, daneben noch manche von eurem Geſchlechte,
Euch zu dienen bereit, wie ihr es immer begehret.
Und verſagte man euch das Recht, ſo ſollt ihr erfahren
Was ich vermag. Und wenn man euch druckt, berichtet mir's eilig!
Und ich laſſe das Land in Bann thun, den König und alle
Weiber und Männer und Kinder. Ein Interdict will ich ſenden,
Singen ſoll man nicht mehr, noch Meſſe leſen, noch taufen,
Noch begraben, was es auch ſey. Deß tröſtet euch, Neffe!

Denn der Papſt iſt alt und krank und nimmt ſich der Dinge
Weiter nicht an, man achtet ihn wenig. Auch hat nun am Hofe
Cardinal Ohnegenüge die ganze Gewalt, der ein junger
Rüſtiger Mann iſt, ein feuriger Mann von ſchnellem Entſchluſſe.
Dieſer liebt ein Weib das ich kenne; ſie ſoll ihm ein Schreiben
Bringen, und was ſie begehrt das weiß ſie trefflich zu machen,
Und ſein Schreiber Johannes Partey, der kennt auf's genauſte
Alte und neue Münze; denn Horchegenau, ſein Geſelle,
Iſt ein Hofmann; Schleifen und Wenden iſt Notarius,

„Wohin wir bei unſern Gebreſten
Uns im Augenblick richten ſollen?
Denke nur immer an die Beſten,
Sie mögen ſtecken wo ſie wollen.

Den Reichthum muß der Neid betheuern:
Denn er kreucht nie in leere Scheuern.

Soll der Neider zerplatzen,
Begib dich deiner Fratzen.

Soll es reichlich zu dir fließen,
Reichlich andre laß genießen.

„Iſt dein Geſchenk wohl angekommen?“
Sie haben es eben nicht übel genommen.

Baccalaureus beider Rechte, und bleibt er nur etwa
Noch ein Jahr, ſo iſt er vollkommen in praktiſchen Schriften.
Dann ſind noch zwey Richter daſelbſt, die heißen Moneta
Und Donarius; ſprechen ſie ab, ſo bleibt es geſprochen.

So verübt man in Rom gar manche Liſten und Tücken,
Die der Papſt nicht erfährt. Man muß ſich Freunde verſchaffen!
Denn durch ſie vergibt man die Sünden und löſet die Völker
Aus dem Banne. Verlaßt euch darauf, mein wertheſter Oheim!
Denn es weiß der König ſchon lang', ich laſſ' euch nicht fallen;
Eure Sache führ' ich hinaus, und bin es vermögend.
Ferner mag er bedenken, es ſind gar viele den Affen
Und den Füchſen verwandt, die ihn am beſten berathen,
Und das hilft euch gewiß, es gehe wie es auch wolle.

Reineke ſprach: das tröſtet mich ſehr; ich denk' es euch wieder,
Komm' ich dießmal nur los. Und einer empfahl ſich dem andern.
Ohne Geleite ging Reineke nun mit Grimbart dem Dachſe
Nach dem Hofe des Königs, wo man ihm übel geſinnt war.

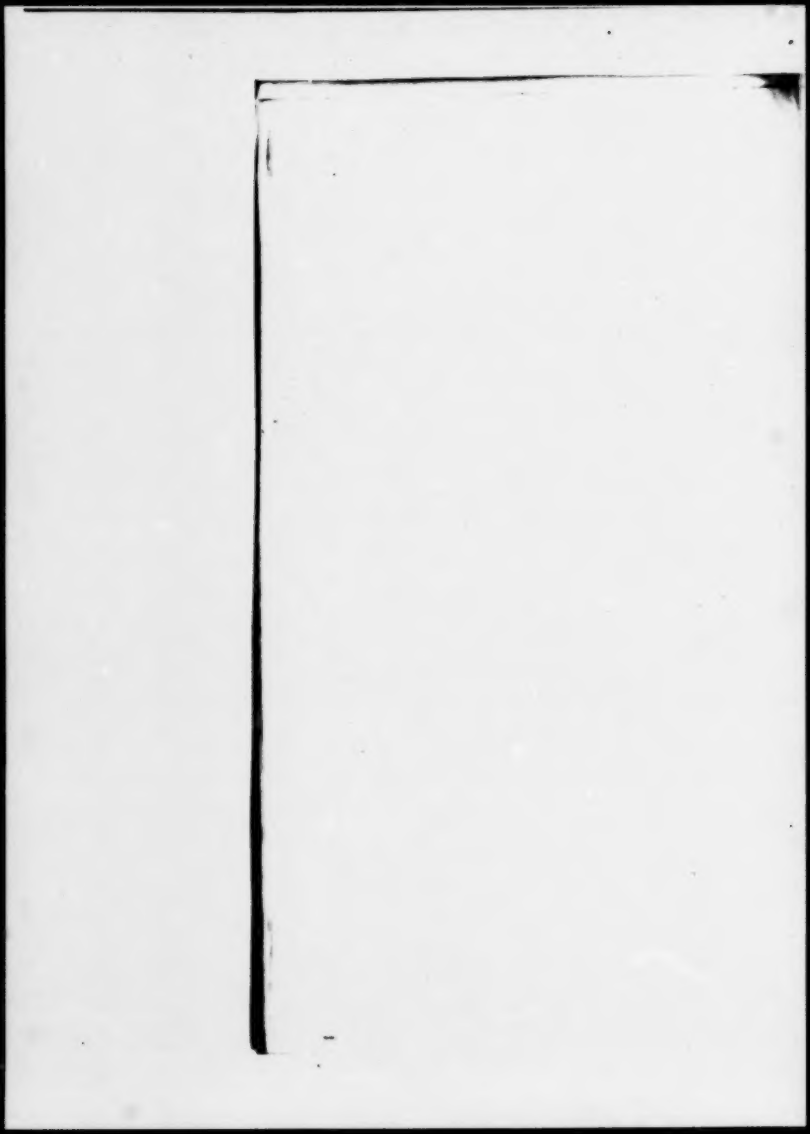

Neunter Gesang.

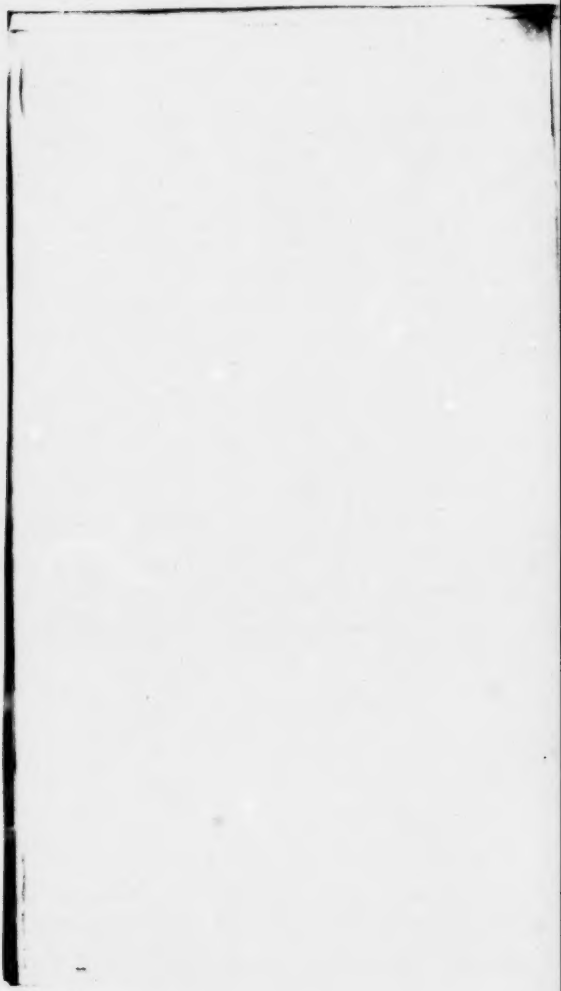

Reinele war nach Hofe gelangt, er dachte die Klagen
Abzuwenden, die ihn bedrohten. Doch als er die vielen
Feinde beisammen erblickte, wie alle standen und alle
Sich zu rächen begehrten und ihn am Leben zu strafen,
Fiel ihm der Muth; er zweifelte nun, doch ging er mit Kühnheit
Grade durch alle Baronen, und Grimbart ging ihm zur Seite;
Sie gelangten zum Throne des Königs, da lispelte Grimbart:
Seyd nicht furchtsam, Reinele, dießmal; gedenket: dem Blöden
Wird das Glück nicht zu Theil, der Kühne sucht die Gefahr auf
Und erfreut sich mit ihr; sie hilft ihm wieder entkommen.
Reinele sprach: ihr sagt mir die Wahrheit, ich danke zum schönsten
Für den herrlichen Trost, und komm' ich wieder in Freiheit,
Werd' ich's gedenken. Er sah nun umher, und viele Verwandte
Fanden sich unter der Schaar, doch wenige Gönner, den meisten
Pflegt' er übel zu dienen; ja unter den Ottern und Bibern,
Unter Großen und Kleinen trieb er sein schelmisches Wesen.
Doch entdeckt' er noch Freunde genug im Saale des Königs.

Reinele kniete vor'm Throne zur Erden und sagte bedächtig:
Gott, dem alles bekannt ist, und der in Ewigkeit mächtig
Bleibt, bewahr' euch mein Herr und König, bewahre nicht minder
Meine Frau die Königin immer, und beiden zusammen
Geb' er Weisheit und gute Gedanken, damit sie besonnen
Recht und Unrecht erkennen; denn viele Falschheit ist jetzo

Unter den Menschen im Gange. Da scheinen viele von außen,
Was sie nicht sind. O hätte doch jeder am Vorhaupt geschrieben,
Wie er gedenkt, und sähʼ es der König! da würde sich zeigen,
Daß ich nicht luge und daß ich euch immer zu dienen bereit bin.
Zwar verklagen die Bösen mich heftig; sie möchten mir gerne
Schaden und eurer Huld mich berauben, als wärʼ ich derselben
Unwerth. Aber ich kenne die strenge Gerechtigkeitsliebe
Meines Königs und Herrn, denn ihn verleitete keiner
Je die Wege des Rechtes zu schmalern; so wird es auch bleiben.

Alles kam und drängte sich nun, ein jeglicher mußte
Reinekens Kühnheit bewundern, es wünschtʼ ihn jeder zu hören:
Seine Verbrechen waren bekannt, wie wollt' er entrinnen?

Reineke Bösewicht! sagte der König: für dießmal erretten
Deine losen Worte dich nicht, sie helfen nicht länger
Lügen und Trug zu verkleiden, nun bist du an's Ende gekommen.
Denn du hast die Treue zu mir, ich glaube, bewiesen
Am Kaninchen und an der Krähe! Das wäre genugsam.
Aber du übst Verrath an allen Orten und Enden;
Deine Streiche sind falsch und behende, doch werden sie nicht mehr
Lange dauern, denn voll ist das Maß, ich scheltе nicht länger.

Reineke dachte: wie wird es mir gehn? O hätt' ich nur wieder
Meine Behausung erreicht! Wo will ich Mittel ersinnen?
Wie es auch geht, ich muß nun hindurch, versuchen wir alles.

Mächtiger König, edelster Fürst! so ließ er sich hören:
Meint ihr, ich habe den Tod verdient, so habt ihr die Sache
Nicht von der rechten Seite betrachtet; drum bitt' ich, ihr wollet
Erst mich hören. Ich habe ja sonst euch nützlich gerathen,

In der Noth bin ich bei euch geblieben, wenn etliche wichen.
Die sich zwischen uns beide nun stellen zu meinem Verderben,
Und die Gelegenheit nützen, wenn ich entfernt bin. Ihr möget,
Edler König, hab' ich gesprochen, die Sache dann schlichten;
Werd' ich schuldig befunden, so muß ich es freilich ertragen.
Wenig habt ihr meiner gedacht, indeß ich im Lande
Vieler Orten und Enden die sorglichste Wache gehalten.
Meint ihr, ich wäre nach Hofe gekommen, wofern ich mich schuldig
Wußte groß oder kleiner Vergehn? Ich würde bedächtig
Eure Gegenwart fliehn und meine Feinde vermeiden.
Nein, mich hätten gewiß aus meiner Feste nicht sollen
Alle Schätze der Welt hierher verleiten; da war ich
Frei auf eigenem Grund und Boden. Nun bin ich mir aber
Keines Uebels bewußt, und also bin ich gekommen.
Eben stand ich Wache zu halten; da brachte mein Oheim
Mir die Zeitung, ich solle nach Hof. Ich hatte von neuem,
Wie ich dem Bann mich entzöge, gedacht, darüber mit Martin
Vieles gesprochen, und er gelobte mir heilig, er wolle
Mich von dieser Bürde befrein. Ich werde nach Rom gehn,
Sagt' er, und nehme die Sache von nun an völlig auf meine
Schultern, geht nur nach Hofe, des Bannes werdet ihr ledig.
Sehet, so hat mir Martin gerathen, er muß es verstehen:
Denn der vortreffliche Bischof, Herr Ohnegrund, braucht ihn
beständig;
Schon fünf Jahre dient er demselben in rechtlichen Sachen.
Und so kam ich hieher und finde Klagen auf Klagen.
Das Kaninchen, der Aengler, verläumdet mich; aber es steht nun
Reinele hier: so tret' er hervor mir unter die Augen!
Denn es ist freilich was Leichtes, sich über Entfernte beklagen,
Aber man soll den Gegentheil hören, bevor man ihn richtet.
Die falschen Gesellen, bei meiner Treue! sie haben

Gutes genoſſen von mir, die Krähe mit dem Kaninchen:
Denn vorgeſtern am Morgen in aller Frühe begegnet
Mir das Kaninchen und grüßte mich ſchön; ich hatte ſo eben
Vor mein Schloß mich geſtellt und las die Gebete des Morgens.
Und er zeigte mir an, er gehe nach Hofe; da ſagt' ich:
Gott begleit' euch! Er klagte darauf: wie hungrig und müde
Bin ich geworden! da fragt' ich ihn freundlich! begehrt ihr zu eſſen?
Dankbar nehm' ich es an, verſetzt' er. Aber ich ſagte:
Geb' ich's doch gerne. So ging ich mit ihm und bracht' ihm bedeute
Kirſchen und Butter: ich pflege kein Fleiſch am Mittwoch zu eſſen.
Und er ſättigte ſich mit Brot und Butter und Früchten.
Aber es trat mein Söhnchen, das jüngſte, zum Tiſche, zu ſehen,
Ob was übrig geblieben: denn Kinder lieben das Eſſen;
Und der Knabe haſchte darnach. Da ſchlug das Kaninchen
Haſtig ihn über das Maul, es bluteten Lippen und Zähne.
Reinhart, mein andrer, ſah die Begegnung und faßte den Aeugler
Grad an der Kehle, ſpielte ſein Spiel und rächte den Bruder.
Das geſchah, nicht mehr und nicht minder. Ich ſäumte nicht lange,
Lief und ſtrafte die Knaben und brachte mit Mühe die beiden
Auseinander. Kriegt' er was ab, ſo mag er es tragen,
Denn er hatte noch mehr verdient; auch wären die Jungen,
Hätt' ich es übel gemeint, mit ihm wohl fertig geworden.
Und ſo dankt er mir nun! Ich riß ihm, ſagt er, ein Ohr ab:
Ehre hat er genoſſen und hat ein Zeichen behalten.

Ferner kam die Krähe zu mir, und klagte: die Gattin
Hab' er verloren, ſie habe ſich leider zu Tode gegeſſen,
Einen ziemlichen Fiſch mit allen Gräten verſchlungen:
Wo es geſchah, das weiß er am beſten, nun ſagt er: ich habe
Sie gemordet; er that es wohl ſelbſt, und würde man ernſtlich

Ihn verhören, dürft' ich es thun, er ſpräche wohl anders.
Denn ſie fliegen, es reichet kein Sprung ſo hoch, in die Lüfte.

Will nun ſolcher verbotenen Thaten mich jemand bezüchten;
Thu' er's mit redlichen, gültigen Zeugen: denn alſo gehört ſich's
Gegen edle Männer zu rechten; ich müßt' es erwarten.
Aber finden ſich keine, ſo gibt's ein anderes Mittel.
Hier! ich bin zum Kampfe bereit! man ſetze den Tag an
Und den Ort. Es zeige ſich dann ein würdiger Gegner,
Gleich mit mir von Geburt, ein jeder führe ſein Recht aus.
Wer dann Ehre gewinnt, dem mag ſie bleiben. So hat es
Immer zu Rechte gegolten, und ich verlang' es nicht beſſer.

Alle ſtanden und hörten und waren über die Worte
Reinekens höchlich verwundert, die er ſo trotzig geſprochen.
Und es erſchracken die beiden, die Krähe mit dem Kaninchen,
Räumten den Hof, und trauten nicht weiter ein Wörtchen zu ſprechen;
Gingen und ſagten untereinander: es wäre nicht rathſam
Gegen ihn weiter zu rechten. Wir möchten alles verſuchen
Und wir kämen nicht aus. Wer hat's geſehen? Wir waren
Ganz allein mit dem Schelm; wer ſollte zeugen? Am Ende
Bleibt der Schaden uns doch. Für alle ſeine Verbrechen
Warte der Henker ihm auf und lohn' ihm wie er's verdiente!
Kämpfen will er mit uns? das möcht' uns übel bekommen.
Nein fürwahr, wir laſſen es lieber. Denn falſch und behende,
Loſe und tückiſch kennen wir ihn. Es wären ihm wahrlich
Unſer fünfe zu wenig, wir müßten es theuer bezahlen.

Iſegrim aber und Braunen war übel zu Muthe; ſie ſahen
Ungern die beiden von Hofe ſich ſchleichen. Da ſagte der König:

Hat noch jemand zu klagen, der komme! Laßt uns vernehmen!
Gestern drohten so viele, hier steht der Beklagte! wo sind sie?

Reinete sagte: so pflegt es zu gehn; man klagt und beschuldigt
Diesen und jenen; doch stünd' er dabei, man bliebe zu Hause.
Diese losen Verräther, die Krähe mit dem Kaninchen,
Hätten mich gern in Schande gebracht und Schaden und Strafe,
Aber sie bitten mir's ab und ich vergebe; denn freilich,
Da ich komme, bedenken sie sich und weichen zur Seite.
Wie beschämt' ich sie nicht! Ihr sehet, wie es gefährlich
Ist, die losen Verläumder entfernter Diener zu hören;
Sie verdrehen das Rechte und sind den Besten gehässig.
Andre dauern mich nur, an mir ist wenig gelegen.

Höre mich, sagte der König darauf: du loser Verräther!
Sage, was trieb dich dazu, daß du mir Lampen, den treuen,
Der mir die Briefe zu tragen pflegte, so schmählich getödtet?
Hatt' ich nicht alles vergeben, so viel du immer verbrochen?
Ränzel und Stab empfingst du von mir, so warst du versehen,
Solltest nach Rom und über das Meer; ich gönnte dir alles,
Und ich hoffte Besserung von dir. Nun seh' ich zum Anfang,
Wie du Lampen gemordet; es mußte Bellyn dir zum Boten
Dienen, der brachte das Haupt im Ränzel getragen, und sagte
Oeffentlich aus, er bringe mir Briefe, die ihr zusammen
Ausgedacht und geschrieben, er habe das Beste gerathen.
Und im Ränzel fand sich das Haupt, nicht mehr und nicht minder.
Mir zum Hohne thatet ihr das. Bellonen behielt ich
Gleich zum Pfande, sein Leben verlor er; nun geht es an deines.

Reinete sagte: Was hör' ich? Lampe todt? und Bellonen
Sind' ich nicht mehr? Was wird nun aus mir? O, wär' ich gestorben!

Der Teufel! ſie iſt nicht gering,
Wie ich von weitem ſpüre;
Nun ſchelten ſie das arme Ding,
Daß ſie euch ſo verführe.
Erinnert euch, verfluchtes Pack,
Des paradieſiſchen Falles!
Hat euch die Schöne nur im Sack,
So gilt ſie euch für alles.

Wenn dir's bei uns nun nicht gefällt,
So geh' in deine öſtliche Welt.

Ich wünſche mir eine hübſche Frau,
Die nicht alles nähme gar zu genau,
Doch aber zugleich am beſten verſtände
Wie ich mich ſelbſt am beſten befände.

Ach, mit beiden geht mir ein Schatz, der größte, verloren!
Denn ich fandt' euch durch sie Kleinode, welche nicht besser
Ueber der Erde sich finden. Wer sollte glauben, der Widder
Würde Lampen ermorden und euch der Schätze berauben?
Hüte sich einer, wo niemand Gefahr und Tücke vermuthet.

Zornig hörte der König nicht aus, was Reinete sagte,
Wandte sich weg nach seinem Gemach und hatte nicht deutlich
Reinekens Rede vernommen, er dacht' ihn am Leben zu strafen;
Und er fand die Königin eben in seinem Gemache
Mit Frau Rückenau stehn. Es war die Aeffin besonders
König' und Königin lieb. Das sollte Reinekn helfen.
Unterrichtet war sie und klug und wußte zu reden;
Wo sie erschien, sah jeder auf sie und ehrte sie höflich.
Diese merkte des Königs Verdruß und sprach mit Bedachte:
Wenn ihr, gnädiger Herr, auf meine Bitte zuweilen
Hörtet, gereut' es euch nie, und ihr vergabt mir die Kühnheit,
Wenn ihr zürnet, ein Wort gelinder Meinung zu sagen.
Seyd auch dießmal geneigt mich anzuhören, betrifft es
Doch mein eignes Geschlecht! Wer kann die Seinen verläugnen?
Reinecke, wie er auch sey, ist mein Verwandter, und soll ich,
Wie sein Betragen mir scheint, aufrichtig bekennen; ich denke,
Da er zu Rechte sich stellt, von seiner Sache das Beste.
Mußte sein Vater doch auch, den euer Vater begünstigt,
Viel von losen Mäulern erdulden, und falschen Verklagern!
Doch beschämt' er sie stets. Sobald man die Sache genauer
Untersuchte, fand es sich klar: die tückischen Neider
Suchten Verdienste sogar als schwere Verbrechen zu deuten.
So erhielt er sich immer in größerem Ansehn bei Hof, als
Braun und Isegrim jetzt: denn diesen wäre zu wünschen,
Daß sie alle Beschwerden auch zu beseitigen wüßten,

Die man häufig über ſie hört; allein ſie verſtehen
Wenig vom Rechte, ſo zeigt es ihr Rath, ſo zeigt es ihr Leben.

Doch der König verſetzte darauf: wie kann es euch wundern,
Daß ich Reineken gram bin, dem Diebe, der mir vor kurzem
Lampen getödtet, Bellonen verführt und frecher als jemals
Alles läugnet und ſich als treuen und redlichen Diener
Anzupreiſen erkühnt, indeſſen alle zuſammen
Laute Klagen erheben und nur zu deutlich beweiſen,
Wie er mein ſicher Geleite verletzt und wie er mit Stehlen,
Rauben und Morden das Land und meine Getreuen beſchädigt.
Nein! ich duld' es nicht länger! Dagegen ſagte die Aeffin:
Freilich iſt's nicht vielen gegeben in jeglichen Fällen
Klug zu handeln und klug zu rathen, und wem es gelinget,
Der erwirbt ſich Vertrauen; allein es ſuchen die Neider
Ihm dagegen heimlich zu ſchaden, und werden ſie zahlreich,
Treten ſie öffentlich auf. So iſt es Reineken mehrmals
Schon ergangen; doch werden ſie nicht die Erinnrung vertilgen,
Wie er in Fällen euch weiſe gerathen, wenn alle verſtummten.
Wißt ihr noch, vor kurzem geſchah's. Der Mann und die Schlange
Kamen vor euch und niemand verſtund die Sache zu ſchlichten;
Aber Reineke fand's, ihr lobtet ihn damals vor allen.

Und der König verſetzte nach kurzem Bedenken dagegen:
Ich erinnre der Sache mich wohl, doch hab' ich vergeſſen,
Wie ſie zuſammenhing; ſie war verworren, ſo dünkt mich.
Wißt ihr ſie noch, ſo laßt ſie mich hören, es macht mir Vergnügen.
Und ſie ſagte: befiehlt es mein Herr, ſo ſoll es geſchehen.

Eben ſind's zwey Jahre, da kam ein Lindwurm und klagte
Sturmiſch, gnädiger Herr, vor euch: es woll' ihm ein Bauer

Nicht

Nicht im Rechte ſich fügen, ein Mann, den zweymal das Urtheil
Nicht begünſtigt. Er brachte den Bauern vor euern Gerichtshof
Und erzählte die Sache mit vielen beſtigen Worten.

Durch ein Loch im Zaune zu kriechen gedachte die Schlange,
Fing ſich aber im Stricke, der vor die Oeffnung gelegt war;
Feſter zog die Schlinge ſich zu, ſie hätte das Leben
Dort gelaſſen, da kam ihr zum Glück ein Wandrer gegangen.
Aengſtlich rief ſie: erbarme dich meiner und mache mich ledig!
Laß dich erbitten! Da ſagte der Mann: ich will dich erlöſen,
Denn mich jammert dein Elend; allein erſt ſollſt du mir ſchwören,
Mir nichts Leides zu thun. Die Schlange fand ſich erbotig,
Schwur den theuerſten Eid: ſie wolle auf keinerlei Weiſe
Ihren Befreier verletzen, und ſo erlöſ'te der Mann ſie.

Und ſie gingen ein Weilchen zuſammen, da fühlte die Schlange
Schmerzlichen Hunger, ſie ſchoß auf den Mann und wollt' ihn erwürgen,
Ihn verzehren; mit Angſt und Noth entſprang ihr der Arme.
Das iſt mein Dank? Das hab' ich verdient? ſo riefer, und daß du
Nicht geſchworen den theuerſten Eid? Da ſagte die Schlange:
Leider nöthiget mich der Hunger, ich kann mir nicht helfen;
Noth erkennt kein Gebot, und ſo beſteht es zu Rechte.

Da verſetzte der Mann; ſo ſchone nur meiner ſo lange,
Bis wir zu Leuten kommen, die unparteyiſch uns richten.
Und es ſagte der Wurm: ich will mich ſo lange gedulden.

Alſo gingen ſie weiter und fanden über dem Waſſer
Pfückebeutel den Raben mit ſeinem Sohne; man nennt ihn
Quacketer. Und die Schlange berief ſie zu ſich und ſagte:
Kommt und höret! Es hörte die Sache der Rabe bedächtig,

Und er richtete gleich: den Mann zu eſſen. Er hoffte
Selbſt ein Stück zu gewinnen. Da freute die Schlange ſich
höchlich:
Nun ich habe geſiegt! es kann mir's niemand verdenken.
Nein, verſetzte der Mann; ich habe nicht völlig verloren;
Sollt' ein Räuber zum Tode verdammen? und ſollte nur Einer
Richten? ich fordere ferner Gehör, im Gange des Rechtes;
Laßt uns vor vier, vor zehn die Sache bringen und hören.

Gehn wir! ſagte die Schlange. Sie gingen und es begegnet'
Ihnen der Wolf und der Bär, und alle traten zuſammen.
Alles befürchtete nun der Mann: denn zwiſchen den fünfen
War es gefährlich zu ſtehn und zwiſchen ſolchen Geſellen;
Ihn umringten die Schlange, der Wolf, der Bär und die Raben.
Bange war ihm genug: denn bald verglichen ſich beide
Wolf und Bär; das Urtheil in dieſer Maße zu fällen:
Tödten dürfe die Schlange den Mann; der leidige Hunger
Kenne keine Geſetze, die Noth entbinde vom Eidſchwur.
Sorgen und Angſt befielen den Wandrer, denn alle zuſammen
Wollten ſein Leben. Da ſchoß die Schlange mit grimmigem
Ziſchen,
Spritzte Geifer auf ihn, und ängſtlich ſprang er zur Seite.
Großes Unrecht, rief er, begehſt du! Wer hat dich zum Herren
Ueber mein Leben gemacht? Sie ſprach: du haſt es vernommen;
Zweymal ſprachen die Richter, und zweymal haſt du verloren.
Ihr verſetzte der Mann: ſie rauben ſelber und tödten;
Ich erkenne ſie nicht, wir wollen zum Könige gehen.
Mag er ſprechen, ich füge mich drein, und wenn ich verliere,
Hab' ich noch Uebels genug, allein ich will es ertragen.
Spottend ſagte der Wolf und der Bär: du magſt es verſuchen,
Aber die Schlange gewinnt, ſie wird's nicht beſſer begehren.

Denn ſie dachten, es würden die ſämmtlichen Herren des Hofes
Sprechen wie ſie, und gingen getroſt und führten den Wandrer,
Kamen vor euch, die Schlange, der Wolf, der Bär und die
Raben;
Ja ſelbdritt erſchien der Wolf, er hatte zwen Kinder,
Eitelbauch hieß der eine, der andere Nimmerſatt, beide
Machten dem Mann am meiſten zu ſchaffen. Sie waren ge-
kommen
Auch ihr Theil zu verzehren: denn ſie ſind immer begierig;
Heulten damals vor euch, mit unerträglicher Grobheit,
Ihr verbotet den Hof den beiden plumpen Geſellen.
Da berief ſich der Mann auf eure Gnaden, erzählte,
Wie ihn die Schlange zu tödten gedenke, ſie habe der Wohlthat
Völlig vergeſſen, ſie breche den Eid! So fleht' er um Rettung.
Aber die Schlange läugnete nicht: Es zwingt mich des Hungers
Allgewaltige Noth, ſie kennet keine Geſetze.

Gnädiger Herr, da ward' ihr bekümmert. Es ſchien euch
die Sache
Gar bedenklich zu ſeyn, und rechtlich ſchwer zu entſcheiden.
Denn es ſchien euch hart den guten Mann zu verdammen,
Der ſich hülfreich bewieſen; allein ihr dachtet dagegen
Auch des ſchmählichen Hungers. Und ſo berieft ihr die Räthe.
Leider war die Meinung der meiſten dem Manne zum Nachtheil,
Denn ſie wünſchten die Mahlzeit und dachten der Schlange zu
helfen.
Doch ihr ſendetet Boten nach Reineken: alle die andern
Sprachen gar manches und konnten die Sache zu Rechte nicht
ſcheiden.
Reinele kam und hörte den Vortrag, ihr legtet das Urtheil
Ihm in die Hände, und wie er es ſpräche, ſo ſollt' es geſchehen.

Reinete ſprach mit gutem Bedacht: ich finde vor allem
Nöthig den Ort zu beſuchen, und ſeh' ich die Schlange gebunden
Wie der Bauer ſie fand, ſo wird das Urtheil ſich geben.
Und man band die Schlange von neuem an ſelbiger Stätte,
In der Maße wie ſie der Bauer im Zaune gefunden.

Reinete ſagte darauf: hier iſt nun jedes von beiden
Wieder im vorigen Stand, und keines hat weder gewonnen,
Noch verloren; jetzt zeigt ſich das Recht, ſo ſcheint mir's, von ſelber.
Denn beliebt es dem Manne, ſo mag er die Schlange noch einmal
Aus der Schlinge befrein; wo nicht, ſo läßt er ſie hängen;
Frei, mit Ehren geht er die Straße nach ſeinen Geſchäften.
Da ſie untreu geworden als ſie die Wohlthat empfangen,
Hat der Mann nun billig die Wahl. Das ſcheint mir des Rechtes
Wahrer Sinn; wer's beſſer verſteht, der laſſ' es uns hören.

Damals geſiel euch das Urtheil und euren Rathen zuſammen;
Reinete wurde geprieſen, der Bauer dankt' euch, und jeder
Rühmte Reinekens Klugheit, ihn rühmte die Königin ſelber.
Vieles wurde geſprochen: im Kriege wären noch eher
Iſegrim und Braun zu gebrauchen, man fürchte ſie beide
Weit und breit, ſie fänden ſich gern, wo alles verzehrt wird.
Groß und ſtark und kühn ſey jeder, man könn' es nicht läugnen;
Doch im Rathe fehlte gar oft die nöthige Klugheit:
Denn ſie pflegen zu ſehr auf ihre Stärke zu trotzen,
Kommt man in's Feld und naht ſich dem Werke, da hinkt es gewaltig.
Muthiger kann man nichts ſehn, als ſie zu Hauſe ſich zeigen;
Draußen liegen ſie gern im Hinterhalt. Setzt es denn einmal
Tüchtige Schläge, ſo nimmt man ſie mit, ſo gut als ein andrer.

Bären und Wölfe verderben das Land: es kümmert ſie wenig,
Weſſen Haus die Flamme verzehrt, ſie pflegen ſich immer
An den Kohlen zu wärmen, und ſie erbarmen ſich keines,
Wenn ihr Kropf ſich nur füllt. Man ſchlurft die Eyer hinunter,
Laßt den Armen die Schalen und glaubt noch redlich zu theilen.
Reinete Fuchs mit ſeinem Geſchlecht verſteht ſich dagegen
Wohl auf Weisheit und Rath, und hat er nun etwas verſehen,
Gnädiger Herr, ſo iſt er kein Stein. Doch wird euch ein andrer
Niemals beſſer berathen. Darum verzeiht ihm, ich bitte!

Da verſetzte der König: ich will es bedenken. Das Urtheil
Ward geſprochen wie ihr erzählt, es wußte die Schlange.
Doch von Grund aus bleibt er ein Schalk, wie ſollt' er ſich beſſern?
Macht man ein Bündniß mit ihm, ſo bleibt man am Ende betrogen;
Denn er dreht ſich ſo liſtig heraus, wer iſt ihm gewachſen?
Wolf und Bär und Kater, Kaninchen und Krähe, ſie ſind ihm
Nicht behende genug, er bringt ſie in Schaden und Schande.
Dieſem behielt er ein Ohr, dem andern das Auge, das Leben
Raubt' er dem dritten! fürwahr ich weiß nicht, wie ihr dem Böſen
So zu Gunſten ſprecht und ſeine Sache vertheidigt.
Gnädiger Herr, verſetzte die Aeffin: ich kann es nicht bergen;
Sein Geſchlecht iſt edel und groß, ihr mögt es bedenken.

Da erhub ſich der König heraus zu treten, es ſtunden
Alle zuſammen und warteten ſein; er ſah in dem Kreiſe
Viele von Reinekens nächſten Verwandten, ſie waren gekommen
Ihren Vetter zu ſchützen, ſie waren ſchwerlich zu nennen.
Und er ſah das große Geſchlecht, er ſah auf der andern
Seite Reinekens Feinde: es ſchien der Hof ſich zu theilen.

Da begann der König: so höre mich, Reineke! Kannst du
Solchen Frevel entschuld'gen, daß du mir Hülfe Bellynens
Meinen frommen Lampe getödtet? und daß ihr Verwegnen
Mir sein Haupt in's Ränzel gesteckt, als wären es Briefe?
Mich zu höhnen thatet ihr das; ich habe den einen
Schon bestraft, es büßte Bellyn; erwarte das gleiche.

Weh mir! sagte Reineke drauf: o wär' ich gestorben!
Höret mich an und wie es sich findet, so mag es geschehen:
Bin ich schuldig, so tödtet mich gleich, ich werde doch nimmer
Aus der Noth und Sorge mich retten, ich bleibe verloren.
Denn der Verräther Bellyn, er unterschlug mir die größten
Schätze, kein Sterblicher hat dergleichen jemals gesehen.
Ach, sie kosten Lampen das Leben! Ich hatte sie beiden
Anvertraut, nun raubte Bellyn die köstlichen Sachen.
Ließen sie sich doch wieder erforschen! Allein ich befürchte
Niemand findet sie mehr, sie bleiben auf immer verloren.

Aber die Aeffin versetzte darauf: wer wollte verzweifeln?
Sind sie nur über der Erde, so ist noch Hoffnung zu schöpfen.
Früh und späte wollen wir gehn, und Laien und Pfaffen
Emsig fragen: doch zeiget uns an, wie waren die Schätze?

Reineke sagte: sie waren so köstlich, wir finden sie nimmer;
Wer sie besitzt, verwahrt sie gewiß. Wie wird sich darüber
Nicht Frau Ermelyn quälen! Sie wird mir's niemals verzeihen.
Denn sie mißrieth mir den beiden das köstliche Kleinod zu geben:
Nun erfindet man Lügen auf mich und will mich verklagen;
Doch ich verfechte mein Recht, erwarte das Urtheil, und werd' ich
Losgesprochen, so ren' ich umher durch Länder und Reiche,
Suche die Schätze zu schaffen und stell' ich mein Leben verlieren.

Zehnter Gesang.

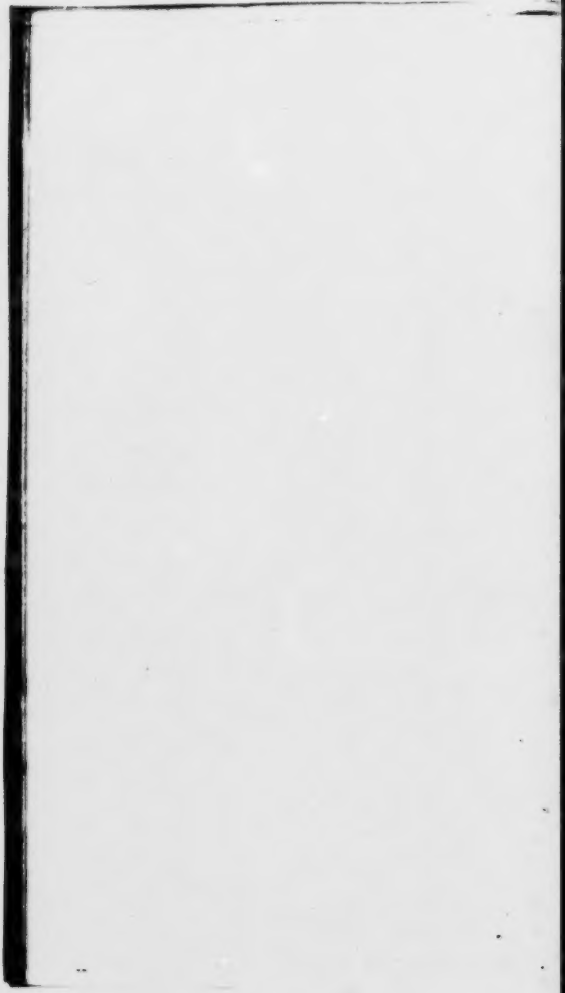

Wäre Gott und Eine,
So wäre mein Lied nicht kleine.

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine.

So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß.

„Sie betrog dich geraume Zeit,
Nun ſiehſt du wohl ſie war ein Schein."
Was weißt du denn von Wirklichkeit;
War ſie drum weniger mein?

„Betrogen biſt du zum Erbarmen
Nun läßt ſie dich allein!"
Und war es nur ein Schein;
Sie lag in meinen Armen,
War ſie drum weniger mein?

O mein König! sagte darauf der lustige Redner:
Laßt mich, edelster Fürst, vor meinen Freunden erzählen,
Was euch alles von mir an köstlichen Dingen bestimmt war.
Habt ihr sie gleich nicht erhalten, so war mein Wille doch löblich.
Sage nur an, versetzte der König, und kürze die Worte.

Glück und Ehre sind hin! Ihr werdet alles erfahren,
Sagte Reinete traurig. Das erste köstliche Kleinod
War ein Ring. Ich gab ihn Bellinen, er sollt' ihn dem König
Ueberliefern. Es war auf wunderbarliche Weise
Dieser Ring zusammengesetzt und würdig im Schatze
Meines Fürsten zu glänzen, aus seinem Golde gebildet.
Auf der inneren Seite, die nach dem Finger sich kehret,
Standen Lettern gegraben und eingeschmolzen; es waren
Drey Hebräische Worte von ganz besonderer Deutung.
Niemand erklärte so leicht in diesen Landen die Züge;
Meister Abrvon nur von Trier, der konnte sie lesen.
Es ist ein Jude, gelehrt, und alle Zungen und Sprachen
Kennt er, die von Poitou bis Lüneburg werden gesprochen;
Und auf Kräuter und Steine versteht sich der Jude besonders.

Als ich den Ring ihm gezeigt, da sagt' er: köstliche Dinge
Sind hierinnen verborgen. Die drey gegrabenen Namen
Brachte Seth der Fromme vom Paradiese hernieder,
Als er das Oel der Barmherzigkeit suchte; und wer ihn am Finger
Trägt, der findet sich frei von allen Gefahren. Es werden
Weder Donner noch Blitz noch Zauberey ihn verletzen.

Ferner ſagte der Meiſter: er habe geleſen, es könne,
Wer den Ring am Finger bewahrt, in grimmiger Kälte
Nicht erfrieren; er lebe gewiß ein ruhiges Alter.
Außen ſtand ein Edelgeſtein, ein heller Karfunkel,
Dieſer leuchtete Nachts und zeigte deutlich die Sachen,
Viele Kräfte hatte der Stein: er heilte die Kranken;
Wer ihn berührte, fühlte ſich frei von allen Gebrechen,
Aller Bedrängniß, nur ließ ſich der Tod allein nicht bezwingen.
Weiter entdeckte der Meiſter des Steines herrliche Kräfte:
Glücklich reiſ't der Beſitzer durch alle Lande, ihm ſchadet
Weder Waſſer noch Feuer; gefangen oder verrathen
Kann er nicht werden, und jeder Gewalt des Feindes entgeht er.
Und beſieht er nüchtern den Stein, ſo wird er im Kampfe
Hundert überwinden und mehr. Die Tugend des Steines
Nimmt dem Gifte die Wirkung und allen ſchädlichen Säften.
Eben ſo vertilgt ſie den Haß, und ſollte gleich Mancher
Den Beſitzer nicht lieben; er fühlt ſich in Kurzem verändert.

Wer vermochte die Kräfte des Steines alle zu zählen,
Den ich im Schatze des Vaters gefunden und den ich dem Konig
Nun zu ſenden gedachte? Denn ſolches köſtlichen Ringes
War ich nicht werth; ich wußt' es recht wohl; er ſollte dem Einen,
Der von allen der Edelſte bleibt, ſo dacht' ich, gehören:
Unſer Wohl beruht nur auf ihm und unſer Vermögen,
Und ich hoffe ſein Leben vor allem Uebel zu ſchützen.

Ferner ſollte Widder Bellyn der Konigin gleichfalls
Kamm und Spiegel verehren, damit ſie meiner gedächte.
Dieſe hatt' ich einmal zur Luſt vom Schatze des Vaters
Zu mir genommen. es fand ſich auf Erden kein ſchöneres

O wie oft versucht' es mein Weib und wollte sie haben!
Sie verlangte nichts weiter von allen Gütern der Erde,
Und wir stritten darum; sie konnte mich niemals bewegen.
Doch nun sendet' ich Spiegel und Kamm mit gutem Bedachte
Meiner gnädigen Frauen der Königin, welche mir immer
Große Wohlthat erwies und mich vor Uebel beschirmte;
Oefters hat sie für mich ein günstiges Wörtchen gesprochen;
Edel ist sie, von hoher Geburt, es ziert sie die Tugend
Und ihr altes Geschlecht bewährt sich in Worten und Werken:
Würdig war sie des Spiegels und Kammes! die hat sie nun leider
Nicht mit Augen gesehn, sie bleiben auf immer verloren.

Nun vom Kamme zu reden. Zu diesem hatte der Künstler
Pantherknochen genommen, die Reste des edlen Geschöpfes,
Zwischen Indien wohnt es und zwischen dem Paradiese.
Allerlei Farben zieren sein Fell, und süße Gerüche
Breiten sich aus, wohin es sich wendet, darum auch die Thiere
Seine Fährte so gern auf allen Wegen verfolgen;
Denn sie werden gesund von diesem Geruche, das fühlen
Und bekennen sie alle. Von solchen Knochen und Beinen
War der zierliche Kamm mit vielem Fleiße gebildet,
Klar wie Silber und weiß von unaussprechlicher Reinheit,
Und des Kammes Geruch ging über Nelken und Zimmet.
Stirbt das Thier, so fährt der Geruch in alle Gebeine,
Bleibt beständig darin und läßt sie nimmer verwesen.
Alle Seuche treibt er hinweg und alle Vergiftung.

Ferner sah man die köstlichen Bilder am Rücken des Kammes
Hocherhaben, durchflochten mit goldenen zierlichen Ranken
Und mit roth und blauer Lasur. Im mittelsten Felde
War die Geschichte künstlich gebildet, wie Paris von Troja

Eines Tages am Brunnen saß, drey göttliche Frauen
Vor sich sah, man nannte sie Pallas und Juno und Venus.
Lange stritten sie erst, denn jegliche wollte den Apfel
Gerne besitzen, der ihnen bisher zusammen gehörte;
Endlich verglichen sie sich: es solle den goldenen Apfel
Paris der schönsten bestimmen, sie stellt' allein ihn behalten.

Und der Jüngling beschaute sie wohl mit gutem Bedachte.
Juno sagte zu ihm: Erhalt' ich den Apfel, erkennst du
Mich für die schönste, so wirst du der erste vor allen an Reichthum.
Pallas versetzte: Bedenke dich wohl und gib mir den Apfel.
Und du wirst der mächtigste Mann; es fürchten dich alle,
Wird dein Name genannt, so Feind' als Freunde zusammen.
Venus sprach: Was soll die Gewalt? was sollen die Schätze?
Ist dein Vater nicht König Priamus? deine Gebrüder
Hektor und andre, sind sie nicht reich und mächtig im Lande?
Ist nicht Troja geschützt von seinem Heere? und bald ihr
Nicht umher das Land bezwungen und fernere Völker?
Wirst du die schönste mich preisen und mir den Apfel ertheilen,
Sollst du des herrlichsten Schatzes auf dieser Erde dich freuen.
Dieser Schatz ist ein treffliches Weib, die schönste von allen,
Tugendsam, edel und weise, wer konnte würdig sie loben?
Gib mir den Apfel, du sollst des Griechischen Königs Gemahlin
Helena, mein' ich, die Schöne, den Schatz der Schätze besitzen.

Und er gab ihr den Apfel und pries sie vor allen die schönste.
Aber sie half ihm dagegen die schöne Königin rauben,
Menelaus Gemahlin, sie ward in Troja die Seine.
Diese Geschichte sah man erhaben im mittelsten Felde.
Und es waren Schilder umher mit künstlichen Schriften.
Jeder durfte nur lesen und so verstand er die Fabel.

Höret nun weiter vom Spiegel! daran die Stelle des Glaſes
Ein Beryll vertrat von großer Klarheit und Schönheit;
Alles zeigte ſich drinn und wenn es meilenweit vorging
War es Tag oder Nacht. Und hatte jemand im Antlitz
Einen Fehler, wie er auch war, ein Fleckchen im Auge;
Durft' er ſich nur im Spiegel beſehn, ſo gingen von Stund' an
Alle Mängel hinweg und alle fremden Gebrechen.
Iſt's ein Wunder, daß mich es verdrießt, den Spiegel zu miſſen?
Und es war ein köſtliches Holz zur Faſſung der Tafel,
Sethym heißt es, genommen, von feſtem, glänzendem Wuchſe,
Keine Würmer ſtechen es an und wird auch, wie billig,
Höher gehalten als Gold, nur Ebenholz kommt ihm am nächſten.
Denn aus dieſem verfertigt' einmal ein trefflicher Künſtler
Unter König Krompardes ein Pferd von ſeltnem Vermögen.
Eine Stunde brauchte der Reiter und mehr nicht zu hundert
Meilen. Ich könnte die Sache für jetzt nicht grundlich erzählen,
Denn es fand ſich kein ähnliches Roß, ſo lange die Welt ſteht.

Anderthalb Fuß war rings die ganze Breite des Rahmens
Um die Tafel herum, geziert mit künſtlichem Schnitzwerk,
Und mit goldenen Lettern ſtand unter jedlichem Bilde,
Wie ſich's gehört, die Bedeutung geſchrieben. Ich will die Geſchichten
Kürzlich erzählen. Die erſte war von dem neidiſchen Pferde:
Um die Wette gedacht' es mit einem Hirſche zu laufen;
Aber hinter ihm blieb es zurück, das ſchmerzte gewaltig;
Und es eilte darauf mit einem Hirten zu reden,
Sprach: du findeſt dein Glück, wenn du mir eilig gehorcheſt.
Setze dich auf, ich bringe dich hin, es hat ſich vor Kurzem
Dort ein Hirſch im Walde verborgen, den ſollſt du gewinnen;
Fleiſch und Haut und Geweih, du magſt ſie theuer verkaufen,

Setze dich auf, wir wollen ihm nach! — Das will ich wohl wagen!
Sagte der Hirt und setzte sich auf, sie eilten von dannen.
Und sie erblickten den Hirsch in Kurzem, folgten bebende
Seiner Spur und jagten ihm nach. Er hatte den Vorsprung
Und es ward dem Pferde zu sauer, da sagt' es zum Manne:
Sitze was ab, ich bin müde geworden, der Ruhe bedarf ich.
Nein! wahrhaftig, versetzte der Mann: du sollst mir gehorchen,
Meine Sporen sollst du empfinden, du hast mich ja selber
Zu dem Ritte gebracht; und so bezwang es der Reiter.
Seht, so lohnet sich der mit vielem Bösen, der andern
Schaden zu bringen sich selbst mit Pein und Uebel beladet.

Ferner zeig' ich euch an, was auf dem Spiegel gebildet
Stand: Wie ein Esel und Hund bei einem Reichen in Diensten
Beide gewesen! so war denn der Hund nun freilich der Liebling,
Denn er saß bei'm Tische des Herrn und aß mit demselben
Fisch und Fleisch, und ruhte wohl auch im Schooße des Gönners,
Der ihm das beste Brot zu reichen pflegte; dagegen
Wedelte mit dem Schwanze der Hund und leckte den Herren.

Boldewon sah das Glück des Hundes und traurig im Herzen
Ward der Esel und sagte bei sich: wo denkt doch der Herr hin,
Daß er dem faulen Geschöpfe so äußerst freundlich begegnet?
Springt das Thier nicht auf ihm herum und leckt ihn am Barte!
Und ich muß die Arbeit verrichten und schleppe die Säcke.
Er probir' es einmal und thu' mit fünf ja mit zehen
Hunden im Jahre so viel als ich des Monats verrichte!
Und doch wird ihm das Beste gereicht, mich speis't man mit Stroh ab;
Läßt auf der harten Erde mich liegen, und wo man mich eintreibt,

Oder reitet, ſpottet man meiner. Ich kann und ich will es
Länger nicht dulden, will auch des Herren Gunſt mir erwerben.

Als er ſo ſprach, kam eben ſein Herr die Straße gegangen;
Da erhub der Eſel den Schwanz und bäumte ſich ſpringend
Ueber den Herren, und ſchrie und ſang und plärrte gewaltig,
Leckt' ihm den Bart und wollte nach Art und Weiſe des Hundes
An die Wange ſich ſchmiegen, und ſtieß ihm einige Beulen.
Aengſtlich entſprang ihm der Herr und rief: o! fangt mir den
Eſel,
Schlagt ihn todt! Es kamen die Knechte, da regnet' es Prügel,
Nach dem Stalle trieb man ihn fort: da blieb er ein Eſel.

Mancher findet ſich noch von ſeinem Geſchlechte, der andern
Ihre Wohlfahrt mißgönnt und ſich nicht beſſer befindet.
Kommt dann aber einmal ſo einer in reichlichen Zuſtand;
Schickt ſich's grad' als äße das Schwein mit Löffeln die Suppe,
Nicht viel beſſer fürwahr. Der Eſel trage die Säcke,
Habe Stroh zum Lager und finde Diſteln zur Nahrung.
Will man ihn anders behandeln, ſo bleibt es doch immer bei'm
Alten.
Wo ein Eſel zur Herrſchaft gelangt, kann's wenig gedeihen.
Ihren Vortheil ſuchen ſie wohl, was kümmert ſie weiter?

Ferner ſollt ihr erfahren, mein König, und laßt euch die
Rede
Nicht verdrießen, es ſtand noch auf dem Rahmen des Spiegels
Schön gebildet und deutlich beſchrieben, wie ehemals mein Vater
Sich mit Hinzen verbündet auf Abenteuer zu ziehen,
Und wie beide heilig geſchworen, in allen Gefahren
Tapfer zuſammen zu halten und jede Beute zu theilen.

Als ſie nun vorwärts zogen, bemerkten ſie Jäger und Hunde
Nicht gar ferne vom Wege; da ſagte Hinze der Kater:
Guter Rath ſcheint theuer zu werden! Mein Alter verſetzte:
Wunderlich ſieht es wohl aus. doch hab' ich mit herrlichem Rathe
Meinen Sack noch gefüllt, und wir gedenken des Eides,
Halten wacker zuſammen, das bleibt vor allen das Erſte.
Hinze ſagte dagegen: es gehe wie es auch wolle,
Bleibt mir doch ein Mittel bekannt, das denk' ich zu brauchen.
Und ſo ſprang er behend auf einen Baum, ſich zu retten
Vor der Hunde Gewalt, und ſo verließ er den Oheim.
Aengſtlich ſtand mein Vater nun da; es kamen die Jäger.
Hinze ſprach: Nun, Oheim? Wie ſteht's? ſo öffnet den Sack doch!
Iſt er voll Rathes, ſo braucht ihn doch jetzt, die Zeit iſt gekommen.
Und die Jäger bliesen das Horn und riefen einander.
Rief mein Vater, ſo liefen die Hunde, ſie folgten mit Bellen,
Und er ſchwitzte vor Angſt und häufige Loſung entfiel ihm;
Leichter fand er ſich da und ſo entging er den Feinden.

Schändlich, ihr habt es gehört; verrieth ihn der nächſte Verwandte,
Dem er ſich doch am meiſten vertraut. Es ging ihm an's Leben,
Denn die Hunde waren zu ſchnell, und hätt' er nicht eilig
Einer Höhle ſich wieder erinnert, ſo war es geſchehen;
Aber da ſchlupft er hinein und ihn verloren die Feinde.
Solcher Burſche gibt es noch viel, wie Hinze ſich damals
Gegen den Vater bewies: wie ſollt' ich ihn lieben und ehren?
Halb zwar hab' ich's vergeben, doch bleibt noch etwas zurücke.
All dieß war auf dem Spiegel geſchnitten mit Bildern und Worten.

Ferner

Ferner ſah man daſelbſt ein eignes Stückchen vom Wolfe,
Wie er zu danken bereit iſt für Gutes das er empfangen.
Auf dem Anger fand er ein Pferd, woran nur die Knochen
Uebrig waren; doch hungert' ihn ſehr, er nagte ſie gierig
Und es kam ihm ein ſpitziges Bein die Quer' in den Kragen;
Aengſtlich ſtellt' er ſich an, es war ihm übel gerathen.
Boten auf Boten ſendet' er fort die Aerzte zu rufen;
Niemand vermochte zu helfen, wiewohl er große Belohnung
Allen geboten. Da meldete ſich am Ende der Kranich,
Mit dem rothen Barett auf dem Haupt. Ihm flehte der Kranke:
Doctor, helft mir geſchwind von dieſen Nöthen! ich geb' euch,
Bringt ihr den Knochen heraus, ſo viel ihr immer begehret.

Alſo glaubte der Kranich den Worten und ſteckte den Schnabel
Mit dem Haupt in den Rachen des Wolfes und holte den Knochen.
Weh mir! heulte der Wolf: du thuſt mir Schaden! Es ſchmerzet!
Laß es nicht wieder geſchehn! Für heute ſey es vergeben.
Wär' es ein andrer, ich hätte das nicht geduldig gelitten.
Gebt euch zufrieden, verſetzte der Kranich: ihr ſeyd nun geneſen;
Gebt mir den Lohn, ich hab' ihn verdient, ich hab' euch geholfen.
Höret den Gecken! ſagte der Wolf: ich habe das Uebel,
Er verlangt die Belohnung, und hat die Gnade vergeſſen,
Die ich ihm eben erwies. Hab' ich ihm Schnabel und Schädel,
Den ich im Munde gefühlt, nicht unbeſchädigt entlaſſen?
Hat mir der Schäcker nicht Schmerzen gemacht? Ich könnte wahrhaftig,
Iſt von Belohnung die Rede, ſie ſelbſt am erſten verlangen.
Alſo pflegen die Schälke mit ihren Knechten zu handeln.

Dieſe Geſchichten und mehr verzierten, künſtlich geſchnitten,
Rings die Faſſung des Spiegels, und mancher gegrabene Zierrath,

Manche goldene Schrift. Ich hielt des köſtlichen Kleinods
Mich nicht werth, ich bin zu gering, und ſandt' es deßwegen
Meiner Frauen der Königin zu. Ich dachte durch ſolches
Ihr und ihrem Gemahl mich ehrerbietig zu zeigen.
Meine Kinder betrübten ſich ſehr, die artigen Knaben,
Als ich den Spiegel dahin gab. Sie ſprangen gewöhnlich und ſpielten
Vor dem Glaſe, beſchauten ſich gern, ſie ſahen die Schwänzchen
Hängen vom Rücken herab und lachten den eigenen Mäulchen.
Leider vermuthet' ich nicht den Tod des ehrlichen Lampe,
Da ich ihm und Bellyn auf Treu' und Glauben die Schätze
Heilig empfahl; ich hielt ſie beide für redliche Leute,
Keine beſſeren Freunde gedacht' ich jemals zu haben.
Wehe ſey über den Mörder gerufen! Ich will es erfahren,
Wer die Schätze verborgen, es bleibt kein Mörder verhohlen.
Wüßte doch ein und andrer vielleicht im Kreiſ' hier zu ſagen,
Wo die Schätze geblieben, und wie man Lampen getödtet!

Sehr, mein gnädiger König, es kommen täglich ſo viele
Wichtige Sachen vor euch; ihr könnt nicht alles behalten;
Doch vielleicht gedenket ihr noch des herrlichen Dienſtes,
Den mein Vater dem euren an dieſer Stätte bewieſen.
Krank lag euer Vater, ſein Leben rettete meiner,
Und doch ſagt ihr, ich habe noch nie, es habe mein Vater
Euch nichts Gutes erzeigt. Beliebt mich weiter zu hören.
Sey es mit eurer Erlaubniß geſagt: Es fand ſich am Hofe
Eures Vaters der meine bei großen Würden und Ehren
Als erfahrener Arzt. Er wußte das Waſſer des Kranken
Klug zu beſehn; er half der Natur; was immer den Augen,
Was den edelſten Gliedern gebrach, gelang ihm zu heilen;
Kannte wohl die emetiſchen Kräfte, verſtand auch daneben

Gern hören wir allerlei gute Lehr,
Doch Schmähen und Schimpfen noch viel mehr.

Glaube dich nicht allzu gut gebettet;
Ein gewarnter Mann iſt halb gerettet.

Wein macht munter geiſtreichen Mann,
Weihrauch ohne Feuer man nicht riechen kann.

Willſt du Weihrauchs Geruch erregen,
Feurige Kohlen mußt unterlegen.

Wem ich ein beſſer Schickſal gönnte?
Es ſind die erkünſtelten Talente:
An dieſem, an jenem, am beſten gebricht's,
Sie mühen und zwängen und kommen zu nichts.

Auf die Zähne ſich gut und holte die ſchmerzenden ſpielend.
Gerne glaub' ich, ihr habt es vergeſſen; es wäre kein Wunder;
Denn drey Jahre hattet ihr nur. Es legte ſich damals
Euer Vater im Winter mit großen Schmerzen zu Bette,
Ja man mußt' ihn heben und tragen. Da ließ er die Aerzte
Zwiſchen hier und Rom zuſammen berufen, und alle
Gaben ihn auf; er ſchickte zuletzt, man holte den Alten;
Dieſer hörte die Noth und ſah die gefährliche Krankheit.

Meinen Vater jammert' es ſehr, er ſagte: Mein König,
Gnädiger Herr, ich ſetzte, wie gern! mein eigenes Leben,
Könnt' ich euch retten, daran! doch laßt im Glaſe mich euer
Waſſer beſehn. Der König befolgte die Worte des Vaters,
Aber klagte dabei, es werde je länger je ſchlimmer.
Auf dem Spiegel war es gebildet, wie glücklich zur Stunde
Euer Vater geneſen. Denn meiner ſagte bedächtig:
Wenn ihr Geſundheit verlangt, entſchließt euch ohne Verſäumniß
Eines Wolfes Leber zu ſpeiſen, doch ſollte derſelbe
Sieben Jahre zum wenigſten haben; die müßt ihr verzehren.
Sparen dürft ihr mir nicht, denn euer Leben betrifft es.
Euer Waſſer zeuget nur Blut, entſchließt euch geſchwinde!

In dem Kreiſe befand ſich der Wolf und hört' es nicht gerne.
Euer Vater ſagte darauf: Ihr habt es vernommen,
Horet, Herr Wolf, ihr werdet mir nicht zu meiner Geneſung
Eure Leber verweigern. Der Wolf verſetzte dagegen:
Nicht fünf Jahre bin ich geboren! was kann ſie euch nutzen?
Eitles Geſchwätz! verſetzte mein Vater: es ſoll uns nicht hindern,
An der Leber ſeh' ich das gleich. Es mußte zur Stelle
Nach der Küche der Wolf, und brauchbar fand ſich die Leber.
Euer Vater verzehrte ſie ſtracks. Zur ſelbigen Stunde

War er von aller Krankheit befreit und allen Gebrechen.
Meinem Vater dankt' er genug, es mußt' ihn ein jeder
Doctor heißen am Hofe; man durft' es niemals vergessen.

Also ging mein Vater beständig dem König zur Rechten.
Euer Vater verehrt' ihm hernach, ich weiß es am besten,
Eine goldene Spange mit einem rothen Barette,
Sie vor allen Herren zu tragen; so haben ihn alle
Hoch in Ehren gehalten. Es hat sich aber mit seinem
Sohne leider geändert, und an die Tugend des Vaters
Wird nicht weiter gedacht. Die allergierigsten Schälle
Werden erhoben, und Nutz und Gewinn bedenkt man alleine,
Recht und Weisheit stehen zurück. Es werden die Diener
Große Herren, das muß der Arme gewöhnlich entgelten.
Hat ein solcher Macht und Gewalt, so schlägt er nur blindlings
Unter die Leute, gedenket nicht mehr woher er gekommen;
Seinen Vortheil gedenkt er aus allem Spiele zu nehmen.
Um die Großen finden sich viele von diesem Gelichter.
Keine Bitte hören sie je, wozu nicht die Gabe
Gleich sich reichlich gesellt, und wenn sie die Leute bescheiden,
Heißt es: bringt nur! und bringt! zum ersten, zweyten und
dritten.

Solche gierige Wölfe behalten tödliche Bissen
Gerne für sich, und, wär' es zu thun, mit kleinem Verluste
Ihres Herren Leben zu retten, sie trügen Bedenken.
Wollte der Wolf doch die Leber nicht lassen, dem König zu dienen!
Und was Leber! Ich sag' es heraus! Es möchten auch zwanzig
Wölfe das Leben verlieren, behielte der König und seine
Theure Gemahlin das ihre, so wär' es weniger Schade.
Denn ein schlechter Same, was kann er Gutes erzeugen?

Was in eurer Jugend geſchah, ihr habt es vergeſſen;
Aber ich weiß es genau, als wär' es geſtern geſchehen.
Auf dem Spiegel ſtand die Geſchichte, ſo wollt' es mein Vater;
Edelſteine zierten das Werk und goldene Ranken.
Könnt' ich den Spiegel erfragen, ich wagte Vermögen und Leben.

Reinecke, ſagte der König: Die Rede hab' ich verſtanden,
Habe die Worte gehört und was du alles erzähltest.
War dein Vater ſo groß hier am Hofe und hat er ſo viele
Nützliche Thaten gethan, das mag wohl lange ſchon her ſeyn.
Ich erinn're mich's nicht, auch hat mir's niemand berichtet.
Eure Händel dagegen die kommen mir öfters zu Ohren,
Immer ſeyd ihr im Spiele, ſo hör' ich wenigſtens ſagen;
Thun ſie euch Unrecht damit und ſind es alte Geſchichten,
Möcht' ich einmal was Gutes vernehmen; es findet ſich ſelten.

Herr, verſetzte Reinecke drauf: ich darf mich hierüber
Wohl erklären vor euch, denn mich betrifft ja die Sache.
Gutes hab' ich euch ſelber gethan! es ſey euch nicht etwa
Vorgeworfen; behüte mich Gott! ich erkenne mich ſchuldig
Euch zu leiſten ſo viel ich vermag. Ihr habt die Geſchichte
Ganz gewiß nicht vergeſſen. Ich war mit Iſegrim glücklich
Einſt ein Schwein zu erjagen, es ſchrie, wir biſſen es nieder,
Und ihr kamt und klagtet ſo ſehr, und ſagtet: es läme
Eure Frau noch hinter euch drein, und theilte nur jemand
Wenige Speiſe mit euch, ſo wär' euch beiden geholfen.
Gebet von eurem Gewinne was ab! ſo ſagtet ihr damals.
Iſegrim ſagte wohl: ja! doch murmelt' er unter dem Barte,
Daß man kaum es verſtand. Ich aber ſagte dagegen:
Herr! es iſt euch gegönnt und wären's der Schweine die Menge.
Saat, wer ſoll es vertheilen? Der Wolf! verſetzte ihr wieder.

Isegrim freute sich sehr; er theilte, wie er gewohnt war,
Ohne Scham und Scheu, und gab euch eben ein Viertheil,
Eurer Frauen das andre, und er fiel über die Hälfte,
Schlang begierig hinein, und reichte mir außer den Ohren
Nur die Nase noch hin und eine Hälfte der Lunge;
Alles andre behielt er für sich, ihr habt es gesehen.
Wenig Edelmuth zeigt' er uns da. Ihr wißt es, mein König!
Euer Theil verzehrtet ihr bald, doch merkt' ich, ihr hattet
Nicht den Hunger gestillt, nur Isegrim wollt' es nicht sehen,
Aß und kaute so fort und bot euch nicht das Geringste.
Aber da traft ihr ihn auch mit euren Tatzen gewaltig
Hinter die Ohren, verschobt ihm das Fell, mit blutiger Glatze
Lief er davon, mit Beulen am Kopf und heulte vor Schmerzen.
Und ihr riefst ihm noch zu: komm wieder, lerne dich schämen!
Theilst du wieder, so trifft mir's besser, sonst will ich dir's zeigen.
Jetzt mach' eilig dich fort und bring' uns ferner zu essen!
Herr! gebietet ihr das? versetzt' ich: so will ich ihm folgen,
Und ich weiß, ich hole schon was. Ihr war't es zufrieden.
Ungeschickt hielt sich Isegrim damals; er blutete, seufzte,
Klagte mir vor; doch trieb ich ihn an, wir jagten zusammen,
Fingen ein Kalb! Ihr liebt euch die Speise. Und als wir es brachten
Fand sich's fett; ihr lachtet dazu, und sagtet zu meinem
Lobe manch freundliches Wort; ich wäre, meintet ihr, trefflich
Auszusenden zur Stunde der Noth, und sagtet daneben:
Theile das Kalb! Da sprach ich: die Hälfte gehöret schon euer!
Und die Hälfte gehört der Königin; was sich im Leibe
Findet, als Herz und Leber und Lunge, gehöret, wie billig,
Euern Kindern; ich nehme die Füße, die lieb' ich zu nagen,
Und das Haupt behalte der Wolf, die köstliche Speise.

Als ihr die Rede vernommen, verſetzter ihr: Sage! wer hat dich
So nach Hofart theilen gelehrt? ich möcht' es erfahren.
Da verſetzt' ich: Mein Lehrer iſt nah, denn dieſer mit rothem
Kopfe, mit blutiger Glatze, hat mir das Verſtändniß geöffnet.
Ich bemerkte genau, wie er heut frühe das Ferkel
Theilte, da lernt' ich den Sinn von ſolcher Theilung begreifen;
Kalb oder Schwein, ich find' es nun leicht, und werde nicht fehlen.

Schaden und Schande befiel den Wolf und ſeine Begierde.
Seines Gleichen gibt es genug! Sie ſchlingen der Güter
Reichliche Früchte zuſammt den Unterſaſſen hinunter.
Alles Wohl zerſtören ſie leicht, und keine Verſchonung
Iſt zu erwarten, und wehe dem Lande, das ſelbige nähret

Seht! Herr König, ſo hab' ich euch oft in Ehren gehalten.
Alles was ich beſitze und was ich nur immer gewinne,
Alles widm' ich euch gern und eurer Königin; ſey es
Wenig oder auch viel, ihr nehmt das meiſte von allem.
Wenn ihr des Kalbes und Schweines gedenkt, ſo merkt ihr die Wahrheit,
Wo die rechte Treue ſich findet. Und dürfte wohl etwa
Iſegrim ſich mit Reineken meſſen? Doch leider im Anſehn
Steht der Wolf als oberſter Vogt und alle bedrängt er.
Euren Vortheil beſorgt er nicht ſehr; zum Halben und Ganzen
Weiß er den ſeinen zu fördern. So führt er freilich mit Braunen
Nun das Wort, und Reinekens Rede wird wenig geachtet.

Herr! es iſt wahr, man hat mich verklagt, ich werde nicht weichen,
Denn ich muß nun hindurch, und alſo ſey es geſprochen:

Iſt hier einer der glaubt zu beweiſen; ſo komm' er mit Zeugen,
Halte ſich feſt an die Sache und ſetze gerichtlich zum Pfande
Sein Vermögen, ſein Ohr, ſein Leben, wenn er verlöre,
Und ich ſetze das gleiche dagegen: ſo hat es zu Rechte
Stets gegolten, ſo halte man's noch, und alle die Sache,
Wie man ſie für und wider geſprochen, ſie werde getreulich
Solcherweiſe geführt und gerichtet; ich darf' es verlangen!

Wie es auch ſey, verſetzte der König: am Wege des Rechtes
Will und kann ich nicht ſchmälern, ich hab' es auch niemals gelitten.
Groß iſt zwar der Verdacht, du habeſt an Lampens Ermordung
Theil genommen, des redlichen Boten! ich liebt' ihn beſonders
Und verlor ihn nicht gern, betrübte mich über die Maßen
Als man ſein blutiges Haupt aus deinem Ränzel heraus zog;
Auf der Stelle büßt' es Bellyn, der böſe Begleiter:
Und du magſt die Sache nun weiter gerichtlich verfechten.
Was mich ſelber betrifft, vergeb' ich Reineken alles,
Denn er hielt ſich zu mir in manchen bedenklichen Fällen.
Hätte weiter jemand zu klagen, wir wollen ihn hören:
Stell' er unbeſcholtene Zeugen, und bringe die Klage
Gegen Reineken ordentlich vor, hier ſteht er zu Rechte!

Reineke ſagte: Gnädiger Herr! ich danke zum beſten.
Jeden hört ihr und jeder genießt die Wohlthat des Rechtes.
Laßt mich heilig betheuern, mit welchem traurigen Herzen
Ich Bellyn und Lampen entließ; mir ahnete, glaub' ich,
Was den beiden ſollte geſchehn, ich liebte ſie zärtlich.

So ſtaffirte Reineke klug Erzählung und Worte.
Jedermann glaubt' ihm, er hatte die Schätze ſo zierlich beſchrieben,

Sich ſo ernſtlich betragen, er ſchien die Wahrheit zu reden.
Ja man ſucht' ihn zu tröſten. Und ſo betrog er den Könia
Dem die Schätze gefielen; er hätte ſie gerne beſeſſen,
Sagte zu Reineken: Gebt euch zufrieden, ihr reiſet und ſuchet
Weit und breit das Verlorne zu finden, das Mögliche thut ihr;
Wenn ihr meiner Hulfe bedürft, ſie ſteht euch zu Dienſten.

Dankbar, ſagte Reinele drauf, erkenn' ich die Gnade;
Dieſe Worte richten mich auf und laſſen mich hoffen.
Raub und Mord zu beſtrafen iſt eure höchſte Behörde.
Dunkel bleibt mir die Sache, doch wird ſich's finden; ich ſehe
Mit dem größten Fleiße darnach, und werde des Tages
Emſig reiſen und Nachts und alle Leute befragen.
Hab' ich erfahren, wo ſie ſich finden, und kann ſie nicht ſelber
Wieder gewinnen, wär' ich zu ſchwach, ſo bitt' ich um Hülfe,
Die gewährt ihr alsdann und ſicher wird es gerathen.
Bring' ich glücklich die Schätze vor euch, ſo find' ich am Ende
Meine Mühe belohnt und meine Treue bewähret.

Gerne hört' es der König und fiel in allem und jedem
Reineken bei, der hatte die Lüge ſo künſtlich geflochten.
Alle die andern glaubten es auch; er durfte nun wieder
Reiſen und gehen wohin ihm gefiel und ohne zu fragen.

Aber Iſegrim konnte ſich länger nicht halten, und knirſchend
Sprach er: Gnädiger Herr! So glaubt ihr wieder dem Diebe,
Der euch zwey- und dreyfach belog. Wen ſollt' es nicht wundern!
Seht ihr nicht, daß der Schalk euch betrügt und uns alle beſchädigt?
Wahrheit redet er nie und eitel Lügen erſinnt er.
Aber ich laß' ihn ſo leicht nicht davon! Ihr ſollt es erfahren,

Daß er ein Scheim iſt und falſch. Ich weiß drey große Verbrechen,
Die er begangen; er ſoll nicht entgehn und ſollten wir kämpfen.
Zwar man fordert Zeugen von uns, was wollte das helfen?
Stünden ſie hier und ſprächen und zeugten den ganzen Gerichtstag,
Könnte das fruchten? Er thäte nur immer nach ſeinem Belieben.
Oft ſind keine Zeugen zu ſtellen, da ſollte der Frevler
Nach wie vor die Tücke verüben? Wer traut ſich zu reden?
Jedem bangt er was an und jeder fürchtet den Schaden.
Ihr und die euren empfinden es auch und alle zuſammen.
Heute will ich ihn halten, er ſoll nicht wanken noch weichen
Und er ſoll zu Rechte mir ſtehn, nun mag er ſich wahren!

Eilfter Gesang.

„Sage deutlicher, wie und wenn;
Du bist uns nicht immer klar.“
Gute Leute wißt ihr denn,
Ob ich mir's selber war?

„Wir quälen uns immerfort
In des Irrthums Banden.“
Wie manches verständliche Wort
Habt ihr mißverstanden.

Einem unverständigen Wort
Habt ihr Sinn geliehen;
Und so geht's immer fort,
Verzeiht, euch wird verziehen.

Nehmt nur mein Leben hin, in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe;
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.

Iſegrim klagte, der Wolf, und ſprach: Ihr werdet verſtehen!
Reinete, gnädiger König, ſo wie er immer ein Schalk war,
Bleibt er es auch und ſteht und redet ſchändliche Dinge,
Mein Geſchlecht zu beſchimpfen und mich. So hat er mir immer,
Meinem Weibe noch mehr empfindliche Schande bereitet.
So bewog er ſie einſt in einem Teiche zu waten,
Durch den Moraſt, und hatte verſprochen, ſie ſolle des Tages
Viele Fiſche gewinnen; ſie habe den Schwanz nur in's Waſſer
Einzutauchen und hängen zu laſſen: es würden die Fiſche
Feſt ſich beißen, ſie könne ſelbviert nicht alle verzehren.
Watend kam ſie darauf und ſchwimmend gegen das Ende,
Gegen den Zapfen; da hatte das Waſſer ſich tiefer geſammelt,
Und er hieß ſie den Schwanz in's Waſſer hängen. Die Kälte
Gegen Abend war groß und grimmig begann es zu frieren,
Daß ſie faſt nicht länger ſich hielt; ſo war auch in kurzem
Ihr der Schwanz in's Eis gefroren, ſie konnt' ihn nicht regen,
Glaubte, die Fiſche wären ſo ſchwer, es wäre gelungen.
Reinete merkt' es, der ſchändliche Dieb, und was er getrieben,
Darf ich nicht ſagen, er kam und übermannte ſie leider.
Von der Stelle ſoll er mir nicht! es koſtet der Frevel
Einen von beiden, wie ihr uns ſeht, noch heute das Leben.
Denn er ſchwätzt ſich nicht durch; ich hab' ihn ſelber betroffen
Ueber der That, mich führte der Zufall am Hügel den Weg her.
Laut um Hülfe hört' ich ſie ſchreien, die arme Betrogne,

Fest im Eise stand sie gefangen und konnt' ihm nicht wehren.
Und ich kam und mußte mit eignen Augen das alles
Sehen! Ein Wunder fürwahr, daß mir das Herz nicht gebrochen.
Reinele! rief ich: was thust du? Er hörte mich kommen und eilte
Seine Straße. Da ging ich hinzu mit traurigem Herzen,
Mußte waten und frieren im kalten Wasser und konnte
Nur mit Mühe das Eis zerbrechen, mein Weib zu erlösen.
Ach, es ging nicht glücklich von statten! Sie zerrte gewaltig
Und es blieb ihr ein Viertel des Schwanzes im Eise gefangen.
Jammernd klagte sie laut und viel, das hörten die Bauern,
Kamen hervor und spürten uns aus, und riefen einander.
Hitzig liefen sie über den Damm mit Piken und Aexten,
Mit dem Rocken kamen die Weiber und lärmten gewaltig:
Fangt sie! Schlagt nur und werft! so riefen sie gegen einander.
Angst wie damals empfand ich noch nie, das gleiche bekennet
Gieremund auch, wir retteten kaum mit Mühe das Leben,
Liefen, es rauchte das Fell. Da kam ein Bube gelaufen,
Ein vertrackter Geselle mit einer Pike bewaffnet,
Leicht zu Fuße, stach er nach uns und drängt' uns gewaltig.
Wäre die Nacht nicht gekommen, wir hätten das Leben gelassen.
Und die Weiber riefen noch immer, die Hexen, wir hätten
Ihre Schafe gefressen. Sie hätten uns gerne getroffen,
Schimpften und schmähten hinter uns drein. Wir wandten uns aber
Von dem Lande wieder zum Wasser und schlupften bedende
Zwischen die Binsen; da trauten die Bauern nicht weiter zu folgen,
Denn es war dunkel geworden, sie machten sich wieder nach Hause.
Knapp entkamen wir so. Ihr sehet, gnädiger König,
Ueberwältigung, Mord und Verrath, von solchen Verbrechen
Zu die Rede, die werdet ihr strena, mein König, bestrafen.

Als der König die Klage vernommen, verſetzt' er: es werde
Rechtlich hierüber erkannt. doch laßt uns Reinekten hören.
Reineke ſprach: verhielt' es ſich alſo, würde die Sache
Wenig Ehre mir bringen, und Gott bewahre mich gnädig
Daß man es fände wie er erzählt! Doch will ich nicht läugnen,
Daß ich ſie Fiſche fangen gelehrt und auch ihr die beſte
Straße zu Waſſer zu kommen, und ſie zu dem Teiche gewieſen.
Aber ſie lief ſo gierig darnach, ſobald ſie nur Fiſche
Nennen gehört, und Weg und Maß und Lehre vergaß ſie.
Blieb ſie feſt im Eiſe befroren, ſo hatte ſie freilich
Viel zu lange geſeſſen; denn hätte ſie zeitig gezogen,
Hätte ſie Fiſche genug zum köſtlichen Mahle gefangen.
Allzugroße Begierde wird immer ſchädlich. Gewöhnt ſich
Ungenügſam das Herz, ſo muß es vieles vermiſſen.
Wer den Geiſt der Gierigkeit hat, er lebt nur in Sorgen,
Niemand ſättiget ihn. Frau Gieremund hat es erfahren,
Da ſie im Eiſe befror. Sie dankt nun meiner Bemühung
Schlecht. Das hab' ich davon, daß ich ihr redlich geholfen!
Denn ich ſchob und wollte mit allen Kräften ſie heben,
Doch ſie war mir zu ſchwer, und über dieſer Bemühung
Traf mich Iſegrim an, der längs dem Ufer daher ging.
Stand dadroben und rief und fluchte grimmig herunter.
Ja fürwahr ich erſchrack den ſchönen Segen zu hören.
Eins und zwey und dreymal warf er die gräßlichſten Flüche
Ueber mich her und ſchrie von wildem Zorne getrieben,
Und ich dachte: du machſt dich davon und warteſt nicht länger;
Beſſer laufen als faulen. Ich hatt' es eben getroffen.
Denn er hätte mich damals zerriſſen. Und wenn es begegnet
Daß zwey Hunde ſich beißen um Einen Knochen, da muß wohl
Einer verlieren. So ſchien mir auch da das Beſte gerathen,
Seinem Zorn zu entweichen und ſeinem verworrnen Gemüthe,

Grimmig war er und bleibt es, wie kann er's läugnen? Befraget
Seine Frau; was hab' ich mit ihm dem Lügner zu schaffen?
Denn sobald er sein Weib im Eise befroren bemerkte,
Flucht' und schalt er gewaltig und kam und half ihr entkommen.
Machten die Bauern sich hinter sie her, so war es zum Besten;
Denn so kam ihr Blut in Bewegung, sie froren nicht länger.
Was ist weiter zu sagen? Es ist ein schlechtes Benehmen,
Wer sein eigenes Weib mit solchen Lügen beschimpfet.
Fragt sie selber, da steht sie, und hätt' er die Wahrheit gesprochen,
Würde sie selber zu klagen nicht fehlen. Indessen erbitt' ich
Eine Woche mir Frist mit meinen Freunden zu sprechen,
Was für Antwort dem Wolf und seiner Klage gebühret.

Gieremund sagte darauf: In eurem Treiben und Wesen
Ist nur Schalkheit, wir wissen es wohl, und Lügen und Trügen,
Büberey, Täuschung und Trotz. Wer euren verfänglichen Reden
Glaubt, wird sicher am Ende beschädigt. Immer gebraucht ihr
Lose verworrene Worte. So hab' ich's am Borne gefunden.
Denn zwey Eimer hingen daran, ihr hattet in einen,
Weiß ich warum? euch gesetzt und war't hernieder gefahren;
Nun vermochtet ihr nicht euch selber wieder zu heben
Und ihr klagtet gewaltig. Des Morgens kam ich zum Brunnen,
Fragte: wer bracht' euch herein? Ihr sagtet: kommt ihr doch eben,
Liebe Gevatterin, recht! ich gönn' euch jedlichen Vortheil;
Steigt in den Eimer da droben, so fahrt ihr hernieder und esset
Hier an Fischen euch satt. Ich war zum Unglück gekommen,
Denn ich glaubt' es, ihr schwurt noch dazu: ihr hättet so viele
Fische verzehrt, es schmerz' euch der Leib. Ich ließ mich bethören,
Dumm wie ich war, und stieg in den Eimer; da ging er hernieder,
Und der andre wieder herauf, ihr kamt mir entgegen.
Wunderlich schien mir's zu seyn, ich fragte voller Erstaunen

Sagt,

Sagt, wie gehet das zu? Ihr aber ſagtet dawider:
Auf und ab, ſo geht's in der Welt, ſo geht es uns beiden.
Iſt es doch alſo der Lauf. Erniedrigt werden die einen
Und die andern erhöht, nach eines jeglichen Tugend.
Aus dem Eimer ſprangt ihr und lieft und eiltet von dannen.
Aber ich ſaß im Brunnen bekümmert und mußte den Tag lang
Harren, und Schläge genug am ſelbigen Abend erdulden
Eh ich entkam. Es traten zum Brunnen einige Bauern,
Sie bemerkten mich da. Von grimmigem Hunger gepeinigt
Saß ich in Trauer und Angſt, erbärmlich war mir zu Muthe.
Unter einander ſprachen die Bauern: da ſieh nur im Eimer
Sitzt da unten der Feind, der unſre Schafe vermindert.
Hol' ihn herauf, verſetzte der eine, ich halte mich fertig
Und empfang' ihn am Rand', er ſoll uns die Lämmer bezahlen!
Wie er mich aber empfing das war ein Jammer! Es fielen
Schläg' auf Schläge mir über den Pelz, ich hatte mein Leben
Keinen traurigern Tag, und kaum entrann ich dem Tode.

Reinecke ſagte darauf: bedenkt genauer die Folgen,
Und ihr findet gewiß, wie heilſam die Schläge geweſen.
Ich für meine Perſon mag lieber dergleichen entbehren,
Und wie die Sache ſtand, ſo mußte wohl eines von beiden
Sich mit den Schlägen beladen, wir konnten zugleich nicht entgehen.
Wenn ihr's euch merkt, ſo nutzt es euch wohl, und künftig vertraut ihr
Keinem ſo leicht in ähnlichen Fällen. Die Welt iſt voll Schalkheit.

Ja, verſetzte der Wolf, was braucht es weiter Beweiſe!
Niemand verletzte mich mehr, als dieſer böſe Verräther.
Eines erzählt' ich noch nicht, wie er in Sachſen mich einmal

Unter das Affengeschlecht zu Schand' und Schaden geführet.
Er beredete mich in eine Höhle zu kriechen,
Und er wußte voraus es würde mir Uebels begegnen.
Wär' ich nicht eilig entflohn, ich wär' um Augen und Ohren
Dort gekommen. Er sagte vorher mit gleißenden Worten:
Seine Frau Muhme sind' ich daselbst, er meinte die Aeffin;
Doch es verdroß ihn, daß ich entkam. Er schickte mich tückisch
In das abscheuliche Nest, ich dacht' es wäre die Hölle.

Reineke sagte darauf vor allen Herren des Hofes:
Isegrim redet verwirrt, er scheint nicht völlig bei Sinnen.
Von der Aeffin will er erzählen, so sag' er es deutlich.
Drittehalb Jahr sind's her als nach dem Lande zu Sachsen
Er mit großem Prassen gezogen, wohin ich ihm folgte.
Das ist wahr, das übrige lügt er. Es waren nicht Affen,
Meerkatzen waren's, von welchen er redet; und nimmermehr
werd' ich
Diese für meine Muhmen erkennen. Martin der Affe,
Und Frau Rückenau sind mir verwandt. Sie ehr' ich als Muhme,
Ihn als Vetter und rühme mich deß. Notarius ist er
Und versteht sich auf's Recht. Doch was von jenen Geschorsen
Isegrim sagt, geschiebt mir zum Hohn, ich habe mit ihnen
Nichts zu thun und nie sind's meine Verwandten gewesen;
Denn sie gleichen dem höllischen Teufel. Und daß ich die Alte
Damals Muhme geheißen, das that ich mit gutem Bedachte.
Nichts verlor ich dabei, das will ich gerne gestehen:
Gut gastirte sie mich, sonst hätte sie mögen ersticken.

Seht, ihr Herren! wir hatten den Weg zur Seite gelassen,
Gingen hinter dem Berg und eine dustere Höhle
Tief und lang bemerkten wir da. Es fühlte sich aber

Jfegrim krank, wie gewöhnlich, vor Hunger. Wann hatt' ihn auch jemals
Einer ſo ſatt geſehen, daß er zufrieden geweſen?
Und ich ſagte zu ihm: Jn dieſer Höhle befindet
Speiſe fürwahr ſich genug, ich zweifle nicht, ihre Bewohner
Theilen gerne mit uns, was ſie haben, wir kommen gelegen.
Jfegrim aber verſetzte darauf: ich werde, mein Oheim,
Unter dem Baume hier warten, ihr ſeyd in allem geſchickter
Neue Bekannte zu machen, und wenn euch Eſſen gereicht wird,
Thut mir's zu wiſſen! So dachte der Schalk auf meine Gefahr erſt
Abzuwarten was ſich ergabe; ich aber begab mich
Jn die Höhle hinein. Nicht ohne Schauer durchwandert'
Ich den langen und krummen Gang, er wollte nicht enden.
Aber was ich dann fand — den Schrecken wollt' ich um vieles
Rothes Gold nicht zweymal in meinem Leben erfahren!
Welch ein Neſt voll häßlicher Thiere, größer und kleiner!
Und die Mutter dabei, ich dacht' es wäre der Teufel.
Weit und groß ihr Maul mit langen häßlichen Zähnen,
Lange Nägel an Händen und Füßen und hinten ein langer
Schwanz an den Rücken geſetzt; ſo was Abſcheuliches hab' ich
Nicht im Leben geſehn! Die ſchwarzen leidigen Kinder
Waren ſeltſam gebildet wie lauter junge Geſpenſter.
Gräulich ſah ſie mich an. Jch dachte, wär' ich von dannen!
Größer war ſie als Jfegrim ſelbſt, und einige Kinder
Faſt von gleicher Statur. Jm faulen Heue gebettet
Fand ich die garſtige Brut, und über und über beſchlabbert
Bis an die Ohren mit Koth, es ſtank in ihrem Reviere
Aerger als bolliſches Pech. Die reine Wahrheit zu ſagen:
Wenig gefiel es mir da, denn ihrer waren ſo viele,
Und ich ſtand nur allein. Sie zogen gräuliche Fratzen.
Da beſann ich mich denn und einen Ausweg verſucht' ich,

Grüßte ſie ſchön — ich meint' es nicht ſo — und wußte ſo freundlich
Und bekannt mich zu ſtellen. Frau Muhme! ſagt' ich zur Alten,
Vetter hieß ich die Kinder und ließ es an Worten nicht fehlen.
Spar' euch der gnädige Gott auf lange glückliche Zeiten!
Sind das eure Kinder? Fürwahr! ich ſollte nicht fragen;
Wie behagen ſie mir! Hilf Himmel! wie ſie ſo luſtig,
Wie ſie ſo ſchön ſind! Man nähme ſie alle für Söhne des Königs.
Seyd mir vielmal gelobt, daß ihr mit würdigen Sproſſen
Mehret unſer Geſchlecht, ich freue mich über die Maßen.
Glücklich find' ich mich nun von ſolchen Oehmen zu wiſſen;
Denn zu Zeiten der Noth bedarf man ſeiner Verwandten.

Als ich ihr ſo viel Ehre geboten, wiewohl ich es anders
Meinte, bezeigte ſie mir von ihrer Seite deßgleichen,
Hieß mich Oheim, und that ſo bekannt, ſo wenig die Närrin
Auch zu meinem Geſchlechte gehört. Doch konnte für dießmal
Gar nicht ſchaden ſie Muhme zu heißen. Ich ſchwitzte dazwiſchen
Ueber und über vor Angſt; allein ſie redete freundlich:
Reineke, werther Verwandter, ich heiß' euch ſchönſtens willkommen!
Seyd ihr auch wohl? Ich bin euch mein ganzes Leben verbunden
Daß ihr zu mir gekommen. Ihr lehret kluge Gedanken
Meine Kinder fortan, daß ſie zu Ehren gelangen.
Alſo hört' ich ſie reden, das hatt' ich mit wenigen Worten,
Daß ich ſie Muhme genannt und daß ich die Wahrheit geſchonet,
Reichlich verdient. Doch wär' ich ſo gern im Freien geweſen.
Aber ſie ließ mich nicht fort und ſprach: ihr dürfet, mein Oheim,
Unbewirthet nicht weg! Verweilet, laßt euch bedienen.
Und ſie brachte mir Speiſe genug; ich wüßte ſie wahrlich
Jetzt nicht alle zu nennen; verwundert war ich zum höchſten,
Wie ſie zu allem gekommen. Von Fiſchen, Rehen und anderm

Guten Wildpret, ich ſpeiſ'te davon, es ſchmeckte mir herrlich.
Als ich zur Gnüge gegeſſen, belud ſie mich über das alles,
Bracht' ein Stück vom Hirſche getragen, ich ſollt' es nach Hauſe
Zu den Meinigen bringen, und ich empfahl mich zum beſten.
Reinecke, ſagte ſie noch, beſucht mich öfters. Ich hatte
Was ſie wollte verſprochen, ich machte daß ich herauskam.
Lieblich war es nicht da für Augen und Naſe, ich hätte
Mir den Tod beinahe geholt; ich ſuchte zu fliehen,
Lief behende den Gang bis zu der Oeffnung am Baume.
Iſegrim lag und ſtöhnte daſelbſt; ich ſagte: wie geht's euch,
Oheim? Er ſprach: nicht wohl! ich muß vor Hunger verderben.
Ich erbarmte mich ſeiner und gab ihm den köſtlichen Braten
Den ich mit mir gebracht. Er aß mit großer Begierde,
Vielen Dank erzeigt er mir da; nun hat er's vergeſſen!
Als er nun fertig geworden, begann er: laßt mich erfahren,
Wer die Höhle bewohnt? Wie habt ihr's drinne gefunden?
Gut oder ſchlecht? Ich ſagt' ihm darauf die lauterſte Wahrheit,
Unterrichtet' ihn wohl. Das Neſt ſey böſe, dagegen
Finde ſich drinn viel köſtliche Speiſe. Sobald er begehre
Seinen Theil zu erhalten, ſo mög' er leklich hinein gehn,
Nur vor allem ſich hüten die grade Wahrheit zu ſagen.
Soll es euch nach Wünſchen ergehn, ſo ſpart mir die Wahrheit!
Wiederholt' ich ihm noch: denn führt ſie jemand beſtändig
Unklug im Mund, der leidet Verfolgung, wohin er ſich wendet;
Ueberall ſteht er zurück, die andern werden geladen.
Alſo hieß ich ihn gehn; ich lehrt' ihn: was er auch fände,
Sollt' er reden, was jeglicher gerne zu hören begehret,
Und man werd' ihn freundlich empfangen. Das waren die Worte,
Gnädiger König und Herr, nach meinem beſten Gewiſſen.
Aber das Gegentheil that er hernach, und kriegt' er darüber
Etwas ab, ſo hab' er es auch; er ſollte mir folgen.

Grau sind seine Zotteln fürwahr, doch sucht man die Weisheit
Nur vergebens dahinter. Es achten solche Gesellen
Weder Klugheit noch feine Gedanken; es bleibet dem groben
Tölpischen Volke der Werth von aller Weisheit verborgen.
Treulich schärft' ich ihm ein, die Wahrheit diesmal zu sparen;
Weiß ich doch selbst, was sich ziemt! versetzt' er trotzig dagegen,
Und so trabt' er die Höhle hinein, da hat er's getroffen.

Hinten saß das abscheuliche Weib, er glaubte den Teufel
Vor sich zu sehn! die Kinder dazu! da rief er betroffen:
Hülfe! Was für abscheuliche Thiere! Sind diese Geschöpfe
Eure Kinder? Sie scheinen fürwahr ein Höllengesindel.
Geht, ertränkt sie, das wäre das Beste, damit sich die Brut
nicht
Ueber die Erde verbreite! Wenn es die meinigen wären,
Ich erdrosselte sie. Man finge wahrlich mit ihnen
Junge Teufel, man brauchte sie nur in einem Moraste
Auf das Schilf zu binden, die garstigen schmutzigen Rangen!
Ja, Mooraffen sollten sie heißen, da paßte der Name!

Eilig versetzte die Mutter und sprach mit zornigen Worten:
Welcher Teufel schickt uns den Boten? Wer hat euch gerufen
Hier uns grob zu begegnen? Und meine Kinder! Was habt ihr,
Schön oder häßlich, mit ihnen zu thun? So eben verläßt uns
Reinete Fuchs, der erfahrene Mann, der muß es verstehen;
Meine Kinder, betheuert' er doch, er finde sie sämmtlich
Schön und sittig, von guter Manier, er mochte mit Freuden
Sie für seine Verwandten erkennen. Das hat er uns alles
Hier an diesem Platz vor einer Stunde versichert.
Wenn sie euch nicht, wie ihm, gefallen, so hat euch wahrhaftig
Niemand zu kommen gebeten. Das mögt ihr Jegrim wissen.

Beſſer betteln als borgen!
Warum ſollen zwey denn ſorgen?
Wenn einer ſorgt und redlich denkt,
Kommt andrer wohl und heiter und ſchenkt.
Das ſind die beſten Intreſſen
Die Schuldner und Gläubiger vergeſſen.

„Ich bin ein armer Mann,
Schätze mich aber nicht gering:
Die Armuth iſt ein ehrlich Ding.
Wer mit umgehn kann.“

Erlauchte Bettler hab' ich gekannt,
Künſtler und Philoſophen genannt;
Doch wüßt' ich niemand, ungeprahlt,
Der ſeine Zeche beſſer bezahlt.

Und er forderte gleich von ihr zu eſſen und ſagte:
Holt herbei, ſonſt helf' ich euch ſuchen! was wollen die Reden
Weiter heißen? Er machte ſich dran und wollte gewaltſam
Ihren Vorrath beraſen; das war ihm übel gerathen!
Denn ſie warf ſich über ihn her, zerbiß und zerkratzt' ihm
Mit den Nägeln das Fell und klaut' und zerr' ihn gewaltig;
Ihre Kinder thaten das gleiche, ſie biſſen und krammten
Gräulich auf ihn; da heult' er und ſchrie mit blutigen Wangen,
Wehrte ſich nicht und lief mit haſtigen Schritten zur Oeffnung.
Uebel zerbiſſen ſah ich ihn kommen, zerkratzt und die Fetzen
Hingen herum, ein Ohr war geſpalten und blutig die Naſe,
Manche Wunde kneipten ſie ihm und hatten das Fell ihm
Garſtig zuſammen gerucht. Ich fragt' ihn wie er heraustrat:
Habt ihr die Wahrheit geſagt? Er aber ſagte dagegen:
Wie ich's gefunden, ſo hab' ich geſprochen. Die leidige Hexe
Hat mich übel geſchändet, ich wollte ſie wäre hier unten,
Theuer bezahlte ſie mir's! Was dünkt euch, Reineke? habt ihr
Jemals ſolche Kinder geſehn? ſo garſtig, ſo böſe?
Da ich's ihr ſagte, da war es geſchehn, da fand ich nicht weiter
Gnade vor ihr und habe mich übel im Loche befunden.

Seyd ihr verrückt? verſetzt' ich ihm drauf: ich hab' es euch anders
Weislich geheißen. Ich grüß' euch zum ſchönſten (ſo ſolltet ihr ſagen)
Liebe Muhme, wie geht es mit euch? Wie geht es den lieben
Artigen Kindern? Ich freue mich ſehr die großen und kleinen
Neffen wieder zu ſehn. Doch Iſegrim ſagte dagegen:
Muhme das Weib zu begrüßen? und Neffen die häßlichen Kinder?
Nehm' ſie der Teufel zu ſich! Mir graut vor ſolcher Verwandtſchaft.

Pfui! ein ganz abscheuliches Pack! ich seh' sie nicht wieder.
Darum ward er so übel bezahlt. Nun richtet, Herr König!
Sagt er mit Recht, ich hab' ihn verrathen? Er mag es gestehen,
Hat die Sache sich nicht, wie ich erzähle, begeben?

Isegrim sprach entschlossen dagegen: Wir machen wahrhaftig
Diesen Streit mit Worten nicht aus. Was sollen wir keifen?
Recht bleibt Recht, und wer es auch hat, es zeigt sich am Ende.
Trotzig, Reinete, tretet ihr auf, so mögt ihr es haben!
Kämpfen wollen wir gegen einander, da wird es sich finden.
Vieles wißt ihr zu sagen, wie vor der Affen Behausung
Ich so großen Hunger gelitten, und wie ihr mich damals
Treulich genährt. Ich wüßte nicht wie! Es war nur ein Knochen,
Den ihr brachtet, das Fleisch vermuthlich speis'tet ihr selber.
Wo ihr stehet, spottet ihr mein und redet verwegen
Meiner Ehre zu nah. Ihr habt mit schändlichen Lügen
Mich verdächtig gemacht, als hätt' ich böse Verschwörung
Gegen den König im Sinne gehabt und hätte sein Leben
Ihm zu rauben gewünscht; ihr aber prahltet dagegen
Ihm von Schätzen was vor, er möchte schwerlich sie finden!
Schmählich behandeltet ihr mein Weib und sollt es mir büßen.
Dieser Sachen klag' ich euch an! ich denke zu kämpfen
Ueber Altes und Neues und wiederhol' es: ein Mörder,
Ein Verräther seyd ihr, ein Dieb; und Leben um Leben
Wollen wir kämpfen, es endige nun das Keifen und Schelten.
Einen Handschuh biet' ich euch an, so wie ihn zu Rechte
Jeder Fordernde reicht; ihr mögt ihn zum Pfande behalten,
Und wir finden uns bald. Der König hat es vernommen,
Alle die Herren haben's gehört! ich hoffe sie werden
Zeugen seyn des rechtlichen Kampfs. Ihr sollt nicht entweichen
Bis die Sache sich endlich entscheidet, dann wollen wir sehen.

Reineke dachte bei ſich: Das gebt um Vermögen und Leben!
Groß iſt er, ich aber bin klein, und könnt' es mir dießmal
Etwa mißlingen, ſo hätten mir alle die liſtigen Streiche
Wenig geholfen. Doch warten wir's ab. Denn wenn ich's bedenke
Bin ich im Vortheil: verlor er ja ſchon die vorderſten Klauen!
Iſt der Thor nicht kühler geworden, ſo ſoll er am Ende
Seinen Willen nicht haben, es koſte was es auch wolle.

Reineke ſagte zum Wolfe darauf: Ihr mögt mir wohl ſelber
Ein Verräther, Iſegrim, ſeyn und alle Beſchwerden,
Die ihr auf mich zu bringen gedenket, ſind alle gelogen.
Wollt ihr kämpfen? ich wag' es mit euch und werde nicht wanken.
Lange wünſcht' ich mir das! hier iſt mein Handſchuh dagegen.

So empfing der König die Pfänder, es reichten ſie beide
Kühnlich. Er ſagte darauf: ihr ſollt mir Bürgen beſtellen,
Daß ihr morgen zum Kampfe nicht fehlt; denn beide Parteyen
Find' ich verworren, wer mag die Reden alle verſtehen?
Iſegrims Bürgen wurden ſogleich der Bär und der Kater;
Braun und Hinze; für Reineken aber verbürgten ſich gleichfalls
Vetter Moneke, Sohn von Märtenaffe, mit Grimbart.

Reineke, ſagte Frau Rückenau drauf: nun bleibet gelaſſen,
Klug von Sinnen! Es lehrte mein Mann, der jetzo nach Rom iſt,
Euer Oheim, mich einſt ein Gebet; es hatte daſſelbe
Abt von Schluckauf geſetzt und gab es meinem Gemahle,
Dem er ſich günſtig erwies, auf einem Zettel geſchrieben.
Dieſes Gebet, ſo ſagte der Abt, iſt heilſam den Männern
Die in's Gefecht ſich begeben; man muß es nüchtern des Morgens
Ueberleſen, ſo bleibt man des Tags von Noth und Gefahren
Völlig befreit, vor'm Tode geſchützt, vor Schmerzen und Wunden.

Tröstet euch Neffe damit, ich will es morgen bei Zeiten
Ueber euch lesen, so gebt ihr getrost und ohne Besorgniß.
Liebe Muhme, versetzte der Fuchs: Ich danke von Herzen,
Ich gedenk' es euch wieder. Doch muß mir immer am meisten
Meiner Sache Gerechtigkeit helfen, und meine Gewandtheit.

Reinekens Freunde blieben beisammen die Nacht durch und
scheuchten
Seine Grillen durch muntre Gespräche. Frau Rückenau aber
War vor allen besorgt und geschäftig, sie ließ ihn bebende
Zwischen Kopf und Schwanz, und Brust und Bauche bescheren
Und mit Fett und Oele bestreichen; es zeigte sich aber
Reineke fett und rund und wohl zu Fuße. Daneben
Sprach sie: höret mich an, bedenket was ihr zu thun habt,
Höret den Rath verständiger Freunde, das hilft euch am besten.
Trinket nur brav und haltet das Wasser, und kommt ihr des
Morgens
In den Kreis, so macht es gescheidt, benetzet den rauhen
Wedel über und über und sucht den Gegner zu treffen;
Könnt ihr die Augen ihm salben, so ist's am besten gerathen,
Sein Gesicht verdunkelt sich gleich. Es kömmt euch zu statten
Und ihn hindert es sehr. Auch müßt ihr anfangs euch furchtsam
Stellen, und gegen den Wind mit flüchtigen Füßen entweichen.
Wenn er euch folget, erregt nur den Staub, auf daß ihr die Augen
Ihm mit Unrath und Sande verschließt. Dann springet zur
Seite
Paßt auf jede Bewegung, und wenn er die Augen sich auswischt:
Nehmt des Vortheils gewahr und salbt ihm auf's neue die Augen
Mit dem ätzenden Wasser, damit er völlig verblinde.
Nicht mehr wisse wo aus noch ein, und der Sieg euch verbleibe.
Lieber Neffe, schlaft nur ein wenig, wir wollen euch wecken.

Wenn es Zeit iſt. Doch will ich ſogleich die heiligen Worte
Ueber euch leſen, von welchen ich ſprach, auf daß ich euch ſtärke
Und ſie legt' ihm die Hand auf's Haupt und ſagte die Worte:
Nekraſt negibaul geid ſum namteſtih daudna mein tedachs!
Nun Glück auf! nun ſeyd ihr verwahrt! Das Nämliche ſagte
Oheim Grimbart; dann führten ſie ihn und legten ihn ſchlafen.
Ruhig ſchlief er. Die Sonne ging auf; da kamen die Otter
Und der Dachs, den Vetter zu wecken. Sie grüßten ihn freundlich,
Und ſie ſagten: bereitet euch wohl! Da brachte die Otter
Eine junge Ente hervor und reicht' ſie ihm ſagend:
Eßt, ich habe ſie euch mit manchem Sprunge gewonnen
An dem Damme bei Hünerbrot! laßt's euch belieben, mein
Vetter.

Gutes Handgeld iſt das, verſetzte Reineke munter,
So was verſchmäh' ich nicht leicht. Das möge Gott euch vergelten
Daß ihr meiner gedenkt! Er hieß das Eſſen ſich ſchmecken
Und das Trinken dazu, und ging mit ſeinen Verwandten
In den Kreis, auf den ebenen Sand, da ſollte man kämpfen.

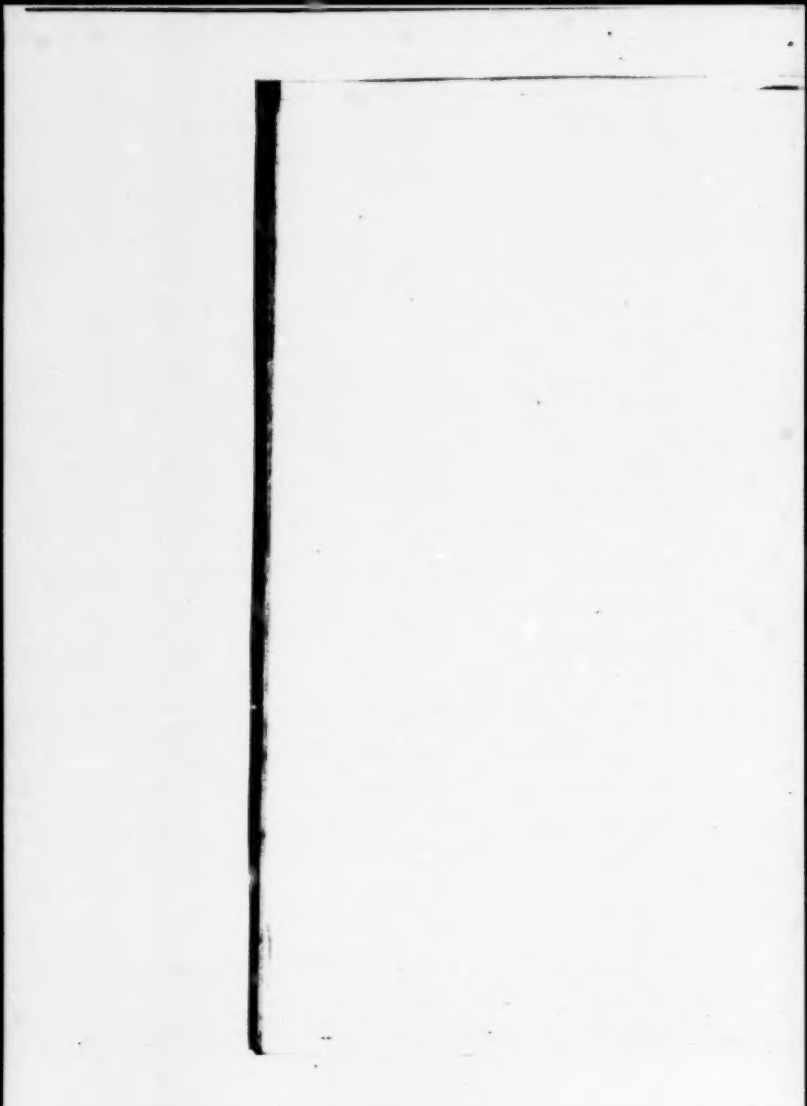

Zwölfter Gesang.

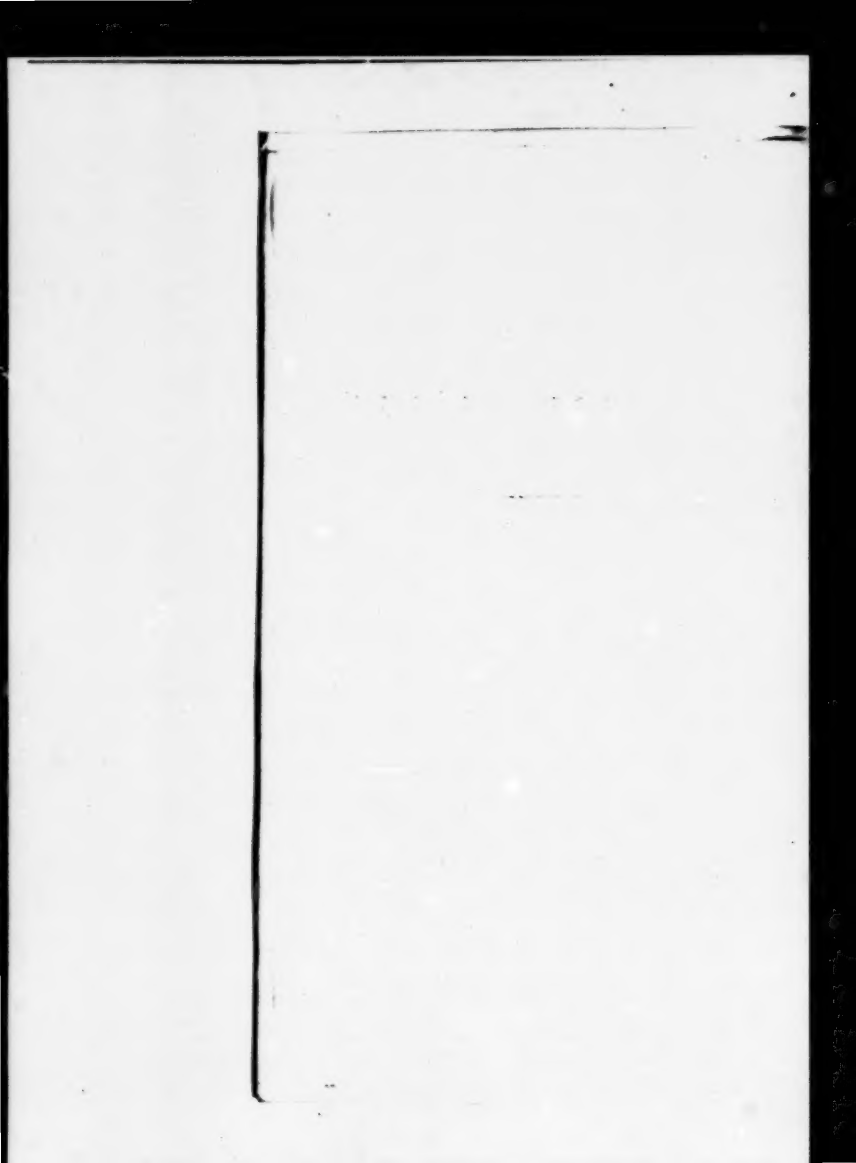

Als der König Reineken sah, wie dieser am Kreise
Glatt geschoren sich zeigte, mit Oel und schlüpfrigem Fette
Ueber und über gesalbt, da lacht' er über die Maßen.
Fuchs! wer lehrte dich das? so rief er: mag man doch billig
Reinete Fuchs dich heißen, du bist beständig der lose!
Aller Orten kennst du ein Loch und weißt dir zu helfen.

Reinete neigte sich tief vor dem Könige, neigte besonders
Vor der Königin sich und kam mit muthigen Sprüngen
In den Kreis. Da hatte der Wolf mit seinen Verwandten
Schon sich gefunden; sie wünschten dem Fuchs ein schmähliches Ende;
Manches zornige Wort und manche Drohung vernahm er.
Aber Lyur und Lupardus, die Wärter des Kreises, sie brachten
Nun die Heil'gen hervor, und beide Kämpfer beschwuren,
Wolf und Fuchs, mit Bedacht die zu behauptende Sache.

Isegrim schwur mit heftigen Worten und drohenden Blicken:
Reinete sey ein Verräther, ein Dieb, ein Mörder und aller
Missethat schuldig, er sey auf Gewalt und Ehbruch betreten,
Falsch in jeglicher Sache, das gelte Leben um Leben!
Reinete schwur zur Stelle dagegen: er sey sich keiner
Dieser Verbrechen bewußt und Isegrim lüge wie immer,
Schwöre falsch wie gewöhnlich, doch soll' es ihm nimmer gelingen,
Seine Lüge zur Wahrheit zu machen, am wenigsten diesmal.

Und es ſagten die Warter des Kreiſes: Ein jeglicher thue
Was er ſchuldig zu thun iſt! das Recht wird bald ſich ergeben.
Groß und klein verließen den Kreis, die beiden alleine
Drinn zu verſchließen; geſchwind begann die Aeſin zu flüſtern:
Merket was ich euch ſagte, vergeßt nicht dem Rathe zu folgen!
Reineke ſagte heiter darauf: die gute Vermahnung
Macht mich muthiger gehn. Getroſt! ich werde der Kühnheit
Und der Liſt auch jetzt nicht vergeſſen, durch die ich aus manchen
Gröſ'ren Gefahren entronnen, worein ich öfters gerathen,
Wenn ich mir dieſes und jenes geholt, was bis jetzt nicht bezahlt iſt,
Und mein Leben kühnlich gewagt. Wie ſollt' ich nicht jetzo
Gegen den Böſewicht ſtehen? Ich hoff' ihn gewißlich zu ſchänden,
Ihn und ſein ganzes Geſchlecht und Ehre den Meinen zu bringen.
Was er auch lügt, ich tränk' es ihm ein. Nun ließ man die beiden
In dem Kreiſe zuſammen und alle ſchauten begierig.

Iſegrim zeigte ſich wild und grimmig, reckte die Tatzen,
Kam daher mit offenem Maul, und gewaltigen Sprüngen.
Reineke, leichter als er, entſprang dem ſtürmenden Gegner,
Und benetzte behende den rauhen Wedel mit ſeinem
Aetzenden Waſſer und ſchleift' ihn im Staube, mit Sand ihn zu füllen.
Iſegrim dachte nun hab' er ihn ſchon! da ſchlug ihm der Loſe
Ueber die Augen den Schwanz, und Hören und Sehen verging ihm.
Nicht das erſtemal übt' er die Liſt, ſchon viele Geſchöpfe
Hatten die ſchädliche Kraft des ätzenden Waſſers erfahren.
Iſegrims Kinder blendet' er ſo, wie anfangs geſagt iſt.
Und nun dacht' er den Vater zu zeichnen. Nachdem er dem Gegner
So die Augen geſalbt, entſprang er ſeitwärts und ſtellte

Ge-

„Was hat dich nur von uns entfernt?“
Hab' immer den Plutarch geleſen,
„Was haſt du denn dabei gelernt?“
Sind eben alles Menſchen geweſen.

Cato wollte wohl andre ſtrafen;
Selbander mocht' er gerne ſchlafen,

Deshalb er ſich zur Unzeit
Mit Schwiegertochter und Sohn entzweyt,
Auch eine junge Frau genommen,
Welches ihm gar nicht wohl bekommen;
Wie Kaiſer Friedrich der letzte
Väterlich auseinander ſetzte.

„Was willſt du, redend zur Menge,
Dich ſelbſt fürtreflich preiſen?“
Cato ſelbſt war ruhmredig, der Strenge,
Plutarch will's ihm gar ernſt verweiſen.

Gegen den Wind ſich, rührte den Sand und jagte des Staubes
Viel in die Augen des Wolfs, der ſich mit Reiben und Wiſchen
Haſtig und übel benahm und ſeine Schmerzen vermehrte
Reineke wußte dagegen geſchickt den Wedel zu führen,
Seinen Gegner auf's neue zu treffen und gänzlich zu blenden.
Uebel bekam es dem Wolfe! denn ſeinen Vortheil benutzte
Nun der Fuchs. Sobald er die ſchmerzlich thränenden Augen
Seines Feindes erblickte, begann er mit heftigen Sprüngen,
Mit gewaltigen Schlägen auf ihn zu ſtürmen, zu tratzen
Und zu beißen, und immer die Augen ihm wieder zu ſalben.
Halb von Sinnen tappte der Wolf, da ſpottete ſeiner
Reineke dreiſter und ſprach: Herr Wolf, ihr habt wohl vor Zeiten
Manch unſchuldiges Lamm verſchlungen, in euerem Leben
Manch unſträfliches Thier verzehrt; ich hoffe ſie ſollen
Künftig Ruhe genießen; auf alle Fälle bequemt ihr
Euch ſie in Frieden zu laſſen, und nehmet Segen zum Lohne.
Eure Seele gewinnt bei dieſer Buße, beſonders
Wenn ihr das Ende geduldig erwartet. Ihr werdet für dießmal
Nicht aus meinen Händen entrinnen, ihr müßtet mit Bitten
Mich verſöhnen, da ſchent' ich euch wohl und ließ' euch das Leben.

Haſtig ſagte Reineke das, und hatte den Gegner
Feſt an der Kehle gepackt und hofft' ihn alſo zu zwingen.
Iſegrim aber, ſtärker als er, bewegte ſich grimmig,
Mit zwey Zügen riß er ſich los. Doch Reineke griff ihm
In's Geſicht, verwundet' ihn hart und riß ihm ein Auge
Aus dem Kopfe, es rann ihm das Blut die Naſe herunter.
Reineke rief: So wollt' ich es haben! ſo iſt es gelungen!
Blutend verzagte der Wolf, und ſein verlorenes Auge
Macht' ihn raſend, er ſprang, vergeſſend Wunden und Schmerzen,

Gegen Reinelen los und drückt' ihn nieder zu Boden.
Uebel befand sich der Fuchs, und wenig half ihm die Klugheit.
Einen der vorderen Füße, die er als Hände gebrauchte,
Faßt' ihm Isegrim schnell und hielt ihn zwischen den Zähnen.
Reinele lag bekümmert am Boden, er sorgte zur Stunde
Seine Hand zu verlieren und dachte tausend Gedanken.
Isegrim brummte dagegen mit hohler Stimme die Worte:

Deine Stunde, Dieb, ist gekommen! Ergib dich zur Stelle,
Oder ich schlage dich todt für deine betrüglichen Thaten!
Ich bezahle dich nun, es hat dir wenig geholfen,
Stand zu kratzen, Wasser zu lassen, das Fell zu bescheren,
Dich zu schmieren, wehe dir nun! du hast mir so vieles
Uebel gethan, gelogen auf mich, mir das Auge geblendet,
Aber du sollst nicht entgehn, ergib dich oder ich beiße!

Reinele dachte: Nun geht es mir schlimm, was soll ich beginnen?
Geb' ich mich nicht, so bringt er mich um, und wenn ich mich gebe,
Bin ich auf ewig beschimpft. Ja, ich verdiene die Strafe,
Denn ich hab' ihn zu übel behandelt, zu gröblich beleidigt.
Süße Worte versucht' er darauf, den Gegner zu mildern.
Lieber Oheim! sagt' er zu ihm, ich werde mit Freuden
Euer Lehnsmann sogleich, mit allem was ich besitze.
Gerne geh' ich als Pilger für euch zum heiligen Grabe,
Zu das heilige Land, in alle Kirchen, und bringe
Ablaß genug von dannen zurück. Es gereichet derselbe
Eurer Seele zu Nutz, und soll für Vater und Mutter
Uebrig bleiben, damit sich auch die im ewigen Leben
Dieser Wohlthat erfreun; wer ist nicht ihrer bedürftig?
Ich verehr' euch als wär't ihr der Papst, und schwere den theuren
Heiligen Eid, von jetzt auf alle künftigen Zeiten

Ganz der eure zu ſeyn mit allen meinen Verwandten.
Alle ſollen euch dienen zu jeder Stunde. So ſchwor' ich!
Was ich dem Könige ſelbſt nicht verſpräche, das ſey euch geboten.
Nehmt ihr es an, ſo wird euch dereinſt die Herrſchaft des Landes.
Alles was ich zu fangen verſuche, das will ich euch bringen:
Gänſe, Hühner, Enten und Fiſche, bevor ich das mindſte
Solcher Speiſe verzehre, ich laſſ' euch immer die Auswahl.
Eurem Weib und Kindern. Ich will mit Fleiße darneben
Euer Leben berathen, es ſoll euch kein Uebel berühren.
Leie heiß' ich und ihr ſeyd ſtark, ſo können wir beide
Große Dinge verrichten. Zuſammen müſſen wir halten.
Einer mit Macht, der andre mit Rath, wer wollt' uns bezwingen?
Kämpfen wir gegen einander, ſo iſt es übel gehandelt.
Ja ich hätt' es niemals gethan, wofern ich nur ſchicklich
Hätte den Kampf zu vermeiden gewußt; ihr fordertet aber,
Und ich mußte denn wohl mich ehrenhalber benehmen.
Aber ich habe mich höflich gehalten und während des Streites
Meine ganze Macht nicht bewieſen; es muß dir, ſo dacht' ich,
Deinen Oheim zu ſchonen, zur größten Ehre gereichen.
Hätt' ich euch aber gehaßt, es wär' euch anders gegangen.
Wenig Schaden habt ihr gelitten, und wenn aus Verſehen
Euer Auge verletzt iſt, ſo bin ich herzlich bekümmert.
Doch das Beſte bleibt mir dabei, ich kenne das Mittel
Euch zu heilen, und theil' ich's euch mit, ihr werdet mir's danken.
Bliebe das Auge gleich weg und ſeyd ihr ſonſt nur geneſen.
Iſt es euch immer bequem; ihr habet, legt ihr euch ſchlafen,
Nur Ein Fenſter zu ſchließen, wir andern bemühen uns doppelt.
Euch zu verſöhnen ſollen ſogleich ſich meine Verwandten
Vor euch neigen, mein Weib und meine Kinder, ſie ſollen
Vor des Königes Augen im Angeſicht dieſer Verſammlung
Euch erflehen und bitten, daß ihr mir gnädig vergebet

Und mein Leben mir ſchenkt. Dann will ich offen bekennen,
Daß ich unwahr geſprochen und euch mit Lügen geſchändet,
Euch betrogen wo ich gekonnt. Ich verſpreche zu ſchwören,
Daß mir von euch nichts Böſes bekannt iſt, und daß ich von nun an
Nimmer euch zu beleidigen denke. Wie könntet ihr jemals
Größere Sühne verlangen, als die wozu ich bereit bin?
Schlagt ihr mich todt, was habt ihr davon? es bleiben euch immer
Meine Verwandten zu fürchten und meine Freunde; dagegen,
Wenn ihr mich ſchont, verlaßt ihr mit Ruhm und Ehren den Kampfplatz,
Scheinet jeglichem edel und weiſe: denn höher vermag ſich
Niemand zu heben, als wenn er vergibt. Es kommt euch ſo bald nicht
Dieſe Gelegenheit wieder, benutzt ſie. Uebrigens kann mir
Jetzt ganz einerlei ſeyn zu ſterben oder zu leben.

Falſcher Fuchs! verſetzte der Wolf, wie wärſt du ſo gerne
Wieder los! Doch wäre die Welt von Golde geſchaffen
Und du böteſt ſie mir in deinen Nöthen, ich würde
Dich nicht laſſen. Du haſt mir ſo oft vergeblich geſchworen,
Falſcher Geſelle! Gewiß, nicht Eyerſchalen erbielt' ich,
Ließ' ich dich los. Ich achte nicht viel auf deine Verwandten;
Ich erwarte was ſie vermögen, und denke ſo ziemlich
Ihre Feindſchaft zu tragen. Du Schadenfroher! wie würdeſt
Du nicht ſpotten, gäb' ich dich frei auf deine Betheurung.
Wer dich nicht kennte, wäre betrogen. Du haſt mich, ſo ſagſt du,
Heute geſchont, du leidiger Dieb! und hängt mir das Auge
Nicht zum Kopfe heraus? Du Böſewicht, haſt du die Haut mir
Nicht an zwanzig Orten verletzt? und konnt' ich nur einmal
Wieder zu Athem gelangen, da du den Vortheil gewonnen?

Thöricht wär' es gehandelt, wenn ich für Schaden und Schande
Dir nun Gnad' und Mitleid erzeigte. Du brachtest, Verräther,
Mich und mein Weib in Schaden und Schmach, das kostet dein Leben.

Also sagte der Wolf. Indessen hatte der Lose
Zwischen die Schenkel des Gegners die andre Tatze geschoben.
Bei den empfindlichsten Theilen ergriff er denselben und quetschte,
Zerrt' ihn grausam, ich sage nicht mehr — Erbärmlich zu schreien,
Und zu heulen begann der Wolf mit offenem Munde.
Reinele zog die Tatze behend aus den klemmenden Zähnen,
Hielt mit beiden den Wolf nun immer fester und fester,
Kneipt' und zog, da heulte der Wolf und schrie so gewaltig
Daß er Blut zu speien begann, es brach ihm vor Schmerzen
Ueber und über der Schweiß durch seine Zotten, er lös'te
Sich vor Angst. Das freute den Fuchs, nun hofft' er zu siegen,
Hielt ihn immer mit Händen und Zähnen, und große Bedrängniß,
Große Pein kam über den Wolf, er gab sich verloren.
Blut rann über sein Haupt, aus seinen Augen, er stürzte
Nieder betäubt. Es hätte der Fuchs des Goldes die Fülle
Nicht für diesen Anblick genommen, so hielt er ihn immer
Fest und schleppte den Wolf und zog, daß alle das Elend
Sahen, und kneipt' und druckt' und biß und klaute den Armen,
Der mit dumpfem Geheul im Staub und eigenen Unrath
Sich mit Zuckungen wälzte, mit ungebärdigem Wesen.

Seine Freunde jammerten laut, sie baten den König:
Aufzunehmen den Kampf, wenn es ihm also beliebte.
Und der König versetzte: so bald euch allen bedünket,
Allen lieb ist daß es geschehe, so bin ich's zufrieden.

Und der König gebot: die beiden Wärter des Kreises,
Lynx und Lupardus, sollten zu beiden Kämpfern hineingehn.
Und sie traten darauf in die Schranken und sprachen dem Sieger
Reinele zu: es sey nun genug, es wünsche der König
Aufzunehmen den Kampf, den Zwist geendigt zu sehen.
Er verlangt, so fuhren sie fort, ihr mögt ihm den Gegner
Ueberlassen, das Leben dem Ueberwundenen schenken.
Denn wenn einer getödtet in diesem Zweikampf erläge,
Wäre es Schade auf jeglicher Seite. Ihr habt ja den Vortheil!
Alle sahen es, Klein' und Große. Auch fallen die besten
Männer euch bei, ihr habt sie für euch auf immer gewonnen.

Reinele sprach: Ich werde dafür mich dankbar beweisen!
Gerne folg' ich dem Willen des Königs und was sich gebühret
Thu' ich gern; ich habe gesiegt und schöners verlang' ich
Nichts zu erleben! Es gönne mir nur der König das eine
Daß ich meine Freunde befrage. Da riefen die Freunde
Reinekens alle: Es dünket uns gut, den Willen des Königs
Gleich zu erfüllen. Sie kamen zu Schaaren zum Sieger gelaufen,
Alle Verwandte, der Dachs und der Affe, und Otter und Biber.
Seine Freunde waren nun auch der Marder, die Wiesel,
Hermelin und Eichhorn und viele die ihn befeindet,
Seinen Namen zuvor nicht nennen mochten, sie liefen
Alle zu ihm. Da fanden sich auch, die sonst ihn verklagten,
Seine Verwandten anjetzt, und brachten Weiber und Kinder,
Große, Mittlere, Kleine, dazu die Klemsten, es that ihm
Jeglicher schon, sie schmeichelten ihm und konnten nicht enden.

In der Welt geht's immer so zu. Dem Glücklichen sagt man:
Bleibet lange gesund! er findet Freunde die Menge.
Aber wem es übel geräth, der mag sich gedulden!

Eben ſo fand es ſich hier. Ein jeglicher wollte der Nächſte
Neben dem Sieger ſich blähn. Die einen fleteten, andre
Sangen, bliesen Poſaunen und ſchlugen Pauken dazwiſchen.
Reinekens Freunde ſprachen zu ihm: Erfreut euch, ihr habet
Euch und euer Geſchlecht in dieſer Stunde gehoben!
Sehr betrübten wir uns euch unterliegen zu ſehen,
Doch es wandte ſich bald, es war ein treffliches Stückchen.
Reineke ſprach, es iſt mir geglückt, und dankte den Freunden.
Alſo gingen ſie hin mit großem Getümmel, vor allen
Reineke mit den Wärtern des Kreiſes, und ſo gelangten
Sie zum Throne des Königs, da kniete Reineke nieder.
Aufſtehn hies ihn der König und ſagte vor allen den Herren:
Euren Tag bewahrtet ihr wohl; ihr habet mit Ehren
Eure Sache vollführet, deßwegen ſprech' ich euch ledig;
Alle Strafe hebet ſich auf, ich werde darüber
Nächſtens ſprechen im Rath mit meinen Edlen, ſobald nur
Iſegrim wieder geheilt iſt; für heute ſchlieſ' ich die Sache.

Eurem Rathe, gnädiger Herr, verſetzte beſcheiden
Reineke drauf, iſt heilſam zu folgen. Ihr wißt es am beſten.
Als ich hierher kam klagten ſo viele, ſie logen dem Wolfe,
Meinem mächtigen Feinde, zu lieb, der wollte mich ſtürzen,
Hatte mich faſt in ſeiner Gewalt, da riefen die andern
Kreuzige! klagten mit ihm, nur mich auf's Letzte zu bringen,
Ihm gefällig zu ſeyn; denn alle konnten bemerken:
Beſſer ſtand er bei euch als ich, und keiner gedachte
Weder an's Ende noch wie ſich vielleicht die Wahrheit verhalte.
Jenen Hunden vergleich' ich ſie wohl, die pflegten in Menge
Vor der Küche zu ſtehn, und hofften es werde wohl ihrer
Auch der günſtige Koch mit einigen Knochen gedenken.
Einen ihrer Geſellen erblickten die wartenden Hunde,

Der ein Stück gesottenes Fleisch dem Koche genommen
Und nicht eilig genug zu seinem Unglück davon sprang.
Denn es begoß ihn der Koch mit heißem Wasser von hinten
Und verbrühte ihm den Schwanz; doch ließ er die Beute nicht fallen,
Mengte sich unter die andern, sie aber sprachen zusammen:
Seht wie diesen der Koch vor allen andern begünstigt!
Seht welch köstliches Stück er ihm gab! und jener versetzte:
Wenig begreift ihr davon, ihr lobt und preis't mich von vorne,
Wo es euch freilich gefällt das köstliche Fleisch zu erblicken;
Aber beseht mich von hinten und preis't mich glücklich, wofern ihr
Eure Meinung nicht ändert. Da sie ihn aber besahen,
War er schrecklich verbrannt, es fielen die Haare herunter
Und die Haut verschrumpft ihm am Leib. Ein Grauen befiel sie,
Niemand wollte zur Küche; sie liefen und ließen ihn stehen.
Herr, die Gierigen mein' ich hiermit. So lange sie mächtig
Sind, verlangt sie ein jeder zu seinem Freunde zu haben.
Stündlich sieht man sie an, sie tragen das Fleisch in dem Munde.
Wer sich nicht nach ihnen bequemt, der muß es entgelten,
Loben muß man sie immer, so übel sie handeln, und also
Stärkt man sie nur in sträflicher That. So thut es ein jeder
Der nicht das Ende bedenkt. Doch werden solche Gesellen
Oefters gestraft und ihre Gewalt nimmt ein trauriges Ende.
Niemand leidet sie mehr, so fallen zur Rechten und Linken
Ihnen die Haare vom Leibe. Das sind die vorigen Freunde,
Groß und klein, sie fallen nun ab und lassen sie nackend.
So wie sämmtliche Hunde sogleich den Gesellen verließen,
Als sie den Schaden bemerkt und seine geschändete Hälfte.

Gnädiger Herr, ihr werdet verstehn. von Reineken soll man
Nie so reden, es sollen die Freunde sich meiner nicht schämen.

Euer Gnaden dank' ich auf's beſte und könnt' ich nur immer
Euren Willen erfahren, ich würd' ihn gerne vollbringen.

Viele Worte helfen uns nichts, verſetzte der König:
Alles hab' ich gehört, und was ihr meinet verſtanden.
Euch, als edlen Baron, euch will ich im Rathe wie vormals
Wieder ſehen, ich mach' euch zur Pflicht zu jeglicher Stunde
Meinen geheimen Rath zu beſuchen. So bring' ich euch wieder
Völlig zu Ehren und Macht, und ihr verdient es, ich hoffe.
Helfet alles zum beſten wenden. Ich kann euch am Hofe
Nicht entbehren, und wenn ihr die Weisheit mit Tugend verbindet,
So wird niemand über euch gehn, und ſchärfer und klüger
Rath und Wege bezeichnen. Ich werde künftig die Klagen
Ueber euch weiter nicht hören. Und ihr ſollt immer an meiner
Stelle reden und handeln als Kanzler des Reiches. Es ſey euch
Alſo mein Siegel befohlen und was ihr thuet und ſchreibet
Bleibe gethan und geſchrieben. — So hat nun Reineke billig
Sich zu großen Gunſten geſchwungen, und alles befolgt man
Was er räth und beſchließt, zu Frommen oder zu Schaden.

Reineke dankte dem König und ſprach: mein edler Gebieter,
Zu viel Ehre thut ihr mir an, ich will es gedenken
Wie ich hoffe Verſtand zu behalten. Ihr ſollt es erfahren.

Wie es dem Wolf indeſſen erging, vernehmen wir kürzlich.
Ueberwunden lag er im Kreiſe und übel behandelt,
Weib und Freunde gingen zu ihm, und Hinze der Kater,
Braun der Bär, und Kind und Geſind' und ſeine Verwandten,
Klagend legten ſie ihn auf eine Bahre; man hatte
Wohl mit Heu ſie gepolſtert ihn warm zu halten; und trugen

Aus dem Kreis ihn heraus. Man unterſuchte die Wunden,
Zählete ſechs und zwanzig; es kamen viele Chirurgen
Die ſogleich ihn verbanden und heilende Tropfen ihm reichten.
Alle Glieder waren ihm lahm. Sie rieben ihm gleichfalls
Kraut in's Ohr, er nieſ'te gewaltig von vornen und hinten.
Und ſie ſprachen zuſammen, wir wollen ihn ſalben und baden;
Tröſteten ſolchergeſtalt des Wolfes traurige Sippſchaft;
Legten ihn ſorglich zu Bette, da ſchlief er, aber nicht lange.
Wachte verworren und kümmerte ſich, die Schande, die Schmerzen
Setzten ihm zu, er jammerte laut und ſchien zu verzweifeln;
Sorglich wartete Gieremund ſein, mit traurigem Muthe,
Dachte den großen Verluſt. Mit mannichfaltigen Schmerzen
Stand ſie, bedauerte ſich und ihre Kinder und Freunde,
Sah den leidenden Mann, er konnt' es niemals verwinden,
Raſ'te vor Schmerz, der Schmerz war groß und traurig die Folgen.

Reineken aber behagte das wohl, er ſchwatzte vergnüglich
Seinen Freunden was vor und hörte ſich preiſen und loben.
Hohen Muthes ſchied er von dannen. Der gnädige König
Sandte Geleite mit ihm, und ſagte freundlich zum Abſchied:
Kommt bald wieder! Da kniete der Fuchs am Throne zur Erden,
Sprach: ich dank' euch von Herzen und meiner gnädigen Frauen,
Eurem Rathe, den Herren zuſammt. Es ſpare, mein König,
Gott zu vielen Ehren euch auf, und was ihr begehret
Thu' ich gern, ich lieb' euch gewiß und bin es euch ſchuldig.
Jetzo, wenn ihr's vergönnt, gedenk' ich nach Hauſe zu reiſen,
Meine Frau und Kinder zu ſehn, ſie warten und trauren.

Reiſet nur hin, verſetzte der König, und fürchtet nichts weiter.

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Aeltern erzogen wären.

Was ich in meinem Hauſ' ertrag',
Das ſieht ein Fremder am erſten Tag;
Doch ändert er ſich's nicht zu Liebe,
Und wenn er hundert Jahre bliebe.

Wie auch die Welt ſich ſtellen mag,
Der Tag immer belügt den Tag.

Dagegen man auch nicht gerne hört,
Wenn der Tag den Tag zerſtört.

Alſo machte ſich Reineke fort vor allen begünſtigt.
Manche ſeines Gelichters verſtehen dieſelbigen Künſte,
Rothe Barte tragen nicht alle; doch ſind ſie geboren.

Reineke zog mit ſeinem Geſchlecht, mit vierzig Verwandten,
Stolz von Hofe, ſie waren geehrt und freuten ſich deſſen.
Als ein Herr trat Reineke vor, es folgten die andern.
Froben Muthes erzeigt' er ſich da, es war ihm der Wedel
Breit geworden, er hatte die Gunſt des Königs gefunden,
War nun wieder im Rath und dachte wie er es nutzte.
Wen ich liebe dem fromm't's und meine Freunde genießen's;
Alſo dacht' er; die Weisheit iſt mehr als Gold zu verehren.

So begab ſich Reineke fort, begleitet von allen
Seinen Freunden, den Weg nach Malepartus der Veſte.
Allen zeigt' er ſich dankbar die ſich ihm günſtig erwieſen,
Die in bedenklicher Zeit an ſeiner Seite geſtanden.
Seine Dienſte bot er dagegen; ſie ſchieden und gingen
Zu den Seinigen jeder, und er in ſeiner Behauſung
Fand ſein Weib, Frau Ermelyn, wohl; ſie grüßt ihn mit Freuden,
Fragte nach ſeinem Verdruß und wie er wieder entkommen?
Reineke ſagte: gelang es mir doch! ich habe mich wieder
In die Gunſt des Königs gehoben, ich werde wie vormals
Wieder im Rathe mich finden, und unſerm ganzen Geſchlechte
Wird es zur Ehre gedeihn. Er hat mich zum Kanzler des Reiches
Laut vor allen ernannt und mir das Siegel befohlen.
Alles was Reineke thut und ſchreibt, es bleibet für immer
Wohlgethan und geſchrieben, das mag ſich jeglicher merken!

Unterwieſen hab' ich den Wolf in wenig Minuten
Und er klagt mir nicht mehr. Geblendet iſt er, verwundet

Und beſchimpft ſein ganzes Geſchlecht; ich hab' ihn gezeichnet!
Wenig nutzt er künftig der Welt. Wir kämpften zuſammen.
Und ich hab' ihn untergebracht. Er wird mir auch ſchwerlich
Wieder geſund. Was liegt mir daran? Ich bleibe ſein Vormann,
Aller ſeiner Geſellen die mit ihm halten und ſtehen.

Reinekens Frau vergnügte ſich ſehr, ſo wuchs auch den beiden
Kleinen Knaben der Muth bei ihres Vaters Erhöhung.
Unter einander ſprachen ſie froh: vergnügliche Tage
Leben wir nun, von allen verehrt und denken indeſſen
Unſre Burg zu befeſt'gen und heiter und ſorglos zu leben.

Hochgeehrt iſt Reineke nun! Zur Weisheit bekehre
Bald ſich jeder, und meide das Böſe, verehre die Tugend!
Dieſes iſt der Sinn des Geſangs, in welchem der Dichter
Fabel und Wahrheit gemiſcht, damit ihr das Böſe vom Guten
Sondern möget, und ſchätzen die Weisheit, damit auch die Käufer
Dieſes Buchs vom Laufe der Welt ſich täglich belehren.
Denn ſo iſt es beſchaffen, ſo wird es bleiben und alſo
Endigt ſich unſer Gedicht von Reinekens Weſen und Thaten.
Uns verhelfe der Herr zur ewigen Herrlichkeit! Amen.

Hermann

und

Dorothea.

Kalliope.

Schickſal und Antheil.

Hab' ich den Markt und die Straßen doch nie ſo einſam geſehen!
Iſt doch die Stadt wie gelehrt! wie ausgeſtorben! Nicht funfzig,
Däucht mir, blieben zurück, von allen unſern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So rennt und läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebnen zu ſehen.
Bis zum Dammweg, welchen ſie ziehn, iſt's immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im heißen Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu ſehen das Elend
Guter fliehender Menſchen, die nun, mit geretteter Habe,
Leider, das überrheiniſche Land, das ſchöne, verlaſſend,
Zu uns herüber kommen, und durch den glücklichen Winkel
Dieſes fruchtbaren Thals und ſeiner Krümmungen wandern.
Trefflich haſt du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schickteſt, mit altem Linnen und etwas Eſſen und Trinken,
Um es den Armen zu ſpenden; denn Geben iſt Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt! und wie er bändigt die Hengſte!

Sehr gut nimmt das Kutschchen sich aus, das neue; bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutscher.
Dießmal fuhr er allein; wie rollt' es leicht um die Ecke!
So sprach, unter dem Thore des Hauses sitzend am Markte,
Wohlbehaglich, zur Frau der Wirth zum goldenen Löwen.

Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:
Vater, nicht gerne verschenk' ich die abgetragene Leinwand;
Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,
Wenn man ihrer bedarf. Doch heute gab ich so gerne
Manches bessere Stück an Ueberzügen und Hemden;
Denn ich hörte von Kindern und Alten, die nackend daher gehn.
Wirst du mir aber verzeihn? denn auch dein Schrank ist geplündert.
Und besonders den Schlafrock mit Indianischen Blumen,
Von dem feinsten Kattun, mit feinem Flanelle gefüttert,
Gab ich hin; er ist dünn und alt und ganz aus der Mode.

Aber es lächelte drauf der treffliche Hauswirth und sagte:
Ungern vermiss' ich ihn doch, den alten kattunenen Schlafrock,
Aecht Ostindischen Stoffs; so etwas kriegt man nicht wieder.
Wohl! ich trug ihn nicht mehr. Man will jetzt freilich, der Mann soll
Immer gehn im Surtout und in der Pelerine sich zeigen,
Immer gestiefelt seyn; verbannt ist Pantoffel und Mütze.

Siehe! versetzte die Frau, dort kommen schon einige wieder,
Die den Zug mit gesehn; er muß doch wohl schon vorbei seyn.
Sehr, wie allen die Schuhe so staubig sind! wie die Gesichter
Glühen! und jeglicher führt das Schnupftuch, und weicht sich den Schweiß ab.

Macht'

Möcht' ich doch auch, in der Hitze, nach solchem Schauspiel so weit nicht
Laufen und leiden! Fürwahr, ich habe genug am Erzählten.

Und es sagte darauf der gute Vater mit Nachdruck:
Solch ein Wetter ist selten zu solcher Ernte gekommen,
Und wir bringen die Frucht herein, wie das Heu schon herein ist,
Trocken; der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen,
Und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung.
Das ist beständiges Wetter! und überreif ist das Korn schon;
Morgen fangen wir an zu schneiden die reichliche Ernte.

Als er so sprach, vermehrten sich immer die Schaaren der Männer
Und der Weiber, die über den Markt sich nach Hause begaben;
Und so kam auch zurück mit seinen Töchtern gefahren
Rasch, an die andere Seite des Markts, der begüterte Nachbar,
An sein erneuertes Haus, der erste Kaufmann des Ortes,
Im geöffneten Wagen, (er war in Landau verfertigt.)
Lebhaft wurden die Gassen; denn wohl war bevölkert das Städtchen,
Mancher Fabriken beflißen man sich da, und manches Gewerbes.

Und so saß das trauliche Paar, sich, unter dem Thorweg,
Ueber das wandernde Volk mit mancher Bemerkung ergötzend.
Endlich aber begann die würdige Hausfrau, und sagte:
Seht! dort kommt der Prediger her; es kommt auch der Nachbar
Apotheker mit ihm: die sollen uns alles erzählen,
Was sie draußen gesehn und was zu schauen nicht froh macht.

Freundlich kamen heran die beiden, und grüßten das Ehpaar,
Setzten sich auf die Bänke, die hölzernen, unter dem Thorweg,
Stand von den Füßen schüttelnd, und Luft mit dem Tuche sich fächelnd.
Da begann denn zuerst, nach wechselseitigen Grüßen,
Der Apotheker zu sprechen und sagte, beinahe verdrießlich:
So sind die Menschen fürwahr! und einer ist doch wie der andre,
Daß er zu gaffen sich freut, wenn den Nächsten ein Unglück befället!
Läuft doch jeder, die Flamme zu sehn, die verderblich emporschlägt,
Jeder den armen Verbrecher, der peinlich zum Tode geführt wird.
Jeder spaziert nun hinaus, zu schauen der guten Vertriebnen
Elend, und niemand bedenkt, daß ihn das ähnliche Schicksal
Auch, vielleicht zunächst, betreffen kann, oder doch künftig.
Unverzeihlich find' ich den Leichtsinn; doch liegt er im Menschen.

Und es sagte darauf der edle verständige Pfarrherr,
Er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne.
Dieser kannte das Leben, und kannte der Hörer Bedürfniß.
War vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen,
Die uns der Menschen Geschick enthüllen, und ihre Gesinnung;
Und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften.
Dieser sprach: ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab;
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet,
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt! erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,

Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiße;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht.
In der Jugend iſt ihm ein froher Gefährte der Leichtſinn,
Der die Gefahr ihm verbirgt, und heilſam geſchwinde die Spuren
Tilget des ſchmerzlichen Uebels, ſobald es nur irgend vorbeizog.
Freilich iſt er zu preiſen, der Mann, dem in reiferen Jahren
Sich der geſetzte Verſtand aus ſolchem Frohſinn entwickelt,
Der im Glück wie im Unglück, ſich eifrig und thätig beſtrebet;
Denn das Gute bringt er hervor und erſetzet den Schaden.

Freundlich begann ſogleich die ungeduldige Hausfrau:
Saget uns, was Ihr geſehn; denn das begehrt' ich zu wiſſen.

Schwerlich, verſetzte darauf der Apotheker mit Nachdruck,
Werd' ich ſo bald mich freun nach dem, was ich alles erfahren.
Und wer erzählet es wohl, das mannichfaltigſte Elend!
Schon von ferne ſahn wir den Staub, noch eh wir die Wieſen
Abwärts kamen; der Zug war ſchon von Hügel zu Hügel
Unabſehlich dahin, man konnte wenig erkennen.
Als wir nun aber den Weg, der quer durch's Thal geht, erreichten,
War Gedräng' und Getümmel noch groß der Wandrer und Wagen.
Leider ſahen wir noch genug der Armen vorbeiziehn,
Konnten einzeln erfahren, wie bitter die ſchmerzliche Flucht ſei,
Und wie froh das Gefühl des eilig geretteten Lebens.
Traurig war es zu ſehn, die mannichfaltige Habe,
Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverſehne, und die ein
Guter Wirth umher an die rechten Stellen geſetzt hat,
Immer bereit zum Gebrauche, denn alles iſt nöthig und nützlich,
Nun zu ſehen das alles, auf mancherlei Wagen und Karren
Durch einander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.

Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
In dem Backtrog das Bett, und das Leintuch über dem Spiegel.
Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir bei'm Brande vor zwanzig
Jahren auch wohl gesehn, dem Menschen alle Besinnung,
Daß er das Unbedeutende faßt, und das Theure zurücklässt.
Also führten auch hier, mit unbesonnener Sorgfalt,
Schlechte Dinge sie fort, die Ochsen und Pferde beschwerend:
Alte Bretter und Fässer, den Gänsestall und den Käfig.
Auch so keuchten die Weiber und Kinder mit Bündeln sich schleppend,
Unter Körben und Butten voll Sachen keines Gebrauches;
Denn es verläßt der Mensch so ungern das Letzte der Habe.
Und so zog auf dem staubigen Weg der drängende Zug fort,
Ordnungslos und verwirrt. Mit schwächeren Thieren, der eine
Wünschte langsam zu fahren, ein andrer emsig zu eilen.
Da entstand ein Geschrei der gequetschten Weiber und Kinder,
Und ein Blöcken des Viehes, dazwischen der Hunde Gebeifer,
Und ein Wehlaut der Alten und Kranken, die hoch auf dem schweren
Uebergepackten Wagen auf Betten saßen und schwankten.
Aber, aus dem Gleise gedrängt, nach dem Rande des Hochwegs
Irrte das knarrende Rad; es stürzt' in den Graben das Fuhrwerk,
Umgeschlagen, und weitbin entstürzten im Schwunge die Menschen,
Mit entsetzlichem Schrein, in das Feld hin, aber doch glücklich.
Später stürzten die Kasten, und fielen näher dem Wagen.
Wahrlich, wer im Fallen sie sah, der erwartete nun sie
Unter der Last der Kisten und Schränke zerschmettert zu schauen.
Und so lag zerbrochen der Wagen, und hülflos die Menschen;
Denn die übrigen gingen und zogen eilig vorüber,

Ich bin euch ſämmtlichen zur Laſt,
Einigen auch ſogar verhaßt;
Das hat aber gar nichts zu ſagen:
Denn mir behagt's in alten Tagen,
So wie es mir in jungen behagte,
Daß ich nach Alt und Jung nicht fragte.

Mit ſich ſelbſt zu Rathe gehn,
Immer wird's am beſten ſtehn:
Gern im Freien, gern zu Haus,
Lauſche da und dort hinaus
Und controlire dich für und für,
Da horchen Alt und Jung nach dir.

Die Xenien ſie wandeln zahm,
Der Dichter hält ſich nicht für lahm;
Belieben euch aber geſchärftere Sachen,
So wartet bis die wilden erwachen.

Nur ſich ſelber bedenkend und hingeriſſen vom Strome.
Und wir eilten hinzu, und fanden die Kranken und Alten,
Die zu Hauſ' und im Bett ſchon kaum ihr dauerndes Leiden
Trugen, hier auf dem Boden, beſchädigt, ächzen und jammern,
Von der Sonne verbrannt und erſtickt vom wogenden Staube.

Und es ſagte darauf, gerührt, der menſchliche Hauswirth:
Möge doch Hermann ſie treffen und ſie examiren und kleiden.
Ungern würd' ich ſie ſehn; mich ſchmerzt der Anblick des Jammers.
Schon von dem erſten Bericht ſo großer Leiden gerühret,
Schickten wir eilend ein Scherflein von unſerm Ueberfluß, daß nur
Einige würden geſtärkt, und ſchienen uns ſelber beruhigt.
Aber laßt uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern;
Denn es beſchleichet die Furcht gar bald die Herzen der Menſchen,
Und die Sorge, die mehr als ſelbſt mir das Uebel verhaßt iſt.
Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Sälchen.
Nie ſcheint Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort
Durch die ſtärkeren Mauern; und Mütterchen bringt uns ein Gläschen
Dreyundachtziger der, damit wir die Grillen vertreiben.
Hier iſt nicht freundlich zu trinken; die Fliegen umſummen die Gläſer.
Und ſie gingen dahin und freuten ſich alle der Kühlung.

Sorgſam brachte die Mutter des klaren herrlichen Weines,
In geſchliffener Flaſche auf blankem zinnernem Runde,
Mit den grünlichen Römern, den ächten Bechern des Rheinweins. —
Und ſo ſitzend umgaben die Drey den glänzend gebohnten,

Runden, braunen Tiſch, er ſtand auf mächtigen Füßen,
Heiter klangen zugleich die Gläſer des Wirthes und Pfarrers;
Doch unbeweglich hielt der dritte denkend das ſeine,
Und es fordert' ihn auf der Wirth mit freundlichen Worten:

Friſch, Herr Nachbar, getrunken! denn noch bewahrte vor Unglück
Gott uns gnädig, und wird auch künftig uns alſo bewahren.
Denn wer erkennet es nicht, daß ſeit dem ſchrecklichen Brande,
Da er ſo hart uns geſtraft, er uns nun beſtändig erfreut hat,
Und beſtändig beſchützt, ſo wie der Menſch ſich des Auges
Köſtlichen Apfel bewahrt, der vor allen Gliedern ihm lieb iſt.
Sollt' er fernerhin nicht uns ſchützen und Hülfe bereiten?
Denn man ſieht es erſt recht, wie viel er vermag, in Gefahren;
Sollt' er die blühende Stadt, die er erſt durch fleißige Bürger
Neu aus der Aſche gebaut und dann ſie reichlich geſegnet,
Jetzo wieder zerſtören und alle Bemühung vernichten?

Heiter ſagte darauf der treffliche Pfarrer, und milde:
Haltet am Glauben feſt, und feſt an dieſer Geſinnung;
Denn ſie macht im Glücke verſtändig und ſicher, im Unglück
Reicht ſie den tröſtlichen Troſt und belebt die herrliche Hoffnung.

Da verſetzte der Wirth, mit männlichen klugen Gedanken:
Wie begrüßt' ich ſo oft mit Staunen die Zinnen des Rheinſtroms,
Wenn ich, reiſend nach meinem Geſchäft, ihm wieder mich nahte!
Immer ſchien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe;
Aber ich konnte nicht denken, daß bald ſein liebliches Ufer
Sollte werden ein Wall, um abzuwehren den Franken,
Und ſein verbreitetes Bett ein allverbindender Graben.
Sehet, ſo ſchützt die Natur, ſo ſchützen die wackeren Deutſchen

Und so schützt uns der Herr; wer wollte thöricht verzagen?
Müde schon sind die Streiter, und alles deutet auf Frieden.
Möge doch auch, wenn das Fest, das lang' erwünschte, gefeiert
Wird, in unserer Kirche, die Glocke dann tönt zu der Orgel,
Und die Trompete schmettert, das hohe Te Deum begleitend, —
Möge mein Hermann doch auch an diesem Tage, Herr Pfarrer,
Mit der Braut, entschlossen, vor Euch. am Altare, sich stellen,
Und das glückliche Fest, in allen den Landen begangen,
Auch mir künftig erscheinen, der häuslichen Freuden ein
Jahrstag!
Aber ungern seh' ich den Jüngling, der immer so thätig
Mir in dem Hause sich regt, nach außen langsam und schüchtern.
Wenig findet er Lust sich unter Leuten zu zeigen;
Ja, er vermeidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft,
Und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret.

Also sprach er und horchte. Man hörte der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nahn, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

Terpſichore.

Hermann.

Als nun der wohlgebildete Sohn in's Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit ſcharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete ſeine Geſtalt und ſein ganzes Benehmen,
Mit dem Auge des Forſchers, der leicht die Mienen enträthſelt;
Lächelte dann, und ſprach zu ihm mit traulichen Worten:
Kommt Ihr doch als ein veränderter Menſch! Ich habe noch niemals
Euch ſo munter geſehn und Eure Blicke ſo lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man ſieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen.

Ruhig erwiderte drauf der Sohn, mit ernſtlichen Worten:
Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, ſo wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet ſo lange, die alten Stücke zu ſuchen
Und zu wählen; nur ſpät war erſt das Bündel zuſammen.
Auch der Wein und das Bier ward langſam, feierlich gepacket.
Als ich nun endlich vor's Thor und auf die Straße hinauskam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern,
Mir entgegen; denn fern war ſchon der Zug der Vertriebnen.

Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo ſie, wie ich gehört, heut' übernachten und raſten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen in's Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwey Ochſen gezogen, den größten und ſtärkſten des Auslands,
Neben her aber ging, mit ſtarken Schritten, ein Mädchen.
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb ſie an und hielt ſie zurück, ſie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, ſo trat ſie den Pferden gelaſſen
Näher und ſagte zu mir: nicht immer war es mit uns ſo
Jammervoll, als Ihr uns heut' auf dieſen Wegen erblicktet.
Noch nicht bin ich gewohnt, vom Fremden die Gabe zu heiſchen,
Die er oft ungern gibt, um leis zu werden den Armen;
Aber mich dränget die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die erſt entbundene Frau des reichen Beſitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwangre, gerettet.
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt ſie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,
Und mit Wenigem nur vermögen die Unſern zu helfen,
Wenn wir im nächſten Dorf, wo wir heute zu raſten gedenken,
Auch ſie finden, wiewohl ich fürchte, ſie ſind ſchon vorüber,
Wär' Euch irgend von Leinwand nur was Entbehrliches, wenn ihr
Hier aus der Nachbarſchaft ſeyd, ſo ſpendet's gütig den Armen.

Alſo ſprach ſie, und matt erhob ſich vom Strohe die bleiche
Wöchnerin, ſchaute nach mir; ich aber ſagte dagegen:
Guten Menſchen, fürwahr, ſpricht oft ein himmliſcher Geiſt zu,
Daß ſie fühlen die Noth, die dem armen Bruder bevorſteht;
Denn ſo gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem

Jammer, ein Bündel, sogleich es der nackten Nothdurft zu reichen.
Und ich löst' die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unsers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und sie dankte mit Freuden, und rief: der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur im Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber.
Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand,
Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen.
Eilen wir, sagte zu ihr die Jungfrau, dem Dorf zu, in welchem
Unsre Gemeine schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält;
Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, alles und jedes.
Und sie grüßte mich noch, und sprach den herzlichsten Dank aus,
Trieb die Ochsen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn Zwiespalt war mir im Herzen,
Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Spenden
Unter das dürftige Volk zu spenden, oder sogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich vertheilte.
Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr
Sachte nach, und erreichte sie bald, und sagte bedeute:
Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getränke,
Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben in deine
Hand zu legen, und so erfüll' ich am besten den Auftrag:
Du vertheilst sie mit Sinn, ich müßte dem Zufall gehorchen.
Drauf versetzte das Mädchen: mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftige soll sich derselben erfreuen.
Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens,

Brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die Brote,
Flaschen Weines und Biers, und reicht' ihr alles und jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten.
Alles packte sie drauf zu der Bäckerin Füßen, und zog so
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu.

Als nun Hermann geendet, da nahm der gesprächige Nachbar
Gleich das Wort, und rief: o glücklich, wer in den Tagen
Dieser Flucht und Verwirrung in seinem Haus nur allein lebt!
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange sich schmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder besorgt seyn.
Oefters dacht' ich mir auch schon die Flucht, und habe die besten
Sachen zusammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner seligen Mutter, wovon noch nichts verkauft ist.
Freilich bliebe noch vieles zurück, das so leicht nicht geschafft wird.
Selbst die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße gesammelt,
Miß' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß ist.
Bleibt der Provisor zurück, so geh' ich getröstet von Hause.
Hab' ich die Baarschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichtsten.

Nachbar, versetzte darauf der junge Hermann, mit Nachdruck:
Keineswegs denk' ich wie Ihr und tadle die Rede.
Ist wohl der ein würdiger Mann, der, im Glück und im Unglück,
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht versteht, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entschließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück
bevorsteht.

Lächelnd sagte darauf der Vater: so hör' ich dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort hast du mir selten gesprochen.

Aber es fiel sogleich die gute Mutter behend ein:
Sohn, fürwahr! du hast Recht; wir Eltern gaben das Beispiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen ermählet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigste Stunde zusammen.
Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre sind's nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Wasser im Orte.
Alle Leute waren, spazierend in festlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind.
Und es brannten die Scheunen der reichgesammelten Ernte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieses zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich saß, die traurige Nacht durch,
Vor der Stadt auf dem Anger, die Kasten und Betten bewahrend;
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah ich den Rauch und die Gluth und die hohlen Mauern und Essen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu sehen,
Wo die Wohnung gestanden, und ob sich die Hühner gerettet,
Die ich besonders geliebt; denn kindisch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauses und Hofes daher stieg,

Die noch rauchten, und so die Wohnung wüst und zerstört sah,
Kamst du zur andern Seite herauf, und durchsuchtest die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verschürret; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu sehn war vom Thiere.
Also standen wir gegeneinander, bedenklich und traurig:
Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden.
Und du fasstest darauf mich bei der Hand an, und sagtest:
Lieschen, wie kommst du hieher? Geh weg! du verbrennest die Sohlen;
Denn der Schutt ist heiß, er sengt mir die stärkeren Stiefeln.
Und du hobest mich auf, und trugst mich herüber, durch deinen
Hof weg. Da stand noch das Thor des Hauses mit seinem Gewölbe,
Wie es jetzt steht; es war allein von allem geblieben.
Und du setztest mich nieder und küßtest mich und ich verwehrt' es.
Aber du sagtest darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib hier, und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an seinem.
Doch ich verstand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter
Schicktest und schnell das Gelübd der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig, und sehe die Sonne noch immer so herrlich heraufgehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl, es haben die ersten
Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich dich, Hermann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkst in diesen traurigen Zeiten,
Und es wagtest zu freyn im Krieg und über den Trümmern.

Da versetzte sogleich der Vater lebhaft und sagte:
Die Gesinnung ist löblich, und wahr ist auch die Geschichte,

Mütterchen, die du erzählst; denn so ist alles begegnet.
Aber besser ist besser. Nicht einen jeden betrifft es
Anzufangen von vorn sein ganzes Leben und Wesen;
Nicht soll jeder sich quälen, wie wir und andere thaten,
O, wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon
Wohlbestellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirthschaft.
Mancherlei Dinge bedarf der Mensch, und alles wird täglich
Theurer; da seh' er sich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und so hoff' ich von dir, mein Hermann, daß du mir nächstens
In das Haus die Braut mit schöner Mitgift hereinführst;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget so wohl, wenn mit dem gewünscheten Weibchen,
Auch in Körben und Kasten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umsonst bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und starkem Gewebe;
Nicht umsonst verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater sondert im Pulte das seltene Goldstück:
Denn sie soll dereinst mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreun, der sie vor allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hause sich findet,
Das ihr eignes Geräth in Kuch' und Zimmern erkennet,
Und das Bette sich selbst und den Tisch sich selber gedeckt hat.
Nur wohl ausgestattet möcht' ich im Hause die Braut sehn;
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Hermann, du würdest mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn du mir bald in's Haus ein Schwiegertöchterchen brächtest
Aus der Nachbarschaft her, aus jenem Hause, dem grünen.

Sibylliniſch mit meinem Geſicht
Soll ich im Alter prahlen!
Jemehr es ihm an Fülle gebricht,
Deſto öfter wollen Sie's mahlen!

„Iſt's in der Näh? Kam's aus der Ferne?
Was deugt dich Heute ſo ſchwer?"
Ich ſpaße wohl am Abend gerne,
Wenn nur der Tag nicht ſo ernſthaft wär'.

Spricht man mit jedermann
Da hört man keinen;
Stets wird ein andrer Mann
Auch anders meinen;
Was wäre Rath ſodann,
Sie zu verſtehen?
Kennſt du nicht Mann für Mann,
Es wird nicht gehen.

Reich iſt der Mann fürwahr: ſein Handel und ſeine Fabriken
Machen ihn täglich reicher: denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drei Töchter ſind da; ſie theilen allein das Vermögen.
Schon iſt die älteſte beſtimmt, ich weiß es; aber die zweyte,
Wie die dritte ſind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
Wär' ich an deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
Eins mir der Mädchen geholt, ſo wie ich das Mütterchen forttrug.

Da verſetzte der Sohn beſcheiden dem dringenden Vater:
Wirklich, mein Wille war auch, wie Euer, eine der Töchter
Unſers Nachbars zu wählen. Wir ſind zuſammen erzogen,
Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe ſie oft vor der Knaben Wildheit beſchützet.
Doch das iſt lange ſchon her; es bleiben die wachſenden Mädchen
Endlich billig zu Hauſ', und fliehn die wilderen Spiele.
Wohlgezogen ſind ſie gewiß! Ich ging auch zu Zeiten
Noch aus alter Bekanntſchaft, ſo wie Ihr es wünſchtet, hinüber;
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn ſie tadelten ſtets an mir, das mußt' ich ertragen:
Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch, und die Farbe
Gar zu gemein, und die Haare nicht recht geſtutzt und gekräuſelt.
Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die ſtets am Sonntag drüben ſich zeigen,
Und um die, halbſeiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.
Aber noch früh genug merkt' ich, ſie hatten mich immer zum beſten;
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt: doch mehr noch
Kränkte mich's tief, daß ſo ſie den guten Willen verkannten,

Den ich gegen sie hegte, besonders Minchen die jüngste.
Denn so war ich zuletzt an Ostern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur oben im Schrank hängt,
Angezogen und war frisirt wie die übrigen Bursche.
Als ich eintrat, kicherten sie; doch zog ich's auf mich nicht.
Minchen saß am Clavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen singen, und war entzückt und in Laune.
Manches verstand ich nicht, was in den Liedern gesagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino,
Und ich wollte doch auch nicht stumm seyn! Sobald sie geendet,
Fragt' ich dem Texte nach, und nach den beiden Personen.
Alle schwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: Nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?
Niemand hielt sich alsdann, und laut auf lachten die Mädchen,
Laut auf lachten die Knaben, es hielt den Bauch sich der Alte.
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gekicher
Dauerte fort und fort, so viel sie auch sangen und spielten.
Und ich eilte beschämt und verdrießlich wieder nach Hause,
Hängte den Rock in den Schrank, und zog die Haare herunter
Mit den Fingern, und schwur nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl Recht; denn eitel sind sie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß' ich bei ihnen immer Tamino.

Da versetzte die Mutter: du solltest, Hermann, so lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder sind sie ja sämmtlich.
Minchen fürwahr ist gut, und war dir immer gewogen;
Neulich fragte sie noch nach dir. Die solltest du wählen!

Da versetzte bedenklich der Sohn: ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß sich so tief bei mir ein, ich möchte fürwahr nicht
Sie am Claviere mehr sehn und ihre Liedchen vernehmen.

Doch

Doch der Vater fuhr auf und sprach die zornigen Worte:
Wenig Freud' erleb' ich an dir! Ich sagt' es doch immer,
Als du zu Pferden nur und Knecht nur bezeigtest zum Acker:
Was ein Knecht schon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thust du; indessen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern sich zeigte.
Und so täuschte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Lesen und Schreiben und Lernen dir niemals
Wie den andern gelang und du immer der unterste saßest.
Freilich! das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Busen
Eines Jünglinges lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hatte mein Vater gesorgt für mich, so wie ich für dich that,
Mich zur Schule gesendet und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders als Wirth zum goldenen Löwen.

Aber der Sohn stand auf und nahte sich schweigend der Thüre,
Langsam und ohne Geräusch; allein der Vater, entrüstet,
Rief ihm nach: so gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf!
Geh' und führe fortan die Wirthschaft, daß ich nicht schelte;
Aber denke nur nicht, du wolltest ein bäurisches Mädchen
Je mir bringen in's Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!
Lange hab' ich gelebt und weiß mit Menschen zu handeln,
Weiß zu bewirthen die Herren und Frauen, daß sie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß den Fremden gefällig zu schmeicheln.
Aber so soll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wiederbegegnen und so mir die viele Mühe versüßen;
Spielen soll sie mir auch das Clavier; es sollen die schönsten,
Besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln,
Wie es Sonntags geschieht im Hause des Nachbars. Da drückte
Leise der Sohn auf die Klinke, und so verließ er die Stube.

Thalia.

Die Bürger.

Also entwich der bescheidene Sohn der heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der Art fort, wie er begonnen:
Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm, und schwerlich
Wird mich des herzlichsten Wunsches Erfüllung jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht gleich sey, sondern ein bess'rer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen,
Und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen,
Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, weß Sinnes der Herr sey,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeiten beurtheilt.
Denn wo die Thürme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrath sich häufet, und Unrath auf allen Gassen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue

Unterſtützung erwartet: der Ort iſt übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet ſich leicht der Bürger zu ſchmutzigem Saumſal,
Wie der Bettler ſich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünſcht, es ſolle ſich Hermann auf Reiſen
Bald begeben, und ſehn zum wenigſten Strasburg und Frankfurt.
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut iſt,
Denn wer die Städte geſehn, die großen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterſtadt ſelbſt, ſo klein ſie auch ſey, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebeſſerten Thore,
Und den geweißten Thurm und die wohlerneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaſter? die waſſerreichen, verdeckten,
Wohlvertheilten Canäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Daß dem Feuer ſogleich bei'm erſten Ausbruch gewehrt ſey,
Iſt das nicht alles geſchehn ſeit jenem ſchrecklichen Brande?
Bauherr war ich ſechsmal im Rath, und habe mir Beifall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
Was ich angab, emſig betrieben, und ſo auch die Anſtalt
Redlicher Männer vollführt, die ſie unvollendet verließen.
So kam endlich die Luſt in jedes Mitglied des Rathes.
Alle beſtreben ſich jetzt, und ſchon iſt der neue Chauſſeebau
Feſt beſchloſſen, der uns mit der großen Straße verbindet.
Aber ich fürchte nur ſehr, ſo wird die Jugend nicht handeln!
Denn die Einen, ſie denken auf Luſt und vergänglichen Putz nur;
Andere hocken zu Hauſ' und brüten hinter dem Ofen.
Und das fürcht' ich, ein ſolcher wird Hermann immer mir bleiben.

Und es verſetzte ſogleich die gute, verſtändige Mutter:
Immer biſt du doch, Vater, ſo ungerecht gegen den Sohn! und

So wird am wenigſten dir ein Wunſch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unſerem Sinne nicht formen;
So wie Gott ſie uns gab, ſo muß man ſie haben und lieben,
Sie erziehen auf's beſte und jeglichen laſſen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht ſie, und jeder iſt doch nur auf eigene Weiſe
Gut und glücklich. Ich laſſe mir meinen Hermann nicht ſchelten;
Denn, ich weiß es, er iſt der Güter, die er dereinſt erbt,
Werth und ein trefflicher Wirth, ein Muſter Bürgern und Bauern,
Und im Rathe gewiß, ich ſeh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmſt du dem Armen
Allen Muth in der Bruſt, ſo wie du es heute gethan haſt.
Und ſie verließ die Stube ſogleich, und eilte dem Sohn nach,
Daß ſie ihn irgendwo fänd' und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.

Lächelnd ſagte darauf, ſobald ſie hinweg war, der Vater:
Sind doch ein wunderlich Volk die Weiber, ſo wie die Kinder!
Jedes lebet ſo gern nach ſeinem eignen Belieben,
Und man ſollte hernach nur immer loben und ſtreicheln.
Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke! So bleibt es.

Und es verſetzte darauf der Apotheker bedächtig:
Gerne geb' ich es zu, Herr Nachbar, und ſehe mich immer
Selbſt nach dem Beſſeren um, wofern es nicht theuer doch neu iſt;
Aber hilft es fürwahr, wenn man nicht die Fülle des Gelds hat,
Thätig und rührig zu ſeyn und innen und außen zu beſſern?
Nur zu ſehr iſt der Bürger beſchränkt; das Gute vermag er
Nicht zu erlangen, wenn er es kennt. Zu ſchwach iſt ſein Beutel,

Das Bedürfniß zu groß; so wird er immer gehindert.
Manches hätt' ich gethan; allein wer scheut nicht die Kosten
Solcher Veränderung, besonders in diesen gefährlichen Zeiten!
Lange lachte mir schon mein Haus im modischen Kleidchen,
Lange glänzten durchaus mit großen Scheiben die Fenster;
Aber wer thut dem Kaufmann es nach, der bei seinem Vermögen
Auch die Wege noch kennt, auf welchen das Böse zu haben?
Seht nur das Haus an da drüben, das neue! Wie prächtig in grünen
Feldern die Stuckatur der weißen Schnörkel sich ausnimmt!
Groß sind die Tafeln der Fenster; wie glänzen und spiegeln die Scheiben,
Daß verdunkelt stehn die übrigen Häuser des Marktes!
Und doch waren die unsern gleich nach dem Brande die schönsten,
Die Apotheke zum Engel, so wie der goldene Löwe.
So war mein Garten auch in der ganzen Gegend berühmt, und
Jeder Reisende stand und sah durch die rothen Stacketen
Nach den Bettlern von Stein, und nach den farbigen Zwergen.
Wem ich den Kaffee dann gar in dem herrlichen Grottenwerk reichte,
Das nun freilich verstaubt und halb verfallen mir dasteht,
Der erfreute sich hoch des farbig schimmernden Lichtes
Schöngeordneter Muscheln; und mit geblendetem Auge
Schaute der Kenner selbst den Bleiglanz und die Korallen.
Eben so ward in dem Saale die Malerey auch bewundert,
Wo die geputzten Herren und Damen im Garten spazieren
Und mit spitzigen Fingern die Blumen reichen und halten.
Ja, wer sähe das jetzt nur noch an! Ich gehe verdrießlich
Kaum mehr hinaus; denn alles soll anders seyn und geschmackvoll,
Wie sie's heißen, und weiß die Latten und hölzernen Bänke.
Alles ist einfach und glatt; nicht Schnitzwerk oder Vergoldung

Will man mehr, und es koſtet das fremde Holz nun am meiſten.
Nun, ich wär' es zufrieden, mir auch was Neues zu ſchaffen;
Auch zu gehn mit der Zeit, und oft zu verändern den Hausrath;
Aber es fürchtet ſich jeder, auch nur zu rücken das Kleinſte.
Denn wer vermöchte wohl jetzt die Arbeitsleute zu zahlen?
Neulich kam mir's in Sinn, den Engel Michael wieder,
Der mir die Officin bezeichnet, vergolden zu laſſen,
Und den gräulichen Drachen, der ihm zu Füßen ſich windet;
Aber ich ließ ihn verbrännt, wie er iſt; mich ſchreckte die Forderung.

Euterpe.

Mutter und Sohn.

Alſo ſprachen die Männer ſich unterhaltend. Die Mutter
Ging indeſſen, den Sohn erſt vor dem Hauſe zu ſuchen,
Auf der ſteinernen Bank, wo ſein gewöhnlicher Sitz war.
Als ſie daſelbſt ihn nicht fand, ſo ging ſie, im Stalle zu ſchauen,
Ob er die herrlichen Pferde, die Hengſte, ſelber beſorgte,
Die er als Fohlen gekauft und die er niemand vertraute.
Und es ſagte der Knecht: er iſt in den Garten gegangen.
Da durchſchritt ſie behende die langen doppelten Höfe,
Ließ die Ställe zurück und die wohlgezimmerten Scheunen,
Trat in den Garten, der weit bis an die Mauern des Städtchens
Reichte, ſchritt ihn hindurch, und freute ſich jegliches Wachsthums,
Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeſte
Ruhten des Apfelbaums, wie des Birnbaums laſtende Zweige,
Nahm gleich einige Raupen vom kräftig ſtrotzenden Kohl weg;
Denn ein geſchäftiges Weib thut keine Schritte vergebens.
Alſo war ſie an's Ende des langen Gartens gekommen,
Bis zur Laube mit Geisblatt bedeckt; nicht fand ſie den Sohn da
Eben ſo wenig als ſie bis jetzt ihn im Garten erblickte.
Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube,
Aus beſonderer Gunſt, durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Abtherr einſt, der würdige Burgemeiſter.

Und so ging sie beinem den trocknen Graben hinüber.
Wo an der Straße sogleich der wohlumzäunete Weinberg
Rußiges steileren Pfads, die Fläche zur Sonne gekehret.
Auch den schritt sie hinauf, und freute der Fülle der Trauben
Sich im Steigen, die kaum sich unter den Blättern verbargen.
Schattig war und bedeckt der hohe mittlere Laubgang,
Den man auf Stufen erstieg von unbehauenen Platten.
Und es hingen herein Gutedel und Muscateller,
Rothlich blaue daneben von ganz besonderer Größe,
Alle mit Fleiße gepflanzt, der Gäste Nachtisch zu zieren.
Aber den übrigen Berg bedeckten einzelne Stöcke,
Kleinere Trauben tragend, von denen der köstliche Wein kommt.
Also schritt sie hinauf, sich schon des Herbstes erfreuend
Und des festlichen Tags, an dem die Gegend im Jubel
Trauben liefet und tritt, und den Most in die Fässer versammelt,
Feuerwerke des Abends von allen Orten und Enden
Leuchten und knallen, und so der Ernten schönste geehrt wird.
Doch unruhiger ging sie, nachdem sie dem Sohne gerufen
Zwei- auch dreimal, und nur das Echo vielfach zurücklam,
Das von den Thürmen der Stadt, ein sehr geschwätziges, herklang.
Ihn zu suchen war ihr so fremd; er entfernte sich niemals
Weit, er sagt' es ihr denn, um zu verhüten die Sorge
Seiner liebenden Mutter und ihre Furcht vor dem Unfall.
Aber sie hoffte noch stets, ihn doch auf dem Wege zu finden;
Denn die Thüren, die untre, so wie die obre, des Weinbergs
Standen gleichfalls offen. Und so nun trat sie in's Feld ein,
Das mit weiter Fläche den Rücken des Hügels bedeckte.
Immer noch wandelte sie auf eignem Boden, und freute
Sich der eignen Saat und des herrlich nickenden Kornes,
Das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte.

Gott hat die Gradheit ſelbſt an's Herz genommen,
Auf gradem Weg iſt niemand umgekommen.

Wirſt du die frommen Wahrheits-Wege geben,
Dich ſelbſt und andere triegſt du nie.
Die Frömmeley läßt Falſches auch beſtehen,
Derwegen haſſ' ſie.

Du ſehnſt dich weit hinaus zu wandern,
Bereiteſt dich zu raſchem Flug;
Dir ſelbſt ſey treu und treu den andern,
Dann iſt die Enge weit genug.

Halte dich im Stillen rein,
Und laß es um dich wettern;
Jemehr du fühlſt ein Menſch zu ſeyn,
Deſto ähnlicher biſt du den Göttern.

Zwischen den Aeckern schritt sie hindurch, auf dem Raine, den Fußpfad,
Hatte den Birnbaum im Auge, den großen, der auf dem Hügel
Stand, die Gränze der Felder, die ihrem Hause gehörten.
Wer ihn gepflanzt, man konnt' es nicht wissen. Er war in der Gegend
Weit und breit gesehn, und berühmt die Früchte des Baumes.
Unter ihm pflegten die Schnitter des Mahls sich zu freuen am Mittag,
Und die Hirten des Viehs in seinem Schatten zu warten;
Bänke fanden sie da von rohen Steinen und Rasen.
Und sie irrete nicht; dort saß ihr Hermann und ruhte,
Saß mit dem Arme gestützt und schien in die Gegend zu schauen
Jenseits, nach dem Gebirg', er kehrte der Mutter den Rücken.
Sachte schlich sie hinan, und rührt' ihm leise die Schulter.
Und er wandte sich schnell; da sah sie ihm Thränen im Auge.

Mutter, sagt' er betroffen, Ihr überrascht mich! Und eilig
Trocknet' er ab die Thräne, der Jüngling edlen Gefühles.
Wie? du weinest, mein Sohn? versetzte die Mutter betroffen:
Daran kenn' ich dich nicht! ich habe das niemals erfahren!
Sag', was beklemmt dir das Herz? was treibt dich, einsam zu sitzen
Unter dem Birnbaum hier? was bringt dir Thränen in's Auge?

Und es nahm sich zusammen der treffliche Jüngling, und sagte:
Wahrlich, dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jetzo
Nicht die Noth der Menschen, der umgetriebnen, empfindet;
Dem ist kein Sinn in dem Haupte, der nicht um sein eigenes Wohl sich

Und um des Vaterlands Wohl in diesen Tagen bekümmert.
Was ich heute gesehn und gehört, das rührte das Herz mir;
Und nun ging ich heraus, und sah die herrliche, weite
Landschaft, die sich vor uns in fruchtbaren Hügeln umher schlingt;
Sah die goldene Frucht den Garben entgegen sich neigen,
Und ein reichliches Obst uns volle Kammern versprechen.
Aber, ach! wie nah ist der Feind! Die Fluthen des Rheines
Schützen uns zwar; doch ach! was sind nun Fluthen und Berge
Jenem schrecklichen Volke, das wie ein Gewitter daherzieht!
Denn sie rufen zusammen aus allen Enden die Jugend,
Wie das Alter, und dringen gewaltig vor, und die Menge
Scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.
Ach! und ein Deutscher wagt in seinem Hause zu bleiben?
Hofft vielleicht zu entgehen dem alles bedrohenden Unfall?
Liebe Mutter, ich sag' Euch, am heutigen Tage verdrießt mich,
Daß man mich neulich entschuldigt, als man die Streitenden auslas
Aus den Bürgern. Fürwahr! ich bin der einzige Sohn nur,
Und die Wirthschaft ist groß, und wichtig unser Gewerbe;
Aber wär' ich nicht besser, zu widerstehen da vorne
An der Gränze, als hier zu erwarten Elend und Knechtschaft?
Ja, mir hat es der Geist gesagt, und im innersten Busen
Regt sich Muth und Begier, dem Vaterlande zu leben
Und zu sterben, und andern ein würdiges Beispiel zu geben.
Wahrlich, wäre die Kraft der Deutschen Jugend beisammen,
An der Gränze, verbündet, nicht nachzugeben den Fremden,
O, sie sollten uns nicht den herrlichen Boden betreten,
Und vor unseren Augen die Früchte des Landes verzehren,
Nicht den Männern gebieten und rauben Weiber und Mädchen!
Sehet, Mutter, mir ist im tiefsten Herzen beschlossen,

Bald zu thun und gleich, was recht mir däucht und verständig;
Denn wer lange bedenkt, der wählt nicht immer das Beste.
Sehet, ich werde nicht wieder nach Hause kehren! Von hier aus
Geh' ich gerad' in die Stadt, und übergebe den Kriegern
Diesen Arm und dieß Herz, dem Vaterlande zu dienen.
Sage der Vater alsdann, ob nicht der Ehre Gefühl mir
Auch den Busen belebt, und ob ich nicht höher hinauf will!

Da versetzte bedeutend die gute verständige Mutter,
Stille Thränen vergießend, sie kamen ihr leichtlich in's Auge:
Sohn, was hat sich in dir verändert und deinem Gemüthe,
Daß du zu deiner Mutter nicht redest, wie gestern und immer,
Offen und frei, und sagst was deinen Wünschen gemäß ist?
Hörte jetzt ein dritter dich reden, er würde fürwahr dich
Höchlich loben und deinen Entschluß als den edelsten preisen,
Durch dein Wort verführt und deine bedeutenden Reden.
Doch ich tadle dich nur; denn sieh', ich kenne dich besser.
Du verbirgst dein Herz und hast ganz andre Gedanken.
Denn ich weiß es, dich ruft nicht die Trommel, nicht die Trompete,
Nicht begehrst du zu scheinen in der Montur vor den Mädchen;
Denn es ist deine Bestimmung, so wacker und brav du auch sonst bist,
Wohl zu verwahren das Haus und stille das Feld zu besorgen.
Darum sage mir frei: was dringt dich zu dieser Entschließung?

Ernsthaft sagte der Sohn: Ihr irret, Mutter. Ein Tag ist
Nicht dem anderen gleich. Der Jüngling reifet zum Manne;
Besser im Stillen reift er zur That oft, als im Geräusche
Wilden schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und so still ich auch bin und war, so hat in der Brust mir

Doch sich gebildet ein Herz, das Unrecht hasset und Unbill,
Und ich verstehe recht gut die weltlichen Dinge zu sondern;
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket.
Alles, fühl' ich, ist wahr; ich darf es kühnlich behaupten.
Und doch tadelt Ihr mich mit Recht, o Mutter, und habt mich
Auf halbwahren Worten ertappt und halber Verstellung.
Denn, gesteh' ich es nur, nicht ruft die nahe Gefahr mich
Aus dem Hause des Vaters, und nicht der hohe Gedanke,
Meinem Vaterland hülfreich zu seyn und schrecklich den Feinden.
Worte waren es nur, die ich sprach: sie sollten vor Euch nur
Meine Gefühle verstecken, die mir das Herz zerreißen.
Und so laßt mich, o Mutter! Denn da ich vergebliche Wünsche
Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahin gehn.
Denn ich weiß es recht wohl: der Einzelne schadet sich selber,
Der sich hinzieht, wenn sich nicht alle zum Ganzen bestreben.

Fahre nur fort, so sagte darauf die verständige Mutter,
Alles mir zu erzählen, das Größte wie das Geringste;
Denn die Manner sind heftig, und denken nur immer das Letzte,
Und die Hindernis treibt die Heftigen leicht von dem Wege;
Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken, und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen.
Sage mir alles daher, warum du so heftig bewegt bist.
Nie ich dich niemals gesehn, und das Blut dir wallt in den Adern,
Wider Willen die Thräne dem Auge sich dringt zu entstürzen.

Da überließ sich dem Schmerze der gute Jüngling, und weinte,
Weinte laut an der Brust der Mutter, und sprach so erweichet:
Wahrlich! des Vaters Wort hat heute mich kränkend getroffen,
Das ich niemals verdient, nicht heut' und keinen der Tage.
Denn die Eltern zu ehren war früh mein liebstes, und niemand

Schien mir klüger zu ſeyn und weiſer, als die mich erzeugten,
Und mit Ernſt mir in dunkeler Zeit der Kindheit geboten.
Vieles hab' ich fürwahr von meinen Geſpielen geduldet,
Wenn ſie mit Tücke mir oft den guten Willen vergalten;
Oftmals hab' ich an ihnen nicht Wurf noch Streiche gerochen:
Aber ſpotteten ſie mir den Vater aus, wenn er Sonntags
Aus der Kirche kam mit würdig bedächtigem Schritte;
Lachten ſie über das Band der Mütze, die Blumen des Schlafrocks,
Den er ſo ſtattlich trug und der erſt heute verſchenkt ward:
Fürchterlich ballte ſich gleich die Fauſt mir; mit grimmigem Wüthen
Fiel ich ſie an und ſchlug und traf, mit blindem Beginnen,
Ohne zu ſehen wohin. Sie heulten mit blutigen Naſen,
Und entriſſen ſich kaum den wüthenden Tritten und Schlägen.
Und ſo wuchs ich heran, um viel vom Vater zu dulden,
Der ſtatt anderer mich gar oft mit Worten herum nahm,
Wenn bei Rath ihm Verdruß in der letzten Sitzung erregt ward;
Und ich büßte den Streit und die Ränke ſeiner Collegen.
Oftmals habt Ihr mich ſelbſt bedauert; denn vieles ertrug ich,
Stets in Gedanken der Eltern von Herzen zu ehrende Wohlthat,
Die nur ſinnen, für uns zu mehren die Hab' und die Güter,
Und ſich ſelber manches entziehn, um zu ſparen den Kindern.
Aber, ach! nicht das Sparen allein, um ſpät zu genießen,
Macht das Glück, es macht nicht das Glück der Haufe bei'm Haufen,
Nicht der Acker am Acker, ſo ſchön ſich die Guter auch ſchließen.
Denn der Vater wird alt, und mit ihm altern die Söhne,
Ohne die Freude des Tags, und mit der Sorge für morgen.
Sagt mir, und ſchauet hinab, wie herrlich liegen die ſchönen,
Reichen Gebreite nicht da, und unten Weinberg und Gärten,
Dort die Scheunen und Ställe, die ſchöne Reihe der Güter;

Aber seh' ich dann dort das Hinterhaus, wo an dem Giebel
Sich das Fenster uns zeigt von meinem Stübchen im Dache;
Denk' ich die Zeiten zurück, wie manche Nacht ich den Mond schon
Dort erwartet und schon so manchen Morgen die Sonne,
Wenn der gesunde Schlaf mir nur wenige Stunden genügte:
Ach! da kommt mir so einsam vor, wie die Kammer, der Hof und
Garten, das herrliche Feld, das über die Hügel sich hinstreckt;
Alles liegt so öde vor mir: ich entbehre der Gattin.

Da antwortete drauf die gute Mutter verständig:
Sohn, mehr wünschest du nicht die Braut in die Kammer zu führen,
Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens,
Und die Arbeit des Tags dir freier und eigener werde,
Als der Vater es wünscht und die Mutter. Wir haben dir immer
Zugeredet, ja dich getrieben, ein Mädchen zu wählen.
Aber mir ist es bekannt, und jetzo sagt es das Herz mir:
Wenn die Stunde nicht kommt, die rechte, wenn nicht das rechte
Mädchen zur Stunde sich zeigt, so bleibt das Wählen im Weiten,
Und es wirket die Furcht die falsche zu greifen am meisten.
Soll ich dir sagen, mein Sohn, so hast du, ich glaube, gewählet,
Denn dein Herz ist getroffen und mehr als gewöhnlich empfindlich.
Sag' es gerad nur heraus, denn mir schon sagt es die Seele:
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, die du gewählt hast.

Liebe Mutter, Ihr sagt's! versetzte lebhaft der Sohn drauf.
Ja, sie ist's! und führ' ich sie nicht als Braut mir noch Hause
Heute noch, zieht sie fort, verschwindet vielleicht mir auf immer
In der Verwirrung des Kriegs und im traurigen Hin- und Herziehn.

Mutter, ewig umsonst gedeiht mir die reiche Besitzung
Dann vor Augen; umsonst sind künftige Jahre mir fruchtbar.
Ja, das gewohnte Haus und der Garten ist mir zuwider;
Ach! und die Liebe der Mutter, sie selbst nicht tröstet den Armen.
Denn es löset die Liebe, das fühl' ich, jegliche Bande,
Wenn sie die übrigen knüpft'; und nicht das Mädchen allein läßt
Vater und Mutter zurück, wenn sie dem erwählten Mann folgt;
Auch der Jüngling, er weiß nichts mehr von Mutter und Vater,
Wenn er das Mädchen sieht, das einziggeliebte, davon zieht.
Darum lasset mich gehn, wohin die Verzweiflung mich antreibt.
Denn mein Vater, er hat die entscheidenden Worte gesprochen,
Und sein Haus ist nicht mehr das meine, wenn er das Mädchen
Ausschließt, das ich allein nach Haus zu führen begehre.

Da versetzte behend die gute verständige Mutter:
Stehen wie Felsen doch zwey Männer gegen einander!
Unbewegt und stolz will keiner dem andern sich nähern,
Keiner zum guten Worte, dem ersten, die Zunge bewegen.
Darum sag' ich dir, Sohn: noch lebt die Hoffnung in meinem
Herzen, daß er sie dir, wenn sie gut und brav ist, verlobe,
Obgleich arm, so entschieden er auch die Arme versagt hat.
Denn er redet gar manches in seiner heftigen Art aus,
Das er doch nicht vollbringt; so gibt er auch zu das Versagte.
Aber ein gutes Wort verlangt er, und kann es verlangen;
Denn er ist Vater! Auch wissen wir wohl, sein Zorn ist nach Tische,
Wo er heftiger spricht und anderer Gründe bezweifelt,
Nie bedeutend; es reget der Wein dann jegliche Kraft auf
Seines heftigen Wollens, und läßt ihn die Worte der andern
Nicht vernehmen, er hört und fühlt alleine sich selber.
Aber es kommt der Abend heran, und die vielen Gespräche

Sind nun zwischen ihm und seinen Freunden gewechselt.
Milder ist er fürwahr, ich weiß, wenn das Räuschchen verbei ist,
Und er das Unrecht fühlt, das er andern lebhaft erzeigte.
Komm! wir wagen es gleich; das Frischgewagte geräth nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzo bei ihm noch versammelt
Sitzen; besonders wird uns der würdige Geistliche helfen.

Also sprach sie bebende, und zog vom Steine sich bebend,
Auch vom Sitze den Sohn, den willig folgenden. Beide
Kamen schweigend herunter, den wichtigen Vorsatz bedenkend.

Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Aber es saßen die Drey noch immer sprechend zusammen,
Mit dem geistlichen Herrn der Apotheker bei'm Wirthe,
Und es war das Gespräch noch immer ebendasselbe,
Das viel hin und her nach allen Seiten geführt ward.
Aber der treffliche Pfarrer versetzte, würdig gesinnt, drauf:
Widersprechen will ich Euch nicht. Ich weiß es, der Mensch soll
Immer streben zum Bessern; und, wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigsten sucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit! Denn neben diesen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Lust zu verharren im Alten,
Und sich dessen zu freun, was jeder lange gewohnt ist.
Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.
Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig;
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen Schicksal.
Niemals tadl' ich den Mann, der immer, thätig und rastlos
Umgetrieben, das Meer und alle Straßen der Erde
Kühn und emsig befährt und sich des Gewinnes erfreuet.
Welcher sich reichlich um ihn und um die Seinen herum häuft;
Aber jener ist auch mir werth, der ruhige Bürger,
Der sein väterlich Erbe mit stillen Schritten umgehet,

Und die Erde beforat, so wie es die Stunden gebieten.
Nicht verändert sich ihm in jedem Jahre der Boden,
Nicht streckt eilig der Baum, der neugepflanzte, die Arme
Gegen den Himmel aus, mit reichlichen Blüthen gezieret.
Nein, der Mann bedarf der Geduld; er bedarf auch des reinen,
Immer gleichen, ruhigen Sinns und des graden Verstandes.
Denn nur wenige Samen vertraut er der nährenden Erde,
Wenige Thiere nur versteht er, mehrend, zu ziehen;
Denn das Nützliche bleibt allein sein ganzer Gedanke.
Glücklich, wem die Natur ein so gestimmtes Gemüth gab!
Er ernähret uns alle. Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzustreben gewohnt sind, besonders die Weiber und Mädchen.
Segnet immer darum des Sohnes rubig Bemühen,
Und die Gattin, die einst er, die gleichgesinnte, sich wählet.

Also sprach er. Es trat die Mutter zugleich mit dem Sohn ein,
Führend ihn bei der Hand und vor den Gatten ihn stellend.
Vater, sprach sie, wie oft gedachten wir, untereinander
Schwatzend, des fröhlichen Tags, der kommen würde, wenn künftig
Hermann, seine Braut sich erwählend, uns endlich erfreute!
Hin und wieder dachten wir da; bald dieses, bald jenes,
Mädchen bestimmten wir ihm mit elterlichem Geschwätze.
Nun ist er kommen der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel
Hergeführt und gezeigt, es hat sein Herz nun entschieden.
Sagten wir damals nicht immer: er solle selber sich wählen?

Was hätte man vom Zeitungstraum
Der leidigen Ephemere,
Wenn es uns nicht im ſtillen Raum
Noch ganz behaglich wäre!

Das ſchlimmſte, was uns widerfährt,
Das werden wir vom Tag gelehrt.
Wer in dem Geſtern Heute ſah
Dem geht das Heute nicht allzunah,
Und wer im Heute ſieht das Morgen,
Der wird ſich rühren, wird nicht ſorgen.

Liegt dir Geſtern klar und offen,
Wirkſt du Heute kräftig frei;
Kannſt auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich ſey.

Wünschtest du nicht noch vorhin, er möchte heiter und lebhaft
Für ein Mädchen empfinden? Nun iſt die Stunde gekommen!
Ja, er hat gefühlt und gewählt, und iſt männlich entſchieden.
Jenes Mädchen iſt's, die Fremde, die ihm begegnet.
Gib ſie ihm; oder er bleibt, ſo ſchwur er, im ledigen Stande.

Und es ſagte der Sohn: Die gebt mir, Vater! Mein Herz hat
Rein und ſicher gewählt; Euch iſt ſie die würdigſte Tochter.

Aber der Vater ſchwieg. Da ſtand der Geiſtliche ſchnell auf,
Nahm das Wort und ſprach: der Augenblick nur entſcheidet
Ueber das Leben des Menſchen und über ſein ganzes Geſchicke;
Denn nach langer Berathung iſt doch ein jeder Entſchluß nur
Werk des Moments, es ergreift doch nur der Verſtändige das
Rechte.
Immer gefährlicher iſt's, bei'm Wählen dieſes und jenes
Nebenher zu bedenken und ſo das Gefühl zu verwirren.
Rein iſt Hermann; ich kenn' ihn von Jugend auf; und er ſtreckte
Schon als Knabe die Hände nicht aus nach dieſem und jenem.
Was er begehrte, das war ihm gemäß; ſo hielt er es feſt auch.
Seyd nicht ſcheu und verwundert, daß nun auf einmal erſcheinet,
Was Ihr ſo lange gewünſcht. Es hat die Erſcheinung fürwahr nicht
Jetzt die Geſtalt des Wunſches, ſo wie Ihr ihn etwa gehegt.
Denn die Wünſche verhüllen uns ſelbſt das Gewünſchte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Geſtalten.
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten verſtändigen Sohn zuerſt die Seele bewegt hat.
Glücklich iſt der, dem ſogleich die erſte Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichſte Wunſch nicht heimlich im Herzen verſchmachtet!
Ja, ich ſeh' es ihm an, es iſt ſein Schickſal entſchieden.

Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich ist er; ich fürchte, versagt Ihr ihm dieses,
Gehen die Jahre dahin, die schönsten, in traurigem Leben.

Da versetzte sogleich der Apotheker bedächtig,
Dem schon lange das Wort von der Lippe zu springen bereit war:
Laßt uns auch dießmal doch nur die Mittelstraße betreten!
Eile mit Weile! das war selbst Kaiser Augustus Devise.
Gerne schick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verstand zu ihrem Nutzen zu brauchen:
Und besonders bedarf die Jugend, daß man sie leite.
Laßt mich also hinaus; ich will es prüfen, das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der sie lebt und bekannt ist.
Niemand betriegt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen.

Da versetzte sogleich der Sohn mit geflügelten Worten:
Thut es, Nachbar, und geht und erkundigt Euch. Aber ich wünsche,
Daß der Herr Pfarrer sich auch in Eurer Gesellschaft befinde;
Denn so treffliche Männer sind unverwerfliche Zeugen.
O, mein Vater! sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift,
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein; das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt, und Könige leben verbannet.
Ach, so ist auch sie, von ihren Schwestern die beste,
Aus dem Lande getrieben; ihr eignes Unglück vergessend,
Steht sie anderen bei, ist ohne Hülfe noch hülfreich.
Groß sind Jammer und Noth, die über die Erde sich breiten;

Sollte nicht auch ein Glück aus dieſem Unglück hervorgehn.
Und ich, im Arme der Braut, der zuverläſſigen Gattin,
Mich nicht erfreuen des Kriegs, ſo wie Ihr des Brandes Euch freutet!

Da verſetzte der Vater, und that bedeutend den Mund auf:
Wie iſt, o Sohn, dir die Zunge gelöſ't, die ſchon dir im Munde
Lange Jahre geſtockt, und nur ſich dürftig bewegte!
Muß ich doch heut' erfahren, was jedem Vater gedroht iſt:
Daß den Willen des Sohns, den heftigen, gerne die Mutter
Allzugelind begünſtigt, und jeder Nachbar Parten nimmt.
Wenn es über den Vater nur hergeht oder den Ehmann.
Aber ich will Euch zuſammen nicht widerſtehen; was hülf' es?
Denn ich ſehe doch ſchon hier Trotz und Thränen im voraus.
Gehet und prüfet, und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir in's Haus; wo nicht, ſo mag er das Mädchen vergeſſen.

Alſo der Vater. Es rief der Sohn mit freyer Gebärde:
Noch vor Abend iſt euch die trefflichſte Tochter beſcheret,
Wie ſie der Mann ſich wünſcht, dem ein kluger Sinn in der Bruſt lebt.
Glücklich iſt die Gute dann auch, ſo darf ich es hoffen.
Ja, ſie danket mir ewig, daß ich ihr Vater und Mutter
Wiedergegeben in Euch, ſo wie ſie verſtändige Kinder
Wünſchen. Aber ich zaudre nicht mehr; ich ſchirre die Pferde
Gleich, und führe die Freunde hinaus auf die Spur der Geliebten
Ueberlaſſe die Männer ſich ſelbſt und der eigenen Klugheit,
Richte, ſo ſchwör' ich Euch zu, mich ganz nach ihrer Entſcheidung,
Und ich ſeh' es nicht wieder, als bis es mein iſt, das Mädchen.
Und ſo ging er hinaus, indeſſen manches die andern
Weislich erwogen und ſchnell die wichtige Sache beſprachen.

Hermann eilte zum Stalle sogleich, wo die muthigen Hengste
Ruhig standen und rasch den reinen Hafer verzehrten,
Und das trockene Heu, auf der besten Wiese gehauen.
Eilig legt' er ihnen darauf das blanke Gebiß an,
Zog die Riemen sogleich durch die schön versilberten Schnallen,
Und befestigte dann die langen, breiteren Zügel,
Führte die Pferde heraus in den Hof, wo der willige Knecht schon
Vorgeschoben die Kutsche, sie leicht an der Deichsel bewegend.
Abgemessen knüpften sie drauf an die Wage mit saubern
Stricken die rasche Kraft der leicht hinziehenden Pferde.
Hermann faßte die Peitsche; dann saß er und rollt' in den
Thorweg.
Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig, und ließ das Pflaster zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Thürme.
So fuhr Hermann dahin, der wohlbekannten Chaussee zu,
Rasch, und säumete nicht und fuhr bergan wie bergunter.
Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuser,
Dacht' er bei sich selbst, nun anzuhalten die Pferde.

Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt,
War mit Rasen bedeckt ein weiter grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort.
Flachgegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen.
Stieg man die Stufen hinab, so zeigten sich steinerne Bänke,
Rings um die Quelle gesetzt, die immer lebendig hervorquoll,
Reinlich, mit niedriger Mauer gefaßt, zu schöpfen bequemlich.
Hermann aber beschloß, in diesem Schatten die Pferde
Mit dem Wagen zu halten. Er that so, und sagte die Worte:

Steiget, Freunde, nun aus und geht, damit Ihr erfahret,
Ob das Mädchen auch werth der Hand sey, die ich ihr biete.
Zwar ich glaub' es, und mir erzählt Ihr nichts Neues und Seltnes;
Hätt' ich allein zu thun, so ging' ich behend in dem Dorf hin,
Und mit wenigen Worten entschiede die Gute mein Schicksal.
Und Ihr werdet sie bald vor allen andern erkennen;
Denn wohl schwerlich ist an Bildung ihr Eine vergleichbar.
Aber ich geb' Euch noch die Zeichen der reinlichen Kleider:
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber hat sie den Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Die ihr das Kinn umgibt, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Eyrund;
Stark sind vielmal die Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt
Vielgefaltet und blau fängt unter dem Latze der Rock an,
Und umschlägt ihr im Gehn die wohlgebildeten Knöchel.
Doch das will ich Euch sagen, und noch mir ausdrücklich erbitten:
Redet nicht mit dem Mädchen, und laßt nicht merken die Absicht,
Sondern befraget die andern, und hört, was sie alles erzählen.
Habt Ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weitre.
Also dacht' ich mir's aus, den Weg her, den wir gefahren.

Also sprach er. Es gingen darauf die Freunde dem Dorf zu,
Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Menschen
Wimmelte, Karrn an Karrn die breite Straße dahin stand.
Männer versorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an den Wagen,
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergötzten die Kinder sich plätschernd im Wasser des Baches.

Also durch die Wagen sich drängend, durch Menschen und Thiere,
Sahen sie rechts und links sich um, die gesendeten Späher,
Ob sie nicht etwa das Bild des bezeichneten Mädchens erblickten;
Aber keine von allen erschien die herrliche Jungfrau.
Stärker fanden sie bald das Gedränge. Da war um die Wagen
Streit der drohenden Männer, worein sich mischten die Weiber,
Schreiend. Da nahte sich schnell mit würdigen Schritten ein Alter,
Trat zu den Scheltenden hin; und sogleich verklang das Getöse,
Als er Ruhe gebot, und väterlich ernst sie bedrohte.
Hat uns, rief er, noch nicht das Unglück also gebändigt,
Daß wir endlich verstehn, uns unter einander zu dulden
Und zu vertragen, wenn auch nicht jeder die Handlungen abmißt?
Unverträglich fürwahr ist der Glückliche! Werden die Leiden
Endlich euch lehren, nicht mehr, wie sonst, mit dem Bruder zu hadern?
Gönnet einander den Platz auf fremdem Boden, und theilet
Was ihr habet, zusammen, damit ihr Barmherzigkeit findet.

Also sagte der Mann, und alle schwiegen; verträglich
Ordneten Vieh und Wagen die wieder besänftigten Menschen.
Als der Geistliche nun die Rede des Mannes vernommen,
Und den ruhigen Sinn des fremden Richters entdeckte,
Trat er an ihn heran, und sprach die bedeutenden Worte:
Vater, fürwahr! wenn das Volk in glücklichen Tagen dahin lebt,
Von der Erde sich nährend, die weit und breit sich aufthut
Und die erwünschten Gaben in Jahren und Monden erneuert,
Da geht alles von selbst, und jeder ist sich der Klügste,
Wie der Beste; und so bestehen sie neben einander,
Und der vernünftigste Mann ist wie ein andrer gehalten:
Denn was alles geschieht, geht still, wie von selber, den Gang fort.
Aber zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens,

Reißt das Gebäude nieder, und wühlet Garten und Saat um,
Treibt den Mann und das Weib vom Raume der traulichen Wohnung,
Schleppt in die Irre sie fort, durch ängstliche Tage und Nächte:
Ach! da sieht man sich um, wer wohl der verständigste Mann sey,
Und er redet nicht mehr die herrlichen Worte vergebens.
Sagt mir, Vater, Ihr seyd gewiß der Richter von diesen
Flüchtigen Männern, der Ihr sogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erscheint mir heut' als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses.

Und es versetzte darauf mit ernstem Blicke der Richter:
Wahrlich unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten,
Die die Geschichte bemerkt, die heilige wie die gemeine.
Denn wer gestern und heut' in diesen Tagen gelebt hat,
Hat schon Jahre gelebt: so drängen sich alle Geschichten.
Denk' ich ein wenig zurück, so scheint mir ein graues Alter
Auf dem Haupte zu liegen, und doch ist die Kraft noch lebendig.
O, wir anderen dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer.

Als nun der Pfarrer darauf noch weiter zu sprechen geneigt war
Und das Schicksal des Manns und der Seinen zu hören verlangte,
Sagte behend der Gefährte mit heimlichen Worten in's Ohr ihm:
Sprecht mit dem Richter nur fort, und bringt das Gespräch auf das Mädchen.
Aber ich gehe herum, sie aufzusuchen, und komme
Wieder, sobald ich sie finde. Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher.

K l i o.

Das Zeitalter.

Als nun der geiſtliche Herr den fremden Richter befragte,
Was die Gemeine gelitten, wie lang ſie von Hauſe vertrieben;
Sagte der Mann darauf: nicht kurz ſind unſere Leiden;
Denn wir haben das Bittre der ſämmtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die ſchönſte Hoffnung zerſtört ward.
Denn wer läugnet es wohl, daß hoch ſich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Bruſt mit reineren Pulſen geſchlagen,
Als ſich der erſte Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte der Menſchen, das allen gemein ſey,
Von der begeiſternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte jeder ſich ſelbſt zu leben; es ſchien ſich
Aufzulöſen das Band, das viele Länder umſtrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptſtadt der Welt, die es ſchon ſo lange geweſen,
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der erſten Verkünder der Botſchaft,
Namen den höchſten gleich, die unter die Sterne geſetzt ſind?
Wuchs nicht jeglichem Menſchen der Muth und der Geiſt und die
Sprache?

Und wir waren zuerst, als Nachbarn, lebhaft entzündet.
Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und die brachten sie auch: denn ihnen erhöht war die Seele
Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
Jedem das Seine versprechend, und jedem die eigne Regierung,
Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
Erst der Männer Geist, mit feurigem, munterm Beginnen,
Dann die Herzen der Weiber, mit unwiderstehlicher Anmuth.
Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürfenden Krieges;
Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.

O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung erwartend!
Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
Was der Mensch sich denkt, als nah und erreichbar sich zeigte.
Da war jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles.

Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig das Gute zu schaffen.
Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und sandten die eigennützige Menge.
Und es praßten bei uns die Obern, und raubten im Großen,
Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen;

Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
Allzugroß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung;
Niemand vernahm das Geschrei, sie waren die Herren des Tages.
Da fiel Kummer und Wuth auch selbst ein gelass'nes Gemüth an;
Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen,
Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.
Ach, da fühlten wir erst das traurige Schicksal des Krieges!
Denn der Sieger ist groß und gut; zum wenigsten scheint er's,
Und er schonet den Mann, den besiegten, als wär' er der seine,
Wenn er ihm täglich nützt und mit den Gütern ihm dienet.
Aber der Flüchtige kennt kein Gesetz; denn er wehrt nur den Tod ab,
Und verzehret nur schnell und ohne Rücksicht die Güter.
Dann ist sein Gemüth auch erhitzt, und es kehrt die Verzweiflung
Aus dem Herzen hervor das frevelhafte Beginnen.
Nichts ist heilig ihm mehr; er raubt es. Die wilde Begierde
Dringt mit Gewalt auf das Weib, und macht die Lust zum Entsetzen.
Ueberall sieht er den Tod, und genießt die letzten Minuten
Grausam, freut sich des Bluts, und freut sich des heulenden Jammers.

Grimmig erhob sich darauf in unsern Männern die Wuth nun,
Das Verlorne zu rächen und zu vertheid'gen die Reste.
Alles ergriff die Waffen, gelockt von der Eile des Flüchtlings,
Und vom blassen Gesicht und scheu unsicheren Blicke.
Rastlos nun erklang das Getön der stürmenden Glocke.
Und die künft'ge Gefahr hielt nicht die grimmige Wuth auf.
Schnell verwandelte sich des Feldbau's friedliche Rüstung.

Zahme Xenien.

V.

Kein Stündchen ſchleiche dir vergebens,
Benutze was dir widerfahren.
Verdruß iſt auch ein Theil des Lebens,
Den ſollen die Xenien bewahren.
Alles verdienet Reim und Fleiß
Wenn man es recht zu ſondern weiß.

Nun in Wehre; da troff von Blute Gabel und Sense.
Ohne Begnadigung fiel der Feind, und ohne Verschonung;
Ueberall raste die Wuth und die feige tückische Schwäche.
Möcht' ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung
Wiedersehn! Das wüthende Thier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn'er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranke: hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb.

Trefflicher Mann! versetzte darauf der Pfarrer mit Nachdruck:
Wenn Ihr den Menschen verkennt, so kann ich Euch darum nicht schelten;
Habt Ihr doch Böses genug erlitten vom wüsten Beginnen!
Wolltet Ihr aber zurück die traurigen Tage durchschauen,
Würdet Ihr selber gestehen, wie oft Ihr auch Gutes erblicktet,
Manches Treffliche, das verborgen bleibt in dem Herzen,
Regt die Gefahr es nicht auf, und drängt die Noth nicht den Menschen,
Daß er als Engel sich zeig', erscheine den andern ein Schutzgott.

Lächelnd versetzte darauf der alte würdige Richter:
Ihr erinnert mich klug, wie oft nach dem Brande des Hauses
Man den betrübten Besitzer an Gold und Silber erinnert,
Das geschmolzen im Schutt nun überblieben zerstreut liegt.
Wenig ist es fürwahr, doch auch das wenige köstlich;
Und der Verarmte gräbet ihm nach, und freut sich des Fundes.
Und so kehr' ich auch gern die heitern Gedanken zu jenen
Wenigen guten Thaten, die aufbewahrt das Gedächtniß.
Ja, ich will es nicht läugnen, ich sah sich Feinde versöhnen,
Um die Stadt vom Uebel zu retten; ich sah auch der Freunde,
Sah der Eltern Lieb' und der Kinder Unmögliches wagen;

Sah wie der Jüngling auf einmal zum Mann ward: sah wie der Greis sich
Wieder verjüngte, das Kind sich selbst als Jüngling enthüllte,
Ja, und das schwache Geschlecht, so wie es gewöhnlich genannt wird,
Zeigte sich tapfer und mächtig, und gegenwärtigen Geistes.
Und so laßt mich vor allen der schönen That noch erwähnen,
Die hochherzig ein Mädchen vollbrachte, die treffliche Jungfrau,
Die auf dem großen Gehöft allein mit den Mädchen zurückblieb;
Denn es waren die Männer auch gegen die Fremden gezogen.
Da überfiel den Hof ein Trupp verlaufnen Gesindels,
Plündernd, und drängte sogleich sich in die Zimmer der Frauen.
Sie erblickten das Bild der schön erwachsenen Jungfrau
Und die lieblichen Mädchen, noch eher Kinder zu heißen.
Da ergriff sie wilde Begier; sie stürmten gefühllos
Auf die zitternde Schaar und auf's hochherzige Mädchen.
Aber sie riß dem einen sogleich von der Seite den Säbel,
Hieb ihn nieder gewaltig; er stürzt' ihr blutend zu Füßen.
Dann mit männlichen Streichen befreite sie tapfer die Mädchen,
Traf noch viere der Räuber; doch die entflohen dem Tode.
Dann verschloß sie den Hof, und harrte der Hülfe, bewaffnet.

Als der Geistliche nun das Lob des Mädchens vernommen,
Stieg die Hoffnung sogleich für seinen Freund im Gemüth auf.
Und er war im Begriff zu fragen, wohin sie gerathen?
Ob auf der traurigen Flucht sie nun mit dem Volk sich befände?

Aber da trat herbei der Apotheker behende,
Zupfte den geistlichen Herrn, und sagte die wispernden Worte:
Hab' ich doch endlich das Mädchen aus vielen hundert gefunden,
Nach der Beschreibung: So kommt und sehet sie selber mit Augen;
Nehmet den Richter mit Euch, damit wir das Weitere hören.

Und sie kehrten sich um, und weg war gerufen der Richter
Von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten.
Doch es folgte sogleich dem Apotheker der Pfarrherr
An die Lücke des Zauns, und jener deutete listig.
Seht Ihr, sagt'er, das Mädchen? Sie hat die Puppe gewickelt,
Und ich erkenne genau den alten Kattun und den blauen
Kissenüberzug wohl, den ihr Hermann im Bündel gebracht hat.
Sie verwendete schnell, fürwahr, und gut die Geschenke.
Diese sind deutliche Zeichen, es treffen die übrigen alle;
Denn der rothe Latz erhebt den gewölbeten Busen,
Schön geschnürt, und es liegt das schwarze Mieder ihr knapp an;
Sauber ist der Saum des Hemdes zur Krause gefaltet,
Und umgibt ihr das Kinn, das runde, mit reinlicher Anmuth;
Frei und heiter zeigt sich des Kopfes zierliches Evrund,
Und die starken Zöpfe um silberne Nadeln gewickelt;
Sitzt sie gleich, so sehen wir doch die treffliche Größe,
Und den blauen Rock, der, vielgefaltet, vom Busen
Reichlich herunterwallt zum wohlgebildeten Knöchel.
Ohne Zweifel sie ist's. Drum kommet, damit wir vernehmen,
Ob sie gut und tugendhaft sey, ein häusliches Mädchen.

Da versetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Daß sie den Jüngling entzückt, fürwahr, es ist mir kein Wunder;
Denn sie hält vor dem Blick des erfahrenen Mannes die Probe.
Glücklich, wem doch Mutter Natur die rechte Gestalt gab!
Denn sie empfiehlet ihn stets, und nirgends ist er ein Fremdling.
Jeder nahet sich gern, und jeder möchte verweilen,
Wenn die Gefälligkeit nur sich zu der Gestalt noch gesellet.
Ich versichr' Euch, es ist dem Jüngling ein Mädchen gefunden,
Das ihm die künftigen Tage des Lebens herrlich erheitert,
Treu mit weiblicher Kraft durch alle Zeiten ihm beisteht,

So ein vollkommener Körper gewiß verwahrt auch die Seele
Rein, und die rüstige Jugend verspricht ein glückliches Alter.

Und es sagte darauf der Apotheker bedenklich:
Trüget doch öfter der Schein! Ich mag dem Aeußern nicht trauen.
Denn ich habe das Sprichwort so oft erprobet gefunden:
Eh du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret,
Darfst du nicht leichtlich ihm trauen; dich macht die Zeit nur gewisser,
Wie du es habest mit ihm, und wie die Freundschaft bestehe.
Lasset uns also zuerst bei guten Leuten uns umthun,
Denen das Mädchen bekannt ist, und die uns von ihr nun erzählen.

Auch ich lobe die Vorsicht, versetzte der Geistliche folgend;
Freyn wir doch nicht für uns! Für andere freyn ist bedenklich.
Und sie gingen darauf dem wackern Richter entgegen,
Der in seinen Geschäften die Straße wieder herauskam.
Und zu ihm sprach sogleich der kluge Pfarrer mit Vorsicht:
Sagt! wir haben ein Mädchen gesehn, das im Garten zunächst hier
Unter dem Apfelbaum sitzt, und Kindern Kleider verfertigt
Aus getragnem Kattun, der ihr vermuthlich geschenkt ward.
Uns gefiel die Gestalt; sie scheint der Wackern eine.
Saget uns, was Ihr wißt; wir fragen aus löblicher Absicht.

Als in den Garten zu blicken der Richter sogleich nun herzutrat,
Sagt' er: diese kennet Ihr schon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,
Als sie das Schwert ergriff und sich und die Ihren beschützte —
Diese war's! Ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren.
Aber so gut wie stark; denn ihren alten Verwandten

Pflegte

Pflegte sie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahinriß
Ueber des Städtchens Noth und seiner Besitzung Gefahren.
Auch, mit stillem Gemüth, hat sie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod, der, ein edler Jüngling, im ersten
Feuer des hohen Gedankens nach edler Freiheit zu streben,
Selbst hinging nach Paris und bald den schrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hause, so dort, bestritt er Willkür und Ränke.
Also sagte der Richter. Die beiden schieden und dankten,
Und der Geistliche zog ein Goldstück, (das Silber des Beutels
War vor einigen Stunden von ihm schon milde versendet,
Als er die Flüchtlinge sah in traurigen Haufen vorbeiziehn.)
Und er reicht' es dem Schulzen und sagte: theilet den Pfennig
Unter die Dürftigen aus, und Gott vermehre die Gabe!
Doch es weigerte sich der Mann, und sagte: wir haben
Manchen Thaler gerettet und manche Kleider und Sachen,
Und ich hoffe, wir kehren zurück, noch eh' es verzehrt ist.

Da versetzte der Pfarrer, und drückt' ihm das Geld in die Hand ein:
Niemand säume zu geben in diesen Tagen, und niemand
Weigre sich anzunehmen, was ihm die Milde geboten!
Niemand weiß, wie lang' er es hat, was er ruhig besitzet;
Niemand, wie lang' er noch in fremden Landen umherzieht
Und des Ackers entbehrt und des Gartens, der ihn ernähret.

Ey doch! sagte darauf der Apotheker geschäftig:
Wäre mir jetzt nur Geld in der Tasche, so solltet Ihr's haben,
Groß wie klein; denn viele gewiß der Euren bedürfen's.
Unbeschenkt doch lass' ich Euch nicht, damit Ihr den Willen
Sehet, woferne die That auch hinter dem Willen zurückbleibt.
Also sprach er, und zog den gestickten ledernen Beutel
An den Riemen hervor, worin der Toback ihm verwahrt war,

Oeffnete zierlich und theilte; da fanden ſich einige Pfeifen.
Klein iſt die Gabe, ſetzt' er dazu. Da ſagte der Schultheiß:
Guter Toback iſt doch dem Reiſenden immer willkommen.
Und es lobte darauf der Apotheker den Knaſter.

Aber der Pfarrherr zog ihn hinweg, und ſie ſchieden vom Richter.
Eilen wir! ſprach der verſtändige Mann; es wartet der Jüngling
Peinlich. Er höre ſo ſchnell als möglich die fröhliche Botſchaft.
Und ſie eilten und kamen und fanden den Jüngling gelehnet
An den Wagen unter den Linden. Die Pferde zerſtampften
Wild den Raſen; er hielt ſie im Zaum, und ſtand in Gedanken,
Blickte ſtill vor ſich hin und ſah die Freunde nicht eher,
Bis ſie kommend ihn riefen und fröhliche Zeichen ihm gaben.
Schon ſo ferne begann der Apotheker zu ſprechen;
Doch ſie traten näher hinzu. Da faßte der Pfarrherr
Seine Hand, und ſprach und nahm dem Gefährten das Wort weg:
Heil Dir, junger Mann! Dein treues Auge, Dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück Dir und dem Weibe der Jugend!
Deiner iſt ſie werth; drum komm' und wende den Wagen,
Daß wir fahrend ſogleich die Ecke des Dorfes erreichen,
Um ſie werben und bald nach Hauſe führen die Gute.

Aber der Jüngling ſtand, und ohne Zeichen der Freude
Hört' er die Worte des Boten, die himmliſch waren und tröſtlich,
Seufzete tief und ſprach: wir kamen mit eilendem Fuhrwerk,
Und wir ziehen vielleicht beſchämt und langſam nach Hauſe;
Denn hier hat mich, ſeitdem ich warte, die Sorge befallen,
Argwohn und Zweifel und alles, was nur ein liebendes Herz kränkt.

Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, so werde das Mädchen uns folgen.
Weil wir reich sind, aber sie arm und vertrieben einherzieht?
Armuth selbst macht stolz, die unverdiente. Genügsam
Scheint das Mädchen und thätig; und so gehört ihr die Welt an.
Glaubt Ihr, es sey ein Weib von solcher Schönheit und Sitte
Aufgewachsen, um nie den guten Jüngling zu reizen?
Glaubt Ihr, sie habe bis jetzt ihr Herz verschlossen der Liebe?
Fahret nicht rasch bis hinan; wir möchten zu unsrer Beschämung
Sachte die Pferde herum nach Hause lenken. Ich fürchte,
Irgend ein Jüngling besitzt dieß Herz, und die wackere Hand hat
Eingeschlagen und schon dem Glücklichen Treue versprochen.
Ach! da steh' ich vor ihr mit meinem Antrag beschamet.

Ihn zu trösten, öffnete drauf der Pfarrer den Mund schon;
Doch es fiel der Gefährte mit seiner gesprächigen Art ein:
Freilich! so wären wir nicht vor Zeiten verlegen gewesen,
Da ein jedes Geschäft nach seiner Weise vollbracht ward.
Hatten die Eltern die Braut für ihren Sohn sich ersehen,
Ward zuvörderst ein Freund vom Hause vertraulich gerufen;
Diesen sandte man dann als Freiersmann zu den Eltern
Der erkohrenen Braut, der dann in stattlichem Putze
Sonntags etwa nach Tische den würdigen Bürger besuchte,
Freundliche Worte mit ihm im allgemeinen zuvörderst
Wechselnd, und ling das Gespräch zu lenken und wenden verstehend.
Endlich nach langem Umschweif ward auch der Tochter erwähnet,
Rühmlich, und rühmlich des Manns und des Hauses, von dem man gesandt war.
Kluge Leute merkten die Absicht; der kluge Gesandte
Merkte den Willen gar bald, und konnte sich weiter erklären.

Lehnte den Antrag man ab, so war auch ein Korb nicht verdrießlich.
Aber gelang es denn auch, so war der Freiersmann immer
In dem Hause der Erste bei jedem häuslichen Feste;
Denn es erinnerte sich durch's ganze Leben das Ehpaar,
Daß die geschickte Hand den ersten Knoten geschlungen.
Jetzt ist aber das alles, mit andern guten Gebräuchen,
Aus der Mode gekommen, und jeder freit für sich selber.
Nehme denn jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Der ihm etwa beschert ist, und stehe beschämt vor dem Mädchen!

Sey es, wie ihm auch sey! versetzte der Jüngling, der kaum auf
Alle die Worte gehört, und schon sich im Stillen entschlossen:
Selber geh' ich und will mein Schicksal selber erfahren
Aus dem Munde des Mädchens, zu dem ich das größte Vertrauen
Hege, das irgend ein Mensch nur je zu dem Weibe gehegt hat.
Was sie sagt, das ist gut, es ist vernünftig, das weiß ich.
Soll ich sie auch zum letztenmal sehn, so will ich noch einmal
Diesem offenen Blick des schwarzen Auges begegnen;
Drück' ich sie nie an das Herz, so will ich die Brust und die Schultern
Einmal noch sehn, die mein Arm so sehr zu umschließen begehret;
Will den Mund noch sehen, von dem ein Kuß und das Ja mich
Glücklich macht auf ewig, das Nein mich auf ewig zerstöret.
Aber laßt mich allein! Ihr sollt nicht warten. Begebet
Euch zu Vater und Mutter zurück, damit sie erfahren;
Daß sich der Sohn nicht geirrt, und daß es werth ist das Mädchen.
Und so laßt mich allein! Den Fußweg über den Hügel
An den Birnbaum hin, und unsern Weinberg hinunter,
Geh' ich näher nach Hause zurück. O, daß ich die Traute

Freudig und schnell heimfuhrte! Vielleicht auch schleich' ich alleine
Jene Pfade nach Haus, und betrete froh sie nicht wieder.

Also sprach er und gab dem geistlichen Herrn die Zügel,
Der verständig sie faßte, die schäumenden Rosse beherrschend,
Schnell den Wagen bestieg und den Sitz des Fuhrers besetzte.

Aber du zauderte noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest:
Gerne vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel' und Geist und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein ist nicht zum besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt.
Doch du lächeltest drauf, verständiger Pfarrer, und sagtest:
Sitzet nur ein, und getrost vertraut mir den Leib, wie die Seele;
Denn geschickt ist die Hand schon lange, den Zügel zu führen,
Und das Auge geübt, die künstlichste Wendung zu treffen.
Denn wir waren in Strasburg gewohnt den Wagen zu lenken,
Als ich den jungen Baron dahin begleitete; täglich
Rollte der Wagen, geleitet von mir, das hallende Thor durch,
Staubige Wege hinaus, bis fern zu den Auen und Linden,
Mitten durch Schaaren des Volks, das mit Spazieren den Tag lebt.

Halb getröstet bestieg darauf der Nachbar den Wagen,
Saß wie einer, der sich zum wetzlichen Sprunge bereitet;
Und die Hengste rannten nach Hause, begierig des Stalles.
Aber die Wolke des Staub's quoll unter den mächtigen Hufen.
Lange noch stand der Jüngling, und sah den Staub sich erheben,
Sah den Staub sich zerstreun; so standen ohne Gedanken.

Erato.

Dorothea.

Wie der wandernde Mann, der vor dem Sinken der Sonne
Sie noch einmal in's Auge, die schnellverschwindende, faßte,
Dann im dunkeln Gebüsch und an der Seite des Felsens
Schweben sieht ihr Bild; wohin er die Blicke nur wendet,
Eilet es vor und glänzt und schwankt in herrlichen Farben:
So bewegte vor Hermann die liebliche Bildung des Mädchens
Sanft sich vorbei, und schien dem Pfad' in's Getreide zu folgen.
Aber er fuhr aus dem staunenden Traum auf, wendete langsam
Nach dem Dorfe sich zu, und staunte wieder; denn wieder
Kam ihm die hohe Gestalt des herrlichen Mädchens entgegen.
Fest betrachtet er sie; es war kein Scheinbild, sie war es
Selber. Den größeren Krug und einen kleinern am Henkel
Tragend in jeglicher Hand: so schritt sie geschäftig zum Brunnen.
Und er ging ihr freudig entgegen. Es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft; er sprach zu seiner Verwunderten also:
Find' ich dich, wackeres Mädchen, so bald auf's neue beschäftigt,
Hülfreich andern zu sein und gern zu erquicken die Menschen?
Sag', warum kommst du allein zum Quell, der doch so entfernt liegt,
Da sich andere doch mit dem Wasser des Dorfes begnügen?

Gott grüß' euch, Brüder,
Sämmtliche Oner und Aner!
Ich bin Weltbewohner,
Bin Weimaraner,
Ich habe dieſem edlen Kreis
Durch Bildung mich empfohlen,
Und wer es etwa beſſer weiß,
Der mag's wo anders holen.

„Wohin willſt du dich wenden?"
Nach Weimar-Jena, der großen Stadt,
Die an beiden Enden
Viel Gutes hat.

Freilich iſt dieß von beſonderer Kraft und lieblich zu koſten.
Jener Kranken bringſt du es wohl, die du treulich gerettet?

Freundlich begrüßte ſogleich das gute Mädchen den Jüngling,
Sprach: ſo iſt ſchon hier der Weg mir zum Brunnen belohnet,
Da ich finde den Guten, der uns ſo vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers iſt, wie die Gaben, erfreulich.
Kommt und ſehet doch ſelber, wer Eure Milde genoſſen,
Und empfanget den ruhigen Dank von allen Erquickten.
Das Ihr aber ſogleich vernehmet, warum ich gekommen,
Hier zu ſchöpfen, wo rein und unabläſſig der Quell fließt,
Sag' ich Euch dieß: es haben die unvorſichtigen Menſchen
Alles Waſſer getrübt im Dorfe, mit Pferden und Ochſen
Gleich durchwatend den Quell, der Waſſer bringt den Bewohnern.
Und ſo haben ſie auch mit Waſchen und Reinigen alle
Tröge des Dorfes beſchmutzt und alle Brunnen beſudelt;
Denn ein jeglicher denkt nur, ſich ſelbſt und das nächſte Bedürfniß
Schnell zu befried'gen und raſch, und nicht des Folgenden denkt er.

Alſo ſprach ſie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen ſetzten
Beide ſich nieder des Quells. Sie beugte ſich über, zu ſchöpfen;
Und er faßte den anderen Krug, und beugte ſich über.
Und ſie ſahen geſpiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten ſich zu, und grüßten ſich freundlich im Spiegel.
Laß mich trinken, ſagte darauf der heitere Jüngling;
Und ſie reicht' ihm den Krug. Dann ruhten ſie beide, vertraulich
Auf die Gefäße gelehnt; ſie aber ſagte zum Freunde:

Sage, wie fand' ich dich hier? und ohne Wagen und Pferde
Ferne vom Ort, wo ich erſt dich geſehn? wie biſt du gekommen?

Denkend ſchaute Hermann zur Erde; dann hob er die Blicke
Rubia gegen ſie auf, und ſah ihr freundlich in's Auge,
Fühlte ſich ſtill und getroſt. Jedoch ihr von Liebe zu ſprechen,
Wär' ihm unmöglich geweſen; ihr Auge blickte nicht Liebe,
Aber hellen Verſtand, und geber verſtändig zu reden.
Und er faßte ſich ſchnell, und ſagte traulich zum Mädchen:
Laß mich reden, mein Kind, und deine Fragen erwidern.
Deinetwegen kam ich hierher! was ſoll ich's verbergen?
Denn ich lebe beglückt mit beiden liebenden Eltern,
Denen ich treulich das Haus und die Güter helfe verwalten,
Als der einzige Sohn, und unſre Geſchäfte ſind vielfach.
Alle Felder beſorg' ich: der Vater waltet im Hauſe
Fleißig; die thätige Mutter belebt im Ganzen die Wirthſchaft.
Aber du haſt gewiß auch erfahren, wie ſehr das Geſinde
Bald durch Leichtſinn und bald durch Untreu plaget die Hausfrau,
Immer ſie nöthigt zu wechſeln und Fehler um Fehler zu tauſchen.
Lange wünſchte die Mutter daher ſich ein Mädchen im Hauſe,
Das mit der Hand nicht allein, das auch mit dem Herzen ihr hülfe,
An der Tochter Statt, der leider frühe verlornen.
Nun, als ich heut' am Wagen dich ſah, in freier Gewandtheit,
Sah die Stärke des Arms und die volle Geſundheit der Glieder,
Als ich die Worte vernahm, die verſtändigen, war ich betroffen,
Und ich eilte nach Hauſe, den Eltern und Freunden die Fremde
Ruhmend nach ihrem Verdienſt. Nun komm' ich dir aber zu ſagen,
Was ſie wünſchen, wie ich. — Verzeih' mir die ſtotternde Rede.

Scheuet Euch nicht, ſo ſagte ſie drauf, das Weitre zu ſprechen;
Ihr beleidigt mich nicht, ich hab' es dankbar empfunden.

Sagt es nur grad' heraus; mich kann das Wort nicht erſchrecken:
Dingen möchtet Ihr mich als Magd für Vater und Mutter,
Zu verſehen das Haus, das wohlerhalten Euch daſteht;
Und Ihr glaubet an mir ein tüchtiges Mädchen zu finden,
Zu der Arbeit geſchickt und nicht von rohem Gemüthe.
Euer Antrag war kurz; ſo ſoll die Antwort auch kurz ſeyn.
Ja, ich gehe mit Euch, und folge dem Rufe des Schickſals.
Meine Pflicht iſt erfüllt, ich habe die Wöchnerin wieder
Zu den Ihren gebracht, ſie freuen ſich alle der Rettung;
Schön ſind die meiſten beiſammen, die übrigen werden ſich finden.
Alle denken gewiß, in kurzen Tagen zur Heimath
Wiederzukehren; ſo pflegt ſich ſtets der Vertriebne zu ſchmeicheln:
Aber ich tauſche mich nicht mit leichter Hoffnung in dieſen
Traurigen Tagen, die uns noch traurige Tage verſprechen:
Denn gelöſ't ſind die Bande der Welt; wer knüpfet ſie wieder
Als allein nur die Noth, die höchſte, die uns bevorſteht!
Kann ich im Hauſe des würdigen Manns mich, dienend, ernähren
Unter den Augen der trefflichen Frau, ſo thu' ich es gerne;
Denn ein wanderndes Mädchen iſt immer von ſchwankendem Rufe.
Ja, ich gehe mit Euch, ſobald ich die Krüge den Freunden
Wiedergebracht und noch mir den Segen der Guten erbeten.
Kommt! Ihr müſſet ſie ſehen, und mich von ihnen empfangen.

Fröhlich hörte der Jüngling des willigen Mädchens Entſchließung,
Zweifelnd, ob er ihr nun die Wahrheit ſollte geſtehen.
Aber es ſchien ihm das Beſte zu ſeyn, in dem Wahn ſie zu laſſen,
In ſein Haus ſie zu führen, zu werben um Liebe nur dort erſt.

Ach! und den goldenen Ring erblickt' er am Finger des Mädchens;
Und so ließ er sie sprechen, und horchte fleißig den Worten.

Laßt uns, fuhr sie nun fort, zurücke kehren! Die Mädchen
Werden immer getadelt, die lange bei'm Brunnen verweilen;
Und doch ist es am rinnenden Quell so lieblich zu schwätzen.
Also standen sie auf und schauten beide noch einmal
Zu den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergriff sie.

Schweigend nahm sie darauf die beiden Krüge bei'm Henkel,
Stieg die Stufen hinan, und Hermann folgte der Lieben.
Einen Krug verlangt er von ihr, die Bürde zu theilen.
Laßt ihn, sprach sie; es trägt sich besser die gleichere Last so.
Und der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen.
Seht mich so ernst nicht an, als wäre mein Schicksal bedenklich!
Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Geben und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Kranksende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.

Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht dieſe Beſchwerde,
Und ſie ſollen es nicht; doch ſollen ſie dankbar es einſehn.

Alſo ſprach ſie, und war, mit ihrem ſtillen Begleiter,
Durch den Garten gekommen, bis an die Tenne der Scheune,
Wo die Wöchnerin lag, die ſie froh mit den Töchtern verlaſſen,
Jenen geretteten Mädchen, den ſchönen Bildern der Unſchuld.
Beide traten hinein; und von der andern Seite
Trat, ein Kind an jeglicher Hand, der Richter zugleich ein.
Dieſe waren bisher der jammernden Mutter verloren;
Aber gefunden hatte ſie nun im Gewimmel der Alte.
Und ſie ſprangen mit Luſt, die liebe Mutter zu grüßen,
Sich des Bruders zu freun, des unbekannten Geſpielen!
Auf Dorotheen ſprangen ſie dann und grüßten ſie freundlich,
Brot verlangend und Obſt, vor allem aber zu trinken.
Und ſie reichte das Waſſer herum. Da tranken die Kinder,
Und die Wöchnerin trank, mit den Töchtern, ſo trank auch der Richter.
Alle waren gelabt, und lobten das herrliche Waſſer;
Säuerlich war's und erquicklich, geſund zu trinken den Menſchen.

Da verſetzte das Mädchen mit ernſten Blicken und ſagte:
Freunde, dieſes iſt wohl das letztemal, daß ich den Krug euch
Führe zum Munde, daß ich die Lippen mit Waſſer euch netze:
Aber wenn euch fortan am heißen Tage der Trunk labt,
Wenn ihr im Schatten der Rub' und der reinen Quellen genießet,
Dann gedenket auch mein und meines freundlichen Dienſtes,
Den ich aus Liebe mehr als aus Verwandtſchaft geleiſtet.
Was ihr mir Gutes erzeigt, erkenn' ich durch's künftige Leben.
Ungern laſſ' ich euch zwar; doch jeder iſt dießmal dem andern
Mehr zur Laſt als zum Troſt, und alle müſſen wir endlich

Uns im fremden Lande zerstreun, wenn die Rückkehr vertagt ist.
Seht, hier steht der Jüngling, dem wir die Gaben verdanken,
Diese Hülle des Kinds und jene willkommene Speise.
Dieser kommt und wirbt, in seinem Haus mich zu sehen,
Daß ich diene daselbst den reichen trefflichen Eltern;
Und ich schlag' es nicht ab; denn überall dienet das Mädchen,
Und ihr wäre zur Last, bedient im Hause zu ruhen.
Also folg' ich ihm gern; er scheint ein verständiger Jüngling,
Und so werden die Eltern es seyn, wie Reichen geziemet.
Darum lebet nun wohl, geliebte Freundin, und freuet
Euch des lebendigen Säuglings, der schon so gesund Euch anblickt.
Drücket Ihr ihn an die Brust in diesen farbigen Wickeln,
O, so gedenket des Jünglings, des guten, der sie uns reichte,
Und der künftig auch mich, die Eure, nähret und kleidet.
Und Ihr, trefflicher Mann, so sprach sie gewendet zum Richter,
Habet Dank, daß Ihr Vater mir war't in mancherlei Fällen.

Und sie kniete darauf zur guten Wöchnerin nieder,
Küßte die weinende Frau, und vernahm des Segens Gelispel.
Aber du sagtest indeß, ehrwürdiger Richter, zu Hermann:
Billig seid Ihr, o Freund, zu den guten Wirthen zu zählen,
Die mit tüchtigen Menschen den Haushalt zu führen bedacht sind.
Denn ich habe wohl oft gesehn, daß man Rinder und Pferde,
So wie Schafe, genau bei Tausch und Handel betrachtet;
Aber den Menschen, der alles erhält, wenn er tüchtig und gut ist,
Und der alles zerstreut und zerstört durch falsches Beginnen,
Diesen nimmt man nur so auf Glück und Zufall in's Haus ein,
Und er bereuet zu spät ein übereiltes Entschließen.
Aber es scheint, Ihr versteht's; denn Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav ist.

Halter ſie wohl! Ihr werdet, ſo lang ſie der Wirthſchaft ſich annimmt,
Nicht die Schweſter vermiſſen, noch Eure Eltern die Tochter.

Viele kamen indeß, der Wöchnerin nahe Verwandte,
Manches bringend und ihr die beſſere Wohnung verkündend.
Alle vernahmen des Mädchens Entſchluß, und ſegneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit beſondern Gedanken.
Denn ſo ſagte wohl eine zur andern flüchtig an's Ohr hin:
Wenn aus dem Herrn ein Bräutigam wird, ſo iſt ſie geborgen.
Hermann faßte darauf ſie bei der Hand an und ſagte:
Muß uns gehen; es neigt ſich der Tag und fern iſt das Städtchen.
Lebhaft geſprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Hermann zog ſie hinweg; noch viele Grüße befahl ſie.
Aber da fielen die Kinder, mit Schrein und entſetzlichem Weinen,
Ihr in die Kleider, und wollten die zweite Mutter nicht laſſen.
Aber ein' und die andre der Weiber ſagte gebietend:
Stille, Kinder! ſie geht in die Stadt, und bringt euch des guten
Zuckerbrotes genug, das euch der Bruder beſtellte,
Als der Storch ihn jüngſt bei'm Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und ihr ſehet ſie bald mit den ſchön vergoldeten Tüten.
Und ſo ließen die Kinder ſie los, und Hermann entriß ſie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern.

Melpomene.

Hermann und Dorothea.

Alſo gingen die zwey entgegen der ſinkenden Sonne,
Die in Wolken ſich tief, gewitterdrohend, verhüllte,
Aus dem Schleier, bald hier bald dort, mit glühenden Blicken
Strahlend über das Feld die ahnungsvolle Beleuchtung.
Möge das drohende Wetter, ſo ſagte Hermann, nicht etwa
Schloßen uns bringen und heftigen Guß; denn ſchön iſt die Ernte.
Und ſie freuten ſich beide des hohen wankenden Kornes,
Das die Durchſchreitenden faſt, die hohen Geſtalten, erreichte.
Und es ſagte darauf das Mädchen zum leitenden Freunde:
Guter, dem ich zunächſt ein freundlich Schickſal verdanke,
Dach und Fach, wenn im Freien ſo manchem Vertriebnen der Sturm dräut!
Saget mir jetzt vor allem, und lehret die Eltern mich kennen,
Denen ich künftig zu dienen von ganzer Seele geneigt bin;
Denn kennt jemand den Herrn, ſo kann er ihm leichter genug thun,
Wenn er die Dinge bedenkt, die jenem die wichtigſten ſcheinen,
Und auf die er den Sinn, den feſtbeſtimmten, geſetzt hat.
Darum ſaget mir doch: wie gewinn' ich Vater und Mutter?

Und es verſetzte dagegen der gute verſtändige Jüngling:
O, wie geb' ich dir Recht, du gutes treffliches Mädchen,

Daß du zuvorderſt dich nach dem Sinne der Eltern befragteſt!
Denn ſo ſtrebt' ich bisher vergebens, dem Vater zu dienen,
Wenn ich der Wirthſchaft mich als wie der meinigen annahm,
Früh den Acker und ſpat und ſo beſorgend den Weinberg.
Meine Mutter befriedigt' ich wohl, ſie wußt' es zu ſchätzen;
Und ſo wirſt du ihr auch das trefflichſte Mädchen erſcheinen,
Wenn du das Haus beſorgſt, als wenn du das Deine bedächteſt.
Aber dem Vater nicht ſo; denn dieſer liebet den Schein auch.
Gutes Mädchen, halte mich nicht für kalt und gefühllos,
Wenn ich den Vater dir ſogleich, der Fremden, enthülle.
Ja, ich ſchwör' es, das erſtemal iſt's, daß frei mir ein ſolches
Wort die Zunge verläßt, die nicht zu ſchwatzen gewohnt iſt;
Aber du lockſt mir hervor aus der Bruſt ein jedes Vertrauen.
Einige Zierde verlangt der gute Vater im Leben,
Wünſchet äußere Zeichen der Liebe, ſo wie der Verehrung.
Und er würde vielleicht vom ſchlechteren Diener befriedigt,
Der dieß wüßte zu nutzen, und würde dem beſſeren gram ſeyn.

Freudig ſagte ſie drauf, zugleich die ſchnelleren Schritte
Durch den dunkelnden Pfad verdoppelnd mit leichter Bewegung:
Beide zuſammen hoff' ich fürwahr zufrieden zu ſtellen;
Denn der Mutter Sinn iſt wie mein eigenes Weſen,
Und der äußeren Zierde bin ich von Jugend nicht fremde.
Unſere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
Hielten auf Höflichkeit viel; ſie war dem Edlen und Bürger
Wie den Bauern gemein, und jeder empfahl ſie den Seinen.
Und ſo brachten bei uns auf Deutſcher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküſſen und Knixchen
Segenswünſche den Eltern, und hielten ſittlich den Tag aus.
Alles, was ich gelernt und was ich von jung auf gewohnt bin,
Was von Herzen mir geht — ich will es dem Alten erzeigen.

Aber wer ſagt mir nunmehr: wie ſoll ich dir ſelber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohne, und künftig meinem Gebieter?

Alſo ſprach ſie, und eben gelangten ſie unter den Birnbaum.
Herrlich glänzte der Mond, der volle, vom Himmel herunter;
Nacht war's, völlig bedeckt das letzte Schimmern der Sonne.
Und ſo lagen vor ihnen in Maſſen gegen einander,
Lichter, hell wie der Tag, und Schatten dunkeler Nächte.
Und es hörte die Frage, die freundliche, gern in dem Schatten
Hermann, des herrlichen Baums, am Orte, der ihm ſo lieb war,
Der noch heute die Thränen um ſeine Vertriebne geſehen.
Und indem ſie ſich nieder ein wenig zu ruhen geſetzet,
Sagte der liebende Jüngling, die Hand des Mädchens ergreifend:
Was dein Herz dir es ſagen, und folg' ihm frei nur in allem.
Aber er wagte kein weiteres Wort, ſo ſehr auch die Stunde
Günſtig war; er fürchtete, nur ein Nein zu erteilen,
Ach, und er fühlte den Ring am Finger, das ſchmerzliche Zeichen.
Alſo ſaßen ſie ſtill und ſchweigend neben einander;
Aber das Mädchen begann und ſagte: wie ſind' ich des Mondes
Herrlichen Schein ſo ſüß! er iſt der Klarheit des Tags gleich.
Seh' ich doch dort in der Stadt die Häuſer deutlich und Höfe,
An dem Giebel ein Fenſter; mich däucht, ich zähle die Scheiben.

Was du ſiehſt, verſetzte darauf der gehaltene Jüngling,
Das iſt unſere Wohnung, in die ich nieder dich führe,
Und dieß Fenſter dort iſt meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das deine nun wird; wir verändern im Hauſe.
Dieſe Felder ſind unſer, ſie reifen zur morgenden Ernte.
Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mahles genießen.
Aber laß uns nunmehr hinab durch Weinberg und Garten
Steigen; denn ſieh', es rückt das ſchwere Gewitter herüber,

Wet-

Gar nichts neues ſagt ihr mir!
Unvollkommen war ich ohne Zweifel.
Was ihr an mir tadelt, dumme Teufel,
Ich weiß es beſſer, als Ihr!

„Sag mir doch! von deinen Gegnern
Warum willſt du gar nichts wiſſen?“
Sag' mir doch! ob du dahintrittſt
Wo man in den Weg. . . . . ?

Wetterleuchtend und bald verſchlingend den lieblichen Vollmond.
Und ſo ſtanden ſie auf und wandelten nieder, das Feld hin,
Durch das mächtige Korn, der nächtlichen Klarheit ſich freuend;
Und ſie waren zum Weinberg gelangt und traten in's Dunkel.

Und ſo leitet' er ſie die vielen Platten hinunter,
Die, unbehauen gelegt, als Stufen dienten im Laubgang.
Langſam ſchritt ſie hinab, auf ſeinen Schultern die Hände;
Und mit ſchwankenden Lichtern, durch's Laub, überblickte der Mond ſie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ.
Sorglich ſtützte der Starke das Mädchen, das über ihn herhing;
Aber ſie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, ſie drohte zu fallen.
Eilig ſtreckte gewandt der ſinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; ſie ſank ihm leiſ' auf die Schulter,
Bruſt war geſenkt an Bruſt und Wang' an Wange. So ſtand er,
Starr wie ein Marmorbild, vom ernſten Willen gebändigt,
Drückte nicht feſter ſie an, er ſtemmte ſich gegen die Schwere.
Und ſo fühlt' er die herrliche Laſt, die Wärme des Herzens,
Und den Balſam des Athems, an ſeinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Doch ſie verhehlte den Schmerz, und ſagte die ſcherzenden Worte:
Das bedeutet Verdruß, ſo ſagen bedenkliche Leute,
Wenn bei'm Eintritt in's Haus, nicht fern von der Schwelle, der Fuß knackt.
Hätt' ich mir doch fürwahr ein beſſeres Zeichen gewünſchet!
Laß uns ein wenig verweilen, damit dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein ſchlechter Wirth du erſcheineſt.

Urania.

Ausſicht.

Muſen, die ihr ſo gern die herzliche Liebe begünſtigt,
Auf dem Wege bisher den trefflichen Jüngling geleitet,
An die Bruſt ihm das Mädchen noch vor der Verlobung gedrückt habt:
Helfet auch ferner den Bund des lieblichen Paares vollenden,
Theilet die Wolken ſogleich, die über ihr Glück ſich heraufziehn!
Aber ſaget vor allem, was jetzt im Hauſe geſchiehet.

Ungeduldig betrat die Mutter zum drittenmal wieder
Schon das Zimmer der Männer, das ſorglich erſt ſie verlaſſen,
Sprechend vom nahen Gewitter, vom ſchnellen Verdunkeln des Mondes;
Dann vom Außenbleiben des Sohns und der Nächte Gefahren;
Tadelte lebhaft die Freunde, daß, ohne das Mädchen zu ſprechen,
Ohne zu werben für ihn, ſie ſo bald ſich vom Jüngling getrennet.

Mache nicht ſchlimmer das Uebel! verſetzt' unmuthig der Vater;
Denn du ſiehſt, wir harren ja ſelbſt, und warten des Ausgangs.

Aber gelaſſen begann der Nachbar ſitzend zu ſprechen:
Immer verdank' ich es doch in ſolch unruhiger Stunde
Meinem ſeligen Vater, der mir, als Knaben, die Wurzel
Aller Ungeduld ausriß, daß auch kein Fäschen zurück blieb
Und ich erwarten lernte ſogleich, wie keiner der Weiſen.

Sagt, versetzte der Pfarrer: welch Kunststück brauchte der Alte?
Das erzähl' ich Euch gern, denn jeder kann es sich merken,
Sagte der Nachbar darauf. Als Knabe stand ich am Sonntag
Ungeduldig einmal, die Kutsche begierig erwartend,
Die uns sollte hinaus zum Brunnen führen der Linden.
Doch sie kam nicht; ich lief, wie ein Wiesel, dahin und dorthin,
Treppen hinauf und hinab, und von dem Fenster zur Thüre.
Meine Hände prickelten mir; ich raufte die Tücke,
Trappelte stampfend herum, und nahe war mir das Weinen.
Alles sah der gelassene Mann; doch als ich es endlich
Gar zu thöricht betrieb, ergriff er mich ruhig bei'm Arme,
Führte zum Fenster mich hin, und sprach die bedenklichen Worte:
Siehst du des Tischlers da drüben für heute geschlossene Werkstatt?
Morgen eröffnet er sie; da rühret sich Hobel und Säge,
Und so geht es von frühe bis Abend die fleißigen Stunden.
Aber bedenke dir dieß: der Morgen wird künftig erscheinen,
Da der Meister sich regt mit allen seinen Gesellen,
Dir den Sarg zu bereiten und schnell und geschickt zu vollenden;
Und sie tragen das breterne Haus geschäftig herüber,
Das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt,
Und gar bald ein drückendes Dach zu tragen bestimmt ist.
Alles sah ich sogleich im Geiste wirklich geschehen,
Sah die Bretter gefügt und die schwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutsche.
Rennen andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungebärdig herum, da muß ich des Sarges gedenken.

Lächelnd sagte der Pfarrer: des Todes rührendes Bild steht,
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem Frommen.

Jenen drangt' es in's Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es, zu künftigem Heil, im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende!

Aber die Thür' ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich,
Und es erstaunten die Freunde, die liebenden Eltern erstaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja, es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle.
Hermann stellte den Eltern sie vor, mit fliegenden Worten.
Hier ist, sagt' er, ein Mädchen, so wie ihr im Hause sie wünschet.
Lieber Vater, empfanget sie gut; sie verdient es. Und liebe
Mutter, befragt sie sogleich nach dem ganzen Umfang der Wirthschaft.
Daß ihr seht, wie sehr sie verdient, Euch näher zu werden.
Eilig führt' er darauf den trefflichen Pfarrer bei Seite,
Sagte: würdiger Herr, nun helft mir aus dieser Besorgniß
Schnell, und löset den Knoten, vor dessen Entwicklung ich schaudre.
Denn ich habe das Mädchen als meine Braut nicht geworben,
Sondern sie glaubt, als Magd in das Haus zu gehn, und ich fürchte,
Daß unwillig sie flieht, sobald wir gedenken der Heirath.
Aber entschieden sey es sogleich! Nicht länger im Irrthum

Soll ſie bleiben, wie ich nicht länger den Zweifel ertrage
Eilet und zeiget auch hier die Weisheit, die wir verehren!
Und es wendete ſich der Geiſtliche gleich zur Geſellſchaft.
Aber leider getrübt war durch die Rede des Vaters
Schon die Seele des Mädchens; er hatte die munteren Worte,
Mit behaglicher Art, im guten Sinne geſprochen:
Ja, das gefällt mir, mein Kind! Mit Freuden erfahr' ich, der Sohn hat
Auch wie der Vater Geſchmack, der ſeiner Zeit es gewieſen.
Immer die Schönſte zum Tanze geführt, und endlich die Schönſte
In ſein Haus, als Frau, ſich geholt; das Mütterchen war es.
Denn an der Braut, die der Mann ſich erwählt, läßt gleich ſich erkennen,
Welches Geiſtes er iſt, und ob er ſich eigenen Werth fühlt.
Aber Ihr brauchtet wohl auch nur wenig Zeit zur Entſchließung?
Denn mich dünket fürwahr, ihm iſt ſo ſchwer nicht zu folgen.

Hermann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder
Innen, und ſtille war der ganze Kreis nun auf einmal.

Aber das treffliche Mädchen, von ſolchen ſpöttiſchen Worten,
Wie ſie ihr ſchienen, verletzt und tief in der Seele getroffen,
Stand, mit fliegender Röthe die Wange bis gegen den Nacken
Uebergoſſen; doch hielt ſie ſich an und nahm ſich zuſammen,
Sprach zu dem Alten darauf, nicht völlig die Schmerzen verbergend:
Traun! zu ſolchem Empfang hat mich der Sohn nicht bereitet,
Der mir des Vaters Art geſchildert, des trefflichen Bürgers;
Und ich weiß, ich ſtehe vor Euch, dem gebildeten Manne,
Der ſich klug mit jedem beträgt, und gemäß den Perſonen.
Aber ſo ſcheint es, Ihr fühlt nicht Mitleid genug mit der Armen,

Die nun die Schwelle betritt und die Euch zu dienen bereit iſt;
Denn ſonſt würdet Ihr nicht mit bitterem Spotte mir zeigen,
Wie entfernt mein Geſchick von Eurem Sohn und von Euch ſey.
Freilich tret' ich nur arm, mit kleinem Bündel in's Haus ein,
Das mit allem verſehn die frohen Bewohner gewiß macht;
Aber ich kenne mich wohl, und fühle das ganze Verhältniß.
Iſt es edel, mich gleich mit ſolchem Spotte zu treffen,
Der auf der Schwelle beinah mich ſchon aus dem Hauſe zurücktreibt?

Bang bewegte ſich Hermann, und winkte dem geiſtlichen Freunde,
Daß er in's Mittel ſich ſchlüge, ſogleich zu verſcheuchen den Irrthum.
Eilig trat der Kluge heran, und ſchaute des Mädchens
Stillen Verdruß und gehaltenen Schmerz und Thränen im Auge.
Da befahl ihm ſein Geiſt, nicht gleich die Verwirrung zu löſen,
Sondern vielmehr das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens.
Und er ſagte darauf zu ihr mit verſuchenden Worten:
Sicher, du überlegteſt nicht wohl, o Mädchen des Auslands,
Wenn du bei Fremden zu dienen dich allzu eilig entſchloſſeſt,
Was es heiße das Haus des gebietenden Herrn zu betreten;
Denn der Handſchlag beſtimmt das ganze Schickſal des Jahres,
Und gar vieles zu dulden verbindet ein einziges Jawort.
Sind doch nicht das ſchwerſte des Dienſts die ermüdenden Wege,
Nicht der bittere Schweiß der ewig drängenden Arbeit;
Denn mit dem Knechte zugleich bemüht ſich der thätige Freie:
Aber zu dulden die Laune des Herrn, wenn er ungerecht tadelt,
Oder dieſes und jenes begehrt, mit ſich ſelber in Zwieſpalt,
Und die Heftigkeit noch der Frauen, die leicht ſich erzürnet,
Mit der Kinder roher und übermüthiger Unart:

Das iſt ſchwer zu ertragen, und doch die Pflicht zu erfüllen
Ungeſäumt und raſch, und ſelbſt nicht murriſch zu ſtocken.
Doch du ſcheinſt mir dazu nicht geſchickt, da die Scherze des Vaters
Schon dich treffen ſo tief, und doch nichts gewöhnlicher vorkommt,
Als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle.

Alſo ſprach er. Es fühlte die treffende Rede das Mädchen,
Und ſie hielt ſich nicht mehr; es zeigten ſich ihre Gefühle
Mächtig, es hob ſich die Bruſt, aus der ein Seufzer hervordrang,
Und ſie ſagte ſogleich mit heiß vergoſſenen Tränen:
O, nie weiß der verſtändige Mann, der im Schmerz uns zu rathen
Denkt, wie wenig ſein Wort, das kalte, die Bruſt zu befreien
Je von dem Leiden vermag, das ein hohes Schickſal uns auflegt.
Ihr ſeyd glücklich und froh, wie ſollt' ein Scherz euch verwunden!
Doch der Kranken de fühlt auch ſchmerzlich die leiſe Berührung.
Nein; es hülfe mir nichts, wenn ſelbſt mir Verſtellung gelänge.
Zeige ſich gleich, was ſpäter nur tiefere Schmerzen vermehrte
Und mich drängte vielleicht in ſtillverzehrendes Elend.
Laßt mich wieder hinweg! Ich darf im Hauſe nicht bleiben;
Ich will fort und gehe, die armen Meinen zu ſuchen,
Die ich im Unglück verließ, für mich nur das Beſſere wählend.
Dieß iſt mein feſter Entſchluß; und ich darf euch darum nun bekennen,
Was im Herzen ſich ſonſt wohl Jahre hätte verborgen.
Ja, des Vaters Spott hat tief mich getroffen: nicht, weil ich
Stolz und empfindlich bin, wie es wohl der Magd nicht geziemet,
Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung ſich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erſchienen.
Denn als er erſt auf der Straße mich ließ, ſo war er mir immer
In Gedanken geblieben; ich dachte des glücklichen Mädchens,
Das er vielleicht ſchon als Braut im Herzen möchte bewahren.

Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich ſeines
Anblicks ſo ſehr, als wär' mir der Himmliſchen einer erſchienen.
Und ich folgt' ihm ſo gern, als nun er zur Magd mich geworben.
Doch mir ſchmeichelte freilich das Herz (ich will es geſtehen)
Auf dem Wege hierher, als könnt' ich vielleicht ihn verdienen,
Wenn ich würde des Hauſes dereinſt unentbehrliche Stütze.
Aber, ach! nun ſeh' ich zuerſt die Gefahren, in die ich
Mich begab, ſo nah dem ſtill Geliebten zu wohnen.
Nun erſt fühl' ich, wie weit ein armes Mädchen entfernt iſt
Von dem reicheren Jüngling, und wenn ſie die tüchtigſte wäre.
Alles das hab' ich geſagt, damit ihr das Herz nicht verkennet,
Das ein Zufall beleidigt, dem ich die Beſinnung verdanke.
Denn das mußt' ich erwarten, die ſtillen Wünſche verbergend,
Daß er ſich brächte zunächſt die Braut zum Hauſe geführet;
Und wie hätt' ich alsdann die heimlichen Schmerzen ertragen!
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löſ't das Geheimniß
Von dem Buſen ſich los, jetzt, da noch das Uebel iſt heilbar.
Aber das ſey nun geſagt. Und nun ſoll im Hauſe mich länger
Hier nichts halten, wo ich beſchämt und ängſtlich nur ſtehe,
Frei die Neigung bekennend, und jene thörichte Hoffnung.
Nicht die Nacht, die breit ſich bedeckt mit ſinkenden Wolken,
Nicht der rollende Donner (ich hör' ihn) ſoll mich verhindern,
Nicht des Regens Guß, der draußen gewaltſam herabſchlägt,
Noch der ſauſende Sturm. Das hab' ich alles ertragen
Auf der traurigen Flucht, und nah' am verfolgenden Feinde.
Und ich gehe nun wieder hinaus, wie ich lange gewohnt bin,
Von dem Strudel der Zeit ergriffen, von allem zu ſcheiden.
Lebet wohl! ich bleibe nicht länger; es iſt nun geſchehen.

Alſo ſprach ſie, ſich raſch zurück nach der Thüre bewegend,
Unter dem Arm das Bündelchen noch, das ſie brachte, bewahrend.

Aber die Mutter ergriff mit beiden Armen das Mädchen,
Um den Leib ſie faſſend, und rief verwundert und ſtaunend:
Sag, was bedeutet mir dieß? und dieſe vergeblichen Thränen?
Nein, ich laſſe dich nicht; du biſt mir des Sohnes Verlobte.
Aber der Vater ſtand mit Widerwillen dagegen,
Auf die Weinende ſchauend, und ſprach die verdrießlichen Worte:
Alſo das iſt mir zuletzt für die höchſte Nachſicht geworden,
Daß mir das Unangenehmſte geſchiehet noch zum Schluſſe des Tages!
Denn mir iſt unleidlicher nichts, als Thränen der Weiber,
Leidenſchaftlich Geſchrei, das heftig verworren beginnet,
Was mit ein wenig Vernunft ſich ließe gemächlicher ſchlichten.
Mir iſt läſtig, noch länger dieß wunderliche Beginnen
Anzuſchauen. Vollendet es ſelbſt; ich gehe zu Bette.
Und er wandte ſich ſchnell, und eilte zur Kammer zu gehen,
Wo ihm das Ehbett ſtand, und wo er zu ruhen gewohnt war.
Aber ihn hielt der Sohn, und ſagte die flehenden Worte:
Vater, eilet nur nicht und zürnt nicht über das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verſtellung vermehrt hat.
Redet, würdiger Herr! denn Euch vertraut' ich die Sache.
Häufet nicht Angſt und Verdruß; vollendet lieber das Ganze!
Denn ich möchte ſo hoch Euch nicht in Zukunft verehren,
Wenn Ihr Schadenfreude nur übt ſtatt herrlicher Weisheit.

Lächelnd verſetzte darauf der würdige Pfarrer und ſagte:
Welche Klugheit hätte denn wohl das ſchöne Bekenntniß
Dieſer Guten entlockt, und uns enthüllt ihr Gemüthe?
Iſt nicht die Sorge ſogleich dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur ſelbſt! was bedarf es fremder Erklärung?
Nun trat Hermann hervor, und ſprach die freundlichen Worte:

Laß dich die Thränen nicht reun, noch dieſe flüchtigen Schmerzen;
Denn ſie vollenden mein Glück und, wie ich wünſche, das deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde, zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein ſchüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht ſehn; nur Freundlichkeit ſah er im Auge,
Als aus dem Spiegel du ihn des ruhigen Brunnens begrüßteſt.
Dich in's Haus nur zu führen, es war ſchon die Hälfte des Glückes.
Aber nun vollendeſt du mir's! O, ſey mir geſegnet! —
Und es ſchaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling,
Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn ſie den Liebenden ſind die lang' erſehnte Verſicherung
Künftigen Glücks im Leben, das nun ein unendliches ſcheinet.

Und den übrigen hatte der Pfarrherr alles erkläret.
Aber das Mädchen kam, vor dem Vater ſich herzlich mit Anmuth
Neigend, und ſo ihm die Hand, die zurückgezogene, küſſend,
Sprach: Ihr werdet gerecht der Ueberraſchten verzeihen,
Erſt die Thränen des Schmerzes, und nun die Thränen der Freude.
O, vergebt mir jenes Gefühl! vergebt mir auch dieſes,
Und laßt nur mich in's Glück, das neu mir gegönnte, mich finden!
Ja, der erſte Verdruß, an dem ich Verworrene ſchuld war,
Sey der letzte zugleich! Wozu die Magd ſich verpflichtet,
Treu, zu liebendem Dienſt, den ſoll die Tochter Euch leiſten.

Und der Vater umarmte ſie gleich, die Thränen verbergend.

Jude.

Sie machen immerfort Chauſſeen,
Bis niemand vor Wegegeld reiſen kann!

Student.

Mit den Wiſſenſchaften wird's auch ſo gehen;
Eine jede quält ihren eignen Mann.

„Was iſt denn die Wiſſenſchaft?"
Sie iſt nur des Lebens Kraft.
Ihr erzeuget nicht das Leben,
Leben erſt muß Leben geben.

Traulich kam die Mutter herbei und küßte sie herzlich,
Schüttelte Hand in Hand; es schwiegen die weinenden Frauen.

Eilig faßte darauf der gute verständige Pfarrherr
Erst des Vaters Hand und zog ihm vom Finger den Trauring,
(Nicht so leicht; er war vom rundlichen Gliede gehalten)
Nahm den Ring der Mutter darauf und verlobte die Kinder;
Sprach: noch einmal sey der goldenen Reifen Bestimmung,
Fest ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten.
Dieser Jüngling ist tief von der Liebe zum Mädchen durchdrungen,
Und das Mädchen gesteht, daß auch ihr der Jüngling erwünscht ist.
Also verlob' ich euch hier und segn' euch künftigen Zeiten,
Mit dem Willen der Eltern, und mit dem Zeugniß des Freundes.

Und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar.
Aber als der geistliche Herr den goldenen Reif nun
Steckt' an die Hand des Mädchens, erblickt' er den anderen staunend,
Den schon Hermann zuvor am Brunnen sorglich betrachtet.
Und er sagte darauf mit freundlich scherzenden Worten:
Wie! du verlobest dich schon zum zweytenmal? Daß nicht der erste
Bräutigam bei dem Altar sich zeige mit hinderndem Einspruch!

Aber sie sagte darauf: o, laßt mich dieser Erinnrung
Einen Augenblick weihen! Denn wohl verdient sie der Gute,
Der mir ihn scheidend gab und nicht zur Heimath zurückkam.

Alles ſah er voraus, als raſch die Liebe der Freiheit,
Als ihn die Luſt im neuen veränderten Weſen zu wirken
Trieb nach Paris zu gehn, dahin, wo er Kerker und Tod fand.
Lebe glücklich, ſagt' er. Ich gehe; denn alles bewegt ſich
Jetzt auf Erden einmal, es ſcheint ſich alles zu trennen.
Grundgeſetze löſen ſich auf der feſteſten Staaten,
Und es löſ't der Beſitz ſich los vom alten Beſitzer,
Freund ſich los von Freund: ſo löſ't ſich Liebe von Liebe.
Ich verlaſſe dich hier; und, wo ich jemals dich wieder
Finde — wer weiß es? Vielleicht ſind dieſe Geſpräche die letzten.
Nur ein Fremdling, ſagt man mit Recht, iſt der Menſch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals, iſt nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber ſchmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt ſich, als wollte die Welt, die geſtaltete, rückwärts
Löſen in Chaos und Nacht ſich auf, und neu ſich geſtalten.
Du bewahrſt mir dein Herz; und finden dereinſt wir uns wieder
Ueber den Trümmern der Welt, ſo ſind wir erneute Geſchöpfe,
Umgebildet und frei und unabhängig vom Schickſal.
Denn was feſſelte den, der ſolche Tage durchlebt hat!
Aber ſoll es nicht ſeyn, daß je wir, aus dieſen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einſt mit Freuden wieder umfangen,
O, ſo erhalte mein ſchwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Daß du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit ſeyſt!
Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann dir das Schickſal bereitet.
Liebe die Liebenden rein, und halte dem Guten dich dankbar.
Aber dann auch ſetze nur leicht den beweglichen Fuß auf;

Denn es lauert der doppelte Schmerz des neuen Verluſtes.
Heilig ſey dir der Tag; doch ſchätze das Leben nicht höher
Als ein anderes Gut, und alle Güter ſind trüglich.
Alſo ſprach er: und nie erſchien der Edle mir wieder.
Alles verlor ich indeß, und tauſendmal dacht' ich der Warnung.
Nun auch denk' ich des Worts, da ſchön mir die Liebe das Glück hier
Neu bereitet und mir die herrlichſten Hoffnungen aufſchließt.
O, verzeih, mein trefflicher Freund, daß ich, ſelbſt an dem Arm dich
Haltend, bebe! So ſcheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der ſicherſte Grund des feſteſten Bodens zu ſchwanken.

Alſo ſprach ſie, und ſteckte die Ringe nebeneinander.
Aber der Bräutigam ſprach, mit edler männlicher Rührung:
Deſto feſter ſey, bei der allgemeinen Erſchütterung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern,
Feſt uns halten und feſt der ſchönen Güter Beſitzthum.
Denn der Menſch, der zur ſchwankenden Zeit auch ſchwankend geſinnt iſt,
Der vermehret das Uebel, und breitet es weiter und weiter;
Aber wer feſt auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt ſich.
Nicht dem Deutſchen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß iſt unſer! ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten!
Denn es werden noch ſtets die entſchloſſenen Völker geprieſen,
Die für Gott und Geſetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zuſammenſtehend erlagen.
Du biſt mein; und nun iſt das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und ſorgend genießen,

Sondern mit Muth und Kraft. Und droben dießmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden
Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Achilleïs.

Erſter Geſang.

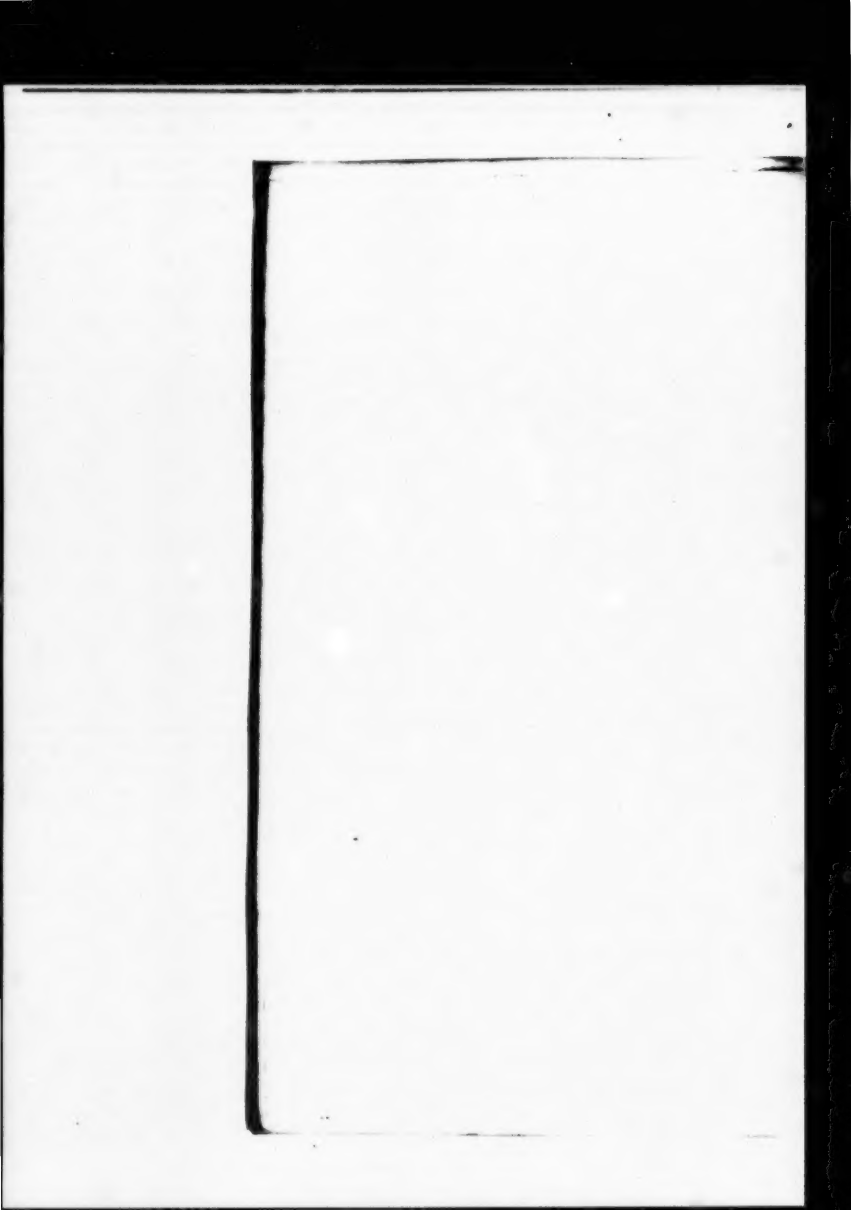

Hoch zu Flammen entbrannte die mächtige Lohe noch einmal,
Strebend gegen den Himmel, und Ilios Mauern erſchienen
Roth, durch die finſtere Nacht; der aufgeſchichteten Waldung
Ungeheures Gerüſt, zuſammenſtürzend, erregte
Mächtige Gluth zuletzt. Da ſenkten ſich Hektors Gebeine
Nieder, und Aſche lag der edelſte Troer am Boden.

Nun erhob ſich Achilleus vom Sitz vor ſeinem Gezelte,
Wo er die Stunden durchwachte, die nächtlichen, ſchaute der Flammen
Fernes, ſchreckliches Spiel und des wechſelnden Feuers Bewegung,
Ohne die Augen zu wenden von Pergamos röthlicher Veſte.
Tief im Herzen empfand er den Haß noch gegen den Todten,
Der ihm den Freund erſchlug und der nun beſtattet dahin ſank.

Aber als nun die Wuth nachließ des freſſenden Feuers
Allgemach, und zugleich mit Roſenfingern die Göttin
Schmückete Land und Meer, daß der Flammen Schreckniſſe bleichten,
Wandte ſich, tief bewegt und ſanft, der große Pelide
Gegen Antilochos hin und ſprach die gewichtigen Worte:
So wird kommen der Tag, da bald von Ilios Trümmern
Rauch und Qualm ſich erhebt, von thrakiſchen Lüften getrieben,
Ida's langes Gebirg und Gargaros Höhe verdunkelt;
Aber ich werd' ihn nicht ſehen! die Völkerweckerin Eos
Fand mich Patroklos Gebein zuſammenleſend, ſie findet

Hektors Brüder anjetzt in gleichem frommem Geſchäfte,
Und dich mag ſie auch bald, mein trauter Antilochos, finden,
Daß du den leichten Reif des Freundes jammernd beſtatteſt.
Soll dieß alſo nun ſeyn, wie mir es die Götter entbieten;
Sey es! Gedenken wir nun des Nöthigen, was noch zu thun iſt.
Denn mich ſoll, vereint mit meinem Freunde Patroklos,
Ehren ein herrlicher Hügel, am hohen Geſtade des Meeres
Aufgerichtet, den Völkern und künftigen Zeiten ein Denkmal.
Fleißig haben mir ſchon die rüſtigen Myrmidonen
Rings umgraben den Raum, die Erde warfen ſie einwärts,
Gleichſam ſchützenden Wall aufführend gegen des Feindes
Andrang. Alſo umgränzten den weiten Raum ſie geſchäftig.
Aber wachſen ſoll mir das Werk! Ich eile die Schaaren
Aufzurufen, die mir noch Erde mit Erde zu häufen
Willig ſind, und ſo vielleicht befördr' ich die Hälfte;
Euer ſey die Vollendung, wenn bald mich die Urne gefaßt
hat.

Alſo ſprach er und ging, und ſchritt durch die Reihe der Zelte
Winkend jenem und dieſem und rufend andre zuſammen.
Alle ſogleich nun ergriffen ergriffen das ſtarke Geräthe,
Schaufel und Hacke mit Luſt, daß der Klang des Erzes ertönte,
Auch den gewaltigen Pfahl, den ſteinbewegenden Hebel.
Und ſo zogen ſie fort, gedrängt aus dem Lager ergoſſen,
Auswärts den ſanften Pfad, und ſchweigend eilte die Menge.
Wie wenn zum Ueberfall gerüſtet nächtlich die Auswahl
Stille ziehet des Heers, mit leiſen Tritten die Reihe
Wandelt und jeder die Schritte miſt, und jeder den Athem
Anhält, in feindliche Stadt, die ſchlechtbewachte, zu dringen:
Alſo zogen auch ſie, und aller thätige Stille
Ehrte das ernſte Geſchäft und ihres Königes Schmerzen.

Als sie aber den Rücken des wellenbespülten Hügels
Bald erreichten und nun des Meeres Weite sich aufthat,
Blickte freundlich Eos sie an, aus der heiligen Frühe
Fernem Nebelgewölk, und jedem erquickte das Herz sie.
Alle stürzten sogleich dem Graben zu, gierig der Arbeit,
Rissen in Schollen auf den lange betretenen Boden,
Warfen schaufelnd ihn fort, ihn trugen andre mit Körben
Aufwärts. In Helm und Schild einfüllen sah man die einen,
Und der Zipfel des Kleids war anderen statt des Gefäßes.

Jetzt eröffneten heftig des Himmels Pforte die Horen,
Und das wilde Gespann des Helios brausend erhub sich's.
Rasch erleuchtet' er gleich die frommen Aethiopen,
Welche die äußersten wohnen von allen Völkern der Erde.
Schüttelnd bald die glühenden Locken, entstieg er des Ida
Wäldern, um klagenden Troern, um rüst'gen Achaiern zu
leuchten.

Aber die Horen indeß, zum Aether strebend, erreichten
Zeus Kronions heiliges Haus, das sie ewig begrüßen.
Und sie traten hinein, da begegnete ihnen Hephaistos
Eilig, hinkend und sprach aufforderude Worte zu ihnen:
Trügliche! Glücklichen schnelle, den Harrenden langsame! hört
mich!
Diesen Saal erbaut' ich, dem Willen des Vaters gehorsam,
Nach dem göttlichen Maß des herrlichsten Musengesanges;
Sparte nicht Gold und Silber, noch Erz, und kleines Metall nicht;
Und so wie ich's vollendet, vollkommen stehet das Werk noch,
Ungekränkt von der Zeit. Denn hier ergreift es der Rest nicht,
Noch erreicht es der Staub, des irdischen Wanderers Gefährte.

Alles hab' ich gethan was irgend ſchaffende Kunſt kann.
Unerſchütterlich ruht die hohe Decke des Hauſes,
Und zum Schritte ladet der glatte Boden den Fuß ein.
Jedem Herrſcher folget ſein Thron, wohin er gebietet,
Wie dem Jäger der Hund, und goldene wandelnde Knaben
Schuf ich, welche Kronion, den kommenden, unterſtützen,
Wie ich mir eherne Mädchen erſchuf. Doch alles iſt leblos!
Euch allein iſt gegeben, den Charitinnen und euch nur,
Ueber das todte Gebild des Lebens Reize zu ſtreuen.
Auf denn! ſparet mir nichts und gießt aus dem heiligen Salbhorn,
Liebreiz herrlich umher, damit ich mich freue des Werkes,
Und die Götter entzückt ſo fort mich preiſen wie Anfangs.
Und ſie lächelten ſanft, die beweglichen, nickten dem Alten
Freundlich, und goſſen umher verſchwenderiſch Leben und Licht aus,
Daß kein Menſch es ertrüg' und daß es die Götter entzückte.

Alſo gegen die Schwelle bewegte ſich eilig Hephaiſtos,
Auf die Arbeit geſinnt, denn dieſe nur regte das Herz ihm.
Da begegnet' ihm Here, von Pallas Athene begleitet,
Sprechend wechſelndes Wort; und als den Sohn ſie erblickte,
Hielt ſie ihn an ſogleich und ſprach, die göttliche Here:
Sohn, du mangelſt nun bald des ſelbſtgefälligen Ruhmes,
Daß du Waffen bereiteſt, vom Tode zu ſchützen die Menſchen,
Alle Kunſt erſchöpfend, wie dieſe dich bittet und jene
Göttin; denn nah iſt der Tag, da zeitig der große Pelide
Sinken wird in den Staub, der Sterblichen Gränze bezeichnend.
Schutz nicht iſt ihm dein Helm, noch der Harniſch, auch nicht des Schildes
Umfang, wenn ihn beſtreiten die finſteren Keren des Todes.

„Wie iſt denn wohl ein Theaterbau?“
Ich weiß es wirklich ſehr genau:
Man pfercht das Brennlichſte zuſammen,
Da ſteht's denn alſobald in Flammen.

„Wie reißt doch das die Leute ſo ſehr?
Was laufen ſie wieder in's Schauſpiel-Haus?“
Es iſt doch etwas weniges mehr,
Als ſah' man grade zum Fenſter hinaus.

Converſations-Lexicon heißt's mit Recht,
Weil, wenn die Converſation iſt ſchlecht,
Jedermann
Zur Converſation es nutzen kann.

Aber der künſtliche Gott Hephaiſtos ſagte dagegen:
Warum ſpottеſt du mein, o Mutter, daß ich geſchäftig
Mich der Thetis bewies und jene Waffen verfertigt?
Käme doch gleiches nicht vom Ambos irdiſcher Männer;
Ja, mit meinem Geräth verfertigte ſelbſt ſie ein Gott nicht,
Angegoſſen dem Leib, wie Flügel den Helden erhebend,
Undurchdringlich und reich, ein Wunder ſtaunendem Anblick.
Denn was ein Gott den Menſchen verleiht, iſt ſegnende Gabe,
Nicht wie ein Feindes-Geſchenk, das nur zum Verderben bewahrt wird.
Und mir wäre gewiß Patroklos glücklich und ſiegreich
Wiedergekehrt, wofern nicht Phöbos den Helm von dem Haupt ihm
Schlug, und den Harniſch trennte, ſo daß der Entblößte dahin ſank.
Aber ſoll es denn ſeyn, und fordert den Menſchen das Schickſal,
Schützte die Waffe nicht, die göttlichſte, ſchützte die Aegis
Selbſt nicht, die Göttern allein die traurigen Tage davon ſcheucht.
Doch was kümmert es mich! Wer Waffen ſchmiedet, bereitet
Krieg und muß davon der Cither Klang nicht erwarten.
Alſo ſprach er und ging und murrte, die Göttinnen lachten.

Unterdeſſen betraten den Saal die übrigen Götter.
Artemis kam, die frohe, ſchon freudig des ſiegenden Pfeiles,
Der den ſtärkſten Hirſch ihr erlegt, an den Quellen des Ida.
Auch mit Iris Hermeias, dazu die erhabene Leto,
Ewig der Here verhaßt, ihr ähnlich, milderes Weſens.
Phöbos folgt ihr, des Sohns erfreut ſich die göttliche Mutter.
Ares ſchreitet mächtig heran, bebende, der Krieger,
Keinem freundlich, und nur bezähmt ihn Kypris die holde.

Spät kam Aphrodite herbei, die ängelnde Göttin,
Die von Liebenden ſich in Morgenſtunden ſo ungern
Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
Nicht genüget, ſo ſenkte ſie ſich in die Arme des Thrones.

Und es leuchtete ſanft die Hallen her, Weben des Aethers
Drang aus den Weiten hervor, Kronions Nähe verkündend.
Gleich nun trat er heran, aus dem hohen Gemach, zur Verſammlung,
Unterſtützt durch Hephaiſtos Gebild. So gleitet' er herrlich
Bis zum goldenen Thron, dem künſtlichen, ſaß, und die andern
Stehenden neigten ſich ihm, und ſetzten ſich, jeder geſondert.

Munter eilten ſogleich die ſchenkbefliſſnen, gewandten
Jugendgötter hervor, die Charitinnen und Hebe,
Spendeten rings umher des reichen, ambroſiſchen Gichtes,
Voll, nicht überfließend, Genuß den Uranionen.
Nur zu Kronion trat Ganymed, mit dem Ernſte des erſten
Jünglingsblickes im kindlichen Aug', und es freute der Gott ſich,
Alſo genoſſen ſie ſtill die Fülle der Seligkeit alle.

Aber Thetis erſchien, die göttliche, traurendes Blickes,
Vollgeſtaltet und groß, die lieblichſte Tochter des Nereus,
Und zu Here ſogleich gewendet ſprach ſie das Wort aus:
Göttin, nicht weggekehrt empfange mich! Lerne gerecht ſeyn!
Denn ich ſchwör' es bei jenen, die, unten im Tartarus wohnend,
Sitzen um Kronos umher und über der ſtygiſchen Quelle,
Späte Rächer dereinſt des falſch geſprochenen Schwures:
Nicht der bin ich gekommen, damit ich benime des Sohnes
Nur zu gewiſſes Geſchick, und den traurigen Tag ihm entferne;
Nein, mich treibet herauf aus des Meeres Purpurbehauſung

Unbezwinglicher Schmerz, ob in der olympischen Höhe
Irgend ich lindern möchte die jammervolle Beängstung.
Denn mich rufet der Sohn nicht mehr an, er siehet am Ufer,
Mein vergessend, und nur des Freundes sehnlich gedenkend,
Der nun vor ihm hinab in des Aïs dunkle Behausung
Stieg, und dem er sich nach selbst hin zu den Schatten bestrebet.
Ja, ich mag ihn nicht sehn, nicht sprechen. Hülf' es, einander
Unvermeidliche Noth zusammend jammernd zu klagen?

Heftig wandte Here sich um, und fürchterlich blickend
Sprach sie, voller Verdruß, zur Traurigen kränkende Worte:
Gleisnerin, unerforschte, dem Meer gleich, das dich erzeugt hat!
Trauen soll ich? und gar mit freundlichem Blick dich empfangen?
Dich, die tausendfach mich gekränkt, wie sonst, so vor kurzem,
Die mir die edelsten Krieger zum Tod befördert, um ihres
Sohns unerträglichem Sinn, dem unvernünft'gen, zu schmeicheln.
Glaubst du, ich kenne dich nicht und denke nicht jenes Beginnens,
Da dir als Bräutigam schon Kronion herrlich hinabstieg,
Mich, die Gattin und Schwester, verließ, und die Tochter des Nereus
Himmelskönigin hoffte zu seyn, entzündet von Hochmuth?
Doch wohl kehrt er zurück, der Göttliche, von des Titanen
Weiser Sage geschreckt, der aus dem verdammlichen Bette
Ihm den gefährlichsten Sohn verkündet. Prometheus verstand es!
Denn von dir und dem sterblichen Mann ist entsprungen ein Unthier,
An der Chimära Statt und des erdeverwüstenden Drachens.
Hätt' ein Gott ihn gezeugt, wer sicherte Göttern den Aether?
Und wie jener die Welt, verwüstete dieser den Himmel.

Und doch ſeh' ich dich nie herannahn, daß nicht, erheitert,
Dir der Kronide winkt und leicht an der Wange dir ſtreichelt;
Ja, daß er alles bewilligt, der ſchreckliche, mich zu verkürzen.
Unbefriedigte Luſt welkt nie in dem Buſen des Mannes!

Und die Tochter verſetzte des wahrhaft ſprechenden Nereus:
Grauſame! welcherlei Rede verſendeſt du! Pfeile des Haſſes
Nicht verſchonſt du der Mutter Schmerz, den ſchrecklichſten aller,
Die das nahe Geſchick des Sohnes, bekümmert, umher klagt.
Wohl erfuhreſt du nicht, wie dieſer Jammer im Buſen
Wüthet des ſterblichen Weibes, ſo wie der unſterblichen Göttin.
Denn, von Kronion gezeugt, umwohnen dich herrliche Söhne,
Ewig rüſtig und jung, und du erfreuſt dich der hohen.
Doch du jammerteſt ſelbſt, in ängſtliche Klagen ergoſſen,
Jenes Tags da Kronion erzürnt, den treuen Hephaiſtos,
Deinetwegen, hinab auf Lemnos Boden geſchleudert,
Und der Herrliche lag, an dem Fuße verletzt, wie ein Erdſohn.
Damals ſchrieeſt du laut zu den Nymphen der ſchattigen Inſel,
Rieſeſt den Päon herbei und warteteſt ſelber des Schadens.
Ja, noch jetzt betrübt dich der Fehl des hinkenden Sohnes.
Eilt er geſchäftig umher, wohlwollend, daß er den Göttern
Reiche des köſtlichen Tranks, und trägt er die goldene Schale
Schwankend, ernſtlich beſorgt, damit er nicht etwa vergieße,
Und unendlich Gelächter entſteht von den ſeligen Göttern:
Immer zeigſt du allein dich ernſt und nimmſt dich des Sohns an.
Und ich ſuchte mir nicht des Jammers geſellige Eindrung
Heute, da mir der Tod des herrlichen, einz'gen bevorſteht?
Denn mir hat es zu feſt der graue Vater verkündet,
Nereus, der wahre Mund, des Künftigen göttlicher Forſcher,
Jenes Tages als ihr, verſammelt, ihr ewigen Götter,
Mir das erzwungene Feſt, des ſterblichen Mannes Umarmung,

In des Pelions Wäldern, herniedersteigend, gefeyert.
Damals kündete gleich der Greis mir den herrlichen Sohn an.
Vorzuziehen dem Vater, denn also wollt' es das Schicksal;
Doch er verkündet zugleich der traurigen Tage Verkürzung.
Also wälzten sich mir die eilenden Jahre vorüber,
Unaufhaltsam, den Sohn zur schwarzen Pforte des Ais
Drängend. Was half mir die Kunst und die List? was die läuternde Flamme?
Was das weibliche Kleid? Den Edelsten rissen zum Kriege
Unbegränzte Begier nach Ruhm und die Bande des Schicksals.
Traurige Tage hat er verlebt, sie geben zu Ende
Gleich. Mir ist sie bekannt des hohen Geschickes Bedingung.
Ewig bleibt ihm gesicherter Ruhm, doch die Waffen der Keren
Drohen ihm nah und gewiß, ihn rettete selbst nicht Kronion.
Also sprach sie und ging und setzte sich Leto zur Seite,
Die ein mütterlich Herz vor den übrigen Uranionen
Hegt im Busen, und dort genoß sie die Fülle des Schmerzens.

Ernst nun wandte Kronion und mild sein göttliches Antlitz
Gegen die Klagende hin, und väterlich also begann er:
Tochter, sollt' ich von dir der Lästerung heftige Worte
Jemals im Ohre vernehmen! wie sie ein Titan wohl im Unmuth
Ausstößt gegen die Götter, die hoch den Olympos beherrschen.
Selber sprichst du dem Sohn das Leben ab, thöricht verzweifelnd;
Hoffnung bleibt mit dem Leben vermählt, die schmeichelnde Göttin,
Angenehm vor vielen, die als getreue Dämonen
Mit den sterblichen Menschen die wechselnden Tage durchwallen.
Ihr verschließt sich nicht der Olymp; ja selber des Ais
Grause Wohnung eröffnet sich ihr, und das eherne Schicksal
Lächelt, wenn sie sich ihm, die Holde, schmeichlerisch andrängt.

– Gab doch die undurchdringliche Nacht Admetos Gemahlin
Meinem Sohne zurück, dem unbezwingbaren? Stieg nicht
– Proteſilaos herauf die traurende Gattin umfangend?
Und erweichte ſich nicht Perſephone, als ſie dort unten
Hörte des Orpheus Geſang und unbezwingliche Sehnſucht?
Ward nicht Asklepios Kraft von meinem Strahle gebändigt,
Der, verwegen genug, die Todten dem Leben zurückgab?
Selbſt für den Todten hofft der Lebende. Willſt du verzweifeln,
Da der Lebendige noch das Licht der Sonne genießet?
Nicht iſt feſt umzäunt die Gränze des Lebens; ein Gott treibt,
Ja, es treibet der Menſch ſie zurück die Keren des Todes.
Darum laſſ' mir nicht ſinken den Muth! bewahre vor Frevel
Deine Lippen und ſchleuß dem feindlichen Spotte dein Ohr zu.
Oft begrub ſchon der Kranke den Arzt, der das Leben ihm kürzlich
Abgeſprochen, geneſet und froh der beleuchtenden Sonne.
Dränget nicht oft Poſeidon den Kiel des Schiffes gewaltig
Nach der verderblichen Syrt' und ſpaltet Planken und Ribben?
Gleich entſinket das Ruder der Hand, und des berſtenden Schiffes
Trümmer, von Männern gefaßt, zerſtreuet der Gott in den Wogen.
Alle will er verderben, doch rettet manchen der Dämon.
So auch weiß, mich dünkt, kein Gott noch der Göttinnen erſte,
Wem von Ilios Feld Rückkehr nach Hauſe beſtimmt ſey.

Alſo ſprach er und ſchwieg; da riß die göttliche Here
Schnell vom Sitze ſich auf und ſtand, wie ein Berg in dem Meer ſteht,
Deſſen erhabene Gipfel des Aethers Wetter umleuchten.
Zürnend ſprach ſie und hoch, die Einzige, würdiges Weſens:
Schrecklicher, wankend Geſinnter! was ſollen die täuſchenden Worte?

Sprächeſt du mich zu reizen etwa? und dich zu ergötzen,
Wenn ich zürne, mir ſo vor den Himmliſchen Schmach zu bereiten?
Denn ich glaube wohl kaum, daß ernſtlich das Wort dir bedacht ſey.
Ilios fällt! du ſchwurſt es mir ſelbſt, und die Winke des Schickſals
Deuten alle dahin, ſo mag denn auch fallen Achilleus!
Er, der beſte der Griechen, der würdige Liebling der Götter.
Denn wer im Wege ſteht dem Geſchick, das dem endlichen Ziele
Furchtbar zueilt, ſtürzt in den Staub, ihn zerſtampfen die Roſſe,
Ihn zerquetſchet das Rad des ehernen, heiligen Wagens.
Alſo ſprach ich es nicht, wie viel du auch Zweifel erregeſt,
Jene vielleicht zu erquicken, die weich ſich den Schmerzen dahingibt,
Aber dieß ſag' ich dir doch und nimm dir ſolches zu Herzen:
Willkür bleibet ewig verhaßt den Göttern und Menſchen,
Wenn ſie in Thaten ſich zeigt, auch nur in Worten ſich kund gibt.
Denn ſo hoch wir auch ſtehn, ſo iſt der ewigen Gotter
Ewigſte Themis allein, und dieſe muß dauren und walten,
Wenn dein Reich dereinſt, ſo ſpät es auch ſey, der Titanen
Uebermächtiger Kraft, der lange gebändigten, weichet.

Aber unbewegt und heiter verſetzte Kronion:
Weiſe ſprichſt du, nicht handelſt du ſo, denn es bleibet verwerflich,
Auf der Erd' und im Himmel, wenn ſich der Genoſſe des Herrſchers
Zu den Widerſachern geſellt, geſchäh' es in Thaten,
Oder Worten; das Wort iſt nahenden Thaten ein Herold.
Alſo bedeut' ich dir dieſes, beliebt's, Unruhige, dir noch
Heute des Kronos Reich, da unten waltend, zu theilen;

Steig' entſchloſſen hinab, erharre den Tag der Titanen,
Der, mich dünkt, noch weit vom Lichte des Aethers entfernt iſt.
Aber euch anderen ſag' ich es an, noch drängt nicht Verderben
Unaufhaltſam heran, die Mauern Troja's zu ſtürzen.
Auf denn! wer Troja beſchützt, beſchütze zugleich den Achilleus,
Und den übrigen ſteht, mich dünkt, ein trauriges Werk vor,
Wenn ſie den trefflichſten Mann der begünſtigten Danaer tödten.
Alſo ſprechend erhub er vom Thron ſich nach ſeinen Gemächern.

Und von dem Sitze bewegt entfernten ſich Leto und Thetis
In die Tiefe der Hallen; des einſamen Wechſelgeſpräches
Traurige Wonne begehrend, und keiner folgte den beiden.
Nun zu Ares gekehrt rief aus die erhabene Here:
Sohn! was ſinneſt nun du, deß ungebändigte Willkür
Dieſen und jenen begünſtigt, den einen bald und den andern
Mit dem wechſelnden Glück der ſchrecklichen Waffen erfreuet.
Dir liegt nimmer das Ziel im Sinn, wohin es geſteckt ſey,
Augenblickliche Kraft nur und Wuth und unendlicher Jammer.
Alſo denk' ich, du werdeſt nun bald, in der Mitte der Troer,
Selbſt den Achilleus bekämpfen, der endlich ſeinem Geſchick naht,
Und nicht unwerth iſt von Götterhänden zu fallen.

Aber Ares verſetzte darauf, mit Adel und Ehrfurcht:
Mutter, dieſes gebiete mir nicht: denn ſolches zu enden
Ziemte nimmer dem Gott. Es mögen die ſterblichen Menſchen
Unter einander ſich tödten, ſo wie ſie des Sieges Begier treibt.
Mein iſt ſie aufzuregen, aus ferner friedlicher Wohnung,
Wo ſie unbedrängt die herrlichen Tage genießen,
Sich um die Gaben der Ceres, der Nährerin, emſig bemühend.
Aber ich mahne ſie auf, von Oſſa begleitet; der fernen
Schlachten Getümmel erklingt vor ihren Ohren, es ſauſet

Schon der Sturm des Gefechts um ſie her, und erregt die Gemüther
Gränzenlos; nichts hält ſie zurück, und in muthigem Drange
Schreiten ſie lechzend heran, der Todesgefahren begierig.
Alſo zieh' ich nun hin, den Sohn der lieblichen Eos,
Memnon, aufzurufen und Aethiopiſche Völker.
Auch das Amazonengeſchlecht, dem Männer verhaßt ſind.
Alſo ſprach er und wandte ſich ab; doch Kypris, die holde,
Faßt' ihn und ſah ihm in's Aug' und ſprach mit herrlichem Lächeln:

Wilder, ſtürmſt du ſo fort! die letzten Völker der Erde
Aufzufordern zum Kampf, der um ein Weib hier gekämpft wird.
Thu' es, ich halte dich nicht! Denn um die ſchönſte der Frauen
Iſt es ein wertherer Kampf als je um der Güter Beſitzthum.
Aber errege mir nicht die Aethiopiſchen Völker,
Die den Göttern ſo oft die frömmſten Feſte bekränzen,
Reines Lebens, ich gab die ſchönſten Gaben den Guten,
Ewigen Liebesgenuß und unendlicher Kinder Umgebung.
Aber ſey mir geprieſen, wenn du unweibliche Schaaren
Wilder Amazonen zum Todeskampfe heranführeſt;
Denn mir ſind ſie verhaßt, die rohen, welche der Männer
Süße Gemeinſchaft fliehn, und Pferdebändigerinnen
Jeden reinlichen Reiz, den Schmuck der Weiber, entbehren.

Alſo ſprach ſie und ſah dem Eilenden nach: doch behende
Wandte die Augen ſie ab, des Phöbos Wege zu ſpähen,
Der ſich von dem Olympos zur blühenden Erde herabließ,
Dann das Meer durchſchritt, die Inſeln alle vermeidend,
Nach dem Thymbräiſchen Thal hineilete, wo ihm ein Tempel

Ernſt und würdig ſtand, von Troja's Völkern umfloſſen,
Als es Friede noch war, wo alles der Feſte begehret.
Aber nun ſtand er leer und ohne Feyer und Wettkampf.
Dort erblickt' ihn die Inge, gewandte Kypris, die Göttin,
Ihm zu begegnen geſinnt, denn mancherlei wälzt ſie im Buſen.

Und zu Here ſprach die ernſte Pallas Athene:
Göttin! du zürneſt mir nicht. Ich ſteige jetzo hernieder,
Jenem zur Seite zu treten, den bald nun das Schickſal ereilet.
Solch ein ſchönes Leben verdient nicht zu enden in Unmuth.
Gern geſteh' ich es dir, vor allen Helden der Vorzeit,
Wie auch der Gegenwart, lag ſtets mir Achilleus am Herzen;
Ja, ich hätte mich ihm verbunden in Lieb' und Umarmung,
Könnten Tritogeneien die Werke der Kypris geziemen;
Aber wie er den Freund mit gewaltiger Neigung umfaßt hat,
Alſo halt' ich auch ihn; und ſo wie er jenen bejammert,
Werd' ich, wenn er nun fällt, den Sterblichen klagen, die Göttin.
Ach! daß ſchon ſo frühe das ſchöne Bildniß der Erde
Fehlen ſoll! die breit und weit am Gemeinen ſich freuet.
Daß der ſchöne Leib, das herrliche Lebensgebäude,
Freſſender Flamme ſoll dahingegeben zerſtieben.
Ach! und daß er ſich nicht, der edle Jüngling, zum Manne
Bilden ſoll. Ein fürſtlicher Mann iſt ſo nöthig auf Erden.
Daß die jüngere Wuth, des wilden Zerſtörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als ſchaffender, endlich beweiſe,
Der die Ordnung beſtimmt, nach welcher ſich Tauſende richten.
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem ſtürmenden Ares,
Dem die Schlacht nur genügt, die männertödtende! Nein, er
Gleicht dem Kroniden ſelbſt, von dem ausgehet die Wohlfahrt.
Städte zerſtört er nicht mehr, er baut ſie; fernem Geſtade
Führt er den Ueberfluß der Bürger zu; Küſten und Syrten

Wie ſollen wir denn da gefunden?
Haben weder Außen noch Innen gefunden.

Was haben wir da gefunden?
Wir wiſſen weder oben noch unten.

Mit dieſem Verſatilen
Scheint nur das Wort zu ſpielen;
Doch wirkt ein Wort ſo mächtig,
Iſt der Gedanke trächtig.

Wenn ſie aus deinem Korbe naſchen,
Behalte noch etwas in der Taſchen.

Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig.
Dieser aber baut sich sein Grab. Nicht kann oder soll ich
Meinen Liebling zurück von der Pforte des Ais geleiten,
Die er schon forschend umgeht und sucht, dem Freunde zu folgen,
Die ihm, so nahe sie klafft, noch nächtliche Dunkel umhüllen.
Also sprach sie und blickte schrecklich hinaus in den weiten
Aether. Schrecklich blicket ein Gott da wo Sterbliche weinen.

Aber Here versetzte, der Freundin die Schulter berührend:
Tochter, ich theile mit dir die Schmerzen die dich ergreifen;
Denn wir denken ja gleich in vielem, so auch in diesem,
Daß ich vermeide des Mannes Umarmung, du sie verabscheust.
Aber desto geehrter ist stets uns der Würdige. Vielen
Frauen ist ein Weichling erwünscht, wie Anchises der blonde,
Oder Endymion gar, der nur als Schläfer geliebt ward.
Aber fasse dich nun, Kronions würdige Tochter,
Steige hinab zum Peliden und fülle mit göttlichem Leben
Seinen Busen, damit er vor allen sterblichen Menschen
Heute der glücklichste sey, des künftigen Ruhmes gedenkend,
Und ihm der Stunde Hand die Fülle des Ewigen reiche.

Pallas eilig schmückte den Fuß mit den goldenen Sohlen,
Die durch den weiten Raum des Himmels und über das Meer sie
Tragen, schritt so hinaus und durchstrich die ätherischen Räume,
So wie die untere Luft, und auf die Skamandrische Höhe
Senkte sie schnell sich hinab, an's weitgesehene Grabmal
Aesyetes. Nicht blickte sie erst nach der Veste der Stadt hin,
Nicht in das ruhige Feld, das zwischen des heiligen Xanthos

Immer fließendem Schmuck und des Simois ſteinigem breitem
Trockenem Bette, hinab nach dem kieſigen Ufer ſich ſtrecket.
Nicht durchlief ihr Blick die Reihen der Schiffe, der Zelte,
Spähete nicht im Gewimmel herum des geſchäftigen Lagers;
Meerwärts wandte die Göttliche ſich, der Sigeiſche Hügel
Füllt' ihr das Auge, ſie ſah den rüſtigen Peleionen
Seinem geſchäftigen Volke der Myrmidonen gebietend.

Gleich der beweglichen Schaar Ameiſen, deren Geſchäfte
Tief im Walde der eilende Tritt des Jägers geſtöret,
Ihren Haufen zerſtreuend, wie lang' er und ſorglich gethürmt war.
Schnell die geſellige Menge, zu tauſend Schaaren zerſtoben,
Wimmelt ſie hin und her, und einzelne Tauſende wimmeln,
Jede das Nächſte faſſend und ſich nach der Mitte beſtrebend,
Hin nach dem alten Gebäude des labyrinthiſchen Kegels.
Alſo die Myrmidonen, ſie häuften Erde mit Erde,
Rings von außen den Wall aufbürmend, alſo erwuchs er
Höher, augenblicks, hinauf in beſchriebenem Kreiſe.

Aber Achilleus ſtand im Grunde des Bechers, umgeben
Rings von dem ſtürzenden Wall, der um ihn ein Denkmal emporſtieg.
Hinter ihn trat Athene, nicht fern, des Antilochos Bildung
Hüllte die Göttin ein, nicht ganz, denn herrlicher ſchien er.
Bald nun zurückgewandt, erblickte den Freund der Pelide
Freudig, ging ihm entgegen und ſprach, die Hand ihm ergreifend:
Trauter, kommſt du mir auch das ernſte Geſchäft zu befördern,
Das der Jünglinge Fleiß mir nah und näher vollbringet?
Sieh! wie rings der Damm ſich erhebt und ſchon nach der Mitte

Sich

Sich der rollende Schutt, den Kreis verengend, herandrängt.
Solches mag die Menge vollenden, doch dir ſey empfohlen
In der Mitte das Dach, den Schirm der Urne, zu bauen.
Hier! zwey Platten ſondert' ich aus, beim Graben gefundne
Ungeheure; gewiß der Erderſchüttrer Poſeidon
Riß vom hohen Gebirge ſie los und ſchleuderte hierher
Sie, an des Meeres Rand, mit Kies und Erde ſie deckend.
Dieſe bereiteten ſtelle ſie auf, an einander ſie lehnend
Baue das feſte Gezelt! darunter möge die Urne
Stehen, heimlich verwahrt, fern bis an's Ende der Tage.
Fülle die Lücke ſodann des tiefen Raumes mit Erde,
Immer weiter heran, bis daß der vollendete Kegel,
Auf ſich ſelber geſtützt, den künftigen Menſchen ein Mal ſey.

Alſo ſprach er, und Zeus klaräugige Tochter Athene
Hielt ihm die Hände noch feſt, die ſchrecklichen, denen im Streite
Ungern nahet ein Mann, und wenn er der trefflichſte wäre.
Dieſe drückt ſie geſchloſſen, mit göttlicher freundlicher Stärke,
Wiederholend, und ſprach die holden erfreuenden Worte:
Lieber, was du gebeutſt, vollendet künftig der deinen
Letzter, ſey es nun ich, ſey auch es ein andrer, wer weiß es.
Aber laß uns ſogleich, aus dieſem drängenden Kreiſe
Steigend hinauf, des Walles erhabenen Rücken umſchreiten.
Dorten zeigt ſich das Meer und das Land und die Inſeln der Ferne.
Alſo ſprach ſie und regte ſein Herz und hob, an der Hand ihn
Führend, leicht ihn hinauf, und alſo wandelten beide
Um den erhabenen Rand des immer wachſenden Dammes.

Aber die Göttin begann, die blauen glänzenden Augen
Gegen das Meer gewendet, verſuchende freundliche Worte:

Welche Segel ſind dieß, die zahlreich, hinter einander,
Streben dem Ufer zu, in weite Reihe gedehnet?
Dieſe nahen, mich dünkt, ſo bald nicht der heiligen Erde,
Denn vom Strande der Wind weht morgendlich ihnen entgegen.

Irret der Blick mich nicht, verſetzte der große Pelide,
Trüget mich nicht das Bild der bunten Schiffe, ſie ſind es
Kühne, Phöniſiſche Männer, begierig mancherlei Reichthums.
Aus den Inſeln führen ſie her willkommene Nahrung,
Zu dem Achäiſchen Heer, das lange vermißte die Zufuhr.
Wein und getrocknete Frucht und Heerden blökendes Viehes.
Ja, ſie ſollen gelandet, mich dünkt, die Völker erquicken,
Ehe die drängende Schlacht die neugeſtärkten heranruft.

Wahrlich! verſetzte darauf die bläulich blickende Göttin:
Keinesweges irrte der Mann, der hier an der Küſte
Sich die Warte zu ſchaffen die Seinigen ſämmtlich erregte,
Künftig in's hohe Meer nach kommenden Schiffen zu ſpähen,
Oder ein Feuer zu zünden, der Steuernden nächtliches Zeichen.
Denn der weiteſte Raum eröffnet hier ſich den Augen,
Nimmer leer; ein Schiff begegnet ſtrebenden Schiffen,
Oder folgt. Fürwahr! ein Mann von Okeanos Strömen
Kommend, und körniges Gold des hinterſten Phaſis im hohlen
Schiffe führend, begierig nach Tauſch das Meer zu durchſtreifen,
Immer würd' er geſehn, wohin er ſich wendete. Schiffe' er
Durch die ſalzige Fluth des breiten Hellespontos
Nach des Kroniden Wieg' und nach dem Strömen Aegyptds,
Die Tritoniſche Sorte zu ſehen verlangend, vielleicht auch
An dem Ende der Erde die niederſteigenden Roſſe
Helios zu begrüßen und dann nach Hauſe zu kehren,
Reich mit Waaren beladen, wie manche Küſte geboten,

Dieſer würde geſehn ſo hinwärts alſo auch herwärts.
Selbſt auch wohnet, mich däucht, dort hinten zu, wo ſich die Nacht nie
Trennt von der heiligen Erde, der ewigen Nebel verdroſſen,
Mancher entſchloſſene Mann, auf Abenteuer begierig,
Und er wagt ſich in's offene Meer; nach dem fröhlichen Tag zu
Steuernd gelangt er hieher, und zeigt den Hügel von ferne
Seinen Geſellen und fragt, was hier das Zeichen bedeute.

Und mit heiterem Blick erwiderte froh der Pelide:
Weislich ſagſt du mir das, des weiſeſten Vaters Erzeugter!
Nicht allein bedenkend was jetzt dir das Auge berühret,
Sondern das Künftige ſchauend, und heiligen Sehern vergleichbar.
Gerne hör' ich dich an, die holden Reden erzeugen
Neue Wonne der Bruſt, die ſchon ſo lang' ich entbehre.
Wohl wird mancher daher die blaue Woge durchſchneiden,
Schauen das herrliche Mal und zu den Ruderern ſprechen:
Hier liegt keineswegs der Achaier geringſter beſtattet,
Denen zurück den Weg der Moiren Strenge verſagt hat;
Denn nicht wenige trugen den thürmenden Hügel zuſammen.

Nein! ſo redet er nicht, verſetzte heftig die Göttin:
Sehet! ruft er entzückt, von fern den Gipfel erblickend,
Dort iſt das herrliche Mal des einzigen großen Peliden,
Den ſo frühe der Erde der Moiren Willkür entriſſen.
Denn das ſag' ich dir an, ein wahrheitsliebender Seher,
Dem jetzt augenblicks das Künftige Götter enthüllen:
Weit von Okeanos Strom, wo die Roſſe Helios herführt,
Ueber den Scheitel, ſie lenkend, bis hin wo er Abends hinabſteigt,
Ja, ſo weit nur der Tag und die Nacht reicht, ſiehe, verbreitet

Sich dein herrlicher Ruhm, und alle Völker verehren
Deine treffende Wahl des kurzen rühmlichen Lebens.
Köſtliches haſt du erwählt. Wer jung die Erde verlaſſen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Perſephoneia's,
Ewig erſcheint er jung den Künftigen, ewig erſehnet.
Stirbt mein Vater dereinſt, der graue reiſige Neſtor,
Wer beklagt ihn alsdann? und ſelbſt von dem Auge des Sohnes
Wälzet die Thräne ſich kaum, die gelinde. Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muſter.
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnſucht
Allen künftigen auf, und jedem ſtirbt er auf's Neue,
Der die rühmliche That mit rühmlichen Thaten gekrönt wünſcht.

Gleich verſetzte darauf einſtimmende Reden Achilleus:
Ja, ſo ſchätzt der Menſch das Leben, als heiliges Kleinod,
Daß er jenen am meiſten verehrt, der es trotzig verſchmähet.
Manche Tugenden gibt's der hohen verſtändigen Weisheit,
Manche der Treu' und der Pflicht und der alles umfaſſenden Liebe;
Aber keine wird ſo verehrt von ſämmtlichen Menſchen
Als der feſtere Sinn, der, ſtatt dem Tode zu weichen,
Selbſt der Nereen Gewalt zum Streite muthig herantuft.
Auch ehrwürdig ſogar erſcheinet kunſt'gen Geſchlechtern
Jener, der nahe bedrängt von Schand' und Jammer, entſchloſſen
Selber die Schärfe des Erzes zum zarten Leibe gewendet.
Wider Willen folgt ihm der Ruhm; aus der Hand der Verzweiflung
Nimmt er den herrlichen Kranz des unverwelklichen Siegers.

Alſo ſprach er, drauf ihm erwiderte Pallas Athene:

Schickliches haſt du geſprochen, denn ſo begegnet's den Menſchen.
Selbſt den geringſten erhebt der Todesgefahren Verachtung.
Herrlich ſteht in der Schlacht ein Knecht an des Königes Seite.
Selbſt des häuslichen Weibes Ruhm verbreitet die Erde.
Immer noch wird Alkeſtis, die ſtille Gattin, genennet
Unter den Helden, die ſich für ihren Admetos dahingab.
Aber Keinem ſteht ein herrlicher groſſeres Loos vor,
Als dem, welcher im Streit unzähliger Männer der erſte
Ohne Frage gilt, die hier, Achäiſcher Abkunft
Oder heimiſche Phrygen, unendliche Kämpfe durchſtritten.
Mnemoſyne wird eh' mit ihren herrlichen Töchtern
Jener Schlachten vergeſſen, der erſten göttlichen Kämpfe,
Die dem Kroniden das Reich befeſtigten, wo ſich die Erde,
Wo ſich Himmel und Meer bewegten in flammendem Antheil,
Eh' die Erinn'rung verloſchen der argonautiſchen Kühnheit,
Und Herkuliſcher Kraft nicht mehr die Erde gedenken,
Als daß dieſes Gefild und dieſe Küſte nicht ſollten
Künden hinfort zehnjährigen Kampf und die Gipfel der Thaten.
Und dir war es beſtimmt, in dieſem herrlichen Kriege,
Der ganz Hellas erregt und ſeine rüſtigen Streiter
Ueber das Meer getrieben, ſo wie die letzten Barbaren,
Bundesgenoſſen der Troer, hieher zum Kampfe gefordert,
Immer der erſte genannt zu ſeyn, als Führer der Völker.
Wo ſich nun künftig der Kranz der ruhigen Männer verſammelt
Und den Sänger vernimmt, in ſicherem Hafen gelandet,
Ruhend auf gehauenem Stein von der Arbeit des Ruders
Und vom ſchrecklichen Kampf mit unbezwinglichen Wellen;
Auch am heiligen Feſt um den herrlichen Tempel gelagert
Zeus des Olympiers, oder des fernetreffenden Phöbos,
Wenn der rühmliche Preis den glücklichen Siegern ertheilt
ward,

Immer wird dein Name zuerſt von den Lippen des Sängers
Fließen, wenn er voran des Gottes preiſend erwähnte.
Allen erhebſt du das Herz, als gegenwärtig, und allen
Tapfern verſchwindet der Ruhm ſich auf dich Einen vereinend.

Drauf mit ernſtem Blick verſetzte lebhaft Achilleus:
Dieſes redeſt du wieder und wohl, ein verſtändiger Jüngling.
Denn zwar reizt es den Mann zu ſehn die drängende Menge
Seinetwegen verſammelt, im Leben, gierig des Schauens,
Und ſo freut es ihn auch den holden Sänger zu denken,
Der des Geſanges Kranz mit ſeinem Namen verflechtet;
Aber reizender iſt's ſich nahverwandter Geſinnung
Edeler Männer zu freun, im Leben ſo auch im Tode.
Denn mir ward auf der Erde nichts köſtlichers jemals gegeben,
Als wenn mir Ajax die Hand, der Telamonier, ſchüttelt,
Abends, nach geendigter Schlacht und gewaltiger Mühe,
Sich des Sieges erfreuend und niedergemordeter Feinde.
Wahrlich, das kurze Leben, es wäre dem Menſchen zu gönnen
Daß er es froh vollbrächte, vom Morgen bis an den Abend
Unter der Halle ſitzend und Speiſe die Fülle genießend,
Auch dazu den ſtärkenden Wein, den Sorgenbezwinger,
Wenn der Sänger indeß Vergangnes und Künftiges brächte.
Aber ihm ward ſo wohl nicht jenes Tages beſchieden,
Da Kronion erzürnt dem klugen Japetiden,
Und Pandorens Gebild Hephaiſtos dem König geſchaffen;
Damals war beſchloſſen der unvermeidliche Jammer
Allen ſterblichen Menſchen, die je die Erde bewohnen.
Denen Helios nur zu trüglichen Hoffnungen leuchtet.
Trügend ſelbſt durch himmliſchen Glanz und erquickende Strahlen
Denn im Buſen des Menſchen iſt ſtets des unendlichen Haders

Quelle zu ſtießen geneigt, des ruhigſten Hauſes Verderber.
Neid und Herrſchſucht und Wunſch des unbedingten Beſitzes
Weit vertheileten Guts, der Heerden, ſo wie des Weides,
Die ihm göttlich ſcheinend gefährlichen Jammer in's Haus
bringt.
Und wo raſtet der Menſch von Mud' und gewaltigem Streben,
Der die Meere befährt im hohlen Schiffe? die Erde,
Kräftigen Stieren folgend, mit ſchicklicher Furche durchzieht?
Ueberall ſind Gefahren ihm nah, und Tode, der Moiren
Aelteſte, reget den Boden der Erde ſo gut als das Meer auf.
Alſo ſag' ich dir dieß: der Glücklichſte denke zum Streite
Immer gerüſtet zu ſeyn, und jeder gleiche dem Krieger,
Der von Helios Blick zu ſcheiden immer bereit iſt.

Lächelnd verſetzte darauf die Göttin Pallas Athene:
Laß dieß alles uns nun beiſeitigen! Jegliche Rede,
Wie ſie auch weiſe ſey, der erdegeborenen Menſchen,
Löſet die Räthſel nicht der undurchdringlichen Zukunft.
Darum gedenk' ich beſſer des Zwecks, warum ich gekommen,
Dich zu fragen, ob du vielleicht mir irgend geböteſt,
Dir ſogleich zu beſorgen das Nöthige, wie auch den Deinen.

Und mit heiterem Ernſt verſetzte der große Pelide:
Wohl erinnerſt du mich, der weiſere, was es bedürfe.
Mich zwar reizet der Hunger nicht mehr, noch der Durſt, noch
ein anders
Erdegebornes Verlangen, zur Feyer fröhlicher Stunden;
Aber dieſen iſt nicht, den treu arbeitenden Männern,
In der Mühe ſelbſt der Mühe Labung gegeben.
Forderſt du auf der Deinigen Kraft, ſo muſt du ſie ſtärken
Mit den Gaben der Ceres, die alles Nährende ſpendet.

Darum eile hinab, mein Freund, und ſende des Brotes
Und des Weines genug, damit wir fördern die Arbeit.
Und am Abende ſoll der Geruch willkommenen Fleiſches
Euch entgegendampfen, das erſt geſchlachtet dahin fiel.
Alſo ſprach er laut; die Seinen hörten die Worte,
Lächelnd unter einander, erquickt vom Schweiße der Arbeit.

Aber hinab ſtieg Pallas, die göttliche, fliegenden Schrittes
Und erreichte ſogleich der Myrmidonen Gezelte,
Unten am Fuße des Hügels, die rechte Seite des Lagers
Treu bewachend; es fiel dieß Loos dem hohen Achilleus.
Gleich erregte die Göttin die ſtets vorſichtigen Männer,
Welche die goldene Frucht der Erde reichlich bewahrend
Sie dem ſtreitenden Mann zu reichen immer bereit ſind.
Dieſe nun rief ſie an und ſprach die gebietenden Worte:
Auf! was ſäumet ihr nun des Brotes willkommene Nahrung
Und des Weines hinauf den Schwerbemühten zu bringen!
Die nicht heut am Gezelt in frohem Geſchwätze verſammelt
Sitzen, das Feuer ſchürend ſich tägliche Nahrung bereiten.
Auf! ihr Faulen, ſchaffet ſogleich den thätigen Männern
Was der Magen bedarf; denn allzuoft nur verkürzt ihr
Streitendem Volke den ſchuldigen Lohn verheißener Nahrung.
Aber, mich dunkt, euch ſoll des Herrſchenden Zorn noch ereilen,
Der den Krieger nicht her um euretwillen geführt hat.
Alſo ſprach ſie, und jene gehorchten, verdroſſenes Herzens
Eilend, und ſchafften die Fülle heraus, die Maulen beladend.

Sollen dich die Dohlen nicht umſchrein,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchenthurm ſeyn.

Man zieht den Todten ihr ehrenvolles Gewand an
Und denkt nicht, daß man zunächſt auch wohl balſamirt wird;
Ruinen ſieht man als mahleriſch intereſſant an
Und fühlt nicht, daß man ſo eben auch ruinirt wird.

Und wo die Freunde verfaulen,
Das iſt ganz einerlei,
Ob unter Marmor-Saulen
Oder im Raſen frei.
Der Lebende bedenke,
Wenn auch der Tag ihm mault,
Daß er den Freunden ſchenke
Was nie und nimmer fault.

Pandora.

Ein

Feſtſpiel.

Erſter Aufzug.

Personen.

Prometheus, Epimetheus, } Japetiden.

Phileros, Prometheus Sohn.

Elpore, Epimeleia, } Epimetheus Töchter.

Eos.

Pandora, Epimetheus Gattin.

Dämonen.

Helios.

Schmiede.

Hirten.

Feldbauende.

Krieger.

Gewerbsleute.

Winzer.

Fischer.

Der Schauplatz

wird im großen Styl nach Pouſſiniſcher Weiſe gedacht.

Seite des Prometheus.

Zu der Linken des Zuſchauers Fels und Gebirg, aus deſſen mächtigen Bänken und Maſſen natürliche und künſtliche Höhlen neben und über einander gebildet ſind, mit mannichfaltigen Pfaden und Steigen, welche ſie verbinden. Einige dieſer Höhlen ſind wieder mit Felsſtücken zugeſetzt, andere mit Thoren und Gattern verſchloſſen, alles roh und derb. Hier und da ſieht man etwas regelmäßig Gemauertes, vorzüglich Unterſtützung und künſtliche Verbindung der Maſſen bezweckend, auch ſchon bequemere Wohnungen andeutend, doch ohne alle Symmetrie. Rankengewächſe hangen herab; einzelne Büſche zeigen ſich auf den Abſätzen; höher hinauf verdichtet ſich das Geſträuch, bis ſich das Ganze in einen waldigen Gipfel endigt.

Seite des Epimetheus.

Gegenüber zur Rechten ein ernſtes Holzgebäude nach älteſter Art und Conſtruction, mit Säulen von Baumſtämmen, und kaum gekanteten Gebälken und Geſimſen. In der Vorhalle ſieht man eine Ruheſtätte mit Fellen und Teppichen. Neben dem Hauptgebäude, gegen den Hintergrund, kleinere ähnliche Wohnungen mit vielfachen Anſtalten von trockenen Mauern, Planken und Hecken, welche auf Befriedigung verſchiedener Beſitzthümer deuten; dahinter

die Gipfel von Fruchtbäumen, Anzeigen wohlbeſtellter Gärten. Weiterhin mehrere Gebäude im gleichen Sinne.

Im Hintergrunde mannichfaltige Flächen, Hügel, Büſche und Haine; ein Fluß, der mit Fällen und Krümmungen nach einer Seebucht fließt, die zunächſt von ſteilen Felſen begränzt wird. Der Meereshorizont, über den ſich Inſeln erheben, ſchließt das Ganze.

N a ch t.

Epimetheus.

(Aus der Mitte der Landſchaft hervortretend.)

Kindheit und Jugend, allzuglücklich preiſ' ich ſie!
Daß nach durchſtürmter durchgenoſſner Tagesluſt,
Behender Schlummer allgewaltig ſie ergreift,
Und, jede Spur vertilgend kräft'ger Gegenwart,
Vergangnes, Träume bildend, miſcht Zukünftigem.
Ein ſolch Behagen, ferne bleibt's dem Alten, mir.
Nicht ſondert mir entſchieden Tag und Nacht ſich ab,
Und meines Namens altes Unheil trag' ich fort:
Denn Epimetheus nannten mich die Zeugenden,
Vergangnem nachzuſinnen, Raſchgeſchehenes
Zurückzuführen, mühſamen Gedankenſpiels,
Zum trüben Reich geſtalten-miſchender Möglichkeit.
So bittre Mühe war dem Jüngling auferlegt,
Daß ungeduldig in das Leben hingewandt
Ich unbedachtſam Gegenwärtiges ergriff,
Und neuer Sorge neubelaſtende Qual erwarb.
So flohſt du, kräft'ge Zeit der Jugend, mir dahin,
Abwechſelnd immer, immer wechſelnd mir zum Troſt,
Von Fülle zum Entbehren, von Entzücken zu Verdruß.

Verzweiflung floh vor wonniglichem Gaukelwahn,
Ein tiefer Schlaf erquickte mich von Glück und Noth,
Nun aber, nächtig immer ſchleichend wach umher,
Bedaur' ich meiner Schlafenden zu kurzes Glück,
Des Hahnes Krähen fürchtend, wie des Morgenſterns
Voreilig Blinken. Beſſer blieb' es immer Nacht!
Gewaltſam ſchüttle Helios die Lockengluth;
Doch Menſchenpfade zu erhellen ſind ſie nicht.
Was aber hör' ich? Knarrend öffnen ſich ſo früh
Des Bruders Thore. Wacht er ſchon, der Thätige?
Voll Ungeduld zu wirken, zündet er ſchon die Gluth
Auf hohlem Herdraum werkaufregend wieder an?
Und ruft zu mächt'ger Arbeitsluſt die rüſtige,
Mit Guß und Schlag, Erz auszubilden kräft'ge Schaar?
Nicht ſo! Ein eilend leiſer Tritt bewegt ſich her,
Mit frohem Tonmaß herzerhebenden Geſangs.

Phileros.

(Von der Seite des Prometheus her.)

Zu freieren Luften hinaus, nur hinaus!
Wie drängen mich Mauern! wie ängſtet das Haus!
Wie ſollen mir Felle des Lagers genügen?
Gelang' es, ein Feuer in Träume zu wiegen?
Nicht Ruhe nicht Raſt
Den Liebenden faßt.
Was hilft es, und neiget das Haupt auch ſich nieder,
Und ſinken ohnmächtig ermüdete Glieder;
Das Herz es iſt munter, es regt ſich, es wacht,
Es lebt den lebendigſten Tag in der Nacht!
Alle blinken die Sterne mit zitterndem Schein,
Alle laden zu Freuden der Liebe mich ein,
Zu ſuchen, zu wandeln den duftigen Gang

Wo geſtern die Liebſte mir wandelt' und ſang,
Wo ſie ſtand, wo ſie ſaß, wo mit blühenden Bogen
Beblümete Himmel ſich über uns zogen,
Und um uns und an uns ſo drängend und voll
Die Erde von nickenden Blumen erquoll.
O dort nur, o dort!
Iſt zum Ruhen der Ort!

Epimetheus.

Wie tönet mir ein mächt'ger Hymnus durch die Nacht!

Phileros.

Wen treff' ich ſchon, wen treff' ich noch den Wachenden?

Epimetheus.

Phileros biſt du es? Deine Stimme ſcheint es mir.

Phileros.

Ich bin es, Oheim! aber halte mich nicht auf.

Epimetheus.

Wo eilſt du hin, du morgendlicher Jüngling du?

Phileros.

Wohin mich nicht dem Alten zu begleiten ziemt.

Epimetheus.

Des Jünglings Pfade, zu errathen ſind ſie leicht.

Phileros.

So laß mich los und frage mir nicht weiter nach.

Epimetheus.

Vertraue mir! Der Liebende bedarf des Raths.

Phileros.

Zum Rathe bleibt nicht, zum Vertrauen bleibt nicht Raum.

Epimetheus.

So nenne mir den Namen deines holden Glücks.

Phileros.

Verborgen iſt ihr Name wie der Eltern mir.

Epimetheus.

Auch Unbekannte zu beſchädigen bringet Weh.

Phileros.

Des Ganges heitre Schritte, Guter, trübe nicht.

Epimetheus.

Daß du in's Unglück renneſt, fürcht' ich nur zu ſehr.

Phileros.

Phileros, nur dahin zum bedufteten Garten!
Da magſt du die Fülle der Liebe dir erwarten,
Wenn Eos, die Blöde, mit glühendem Schein
Die Teppiche röthet am heiligen Schrein,
Und hinter dem Teppich das Liedchen hervor,
Mit rötheren Wangen, nach Helios Thor,
Nach Gärten und Feldern mit Sehnſucht hinaus
Die Blicke verſendet und ſpähet mich aus.
So wie ich zu dir,
So ſtrebſt du zu mir!

(Ab nach der rechten Seite des Zuſchauers.)

Epimetheus.

Fahr hin, Beglückter, Hochgeſegneter! dahin!
Und wärſt du nur den kurzen Weg zu ihr beglückt,
Doch zu beneiden! Schlägt dir nicht des Menſchenheils
Erwünſchte Stunde? zöge ſie auch ſchnell vorbei.
So war auch mir! So freudig hüpfte mir das Herz,
Als mir Pandora nieder vom Olympos kam.
Allſchönſt und allbegabteſt regte ſie ſich hehr
Dem Staunenden entgegen, forſchend holden Blicks,
Ob ich, dem ſtrengen Bruder gleich, wegwieſe ſie.
Doch nur zu mächtig war mir ſchon das Herz erregt,
Die holde Braut empfing ich mit berauſchtem Sinn.
Sodann geheimnißreicher Mitgift nahm' ich mich,

Des irdenen Gefäßes hoher Wohlgeſtalt.
Verſchloſſen ſtand's. Die Schöne freundlich trat hinzu,
Zerbrach das Götterſiegel, hub den Deckel ab.
Da ſchwoll gedrängt ein leichter Dampf aus ihm hervor,
Als wollt' ein Weihrauch danken den Uraniern,
Und fröhlich fuhr ein Sternblitz aus dem Dampf heraus,
Sogleich ein andrer; andre folgten heftig nach.
Da blickt' ich auf, und auf der Wolke ſchwebten ſchon
Im Gaukeln lieblich Götterbilder, buntgedrängt;
Pandora zeigt' und nannte mir die Schwebenden:
Dort ſiehſt du, ſprach ſie, glänzet Liebesglück empor!
Wie? rief ich, droben ſchwebt es? Hab' ich's doch in dir!
Daneben zieht, ſo ſprach ſie fort, Schmucluſtiges
Des Vollgewandes wellenhafte Schleppe nach.
Doch höher ſteigt, bedächtig ernſten Herrſcherblicks,
Ein immer vorwärts dringendes Gewaltgebild.
Dagegen, gunſterregend ſtrebt, mit Freundlichkeit
Sich ſelbſt gefallend, ſüß zudringlich, regen Blicks,
Ein artig Bild, dein Auge ſuchend, emſig her.
Noch andre ſchmelzen kreiſend in einander hin,
Dem Rauch gehorchend, wie er hin und wieder wogt,
Doch alle pflichtig, deiner Tage Luſt zu ſeyn.
Da rief ich aus: Vergebens glänzt ein Sternenheer,
Vergebens rauch-gebildet wünſchenswerther Trug!
Du trügſt mich nicht, Pandora, mir die eing'ge!
Kein andres Glück verlang' ich, weder wirkliches
Noch vorgeſpiegeltes im Luſtwahn. Bleibe mein!
Indeſſen hatte ſich das friſche Menſchenchor,
Das Chor der Neulinge, verſammelt mir zum Feſt.
Sie ſtarrten froh die muntern Luftgeburten an,
Und drangen zu und haſchten. Aber flüchtiger

Und irdiſch ausgeſtreckten Händen unerreich-
bar jene, ſteigend jetzt empor und jetzt geſenkt.
Die Menge täuſchten ſtets ſie, die verfolgende.
Ich aber zuverſichtlich trat zur Gattin ſchnell,
Und eignete das gottgeſandte Wonnebild
Mit ſtarken Armen meiner liebeerfüllten Bruſt.
Auf ewig ſchuf da holde Liebesfülle mir
Zur ſüßen Lebensfabel jenen Augenblick.

(Er begibt ſich nach dem Lager in der Vorhalle und beſteigt es.)

Jener Kranz, Pandorens Locken
Eingedrückt von Götterhänden,
Wie er ihre Stirn umſchattet,
Ihrer Augen Gluth gedämpfet,
Schwebt mir noch vor Seel' und Sinnen,
Schwebt, da ſie ſich längſt entzogen,
Wie ein Sternbild über mir.
Doch er hält nicht mehr zuſammen;
Er zerflicht, zerfällt und ſtreuet
Ueber alle friſchen Fluren
Reichlich ſeine Gaben aus.

(Schlummernd.)

O wie gerne bänd' ich wieder
Dieſen Kranz! Wie gern verknüpft' ich,
Wär's zum Kranze, wär's zum Strauße,
Flora-Cypris, deine Gaben!
Doch mir bleiben Kranz und Strauße
Nicht beiſammen. Alles löſ't ſich.
Einzeln ſchafft ſich Blum' und Blume
Durch das Grüne Raum und Platz.
Pflückend geh' ich und verliere

„Haſt du das alles nicht bedacht?
Wir haben's doch in unſerm Orden.“
Ich hätt' es gern euch recht gemacht,
Es wäre aber nichts geworden.

Noch bin ich gleich von euch entfernt,
Haſſ' euch Cyklopen und Sylbenfreſſer!
Ich habe nichts von euch gelernt,
Ihr wußtet's immer beſſer.

Die Jugend iſt vergeſſen
Aus getheilten Intereſſen;
Das Alter iſt vergeſſen
Aus Mangel an Intereſſen.

Das Gepflückte. Schnell entſchwindet's.
Roſe, brech' ich deine Schöne,
Lilie du, biſt ſchon dahin!

(Er entſchläft.)

Prometheus.

(Eine Fackel in der Hand.)

Der Fackel Flamme morgendlich dem Stern voran
In Vaterhänden aufgeſchwungen kündeſt du
Tag vor dem Tage! Göttlich werde du verehrt.
Denn aller Fleiß, der männlich ſchätzenswertheſte,
Iſt morgendlich; nur er gewährt dem ganzen Tag
Nahrung, Behagen, müder Stunden Vollgenuß.
Deßwegen ich der Abendaſche heil'gen Schatz
Entblößend früh zu neuem Gluthtrieb aufgefacht,
Vorleuchtend meinem wackern arbeitstreuen Volk,
So ruf' ich laut euch Erzgewält'ger nun hervor.
Erhebt die ſtarken Arme leicht, daß tactbewegt
Ein kräft'ger Hämmerchortanz laut erſchallend, raſch
Uns das Geſchmolz'ne vielfach ſtrecke zum Gebrauch.

(Mehrere Höhlen eröffnen ſich, mehrere Feuer fangen an zu brennen.)

Schmiede.

Zündet das Feuer an!
Feuer iſt oben an.
Höchſtes er hat's gethan,
Der es geraubt.
Wer es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.
Waſſer es fließe nur!
Fließet es von Natur

Felſenab durch die Flur,
Zieht es auf ſeine Spur
Menſchen und Vieh.
Fiſche ſie wimmeln da,
Vögel ſie himmeln da,
Ihr' iſt die Fluth.
Die unbeſtändige
Stürmiſch lebendige,
Daß der Verſtändige
Manchmal ſie bändige,
Finden wir gut.
Erde ſie ſteht ſo feſt!
Wie ſie ſich quälen läßt!
Wie man ſie ſcharrt und placht!
Wie man ſie ritzt und hackt!
Da ſoll's heraus.
Furchen und Striemen ziehn
Ihr auf den Rücken hin
Knechte mit Schweißbemühn;
Und wo nicht Blumen blühn,
Schilt man ſie aus.
Ströme du, Luft und Licht,
Weg mir vom Angeſicht!
Schürſt du das Feuer nicht,
Biſt du nichts werth.
Strömſt du zum Herd herein,
Sollſt du willkommen ſeyn,
Wie ſich's gehört.
Dring' nur herein in's Haus;
Willſt du hernach hinaus,
Biſt du verzehrt.

Rasch nur zum Werk gethan!
Feuer nun flammt's heran,
Feuer schlägt oben an;
Sieht's doch der Vater an,
Der es geraubt.
Der es entzündete,
Sich es verbündete,
Schmiedete, ründete
Kronen dem Haupt.

Prometheus.

Des thät'gen Manns Behagen sey Parteylichkeit.
Drum freut es mich, daß, andrer Elemente Werth
Verkennend, ihr das Feuer über alles preist.
Die ihr hereinwärts auf den Ambos blickend wirkt,
Und hartes Erz nach eurem Sinne zwingend formt,
Euch rettet' ich, als mein verlorenes Geschlecht
Bewegtem Rauchgebilde nach, mit trunknem Blick,
Mit offnem Arm, sich stürzte, zu erreichen das
Was unerreichbar ist, und wär's erreichbar auch,
Nicht nützt noch frommt; ihr aber seyd die Nützenden.
Wildstarre Felsen widerstehn euch keineswegs;
Dort stürzt von euren Hebeln Erzgebirg herab,
Geschmolzen fließt's, zum Werkzeug umgebildet nun,
Zur Doppelfaust. Verhundertfältigt ist die Kraft.
Geschwungne Hämmer dichten, Zange fasset klug,
So, eigne Kraft und Bruderkräfte mehret ihr,
Werkthätig, weltekräftig, in's Unendliche.
Was Macht entworfen, Feinheit ausgesonnen, seh's
Durch euer Wirken über sich hinausgeführt.
Drum bleibt im Tagwerk vollbewußt und freigemuth:

Denn eurer Nachgebornen Schaar ſie nahet ſchon,
Gefertigtes begehrend, Seltnem huldigend.

Hirten.

Ziehet den Berg hinauf,
Folget der Flüſſe Lauf!
Wie ſich der Fels belädt,
Wie ſich die Weide zieht,
Treibet gemach!
Ueberall findet's was,
Kräuter und thauig Naß;
Wandelt und ſieht ſich um,
Trippelt, genießet ſtumm,
Was es bedarf.

Erſter Hirt.

(Zu den Schmieden.)

Mächtige Bürger hier
Stattet uns aus!
Reichet der Klingen mir
Schärfſte heraus.
Sprinz muß leiden!
Rohr einzuſchneiden
Gebt mir die feinſten gleich!
Zart ſey der Ton.
Preiſend und lobend euch
Ziehn wir davon.

Zweyter Hirt.

(Zum Schmiede.)

Haſt du wohl Weichlinge
Freundlich verſorgt,
Haben noch oben drein
Sie dir es abgeborgt.

Reich' uns des Erzes Kraft
Spitzig, nach hinten breit,
Daß wir es ſchnuren feſt
An unſrer Stäbe Schaft.
Dem Wolf begegnen wir,
Menſchen, Mißwilligen;
Denn ſelbſt die Billigen
Sehn es nicht gern,
Wenn man ſich was vermißt;
Doch nah und fern
Läßt man ſich ein,
Und wer kein Krieger iſt,
Soll auch kein Hirte ſeyn.

Dritter Hirt.

(Zum Schmiede.)

Wer will ein Hirte ſeyn,
Lange Zeit er hat;
Zählt' er die Stern' im Schein,
Blaſ' er auf dem Blatt.
Blätter gibt uns der Baum,
Rohre gibt uns das Moor;
Künſtlicher Schmiedegeſell
Reich uns was anders vor!
Reich' uns ein ehern Rohr,
Zierlich zum Mund geſpitzt,
Blätterzart angeſchlitzt:
Lauter als Menſchenſang
Schallet es weit;
Mädchen im Lande breit
Hören den Klang.

(Die Hirten vertheilen ſich unter Muſik und Geſang in der Gegend.)

Prometheus.

Entwandelt friedlich! Friede findend geht ihr nicht.
Denn ſolches Loos dem Menſchen wie den Thieren ward,
Nach deren Urbild ich mir beſſres bildete,
Daß ein's dem andern, einzeln oder auch geſchaart,
Sich widerſetzt, ſich haſſend aneinander drängt,
Bis ein's dem andern Uebermacht bethätigte.
Drum faßt euch wacker! Eines Vaters Kinder ihr.
Wer falle? ſiehe? kann ihm wenig Sorge ſeyn.

Ihm ruht zu Hauſe vielgewaltiger ein Stamm,
Der ſtets fern aus und weit und breit umher geſinnt.
Zu enge wohnt er auf einander dichtgedrangt.
Nun ziehn ſie aus und alle Welt verdrängen ſie.
Geſegnet ſey des wilden Abſchieds Augenblick!

Drum Schmiede! Freunde! Nur zu Waffen legt mir's an,
Das andre laſſend, was der ſinnig Ackernde,
Was ſonſt der Fiſcher von euch fordern möchte heut.
Nur Waffen ſchafft! Geſchaffen habt ihr alles dann,
Auch derbſter Söhne übermäß'gen Vollgenuß.
Jetzt erſt, ihr muhſam finſterſtundig Strebenden,
Für euch ein Ruhmahl! Denn wer Nachts arbeitete,
Genieße, wenn die andern früh zur Mühe gehn.

(Dem ſchlafenden Epimetheus ſich nähernd.)

Du aber einz'ger Mitgeborner, ruhſt du hier?
Nachtwandler, Sorgenvoller, Schwerbedenklicher.
Du dauerſt mich und doch belob' ich dein Geſchick.
Zu dulden iſt! Sey's thätig oder leidend auch.

Schmiede.

Der es entzündete,
Sich es verbündete,

Schmiedete, rundete
Kronen dem Haupt.
(Sie verlieren sich in den Gewölben, die sich schließen.)

Epimetheus.

(In offner Halle schlafend.)

Elpore.

(Den Morgenstern auf dem Haupte, in luftigem Gewand steigt hinter dem Hügel herauf.)

Epimetheus (träumend).

Ich seh' Gestirne kommen dicht gedrängt!
Ein Stern für viele, herrlich glänzet er!
Was steiget hinter ihm so hold empor!
Welch liebes Haupt bekränt, beleuchtet er?
Nicht unbekannt bewegt sie sich herauf
Die schlanke, holde, niedliche Gestalt.
Bist du's, Elpore?

Elpore (von fern).

Theurer Vater, ja!
Die Stirne dir zu kühlen weh' ich her!

Epimetheus.

Tritt näher, komm!

Elpore.

Das ist mir nicht erlaubt.

Epimetheus.

Nur näher!

Elpore (nahend).

So denn!

Epimetheus.

So! noch näher!

Elpore (ganz nah).

So?

Epimetheus.

Ich kenne dich nicht mehr.

Elpore.

Das dacht' ich wohl.

(Wegtretend.)

Nun aber?

Epimetheus.

Ja du bist's geliebtes Mädchen!
Das deine Mutter scheidend mir entriß.
Wo bliebst du? Komm zu deinem alten Vater.

Elpore (herzutretend).

Ich komme, Vater; doch es fruchtet nicht.

Epimetheus.

Welch lieblich Kind besucht mich in der Nähe?

Elpore.

Die du verkennst und kennst, die Tochter ist's.

Epimetheus.

So komm' in meinen Arm!

Elpore.

Bin nicht zu fassen.

Epimetheus.

So küsse mich!

Elpore (zu seinen Haupten).

Ich küsse deine Stirn
Mit leichter Lippe.

(Sich entfernend.)

Fort schon bin ich, fort!

Epimetheus.

Wohin? wohin?

Elpore.

Nach Liebenden zu blicken.

Epimetheus.

Warum nach denen? Die bedürfen's nicht.

Elpore.

Ach wohl bedürfen ſie's und niemand mehr.

Epimetheus.

So ſage mir denn zu!

Elpore.

Und was denn? was?

Epimetheus.

Der Liebe Glück, Pandorens Wiederkehr.

Elpore.

Unmöglich's zu verſprechen ziemt mir wohl.

Epimetheus.

Und ſie wird wieder kommen?

Elpore.

Ja doch! ja!

(Zu den Zuſchauern.)

Gute Menſchen! ſo ein zartes
Ein mitfühlend Herz, die Götter
Legten's in den jungen Buſen,
Was ihr wollet, was ihr wünſchet
Nimmer kann ich's euch verſagen,
Und von mir, dem guten Mädchen,
Hört ihr weiter nichts als Ja.
Ach! die anderen Dämonen,
Ungemüthlich, ungefällig,
Kreiſchen immerfort dazwiſchen
Schadenfroh ein hartes Nein.
Doch der Morgenlüfte Wehen
Mit dem Krähn des Hahn's vernehm' ich!
Eilen muß die Morgenliche,

Eilen zu Erwachenden.
Doch ſo kann ich euch nicht laſſen.
Wer will noch was liebes beten?
Wer von euch bedarf ein Ja?

Welch ein Toſen! welch ein Wühlen!
Iſt's der Meereswelle Brauſen?
Schnaubſt du, hinter goldnen Thoren,
Roßgeſpann des Helios?
Nein! mir wogt die Menge murmelnd,
Vielbewegte Wünſche ſtürzen
Aus den überdrängten Herzen,
Wälzen ſich zu mir empor.

Ach! was wollt ihr von der Zarten?
Ihr Unruh'gen, Uebermuth'gen!
Reichthum wollt ihr, Macht und Ehre,
Glanz und Herrlichkeit? Das Mädchen
Kann euch ſolches nicht verleihen;
Ihre Gaben, ihre Töne,
Alle ſind ſie mädchenhaft.

Wollt ihr Macht? der Mächt'ge hat ſie.
Wollt ihr Reichthum? Zugegriffen!
Glanz? Behängt euch! Gunſt? Schleicht nur.
Hoffe niemand ſolche Güter;
Wer ſie will, ergreife ſie.

Stille wird's! Doch hör' ich deutlich,
Leis' iſt mein Gehör, ein ſeufzend
Lispeln! Still! ein liſpelnd Seufzen!
O! das iſt der ſüße Ton.
Wende dich zu mir, Geliebter!

„Brich doch mit diesem Lump sogleich
Er machte dir einen Schelmenstreich;
Wie kannst du mit ihm leben?“
Ich mochte mich weiter nicht bemühn;
Ich hab' ihm verziehn,
Aber nicht vergeben.

„Schneide so kein Gesicht!
Warum bist du der Welt so satt?“
Das weiß alles nicht
Was es neben und um sich hat.

„Wie soll ich meine Kinder unterrichten?
Unnützes, Schädliches zu sichten
Belehre mich!“
Belehre sie von Himmel und Erden,
Was sie niemals begreifen werden!

Schau' in mir der Süßen, Treuen,
Wonnevolles Ebenbild.
Frage mich, wie du ſie fragteſt,
Wenn ſie vor dir ſteht und lächelt,
Und die ſonſt geſchloſſ'ne Lippe
Dir bekennen mag und darf.
„Wird ſie lieben?“ Ja! „Und mich?“ Ja!
„Mein ſein?“ Ja! „Und bleiben?“ Ja doch!
„Werden wir uns wieder finden?“
Ja gewiß! „Treu wieder finden?
Nimmer ſcheiden?“ Ja doch! ja!
(Sie verhallt ſich und verſchwindet; als Echo wiederholend:)
Ja doch! ja!

Epimetheus.
(Erwachend.)

Wie ſüß, o Traumwelt, ſchöne! löſeſt du dich ab!
(Durchdringendes Angſtgeſchrei eines Weibes vom Garten her.)

Epimetheus.
(Aufſpringend.)

Entſetzlich ſtürzt Erwachenden ſich Jammer zu!
(Wiederholtes Geſchrei.)
Weiblich Geſchrei! Sie flüchtet! Räuber! Nahe ſchon.

Epimeleia.
(Innerhalb des Gartens unmittelbar am Zaun.)

Ai! Ai! Weh! Weh mir! Weh! Weh! Weh! Ai! Ai
mir! Weh!

Epimetheus.

Epimeleia's Töne! hart am Gartenrand.

Epimeleia.
(Den Zaun haſtig überſtrigend.)

Weh! Mord und Tod! Weh Mörder! Ai! ai! Hülfe mir!

Phileros.

(Nachſpringend.)

Vergebens! Gleich ergreif' ich dein geflochtnes Haar.

Epimeleia.

Im Nacken, Weh! den Hauch des Mörders fühl' ich ſchon.

Phileros.

Verruchte! Fühl' im Nacken gleich das ſcharfe Beil!

Epimetheus.

Her! Schuldig, Tochter, oder ſchuldlos rett' ich dich.

Epimeleia.

(An ſeiner linken Seite niederſinkend.)

O Vater du! Iſt doch ein Vater ſtets ein Gott!

Epimetheus.

Und wer, verwegen, ſtürmt aus dem Bezirk dich her?

Phileros.

(Zu Epimetheus Rechten.)

Beſchütze nicht des frechſten Weibs verworfnes Haupt.

Epimetheus.

(Sie mit dem Mantel bedeckend.)

Sie ſchütz' ich, Mörder, gegen dich und jeglichen.

Phileros.

(Nach Epimetheus Linken um ihn herumtretend.)

Ich treffe ſie auch unter dieſes Mantels Nacht.

Epimeleia.

(Sich vor dem Vater her nach der rechten Seite zu werfend.)

Verloren, Vater, bin ich! O! Gewalt! Gewalt!

Phileros.

(Hinter Epimetheus ſich zur Rechten wendend.)

Irrt auch die Schärfe, irrend aber trifft ſie doch!

(Er verwundet Epimeleia im Nacken.)

Epimeleia.

Ai ai! Weh, weh mir!

Epimetheus.

(Abwehrend.)

Weh uns! Weh! Gewalt!

Phileros.

Geitzt nur! Weitre Seelenpforten öffn' ich gleich.

Epimeleia.

O Jammer! Jammer!

Epimetheus.

(Abwehrend.)

Weh uns! Hülfe! Weh uns! Weh!

Prometheus.

(Eilig vereintretend.)

Welch Mordgeſchrei! Im friedlichen Bezirke tönt's?

Epimetheus.

Zu Hülfe, Bruder! Armgewalt'ger eile her!

Epimeleia.

Beſtügle deine Schritte! Rettender heran!

Phileros.

Vollende Fauſt! und Rettung ſchmählich hinke nach.

Prometheus.

(Dazwiſchentretend.)

Zurück, Unſel'ger! thöricht Raſender zurück!
Phileros biſt du's? Unbänd'ger dießmal halt' ich dich.

(Er faßt ihn an.)

Phileros.

Laß, Vater, los! ich ehre deine Gegenwart

Prometheus.

Abweſenheit des Vaters ehrt ein guter Sohn.
Ich halte dich! — An dieſem Griff der ſtarken Fauſt

Empfinde wie erſt Uebelthat den Menſchen faßt,
Und Uebelthäter weiſe Macht ſogleich ergreift.
Hier morden? Unbewehrte? Geh zu Raub und Krieg!
Hin, wo Gewalt Geſetz macht! Denn wo ſich Geſetz,
Wo Vaterwille ſich Gewalt ſchuf, taugſt du nicht.
Haſt jene Ketten nicht geſehn, die ehernen?
Geſchmiedet für des wilden Stieres Hörnerpaar,
Mehr für den Ungebändigten des Männervolks.
Sie ſollen dir die Glieder laſten, klirrend hin
Und wieder ſchlagen, deinem Gang Begleitungstact.
Doch was bedarf's der Ketten? Ueberwieſener!
Gerichteter! Dort ragen Felſen weit hinaus,
Nach Land und See, dort ſtürzen billig wir hinab
Den Todenden, der, wie das Thier, das Element,
Zum Gränzenloſen übermüthig rennend ſtürzt.

(Er läßt ihn fahren.)

Jetzt löſ' ich dich. Hinaus mit dir in's Weite fort!
Bereuen magſt du oder dich beſtrafen ſelbſt.

Philoros.

So glaubeſt du, Vater, nun ſey es gethan?
Mit ſtarrer Geſetzlichkeit ſtürmſt du mich an,
Und achteſt für nichts die unendliche Macht,
Die mich, den Glückſel'gen, in's Elend gebracht.
Was liegt hier am Boden in blutender Qual?
Es iſt die Gebieterin die mir befahl.
Die Hände ſie ringen, die Arme ſie bangen,
Die Arme, die Hände ſind's die mich umfangen.
Was zitterſt du, Lippe? Was dröhneſt du, Bruſt?
Verſchwiegene Zeugen verrätheriſcher Luſt.
Verrätheriſch ja! Was ſie innig gereicht,
Gewährt ſie dem zweyten — dem dritten vielleicht.

Nun

Nun ſage mir, Vater, wer gab der Geſtalt
Die einzige furchtbar entſchied'ne Gewalt?
Wer führte ſie ſtill die verborgene Bahn
Herab vom Olymp? Aus dem Hades heran?
Weit eher entzöge du dem ehrnen Geſchick
Als dieſem durchbohrend verſchlingenden Blick;
Weit eher eindringender Feuergefahr
Als dieſem geflochtnen geringelten Haar;
Weit eher der Wüſte beweglichem Sand
Als dieſem umflatternden regen Gewand.

(Epimetheus hat Epimeleia'n aufgehoben, führt ſie tröſtend umher, daß ihre Stellungen zu Pluteos Worten paſſen.)

Sag', iſt es Pandora? Du ſahſt ſie einmal,
Den Vätern verderblich, den Söhnen zur Qual.
Sie bildet Hephaiſtos mit prunkendem Schein,
Da webten die Götter Verderben hinein.
Wie glänzt das Gefäß! O wie faßt es ſich ſchlank!
So bieten die Himmel berauſchenden Trank.
Was birgt wohl das Zaudern? Verwegene That;
Das Lächeln, das Reigen, was birgt es? Verrath;
Die heiligen Blicke? Vernichtenden Scherz;
Der göttliche Buſen? Ein hündiſches Herz.
O! ſag' mir, ich lüge! O ſag', ſie iſt rein!
Willkommner als Sinn ſoll der Wahnſinn mir ſeyn.
Vom Wahnſinn zum Sinne welch glücklicher Schritt!
Vom Sinne zum Wahnſinn! wer litt was ich litt?
Nun iſt mir's bequem dein geſtrenges Gebot,
Ich eile zu ſcheiden, ich ſuche den Tod.
Sie zog mir mein Leben in's ihre hinein,
Ich habe nichts mehr um lebendig zu ſeyn.

(Ab.)

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16268/394

Prometheus.

(Zu Epimeleia.)

Bist du beschämt? Gestehst du wessen er dich zeiht?

Epimetheus.

Bestürzt gewahr' ich seltsam uns Begegnendes.

Epimeleia.

(Zwischen beide tretend.)

Einig, unverrückt, zusammenwandernd
Leuchten ewig sie herab die Sterne,
Mondlicht überglänzet alle Höhen,
Und im Laube rauschet Windesfächeln
Und im Fächeln athmet Philomele,
Athmet frey mit ihr der junge Busen
Aufgeweckt vom holden Frühlingstraume.
Ach! warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles alles, endlich unser Glück nur!
Sternenglanz und Mondes Ueberschimmer,
Schattentiefe, Wasserfturz und Nachen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.
Lieblich, horch! zur feinen Terrellyre
Hat der Hirte sich ein Blatt geschaffen,
Und verbreitet früh schon durch die Auen
Heitern Vorgesang mittägiger Heimchen.
Doch der saitenreichen Leyer Töne
Anders fassen sie das Herz, man horchet,
Und wer draußen wandle schon so frühe?
Und wer draußen singe goldnen Saiten?
Mädchen möcht' es wissen, Mädchen öffnet
Leis' den Schalter, lauscht am Klaff des Schalters,
Und der Knabe merkt, da regt sich Eines!
Wer? das möcht' er wissen, lauert, spähet,

So erspähen beide sich einander,
Beide sehen sich in halber Helle.
Und was man gesehn genau zu kennen,
Und was man nun kennt sich zuzueignen
Sehnt sich gleich das Herz, und Arme strecken,
Arme schließen sich, ein heil'ger Bund ist,
Jubelt nun das Herz, er ist geschlossen.
Ach warum, ihr Götter, ist unendlich
Alles alles, endlich unser Glück nur!
Sternenglanz, ein liebereich Betheuern,
Mondenschimmer, liebevoll Vertrauen,
Schattentiefe, Sehnsucht wahrer Liebe
Sind unendlich, endlich unser Glück nur.
Bluten laß den Nacken! laß ihn, Vater!
Blut, gerinnend, stillet leicht sich selber,
Ueberlassen sich verharrscht die Wunde;
Aber Herzensblut, im Busen stockend,
Wird es je sich wieder fließend regen?
Wirst erstarrtes Herz du wieder schlagen?
Er entfloh! — Ihr Grausamen vertrieht ihn,
Ich Verstoßne konnt' ihn, ach, nicht halten,
Wie er schalt, mir fluchte, lästernd ras'te.
Doch willkommen sey des Fluches Rasen:
Denn so liebt' er mich, wie er mich schmähte,
So durchglüht' ich ihn, wie er verwünschte.
Ach! warum verkannt' er die Geliebte?
Wird er leben, wieder sie zu kennen?
Angelehnt war ihm die Gartenpforte,
Das gesteh' ich, warum sollt' ich's läugnen? —
Unheil überwältigt Scham; — Ein Hirte
Stoßt die Thür an, stößt sie auf und forschend,

Still verwegen, tritt er in den Garten,
Findet mich, die Harrende, ergreift mich,
Und im Augenblick ergreift ihn jener
Auf dem Fuß ihm folgend. Dieſer läßt mich,
Wehrt ſich erſt und flüchtet, bald verfolgt nun,
Ob getroffen oder nicht? was weiß ich!
Dann auf mich gewandt, mit Schäumen, Schelten,
Dringt nun Phileros; ich ſtürze flüchtend
Ueber Blumen und Geſträuch, der Zaun hält
Mich zuletzt, doch hebet mich befittigt
Angſt empor, ich bin im Freien, gleich drauf
Stürzt auch er heran; das andre wißt ihr.
Theurer Vater! hat Epimeleia
Sorg' um dich getragen manche Tage;
Sorge trägt ſie leider um ſich ſelbſt nun,
Und zur Sorge ſchleicht ſich ein die Reue.
Eos wohl wird meine Wange röthen,
Nicht an ſeiner; Helios beleuchten
Schöne Pfade, die er nicht zurückkehrt.
Laßt mich gehn, ihr Väter, mich verbergen,
Zürnet nicht der Armen, laßt ſie weinen!
Ach! wie fühl' ich's! Ach das ſchmerzt unendlich
Wohlerworbne Liebe zu vermiſſen.

Prometheus.

Das Götterkind, die herrliche Geſtalt, wer iſt's?
Pandoren gleicht ſie, ſchmeichelhafter ſcheint ſie nur
Und lieblicher; die Schönheit jener ſchreckte faſt.

Epimetheus.

Pandorens Tochter, meine Tochter ruhm' ich ſie.
Epimeleia nennen wir die Sinnende.

Prometheus.

Dein Vaterglück warum verbargst du, Bruder, mir's?

Epimetheus.

Entfremdet war dir mein Gemüth, o Trefflicher!

Prometheus.

Um jener willen die ich nicht empfing mit Gunst.

Epimetheus.

Die du hinweg gewiesen eignet' ich mir zu.

Prometheus.

In deinen Hort verbargst du jene Gefährliche?

Epimetheus.

Die Himmliſche! vermeidend herben Bruderzwiſt.

Prometheus.

Nicht lange wohl blieb wankelmüthig ſie dir getreu?

Epimetheus.

Treu blieb ihr Bild; noch immer ſteht es gegen mir.

Prometheus.

Und peiniget in der Tochter dich zum zweyten Mal.

Epimetheus.

Die Schmerzen ſelbſt um ſolch ein Kleinod ſind Genuß.

Prometheus.

Kleinode ſchafft dem Manne täglich ſeine Fauſt.

Epimetheus.

Unwürdige, ſchafft er nicht das höchſte Gut dafür.

Prometheus.

Das höchſte Gut? Mich dünken alle Güter gleich.

Epimetheus.

Mit nichten! Eines übertrifft. Beſaß ich's doch!

Prometheus.

Ich rathe faſt auf welchem Weg du irrend gehſt.

Tadle nur nicht! Was tadelſt du nur!
Biſt mit Laternen auf der Spur
Dem Menſchen, den ſie nimmer finden;
Was willſt ihn zu ſuchen dich unterwinden!

Die Böſen ſoll man nimmer ſchelten,
Sie werden zur Seite der Guten gelten;
Die Guten aber werden wiſſen,
Vor wem ſie ſich ſorglich hüten müſſen.

„In der Urzeit ſeyen Menſchen geweſen,
Seyen mit Beſtien zuſammen geweſen.“

Epimetheus.

Ich irre nicht! die Schönheit führt auf rechte Bahn.

Prometheus.

In Fraun-Gestalt nur allzuleicht verführet sie.

Epimetheus.

Du formtest Frauen, keineswegs verführerisch.

Prometheus.

Doch formt' ich sie aus zärtrem Thon, die rohen selbst.

Epimetheus.

Den Mann vorausgedenkend, sie zur Dienerin.

Prometheus.

So werde Knecht, verschmähest du die treue Magd.

Epimetheus.

Zu widersprechen meid' ich. Was in Herz und Sinn
Sich eingeprägt, ich wiederhol's im Stillen gern.
O göttliches Vermögen mir, Erinnerung!
Du bringst das hehre frische Bild ganz wieder her.

Prometheus.

Die Hochgestalt aus altem Dunkel tritt auch mir;
Hephaisten selbst gelingt sie nicht zum zweyten Mal.

Epimetheus.

Auch du ermähnest solches Ursprungs Fabelwahn?
Aus göttlich altem Kraftgeschlechte stammt sie her:
Uranione, Heren gleich, und Schwester Zeus.

Prometheus.

Doch schmückt' Hephaistos wohldenkend reich sie aus;
Ein goldnes Hauptnetz flechtend erst mit kluger Hand,
Die feinsten Drähte wirkend, strickend mannichfach.

Epimetheus.

Dieß göttliche Gebäae nicht das Haar bezwang's,

Das übervolle ſtrotzend braune krauſe Haar;
Ein Büſchel flammend warf ſich von dem Scheitel auf.

Prometheus.

Drum ſchlang er Ketten neben an, gediegene.

Epimetheus.

In Flechten glänzend ſchmiegte ſich der Wunderwuchs,
Der, freigegeben, ſchlangengleich die Ferſe ſchlug.

Prometheus.

Das Diadem, nur Aphroditen glänzt es ſo!
Propiſch, unbeſchreiblich, ſeltſam leuchtet' es.

Epimetheus.

Mir blickt' es nur geſellig aus dem Kranz hervor
Aufblühnder Blumen; Stirn und Braue hüllten ſie,
Die neidiſchen! Wie Kriegsgefährte den Schützen deckt
Mit dem Schild, ſo ſie der Augen treffende Pfeilgewalt.

Prometheus.

Geknüpft mit Ketten-Bändern ſchaut' ich jenen Kranz,
Der Schulter ſchmiegten ſie zwitzernd, glimmernd gern ſich an.

Epimetheus.

Des Ohres Perle ſchwankt mir vor dem Auge noch,
Wie ſich frei das Haupt anmuthiglich bewegete.

Prometheus.

Gereihte Gaben Amphitritens trug der Hals.
Dann vielgeblümten Kleides Feld, wie es wunderbar
Mit Frühlings reichem bunten Schmuck die Bruſt umgab.

Epimetheus.

An dieſe Bruſt mich Glücklichen hat ſie gedruckt!

Prometheus.

Des Gürtels Kunſt war über alles lobenswerth.

Epimetheus.

Und dieſen Gürtel hab' ich liebend aufgelöſ't!

Prometheus.

Dem Drachen, um den Arm geringelt, lernt' ich ab,
Wie ſtarr Metall im Schlangenkreiſe ſich dehnt und ſchließt.

Epimetheus.

Mit dieſen Armen liebevoll umfing ſie mich!

Prometheus.

Die Ringe ſchmückend verbreiterten die ſchlanke Hand.

Epimetheus.

Die mir ſo oft ſich, herzerfreuend, hingeſtreckt!

Prometheus.

Und glich ſie wohl Athenens Hand an Kunſtgeſchick?

Epimetheus.

Ich weiß es nicht; nur liebeloſend kannt' ich ſie.

Prometheus.

Athenens Webſtuhl offenbart' ihr Oberkleid.

Epimetheus.

Wie's wellenſchimmernd, wogenhaft ihr wallte nach.

Prometheus.

Der Saum verwirrte feſſelnd auch den ſchärfſten Blick.

Epimetheus.

Sie zog die Welt auf ihren Pfaden nach ſich her.

Prometheus.

Gewundne Rieſenblumen, Füllhorn jegliche.

Epimetheus.

Den reichen Kelchen muthiges Gewild entquoll.

Prometheus.

Das Reh zu fliehen, es zu verfolgen, ſprang der Leu.

Epimetheus.

Wer ſah' den Saum an, zeigte ſich der Fuß im Schritt,
Beweglich wie die Hand, erwidernd Liebesdruck.

Prometheus.

Auch hier nicht müde ſchmückte nur der Künſtler mehr:
Biegſame Sohlen, goldne, ſchrittbefördernde.

Epimetheus.

Beflügelte! ſie rührte kaum den Boden an.

Prometheus.

Gegliedert ſchnürten goldne Riemen ſchleifenhaft.

Epimetheus.

O! rufe mir nicht jene Hüllepracht hervor!
Der Allbegabten wußt' ich nichts zu geben mehr,
Die Schönſte, die Geſchmückteſte, die Meine war's!
Ich gab mich ſelbſt ihr, gab mich mir zum erſten Mal.

Prometheus.

Und leider ſo auf ewig dir entriß ſie dich!

Epimetheus.

Und ſie gehört auf ewig mir, die Herrliche!
Der Seligkeit Fülle die hab' ich empfunden!
Die Schönheit beſaß ich, ſie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich ſie an.
Sie erkannt' ich, ſie ergriff ich, da war es gethan!
Wie Nebel zerſtiebte trübſinniger Wahn,
Sie zog mich zur Erd' ab, zum Himmel hinan.
Du ſucheſt nach Worten ſie würdig zu loben,
Du willſt ſie erhöhen; ſie wandelt ſchon oben.
Vergleich' ihr das Beſte; du hältſt es für ſchlecht.
Sie ſpricht, du beſinnſt dich; doch hat ſie ſchon Recht.
Du ſtemmſt dich entgegen; ſie gewinnt das Gefecht.
Du ſchwankſt ihr zu dienen, und biſt ſchon ihr Knecht.
Das Gute, das Liebe, das mag ſie erwidern.
Was hilft hohes Anſehn? Sie wird es erniedern.
Sie ſtellt ſich an's Ziel hin, beflügelt den Lauf;

Vertritt sie den Weg dir, gleich hält sie dich auf.
Du willst ein Gebot thun, sie treibt dich hinauf,
Gibst Reichthum und Weisheit und alles in den Kauf.
Sie steiget hernieder in tausend Gebilden,
Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden,
Nach heiligen Maßen erglänzt sie und schallt,
Und einzig veredelt die Form den Gehalt,
Verleiht ihm, verleiht sich die höchste Gewalt,
Mir erschien sie in Jugend-, in Frauen-Gestalt.

Prometheus.

Dem Glück, der Jugend, heiß' ich Schönheit nah verwandt:
Auf Gipfeln weilt so eines wie das andre nicht.

Epimetheus.

Und auch im Wechsel beide, nun und immer, schön:
Denn ewig bleibt Erkornen anerkanntes Glück.
So neu verherrlicht leuchtete das Angesicht
Pandorens mir aus buntem Schleier, den sie jetzt
Sich umgeworfen, hüllend göttlichen Gliederbau.
Ihr Antlitz, angeschaut allein, höchst schöner war's,
Dem sonst des Körpers Wohlgestalt wetteiferte;
Auch ward es rein der Seele klar gespiegelt Bild,
Und sie, die Liebste, Holde, leicht-gesprächiger,
Zutraulich mehr, geheimnißvoll gefälliger.

Prometheus.

Auf neue Freuden deutet solche Verwandelung.

Epimetheus.

Und neue Freuden, Leiden-schaffende, gab sie mir.

Prometheus.

Laß hören! Leid aus Freude tritt so leicht hervor.

Epimetheus.

Am schönsten Tage — blühend regte sich die Welt —

Entgegnete sie im Garten mir, verschleiert noch.
Nicht mehr allein: auf jedem Arme wiegte sie
Ein lieblich Kind, beschattet, Töchterzwillinge.
Sie trat heran, daß hoch erstaunt, erfreut, ich die
Beschauen möchte, herzen auch nach Herzenslust.

Prometheus.

Verschieden waren beide, sag' mir, oder gleich?

Epimetheus.

Gleich und verschieden, ähnlich nennt'st beide wohl.

Prometheus.

Dem Vater eins, der Mutter eines, denk' ich doch.

Epimetheus.

Das Wahre triffst du, wie es ziemt Erfahrenem.
Da sprach sie: wähle! Das Eine sey dir anvertraut,
Eins meiner Pflege vorbehalten! Wähle schnell!
Epimeleia nennst du dieß, Clpore dieß.
Ich sah sie an. Die eine schalkisch äugelte
Vom Schleiersaum her; wie sie meinen Blick gehascht,
Zurück sie fuhr und barg sich an der Mutter Brust.
Die andre ruhig gegentheils und schmerzlich fast,
Als Jener Blick den meinigen zuerst erwarb,
Sah früh herüber, hielt mein Auge fest und fest
In ihrem innig, ließ nicht los, gewann mein Herz.
Nach mir sich neigend, handereichend, strebte sie
Als liebedürftig, hülfsbedürftig, tiefen Blicks.
Wie hätt' ich widerstanden! Diese nahm ich auf;
Mich Vater fühlend, schloß an meine Brust ich sie,
Ihr wegzuscheuchen von der Stirn frühzeit'gen Ernst.
Nicht achtend stand ich, daß Pandora weiter schritt,
Der Ferngewinkten folgt' ich fröhlich rufend nach;
Sie aber, halb gewendet nach dem Elenden,

Warf mit der Hand ein deutlich Lebewohl mir zu.
Ich ſtand verſteinert, ſchaute hin; ich ſeh' ſie noch!
Vollwüchſig ſtreben drey Cypreſſen himmelwärts,
Wo dort der Weg ſich wendet. Sie, gewandt im Gehn,
Darzeigte vorgehoben nochmals mir das Kind,
Das unerreichbar ſeine Händchen reichend wies;
Und jetzt, hinum die Stämme ſchreitend, Augenblicks
Weg war ſie! Niemals hab' ich wieder ſie geſehn.

Prometheus.

Nicht ſonderbar ſoll jedem ſcheinen, was geſchieht,
Vereint er ſich Dämonen, gottgeſendeten.
Nicht tadl' ich deiner Schmerzen Gluth, Verwittweter!
Wer glücklich war, der wiederholt ſein Glück im Schmerz.

Epimetheus.

Wohl wiederhol' ich's! Immer jenen Cypreſſen zu
Mein einz'ger Gang blieb's. Blickt' ich doch am liebſten hin,
Allwo zuletzt ſie ſchwindend mir im Auge blieb.
Sie kommt vielleicht, ſo dacht' ich, dorther mir zurück,
Und weinte quellweiſ', an mich drückend jenes Kind,
An Mutterſtatt. Es ſah mich an und weinte mit,
Bewegt von Mitgefühlen, ſtaunend, unbewußt. —
So leb' ich fort, entgegen ewig verwaiſ'ter Zeit,
Geſtärkt an meiner Tochter zart beſorgtem Sinn,
Die nun bedürftig meiner Vaterſorge wird,
Von Liebesjammer unerträglich aufgequält.

Prometheus.

Vernahmſt du nichts von deiner zweyten dieſe Zeit?

Epimetheus.

Grauſam gefällig ſteigt ſie oft als Morgentraum,
Geſchmückt, mit Phosphoros herüber; ſchmeichelnd fließt
Verſprechen ihr vom Munde; koſend naht ſie mir,

Und

Und ſchwankt und ſieht. Mit ewigem Verwandlen täuſcht
Sie meinen Kummer, täuſcht zuletzt auf Ja und Ja
Den Fleh'nden mit Pandorens Wiederkehr ſogar.

Prometheus.

Elpore kenn' ich, Bruder, darum bin ich mild
Zu deinen Schmerzen, dankbar für mein Erdenvolk.
Du mit der Göttin zeugteſt ihm ein holdes Bild,
Zwar auch verwandt mit jenen Rauchgeborenen;
Doch ſtets gefällig täuſchet ſie unſchuldiger,
Entbehrlich keinem Erdenſohn. Kurzſichtigen
Zum zweyten Auge wird ſie; jedem ſey's gegönnt! —
Du ſtärkend aber deine Tochter ſtärke dich...
Wie! hörſt du nicht? verſinkeſt zur Vergangenheit?

Epimetheus.

Wer von der Schönen zu ſcheiden verdammt iſt,
Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, ſie ſchauend, im Tiefſten entflammt iſt,
Zieht ſie, ach! reißt ſie ihn ewig zurück.
Frage dich nicht in der Nähe der Süßen:
Scheidet ſie? ſcheid' ich? Ein grimmiger Schmerz
Faſſet im Krampf dich, du liegſt ihr zu Füßen
Und die Verzweiflung zerreißt dir das Herz.
Kannſt du dann weinen und ſiehſt ſie durch Thränen
Fernende Thränen, als wäre ſie fern:
Bleib! Noch iſt's möglich! Der Liebe, dem Sehnen
Neigt ſich der Nacht unbeweglichſter Stern.
Faſſe ſie wieder! Empfindet ſelbander
Euer Beſitzen und euren Verluſt!
Schlägt nicht ein Wetterſtrahl euch aus einander;
Inniger dränget ſich Bruſt nur an Bruſt.
Wer von der Schönen zu ſcheiden verdammt iſt,

Fliehe mit abgewendetem Blick!
Wie er, sie schauend, im Tiefsten entflammt ist,
Zieht sie, ach! reißt sie ihn ewig zurück!

Prometheus.

Ist's wohl ein Glück zu nennen, was in Gegenwart
Ausschließend wegweis't alles, was ergötzlich lockt,
Abwesend aber, jeden Trost verneinend, quält?

Epimetheus.

Trostlos zu sein ist Liebenden der schönste Trost;
Verlornem nachzustreben selbst schon mehr Gewinn,
Als Neues anzuhaschen. Weh! Doch! Eitles Mühn,
Sich zu vergegenwärt'gen Ferngeschiedenes,
Unwiederherstellbares! hohle leid'ge Qual!
Mühend versenkt ängstlich der Sinn
Sich in die Nacht, suchet umsonst
Nach der Gestalt. Ach! wie so klar
Stand sie am Tag sonst vor dem Blick.
Schwankend erscheint kaum noch das Bild;
Eima nur so schritt sie heran!
Naht sie mir denn? Faßt sie mich wohl? —
Nebelgestalt schwebt sie vorbei.
Kehret zurück, herzlich ersehnt;
Aber noch schwankt's immer und wogt's,
Aehnlich zugleich andern und sich;
Schärferem Blick schwindet's zuletzt.
Endlich nun doch tritt sie hervor!
Steht mir so scharf gegen dem Blick!
Herrlich! So schafft Pinsel und Stahl! —
Blinzen des Augs scheuchet sie fort!
Ist ein Bemühn eitler? Gewiß
Schmerzlicher keins, ängstlicher keins!

Wie es auch ſtreng Minos verfügt,
Schatten iſt nun ewiger Wert.
Wieder verſucht ſen's, dich heran
Gattin zu ziehn! Haſch' ich ſie? Bleibt's
Wieder mein Glück? — Bild nur und Schein!
Flüchtig entſchwebt's, fließt und zerrinnt.

Prometheus.

Zerrinne nicht, o Bruder, ſchmerzlich aufgelöſ't!
Erhabnen Stammes, hoher Jahre, ſey gedenk!
Im Jünglingsauge mag ich wohl die Thräne ſehn;
Des Greiſen Aug' entſtellt ſie. Gatter, weine nicht!

Epimetheus.

Der Thränen Gabe ſie verſöhnt den grimmſten Schmerz;
Sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend ſchmilzt.

Prometheus.

Blick' auf aus deinem Jammer! Schau die Röthe dort!
Verfehlet Cos wohlgewohnten Pfades heut?
Vom Mittag dorther leuchtet rothe Gluth empor.
Ein Brand in deinen Wäldern, deinen Wohnungen
Scheint aufzuflammen. Eile! Gegenwart des Herrn
Mehrt jedes Gute, ſteuert möglichem Verluſt.

Epimetheus.

Was hab' ich zu verlieren, da Pandora floh!
Das brenne dort! Viel ſchöner baut ſich's wieder auf.

Prometheus.

Gebautes einzureißen rath' ich, genügt's nicht mehr;
Mit Willen thät' ich's! Zufall aber bleibt verhaßt.
Drum eilig ſammle, was von Männern im Bezirk

„Sie maltraitiren dich ſpät und früh
Sprichſt du denn gar nicht mit?
† † † Seliger Erben und Compagnie
Die Firma hat immer Credit.

Das Zeitungs-Geſchwiſter
Wie mag ſich's geſtalten,
Als um die Philiſter
Zum Narren zu halten?

Dem Arzt verzeiht! Denn doch einmal
Lebt er mit ſeinen Kindern.
Die Krankheit iſt ein Capital,
Wer wollte das vermindern!

Dir thätig reg' iſt, widerſteh' der Flammen Wuth!
Mich aber hört gleich jene ſchwarmgedrängte Schaar,
Die zum Verderben ſich bereit hält wie zum Schutz.

Epimeleia.

Meinen Angſtruf,
Um mich ſelbſt nicht:
Ich bedarf's nicht:
Aber hört ihn!
Jenen dort helft,
Die zu Grund gehn:
Denn zu Grund ging
Ich vorlängſt ſchon.

Als er todt lag
Jener Hirt, ſtürzt'
Auch mein Glück hin;
Nun die Rach' raſt,
Zum Verderb ſtrömt
Sein Geſchlecht her.

Das Gehäg ſtürzt,
Und ein Wald ſchlägt
Mächt'ge Flamm' auf.
Durch die Rauchgluth
Siedet Balſam
Aus dem Harzbaum.

An das Dach greift's,
Das entflammt ſchon.
Das Geſparr kracht!
Ach! es bricht mir
Ueber's Haupt ein!
Es erſchlägt mich

In der Fern' auch!
Jene Schuld ragt!
Auge droht mir,
Braue winkt mir
In's Gericht hin!
Nicht dahin trägt
Mich der Fuß, wo
Phileros wild
Sich hinab ſtürzt
In den Meerſchwall.
Die er liebt, ſoll
Seiner werth ſeyn!
Lieb' und Reu treibt
Mich zur Flamm' hin,
Die aus Liebsgluth
Raſend aufquoll.

(Ab.)

Epimethens.

Dieſe rett' ich
Sie die einz'ge!
Jenen wehr' ich
Mit der Hausmacht,
Bis Prometheus
Mir das Heer ſchickt.
Dann erneun wir
Zorn'gen Wettkampf.
Wir befrein uns;
Jene fliehn dann
Und die Flamm' liſcht.

(Ab.)

Prometheus.

Nun heran ihr!
Die im Schwarm schon
Um die Felskluft,
Eurer Nachtburg,
Aus dem Busch auf,
Eurem Schirmdach,
Strebend aufsummt.
Eh ihr auszieht
In das Fernland,
Diesem Nachbar
Werdet hülfreich,
Und befreit ihn
Vom Gewaltschlag
Wilder Rachlust!

Krieger.

Der Ruf des Herrn,
Des Vaters, tönt;
Wir folgen gern,
Wir sind's gewöhnt.
Geboren sind
Wir all zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.
Wir ziehn, wir ziehn
Und sagen's nicht,
Wohin? wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spieß
Wir tragen's fern,

Und jen's und dieß
Wir wagen's gern.
So geht es kühn
Zur Welt hinein,
Was wir beziehn,
Wird unser seyn.
Will einer das,
Verwehren wirs;
Hat einer was,
Verzehren wir's.
Hat einer g'nug
Und will noch mehr;
Der wilde Zug
Macht alles leer.
Da sackt man auf!
Und brennt das Haus,
Da packt man auf
Und rennt heraus.
So zieht vom Ort,
Mit festem Schritt,
Der erste fort
Den zweyten mit.
Wenn Wahn und Bahn
Der beste brach;
Kommt an und an
Der letzte nach.

Prometheus.

Verleihet gleich
So Schad' als Nutz!
Hier weih' ich euch
Zu Schutz und Trutz.

Auf! raſch Vergnügte,
Schnellen Strich's!
Der barſch Beſiegte
Habe ſich's!

Hier leiſtet friſch und weislich dringende Hochgewalt
Erwünſchten Dienſt. Das Feuerzeichen ſchwindet ſchon.
Und brüderlich bringt würd'ge Hülfe mein Geſchlecht.
Nun aber Eos unaufhaltſam ſtrebt ſie an,
Sprungweiſe, mädchenartig; ſtreut aus voller Hand
Purpurne Blumen! Wie an jedem Wolkenſaum
Sich reich entfaltend ſie blühen, wechſeln, mannichfach!
So tritt ſie lieblich hervor, erfreulich immerfort;
Gewöhnet Erdgeborner ſchwaches Auge ſanft,
Daß nicht vor Helios Pfeil erblinde mein Geſchlecht,
Beſtimmt Erleuchtetes zu ſehen, nicht das Licht!

Eos.

(Von dem Meere heraufſtreifend.)

Jugendröthe, Tagesblüthe,
Bring' ich ſchöner heut als jemals
Aus den unerforſchten Tiefen
Des Oceanos herüber.
Hurtiger entſchüttelt heute
Mir den Schlaf, die ihr des Meeres
Felsumſteilte Bucht bewohnet,
Ernſte Fiſcher! friſch vom Lager!
Euer Werkzeug nehmt zur Hand.
Schnell entwickelt eure Netze
Die bekannte Fluth umzingelnd:
Eines ſchönen Fangs Gewißheit
Ruf' ich euch ermunternd zu.
Schwimmet, Schwimmer! tauchet, ihr Taucher!

Späht

Späbet, Späher, auf dem Felſen!
Ufer wimmle wie die Fluthen,
Wimmle ſchnell von Thätigkeit!

Prometheus.

Was hältſt du deinen Fuß zurück, du Fluchtige?
Was feſſelt an dieß Buchtgeſtade deinen Blick?
Wen rufſt du Stumme ſonſt, gebieteſt wem?
Die niemand Rede flehet, dießmal ſprich zu mir!

Eos.

Jenen Jüngling rettet, rettet!
Der verzweiflend, liebetrunken,
Nachetrunken, ſchwergeſcholten,
In die nachtumhüllten Fluthen
Sich vom Felſen ſtürzete.

Prometheus.

Was hör' ich! hat Phileros dem Strafedräun gehorcht?
Sich ſelbſt gerichtet, kalten Wellentod geſucht?
Auf, eilen wir! Dem Leben geb' ich ihn zurück.

Eos.

Weile, Vater! Hat dein Schelten
Ihn dem Tode zugetrieben:
Deine Klugheit, dein Beſtreben
Bringt ihn dießmal nicht zurück.
Dießmal bringt der Götter Wille,
Bringt des Lebens eignes, reines,
Unverwüſtliches Beſtreben
Neugeboren ihn zurück.

Prometheus.

Gerettet iſt er? Sage mir, und ſchaust du ihn?

Eos.

Dort! er taucht in Fluthenmitte

Schon hervor der ſtarke Schwimmer:
Denn ihn läßt die Luſt zu leben
Nicht, den Jüngling, untergehn.
Spielen rings um ihn die Wogen
Morgendlich und kurz bewegt;
Spielt er ſelbſt nur mit den Wogen
Tragend ihn, die ſchöne Laſt.
Alle Fiſcher, alle Schwimmer,
Sie verſammeln ſich lebendig
Um ihn her, nicht ihn zu retten;
Gaukelnd baden ſie mit ihm.
Ja Delphine drängen gleitend
Zu der Schaar ſich, der bewegten,
Tauchen auf und heben tragend
Ihn, den ſchönen aufgefriſchten.
Alles wimmelnde Gedränge
Eilet nun dem Lande zu.
Und an Leben und an Friſche
Will das Land der Fluth nicht weichen;
Alle Hügel, alle Klippen
Von Lebend'gen ausgeziert!
Alle Winzer aus den Kelltern,
Felſenkellern, tretend reichen
Schal' um Schale, Krug um Krüge
Den beſeelten Wellen zu.
Nun entſteigt der Göttergleiche,
Von dem ringsumſchäumten Rücken
Freundlicher Meerwunder ſchreitend,
Reich umblüht von meinen Roſen,
Er ein Anadyomen,
Auf zum Felſen. — Die geſchmückte

Schönſte Schale reicht ein Alter
Bärtig, lächelnd, wohlbehaglich,
Ihm dem Bacchusähnlichen.
Klirret, Becken! Erz, ertöne!
Sie umdrängen ihn, beneidend
Mich um ſeiner ſchönen Glieder
Wonnevollen Ueberblick.
Pantherfelle von den Schultern
Schlagen ſchon um ſeine Hüften.
Und den Thyrſus in den Händen
Schreitet er heran ein Gott.
Hörſt du jubeln? Erz ertönen?
Ja des Tages hohe Feyer,
Allgemeines Feſt beginnt.

Prometheus.

Was kündeſt du für Feſte mir? Sie lieb' ich nicht:
Erholung reichet Müden jede Nacht genug.
Des ächten Mannes wahre Feyer iſt die That!

Eos.

Manches Gute ward gemein den Stunden;
Doch die gottgewählte feſtlich werde dieſe!
Eos blicket auf in Himmelsräume,
Ihr enthüllt ſich das Geſchick des Tages.
Nieder ſenkt ſich Würdiges und Schönes,
Erſt verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar um wieder ſich zu bergen.
Aus den Fluthen ſchreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia;
Sie begegnen ſich, und eins im andern
Fühlt ſich ganz und fühlet ganz das andre.
So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,

Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und That sich segnend nieder,
Gabe senkt sich, ungeahnet vormals.

Prometheus.

Neues freut mich nicht, und ausgestattet
Ist genugsam dieß Geschlecht zur Erde.
Freilich fröhnt es nur dem heut'gen Tage,
Gestrigen Ereignens denkt's nur selten;
Was es litt, genoß, ihm ist's verloren.
Selbst im Augenblicke greift es roh zu;
Faßt, was ihm begegnet, eignet's an sich,
Wirft es weg, nicht sinnend, nicht bedenkend,
Wie man's bilden möge höhrem Nutzen.
Dieses tadl' ich; aber Lehr' und Rede,
Selbst ein Beispiel, wenig will es frommen.
Also schreiten sie mit Kinderleichtsinn
Und mit rohem Tasten in den Tag hin.
Möchten sie Vergang'nes mehr beherz'gen,
Gegenwärt'ges, formend, mehr sich eignen.
Wär' es gut für alle; solches wünscht' ich.

Eos.

Länger weil' ich nicht, mich treibet fürder
Strahlend Helios unwiderstehlich.
Weg vor seinem Blick zu schwinden zittert
Schon der Thau, der meinen Kranz beperlet.
Fahre wohl, du Menschenvater. — Merke:
Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sey, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Ein und vierzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

„Mit unſern wenigen Gaben
Haben wir redlich geprahlt,
Und was wir dem Publicum gaben,
Sie haben es immer bezahlt.“

Frömmigkeit verbindet ſehr;
Aber Gottloſigkeit noch viel mehr.

Verſtändige Leute kannſt du irren ſehn,
In Sachen nämlich, die ſie nicht verſtehn.

Der Achſe wird mancher Stoß verſetzt,
Sie rührt ſich nicht — und bricht zuletzt.

Johannis-Feuer ſey unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungen immer geboren.

BIBLIOTHECA
REGIA

Inhalt.

Faust. Der Tragödie zweyter Theil in fünf Acten. (Vollendet im Sommer 1831.)

Faust.

Der Tragödie zweyter Theil

in fünf Acten.

(Vollendet im Sommer 1831.)

Erſter Act.

Anmuthige Gegend.

Fauſt auf blumigten Raſen gebettet, ermüdet, unruhig, ſchlafſuchend.

Dämmerung.

Geiſter-Kreis ſchwebend bewegt, anmuthige kleine Geſtalten.

Ariel.

(Geſang von Aeolsharfen begleitet.)

Wenn der Blüthen Frühlings-Regen
Ueber Alle ſchwebend ſinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt,
Kleiner Elfen Geiſtergröße
Eilet wo ſie helfen kann,
Ob er heilig? ob er böſe?
Jammert ſie der Unglücksmann.

Die ihr dieß Haupt umſchwebt im luft'gen Kreiſe,
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weiſe.

Besänftiget des Herzens grimmen Strauß;
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.
Vier sind die Pausen nächtiger Weile,
Nun ohne Säumen füllt sie freundlich aus.
Erst senkt sein Haupt auf's kühle Polster nieder,
Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth;
Gelenk sind bald die krampferstarrten Glieder,
Wenn er gestärkt dem Tag entgegen ruht.
Vollbringt der Elfen schönste Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht.

Chor.

(Einzeln, zu zweyen und vielen, abwechselnd und gesammelt.)

Wenn sich lau die Lüfte füllen
Um den grünumschränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran;
Lispelt leise süßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh,
Und den Augen dieses Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Nacht ist schon hereingesunken,
Schließt sich heilig Stern an Stern;
Große Lichter, kleine Funken,
Glitzern nah und glänzen fern;
Glitzern hier im See sich spiegelnd,
Glänzen droben klarer Nacht;
Tiefsten Ruhens Glück besiegelnd
Herrscht des Mondes volle Pracht.

Schon verloſchen ſind die Stunden,
Hingeſchwunden Schmerz und Glück;
Fühl' es vor! Du wirſt geſunden;
Traue neuem Tagesblick.
Thäler grünen, Hügel ſchwellen,
Buſchen ſich zu Schatten-Rud;
Und in ſchwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wunſch um Wünſche zu erlangen
Schaue nach dem Glanze dort!
Leiſe biſt du nur umfangen,
Schlaf iſt Schale, wirf ſie fort!
Säume nicht dich zu erdreiſten
Wenn die Menge zaudernd ſchweift;
Alles kann der Edle leiſten,
Der verſteht und raſch ergreift.

(Ungeheures Getöſe verkündet das Herannahen der Sonne.)

Ariel.

Horchet! horchet! dem Sturm der Horen,
Tönend wird für Geiſtes-Ohren
Schon der neue Tag geboren.
Felſenthore knarren raſſelnd,
Phöbus Räder rollen praſſelnd;
Welch Getöſe bringt das Licht!
Es trommetet, es poſaunet,
Auge blinzt und Ohr erſtaunet,
Unerhörtes hört ſich nicht.
Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer tiefer, ſtill zu wohnen,

Das Schlechte kannſt du immer lobẽn;
Du haſt dafür ſogleich den Lohn!
In deinem Pfuhle ſchwimmſt du oben
Und biſt der Pfuſcher Schutzpatron.

Das Gute ſchelten? — Magſt's probiren!
Es geht, wenn du dich frech erkühnſt;
Doch treten, wenn's die Menſchen ſpüren,
Sie dich in Quark, wie du's verdienſt.

Jeder ſolcher Lumpenhunde
Wird vom zweyten abgethan;
Sey nur brav zu jeder Stunde,
Niemand hat dir etwas an.

Komm her! wir ſetzen uns zu Tiſch,
Wen möchte ſolche Narrheit rühren!
Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fiſch,
Wir wollen ſie nicht balſamiren.

In die Felſen, unter's Laub;
Trifft es euch ſo ſeyd ihr taub.

Fauſt.

Des Lebens Pulſe ſchlagen friſch lebendig,
Aetheriſche Dämm'rung milde zu begrüßen;
Du Erde warſt auch dieſe Nacht beſtändig,
Und athmeſt neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginneſt ſchon mit Luſt mich zu umgeben,
Du regſt und rührſt ein kräftiges Beſchließen,
Zum höchſten Daſeyn immerfort zu ſtreben. —
In Dämmerſchein liegt ſchon die Welt erſchloſſen,
Der Wald ertönt von tauſendſtimmigem Leben,
Thal aus, Thal ein iſt Nebelſtreif ergoſſen;
Doch ſenkt ſich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Aeſte, friſch erquickt, entſproſſen
Dem duft'gen Abgrund wo verſenkt ſie ſchliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt ſich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen,
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Hinaufgeſchaut! — Der Berge Gipfelrieſen
Verkünden ſchon die feierlichſte Stunde;
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen
Das ſpäter ſich zu uns hernieder wendet.
Jetzt zu der Alpe grüngeſenkten Wieſen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit geſpendet,
Und ſtufenweis herab iſt es gelungen; —
Sie tritt hervor! — und bei der ſchon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenſchmerz durchdrungen.

So iſt es alſo, wenn ein ſehnend Hoffen
Dem höchſten Wunſch ſich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen;
Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Uebermaß, wir ſtehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umſchlingt uns, welch' ein Feuer!
Iſt's Lieb? Iſt's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechſelnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichſtem Schleier.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Waſſerſturz, das Felſenriff durchbrauſend,
Ihn ſchau' ich an mit wachſendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tauſend
Dann aber tauſend Strömen ſich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume ſauſend.
Allein wie herrlich dieſem Sturm erſprießend,
Wölbt ſich des bunten Bogens Wechſel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der ſpiegelt ab das menſchliche Beſtreben.
Ihm ſinne nach und du begreifſt genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Kaiserliche Pfalz.

Saal des Thrones.

Staatsrath in Erwartung des Kaisers.

Trompeten.

Hofgesinde (aller Art prächtig gekleidet tritt ein).

Der Kaiser (gelangt auf den Thron; zu seiner Rechten der Astrolog).

Kaiser.

Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Versammelt aus der Näh' und Weite; —
Den Weisen seh' ich mir zur Seite,
Allein wo ist der Narr geblieben?

Junker.

Gleich hinter deiner Mantel-Schleppe
Stürzt' er zusammen auf der Treppe,
Man trug hinweg das Fett-Gewicht,
Todt oder trunken? weiß man nicht.

Zweyter Junker.

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt sich ein andrer an die Stelle;
Gar köstlich ist er aufgeputzt,
Doch fratzenhaft das jeder stutzt;
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor —
Da ist er doch der kühne Thor!

Mephiſtopheles (am Throne kniend).

Was iſt verwünſcht und ſtets willkommen?
Was iſt erſehnt und ſtets verjagt?
Was immerfort in Schutz genommen?
Was hart geſcholten und verklagt?
Wen darfſt du nicht herbeiberufen?
Wen höret jeder gern genannt?
Was naht ſich deines Thrones Stufen?
Was hat ſich ſelbſt hinweggebannt?

Kaiſer.

Für dießmal ſpare deine Worte!
Hier ſind die Räthſel nicht am Orte,
Das iſt die Sache dieſer Herrn. —
Da löſe du! das hört' ich gern.
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit in's Weite;
Nimm ſeinen Platz und komm an meine Seite.

Mephiſtopheles

(ſteigt hinauf und ſtellt ſich zur Linken).

Gemurmel der Menge.

Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wo kommt er her — Wie kam er ein —
Der alte fiel — der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun iſt's ein Span —

Kaiſer.

Und alſo ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Näh' und Ferne;
Ihr ſammelt euch mit günſtigem Sterne;
Da droben iſt uns Glück und Heil geſchrieben.
Doch ſagt warum in dieſen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entſchlagen,
Schönbärte mummenſchänzlich tragen

Und Heitres nur genießen wollten,
Warum wir uns rathſchlagend quälen ſollten?
Doch weil ihr meint es ging nicht anders an,
Geſchehen iſt's, ſo ſey's gethan.

Canzler.

Die höchſte Tugend, wie ein Heiligen-Schein,
Umgibt des Kaiſers Haupt, nur er allein
Vermag ſie gültig auszuüben:
Gerechtigkeit! — Was alle Menſchen lieben,
Was alle fordern, wünſchen, ſchwer entbehren,
Es liegt an ihm dem Volk' es zu gewähren.
Doch ach! Was hilft dem Menſchengeiſt Verſtand
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wüthet,
Und Uebel ſich in Uebeln überbrütet.
Wer ſchaut hinab von dieſem hohen Raum
In's weite Reich, ihm ſcheint's ein ſchwerer Traum,
Wo Mißgeſtalt in Mißgeſtalten ſchaltet,
Das Ungeſetz geſetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums ſich entfaltet.

Der raubt ſich Heerden, der ein Weib,
Kelch, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Berühmt ſich deſſen manche Jahre
Mit heiler Haut, mit unverletztem Leib.
Jetzt drängen Kläger ſich zur Halle,
Der Richter prunkt auf hohem Pfühl,
Indeſſen wogt, in grimmigem Schwalle
Des Aufruhrs wachſendes Gewühl.

Der darf auf Schand' und Frevel pochen
Der auf Mitſchuldigſte ſich ſtützt,
Und: Schuldig! hörſt du ausgeſprochen
Wo Unſchuld nur ſich ſelber ſchützt.
So will ſich alle Welt zerſtückeln,
Vernichtigen was ſich gebührt;
Wie ſoll ſich da der Sinn entwickeln
Der einzig uns zum Rechten führt?
Zuletzt ein wohlgeſinnter Mann
Neigt ſich dem Schmeichler, dem Beſtecher;
Ein Richter, der nicht ſtrafen kann,
Geſellt ſich endlich zum Verbrecher;
Ich mahlte ſchwarz, doch dichtern Flor
Zög' ich dem Bilde lieber vor.

(Pauſe.)

Entſchlüſſe ſind nicht zu vermeiden,
Wenn alle ſchädigen, alle leiden,
Geht ſelbſt die Majeſtät zu Raub.

Heermeiſter.

Wie tobt's in dieſen wilden Tagen!
Ein jeder ſchlägt und wird erſchlagen,
Und für's Commando bleibt man taub.
Der Bürger hinter ſeinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felſenneſt,
Verſchwuren ſich uns auszudauern
Und halten ihre Kräfte feſt.
Der Miethſoldat wird ungeduldig,
Mit Ungeſtüm verlangt er ſeinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr ſchuldig
Er liefe ganz und gar davon.

Verbiete wer was Alle wollten,
Der hat in's Wespennest gestört;
Das Reich das sie beschützen sollten,
Es liegt geplündert und verheert.
Man läßt ihr Toben, wüthend Hausen,
Schon ist die halbe Welt verthan;
Es sind noch Könige da draußen,
Doch keiner denkt es ging' ihn irgend an.

Schatzmeister.

Wer wird auf Bundsgenossen pochen!
Subsidien die man uns versprochen,
Wie Röhrenwasser bleiben aus.
Auch Herr, in deinen weiten Staaten
An wen ist der Besitz gerathen?
Wohin man kommt da hält ein Neuer Haus,
Und unabhängig will er leben;
Zusehen muß man wie er's treibt;
Wir haben so viel Rechte hingegeben,
Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Parteyen, wie sie heißen,
Ist heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen schelten oder preisen,
Gleichgültig wurden Lieb und Haß.
Die Ghibellinen wie die Guelfen
Verbergen sich um auszuruhn;
Wer jetzt will seinem Nachbar helfen?
Ein jeder hat für sich zu thun.
Die Goldespforten sind verrammelt,
Ein jeder kratzt und scharrt und sammelt
Und unsre Cassen bleiben leer.

Marschalk.

Welch Unheil muß auch ich erfahren;
Wir wollen alle Tage sparen
Und brauchen alle Tage mehr.
Und täglich wächst mir neue Pein.
Den Köchen thut kein Mangel wehe;
Wildschweine, Hirsche, Hasen, Rehe,
Welschhühner, Hühner, Gänse und Enten,
Die Deputate, sichre Renten,
Sie gehen noch so ziemlich ein.
Jedoch am Ende fehlt's an Wein.
Wenn sonst im Keller Faß an Faß sich häufte,
Der besten Berg' und Jahresläufte,
So schlürft unendliches Gesäufte
Der edlen Herrn den letzten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß sein Lager auch verzapfen,
Man greift zu Humpen, greift zu Napfen,
Und unterm Tische liegt der Schmaus.
Nun soll ich zahlen, alle lohnen;
Der Jude wird mich nicht verschonen,
Der schafft Anticipationen,
Die speisen Jahr um Jahr voraus.
Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet ist der Pfühl im Bette,
Und auf den Tisch kommt vorgegessen Brod.

Kaiser

(nach einigem Nachdenken zu Mephistopheles).

Sag, weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephistopheles.

Ich keineswegs. Den Glanz umherzuschauen,
Dich und die deinen! — Mangelte Vertrauen,

Wo Majeſtät unweigerlich gebeut?
Bereite Macht Feindſeliges zerſtreut,
Wo guter Wille, kräftig durch Verſtand
Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand?
Was könnte da zum Unheil ſich vereinen,
Zur Finſterniß, wo ſolche Sterne ſcheinen?

Gemurmel.

Das iſt ein Schalk — der's wohl verſteht —
Er lügt ſich ein — So lang' es geht —
Ich weiß ſchon — was dahinter ſteckt —
Und was denn weiter? — Ein Project —

Mephiſtopheles.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieſer Welt?
Dem dieß, dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Eſtrich zwar iſt es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefſte herzuſchaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Iſt Geld gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich wer es zu Tage ſchafft:
Begabten Mann's Natur- und Geiſteskraft.

Canzler.

Natur und Geiſt — ſo ſpricht man nicht zu Chriſten.
Deßhalb verbrennt man Atheiſten
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel;
Sie hegen zwiſchen ſich den Zweifel,
Ihr mißgeſtaltet Zwitterkind.
Uns nicht ſo! — Kaiſers alten Landen
Sind zwey Geſchlechter nur entſtanden,

Sie ſtützen würdig ſeinen Thron:
Die Heiligen ſind es und die Ritter;
Sie ſtehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.
Dem Pöbelſinn verworr'ner Geiſter
Entwickelt ſich ein Widerſtand,
Die Ketzer ſind's! die Hexenmeiſter!
Und ſie verderben Stadt und Land.
Die willſt du nun mit frechen Scherzen
In dieſe hohen Kreiſe ſchwärzen,
Ihr hegt euch an verderbtem Herzen,
Dem Narren ſind ſie nah verwandt.

Mephiſtopheles.

Daran erkenn' ich den gelehrten Herren!
Was ihr nicht taſtet, ſteht euch meilenfern;
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar;
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr ſey nicht wahr;
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht;
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

Kaiſer.

Dadurch ſind unſre Mängel nicht erledigt,
Was willſt du jetzt mit deiner Faſtenpredigt?
Ich habe ſatt das ewige Wie und Wenn;
Es fehlt an Geld, nun gut, ſo ſchaff' es denn!

Mephiſtopheles.

Ich ſchaffe was ihr wollt und ſchaffe mehr;
Zwar iſt es leicht, doch iſt das Leichte ſchwer.
Es liegt ſchon da, doch um es zu erlangen
Das iſt die Kunſt, wer weiß es anzufangen?
Bedenkt doch nur: in jenen Schreckensläuften,
Wo Menſchenwuthen Land und Volk erſäuften.

Sage mir ein weiſer Mann,
Was das Mick-Mack heißen kann?
Solch zweydeutig Achſeltragen
Nutzen wird's nicht, noch behagen.

Ihr ſeht uns an mit ſchelem Blick,
Ihr ſchwanket vor, ihr ſchwankt zurück;
Und häufet Zeil' auf Zeile.
So zerret Leſers dürftig Ohr
Mit viel gequirltem Phraſen-Flor;
Uns habt ihr nicht am Seile!
Die W. K. Fs,
Mit ihren Treffs,
Sie wirken noch eine Weile.

Wie der und der, ſo ſehr es ihn erſchrecke,
Sein Liebſtes da: und dortwohin verſtecke;
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und ſo fortan bis geſtern, ja bis heut.
Das alles liegt im Boden ſtill begraben,
Der Boden iſt des Kaiſers, der ſoll's haben.

Schatzmeiſter.

Für einen Narren ſpricht er gar nicht ſchlecht,
Das iſt fürwahr des alten Kaiſers Recht.

Canzler.

Der Satan legt euch goldgewirkte Schlingen,
Es geht nicht zu mit frommen rechten Dingen.

Marſchall.

Schafft er uns nur zu Hof willkommne Gaben,
Ich wollte gern ein bißchen Unrecht haben.

Heermeiſter.

Der Narr iſt klug, verſpricht was jedem frommt;
Fragt der Soldat doch nicht woher es kommt.

Mephiſtopheles.

Und glaubt ihr euch vielleicht durch mich betrogen;
Hier ſteht ein Mann! da! fragt den Aſtrologen.
In Kreiſ' um Kreiſe kennt er Stund' und Haus,
So ſage denn: wie ſteht's am Himmel aus?

Gemurmel.

Zwey Schelme ſind's — Verſteht ſich ſchon —
Narr und Phantaſt — So nah dem Thron —
Ein mattgeſungen — alt Gedicht —
Der Thor bläſ't ein — der Weiſe ſpricht —

Aſtrolog

(ſpricht, Mephiſtopheles bläſ't ein).

Die Sonne ſelbſt ſie iſt ein lautres Gold,
Mercur der Bote dient um Gunſt und Sold,
Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als ſpat blickt ſie euch lieblich an;
Die keuſche Luna launet grillenhaft,
Mars trifft er nicht, ſo dräut euch ſeine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der ſchönſte Schein,
Saturn iſt groß, dem Auge fern und klein,
Ihn als Metall verehren wir nicht ſehr,
An Werth gering, doch im Gewichte ſchwer.
Ja! wenn zu Sol ſich Luna fein geſellt,
Zum Silber Gold, dann iſt es heitre Welt;
Das Uebrige iſt alles zu erlangen:
Paläſte, Gärten, Brüſtlein, rothe Wangen,
Das alles ſchafft der hochgelahrte Mann,
Der das vermag was unſer keiner kann.

Kaiſer.

Ich höre doppelt was er ſpricht,
Und dennoch überzeugt's mich nicht.

Gemurmel.

Was ſoll uns das — Gedroſchner Spaß —
Calenderey — Chymiſterey —
Das hört' ich oft — Und falſch gehofft —
Und kommt er auch — So iſt's ein Gauch —

Mephiſtopheles.

Da ſtehen ſie unther und ſtaunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund;
Der eine faſelt von Alraunen,
Der andre von dem ſchwarzen Hund.

Was soll es daß der eine witzelt,
Ein andrer Zauberey verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt,
Wenn ihm der sichre Schritt versagt.

Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den untersten Bezirken
Schmiegt sich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!

Gemurmel.

Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — das ist Gicht —
Mir krabbelt's an der großen Zeh' —
Mir thut der ganze Rücken weh —
Nach solchen Zeichen wäre hier
Das allerreichste Schatzrevier.

Kaiser.

Nur eilig! du entschlüpfst nicht wieder,
Erprobe deine Lügenschäume,
Und zeig' uns gleich die edeln Raume.
Ich lege Schwert und Scepter nieder,
Und will mit eignen hohen Händen,
Wenn du nicht lügst, das Werk vollenden,
Dich, wenn du lügst, zur Hölle senden!

Mephistopheles.

Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden —
Doch kann ich nicht genug verkünden

Was überall besitzlos harrend liegt.
Der Bauer, der die Furche pflügt,
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle,
Salpeter hofft er von der Leimenwand
Und findet golden: goldne Rolle,
Erschreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.
Was für Gewölbe sind zu sprengen,
In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß sich der Schatzbewußte drängen,
Zur Nachbarschaft der Unterwelt!
In weiten, allverwahrten Kellern,
Von goldnen Humpen, Schüsseln, Tellern,
Sieht er sich Reihen aufgestellt;
Pokale stehen aus Rubinen,
Und will er deren sich bedienen
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet ihr dem Kundigen glauben —
Verfault ist längst das Holz der Dauben,
Der Weinstein schuf dem Wein ein Faß.
Essenzen solcher edlen Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine,
Umhüllen sich mit Nacht und Graus.
Der Weise forscht hier unverdrossen,
Am Tag' erkennen das sind Possen,
Im Finstern sind Mysterien zu Haus.

Kaiser.

Die laß ich dir! Was will das Düstre frommen?
Hat etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Scheim in tiefer Nacht genau?
Schwarz sind die Kühe, so die Katzen grau.

Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht;
Zieh' deinen Pflug, und ackre sie an's Licht.

Mephistopheles.

Nimm Hack' und Spaten, grabe selber,
Die Bauernarbeit macht dich groß.
Und eine Heerde geldner Kälber
Sie reißen sich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannst du dich selbst, wirst die Geliebte schmücken;
Ein leuchtend Farb- und Glanzgestein erhöht
Die Schönheit wie die Majestät.

Kaiser.

Nur gleich, nur gleich! Wie lange soll es währen!

Astrolog (wie oben).

Herr, mäßige solch dringendes Begehren!
Laß erst vorbei das bunte Freudenspiel;
Zerstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel.
Erst müssen wir in Fassung uns versühnen.
Das Untre durch das Obere verdienen.
Wer Gutes will, der sey erst gut;
Wer Freude will, besänftige sein Blut;
Wer Wein verlangt, der kältre reife Trauben;
Wer Wunder hofft, der stärke seinen Glauben.

Kaiser.

So sey die Zeit in Fröhlichkeit vertban!
Und ganz erwünscht kommt Aschermittwoch an.
Indessen feiern wir, auf jeden Fall,
Nur lustiger das wilde Carneval.

(Trompeter. Exeunt.)

Mephistopheles.

Wie sich Verdienst und Glück verketten
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn sie den Stein der Weisen hätten
Der Weise mangelte dem Stein.

Weitläufiger Saal, mit Nebengemächern, verziert und aufgeputzt zur Mummenschanz.

Herold.

Denkt nicht ihr seyd in deutschen Gränzen
Von Teufels-, Narren- und Todtentänzen;
Ein heitres Fest erwartet euch.
Der Herr, auf seinen Römerzügen,
Hat, sich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überstiegen,
Gewonnen sich ein heitres Reich.
Der Kaiser, er, an heiligen Sohlen
Erbat sich erst das Recht zur Macht,
Und als er ging die Krone sich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.
Nun sind wir alle neugeboren;
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht sie behaglich über Kopf und Ohren;
Sie ähnelt ihn verrückten Thoren,
Er ist darunter weise wie er kann.
Ich sehe schon wie sie sich schaaren,
Sich schwankend sondern, traulich paaren;

Zudringlich ſchließt ſich Thor an Thor.
Herein, hinaus, nur unverdroſſen;
Es bleibt doch endlich nach wie vor,
Mit ihren hunderttauſend Poſſen,
Die Welt ein einz'ger großer Thor.

Gärtnerinnen.

(Geſang begleitet von Mandolinen.)

Euren Beifall zu gewinnen
Schmückten wir uns dieſe Nacht,
Junge Florentinerinnen,
Folgten deutſchen Hofes Pracht;

Tragen wir in braunen Locken
Mancher heitern Blume Zier;
Seidenfäden, Seidenflocken
Spielen ihre Rolle hier.

Denn wir halten es verdienſtlich,
Lobenswürdig ganz und gar;
Unſere Blumen, glänzend künſtlich,
Blühen fort das ganze Jahr.

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward ſymmetriſch Recht gethan;
Mögt ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht euch an.

Niedlich ſind wir anzuſchauen,
Gärtnerinnen und galant;
Denn das Naturell der Frauen
Iſt ſo nah mit Kunſt verwandt.

Herold.

Laß die reichen Körbe ſehen
Die ihr auf den Häupten traget,
Die ſich bunt am Arme blähen;
Jeder wähle was behaget.
Eilig! daß in Laub und Gängen
Sich ein Garten offenbare,
Würdig ſind ſie zu umdrängen
Krämerinnen wie die Waare.

Gärtnerinnen.

Feilſchet nun am heitern Orte,
Doch kein Markten finde ſtatt!
Und mit ſinnig kurzem Worte
Wiſſe jeder was er hat.

Olivenzweig mit Früchten.

Keinen Blumenflor beneid' ich,
Allen Widerſtreit vermeid' ich;
Mir iſt's gegen die Natur:
Bin ich doch das Mark der Lande,
Und, zum ſichern Unterpfande,
Friedenszeichen jeder Flur,
Heute, hoff' ich, ſoll mir's glücken
Würdig ſchönes Haupt zu ſchmücken.

Aehrenkranz (golden).

Ceres Gaben, euch zu putzen,
Werden hold und lieblich ſtehn:
Das Erwünſchteſte dem Nutzen
Sey als eure Zierde ſchön.

Phantaſiekranz.

Bunte Blumen, Malven ähnlich,
Aus dem Moos ein Wunderflor!
Der Natur iſt's nicht gewöhnlich,
Doch die Mode bringt's hervor.

Phantaſiekranz.

Meinen Namen euch zu ſagen
Würde Theophraſt nicht wagen,
Und doch hoff' ich, wo nicht allen,
Aber mancher zu gefallen,
Der ich mich wohl eignen möchte,
Wenn ſie mich in's Haar verflöchte,
Wenn ſie ſich entſchließen könnte,
Mir am Herzen Platz vergönnte.

Ausfoderung.

Mögen bunte Phantaſien
Für des Tages Mode blühen,
Wunder ſeltſam ſeyn geſtaltet
Wie Natur ſich nie entfaltet;
Grüne Stiele, goldne Glocken
Blickt hervor aus reichen Locken! —
Doch wir

Roſenknoſpen

halten uns verſteckt,
Glücklich, wer uns friſch entdeckt.
Wenn der Sommer ſich verkündet
Roſenknoſpe ſich entzündet,
Wer mag ſolches Glück entbehren?
Das Verſprechen, das Gewähren,
Das beherrſcht, in Florens Reich,
Blick und Sinn und Herz zugleich.

(Unter grünen Laubgängen putzen die Gärtnerinnen zierlich ihren Kram auf.)

Gärtner.

(Geſang begleitet von Theorben.)

Blumen ſehet ruhig ſprießen,
Reizend euer Haupt umzieren,
Früchte wollen nicht verführen,
Koſtend mag man ſie genießen.

Bieten bräunliche Geſichter
Kirſchen, Pfirſchen, Königspflaumen,
Kauft! denn gegen Zung' und Gaumen
Hält ſich Auge ſchlecht als Richter.

Kommt! von allerreifſten Früchten
Mit Geſchmack und Luſt zu ſpeiſen;
Ueber Roſen läßt ſich dichten,
In die Aepfel muß man beißen.

Sey's erlaubt uns anzupaaren
Eurem reichen Jugendflor,
Und wir putzen reifer Waaren
Fülle nachbarlich empor.

Unter luſtigen Gewinden,
In geſchmückter Lauben Bucht,
Alles iſt zugleich zu finden:
Knoſpe, Blätter, Blume, Frucht.

(Unter Wechſelgeſang, begleitet von Guitarren und Theorben, fahren beide Chöre fort ihre Waaren ſtufenweis in die Höhe zu ſchmücken und auszubieten.)

Der trockne Versemann
Weiß nur zu tadeln;
Ja wer nicht ehren kann,
Der kann nicht adeln.

„So laß doch auch noch diese gelten,
Bist ja im Urtheil sonst gelind!“
Sie sollen nicht die schlechten Dichter schelten,
Da sie nicht vielmal besser sind.

Deinen Vortheil zwar verstehst du,
Doch verstehst nicht aufzuräumen;
Haß und Widerwillen säst du,
Und dergleichen wird auch keimen.

Mutter und Tochter.

Mutter.

Mädchen als du kamſt an's Licht
Schmückt ich dich im Häubchen,
Warſt ſo lieblich von Geſicht,
Und ſo zart am Leibchen.
Dachte dich ſogleich als Braut,
Gleich dem Reichſten angetraut,
Dachte dich als Weibchen.

Ach! nun iſt ſchon manches Jahr
Ungenützt verflogen,
Der Sponſirer bunte Schaar
Schnell vorbei gezogen;
Tanztest mit dem Einen flink,
Gabſt dem Andern ſtillen Wink
Mit dem Ellenbogen.

Welches Feſt man auch erſann,
Ward umſonſt begangen;
Pfänderſpiel und dritter Mann
Wollten nicht verfangen;
Heute ſind die Narren los,
Liebchen öffne deinen Schoos,
Bleibt wohl einer hangen.

Geſpielinnen

(jung und ſchön geſellen ſich hinzu, ein vertrauliches Geplauder wird laut).

Fiſcher und Vogelſteller

(mit Netzen, Angel und Leimruthen, auch ſonſtigem Geräthe, treten auf, miſchen ſich unter die ſpielenden Kinder. Wechſelſeitige

Verſuche zu gewinnen, zu fangen, zu entgehen und feſtzuhalten.
geben zu den angenehmſten Dialogen Gelegenheit).

Holzhauer
(treten ein ungeſtüm und ungeſchlacht).

Nur Platz! nur Blöße!
Wir brauchen Räume,
Wir fällen Bäume
Die krachend ſchlagen:
Und wenn wir tragen
Da gibt es Stöße.
Zu unſerm Lobe
Bringt dieß in's Reine;
Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Lande,
Wie kämen Feine
Für ſich zu Stande,
So ſehr ſie witzten?
Deß ſeyd belehret;
Denn ihr erfröret
Wenn wir nicht ſchwitzten.

Pulcinelle
(täppiſch, faſt täppiſch).

Ihr ſeyd die Thoren
Gebückt geboren;
Wir ſind die Klugen
Die nie was trugen:
Denn unſre Kappen,
Jacken und Lappen
Sind leicht zu tragen;
Und mit Behagen

Wir immer müßig,
Pantoffelfüßig,
Durch Markt und Haufen
Einher zu laufen,
Gaffend zu ſtehen
Uns anzukrähen;
Auf ſolche Klänge
Durch Drang und Menge
Aalgleich zu ſchlüpfen,
Geſammt zu hüpfen,
Vereint zu toben.
Ihr mögt uns loben,
Ihr mögt uns ſchelten,
Wir laſſen's gelten.

Paraſiten
(ſchmeichelnd-lüſtern).

Ihr wackern Träger
Und eure Schwäger
Die Kohlenbrenner,
Sind unſre Männer;
Denn alles Bücken,
Beſah'ndes Nicken,
Gewundne Phraſen,
Das Doppelblaſen,
Das wärmt und kühlet
Wie's einer fühlet,
Was könnt' es frommen?
Es möchte Feuer
Selbſt ungeheuer
Vom Himmel kommen.

Gäb' es nicht Scheite
Und Kohlentrachten,
Die Herdesbreite
Zur Gluth entfachten.
Da brät's und prudelt's,
Da kocht's und strudelt's.
Der wahre Schmecker,
Der Tellerlecker,
Er riecht den Braten,
Er ahnet Fische;
Das regt zu Thaten
An Gönners Tische.

Trunkener (unbewußt).

Sey mir heute nichts zuwider!
Fühle mich so frank und frei;
Frische Luft und heitre Lieder
Holt' ich selbst sie doch herbei.
Und so trink' ich! Trinke, trinke!
Stoßet an ihr! Tinke, tinke!
Du dort hinten komm heran!
Stoßet an, so ist's gethan.

Schrie mein Weibchen doch entrüstet,
Rümpfte diesem bunten Rock,
Und, wie sehr ich mich gebrüstet,
Schalt mich einen Maskenstock.
Doch ich trinke! Trinke, trinke!
Angeklungen! Tinke, tinke!
Maskenstöcke stoßet an!
Wenn es klingt, so ist's gethan.

Saget nicht daß ich verirret bin,
Bin ich doch wo mir's behagt.
Borgt der Wirth nicht, borgt die Wirthin,
Und am Ende borgt die Magd.
Immer trink' ich, trinke, trinke!
Auf ihr Andern! Tinke, tinke!
Jeder jedem! so fortan!
Dünkt mich's doch es sey gethan.

Wie und wo ich mich vergnüge
Mag es immerhin geschehn;
Laßt mich liegen wo ich liege,
Denn ich mag nicht länger stehn.

Chor.

Jeder Bruder trinke, trinke!
Toastet frisch ein Tinke! Tinke!
Sitzet fest auf Bank und Span,
Unterm Tisch Dem ist's gethan.

Der Herold

(kündigt verschiedene Poeten an, Naturdichter, Hof- und Ritterſänger, zärtliche ſo wie Enthuſiaſten. Im Gedräng von Mitwerbern aller Art läßt keiner den andern zum Vortrag kommen. Einer ſchleicht mit wenigen Worten vorüber).

Satyriker.

Wißt ihr was mich Poeten
Erſt recht erfreuen ſollte?
Dürft' ich ſingen und reden
Was niemand hören wollte.

(Die Nacht- und Grabdichter laſſen ſich entſchuldigen, weil ſie ſo eben im intereſſanteſten Geſpräch mit einem friſcherſtandenen Vampyren begriffen ſeyen, woraus eine neue Dichtart ſich vielleicht ent-

wickeln konnte; der Herold muß es gelten laſſen und ruft indeſſen die griechiſche Mythologie hervor, die, ſelbſt in moderner Maske, weder Charakter noch Gefälliges verliert.)

Die Grazien.

Aglaia.

Anmuth bringen wir in's Leben;
Leget Anmuth in das Geben.

Hegemone.

Leget Anmuth in's Empfangen,
Lieblich iſt's den Wunſch erlangen.

Euphroſyne.

Und in ſtiller Tage Schranken
Höchſt anmuthig ſey das Danken.

Die Parzen.

Atropos.

Mich die älteſte zum Spinnen
Hat man dießmal eingeladen;
Viel zu denken, viel zu ſinnen
Gibt's beim zarten Lebensfaden.

Daß er euch gelenk und weich ſey
Wußt' ich feinſten Flachs zu ſichten;
Daß er glatt und ſchlank und gleich ſey
Wird der kluge Finger ſchlichten.

Wolltet ihr bei Luſt und Tänzen
Allzu üppig euch erweiſen,
Denkt an dieſes Fadens Gränzen,
Hütet euch! er möchte reißen!

Klotho.

Wißt! in dieſen letzten Tagen
Ward die Scheere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unſrer Alten nicht erbaut.

Zerrt unnützeſte Geſpinnſte
Lange ſie an Licht und Luft,
Hoffnung herrlichſter Gewinnſte
Schleppt ſie ſchneidend zu der Gruft.

Doch auch ich im Jugend-Walten
Irrte mich ſchon hundertmal;
Heute mich im Zaum zu halten
Scheere ſteckt im Futteral.

Und ſo bin ich gern gebunden,
Blicke freundlich dieſem Ort;
Ihr in dieſen freien Stunden
Schwärmt nur immer fort und fort.

Lacheſis.

Mir, die ich allein verſtändig,
Blieb das Ordnen zugetheilt;
Meine Weiſe, ſtets lebendig,
Hat noch nie ſich übereilt.

Fäden kommen, Fäden weifen,
Jeden lenk' ich ſeine Bahn,
Keinen laß ich überſchweifen,
Füg' er ſich im Kreis heran.

Könnt'

Könnt ich einmal mich vergessen
Wär' es um die Welt mir bang;
Stunden zählen, Jahre messen,
Und der Weber nimmt den Strang.

Herold.

Die jetzo kommen werdet ihr nicht kennen,
Wär't ihr noch so gelehrt in alten Schriften;
Sie anzusehn, die so viel Uebel stiften,
Ihr würdet sie willkommne Gäste nennen.

Die Furien sind es, niemand wird uns glauben,
Hübsch, wohlgestaltet, freundlich, jung von Jahren;
Laßt euch mit ihnen ein, ihr sollt erfahren
Wie schlangenhaft verletzen solche Tauben.

Zwar sind sie tückisch, doch am heutigen Tage,
Wo jeder Narr sich rühmet seiner Mängel,
Auch sie verlangen nicht den Ruhm als Engel,
Bekennen sich als Stadt- und Landesplage.

Alecto.

Was hilft es euch, ihr werdet uns vertrauen,
Denn wir sind hübsch und jung und Schmeichelkätzchen;
Hat einer unter euch ein Liebe-Schätzchen,
Wir werden ihm so lang' die Ohren krauen,

Bis wir ihm sagen dürfen, Aug' in Auge:
Daß sie zugleich auch Dem und Jenem winke,
Im Kopfe dumm, im Rücken krumm, und hinke,
Und, wenn sie seine Braut ist, gar nichts tauge.

So wissen wir die Braut auch zu bedrängen:
Es hat sogar der Freund, vor wenig Wochen,
Verächtliches von ihr zu Der gesprochen!
Versöhnt man sich so bleibt doch etwas hängen.

Megära.

Das ist nur Spaß! denn, sind sie erst verbunden,
Ich nehm' es auf, und weiß, in allen Fällen,
Das schönste Glück durch Grille zu vergällen;
Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden.

Und niemand hat Erwünschtes fest in Armen,
Der sich nicht nach Erwünschterm thörig sehnte,
Vom höchsten Glück, woran er sich gewöhnte;
Die Sonne flieht er, will den Frost erwarmen.

Mit diesem allen weiß ich zu gebahren,
Und führe her Asmodi, den getreuen,
Zu rechter Zeit Unseliges auszustreuen,
Verderbe so das Menschenvolk in Paaren.

Tisiphone.

Gift und Dolch, statt böser Zungen,
Misch' ich, schärf' ich dem Verräther;
Liebst du andre, früher, später
Hat Verderben dich durchdrungen.

Muß der Augenblicke Süßtes
Sich zu Gischt und Galle wandeln!
Hier kein Markten, hier kein Handeln,
Wie er es beging', er büßt es.

Singe keiner vom Vergeben!
Felsen klag' ich meine Sache;
Echo, horch! erwiedert: Rache!
Und wer wechselt soll nicht leben.

Herold.

Belieb' es euch zur Seite wegzuweichen,
Denn was jetzt kommt ist nicht von eures Gleichen.
Ihr seht wie sich ein Berg herangedrängt,
Mit bunten Teppichen die Weichen stolz behängt;
Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüssel,
Geheimnißvoll, doch zeig' ich euch den Schlüssel.
Im Nacken sitzt ihm zierlich-zarte Frau,
Mit feinem Stäbchen lenkt sie ihn genau;
Die andre drobenstehend herrlich-hehr
Umgibt ein Glanz der blendet mich zu sehr.
Zur Seite gehn gekettet edle Frauen,
Die eine bang, die andre froh zu schauen;
Die eine wünscht, die andre fühlt sich frei,
Verkünde jede wer sie sey.

Furcht.

Dunstige Fackeln, Lampen, Lichter,
Dämmern durch's verworrne Fest,
Zwischen diese Truggesichter
Bannt mich, ach! die Kette fest.

Fort, ihr lächerlichen Lacher!
Euer Grinsen gibt Verdacht;
Alle meine Widersacher
Drängen mich in dieser Nacht.

Will einer sich gewöhnen,
So sey's zum Guten, zum Schönen.
Man thue nur das Rechte,
Am Ende duckt, am Ende dient der Schlechte.

Es darf sich einer wenig bücken,
So bockt mit einem leichten Sprung
Der Teufel gleich dem Teufel auf dem Rücken.

Anbete du das Feuer hundert Jahr,
Dann fall' hinein, dich frißt's mit Haut und Haar.

Hier! ein Freund iſt Feind geworden,
Seine Maske kenn' ich ſchon;
Jener wollte mich ermorden,
Nun entdeckt ſchleicht er davon.

Ach wie gern in jeder Richtung
Flöh' ich zu der Welt hinaus;
Doch von drüben droht Vernichtung,
Hält mich zwiſchen Dunſt und Graus.

Hoffnung.

Seyd gegrüßt, ihr lieben Schweſtern.
Habt ihr euch ſchon heut und geſtern
In Vermummungen gefallen,
Weiß ich doch gewiß von allen
Morgen wollt ihr euch enthüllen.
Und wenn wir bei Fackelſcheine
Uns nicht ſonderlich behagen,
Werden wir in heitern Tagen,
Ganz nach unſerm eignen Willen,
Bald geſellig, bald alleine
Frei durch ſchöne Fluren wandeln,
Nach Belieben ruhn und handeln
Und in ſorgenfreiem Leben,
Nie entbehren, ſtets erſtreben.
Ueberall willkommne Gäſte
Treten wir getroſt hinein:
Sicherlich es muß das Beſte
Irgendwo zu finden ſeyn.

Klugheit.

Zwey der größten Menschenfeinde,
Furcht und Hoffnung, angekettet
Halt' ich ab von der Gemeinde;
Platz gemacht! ihr seyd gerettet.

Den lebendigen Colossen
Führ' ich, seht ihr, thurmbeladen,
Und er wandelt unverdrossen
Schritt vor Schritt auf steilen Pfaden.

Droben aber auf der Zinne
Jene Göttin, mit behenden
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerseits sich hinzuwenden.

Rings umgibt sie Glanz und Glorie
Leuchtend fern nach allen Seiten;
Und sie nennet sich Victorie,
Göttin aller Thätigkeiten.

Zoilo-Thersites.

Hu! Hu! da komm' ich eben recht,
Ich schelt' euch allzusammen schlecht!
Doch was ich mir zum Ziel ersah
Ist oben Frau Victoria.
Mit ihrem weißen Flügelpaar,
Sie dünkt sich wohl sie sey ein Aar,
Und wo sie sich nur hingewandt
Gehör' ihr alles Volk und Land;
Doch, wo was Rühmliches gelingt
Es mich sogleich in Harnisch bringt.

Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe grad, das Grade ſchief,
Das ganz allein macht mich geſund,
So will ich's auf dem Erdenrund.

Herold.

So treffe dich, du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meiſterſtreich!
Da krümm' und winde dich ſogleich! —
Wie ſich die Doppelzwerggeſtalt
So ſchnell zum edlen Klumpen ballt! —
— Doch Wunder! — Klumpen wird zum Ey,
Das bläht ſich auf und platzt entzwey;
Nun fällt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Fledermaus;
Die eine fort im Staube kriecht,
Die andre ſchwarz zur Decke fliegt;
Sie eilen draußen zum Verein,
Da möcht' ich nicht der Dritte ſeyn.

Gemurmel.

Friſch! dahinten tanzt man ſchon —
Nein! ich wollt' ich wär' davon —
Fühlſt du, wie uns das umflicht,
Das geſpenſtiſche Gezücht?
Sauſ't es mir doch über's Haar —
Ward ich's doch am Fuß gewahr —
Keiner iſt von uns verletzt —
Alle doch in Furcht geſetzt —
Ganz verdorben iſt der Spaß —
Und die Beſtien wollten das.

Herold.

Seit mir sind bei Maskeraden
Heroldspflichten aufgeladen,
Wach' ich ernstlich an der Pforte,
Daß euch hier am lustigen Orte
Nichts Verderbliches erschleiche;
Weder wanke, weder weiche.
Doch ich fürchte, durch die Fenster
Ziehen lustige Gespenster,
Und von Spuk und Zaubereyen
Wüßt' ich euch nicht zu befreien.
Machte sich der Zwerg verdächtig,
Nun dort hinten strömt es mächtig.
Die Bedeutung der Gestalten
Möcht' ich amtsgemäß entfalten.
Aber was nicht zu begreifen
Wüßt' ich auch nicht zu erklären,
Helfet alle mich belehren! —
Seht ihr's durch die Menge schweifen?
Vierbespannt ein prächtiger Wagen
Wird durch alles durchgetragen;
Doch er theilet nicht die Menge,
Nirgend seh' ich ein Gedränge;
Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magischer Laterne,
Schwankt's heran mit Sturmgewalt.
Platz gemacht! mich schaudert's!

Knabe (Wagenlenker).

Halt!

Roſſe hemmet eure Flügel,
Fühlet den gewohnten Zügel,
Meiſtert euch wie ich euch meiſtre,
Rauſchet hin wenn ich begeiſtre —
Dieſe Räume laßt uns ehren!
Schaut umher wie ſie ſich mehren
Die Bewundrer, Kreis um Kreiſe.
Herold auf! nach deiner Weiſe,
Ehe wir von euch entfliehen,
Uns zu ſchildern, uns zu nennen;
Denn wir ſind Allegorien
Und ſo ſollteſt du uns kennen.

Herold.

Wüßte nicht dich zu benennen,
Eher könnt' ich dich beſchreiben.

Knabe Lenker.

So probir's!

Herold.

Man muß geſtehn:
Erſtlich biſt du jung und ſchön.
Halbwüchſiger Knabe biſt du; doch die Frauen
Sie möchten dich ganz ausgewachſen ſchauen.
Du ſcheineſt mir ein künftiger Sponſirer,
Recht ſo von Haus aus ein Verführer.

Knabe Lenker.

Das läßt ſich hören! fahre fort,
Erfinde dir des Räthſels heitres Wort.

Herold.

Der Augen ſchwarzer Blitz, die Nacht der Locken
Erheitert von jmelnem Band!
Und welch ein zierliches Gewand
Fließt dir von Schultern zu den Socken,
Mit Purpurſaum und Glitzertand!
Man könnte dich ein Mädchen ſchelten;
Doch würdeſt du, zu Wohl und Weh,
Auch jetzo ſchon bei Mädchen gelten:
Sie lehrten dich das A. B. C.

Knabe Lenker.

Und dieſer, der als Prachtgebilde
Hier auf dem Wagenthrone prangt?

Herold.

Er ſcheint ein König, reich und milde,
Wohl dem der ſeine Gunſt erlangt!
Er hat nichts weiter zu erſtreben;
Wo's irgend fehlte ſpäht ſein Blick,
Und ſeine reine Luſt zu geben
Iſt größer als Beſitz und Glück.

Knabe Lenker.

Hiebei darfſt du nicht ſtehen bleiben,
Du mußt ihn recht genau beſchreiben.

Herold.

Das Würdige beſchreibt ſich nicht.
Doch das geſunde Mondgeſicht,
Ein voller Mund, erblühte Wangen,
Die unterm Schmuck des Turbans prangen;

Im Faltenkleid ein reich Behagen!
Was soll ich von dem Anstand sagen?
Als Herrscher scheint er mir bekannt.

Knabe Lenker.

Plutus, des Reichthums Gott genannt;
Derselbe kommt in Prunk daher,
Der hohe Kaiser wünscht ihn sehr.

Herold.

Sag' von dir selber auch das Was und Wie?

Knabe Lenker.

Bin die Verschwendung, bin die Poesie;
Bin der Poet, der sich vollendet
Wenn er sein eigenst Gut verschwendet.
Auch ich bin unermeßlich reich
Und schätze mich dem Plutus gleich.
Belebt und schmückt ihm Tanz und Schmaus,
Das was ihm fehlt das theil' ich aus.

Herold.

Das Prahlen steht dir gar zu schön,
Doch laß uns deine Künste sehn.

Knabe Lenker.

Hier seht mich nur ein Schnippchen schlagen,
Schon glänzt's und glitzert's um den Wagen.
Da springt eine Perlenschnur hervor.

(Immerfort umherschnippend.)

Nehmt goldne Spange für Hals und Ohr;
Auch Kamm und Krönchen ohne Fehl;
In Ringen köstlichstes Juwel;
Auch Flämmchen send' ich dann und wann,
Erwartend wo es zünden kann.

Herold.

Wie greift und haſcht die liebe Menge!
Faſt kommt der Geber ins Gedränge.
Kleinode ſchnippt er wie im Traum.
Und alles haſcht im weiten Raum.
Doch da erleb' ich neue Pfiffe:
Was einer noch ſo emſig griffe
Deß hat er wirklich ſchlechten Lohn,
Die Gabe flattert ihm davon.
Es löſ't ſich auf das Perlenband,
Ihm krabbeln Käfer in der Hand,
Er wirft ſie weg der arme Tropf
Und ſie umſummen ihm den Kopf.
Die andern, ſtatt ſolider Dinge,
Erhaſchen frevle Schmetterlinge.
Wie doch der Schelm ſo viel verheißt,
Und nur verleiht was golden gleißt!

Knabe Lenker.

Zwar Masken, merk' ich, weißt du zu verkünden,
Allein der Schale Weſen zu ergründen
Sind Herolds Hofgeſchäfte nicht;
Das fordert ſchärferes Geſicht.
Doch hüt' ich mich vor jeder Fehde;
An dich, Gebieter, wend' ich Frag' und Rede.

(Zu Plutus gewendet.)

Haſt du mir nicht die Windesbraut
Des Viergeſpannes anvertraut?
Lenk' ich nicht glücklich wie du leiteſt?
Bin ich nicht da wohin du deuteſt?
Und wußt' ich nicht auf kühnen Schwingen
Für dich die Palme zu erringen?

Wie oft ich auch für dich gefochten,
Mir ist es jederzeit geglückt;
Wenn Lorbeer deine Stirne schmückt,
Hab' ich ihn nicht mit Sinn und Hand gestochten?

Plutus.

Wenn's nöthig ist daß ich dir Zeugniß leiste,
So sag' ich gern: bist Geist von meinem Geiste.
Du handelst stets nach meinem Sinn,
Bist reicher als ich selber bin.
Ich schätze, deinen Dienst zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn an dir hab' ich Gefallen.

Knabe Lenker (zur Menge).

Die größten Gaben meiner Hand,
Seht! hab' ich rings umher gesandt;
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen das ich angesprüht,
Von einem zu dem andern hüpft's,
An diesem hält sich's, dem entschlüpft's,
Gar selten aber flammt's empor
Und leuchtet rasch in kurzem Flor;
Doch vielen, eh' man's noch erkannt,
Verlischt es, traurig ausgebrannt.

Weiber-Geklatsch.

Da droben auf dem Viergespann
Das ist gewiß ein Charlatan;
Gaukelt da hintendrauf Hanswurst,
Doch abgezehrt von Hunger und Durst.

Wie man ihn niemals noch erblickt;
Er fühlt wohl nicht wenn man ihn zwickt.

Der Abgemagerte.

Vom Leibe mir, elles Weibsgeſchlecht!
Ich weiß dir komm' ich niemals recht. —
Wie noch die Frau den Herd verſah,
Da hieß ich Avaritia;
Da ſtand es gut um unſer Haus:
Nur viel herein, und nichts hinaus!
Ich eiferte für Kiſt' und Schrein;
Das ſollte wohl gar ein Laſter ſeyn!
Doch als in allerneuſten Jahren
Das Weib nicht mehr gewohnt zu ſparen,
Und, wie ein jeder böſer Zahler,
Weit mehr Begierden hat als Thaler,
Da bleibt dem Manne viel zu dulden,
Wo er nur hinſieht da ſind Schulden;
Sie wendet's, kann ſie was erſpulen
An ihren Leib, an ihren Buhlen;
Auch ſpeiſ't ſie beſſer, trinkt noch mehr
Mit der Sponſirer leidigem Heer;
Das ſteigert mir des Goldes Reiz:
Bin männlichen Geſchlechts, der Geiz!

Hauptweib.

Mit Drachen mag der Drache geizen,
Iſt's doch am Ende Lug und Trug!
Er kommt die Männer aufzureizen,
Sie ſind ſchon unbequem genug.

„Der Mond soll im Kalender stehn;
Doch auf den Straßen ist er nicht zu sehn
Warum darauf die Polizey nicht achtet!“

Mein Freund, urtheile nicht so schnell
Du thust gewaltig klug und hell,
Wenn es in deinem Kopfe nachtet.

O ihr Tags- und Splitterrichter,
Splittert nur nicht alles klein!
Denn, fürwahr! der schlechtste Dichter
Wird noch euer Meister seyn.

Weiber in Masse.

Der Strohmann! Reich' ihm eine Schlappe!
Was will das Marterholz uns dräu'n?
Wir sollen seine Fratze scheun!
Die Drachen sind von Holz und Pappe,
Frisch an und dringt auf ihn hinein!

Herold.

Bei meinem Stabe! Ruh gehalten! —
Doch braucht es meiner Hülfe kaum;
Seht wie die grimmen Ungestalten,
Bewegt im rasch gewonnenen Raum,
Das Doppel-Flügelpaar entfalten!
Entrüstet schütteln sich der Drachen
Umschuppte, feuerspeiende Rachen;
Die Menge flieht, rein ist der Platz.

Plutus steigt vom Wagen.

Herold.

Er tritt herab, wie königlich!
Er winkt, die Drachen rühren sich;
Die Kiste haben sie vom Wagen
Mit Gold und Geiz herangetragen,
Sie steht zu seinen Füßen da:
Ein Wunder ist es wie's geschah.

Plutus (zum Lenker).

Nun bist du los der allzulästigen Schwere,
Bist frei und frank, nun frisch zu deiner Sphäre!
Hier ist sie nicht! Verworren, schäckig, wild
Umdrängt uns hier ein fratzenhaft Gebild.
Nur wo du klar in's holde Klare schaust,
Dir angehörst und dir allein vertraust,

Dorthin wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einſamkeit! — Da ſchaffe deine Welt.

Knabe Lenker.

So acht' ich mich als werthen Abgeſandten,
So lieb' ich dich als nächſten Anverwandten.
Wo du verweilſt iſt Fülle, wo ich bin
Fühlt jeder ſich im herrlichſten Gewinn;
Auch ſchwankt er oft im widerſinnigen Leben:
Soll er ſich dir? ſoll er ſich mir ergeben?
Die Deinen freilich können müßig ruhn,
Doch wer mir folgt hat immer was zu thun.
Nicht insgeheim vollführ' ich meine Thaten,
Ich athme nur und ſchon bin ich verrathen.
So lebe wohl! Du gönnſt mir ja mein Glück;
Doch liſple leiſ' und gleich bin ich zurück.

(Als wie er kam.)

Plutus.

Nun iſt es Zeit die Schätze zu entfeſſeln!
Die Schlöſſer treff' ich mit des Herolds Ruthe.
Es thut ſich auf! ſchaut her! in ehrnen Keſſeln
Entwickelt ſich's und wallt von goldnem Blute;
Zunächſt der Schmuck von Kronen, Ketten, Ringen;
Es ſchwillt und droht ihn ſchmelzend zu verſchlingen.

Wechſelgeſchrei der Menge.

Seht hier, o hin! wie's reichlich quillt,
Die Kiſte bis zum Rande füllt. —
Gefäße goldne ſchmelzen ſich,
Gemünzte Rollen wälzen ſich, —
Ducaten hüpfen wie geprägt,
O wie mir das den Buſen regt —

Wie schau' ich alle mein Begehr!
Da kollern sie am Boden her. —
Man bietet's euch, benutzt's nur gleich,
Und bückt euch nur und werdet reich. —
Wir andern, rüstig wie der Blitz,
Wir nehmen den Koffer in Besitz.

Herold.

Was soll's, ihr Thoren? soll mir das?
Es ist ja nur ein Maskenspaß.
Heut Abend wird nicht mehr begehrt;
Glaubt ihr man geb' euch Gold und Werth?
Sind doch für euch in diesem Spiel
Selbst Rechenpfennige zu viel.
Ihr Täppischen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit seyn.
Was soll euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
Packt ihr an allen Zipfeln an. —
Vermummter Plutus, Maskenheld,
Schlag' dieses Volk mir aus dem Feld.

Plutus.

Dein Stab ist wohl dazu bereit,
Verleih' ihn mir auf kurze Zeit. —
Ich tauch' ihn rasch in Sud und Gluth. —
Nun! Masken seyd auf eurer Hut.
Wie's blitzt und platzt, in Funken sprüht!
Der Stab schon ist er angeglüht.
Wer sich zu nah herangedrängt
Ist unbarmherzig gleich versengt —
Jetzt fang' ich meinen Umgang an.

Geschrei und Gedräng.

O weh! Es ist um uns gethan. —

Entfliehe wer entfliehen kann! —
Zurück, zurück du Hintermann! —
Mir sprüht es heiß in's Angesicht. —
Mich drückt des glühenden Stabs Gewicht —
Verloren sind wir all und all. —
Zurück, zurück zu Maskenschwall!
Zurück, zurück, unsinniger Hauf —
O! hätt' ich Flügel flög' ich auf. —

Plutus.

Schon ist der Kreis zurückgedrängt
Und niemand glaub' ich ist versengt.
Die Menge weicht,
Sie ist verscheucht. —
Doch solcher Ordnung Unterpfand
Zieh' ich ein unsichtbares Band.

Herold.

Du hast ein herrlich Werk vollbracht,
Wie dank' ich deiner klugen Macht!

Plutus.

Noch braucht es, edler Freund, Geduld:
Es droht noch mancherlei Tumult.

Geiz.

So kann man doch, wenn es beliebt,
Vergnüglich diesen Kreis beschauen;
Denn immerfort sind vornen an die Frauen
Wo's was zu gaffen, was zu naschen giebt.
Noch bin ich nicht so völlig eingerostet!
Ein schönes Weib ist immer schön;
Und heute, weil es mich nichts kostet,
So wollen wir getrost sponsiren gehn.

Doch weil am überfüllten Orte
Nicht jedem Ohr vernehmlich alle Worte,
Versuch' ich klug und hoff' es soll mir glücken,
Mich pantomimisch deutlich auszudrücken.
Hand, Fuß, Gebärde reicht mir da nicht hin,
Da muß ich mich um einen Schwank bemühn.
Wie feuchten Thon will ich das Gold behandeln,
Denn dieß Metall läßt sich in alles wandeln.

Herold.

Was fängt der an der magre Thor!
Hat so ein Hungermann Humor?
Er knetet alles Gold zu Teig,
Ihm wird es untern Händen weich;
Wie er es drückt und wie es ballt
Bleibt's immer doch nur ungestalt.
Er wendet sich zu den Weibern dort.
Sie schreien alle, möchten fort,
Gebärden sich gar widerwärtig;
Der Schall erweis't sich übelfertig.
Ich fürchte daß er sich ergetzt
Wenn er die Sittlichkeit verletzt.
Dazu darf ich nicht schweigsam bleiben,
Gib meinen Stab ihn zu vertreiben.

Plutus.

Er ahnet nicht was uns von außen droht;
Laß ihn die Narrenbeidung treiben,
Ihm wird kein Raum für seine Possen bleiben;
Gesetz ist mächtig, mächtiger ist die Noth.

Getümmel und Gesang.

Das wilde Heer es kommt zumal
Von Bergeshöh' und Waldes Thal,

Unwiderſtehlich ſchreitet's an:
Sie feiern ihren großen Pan.
Sie wiſſen doch was keiner weiß
Und drängen in den leeren Kreis.

Plutus.

Ich kenn' euch wohl und euren großen Pan!
Zuſammen habt ihr kühnen Schritt gethan.
Ich weiß recht gut was nicht ein jeder weiß,
Und öffne ſchuldig dieſen engen Kreis.
Mag ſie ein gut Geſchick begleiten!
Das Wunderlichſte kann geſchehn;
Sie wiſſen nicht wohin ſie ſchreiten,
Sie haben ſich nicht vorgeſehn.

Wildgeſang.

Geputztes Volk du, Flitterſchau!
Sie kommen roh, ſie kommen rauh,
In hohem Sprung in raſchem Lauf,
Sie treten derb und tüchtig auf.

Faunen.

Die Faunenſchaar
Im luſtigen Tanz,
Den Eichenkranz
Im krauſen Haar,
Ein feines zugeſpitztes Ohr
Dringt an dem Lockenkopf hervor,
Ein ſtumpfes Näschen, ein breit Geſicht,
Das ſchadet alles bei Frauen nicht.
Dem Faun, wenn er die Patſche reicht,
Verſagt die Schönſte den Tanz nicht leicht.

Satyr.

Der Satyr hüpft nun hinterdrein
Mit Ziegenfuß und dürrem Bein,
Ihm sollen sie mager und sehnig seyn.
Und gemsenartig auf Bergeshöhn
Belustigt er sich umherzusehn.
In Freiheitsluft erquickt alsdann
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief, in Thales Dampf und Rauch,
Behaglich meinen sie lebten auch,
Da ihm doch, rein und ungestört,
Die Welt dort oben allein gehört.

Gnomen.

Da trippelt ein die kleine Schaar,
Sie hält nicht gern sich Paar und Paar;
Im moosigen Kleid mit Lämplein hell
Bewegt sich's durcheinander schnell,
Wo jedes für sich selber schafft,
Wie Leuchtameisen wimmelhaft;
Und wuselt emsig hin und her,
Beschäftigt in die Kreuz und Quer.

Den frommen Gütchen nah verwandt,
Als Felschirurgen wohl bekannt;
Die hohen Berge schröpfen wir,
Aus vollen Adern schöpfen wir;
Metalle stürzen wir zu Hauf
Mit Gruß getrost: Glück auf! Glück auf!
Das ist von Grund aus wohl gemeint,
Wir sind der guten Menschen Freund.

Doch bringen wir das Gold zu Tag
Damit man ſtehlen und kuppeln mag;
Nicht Eiſen fehle dem ſtolzen Mann
Der allgemeinen Mord erſann.
Und wer die drey Gebot verach't
Sich auch nichts aus den andern macht.
Das alles iſt nicht unſre Schuld,
Drüm habt ſofort wie wir Geduld.

Rieſen.

Die wilden Männer ſind's genannt,
Am Harzgebirge wohl bekannt;
Natürlich nackt in alter Kraft,
Sie kommen ſämmtlich rieſenhaft.
Den Fichtenſtamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulſtig Band;
Den derbſten Schurz von Zweig und Blatt,
Leibwache wie der Papſt nicht hat.

Nymphen im Chor.

(Sie umſchließen den großen Pan.)

Auch kommt er an!
Das All der Welt
Wird vorgeſtellt
Im großen Pan.
Ihr Heiterſten umgebet ihn,
Im Gaukeltanz umſchwebet ihn;
Denn weil er ernſt und gut dabei,
So will er daß man fröhlich ſey.
Auch unterm blauen Wölbedach
Verhielt er ſich beſtändig wach
Doch rieſeln ihm die Bäche zu,
Und Lüftlein wiegen ihn mild in Ruh.

Und wenn er zu Mittage schläft
Sich nicht das Blatt am Zweige regt;
Gesunder Pflanzen Balsamduft
Erfüllt die schweigsam stille Luft;
Die Nymphe darf nicht munter seyn
Und wo sie stand da schläft sie ein.
Wenn unerwartet mit Gewalt
Dann aber seine Stimm' erschallt,
Wie Blitzes Knattern, Meergebraus,
Dann niemand weiß wo ein noch aus,
Zerstreut sich tapfres Heer im Feld
Und im Getümmel bebt der Held.
So Ehre dem, dem Ehre gebührt!
Und Heil ihm der uns hergeführt!

Deputation der Gnomen.

(An den großen Pan.)

Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte streicht,
Nur der klugen Wünschelruthe
Seine Labyrinthe zeigt,

Wölben wir in dunklen Grüften
Troglodytisch unser Haus,
Und an reinen Tageslüften
Theilst du Schätze gnädig aus.

Nun entdecken wir dieneben
Eine Quelle wunderbar,
Die bequem verspricht zu geben
Was kaum zu erreichen war.

Dieß vermagst du zu vollenden,
Nimm es Herr in deine Hut!
Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.

Plutus zum Herold.

Wir müssen uns im hohen Sinne fassen
Und was geschieht getrost geschehen lassen,
Du bist ja sonst des stärksten Muthes voll.
Nun wird sich gleich ein Gräulichstes ereignen:
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt läugnen:
Du schreib' es treulich in dein Protokoll.

Herold.

(den Stab anfassend, welchen Plutus in der Hand behält).

Die Zwerge führen den großen Pan
Zur Feuerquelle sacht heran;
Sie siedet auf vom tiefsten Schlund,
Dann sinkt sie wieder hinab zum Grund,
Und finster steht der offne Mund;
Wallt wieder auf in Gluth und Sud,
Der große Pan steht wohlgemuth,
Freut sich des wundersamen Dings,
Und Perlenschaum sprüht rechts und links.
Wie mag er solchen Wesen traun?
Er bückt sich tief hinein zu schaun. —
Nun aber fällt sein Bart hinein! —
Wer mag das glatte Kinn wohl seyn?
Die Hand verbirgt es unserm Blick. —
Nun folgt ein großes Ungeschick,
Der Bart entflammt und fliegt zurück,
Entzündet Kranz und Haupt und Brust,
Zu Leiden wandelt sich die Lust. —

Habe nichts dagegen, daß ihm ſo ſey;
Aber daß mich's erfreut,
Das müßt ich lügen.
Eh ich's verſtand da ſprach ich frei,
Und jetzt verſteh' ich mancherlei,
Warum ſollt' ich nun ſchweigen,
Uns neuen Weg zu zeigen?

Das iſt doch nur der alte Dreck,
Werdet doch geſcheiter!
Tretet nicht immer denſelben Fleck,
So geht doch weiter!

Zu löſchen läuft die Schaar herbei,
Doch keiner bleibt von Flammen frei.
Und wie es patſcht und wie es ſchlägt
Wird neues Flammen aufgeregt;
Verflochten in das Element
Ein ganzer Maskenklump verbrennt.
Was aber hör' ich wird uns kund
Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund!
O ewig unglückſelige Nacht
Was haſt du uns für Leid gebracht!
Verkünden wird der nächſte Tag
Was niemand willig hören mag;
Doch hör' ich aller Orte ſchrein
„Der Kaiſer", leidet ſolche Pein.
O wäre doch ein andres wahr!
Der Kaiſer brennt und ſeine Schaar.
Sie ſey verflucht die ihn verführt,
In harzig Reis ſich eingeſchnürt,
Zu toben her mit Brüll-Geſang
Zu allerſeitigem Untergang.
O Jugend, Jugend wirſt du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit wirſt du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken?

Schon geht der Wald in Flammen auf,
Sie züngeln leckend ſpitz hinauf,
Zum holzverſchränkten Deckenband,
Uns droht ein allgemeiner Brand.
Des Jammers Maß iſt übervoll,
Ich weiß nicht wer uns retten ſoll.

Ein Aſchenhaufen einer Nacht
Liegt morgen reiche Kaiſerpracht.

Plutus.

Schrecken iſt genug verbreitet,
Hülfe ſey nun eingeleitet! —
Schlage heiligen Stabs Gewalt,
Daß der Boden bebt und ſchallt!
Du geräumig weite Luft
Fülle dich mit kühlem Duft.
Zieht heran, umherzuſchweifen,
Nebeldünſte, ſchwangre Streifen,
Deckt ein flammendes Gewühl;
Rieſelt, ſäuſelt, Wölkchen kräuſelt,
Schlüpfet wallend, leiſe dämpfet,
Löſchend überall bekämpfet,
Ihr, die lindernden, die feuchten,
Wandelt in ein Wetterleuchten
Solcher eitlen Flamme Spiel. —
Drohen Geiſter uns zu ſchädigen
Soll ſich die Magie bethätigen.

Luſtgarten.

Morgenſonne.

Der Kaiſer, deſſen Hofſtaat, Männer und Frauen, Fauſt, Mephiſtopheles (anſtändig, nicht auffallend, nach Sitte gekleidet; beide knien).

Fauſt.

Verzeihſt du Herr das Flammengaukelſpiel?

Kaiſer

(zum Aufſtehen winkend).

Ich wunſche mir dergleichen Scherze viel. —
Auf einmal ſah ich mich in glühender Sphäre,
Es ſchien mir faſt als ob ich Pluto wäre.
Aus Nacht und Kohlen lag ein Felſengrund,
Von Flämmchen glühend. Dem und jenem Schlund
Aufwirbelten viel tauſend wilde Flammen,
Und flackerten in Ein Gewölb zuſammen.
Zum höchſten Dome züngelt es empor,
Der immer ward und immer ſich verlor.
Durch fernen Raum gewundner Feuerſäulen
Sah ich bewegt der Völker lange Zeilen,
Sie drängten ſich im weiten Kreis heran,
Und huldigten, wie ſie es ſtets gethan.
Von meinem Hof erkannt' ich ein und andern,
Ich ſchien ein Fürſt von tauſend Salamandern.

Mephiſtopheles.

Das biſt du Herr! Weil jedes Element
Die Majeſtät als unbedingt erkennt.
Gehorſam Feuer haſt du nun erprobt,
Wirf dich in's Meer wo es am wildſten tobt,
Und kaum betrittſt du perlenreichen Grund,
So bildet wallend ſich ein herrlich Rund;
Siehſt auf und ab lichtgrüne ſchwanke Wellen,
Mit Purpurſaum, zu ſchönſter Wohnung ſchwellen,
Um dich, den Mittelpunkt. Bei jedem Schritt
Wohin du gehſt gehn die Paläſte mit.
Die Wände ſelbſt erfreuen ſich des Lebens,
Pfeilſchnellen Wimmlens, Hin- und Wiederſtrebens.

Meerwunder drängen ſich zum neuen milden Schein,
Sie ſchießen an, und keines darf herein.
Da ſpielen farbig goldbeſchuppte Drachen,
Der Haifiſch klafft, du lachſt ihm in den Rachen.
Wie ſich auch jetzt der Hof um dich entzückt,
Haſt du doch nie ein ſolch Gedräng erblickt.
Doch bleibſt du nicht vom Lieblichſten geſchieden,
Es nahen ſich neugierige Nereiden
Der prächtigen Wohnung in der ewigen Friſche,
Die jüngſten ſchen und lüſtern wie die Fiſche,
Die ſpätern klug; ſchon wird es Thetis kund,
Dem zweyten Peleus reicht ſie Hand und Mund. —
Den Sitz alsdann auf des Olymps Revier! —

Kaiſer.

Die luftigen Räume die erlaß ich dir;
Noch früh genug beſteigt man jenen Thron.

Mephiſtopheles.

Und, höchſter Herr! die Erde haſt du ſchon.

Kaiſer.

Welch gut Geſchick hat dich hierher gebracht?
Unmittelbar aus Tauſend Einer Nacht.
Gleichſt du an Fruchtbarkeit Scheherazaden,
Verſichr' ich dich der höchſten aller Gnaden.
Sey ſtets bereit, wenn eure Tageswelt,
Wie's oft geſchieht, mir widerlichſt mißfällt.

Marſchall (tritt eilig auf).

Durchlauchtigſter, ich dacht' in meinem Leben
Vom ſchönſten Glück Verkündung nicht zu geben
Als dieſe, die mich hoch beglückt,
In deiner Gegenwart entzückt:

Rechnung für Rechnung iſt berichtigt,
Die Wucherklauen ſind beſchwichtigt,
Los bin ich ſolcher Höllenpein;
Im Himmel kann's nicht heitrer ſeyn.

Heermeiſter (folgt eilig).

Abſchläglich iſt der Sold entrichtet,
Das ganze Heer auf's neu verpflichtet,
Der Lanzknecht fühlt ſich friſches Blut,
Und Wirth und Dirnen haben's gut.

Kaiſer.

Wie athmet eure Bruſt erweitert!
Das faltige Geſicht erheitert!
Wie eilig tretet ihr heran!

Schatzmeiſter

(der ſich einfindet).

Befrage dieſe die das Werk gethan.

Fauſt.

Dem Canzler ziemt's die Sache vorzutragen.

Canzler

(der langſam herankommt).

Beglückt genug in meinen alten Tagen. —
So hört und ſchaut das ſchickſalſchwere Blatt,
Das alles Weh in Wohl verwandelt hat.

(Er lieſt.)

„Zu wiſſen ſey es jedem der's begehrt:
Der Zettel hier iſt tauſend Kronen werth.
Ihm liegt geſichert, als gewiſſes Pfand,
Unzahl vergrabnen Guts im Kaiſerland.
Nun iſt geſorgt, damit der reiche Schatz,
Sogleich gehoben, diene zum Erſatz.“

Kaiſer.

Ich ahne Frevel, ungeheuren Trug!
Wer fälſchte hier des Kaiſers Namenszug?
Iſt ſolch Verbrechen ungeſtraft geblieben?

Schatzmeiſter.

Erinnre dich! haſt ſelbſt es unterſchrieben;
Erſt heute Nacht. Du ſtandſt als großer Pan,
Der Canzler ſprach mit uns zu dir heran:
„Gewähre dir das hohe Feſtvergnügen,
Des Volkes Heil, mit wenig Federzügen.“
Du zogſt ſie rein, dann ward's in dieſer Nacht
Durch Tauſendkünſtler ſchnell vertauſendfacht,
Damit die Wohlthat allen gleich gedeihe,
So ſtempelten wir gleich die ganze Reihe,
Zehn, Dreyßig, Funfzig, Hundert ſind parat.
Ihr denkt euch nicht wie wohl's dem Volke that.
Seht eure Stadt, ſonſt halb im Tod verſchimmelt,
Wie alles lebt und luſtgenießend wimmelt!
Obſchon dein Name längſt die Welt beglückt,
Man hat ihn nie ſo freundlich angeblickt.
Das Alphabet iſt nun erſt überzählig,
In dieſem Zeichen wird nun jeder ſelig.

Kaiſer.

Und meinen Leuten gilt's für gutes Geld?
Dem Heer, dem Hofe gnügt's zu vollem Sold?
So ſehr mich's wundert muß ich's gelten laſſen.

Marſchall.

Unmöglich wär's die Flüchtigen einzufaſſen;
Mit Blitzeswink zerſtreute ſich's im Lauf.
Die Wechsler-Bänke ſtehen ſperrig auf.

Man honorirt daſelbſt ein jedes Blatt
Durch Gold und Silber, freilich mit Rabatt.
Nun geht's von da zum Fleiſcher, Bäcker, Schenken;
Die halbe Welt ſcheint nur an Schmaus zu denken,
Wenn ſich die andre neu in Kleidern bläht.
Der Krämer ſchneidet aus, der Schneider näht.
Bei: „Hoch dem Kaiſer!“ ſprudelt's in den Kellern,
Dort kocht's und brät's und klappert's mit den Tellern.

Mephiſtopheles.

Wer die Terraſſen einſam abſpaziert,
Gewahrt die Schönſte, herrlich aufgeziert,
Ein Aug' verdeckt vom ſtolzen Pfauenwedel,
Sie ſchmunzelt uns und blickt nach ſolcher Schedel;
Und hurtiger als durch Witz und Redekunſt
Vermittelt ſich die reichſte Liebesgunſt.
Man wird ſich nicht mit Börſ' und Beutel plagen,
Ein Blättchen iſt im Buſen leicht zu tragen,
Mit Liebesbrieflein paart's bequem ſich hier.
Der Prieſter trägt's andächtig im Brevier,
Und der Soldat, um raſcher ſich zu wenden,
Erleichtert ſchnell den Gürtel ſeiner Lenden.
Die Majeſtät verzeihe wenn ins Kleine
Das hohe Werk ich zu erniedern ſcheine.

Fauſt.

Das Uebermaß der Schätze, das, erſtarrt,
In deinen Landen tief im Boden harrt,
Liegt ungenutzt. Der weiteſte Gedanke
Iſt ſolches Reichthums kümmerlichſte Schranke;
Die Phantaſie, in ihrem höchſten Flug,
Sie ſtrengt ſich an und thut ſich nie genug;

Doch faſſen Geiſter, würdig tief zu ſchauen,
Zum Gränzenloſen gränzenlos Vertrauen.

Mephiſtopheles.

Ein ſolch Papier, an Gold und Perlen Statt,
Iſt ſo bequem, man weiß doch was man hat;
Man braucht nicht erſt zu markten noch zu tauſchen,
Kann ſich nach Luſt in Lieb und Wein berauſchen.
Will man Metall, ein Wechsler iſt bereit,
Und fehlt es da, ſo gräbt man eine Zeit.
Pokal und Kette wird verauctionirt,
Und das Papier, ſogleich amortiſirt,
Beſchämt den Zweifler der uns frech verhöhnt.
Man will nichts anders, iſt daran gewöhnt.
So bleibt von nun an allen Kaiſer-Landen
An Kleinod, Gold, Papier genug vorhanden.

Kaiſer.

Das hohe Wohl verdankt euch unſer Reich,
Wo möglich ſey der Lohn dem Dienſte gleich.
Vertraut ſey euch des Reiches innrer Boden,
Ihr ſeyd der Schätze würdigſte Cuſtoden.
Ihr kennt den weiten wohlverwahrten Hort,
Und wenn man gräbt, ſo ſey's auf euer Wort.
Vereint euch nun ihr Meiſter unſres Schatzes,
Erfüllt mit Luſt die Würden eures Platzes,
Wo mit der obern ſich die Unterwelt,
In Einigkeit beglückt, zuſammenſtellt.

Schatzmeiſter.

Soll zwiſchen uns kein fernſter Zwiſt ſich regen,
Ich liebe mir den Zaubrer zum Collegen.

(Ab mit Fauſt.)

Kaiſer.

Beſchenk' ich nun bei Hofe Mann für Mann,
Geſteh' er mir, wozu er's brauchen kann.

Page (empfangend).

Ich lebe luſtig, heiter, guter Dinge.

Ein Andrer (gleichfalls).

Ich ſchaffe gleich dem Liebchen Kett' und Ringe.

Kämmerer (annehmend).

Von nun an trink' ich doppelt deff're Flaſche.

Ein Andrer (gleichfalls).

Die Würfel jucken mich ſchon in der Taſche.

Bannerherr (mit Bedacht).

Mein Schloß und Feld ich mach' es ſchuldenfrei.

Ein Andrer (gleichfalls).

Es iſt ein Schatz, den leg' ich Schätzen bei.

Kaiſer.

Ich hoffte Luſt und Muth zu neuen Thaten;
Doch wer euch kennt, der wird euch leicht errathen.
Ich merk' es wohl, bei aller Schätze Flor
Wie ihr geweſen bleibt ihr nach wie vor.

Narr (herbeikommend).

Ihr ſpendet Gnaden, gönnt auch mir davon.

Kaiſer.

Und lebſt du wieder? du vertrinkſt ſie ſchon.

Narr.

Die Zauber-Blätter! ich verſteh's nicht recht.

Kaiſer.

Das glaub' ich wohl, denn du gebrauchſt ſie ſchlecht.

Narr.

Narr.

Da fallen andre, weiß nicht was ich thu'.

Kaiſer.

Nimm ſie nur hin, ſie fielen dir ja zu.

(Ab.)

Narr.

Fünftauſend Kronen wären mir zu Handen!

Mephiſtopheles.

Zweybeiniger Schlauch biſt wieder auferſtanden?

Narr.

Geſchieht mir oft, doch nicht ſo gut als jetzt.

Mephiſtopheles.

Du freuſt dich ſo, daß dich's in Schweiß verſetzt.

Narr.

Da ſeht nur her, iſt das wohl Geldes werth?

Mephiſtopheles.

Du haſt dafür was Schlund und Bauch begehrt.

Narr.

Und kaufen kann ich Acker, Haus und Vieh?

Mephiſtopheles.

Verſteht ſich! biete nur, das fehlt dir nie.

Narr.

Und Schloß, mit Wald und Jagd und Fiſchbach?

Mephiſtopheles.

Traun!

Ich möchte dich geſtrengen Herrn wohl ſchaun!

Narr.

Heut Abend wieg' ich mich im Grundbeſitz! —

(Ab.)

Mephiſtopheles (solus).

Wer zweifelt noch an unſres Narren Witz!

Viel Wundercuren gibt's jetzunder,
Bedenkliche, gesteh' ich's frei!
Natur und Kunst thun große Wunder;
Und es gibt Schelme nebenbei.

Mit diesen Menschen umzugehen
Ist wahrlich keine große Last:
Sie werden dich recht gut verstehen,
Wenn du sie nur zum besten hast.

Finſtere Galerie.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Was ziehſt du mich in dieſe düſtern Gänge?
Iſt nicht da drinnen Luſt genug,
Im dichten, bunten Hofgedränge
Gelegenheit zu Spaß und Trug?

Fauſt.

Sag' mir das nicht, du haſt's in alten Tagen
Längſt an den Sohlen abgetragen;
Doch jetzt, dein Hin- und Wiedergehn
Iſt nur um mir nicht Wort zu ſtehn.
Ich aber bin gequält zu thun,
Der Marſchalk und der Kämm'rer treibt mich nun.
Der Kaiſer will, es muß ſogleich geſchehn,
Will Helena und Paris vor ſich ſehn;
Das Muſterbild der Männer, ſo der Frauen,
In deutlichen Geſtalten will er ſchauen.
Geſchwind an's Werk! ich darf mein Wort nicht brechen.

Mephiſtopheles.

Unſinnig war's leichtſinnig zu verſprechen.

Fauſt.

Du haſt, Geſelle, nicht bedacht
Wohin uns deine Künſte führen;
Erſt haben wir ihn reich gemacht,
Nun ſollen wir ihn amüſiren.

Mephiſtopheles.

Du wähnſt es füge ſich ſogleich;
Hier ſtehen wir vor ſteilern Stufen,
Greifſt in ein fremdeſtes Bereich,
Machſt frevelhaft am Ende neue Schulden,
Denkſt Helenen ſo leicht hervorzurufen
Wie das Papiergeſpenſt der Gulden. —
Mit Heren-Feren, mit Geſpenſt-Geſpinnſten,
Kielköpfigen Zwergen ſteh' ich gleich zu Dienſten;
Doch Teufels-Liebchen, wenn auch nicht zu ſchelten,
Sie können nicht für Heroinen gelten.

Fauſt.

Da haben wir den alten Leyerton!
Bei dir geräth man ſtets in's Ungewiſſe.
Der Vater biſt du aller Hinderniſſe,
Für jedes Mittel willſt du neuen Lohn.
Mit wenig Murmeln, weiß ich, iſt's gethan,
Wie man ſich umſchaut bringſt du ſie zur Stelle.

Mephiſtopheles.

Das Heidenvolk geht mich nichts an,
Es hauſ't in ſeiner eignen Hölle;
Doch gibt's ein Mittel.

Fauſt.

Sprich, und ohne Säumniß!

Mephiſtopheles.

Ungern entdeck' ich höheres Geheimniß. —
Göttinnen thronen hehr in Einſamkeit,
Um ſie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen ſprechen iſt Verlegenheit.
Die Mütter ſind es!

Fauſt (aufſchreckt).
Mütter!

Mephiſtopheles.
Schaudert's dich?

Fauſt.
Die Mütter! Mütter! — 's klingt ſo wunderlich!

Mephiſtopheles.
Das iſt es auch. Göttinnen, ungekannt
Euch Sterblichen, von uns nicht gern genannt.
Nach ihrer Wohnung magſt in's Tiefſte ſchürfen;
Du ſelbſt biſt Schuld daß ihrer wir bedürfen.

Fauſt.
Wohin der Weg?

Mephiſtopheles.
Kein Weg! In's Unbetretene,
Nicht zu Betretende; ein Weg an's Unerbetene
Nicht zu Erbittende. Biſt du bereit? —
Nicht Schlöſſer ſind, nicht Riegel wegzuſchieben,
Von Einſamkeiten wirſt umhergetrieben.
Haſt du Begriff von Oed' und Einſamkeit?

Fauſt.
Du ſparteſt dächt' ich ſolche Sprüche,
Hier wittert's nach der Hexenküche,
Nach einer längſt vergangnen Zeit.
Mußt' ich nicht mit der Welt verkehren?
Das Leere lernen, Leeres lehren? —
Sprach ich vernünftig, wie ich's angeſchaut,
Erklang der Widerſpruch gedoppelt laut;
Mußt' ich ſogar vor widernatürgen Streichen
Zur Einſamkeit, zur Wildernis entweichen;

Und, um nicht ganz versäumt, allein zu leben,
Mich doch zuletzt dem Teufel übergeben.

Mephistopheles.

Und hättest du den Ocean durchschwommen,
Das Gränzenlose dort geschaut,
So sähst du dort doch Well' auf Welle kommen,
Selbst wenn es dir vor'm Untergange graut.
Du sähst doch etwas. Sähst wohl in der Grune
Gestillter Meere streichende Delphine;
Sähst Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirst du sehn in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören den du thust,
Nichts Festes finden wo du ruhst.

Faust.

Du sprichst als erster aller Mystagogen,
Die treue Neophyten je betrogen;
Nur umgekehrt. Du sendest mich in's Leere.
Damit ich dort so Kunst als Kraft vermehre;
Behandelst mich, daß ich, wie jene Katze,
Dir die Kastanien aus den Gluthen kratze.
Nur immer zu! wir wollen es ergründen,
In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.

Mephistopheles.

Ich rühme dich eh' du dich von mir trennst,
Und sehe wohl, daß du den Teufel kennst;
Hier diesen Schlüssel nimm.

Faust.

Das kleine Ding!

Mephistopheles.

Erst faß ihn an und schätz' ihn nicht gering.

Faust.

Er wächst in meiner Hand! er leuchtet, blitzt!

Mephistopheles.

Merkst du nun bald was man an ihm besitzt!
Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern,
Folg' ihm hinab, er führt dich zu den Müttern.

Faust (schaudernd).

Den Müttern! Trifft's mich immer wie ein Schlag!
Was ist das Wort das ich nicht hören mag?

Mephistopheles.

Bist du beschränkt, daß neues Wort dich stört?
Willst du nur hören, was du schon gehört?
Dich störe nichts, wie es auch weiter klinge,
Schon längst gewohnt der wunderbarsten Dinge.

Faust.

Doch im Erstarren such' ich nicht mein Heil,
Das Schaudern ist der Menschheit bestes Theil;
Wie auch die Welt ihm das Gefühl vertheure,
Ergriffen, fühlt er tief das Ungeheure.

Mephistopheles.

Versinke denn! Ich könnt' auch sagen: steige!
's ist einerlei. Entfliehe dem Entstandnen,
In der Gebilde losgebundne Räume;
Ergötze dich am längst nicht mehr Vorhandnen;
Wie Wolkenzüge schlingt sich das Getreide,
Den Schlüssel schwinge, halte sie vom Leibe.

Faust (begeistert).

Wohl! fest ihn fassend fühl' ich neue Stärke,
Die Brust erweitert, hin zum großen Werke.

Mephistopheles.

Ein glühnder Dreyfuß thut dir endlich kund
Du seyst im tiefsten, allertiefsten Grund.
Bei seinem Schein wirst du die Mütter sehn;
Die einen sitzen, andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt. Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung.
Umschwebt von Bildern aller Creatur;
Sie sehn dich nicht, denn Schemen sehn sie nur.
Da faß ein Herz, denn die Gefahr ist groß,
Und gehe grad' auf jenen Dreyfuß los,
Berühr' ihn mit dem Schlüssel!

Faust

(macht eine entschieden gebietende Attitude mit dem Schlüssel).

Mephistopheles

(ihn betrachtend).

So ist's recht!
Er schließt sich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelassen steigst du, dich erhebt das Glück,
Und eh' sie's merken bist mit ihm zurück.
Und hast du ihn einmal hierher gebracht,
So rufst du Held und Heldin aus der Nacht,
Der erste der sich jener That erdreistet;
Sie ist gethan und du hast es geleistet,
Dann muß fortan, nach magischem Behandeln,
Der Weihrauchsnebel sich in Götter wandeln.

Faust.

Und nun was jetzt?

Mephistopheles.

Dein Wesen strebe nieder;
Versinke stampfend, stampfend steigst du wieder.

Faust
(ſtampft und verſinkt).

Mephiſtopheles.
Wenn ihm der Schlüſſel nur zum beſten frommt!
Neugierig bin ich ob er wieder kommt?

Hell erleuchtete Säle.

Kaiſer und Fürſten, Hof in Bewegung.

Kämmerer
(zu Mephiſtopheles).
Ihr ſeyd uns noch die Geiſterſcene ſchuldig;
Macht euch daran! der Herre iſt ungeduldig.

Marſchalk.
So eben fragt der Gnädigſte darnach;
Ihr! zaudert nicht der Majeſtät zur Schmach.

Mephiſtopheles.
Iſt mein Cumpan doch deßhalb weggegangen,
Er weiß ſchon wie es anzufangen,
Und laborirt verſchloſſen ſtill;
Muß ganz beſonders ſich befleißen,
Denn wer den Schatz, das Schöne, heben will,
Bedarf der höchſten Kunſt, Magie der Weiſen.

Marſchalk.
Was ihr für Künſte braucht iſt einerlei,
Der Kaiſer will daß alles fertig ſey.

Blondine
(zu Mephiſtopheles).

Ein Wort, mein Herr! Ihr ſeht ein klar Geſicht,
Jedoch ſo iſt's im leidigen Sommer nicht!
Da ſproſſen hundert bräunlich rothe Flecken,
Die zum Verdruß die weiße Haut bedecken.
Ein Mittel!

Mephiſtopheles

Schade! ſo ein leuchtend Schätzchen,
Im May getupft wie eure Pantherkätzchen.
Nehmt Froſchlaich, Krötenzungen, cohobirt,
Im vollſten Mondlicht ſorglich diſtillirt;
Und, wenn er abnimmt, reinlich aufgeſtrichen,
Der Frühling kommt, die Tupfen ſind entwichen.

Braune.

Die Menge drängt heran euch zu umſchranzen.
Ich bitt' um Mittel! Ein erfrorner Fuß
Verhindert mich am Wandeln wie am Tanzen,
Selbſt ungeſchickt beweg' ich mich zum Gruß.

Mephiſtopheles.

Erlaubet einen Tritt von meinem Fuß.

Braune.

Nun das geſchieht wohl unter Liebesleuten.

Mephiſtopheles.

Mein Fußtritt, Kind! hat Größres zu bedeuten.
Zu Gleichem Gleiches, was auch einer litt;
Fuß heilet Fuß, ſo iſt's mit allen Gliedern.
Heran! Gebt Acht! Ihr ſollt es nicht erwiedern.

Braune (ſchreiend).

Weh! Weh! das brennt! das war ein harter Tritt,
Wie Pferdehuf.

Mephiſtopheles.

Die Heilung nehmt ihr mit.
Du kannſt nunmehr den Tanz nach Luſt verüben
Bei Tafel ſchwelgend fühle mit dem Lieben.

Dame

(herandringend).

Laßt mich hindurch! zu groß ſind meine Schmerzen,
Sie wühlen ſiedend mir im tiefſten Herzen;
Bis geſtern ſucht Er Heil in meinen Blicken,
Er ſchwatzt mir ihr und wendet mir den Rücken.

Mephiſtopheles.

Bedenklich iſt es, aber höre mich.
An ihn heran mußt du dich leiſe drücken;
Nimm dieſe Kohle, ſtreich' ihm einen Strich
Auf Aermel, Mantel, Schulter wie ſich's macht;
Er fühlt im Herzen holden Reueſtich.
Die Kohle doch mußt du ſogleich verſchlingen,
Nicht Wein, nicht Waſſer an die Lippen bringen;
Er ſeufzt vor deiner Thür' noch heute Nacht.

Dame.

Iſt doch kein Gift?

Mephiſtopheles

(entrüſtet).

Reſpect wo ſich's gebührt!
Weit müßtet ihr nach ſolcher Kohle laufen;
Sie kommt von einem Scheiterhaufen
Den wir ſonſt emſiger angeſchürt.

Page.

Ich bin verliebt, man hält mich nicht für voll.

Mephistopheles

(bei Seite).

Ich weiß nicht mehr, wohin ich hören soll.

(Zum Pagen.)

Müßt euer Glück nicht auf die jüngste setzen.
Die Angejahrten wissen euch zu schätzen. —

(Andere drängen sich herzu.)

Schon wieder Neue! welch ein harter Strauß!
Ich helfe mir zuletzt mit Wahrheit aus;
Der schlechteste Behelf! die Noth ist groß. —
O Mütter, Mütter! laßt nur Fausten los!

(Umherschauend.)

Die Lichter brennen trübe schon im Saal,
Der ganze Hof bewegt sich auf einmal.
Anständig seh' ich sie in Folge ziehn,
Durch lange Gänge, ferne Galerien.
Nun! sie versammeln sich im weiten Raum
Des alten Rittersaals, er faßt sie kaum.
Auf breite Wände Teppiche spendirt,
Mit Rüstung Eck und Nischen ausgeziert.
Hier braucht es, dächt' ich, keine Zauberworte;
Die Geister finden sich von selbst zum Orte.

O Welt, vor deinem häßlichen Schlund
Wird guter Wille ſelbſt zunichte.
Scheint das Licht auf einen ſchwarzen Grund,
So ſieht man nichts mehr von dem Lichte.

Mit Liebe nicht, nur mit Reſpect
Werden wir uns mit dir vereinen.
O Sonne, thäteſt du deinen Effect
Ohne zu ſcheinen!

Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn dieſe nur auch zugleich Lumpe wären.

Rittersaal.

Dämmernde Beleuchtung.

Kaiser und Hof sind eingezogen.

Herold.

Mein alt Geschäft, das Schauspiel anzukünden,
Verkümmert mir der Geister heimlich Walten;
Vergebens wagt man aus verständigen Gründen
Sich zu erklären das verworrne Schalten.
Die Sessel sind, die Stühle schon zur Hand;
Den Kaiser setzt man grade vor die Wand;
Auf den Tapeten mag er da die Schlachten
Der großen Zeit bequemlich sich betrachten.
Hier sitzt nun alles, Herr und Hof im Runde,
Die Bänke drängen sich im Hintergrunde;
Auch Liebchen hat, in düstern Geisterstunden,
Zur Seite Liebchens lieblich Raum gefunden.
Und so, da alle schicklich Platz genommen,
Sind wir bereit, die Geister mögen kommen!

(Posaunen.)

Astrolog.

Beginne gleich das Drama seinen Lauf,
Der Herr befiehlt's, ihr Wände thut euch auf!
Nichts hindert mehr, hier ist Magie zur Hand,
Die Teppiche schwinden, wie gerollt vom Brand;
Die Mauer spaltet sich, sie kehrt sich um,
Ein tief Theater scheint sich aufzustellen,
Geheimnißvoll ein Schein uns zu erhellen,
Und ich besteige das Proscenium.

Mephiſtopheles

(aus dem Souffleurloche auftauchend).

Von hier aus hoff' ich allgemeine Gunſt,
Einbläſereyen ſind des Teufels Redekunſt.

(Zum Aſtrologen.)

Du kennſt den Tact in dem die Sterne gehn,
Und wirſt mein Flüſtern meiſterlich verſtehn.

Aſtrolog.

Durch Wunderkraft erſcheint allhier zur Schau,
Maſſiv genug, ein alter Tempelbau.
Dem Atlas gleich der einſt den Himmel trug,
Stehn, reihenweis, der Säulen hier genug;
Sie mögen wohl der Felſenlaſt genügen,
Da zwepe ſchon ein groß Gebäude trügen.

Architekt.

Das wär' antik! ich wüſt' es nicht zu preiſen,
Es ſollte plump und überläſtig heißen.
Roh nennt man edel, unbehülflich groß.
Schmal-Pfeiler lieb' ich, ſtrebend, gränzenlos;
Spitzbögiger Zenith erhebt den Geiſt;
Solch ein Gebäu erbaut uns allermeiſt.

Aſtrolog.

Empfangt mit Ehrfurcht ſterngegönnte Stunden;
Durch magiſch Wort ſey die Vernunft gebunden;
Dagegen weit heran bewege frei
Sich herrliche verwegne Phantaſey.
Mit Augen ſchaut nun was ihr kühn begehrt,
Unmöglich iſt's, drum eben glaubenswerth.

Fauſt

(ſteigt auf der andern Seite des Proſceniums herauf).

Astrolog.

Im Priesterkleid, bekränzt, ein Wundermann,
Der nun vollbringt was er getrost begann.
Ein Dreyfuß steigt mit ihm aus hohler Gruft,
Schon ahn' ich aus der Schale Weihrauchduft.
Er rüstet sich das hohe Werk zu segnen,
Es kann fortan nur glückliches begegnen.

Faust (großartig).

In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Gränzenlosen, ewig einsam wohnt,
Und doch gesellig. Euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig seyn.
Und ihr vertheilt es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
Die einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die andern sucht der kühne Magier auf;
In reicher Spende läßt er, voll Vertrauen
Was jeder wünscht, das Wunderwürdige schauen.

Astrolog.

Der glühnde Schlüssel rührt die Schale kaum,
Ein dunstiger Nebel deckt sogleich den Raum,
Er schleicht sich ein, er wogt nach Wolkenart,
Gedehnt, geballt, verschränkt, getheilt, gepaart.
Und nun erkennt ein Geister-Meister-Stück!
So wie sie wandeln machen sie Musik.
Aus luftigen Tönen quillt ein Weißnichtwie,
Indem sie ziehn wird alles Melodie.
Der Säulenschaft, auch die Triglyphe klingt,
Ich glaube gar der ganze Tempel singt.

Das Dunſtige ſenkt ſich; aus dem leichten Flor
Ein ſchöner Jüngling tritt im Tact hervor.
Hier ſchweigt mein Amt, ich brauch' ihn nicht zu nennen,
Wer ſollte nicht den holden Paris kennen!

Dame.

O! welch ein Glanz auf blühnder Jugendkraft!

Zweyte.

Wie eine Pfirſche friſch und voller Saft!

Dritte.

Die fein gezognen, ſüß geſchwollnen Lippen!

Vierte.

Du möchteſt wohl an ſolchem Becher nippen?

Fünfte.

Er iſt gar hübſch, wenn auch nicht eben fein.

Sechste.

Ein bißchen könnt' er doch gewandter ſeyn.

Ritter.

Den Schäferknecht glaub' ich allhier zu ſpüren;
Vom Prinzen nichts und nichts von Hofmanieren.

Andrer.

Eh nun! halb nackt iſt wohl der Junge ſchön,
Doch müßten wir ihn erſt im Harniſch ſehn!

Dame.

Er ſetzt ſich nieder, weichlich, angenehm.

Ritter.

Auf ſeinem Schoße wär' euch wohl bequem?

Andre.

Er lehnt den Arm ſo zierlich über's Haupt.

Kämmerer.

Die Flegeley! das find' ich unerlaubt!

Dame.

Ihr Herren wißt an allem was zu mäkeln.

Derſelbe.

In Kaiſers Gegenwart ſich hinzuräkeln!

Dame.

Er ſtellt's nur vor! Er glaubt ſich ganz allein.

Derſelbe.

Das Schauſpiel ſelbſt, hier ſollt' es höflich ſeyn.

Dame.

Sanft hat der Schlaf den Holden übernommen.

Derſelbe.

Er ſchnarcht nun gleich, natürlich iſt's, vollkommen.

Junge Dame (entzückt).

Zum Weihrauchsdampf was duftet ſo gemiſcht,
Das mir das Herz zum innigſten erfriſcht?

Aeltere.

Fürwahr! es dringt ein Hauch tief in's Gemüthe,
Er kommt von ihm!

Aelteſte.

Es iſt des Wachsthums Blüthe,
Im Jüngling als Ambroſia bereitet,
Und atmoſphäriſch rings umher verbreitet.

Helena (hervortretend).

Mephiſtopheles.

Das wär' ſie denn! Vor dieſer hätt' ich Ruh';
Hübſch iſt ſie wohl, doch ſagt ſie mir nicht zu.

Aſtrolog.

Für mich iſt dießmal weiter nichts zu thun,
Als Ehrenmann geſteh', bekenn' ich's nun.
Die Schöne kommt, und hätt' ich Feuerzungen! —
Von Schönheit ward von jeher viel geſungen —

Dem

Wem ſie erſcheint wird aus ſich ſelbſt entrückt,
Wem ſie gehörte ward zu hoch beglückt.

Fauſt.

Hab' ich noch Augen? Zeigt ſich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle vollen Stroms ergoſſen?
Mein Schreckensgang bringt ſeligſten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerſchloſſen!
Was iſt ſie nun ſeit meiner Prieſterſchaft?
Erſt wünſchenswerth, gegründet, dauerhaft!
Verſchwinde mir des Lebens Athemkraft,
Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgeſtalt die mich vereinſt entzückte,
In Zauberſpiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild ſolcher Schöne! —
Du biſt's der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenſchaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnſinn zolle.

Mephiſtopheles

(aus dem Kaſten).

So faßt euch doch und ſollt nicht aus der Rolle!

Aeltere Dame.

Groß, wohlgeſtalter, nur der Kopf zu klein.

Jüngere.

Seht nur den Fuß! Wie könnt' er plumper ſeyn!

Diplomat.

Fürſtinnen hab' ich dieſer Art geſehn,
Mich däucht ſie iſt vom Kopf zum Fuße ſchön.

Hofmann.

Sie nähert ſich dem Schläfer liſtig mild.

Dame.

Wie häßlich neben jugendreinem Bild!

Poet.

Von ihrer Schönheit iſt er angeſtrahlt.

Dame.

Endymion und Luna! wie gemahlt!

Derſelbe.

Ganz recht! die Göttin ſcheint herabzuſinken,
Sie neigt ſich über, ſeinen Hauch zu trinken;
Beneidenswerth! — ein Kuß! — Das Maß iſt voll.

Duenna.

Vor allen Leuten! Das iſt doch zu toll!

Fauſt.

Furchtbare Gunſt dem Knaben! —

Mephiſtopheles.

Ruhig! ſtill!
Laß das Geſpenſt doch machen was es will.

Hofmann.

Sie ſchleicht ſich weg, leichtfüßig; er erwacht.

Dame.

Sie ſieht ſich um! das hab' ich wohl gedacht.

Hofmann.

Er ſtaunt! Ein Wunder iſt's was ihm geſchieht.

Dame.

Ihr iſt kein Wunder was ſie vor ſich ſieht.

Hofmann.

Mit Anſtand kehrt ſie ſich zu ihm herum.

Dame.

Ich merke ſchon ſie nimmt ihn in die Lehre;
In ſolchem Fall ſind alle Männer dumm,
Er glaubt wohl auch daß er der erſte wäre.

Ritter.

Laßt mir ſie gelten! Majeſtätiſch fein! —

Dame.

Die Buhlerin! Das nenn' ich doch gemein!

Page.

Ich möchte wohl an ſeiner Stelle ſeyn!

Hofmann.

Wer würde nicht in ſolchem Netz gefangen?

Dame.

Das Kleinod iſt durch manche Hand gegangen,
Auch die Vergoldung ziemlich abgebraucht.

Andre.

Vom zehnten Jahr an hat ſie nichts getaugt.

Ritter.

Gelegentlich nimmt jeder ſich das Beſte;
Ich hielte mich an dieſe ſchönen Reſte.

Gelahrter.

Ich ſeh' ſie deutlich, doch geſteh' ich frei,
Zu zweifeln iſt ob ſie die rechte ſey.
Die Gegenwart verführt in's Uebertriebne,
Ich halte mich vor allem an's Geſchriebne.
Da leſ' ich denn: ſie habe wirklich allen
Graubärten Troja's ſonderlich gefallen;
Und wie mich dünkt, vollkommen paßt das hier,
Ich bin nicht jung und doch gefällt ſie mir.

Aſtrolog.

Nicht Knabe mehr! Ein kühner Heldenmann
Umfaßt er ſie, die kaum ſich wehren kann.

Gestärkten Arms hebt er sie hoch empor,
Entführt er sie wohl gar?

Faust.

Verwegner Thor!
Du wagst! Du hörst nicht! halt! das ist zu viel.

Mephistopheles.

Machst du's doch selbst das Fratzengeisterspiel!

Astrolog.

Nur noch ein Wort! Nach allem was geschah
Nenn ich das Stück: den Raub der Helena.

Faust.

Was Raub! Bin ich für nichts an dieser Stelle!
Ist dieser Schlüssel nicht in meiner Hand!
Er führte mich, durch Graus und Wog' und Welle
Der Einsamkeiten, her zum festen Stand.
Hier faß ich Fuß! Hier sind es Wirklichkeiten,
Von hier aus darf der Geist mit Geistern streiten,
Das Doppelreich, das große, sich bereiten.
So fern sie war, wie kann sie näher seyn!
Ich rette sie und sie ist doppelt mein.
Gewagt! Ihr Mütter! Mütter müßt's gewähren!
Wer sie erkennt der darf sie nicht entbehren.

Astrolog.

Was thust du Fauste! Fauste! — Mit Gewalt
Faßt er sie an, schon trübt sich die Gestalt.
Den Schlüssel kehrt er nach dem Jüngling zu,
Berührt ihn! — Weh uns, Wehe! Nu! im Nu!

(Explosion. Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf.)

Mephiſtopheles

(der Fauſten auf die Schulter nimmt).

Da habt ihr's nun! mit Narren ſich beladen
Das kommt zuletzt dem Teufel ſelbſt zu Schaden.

(Finſterniß, Tumult.)

Wir.

Du toller Wicht, geſteh nur offen:
Man hat dich auf manchem Fehler betroffen!

Er.

Ja wohl! doch macht' ich ihn wieder gut.

Wir.

Wie denn?

Er.

Ei, wie's ein jeder thut.

Wir.

Wie haſt du denn das angefangen?

Er.

Ich hab' einen neuen Fehler begangen,
Darauf waren die Leute ſo verſeſſen,
Daß ſie des alten gern vergeſſen.

Zweyter Act.

Hochgewölbtes, enges, gothiſches Zimmer, ehemals Fauſtens, unverändert.

Mephiſtopheles

(hinter einem Vorhang hervortretend. Indem er ihn aufhebt und zurückſieht, erblickt man Fauſten hingeſtreckt auf einem altväteriſchen Bette).

Hier lieg', Unſeliger! verführt
Zu ſchwergelöſ'tem Liebesbande!
Wen Helena paralyſirt
Der kommt ſo leicht nicht zu Verſtande.

(Sich umſchauend.)

Blick' ich hinauf, hierher, hinüber,
Allunverändert iſt es, unverſehrt;
Die bunten Scheiben ſind, ſo dünkt mich, trüber,
Die Spinnenweben haben ſich vermehrt;
Die Dinte ſtarrt, vergilbt iſt das Papier;
Doch alles iſt am Platz geblieben;
Sogar die Feder liegt noch hier,
Mit welcher Fauſt dem Teufel ſich verſchrieben.
Ja! tiefer in dem Rohre ſteckt
Ein Tröpflein Blut, wie ich's ihm abgelockt.

Zu einem ſolchen einzigen Stück
Wünſcht' ich dem größten Sammler Glück.
Auch hängt der alte Pelz am alten Haken!
Erinnert mich an jene Schnaken
Wie ich den Knaben einſt belehrt,
Woran er noch vielleicht als Jüngling zehrt.
Es kommt mir wahrlich das Gelüſten,
Rauhwarme Hülle, dir vereint,
Mich als Docent noch einmal zu erbrüſten,
Wie man ſo völlig recht zu haben meint.
Gelehrte wiſſen's zu erlangen,
Dem Teufel iſt es längſt vergangen.

(Er ſchüttelt den herabgenommenen Pelz. Cicaden, Käfer und Forfarellen fahren heraus.)

Chor der Inſecten.

Willkommen! willkommen
Du alter Patron,
Wir ſchweben und ſummen
Und kennen dich ſchon.
Nur einzeln im Stillen
Du haſt uns gepflanzt,
Zu Tauſenden kommen wir,
Vater, getanzt.
Der Schalk in dem Buſen
Verbirgt ſich ſo ſehr,
Vom Pelze die Läuschen
Enthüllen ſich eh'r.

Mephiſtopheles.

Wie überraſchend mich die junge Schöpfung freut!
Man ſäe nur, man erntet mit der Zeit.

Ich ſchüttle noch einmal den alten Flaus,
Noch eines flattert hier und dort hinaus. —
Hinauf! umher! in hunderttauſend Ecken
Eilt euch ihr Liebchen zu verſtecken.
Dort wo die alten Schachteln ſtehn,
Hier im bedräunten Pergamen,
In ſtaubigen Scherben alter Töpfe,
Dem Hohlaug' jener Todtenköpfe.
In ſolchem Wuſt und Moderleben
Muß es für ewig Grillen geben.

(Schlüpft in den Pelz.)

Komm, decke mir die Schultern noch einmal!
Heut bin ich wieder Principal.
Doch hilft es nichts mich ſo zu nennen,
Wo ſind die Leute die mich anerkennen!

(Er zieht die Glocke die einen gellenden, durchdringenden Ton erſchallen läßt, wovon die Hallen erbeben und die Thüren aufſpringen.)

Famulus

(den langen finſtern Gang herwankend).

Welch ein Tönen! welch ein Schauer!
Treppe ſchwankt, es bebt die Mauer;
Durch der Fenſter buntes Zittern
Seh' ich wetterleuchtend Wittern.
Springt das Eſtrich, und von Oben
Rieſelt Kalk und Schutt verſchoben.
Und die Thüre, feſt verriegelt,
Iſt durch Wunderkraft entſiegelt. —
Dort! Wie fürchterlich! Ein Rieſe
Steht in Fauſtens altem Vließe!

Seinen Blicken, seinem Winken,
Mögt' ich in die Kniee sinken.
Soll ich fliehen? Soll ich stehn?
Ach wie wird es mir ergehn!

Mephistopheles (winkend).

Heran, mein Freund! — Ihr heißet Nicodemus.

Famulus.

Hochwürdiger Herr! so ist mein Nam' — Oremus.

Mephistopheles.

Das lassen wir!

Famulus.

Wie froh! daß ihr mich kennt.

Mephistopheles.

Ich weiß es wohl, bejahrt und noch Student,
Bemoos'ter Herr! Auch ein gelehrter Mann
Studirt so fort, weil er nicht anders kann.
So baut man sich ein mäßig Kartenhaus,
Der größte Geist baut's doch nicht völlig aus.
Doch euer Meister, das ist ein Beschlagner:
Wer kennt ihn nicht den edlen Doctor Wagner,
Den ersten jetzt in der gelehrten Welt!
Er ist's allein der sie zusammenhält,
Der Weisheit täglicher Vermehrer.
Allwißbegierige Horcher, Hörer
Versammeln sich um ihn zu Hauf.
Er leuchtet einzig vom Katheder;
Die Schlüssel übt er wie Sanct Peter,
Das Untre so das Obre schließt er auf.

Wie er vor Allen glänzt und funkelt.
Kein Ruf, kein Ruhm hält weiter Stand;
Selbst Faustus Name wird verdunkelt,
Er ist es, der allein erfand.

Famulus.

Verzeiht! Hochwürdiger Herr! wenn ich euch sage,
Wenn ich zu widersprechen wage:
Von allem dem ist nicht die Frage;
Bescheidenheit ist sein beschieden Theil.
In's unbegreifliche Verschwinden
Des hohen Manns weiß er sich nicht zu finden;
Von dessen Wiederkunft erfleht er Trost und Heil.
Das Zimmer, wie zu Doctor Faustus Tagen,
Noch unberührt seitdem er fern,
Erwartet seinen alten Herrn.
Kaum wag' ich's mich hereinzuwagen.
Was muß die Sternenstunde seyn? —
Gemäuer scheint mir zu erbangen;
Thürpfosten bebten, Riegel sprangen,
Sonst kamt ihr selber nicht herein.

Mephistopheles.

Wo hat der Mann sich hingethan?
Führt mich zu ihm, bringt ihn heran.

Famulus.

Ach! sein Verbot ist gar zu scharf,
Ich weiß nicht ob ich's wagen darf.
Monate lang, des großen Werkes willen,
Lebt' er im allerstillsten Stillen.
Der zarteste gelehrter Männer
Er sieht aus wie ein Kohlenbrenner,

Geſchwärzt vom Ohre bis zur Naſen,
Die Augen roth vom Feuerblaſen;
So lechzt er jedem Augenblick,
Geklirr der Zange gibt Muſik.

Mephiſtopheles.

Sollt' er den Zutritt mir verneinen?
Ich bin der Mann das Glück ihm zu beſchleunen.
(Der Famulus geht ab. Mephiſtopheles ſetzt ſich gravitätiſch nieder.)
Kaum hab' ich Poſto hier gefaßt
Regt ſich dort hinten, mir bekannt, ein Gaſt.
Doch dießmal iſt er von den Neuſten;
Er wird ſich gränzenlos erdreuſten.

Baccalaureus
(den Gang derſtürmend).

Thor und Thüre find' ich offen!
Nun, da läßt ſich endlich hoffen,
Daß nicht, wie bisher, im Moder,
Der Lebendige wie ein Todter
Sich verkümm're, ſich verderbe,
Und am Leben ſelber ſterbe.

Dieſe Mauern, dieſe Wände
Neigen, ſenken ſich zum Ende;
Und wenn wir nicht bald entweichen
Wird uns Fall und Sturz erreichen.
Bin verwegen, wie nicht einer,
Aber weiter bringt mich keiner.

Doch was ſoll ich heut erfahren!
War's nicht hier, vor ſo viel Jahren,

Wo ich, ängſtlich und beklommen,
War als guter Fuchs gekommen?
Wo ich dieſen Bärtigen traute,
Mich an ihrem Schnack erbaute.

Aus den alten Bücherkruſten
Logen ſie mir was ſie wußten;
Was ſie wußten ſelbſt nicht glaubten,
Sich und mir das Leben raubten.
Wie? — Dort hinten in der Zelle
Sitzt noch Einer dunkel-helle!

Nahend ſeh' ich's mit Erſtaunen,
Sitzt er noch im Pelz, dem braunen,
Wahrlich wie ich ihn verließ,
Noch gehüllt im rauhen Vließ!
Damals ſchien er zwar gewandt,
Als ich ihn noch nicht verſtand.
Heute wird es nichts verfangen,
Friſch an ihn herangegangen!

Wenn, alter Herr, nicht Lethe's trübe Fluthen
Das ſchiefgeſenkte, kahle Haupt durchſchwommen,
Seht anerkennend hier den Schüler kommen,
Entwachſen akademiſchen Nuthen,
Ich find' euch noch wie ich euch ſah;
Ein Andrer bin ich wieder da.

Mephiſtopheles.

Mich freut daß ich euch hergeläutet.
Ich ſchätz' euch damals nicht gering;
Die Raupe ſchon, die Chryſalide deutet
Den künftigen bunten Schmetterling.

Am Lockenkopf und Spitzenkragen
Empfandet ihr ein kindliches Behagen. —
Ihr trugt wohl niemals einen Zopf? —
Heut ſchau' ich euch im Schwedenkopf.
Ganz reſolut und wacker ſeht ihr aus,
Kommt nur nicht abſolut nach Haus.

Baccalaureus.

Mein alter Herr! Wir ſind am alten Orte;
Bedenkt jedoch erneuter Zeiten Lauf
Und ſparet doppelſinnige Worte;
Wir paſſen nun ganz anders auf.
Ihr hänſeltet den guten treuen Jungen;
Das iſt euch ohne Kunſt gelungen,
Was heut zu Tage niemand wagt.

Mephiſtopheles.

Wenn man der Jugend reine Wahrheit ſagt,
Die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
Sie aber hinter drein nach Jahren
Das alles derb an eigner Haut erfahren,
Dann dünkeln ſie, es käm' aus eignem Schopf;
Da heißt es denn: der Meiſter war ein Tropf.

Baccalaureus.

Ein Schelm vielleicht! — denn welcher Lehrer ſpricht
Die Wahrheit uns direct in's Angeſicht?
Ein jeder weiß zu mehren wie zu mindern,
Bald ernſt, bald heiter klug, zu frommen Kindern.

Mephiſtopheles.

Zum Lernen gibt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren ſeyd ihr, merk' ich, ſelbſt bereit.

Seit manchen Monden, einigen Sonnen,
Erfahrungsfülle habt ihr wohl gewonnen

Baccalaureus.

Erfahrungsweſen! Schaum und Duſt!
Und mit dem Geiſt nicht ebenbürtig.
Geſteht! was man von je gewußt
Es iſt durchaus nicht wiſſenswürdig.

Mephiſtopheles (nach einer Pauſe).

Mich däucht es längſt. Ich war ein Thor,
Nun komm' ich mir recht ſchaal und albern vor.

Baccalaureus.

Das freut mich ſehr! Da hör' ich doch Verſtand;
Der erſte Greis, den ich vernünftig fand!

Mephiſtopheles.

Ich ſuchte nach verborgen-goldnem Schatze,
Und ſchauerliche Kohlen trug ich fort.

Baccalaureus.

Geſteht nur, euer Schädel, eure Glatze
Iſt nicht mehr werth als jene hohlen dort?

Mephiſtopheles (gemüthlich).

Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du biſt?

Baccalaureus.

Im Deutſchen lügt man, wenn man höflich iſt.

Mephiſtopheles

(der mit ſeinem Rollſtuhle immer näher in's Proſcenium rückt, zum Parterre).

Hier oben wird mir Licht und Luft benommen,
Ich finde wohl bei euch ein Unterkommen?

Baccalaureus.

Anmaßlich find' ich, daß zur ſchlechtſten Friſt
Man etwas ſeyn will, wo man nichts mehr iſt.

Des Menſchen Leben lebt im Blut, und wo
Bewegt das Blut ſich wie im Jüngling ſo?
Das iſt lebendig Blut in friſcher Kraft,
Das neues Leben ſich aus Leben ſchafft.
Da regt ſich alles, da wird was gethan,
Das Schwache fällt, das Tüchtige tritt heran.
Indeſſen wir die halbe Welt gewonnen
Was habt ihr denn gethan? genickt, geſonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan.
Gewiß! das Alter iſt ein kaltes Fieber
Im Froſt von grillenhafter Noth;
Hat einer dreyßig Jahr' vorüber,
So iſt er ſchon ſo gut wie todt.
Am beſten wär's, euch zeitig todtzuſchlagen.

Mephiſtopheles.

Der Teufel hat hier weiter nichts zu ſagen.

Baccalaureus.

Wenn ich nicht will, ſo darf kein Teufel ſeyn.

Mephiſtopheles (abſeits).

Der Teufel ſtellt dir nächſtens doch ein Bein.

Baccalaureus.

Dieß iſt der Jugend edelſter Beruf!
Die Welt ſie war nicht eh' ich ſie erſchuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechſels Lauf;
Da ſchmückte ſich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen.
Auf meinen Wink, in jener erſten Nacht,
Entfaltete ſich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philiſterhaft einklemmender Gedanken?

Wie mancher auf der Geige fiedelt,
Meint er, er habe ſich angefiedelt;
Auch in natürlicher Wiſſenſchaft
Da übt er ſeine geringe Kraft,
Und glaubt auf ſeiner Violin
Ein anderer, dritter Orpheus zu ſyn.
Jeder ſtreicht zu, verſucht ſein Glück,
Es iſt zuletzt eine Katzen-Muſik.

Alles will reden,
Jeder will wandeln;
Ich allein ſoll nicht ſprechen
Noch handeln.

Ich aber frei, wie mir's im Geiſte ſpricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle raſch, im eigenſten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finſterniß im Rücken.

(Ab).

Mephiſtopheles.

Original fahr' hin in deiner Pracht! —
Wie würde dich die Einſicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken
Das nicht die Vorwelt ſchon gedacht? —
Doch ſind wir auch mit dieſem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders ſeyn:
Wenn ſich der Moſt auch ganz abſurd gebärdet,
Es gibt zuletzt doch noch n' Wein.

(In dem jüngern Parterre das nicht applaudirt.)

Ihr bleibt bei meinem Worte kalt,
Euch guten Kindern laß ich's gehen;
Bedenkt: der Teufel der iſt alt,
So werdet alt, ihn zu verſtehen!

Laboratorium

im Sinne des Mittelalters, weitläufige, unbequäfliche Apparate, zu phantaſtiſchen Zwecken.

Wagner (am Herde).

Die Glocke tönt, die fürchterliche
Durchſchauert die berußten Mauern,
Nicht länger kann das Ungewiſſe
Der ernſteſten Erwartung dauern.

Schon

Schon hellen ſich die Finſterniſſe;
Schon in der innerſten Phiole
Erglüht es wie lebendige Kohle,
Ja wie der herrlichſte Karfunkel,
Verſtrahlend Blitze durch das Dunkel.
Ein helles weißes Licht erſcheint!
O daß ich's dießmal nicht verliere! —
Ach Gott! was raſſelt an der Thüre?

Mephiſtopheles (eintretend).

Willkommen! es iſt gut gemeint.

Wagner (ängſtlich).

Willkommen! zu dem Stern der Stunde.

(Leiſe.)

Doch haltet Wort und Athem feſt im Munde,
Ein herrlich Werk iſt gleich zu Stand gebracht.

Mephiſtopheles (leiſer).

Was gibt es denn?

Wagner (leiſer).

Es wird ein Menſch gemacht.

Mephiſtopheles.

Ein Menſch? Und welch verliebtes Paar
Habt ihr in's Rauchloch eingeſchloſſen?

Wagner.

Behüte Gott! wie ſonſt das Zeugen Mode war
Erklären wir für eitel Poſſen.
Der zarte Punct aus dem das Leben ſprang,
Die holde Kraft die aus dem Innern drang
Und nahm und gab, beſtimmt ſich ſelbſt zu zeichnen,
Erſt Nächſtes, dann ſich Fremdes anzueignen,
Die iſt von ihrer Würde nun entſetzt;
Wenn ſich das Thier noch weiter dran ergötzt,

So muß der Mensch mit seinen großen Gaben
Doch künftig reinern, höhern Ursprung haben.

(Zum Herd gewendet.)

Es leuchtet! seht! — Nun läßt sich wirklich hoffen,
Daß, wenn wir aus viel hundert Stoffen
Durch Mischung — denn auf Mischung kommt es an —
Den Menschenstoff gemächlich componiren,
In einen Kolben verlutiren
Und ihn gehörig cohobiren,
So ist das Werk im Stillen abgethan.

(Wieder zum Herd gewendet.)

Es wird! die Masse regt sich klarer!
Die Ueberzeugung wahrer, wahrer!
Was man an der Natur Geheimnißvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probiren,
Und was sie sonst organisiren ließ,
Das lassen wir krystallisiren.

Mephistopheles.

Wer lange lebt hat viel erfahren,
Nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn;
Ich habe schon, in meinen Wanderjahren,
Krystallisirtes Menschenvolk gesehn.

Wagner

(bisher immer aufmerksam auf die Phiole).

Es steigt, es blitzt, es häuft sich an,
Im Augenblick ist es gethan!
Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll;
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.

(Entzückt die Phiole betrachtend.)

Das Glas erklingt von lieblicher Gewalt,
Es trübt, es klärt sich; also muß es werden!
Ich seh' in zierlicher Gestalt
Ein artig Männlein sich gebärden.
Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Denn das Geheimniß liegt am Tage:
Gebt diesem Laute nur Gehör,
Er wird zur Stimme, wird zur Sprache.

Homunculus
(in der Phiole zu Wagner).

Nun Väterchen! wie steht's? es war kein Scherz!
Komm, drücke mich recht zärtlich an dein Herz!
Doch nicht zu fest, damit das Glas nicht springe.
Das ist die Eigenschaft der Dinge:
Natürlichem genügt das Weltall kaum,
Was künstlich ist, verlangt geschloss'nen Raum.

(Zu Mephistopheles.)

Du aber Schalk, Herr Vetter, bist du hier?
Im rechten Augenblick, ich danke dir.
Ein gut Geschick führt dich zu uns herein;
Dieweil ich bin, muß ich auch thätig seyn.
Ich möchte mich sogleich zur Arbeit schürzen,
Du bist gewandt die Wege mir zu kürzen.

Wagner.

Nur noch ein Wort! bisher mußt' ich mich schämen,
Denn Alt und Jung bestürmt mich mit Problemen.
Zum Beispiel nur: noch niemand konnt' es fassen
Wie Seel' und Leib so schön zusammenpassen,
So fest sich halten als um nie zu scheiden,
Und doch den Tag sich immerfort verleiden.
Sodann —

Mephiſtopheles.

Halt' ein! ich wollte lieber fragen:
Warum ſich Mann und Frau ſo ſchlecht vertragen?
Du kommſt, mein Freund, hierüber nie in's Reine.
Hier gibt's zu thun, das eben will der Kleine.

Homunculus.

Was gibt's zu thun?

Mephiſtopheles

(auf eine Seitenthüre deutend).

Hier zeige deine Gabe!

Wagner

(immer in die Phiole ſchauend).

Fürwahr, du biſt ein allerliebſter Knabe!

(Die Seitenthür öffnet ſich, man ſieht Fauſt auf dem Lager hingeſtreckt.)

Homunculus (erſtaunt).

Bedeutend! —

(Die Phiole entſchlüpft aus Wagners Händen, ſchwebt über Fauſt und beleuchtet ihn.)

Schön umgeben! — Klar Gewäſſer
Im dichten Haine, Frau'n die ſich entkleiden;
Die allerliebſten! — das wird immer beſſer.
Doch eine läßt ſich glänzend unterſcheiden,
Aus höchſtem Helden-, wohl aus Götterſtamme.
Sie ſetzt den Fuß in das durchſichtige Helle;
Des edlen Körpers holde Lebensflamme
Kühlt ſich im ſchmiegſamen Kryſtall der Welle. —
Doch welch Getöſe raſch bewegter Flügel,
Welch Sauſen, Plätſchern wühlt im glatten Spiegel?
Die Mädchen fliehn verſchüchtert; doch allein
Die Königin ſie blickt gelaſſen drein,

Und ſieht, mit ſtolzem, weiblichem Vergnügen,
Der Schwäne Fürſten ihrem Knie ſich ſchmiegen,
Zudringlich zahm. Er ſcheint ſich zu gewöhnen. —
Auf einmal aber ſteigt ein Dunſt empor,
Und deckt mit dichtgewebtem Flor
Die lieblichſte von allen Scenen.

Mephiſtopheles.

Was du nicht alles zu erzählen haſt!
So klein du biſt, ſo groß biſt du Phantaſt.
Ich ſehe nichts —

Homunculus.

Das glaub' ich. Du aus Norden,
Im Nebelalter jung geworden,
Im Wuſt von Ritterthum und Pfäfferey,
Wo wäre da dein Auge frei!
Im Düſtern biſt du nur zu Hauſe.

(Umherſchauend.)

Verbräunt Geſtein, bemoodert, widrig,
Spitzbögig, ſchnörkelhafteſt, niedrig! —
Erwacht uns dieſer, gibt es neue Noth,
Er bleibt gleich auf der Stelle todt.
Waldquellen, Schwäne, nackte Schönen,
Das war ſein ahnungsvoller Traum;
Wie wollt' er ſich hierher gewöhnen!
Ich, der bequemſte, duld' es kaum.
Nun fort mit ihm.

Mephiſtopheles.

Der Ausweg ſoll mich freuen.

Homunculus.

Beſiehl den Krieger in die Schlacht,
Das Mädchen führe du zum Reihen.

So iſt gleich alles abgemacht.
Jetzt eben, wie ich ſchnell bedacht,
Iſt claſſiſche Walpurgisnacht;
Das Beſte was begegnen könnte
Bringt ihn zu ſeinem Elemente.

Mephiſtopheles.

Dergleichen hab' ich nie vernommen.

Homunculus.

Wie wollt' es auch zu euren Ohren kommen?
Romantiſche Geſpenſter kennt ihr nur allein,
Ein ächt Geſpenſt auch claſſiſch hat's zu ſeyn.

Mephiſtopheles.

Wohin denn aber ſoll die Fahrt ſich regen?
Mich widern ſchon antikiſche Collegen.

Homunculus.

Nordweſtlich, Satan, iſt dein Luſtrevier;
Südöſtlich dießmal aber ſegeln wir —
An großer Fläche fließt Peneios frei,
Umbuſcht, umbaumt, in ſtill' und feuchten Buchten;
Die Ebne dehnt ſich zu der Berge Schluchten, —
Und oben liegt Pharſalus alt und neu.

Mephiſtopheles.

O weh! hinweg! und laßt mir jene Streite
Von Tyranney und Sklaverey bei Seite.
Mich langeweilt's; denn kaum iſt's abgethan,
So fangen ſie von vorne wieder an;
Und keiner merkt: er iſt doch nur geneckt
Vom Asmodeus der dahinter ſteckt.
Sie ſtreiten ſich, ſo heißt's, um Freiheitsrechte,
Genau beſehn ſind's Knechte gegen Knechte.

Homunculus.

Den Menſchen laß ihr widerſpenſtig Weſen,
Ein jeder muß ſich wehren wie er kann,
Vom Knaben auf, ſo wird's zuletzt ein Mann.
Hier fragt ſich's nur wie dieſer kann geneſen?
Haſt du ein Mittel ſo erprob' es hier,
Vermagſt du's nicht, ſo überlaß es mir.

Mephiſtopheles.

Manch Brockenſtückchen wäre durchzuproben,
Doch Heidenriegel ſind' ich vorgeſchoben.
Das Griechenvolk es taugte nie recht viel!
Doch blendet's euch mit freiem Sinnen-Spiel,
Verlockt des Menſchen Bruſt zu heitern Sünden,
Die unſern wird man immer düſter finden.
Und nun was ſoll's?

Homunculus.

Du biſt ja ſonſt nicht blöde;
Und wenn ich von Theſſaliſchen Hexen rede,
So denk' ich hab' ich was geſagt.

Mephiſtopheles (läſtern).

Theſſaliſche Hexen! Wohl! das ſind Perſonen
Nach denen hab' ich lang' gefragt.
Mit ihnen Nacht für Nacht zu wohnen
Ich glaube nicht daß es behagt;
Doch zum Beſuch, Verſuch, —

Homunculus.

Den Mantel her,
Und um den Ritter umgeſchlagen!
Der Lappen wird euch, wie bisher,
Den einen mit dem andern tragen,
Ich leuchte vor.

Wagner (ängſtlich).

Und ich?

Homunculus.

Ed nun,
Du bleibſt zu Hauſe Wichtigſtes zu thun.
Entfalte du die alten Pergamente,
Nach Vorſchrift ſammle Lebens-Elemente
Und füge ſie mit Vorſicht eins an's andre.
Das Was bedenke, mehr bedenke Wie?
Indeſſen ich ein Stückchen Welt durchwandre
Entdeck' ich wohl das Tüpfchen auf das J.
Dann iſt der große Zweck erreicht;
Solch einen Lohn verdient ein ſolches Streben:
Gold, Ehre, Ruhm, geſundes langes Leben,
Und Wiſſenſchaft und Tugend — auch vielleicht.
Leb' wohl!

Wagner (betrübt).

Leb' wohl! Das drückt das Herz mir nieder.
Ich fürchte ſchon ich ſeh' dich niemals wieder.

Mephiſtopheles.

Nun zum Peneios friſch hinab,
Herr Vetter iſt nicht zu verachten.

(Ad Spectatores.)

Am Ende hängen wir doch ab
Von Creaturen die wir machten.

Claſſiſche Walpurgisnacht.

Pharſaliſche Felder.

Finſterniß.

Erichtho.

Zum Schauderfeſte dieſer Nacht, wie öfter ſchon,
Tret' ich einher, Erichtho, ich die düſtre;
Nicht ſo abſcheulich wie die leidigen Dichter mich
Im Uebermaß verläſtern... Endigen ſie doch nie
In Lob und Tadel... Ueberbleicht erſcheint mir ſchon
Von grauer Zelten Woge weit das Thal dahin,
Als Nachgeſicht der ſorg- und grauenvollſten Nacht.
Wie oft ſchon wiederholt' ſich's! Wird ſich immerfort
In's Ewige wiederholen... Keiner gönnt das Reich
Dem Andern, dem gönnt's keiner der's mit Kraft erwarb
Und kräftig herrſcht. Denn jeder, der ſein innres Selbſt
Nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gern
Des Nachbars Willen, eignem ſtolzem Sinn gemäß...
Hier aber ward ein großes Beiſpiel durchgekämpft:
Wie ſich Gewalt Gewaltigerm entgegenſtellt,
Der Freiheit holder, tauſendblumiger Kranz zerreißt,
Der ſtarre Lorbeer ſich um's Haupt des Herrſchers biegt.
Hier träumte Magnus früher Größe Blüthentag,
Dem ſchwanken Zünglein lauſchend wachte Cäſar dort!
Das wird ſich meſſen. Weiß die Welt doch wem's gelang.

Wachfeuer glühen, rothe Flammen ſpendende;
Der Boden haucht vergoſſnen Blutes Wiederſchein,
Und angelockt von ſeltnem Wunderglanz der Nacht,

Sie kauen längſt an dem ſchlechten Biſſen;
Wir ſpaßen, die wir's beſſer wiſſen.

Das iſt eine von den alten Sünden,
Sie meinen: Rechnen das ſey Erfinden.

Und weil ſie ſo viel Recht gehabt,
Sey ihr Unrecht mit Recht begabt.

Und weil ihre Wiſſenſchaft exact,
So ſey Keiner von ihnen vertract.

Verſammelt ſich helleniſcher Sage Legion.
Um alle Feuer ſchwankt unſicher, oder ſitzt
Behaglich, alter Tage fabelhaft Gebild. . .
Der Mond, zwar unvollkommen, aber leuchtend hell,
Erhebt ſich, milden Glanz verbreitend überall;
Der Zelten Trug verſchwindet, Feuer brennen blau.

Doch, über mir! welch unerwartet Meteor?
Es leuchtet und beleuchtet körperlichen Ball.
Ich wittre Leben. Da geziemen will mir's nicht
Lebendigem zu nahen, dem ich ſchädlich bin;
Das bringt mir böſen Ruf und frommt mir nicht.
Schon ſinkt es nieder. Weich' ich aus mit Wohlbedacht.

(Entfernt ſich.)

(Die Luftfahrer oben.)

Homunculus.

Schwebe noch einmal die Runde
Ueber Flamm- und Schaudergrauen;
Iſt es doch in Thal und Grunde,
Gar geſpenſtiſch anzuſchauen.

Mephiſtopheles.

Seh' ich, wie durch's alte Fenſter,
In des Nordens Wuſt und Graus
Ganz abſcheuliche Geſpenſter;
Bin ich hier wie dort zu Haus.

Homunculus.

Sieh! da ſchreitet eine Lange
Weiten Schrittes vor uns hin.

Mephiſtopheles.

Iſt es doch als wär' ihr bange,
Sah uns durch die Lüfte ziehn.

Homunculus.

Laß ſie ſchreiten! ſetz' ihn nieder
Deinen Ritter, und ſogleich
Kehret ihm das Leben wieder,
Denn er ſucht's im Fabelreich.

Fauſt (den Boden berührend).

Wo iſt ſie? —

Homunculus.

Wüßten's nicht zu ſagen,
Doch hier wahrſcheinlich zu erfragen.
In Eile magſt du, eh' es tagt,
Von Flamm' zu Flamme ſpürend gehen:
Wer zu den Müttern ſich gewagt
Hat weiter nichts zu überſtehen.

Mephiſtopheles.

Auch ich bin hier an meinem Theil;
Doch wüßt' ich beſſ'res nicht zu unſerm Heil,
Als: jeder möge durch die Feuer
Verſuchen ſich ſein eigen Abenteuer.
Dann, um uns wieder zu vereinen,
Laß deine Leuchte, Kleiner, tönend ſcheinen.

Homunculus.

So ſoll es blitzen, ſoll es klingen.

(Das Glas dröhnt und leuchtet gewaltig.)

Nun friſch zu neuen Wunderdingen!

Fauſt (allein).

Wo iſt ſie? — Frage jetzt nicht weiter nach . . .
Wär's nicht die Scholle die ſie trug,
Die Welle nicht die ihr entgegen ſchlug,
So iſt's die Luft die ihre Sprache ſprach.

Hier! durch ein Wunder, hier in Griechenland!
Ich fühlte gleich den Boden wo ich ſtand.
Wie mich, den Schläfer, friſch ein Geiſt durchglühte
So ſteh' ich, ein Antäus an Gemüthe.
Und find' ich hier das Seltſamſte beiſammen,
Durchforſch' ich ernſt dieß Labyrinth der Flammen.

(Entfernt ſich.)

Mephiſtopheles (umherſpähend).

Und wie ich dieſe Feuerchen durchſchweife,
So ſind' ich mich doch ganz und gar entfremdet,
Faſt alles nackt, nur hie und da behemdet:
Die Sphinxe ſchamlos, unverſchämt die Greife,
Und was nicht alles, lockig und beflügelt,
Von vorn und hinten ſich im Auge ſpiegelt . . .
Zwar ſind auch wir von Herzen unanſtändig,
Doch das Antike ſind' ich zu lebendig;
Das müßte man mit neuſtem Sinn bemeiſtern
Und mannichfaltig mediſch überkleiſtern . . . .
Ein widrig Volk! doch darf mich's nicht verdrießen
Als neuer Gaſt anſtändig ſie zu grüßen . . . .
Glück zu! den ſchönen Frau'n, den klugen Greiſen.

Greif (ſchnarrend).

Nicht Greiſen! Greiſen! — Niemand hört es gern
Daß man ihn Greis nennt. Jedem Worte klingt
Der Urſprung nach wo es ſich her bedingt:
Grau, grämlich, griesgram, gräulich, Gräber, grimmig,
Etymologiſch gleicherweiſe ſtimmig,
Verſtimmen uns.

Mephiſtopheles.

Und doch, nicht abzuſchweifen,
Gefällt das Grei im Ehrentitel Greifen.

Greif
(wie oben und immer ſo fort).

Natürlich! die Verwandtſchaft iſt erprobt,
Zwar oft geſcholten, mehr jedoch gelobt;
Man greife nun nach Mädchen, Kronen, Gold,
Dem Greifenden iſt meiſt Fortuna hold.

Ameiſen
(von der koloſſalen Art).

Ihr ſprecht von Gold, wir hatten viel geſammelt,
In Fels und Höhlen heimlich eingerammelt;
Das Arimaſpen-Volk hat's ausgeſpürt,
Sie lachen dort, wie weit ſie's weggeführt.

Greife.

Wir wollen ſie ſchon zum Geſtändniß bringen.

Arimaſpen.

Nur nicht in freier Jubelnacht.
Bis morgen iſt's alles durchgebracht,
Es wird uns dießmal wohl gelingen.

Mephiſtopheles
(hat ſich zwiſchen die Sphinxe geſetzt)

Wie leicht und gern ich mich hieher gewöhne,
Denn ich verſtehe Mann für Mann.

Sphinx.

Wir hauchen unſre Geiſtertöne
Und ihr verkörpert ſie alsdann.
Jetzt nenne dich bis wir dich weiter kennen.

Mephiſtopheles.

Mit vielen Namen glaubt man mich zu nennen —
Sind Britten hier? Sie reiſen ſonſt ſo viel,
Schlachtfeldern nachzuſpüren, Waſſerfällen,
Geſtürzten Mauern, claſſiſch dumpfen Stellen;

Das wäre hier für ſie ein würdig Ziel.
Sie zeugten auch: im alten Bühnen-Spiel
Sah man mich dort als old Iniquity.

Sphinx.

Wie kam man drauf?

Mephiſtopheles.

Ich weiß es ſelbſt nicht wie.

Sphinx.

Mag ſeyn! Haſt du von Sternen einige Kunde?
Was ſagſt du zu der gegenwärtigen Stunde?

Mephiſtopheles (aufſchauend).

Stern ſchießt nach Stern, beſchnittner Mond ſcheint helle
Und mir iſt wohl an dieſer trauten Stelle,
Ich wäm mich an deinem Löwenfelle.
Hinauf ſich zu verſteigen wär' zum Schaden,
Gib Räthſel auf, gib allenfalls Charaden.

Sphinx.

Sprich nur dich ſelbſt aus, wird ſchon Räthſel ſeyn.
Verſuch einmal dich innigſt aufzulöſen:
„Dem frommen Manne nöthig wie dem böſen,
Dem ein Plaſtron, aſcetiſch zu raptren,
Cumpan dem andern, Tolles zu vollführen,
Und beides nur, um Zeus zu amüſiren.“

Erſter Greif (ſchnarrend).

Den mag ich nicht!

Zweyter Greif (ſtärker ſchnarrend).

Was will uns der?

Beide.

Der Garſtige gehöret nicht hierher!

Mephiſtopheles (brutal).

Du glaubſt vielleicht des Gaſtes Nägel krauen
Nicht auch ſo gut wie deine ſcharfen Klauen?
Verſuch's einmal!

Sphinx (milde).

Du magſt nur immer bleiben,
Wird dich's doch ſelbſt aus unſrer Mitte treiben;
In deinem Lande thuſt dir was zu Gute,
Doch, irr' ich nicht, hier iſt dir ſchlecht zu Muthe.

Mephiſtopheles.

Du biſt recht appetitlich oben anzuſchauen,
Doch unten hin, die Beſtie macht mir Grauen.

Sphinx.

Du Falſcher kommſt zu deiner bittern Buße,
Denn unſre Tatzen ſind geſund;
Dir mit verſchrumpftem Pferdefuße
Behagt es nicht in unſerm Bund.

Sirenen (präludiren oben).

Mephiſtopheles.

Wer ſind die Vögel in den Aeſten
Der Stromes-Pappeln hingewiegt?

Sphinx.

Gewahrt euch nur! die Allerbeſten
Hat ſolch ein Sing-Sang ſchon beſiegt.

Sirenen.

Ach was wollt ihr euch verwöhnen
In dem häßlich Wunderbaren!
Horcht, wir kommen hier zu Schaaren
Und in wohlgeſtimmten Tönen,
So geziemet es Sirenen.

Sphinxe
(ſie verſpottend in derſelben Melodie).

Nöthigt ſie herabzuſteigen!
Sie verbergen in den Zweigen
Ihre garſtigen Habichtskrallen,
Euch verderblich anzufallen,
Wenn ihr euer Ohr verleiht.

Sirenen.

Weg! das Haſſen weg! das Neiden,
Sammeln wir die klarſten Freuden,
Unterm Himmel ausgeſtreut!
Auf dem Waſſer, auf der Erde,
Sey's die heiterſte Gebärde
Die man dem Willkommen beut.

Mephiſtopheles.

Das ſind die ſaubern Neuigkeiten
Wo aus der Kehle, von den Saiten
Ein Ton ſich um den andern flicht.
Das Trallern iſt bei mir verloren,
Es krabbelt wohl mir um die Ohren,
Allein zum Herzen dringt es nicht.

Sphinxe.

Sprich nicht vom Herzen! das iſt eitel;
Ein lederner verſchrumpfter Beutel
Das paßt dir eher zu Geſicht.

Fauſt (heraustretend).

Wie wunderbar! das Anſchaun thut mir Gnüge,
Im Widerwärtigen große tüchtige Züge.
Ich ahne ſchon ein günſtiges Geſchick;
Wohin verſetzt mich dieſer ernſte Blick?
(Auf die Sphinxe deutend.)

Vor

Vor ſolchen hat einſt Oedipus geſtanden;
(Auf die Sirenen deutend.)
Vor ſolchen krümmte ſich Ulyß in hänfnen Banden;
(Auf die Ameiſen deutend.)
Von ſolchen ward der höchſte Schatz geſpart;
(Auf die Greife deutend.)
Von dieſen treu und ohne Fehl bewahrt.
Vom friſchen Geiſte fühl' ich mich durchdrungen,
Geſtalten groß, groß die Erinnerungen.

Mephiſtopheles.

Sonſt hättest du dergleichen weggeſucht,
Doch jetzo ſcheint es dir zu frommen;
Denn wo man die Geliebte ſucht
Sind Ungeheuer ſelbſt willkommen.

Fauſt (zu den Sphinxen).

Ihr Frauenbilder müßt mir Rede ſtehn:
Hat eins der Euren Helena geſehn?

Sphinxe.

Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen,
Die letzteſten hat Hercules erſchlagen.
Von Chiron könnteſt du's erfragen;
Der ſprengt herum in dieſer Geiſternacht,
Wenn er dir ſteht ſo haſt du's weit gebracht.

Sirenen.

Sollte dir's doch auch nicht fehlen! . . .
Wie Ulyß bei uns verweilte,
Schmähend nicht vorübereilte,
Wußt' er vieles zu erzählen;
Würden alles dir vertrauen,
Wolltest du zu unſern Gauen
Dich an's grüne Meer verfügen.

Sphinx.

Laß dich Edler nicht betrügen.
Statt daß Ulyß sich binden ließ,
Laß unsern guten Rath dich binden;
Kannst du den hohen Chiron finden,
Erfährst du was ich dir verhieß.

Faust (entfernt sich).

Mephistopheles (verdrießlich).

Was krächzt vorbei mit Flügelschlag?
So schnell daß man's nicht sehen mag,
Und immer eins dem andern nach,
Den Jäger würden sie ermüden.

Sphinx.

Dem Sturm des Winterwinds vergleichbar,
Alcides Pfeilen kaum erreichbar,
Es sind die raschen Stymphaliden.
Und wohlgemeint ihr Krächzegruß,
Mit Geyerschnabel und Gänsefuß.
Sie möchten gern in unsern Kreisen
Als Stammverwandte sich erweisen.

Mephistopheles
(wie verschämter).

Noch andres Zeug zischt zwischen drinn.

Sphinx.

Vor diesen sey euch ja nicht bange,
Es sind die Köpfe der Lernäischen Schlange,
Vom Rumpf getrennt und glauben was zu seyn. —
Doch sagt was soll nur aus euch werden?
Was für unruhige Gebärden?
Wo wollt ihr hin? Begebt euch fort! . .
Ich sehe, jener Chorus dort

Macht euch zum Wendehals. Bezwingt euch nicht,
Geht hin! begrüßt manch reizendes Geſicht.
Die Lamien ſind's, luſtfeine Dirnen,
Mit Lächelmund und frechen Stirnen
Wie ſie dem Satyrvolk behagen;
Ein Bocksfuß darf dort alles wagen.

Mephiſtopheles.

Ihr bleibt doch hier? daß ich euch wiederfinde.

Sphinx.

Ja! Miſche dich zum luſtigen Geſinde.
Wir, von Aegypten her, ſind längſt gewohnt
Daß unſereins in tauſend Jahre thront.
Und reſpectirt nur unſre Lage,
So regeln wir die Mond- und Sonnentage.
Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht,
Ueberſchwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Geſicht.

Peneios

(umgeben von Gewäſſern und Nymphen.)

Peneios.

Rege dich du Schilfgeflüſter!
Hauche leiſe Rohrgeſchwiſter,
Säuſelt leichte Weidenſträuche,
Lispelt Pappelzitterzweige

Man ſoll nicht lachen!
Sich nicht von den Leuten trennen!
Sie wollen alle machen,
Was ſie nicht können.

Wenn du haſt das iſt wohl ſchön,
Doch du muſt es auch verſtehn:
Können, das iſt groſse Sache,
Damit das Wollen etwas mache.

Hier liegt ein überſchlechter Poet!
Wenn er nur niemals auferſteht.

Unterbrochnen Träumen zu!
Weckt mich doch ein grauslich Wittern,
Heimlich allbewegend Zittern
Aus dem Wallestrom und Ruh.

Fauſt
(an den Fluß tretend).

Hör' ich recht, ſo muß ich glauben:
Hinter den verſchränkten Lauben
Dieſer Zweige, dieſer Stauden
Tönt ein menſchenähnlichs Lauten.
Scheint die Welle doch ein Schwätzen,
Lüftlein wie — ein Scherzergötzen.

Nymphen (zu Fauſt).

Am beſten geſchäh' dir
Du legteſt dich nieder,
Erholteſt im Kühlen
Ermüdete Glieder,
Genöſſeſt der immer
Dich meidenden Ruh;
Wir ſäuſeln, wir rieſeln,
Wir flüſtern dir zu.

Fauſt.

Ich wache ja! O laßt ſie walten
Die unvergleichlichen Geſtalten
Wie ſie dorthin mein Auge ſchickt.
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warſt du ſo beglückt.
Gewäſſer ſchleichen durch die Friſche
Der dichten, ſanft bewegten Büſche,

Nicht rauſchen ſie, ſie rieſeln kaum;
Von allen Seiten hundert Quellen
Vereinen ſich, im reinlich hellen,
Zum Bade flach vertieften Raum.
Geſunde junge Frauenglieder
Vom feuchten Spiegel doppelt wieder
Ergötztem Auge zugebracht!
Geſellig dann und fröhlich badend,
Erdreiſtet ſchwimmend, furchtſam watend;
Geſchrei zuletzt und Waſſerſchlacht.
Begnügen ſollt' ich mich an dieſen,
Mein Auge ſollte hier genießen,
Doch immer weiter ſtrebt mein Sinn.
Der Blick dringt ſcharf nach jener Hülle,
Das reiche Laub der grünen Fülle
Verbirgt die hohe Königin.

Wunderſam! auch Schwäne kommen
Aus den Buchten hergeſchwommen,
Majeſtätiſch rein bewegt.
Ruhig ſchwebend, zart geſellig,
Aber ſtolz und ſelbſtgefällig
Wie ſich Haupt und Schnabel regt ....
Einer aber ſcheint vor allen
Brüſtend kühn ſich zu gefallen,
Segelnd raſch durch alle fort;
Sein Gefieder bläht ſich ſchwellend,
Welle ſelbſt auf Wogen wellend,
Dringt er zu dem heiligen Ort ....
Die andern ſchwimmen hin und wieder
Mit ruhig glänzendem Gefieder,

Bald auch in regem prächtigen Streit
Die scheuen Mädchen abzulenken,
Daß sie an ihren Dienst nicht denken,
Nur an die eigne Sicherheit.

Nymphen.

Leget Schwestern euer Ohr
An des Ufers grüne Stufe;
Hör' ich recht so kommt mir's vor
Als der Schall von Pferdes Hufe.
Wüßt' ich nur, wer dieser Nacht
Schnelle Botschaft zugebracht.

Faust.

Ist mir doch als dröhnt die Erde
Schallend unter eilgem Pferde.
Dorthin mein Blick!
Ein günstiges Geschick
Soll es mich schon erreichen?
O Wunder ohne Gleichen!
Ein Reiter kommt herangetrabt,
Er scheint von Geist und Muth begabt,
Von blendend-weißem Pferd getragen ...
Ich irre nicht, ich kenn' ihn schon,
Der Philyra berühmter Sohn! —
Halt Chiron! halt! ich habe dir zu sagen ...

Chiron.

Was gibt's? Was ist's?

Faust.

Bezähme deinen Schritt!

Chiron.

Ich raste nicht.

Faust.

So bitte! Nimm mich mit!

Chiron.

Sitz' auf! so kann ich nach Belieben fragen:
Wohin des Wegs? Du stehst am Ufer hier,
Ich bin bereit dich durch den Fluß zu tragen.

Faust (aufsitzend).

Wohin du willst. Für ewig dank' ich's dir ....
Der große Mann, der edle Pädagog,
Der, sich zum Ruhm, ein Heldenvolk erzog,
Den schönen Kreis der edlen Argonauten,
Und alle die des Dichters Welt erbauten.

Chiron.

Das lassen wir an seinem Ort!
Selbst Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren;
Am Ende treiben sie's nach ihrer Weise fort
Als wenn sie nicht erzogen wären.

Faust.

Den Arzt der jede Pflanze nennt,
Die Wurzeln bis in's Tiefste kennt,
Dem Kranken Heil, dem Wunden Lindrung schafft,
Umarm' ich hier in Geist- und Körperkraft!

Chiron.

Ward neben mir ein Held verletzt,
Da wußt' ich Hülf' und Rath zu schaffen;
Doch ließ ich meine Kunst zuletzt
Den Wurzelweibern und den Pfaffen.

Faust.

Du bist der wahre große Mann
Der Lobeswort nicht hören kann.
Er sucht bescheiden auszuweichen
Und thut als gäb' es Seinesgleichen.

Chiron.

Du scheinest mir geschickt zu heucheln,
Dem Fürsten wie dem Volk zu schmeicheln.

Faust.

So wirst du mir denn doch gestehn:
Du hast die Größten deiner Zeit gesehn,
Dem Edelsten in Thaten nachgestrebt,
Halbgöttlich-ernst die Tage durchgelebt.
Doch unter den heroischen Gestalten
Wen hast du für den Tüchtigsten gehalten?

Chiron.

Im hehren Argonautenkreise
War jeder brav nach seiner eignen Weise,
Und, nach der Kraft die ihn beseelte,
Konnt' er genügen wo's den andern fehlte.
Die Dioskuren haben stets gesiegt
Wo Jugendfülle und Schönheit überwiegt.
Entschluß und schnelle That zu andrer Heil,
Den Boreaden ward's zum schönen Theil.
Nachsinnend, kräftig, klug, im Rath bequem,
So herrschte Jason, Frauen angenehm.
Dann Orpheus, zart und immer still bedächtig
Schlug er die Leyer Allen übermächtig.
Scharfsichtig Lynceus, der, bei Tag und Nacht,
Das heilige Schiff durch Klipp' und Strand gebracht.

Geſellig nur läßt ſich Gefahr erproben:
Wenn einer wirkt, die andern alle loben.

Fauſt.

Von Hercules willſt nichts erwähnen?

Chiron.

O weh! errege nicht mein Sehnen...
Ich hatte Phöbus nie geſehn,
Noch Ares, Hermes, wie ſie heißen;
Da ſah ich mir vor Augen ſtehn
Was alle Menſchen göttlich preiſen.
So war er ein geborner König,
Als Jüngling herrlichſt anzuſchaun;
Dem ältern Bruder unterthänig
Und auch den allerliebſten Fraun.
Den zweyten zeugt nicht Gäa wieder;
Nicht führt ihn Hebe himmelein;
Vergebens mühen ſich die Lieder,
Vergebens quälen ſie den Stein.

Fauſt.

So ſehr auch Bildner auf ihn pochen,
So herrlich kam er nie zur Schau.
Vom ſchönſten Mann haſt du geſprochen,
Nun ſprich auch von der ſchönſten Frau!

Chiron.

Was!.. Frauen-Schönheit will nichts heißen,
Iſt gar zu oft ein ſtarres Bild;
Nur ſolch ein Weſen kann ich preiſen
Das froh und lebensluſtig quillt.
Die Schöne bleibt ſich ſelber ſelig;
Die Anmuth macht unwiderſtehlich,
Wie Helena, da ich ſie trug.

Fauſt.

Du trugſt ſie?

Chiron.

Ja, auf dieſem Rücken.

Fauſt.

Bin ich nicht ſchon verwirrt genug,
Und ſolch ein Sitz muß mich beglücken!

Chiron.

Sie faßte ſo mich in das Haar
Wie du es thuſt.

Fauſt.

O ganz und gar
Verlier' ich mich! Erzähle wie?
Sie iſt mein einziges Begehren!
Woher, wohin, ach, trugſt du ſie?

Chiron.

Die Frage läßt ſich leicht gewähren.
Die Dioskuren hatten jener Zeit
Das Schweſterchen aus Räuberfauſt befreit.
Doch dieſe, nicht gewohnt beſiegt zu ſeyn,
Ermannten ſich und ſtürmten hinterdrein.
Da hielten der Geſchwiſter eilgen Lauf
Die Sümpfe bei Eleuſis auf;
Die Brüder wateten, ich patſchte, ſchwamm hinüber;
Da ſprang ſie ab und ſtreichelte
Die feuchte Mähne, ſchmeichelte
Und dankte lieblich-klug und ſelbſtbewußt.
Wie war ſie reizend! jung, des Alten Luſt

Fauſt.

Erſt ſieben Jahr!...

Chiron.

Ich ſeh' die Philologen,
Sie haben dich ſo wie ſich ſelbſt betrogen.
Ganz eigen iſt's mit mythologiſcher Frau:
Der Dichter bringt ſie, wie er's braucht, zur Schau;
Nie wird ſie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Geſtalt,
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
G'nug, den Poeten bindet keine Zeit.

Fauſt.

So ſey auch ſie durch keine Zeit gebunden!
Hat doch Achill auf Pherä ſie gefunden
Selbſt außer aller Zeit. Welch ſeltnes Glück:
Errungen Liebe gegen das Geſchick!
Und ſollt' ich nicht, ſehnſüchtigſter Gewalt,
In's Leben ziehn die einzigſte Geſtalt?
Das ewige Weſen, Göttern ebenbürtig,
So groß als zart, ſo hehr als liebenswürdig.
Du ſahſt ſie einſt, heut hab' ich ſie geſehn,
So ſchön wie reizend, wie erſehnt ſo ſchön.
Nun iſt mein Sinn, mein Weſen ſtreng umfangen,
Ich lebe nicht, kann ich ſie nicht erlangen.

Chiron.

Mein fremder Mann! als Menſch biſt du entzückt;
Doch unter Geiſtern ſcheinſt du wohl verrückt.
Nun trifft ſich's hier zu deinem Glücke;
Denn alle Jahr, nur wenig Augenblicke,
Pfleg' ich bei Manto vorzutreten,
Der Tochter Aeſculaps; im ſtillen Beten

Fleht ſie zum Vater: daß, zu ſeiner Ehre,
Er endlich doch der Aerzte Sinn verklare
Und vom verwegnen Todtſchlag ſie bekehre.
Die liebſte mir aus der Sibyllengilde;
Nicht fratzenhaft bewegt, wohlthätig milde;
Ihr glückt es wohl, bei einigem Verweilen,
Mit Wurzelkräften dich von Grund zu heilen.

Fauſt.

Geheilt will ich nicht ſeyn! mein Sinn iſt mächtig!
Da wär' ich ja wie andre niederträchtig.

Chiron.

Verſäume nicht das Heil der edlen Quelle!
Geſchwind herab! Wir ſind zur Stelle.

Fauſt.

Sag' an! Wohin haſt du, in grauſer Nacht,
Durch Kiesgewäſſer, mich an's Land gebracht?

Chiron.

Hier trotzten Rom und Griechenland im Streite,
Peneios rechts, links den Olymp zur Seite,
Das größte Reich das ſich im Sand verliert.
Der König flieht, der Bürger triumphirt.
Blick' auf! hier ſteht, bedeutend nah,
Im Mondenſchein der ewige Tempel da.

Manto

(inwendig träumend).

Von Pferdes-Hufe
Erklingt die heilige Stufe,
Halbgötter treten heran.

Chiron.

Ganz recht!
Nur die Augen aufgethan!

Manto (erwachend).

Willkommen! ich ſeh' du bleibſt nicht aus.

Chiron.

Steht dir doch auch dein Tempelhaus!

Manto.

Streifſt du noch immer unermüdet?

Chiron.

Wohnſt du doch immer ſtill umfriedet,
Indeß zu kreiſen mich erfreut.

Manto.

Ich harre, mich umkreiſ't die Zeit.
Und dieſer?

Chiron.

Die verruf'ne Nacht
Hat ſtrudelnd ihn hierher gebracht.
Helenen mit verrückten Sinnen,
Helenen, will er ſich gewinnen,
Und weiß nicht wie und wo beginnen;
Asklepiſcher Cur vor andern werth.

Manto.

Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.

Chiron

(iſt ſchon weit weg).

Manto.

Tritt ein, Verwegner, ſollſt dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Perſephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauſcht ſie geheim verbotnem Gruß.
Hier hab' ich einſt den Orpheus eingeſchwärzt,
Benutz' es beſſer, friſch! beherzt!

(Sie ſteigen hinab.)

Hätt' ich gezaudert zu werden,
Bis man mir's Leben gegönnt,
Ich wäre noch nicht auf Erden,
Wie ihr begreifen könnt,
Wenn ihr ſeht, wie ſie ſich geberden,
Die, um etwas zu ſcheinen,
Mich gerne möchten verneinen.

Mag's die Welt zur Seite weiſen,
Wenig Schüler werden's preiſen,
Die an deinem Sinn entbrannt,
Wenn die Vielen dich verkannt.

Am obern Peneios wie zuvor.

Sirenen.

Stürzt euch in Peneios Fluth!
Plätschernd ziemt es da zu schwimmen,
Lied um Lieder anzustimmen,
Dem unseligen Volk zu gut.
Ohne Wasser ist kein Heil!
Führen wir mit hellem Heere
Eilig zum ägäischen Meere,
Würd' uns jede Lust zu Theil.

Erbeben.

Sirenen.

Schäumend kehrt die Welle wieder,
Fließt nicht mehr im Bett darnieder;
Grund erbebt, das Wasser staucht,
Kies und Ufer berstend raucht.
Flüchten wir! Kommt alle, kommt!
Niemand dem das Wunder frommt.

Fort! ihr edlen frohen Gäste
Zu dem seelisch heitern Feste,
Blinkend, wo die Zitterwellen,
Uferneßend, leise schwellen;
Da wo Luna doppelt leuchtet,
Und mit heiligem Thau befeuchtet.
Dort ein freibewegtes Leben,
Hier ein ängstlich Erde-Beben;

Eile jeder Kluge fort!
Schauderhaft iſt's um den Ort.

Seismos
(in der Tiefe brummend und polternd)

Einmal noch mit Kraft geſchoben,
Mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
Wo uns alles weichen muß.

Sphinxe.

Welch ein widerwärtig Zittern,
Häßlich grauſenhaftes Wittern!
Welch ein Schwanken, welches Beben,
Schaukelnd Hin- und Wiederſtreben!
Welch unleidlicher Verdruß!
Doch wir ändern nicht die Stelle,
Bräche los die ganze Hölle.

Nun erhebt ſich ein Gewölbe
Wunderſam. Es iſt derſelbe,
Jener Alte, längſt Ergraute,
Der die Inſel Delos baute,
Einer Kreiſenden zu Lieb'
Aus der Wog' empor ſie trieb.
Er, mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme ſtraff, gekrümmt den Rücken,
Wie ein Atlas an Gebärde,
Hebt er Boden, Raſen, Erde,
Kies und Gries und Sand und Letten,
Unſres Ufers ſtille Betten.
So zerreißt er eine Strecke
Quer des Thales ruhige Decke.

Angeſtrengteſt, nimmer müde,
Koloſſal-Karyatide,
Trägt ein furchtbar Steingerüſte,
Noch im Boden bis zur Büſte;
Weiter aber ſoll's nicht kommen,
Sphinxe haben Platz genommen.

Seismos.

Das hab' ich ganz allein vermittelt,
Man wird mir's endlich zugeſtehn:
Und hätt' ich nicht geſchüttelt und gerüttelt,
Wie wäre dieſe Welt ſo ſchön? —
Wie ſtänden eure Berge droben
In prächtig-reinem Aetherblau,
Hätt' ich ſie nicht hervorgeſchoben
Zu maleriſch-entzückter Schau!
Als, Angeſichts der höchſten Ahnen,
Der Nacht, des Chaos, ich mich ſtark betrug
Und, in Geſellſchaft von Titanen,
Mit Pelion und Oſſa als mit Ballen ſchlug.
Wir tollten fort in jugendlicher Hitze,
Bis überdrüſſig, noch zuletzt
Wir dem Parnaß, als eine Doppelmütze,
Die beiden Berge frevelnd aufgeſetzt ....
Apollen hält ein froh Verweilen
Dort nun mit ſeliger Muſen Chor.
Selbſt Jupitern und ſeinen Donnerkeilen
Hob ich den Seſſel hoch empor.
Jetzt ſo, mit ungeheurem Streben,
Drang aus dem Abgrund ich herauf,
Und fordre laut, zu neuem Leben,
Mir fröhliche Bewohner auf.

Sphinxe.

Sphinxe.

Uralt müßte man geſtehen
Sey das hier Emporgebürgte,
Hätten wir nicht ſelbſt geſehen
Wie ſich's aus dem Boden würgte.
Bebuſchter Wald verbreitet ſich hinan,
Noch drängt ſich Fels auf Fels bewegt heran;
Ein Sphinx wird ſich daran nicht kehren:
Wir laſſen uns im heiligen Sitz nicht ſtören.

Greife.

Gold in Blättchen, Gold in Flittern
Durch die Ritzen ſeh' ich zittern.
Laßt euch ſolchen Schatz nicht rauben;
Imſen auf! es auszuklauben.

Chor der Ameiſen.

Wie ihn die Rieſigen
Empor geſchoben,
Ihr Zappelfüßigen
Geſchwind nach oben!
Bebendeſt aus und ein!
In ſolchen Ritzen
Iſt jedes Bröſelein
Werth zu beſitzen.
Das Allermindeſte
Müßt ihr entdecken
Auf das geſchwindeſte
In allen Ecken.
Allemſig müßt ihr ſeyn,
Ihr Wimmelſchaaren;
Nur mit dem Gold herein!
Den Ders laßt fahren.

Greife.

Herein! Herein! Nur Gold zu Hauf!
Wir legen unſre Klauen drauf,
Sind Riegel von der beſten Art,
Der größte Schatz iſt wohlverwahrt.

Pygmäen.

Haben wirklich Platz genommen,
Wiſſen nicht wie es geſchah.
Fraget nicht woher wir kommen,
Denn wir ſind nun einmal da!
Zu des Lebens luſtigem Sitze
Eignet ſich ein jedes Land;
Zeigt ſich eine Felſenritze,
Iſt auch ſchon der Zwerg zur Hand.
Zwerg' und Zwergin, raſch zum Fleiße,
Muſterhaft ein jedes Paar.
Weiß nicht, ob es gleicher Weiſe
Schon im Paradieſe war.
Doch wir finden's hier zum beſten,
Segnen dankbar unſern Stern;
Denn, im Oſten wie im Weſten,
Zeugt die Mutter Erde gern.

Daktyle.

Hat ſie in einer Nacht
Die Kleinen hervorgebracht;
Sie wird die Kleinſten erzeugen,
Finden auch ihres Gleichen.

Pygmäen-Aelteſte.

Eilet, bequemen
Sitz einzunehmen,

Eilig zum Werke!
Schnelle für Stärke.
Noch iſt es Friede;
Baut euch die Schmiede,
Harniſch und Waffen
Dem Heer zu ſchaffen.
Ihr Jmſen alle,
Rührig im Schwalle,
Schafft uns Metalle!
Und ihr Daktyle,
Kleinſte, ſo viele,
Euch ſey befohlen
Hölzer zu holen!
Schichtet zuſammen
Heimliche Flammen,
Schaffet uns Kohlen.

Generaliſſimus.

Mit Pfeil und Bogen
Friſch ausgezogen!
An jenem Weiher
Schießt mir die Reiher
Unzählig niſtende,
Hochmüthig brüſtende,
Auf einen Ruck!
Alle wie Einen;
Daß wir erſcheinen
Mit Helm und Schmuck.

Jmſen und Daktyle.

Wer wird uns retten!
Wir ſchaffen's Eiſen,

Sie schmieden Ketten.
Uns los zu reißen
Ist noch nicht zeitig,
Drum seyd geschmeidig.

Die Kraniche des Ibykus.

Mordgeschrei und Sterbeklagen!
Aengstlich Flügelflatterschlagen!
Welch ein Aechzen, welch Gestöhn
Dringt herauf zu unsern Höhn!
Alle sind sie schon ertödtet,
See von ihrem Blut geröthet;
Mißgestaltete Begierde
Raubt des Reihers edle Zierde.
Weht sie doch schon auf dem Helme
Dieser Fettbauch-Krummbein-Schelme.
Ihr Genossen unsres Heeres,
Reihenwanderer des Meeres,
Euch berufen wir zur Rache
In so nahverwandter Sache.
Keiner spare Kraft und Blut,
Ewige Feindschaft dieser Brut!
(Zerstreuen sich krächzend in den Lüften.)

Mephistopheles
(in der Ebene).

Die nordischen Hexen wußt' ich wohl zu meistern,
Mir wird's nicht just mit diesen fremden Geistern.
Der Blocksberg bleibt ein gar bequem Local,
Wo man auch sey, man findet sich zumal.
Frau Ilse wacht für uns auf ihrem Stein,
Auf seiner Höh' wird Heinrich munter seyn,

Die Schnarcher ſchnauzen zwar das Elend an,
Doch alles iſt für tauſend Jahr gethan.
Wer weiß denn hier nur wo er geht und ſteht,
Ob unter ihm ſich nicht der Boden bläht?
Ich wandle luſtig durch ein glattes Thal
Und hinter mir erhebt ſich auf einmal
Ein Berg, zwar kaum ein Berg zu nennen,
Von meinen Sphinxen mich jedoch zu trennen
Schon hoch genug — hier zuckt noch manches Feuer
Das Thal hinab, und flammt um's Abenteuer . . .
Noch tanzt und ſchwebt mir lockend, weichend, vor,
Spitzbübiſch gaukelnd, der galante Chor.
Nur ſachte drauf! Allzugewohnt an's Raſchen
Wo es auch ſey, man ſucht was zu erhaſchen.

Lamien
(Mephiſtopheles nach ſich ziehend).

Geſchwind, geſchwinder!
Und immer weiter!
Dann wieder zaudernd,
Geſchwätzig plaudernd.
Es iſt ſo heiter
Den alten Sünder
Uns nach zu ziehen;
Zu ſchwerer Buße
Mit ſtarrem Fuße
Kommt er geholpert
Einher geſtolpert;
Er ſchleppt das Bein,
Wie wir ihn fliehen,
Uns hinterdrein.

Mephiſtopheles (ſtillſtehend).

Verflucht Geſchick! Betrogne Manſen!
Von Adam her verführte Hanſen!
Alt wird man wohl, wer aber klug?
Warſt du nicht ſchon vernarrt genug!
Man weiß, das Volk taugt aus dem Grunde nichts;
Geſchnürten Leibs, geſchminkten Angeſichts;
Nichts haben ſie Geſundes zu erwiedern,
Wo man ſie anfaßt, morſch in allen Gliedern.
Man weiß, man ſieht's, man kann es greifen,
Und dennoch tanzt man wenn die Luder pfeifen.

Lamien (innehaltend).

Halt! er beſinnt ſich, zaudert, ſteht;
Entgegnet ihm daß er euch nicht entgeht!

Mephiſtopheles (fortſchreitend).

Nur zu! und laß dich in's Gewebe
Der Zweifeler nicht thörig ein;
Denn wenn es keine Hexen gäbe,
Wer Teufel möchte Teufel ſeyn!

Lamien (anmuthigſt).

Kreiſen wir um dieſen Helden;
Liebe wird in ſeinem Herzen
Sich gewiß für Eine melden.

Mephiſtopheles.

Zwar bei ungewiſſem Schimmer
Scheint ihr hübſche Frauenzimmer,
Und ſo möcht' ich euch nicht ſchelten.

Empuſe (eindringend).

Auch nicht mich! als eine ſolche
Laßt mich ein in eure Folge.

Lamien.

Die iſt in unſerm Kreis zuviel,
Verdirbt doch immer unſer Spiel.

Empuſe

(zu Mephiſtopheles).

Begräßt von Mähmchen Empuſe,
Der Trauten mit dem Eſelsfuße!
Du haſt nur einen Pferdefuß,
Und doch, Herr Vetter, ſchönſten Gruß!

Mephiſtopheles.

Hier dacht' ich lauter Unbekannte,
Und finde leider Nahverwandte,
Es iſt ein altes Buch zu blättern:
Vom Harz bis Hellas immer Vettern!

Empuſe.

Entſchieden weiß ich gleich zu handeln,
In vieles könnt ich mich verwandeln;
Doch euch zu Ehren hab ich jetzt
Das Eſelsköpfchen aufgeſetzt.

Mephiſtopheles.

Ich merk' es hat bei dieſen Leuten
Verwandtſchaft Großes zu bedeuten;
Doch mag ſich was auch will ereignen,
Den Eſelskopf möcht' ich verleugnen.

Lamien.

Laß dieſe Garſtige, ſie verſcheucht
Was irgend ſchön und lieblich däucht;
Was irgend ſchön und lieblich wär',
Sie kommt heran, es iſt nicht mehr.

Ein reiner Reim wird wohl begehrt,
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelſte von allen Gaben,
Das iſt mir alle Reime werth.

Allerliebſte Trochäen
Aus der Zeile zu vertreiben
Und ſchwerfälligſte Spondeen
An die Stelle zu verleiben,
Bis zuletzt ein Vers entſteht,
Wird mich immerfort verdrießen.
Laß die Reime lieblich fließen,
Laß mich des Geſangs genießen
Und des Blicks der mich verſteht!

Mephistopheles.

Auch diese Mühmchen, zart und schmächtig,
Sie sind mir allesammt verdächtig;
Und hinter solcher Wänglein Rosen,
Fürcht' ich doch auch Metamorphosen.

Lamien.

Versuch' es doch! sind unsrer Viele.
Greif zu! Und hast du Glück im Spiele
Erhasche dir das beste Loos.
Was soll das lüsterne Geleyer?
Du bist ein miserabler Freier,
Stolzirst einher und thust so groß! —
Nun mischt er sich in unsre Schaaren;
Läßt nach und nach die Masken fahren,
Und gebt ihm euer Wesen bloß.

Mephistopheles.

Die schönste hab' ich mir erlesen . . .

(Sie umfassend.)

O weh mir! welch ein dürrer Besen!

(Eine andere ergreifend.)

Und diese? . . . . Schmähliches Gesicht!

Lamien.

Verdienst du's besser? dünkt' es nicht.

Mephistopheles.

Die Kleine möcht' ich mir verpfänden . . . .
Lacerte schlüpft mir aus den Händen!
Und schlangenhaft der glatte Zovi.
Dagegen faß ich mir die Lange . . . .
Da pack' ich eine Thorsusstange!
Den Pinienzapfen als den Kovi.

Wo will's hinaus? . . . . Noch eine Dicke,
An der ich mich vielleicht erquicke;
Zum letztenmal gewagt! Es sey!
Recht quammig, quappig, das bezahlen
Mit hohem Preis Orientalen . . . .
Doch ach! der Bovist platzt entzwey!

Lamien.

Fahrt auseinander, schwankt und schwebet!
Blitzartig, schwarzen Flugs, umgebet
Den eingedrungnen Herensohn!
Unsichre schauderhafte Kreise!
Schweigsamen Fittigs, Fledermäuse;
Zu wohlfeil kommt er doch davon.

Mephistopheles

(sich schüttelnd).

Viel klüger, scheint es, bin ich nicht geworden;
Absurd ist's hier, absurd im Norden,
Gespenster hier wie dort vertrackt,
Volk und Poeten abgeschmackt.
Ist eben hier eine Mummenschanz,
Wie überall ein Sinnentanz.
Ich griff nach holden Maskenzügen
Und faßte Wesen daß mich's schauerte . . . .
Ich möchte gerne mich betrügen,
Wenn es nur länger dauerte.

(Sich zwischen dem Gestein verirrend.)

Wo bin ich denn? Wo will's hinaus?
Das war ein Pfad, nun ist's ein Graus.
Ich kam daher auf glatten Wegen,
Und jetzt steht mir Geröll entgegen.

Vergebens klettr' ich auf und nieder,
Wo find' ich meine Sphinxe wieder?
So toll hätt' ich mir's nicht gedacht,
Ein ſolch Gebirg in Einer Nacht!
Das heiß' ich friſchen Hexenritt.
Die bringen ihren Blocksberg mit.

Oreas (vom Naturfels).

Herauf hier! Mein Gebirg iſt alt,
Steht in urſprünglicher Geſtalt.
Verehre ſchroffe Felſenſteige,
Des Pindus letztgedehnte Zweige.
Schon ſtand ich unerſchüttert ſo
Als über mich Pompejus floh.
Daneben, das Gebild des Wahns,
Verſchwindet ſchon bei'm Krähn des Hahns.
Dergleichen Mährchen ſeh' ich oft entſtehn
Und plötzlich wieder untergehn.

Mephiſtopheles.

Sey Ehre dir, ehrwürdiges Haupt!
Von hoher Eichenkraft umlaubt,
Der allerklarſte Mondenſchein
Dringt nicht zur Finſterniß herein. –
Doch neben am Gebüſche zieht
Ein Licht das gar beſcheiden glüht.
Wie ſich das alles fügen muß!
Fürwahr! es iſt Homunculus.
Woher des Wegs, du Kleingeſelle?

Homunculus.

Ich ſchwebe ſo von Stell' zu Stelle

Und möchte gern im beſten Sinn entſtehn,
Voll Ungeduld mein Glas entzwey zu ſchlagen;
Allein was ich bisher geſehn
Hinein da möcht' ich mich nicht wagen.
Nur, um dir's im Vertraun zu ſagen:
Zwey Philoſophen bin ich auf der Spur,
Ich horchte zu, es hieß: Natur! Natur!
Von dieſen will ich mich nicht trennen,
Sie müſſen doch das irdiſche Weſen kennen;
Und ich erfahre wohl am Ende
Wohin ich mich am allerklügſten wende.

Mephiſtopheles.

Das thu' auf deine eigne Hand.
Denn, wo Geſpenſter Platz genommen,
Iſt auch der Philoſoph willkommen.
Damit man ſeiner Kunſt und Gunſt ſich freue,
Erſchafft er gleich ein Dutzend neue.
Wenn du nicht irrſt, kommſt du nicht zu Verſtand.
Willſt du entſtehn, entſteh' auf eigne Hand!

Homunculus.

Ein guter Rath iſt auch nicht zu verſchmähn.

Mephiſtopheles.

So fahre hin! Wir wollen's weiter ſehn.

(Trennen ſich.)

Anaxagoras (zu Thales).

Dein ſtarrer Sinn will ſich nicht beugen,
Bedarf es weitr'es dich zu überzeugen?

Thales.

Die Welle beugt ſich jedem Winde gern,
Doch hält ſie ſich vom ſchroffen Felſen fern.

Anaragoras.

Durch Feuerdunſt iſt dieſer Fels zu Handen.

Thales.

Im Feuchten iſt Lebendiges erſtanden.

Homunculus

(zwiſchen beiden).

Laßt mich an eurer Seite gehn,
Mir ſelbſt gelüſtet's zu entſtehn!

Anaragoras.

Haſt du, o Thales, ꝛc, in Einer Nacht,
Solch einen Berg aus Schlamm hervorgebracht?

Thales.

Nie war Natur und ihr lebendiges Fließen
Auf Tag und Nacht und Stunden angewieſen.
Sie bildet regelnd jegliche Geſtalt,
Und ſelbſt im Großen iſt es nicht Gewalt.

Anaragoras.

Hier aber war's! Plutoniſch grimmig Feuer,
Aeoliſcher Dünſte Knallkraft, ungeheuer,
Durchbrach des flachen Bodens alte Kruſte
Daß neu ein Berg ſogleich entſtehen mußte.

Thales.

Was wird dadurch nun weiter fortgeſetzt?
Er iſt auch da, und das iſt gut zuletzt.
Mit ſolchem Streit verliert man Zeit und Weile
Und führt doch nur geduldig Volk am Seile.

Anaragoras.

Schnell quillt der Berg von Myrmidonen,
Die Felſenſpalten zu bewohnen,
Pygmäen, Zwiſen, Däumerlinge,
Und andre thätig kleine Dinge.

(Zum Homunculus.)

Nie hast du Großem nachgestrebt,
Einsiedlerisch-beschränkt gelebt;
Kannst du zur Herrschaft dich gewöhnen,
So laß ich dich als König krönen.

Homunculus.

Was sagt mein Thales?

Thales.

Will's nicht rathen:
Mit Kleinen thut man kleine Thaten,
Mit Großen wird der Kleine groß.
Sieh hin! die schwarze Kranich-Wolke!
Sie droht dem aufgeregten Volke
Und würde so dem König drohn.
Mit scharfen Schnäbeln, Krallen-Beinen,
Sie stechen nieder auf die Kleinen;
Verhängniß-Wetter leuchtet schon.
Ein Frevel tödtete die Reiher,
Umstellend ruhigen Friedensweiher.
Doch jener Mordgeschosse Regen,
Schafft grausam-blutigen Rache-Segen,
Erregt der Nahverwandten Wuth,
Nach der Pygmäen frevlem Blut.
Was nützt nun Schild und Helm und Speer?
Was hilft der Reiherstrahl den Zwergen?
Wie sich Daktyl und Ihse bergen!
Schon wankt, es flieht, es stürzt das Heer.

Anaxagoras

(nach einer Pause feierlich).

Kannt' ich bisher die Unterirdischen loben,
So wend' ich mich in diesem Fall nach oben . . .

Du! droben ewig unveraltete,
Dreynamig-Dreygeſtaltete,
Dich ruf' ich an bei meines Volkes Weh,
Diana, Luna, Hekate!
Du Bruſt-erweiternde, im Tiefſten-ſinnige,
Du ruhig-ſcheinende, gewaltſam-innige,
Eröffne deiner Schatten grauſen Schlund,
Die alte Macht ſey ohne Zauber kund!

(Pauſe.)

Bin ich zu ſchnell erhört!
Hat mein Flehn
Nach jenen Höhn
Die Ordnung der Natur geſtört?

Und größer, immer größer nahet ſchon
Der Göttin rundumſchriebner Thron,
Dem Auge furchtbar, ungeheuer!
In's Düſtre röthet ſich ſein Feuer. . .
Nicht näher! drohend-mächtige Runde,
Du richteſt uns und Land und Meer zu Grunde!
So wär' es wahr, daß dich theſſaliſche Frauen,
In frevlend magiſchem Vertrauen,
Von deinem Pfad herabgeſungen?
Verderblichſtes dir abgerungen? . . .
Das lichte Schild hat ſich umdunkelt,
Auf einmal reißt's und blitzt und funkelt!
Welch ein Gepraſſel! Welch ein Ziſchen!
Ein Donnern, Windgetöse dazwiſchen! —
Demüthig zu des Thrones Stufen —
Verzeiht! Ich hab' es hergerufen.

(Wirft ſich auf's Angeſicht.)

Thales.

Was dieſer Mann nicht alles hört' und ſah!
Ich weiß nicht recht wie uns geſchah,
Auch hab' ich's nicht mit ihm empfunden.
Geſtehen wir, es ſind verrückte Stunden,
Und Luna wiegt ſich ganz bequem
An ihrem Platz ſo wie vordem.

Homunculus.

Schaut hin nach der Pygmäen Sitz,
Der Berg war rund, jetzt iſt er ſpitz.
Ich ſpürt' ein ungeheures Prallen,
Der Fels war aus dem Mond gefallen;
Gleich hat er, ohne nachzufragen,
So Freund als Feind gequetſcht, erſchlagen.
Doch muß ich ſolche Künſte loben,
Die ſchöpferiſch, in einer Nacht,
Zugleich von unten und von oben,
Dieß Berggebäu zu Stand gebracht.

Thales.

Sey ruhig! Es war nur gedacht.
Sie fahre hin die garſtige Brut!
Daß du nicht König warſt iſt gut.
Nun fort zum heitern Meeresfeſte,
Dort hofft und ehrt man Wundergäſte.

(Entfernen ſich.)

Mephiſtopheles

(an der Gegenſeite kletternd).

Da muß ich mich durch ſteile Felſentreppen,
Durch alter Eichen ſtarre Wurzeln ſchleppen!
Auf meinem Harz der harzige Dunſt
Hat was vom Pech und das hat meine Gunſt;

Zunächst der Schwefel. . . . Hier, bei diesen Griechen
Ist von dergleichen kaum die Spur zu riechen;
Neugierig aber wär' ich, nachzuspüren
Womit sie Höllenqual und Flamme schüren.

Dryas.

In deinem Lande sey einheimisch klug,
Im fremden bist du nicht gewandt genug.
Du solltest nicht den Sinn zur Heimath kehren,
Der heiligen Eichen Würde hier verehren.

Mephistopheles.

Man denkt an das was man verließ,
Was man gewohnt war bleibt ein Paradies.
Doch sagt: was in der Höhle dort,
Bei schwachem Licht, sich dreyfach hingekauert?

Dryas.

Die Phorkyaden! Wage dich zum Ort.
Und sprich sie an, wenn dich nicht schauert.

Mephistopheles.

Warum denn nicht! — Ich sehe was, und staune!
So stolz ich bin, muß ich mir selbst gestehn:
Dergleichen hab' ich nie gesehn,
Die sind ja schlimmer als Alraune. . . .
Wird man die unverworfnen Sünden
Im mindesten noch häßlich finden,
Wenn man dieß Dreygethüm erblickt?
Wir litten sie nicht auf den Schwellen
Der grauenvollsten unsrer Höllen.
Hier wurzelt's in der Schönheit Land,
Das wird mit Ruhm antik genannt. . . .
Sie regen sich, sie scheinen mich zu spüren,
Sie zwitschern pfeifend, Fledermaus-Vampyren.

Phorkyaden.

Gebt mir das Auge, Schweſtern, daß es frage,
Wer ſich ſo nah an unſre Tempel wage.

Mephiſtopheles.

Verehrteſte! Erlaubt mir euch zu nahen
Und euren Segen dreyfach zu empfahen.
Ich trete vor, zwar noch als Unbekannter,
Doch, irr' ich nicht, weitläufiger Verwandter.
Altwürdige Götter hab' ich ſchon erblickt,
Vor Ops und Rhea tiefſtens mich gebückt;
Die Parzen ſelbſt, des Chaos, eure Schweſtern,
Ich ſah ſie geſtern — oder ehegeſtern;
Doch eures Gleichen hab' ich nie erblickt,
Ich ſchweige nun und fühle mich entzückt.

Phorkyaden.

Er ſcheint Verſtand zu haben dieſer Geiſt.

Mephiſtopheles.

Nur wundert's mich, daß euch kein Dichter preiſ't. —
Und ſagt! wie kam's, wie konnte das geſchehn?
Im Bilde hab' ich nie euch Würdigſte geſehn;
Verſuch's der Meißel doch euch zu erreichen,
Nicht Juno, Pallas, Venus und dergleichen.

Phorkyaden.

Verſenkt in Einſamkeit und ſtillſte Nacht
Hat unſer Drey noch nie daran gedacht!

Mephiſtopheles.

Wie ſollt' es auch? da ihr der Welt entrückt,
Hier niemand ſeht und niemand euch erblickt.
Da müßtet ihr an ſolchen Orten wohnen
Wo Pracht und Kunſt auf gleichem Sitze thronen,

„Ein Schnippchen ſchlägſt du doch im Sack,
Der du ſo ruhig ſcheineſt,
So ſag doch frank und frei dem Pack,
Wie du's mit ihnen meineſt.“

Ich habe mir mit Müh und Fleiß
Gefunden was ich ſuchte,
Was ſchiert es mich, ob jemand weiß,
Daß ich das Volk verfluchte.

Für mich hab' ich genug erworben,
Soviel auch Widerſpruch ſich regt;
Sie haben meine Gedanken verdorben
Und ſagen ſie hätten mich widerlegt.

Wo jeden Tag, behend, im Doppelſchritt,
Ein Marmorblock als Held in's Leben tritt.
Wo —

Phorkyaden.

Schweige ſtill und gib uns kein Gelüſten!
Was hülf' es uns und wenn wir's beſſer wüßten?
In Nacht geboren, Nächtlichem verwandt,
Beinah uns ſelbſt, ganz allen unbekannt.

Mephiſtopheles.

In ſolchem Fall hat es nicht viel zu ſagen,
Man kann ſich ſelbſt auch andern übertragen.
Euch Dreyen gnügt Ein Auge, gnügt Ein Zahn,
Da ging es wohl auch mythologiſch an
In zwey die Weſenheit der drey zu faſſen,
Der dritten Bildniß mir zu überlaſſen,
Auf kurze Zeit.

Eine

Wie dünkt's euch! ging es an?

Die Andern.

Verſuchen wir's! — doch ohne Aug' und Zahn.

Mephiſtopheles.

Nun habt ihr grad das Beſte weggenommen,
Wie würde da das ſtrengſte Bild vollkommen!

Eine.

Drück' du ein Auge zu, 's iſt leicht geſchehn,
Laß alſofort den Einen Naßzahn ſehn,
Und, im Profil, wirſt du ſogleich erreichen
Geſchwiſterlich vollkommen uns zu gleichen.

Mephiſtopheles.

Viel Ehr'! Es ſey!

Phorkyaden.

Es ſey!

Mephiſtopheles (als Phorkyas im Profil).

Da ſteh' ich ſchon,
Des Chaos vielgeliebter Sohn!

Phorkyaden.

Des Chaos Töchter ſind wir unbeſtritten.

Mephiſtopheles.

Man ſchilt mich nun, o Schmach! Hermaphroditen.

Phorkyaden.

Im neuen Drey der Schweſtern welche Schöne!
Wir haben zwey der Augen, zwey der Zähne.

Mephiſtopheles.

Vor aller Augen muß ich mich verſtecken,
Im Höllenpfuhl die Teufel zu erſchrecken.

(Ab.)

Felsbuchten des Aegäiſchen Meers.

Mond im Zenith verharrend.

Sirenen

(auf den Klippen umher gelagert, flötend und ſingend).

Haben ſonſt bei nächtigem Grauen
Dich theſſaliſche Zauberfrauen
Frevelhaft herabgezogen,
Blicke ruhig von dem Bogen
Deiner Nacht auf Zitterwogen
Mildeblitzend Glanzgewimmel,
Und erleuchte das Getümmel
Das ſich aus den Wogen hebt.
Dir zu jedem Dienſt erbötig,
Schöne Luna ſey uns gnädig!

Nereiden und Tritonen (als Meerwunder).

Tönt laut in schärfern Tönen,
Die das breite Meer durchdröhnen,
Volk der Tiefe ruft fortan! —
Vor des Sturmes grausen Schlünden
Wichen wir zu stillsten Gründen,
Holder Sang zieht uns heran.

Seht! Wie wir im Hochentzücken
Uns mit goldnen Ketten schmücken;
Auch zu Kron' und Edelsteinen,
Spang- und Gürtelschmuck vereinen.
Alles das ist eure Frucht.
Schätze, scheiternd hier verschlungen,
Habt ihr uns herangesungen,
Ihr Dämonen unsrer Bucht.

Sirenen.

Wissen's wohl, in Meeresfrische
Glatt behagen sich die Fische,
Schwanken Lebens ohne Leid;
Doch! ihr festlich regen Schaaren,
Heute möchten wir erfahren,
Daß ihr mehr als Fische seyd.

Nereiden und Tritonen.

Ehe wir hieher gekommen
Haben wir's zu Sinn genommen,
Schwestern, Brüder, jetzt geschwind!
Heut bedarf's der leinsten Reise,
Zum vollgültigsten Beweise,
Daß wir mehr als Fische sind.

(Entfernen sich.)

Sirenen.

Fort ſind ſie im Nu!
Nach Samothrace grade zu,
Verſchwunden mit günſtigem Wind.
Was denken ſie zu vollführen
Im Reiche der hohen Kabiren?
Sind Götter! wunderſam eigen,
Die ſich immerfort ſelbſt erzeugen,
Und niemals wiſſen was ſie ſind.

Bleibe auf deinen Höhn,
Holde Luna, gnädig ſtehn;
Daß es nächtig verbleibe,
Uns der Tag nicht vertreibe.

Thales (am Ufer zu Homunculus).

Ich führte dich zum alten Nereus gern;
Zwar ſind wir nicht von ſeiner Höhle fern,
Doch hat er einen harten Kopf
Der widerwärtige Sauertopf.
Das ganze menſchliche Geſchlecht
Macht's ihm, dem Griesgram, nimmer recht.
Doch iſt die Zukunft ihm entdeckt,
Dafür hat jederman Reſpect,
Und ehret ihn auf ſeinem Poſten;
Auch hat er manchem wohlgethan.

Homunculus.

Probiren wir's und klopfen an!
Nicht gleich wird's Glas und Flamme koſten.

Nereus.

Sind's Menſchenſtimmen die mein Ohr vernimmt?
Wie es mir gleich im tiefſten Herzen grimmt!

Gebilde, ſtrebſam Götter zu erreichen,
Und doch verdammt ſich immer ſelbſt zu gleichen.
Seit alten Jahren konnt' ich göttlich ruhn,
Doch trieb mich's an den Beſten wohlzuthun;
Und ſchaut' ich dann zuletzt vollbrachte Thaten,
So war es ganz als hätt' ich nicht gerathen.

Thales.

Und doch, o Greis des Meers, vertraut man dir;
Du biſt der Weiſe, treib' uns nicht von hier!
Schau' dieſe Flamme, menſchenähnlich zwar,
Sie deinem Rath ergibt ſich ganz und gar.

Nereus.

Was Rath! Hat Rath bei Menſchen je gegolten?
Ein kluges Wort erſtarrt im harten Ohr.
So oft auch That ſich grimmig ſelbſt geſcholten,
Bleibt doch das Volk ſelbſtwillig wie zuvor.
Wie hab' ich Paris väterlich gewarnt,
Eh' ſein Gelüſt ein fremdes Weib umgarnt.
Am griechiſchen Ufer ſtand er kühnlich da,
Ihm kündet' ich was ich im Geiſte ſah:
Die Lüfte qualmend, überſtrömend Roth,
Gebälke glühend, unten Mord und Tod:
Troja's Gerichtstag, rhythmiſch feſtgebannt,
Jahrtauſenden ſo ſchrecklich als gekannt.
Des Alten Wort dem Frechen ſchien's ein Spiel,
Er folgte ſeiner Luſt und Ilion fiel —
Ein Rieſenleichnam, ſtarr nach langer Qual,
Des Pindus Adlern gar willkommnes Mahl.
Ulyſſen auch! ſagt' ich ihm nicht voraus
Der Circe Liſten, des Cyklopen Graus?

Das Zaudern ſein, der Seinen leichten Sinn,
Und was nicht alles! bracht' ihm das Gewinn?
Bis vielgeſchaukelt ihn, doch ſpät genug,
Der Woge Gunſt an gaſtlich Ufer trug.

Thales.

Dem weiſen Mann gibt ſolch Betragen Qual;
Der gute doch verſucht es noch einmal.
Ein Quentchen Danks wird, hoch ihn zu vergnügen,
Die Centner Undanks völlig überwiegen.
Denn nichts Geringes haben wir zu ſtehn:
Der Knabe da wünſcht weislich zu entſtehn.

Nereus.

Verderbt mir nicht den ſeltenſten Humor!
Ganz andres ſteht mir heute noch bevor:
Die Töchter hab' ich alle herbeſchieden,
Die Grazien des Meeres, die Doriden.
Nicht der Olymp, nicht euer Boden trägt
Ein ſchön Gebild das ſich ſo zierlich regt.
Sie werfen ſich, anmuthigſter Gebärde,
Vom Waſſerdrachen auf Neptunus Pferde,
Dem Element auf's zarteſte vereint,
Daß ſelbſt der Schaum ſie noch zu heben ſcheint.
Im Farbenſpiel von Venus Muſchelwagen
Kommt Galatee, die ſchönſte nun, getragen,
Die, ſeit ſich Kypris von uns abgekehrt,
In Paphos wird als Göttin ſelbſt verehrt.
Und ſo beſitzt die Holde, lange ſchon,
Als Erbin, Tempelſtadt und Wagenthron.

Hinweg! Es ziemt, in Vaterfreudenſtunde,
Nicht Haß dem Herzen, Scheltwort nicht dem Munde.

Hinweg zu Proteus! Fragt den Wundermann:
Wie man entſteht und ſich verwandeln kann.
(Entfernt ſich gegen das Meer.)

Thales.

Wir haben nichts durch dieſen Schritt gewonnen,
Trifft man auch Proteus, gleich iſt er zerronnen,
Und ſteht er euch, ſo ſagt er nur zuletzt
Was Staunen macht und in Verwirrung ſetzt.
Du biſt einmal bedürftig ſolchen Raths,
Verſuchen wir's und wandeln unſres Pfads!
(Entfernen ſich.)

Sirenen
(oben auf den Felſen).

Was ſehen wir von Weiten
Das Wellenreich durchgleiten?
Als wie nach Windes Regel
Anzögen weiße Segel,
So hell ſind ſie zu ſchauen,
Verklärte Meeresfrauen.
Laßt uns herunter klimmen,
Vernehmt ihr doch die Stimmen.

Nereiden und Tritonen.

Was wir auf Händen tragen
Soll allen euch behagen.
Chelonen's Rieſen-Schilde
Entglänzt ein ſtreng Gebilde:
Sind Götter die wir bringen;
Müßt hohe Lieder ſingen.

Sirenen.

Klein von Geſtalt,
Groß von Gewalt,

Der Scheiternden Retter,
Uralt verehrte Götter.

Nereiden und Tritonen.

Wir bringen die Kabiren,
Ein friedlich Fest zu führen;
Denn wo sie heilig walten,
Neptun wird freundlich schalten.

Sirenen.

Wir stehen euch nach;
Wenn ein Schiff zerbrach,
Unwiderstehbar an Kraft
Schützt ihr die Mannschaft.

Nereiden und Tritonen.

Drey haben wir mitgenommen,
Der Vierte wollte nicht kommen,
Er sagte er sey der Rechte,
Der für sie alle dächte.

Sirenen.

Ein Gott den andern Gott
Macht wohl zu Spott.
Ehrt ihr alle Gnaden,
Fürchtet jeden Schaden.

Nereiden und Tritonen.

Sind eigentlich ihrer Sieben.

Sirenen.

Wo sind die drey geblieben?

Nereiden und Tritonen.

Wir wüßten's nicht zu sagen,
Sind im Olymp zu erfragen;
Dort weß't auch wohl der Achte,
An den noch niemand dachte!

In Gnaden uns gewärtig,
Doch alle noch nicht fertig.

Dieſe Unvergleichlichen
Wollen immer weiter,
Sehnſuchtsvolle Hungerleider
Nach dem Unerreichlichen.

Sirenen.

Wir ſind gewohnt:
Wo es auch thront,
In Sonn und Mond
Hinzubeten, es lohnt.

Nereiden und Tritonen.

Wie unſer Ruhm zum höchſten prangt
Dieſes Feſt anzuführen!

Sirenen.

Die Helden des Alterthums
Ermangeln des Ruhms,
Wo und wie er auch prangt,
Wenn ſie das goldne Vließ, erlangt
Ihr die Kabiren.

(Wiederholt als Allgeſang.)

Wenn ſie das goldne Vließ erlangt,
Wir! ihr! die Kabiren.

Nereiden und Tritonen
(ziehen vorüber).

Homunculus.

Die Ungeſtalten ſeh' ich an
Als irden-ſchlechte Töpfe,
Nun ſtoßen ſich die Weiſen dran
Und brechen harte Köpfe.

Thales.

Das iſt es ja was man begehrt:
Der Roſt macht erſt die Münze werth.

Proteus (unbemerkt).

So etwas freut mich alten Fabler!
Je wunderlicher deſto reſpectabler.

Thales.

Wo biſt du Proteus?

Proteus
(bauchredneriſch, bald nah, bald fern).

Hier! und hier!

Thales.

Den alten Scherz verzeih' ich dir;
Doch, einem Freund nicht eitle Worte!
Ich weiß du ſprichſt vom falſchen Orte.

Proteus
(als aus der Ferne).

Leb' wohl!

Thales
(leiſe zu Homunculus).

Er iſt ganz nah. Nun leuchte friſch!
Er iſt neugierig wie ein Fiſch;
Und wo er auch geſtaltet ſtockt,
Durch Flammen wird er hergelockt.

Homunculus.

Ergieß' ich gleich des Lichtes Menge,
Beſcheiden doch, daß ich das Glas nicht ſprenge.

Nur ſtille! nur bis morgen früh:
Denn niemand weiß recht, was er will.
Was für ein Lärm! was für eine Müh!
Ich ſitze gleich und ſchlummre ſtill.

Alles auch Meinende
Wird nicht vereint,
Weil das Erſcheinende
Nicht mehr erſcheint.

Proteus
(in Geſtalt einer Rieſenſchildkröte).

Was leuchtet ſo anmuthig ſchön?

Thales
(den Homunculus verhüllend).

Gut! Wenn du Luſt haſt kannſt du's näher ſehn.
Die kleine Mühe laſſ' dich nicht verdrießen,
Und zeige dich auf menſchlich beiden Füßen.
Mit unſern Gunſten ſey's, mit unſerm Willen,
Wer ſchauen will was wir verhüllen.

Proteus (edel geſtaltet).

Weltweiſe Kniffe ſind dir noch bewußt.

Thales.

Geſtalt zu wechſeln bleibt noch deine Luſt.
(Hat den Homunculus enthüllt.)

Proteus (erſtaunt).

Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch geſehn!

Thales.

Es fragt um Rath, und möchte gern entſtehn.
Er iſt, wie ich von ihm vernommen,
Gar wunderſam nur bald zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geiſtigen Eigenſchaften,
Doch gar zu ſehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt gibt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächſt verkörperlicht.

Proteus.

Du biſt ein wahrer Jungfern-Sohn,
Eh' du ſeyn ſollteſt biſt du ſchon!

Thales (leiſe).

Auch ſcheint es mir von andrer Seite kritiſch,
Er iſt, mich dünkt, hermaphroditiſch.

Proteus.

Da muß es deſto eher glücken,
So wie er anlangt wird ſich's ſchicken.
Doch gilt es hier nicht viel beſinnen,
Im weiten Meere mußt du anbeginnen!
Da fängt man erſt im Kleinen an
Und freut ſich Kleinſte zu verſchlingen,
Man wächſ't ſo nach und nach heran,
Und bildet ſich zu höherem Vollbringen.

Homunculus.

Hier weht gar eine weiche Luft,
Es grunelt ſo und mir behagt der Duft!

Proteus.

Das glaub' ich, allerliebſter Junge!
Und weiter hin wird's viel behäglicher,
Auf dieſer ſchmalen Strandeszunge
Der Dunſtkreis noch unſäglicher;
Da vorne ſehen wir den Zug,
Der eben herſchwebt, nah genug.
Kommt mit dahin!

Thales.

Ich gehe mit.

Homunculus.

Dreyfach merkwürd'ger Geiſterſchritt!

Telchinen von Rhodus,

(auf Hippokampen und Meerdrachen. Neptunens Dreyzack handhabend.)

Chor.

Wir haben den Dreyzack Neptunen geſchmiedet
Womit er die regeſten Wellen begütet.

Entfaltet der Donn'rer die Wolken, die vollen,
Entgegnet Neptunus dem gräulichen Rollen;
Und wie auch von oben es zackig erblitzt,
Wird Woge nach Woge von unten gespritzt;
Und was auch dazwischen in Aengsten gerungen,
Wird, lange geschleudert, vom Tiefsten verschlungen;
Weßhalb er uns heute den Scepter gereicht, —
Nun schweben wir festlich, beruhigt und leicht.

Sirenen.

Euch, dem Helios Geweihten,
Heiteren Tags Gedenkenden,
Gruß zur Stunde, die bewegt
Luna's Hochverehrung regt!

Telchinen.

Allliebliche Göttin am Bogen da droben!
Du hörst mit Entzücken den Bruder beloben.
Der seligen Rhodus verleihst du ein Ohr,
Dort steigt ihm ein ewiger Päan hervor.
Beginnt er den Tageslauf und ist es gethan,
Er blickt uns mit feurigem Strahlenblick an.
Die Berge, die Städte, die Ufer, die Welle,
Gefallen dem Gotte, sind lieblich und helle.
Kein Nebel umschwebt uns, und schleicht er sich ein,
Ein Strahl und ein Lüftchen und die Insel ist rein!
Da schaut sich der Hohe in hundert Gebilden,
Als Jüngling, als Riesen, den großen, den milden.
Wir ersten wir waren's, die Göttergewalt
Aufstellten in würdiger Menschengestalt.

Proteus.

Laß du sie singen, laß sie prahlen!
Der Sonne heiligen Lebensstrahlen

Sind todte Werke nur ein Spaß.
Das bildet, ſchmelzend, unverdroſſen;
Und haben ſie's in Erz gegoſſen,
Dann denken ſie es wäre was.
Was iſt's zuletzt mit dieſen Stolzen?
Die Götterbilder ſtanden groß, —
Zerſtörte ſie ein Erdeſtoß;
Längſt ſind ſie wieder eingeſchmolzen.

Das Erdetreiben, wie's auch ſey,
Iſt immer doch nur Plackerey;
Dem Leben frommt die Welle beſſer;
Dich trägt in's ewige Gewäſſer
Proteus-Delphin.

(Er verwandelt ſich.)

Schon iſt's gethan!
Da ſoll es dir zum ſchönſten glücken,
Ich nehme dich auf meinen Rücken,
Vermähle dich dem Ocean.

Thales.

Gib nach dem löblichen Verlangen
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raſchem Wirken ſey bereit!
Da regſt du dich nach ewigen Normen,
Durch tauſend abertauſend Formen,
Und bis zum Menſchen haſt du Zeit.

Homunculus

(beſteigt den Proteus-Delphin).

Proteus.

Komm geiſtig mit in feuchte Weite,
Da lebſt du gleich in Läng' und Breite,

Beliebig regeſt du dich hier;
Nur ſtrebe nicht nach höhern Orden:
Denn biſt du erſt ein Menſch geworden,
Dann iſt es völlig aus mit dir.

Thales.

Nachdem es kommt; 's iſt auch wohl fein
Ein wackrer Mann zu ſeiner Zeit zu ſeyn.

Proteus (zu Thales).

So einer wohl von deinem Schlag!
Das hält noch eine Weile nach;
Denn unter bleichen Geiſterſchaaren
Seh' ich dich ſchon ſeit vielen hundert Jahren.

Sirenen (auf dem Felſen).

Welch ein Ring von Wölkchen ründet
Um den Mond ſo reichen Kreis?
Tauben ſind es, liebentzündet,
Fittige wie Licht ſo weiß.
Paphos hat ſie hergeſendet
Ihre brünſtige Vogelſchaar;
Unſer Feſt, es iſt vollendet,
Heitre Wonne voll und klar!

Nereus

(zu Thales tretend).

Nennte wohl ein nächtiger Wandrer
Dieſen Mondhof Lufterſcheinung;
Doch wir Geiſter ſind ganz andrer
Und der einzig richtigen Meinung:
Tauben ſind es, die begleiten
Meiner Tochter Muſchelpfad,
Wunderflugs beſondrer Art,
Angelernt vor alten Zeiten.

Thales.

Auch ich halte das für's Beſte
Was dem wackern Mann gefällt,
Wenn im ſtillen warmen Neſte
Sich ein Heiliges lebend hält.

Pfellen und Marſen
(auf Meerſtieren, Meerkälbern und Widdern).

In Cyperns rauhen Höhle-Grüften,
Vom Meergott nicht verſchüttet,
Vom Seismos nicht zerrüttet,
Umweht von ewigen Lüften,
Und, wie in den älteſten Tagen,
In ſtill-bewußtem Behagen,
Bewahren wir Cypriens Wagen
Und führen, bei'm Säuſeln der Nächte,
Durch liebliches Wellengeflechte,
Unſichtbar dem neuen Geſchlechte,
Die lieblichſte Tochter heran.
Wir leiſe Geſchäftigen ſcheuen
Weder Adler, noch geflügelten Leuen,
Weder Kreuz noch Mond,
Wie es oben wohnt und thront,
Sich wechſelnd wägt und regt,
Sich vertreibt und todtſchlägt,
Saaten und Städte niederlegt.
Wir, ſo fortan,
Bringen die lieblichſte Herrin heran.

Sirenen.

Leicht bewegt, in mäßiger Eile,
Um den Wagen, Kreis um Kreis,
Bald verſchlungen Zeil' an Zeile

Schlangenartig reihenweis,
Naht euch rüſtige Nereiden,
Derbe Frau'n, gefällig wild,
Bringet, zärtliche Doriden,
Galate'n der Mutter Bild:
Ernſt, den Göttern gleich zu ſchauen,
Würdiger Unſterblichkeit,
Doch wie holde Menſchenfrauen
Lockender Anmuthigkeit.

Doriden

(im Chor am Nereus vorbeiziehend, ſämmtlich auf Delphinen).

Leih' uns Luna Licht und Schatten,
Klarheit dieſem Jugendflor!
Denn wir zeigen liebe Gatten
Unſerm Vater bittend vor.

(Zu Nereus.)

Knaben ſind's, die wir gerettet
Aus der Brandung grimmem Zahn,
Sie, auf Schilf und Moos gebettet,
Aufgewärmt zum Licht heran;
Die es nun mit heißen Küſſen
Traulich uns verdanken müſſen;
Schau' die Holden günſtig an!

Nereus.

Hoch iſt der Doppelgewinn zu ſchätzen:
Barmherzig ſeyn, und ſich zugleich ergötzen.

Doriden.

Lohſt du Vater unſer Walten,
Gönnſt uns wohl erworbne Luſt;
Laß uns feſt, unſterblich halten
Sie an ewiger Jugendbruſt.

Nereus.

Mög't euch des ſchönen Fanges freuen,
Den Jüngling bildet euch als Mann;
Allein ich könnte nicht verleihen
Was Zeus allein gewähren kann.
Die Welle, die euch wogt und ſchaukelt,
Läßt auch der Liebe nicht Beſtand,
Und hat die Neigung ausgegaukelt,
So ſetzt gemächlich ſie an's Land.

Doriden.

Ihr holde Knaben ſeyd uns werth;
Doch müſſen wir traurig ſcheiden.
Wir haben ewige Treue begehrt,
Die Götter wollen's nicht leiden.

Die Jünglinge.

Wenn ihr uns nur ſo ferner labt,
Uns wackre Schiffer-Knaben;
Wir haben's nie ſo gut gehabt
Und wollen's nicht beſſer haben.

Galatee

(auf dem Muſchelwagen nähert ſich).

Nereus.

Du biſt es, mein Liebchen!

Galatee.

O Vater! das Glück!
Delphine, verweilet! mich feſſelt der Blick.

Nereus.

Vorüber ſchon, ſie ziehen vorüber
In kreiſenden Schwunges Bewegung!
Was kümmert ſie die innre, herzliche Regung!
Ach! nähmen ſie mich mit hinüber!

Doch ein einziger Blick ergötzt,
Daß er das ganze Jahr erſetzt.

Thales.

Heil! Heil! auf's neue!
Wie ich mich blühend freue,
Vom Schönen, Wahren durchdrungen. . .
Alles iſt aus dem Waſſer entſprungen!!
Alles wird durch das Waſſer erhalten!
Ocean gönn' uns dein ewiges Walten.
Wenn du nicht Wolken ſendeteſt,
Nicht reiche Bäche ſpendeteſt,
Hin und her nicht Flüſſe wendeteſt,
Die Ströme nicht vollendeteſt,
Was wären Gebirge, was Ebnen und Welt?
Du biſt's der das friſcheſte Leben erhält.

Echo

(Chorus der ſämmtlichen Kreiſe).

Du biſt's dem das friſcheſte Leben entquellt.

Nereus.

Sie kehren ſchwankend fern zurück,
Bringen nicht mehr Blick zu Blick;
In gedehnten Kettenkreiſen
Sich feſtgemäß zu erweiſen,
Windet ſich die unzählige Schaar.
Aber Galatea's Muſchelthron
Seh' ich ſchon und aber ſchon,
Er glänzt wie ein Stern
Durch die Menge.
Geliebtes leuchtet durch's Gedränge!
Auch noch ſo fern

Schimmert's hell und klar,
Immer naß und wahr.

Homunculus.

In dieſer holden Feuchte
Was ich auch hier beleuchte
Iſt alles reizend ſchön.

Proteus.

In dieſer Lebensfeuchte
Erglänzt erſt deine Leuchte
Mit herrlichem Getön.

Nereus.

Welch neues Geheimniß in Mitte der Schaaren
Will unſeren Augen ſich offenbaren?
Was flammt um die Muſchel um Galatee's Füße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald ſüße,
Als wär' es von Pulſen der Liebe gerührt.

Thales.

Homunculus iſt es, von Proteus verführt. . .
Es ſind die Symptome des herriſchen Sehnens,
Mir ahnet das Aechzen beängſteten Dröhnens;
Er wird ſich zerſchellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet ſich ſchon.

Sirenen.

Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegeneinander ſich funkelnd zerſchellen?
So leuchtet's und ſchwanket und hellet hinan:
Die Körper ſie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und rings iſt alles vom Feuer umronnen;
So herrſche denn Eros der alles begonnen!

Reuchlin! wer will ſich ihm vergleichen,
Zu ſeiner Zeit ein Wunderzeichen!
Das Fürſten- und das Städteweſen
Durchſchlängelte ſein Lebenslauf,
Die heiligen Bücher ſchloß er auf.
Doch Pfaffen mußten ſich zu rühren
Die alles breit in's Schlechte führen,
Sie finden alles da und hie
So dumm und ſo abſurd wie ſie.
Dergleichen will mir auch begegnen,
Bin unter Dache laß es regnen:
„Denn gegen die obſcuren Kutten,
Die mir zu ſchaden ſich verwälen,
Auch mir kann es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen.“

Heil dem Meere! Heil den Wogen!
Von dem heiligen Feuer umzogen;
Heil dem Waſſer! Heil dem Feuer!
Heil dem ſeltnen Abenteuer!

All Alle.

Heil den mildgewognen Lüften!
Heil geheimnißreichen Grüften!
Hochgefeiert ſeyd allhier
Element' ihr alle vier!

Dritter Act.

Vor dem Palaſte des Menelas zu Sparta.

Helena tritt auf und Chor gefangener Trojanerinnen. Panthalis Chorführerin.

Helena.

Bewundert viel und viel geſcholten, Helena,
Vom Strande komm' ich wo wir erſt gelandet ſind,
Noch immer trunken von des Gewoges regſamem
Geſchaukel, das vom phrygiſchen Blachgefild uns her
Auf ſträubig-hohem Rücken, durch Poſeidons Gunſt
Und Euros Kraft in vaterländiſche Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr ſammt den tapferſten ſeiner Krieger ſich.
Du aber heiße mich willkommen hohes Haus,
Das Tyndareos, mein Vater, nah dem Hange ſich
Von Pallas Hügel wiederkehrend aufgebaut;
Und, als ich hier mit Klytämneſtren ſchweſterlich,
Mit Caſtor auch und Pollux fröhlich ſpielend wuchs,
Vor allen Häuſern Sparta's herrlich ausgeſchmückt.
Gegrüßet ſeyd mir der eh'rnen Pforte Flügel ihr!
Durch euer gaſtlich ladendes Weiteröffnen einſt

Geſchah's, daß mir, erwählt aus vielen, Menelas
In Bräutigams-Geſtalt entgegen leuchtete.
Eröffnet mir ſie wieder, daß ich ein Eilgebot
Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.
Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir
Was mich umſtürmte bis hieher, verhängnißvoll.
Denn ſeit ich dieſe Stelle ſorgenlos verließ,
Cytherens Tempel beſuchend, heiliger Pflicht gemäß,
Mich dort ein Räuber griff, der phrygiſche,
Iſt viel geſchehen, was die Menſchen weit und breit
So gern erzählen, aber der nicht gerne hört
Von dem die Sage wachſend ſich zum Mährchen ſpann.

Chor.

Verſchmähe nicht, o herrliche Frau,
Des höchſten Gutes Ehrenbeſitz!
Denn das größte Glück iſt dir einzig beſchert:
Der Schönheit Ruhm, der vor allen ſich hebt.
Dem Helden tönt ſein Name voran,
Drum ſchreitet er ſtolz,
Doch beugt ſogleich hartnäckigſter Mann
Vor der allbezwingenden Schöne den Sinn.

Helena.

Genug! mit meinem Gatten bin ich hergeſchifft
Und nun von ihm zu ſeiner Stadt vorausgeſandt;
Doch welchen Sinn er hegen mag errath' ich nicht.
Komm' ich als Gattin? komm' ich eine Königin?
Komm' ich ein Opfer für des Fürſten bittern Schmerz
Und für der Griechen lang' erduldetes Mißgeſchick?
Erobert bin ich, ob gefangen weiß ich nicht!
Denn Ruf und Schickſal beſtimmten fürwahr die Unſterblichen
Zweideutig mir, der Schöngeſtalt bedenkliche

Begleiter, die an dieſer Schwelle mir ſogar
Mit düſter drohender Gegenwart zur Seite ſtehn.
Denn ſchon im hohlen Schiffe blickte mich der Gemahl
Nur ſelten an, auch ſprach er kein erquicklich Wort.
Als wenn er Unheil ſänne ſaß er gegen mir.
Nun aber, als des Eurotas tiefem Buchtgeſtad
Hinangefahren, der vordern Schiffe Schnäbel kaum
Das Land begrüßten, ſprach er, wie vom Gott bewegt:
Hier ſteigen meine Krieger nach der Ordnung aus,
Ich muſtre ſie am Strand des Meeres hingereiht,
Du aber ziehe weiter, ziehe des heiligen
Eurotas fruchtbegabtem Ufer immer auf,
Die Roſſe lenkend auf der feuchten Wieſe Schmuck,
Bis daß zur ſchönen Ebene du gelangen magſt,
Wo Lakedämon, einſt ein fruchtbar weites Feld,
Von ernſten Bergen nah umgeben, angebaut.
Betrete dann das hochgethürmte Fürſtenhaus,
Und muſtre mir die Mägde, die ich dort zurück
Gelaſſen, ſammt der klugen alten Schaffnerin.
Die zeige dir der Schätze reiche Sammlung vor,
Wie ſie dein Vater hinterließ und die ich ſelbſt
In Krieg und Frieden, ſtets vermehrend, aufgehäuft.
Du findeſt alles nach der Ordnung ſtehen: denn
Das iſt des Fürſten Vorrecht, daß er alles treu
In ſeinem Hauſe, wiederkehrend, finde, noch
An ſeinem Platze jedes wie er's dort verließ.
Denn nichts zu ändern hat für ſich der Knecht Gewalt.

Chor.

Erquicke nun am herrlichen Schatz,
Dem ſtets vermehrten, Augen und Bruſt;
Denn der Kette Zier, der Krone Geſchmuck

Da ruhn sie stolz und sie dünken sich was;
Doch tritt nur ein und fordre sie auf,
Sie rüsten sich schnell.
Mich freuet zu sehn Schönheit in dem Kampf
Gegen Geld und Perlen und Edelgestein.

Helena.

Sodann erfolgte des Herren ferneres Herrscherwort:
Wenn du nun alles nach der Ordnung durchgesehn,
Dann nimm so manchen Dreyfuß, als du nöthig glaubst,
Und mancherlei Gefäße, die der Opfrer sich
Zur Hand verlangt, vollziehend heiligen Festgebrauch.
Die Kessel, auch die Schalen, wie das flache Rund;
Das reinste Wasser aus der heiligen Quelle sey
In hohen Krügen; ferner auch das trockne Holz,
Der Flamme schnell empfänglich, halte da bereit;
Ein wohlgeschliffnes Messer fehle nicht zuletzt;
Doch alles andre geb' ich deiner Sorge hin.
So sprach er, mich zum Scheiden drängend; aber nichts
Lebendigen Athems zeichnet mir der Ordnende,
Das er, die Olympier zu verehren, schlachten will.
Bedenklich ist es; doch ich sorge weiter nicht,
Und alles bleibe hohen Göttern heimgestellt,
Die das vollenden, was in ihrem Sinn sie däucht;
Es möge gut von Menschen, oder möge bös
Geachtet seyn, die Sterblichen wir ertragen das.
Schon manchmal hob das schwere Beil der Opfernde
Zu des erdgebeugten Thieres Nacken weihend auf,
Und konnt' es nicht vollbringen, denn ihn hinderte
Des nahen Feindes oder Gottes Zwischenkunft.

Chor.

Was geschehen werde sinnst du nicht aus.

Königin, ſchreite dahin
Guten Muths!
Gutes und Böſes kommt
Unerwartet dem Menſchen;
Auch verkündet glauben wir's nicht.
Brannte doch Troja, ſahen wir doch
Tod vor Augen, ſchmählichen Tod;
Und ſind wir nicht hier
Dir geſellt, dienſtbar freudig,
Schauen des Himmels blendende Sonne
Und das Schönſte der Erde
Huldvoll, dich, uns Glücklichen!

Helena.

Sey's wie es ſey! Was auch bevorſteht, mir geziemt
Hinaufzuſteigen ungeſäumt in das Königshaus,
Das lang entbehrt, und viel erſehnt, und faſt verſcherzt,
Mir abermals vor Augen ſteht, ich weiß nicht wie.
Die Füße tragen mich ſo muthig nicht empor
Die hohen Stufen die ich kindiſch überſprang.

Chor.

Werfet, o Schweſtern, ihr
Traurig gefangenen,
Alle Schmerzen in's Weite;
Theilet der Herrin Glück,
Theilet Helenens Glück,
Welche zu Vaterhauſes Herd,
Zwar mit ſpät zurückkehrendem,
Aber mit deſto feſterem
Fuße freudig herannaht.

Preiset die heiligen,
Glücklich herstellenden
Und heimführenden Götter!
Schwebt der Entbundene
Doch wie auf Fittigen
Ueber das Raubste, wenn umsonst
Der Gefangene, sehnsuchtsvoll,
Ueber die Zinne des Kerkers hin,
Armausbreitend sich abhärmt.

Aber sie ergriff ein Gott
Die Entfernte;
Und aus Ilios Schutt
Trug er hierher sie zurück
In das alte, das neugeschmückte
Vaterhaus,
Nach unsäglichen
Freuden und Qualen
Früher Jugendzeit
Angefrischt zu gedenken.

Panthalis
(als Chorführerin).

Verlasset nun des Gesanges freundumgebnen Pfad
Und wendet nach der Thüre Flügeln euern Blick.
Was seh' ich, Schwestern? Kehret nicht die Königin
Mit heftigen Schrittes Regung wieder zu uns her?
Was ist es, große Königin, was konnte dir
In deines Hauses Hallen, statt der Deinen Gruß,
Erschütterndes begegnen? Du verbirgst es nicht;
Denn Widerwillen seh' ich an der Stirne dir,
Ein edles Zürnen, das mit Ueberraschung kämpft.

Helena

(welche die Thürflügel offen gelaſſen hat, bewegt).

Der Tochter Zeus geziemet nicht gemeine Furcht,
Und flüchtig-leiſe Schreckenshand berührt ſie nicht;
Doch das Entſetzen, das dem Schoß der alten Nacht,
Vom Urbeginn entſteigend, vielgeſtaltet noch
Wie glühende Wolken aus des Berges Feuerſchlund
Herauf ſich wälzt, erſchüttert auch des Helden Bruſt.
So haben heute grauenvoll die Stygiſchen
In's Haus den Eintritt mir bezeichnet, daß ich gern
Von oft betretner, langerſehnter Schwelle mich,
Entlaſſ'nem Gaſte gleich, entfernend ſcheiden mag.
Doch nein! gewichen bin ich her an's Licht, und ſollt'
Ihr weiter nicht mich treiben, Mächte, wer ihr ſend.
Auf Weihe will ich ſinnen, dann gereinigt mag
Des Herdes Gluth die Frau begrüßen wie den Herrn.

Chorführerin.

Entdecke deinen Dienerinnen, edle Frau,
Die dir verehrend beiſtehn, was begegnet iſt.

Helena.

Was ich geſehen ſollt ihr ſelbſt mit Augen ſehn,
Wenn ihr Gebilde nicht die alte Nacht ſogleich
Zurück geſchlungen in ihrer Tiefe Wunderſchoß.
Doch daß ihr's wiſſet, ſag' ich's euch mit Worten an:
Als ich des Königs-Hauſes ernſten Binnenraum,
Der nächſten Pflicht gedenkend, feierlich betrat,
Erſtaunt' ich ob der öden Gänge Schweigſamkeit.
Nicht Schall der emſig wandelnden begegnete
Dem Ohr, nicht raſchgeſchäftiges Eiligthun dem Blick,
Und keine Magd erſchien mir, keine Schaffnerin,
Die jeden Fremden freundlich ſonſt begrüßenden.

Als aber ich dem Schoße des Herdes mich genaht,
Da sah ich, bei verglommener Asche lauem Rest,
Am Boden sitzen welch verhülltes großes Weib,
Der Schlafenden nicht vergleichbar, wohl der Sinnenden.
Mit Herrscherworten ruf' ich sie zur Arbeit auf,
Die Schaffnerin mir vermuthend, die indeß vielleicht
Des Gatten Vorsicht hinterlassend angestellt;
Doch eingefaltet sitzt die unbewegliche;
Nur endlich rührt sie, auf mein Dräun, den rechten Arm,
Als wiese sie von Herd und Halle mich hinweg.
Ich wende zürnend mich ab von ihr und eile gleich
Den Stufen zu, worauf empor der Thalamos
Geschmückt sich hebt und nah daran das Schatzgemach;
Allein das Wunder reißt sich schnell vom Boden auf,
Gebietrisch mir den Weg vertretend, zeigt es sich
In hagrer Größe, hohlen, blutig-trüben Blicks,
Seltsamer Bildung, wie sie Aug' und Geist verwirrt.
Doch red' ich in die Lüfte; denn das Wort bemüht
Sich nur umsonst Gestalten schöpferisch aufzubaun.
Da seht sie selbst! sie wagt sogar sich an's Licht hervor!
Hier sind wir Meister, bis der Herr und König kommt.
Die grausen Nachtgeburten drängt der Schönheitsfreund
Phöbus hinweg in Höhlen, oder bändigt sie.

Phorkyas
(auf der Schwelle zwischen den Thürpfosten auftretend).

Chor.

Vieles erlebt' ich, obgleich die Locke
Jugendlich wallet mir um die Schläfe.
Schreckliches hab' ich vieles gesehen,
Kriegrischen Jammer, Ilios Nacht,
Als es fiel.

Durch das umwölkte, ſtaubende Toſen
Drängender Krieger hört' ich die Götter
Fürchterlich rufen, hört' ich der Zwietracht
Eherne Stimme ſchallen durch's Feld,
Mauerwärts.

Ach! ſie ſtanden noch, Ilios
Mauern, aber die Flammengluth
Zog vom Nachbar zum Nachbar ſchon,
Sich verbreitend von hier und dort,
Mit des eignen Sturmes Wehn,
Ueber die nächtliche Stadt hin.

Flüchtend ſah ich, durch Rauch und Gluth
Und der züngelnden Flamme Lohe
Gräßlich zürnender Götter Nahn,
Schreitend Wundergeſtalten,
Rieſengroß, durch düſteren
Feuerumleuchteten Qualm hin.

Sah ich's, oder bildete
Mir der angſtumſchlungene Geiſt
Solches Verworrene? ſagen kann
Nimmer ich's; doch daß ich dieß
Gräßliche hier mit Augen ſchau'
Solches gewiß ja weiß ich;
Könnt' es mit Händen faſſen gar,
Hielte von dem Gefährlichen
Nicht zurücke die Furcht mich.

Welche von Phorkys
Töchtern nur biſt du?

Am Lehrling mäkelten ſie,
Nun mäkeln ſie am Wanderer;
Jener lernte ſpät und früh,
Dieſer wird kein andrer.
Beide wirken im ſchönen Kreiſe
Kräftig, wohlgemuth und zart;
Lerne doch jeder nach ſeiner Weiſe,
Wandle doch jeder in ſeiner Art.

Nein, das wird mich nicht kränken,
Ich acht' es für Himmelsgabe!
Soll ich geringer von mir denken,
Weil ich Feinde habe?

Denn ich vergleiche dich
Diesem Geschlechte.
Bist du vielleicht der grausgebornen,
Eines Auges und Eines Zahns
Wechselsweis theilhaftigen
Graien eine gekommen?

Wagest du Scheusal,
Neben der Schönheit,
Dich vor dem Kennerblick
Phöbus zu zeigen?
Tritt du dennoch hervor nur immer,
Denn das Häßliche schaut Er nicht,
Wie sein heiliges Auge noch
Nie erblickte den Schatten.

Doch uns Sterbliche nöthigt, ach
Leider! trauriges Mißgeschick
Zu dem unsäglichen Augenschmerz,
Den das Verwerfliche, Ewig-unselige
Schönheitliebenden rege macht.

Ja so höre denn, wenn du frech
Uns entgegenest, höre Fluch,
Höre jeglicher Schelte Drohn
Aus dem verwünschenden Munde der Glücklichen,
Die von Göttern gebildet sind.

Phorkyas.

Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn:
Daß Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand,

Den

Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Haß,
Daß, wo ſie immer irgend auch des Weges ſich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt.
Dann eilet jede wieder heftiger weiter fort,
Die Scham betrübt, die Schönheit aber frech geſinnt,
Bis ſie zuletzt des Orcus hohle Nacht umfängt,
Wenn nicht das Alter ſie vorher gebändigt hat.
Euch find' ich nun, ihr frechen, aus der Fremde her
Mit Uebermuth ergoſſen, gleich der Kraniche
Laut-heiſer klingendem Zug, der über unſer Haupt,
In langer Wolke, krächzend ſein Getön herab
Schickt, das den ſtillen Wandrer über ſich hinauf
Zu blicken lockt; doch ziehn ſie ihren Weg dahin,
Er geht den ſeinen; alſo wird's mit uns geſchehn.

Wer ſeyd denn ihr, daß ihr des Königs Hochpalaſt
Mänadiſch wild, Betrunknen gleich, umtoben dürft?
Wer ſeyd ihr denn, daß ihr des Hauſes Schaffnerin
Entgegen heulet, wie dem Mond der Hunde Schaar?
Wähnt ihr, verborgen ſey mir welch Geſchlecht ihr ſeyd?
Du kriegerzeugte, ſchlachterzogne, junge Brut!
Mannluſtige du, ſo wie verführt, verführende!
Entnervend beide, Kriegers auch und Bürgers Kraft.
Zu Hauf euch ſehend ſcheint mir ein Cicaden-Schwarm
Herabzuſtürzen, deckend grünende Feldersaat.
Verzehrerinnen fremden Fleißes! Naſchende
Vernichterinnen aufgekeimten Wohlſtands ihr!
Erobert, marktverkauft, vertauſchte Waare du!

Helena.

Wer gegenwarts der Frau die Dienerinnen ſchilt,

Der Gebiet'rin Hausrecht taſtet er vermeſſen an;
Denn ihr gebührt allein das Lobenswürdige
Zu rühmen, wie zu ſtrafen was verwerflich iſt.
Auch bin des Dienſtes ich wohl zufrieden, den ſie mir
Geleiſtet als die hohe Kraft von Ilios
Umlagert ſtand und fiel und lag; nicht weniger
Als wir der Irrfahrt kummervolle Wechſelnoth
Ertrugen, wo ſonſt jeder ſich der nächſte bleibt.
Auch hier erwart' ich gleiches von der muntern Schaar;
Nicht was der Knecht ſey, fragt der Herr, nur wie er dient.
Drum ſchweige du und grinſe ſie nicht länger an.
Haſt du das Haus des Königs wohl verwahrt bisher,
Anſtatt der Hausfrau, ſolches dient zum Ruhme dir;
Doch jetzo kommt ſie ſelber, tritt nun du zurück,
Damit nicht Strafe werde ſtatt verdienten Lohns.

Phorkyas.

Den Hausgenoſſen drohen bleibt ein großes Recht,
Das gottbeglückten Herrſchers hohe Gattin ſich
Durch langer Jahre weiſe Leitung wohl verdient.
Da du, nun Anerkannte, nun den alten Platz
Der Königin und Hausfrau wiederum betrittſt,
So faſſe längſt erſchlaffte Zügel, herrſche nun,
Nimm in Beſitz den Schatz und ſämmtlich uns dazu.
Vor allem aber ſchütze mich die ältere
Vor dieſer Schaar, die, neben deiner Schönheit Schwan,
Nur ſchlecht befittigt ſchnatterhafte Gänſe ſind.

Chorführerin.

Wie häßlich neben Schönheit zeigt ſich Häßlichkeit.

Phorkyas.

Wie unverſtändig neben Klugheit Unverſtand.

(Von hier an erwiedern die Choretiden, einzeln aus dem Chor heraustretend.)

Choretide 1.

Von Vater Erebus melde, melde von Mutter Nacht.

Phorkyas.

So ſprich von Scylla, leiblich dir Geſchwiſterkind.

Choretide 2.

An deinem Stammbaum ſteigt manch Ungeheu'r empor.

Phorkyas.

Zum Orcus hin! da ſuche deine Sippſchaft auf.

Choretide 3.

Die dorten wohnen ſind dir alle viel zu jung.

Phorkyas.

Tireſias, den Alten, gehe buhlend an.

Choretide 4.

Orions Amme war dir Ur-Urenkelin.

Phorkyas.

Harpyen, wähn' ich, fütterten dich im Unſtath auf.

Choretide 5.

Mit was ernährſt du ſo gepflegte Magerkeit?

Phorkyas.

Mit Blute nicht, wonach du allzulüſtern biſt.

Choretide 6.

Begierig du auf Leichen, ekle Leiche ſelbſt!

Phorkyas.

Vampyren-Zähne glänzen dir im frechen Maul.

Chorführerin.

Das deine ſtopf' ich wenn ich ſage wer du ſeyſt.

Phorkyas.

So nenne dich zuerſt, das Räthſel hebt ſich auf.

Helena.

Nicht zürnend, aber trauernd ſchreit' ich zwiſchen euch,
Verbietend ſolches Wechſelſtreites Ungeſtüm!
Denn ſchädlicheres begegnet nichts dem Herrſcherherrn
Als treuer Diener heimlich unterſchworner Zwiſt.
Das Echo ſeiner Befehle kehrt alsdann nicht mehr
In ſchnell vollbrachter That wohlſtimmig ihm zurück,
Nein, eigenwillig brauſend toſ't es um ihn her,
Den ſelbſtverirrten, in's Vergebne ſcheltenden.
Dieß nicht allein. Ihr habt in ſittelosem Zorn,
Unſel'ger Bilder Schreckgeſtalten hergebannt,
Die mich umdrängen, daß ich ſelbſt zum Orcus mich
Geriſſen fühle, vaterländ'ſcher Flur zum Trutz.
Iſt's wohl Gedächtniß? war es Wahn, der mich ergreift?
War ich das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig ſeyn,
Das Traum- und Schreckbild jener Städteverwüſtenden?
Die Mädchen ſchaudern, aber du die älteſte
Du ſtehſt gelaſſen, rede mir verſtändig Wort.

Phorkyas.

Wer langer Jahre mannichfaltigen Glücks gedenkt,
Ihm ſcheint zuletzt die höchſte Göttergunſt ein Traum.
Du aber, hochbegünſtigt, ſonder Maß und Ziel,
In Lebensreihe ſahſt nur Liebesbrünſtige,
Entzündet raſch zum kühnſten Wagſtück jeder Art.
Schon Theſeus haſchte früh dich, gierig aufgeregt,
Wie Herakles ſtark, ein herrlich ſchön geformter Mann.

Helena.

Entführte mich, ein zehenjährig ſchlankes Reh,
Und mich umſchloß Aphidnus Burg in Attika.

Phorkyas.

Durch Caſtor dann und Pollux aber bald befreit,
Umworben ſtandſt du ausgeſuchter Helden-Schaar.

Helena.

Doch ſtille Gunſt vor allen, wie ich gern geſteh',
Gewann Patroclus, er, des Peliden Ebenbild.

Phorkyas.

Doch Vaterwille traute dich an Menelas,
Den kühnen Seedurchſtreicher, Hausbewahrer auch.

Helena.

Die Tochter gab er, gab des Reichs Beſtellung ihm.
Aus ehlichem Beiſeyn ſproßte dann Hermione.

Phorkyas.

Doch als er fern ſich Creta's Erbe kühn erſtritt,
Dir Einſamen da erſchien ein allzuſchöner Gaſt.

Helena.

Warum gedenkſt du jener halben Witwenſchaft?
Und welch Verderben gräßlich mir daraus erwuchs!

Phorkyas.

Auch jene Fahrt mir freigebornen Creterin
Gefangenſchaft erſchuf ſie, lange Sclaverey.

Helena.

Als Schaffnerin beſtellt' er dich ſogleich hieher,
Vertrauend vieles, Burg und kühn erworbnen Schatz.

Phorkyas.

Die du verließeſt, Ilios umthürmter Stadt
Und unerſchöpften Liebesfreuden zugewandt.

Helena.

Gedenke nicht der Freuden! allzuherben Leids
Unendlichkeit ergoß ſich über Bruſt und Haupt.

Phorkyas.

Doch ſagt man, du erſchienſt ein doppelhaft Gebild,
In Ilios geſehen und in Aegypten auch.

Helena.

Verwirre wüſten Sinnes Aberwitz nicht gar.
Selbſt jetzo, welche denn ich ſey, ich weiß es nicht.

Phorkyas.

Dann ſagen ſie: aus hohlem Schattenreich herauf
Geſellte ſich inbrünſtig noch Achill zu dir!
Dich früher liebend gegen allen Geſchicks Beſchluß.

Helena.

Ich als Idol, ihm dem Idol verband ich mich.
Es war ein Traum, ſo ſagen ja die Worte ſelbſt.
Ich ſchwinde hin und werde ſelbſt mir ein Idol.

(Sinkt dem Halbchor in die Arme.)

Chor.

Schweige, ſchweige!
Mißblickende, mißredende du!
An ſo gräßlichen einzahnigen
Lippen! was enthaucht wohl
Solchem furchtbaren Gräuelſchlund.

Denn der Bösartige wohlthätig erſcheinend,
Wolfesgrimm unter ſchafwolligem Vließ,
Mir iſt er weit ſchrecklicher als des drey-
köpfigen Hundes Rachen.

Aengſtlich lauſchend ſtehn wir da,
Wann? wie? wo nur bricht's hervor
Solcher Tücke
Tiefauflauerndes Ungethüm?

Nun denn, ſtatt freundlich mit Troſt reich begabten
Lethegeſchenkenden holdmildeſten Worts,
Regeſt du auf aller Vergangenheit
Böſeſtes mehr denn Gutes,
Und verdüſterſt allzugleich,
Mit dem Glanz der Gegenwart,
Auch der Zukunft
Mild aufſchimmerndes Hoffnungslicht.

Schweige, ſchweige!
Daß der Königin Seele,
Schon zu entfliehen bereit,
Sich noch halte, feſt halte
Die Geſtalt aller Geſtalten
Welche die Sonne jemals beſchien.

(Helena hat ſich erholt und ſteht wieder in der Mitte.)

Phorkyas.

Tritt hervor aus flüchtigen Wolken hohe Sonne dieſes Tags,
Die verſchleiert ſchon entzückte, blendend nun im Glanze herrſcht.
Wie die Welt ſich dir entfaltet ſchauſt du ſelbſt mit holdem Blick.
Schelten ſie mich auch für häßlich, kenn' ich doch das Schöne wohl.

Helena.

Tret' ich ſchwankend aus der Oede die im Schwindel mich umgab,
Pflegt' ich gern der Ruhe wieder, denn ſo müd' iſt mein Gebein:
Doch es ziemet Königinnen, allen Menſchen ziemt es wohl,
Sich zu faſſen, zu ermannen, was auch drohend überraſcht.

Phorkyas.

Stehst du nun in deiner Großheit, deiner Schöne vor uns da,
Sagt dein Blick, daß du befiehlest, was befiehlst du? sprich
es aus.

Helena.

Eures Haders frech Versäumniß auszugleichen sind bereit,
Eilt ein Opfer zu bestellen wie der König mir gebot.

Phorkyas.

Alles ist bereit im Hause, Schale, Dreifuß, scharfes Beil,
Zum Besprengen, zum Beräuchern; das zu Opfernde zeig' an.

Helena.

Nicht bezeichnet' es der König.

Phorkyas.

Sprach's nicht aus? O Jammerwort!

Helena.

Welch ein Jammer überfällt dich?

Phorkyas.

Königin, du bist gemeint!

Helena.

Ich?

Phorkyas.

Und diese.

Chor.

Weh und Jammer!

Phorkyas.

Fallen wirst du durch das Beil.

Helena.

Gräßlich! doch geahnt, ich Arme!

Phorkyas,

Unvermeidlich scheint es mir.

Chor.

Ach! Und uns? was wird begegnen?

Phorkyas.

Sie ſtirbt einen edlen Tod;
Doch am hohen Balken drinnen, der des Daches Giebel trägt,
Wie im Vogelfang die Droſſeln, zappelt ihr der Reihe nach.

Helena und Chor

(ſtehen erſtaunt und erſchreckt, in bedeutender, wohl vorbereiteter Gruppe).

Phorkyas.

Geſpenſter! — — Gleich erſtarrten Bildern ſteht ihr da,
Geſchreckt vom Tag zu ſcheiden der euch nicht gehört.
Die Menſchen, die Geſpenſter ſämmtlich gleich wie ihr,
Entſagen auch nicht willig hehrem Sonnenſchein;
Doch bittet oder rettet niemand ſie vom Schluß;
Sie wiſſen's alle, wenigen doch gefällt es nur.
Genug ihr ſeyd verloren! Alſo friſch an's Werk.

(Klatſcht in die Hände; darauf erſcheinen an der Pforte vermummte Zwerggeſtalten, welche die ausgeſprochenen Befehle alſobald mit Behendigkeit ausführen.)

Herbei du düſtres, kugelrundes Ungethüm,
Wälzt euch hieher, zu ſchaden gibt es hier nach Luſt.
Dem Tragaltar, dem goldgehörnten, gebet Platz;
Das Beil, es liege blinkend über dem Silberrand;
Die Waſſerkrüge füllet, abzuwaſchen gibt's
Des ſchwarzen Blutes gräuelvolle Beſudelung.
Den Teppich breitet köſtlich hier am Staube hin,
Damit das Opfer niederknie königlich,
Und eingewickelt, zwar getrennten Haupts, ſogleich
Anſtändig würdig, aber doch beſtattet ſey.

Warum ich Royaliſte bin,
Das iſt ſehr ſimpel:
Als Poet fand ich Ruhms Gewinn,
Frei Segel, freie Wimpel;
Mußt' aber alles ſelber thun,
Konnt' niemand fragen:
Der alte Fritz wußt' auch zu thun,
Durft' ihm niemand was ſagen.

„Sie wollten dir keinen Beifall gönnen,
Du warſt niemals nach ihrem Sinn!"
Hätten ſie mich beurtheilen können,
So wär' ich nicht was ich bin.

Chorführerin.

Die Königin ſtehet ſinnend an der Seite hier,
Die Mädchen welken gleich gemähtem Wieſengras;
Mir aber däucht, der Aelteſten, heiliger Pflicht gemäß
Mit dir das Wort zu wechſeln, Ur-Uralteſte.
Du biſt erfahren, weiſe, ſcheinſt uns gut geſinnt,
Obſchon verkennend hirnlos dieſe Schaar dich traf.
Drum ſage, was du möglich noch von Rettung weißt.

Phorkyas.

Zu leicht geſagt: von der Königin hängt allein es ab
Sich ſelbſt zu erhalten, euch Zugaben auch mit ihr.
Entſchloſſenheit iſt nöthig und die behendeſte.

Chor.

Ehrenwürdigſte der Parzen, weiſeſte Sibylle du,
Halte geſperrt die goldene Scheere, dann verkünd' uns Tag und Heil,
Denn wir fühlen ſchon im Schweben, Schwanken, Bammeln, unergötzlich
Unſere Gliederchen, die lieber erſt im Tanze ſich ergötzten,
Ruhten drauf an Liebchens Bruſt.

Helena.

Laß dieſe bangen! Schmerz empfind' ich, keine Furcht;
Doch kennſt du Rettung, dankbar ſey ſie anerkannt.
Dem Klugen, Weitumſichtigen zeigt fürwahr ſich oft
Unmögliches noch als möglich. Sprich und ſag' es an! —

Chor.

Sprich und ſage, ſag' uns eilig: wie entrinnen wir den grauſen,
Garſtigen Schlingen, die bedrohlich, als die ſchlechteſten Geſchmeide,
Sich um unſre Hälſe ziehen? Vorempfinden wir's, die Armen,

Zum Entathmen, zum Erſticken, wenn du Rhea, aller Götter
Hohe Mutter, dich nicht erbarmſt.

Phorkyas.

Habt ihr Geduld des Vortrags langgedehnten Zug
Still anzuhören? Mancherlei Geſchichten ſind's.

Chor.

Geduld genug! Zuhörend leben wir indeß.

Phorkyas.

Dem der zu Hauſe verharrend edlen Schatz bewahrt
Und hoher Wohnung Mauern auszukitten weiß,
Wie auch das Dach zu ſichern vor des Regens Drang,
Dem wird es wohlgehn lange Lebenstage durch:
Wer aber ſeiner Schwelle heilige Richte leicht
Mit flüchtigen Sohlen überſchreitet freventlich,
Der findet wiederkehrend wohl den alten Platz,
Doch umgeändert alles, wo nicht gar zerſtört.

Helena.

Wozu dergleichen wohlbekannte Sprüche hier!
Du willſt erzählen, rege nicht an Verdrießliches.

Phorkyas.

Geſchichtlich iſt es, iſt ein Vorwurf keineswegs.
Raubſchiffend ruderte Menelas von Bucht zu Bucht;
Geſtad' und Inſeln, alles ſtreift' er feindlich an,
Mit Beute wiederkehrend, wie ſie drinnen ſtarrt.
Vor Ilios verbracht' er langer Jahre zehn,
Zur Heimfahrt aber weiß ich nicht wie viel es war.
Allein wie ſteht es hier am Platz um Tyndareos
Erhabnes Haus? wie ſtehet es mit dem Reich umher?

Helena.

Iſt die denn ſo das Schelten gänzlich einverleibt,
Daß ohne Tadeln du keine Lippe regen kannſt?

Phorkyas.

So viele Jahre ſtand verlaſſen das Thal-Gebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe ſteigt,
Taygetos im Rücken, wo als muntrer Bach
Herab Eurotas rollt und dann durch unſer Thal
An Rohren breit hinfließend eure Schwäne nährt.
Dort hinten ſtill im Gebirgthal hat ein kühn Geſchlecht
Sich angeſiedelt, dringend aus cimmeriſcher Nacht,
Und unerſteiglich feſte Burg ſich aufgethürmt,
Von da ſie Land und Leute placken wie's behagt.

Helena.

Das konnten ſie vollführen? Ganz unmöglich ſcheint's.

Phorkyas.

Sie hatten Zeit, vielleicht an zwanzig Jahre ſind's.

Helena.

Iſt Einer Herr? ſind's Räuber viel, Verbündete?

Phorkyas.

Nicht Räuber ſind es, Einer aber iſt der Herr.
Ich ſchelt' ihn nicht und wenn er ſchon mich heimgeſucht.
Wohl konnt' er alles nehmen, doch begnügt' er ſich
Mit wenigen Freigeſchenken, nannt' er's, nicht Tribut.

Helena.

Wie ſieht er aus?

Phorkyas,

Nicht übel! mir gefällt er ſchon.
Es iſt ein munterer, kecker, wohlgebildeter,
Wie unter Griechen wenig, ein verſtändiger Mann.
Man ſchilt das Volk Barbaren, doch ich dächte nicht
Daß grauſam einer wäre, wie vor Ilios
Gar mancher Held ſich menſchenfreſſeriſch erwies.
Ich acht' auf ſeine Großheit, ihm vertraut' ich mich.

Und seine Burg! die solltet ihr mit Augen sehn!
Das ist was anderes gegen plumpes Mauerwerk
Das eure Väter, mir nichts dir nichts, aufgemälzt.
Cyklopisch wie Cyklopen, rohen Stein sogleich
Auf rohe Steine stürzend; dort hingegen, dort
Ist alles senk- und wagerecht und regelhaft.
Von außen schaut sie! himmelan sie strebt empor,
So starr, so wohl in Fugen, spiegelglatt wie Stahl.
Zu klettern hier — ja selbst der Gedanke gleitet ab.
Und innen großer Höfe Raumgelasse, rings
Mit Baulichkeit umgeben aller Art und Zweck.
Da seht ihr Säulen, Säulchen, Bogen, Bögelchen,
Altane, Galerie'n zu schauen aus und ein,
Und Wappen.

Chor.

Was sind Wappen?

Phorkyas.

Ajax führte ja
Geschlungne Schlang' im Schilde, wie ihr selbst gesehn.
Die Sieben dort vor Theben trugen Bildnerey'n
Ein jeder auf seinem Schilde, reich bedeutungsvoll.
Da sah man Mond und Stern' am nächtigen Himmelsraum,
Auch Göttin, Held und Leiter, Schwerter, Fackeln auch,
Und was Bedrängliches guten Städten grimmig droht.
Ein solch Gebilde führt auch unsre Heldenschaar
Von seinen Ur-Urahnen her in Farbenglanz.
Da seht ihr Löwen, Adler, Klau' und Schnabel auch,
Dann Büffelhörner, Flügel, Rosen, Pfauenschweif,
Auch Streifen, gold und schwarz und silbern, blau und roth.
Dergleichen hängt in Sälen Reih' an Reihe fort,

In Sälen, gränzenlosen, wie die Welt so weit;
Da könnt ihr tanzen!

Chor.

Sage, gibt's auch Tänzer da?

Phorkyas.

Die besten! goldgelockte, frische Bubenschaar;
Die duften Jugend! Paris duftete einzig so,
Als er der Königin zu nahe kam.

Helena.

Du fällst
Ganz aus der Rolle, sage mir das letzte Wort!

Phorkyas.

Du sprichst das letzte, sagst mit Ernst vernehmlich Ja!
Sogleich umgeb' ich dich mit jener Burg.

Chor.

O sprich
Das kurze Wort! und rette dich und uns zugleich.

Helena.

Wie? sollt' ich fürchten, daß der König Menelas
So grausam sich verginge mich zu schädigen?

Phorkyas.

Hast du vergessen, wie er deinen Deiphobus,
Des todtgekämpften Paris Bruder, unerhört
Verstümmelte, der starrsinnig Witwe dich erstritt
Und glücklich lebt'te; Nas' und Ohren schnitt er ab
Und stümmelte mehr so; Gräuel war es anzuschaun.

Helena.

Das that er jenem, meinetwegen that er das.

Phorkyas.

Um jenes willen wird er dir das Gleiche thun.

Untheilbar iſt die Schönheit; der ſie ganz beſaß
Zerſtört ſie lieber, fluchend jedem Theilbeſitz.

(Trompeten in der Ferne. Der Chor fährt zuſammen.)

Wie ſcharf der Trompete Schmettern Ohr und Eingeweid'
Zerreißend anfaßt, alſo krallt ſich Eiferſucht
Im Buſen feſt des Mannes, der das nie vergißt
Was einſt er beſaß und nun verlor, nicht mehr beſitzt.

Chor.

Hörſt du nicht die Hörner ſchallen? ſiehſt der Waffen Blitze nicht?

Phorkyas.

Sey willkommen Herr und König, gerne geb' ich Rechenſchaft.

Chor.

Aber wir?

Phorkyas.

Ihr wißt es deutlich, ſeht vor Augen ihren Tod,
Merkt den eurigen da drinne; nein, zu helfen iſt euch nicht.

(Pauſe.)

Helena.

Ich ſann mir aus das Nächſte was ich wagen darf.
Ein Widerdämon biſt du, das empfind' ich wohl,
Und fürchte, Gutes wendeſt du zum Böſen um.
Vor allem aber folgen will ich dir zur Burg;
Das andre weiß ich; was die Königin dabei
In tiefem Buſen geheimnißvoll verbergen mag,
Sey jedem unzugänglich. Alte! geh' voran.

Chor.

O wie gern gehen wir hin,
Eilenden Fußes;
Hinter uns Tod,
Vor uns abermals

Ragender Veſte
Unzugängliche Mauer.
Schütze ſie eben ſo gut,
Eben wie Ilios Burg,
Die doch endlich nur
Niederträchtiger Liſt erlag.

(Nebel verbreiten ſich, umhüllen den Hintergrund, auch die Nähe, nach Belieben.)

Wie? aber wie!
Schweſtern ſchaut euch um!
War es nicht heiterer Tag?
Nebel ſchwanken ſtreifig empor
Aus Eurotas heil'ger Fluth;
Schon entſchwand das liebliche
Schilfumkränzte Geſtade dem Blick,
Auch die frei, zierlich-ſtolz
Sanftdahingleitenden Schwäne
In geſell'ger Schwimmluſt
Seh' ich, ach, nicht mehr!
Doch, aber doch
Tönen hör' ich ſie,
Tönen fern heiſeren Ton!
Tod verkündenden ſagen ſie;
Ach daß uns er nur nicht auch,
Statt verheißener Rettung Heil,
Untergang verkünde zuletzt,
Uns den ſchwangleichen, lang-
Schön weißhalſigen, und ach!
Un'rer Schwanerzeugten.
Weh uns, weh, weh!

Alles deckte ſich ſchon
Rings mit Nebel umher.
Sehen wir doch einander nicht!
Was geſchieht? gehen wir?
Schweben wir nur
Trippelnden Schrittes am Boden hin?
Siehſt du nichts? ſchwebt nicht etwa gar
Hermes voran? Blinkt nicht der goldne Stab
Heiſchend, gebietend uns wieder zurück
Zu dem unerfreulichen, grautagenden,
Ungreifbarer Gebilde vollen,
Ueberfüllten, ewig leeren Hades?

Ja auf einmal wird es düſter, ohne Glanz entſchwebt der Nebel
Dunkelgräulich, mauerbräunlich. Mauern ſtellen ſich dem Blicke,
Freiem Blicke ſtarr entgegen. Iſt's ein Hof? iſt's tiefe Grube?
Schauerlich in jedem Falle! Schweſtern ach! wir ſind gefangen,
So gefangen wie nur je.

(Innerer Burghof, umgeben von reichen phantaſtiſchen Gebäuden des Mittelalters.)

Chorführerin.

Vorſchnell und thöricht, ächt wahrhaftes Weibsgebild!
Vom Augenblick abhängig, Spiel der Witterung
Des Glücks und Unglücks, keins von beiden wißt ihr je
Zu beſtehn mit Gleichmuth. Eine widerſpricht ja ſtets
Der andern heftig, überauer die andern ihr;

In Freud' und Schmerz nur heult und lacht ihr gleichen Ton's.
Nun ſchweigt! und wartet horchend was die Herrſcherin
Hochſinnig hier beſchließen mag für ſich und uns.

Helena.

Wo biſt du Pythoniſſa? heiße wie du magſt,
Aus dieſen Gewölben tritt hervor der düſtern Burg.
Gingſt etwa du, dem wunderbaren Heldenherrn
Mich anzukündigen, Wohlempfang bereitend mir,
So habe Dank und führe ſchnell mich ein zu ihm;
Beſchluß der Irrfahrt wünſch' ich, Ruhe wünſch' ich nur.

Chorführerin.

Vergebens blickſt du, Königin, allſeits um dich her;
Verſchwunden iſt das leidige Bild, verblieb vielleicht
Im Nebel dort, aus deſſen Buſen wir hieher,
Ich weiß nicht wie, gekommen, ſchnell und ſonder Schritt.
Vielleicht auch irrt ſie zweifelhaft im Labyrinth
Der wunderſam aus vielen eins gewordnen Burg,
Den Herrn erfragend fürſtlicher Hochbegrüßung halb.
Doch ſieh, dort oben regt in Menge ſich allbereits
In Galerien, am Fenſter, in Portalen raſch
Sich hin und her bewegend viele Dienerſchaft,
Vornehm-willkommnen Gaſtempfang verkündet es.

Chor.

Aufgeht mir das Herz! o, ſeht nur dahin,
Wie ſo ſittig herab mit verweilendem Tritt
Jungholdeſte Schaar anſtändig bewegt
Den geregelten Zug. Wie? auf weſſen Befehl
Nur erſcheinen gereiht und gebildet ſo früh,
Von Jünglingsknaben das herrliche Volk?
Was bewundr' ich zumeiſt! Iſt es zierlicher Gang,

Etwa des Haupts Lockhaar um die blendende Stirn,
Etwa der Wänglein Paar, wie die Pfirſiche roth,
Und eben auch ſo weichwollig beflaumt?
Gern biß ich hinein, doch ich ſchaudre davor,
Denn in ähnlichem Fall, da erfüllte der Mund
Sich, gräßlich zu ſagen! mit Aſche.
Aber die ſchönſten
Sie kommen daher;
Was tragen ſie nur?
Stufen zum Thron,
Teppich und Sitz,
Umhang und zelt-
artigen Schmuck;
Ueber überwallt er,
Wolkenkränze bildend,
Unſrer Königin Haupt;
Denn ſchon beſtieg ſie
Eingeladen herrlichen Pfühl.
Tretet heran,
Stufe für Stufe,
Reihet euch ernſt.
Würdig, o würdig, dreyfach würdig
Sey geſegnet ein ſolcher Empfang!

(Alles vom Chor Ausgeſprochene geſchieht nach und nach.)

Fauſt.

(Nachdem Knaben und Knappen in langem Zug herabgeſtiegen, erſcheint er oben an der Treppe in ritterlicher Hoftleidung des Mittelalters und kommt langſam würdig herunter.)

Chorführerin

(ihn aufmerkſam beſchauend).

Wenn dieſem nicht die Götter, wie ſie öfter thun,

Das Unvernünftige zu verbreiten
Bemüht man ſich nach allen Seiten;
Es täuſchet eine kleine Friſt,
Man ſieht doch bald wie ſchlecht es iſt.

„Der Pſeudo-Wandrer, wie auch dumm,
Verſammelt ſein Geſchwiſter.“
Es gibt manch Evangelium,
Hab' es auch der Philiſter!

Für wenige Zeit nur wundernswürdige Geſtalt,
Erhabnen Anſtand, liebenswerthe Gegenwart
Vorübergänglich lieben; wird ihm jedesmal
Was er beginnt gelingen, ſey's in Männerſchlacht,
So auch im kleinen Kriege mit den ſchönſten Frau'n.
Er iſt fürwahr gar vielen andern vorzuziehn,
Die ich doch auch als hochgeſchätzt mit Augen ſah.
Mit langſam-ernſtem, ehrfurchtsvoll gehaltnem Schritt
Seh' ich den Fürſten; wende dich, o Königin!

Fauſt
(herantretend, einen Gefeſſelten zur Seite).

Statt feierlichſten Grußes, wie ſich ziemte,
Statt ehrfurchtsvollem Willkomm bring' ich dir
In Ketten hartgeſchloſſen ſolchen Knecht,
Der, Pflicht verfehlend, mir die Pflicht entwand.
Hier knie nieder! dieſer höchſten Frau
Bekenntniß abzulegen deiner Schuld.
Dieß iſt, erhabne Herrſcherin, der Mann
Mit ſeltnem Augenblitz vom hohen Thurm
Umherzuſchaun beſtellt, dort Himmelsraum
Und Erdenbreite ſcharf zu überſpähn,
Was etwa da und dort ſich melden mag,
Vom Hügelkreis in's Thal zur feſten Burg
Sich regen mag, der Heerden Woge ſey's,
Ein Heereszug vielleicht; wir ſchützen jene,
Begegnen dieſem. Heute, welch Verſäumniß!
Du kommſt heran, er meldet's nicht, verfehlt
Iſt ehrenvollſter ſchuldigſter Empfang
So hohen Gaſtes. Freventlich verwirkt
Das Leben hat er, läge ſchon im Blut

Verdienten Todes; doch nur du allein
Beſtrafſt, begnadigſt, wie dir's wohl gefällt.

Helena.

So hohe Würde wie du ſie vergönnſt,
Als Richterin, als Herrſcherin, und wär's
Verſuchend nur, wie ich vermuthen darf,
So üb' ich nun des Richters erſte Pflicht
Beſchuldigte zu hören. Rede denn!

Thurmwächter, Lynceus.

Laß mich knieen, laß mich ſchauen,
Laß mich ſterben, laß mich leben,
Denn ſchon bin ich hingegeben
Dieſer gottgegebnen Frauen.

Harrend auf des Morgens Wonne,
Oeſtlich ſpähend ihren Lauf,
Ging auf einmal mir die Sonne
Wunderbar im Süden auf.

Zog den Blick nach jener Seite,
Statt der Schluchten, ſtatt der Höhn,
Statt der Erd- und Himmelsweite,
Sie die Einzige zu ſpähn.

Augenſtrahl iſt mir verliehen
Wie dem Luchs auf höchſtem Baum;
Doch nun mußt' ich mich bemühen
Wie aus tiefem düſterm Traum.

Wüßt' ich irgend mich zu finden?
Zinne? Thurm? geſchloſſ'nes Thor?
Nebel ſchwanken, Nebel ſchwinden,
Solche Göttin tritt hervor!

Aug' und Bruſt ihr zugewendet
Sog ich an den milden Glanz,
Dieſe Schönheit, wie ſie blendet,
Blendete mich Armen ganz.

Ich vergaß des Wächters Pflichten,
Völlig das beſchworne Horn;
Drohe nur mich zu vernichten,
Schönheit bändigt allen Zorn.

Helena.

Das Uebel das ich brachte darf ich nicht
Beſtrafen. Wehe mir! Welch ſtreng Geſchick
Verfolgt mich, überall der Männer Buſen
So zu bethören, daß ſie weder ſich
Noch ſonſt ein Würdiges verſchonten. Raubend jetzt,
Verführend, fechtend, hin und her entrückend,
Halbgötter, Helden, Götter, ja Dämonen,
Sie führten mich im Irren her und hin.
Einfach die Welt verwirrt' ich, doppelt mehr,
Nun dreyfach, vierfach bring' ich Noth auf Noth.
Entferne dieſen Guten, laß ihn frei;
Den Gottbethörten treffe keine Schmach.

Fauſt.

Erſtaunt, o Königin, ſeh' ich zugleich
Die ſicher Treffende, hier den Getroffnen;
Ich ſeh' den Bogen, der den Pfeil entſandt,
Verwundet jenen. Pfeile folgen Pfeilen
Mich treffend. Allwärts ahn' ich überquer
Gefiedert ſchwirrend ſie in Burg und Raum.
Was bin ich nun? Auf einmal machſt du mir

Rebellisch die Getreusten, meine Mauern
Unsicher. Also fürcht' ich schon, mein Heer
Gehorcht der siegend unbesiegten Frau.
Was bleibt mir übrig, als mich selbst und alles,
Im Wahn das Meine, dir anheim zu geben?
Zu deinen Füßen laß mich, frei und treu,
Dich Herrin anerkennen, die sogleich
Auftretend sich Besitz und Thron erwarb.

Lynceus

(mit einer Kiste und Männer die ihm andere nachtragen).

Du siehst mich, Königin, zurück!
Der Reiche bettelt einen Blick,
Er sieht dich an und fühlt sogleich
Sich bettelarm und fürstenreich.

Was war ich erst? was bin ich nun?
Was ist zu wollen? was zu thun?
Was hilft der Augen schärfster Blitz!
Er prallt zurück an deinem Sitz.

Von Osten kamen wir heran
Und um den Westen war's gethan;
Ein lang und breites Volksgewicht,
Der erste wußte vom letzten nicht.

Der erste fiel, der zweyte stand,
Des dritten Lanze war zur Hand;
Ein jeder hundertfach gestärkt,
Erschlagne Tausend unbemerkt.

Wir drängten fort, wir stürmten fort,
Wir waren Herrn von Ort zu Ort;

Und wo ich herriſch heut befahl
Ein andrer morgen raubt' und ſtahl.

Wir ſchauten, — eilig war die Schau;
Der griff die allerſchönſte Frau,
Der griff den Stier von feſtem Tritt,
Die Pferde mußten alle mit.

Ich aber liebte zu erſpähn
Das Seltenſte was man geſehn,
Und was ein andrer auch beſaß,
Das war für mich gedörrtes Gras.

Den Schätzen war ich auf der Spur,
Den ſcharfen Blicken folgt' ich nur,
In alle Taſchen blickt' ich ein,
Durchſichtig war mir jeder Schrein.

Und Haufen Goldes waren mein,
Am herrlichſten der Edelſtein:
Nur der Smaragd allein verdient
Daß er an deinem Herzen grünt.

Nun ſchwanke zwiſchen Ohr und Mund
Das Tropfenen aus Meeresgrund;
Rubinen werden gar verſcheucht,
Das Wangenroth ſie niederbleicht.

Und ſo den allergrößten Schatz
Verſetz' ich hier auf deinen Platz;
Zu deinen Füßen ſey gebracht
Die Ernte mancher blutigen Schlacht.

So viele Kiſten ſchlepp' ich her,
Der Eiſenkiſten hab' ich mehr;
Erlaube mich auf deiner Bahn
Und Schatzgewölbe füll' ich an.

Denn du beſtiegeſt kaum den Thron,
So neigen ſchon, ſo beugen ſchon
Verſtand und Reichthum und Gewalt
Sich vor der einzigen Geſtalt.

Das alles hielt ich feſt und mein,
Nun aber loſe, wird es dein,
Ich glaubt' es würdig, hoch und baar,
Nun ſeh' ich, daß es nichtig war.

Verſchwunden iſt was ich beſaß,
Ein abgemähtes welkes Gras.
O gib mit einem heitern Blick
Ihm ſeinen ganzen Werth zurück!

Fauſt.

Entferne ſchnell die kühn erworbne Laſt,
Zwar nicht getadelt aber unbelohnt.
Schon iſt ihr alles eigen was die Burg
Im Schoß verbirgt, Beſondres ihr zu bieten
Iſt unnütz. Geh' und häufe Schatz auf Schatz
Geordnet an. Der ungeſehnen Pracht
Erhabnes Bild ſtell' auf! Laß die Gewölbe
Wie friſche Himmel blinken, Paradieſe
Von lebloſem Leben richte zu.
Voreilend ihren Tritten laß beblümt
An Teppich Teppiche ſich wälzen; ihrem Tritt

Begegne ſanfter Boden; ihrem Blick,
Nur Göttliche nicht blendend, höchſter Glanz.

Lynceus.

Schwach iſt was der Herr befiehlt,
Thut's der Diener, es iſt geſpielt:
Herrſcht doch über Gut und Blut
Dieſer Schönheit Uebermuth.
Schon das ganze Heer iſt zahm,
Alle Schwerter ſtumpf und lahm,
Vor der herrlichen Geſtalt
Selbſt die Sonne matt und kalt,
Vor dem Reichthum des Geſichts
Alles leer und alles nichts.

(Ab.)

Helena (zu Fauſt).

Ich wünſche dich zu ſprechen, doch herauf
An meine Seite komm'! der leere Platz
Beruft den Herrn und ſichert mir den meinen.

Fauſt.

Erſt knieend laß die treue Widmung dir
Gefallen, hohe Frau; die Hand, die mich
An deine Seite hebt, laß mich ſie küſſen.
Beſtärke mich als Mitregenten deines
Gränzunbewußten Reichs, gewinne dir
Verehrer, Diener, Wächter all' in Einem.

Helena.

Vielfache Wunder ſeh' ich, hör' ich an,
Erſtaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünſcht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Mann's mir ſeltſam klang, ſeltſam und freundlich:
Ein Ton ſcheint ſich dem andern zu bequemen,

Und hat ein Wort zum Ohre ſich geſellt,
Ein andres kommt, dem erſten liebzukoſen.

Fauſt.

Gefällt dir ſchon die Sprechart unſrer Völker
O ſo gewiß entzückt auch der Geſang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefſten Grunde.
Doch iſt am ſicherſten wir üben's gleich,
Die Wechſelrede lockt es, ruft's hervor.

Helena.

So ſage denn, wie ſprech' ich auch ſo ſchön?

Fauſt.

Das iſt gar leicht, es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Bruſt von Sehnſucht überfließt,
Man ſieht ſich um und fragt —

Helena.

Wer mitgenießt.

Fauſt.

Nun ſchaut der Geiſt nicht vorwärts nicht zurück,
Die Gegenwart allein —

Helena.

Iſt unſer Glück.

Fauſt.

Schatz iſt ſie, Hochgewinn, Beſitz und Pfand;
Beſtätigung wer gibt ſie?

Helena.

Meine Hand.

Chor.

Wer verdächt' es unſrer Fürſtin,
Gönnet ſie dem Herrn der Burg
Freundliches Erzeigen.
Denn geſteht, ſämmtliche ſind wir

Ja Gefangene, wie ſchon öfter
Seit dem ſchmählichen Untergang
Ilios und der ängſtlich-
Labyrinthiſchen Kummerfahrt.
Fraun, gewöhnt an Männerliebe,
Wählerinnen ſind ſie nicht,
Aber Kennerinnen;
Und wie goldlockigen Hirten,
Vielleicht ſchwarzborſtigen Faunen,
Wie es bringt die Gelegenheit,
Ueber die ſchwellenden Glieder
Vollertheilen ſie gleiches Recht.
Nah und näher ſitzen ſie ſchon
An einander gelehnet,
Schulter an Schulter, Knie an Knie;
Hand in Hand wiegen ſie ſich
Ueber des Throns
Aufgepolſterter Herrlichkeit.
Nicht verſagt ſich die Majeſtät
Heimlicher Freuden
Vor den Augen des Volkes
Uebermüthiges Offenbarſeyn.

Helena.

Ich fühle mich ſo fern und doch ſo nah,
Und ſage nur zu gern: da bin ich! da!

Fauſt.

Ich athme kaum, mir zittert, ſtockt das Wort;
Es iſt ein Traum, verſchwunden Tag und Ort.

Helena.

Ich ſcheine mir verlebt und doch ſo neu,
In dich verwebt, dem Unbekannten treu.

Fauſt.

Durchgrüble nicht das einzigſte Geſchick,
Daſeyn iſt Pflicht und wär's ein Augenblick.

Phorkyas (heftig eintretend).

Buchſtabirt in Liebes-Fibeln,
Tändelnd grübelt nur am Liebeln,
Müßig liebelt fort im Grübeln,
Doch dazu iſt keine Zeit.
Fühlt ihr nicht ein dumpfes Wettern?
Hört nur die Trompete ſchmettern,
Das Verderben iſt nicht weit.
Menelas mit Volkes-Wogen
Kommt auf euch herangezogen;
Rüſtet euch zu herbem Streit!
Von der Sieger-Schaar umwimmelt,
Wie Deiphobus verſtümmelt,
Büßeſt du das Fraun-Geleit.
Bammelt erſt die leichte Waare,
Dieſer gleich iſt am Altare
Neugeſchliffnes Beil bereit.

Fauſt.

Verwegne Störung! widerwärtig dringt ſie ein,
Auch nicht in Gefahren mag ich ſinnlos Ungeſtüm.
Den ſchönſten Boten Unglücksbotſchaft häßlicht ihn;
Du Häßlichſte gar nur ſchlimme Botſchaft bringſt du gern.
Doch dießmal ſoll dir's nicht gerathen, leeres Hauchs
Erſchüttere du die Lüfte. Hier iſt nicht Gefahr,
Und ſelbſt Gefahr erſchiene nur als eitles Dräun.

(Signale, Explosionen von den Thürmen, Trompeten und Zinken, kriegeriſche Muſik, Durchmarſch gewaltiger Heeresmacht.)

Ihr edlen Deutſchen wißt noch nicht
Was eines treuen Lehrers Pflicht
Für euch weiß zu beſtehen;

Zu zeigen was moraliſch ſey,
Erlauben wir uns frank und frei,
Ein Falſum zu begehen.

Hiezu haben wir Recht und Titel,
Der Zweck heiligt die Mittel.

Verdammen wir die Jeſuiten,
So gilt es doch in unſern Sitten.

Fauſt.

Nein gleich ſollſt du verſammelt ſchauen
Der Helden ungetrennten Kreis:
Nur der verdient die Gunſt der Frauen,
Der kräftigſt ſie zu ſchützen weiß.

(Zu den Heerführern, die ſich von den Colonnen abſondern und heraustreten.)

Mit angehaltnem ſtillen Wüthen,
Das euch gewiß den Sieg verſchafft,
Ihr Nordens jugendliche Blüthen,
Ihr Oſtens blumenreiche Kraft.

In Stahl gehüllt, vom Strahl umwittert,
Die Schaar die Reich um Reich zerbrach,
Sie treten auf, die Erde ſchüttert,
Sie ſchreiten fort, es donnert nach.

An Pylos traten wir zu Lande,
Der alte Neſtor iſt nicht mehr!
Und alle kleinen Königsbande
Zerſprengt das ungebundne Heer.

Drängt ungeſäumt von dieſen Mauern
Jetzt Menelas dem Meer zurück!
Dort irren mag er, rauben, lauern,
Ihm war es Neigung und Geſchick.

Herzoge ſoll ich euch begrüßen,
Gebietet Sparta's Königin,
Nun legt ihr Berg und Thal zu Füßen,
Und euer ſey des Reichs Gewinn.

Germane du! Corinthus Buchten
Vertheidige mit Wall und Schutz,
Achaia dann mit hundert Schluchten
Empfehl' ich Gothe deinem Trutz.

Nach Elis ziehn der Franken Heere,
Meſſene ſey der Sachſen Loos,
Normanne reinige die Meere
Und Argolis erſchaff' er groß.

Dann wird ein jeder häuslich wohnen,
Nach außen richten Kraft und Blitz;
Doch Sparta ſoll euch überthronen,
Der Königin verjährter Sitz.

All-Einzeln ſieht ſie euch genießen
Des Landes dem kein Wohl gebricht;
Ihr ſucht getroſt zu ihren Füßen
Beſtätigung und Recht und Licht.

(Fauſt ſteigt herab, die Fürſten ſchließen einen Kreis um ihn. Befehl und Anordnung näher zu vernehmen.)

Chor.

Wer die Schönſte für ſich begehrt,
Tüchtig vor allen Dingen
Seh' er nach Waffen weiſe ſich um;
Schmeichelnd wohl gewann er ſich
Was auf Erden das Höchſte;
Aber ruhig beſitzt er's nicht:
Schleicher liſtig entſchmeicheln ſie ihm,
Räuber kühnlich entreißen ſie ihm,
Dieſes zu hindern ſey er bedacht.

Unſern Fürſten lob' ich drum,
Schätz' ihn höher vor andern,
Wie er ſo tapfer klug ſich verband,
Daß die Starken gehorchend ſtehn
Jedes Winkes gewärtig.
Seinen Befehl vollziehn ſie treu,
Jeder ſich ſelbſt zu eignem Nutz,
Wie dem Herrſcher zu lohnendem Dank,
Beiden zu höchlichem Ruhmes-Gewinn.

Denn wer entreißet ſie jetzt
Dem gewalt'gen Beſitzer?
Ihm gehört ſie, ihm ſey ſie gegönnt,
Doppelt von uns gegönnt, die er
Sammt ihr zugleich innen mit ſicherſter Mauer,
Außen mit mächtigſtem Heer umgab.

Fauſt.

Die Gaben, dieſen hier verliehen —
An jeglichen ein reiches Land —
Sind groß und herrlich, laß ſie ziehen!
Wir halten in der Mitte Stand.

Und ſie beſchützen um die Wette,
Rings um von Wellen angehüpft,
Nichtinſel dich, mit leichter Hügelkette
Europens letztem Bergaſt angeknüpft.

Das Land, vor aller Länder Sonnen
Sey ewig jedem Stamm beglückt,
Nun meiner Königin gewonnen,
Das früh an ihr hinaufgeblickt.

Als, mit Eurotas Schilfgeflüſter,
Sie leuchtend aus der Schale brach,
Der hohen Mutter, dem Geſchwiſter
Das Licht der Augen überſtach.

Dieß Land, allein zu dir gekehret,
Entbietet ſeinen höchſten Flor;
Dem Erdkreis, der dir angehöret,
Dein Vaterland, o zieh' es vor!

Und duldet auch auf ſeiner Berge Rücken
Das Zackenhaupt der Sonne kalten Pfeil,
Läßt nun der Fels ſich angegrünt erblicken,
Die Ziege nimmt genäſchig kargen Theil.

Die Quelle ſpringt, vereinigt ſtürzen Bäche,
Und ſchon ſind Schluchten, Hänge, Matten grün.
Auf hundert Hügeln unterbrochner Fläche
Siehſt Wollenheerden ausgebreitet ziehn.

Vertheilt, vorſichtig, abgemeſſen ſchreitet
Gehörntes Rind hinan zum jähen Rand;
Doch Obdach iſt den ſämmtlichen bereitet,
Zu hundert Höhlen wölbt ſich Felſenwand.

Pan ſchützt ſie dort, und Lebensnymphen wohnen
In buſchiger Klüfte feucht erfriſchtem Raum;
Und, ſehnſuchtsvoll nach höhern Regionen,
Erhebt ſich zweighaft Baum gedrängt an Baum.

Alt-Wälder ſind's! die Eiche ſtarret mächtig,
Und eigenſinnig zackt ſich Aſt an Aſt;
Der Ahorn mild, von ſüßem Safte trächtig,
Steigt rein empor und ſpielt mit ſeiner Laſt.

Und mütterlich im ſtillen Schattenkreiſe
Quillt laue Milch bereit für Kind und Lamm;
Obſt iſt nicht weit, der Ebnen reife Speiſe,
Und Honig trieft vom ausgehöhlten Stamm.

Hier iſt das Wohlbehagen erblich,
Die Wange heitert wie der Mund,
Ein jeder iſt an ſeinem Platz unſterblich,
Sie ſind zufrieden und geſund.

Und ſo entwickelt ſich am reinen Tage
Zu Vaterkraft das holde Kind.
Wir ſtaunen drob; noch immer bleibt die Frage:
Ob's Götter, ob es Menſchen ſind?

So war Apoll den Hirten zugeſtaltet
Daß ihm der ſchönſten einer glich;
Denn wo Natur im reinen Kreiſe waltet
Ergreifen alle Welten ſich.

(Neben ihr ſitzend.)

So iſt es mir, ſo iſt es dir gelungen;
Vergangenheit ſey hinter uns gethan!
O fühle dich vom höchſten Gott entſprungen,
Der erſten Welt gehörſt du einzig an.

Nicht feſte Burg ſoll dich umſchreiben!
Noch zirkt, in ewiger Jugendkraft
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarſchaft.

Gelockt auf ſeligem Grund zu wohnen
Du flüchteteſt in's heiterſte Geſchick!
Zur Laube wandeln ſich die Thronen,
Arkadiſch frei ſey unſer Glück!

(Der Schauplatz verwandelt ſich durchaus. An eine Reihe von Felſenhöhlen lehnen ſich geſchloſſene Lauben. Schattiger Hain bis an die rings umgebende Felſenſteile hinan. Fauſt und Helena werden nicht geſehen. Der Chor liegt ſchlafend vertheilt umher.)

Phorkyas.

Wie lange Zeit die Mädchen ſchlafen weiß ich nicht,
Ob ſie ſich träumen ließen was ich hell und klar
Vor Augen ſah, iſt ebenfalls mir unbekannt.
Drum weck' ich ſie. Erſtaunen ſoll das junge Volk;
Ihr Bärtigen auch, die ihr da drunten ſitzend harrt,
Glaubhafter Wunder Löſung endlich anzuſchaun.
Hervor! hervor! Und ſchüttelt eure Locken raſch;
Schlaf aus den Augen! Blinzt nicht ſo, und hört mich an!

Chor.

Rede nur, erzähl', erzähle was ſich Wunderlich's begeben,
Hören möchten wir am liebſten was wir gar nicht glauben können,
Denn wir haben lange Weile dieſe Felſen anzuſehn.

Phorkyas.

Kaum die Augen ausgerieben, Kinder, langeweilt ihr ſchon?

So vernehmt: in diesen Höhlen, diesen Grotten, diesen Lauben
Schutz und Schirmung war verliehen, wie idyllischem Liebespaare,
Unserm Herrn und unsrer Frauen.

Chor.

Wie, da drinnen?

Phorkyas.

Abgesondert
Von der Welt, nur mich die Eine riefen sie zu stillem Dienste.
Hochgeehrt stand ich zur Seite, doch, wie es Vertrauten ziemet,
Schaut' ich um nach etwas andrem. Wendete mich hier- und dorthin,
Suchte Wurzeln, Moos und Rinden, kundig aller Wirksamkeiten,
Und so blieben sie allein.

Chor.

Thust du doch als ob da drinnen ganze Weltenräume wären,
Wald und Wiese, Bäche, Seen; welche Mährchen spinnst du ab!

Phorkyas.

Allerdings, ihr Unerfahrnen! das sind unerforschte Tiefen:
Saal an Sälen, Hof an Höfen, diese spürt' ich sinnend aus.
Doch auf einmal ein Gelächter echo't in den Höhlen-Räumen;
Schau' ich hin, da springt ein Knabe von der Frauen Schoß zum Manne,
Von dem Vater zu der Mutter; das Gekose, das Getändel
Thörigter Liebe Neckereyen, Scherzgeschrei und Lustgejauchze
Wechselnd übertäuben mich.
Nackt ein Genius ohne Flügel, faunenartig ohne Thierheit
Springt er auf den festen Boden, doch der Boden gegenwirkend

Schnellt ihn zu der luftigen Höhe, und im zweyten dritten Sprunge
Rührt er an das Hochgewölb.
Aengſtlich ruft die Mutter: ſpringe wiederholt und nach Belieben,
Aber hüte dich zu fliegen, freier Flug iſt dir verſagt.
Und ſo mahnt der treue Vater: in der Erde liegt die Schnellkraft,
Die dich aufwärts treibt, berühre mit der Zehe nur den Boden
Wie der Erdenſohn Antäus biſt du alſobald geſtärkt.
Und ſo hüpft er auf die Maſſe dieſes Felſens, von der Kante
Zu dem andern und umher ſo wie ein Ball geſchlagen ſpringt.
Doch auf einmal in der Spalte rauher Schlucht iſt er verſchwunden,
Und nun ſcheint er uns verloren. Mutter jammert, Vater tröſtet,
Achſelzuckend ſteh' ich ängſtlich. Doch nun wieder welch Erſcheinen!
Liegen Schätze dort verborgen? Blumenſtreifige Gewande
Hat er würdig angethan.
Quaſten ſchwanken von den Armen, Binden flattern um den Buſen,
In der Hand die goldne Leyer, völlig wie ein kleiner Phöbus,
Tritt er wohlgemuth zur Kante, zu dem Ueberhang; wir ſtaunen.
Und die Eltern vor Entzücken werfen wechſelnd ſich an's Herz.
Denn wie leuchtet's ihm zu Haupten? Was erglänzt iſt ſchwer zu ſagen,
Iſt es Goldſchmuck, iſt es Flamme übermächtiger Geiſteskraft.

Und so regt er sich gebärdend, sich als Knabe schon verkündend
Künftigen Meister alles Schönen, dem die ewigen Melodieen
Durch die Glieder sich bewegen; und so werdet ihr ihn hören,
Und so werdet ihr ihn sehn zu einzigster Bewunderung.

Chor.

Nennst du ein Wunder dieß,
Creta's Erzeugte?
Dichtend belehrendem Wort
Hast du gelauscht wohl nimmer?
Niemals noch gehört Joniens,
Nie vernommen auch Hellas
Urväterlicher Sagen
Göttlich-heldenhaften Reichthum?
Alles was je geschieht
Heutiges Tages,
Trauriger Nachklang ist's
Herrlicher Ahnherrn-Tage;
Nicht vergleicht sich dein Erzählen
Dem, was liebliche Lüge,
Glaubhaftiger als Wahrheit,
Von dem Sohne sang der Maja.

Diesen zierlich und kräftig doch
Kaum geborenen Säugling
Faltet in reinster Windeln Flaum,
Strenget in köstlicher Wickeln Schmuck
Klatschender Wärterinnen Schaar
Unvernünftigen Wähnens.
Kräftig und zierlich aber zieht
Schon der Schalk die geschmeidigen

Doch elaſtiſchen Glieder
Liſtig heraus, die purpurne
Aengſtlich drückende Schale
Laſſend ruhig an ſeiner Statt,
Gleich dem fertigen Schmetterling,
Der aus ſtarrem Puppenzwang
Flügel entfaltend behendig ſchlüpft,
Sonne-durchſtrahlten Aether kühn
Und muthwillig durchflatternd.

So auch er, der behendeſte,
Daß er Dieben und Schälken,
Vortheil ſuchenden allen auch
Ewig günſtiger Dämon ſey,
Dieß bethätigt er alſobald
Durch gewandteſte Künſte.
Schnell des Meeres Beherrſcher ſtiehlt
Er den Trident, ja dem Ares ſelbſt
Schlau das Schwert aus der Scheide,
Bogen und Pfeil dem Phöbus auch,
Wie dem Hephäſtos die Zange;
Selber Zeus, des Vaters, Blitz
Nähm' er, ſchreckt' ihn das Feuer nicht;
Doch dem Eros ſiegt er ob
In beinſtellendem Ringerſpiel.
Raubt auch Cyprien, wie ſie ihm koſt,
Noch vom Buſen den Gürtel.

(Ein reizendes, reinmelodiſches Saitenſpiel erklingt aus der Höhle. Alle merken auf und ſcheinen bald innig gerührt. Von hier an bis zur bemerkten Pauſe durchaus mit vollſtimmiger Muſik.)

Iſt dem Gezücht Verdienſt ein Titel?
Ein Falſum wird ein heilig Mittel.
Das ſchmeichelt ja, ſie wiſſen's ſchon,
Der frommen deutſchen Nation,
Die ſich erſt recht erhaben fühlt,
Wenn all ihr Würdiges iſt verſpielt.
Doch gegen die obſcuren Kutten,
Die mir zu ſchaden ſich verquälen,
Auch mir ſoll es an Ulrich Hutten,
An Franz von Sickingen nicht fehlen.

Phorkyas.

Höret allerliebſte Klänge,
Macht euch ſchnell von Fabeln frei;
Eurer Götter alt Gemenge
Laßt es hin, es iſt vorbei.

Niemand will euch mehr verſtehen,
Fordern wir doch höhern Zoll:
Denn es muß von Herzen gehen,
Was auf Herzen wirken ſoll.
(Sie zieht ſich nach dem Felſen zurück.)

Chor.

Biſt du fürchterliches Weſen
Dieſem Schmeichelton geneigt,
Fühlen wir, als friſch geneſen,
Uns zur Thränenluſt erweicht.

Laß der Sonne Glanz verſchwinden,
Wenn es in der Seele tagt,
Wir im eignen Herzen finden
Was die ganze Welt verſagt.

Helena. Fauſt. Euphorion
(in dem oben beſchriebenen Coſtume).

Euphorion.

Hört ihr Kindeslieder ſingen,
Gleich iſt's euer eigner Scherz;
Seht ihr mich im Tacte ſpringen,
Hüpft euch elterlich das Herz.

Helena.

Liebe, menſchlich zu beglücken,
Nähert ſie ein edles Zwey;
Doch zu göttlichem Entzücken
Bildet ſie ein köſtlich Drey.

Fauſt.

Alles iſt ſodann gefunden:
Ich bin dein und du biſt mein;
Und ſo ſtehen wir verbunden,
Dürft' es doch nicht anders ſeyn!

Chor.

Wohlgefallen vieler Jahre
In des Knaben mildem Schein
Sammelt ſich auf dieſem Paare.
O! wie rührt mich der Verein.

Euphorion.

Nun laßt mich hüpfen,
Nun laßt mich ſpringen!
Zu allen Lüften
Hinauf zu dringen
Iſt mir Begierde,
Sie faßt mich ſchon.

Fauſt.

Nur mäßig! mäßig!
Nicht in's Verwegne,
Daß Sturz und Unfall
Dir nicht begegne,
Zu Grund' uns richte
Der theure Sohn.

Euphorion.

Ich will nicht länger
Am Boden ſtocken;
Laßt meine Hände,
Laßt meine Locken,
Laßt meine Kleider,
Sie ſind ja mein.

Helena.

O denk'! o denke
Wem du gehöreſt!
Wie es uns kränke,
Wie du zerſtöreſt
Das ſchön errungene
Mein, Dein und Sein.

Chor.

Bald löſ't, ich fürchte,
Sich der Verein!

Helena und Fauſt.

Bändige! bändige,
Eltern zu Liebe,
Ueberlebendige
Heftige Triebe!
Ländlich im Stillen
Ziere den Plan.

Euphorion.

Nur euch zu Willen
Halt' ich mich an.

(Durch den Chor ſich ſchlingend und ihn zum Tanz fortziehend.)

Leichter umſchweb' ich die
Muntres Geſchlecht.
Iſt nun die Melodie,
Iſt die Bewegung recht?

Helena.

Ja, das iſt wohlgethan,
Führe die Schönen an
Künſtlichem Reihn.

Fauſt.

Wäre das doch vorbei!
Mich kann die Gaukelei
Gar nicht erfreun.

Euphorion und Chor

(tanzend und ſingend bewegen ſich in verſchlungenen Reihen).

Wenn du der Arme Paar
Lieblich bewegeſt,
Im Glanz dein lockig Haar
Schüttelnd erregeſt;
Wenn dir der Fuß ſo leicht
Ueber die Erde ſchleicht,
Dort und da wieder hin
Glieder um Glied ſich ziehn:
Haſt du dein Ziel erreicht,
Liebliches Kind!
All' unſre Herzen ſind
All' dir geneigt. (Pauſe.)

Euphorion.

Ihr ſeyd ſo viele
Leichtfüßige Rehe,
Zu neuem Spiele
Friſch aus der Nähe!

Ich bin der Jäger,
Ihr seyd das Wild.

Chor.

Willst du uns fangen,
Sey nicht behende;
Denn wir verlangen
Doch nur am Ende
Dich zu umarmen,
Du schönes Bild!

Euphorion.

Nun durch die Haine!
Zu Stock und Steine!
Das leicht Errungene
Das widert mir,
Nur das Erzwungene
Ergötzt mich schier.

Helena und Faust.

Welch ein Muthwill, welch ein Rasen!
Keine Mäßigung ist zu hoffen;
Klingt es doch wie Hörnerblasen
Ueber Thal und Wälder dröhnend.
Welch ein Unfug! Welch Geschrei!

Chor (einzeln schnell eintretend).

Uns ist er vorbei gelaufen;
Mit Verachtung uns verhöhnend,
Schleppt' er von dem ganzen Haufen
Nun die wildeste herbei.

Euphorion
(ein junges Mädchen hereintragend).
Schlepp' ich her die derbe Kleine
Zu erzwungenem Genuſſe;
Mir zur Wonne, mir zur Luſt
Drück' ich widerſpenſtige Bruſt,
Küſſ' ich widerwärtigen Mund,
Thue Kraft und Willen kund.

Mädchen.
Laß mich los! In dieſer Hülle
Iſt auch Geiſtes Muth und Kraft;
Deinem gleich iſt unſer Wille
Nicht ſo leicht hinweggerafft.
Glaubſt du wohl mich im Gedränge?
Deinem Arm vertraust du viel!
Halte feſt, und ich verſenge
Dich den Thoren mir zum Spiel.
(Sie flammt auf und lodert in die Höhe.)
Folge mir in leichte Lüfte,
Folge mir in ſtarre Grüfte,
Hafche das verſchwundne Ziel.

Euphorion (die letzten Flammen abſchüttelnd).
Felſengedränge hier
Zwiſchen dem Waldgebüſch,
Was ſoll die Enge mir,
Bin ich doch jung und friſch.
Winde ſie ſauſen ja,
Wellen ſie brauſen da;
Hör' ich doch beides fern,
Nah wär' ich gern.
(Er ſpringt immer höher Fels auf.)

Helena, Fauſt und Chor.

Wolltest du den Gemſen gleichen?
Vor dem Falle muß uns graun.

Euphorion.

Immer höher muß ich ſteigen,
Immer weiter muß ich ſchaun.
Weiß ich nun wo ich bin!
Mitten der Inſel drinn,
Mitten in Pelops Land,
Erde: wie ſeeverwandt.

Chor.

Magſt nicht in Berg und Wald
Friedlich verweilen,
Suchen wir alſobald
Reben in Zeilen,
Reben am Hügelrand;
Feigen und Apfelgold.
Ach; in dem holden Land
Bleibe du hold!

Euphorion.

Träumt ihr den Friedenstag?
Träume wer träumen mag.
Krieg iſt das Loſungswort!
Sieg! und ſo klingt es fort.

Chor.

Wer im Frieden
Wünſchet ſich Krieg zurück,
Der iſt geſchieden
Vom Hoffnungsglück.

Euphorion.

Welche dieß Land gebar
Aus Gefahr in Gefahr,
Frei, unbegränzten Muths,
Verſchwendriſch eignen Bluts,
Mit nicht zu dämpfendem
Heiligem Sinn,
Alle den Kämpfenden
Bring' es Gewinn!

Chor.

Seht hinauf wie hoch geſtiegen!
Und erſcheint uns doch nicht klein.
Wie im Harniſch, wie zum Siegen,
Wie von Erz und Stahl der Schein.

Euphorion.

Keine Welle, keine Mauern,
Jeder nur ſich ſelbſt bewußt;
Feſte Burg um auszudauern
Iſt des Mannes eh'rne Bruſt.

Wollt ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet raſch in's Feld;
Frauen werden Amazonen
Und ein jedes Kind ein Held.

Chor.

Heilige Poeſie
Himmelan ſteige ſie!
Glänze, der ſchönſte Stern,
Fern und ſo weiter fern,

Und ſie erreicht uns doch
Immer, man hört ſie noch,
Vernimmt ſie gern.

Euphorion.

Nein, nicht ein Kind bin ich erſchienen,
In Waffen kommt der Jüngling an!
Geſellt zu Starken, Freien, Kühnen,
Hat er im Geiſte ſchon gethan.
Nun fort!
Nur dort
Eröffnet ſich zum Ruhm die Bahn.

Helena und Fauſt.

Kaum in's Leben eingerufen,
Heitrem Tag gegeben kaum,
Sehneſt du von Schwindelſtufen
Dich zu ſchmerzenvollem Raum.
Sind denn wir
Gar nichts dir?
Iſt der holde Bund ein Traum?

Euphorion.

Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort wiederdonnern Thal um Thal,
In Staub und Wellen, Heer dem Heere,
In Drang um Drang zu Schmerz und Qual.
Und der Tod
Iſt Gebot,
Das verſteht ſich nun einmal.

Helena, Fauſt und Chor.

Welch Entſetzen! welches Grauen!
Iſt der Tod denn dir Gebot?

Eu-

Euphorion.

Sollt' ich aus der Ferne ſchauen?
Nein! ich theile Sorg' und Noth.

Die Vorigen.

Uebermuth und Gefahr!
Tödtliches Loos.

Euphorion.

Doch! — und ein Flügelpaar
Faltet ſich los!
Dorthin! Ich muß! ich muß!
Gönn't mir den Flug!

(Er wirft ſich in die Lüfte, die Gewande tragen ihn einen Augenblick, ſein Haupt ſtrahlt, ein Lichtſchweif zieht nach.)

Chor.

Ikarus! Ikarus!
Jammer genug.

(Ein ſchöner Jüngling ſtürzt zu der Eltern Füßen, man glaubt in dem Todten eine bekannte Geſtalt zu erblicken; doch das Körperliche verſchwindet ſogleich, die Aureole ſteigt wie ein Komet zum Himmel auf, Kleid, Mantel und Lyra bleiben liegen.)

Helena und Fauſt.

Der Freude folgt ſogleich
Grimmige Pein.

Euphorions

(Stimme aus der Tiefe).

Laß mich im düſtern Reich,
Mutter mich nicht allein!

(Pauſe.)

Ihr ſchmähet meine Dichtung;
Was habt ihr denn gethan?
Wahrhaftig, die Vernichtung
Verneinend fängt ſie an.
Doch ihren ſcharfen Beſen
Strengt ſie vergebens an;
Ihr ſeyd gar nicht geweſen!
Wo träfe ſie euch an?

Haben da und dort zu mäkeln,
An dem äußern Rand zu bäkeln,
Machen mir den kleinen Krieg.
Doch ihr ſchadet eurem Rufe;
Weilt nicht auf der niedern Stufe,
Die ich längſt ſchon überſtieg!

Chor (Trauergesang.)

Nicht allein! — wo du auch weilest,
Denn wir glauben dich zu kennen;
Ach! wenn du dem Tag enteilest
Wird kein Herz von dir sich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend singen wir dein Loos:
Dir in klar' und trüben Tagen
Lied und Muth war schön und groß.

Ach! zum Erdenglück geboren,
Hoher Ahnen, großer Kraft,
Leider! früh dir selbst verloren,
Jugendblüthe weggerafft;
Scharfer Blick die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang,
Liebesgluth der besten Frauen
Und ein eigenster Gesang.

Doch du rannteſt unaufhaltsam
Frei in's willenlose Netz,
So entzweyteſt du gewaltsam
Dich mit Sitte, mit Gesetz;
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Muth Gewicht,
Wollteſt Herrliches gewinnen,
Aber es gelang dir nicht.

Wem gelingt es? — Trübe Frage,
Der das Schicksal sich vermummt,
Wenn am unglückseligsten Tage
Blutend alles Volk verstummt.

Doch erfriſchet neue Lieder,
Steht nicht länger tief gebeugt;
Denn der Boden zeugt ſie wieder,
Wie von je er ſie gezeugt.

(Völlige Pauſe. Die Muſik hört auf.)

Helena (zu Fauſt).

Ein altes Wort bewährt ſich leider auch an mir:
Daß Glück und Schönheit dauerhaft ſich nicht vereint.
Zerriſſen iſt des Lebens wie der Liebe Band;
Bejammernd beide, ſag' ich ſchmerzlich Lebewohl!
Und werfe mich noch einmal in die Arme dir.
Perſephoneia nimm den Knaben auf und mich.

(Sie umarmt Fauſt, das Körperliche verſchwindet, Kleid und Schleier bleiben ihm in den Armen.)

Phorkyas (zu Fauſt).

Halte feſt was dir von allem übrig blieb.
Das Kleid laß es nicht los. Da zupfen ſchon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte feſt!
Die Göttin iſt's nicht mehr die du verlorſt,
Doch göttlich iſt's. Bediene dich der hohen
Unſchätzbar'n Gunſt und hebe dich empor,
Es trägt dich über alles Gemeine raſch
Am Aether hin, ſo lange du dauern kannſt.
Wir ſehn uns wieder, weit gar weit von hier.

(Helenens Gewande löſen ſich in Wolken auf, umgeben Fauſt, heben ihn in die Höhe und ziehen mit ihm vorüber.)

Phorkyas

(nimmt Euphoriens Kleid, Mantel und Lyra von der Erde, tritt in's Proscenium, hebt die Cruren in die Höhe und spricht).

Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich ist verschwunden,
Doch ist mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug Poeten einzuweihen,
Zu stiften Gild- und Handwerksneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg' ich wenigstens das Kleid.

(Sie setzt sich im Proscenium an eine Säule nieder).

Panthalis.

Nun eilig Mädchen! Sind wir doch den Zauber los,
Der alt-thessalischen Vettel wüsten Geisteszwang;
So des Geklimpers viel-verworrner Töne Rausch,
Das Ohr verwirrend, schlimmer noch den innern Sinn.
Hinab zum Hades! Eilte doch die Königin
Mit ernstem Gang hinunter. Ihrer Sohle sey
Unmittelbar getreuer Mägde Schritt gefügt.
Wir finden sie am Throne der Unerforschlichen.

Chor.

Königinnen freilich überall sind sie gern;
Auch im Hades stehen sie oben an,
Stolz zu ihres Gleichen gesellt,
Mit Persephonen innigst vertraut;
Aber wir im Hintergrunde
Tiefer Asphodelos-Wiesen,
Langgestreckten Pappeln,
Unfruchtbaren Weiden zugesellt,
Welchen Zeitvertreib haben wir?

Fledermaus gleich zu pipſen,
Geflüſter, unerfreulich, geſpenſtig.

Chorführerin.

Wer keinen Namen ſich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an, ſo fahret hin!
Mit meiner Königin zu ſeyn verlangt mich heiß;
Nicht nur Verdienſt, auch Treue wahrt uns die Perſon.
(Ab.)

Alle.

Zurückgegeben ſind wir dem Tageslicht;
Zwar Perſonen nicht mehr,
Das fühlen, das wiſſen wir,
Aber zum Hades kehren wir nimmer.
Ewig lebendige Natur
Macht auf uns Geiſter,
Wir auf ſie vollgültigen Anſpruch.

Ein Theil des Chors.

Wir in dieſer tauſend Aeſte Flüſterzittern, Säuſelſchweben,
Reizen tändelnd, locken leiſe, wurzelauf des Lebens Quellen
Nach den Zweigen; bald mit Blättern, bald mit Blüthen überſchwenglich
Zieren wir die Flatterhaare frei zu luftigem Gedeihn.
Fällt die Frucht, ſogleich verſammeln, lebensluſtig Volk und Heerden
Sich zum Greifen, ſich zum Naſchen, eilig kommend, emſig drängend,
Und, wie vor den erſten Göttern, bückt ſich alles um uns her.

Ein andrer Theil.

Wir an dieſer Felſenwände weithinleuchtend glattem Spiegel

Schmiegen wir, in ſanften Wellen uns bewegend, ſchmeichelnd an;
Horchen, lauſchen jedem Laute, Vogelſingen, Röhrigflöten;
Sey es Pans furchtbarer Stimme, Antwort iſt ſogleich bereit;
Säuſelt's, ſäuſeln wir erwidernd, donnert's, rollen unſre Donner
In erſchütterndem Verdoppeln, dreyfach, zehnfach hinten nach.

Ein dritter Theil.

Schweſtern! Wir bewegtern Sinnes, eilen mit den Bächen weiter;
Denn es reizen jener Ferne reichgeſchmückte Hügelzüge.
Immer abwärts, immer tiefer, wäſſern wir, mäandriſch wallend,
Jetzt die Wieſe, dann die Matten, gleich den Garten um das Haus.
Dort bezeichnen's der Cypreſſen ſchlanke Wipfel, über Landſchaft,
Uferzug und Wellenſpiegel nach dem Aether ſteigende.

Ein vierter Theil.

Walt ihr andern wo's beliebet, wir umzingeln, wir umrauſchen
Den durchaus bepflanzten Hügel, wo am Stab die Rebe grünt;
Dort zu aller Tage Stunden läßt die Leidenſchaft des Winzers
Uns des liebevollſten Fleißes zweifelhaft Gelingen ſehn.
Bald mit Hacke, bald mit Spaten, bald mit Häufeln, Schneiden, Binden.
Betet er zu allen Göttern, vörderſamſt zum Sonnengott.

Bacchus kümmert ſich, der Weichling, wenig um den treuen Diener,
Ruht in Lauben, lehnt in Höhlen, faſelnd mit dem jüngſten Faun.
Was zu ſeiner Träumereyen halbem Rauſch er je bedurfte,
Immer bleibt es ihm in Schläuchen, ihm in Krügen und Gefäßen,
Rechts und links der kühlen Grüfte ewige Zeiten aufbewahrt.
Haben aber alle Götter, hat nun Helios vor allen,
Lüftend, feuchtend, wärmend, gluthend, Beeren-Füllhorn aufgebäuft,
Wo der ſtille Winzer wirkte, dort auf einmal wird's lebendig,
Und es rauſcht in jedem Laube, raſchelt um von Stock zu Stock;
Körbe knarren, Eimer klappern, Tragebutten ächzen hin,
Alles nach der großen Kufe zu der Keltrer kräftigem Tanz;
Und ſo wird die heilige Fülle reingeborner ſaftiger Beeren
Frech zertreten; ſchäumend, ſprühend miſcht ſich's widerlich zerquetſcht.
Und nun gellt in's Ohr der Cymbeln mit der Becken Erzgetöne,
Denn es hat ſich Dionyſos aus Myſterien enthüllt;
Kommt hervor mit Ziegenfüßlern, ſchwenkend Ziegenfüßlerinnen,
Und dazwiſchen ſchreit unbändig grell Silenus ohrig Thier.
Nichts geſchont! Geſpaltne Klauen reten alle Sitte nieder,
Alle Sinne wirbeln taumlich, gräßlich übertäubt das Ohr.
Nach der Schale tappen Trunkne, überfüllt ſind Kopf und Wänſte,

Sorglich iſt noch ein und andrer, doch vermehrt er die Tumulte,
Denn um neuen Moſt zu bergen, leert man raſch den alten Schlauch!

(Der Vorhang fällt.)

Phorkyas

(im Proſcenium richtet ſich rieſenhaft auf, tritt von den Cothurnen herunter, lehnt Maske und Schleier zurück und zeigt ſich als Mephiſtopheles, um, in ſofern es nöthig wäre, im Epilog das Stück zu commentiren).

Vierter Act.

Hochgebirg,

ſtarke zackige Felſen-Gipfel. Eine Wolke zieht vorbei, lehnt ſich an, ſenkt ſich auf eine vorſtehende Platte heraus. Sie theilt ſich.

Faust (tritt hervor).

Der Einſamkeiten tiefſte ſchauend unter meinem Fuß,
Betret' ich wohlbedächtig dieſer Gipfel Saum,
Entlaſſend meiner Volke Tragweck, die mich ſanft
An klaren Tagen über Land und Meer geführt.
Sie löſ'rt ſich langſam, nicht zerſtiebend, von mir ab.
Nach Oſten ſtrebt die Maſſe mit geballtem Zug,
Ihr ſtrebt das Auge ſtaunend in Bewundrung nach.
Sie theilt ſich wandelnd, wogenhaft, veränderlich.
Doch will ſich's modeln. — Ja! das Auge trügt mich nicht! —
Auf ſonnebglänzten Pfühlen herrlich hingeſtreckt,
Zwar rieſenhaft, ein göttergleiches Frauengebild,
Ich ſeh's! Junonen ähnlich, Leda'n, Helenen,
Wie majeſtätiſch lieblich mir's im Auge ſchwankt.
Ach! ſchon verrückt ſich's! Formlos breit und aufgethürmt,
Ruht es in Oſten, fernen Eisgebirgen gleich,
Und ſpiegelt blendend flüchtiger Tage großen Sinn,

Doch mir umſchwebt ein zarter lichter Nebelſtreif
Noch Bruſt und Stirn, erheiternd, kühl und ſchmeichelhaft.
Nun ſteigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf,
Fügt ſich zuſammen. — Täuſcht mich ein entzückend Bild,
Als jugendſtes, längſtentbehrtes höchſtes Gut?
Des tiefſten Herzens frühſte Schätze quellen auf,
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den ſchnellempfundnen, erſten, kaum verſtandnen Blick,
Der, feſtgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenſchönheit ſteigert ſich die holde Form,
Löſ't ſich nicht auf, erhebt ſich in den Aether hin,
Und zieht das Beſte meines Innern mit ſich fort.

Ein Sieben-Meilenſtiefel tappt auf.

Ein Anderer folgt alsbald.

Mephiſtopheles ſteigt ab.

Die Stiefel ſchreiten eilig weiter.

Mephiſtopheles.

Das heiß' ich endlich vorgeſchritten!
Nun aber ſag', was fällt dir ein?
Steigſt ab in ſolcher Gräuel Mitten,
Im gräßlich gähnenden Geſtein?
Ich kenn' es wohl, doch nicht an dieſer Stelle,
Denn eigentlich war das der Grund der Hölle.

Fauſt.

Es fehlt dir nie an närriſchen Legenden,
Fängſt wieder an dergleichen auszuſpenden.

Mephiſtopheles (ernſthaft).

Als Gott der Herr — ich weiß auch wohl warum, —
Uns, aus der Luft, in tiefſte Tiefen bannte,
Da, wo centraliſch glühend, um und um,
Ein ewig Feuer flammend ſich durchbrannte,

Wir fanden uns bei allzugroßer Hellung
In ſehr gedrängter unbequemer Stellung.
Die Teufel fingen ſämmtlich an zu huſten,
Von oben und von unten auszupuſten;
Die Hölle ſchwoll von Schwefel-Stank und Säure,
Das gab ein Gas! das ging in's Ungeheure,
So daß gar bald der Länder flache Kruſte,
So dick ſie war, zerkrachend berſten mußte.
Nun haben wir's an einem andern Zipfel,
Was ehmals Grund war iſt nun Gipfel.
Sie gründen auch hierauf die rechten Lehren
Das Unterſte in's Oberſte zu kehren.
Denn wir entrannen knechtiſch-heißer Gruft
In's Uebermaß der Herrſchaft freier Luft.
Ein offenbar Geheimniß wohl verwahrt
Und wird nur ſpät den Völkern offenbart.

(Ephes. 6. 12.)

Fauſt.

Gebirgesmaſſe bleibt mir edel-ſtumm,
Ich frage nicht woher und nicht warum? —
Als die Natur ſich in ſich ſelbſt gegründet,
Da hat ſie rein den Erdball abgerundet,
Der Gipfel ſich, der Schluchten ſich erfreut,
Und Fels an Fels und Berg an Berg gereiht;
Die Hügel dann bequem hinabgebildet,
Mit ſanftem Zug ſie in das Thal gemildet.
Da grünt's und wächſt's, und um ſich zu erfreuen
Bedarf ſie nicht der tollen Strudeleyen.

Mephiſtopheles.

Das ſprecht ihr ſo! Das ſcheint euch ſonnenklar,
Doch weiß es anders der zugegen war.

„Die Feinde ſie bedrohen dich,
Das mehrt von Tag zu Tage ſich,
Wie dir doch gar nicht graut!“
Das ſeh' ich alles unbewegt,
Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngſt ich abgelegt.
Und iſt die nächſte reif genung,
Abſtreif' ich die ſogleich,
Und wandle neu belebt und jung
Im friſchen Götterreich.

Ich war dabei, als noch da drunten, siedend,
Der Abgrund schwoll und strömend Flammen trug;
Als Molochs Hammer, Fels an Felsen schmiedend,
Gebirges-Trümmer in die Ferne schlug.
Noch starrt das Land von fremden Centnermassen;
Wer gibt Erklärung solcher Schleudermacht?
Der Philosoph, er weiß es nicht zu fassen,
Da liegt der Fels, man muß ihn liegen lassen,
Zu Schanden haben wir uns schon gedacht. —
Das treu-gemeine Volk allein begreift
Und läßt sich im Begriff nicht stören;
Ihm ist die Weisheit längst gereift:
Ein Wunder ist's, der Satan kommt zu Ehren.
Mein Wandrer dinkt an seiner Glaubenskrücke,
Zum Teufelsstein, zur Teufelsbrücke.

Faust.

Es ist doch auch bemerkenswerth zu achten,
Zu sehn wie Teufel die Natur betrachten.

Mephistopheles.

Was geht mich's an! Natur sey wie sie sey!
's ist Ehrenpunkt: der Teufel war dabei!
Wir sind die Leute Großes zu erreichen;
Tumult, Gewalt und Unsinn! sieh das Zeichen! —
Doch, daß ich endlich ganz verständlich spreche,
Gefiel dir nichts an unsrer Oberfläche?
Du übersahst, in ungemess'nen Weiten,
„Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten."
(Matth. 4.)

Doch, ungenügsam wie du bist,
Empfandest du wohl kein Gelüst?

Fauſt.

Und doch! ein Groſſes zog mich an.
Errathe!

Mephiſtopheles.

Das iſt bald gethan.
Ich ſuchte mir ſo eine Hauptſtadt aus,
Im Kerne Bürger-Nahrungs-Graus,
Krummenge Gäßchen, ſpitze Giebeln,
Beſchränkten Markt, Kohl, Rüben, Zwiebeln;
Fleiſchbänke wo die Schmeißen hauſen,
Die fetten Braten anzuſchmauſen;
Da findeſt du zu jeder Zeit
Gewiß Geſtank und Thätigkeit.
Dann weite Plätze, breite Straßen,
Vornehmen Schein ſich anzumaßen;
Und endlich, wo kein Thor beſchränkt,
Vorſtädte gränzenlos verlängt.
Da freut' ich mich an Rollekutſchen,
Am lärmigen Hin- und Wiederrutſchen,
Am ewigen Hin- und Wiederlaufen,
Zerſtreuter Ameis-Wimmelhaufen.
Und, wenn ich führe, wenn ich ritte,
Erſchien ich immer ihre Mitte,
Von Hunderttauſenden verehrt.

Fauſt.

Das kann mich nicht zufrieden ſtellen!
Man freut ſich daß das Volk ſich mehrt,
Nach ſeiner Art behaglich nährt,
Sogar ſich bildet, ſich belehrt, —
Und man erzieht ſich nur Rebellen.

Mephiſtopheles.

Dann baut' ich, grandios, mir ſelbſt bewußt,
Am luſtigen Ort ein Schloß zur Luſt.
Wald, Hügel, Flächen, Wieſen, Feld
Zum Garten prächtig umbeſtellt.
Vor grünen Wänden Sammet-Matten,
Schnurwege, kunſtgerechte Schatten,
Cascadenſturz, durch Fels zu Fels gepaart,
Und Waſſerſtrahlen aller Art;
Ehrwürdig ſteigt es dort, doch an den Seiten,
Da ziſcht's und piſcht's, in tauſend Kleinigkeiten.
Dann aber ließ ich allerſchönſten Frauen,
Vertraut-bequeme Häuslein bauen;
Verbrächte da gränzenloſe Zeit
In allerliebſt-geſelliger Einſamkeit.
Ich ſage Frau'n; denn ein für allemal
Denk' ich die Schönen im Plural.

Fauſt.

Schlecht und medern! Sardanapal!

Mephiſtopheles.

Erräth man wohl wornach du ſtrebteſt?
Es war gewiß erhaben kühn.
Der du dem Mond um ſo viel näher ſchwebteſt,
Dich zog wohl deine Sucht dahin?

Fauſt.

Mit nichten! dieſer Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten.
Erſtaunenswürdiges ſoll gerathen,
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß.

Mephiſtopheles.

Und alſo willſt du Ruhm verdienen?
Man merkt's du kommſt von Heroinen.

Fauſt.

Herrſchaft gewinn' ich, Eigenthum!
Die That iſt alles, nichts der Ruhm.

Mephiſtopheles.

Doch werden ſich Poeten finden,
Der Nachwelt deinen Glanz zu künden,
Durch Thorheit Thorheit zu entzünden.

Fauſt.

Von allem iſt dir nichts gewährt.
Was weißt du, was der Menſch begehrt?
Dein widrig Weſen, bitter, ſcharf,
Was weiß es, was der Menſch bedarf?

Mephiſtopheles.

Geſchehe denn nach deinem Willen!
Vertraue mir den Umfang deiner Grillen.

Fauſt.

Mein Auge war auf's hohe Meer gezogen;
Es ſchwoll empor, ſich in ſich ſelbſt zu thürmen.
Dann ließ es nach und ſchüttelte die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu beſtürmen.
Und das verdroß mich; wie der Uebermuth
Den freien Geiſt, der alle Rechte ſchätzt,
Durch leidenſchaftlich aufgeregtes Blut
In's Mißbehagen des Gefühls verſetzt.
Ich hielt's für Zufall, ſchärfte meinen Blick,
Die Woge ſtand und rollte dann zurück,
Entfernte ſich vom ſtolz erreichten Ziel;
Die Stunde kommt, ſie wiederholt das Spiel.

Mephistopheles (ad Spectatores).

Da iſt für mich nichts Neues zu erfahren,
Das kenn' ich ſchon ſeit hunderttauſend Jahren.

Fauſt
(leidenſchaftlich fortfahrend).

Sie ſchleicht heran, an aber tauſend Enden
Unfruchtbar ſelbſt Unfruchtbarkeit zu ſpenden;
Nun ſchwillt's und wächſt und rollt und überzieht
Der wüſten Strecke widerlich Gebiet.
Da herrſchet Well' auf Welle kraftbegeiſtet,
Zieht ſich zurück und es iſt nichts geleiſtet,
Was zur Verzweiflung mich beängſtigen könnte!
Zwecklo'e Kraft unbändiger Elemente!
Da wagt mein Geiſt ſich ſelbſt zu überfliegen;
Hier möcht' ich kämpfen, dieß möcht' ich beſiegen.

Und es iſt möglich! — fluthend wie ſie ſey,
An jedem Hügel ſchmiegt ſie ſich vorbei;
Sie mag ſich noch ſo übermüthig regen,
Geringe Höhe ragt ihr ſtolz entgegen,
Geringe Tiefe zieht ſie mächtig an.
Da faß' ich ſchnell im Geiſte Plan auf Plan:
Erlange dir das köſtliche Genießen
Das herrliche Meer vom Ufer auszuſchließen,
Der feuchten Breite Gränzen zu verengen
Und, weit hinein, ſie in ſich ſelbſt zu drängen.
Von Schritt zu Schritt wußt' ich mir's zu erörtern.
Das iſt mein Wunſch, den wage zu befördern!

(Trommeln und kriegeriſche Muſik im Rücken der Zuſchauer, aus der Ferne, von der rechten Seite her.)

Me-

Mephiſtopheles.

Wie leicht iſt das! — hörſt du die Trommeln fern?

Fauſt.

Schon wieder Krieg! der Kluge hört's nicht gern.

Mephiſtopheles.

Krieg oder Frieden. Klug iſt das Bemühen
Aus jedem Umſtand ſeinen Vortheil ziehen.
Man paßt, man merkt auf jedes günſtige Nu;
Gelegenheit iſt da, nun Fauſte greife zu!

Fauſt.

Mit ſolchem Räthſelkram verſchone mich!
Und kurz und gut, was ſoll's? Erkläre dich.

Mephiſtopheles.

Auf meinem Zuge blieb mir nicht verborgen,
Der gute Kaiſer ſchwebt in großen Sorgen,
Du kennſt ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falſchen Reichthum in die Hände ſpielten,
Da war die ganze Welt ihm feil.
Denn jung ward ihm der Thron zu Theil,
Und ihm beliebt' es falſch zu ſchließen:
Es könne wohl zuſammengehn,
Und ſey recht wünſchenswerth und ſchön,
Regieren und zugleich genießen.

Fauſt.

Ein großer Irrthum. Wer befehlen ſoll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.
Ihm iſt die Bruſt von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Menſch ergründen.
Was er den Treuſten in das Ohr geraunt,
Es iſt gethan und alle Welt erſtaunt.

So wird er ſtets der Allerhöchſte ſeyn,
Der Würdigſte —; Genießen macht gemein.

Mephiſtopheles.

So iſt er nicht! Er ſelbſt genoß und wie?
Indeß zerfiel das Reich in Anarchie,
Wo Groß und Klein ſich kreuz und quer befehdeten,
Und Brüder ſich vertrieben, tödteten,
Burg gegen Burg, Stadt gegen Stadt,
Zunft gegen Adel Fehde hat,
Der Biſchof mit Capitel und Gemeinde;
Was ſich nur anſah waren Feinde.
In Kirchen Mord und Todtſchlag, vor den Thoren
Iſt jeder Kauf- und Wandersmann verloren.
Und allen wuchs die Kühnheit nicht gering;
Denn leben hieß: ſich wehren — Nun, das ging.

Fauſt.

Es ging, es hinkte, fiel, ſtand wieder auf,
Dann überſchlug ſich's, rollte plump zu Hauf.

Mephiſtopheles.

Und ſolchen Zuſtand durfte niemand ſchelten,
Ein jeder konnte, jeder wollte gelten:
Der Kleinſte ſelbſt er galt für voll;
Doch war's zuletzt den Beſten allzutoll.
Die Tüchtigen ſie ſtanden auf mit Kraft
Und ſagten: Herr iſt der uns Ruhe ſchafft.
Der Kaiſer kann's nicht, will's nicht — laßt uns wählen
Den neuen Kaiſer, neu das Reich beſeelen,
Indem er jeden ſicher ſtellt,
In einer friſch geſchaffnen Welt
Friedʼ und Gerechtigkeit vermählen.

Fauſt.

Das klingt ſehr pfäffiſch.

Mephiſtopheles.

Pfaffen waren's auch,
Sie ſicherten den wohlgenährten Bauch;
Sie waren mehr, als andere betheiligt.
Der Aufruhr ſchwoll, der Aufruhr ward geheiligt;
Und unſer Kaiſer, den wir froh gemacht,
Zieht ſich hieher, vielleicht zur letzten Schlacht.

Fauſt.

Er jammert mich, er war ſo gut und offen.

Mephiſtopheles.

Komm, ſehn wir zu, der Lebende ſoll hoffen.
Befrei'n wir ihn aus dieſem engen Thale!
Einmal gerettet iſt's für tauſend Male.
Wer weiß wie noch die Würfel fallen?
Und hat er Glück, ſo hat er auch Vaſallen.

(Sie ſteigen über das Mittelgebirg herüber und beſchauen die Anordnung des Heeres im Thal. Trommeln und Kriegsmuſik ſchallt von unten auf.)

Mephiſtopheles.

Die Stellung, ſeh' ich, gut iſt ſie genommen;
Wir treten zu, dann iſt der Sieg vollkommen.

Fauſt.

Was kann da zu erwarten ſeyn?
Trug! Zauberblendwerk! Hohler Schein.

Mephiſtopheles.

Kriegsliſt um Schlachten zu gewinnen!
Befeſtige dich bei großen Sinnen,

Indem du deinen Zweck bedenkſt.
Erhalten wir dem Kaiſer Thron und Lande,
So knieſt du nieder und empfängſt
Die Lehn von gränzenloſem Strande.

Fauſt.

Schon manches haſt du durchgemacht,
Nun, ſo gewinn' auch eine Schlacht.

Mephiſtopheles.

Nein, du gewinnſt ſie! dieſes Mal
Biſt du der Obergeneral.

Fauſt.

Das wäre mir die rechte Höhe,
Da zu befehlen wo ich nichts verſtehe!

Mephiſtopheles.

Laß du den Generalſtab ſorgen
Und der Feldmarſchall iſt geborgen.
Kriegsunrath hab' ich längſt verſpürt,
Den Kriegsrath gleich voraus formirt
Aus Urgebirgs Urmenſchenkraft;
Wohl dem der ſie zuſammenrafft.

Fauſt.

Was ſeh' ich dort was Waffen trägt?
Haſt du das Bergvolk aufgeregt?

Mephiſtopheles.

Nein! aber gleich Herrn Peter Squenz
Vom ganzen Praß die Quinteſenz.

Die drey Gewaltigen (treten auf).

(Sam. II. 23. 8.)

Mephiſtopheles.

Da kommen meine Burſche ja!
Du ſiehſt, von ſehr verſchiednen Jahren,

Verſchiednem Kleid und Rüſtung ſind ſie da;
Du wirſt nicht ſchlecht mit ihnen fahren.

(Ad Spectatores.)

Es liebt ſich jetzt ein jedes Kind
Den Harniſch und den Ritterkragen;
Und, allegoriſch wie die Lumpen ſind,
Sie werden nur um deſto mehr behagen.

Raufebold

(jung, leicht bewaffnet, bunt gekleidet).

Wenn einer mir in's Auge ſieht
Werd' ich ihm mit der Fauſt gleich in die Freſſe fahren,
Und eine Memme, wenn ſie flieht,
Faſſ' ich bei ihren letzten Haaren.

Habebald

(männlich, wohl bewaffnet, reich gekleidet).

So leere Händel das ſind Poſſen,
Damit verdirbt man ſeinen Tag;
Im Nehmen ſey nur unverdroſſen,
Nach allem andern frag' hernach.

Haltefeſt

(bejahrt, ſtark bewaffnet, ohne Gewand).

Damit iſt auch nicht viel gewonnen!
Bald iſt ein großes Gut zerronnen,
Es rauſcht im Lebensſtrom hinab.
Zwar nehmen iſt recht gut, doch beſſer iſt's behalten;
Laß du den grauen Kerl nur walten
Und niemand nimmt dir etwas ab.

(Sie ſteigen allzuſammen tiefer.)

Ihr guten Kinder,
Ihr armen Sünder,
Zupft mir am Mantel —
Laßt nur den Handel!
Ich werde wallen
Und laß ihn fallen;
Wer ihn erwischet,
Der iſt erfriſchet.

Ueber Moſes Leichnam ſtritten
Selige mit Fluch-Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten,
Kannten ſie doch kein Verſchonen!
Greift der ſtets bewußte Meiſter
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Puſtrichs-Geiſter;
Engel brachten ihn zu Grabe.

Auf dem Vorgebirg.

Trommeln und kriegerische Musik von unten.
Des Kaisers Zelt wird aufgeschlagen.

Kaiser. Obergeneral. Trabanten.

Obergeneral.

Noch immer scheint der Vorsatz wohl erwogen,
Daß wir in dieß gelegene Thal
Das ganze Heer gedrängt zurückgezogen;
Ich hoffe fest uns glückt die Wahl.

Kaiser.

Wie es nun geht, es muß sich zeigen;
Doch mich verdrießt die halbe Flucht, das Weichen.

Obergeneral.

Schau hier, mein Fürst, auf unsre rechte Flanke!
Solch ein Terrain wünscht sich der Kriegsgedanke:
Nicht steil die Hügel, doch nicht allzugänglich,
Den Unsern vortheilhaft, dem Feind verfänglich,
Wir, halb versteckt, auf wellenförmigem Plan,
Die Reiterey sie wagt sich nicht heran.

Kaiser.

Mir bleibt nichts übrig als zu loben;
Hier kann sich Arm und Brust erproben.

Obergeneral.

Hier, auf der Mittelwiese flachen Räumlichkeiten,
Siehst du den Phalanx, wohlgemuth zu streiten.
Die Piken blinken flimmernd in der Luft,
Im Sonnenglanz, durch Morgennebelduft.

Wie dunkel wogt das mächtige Quadrat!
Zu Tauſenden glüht's hier auf große That.
Du kannſt daran der Maſſe Kraft erkennen,
Ich trau' ihr zu der Feinde Kraft zu trennen.

Kaiſer.

Den ſchönen Blick hab' ich zum erſten Mal.
Ein ſolches Heer gilt für die Doppelzahl.

Obergeneral.

Von unſrer Linken hab' ich nichts zu melden,
Den ſtarren Fels beſetzen wackre Helden.
Das Steingeklipp, das jetzt von Waffen blitzt,
Den wichtigen Paß der engen Klauſe ſchützt.
Ich ahne ſchon hier ſcheitern Feindeskräfte
Unvorgeſehn im blutigen Geſchäfte.

Kaiſer.

Dort ziehn ſie her die falſchen Anverwandten,
Wie ſie mich Oheim, Vetter, Bruder nannten,
Sich immer mehr und wieder mehr erlaubten,
Dem Scepter Kraft, dem Thron Verehrung raubten,
Dann, unter ſich entzweyt, das Reich verheerten,
Und nun geſammt ſich gegen mich empörten.
Die Menge ſchwankt im ungewiſſen Geiſt,
Dann ſtrömt ſie nach, wohin der Strom ſie reißt.

Obergeneral.

Ein treuer Mann, auf Kundſchaft ausgeſchickt,
Kommt eilig felſenab; ſey's ihm geglückt!

Erſter Kundſchafter.

Glücklich iſt ſie uns gelungen,
Liſtig, muthig unſre Kunſt,
Daß wir hin und her gedrungen;
Doch wir bringen wenig Gunſt.

Viele ſchwören reine Huldigung
Dir, wie manche treue Schaar;
Doch Unthätigkeits-Entſchuldigung
Innere Gährung, Volksgefahr.

Kaiſer.

Sich ſelbſt erhalten bleibt der Selbſtſucht Lehre,
Nicht Dankbarkeit und Neigung, Pflicht und Ehre.
Bedenkt ihr nicht, wenn eure Rechnung voll,
Daß Nachbars Hausbrand Euch verzehren ſoll?

Obergeneral.

Der Zweyte kommt, nur langſam ſteigt er nieder,
Dem müden Manne zittern alle Glieder.

Zweyter Kundſchafter.

Erſt gewahrten wir vergnüglich
Wilden Weſens irren Lauf;
Unerwartet, unverzüglich
Trat ein neuer Kaiſer auf.
Und auf vorgeſchriebenen Bahnen
Zieht die Menge durch die Flur;
Den entrollten Lügenfahnen
Folgen alle. — Schafsnatur!

Kaiſer.

Ein Gegenkaiſer kommt mir zum Gewinn,
Nun fühl' ich erſt, daß Ich der Kaiſer bin.
Nur als Soldat legt' ich den Harniſch an,
Zu höh'rem Zweck iſt er nun umgethan.
Bei jedem Feſt, wenn's noch ſo glänzend war,
Nichts ward vermißt, mir fehlte die Gefahr.
Wie ihr auch ſeyd, zum Ringſpiel rüſtet ihr,
Mir ſchlug das Herz, ich athmete Turnier;

Und hättet ihr mir nicht vom Kriegen abgerathen,
Jetzt glänzt' ich ſchon in lichten Heldenthaten.
Selbſtſtändig fühlt' ich meine Bruſt beſiegelt
Als ich mich dort im Feuerreich beſpiegelt;
Das Element drang gräßlich auf mich los;
Es war nur Schein, allein der Schein war groß.
Von Sieg und Ruhm hab' ich verwirrt geträumt,
Ich bringe nach was frevelhaft verſäumt.

(Die Herolde werden abgefertigt zu Herausforderung des Gegenkaiſers.)

Fauſt gepanzert, mit halbgeſchloſſenem Helme.

Die drey Gewaltigen gerüſtet und gekleidet wie oben.

Fauſt.

Wir treten auf und hoffen ungeſcholten;
Auch ohne Noth hat Vorſicht wohl gegolten.
Du weißt das Bergvolk denkt und ſimulirt,
Iſt in Natur- und Felſenſchrift ſtudirt.
Die Geiſter, längſt dem flachen Land entzogen,
Sind mehr als ſonſt dem Felsgebirg gewogen.
Sie wirken ſtill durch labyrinthiſche Klüfte,
Im edlen Gas metalliſch reicher Düfte;
Im ſteten Sondern, Prüfen und Verbinden
Ihr einziger Trieb iſt Neues zu erfinden.
Mit leiſem Finger geiſtiger Gewalten
Erbauen ſie durchſichtige Geſtalten;
Dann im Kryſtall und ſeiner ewigen Schweigniß
Erblicken ſie der Oberwelt Ereigniß.

Kaiſer.

Vernommen hab ich's und ich glaube dir;
Doch wackrer Mann, ſag' an: was ſoll das hier?

Faust.

Der Negromant von Norcia, der Sabiner,
Ist dein getreuer, ehrenhafter Diener.
Welch gräulich Schicksal droht' ihm ungeheuer,
Das Reisig praſſelte, ſ'von züngelte das Feuer;
Die trocknen Scheite, rings umher verſchränkt,
Mit Pech und Schwefelruthen untermengt;
Nicht Mensch, noch Gott, noch Teufel konnte retten,
Die Majestät zersprengte glühende Ketten.
Dort war's in Rom. Er bleibt dir hoch verpflichtet,
Auf deinen Gang in Sorge stets gerichtet.
Von jener Stund' an ganz vergaß er sich,
Er fragt den Stern, die Tiefe nur für Dich.
Er trug uns auf, als eiligstes Geschäfte,
Bei dir zu stehn. Groß sind des Berges Kräfte;
Da wirkt Natur so übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfſinn schilt es Zauberey.

Kaiser.

Am Freudentag wenn wir die Gäste grüßen,
Die heiter kommen, heiter zu genießen,
Da freut uns jeder wie er schiebt und drängt,
Und, Mann für Mann, der Säle Raum verengt;
Doch höchſt willkommen muß der Biedre seyn,
Tritt er als Beiſtand kräftig zu uns ein,
In Morgenſtunde, die bedenklich waltet,
Weil über ihr des Schicksals Wage schaltet.
Doch lenket hier, im hohen Augenblick,
Die ſtarke Hand vom willigen Schwert zurück,
Ehrt den Moment, wo manche Tauſend schreiten,
Für oder wider mich zu streiten.

Selbſt iſt der Mann! Wer Thron und Kron' begehrt,
Perſönlich ſey er ſolcher Ehren werth.
Sey das Geſpenſt, das gegen uns erſtanden,
Sich Kaiſer nennt und Herr von unſern Landen,
Des Heeres Herzog, Lehnsherr unſrer Großen,
Mit eigner Fauſt in's Todtenreich geſtoßen!

Fauſt.

Wie es auch ſey das Große zu vollenden,
Du thuſt nicht wohl dein Haupt ſo zu verpfänden.
Iſt nicht der Helm mit Kamm und Buſch geſchmückt?
Er ſchützt das Haupt das unſern Muth entzückt.
Was, ohne Haupt, was förderten die Glieder?
Denn ſchläfert jenes, alle ſinken nieder;
Wird es verletzt, gleich alle ſind verwundet;
Erſtehen friſch, wenn jenes raſch geſundet.
Schnell weiß der Arm ſein ſtarkes Recht zu nützen,
Er hebt den Schild den Schädel zu beſchützen;
Das Schwert gewahret ſeiner Pflicht ſogleich,
Lenkt kräftig ab und wiederholt den Streich;
Der tüchtige Fuß nimmt Theil an ihrem Glück,
Setzt dem Erſchlagnen friſch ſich in's Genick.

Kaiſer.

Das iſt mein Zorn, ſo möcht' ich ihn behandeln,
Das ſtolze Haupt in Schemeltritt verwandeln!

Herolde (kommen zurück).

Wenig Ehre, wenig Geltung
Haben wir daſelbſt genoſſen,
Unſrer kräftig edlen Meldung
Lachten ſie als ſchaler Poſſen:

„Euer Kaiser iſt verſchollen,
Echo dort im engen Thal;
Wenn wir ſein gedenken ſollen,
Mährchen ſagt: — Es war einmal.“

Fauſt.

Dem Wunſch gemäß der Beſten iſt's geſchehn,
Die, feſt und treu, an deiner Seite ſtehn.
Dort naht der Feind, die Deinen harren brünſtig;
Befiehl den Angriff, der Moment iſt günſtig.

Kaiſer.

Auf das Commando leiſt' ich hier Verzicht.
(Zum Oberfeldherrn.)
In deinen Händen, Fürſt, ſey deine Pflicht.

Obergeneral.

So trete denn der rechte Flügel an!
Des Feindes Linke, eben jetzt im Steigen,
Soll, eh' ſie noch den letzten Schritt gethan,
Der Jugendkraft geprüfter Treue weichen.

Fauſt.

Erlaube denn, daß dieſer muntre Held
Sich ungeſäumt in deine Reihen ſtellt,
Sich deinen Reihen innigſt einverleibt
Und, ſo geſellt, ſein kräftig Weſen treibt.
(Er deutet zur Rechten.)

Raufebold (tritt vor).

Wer das Geſicht mir zeigt der kehrt's nicht ab
Als mit zerſchlagnen Unter- und Oberbacken;
Wer mir den Rücken kehrt, gleich liegt ihm ſchlapp
Hals, Kopf und Schopf hinſchlotternd graß im Nacken.

Und ſchlagen deine Männer dann,
Mit Schwert und Kolben wie ich wüthe,
So ſtürzt der Feind, Mann über Mann,
Erſäuft im eigenen Geblüte.

(Ab.)

Oberaeneral.

Der Phalanx unſrer Mitte folge ſacht,
Dem Feind begegn' er, ring mit aller Macht;
Ein wenig rechts dort hat bereits, erbittert,
Der Unſern Streitkraft ihren Plan erſchüttert.

Fauſt

(auf den Mittelſten deutend).

So folge denn auch dieſer deinem Wort.

Habebald

(tritt hervor).

Dem Heldenmuth der Kaiſerſchaaren
Soll ſich der Durſt nach Beute paaren;
Und allen ſey das Ziel geſtellt:
Des Gegenkaiſers reiches Zelt.
Er prahlt nicht lang auf ſeinem Sitze,
Ich ordne mich dem Phalanx an die Spitze.

Eilebeute

(Marketenderin, ſich an ihn anſchmiegend).

Bin ich auch ihm nicht angeweiht,
Er mir der liebſte Buhle bleibt.
Für uns iſt ſolch ein Herbſt gereift!
Die Frau iſt grimmig wenn ſie greift,
Iſt ohne Schonung wenn ſie raubt;
Im Sieg voran! und alles iſt erlaubt.

(Beide ab.)

Obergeneral.

Auf unſre Linke, wie vorauszuſehn,
Stürzt ihre Rechte, kräftig. Widerſtehn
Wird, Mann für Mann, dem wüthenden Beginnen
Den engen Paß des Felswegs zu gewinnen.

Fauſt

(winkt nach der Linken).

So bitte, Herr, auch dieſen zu bemerken,
Es ſchadet nichts wenn Starke ſich verſtärken.

Haltefeſt (tritt vor).

Dem linken Flügel keine Sorgen!
Da wo ich bin iſt der Beſitz geborgen;
In ihm bewähret ſich der Alte,
Kein Strahlblitz ſpaltet was ich halte.

(Ab.)

Mephiſtopheles

(von oben herunterkommend).

Nun ſchauet, wie im Hintergrunde
Aus jedem zackigen Felſenſchlunde
Bewaffnete hervor ſich drängen,
Die ſchmalen Pfade zu verengen,
Mit Helm und Harniſch, Schwertern, Schilden,
In unſerm Rücken eine Mauer bilden,
Den Wink erwartend zuzuſchlagen.

(Leiſe zu den Wiſſenden.)

Woher das kommt müßt ihr nicht fragen.
Ich habe freilich nicht geſäumt,
Die Waffenſäle ringsum aufgeräumt;
Da ſtanden ſie zu Fuß, zu Pferde
Als wären ſie noch Herrn der Erde;

Sonſt waren's Ritter, König, Kaiſer,
Jetzt ſind es nichts als leere Schneckenhäuſer;
Gar manch Geſpenſt hat ſich darein gepuzt,
Das Mittelalter lebhaft aufgeſtuzt.
Welch Teufelchen auch drinne ſteckt
Für dießmal macht es doch Effect.

(Laut.)

Hört wie ſie ſich voraus erboſen,
Blechklapperend an einander ſtoßen!
Auch flattern Fahnenfetzen bei Standarten,
Die friſcher Lüftchen ungeduldig harrten.
Bedenkt, hier iſt ein altes Volk bereit
Und miſchte gern ſich auch zum neuen Streit.

(Furchtbarer Poſaunenſchall von oben. im feindlichen Heere merkliche Schwankung.)

Fauſt.

Der Horizont hat ſich verdunkelt,
Nur hie und da bedeutend funkelt
Ein rother ahnungsvoller Schein;
Schon blutig blinken die Gewehre,
Der Fels, der Wald, die Atmoſphäre,
Der ganze Himmel miſcht ſich ein.

Mephiſtopheles.

Die rechte Flanke hält ſich kräftig;
Doch ſeh' ich ragend unter dieſen,
Hans Raufbold, den behenden Rieſen,
Auf ſeine Weiſe raſch beſchäftigt.

Kaiſer.

Erſt ſah ich Einen Arm erhoben,
Jetzt ſeh' ich ſchon ein Dutzend toben,
Naturgemäß geſchieht es nicht.

Zahme Xenien.

VI.

Laſſet walten, laſſet gelten
Was ich wunderlich verkündigt!
Dürftet ihr den Guten ſchelten,
Der mit ſeiner Zeit geſündigt?

Niemand will der Dichter kränken,
Folgt er kühn dem raſchen Flug;
Wollte jemand anders denken,
Iſt der Weg ja breit genug.

Fauſt.

Vernahmſt du nichts von Nebelſtreifen
Die auf Sicilien Küſten ſchweifen?
Dort ſchwankend klar im Tageslicht,
Erhoben zu den Mittelküſten,
Geſpiegelt in beſondern Düften,
Erſcheint ein ſeltſames Geſicht:
Da ſchwanken Städte hin und wieder,
Da ſteigen Gärten auf und nieder,
Wie Bild um Bild den Aether bricht.

Kaiſer.

Doch wie bedenklich! Alle Spitzen
Der hohen Sperre ſeh' ich blitzen;
Auf unſrer Phalanx blanken Lanzen
Seh' ich behende Flämmchen tanzen,
Das ſcheint mir gar zu geiſterhaft.

Fauſt.

Verzeih', o Herr, das ſind die Spuren
Verſchollner geiſtiger Naturen,
Ein Widerſchein der Dioskuren,
Bei denen alle Schiffer ſchwuren;
Sie ſammeln hier die letzte Kraft.

Kaiſer.

Doch ſage: wem ſind wir verpflichtet
Daß die Natur, auf uns gerichtet,
Das Seltenſte zuſammenraft?

Mephiſtopheles.

Wem als dem Meiſter, jenem hohen,
Der dein Geſchick im Buſen trägt?
Durch deiner Feinde ſtarkes Drohen
Iſt er im Tiefſten aufgeregt.

Sein Dank will dich gerettet ſehen,
Und ſollt' er ſelbſt daran vergehen.

Kaiſer.

Sie jubelten mich pomphaft umzuführen,
Ich war nun was, das wollt' ich auch probiren,
Und fand's gelegen, ohne viel zu denken,
Dem weißen Barte kühle Luft zu ſchenken.
Dem Klerus hab' ich eine Luſt verdorben,
Und ihre Gunſt mir freilich nicht erworben.
Nun ſollt' ich, ſeit ſo manchen Jahren,
Die Wirkung frohen Thuns erfahren?

Fauſt.

Freiherzige Wohlthat wuchert reich;
Laß deinen Blick ſich aufwärts wenden!
Mich däucht Er will ein Zeichen ſenden,
Gib Acht, es deutet ſich ſogleich.

Kaiſer.

Ein Adler ſchwebt im Himmelhohen,
Ein Greif ihm nach mit wildem Drohen.

Fauſt.

Gib Acht: gar günſtig ſcheint es mir.
Greif iſt ein fabelhaftes Thier;
Wie kann er ſich ſo weit vergeſſen
Mit ächtem Adler ſich zu meſſen?

Kaiſer.

Nunmehr, in weitgedehnten Kreiſen,
Umziehn ſie ſich; — in gleichem Nu
Sie fahren auf einander zu
Sich Bruſt und Hälſe zu zerreißen.

Fauſt.

Nun merke wie der leidige Greif,
Zerzerrt, zerzauſ't nur Schaden findet,
Und mit geſenktem Löwenſchweif,
Zum Gipfelwald geſtürzt, verſchwindet.

Kaiſer.

Sey's, wie gedeutet, ſo gethan!
Ich nehm' es mit Verwundrung an.

Mephiſtopheles
(gegen die Rechte).

Dringend wiederholten Streichen
Müſſen unſre Feinde weichen,
Und, mit ungewiſſem Fechten,
Drängen ſie nach ihrer Rechten
Und verwirren ſo im Streite
Ihrer Hauptmacht linke Seite.
Unſers Phalanx feſte Spitze
Zieht ſich rechts, und gleich dem Blitze
Fährt ſie in die ſchwache Stelle. —
Nun, wie ſturmbewegte Welle
Sprühend, wüthen gleiche Mächte
Wild in doppeltem Gefechte;
Herrlichers iſt nichts erſonnen,
Uns iſt dieſe Schlacht gewonnen!

Kaiſer
(an der linken Seite zu Fauſt).

Schau! Mir ſcheint es dort bedenklich,
Unſer Poſten ſteht verfänglich.
Keine Steine ſeh' ich fliegen,
Niedre Felſen ſind erſtiegen,

Ohre ſtehen ſchon verlaſſen.
Jetzt! — der Feind, zu ganzen Maſſen
Immer näher angedrungen,
Hat vielleicht den Paß errungen,
Schlußerfolg unheiligen Strebens!
Eure Künſte ſind vergebens.

(Pauſe.)

Mephiſtopheles.

Da kommen meine beiden Raben,
Was mögen die für Botſchaft haben?
Ich fürchte gar es geht uns ſchlecht.

Kaiſer.

Was ſollen dieſe leidigen Vögel?
Sie richten ihre ſchwarzen Segel
Hierher vom heißen Felsgeſecht.

Mephiſtopheles
(zu den Raben).

Setzt euch ganz nah zu meinen Ohren.
Wen ihr beſchützt iſt nicht verloren,
Denn euer Rath iſt folgerecht.

Fauſt (zum Kaiſer).

Von Tauben haſt du ja vernommen,
Die aus den fernſten Landen kommen,
Zu ihres Neſtes Brut und Koſt.
Hier iſt's mit wichtigen Unterſchieden:
Die Taubenpoſt bedient den Frieden,
Der Krieg beſtellt die Rabenpoſt.

Mephiſtopheles.

Es meldet ſich ein ſchwer Verhängniß,
Seht hin! gewahret die Bedrängniß

Um unſrer Helden Felſenwand.
Die nächſten Höhen ſind erſtiegen,
Und würden ſie den Paß beſiegen,
Wir hätten einen ſchweren Stand.

Kaiſer.

So bin ich endlich doch betrogen!
Ihr habt mich in das Netz gezogen,
Mir graut ſeitdem es mich umſtrickt.

Mephiſtopheles.

Nur Muth! Noch iſt es nicht mißglückt.
Geduld und Pfiff zum letzten Knoten!
Gewöhnlich geht's am Ende ſcharf.
Ich habe meine ſichern Boten,
Befehlt daß ich befehlen darf.

Obergeneral (der indeſſen herangekommen).

Mit dieſen haſt du dich vereinigt,
Mich hat's die ganze Zeit gepeinigt,
Das Gaukeln ſchafft kein feſtes Glück.
Ich weiß nichts an der Schlacht zu wenden,
Begannen ſie's, ſie mögen's enden,
Ich gebe meinen Stab zurück.

Kaiſer.

Behalt' ihn bis zu beſſern Stunden,
Die uns vielleicht das Glück verleiht.
Mir ſchaudert vor dem garſtigen Kunden
Und ſeiner Rabentraulichkeit.
(Zu Mephiſtopheles.)

Den Stab kann ich dir nicht verleihen,
Du ſcheinſt mir nicht der rechte Mann;
Befiehl, und ſuch' uns zu befreien!
Geſchehe, was geſchehen kann.

(Ab in's Zelt mit dem Obergeneral.)

Mephiſtopheles.

Mag ihn der ſtumpfe Stab beſchützen!
Uns andern könnt' er wenig nützen,
Es war ſo was vom Kreuz daran.

Fauſt.

Was iſt zu thun?

Mephiſtopheles.

Es iſt gethan! —
Nun ſchwarze Vettern, raſch im Dienen,
Zum großen Bergſee! grüßt mir die Undinen,
Und bittet ſie um ihrer Fluthen Schein.
Durch Weiberkünſte, ſchwer zu kennen,
Verſtehen ſie vom Seyn den Schein zu trennen,
Und jeder ſchwört das ſey das Seyn.

(Pauſe.)

Fauſt.

Den Waſſerfräulein müſſen unſre Raben
Recht aus dem Grund geſchmeichelt haben;
Dort fängt es ſchon zu rieſeln an.
An mancher trocknen, kahlen Felſenſtelle
Entwickelt ſich die volle, raſche Quelle;
Um Jener Sieg iſt es gethan.

Mephiſtopheles.

Das iſt ein wunderbarer Gruß,
Die kühnſten Klett'rer ſind confus.

Faust.

Schon rauscht ein Bach zu Bächen mächtig nieder,
Aus Schluchten kehren sie gedoppelt wieder;
Ein Strom nun wirft den Bogenstrahl,
Auf einmal legt er sich in flache Felsenbreite
Und rauscht und schäumt, nach der und jener Seite,
Und stufenweise wirft er sich in's Thal.
Was hilft ein tapfres heldenmäßiges Stemmen?
Die mächtige Woge strömt sie wegzuschwemmen.
Mir schaudert selbst vor solchem wilden Schwall.

Mephistopheles.

Ich sehe nichts von diesen Wasserlügen,
Nur Menschen-Augen lassen sich betrügen
Und mich ergötzt der wunderliche Fall.
Sie stürzen fort zu ganzen hellen Haufen,
Die Narren wähnen zu ersaufen,
Indem sie frei auf festem Lande schnaufen,
Und lächerlich mit Schwimmgebärden laufen.
Nun ist Verwirrung überall.

(Die Raben sind wieder gekommen.)

Ich werd' euch bei dem hohen Meister loben;
Wollt ihr euch nun als Meister selbst erproben,
So eilet zu der glühnden Schmiede,
Wo das Gezwerg-Volk, nimmer müde,
Metall und Stein zu Funken schlägt.
Verlangt, weitläufig sie beschwatzend,
Ein Feuer, leuchtend, blinkend, platzend,
Wie man's im hohen Sinne hegt.
Zwar Wetterleuchten in der weiten Ferne,
Blickschnelles Fallen allerhöchster Sterne,

Mag jede Sommernacht geſchehn;
Doch Wetterleuchten in verwornen Büſchen,
Und Sterne die am feuchten Boden ziſchen,
Das hat man nicht ſo leicht geſehn.
So müßt ihr, ohn' euch viel zu quälen,
Zuvörderſt bitten, dann befehlen.

Raben (ab. Es geſchieht wie vorgeſchrieben).

Mephiſtopheles.

Den Feinden dichte Finſterniſſe!
Und Tritt und Schritt in's Ungewiſſe!
Irrfunken-Blick an allen Enden,
Ein Leuchten plötzlich zu verblenden.
Das alles wäre wunderſchön,
Nun aber braucht's noch Schreckgetön.

Fauſt.

Die hohlen Waffen aus der Säle Grüften,
Empfinden ſich erſtarkt in freien Lüften;
Da droben raſſelt's, klappert's lange ſchon,
Ein wunderbarer falſcher Ton.

Mephiſtopheles.

Ganz recht! ſie ſind nicht mehr zu zügeln;
Schon ſchallt's von ritterlichen Prügeln,
Wie in der holden alten Zeit.
Armſchienen, wie der Beine Schienen,
Als Guelfen und als Ghibellinen,
Erneuen raſch den ewigen Streit.
Feſt im ererbten Sinne wöhnlich,
Erweiſen ſie ſich unverſöhnlich,
Schon klingt das Toſen weit und breit.
Zuletzt, bei allen Teufelsfeſten,
Wirkt der Partephaß doch zum Beſten,

Bis in den allerletzten Graus;
Schallt wider-widerwärtig panisch,
Mitunter grell und scharf satanisch,
Erschreckend in das Thal hinaus.

(Kriegstumult im Orchester, zuletzt übergehend in militärisch heitre Weisen.)

Des Gegenkaisers Zelt, Thron, reiche Umgebung.

Habebald. Eilebeute.

Eilebeute.

So sind wir doch die ersten hier!

Habebald.

Kein Rabe fliegt so schnell als wir.

Eilebeute.

O! welch ein Schatz liegt hier zu Hauf!
Wo fang' ich an! Wo hör' ich auf?

Habebald.

Steht doch der ganze Raum so voll!
Weiß nicht wozu ich greifen soll.

Eilebeute.

Der Teppich wär' mir eben recht,
Mein Lager ist oft gar zu schlecht.

Habebald.

Hier hängt von Stahl ein Morgenstern,
Dergleichen hätt' ich lange gern.

Schwärmt ihr doch zu ganzen Schaaren
Lieber als in wenig Paaren,
Laßt mir keine Seite leer!
Summſ't umher, es wird euch glücken!
Einzeln ſtechen auch die Mücken,
Braucht nicht gleich ein ganzes Heer.

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege weniges zu ſagen;
Da ich aber gerne ſchreibe,
Mögen's meine Leſer tragen!
Sollte heißen: gern dictire,
Und das iſt doch auch ein Sprechen
Wo ich keine Zeit verliere;
Niemand wird mich unterbrechen.

Eilebeute.

Den rothen Mantel goldgeſäumt,
So etwas hatt' ich mir geträumt.

Habebald

(die Waffe nehmend).

Damit iſt es gar bald gethan,
Man ſchlägt ihn todt und geht voran.
Du haſt ſo viel ſchon aufgepackt,
Und doch nichts Rechtes eingeſackt.
Den Plunder laß an ſeinem Ort,
Nehm' eines dieſer Kiſtchen fort!
Dieß iſt des Heers beſchiedner Sold,
In ſeinem Bauche lauter Gold.

Eilebeute.

Dieß hat ein mörderiſch Gewicht!
Ich heb' es nicht, ich trag' es nicht.

Habebald.

Geſchwinde buck dich! Mußt dich bücken!
Ich buck' dir's auf den ſtarken Rücken.

Eilebeute.

O weh! O weh! nun iſt's vorbei;
Die Laſt bricht mir das Kreuz entzwey.

(Das Kiſtchen ſtürzt und ſpringt auf.)

Habebald.

Da liegt das rothe Gold zu Hauf,
Geſchwinde zu und raff' es auf.

Eilebeute

(kauert nieder).

Geſchwinde nur zum Schoß hinein!
Noch immer wird's zur Gnüge ſeyn.

Habebald.

Und so genug! und eile doch!

(Sie steht auf.)

O weh die Schürze hat ein Loch!
Wohin du gehst und wo du stehst
Verschwenderisch die Schätze säst.

Trabanten (unseres Kaisers.)

Was schafft ihr hier am heiligen Platz?
Was kramt ihr in dem Kaiserschatz?

Habebald.

Wir kramen unsre Glieder feil,
Und holen unser Beutetheil.
In Feindes-Zelten ist's der Brauch,
Und wir, Soldaten sind wir auch.

Trabanten.

Das passet nicht in unsern Kreis:
Zugleich Soldat und Diebsgeschmeiß;
Und wer sich unserm Kaiser naht,
Der sey ein redlicher Soldat.

Habebald.

Die Redlichkeit die kennt man schon,
Sie heißet: Contribution.
Ihr alle seyd auf gleichem Fuß:
Gib her! das ist der Handwerksgruß.

(Zu Eulenbeute.)

Mach fort und schleppe was du hast,
Hier sind wir nicht willkommne Gast.

(Ab.)

Erster Trabant.

Sag', warum gabst du nicht sogleich
Dem frechen Kerl einen Backenstreich?

Zweyter.

Ich weiß nicht, mir verging die Kraft,
Sie waren so gespensterhaft.

Dritter.

Mir ward es vor den Augen schlecht,
Da flimmert' es, ich sah nicht recht.

Vierter.

Wie ich es nicht zu sagen weiß:
Es war den ganzen Tag so heiß,
So bänglich, so beklommen schwül,
Der eine stand, der andere fiel;
Man tappte hin und schlug zugleich,
Der Gegner fiel vor jedem Streich;
Vor Augen schwebt' es wie ein Flor,
Dann summt's und sauft's und zischt im Ohr;
Das ging so fort, nun sind wir da,
Und wissen selbst nicht wie's geschah.

Kaiser mit Vier Fürsten (treten auf).
Die Trabanten (entfernen sich).

Kaiser.

Es sey nun wie ihm sey! uns ist die Schlacht gewonnen,
Des Feinds zerstreute Flucht im flachen Feld zerronnen.
Hier steht der leere Thron, verrätherischer Schatz,
Von Teppichen umhüllt, verengt umher den Platz.
Wir, ehrenvoll, geschützt von eigenen Trabanten,
Erwarten Kaiserlich der Völker Abgesandten;
Von allen Seiten her kommt frohe Botschaft an:
Beruhigt sey das Reich, uns freudig zugethan.
Hat sich in unsern Kampf auch Gaukeley geflochten,
Am Ende haben wir uns nur allein gefochten.

Zufälle kommen ja den Streitenden zu gut,
Vom Himmel fällt ein Stein, dem Feinde regnet's Blut,
Aus Felsenhöhlen tönt's von mächtigen Wunderklängen,
Die unsre Brust erhöhn, des Feindes Brust verengen.
Der Ueberwundne fiel, zu stets erneutem Spott,
Der Sieger, wie er prangt, preis't den gewognen Gott,
Und alles stimmt mit ein, er braucht nicht zu befehlen,
Herr Gott dich loben wir! aus Millionen Kehlen.
Jedoch zum höchsten Preis, wend' ich den frommen Blick,
Das selten sonst geschah, zur eignen Brust zurück.
Ein junger muntrer Fürst mag seinen Tag vergeuden,
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.
Deßhalb denn ungesäumt, verbind' ich mich sogleich
Mit euch Vier Würdigen, für Haus und Hof und Reich.

(Zum Ersten.)

Dein war, o Fürst! des Heers geordnet kluge Schichtung,
Sodann, im Hauptmoment, heroisch kühne Richtung;
Im Frieden wirke nun wie es die Zeit begehrt,
Erbmarschall nenn' ich dich, verleihe dir das Schwert.

Erbmarschall.

Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beschäftigt,
Wenn's an der Gränze dich und deinen Thron bekräftigt,
Dann sey es uns vergönnt, bei Festesdrang im Saal
Geräumiger Vaterburg, zu rüsten dir das Mahl.
Blank trag' ich's dir dann vor, blank halt' ich dir's zur Seite,
Der höchsten Majestät zu ewigem Geleite.

Der Kaiser (zum Zweyten).

Der sich, als tapfrer Mann, auch zart gefällig zeigt,
Du! sey Erzkämmerer, der Auftrag ist nicht leicht.
Du bist der Oberste von allem Hausgesinde,
Bei deren innerm Streit ich schlechte Diener finde;

Dein Beispiel sey fortan in Ehren aufgestellt,
Wie man dem Herrn, dem Hof und Allen wohlgefällt.

Erzkämmerer.

Des Herren großen Sinn zu fördern bringt zu Gnaden:
Den Besten hülfreich seyn, den Schlechten selbst nicht schaden,
Dann klar seyn ohne List, und ruhig ohne Trug!
Wenn du mich, Herr, durchschaust, geschieht mir schon genug.
Darf sich die Phantasie auf jenes Feld erstrecken?
Wenn du zur Tafel gehst reich' ich das goldne Becken,
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Wonnezeit,
Sich deine Hand erfrischt, wie mich dein Blick erfreut.

Kaiser.

Zwar fühl' ich mich zu ernst auf Festlichkeit zu sinnen,
Doch sey's! Es fördert auch frohmüthiges Beginnen.

(Zum Dritten.)

Dich wähl' ich zum Erztruchseß! Also sey fortan,
Dir Jagd, Geflügel-Hof und Vorwerk unterthan;
Der Lieblingsspeise Wahl laß mir zu allen Zeiten
Wie sie der Monat bringt und sorgsam zubereiten.

Erztruchseß.

Streng Fasten sey für mich die angenehmste Pflicht,
Bis, vor dich hingestellt, dich freut ein Wohlgericht.
Der Küche Dienerschaft soll sich mit mir vereinigen,
Das Ferne beizuziehn, die Jahrszeit zu bescheinigen.
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel prangt,
Einfach und kräftig ist's wornach dein Sinn verlangt.

Kaiser (zum Vierten).

Weil unausweichlich hier sich's nur von Festen handelt,
So sey mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.
Erzschenke, sorge nun, daß unsre Kellerey
Auf's reichlichste versorgt mit gutem Weine sey.

Du selbst sey mäßig, laß nicht über Heiterkeiten,
Durch der Gelegenheit Verlocken, dich verleiten.

Erzschenk.

Mein Fürst, die Jugend selbst, wenn man ihr nur vertraut,
Steht, eh' man sich's versieht, zu Männern auferbaut.
Auch ich versetze mich zu jenem großen Feste;
Ein Kaiserlich Büffet schmück' ich auf's allerbeste,
Mit Prachtgefäßen, gülden, silbern allzumal;
Doch wähl' ich dir voraus den lieblichsten Pokal:
Ein blank venedisch Glas, worin Behagen lauschet,
Des Weins Geschmack sich stärkt und nimmermehr berauschet.
Auf solchen Wunderschatz vertraut man oft zu sehr;
Doch deine Mäßigkeit, du Höchster, schützt noch mehr.

Kaiser.

Was ich euch zugedacht in dieser ernsten Stunde,
Vernahmt ihr mit Vertraun aus zuverlässigem Munde.
Des Kaisers Wort ist groß und sichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zu rechter Stunde schreiten.

Der Erzbischof (tritt auf).

Kaiser.

Wenn ein Gewölbe sich dem Schlußstein anvertraut,
Dann ist's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.
Du siehst vier Fürsten da! Wir haben erst erörtert,
Was den Bestand zunächst von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in seinem Ganzen hegt,
Sey, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern sollen sie vor allen andern glänzen,
Deßhalb erweitr' ich gleich jetzt des Besitzthums Gränzen,

Vom Erbtheil jener die sich von uns abgewandt.
Euch Treuen sprech' ich zu so manches schöne Land,
Zugleich das hohe Recht euch, nach Gelegenheiten,
Durch Anfall, Kauf und Tausch in's Weitre zu verbreiten;
Dann sey bestimmt vergönnt, zu üben ungestört
Was von Gerechtsamen euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet ihr die Endurtheile fällen,
Berufung gelte nicht von euern höchsten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beth', Lehn und Geleit und Zoll,
Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören soll.
Denn meine Dankbarkeit vollgültig zu erproben,
Hab' ich euch ganz zunächst der Majestät erhoben.

Erzbischof.

Im Namen aller sey dir tiefster Dank gebracht,
Du machst uns stark und fest und stärkst deine Macht.

Kaiser.

Euch Fünfen will ich noch erhöhr're Würden geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Lust zu leben;
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick
Aus rascher Strebsamkeit in's Drohende zurück.
Auch werd' ich, seiner Zeit, mich von den Theuren trennen,
Dann sey es eure Pflicht den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligen Altar,
Und friedlich ende dann was jetzt so stürmisch war.

Erzcanzler.

Mit Stolz in tiefster Brust, mit Demuth an Gebärde,
Stehn Fürsten dir gebeugt, die ersten auf der Erde.
So lang das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper den dein Wille leicht bewegt.

Kaiſer.

Und alſo ſey, zum Schluß, was wir bisher bethätigt
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug beſtätigt.
Zwar habt ihr den Beſitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er untheilbar ſey;
Und wie ihr auch vermehrt was ihr von uns empfangen,
Es ſoll's der ält'ſte Sohn in gleichem Maß erlangen.

Erzcanzler.

Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemuth,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigſte Statut;
Reinſchrift und Sieglung ſoll die Canzeley beſchäft'gen,
Mit heiliger Signatur wirſt du's, der Herr, bekräft'gen.

Kaiſer.

Und ſo entlaſſ' ich euch, damit den großen Tag,
Geſammelt, jederman ſich überlegen mag.

Die weltlichen Fürſten

(entfernen ſich).

Der Geiſtliche

(bleibt und ſpricht pathetiſch).

Der Canzler ging hinweg, der Biſchof iſt geblieben,
Vom ernſten Warnegeiſt zu deinem Ohr getrieben!
Sein väterliches Herz von Sorge bangt um dich.

Kaiſer.

Was haſt du Bängliches zur freben Stunde? ſprich!

Erzbiſchof.

Mit welchem bittern Schmerz find' ich, in dieſer Stunde,
Dein hochgeheiligt Haupt mit Satanas im Bunde.
Zwar, wie es ſcheinen will, geſichert auf dem Thron,
Doch leider! Gott dem Herrn, dem Vater Papſt zum Hohn.
Wenn dieſer es erfährt, ſchnell wird er ſträflich richten,
Mit heiligem Strahl dein Reich das ſündige zu vernichten.

Denn

Denn noch vergaß er nicht wie du, zur höchſten Zeit,
An deinem Krönungstag, den Zauberer befreit.
Von deinem Diadem, der Chriſtenheit zum Schaden,
Traf das verfluchte Haupt der erſte Strahl der Gnaden.
Doch ſchlag' an deine Bruſt und gib vom frevlen Glück,
Ein mäßig Schärflein, gleich dem Heiligthum zurück;
Den breiten Hügelraum, da wo dein Zelt geſtanden,
Wo böſe Geiſter ſich zu deinem Schutz verbanden,
Dem Lügenfürſten du ein horchſam Ohr geliehn,
Den ſtifte, fromm belehrt, zu heiligem Bemühn;
Mit Berg und dichtem Wald, ſo weit ſie ſich erſtrecken,
Mit Höhen die ſich grün zu ſteter Weide decken,
Fiſchreichen klaren Seen, dann Bächlein ohne Zahl,
Wie ſie ſich, eilig ſchlängelnd, ſtürzen ab zu Thal;
Das breite Thal dann ſelbſt, mit Wieſen, Gauen, Gründen:
Die Reue ſpricht ſich aus, und du wirſt Gnade finden.

Kaiſer.

Durch meinen ſchweren Fehl bin ich ſo tief erſchreckt,
Die Gränze ſey von dir nach eignem Maß geſteckt.

Erzbiſchof.

Erſt: der entweihte Raum wo man ſich ſo verſündigt,
Sey alſobald zum Dienſt des Höchſten angekündigt.
Bebende ſteigt im Geiſt Gemäuer ſtark empor,
Der Morgenſonne Blick erleuchtet ſchon das Chor;
Zum Kreuz erweitert ſich das wachſende Gebäude,
Das Schiff erlängt, erhöht ſich zu der Gläubigen Freude;
Sie ſtrömen brünſtig ſchon, durch's würdige Portal,
Der erſte Glockenruf erſcholl durch Berg und Thal,
Von hohen Thürmen tönt's, wie ſie zum Himmel ſtreben,
Der Büßer kommt heran, zu neugeſchaffnem Leben.

Dem hohen Weihetag — er trete bald herein! —
Wird deine Gegenwart die höchſte Zierde ſeyn.

Kaiſer.

Mag ein ſo großes Werk den frommen Sinn verkünd'gen,
Zu preiſen Gott den Herrn, ſo wie mich zu entſünd'gen.
Genug! Ich fühle ſchon wie ſich mein Sinn erhöht.

Erzbiſchof.

Als Canzler fördr' ich nun Schluß und Formalität.

Kaiſer.

Ein förmlich Document, der Kirche das zu eignen,
Du legſt es vor, ich will's mit Freuden unterzeichnen.

Erzbiſchof

(hat ſich beurlaubt, kehrt aber bei'm Ausgang wieder um).

Dann widmeſt du zugleich dem Werke, wie's entſteht,
Geſammte Landsgefälle: Zehnten, Zinſen, Beth',
Für ewig. Viel bedarf's zu würdiger Unterhaltung,
Und ſchwere Koſten macht die ſorgliche Verwaltung.
Zum ſchnellen Aufbau ſelbſt auf ſolchem wüſten Platz
Reichſt du uns einiges Gold aus deinem Beuteſchatz.
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verſchweigen,
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.
Die Fuhren thut das Volk, vom Predigtſtuhl belehrt,
Die Kirche ſegnet den der ihr zu Dienſten fährt.

(Ab.)

Kaiſer.

Die Sünd' iſt groß und ſchwer womit ich mich beladen,
Das leidige Zaubervolk bringt mich in harten Schaden.

Erzbiſchof

(abermals zurückkehrend mit tiefſter Verbeugung).

Verzeih', o Herr! Es ward dem ſehr verrufnen Mann
Des Reiches Strand verliehn; doch dieſen trifft der Bann,

Wie im Auge mit fliegenden Mücken,
So iſt's mit Sorgen ganz genau;
Wenn wir in die ſchöne Welt hinein blicken,
Da ſchwebt ein Spinnweben-Grau;
Es überzieht nicht, es zieht nur vorüber,
Das Bild iſt geſtört, wenn nur nicht trüber;
Die klare Welt bleibt klare Welt:
Im Auge nur iſt's ſchlecht beſtellt.

Trage dein Uebel, wie du magſt,
Klage niemand dein Mißgeſchick;
Wie du dem Freunde ein Unglück klagſt,
Gibt er dir gleich ein Dutzend zurück!

Verleihſt du reuig nicht der hohen Kirchenſtelle
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.

Kaiſer (verdrießlich).

Das Land iſt noch nicht da, im Meere liegt es breit.

Erzbiſchof.

Wer's Recht hat und Geduld für den kommt auch die Zeit.
Für uns mög' Euer Wort in ſeinen Kräften bleiben!

Kaiſer (allein).

So könnt' ich wohl zunächſt das ganze Reich verſchreiben.

Fünfter Act.

Offene Gegend.

Wanderer.

Ja! sie sind's die dunkeln Linden,
Dort, in ihres Alters Kraft.
Und ich soll sie wieder finden,
Nach so langer Wanderschaft!
Ist es doch die alte Stelle,
Jene Hütte, die mich barg,
Als die sturmerregte Welle
Mich an jene Dünen warf!
Meine Wirthe möcht' ich segnen,
Hülfsbereit, ein wackres Paar,
Das, um heut mir zu begegnen,
Alt schon jener Tage war.
Ach! das waren fromme Leute!
Poch' ich? ruf' ich? — Seid gegrüßt!
Wenn, gastfreundlich, auch noch heute
Ihr des Wohlthuns Glück genießt.

Baucis. (Mütterchen, ſehr alt.)

Lieber Kömmling! Leiſe! Leiſe!
Ruhe! laß den Gatten ruhn;
Langer Schlaf verleiht dem Greiſe
Kurzen Wachens raſches Thun.

Wanderer.

Sage, Mutter, biſt du's eben,
Meinen Dank noch zu empfahn,
Was du für des Jünglings Leben
Mit dem Gatten einſt gethan?
Biſt du Baucis, die, geſchäftig,
Halberſtorbnen Mund erquickt?

(Der Gatte tritt auf.)

Du Philemon, der, ſo kräftig,
Meinen Schatz der Fluth entrückt?
Eure Flammen raſchen Feuers,
Eures Glöckchens Silberlaut,
Jenes grauſen Abenteuers
Löſung war euch anvertraut.

Und nun laßt hervor mich treten,
Schaun das gränzenloſe Meer;
Laßt mich knieen, laßt mich beten,
Mich bedrängt die Bruſt ſo ſehr.

(Er ſchreitet vorwärts auf der Düne.)

Philemon zu Baucis.

Eile nur den Tiſch zu decken,
Wo's im Gärtchen munter blüht.
Laß ihn rennen, ihn erſchrecken,
Denn er glaubt nicht was er ſieht.

(Ihm folgend.)

Philemon (neben dem Wanderer ſtehend).

Das euch grimmig mißgehandelt,
Wog' auf Woge, ſchäumend wild,
Seht als Garten ihr behandelt,
Seht ein paradieſiſch Bild.
Retter, war ich nicht zu Handen,
Hülfreich nicht wie ſonſt bereit;
Und, wie meine Kräfte ſchwanden,
War auch ſchon die Woge weit.
Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein,
Schmälerten des Meeres Rechte,
Herrn an ſeiner Statt zu ſeyn.
Schaue grünend Wieſ' an Wieſe,
Anger, Garten, Dorf und Wald.
Komm' nun aber und genieße,
Denn die Sonne ſcheinet bald. —
Doch! im Fernſten ziehen Segel!
Suchen nächtlich ſichern Port —
Kennen doch ihr Neſt die Vögel —
Denn jetzt iſt der Hafen dort.
So erblickſt du in der Weite
Erſt des Meeres blauen Saum,
Rechts und links, in aller Breite,
Dichtgedrängt bewohnten Raum.

Im Gärtchen.

(Am Tiſche zu Drey.)

Baucis (zum Fremdling).

Bleibſt du ſtumm? und keinen Biſſen
Bringſt du zum verlechzten Mund?

Philemon.

Möcht' er doch vom Wunder wiſſen,
Sprichſt ſo gerne, thu's ihm kund.

Baucis.

Wohl! ein Wunder iſt's geweſen!
Läßt mich heut noch nicht in Ruh';
Denn es ging das ganze Weſen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Philemon.

Kann der Kaiſer ſich verſündigen
Der das Ufer ihm verliehn?
Thät's ein Herold nicht verkündigen
Schmetternd im Vorüberziehn?
Nicht entfernt von unſern Dünen
Ward der erſte Fuß gefaßt,
Zelte, Hütten! — Doch im Grünen
Richtet bald ſich ein Palaſt.

Baucis.

Tags umſonſt die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wo die Flämmchen nächtig ſchwärmten
Stand ein Damm den andern Tag.
Menſchenopfer mußten bluten,
Nachts erſcholl des Jammers Qual;
Meerab floſſen Feuerfluthen,
Morgens war es ein Canal.
Gottlos iſt er, ihn gelüſtet
Unſre Hütte, unſer Hain;
Wie er ſich als Nachbar brüſtet
Soll man unterthänig ſeyn.

Philemon.

Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!

Baucis.

Traue nicht dem Waſſerboden,
Halt auf deiner Höhe Stand.

Philemon.

Laßt uns zur Capelle treten!
Letzten Sonnenblick zu ſchaun.
Laßt uns läuten, knieen, beten!
Und dem alten Gott vertraun.

Palaſt.

Weiter Ziergarten, großer gradgeführter Canal.

Fauſt (im höchſten Alter wandelnd, nachdenkend).

Lynceus der Thürmer
(durch's Sprachrohr).

Die Sonne ſinkt, die letzten Schiffe
Sie ziehen munter haſenein.
Ein großer Kahn iſt im Begriffe
Auf dem Canale hier zu ſeyn.
Die bunten Wimpel wehen fröhlich,
Die ſtarren Maſten ſtehn bereit;
In dir preiſ't ſich der Bootsmann ſelig,
Dich grüßt das Glück zur höchſten Zeit.

(Das Glöckchen läutet auf der Düne.)

Faust (auffahrend).

Verdammtes Läuten! Allzuschändlich
Verwundet's, wie ein tückischer Schuß;
Vor Augen ist mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidische Laute
Mein Hochbesitz er ist nicht rein,
Der Lindenraum, die braune Baute,
Das morsche Kirchlein ist nicht mein.
Und wünscht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten schaudert mir,
Ist Dorn den Augen, Dorn den Sohlen,
O! wär' ich weit hinweg von hier!

Thürmer (wie oben).

Wie segelt froh der bunte Kahn,
Mit frischem Abendwind heran!
Wie thürmt sich sein behender Lauf
In Kisten, Kasten, Säcken auf!

(Prächtiger Kahn, reich und bunt beladen mit Erzeugnissen fremder Weltgegenden.)

Mephistopheles. Die drey gewaltigen Gesellen

Chorus.

Da landen wir,
Da sind wir schon.
Glück an! dem Herren,
Dem Patron.

(Sie steigen aus, die Güter werden ans Land geschafft.)

Mephistopheles.

So haben wir uns wohl erprobt,
Vergnügt wenn der Patron es lobt.

Nur mit zwey Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig sind wir nun im Port.
Was große Dinge wir gethan,
Das sieht man unsrer Ladung an.
Das freie Meer befreit den Geist,
Wer weiß da was Besinnen heißt!
Da fördert nur ein rascher Griff,
Man fängt den Fisch, man fängt ein Schiff,
Und ist man erst der Herr zu drey,
Dann hackelt man das vierte bei;
Da geht es denn dem fünften schlecht,
Man hat Gewalt, so hat man Recht.
Man fragt um's Was? und nicht um's Wie?
Ich müßte keine Schiffahrt kennen:
Krieg, Handel und Piraterie,
Dreyeinig sind sie, nicht zu trennen.

Die drey gewaltigen Gesellen.

Nicht Dank und Gruß!
Nicht Gruß und Dank!
Als brächten wir
Dem Herrn Gestank!
Er macht ein wi-
derlich Gesicht;
Das Königsgut
Gefällt ihm nicht.

Mephistopheles.

Erwartet weiter
Keinen Lohn,
Nahmt ihr doch euren
Theil davon.

Die Geſellen.

Das iſt nur für
Die Langeweil,
Wir alle fordern
Gleichen Theil.

Mephiſtopheles.

Erſt ordnet oben
Saal an Saal
Die Koſtbarkeiten
Allzumal.
Und tritt er zu
Der reichen Schau,
Berechnet er alles
Mehr genau,
Er ſich gewiß
Nicht lumpen läßt
Und gibt der Flotte
Feſt nach Feſt.
Die bunten Vögel kommen morgen,
Für die werd' ich zum beſten ſorgen.
(Die Ladung wird weggeſchafft.)

Mephiſtopheles (zu Fauſt).

Mit ernſter Stirn, mit düſtrem Blick
Vernimmſt du dein erhaben Glück.
Die hohe Weisheit wird gekrönt,
Das Ufer iſt dem Meer verſöhnt;
Vom Ufer nimmt, zu raſcher Bahn,
Das Meer die Schiffe willig an;
So ſprich daß hier, hier vom Palaſt
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.

Von dieſer Stelle ging es aus,
Hier ſtand das erſte Bretterhaus;
Ein Grabchen ward hinabgeritzt
Wo jetzt das Ruder emſig ſpritzt.
Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis,
Von hier aus —

Fauſt.

Das verfluchte hier!
Das eben leidig laſtet mir.
Dir Vielgewandten muß ich's ſagen,
Mir gibt's im Herzen Stich um Stich,
Mir iſt's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's ſage, ſchäm' ich mich.
Die Alten droben ſollten weichen,
Die Linden wünſcht' ich mir zum Sitz;
Die wenigen Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Welt-Beſitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu ſchauen,
Von Aſt zu Aſt Gerüſte bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu ſehn was alles ich gethan,
Zu überſchaun mit einem Blick
Des Menſchengeiſtes Meiſterſtück,
Bethätigend, mit klugem Sinn,
Der Völker breiten Wohngewinn.

So ſind am härtſten wir gequält:
Im Reichthum fühlend was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.

In keiner Gilde kann man ſeyn,
Man wiſſe denn zu ſchultern ſein;
Das, was ſie lieben, was ſie haſſen,
Das muß man eben geſchehen laſſen;
Das, was ſie wiſſen, läßt man gelten,
Was ſie nicht wiſſen, muß man ſchelten,
Althergebrachtes weiter führen,
Das Neue klüglich retardiren;
Dann werden ſie dir zugeſtehn,
Auch nebenher deinen Weg zu gehn.

Doch würden ſie, könnt' es gelingen,
Zum Widerruf dich pfäffiſch zwingen.

Des Allgewaltigen Willens-Kür
Bricht ſich an dieſem Sande hier.
Wie ſchaff' ich mir es vom Gemüthe!
Das Glöcklein läutet und ich wüthe.

Mephiſtopheles.

Natürlich, daß ein Hauptverdruß
Das Leben dir vergällen muß.
Wer läugnet's! Jedem edlen Ohr
Kommt das Geklingel widrig vor.
Und das verfluchte Bim-Baum-Bimmel,
Unnebelnd heitern Abendhimmel,
Miſcht ſich in jegliches Begebniß,
Vom erſten Bad bis zum Begräbniß,
Als wäre, zwiſchen Bimm und Baum,
Das Leben ein verſchollner Traum.

Fauſt.

Das Widerſtehn, der Eigenſinn
Verkümmern herrlichſten Gewinn,
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß gerecht zu ſeyn.

Mephiſtopheles.

Was willſt du dich denn hier geniren,
Mußt du nicht längſt coloniſiren?

Fauſt.

So geht und ſchafft ſie mir zur Seite!
Das ſchöne Gütchen kennſt du ja,
Das ich den Alten auserſah.

Mephiſtopheles.

Man trägt ſie fort und ſetzt ſie nieder,
Eh' man ſich umſieht ſitzn ſie wieder;

Nach überſtandener Gewalt
Verſöhnt ein ſchöner Aufenthalt.

(Er pfeift gellend.)

Die Drey treten auf.

Mephiſtopheles.

Kommt! Wie der Herr gebieten läßt,
Und morgen gibt ein Flottenfeſt.

Die Drey.

Der alte Herr empfing uns ſchlecht,
Ein flottes Feſt iſt uns zu Recht.

Mephiſtopheles (ad Spectatores)

Auch hier geſchieht was längſt geſchah,
Denn Naboths Weinberg war ſchon da.

(Regum I. 21.)

Tiefe Nacht.

Lynceus, der Thürmer (auf der Schloßwarte ſingend).

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen beſtellt,
Dem Thurme geſchworen
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich ſeh' in der Näh',
Den Mond und die Sterne
Den Wald und das Reh.

So ſeh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen
Was je ihr geſehn,
Es ſey wie es wolle,
Es war doch ſo ſchön!

(Fauſt.)

Nicht allein mich zu ergötzen
Bin ich hier ſo hoch geſtellt;
Welch ein gräuliches Entſetzen
Droht mir aus der finſtern Welt!
Funkenblicke ſeh' ich ſprühen
Durch der Linden Doppelnacht,
Immer ſtärker wühlt ein Glühen
Von der Zugluft angefacht.
Ach! die inn're Hütte lodert,
Die bemoos't und feucht geſtanden;
Schnelle Hülfe wird gefodert,
Keine Rettung iſt vorhanden.
Ach! die guten alten Leute,
Sonſt ſo ſorglich um das Feuer,
Werden ſie dem Qualm zur Beute!
Welch ein ſchrecklich Abenteuer!
Flamme flammet, roth in Gluthen
Steht das ſchwarze Moosgeſtelle;
Retteten ſich nur die Guten
Aus der wildentbrannten Hölle!
Züngelnd lichte Blize ſteigen
Zwiſchen Blättern, zwiſchen Zweigen;

Aeſte dürr, die flackernd brennen,
Glühen ſchnell und ſtürzen ein.
Sollt ihr Augen dieß erkennen!
Muß ich ſo weitſichtig ſeyn!
Das Capellchen bricht zuſammen
Von der Aeſte Sturz und Laſt;
Schlängelnd ſind, mit ſpitzen Flammen,
Schon die Gipfel angefaßt.
Bis zur Wurzel glühn die hohlen
Stämme, purpurroth im Glühn.

(Lange Pauſe. Geſang.)

Was ſich ſonſt dem Blick empfohlen,
Mit Jahrhunderten iſt hin.

Fauſt
(auf dem Balcon, gegen die Dünen).

Von oben welch ein ſingend Wimmern?
Das Wort iſt hier, der Ton zu ſpat.
Mein Thürmer jammert; mich, im Innern,
Verdrießt die ungeduldige That.
Doch ſey der Lindenwuchs vernichtet
Zu balbverkohlter Stämme Graun,
Ein Luginsland iſt bald errichtet,
Um in's Unendliche zu ſchaun.
Da ſeh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umſchließt,
Das, im Gefühl großmüthiger Schonung,
Der ſpäten Tage froh genießt.

Mephiſtopheles und die Dreye (unten).

Da kommen wir mit vollem Trab,
Verzeiht! es ging nicht gütlich ab.

Wir klopften an, wir pochten an,
Und immer ward nicht aufgethan;
Wir rüttelten, wir pochten fort,
Da lag die morſche Thüre dort;
Wir riefen laut und drohten ſchwer,
Allein wir fanden kein Gehör.
Und wie's in ſolchem Fall geſchicht,
Sie hörten nicht, ſie wollten nicht;
Wir aber haben nicht geſäumt
Behende dir ſie weggeräumt.
Das Paar hat ſich nicht viel gequält,
Vor Schrecken fielen ſie entſeelt.
Ein Fremder, der ſich dort verſteckt,
Und fechten wollte, ward geſtreckt;
In wilden Kampfes kurzer Zeit,
Von Kohlen, rings umher geſtreut,
Entflammte Stroh. Nun lodert's frei,
Als Scheiterhaufen dieſer drey.

Fauſt.

War't ihr für meine Worte taub!
Tauſch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbeſonnenen wilden Streich
Ihm fluch' ich! theilt es unter euch.

Chorus.

Das alte Wort, das Wort erſchallt:
Gehorche willig der Gewalt!
Und biſt du kühn, und hältſt du Stich,
So wage Haus und Hof und — Dich.

Fauſt (auf dem Balcon).

Die Sterne bergen Blick und Schein,
Das Feuer ſinkt und lodert klein;
Ein Schauerwindchen fächelt's an,
Bringt Rauch und Dunſt zu mir heran.
Geboten ſchnell, zu ſchnell gethan! —
Was ſchwebet ſchattenhaft heran?

Mitternacht.

Vier graue Weiber treten auf.

Erſte.

Ich heiße der Mangel.

Zweyte.

Ich heiße die Schuld.

Dritte.

Ich heiße die Sorge.

Vierte.

Ich heiße die Noth.

Zu drey.

Die Thür iſt verſchloſſen wir können nicht ein,
Drinn wohnet ein Reicher wir mögen nicht 'nein.

Mangel.

Da werd' ich zum Schatten.

Schuld.

Da werd' ich zu nicht.

Noth.

Man wendet von mir das verwöhnte Geſicht.

Sorge.

Ihr Schweſtern ihr könnt nicht und dürft nicht hinein.
Die Sorge ſie ſchleicht ſich durch's Schlüſſelloch ein.

(Sorge verſchwindet.)

Mangel.

Ihr, graue Geſchwiſter, entfernt euch von hier.

Schuld.

Ganz nah an der Seite verbind' ich mich dir.

Noth.

Ganz nah an der Ferſe begleitet die Noth.

Zu drey.

Es ziehen die Wolken, es ſchwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er der — — —
— — Tod.

Fauſt (im Palaſt).

Vier ſah ich kommen, drey nur gehn;
Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verſtehn.
Es klang ſo nach als hieß es — Noth,
Ein düſtres Reimwort folgte — Tod.
Es tönte hohl, geſpenſterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich in's Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zauberſprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur! vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe werth ein Menſch zu ſeyn.

Das war ich ſonſt, eh' ich's im Düſtern ſuchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte.
Nun iſt die Luft von ſolchem Spuk ſo voll
Daß niemand weiß wie er ihn meiden ſoll.

Wenn auch Ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgespinnst verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeschick.
Von Aberglauben früh und spat umgarnt —
Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt —
Und so verschüchtert, stehen wir allein;
Die Pforte knarrt und niemand kommt herein.

(Erschüttert.)

Ist jemand hier?

Sorge.

Die Frage fordert Ja!

Faust.

Und du, wer bist denn du?

Sorge.

Bin einmal da.

Faust.

Entferne dich!

Sorge.

Ich bin am rechten Ort.

Faust (erst ergrimmt, dann besänftigt für sich).

Nimm dich in Acht und sprich kein Zauberwort.

Sorge.

Würde mich kein Ohr vernehmen,
Müßt' es doch im Herzen dröhnen;
In verwandelter Gestalt
Üb' ich grimmige Gewalt.
Auf den Pfaden, auf der Welle,
Ewig ängstlicher Geselle;

Stets gefunden, nie gesucht,
So geschmeichelt wie verflucht.
Hast du die Sorge nie gekannt? —

Faust.

Ich bin nur durch die Welt gerannt;
Ein jed' Gelüst ergriff ich bei den Haaren,
Was nicht genügte ließ ich fahren,
Was mir entwischte ließ ich ziehn.
Ich habe nur begehrt und nur vollbracht,
Und abermals gewünscht, und so mit Macht
Mein Leben durchgestürmt; erst groß und mächtig;
Nun aber geht es weise, geht bedächtig.
Der Erdenkreis ist mir genug bekannt.
Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen!
Was er erkennt läßt sich ergreifen.
Er wandle so den Erdentag entlang;
Wenn Geister spuken geh' er seinen Gang;
Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er! unbefriedigt jeden Augenblick.

Sorge.

Wen ich einmal mir besitze
Dem ist alle Welt nichts nütze:
Ewiges Düstre steigt herunter,
Sonne geht nicht auf noch unter,
Bei vollkommnen äußern Sinnen
Wohnen Finsternisse drinnen,

Und er weiß von allen Schätzen
Sich nicht in Beſitz zu ſetzen.
Glück und Unglück wird zur Grille,
Er verhungert in der Fülle;
Sey es Wonne, ſey es Plage,
Schiebt er's zu dem andern Tage,
Iſt der Zukunft nur gewärtig,
Und ſo wird er niemals fertig.

Fauſt.

Hör' auf! ſo kommſt du mir nicht bei!
Ich mag nicht ſolchen Unſinn hören.
Fahr' hin! die ſchlechte Litaney
Sie könnte ſelbſt den klügſten Mann bethören.

Sorge.

Soll er gehen? ſoll er kommen?
Der Entſchluß iſt ihm genommen;
Auf gebahnten Weges Mitte
Wankt er taſtend halbe Schritte.
Er verliert ſich immer tiefer,
Siehet alle Dinge ſchiefer,
Sich und andre läſtig drückend,
Athem holend und erſtickend;
Nicht erſtickt und ohne Leben,
Nicht verzweifelnd, nicht ergeben.
So ein unaufhaltſam Rollen,
Schmerzlich Laſſen, widrig Sollen,
Bald Befreien, bald Erdrücken,
Halber Schlaf und ſchlecht Erquicken
Heftet ihn an ſeine Stelle
Und bereitet ihn zur Hölle.

Hemmet ihr verſchmähten Freyer
Nicht die ſchlechtgeſtimmte Leyer,
So verzweifl' ich ganz und gar;
Iſis zeigt ſich ohne Schleier;
Doch der Menſch er hat den Staar.

Die geſchichtlichen Symbole —
Thörig, wer ſie wichtig hält;
Immer forſchet er in's Hohle
Und verſäumt die reiche Welt.

Suche nicht verborgne Weihe!
Unterm Schleier laß das Starre!
Willſt du leben, guter Narre,
Sieh nur hinter dich in's Freie.

Fauſt.

Unſelige Geſpenſter! ſo behandelt ihr
Das menſchliche Geſchlecht zu tauſend Malen;
Gleichgültige Tage ſelbſt verwandelt ihr
In garſtigen Wirrwarr netzumſtrickter Qualen.
Dämonen, weiß ich, wird man ſchwerlich los,
Das geiſtig-ſtrenge Band iſt nicht zu trennen;
Doch deine Macht, o Sorge, ſchleichend groß,
Ich werde ſie nicht anerkennen.

Sorge.

Erfahre ſie, wie ich geſchwind
Mich mit Verwünſchung von dir wende!
Die Menſchen ſind im ganzen Leben blind,
Nun Fauſte werde du's am Ende! —

(Sie haucht ihn an.)

Fauſt (erblindet).

Die Nacht ſcheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich ſchauen was ich kühn erſann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgeſteckte muß ſogleich gerathen.
Auf ſtrenges Ordnen, raſchen Fleiß,
Erfolgt der allerſchönſte Preis;
Daß ſich das größte Werk vollende
Genügt Ein Geiſt für tauſend Hände.

Großer Vorhof des Palaſts.

Fackeln.

Mephiſtopheles (als Aufſeher voran).

Herbei herbei! Herein herein!
Ihr ſchlotternden Lemuren,
Aus Bändern, Sehnen und Gebein
Geflickte Halbnaturen.

Lemuren im Chor.

Wir treten dir ſogleich zur Hand,
Und, wie wir halb vernommen,
Es gilt wohl gar ein weites Land
Das ſollen wir bekommen.
Geſpitzte Pfähle die ſind da,
Die Kette lang zum Meſſen;
Warum an uns der Ruf geſchah
Das haben wir vergeſſen.

Mephiſtopheles.

Hier gilt kein künſtleriſch Bemühn;
Verfahret nur nach eignen Maßen;
Der Längſte lege längelang ſich hin,
Ihr andern lüftet rings umher den Raſen;
Wie man's für unſre Väter that,
Vertieft ein längliches Quadrat!
Aus dem Palaſt in's enge Haus,
So dumm läuft es am Ende doch hinaus.

Lemuren (mit neckiſchen Gebärden grabend).

Wie jung ich war und lebt' und liebt',
Mich däucht das war wohl ſüße;
Wo's fröhlich klang und luſtig ging
Da rührten ſich meine Füße.

Nun hat das tückiſche Alter mich
Mit ſeiner Krücke getroffen;
Ich ſtolpert' über Grabes Thür,
Warum ſtand ſie juſt offen!

Fauſt (aus dem Palaſte tretend, taſtet an den Thürpfoſten).
Wie das Geklirr der Spaten mich ergötzt!
Es iſt die Menge, die mir fröhnet,
Die Erde mit ſich ſelbſt verſöhnet,
Den Wellen ihre Gränze ſetzt,
Das Meer mit ſtrengem Band umzieht.

Mephiſtopheles (bei Seite).
Du biſt doch nur für uns bemüht
Mit deinen Dämmen, deinen Buhnen;
Denn du bereiteſt ſchon Neptunen,
Dem Waſſerteufel, großen Schmaus.
In jeder Art ſeyd ihr verloren; —
Die Elemente ſind mit uns verſchworen,
Und auf Vernichtung läuft's hinaus.

Fauſt.
Aufſeher!

Mephiſtopheles.
Hier!

Fauſt.
Wie es auch möglich ſey
Arbeiter ſchaffe Meng' auf Menge,
Ermuntre durch Genuß und Strenge,
Bezahle, locke, preſſe bei!
Mit jedem Tage will ich Nachricht haben
Wie ſich verlängt der unternomm'ne Graben.

Mephiſtopheles (halblaut).

Man ſpricht, wie man mir Nachricht gab,
Von keinem Graben, doch vom — Grab.

Fauſt.

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpeſtet alles ſchon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das Letzte wär' das Höchſterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht ſicher zwar doch thätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Menſch und Heerde
Sogleich behaglich auf der neuſten Erde,
Gleich angeſiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emſige Völkerſchaft.
Im Innern hier ein paradieſiſch Land,
Da raſe draußen Fluth bis auf zum Rand,
Und wie ſie naſcht gewaltſam einzuſchießen,
Gemeindrang eilt die Lücke zu verſchließen.
Ja! dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muß.
Und ſo verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis ſein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich ſehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehn.
Zum Augenblicke dürft' ich ſagen:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn. —

Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchſten Augenblick.

(Fauſt ſinkt zurück, die Lemuren faſſen ihn auf und legen ihn auf den Boden.)

Mephiſtopheles.

Ihn ſättigt keine Luſt, ihm gnügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechſelnden Geſtalten;
Den letzten, ſchlechten, leeren Augenblick
Der Arme wünſcht ihn feſt zu halten.
Der mir ſo kräftig widerſtand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand.
Die Uhr ſteht ſtill —

Chor.

Steht ſtill! Sie ſchweigt wie Mitternacht
Der Zeiger fällt.

Mephiſtopheles.

Er fällt, es iſt vollbracht.

Chor.

Es iſt vorbei.

Mephiſtopheles.

Vorbei! ein dummes Wort.
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!
Was ſoll uns denn das ew'ge Schaffen!
Geſchaffenes zu nichts hinwegzuraffen!
„Da iſt's vorbei!" Was iſt daran zu leſen?
Es iſt ſo gut als wär' es nicht geweſen,
Und treibt ſich doch im Kreis als wenn es wäre.
Ich liebte mir dafür das Ewig-Leere.

Grablegung.

Lemur. Solo.

Wer hat das Haus so schlecht gebaut,
Mit Schaufeln und mit Spaten?

Lemuren. Chor.

Dir dumpfer Gast im hänfnen Gewand
Ist's viel zu gut gerathen.

Lemur. Solo.

Wer hat den Saal so schlecht versorgt?
Wo blieben Tisch und Stühle?

Lemuren. Chor.

Es war auf kurze Zeit geborgt;
Der Gläubiger sind so viele.

Mephistopheles.

Der Körper liegt und will der Geist entfliehn,
Ich zeig' ihm rasch den blutgeschriebnen Titel; —
Doch leider hat man jetzt so viele Mittel
Dem Teufel Seelen zu entziehn.
Auf altem Wege stößt man an,
Auf neuem sind wir nicht empfohlen;
Sonst hätt' ich es allein gethan,
Jetzt muß ich Helfershelfer holen.

Uns geht's in allen Dingen schlecht!
Herkömmliche Gewohnheit, altes Recht,
Man kann auf gar nichts mehr vertrauen.
Sonst mit dem letzten Athem fuhr sie aus,
Ich paßt' ihr auf und, wie die schnellste Maus,
Schnapps! hielt ich sie in fest verschloss'nen Klauen.

Nun zaudert ſie und will den düſtern Ort,
Des ſchlechten Leichnams elles Haus nicht laſſen;
Die Elemente die ſich haſſen,
Die treiben ſie am Ende ſchmählich fort.
Und wenn ich Tag und Stunden mich zerplage,
Wann? wie? und wo? das iſt die leidige Frage;
Der alte Tod verlor die raſche Kraft,
Das Ob? ſogar iſt lange zweifelhaft;
Oft ſah ich lüſtern auf die ſtarren Glieder;
Es war nur Schein, das rührte, das regte ſich wieder.

(Phantaſtiſch-Flügelmänniſche Beſchwörungs-Gebärden.)

Nur friſch heran! verdoppelt euren Schritt,
Ihr Herrn vom graden, Herrn vom krummen Horne,
Vom alten Teufelsſchrot und Korne
Bringt ihr zugleich den Höllenrachen mit.
Zwar hat die Hölle Rachen viele! viele!
Nach Standsgebühr und Würden ſchlingt ſie ein;
Doch wird man auch bei dieſem letzten Spiele
Ins künftige nicht ſo bedenklich ſeyn.

(Der gräuliche Höllenrachen thut ſich links auf.)

Eckzähne klaffen; dem Gewölb des Schlundes
Entquillt der Feuerſtrom in Wuth,
Und in dem Siedequalm des Hintergrundes
Seh' ich die Flammenſtadt in ewiger Gluth.
Die rothe Brandung ſchlägt hervor bis an die Zähne,
Verdammte, Rettung hoffend, ſchwimmen an;
Doch koloſſal zerknirſcht ſie die Hyäne
Und ſie erneuen ängſtlich heiße Bahn.
In Winkeln bleibt noch vieles zu entdecken,
So viel Erſchrecklichſtes im engſten Raum!

Ihr thut ſehr wohl die Sünder zu erſchrecken,
Sie halten's doch für Lug und Trug und Traum.

(Zu den Dickteufeln vom kurzen, gradem Horne.)

Nun wanſtige Schuften mit den Feuerbacken!
Ihr glüht ſo recht vom Höllenſchwefel feiſt;
Klotzartige, kurze, nie bewegte Nacken!
Hier unten lauert ob's wie Phosphor gleißt:
Das iſt das Seelchen, Pſyche mit den Flügeln,
Die rupft ihr aus, ſo iſt's ein garſtiger Wurm;
Mit meinem Stempel will ich ſie beſiegeln,
Dann fort mit ihr im Feuer-Wirbel-Sturm.

Paßt auf die niedern Regionen,
Ihr Schläuche, das iſt eure Pflicht;
Ob's ihr beliebte da zu wohnen,
So accurat weiß man das nicht.
Im Nabel iſt ſie gern zu Haus,
Nehmt es in Acht ſie wiſcht euch dort heraus.

(Zu den Dürrteufeln vom langen, krummen Horne.)

Ihr Zirlefanze, flügelmänniſche Rieſen!
Greift in die Luft, verſucht euch ohne Raſt;
Die Arme ſtrack, die Klauen ſcharf gewieſen,
Daß ihr die Flatternde, die Flüchtige faßt.
Es iſt ihr ſicher ſchlecht im alten Haus,
Und das Genie es will gleich ohnaus.

Glorie von oben rechts.

Himmliſche Heerſchaar.

Folget Geſandte,
Himmelsverwandte,
Gemächlichen Flugs:

Sündern verzeben,
Staub zu beleben;
Allen Naturen
Freundliche Spuren
Wirket im Schweben
Des weilenden Zugs.

Mephiſtopheles.

Miſtöne hör' ich, garſtiges Geklimper,
Von oben kommt's mit unwillkommnem Tag;
Es iſt das bübiſch-mädchenhafte Geſtümper,
Wie frömmelnder Geſchmack ſich's lieben mag.
Ihr wißt wie wir, in tiefverruchten Stunden,
Vernichtung ſannen menſchlichem Geſchlecht:
Das Schändlichſte was wir erfunden
Iſt ihrer Andacht eben recht.

Sie kommen gleißneriſch, die Laffen!
So haben ſie uns manchen weggeſchnappt,
Bekriegen uns mit unſern eignen Waffen;
Es ſind auch Teufel, doch verkappt.
Hier zu verlieren wär' euch ew'ge Schande;
An's Grab heran und haltet feſt am Rande!

Chor der Engel.

(Roſen ſtreuend).

Roſen, ihr blendenden,
Balſam verſendenden!
Flatternde, ſchwebende,
Heimlich belebende,
Zweigleinbefügelte,
Knoſpenentſiegelte,
Eilet zu blühn.

Frühling entſprieße!
Purpur und Grün;
Tragt Paradieſe
Dem Ruhenden hin.

Mephiſtopheles
(zu den Satanen).

Was duckt und zuckt ihr? iſt das Höllenbrauch?
So haltet Stand und laßt ſie ſtreuen.
An ſeinen Platz ein jeder Gauch!
Sie denken wohl mit ſolchen Blümelepen
Die heißen Teufel einzuſchneien;
Das ſchmilzt und ſchrumpft vor eurem Hauch.
Nun puſtet, Püſtriche! — Genug, genug!
Vor eurem Broden bleicht der ganze Flug. —
Nicht ſo gewaltſam! ſchließet Maul und Naſen!
Fürwahr, ihr habt zu ſtark geblaſen.
Daß ihr doch nie die rechten Maße kennt!
Das ſchrumpft nicht nur, es bräunt ſich, dorr't, es brennt!
Schon ſchwebt's heran mit giftig klaren Flammen;
Stemmt euch dagegen, drängt euch feſt zuſammen! —
Die Kraft erliſcht! dahin iſt aller Muth!
Die Teufel wittern fremde Schmeichelgluth.

Engel.

Blüthen die ſeligen,
Flammen die fröhlichen,
Liebe verbreiten ſie,
Wonne bereiten ſie,
Herz wie es mag.
Worte die Wahren,

Aether

Einheit ewigen Lichts zu ſpalten,
Müſſen wir für thörig halten,
Wenn euch Irrthum ſchon genügt.
Hell und Dunkel, Licht und Schatten
Weiß man klüglich ſie zu gatten,
Iſt das Farbenreich beſiegt.

Die beiden lieben ſich gar fein
Mögen nicht ohne einander ſeyn.
Wie ein's im andern ſich verliert,
Manch buntes Kind ſich ausgebiert,
Im eignen Auge ſchaue mit Luſt,
Was Plato von Anbeginn gewußt;
Denn das iſt der Natur Gehalt,
Daß außen gilt was innen galt.

Aether im Klaren
Ewigen Schauern,
Ueberall Tag!

Mephiſtopheles.

O Fluch! o Schande ſolchen Tröpfen!
Satane ſtehen auf den Köpfen,
Die Plumpen ſchlagen Rad auf Rad
Und ſtürzen ärſchlings in die Hölle.
Geſegn' euch das verdiente heiße Bad!
Ich aber bleib' auf meiner Stelle. —

(Sich mit den ſchwebenden Roſen herumſchlagend.)

Irrlichter fort! ihr! leuchte noch ſo ſtark,
Du bleibſt gehaſcht ein eklet Gallert-Quark.
Was flatterſt du? Willſt du dich packen! —
Es klemmt wie Pech und Schwefel mir im Nacken.

Engel, Chor.

Was euch nicht angehört
Müſſet ihr meiden,
Was euch das Innre ſtört
Dürft ihr nicht leiden.
Dringt es gewaltig ein,
Müſſen wir tüchtig ſeyn;
Liebe nur Liebende
Führet herein!

Mephiſtopheles.

Mir brennt der Kopf, das Herz, die Leber brennt,
Ein überteufliſch Element!
Weit ſpitziger als Höllenfeuer!
Drum jammert ihr ſo ungeheuer,
Unglückliche Verliebte! die verſchmäht,
Verdrehten Halſes nach der Liebſten ſpäht.

Auch mir! Was zieht den Kopf auf jene Seite?
Bin ich mit ihr doch im geſchwornen Streite!
Der Anblick war mir ſonſt ſo feindlich ſcharf.
Hat mich ein Fremdes durch und durchgedrungen?
Ich mag ſie gerne ſehn die allerliebſten Jungen;
Was hält mich ab, daß ich nicht fluchen darf? —
Und wenn ich mich bethören laſſe,
Wer heißt denn künftighin der Thor? —
Die Wetterbuben, die ich haſſe,
Sie kommen mir doch gar zu lieblich vor! —

Ihr ſchönen Kinder laßt mich wiſſen:
Seyd ihr nicht auch von Lucifers Geſchlecht?
Ihr ſeyd ſo hübſch, fürwahr ich möcht' euch küſſen,
Mir iſt's als kommt ihr eben recht.
Es iſt mir ſo behaglich, ſo natürlich,
Als hätt' ich euch ſchon tauſendmal geſehn;
So heimlich-käzchenhaft begierlich;
Mit jedem Blick auf's neue ſchöner ſchön.
O nähert euch, o gönnt mir Einen Blick!

Engel.

Wir kommen ſchon, warum weichſt du zurück?
Wir nähern uns und wenn du kannſt ſo bleib.

(Die Engel nehmen, umherziehend, den ganzen Raum ein.)

Mephiſtopheles
(der in's Proſcenium gedrängt wird).

Ihr ſcheltet uns verdammte Geiſter,
Und ſeyd die wahren Hexenmeiſter;
Denn ihr verführet Mann und Weib. —

Welch ein verfluchtes Abenteuer!
Iſt dieß das Liebeselement?
Der ganze Körper ſteht in Feuer,
Ich fühle kaum daß es im Nacken brennt. —
Ihr ſchwanket hin und her, ſo ſenkt euch nieder,
Ein bißchen weltlicher bewegt die holden Glieder;
Fürwahr der Ernſt ſteht euch recht ſchön!
Doch möcht' ich euch nur einmal lächeln ſehn;
Das wäre mir ein ewiges Entzücken.
Ich meine ſo, wie wenn Verliebte blicken,
Ein kleiner Zug am Mund ſo iſt's gethan.
Dich langer Burſche, dich mag ich am liebſten leiden,
Die Pfaffenmiene will dich gar nicht kleiden,
So ſieh' mich doch ein wenig lüſtern an!
Auch könntet ihr anſtändig-nackter gehen,
Das lange Faltenhemd iſt überſittlich —
Sie wenden ſich — Von hinten anzuſehen! —
Di Racker ſind doch gar zu appetitlich! —

Chor der Engel.

Wendet zur Klarheit
Euch, liebende Flammen!
Die ſich verdammen
Heile die Wahrheit;
Daß ſie vom Böſen
Froh ſich erlöſen,
Um in dem Allverein
Selig zu ſeyn.

Mephiſtopheles (ſich faſſend).

Wie wird mir! — Hiobsartig, Beul' an Beule
Der ganze Kerl, dem's vor ſich ſelber graut,

Und triumphirt zugleich wenn er sich ganz durchschaut,
Wenn er auf sich und seinen Stamm vertraut:
Gerettet sind die edlen Teufelstheile,
Der Liebespuk er wirft sich auf die Haut;
Schon ausgebrannt sind die verruchten Flammen,
Und, wie es sich gehört, flucht' ich euch allzusammen!

Chor der Engel.

Heilige Gluthen!
Wen sie umschweben
Fühlt sich im Leben
Selig mit Guten.
Alle vereinigt
Hebt euch und preis't;
Luft ist gereinigt,
Athme der Geist!

(Sie erheben sich, Faustens Unsterbliches entführend.)

Mephistopheles (sich umsehend).

Doch wie? — wo sind sie hingezogen?
Unmündiges Volk du hast mich überrascht,
Sind mit der Beute himmelwärts entflogen;
Drum haben sie an dieser Gruft genascht!
Mir ist ein großer einziger Schatz entwendet;
Die hohe Seele die sich mir verpfändet
Die haben sie mir pfiffig weggepascht.
Bei wem soll ich mich nun beklagen?
Wer schafft mir mein erworbnes Recht?
Du bist getäuscht in deinen alten Tagen,
Du hast's verdient, es geht dir grimmig schlecht

Ich habe ſchimpflich mißgehandelt,
Ein großer Aufwand, ſchmählich! iſt verthan;
Gemein Gelüſt, abſurde Liebſchaft wandelt
Den ausgerichten Teufel an.
Und hat mit dieſem kindiſch-tollen Ding
Der Klugerfahrne ſich beſchäftigt,
So iſt fürwahr die Thorheit nicht gering
Die ſeiner ſich am Schluß bemächtigt.

Bergſchluchten, Wald, Fels, Einöde.

Heilige Anachoreten

(gebirgauf vertheilt, gelagert zwiſchen Klüften).

Chor und Echo.

Waldung, ſie ſchwankt heran,
Felſen, ſie laſten dran,
Wurzeln, ſie klammern an,
Stamm dicht an Stamm hinan,
Woge nach Woge ſpritzt,
Höhle die tiefſte ſchützt;
Löwen ſie ſchleichen ſtumm-
Freundlich um uns herum,
Ehren geweihten Ort
Heiligen Liebeshort.

Pater ecstaticus

(auf- und abſchwebend).

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,

Siedender Schmerz der Bruſt,
Schäumende Gottes-Luſt.
Pfeile durchdringet mich,
Lanzen bezwinget mich,
Keulen zerſchmettert mich,
Blitze durchwettert mich;
Daß ja das Nichtige,
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerſtern
Ewiger Liebe Kern.

Pater profundus
(tiefe Region).

Wie Felſenabgrund mir zu Füßen
Auf tiefem Abgrund laſtend ruht,
Wie tauſend Bäche ſtrahlend fließen
Zum grauſen Sturz des Schaums der Fluth,
Wie ſtrack, mit eignem kräftigen Triebe,
Der Stamm ſich in die Lüfte trägt:
So iſt es die allmächtige Liebe
Die alles bildet, alles hegt.

Iſt um mich her ein wildes Brauſen
Als wogte Wald und Felſengrund!
Und doch ſtürzt, liebevoll im Sauſen,
Die Waſſerfülle ſich zum Schlund,
Berufen gleich das Thal zu wäſſern;
Der Blitz, der flammend niederſchlug
Die Atmoſphäre zu verbeſſern,
Die Gift und Dunſt im Buſen trug,

Sind Liebesboten, ſie verkünden
Was ewig ſchaffend uns umwallt.
Mein Innres mög' es auch entzünden
Wo ſich der Geiſt, verworren, kalt,
Verquält in ſtumpfer Sinne Schranken,
Scharfangeſchloſſ'nem Kettenſchmerz.
O Gott! beſchwichtige die Gedanken,
Erleuchte mein bedürftig Herz.

Pater Seraphicus
(mittlere Region).

Welch ein Morgenwölkchen ſchwebet
Durch der Tannen ſchwankend Haar!
Ahn' ich was im Innern lebet?
Es iſt junge Geiſterſchaar.

Chor ſeliger Knaben.

Sag' uns, Vater, wo wir wallen,
Sag' uns, Guter, wer wir ſind?
Glücklich ſind wir, allen allen
Iſt das Daſeyn ſo gelind.

Pater Seraphicus.

Knaben! Mitternachts Geborne,
Halb erſchloſſen Geiſt und Sinn,
Für die Eltern gleich Verlorne,
Für die Engel zum Gewinn.
Daß ein Liebender zugegen
Fühlt ihr wohl, ſo naht euch nur;
Doch von ſchroffen Erdewegen
Glückliche! habt ihr keine Spur,

Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die euern brauchen,
Schaut euch diese Gegend an.

(Er nimmt sie in sich.)

Das sind Bäume, das sind Felsen,
Wasserstrom, der abestürzt
Und mit ungeheurem Wälzen
Sich den steilen Weg verkürzt.

Selige Knaben (von innen).

Das ist mächtig anzuschauen;
Doch zu düster ist der Ort,
Schüttelt uns mit Schreck und Grauen.
Edler, Guter, laß uns fort!

Pater Seraphicus.

Steigt hinan zu höhrem Kreise,
Wachset immer unvermerkt,
Wie, nach ewig reiner Weise,
Gottes Gegenwart verstärkt.
Denn das ist der Geister Nahrung
Die im freisten Aether waltet:
Ewigen Liebens Offenbarung
Die zur Seligkeit entfaltet.

Ober seliger Knaben (um die höchsten Gipfel kreisend).

Hände verschlinget
Freudig zum Ringverein,
Regt euch und singet
Heilige Gefühle drein

Göttlich belehret
Dürft ihr vertrauen,
Den ihr verehret
Werdet ihr ſchauen.

Engel (ſchwebend in der höhern Atmoſphäre, Fauſtens Unſterbliches tragend).

Gerettet iſt das edle Glied
Der Geiſterwelt vom Böſen:
Wer immer ſtrebend ſich bemüht
Den können wir erlöſen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm die ſelige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

Die jüngeren Engel.

Jene Roſen, aus den Händen
Liebend-heiliger Büßerinnen,
Halfen uns den Sieg gewinnen,
Und das hohe Werk vollenden,
Dieſen Seelenſchatz erbeuten.
Böſe wichen als wir ſtreuten,
Teufel flohen als wir trafen.
Statt gewohnter Höllenſtrafen
Füllten Liebesqual die Geiſter;
Selbſt der alte Satans-Meiſter
War von ſpitzer Pein durchdrungen.
Jauchzet auf! es iſt gelungen.

Die vollendeteren Engel.

Uns bleibt ein Erdenreſt
Zu tragen peinlich,

Und wär' er von Asbest
Er iſt nicht reinlich.
Wenn ſtarke Geiſteskraft
Die Elemente
An ſich herangerafft,
Kein Engel trennte
Geeinte Zwienatur
Der innigen Beiden,
Die ewige Liebe nur
Vermag's zu ſcheiden.

Die jüngern Engel.

Nebelnd um Felſenhöh'
Spür' ich ſo eben,
Regend ſich in der Näh',
Ein Geiſter-Leben.
Die Wölkchen werden klar,
Ich ſeh' bewegte Schaar
Seliger Knaben,
Los von der Erde Druck,
Im Kreis geſellt,
Die ſich erlaben
Am neuen Lenz und Schmuck
Der obern Welt.
Sey er zum Anbeginn,
Steigendem Vollgewinn,
Dieſen geſellt!

Die ſeligen Knaben.

Freudig empfangen wir
Dieſen im Puppenſtand;
Alſo erlangen wir
Engliſches Unterpfand.

Freunde flieht die dunkle Kammer
Wo man euch das Licht verzwickt,
Und mit kümmerlichſtem Jammer
Sich verſchrobnen Bilden bückt.
Abergläubiſche Verehrer
Gab's die Jahre her genug,
In den Köpfen eurer Lehrer
Laßt Geſpenſt und Wahn und Trug.

Wenn der Blick an heitern Tagen
Sich zur Himmelsbläue lenkt,
Beim Siroc der Sonnenwagen
Purpurroth ſich niederſenkt,
Da gebt der Natur die Ehre,
Froh, an Aug' und Herz geſund,
Und erkennt der Farbenlehre
Allgemeinen ewigen Grund.

Löſet die Flecken los
Die ihn umgeben,
Schon iſt er ſchön und groß
Von heiligem Leben.

Doctor Marianus
(in der höchſten, reinlichſten Zelle).

Hier iſt die Ausſicht frei,
Der Geiſt erhoben.
Dort ziehen Frau'n vorbei,
Schwebend nach oben;
Die Herrliche mitteninn
Im Sternenkranze,
Die Himmelskönigin,
Ich ſeh's am Glanze.
(Entzückt.)
Höchſte Herrſcherin der Welt!
Laſſe mich, im blauen,
Ausgeſpannten Himmelszelt
Dein Geheimniß ſchauen.
Billige was des Mannes Bruſt
Ernſt und zart beweget
Und mit heiliger Liebesluſt
Dir entgegen träget.
Unbezwinglich unſer Muth
Wenn du ihn gebieteſt,
Plötzlich mildert ſich die Gluth
Wie du uns befriedeſt.
Jungfrau, rein im ſchönſten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.

Um sie verschlingen
Sich leichte Wölkchen,
Sind Büßerinnen,
Ein zartes Völkchen,
Um Ihre Knie
Den Aether schlürfend,
Gnade bedürfend.

Dir, der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen
Daß die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.

In die Schwachheit hingerafft
Sind sie schwer zu retten;
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüste Ketten?
Wie entgleitet schnell der Fuß
Schiefem glattem Boden?
Wen bethört nicht Blick und Gruß?
Schmeichelhafter Odem?

Mater gloriosa
(schwebt einher).

Chor der Büßerinnen.

Du schwebst zu Höhen
Der ewigen Reiche,
Vernimm das Flehen
Du Ohnegleiche!
Du Gnadenreiche!

Magna peccatrix (St. Lucae VII, 36).

Bei der Liebe, die den Füßen,
Deines gottverklärten Sohnes
Thränen ließ zum Balsam fließen,
Trotz des Pharisäer-Hohnes;
Beim Gefäße das so reichlich
Tropfte Wohlgeruch hernieder;
Bei den Locken, die so weichlich
Trockneten die heiligen Glieder —

Mulier Samaritana (St. Joh. IV.)

Bei dem Bronn, zu dem schon weiland
Abram ließ die Heerde führen;
Bei dem Eimer, der dem Heiland
Kühl die Lippe durft berühren;
Bei der reinen reichen Quelle,
Die nun dorther sich ergießet,
Ueberflüssig, ewig helle,
Rings durch alle Welten fließet —

Maria Aegyptiaca (Acta Sanctorum).

Bei dem hochgeweihten Orte,
Wo den Herrn man niederließ;
Bei dem Arm, der von der Pforte
Warnend mich zurücke stieß;
Bei der vierzigjährigen Buße,
Der ich treu in Wüsten blieb;
Bei dem seligen Scheidegruße,
Den im Sand ich niederschrieb —

Zu drey.

Die du großen Sünderinnen
Deine Nähe nicht verweigerst,
Und ein büßendes Gewinnen
Zu die Ewigkeiten steigerst,
Gönn' auch dieser guten Seele,
Die sich einmal nur vergessen,
Die nicht ahnte daß sie fehle,
Dein Verzeihen angemessen!

Una Poenitentium
(sonst Gretchen genannt. Sich anschmiegend).

Neige, neige
Du Ohnegleiche,
Du Strahlenreiche,
Dein Antlitz gnädig meinem Glück!
Der früh Geliebte,
Nicht mehr Getrübte,
Er kommt zurück.

Selige Knaben
(in Kreisbewegung sich nähernd).

Er überwächst uns schon
An mächtigen Gliedern,
Wird treuer Pflege Lohn
Reichlich erwiedern.
Wir wurden früh entfernt
Von Lehrchören;
Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.

Die eine Büßerin ſonſt Gretchen genannt.

Vom edlen Geiſterchor umgeben,
Wird ſich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das friſche Leben
So gleicht er ſchon der heiligen Schaar.
Sieh wie er jedem Erdenbande
Der alten Hülle ſich entrafft,
Und aus ätheriſchem Gewande
Hervortritt erſte Jugendkraft!
Vergönne mir ihn zu belehren,
Noch blendet ihn der neue Tag.

Mater gloriosa.

Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet folgt er nach.

Doctor Marianus

(auf dem Angeſicht anbetend).

Blicket auf zum Retterblick
Alle reuig Zarten,
Euch zu ſeligem Geſchick
Dankend umzuarten.
Werde jeder beſſ're Sinn
Dir zum Dienſt erkörig;
Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin bleibe gnädig!

Chorus mysticus.

Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß;

Das Unbeschreibliche
Hier ist es gethan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Finis.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerey der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Zwey und vierzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Goethe's

nachgelassene Werke.

Zweyter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Das wirst du sie nicht überreden,
Sie rechnen dich ja zu den Blöden,
Von blöden Augen, blöden Sinnen;
Die Finsterniß im Lichte drinnen,
Die kannst du ewig nicht erfassen;
Mußt das den Herren überlassen,
Die's zu beweisen sind erbötig.
Gott sey den guten Schülern gnädig!

Mit widerlegen, bedingen, begrimmen,
Bemüht und brüstet mancher sich
Ich kann daraus nichts weiter gewinnen,
Als daß er anders denkt wie ich.

Inhalt.

Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand. Schauspiel in fünf Aufzügen. Für die Bühne bearbeitet.

Geſchichte

Gottfriedens von Berlichingen

mit der eiſernen Hand,

dramatiſirt.

Das Unglück iſt geſchehn, das Herz des Volks iſt in den Koth getreten und keiner edeln Begierde mehr fähig.

Ufong.

Erſter Aufzug.

Eine Herberge.

Zwey Reitersknechte an einem Tiſch, ein Bauer und ein Fuhrmann am andern beim Bier.

Erſter Reiter.

Trink aus, daß wir fortkommen! unſer Herr wird auf uns warten. Die Nacht bricht herein; und es iſt beſſer eine ſchlimme Nachricht als keine, ſo weiß er doch woran er iſt.

Zweyter Reiter.

Ich kann nicht begreifen wo der von Weiſling hingekommen iſt. Es iſt als wenn er in die Erd geſchlupft wäre. Zu Neresheim hat er geſtern übernachtet, da ſollt er heut auf Crailsheim gangen ſeyn, das iſt ſeine Straß, und da wär' er morgen früh durch den Windsdorfer Wald gekommen, wo wir ihm wollten aufgepaßt und für's weitere Nachtquartier geſorgt haben. Unſer Herr wird wild ſeyn, und ich bin's ſelbſt, daß er uns entgangen iſt, juſt da wir glaubten wir hätten ihn ſchon.

Erster Reiter.

Vielleicht hat er den Braten gerochen; — denn selten daß er mit Schnuppen behaft ist, — und ist einen andern Weg gezogen.

Zweyter Reiter.

Es ärgert mich!

Erster Reiter.

Du schickst dich fürtrefflich zu deinem Herrn. Ich kenn euch wohl. Ihr fahrt den Leuten gern durch den Sinn und könnt nicht wohl leiden, daß euch was durchfährt.

Bauer (am andern Tisch).

Ich sag dir's, wenn sie einen brauchen, und haben einem nichts zu befehlen, da sind die vornehmsten Leut just die artigsten.

Fuhrmann.

Nein, geh! Es war hübsch von ihm und hat mich von Herzen gefreut wie er geritten kam und sagte: liebe Freund, seyd so gut, spannt eure Pferd aus und helft mir meinen Wagen von der Stell bringen. Liebe Freund sagt er, wahrhaftig es ist das erstemal, daß mich so ein vornehmer Herr lieber Freund geheißen hat.

Bauer.

Dank's ihm ein spitz Holz! Wir mit unsern Pferden waren ihm willkommener, als wenn ihm der Kaiser begegnet wär. Stack sein Wagen nicht im Hohlweg zwischen Thür und Angel eingeklemmt? Das Vorderrad

bis über die Axe im Loch, und's hintere zwiſchen ein paar Steinen gefangen. Er wußt wohl was er that wie er ſagte: liebe Freund. Wir haben auch was gearbeitet bis wir'n herausbrachten.

Fuhrmann.

Dafür war auch's Trinkgeld gut. Gab er nit jedem drei Albus? He!

Bauer.

Das laſſen wir uns freilich jetzt ſchmecken. Aber ein großer Herr könnt mir geben die Meng und die Füll, ich könnt ihn doch nicht leiden; ich bin ihnen allen von Herzen gram und wo ich ſie ſcheren kann ſo thu ich's. Wenn du mir heut nit ſo zugeredt hätt'ſt, von meinetwegen ſäß er noch.

Fuhrmann.

Narr! Er hatte drey Knechte bei ſich, und wenn wir nicht gewollt hätten, würd er uns haben wollen machen. Wer er nur ſeyn mag, und warum er den ſeltſamen Weg zieht? Kann nirgends hinkommen als nach Rotbach und von da nach Mardorf, und dahin wär doch der nächſt und beſt Weg über Crailsheim durch den Winsdorfer Wald gangen.

Erſter Reiter.

Horch!

Zweyter Reiter.

Das wär!

Bauer.

Ich weiß wohl. Ob er schon den Hut so in's Gesicht geschoben hatte, kannt ich ihn doch an der Nasen. Es war Adelbert von Weislingen.

Fuhrmann.

Der Weislingen? Das ist ein schöner ansehnlicher Herr.

Bauer.

Mir gefällt er nicht; er ist mit breitschultrig und robust genug für einen Ritter, ist auch nur für'n Hof. Ich mögt selbst wissen was er vorhat, daß er den schlimmen Weg geht. Seine Ursachen hat er, denn er ist für einen pfiffigen Kerl bekannt.

Fuhrmann.

Heut Nacht muß er in Rotbach bleiben, denn im Dunkeln über die Furt ist gefährlich.

Bauer.

Da kommt er morgen zum Mittag-Essen nach Mardorf.

Fuhrmann.

Wenn der Weg durch'n Wald nit so schlimm ist.

Zweyter Reiter.

Fort, geschwind zu Pferde! Gute Nacht ihr Herren.

Erster Reiter.

Gute Nacht.

Die andern Beide.

Gleichfalls.

Bauer.

Ihr erinnert uns an das was wir uöthig haben. Glück auf'n Weg.

(Die Knechte ab.)

Fuhrmann.

Wer sind die?

Bauer.

Ich kenn sie nicht. Reitersmänner vom Ansehn; dergleichen Volk schnorrt das ganze Jahr im Land herum, und schiert die Leut was tüchtige. Und doch will ich lieber von ihnen gebrandschatzt und ausgebrennt werden; es kommt auf ein bissel Zeit und Schweiß an, so erholt man sich wieder. Aber wie's jetzt unsre gnädige Herren anfangen, uns bis auf den letzten Blutstropfen auszukeltern, und daß wir doch nicht sagen sollen: ihr macht's zu arg, nach und nach zuschrauben! — seht das ist eine Wirthschaft, daß man sich's Leben nicht wünschen sollte, wenn's nicht Wein und Bier gäb sich manchmal die Grillen wegzuschwemmen und in tiefen Schlaf zu versenken.

Fuhrmann.

Ihr habt recht. Wir wollen uns legen.

Bauer.

Ich muß doch morgen bei Zeiten wieder auf.

Fuhrmann.

Ihr fahrt also nach Ballenberg?

Bauer.

Ja nach Haus.

Fuhrmann.

Es ist mir leid, daß wir nit weiter mit einander gehn.

Bauer.

Weiß Gott, wo wir einmal wieder zusammen kommen.

Fuhrmann.

Euern Namen, guter Freund.

Bauer.

Georg Metzler. Den eurigen?

Fuhrmann.

Hans Sivers von Wangen.

Bauer.

Eure Hand! und noch einen Trunk auf glückliche Reise.

Fuhrmann.

Horch! der Nachtwächter ruft schon ab. Kommt! kommt!

Vor einer Herberge im Windsdorfer Wald.

Unter einer Linde, ein Tisch und Bänke. Gottfried auf der Bank in voller Rüstung, seine Lanze am Baum gelehnt, den Helm auf dem Tisch.

Gottfried.

Wo meine Knechte bleiben! Sie könnten schon sechs Stunden hier seyn. Es war uns alles so deutlich ver-

Wie man die Könige verletzt,
Wird der Granit auch abgesetzt;
Und Gneis der Sohn iſt nun Papa!
Auch deſſen Untergang iſt nah:
Denn Pluto's Gabel drohet ſchon
Dem Urgrund Revolution;
Baſalt, der ſchwarze Teufels-Mohr,
Aus tiefſter Hölle bricht hervor,
Zerſpaltet Fels, Geſtein und Erden,
Omega muß zum Alpha werden.
Und ſo wäre denn die liebe Welt
Geogneſtiſch auch auf den Kopf geſtellt.

kundschaftet; nur zur äußersten Sicherheit schickt ich sie fort; sie sollten nur sehen. Ich begreif's nicht! Vielleicht haben sie ihn verfehlt, und er kommt vor ihnen her. Nach seiner Art zu reisen ist er schon in Crailsheim, und ich bin allein. Und wär's! der Wirth und sein Knecht sind zu meinen Diensten. Ich muß dich haben, Weislingen, und deinen schönen Wagen Güter dazu!

(Er ruft)

Georg! — Wenn's ihm aber jemand verrathen hätte? Oh! (Er beißt die Zähne zusammen.) Hört der Junge nicht? (Lauter) Georg! Er ist doch sonst bei der Hand. (Lauter) Georg! Georg!

Der Bub

(in dem Panzer eines Erwachsenen).

Gnädger Herr!

Gottfried.

Wo stickst du? Was für'n Henker treibst du für Mummerey!

Der Bub.

Gnädger Herr!

Gottfried.

Schäm dich nicht, Bube. Komm her! Du siehst gut aus. Wie kommst du dazu? Ja wenn du ihn ausfülltest! Darum kamst du nicht wie ich rief.

Der Bub.

Ihro Gnaden seyn nicht böse. Ich hatte nichts zu

thun, da nahm ich Hansens Küraß und schnallt ihn an, und setzt seinen Helm auf, schlupft in seine Armschienen und Handschuh, und zog sein Schwert und schlug mich mit den Bäumen herum; wie ihr rieft konnt ich nicht alles geschwind wegwerfen.

Gottfried.

Braver Junge! Sag deinem Vater und Hansen, sie sollen sich rüsten, und ihre Pferde satteln. Halt mir meinen Gaul parat. Du sollst auch einmal mitziehen.

Bube.

Warum nicht jetzt? laßt mich mit Herr! Kann ich nicht fechten, so hab ich doch schon Kräfte genug euch die Armbrust aufzubringen. Hättet ihr mich neulich bei euch gehabt, wie ihr sie dem Reiter an Kopf wurft, ich hätt sie euch wieder geholt und sie wär nicht verloren gangen.

Gottfried.

Wie weißt du das?

Bube.

Eure Knechte erzählten mir's. Wenn wir die Pferde striegeln, muß ich ihnen pfeifen, allerlei Weisen, und davor erzählen sie mir des Abends was ihr gegen den Feind gethan habt. Laßt mich mit, gnädger Herr!

Gottfried.

Ein andermal Georg. Wenn wir Kaufleute fangen, und Fuhren wegnehmen. Heut werden die Pfeil an Harnischen splittern, und klappern die Schwerter über den Helmen. Unbewaffnet wie du bist sollst du nicht in Gefahr.

Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich ſag dir's Junge: es wird theure Zeit werden. Es werden Fürſten ihre Schätze bieten um einen Mann, den ſie jetzt von ſich ſtoßen. Geh Georg, ſag's deinem Vater und Hanſen.

(Der Bub geht.)

Meine Knechte! Wenn ſie gefangen wären und er hätte ihnen gethan, was wir ihm thun wollten! — Was ſchwarzes im Wald? Es iſt ein Mann.

Bruder Martin (kommt).

Gottfried.

Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beſchämt viel Ritter.

Martin.

Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur armſeliger Bruder; wenn's ja Titel ſeyn ſoll, Auguſtin mit meinem Kloſternamen. — Mit eurer Erlaubniß. (Er ſetzt ſich.) Doch hör ich am liebſten Martin meinen Taufnamen.

Gottfried.

Ihr ſeyd müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig. Georg!

(Der Bub kommt.)

Gottfried.

Wein!

Martin.

Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Gottfried.

Ist das euer Gelübde?

Martin.

Nein, gnädger Herr, es ist nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trink ich keinen Wein.

Gottfried.

Wie versteht ihr das?

Martin.

Wohl euch, daß ihr's nicht versteht! Essen und Trinken, meine ich, ist des Menschen Leben.

Gottfried.

Wohl.

Martin.

Wenn ihr gessen und trunken habt, seyd ihr wie neu geboren; seyd stärker, muthiger, geschickter zu eurem Geschäft. Der Wein erfreut des Menschen Herz und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt seyd ihr alles doppelt was ihr seyn sollt; noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Gottfried.

Wie ich ihn trinke ist es wahr.

Martin.

Davon red ich auch. Aber wir —

Der Bub

(mit Wasser und Wein).

Gottfried (zum Buben heimlich).

Geh auf den Weg nach Crailsheim und leg dich mit dem Ohr auf die Erde ob du nicht Pferde kommen hörſt, und ſey gleich wieder hier.

Martin.

Aber wir, wenn wir geſſen und trunken haben, ſind wir gerade das Gegentheil von dem was wir ſeyn ſollen. Unſere ſchläfrige Verdauung ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen ſich Begierden die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Gottfried.

Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gangen. Alle Streiter!

Martin.

In Gottes Namen. (Sie ſtoßen an.) Ich kann die müßigen Leut nicht ausſtehen, und doch kann ich nicht ſagen, daß alle Mönche müßig ſind; ſie thun was ſie können. Da komm ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führt mich in Garten; das iſt nun ihr Bienenkorb. Fürtrefflichen Salat! Kohl nach Herzensluſt. Und beſonders Blumenkohl und Artiſchocken wie keine in Europa.

Gottfried.

Das iſt alſo eure Sach nicht. (Er ſteht auf, ſieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin.

Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht, ich könnt glücklich seyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt in Thüringen, er weiß ich kann nicht ruhen, da schickt er mich herum wo was zu betreiben ist; ich geh zum Bischof von Constanz.

Gottfried.

Noch eins! Gute Verrichtung!

Martin.

Gleichfalls!

Gottfried.

Was seht ihr mich so an, Bruder?

Martin.

Daß ich in euern Harnisch verliebt bin.

Gottfried.

Hättet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich ihn zu tragen.

Martin.

Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! Und mir kömmt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch seyn zu dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam! Drey Gelübde deren jedes einzeln betrachtet der Natur das unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last, oder unter der weit niederdrückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keichen! O Herr was sind die Mühseligkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes der die besten

Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandner Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt!

Gottfried.

Wär euer Gelübde nicht so heilig, ich wollt euch bereden einen Harnisch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben und wir zögen mit einander.

Martin.

Wollte Gott meine Schultern fühlten sich Kraft den Harnisch zu ertragen, und mein Arm die Stärke einen Feind vom Pferd zu stechen! Arme, schwache Hand, von jeher gewöhnt Kreuze und Friedensfahne zu tragen und Rauchfässer zu schwingen, wie wolltest du Lanzen und Schwert regieren! Meine Stimme nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche seyn, wenn ihn die eurige vor euch her wanken macht. Kein Gelübde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

Gottfried

(sieht nach dem Jungen, kommt wieder und schenkt ein).

Glückliche Retour!

Martin.

Das trink ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist immer unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtseyn eurer

Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann; euch zum erstenmal nach langer Zeit, sicher für feindlichen Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette streckt, und euch nach dem Schlafe dehnt, der euch besser schmeckt als mir der Trunk nach langem Durst; da könnt ihr von Glück sagen.

Gottfried.

Davor kommt's auch selten.

Martin (feuriger).

Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. Wenn ihr zurückkehrt mit der Beute unedler Feinde beladen, und euch erinnert: den stach ich vom Pferde ehe er schießen konnte, und den rannt ich sammt dem Pferde nieder! und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Gottfried.

Warum haltet ihr ein?

Martin.

Und eure Weiber! (Er schenkt ein.) Auf Gesundheit eurer Frau! (Er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Gottfried.

Ein edles fürtreffliches Weib.

Martin.

Wohl dem der ein tugendsam Weib hat! deß lebet er noch eins so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Gott-

Gottfried (vor ſich).

Er dauert mich! das Gefühl ſeines Zuſtandes frißt ihm das Herz.

Der Junge (geſprungen).

Herr! Ich höre Pferde im Galopp! Zwey oder drey.

Gottfried.

Ich will zu Pferde! Dein Vater und Hans ſollen aufſitzen; es können Feinde ſeyn ſo gut als Freunde. Lauf ihnen eine Ecke entgegen; wenn's Feinde ſind ſo pfeif und ſpring in's Gebüſch. Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit euch. Seyd muthig und geduldig. Gott wird euch Raum geben.

Martin.

Ich bitt um euren Namen.

Gottfried.

Verzeiht mir! Lebt wohl.

(Er reicht ihm die linke Hand.)

Martin.

Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Gottfried.

Und wenn ihr der Kaiſer wärt, ihr müßtet mit dieſer vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich. Sie iſt eins mit ihrem Handſchuh, ihr ſeht er iſt Eiſen.

Martin.

So ſeyd ihr Gottfried von Berlichingen! Ich danke

dir Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen und zu dem die Bedrängten sich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand! Laßt mich sie küssen!

Gottfried.

Ihr sollt nicht.

Martin.

Laßt mich! Du mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist. Todtes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott —

Gottfried

(setzt den Helm auf und nimmt die Lanze).

Martin.

Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch besuchte wie sie euch abgeschossen ward vor Nürnberg. Wie er uns erzählte was ihr litter, und wie sehr es euch schmerzte zu eurem Beruf verstümmelt zu seyn, und wie euch einfiel: von einem gehört zu haben der auch nur eine Hand hatte und als tapfrer Reitersmann doch noch lange diente. Ich werde das nie vergessen.

(Die zwei Knechte kommen. Gottfried geht zu ihnen, sie reden heimlich.)

Martin (führt inzwischen fort).

Ich werde das nie vergessen. Wie er im edelsten einfältigsten Vertrauen zu Gott sprach: Und wenn ich zwölf

Kaum wendet der edle Werner den Rücken,
Zerſtört man das Poſeidaoniſche Reich;
Wenn alle ſich vor Hephäſtos bücken,
Ich kann es nicht ſogleich;
Ich weiß nur in der Folge zu ſchätzen.
Schon hab' ich manches Credo verpaßt;
Mir ſind ſie alle gleich verhaßt,
Neue Götter und Götzen.

Urſprünglich eignen Sinn
Laß dir nicht rauben!
Woran die Menge glaubt,
Iſt leicht zu glauben.

Natürlich mit Verſtand
Sey du befliſſen;
Was der Geſcheite weiß
Iſt ſchwer zu wiſſen.

Händ hätt und deine Gnad wollt mir nicht, was würden sie mir fruchten! So kann ich mit einer —

Gottfried.

In dem Mardorfer Wald alſo? Lebt wohl, werther Bruder Martin. (Er küßt ihn.)

Martin.

Vergeßt mich nicht, wie ich eurer nicht vergeſſe.

(Gottfried ab.)

Martin.

Wie mir's ſo eng um's Herz ward da ich ihn ſah. Er redete nichts, und mein Geiſt konnte doch den ſeinigen unterſcheiden. Es iſt eine Wolluſt einen großen Mann zu ſehen.

Georg.

Ehrwürdiger Herr, ihr ſchlafet doch bei uns?

Martin.

Kann ich ein Bett haben?

Georg.

Mein Herr, ich kenn Better nur vom Hörenſagen; in unſrer Herberg iſt nichts als Stroh.

Martin.

Auch gut. Wie heißt du?

Georg.

Georg, ehrwürdiger Herr.

Martin.

Georg! du haſt einen tapfern Patron.

Georg.

Sie sagen mir er wär ein Reiter gewesen, das will ich auch seyn.

Martin.

Warte! (Er zieht ein Gebetbuch heraus und gibt dem Buben einen Heiligen.) Da hast du ihn. Folg seinem Beispiel, sey tapfer und fromm.

(Martin geht.)

Georg.

Ach, ein schöner Schimmel! wenn ich einmal so einen hätt und die golden Rüstung! Das ist ein garstiger Drach! Jetzt schieß ich nach Sperlingen. Heiliger Georg! mach mich groß und stark, gib mir so eine Lanze, Rüstung und Pferd. Dann laß mir die Drachen kommen!

Gottfried's Schloß.

Elisabeth seine Frau. Maria seine Schwester. Carl sein Söhnchen.

Carl.

Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl mir das noch einmal vom frommen Kind, 's is gar zu schön.

Maria.

Erzähl du mir's, kleiner Schelm, da will ich hören ob du Acht gibst.

Carl.

Wart e bis, ich will mich bedenken — es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und sein Mutter war krank, da ging das Kind hin —

Maria.

Nicht doch: da sagte die Mutter, liebes Kind —

Carl.

Ich bin krank —

Maria.

Und kann nicht ausgehen,

Carl.

Und gab ihm Geld, und sagte, geh hin und hol dir ein Frühstück. Da kam ein armer Mann,

Maria.

Das Kind ging, da begegnete ihm ein alter Mann, der war — nun Carl,

Carl.

Der war — alt.

Maria.

Freilich! der kaum mehr gehen konnte und sagte: liebes Kind.

Carl.

Schenk mir was, ich hab kein Brod gessen gestern und heut; da gab ihm's Kind das Geld.

Maria.

Das für sein Frühstück seyn sollte.

Carl.

Da ſagte der alte Mann.

Maria.

Da nahm der alte Mann das Kind —

Carl.

Bei der Hand, und ſagte, und ward ein ſchöner glänziger Heiliger und ſagte: liebes Kind —

Maria.

Für deine Wohlthätigkeit belohnt dich die Mutter Gottes durch mich; welchen Kranken du anrührſt —

Carl.

Mit der Hand, es war die rechte glaub ich.

Maria.

Ja!

Carl.

Der wird gleich geſund.

Maria.

Da lief's Kind nach Haus, und konnt für Freuden nichts reden.

Carl.

Und fiel ſeiner Mutter um den Hals und weinte für Freuden.

Maria.

Da rief die Mutter, wie iſt mir, und war, nun Carl —

Carl.

Und war, — und war —

Maria.

Du gibſt ſchon nicht Acht, und war geſund. Und das Kind curirte König und Kaiſer und wurde ſo reich, daß es ein großes Kloſter baute.

Eliſabeth.

Was folgt nun daraus?

Maria.

Ich dächte die nützlichſte Lehre für Kinder, die ohnedem zu nichts geneigter ſind als zu Habſucht und Neid.

Eliſabeth.

Es ſey. Carl hol deine Geographie.

(Carl geht.)

Maria.

Die Geographie? Ihr könnt ja ſonſt nicht leiden, wenn ich ihn daraus was lehre.

Eliſabeth.

Weil's mein Mann nicht leiden kann. Es iſt auch nur daß ich ihn fortbringe. Ich mocht's vorm Kind nicht ſagen: Ihr verderbt's mit euren Mährchen; es iſt ſo ſtillerer Natur als ſeinem Vater lieb iſt, und ihr macht's vor der Zeit zum Pfaffen. Die Wohlthätigkeit iſt eine edle Tugend, aber ſie iſt nur das Vorrecht ſtarker Seelen. Menſchen die aus Weichheit wohlthun, immer wohlthun, ſind nicht beſſer als Leute die ihren Urin nicht halten können.

Maria.

Ihr redet etwas hart.

Elisabeth.

Dafür bin ich mit Kartoffeln und Rüben erzogen, das kann keine zarte Gesellen machen.

Maria.

Ihr seyd für meinen Bruder geboren.

Elisabeth.

Eine Ehre für mich. — Euer wohlthätig Kind freut mich noch. Es verschenkt was es geschenkt kriegt hat. Und das ganze gute Werk besteht darin, daß es nichts zu Morgend ißt. Gib Acht wenn der Carl ehestens nicht hungrig ist, thut er ein gut Werk und rechnet dir's an.

Maria.

Schwester, Schwester! ihr erzieht keine Kinder dem Himmel.

Elisabeth.

Wären sie nur für die Welt erzogen, daß sie sich hier rührten, drüben würd's ihnen nicht fehlen.

Maria.

Wie aber, wenn dieß Rühren hier dem ewigen Glück entgegen stünde?

Elisabeth.

So gib der Natur Opium ein, bete die Sonnenstrahlen weg, daß ein ewiger unwirksamer Winter bleibe. Schwester, Schwester! ein garstiger Mißverstand. Sieh nur dein Kind an, wie's Werk so die Belohnung. Es braucht nun Zeitlebens nichts zu thun als in heiligem

Müßiggang herumzuziehen, Hände aufzulegen; und krönt ſein edles Leben mit einem Kloſterbau.

Maria.

Was hätt'ſt du ihm dann erzählt?

Eliſabeth.

Ich kann kein Mährchen machen, weiß auch keine, Gott ſey Dank; ich hätte ihm von ſeinem Vater erzählt: wie der Schneider von Heilbronn, der ein guter Schütz war, zu Köln das Beſt gewann und ſie's ihm nicht geben wollten; wie er's meinem Mann klagte und der die von Köln ſo lang kujonirte, bis ſie's herausgaben. Da gehört Kopf und Arm dazu! Da muß einer Mann ſeyn! Deine Heldenthaten zu thun braucht ein Kind nur ein Kind zu bleiben.

Maria.

Meines Bruders Thaten ſind edel, und doch wünſcht ich nicht, daß ſeine Kinder ihm folgten. Ich läugne nicht, daß er denen, die von ungerechten Fürſten bedrängt werden, mehr als Heiliger iſt; denn ſeine Hülfe iſt ſichtbarer. Wurf er aber nicht, dem Schneider zu helfen, drey Köluiſche Kaufleute nieder? Und waren denn nicht auch die Bedrängte? waren die nicht auch unſchuldig? Wird dadurch das allgemeine Uebel nicht vergrößert, da wir Noth durch Noth verdrängen wollen?

Eliſabeth.

Nicht doch, meine Schweſter, die Kaufleute von

Köln waren unſchuldig. Gut! allein was ihnen begegnete, müſſen ſie ihren Obern zuſchreiben. Wer fremde Bürger mißhandelt verletzt die Pflicht gegen ſeine eigne Unterthanen; denn er ſetzt ſie dem Wiedervergeltungsrecht aus.

Sieh nur wie übermüthig die Fürſten geworden ſind, ſeitdem ſie unſern Kaiſer beredet haben einen allgemeinen Frieden auszuſchreiben! Gott ſey Dank und dem guten Herzen des Kaiſers, daß er nicht gehalten wird! Es könnt's kein Menſch ausſtehn. Da hat der Biſchof von Bamberg meinem Mann einen Buben niedergeworfen, unter allen Reiterſjungen den er am liebſten hat. Da könntſt du am kaiſerlichen Gerichtshof klagen zehen Jahr und der Bub verſchmachtete die beſte Zeit im Gefängniß. So iſt er hingezogen, da er hörte es kommt ein Wagen mit Gütern für den Biſchof von Baſel herunter. Ich wollte wetten er hat ihn ſchon! Da mag der Biſchof wollen oder nicht, der Bub muß heraus.

Maria.

Das Gehetz mit Bamberg währt ſchon lang.

Eliſabeth.

Und wird ſo bald nicht enden. Meinem Mann iſt's einerlei; nur darüber klagt er ſehr, daß Adelbert von Weislingen, ſein ehemaliger Camerad, dem Biſchof in allem Vorſchub thut, und mit tauſend Künſten und Pratiken, weil er ſich's im offnen Feld nicht unterſteht, das Anſehn und die Macht meines Liebſten zu untergraben ſucht.

Maria.

Ich hab ſchon oft gedacht, woher das dem Weisling kommen ſeyn mag.

Eliſabeth.

Ich kann's wohl rathen —

Carl (kommt).

Der Papa! Der Papa! Der Thürner bläſ't das Liedel: Hevſa! Mach's Thor auf! Mach's Thor auf!

Eliſabeth.

Da kommt er mit Beute.

Erſter Reiter (kommt).

Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen. Einen Wagen voll Sachen, und was mehr iſt als zwölf Wagen, Adelberten von Weislingen.

Eliſabeth.

Adelbert?

Maria.

Von Weislingen?

Knecht.

Und drey Reiter.

Eliſabeth.

Wie kam das?

Knecht.

Er geleitete den Wagen, das ward uns verkundſchaftet; er wich uns aus, wir ritten hin und her und kamen im Wald vor Mardorf an ihn.

Maria.

Das Herz zittert mir im Leib.

Knecht.

Ich und mein Camerad, wie's der Herr befohlen hatte, niſtelten uns an ihn, als wenn wir zuſammengewachſen wären und hielten ihn feſt, inzwiſchen der Herr die Knechte überwältigte und ſie in Pflicht nahm.

Eliſabeth.

Ich bin neugierig ihn zu ſehen.

Knecht.

Sie reiten eben das Thal herauf. Sie müſſen in einer Viertelſtunde hier ſeyn.

Maria.

Er wird niedergeſchlagen ſeyn.

Knecht.

Er ſieht ſehr finſter aus.

Maria.

Es wird mir im Herzen weh thun, ſo einen Mann ſo zu ſehen.

Eliſabeth.

Ah! — Ich will gleich's Eſſen zurechte machen; ihr werdt doch alle hungrig ſeyn.

Knecht.

Von Herzen.

Eliſabeth.

Schweſter, da ſind die Schlüſſel; gehe in Keller, hole vom beſten Wein, ſie haben ihn verdient. (Sie geht.)

Je mehr man kennt, je mehr man weiß,
Erkennt man, alles dreht im Kreis;
Erſt lehrt man jenes, lehrt man dieß,
Nun aber waltet ganz gewiß
Im innern Erdenſpatium
Pyro-Hydropholacium,
Damit's der Erden Oberfläche
An Feuer und Waſſer nicht gebreche.
Wo käme denn ein Ding ſonſt her,
Wenn es nicht längſt ſchon fertig wär?
So iſt denn, eh' man ſich's verſah,
Der Pater Kircher wieder da.
Will mich jedoch des Worts nicht ſchämen:
Wir taſten ewig an Problemen.

Carl.

Ich will mit, Tante.

Maria.

Komm.

(Sie gehen.)

Knecht.

Der wird nicht sein Vater, sonst ging er mit in Stall.

(Ab.)

Gottfried

in voller Rüstung, nur ohne Lanze.

Adelbert

auch gerüstet, nur ohne Lanze und Schwert, zwey Knechte.

Gottfried

(legt den Helm und das Schwert auf den Tisch).

Schnallt mir den Harnisch auf, und gebt mir meinen Rock. Die Ruhe wird mir wohl schmecken. Bruder Martin, du sagtest wohl. Drey Nächt ohne Schlaf! Ihr habt uns in Athem gehalten, Weislingen.

Adelbert

(geht auf und ab und antwortet nichts).

Gottfried.

Wollt ihr euch nicht entwaffnen? Habt ihr keine Kleider bei euch? ich will euch von meinen geben. Wo ist meine Frau?

Erster Knecht.

In der Küche.

Gottfried.

Habt ihr Kleider bei euch? Ich will euch eins borgen. Ich hab just noch ein hübsches Kleid, ist nicht kostbar, nur von Leinen, aber sauber; ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herren des Pfalzgrafen an; eben damals, wie ich mit euerm Freund, euerm Bischof Händel kriegte. Wie war das Männlein so böse! Franz von Sickingen und ich wir gingen in die Herberg zum Hirsch in Heilbronn; die Treyp hinauf ging Franz voran. Eh man noch ganz hinauf kommt ist ein Absatz und ein eisern Geländerlein, da stund der Bischof und gab Franzen die Hand und gab sie mir auch, wie ich hinten drein kam. Da lacht ich in meinem Herzen und ging zum Landgrafen von Hanau, das mir ein gar lieber Herr war, und sagte: der Bischof hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht gekannt: das hört der Bischof, denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu uns und sagt: wohl, weil ich euch nicht kannt gab ich euch die Hand, sagt er. Da sagt ich: Herr, ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kannt habt, da habt ihr sie wieder. Da wurde er so rot wie ein Krebs am Hals vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und zum Fürsten von Nassau und klagt's ihnen. Macht, Weisling! Legt das eiserne Zeug ab, es liegt euch schwer auf der Schulter.

Adelbert.

Ich fühl das nicht.

Gottfried.

Gebt, Gebt! Ich glaub wohl, daß es euch nicht leicht um's Herz iſt. Demohngeachtet — ihr ſollt nicht ſchlimmer bedient ſeyn als ich. Habt ihr Kleider?

Adelbert.

Meine Knechte hatten ſie.

Gottfried.

Gebt, fragt darnach.

(Knechte ab.)

Gottfried.

Seyd friſches Muths! Ich lag auch zwey Jahr in Heilbronn gefangen und wurd ſchlecht gehalten. Ihr ſeyd in meiner Gewalt, ich werd ſie nicht mißbrauchen.

Adelbert.

Das hoffe ich eh ihr's ſagtet, und nun weiß ich's gewiſſer als meinen eigenen Willen. Ihr wart immer ſo edel als ihr tapfer wart.

Gottfried.

O wärt ihr immer ſo treu als klug geweſen, wir könnten denen Geſetze vorſchreiben denen wir — warum muß ich hier meine Rede theilen! — denen ihr dient, und mit denen ich Zeitlebens zu kämpfen haben werde.

Adelbert.

Keine Vorwürfe, Berlichingen! ich bin erniedrigt genug.

Gottfried.

So laßt uns vom Wetter reden; oder von der Theurung, die den armen Landmann an der Quelle des Ueber-

flusses verschmachten läßt. Und doch sey mir Gott gnädig, wie ich das sagte nicht euch zu kränken, nur euch zu erinnern was wir waren. Leider, daß die Erinnerung unsers ehmaligen Verhältnisses ein stiller Vorwurf für euch ist.

Die Knechte mit den Kleidern.

Adelbert legt sich aus und an.

Carl (kommt).

Guten Morgen, Papa.

Gottfried (küßt ihn).

Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt!

Carl.

Recht geschickt, Papa! Die Tante sagt, ich sey recht geschickt.

Gottfried (vor sich).

Desto schlimmer.

Carl.

Ich hab viel gelernt.

Gottfried.

En!

Carl.

Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Gottfried.

Nach Tisch.

Carl.

Ich weiß auch noch was.

Gottfried.

Was wird das seyn?

Carl.

Carl.

Jarthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört ſeit zweyhundert Jahren denen Herren von Berlichingen erbeigenthümlich zu.

Gottfried.

Kennſt du die Herren von Berlichingen?

Carl (ſieht ihn ſtarr an).

Gottfried (vor ſich).

Er kennt wohl für lauter Gelehrſamkeit ſeinen Vater nicht! Wem gehört Jarthauſen?

Carl.

Jarthauſen iſt ein Dorf und Schloß an der Jart.

Gottfried.

Das frag ich nicht. So erziehen die Weiber ihre Kinder, und wollte Gott ſie allein. Ich kannt alle Pfade, Weg und Fuhrten eh ich wußt wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter iſt in der Küche?

Carl.

Ja, Papa! ſie kocht weiße Rüben und einen Lammsbraten.

Gottfried.

Weißt du's auch, Hans Küchenmeiſter?

Carl.

Und vor mich zum Nachtiſch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Gottfried.

Kannſt du ſie nicht roh eſſen?

Carl.

Schmeckt so besser.

Gottfried.

Du mußt immer was aparts haben. Weislingen, ich bin gleich wieder bei euch, ich muß meine Frau doch sehn. Komm mit, Carl.

Carl.

Wer ist der Mann?

Gottfried.

Grüß ihn, bitt ihn er soll lustig seyn.

Carl.

Da Mann, hast du eine Hand, sey lustig, das Essen ist bald fertig.

Adelbert

(hebt ihn in die Höh und küßt ihn).

Glücklich Kind, das kein Unglück kennt als wenn die Suppe lang ausbleibt! Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen.

Gottfried.

Wo viel Licht ist, ist starker Schatten; doch wär mir's willkommen. Wollen sehn was es gibt.

(Sie gehen.)

Adelbert (allein).

— (Er wischt sich die Augen.) Bist du noch Weislingen? Oder wer bist du? Wohin ist der Haß gegen diesen Mann? Wohin das Streben wider seine Größe? So lang ich fern war konnt ich Anschläge machen. Seine Gegenwart bändigt mich, fesselt mich. Ich bin nicht mehr

ich selbst, und doch bin ich wieder ich selbst. Der kleine Adelbert der an Gottfrieden hing wie an seiner Seele. Wie lebhaft erinnert mich dieser Saal, diese Geweihe und diese Aussicht über den Fluß an unsere Knabenspiele! Sie verflogen die glücklichen Jahre und mit ihnen meine Ruhe. — Hier hing der alte Berlichingen unsre Jugend ritterlich zu üben, einen Ring auf. O, wie glühte mir das Herz, wenn Gottfried fehlte! Und traf ich dann und der Alte rief: Brav, Adelbert, du hast meinen Gottfried überwunden! da fühlt ich — was ich nie wieder gefühlt habe. Und wenn der Bischof mich liebkost und sagt, er habe keinen lieber als mich, keine, keinen am Hof, im Reich größern als mich! Ach denk ich, warum sind dir deine Augen verbunden, daß du Berlichingen nicht erkennst, und so ist alles Gefühl von Größe mir zur Qual. Ich mag mir vorlügen, ihn hassen, ihm widerstreben. — O warum mußt ich ihn kennen! oder warum kann ich nicht der zweyte seyn!

Gottfried

(mit ein paar Bouteillen Wein und einem Becher).

Bis das Essen fertig wird laßt uns eins trinken. Die Knechte sind im Stall und die Weibsleute haben in der Küche zu thun. Euch, glaub ich, kommt's schon seltner, daß ihr euch selbst oder eure Gäste bedient; uns armen Rittersleuten wächst's oft im Garten.

Adelbert.

Es ist wahr, ich bin lange nicht so bedient worden.

Gottfried.

Und ich hab euch lang nicht zugetrunken. Ein frhh. lich Herz!

Adelbert.

Bringt vorher ein gut Gewiſſen!

Gottfried.

Bringt mir's wieder zurück.

Adelbert.

Nein, ihr ſolltet mir's bringen.

Gottfried.

Ha — (nach einer Pauſe) So will ich euch erzählen — Ja — Wie wir dem Markgraf als Buben dienten, wie wir beiſammen ſchliefen, und mit einander herumzogen. Wißt ihr noch wie der Biſchof von Köln mit aß? Es war den erſten Oſtertag. Das war ein gelehrter Herr, der Biſchof. Ich weiß nicht, was ſie redten, da ſagte der Biſchof was von Caſtor und Pollux; da fragte die Markgräfin, was das ſey? und der Biſchof erklärt's ihr: ein edles Paar. Das will ich behalten, ſagte ſie. Die Müh könnt ihr ſparen, ſagte der Markgraf; ſprecht nur: wie Gottfried und Adelbert. Wißt ihr's noch?

Adelbert.

Wie was von heute. Er ſagte Gottfried und Adelbert. — Nichts mehr davon, ich bitt euch.

Gottfried.

Warum nicht. Wenn ich nichts zu thun hab,

denk ich gern an's Vergangne. Ich wüßt sonst nichts zu machen.

Wir haben Freud und Leid mit einander getragen, Adelbert, und damals hofft ich so würd's durch unser ganzes Leben seyn. Ah! wie mir vor Nürnberg diese Hand weggeschossen ward, wie ihr meiner pflegter, und mehr als Bruder für mich sorgtet, da hofft ich: Weislingen wird künftig deine rechte Hand seyn. Und jetzt trachtet ihr mir noch nach der armen andern.

Adelbert.

Oh!

Gottfried.

Es schmerzen mich diese Vorwürfe vielleicht mehr als euch. Ihr könnt nicht glücklich seyn, denn euer Herz muß tausendmal fühlen, daß ihr euch erniedrigt. Seyd ihr nicht so edel geboren als ich, so unabhängig, niemand als dem Kaiser unterthan? Und ihr schmiegt euch unter Vasallen! Das wär noch — aber unter schlechte Menschen, wie der von Bamberg, den eigensinnigen neidischen Pfaffen, der das bißchen Verstand das ihm Gott schenkte nur ein Quart des Tags in seiner Gewalt hat, das übrige verzecht und verschläft er. Seyd immerhin sein erster Rathgeber, ihr seyd doch nur der Geist eines unedlen Körpers! Wolltet ihr wohl in einen scheußlichen bucklichen Zwerg verwandelt seyn? — Nein, denk ich. Und ihr seyd's, sag ich, und habt euch schändlicher Weise selbst dazu gemacht.

Adelbert.

Laßt mich reden —

Gottfried.

Wenn ich ausgeredt habe, und ihr habt was zu antworten. Gut.

Eure Fürsten spielen mit dem Kaiser auf eine unanständige Art; es meint's keiner treu gegen das Reich noch ihn. Der Kaiser bessert viel und bessert gern; da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint so und so. Und weil der Herr geschwind was begreift und nur reden darf um tausend Händ in Bewegung zu setzen, so meint er, es wär auch alles so geschwind und leicht ausgeführt. Da ergehn denn Verordnungen über Verordnungen, und der Kaiser vergißt eine über die andere. Da sind die Fürsten eifrig dahinter her, und schrein von Ruh und Sicherheit des Staats, bis sie die Geringen gefesselt haben; sie thun hernach was sie wollen.

Adelbert.

Ihr betrachtet's von eurer Seite.

Gottfried.

Das thut jeder, es ist die Frage auf welcher Licht und Recht ist, und eure Gänge und Schliche scheuen wenigstens das Licht.

Adelbert.

Ihr dürft reden, ich bin der Gefangene.

Gottfried.

Wenn euch euer Gewissen nichts sagt, so seyd ihr frei.

Keine Gluthen, keine Meere
Geb' ich in dem Innern zu;
Doch allherrſchend waltet Schwere;
Nicht verdammt zu Tod und Ruh.
Vom lebendigen Gott lebendig,
Durch den Geiſt, der alles regt,
Wechſelt ſie, nicht unbeſtändig,
Immer in ſich ſelbſt bewegt.

Seht nur hin! Ihr werdet's faſſen!
Wenn Mercur ſich hebt und neigt,
Wird im Anziehn, im Entlaſſen,
Atmoſphäre ſchwer und leicht.

Aber wie war's mit dem Landfrieden? Ich weiß noch, ich war ein kleiner Junge und war mit dem Markgrafen auf dem Reichstag; was die Fürsten vor weite Mäuler machten, und die Geistlichen am ärgsten! Euer Bischof lärmte dem Kaiser die Ohren voll, und riß das Maul so weit auf als kein anderer, und jetzt wirft er selbst mir einen Buben nieder, ohne daß ich in Fehd wider ihn begriffen bin. Sind nicht all unsre Händel geschlichtet? was hat er mit dem Buben? —

Adelbert.

Es geschah ohne sein Wissen.

Gottfried.

Warum läßt er ihn nicht wieder los?

Adelbert.

Er hatt sich nicht aufgeführt wie er sollte.

Gottfried.

Nicht wie er sollte! Bei meinem Eid! er hat gethan was er sollte, so gewiß er mit eurem und des Bischofs Wissen gefangen worden ist. Glaubt ihr ich komme erst heut auf die Welt, und mein Verstand sey so plump weil mein Arm stark ist? Nein Herr! zwar euern Witz und Kunst hab ich nicht, Gott sey Dank! aber ich habe leider so volle Erfahrung, wie Tücken einer feigen Mißgunst unter unsere Ferse kriechen, einen Tritt nicht achten, wenn sie uns nur verwunden können —

Adelbert.

Was soll das alles?

Gottfried.

Kannst du fragen, Adelbert, und soll ich antworten? Soll ich den Busen aufreißen den zu beschützen ich sonst den meinigen hinbot? Soll ich diesen Vorhang deines Herzens wegziehen? dir einen Spiegel vorhalten?

Adelbert.

Was würd ich sehn?

Gottfried.

Kröten und Schlangen. Weislingen, Weislingen! Ich sehe lang daß die Fürsten mir nachstreben, daß sie mich tödten oder aus der Wirksamkeit setzen wollen. Sie ziehen um mich herum, und suchen Gelegenheit. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet ich hatte ihn zu Kundschaften ausgeschickt; und darum that er nicht was er sollte, weil er mich euch nicht verrieth. — Und du thust ihnen Vorschub. — Sage nein — und ich will dich an meine Brust drücken.

Adelbert.

Gottfried —

Gottfried.

Sage nein — ich will dich um diese Lüge liebkosen, denn sie wär ein Zeugniß der Reue. —

Adelbert

(nimmt ihm die Hand).

Gottfried.

Ich habe dich verkennen lernen, aber thu was du willst, du bist noch Adelbert. Da ich ausging dich zu

fangen, zog ich wie einer der ängſtlich ſucht was er verloren hat. Wenn ich dich gefunden hätte!

Carl (kommt).

Zum Eſſen, Papa!

Gottfried.

Kommt, Weislingen! ich hoff meine Weibsleute werden euch muntrer machen; ihr wart ſonſt ein Liebhaber, die Hoffräulein wußten von euch zu erzählen. Kommt! kommt!

Der Biſchöfliche Palaſt in Bamberg.

Der Speiſeſaal.

Der Nachtiſch und die großen Pokale werden aufgetragen. Der Biſchof in der Mitten, der Abt von Fulda rechter, Olearius, beider Rechte Doctor, linker Hand, Hofleute.

Biſchof.

Studiren jetzt viele Deutſche von Adel zu Bologna?

Olearius.

Von Adel- und Bürger-Stand. Und ohne Ruhm zu melden tragen ſie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprüchwort auf der Akademie zu ſagen: ſo fleißig wie ein Deutſcher von Adel. Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Gelehrſamkeit den Mangel der Geburt zu erſetzen, ſo beſtreben ſich jene mit rühmlicher Wetteiferung dagegen, indem

ſie ihren angebornen Stand durch die glänzendſten Verdienſte zu erhöhen trachten.

Abt.

Ey!

Liebetraut.

Sag einer! Wie ſich die Welt alle Tag verbeſſert. So fleißig wie ein Deutſcher von Adel! Das hab ich mein Lebtag nicht gehört. Hätt mir das einer geweiſſagt wie ich auf Schulen war, ich hätt ihn einen Lügner geheißen. Man ſieht, man muß für nichts ſchwören.

Olearius.

Ja, ſie ſind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden coſtens einige von den älteſten und geſchickteſten als Doctores zurückkommen. Der Kaiſer wird glücklich ſeyn ſeine Gerichte damit beſetzen zu können.

Bamberg.

Das kann nicht fehlen.

Abt.

Kennen Sie nicht zum Exempel einen Junker — — er iſt aus Heſſen —

Olearius.

Es ſind viel Heſſen da.

Abt.

Er heißt — Er iſt von — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur ein Aug — und war Marſchall.

Hofmann.

von Wildenholz?

Abt.

Recht, von Wildenholz.

Olearius.

Den kenn ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten, beſonders rühmt man ihn wegen ſeiner Stärke im Diſputiren.

Abt.

Das hat er von ſeiner Mutter.

Lieberraut.

Nur wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen. Da ſieht man wie die Fehler deplacirte Tugenden ſind.

Bamberg.

Wie ſagtet ihr daß der Kaiſer hieß, der euer Corpus juris geſchrieben hat?

Olearius.

Juſtinianus.

Bamberg.

Ein trefflicher Herr. Er ſoll leben!

Olearius.

Sein Andenken!

(Sie trinken.)

Abt.

Es mag ein ſchön Buch ſeyn.

Olearius.

Man möchte's wohl ein Buch aller Bücher heißen.

Eine Sammlung aller Gesetze, bei jedem Fall der Urtheilsspruch bereit, oder was ja noch abgängig oder dunkel wäre, ersetzen die Glossen, womit die gelehrtesten Männer das fürtreffliche Werk geschmückt haben.

Abt.

Eine Sammlung aller Gesetze! Potz! Da müssen auch wohl die zehen Gebote drinne stehen.

Olearius.

Implicite wohl, nicht explicite.

Abt.

Das mein ich auch, an und vor sich, ohne weitere Explication.

Bamberg.

Und was das schönste ist, so könnte, wie ihr sagt, ein Reich in sicherster Ruh und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius.

Ohne Frage.

Bamberg.

Alle Doctores juris!

Olearius.

Ich werd's zu rühmen wissen. (Sie trinken.) Wollte Gott man spräche so in meiner Vaterstadt.

Abt.

Wo seyd ihr her, hochgelahrter Herr?

Olearius.

Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Bamberg.

Steht ihr Herrn da nicht wohl angeſchrieben? Wie kommt das?

Olearius.

Seltſam genug! ich war da meines Vaters Erbſchaft abzuholen; der Pöbel hätte mich faſt geſteinigt wie er hörte ich ſey ein Juriſt.

Abt.

Behüte Gott!

Olearius.

Daher kommt's: der Schöppenſtuhl, der in großem Anſehn weit umher ſteht, iſt mit lauter Leuten beſetzt die der römiſchen Rechte unkundig ſind. Es gelangt niemand zur Würde eines Richters, als der durch Alter und Erfahrung eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zuſtandes der Stadt, und eine ſtarke Urtheilskraft ſich erworben hat das Vergangne auf das Gegenwärtige anzuwenden. So ſind die Schöffen lebendige Archive, Chroniken, Geſetzbücher, alles in einem, und richten nach altem Herkommen und wenigen Statuten ihre Bürger und die Nachbarſchaft.

Abt.

Das iſt wohl gut.

Olearius.

Aber lange nicht genug. Der Menſchen Leben iſt kurz und in einer Generation kommen nicht alle Caſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle vieler Jahrhunderte

ist unser Gesetzbuch. Und dann ist der Wille und die Meinung der Menschen schwankend; dem däucht heute das recht, was der andere morgen mißbilligt, und so ist Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles bestimmen unsre Gesetze. Und die Gesetze sind unveränderlich.

Abt.

Das ist freilich besser.

Liebetraut.

Ihr seyd von Frankfurt, ich bin wohl da bekannt. Bei Kaiser Maximilians Krönung haben wir euern Bräutigams was vorgeschmaust. Euer Nam ist Olearius? Ich kenne so niemanden.

Olearius.

Mein Vater hieß Oehlmann. Nur den Mißstand auf dem Titel meiner Lateinischen Schriften zu vermeiden, nannt ich mich, nach dem Beispiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut.

Ihr thatet wohl, daß ihr euch übersetzter. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande; es hätt euch in eurer Mutterſprache auch so geben können.

Olearius.

Es war nicht darum.

Liebetraut.

Alle Dinge haben ein paar Ursachen.

Abt.

Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.

Liebetraut.

Wißt ihr auch warum, hochwürdiger Herr?

Abt.

Weil er da geboren und erzogen iſt.

Liebetraut.

Wohl. Das mag die eine Urſach ſeyn. Die andre iſt: weil bei einer nähern Bekanntſchaft mit denen Herrn der Nimbus Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegſchwindet den uns eine neblige Ferne um ſie herum lügt, und dann ſind's ganz kleine Strümpfchen Unſchlitt.

Olearius.

Es ſcheint, ihr ſeyd dazu beſtellt, Wahrheiten zu ſagen.

Liebetraut.

Weil ich's Herz dazu hab, ſo fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius.

Aber doch an Geſchicklichkeit ſie wohl anzubringen.

Liebetraut.

Veſicatorien ſind wohl angebracht wo ſie ziehen.

Olearius.

Bader erkennt man an der Schürze, und nimmt in ihrem Amt ihnen nichts übel. Zur Vorſorge thätet ihr wohl wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut.

Wo habt ihr promovirt? Es iſt nur zur Nachfrage,

wenn mir einmal der Einfall kām, daß ich gleich für die rechte Schmiede ginge.

Olearius.

Ihr seyd sehr verwegen.

Liebetraut.

Und ihr sehr breit.

Bamberg und Fuld lachen.

Bamberg.

Von was anders. Nicht so hitzig, ihr Herren! Bei Tisch geht alles drein. Einen andern Discurs, Liebetraut.

Liebetraut.

Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen.

Olearius (zum Bischof).

Was spricht man vom Türkenzug Ihro Bischöfliche Gnaden?

Bamberg.

Der Kaiser hat nichts angelegners vor, als vorerst das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuschaffen und das Ansehn der Gerichte zu befestigen; dann sagt man, wird er persönlich gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit ziehen. Jetzt machen ihm seine Privathändel noch zu thun, und das Reich ist trutz ein vierzig Landfriedens noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der obere Rhein und die angränzenden Länder werden von übermüthigen und kühnen Rit-

Mir genügt nicht eure Lehre:
Ebb' und Fluth der Atmoſphäre
Denk' ſich's jeder wie er kann!
Will mich nur an Hermes halten,
Denn des Barometers Walten
Iſt der Witterung Tyrann.

Weſten mag die Luft regieren
Sturm und Fluth nach Oſten führen,
Wenn Mercur ſich ſchläfrig zeigt;
Aller Elemente Toben
Oſther iſt es aufgehoben,
Wenn er aus dem Schlummer ſteigt.

Rittern verheert. Franz Sickingen, Hans Selbiz mit einem Fuß, Gottfried von Berlichingen mit der eiſernen Hand, ſpotten in dieſen Gegenden dem Kaiſerlichen Anſehn.

Abt.

Ja, wenn Ihro Majeſtät nicht bald dazu thun, ſo ſtecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut.

Das müßt ein elephantiſcher Ries ſeyn, der das Weinfaß von Fuld in Sack ſchieben wollte.

Bamberg.

Beſonders iſt der Letzte ſeit vielen Jahren mein unverſöhnlicher Feind und moleſtirt mich unſäglich; aber es ſoll nicht lange währen, hoff ich. Der Kaiſer hält jetzo ſeinen Hof zu Augsburg. Sobald Adelbert von Weislingen zurückkommt, will ich ihn bitten die Sache zu betreiben. Herr Doctor, wenn ihr die Ankunft dieſes Mannes erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelſten, verſtändigſten und angenehmſten Ritter in Einer Perſon zu ſehen.

Olearius.

Es muß ein fürtrefflicher Mann ſeyn, der ſolche Lobeserhebungen aus ſolch einem Munde verdient.

Liebetraut.

Er iſt auf keiner Akademie geweſen.

Bamberg.

Das wiſſen wir.

Liebetraut.

Ich ſag's auch nur für die Unwiſſenden. Es iſt ein fürtrefflicher Mann, hat wenig ſeines Gleichen. Und wenn er nie an Hof gekommen wäre, könnt er unvergleichlich geworden ſeyn.

Bamberg.

Ihr wißt nicht was ihr redt, der Hof iſt ſein Element.

Liebetraut.

Nicht wiſſen was man redt und nicht verſtanden werden kommt auf Eins naus.

Bamberg.

Ihr ſeyd ein unnützer Geſell.

(Die Bedienten laufen an's Fenſter.)

Bamberg.

Was gibt's?

Ein Bedienter.

Eben reitet Färber, Weislingens Knecht, zum Schloßthor herein.

Bamberg.

Seht, was er bringt. Er wird ihn melden.

(Liebetraut geht. Sie ſtehen auf und trinken noch eins.)

Liebetraut kommt zurück.

Bamberg.

Was für Nachrichten?

Lieberraut.

Ich wollt es müßt ſie euch ein andrer ſagen: Weislingen iſt gefangen.

Bamberg.

Oh!

Lieberraut.

Berlichingen hat ihn, euern Wagen und drey Knechte bei Mardorf weggenommen. Einer iſt entronnen euch's anzuſagen.

Abt.

Eine Hiobspoſt.

Olearius.

Es thut mir von Herzen leid.

Bamberg.

Ich will den Knecht ſehen. Bringt ihn herauf. Ich will ihn ſelbſt ſprechen; bringt ihn in mein Cabinet.

(Ab.)

Abt (ſetzt ſich).

Noch ein Glas! (Die Knechte ſchenken ein.)

Olearius.

Belieben Ihro Hochwürden eine kleine Promenade in den Garten zu machen? Post coenam stabis seu passus mille meabis.

Lieberraut.

Wahrhaftig das Sitzen iſt Ihnen nicht geſund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

Abt (ſetzt ſich auf).

Lieberaut (vor ſich).

Wenn ich ihn nur draußen hab, will ich ihm fürs Exercitium ſorgen.

Jarthauſen.

Maria. Adelbert.

Maria.

Ihr liebt mich, ſagt ihr. Ich glaub es gern, und hoffe mit euch glücklich zu ſeyn, und euch glücklich zu machen.

Adelbert.

Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin.

(Er umarmt ſie.)

Maria.

Ich bitt euch, laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gottespfennig erlaubt; ihr ſcheint aber ſchon von dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer eigen iſt.

Adelbert.

Ihr ſeyd zu ſtreng, Maria. Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria.

Es ſey! aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkoſungen ſeyn wie Ketten, ſtark durch ihre Verwandtſchaft, und Mädchen wenn ſie liebten

ſeyn ſchwächer als Simſon nach dem Verluſt ſeiner Locken.

Adelbert.

Wer lehrte euch das?

Maria.

Die Aebtiſſin meines Kloſters. Bis in mein ſechszehntes Jahr war ich bei ihr und nur mit euch empfind ich das Glück das ich in ihrem Umgang empfand. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine fürtreffliche Frau.

Adelbert.

Da glich ſie dir. (Er nimmt ihre Hand.) Wie ſoll ich dir danken, daß dir mein Unglück zu Herzen ging, daß du mir das liebe Herz ſchenkteſt, allen Verluſt mir zu erſetzen.

Maria (zieht ihre Hand zurück).

Laßt mich! Könnt ihr nicht reden ohne mich anzurühren? Wenn Gott Unglück über uns ſendet gleicht er einem erfahrnen Landmann, der den Buſen ſeines Ackers mit der ſchärfſten Pflugſchar zerreißt um ihn himmliſchen Samen und Einflüſſen zu öffnen. Ach, da wächſt, unter andern ſchönen Kräutlein, das Stäudlein Mitleiden. Ihr habt es keimen geſehen, und nun trägt es die ſchönſten Blüthen der Liebe; ſie ſtehn im vollen Flor.

Adelbert.

Meine ſüße Blume!

Maria.

Meine Aebtissin verglich die Lieb auch oft den Blüthen. Weh dem! rief sie oft, der sie bricht. Er hat den Samen von tausend Glückseligkeiten zerstöret. Einen Augenblick Genuß, und sie welkt hinweg und wird hingeworfen, in einem verachteten Winkel zu verdorren und zu verfaulen. Jene reifende Früchte, rief sie mit Entzückung, jene Früchte, meine Kinder, sie führen sättigenden Genuß für uns und unsere Nachkommen in ihrem Busen. Ich weiß es noch, es war im Garten an einem Sommerabend; ihre Augen waren voll Feuer. Auf Einmal ward sie düster, sie blinzte Thränen aus den Augenwinkeln und ging eilend nach ihrer Zelle.

Adelbert.

Wie wird mir's werden, wenn ich dich verlassen soll!

Maria.

Ein bischen eng, hoff ich, denn ich weiß wie mir's seyn wird. Aber ihr sollt fort. Ich warte mit Schmerzen auf euren Knecht den ihr nach Bamberg geschickt habt. Ich will nicht länger unter Einem Dach mit euch seyn.

Adelbert.

Traut ihr mir nicht mehr Verstand zu?

Maria.

Verstand? Was thut der zur Sache. Wenn meine Aebtissin guten Humors war, pflegte sie zu sagen: Hü-

ret euch, ihr Kinder, für den Mannsleuten überhaupt nicht so sehr, als wenn sie Liebhaber oder gar Bräutigams geworden sind. Sie haben Stunden der Entrückung, um nichts härteres zu sagen; sliebt sobald ihr merkt, daß der Paroxysmus kommt. Und da sagte sie uns die Symptome. Ich will sie euch nicht wieder sagen, um euch nicht zu lächerlich und vielleicht gar bös zu machen. Dann sagte sie: hütet euch nur alsdann an ihren Verstand zu appelliren; er schläft so tief in der Materie, daß ihr ihn mit allem Geschrei der Priester Baals nicht erwecken würdet, und so weiter. Ich dank ihr erst jetzo, da ich ihre Lehren verstehen lerne, daß sie uns, ob sie uns gleich nicht stark machen konnte, wenigstens vorsichtig gemacht hat.

Adelbert.

Eure hochwürdige Frau scheint die Classen ziemlich passirt zu haben.

Maria.

Das ist eine liebloſe Anmerkung. Habt ihr nie bemerkt, daß eine einzige eigene Erfahrung uns eine Menge fremder benutzen lehrt?

Gottfried (kommt).

Euer Knecht ist wieder da. Er konnte für Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau gibt ihm zu essen. So viel hab ich verstanden: der Bischof will den Knaben nicht herausgeben; es sollen Kaiserliche Commissarii ernannt, ein Tag ausgesetzt wer-

den, wo die Sache denn verglichen werden mag. Dem sey wie ihm wolle, Adelbert, ihr seyd frei! Ich verlange nichts als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Adelbert.

Hier faß ich eure Hand. Laßt von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Gesetz der Natur, unveränderlich unter uns seyn. Erlaubt mir zugleich diese Hand zu fassen, (er nimmt Mariens Hand) und den Besitz des edelsten Fräuleins.

Gottfried.

Darf ich Ja für euch sagen?

Maria.

Bestimmt meine Antwort nach seinem Werthe, und nach dem Werthe seiner Verbindung mit euch.

Gottfried.

Und nach der Stärke der Neigung meiner Schwester. Du brauchst nicht roth zu werden, deine Blicke sind Beweis genug. Ja denn, Weislingen. Gebt euch die Hände! Und so sprech ich Amen. Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schwester! du kannst mehr als Hanf spinnen; du hast einen Faden gedreht diesen Paradiesvogel zu fesseln. Du siehst nicht ganz frei. Was fehlt dir? Ich —! bin ganz glücklich; was ich nur in Träumen hoffte, seh ich und bin wie träumend. Ah! nun ist mein Traum aus. Ich träumt

heute Nacht: ich gäb dir meine rechte eiſerne Hand und du hielteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ich erſchrack und wachte drüber auf. Ich hätt nur fortträumen ſollen, da würd ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt. Du ſollſt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat dich beides verſäumen machen. Ich muß meine Frau rufen. Eliſabeth!

Maria.

Mein Bruder iſt in voller Freude.

Adelbert.

Und doch dürft ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Gottfried.

Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria.

Franken iſt ein geſegnetes Land.

Adelbert.

Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Gottfried.

Das dürft ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmählich hebt der Berg an, der mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von eurem Schloſſe gekrönt wird; jenſeit —

Eliſabeth (kommt).

Was ſchafft ihr?

Gottfried.

Du sollst deine Hand auch dazugeben, und sagen: Gott segn euch! Sie sind ein Paar.

Elisabeth.

So geschwind?

Gottfried.

Aber doch nicht unvermuthet.

Elisabeth.

Möchtet ihr euch immer so nach ihr sehnen als bisher da ihr um sie warbt; und dann möget ihr so glücklich sern als ihr sie lieb behaltet.

Adelbert.

Amen! Ich begehre kein Glück als unter diesem Titel.

Gottfried.

Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine Reise: denn die große Veränderung zieht viele geringe nach sich. Er entfernt sich vorerst vom Bischöflichen Hofe, um diese Freundschaft nach und nach erkalten zu lassen; dann reißt er seine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — Kommt meine Schwester, kommt Elisabeth, wir wollen ihn allein lassen; sein Knecht hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Adelbert.

Nichts, als was ihr wissen dürft.

Gottfried.

Ich bin nicht neugierig. Franken und Schwaben!

Das Leben wohnt in jedem Sterne:
Er wandelt mit den andern gerne
Die ſelbſterwählte reine Bahn;
Im innern Erdenball pulſiren
Die Kräfte, die zur Nacht uns führen
Und wieder zu dem Tag heran.

Wenn im Unendlichen daſſelbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tauſendfältige Gewölbe
Sich kräftig in einander ſchließt;
Strömt Lebensluſt aus allen Dingen,
Dem kleinſten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Iſt ewige Ruh' in Gott dem Herrn.

---

ihr ſeyd nun verſchwiſterter als jemals. Wie wollen wir denen Fürſten den Daumen auf dem Aug halten!

(Die Drey gehen.)

Adelbert.

O warum bin ich nicht ſo frei wie du! Gottfried, Gottfried! vor dir fühl ich meine Nichtigkeit ganz. Abzuhängen! Ein verdammtes Wort, und doch ſcheint es als wenn ich dazu beſtimmt wäre. Ich entfernte mich von Gottfrieden um frei zu ſeyn, und jetzt fühl ich erſt, wie ſehr ich von denen kleinen Menſchen abhange die ich zu regieren ſchien. Ich will Bamberg nicht mehr ſehn. Ich will mit allen brechen und frei ſeyn. Gottfried! Gottfried! du allein biſt frei, deſſen große Seele ſich ſelbſt genug iſt und weder zu gehorchen noch zu herrſchen braucht um etwas zu ſeyn.

Franz (tritt auf).

Gott grüß euch, geſtrenger Herr! Ich bring euch ſo viel Grüße, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Bamberg und zehn Meilen in die Runde entbieten euch ein tauſendfaches Gott grüß euch.

Adelbert.

Willkommen Franz! Was bringſt du mehr?

Franz.

Ihr ſteht in einem Andenken bei Hof und überall, daß nicht zu ſagen iſt.

Adelbert.

Das wird nicht lang dauern.

Franz.

So lang ihr lebt! und nach eurem Tode wird's heller blinken als die messingnen Buchstaben auf einem Grabstein. Wie man sich euern Unfall zu Herzen nahm!

Adelbert.

Was sagte der Bischof?

Franz.

Er war so begierig zu wissen, daß er mit der geschäftigsten Geschwindigkeit von Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußte es zwar schon, denn Färber, der vor Mardorf entrann, brachte ihm die Botschaft. Aber er wollte alles wissen; er fragte so ängstlich ob ihr nicht verletzt wäret. Ich sagte: er ist ganz, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zehs. Ich dachte nicht dran, daß ich sie euch neulich abschneiden mußte; ich traut's aber doch nicht zu sagen, um ihn durch keine Ausnahme zu erschrecken.

Adelbert.

Was sagte er zu den Vorschlägen?

Franz.

Er wollte gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld drauf, nur euch zu befreien. Da er aber hörte ihr sollter ohne das loskommen, und nur der Wagen das Aequivalent gegen den Buben seyn, da wollt er absolut den Verlichingen vertagt haben. Er sagte mir hundert Sachen an euch, ich hab sie vergessen; es war

eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weiblingen nicht entbehren.

Adelbert.

Er wird's lernen müſſen.

Franz.

Wie meint ihr? Er ſagte: mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Adelbert.

Es kann warten, ich gehe nicht an Hof.

Franz.

Nicht an Hof, Herr? Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet was ich weiß, wenn ihr nur träumen könntet was ich geſehen habe.

Adelbert.

Wie wird dir's?

Franz.

Nur von der bloßen Erinnerung komm ich außer mir. Bamberg iſt nicht mehr Bamberg. Ein Engel in Weibergeſtalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Adelbert.

Nichts weiter?

Franz.

Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr ſie ſeht und nicht ſagt: zuviel, zuviel!

Adelbert.

Wer iſt's denn?

Franz.

Adelheid von Walldorf.

Adelbert.

Die! ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz.

Gehört? Das ist eben als wenn ihr sagtet ich habe die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Auge sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Adelbert.

Du bist nicht gescheidt.

Franz.

Das kann wohl seyn. Das letztemal, daß ich sie sah, hatt ich nicht mehr Sinnen als ein Trunkener. Oder vielmehr kann ich sagen: ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen seyn mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommner, und doch den Gebrauch von keinem.

Adelbert.

Das ist seltsam.

Franz.

Wie ich vom Bischof Abschied nahm, saß sie bei ihm; sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir eine Hand zu küssen, und sagte mir viel, vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarin: sie hatte ihre Augen aufs Bret geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne. Ein feiner lauernder

Zug um Mund und Wange, halb Physiognomie, halb Empfindung, schien mehren als nur dem elfenbeinern König zu drohen, inzwischen, daß Adel und Freundlichkeit, gleich einem majestätischen Ehepaar, über den schwarzen Augenbrauen herrschten, und die dunklen Haare gleich einem Prachtvorhang, um die königliche Herrlichkeit herum wallten.

Adelbert.

Du bist gar drüber zum Dichter geworden!

Franz.

So fühl ich denn in dem Augenblick was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.

Wie der Bischof endigte und ich mich neigte, sah sie mich an und sagte: auch von mir einen Gruß unbekannter Weis'! Sag ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn, er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. Ich wollt was antworten, aber der Paß von Gehirn zur Zunge war verstopft; ich neigte mich, ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen. Wie ich so stund wurf der Bischof einen Bauern herunter; ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleids; das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht wie ich zur Thüre hinausgekommen bin.

Adelbert.

Ist ihr Mann bei Hofe?

Franz.

Sie ist schon vier Monat Witwe; um sich zu zerstreuen hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie sehen. Wenn sie einen ansieht, ist es als ob man in der Frühlingssonne stände.

Adelbert.

Es würde eine schwächere Wirkung auf mich machen.

Franz.

Ich höre ihr seyd so gut als verheirathet.

Adelbert.

Wollte ich wär's! Meine sanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele bildet sich in ihren blauen Augen, und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruh und Glückseligkeit. Pack zusammen! und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht sehen und wenn der heilige Gregorius in Person meiner begehrte.

(Ab.)

Franz.

Glaub's noch nicht. Wenn wir nur einmal aus der Atmosphäre hauß sind, wollen wir sehn wie's geht. Marie ist schön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen sich in sie zu verlieben. In ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melancholie. Aber um dich, Adelheid, ist eine Atmosphäre von Le-

ben,

den, Muth, thätigem Glück! — Ich würde — Ich bin ein Narr! — Dazu machte mich ein Blick von ihr. Mein Herr muß bin! Ich muß bin! Und da will ich sie so lang ansehn, bis ich wieder ganz gescheidt, oder völlig rasend werde.

Zweyter Aufzug.

Bamberg.

Ein Saal.

Der Biſchof und Adelheid ſpielen Schach. Liebetraut mit einer Zither. Hofdamen, Hofleute um ihn herum.

Liebetraut (ſpielt und ſingt).

Berg auf und Berg ab und Thal aus und Thal ein,
Es reiten die Ritter, Ta! Ta!
Und blauen ſich Beulen und hacken ſich klein,
Es fliegen die Splitter. Ta! Ta!
Ein Ritter auf ſeiner Prinzeſſin Geheiß
Beut Drachen und Teufeln den Krieg.
Dara ta.
Wir ſchonen das Blut und wir ſparen den Schweiß,
Gewinnen auf ander und andere Weis
Im Felde der Liebe den Sieg.
Dara ta!

Adelheid.

Ihr ſeyd nicht bei euerm Spiel. Schach dem König!

Bamberg.

Es iſt noch Auskunft.

Adelheid.

Lang werdet ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König.

Liebetraut.

Das Spiel ſpielt ich nicht wenn ich ein großer Herr wäre, und verböt's am Hofe und im ganzen Land.

Adelheid.

Es iſt wahr, das Spiel iſt ein Probirſtein des Gehirns.

Liebetraut.

Es iſt nicht darum. Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöſer Vögel, lieber das Gebell des knurriſchen Hofhundes Gewiſſen durch den ſüßeſten Schlaf hören, als von Läufern, Springern und andern Beſtien das ewige: Schach dem König!

Bamberg.

Wem wird das einfallen?

Liebetraut.

Einem, zum Exempel, der ſchwach wäre und ein ſtark Gewiſſen hätte, wie das denn meiſtens beiſammen iſt. Sie nennen's ein königlich Spiel und ſagen: es ſey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueberfluß belohnte. Wenn's wahr iſt, ſo iſt mir's als wenn ich ihn ſähe. Er war minorenn, an Verſtand oder an Jahren, unter der Vor-

mundschaft seiner Mutter oder seiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe. Er war so gefällig wie ein Weidenschößling, und spielte gern mit den Damen und auf der Dame, nicht aus Leidenschaft, behüte Gott! nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeister, zu thätig, ein Gelehrter, zu unlenksam, ein Weltmann zu seyn, erfand das Spiel in usum delphini, das so homogen mit seiner Majestät war, und so weiter.

Adelheid.

Ihr solltet die Lücken unserer Geschichtsbücher ausfüllen. Schach dem König! und nun ist's aus.

Lieberaut.

Die Lücken der Geschlechtsregister, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienste unserer Vorfahren mit ihren Portraits zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unserer Zimmer und unsers Charakters zu tapezieren; seitdem jeder seinen Stammbaum in die Wolken zu treiben sucht, da wäre was zu verdienen.

Bamberg.

Er will nicht kommen? sagtet ihr.

Adelheid.

Ich bitt euch schlagt's euch aus dem Sinn.

Bamberg.

Was das seyn mag?

Lieberaut.

Was? die Ursachen lassen sich herunter beten wie

Nachts, wann gute Geiſter ſchweifen,
Schlaf dir von der Stirne ſtreifen,
Mondenlicht und Sternenflimmern
Dich mit ewigem All umſchimmern,
Scheinſt du dir entkörpert ſchon,
Wageſt dich an Gottes Thron.

Aber wenn der Tag die Welt
Wieder auf die Füße ſtellt,
Schwerlich möcht' er dir's erfüllen
Mit der Frühe beſtem Willen;
Zu Mittag ſchon wandelt ſich
Morgentraum gar wunderlich.

---

ein Rosenkranz. Und er ist in eine Art von Zerknirschung gefallen, von der ich ihn schon wieder curiren wollte.

Bamberg.

Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut.

Meine Commission?

Bamberg.

Sie soll unumschränkt seyn. Spare nichts wenn du ihn zurückbringst.

Liebetraut.

Darf ich euch auch hineinmischen, gnädige Frau?

Adelheid.

Mit Bescheidenheit.

Liebetraut.

Das ist weitläufige Commission. Mit Schüler-Bescheidenheit? die wird roth wenn sie euch den Fächer aufhebt. Mit Hofmanns-Bescheidenheit? die erlaubt sich einen Lach wenn ihr roth werdet. Mit Liebhaber-Bescheidenheit? für ihre Lippen ist eure Hand ein Paradies, eure Lippen der Himmel. Bräutigams-Bescheidenheit residirt auf eurem Mund und wagt eine Descente auf den Busen, wo denn Soldaten-Bescheidenheit gleich Posto faßt und sich von da nach einem Canapee umsieht.

Adelheid.

Ich wollte ihr müßtet euch mit eurem Witz rasiren lassen, daß ihr nur fühlter wie schartig er ist. Kennt

ihr mich so wenig? oder seid ihr so jung um nicht zu wissen in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt?

Liebetraut.

Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid.

Ihr werdet nie klug werden.

Liebetraut.

Dafür heiß ich Liebetraut. Wißt ihr wann Roland's Verstand nach dem Mond reis'te?

Adelheid.

Wie er Angelikan bei Medorn fand.

Liebetraut.

Nein, wie er Angelikan traute. Wäre sein Verstand nicht vorher weg gewesen, er wäre nie rasend geworden da er sie in treulosen Umständen sah. Merkt das, gnädige Frau! Wenn ihr mir alle fünf Sinne absprechen wollt, nennt mich nur bei meinem Namen.

Bamberg.

Geht, Liebetraut! nehmt das beste Pferd aus unserm Stall, wählt euch Knechte, und schafft mir ihn her.

Liebetraut.

Wenn ich ihn nicht herbanne, so sagt: eine alte Frau, die Warzen und Sommerflecken vertreibt, versteht mehr von der Sympathie als ich.

Bamberg.

Was wird's viel helfen! der Berlichingen hat ihn

ganz eingenommen. Wenn er auch herkommt, ſo wird er wieder fortwollen.

Liebetraut.

Wollen, das iſt keine Frage, aber ob er kann? Der Händedruck eines Fürſten und das Lächeln einer ſchönen Frau halten feſter als Ketten und Riegel. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Bamberg.

Reist wohl.

Adelheid.

Adieu.

(Liebetraut ab.)

Bamberg.

Wenn er einmal hier iſt verlaß ich mich auf euch.

Adelheid.

Wollt ihr mich zur Leimſtange brauchen?

Bamberg.

Nicht doch.

Adelheid.

Zum Lockvogel denn?

Bamberg.

Nein, den ſpielt Liebetraut. Ich bitt euch verſagt mir nicht, was mir ſonſt niemand gewähren kann.

Adelheid.

Wir wollen ſehn.

(Ab.)

Jarthausen.
Haus von Selbiz, Gottfried.

Selbiz.

Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Gottfried.

Es hätte mir's Herz abgefressen, wenn ich ihnen nicht sollte an Hals gekommen seyn. Schon Jahr und Tag geht's mit mir herum. So lang wird's seyn, daß Hans von Littwach verschwunden ist. Kein Mensch wußte wo er hingekommen war, und mir ging's so nah daß mein ehmaliger Camerad im Gefängniß leiden sollte; denn wahrscheinlicher Weise lebte er. Und unter allem Elend geht keins über das Gefängniß.

Selbiz.

Ihr könnt davon sagen.

Gottfried.

Und mein's zu Heilbronn war noch ritterlich Gefängniß; ich durft auf meinen Eid herumgehen, von meinem Haus in die Kirche. Der arme Littwach, in welchem Loch mag er stecken! Denn es ist am Tage: die von Nürnberg haben ihn weggeschleppt. Im Markgräflichen ist einer niedergeworfen worden, der bekennt, er hab ihn an ihre Knechte verrathen. Sein Bekenntniß in der Urfehde hat mir der Markgraf auf mein Bitten zugesandt. Und obgleich viele bisher feindlich bös gethan haben und geschworen: sie wollten die Türken aus Jerusalem bei-

ßen wenn ſie an Hanſens von Lirtwach Unfall Schuld hätten, ſo iſt doch jetzt, da es zur Sache kommt, niemand als der getreuherzige Gottfried von Berlichingen, der der Katze die Schelle anhängen mag.

Selbiz.

Wenn ihr meine zwey Hände brauchen könnt, ſie ſtehn euch zu Dienſten.

Gottfried.

Ich zählte auf euch. Wollte Gott, der Burgemeiſter von Nürnberg, mit der güldenen Ketten um den Hals, käm uns in Wurf! er ſollt ſich verwundern.

Selbiz.

Ich höre, Weislingen iſt wieder auf eurer Seite. Tritt er zu uns?

Gottfried.

Noch nicht; es hat ſeine Urſachen, warum er uns noch nicht öffentlichen Vorſchub thun darf; doch iſt's eine Weile genug, daß er nicht wider uns iſt. Der Pfaff iſt ohne ihn, was ein Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbiz.

Wann ziehen wir aus?

Gottfried.

Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Meſſe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbiz.

Will's Gott! (Ab.)

Zu Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid.

Er iſt da? ſagſt du. Ich glaub's kaum.

Fräulein.

Wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehen hätte, würd ich ſagen, ich zweifle.

Adelheid.

Den Liebetraut mag der Biſchof in Gold einfaſſen, er hat ein Meiſterſtück gemacht.

Fräulein.

Ich ſah ihn wie er zum Schloßthor hineinreiten wollte. Er ſaß auf einem Schimmel. Das Pferd ſcheute wie's ans Thor kam und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen ihn zu ſehn, und ſchien mit freudigen Augen dem Pferd für die Unart zu danken womit es ihn länger in ihrem Geſicht hielt. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit ſaß er droben, und mit wohlgemiſchtem Schmeicheln und Drohen brach er endlich des Pferdes Eigenſinn, und ſo zog er mit ſeinen Begleitern in den Hof.

Adelheid.

Wie gefällt er dir?

Fräulein.

Als mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er gleicht dem Kaiſer hier (ſie weiſt auf's Portrait), als wenn

er sein Sohn wäre. Die Nase nur etwas kleiner. Eben so freundliche lichtbraune Augen, eben so blondes schönes Haar. Und gewachsen wie eine Puppe! — Ein halbverrauriger Zug auf seinem Gesicht war so interessant!

Adelheid.

Ich bin neugierig ihn zu sehn.

Fräulein.

Das wäre ein Herr für euch.

Adelheid.

Närrin!

Liebetraut (kommt).

Nun, gnädige Frau, was verdien ich?

Adelheid.

Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen habt ihr schon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeschwatzt.

Liebetraut.

Nicht doch, gnädige Frau. Auf ihre Pflicht wollten ihr sagen: denn wenn's je geschah, schwätzt ich sie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid.

Wie habt ihr's gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut.

Ihr wißt nur zu gut wie man Männer fängt; soll ich euch meine geringe Kunststückchen zu den eurigen lernen? Erst that ich als wüßt ich nichts, verstünd nichts von seiner Aufführung, und setzt ihn dadurch in Des-

avantage die ganze Historie zu erzählen. Die sah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnte gar nicht finden und so weiter. Dann redete ich von Bamberg, und ging sehr ins Detail; erweckte gewisse alte Ideen; und wie ich seine Einbildungskraft beschäftigt hatte, knüpft ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerrissen fand. Er wußt nicht wie ihm geschah, er fühlte sich einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte ohne zu wollen. Wie er nun in sein Herz ging und das entwickeln wollte und viel zu sehr mit sich beschäftigt war um auf sich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus zwey mächtigen Stricken, Weibergunst und Schmeicheley gedreht, und so hab ich ihn hergeschleppt.

Adelheid.

Was sagtet ihr von mir?

Lieberraut.

Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrießlichkeiten, hättet gehofft, da er beim Kaiser so viel gelte, würde er das leicht enden können.

Adelheid.

Wohl.

Lieberraut.

Der Bischof wird ihn euch bringen.

Adelheid.

Ich erwarte sie mit einem Herzen wie ich selten Besuch erwarte.

Im Spessart.

Berlichingen. Selbiz. Georg als Knecht.

Gottfried.

Du hast ihn nicht angetroffen, Georg?

Georg.

Er war Tags vorher mit einem von Hof nach Bamberg geritten, und zwey Knechte mit.

Gottfried.

Ich seh nicht ein was das geben soll.

Selbiz.

Ich wohl. Eure Versöhnung war ein wenig zu schnell als daß sie dauerhaft hätte seyn sollen.

Gottfried.

Glaubst du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbiz.

Der erste Schritt ist gethan.

Gottfried.

Ich glaub's nicht. Wer weiß wie nöthig es war an Hof zu gehn; vielleicht ist man ihm noch schuldig; wir wollen das Beste denken.

Selbiz.

Wollte Gott er verdient es und thäte das Beste.

Gottfried.

Reit jetzt auf Kundschaft, Georg. Es ist eine schöne Uebung für dich; in diesen Fällen lernt ein Reitersmann Vorsichtigkeit und Muth verbinden.

Schloß zu Bamberg.

Der Bischof. Weislingen.

Bamberg.

Du willst dich nicht länger halten lassen?

Weislingen.

Ihr werdet nicht verlangen daß ich meinen Bund brechen soll.

Bamberg.

Ich hätte verlangen können du solltest ihn nicht eingehn. Was für ein Geist regierte dich? Konnt ich dich ohne das nicht befreien? Gelt ich so wenig am Kaiserlichen Hofe?

Weislingen.

Es ist geschehn, verzeiht mir wenn ihr könnt.

Bamberg.

Hatt ich das um dich verdient? Gesetzt, du hättest versprochen, nichts gegen ihn zu unternehmen. Gut. Die Fehde mit ihm war immer eine von meinen kleinsten Besorgnissen. Treibst du sie nicht selbst am stärksten? Hätt ich nicht alles gegeben, um dich loszukriegen und um in Ruh mit ihm zu kommen? Und er läßt sich weisen. Aber nein! Du verbindest dich gar mit ihm, wie ich wohl merke; du wirst mein Feind! — Verlaß mich, Adelbert! aber ich kann nicht sagen du thust wohl.

Weislingen.

Lebt wohl, gnädiger Herr!

Sey du im Leben wie im Wiſſen
Durchaus der reinen Fahrt befliſſen;
Wenn Sturm und Strömung ſtoßen, zerr'n,
Sie werden doch nicht deine Herrn;
Compaß und Pol-Stern, Zeitenmeſſer
Und Sonn' und Mond verſtehſt du beſſer,
Vollendeſt ſo nach deiner Art
Mit ſtillen Freuden deine Fahrt.
Beſonders, wenn dich's nicht verdrießt,
Wo ſich der Weg im Kreiſe ſchließt
Der Weltumſegler freudig trifft
Den Hafen, wo er ausgeſchifft.

Wie fruchtbar iſt der kleinſte Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

Bamberg.

Ich geb dir meinen Segen. Sonſt wenn du gingſt, ſagt ich auf Wiederſehn. Jetzo! Wollte Gott wir ſähen einander nie wieder.

Weislingen.

Es kann ſich vieles ändern.

Bamberg.

Es hat ſich leider ſchon zu viel geändert. Vielleicht ſeh ich dich noch einmal als Feind vor meinen Mauern die Felder verheeren, die ihren blühenden Zuſtand dir jetzo danken.

Weislingen.

Nein, gnädger Herr.

Bamberg.

Ihr könnt nicht Nein ſagen! Würtenberg hat einen alten Zahn auf mich. Berlichingen iſt ſein Augapfel, und ihr werdet inskünftige das Schwarze drinn ſeyn. Geht, Weisling! Ich hab euch nichts mehr zu ſagen; denn ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen.

Und ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.

(Bamberg ab.)

Franz (tritt auf).

Adelheid erwartet euch. Sie iſt nicht wohl und doch will ſie euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen.

Komm!

Franz.

Gehn wir denn gewiß?

Weislingen.

Noch dieſen Abend.

Franz.

Mir iſt, als ob ich aus der Welt ſollte.

Weislingen.

Mir auch, und noch dazu als wüßt ich nicht wohin.

(Ab.)

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein.

Ihr ſeht blaß, gnädige Frau.

Adelheid.

Ich lieb ihn nicht, und ich wollt doch er blieb. Siehſt du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Mann haben möchte.

Fräulein.

Glaubt ihr, daß er geht?

Adelheid.

Er iſt zum Biſchof, um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein.

Er hat darnach noch einen ſchwerern Stand.

Adelheid.

Wie meinſt du?

Frau-

Fräulein.

Was fragt ihr, gnädige Frau! Ihr habt ſein Herz geangelt und wenn er ſich losreißen will, verblutet er.

(Ab.)

Adelheid. Weislingen.

Weislingen.

Ihr ſeyd nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid.

Das kann euch einerlei ſeyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr, ob wir leben oder ſterben!

Weislingen.

Ihr verkennt mich.

Adelheid.

Ich nehm euch wie ihr euch gebt.

Weislingen.

Das Anſehn trügt.

Adelheid.

So ſeyd ihr ein Chamäleon.

Weislingen.

Wenn ihr in mein Herz ſehen könntet!

Adelheid.

Schöne Raritäten würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen.

Gewiß! denn ihr würdet euer Bild drinn finden.

Adelheid.

In irgend einem Winkel, bei den Portraits ausgestorbener Familien. Ich bitt euch, Weislingen, bedenkt ihr redt mit mir. Falsche Worte gelten zum höchsten wenn sie Masken unsrer Thaten sind; ein Vermummter, der kenntlich ist, spielt eine armselige Rolle. Ihr läugnet eure Handlungen nicht und redet das Gegentheil; was soll man von euch halten?

Weislingen.

Was ihr wollt. Ich bin so geplagt mit dem was ich bin, daß mir wenig bang ist für was man mich nehmen mag.

Adelheid.

Ihr kommt Abschied zu nehmen.

Weislingen.

Erlaubt mir eure Hand zu küssen und ich will sagen: lebt wohl! Ihr erinnert mich! — Ich bedachte nicht! — Ich bin euch beschwerlich, gnädge Frau! —

Adelheid.

Ihr legt's falsch aus. Ich wollte euch forthelfen. Denn ihr wollt fort. —

Weislingen.

O sagt: ich muß! Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handschlag —

Adelheid.

Geht! Geht! Erzählt das jungen Mädchen, die

den Theuerdanck leſen und ſich ſo einen Mann wünſchen. Ritterpflicht! Kinderſpiel.

Weislingen.

Ihr denkt nicht ſo?

Adelheid.

Bei meinem Eid! ihr verſtellt euch. Was habt ihr verſprochen? und wem? Einem Manne, der ſeine Pflicht gegen den Kaiſer und das Reich verkennet, in eben dem Augenblick, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt, Pflicht zu leiſten, die nicht gültiger ſeyn kann als ein ungerechter gezwungener Eid! — Entbinden nicht unſre Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß die den Rübezahl glauben! Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden! ein Feind der bürgerlichen Ruh und Glückſeligkeit! Ein Feind das Kaiſers! Geſelle eines Räubers! du Weislingen mit deiner ſanften Seele! —

Weislingen.

Wenn ihr ihn kenntet!

Adelheid.

Ich wollt ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hat eine hohe, unbändige Seele. Eben darum wehe dir, Weislingen! Gehe und bilde dir ein: Geſelle von ihm zu ſeyn. Geh und laß dich beherrſchen; du biſt freundlich, gefällig, liebreich.

Weislingen.

Er iſt's auch.

Adelheid.

Aber du biſt nachgebend und er nicht. Unverſehens wird er dich wegreißen, und dann fahre wohl Freiheit. Du wirſt ein Sclave eines Edelmannes werden, da du Herr von Fürſten ſeyn könnteſt. — Doch es iſt Unbarmherzigkeit dir deinen künftigen Stand zu verleiden.

Weislingen.

Hätteſt du gefühlt wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid.

Das koſtet ihn ſo viel, als einen Fürſten ein Kopfnicken, und ging vielleicht juſt ſo von Herzen. Und im Grund, wie hätt er dich anders behandeln ſollen? Du rechneſt ihm zur Gefälligkeit was Schuldigkeit war.

Weislingen.

Ihr redet von euerm Feind.

Adelheid.

Ich redete für eure Freiheit — und weiß überhaupt nicht was ich für ein Intereſſe dran nahm. Lebt wohl!

Weislingen.

Erlaubt mir noch einen Augenblick.

(Er nimmt ihre Hand und ſchweigt.)

Adelheid.

Habt ihr mir noch was zu ſagen?

Weislingen
(nach einer Pauſe beängſtet).

Ich muß fort! —

Adelheid (mit Verdruß).

So geht!

Weislingen.

Gnädge Frau! Ich kann nicht.

Adelheid (ſpöttiſch).

Ihr müßt!

Weislingen.

Soll das euer letzter Blick ſeyn?

Adelheid.

Geht! Ich bin krank, ſehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen.

Seht mich nicht ſo an.

Adelheid.

Willſt du unſer Feind ſeyn und wir ſollen dir lächeln? Geh!

Weislingen.

Adelheid!

Adelheid.

Ich haß euch.

Franz (kommt).

Der Biſchof läßt euch rufen.

Adelheid.

Geht! Geht!

Franz.

Er bittet euch, eilend zu kommen.

Adelheid.

Geht! Geht!

Weislingen.

Ich nehme nicht Abſchied. Ich ſeh euch noch einmal.

(Ab.)

Adelheid.

Noch einmal? Wir wollen dafür ſeyn. Margarethe, wenn er kommt, weiſt ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen iſt, ſo iſt's auf dieſem Weg. (Ab.)

Weislingen. Franz.

Weislingen.

Sie will mich nicht ſehen!

Franz.

Es wird Nacht, ſoll ich die Pferde ſatteln?

Weislingen.

Sie will mich nicht ſehen!

Franz.

Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen.

Es iſt zu ſpät, wir bleiben hier.

(Franz ab.)

Weislingen.

Du bleibſt hier! und warum? ſie noch einmal zu ſehen! haſt du ihr was zu ſagen? — Man ſagt: Hunde heulen und zittern auf Kreuzwegen für Geſpenſtern, die dem Menſchen unſichtbar vorbeiziehen. Sollen wir den

Thieren höhere Sinne zuſchreiben? Und doch — — das führt zum Aberglauben! Mein Pferd ſcheute wie ich zum Schloßthor hereinwollte, und ſtund unbeweglich. Vielleicht, daß die Gefahren, die meiner warteten, in ſcheußlichen Geſtalten mir entgegen eilten, mit einem hölliſchen Grinſen mir einen fürchterlichen Willkommen boten, und mein edles Pferd zurück ſcheuchten. Auch iſt mir's ſo unheimlich wohin ich trete. Es iſt mir ſo bang als wenn ich von meinem Schutzgeiſte verlaſſen, feindſeligen Mächten überliefert wäre. Thor! — hier liegt dein Feind und die reinſte Himmelsluft würde zur beklemmenden Atmoſphäre um dich her.

Jarthauſen.

Eliſabeth. Maria.

Maria.

Kann ſich mein Bruder entſchließen, den Jungen in's Kloſter zu thun?

Eliſabeth.

Er muß. Denke nur ſelbſt, welche Figur würde Carl dereinſt als Ritter ſpielen! —

Maria.

Eine recht edle, erhabne Rolle.

Eliſabeth.

Vielleicht in hundert Jahren, wenn das Menſchengeſchlecht recht tief heruntergekommen ſeyn wird. Jetzo,

da der Besitz unsrer Güter so unsicher ist, müssen wir Männer zu Hausvätern haben. Carl, wenn er eine Frau nähm, könnte sie nicht mehr Frau seyn als er.

Maria.

Mein Bruder wird mitunter ungehalten auf mich seyn; er gab mir immer viel Schuld an des Knaben Gemüthsart.

Elisabeth.

Das war sonst. Jetzo sieht er deutlich ein, daß es Geist beim Jungen ist, nicht Beispiel. Wie ich so klein war, sagte er neulich, hundert solche Tanten hätten mich nicht abgehalten Pferde in die Schwemme zu reiten und im Stall zu residiren. Der Junge soll in's Kloster!

Maria.

Ich kann es nicht ganz billigen. Sollte denn in der Welt kein Platz für ihn seyn?

Elisabeth.

Nein, meine Liebe. Schwache passen an keinen Platz in der Welt, sie müßten denn Spitzbuben seyn. Deßwegen bleiben die Frauen wenn sie gescheidt sind zu Hause, und Weichlinge kriechen in's Kloster. Wenn mein Mann ausreit, es ist mir gar nicht bang. Wenn Carl auszöge, ich würde in ewigen Aengsten seyn. Er ist sichrer in der Kutte als unter dem Harnisch.

Maria.

Mein Weislingen ist auch sanfter Natur, und doch hat er ein edles Herz.

Wenn Kindesblick begierig ſchaut,
Er findet des Vaters Haus gebaut;
Und wenn das Ohr ſich erſt vertraut,
Ihm tönt der Mutterſprache Laut;
Gewahrt es dieß und jenes nah,
Man fabelt ihm was fern geſchah,
Umſittigt ihn, wächst er heran;
Er findet eben alles gethan,
Man rühmt ihm dieß, man preist ihm das:
Er wäre gar gern auch etwas;
Wie er ſoll wirken, ſchaffen, lieben,
Das ſteht ja alles ſchon geſchrieben,
Und, was noch ſchlimmer iſt, gedruckt;
Da ſteht der junge Menſch verdutzt,
Und endlich wird ihm offenbar:
Er ſey nur was ein andrer war.

Eliſabeth.

Ja! ja! Dank er's meinem Manne, daß er ihn noch bei Zeiten geretter hat. Dergleichen Menſchen ſind gar übel dran: ſelten haben ſie Stärke, der Verſuchung zu widerſtehen, und niemals Kraft ſich vom Uebel zu erlöſen.

Maria.

Dafür beten wir um beides.

Eliſabeth.

Nur dann reflectirt Gott auf ein Gebet, wenn all unſre Kräfte geſpannt ſind und wir doch das weder zu tragen noch zu heben vermögen was uns aufgelegt iſt. In dem Falle wovon wir ſprechen, gähnt meiſtentheils eine mißmuthige Faulheit ein halbes Seufzerchen: Lieber Gott, ſchaff mir den Apfel dort vom Tiſch her! Ich mag nicht aufſtehn! Schafft er ihn nicht, nun ſo iſt ein Glück, daß wir keinen Hunger haben. Noch einmal gegähnt, und dann eingeſchlafen.

Maria.

Ich wünſchte ihr gewöhntet euch an, von heiligen Sachen anſtändiger zu reden.

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid.

Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden. Reden mag ich nichts, und ich ſchäme mich zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen.

Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid.

Euch nicht ſowohl, als euern Umgang. Ich wollte ihr wärt wo ihr hin wolltet, und ich hätt euch nicht gehalten.

Weislingen

Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie mit Mutterwärme unſre liebſten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt und übergibt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tod und der Verweſung.

Adelheid.

Declamirt wider die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen! Ihr, die ihr ſelten ſeyd, was ihr ſeyn wollt; niemals was ihr ſeyn ſollter. Königt im Feſttags-Ornat, vom Pöbel beneidet! Was gäb eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben von dem Saum eures Kleides, den eure Abſätze verächtlich zurückſtoßen!

Weislingen.

Ihr ſeyd bitter.

Adelheid.

Es iſt die Antiſtrophe von eurem Geſang. Eh ich

euch kannte, Weislingen, ging mir's faſt wie der Schneidersfrau. Der Ruf, hundertzüngig, ohne Metapher geſprochen, hatte euch ſo zahnarztmäßig herausgeſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: möchteſt du doch dieſe Quinteſſenz des männlichen Geſchlechts, dieſen Phönix Weislingen zu Geſichte kriegen! Ich ward meines Wunſches gewährt.

Weislingen.

Und der Phönix ward zum ordinairen Haushahn.

Adelheid.

Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen.

Es ſchien ſo.

Adelheid.

Und war. Denn wirklich ihr übertraft euern Ruf. Die Menge ſchätzt nur den Widerſchein des Verdienſtes. Wie mir's denn geht, daß ich über die Leute nicht denken kann, die mich intereſſiren, ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander, ohne zu merken was ich an euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich ſah ſtatt des activen Manns, der die Geſchäfte eines Fürſtenthums belebte, der ſich und ſeinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen wie auf übereinander gewälzten Bergen zu den Wolken hinauf geſtiegen war, den ſah ich auf einmal jammernd wie einen kranken Poeten, melancholiſch wie ein geſundes Mädchen, und müßiger als einen alten

Junggesellen. Anfangs schrieb ich's eurem Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entschuldigte euch so gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tag schlimmer mit euch zu werden scheint, müßt ihr mir verzeihen wenn ich euch meine Gunst entreiße. Ihr besitzt sie ohne Recht; ich schenkte sie einem andern auf Lebenslang, der sie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen.

So laßt mich los.

Adelheid.

Noch ein paar Worte, so sollt ihr Abschied haben! Ich dacht: es ist Gährung. Wehe dem Berlichingen, daß er diesen Sauerteig hereinwarf! Ich dacht: er hat sich neue, noch unentwickelte Kräfte gefühlt, da er sich an einem großen Feind maß. Es arbeitet jetzo in seiner Seele; die äußere Ruhe ist ein Zeichen der innern Wirksamkeit.

Weislingen.

Du hast dich nicht geirrt, es arbeitete hier und bläht sich noch.

Adelheid.

Die Fäulniß arbeitet auch. Aber zu welchem Zweck! Wenn es das ist, wie ich fürchte, so laß mich keinen Zeugen abgeben. Ich würde der Natur fluchen, daß sie ihre Kräfte so mißbraucht.

Weislingen.

Ich will euch aus den Augen gehn.

Adelheid.

Nicht, bis alle Hoffnung verloren iſt. Die Einſamkeit iſt in dieſen Umſtänden gefährlich. Armer Menſch! Ihr ſeyd ſo mißmuthig wie einer dem ſein erſtes Mädchen untreu wird; und eben darum geb ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand! verzeiht mir was ich aus Liebe geſagt habe.

Weislingen.

Zauberin!

Adelheid.

Wär ich's, ihr ſolltet ein anderer Mann ſeyn. Schämt euch, wenn's die Welt ſähe! Um einer elenden Urſache willen, die ihr euch gewiß nicht ſelbſt geſtehn mögt! Wie ich ein klein Mädchen war, ich weiß es noch auf einen Punkt, machte mir meine Mutter ein ſchönes Hofkleid, war roſenfarb. Ich machte der Fürſtin von Anhalt die Aufwartung; da war ein Fräulein, die hatte ein Kleid an, war feuerfarb. Das hätt ich auch haben mögen, und weil ich meins hatte, achtet ich's geringer und ward unleidſam und wollte mein roſenfarbnes Kleid nicht anziehen, weil ich kein feuerfarbnes hatte. Seht, das iſt euer Fall. Ich dachte: du haſt gewiß das ſchönſte Kleid, und wie ich andre ſah die mir gleich waren, das neckte mich. Weislingen! ihr wolltet der erſte ſeyn und der einzige. Das geht in einem gewiſſen Kreis. Aber unglücklicher Weiſe kamt ihr hinaus, fandet wie die Natur mit viel Gewichtern ihre Maſchinen treibt.

Und das ärgerte euch. Spielt nicht das Kind! Wenn er die Geige ſpielt, wollen wir die Flöte blaſen; eine Virtuoſität iſt die andere werth.

Weislingen.

Hilf ihr, mein Genius! Adelheid! Das Schickſal hat mich in eine Grube geworfen, ich ſeh den Himmel über mir und ſeufze nach Freiheit. Deine Hand!

Adelheid.

Du biſt befreit, denn du willſt. Der elendſte Zuſtand iſt: nichts wollen können. Fühle dich! und du biſt alles was du warſt. Kannſt du leben, Adelbert, und einen mächtigen Nebenbuhler blühen ſehen? Frißt nicht die magerſte Aehre ſeines Wohlſtandes deine fettſten? indem ſie ringsumher verkündet, Adelbert wagt nicht mich auszureißen. Sein Daſeyn iſt ein Monument deiner Schwäche. Auf! zerſtör's da es noch Zeit iſt. Leben und leben laſſen iſt ein Sprüchelchen für Weiber. Und man nennt dich einen Mann! —

Weislingen.

Und ich will's ſeyn. Wehe dir, Gottfried! wenn das Glück meiner Adelheid Nebenbuhlerin iſt. Alte Freundſchaft, Gefälligkeit, und die alte Frau Menſchenliebe hatte meine Entſchließungen mit Zauberformeln niedergeſchläfert; du haſt den Zauber aufgelöſ't. Und nun, gleich entfeſſelten Winden über das ruhende Meer! Du ſollſt an die Felſen, Schiff! und von da in

Abgrund! und wenn ich mir die Backen drüber zersprengen ſollte.

Adelheid.

So hör' ich euch gern.

Weislingen.

Der Kaiſer hält einen Reichstag zu Augsburg. Ich will hin und du ſollſt ſehen Adelheid ob ich nicht mehr bin als der Schatten eines Manns.

Adelheid.

Mich däucht ich ſehe einen auferſtandnen verklärten Heiligen in dir. In deinen Augen glüht ein Feuer, das deine Feinde verzehren wird. Komm! Adelbert, zum Biſchof. Komm! Victoria iſt ein Weib, ſie wirft ſich dem Tapferſten in die Arme.

(Ab.)

Im Speſſart

Gottfried. Selbiz. Georg.

Selbiz.

Ihr ſeht, es iſt gegangen wie ich geſagt habe.

Gottfried.

Nein, nein, nein!

Georg.

Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that wie ihr befahlt, borgte von einem Pfälzer den Rock und das Zeichen. Und damit ich doch mein Eſſen

und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckische Bauern nach Bamberg.

Selbiz.

In deiner Verkappung? das hätte dir übel gerathen können.

Georg.

So denk ich auch hinten drein. Ein Reitersmann der das vorausdenkt, wird keine weite Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich im Wirthshaus hört ich erzählen: Weislingen und der Bischof seyen ausgesöhnt, und man redete viel von einer Heirath mit der Witwe des von Walldorf.

Gottfried.

Gespräche!

Georg.

Ich sah ihn wie er sie zu Tafel führte! Sie ist schön, bei meinem Eid! sie ist schön. Wir bückten uns alle, sie dankte uns allen. Er nickte mit dem Kopf, sah sehr vergnügt. Sie gingen vorbei und das Volk murmelte: ein schönes Paar!

Gottfried.

Das kann seyn.

Georg.

Hört weiter! Da er des andern Tags in die Messe ging, paßt ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben, ich stund unten an der Treppe und sagte leise zu ihm: ein paar Worte von eurem Berlichingen. Er

ward

ward beſtürzt; ich ſah das Geſtändniß ſeines Laſters in ſeinem Geſicht; er hatte kaum das Herz mich anzuſehen, mich, einen ſchlechten Reitersjungen.

Selbiz.

Das machte, ſein Gewiſſen war ſchlechter als dein Stand.

Georg.

Du biſt Pfalzgräfiſch, ſagte er. Ich bring einen Gruß vom Ritter Berlichingen, ſagt ich, und ſoll fragen — komm morgen früh, ſagte er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Gottfried.

Kamſt du?

Georg.

Wohl kam ich, und mußt im Vorſaal ſtehen, lang! lang! Endlich führt man mich hinein. Er ſchien böſe. Mir war's einerlei. Ich trat zu ihm und ſagte meine Commiſſion; er that feindlich böſe, wie einer der nicht merken laſſen will, daß er kein Herz hat. Er verwunderte ſich, daß ihr ihn durch einen Reitersjungen zur Rede ſetzen ließt. Das verdroß mich. Ich ſagte: es gäb nur zweyerlei Leut, Ehrliche und Schurken, und daß ich ehrlich wäre, ſäh er daraus daß ich Gottfried von Berlichingen diente. Nun fing er an allerlei verkehrtes Zeug zu ſchwätzen, das darauf hinausging: Ihr hättet ihn übereilt, er ſey euch keine Pflicht ſchuldig, und wolle nichts mit euch zu thun haben.

Gottfried.

Haſt du das aus ſeinem Munde?

Georg.

Das und noch mehr.

Gottfried.

Es iſt genug. Der wäre nun verloren. Treu und Glauben, du haſt mich wieder betrogen! Arme Marie! wie werd ich dir's beibringen.

Selbiz.

Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren als ſo ein Hundsfut ſeyn.

Gern wär' ich Ueberlieferung los
Und ganz original;
Doch iſt das Unternehmen groß
Und führt in manche Qual.
Als Autochthone rechnet' ich
Es mir zur höchſten Ehre,
Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbſt Ueberlieferung wäre.

Dritter Aufzug.

Der Reichstag zu Augsburg.

Kaiſer Maximilian, Mainz, Bamberg, Anhalt, Naſſau, Weislingen, andre Herren.

Maximilian.

Ich will euch die Köpfe zurecht ſetzen! Wofür bin ich Kaiſer? Soll ich nur Strohmann ſeyn und die Vögel von euern Gärten ſcheuchen? keinen eignen Willen haben? bilder's euch nicht ein! Ich will eine Contribution von Geld und Mannſchaft wider den Türken, das will ich, ſag ich euch, und keiner unterſtehe ſich darwider zu reden.

Mainz.

Es müßte der kühnſte Rebell ſeyn, der einer geheiligten Majeſtät in's Angeſicht widerſprechen, und in die Flammen ihres Grimmes treten wollte. Auch weichen wir vor eurer Stimme wie Iſrael vor dem Donner auf Sinai. Seht, wie die Fürſten umherſtehen, getroffen, wie von einem unvermutheten Strafgerichte. Sie ſtehen, und gehen in ſich ſelbſt zurück und ſuchen: wie ſie es ver-

dient haben. Und verdient müssen wir's haben, obgleich unwissend. Ew. Majestät verlangen einen Türkenzug. Und so lang ich hier sitze, erinner ich mich keinen der nein gesagt hätte. Waren nicht alle willig? alle? — Es ist Jahr und Tag wie Ihro Majestät es zum erstenmal vertrugen. Sie stimmten alle ein die Fürsten und in ihren Augen leuchtete ein Feuer, denen Feinden ein schreckliches Meteor. Ihr Geist flog muthig schon nach den Ungrischen Gränzen, als er auf Einmal durch ein jämmerliches Wehklagen zurückgehalten wurde. Es waren die Stimmen ihrer Weiber, ihrer unmündigen Söhne, die gleich Schafen in der Wüste mörderischen Wölfen Preis gegeben waren. Würde nicht Elias selbst auf dem feurigen Wagen, da ihn feurige Rosse zur Herrlichkeit des Herrn führten, in diesem Falle sich zurück nach der Erde gesehnt haben? Sie baten flehentlich um die Sicherheit ihrer Häuser, ihrer Familien, um mit freiem und ganzem Herzen dem Fluge des Reichsadlers folgen zu können. Es ist Ew. Majestät nicht unbekannt, in wiefern der Landfriede, die Achtserklärungen, das Kammergericht bisher diesem Uebel abgeholfen hat. Wir sind noch wo wir waren, und vielleicht übler dran. Wohldenkende Ritter gehorchen Euer Majestät Befehlen, begeben sich zur Ruhe und dadurch wird unruhigen Seelen der Kampfplatz überlassen, die sich auf eine ausgelaßne Weise herumtummeln und die hoffnungsvollsten Saaten zertreten. Doch ich weiß: Ew. Majestät zu gehorchen, wird jeder gern sein Lieb-

ſtes hintanſetzen. Auf! meine Freunde. Auf! gegen die Feinde des Reichs und der Chriſtenheit. Ihr ſehr wie nöthig unſer großer Kaiſer es findet, einem größern Verluſt mit einem kleinern vorzubeugen. Auf! verlaßt eure Beſitzthümer, eure Weiber, eure Kinder, und zeigt in einem unerhörten Beiſpiel die Stärke der deutſchen Lehnspflicht und eure Ergebenheit für euern erhabnen Monarchen. Kommt ihr zurück und findet eure Schlöſſer verheert, euer Geſchlecht vertrieben, eure Beſitzthümer öde, o, ſo denkt: der Krieg, den ihr an den Gränzen führtet, habe in dem Herzen des Reichs gebrannt, und ihr habet der allgemeinen Ruh und Glückſeligkeit die eurige aufgeopfert. Die Ruinen eurer Schlöſſer werden künftigen Zeiten herrliche Denkmale ſeyn und laut ausrufen: ſo gehorchten ſie ihrer Pflicht, und ſo geſchah ihres Kaiſers Wille.

Kaiſer.

Ich gehe, euch euern Entſchließungen zu überlaſſen. Und wenn ihr dann ſagt: ich hab euch gezwungen, ſo lügt ihr.

Ein Garten.

Zwey Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann.

Hier wollen wir ſtehn, denn da muß er vorbei. Er kommt eben die lange Allee herauf.

Zweyter Kaufmann.

Wer ist bei ihm?

Erster Kaufmann.

Adelbert von Weislingen.

Zweyter Kaufmann.

Bambergs Freund, das ist gut.

Erster Kaufmann.

Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweyter Kaufmann.

Wohl! da kommen sie.

Kaiser. Weislingen.

Erster Kaufmann.

Er sieht verdrießlich aus.

Kaiser.

Ich bin unmuthig, Weislingen. Und wenn ich auf mein vergangnes Leben zurücksehe möcht ich verzagt werden, so viel halbe, so viele verunglückte Unternehmungen! Und das alles, weil kein Fürst im Reich so klein ist, dem nicht mehr an seinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken. Mein bester Schwimmer erstickte in einem Sumpf. Deutschland! Deutschland, du siehst einem Morasse ähnlicher als einem schiffbaren See.

Die Kaufleute (werfen sich ihm zu Füßen).

Erster Kaufmann.

Allerdurchlauchtigster! Großmächtigster!

Kaiser.

Wer seyd ihr? was gibt's?

Erster Kaufmann.

Arme Kaufleute von Nürnberg, Eure Majestät Knechte, und flehen um Hülfe. Gottfried von Berlichingen und Haus von Selbiz haben unserer dreyßig, die von der Frankfurter Messe kamen, im Bambergischen Geleite niedergeworfen und beraubt. Wir bitten Ew. Kaiserliche Majestät um Hülfe und Beistand, sonst sind wir alle verdorbne Leute, genöthigt unser Brod zu betteln.

Kaiser.

Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was ist das! Der eine hat eine Hand, der andere nur ein Bein! Wenn sie denn erst zwo Händ hätten und zwo Bein, was wolltet ihr denn thun! —

Erster Kaufmann.

Wir bitten Euer Majestät unterthänigst, auf unsre bedrängte Umstände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiser.

Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, soll man das ganze Reich aufmahnen, und wenn Händel vorhanden sind, daran Kaiserliche Majestät und dem Reich viel gelegen ist, so daß es Königreich, Fürstenthum, Herzogthum und anderes betrifft, so kann euch kein Mensch zusammenbringen! —

Weislingen (zu den Kaufleuten).

Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Die Kaufleute.

Wir empfehlen uns zu Gnaden.

(Ab.)

Kaiser.

Wieder neue Händel! Sie wachsen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen.

Und sind nicht auszurotten, als mit Feuer und Schwert und einer herculischen Unternehmung.

Kaiser.

Glaubt ihr?

Weislingen.

Ich hoffe es auszuführen. Das Beschwerlichste ist gethan. Hat Euer Majestät Wort nicht den Sturm gelegt und die Tiefe des Meeres beruhigt? Nur kleine ohnmächtige Winde erschüttern muthwillig die Oberfläche der Wellen. Noch ein Machtwort, so sind auch die in ihre Höhlen gescheucht. Es ist mit nichten das ganze Reich, das über Beunruhigung Klagen führen kann. Franken und Schwaben glimmt noch von den Resten des ausgebrannten Feuers, die ein unruhiger Geist manchmal aus der Asche weckt und in der Nachbarschaft herumtreibt. Hätten wir den Sickingen, den Selbitz — den Berlichingen, diese flammenden Brände, aus dem Wege geschafft, wir würden bald das übrige in todte Asche zerfallen sehn.

Kaiser.

Ich möchte die Leute gerne schonen; sie sind tapfer

und edel. Wenn ich einen Krieg führte, müßt ich sie unter meiner Armee haben, und da wären sie doch ruhig.

Weislingen.

Es wäre zu wünschen, daß sie von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär es äußerst gefährlich, ihre aufrührische Unternehmungen durch kriegerische Ehrenstellen zu belohnen. Es ist nicht genug ihre Person auf die Seite zu schaffen; sondern der Geist ist zu vertilgen, den das Glück ihrer rebellischen Unruhe umhergeblasen hat. Der Befehdungstrieb steigt bis zu den geringsten Menschen hinunter, denen nichts erwünschteres erscheint, als ein Beispiel, das unbändiger Selbstgelassenheit die Fahne vorträgt.

Kaiser.

Was glaubt ihr, daß zu thun?

Weislingen.

Die Achtserklärung, die jetzo, gleich einem vermummten Weibe, nur Kinder in Aengsten setzt, mit dem Kaiserlichen Rachschwert zu bewaffnen und von tapfern und edlen Fürsten begleitet, über die unruhigen Häupter zu senden. Wenn es Euer Majestät Ernst ist, die Fürsten bieten gern ihre Hände; und so garantir ich, in weniger als Jahresfrist, das Reich in der blühendsten Ruhe und Glückseligkeit zu sehen.

Kaiser.

Man hätte jetzt eine Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz; nur wollt ich nicht, daß ihnen was zu

Leid geschähe. Gefangen möcht ich sie haben. Und dann müßten sie eine Urfehde schwören, auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bei der nächsten Session will ich's vortragen.

Weislingen.

Ein freudiger beistimmender Zuruf wird Ew. Majestät das Ende der Rede ersparen.

(Ab.)

Jaxthausen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen.

Ja! ich komme, eure edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten. Und wenn ihre holde Seele mir sie zum Eigenthum übergibt, dann Gottfried —

Gottfried.

So wollt ich, ihr wärt eher kommen. Ich muß euch sagen: Weislingen hat während seiner Gefangenschaft sich in ihren Augen gefangen, um sie angehalten, und ich sagt sie ihm zu. Ich hab ihn losgelassen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand die ihm in seiner Gefangenschaft Futter reichte. Er schwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke seine Nahrung zu suchen.

Sickingen.

Ist das so?

Gottfried.

Wie ich sage.

Sickingen.

Er hat ein doppeltes Band zerriſſen; ein Band an dem ſelbſt die ſcharfe Senſe des Todes hätte ſtumpf werden ſollen.

Gottfried.

Sie ſitzt, das arme Mädchen! und verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen.

Wir wollen ſie zu ſingen machen.

Gottfried.

Wie! entſchließt ihr euch eine Verlaßne zu heirathen?

Sickingen.

Es macht euch beiden Ehre von ihm betrogen worden zu ſeyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann den ſie kannte ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich bleibe drauf: ſie ſoll Königin von meinen Schlöſſern werden.

Gottfried.

Ich ſag euch, ſie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen.

Traust du mir ſo wenig zu, daß ich den Schatten eines Elenden nicht ſollte verjagen können? Laß uns zu ihr.

Lager der Reichsexecution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann.

Wir müssen behutsam gehn, und unsre Leute so viel möglich schonen. Auch ist unsre gemeßne Ordre, ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird schwer halten; denn wer mag sich an ihn machen.

Erster Officier.

Freilich! Und er wird sich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns sein Lebenlang nichts zu Leide gethan, und jeder wird's von sich schieben Kaiser und Reich zu Gefallen Arm und Bein dran zu setzen.

Zweyter Officier.

Es wär eine Schande wenn wir ihn nicht kriegten! Wenn ich ihn nur einmal beim Lippen habe, er soll nicht loskommen.

Erster Officier.

Faßt ihn nur nicht mit den Zähnen, ihr! Er möchte euch die Kinnladen ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leute packen sich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweyter Officier.

Wollen sehn.

Hauptmann.

Unsern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht säumen, und einen Trupp ausschicken der ihn beobachten soll.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen,
Von Mütterchen die Frohnatur
Und Luſt zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönſten hold,
Das ſpukt ſo hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Compler zu trennen,
Was iſt denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

Zweyter Officier.

Laßt mich ihn führen.

Hauptmann.

Ihr seyd der Gegend unkundig.

Zweyter Officier.

Ich hab einen Knecht der hier geboren und erzogen iſt.

Hauptmann.

Ich bin's zufrieden.

Jarthauſen.

Sickingen allein.

Es geht alles nach Wunſch. Sie war etwas beſtürzt über meinen Antrag, und ſah mich von Kopf bis auf die Füße an; ich wette ſie verglich mich mit ihrem Weißfiſch. Gott ſey Dank daß ich mich ſtellen darf! Sie antwortete wenig und durcheinander. Deſto beſſer! Es mag eine Zeit kochen. Bei Mädchen die durch Liebesunglück gebeizt ſind wird ein Heirathsvorſchlag bald gar.

(Gottfried kommt.)

Was bringt ihr, Schwager?

Gottfried.

In die Acht erklärt! —

Sickingen.

Was?

Gottfried.

Da! leſ't den erbaulichen Brief. Der Kaiſer hat

Execution gegen mich verordnet, die mein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu fressen vorschneiden soll.

Sickingen.

Erst sollen sie dran! Just zur gelegnen Zeit bin ich hier.

Gottfried.

Nein, Sickingen! ihr sollt fort. — Das hieße eure großen Anschläge im Keim zertreten wenn ihr zu so ungelegner Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir könnt ihr weit mehr nützen, wenn ihr neutral zu seyn scheint. Der Kaiser liebt euch, und das Schlimmste was mir begegnen kann ist: gefangen zu werden. Dann braucht euer Vorwort und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beide stürzen könnte. Denn was wär's! — Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren sie du bist bei mir, so schicken sie mehr und wir sind um nichts gebessert. Der Kaiser sitzt an der Quelle, und ich wäre schon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit so geschwind einblasen könnte, als man einen Haufen zusammenblasen kann.

Sickingen.

Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reiter zu euch stoßen lassen.

Gottfried.

Gut. Ich habe schon Georgen nach dem Selbiz geschickt und meine übrigen Knechte in der Nachbarschaft

herum. Lieber Schwager! wenn meine Leute beiſammen ſind, es wird ein Häufchen ſeyn, dergleichen wenig Fürſten beiſammen geſehen haben.

Sickingen.

Ihr werdet gegen die Menge wenig ſeyn.

Gottfried.

Ein Wolf iſt einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen.

Wenn ſie aber einen guten Hirten haben.

Gottfried.

Sorg du! Und es ſind lauter Miethlinge. Und dann kann der beſte Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. Zu Hauſe ſitzt der Fürſt und macht einen Operationsplan; das iſt die rechte Höhe! So ging mir's auch einmal, wie ich dem Pfalzgraf zugeſagt hatte gegen Conrad Schotten zu dienen. Da legt er mir einen Zettel aus der Canzlei vor, wie ich reiten und mich halten ſollt. Da wurf ich den Räthen das Papier wieder dar, und ſagt: ich wüßt nicht darnach zu handeln. Ich weiß ja nicht was mir begegnen mag, das ſteht nicht im Zettel. Ich muß die Augen ſelbſt aufthun und ſehen was ich zu ſchaffen hab!

Sickingen.

Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und dir ſchicken was ich in der Eile zuſammentreiben kann.

Gottfried.

Komm noch mit zu meinen Weibsleuten. Ich ließ

sie beisammen. Ich wollte daß du ihr Wort hättest eh du gingst. Dann schick mir die Reiter und komm heimlich wieder sie abzuholen; denn mein Schloß, fürcht ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr seyn.

Sickingen.

Wollen das Beste hoffen.

(Ab.)

Bamberg.

Adelheid (mit einem Briefe).

Das ist mein Werk! Wohl dem Menschen der stolze Freunde hat.

(Sie liest.)

„Zwey Executionen sind verordnet: eine von vierhundert gegen Berlichingen, eine von zweyhundert wider die gewaltsamen Besitzer deiner Güter. Der Kaiser ließ mir die Wahl, welche von beiden ich führen wollte. Du kannst denken daß ich die letzte mit Freuden annahm."

Ja das kann ich denken! kann auch die Ursach rathen: du willst Berlichingen nicht in's Angesicht sehen. Inzwischen warst du brav. Fort, Adelbert! gewinne meine Güter, mein Trauerjahr ist bald zu Ende, und du sollst Herr von ihnen seyn.

Jarthauſen.

Gottfried. Georg.

Georg.

Er will ſelbſt mit euch ſprechen. Ich kenne ihn nicht, es iſt ein kleiner Mann mit ſchwarzen feurigen Augen und einem wohlgeübten Körper.

Gottfried.

Bring ihn herein.

(Lerſen kommt.)

Gottfried.

Gott grüß euch! Was bringt ihr?

Lerſen.

Mich ſelbſt. Das iſt nicht viel; doch alles was es iſt, hier ich euch an.

Gottfried.

Ihr ſeyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verluſt der alten ſtündlich fürchtete. Gebt mir euren Namen.

Lerſen.

Franz Lerſen.

Gottfried.

Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Manne bekannt gemacht habt.

Lerſen.

Ich machte euch ſchon einmal mir mir bekannt; aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Gottfried.

Ich erinnre mich eurer nicht.

Lersen.

Es wäre mir leid! Wißt ihr noch, wie ihr, um des Pfalzgrafen willen, Conrad Schotten Feind wart und nach Haßfurt auf die Faſtnacht reiten wolltet?

Gottfried.

Wohl weiß ich's.

Lersen.

Wißt' ihr, wie ihr unterwegs bei einem Dorf fünf und zwanzig Reitern entgegen kamt?

Gottfried.

Richtig. Ich hielt ſie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen; waren unſrer ſechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens, ſie ſollten bei mir vorbeiziehen. Dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lersen.

Aber wir ſahen euch und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Wie wir ſahen ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir hinab.

Gottfried.

Da ſah ich erſt, daß ich mir der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen acht! Da galt's kein Feiern. Ehrhardt Truchſeß durchſtach mir einen Knecht. Dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hätten ſie ſich alle gehalten wie er und ein Männlein, es

wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewarnt gewesen.

Lerſen.

Das Männlein wovon ihr ſagtet —

Gottfried.

Es war der bravſte Knecht den ich geſehen habe. Es ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte ich hätt's von mir gebracht und wollte mit andern zu ſchaffen haben, war's wieder an mir und ſchlug feindlich zu; es hieb mir auch durch den Panzer-Aermel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſen.

Habt ihr's ihm verziehen?

Gottfried.

Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſen.

Nun ſo hoff ich daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet. Ich habe mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Gottfried.

Biſt du's? O willkommen, willkommen! Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern einen ſo geworben?

Lerſen.

Mich wundert's, daß ihr nicht bei Anfang der Erzählung auf mich gefallen ſeyd.

Gottfried.

Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte

anbieten würde, der auf das feindseligste mich zu überwältigen trachtete?

Lersen.

Eben das Herr! Von Jugend auf dien ich als Reitersknecht und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch stießen, freut ich mich. Ich kannt euern Namen, und da lernt ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand. Ihr saht, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt euch kennen. Ihr überwandet nicht nur meinen Arm, ihr überwandet mich, und von Stund an beschloß ich euch zu dienen.

Gottfried.

Wie lang wollt ihr bei mir aushalten?

Lersen.

Auf ein Jahr. Ohne Entgelt.

Gottfried.

Nein, ihr sollt gehalten werden wie ein andrer, und drüber wie der, der mir bei Remlin zu schaffen machte.

Georg (kommt).

Hans von Selbiz läßt euch grüßen, morgen ist er hier mit funfzig Mann.

Gottfried.

Wohl.

Georg.

Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter, ohne Zweifel euch zu beobachten und zu necken.

Gottfried.

Wie viel?

Georg.

Ihrer funfzig.

Gottfried.

Nicht mehr? Komm, Lerſen, wir wollen ſie zuſammen ſchmeißen, wenn Selbiz kommt, daß er ſchon ein Stück Arbeit gethan findt.

Lerſen.

Das ſoll eine reichliche Vorleſe werden.

Gottfried.

Zu Pferde!

Wald an einem Moraſt.

Zwey Reichsknechte begegnen einander.

Erſter Knecht.

Was machſt du hier?

Zweyter Knecht.

Ich hab Urlaub gebeten meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends iſt mir's in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht.

Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweyter Knecht.

Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht.

Wie verläufſt du dich denn hierher?

Zweyter Knecht.

Ich bitt dich, verrath mich nit. Ich will auf's nächſte Dorf und ſehn ob ich nit mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt du her?

Erſter Knecht.

Vom nächſten Dorf. Ich habe unſerm Officier Wein und Brod geholt.

Zweyter Knecht.

So, er thut ſich was zu gute vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten? ſchön Exempel!

Erſter Knecht.

Komm mit zurück, Schurke!

Zweyter Knecht.

Wär ich ein Narr! Es ſind noch viele unterm Haufen, die gern faſteten wenn ſie ſo weit davon wären als ich.

Erſter Knecht,

Hörſt du! Pferde!

Zweyter Knecht.

O weh!

Erſter Knecht.

Ich klettre auf den Baum.

Zweyter Knecht.

Ich ſteck mich in den Sumpf.

Theilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hauſen.
Immer hab' ich nur geſchrieben
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und ſo ſpalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gottfried. Lerſen. Georg.

Andre Knechte zu Pferd.

Hier am Teiche weg und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen in Rücken.

(Ziehen vorbei.)

Erſter Knecht (ſteigt vom Baume).

Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht. Michel! ſie ſind fort.

(Er geht nach dem Sumpf.)

Michel! O weh, er iſt verſunken. Michel! Er hört mich nicht, er iſt erſtickt. So lauert der Tod auf den Feigen und reißt ihn in ein unrühmlich Grab. Fort! du ſelbſt Schurke! Fort! zu deinem Haufen.

(Ab.)

Gottfried (zu Pferde).

Halte bei den Gefangenen, Georg. Ich will ſehn ihren flüchtigen Führer zu erreichen.

(Ab.)

Georg.

Unterſt zu oberſt ſtürzt ihn mein Herr vom Pferde, daß der Federbuſch im Koth ſtack. Seine Reiter huben ihn auf's Pferd und fort wie beſeſſen.

(Ab.)

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter.

Sie fliehen von weitem dem Lager zu.

Hauptmann.

Er wird ihnen an den Ferſen ſeyn. Laßt ein funfzig ausrücken bis an die Mühle. Wenn er ſich zu weit wagt, erwiſcht ihr ihn vielleicht.

(Ritter ab.)

Zweyter Ritter (geführt.)

Hauptmann.

Wie geht's, junger Herr? Habt ihr ein paar Zinken abgerennt?

Zweyter Ritter.

Daß dich die Peſt! Wenn ich Hörner gehabt hätte wie ein Dannhirſch, ſie wären geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt auf mich los, es war mir als wenn mich der Donner in die Erd nein ſchlüg.

Hauptmann.

Dankt Gott, daß ihr noch ſo davon gekommen ſeyd.

Zweyter Ritter.

Es iſt nichts zu danken, ein paar Rippen ſind entzwey. Wo iſt der Feldſcheer?

(Ab.)

Jarthauſen.
Gottfried. Selbiz.

Gottfried.

Was ſagteſt du zu der Achtserklärung, Selbiz?

Selbiz.

Es iſt ein Streich von Weislingen.

Gottfried.

Meinſt du?

Selbiz.

Ich meine nicht, ich weiß.

Gottfried.

Woher?

Selbiz.

Er war auf dem Reichstag, ſag ich dir, er war um den Kaiſer.

Gottfried.

Wohl! ſo machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu nichte.

Selbiz.

Hoff's.

Gottfried.

Wir wollen fort, und ſoll die Haſenjagd angehn.

(Ab.)

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann.

Dabei kommt nichts heraus, ihr Herrn. Er ſchlägt uns ein Detaſchement nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das läuft in Gottes Namen lieber nach der Türkei, als ins Lager zurück. So werden wir alle Tage ſchwächer. Wir müſſen einmal für allemal ihm zu Leibe gehn, und das mit Ernſt; ich

will selbst dabei seyn und er soll sehn mit wem er zu thun hat.

Ritter.

Wir sind's alle zufrieden; nur ist er der Landsart so kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß er so wenig zu fangen ist wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann.

Wollen ihn schon kriegen. Erst auf Jarthausen zu! Mag er wollen oder nicht, er muß herbei, sein Schloß zu vertheidigen.

Ritter.

Soll unser ganzer Hauf marschiren?

Hauptmann.

Freilich! Wißt ihr daß wir schon um Hundert geschmolzen sind?

Ritter.

Verflucht!

Hauptmann.

Drum geschwind, eh der ganze Eisklumpen aufthaut; es macht warm in der Nähe, und wir stehn da wie Butter an der Sonne.

(Ab.)

Gebirg und Wald.

Gottfried. Selbiz. Trupp.

Gottfried.

Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit daß Sickingens Reiter zu uns stießen.

Selbiz.

Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Gottfried.

Gut, und du, Franz, führe mir die funfzig rechts durch den Wald hinauf. Sie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibst um mich. Und wenn ihr seht, daß sie mich angreifen, so fallt ungesäumt in die Seiten. Wir wollen sie patschen! Sie denken nicht, daß wir ihnen Spitze bieten können.

H a i d e,

auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann.

Er hält auf der Haide? das ist impertinent! Er soll's büßen. Was? den Strom nicht zu fürchten der auf ihn losbraust! —

Ritter.

Ich wollte nicht, daß ihr an der Spitze rittet; er hat das Ansehn, als ob er den ersten der ihn anstoßen möchte, umgekehrt in die Erd pflanzen wollte. Ich hoffe nicht daß ihr Lust habt zum Rosmarinstrauch zu werden. Reiter hinten drein.

Hauptmann.

Nicht gern.

Ritter.

Ich bitt euch! Ihr ſend noch der Knoten von dieſem Bündel Haſelruthen; löſt ihn auf, ſo knickt er ſie euch einzeln wie Riethgras.

Hauptmann.

Trompeter, blas! Und ihr blast ihn weg.

(Ab.)

Selbiz

(hinter der Höhe hervor im Galopp).

Mir nach! Sie ſollen zu ihren Händen rufen: multiplicirt euch! —

(Ab.)

Franz (aus dem Wald).

Gottfrieden zu Hülfe! er iſt faſt umringt. Braver Selbiz! du haſt ſchon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Diſtelköpfen beſäen.

(Vorbei).

Getümmel.

Eine Höhe mit einem Wartthurme.

Selbiz verwundet. Knechte.

Selbiz.

Legt mich hierher und kehrt zu Gottfried.

Knechte.

Laßt uns bleiben, Herr, ihr braucht unſrer.

Selbiz.

Steig einer auf die Warte und ſeh wie's geht.

Erſter Knecht.

Wie will ich hinauf kommen?

Zweyter Knecht.

Steig auf meine Schultern und dann kannſt du die Lücke reichen und dir bis zur Oeffnung hinauf helfen.

Erſter Knecht (ſteigt hinauf).

Ach! Herr.

Selbiz.

Was ſiehſt du?

Knecht.

Eure Reiter fliehen der Höhe zu.

Selbiz.

Hölliſche Schurken! Ich wollt ſie ſtünden und ich hätt eine Kugel vorn Kopf. Reit einer hin und fluch und wetter ſie zurück! —

(Knecht ab.)

Selbiz.

Siehſt du Gottfrieden?

Knecht.

Die drey ſchwarze Federn ſeh ich mitten im Getümmel.

Selbiz.

Schwimm, braver Schwimmer! Ich liege hier.

Knecht.

Ein weißer Federbuſch! wer iſt das?

Selbiz.

Der Hauptmann.

Knecht.

Gottfried drängt ſich an ihn — Bau! er ſtürzt.

Selbiz.

Der Hauptmann?

Knecht.

Ja, Herr.

Selbiz.

Wohl! wohl!

Knecht.

Weh! weh! Gottfrieden ſeh ich nicht mehr!

Selbiz.

So ſtirb, Selbiz.

Knecht.

Ein fürchterlich Gedräng wo er ſtund. Georgs blauer Buſch verſchwindt auch.

Selbiz.

Komm herunter! Siehſt du Lerſen nicht?

Knecht.

Nicht, es geht alles drunter und drüber.

Selbiz.

Nichts mehr. Komm! Wie halten ſich Sickingens Reiter?

Knecht.

Gut. Da flieht einer nach dem Wald. Noch einer! Ein ganzer Trupp! Gottfried iſt hin!

Selbiz.

Komm herab.

Knecht.

Ich kann nicht. Wohl, wohl! ich ſehe Gottfrieden! Ich ſeh Georgen!

Selbiz.

Zu Pferd?

Knecht.

Hoch zu Pferd. Sieg! Sieg! ſie fliehn.

Selbiz.

Die Reichstruppen?

Knecht.

Die Fahne mitten drinn. Gottfried hinten drein. Sie zerſtreuen ſich. Gottfried erreicht den Fähndrich. — Er hat die Fahne. — Er hält. Eine Handvoll Menſchen um ihn herum. Mein Camerad erreicht ihn — Sie ziehen herauf.

Gottfried. Georg. Franz. Ein Trupp.

Selbiz.

Glück zu! Gottfried. Sieg! Sieg!

Gottfried (ſteigt vom Pferd).

Theuer! Theuer! Du biſt verwundet, Selbiz.

Selbiz.

Du lebſt und ſiegſt! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie biſt du davon gekommen?

Gottfried.

Dießmal galt's; und hier Georgen dank ich das Leben, und hier Franzen dank ich's. Ich warf den Haupt-

mann vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein; Georg hieb ſich zu mir und ſprang ab; ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul. Wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt du zum Pferde?

Georg.

Einem, der nach euch hieb, ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog; er ſtürzt und ich half zugleich euch von einem Feind, mir zu einem Pferde.

Gottfried.

Nun ſtacken wir, bis Franz ſich zu uns herein ſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Franz.

Die Hunde, die ich führte, ſollten von außen hineinmähen, bis ſich unſre Senſen begegnet hätten; aber ſie flohen wie Reichstruppen.

Gottfried.

Es floh Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf warſt meinem Rücken eine Mauer, inzwiſchen daß ich vor mir her ihren Muth in Stücken ſchlug. Der Fall ihres Hauptmanns half mir ſie ſchütteln, und ſie flohen. Ich hab ihre Fahne und wenig Gefangne.

Selbiz.

Der Hauptmann?

Gottfried.

Sie hatten ihn inzwiſchen gerettet. Kommt, ihr Kinder! kommt, Selbiz! — Macht eine Bahre von Aeſten.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Fünfter Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

ſten. Du kannſt nicht auf's Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut. Aber unſrer ſind wenig und ich weiß nicht ob ſie Truppen nachzuſchicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde! Ein Glas Wein ſchmeckt auf ſo einen Strauß.

L a g e r.

Hauptmann.

Ich möcht euch alle mit eigner Hand umbringen, ihr tauſend Sakerment! Was fortzulaufen! er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen wie die Scheißkerle! Vor Einem Mann! — Es wird's niemand glauben, als wer über uns zu lachen Luſt hat, und der wird eine reiche Kitzlung für ſeine Lunge ſein ganz Lebenlang haben; und wenn das Alter ihn hinter den Ofen knickt, wird ihm das Huſten und Schwachheit vertreiben, wenn ihm einfällt unſre Proſtitution in ſeiner Enkel Gebirn zu pflanzen. Reit herum ihr, und ihr und ihr! Wo ihr von unſern zerſtreuten Truppen findt, bringt ſie zurück, oder ſtecht ſie nieder. Wir müſſen dieſe Scharten auswetzen und wenn die Klingen drüber zu Grund gehen ſollten.

J a x t h a u ſ e n.

Gottfried. Lerſen. Georg.

Gottfried.

Wir dürfen keinen Augenblick ſäumen; arme Jungens, ich darf euch keine Raſt gönnen. Jagt geſchwind

herum und ſucht noch Reiter aufzutreiben. Beſtellt ſie alle nach Weilern, da ſind ſie am ſicherſten. Wenn wir zögern, ſo ziehen ſie mir vor's Schloß.

(Die zwey ab.)

Ich muß einen auf Kundſchaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden; und wenn es nur noch brave Kerls wären! Aber ſo iſt's die Menge.

(Ab.)

Sickingen. Maria.

Maria.

Ich bitt euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbizens, eure ſind zerſtreut; er iſt allein, Selbiz iſt verwundet auf ſein Schloß gebracht und ich fürchte alles.

Sickingen.

Seyd ruhig, ich gehe nicht weg.

Gottfried (kommt).

Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr ſollt mir in einer Viertelſtunde ein Paar ſeyn.

Sickingen.

Laßt mich hier.

Gottfried.

In die Kirche ſollt ihr jetzt.

Sickingen.

Gern. Und darnach?

Gottfried.

Darnach ſollt ihr eurer Wege gehn.

Sickingen.

Gottfried!

Gottfried.

Wollt ihr nicht in die Kirche?

Sickingen.

Kommt, kommt!

Lager.

Hauptmann.

Wie viel sind's in allem?

Ritter.

Hundert und funfzig.

Hauptmann.

Von Vierhunderten? Das ist arg! Jetzt gleich auf und grad gegen Jarthausen zu, eh er sich erholt und sich uns wieder in Weg stellt.

Jarthausen.

Gottfried. Elisabeth. Sickingen. Maria.

Gottfried.

Gott segn euch, geb euch glückliche Tage, und behalte die, die er euch abzieht, für eure Kinder!

Elisabeth.

Und die lasse er seyn wie ihr seyd: rechtschaffen! Und dann laßt sie werden was sie wollen.

Sickingen.

Ich dank euch. Und dank euch, Marie. Ich führte euch an den Altar, und ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Maria.

Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden gelobten Lande antreten.

Gottfried.

Glück auf die Reise!

Maria.

So ist's nicht gemeint; wir verlassen euch nicht.

Gottfried.

Ihr sollt, Schwester!

Maria.

Du bist sehr unbarmherzig, Bruder.

Gottfried.

Und ihr zärtlicher als vorsehend.

Georg [illegible].

Ich kann niemand aufreiben. Ein einziger war geneigt; darnach veränderte er sich und wollte nicht.

Gottfried.

Gut, Georg. Das Glück fängt an launisch mit mir zu werden. Ich ahnt es. Sickingen, ich bitt euch geht noch diesen Abend; beredet Marien. Sie ist eure Frau, laßt sie's fühlen. Wenn Weiber quer in unsre Unternehmungen treten, ist unser Feind im freien Feld sichrer als sonst in der Burg.

Knecht (kommt).

Herr! Die Reichstruppen sind auf dem Marsch, gerade hierher, sehr schnell.

Gottfried.

Ich habe sie mit Ruthenstreichen geweckt. Wie viel sind ihrer?

Knecht.

Ohngefähr zweyhundert. Sie können nicht zwey Stunden mehr von hier seyn.

Gottfried.

Noch überm Fluß?

Knecht.

Ja, Herr.

Gottfried.

Wenn ich nur funfzig Mann hätte, sie sollten mir nicht herüber. Hast du Franzen nicht gesehen?

Knecht.

Nein, Herr.

Gottfried.

Biet allen sie sollen bereit seyn.

Gottfried.

Es muß geschieden seyn, meine Lieben. Weine, meine gute Marie; es werden Augenblicke kommen wo du dich freuen wirst. Es ist besser du weinst deinen Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote eines künftigen Elends wäre. Lebe wohl, Marie. Lebt wohl, Bruder.

Maria.

Ich kann nicht von euch. Schweſter! Lieber Bruder, laß uns! Achteſt du meinen Mann ſo wenig, daß du in dieſer Extremität ſeine Hülfe verſchmähſt?

Gottfried.

Ja, es iſt weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nah. Ihr beginnt heute zu leben, und ihr ſollt euch von meinem Schickſal trennen. Ich hab eure Pferde zu ſatteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria.

Bruder, Bruder!

Eliſabeth (zu Sickingen).

Gebt ihm nach! Geht!

Sickingen.

Liebe Marie, laß uns gehn.

Maria.

Du auch? mein Herz wird brechen.

Gottfried.

So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt ſeyn.

Maria.

Wehe, wehe!

Gottfried.

Wir werden uns vertheidigen, ſo gut wir können.

Maria.

Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Gottfried.

Und am Ende werden wir ſterben oder uns ergeben. — Du wirſt deinen edlen Mann mit mir in Ein Schickſal geweint haben.

Maria.

Du marterſt mich.

Gottfried.

Bleib! bleib! Wir werden zuſammen gefangen werden. Sickingen, du wirſt mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte du ſollteſt mir heraushelfen.

Maria.

Wir wollen fort. Schweſter, Schweſter!

Gottfried.

Bringt ſie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen.

Ich will ihr Bett nicht beſteigen bis ich euch außer Gefahr weiß.

Gottfried.

Schweſter, liebe Schweſter! (Er küßt ſie.)

Sickingen.

Fort, fort!

Gottfried.

Noch einen Augenblick. Ich ſeh euch wieder. Tröſtet euch. Wir ſehen uns wieder.

(Sickingen. Maria ab.)

Ich trieb sie und da sie geht möcht ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir.

Elisabeth.

Bis in den Tod! wie ich will daß du bei mir bleiben sollst. Wo bin ich sicherer als bei dir?

Gottfried.

Wen Gott lieb hat, dem geb er so eine Frau. Und dann laßt den Teufel in einer Heerd Unglück daher fahren, ihm alles nehmen, er bleibt mit dem Trost vermählt.

(Ab.)

Elisabeth.

Welche Gott lieb hat, der geb er so einen Mann. Und wenn er und seine Kinder nicht ihr einziges Glück machen, so mag sie sterben. Sie kann unter die Heiligen des Himmels passen, aber sie ist ihn nicht werth.

(Ab.)

Gottfried. Georg.

Georg.

Sie sind in der Nähe, ich hab sie vom Thurn gesehen. Der erste Strahl der Sonne spiegelte sich in ihren Piken. Wie ich sie sah, wollte mir's nicht bänger werden als einer Katze vor einer Armee Mäuse. Zwar wir spielen die Ratten.

Gottfried.

Seht nach den Thorriegeln; verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen.

(Georg ab.)

Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit ſollen ſie mir an ihren eignen Nägeln verkauen.

(Trompeter von außen.)

Aha! ein rothrückiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter ſeyn wollen?

(Er geht an's Fenſter.)

Was ſoll's?

(Man hört in der Ferne reden.)

Gottfried (in ſeinen Bart).

Einen Strick um deinen Hals!

(Trompeter redt fort.)

Gottfried.

Beleidiger der Majeſtät? Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht. Es liegt ihnen nichts ſo ſehr am Herzen als Majeſtät, weil niemand dieſen Wall ſo nöthig hat als ſie.

(Trompeter redet.)

Gottfried (antwortet).

Mich ergeben? auf Gnad und Ungnad? Mit wem redt ihr! Bin ich ein Räuber? Sag deinem Hauptmann: vor Ihro Kaiſerliche Majeſtät hab ich, wie immer, ſchuldigen Reſpect. Er aber, ſag's ihm, er kann mich — — —

(ſchmeißt das Fenſter zu.)

Belagerung.

Küche.

Eliſabeth. Gottfried zu ihr.

Gottfried.

Du haſt viel Arbeit, arme Frau!

Eliſabeth.

Ich wollt ich hätte ſie lang. Wir werden ſchwerlich lang halten können.

Gottfried.

Den Keller haben die Schurken freilich. Sie werden ſich meinen Wein ſchmecken laſſen.

Eliſabeth.

Die übrigen Victualien thun mir noch leider. Zwar ließ ich die ganze Nacht heraufſchleppen, es iſt mir aber doch noch zu viel drunten geblieben.

Gottfried.

Wenn wir nur auf einen gewiſſen Punkt halten, daß ſie Capitulation vorſchlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie ſchießen den ganzen Tag und verwunden unſre Mauern und knicken unſre Scheiben. Lerſen iſt ein braver Kerl; er ſchleicht mit ſeiner Büchſe herum; wo ſich einer zu nah wagt, blaff! liegt er.

Knecht.

Kohlen, gnädge Frau.

Gottfried.

Was gibt's?

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Knecht.

Die Kugeln ſind alle, wir wollen neue gießen.

Gottfried.

Wie ſteht's Pulver?

Knecht.

So ziemlich. Wir ſparen unſre Schüſſe wohl aus.

Saal.

Lerſen mit einer Kugelform. Knecht mit Kohlen.

Franz.

Stellt ſie daher und ſeht wo ihr im Hauſe Blei kriegt.

(Knecht ab.)

Inzwiſchen will ich hier zugreifen.

(Hebt ein Fenſter aus und ſchlägt die Scheiben ein.)

Alle Vortheile gelten! — So geht's in der Welt; weiß kein Menſch was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer, der die Scheiben faßte, dacht gewiß nicht, daß das Blei einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte; und da mich mein Vater zeugte, dachte er nicht welcher Vogel unterm Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich freſſen möchte. Danken wir Gott davor, daß er uns bei dem Anfang gegen das Ende gleichgültig gemacht hat. Wer möchte ſonſt den Weg von einem Punkt zum andern gehen. Wir können nicht und ſollen nicht. Ueberlegung iſt eine Krankheit der Seele und hat nur kranke Thaten gethan. Wer ſich als ein halbfaules Gerippe denken könnte, wie ekel müßt ihm das Leben ſeyn! —

Georg (mit einer Rinne).

Da hast du Blei! Wenn du nur mit der Hälfte trifft, so entgeht keiner, der Ihro Majestät ansagen kann: Herr! wir haben uns prostituirt.

Franz (haut davon).

Ein brav Stück!

Georg.

Der Regen mag sich einen andern Weg suchen; ich bin nicht bang davor. Ein braver Reiter und ein rechter Regen mangeln niemals eines Pfads.

Franz (giebt).

Halt den Löffel! (Er geht an's Fenster.) Da zieht so ein Reichsmuße mit der Büchsen herum; sie denken wir haben uns verschossen. Und dießmal haben sie's getroffen. Sie dachten nur nicht, daß wir wieder beschossen seyn könnten. Er soll die Kugel versuchen wie sie aus der Pfanne kommt. (Er lädt.)

Georg (lehnt den Löffel an).

Laß mich sehn.

Franz (schießt).

Da liegt der Spas.

Georg.

Der schoß vorhin nach mir (sie giessen) wie ich zum Dachfenster hinausstieg und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube, die nicht weit von mir saß; sie stürzt in die Rinne; ich dankt ihm für den Braten und stieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Franz.

Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herumgehen, unſer Mittagseſſen verdienen.

Gottfried (kommt).

Bleib, Franz! Ich hab mit dir zu reden. Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Gottfried.

Sie enthieten mir wieder einen Vertrag.

Franz.

Ich will zu ihnen hinaus und hören was es ſoll.

Gottfried.

Es wird ſeyn: ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß ſtellen.

Franz.

Das iſt nichts! Wie wär's, wenn ſie uns freien Abzug eingeſtünden, da ihr doch von Sickingen keinen Erſatz erwarter? Wir vergrüben Geld und Silber, wo ſie's nicht mit einem Wald von Wünſchelruthen finden ſollten; überließen ihnen das Schloß und kämen mit Manier davon.

Gottfried.

Sie laſſen uns nicht.

Franz.

Es kommt auf eine Prob an. Wir wollen um ſicher Geleit rufen, und ich will hinaus.

S a a l.

Gottfried. Eliſabeth. Georg. Knechte.

Bei Tiſch.

Gottfried.

So bringt uns die Gefahr zuſammen. Laßt's euch ſchmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flaſche iſt leer. Noch eine, liebe Frau.

Eliſabeth (zuckt die Achſeln).

Gottfried.

Iſt keine mehr da?

Eliſabeth (leiſe).

Noch eine, ich hab ſie für dich bei Seite geſetzt.

Gottfried.

Nicht doch, Liebe! Gib ſie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es iſt ja meine Sache.

Eliſabeth.

Holt ſie draußen im Schrank.

Gottfried.

Es iſt die letzte. Und mir iſt als ob wir nicht zu ſparen Urſache hätten. Ich bin lang nicht ſo vergnügt geweſen.

(Er ſchenkt ein.)

Es lebe der Kaiſer!

Alle.

Er lebe!

Gottfried.

Das ſoll unſer verletztes Wort ſeyn, wenn wir ſter-

ben. Ich lieb ihn, denn wir haben einerlei Schickſal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsſtänden die Mäuſe fangen, inzwiſchen die Ratten ſeine Beſitzthümer annagen. Ich weiß, er wünſcht ſich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines ſo krüpplichen Körpers zu ſeyn. Ruft er zum Fuße: marſch! der iſt eingeſchlafen; zum Arm: heb dich! der iſt verrenkt. Und wenn ein Gott im Gehirn ſäß, er könnt nicht mehr thun als ein unmündig Kind; die Speculationen und Wünſche ausgenommen um die er nur noch ſchlimmer dran iſt.

(Schenkt ein.)

Es geht juſt noch einmal herum. Und wenn unſer Blut anfängt auf die Neige zu gehn, wie der Wein in dieſer Flaſche erſt ſchwach, dann tropfenweiſe rinnt (er tröpfelt das letzte in ſein Glas) was ſoll unſer letztes Wort ſeyn?

Georg.

Es lebe die Freiheit!

Gottfried.

Es lebe die Freiheit!

Alle.

Es lebe die Freiheit!

Gottfried.

Und wann die uns überlebt, können wir ruhig ſterben. Denn wir ſehen im Geiſte unſre Enkel glücklich, und die Kaiſer unſrer Enkel glücklich.

Wenn die Diener der Fürsten so edel und frei dienen wie ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen wie ich ihm dienen möchte —

Georg.

Da muß viel anders werden.

Gottfried.

Es wird! Es wird! Vielleicht daß Gott denen Großen die Augen über ihre Glückseligkeit aufthut. Ich hoff's; denn ihre Verblendung ist so unnatürlich, daß zu ihrer Erleuchtung kein Wunder nöthig scheint. Wenn sie das Uebermaß von Wonne fühlen werden in ihren Unterthanen glücklich zu seyn; wenn sie menschliche Herzen genug haben werden um zu schmecken welche Seligkeit es ist ein großer Mensch zu seyn; wenn ihr wohlgebautes gesegnetes Land ihnen ein Paradies gegen ihre steife gezwungene einsiedlerische Gärten scheint; wenn die volle Wange, der fröhliche Blick jedes Bauern, seine zahlreiche Familie, die Fettigkeit ihres ruhenden Landes besiegelt, und gegen diesen Anblick alle Schauspiele, alle Bildersäle ihnen kalt werden; dann wird der Nachbar dem Nachbar Ruhe gönnen, weil er selbst glücklich ist. Dann wird keiner seine Gränzen zu erweitern suchen. Er wird lieber die Sonne in seinem Kreise bleiben, als, ein Komet, durch viele andre seinen schrecklichen unsteten Zug führen.

Georg.

Würden wir darnach auch reiten?

Gott-

Gottfried.

Der unruhigſte Kopf wird zu thun genug finden. Auf die Gefahr wollte Gott Deutſchland wäre dieſen Augenblick ſo! Wir wollten die Gebirge von Wölfen ſäubern, wollten unſerm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unſern Brüdern, gleich Cherubs mit flammenden Schwerten, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchſe die Franzoſen lagern, und zugleich unſers theuern Kaiſers ſehr ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beſchützen. Das wär ein Leben, Georg, wenn man ſeine Haut vor die allgemeine Glückſeligkeit ſetzte!

Georg (ſpringt auf).

Gottfried.

Wo willſt du hin?

Georg.

Ach! ich vergaß daß wir eingeſperrt ſind. Der Kaiſer ſperrt uns ein! — Und unſre Haut davon zu bringen, ſetzen wir unſre Haut dran.

Gottfried.

Sey gutes Muths.

Franz (kommt).

Freiheit! Freiheit! Das ſind ſchlechte Menſchen. — Unſchlüſſige, bedächtige Eſel. — Ihr ſollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüſtung. Proviant ſollt ihr dahinten laſſen.

Gottfried.

Sie werden kein Zahnweh vom Kauen kriegen.

Franz (heimlich).

Habt ihr das Silber verſteckt?

Gottfried.

Nein. Frau geh mit Franzen, er hat dir was zu ſagen.

Georg (ſingt).

Es ſing ein Knab' ein Meiſelein;
Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig nein.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Der freut ſich traun ſo läppiſch,
Hm! Hm!
Und griff hinein ſo tappiſch;
Hm! Hm! ꝛc.

Da flog das Meiſlein auf ein Haus,
Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus.
Hm! Hm! ꝛc.

Gottfried.

Wie ſteht's?

Georg (führt ſein Pferd heraus).

Sie ſind geſattelt.

Gottfried.

Du bist fir.

Georg.

Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerten.

Gottfried.

Ihr habt eure Büchsen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die besten aus dem Rüstschrank, es geht in Einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg.

Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

(Ab.)

S a a l.

Zwey Knechte am Rüstschrank.

Erster Knecht.

Ich nehm die.

Zweyter Knecht.

Ich die. Da ist noch eine schönere.

Erster Knecht.

Nein doch! Mach daß du fort kommst!

Zweyter Knecht.

Horch!

Erster Knecht (springt ans Fenster).

Hilf, heiliger Gott! Sie ermorden unsern Herrn. Er liegt vom Pferde. Georg stürzt.

Zweyter Knecht.

Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter in's Feld.

(Ab.)

Erſter Knecht.

Franz hält ſich noch; ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben, wer mag leben! —

(Ab.)

Verzeichniß des Inhalts.

	Seite
Des Sängers.	5
Hafis.	31
Der Liebe.	47
Der Betrachtungen.	65
Des Unmuths.	93
Der Sprüche.	113
Des Timur.	153
Suleikas.	159
Des Schenken.	195
Der Parabeln.	221
Des Parsen.	233
Des Paradieses.	241

Vierter Aufzug.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Gottfried.

Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Capuziner in einen Sack beſchwur und nun in wilden Wald trägt, ihn an der ödeſten Gegend zwiſchen die Dornſträuche zu bannen. Schlepp, Pater, ſchlepp! Sind deine Zauberformeln ſtärker als meine Zähne, ſo will ich mich ſchwer machen, will deine Schultern ärger nieder drücken als die Untreue einer Frau das Herz eines braven Mannes. Ich habe euch ſchon genug ſchwitzen und keichen gemacht eh ihr mich erwiſchtet, und hölliſche Verrätherey borgte euch ihr unſichtbares Netz.

(Eliſabeth kommt.)

Was für Nachricht, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen?

Eliſabeth.

Nichts gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige liegen im Thurn; es konnte oder wollte niemand mir ſie näher bezeichnen.

Gottfried.

Iſt das die Belohnung der Treue? der kindlichſten Ergebenheit —? Auf daß dir's wohl gehe und du lang lebeſt auf Erden. —

Eliſabeth.

Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen geboren: ein großes edles Herz. Laß ſie gefangen ſeyn! Sie ſind frei. Gib auf die Kaiſerlichen Räthe Acht! Die großen goldnen Ketten ſtehen ihnen zu Geſicht —

Gottfried.

Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geſchloſſen ſehen! —

Eliſabeth.

Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Gottfried.

Ich wollt nicht weinen. Ich wollt die Zähne zuſammen beißen und an meinem Grimm kauen.

Eliſabeth.

Du würdeſt dein Herz freſſen.

Gottfried.

Deſto beſſer! ſo würd ich meinen Muth nicht überleben. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen! Hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht ſatt an ihnen ſehn können. — Im Namen des Kaiſers ihr Wort nicht zu halten —! Welcher Unterthan würde

nicht hundertfach ſtraffällig ſeyn, der ein Bildniß ſeines erhabenen Monarchen an einen eklen verächtlichen Ort aufhängen wollte! — Und er ſelbſt übertüncht alle Tage mit dem Abglanz der Majeſtät angefaulte Hundsfötter, hängt ſein geheiligtes Ebenbild an Schandpfähle und gibt es der öffentlichen Verachtung Preis.

Eliſabeth.

Entſchlagt euch dieſer Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor ihnen erſcheinen ſollt. Die Weiſe die euch im Kopf ſummt, könnt Empfindungen in ihrer Seele wecken, —

Gottfried.

Laß es ſeyn, ſie haben keine. Nur brave Hunde iſt's gefährlich im Schlaf zu ſtören. Sie bellen nur meiſtentheils; und wollen ſie beißen, iſt es in einem Anfall von dummer Wuth, den Kopf geſenkt, den Schwanz zwiſchen den Beinen. Damit ihre Raſerei ſelbſt noch Furcht ausdrücke, trappeln ſie ſtillſchweigend herbei und knappen von hinten nach Knaben und ſorgloſen Wandrern.

Eliſabeth.

Der Gerichtsbote!

Gottfried.

Eſel der Gerechtigkeit! — Schleppt ihre Säcke zu Mühle und ihren Kehricht in's Feld. Was gibt's?

Gerichtsdiener.

Die Herren Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammelt und ſchicken nach euch.

Gottfried.

Ich komme.

Gerichtsdiener.

Ich werd euch begleiten.

Gottfried.

Wozu! Iſt's ſo unſicher in Heilbronn? Ah! Sie denken ich brech meinen Eid. Sie thun mir die Ehre an mich vor ihres Gleichen zu halten.

Eliſabeth.

Lieber Mann! —

Gottfried.

Komm mit auf's Rathhaus, Eliſabeth.

Eliſabeth.

Das verſteht ſich.

(Ab.)

Rathhaus.

Kaiſerliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr.

Wir haben auf euern Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammelt; ſie warten hier in der Nähe auf euern Wink um ſich Berlichingens zu bemeiſtern.

Kaiserlicher Rath.

Wir werden Ihro Kaiserlichen Majestät eure Bereitwilligkeit, Ihrem Befehl zu gehorchen, nach unsrer Pflicht anzurühmen wissen. — Es sind Handwerker?

Rathsherr.

Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäusten und hier wohl beschlagen. (Er deutet auf die Brust.)

Kaiserlicher Rath.

Wohl! —

Gerichtsdiener (kommt).

Er wartet vor der Thür.

Kaiserlicher Rath.

Laß ihn herein.

Gottfried.

Gott grüß euch, ihr Herren! Was wollt ihr mit mir?

Kaiserlicher Rath.

Zuerst, daß ihr bedenkt: wo ihr seyd und vor wem.

Gottfried.

Bei meinem Eid! ich verkenne euch nicht, meine Herren.

Kaiserlicher Rath.

Ihr thut eure Schuldigkeit.

Gottfried.

Von ganzem Herzen.

Kaiserlicher Rath.

Setzt euch.

Gottfried.

Da unten hin? Ich kann stehn, meine Herren; das Stüblchen riecht nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Kaiserlicher Rath.

So sieht.

Gottfried.

Zur Sache, wenn's euch gefällig ist.

Kaiserlicher Rath.

Wir werden in der Ordnung verfahren.

Gottfried.

Bin's wohl zufrieden; wollt es wär von jeher geschehn.

Kaiserlicher Rath.

Ihr wißt, wie ihr auf Gnad und Ungnad in unsre Hände kamt.

Gottfried.

Was gebt ihr mir, wenn ich's vergesse?

Kaiserlicher Rath.

Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, würd ich eure Sache gut machen.

Gottfried.

Freilich gehört zum Gutmachen mehr als zum Verderben.

Schreiber.

Soll ich das all protokolliren?

Kaiſerlicher Rath.

Nichts, als was zur Handlung gehört.

Gottfried.

Meinetwegen dürft ihr's drucken laſſen.

Kaiſerlicher Rath.

Ihr wart in der Gewalt des Kaiſers, deſſen väterliche Gnade an den Platz der Majeſtätiſchen Gerechtigkeit trat, euch anſtatt eines Kerkers, Heilbronn, eine ſeiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verſpracht mit einem Eid, euch, wie es einem Ritter geziemt, zu ſtellen und das Weitere demüthig zu erwarten.

Gottfried.

Wohl! und ich bin hier und warte.

Kaiſerlicher Rath.

Und wir ſind hier Ihro Kaiſerlichen Majeſtät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, ſpricht euch von der Acht und aller wohlverdienter Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urfehde abſchwören werdet, welche euch hiemit vorgeleſen werden ſoll.

Gottfried.

Ich bin Ihro Majeſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort, eh ihr weiter geht. Meine Leute, wo ſind die? Was ſoll mit ihnen werden?

Kaiſerlicher Rath.

Das geht euch nichts an.

Gottfried.

So wende der Kaiſer ſein Antlitz von euch, wenn ihr in Noth ſteckt! Sie waren meine Geſellen und ſind's. Wo habt ihr ſie hingebracht?

Kaiſerlicher Rath.

Wir ſind euch davon keine Rechnung ſchuldig.

Gottfried.

Ah! Ich dachte nicht, daß ihr zu nichts verbunden ſeyd, nicht einmal zu dem was ihr verſprecht.

Kaiſerlicher Rath.

Unſre Commiſſion iſt, euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiſer und ihr werdet einen Weg finden um eurer Knechte Leben und Freiheit zu flehen.

Gottfried.

Euren Zettel!

Kaiſerlicher Rath.

Schreiber, leſt.

Schreiber.

Ich, Gottfried von Berlichingen, bekenne öffentlich durch dieſen Brief: daß, da ich mich neulich gegen Kaiſer und Reich rebelliſcher Weiſe aufgelehnt —

Gottfried.

Das iſt nicht wahr! Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiſerliche Majeſtät nichts verbrochen und das Reich geht mich nichts an. Kaiſer und Reich! — Ich wollt, Ihro Majeſtät ließen ihren Namen aus ſo einer

ſchlechten Geſellſchaft. Was ſind die Stände, daß ſie mich Aufruhrs zeihen wollen! Sie ſind die Rebellen, die mit unerhörtem geizigem Stolz, mit unbewehrten Kleinen ſich füttern und täglich Ihro Majeſtät nach dem Kopf wachſen. Die ſind's die alle ſchuldige Ehrfurcht außer Augen ſetzen, und die man laufen laſſen muß, weil der Galgen zu theuer werden würde, woran ſie gehenkt werden ſollten.

Kaiſerlicher Rath.

Mäßigt euch und hört weiter.

Gottfried.

Ich will nichts weiter hören. — Tret einer auf und zeug! Hab ich wider den Kaiſer, wider das Haus Oeſtreich, nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen gewieſen, daß ich beſſer als einer fühle, was Deutſchland ſeinem Regenten ſchuldig iſt, und beſonders was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiſer ſchuldig ſind? Ich müßte ein Schurke ſeyn, wenn ich mich könnte bereden laſſen das zu unterſchreiben.

Kaiſerlicher Rath.

Und doch haben wir gemeſſene Ordre euch in der Güte zu bereden, oder im Entſtehungsfall in Thurn zu werfen.

Gottfried.

In Thurn? mich?

Kaiserlicher Rath.

Und daselbst könnt ihr euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Gottfried.

In Thurn? Ihr mißbraucht die Kaiserliche Gewalt. In Thurn? das ist sein Befehl nicht. Was! mir erst, die Verräther! eine Falle stellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drinn aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zusagen, und die Zusagen wieder brechen!

Kaiserlicher Rath.

Einem Räuber sind wir keine Treu schuldig.

Gottfried.

Trügst du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich auch in der gesudeltsten Mahlerey verehre, ich wollte dir zeigen, wer der seyn müsse der mich einen Räuber heißen wolle. Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könntest Gott danken, und dich für der Welt groß machen, wenn du eine so ehrliche, so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze. Denen Spitzbuben von Nürnberg einen Menschen abzujagen, dessen beste Jahre sie in ein elend Loch begruben, meinen Hansen von Littwach zu befreien, hab ich die Kujone ujonirt. Er ist so gut ein Stand des Reichs als eure Kurfürsten; und Kaiser und Reich hätten seine Noth

nicht in ihrem Kopfkiſſen gefühlt. Ich habe meinen Arm geſtreckt und habe wohl gethan.

(Kaiſerlicher Rath winket dem Rathsherrn, der zieht die Schelle.)

Ihr nennt mich einen Räuber! Müſſe eure Nachkommenſchaft von bürgerlich ehrlichen Spitzbuben, von freundlichen Dieben und privilegirten Beutelſchneidern bis auf das letzte Flaumfederchen berupft werden! —

(Bürger treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite.)

Was ſoll das?

Kaiſerlicher Rath.

Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn!

Gottfried.

Iſt das die Meinung? Wer kein Ungriſcher Ochs iſt, komme mir nicht zu nah! Er ſoll von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erde aus dem Grund curiren ſoll.

(Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den einen zu Boden und reißt einem andern die Wehr von der Seite. Sie weichen.)

Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm den Tapferſten unter euch kennen zu lernen.

Kaiſerlicher Rath.

Gebt euch!

Gottfried.

Mit dem Schwert in der Hand? Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge mich durch alle dieſe Haſenjäger

durchzuschlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren wie man sein Wort hält. Versprecht mir ritterlich Gefängniß zu halten und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Kaiserlicher Rath.

Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiser rechten?

Gottfried.

Behüte Gott! nur mit euch und eurer edlen Compagnie. Seht wie sie sich die Gesichter gewaschen haben! Was gebt ihr ihnen für die vergebliche Müh? Geht, Freunde! es ist Werkeltag, und hier ist nichts zu gewinnen als Verlust.

Kaiserlicher Rath.

Greift ihn! Gibt euch eure Liebe zu eurem Kaiser nicht mehr Muth?

Gottfried.

Nicht mehr, als Pflaster die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener.

Eben ruft der Thürmer: es zieht ein Trupp von mehr als zweyhunderten nach der Stadt zu. Unversehens sind sie hinter der Weinhöhe hervorgequollen, und drohen unsern Mauern.

Rathsherren.

Weh uns! Was ist das?

Wache

Wache (kommt).

Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt euch ſagen: er habe gehört wie unwürdig man an ſeinem Schwager bundbrüchig werden wäre; wie die Herren von Heilbronn allen Vorſchub thäten. Er verlange Rechenſchaft, ſonſt wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden und ſie der Plünderung Preis geben.

Gottfried.

Braver Schwager!

Kaiſerlicher Rath.

Tretet ab, Gottfried. —

(Gottfried ab.)

Was iſt zu thun?

Rathsherren.

Habt Mitleiden mit uns und unſrer Bürgerſchaft! Sickingen iſt unbändig in ſeinem Zorn, er iſt ein Mann es zu halten.

Kaiſerlicher Rath.

Sollen wir uns und dem Kaiſer die Gerechtſame vergeben?

Zweyter Rath.

Was hülf's umzukommen! halten können wir ſie nicht. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherren.

Wir wollen Gottfrieden anſprechen für uns ein Wort einzulegen. Mir iſt als wenn ich die Stadt ſchon in Flammen ſähe.

Kaiserlicher Rath.

Laßt Gottfried herein.

Gottfried.

Was soll's?

Kaiserlicher Rath.

Du würdest wohl thun, deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich nur tiefer hinein, indem er sich zu deinem Falle gesellt.

Gottfried

(sieht Elisabeth an der Thür. Heimlich zu ihr).

Geh hin! Sag ihm: er soll unverzüglich herein brechen, soll hierher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn sie nur alle mit erstochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhause.

Sickingen. Gottfried.

(Das ganze Rathhaus ist von Sickingens Rittern besetzt.)

Sickingen.

Du bist zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! Sie sitzen im Unrecht und wir wollen ihnen kein Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des Kaisers zu Knechten ihrer Leidenschaften gemacht. Und wie

ich Ihro Majeſtät kenne darfſt du ſicher auf mehr als Fortſetzung der ritterlichen Haft dringen. Es iſt zu wenig.

Gottfried.

Ich bin von jeher mit Wenigem zufrieden geweſen.

Sickingen.

Und biſt von jeher zu kurz kommen. Der Großmüthige gleicht einem Mann, der mit ſeinem Abendbrod Fiſche fütterte, aus Unachtſamkeit in den Teich fiel, und erſoff. Da fraßen ſie den Wohlthäter mit eben dem Appetit wie die Wohlthaten, und wurden fett und ſtark davon. Meine Meinung iſt: ſie ſollen deine Knechte aus dem Gefängniß und dich zuſammt ihnen auf deinen Eid nach deiner Burg ziehen laſſen. Du magſt verſprechen nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirſt immer beſſer ſeyn als hier.

Gottfried.

Sie werden ſagen: meine Güter ſeyen dem Kaiſer heimgefallen.

Sickingen.

So ſagen wir: du wollteſt zur Miethe drinnen wohnen, bis ſie dir der Kaiſer zu Lehn gäb. Laß ſie ſich wenden wie Aele in einer Reuße, ſie ſollen uns nicht entſchlüpfen. Sie werden von Kaiſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerlei ſeyn. Ich kenn den Kaiſer auch und gelte was bei ihm. Er hat von jeher gewünſcht dich unter ſeiner Armee zu haben. Du

wirſt nicht lang auf deinem Schloß ſitzen, ſo wirſt du aufgerufen werden.

Gottfried.

Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne.

Sickingen.

Der Muth verlernt ſich nicht, wie er ſich nicht lernt. Sorge für nichts! Wenn deine Sachen in der Ordnung ſind gehe ich an Hof; denn mein Unternehmen fängt an reif zu werden. Günſtige Aſpecten deuten mir: brich auf! Es iſt mir nichts übrig, als die Geſinnungen des Kaiſers zu ſondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unſer Schickſal machen können, ſo ſollſt du bald der Schwager eines Kurfürſten ſeyn. Ich hoffe auf deine Fauſt bei dieſer Unternehmung.

Gottfried (beſieht ſeine Hand).

Oh! das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags drauf Marien an Weislingen verſprach. Er ſagte mir Treu zu und hielt meine rechte Hand ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ach! Ich bin in dieſem Augenblick wehrloſer als ich war da ſie mir vor Nürnberg abgeſchoſſen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen.

Verziß einen Verräther. Wir wollen ſeine Anſchläge vernichten, ſein Anſehen untergraben, und zu den gehei-

men Martern des Gewiſſens noch die Qual einer öffentlichen Schande hinzufügen. Ich ſeh, ich ſeh im Geiſte meine Feinde, deine Feinde niedergeſtürzt und uns über ihre Trümmer nach unſern Wünſchen hinaufſteigen.

Gottfried.

Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, ſeit einiger Zeit wollen ſich in der meinigen keine fröhlichen Ausſichten eröffnen. Ich war ſchon mehr im Unglück, ſchon einmal gefangen, und ſo wie mir's jetzt iſt war mir's niemals. Es iſt mir ſo eng! So eng!

Sickingen.

Das iſt ein kleiner Unmuth, der Gefährte des Unglücks; ſie trennen ſich ſelten. Seyd gutes Muths, lieber Schwager! wir wollen ſie bald zuſammen verjagen. Komm zu denen Perücken! Sie haben lange genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Müh übernehmen.

(Ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid.

Das iſt verhaßt!

Weislingen.

Ich habe die Zähne zuſammen gebiſſen und mit den Füßen geſtampft. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glücklich vollführt, und am Ende ihn auf ſein Schloß zu laſſen!

Es war mir wie's dem ſeyn müßte, den der Schlag rührte im Augenblick da er mit dem einen Fuß das Brautbette ſchon beſtiegen hat. Der verdammte Sickingen!

Adelheid.

Sie hätten's nicht thun ſollen.

Weislingen.

Sie ſaßen feſt. Was konnten ſie machen! Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige, jähzornige Mann! Ich haß ihn! Sein Anſehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein Paar Bäche gefreſſen hat, die übrigen geben ſich von ſelbſt.

Adelheid.

Hatten ſie keinen Kaiſer?

Weislingen.

Liebe Frau! Er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte was geſchehen war, und ich nebſt denen übrigen Regimentsräthen eiferte, ſagt er: laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Gottfried wohl das Plätzchen gönnen, und wenn er da ſtill iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staates. Ach! ſagt er, hätt ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhigen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten! —

Adelheid.

Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen.

Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer

Diener, ſagt er; hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen, als meine Bevollmächtigten — und ich kann's gut heißen, vor oder nach.

Adelheid.

Man möchte ſich zerreißen!

Weislingen.

Seine Schwachheiten laſſen mich hoffen, er ſoll bald aus der Welt gehn. Da werden wir Platz finden uns zu regen.

Adelheid.

Gehſt du an Hof?

Weislingen.

Ich muß.

Adelheid.

Laß mich bald Nachricht von dir haben.

Jaxthauſen.

Nacht.

Gottfried an einem Tiſch. Eliſabeth bei ihm mit der Arbeit: es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug.

Gottfried.

Der Müßiggang will mir gar nicht ſchmecken und meine Beſchränkung wird mir von Tag zu Tag enger. Ich wollt ich könnt ſchlafen, oder mir nur einbilden die Ruhe ſey was Angenehmes.

Eliſabeth.

So ſchreib doch deine Geſchichte aus, die du angefangen haſt. Gib deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand deine Feinde zu beſchämen; verſchaff einer edeln Nachkommenſchaft das Vergnügen, dich nicht zu verkennen.

Gottfried.

Ah! Schreiben iſt geſchäftiger Müßiggang. Es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe was ich gethan habe, ärgre ich mich über den Verluſt der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Eliſabeth (nimmt die Scheere).

Sey nicht wunderlich. Du biſt eben an deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Gottfried.

Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Eliſabeth (lieſt).

„Da waren ſelbſt einige von den Bündiſchen die zu mir ſagten: ich habe thörig gethan, mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehen. Da antwortete ich:“ Nun was antworteteſt du? Schreibe weiter.

Gottfried.

Ich ſagte: ſetz ich ſo oft meine Haut an Andrer Gut und Geld, ſollt ich ſie nicht an mein Wort ſetzen?

Eliſabeth.

Dieſen Ruf haſt du.

Weſt-öſtlicher Divan.

Gottfried.

Sie haben mir alles genommen: Gut, Freiheit. Das ſollen ſie mir nicht nehmen.

Eliſabeth.

Es fällt in die Zeiten, wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthsſtube fand, die mich nicht kannten. Da hatt ich eine Freude als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten dich unter einander, und ſagten: er iſt das Muſter eines Ritters, tapfer und edel in ſeiner Freiheit, und gelaſſen und treu im Unglück.

Gottfried.

Sie ſollen mir einen ſtellen, dem ich mein Wort brach! Und Gott weiß, daß ich mehr geſchwizt habe meinem Nächſten zu dienen als mir; daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht, um hohe Reichthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott ſey Dank! warum ich warb, iſt mir worden.

Georg. Franz Lerſen (mit Büchſen).

Gottfried.

Glück zu, brave Jäger!

Georg.

Das ſind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen ſich leicht Pantoffeln.

Franz.

Die Jagd iſt doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg.

Ja! Heute hatten wir mit Reichstruppen zu thun. Wißt ihr, gnädger Herr, wie ihr uns prophezeitet: wenn ſich die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden. Da ſind wir's ohne das.

Gottfried.

Es kömmt auf eins hinaus, wir ſind aus unſerm Kreiſe gerückt.

Georg.

Es iſt Schade, daß wir jetzo nicht ausreiten dürfen.

Gottfried.

Wie ſo?

Georg.

Die Bauern vieler Dörfer haben einen ſchrecklichen Aufſtand erregt, ſich an ihren tyranniſchen Herren zu rächen. Ich weiß daß mancher von euern Freunden unſchuldig ins Feuer kommt.

Gottfried.

Wo?

Franz.

Im Herzen von Schwaben, wie man uns ſagte. Das Volk iſt unbändig wie ein Wirbelwind, mordet, brennt. Der Mann, der's uns erzählte, konnte nicht von Jammer genug ſagen.

Gottfried.

Mich dauert der Herr und der Unterthan. Wehe, wehe denen Großen, die ſich auf's Uebergewicht ihres

Anſehens verlaſſen! Die menſchliche Seele wird ſtärker durch den Druck. Aber ſie hören nicht und fühlen nicht.

Georg.

Wollte Gott, alle Fürſten würden von ihren Unterthanen geſegnet wie ihr.

Gottfried.

Hätt ich ihrer nur viel! Ich wollt nicht glücklicher ſeyn als einer, außer darin, daß ich ihr Glück machte. So ſind unſre Herren ein verzehrendes Feuer, das ſich mit Unterthanen Glück, Zahl, Blut und Schweiß nährt, ohne geſättiget zu werden.

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Franz.

Franz.

Der Kaiſer iſt gefährlich krank; euer Gemahl hat, wie ihr denken könnt, alle Hände voll zu thun, bedarf euers Raths und euers Beiſtandes, und bittet euch die rauhe Jahreszeit nicht zu achten. Er ſendet mich und drey Reiter, die euch zu ihm bringen ſollen.

Adelheid.

Willkommen, Franz! Du und die Nachricht. Was macht dein Herr?

Franz.

Er befahl mir eure Hand zu küſſen.

Adelheid.

Da.

Franz (behält sie etwas lang).

Adelheid.

Deine Lippen sind warm.

Franz

(vor sich auf die Brust deutend).

Hier ist's noch wärmer. (Laut) Eure Diener sind die glücklichsten Menschen unter der Sonne.

Adelheid.

Wann gehen wir?

Franz.

Wenn ihr wollt. Ruft uns zur Mitternacht, und wir werden lebendiger seyn als die Vögel beim Aufgang der Sonne. Jagt uns in's Feuer: auf euren Wink wollen wir drinnen leben wie Fische im Wasser.

Adelheid.

Ich kenne deine Treue und werde nie unerkenntlich seyn. Wenn ihr gessen habt und die Pferde geruht haben, wollen wir fort. Es gilt! —

(Ab.)

Fünfter Aufzug.

Nacht.

Wilder Wald.

Zigeunerinnen beim Feuer kochen.

Aelteſte Zigeunerin.

Im Nebel-Geriesel, im tiefen Schnee,
Im wilden Wald, in der Winternacht.
Ich hör der Wölfe Hungergeheul,
Ich hör der Eule Schrein.

Alle.

Wille wau wau wau!
Wille wo wo wo!

Eine.

Withe hu!

Aelteſte Zigeunerin.

Mein Mann der ſchoß ein' Katz am Zaun,
War Anne, der Nachbarin, ſchwarze liebe Katz;
Da kamen des Nachts ſieben Währwolf zu mir,
Warn ſieben ſieben Weiber vom Dorf.

Alle.

Wille wau ꝛc.

Aelteſte Zigeunerin.

Ich kannt ſie all, ich kannt ſie wohl:
's war Anne mit Urſel und Käth,
Und Neupel und Bärbel und Lies und Greth,
Sie beulten im Kreiſe mich an.

Alle.

Wille wau ꝛc.

Aelteſte Zigeunerin.

Da nannt ich ſie all beim Namen laut:
Was willſt du Anne? was willſt du Käth?
Da rüttelten ſie ſich, da ſchüttelten ſie ſich,
Und liefen und beulten davon.

Alle.

Wille wau ꝛc.

Mutter.

Brauner Sohn, ſchwarzer Sohn, kommſt du, was bringſt du?

Sohn.

Einen Haſen, Mutter. Da! — Einen Hamſter. Ich bin naß durch und durch.

Mutter.

Wärm dich am Feuer, trocken dich.

Sohn.

's iſt Thauwetter. Zwiſchen die Felſen klettert ich, da kam der Strom; der Schneeſtrom ſchoß mir um die Bein; ich watet, und ſtieg und watet.

Mutter.

Die Nacht is finſter.

Sohn.

Ich kam herab ins tiefe Thal, ſprang auf das Trockne; längs am Bach ſchlich ich her; das Irrlicht ſaß im Sumpfgebüſch; ich ſchwieg und ſchaudert nicht und ging vorbei.

Mutter.

Du wirſt dein Vater, Junge! Ich fand dich hinterm dürren Zaun, im tiefen November, im Harz.

Hauptmann. Vier Zigeuner.

Hauptmann.

Hört ihr den wilden Jäger?

Erſter Zigeuner.

Er zieht grad über uns hin.

Hauptmann.

Das Hundegebell, wau! wau!

Zweyter Zigeuner.

Das Peitſchengeknall!

Dritter Zigeuner.

Das Jagdgeheul! Holla Ho! Holla! Ho!

Zigeunerin.

Wo habt ihr den kleinen Jungen, meinen Wolf?

Hauptmann.

Der Jäger geſtern lernt ihn ein fein Weidmannsſtückchen, Reiter zu verführen, daß ſie meinen ſie wä-

ren beiſammen, und ſind weit auseinander. Er lag die halbe Nacht auf der Erd, bis er Pferde hörte; er iſt auf die Straß hinaus. Gebt was zu eſſen.

(Sie ſitzen um's Feuer und eſſen.)

Zigeuner.

Horch! ein Pferd.

Adelheid (allein zu Pferd).

Hilf, heilige Mutter Gottes! wo bin ich? wo ſind meine Reiter? Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ein Feuer? Heilige Mutter Gottes walte! walte! —

Ein Zigeuner und die Alte

(gehn auf ſie los).

Sey gegrüßt, blanke Mueter! Wo kommſt du her? komm an unſern Herd, komm an unſern Tiſch, nimm vorlieb wie du's findſt.

Adelheid.

Habt Barmherzigkeit! Ich bin verirrt, meine Reiter ſind verſchwunden.

Hauptmann (zum Andern).

Wolf hat ſein Probſtück brav gemacht. (Laut) Komm, komm und fürcht nichts. Ich bin der Hauptmann des armen Völkleins. Wir thun niemanden Leids, wir ſäubern's Land vom Ungeziefer, eſſen Hamſter, Wieſeln und Feldmäus. Wir wohnen an der Erd und ſchlafen auf der Erd, und verlangen nichts von euern Fürſten, als den dürren Boden auf eine Nacht, darauf wir geboren ſind, nicht ſie.

Zigeu-

Zigeunerin.

Setz dich, blanke Mueter, auf den dürren Stamm an's Feuer. Ein harter Sitz! Da haſt du die Deck in die ich wickle, ſetz dich drauf.

Adelheid.

Behaltet euer Kleid.

Hauptmann.

Es friert uns nicht, gingen wir nackend und bloß. Es ſchauert uns nicht vorm Schneegeſtöber, wenn die Wölfe heulen, und Spenſter krächzen, wenn's Irrlicht kommt und der feurige Mann. Blanke Mueter, ſchöne Mueter, ſey ruhig! du biſt in guter Hand.

Adelheid.

Wolltet ihr nicht ein Paar ausſchicken, meinen Knaben zu ſuchen und meine Knechte? Ich will euch reichlich belohnen.

Hauptmann.

Gern! Gern! (Heimlich) Geht hin und ſucht Wolfen: ich biet ihm, er ſoll den Zauber aufthun.

Zigeunerin.

Gib mir deine Hand! ſeh mich an, blanke Mueter, ſchöne Mueter, daß ich dir ſage die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid (reicht ihr die Hand).

Zigeunerin.

Ihr ſeyd vom Hof — Geht an Hof! Es ehren und

lieben euch Fürsten und Herrn. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid.

Ihr lügt nicht.

Zigeunerin.

Drey Männer kriegt ihr. Den ersten habt ihr — habt ihr den zweyten, so kriegt ihr den dritten auch. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid.

Ich hoff's nicht.

Zigeunerin.

Kinder! Kinder! schöne Kinder seh ich, wie die Mueter, wie der Vater. Edel, schön! — Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid.

Dießmal verfehlt ihr sie, ich hab keine Kinder.

Zigeunerin.

Kinder seh ich, schöne Kinder, mit dem letzten Mann, dem schönsten Mann. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Viel Feind habt ihr, viel Feind kriegt ihr. Eins steht euch im Weg, jetzt liebt ihr's. Blanke Mueter, schöne Mueter, ich sag die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Adelheid.

Schlimme Wahrheit!

(Zeno legt sich nah zur Adelheid, sie rückt.)

Zigeunerin.

Das iſt mein Sohn! Seh ihn an! Haare wie ein Dornſtrauch, Augen wie's Irrlicht auf der Haide. Meine Seel freut ſich wenn ich ihn ſeh. Seine Zähn wie Helfenbein. Da ich ihn gebar, druckt ich ihm das Nasbein ein. Wie er ſtolz und wild ſieht. Du gefällſt ihm, blanke Mueter.

Adelheid.

Ihr macht mir bang.

Zigeunerin.

Er thut dir nichts. Bei Weibern iſt er mild wie ein Lamm, und reißend wie ein Wolf in der Gefahr. Künſte kann er wie der ältſte. Er macht daß dem Jäger die Büchs verſagt, daß's Waſſer nit löſcht, daß's Feuer nit brennt. Sieh ihn an, blanke Mueter, du gefällſt ihm. Laß ab, Sohn, du ängſteſt ſie. — Schenk uns was, blanke Mueter, wir ſind arm. Schenk uns was.

Adelheid.

Da habt ihr meinen Beutel.

Hauptmann.

Ich mag ihn nicht, wir ſind keine Räuber. Gib ihr was aus dem Beutel für die gute Wahrheit. Gib mir was für die andern, die gegangen ſind. Und behalt den Beutel.

Adelheid (gibt).

Zigeunerin.

Ich will dich was lernen. (Sie redet heimlich. Sohn nähert ſich der Adelheid.) — Und wirf's in fließend Waſſer.

Wer dir im Weg ſteht, Mann oder Weib, er muß ſich verzehren, und verzehren und ſterben.

Adelheid.

Mir graust.

(Sohn rückt näher. Adelheid will aufſtehn, er hält ſie.)

Adelheid.

Um Gotteswillen! Laßt mich.

Sohn (beißt die Zähne zuſammen und hält ſie).

Du biſt ſchön!

Adelheid.

Wehrt euerm Sohn, Mutter!

Zigeunerin.

Er thut dir kein Leids.

(Adelheid will los; Zigeuner faßt ſie mit beiden Armen und will ſie küſſen.)

Adelheid (ſchreit).

Ai!

Franz. Sickingen. Reiter.

Zigeuner (läßt los).

Franz (ſpringt vom Pferd).

Sie iſt's! Sie iſt's!

(Er läuft zu ihr, fällt vor ihr nieder und küßt ihr die Hände.)

Adelheid.

Willkommen, Franz.

(Franz fällt in Ohnmacht, ohne daß ſie's merkt.)

Sickingen.

Sehr edle Frau, ich find euch in fürchterlicher Geſellſchaft.

Adelheid.

Sie iſt menſchenfreundlicher als ſie ausſieht. Und doch, edler Ritter, erſcheint ihr mir wie ein Heiliger des Himmels, erwünſcht wie unverhofft.

Sickingen.

Und ich ſind euch wie einen Engel, der ſich in eine Geſellſchaft verdammter Geiſter herabließ ſie zu tröſten.

Adelheid.

Franz! Wehe! Helft ihm! Er ſtirbt!

(Zigeuner eilen hinzu.)

Alte Zigeunerin.

Laßt mich.

Sickingen.

Eine gleiche Angſt hab ich nie geſehen, als der Knab um euch hatte; der Schmerz war mit ſeiner Seele ſo vereinigt, daß plötzliche Freude, die ihn vertreiben wollte, den Geiſt zugleich mit ausjagte.

Franz.

Wo iſt ſie? Sie bringen ſie um! Ihr garſtigen Leute! Wo iſt ſie?

Adelheid.

Sey ruhig, ich bin da.

Franz (nimmt ihre Hand).

Seyd ihr's? Liebe gnädige Frau! ihr ſeht noch einmal ſo ſchön in der ſchrecklichen Nacht, bei dem ängſtlichen Feuer. Ach wie lieb hab ich euch!

Sickingen (zum Hauptmann).

Wer ſeyd ihr?

Hauptmann.

Ich bin Johann von Löwenſtein, aus klein Aegypten, Hauptmann des armen Volks der Zigeuner. Fragt die edle Frau, wie wir Verirrten begegnen. Wir ſelbſt irren in der Welt herum, verlangen nichts von euch als wüſte Haide, dürres Geſträuch zum Aufenthalt auf eine Nacht, und Luft und Waſſer.

Sickingen.

Das begehrt ihr, und das andre nehmt ihr.

Hauptmann.

Wer uns was ſchenkt, dem nehmen wir nichts. Dem geizigen Bauern holen wir die Enten; er ſchickt uns fort, da wir um ein Stück Brod bettelten. Wir ſäubern's Land vom Ungeziefer, und löſchen den Brand im Dorf; wir geben der Kuh die Milch wieder, vertreiben Warzen und Hühneraugen; unſre Weiber ſagen die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Sickingen.

Will einer um ein Trinkgeld den Weg nach dem nächſten Dorfe zeigen? Ihr werdet der Ruhe nöthig haben, gnädige Frau, und euer Knab einiger Verpflegung. Darf ich euch bis in die Herberge begleiten?

Adelheid.

Ihr kommt meiner Bitte zuvor. Darf ich fragen wohin euer Weg geht?

Sickingen.

Nach Augsburg.

Adelheid.

Das iſt der meinige.

Sickingen.

Ihr mögt alſo wollen oder nicht, ſo habt ihr einen Knecht mehr in eurem Gefolge.

Adelheid.

Einen erwünſchten Geſellſchafter an meiner Seite.

Franz (vor ſich).

Was will nun der!

Adelheid.

Wir wollen aufſitzen, Franz. Lebt wohl, ihr fürchterliche Wandrer, ich dank euch für freundliche Bewirthung.

Hauptmann.

Wenn man uns Unrecht thut, führt unſer Wort; ihr ſeyd groß bei Hofe.

Alte.

Alle gute Geiſter geleiten dich, blanke Mueter, denk an mich wenn dir's geht wie ich geſprochen hab.

Sickingen hält Adelheid den Steigbügel.

Franz (drängt ihn weg).

Das iſt meine Sache, Herr Ritter!

Sickingen (lächelt).

Du machſt Prätenſionen?

(Er hilft Adelheiden auf's Pferd.)

Franz (beiſeite).

Der iſt unausſtehlich!

Adelheid.

Adieu.

Vice versa.

Lebt wohl! Gott geleit euch! Adieu!

(Ab.)

N a c h t.

Eine halb verfallene Capelle auf einem Kirchhof. Anführer der Bauern-Rebellion.

Georg Metzler von Ballenberg (kommt).

Wir haben ſie! Ich hab ſie!

Hans Link.

Brav! brav! Wen alles?

Georg Metzler.

Otten von Helfenſtein, Nagel von Eltershofen — laßt mich die übrigen vergeſſen. Ich hab Otten von Helfenſtein!

Jakob Kohl.

Wo haſt du ſie?

Metzler.

Ich ſperrt ſie in's Beinhäuſel nahe hierbei, und ſtellt meine Leute davor. Sie mögen ſich mit den Schädeln beſprechen. Es ſind gewiß von denen Unglückſeligen

drunter, die ihre Tyranney zu Tode gequält hat. Brüder! wie ich den Helfenſtein in meinen Händen hatte, ich kann euch nicht ſagen wie mir war! Als hätt ich die Sonn in meiner Hand und könnte Ball mit ſpielen.

Link.

Biſt du noch der Meinung, daß man ſie morgen ermorden ſoll?

Metzler.

Morgen? Heute noch! es iſt ſchon über Mitternacht. Seht wie die Gebirge von der widerſcheinenden Gluth ihrer Schlöſſer in glühendes Blut getaucht da herum liegen! Sonne komm, Sonne komm! Wenn dein erſter gebrochener Strahl roth dämmert und ſich mit dem fürchterlichen Schein der Flamme vereinigt, dann wollen wir ſie hinausführen, mit blutrothen Geſichtern wollen wir daſtehn, und unſre Spieße ſollen aus hundert Wunden ihr Blut zapfen. Nicht ihr Blut! Unſer Blut! Sie geben's nur wieder wie Blutigel. Ha! Keiner ziele nach dem Herzen. Sie ſollen verbluten. Wenn ich ſie ein Jahrhundert bluten ſähe, meine Rache würde nicht geſättigt. O mein Bruder! mein Bruder! Er ließ dich in der Verzweiflung ſterben! Armer Unglücklicher! die Flammen des Fegfeuers quälen dich ringsum. Aber du ſollſt Tropfen der Linderung haben, alle ſeine Blutstropfen. Ich will meine Hände drein tauchen und wenn die Sonne heraufgeht, ſoll ſie zugleich ſehen mich mit ſeinem

Blut und die Felsen durch die Flamme seiner Besitzthümer gefärbt.

Wache.

Ein Weib ist drauß, mit einem Kind auf dem Arme. Sie jammert und will zu den Hauptleuten.

Link.

Schickt sie fort.

Metzler.

Nein, Brüder, laßt sie herein. Wer sie auch ist, ihr Jammern soll wie ein Käuzchen den schnellen Tod ihres Mannes verkünden.

Gemahlin. Sohn.

Gebt mir meinen Mann! Laßt mich ihn sehen!

(Der Knabe schreit.)

Sey ruhig, Junge! das was dir fürchterlich scheint, ist ein Himmel gegen meine Qual. Gebt mir meinen Mann, ihr Männer! Um Gottes Barmherzigkeit willen!

Metzler.

Barmherzigkeit? Nenne das Wort nicht. Wer ist dein Mann?

Gemahlin.

Otto —

Metzler.

Nenn ihn nicht aus, den verruchten Namen! Ich möchte von Sinnen kommen, und deinen Knaben hier wider den geheiligten Altar schmettern.

Gemahlin (zu den Andern).

Sind eure Eingeweide auch eiſern wie eure Kleider? Rührt euch mein Jammer nicht?

Metzler.

Barmherzigkeit? Das ſoll das Loſungswort ſeyn wenn wir ſie morden.

Gemahlin.

Wehe! Wehe!

Metzler.

Wie der giftige Drache, dein Mann, meinen armen Bruder und noch drey Unglückliche in den tiefſten Thurn warf, weil ſie mit hungriger Seele ſeinen Wald eines Hirſches beraubt hatten, ihre arme Kinder und Weiber zu ſpeiſen! — Wir jammerten und baten. So kniete die arme Frau wie du knieſt, und ſo ſtund der Wüthrich wie ich ſtehe. — Ich wollte dieſen Platz nicht um einen Stuhl im Himmel tauſchen. — Da flehten wir auch Barmherzigkeit und mehr als ein Knabe jammerte drein. — Damals lernt ich was ich übe. Er ſtund, der Abſcheu! wie ein eherner Teufel ſtund er und grinste uns an. Verfaulen ſollen ſie lebendig und verhungern im Thurn, knirſcht er. Damals war kein Gott für uns im Himmel, jetzt ſoll auch keiner für ihn ſeyn.

Gemahlin.

Ich umfaß eure Knie, gebt mir ihn wieder!

Metzler.

Topp! Wenn ihr mir meinen Bruder wieder schafft. (Er stößt sie weg, knirscht und hält die Stirne mit beiden Händen.) Halt es aus, o mein Gehirn! diese wüthende Freude, bis ich sein Blut habe fließen sehen. Dann reiß! An der Erde seine geliebte Frau — Weh! Bruder! das ist tausend Seelmessen werth.

Gemahlin.

Laßt mich sie sehn! Mein Jammer wird mich verzehren.

Metzler.

Komm! (Er nimmt sie bei der Hand und führt sie an die Mauer.) Lege dein Ohr hier wider, du wirst sie ächzen hören; in dem Gewölbe hierbei auf Todtengebein ist ihre Ruhstätt. — Du hörst nichts. Ihr Jammer ist ein Frühlingslüftchen. — — — Er lag im tiefen Thurn und seine Gesellen bei ihm. Ich kam des Nachts und lehnt mein Ohr an. Da hört ich sie heulen, ich rief und sie hörten mich nicht. Drey Nacht kam ich, zerkratzte die Mauer mit Nägeln und zerbiß sie mit Zähnen. — Die vierte hört ich nichts mehr. Keinen Schrei, kein Aechzen. Ich horchte auf das Aechzen, das Schreien, wie ein Mädchen auf die Stimme ihres Geliebten. — — Der Tod war stumm. — Ich wälzte mich an der Erde und riß sie auf, und warf mich in Dornsträucher und fluchte bis der Morgen kam, heiße, höllenheiße Flüche über das Mördergeschlecht.

Moganni Nameh.

Buch des Sängers.

Zwanzig Jahre ließ ich gehn
Und genoß was mir beſchieden;
Eine Reihe völlig ſchön
Wie die Zeit der Barmeciden.

Gemahlin
(wirft ſich vor ihm an die Erde).

Gib mir meinen Mann!

Metzler tritt nach ihr.

Gemahlin.

Weh mir!

Kohl.

Steht auf und geht. Es iſt Raſerey ſich in den Pfad ſeines Grimms zu werfen.

Gemahlin.

Es hört kein Gott mehr.

Metzler.

Wohl, wohl! Hätte er damals gehört, ein ſchneller Blitz hätte deine Thürne niedergebrannt und hätte mir die Wonne geraubt, ſelbſt in deinen Gemächern herum zu ſengen. Sieh da hinaus wie's glüht. Kleiner Junge ſieh das ſchöne Feuerchen. — Ah!

Kohl.

Geht! geht! Eure Gegenwart nährt ſeine Rache.
(Gemahlin ab.)

Link.

Ich ſinne drauf, Bruder, wenn ſie todt ſind, was wir weiter vornehmen.

Kohl.

Wir müſſen ſuchen der Sache einen Schein zu geben.

Link.

Ich dachte, ob wir nicht Gottfrieden von Berlichin-

gen zum Hauptmann machen ſollten. Es fehlt uns ein Anführer von Kriegserfahrenheit und Anſehn.

Kohl.

Er wird's nicht thun.

Metzler.

Wir wollen's ihn lernen! Bring ihm den Dolch an die Haut, und den Feuerbrand an's Dach, er wird ſich geſchwind entſchließen.

Link.

Er würde uns von großem Nutzen ſeyn.

Metzler.

Er ſoll! Wir ſind einmal im Metzeln, es kommt mir auf einen mehr nicht an. Sieh! Sieh! Es donnert, der Oſten färbt ſich bleich.

(Er nimmt ſeinen Spieß.)

Auf! Ihre Seelen ſollen mit dem Morgennebel ſteigen. Und dann ſtürm, ſtürm, Winterwind! und zerreiß ſie, und heul ſie tauſend Jahre um den Erdkreis herum, und noch tauſend, bis die Welt in Flammen aufgeht, und dann mitten, mitten mit ihnen in's Feuer! —

(Ab.)

Adelheidens Vorzimmer.

Franz (mit einem Briefe).

Sie liebt mich nicht mehr! der verdammte Sickingen hat mich verdrängt. Ich haß ihn, und ſoll ihm den

Brief bringen. O, daß ich das Papier vergiften könnte! Ich ſoll ihn heute Nacht heimlich zu ihr führen. In die Hölle! — Wenn ſie mir liebkoſt weiß ich voraus ſie will mich zahm machen. Dann ſagt ſie hinten drein: lieber Franz, thu dieß, thu das. Ich kann's ihr nicht abſchlagen, und raſend mögt ich werden indem ich ihr folge. — Ich will nicht gehen. Soll ich meinen Herren, meinen guten Herren verrathen, der mich liebt wie ſeinen jüngern Bruder, um eines wankelmüthigen Weibs willen?

Adelheid (kommt).

Du biſt noch nicht weg!

Franz.

Werd auch nicht gehen. Da habt ihr euern Brief wieder.

Adelheid.

Was kommt dir ein?

Franz.

Soll ich ein Verräther an meinem guten Herren ſeyn?

Adelheid.

Wo biſt du dem Gewiſſen ſo geſchwind begegnet? Deinen Herrn verrathen? welche Grille! Du thuſt ihm einen wahren Dienſt. Indem Sicking und er öffentlich getrennt ſind und er doch von großem Gewicht iſt, bleibt keine Communicationsart mit ihm übrig als die, ihm heimlich zu ſchreiben und heimlich mit ihm zu reden.

Franz.

Um Mitternacht in eurem Schlafzimmer! Es mag ein recht politiſcher Communicationspunkt ſeyn, der euch zuſammenbringt.

Adelheid (imponirend).

Franz!

Franz.

Und mich zum Unterhändler zu machen!

Adelheid.

Gib mir den Brief wieder. Ich hielt dich für was anders.

Franz.

Gnädge Frau!

Adelheid.

Gib! Gib! Du wirſt unnütz. Und kannſt geben und nach Belieben meine Geheimniſſe verrathen, deinem guten Herrn, und wem du willſt. Ich war die Närrin dich für was zu halten was du nicht biſt. Gib mir den Brief und geh.

Franz.

Liebe gnädge Frau! zürne nicht! Ihr wißt, daß ich euch liebe.

Adelheid.

Und ich hielt dich — du weißt's! das hat dich übermüthig gemacht. Du warſt mein Freund, meinem Herzen ſo nah. Geh nur, geh! gib mir den Brief, und belohne mein Vertrauen mit Verrath.

Franz.

Franz.

Laßt mich! ich will euch gehorchen. Eh wollt ich mir das Herz aus dem Leibe reißen, als den ersten Buchstaben eures Geheimniſſes verſchwatzen. Liebe Frau! — Wenn dieſe Ergebenheit nichts mehr verdient, als Andre ſich vorgezogen zu ſehen —

Adelheid.

Du weißt nicht was du willſt, noch weniger was du redſt. Wanke nicht von deiner Lieb und Treu — und der ſchönſte Lohn ſoll dir werden.

(Ab.)

Franz.

Der ſchönſte Lohn? Ich fliege! — Wenn ſie Wort hält! — Das würd ein Jahrtauſend vergangener Höllenqualen in einem Augenblick aus meiner Seele verdrängen.

(Ab.)

Jarthauſen.

Eliſabeth. Lerſen.

Lerſen.

Tröſtet euch, gnädge Frau!

Eliſabeth.

Ach Lerſen, die Thränen ſtunden ihm in den Augen wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam, grauſam!

Lerſen.

Er wird zurückkehren.

Eliſabeth.

Es iſt nicht das. Wenn er auszog rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht bang um's Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft, vor der mir jetzt bang iſt.

Lerſen.

Ein ſo edler Mann —

Eliſabeth.

Nenn ihn nicht ſo, das macht neu Elend. Die Böſewichter! Sie drohten ihn zu ermorden und ſein Schloß zu ſeinem Scheiterhaufen zu machen. Wenn er wiederkommen wird — ich ſeh ihn finſter, finſter. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel ſchmieden, und er wird nicht ſagen können: nein!

Lerſen.

Er wird, und kann.

Eliſabeth.

Er hat ſeinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerſen.

Nein! Er ward gezwungen; wo iſt der Grund ihn zu verdammen?

Eliſabeth.

Die Bosheit ſucht keine Gründe, nur Urſachen, nur Winke. Er hat ſich zu Rebellen, Miſſethätern, Mördern geſellt, iſt an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerſen.

Laßt ab euch zu quälen und mich. Haben ſie ihm nicht ſelbſt feierlich zugeſagt, keine Thathandlungen mehr zu unternehmen wie die bei Weinsberg? Hörtet ihr ſie nicht ſelbſt halb reuig ſagen: wenn's nicht geſchehen wär, geſchäh's vielleicht nie? Müſſen nicht Fürſten und Herren ihm Dank ſagen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raſerey Einhalt zu thun, und ſo viel Menſchen und Beſitzthümer zu ſchonen?

Eliſabeth.

Du biſt ein liebevoller Advocat. — Wenn ſie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten und ſein graues Haupt — Lerſen, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerſen (für ſich).

Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menſchen! wenn du ihrer Seele keinen Troſt geben willſt.

Eliſabeth.

Georg hat uns verſprochen Nachricht zu ſenden. Er wird auch nicht dürfen wie er will. Sie ſind ärger als gefangen. Ich weiß man bewacht ſie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von ſeinem Herrn weichen.

Lerſen.

Das Herz blutete mir, wie ich ihnen vom Thurn nachſah. Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Strafen einer kalten, feigen Mordſucht ſollten mich nicht zurückgehalten haben.

ſein Element iſt das Feuer. Könnt ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich ſag ihnen alle Tage die bitterſten Wahrheiten und fahr ihnen durch den Sinn, daß ſie meiner ſatt werden ſollen. Aus dem Fegfeuer wird keiner mehr nach Rettung ſeufzen als ich aus dieſer Schlinge.

Ein Unbekannter (tritt auf).

Gott grüß euch, ſehr edler Herr!

Gottfried.

Gott dank euch! Was bringt ihr? Euren Namen?

Unbekannter.

Der thut nichts zur Sache. Ich komm euch zu ſagen, daß euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer, müde ſich von euch ſo harte Worte geben zu laſſen, haben beſchloſſen euch aus dem Weg zu räumen. Denn ihr ſteht ihnen im Weg. Mäßigt euch, oder ſeht zu entwiſchen, und Gott geleit euch!

(Ab.)

Gottfried.

Hört! Noch ein Wort. — Auf dieſe Art mein Leben zu laſſen? — Gottfried, Gottfried! du wollteſt dem jämmerlichen Tod entgehen, die Flamme löſchen die deine Burg zu verzehren drohte! Du haſt dich in ein abſcheuliches Feuer geſtürzt, das zugleich dich und deinen Namen verzehren wird. — Wollte Gott verzehren!

Einige Bauern.

Erſter Bauer.

Herr! Herr! ſie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Gottfried.

Wer?

Zweyter Bauer.

Die Miltenberg verbrannt haben. Es zog sich ein bündischer Trupp hinter den Berg her und überfiel sie auf einmal.

Gottfried.

Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg, Georg! — Sie haben ihn mit den Böswichtern gefangen. — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer treten auf.

Link.

Auf, Herr Hauptmann, auf! Es ist nicht Säumens Zeit. Der Feind ist in der Nähe und mächtig.

Gottfried.

Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler.

Wenn ihr Umstände machen wollt, so werden wir euch weisen, wie man keine macht.

Kohl.

Sorgt für unsre Haut und eure. Auf! auf!

Gottfried (zu Metzler).

Droht ihr mir? Du Nichtswürdiger! Glaubst du daß du mir fürchterlicher bist, weil noch des Grafen von Helfenstein Blut an deinen Kleidern klebt? Es ekelt mir vor dir! Ich verabscheue dich wie eine gefleckte Kröte.

Metzler.

Berlichingen!

Gottfried.

Du darfst mich beim Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen; wenn deiner, du Bösewicht, wie der Name des Teufels, nur zu Flüchen und zu Verwünschungen tönen wird.

Kohl.

Verderbt eure Zeit nicht mit unglücklichem Streit. Ihr arbeitet dem Feinde vor.

Gottfried.

Er mir drohen! Der bellende Hund! Das schlechteste Weib würde seinen Zorn aushöhnen. Der Feige! dessen Galle wie ein bösartiges Geschwür innerlich herumfrißt, weil seine Natur nicht Kraft genug hat sie auf Einmal von sich zu stoßen. Pfuy über dich! Es stinkt, es stinkt um dich von faulen aufgebrochenen Beulen, daß die himmlische Luft sich die Nase zuhalten möchte.

Kohl.

Geht, Metzler, zu euerm Trupp. Unsre halten schon hinterm Dorf. Wir müssen auf- und abziehen um es zu keiner Schlacht kommen zu lassen.

Gottfried.

Wenn der Teufel ihn zu holen kommt, nehmt euch in Acht, daß er nicht einen von euch im Dunkeln erwischt. Und ihr seid werth seine Gebrüder in der Hölle zu seyn, da ihr euch zu Gesellen seiner scheußlichen Tha-

ten macht. Was! eure Freiheiten, eure Gerechtigkeiten wieder zu erlangen, begeht ihr Thaten, die der Gerechtigkeit so laut in die Ohren brüllen, daß sie vor euerm Flehen taub werden muß. Meine Zeit geht zu Ende. Und ich will meines Wegs.

Link.

Du sollst. Denn wir sind deiner herzlich müd. Wir hielten dich für einen edlern, freiern Mann, für einen Feind der Unterdrückung. Nun sehen wir daß du ein Sclave der Fürsten bist, und kein Mann für uns. Wenn deine Zeit um ist, sollst du fort.

Gottfried.

In Gottes Namen! und der mag richten und alles zum Besten kehren. Und wenn ihr durchschlüpft, so darf der Teufel Erlösung hoffen.

Nacht.

Adelheidens Vorzimmer.

Franz in einem Sessel, auf den Tisch gelehnt, schlafend. Das Licht brennt dunkel.

(Im Schlaf.) Nein! Nein! (Er fährt auf.) Ah! — Sie sind noch beisammen! — Für Wuth möcht ich mich selbst auffressen. Du konntest schlafen. Sieh! deine Missethat verfolgt dich in dem tiefsten Schlummer. Elender! Nichtswürdiger! Du machst den Wächter zu ihren Verbrechen. Ein Geräusch. Auf! auf! daß die Sonne eure ehebrecherische Stirnen nicht beleuchte.

Adelheid. Sickingen.

Adelheid.

Du gehst? Ein harter Stand für mich, denn ich verlor noch nichts was ich so liebte.

Sickingen.

Und ich nahm noch von keiner Adelheid Abschied.

Adelheid.

Wenn ich wüßte das sollte das letztemal seyn, ich wollte dich trotz dem verrätherischen Tage in meinen Armen festhalten. Sickingen, vergiß mich nicht! Meine Liebe that zu viel für dich; rechen's ihr nicht zum Fehler an. Und wenn's ein Fehler war, so laß mich in der Folge Entschuldigung für ihn finden.

Sickingen.

Ein Fehler, der mich zu einem Gott machte. Leb wohl! Du wohnest hier mitten unter den stolzesten Unternehmungen.

Adelheid.

Ein edler Platz!

Sickingen.

Du wärst einen Thron werth.

Adelheid.

Ich würde nicht schöner ruhen als hier. (Sie legt ihre Hand auf seine Brust; er küßt sie.)

Sickingen.

Wende deine Augen! sonst kann ich nicht von der Stelle.

Adelheid.

Geht! Möge jeder von meinen Gedanken, die ich euch nachsende, ein Engel seyn, und euch geleiten und beistehn.

Sickingen.

Lebt wohl! (Ab.)

Adelheid.

Das ist ein Mann! Weisling ist ein Schatten gegen ihn! Schicksal, Schicksal! warum hast du mich an einen Elenden geschmiedet? — Schicksal? — Sind wir's nicht selbst? Und weissagte mir die Zigeunerin nicht den dritten Mann, den schönsten Mann? — „Es steht euch eins im Weg, ihr liebt's noch!" — Und lehrte sie mich nicht durch geheime Künste meinen Feind vom Erdboden weghauchen? Er ist mein Feind, er stellt sich zwischen mich und mein Glück. Du mußt nieder in den Boden hinein, mein Weg geht über dich hin.

Weislingen. Adelheid.

Adelheid.

So früh?

Weislingen.

Seit drey Tagen und Nächten kenn ich keinen Unterschied von früh und spat. Diesen Augenblick stirbt unser Kaiser, und große Veränderungen drohen herein. Eben krieg ich einen Brief mit der Nachricht, daß der bäurische Aufruhr durch eine entscheidende Schlacht gedämpft sey;

die Rädelsführer sind gefangen und Gottfried von Berlichingen unter ihnen.

Adelheid.

Ah!

Weislingen.

Der Bund ersucht mich, die Stelle des ersten Commissarius in dieser Sache zu übernehmen, damit er nicht scheine, sein eigner Richter seyn zu wollen.

Adelheid.

Und du übernimmst?

Weislingen.

Nicht gern. Ich wollte den reichlich belohnen, der mir die Nachricht von Gottfried's Tode brächte, — ihn selbst zu verdammen —

Adelheid.

Hast du nicht das Herz.

Weislingen.

Ich hab's nicht so bös.

Adelheid.

Du bist von jeher der Elenden einer gewesen, die weder zum Bösen noch zum Guten einige Kraft haben.

Weislingen.

Und wie du gemacht wurdest wetteten Gott und der Teufel ums Meisterstück.

(Ab.)

Adelheid.

Geh nur! Das fehlte noch, daß er sich zu überheben

anfängt! Wir wollen's ihm wehren. Gottfried ſoll aus der Welt, da befrei ich Sickingen von einem leidigen Bande. Und dann, Weislingen, mach dich zur Ruhe gefaßt! Du biſt zu ein fauler Geſelle, als daß ich auf der Reiſe länger dich fortſchleppen ſolle. Lieg! Lieg! Verſteck dich unter den Boden, du Feiger! Es dürfen tauſend Herolde, drey Schritte von dir, tauſend Herausforderungen herabtrompeten, und du kannſt in Ehren außen bleiben.

(Ab.)

K e r k e r.

Gottfried. Eliſabeth.

Eliſabeth.

Ich bitte dich, rede mit mir, lieber Mann, dein Stillſchweigen ängſtigt mich. Du verglühſt in dir ſelbſt. Ach, ich wollte lieber die Flammen in meinen Gemächern ſich begegnen, als dieſe tiefe Verzweiflung dein Gehirn durchſchleichen ſehen. Rede mit mir, laß mich deine Wunden verbinden; wir wollen ſehen ob ſie beſſer geworden ſind, daß nur deine Seele durch die geringſte Thätigkeit, durch eine dämmernde Hoffnung, und wenn's Abenddämmerung wäre, aus ſich ſelbſt herausgeriſſen werde.

Gottfried.

Sie haben mich nach und nach verſtümmelt: meine Hand, meine Freiheit, Güter, und guten Namen. Das

ſchlechtſte haben ſie zuletzt aufbehalten, meinen Kopf; und was iſt der ohne das andre!

Eliſabeth.

Welch eine muthloſe Finſterniß! Ich finde dich nicht mehr.

Gottfried.

Wen ſuchteſt du? doch nicht Gottfrieden von Berlichingen? Der iſt lang hin. Das Feuer des Neids hat ſeine Dächer verbrannt, ſie ſind übereinandergeſtürzt und haben die Mauern mit erſchlagen. Das verwuchs mit Epheu, und die Bauern führten Steine davon, den Grund ihrer Häuſer damit zu legen. Wölfe wohnten im Geſträuch und die Eule ſitzt in der Mauer. Du findeſt hier nur ein verfallen Gewölbe eines ſtolzen Schloſſes, worin der Geiſt ſeines alten Beſitzers ächzend herumgleitet.

Eliſabeth.

Lieber Mann, Lerſen wird bald kommen.

Gottfried.

Glaubſt du?

Eliſabeth.

Ich erzähle's euch ja geſtern.

Gottfried.

Ich weiß nichts davon.

Eliſabeth.

Du merkſt nicht auf wenn ich rede. Ich ging zu einem der Kaiſerlichen Regimentsräthe und bat ihn Lerſens

Bann aufzuthun. Du seyst arm und alt und unglücklich, der einzige Diener sey dir blieben. Er hieß mich wieder kommen, und da sagt er mir zu: er soll los, auf Urfehde sich auf Marientag nach Augsburg zu stellen. Der Rath von Heilbronn hab den Auftrag ihn schwören zu lassen. Ich schrieb ihm.

Gottfried.

Ich werde Freud haben ihn zu sehen. Auf Marie Himmelfahrt nach Augsburg? Bis dahin werd ich sein nicht mehr bedürfen.

Elisabeth.

Richtet euch auf! Es kann alles sich wenden.

Gottfried.

Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht wieder auf. Ich weiß am besten was auf meinen Schultern liegt. Es ist nicht das Unglück. Ich habe viel gelitten. Liebe Frau, wenn so von allen Seiten die Widerwärtigkeiten hereindringen, und ohne Verbindung unter sich selbst auf einen Punkt dringen, dann, dann fühlt man den Geist der sie zusammen bewegt. Es ist nicht Weislingen allein; es sind nicht die Bauern allein; es ist nicht der Tod des Kaisers allein. Es sind sie alle zusammen. Meine Stunde ist kommen. Ich hoffte nicht, daß es eine der wintermitternächtlichsten seyn sollte.

Vorm Gefängniß.

Lerſen. Eliſabeth.

Lerſen.

Gott nehm das Elend von euch! Marie iſt hier.

Eliſabeth.

Marie?

Lerſen.

Auf euern Befehl bracht ich ihr Nachricht von allem. Sie antwortete mir nichts als: Lerſen, ich geh mit dir. Sie ängſtet ſich ihren Bruder zu ſehen. Ach! gnädge Frau, ich fürcht alles. Weislingen iſt erſter Commiſſarius und man hat ſchon mit unerhörten Executionen den Anfang gemacht. Georg Metzler iſt lebendig verbrannt, die andern gerädert, enthauptet, geviertheilt. Das Land rings umher gleicht einer Metzge wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Eliſabeth.

Weislingen Commiſſar! Wo iſt Sickingen?

Lerſen.

Ihr hörtet nichts von ſeiner Unternehmung? Sobald der Kaiſer die Augen zugethan hatte griff er nach den Waffen und überfiel Trier unverſehens. Es iſt eine ſchreckliche Bewegung im Reich über das.

Eliſabeth.

Weislingen Commiſſar! Ein Strahl, ein Strahl von Hoffnung. Wo iſt Marie?

Lerſen.

Im Wirthshauſe.

Eliſabeth.

Führe mich zu ihr.

Weislingens Schloß.

Adelheid.

Es iſt gethan. Es iſt gethan. Er hat Gottfriedens Todesurtheil unterſchrieben, und ſchon trägt das fließende Waſſer auch ſeine Lebenskräfte der Verweſung entgegen. Schwarze Mutter, wenn du mich betrogen hätteſt! wenn deine Sympathie leeres Gaukelſpiel wäre! Gift — Gift — Du Fluch des Himmels, der du unſichtbar um Miſſethäter ſchwebſt und die Luft vergifteſt die ſie einziehen, ſtehe meinen Zaubermitteln bei! Verzehre, verzehre dieſen Weislingen, den Verräther an der ganzen Welt! Rette mich aus ſeinen todten Umarmungen, und laß meinen Sickingen ſeiner Wünſche theilhaftig werden, und mich des meinigen. Siege, ſiege, würdigſter, ſchönſter Mann, den ſchönſten Sieg! Und dann flieg in meine Arme! Die heißeſte Bruſt des Ueberwinders ſoll an dieſem Buſen noch erwärmter werden.

Franz.

Die Pferde ſind geſattelt.

Adel-

Hegire.

Nord und West und Süd zersplittern
Throne bersten, Reiche zittern,
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten,
Unter Lieben, Trinken, Singen,
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Dort im Reinen und im Rechten
Will ich menschlichen Geschlechten
In des Ursprungs Tiefe dringen,
Wo sie noch von Gott empfingen
Himmelslehr' in Erdesprachen,
Und sich nicht den Kopf zerbrachen.

Wo sie Väter hoch verehrten,
Jeden fremden Dienst verwehrten;
Will mich freun der Jugendschranke:
Glaube weit, eng der Gedanke,
Wie das Wort so wichtig dort war,
Weil es ein gesprochen Wort war.

Adelheid.

Gut. Ich muß noch von meinem Mann Abſchied nehmen. Was haſt du? du ſiehſt ſo kummervoll.

Franz.

Es iſt euer Wille, daß ich mich todt ſchmachten ſoll. In den Jahren der Hoffnungen macht ihr mich verzweifeln.

Adelheid.

Er dauert mich! Es koſtet mich nichts ihn glücklich zu machen. Franz, du rechneſt deine Dienſte hoch an.

Franz.

Meine Dienſte für nichts, gnädge Frau; aber meine Liebe kann ich nicht geringer ſchätzen als mich ſelbſt, denn ſie füllt mich ganz, ganz.

Adelheid.

Begleitſt du mich?

Franz.

Wenn ihr's befehlt.

Adelheid.

Komm nur mir.

(Ab.)

Franz.

Sie lächelt. Unglücklicher Junge! ſo führt ſie dich herum. Meine Hoffnung krümmt ſich und kann nicht erſterben. Sie iſt ich ſelbſt. Ach, muß ich ihr nicht Arzney und Speiſen reichen?

(Ab.)

Eliſabeth. Maria.

Eliſabeth.

Ich bitte dich, Marie, thu's! Wenn's was geringers wäre als deines Bruders Leben, wollt ich dich abhalten dieſen Menſchen wiederzuſehn. Er iſt der oberſte Commiſſarius und kann alles.

Maria.

Wie wird mir's ſeyn, wenn er mich verächtlich fortſchickt?

Eliſabeth.

Er wird's nicht thun. Er hatte von jeher ein zu weiches Herz. Und der Anblick deſſen, dem wir Unrecht gethan haben, im Elend, hat ſo was greifendes daß die menſchliche Natur ihm nicht widerſteht.

Maria.

Was wird Sickingen ſagen?

Eliſabeth.

Billigen wird er's. Und thät er's nicht, ſo war das Leben deines Bruders wohl ein ſaures Wort von deinem Manne werth.

Maria.

Ich habe zwey Reiter. Ich will fort. Laß mich Gottfried erſt ſehen.

Eliſabeth.

Nein! Nein! Ich fürcht jeden Augenblick. Geh, Liebe, und ſieh ihn Jahre lang. Er iſt der edelſte unter den Menſchen. (Ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Franz in ihren Armen.

Adelheid.

Verlaß mich, Franz. Der Wächter ſingt auf dem Thurm, heimlich ſchleicht der Tag heran. Daß niemand erwache und in den Buſen unſers Geheimniſſes ſchaue.

Franz.

Soll ich fort? Oh! das geht über alle Höllenſtrafen, die Glückſeligkeit des Himmels nur einen kleinen Augenblick zu genießen. Tauſend Jahre ſind nur eine halbe Nacht. Wie haß ich den Tag! Lägen wir in einer uranfänglichen Nacht, eh das Licht geboren ward! Oh, ich würde an deinem Buſen der ewigen Götter einer ſeyn, die in brütender Liebeswärme in ſich ſelbſt wohnten und in einem Punkte die Keime von tauſend Welten gebaren, und die Gluth der Seligkeit von tauſend Welten auf einen Punkt fühlten.

Adelheid.

Verlaß mich, kleiner Schwärmer.

Franz.

Der ſchwärmt, wer nichts fühlt, und ſchlägt mit ſeinen Flügeln den leeren Raum. Ich bin ſo in Freude verſunken, daß ſich keine Nerve rühren kann.

Adelheid.

Geh! Die Knechte ſtehen früh auf.

Franz.

Laßt mich! Reißt mich nicht so auf einmal aus der Hitze in den Frost. Die leere Erinnerung würde mich rasend machen.

Adelheid.

Wenn sich nicht Hoffnung zu ihr gesellte.

Franz.

Hoffnung — du schön Wort. Ich hatt sie ganz vergessen. Die Fülle des Genusses ließ keiner Hoffnung Platz. — Das ist das erstemal in meinem Leben daß ich hoffe. Das andre waren Maulwurfs-Ahndungen. — Es tagt. — Ich will fort! —

(Er umarmt sie.)

So ist kein Ort der Seligkeit im Himmel. Ich wollte meinen Vater ermorden, wenn er mir diesen Platz streitig machte.

(Ab.)

Adelheid.

Ich habe mich hoch in's Meer gewagt, und der Sturm fängt an fürchterlich zu brausen. Zurück ist kein Weg. Weh! weh! Ich muß eins den Wellen Preis geben um das andre zu retten. Die Leidenschaft dieses Knaben droht meinen Hoffnungen. — Könnte er mich in Sickingens Armen sehen, er, der glaubt, ich habe alles in ihm vergessen, weil ich ihm eine Gunst schenkte, in der er sich ganz vergaß? — Du mußt fort — du würdest deinen Vater ermorden — Du mußt fort! Eben der Zaubergift,

der deinen Herrn zum Grab führt, ſoll dich ihm hinter drein bringen. Er ſoll. — Wenn's nicht fürchterlicher iſt zu ſterben als einem dazu zu verhelfen, ſo thu ich euch kein Leids. Es war eine Zeit wo mir graute. So ſind alle Sachen, wenn ſie in die Nähe treten, alltäglich.

(Ab.)

Weislingens Schloß.

Gegen Morgen.

Weislingen.

Ich bin ſo krank, ſo ſchwach. Alle meine Gebeine ſind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefreſſen. Keine Ruh und Raſt, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Gottfrieden im Walde. Er zog ſein Schwert und forderte mich heraus. Ich hatte das Herz nicht, nach meinem zu greifen, hatte nicht die Kraft. Da ſtieß er's in die Scheide, ſah mich verächtlich an und ging vorbei. — Er iſt gefangen und ich zittre vor ihm. Elender Menſch! Sein Kopf hängt an meinem Wort, und ich bebte vor ſeiner Traumgeſtalt wie ein Miſſethäter. Gottfried! Gottfried! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt; böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben üben. (Er ſetzt ſich.) — Matt! matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau! Ein kalter, kalter verzehrender

Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vorm Geſicht. Könnt ich ſchlafen! Ah! — —

(Maria tritt auf.)

Jeſus Maria! — Laß mir Ruh! — Laß mir Ruh! — Seliger Geiſt, quäle mich nicht! — Die Geſtalt fehlte noch! — Sie ſtirbt, Marie ſtirbt und zeigt ſich mir an. — Verlaß mich, ſeliger Geiſt, ich bin elend genug.

Maria.

Weislingen, ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen.

Das iſt ihre Stimme.

Maria.

Ich komme, meines Bruders Leben von dir zu erflehn; er iſt unſchuldig, ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen.

Still, Marie! Du Engel des Himmels bringſt die Qualen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria.

Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen! es iſt entſetzlich, daß ich dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig! daß ich jammern muß, deine Hand von dem abſcheulichſten Mord zurückzuhalten. Deine Seele iſt bis in ihre innerſte Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert!

Weislingen.

Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Tods hat mich

angehaucht, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender und du kommſt mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte! Dein höchſter Haß würde in ſanfteſten Jammer zerſchmelzen. Oh! Marie! Marie! (Er geht nach ſeinem Tiſch.) Hier iſt das Todesurtheil deines Bruders, unterſchrieben.

Maria.

Heiliger Gott!

Weislingen.

Und hier zerreiß ich's. Meine letzten Kräfte ſollen um ſeine Befreiung ringen. (Er ſetzt ſich zu ſchreiben.) Könnt ich, könnt ich retten, was ich in's Verderben ſtürzte!

Maria (vor ſich).

Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt ich ihn! Und wie ich ſein Angeſicht ſehe fühl ich wie lebhaft. Er hatte meine ganze Liebe, er hat mein volles Mitleiden.

Weislingen (zieht die Schelle).

Fräulein (kommt weinend.)

Weislingen.

Ein Licht. Biſt du allein da? Wo iſt Franz? wo die andern?

Fräulein.

Ach Herr!

Maria.

Wie ich herein kam ſah ich niemanden, außer dem Thorwächter.

Fräulein.

Sie haben dieſe Nacht geraubt was ſie kriegen konnten, den Thorwächter mit Dolchen genöthigt aufzuſchließen und ſind davon.

Weislingen.

Ich danke dir Gott! ich ſoll noch büßen eh ich ſterbe. Und Franz?

Fräulein.

Nennt ihn nicht; es dringt mir durch die Seele. Ein noch ſchrecklicheres Fieber, als euch ermattet, wirft ihn auf ſeinem Lager herum. Bald raſt er an den Wänden hinauf, als wenn an der Decke ſeine Glückſeligkeit geheftet wäre; bald wirft er ſich auf den Boden mit rollenden Augen, ſchrecklich, ſchrecklich! Dann wird er ſtill und matt, und blickt nur mit Thränen in den Augen und ſeufzt — und nennt eure Gemahlin.

Weislingen.

Er hing ſehr an ihr.

Maria.

Es iſt traurig.

Fräulein.

Es iſt mehr als das. Eine weiſe Frau aus dem Dorfe, die ich herauf rief, betheuerte: ſeine Lebenskräfte ſeyen durch ſchreckliche Zauberformeln mit der Verweſung gepaart, er müſſe ſich verzehren und ſterben. —

Weislingen.

Aberglauben.

Fräulein.

Wollte Gott! Aber mein Herz ſagt mir, daß ſie nicht lügt. Ich ſagte ihr euern Zuſtand, ſie ſchwur das Nämliche und ſagte: ihr müßt verzehren und ſterben.

Weislingen.

Das fühle ich; es ſey nun durch wunderbaren unbegreiflichen Zuſammenhang der Natur, oder durch hölliſche Kräfte. Das iſt wahr, vor weniger Zeit war ich friſch und geſund. Ein Licht! —

(Fräulein ab.)

Alles was ich kann enthält dieſer Brief. Gib ihn dem von Seckendorf, der Regiments-Rath, in ſeine Hände. Er war immer mir entgegen, ein Herz voll Liebe. Was ſeyn kann, wird ſeyn. — Du biſt zu einer grauſamen Scene gekommen. Verlaſſen von aller Welt, im Elend der jämmerlichſten Krankheit, beraubt von denen auf die ich traute — ſiehſt du, ich bin geſunken, tief, tief.

Maria.

Gott richt euch auf.

Weislingen.

Der hat lang ſein Antlitz von mir gewendet. Ich bin meinen eignen Weg gegangen, den Weg zum Verderben.

(Fräulein mit Licht.)

Iſt der Bote noch nicht zurück, den ich nach meiner Frau ſendete? Gott! ich bin ganz allein mit dir armen Mädchen.

Fräulein.

Ach, gnädger Herr!

Weislingen.

Was haſt du?

Fräulein.

Ach, ſie wird nicht kommen.

Weislingen.

Adelheid? Woher weißt du's?

Fräulein.

Laßt mich's euch verſchweigen.

Weislingen.

Rede! Der Tod iſt nah und die Hölle mir; was kann mich tiefer ſtoßen?

Fräulein.

Sie wartet auf euern Tod. Sie liebt euch nicht.

Weislingen.

Das letzte fühlt ich lang, das erſte vermuthet ich. Marie, ſiegle du, ich bin zu ſchwach.

Fräulein.

Sie haßt euch, ſie wünſcht euern Tod, denn ſie brennt für den Edlen von Sickingen; ſie liebt ihn bis zur Raſerey. Und euer Tod —

Weislingen.

Marie! Marie! Du biſt gerächt!

Marie.

Meinen Mann?

Will mich unter Hirten miſchen,
An Oaſen mich erfriſchen,
Wenn mit Caravanen wandle,
Schawl, Caffee und Moſchus handle;
Jeden Pfad will ich betreten
Von der Wüſte zu den Städten.

Böſen Felsweg auf und nieder
Tröſten Hafis deine Lieder,
Wenn der Führer mit Entzücken
Von des Maulthiers hohem Rücken
Singt die Sterne zu erwecken
Und die Räuber zu erſchrecken.

Will in Bädern und in Schenken
Heil'ger Hafis dein gedenken;
Wenn den Schleier Liebchen lüftet
Schüttelnd Ambralocken düftet.
Ja des Dichters Liebesflüſtern
Mache ſelbſt die Huris lüſtern.

Wolltet ihr ihm dieß beneiden,
Oder etwa gar verleiden;
Wiſſet nur, daß Dichterworte
Um des Paradieſes Pforte
Immer leiſe klopfend ſchweben
Sich erbittend ew'ges Leben.

Fräulein.

Iſt's euer Mann? (Der ſtirbt.) Wie lieb iſt mir's, daß ich nicht mehr geſagt habe.

(Fräulein ab.)

Weislingen.

Nimm deinen Brief und geh, liebe Seele. Geh aus der Nachbarſchaft dieſer Hölle.

Maria.

Ich will bei dir bleiben, armer Verlaßner.

Weislingen.

Ich bitte dich, geh. Elend! Elend! ganz allein zu ſterben; von niemanden gepflegt, von niemanden beweint! Schon die Freudenfeſte nach ſeinem Tode vorſummen hören! Und den letzten einzigen Troſt, Marie, deine Gegenwart — Ich muß dich weg bitten — Das iſt mehr Qual als alles.

Maria.

Laß mich. Ich will deiner warten. Denk, ich ſey eine Wärterin, dieſes Mädchens Schweſter. Vergiß alles. Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſen.

Weislingen.

Du Seele voll Liebe! bete für mich, bete für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen. Sogar ich fühle nur Elend in deiner Liebe.

Marie.

Er wird ſich deiner erbarmen — — du biſt matt.

Weislingen.

Ich ſterbe, ſterbe, und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes zerriſſen, ſchmeck ich die Qualen der Hölle alle vor.

Maria.

Erbarmer! erbarme dich ſeiner. Nur einen liebevollen Blick in ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den ewigen Tod hinüber bringe! —

Ein kleines unterirdiſches Gewölb.

Das heimliche Gericht.

Sieben Oberrichter um einen ſchwarzbedeckten Tiſch, worauf ein Schwert und Strang, ſitzend; auf jeder Seite ſieben Unterrichter ſtehend, alle in weißen langen Kleidern vermummt.

Erſter Oberrichter.

Ihr Richter des heimlichen Gerichts, die ihr ſchwurt auf Strang und Schwert unſträflich zu ſeyn und zu richten im Verborgenen, und zu ſtrafen im Verborgenen, Gott gleich! Sind eure Herzen rein und eure Hände, ſo hebt die Arme empor und ruft über die Miſſethäter: Wehe! Wehe!

Alle (mit emporgehobenen Armen).

Wehe! Wehe!

Erſter Oberrichter.

Rufer, beginne das Gericht!

Erſter Unterrichter (tritt vor).

Ich, Rufer, rufe die Klage gegen den Miſſethäter. Weſſen Herz rein iſt, und weſſen Hände rein ſind zu ſchwören auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert! klage! klage!

Ein zweyter Unterrichter (tritt auf).

Mein Herz iſt rein von Miſſethat und meine Hand von unſchuldigem Blut. Verzeih mir Gott böſe Gedanken und hemme den Weg zum Willen. Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Erſter Oberrichter.

Wen klagſt du an?

Kläger.

Ich klage an auf Strang und Schwert Adelheide von Weislingen. Sie hat Ehebruchs ſich ſchuldig gemacht und ihren Mann ſammt ſeinem Knaben durch geheime verzehrende Mittel zu Tode geſaugt. Der Mann iſt todt, der Knabe ſtirbt.

Erſter Oberrichter.

Schwörſt du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagſt?

Kläger.

Ich ſchwöre!

Erſter Oberrichter.

Würde es falſch befunden, beutſt du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16270/396

Kläger.

Ich biete!

Erſter Oberrichter.

Eure Stimmen.

(Er ſteht auf. Erſt treten die ſechs Oberrichter, darauf die ſieben Unterrichter der Rechten, dann die ſieben der Linken zu ihm und reden heimlich. Er ſetzt ſich.)

Kläger.

Richter des heimlichen Gerichts, was iſt euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtiget des Ehebruchs und Mords?

Oberrichter.

Sterben ſoll ſie! Sterben des bittern Tods. Mit Strang und Dolch. Büßen doppelt doppelte Miſſethat. Streckt eure Händ empor und ruft weh! über ſie, wehe! weh! und übergebt ſie den Händen des Rächers.

Alle.

Weh! Weh! Weh!

Oberrichter.

Rächer, Rächer, tritt auf!

(Der Rächer tritt auf).

Faß hier Strang und Schwert, ſie zu tilgen von dem Angeſichte des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du ſie findeſt nieder mit ihr in Staub! du oder deine Gehülfen. Richter, die ihr richtet im Verborgenen, Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Miſſethat und eure Hände vor unſchuldigem Blut.

Wirthshaus.

Maria. Lerſen.

Maria.

Endlich komm ich und bringe Troſt, guter Mann. Führe mich zu meinem Bruder.

Lerſen.

Wenn ihr ein Engel des Himmels wäret und ein Wunderevangelium verkündigter, dann wollt ich ſagen willkommen. So lang euer Troſt auf dieſer Erde geboren iſt, ſo lang iſt er ein irdiſcher Arzt, deſſen Kunſt juſt in dem Augenblick fehlt, wo man ſeiner Hülfe am meiſten bedarf.

Maria.

Bring ich nichts, wenn ich ſage: Weislingen iſt todt; durch ihn und in ihm Gottfriedens Todesurtheil und Gericht zerriſſen. Und wenn ich hier einen Zettel darlege, der von Seiten der Kaiſerlichen Commiſſion Gottfriedens Gefängniß erleichtert.

Lerſen.

Müßt ich euch nicht dagegen rufen: Georg iſt todt.

Maria.

Georg? der goldne Junge! Wie ſtarb er?

Lerſen.

Er ſtarb einen Reitertod. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, ſandt ihn ſein Herr ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündiſcher auf ſie los. Georg! Hätten ſie ſich alle gewehrt wie er! — Sie hät-

ten alle das gute Gewissen haben müssen! Viele retteten sich durch die Flucht, viele wurden gefangen, einige erstochen. Und unter den letzten blieb Georg. O daß ich ihm hätte die Augen zudrücken und hören können wie sein letztes Wort euern Bruder segnete.

Maria.

Weiß es Gottfried?

Lersen.

Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal und schickt mich zehnmal des Tags, zu forschen was Georg macht. Ich fürchte seinem Herzen diesen letzten Stoß zu geben. Denn, ach! muß ich's euch sagen, Marie: sein alter, schwer verwundeter Körper hat nicht Kräfte genug, einem drückenden Gefängniß und dem mächtigen Kummer zu widerstehen, der ihn mit allen Otterzungen anfällt. Ich glaubte nicht, daß er eure Rückkunft erleben würde.

Maria.

O Gott! sind denn die Hoffnungen dieser Erde Irrlichter, die, unsrer zu spotten und uns zu verführen, muthwillig in ängstliche Finsterniß einen freundlichen Strahl zu senden scheinen? Bring mich zu ihm.

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid.

Daß es Morgen wäre! Mein Blut wird wie von

selt-

seltsamen Ahndungen herumgetrieben und der Sturm vertreibt den ruhigen Wandrer Schlaf. Ich bin mild daß ich weinen möchte, und meine Begierde nach Ruhe zählt jeden Augenblick der ewigen Nacht und sie wird im Fortschreiten länger. Es ist alles so dunkel! Kein Stern am Himmel! düster, stürmisch! In einer solchen Mitternacht fand ich dich, Sickingen! In einer solchen Nacht hatte ich dich in meinen Armen. Meine Lampe mangelt Oels. Es ist ängstlich, in der Finsterniß zu wachen. (Sie zieht die Schelle.) Mag ein Knecht seinen Schlaf verlassen! Ich bin so allein! Die mächtigsten Leidenschaften waren meiner Seele Gesellschaft genug, daß ich in der fürchterlichsten Höhle nicht allein gewesen wäre. Sie schlafen auf Einmal, und ich stehe nackend, wie ein Missethäter, vor Gericht. — Ich ließ mein Mädchen — Ob Weislingen todt ist? — (Sie zieht die Schelle.) Es hört niemand. Der Schlaf hält ihnen die Ohren zu! Ob Franz todt ist? — es war ein lieber Junge. (Sie setzt sich an Tisch.) Sickingen! Sickingen! (Sie schläft ein.)

Franz (zeigt sich an).

Adelheid!

Mörder (kommt unterm Bett hervor).

Endlich schläft sie, sie hat mir die Zeit lang gemacht.

Geist.

Adelheid!

(Verschwindet.)

Adelheid (erwacht).

Ich ſah ihn! Er rang mit der Todesangſt! Er rief mir! rief mir! Seine Blicke waren hohl und liebevoll — Mörder! Mörder!

Mörder.

Rufe nicht! Du rufſt dem Tod! Rachegeiſter halten der Hülfe die Ohren zu.

Adelheid.

Willſt du mein Gold? Meine Juwelen? Nimm ſie! laß mir das Leben.

Mörder.

Ich bin kein Räuber. Finſterniß hat Finſterniß gerichtet, und du mußt ſterben.

Adelheid.

Wehe! Wehe!

Mörder.

Ueber deinen Kopf. Wenn die ſcheußlichen Geſtalten deiner Thaten dich nicht zur Hölle hinab ſchrecken, ſo blick auf, blick auf zum Rächer im Himmel, und bitt, mit dem Opfer genug zu haben, das ich ihm bringe.

Adelheid.

Laß mich leben! Was hab ich dir gethan? Ich umfaß deine Füße.

Mörder (vor ſich).

Ein königliches Weib! Welcher Blick! welche Stimme! In ihren Armen würd ich Elender ein Gott

seyn. — Wenn ich ſie täuſchte! — Und ſie bleibt doch in meiner Gewalt! —

Adelheid.

Er ſcheint bewegt.

Mörder.

Adelheid, du erweichſt mich. Willſt du mir zu geſtehen?

Adelheid.

Was?

Mörder.

Was ein Mann verlangen kann von einer ſchönen Frau, in tiefer Nacht!

Adelheid (vor ſich).

Mein Maß iſt voll. Laſter und Schande haben mich wie Flammen der Hölle mit teufliſchen Armen umfaßt. Ich büße, büße. Umſonſt ſuchſt du Laſter mit Laſter, Schande mit Schande zu tilgen. Die ſcheußlichſte Entehrung und der ſchmählichſte Tod in einem Höllenbild vor meinen Augen.

Mörder.

Entſchließe dich.

Adelheid (ſteht auf).

Ein Strahl von Rettung!

(Sie geht nach dem Bette, er folgt ihr; ſie zieht einen Dolch von Häupten und ſticht ihn.)

Mörder.

Bis an's Ende Verrätherin.

(Er fällt über ſie her und erwürgt ſie.)

Segenspfänder.

Talisman in Carneol
Gläubigen bringt er Glück und Wohl;
Steht er gar auf Onyx Grunde
Küss' ihn mit geweihtem Munde!
Alles Uebel treibt er fort,
Schützet dich und schützt den Ort:
Wenn das eingegrabne Wort
Allahs Namen rein verkündet,
Dich zu Lieb' und That entzündet:
Und besonders werden Frauen
Sich am Talisman erbauen.

Amulete sind dergleichen
Auf Papier geschriebne Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge
Wie auf edles Steines Enge,
Und vergönnt ist frommen Seelen
Läng're Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um, als Scapulire.

Die Inschrift aber hat nichts hinter sich,
Sie ist sie selbst, und muß dir alles sagen,
Was hinterdrein mit redlichem Behagen
Du gerne sagst: Ich sag' es! Ich!

Die Schlange!

(Er gibt ihr mit dem Dolch Stiche.)

Auch ich blute. So bezahlt sich dein blutig Gelüst. — Du bist nicht der erste. — Gott! machtest du sie so schön, und konntest du sie nicht gut machen! —

(Ab.)

Ein Gärtchen am Gefängnisse.

Gottfried. Elisabeth. Maria. Lersen.

Gottfried.

Tragt mich hier unter diesen Baum, daß ich noch einmal die Luft der Freiheit aus voller Brust in mich sauge und sterbe.

Elisabeth.

Darf ich Lersen nach deinem Sohn ins Kloster schicken, daß du ihn noch einmal sähst und segnetest?

Gottfried.

Laß ihn, er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unserm Hochzeittag, Elisabeth, ahndete mir's nicht, daß ich so sterben würde. — Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus seinem Gebet. — Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lersen, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes, mehr als im muthigsten Gefecht. Damals führte mein Geist den ewigen, jetzt hältst du mich aufrecht. Ach! daß ich Georgen noch einmal sähe, mich an seinem

Blick wärmte! — Ihr ſeht zur Erde und weint. — Er iſt todt — Georg iſt todt — Stirb, Gottfried — Du haſt dich ſelbſt überlebt, die Edlen überlebt. — Wie ſtarb er? — Ach! fingen ſie ihn unter den Mordbrennern, und er iſt hingerichtet?

Eliſabeth.

Nein, er wurde bei Miltenberg erſtochen, er wehrte ſich wie ein Löw um ſeine Freiheit.

Gottfried.

Gott ſey Dank, ſein Tod war Belohnung. — Auch war er der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. — Laß meine Seele nun — Arme Frau! Ich laſſe dich in einer nichtswürdigen Welt. Lerſen, verlaß ſie nicht! — Verſchließt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thüren. Es kommen die Zeiten des Betrugs; es iſt ihm Freiheit gegeben. Die Schwachen werden regieren mit Liſt und der Tapfre wird in die Netze fallen, womit die Feigheit die Pfade verwebt. Marie, gebe dir Gott deinen Mann wieder! Möge er nicht ſo tief fallen als er hoch geſtiegen iſt! Selbiz ſtarb, und der gute Kaiſer und mein Georg — Gebt mir einen Trunk Waſſer. — Himmliſche Luft — Freiheit! Freiheit!

(Er ſtirbt.)

Eliſabeth.

Nur droben, droben bei dir! Die Welt iſt ein Gefängniß.

Maria.

Edler, edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß.

Lersen.

Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt.

Götz von Berlichingen

mit der eisernen Hand.

Schauspiel in fünf Aufzügen.

Für die Bühne bearbeitet.

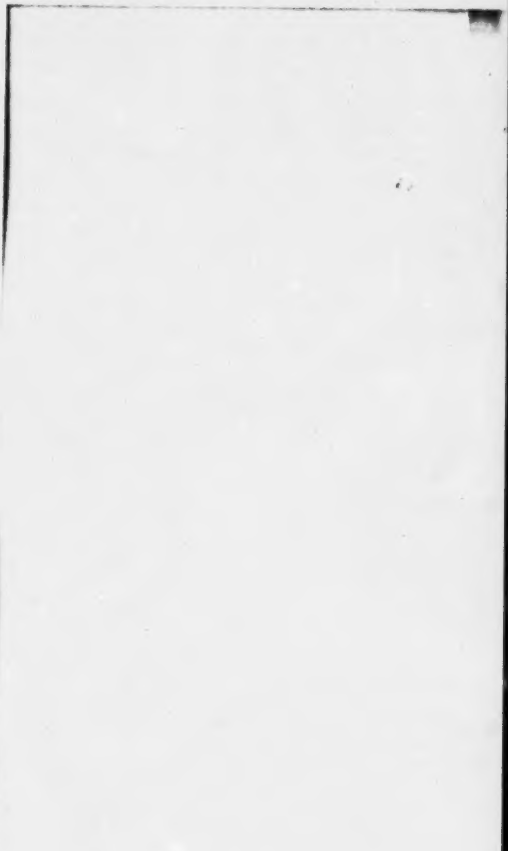

Perſonen.

Kaiſer Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Eliſabeth, ſeine Frau.
Marie, ſeine Schweſter.
Carl, ſein Sohn.
Der Biſchof von Bamberg.
Adelbert von Weislingen.
Adelheid von Walldorf.
Franz von Sickingen.
Hans von Selbitz.
Bruder Martin.
Franz, Edelknappe des von Weislingen.
Georg, Peter, } Knappen des Berlichingen.
Der Hauptmann der Reichstruppen.
Edler von Blinzkopf.
Franz Lerſe.
Max Stumpf.
Kaiſerlicher Rath.
Rathsherren von Heilbronn.
Gerichtsdiener.
Zwey Nürnberger Kaufleute.
Sievers, Metzler, Link, Kohl. } Anführer der aufrühriſchen Bauern.

Der Wirth einer Schenke.
Ein Unbekannter.
Vier Boten der Vehme.
Bischöfliche Reiter.
Reichsknechte.
Reisige von Berlichingen.
Der Zigeunerhauptmann.
Die Altmutter.
Die Tochter.
Ein Knabe.
Mehrere Zigeuner.
Maskengefolge der Adelheid.
Frauen und Hausgenossen auf Jartdausen.

Erſter Aufzug.

Herberge.

Erſter Auftritt.

Metzler. Sievers. Zwey Bambergiſche Knechte. Der Wirth. Dann Faud und Peter.

Sievers.

Hänſel, noch ein Glas Branntwein und meß chriſtlich.

Wirth.

Du biſt der Nimmerſatt!

Metzler (zu Sievers).

Erzähl das noch einmal vom Berlichingen, die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers.

Bamberger? Was thun die hier?

Metzler.

Der Weislingen iſt oben auf dem Schloß beim Herren Grafen ſchon zwei Tage, dem haben ſie das Geleit

gegeben. Ich weiß nicht woher er kommt, sie warten auf ihn, er geht zurück nach Bamberg.

Sievers.

Wer ist der Weislingen?

Metzler.

Des Bischofs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf den Dienst lauert.

Sievers.

Er mag sich in Acht nehmen.

Metzler.

Ich bitte dich, erzähl's doch noch einmal. (Vorsätzlich laut.) Seit wenn hat denn der Götz wieder Händel mit dem Bischof von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geschlichtet.

Sievers.

Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Wie der Bischof sah er richtet nichts aus, und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz, und war geschäftig, daß der Vergleich zu Stand käme. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut, wenn er im Vortheil ist.

Metzler.

Gott erhalt ihn! Ein rechtschaffner Herr!

Sievers.

Nun denk, ist das nicht schändlich? Da werfen sie ihm einen Buben nieder, da er sich nichts weniger versieht. Wird sie aber schon wieder dafür zausen.

Metzler.

Es iſt doch dumm, daß ihm der letzte Streich mißglückt iſt. Er wird ſich garſtig erboſ't haben.

Sievers.

Ich glaub nicht, daß ihn lange was ſo verdroſſen hat. Denk auch! alles war auf's genaueſte verkundſchaftet: wann der Biſchof aus dem Bad kām, mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenn's nicht wār durch falſche Leut verrathen worden, wollt er ihm das Bad geſegnet und ihn ausgerieben haben.

Erſter Reiter

(der ſich indeß genähert).

Was ſcalirt ihr auf unſern Biſchof? Ich glaub ihr ſucht Händel.

Sievers.

Zäumt eure Pferde: ihr habt an unſrer Krippe nichts zu ſuchen.

Zweyter Reiter.

Wer heißt euch von unſerm Biſchof deſpectirlich reden?

Sievers.

Hab ich euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

Erſter Reiter

(ſchlägt ihn hinter die Ohren).

Metzler.

Schlag den Hund todt! (Fallen über ihn her.)

Doch Abraras bring' ich selten!
Hier soll meist das Fratzenhafte,
Das ein düstrer Wahnsinn schaffte,
Für das allerhöchste gelten.
Sag' ich euch absurde Dinge,
Denkt, daß ich Abraras bringe.

Ein Siegelring ist schwer zu zeichnen,
Den höchsten Sinn im engsten Raum;
Doch weißt du hier ein Aechtes anzueignen
Gegraben steht das Wort, du denkst es kaum.

Zweyter Reiter.

Komm her, wenn du's Herz haſt.

Wirth

(reißt ſie aus einander).

Wollt ihr Ruhe haben! Tauſend ſchwere Noth! ſcherr euch hinaus, wenn ihr was auszumachen habt. In meinem Hauſe ſoll's ehrlich und ordentlich zugehen. (Er ſchiebt die Reiter hinaus.) Und ihr Eſel, was fangt ihr an?

Metzler.

Nur nicht geſchimpft Hänſel, ſonſt kommen wir dir über die Glatze. Deine Grobheit leiden wir nicht mehr.

Wirth.

Ey, ſieh den vornehmen Herrn!

Metzler.

Vornehm genug! Ein Bauer iſt jederzeit ſo gut als ein Reiter, und vielleicht ſo gut als ein Ritter. Es wird ſich zeigen. Komm Camerad, wir wollen die da draußen durchbläuen.

(Sie gehen nach dem Hintergrunde. Zwey Berlichingiſche Reiter kommen und nehmen Sievers mit hervor. Metzler geht hinaus.)

Faud.

Was gibt's da?

Sievers.

Ey guten Tag, Faud! Peter, guten Tag! woher?

Peter.

Daß du dich nicht unterſtehſt zu verrathen, wem wir dienen.

Sievers.

Da iſt euer Herr Götz wohl auch nicht weit?

Faud.

Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers.

Ihr ſeyd den Kerls begegnet draußen; 's ſind Bamberger.

Faud.

Was thun die hier?

Sievers.

Der Weislingen iſt droben auf dem Schloſſe beim gnädigen Herren, den haben ſie geleitet.

Faud.

Der Weislingen?

Metzler

(der mit zwei ſchweren Prügeln zurückkommt).

Wo bleibſt du? Komm heraus! friſch und hilf mir zuſchlagen.

Faud

(indem ſich jene ein wenig entfernen).

Peter, das iſt ein geſunden Freſſen! Sagte ich dir nicht, er wäre hierher. Hätten wir dort drüben doch eine Weile paſſen können.

Sievers (zu Metzler).

Höre, wenn sich die beiden Reiter zu uns schlügen, es wäre doch sichrer.

Metzler.

Wir brauchen sie nicht.

Sievers.

Succurs ist doch besser.

Faud (zum Wirth).

Ist der Besuch schon lange auf dem Schloß?

Wirth.

Schon zwey Tage. Er will eben fort, die Pferde sind schon gesattelt.

Faud.

Wir thun auch wohl und machen uns weiter.

Sievers.

Helft uns doch erst die Bamberger durchprügeln.

Peter.

Ihr seyd ja schon zu zwey! Wir müssen fort. Adies.

(Ab mit Faud.)

Metzler.

Schaften die Reiter! Wenn man sie nicht bezahlt, thun sie dir keinen Streich. Sie sehen aus als hätten sie einen Anschlag. Wem dienen sie?

Sievers.

Ich soll's nicht sagen; sie dienen dem Götz.

Bambergische Reiter (an der Thür).

Heraus, heraus, wenn ihr Herz habt.

Metz-

Metzler.

Komm! So lange ich einen Bengel habe, fürchte ich ihre Bratſpieße nicht. (Beide ab.)

Wirth (allein).

Sie müſſen ſämmtlich wacker zuſchlagen, wenn jeder die Prügel kriegen ſoll, die er verdient. Das wollen wir nun ganz gelaſſen mit anſehn.

(Ab.)

Zweyter Auftritt.

(Wald, eine geringe Hütte im Hintergrunde.)

Götz.

Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tage und Nächte ſchon auf der Lauer. Es wird einem ſauer gemacht, das bißchen Leben und Freiheit. Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mir's wohl ſeyn laſſen. (Er greift nach dem Becher.) Wieder leer! — Georg! — So lange es daran nicht mangelt und an friſchem Muth, ſollen Herrſchſucht und Ränke mir nichts anhaben. — Georg! — Schickt nur, Pfaffen, euern gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen. Nur immer zu! Ich bin wach. Du warſt mir entwiſcht, Biſchof! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!

Dritter Auftritt.

Götz. Georg
(mit Panzer und Stechhaube eines Erwachsenen gerüstet).

Georg.

Gestrenger Herr!

Götz.

Wo steckst du? Hast du geschlafen? Was zum Henker treibst du für Mummerey? Komm her, du siehst gut aus. Schäme dich nicht, Junge! Du bist brav! Ja, wenn du ihn ausfüllteſt! Es ist Hansens Küraß.

Georg.

Er wollt ein wenig schlafen, und schnallt ihn aus.

Götz.

Er ist bequemer als sein Herr.

Georg.

Zürnt nicht! Ich nahm ihn leise weg, und legt ihn an, band mir die Pickelhaube fest und holte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wiese und zog's aus.

Götz.

Und hiebst um dich herum? Da wird's den Hecken und Dornen gut gegangen seyn. — Schläft Hans?

Georg.

Auf euer Rufen sprang er auf und schrie mir zu, daß ihr riefst. Da wollt ich den Panzer ausschnallen, da

hört ich euch zwey dreymal. — Da verknöbelt ich die Riemen an der Haube, und da bin ich nun.

Götz.

Geh! Bring Hansen die Waffen wieder, und sag ihm, er soll bereit seyn, soll nach den Pferden sehn.

Georg.

Die hab ich recht ausgefüttert, und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufsitzen wenn ihr wollt.

Götz.

Fülle mir den Becher nochmals, gib Hansen auch einen, sag ihm, er soll munter seyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick, meine Kundschafter sollen zurückkommen.

Georg.

Ach, gestrenger Herr!

Götz.

Was hast du?

Georg.

Darf ich nicht mit?

Götz.

Ein andermal, Georg, wenn wir Kaufleute fangen, und Fuhren wegnehmen.

Georg.

Ein andermal? Das habt ihr schon oft gesagt; oh, dießmal! dießmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will euch die verschoss'nen Bolzen wieder holen.

Götz.

Das nächstemal, Georg. Du sollst erst ein Wams haben, eine Blechhaube und einen Spieß.

Georg.

Nehmt mich mit. Wär ich neulich dabei gewesen, ihr hättet die Armbrust nicht verloren.

Götz.

Weißt du das?

Georg.

Ihr warft sie dem Feind an den Kopf, und einer von den Fußknechten hub sie auf, weg war sie! Gelt, ich weiß?

Götz.

Erzählen dir das meine Knechte?

Georg.

Wohl, dafür pfeif ich ihnen auch wenn wir die Pferde striegeln allerlei Weisen, und lehre sie allerlei lustige Lieder.

Götz.

Du bist ein braver Junge!

Georg.

Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz.

Das nächstemal, auf mein Wort. Unbewaffnet, wie du bist, sollst du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich sage dir, Knabe, es wird eine theure Zeit werden. Fürsten werden ihre

Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt haſſen und verfolgen. Geh, Georg, gib Hanſen ſeinen Küraß wieder, und bring mir Wein. —

(Georg ab.)

Wo meine Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. — Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Vierter Auftritt.

Götz. Bruder Martin. Dann Georg.

Götz.

Ehrwürdiger Vater, guten Abend! Woher ſo ſpät?

Martin.

Dank euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenn's ja Titel ſeyn ſoll. Auguſtin mit meinem Kloſternamen, doch hör ich am liebſten Martin meinen Taufnamen.

Götz.

Ihr ſeyd müd, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! (Georg bringt Wein.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin.

Für mich einen Trunk Waſſer. — (Georg ab.) Ich darf keinen Wein trinken.

Götz.

Iſt das wider euer Gelübde?

Martin.

Nein, Herr! es ist nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken, weil aber der Wein wider mein Gelübde ist, so trinke ich keinen Wein.

Götz.

Wie versteht ihr das?

Martin.

Wohl euch, daß ihr's nicht versteht! Essen und Trinken, meine ich, ist des Menschen Leben.

Götz.

Wohl.

Martin.

Wenn ihr gessen und trunken habt, seyd ihr wie neu geboren. Der Wein erfreut des Menschen Herz und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein trunken habt seyd ihr alles doppelt was ihr seyn sollt; noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.

Götz.

Wie ich ihn trinke ist es wahr.

Martin.

Davon red ich auch. Aber wir —

Georg

(mit einem Bauer; er setzt zugleich den Zelt vor).

Götz (zieht ihn an die Seite).

Geh auf den Weg nach Dachsbach und lege dich mit

dem Ohr auf die Erde ob du nicht Pferde kommen hörst, und ſey gleich wieder hier.

(Georg ab.)

Martin.

Aber wir, wenn wir geſſen und trunken haben, ſind wir gerade das Gegentheil von dem was wir ſeyn ſollen. Faul zu jedem ſtillen Beruf, ungeſchickt zum Nachdenken, zerſtreut im Gebet und unruhig auf unſerm Lager.

Götz.

Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gegangen. (Bringts ihm.) Glück zum Beruf!

Martin.

Zum Müßiggange wollt ihr ſagen. Hätte mich Gott zum Gärtner oder Laboranten gemacht, ich könnte glücklich ſeyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloſter iſt Erfurt in Sachſen, er weiß, ich kann nicht ruhen; da ſchickt er mich herum, wo was zu betreiben iſt. — Ich gehe zum Biſchof von Conſtanz.

Götz.

Gute Verrichtung!

Martin.

Gleichfalls.

Götz.

Was ſeht ihr mich ſo an, Bruder?

Martin.

Daß ich in euern Harniſch verliebt bin.

Freisinn.

Laßt mich nur auf meinem Sattel gelten!
Bleibt in euren Hütten, euren Zelten!
Und ich reite froh in alle Ferne,
Ueber meiner Mühe nur die Sterne.

Er hat euch die Gestirne gesetzt
Als Leiter zu Land und See;
Damit ihr euch daran ergetzt
Stets blickend in die Höh'.

Götz.

Härtet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich ihn zu tragen.

Martin.

Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt, und mir kommt nichts beschwerlicher vor, als nicht Mensch seyn dürfen. O Herr! was sind die Mühseligkeiten eures Lebens gegen die Jämmerlichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandner Begierde Gott näher zu rücken, verdammt!

Götz.

Wäre euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte euch bereden, einen Harnisch anzulegen, wollt euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin.

Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm die Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! — Arme schwache Hand, von jeher gewöhnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen, wie wolltest du Lanze und Schwert regieren? Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche seyn, wenn ihn euer Ruf überwältigte. Kein Gelübde sollte mich abhalten, wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat.

Götz.

Glückliche Wiederkehr!

Martin.

Das trinkt nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtseyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann; euch zum erstenmal nach langer Zeit, sicher für feindlichen Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette streckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch besser schmeckt als mir der Trunk nach langem Durst; da könnt ihr von Glück sagen.

Götz.

Dafür kommt's auch selten.

Martin (feuriger).

Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. Wenn ihr zurückkehrt mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den stach ich vom Pferd eh er schießen konnte, und den rannt ich sammt dem Pferd nieder! und dann reitet ihr zu eurem Schloß hinauf, und —

Götz.

Was meint ihr?

Martin.

Und eure Weiber! (Er nimmt den Becher.) Auf die Gesundheit eurer Frau! (Wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Götz.

Ein edles fürtreffliches Weib.

Martin.

Wohl dem der ein tugendsam Weib hat! deß lebt er noch eins so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung.

Götz (vor sich).

Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (kommt gesprungen).

Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwey. Es sind sie gewiß.

Götz.

Führ mein Pferd heraus; Hans soll aufsitzen.

Georg.

(geht und nimmt den Tisch sammt den Becken mit).

Götz.

Lebt wohl, theurer Bruder! Gott geleit euch. Seyd muthig und geduldig, Gott wird euch Raum geben.

Martin.

So geschehe es. Aber jetzt vor dem Abschied bitt ich um euren Namen.

Götz.

Verzeiht mir! Lebt wohl.

(Reicht ihm die linke Hand.)

Martin.

Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz.

Und wenn ihr der Kaiser wärt, ihr müßtet mir dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich. Sie iſt eins mit ihrem Handſchuh, ihr ſeht er iſt Eiſen.

Martin.

So ſeyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn haſt ſehen laſſen, dieſen Mann, den die Mächtigen haſſen und zu dem die Bedrängte ſich wenden. (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir dieſe Hand, laßt mich ſie küſſen!

Götz.

Ihr ſollt nicht.

Martin.

Laßt mich. — Du mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligſte Blut gefloſſen iſt. Todtes Werkzeug, belebt durch des edelſten Geiſtes Vertrauen auf Gott.

Georg bringt Helm und Lanze.

Götz waffnet ſich.

Martin.

Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch beſuchte wie ſie euch abgeſchoſſen ward vor Landshut, der konnte nicht enden wie viel ihr littet, und wie

es euch doch nur am meiſten ſchmerzte, zu eurem Beruf verſtümmelt zu ſeyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente. Ich werde das nie vergeſſen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Faud. Peter.

Götz tritt zu den Knechten, ſie reden heimlich.

Martin (fortfahrend).

Das werd ich nie vergeſſen, wie er im edelſten einfältigſten Vertrauen zu Gott ſprach: Und wenn ich zwölf Hände hätte und deine Gnade wollte mir nicht, was würden ſie mir fruchten? So aber kann ich mit einer — —

Götz.

In den Haslacher Wald alſo! (Zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin.

Martin.

Vergeßt mich nicht, wie ich euer nicht vergeſſe.

Götz.

Wer weiß wo wir uns wieder finden. Und wenn ihr wacker auf euren Wegen bleibt, ich wacker auf den meinigen fortſchreite, ſo müſſen wir uns irgendwo wieder begegnen. Ungerechtigkeit, Uebermuth, Bedrängung, Argliſt, Betrug ſchalten ſo gut im Kloſter als im Freien.

Bekämpft ſie mit geiſtlichen Waffen in heiliger Stille, laßt mich das Eiſen durch's offne Feld gegen ſie führen. Gott ſegne jede redliche Bemühung und helf uns Beiden.

(Er ab mit den Knechten.)

Martin.

Wie mir's ſo eng ward um's Herz da ich ihn ſah. Er ſprach noch nicht, und mein Geiſt konnte ſchon den ſeinigen unterſcheiden. Ein tüchtiger Mann kündet ſich gleich an.

Georg.

Ehrwürdiger Herr, ihr ſchlaft doch bei uns?

Martin.

Kann ich ein Bett haben?

Georg.

Nein, Herr! Ich kenne Betten nur von Hörenſagen, in unſrer Herberge iſt nichts als Stroh.

Martin.

Auch gut. Wie heißt du?

Georg.

Georg, ehrwürdiger Herr.

Martin.

Georg? — Da haſt du einen tapfern Patron.

Georg.

Sie ſagen, er wär ein Reiter geweſen. Das will ich auch ſeyn.

Martin.

Warte. (Er zieht ein Gebetbuch hervor und gibt dem Buben

einen Heiligen.) Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beiſpiel, ſey brav und fürchte Gott.

(Ab.)

Georg (das Bild betrachtend).

Ach ein ſchöner Schimmel! Wenn ich einmal ſo einen hätte! — Und die goldne Rüſtung! — Das iſt ein garſtiger Drache. — Jetzt ſchieß ich nach Sperlingen! — Heiliger Georg! mache mich ſtark und rüſtig! Gib mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, und dann laß mir die Drachen kommen.

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Jarthauſen. Saal.

Eliſabeth. Maria. Carl.

Eliſabeth.

Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte daß er weg iſt, und er hoffte ſo bald ſeinen Streich auszuführen.

Maria.

Mich ängſtigt's lange. Wenn ich ſo einen Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſetzte, ich ſtürbe im erſten Jahre.

Eliſabeth.

Dafür Dank ich Gott, daß er mich härter zuſammengeſetzt hat.

Carl.

Aber muß denn der Vater ausreiten, wenn's so gefährlich ist?

Marie.

Es ist sein guter Wille so.

Elisabeth.

Wohl muß er, lieber Carl.

Carl.

Warum denn?

Elisabeth.

Weißt du noch, wie er das letztemal ausritt, da er dir Kuchen mitbrachte?

Carl.

Bringt er mir wieder mit?

Elisabeth.

Ich glaube wohl. Siehst du, da war ein Schneider von Stuttgart, der war ein trefflicher Schütze und hatte zu Köln auf'm Schießen das Beste gewonnen.

Carl.

War's viel?

Elisabeth.

Hundert Gulden. Und darnach wollten sie's ihm nicht geben.

Marie.

Gelt, das ist garstig, Carl?

Carl.

Garstige Leut!

Elisabeth.

Da kam der Schneider zu deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu seinem Gelde verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Kölnern ein paar Kaufleute weg und plagte sie so lange, bis sie das Geld herausgaben. Wärst du nicht auch ausgeritten?

Carl.

Nein! Da muß man durch einen dicken, dicken Wald, sind Zigeuner und Heren drinn.

Elisabeth.

Ist ein rechter Bursch, fürcht sich für Heren.

Marie.

Du thust besser, Carl, lebe du einmal auf deinem Schloß als ein frommer christlicher Ritter. Auf seinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen. Ja, und ich kann es keinem friedliebenden verdenken, wenn er sich aus dieser wilden Welt heraus und in ein Kloster begibt.

Elisabeth.

Schwester, du weißt nicht was du redst. Gebe nur Gott, daß unser Junge mit der Zeit brav und nicht etwa zum Duckmäuser wird, zu so einem Weislingen, der überall für einen fürtrefflichen Mann gilt, und so treulos an deinem Bruder handelt.

Marie.

Wir wollen nicht richten, Elisabeth. Mein Bruder

ist

iſt ſehr erbittert, du auch. Ich bin bei der ganzen Sache mehr Zuſchauer und kann billiger ſeyn.

Eliſabeth.

Er iſt nicht zu entſchuldigen.

Marie.

Gar manches, was man von ihm ſpricht, hat mich für ihn eingenommen. Erzählte nicht ſelbſt dein Mann ſo viel Liebes und Gutes von ihm? Wie glücklich war ihre Jugend, da ſie zuſammen als Edelknaben den Markgrafen bedienten!

Eliſabeth.

Das mag ſeyn. Nur ſag, was kann der Menſch je Gutes gehabt haben, der ſich von ſeinem beſten, treuſten Cameraden lostrennt, ſeine Dienſte den Feinden eines edlen Freundes verkauft, und unſern trefflichen Kaiſer, der uns ſo gnädig iſt, mit falſchen widrigen Vorſtellungen einzunehmen ſucht?

(Man hört von fern eine muntre Melodie eines Blasinſtruments.)

Carl.

Der Vater! Der Vater! — Der Thürmer bläſ't's Liedel! Heiſa! mach's Thor auf.

Eliſabeth.

Da kommt er mit Beute.

Talismane.

Gottes iſt der Orient!
Gottes iſt der Occident!
Nord- und ſüdliches Gelände
Ruht im Frieden ſeiner Hände.

Er, der einzige Gerechte,
Will für jedermann das Rechte.
Sey, von ſeinen hundert Namen,
Dieſer hochgelobet! Amen.

Mich verwirren will das Irren;
Doch du weiſt mich zu entwirren.
Wenn ich handle, wenn ich dichte,
Gib du meinem Weg die Richte.

Ob ich Ird'ſches denk' und ſinne,
Das gereicht zu höherem Gewinne.
Mit dem Staube nicht der Geiſt zerſtoben,
Dringet, in ſich ſelbſt gedrängt, nach oben.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Faud.

Faud.

Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen.

Elisabeth.

Alter, habt ihr den Weislingen?

Faud.

Ihn und drey Reiter.

Elisabeth.

Wie ging's zu, daß ihr so lange bliebt?

Faud.

Wir lauerten auf ihn zwischen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir wußten doch er war auf dem Wege. Endlich kundschaften wir ihn aus; er war seitwärts gezogen, und saß geruhig beim Grafen von Schwarzenberg.

Elisabeth.

Den möchten sie auch gern meinem Manne feind haben.

Faud.

Ich sagt's gleich dem Herrn. Auf! — und wir ritten in den Haslacher Wald. Und da war's curios, wie wir so in der Nacht reiten, hüten just ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd, und packen weidlich an. Da lachte unser Herr, und sagte: Glück zu, lie-

den Geſellen, Glück überall und uns auch! Und es freut alle das gute Zeichen. Indem ſo kommt Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Marie.

Das Herz zittert mir im Leibe.

Faud.

Ich und mein Camerad, wie's der Herr befohlen hatte, neſtelten uns an ihn, als wären wir mit ihm zuſammen gewachſen, daß er ſich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und Hans fielen über die Knechte her und nahmen ſie in Pflicht. Einer iſt entwiſcht.

Eliſabeth.

Nun das wäre glücklich genug gerathen.

Faud.

Ja, da half's eben nichts. Wir nahmen Weislingen die ritterlichen Zeichen ab, ſein Schwert, den rechten Sporn und den rechten Handſchuh, und ſo war's gethan, da war er unſer Gefangner.

Marie.

Er wird niedergeſchlagen ſeyn.

Faud.

Finſter genug ſieht er aus.

Eliſabeth.

Ich bin recht neugierig ihn zu ſehen. Kommen ſie bald?

Marie.

Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Faud.

Sie reiten eben das Thal herauf. Gleich sind sie hier.

Elisabeth.

Ich will nur gleich das Essen zurecht machen. — Hungrig werdet ihr doch alle seyn.

Faud.

Rechtschaffen.

Elisabeth (zu Marien).

Nimm die Kellerschlüssel und hole vom besten Wein, sie haben ihn verdient. (Ab.)

Carl.

Ich will mit, Muhme.

Marie.

Komm, Bursche. (Ab mit Carl.)

Faud.

Der wird nicht sein Vater, sonst ging er mit in Stall.

Achter Auftritt.

Götz. Weislingen. Faud. Peter. Knechte.

Götz

(Helm und Schwert abgebend).

Schnallt mir den Harnisch auf, und gebt mir mein Wams. Die Bequemlichkeit wird mir wohlthun! Bruder Martin, du sagtest recht! Ihr habt uns in Athem gehalten, Weislingen.

Weislingen schweigt.

Götz.

Seyd guten Muths. Kommt, entwaffnet euch. Wo sind eure Kleider? Ich hoffe, es soll nichts verloren gangen seyn. — Ich könnt euch auch von meinen Kleidern borgen.

Weislingen.

Laßt mich so, es ist all eins.

Götz.

Könnt euch ein hübsches saubres Kleid geben, ist zwar nur leinen, mir ist's zu eng worden. Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Bischof so giftig über mich wurde. Ich hatte ihm vierzehn Tage vorher zwey Schiffe auf dem Main niedergeworfen, und ich gehe mit Franzen von Sickingen im Wirthshaus zum Hirsch in Heidelberg die Treppe hinauf. Eh man noch ganz droben ist, ist ein Absatz und ein eisern Geländerlein, da stund der Bischof und gab Franzen die Hand wie er vorbei ging, und gab sie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht in meinem Herzen und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir ein gar lieber Herr war, und sagte: der Bischof hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht gekannt. Das hört der Bischof, denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu uns trotzig und sagte: wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da sagt ich: Herre, ich merkt's

wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder, und reicht sie ihm hin. Da wurd's Männlein so roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zum Pfalzgrafen Ludwig und dem Fürsten von Nassau und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen.

Ich wollte, ihr ließt mich allein.

Götz.

Warum das? Ich bitt euch seyd aufgeräumt. Ihr seyd in meiner Gewalt, und ich werde sie nicht mißbrauchen.

Weislingen.

Dafür war mir's noch nicht bange. Das ist eure Ritterpflicht.

Götz.

Und ihr wißt, daß die mir heilig ist.

Weislingen.

Ich bin gefangen und das übrige ist eins.

Götz.

Ihr solltet nicht so reden. Wenn ihr's mit Tyrannen zu thun hättet, und sie euch im tiefsten Thurm an Ketten aufhingen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte —

Neunter Auftritt.

Vorige. Carl. Knechte mit Kleidern.

Weislingen entwaffnet ſich.

Carl.

Guten Morgen, Vater!

Götz (küßt ihn).

Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Carl.

Recht geſchickt, Vater! Die Tante ſagt: ich ſey recht geſchickt.

Götz.

So!

Carl.

Haſt du mir was mitgebracht?

Götz.

Dießmal nicht.

Carl.

Ich hab viel gelernt.

Götz.

Ey!

Carl.

Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz.

Nach Tiſche.

Carl.

Ich weiß noch was.

Götz.

Was wird das seyn?

Carl.

Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört seit zweyhundert Jahren den Herren von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz.

Kennst du den Herrn von Berlichingen?

Carl sieht ihn starr an.

Götz (vor sich).

Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jarthausen?

Carl.

Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart.

Götz.

Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Wege und Furten, eh ich wußte wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Carl.

Ja, Vater! Heute haben wir weiße Rüben und einen Lammsbraten.

Götz.

Weißt du's auch, Hans Küchenmeister?

Carl.

Und für mich zum Nachtiſch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz.

Kannſt du ſie nicht roh eſſen?

Carl.

Schmeckt ſo beſſer.

Götz.

Du mußt immer was Apartes haben. — Weislingen, ich bin gleich wieder bei euch. Ich muß meine Frau doch ſehn. — Komm mit, Carl.

Carl.

Wer iſt der Mann?

Götz.

Grüß ihn. Bitt ihn er ſoll luſtig ſeyn.

Carl.

Da, Mann, haſt du eine Hand! ſey luſtig, das Eſſen iſt bald fertig.

Weislingen

(dem Kinde die Hand reichend).

Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lange außen bleibt. Gott laß euch viel Freude am Knaben erleben, Berlichingen.

Götz.

Viel Licht ſtarker Schatten — doch ſoll mir alles willkommen ſeyn, wollen ſehn was es gibt.

(Ab mit Carl.)

Zehnter Auftritt.

Weislingen (allein).

O daß ich aufwachte, und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt von dem ich mich kaum losgearbeitet hatte, deſſen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen. Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will aus dem allem werden! Rückgeführt Adelbert in den Saal, wo wir als Buben unſre Jagd trieben, da du ihn liebteſt, an ihm hingſt wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn haſſen? Ach! ich bin ſo ganz nichts hier! — Glückſelige Zeiten, ihr ſeyd vorbei, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin ſaß, da wir um ihn durcheinander ſpielten und uns liebten wie die Engel, da wir hier in der Capelle neben einander knieten und beteten und in keinem ernſten, keinem heitern Augenblick uns trennen konnten. Dieſer Anblick regt jedes verklungene Gefühl auf, indeß ich zugleich meinen Fürſten, den Hof, die Stadt vor mir ſehe, die meinen Unfall erfahren und lebhaften Theil daran nehmen. Wie ſeltſam drängt ſich hier Gegenwart und Vergangenheit durcheinander!

Eilfter Auftritt.

Götz. Weislingen. Ein Knecht mit Kann' und Becher.

Götz.

Bis das Essen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt, setzt euch, thut als wenn ihr zu Hause wärt. Denkt, ihr seyd wieder einmal beim Götz! Haben doch lange nicht beisammen gesessen, lange keine Flasche mit einander ausgestochen. (Bringt's ihm.) Ein fröhlich Herz!

Weislingen.

Die Zeiten sind vorbei.

Götz.

Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Markgrafen Hof, da wir noch beisammen schliefen und mit einander herum zogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch wie ich mit dem Polaken Händel kriegte, dem ich sein gepicht und gekräuselt Haar von ohngefähr mit dem Aermel verwischte?

Weislingen.

Es war bei Tische, und er stach nach euch mit dem Messer.

Götz.

Den schlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet ihr mit seinem Cameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zusammmen als gute brave Jungens,

Im Athemholen ſind zweyerley Gnaden:
Die Luft einziehen, ſich ihrer entladen;
Jenes bedrängt, dieſes erfriſcht;
So wunderbar iſt das Leben gemiſcht.
Du danke Gott wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt.

dafür erkannte uns auch jedermann. (Schenkt ein und bringt's ihm.) Castor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf so zutrank.

Weislingen.

Der Bischof von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz.

Das war ein gelehrter Herr, und dabei so leutselig. Ich erinnere mich seiner so lange ich lebe, wie er uns liebkoste, unsere Eintracht lobte, und den Menschen glücklich pries, der ein Zwillings-Bruder seines Freundes wäre.

Weislingen.

Nichts mehr davon!

Götz.

Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt ich nichts Angenehmeres als mich des Vergangenen zu erinnern. Freilich wenn ich wieder so bedenke, wie wir Lieb's und Leids zusammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte, so sollt's unser ganzes Leben seyn! — War das nicht mein ganzer Trost wie mir diese Hand weggeschossen ward vor Landshut, und du mein pflegtest, und mehr als Bruder für mich sorgtest — ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand seyn. Und nun —

Weislingen.

Oh! —

Götz.

Wenn du mir damals gefolgt hättest, da ich dir an-

lag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles gut geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich sagt es dir immer, wenn du dich mit den eitlen, garstigen Betteln abgabst, und ihnen erzähltest von mißvergnügten Eben, verführten Mädchen, von der rauhen Haut einer Dritten, oder was sie sonst gern hören: Du wirst ein Spitzbube, sagt ich, Adelbert.

Weislingen.

Wozu soll das alles?

Götz.

Wollte Gott ich könnt's vergessen, oder es wäre anders. Bist du nicht eben so frei, so edel geboren, als einer in Deutschland? Unabhängig, nur dem Kaiser unterthan, und du schmiegst dich unter Vasallen? — Was hast du von dem Bischof? Weil er dein Nachbar ist? Dich necken konnte? Sind dir nicht Arme gewachsen und Freunde bescheert ihn wieder zu necken? Verkennst den Werth eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst, verkriechst dich zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen neidischen Pfaffen.

Weislingen.

Laßt mich reden.

Götz.

Was hast du zu sagen?

Weislingen.

Du siehst die Fürsten an wie der Wolf den Hirten.

Und doch, darfst du sie schelten, daß sie ihrer Leute und Länder bestens wahren? Sind sie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die den fürstlichen Unterthan auf allen Straßen anfallen, Dörfer und Schlösser verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unsers theuren Kaisers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgesetzt sind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und sie sich kaum ihres Lebens erwehren: ist's nicht ein guter Geist, der ihnen einräth auf Mittel zu denken, Deutschland zu beruhigen, die Staatsverhältnisse näher zu bestimmen, um einen jeden, Großen und Kleinen, die Vortheile des Friedens genießen zu machen? Und uns verdenkst du's, Berlichingen, daß wir uns in den Schutz der Mächtigen begeben, deren Hülfe uns nah ist, statt daß die entfernte Majestät sich selbst kaum beschützen kann?

Götz.

Ja, ja! ich versteh! — Weislingen, wären die Fürsten wie ihr sie schildert, wir hätten alle was wir begehren: Ruh und Frieden! Ich glaub's wohl, den wünscht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlseyn eines jeden! daß sie nur darum ein graues Haar ansätze. Und mit unserm Kaiser spielen sie auf eine unanständige Art. Er meint's gut und möchte gern bessern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint so und so. Und weil der Herr geschwind was begreift und nur reden darf, um tausend

Hände in Bewegung zu ſetzen, ſo denkt er, es ſey auch alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehen Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergeſſen, und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinterher, und gloriiren von Ruh und Sicherheit des Staats, bis ſie die Kleinen untern Fuß haben.

Weislingen.

Ihr dürft reden, ich bin der Gefangene.

Götz.

Wenn euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeyd ihr frei — Weislingen, ſoll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, ſo klein ich bin, und der Sickingen und Selbiz nicht weniger, weil wir feſt entſchloſſen ſind zu ſterben eh, als die Luft jemanden zu verdanken, außer Gott; und unſere Treu und Dienſt zu leiſten, als dem Kaiſer. Da ziehen ſie nun um mich herum, verſchwärzen mich bei Ihro Majeſtät, bei hohen Freunden und meinen Nachbarn und ſinnen und ſchleichen mich zu übervortheilen. Aus dem Wege wollen ſie mich haben, wie es auch wäre. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet ich hatte ihn auf Kundſchaft ausgeſchickt; und darum that er nicht was er ſollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, biſt ihr Werkzeug!

Weislingen.

Berlichingen!

Götz.

Kein Wort mehr davon! ich bin ein Feind von Explicationen, dabei betrügt man sich oder den andern, und meist beide.

(Sie stehen abgewendet und entfernt.)

Zwölfter Auftritt.

Marie. Carl. Vorige.

Carl (zu Götz).

Zu Tische, Vater, zu Tische!

Marie (zu Weislingen).

Im Namen meiner Schwester komme ich, euch zu begrüßen und euch einzuladen. (Zu beiden.) Wie steht ihr da? Wie schweigt ihr?

Carl.

Habt ihr euch erzürnt? Nicht doch! Vater, das ist dein Gast.

Marie.

Guter Fremdling! das ist dein Wirth. Laßt eine kindliche, laßt eine weibliche Stimme bei euch gelten.

Götz (zum Knaben).

Bote des Friedens, du erinnerst mich an meine Pflicht.

Weislingen.

Wer könnte solch einem himmlischen Winkewi derstehen!

Ma-

Marie.

Nähert euch, verſöhnt, verbündet euch. (Die Männer geben ſich die Hände. Marie ſteht zwiſchen beiden.) Einigkeit vortrefflicher Männer iſt wohlgeſinnter Frauen ſehnlichſter Wunſch.

Der Vorhang fällt.

Zweyter Aufzug.

Jarthausen. Zimmer.

Erster Auftritt.

Marie. Weislingen.

Marie.

Ihr liebt mich, sagt ihr. Ich glaube es gern und hoffe mit euch glücklich zu seyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen.

Ich fühle nichts als nur, daß ich ganz dein bin.

(Will sie umarmen.)

Marie.

Ich bitte euch, laßt mich! — Dem Bräutigam zum Gottespfennig einen Kuß zu erlauben, mag wohl angehen, ich habe mich nicht geweigert; doch Küsse zu wiederholen geziemt nur dem Gatten.

Weislingen.

Ihr seyd zu streng, Marie! Unschuldige Liebe erfreut die Gottheit, statt sie zu beleidigen.

Marie.

Hegt sie nur im stillen Herzen, damit sie rein bleibe.

Weislingen.

O da wohnt ſie auf ewig! (Er nimmt ihre Hand.) Wie wird mir's werden, wenn ich dich verlaſſen ſoll!

Marie (zieht ihre Hand zurück).

Ein bißchen eng, hoffe ich; denn ich weiß wie's mir ſeyn wird. Aber ihr ſollt fort.

Weislingen.

Ja, meine Theuerſte, und ich will. Denn ich fühle welche Seligkeiten ich mir durch dieſes Opfer erwerbe. Geſegnet ſey dein Bruder, und der Tag, an dem er auszog mich zu fangen.

Marie.

Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! ſagt er beim Abſchied, ich will ſehen, daß ich ihn wieder finde.

Weislingen.

So iſt es geworden.

Marie.

Zur allgemeinen Freude.

Weislingen.

Wäre doch auch dem Aeußern ſchnell wie dem Innern geholfen! Wie ſehr wünſcht ich die Verwaltung meiner Güter und ihr Gedeihen nicht im Weltleben ſo verſäumt zu haben. Du könnteſt gleich die Meine ſeyn. Um Andrer willen hab ich Eignes hintan geſetzt.

Marie.

Auch der Aufſchub hat ſeine Freuden.

Weislingen.

Sage das nicht, Marie! ich muß sonst fürchten, du empfindest weniger stark als ich. Doch ich büße verdient! Und schwindet nicht alle Entsagung gegen diesen Himmel voll Aussichten! Ganz der Deine zu seyn, nur in dir und dem Kreis von Guten zu leben; von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die so zwey Herzen einander gewähren! Ich habe viel gehofft und gewünscht, das widerfährt mir über alles Hoffen und Wünschen.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz.

Euer Knab ist wieder da. Bring er was er wolle, Adelbert, ihr seyd frei! — Ich verlange weiter nichts als eure Hand, daß ihr ins Künftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Weislingen.

Hier faß ich eure Hand. Laßt von diesem Augenblick an Freundschaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Gesetz der Natur, unveränderlich unter uns seyn. Erlaubt mir zugleich, diese Hand zu fassen (er nimmt Mariens Hand) — und den Besitz des edelsten Fräuleins.

Götz.

Darf ich Ja für euch sagen?

Marie.

Bestimmt meine Antwort nach dem Werthe seiner Verbindung mit euch.

Götz.

Es ist ein Glück, daß unsere Vortheile dießmal mit einander gehen. Du brauchst nicht roth zu werden, deine Blicke sind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände, und so sprech ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich danke dir, Schwester! du kannst mehr als Hanf spinnen. Du hast auch einen Faden gedreht, diesen Paradiesvogel zu fesseln. — Du siehst nicht ganz frei, Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, seh ich, und bin wie träumend. Ach! nun geht mein Traum aus. Mir war's heute Nacht, ich gäb dir meine rechte eiserne Hand, und du hieltest mich so fest, daß sie aus den Armschienen ging, wie abgebrochen. Ich erschrack und erwachte darüber. Ich hätte nur fortträumen sollen, da würde ich gesehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand ansetztest. — Ich muß meine Frau rufen. — Elisabeth!

Marie.

Mein Bruder ist in voller Freude.

Weislingen.

Und doch darf ich ihm den Rang streitig machen.

Götz.

Du wirst anmuthig wohnen.

Vier Gnaden.

Daß Araber an ihrem Theil
Die Weite froh durchziehen,
Hat Allah zu gemeinem Heil
Der Gnaden vier verliehen.

Den Turban erst, der besser schmückt
Als alle Kaiserkronen;
Ein Zelt, das man vom Orte rückt
Um überall zu wohnen;

Ein Schwert, das tüchtiger beschützt
Als Fels und hohe Mauern,
Ein Liedchen, das gefällt und nützt;
Worauf die Mädchen lauern.

Und Blumen sing' ich ungestört
Von ihrem Schawl herunter,
Sie weiß recht wohl was ihr gehört
Und bleibt mir hold und munter.

Und Blum' und Früchte weiß ich euch
Gar zierlich aufzutischen,
Wollt ihr Moralien zugleich,
So geb' ich von den frischen.

Marie.

Franken ist ein gesegnetes Land.

Weislingen.

Und ich darf wohl sagen, mein Schloß liegt in der gesegnetsten und anmuthigsten Gegend.

Götz.

Das dürft ihr, und ich will's behaupten. — Hier fließt der Main und allmählich hebt der Berg an, der mit Aeckern und Weinbergen bekleidet von eurem Schloß gekrönt wird; dann biegt sich der Fluß schnell um die Ecke hinter dem Felsen hin. Die Fenster des großen Saales gehen steil herab auf's Wasser, eine Aussicht viele Stunden weit.

Dritter Auftritt.

Vorige. Elisabeth.

Elisabeth.

Was schafft ihr?

Götz.

Du sollst deine Hand auch dazu geben und sagen: Gott segne euch! Sie sind ein Paar.

Elisabeth.

So geschwind?

Götz.

Aber nicht unvermuthet. Ja, Frauen, ihr könnt,

hir ſollt alles wiſſen. Adelbert begibt ſich vor allen Dingen zurück nach Bamberg.

Marie.

Wieder nach Bamberg?

Götz.

Ja, wir haben es überlegt, er braucht nichts hinterrücks zu thun. Offen und mit Ehren trennt er ſich vom Biſchof als ein freier Mann; denn manches Geſchäft muß bei Seite, manches findet er zu beſorgen für ſich und andere.

Eliſabeth.

Und ſo ſeyd ihr denn ganz der Eurige wieder, ganz der Unſrige?

Weislingen.

Für die Ewigkeit.

Eliſabeth.

Möget ihr euch immer ſo nach ihr ſehnen, als da ihr um ſie warbt. Möget ihr ſo glücklich ſeyn, als ihr ſie lieb behaltet.

Weislingen.

Amen! Ich verlange kein Glück als unter dieſem Titel.

Götz.

Dann bereiſ't er ſeine Güter. Auch mit Fürſten und Herren muß er neue Verbindungen anknüpfen. Alle die mir zugethan ſind empfangen ihn mit offenen Armen. Die ſchönſten Ländereyen reißt er eigennützigen Verwal-

tern aus den Händen. Und — Komm Schwester — komm Elisabeth! Wie wollen ihn allein lassen, daß er ungestört vernehme, was sein Knabe bringt.

Weislingen.

Gewiß nichts, als was ihr hören dürft.

Götz.

Brauchts nicht. — Franken und Schwaben! Ihr seyd nun verschwisterter als jemals.

(Ab mit Elisabeth und Marie.)

Vierter Auftritt.

Weislingen (allein).

Gott im Himmel! konntest du mir Unwürdigen solch eine Seligkeit bereiten! Es ist zu viel für mein Herz! Wie ich von Menschen abhing, die ich zu beherrschen glaubte, von den Blicken des Fürsten, von dem ehrerbietigen Beifall umher! Götz, theurer Götz, du hast mich mir selbst wieder gegeben, und Marie, du vollendest meine Sinnesänderung. Ich fühle mich so frei wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr sehen, will alle die lästigen Verbindungen durchschneiden, die mich unter mir selbst hielten. Mein Herz erweitert sich! Hier ist kein beschwerliches Streben nach versagter Größe. So gewiß ist der allein glücklich und groß, der weder zu herrschen noch zu gehorchen braucht, um etwas zu seyn.

Fünfter Auftritt.

Weislingen. Franz.

Franz.

Gott grüß euch, gestrenger Herr! Ich bring euch so viel Grüße von Bamberg, daß ich nicht weiß wo anzufangen; vom Bischof an bis zum Narren herunter grüßt euch der Hof, und vom Bürgermeister bis zum Nachtwächter die Stadt.

Weislingen.

Willkommen Franz! Was bringst du mehr?

Franz

Ihr steht in einem Andenken beim Fürsten und überall, daß ich keine Worte finde.

Weislingen.

Es wird nicht lange dauern.

Franz.

So lange ihr lebt! und nach eurem Tod wird's heller blinken als die messingnen Buchstaben auf einem Grabstein. Wie man sich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen.

Was sagte der Bischof?

Franz.

Er war so begierig zu wissen, daß seine Fragen, geschäftig und geschwind, meine Antwort verhinderten. Die Sache wußt er schon, denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Botschaft. Aber er wollte al-

les wissen. Er fragte so ängstlich, ob ihr nicht versehrt wäret? Ich sagte: er ist ganz und heil, von der äußersten Haarspitze bis zum Nagel des kleinen Zehs. Dabei rühmt ich, wie gut sich Götz gegen euch betrage und euch als Freund und Gast behandle. Darauf erwidert er nichts und ich ward entlassen.

Weislingen.

Was bringst du weiter?

Franz.

Den andern Tag meldet ich mich beim Marschalk und bat um Abfertigung, da sagte er: wir geben dir keinen Brief mit, denn wir trauen dem Götz nicht, der hat immer nur einen Schein von Biederkeit und Großmuth, und nebenher thut er was ihm beliebt und was ihm nutzt.

Weislingen.

Wie schlecht sie ihn kennen!

Franz.

Doch, fuhr er fort, ist es ganz gut, daß dein Herr ritterlich und freundlich gehalten ist. Sag ihm, er soll sich gedulden, wir wollen desto ungeduldiger an seine Befreiung denken, denn wir können ihn nicht entbehren.

Weislingen.

Sie werden's lernen müssen.

Franz.

Wie meint ihr?

Weislingen.

Vieles hat sich verändert. Ich bin frei ohne Vertagung und Lösegeld.

Franz.

Nun so kommt gleich.

Weislingen.

Ich komme; aber lange werde ich nicht bleiben.

Franz.

Nicht bleiben? Herr! Wie soll ich das verstehn? Wenn ihr wüßtet was ich weiß, wenn ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe.

Weislingen.

Wie wird dir's?

Franz.

Nur von der bloßen Erinnerung komm ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibesgestalt macht es zum Vorhof des Himmels.

Weislingen.

Nichts weiter?

Franz.

Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr sie seht, und nicht außer euch kommt.

Weislingen.

Wer ist's denn?

Franz.

Adelheid von Walldorf.

Weislingen.

Die? Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz.

Gehört? Das ist eben, als wenn ihr sagtet, ich hab die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich eine Linie solcher Vollkommenheiten auszudrücken, da das Auge sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Weislingen.

Du bist nicht gescheidt.

Franz.

Das kann wohl seyn. Das letztemal daß ich sie sah, hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr ich fühlte in dem Augenblick, wie es den Heiligen bei himmlischen Erscheinungen seyn mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommner, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen.

Das ist seltsam.

Franz.

Abends, als ich mich vom Bischof beurlaubte, saß sie gegen ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen, und sagte mir viel Gutes, davon ich nichts vernahm; denn ich sah nur seine Nachbarin, sie hatte ihr Auge auf's Bret geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätte

der elfenbeinerne König seyn mögen! Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirne. Und das blendende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den finstern Haaren erhoben ward!

Weislingen.

Du bist gar drüber zum Dichter geworden

Franz.

So fühl ich denn in dem Augenblick was den Dichter macht: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz. Wie der Bischof endigte, und ich mich bückte, sah sie mich an und sagte: auch von mir einen Gruß unbekannterweise! Sag ihm, auch neue Freunde hoffen auf seine Zurückkunft, er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war versperrt; ich neigte mich. Alles hätte ich hingegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen. Wie ich so stund, warf der Bischof einen Bauern herunter; ich fuhr darnach und berührte im Aufheben den Saum ihres Kleides; das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht wie ich zur Thüre hinausgekommen bin.

Weislingen.

Ist ihr Mann bei Hofe?

Franz.

Sie ist schon vier Monat Witwe. Um sich zu zerstreuen hält sie sich in Bamberg auf. Ihr werdet sie se-

hen. Wenn sie einen ansieht, ist's als wenn man in der Frühlingssonne stünde.

Weislingen.

Auf mich würde das nun wohl anders wirken.

Franz.

Wie so? Wäre denn wirklich wahr, was hier das Hausgesinde murmelt, ihr seyd mit Marien verlobt?

Weislingen.

In diesen Augenblicken. Und so erfahre nur gleich alles. Ich habe dem Bischof entsagt, der Brief ist fort. Ich gebe Bamberg gute Nacht! Hier steigt mein Tag auf. Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre süße Seele spricht aus den blauen Augen, und klar, wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unschuld und Liebe, leitet sie mein Herz zur Ruhe und Glückseligkeit. Packe zusammen! Erst kurze Zeit an Hof, dann auf mein Schloß. In Bamberg möcht ich nicht bleiben, und wenn Sanct Veit in Person mich zurückhielte.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Franz (allein).

Er komme nur erst, bleiben wird er schon. Marie ist liebreich und schön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich nicht übel nehmen, wenn er sich in sie verliebt; in ihren Augen ist Trost, gesellschaftliche Melan-

chelie. — Aber um dich Adelheid iſt Leben, Feuer, Muth. — Ich würde — Ich bin ein Narr! — Dazu machte mich ein Blick von ihr. O wenn ich nur erſt die Thürme von Bamberg ſehe, nur erſt in den Schloßhof hinein reite! Dort wohnt ſie, dort werd ich ſie treffen! und da gaff ich mich wieder geſcheidt, oder völlig raſend.

(Ab.)

Siebenter Auftritt.

Saal in Jarthauſen.

Haus von Selbiz und Carl.

Carl.

Wie meld ich euch meiner Mutter, edler Herr!

Selbiz.

Sag ihr, Hans von Selbiz grüße ſie.

Carl.

Hans? — Wie war es?

Selbiz.

Hans mit einem Bein, Hans ohne Sorgen, wie du willſt.

Carl.

Das ſind luſtige Namen. Du biſt willkommen.

(Ab.)

Selbiz (allein).

Sieht's doch hier im Hauſe noch völlig wie vor zehen Jahren; da hängen die Büchſen, da ſtehen die Truhen,

Geſtändniß.

Was iſt ſchwer zu verbergen? Das Feuer!
Denn bei Tage verräth's der Rauch,
Bei Nacht die Flamme, das Ungeheuer.
Ferner iſt ſchwer zu verbergen auch
Die Liebe; noch ſo ſtille gehegt,
Sie doch gar leicht aus den Augen ſchlägt.
Am ſchwerſten zu bergen iſt ein Gedicht,
Man ſtellt es unter'n Scheffel nicht.
Hat es der Dichter friſch geſungen,
So iſt er ganz davon durchdrungen,
Hat er es zierlich nett geſchrieben,
Will er die ganze Welt ſoll's lieben.
Er lieſ't es jedem froh und laut,
Ob es uns quält, ob es erbaut.

da liegen die Teppiche. Bei mir sieht's leerer aus, da will nichts halten, als was man täglich braucht, und das kaum.

Achter Auftritt.

Selbiz. Elisabeth.

Elisabeth.

Willkommen, Selbiz! Wir sahen euch lange nicht bei uns.

Selbiz.

Desto öfter sah mich euer Gemahl, an seiner Seite im Felde. Nun kündigt er den Nürnbergern Fehde an; das ist recht; denn sie sind's, die den Bambergern seinen Buben verrathen haben, und seht, da bin ich schon bereit ein Gänglein mit ihm zu wagen.

Elisabeth.

Ich weiß, mein Mann schickte Georgen nach euch aus.

Selbiz.

Ein wackrer Junge, den sah ich zum erstenmal.

Elisabeth.

Traf er euch zu Hause?

Selbiz.

Nicht eben, ich war sonst bei guten Cameraden.

Elisabeth.

Kam er mit euch hieher?

Sel-

Selbiz.

Er ritt weiter.

Eliſabeth.

So legt doch den Mantel ab.

Selbiz.

Laßt mir ihn noch ein wenig.

Eliſabeth.

Warum das? Friert's euch?

Selbiz.

Gewiſſermaßen.

Eliſabeth.

Einen Ritter in der Stube?

Selbiz.

Ich habe ſo eine Art von Fieber.

Eliſabeth.

Das ſieht man euch nicht an.

Selbiz.

Deßwegen bedeck' ich's eben.

Eliſabeth.

Das Fieber?

Selbiz.

Euch freilich ſollt ich's nicht verhehlen.

Eliſabeth.

Ohne Umſtände.

Selbiz

(der den Mantel zurückſchlägt, und ſich im Wams ohne Aermel zeigt).

Seht, ſo bin ich ausgeplündert.

Eliſabeth.

Ey, ey! einen ſo tapfern Ehrenmann bis auf's letzte Wams, wer vermochte das?

Selbiz.

Ein Kleeblatt verwünſchter Ritter; ich habe ſie aber auch für Verdruß gleich in den Sack geſteckt.

Eliſabeth.

Figürlich doch?

Selbiz.

Nein, hier in der Taſche klappern ſie.

Eliſabeth.

Ohne Räthſel.

Selbiz.

Da ſeht die Auflöſung. (Er tritt an den Tiſch und wirft einen Paſch Würfel auf.)

Eliſabeth.

Würfel! Das geht alſo noch immer ſo fort?

Selbiz.

Wie der Faden einmal geſponnen iſt, wird er geweift und verwoben; da iſt nun weiter nichts mehr dran zu ändern.

Eliſabeth.

Ihr habt aber auch gar zu loſes Garn auf eurer Spule.

Selbiz.

Sollte man nicht ſchludern? Seht nur, liebe traute Frau, da ſitz ich vorgeſtern im bloßen Wams, kraue mir

den alten Kopf und verwünſche die viereckten Schelme da. Gleich tritt Georg herein und lädt mich im Namen ſeines Herrn. Da ſpring ich auf, den Mantel um und fort. Nun wird's gleich wieder Kleid, Geld und Kette geben.

Eliſabeth.

Indeſſen aber?

Selbiz.

Credit findet ſich auch wohl wieder. Eine Anweiſung auf den Bürgermeiſter zu Nürnberg iſt nicht zu verachten.

Eliſabeth.

Auch ohne die ſtehen euch Kiſten und Kaſten offen. Bei uns iſt mancherlei Vorrath.

Selbiz.

Vorſorgliche Hausfrau!

Eliſabeth.

Um nicht nachzuſorgen. Was braucht ihr denn?

Selbiz.

Ohngefähr ſo viel als ein Kind das auf die Welt kommt. Nahe zu, alles.

Eliſabeth.

Steht zu Dienſten, darum iſt's da.

Selbiz.

Nicht umſonſt. Wir laſſen's ſchätzen und vom erſten was ich auf die Nürnberger gewinne, habt ihr eure Bezahlung.

Elisabeth.

Nicht doch! unter Freunden? —

Selbiz.

Ein Ritter darf nichts geschenkt nehmen, er muß es verdienen, sogar den schönsten Sold, den Minnesold, muß er oft allzuschwer verdienen.

Elisabeth.

Ich kann mit euch nicht markten.

Selbiz.

Nun so fecht ich im Wams.

Elisabeth.

Possen!

Selbiz.

Wißt ihr was, wir spielen um die Ausstattung: gewinne ich sie, so seyd ihr drum; ist mir das Glück zuwider, nun so wird's im Felde besser geben, und dann laßt mich gewähren. Jetzt kommt her.

Elisabeth.

Ein Ritter nimmt nichts geschenkt, und eine Hausfrau würfelt nicht.

Selbiz.

Nun so wollen wir wetten. Das geht doch.

Elisabeth.

Eine Wette? Nun gut, so schlagt sie vor.

Selbiz.

Hört mich an. Wenn wir auf unserm Zuge nicht gleich anfangs einen recht hübschen Fang thun, wenn uns

nicht nachher durch Verrätherey, oder Verſehen, oder ſonſt eine Albernheit, ein Hauptſtreich mißlingt, wenn nicht einer von uns was an's Bein kriegt, wobei ich nur wünſche, daß es mein hölzernes treffe, wenn ſich nicht gleich Fürſten und Herrn drein legen, daß die Händel verglichen werden, wenn man uns nicht deßhalb auf ein halb Dutzend Tagefahrten herum zieht, und wenn wir zuletzt nicht viel reicher nach Hauſe kehren als wir jetzt ausreiten, ſo will ich verloren haben.

Eliſabeth.

Ihr kennt euer Handwerk gut genug.

Selbiz.

Um es mit Luſt zu treiben. Auf alle Fälle denk ich mich bei dieſer Gelegenheit herauszumuſtern, daß es eine Weile hinreicht.

Eliſabeth.

Schwerlich, wenn ihr eure Feinde immer an der Seite habt.

Selbiz.

Die ſind völlig wie unſre Rittergenoſſen, heute Feind, morgen Freund, und übermorgen ganz gleichgültig.

Eliſabeth.

Da kommt mein Herr.

Neunter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz.

Gott grüß euch, Selbitz! Das heißt ein bereiter Freund, ein wackrer, schneller Reitersmann.

Selbitz.

Meine Leichtigkeit müßt ihr eigentlich loben; denn sehr: da ich ein hölzern Bein habe, das mich ein wenig unbehelfen macht, so nehm ich dagegen deste weniger Gepäck zu mir. Nicht wahr, Traute?

Elisabeth.

Wohlgethan. Das Nöthige findet sich überall.

Selbitz.

Aber nicht überall Freunde, die es hergeben.

Elisabeth.

Verzieht nur einen Augenblick. Ich lege euch so viel zurecht als ihr braucht, um vor den Nürnbergern mit Ehren zu erscheinen.

(Ab.)

Selbitz.

Nehmt ihr euren Georg mit? Das ist ein wackrer Junge.

Götz.

Wohl! Ich hab ihn unterwegs beschieden. Jetzt ist er zu Weislingen.

Selbitz.

Mit dem seyd ihr wieder versöhnt, das hat mich

recht gefreut. Es ging freilich ein wenig geschwind, daß ich's nicht ganz begreifen konnte.

Göz.

Ganz natürlich war's doch! Zu ihm war mir die Neigung angeboren, wie aus Einfluß der Planeten; mit ihm verlebt ich meine Jugend, und als er sich von mir entfernte, mir schadete, konnt ich ihn nicht hassen. Aber es war mir ein unbequemes Gefühl. Sein Bild, sein Name stand mir überall im Wege. Ich hatte eine Hälfte verloren, die ich wieder suchte. Besser mocht es ihm auch nicht gehen; denn bald als wir uns wiedersahen, stellte sich das alte Verhältniß her, und nun ist's gut, ich bin zufrieden, und mein Thun geht wieder aus dem Ganzen.

Selbiz.

Welchen Vorschub wird er euch leisten bei dieser Fehde gegen die Nürnberger und künftig?

Göz.

Seine Freundschaft, seine Gunst ist schon bedeutend, wenn er mir nur nicht schadet, meine Freunde fördert, meinen Feinden nicht beistehet. Er wird sich ruhig halten, sich in meine Händel nicht mischen; die wollen wir beide, von wackern Knechten unterstützt, schon ausfechten.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Faud.

Götz.

Nun sieh da! Wieder zurück, alter Getreuer? Hast du Leute gefunden? Hast du genugsam angeworben?

Faud.

Nach Wunsch und Befehl. Sechs Reisige, zehn Fußknechte, die liegen in den Dörfern umher, daß es kein Aufsehen gebe; sechs Neulinge bring ich mit, die einen ersten Versuch wagen wollen. Ihr müßt sie bewaffnen; zuschlagen werden sie schon. Und nun zu Pferde! denn zugleich nebst der Mannschaft bring ich die Nachricht, daß die Nürnberger Kaufleute schon zur Frankfurter Messe ziehen.

Selbiz.

Die haben sich zeitig aufgemacht.

Götz.

Sollten sie was gemerkt haben?

Faud.

Gewiß nicht; sie ziehen schwach geleitet.

Götz.

Auf denn, zur Waarenschau!

Selbiz.

Von ihrem Tand begehr ich nichts,
Doch wirklich würde mir behagen
Ein goldner Kettenschmuck herab bis auf den Magen,
Den hab ich lange nicht getragen.

(Alle ab.)

Eilfter Auftritt.

(Wald.)

Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann.

Lagern wir uns hier, indeſſen die Wagen dort unten vorbei ziehen.

Zweyter Kaufmann.

Gebt den Kober! Ihr ſollt mich wieder einmal rühmen, wie ich für kalte Küche geſorgt habe.

Erſter Kaufmann.

Noch nie bin ich ſo getroſt nach Frankfurt auf die Meſſe gezogen. Dießmal habe ich nur Tand und Spielzeug mit. So lange die Kinder nicht ausſterben, hat mancher Verleger bequem zu leben.

Zweyter Kaufmann.

Ich habe für die Weiber geſorgt. Auch die ſind gute Kunden. (Sie machen Anſtalt ſich zu lagern.)

Erſter Kaufmann.

Sieh dort unten, ſieh! Was iſt das? Heiliger Gott! Reiter aus dem Walde! Gerad auf die Wagen los.

Zweyter Kaufmann.

Wir ſind verloren! Ritter und Reiter! Sie halten den Zug an. Hinunter! Hinunter!

Elemente.

Aus wie vielen Elementen
Soll ein ächtes Lied ſich nähren
Daß es Laien gern empfinden,
Meiſter es mit Freuden hören?

Liebe ſey vor allen Dingen
Unſer Thema, wenn wir ſingen;
Kann ſie gar das Lied durchdringen,
Wird's um deſto beſſer klingen.

Dann muß Klang der Gläſer tönen,
Und Rubin des Weins erglänzen:
Denn für Liebende, für Trinker,
Winkt man mit den ſchönſten Kränzen.

Waffenklang wird auch gefodert,
Daß auch die Drommete ſchmettre;
Daß, wenn Glück zu Flammen lodert,
Sich im Sieg der Held vergöttre.

Erſter Kaufmann.

Ich nicht.

Alle.

Weh uns!

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Georg im Hintergrunde.

Georg.

Mein Herr muß nicht weit ſeyn; hier erfahr ich es vielleicht. Hört Cameraden!

Erſter Kaufmann.

Ach Gott, auch von der Seite! Da ſind wir nicht zu retten.

Zweyter Kaufmann.

Das iſt wohl ein anderer! Der gehört nicht dazu. Der hilft uns. Sprich ihn an.

Erſter Kaufmann.

Was ſchafft ihr, edler Herr?

Georg.

Nicht edler Herr, wohl aber ehrlicher Knabe. Wie ſteht's hier? Habt ihr keine Ritter und Reiter geſehn?

Erſter Kaufmann.

Wohl! Da blickt nur hinab. Dort halten ſie den Zug an, dort ſchlagen ſie die Fuhrleute. Schon müſſen die erſten vom Weg ablenken. O ihr ſchönen Waaren, ihr bunten Pfeifen und Trompeten, ihr allerliebſten Pferdchen und Raſſeln, ihr werdet am Main nicht feil

geboten werden. Helft uns, beſter junger Mann! Habt ihr niemand bei euch? Wenn ihr ſie nur irre machtet, nur einen Augenblick Aufſchub! Gibt's denn keine Kriegsliſt?

Georg.

Es geht nicht. Ich kann euch nicht helfen, bin zu wenig gegen ſo viele.

Zweyter Kaufmann.

Lieber Junge! Herzensjunge! ſo deck uns nur den Rücken, daß ſie uns nicht nachkommen, wir wollen in die nächſten Dörfer und Sturm läuten. Wir wollen die ganze Landſchaft gegen das Raubgeſindel aufregen.

(Die Kaufleute ſind im Begriff hinwegzueilen.)

Georg (ſieht).

Halt! — Keiner mucke von der Stelle! Wer ſich rührt iſt des Todes. Das iſt mein Herr, Götz von Berlichingen, der euch züchtigt.

Alle.

O weh, der Götz!

Georg.

Ja, der Götz, an dem ihr ſo übel handelt, dem ihr einen guten wackern Knaben an die Bamberger verriethet. In deſſen Hand ſeyd ihr. Da ſeh ich ihn kommen.

Dreyzehnter Auftritt.

Vorige. Götz. Faud. Knechte.

Götz (zu den Knechten).

Durchsucht hier den Wald, hier müssen sich die Kaufleute verbergen. Sie waren von den Wagen abgegangen, die Fußsteige. Daß keiner entrinnt und uns im Lande unzeitige Händel macht.

Georg (hinzutretend).

Ich hab euch schon vorgearbeitet. Hier sind sie.

Götz.

Braver Junge! Tausendmal willkommen! Du allein? Bewacht sie genau! Aufs genauste!

(Faud und Knechte mit den Kaufleuten ab.)

Götz.

Nun sprich, guter Georg! Was bringst du? Was macht Weislingen? Wie sieht es auf seiner Burg aus? Bist du glücklich hin und wieder gelangt? Sprich, erzähle!

Georg.

Wie soll ich es recht fassen? Ich bringe keine glückliche Botschaft.

Götz.

Wie so?

Georg.

Hört mich an! Ich that wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergischen und sein Zeichen, und damit

ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckiſche Bauern gegen den Main zu.

Götz.

In der Verkappung? Das hätte dir übel gerathen können.

Georg.

So denk ich auch hinterdrein. Ein Reitersmann, der das vorausdenkt, wird keine große Sprünge machen. Aber Weislingen fand ich nicht auf ſeinem Schloſſe.

Götz.

So iſt er länger am Hof geblieben als er anfangs Willens war.

Georg.

Leider! Und als ich es erfuhr, gleich in die Stadt.

Götz.

Das war zu kühn!

Georg.

Ich hoff euch noch beſſer zu bedienen. Nun hört ich im Wirthshauſe, Weislingen und der Biſchof ſeyen ausgeſöhnt. Man ſprach viel von einer Heirath mit der Witwe des von Walldorf.

Götz.

Geſpräche.

Georg.

Hört nur! Ich drängte mich in's Schloß, ſah ihn wie er die Frau zur Tafel führte. Sie iſt ſchön, bei meinem Eid! ſie iſt ſchön! Wir bückten uns alle, ſie dankte

uns allen. Er nickte mit dem Kopf und sah sehr vergnügt. Sie gingen vorbei und das Volk murmelte: ein schönes Paar!

Götz.

Das ist nicht gut.

Georg.

Das Schlimmere folgt. Nachher paßt ich wieder auf; endlich sah ich ihn kommen: er war allein mit einem Knaben. Ich stund unten an der Treppe und sagte zu ihm: Ein paar Worte von eurem Berlichingen. Er war bestürzt, ich sah das Geständniß seines Lasters auf seinem Gesicht. Er hatte kaum das Herz mich anzusehen, mich, einen schlechten Reiterejungen.

Götz.

Erzähle du, und laß mich richten.

Georg.

Du bist Bambergisch? sagte er. Ich bring euch einen Gruß vom Götz, sagt ich, und soll fragen — Komm an mein Zimmer, sagt er, wir wollen weiter reden.

Götz.

Kamst du?

Georg.

Wohl kam ich, und mußt im Vorsaal stehen, lange, lange. Und die seidenen Buben guckten mich von vorne und hinten. Ich dachte: guckt ihr! Endlich führte man mich hinein. Da brachte ich Gruß und Anliegen und merkte wohl, daß ich nicht gelegen kam. Da wollt er

mich mit leeren Worten abſpeiſen, weil ich aber wohl wußte, worauf es ankam, und Verdacht hatte, ſo ließ ich ihn nicht los. Da that er feindlich böſe, wie einer der kein Herz hat und es nicht will merken laſſen. Er verwunderte ſich, daß ihn ein Reitersjunge zur Rede ſetzen ſollte. Das verdroß mich. Da fuhr ich heraus und ſagte: es gäbe nur zweyerlei Leute, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an, und ſchwätzte allerlei verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging: Ihr hättet ihn übereilt, er ſey euch keine Pflicht ſchuldig und wolle mit euch nichts zu thun haben.

Götz.

Haſt du das aus ſeinem Munde?

Georg.

Das und noch mehr. Er drohte mir —

Götz.

Genug! — Das ſollte mir alſo begegnen!

Georg.

Faßt euch, guter Herr, wir wollen auch ohne ihn ſchon zurecht kommen.

Götz.

Wie beſchämt ſtehen wir da, wenn man uns das Wort bricht! Daß wir dem Heiligſten vertrauten, erſcheint nun als täppiſcher Blödſinn. Jener hat recht, der uns verrieth. Er iſt nun der Kluge, der Gewandte, ihn lobt, ihn ehrt die Welt, er hat ſich aus der Schlinge

gezogen, und wir ſtehen lächerlich da und beſchauen den leeren Knoten.

Georg.

Kommt, Herr! zu den Wagen, daß ich den glücklichen Fang ſehe.

Götz.

Die ziehen ruhig dahin; dieſer Fang iſt geglückt, aber jene Beute, die ſchönere, wünſchenswerthere, ſie iſt verloren: das Herz eines alten Freundes. Ich hielt es nur einen Augenblick wieder in Händen.

Georg.

Vergeßt ihn. Er war vor- und nachher eurer nicht werth.

Götz.

Nein, vergeſſen will ich ihn nicht, nicht vergeſſen dieſen ſchändlichen Wortbruch. Mit Verſprechen und Handſchlag, mit Eid und Pflicht ſoll mich niemand mehr ankörnen. Wer in meiner Gewalt iſt, ſoll's fühlen. So lange ich ihn feſt halte, ſoll er leiden. Das ſchwerſte Löſegeld ſoll ihn erſt ſpät befreien.

Faud (hinter der Scene).

Haltet! haltet!

Götz.

Was gibt's?

Faud (hervortretend).

Verzeiht uns, Herr! Beſtraft uns! Ein Paar Nürnberger ſind entwiſcht.

Götz.

Götz.

Nach! geschwind nach! Die Verräther!

Georg.

Geschwind! Sie drohten Sturm zu läuten!

Götz.

Die Uebrigen haltet fest. Sogleich sollen sie gebunden werden. Scharf gebunden. Laßt sie niederknieen in einen Kreis, wie arme Sünder, deren Haupt vom Schwerte fallen soll, und wartet auf mein Geheiß.

Georg.

Bedenkt, bester Herr —

Götz.

Richte meinen Befehl aus.

(Georg ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Götz, nachher Georg.

Götz.

An ihrer Todesangst will ich mich weiden, ihre Furcht will ich verspotten. O daß ich an ihnen nicht blutige Rache nehmen darf! — Und wie, Götz, bist du auf Einmal so verändert? Haben fremde Fehler, fremde Laster auf dich solch einen Einfluß, daß du dem ritterlichen Wesen entsagst, und gemeiner Grausamkeit fröhnest? Verwandelst du schon deine Waffenbrüder in Schergen, die schmerzlich binden, durch Herabwürdigung des

Missethäters den Tod verkündigen? In einer solchen Schule soll dein wackrer Georg heranwachsen? — Mögen die hinziehen die nicht mehr schaden können, die schon durch den Verlust ihrer Güter genugsam gestraft sind. (Er macht einige Schritte.) Aber, Marie, warum trittst du so vor mich? Blickst mich mit deinen holden Augen an und scheinst nach deinem Bräutigam zu fragen. Vor dir muß ich zur Erde niedersehen, dich hat mein übereiltes Zutrauen unglücklich gemacht, unglücklich auf Zeitlebens. Ach, und in diesem Augenblicke weißt du noch nicht was bevorsteht, nicht, was schon geschehen ist. Hinaus blickst du vom hohen Erker nach der Straße, erwartest deinen Bruder, und spähst, ob er nicht vielleicht den Bräutigam herbei führe. Ich werde kommen, doch er wird ausbleiben — wird ausbleiben — bis ich ihn heranschleppe wider seinen Willen, und gefesselt, wenn ich ihn anders erreichen kann. Und so sey's abgeschlossen. Ermanne dich Götz und denk an deine Pflicht.

Georg (mit einem Sonnenblicken).

Laßt nun den Scherz vorbei seyn; sie sind geschreckt genug. Weiter wolltet ihr doch nichts. Ihr sagtet ja so oft: Gefangene müsse man nie mißhandeln.

Götz.

Ja, guter Junge, so ist es! Geh und binde sie los. Bewache sie bis Sonnenuntergang, dann laß sie laufen und zieh uns nach.

Georg.

Da iſt einer drunter, ein hübſcher junger Mann. Wie ſie ihn binden wollten, zog er das Käſtchen aus dem Buſen und ſagte: nimm das für mein Löſegeld, es iſt ein Schmuck, den ich meiner Braut zur Meſſe bringe.

Götz.

Seiner Braut?

Georg.

So ſagte der Burſche. Schon fünf Meſſen dauert unſere Bekanntſchaft, ſie iſt eines reichen Mannes Tochter, dießmal hofft ich getraut zu werden. Nimm den Schmuck, es iſt das Schönſte, was Nürnberger Goldſchmiede machen können, auch die Steine ſind von Werth, nimm und laß mich entwiſchen.

Götz.

Haſt du ihn fort gelaſſen?

Georg.

Gott bewahre! ich ließ ihn binden, ihr hatter's befohlen. Euch aber bringe ich den Schmuck, der mag wohl zur Beute gehören. Für den Burſchen aber bitt ich und für die Andern.

Götz.

Laß ſehen.

Georg.

Hier.

Götz (den Schmuck beſchauend).

Marie! Dießmal komme ich nicht in Verſuchung dir

Dann zuletzt iſt unerläßlich,
Daß der Dichter manches haſſe;
Was unleidlich iſt und häßlich
Nicht wie Schönes leben laſſe.

Weiß der Sänger, dieſer Viere
Urgewalt'gen Stoff zu miſchen,
Hafis gleich wird er die Völker
Ewig freuen und erfriſchen.

ihn zu deinem Feſte zu bringen. Doch du gute edle Seele würdeſt dich ſelbſt in deinem Unglück eines fremden Glückes herzlich erfreuen. In deine Seele will ich handeln! — Nimm, Georg! Gib dem Burſchen den Schmuck wieder. Seiner Braut ſoll er ihn bringen, und einen Gruß vom Götz dazu.

(Wie Georg das Kästchen anfaßt, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Luſtgarten zu Augsburg.

Erſter Auftritt.

Zwey Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann.

So ſehen wir doch bei dieſer Gelegenheit den Reichstag zu Augsburg, Kaiſerliche Majeſtät und die gröſsten Fürſten des heiligen römiſchen Reichs beiſammen.

Zweyter Kaufmann.

Ich wollte wir hätten unſre Waaren wieder, und ich thät ein Gelübde niemals ein höheres Haupt anzuſehen als unſern Bürgermeiſter zu Nürnberg.

Erſter Kaufmann.

Die Sitzung war heute ſchnell geendigt; der Kaiſer iſt in den Garten gegangen; hier wollen wir ſtehen, denn da muß er vorbei. Er kommt eben die lange Allee herauf!

Zweyter Kaufmann.

Wer iſt bei ihm?

Erſter Kaufmann.

Der Biſchof von Bamberg und Adelbert von Weislingen.

Zweyter Kaufmann.

Gerade recht! Das ſind Freunde der Ordnung und Ruhe.

Erſter Kaufmann.

Wir thun einen Fußfall und ich rede.

Zweyter Kaufmann.

Wohl! Da kommen ſie.

Erſter Kaufmann.

Er ſieht verdrießlich aus. Das iſt ein übler Umſtand!

Zweyter Auftritt.

Der Kaiſer. Biſchof von Bamberg. Weislingen. Gefolge. Vorige an der Seite.

Weislingen.

Euer Majeſtät haben die Sitzung unmuthig verlaſſen.

Kaiſer.

Ja. Wenn ich ſitzen ſoll, ſo muß etwas ausgemacht werden, daß man wieder nachher wandern und reiſen kann. Bin ich hieher gekommen, um mir die Hinderniſſe vorerzählen zu laſſen, die ich kenne? Sie wegzuſchaffen, davon iſt die Rede.

Kaufleute

(treten vor und werfen ſich dem Kaiſer zu Füßen).

Allerdurchlauchtigſter! Großmächtigſter! —

Kaiſer.

Wer ſeyd ihr? Was gibt's? Steht auf!

Erſter Kaufmann.

Arme Kaufleute von Nürnberg, Euer Majeſtät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hans von Selbitz haben unſrer Dreyßig, die auf die Frankfurter Meſſe zogen, niedergeworfen, beraubt, und äußerſt mißhandelt. Wir bitten Eure Kaiſerliche Majeſtät um Hülfe und Beiſtand, ſonſt ſind wir alle verderbene Leute, genöthigt unſer Brod zu betteln.

Kaiſer.

Heiliger Gott! Heiliger Gott! was iſt das? Der eine hat nur eine Hand, der andere nur ein Bein; wenn ſie denn erſt zwo Hände hätten, und zwo Beine, was wolltet ihr dann thun?

Erſter Kaufmann.

Wir bitten Euer Majeſtät unterthänigſt, auf unſre bedrängten Umſtände mitleidig herab zu ſchauen.

Kaiſer.

Wie geht's zu? Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen, und wenn Händel vorhanden ſind, daran Kaiſerliche Majeſtät und dem Reiche viel gelegen iſt, daß es Königreich,

Fürſtenthum, Herzogthum und anderes betrifft, ſo kann euch kein Menſch zuſammenbringen.

Weislingen

(zu den Kaufleuten, die ſich betrüb: zurückziehen und auf ſeine Seite kommen).

Ihr kommt zur ungelegenen Zeit. Geht! und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute.

Wir empfehlen uns zu Gnaden.

(Ab.)

Kaiſer.

Immer kleine Händel, die den Tag und das Leben wegnehmen, ohne daß was rechts gethan wird. Jeder Krämer will geholfen haben, indeß gegen den grimmigen Feind des Reichs und der Chriſtenheit niemand ſich regen will.

Weislingen.

Wer möchte gerne nach außen wirken, ſo lange er im Innern bedrängt iſt? Ließen ſich die Empfindlichkeiten des Augenblicks mildern, ſo würde ſich bald zeigen, daß übereinſtimmende Geſinnungen durch alle Gemüther walten, und hinreichende Kräfte vorhanden ſind.

Kaiſer.

Glaubt ihr?

Biſchof.

Es käme nur darauf an, ſich zu verſtändigen. Mit nichten iſt es ganz Deutſchland, das über Beunruhigung

klagt; Franken und Schwaben allein glimmt noch in den Resten eines innerlichen, verderblichen Bürgerkrieges, und auch da sind viele der Edlen und Freien, die sich nach Ruhe sehnen. Hätten wir einmal diesen hochfahrenden Sickingen, diesen unstäten Selbiz, diesen Berlichingen auf die Seite geschafft, die übrigen Fehdeglieder würden bald zerfallen; denn nur jene sind's, deren Geist die aufrührische Menge belebt.

Kaiser.

Im Grunde lauter tapfre edle Männer, oft nur durch Bedrängungen aufgehetzt. Man muß sie schonen, sich ihrer versichern, und ging es endlich gegen den Türken, ihre Kräfte zum Vortheil des Vaterlandes benutzen.

Bischof.

Möchten sie doch von jeher gelernt haben, einer höhern Pflicht zu gehorchen. Denn sollte man den abtrünnigen Aufrührer durch Zutrauen und Ehrenstellen belohnen? Eben diese Kaiserliche Milde und Gnade mißbrauchten sie bisher so ungeheuer, darin findet ihr Anhang seine Sicherheit, daher nährt er seine Hoffnungen, und wird nicht eher zu bändigen seyn, als bis man sie vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und ihnen jede Aussicht auf die Zukunft abgeschnitten hat.

Kaiser.

Milde muß voran gehn, eh Strenge sich würdig zeigen kann.

Weislingen.

Nur durch Strenge wird jener Schwindelgeist, der ganze Landschaften ergreift, zu bannen seyn. Hören wir nicht schon hier und da die bittersten Klagen der Edlen, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeignen sich auflehnen, gegen die hergebrachte Oberherrschaft rechten und wohlerworbene Befugnisse zu schmälern drohen? Welche gefährliche Folgen sind nicht zu erwarten! Nun aber geben die Klagen der Nürnberger Kaufleute wohl Anlaß gegen Berlichingen und Selbiz zu verfahren.

Kaiser.

Das läßt sich hören. Doch wünschte ich, daß ihnen kein Leid geschehe.

Weislingen.

Man würde suchen sie gefangen zu nehmen, sie müßten Urfehde schwören auf ihren Schlössern ruhig zu bleiben und nicht aus dem Bann zu gehen.

Kaiser.

Verhielten sie sich alsdann gesetzlich, so könnte man sie wieder zu zweckmäßiger Thätigkeit ehrenvoll anstellen.

Bischof.

Wir alle wünschen sehnlichst, daß die Zeit bald erscheinen möge, wo Ew. Majestät Gnade über alle leuchten kann.

Kaiser.

Mit den ernstlichsten Gesinnungen die innere Ruhe

Deutſchlands, koſt es was es wolle, baldigſt herzuſtellen, will ich die morgende Seſſion eröffnen.

Weislingen.

Ein freudiger Zuruf wird Euer Majeſtät das Ende der Rede erſparen, und Hülfe gegen den Türken wird ſich als unmittelbare Folge ſo weiſer, väterlicher Vorkehrungen zeigen.

(Der Kaiſer, Biſchof und Gefolge ab.)

Dritter Auftritt.

Weislingen. Franz.

Franz

(der gegen den Schluß des vorigen Auftritts ſich im Grunde ſehen laſſen, und Weislingen zurückhält).

Gnädiger Herr!

Weislingen (ſich umkehrend).

Was bringſt du?

Franz.

Adelheid verlangt euch zu ſprechen.

Weislingen.

Gleich jetzt?

Franz.

Sie verreiſ't noch dieſen Abend.

Weislingen.

Wohin?

Franz.

Ich weiß nicht. — Hier iſt ſie ſchon. (Für ſich) O

wer ſie begleiten dürfte! Ich ging mit ihr durch Waſſer und Feuer und bis ans Ende der Welt.

(Ab.)

Vierter Auftritt.

Weislingen. Adelheid.

Weislingen.

So eilig, ſchöne Dame? Was treibt euch ſo ſchnell aus der Stadt? aus dem Getümmel, wohin ihr euch ſo lebhaft ſehntet? von einem Freunde weg, dem ihr unentbehrlich ſeyd?

Adelheid.

In ſo großen Familien gibt's immer etwas zu ſchlichten. Da will eine Heirath zurückgehen, an der mir viel gelegen iſt. Ein junges armes Mädchen wehrt ſich, einen alten reichen Mann zu nehmen. Ich muß ihr begreiflich machen, welch ein Glück auf ſie wartet.

Weislingen.

Um fremder Verbindungen willen verſpätest du die unſrige.

Adelheid.

Deſto heitrer, freier werde ich zu dir zurückkehren.

Weislingen.

Wirſt du denn auch zufrieden ſeyn, wenn wir auf Selbiz und Berlichingen losgehen?

Adelheid.

Du biſt zum Küſſen!

Weislingen.

Alles will ich in Bewegung ſetzen, daß Execution gegen ſie erkannt werde. Dieſe Namen gereichen uns zum Vorwurf! Ganz Deutſchland unterhält ſich vom Gbz. und ſeine Verſtümmelung macht ihn nur merkwürdiger. Die eiſerne Hand iſt ein Wahrzeichen, ein Wunderzeichen. Mährchen von Verwegenheit, Gewalt, Glück, werden mit Luſt erzählt, und ihm wird allein zugeſchrieben, was hundert andere gethan haben. Selbſt kühne Verbrechen erſcheinen der Menge preiswürdig. Ja es fehlt nicht viel, ſo gilt er für einen Zauberer, der an mehreren Orten zugleich wirkt und trifft. Wo man hinhorcht, hört man ſeinen Namen.

Adelheid.

Und das iſt läſtig! Einen Namen, den man oft hören ſoll, muß man lieben oder haſſen, gleichgültig kann man nicht bleiben.

Weislingen.

Bald ſoll des Reichs Banner gegen ihn wehen. Dabei nur bin ich verlegen, einen tüchtigen Ritter zu finden, den man zum Hauptmann ſetzte.

Adelheid.

Oh! Gewiß meinen Oheim, den Edlen von Wanzenau.

Weislingen.

Warum nicht gar! den alten Träumer, den unfähigen Schleppſack.

Erſchaffen und Beleben.

Hans Adam war ein Erdenkloß,
Den Gott zum Menſchen machte,
Doch bracht' er aus der Mutter Schooß
Noch vieles Ungeſchlachte.

Die Elohim zur Naſ' hinein
Den beſten Geiſt ihm bliesen,
Nun ſchien er ſchon was mehr zu ſeyn,
Denn er fing an zu nieſen.

Doch mit Gebein und Glied und Kopf
Blieb er ein halber Klumpen,
Bis endlich Noah für den Tropf
Das wahre fand, den Humpen.

Der Klumpe fühlt ſogleich den Schwung,
Sobald er ſich benetzet,
So wie der Teig durch Säuerung
Sich in Bewegung ſetzet.

So, Hafis, mag dein holder Sang,
Dein heiliges Exempel,
Uns führen, bei der Gläſer Klang,
Zu unſres Schöpfers Tempel.

Adelheid.

Man muß ihm einen jungen raſchen Ritter zugeben! Zum Beiſpiel, ſeiner Schweſter Stiefſohn, den feurigen Werdenhagen.

Weislingen.

Den Unbeſonnenen, Tollkühnen? Dadurch wird die Sache um nichts beſſer.

Adelheid.

Seht euch nur nach recht wackerm Kriegsvolk um, die tüchtig zuſchlagen.

Weislingen.

Und unter ſolchen Führern bald zu viel, bald zu wenig thun.

Adelheid.

Da gebt ihnen noch einen klugen Mann mit.

Weislingen.

Das wären drey Hauptleute für Einen. Haſt du den Klugen nicht auch ſchon ausgefunden.

Adelheid.

Warum nicht? Den von Blinzkopf.

Weislingen.

Den ſchmeichleriſchen Schelmen. Tückiſch iſt er, nicht klug, feig, nicht vorſichtig.

Adelheid.

Im Leben muß man's ſo genau nicht nehmen; das gilt doch eins für's andre.

Weislingen.

Zum Scheine, nicht bei der That. Die Stellen würden ſchlecht beſetzt ſeyn.

Adelheid.

Die Stellen ſind um der Menſchen willen da. Was wüßte man von Stellen, wenn es keine Menſchen gäbe?

Weislingen.

Und unſre Verwandten ſind die ächten Menſchen?

Adelheid.

Ein jeder denkt an die Seinigen.

Weislingen.

Heißt es nicht auch für die Seinigen ſorgen, wenn man für's Vaterland beſorgt iſt?

Adelheid.

Ich verehre deine höheren Anſichten, muß aber um Verzeihung bitten, wenn ich dich für die Zeit meines Wegſeyns noch mit kleinen Aufträgen beſchwere.

Weislingen.

Sage nur, ich will gedenken.

Adelheid.

Der genannten drey Ritter zur Expedition gegen Berlichingen gedenkſt du.

Weislingen.

Gedenke ich, aber nicht gern. Es wird zu überlegen ſeyn.

Adelheid.

Du mußt mir's zu Liebe thun, da iſt's bald überlegt.

Laß mich nicht mit Schimpf bestehen. Mein Oheim verzeiht mir's nie.

Weislingen.

Du sollst weiter davon hören.

Adelheid.

Carl'n von Altenstein, den Knappen des Grafen von Schwarzburg, möcht ich noch zum Ritter geschlagen wissen, eh der Reichstag auseinander geht.

Weislingen.

Wohl!

Adelheid.

Das Kloster Sanct Emmeran wünscht einige Befreiungen. Das ist beim Kanzler wohl zu machen.

Weislingen.

Wird sich thun lassen.

Adelheid.

Am Heßischen Hofe ist das Schenkenamt erledigt, am Pfälzischen die Truchsessen-Stelle. Jene, nicht wahr? unserm Freund Braunau, diese, dem guten Mirfing.

Weislingen.

Den letzten kenne ich kaum.

Adelheid.

Desto besser kannst du ihn empfehlen. Ja, diese Freude machst du mir gewiß, um so mehr, als seine Mitwerber, die Rotbenbagen und Altwyl meine Feinde sind, wo nicht öffentlich, doch im Stillen. Das Vergnü-

gnügen, unſern Widerſachern zu ſchaden iſt ſo groß, ja noch größer als die Freude den Freunden zu nützen. Vergiß nur nichts.

Weislingen.

Wie werd ich das alles im Gedächtniß behalten!

Adelheid.

Ich will einen Staaren abrichten, der dir die Namen immer wiederholen und Bitte! Bitte! hinzufügen ſoll.

Weislingen.

Kann er deinen Ton erhaſchen, ſo iſt freilich alles gewährt und gethan.

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Adelheid. Franz, der ſeinem Herrn zu folgen über das Theater geht.

Adelheid.

Höre, Franz!

Franz.

Gnädge Frau?

Adelheid.

Kannſt du mir nicht einen Staaren verſchaffen?

Franz.

Wie meint ihr das?

Adelheid.

Einen ordentlichen gelehrigen Staaren.

Franz.

Welch ein Auftrag! Ihr denkt euch etwas anders dabei.

Adelheid.

Oder willst du selbst mein Staar werden? Du lernst doch wohl geschwinder ein, als ein Vogel?

Franz.

Ihr wollt mich selbst lehren?

Adelheid.

Ich hätte wohl Lust dich abzurichten.

Franz.

Zieht mich nach eurer Hand. Befehlt über mich.

Adelheid.

Wir wollen einen Versuch machen.

Franz.

Jetzt gleich?

Adelheid.

Auf der Stelle.

Franz.

Nehmt mich mit.

Adelheid.

Das ginge nun nicht.

Franz.

Was ihr wollt gebt auch. Laßt mich nicht hier.

Adelheid.

Eben hier sollst du mir dienen.

Franz.

In eurer Abweſenheit?

Adelheid.

Haſt du ein gut Gedächtniß?

Franz.

Für eure Worte. Ich weiß noch jede Sylbe, die ihr mir das erſtemal in Bamberg ſagtet, ich höre noch den Ton, ſehe noch euren Blick. Er war ſanfter als der, mit dem ihr mich jetzt anſehn.

Adelheid.

Nun höre, Franz!

Franz.

Nun ſehr ihr ſchon milder aus.

Adelheid.

Merke dir einige Namen.

Franz.

Welche?

Adelheid.

Den Ritter Wanzenau.

Franz.

Gut.

Adelheid.

Den jungen Werdenhagen.

Franz.

Er ſoll nicht vergeſſen werden.

Adelheid.

Den Heſſiſchen Schenken.

Franz.

Mit Becher und Credenzteller immer gegenwärtig.

Adelheid.

Den Pfälzischen Truchsessen.

Franz.

Ich seh ihn immer vorschneiden.

Adelheid.

Das Kloster Sanct Emmeran.

Franz.

Mit dem Abt und allen Mönchen.

Adelheid.

Den Schönen von Altenstein.

Franz.

Der ist mir ohnehin immer im Wege.

Adelheid.

Hast du alle gemerkt?

Franz.

Alle.

Adelheid.

Du sollst sie meinem Gemahl wiederholen.

Franz.

Recht gern. Daß er ihrer gedenke.

Adelheid.

Mach es auf eine artige Weise.

Franz.

Das will ich versuchen.

Adelheid.

Auf eine heitere Weiſe, daß er gern dran denke.

Franz.

Nach Möglichkeit.

Adelheid.

Franz!

Franz.

Gnädige Frau!

Adelheid.

Da fällt mir was ein.

Franz.

Befehlt!

Adelheid.

Du ſtehſt oft ſo nachdenklich.

Franz.

Fragt nicht, gnädige Frau.

Adelheid.

Ich frage nicht, ich ſage nur. Unter der Menge in dich gekehrt, bei der nächſten Umgebung zerſtreut.

Franz.

Vergebt!

Adelheid.

Ich tadle nicht; denn ſieh —

Franz.

O Gott!

Adelheid.

Ich halte dich für einen Poeten.

Franz.

Spottet ihr mein wie andre?

Adelheid.

Du machſt doch Verſe?

Franz.

Manchmal.

Adelheid.

Nun, da könnteſt du die Namen in Reime bringen und ſie dem Herren vorſagen.

Franz.

Ich will's verſuchen.

Adelheid.

Und immer zum Schluß mußt du „Bitte! Bitte!" hinzufügen.

Franz.

Bitte! Bitte!

Adelheid.

Ja! Aber dringender! Recht aus dem Herzen.

Franz (mit Nachdruck).

Bitte! Bitte!

Adelheid.

Das iſt ſchon beſſer.

Franz

(ihre Hand ergreifend, mit Leidenſchaft).

Bitte! Bitte!

Adelheid (zurücktretend).

Sehr gut! Nur haben die Hände nichts dabei

zu thun. Das ſind Unarten, die du dir abgewöhnen mußt.

Franz.

Ich Unglücklicher!

Adelheid (ſich ihm nähernd).

Einen kleinen Verweis mußt du ſo hoch nicht aufnehmen. Man ſtraft die Kinder die man liebt.

Franz.

Ihr liebt mich alſo?

Adelheid.

Ich könnte dich als Kind lieben, nun wirſt du mir aber ſo groß und ungeſtüm. — Das mag nun ſeyn! Lebe wohl, gedenk an die Reime, und beſonders üben mußt du dich ſie recht ſchön vorzutragen.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Franz (allein).

Die Namen in Reime zu bringen, ſie dem Herrn vorſagen? O ich unglücklicher, ungeſchickter Knabe! Aus dem Stegreif die Reime zu machen, wie leicht war das! und wie erlaubt, ihr ſelbſt vorzuſagen was ich ſonſt nicht zu lallen wagte. O, Gelegenheit! Gelegenheit! wann kommſt du mir wieder! Zum Beiſpiel, ich durfte nur anfangen:

Beim alten Herrn von Wanzenau
Gedenk ich meiner gnäd'gen Frau;

Phänomen.

Wenn zu der Regenwand
Phöbus ſich gattet,
Gleich ſteht ein Bogenrand
Farbig beſchattet.

Im Nebel gleichen Kreis
Seh ich gezogen,
Zwar iſt der Bogen weiß,
Doch Himmelsbogen.

So ſollſt du, muntrer Greis,
Dich nicht betrüben,
Sind gleich die Haare weiß,
Doch wirſt du lieben.

Beim Marſchall, Truchſeß, Kämmrer, Schenken,
Muß ich der lieben Frau gedenken.
Seh ich den ſchönen Altenſtein,
So fällt ſie mir ſchon wieder ein.
Lobt ſie den tapfern Werdenhagen,
Ich möchte gleich mit ihm mich ſchlagen.
Die ganze Welt, ich weiß nicht wie,
Weiſ't immer mich zurück auf ſie,
O wie beſeligſt du mich ganz,
Nennſt du mich einmal deinen Franz,
Und feſſelſt mich an deine Tritte.
O ſchöne Gnäd'ge, bitte, bitte!

(Ab.)

Siebenter Auftritt.

Jarthauſen. Saal.

Sickingen und Götz.

Götz.

Euer Antrag überraſcht mich, theuerſter Sickingen. Laßt mich nur erſt wieder zur Beſinnung gelangen.

Sickingen.

Ja, Götz! ich bin hier, deine edle Schweſter um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz.

So wünſcht ich, du wärſt eher gekommen. Warum ſollt ich's verhehlen? Weislingen hat während ſeiner Gefangenſchaft ihre Liebe gewonnen, um ſie angehalten, und ich ſagte ſie ihm zu. Ich hab ihn losgelaſſen den Wo

gel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth das Futter reichte. Er ſchwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke ſeine Nahrung zu ſuchen.

Sickingen.

Iſt das ſo?

Götz.

Wie ich ſage.

Sickingen.

Er hat ein doppeltes Band zerriſſen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden.

Götz.

Sie ſitzt, das arme Mädchen, und verbetet ihr Leben.

Sickingen.

Wir wollen ſie ſingen machen.

Götz.

Wie? Entſchließt ihr euch eine Verlaſſene zu heirathen?

Sickingen.

Es macht euch beiden Ehre, von ihm betrogen worden zu ſeyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloſter gehn, weil der erſte Mann, den ſie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! — ich bleibe darauf, ſie ſoll Königin von meinen Schlöſſern werden.

Götz.

Ich ſage euch, ſie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen.

Traust du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden sollte verjagen können? Laß uns zu ihr.

Götz.

Und soll ich mich nicht verwundern, daß ihr, der ihr so weit umher schaut, eure Blicke nicht nach einer reichen Erbin wendet, die euch Land und Leute zubrächte, anstatt daß ich euch mit Marien nicht viel mehr als sie selbst übergeben kann?

Sickingen.

Eine Frau suche ich für meine Burgen und Gärten. In meinen Weitern, an meinen Teichen hoffe ich sie zu finden, dort soll sie sich ein eigenes Reich bereiten. Im Kriegsfelde, bei Hofe, will ich allein stehen, da mag ich nichts Weibliches neben mir wissen, das mir angehört.

Götz.

Der ächte Ritterſinn! (Nach der Thüre schauend.) Was gibt's? Da kommt ja Selbitz.

Achter Auftritt.

Selbitz. Die Vorigen.

Götz.

Woher so eilig, alter Freund?

Selbitz.

Laßt mich zu Athem kommen.

Götz.

Was bringt ihr?

Selbiz.

Schlechte Nachrichten. Da verließen wir uns auf des Kaisers geheime Gunst, von der man uns so manches vorschmeichelte. Nun haben wir die Bescheerung.

Götz.

Sagt an!

Selbiz.

Der Kaiser hat Execution gegen euch verordnet, die euer Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde vorschneiden soll.

Sickingen.

Erst wollen wir von ihren Gliedern etwas auftischen.

Götz.

Execution? In die Acht erklärt?

Selbiz.

Nicht anders.

Götz.

So wäre ich denn ausgestoßen und ausgeschlossen, wie Ketzer, Mörder und Verräther!

Sickingen.

Ihr wißt, Götz, das sind Rechtsformeln, die nicht viel zu bedeuten haben, wenn man sich tapfer wehrt.

Selbiz.

Verlogene Leute stecken dahinter, Mißgönner, mit Butz, Neid und Praktika.

Gdtz.

Es war zu erwarten, ich hab es erwartet, und doch überraſcht's mich.

Sickingen.

Beruhigt euch.

Gdtz.

Ich bin ſchon ruhig, indem ich die Mittel überdenke, ihren Plan zu vereiteln.

Sickingen.

Gerade zur gelegenen Zeit bin ich hier, euch mit Rath und That beizuſtehen.

Gdtz.

Nein, Sickingen! Entfernt euch lieber. Nehmt ſelbſt euern Antrag zurück. Verbindet euch nicht mit einem Geächteten.

Sickingen.

Von dem Bedrängten werde ich mich nicht abwenden. Kommt zu den Frauen! Man freit nicht beſſer und ſchneller als zu Zeiten des Kriegs und der Gefahr.

Seldiz.

Iſt ſo etwas im Werke? Glück zu!

Gdtz.

Nur unter einer Bedingung kann ich einwilligen. Ihr müßt euch öffentlich von mir abſondern. Wolltet ihr euch für mich erklären, ſo würdet ihr zu ſehr ungelegener Zeit des Reichs Feind werden.

Sickingen.

Darüber läßt sich sprechen.

Götz.

Nein, es muß zum voraus entschieden seyn. Auch werdet ihr mir weit mehr nutzen, wenn ihr euch meiner enthaltet. Der Kaiser liebt und achtet euch. Das Schlimmste was mir begegnen kann, ist gefangen zu werden. Dann braucht euer Vorwort und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beide stürzen könnte.

Sickingen.

Doch kann ich ein zwanzig Reiter heimlich zu euch stoßen lassen.

Götz.

Das nehm ich an. Georg soll gleich in die Nachbarschaft, wo meine Söldner liegen, — derbe, wackre, tüchtige Kerls. Die deinigen sollen sich nicht schämen zu ihnen zu stoßen.

Sickingen.

Ihr werdet gegen die Menge wenig seyn.

Götz.

Ein Wolf ist einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen.

Wenn sie aber einen guten Hirten haben?

Götz.

Sorg du! Das sind lauter Miethlinge. Und ferner kann der beste Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr

von ſeinen Handlungen iſt. Man ſchreibt ihnen dieß und jenes vor, ich weiß ſchon wie das geht! Sie ſollen nach dem Zettel reiten, indeſſen wir die Augen aufthun, und ſelbſt ſehen was zu ſchaffen ſey.

Sickingen.

Nur fort, ohne Zögern bei den Frauen unſer Wort anzubringen.

Götz.

Recht gern.

Selbiz.

Nun laßt mich den Kuppelpelz verdienen.

Götz.

Wer iſt der Mann, der mit euch in den Vorſaal kam?

Selbiz.

Ich kenne ihn nicht. Ein ſtattlicher Mann, mit lebhaftem Blick. Er ſchloß ſich an, als er hörte wir ritten zu euch.

Götz.

Voraus zu den Frauen! Ich folge.

Neunter Auftritt.

Götz. Lerſe.

Götz.

Gott grüß euch! Was bringt ihr?

Lerse.

Mich selbst, das ist nicht viel, doch alles was es ist, biet ich euch an.

Götz.

Ihr seyd willkommen, doppelt willkommen! Ein braver Mann und zu dieser Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, vielmehr den Verlust der alten stündlich fürchtete. Gebt mir euern Namen.

Lerse.

Franz Lerse.

Götz.

Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem wackern Manne bekannt gemacht.

Lerse.

Ich machte euch schon einmal mit mir bekannt; aber damals dankter ihr mir nicht dafür.

Götz.

Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerse.

Es wäre mir leid. Wißt ihr noch wie ihr, um des Pfalzgrafen willen, Conrad Schetten feind war't, und nach Haßfurt auf die Fastnacht reiten wolltet?

Götz.

Wohl weiß ich's.

Lerse.

Wie ihr unterwegs bei einem Dorf fünf und zwanzig Reitern begegnetet?

Götz.

Richtig. Anfangs hielt ich sie nur für zwölfe und theilte meinen Haufen, es waren unsrer sechzehn; ich hielt am Dorfe hinter der Scheuer, in Willens, sie sollten bei mir vorbei ziehen; dann wollt ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredet hatte.

Lerse.

Aber wir sahen euch und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Als wir sahen ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Götz.

Da sah ich erst, daß ich in die Kohlen geschlagen hatte. Fünf und zwanzig gegen achte, da galt's kein Feiern. Ehrhard Truchseß durchstach mir einen Knecht, dafür rannt ich ihn vom Pferde. Hätten sie sich alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Haufens übel gewahrt gewesen.

Lerse.

Der Knecht, von dem ihr saget —

Götz.

Es war der bravste, den ich gesehen habe. Er setzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätte ihn von mir gebracht, wollt mit andern zu schaffen haben, war er wieder an mir und schlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gefleischt hatte.

Lerse.

Lerſe.

Habt ihr's ihm verziehen?

Götz.

Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe.

Nun ſo hoffe ich, daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet, ich habe mein Probeſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Götz.

Biſt du's? O willkommen! willkommen! Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern einen ſo geworben?

Lerſe.

Mich wundert, daß ihr nicht eher auf mich gefallen ſeyd.

Götz.

Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das feindlichſte mich zu überwältigen trachtete.

Lerſe.

Eben das, Herr! Von Jugend auf dien ich als Reitersknecht und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut ich mich. Euern Namen kannt ich, da lernt ich euch kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr ſahet, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz, ich lernt euch kennen, und von Stund an beſchloß ich, euch einmal zu dienen.

Liebliches.

Was doch buntes dort verbindet
Mir den Himmel mit der Höhe?
Morgennebelung verbindet
Mir des Blickes scharfe Sehe.

Sind es Zelte des Vesires,
Die er lieben Frauen baute?
Sind es Teppiche des Festes,
Weil er sich der Liebsten traute?

Roth und weiß, gemischt, gesprenkelt
Wüßt' ich schönres nicht zu schauen,
Doch wie, Hafis, kommt dein Schiras
Auf des Nordens trübe Gauen?

Ja es sind die bunten Mohne,
Die sich nachbarlich erstrecken,
Und, dem Kriegesgott zum Hohne,
Felder streifweis freundlich decken.

Möge stets so der Geschenke
Nutzend Blumenzierde pflegen,
Und ein Sonnenschein, wie heute,
Klären sie auf meinen Wegen!

Götz.

Auf wie lange verpflichtet ihr euch?

Lerse.

Auf ein Jahr, ohne Entgelt.

Götz.

Nein, ihr sollt gehalten werden, wie ein andrer und drüber, wie der, der mir bei Remlin zu schaffen machte.

(Beide ab.)

Zehnter Auftritt.

(Von einer Anhöhe Aussicht auf eine weite fruchtbare Gegend. Hinten an der Seite eine verfallene Warte. Uebrigens Wald, Busch und Felsen.)

Ziegeunermutter und Knabe.

Knabe.

Mutter! Mutter! Warum so eilig durch die Dörfer durch? An den Gärten vorbei? Mich hungert, habe nichts geschossen.

Mutter.

Sieh dich um, ob die Schwester kommt? Lerne hungern und dursten. Sey Tag und Nacht, im Regen, Schnee und Sonnenschein behend und munter.

Knabe.

Die Schwester dort!

Mutter.

Das gute Kind! das kühne Mädchen. Da steigt sie

ſchon mit munterem Schritt und glühendem Blick den Hügel her

Tochter.

Keine Furcht, Mutter! Die Fähnlein, die im Felde ziehn, ſind nicht gegen uns, nicht gegen den Vater, den braunen Vater.

Mutter.

Gegen wen denn?

Tochter.

Gegen den Rittersmann, den Götz, den wackern Götz. Der Kaiſer ächtet ſolch edles Haupt. Das fragt ich aus, weiſſag es nun den Begegnenden.

Mutter.

Sind ihrer viel?

Tochter.

Sie theilten ſich. Zuſammen hab ich ſie nicht geſehen.

Mutter.

Hinüber du in des Vaters Revier, daß er alles wiſſe, der Mann der Bruſt, der Mann der Fauſt. Geſchwind hinüber und ſäume nicht.

(Tochter ab.)

Knabe.

Sie kommen ſchon.

Mutter.

Hier drücke dich ans Gemäuer her, an des alten Gewölbes erwünſchten Schutz.

(Ab.)

Eilfter Auftritt.

Vorrab. Sodann Hauptmann. Werdenhagen. Blinzkopf. Fähnlein. Dann Zigeunerin und Knabe.

Hauptmann.

Nun dieſe Höhe wäre endlich erſtiegen; es iſt uns aber auch einigermaßen ſauer geworden.

Blinzkopf.

Dafür laßt's euch belieben und verweilt hier in Ruhe. Werdenhagen zeigt ſich ſtracks dem Feinde, und ſucht ihn aus der Burg zu locken.

(Werdenhagen ab mit einem Trupp.)

Blinzkopf.

Ich will nun auch an meinen Poſten zum Hinterhalt.

Hauptmann.

Verziehe noch ein wenig, bis ich eingerichtet bin. Mir kann's niemand ſo recht machen, als ihr mein Werthester.

Blinzkopf.

Wir kennen unſre Pflicht, erſt eure Diener, dann Soldaten.

Hauptmann.

Wo habt ihr mein Zelt aufgeſchlagen?

Blinzkopf.

Zunächſt hierbei am Walde. Hinter einem Felſen, recht im Schauer.

Hauptmann.

Iſt mein Bettſack abgepackt?

Blinzkopf.

Gewiß, Herr Hauptmann.

Hauptmann.

Auch meine Feldſtühle?

Blinzkopf.

Gleichfalls.

Hauptmann.

Der Teppich?

Blinzkopf.

So eben wird er herabgenommen.

Hauptmann.

Laßt ihn gleich hier aufbreiten. (Es geſchieht.) Gebt einen Stuhl! (Setzt ſich.) Noch einige Stühle! (Sie werden gebracht.) Nun wünſcht ich auch mein Luſtgezelt.

Blinzkopf.

Sogleich. Darauf ſind wir ſchon eingerichtet.

Hauptmann

(indem eine Art von Baldachin über ihn aufgeſtellt iſt).

So recht. Es iſt gar zu gemein und unbehaglich, auf rauhem Boden und unter freiem Himmel zu ſitzen. Wie ſieht es mit dem Flaſchenkeller aus?

Blinzkopf.

Iſt ganz gefüllt und ſteht hier.

Hauptmann.

Einen Tiſch. Nun iſt's bald recht. Ich mache

mir's gern gleich wöhnlich, wenn ich se irgendwo ankomme.

Blinzkopf.

Darf ich mich nun beurlauben?

Hauptmann.

Ich entlaß euch nicht gern.

Blinzkopf.

Ich muß fort. Zum Hinterhalt braucht's Klugheit und Geduld. Die hat nicht jeder.

(Ab.)

Hauptmann.

Jetzt die Würfel her! Und sagt den Junkern, sobald das Lager geschlagen ist, sollen sie sich einstellen.

Zigeunerknabe

(der sich indessen mit seltsamen Gebärden genähert hat, fällt vor dem Hauptmann auf die Knie).

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster!

Hauptmann.

Potz Blausteuer! das Kind hält mich für den Kaiser! Ich muß doch recht majestätisch aussehen. Stehe auf, Kind! Mutter, bedeut es, daß ich der Kaiser nicht bin. Mir könnt es zur Ungnade gereichen, wenn man erführe, daß ich solche Ehrenbezeigungen angenommen.

Mutter.

Habt ihr nicht des Kaisers Brief bei euch? Habt ihr nicht Auftrag vom Kaiser?

Hauptmann.

Wie weiß das euer Kind?

Mutter.

Es iſt ein Sonntagskind, es kann's euch anſehen.

Hauptmann.

Und wie?

Mutter.

Wer vom Kaiſer einen Auftrag hat, den ſieht es mit einem Schein um den Kopf.

Hauptmann.

Ich einen Schein um den Kopf?

Mutter.

Fragt ihn ſelbſt.

Hauptmann.

Iſt's wahr, mein Kind? Siehſt du einen Schein um mein graues Haupt?

Knabe

(ſich in einer Art von Tanz drehend).

Einen lichten Schein, einen milden Schein, er ſtrahlet hell der güldne Schein — Er färbt ſich roth der wilde Schein.

(Schreit und läuft fort.)

Hauptmann.

Was haſt du, gutes Kind? Bleib! Ich will dir ja nichts zu leide thun.

Knabe (in der Ferne).

Ihr ſeht ſo fürchterlich aus, ſo kriegeriſch, ſo ſiegeriſch. Fliehen muß man, zittern und fliehen.

(Schreit und entfernt ſich.)

Hauptmann.

Nun ſo wollt ich, daß alle meine Feinde Sonntagskinder wären! Nicht nur große Thaten, Wunderthaten wollt ich thun.

Reiſiger.

Dort unten gehen die Händel ſchon los! Sie ſind einander in den Haaren.

Hauptmann.

O wer doch jetzt dort unten wäre! Ich fühle mich einen ganz andern Mann, ſeitdem ich weiß, daß ich einen Schein um den Kopf habe.

Reiſiger.

Das Gefecht wird immer ſtärker, man ſieht's am Staube.

Hauptmann.

Der Hinterhalt iſt gewiß zur rechten Zeit hervorgebrochen. Ich muß doch mit Augen ſehen, wie es zugeht.

(Er ſetzt ſich langſam in Bewegung.)

Reiſiger.

Waffnet euch! Rüſter euch! Der Feind iſt auf der Höhe.

Hauptmann.

Der Feind? Ihr ſpaßt! Woher käme denn der?

Reiſiger.

In allem Ernſt.

Hauptmann.

Iſt ihn denn niemand gewahr worden?

Reiſiger.

Aus den Felſenſchluchten ſteigen ſie mit Macht herauf, ſie rufen: Sanct Georg und ſein Segen! Sanct Georg und ſein Degen! Ein Jüngling zieht vor ihnen her, gerüſtet und geſchmückt wie Sanct Georg ſelbſt. Eure Leute fliehen ſchon um den Hügel herum. Seht nur hin!

Hauptmann.

Rüſtet euch! Kommt! Rüſtet euch! Schnell! Haltet Stand, bis wir in Ordnung ſind. Oh! wenn's doch lauter Sonntagskinder wären!

(Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Georg. Einige Knechte. Faud. Reichstruppen.

(Die Reichstruppen fliehen.)

Georg (mit einer Fahne).

Sie fliehen ohne ſich umzuſehen. Welch ein Schrecken überfiel ſie! Das kam von Gott!

Knechte (kommen und packen an).

Faud.

Glück zum Probeſtück! Das iſt gut gelungen, gleich eine Fahne! Du glücklicher Fant! Treibe nur das Volk

zuſammen, das beſädt ſich ſchon. — Macht euch auf, ihr alten Beine! Ich bin doch noch eher beim Herrn, als die Saumroſſe da.

(Ab.)

Georg.

Belaſtet euch nicht mit Beute, das bleibt am Ende doch unſer, wenn wir brav ſind. Ihr könnt's nicht laſſen? Nun ſo verſteckt's nur geſchwind in die Felſenſchluchten, und dann gleich wieder hinab zu Götzen in's Gefecht.

Knechte räumen meiſt alles weg.

Zigeunerknabe.

Schöner Knabe, frommer Knabe, willſt du hören künftige Dinge? Hören, was den ſchönen frommen Knaben erwartet?

Georg.

Fromm bin ich, deßwegen mag ich aus deinem Munde von der Zukunft nichts hören. — Hinunter in's Gefecht mit dem Ehrenzeichen unſrer Vorarbeit.

Zigeunerknabe.

Schöner Knabe! Frommer Knabe! Deine Hand! Ich ſage dir die Wahrheit, die gute Wahrheit.

Georg.

Hinweg du Kobold! Frevelhafte Lügenbrut! Ich vertrau auf Gott; was der mir beſchieden hat, wird mir werden. — Ich bete zu meinem Heiligen, der wird mich ſtärken und ſchützen. Sanct Georg und ſein Segen! Sanct Georg und ſein Degen! (Ab.)

Knechte (wegſchleppend).

Sanct Georg und ſein Segen!

Zigeunerknabe.

Da liegt noch viel, und manches liegt verzettelt an dem Hügel her.

Mutter.

Zuſammen was du faſſen kannſt, und immer ins Gewölb hinein.

Knabe ſammelt und verbirgt's.

Mutter.

Das Gefecht zieht ſich am Hügel her. Sie bringen einen Verwundeten herauf.

(Verbergen ſich.)

Dreyzehnter Auftritt.

Selbiz verwundet, getragen von Knechten, begleitet von Faud.

Selbiz.

Legt mich hierher! Weit genug habt ihr mich geſchleppt. Faud, ich dank dir für das Geleit. Nun zurück zu deinem Herrn, zurück zu Gözen.

Faud.

Laßt mich hier! Drunten bin ich unnütz; ſie haben meinen alten Knochen dergeſtalt zugeſetzt, daß ich wie gembrſelt bin. Kaum tauglich zum Krankenwärter.

Zwieſpalt.

Wenn links an Baches Rand
Cupido flötet,
Im Felde rechter Hand
Mavors drommetet,
Da wird dorthin das Ohr
Lieblich gezogen,
Doch um des Liedes Flor
Durch Lärm betrogen.
Nun flötet's immer voll
Im Kriegesthunder,
Ich werde raſend, toll;
Iſt das ein Wunder?
Fort wächſt der Flötenton,
Schall der Poſaunen,
Ich irre, raſe ſchon;
Iſt das zu ſtaunen?

Selbiz.

Nun denn ihr Geſunden, fort mit euch! ins Gefecht mit euch!

(Knechte ab.)

Selbiz.

O wer doch wüßte wie's dort unten zugeht!

Faud.

Geduld! Auf der Mauer da ſieht man ſich weit um.

(Er ſteigt hinauf.)

Selbiz.

Hier ſitzen wir nun, vielleicht um nicht wieder aufzuſtehen. Das muß ein Reitersmann jeden Tag erwarten, und wenn's kommt will's einem doch nicht gefallen.

Faud (oben).

Ach Herr!

Selbiz.

Was ſiehſt du?

Faud.

Eure Reiter fliehen ins weite Feld.

Selbiz.

Hölliſche Schurken! ich wollte ſie ſtünden, und ich hätte eine Kugel vor den Kopf. Siehſt du Götzen?

Faud.

Die drey ſchwarzen Federn ſeh ich mitten im Getümmel.

Selbiz.

Schwimme, braver Schwimmer! Ich bin leider an den Strand geworfen.

Faud.

Ein weißer Federbuſch. Wer iſt das?

Selbiz.

Joſt von Werdenhagen.

Faud.

Götz drängt ſich an ihn. — Bau! Er ſtürzt!

Selbiz.

Joſt?

Faud.

Ja, Herr.

Selbiz.

Wohl! Wohl! Der Kühnſte und Derbſte unter allen.

Faud.

Weh! Weh! Götzen ſeh ich nicht mehr.

Selbiz.

So ſtirb, Selbiz.

Faud.

Ein fürchterlich Gedräng wo er ſtund. Georgs blauer Federbuſch verſchwindet auch.

Selbiz.

Komm herunter. Siehſt du Lerſen nicht?

Faud.

Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbiz.

Nichts mehr! Komm! Wie halten ſich Sickingens Reiter?

Faud.

Gut. — Da flieht einer nach dem Wald. — Noch einer! Ein ganzer Trupp. Götz iſt hin.

Selbiz.

Komm herab!

Faud.

Wohl! Wohl! Ich ſehe Götzen! Ich ſehe Georgen.

Selbiz.

Zu Pferd?

Faud.

Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehen.

Selbiz.

Die Reichstruppen?

Faud.

Die Fahne mitten drinn, Götz hinten drein. Sie zerſtreuen ſich. Götz erreicht den Fähndrich. Er hat die Fahne — Er hält. Eine Hand voll Menſchen um ihn herum. Georg mit des Hauptmanns Fahne ſeh ich auch.

Selbiz.

Und die Flüchtigen?

Faud.

Zerſtreuen ſich überall. Hier läuft ein Trupp am Hügel hin, ein anderer zieht ſich herauf, gerad hierher. O weh, beſter Herr, wie wird es euch ergehen.

Selbiz.

Komm herunter und zieh! Mein Schwert iſt ſchon

heraus. Auch ſitzend und liegend will ich ihnen zu ſchaffen machen.

Vierzehnter Auftritt.

Blinzkopf. Ein Trupp Reichsknechte. Vorige.

Blinzkopf (fliehend).

Geſchwind! Geſchwind! Rettet eure Haut. Alles iſt auseinander geſprengt. Sälvirt dem Kaiſer ein paar tüchtige Leute für die Zukunft. (Sich umſehend.) Was! Was iſt das? Da liegt einer, ich kenn' ihn, es iſt Selbiz. Er iſt verwundet. Fort mit ihm! Auf der Retirade noch ein glücklicher Fang.

Faud

(der herumgeſprungen iſt und ſich mit bloßem Schwert vor Selbiz ſtellt).

Erſt mich!

Blinzkopf (der ſich zurückzieht).

Freilich ſollſt du voraus.

(Die Knechte kämpfen, die Menge übermannt und entwaffnet Faud, und ſchleppt ihn fort, indem er ſich unaufhörlich wehrt.)

Blinzkopf.

Nun dieſen Lahmen aufgepackt.

Selbiz

(indem er ihn mit dem Schwerte trifft).

Nicht ſo eilig!

Blinzkopf (in einiger Entfernung).

Wir ſollen wohl noch erſt complimentiren?

Selbiz.

Ich will euch die Ceremonien ſchon lehren!

(Anfall der Knechte.)

Blinzkopf (zu den Knechten).

Nur ohne Umſtände! (Sie faſſen ihn an.)

Fünfzehnter Auftritt.

Lerſe. Vorige. Zuletzt Faud.

Lerſe.

Auf mich! hierher! auf mich! Das iſt eure Tapferkeit, ein halb Dutzend über Einen! (Er ſpringt unter ſie und ficht nach allen Seiten.)

Selbiz.

Braver Schmied! Der führt einen guten Hammer!

Blinzkopf (entfernt ſich).

Lerſe

(indem er einen nach dem andern erlegt und den Letzten in die Flucht treibt).

Das nimm dir hin — und das wird dir wohl bekommen. — Taumle nur, du fällſt doch. — Du biſt wohl werth, daß ich noch einen Streich an dich wende. — Bleibe doch, ich kann dich nicht weglaſſen. Der iſt mir entgangen, es muß doch einer anſagen, wie ſie empfangen worden ſind.

Sel-

Selbiz.

Ich danke dir! gib mir deine Hand; dacht' ich doch wahrlich, ich wäre wieder jung und ſtünd auf meinen zwey Beinen.

Faud (kommend).

Da bin ich auch wieder mit dem ſchönſten Schwerte. Seht nur die Beute!

Lerſe.

Götz zieht herauf.

Sechzehnter Auftritt.

Götz. Georg. Ein Trupp. Vorige.

Selbiz.

Glück zu, Götz! Sieg, Sieg!

Götz.

Theuer! Theuer! Du biſt verwundet, Selbiz.

Selbiz.

Du lebſt und ſiegſt! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! — Wie biſt du davon gekommen?

Götz.

Dießmal galt's. Und hier Georgen dank' ich das Leben, und hier Lerſen dank' ich's. Ich warf den Werdenhagen vom Gaul. Sie ſtachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein; Georg hieb ſich zu mir und

ſprang ab; ich wie der Blitz auf ſeinen Gaul; wie der Donner ſaß er auch wieder. Wie kamſt du zum Pferd?

Georg.

Einem der nach euch hieb ſtieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie ſich ſein Harniſch in die Höhe zog. Er ſtürzt und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz.

Nun ſtacken wir, bis Franz ſich zu uns herein ſchlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerſe.

Die Schuften die ich führte, ſollten von außen hinein mähen, bis ſich unſere Senſen begegnet hätten, aber ſie flohen wie Reichsknechte.

Götz.

Es flohe Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf hieltest mir den Rücken frei; ich hatte mit den Kerls vor mir genug zu thun. Werdenhagens Fall half mir ſie ſchütteln und ſie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz.

Werdenhagen iſt euch entwiſcht?

Götz.

Sie hatten ihn gerettet.

Selbiz.

Und Lerſe rettete mich. Sieh nun, was er für Ar-beit gemacht hat.

Göz.

Dieſe wären wir los. Glück zu, Lerſe, Glück zu, Faud, und meines Georgs erſte wackre That ſey geſegnet. Kommt, Kinder, kommt! macht eine Bahre von Aeſten. Selbiz, du kannſt nicht auf's Pferd. Kommt in mein Schloß. Sie ſind zerſtreut, die Unſrigen auch. Wer weiß, was wir wieder zuſammen bringen!

(Gruppe in Bewegung.)

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Jarthausen. Kurzes Zimmer.

Erster Auftritt.

Marie. Sickingen.

Sickingen.

Du siehst, meine Hoffnungen sind eingetroffen, Götz kehrt siegreich zurück, und du wirst deinen geliebten Bruder, für den du so ängstlich sorgtest, bald wieder vor dir sehen.

Marie.

Er hat sich für einen Augenblick Luft gemacht; wie wenig heißt das gegen die Uebel, die ihn bedrohen!

Sickingen.

Ueber den Augenblick geht unsre Thätigkeit nicht hinaus, selbst wenn unsere Plane weit in der Ferne liegen. Laß auch uns das Glück der schönen Stunde nicht versäumen, die mich dir zuführt, die dich zu der Meinigen machen soll.

Marie.

Auch bei diesem deinem edlen Erbieten wächst meine Sorge, meine Verlegenheit! Willst du dich an uns an-

ſchließen, wo du weder Macht noch Glück findeſt? Was treibt dich, einer fremden Unbekannten die Hand zu reichen?

Sickingen.

Du biſt mir weder fremd noch unbekannt. — Deinem Bruder vertrau ich ſchon lange, und du biſt von frühen Zeiten meine Liebe. Lächle nur! ſtaune nur! Ich will es dir erklären. Vielleicht erinnerſt du dich kaum, daß du, mit deiner Mutter, auf dem Reichstag zu Speyer warſt. Dort gab es viele Feſte, Bankette und Tänze. An einem ſchönen Tage traſt du mit deiner Mutter die Stufen herunter in den großen, kühlen, geſellſchaftreichen Gartenſaal, wo, zu mancherlei Tanzmuſik, Trompeten und Pauken erklangen. Mein Oheim ging euch entgegen und reichte deiner ſtattlichen Mutter die Hand, um ſich mit ihr an den Reihen anzuſchließen; ich reichte ſie dir, dem ſanften, liebenswürdigen Kinde. Du warſt neu in dieſer Welt, und du bewegteſt dich darin mit unſchuldiger Freiheit, mit himmliſcher Anmuth. Damals, als du mit deinen blauen Augen zu mir herauf ſchauteſt, fühlte ich den Wunſch, dich zu beſitzen. Lange war ich von dir getrennt, jener Wunſch blieb lebendig, ſo wie jenes Bild, wie der Eindruck jenes Blickes. — Eigentlich komme ich nur zurück —

Im Gegenwärtigen Vergangnes.

Roſ' und Lilie morgenthaulich
Blüht im Garten meiner Nähe;
Hinten an, bebuſcht und traulich,
Steigt der Felſen in die Höhe;
Und mit hohem Wald umzogen,
Und mit Ritterſchloß gekrönet,
Lenkt ſich hin des Gipfels Bogen,
Bis er ſich dem Thal verſöhnet.

Und da duftet's wie vor Alters,
Da wir noch von Liebe litten,
Und die Saiten meines Pſalters
Mit dem Morgenſtrahl ſich ſtritten;
Wo das Jagdlied aus den Büſchen
Fülle rundes Tons enthauchte,
Anzufeuern, zu erfriſchen
Wie's der Buſen wollt' und brauchte.

Nun die Wälder ewig ſproſſen,
So ermuthigt euch mit dieſen,
Was ihr ſonſt für euch genoſſen
Läßt in andern ſich genießen.

Zweyter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz.

Das wäre so weit gut abgelaufen.

Sickingen.

Glück zu!

Marie.

Tausendmal willkommen!

Götz.

Nun aber vor allen Dingen in die Capelle.

Marie.

Wie meinst du?

Götz.

Ich hoffe, daß ihr einig seyd.

Sickingen.

Wir sind's.

Götz.

Nur geschwind, daß ihr auch eins werdet. Ich habe bei meinem Zuge auf alles gedacht, und auch einen Caplan mit herein geführt. Kommt! Kommt! Die Thore sind geschlossen, wie sich's ziemt. Weibern, Pfaffen und Schreibern muß man zu ihren Hanthierungen eine sichre Stätte verschaffen.

Marie.

Hört! sagt, wie steht es überhaupt mit euch, mit euern Leuten?

Götz.

Das ſollſt du nachher vernehmen! — Jetzt vor den Altar, und da, im Angeſichte Gottes, fromme Wünſche für dich und deinen Gatten, das Uebrige wird ſich geben.

(Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Saal mit Waffen, im Grunde eine Capellthüre.

Lerſe und Georg mit Fahnen, eine Reihe Gewappneter an der rechten Seite.

Georg.

Das iſt auch luſtig, daß wir gleich zum Kirchgange aufziehen.

Lerſe.

Und daß dieſe Fahnen gleich ein Brautpaar ſalutiren.

Georg.

Ich höre zwar das Läuten recht gern, aber dießmal wollt ich, es wäre vorbei, damit wir auskundſchafteten, wie es draußen ſteht.

Lerſe.

Nicht ſonderlich ſteht's! Das weiß ich ohne Kundſchafs.

Georg

Freilich! die Unſern ſind zerſprengt und der Andern ſind viele, die ſich ſchon eher wieder zuſammenfinden.

Lerse.

Das thut uns nichts! Wenn sich so ein paar Männer wie Sickingen und Berlichingen verbinden, wissen sie schon warum. Gib Acht, Sickingen führt unserm Herren hinreichende Mannschaft zu. So überlegt ich's und so wird's werden.

Georg.

Ganz recht. Nur getrost und munter! und gelegentlich wacker zugeschlagen. Die Ritter mögen sorgen! Dafür befehlen sie uns ja.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Zwey Chorknaben. Ein Priester. Götz mit Sickingen. Elisabeth mit Marie. Einige Frauen und Männer von den Hausgenossen.

(Sie ziehen mit Gesang um's Theater. Die Wache salutirt mit Picken und Fahnen. Der Zug geht in die Capelle. der Gesang dauert fort.)

Georg

(indem er seine Fahne abgibt).

Ich schließe mich auch an. So etwas Feierliches hab ich gar zu gern.

(Der Gesang endet.)

Fünfter Auftritt.

Götz. Lerse. Knechte.

Götz.

Wie ſieht es aus, Lerſe? Die Mannſchaft mag ſich nun auf die Mauern vertheilen.

Lerſe.

Erlaubt ihr, ſo rüſten ſie ſich noch beſſer. Das gibt mehr Zutrauen.

Götz.

Nehmt von den Harniſchen, Pickelhauben und Helmen was ihr wollt.

(Die Knechte rüſten ſich auf beiden Seiten. Der Zug kommt aus der Capelle und zieht durch ſie durch. Erſt die Hausgenoſſen, dann die Chorknaben, dann der Prieſter. Indeſſen ſpricht Götz mit Lerſe.)

Götz.

Sind die beiden Thore gut beſetzt?

Lerſe.

Ja, Herr, und für den Augenblick wohl verſchloſſen und verwahrt.

Götz.

Sickingen geht gleich nach der Trauung fort.

Lerſe.

Ich verſtehe. Um euch Mannſchaft zuzuführen.

Götz.

Das wird ſich finden. Du mußt ihn zum Unterthore hinausgeleiten.

Lerſe.

Ganz recht! Denn vor'm Oberthore iſt's nicht ganz ſicher, da ſchwärmt ſchon wieder ein Trupp Reichsvögel herum.

Götz.

Du führſt ihn am Waſſer hin und über die Furt, da mag er in Frieden ſeines Wegs ziehn. Du ſiehſt dich um und kommſt bald wieder.

Lerſe.

Ja, Herr.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Sickingen, Marie, Eliſabeth aus der Carrée. Götz.

(Man hört in der Ferne Trommeln zu Bezeichnung des feindlichen Anmarſches.)

Götz.

Gott ſegne euch, gebe euch glückliche Tage und behalte die, die er abzieht, für eure Kinder.

Eliſabeth.

Und eure Kinder laß er ſeyn, wie ihr ſeyd, rechtſchaffen, und dann mögen ſie werden, was ſie wollen.

Sickingen.

Ich danke euch, und danke euch, Marie. Ich führte euch an den Altar, und ihr ſollt mich zur Glückſeligkeit führen.

Marie.

Wir wollen zuſammen eine Pilgrimſchaft nach dieſem fremden, gelobten Lande antreten.

Götz.

Glück auf die Reiſe! Lerſe ſoll euch auf den Weg bringen.

Marie.

So iſt's nicht gemeint, wir verlaſſen euch nicht.

Götz.

Ihr ſollt, Schweſter.

Marie.

Du biſt ſehr unbarmherzig, Bruder.

Götz.

Vorſicht muß unbarmherzig ſeyn.

Siebenter Auftritt.

Vorige. Georg.

Georg (heimlich zu Götz).

Sie ziehen ſich auf der Höhe zuſammen und umlagern von der einen Seite das Schloß. Unten über dem Waſſer ſeh ich noch niemand.

(Trommeln, immer wachſend, doch nicht zu nahe.)

Götz (für ſich).

Gerade wie ich mir's dachte. (Laut) Ohne Hochzeitmahl muß ich euch entlaſſen. — (Halblaut zu Sickingen) Ich

bitte euch, geht. Ihr verſteht mich. Beredet Marien. Sie iſt eure Frau, laßt ſie's zum erſtenmal fühlen.

Eliſabeth.

Liebe Schweſter, thu was er verlangt. Wir haben uns dabei noch immer wohl befunden.

Götz.

Es muß geſchieden ſeyn, meine Lieben. — Weine, gute Marie, es werden Augenblicke kommen, wo du dich freuen wirſt. Leb wohl, Marie! leb wohl, Bruder!

Marie.

Ich kann nicht von euch, Schweſter. Lieber Bruder, laß uns hier. Achteſt du meinen Mann ſo wenig, daß du in dieſer Noth ſeine Hülfe verſchmähſt?

Götz.

Ja, es iſt weit mit mir kommen. Vielleicht bin ich meinem Sturze nahe. Ihr beginnt heut zu leben, und ihr ſollt euch von meinem Schickſal trennen. Ich hab eure Pferde zu ſatteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Marie.

Bruder! Bruder!

Eliſabeth (zu Sickingen).

Geht ihm nach! Geht.

Sickingen.

Liebe Marie, laßt uns gehen.

Marie.

Du auch? Mein Herz wird brechen.

(Trommeln.)

Götz.

So bleib denn! In wenigen Stunden wird meine Burg umringt seyn.

Marie.

Weh! Weh!

Götz.

Wir werden uns vertheidigen, so gut wir können.

Marie.

Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Götz.

Und am Ende werden wir sterben oder uns ergeben. Du wirst deinen edlen Gatten mit mir in ein Schicksal geweint haben.

Marie.

Du marterst mich.

Götz.

Bleib! Bleib! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, du wirst mit mir in die Grube fallen. Ich hoffte, du solltest mir heraushelfen.

Marie.

Wir wollen fort! Schwester! Schwester!

Götz.

Bringt sie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen.

Ich will nicht ruhen noch rasten, bis ich euch außer Gefahr weiß.

Götz.

Schwester! liebe Schwester! (Er küßt sie.

Sickingen.

Fort, Fort!

Götz.

Noch einen Augenblick! — Ich seh euch wieder. Tröstet euch, wir sehen uns wieder!

(Sickingen und Marie ab.)

Götz.

Ich trieb sie, und da sie geht, möcht ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir.

Elisabeth.

Bis in den Tod.

(Ab.)

Götz.

Wen Gott lieb hat, dem geb er so eine Frau.

(Trommeln.)

Achter Auftritt.

Götz. Georg.

Georg.

In kleinen Haufen rücken sie von allen Seiten an. Ich sah vom Thurme ihre Piken blinken, ihrer sind nicht wenig; doch wollte mir's vor ihnen nicht bänger werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuse. Zwar dießmal spielen wir die Ratten.

Götz.

Seht nach dem Thor, nach den Riegeln, verrammelt's mit Balken und Steinen!

Georg ab.

Neunter Auftritt.

Götz. Dann Trompeter in der Ferne.

Götz.

Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit sollen sie mir an ihren eignen Nägeln verkauen. (Trompete von außen.) Aha! — ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird: ob wir Hundsfötter seyn wollen? (Geht ans's Fenster.) Was soll's?

Trompeter von ferne.

(NB. Man darf kaum etwas verstehen.)

Kund und zu wissen sey hiemit jedermänniglich, besonders euch dadrinnen in der Burg, daß Ihro Majestät, unser gnädigster Herr und Kaiser Maximilian, dich Götz von Berlichingen, wegen freventlicher Vergehungen an den Reichsgesetzen und Ordnungen —

Götz.

Einen Strick an deinen Hals!

Trompeter.

Nach vorläufiger rechtlicher Erkenntniß, in die Acht erklärt, als einen Beleidiger der Majestät.

Niemand wird uns dann beſchreien,
Daß wir's uns alleine gönnen;
Nun in allen Lebenszeiten
Müſſet ihr genießen können.

Und mit dieſem Lied und Wendung
Sind wir wieder bei Hafiſen,
Denn es ziemt des Tags Vollendung
Mit Genießern zu genießen.

Götz.

Beleidiger der Majestät? Die Ausforderung hat ein Pfaff gemacht.

Tromperer.

Und Befehl gegeben, dich zu fahen und zu stellen, deßhalb du vorläufig ermahnt wirst, dich dem ausgesandten Hauptmann auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und Kaiserlicher Milde dich und die Deinigen zu überliefern.

Götz.

Mich ergeben? auf Gnad und Ungnade? Mit wem sprecht ihr? Bin ich ein Räuber? Sage deinem Hauptmann, vor Ihro Kaiserlichen Majestät habe ich allen schuldigen Respect! er aber, sag's ihm — er kann zum Teufel fahren.

(Schmeißt das Fenster zu.)

Zehnter Auftritt.

Götz. Lerse. Knechte.

Lerse.

Wir haben die Munition ausgetheilt. Pulver ist wohl da, aber die Kugeln sind spärlich zugemessen.

Götz.

Hier ist Gießzeug. Sieh dich nach Blei um. Indessen wollen wir uns mit Armbrüsten behelfen. (Indem er eine Armbrust nimmt, zum Knecht) Trage die übrigen hinauf.

auf. Wo ein Bolzen treffen kann, muß man keine Kugel verſchwenden.

(Man hört von Zeit zu Zeit ſchießen, doch nicht zu nahe.)

Eilfter Auftritt.

Lerſe. Georg.

Lerſe.

Hier iſt nicht lange zu feiern, alle Vortheile gelten! Habe ich doch ſchon Gefängnißgitter in Hufeiſen umſchmieden ſehen. Das Blei hat hier lange genug ausgeruht, mag es auch einmal fliegen.

(Er hebt ein Fenſter aus, ſchlägt die Scheiben ein und wickelt das Blei zuſammen, um es einzuſchmelzen. Draußen wird geſchoſſen.)

So geht's in der Welt! weiß kein Menſch, was aus den Dingen werden kann. Der Glaſer, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem ſeiner Urenkel garſtiges Kopfweh machen könnte. (Er gießt.)

Georg (kommt mit einer Dachrinne).

Da haſt du Blei; wenn du nur mit der Hälfte trifft, ſo entgeht keiner, der Ihro Majeſtät anſagen kann: Herr, wir haben uns proſtituirt.

Lerſe.

Ein brav Stück! Wo haſt du's her?

Georg.

Aus der Dachkehle, zwiſchen dem Thurm und dem Schloß.

Lerse.

Von wo der Regen nach dem kleinen Hof fällt?

Georg.

Der Regen mag sich einen andern Weg suchen, mir ist nicht bange für ihn. Ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerse.

Halte den Löffel. (Er geht ans Fenster.) Da zieht so ein Reichsdrurer mit der Büchse herum. Die denken, wir haben uns verschossen; er soll die Kugel versuchen, heiß wie sie aus der Pfanne kommt.

Georg (ißt indessen).

Es ist doch artig, wie eine der andern so ähnlich sieht! Wenn man doch auch so eine Form hätte, wackere Reiter zu gießen, wie wollten wir ein ganzes Schloß voll erst fertig machen und auf Einmal alsdann die Thorflügel auseinander und unter die Feinde hinausgesprengt! Wie sollten die sich verwundern!

Lerse.

Nun gib Acht. (Er lauert.) Da liegt der Spatz!

Georg.

Laß sehen! Der schoß vorhin nach mir, als ich zum Dachfenster hinausstieg und das Blei holen wollte; er traf eine Taube die nicht weit von mir saß, sie stürzte in die Rinne, ich dankte ihm für den Braten und stieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Götz.

Götz.

Womit beſchäftigt, Kinder?

Georg.

Ein Paternoſter ohne Schnur zu verfertigen. Seht her, wie blank die Kugeln ſind.

Götz.

Die Sache gewinnt ein ander Anſehen. Georg, geſchwind auf den Mauern herum! und ſage den Meinigen, ſie ſollen nicht ſchießen, bis die draußen wieder anfangen.

Georg.

Den Augenblick!

(Ab.)

Lerſe.

Halten die draußen ein mit Schießen?

Götz.

Ja, und ſie bieten mit allerlei Zeichen und weißen Tüchern einen Vertrag.

Lerſe.

Sie ſind es bald müde geworden.

Götz.

Der Hauptmann wünſcht ſich nach Hauſe.

Lerſe.

Ich will zu ihnen hinaus, und hören was es ſoll.

Götz.

Sie werden verlangen, daß ich mich ritterlich gefänglich stelle.

Lerse.

Das ist nichts! Wenn sie nichts besseres wissen, so warten wir auf den Succurs, den euch Sickingen gewiß zusendet.

Götz.

Daher ist nichts zu erwarten.

Lerse.

Nichts? Wäre das möglich?

Götz.

Es hat seine gute Ursachen.

Lerse.

Auf alle Fälle will ich hinaus. Man hört doch wie sie gesinnt seyn mögen, und ihr konnt fortan thun und lassen, was euch belieben mag. (Ab.)

Dreyzehnter Auftritt.

Götz. Mehrere Knechte mit einem Trupp. Georg und Faud mit Trümmern.

Götz.

Wenn wir auf leidliche Bedingungen wieder in's Freie gelangen, so werden wir uns gleich wieder behaglicher finden.

Georg.

So muß euer alter Eßtiſch auch einmal vom Platze; denn da vorn in dem Erker, wo ihr ſo luſtig ſpeiſtet, haben ſie ſchon zweymal hineingeſchoſſen.

Faud.

Unſre Frau ſagt: weil eben doch Feierſtunde ſey, ſo wäre auch Zeit etwas zu genießen. Wir ſollen decken, nicht als ob ſie euch viel auftiſchen könnte.

Georg.

Die Herren da draußen haben es recht klug gemacht; ſie haben ihr vor allen Dingen die Küchendſſe eingeſchoſſen, ſie denken, das iſt der empfindlichſte Theil des Hauſes.

Götz.

Nur zu, Kinder! Wir andern müſſen oft genug aus der Hand ſpeiſen, daß jeder gedeckte Tiſch uns feſtlich erſcheint.

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Eliſabeth. Knechte (mit kalten Speiſen und einigen Krügen Wein).

Götz (die Tafel beſchauend).

Das ſieht noch ſo ganz reichlich aus. Bis auf den Wein, meine Liebe, den haſt du knapp zugemeſſen.

Eliſabeth.

Es iſt der letzte — (heimlich) bis auf zwey Krüge, die hab ich für dich bei Seite geſetzt.

Götz.

Nicht doch, Liebe! gib ſie nur auch her. Sie brauchen Stärkung, nicht ich. Mein iſt ja die Sache.

(Indeſſen ſie ſich um den Tiſch ſtehend ordnen, werden noch zwey Krüge aufgetragen.)

Götz.

Von dieſem ſpärlichen Mahle wendet hinauf den Blick zu eurem Vater im Himmel, der alles ernährt, der euch nah iſt zur guten und böſen Stunde, ohne deſſen Willen kein Haar von eurem Haupte fällt. Vertraut ihm! dankt ihm! (Er ſetzt ſich, mit ihm alle.) Und nun fröhlich zugegriffen!

Georg.

Ja, Herr! ich bin auch am heiterſten wenn ich gebetet habe.

Götz.

Laßt uns, meine Kinder, nach guter alter Sitte bei Tiſch nur des Erfreulichen gedenken. Und wenn uns dießmal die Gefahr zuſammen bringt, wenn ſie Herrn und Knecht an Einem Tiſch verſammelt, ſo laßt uns erwägen, daß Lebensgenuß ein gemeinſam Gut iſt, deſſen man ſich nur in Geſellſchaft erfreuen kann.

Faud.

Iſt mir erlaubt, eine Geſundheit auszubringen?

Götz.

Laßt hören.

Faud.

Es lebe der Burgherr unser Vater und Führer!

Alle wiederholen es.

Götz.

Dank euch! Dank euch von Herzen! Es muß ein Herr seyn im Hause, ein Führer in der Schlacht. Wohl ihm, wohl allen, wenn er seine Pflicht kennt und ihr genugzuthun vermag. Nun, Georg, ist's an dir.

Georg.

Es lebe der Reiterstand!

Alle wiederholen es.

Georg.

Dabei will ich leben und sterben, denn was kann stiger und ehrenvoller seyn?

Götz.

Das geht schon eine Weile; aber ein höheres Wohl schwebt über dem unsrigen. Das laßt unsre Wünsche befeuern.

Georg.

Laßt hören!

Götz.

Es lebe der Kaiser!

Alle wiederholen es.

Götz.

Weisheit seiner Krone, seinem Scepter Macht! Für-

ſten, die ſich an ihn ſchließen, wie ihr an mich, die in ſeinem Sinne wirken, wie ich für ihn wirken möchte! Uebereinſtimmung als Pfand unſrer Freiheit!

Georg.

Da müßte viel anders werden.

Götz.

So viel nicht, als es ſcheinen möchte! Oh, daß bei Großen und Kleinen Verehrung des Kaiſers, Fried und Freundſchaft der Nachbarn, Liebe der Unterthanen als ein koſtbarer Familienſchatz bewahrt würde, der auf Enkel und Urenkel forterbt! Jeder würde das Seinige erhalten, es innerlich vermehren, ſtatt daß ſie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn ſie nicht andere verderben.

Georg.

Würden wir hernach auch reiten?

Götz.

Wollte Gott, es gäbe keine unruhigen Köpfe in ganz Deutſchland, wir würden deßwegen noch zu thun genug finden. Wir könnten Gebirge von Wölfen ſäubern, unſerm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen und dafür die Suppe mit ihm eſſen. Wär uns das nicht genug, wir wollten uns mit unſern Brüdern, gleich Cherubim bewaffnet mit flammenden Schwertern, vor die Gränzen des Reichs, gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchſe die Franzoſen lagern, und zugleich unſers theuern Kaiſers ausgeſetzte Länder und die Ruhe des Ganzen beſchützen. Das wäre

ein Leben, Georg, wenn man ſeine Haut für das allgemeine Wohl darbieten könnte!

Georg ſpringt auf.

Götz.

Wo willſt du hin?

Georg.

Ach! ich vergaß, daß wir eingeſperrt ſind. — Und der Kaiſer hat uns eingeſperrt! — Und unſere Haut davon zu bringen, ſetzen wir unſere Haut dran.

Götz.

Sey gutes Muths.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Lerſe.

Alle ſtehen auf.

Lerſe.

Freiheit! Freiheit! Das ſind elende Menſchen. Der Hauptmann ein Wollſack ohne Entſchluß, der Lieutenant ein toller Grobian ohne Sinn, und hinten ſtand noch ein Buckelorum, der auch was mit munkelte und zuletzt das Papier verfaßte. Da leſt: ihr ſollt abziehen mit Gewehr, Pferden, Rüſtung. Proviant ſollt ihr dahinten laſſen.

Götz.

Sie werden ſich daran die Zähne nicht ſtumpf kauen.

Lied und Gebilde.

Mag der Grieche ſeinen Thon
Zu Geſtalten drücken,
An der eignen Hände Sohn
Steigern ſein Entzücken;

Aber uns iſt wonnereich
In den Euphrat greifen,
Und im flüſſ'gen Element
Hin und wieder ſchweifen.

Löſcht' ich ſo der Seele Brand,
Lied es wird erſchallen;
Schöpft des Dichters reine Hand,
Waſſer wird ſich ballen.

Lerſe.

Eure Habe ſoll treulich unter Gewahrſam genommen werden. Ich ſoll dabei bleiben.

Götz.

Kommt! Nehmt die beſſeren Gewehre mit weg, laßt die geringern hier. Lerſe, beſorge das! Komm Eliſabeth! Durch eben dieſes Thor führte ich dich als junge Frau, wohl ausgeſtattet herein. Fremden Händen überlaſſen wir nun unſer Hab und Gut. Wer weiß, wann wir wiederkehren. Aber wir werden wiederkehren, und uns drinnen in dieſer Capelle, neben unſern würdigen Vorvordern zuſammen zur Ruhe legen.

(Ab mit Eliſabeth.)

Sechzehnter Auftritt.

Georg. Lerſe. Faud. Knechte.

Georg

(indem er eine Jagdtaſche umhängt und einiges vom Tiſche einſteckt).

Es ſing ein Knab ein Vögelein — Hm hm!
Da lacht er in den Käfich nein — Hm hm! So ie! Hm hm!
Der freut ſich drauf ſo lappiſch — Hm hm!
Und griff hinein ſo täppiſch — Hm hm!
Da flog das Vöglein auf das Haus — Hm hm!
Und lacht den dummen Buben aus — Hm hm!

(Er empfängt zuletzt noch eine Büchſe von Lerſe und geht ſingend ab.)

Lerſe

(der nach und nach die Knechte mit Gewehr fortgeſchickt hat, zu Faud).

Nun mache daß du fort kommſt. Wähle nicht ſo lange.

Faud.

Laß mich! wer weiß wann mir's wieder ſo wohl wird, mir eine Büchſe ausſuchen zu dürfen. Und ich trenne mich ſo ungern von dem allen.

Lerſe.

Horch! (Man hört ein Geſchrei, es fallen einige Schüſſe.) Horch! — Hilf heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferde! — Hinunter! Hinunter!

(Ab.)

Faud.

Georg hält ſich noch. Hinunter! Wenn ſie ſterben, mag ich nicht leben. (Ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Nacht. Vorzimmer.

Franz, nachher Weislingen.

Franz

(in einem Maskenkleid die Jugend vorſtellend mit einer bunten und geſchmückten Fackel).

Alles ihr zu Liebe, ſo auch dieſe Mummereyen! Und welchen Lohn? O Gott! wie ſchlecht gelohnt!

Weislingen

(im Hauskleide, sein Knabe leuchtet, und geht wieder ab).

Wo ist Adelheid?

Franz.

Sie schmückt sich zur Mummerey.

Weislingen.

Bist du's? Ich kannte dich nicht. Also auch zum Schönbart laufen?

Franz.

Ihr gabt mir ja die Erlaubniß, eurer Frauen vorzuleuchten.

Weislingen.

Das ganze Jahr habt ihr die Erlaubniß vernünftig zu seyn und bedient euch deren nicht. Was stellt sie vor?

Franz.

Verderbt ihr die Freude nicht; sie wollte so eben in eurem Zimmer aufziehen.

Weislingen.

Was stellt sie vor? Ueberraschungen lieb ich nicht.

Franz.

Weiß ich's doch selber kaum. Die Thorheit glaub ich, oder die Liebe.

Weislingen.

Wohl beides zugleich.

Achtzehnter Auftritt.

Vorige. Adelheid mit einem Maskengefolge.

Musik hinter der Scene.

Adelheid (noch hinter der Scene).

Franz!

Franz (hineilend).

Hier bin ich.

Adelheid (hinter der Scene).

Komm, daß der Zug beginne.

(Sie tritt ein, vor ihr Franz als Jugend, ein Gewappneter als Mann. Sie lehnt sich mit der linken Hand auf ein Kind, mit der rechten auf einen Greis. Alle viere tragen Fackeln und werden an Blumenketten von ihr geführt. Sie ziehen vor Weislingen vorbei, dann stellen sie sich.)

Weislingen.

Schön, reizend, wohl ausgedacht.

Adelheid.

Der Kaiser selbst hat diese Mummerey erfunden. Es gehören wohl hundert Figuren dazu, er wird auch selbst darunter seyn, denn er gibt seinen Augsburgern gar zu gern solche Feste mit Bedeutungen und Anspielungen, und weiß sie recht gut auszuführen.

Weislingen.

Und was bedeutest du?

Adelheid.

Nehmt euch aus meinem Spruch das Beste heraus.
Die Verse glaub ich hat der Kaiser gemacht.

Wollt es euch etwa nicht behagen,
Daß mir diese die Fackeln tragen;
So steht es einem jeden frei,
Er komme zum Dienst selbst herbei;
Denn es hat über Herrn und Knecht
Die Thorheit immer ein gleiches Recht.
Doch steckt hinter diesem Schönbart
Ein Gesicht von ganz andrer Art,
Das, würdet ihr es recht erkennen,
Ihr wohl dürftet die Liebe nennen,
Denn die Liebe und die Thorheit
Sind Zwillingsgeschwister von alter Zeit.
Ist die Thorheit doch unerträglich,
Wird sie durch Liebe nicht behäglich.
Und von der Lieb versteht sich's gar,
Daß sie nie ohne Thorheit war.
Drum dürft ihr nicht die Thorheit schelten,
Laßt sie wegen der Liebe gelten.

(Die vier Masken gehn ab.)

Weislingen.

Magst du denn wohl, daß ich dich in diesen Augenblicken des zerstreuten Leichtsinns von wichtigen Angelegenheiten unterhalte?

Adelheid.

Recht gern. Eine Mummerey ist schal, wenn nicht ein bedeutendes Geheimniß dahinter steckt.

Weislingen.

Alſo erfahre zuerſt, daß wahrſcheinlich Götz in dieſen Augenblicken in den Händen der Unſrigen iſt.

Adelheid.

Nun, habe ich dir nicht gut gerathen?

Weislingen.

Und das laſſen wir nun gut ſeyn; ſie werden ihn feſt halten, er wird aus der Reihe der Thätigen verſchwinden. Wir haben ihn ohnehin bisher zu wichtig behandelt.

Adelheid.

Gewiß! ich tadelte dich oft im Stillen, daß du ſein Andenken nicht los werden konnteſt.

Weislingen.

Die Meuterey der Landleute wird immer gewaltſamer, der Aufruhr nimmt zu und verbreitet ſich über Franken und Schwaben. Iſt er an einem Orte geſtillt, ſo bricht er an dem andern wieder aus. Mit Ernſt und Gewalt wird nun der Bund gegen ſie wirken; man hat mich zu einem Hauptmann gewählt, dieſe Tage ziehen wir.

Adelheid.

Und ſo ſoll ich wieder von dir entfernt ſeyn?

Weislingen.

Nein, Adelheid, du begleiteſt mich.

Adelheid.

Wie?

Weislingen.

Ich bringe dich auf mein Schloß in Franken; dor

biſt du ſicher und nicht allzuweit von dem Orte entfernt, wo ich wirke.

Adelheid.

Sollte ich hier am Hofe dir nicht nützlicher ſeyn können?

Weislingen.

Du biſt es überall.

Adelheid.

Es wird ſich überlegen laſſen.

Weislingen.

Wir haben nicht lange Zeit, denn ſchon morgen geht es fort.

Adelheid (nach einer kleinen Pauſe).

Nun denn! alſo heute zur Faſtnacht, und morgen in den Krieg.

Weislingen.

Du liebſt ja den Wechſel. Nun halte ich dich nicht länger auf.

Adelheid.

Leb wohl, morgen ſehe ich dich bei Zeiten.

Weislingen.

Eine bunte Nacht!

(Ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Adelheid, dann Franz.

Adelheid.

Sehr wohl! ich verstehe dich, und werde dir zu begegnen wissen. Die Kunst der Verstellung ist mir noch eigner als dir. Du willst mich vom Hofe entfernen, von hier, wo Carl, der große Nachfolger unsers Kaisers, in fürstlicher Jugend allen Hoffnungen gebietet? Sinne nur, beschließe, befehle! Mein Ziel verrückst du nicht. Franz!

Franz (kommt).

Gestrenge Frau?

Adelheid.

Weißt du nicht, was der Erzherzog heute auf der Mummerey vorstellt?

Franz.

Man sagt, er sey krank und komme nicht hinzu.

Adelheid.

Das ist Verstellung; unerkannt will er sich einschleichen. Nun gib wohl Acht, durchstreife den ganzen Saal und jede Vermuthung berichte mir. Willst du?

Franz.

Ich will.

Adelheid.

Was hast du? Du siehst so kummervoll.

Franz.

Es iſt euer Wille, daß ich mich todt ſchmachten ſoll; in den Jahren der Hoffnung laßt ihr mich verzweifeln.

Adelheid.

Er dauert mich — Er ſollte glücklich ſeyn. Nur gutes Muths, Junge! Ich fühle deine Lieb und Treu und werde dich nie vergeſſen.

Franz (beſtemmt).

Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keine andere Faſer an mir, keinen Sinn als euch zu lieben und zu thun was euch gefällt.

Adelheid.

Lieber Junge!

Franz.

Ihr ſchmeichelt mir! (In Thränen ausbrechend.) Wenn dieſe Ergebenheit nichts mehr verdient, als andere ſich vorgezogen zu ſehen, als eure Gedanken alle nach dem Carl gerichtet zu ſehen —

Adelheid.

Du weißt nicht was du willſt, noch weniger was du redeſt.

Franz

(mit Verdruß und Zorn mit dem Fuße ſtampfend).

Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid.

Franz, du vergißt dich.

Franz.

Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn.

Adelheid.

Geh mir aus dem Geſicht!

Franz.

Gnädige Frau!

Adelheid.

Geh, entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war eine Närrin, dich für etwas zu halten, das du nicht biſt.

Franz.

Liebe, gnädige Frau! ihr wißt, daß ich euch liebe.

Adelheid.

Und du warſt mein Freund, meinem Herzen ſo nahe. Geh, verrathe mich.

Franz.

Ich wollte mir ehe das Herz aus dem Leibe reißen! Verzeiht mir, gnädige Frau. Meine Bruſt iſt zu voll, meine Sinne halten's nicht aus.

Adelheid.

Lieber, warmer Junge!

(Sie faßt ihn bei den Händen, zieht ihn zu ſich und ihre Köpfe begegnen einander. Er fällt ihr weinend an den Hals.)

Laß mich!

Franz

(erſtickend in Thränen an ihrem Halſe).

Gott! Gott!

Dreistigkeit.

Worauf kommt es überall an
Daß der Mensch gesundet?
Jeder höret gern den Schall an
Der zum Ton sich rundet.

Alles weg, was deinen Lauf stört!
Nur kein düster Streben!
Eh er singt und eh er aufhört,
Muß der Dichter leben.

Und so mag des Lebens Erzklang
Durch die Seele dröhnen!
Fühlt der Dichter sich das Herz bang,
Wird sich selbst versöhnen.

Adelheid.

Laß mich. Die Mauern ſind Verräther. Laß mich. (Sie macht ſich los.) Wanke nicht von deiner Lieb und Treu, und der ſchönſte Lohn ſoll dir werden. Nun komm! (Ab.)

Franz.

Der ſchönſte Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater morden, der mir den Platz an ihrem Herzen ſtreitig machte. (Ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz, dann Eliſabeth, zuletzt Gerichtsdiener.

Götz.

Ich komme mir vor wie der böſe Geiſt, den der Capuziner in einen Sack beſchwor. Ich arbeite mich ab, und fruchte mir nichts. Die Meineidigen! — — Was für Nachrichten, Eliſabeth, von meinen lieben Getreuen?

Eliſabeth.

Nichts gewiſſes. Einige ſind erſtochen, einige liegen im Thurm. Es konnte, oder wollte niemand mir ſie näher bezeichnen.

Götz.

Iſt das Belohnung der Treue, der kindlichen Ergebenheit? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebeſt auf Erden.

Eliſabeth.

Lieber Mann, ſchilt unſern himmliſchen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen geboren: ein freies, edles Herz. Laß ſie gefangen ſeyn, ſie ſind frei.

Götz.

Ich möchte Georgen und Franzen geſchloſſen ſehn.

Eliſabeth.

Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Götz.

Ich wollte nicht weinen. Ich wollte die Zähne zuſammen beißen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, hättet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht ſatt an ihnen ſehen können. — Im Namen des Kaiſers ihr Wort nicht zu halten!

Eliſabeth.

Entſchlagt euch dieſer Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen erſcheinen ſollt. Ihr ſeyd nicht geſtellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Götz.

Was wollen ſie mir anhaben?

Eliſabeth.

Der Gerichtsbote.

Götz.

Eſel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehricht aufs Feld. Was gibt's?

Gerichtsdiener (weiter eintretend).

Die Herren Commiſſarii ſind auf dem Rathhauſe verſammelt und ſchicken nach euch.

Götz.

Ich komme.

Gerichtsdiener.

Ich werde euch begleiten.

Götz.

Viel Ehre.

Eliſabeth.

Mäßigt euch.

Götz.

Sey außer Sorgen.

(Alle ab.)

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Rathhaus.

Kaiſerliche Räthe. Rathsherren von Heilbronn. Nachher Gerichtsdiener. Zuletzt Götz.

Rathsherr.

Wir haben auf euern Befehl die ſtärkſten und tapferſten Bürger verſammelt, ſie warten hier in der Nähe auf euern Wink, um ſich Berlichingens zu bemeiſtern.

Erſter Rath.

Wir werden Ihro Kaiſerliche Majeſtät eure Bereitwilligkeit, ihrem hohen Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wiſſen. Es ſind Handwerker?

Rathsherr.

Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäusten und hier wohl beschlagen.

(Auf die Brust deutend.)

Rath.

Wohl!

Gerichtsdiener (kommt).

Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath.

Laßt ihn herein.

Götz (eintretend).

Gott grüß euch, ihr Herrn! Was wollt ihr mit mir?

Rath.

Zuerst, daß ihr bedenkt, wo ihr seyd und vor wem ihr steht.

Götz.

Bei meinem Eid, ich verkenne euch nicht, meine Herren!

Rath.

Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz.

Von ganzem Herzen.

Rath.

Setzt euch.

Götz.

Da unten hin? Ich kann stehen. Das Stühlchen

riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath.

So steht.

Götz.

Zur Sache, wenn's gefällig ist.

Rath.

Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz.

Bin's wohl zufrieden, wollt es wär von jeher geschehn.

Rath.

Ihr wißt, wie ihr auf Gnad und Ungnad in unsere Hände kamt.

Götz.

Was gebt ihr mir, wenn ich's vergesse?

Rath.

Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, würd ich eure Sache gut machen.

Götz.

Gut machen? Wenn ihr das könnter! Dazu gehört freilich mehr als zum verderben.

Schreiber.

Soll ich das alles protokolliren?

Rath.

Was zur Handlung gehört.

Götz.

Meinetwegen dürft ihr's drucken laſſen.

Rath.

Ihr wart in der Gewalt des Kaiſers, deſſen väterliche Gnade an den Platz der majeſtätiſchen Gerechtigkeit trat, euch anſtatt eines Kerkers Heilbronn, eine ſeiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verſprachet mit einem Eid, euch, wie es einem Ritter geziemt, zu ſtellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz.

Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath.

Und wir ſind hier euch Ihro Kaiſerlichen Majeſtät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, ſpricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urfehde abſchwören werdet, welche euch hiermit vorgeleſen werden ſoll.

Götz.

Ich bin Ihro Majeſtät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort eh ihr weiter geht. Meine Leute, wo ſind die? Was ſoll mit ihnen werden?

Rath.

Das geht euch nichts an.

Götz.

So wende der Kaiser sein Angesicht von euch, wenn ihr in Noth steckt! Sie waren meine Gesellen, und sind's. Wo habt ihr sie hingebracht?

Rath.

Wir sind euch davon keine Rechnung schuldig.

Götz.

Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden seyd, was ihr versprecht, geschweige —

Rath.

Unsre Commission ist, euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiser, und ihr werdet einen Weg finden, um eurer Gesellen Leben und Freiheit zu flehen.

Götz.

Euren Zettel!

Rath.

Schreiber, lest.

Schreiber (liest).

„Ich Götz von Berlichingen bekenne öffentlich durch „diesen Brief: daß, da ich mich neulich gegen Kaiser „und Reich rebellischer Weise aufgelehnt" —

Götz.

Das ist nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiserliche Majestät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath.

Mäßigt euch und hört weiter.

Götz.

Ich will nichts weiter hören. Tret einer auf und zeuge! Hab ich wider den Kaiser, wider das Haus Oesterreich nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewiesen, daß ich besser als einer fühle, was Deutschland seinem Regenten schuldig ist, und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freien, ihrem Kaiser schuldig sind? Ich müßte ein Schurke seyn, wenn ich mich könnte überreden lassen das zu unterschreiben.

Rath.

Und doch haben wir gemessenen Befehl, euch in Güte zu bedeuten, oder, im Entstehungsfall, euch in den Thurm zu werfen.

Götz.

In Thurm? Mich?

Rath.

Und daselbst könnt ihr euer Schicksal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz.

In Thurm? Ihr mißbraucht die kaiserliche Gewalt. In Thurm? Das ist sein Befehl nicht. Was? mir erst, die Verräther! eine Falle stellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drinn aufzuhängen! — Mir dann ritterlich Gefängniß zuzusagen, und die Zusage wieder zu brechen?

Rath.

Einem Räuber ſind wir keine Treue ſchuldig.

Götz.

Trügſt du nicht das Ebenbild des Kaiſers, das ich, ſelbſt im geſudelten Conterfey, verehre, du ſollteſt mir den Räuber freſſen, oder dran erwürgen. Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen; du kannteſt Gott danken, und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine ſo edle That gethan hätteſt, wie die iſt, um welcher willen ich gefangen ſitze.

Rath

(winkt dem Rathsherren, welcher ſodann klingelt).

Götz.

Nicht um des leidigen Gewinnſts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien, und mich meiner Haut zu wehren! Sehr ihr was Unrechtes daran? Kaiſer und Reich hätten unſre Noth nicht in ihrem Kopfkiſſen gefühlt. Ich habe Gott ſey Dank noch eine Hand, und habe wohl gethan ſie zu brauchen.

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Vorige. Bürger mit Stangen und Wehren.

Götz.

Was ſoll das?

Rath.

Ihr wollt nicht hören. Faßet ihn!

Götz.

Iſt das die Meinung? — Wer kein ungriſcher Ochs iſt, komme mir nicht zu nah. Er ſoll, von dieſer meiner rechten eiſernen Hand eine ſolche Ohrfeige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund curiren ſoll.

(Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den einen zu Boden und reißt einem andern die Wehr aus der Hand. Sie weichen.)

Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapferſten unter euch kennen zu lernen.

Rath.

Gebt euch!

Götz.

Mit dem Schwert in der Hand! Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle dieſe Haſenjäger durchzuſchlagen, und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren, wie man Wort hält. Hier in Heilbronn will ich ritterliche Haft leiſten, wie es einem Biedermanne geziemt, bis ich mit meinen Gegnern ver-

Derb und Tüchtig.

Dichten iſt ein Uebermuth,
Niemand ſchelte mich!
Habt getroſt ein warmes Blut
Froh und frei wie ich.

Sollte jeder Stunde Pein
Bitter ſchmecken mir;
Würd' ich auch beſcheiden ſeyn
Und noch mehr als ihr.

Denn Beſcheidenheit iſt fein
Wenn das Mädchen blüht,
Sie will zart geworben ſeyn
Die den Rohen flieht.

Auch iſt gut Beſcheidenheit,
Spricht ein weiſer Mann.
Der von Zeit und Ewigkeit
Mich belehren kann.

Dichten iſt ein Uebermuth!
Treib' es gern allein.
Freund' und Frauen, friſch von Blut,
Kommt nur auch herein!

tragen bin. Das gesteht mir zu, und ich gebe mein Schwert weg und bin, wie vorher, euer Gefangner.

Rath.

Das Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiser rechten?

Götz.

Behüte Gott! nur mit euch und eurer edlen Compagnie. Ihr könnt nach Hause gehen, gute Leute. Vor die Versäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen sind hier nur Beulen.

Rath.

Greift ihn! Gibt euch eure Liebe zu eurem Kaiser nicht mehr Muth?

Götz.

Nicht mehr, als ihnen der Kaiser Pflaster gibt, die Wunden zu heilen, die sich ihr Muth holen könnte.

(Man hört fern eine Posaune.)

Rathsherr.

Weh uns! was ist das? Hört! Unser Thürmer gibt das Zeichen, daß fremde Völker sich der Stadt nähern. Nach seinem Blasen muß es ein starker Trupp seyn.

Gerichtsdiener.

Franz von Sickingen hält vor dem Schlag und läßt euch sagen: er habe gehört, wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig worden sey, wie die Herren von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die

Stadt an vier Ecken anzünden, und sie der Plünderung Preis geben.

Götz.

Braver Schwager!

Rath.

Tretet ab, Götz. (Götz tritt ab.) Was ist zu thun?

Rathsherr.

Habt Mitleiden mit uns und unserer Bürgerschaft! Sickingen ist unbändig in seinem Zorn; er ist Mann es zu halten.

Rath.

Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Rathsherr.

Wir wollen Götzen ansprechen für uns ein gutes Wort einzulegen. Mir ist's, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rath.

Laßt Götz herein.

Götz (kommt).

Was soll's?

Rath.

Du würdest wohl thun deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich tiefer hinein, indem er sich zu deinem Falle gesellt.

Gerichtsdiener.

Sie sind hereingezogen, sie kommen schon.

Rath.

Wir begeben uns weg, um zu überlegen, wie das Ansehn Kaiserlicher Befehle in so mißlichem Falle aufrecht zu erhalten sey.

(Kaiserliche Räthe und Rathsherren ab.)

Drey und zwanzigster Auftritt.

Sickingen. Götz.

Götz.

Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommst du so erwünscht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen.

Ohne Zauberey. Ich hatte zwey, drey Boten ausgeschickt zu hören, wie dir's ging. Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht ich mich auf den Weg. Nun haben wir die Bursche.

Götz.

Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen.

Du bist zu ehrlich! Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat. Sie sitzen im Unrecht, und wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die Befehle des

Kai

Kaiſers ſchändlich mißbraucht, und wie ich Ihro Majeſtät kenne, darfſt du ſicher auf mehr dringen. Es iſt zu wenig.

Götz.

Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden geweſen.

Sickingen.

Und biſt von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung iſt: ſie ſollen deine Knechte aus dem Gefängniß, und dich zuſammt ihnen, auf deinen Eid, nach deiner Burg ziehen laſſen. Du magſt verſprechen, nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirſt immer beſſer ſeyn als hier.

Götz.

Sie werden ſagen: meine Güter ſey'n dem Kaiſer heimgefallen.

Sickingen.

So ſagen wir: du wollteſt zur Miethe drinn wohnen, bis ſie dir der Kaiſer wieder zu Lehn gäbe. Sie werden von Kaiſerlicher Majeſtät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns einerlei ſeyn. Ich kenne den Kaiſer auch', und gelte was bei ihm. Er hat von jeher gewünſcht, dich unter ſeinem Heer zu haben. Du wirſt nicht lange auf deinem Schloß ſitzen, ſo wirſt du aufgerufen werden.

Götz.

Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne.

Sickingen.

Der Muth verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorge für nichts, ich gehe gleich nach Hof, denn meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günstige Aspecten deuten mir: brich auf! Es ist mir nichts übrig, als die Gesinnung des Kaisers zu erforschen. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen übern Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst du bald der Schwager eines Kurfürsten seyn. Ich hoffe auf deine Faust bei dieser Unternehmung.

Götz (besieht seine Hand).

Oh das deutete der Traum, den ich hatte, als ich Tags darauf Marien an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu zu und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den Armschienen ging wie abgebrochen. Ach! Ich bin in diesem Augenblick wehrloser als ich war da sie mir abgeschossen wurde. Weisling! Weisling!

Sickingen.

Vergiß einen Verräther. Wir wollen seine Anschläge vernichten, sein Ansehn untergraben, und Gewissen und Schande sollen ihn zu todt fressen. Ich seh, ich seh im Geiste meine Feinde, deine Feinde niedergestürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz.

Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht, seit eini-

ger Zeit wollen ſich in der meinigen keine fröhlichen Aus-
ſichten eröffnen. — Ich war ſchon mehr im Unglück,
ſchon einmal gefangen, und ſo wie mir's jetzt iſt war
mir's niemals.

Sickingen.

Glück macht Muth. Komm zu den Perücken; ſie
haben lange genug den Vortrag gehabt, laß uns auch
einmal die Müh übernehmen.

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

(Wald.)

Erſter Auftritt.

Götz. Georg.

Georg

(der mit einer vorgehaltenen Büchſe leiſe über das Theater ſchreitet, indem er aufmerkſam in die gegenſeitigen Couliſſen blickt. Er bleibt ſtehen und winkt Götz, der langſam folgt).

Hierher! Hierher! Nur noch wenige Schritte. Still, ganz ſtill! (Götz folgt.) Dort ſteht der Hirſch. ſeht ihr ihn? Völlig ſchußgerecht. Nur ſachte, kein Geräuſch.

Götz (laut).

Halt ein!

Georg.

Oh weh! Er flieht aufgeſchreckt den Berg hinauf. O warum folgtet ihr nicht leiſe?

Götz.

Laß ihn fliehen! Laß ihn dahin ſpringen im Glück

uneingeſchränkter Freiheit. Dir muß ich ſagen: tri zurück! Du ſtehſt ſchon auf meines Nachbars Grund und Boden, den ich nicht betreten darf. Bald wär ich d unachtſam gefolgt und hätte meinen Eid gebrochen.

Georg.

Hier iſt eure Gränze?

Götz.

Eine gerade Linie von jener Eiche zu dieſer beſtimmt ſie.

Georg.

Und darüber dürft ihr nicht hinaus? Auch nicht einen Schritt?

Götz.

Einer iſt wie tauſend.

Georg.

Das habt ihr geſchworen?

Götz.

Ich habe mein Wort gegeben, und das iſt genug.

Georg.

Daß ein Wort ſo binden ſoll!

Götz.

Gedenkſt du nicht auch deinem Wort getreu zu bleiben?

Georg.

Ich denke ja.

Götz.

Darauf halte! Das iſt der edelſte Vorzug des Edeln, daß er ſich ſelbſt bindet. Ketten ſind für das rohe Geſchlecht, das ſich ſelbſt nicht zu feſſeln weiß.

Georg.

Und eine ſolche Beſchränkung duldet ihr mit Gelaſſenheit?

Götz.

Mit Gelaſſenheit? Nein! — So oft ich in die Ferne ſehe, fühle ich mich von unwillkürlichem Krampf ergriffen, der mich vorwärts treibt. Wenn ich an dieſe Gränze trete, kommt mein Fuß in Verſuchung mich hinüber zu heben, mich nach dem Fluß, nach dem Lande zu tragen, und nur mit Gewalt halte ich mich zurück.

Georg.

Eben ſo bedaure ich im Stillen den Verluſt unſerer ſchönen Tage.

Götz.

Glücklicher Knabe! Du trittſt über dieſe Räume hinaus ohne Verantwortung. Dich kann dein Herr, ein bettlägriger Kranker, dahin ſenden, wohin er nicht gelangen darf. Verlaß meinen Dienſt, und du biſt morgen wieder ein freier thätiger Reitersmann. Mich haben ſie gefeſſelt, meine Kraft gebunden, meine Thaten erſtickt.

Georg.

Mein guter Herr!

Götz.

Das ſind die Kunſtſtücke der Feigen. Uns halten ſie kein Wort, ſie bevortheilen, ſie betrügen uns. Durch nichts werden ſie gebunden, aber auf die Heiligkeit unſres

Wortes vertrauen ſie, wie auf Ketten und Riegel. — Doch was iſt das für ein Staub dort unten? Welch ein wilder Haufen zieht gegen uns an?

Lerſe (kommt).

Es ſind von den aufrühriſchen Bauern; man ſieht's an der Unordnung ihres Zugs und an den ungeſchickten Waffen.

Götz.

Wälzt ſich dieſes Ungethüm auch auf uns los?

Lerſe.

In's Schloß zurück, Herr! Sie haben ſchon den edelſten Männern gräßlich mitgeſpielt.

Götz.

Auf meinem eigenen Grund und Boden werd ich dem Geſindel nicht ausweichen.

Zweyter Auftrit.

Vorige. Max Stumpf. Kohl. Sievers. Andere Bauern. (Wenige mit Spießen und Feuergewehr, die übrigen mit Ackergeräth bewaffnet.)

Kohl (zu Stumpf).

Glaube nicht etwa dich los zu machen, uns zu entgehen. Du mußt unſer Hauptmann ſeyn, oder uns einen andern an deiner Stelle verſchaffen.

Alle.

Das mußt du.

Mönchlein ohne Kapp' und Kutt'
Schwatz nicht auf mich ein!
Zwar du machest mich caput,
Nicht bescheiden, nein!

Deiner Phrasen leeres Was
Treibet mich davon,
Abgeschliffen hab' ich das
An den Sohlen schon.

Wenn des Dichters Mühle geht,
Halte sie nicht ein:
Denn wer einmal uns versteht
Wird uns auch verzeihn.

Stumpf.

Geduld und Ruhe! Soll ein rechtlicher Mann euch anführen, so schweigt und wartet auf den Ausgang dessen, was er vorhat.

Sievers.

Wir wollen wissen, was du vorhast. Du sollst uns führen, aber wir wollen wissen wohin?

Stumpf.

Wir sind schon angelangt. Ihr nanntet Götz von Berlichingen. Hier seh ich ihn, den ich aufzusuchen gedachte. Geschäftig als Jäger begegnet uns der edle Kriegsmann.

Götz.

Sieh da Max Stumpf! Wie kommst du hierher, und so begleitet?

Stumpf.

Diese hier, ein Trupp der aufgestandenen Bauern —

Kohl.

Ja, der Landleute, denen der Geduldsfaden riß, und die sich Recht schaffen wollen, das bei keinem Gerichtshof zu finden war.

Stumpf.

Stille! — Diese zusammen suchen sich einen Hauptmann. Ihre Absicht ist löblich. Sie sehen wie viel Ungerechtes geschieht indem sie Recht suchen, wie viel Unheil durch wüthende Menschen angerichtet wird; deßhalb

ſuchen ſie einen Hauptmann, der das Volk in Ordnung hielte, und ſie haben mich aufgefaßt und angeſprochen.

Sievers.

Unſer Hauptmann muß ein Reitersmann von Ruf, und ein zuverläſſiger Mann ſeyn, den haben wir an euch.

Gbz.

Sie können keinen beſſern finden; wie ihr dabei fahrt, das iſt ein anderes.

Stumpf.

Ich kann's nicht annehmen, denn ſeht, ich bin des Pfalzgrafen Diener ſo manche Jahre. Wie könnte mir das Volk vertrauen, da ſich mein Fürſt auch für den ſchwäbiſchen Bund, für Ritterſchaft und Städte erklärt.

Kohl.

Er hat Recht! Niemand kann zwey Herren dienen.

Stumpf (zu Gbz).

Deßhalb möcht ich euch bitten und erſuchen, wackerer Gbz, daß ihr —

Gbz.

Was? Ich!

Stumpf.

Hört mich aus! — Daß ihr euch entſchlöſſet, Hauptmann zu werden, nur auf kurze Zeit.

Alle.

Das ſind wir zufrieden.

Gbz.

Was? Ich meinen Eid brechen? aus meinem Bann

gehen? Mar, ich hielt euch für einen Freund, wie mu-thet ihr mir solch unritterlich Beginnen zu?

Stumpf.

Wenn ihr die Zeiten bedenkt, so werdet ihr mich nicht schelten. Ihr habt Urfehde geschworen, aber zu welcher Zeit? Da noch, gegen jetzt, die Landschaft friedlich war. Nun geht alles drunter und drüber, und ihr wollt allein feiern?

Götz.

Ich hab einen langen Sonntag.

Stumpf.

Bedenkt, alle Eigenschaften habt ihr; niemand send ihr verpflichteter; steht in keines Herren Dienst. Ihr send den Gemeinen unverdächtig, durchaus im Ruf eines treuen biedern Mannes.

Alle.

Dafür halten wir euch. Wir wollen euch zu unserm Hauptmann. Ihr müßt unser Hauptmann seyn.

Götz.

Und wenn ich ganz frei wäre, und ihr wolltet han-deln wie bei Weinsberg an den Edlen und Herren, und so forthausen, wie ringsherum das Land brennt und blu-tet, und ich sollt euch behülflich seyn zu eurem schänd-lichen rasenden Wesen, eher sollt ihr mich todtschlagen wie einen Hund, als daß ich euer Hauptmann würde!

Kohl.

Wäre das nicht geſchehen, es geſchähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf.

Das war eben das Unglück, daß kein Führer zugegen war, deſſen Würdigkeit und Anſehn ihrer Wuth Einhalt gethan hätte. Nimm die Hauptmannſchaft an! ich bitte dich, Gbtz. Die Fürſten werden dir's Dank wiſſen und ganz Deutſchland. Es wird zum Beſten und Frommen vieler Menſchen ſeyn, und viele Länder werden ſchont werden.

Gbtz.

Warum übernimmſt du's nicht?

Stumpf.

Du hörteſt, warum ich mich loszuſagen genöthigt bin.

Kohl.

Es iſt nicht Sattelhenkens Zeit und langer unnöthiger Verhandlungen. Kurz und gut: Gbtz, ſey unſer Hauptmann, oder ſieh zu deinem Schloß und zu deiner Haut.

Gbtz.

Wer will mich zwingen?

Sievers.

Wir allenfalls.

(Senkt den Spieß gegen ihn.)

Alle

(die Spieße gegen ihn ſenkend).

Ja wir! Freilich wir! Gewiß wir!

Stumpf.

Halter!

Sievers (der ihn wegdrängt).

Packe dich, du haſt nichts mit uns, wir nichts mit dir.

(Die Spieße ſind ſämmtlich auf Götz gerichtet.)

Götz.

So! ſo recht! ſo! Die Stellung iſt mir willkommen! Um deſto freier kann ich ſagen, was ich von euch denke. Ja, von der Leber weg will ich zu euch reden, euch ſagen, daß ich euch und eure Thaten verabſcheue. Dieſe Piken, mit dem Blut ſo vieler Edlen getränkt, mögen ſich auch in meines tauchen. Der Graf von Helfenſtein, den ihr ermordetet, wird im Andenken aller Edlen noch lange fortleben, wenn ihr, als die elendeſten Sünder gefallen, vermiſcht unter einander im Grabe liegt. Das waren Männer, vor denen ihr hättet das Knie beugen, ihre Fußtapfen küſſen ſollen. Sie trieben den Türken von den Gränzen des Reichs, indeß ihr hinter dem Ofen ſaßt. Sie widerſetzten ſich den Franzoſen, indeſſen ihr in der Schenke ſchwelgtet. Euch zu ſchützen, zu ſchirmen vermochten ſie; dieſen unſchätzbaren Dienſt leiſteten ſie euch, und ihr verſagtet ihnen den Dienſt eurer Hände, mit denen allein ihr euch doch nicht durchhelfen werdet. Eure Häupter ſind hin, und ihr ſeyd nur verſtümmelte angefaulte Leichname. Grinſ't nur! Geſpenſter ſeyd ihr, ſchon zuckt das geſchliffene Schwert

über euch. Eure Köpfe werden fallen, weil ihr wähnter, ſie vermöchten etwas ohne Haupt.

Stumpf.

Ein Haupt wollen ſie ja, und für die Zukunft wäre geſorgt.

Alle

(die während Gözens Rede nach und nach die Spieße aufgerichtet).

Ja, wir wollen ein Haupt, deßwegen ſind wir hier.

Sievers.

Das Zaudern haben wir ſatt. Hiermit zwey Stunden Bedenkzeit. Und überlegt's gut. Ihr verſteht mich. Bewacht ihn.

Götz.

Was braucht's Bedenken? Ich kann jetzt ſo gut wollen als hernach. Warum ſeyd ihr ausgezogen? Rechte, Freiheiten, Begünſtigungen wieder zu erlangen? Was wüthet ihr und verderbt das Land? Wollt ihr abſtehn von allen Uebelthaten und handeln als wackre Leute, die wiſſen was ſie wollen, ſo will ich euch behülflich ſeyn zu euren Forderungen, und auf acht Tage euer Hauptmann ſeyn.

Sievers.

Was geſchehen iſt, geſchah in der erſten Hitze, und braucht's deiner nicht, uns künftig zu mahnen, und zu bindern.

Kohl.

Auf ein Vierteljahr wenigſtens mußt du uns zuſagen.

Stumpf.

Mache vier Wochen, damit ihr beiderseits zufrieden seyn.

Götz.

Meinetwegen.

Kohl.

Eure Hand.

Götz.

So verbinde ich mich euch auf vier Wochen.

Kohl.

Schon recht.

Stumpf.

Glück zu!

Alle.

Schon recht.

Sievers.

Da kann genug vor sich gehen.

Stumpf

(heimlich an der einen Seite zu Götz).

Was du thust, schone mir unsern gnädigen Herrn, den Pfalzgrafen.

Kohl

(heimlich an der andern Seite zu den Bauern).

Bewacht ihn! daß niemand mit ihm rede, was ihr nicht hören könnt.

Götz.

Lerse, geh zu meiner Frau, berichte ihr alles. Sie soll bald Nachricht von mir haben. Kommt!

(Götz. Georg, Lerse, Stumpf und ein Theil der Bauern ab.)

Dritter Auftritt.

Sievers, Kohl, Bauern. Dazu Metzler und Link.

Sievers.

Nun können wir erst wieder zu Athem kommen, und uns selbst vertrauen.

Kohl.

Es ist ein wackrer Hauptmann, der das Kriegshandwerk wohl versteht.

Metzler (kommt).

Was hören wir von einem Vertrag? Was soll der Vertrag?

Link.

Es ist schändlich, so einen Vertrag einzugehn.

Kohl.

Wir wissen so gut was wir wollen als ihr, und haben zu thun und zu lassen.

Sievers.

Das Rasen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen; so haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler.

Was? Aufhören? Du Verräther! Warum haben wir uns aufgemacht? Uns an unsern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen. Vertragen! Vertragen! Das hat euch ein Fürstenknecht gerathen.

Kohl.

Kommt, Sievers! Er ist wie ein Vieh.

Metzler.

Wird euch kein Haufen zustehen.

Sievers (zu den Bauern).

Kommt! Auf unserm Wege kann's was werden. Recht haben wir, und mit Vernunft setzen wir's durch.

Metzler.

Ihr Narren! Gewalt geht vor Recht. Bleibt!

Kohl.

Kommt! (Sie gehn, einige folgen.)

Metzler.

Die Schurken! Link, nur frisch! Mache dich zum großen Haufen und hetz ihn auf. Ich ziehe mit einem Trupp hinten herum und zünde Miltenberg an. Auf das Zeichen brennt nur so weiter.

(Noch einige, die sich beredet, gehen Sievers und Kohl nach.)

Link.

Wollt ihr bleiben! Hieher zu uns!

Kohl (mit einer Fahne).

Hieher, mit uns!

Metzler.

Metzler.

Daß dich die Peſt verderbe! Zu uns! Zu uns!

(Die Bauern zerſtreuen ſich zu beiden Seiten.)

Link.

Komm nur, komm! Wir haben doch den großen Haufen auf unſrer Seite.

(Alle ab.)

Vierter Auftritt.

Eine andere Gegend.

Weislingen, der mitten in einer Reihe von Rittern, welche ſich an den Händen halten, langſam hervortritt. Hinter ihnen wohlgeordnetes Kriegsvolk. Franz.

Weislingen.

So in gedrängten Reihen ſchreitet heran, und ſo haltet euch im Kampfe zuſammen. Ich weiß, ein Trupp der Aufrührer bewegt ſich gegen Miltenberg; überfallt ſie im Thale, ſchlagt ſie. Ich gedenke den andern Theil anzugreifen, der ſich auf der Ebene gelagert hat. Und ſo wickeln wir ſie unverſehens gegen einander. Gdtz iſt unter ihnen. Ob hüben oder drüben, weiß ich nicht. Wer ihm begegnet, ſuche ihn zu ergreifen.

(Alle ab, außer Franz, der im Hintergrunde bleibt.)

Weislingen.

Zu den Waffen, Adelbert! — Endlich einmal zu den Waffen! Beſchließe lieber dein Leben auf dem blu-

Allleben.

Staub iſt eins der Elemente,
Das du gar geſchickt bezwingeſt,
Hafis, wenn zu Liebchens Ehren,
Du ein zierlich Liedchen ſingeſt.

Denn der Staub auf ihrer Schwelle
Iſt dem Teppich vorzuziehen,
Deſſen goldgewirkte Blumen
Mahmuds Günſtlinge bekniern.

Treibt der Wind von ihrer Pforte
Wolken Staubs behend vorüber,
Mehr als Moſchus ſind die Düfte
Und als Roſenöl dir lieber.

Staub, den hab' ich längſt entbehret
In dem ſtets umhüllten Norden,
Aber in dem heißen Süden
Iſt er mir genugſam worden.

Doch ſchon längſt, daß liebe Pforten
Mir auf ihren Angeln ſchwiegen!
Heile mich, Gewitterregen,
Laß mich, daß es grunelt, riechen!

tigen Felde, als daß du es länger in Sorgen, Gewinn und Verluſt, mit Neiden, Furcht und Hoffnung hinhältſt. Begegne dieſem Geſpenſte des alten Freundes, das dir nun ſo lange unter der feindlichen Geſtalt eines Widerſachers vorſchwebt, dich neckt, aufreizt, ohne dich zum Entſchluß zu beſtimmen. Geh auf ihn los, überwind ihn, und ſo iſt es vorbei. Auch gegen dein Haus richte dieſen entſchloſſenen Sinn. Dein Weib ſoll nicht mehr nach einzig eigner Willkür handeln, mit meiner Ehre, meinem Namen nach Gefallen ſpielen. — Gehorchen ſoll ſie und ſich bequemen. Franz!

Franz.

Hier bin ich.

Weislingen.

Du eilſt zu meiner Frau. Ich habe dir den Unmuth nicht verborgen, den ſie mir ſeit einiger Zeit erregt. Wie geſchmeidig war ſie ſonſt! Nun, da ſie ſich wieder im völligen Beſitz ihrer Güter findet, begibt ſie ſich auf ein feſtes Schloß, umgibt ſich mit Reiſigen, unter dem Vorwand gefährlicher Zeiten, und ſcheint mir trotzen zu wollen. Gib ihr dieſen Brief! Er gebietet ihr, auf mein Schloß zu kommen, und das ſogleich. Auf entſcheidende Antwort ſollſt du dringen. Ich bin nicht geneigt, langmüthig weiter zu harren. Nun machen wir in dieſen Gegenden Bahn; ſie ſoll mich nicht reizen, meinen Zug gegen ſie zu kehren. Fahre hin und glücklich.

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Franz (allein).

Geh! Geh nur! Schon wiſſen wir zu handeln, Gehorſam haben wir verlernt. Schwacher Mann, glaubſt du ſtark zu ſeyn, weil du dich wüthend anſtrengſt? Nachgiebige Seele, du weißt nicht, daß du von jeher das Recht vermißteſt, zu befehlen. Ihr willſt du befehlen, dem Weibe, das die Natur als Herrin der Welt hinaufhob? Mir denkſt du zu befehlen, mir, dem Vaſallen der höchſten Schönheit? Zu ihr will ich! — Keineswegs weil du mich ſendeſt, ſondern weil mich das Herz treibt, weil ich muß. Und leiſten will ich, was ſie fordert, ſie mache mich glücklich, oder laſſe mich verſchmachten.

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Ferne Landſchaft mit Dorf und Schloß.

Götz. Georg.

Georg.

Ich bitt euch, Herr, was ich nur bitten kann und vermag, faßt einen Entſchluß und entfernt euch von dieſem ehrloſen Haufen. Das Glück, das ihnen anfangs beizuſtehen ſchien, hat ſich gewendet.

Götz.

Ich kann ſie nicht verlaſſen, weil es ihnen übel geht.

Georg.

Verlaßt sie, weil sie ihr Unglück verdienen. Bedenkt, wie unwürdig eurer diese Gesellschaft ist.

Götz.

Wir wollen uns nicht verhehlen, daß wir manches Gute gestiftet haben, denn mußt du nicht selbst gestehen, daß in den Mainzischen Stiftslanden keines Klosters, keines Dorfs wäre geschont worden, wenn wir nicht gethan hätten? Haben wir nicht Leib und Leben gewagt, die wüthenden Menschen abzuhalten, ihr Geschrei zu überschreien und ihre Wuth zu überroben?

Georg.

Wohl! ich glaubte selbst nicht, daß man sich so viel Gewalt fühlt, wenn man Recht hat. Ich habe auf euer Geheiß manchen Haufen durch Vorstellungen abgehalten, durch Drohungen geschreckt.

Götz.

Und so wollen wir es fortsetzen. Wir werden uns dieser That mit Freuden rühmen.

Georg.

Ihr werdet nicht! Muß ich denn alles sagen? Flieht, Herr! Flieht! (Er wirft sich vor ihm nieder.) Fußfällig bitt ich euch, flieht! Es ist ein unglücklicher Krieg, den ihr führt. — Die Genossen des schwäbischen und fränkischen Bundes, gereizt durch diese ungeheuern Uebelthaten, behandeln ihre Gegner als das, was sie sind, als unedle Feinde, als Räuber, Mordbrenner,

als die ſchändlichſten Verbrecher. Im Gefecht wird kein Quartier gegeben, und geſchieht es, ſo geſchieht's, um den Gefangenen zu ſchrecklichen Strafen aufzubewahren. — Schon hat man die Aufrührer zu Hunderten geköpft, gerädert, geſpießt, geviertheilt, und ihr ſeyd Hauptmann und habt mächtige Feinde unter der Ritterſchaft. Ach, Herr! Wenn ich erleben ſollte —

Götz.

Sobald meine Zeit um iſt —

Georg.

Gleich, gleich! In dieſem Augenblicke ſeyd ihr nicht bewacht, da ſie euch ſonſt als Gefangenen mit ſich ſchleppen, ſtatt euch als einem Führer zu folgen.

(Es iſt indeß Nacht geworden, in der Ferne entſteht ein Brand in einem Dorfe.)

Georg.

Seht hin! dort leuchtet euch ſchon ein neues Verbrechen entgegen.

Götz.

Es iſt Miltenberg, das Dorf; geſchwind zu Pferde, Georg! reit hin und ſuche den Brand des Schloſſes zu verhindern; ſein Beſitzer iſt mein Freund. Es kann nur ein kleiner Haufe ſeyn. Ich ſage mich von ihnen los, und das gleich.

Georg.

Wohl, Herr, wohl! und ſo, zum Schluſſe, richt ich freudig aus, was ihr befehlt.

Götz (nach einer Pauſe).

Nein doch, Georg! Bleibe hier, was ſollſt du dich wagen. Schon oft hat dieſe niederträchtige Brut auf dich mit Drohungen losgeſtürmt.

Georg.

Nein, Herr, was ihr einmal befohlen habt, will ich ausrichten, was ihr wünſcht, ſoll möglich werden.

Götz.

Bleib, bleib!

Georg.

Nein, Herr! Ihr wünſchtet, daß Miltenberg gerettet werde, ich will es retten, oder ihr ſeht mich nicht wieder.

(Ab.)

Siebenter Auftritt.

(Während des gegenwärtigen Auftritts und der folgenden wächſt der Brand des Dorfs, auch das Schloß geräth nach und nach in Brand.)

Götz. Hernach ein Unbekannter.

Götz.

Wie will ich mit Ehren von ihnen kommen, und wie will ich mit Ehren bleiben? Wenn ich Fürſten und Stifter, Herren und Städte verſchone, ſo werde ich den Bauern verdächtig, und all mein Wirken und Schonen hilft mich nichts. Jederman ſchreibt mir das Uebel zu, das geſchieht, und niemand mag mir zum Verdienſt

machen, daß ich ſo viel Böſes verhindre. Wollt ich wäre tauſend Meilen davon und läg im tiefſten Thurm der in der Türkei ſteht!

Unbekannter (kommt).

Gott gräß euch ſehr, edler Herr!

Götz.

Gott dank euch! Was bringt ihr? Euren Namen?

Unbekannter.

Der thut dichts zur Sache. Ich komme euch zu warnen, daß euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer ſind müde, ſich von euch ſo harte Worte geben zu laſſen, ſie haben beſchloſſen, euch aus dem Wege zu räumen. Mäßigt euch, oder ſucht zu entwiſchen. Gott geleit euch.

(Ab.)

Götz.

Auf dieſe Weiſe dein Leben zu laſſen? — Es ſey drum! Mein Tod werde der Welt das ſicherſte Zeichen, daß ich mit den Hunden nichts Gemeines gehabt habe. Bis an's Ende ſollen ſie fühlen, daß ich nicht zu ihnen gehöre.

Achter Auftritt.

Götz. Sievers. Mehrere Bauern. Dann Link, Metzler und Bauern.

Kohl.

Herr! Herr! Sie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Götz.

Wer?

Sievers.

Die Miltenberg verbrannten. Es zog ſich ein bündiſcher Trupp hinter dem Berge hervor und überfiel ſie auf einmal.

Götz.

Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Böſewichtern gefangen. — Mein Georg! O mein Georg! —

Link (kommend).

Auf, Herr Hauptmann! Auf! Es iſt nicht Säumens Zeit. Der Feind iſt in der Nähe und mächtig.

Götz.

Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler.

Wenn ihr Umſtände machen wollt, ſo wird man euch weiſen, wie man keine macht.

Kohl.

Sorgt für unſre Haut und eure. Auf! Auf!

Götz (zu Metzler).

Drohſt du mir, du Nichtswürdiger? Glaubſt du, daß du mir fürchterlicher biſt, weil des Grafen von Helfenſtein Blut an deinen Kleidern klebt?

Metzler.

Berlichingen!

Götz.

Du darfst meinen Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen.

Metzler.

Mit dir feigen Kerl! Fürstendiener —

Götz

(haut ihn über den Kopf, daß er stürzt, die andern treten dazwischen).

Kohl.

Ihr seyd rasend, es bricht der Feind von allen Seiten herein und ihr hadert!

Link.

Auf! Auf!

(Tumult, Schlacht und Flucht der Bauern.)

Neunter Auftritt.

Vier Boten des heimlichen Gerichts.

(Zwey kommen aus der letzten Coulisse, gehen in der Diagonale, und begegnen sich in der Mitte des Theaters.)

Erster Bote.

Wissender Bruder, woher?

Zweyter Bote.

Von Norden ich, und du?

Erster Bote.

Von Osten. Laß uns auf diesem Kreuzweg verweilen; gleich treffen die Brüder von Westen und Süden ein.

Zweyter Bote.

Die heilige Vehm durchkreuzt die Welt.

Erſter Bote.

Durchkreuzt die ſtille, die bewegte Welt.

Zweyter Bote.

Durch die ruhigen Matten, durch Aufruhrs Gewühl.

Erſter Bote.

Durch nährende Aecker, durch Schlacht und Tod, wandeln ihre Boten unverletzt.

Zweyter Bote.

Sie ziehen vorbei, der Verbrecher bebt.

Erſter Bote.

Bis ins tiefe ſündige Geheimniß dringt ein Schauder!

Zweyter Bote.

Die große Nacht, ſie ſteht bevor.

Erſter Bote.

Gleich jener Gerichtsnacht, der allgemeinen.

(Die beiden Andern kommen aus den erſten Couliſſen, gehen in der Diagonale, und treffen in der Mitte auf die beiden erſten.)

Erſter Bote.

Willkommen, wiſſende Brüder, auch ihr!

Alle.

Nun ſchnell ans Ziel! Zur rothen Erde ſchnell zurück, wo die heilige Vehm gerecht, verhüllt im Stillen waltet. (Alle ab.)

Zehnter Auftritt.

Zigeuner kommen nach und nach, dann der Hauptmann.

Erſter Zigeuner.

Verfluchte Zeit! wir müſſen uns wehren, unſrer Haut wehren und die Beute laſſen und uns wieder wehren. Das begegnet mir heute ſchon dreymal.

Zweyter Zigeuner.

Verſuchen wir's dort! Die Schlacht iſt hier.

Zigeunermutter.

Dort ſchlagen ſie auch. Wir werden in die Mitte gedrängt.

(Das Theater füllt ſich nach und nach mit Zigeunern und Zigeunerinnen.)

Hauptmann.

Heran was wacker iſt, heran was tüchtig iſt! Beladet euch nicht mit gemeinem Gepäck, das beſte behaltet, das andere werft von euch. Wir müſſen ziehen, wir müſſen fort. Hier iſt kein Bleibens mehr, das Bundesheer verfolgt auch uns. Wir müſſen ziehen, wir müſſen uns theilen. Ich führe den erſten Hauf, wer führt den andern?

Alle.

Wir bleiben bei dir!

Hauptmann.

Wir müſſen uns theilen. Der ganze große Haufen drängt ſich nicht durch.

Wenn jetzt alle Donner rollen
Und der ganze Himmel leuchtet,
Wird der wilde Staub des Windes
Nach dem Boden hingefeuchtet.

Und ſogleich entſpringt ein Leben,
Schwillt ein heilig heimlich Wirken,
Und es grunelt und es grünet
In den irdiſchen Bezirken.

Zigeunerknabe (kommt).

Hier am Teich und Moor steigt ein Mann vom Pferd; ein Rittersmann, er ist verwundet, er hält sich kaum. Sie bringen ihn. Am Ufer zieht das Gefecht sich her.

Eilfter Auftritt.

Vorige. Götz.

Hauptmann.

Wer seyd ihr?

Götz.

Ein Verwundeter, ein Blutender. Mögt ihr mir Hülfe geben, so sey es bald.

Hauptmann.

Die Blutwurzel, Mutter, deinen Segen dazu. Sie stillt das Blut, gibt neue Kräfte. — (Zu den Zigeunern.) In zwey Parten theilt euch. Der eine muß rechts ziehen, der andre links. Ich deut euch den Weg an. —

(Indessen hat man Götzen die linke Armschiene abgenommen und den Helm.)

Du bist es, Götz! den ich wohl kenne. Kommst geschlagen, flüchtig, verwundet zu uns! Hergestellt sollst du geschwind seyn. Und nun wie ich dich kenne, weiß ich dein Geschick. Du bist verloren, hältst du nicht fest an uns.

(Die Mutter war beschäftigt an der Wunde, und die Tochter hat ihm was zu riechen vorgehalten.)

Götz.

Ich bin erquickt. Nun helft mir wieder aufs Pferd, daß ich das Letzte versuche.

Hauptmann.

Als ein Mann faſſe tapfern Entſchluß. Gib dich nicht der Verzweiflung hin. Deinen Verfolgern entgehſt du nicht, aber ſchließe dich an uns. Wir müſſen uns theilen! In kleinen Haufen ziehen wir durch und retten uns. Hier iſt kein freies Feld mehr. Ich führe die Hälfte nach Böhmen, führe du die andere nach Thüringen. Sie gehorchen dir wie mir.

Die Zigeuner.

Ihm wie dir.

Hauptmann.

Theilt euch. (Sie theilen ſich.) Dieß bleibe mein Hauf, dieſen übergebe ich dir. Durch den Moor kenn ich die Wege, drängt euch durch die Schlucht über den Hügel weg, ſo entkommt ihr dem einſtürmenden Gefecht. Du ſchweigſt? So recht! Geſchwiegen und gethan.

(Ab mit einem Theil, ein andrer Theil ſetzt ſich nach der entgegengeſetzten Seite in Bewegung.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne den Hauptmann.

Götz.

Das mag ein Traum ſeyn, Mutter, die Kraft dei-

ner Wurzeln und Kräuter iſt flüchtig, ſo flog ſie mich an, und ſo verläßt ſie mich.

(Er ſinkt, wird gehalten und auf einen Sitz im Hintergrunde geführt.)

Erſter Zigeuner.

Hebt ihn, tragt ihn durch die Schlucht.

Zweyter Zigeuner

(kommt von der Seite, wohin der Hauptmann abging).

Das Gefecht ergreift uns, treibt uns hierher.

(Mutter und Kinder kommen fliehend.)

Mutter.

Alles verloren! Der Vater todt!

Kinder.

Weh! Weh! Rett uns, Mann!

Mutter.

Ihr ſeyd nun Führer. Auf! auf! Rettet euch und uns!

Alle.

Rett uns! Führ uns! Rett uns!

(Gruppe. Weiber und Kinder um den ſitzenden Götz. Von beiden Seiten werden Bauern und Zigeuner hereingedrängt, und überwunden. Eine Partey Bündiſcher bringt durch die Weiber und beſt die Partiſanen auf Götz.)

Dreyzehnter Auftritt.

Adelheids Zimmer. Nacht.

Adelheid. Franz.

Adelheid.

Still! Horch! Alles iſt ruhig. Der Schlaf hat das ganze Haus gebändigt. Nun entferne dich, Franz! Zu Pferd! Fort! Fort!

Franz.

O laß mich zaudern! Laß mich bleiben! — Kannſt du mich jetzt verſtoßen? — Mich, vom Lichte deines Angeſichts hinaustreiben in die Nacht, in das unfreundliche Dunkel?

Adelheid (gegen das Fenſter gekehrt).

Dunkel iſt's nicht draußen. Der Mond ſcheint helle. Deutlich, wie am Tage, ſchlingen ſich die Pfade vom Schloß hinunter; die weißen Felsbänke leuchten, ſchattig ruhen die Gründe; aber drüben die Hügel ſtehen im vollen Lichte. Hinab! Hinab! durch die ſtille klare Nacht zu deinem Ziel hin.

Franz.

Nur noch eine kleine Weile! Hier laß mich bleiben! Hier, wo mein Leben wohnt. Ach! draußen iſt der Tod!

Adelheid.

Friſch, munterer Geſelle! Friſch! Leicht hinaus, dahin durch den mitternächtigen Tag. Du zauderſt? Wie?

Laſten deine Wünſche dich ſchon? Iſt dir dein Wollen, dein Vorſatz eine Bürde?

Franz.

Nicht dieſe Blicke, nicht dieſe Töne!

Adelheid.

Wo haſt du das Fläſchchen? Du drangſt mir's ab. Gib es zurück.

Franz.

Hört mich!

Adelheid.

Ich fordere es zurück! Das Fläſchchen her! Für einen Helden gabſt du dich, unternahmſt, betheuerteſt. Gib her! Ein Knabe biſt du, ein ſchwankender Knabe.

Franz.

Laßt mich ſprechen.

Adelheid.

Denn ein Mann, der ſich um ein hohes Weib zu bewerben kühn genug iſt, weiß was er verpfändet. Leben, Ehre, Tugend, Glück. Somit alles. Knabe, verlaß mich!

Franz.

Gib mir die Ueberzeugung, daß jenes göttliche Weib, das mir die Vollkommenheiten des ganzen Geſchlechts offenbarte, daß es mein ſey, mein bleibe; daß ich mir es erwerbe; ſo ſoll der Knabe ein Rieſe werden, zu deinem Dienſt ohne Bedingung bereit.

Adel-

Adelheid.

Es waren Augenblicke, da du glaubteſt Adelheid ſey dein, da Zweifel und Sorge für ewig weggebannt ſchienen. Kehren dieſe Feinde ſchon zurück? Komm, Franz! Lieber Franz!

Franz.

Ja, du biſt mein! Und wenn ich dich befreie, befreie ich dich nur. Laß mich nun, laß mich! Ja, nun bin ich gefaßt und gefühllt. Mit ſicherer Hand will ich meinem Herrn das Gift in den Becher gießen.

Adelheid.

Stille! Sprich es nicht aus.

Franz.

Ja, ich will es ausſprechen. Mein Ohr ſoll hören, was mein Herz zu thun bereit iſt. Mein Auge ſoll unverrückt hinblicken, wenn er trinkt. Von ſeinen Schmerzen will ich mich nicht wegwenden. Es gibt nur einen Preis auf der Welt, und der iſt mein.

Adelheid.

Eile!

Franz.

Leb wohl! Und indem ich mich von dir losreißen will, fühle ich mich nur feſter gebunden und möchte ſcheidend, ſie — ſie umarmend, für und für verweilen.

Adelheid.

Zaudere!

Franz (den Schleier faſſend).

Einen Theil von dir hab ich in Händen. Ganz laß ich dich nicht fahren! Gewähre mir dieſen Schleier, der ſich noch einmal für mich zurückſchlägt und mir das holde Glücksgeſtirn meines Lebens offenbart. Laß mir ihn, daß er mir deine Gegenwart vermittle. (Er nimmt den Schleier.)

Adelheid.

Gewaltſamer!

Franz.

Wie eine Scherpe den Helden, wie eine Zauberbinde den Magier, ſoll er mich Nachts umgeben.

(Er wirft ihn über die Schulter und knüpft ihn an der Hüfte.)

Gefaltet ſoll er Tags, an meinem Buſen zuſammengedrängt, mich beſſer beſchützen, als das Panzerhemd. Und nun eil' ich beflügelt. Leb wohl! Es hebt, es trägt mich von dir fort.

(Er umarmt ſie, reißt ſich los und eilt ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Adelheid (allein).

Glücklicher Knabe! Umdrängt vom ungeheuerſten Schickſal tändelſt du noch. Die mächtige Bewegung der Welle wird zu Schaum, die gewaltige Handlung der Jugend zum Spiel. Ich will dir nachſchauen, meine weiße Geſtalt ſoll dir geiſtergleich aus dieſen Mauern

herabwinken. Ich ſeh ihn, wie deutlich, auf ſeinem Schimmel, Tageshelle umgibt ihn und ſcharf begleitet ihn der bewegliche Schatten. Er hält, er ſchwingt den Schleier. Kann er wohl auch erkennen, wenn ich ihm winke? Er will weiter! Noch zaudert er! Fahre hin, ſüßer Knabe! fahre hin zum traurigen Geſchäft. — Sonderbar! welch ein ſchwarzer Wanderer kommt ihm entgegen? Eine dunkle, ſchwarze Mönchsgeſtalt zieht leiſe herauf. Sie nähern ſich! Werden ſie halten? werden ſie zuſammen ſprechen? Sie ziehen an einander vorbei, als würden ſie ſich nicht gewahr! Jeder verfolgt ſeine Straße! Franz hinab, und ich täuſche mich nicht, der Mönch herauf gegen das Schloß. — Warum fährt mir ein Schauder in die Gebeine? Iſt's nicht ein Mönch? deren du Tauſende ſahſt, bei Tage und bei Nacht. — Warum wäre dieſer furchtbar? — Noch wandelt er langſam, ganz langſam. Ich ſeh ihn deutlich, die Geſtalt, die Bewegung. (Klingelt.) Der Pförtner ſoll das Thor und Pforte wohl verſchloſſen halten, niemand herein laſſen vor Tag, es ſey wer es wolle. (Am Fenſter.) Ich ſeh ihn nicht mehr! Hat er den Fußpfad eingeſchlagen? (Klingelt.) Man ſehe nach dem Hinterpförtchen, ob auch das wohl verſchloſſen und verriegelt iſt? — Mauern, Schlöſſer, Band und Riegel, welche Wohlthat für den Beängſteten! Und warum beängſtet? Naht ſich mir das Gräßliche, das, fern, auf mein Geheiß vollbracht wird? Iſt es die Schuld, die mir

das Bild einer düstern Rache vorführt? Nein! Nein! Es war ein wirkliches, fremdes, seltsames Wesen. Wäre es ein Spiel meiner Einbildungskraft, so müßt ich ihn auch hier sehen.

(Eine schwarze vermummte Gestalt mit Strang und Dolch kommt drohend von der Seite des Hintergrundes, doch Adelheid im Rücken, welche so gewendet steht, daß sie dieses furchtbare Wesen mit leiblichen Augen nicht sehen kann; vielmehr starrt sie auf die entgegengesetzte Seite.)

Dort aber, dort, ein Schattenähnliches! — was ist's? Was zieht ein Dunkles an der Wand vorbei? Wehe! wehe mir, das ist Wahnsinn! — Sammle dich! fasse dich!

(Sie hält einige Zeit die Augen zu, dann entfernt sie die Hände und starrt nach der entgegengesetzten Seite.)

Nun schwebt es hier, nun schleicht es hier! Drauf los, und es verschwindet. Entfliehe Wahngestalt! Sie flieht, sie entfernt sich. So will ich dich verfolgen, so verjagen.

(Indem sie das Wahnbild gleichsam vor sich vertreibt, erblickt sie das wirkliche, das eben in das Schlafzimmer geht. Sie fährt laut auf, dann ergreift sie die Glocke und zieht.)

Lichter! Lichter! Fackeln herein! Alle herein! Mehr Fackeln! daß die Nacht umher zum Tag werde. Läutet Sturm! daß alle sich bewaffnen.

(Man hört läuten.)

Hier, dieß nächste Zimmer durchsucht. Es hat kei-

nen andern Ausgang. Findet, feſſelt ihn. — Was ſteht, was zaudert ihr? Ein Meuchelmörder hat ſich verborgen.

(Ein Theil der Reiſigen ab.)

Ihr aber umgebt mich. Zieht eure Schwerter! Die Hellebarden bereit! — Nun bin ich gefaßt. Haltet euch ruhig! Wartet ab. Unterſtützt mich, liebe Frauen! Laßt mich nicht ſinken. Meine Kniee brechen ein.

(Man reicht ihr einen Seſſel.)

Tretet näher, Bewaffnete! Umgebt mich! — Bewacht mich! Keiner weiche vom Platz bis an den vollen Tag.

Fünfzehnter Auftritt.

Hallen und gewölbte Gänge.

Zwey Partenen Reiſige, die ſich begegnen.

Erſter Anführer.

Wir haben nichts gefunden. Was ſagt ihr dazu? Seht ihr was?

Zweyter Anführer.

Gar nichts. Im Zimmer war nichts, wo er ſollte verſteckt ſeyn, das nur einen Ausgang hatte. Und ihr? Was meint ihr? Hat ſie einen Geiſt geſehen? Wär es ein Menſch, den hätten wir lange.

Selige Sehnsucht.

Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet,
Das Lebendige will ich preisen
Das nach Flammentod ſich ſehnet.

In der Liebesnächte Kühlung,
Die dich zeugte, wo du zeugteſt,
Ueberfällt dich fremde Fühlung
Wenn die ſtille Kerze leuchtet.

Nicht mehr bleibeſt du umfangen
In der Finſterniß Beſchattung,
Und dich reißet neu Verlangen
Auf zu höherer Begattung.

Keine Ferne macht dich ſchwierig,
Kommſt geflogen und gebannt,
Und zuletzt, des Lichts begierig,
Biſt du Schmetterling verbrannt.

Und ſo lang du das nicht haſt,
Dieſes: Stirb und werde!
Biſt du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde.

Erſter Anführer.

Die heilige Vehm iſt überall. Laßt uns ſuchen und ſchweigen.

(Sie kreuzen ſich und gehen von verſchiedenen Seiten ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Ländlicher Garten. Laube im Hintergrunde, davor Blumenbeete von der Sonne beleuchtet.

Marie in der Laube ſchlafend. Lerſe.

Lerſe.

Geſtrenge Frau! Wo ſeyd ihr? Gleich werden die Pferde geſattelt ſeyn! — Sie ſchläft! Schläft in dieſen ſchrecklichen Augenblicken. Wie ſchön, wie himmliſch leuchtet der Schlaf des Guten, er gleicht mehr der Seligkeit als dem Tode. Leider, daß ich ſie wecken muß! Auf! geſtrenge Frau! Säumt nicht! Auf! wir müſſen fort.

Marie (erwacht).

Wer ruft? Wer, auf einmal, reißt mich aus den ſeligen Gefilden herunter in die irdiſchen Umgebungen?

(Steht auf und kommt hervor.)

Lerſe.

Laßt uns eilen, gnädige Frau. Die Pferde haben wieder Kraft zum ſchnellen Lauf, und der Menſch hält alles aus.

Marie.

Treibe mich nicht weiter.

Lerſe.

Beſinnt euch. Bedenkt, in welcher fürchterlichen Stunde wir leben. Noch raucht die Gegend von ſchrecklichen Verbrechen, und ſchon ſind die Thäter auf's ſchrecklichſte geſtraft. Man hat mit ungeheuren Executionen verfahren. Mehrere ſind lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, geſpießt, geköpft, geviertheilt. — Ach! und euer edler Bruder in dieß ungeheure Geſchick verwickelt! — Gefangen, als Meuter, als Miſſethäter in den tiefſten Thurm geworfen.

Marie.

Laß uns gehen.

Lerſe.

Der Jammer iſt zu groß! Sein Alter, ſeine Wunden! und mehr noch als das alles, ein ſchleichend Fieber, die Finſterniß vor ſeiner Seele, daß es ſo mit ihm enden ſoll.

Marie.

Laß uns eilen! hineilen zu Weislingen. Nur ſo'ch eine gräßliche Nothwendigkeit vermochte mich zu dieſem Schritt, Weislingen wieder zu ſehen! Indem ich meinen Bruder vom Tod errette, geh ich in meinen Tod.

Lerſe.

Wie das, geſtrenge Frau? Wie auf einmal verän-

dert? Eine ſtürmiſche Leidenſchaft erſchüttert eure ſanften Züge. Redet! Vertraut mir.

Marie.

Du biſt ein wackrer Mann! So wiſſe denn, zu wem du mich führſt.

Lerſe.

Redet aus.

Marie.

Dieſer Weislingen! ich liebt ihn, mit aller Innigkeit der erſten ſchüchternen Liebe. Er ward mein Bräutigam. Da träumt ich von Glück auf dieſer Welt. Er verließ mich — und ich ſoll ihn wieder ſehen, als Bittende ſoll ich vor ihm erſcheinen, flehen ſoll ich, meine Worte mit dem Ton des Zutrauens, der Neigung, der Liebe beleben!

Lerſe.

Kommt, kommt! Laßt euch den Augenblick lehren was zu thun ſey. Der Augenblick reicht uns, was Ueberlegung vergebens aufzuſuchen bemüht iſt.

(Ab.)

Marie.

Ich werde mich vor ſeine Füße werfen, ich werde vor ihm weinen — aber — Gott verzeih mir's — nicht über meinen Bruder — über mich!

(Ab.)

Sieben

Siebenzehnter Auftritt.

(Weislingens Saal.)

Weislingen geführt von Franz und einem jungen Diener.

Weislingen.

Vergebens, daß ich mich aus einem Zimmer in das andere ſchleppe, ich trage mein Weh mit mir fort. Vergebens, daß ihr mich unterſtützt, eure Jugendkräfte gehn nicht in mich herüber; alle meine Gebeine ſind hohl, ein elendes Fieber hat das Mark ausgeſogen. Hier ſetzt mich nieder! Hier laßt mich allein und haltet euch in der Nähe.

Franz (in großer Bewegung ab).

Weislingen.

Keine Ruh und Raſt weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. — Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog ſein Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand verſagte mir. Da ſtieß er's in die Scheide, ſah mich verächtlich an und ging hinter mich. — Er iſt gefangen und ich zittere vor ihm. Elender Menſch! dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und du bebſt vor ſeiner Traumgeſtalt wie ein Miſſethäter — Und ſoll er ſterben? — Götz! Götz! — Wir Menſchen führen uns nicht ſelbſt, böſen Geiſtern iſt Macht über uns gelaſſen, daß ſie ihren hölliſchen Muthwillen an unſerm Verderben

üben. — Matt! matt! Wie ſind meine Nägel ſo blau — Ein kalter, kalter verzehrender Schauer lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vor'm Geſicht. Könnt ich ſchlafen! Ach!

Achtzehnter Auftritt.

Weislingen. Marie. Dann Franz.

Weislingen.

Jeſus Marie! — Laß mir Ruh! — Laß mir Ruh! — Die Geſtalt fehlte noch! — Sie ſtirbt, Marie ſtirbt und zeigt ſich mir an. — Verlaß mich, ſeliger Geiſt, ich bin elend genug.

Marie.

Weislingen, ich bin kein Geiſt. Ich bin Marie.

Weislingen.

Das iſt ihre Stimme.

Marie.

Ich komme, meines Bruders Leben von dir zu erflehn; er iſt unſchuldig, ſo ſtrafbar er ſcheint.

Weislingen.

Still, Marie! Du Engel des Himmels bringſt die Qualen der Hölle mit dir. — Rede nicht fort.

Marie.

Und mein Bruder ſoll ſterben? Weislingen, es iſt entſetzlich, daß ich dir zu ſagen brauche: er iſt unſchuldig; daß ich jammern muß, dich von dem abſcheulichſten

Mord zurück zu halten. Deine Seele iſt bis in ihre innerſten Tiefen von feindſeligen Mächten beſeſſen. Das iſt Adelbert.

Weislingen.

Du ſiehſt, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe. Ich ſtürbe als ein Elender, und du, du kommſt, mich in Verzweiflung zu ſtürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchſter Haß würde in Mitleid und Jammer zerſchmelzen. O Marie! Marie!

Marie.

Mein Bruder, Weislingen, erkranket im Gefängniß. Seine ſchweren Wunden, ſein Alter! — Und wenn du fähig wärſt, ſein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen.

Genug! — Franz!

Franz

kommt in äußerſter Bewegung.

Weislingen.

Die Papiere drinnen, Franz. —

Marie (vor ſich).

Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie lieb ich ihn, und nun ich ihm nahe, fühl ich wie lebhaft.

Franz

bringt ein verſiegelt Paket.

Weislingen

(reißt es auf und zeigt Marien ein Papier).

Hier iſt deines Bruders Todesurtheil unterſchrieben.

Marie.

Gott im Himmel!

Weislingen.

Und ſo zerreiß ich's. Er lebt. Aber kann ich wieder ſchaffen, was ich zerſtört habe? Weine nicht ſo, Franz. Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz

wirft ſich vor ihm nieder und faßt ſeine Knie.

Weislingen.

Steh auf und laß das Weinen. Hoffnung iſt bei den Lebenden.

Franz.

Ihr werdet nicht — Ihr müßt ſterben.

Weislingen.

Ich muß?

Franz (außer ſich).

Gift! Gift! Von eurem Weibe. Ich, ich!

(Rennt davon.)

Weislingen.

Marie, geh ihm nach. Er verzweifelt.

Marie (ab).

Weislingen.

Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühl's. Marter und Tod.

Marie (inwendig).

Hülfe! Hülfe!

Weislingen (will aufſtehen).

Gott! vermag ich das nicht?

Marie (kommt).

Er iſt hin! Zum Saalfenſter hinaus ſtürzt er wüthend in den Main hinunter.

Weislingen.

Ihm iſt wohl. — Dein Bruder iſt außer Gefahr. Die andern Bundeshäupter, vor allen Seckendorf, ſind ſeine Freunde. Ritterlich Gefängniß werden ſie ihm, auf ſein Wort, gleich gewähren. Leb wohl, Marie, geh und zieh ihn aus dem Kerker.

Marie.

Senden wir Lerſen. Ich will bei dir bleiben, armer Verlaſſener!

Weislingen.

Wohl verlaſſen und arm! Furchtbar biſt du ein Rächer, Gott! — Mein Weib!

Marie.

Entſchlage dich dieſer Gedanken. Kehre dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen.

Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend! Entſetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie! der lezte Troſt, iſt Qual.

Marie (vor ſich).

Stärke mich, Gott! Meine Seele erliegt unter der ſeinigen.

Weislingen.

Weh! weh! Gift von meinem Weibe! Mein Franz verführt durch die Abſcheuliche. Wie ſie wartet, horcht auf den Boten, der ihr die Nachricht brächte: er iſt todt. Und du Marie — Marie, warum biſt du gekommen? daß du jede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt. Verlaß mich, daß ich ſterbe.

Marie.

Laß mich bleiben. Du biſt allein; denk, ich ſey deine Wärterin. Vergiß alles. Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſe.

Weislingen.

Du Seele voll Liebe! bete für mich, bete für mich. Mein Herz iſt verſchloſſen.

Marie.

Er wird ſich deiner erbarmen. — Du biſt matt.

Weislingen.

Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben, und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und des Tods zucken die Qualen der Hölle.

Marie (neben ihm knieend).

Erbarmer! erbarme dich ſeiner. Nur einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne,

und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüber bringe.

Neunzehnter Auftritt.

Gefängniß.

Eliſabeth. Lerſe. Caſtellan.

Lerſe (zum Caſtellan).

Hier iſt Brief und Siegel, hier die Unterſchrift der Bundeshäupter; ſogleich ſoll Götz aus der engern Haft entlaſſen werden.

Caſtellan (ab).

Eliſabeth.

Gott vergelt euch die Lieb und Treue, die ihr an meinem Herrn gethan habt! Wo iſt Marie?

Lerſe.

Weislingen ſtirbt, vergiftet von ſeinem Weibe, Marie wartete ſein als ich forteilte; nun höre ich unterwegs, daß auch Sickingen in Gefahr ſey. — Die Fürſten werden ihm zu mächtig, man ſagt, er ſey eingeſchloſſen und belagert.

Eliſabeth.

Es iſt wohl ein Gerücht; laßt Götzen nichts merken.

Lerſe.

Wie ſteht's um ihn?

Eliſabeth.

Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht er-

Thut ein Schilf ſich doch hervor,
Welten zu verüßen!
Möge meinem Schreibe-Rohr
Liebliches entfließen!

leben; die Hand des Herren liegt schwer auf ihm, und Georg ist todt.

Lerse.

Georg! Der Gute!

Elisabeth.

Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, sandte sein Herr ihn ab dort Einhalt zu thun, da fiel ein Trupp der Bündischen auf sie los. — Georg! — O hätten sie sich alle gehalten wie er! Ja, wenn sie alle das gute Gewissen gehabt hätten! Viele wurden erstochen, und Georg mit.

Lerse.

Weiß es Gdz?

Elisabeth.

Wir verbargen's ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags und schickt mich zehnmal zu forschen was Georg macht; ich fürchte seinem Herzen den letzten Stoß zu geben. Ach, komm! daß wir ihn wieder in's Freie führen. — Wie sehnlich war sein Wunsch, nur in's Gärtchen des Castellans, auf der Mauer hinaus zu treten.

(Beide ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Kleiner Garten auf der Mauer. Durch und über die Zinnen weite Ausſicht in's Land. An der Seite ein Thurm.

Gbtz, Eliſabeth, Lerſe, Caſtellan.

Gbtz.

Allmächtiger Gott! wie wohlthätig iſt dein Himmel, wie frei! Die Bäume nähren ſich in deiner Luft und alle Welt iſt voll Werden und Gedeihen. Lebt wohl, meine Lieben! meine Wurzeln ſind abgehauen, meine Kraft ſinkt nach dem Grabe.

Eliſabeth.

Darf ich Lerſen nach deinem Sohn in's Kloſter ſchicken? daß du ihn noch einmal ſiehſt und ſegneſt.

Gbtz.

Laß ihn, er iſt heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht; an unſerm Hochzeittage, Eliſabeth, ahndete mir's nicht, daß ich ſo ſterben würde. Mein alter Vater ſegnete uns, und eine Nachkommenſchaft von edlen tapfern Söhnen quoll aus ſeinem Gebet. Du haſt ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. Lerſe, dein Angeſicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigſten Gefecht; damals führte mein Geiſt den eurigen; jetzt hältſt du mich aufrecht. Mach, daß ich Georgen noch einmal ſehe, mich an ſeinem Blick wärme! — Ihr ſeht zur Erden und weint? Er iſt todt! Georg iſt todt! Stirb Gbtz! du haſt dich ſelbſt überlebt, die

Edlen überlebt. Wie ſtarb er? Ach, ſie fingen ihn unter den Mordbrennern und er iſt hingerichtet.

Eliſabeth.

Nein, er wurde bei Miltenberg erſtochen, er wehrte ſich wie ein Löwe um ſeine Freiheit.

Götz.

Gott ſey Dank! Er war der beſte Junge unter der Sonne und tapfer. Löſe meine Seele nun! Ich laſſe dich in einer verderbten Welt. Lerſe verlaß ſie nicht. Schließt eure Herzen ſorgfältiger als eure Thore, es kommen die Zeiten des Betrugs, ihm iſt Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit Liſt, und der Edle wird in ihre Netze fallen. Segnet Marien und ihren Gemahl, möge er nicht ſo tief ſinken, als er hoch geſtiegen iſt. — Selbiz ſtarb, und der gute Kaiſer und mein Georg. Gebt mir einen Trunk Waſſer! Himmliſche Luft! Freiheit! Freiheit!

(Er ſtirbt.)

Eliſabeth.

Nur droben bei dir; die Welt iſt ein Gefängniß.

Lerſe.

Edler Mann! edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von ſich ſtieß! Wehe der Nachkommenſchaft, die dich verkennt.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Drey und vierzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

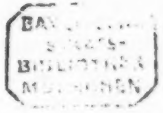

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Dritter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

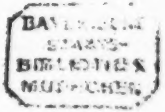
BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalt.

Schweizerreiſe im Jahre 1797.

Reiſe am Rhein und Main in den Jahren 1814 und 1815.

Aus

einer Reiſe in die Schweiz

über

Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen

im Jahre 1797.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Einleitendes.

Aus Briefen, wenige Zeit vor der Abreise, an Meyer nach Florenz und Stafa geschrieben.

Weimar, den 28 April 1797.

Bisher habe ich immer, wenn ich ungeduldig werden wollte, Sie, mein wertheſter Freund, mir zum Muſter vorgeſtellt: denn Ihre Lage, obgleich mitten unter den herrlichſten Kunſtwerken, gewährte Ihnen doch keine Mittheilung und gemeinſchaftlichen Genuß, wodurch alles was unſer iſt doch erſt zum Leben kommt; dagegen ich, obgleich abgeſchnitten von dem ſo ſehr gewünſchten Anſchauen der bildenden Künſte, doch in einem fortdauernden Austauſch der Ideen lebte, und in vielen Sachen die mich intereſſirten weiter kam.

Nun aber geſteh' ich Ihnen gern, daß meine Unruhe und mein Unmuth auf einen hohen Grad zunimmt, da nicht allein alle Wege nach Italien für den Augenblick verſperrt, ſondern auch die Ausſichten auf die nächſte Zeit äußerſt ſchlimm ſind.

In Wien hat man alle Fremden ausgeboten; Graf

Fries, mit dem ich früher zu reisen hoffte, geht selbst erst im September zurück; der Weg von da auf Triest ist für jetzt auch versperrt und für die Zukunft wie die übrigen verheert und unangenehm. In dem obern Italien selbst, wie muß es da nicht aussehen! wenn ausser den kriegführenden Heeren auch noch zwey Parteyen gegen einander kämpfen. Und selbst nach einem Frieden, wie unsicher und zerrüttet muß es eine lange Zeit in einem Lande bleiben, wo keine Polizey ist, noch seyn wird! Einige Personen die jetzt über Mailand heraus sind, können nicht genug erzählen, wie gequält und gehindert man überall wegen der Pässe ist, wie man aufgehalten und herumgeschleppt wird und was man sonst für Noth des Fortkommens und übrigen Lebens zu erdulden hat.

Sie können leicht denken, daß unter diesen Umständen mich alles, was einigen Antheil an mir nimmt, von einer Reise abmahnt; und ob ich gleich recht gut weiß, daß man bei allen einigermaßen gewagten Unternehmungen auf die Negativen nicht achten soll, so ist doch der Fall von der Art, daß man selbst durch einiges Nachdenken das Unräthliche einer solchen Expedition sehr leicht einsehen kann.

Dieses alles zusammen drängt mir beinahe den Entschluß ab: diesen Sommer, und vielleicht das ganze Jahr, an eine solche Reise nicht weiter zu denken. Ich schreibe Ihnen dieses sogleich, um auf alle Fälle mich

noch mit Ihnen darüber ſchriftlich unterhalten zu können. Denn was ich Ihnen rathen ſoll weiß ich wahrlich nicht. So ſehr Sie mir auf allen Seiten fehlen, und ſo ſehr ich durch Ihre Abweſenheit von allem Genuß der bildenden Kunſt getrennt bin, ſo möchte ich doch Sie nicht gern ſobald von der Nahrung Ihres Talentes, die Sie künftig in Deutſchland wieder ganz vermiſſen werden, getrennt wiſſen. Wenn mein Plan durch die äußern Umſtände zum Scheitern gebracht wird, ſo wünſchte ich doch den Ihrigen vollendet zu ſehen.

Ich habe mir wieder eine eigne Welt gemacht, und das große Intereſſe, das ich an der epiſchen Dichtung gefaßt habe, wird mich ſchon eine Zeit lang hinhalten. Mein Gedicht Hermann und Dorothea iſt fertig; es beſteht aus zweytauſend Hexametern und iſt in neun Geſänge getheilt, und ich ſehe darin wenigſtens einen Theil meiner Wünſche erfüllt. Meine hieſigen und benachbarten Freunde ſind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptſächlich nun darauf an: ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchſte Inſtanz von der es gerichtet werden kann iſt die, vor welche der Menſchenmahler ſeine Compoſitionen bringt, und es wird die Frage ſeyn, ob Sie unter dem modernen Coſtume die wahren ächten Menſchenproportionen und Gliederformen anerkennen werden.

Der Gegenſtand ſelbſt iſt äußerſt glücklich, ein Sujet wie man es in ſeinem Leben nicht zweymal findet;

wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltner gefunden werden als man denkt, deßwegen auch die Alten beständig sich nur in einem gewissen Kreis bewegen.

In der Lage in der ich mich befinde, habe ich mir zugeschworen, an nichts mehr Theil zu nehmen als an dem, was ich so in meiner Gewalt habe wie ein Gedicht; wo man weiß, daß man zuletzt nur sich zu tadeln oder zu loben hat; an einem Werke an dem man, wenn der Plan einmal gut ist, nicht das Schicksal des Penelopeischen Schleiers erlebt. Denn leider in allen übrigen irdischen Dingen lösen einem die Menschen gewöhnlich wieder auf was man mit großer Sorgfalt gewoben hat, und das Leben gleicht jener beschwerlichen Art zu wallfahrten, wo man drey Schritte vor und zwey zurückthun muß. Kommen Sie zurück, so wünschte ich, Sie könnten sich auf jene Weise zuschwören, daß Sie nur innerhalb einer bestimmten Fläche, ja ich möchte wohl sagen, innerhalb eines Rahmens, wo Sie ganz Herr und Meister sind, Ihre Kunst ausüben wollen. Zwar ist, ich gestehe es, ein solcher Entschluß sehr illiberal und nur Verzweiflung kann einen dazu bringen; es ist aber doch immer besser, ein für allemal zu entsagen, als immer einmal einen um den andern Tag rasend zu werden.

Vorstehendes war schon vor einigen Tagen geschrieben, nicht im besten Humor, als auf einmal die Friedensnachricht von Frankfurt kam. Wir erwarten zwar noch die Bestätigung, und von den Bedingungen und Umständen ist uns noch nichts bekannt; ich will aber diesen Brief nicht aufhalten, damit Sie doch wieder etwas von mir vernehmen und Eingeschlossenes, das man mir an Sie gegeben hat, nicht liegen bleibe. Leben Sie wohl und lassen Sie mich bald wieder von sich hören. In weniger Zeit muß sich nun vieles aufklären, und ich hoffe, der Wunsch, uns in Italien zuerst wieder zu sehen, soll uns doch noch endlich gewährt werden.

Weimar, am 5 May 1797.

Am 8 April schrieb ich Ihnen einen Brief voll übler Laune, die Friedensnachrichten, die in dem Augenblick dazu kamen, rectificirten den Inhalt. Seit der Zeit habe ich mir vorgesetzt, so sicher als ein Mensch sich etwas vorsetzen kann:

Daß ich Anfangs July nach Frankfurt abreise, um mit meiner Mutter noch mancherlei zu arrangiren, und daß ich alsdann, von da aus, nach Italien gehen will, um Sie aufzusuchen.

Ich darf Sie also wohl bitten in jenen Gegenden zu verweilen und, wenn Sie nicht thätig seyn können, inzwischen zu vegetiren. Sollten Sie aber Ihrer Gesund-

heit wegen nach der Schweiz zurück gehen wollen, so schreiben Sie mir, wo ich Sie treffe. Ich kann rechnen, daß Sie diesen Brief Ende May's erhalten; antworten Sie mir aber nur unter dem Einschluß von Frau Rath Goethe nach Frankfurt am Main, so finde ich Ihren Brief gewiß, und werde mich darnach richten. In der Zwischenzeit erfahren wir die Verhältnisse des obern Italiens und sehen uns mit Zufriedenheit, wo es auch sey, wieder. Ich wiederhole nur kürzlich, daß es mir ganz gleich ist, in welche Gegend ich mich von Frankfurt aus hinbewege, wenn ich nur erfahre, wo ich Sie am nächsten treffen kann. Leben Sie recht wohl! Mir geht alles recht gut, so daß ich nach dem erklärten Frieden hoffen kann, Sie auch auf einem befriedigten, obgleich sehr zerrütteten Boden wieder zu sehen.

Jena, den 6 Juny 1797.

Ihren Brief vom 13 May habe ich gestern erhalten, woraus ich sehe, daß die Posten zwar noch nicht mit der alten Schnelligkeit, doch aber wieder ihren Gang gehen und das macht mir Muth Ihnen gleich wieder zu schreiben.

Seitdem ich die Nachricht erhielt, daß Sie sich nicht wohl befinden, bin ich unruhiger als jemals; denn ich kenne Ihre Natur, die sich kaum anders als in der vaterländischen Luft wieder herstellt. Sie haben indessen noch zwey Briefe von mir erhalten, einen vom

28 April und einen vom 8 May; möchten Sie doch auf den letzten diejenige Entschließung ergriffen haben die zu Ihrem Besten dient. Ihre Antwort, die ich nach dem jetzigen Lauf der Posten in Frankfurt gewiß finden kann, wird meine Wege leiten. Selbst mit vielem Vergnügen würde ich Sie in Ihrem Vaterland aufsuchen und an dem Züricher See einige Zeit mit Ihnen verleben. Möge doch das Gute, das Ihnen aus unserm freundschaftlichen Verhältniß entspringen kann, Sie einigermaßen schadlos halten für die Leiden, die Sie in der Zwischenzeit ausgestanden haben und die auch auf mich, in der Ferne, den unangenehmsten Einfluß hatten; denn noch niemals bin ich von einer solchen Ungewißheit hin und her gezerrt worden; noch niemals haben meine Plane und Entschließungen so von Woche zu Woche variirt. Ich ward des besten Lebensgenusses unter Freunden und nahe Verbundnen nicht froh, indeß ich Sie einsam wußte und mir einen Weg nach dem andern abgeschnitten sah.

Nun mag denn Ihr nächster Brief entscheiden, und ich will mich darein finden und ergeben was er auch ausspricht. Wo wir auch zusammenkommen, wird es eine unendliche Freude seyn. Die Ausbildung die uns indessen geworden ist, wird sich durch Mittheilung auf das schönste vermehren.

Schiller lebt in seinem neuen Garten recht heiter und thätig; er hat zu seinem Wallenstein sehr große Vorarbeiten gemacht. Wenn die alten Dichter ganz be-

kannte Mythen, und noch dazu theilweise, in ihren Dramen vertrugen, so hat ein neuerer Dichter, wie die Sachen stehen, immer den Nachtheil, daß er erst die Exposition, die doch eigentlich nicht allein auf's Factum, sondern auf die ganze Breite der Existenz, und auf Stimmung geht, mit vortragen muß. Schiller hat deßwegen einen sehr guten Gedanken gehabt, daß er ein kleines Stück die Wallensteiner als Exposition vorausschickt, wo die Masse der Armee, gleichsam wie das Chor der Alten, sich mit Gewalt und Gewicht darstellt, weil am Ende des Hauptstücks doch alles darauf ankommt: daß die Masse nicht mehr bei ihm bleibt, sobald er die Formel des Diensts verändert. Es ist in einer viel pesantern und also für die Kunst bedeutendern Manier als die Geschichte von Dumouriez.

Höchst verlangend bin ich auch Ihre Ideen über das Darstellbare und Darzustellende zu vernehmen. Alles Glück eines Kunstwerks beruht auf dem prägnanten Stoffe den es darzustellen unternimmt. Nun ist der ewige Irrthum, daß man bald etwas Bedeutendes, bald etwas Hübsches, Gutes und Gott weiß was alles, sich unterschiebt, wenn man doch einmal was machen will und muß.

Wir haben auch in diesen Tagen Gelegenheit gehabt manches abzuhandeln über das was in irgend einer prosodischen Form geht und nicht geht. Es ist wirklich beinahe magisch, daß etwas, was in dem einen Sylbenmaße

noch ganz gut und charakteristisch ist, in einem andern leer und unerträglich scheint. Doch eben so magisch sind ja die abwechselnden Tänze auf einer Redoute, wo Stimmung, Bewegung und alles durch das Nachfolgende gleich aufgehoben wird.

Da nun meine ganze Operation von Ihrer Antwort auf meinen Brief vom 8 May abhängt, so will ich nicht wieder schreiben, als bis ich diese erhalten habe, und Ihnen nachher gleich antworten wo ich bin und wie ich gehe. Sollten Sie auch auf *diesen* noch irgend etwas zu vermelden haben, so schicken Sie es nur auf Frankfurt an meine Mutter, wo ich schon das Weitere besorgen will.

Weimar, den 7 July 1797.

Sey'n Sie mir bestens auf vaterländischem Grund und Boden gegrüßt! Ihr Brief vom 26 Juny, den ich heut erhalte, hat mir eine große Last vom Herzen gewälzt. Zwar konnt' ich hoffen, daß Sie auf meinen Brief vom 8 May gleich zurückkehren würden; allein bei meiner Liebe zu Ihnen, bei meiner Sorge für Ihre Gesundheit, bei dem Gefühl des Werthes den ich auf unser einziges Verhältniß lege, war mir die Lage der Sache äußerst schmerzlich, und mein durch die Lähmung unsers Plans ohnehin schon sehr gekränktes Gemüth ward nun durch die Nachricht von Ihrem Zustande noch mehr angegriffen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich, trotz

Hafis Nameh.

Buch Hafis.

Sey das Wort die Braut genannt.
Bräutigam der Geist;
Diese Hochzeit hat gekannt
Wer Hafisen preist.

der Umstände, nicht früher gegangen sey, Sie aufzusuchen; ich stellte mir Ihr einsames Verhältniß und Ihre Empfindungen recht lebhaft vor, und arbeitete ohne Trieb und Behaglichkeit bloß um mich zu zerstreuen. Nun geht eine neue Epoche an, in welcher alles eine bessere Gestalt gewinnen wird. Aus unserm eigentlichen Unternehmen mag nun werden was will, sorgen Sie einzig für Ihre Gesundheit und ordnen Sie das Gesammelte nach Lust und Belieben. Alles was Sie thun ist gut, denn alles hat einen Bezug auf ein Ganzes.

Ihr Brief hat mich noch in Weimar getroffen, wohin mir meine Mutter ihn schickte. Der Herzog ist schon einige Monate abwesend, er will mich vor meiner Abreise noch über manches sprechen und ich erwarte ihn. Indessen habe ich alles geordnet und bin so los und ledig als jemals. Ich gehe sodann nach Frankfurt mit den Meinigen, um sie meiner Mutter vorzustellen, und nach einem kurzen Aufenthalte sende ich jene zurück und komme Sie am schönen See zu treffen. Welch eine angenehme Empfindung ist es mir, Sie bis auf jenen glücklichen Augenblick wohl aufgehoben und in einem verbesserten Zustande zu wissen!

Schreiben Sie mir nach dem Empfang dieses nur nach Frankfurt. Von mir erhalten Sie nun alle acht Tage Nachricht. Zum Willkomm auf deutschem Grund und Boden sende ich Ihnen etwas über die Hälfte meines neuen Gedichts. Möge Ihnen die Aura die Ihnen

daraus entgegenweht angenehm und erquicklich seyn. Weiter sage ich nichts. Da wir nun glücklicherweise wieder so viel näher gebracht worden, so sind nun unsere ersten Schritte bestimmt; und sind wir nur einmal erst wieder zusammen, so wollen wir fest an einander halten und unsere Wege weiter zusammen fortführen. Leben Sie tausendmal wohl!

Weimar, den 11 July 1797.

Seitdem ich Sie wieder in Ihr Vaterland gerettet weiß, sind meine Gedanken nun hauptsächlich darauf gerichtet: daß wir wechselseitig mit demjenigen bekannt werden was jeder bisher einzeln für sich gethan hat. Sie haben durch Anschauung und Betrachtung ein unendliches Feld kennen gelernt, und ich habe indessen von meiner Seite, durch Nachdenken und Gespräch über Theorie und Methode, mich weiter auszubilden nicht versäumt, so daß wir nun entweder unmittelbar mit unsern Arbeiten zusammentreffen, oder uns wenigstens sehr leicht werden erklären und vereinigen können.

Ich schicke Ihnen hier einen Aufsatz, worin, nach einigem Allgemeinen, über Laokoon gehandelt ist. Die Veranlassung zu diesem Aufsatze sage ich hernach. Schiller ist mit der Methode und dem Sinn desselben zufrieden; es ist nun die Frage: ob Sie mit dem Stoff einig sind? ob Sie glauben, daß ich das Kunstwerk richtig gefaßt und den eigentlichen Lebenspunkt des Dargestell-

ren wahrhaft angegeben habe? Auf alle Fälle können wir uns künftig vereinigen: theils dieses Kunstwerk, theils andere in einer gewissen Folge dergestalt zu behandeln, daß wir, nach unserm ältern Schema, eine vollständige Entwickelung von der ersten poetischen Conception des Werks, bis auf die letzte mechanische Ausführung zu liefern suchen und dadurch uns und Andern mannichfaltig nutzen.

Hofrath Hirt ist hier, der in Berlin eine Existenz nach seinen Wünschen hat und sich auch bei uns ganz behaglich befindet. Seine Gegenwart hat uns sehr angenehm unterhalten, indem er bei der großen Masse von Erfahrung die ihm zu Gebote steht, beinah alles in Anregung bringt was in der Kunst interessant ist, und dadurch einen Zirkel von Freunden derselben, selbst durch Widerspruch, belebt. Er communicirte uns einen kleinen Aufsatz über Laokoon, den Sie vielleicht schon früher kennen und der das Verdienst hat, daß er den Kunstwerken auch das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff vindicirt, welches durch den Mißverstand des Begriffs von Schönheit und göttlicher Ruhe allzusehr verdrängt worden war. Schillern, der auch seit einigen Tagen hier ist, hatte von dieser Seite gedachter Aufsatz besonders gefallen, indem er selbst jetzt über Tragödie denkt und arbeitet, wo eben diese Punkte zur Sprache kommen. Um mich nun eben hierüber am freisten und vollständigsten zu erklären, und zu weitern

Gesprächen Gelegenheit zu geben, so wie auch besonders in Rücksicht unserer nächsten gemeinschaftlichen Arbeiten, schrieb ich die Blätter, die ich Ihnen nun zur Prüfung überschicke.

Sorgen Sie vor allen Dingen für Ihre Gesundheit in der vaterländischen Luft und strengen sich, besonders durch Schreiben, ja nicht an. Disponiren Sie sich Ihr Schema im Ganzen und rangiren Sie die Schätze Ihrer Collectaneen und ihres Gedächtnisses; warten Sie alsdann bis wir wieder zusammenkommen, da Sie die Bequemlichkeit des Dictirens haben werden, indem ich einen Schreiber mitbringe, wodurch das Mechanische der Arbeit, welches für eine nicht ganz gesunde Person drückend ist, sehr erleichtert, ja gewissermaßen weggehoben wird.

Unser Herzog scheint sich auf seiner Reise zu gefallen, denn er läßt uns eine Woche nach der andern warten. Doch beunruhigt mich seine verspätete Ankunft, die ich erwarten muß, gegenwärtig nicht, indem ich Sie in Sicherheit weiß. Ich hoffe, Sie haben meinen Brief vom 7ten mit dem Anfange des Gedichtes richtig erhalten, und ich will es nunmehr so einrichten, daß ich alle Wochen etwas an Sie absende. Schreiben Sie mir, wenn es auch nur wenig ist, unter der Adresse meiner Mutter nach Frankfurt. Ich hoffe Ihnen bald meine Abreise von hier und meine Ankunft dort melden zu können und wünsche, daß Sie sich recht bald erholen möchten und daß ich die Freude habe, Sie, wo nicht

völlig hergestellt, doch in einem recht leidlichen Zustande wieder zu finden. Leben Sie recht wohl, wertheſter Freund. Wie freue ich mich auf den Augenblick in welchem ich Sie wiederſehen werde, um durch ein vereintes Leben uns für die bisherige Vereinzelung entſchädigt zu ſehen!

Schiller und die Hausfreunde grüßen, alles freut ſich Ihrer Nähe und Beſſerung.

Heut über acht Tage will ich verſchiedene Gedichte beilegen. Wir haben uns vereinigt in den dießjährigen Almanach mehrere Balladen zu geben und uns bei dieſer Arbeit über Stoff und Behandlung dieſer Dichtungsart ſelbſt aufzuklären; ich hoffe, es ſollen ſich gute Reſultate zeigen.

Humboldts werden nun auch von Dresden nach Wien abgehen. Gerning, der noch immerfort bei jedem Anlaß Verſe macht, iſt über Regensburg eben dahin abgegangen. Beide Partien denken von jener Seite nach Italien vorzurücken; die Folge wird lehren, wie weit ſie kommen.

Die Herzogin Mutter iſt nach Kiſſingen. Wieland lebt in Osmanſtedt mit dem nothdürftigen Selbſtbetruge. Fräulein von Imhof entwickelt ein recht ſchönes poetiſches Talent, ſie hat einige allerliebſte Sachen zum Almanach gegeben. Wir erwarten in dieſen Tagen den jungen Stein von Breslau, der ſich im Weltweſen recht ſchön ausbildet. Und ſo hätten Sie denn auch einige Nachricht von dem Perſonal das einen Theil des

Wei-

Weimariſchen Kreiſes ausmacht. Bei Ihrer jetzt größeren Nähe ſcheint es mir, als ob man Ihnen auch hiervon etwas ſagen könne und müſſe. Knebel iſt nach Bayreuth gegangen; er macht Miene in jenen Gegenden zu bleiben, nur fürchte ich, er wird nichts mehr am alten Platze finden; beſonders iſt Nürnberg, das er liebt, in dem jetzigen Augenblick ein trauriger Aufenthalt. Nochmals ein herzliches Lebewohl.

Weimar, den 24 July 1797.

Hier iſt, mein werther Freund, die dritte wöchentliche Sendung mit der ich Ihnen zugleich ankündigen kann: daß mein Koffer mit dem Poſtwagen heute früh nach Frankfurt abgegangen und daß alſo ſchon ein Theil von mir nach Ihnen zu in Bewegung iſt; der Körper wird nun auch wohl bald dem Geiſte und den Kleidern nachfolgen.

Dießmal ſchicke ich Ihnen, damit Sie doch ja auch recht nordiſch empfangen werden, ein paar Balladen, bei denen ich wohl nicht zu ſagen brauche, daß die erſte von Schillern, die zweyte von mir iſt. Sie werden daraus ſehen, daß wir, indem wir Ton und Stimmung dieſer Dichtart beizubehalten ſuchen, die Stoffe würdiger und mannichfaltiger zu wählen beſorgt ſind; nächſtens erhalten Sie noch mehr dergleichen.

Die Note von Böttiger über die zuſammenſchnü-

renden Schlangen iſt meiner Hypotheſe über Laokoon ſehr günſtig; er hatte, als er ſie ſchrieb, meine Abhandlung nicht geleſen.

Schiller war dieſe acht Tage bei mir, ziemlich geſund und ſehr munter und thätig; Ihrer iſt, ich darf wohl ſagen, in jeder Stunde gedacht worden.

Unſere Freundin Amelie hat ſich auch in der Dichtkunſt wunderſam ausgebildet und ſehr artige Sachen gemacht, die mit einiger Nachhülfe recht gut erſcheinen werden. Man merkt ihren Productionen ſehr deutlich die ſoliden Einſichten in eine andere Kunſt an, und wenn ſie in beiden fortfährt, ſo kann ſie auf einen bedeutenden Grad gelangen.

Heute nicht mehr. Nur noch den herzlichen Wunſch, daß Ihre Geſundheit ſich immer verbeſſern möge! Schicken Sie Ihre Briefe nur an meine Mutter.

Frankfurt.

Frankfurt, den 8 Auguſt 1797.

Zum erſten Mal habe ich die Reiſe aus Thüringen nach dem Mainſtrome durchaus bei Tage mit Ruhe und Bewußtſeyn gemacht, und das deutliche Bild der verſchiedenen Gegenden, ihre Charaktere und Uebergänge, war mir ſehr lebhaft und angenehm. In der Nähe von Erfurt war mir der Keſſel merkwürdig worin dieſe

Stadt liegt. Er scheint sich in der Urzeit gebildet zu haben, da noch Ebbe und Fluth hinreichte und die Unstrut durch die Gera heraufwirkte.

Der Moment, wegen der heranreifenden Feldfrüchte, war sehr bedeutend. In Thüringen stand alles zum schönsten, im Fuldaischen fanden wir die Mandeln auf dem Felde und zwischen Hanau und Frankfurt nur noch die Stoppeln; vom Wein verspricht man sich nicht viel, das Obst ist gut gerathen.

Wir waren von Weimar bis hier vier Tage unterwegs und haben von der heißen Jahreszeit wenig oder gar nicht gelitten. Die Gewitter kühlten Nachts und Morgens die Atmosphäre aus, wir fuhren sehr früh, die heißesten Stunden des Tags fütterten wir, und wenn denn auch einige Stunden des Wegs bei warmer Tageszeit zurückgelegt wurden, so ist doch meist auf den Höhen und in den Thälern wo Bäche fließen ein Luftzug.

So bin ich denn vergnügt und gesund am 3ten in Frankfurt angekommen und überlege in einer ruhigen und heiteren Wohnung nun erst: was es heiße in meinen Jahren in die Welt zu gehen. In früherer Zeit imponiren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurtheilen noch zusammenfassen können, aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen was in unserm Wege liegt und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessirt uns deren eine größere Anzahl

und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemüthsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hülfe käme. Ich will nun alles, was mir in diesen Tagen vorgekommen, so gut als möglich ist zurecht stellen, an Frankfurt selbst als einer vielumfassenden Stadt meine Schemata probiren und mich dann zu einer weiteren Reise vorbereiten.

Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen wie es eigentlich mit dem Publicum einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mittheilen; alle Vergnügungen, selbst das Theater soll nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publicums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen.

Ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Productionen oder wenigstens insofern sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir aus eben diesen Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie verlangt, ja gebietet Sammlung, sie isolirt den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt (um nicht zu sagen in der großen) so unbequem wie eine treue Liebhaberin.

Ich gewöhne mich nun, alles wie mir die Gegenstände vorkommen und was ich über sie denke aufzuschreiben, ohne die genaueste Beobachtung und das reifste

Urtheil von mir zu fordern oder auch an einen künftigen Gebrauch zu denken. Wenn man den Weg einmal ganz zurückgelegt hat, so kann man mit besserer Uebersicht das Vorräthige immer wieder als Stoff gebrauchen.

Das Theater habe ich einige Mal besucht und zu dessen Beurtheilung mir auch einen methodischen Entwurf gemacht; indem ich ihn nun nach und nach auszufüllen suche, so ist mir erst recht aufgefallen: daß man eigentlich nur von fremden Ländern, wo man mit niemand in Verhältniß steht, eine leidliche Reisebeschreibung machen könnte. Ueber den Ort wo man gewöhnlich sich aufhält wird niemand wagen etwas zu schreiben, es müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenstände die Rede seyn: eben so geht es mit allem was uns noch einigermaßen nah' ist, man fühlt erst, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch sein gerechtestes, mäßigstes Urtheil über die Dinge öffentlich aussprechen wollte. Diese Betrachtungen führen auf artige Resultate und zeigen mir den Weg der zu gehen ist. So vergleiche ich z. B. jetzt das hiesige Theater mit dem Weimarischen; habe ich noch das Stuttgarter gesehen, so läßt sich vielleicht über die drey etwas Allgemeines sagen, das bedeutend ist und das sich auch allenfalls öffentlich produciren läßt.

Den 8 August.

In Frankfurt iſt alles thätig und lebhaft, und das vielfache Unglück ſcheint nur einen allgemeinen Leichtſinn bewirkt zu haben. Die Millionen Kriegscontribution, die man im vorigen Jahre den vorgedrungenen Franzoſen hingeben mußte, ſind ſo wie die Noth jener Augenblicke vergeſſen, und jederman findet es äußerſt unbequem, daß er nun zu den Intereſſen und Abzahlungen auch das Seinige beitragen ſoll. Ein jeder beklagt ſich über die äußerſte Theuerung, und fährt doch fort Geld auszugeben und den Luxus zu vermehren, über den er ſich beſchwert. Doch habe ich auch ſchon einige wunderliche und unerwartete Ausnahmen bemerken können.

Geſtern Abend entſtand auf einmal ein lebhafter Friedensruf, inwiefern er gegründet ſey, muß ſich bald zeigen.

Ich habe mich in dieſen wenigen Tagen ſchon viel umgeſehen, bin die Stadt umfahren und umgangen; außen und innen entſteht ein Gebäude nach dem andern, und der beſſere und größere Geſchmack läßt ſich bemerken, obgleich auch hier mancher Rückſchritt geſchieht. Geſtern war ich im Schweizerſchen Hauſe, das auch inwendig viel Gutes enthält, beſonders hat mir die Art der Fenſter ſehr wohl gefallen; ich werde ein kleines Modell davon an die Schloßbaucommiſſion ſchicken.

Das hieſige Theater hat gute Subjecte, iſt aber im Ganzen für eine ſo große Anſtalt viel zu ſchwach beſetzt;

die Lücken, welche bei Ankunft der Franzosen entstanden, sind noch nicht wieder ausgefüllt. Auf den Sonntag wird Palmira gegeben, worauf ich sehr neugierig bin.

Ich lege eine Recension einiger italiänischen Zeitungsblätter bei, die mich interessirt haben, weil sie einen Blick in jene Zustände thun lassen.

Italiänische Zeitungen.

Es liegen verschiedene italiänische Zeitungen vor mir, über deren Charakter und Inhalt ich einiges zu sagen gedenke.

Die auswärtigen Nachrichten sämmtlich sind aus fremden Zeitungen übersetzt, ich bemerke also nur das Eigne der inländischen.

L'Osservatore Triestino No. 58. 21 July 1797. Ein sehr gut geschriebener Brief über die Besitznehmung von Cherso vom 10 July. Dann einiges von Zara. Die Anhänge sind wie unsere Beilagen und Wochenblätter.

Gazzetta Universale No. 58. 22 July 1797. Florenz. Ein nachdrückliches Gesetz wegen Meldung des Ankommens, Bleibens und Abgehens der Fremden, im Florentinischen publicirt.

Notizie Universali No. 60. 28 July 1797. Reveredo. Ein Artikel aus Oestreich macht auf die große bewaffnete Stärke des Kaisers aufmerksam.

Il Corriere Milanese. No. 59. 24 July 1797.

Die italiänischen Angelegenheiten werden im republicanischen Sinne, aber mit großer Mäßigung, Feinheit und rhetorischer Stellung vorgetragen; es fällt einem dabei der Leidener Lizac ein.

In einer Buchhändler-Nachricht ist ein Werk: Memorie Storiche del Professore Gio. Battista Bottondo nativo di Monza, nel Milanese, scritte da lui medesimo, angekündigt. Wahrscheinlich eine romanhafte Composition, durch welche man, so viel sich aus der Anzeige errathen läßt, den Revolutionisten in Italien Mäßigkeit rathen will.

Giornale Degli Uomini Liberi. Bergamo. 18 July 1797. No. 5. Lebhaft demokratisch, welches sich in der Bergamasken-Manier sehr lustig ausnimmt; denn wer lacht nicht wenn er liest: Non si dee defraudare il Popolo Sovrano Bergamasco di dargli notizia etc.

Für den Platz aber und für die Absicht scheint das Blatt sehr zweckmäßig zu seyn, indem es hauptsächlich die Angelegenheiten der Stadt und des Bezirks behandelt.

No. 6. Die Aufhebung eines Klosters durch die Mehrheit der Mönchesstimmen wird begehrt, die aristokratische Partey verlangt unanimia.

Die Sprachwendungen haben etwas Originales und der ganze Ausdruck ist lebhaft, treu, naiv, so daß man den Harlekin im besten Sinne zu hören glaubt.

Il Patriota Bergamasco No. 17. 18 July 1797.

Ein Compliment an die Bergamasker, daß ihre Nationalgarden bei dem großen Fdderationsfeſt ſich ſo ganz beſonders ausgenommen haben: I Segni da esse manifestati di patriotismo e di giocondità attrassero la comune meraviglia, e loro meritarono il vanto de' piu energici republicani. Wenn man dieſe Stelle gehörig überſetzt, ſo wünſchte man die Bergamasker bei dieſer Gelegenheit mit ihrer giocondita geſehen zu haben. Den Nachrichten aus dem Kirchenſtaat ſucht man, durch Worte die Schwabacher gedruckt ſind, eine komiſche Tournure zu geben.

Ein Brief des Generals Buonaparte an den Aſtronomen Cagnoli in Verona, der bei den Unruhen viel gelitten und verloren hatte, ſoll den Gemüthern Beruhigung einflößen, da dem Manne Erſatz und Sicherheit verſprochen wird.

No. 18 iſt ſehr merkwürdig; der Patriot beklagt ſich daß nach der Revolution noch keine Revolution ſey und daß gerade alles noch ſeinen alten ariſtokratiſchen Gang gehen wolle. Natürlicher Weiſe hat, wie überall, die liebe Gewohnheit nach den erſten lebhaften Bewegungen wieder ihr Recht behauptet und alles ſucht ſich wieder auf die Füße zu ſtellen; worüber ſich denn der gute Patriot gar ſehr beklagt.

Den 9 August.

Das allgemeine Gespräch und Interesse ist heute die Feier des morgenden Tages, die in Wetzlar begangen werden soll; man erzählt Wunderdinge davon. Zwanzig Generale sollen derselben beiwohnen, von allen Regimentern sollen Truppen dazu gesammelt werden, militärische Evolutionen sollen geschehen; Gerüste sind aufgerichtet und was dergleichen mehr ist. Indessen fürchten die Einwohner bei dieser Gelegenheit böse Scenen; mehrere haben sich entfernt; man will heute Abend schon kanoniren gehört haben.

Bei alle dem lebt man hier in vollkommener Sicherheit und jeder treibt sein Handwerk eben als wenn nichts gewesen wäre; man hält den Frieden für gewiß und schmeichelt sich, daß der Congreß hier seyn werde, ob man gleich nicht weiß wo man die Gesandten unterbringen will. Wenn alles ruhig bleibt, so wird die nächste Messe über die Maßen voll und glänzend werden; es sind schon viele Quartiere bestellt und die Gastwirthe und andere Einwohner setzen unerhörte Preise auf ihre Zimmer.

Was mich betrifft, so sehe ich nur immer mehr ein daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse die ich zu machen habe interessiren mich jetzt mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das Gleiche thut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen. Die wenigen Tage die ich

hier bin hat mich die Betrachtung so mancher Gegenstände schon sehr vergnügt und unterhalten, und ich habe für die nächste Zeit noch genug vor mir.

Ich will hernach unsern guten Meyer, der am Züricher=see angekommen ist, aufsuchen und, ehe ich meinen Rückweg antrete, noch irgend eine kleine Tour mit ihm machen. Nach Italien habe ich keine Lust, ich mag die Raupen und Chrysaliden der Freiheit nicht beobachten; weit lieber möchte ich die ausgekrochenen französischen Schmetterlinge sehen.

Gestern war ich bei Herrn von Schwarzkopf, der mit seiner jungen Frau auf einem Bethmannischen Gute wohnt; es liegt sehr angenehm eine starke halbe Stunde von der Stadt vor dem Eschenheimer Thore auf einer sanften Anhöhe, von der man vorwärts die Stadt und den ganzen Grund worin sie liegt und hinterwärts den Niedergrund bis an das Gebirg übersieht. Das Gut gehörte ehemals der Familie der von Riese und ist wegen der Steinbrüche bekannt, die sich in dem Bezirk desselben befinden. Der ganze Hügel besteht aus Basalt und der Feldbau wird in einem Erdreiche getrieben das aus Verwitterung dieser Gebirgsart sich gebildet hat; es ist auf der Höhe ein wenig steinig, aber Früchte und Obstbäume gedeihen vortrefflich. Bethmanns haben viel dazu gekauft und meine Mutter hat ihnen ein schönes Baumstück, das unmittelbar daran stößt, abgelassen. — Die Fruchtbarkeit des herrlichen Grundes um Frankfurt und die

Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse erregt Erstaunen, und an den neuen Zäunen, Stacketen und Lusthäusern, die sich weit um die Stadt umher verbreiten, sieht man, wie viel wohlhabende Leute in der letzten Zeit nach größern und kleinern Stücken eines fruchtbaren Bodens gegriffen haben. Das große Feld, worauf nur Gemüse gebaut wird, gewährt in der jetzigen Jahreszeit einen sehr angenehmen und mannichfaltigen Anblick. Ueberhaupt ist die Lage, wie ich sie an einem schönen Morgen vom Thurme wieder gesehen, ganz herrlich und zu einem heitern und sinnlichen Genusse ausgestattet, deßwegen sich die Menschen auch so zeitig hier angesiedelt und ausgebreitet haben. Merkwürdig war mir die frühe städtische Cultur, da ich gestern las, daß schon 1474 befohlen ward, die Schindeldächer wegzuthun, nachdem schon früher die Strohdächer abgeschafft waren. Es läßt sich denken, wie ein solches Beispiel in dreyhundert Jahren auf die ganze Gegend gewirkt haben müsse.

Frankfurt, den 11. August.

Gestern sah ich die Oper Palmira, die im Ganzen genommen sehr gut und anständig gegeben ward. Ich habe aber dabei vorzüglich die Freude gehabt einen Theil ganz vollkommen zu sehen, nämlich die Decorationen. Sie sind von einem Mailänder Fuentes, der sich gegenwärtig hier befindet.

Bei der Theater-Architektur iſt die große Schwierigkeit, daß man die Grundſätze der ächten Baukunſt einſehen und von ihnen doch wieder zweckmäßig abweichen ſoll. Die Baukunſt im höhern Sinne ſoll ein ernſtes, hohes, feſtes Daſeyn ausdrücken, ſie kann ſich, ohne ſchwach zu werden, kaum auf's Anmuthige einlaſſen; aber auf dem Theater ſoll alles eine anmuthige Erſcheinung ſeyn. Die theatraliſche Baukunſt muß leicht, geputzt, mannichfaltig ſeyn, und ſie ſoll doch zugleich das Prächtige, Hohe, Edle darſtellen. Die Decorationen ſollen überhaupt, beſonders die Hintergründe, Tableaux machen. Der Decorateur muß noch einen Schritt weiter als der Landſchaftsmahler thun, der auch die Architektur nach ſeinem Bedürfniß zu modificiren weiß.

Die Decorationen zu Palmira geben Beiſpiele woraus man die Lehre der Theatermahlerey abſtrahiren könnte. Es ſind ſechs Decorationen die auf einander in zwey Acten folgen, ohne daß eine wieder kommt; ſie ſind mit ſehr kluger Abwechſelung und Gradation erfunden. Man ſieht ihnen an, daß der Meiſter alle Motives der ernſthaften Baukunſt kennt; ſelbſt da, wo er baut wie man nicht bauen ſoll und würde, behält doch alles den Schein der Möglichkeit bei, und alle ſeine Conſtructionen gründen ſich auf den Begriff deſſen was im Wirklichen gefordert wird. Seine Zierrathen ſind ſehr reich, aber mit reinem Geſchmack angebracht und vertheilt; dieſen ſieht man die große Stuccaturſchule an, die ſich in Mailand

befindet, und die man aus den Kupferstich-Werken des Albertolli kann kennen lernen. Alle Proportionen gehen in's Schlanke, alle Figuren, Statuen, Basreliefs, gemahlte Zuschauer gleichfalls; aber die übermäßige Länge und die gewaltsamen Gebärden mancher Figuren sind nicht Manier, sondern die Nothwendigkeit und der Geschmack haben sie so gefordert. Das Colorit ist untadelhaft und die Art zu mahlen äußerst frei und bestimmt. Alle die perspectivischen Kunststücke, alle die Reize der nach Directionspunkten gerichteten Massen zeigen sich in diesen Werken; die Theile sind völlig deutlich und klar ohne hart zu seyn, und das Ganze hat die lobenswürdigste Haltung. Man sieht die Studien einer großen Schule und die Ueberlieferungen mehrerer Menschenleben in den unendlichen Details, und man darf wohl sagen, daß diese Kunst hier auf dem höchsten Grade steht; nur schade daß der Mann so kränklich ist, daß man an seinem Leben verzweifelt. Ich will sehen daß ich das, was ich hier nur flüchtig hingeworfen habe, besser zusammenstelle und ausführe.

Erste Decoration.

Auf niedrigen, nicht zu starken, alt-dorischen blauen Säulen und ihren weißen Capitälen ruht ein weißes einfaches Gesims, dessen mittlerer Theil der höchste ist, es konnte auch für einen eigens proportionirten Architrav gelten; von diesen geht ein Tonnengewölb über das ganze Theater, das wegen seiner ungeheuern Höhe und Breite

einen herrlichen Effect macht. Da das Tonnengewölbe von den Couliſſen nicht herüberlaufen kann, ſo ſcheint es oben durch blaue Vorhänge verdeckt, auf dem Hintergrunde aber erſcheint es in ſeiner Vollkommenheit. Gleich wo das Gewölbe auf dem Geſimſe ruht ſind Basreliefs angebracht. Das übrige iſt mit einfachen Steinen gewölbt. Das Tonnengewölbe läuft auf ein Kreisgebäude aus, das ſich wieder im Kreuze am Tonnengewölbe anſchließt, wie die Art der neuern Kirchen iſt; nur trägt dieſe Rundung auf ihrem Kranze keine Kuppel, ſondern eine Galerie, über die man hinaus einen geſtirnten Himmel ſieht.

Schilderung einiger Perſonen des Frankfurter Theaters.

Frauen.

Demoiſ. Woralek. Frauenzimmerliche Mittelgröße, wohlgebaut, etwas ſtark von Gliedern, jung, natürliche Bewegungen, mit den Armen gewiſſe Geſten die nicht übel wären, wenn ſie nicht immer wieder kämen; ein zuſammengefaßtes Geſicht, lebhafte ſchwarze Augen; ein lächelndes Verziehen des Mundes verſtellt ſie oft; eine ſchöne und gut ausgebildete Stimme, im Dialog zu ſchnell; daher ſie die meiſten Stellen überhudelt.

Rollen. Erſte Liebhaberin in der Oper: Conſtanze, Pamina, die Müllerin.

Beiname.

Dichter.

Mohamed Schemſeddin ſage,
Warum hat dein Volk, das hehre,
Hafis dich genannt?

Hafis.

Ich ehre,
Ich erwiedre deine Frage.
Weil in glücklichem Gedächtniß,
Des Korans geweiht Vermächtniß
Unverändert ich verwahre,
Und damit ſo fromm gebahre
Daß gemeines Tages Schlechtniß
Weder mich noch die berühret
Die Prophetenwort und Samen
Schätzen wie es ſich gebühret;
Darum gab man mir den Namen.

Dichter.

Hafis drum, ſo will mir ſcheinen,
Möcht' ich dir nicht gerne weichen:
Denn, wenn wir wie andre meinen,
Werden wir den andern gleichen.

Demoiſ. Boudet. Weibliche Mittelgeſtalt; gutes lebhaftes Betragen, raſche Gebärden. Gewiſſe natürliche Rollen ſpielt ſie gut, nur drücken ihre Mienen und Geſten zu oft Härte, Kälte, Stolz und Verachtung aus, wodurch ſie unangenehm wird. Sie ſpricht deutlich und iſt überhaupt eine energiſche Natur.

Rollen. Muntere, naive: Margarete in den Hageſtolzen. Einen Savoyarden.

•

Madame Aſchenbrenner. Nicht gar groß, ſonſt gut gebaut; ein artiges Geſicht, ſchwarze Augen. In ihrer Declamation und Gebärden hat ſie das weinerlich Angeſpannte was man ſonſt für pathetiſch hielt. Sie tanzt gut; es hat aber dieſe Kunſt keine günſtige Wirkung auf ſie gehabt, indem ſie in Gang und Gebärden manierirt iſt.

Rollen. Affectuoſe, ſentimentale Liebhaberinnen ſingt auch ein wenig. Cora in der Sonnenjungfrau. Ophelia in Hamlet.

•

Madame Bulla. Mittelgröße, etwas größer als Madame Aſchenbrenner, gute Geſichtsbildung; ihre Action ein wenig zu ruhig, der Ton ihrer Stimme ein wenig zu hell und ſcharf.

Rollen. Edle Mütter, Frauen von Stande, heitere humoriſtiſche Rollen: Elvira in Rolla's Tod. Die

Frau

Frau in dem Ehepaar aus der Provinz. Fräulein von Sachau in der Entführung.

*

Madame Böttcher. Etwas über Mittelgröße, wohlgebaut, mäßig ſtark, angenehme Bildung; ſieht für ihre Carricaturrollen etwas zu gut aus.

Rollen. Carricaturen und was ſich denen nähert: Oberhofmeiſterin in Eliſe von Valberg. Frau Schmalheim. Frau Griesgram.

Männer.

Herr Prandt. Wohlgebaut, nicht angenehm gebildet, lebhafte ſchwarze Augen die er zu ſehr rollt; ſonore tiefe Stimme, gute Bewegungen.

Rollen. Helden. Würdige Alte: Rolla. Zaar. Seecapitän im Bruderzwiſt. Molai in den Tempelherren.

*

Herr Schröder. Mittelgröße, wohlgeſtalter, gute jugendliche Geſichtsbildung, lebhafte Bewegung; ſingt baritono, im Dialog tiefe etwas ſchnarrende, heftige, rauhe Stimme.

Rollen. Erſte Liebhaber in der Oper: Don Juan. Deſerteur. Figurirende Rollen im Schauſpiel. Fürſt in Dienſtpflicht. Philipp der Schöne in den Tempelherren.

*

Herr Lur. Gedrängte gut gebildete Mittelgestalt; weiß seine Kleidung und Gebärden nach den Rollen zu motiviren, hat einen guten doch nicht recht vollklingenden Baß; spielt zu sehr nach dem Souffleur.

Rollen. Erster Buffo in der Oper. Im Schauspiel ähnliche Rollen: Den Bedienten des Capitäns im Bruderzwist. Den Amtmann in der Aussteuer.

•

Herr Schlegel. Wohlgebaut, hat aber bei aller Beweglichkeit etwas Steifes. An der Bewegung seiner Beine sieht man, daß er ein Tänzer ist; singt als zweyter Baß noch gut genug. Es mag ihm an Geschmack und Gefühl fehlen, drum übertreibt er leicht.

Rollen. Zweyte Buffo's, auch z. B. Knicker, sodann Sarastro, und den Geist in Don Juan.

•

Herr Demmer. Gut gebaut, oberwärts etwas dicklicht, vorstehendes Gesicht, blond und blaue Augen; hat was Meckerndes in der Stimme und einen leidlichen Humor.

Rollen. Erste Liebhaber in der Oper: Tamino. Infant. Carricatur-Rollen: Stöpsel in Armuth und Edelsinn. Posert im Spieler.

•

Herr Schmidt. Hager, alt, schwächlich, übertreibt; man bemerkt an ihm weder Naturell noch Geschmack.

Rollen. Schwache, verliebte, humoristische

Alte: von Sachau in der Entführung, Braudchen im Räuſchchen.

*

Herr Düpré. Ziemliche Größe, hager aber gut gebildet, ſtarke Geſichtszüge; im Ganzen ſteif.

Rollen. Launige Rollen, Halb-Carricaturen, Böſewichter. Kerkermeiſter im Deſerteur. Noſſodei in den Tempelherren.

*

Herr Strutzſch. Jugendlich wohlgebildet. Figur und Weſen ſind nicht durchgearbeitet, Sprache und Gebärden haben keinen Fluß; im Ganzen iſt er nicht unangenehm, aber er läßt den Zuſchauer völlig kalt.

Rollen. Erſte Liebhaber, junge Helden: Ludwig der Springer. Hamlet. Bruder des Mädchen von Marienburg.

*

Herr Grüner. Von deſſen Händeln mit der Königsberger Schauſpieldirection im 3ten Stück des 2ten Bandes des Hamburger Theaterjournals von 1797 viel erzählt wird, ſpielte hier einige Gaſtrollen. Er hat Gewandtheit auf dem Theater und eine leichte Cultur, iſt aber nicht mehr jung und hat kein günſtiges Geſicht. Seine Sprache iſt äußerſt preußiſch und auch ſein Spiel (ich ſah ihn als Sichel) hat eine gewiſſe anmaßliche Gewandtheit; ſeine Stimme iſt von keiner Bedeutung.

Frankfurt, den 15 August 1797.

Ueber den eigentlichen Zuſtand eines aufmerkſam Reiſenden habe ich eigne Erfahrungen gemacht und eingeſehen, worin ſehr oft der Fehler der Reiſebeſchreibungen liegt. Man mag ſich ſtellen wie man will, ſo ſieht man auf der Reiſe die Sache nur von Einer Seite, und übereilt ſich im Urtheil; dagegen ſieht man aber auch die Sache von dieſer Seite lebhaft und das Urtheil iſt im gewiſſen Sinne richtig. Ich habe mir daher Acten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren die mir jetzt begegnen: Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscurrente einheften laſſe und ſodann auch ſowohl das was ich ſehe und bemerke als auch mein augenblickliches Urtheil einſchalte. Ich ſpreche nachher von dieſen Dingen in Geſellſchaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald ſehe, in wiefern ich gut unterrichtet bin, und in wiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menſchen übereintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Acten, und ſo gibt es Materalien, die mir künftig als Geſchichte des Aeußern und Innern intereſſant genug bleiben müſſen. Wenn ich bei meinen Vorkenntniſſen und meiner Geiſtesgeübtheit Luſt behalte dieſes Handwerk eine Weile fortzuſetzen, ſo kann ich eine große Maſſe zuſammenbringen.

Ein paar poetiſche Stoffe bin ich ſchon gewahr gewor-

den, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde, und dann kann man niemals im erſten Augenblick wiſſen, was ſich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch, als wahrer Gehalt ausſondert.

Bei dem allem läugne ich nicht, daß mich mehrmals eine Sehnſucht nach dem Saalgrunde wieder angewandelt, und würde ich heute dahin verſetzt, ſo würde ich gleich, ohne irgend einen Rückblick, etwa meinen Fauſt oder ſonſt ein poetiſches Werk anfangen können.

Hier möchte ich mich nun an ein großes Stadtleben wieder gewöhnen, mich gewöhnen nicht mehr zu reiſen, ſondern auch auf der Reiſe zu leben; wenn mir nur dieſes vom Schickſal nicht ganz verſagt iſt, denn ich fühle recht gut, daß meine Natur nur nach Sammlung und Stimmung ſtrebt und an allem keinen Genuß hat was dieſe hindert. Hätte ich nicht an meinem Hermann und Dorothea ein Beiſpiel, daß die modernen Gegenſtände, in einem gewiſſen Sinne genommen, ſich zum Epiſchen bequemten, ſo möchte ich von aller dieſer empiriſchen Breite nichts mehr wiſſen.

Auf dem Theater, ſo wie ich auch wieder hier ſehe, wäre in dem gegenwärtigen Augenblick manches zu thun, aber man müßte es leicht nehmen und in der Gozziſchen Manier tractiren; doch es iſt in keinem Sinne der Mühe werth.

Meyer hat unſere Balladen ſehr gut aufgenommen. Ich habe nun, weil ich von Weimar aus nach Stäfe

wöchentlich Briefe an ihn ſchrieb, ſchon mehrere Briefe von ihm hier erhalten; es iſt eine reine und treu fortſchreitende Natur, unſchätzbar in jedem Sinne. Ich will nur eilen ihn wieder perſönlich habhaft zu werden, und ihn dann nicht wieder von mir laſſen.

Frankfurt, den 18 Auguſt 1797.

Ich beſuchte geſtern den Theatermahler, deſſen Werke mich ſo ſehr entzückt hatten, und fand einen kleinen, wohlgebildeten, ſtillen, verſtändigen, beſcheidenen Mann. Er iſt in Mailand geboren, heißt Fuentes, und als ich ihm ſeine Arbeiten lobte, ſagte er mir: er ſey aus der Schule des Gonzaga, dem er, was er zu machen verſtehe, zu verdanken habe. Er ließ mich die Zeichnungen zu jenen Decorationen ſehen die, wie man erwarten kann, ſehr ſicher und charakteriſtiſch mit wenigen Federzügen gemacht und auf denen die Maſſen mit Tuſche leicht angegeben ſind. Er zeigte mir noch verſchiedene Entwürfe zu Decorationen die zunächſt gemahlt werden ſollen, worunter einer zu einem gemeinen Zimmer mir beſonders wohlgedacht erſchien. Er ließ mich auch die Veränderungen bemerken, die zwiſchen den Zeichnungen und den ausgeführten Decorationen zu Palmira ſich fanden. Es iſt eine Freude einen Künſtler zu ſehen der ſeiner Sache ſo gewiß iſt, ſeine Kunſt ſo genau kennt, ſo gut weiß was ſie leiſten und was ſie wirken kann.

Er entſchuldigte verſchiedenes das er an ſeinen Arbeiten ſelbſt nicht billigte, durch die Forderungen des Poeten und des Schauſpielers, die nicht immer mit den Geſetzen der guten Decoration in Einſtimmung zu bringen ſeyen.

Bei Gelegenheit der Farbengebung, da bemerkt wurde, daß das Violette bei Nacht grau ausſähe, ſagte er: daß er deßhalb das Violette, um ein gewiſſes leuchtendes und durchſichtiges Grau hervorzubringen, anwende. Ferner, wie viel auf die Beleuchtung der Decorationen ankomme.

Es ward bemerkt welch eine große Praktik nöthig ſey, um mit Sicherheit einer ſtudirten Manier die Farben aufzuſetzen, und es kam nicht ohne Lächeln zur Sprache, daß es Menſchen gebe, die von einem Studium, wodurch man zur Gewißheit gelangt, ſo wenig Begriff haben, daß ſie die ſchnelle und leichte Methode des Meiſters für nichts achten; vielmehr denjenigen rühmen, der ſich bei der Arbeit beſinnt und ändert und corrigirt. Man ſieht die Freiheit des Meiſters für Willkür und zufällige Arbeit an.

Frankfurt, den 18 Auguſt 1797.

Wenn man Frankfurt durchwandert und die öffentlichen Anſtalten ſieht, ſo drängt ſich einem der Gedanke auf: daß die Stadt in frühern Zeiten von Menſchen

müſſe regiert geweſen ſeyn, die keinen liberalen Begriff von öffentlicher Verwaltung, keine Luſt an Einrichtung zu beſſerer Bequemlichkeit des bürgerlichen Lebens gehabt, ſondern die vielmehr nur ſo nothdürftig hinregierten und alles gehen ließen wie es konnte. Man hat aber bei dieſer Betrachtung alle Urſache billig zu ſeyn. Wenn man bedenkt was das heißen will, bis nur die nächſten Bedürfniſſe einer Bürgergemeinde, die ſich in trüben Zeiten zufällig zuſammen findet, nach und nach befriedigt, bis für ihre Sicherheit geſorgt, und bis ihr nur das Leben, indem ſie ſich zuſammen findet und vermehrt, möglich und leidlich gemacht wird: ſo ſieht man daß die Vorgeſetzten zu thun genug haben, um nur von einem Tag zum andern mit Rath und Wirkung auszulangen. Mißſtände, wie das Ueberbauen der Häuſer, die krummen Anlagen der Straßen, wo jeder nur ſein Plätzchen und ſeine Bequemlichkeit im Auge hatte, fallen in einem dunklen gewerbvollen Zuſtande nicht auf, und den düſtern Zuſtand der Gemüther kann man an den düſtern Kirchen und an den dunkeln und traurigen Klöſtern jener Zeit am beſten erkennen. Das Gewerb iſt ſo ängſtlich und emſig, daß es ſich nicht nahe genug an einander drängen kann; der Krämer liebt die engen Straßen, als wenn er den Käufer mit Händen greifen wollte. So ſind alle die alten Städte gebaut, außer welche gänzlich umgeſchaffen worden.

Die großen alten öffentlichen Gebäude ſind Werke

der Geiſtlichkeit und zeugen von ihrem Einfluß und erhöhteren Sinn. Der Dom mit ſeinem Thurm iſt ein großes Unternehmen; die übrigen Klöſter, in Abſicht auf den Raum den ſie einſchließen, ſowohl als in Abſicht auf ihre Gebäude, ſind bedeutende Werke und Beſitzthümer. Alles dieſes iſt durch den Geiſt einer dunklen Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zuſammengebracht und errichtet. Die Höfe und ehemaligen Burgen der Adeligen nehmen auch einen großen Raum ein, und man ſieht in den Gegenden wo dieſe geiſtlichen und weltlichen Beſitzungen ſtehen, wie ſie anfangs gleichſam als Inſeln dalagen und die Bürger ſich nur nothdürftig dran herumbauten.

Die Fleiſchbänke ſind das Häßlichſte was vielleicht dieſer Art ſich in der Welt befindet; ſie ſind auf keine Weiſe zu verbeſſern, weil der Fleiſcher ſeine Waaren, ſo wie ein anderer Krämer, unten im Hauſe hat. Dieſe Häuſer ſtehen auf einem Klumpen beiſammen und ſind mehr durch Gänge als Gäßchen getrennt.

Der Markt iſt klein und muß ſich durch die benachbarten Straßen bis auf den Römerberg ausdehnen. Verlegung deſſelben auf den Hirſchgraben zur Meßzeit.

Das Rathhaus ſcheint früher ein großes Kaufhaus und Waarenlager geweſen zu ſeyn, wie es auch noch in ſeinen Gewölben für die Meſſe einen dunkeln und dem Verkäufer fehlerhafter Waaren günſtigen Ort gewährt.

Und ſo gleich' ich dir vollkommen
Der ich unſrer heil'gen Bücher
Herrlich Bild an mich genommen,
Wie auf jenes Tuch der Tücher
Sich des Herren Bildniß drückte,
Mich in ſtiller Bruſt erquickte,
Trotz Verneinung, Hindrung, Raubens,
Mit dem heitern Bild des Glaubens.

Die Häuser baute man in frühern Zeiten, um Raum zu gewinnen, in jedem Stockwerke über. Doch sind die Straßen im Ganzen gut angelegt, welches aber wohl dem Zufall zuzuschreiben ist; denn sie gehen entweder mit dem Flusse parallel, oder es sind Straßen, welche diese durchkreuzen und nach dem Lande zu gehen. Um das Ganze lief halbmondförmig ein Wall und Graben, der nachher ausgefüllt wurde; doch auch in der neuen Stadt ist nichts Regelmäßiges und auf einander Passendes. Die Zeile geht krumm, nach der Richtung des alten Grabens, und die großen Plätze der neuen Stadt ist man nur dem Unwerthe des Raums zu jener Zeit schuldig. Die Festungswerke hat die Nothwendigkeit hervorgebracht, und man kann fast sagen, daß die Mainbrücke das einzige schöne und einer so großen Stadt würdige Monument aus der frühern Zeit sey; auch ist die Hauptwache anständig gebaut und gut gelegen.

Es würde interessant seyn die Darstellung der verschiedenen Epochen der Aufklärung, Aufsicht und Wirksamkeit in Absicht solcher öffentlichen Anstalten zu versuchen; die Geschichte der Wasserleitungen, Cloaken, des Pflasters mehr auseinander zu setzen, und auf die Zeit und vorzüglichen Menschen, welche gewirkt, aufmerksam zu seyn.

Schon früher wurde festgesetzt, daß jemand der ein neues Haus baut, nur in dem ersten Stock überbauen dürfe. Schon durch diesen Schritt war viel gewonnen.

Mehrere ſchöne Häuſer entſtanden; das Auge gewöhnte ſich nach und nach an's Senkrechte, und nunmehr ſind viele hölzerne Häuſer auch ſenkrecht aufgebaut. Was man aber den Gebäuden bis auf den neuſten Zeitpunkt, und überhaupt manchem andern anſieht, iſt: daß die Stadt niemals einen Verkehr mit Italien gehabt hat. Alles was Gutes dieſer Art ſich findet iſt aus Frankreich hergenommen.

Eine Hauptepoche macht denn nun zuletzt das Schweitzerſche Haus auf der Zeile, das in einem ächten, ſoliden und großen italiäniſchen Style gebaut iſt und vielleicht lange das einzige bleiben wird. Denn obgleich noch einige von dieſer Art ſind gebaut worden, ſo hatten doch die Baumeiſter nicht Talent genug mit dem erſten zu wetteifern, ſondern ſie verfielen, indem ſie nur nicht eben daſſelbe machen wollten, auf falſche Wege, und wenn es ſo fortgeht, ſo iſt der Geſchmack, nachdem ein einziges Haus nach richtigen Grundſätzen aufgeſtellt worden, ſchon wieder im Sinken.

Die beiden neuen reformirten Bethäuſer ſind in einem mittlern, nicht ſo ſtrengen und ernſten, aber doch richtigen und heitern Geſchmack gebaut und, bis auf wenige Mißgriffe in Nebendingen, durchaus lobenswerth.

Die neuerbaute Lutheriſche Hauptkirche gibt leider viel zu denken. Sie iſt als Gebäude nicht verwerflich, ob ſie gleich im allermodernſten Sinne gebaut iſt; allein da kein Platz in der Stadt weder wirklich noch denkbar

iſt, auf dem ſie eigentlich ſtehen könnte und ſollte, ſo hat man wohl den größten Fehler begangen, daß man zu einem ſolchen Platz eine ſolche Form wählte. Die Kirche ſollte von allen Seiten zu ſehen ſeyn, man ſollte ſie in großer Entfernung umgehen können, und ſie ſtickt zwiſchen Gebäuden die ihrer Natur und Koſtbarkeit wegen unbeweglich ſind und die man ſchwerlich wird abbrechen laſſen. Sie verlangt um ſich herum einen großen Raum und ſteht an einem Orte wo der Raum äußerſt koſtbar iſt. Um ſie her iſt das größte Gedräng und Bewegung der Meſſe, und es iſt nicht daran gedacht wie auch irgend nur ein Laden ſtattfinden könnte. Man wird alſo wenigſtens in der Meßzeit hölzerne Buden an ſie hinanſchieben müſſen, die vielleicht mit der Zeit unbeweglich werden, wie man an der Katharinenkirche noch ſieht und ehemals um den Münſter von Straßburg ſah.

Nirgends wäre vielleicht ein ſchönerer Fall geweſen, in welchem man die Alten höchſt zweckmäßig hätte nachahmen können, die, wenn ſie einen Tempel mitten in ein lebhaftes Quartier ſetzen wollten, das Heiligthum durch eine Mauer vom Gemeinen abſonderten, dem Gebäude einen würdigen Vorhof gaben und es nur von dieſer Seite ſehen ließen. Ein ſolcher Vorhof wäre hier möglich geweſen, deſſen Raum für die Kutſchen, deſſen Arkaden zur Bequemlichkeit der Fußgänger und zugleich, im Fall der Meſſe, zum Ort des ſchönſten Verkehrs gedient hätte.

Es wäre ein philanthrophiſches Unternehmen, das freilich in dieſem Falle von keinem Nutzen mehr ſeyn könnte, vielleicht aber bei künftigen Unternehmungen wirken würde, wenn man noch ſelbſt jetzt hinterdrein Plane und Riſſe von dem was hätte geſchehen ſollen, darlegte; denn da eine öffentliche Anſtalt ſo viel Tadel ertragen muß: wie man es nicht hätte machen ſollen, ſo iſt es wenigſtens billiger, wenn man zu zeigen übernimmt: wie man es anders hätte machen ſollen. Doch iſt vielleicht überhaupt keine Zeit mehr Kirchen und Paläſte zu bauen, wenigſtens würde ich in beiden Fällen immer rathen: die Gemeinden in anſtändige Bethäuſer und die großen Familien in bequeme und heitere Stadt- und Landhäuſer zu theilen, und beides geſchieht ja in unſern Tagen ſchon gewiſſermaßen von ſelbſt.

Was die Bürgerhäuſer betrifft, ſo würde ich überhaupt rathen: der italiäniſchen Manier nicht weiter zu folgen und ſelbſt mit ſteinernen Gebäuden ſparſamer zu ſeyn. Häuſer deren erſter Stock von Steinen, das übrige von Holz iſt, wie mehrere jetzt ſehr anſtändig gebaut ſind, halte ich in jedem Sinn für Frankfurt für die ſchicklichſten; ſie ſind überhaupt trockner, die Zimmer werden größer und luftiger. Der Frankfurter, wie überhaupt der Nordländer, liebt viele Fenſter und heitere Stuben, die bei einer Façade im höheren Geſchmack nicht ſtattfinden können. Dann iſt auch zu bedenken, daß ein ſteinernes, einem Palaſt ähnliches koſtbares Haus nicht

so leicht seinen Besitzer verändert, als ein anderes das für mehr denn einen Bewohner eingerichtet ist. Der Frankfurter, bei dem alles Waare ist, sollte sein Haus niemals anders als Waare betrachten. Ich würde daher vielmehr rathen: auf die innere Einrichtung aufmerksam zu seyn, und hierin die Leipziger Bauart nachzuahmen, wo in einem Hause mehrere Familien wohnen können, ohne in dem mindesten Verhältniß zusammen zu stehen. Es ist aber sonderbar! noch jetzt baut der Mann, der bestimmt zum Vermiethen baut, in Absicht auf Anlegung der Treppen, der offenen Vorsäle u. s. w. noch eben so als jener, der vor Zeiten sein Haus, um es allein zu bewohnen, eingerichtet; und so muß z. B. der Miethmann eines Stockwerks, wenn er ausgeht, dafür sorgen, daß ein Halbdutzend Thüren verschlossen werden. So mächtig ist die Gewohnheit und so selten das Urtheil.

Die verschiedenen Epochen in denen öffentliche heitere Anstalten z. B. die Allee um die Stadt angelegt ward, und wie der öffentliche Geist mit dem Privatgeist sich verband, wodurch ganz allein ein ächtes städtisches Wesen hervorgebracht wird, wären näher zu betrachten. Die Erbauung des Schauspielhauses, die Pflasterung des Platzes vor demselben, die Ausfüllung der Pferdeschwemme auf dem Roßmarkt, und vor allem das unschätzbare Unternehmen der neuen Straße an der Brücke wäre zu erwähnen, welches denen die es angaben, an-

fingen, beförderten und, gebe der Himmel! in seinem ganzen Umfange ausführen werden, zur bleibenden Ehre gereichen wird.

In früheren Zeiten das Abtragen der alten Pforten nicht zu vergessen.

Ueber die Judengasse, das Aufbauen des abgebrannten Theils und ihre etwaige Erweiterung nach dem Graben zu wäre zu denken und darüber auch allenfalls ein Gedanke zu äußern.

Eines ist zwar nicht auffallend, jedoch einem aufmerksamen Beobachter nicht verborgen, daß alles was öffentliche Anstalt ist in diesem Augenblicke still steht, dagegen sich die Einzelnen unglaublich rühren und ihre Geschäfte fördern. Leider deutet diese Erscheinung auf ein Verhältniß das nicht mit Augen gesehen werden kann, auf die Sorge und Enge in welcher sich die Vorsteher des gemeinen Wesens befinden: wie die durch den Krieg ihnen aufgewälzte Schuldenlast getragen und mit der Zeit vermindert werden soll; indeß der Einzelne sich wenig um dieses allgemeine Uebel bekümmert und nur seinen Privatvortheil lebhaft zu fördern bemüht ist.

Die Hauptursache von den in früherer Zeit vernachlässigten öffentlichen Anstalten ist wohl eben im Sinne der Unabhängigkeit der einzelnen Gilden, Handwerke und dann weiter in fortdauernden Streitigkeiten und Anmaßungen der Klöster, Familien, Stiftungen u. s. w. zu suchen, ja in den von einer gewissen Seite lobenswürdi-

gen Widerſtrebungen der Bürgerſchaft. Dadurch ward aber der Rath, er mochte ſich betragen wie er wollte, immer gehindert, und indem man über Befugniſſe ſtritt, konnte ein gewiſſer liberaler Sinn des allgemein Vortheilhaften nicht ſtattfinden.

Es wäre vielleicht eine für die gegenwärtige Zeit intereſſante Unterſuchung, darzuſtellen: wie das Volk den Regenten, die nicht ganz abſolut regieren, von jeher das Leben und Regiment ſauer gemacht. Es wäre dieſes keineswegs eine ariſtokratiſche Schrift, denn eben jetzt leiden alle Vorſteher der Republiken an dieſen Hinderniſſen.

Ich habe in dieſen Tagen darüber nachgedacht wie ſpät ſich ein Zug von Liberalität und Ueberſicht eben über das ſtädtiſche Weſen in Frankfurt manifeſtiren konnte.

Was wäre nicht eine Straße die vom Liebenfrauenberg auf die Zeile durchgegangen wäre, für eine Wohlthat für's Publicum geweſen! Eine Sache, die in frühern Zeiten mit ſehr geringen Koſten ja mit Vortheil abzuthun war.

Frankfurt, den 19 Auguſt 1797.

Die franzöſiſche Revolution und ihre Wirkung ſieht man hier viel näher und unmittelbarer, weil ſie ſo große und wichtige Folgen auch für dieſe Stadt gehabt hat, und weil man mit der Nation in ſo vielfacher Verbindung ſteht.

Bei

Bei uns ſieht man Paris immer nur in einer Ferne, daß es wie ein blauer Berg ausſieht, an dem das Auge wenig erkennt, dafür aber auch Imagination und Leidenſchaft deſto wirkſamer ſeyn kann. Hier unterſcheidet man ſchon die einzelnen Theile und Localfarben.

Von dem großen Spiel, das die Zeit her hier geſpielt worden, hört man überall reden. Es gehört dieſe Seuche mit unter die Begleiter des Kriegs, denn ſie verbreitet ſich am gewaltſamſten zu den Zeiten, wenn großes Glück und Unglück auf der allgemeinen Wagſchale liegt; wenn die Glücksgüter ungewiß werden; wenn der Gang der öffentlichen Angelegenheiten ſchnellen Gewinnſt und Verluſt auch für Particuliers erwarten läßt. Es iſt faſt in allen Wirthshäuſern geſpielt worden, außer im Rothen Hauſe. Die eine Bank hat für einen Monat, nur für's Zimmer, 70 Carolin bezahlt. Einige Banquiers haben Frühſtück und Abendeſſen auf's anſtändigſte für die Pointeurs auftragen laſſen. Jetzt da man nach und nach von Seiten des Raths dieſem Uebel zu ſteuern ſucht, denken die Liebhaber auf andere Auswege. Auf dem Sandhofe, auf deutſchherriſchem Grund und Boden, hat man eine koſtbare Anſtalt einer neuen Wirthſchaft errichtet, die geſtern mit 130 Couverts eröffnet worden. Die Meubles ſind aus der Herzoglich Zweybrückiſchen Auction, ſo wie die ganze Einrichtung überhaupt ſehr elegant ſeyn ſoll. Dabei iſt alles zuletzt auf's Spielen angeſehen.

Das Hauptintereſſe ſollte eigentlich gegenwärtig für

die Frankfurter die Wiederbezahlung ihrer Kriegsschulden und die einstweilige Verinteressirung derselben seyn; da aber die Gefahr vorbei ist, haben wenige Lust thätig mitzuwirken. Der Rath ist hierüber in einer unangenehmen Lage: er und der wackere Theil der Bürger, der sein baares Geld, sein Silbergeschirr, seine Münzcabinete und was sonst noch des edlen Metalls vorräthig war, freiwillig hingab, hat nicht allein damals hierdurch und durch die persönlichen Leiden der weggeführten Geisel die Stadt und den egoistischen flüchtigen Theil der Reichen vertreten und gerettet; sondern ist auch gutmüthig genug gewesen, für die nicht Schutzverwandten, als die Stifter, Klöster und deutschen Orden u. s. w. die Contributionen in der Masse mitzuerlegen. Da es nun zum Ersatz kommen soll, so existirt weder ein Fuß, wornach, noch ein Mittel, wodurch man eine so große Summe, als zu dem Interesse- und dem Amortisations-Fonds nöthig ist, beibringen könnte. Der bisherige Schatzungsfuß ist schon für den ordinären Zustand völlig unpassend, geschweige für einen außerordentlichen Fall; jede Art von neuer Abgabe drückt irgend wohin, und unter den hundert und mehr Menschen die mitzusprechen haben, findet sich immer ein und der andere der die Last von seiner Seite wegwälzen will. Die Vorschläge des Raths sind an das bürgerliche Collegium gegangen; ich fürchte aber sehr, daß man nicht einig werden wird und daß, wenn man einig wäre, der Reichshofrath doch wieder anders sentiren würde.

Indeſſen bettelt man von Gutwilligen Beiträge, die künftig berechnet werden, und, wenn man bei erfolgender Repartition zu viel gegeben hat, verintereſſirt werden ſollen, einſtweilen zuſammen, weil die Intereſſen doch bezahlt werden müſſen. Ich wünſche daß ich mich irre, aber ich fürchte, daß dieſe Angelegenheit ſo leicht nicht in Ordnung kommen wird.

Für einen Reiſenden geziemt ſich ein ſkeptiſcher Realism; was noch idealiſtiſch an mir iſt wird in einem Schatullchen, wohlverſchloſſen, mitgeführt wie jenes Undiniſche Pygmäenweibchen. Sie werden alſo von dieſer Seite Geduld mit mir haben. Wahrſcheinlich werde ich jenes Reiſegeſchichtchen auf der Reiſe zuſammenſchreiben können. Uebrigens will ich erſt ein paar Monate abwarten. Denn obgleich in der Empirie faſt alles einzeln unangenehm auf mich wirkt, ſo thut doch das Ganze ſehr wohl, wenn man endlich zum Bewußtſeyn ſeiner eigenen Beſonnenheit kommt.

Ich denke etwa in acht Tagen weiter zu gehen und mich bei dem herrlichen Wetter, das ſich nun bald in den ächten mäßigen Zuſtand des Nachſommers ſetzen wird, durch die ſchöne Bergſtraße, das wohlbebaute gute Schwaben nach der Schweiz zu begeben, um auch einen Theil dieſes einzigen Landes mir wieder zu vergegenwärtigen.

Anklage.

Wißt ihr denn auf wen die Teufel lauern,
In der Wüſte, zwiſchen Fels und Mauern?
Und, wie ſie den Augenblick erpaſſen,
Nach der Hölle ſie entführend faſſen?
Lügner ſind es und der Böſewicht.

Der Poete, warum ſcheut er nicht,
Sich mit ſolchen Leuten einzulaſſen!

Weiß denn der mit wem er geht und wandelt,
Er, der immer nur im Wahnſinn handelt?
Gränzenlos, von eigenſinn'gem Lieben,
Wird er in die Oede fortgetrieben,
Seiner Klagen Reim, in Sand geſchrieben,
Sind vom Winde gleich verjagt;
Er verſteht nicht was er ſagt,
Was er ſagt wird er nicht halten.

Doch ſein Lied man läßt es immer walten,
Da es doch dem Koran widerſpricht.
Lehret nun, ihr des Geſetzes Kenner,
Weisheit-fromme, hochgelahrte Männer,
Treuer Mosleminen feſte Pflicht.

Hafis insbeſondre ſchaffet Aergerniſſe,
Mirza ſprengt den Geiſt in's Ungewiſſe,
Saget was man thun und laſſen müſſe?

Frankfurt, den 20 August 1796.

Die hiesige Stadt mit ihrer Beweglichkeit und den Schauspielen verschiedener Art, die sich täglich erneuern, so wie die mannichfaltige Gesellschaft, geben eine gar gute und angenehme Unterhaltung; ein Jeder hat zu erzählen wie es ihm in jenen gefährlichen und kritischen Tagen ergangen, wobei denn manche lustige und abenteuerliche Geschichten vorkommen. Am liebsten aber höre ich diejenigen Personen sprechen, die ihrer Geschäfte und Verhältnisse wegen vielen der Hauptpersonen des gegenwärtigen Kriegsdrama's näher gekommen, auch besonders mit den Franzosen mancherlei zu schaffen gehabt, und das Betragen dieses sonderbaren Volkes von mehr als Einer Seite kennen gelernt haben. Einige Details und Resultate verdienen aufgezeichnet zu werden.

Der Franzos ist nicht einen Augenblick still, er geht, schwätzt, springt, pfeift, singt und macht durchaus einen solchen Lärm, daß man in einer Stadt oder in einem Dorfe immer eine größere Anzahl zu sehen glaubt, als sich drinn befinden; anstatt daß der Oestreicher still, ruhig und ohne Aeußerung irgend einer Leidenschaft, gerade vor sich hinlebt. Wenn man ihre Sprache nicht versteht, werden sie unwillig, sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen; sie erlauben sich alsdann manches um sich selbst ihre Bedürfnisse zu verschaffen; weiß man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich sogleich als bons enfans und setzen sehr

ſelten Unart oder Brutalität fort. Dagegen erzählt man von ihnen manches Erpreſſungsgeſchichtchen unter allerlei Vorwänden, wovon verſchiedene luſtig genug ſind. So ſollen ſie an einem Ort, wo Cavallerie gelegen, bei'm Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Miſt bezahle. Als man ſich deſſen geweigert, ſetzten ſie ſo viel Wagen in Requiſition als nöthig waren, um dieſen Miſt nach Frankreich zu führen; da man ſich denn natürlich entſchloß lieber ihr erſtes Verlangen zu befriedigen. An einigen andern Orten behauptet man: der abreiſende General laſſe ſich jederzeit beſtehlen, um wegen Erſatz des Verluſtes noch zuletzt von dem Orte eine Auflage fordern zu können. Bei einer Mahlzeit ſind ihre Forderungen ſo beſtimmt und umſtändlich, daß ſogar die Zahnſtocher nicht vergeſſen werden. Beſonders iſt jetzt der gemeine Mann, obgleich er genährt wird, ſehr auf's Geld begierig, weil er keins erhält, und er ſucht daher auch von ſeiner Seite etwas mit Façon zu erpreſſen und zu erſchleichen. So hält z. E. auf dem Wege nach den Bädern jeder ausgeſtellte Poſten die Reiſenden an, unterſucht die Päſſe und erſinnt alle erdenklichen Schwierigkeiten, die man durch ein kleines Trinkgeld gar leicht hebt; man kommt aber auch, wenn man nur Zeit verlieren und ſich mit ihnen herum disputiren will, endlich ohne Geld durch. Als Einquartirung in der Stadt haben ſie ſowohl das erſte als zweyte Mal gutes Lob, dagegen waren ihre Requiſitionen unendlich und oft lächerlich, da ſie wie

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16271/397

Kinder, oder wahre Naturmenschen, alles was sie sahen zu haben wünschten.

In den Canzleyen ihrer Generale wird die große Ordnung und Thätigkeit gerühmt, so auch der Gemeingeist ihrer Soldaten und die lebhafte Richtung aller nach Einem Zweck. Ihre Generale, obgleich meist junge Leute, sind ernsthaft und verschlossen, gebieterisch gegen ihre Untergebnen und in manchen Fällen heftig und grob gegen Landsleute und Fremde. Sie haben den Duell für abgeschafft erklärt, weil eine Probe der Tapferkeit, bei Leuten die so oft Gelegenheit hätten sie abzulegen, auf eine solche Weise nicht nöthig sey. In Wiesbaden forderte ein Trierischer Officier einen franzöfischen General heraus, dieser ließ ihn sogleich arretiren und über die Gränze bringen.

Aus diesen wenigen Zügen läßt sich doch gleich übersehen, daß in Armeen von dieser Art eine ganz eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken müsse, und daß eine solche Nation in mehr als Einem Sinne furchtbar sey.

Die Stadt kann von Glück sagen daß sie nicht wieder in ihre Hände gekommen ist, weil sonst der Requisitionen, ungeachtet des Friedens, kein Ende gewesen wäre. Die Dörfer in denen sie liegen werden alle ruinirt, jede Gemeinde ist verschuldet und in den Wochenblättern stehen mehrere, welche Capitalien suchen; dadurch ist auch die Theuerung in der Stadt sehr groß. Ich werde ehestens

eine Liste der verschiedenen Preise überschicken. Ein Hase z. B. kostet 2 Gulden und ist doch für dieses Geld nicht einmal zu haben.

Frankfurt, den 21 August 1797.

Es liegen drey Bataillons des Regiments Manfredini hier, unter denen sich, wie man an gar mancherlei Symptomen bemerken kann, sehr viel Recruten befinden. Die Leute sind fast durchaus von einerlei Größe, eine kleine aber derbe und wohlgebaute Art. Verwunderſam ist die Gleichheit der Größe, aber noch mehr die Aehnlichkeit der Gesichter; es sind, so viel ich weiß, Böhmen. Sie haben meist lang geschlitzte kleine Augen, die etwas nach der ganzen Physiognomie zurück, aber nicht tief liegen; enggefaßte Stirnen, kurze Nasen, die doch keine Stumpfnasen sind, mit breiten, scharf eingeschnittenen Nasenflügeln; die Oberwange ist etwas stark und nach der Seite stehend, der Mund lang, die Mittellinie fast ganz grad, die Lippen flach, bei vielen hat der Mund einen verständig ruhigen Ausdruck; die Hinterköpfe scheinen klein, wenigstens macht das kleine und enge Casquet das Ansehen. Sie sind knapp und gut gekleidet, ein lebendiger grüner Busch von allerlei täglich frischem Laub auf dem Casquette gibt ein gutes Ansehen, wenn sie beisammen sind. Sie machen die Handgriffe, so weit ich sie auf der Parade gesehen, rasch und gut; am Deployiren und Marschiren allein spürt man mitun-

ter das Recrutenhafte. Uebrigens sind sie sowohl einzeln als im Ganzen ruhig und gesetzt.

Die Franzosen dagegen, die manchmal einzeln in der Stadt erscheinen, sind gerade das Gegentheil. Wenn die Kleidung der Oestreicher bloß aus dem Nothwendigen und Nützlichen zusammengesetzt ist, so ist die der Franzosen reichlich, überflüssig, ja beinahe wunderlich und seltsam. Lange blaue Beinkleider sitzen knapp am Fuße, an deren Seite unzählige Knöpfe auf rothen Streifen sich zeigen; die Weste ist verschieden; der blaue lange Rock hat einen weißen, artigen Vorstoß; der große Hut, der in der Quere aufgesetzt wird, ist mit sehr langen Litzen aufgeheftet, und entweder mit dem dreyfarbigen Büschel oder mit einem brennend rothen Federbusch geziert; ihr Gang und Betragen ist sehr sicher und freimüthig, doch durchaus ernsthaft und gefaßt, wie es sich in einer fremden noch nicht ganz befreundeten Stadt geziemt. Unter denen, die ich sah, waren keine kleinen, und eher große als mittelgroße.

Frankfurt, den 25 August 1797.

Noch etwas von den Franzosen und ihrem Betragen.

Als bei Custines Einfall der General Neuwinger die Thore von Sachsenhausen besetzen ließ, hatten die Truppen kaum ihre Torniſter abgelegt, als sie sogleich ihre

Angeln hervorraffte und die Fiſche aus dem Stadtgraben herausfiſchten.

In den Ortſchaften, die ſie noch jetzt beſetzen, findet man unter den Officieren ſehr verſtändige, mäßige und geſittete Leute, die Gemeinen aber haben nicht einen Augenblick Ruh', und fechten beſonders ſehr viel in den Scheunen. Sie haben bei ihren Compagnien und Regimentern Fechtmeiſter, und es kam vor kurzem darüber, welcher der beſte Fechtmeiſter ſey, unter ſeinen Schülern zu großen Mißhelligkeiten. Es ſcheint im Kleinen wie im Großen: wenn der Franzoſe Ruhe nach Außen hat, ſo iſt der häusliche Krieg unvermeidlich.

Von Frankfurt nach Heidelberg.

Den 25 Auguſt 1797.

Bei neblichtem, bedecktem, aber angenehmem Wetter früh nach 7 Uhr von Frankfurt ab. Hinter der Warte war mir ein Kletterer merkwürdig, der mit Hülfe eines Strickes und zweyer Eiſen an den Schuhen auf die ſtarken und hohen Buchen ſtieg. Auf der Chauſſee von Sprenglingen bis Langen findet ſich viel Baſalt, der ſehr häufig in dieſer flach erhobenen Gegend brechen muß; weiterhin ſandiges, flaches Land, viel Feldbau, aber mager. Ich ſah ſeit Neapel zum erſten Mal wieder die Kinder auf der Straße die Pferde-Excremente in Körbchen ſammeln.

Um 12 in Darmſtadt, wo wir in einer Viertel-

ſtunde expedirt wurden. Auf der Chauſſee finden ſich nun Steine des Grundgebirges: Sienite, Porphyre, Thonſchiefer und andere Steinarten dieſer Epoche. Darmſtadt hat eine artige Lage vor dem Gebirge, und iſt wahrſcheinlich durch die Fortſetzung des Wegs aus der Bergſtraße nach Frankfurt in früheren Zeiten entſtanden. In der Gegend von Fechenbach liegen ſandige Hügel, gleichſam alte Dünen, gegen den Rhein vor, und hinterwärts gegen das Gebirg iſt eine kleine Vertiefung wo ſehr ſchöner Feldbau getrieben wird. Bis Zwingenberg bleibt der Melibokus ſichtbar, und das ſchöne wohlgebaute Thal dauert fort. Die Weinberge fangen an ſich über die Hügel bis an das Gebirge auszubreiten. In der Gegend von Heppenheim iſt man mit der Ernte wohl zufrieden. Zwey ſchöne Ochſen die ich bei'm Poſtmeiſter ſah, hatte er im Frühjahr für 23 Carolin gekauft, jetzt würden ſie für 18 zu haben ſeyn. Die Kühe ſind im Preiſe nicht gefallen. Wegen Pferdemangel fuhren wir erſt halb ſechs von Heppenheim weiter. Bei'm Purpurlichte des Abends waren die Schatten, beſonders auf dem grünen Graſe, wunderſam ſmaragdgrün. Man paſſirt zum erſtenmal wieder ein Waſſer von einiger Bedeutung, die Weſchnitz, die bei Gewittern ſehr ſtark anſchwillt. Schöne Lage von Weinheim. Abends halb zehn Uhr erreichten wir Heidelberg und kehrten, da der goldene Hecht beſetzt war, in den drey Königen ein.

Heidelberg, den 26 August 1797.

Ich sah Heidelberg an einem völlig klaren Morgen, der durch eine angenehme Luft zugleich kühl und erquicklich war. Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf sagen etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmahlerey bekannt ist, und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben. Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckars hinauf. Etwas weiter oben, wenn man zurücksieht, hat man die Stadt und die ganze Lage in ihrem schönsten Verhältnisse vor sich. Sie ist in der Länge auf einem schmalen Raum zwischen den Bergen und dem Flusse gebauet, das obere Thor schließt sich unmittelbar an die Felsen an, an deren Fuß die Landstraße nach Neckargemünd nur die nöthige Breite hat. Ueber dem Thore steht das alte verfallene Schloß in seinen großen und ernsten Halbruinen. Den Weg hinauf bezeichnet, durch Bäume und Büsche blickend, eine Straße kleiner Häuser, die einen sehr angenehmen Anblick gewährt, indem man die Verbindung des alten Schlosses und der Stadt bewohnt und belebt sieht. Darunter zeigt sich die Masse einer wohlgebauten Kirche und so weiter die Stadt mit ihren Häusern und Thürmen, über die sich ein völlig bewachsener Berg erhebt, höher als der Schloßberg, indem er in großen Partien den

rothen Felsen, aus dem er besteht, sehen läßt. Wirft man den Blick auf den Fluß hinaufwärts, so sieht man einen großen Theil des Wassers zu Gunsten einer Mühle, die gleich unter dem untern Thore liegt, zu einer schönen Fläche gestemmt, indessen der übrige Strom über abgerundete Granitbänke in dieser Jahreszeit seicht dahin und nach der Brücke zufließt, welche, im ächten guten Sinne gebaut, dem Ganzen eine edle Würde verleiht, besonders in den Augen desjenigen, der sich noch der alten hölzernen Brücke erinnert. Die Statue des Kurfürsten, die hier mit doppeltem Rechte steht, so wie die Statue der Minerva von der andern Seite, wünscht man um einen Bogen weiter nach der Mitte zu, wo sie am Anfang der horizontalen Brücke, um so viel höher, sich viel besser und freier in der Luft zeigen würden. Allein bei näherer Betrachtung der Construction möchte sich finden, daß die starken Pfeiler, auf welchen die Statuen stehen, hier zur Festigkeit der Brücke nöthig sind; da denn die Schönheit wie billig der Nothwendigkeit weichen mußte.

Der Granit, der an dem Wege heraussteht, machte mir mit seinen Feldspathkrystallen einen angenehmen Eindruck. Wenn man diese Steinarten an so ganz entfernten Orten gekannt hat und wiederfindet, so geben sie uns eine erfreuliche Andeutung des stillen und großen Verhältnisses der Grundlagen unserer bewohnten Welt gegen einander. Daß der Granit noch so ganz kurz an einer großen Plaine hervorspringt, und spätere Gebirgsarten

Fetwa.

Hafis Dichterzüge ſie bezeichnen
Ausgemachte Wahrheit unauslöſchlich;
Aber hie und da auch Kleinigkeiten
Außerhalb der Gränze des Geſetzes.
Willſt du ſicher gehn, ſo mußt du wiſſen
Schlangengift und Theriak zu ſondern —
Doch der reinen Wolluſt edler Handlung
Sich mit frohem Muth zu überlaſſen,
Und vor ſolcher, der nur ew'ge Pein folgt,
Mit beſonnenem Sinn ſich zu bewahren,
Iſt gewiß das beſte um nicht zu fehlen.
Dieſes ſchrieb der arme Ebuſuud euch,
Gott verzeih ihm ſeine Sünden alle.

im Rücken hat, ist ein Fall, der mehr vorkommt; besonders ist der von der Roßtrappe merkwürdig. Zwischen dem Brocken und den ebengenannten ungeheuern Granitfelsen, die so weit vorliegen, finden sich verschiedene Arten Porphyre, Kieselschiefer u. s. w. Doch ich kehre vom rauhen Harz in diese heitere Gegend gern und geschwind zurück, und sehe durch diesen Granit eine schöne Straße geebnet; ich sehe hohe Mauern aufgeführt, um das Erdreich der untersten Weinberge zusammen zu halten, die sich auf dieser rechten Seite des Flusses, den Berg hinauf, gegen die Sonne gekehrt, verbreiten.

Ich ging in die Stadt zurück, eine Freundin zu besuchen, und sodann zum Oberthore hinaus. Hier hat die Lage und Gegend keinen mahlerischen, aber einen sehr natürlich schönen Anblick. Gegenüber sieht man nun die hohen gutgebauten Weinberge, an deren Mauer man erst hinging, in ihrer ganzen Ausdehnung. Die kleinen Häuser darin machen mit ihren Lauben sehr artige Partien, und es sind einige, die als die schönsten mahlerischen Studien gelten könnten. Die Sonne machte Licht und Schatten, so wie die Farben deutlich; wenige Wolken stiegen auf.

Die Brücke zeigt sich von hier aus in einer Schönheit, wie vielleicht keine Brücke der Welt; durch die Bogen sieht man den Neckar nach den flachen Rheingegenden fließen, und über ihr die lichtblauen Gebirge jenseit des Rheins in der Ferne. An der rechten Seite schließt ein

bewachsener Fels mit röthlichen Seiten, der sich mit der Region der Weinberge verbindet, die Aussicht.

Gegen Abend ging ich mit Demoiselle Delf nach der Plaine, zuerst an den Weinbergen hin, dann auf die große Chaussee herunter, bis dahin, wo man Rohrbach sehen kann. Hier wird die Lage von Heidelberg doppelt interessant, da man die wohlgebauten Weinberge im Rücken, die herrliche fruchtbare Plaine bis gegen den Rhein, und dann die überrheinischen blauen Gebirge in ihrer ganzen Reihe vor sich sieht. Abends besuchten wir Frau von Cathcart und ihre Tochter, zwey sehr gebildete und würdige Personen, die im Elsaß und Zweybrücken großen Verlust erlitten. Sie empfahl mir ihren Sohn der gegenwärtig in Jena studirt.

Heidelberg, den 26 August 1797.

An der Table d'hote waren gute Bemerkungen zu machen; eine Gesellschaft östreichischer Officiere, theils von der Armee, theils von der Verpflegung, gewöhnliche Gäste, unterhielten sich heiter und in ihren verschiedenen Verhältnissen des Alters und der Grade ganz artig.

Sie lasen in einem Briefe, worin einem neuen Escadron-Chef von einem humoristischen Cameraden und Untergebenen zu seiner neuen Stelle Glück gewünscht wird;

unter andern sehr leidlichen Bonmots war mir das eindrücklichste:

„Officiere und Gemeine gratuliren sich, endlich aus den Klauen der Demoiselle Rosine erlöst zu seyn.“ Andere brachten gelegentlich Eigenheiten und Unerträglichkeiten verschiedener Chefs aus eigener Erfahrung zur Sprache. Einer fand grüne Schabracken mit rothen Borten bei seiner Escadron und erklärte diese Farben für ganz abscheulich; er befahl also in Gefolg dieses Geschmacks-Urtheils sogleich, daß man rothe Schabracken mit grünen Borten anschaffen sollte. Eben so befahl er auch, daß die Officiere Hals- und Hosen-Schnallen völlig überein tragen sollten, und daß der Obrist alle Monate genau darnach zu sehen habe.

Ueberhaupt bemerkte ich, daß sie sämmtlich sehr geschickt und sogar mit Geist und Verwegenheit, mit mehr oder weniger Geschmack, die richtige und komische Seite der Sachen auffanden; doch zuletzt war das Sonderbare, daß ein einziges vernünftiges Wort die ganze Gesellschaft aus der Fassung brachte. Einer erzählte nämlich von dem Einschlagen eines Gewitters, und sagte bezüglich auf den alten Aberglauben: daß so ein Haus eben immer abbrenne. Einer von den Freunden, der, wie ich wohl nachher merkte, ein wenig in Naturwissenschaften gepfuscht haben mochte, versetzte sogleich: „ja, wenn es nicht gelöscht wird!“ worin er zwar ganz recht hatte, allein zugleich zu vielem Hin- und Widerreden

Anlaß gab, bei dem der ganze Discurs in Confusion gerieth, unangenehm wurde und zuletzt sich in ein allgemeines Stillschweigen verlor.

Unter andern skizzirten sie auch einen Charakter, der wohl irgendwo zu brauchen wäre: Ein schweigender, allenfalls trocken humoristischer Mensch, der aber, wenn er erzählt und schwört, gewiß eine Lüge sagt, sie aber ohne Zweifel selbst glaubt.

Geschichten vom General W. und seinem Sohne, der im Elsaß zuerst zu plündern und zu veriren anfing. Ueberhaupt von der seltsamen Constitution der Armee: ein Wunsch des Gemeinen nach Krieg, des Officiers nach Frieden.

Von Heidelberg über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart.

Sinsheim, den 27 August 1797.

Aus Heidelberg um 6 Uhr, an einem kühlen und heitern Morgen. Der Weg geht am linken Ufer des Neckars hinaus zwischen Granitfelsen und Nußbäumen. Drüben liegt ein Stift und Spital sehr anmuthig. Rechts am Wege stehen kleine Häuser mit ihren Besitzungen, die sich den Berg hinauf erstrecken. Ueber dem Wasser, am Ende der Weinbergshöhe, die sich von Heidelberg heraufziehn, liegt Ziegelhausen. Es legen sich neue Gebirge und Thäler an; man fährt durch Schlier-

Schlierbach. Ueber dem Waſſer ſieht man Sandſteinfelſen in horizontalen Lagen, dieſſeits am linken Ufer Frucht- und Wein-Bau. Man fährt an Sandſteinfelſen vorbei; es zeigt ſich über dem Waſſer eine ſchöne, ſanft ablaufende wohlgebaute Erdſpitze, um die der Neckar herumkommt. Der Blick auf Neckar-Gemünd iſt ſehr ſchön, die Gegend erweitert ſich und iſt fruchtbar.

Neckar-Gemünd iſt eine artige, reinliche Stadt. Das obere Thor iſt neu und gut gebaut, ein ſcheinbarer Fallgatter ſchließt den obern Halbzirkel. Man hat hier den Neckar verlaſſen; man findet Maulbeerbäume, dann neben einer geraden Chauſſee durch ein ſanftes nicht breites Thal, an beiden Seiten Feld-, Obſt- und Garten-Bau; die gleichen Höhen ſind an beiden Seiten mit Wald bedeckt; man ſieht kein Waſſer. Der Wald verliert ſich, die Höhen werden mannichfaltiger; man findet nur Fruchtbau, die Gegend ſieht einer thüringiſchen ähnlich.

Wieſenbach, ſauberes Dorf, alles mit Ziegeln gedeckt. Die Männer tragen blaue Röcke und mit gewirkten Blumen gezierte weiße Weſten. Hier fließt wenig Waſſer. Der Hafer war eben geſchnitten und das Feld faſt leer. Der Boden iſt lehmig, der Weg geht bergauf, man ſieht wenig Bäume, die Wege ſind leidlich reparirt.

Mauer, liegt freundlich; eine artige Pappelallee führt vom Dorfe nach einem Luſthauſe. Die Weiber

haben eine katholische nicht unangenehme Bildung; die Männer sind höflich, keine Spur von Rohheit; man bemerkt eher eine sittliche Stille. Hinter dem Orte findet man eine Allee von Kirschbäumen an der Chaussee, die durch feuchte Wiesen erhöht durchgeht; sie wird mit Kalkstein gebessert.

Meckesheim liegt artig an einem Kalksteinhügel, der mit Wein bebaut ist; es hat Wiesen und Feldbau.

Zutzenhausen, auf Lehmhügeln; guter Fruchtbau an der rechten Seite, links Wiesen und anmuthige waldige Hügel.

Hoffenheim; von da geht eine schöne alte Pappelallee bis Sinsheim, wo wir ein Viertel nach 10 Uhr ankamen, und in den drey Königen einkehrten.

Sinsheim hat das Ansehen eines nach der Landesart heitern Landstädtchens. Das gut angelegte Pflaster ist nach dem Kriege nicht reparirt worden. Ich bemerkte eine Anstalt, die ich in dem sehr reinlichen Neckar-Gemünd auch schon, doch in einem sehr viel geringern Grade, gesehen hatte: daß nämlich Mist und Gassenkoth mehr oder weniger an die Häuser angedrückt war. Der Hauptweg in der Mitte, die Gossen an beiden Seiten, und die Pflasterwege vor den Häusern bleiben dadurch ziemlich rein. Der Bürger, der gelegentlich seinen Dung auf die Felder schaffen will, ist nicht durch eine allzu ängstliche Polizey gequält, und wenn er den Unrath sich häufen läßt, so muß er ihn unter seinen Fenstern dulden; das Pu-

blicum aber iſt auf der Straße wenig oder gar nicht incommodirt.

Sinsheim hat ſchöne Wieſen und Felder, viel Kleebau, und die Stallfütterung iſt hier allgemein. Sie haben auch von der Viehſeuche viel gelitten, die noch in der Nachbarſchaft graſſirt. Die Gemeine hat das Recht, zuſammen tauſend Schafe zu halten, welches mit einer Anzahl Wieſen, dieſe zu überwintern, verpachtet iſt. Die Schafe werden auf Stoppeln und Brache getrieben. Sobald das Grummet von den Wieſen iſt, kommt erſt das Rindvieh drauf; die Schafe nicht eher als bis es gefroren hat.

Es iſt eine Adminiſtration hier, welche die ehemaligen Kirchgüter verwaltet, an denen Katholiken und Lutheraner in gewiſſen Proportionen Theil nehmen.

Ein Klafter Holz, 6 Fuß breit, 6 Fuß hoch, und die Scheite 4 Fuß lang, koſtet bis an's Haus 18 fl., das Pfund Butter koſtet gegenwärtig 30 Kreuzer, in Heidelberg 48 Kreuzer.

Um 2 Uhr von Sinsheim ab. Draußen links liegt ein artiges Kloſter; eine alte ſchöne Pappelallee begleitet die Straße. Vorwärts und weiter rechts ſieht man an einem ſchönen Wieſengrund Rohrbach und Steinfurt liegen, durch welche man nachher durchkommt. Die Pappeln dauern fort; wo ſie auf der Höhe aufhören, fangen Kirſchbäume an, die aber traurig ſtehen. Der Feldbau iſt auf den Höhen und den ſanften Grün-

den wie bisher; der Weg steigt aufwärts. Die Kirschbäume zeigen sich schöner gewachsen. Flötzkalk in schmalen horizontalen, sehr zerklüfteten Schichten. Ueber der Höhe gehen die Pappeln wieder an.

Kirchhard. Der Weg geht wieder auf- und absteigend. Der horizontale Kalk dauert fort. Gerade Chausseen und schöner Fruchtbau bis

Fürfeld. Geringer Landort. Weiter dauern die Fruchtbäume fort. Auf dieser ganzen Fahrt sieht man wenig oder gar kein Wasser. Man erblickt nun die Berge des Neckarthals.

Kirchhausen liegt zwischen anmuthigen Gärten und Baumanlagen; dahinter ist eine schöne Aussicht nach den Gebirgen des Neckars; man kommt durch ein artiges Wäldchen und durch eine Pappelallee bis

Frankenbach. Die Kieshügel an der Chaussee erleichtern sehr die Erhaltung derselben. Schöne Pappelallee bis Heilbronn, die hie und da wahrscheinlich vom Fuhrwerk im Kriege gelitten hat und deren baldige Recrutirung nach dem Frieden jeder Reisende zum Vergnügen seiner Nachfolger wünschen muß. Ueberhaupt sind von Heidelberg hierher die Chausseen meist mit mehr oder weniger Sorgfalt gebessert.

Abends um 6 Uhr erreichten wir Heilbronn und stiegen in der Sonne, einem schönen und, wenn er fertig seyn wird, bequemen Gasthofe ab.

Heilbronn, den 28 August 1797.

Wenn man sich einen günstigen Begriff von Heilbronn machen will, so muß man um die Stadt gehen. Die Mauern und Gräben sind ein wichtiges Denkmal der vorigen Zeit. Die Gräben sind sehr tief und fast bis herauf gemauert, die Mauern hoch, und aus Quaderstücken gut gefugt und in den neuern Zeiten genau verstrichen. Die Steine waren als Rustica gehauen, doch sind die Vorsprünge jetzt meistens verwittert. Das geringe Bedürfniß der alten Defension kann man hier recht sehen. Hier ist bloß auf Tiefe und Höhe gerechnet, die freilich kein Mensch leicht übersteigen wird; aber die Mauer geht in geraden Linien und die Thürme springen nicht einmal vor, so daß kein Theil der Mauer von der Seite vertheidigt ist. Man sieht recht, daß man das Sturmlaufen bei der Anlage dieses großen Werks für unmöglich gehalten hat, denn jede Schießscharte vertheidigt eigentlich gerade aus nur sich selbst. Die Thürme sind viereckt und hoch, unten an der Mauer her geht ein gemauerter bedeckter Weg. Die Thürme an den Thoren springen vor, und es sind daselbst die nöthigen Außenwerke angebracht; nirgends ist ein Versuch einer Befestigung nach neuer Art sichtbar. Unterhalb des bedeckten Weges und an dessen Stelle sind an einigen Orten Baumschulen und andere Pflanzungen angelegt.

Eine schöne Allee führt um den größten Theil des

Grabens. Sie besteht aus Linden und Castanien, die als Gewölbe gehauen und gezogen sind; die Gärten stoßen gleich daran als größere und kleinere Besitzungen.

Die Stadt ist ihrer glücklichen Lage, ihrer schönen und fruchtbaren Gegend nach, auf Garten-, Frucht- und Wein-Bau gegründet, und man sieht wie sie zu einer gewissen Zeit der Unruhe sich entschließen mußte, die sämmtlichen Bewohner, sowohl die gewerbetreibenden als ackerbauenden, in ihre Mauern einzuschließen. Da sie ziemlich auf der Plaine liegt, sind ihre Straßen nicht ängstlich, aber meist alt mit überhängenden Giebeln. Auf die Straße gehen große hölzerne Rinnen, die das Wasser über die Seitenwege, welche an den Häusern her größtentheils erhöht gepflastert sind, hinweg führen. Die Hauptstraßen sind meistens rein; aber die kleineren, besonders nach den Mauern zu, scheinen hauptsächlich von Gärtnern und Ackerleuten bewohnt zu seyn. Die Straße dient jedem kleinen Hausbesitzer zum Misthof; Ställe und Scheune, alles ist dort, jedoch nur klein und von jedem einzelnen Besitzer zusammengedrängt. Ein einziges großes steinernes Gebäude, zu Aufbewahrung der Frucht, bemerkte ich, das einen reichen Besitzer ankündigte. Man sieht nicht wie an andern Orten verschiedene Epochen der Bauart, besonders keine Aemulation, die solche Epochen mit sich führen. Ein einziges Gebäude zeichnet sich aus, das durch die Bildsäule des Aesculaps und durch die Basreliefs von zwey Ein-

Der Deutſche dankt.

Heiliger Ebuſund, haſt's getroffen!
Solche Heil'ge wünſchet ſich der Dichter;
Denn gerade jene Kleinigkeiten
Außerhalb der Gränze des Geſetzes
Sind das Erbtheil wo er übermüthig,
Selbſt im Kummer luſtig, ſich beweget.
Schlangengift und Theriak muß
Ihm das eine wie das andre ſcheinen.
Tödten wird nicht jenes, dieß nicht heilen:
Denn das wahre Leben iſt des Handelns
Ew'ge Unſchuld, die ſich ſo erweiſet,
Daß ſie niemand ſchadet als ſich ſelber.
Und ſo kann der alte Dichter hoffen,
Daß die Huris ihn im Paradieſe
Als verklärten Jüngling wohl empfangen.
Heiliger Ebuſund, haſt's getroffen!

hörnern ſich als Apotheke ankündigt. Noch einige neue ſteinerne, aber ganz ſchlichte Häuſer finden ſich auch; das übrige iſt alles von altem Schlag, doch wird ſich das Gaſthaus der Sonne durch einen Sprung, wenn es fertig iſt, auszeichnen. Es iſt ganz von Stein und im guten, wenn ſchon nicht im beſten Geſchmack, ungefähe wie das Sarraſiniſche auf dem Kornmarkt zu Frankfurt. Das Untergeſchoß hat recht wohnbare Mezzaninen, darüber folgen noch zwey Geſchoſſe. Die Zimmer, ſo weit ſie fertig, ſind geſchmackvoll und ſehr artig mit franzöſiſchem Papier ausgeſchmückt.

Was öffentliche Gemeindeanſtalten betrifft, ſo ſcheint man in einer ſehr frühen Zeit mit Mäßigkeit darauf bedacht geweſen zu ſeyn. Die alten Kirchen ſind nicht groß, von außen einfach und ohne Zierrath. Der Markt mäßig, das Rathhaus nicht groß, aber ſchicklich. Die Fleiſchbänke, ein uraltes, ringsum frei auf Säulen ſtehendes, mit einer hölzernen Decke bedecktes Gebäude. Sie ſind wenigſtens viel löblicher als die Frankfurter, ſcheinen aber für die gegenwärtige Zeit zu klein, oder aus ſonſt einer Urſache verlaſſen. Ich fand wenig Fleiſcher darin; hingegen haben die Metzger an ihren in der Stadt zerſtreuten Häuſern ihre Waare aufgelegt und ausgehängt; ein böſer und unreinlicher Mißbrauch. Das weiße Brod iſt hier ſehr ſchön. Männer und Frauenzimmer gehen ordentlich, aber nicht ſehr modiſch gekleidet. Es werden keine Juden hier gelitten.

Eine Beschreibung oder Plan konnte ich von Heilbronn nicht erhalten.

Was ich aus dem Erzählten und andern Symptomen durch das bloße Anschauen schließen kann, ist: daß die Stadt durch den Grund und Boden, den sie besitzt, mehr als durch etwas Anderes wohlhabend ist; daß die Glücksgüter ziemlich gleich ausgetheilt sind; daß jeder still in seinem Einzelnen vor sich hinlebt, ohne gerade viel auf seine Umgebungen und auf's Aeußere verwenden zu wollen; daß die Stadt übrigens eine gute Gewerbsnahrung, aber keinen ansehnlichen Handel hat; daß sie auf gemeine bürgerliche Gleichheit fundirt ist; daß weder Geistlichkeit noch Edelleute in frühern Zeiten großen Fuß in der Stadt gefaßt hatten; daß das öffentliche Wesen in frühern Zeiten reich und mächtig war, und daß es bis jetzt noch an einer guten mäßigen Verwaltung nicht fehlen mag. Der Umstand, daß der neuerbaute Gasthof auf einmal über alle Stufen der Architektur wegsprang, mag ein Zeugniß seyn, wie viel die Bürgerclasse in diesen Zeiten gewonnen hat.

Die Menschen sind durchaus höflich und zeigen in ihrem Betragen eine gute, natürliche, stille, bürgerliche Denkart.

Die Mägde sind meist schöne starke und fein gebildete Mädchen und geben einen Begriff von der Bildung des Landvolks; sie gehen aber meistentheils schmutzig.

weil sie mit zu dem Feldbau der Familien gebraucht werden.

Der Neckar ist oberhalb und unterhalb der Stadt zum Behufe verschiedener Mühlen durch Wehre gedämmt; die Schifffahrt von unten herauf geht also nur bis hierher, wo ausgeladen werden muß; man lädt oberhalb wieder ein und kann bis Kannstadt fahren. Diese Schiffe tragen bei hohem Wasser ungefähr 800 Centner, auch wird hier viel ausgeladen und weiter in's Land hinein zur Achse transportirt.

Vor dem Thor steht ein großes Gebäude, das ehemals ein Waisenhaus war; die Waisen sind aber gegenwärtig nach den bekannten Beispielen auf Dörfer vertheilt.

Das Wirthshausgebäude ist von einem Zweybrücker Baumeister, der sich in Paris aufgehalten, gebaut, und von ihm sowohl das Ganze als das Einzelne angegeben. Daß die Handwerker ihn nicht völlig secundirten, sieht man am Einzelnen.

An den Fensterscheiben fand ich eine Sonderbarkeit. Es sind länglich viereckte Tafeln, die in der Quere stehen und unten eingebogen sind, so daß man von dem Fenster und dem Rahmen etwas abnehmen müßte. Der Hausherr sagte mir nur, daß der Glaser sich nach den Tafeln habe richten müssen; er glaubt daß sie sich, wenn sie noch biegsam sind, so werfen. Ich kann auch nichts

Zweckmäßiges darin finden. Uebrigens ist es Lohrer Glas.

An der Wirthstafel speis'te außer der Hausfamilie noch der Oberamtmann von Möckmühl und die Seinen.

•

Abends um 6 Uhr fuhr ich mit dem Bruder des Wirths auf den Wartberg. Es ist, weil Heilbronn in der Tiefe liegt, eigentlich die Warte und dient anstatt eines Hauptthurms. Die wesentliche Einrichtung oben aber ist eine Glocke, wodurch den Ackerleuten und besonders Weingärtnern ihre Feierstunde angekündigt wird. Der Thurm liegt ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt auf einer mit buschigem Holz oben bewachsenen Höhe, an deren Fuß Weinberge sich hinunterziehen. In der Nähe des Thurmes steht ein artiges Gebäude mit einem großen Saale und einigen Nebenzimmern, wo die Woche einigemal getanzt wird. Wir fanden eben die Sonne als eine blutrothe Scheibe in einem wahren Scirocco-Duft rechts von Wimpfen untergehen. Der Neckar schlängelt sich ruhig durch die Gegend, die von beiden Seiten des Flusses sanft aufsteigt. Heilbronn liegt am Flusse und das Erdreich erhöht sich nach und nach bis gegen die Hügel in Norden und Nord-Osten. Alles was man übersieht ist fruchtbar; das Nächste sind Weinberge, und die Stadt selbst liegt in einer großen grünen Masse von Gärten. Der Anblick erweckt das Gefühl von einem ruhigen, breiten, hinreichenden Genuß. Es sollen

12,000 Morgen Weinberge um die Stadt liegen; die Gärten sind sehr theuer, so daß wohl 1500 fl. für einen Morgen gegeben werden.

Ich hatte sehr schönes Vieh gesehen und fragte darnach. Man sagte mir, daß vor dem Kriege 3000 Stück in der Stadt gewesen, die man aber aus Sorge vor der Viehseuche nach und nach abgeschafft und erst wieder herbeischaffen werde; eine Kuh könne immer 12 bis 18 Carolin kosten und werth seyn; viele halten sie auf Stallfütterung; geringe Leute haben Gelegenheit sie auf die Weide zu schicken, wozu die Gemeinde schöne Wiesen besitzt.

Ich fragte nach dem Bauwesen. Der Stadtrath hat es vor dem Krieg sehr zu befördern gesucht; besonders wird der Bürgermeister gerühmt, der schöne Kenntnisse besessen und sich dieses Theils sehr angenommen. Vor dem Kriege hat man von Seiten der Stadt demjenigen, der nach Vorschrift von Stein baute, die Steine umsonst angefahren und ihm leicht verzinslichen Vorschuß gegeben. Was diese Vorsorge gefruchtet und warum sich die Bauluft nicht mehr ausgebreitet, verdient einer nähern Untersuchung.

Die Obrigkeit besteht aus lauter Protestanten und Studirten. Sie scheint sehr gut Haus zu halten, denn sie hat die bisherigen Kriegslasten ohne Aufborgung oder neue Auflagen bestritten. Einer Contribution der Franzosen ist sie glücklich entgangen. Sie war auf 140,000

Gulden angesetzt, die auch schon parat lagen. Jetzt werden alle Vorspanne, welche die Oestreicher verlangen, aus dem Aerarium bezahlt und die Bürger verdienen dabei. Das beste Zeichen einer guten Wirthschaft ist, daß die Stadt fortfährt Grundstücke zu kaufen, besonders von fremden Besitzern in der Nachbarschaft. Hätten die Reichsstädte in früherer Zeit diesen großen Grundsatz von den Klöstern gelernt, so hätten sie sich sehr erweitern und zum Theil manchen Verdruß ersparen können, wenn sie fremde Besitzer mitunter in ihr Territorium einkaufen ließen.

Die Stadt hat eine Schneidemühle mit dem Rechte, allein Bauholz und Bretter zu verkaufen. Diese Befugnisse sind auf dreyßig Jahre verpachtet. Der Einwohner kann zwar von einem vorbeifahrenden Flößer auch kaufen, muß aber dem Monopolisten einen Batzen vom Gulden abgeben, so wie der Flößer diesem auch eine Abgabe bezahlen muß.

Da nun der Pachter, indem er Holz im Großen kauft und selbst flößt, das Holz so wohlfeil als der Flößer geben kann, so kann er sich einen guten Vortheil machen. Dagegen wird er, wenn er es zu hoch treiben wollte, wieder durch die Concurrenz des Flößers balancirt. Unter diesen Umständen scheint also nicht, wie ich anfangs glaubte, diese Art von bedingtem Alleinhandel dem Bauen hinderlich zu seyn.

Was die Abgaben betrifft, so sollen die Grundstücke

ſehr gering, das baare Vermögen hingegen und die Capitalien hoch belegt ſeyn.

Bei Erzählung von der Warte habe ich einer artigen alten Einrichtung zu erwähnen vergeſſen. Oben auf dem Thurm ſteht ein hohler mit Kupferblech beſchlagener, großer Knopf, der zwölf bis ſechzehn Perſonen zur Noth faſſen könnte. Dieſen konnte man ehemals mannshoch in die Höhe winden und eben ſo unmittelbar wieder auf das Dach herablaſſen. So lange der Knopf in der Höhe ſtand, mußten die Arbeiter ihr Tagewerk verrichten; ſobald er niedergelaſſen ward, war Mittagsruhe oder Feierabend. Seiner Größe wegen konnte man ihn überall erkennen, und dieſes dauernde ſichtbare Zeichen war zuverläſſiger als das Zeichen der Glocke, das doch verhört werden kann. Schade daß dieſes Denkmal alter Sinnlichkeit außer Gebrauch gekommen iſt.

In dem Hinfahren ſah ich auch Weinsberg liegen, nach dem man wohl wie Bürger thut, fragen muß, da es ſehr zwiſchen Hügel hineingedrückt iſt, am Fuße des Berges, auf dem das, durch Frauentreue berühmte, jetzt zerſtörte Schloß liegt, deſſen Ruinen ich denn auch, wie billig, begrüßt habe. Auch hier iſt man mit der Ernte ſehr zufrieden.

Sie kam, wie überall, ſehr lebhaft hinter einander, ſo daß die Winterfrüchte zugleich mit den Sommerfrüchten reif wurden. Der Feldbau iſt auch hier in drey Jahresabtheilungen eingetheilt, obgleich kein Feld brach liegt,

ſondern im dritten Jahre mit Haſer beſtellt wird. Auſſerdem benutzt ein jeder, inſofern er es mit der Düngung zwingen kann, ſeinen Boden in der Zwiſchenzeit, wie es angeht, z. B. mit Sommerrüben.

Ludwigsburg, den 29 Aug. 1797.

Von Heilbronn gegen 5 Uhr, vor Sonnenaufgang fort. Der Weg führt erſt durch ſchöne Gärtnerey, verläßt dann die Allee und man kommt auf die alte Ludwigsburger Straße. Nebel bezeichneten den Gang des Neckars. Bockingen lag rechts im Nebel des Neckarthales, links auf der Fläche ſah man Feldbau. Man kommt durch Sontheim, das deutſchherriſch iſt und ſieht in der Ebene eine immer abwechſelnde Fruchtbarkeit, bald Wein-, bald Feldbau. Wir fuhren quer durch den obern Theil eines artigen Wieſenthals an dem weiter unten Schloß und Dorf Thalheim liegt. Hier wird der horizontale Kalkſtein wieder angetroffen.

Lauffen hat eine artige Lage, theils auf der Höhe, theils am Waſſer. Die Weinberge ſind wieder häufig und der Boden iſt ſo gut, daß ſie nach der Ernte noch türkiſch Korn geſäet hatten, das grün abgehauen und verfüttert wird. Durch eine ſchöne Allee von Obſtbäumen fahrend ſahen wir bald den Neckar wieder und kamen durch Kirchheim, genannt am Neckar. Wir ließen den Fluß links im Rücken, der zwiſchen engern Hügeln

durch geht, aber hie und da an den ausſpringenden Winkeln ſchöne flache Rücken läßt zum Frucht- und Wein-Bau.

Halb 7 Uhr kamen wir nach Beſigheim wo wir ein wenig fütterten. Die Enz und der Neckar fließen hier zuſammen, und die horizontalen Kalkfelſen, mit Mauerwerk artig zu Terraſſen verbunden und mit Wein bepflanzt, gewähren einen erfreulichen Anblick. Brücke über die Enz. Hinter Bietigheim fuhren wir an mächtigen Kalklagern vorbei, durch eine ſchöne Allee von Fruchtbäumen. Man ſah ferne und nahe Wäldchen durch Alleen verbunden, und hatte den Asperg und bald Ludwigsburg vor Augen, wo wir, da der Tag ſehr heiß war, bis gegen Abend verweilten.

•

Das bekannte geräumige Schloß in Ludwigsburg iſt ſehr wohnbar, aber ſowohl das alte als das neue in verhältnißmäßig böſem Geſchmack ausgeziert und meublirt. Im neuen gefielen mir die egalen Parquets von eichenem Holze, die ſich ſehr gut gehalten hatten. Wahrſcheinlich waren ſie nicht geriſſen, weil die Etage an den Garten ſtößt und nur wenig über ihn erhoben iſt. Auf einer Galerie waren alte ſchlichte Gemählde von venetianiſchen Luſtbarkeiten, worunter auch die berühmte Brückenſchlacht von Piſa. Dieſe Bilder, beſonders dieß eine, ob es gleich gar kein Kunſtverdienſt hat, iſt dennoch ſehr

merkwürdig; denn man sieht, wie der unsinnigste Streich zum Spaß der ganzen Welt gereicht, die alle Balcone füllt und mit Zujauchzen, Schnupftuchwinken und sonstigem Antheil lebhaft ergötzt ist. Das Bild ist nicht übel, zwar nach Art der Dutzendbilder, fabrikmäßig, aber doch charakteristisch gemahlt.

Das große Operntheater ist ein merkwürdiges Gebäude aus Holz und leichten Brettern zusammengeschlagen und zeugt von dem Geiste des Erbauers, der viele und hohe Gäste würdig und bequem unterhalten wollte. Das Theater ist 18 Schritte breit, auch ungeheuer hoch, indem das Haus vier Logen enthält. In seiner möglichen Länge hat es 76 Schritt. Das Proscenium und das Orchester ist sehr groß, das Parterre dagegen sehr klein, man konnte überall gut sehen und höchst wahrscheinlich auch gut hören. Gegenwärtig ist es seit der Anwesenheit des Großfürsten zu einem Tanzsaale eingerichtet.

Von Ludwigsburg um 5 Uhr abgefahren. Herrliche Allee, vom Schloßweg an der langen Straße des Orts hin. Jede Seite der Allee vor dem Ort ist mit einer doppelten Reihe Bäume besetzt; links sieht man die Neckargebirge. Man kommt nach Kornwestheim; von da stehen Fruchtbäume an der Chaussee, die anfangs vertieft liegt, so daß die Aussicht wenig Abwechselung gewährt. Die Solitude sieht man in der Ferne. Herrlicher Fruchtbau. Der Weg geht über manche Hügel;

Fetwa.

Der Mufti las des Misri Gedichte
Eins nach dem andern, alle zuſammen,
Und wohlbedächtig warf ſie in die Flammen,
Das ſchöngeſchriebne Buch es ging zunichte.

Verbrannt ſey jeder, ſprach der hohe Richter,
Wer ſpricht und glaubt wie Misri — er allein
Sey ausgenommen von des Feuers Pein:
Denn Allah gab die Gabe jedem Dichter;
Mißbraucht er ſie im Wandel ſeiner Sünden,
So ſeh' er zu, mit Gott ſich abzufinden.

gel; ein Kalkſteinbruch, zum Behuf der Chauſſee, liegt ganz nahe an der Straße.

Nach Zuffenhauſen hinabfahrend, ſahen wir Feuerbach rechts in einem ſchönen Wieſengrunde. Ein Bauer der eine Querpfeife auf dem Jahrmarkt gekauft hatte, ſpielte darauf im nach Hauſe Gehen; faſt das einzige Zeichen von Fröhlichkeit das uns auf dem Wege begegnet war. Nach Sonnenuntergang ſah man Stuttgart. Seine Lage, in einem Kreiſe von ſanften Gebirgen, machte in dieſer Tageszeit einen ernſten Eindruck.

Stuttgart, den 30 Auguſt 1797.

Ich machte meine erſte gewöhnliche Tour um 6 Uhr früh allein, und recognoſcirte die Stadt mit ihren Umgebungen. Eine Seite hat eine Befeſtigung nach der Heilbronner Art, nur nicht ſo ſtattlich; die Gräben ſind auch in Weinberge und Gartenpflanzungen verwandelt. Bald nachher findet man die ſchönſten Alleen von mehrern Baumreihen und ganz beſchattete Plätze. Zwiſchen dieſen und einer Art von Vorſtadt liegt eine ſchöne Wieſe. Durch die Vorſtadt kommt man bald auf den Platz vor das Schloß oder vielmehr vor die Schlöſſer. Der Platz iſt ſeit der Anweſenheit des Großfürſten ſchön planirt, und die theils auf Raſen, in großen regelmäßigen Partien, theils als Alleen gepflanzten Caſtanienbäume ſind ſehr gut gediehen. Das Schloß ſelbſt iſt von dem Ge-

ſchmack der Hälfte dieſes Jahrhunderts, das Ganze aber anſtändig frei und breit. Das alte Schloß wäre jetzt kaum zu einer Theaterdecoration gut. Die alte Stadt gleicht Frankfurt in ihren alten Theilen; ſie liegt in der Tiefe nach dem kleinen Waſſer zu. Die neue Stadt iſt in entſchiedenen Richtungen meiſt geradlinig und rechtwinkelig gebaut, ohne Aengſtlichkeit in der Ausführung. Man ſieht Häuſer mit mehr oder weniger Ueberhängen, ganz perpendiculär, von verſchiedener Art und Größe; und ſo bemerkt man, daß die Anlage nach einem allgemeinen Geſetz und doch nach einer gewiſſen bürgerlichen Willkür gemacht wird.

Nachdem ich mich umgekleidet, beſuchte ich nach 10 Uhr Herrn Handelsmann Rapp, und fand an ihm einen wohlunterrichteten verſtändigen Kunſtfreund. Er zeigte mir eine ſchöne Landſchaft von Bott, er ſelbſt zeichnet als Liebhaber landſchaftliche Gegenſtände recht glücklich.

Wir beſuchten Profeſſor Dannecker in ſeinem Studium im Schloſſe, und fanden bei ihm einen Hektor der den Paris ſchilt, ein etwas über Lebensgröße in Gyps ausgeführtes Modell, ſo wie auch eine ruhende nackte weibliche Figur im Charakter der ſehnſuchtsvollen Sappho, in Gyps fertig, und in Marmor angefangen; deßgleichen eine kleine trauernd ſitzende Figur zu einem Zimmer-Monument. Ich ſah ferner bei ihm das Gypsmodell eines Kopfes, vom gegenwärtigen Herzog, der

beſonders in Marmor ſehr gut gelungen ſeyn ſoll, ſo wie auch ſeine eigne Büſte, die ohne Uebertreibung geiſtreich und lebhaft iſt. Was mich aber beſonders frappirte, war der Original-Ausguß von Schillers Büſte, der eine ſolche Wahrheit und Ausführlichkeit hat, daß er wirklich Erſtaunen erregt. Ich ſah noch kleine Modelle bei ihm, recht artig gedacht und angegeben, nur leider er daran, woran wir Modernen alle leiden, an der Wahl des Gegenſtandes. Dieſe Materie, die wir bisher ſo oft und zuletzt wieder bei Gelegenheit der Abhandlung über den Laokoon beſprochen haben, erſcheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künſtler dieſer letzten Zeiten uns zu dieſem Hochbegriff erheben können!

Auch ſah ich eine Vaſe bei ihm, aus graugeſtreiftem Alabaſter, von Iſopi, von dem uns Wolzogen ſo viel erzählte. Es geht aber über alle Beſchreibung und niemand kann ſich ohne Anſchauung einen Begriff von dieſer Vollkommenheit der Arbeit machen. Der Stein, was ſeine Farbe betrifft, iſt nicht günſtig, aber ſeiner Materie nach deſto mehr. Da er ſich leichter behandeln läßt als der Marmor, ſo werden hier Dinge möglich, wozu ſich der Marmor nicht darbieten würde. Wenn Cellini, wie ſich glauben läßt, ſeine Blätter und Zierrathen in Gold und Silber eben ſo gedacht und vollendet hat, ſo kann man ihm nicht übel nehmen, wenn er ſelbſt mit Entzücken von ſeiner Arbeit ſpricht.

Man fängt an, den Theil des Schloſſes, der unter Herzog Karl eben als er geendigt war, abbrannte, wieder auszubauen, und man iſt eben mit den Geſimſen und Decken beſchäftigt. Iſopi modellirt die Theile, die alsdann von andern Stuccatoren ausgegoſſen und eingeſetzt werden. Seine Verzierungen ſind ſehr geiſtreich und geſchmackvoll; er hat eine beſondere Liebhaberey zu Vögeln, die er ſehr gut modellirt und mit andern Zierrathen angenehm zuſammenſtellt. Die Compoſition des Ganzen hat etwas Originelles und Leichtes.

In Herrn Profeſſor Scheffhauer's Werkſtatt fand ich eine ſchlafende Venus mit einem Amor, der ſie aufdeckt, von weißem Marmor, wohlgearbeitet und gelegt; nur wollte der Arm, den ſie rückwärts unter den Kopf gebracht hatte, gerade an der Stelle der Hauptanſicht keine gute Wirkung thun. Einige Basreliefs antiken Inhalts, ferner die Modelle zu dem Monument, welches die Gemahlin des jetzigen Herzogs auf die, durch Gebete des Volks und der Familie, wieder erlangte Geneſung des Fürſten aufrichten läßt. Der Obelisk ſteht ſchon auf dem Schloßplatze, mit den Gypsmodellen geziert.

In Abweſenheit des Profeſſor Hetſch ließ uns ſeine Gattin ſeinen Arbeitsſaal ſehen; ſein Familienbild in ganzen lebensgroßen Figuren hat viel Verdienſt, beſonders iſt ſeine eigene höchſt wahr und natürlich. Es iſt in

Rom gemahlt. Seine Portraite ſind ſehr gut und lebhaft, und ſollen ſehr ähnlich ſeyn. Er hat ein hiſtoriſches Bild vor, aus der Meſſiade, da Maria ſich mit Porcia, der Frau des Pilatus, von der Glückſeligkeit des ewige: Lebens unterhält und ſie davon überzeugt. Was läßt ſich über die Wahl eines ſolchen Gegenſtandes ſagen? und was kann ein ſchönes Geſicht ausdrücken das die Entzückung des Himmels vorausfühlen ſoll? Ueberdieß hat er zu dem Kopf der Porcia zwey Studien nach der Natur gemacht, das eine nach einer Römerin, einer geiſt- und gefühlvollen herrlichen Brünette, und das andere nach einer blonden guten weichen Deutſchen. Der Ausdruck von beiden Geſichtern iſt, wie ſich's verſteht, nichts weniger als überirdiſch, und wenn ſo ein Bild auch gemacht werden könnte, ſo dürften keine individuellen Züge darin erſcheinen. Indeſſen möchte man den Kopf der Römerin immer vor Augen haben. Es hat mich ſo ein erzdeutſcher Einfall ganz verdrießlich gemacht. Daß doch der gute bildende Künſtler mit dem Poeten wetteifern will, da er doch eigentlich durch das was er allein machen kann und zu machen hätte, den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte!

Profeſſor Müller'n fand ich an dem Graffiſchen Portrait, das Graff ſelbſt gemahlt hat. Der Kopf iſt ganz vortrefflich, das künſtleriſche Auge hat den höchſten Glanz; nur will mir die Stellung, da er über einen Stuhlrücken ſich herüber lehnt, nicht gefallen, um

ſo weniger da dieſer Rücken durchbrochen iſt und das Bild alſo unten durchlöchert erſcheint. Das Kupfer iſt übrigens auf dem Wege gleichfalls ſehr vollkommen zu werden. Sodann iſt er an Auch einem Tod eines Generals beſchäftigt, und zwar eines americaniſchen, eines jungen Mannes der bei Bunkershill blieb. Das Gemählde iſt von einem Americaner Trombul und hat Vorzüge des Künſtlers und Fehler des Liebhabers. Die Vorzüge ſind: ſehr charakteriſtiſche und vortrefflich tockirte Portraitgeſichter; die Fehler: Disproportionen der Körper unter einander und ihrer Theile. Componirt iſt es, verhältnißmäßig zum Gegenſtande, recht gut, und für ein Bild auf dem ſo viele rothe Uniformen erſcheinen müſſen, ganz verſtändig gefärbt; doch macht es im erſten Anblick immer eine grelle Wirkung, bis man ſich mit ihm wegen ſeiner Verdienſte verſöhnt. Das Kupfer thut im Ganzen ſehr gut und iſt in ſeinen Theilen vortrefflich geſtochen. Ich ſah auch das bewundernswürdige Kupfer des letzten Königs von Frankreich, in einem vorzüglichen Abdruck aufgeſtellt.

Gegen Abend beſuchten wir Herrn Conſiſtorialrath Rueff, welcher eine treffliche Sammlung von Zeichnungen und Kupfern beſitzt, wovon ein Theil zur Freude und Bequemlichkeit der Liebhaber unter Glas aufgehängt iſt. Sodann gingen wir in Rapps Garten, und ich hatte abermals das Vergnügen, mich an den verſtändigen und wohlgefühlten Urtheilen dieſes Mannes

über manche Gegenstände der Kunst, so wie über Danneckers Lebhaftigkeit zu erfreuen.

Stuttgart, den 31 August 1797.

Ueber das was ich gestern gesehen, wären noch manche Bemerkungen zu machen. Besonders traurig für die Baukunst war die Betrachtung: was Herzog Karl bei seinem Streben nach einer gewissen Größe hätte hinstellen können, wenn ihm der wahre Sinn dieser Kunst aufgegangen und er so glücklich gewesen wäre tüchtige Künstler zu seinen Anlagen zu finden. Allein man sieht wohl: er hatte nur eine gewisse vornehme Prachtrichtung, ohne Geschmack, und in seiner frühern Zeit war die Baukunst in Frankreich, woher er seine Muster nahm, selbst verfallen. Ich bin gegenwärtig voll Verlangen Hohenheim zu sehen.

Nach allem diesem muß ich noch sagen: daß ich unterwegs auf ein poetisches Genre gefallen bin, in welchem wir künftig mehr machen müssen. Es sind Gespräche in Liedern. Wir haben in einer gewissen ältern deutschen Zeit ähnliche recht artige Sachen, und es läßt sich in dieser Form manches sagen, man muß nur erst hineinkommen und dieser Art ihr Eigenthümliches abgewinnen. Ich habe so ein Gespräch zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und dem Mühlbach angefangen, und hoffe es bald zu überschicken. Das poe-

tisch-tropisch Allegorische wird durch diese Wendung lebendig, und besonders auf der Reise, wo einem so viel Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre.

Auch bei dieser Gelegenheit ist merkwürdig zu betrachten, was für Gegenstände sich zu dieser besondern Behandlungsart bequemen. Ich kann Ihnen nicht sagen, um meine obigen Klagelieder zu wiederholen, wie sehr mich jetzt, besonders um der Bildhauer willen, die Mißgriffe im Gegenstand beunruhigen; denn diese Künstler büßen offenbar den Fehler und den Unbegriff der Zeit am schwersten. Sobald ich mit Meyern zusammenkomme und seine Ueberlegungen, die er mir angekündigt, nutzen kann, will ich gleich mich daran machen und wenigstens die Hauptmomente zusammenschreiben.

Ueber das theatralisch Komische habe ich auch verschiednemal zu denken Gelegenheit gehabt; das Resultat ist: daß man es nur in einer großen, mehr oder weniger rohen Menschenmasse gewahr werden kann, und daß wir leider ein Capital dieser Art, womit wir poetisch wuchern könnten, bei uns gar nicht finden.

Uebrigens hat man vom Kriege hier viel gelitten und leidet immerfort. Wenn die Franzosen dem Lande 5 Millionen abnahmen, so sollen die Kaiserlichen nun schon an 16 Millionen verzehrt haben. Dagegen erstaunt man denn freilich als Fremder über die ungeheure Frucht-

barkeit dieſes Landes und begreift die Möglichkeit ſolche Laſten zu tragen.

Cotta hat mich freundlich eingeladen in Tübingen bei ihm zu logiren; ich habe es mit Dank angenommen, da ich bisher beſonders bei dem heißen Wetter in den Wirthshäuſern mehr als auf dem Wege gelitten.

Ich habe nun auch die Vaſen von Iſopi geſehen, von welchen Wolzogen auch nicht zu viel erzählt hat. Der Einfall, den Henkel und die Schnauze der Kanne durch Thiere vorzuſtellen, iſt ſehr artig und ſehr gut angebracht, beſonders an der einen, da der Kranich der aus dem Gefäße trinkt den Henkel, und der betrübte Fuchs die Schnauze macht. Die Arbeit aber in Hinſicht ihrer Feinheit und Zierlichkeit geht über alle Begriffe. Er verlangt für die beiden großen und noch drey oder vier kleinere 500 Ducaten. Man muß bei der Arbeit wie bei dem Menſchen immer an Cellini denken. Obgleich Iſopi keine Spur von jener Rohheit hat, ſo iſt er doch ein eben ſo fürchterlich paſſionirter Italiäner. Die Art wie er die Franzoſen haßt und wie er ſie ſchildert, iſt einzig; ſo wie er überhaupt eine höchſt intereſſante Natur iſt.

Als die Franzoſen nach Stuttgart kamen, fürchtete man eine Plünderung. Er hatte ſeine Vaſen wohl eingepackt im Danneckeriſchen Hauſe ſtehen. Heimlich kauft er ſich ein Paar Taſchenpiſtolen, Pulver und Blei und trägt die Gewehre geladen mit ſich herum, und da man

in der ersten Nacht unvorsichtiger Weise einige Franzosen in's Haus läßt, die, nach der gewöhnlichen Marodeurs-Manier zu trinken forderten, sich aber nachher ziemlich unartig bezeigten, stand er immer dabei und hatte die Hände in der Tasche, entschlossen, dem ersten der sich seinem Zimmer und dem Kasten genähert hätte, eine Kugel durch den Leib zu jagen und neben seinen Arbeiten zu sterben.

Stuttgart, den 1 September.

Gestern Nachmittag war ich bei'm Mechanicus Tiedemann, einem unschätzbaren Arbeiter, der sich selbst gebildet hat. Mehrere Gesellen arbeiten unter ihm, und er ist eigentlich nur beschäftigt seine Ferngläser zusammenzusetzen; eine Bemühung, die wegen der Objectiv-Gläser viel Zeit erfordert, indem diejenigen Gläser die eigentlich zusammengehören, jedesmal durch die Erfahrung zusammengesucht werden müssen. Ein Perspectiv, dessen erstes Rohr ungefähr 18 Zoll lang ist und durch das man eine Schrift von ungefähr einem Zoll hoch auf 600 Fuß sehr deutlich lesen, ja auf einer weißen Tafel kleine Punkte recht deutlich unterscheiden kann, verkauft er für 7½ Carolin.

Wir besuchten Herrn Obristleutenant Wing, der recht gute Gemählde besitzt. Wir sahen eins von Franz Floris, mehrere Frauen mit Säuglingen beschäf-

Unbegränzt.

Daß du nicht enden kannſt, das macht dich groß,
Und daß du nie beginnſt das iſt dein Loos.
Dein Lied iſt drehend wie das Sternengewölbe,
Anfang und Ende immerfort daſſelbe,
Und was die Mitte bringt iſt offenbar
Das was zu Ende bleibt und Anfangs war.

Du biſt der Freuden ächte Dichterquelle,
Und ungezählt entfließt dir Well' auf Welle.
Zum Küſſen ſtets bereiter Mund,
Ein Bruſtgeſang der lieblich fließet,
Zum Trinken ſtets gereizter Schlund,
Ein gutes Herz das ſich ergießet.

Und mag die ganze Welt verſinken!
Hafis, mit dir, mit dir allein
Will ich wetteifern! Luſt und Pein
Sey uns den Zwillingen gemein!
Wie du zu lieben und zu trinken,
Das ſoll mein Stolz, mein Leben ſeyn.

Nun töne Lied mit eignem Feuer!
Denn du biſt älter, du biſt neuer.

tigt, ein beſonders in einzelnen Theilen ſehr gutes Bild. Ein anderes von Hetſch, Achill von dem man die Briſeis wegführt, würde vorzüglicher ſeyn wenn die Figur des Achill nicht in der Ecke zu ſehr allein ſäße. Ueberhaupt haben die Hetſchiſchen Bilder, ſo viel ich ihrer geſehen, bei ihren übrigen Verdienſten und bei glücklichen Apperçus, immer etwas, daß man ſie noch einmal durchgearbeitet wünſcht. Auch ſah ich eine Landſchaft mit Räubern, die für Rubens gegeben wird, die ich ihm aber nicht zuſchreiben würde, ob ſie gleich in ihrer natürlichen Behandlungsart vortrefflich iſt. Ferner ſah ich einige andere, mehr oder weniger kleine, ausgeführte Bilder von Rubens.

Darauf beſuchten wir Herrn Profeſſor Harper, einen gebornen Landſchaftsmahler. Die Begebenheiten und Bewegungen der Natur, indem ſie Gegenden zuſammenſetzt, ſind ihm ſehr gegenwärtig, ſo daß er mit vielem Geſchmack landſchaftliche Gemählde hervorbringt. Freilich ſind es alles nur imaginirte Bilder, und ſeine Farbe iſt hart und roh; allein er mahlt ſo aus Grundſätzen, indem er behauptet daß ſein Colorit mit der Zeit Ton und Harmonie bekomme; wie denn auch einige dreyßig- und vierzigjährige Bilder von ihm zu beweiſen ſcheinen. Er iſt ein gar guter, allgemein beliebter, wohlerhaltener Mann in den Sechzigen, und wird von hier bald nach Berlin abgehen.

Wir ſahen die Aloë die in einem herrſchaftlichen Gar-

ten seit drey Monaten der Blüthe sich nähert. Der Stängel ist jetzt 23 Fuß hoch, die Knospen sind noch geschlossen und brauchen allenfalls noch 14 Tage zur völligen Entwicklung. Sie ist auch zufällig, indem man sie in ein engeres Gefäß gesetzt, zu dieser Blüthe genöthigt worden.

Hierauf gingen wir ein wenig spazieren und dann in das Schauspiel. Es ward Don Carlos von Schiller gegeben. Ich habe nicht leicht ein Ganzes gesehen das sich so sehr dem Marionettentheater nähert als dieses. Eine Steifheit, eine Kälte, eine Geschmacklosigkeit, ein Ungeschick die Meubles auf dem Theater zu stellen, ein Mangel an richtiger Sprache und Declamation in jeder Art Ausdruck irgend eines Gefühls oder höhern Gedankens, daß man sich eben zwanzig Jahre und länger zurück versetzt fühlt. Und was am merkwürdigsten ist, kein einziger findet sich unter ihnen der auch nur irgend zu seinem Vortheil sich auszeichnete; sie passen alle auf das beste zusammen. Ein paar junge wohlgewachsene Leute sind dabei, die weder übel sprechen noch agiren, und doch wüßte ich nicht zu sagen ob von einem irgend für die Zukunft etwas zu hoffen wäre. Der Entrepreneur Mibolé wird abgehen und ein neuer antreten, der aber die Obliegenheit hat sowohl Schauspieler als Tänzer, die sich von dem alten Theater des Herzogs Karl herschreiben und auf Zeitlebens pensionirt sind, beizubehalten. Da er nun zugleich seinen Vortheil sucht und sich durch Abschaffung

untauglicher Subjecte nicht Luft machen kann, ſo iſt nicht zu denken, daß dieſes Theater leicht verbeſſert werden könnte. Doch wird es beſucht, getadelt, gelobt und ertragen.

Stuttgart, den 2 September 1797.

Geſtern war ich mit Herrn Profeſſor Dannecker in Hohenheim. Gleich vor dem Thore begegneten wir Oeſtreichern die in's Lager zogen. Gaisburg liegt rechts der Straße in einem ſchön bebauten und waldigen Grunde. Wenn man höher kommt ſieht man Stuttgart ſehr zu ſeinem Vortheil liegen.

Hohenheim ſelbſt, der Garten ſowohl als das Schloß, iſt eine merwürdige Erſcheinung. Der ganze Garten iſt mit kleinen und größern Gebäuden überſäet, die mehr oder weniger theils einen engen, theils einen Repräſentationsgeiſt verrathen. Die wenigſten von dieſen Gebäuden ſind auch nur für den kürzeſten Aufenthalt angenehm oder brauchbar. Sie ſtecken in der Erde, indem man den allgemeinen Fehler derer die am Berge bauen durchaus begangen hat, daß man den vordern oder untern Sockel zuerſt beſtimmt und ſodann das Gebäude hinten in den Berg geſteckt hat, anſtatt daß, wenn man nicht planiren will noch kann, man den hintern Sockel zuerſt beſtimmen muß, der vordere mag alsdann ſo hoch werden als er will.

Da alle dieſe Anlagen theils im Gartenkalender, theils in einem eignen Werke beſchrieben worden, ſo ſind ſie weiter nicht zu recenſiren; doch wäre künftig, bei einer Abhandlung über die Gärten überhaupt, dieſer in ſeiner Art als Beiſpiel aufzuſtellen. Bei dieſen vielen kleinen Partien iſt merkwürdig, daß faſt keine darunter iſt, die nicht ein jeder wohlhabende Particulier eben ſo gut und beſſer beſitzen könnte. Nur machen viele kleine Dinge zuſammen leider kein großes. Der Waſſermangel, dem man durch gepflaſterte ſchmale Bachbetten und durch kleine Baſſins und Teiche abhelfen wollen, gibt dem Ganzen ein kümmerliches Anſehen, beſonders da auch die Pappeln nur ärmlich daſtehen. Schöne gemahlte Fenſterſcheiben an einigen Orten, ſo wie eine ſtarke Sammlung Majolica iſt für den Liebhaber dieſer Art von Kunſtwerken intereſſant. Ich erinnerte mich dabei verſchiedener Bemerkungen, die ich über Glasmahlerey gemacht hatte, und nahm mir vor ſie zuſammenzuſtellen und nach und nach zu completiren; denn da wir alle Glasfritten ſo gut und beſſer als die Alten machen können, ſo käme es bloß auf uns an, wenn wir nur genau den übrigen Mechanismus beobachteten, in Scherz und Ernſt ähnliche Bilder hervorzubringen.

Außer einigen Bemerkungen in dieſem Fache fand ich nichts Wiſſens- und Nachahmungswerthes in dieſem Garten. Eine einzige altgothiſch gebaute aber auch kleine und in der Erde ſteckende Capelle wird jetzt von Thouret,

der ſich lange in Paris und Rom aufgehalten und die Decoration ſtudirt hat, mit ſehr vielem Geſchmack ausgeführt; nur ſchade, daß alles bald wieder beſchlagen und vermodern muß, und der Aufenthalt feucht und ungenießbar iſt.

Das Schloß, das mit ſeinen Nebengebäuden ein ausgebreiteres Werk darſtellt, gewährt den gleichgültigſten Anblick von der Welt, ſo wie auch ſämmtliche Gebäude ganz weiß angeſtrichen ſind. Man kann vom Aeußern der Gebäude ſagen, daß ſie in gar keinem Geſchmack gebaut ſind, indem ſie nicht die geringſte Empfindung weder von Neigung noch Widerwillen erregen. Eher iſt das völlig Charakterloſe einer bloßen beinahe nur handwerksmäßigen Bauart auffallend.

Der Haupteingang iſt zu breit gegen ſeine Höhe, wie überhaupt der ganze Stock zu niedrig iſt. Die Treppen ſind gut angelegt, die Stufen jedoch gegen ihre geringe Höhe zu ſchmal. Der Hauptſaal, leider mit Marmor decorirt, iſt ein Beiſpiel einer bis zum Unſinn ungeſchickten Architektur. In den Zimmern ſind mitunter angenehme Verzierungen, die aber doch einen unſichern und umherſchweifenden Geſchmack verrathen. Einiges ſind Nachzeichnungen, die aus Paris geſendet worden, in denen mehr Harmonie iſt. Ein artiger Einfall von kleinen ſeidnen Vorhängen, die mit Franzen verbrämt und in ungleichen Wolken aufgezogen von den Geſimſen herunterhängen, verdient mit Geſchmack nachgeahmt zu

werden. Die Stuccatur-Arbeit ist meistens höchst schlecht.

Da ein Theil des Schlosses noch nicht ausgebaut ist, so läßt sich hoffen, daß durch ein paar geschickte Leute, die gegenwärtig hier sind, die Decorationen sehr gewinnen werden. Ein Saal, der auch schon wieder auf dem Wege war in schlechtem Geschmack verziert zu werden, ist wieder abgeschlagen werden, und wird nach einer Zeichnung von Thouret durch Isopi ausgeführt.

Die Gypsarbeit des Isopi und seiner Untergebenen zu sehen, ist höchst merkwürdig, besonders wie die freistehenden Blätter der Rosen und die hohlen Kronen ausgearbeitet und aus Theilen zusammengesetzt werden, wodurch sehr schöne und durch Schatten wirksame Vertiefungen entstehen. Auch war mir sehr merkwürdig, wie er Dinge, die nicht gegossen werden können, z. B. die Verzierungen einer ovalen Einfassung, deren Linien alle nach einem Mittelpunkte gehen sollen, durch einen jungen Knaben sehr geschickt ausschneiden ließ. Die Leute arbeiten außer mit kleinen Federmessern, Flach- und Hohlmeißeln, auch mit großen Nägeln, die sie sich selbst unten zuschleifen und oben mit einem Läppchen, um sie bequemer anzufassen, umwickeln. Von den größern Rosen bringt ein geschickter Arbeiter nur Eine den Tag zu Stande. Sie arbeiten seit Isopi's Direction mit großem Vergnügen, weil sie sehen, wie sehr sie in ihrer Geschicklichkeit zunehmen. Isopi macht, wie sich's versteht, die Modelle,

delle, die alsdann geformt und ausgegossen werden. Das Charakteristische von Jsopi's Arbeit scheint mir zu seyn, daß er, wie oben bemerkt, hauptsächlich auf die Vertiefungen denkt. So werden z. B. die Eyer in der bekannten architektonischen Zierrath besonders gegossen und in die Vertiefungen eingesetzt.

Ein Hauptfehler der alten Decken-Decoration ist, daß sie gleichsam für sich allein steht und mit dem Untern nicht rein correspondiret, welches daher rühren mag, daß alles zu hastig und zufällig gearbeitet worden, das nun bei Thouret und Jsopi nicht mehr vorkommen kann. Hier ward ich auch durch die Ausführung in einem Gedanken bestärkt, daß man nämlich bei Säulen-Decorationen, die in Zimmern angebracht werden, nur den Architrav und nicht das ganze Gebälke anbringen dürfe. Die Ordnung wird dadurch höher, das Ganze leichter und ist dem Begriffe der Construction gemäß.

Jsopi will niemals eine Corniche unmittelbar an der Decke haben; es soll immer noch eine leichte Wölbung vorhergehen, die der Geschmack des Architekten nach der Länge und Breite des Zimmers, als das Verhältniß, in dem sie gesehen wird, bestimmen soll.

Die rothe Damastfarbe sah ich nirgends als in kleinen Cabinetten, wo sie nur in schmalen Panneaux oder sonst unterbrochen vorkam. Die größern Zimmer waren alle mit sanftern Farben decorirt, und zwar so, daß das Seidenzeug heller gefärbtes Laub als der Grund hatte. Die

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Parquets sind sämmtlich von Eichenholz, unabwechselnd wie die in Ludwigsburg, aber sehr gut gearbeitet.

Auf dem Hause steht eine Kuppel, die aber nur eine Treppe enthält, um auf den obern Altan zu kommen.

Im Garten ist ein Häuschen von den drey Kuppeln genannt, auch merkwürdig, das inwendig ganz flache Decken hat, so daß die Kuppeln eigentlich nur Decorationen nach außen sind.

Ich fand die Amaryllis Belladonna blühen, so wie in dem eisernen Hause manche schöne auswärtige Pflanze.

Artig nahm sich zu Fußdecken kleiner Cabinette ein bunter Flanell aus.

In den untern Zimmern des Schlosses ist eine Gemäldesammlung, worunter sich manches Gute befindet. Ein Frauenbild von Holbein, besonders aber eine alte Mutter, die mit Einfädelung der Nadel beschäftigt ist, indeß die Tochter sehr emsig näht, und ein Liebhaber, der bei ihr steht, ihr in dem Augenblick seine Wünsche zu offenbaren scheint, ist fürtrefflich gedacht, componirt und gemahlt. Das Bild hat halbe Figuren von fast Lebensgröße.

* * *

Einiges über Glasmahlerey.

Bei der Glasmahlerey ist vor allem das Clairobscur und die Farbengebung zu betrachten.

Das Clairobſcur iſt an der vordern Seite, d. h. nach dem Gebäude zu, eingeſchmolzen; es mögen nun mit dem Pinſel die Umriſſe aufgetragen, oder Licht und Schatten in breiten Flächen angegeben ſeyn. Das zweyte geſchah dergeſtalt, daß man die Platte mit dem ganzen chemiſchen Grunde überdeckte, und mit einer Nadel die Lichter herausriß; es iſt alſo, wenn man will, eine Art ſchwarzer Kunſt, oder beſſer: es ward gearbeitet, wie man auf dunklem Grunde die Lichter aufhöht. Dieſes geſchah mit der größten Feinheit und Accurateſſe. Ob ſie nun dieſen Grund zuerſt einſchmolzen, und die Farben auf die andere Seite brachten und nochmals einſchmolzen, oder ob alles zugleich geſchah, weiß ich noch nicht.

Es gibt, in Abſicht auf Färbung, auf Glas gemahlte und aus Glas zuſammengeſetzte Bilder.

Die erſten haben nur gewiſſe Farben: Gelb bis in's Gelbrothe, Blau, Violett und Grün kommen darauf vor, aber niemals ein Purpur. Wahrſcheinlich braucht der Goldlack ein ſtärkeres Feuer, um in Fluß zu gerathen, als die übrigen, und konnte daher nicht mit jenen Farben zugleich eingeſchmolzen werden.

War alſo Zeichnung und Clairobſcur eines Bildes fertig, ſo wurden auf der Rückſeite die Farben aufgetragen und eingeſchmolzen. Merkwürdig iſt die gelbe Farbe, die ſie durch ein trübes Mittel, nach dem bekannten optiſchen Geſetz, hervorbrachten; der Theil der

Scheibe, welcher inwendig herrlich gelb aussieht, erscheint von außen als ein schmutziges Hellblau, das in's Grünliche oder Violette spielt.

Wenn sie schwarz hervorbringen wollten, so ließen sie den chemischen Grund auf dem Glase unberührt. Weil derselbe aber doch noch durchscheinend und braun gewesen wäre, so bedeckten sie ihn hinten mit irgend einem undurchsichtigen Schmelzwerk, wodurch das Schwarze ganz vollkommen wurde.

Bei der größern Unschmelzbarkeit des rothen Glases wurde es, wie so viele Fälle zeigen, nur in einzelnen Stücken eingesetzt. Bei dem artigen Fall, daß ein weißer Steinbock auf rothem Grunde erscheinen sollte, verfuhr man folgendermaßen: Man schmolz zuerst einen purpurnen Ueberzug auf weißes Glas, so daß die ganze Tafel schön purpurn erschien. Sodann brannte man die Figur, nach Zeichnung und Schattirung, auf die weiße Seite ein, und schliff zuletzt von der Hinterseite die rothe Lage des Glases weg, so weit sie die Figur des Steinbocks bedeckte, wodurch dieser blendend weiß auf dem farbigen Grunde erschien.

Sobald ich wieder eine Anzahl solcher Scheiben antreffe, werde ich meine Bemerkungen completiren und zusammenstellen.

Nachbildung.

In deine Reimart hoff' ich mich zu finden,
Das Wiederholen ſoll mir auch gefallen,
Erſt werd' ich Sinn, ſodann auch Worte finden;
Zum zweytenmal ſoll mir kein Klang erſchallen,
Er müßte denn beſondern Sinn begründen,
Wie du's vermagſt, begünſtigter vor allen!

Denn wie ein Funke fähig zu entzünden
Die Kaiſerſtadt, wenn Flammen grimmig wallen,
Sich winderzeugend, glühn von eignen Winden,
Er, ſchon erloſchen, ſchwand zu Sternenhallen;
So ſchlang's von dir ſich fort mit ew'gen Gluthen
Ein deutſches Herz von friſchem zu ermuthen.

Zugemeßne Rhythmen reizen freilich,
Das Talent erfreut ſich wohl darin;
Doch wie ſchnelle widern ſie abſcheulich,
Hohle Maſſen ohne Blut und Sinn;
Selbſt der Geiſt erſcheint ſich nicht erfreulich,
Wenn er nicht, auf neue Form bedacht,
Jener todten Form ein Ende macht.

Stuttgart, den 8 September 1797.

Gestern besuchte ich die Bibliothek, die ein ungeheures hölzernes Gebäude, das ehemals ein Kaufhaus war, einnimmt. Es steht am gewerbreichsten Theile der Stadt, zwar rings herum frei, jedoch nicht so, daß es vor aller Feuergefahr sicher wäre. Die Sammlung zum Kunst-, Antiquitäten- und Natur-Fach ist besonders schön, so wie auch die Sammlung der Dichter und des statutarischen Rechtes von Deutschland. Bibliothekare sind Petersen und Hofrath Schott.

Vorher besuchten wir den Professor Thouret, bei dem ich verschiedene gute Sachen sah. Eine Allegorie auf die Wiedergenesung des Herzogs ist ihm besonders wohlgelungen. Diese sowohl als eine Allegorie auf die französische Republik, so wie Elektra mit Orest und Pylades, zeugen von seiner Einsicht in die einfachen symmetrischen und contrastirenden Compositionen; so wie die Risse zu einem fürstlichen Grabe und zu einem Stadtthor sein solides Studium der Architektur beurkunden. Ich werde nach diesem und nach der Zeichnung, die ich in Hohenheim von ihm gesehen, rathen, daß man bei Decorirung unseres Schlosses auch sein Gutachten einhole.

Nach Tische ging ich zu dem preußischen Gesandten von Madeweiß, der mich mit seiner Gemahlin sehr freundlich empfing. Ich fand daselbst die Gräfin Königseck, Herrn und Frau von Varchimont und einen Herrn von Wimpfen. Man zeigte mir ein paar

vortreffliche Gemälde, die dem Legationsrath Abel gehören. Zunächst eine Schlacht von Wouwermann. Die Cavallerie hat schon einen Theil der Infanterie überritten und ist im Begriff, ein zweytes Glied, das eben abfeuert, anzugreifen. Ein Trompeter, auf seinem hagern Schimmel, sprengt rückwärts, um Succurs herbei zu blasen.

Das andere Bild ist ein Claude Lorrain von Mittelgröße und besonderer Schönheit: ein Sonnenuntergang, den er auch selbst radirt hat. Es ist fast keine Vegetation auf dem Bilde, sondern nur Architektur, Schiffe, Meer und Himmel.

Abends bei Herrn Capellmeister Zumsteeg, wo ich verschiedene gute Musik hörte. Er hat die Colma, nach meiner Uebersetzung, als Cantate, doch nur mit Begleitung des Claviers componirt. Sie thut sehr gute Wirkung und wird vielleicht für das Theater zu arrangiren seyn, worüber ich nach meiner Rückkunft denken muß. Wenn man Zingaln und seine Helden sich in der Halle versammeln ließe, Minona singend und Ossian sie auf der Harfe accompagnirend vorstellte, und das Pianoforte auf dem Theater versteckte, so müßte die Aufführung nicht ohne Effect seyn.

Heute fuhren wir in's kaiserliche Lager. Wir kamen durch Berg, worauf die Hauptattaque von Moreau gerichtet war; dann auf Kannstadt; Münster sahen wir im Grunde liegen. Wir kamen durch

Schmiedheim und fingen an das Lager zu überſehen. Der linke Flügel lehnt ſich an Mühlhauſen, alsdenn zieht es ſich über Aldingen bis gegen Hochberg. Zu Neckar-Rems wurden wir vom Hauptmann Jakardowsky, vom Generalſtabe, gut aufgenommen, der uns erſt früh das Lager überhaupt von dem Berge bei Hochberg zeigte, und uns gegen Abend an der ganzen Fronte bis gegen Mühlhauſen hinführte. Wir nahmen den Weg nach Kornweſtheim, da wir denn auf die Ludwigsburger Chauſſee kamen, und ſo nach der Stadt zurückfuhren.

Im Lager mögen etwa 25,000 Mann ſtehen, das Hauptquartier des Erzherzogs wird in Hochberg ſeyn.

Der Pfarrer in Neckar-Rems heißt Zeller, der Oberamtmann von Kannſtadt Seyfarth und iſt ein Bruder des Profeſſors in Göttingen.

Stuttgart, den 4 September 1797.

Nachdem ich früh verſchiedenes zu Papiere gebracht und einige Briefe beſorgt hatte, ging ich mit Herrn Profeſſor Dannecker ſpazieren und beredete hauptſächlich mit ihm meine Abſichten, wie Iſopi und Thouret auch für unſere Weimariſchen Verhältniſſe zu nutzen ſeyn möchten. Zu Mittag ſpeiſ'te ich an der Table d'hote, wo ſich ein junger Herr von Liven, der ſich hier bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft befindet, als ein Sohn eines alten akademiſchen Freundes mir zu erkennen gab.

Hernach besuchte ich Herrn Veiling, dessen Frau sehr schön Clavier spielte. Er ist ein sehr passionirter Liebhaber der Musik, besonders des Gesanges.

Aus den brillanten Zeiten des Herzogs Karl, wo Jomelli die Oper dirigirte, ist der Eindruck und die Liebe zur italiänischen Musik bei ältern Personen hier noch lebhaft verblieben. Man sieht wie sehr sich etwas im Publicum erhält, das einmal solid gepflanzt ist. Leider dienen die Zeitumstände den Obern zu einer Art von Rechtfertigung, daß man die Künste, die mit wenigem hier zu erhalten und zu beleben wären, nach und nach ganz sinken und verklingen läßt.

Von da zur Frau Legationsrath Abel wo ich die beiden schönen Bilder, die ich bei Herrn von Madeweiß gesehen, nochmals wieder fand. Außer diesen zeigte man mir noch eine vortreffliche und wohlerhaltene Landschaft von Nicolaus Poussin, und noch einen anderen Claude aus einer frühern Zeit, aber unendlich lieblich.

Wir machten darauf einen Spaziergang auf die Weinbergshöhen, wo man Stuttgart in seinem Umfange und seinen verschiedenen Theilen liegen sieht.

Stuttgart hat eigentlich drey Regionen und Charaktere; unten sieht es einer Landstadt, in der Mitte einer Handelsstadt, und oben einer Hof- und wohlhabenden Particulierstadt ähnlich.

Wir gingen in's Theater wo man Ludwig den Springer gab.

Das Ballet, dießmal ein bloßes Divertiſſement, war ganz heiter und artig. Mad. Pauli, erſt kurz verheirathet, zeigte ſich als ſehr hübſche und anmuthige Tänzerin.

Die Stuttgarter ſind überhaupt mit ihrem Theater nicht übel zufrieden, ob man gleich auch hier und da darauf ſchilt.

Merkwürdig war mir's auch heute daß das Publicum, wenn es beiſammen iſt, es mag ſeyn wie es will, durch ſein Schweigen und ſeinen Beifall immer ein richtiges Gefühl verräth. Sowohl im heutigen Stücke, als neulich im Carlos, wurden die Schauſpieler faſt nie, einigemal aber das Stück applaudirt; kaum aber trat dieſen Abend die Tänzerin, mit ihren wirklich reizenden Bewegungen auf, ſo war der Beifall gleich da.

Stuttgart, den 5 September 1797.

Früh im großen Theater. Ich ſah daſelbſt verſchiedene Decorationen welche ſich noch von Colomba herſchreiben. Sie müſſen ſich auf dem Theater ſehr gut ausnehmen, denn es iſt alles ſehr faßlich und in großen Partien ausgetheilt und gemahlt. Die Frankfurter Decorationen haben aber doch darin den Vorzug, daß ihnen eine ſolidere Baukunſt zum Grunde liegt und daß ſie

reicher sind, ohne überladen zu seyn; dahingegen die hiesigen in einem gewissen Sinne leer genannt werden können, ob sie gleich wegen der Größe des Theaters und wegen ihrer eigenen Grandiosität sehr guten Effect thun müssen.

Sodann bei Herrn Meyer, der verschiedene gute Gemählde hat. Er zeigte mir Blumen- und Frucht-Stücke von einem gewissen Wolfermann, der erst mit naturhistorischen Arbeiten angefangen, sich aber darauf nach de Hem und Huysum gebildet und sowohl in Wasser- als Oel-Farbe Früchte und Insecten außerordentlich gut macht. Da er arm ist und sich hier kaum erhält, so würde er leicht zu haben seyn und bei künftigen Decorationen vortrefflich dienen, um die Früchte, Insecten, Gefäße und was sonst noch der Art vorkäme zu mahlen und andern den rechten Weg zu zeigen. Auch könnte man ihn zu der neuen Marmormahlerey brauchen, wenn ihn Professer Theuret vorher darin unterrichten wollte.

Ich sah bei dem Hoftapezierer Stühle von Mahagoni-Holz gearbeitet; sie waren mit schwarzem gestreiftem Seidenzeug überzogen, das Pekin satiné heißt und eine sehr gute Wirkung thut. Besonders artig nehmen sich daran hochrothe seidene Litzen aus, mit denen die Kanten der Kissen bezeichnet sind.

Nachmittags war ich bei Regierungsrath Frommann, der mir einige schöne eigene, so wie andere

dem Legationsrath Abel gehörige, Gemählde vorzeigte. Unter den letztern zeichnete sich besonders ein Faun aus, der eine am Baum gebundene Nymphe peitscht. Dieselbe Idee ist in den Scherzi d'amore von Carracci vorgestellt und mag dieses Bild, das vortrefflich gemahlt ist, wohl von Lodovico seyn. Auch dieser Liebhaber hat manches aus den französischen Auctionen für einen sehr billigen Preis erhalten.

Abends bei Rapp. Vorlesung des Hermann und Dorothea.

Stuttgart, den 6 September 1797.

Früh besuchte mich Herr Professor Thouret, mit dem ich über die architektronischen Decorationen sprach. Dazu kam Professor Heidloff, der leider sehr an den Augen leidet; ferner ein Oberlieutenant von Koudelka, von den Oestreichern, ein wohlgebildeter junger Mann und großer Liebhaber der Musik. Darauf ging ich mit Thouret, sein Modell zum Ovalsaal in Stuttgart zu sehen, das im Ganzen gut gedacht ist; nur wäre die Frage: ob man den Uebergang von den langen perpendicularen Banden, der mir zu arm scheint, nicht reicher und anmuthiger machen könnte. Ich ging alsdann mit ihm, Scheffhauer und einem würtembergischen Officier, der ganz artig mahlt, das Schloß zu besehen, wo ich nichts Nachahmungswerthes fand, vielmehr unzählige Beispiele dessen was man vermeiden soll. Die Mar-

more, besonders aber die Alabaster (Kalkspäthe) des Landes nehmen sich sehr gut aus, sind aber nicht zur glücklichsten Decoration verwendet. Uebrigens sind die Zimmer, man möchte sagen, gemein vornehm; so z. B. sieht man auf einem gemein angestrichenen weißen Gypsgrunde viele vergoldete Architektur, die Thüren bei ihren schuhrkelhaften Vergoldungen mit Leimfarbe angestrichen, die Guibalischen Plafonds nach der bekannten Art.

In dem Wohnzimmer des jetzigen Herzogs sah ich eine halbe Figur, die auf Quercin hindeutet. Einige Landschaften aus Birmanns früherer Zeit; ein gutes Bild von Hetsch, die Mutter der Gracchen im Gegensatz mit der eitlen Römerin vorstellend.

Ich ging mit Herrn Professor Thouret die verschiedenen Decorationen durch, die bei Verzierungen eines Schlosses vorkommen können, und bemerkte hierbei folgendes.

Das erste worin wir übereinkamen war, daß man sich, um eine Reihe von Zimmern zu decoriren, vor allen Dingen über das Ganze bestimmen solle, man möge es nun einem einzelnen Künstler übertragen, oder aus den Vorschlägen mehrerer nach eigenem Geschmacke für die verschiedenen Zimmer eine Wahl anstellen. Da ohnehin ein solches Unternehmen jederzeit großes Geld koste, so sey der Hauptpunkt, daß man stufenweise verfahre, das Kostbare nicht am unrechten Platze anbringe,

und ſich nicht ſelbſt nöthige, mehr als man ſich vorgeſetzt zu thun.

So ſey z. B. bei dem Appartement unſerer Herzogin, deſſen Lage ich ihm bezeichnete, es hauptſächlich darum zu thun, aus dem Anſtändigen eines Vorſaals, in das Würdigere der Vorzimmer, in das Prächtigere des Audienzzimmers überzugehen; das Rundel des Eckes und das darauf folgende Zimmer heiter und doch prächtig zu einer innern Converſation anzulegen; von da in's Stille und Angenehme der Wohn- und Schlafzimmer überzugehen, und die daran ſtoßenden Cabinette und Bibliothek mannichfaltig, zierlich und mit Anſtand vergnüglich zu machen.

Wir ſprachen über die Möglichkeit, ſowohl durch das anzuwendende Material, als durch die zu beſtimmenden Formen, einem jeden dieſer Zimmer einen eignen Charakter und dem Ganzen eine Folge durch Uebergänge und Contraſte zu geben. Er erbot ſich, wenn man ihm die Riſſe und Maße der Zimmer ſchickte, einen erſten Vorſchlag dieſer Art zu thun, den man zur Grundlage bei der künftigen Arbeit brauchen könnte.

Decken und Geſimſe ſind das erſte, an deren Beſtimmung und Fertigung man zu denken hat, allein dieſe hängen von der Decoration des Zimmers ſowohl in Proportionen als Ornamenten ab.

Die Geſimſe oder den Uebergang von der Wand zur Decke kann man auf zweyerlei Art machen: einmal, daß

man ein mehr oder weniger vorſpringendes Geſims in die Ecke anbringt und die Decke unmittelbar darauf ruhen läßt, oder auch, daß man durch eine größere oder kleinere Hohlkehle die Wand und Decke ſanft verbindet. Jene Art würde in ihrer größern Einfachheit ſich wohl für die Vorzimmer ſchicken und, wenn man Glieder und Theile mehr zuſammenſetzt, auch wohl den prächtigen Zimmern gemäß ſeyn. Doch haben die Hohlkehlen immer etwas Heiteres, und ſind mannichfaltiger Verzierungen fähig. Iſopi will ſelbſt über dem architektoniſchen Geſims noch jederzeit eine Hohlkehle haben, um dem Ganzen mehr Freiheit und Anſehen zu geben. Eine Meinung die ſich noch prüfen läßt.

Geſimſe und Decken ſtehen in einer beſtändigen Correlation; die Einfalt des einen beſtimmt die Einfalt des andern, und ſo theilen ſie einander auch ihre mannichfaltigen Charaktere mit. Stuck, Vergoldung und Mahlerey können mit einander hier wetteifern und ſich ſteigern. Wir haben hiervon in dem römiſchen Hauſe ſchon ſehr ſchöne Beiſpiele.

Was die Wände ſelbſt betrifft, ſo leiden ſie die mannichfaltigſten Veränderungen. Eine ſauber abgetünchte Wand, auf welcher die angebrachte Stuccatur durch einen leichten Thon abgeſetzt wird, gibt für Verſäle die angenehmſte und heiterſte Verzierung.

Sehr wichtig aber iſt für Decoration die Kenntniß:

Offenbar Geheimniß.

Sie haben dich, heiliger Hafis,
Die myſtiſche Zunge genannt,
Und haben, die Wortgelehrten,
Den Werth des Worts nicht erkannt.

Myſtiſch heißeſt du ihnen,
Weil ſie närriſches bei dir denken,
Und ihren unlautern Wein
In deinen Namen verſchenken.

Du aber biſt myſtiſch rein
Weil ſie dich nicht verſtehn,
Der du, ohne fromm zu ſeyn, ſelig biſt!
Das wollen ſie dir nicht zugeſtehn.

Granit, Porphyr und Marmor auf verschiedene Weise nachzuahmen.

Die bekannte Art des sogenannten Gypsmarmors thut zwar, nächst dem natürlichen Stein, den schönsten und herrlichsten Effect, allein sie ist sehr kostbar, und die Arbeit geht langsam; hingegen bedient man sich in Italien außerdem noch dreyer anderer Arten, welche nach dem verschiedenen Gebrauch und Würde der Zimmer anzuwenden sind, und alle drey sehr guten Effect machen.

Die erste wird auf nassen Kalk gemahlt, und hinterdrein vom Maurer verglichen, und von dem Mahler wieder übergangen, so daß beide immer zusammen arbeiten; sie können auf diese Weise des Tages 6 Quadratschuh fertig machen. Der neue Saal von Hohenheim wird auf diese Weise decorirt, und man könnte daselbst im Frühjahre schon die Resultate sehen.

Die zweyte ist was die Italiäner Scajola nennen, eine Art von nassem Mosaik. Der Pilaster, oder die Füllung, die auf diese Art bearbeitet werden soll, wird mit einem einfärbigen beliebigen Gypsgrunde angelegt. Wenn er trocken ist, sticht der Künstler, der freilich darin Praktik haben muß, mit Eisen die Adern oder was man für Zufälligkeiten anbringen will, heraus und füllt und streicht die entstandenen Vertiefungen mit einer andern Farbe wieder aus, wozu er sich kleiner Spateln bedient. Wenn dieses wieder trocken ist, übergeht er es obermals, und das so lange, bis der Effect erreicht ist,

da denn das Ganze abgeschliffen wird. Man kann durch diese Art weit mehr, als durch das Mischen des Marmors, die Natur erreichen und es soll bei gehöriger Praktik um einen großen Theil geschwinder gehen.

Die dritte Art ist für Vorsäle und Zimmer, die man leicht behandeln will; sie soll sich aber auch sehr gut ausnehmen. Der Marmor wird nämlich mit Leimfarbe auf die abgetünchte Wand gemahlt und mit einem Spiritusfirniß überstrichen.

Alle drey Arten offerirt Herr Thouret durch Beschreibung, noch lieber aber durch persönliche Anleitung mitzutheilen. Er widerräth das Mahlen des Marmors mit Oel auf die abgetünchte Wand, weil die Arbeit eine unangenehme der Natur widersprechende Bräune nach und nach erhält.

Der Gebrauch der Seide zur Verzierung der Wände ist auch wohl zu überlegen. Ganze Wände damit zu überziehen hat immer etwas Eintöniges, man müßte ihnen denn nach Größe und Verhältniß der Zimmer starke Borduren geben, und auf die großen Räume wenigstens einige würdige Gemählde anbringen.

Uebrigens aber sind die kleinern seidnen Abtheilungen, mit Stuccatur und Marmor verbunden, immer das Angenehmste und Reichste, wie wir das Beispiel auch im römischen Hause sehen.

Da die Spiegel nunmehr jederzeit als ein Theil der Architektur angesehen, in die Wand eingelassen und nie-

niemals in mehr oder weniger barbarischen Rahmen aufgehängt werden, so fallen die Rahmen dazu meist in das Feld des Stuccaturers, wenigstens hat der Bildschnitzer nicht viel daran zu thun. Dagegen ist zu wünschen, daß das Schnitzwerk an den Thüren, die im Ganzen einerlei Form haben können, nach Verhältniß angebracht werde; wie sie denn überhaupt nur immer Holzfarbe seyn sollten, um so mehr, da man durch Fournirung verschiedener Hölzer, Schnitzwerk, Bronze, Vergoldung, ihre Mannichfaltigkeit sehr hoch treiben kann, und eine weiße Thür immer etwas Albernes hat.

Statt des kostbaren Schnitzwerks lassen sich auch bei Tapetenleisten die von Carton ausgedruckten vergoldeten Zierrathen sehr gut brauchen.

Wegen der Lambris hielt man dafür, daß bei hohen Zimmern allenfalls die Höhe der Fensterbrüstung beibehalten werden könne, sonst aber sähe ein niedriger sockelartiger Lambris immer besser aus, indem er die Wand niemals gedruckt erscheinen lasse.

Wegen der Fußböden kamen auch sehr gute Vorschläge zur Sprache, die nächstens im weitern Umfang zu Papiere zu bringen sind.

•

Einer von den Hauptfehlern bei der Decoration der Zimmer, der auch bei der frühern Construction der Gebäude begangen wird, ist, daß man die Massen, die

man haben kann oder hat, trennt und zerschneidet, wodurch das Große selbst kleinlich wird.

Wenn man z. B. in einem Saal eine Säulenordnung die nur einen Theil der Höhe einnimmt, anbringt und über derselben gleichsam noch eine Attike bis an die Decke macht. Dieser Fall ist noch in dem ausgebrannten Schlosse zu Stuttgart zu sehen. Oder wenn man die Lambris verhältnißmäßig zu hoch macht, oder die Gesimse oder Friesen oben zu breit. Durch solche Operationen kann man ein hohes Zimmer niedrig erscheinen machen, wie durch die umgekehrte richtige Behandlung ein niedriges hoch erscheint. Diesem Fehler sind alle diejenigen ausgesetzt, welche nur immer an mannichfaltige Verzierungen denken, ohne die Hauptbegriffe der Massen, der Einheit und der Proportionen vor Augen zu haben

---

Den 8 September.

Nach Tische ging ich mit Dannecker zu Rapp, wo ich ein sehr merkwürdiges osteologisches Präparat fand.

Ein Frauenzimmer, deren Geschwister schon an Knochenkrankheiten gelitten hatten, empfand in früher Jugend einen heftigen Schmerz, wenn die obere Kinnlade unter dem linken Auge berührt wurde. Dieser erstreckte sich nach und nach abwärts bis in die Hälfte des Gaumens; es entstand daselbst ein Geschwür, in welchem

man etwas Hartes ſpüren konnte. Sie lebte 19 Jahre und ſtarb an der Auszehrung. Der Theil des Schädels, den man, nachdem ſie anatomirt, zurückbehalten, zeigt folgende Merkwürdigkeiten. Die linke Hälfte des Ossis intermaxillaris enthält zwey gute Schneidezähne; der Eckzahn fehlt und nach der kleinen Alveole ſieht man, daß er bald nach der zweyten Zahnung ausgefallen ſeyn müſſe; dann folgt ein Backzahn, dann eine kleine Lücke, jedoch ohne Alveole, ſondern mit dem ſcharfen Rand; dann ein ſtarker Backzahn, darauf ein noch nicht ganz ausgebildeter, ſogenannter Weisheitszahn. Betrachtet man nun die Naſenhöhle des Präparats, ſo findet man die große Merkwürdigkeit: es ſitzt nämlich ein Zahn unter dem Augenrande mit ſeiner Wurzel an einer kleinen runden faltigen Knochenmaſſe feſt; er erſtreckt ſich in ſeiner Lage ſchief herab nach hinten zu, und hat den Gaumentheil der obern Maxille gleich hinter den Canalibus incisivis gleichſam durchbohrt, oder vielmehr es iſt durch die widernatürliche Berührung der Theil caries geworden, und eine Oeffnung, die größer als ſeine Krone, findet ſich ausgefreſſen. Die Krone ſteht nur wenig vor der Gaumenfläche vor.

Der Zahn iſt nicht völlig wie andere Backzähne gebildet, ſeine Wurzel iſt einfach und lang und ſeine Krone nicht völlig breit. Es ſcheint nach allem dieſem ein geſunder Zahn mit lebhaftem Wachsthum zu ſeyn, dem aber der Weg nach ſeinem rechten Platze durch ein ungleiches

und schnelleres Wachsthum der Nachbarzähne versperrt worden, so daß er sich hinterwärts entwickelt und das Unglück angerichtet hat. Wahrscheinlich ist es der fehlende Backzahn von dessen Alveole keine Spur zu sehen ist. Im Anfange glaubte ich fast es sey der Eckzahn.

Wenn man diesen Fall hätte vermuthen können, so bin ich überzeugt, daß diese Person leicht zu operiren und der Zahn herauszuziehen gewesen wäre; ob man aber, bei ihrer übrigen unglücklichen Constitution, ihr das Leben dadurch gefristet hätte, ist fast zu zweifeln.

Schade, daß man nur das interessante Stück ausgeschnitten und nicht die andere Hälfte der Maxille, ja den ganzen Schädel verwahrt hat, damit man den Knochenbau noch an den Theilen, welche keine auffallende Unregelmäßigkeit zeigen, hätte beobachten können.

Den 6 September.

Abends im Theater wurden die Due Litiganti von Sarti gegeben. Die Vorstellung war äußerst schwach und unbedeutend.

Herr Brand gar nichts. Demoiselle Bambus unangenehme Nullität. Madame Kaufmann, kleine hagere Figur, steife Bewegung, angenehme, gebildete, aber schwache Stimme. Demoiselle Ferber nichts. Herr Krebs angenehmer Tenor, ohne Ausdruck und Action. Herr Reuter unbedeutend. Herr Weber.

ling, eine gewiſſe Art von drolligem Humor, den man leiden mag, aber auch weiter nichts.

Ich habe mehrere, die das Theater öfters beſuchen, darüber ſprechen hören und da kommt es denn meiſt auf eine gewiſſe Toleranz hinaus, die aus der Nothwendigkeit entſpringt dieſe Leute zu ſehen, wo denn doch jeder in einer gewiſſen Rolle ſich die Gunſt des Publicums zu verſchaffen weiß.

Uebrigens hat das Theater ſo eine ſeltſame Conſtitution daß eine Verbeſſerung deſſelben unmöglich wird.

Von Stuttgart nach Tübingen.

Tübingen den 7 September 1791.

Früh 5¼ Uhr von Stuttgart abgefahren. Auf der Höhe hinter Hohenheim ging der Weg durch eine ſchöne Allee von Obſtbäumen, wo man einer weiten Ausſicht nach den Neckarbergen genießt. Man kommt durch Echterdingen, ein wohlgebautes heiteres Dorf, und die Straße geht ſodann auf und ab, quer durch die Thäler, welche das Waſſer nach dem Neckar zuſchicken.

Ueber Waldenbuch, das im Thale liegt und wo wir um 8¼ Uhr ankamen, hat man eine ſchöne Ausſicht auf eine fruchtbare, doch hügelige und rauhere Gegend, mit mehrern Dörfern, Feldbau, Wieſen und Wald. Waldenbuch ſelbſt iſt ein artiger zwiſchen Hügeln gele-

gener Ort mit Wiesen, Feld, Weinbergen und Wald, und einem herrschaftlichen Schloß, der Wohnung des Oberforstmeisters.

Eine ähnliche Cultur dauert bis Dettenhausen fort, doch ist die Gegend rauher und ohne Weinberg. Wir sahen Weiber und Kinder Flachs brechen. Weiterhin wird es etwas flächer. Einzelne Eichbäume stehen hie und da auf der Trift, und man hat die schöne Ansicht der nunmehr nähern Neckarberge, so wie einen Blick in's mannichfaltige Neckarthal. Wir sahen bald das Tübinger Schloß und fuhren durch eine anmuthige Aue nach Tübingen hinein, wo wir bei Cotta einkehrten.

Ich machte bei ihm die Bekanntschaft mit Herrn Dr. Gmelin und ging gegen Abend mit beiden die Gegend zu sehen. Aus dem Garten des Dr. Gmelin hatte man die Aussicht auf das Ammerthal und Neckarthal zugleich. Der Rücken eines schön bebauten Sandsteingebirges trennt beide Thäler, und Tübingen liegt auf einem kleinen Einschnitt dieses Rückens wie auf einem Sattel und macht Face gegen beide Thäler. Oberhalb liegt das Schloß, unterhalb ist der Berg durchgraben, um die Ammer auf die Mühlen und durch einen Theil der Stadt zu leiten. Der größte Theil des Wassers ist zu diesem Behuf weit über der Stadt in einen Graben gefaßt; das übrige Wasser, im ordentlichen Bette, so wie die Gewitterwasser, laufen noch eine weite Strecke, bis sie sich mit dem Neckar vereinigen.

Die Existenz der Stadt gründet sich auf die Akademie und die großen Stiftungen; der Boden umher liefert den geringsten Theil ihrer Bedürfnisse.

Die Stadt an sich selbst hat drey verschiedene Charaktere: der Abhang nach der Morgenseite, gegen den Neckar zu, zeigt die großen Schul-, Kloster- und Seminarien-Gebäude; die mittlere Stadt sieht einer alten zufällig zusammengebauten Gewerbstadt ähnlich; der Abhang gegen Abend, nach der Ammer zu, so wie der untere flache Theil der Stadt wird von Gärtnern und Feldleuten bewohnt; er ist äußerst schlecht, bloß nothdürftig gebauet und die Straßen sind von dem vielen Mist äußerst unsauber.

Tübingen, den 8 September 1797.

Mittags lernte ich die Herren Plouquet, die beiden Gmelin und Schott kennen. In dem Plouquetischen Garten, der auf der unterhalb der Stadt wieder aufsteigenden Berghöhe liegt, ist die Aussicht sehr angenehm; man sieht in beide Thäler, indem man die Stadt vor sich hat. An der Gegenseite des Neckarthals zeigen sich die höhern Berge nach der Donau zu, in einer ernsthaften Reihe.

Den 9 September 1797.

Gegen Abend mit Cotta auf dem Schlosse. In den Zimmern finden sich sowohl an Decken als an Wänden

und Fenstern artige Beispiele der alten Verzierungsmanier, oder vielmehr jener Art die Theile des innern Ausbaues nach gewissen Bedürfnissen oder Begriffen zu bestimmen. Da man denn doch bei einem Baumeister manchmal solche Angabe fordert, so wird er hier verschiedene Studien machen können, die mit Geschmack gebraucht gute Wirkung thun würden.

Abends die kleine Kantische Schrift gegen Schlosser, so wie den Gartenkalender und die würtembergische kleine Geographie durchgelesen und angesehen.

Den 10 September 1797.

Früh mit Professor Kielmeyer, der mich besuchte, verschiedenes über Anatomie und Physiologie organischer Naturen durchgesprochen. Sein Programm zum Behuf seiner Vorlesungen wird ehestens gedruckt werden. Er trug mir seine Gedanken vor, wie er die Gesetze der organischen Natur an allgemeine physische Gesetze anzuknüpfen geneigt sey, z. B. der Polarität, der wechselseitigen Stimmung und Correlation der Extreme, der Ausdehnungskraft expansibler Flüssigkeiten.

Er zeigte mir meisterhafte naturhistorische und anatomische Zeichnungen, die nur des leichtern Verständnisses halber in Briefe eingezeichnet waren, von George Cuvier, von Mümpelgard, der gegenwärtig Professor der vergleichenden Anatomie am National-Institut in Paris ist. Wir sprachen verschiedenes über seine Studien, Le-

Wink.

Und doch haben ſie Recht, die ich ſchelte:
Denn, daß ein Wort nicht einfach gelte,
Das müßte ſich wohl von ſelbſt verſtehn.
Das Wort iſt ein Fächer! Zwiſchen den Stäben
Blicken ein paar ſchöne Augen hervor.
Der Fächer iſt nur ein lieblicher Flor,
Er verdeckt mir zwar das Geſicht,
Aber das Mädchen verbirgt er nicht,
Weil das ſchönſte was ſie beſitzt,
Das Auge, mir in's Auge blitzt.

bensweiſe und Arbeiten. Er ſcheint durch ſeine Gemüthsart und ſeine Lage nicht der völligen Freiheit zu genießen, die einem Mann von ſeinen Talenten zu wünſchen wäre.

Ueber die Idee, daß die höhern organiſchen Naturen in ihrer Entwickelung einige Stufen vorwärts machen, auf denen die andern hinter ihnen zurückbleiben. Ueber die wichtige Betrachtung der Häutung, der Anaſtomoſen, des Syſtems der blinden Därme, der ſimultanen und ſucceſſiven Entwickelung.

Den 11 September.

Dictirt an verſchiedenen Aufſätzen nach Weimar beſtimmt. In der Kirche Beſichtigung der farbigen Fenſter im Chor. Aufſatz darüber. Mittags Profeſſor Schnurrer, nach Tiſche Viſiten bei den Herren die ich hier im Hauſe hatte kennen lernen, ſo wie bei Profeſſor Meyer. Abends die Nachricht von der erklärten Fehde des Directoriums mit dem Rathe der 500. Regnichter Tag.

An den Herzog von Weimar.

Tübingen, den 11 September 1797.

Vom 25 Auguſt an, da ich von Frankfurt abreiſ'te, habe ich langſam meinen Weg hierher genommen. Ich bin nur bei Tage gereiſ't und habe nun, vom ſchönen Wetter begünſtigt, einen deutlichen Begriff von den Gegenden die ich durchwandert, ihren Lagen, Verhältniſſen,

Anſichten und Fruchtbarkeit. Durch die Gelaſſenheit womit ich meinen Weg mache, lerne ich, freilich etwas ſpät, noch reiſen. Es gibt eine Methode durch die man überhaupt in einer gewiſſen Zeit die Verhältniſſe eines Orts und einer Gegend, und die Exiſtenz einzelner vorzüglicher Menſchen gewahr werden kann. Ich ſage gewahr werden, weil der Reiſende kaum mehr von ſich fordern darf; es iſt ſchon genug, wenn er einen ſaubern Umriß nach der Natur machen lernt und allenfalls die großen Partien von Licht und Schatten anzulegen weiß; an das Ausführen muß er nicht denken.

Der Genuß der ſchönen Stunden, die mich durch die Bergſtraße führten, ward durch die ſehr ausgefahrnen Wege einigermaßen unterbrochen. Heidelberg und ſeine Gegend betrachtete ich in zwey völlig heitern Tagen mit Verwunderung und ich darf wohl ſagen mit Erſtaunen. Die Anſichten nähern ſich von mehrern Seiten dem Ideal, das der Landſchaftsmahler aus mehrern glücklichen Naturlagen ſich in ſeiner ſchaffenden Phantaſie zuſammen bildet. Der Weg von da nach Heilbronn iſt theils für's Auge ſehr reizend, theils durch den Anblick von Fruchtbarkeit vergnüglich.

Heilbronn hat mich ſehr intereſſirt, ſowohl wegen ſeiner offnen fruchtbaren wohlgebauten Lage, als auch wegen des Wohlſtandes der Bürger, und der guten Adminiſtration ihrer Vorgeſetzten. Ich hätte gewünſcht dieſen kleinen Kreis näher kennen zu lernen.

Von da nach Stuttgart wird man von der Einförmigkeit einer glücklichen Cultur beinah trunken und ermüdet. In Ludwigsburg beſah ich das einſame Schloß und bewunderte die herrlichen Alleenpflanzungen, die ſich durch die Hauptſtraßen des ganzen Ortes erſtrecken.

In Stuttgart blieb ich neun Tage. Es liegt in ſeinem ernſthaften wohl gebauten Thal ſehr anmuthig und ſeine Umgebungen, ſowohl nach den Höhen, als nach dem Neckar zu, ſind auf mannichfaltige Weiſe charakteriſtiſch.

Es iſt ſehr intereſſant zu beobachten auf welchem Punkt die Künſte gegenwärtig in Stuttgart ſtehen. Herzog Carl, dem man bei ſeinen Unternehmungen eine gewiſſe Großheit nicht abſprechen kann, wirkte doch nur zu Befriedigung ſeiner augenblicklichen Leidenſchaften und zur Realiſirung abwechſelnder Phantaſien. Indem er aber auf Schein, Repräſentation, Effect arbeitete, ſo bedurfte er beſonders der Künſtler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höheren befördern.

In früherer Zeit begünſtigte er das lyriſche Schauſpiel und die großen Feſte; er ſuchte ſich die Meiſter zu verſchaffen, um dieſe Erſcheinungen in größter Vollkommenheit darzuſtellen. Dieſe Epoche ging vorbei, allein es blieb eine Anzahl von Liebhabern zurück und zu Vollſtändigkeit ſeiner Akademie gehörte auch der Unterricht in Muſik, Geſang, Schauſpiel und Tanzkunſt. Das alles erhält ſich noch, aber nicht als ein lebendiges,

fortschreitendes, sondern als ein stillstehendes und abnehmendes Institut.

Musik kann sich am längsten erhalten. Dieses Talent kann m.. Glück bis in ein höheres Alter geübt werden; auch ist es, was einzelne Instrumente betrifft, allgemeiner, und von jungen Leuten erreichbar. Das Theater dagegen ist viel schnellern Abwechselungen unterworfen und es ist gewissermaßen ein Unglück, wenn das Personal einer besondern Bühne sich lange nebeneinander erhält; ein gewisser Ton und Schlendrian pflanzt sich leicht fort, so wie man z. B. dem Stuttgarter Theater an einer gewissen Steifheit und Trockenheit seinen akademischen Ursprung gar leicht abmerken kann. Wird, wie gesagt, ein Theater nicht oft genug durch neue Subjecte angefrischt, so muß es allen Reiz verlieren. Singstimmen dauern nur eine gewisse Zeit; die Jugend, die zu gewissen Rollen erforderlich ist, geht vorüber und so hat ein Publicum nur eine Art von kümmerlicher Freude durch Gewohnheit und hergebrachte Nachsicht. Dieß ist gegenwärtig der Fall in Stuttgart und wird es lange bleiben, weil eine wunderliche Constitution der Theateraufsicht jede Verbesserung sehr schwierig macht.

Mihole ist abgegangen und nun ist ein anderer Entrepreneur angestellt, der die Beiträge des Hofes und Publicums einnimmt und darüber, so wie über die Ausgaben, Rechnung ablegt. Sollte ein Schaden entstehen, so muß er ihn allein tragen; sein Vortheil hingegen darf

nur bis zu einer bestimmten Summe steigen, was darüber gewonnen wird, muß er mit der herzoglichen Theater-Direction theilen. Man sieht, wie sehr durch eine solche Einrichtung alles was zu einer Verbesserung des Theaters geschehen konnte, paralysirt wird. Ein Theil der ältern Acteurs darf nicht abgedankt werden.

Das Ballet verhält sich überhaupt ungefähr wie die Musik. Figuranten dauern lange, wie Instrumentalisten, und sind nicht schwer zu ersetzen; so können auch Tänzer und Tänzerinnen in einem höhern Alter noch reizend seyn, unterdessen findet sich immer wieder ein junger Nachwuchs. Dieses ist auch der Stuttgarter Fall. Das Ballet geht überhaupt seinen alten Gang, und sie haben eine junge sehr reizende Tänzerin, der nur eine gewisse Mannichfaltigkeit der Bewegungen, und mehr Charakteristisches in ihrem Thun und Lassen fehlt, um sehr interessant zu seyn. Ich habe nur einige Divertissements gesehen.

Unter den Particuliers hat sich viel Liebe zur Musik erhalten, und es ist manche Familie die sich im Stillen mit Clavier und Gesang sehr gut unterhält. Alle sprechen mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten, in denen sich ihr Geschmack zuerst gebildet, und verabscheuen deutsche Musik und Gesang.

Bildhauer und Mahler schickte der Herzog, wenn sie gewissermaßen vorbereitet waren, nach Paris und Rom. Es haben sich vorzügliche Männer gebildet, die

zum Theil hier sind, zum Theil sich noch auswärts befinden. Auch unter Liebhaber hat sich die Lust des Zeichnens, Mahlens und Bossirens verbreitet; mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemählden und Kupferstichen sind entstanden, die ihren Besitzern eine angenehme Unterhaltung, so wie eine geistreiche Communication mit andern Freunden gewähren.

Sehr auffallend ist es, daß der Herzog gerade die Kunst die er am meisten brauchte, die Baukunst, nicht auf eben die Weise in jungen Leuten beförderte und sich die so nöthigen Organe bildete; denn es ist mir keiner bekannt, der auf Baukunst gereis't wäre. Wahrscheinlich begnügte er sich mit Subjecten die er um sich hatte und gewohnt war, und mochte durch sie seine eigenen Ideen gern mehr oder weniger ausgeführt sehen. Dafür kann man aber auch, bei allem was in Ludwigsburg, Stuttgart und Hohenheim geschehen ist, nur das Material, das Geld, die Zeit, so wie die verlorne Kraft und Gelegenheit was Gutes zu machen, bedauern. Ein Saal, der jetzt in der Arbeit ist, verspricht endlich einmal geschmackvoll verziert zu werden. Isopi, ein trefflicher Ornamentist, den der Herzog kurz vor seinem Tode von Rom verschrieb, führt die Arbeit nach Zeichnungen von Thouret aus. Dieses ist ein junger lebhafter Mahler, der sich aber mit viel Lust auf Architektur gelegt hat.

Das Kupferstechen steht wirklich hier auf einem hohen

Punkte; Professor Müller ist einer der ersten Künstler in dieser Art und hat eine ausgebreitete Schule, die, indem er nur große Arbeiten unternimmt, die geringern buchhändlerischen Bedürfnisse, unter seiner Aufsicht, befriedigt. Professor Leybold, sein Schüler, arbeitete gleichfalls nur an größern Platten und würde an einem andern Orte, in Absicht der Wirkung auf eine Schule, das bald leisten was Professor Müller hier thut.

Uebersieht man nun mit einem Blicke alle diese erwähnten Zweige der Kunst und andere die sich noch weiter verbreiten, so überzeugt man sich leicht, daß nur bei einer so langen Regierung, durch eine eigene Richtung eines Fürsten, diese Ernte gepflanzt und ausgesäet werden konnte; ja man kann wohl sagen: daß die spätern und bessern Früchte jetzo erst zu reifen anfangen. Wie schade ist es daher, daß man gegenwärtig nicht einsieht, welch ein großes Capital man daran besitzt, mit wie mäßigen Kosten es zu erhalten und weit höher zu treiben sey. Aber es scheint niemand einzusehen, welchen hohen Grad von Wirkung die Künste, in Verbindung mit den Wissenschaften, Handwerk und Gewerbe in einem Staate hervorbringen. Die Einschränkungen die der Augenblick gebietet, hat man von dieser Seite angefangen und dadurch mehrere gute Leute mißmuthig und zum Auswandern geneigt gemacht.

Vielleicht nutzt man an andern Orten diese Epoche und eignet sich, um einen leidlichen Preis, einen Theil

der Cultur zu, die hier durch Zeit, Umstände und große Kosten sich entwickelt hat.

Eigentlich wissenschaftliche Richtung bemerkt man in Stuttgart wenig; sie scheint mit der Carls-Akademie wo nicht verschwunden, doch sehr vereinzelt worden zu seyn.

Den preußischen Gesandten Madeweiß besuchte ich, und sah bei ihm ein Paar sehr schöne Bilder, die dem Legationsrath Abel, der gegenwärtig in Paris ist, gehören. Die Sammlung dieses Mannes, der für sich und seine Freunde sehr schätzbare Gemählde aus dem französischen Schiffbruch zu retten gewußt hat, ist aus Furcht vor den Franzosen in den Häusern seiner Freunde zerstreut, wo ich sie nach und nach aufgesucht habe.

Den sehr corpulenten Erbprinzen sah ich in der Komödie; eine schwarze Binde, in der er den vor kurzem auf der Jagd gebrochnen Arm trug, vermehrte noch sein Volumen. Die Erbprinceß ist wohlgebaut, und hat ein verständiges gefälliges Ansehen, ihr Betragen, sowohl nach innen als nach außen, muß, wie ich aus den Resultaten bemerken konnte, äußerst klug und den Umständen gemäß seyn. Der regierende Herzog scheint, nach dem Schlagflusse der ihn im Juny des vorigen Jahres traf, nur noch so leidlich hinzuleben. Die Wogen des Landtags haben sich gelegt und man erwartet nun was aus der Infusion sich nach und nach präcipitiren wird.

Ich

Ich machte in guter Geſellſchaft den Weg nach Kannſtadt und Neckar-Rems, um das Lager von den ungefähr 25,000 Mann Oeſtreichern zu ſehen, das zwiſchen Hochberg und Mühlhauſen ſteht und den Neckar im Rücken hat; es geht darin, wie natürlich, alles ſauber und ordentlich zu.

Darauf ſah ich auch Hohenheim mit Aufmerkſamkeit indem ich einen ganzen Tag dazu anwendete. Das mit ſeinen Seitengebäuden äußerſt weitläufige Schloß und der mit unzähligen Ausgeburten einer unruhigen und kleinlichen Phantaſie überſäete Garten gewähren, ſelbſt im einzelnen, wenig Befriedigendes; nur hier und da findet man etwas, das beſſer behandelt eine gute Wirkung hervorgebracht haben würde.

Einen thätigen Handelsmann, gefälligen Wirth und wohl unterrichteten Kunſtfreund, der viel Talent in eignen Arbeiten zeigt und den Namen Rapp führt, fand ich in Stuttgart und bin ihm manchen Genuß und Belehrung ſchuldig geworden. Profeſſor Dannecker iſt, als Künſtler und Menſch, eine herrliche Natur und würde, in einem reichern Kunſtelemente, noch mehr leiſten als hier, wo er zu viel aus ſich ſelbſt nehmen muß.

So ging ich denn endlich von Stuttgart ab, durch eine zwar noch fruchtbare, doch um vieles rauhere Gegend, und bin nun am Fuße der höhern Berge angelangt, welche ſchon verkündigen was weiterhin bevor-

ſteht. Ich habe hier ſchon den gröſsern Theil von Profeſſoren kennen gelernt, und mich auch in der ſchönen Gegend umgeſehen, die einen doppelten Charakter hat, da Tübingen auf einem Bergrücken, zwiſchen zwei Thälern liegt, in deren einem der Neckar, in dem andern die Ammer fließt.

Wie auslöſchlich die Züge der Gegenſtände im Gedächtniß ſeyen, bemerkte ich hier mit Verwunderung, indem mir doch auch keine Spur vom Bilde Tübingens geblieben iſt, das wir doch auch, auf jener ſonderbaren und angenehmen ritterlichen Expedition, vor ſo viel Jahren berührten.

Die Akademie iſt hier ſehr ſchwach, ob ſie gleich verdienſtvolle Leute beſitzt und ein ungeheures Geld auf die verſchiedenen Anſtalten verwendet wird; allein die alte Form widerſpricht jedem fortſchreitenden Leben, die Wirkungen greifen nicht in einander und über der Sorge wie die verſchiedenen Einrichtungen im alten Gleiſe zu erhalten ſeyen, kann nicht zur Betrachtung kommen, was man ehemals dadurch bewirkte und jetzt auf andere Weiſe bewirken könnte und ſollte. Der Hauptſinn einer Verfaſſung wie die würtembergiſche bleibt nur immer: die Mittel zum Zwecke recht feſt und gewiß zu halten, und eben deßwegen kann der Zweck, der ſelbſt beweglich iſt, nicht wohl erreicht werden.

An Hafis.

Was alle wollen weißt du ſchon
Und haſt es wohl verſtanden:
Denn Sehnſucht hält, von Stand zu Thron,
Uns all' in ſtrengen Banden.

Es thut ſo weh, ſo wohl hernach,
Wer ſträubte ſich dagegen?
Und wenn den Hals der eine brach,
Der andre bleibt verwegen.

Verzeihe, Meiſter, wie du weißt
Daß ich mich oft vermeſſe,
Wenn ſie das Auge nach ſich reißt
Die wandelnde Cypreſſe.

Wie Wurzelfaſern ſchleicht ihr Fuß
Und buhlet mit dem Boden;
Wie leicht Gewölk verſchmilzt ihr Gruß,
Wie Oſt-Gefos ihr Oden.

Das alles drängt uns ahndevoll,
Wo Lock' an Locke kräuſelt,
In brauner Fülle ringelnd ſchwoll,
Sodann im Winde ſäuſelt.

Tübingen, den 11 September 1791.

Ueber Glasmahlerey.

Fortsetzung.

In dem Chor der Tübinger Kirche befinden sich bunte Fenster, welche ich beobachtete und folgende Bemerkungen machte:

Den Grund betreffend.

Derselbe ist bräunlich, scheint gleich aufgetragen zu seyn und in einem trockenen Zustande mit Nadeln ausgerissen. Bei den hohen Lichtern ist der Grund scharf weggenommen, die übrige Haltung aber mit kleinen Strichlein hervorgebracht, wie man auf einem dunkeln Grund mit Kreide höhen würde. Auf diese Weise ist die Haltung bewirkt, und das Bild befindet sich auf der Seite die nach innen gekehrt ist. Der Grund ist rauh und unschmelzbar, und muß durch ein großes Feuer in das Glas gebrannt seyn; die feinsten Nadelzüge stehen in ihrer völligen Schärfe da; es konnte damit auf weißen und allen andern Gläsern operirt werden. Hier sind Vögel und Thierarten auf gelbem Grunde mit unglaublicher Geschicklichkeit radirt; sowohl die Umrisse als die tiefsten Schatten scheinen mit dem Pinsel gemacht zu seyn, so daß der erste Grund doch gleichsam schon als eine starke Mitteltinte anzusehen ist.

Die Färbung betreffend.

Man kann hierüber bei den Tübinger Scheiben wenig lernen, weil sie äußerst zusammengesetzt sind. Sie

haben zwar sehr gelitten und sind mitunter höchst ungeschickt geflickt; aber man sieht doch, daß sie gleich von Anfang aus sehr kleinen Stücken zusammengesetzt waren, z. B. selbst die einzelnen Theile eines Harnisches, der doch völlig einfärbig ist.

Wenn hier auf einem Glas zwey, ja drey Farben vorkommen, so ist es durch das Ausschleifen geleistet. Es sieht sehr gut aus, wenn eine weiße Stickerey auf einem farbigen Kleide ausgeschliffen ist. Dieses Ausschleifen ist vorzüglich bei Wappen gebraucht. Die weiße Wäsche neben den Gewändern so auszuschleifen, würde einen sehr guten Effect thun. Durch dieses Mittel können z. B. viererlei Farben auf einmal dargestellt werden, ja mehrere. Eine Purpurschicht wird auf ein weißes Glas geschmelzen, das Schwarze wird auf den Purpur gemahlt, daß Uebrige wird herausgeschliffen und man kann auf der Rückseite des Weißen wieder Farben anbringen, welche man will. Sehr dünner Purpur thut einen herrlichen Effect, und würde bei dem geschmackvollsten Colorit seinen Platz gehörig einnehmen. Eben so könnte gelb auf Purpur geschmelzen und eine Farbe ausgeschliffen werden.

Das Schwarze habe ich hier auf der innern Seite sehr dicht aufgemahlt gesehen. Es sind auf diese Weise theils die schwarzen Theile der Wappen, theils große Zierrathen auf farbige Scheiben aufgetragen.

Zu Holz, Stein und anderem Nebenwesen gibt es

ſehr artige Töne, die aus dem Grünen, Rothen, Gelben und Violetten in's Braune ſpielen. Man müßte damit, bei geſchmackvollerer Mahlerey, ſeine Gründe ſehr ſanft halten können.

Die Fleiſchfarbe iſt nun freilich am wenigſten gut, ſie ſteigt vom Gelben bis zum Rothgelben; ja ich habe an Nebenfiguren ein violettlich Braun bemerkt. Wollte man überhaupt wieder etwas in dieſer Art verſuchen, ſo müßte man ſich einen gewiſſen Styl machen, und nach den mechaniſchen Möglichkeiten die Arbeiten behandeln.

Die Hauptfarben ſind alle da, und zwar in ihrer höchſten Energie und Sattheit.

Ein Dunkelblau iſt vortrefflich. Ein Hellblau ſcheint neuer. Eine Art von Stahlblau, vielleicht von hinten durch eine graue Schmelzfarbe hervorgebracht. Gelb vom hellſten bis in's Orange, ja Ziegelroth, Smaragdgrün, Gelbgrün, Violett, und zwar ein blauliches und ein röthliches, beides ſehr ſchön. Purpur in allen Tönen, des hellen und dunkeln, von der größten Herrlichkeit.

Dieſe Hauptfarben können, wie ſchon oben geſagt, wenn man wollte, getödtet werden, und man müßte nicht allein dieſe lebhafte und heftige, ſondern auch eine angenehme Harmonie hervorbringen können.

An Schiller.

Tübingen, den 14 September 17[illegible].

Seit dem 4 September, an dem ich meinen letzten Brief abschickte, ist es mir durchaus recht gut gegangen. Ich blieb in Stuttgart noch drey Tage, in denen ich noch manche Personen kennen lernte und manches Interessante beobachtete. Als ich bemerken konnte, daß mein Verhältniß zu Rapp und Dannecker im Wachsen war, und beide manchen Grundsatz, an dem mir theoretisch so viel gelegen ist, aufzufassen nicht abgeneigt waren, auch von ihrer Seite sie mir manches Gute, Angenehme und Brauchbare mittheilten, so entschloß ich mich ihnen den Hermann vorzulesen, das ich denn auch in einem Abend vollbrachte. Ich hatte alle Ursache mich des Effects zu erfreuen, den er hervorbrachte, und es sind uns allen diese Stunden fruchtbar geworden.

Nun bin ich seit dem 7ten in Tübingen, dessen Umgebungen ich die ersten Tage, bei schönem Wetter, mit Vergnügen betrachtete, und nun eine traurige Regenzeit, durch geselligen Umgang, um ihren Einfluß betrüge. Bei Cotta habe ich ein heiteres Zimmer, und, zwischen der alten Kirche und dem akademischen Gebäude, einen freundlichen, obgleich schmalen Ausblick in's Neckarthal. Indessen bereite ich mich zur Abreise, und meinen nächsten Brief erhalten Sie von Stäfa. Meyer ist sehr wohl und erwartet mich mit Verlangen. Es läßt sich gar nicht

berechnen, was beiden unſere Zuſammenkunft ſeyn und werden kann.

Je näher ich Cotta kennen lerne, deſto beſſer gefällt er mir. Für einen Mann von ſtrebender Denkart und unternehmender Handelsweiſe hat er ſo viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, ſo viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine ſeltene Erſcheinung iſt. Ich habe mehrere von den hieſigen Profeſſoren kennen lernen, in ihren Fächern, Denkungsart und Lebensweiſe ſehr ſchätzbare Männer, die ſich alle in ihrer Lage gut zu befinden ſcheinen, ohne daß ſie gerade einer bewegten akademiſchen Circulation nöthig hätten. Die großen Stiftungen ſcheinen den großen Gebäuden gleich in die ſie eingeſchloſſen ſind; ſie ſtehen wie ruhige Koloſſen auf ſich ſelbſt gegründet und bringen keine lebhafte Thätigkeit hervor, die ſie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen.

Sonderbar hat mich hier eine kleine Schrift von Kant überraſcht, die Sie gewiß auch kennen werden: Verkündigung des nahen Abſchluſſes eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philoſophie; ein ſehr ſchätzbares Product ſeiner bekannten Denkart, das ſo wie alles was von ihm kommt, die herrlichſten Stellen enthält, aber auch in Compoſition und Styl Kantiſcher als Kantiſch iſt. Mir macht es großes Vergnügen, daß ihn die vornehmen Philoſophen und die Prediger des Vorurtheils ſo ärgern konnten, daß er ſich mit aller Gewalt gegen ſie ſtemmt. Indeſſen thut er doch, wie mir ſcheint, Schloſſern un-

recht, daß er ihn einer Unredlichkeit, wenigstens indirect beschuldigen will. Wenn Schlosser fehlt, so ist es wohl darin, daß er seiner innern Ueberzeugung eine Realität nach außen zuschreibt, und kraft seines Charakters und seiner Denkweise zuschreiben muß; und wer ist in Theorie und Praxis ganz frei von dieser Anmaßung? Zum Schlusse lasse ich Ihnen noch einen kleinen Scherz abschreiben; machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon. Es folgen auf diese Introduction noch drey Lieder in deutscher, französischer und spanischer Art, die zusammen einen kleinen Roman ausmachen.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Altenglisch.

Edelknabe.

Wohin? Wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt du?

Müllerin.

Liese.

Edelknabe.

Wohin denn? wohin
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.

Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese!

Edelknabe.

Und gehst so allein?

Müllerin.

Das Heu soll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birn' zu reifen an,
Die will ich brechen.

Edelknabe.

Ist nicht eine stille Laube dabei?

Müllerin.

Sogar ihrer zwey
An beiden Ecken.

Edelknabe.

Ich komme dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verstecken.
Nicht wahr? im grünen vertraulichen Haus —

Müllerin.

Das gäbe Geschichten.

Edelknabe.

Ruhst du in meinen Armen aus?

Müllerin.

Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt
Auf der Stelle verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! so allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe mir den Müller-Knecht,
An dem ist nichts zu verderben.

Von Tübingen nach Schaffhausen.

Den 16 September 1797.

Früh 4 Uhr aus Tübingen abgefahren. Sobald man aus dem Würtembergischen kommt wird der Weg schlecht. Zur Linken hat man Berge an deren Fuß sich ein Thal bildet in welchem die Steinlach fließt.

Wir erreichten Hechingen 7½ Uhr; es liegt zum Theil im Grunde zum Theil mit dem Schlosse auf der Anhöhe, und man hat bei der Einfahrt eine sehr schöne Ansicht. Unten zwischen Wiesen und Feldern liegt ein Kloster und dahinter Hohenzollern auf dem Berge. Auf der Brücke traf ich seit langer Zeit den ersten heiligen Nepomuk, der aber auch wegen der schlechten Wege nöthig war. Sehr schöne Kirche. Betrachtung über die Klarheit der Pfaffen in ihren eignen Angelegenheiten, und die Dumpfheit die sie verbreiten. Von Philosophen könnte man beinahe das Umgekehrte sagen.

Hinter Hechingen schöne Gärten und Baumstücke, schöne Pappelanlagen, abhängige Wiesen und freundliches Thal. Nach dem Schloß Hohenzollern zu schöne weite Aussicht. Die Berge links gehen immer fort so wie das Thal zu ihren Füßen.

Weffingen. Auf der Chaussee, wie auch schon eine Weile vorher, sehr dichter inwendig blauer Kalkstein mit splitterig muscheligem Bruche, fast wie der Feuerstein.

Steinhofen. Eine hübsche Kirche auf der Höhe. Hier und in einigen Dörfern vorher war bei dem Dorfbrunnen eine Art von Herd eingerichtet, auf dem das Wasser zum Waschen auf der Stelle heiß gemacht wird. Der Feldbau ist der einer rauheren Gegend, man sah Wiesen und Triften und noch viel Kartoffeln und Hanf.

Engschlatt zwischen angenehmen Hügeln im Grunde, seitwärts Berge.

Bahlingen gleichfalls eine schöne Gegend; links in einiger Entfernung hohe waldige Berge, bis an deren steilern Fuß sich fruchtbare Hügel hinauf erstrecken. Wir kamen um 10 Uhr an. Der Ort liegt zwischen fruchtbaren, mehr oder weniger steilen, zum Theil mit Holz bewachsenen Hügeln und hat in einiger Entfernung gegen Süd-Ost hohe holzbewachsene Berge. Die Eyach fließt durch schöne Wiesen. Diese erst beschriebene Gegend sah ich auf einem Spaziergange hinter Bahlingen. Hohenzollern ist rückwärts noch sichtbar. Die Eyach läuft über Kalkfelsen unter denen große Bänke von Versteinerungen sind. Der Ort selbst wäre nicht übel, er ist fast nur eine lange und breite Straße, das Wasser läuft durch und stehen hin und wieder gute Brunnen; aber die Nachbarn haben ihre Misthaufen in der Mitte der Straße am Bach, woraus doch gewaschen und zu manchen Bedürfnissen unmittelbar geschöpft wird. An beiden Seiten an den Häusern bleibt ein nothdürftiger Platz zum Fahren und Gehen. Bei'm Regenwetter muß es abscheulich

seyn. Ueberdieß legen die Leute, wegen Mangel an Raum hinter den Häusern, ihren Vorrath von Brennholz gleichfalls auf die Straße und das Schlimmste ist, daß nach Beschaffenheit der Umstände fast durch keine Anstalt dem Uebel zu helfen wäre.

Endingen. Man behält die Berge noch immer links.

Dotternhausen. Bis dahin schöne schwarze Felder, die aber feucht und quellig scheinen.

Schemberg starker Stieg, den vor einigen Jahren ein Postwagen hinunter rutschte. Der Ort ist schmutzig und voller Mist; er ist wie Bahlingen als Städtchen enge gebaut und in Mauern gezwängt und wird von Güterbesitzern bewohnt, die nun keine Höfe haben. Man findet auf der Höhe wieder eine ziemliche Fläche, wo Acker und Weide ist; der Hafer ward hier erst hineingeschafft. Der Weg steigt immer höher, es zeigen sich Fichten, große flache Weideplätze, dazwischen Feldbau. Oben einzelner Hof. Das Terrain fällt gegen Mittag, die Wasser fließen aber noch immer nach dem Neckar zu; es kommen mehr Fichtenwäldchen.

Um 3 Uhr in Wellendingen, wo wir anhielten. Gegen Friedingen geht es wieder stark bergauf. Boden und Cultur wird etwas besser. Links liegt Aldingen. Auch die undankbarsten Bergrücken und ehemaligen Triften findet man cultivirt. Man kommt auf eine schöne Fläche und fühlt, daß man hoch ist. Die Straße

Nun öffnet ſich die Stirne klar,
Dein Herz damit zu glätten,
Vernimmſt ein Lied ſo froh und wahr,
Den Geiſt darin zu betten.

Und wenn die Lippen ſich dabei
Auf's niedlichſte bewegen;
Sie machen dich auf einmal frei
In Feſſeln dich zu legen.

Der Athem will nicht mehr zurück,
Die Seel' zur Seele fliehend,
Gerüche winden ſich durch's Glück
Unſichtbar wolkig ziehend.

Doch wenn es allgewaltig brennt,
Dann greifſt du nach der Schale:
Der Schenke läuft, der Schenke kömmt
Zum erſt- und zweytenmale.

Sein Auge blitzt, ſein Herz erbebt,
Er hofft auf deine Lehren,
Dich, wenn der Wein den Geiſt erhebt,
Im höchſten Sinn zu hören.

Ihm öffnet ſich der Welten Raum,
Im Innern Heil und Orden,
Es ſchwillt die Bruſt, es bräunt der Flaum,
Er iſt ein Jüngling worden.

wendet sich durch Aldingen, einen heiteren weitläufig gebauten Ort; links Gebirge. Höhen worauf ein Schlößchen liegt.

Hofen, Spaichingen, Balgheim wo die höchste Höhe erreicht ist. Von Riedheim an fallen die Wasser der Donau zu. Wurmlingen. Wir fuhren durch ein enges Thal hinabwärts nach Tuttlingen, wo wir Abends halb neun Uhr ankamen.

Den 17 September 1797.

Von Tuttlingen um 7 Uhr. Der Nebel war sehr stark; ich ging noch vorher die Donau zu sehen. Sie scheint schon breit, weil sie durch ein großes Wehr gedämmt ist. Die Brücke ist von Holz und ohne bedeckt zu seyn mit Verstand auf die Dauer construirt; die Tragewerke liegen in den Lehnen, und die Lehnen sind mit Brettern verschlagen und mit Schindeln gedeckt. Hinter Tuttlingen geht es gleich anhaltend bergauf, man trifft wieder Kalkstein mit Versteinerungen. Ich bemerkte eine gute und wohlfeile Art einer Lehne am Wege: In starke Hölzer waren viereckt längliche Löcher eingeschnitten und lange dünne Stämme getrennt und durchgeschoben. Wo sich zwey einander mit dem obern und untern Ende berührten, waren sie verkeilt.

Ueberhaupt muß man alle würtembergischen Anstalten von Chausseen und Brücken durchaus loben.

Der Nebel sank in das Donauthal, das wie ein gro-

ſter See, wie eine überſchneite Fläche ausſah, indem die Maſſe ganz horizontal und mit faſt unmerklichen Erhöhungen niederſank. Oben war der Himmel völlig rein.

Man ſteigt ſo hoch, daß man mit dem Rücken der ſämmtlichen Kalkgebirge, zwiſchen denen man bisher durchfuhr, beinahe gleich zu ſeyn ſcheint. Die Donau kommt vom Abend hergefloſſen, man ſieht weit in ihr Thal hinauf, und wie es von beiden Seiten eingeſchloſſen iſt, ſo begreift man, wie ihr Waſſer weder ſüdwärts nach dem Rhein, noch nordwärts nach dem Neckar fallen könne. Man ſieht auch ganz hinten im Grunde des Donauthals die Berge quer vorliegen, die ſich an der rechten Seite des Rheins bei Freiburg hinziehen und den Fall der Waſſer nach Abend gegen den Rhein zu verhindern.

Die neue Saat des Dinkels ſtand ſchon ſehr ſchön; man ſäet hier früh, weil es auf den Höhen zeitig einwintert.

Es thut ſich die Ausſicht auf, links nach dem Bodenſee und nach den Bergen von Graubündten, vorwärts nach Hohentwiel, Thaingen und dem Fürſtenbergiſchen. Man hat das Donauthal nunmehr rechts und ſieht jenſeits deſſelben die Schlucht, durch die man herunter gekommen; man erkennt ſie leicht an dem Schlößchen das über Aldingen liegt.

Die Straße wendet ſich gegen Abend. Nachdem

man lange kein Dorf gesehen, sieht man in einem breiten fruchtbaren Thal, dessen Wasser nach dem kleinern Bodensee zufallen, Haltingen liegen, einen Ort zu dem man sich denn auch südwärts wieder hinunter wendet. Die Ansicht ist sehr interessant und vorschweizerisch. Hinten charakteristische mit Wald bewachsene Berge, an deren sanfteren Abhängen Fruchtbau sich zeigt; dann im Mittelgrunde lange über Hügel und Thäler sich erstreckende Waldungen, zunächst wieder wohlgebautes Feld.

Hier, so wie schon drüben über der Donau, sieht man viele abgerundete Geschiebe, aber alles Kalk wie die Felsen selbst. Man denkt sich, wie durch die ehemaligen Brandungen, Meerströme und Strudel die losgewordenen Theile der Gebirge an ihrem Fuße abgerundet worden.

Hinter Haltingen guter Boden, anfangs stark mit Steinen gemischt, nachher weniger und dann meist rein. Einiges schien Neubruch und war es auch, denn die Aecker bleiben neun Jahre als Wiese liegen und werden dann wieder andere neun Jahre benutzt. Einige Steinbrüche zum Behuf der Chaussee zeigen, daß der Kalkfels nicht tief unter der fruchtbaren Erde liegt.

Man kommt durch gemischte Waldungen über Hügel und Thäler, es geht einen starken Stieg hinunter und angenehme Waldthäler setzen fort.

Wir fanden eine Pflanze bei der, außer ihrer Gestalt,

merkwürdig ist, daß viele Insecten aller Art sich in ihren Samencapseln nähren. Artig mit reifen Früchten zeigte sich auch. Ein Holzschlag. Kohlenmeiler. Gentianen. Das waldige Thal geht neben einem Wiesengrunde angenehm fort; Schneidemühlen, einiger Fruchtbau. Astrantia. Epilobium. Gentianen in ganzen Massen. Campaneln dazwischen. Antirrhinum. Frage, ob die Gentianen und andere Blumen nicht auch schon im Frühjahr geblüht haben?

Kleines ziemlich steiles ehemaliges Wald-Amphitheater, auf dem die Stöcke der abgehauenen Bäume noch stehen, zum Kartoffelfelde mühsam umgearbeitet. Das Thal verbreitet sich und alle Leden sind wo möglich zum Feldbau umgearbeitet.

Man nähert sich Engen. Ein charakteristischer obgleich ganz bewachsener Berg mit einem alten Schlosse zeigt sich rechts; ein kleiner Ort der unmittelbar vor Engen liegt, ist den 8 October 1796 von den Franzosen zum Theil abgebrannt worden. Das Städtchen selbst liegt auf einem Hügel, gedachtem Berg gegenüber. Wir kamen um 11 Uhr an und rasteten.

Von Morgen her gesehen gibt Engen ein artig topographisches Bild, wie es unter dem bedeutenden Berge auf einem Hügel sich in's Thal verliert. Die Bürger des Orts thaten auf dem Rückzuge, in Verbindung mit den Kaiserlichen, den Franzosen Abbruch; diese letztern, als sie doch die Oberhand behielten, verbrannten mehrere

Häu-

Häuſer vor der Stadt und bedrohten die Stadt ſelbſt mit einem gleichen Schickſal. Ich ſah daſelbſt eine ſehr gut gekleidete kaiſerliche Garniſon, in der Nähe ein ſtarkes aufgefahrnes Proviantfuhrweſen und erbärmlich gekleidete Kranke.

Um 12 Uhr fuhren wir ab. Vor der Stadt erſchien wieder Weinbau. Schon oben bei dem Städtchen hatte ich die erſten Geſchiebe des Geſteins von Quarz und Hornblende gefunden. Nußbäume zeigen ſich wieder, ſchöne Wieſen und Baumſtücke. Links ein artig Dorf an einer Höhe hinter einer flachen Wieſe. Es öffnet ſich eine ſchöne fruchtbare Fläche im Thal, die höheren Felſen ſcheinen nunmehr eine andere Steinart zu ſeyn, um die ſich der Kalkſtein herumlegt. Viele weiße Rüben werden gebaut. Man kommt nach Welſchingen, einem leidlichen Ort. Man ſteigt wieder ſtark bis gegen Weiterdingen. Es finden ſich hier viel Geſchiebe von farbigem Quarz mit weißen Adern, rother Jaſpis, Hornblende in Quarz.

Man überſieht nunmehr von Engen das ſchöne Thal rückwärts. In den fruchtbaren Feldern liegen weitläufige Dörfer, und jener ſteile Berg zeigt ſich nun in ſeiner Würde an der linken Seite.

Vorwärts liegt Hohentwiel, hinten die Graubündtner Berge in Dünſten am Horizonte kaum bemerklich.

Man kommt durch Weiterdingen. Links ein ſehr ſchönes Wieſenthal, über demſelben Weinbau. Auf

eben der Seite liegt Hohentwiel; man iſt nunmehr mit dieſer Feſtung in gleicher Linie und ſieht die große Kette der Schweizer-Gebirge vor ſich.

Holzingen liegt in einem weiten Thale, zwiſchen fruchtbaren Hügeln, Feldbau, Wieſewachs und Weinberg umher.

Die Päſſe wurden daſelbſt von einem öſtreichiſchen Wachtmeiſter unterzeichnet, und der Amtſchreiber ſtellte einen Cautionsſchein aus, daß die Pferde wieder kommen würden.

Man ſteigt lange und ſieht immer das Thal von Holzingen hinter und neben ſich, ſo wie Hohentwiel.

Sie nennen hier zu Lande einen Hemmſchuh nicht ungeſchickt einen Schleiftrog.

Eberingen. Nun geht es weiter über verſchiedene fruchtbare Hügel; die höhern Berge ſind mit Wald und Büſchen beſetzt. Viel Weinbau am Fuße eines Kalkfelſens, meiſt blaue Trauben, ſehr vollhängend.

Thäingen der erſte ſchweizeriſche Ort, guter Wein. Müller, Gaſtwirth zum Adler.

Herblingen, ſtarker Weinbau. Fruchtfeld. Wald links. Kalkſtein, mit einem muſcheligen Bruche, faſt feuerſteinartig.

Vor Schaffhauſen iſt alles umzäunt, die Beſitzungen ſind immer abgetheilt und geſichert, alles ſcheint Gartenrecht zu haben und hat es auch. Die Stadt ſelbſt liegt in der Tiefe, ein ſchmaler angenehmer

Wiesengrund zieht sich hinab, man fährt rechts und hat auf derselben Hand Gartenhäuser und Weinberge neben sich. Links ist der Abhang mehr oder weniger steil. Bei einem großen Hause, das unten steht, geht man durch eine Brücke zum Dach hinein. Höchst anmuthige Abwechselung von großen und kleinen Gärten und Höfen. Man sieht das Schloß vor sich. Die Gartenhäuser vermehren sich und werden ansehnlicher. Nach der Stadt zu steigen die Weinberge weit hinauf, links wird der Abhang nach dem kleinen Thale zu sanfter.

Schaffhausen und der Rheinfall.

In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu allem was wir sehen Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören. Zu beidem wird in der neuern Zeit besonders der Engländer und der Deutsche hingezogen. Jeder bildende Künstler ist uns willkommen, der eine beschriebene Gegend uns vor Augen stellt, der die handelnden Personen eines Romans oder eines Gedichtes, so gut oder so schlecht er es vermag, sichtlich vor uns handeln läßt. Eben so willkommen ist aber auch der Dichter oder Redner, der durch Beschreibung in eine Gegend uns versetzt, er mag nun unsere Erinnerung wieder beleben, oder unsere Phantasie aufregen; ja wir erfreuen uns sogar mit dem Buch in der Hand eine wohlbeschriebene Gegend zu durchlaufen; unse-

rer Bequemlichkeit wird nachgeholfen, unſere Aufmerkſamkeit wird erregt, und wir vollbringen unſere Reiſe in Begleitung eines unterhaltenden und unterrichtenden Geſellſchafters.

Kein Wunder alſo, daß in einer Zeit, da ſo viel geſchrieben wird, auch ſo manche Schrift dieſer Art erſcheint; kein Wunder, daß Künſtler und Dilettanten in einem Fache ſich üben, dem das Publicum geneigt iſt.

Als eine ſolche Uebung ſetzen wir die Beſchreibung des Waſſerfalls von Schaffhauſen hierher, freilich nur ſkizzenhaft und ohne ſie von den kleinen Bemerkungen eines Tagebuchs zu trennen. Jenes Naturphänomen wird noch oft genug gemahlt und beſchrieben werden, es wird jeden Beſchauer in Erſtaunen ſetzen, manchen zu einem Verſuch reizen, ſeine Anſchauung, ſeine Empfindung mitzutheilen, und von keinem wird es fixirt noch weniger erſchöpft werden.

Schaffhauſen, den 17 September Abends.

Im Gaſthof zur Krone abgeſtiegen. Mein Zimmer war mit Kupferſtichen geziert, welche die Geſchichte der traurigen Epoche Ludwigs XVI darſtellten. Ich hatte dabei mancherlei Betrachtungen, die ich mir vornahm weiter auszuführen.

Abends an der Table d'hote verſchiedene Emigrirte. Eine Gräfin, Condé'ſche Officiere, Pfaffen, Oberſt Landolt.

Den 18 September.

Früh um 6½ Uhr ausgefahren, um den Rheinfall zu ſehen. Grüne Waſſerfarbe, Urſache derſelben.

Die Höhen waren mit Nebel bedeckt, die Tiefe war klar, und man ſah das Schloß Laufen halb im Nebel. Der Dampf des Rheinfalls, den man recht gut unterſcheiden konnte, vermiſchte ſich mit dem Nebel und ſtieg mit ihm auf.

Gedanke an Oſſian. Liebe zum Nebel bei heftigen innern Empfindungen.

Man kommt über Uwieſen, ein Dorf, das oben Weinberge, unten Feldbau hat.

Der Himmel klärte ſich langſam auf, die Nebel lagen noch auf den Höhen.

Laufen. Man ſteigt hinab und ſteht auf Kalkfelſen.

Theile der ſinnlichen Erſcheinung des Rheinfalls, vom hölzernen Vorbau geſehen. Felſen, in der Mitte ſtehende, von dem höhern Waſſer ausgeſchliffene, gegen die das Waſſer herabſchießt. Ihr Widerſtand, einer oben, der andere unten, werden völlig überſtrömt. Schnelle Wellen, Laken = Giſcht im Sturz, Giſcht unten im Keſſel, ſiedende Strudel im Keſſel.

Der Vers legitimirt sich:

Es wallet und siedet und brauset und zischt ꝛc.

Wenn die strömenden Stellen grün aussehen, so erscheint der nächste Gischt leise purpur gefärbt.

Unten strömen die Wellen schäumend ab, schlagen hüben und drüben an's Ufer, die Bewegung verklingt weiter hinab, und das Wasser zeigt im Fortfließen seine grüne Farbe wieder.

Erregte Ideen über die Gewalt des Sturzes. Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft. Zerstörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.

Beschränkung durch Mühlen drüben, durch einen Verbau hüben. Ja es war möglich die schönste Ansicht dieses herrlichen Naturphänomens wirklich zu verschließen.

Umgebung. Weinberge, Feld, Wäldchen.

Bisher war Nebel, zu besonderm Glück und Bemerkung des Details; die Sonne trat hervor und beleuchtete auf das schönste schief von der Hinterseite das Ganze. Das Sonnenlicht theilte nun die Massen ab, bezeichnete alles Vor- und Zurückstehende, und verkörperte die ungeheure Bewegung. Das Streben der Ströme gegen einander schien gewaltsam zu werden, weil man ihre Richtungen und Abtheilungen deutlicher sah. Stark spritzende Massen aus der Tiefe zeichneten sich nun be-

Und wenn dir kein Geheimniß blieb
Was Herz und Welt enthalte,
Dem Denker winkſt du treu und lieb,
Daß ſich der Sinn entfalte.

Auch daß vom Throne Fürſtenhort
Sich nicht für uns verliere,
Gibſt du dem Schach ein gutes Wort
Und gibſt es dem Veziere.

Das alles kennſt und ſingſt du heut
Und ſingſt es morgen eben:
So trägt uns freundlich dein Geleit
Durch's rauhe milde Leben.

leuchter vor dem feinern Dunſte aus, ein halber Regenbogen erſchien im Dunſte.

Bei längerer Betrachtung ſcheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheure muß uns immer wachſend erſcheinen; das Vollkommene muß uns erſt ſtimmen und uns nach und nach zu ſich hinaufheben. So erſcheinen uns ſchöne Perſonen immer ſchöner, verſtändige immer verſtändiger.

Das Meer gebiert das Meer. Wenn man ſich die Quellen des Oceans dichten wollte, ſo müßte man ſie ſo darſtellen.

Nach einiger Beruhigung des Gemüths verfolgt man den Strom in Gedanken bis zu ſeinem Urſprung und begleitet ihn wieder hinab.

Beim Hinabſteigen nach dem flachern Ufer Gedanken an die neumodiſche Parkſucht.

Der Natur nachzuhelfen, wenn man ſchöne Motive hat, iſt in jeder Gegend lobenswürdig; aber es iſt bedenklich, gewiſſe Imaginationen realiſiren zu wollen, da die größten Phänomene der Natur ſelbſt hinter der Idee zurückbleiben.

Wir fuhren über.

Der Rheinfall von vorn, wo er faſtlich iſt, bleibt noch herrlich, man kann ihn auch ſchön nennen. Man ſieht ſchon mehr den ſtufenweiſen Fall und die Mannichfaltigkeit in ſeiner Breite; man kann die verſchiedenen

Wirkungen vergleichen, vom Unbändigsten rechts bis zum Nützlichverwendeten links.

Ueber dem Sturz sieht man die schöne Felsenwand, an der man das Hergleiten des Stromes ahnen kann; rechts das Schloß Laufen. Ich stand so, daß das Schlößchen Wörth und der Damm den linken Vordergrund machten. Auch auf dieser Seite sind Kalkfelsen, und wahrscheinlich sind auch die Felsen in der Mitte des Sturzes Kalk.

Schlößchen Wörth.

Ich ging hinein, um ein Glas Wein zu trinken.

Alter Eindruck bei Erblickung des Mannes.

Ich sah Trippels Bild an der Wand und fragte, ob er etwa zur Verwandtschaft gehöre? Der Hausherr, Namens Gelzer, war mit Trippel verwandt durch Mutter Geschwisterkind. Er hat das Schlößchen mit dem Lachsfang, Zoll, Weinberg, Holz u. s. w. von seinen Voreltern her im Besitz, doch als Schupf-Lehn, wie sie es heißen. Er muß nämlich dem Kloster, oder dessen jetzigen Successoren, die Zolleinkünfte berechnen, zwei Drittel des gefangenen Lachses einliefern, auf die Waldung Aufsicht führen und daraus nur zu seiner Nothdurft schlagen und nehmen; er hat die Nutzung des Weinberges und der Felder, und gibt jährlich überhaupt nur 30 Thaler ab. Und so ist er eine Art von Lehnmann und zugleich Verwalter. Das Lehn heißt Schupf-Lehn deßwegen, weil man ihn, wenn

er seine Pflichten nicht erfüllt, aus dem Lehn heraus=schieben oder schuppen kann.

Er zeigte mir seinen Lehnbrief von Anno 1762, der alle Bedingungen mit großer Einfalt und Klarheit enthält. Ein solches Lehn geht auf die Söhne über, wie der gegenwärtige Besitzer die ältern Briefe auch noch aufbewahret. Allein im Briefe selbst steht nichts davon, obwohl von einem Regreß an die Erben darin die Rede ist.

Um 10 Uhr fuhr ich bei schönem Sonnenschein wieder herüber. Der Rheinfall war noch immer seitwärts von hinten erleuchtet, schöne Licht= und Schatten=Massen zeigten sich sowohl von dem Laufenschen Felsen als von den Felsen in der Mitte.

Ich trat wieder auf die Bühne an den Sturz heran und fühlte, daß der vorige Eindruck schon verwischt war; denn es schien gewaltsamer als vorher zu stürmen, wobei ich zu bemerken hatte, wie schnell die Nerve in ihren alten Zustand sich wieder herstellt. Der Regenbogen erschien in seiner größten Schönheit; er stand mit seinem ruhigen Fuß in dem ungeheuren Gischt und Schaum, der, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß.

Betrachtungen über die Sicherheit neben der entsetzlichen Gewalt.

Durch das Rücken der Sonne entstanden noch größere Massen von Licht und Schatten, und da nun kein Nebel war, so erschien der Gischt gewaltiger, wenn er über

der reinen Erde gegen den reinen Himmel hinauffuhr. Die dunkle grüne Farbe des abströmenden Flusses ward auffallender.

Wir fuhren zurück.

Wenn man nun den Fluß nach dem Falle hinabgleiten sieht, so ist er ruhig, seicht und unbedeutend. Alle Kräfte die sich gelassen successiv einer ungeheuern Wirkung nähern, sind eben so anzusehn. Mir fielen die Colonnen ein wenn sie auf dem Marsche sind.

Man zieht nun links über die bebaute Gegend, und Weinhügel mit Dörfern und Höfen belebt und mit Häusern wie besäet. Ein wenig vorwärts zeigen sich Hohentwiel und wenn ich nicht irre, die vorstehenden Felsen bei Engen und weiter herwärts. Rechts die hohen Gebirge der Schweiz in weiter Ferne hinter den mannichfaltigsten Mittelgründen. Auch bemerkt man hinterwärts gar wohl an der Gestalt der Berge den Weg, den der Rhein nimmt.

In dem Dorf Uwiesen fand ich in der Zimmerarbeit Nachahmung der Maurerarbeit. Was sollen wir zu dieser Erscheinung sagen, da das Gegentheil der Grund aller Schönheit unserer Baukunst ist!

Auch sah ich wieder Mangold und nahm mir vor, Samen davon mitzunehmen und künftigen Sommer unsern Wieland damit zu tractiren.

Ich wurde abermals dran erinnert wie eine senti-

mentale Stimmung das Ideale auf einen einzelnen Fall anwendet, wo es denn meistens schief ist.

Schaffhausen lag mit seiner Dächermasse links im Thale.

Die Schaffhauser Brücke ist schön gezimmert und wird höchst reinlich gehalten. In der Mitte sind einige Sitze angebracht, hinter denen die Oeffnungen mit Glasfenstern zugeschlossen sind, damit man nicht im Zuge sitze.

Unterm Thore des Wirthshauses fand ich ein paar Franzosen wieder, die ich auch am Rheinfall gesehen hatte. Der eine schien wohl damit zufrieden, der andere aber sagte: C'est assez joli, mais pas si joli que l'on me l'avait dit. Ich möchte die Ideen des Mannes und seinen Maßstab kennen.

Bei Tische saß ich neben einem Manne, der aus Italien kam und ein Mädchen von ungefähr 14 Jahren, eine Engländerin, Namens Dillen, nach England zurückführte, deren Mutter, eine geborne d'Alston, in Padua gestorben war. Er konnte von der Theuerung in Italien nicht genug sagen. Ein Pfund Brod kostet 20 französische Sous und ein paar Tauben einen kleinen Thaler.

Makaronische Uniform französischer edlen Cavalleristen. Fürchterliches Zeichen der drey schwarzen Lilien auf der weißen Binde am Arm.

Nachmittags 3 Uhr fuhr ich wieder nach dem Rheinfall. Mir fiel die Art wieder auf, an den Häusern Erker und Fensterchen zu haben. Sogar besitzen sie ein besonderes Geschick solche Guckscharten durch die Mauern zu bohren und sich eine Aussicht zu verschaffen, die niemand erwartet. Wie nun dieses die Lust anzeigt, unbemerkt zu sehen und zu beobachten, so zeugen dagegen die vielen Bänke an den Häusern, welche an den vornehmen geschnitzt, aufgeschlagen und zugeschlossen sind, von einer zutraulichen Art nachbarlichen Zusammenseyns, wenigstens voriger Zeit.

Viele Häuser haben bezeichnende Inschriften; auch wohl manche selbst ein Zeichen, ohne gerade ein Wirthshaus zu seyn.

Ich fuhr am rechten Rheinufer hin; rechts sind schöne Weinberge und Gärten, der Fluß strömt über Felsbänke mit mehr oder weniger Rauschen.

Man fährt weiter hinauf. Schaffhausen hat man nun in der Tiefe, und man sieht die Mühlen, die vor der Stadt den Fluß herabwärts liegen. Die Stadt selbst liegt wie eine Brücke zwischen Deutschland und der Schweiz. Sie ist wahrscheinlich in dieser Gegend durch die Hemmung der Schiffahrt durch den Rheinfall entstanden. Ich habe in ihr nichts Geschmackvolles und nichts Abgeschmacktes bemerkt, weder an Häusern, Gärten, Menschen, noch Betragen.

Der Kalkstein an dem man vorbei fährt ist sehr

klüftig, so wie auch der drüben bei Laufen. Das wunderbarste Phänomen bei'm Rheinfall sind mir daher die Felsen, welche sich in dessen Mitte so lange erhalten, da sie doch wahrscheinlich von derselben Gebirgsart sind.

Da sich der Fluß wendet, so kommen nun die Weinberge an das entgegengesetzte Ufer, und man fährt dießseits zwischen Wiesen und Baumstücken durch. Sodann erscheinen drüben steile Felsen und hüben die schönste Cultur.

Bei der Abendsonne sah ich noch den Rheinfall von oben und hinten, die Mühlen rechts, unter mir das Schloß Laufen, im Angesicht eine große herrliche aber faßliche, in allen Theilen interessante aber begreifliche Naturscene: man sieht den Fluß heranströmen und rauschen, und sieht wie er fällt.

Man geht durch die Mühlen durch in der kleinen Bucht. Bei den in der Höhe hervorstehenden mancherlei Gebäuden wird selbst der kleine Abfall eines Mühlwassers interessant, und die letzten dießseitigen Ströme des Rheinfalls schießen aus grünen Büschen hervor.

Wir gingen weiter um das Schlößchen Wörth herum: der Sturz war zu seinem Vortheil und Nachtheil von der Abendsonne gerade beleuchtet; das Grün der tieferen Strömungen war lebhaft, wie heute früh, der Purpur aber des Schaumes und Staubes viel lebhafter.

Wir fuhren näher an ihn hinan; es ist ein herr-

licher Anblick, aber man fühlt wohl, daß man keinen Kampf mit diesem Ungeheuer bestehen kann.

Wir bestiegen wieder das kleine Gerüste, und es war eben wieder als wenn man das Schauspiel zum ersten Mal sähe. In dem ungeheuern Gewühle war das Farbenspiel herrlich. Von dem großen überströmten Felsen schien sich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunst des herunterstürzenden Schaumes entstand. Die untergehende Sonne färbte einen Theil der beweglichen Massen gelb, die tiefen Strömungen erschienen grün und aller Schaum und Dunst war lichtpurpur; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwickelung eines neuen Regenbogens.

Herrlicher war das Farbenspiel in dem Augenblick der sinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung schien schneller, wilder und sprühender zu werden. Leichte Windstöße kräuselten lebhafter die Säume des stürzenden Schaumes, Dunst schien mit Dunst gewaltsamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Uebermaß zu unterliegen, und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe.

Von Schaffhausen nach Stäfa.

Den 19 September 1797.

Früh 6½ Uhr fahren wir aus Schaffhausen. Berg und Thäler waren klar, der Morgenhimmel leicht gewölkt, im Abend zeigten sich dichtere Wolken.

Wir fuhren einen Theil des gestrigen Wegs. Ein Apfelbaum mit Epheu umwunden, gab Anlaß zur Elegie Amyntas.

Man sah die ganze Bergreihe der Schweiz mit ihren Schneegebirgen; schönes Fruchtfeld, bewachsene Berge rechts und links.

Jestetten mit fruchtbarer Umgebung. Hanf, Klee und Weinbau machten das Feld noch lebendig. Nach verschiedenen Hügeln und Thälern kam man auf eine schöne fruchtbare Fläche gegen den Rhein zu, hinten mit herrlichen Vorbergen.

In Rafz ward den Pferden Brod gegeben, und wir fuhren hinab nach Eglisau über die zierliche Brücke, die sehr reinlich gehalten war. Ein paar Mädchen von zwölf bis vierzehn Jahren saßen am Zoll in einem artigen Cabinette und nahmen das Weggeld ein. Die jüngere nahm das Geld und überreichte den Zettel, indeß die andere Buch hielt. Schöne fruchtbare Fläche zwischen waldbewachsenen Bergen. Vorwärts Plaine und ein Eichenwald, durch welchen die gerade Straße hindurchging.

Um 11 Uhr kamen wir nach Bulach, wo wir während der warmen Tageszeit ein paar Stunden verweilten. Ich hatte die Freude wieder gemahlte Fenster zu treffen, wo ich das Ausschleifen auch bei andern Farben als der Purpurfarbe angewendet fand. Ich sah eine sehr lichte eigentliche Purpurfarbe, die in's Violettliche fällt. Auch fand ich auf die farbige Scheibe hinten eine andere Farbe zur Mischung gebracht, als Gelb und Blau, wodurch ein Grün entsteht; besonders nimmt sich das Gelbe auf dem erstgedachten lichten Purpur sehr schön aus. Uebrigens sind die Scheiben oft auf eine sehr wunderbare und unnöthig scheinende Weise zusammengesetzt; doch findet man bei näherer Betrachtung die Ursache. Auch sind sie oft und schlimm genug reparirt. Sie sind sämmtlich von 1570, aber an der starken Stellung der gerüsteten Männer, an der Gewalt der heraldischen Thiere, an den tüchtigen Körpern der Zierrathen, an der Lebhaftigkeit der Farben, sieht man den Kerngeist der Zeit, wie wacker jene Künstler waren, und wie derbständig und bürgerlich vornehm sie sich ihre Zeitgenossen und die Welt dachten. Eine Scheibe mit dem doppelten Wappen der Stadt Schaffhausen, über dem der kaiserliche Adler in einem Schilde steht, ist vortrefflich gemacht und an der Krone ist der herrlichen Zierrathen kein Ende.

Von Bulach, wo es kühl und anmuthig gewesen, fuhren wir um halb zwey Uhr weiter.

Betrachtung: daß der Mensch die Rede eigentlich für die

die höchſte Handlung hält, ſo wie man vieles thun darf, was man nicht ſagen ſoll.

Die Gegend hat im Ganzen nichts ſonderlich Charakteriſtiſches, links fruchtbare Plaine, vorwärts die Gebirge; der Boden iſt fruchtbar und gut gearbeitet, an verſchiedenen Orten ſehr kieſig und mit unzähligen Geſchieben überſäet.

Gegen 6 Uhr kamen wir nach Zürich bei ſehr ſchönem Wetter, und kehrten ein bei Herrn Ott im Schwert. Einen Brief an Meyer ſchickte ich ab zu Frau Schultheß. Abends an der Table d'hote mit Hern Landvogt Imthurn von Schaffhauſen, der vom Syndikate aus Lavis zurückkehrte, und einem andern Züricher Herrn, der gleichfalls aus Italien kam. Beide erzählten wenig Gutes von den jetzigen Umſtänden daſelbſt.

Den 20 September.

Früh bei ſchönem Wetter oberhalb der Stadt an den See gegangen. Auf dem Rückweg ſah ich die Geiſtlichen zu und von einem Verbrecher hinüber und herüber fahren. Dann brachte ich den Morgen unter den hohen Linden auf dem ehemaligen Burgplatze zu.

Wenn nach gehaltenem Blutgerichte die gewöhnliche Eilf-Uhr-Glocke geläutet wird, ſo iſt es ein Zeichen, daß der Verbrecher begnadigt worden; hält aber die Glocke inne, ſo iſt das Todesurtheil geſprochen, und ſie gibt um halb 12 Uhr das Zeichen zu ſeiner Hinausführung.

Dießmal ward er begnadigt. Der Verbrecher war ein falscher Münzer, der schon vorher wegen Diebstähle war gebrandmarkt worden.

Mittags bei Tische lernte ich Herrn Hauptmann Bürkli kennen. Das Wetter war sehr trüb, dessen ungeachtet ging ich nach Tisch ein wenig über die neuen Anlagen nach dem Schonehof spazieren.

Gegen 4 Uhr kam Meyer; es fiel ein starker Regen. Abends bei Tische fand ich Herrn Hofrath Müller von Wien.

Den 21 September.

Wir fuhren zu Schiffe gegen 8 Uhr ab und bei heiterm Wetter den See hinaufwärts. Zu Mittag wurden wir von Herrn Escher auf seinem Gute bei Herliberg am See freundlich bewirthet, und gelangten Abends nach Stäfa.

Stäfa, den 22 September.

Einen trüben Tag brachten wir mit Betrachtung der von Meyer verfertigten und angeschafften Kunstwerke zu, so wie wir auch einander verschiedene Ideen und Aufsätze mittheilten. Abends machten wir noch einen großen Spaziergang den Ort hinaufwärts, welcher von der schönsten und höchsten Cultur einen reizenden und idealen Begriff gibt. Die Gebäude stehen weit auseinander, Weinberge, Felder, Gärten, Obstanlagen brei-

ten ſich zwiſchen ihnen aus, und ſo erſtreckt ſich der Ort wohl eine Stunde am See hin, und eine halbe bis nach dem Hügel oſtwärts, deſſen ganze Seite die Cultur auch ſchon erobert hat.

Stäfa, Sonnabend, den 23 September.

Früh Meyers mitgebrachte Arbeiten nochmals durchgeſehen. Bekanntſchaft mit Mahler Diogg und mit Bannerherr Zwicki von Glarus. Abends auf den Berg zu dem ſogenannten Philoſophen, die Anlagen ſeiner Cultivation zu ſehen.

Stäfa, Sonntags den 24 September.

Geſpräch mit Meyer über die vorhabende rhetoriſche Reiſebeſchreibung. Wechſelſeitige Theilnahme. Ueber die Nothwendigkeit: die Terminologie zuerſt feſtzuſetzen, wornach man Kunſtwerke beſchreiben und beurtheilen will. Zu Mittag kamen Herr Horner und Eſcher der Sohn von Zürich. Abends fuhren wir auf die kleine Inſel Ufnau und kamen mit einbrechender Nacht zurück.

Montag, den 25 September.

Früh Briefe nach Hauſe.

Stäfa, den 26 September 1797.

An Herrn Geheime-Rath Voigt.

Sie erhalten hiebei, wertheſter Freund, eine kurze

Nachricht, wie es mir seit Tübingen ergangen, welche ich dem Herzog mitzutheilen und mich auf das beste dabei zu empfehlen bitte.

Etwa übermorgen denke ich mit Professor Meyer eine kleine Gebirgsreise anzutreten. Man kann sich nicht verwehren, wenn man so nahe ist, sich auch wieder unter diese ungeheuern Naturphänomene zu begeben. Die mineralogische und geognostische Liebhaberey ist auch erleichtert, seitdem so manche Schweizer sich mit diesem Studium abgegeben und durch ihre Reisen, die sie so leicht wiederholen können, den Fremden den Vortheil verschafft haben, sich leichter zu orientiren. Die Aufsätze eines Herrn Escher von Zürich haben mir eine geschwinde Uebersicht gegeben, dessen was ich auf meiner kleinen vorgenommenen Tour zu erwarten habe. Das Neueste in diesem Fache ist ein biegsamer Stein, nach der Beschreibung jenem Danzischen ähnlich, wovon ich etwas mitzubringen hoffe.

Die öffentlichen Angelegenheiten sehen in diesem Lande wunderlich aus. Da ein Theil der ganzen Masse schon völlig demokratisch regiert wird, so haben die Unterthanen der mehr oder weniger aristokratischen Kantone, an ihren Nachbarn schon ein Beispiel dessen, was jetzt der allgemeine Wunsch des Volks ist; an vielen Orten herrscht Unzufriedenheit, die sich hie und da in kleinen Unruhen zeigt. Ueber alles dieß kommt in dem gegenwärtigen Augenblicke noch eine Sorge und Furcht vor den

Franzoſen. Man will behaupten, daß mehrere Schweizer bei der letzten Unternehmung gegen die Republik Partey gemacht, und ſich mit in der ſogenannten Verſchwörung befunden haben, und man erwartet nunmehr, daß die Franzoſen ſich deßhalb an die Einzelnen, vielleicht gar an's Ganze halten möchten. Die Lage iſt äußerſt gefährlich und es überſieht niemand was daraus entſtehen kann.

Bei dieſen ſelbſt für die ruhige Schweiz ſo wunderbaren Ausſichten, werde ich um deſto eher meinen Rückweg bald möglichſt antreten, und geſchwinder, als ich hergegangen bin, wieder in jene Gegenden zurückkehren, wo ich mir eine ruhigere Zeit unter geprüften Freunden verſprechen kann.

Später.

So eben erhalte ich Ihr werthes Schreiben vom 11 September und werde Ihnen dadurch abermals, ſo wie in der Gegenwart, auch in der Abweſenheit unendlich viel ſchuldig. Daß ich meinen Auguſt wieder geſund und froh bei Ihnen denken kann, wie Sie die Güte haben ſeine Reiſe-Erinnerungen rege zu machen und ihm ſo zu einer weitern Ausbildung zu verhelfen, iſt mir unſchätzbar und dieſe Vorſtellung wird mich auf meiner kleinen Reiſe in die rauhen Gebirge begleiten.

Schon in Frankfurt ſchrieb ich auf einen erhaltenen Brief von Böckmann ein Blatt, wodurch ich Sie bat,

das bewußte Käſtchen der Ueberbringerin, welches Fräulein Staff ſeyn würde, zu übergeben, und wodurch ich ſogleich jenen bei mir zu Hauſe aufgehobenen Archivſchein amortiſire, und vergaß, ſo oft ich an Sie ſchrieb, davon den ſchuldigen Avis zu geben. Ich denke, daß Sie mir ein Wort davon ſagen; wahrſcheinlich iſt dieſes Depoſitum nun ſchon in Karlsruhe glücklich angelangt. Dem Herzog bezeigen Sie mein Beileid und zugleich meinen Glückwunſch daß der Unfall noch in Gränzen geblieben. Viel Glück zu allen Unternehmungen und Geduld mit dem Bergbau, als dem ungezogenſten Kinde in der Geſchäftsfamilie!

•

Amyntas.

Elegie.

Niklas, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank! ich bin es fürwahr; aber dein Mittel iſt hart.
Ach! die Kraft ſchon ſchwand mir dahin dem Rathe zu folgen,
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſeyn.
Widerlegen kann ich dich nicht, ich ſage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber, ach! das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Raſt nicht unaufhaltſam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: auch du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.

Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund! und höre gefällig,
Was mich gestern ein Baum, dort an dem Bache gelehrt.
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der sonst so beladne;
Sieh, der Epheu ist Schuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faßte das Messer, das krummgebogene, scharfe,
Trennte schneidend und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich schauderte gleich, als, tief erseufzend und kläglich
Aus den Wipfeln zu mir, lispelnd, die Klage sich goß:
O! verletze mich nicht den treuen Gartengenossen!
Dem du als Knabe schon früh manche Genüsse verdankt.
O, verletze mich nicht! du reißest mit diesem Geflechte,
Das du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus:
Hab' ich nicht selbst sie genährt und sanft sie herauf mir erzogen?
Ist, wie mein eigenes Laub, mir nicht das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze? die, meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft, mir um die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
Fasern, senket sie, fest, mir in das Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir, was ich bedürfte, genießt sie,
Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Saft, ach! nur zur Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gast, der geliebte, maßet behende,
Unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.

Ja, die Verrätherin iſt's! ſie ſchmeichelt mit Leben und Güter,
Schmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur ſie, die umſchlingende, freue der Feſſeln,
Freue des tödtenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Meſſer zurück! o Nikias! ſchone den Armen,
Der ſich in liebender Luſt willig gezwungen verzehrt!
Süß iſt jede Verſchwendung; o laß mich der ſchönſten genießen!
Wer ſich der Liebe vertraut, kält er ſein Leben zu Rath?

An Schiller.

Stuttg., den 15 Septbr. 1797.

Ihren erfreulichen Brief vom 7 September habe ich vorgeſtern hier erhalten. Da er länger ausblieb als ich hoffte, ſo mußte ich befürchten, daß Ihr Uebel ſich vermehrt habe, wie ich denn nun auch aus Ihrem Briefe leider erfahre. Möchten Sie doch in Ihrer Stille einer ſo guten Geſundheit genießen als ich bei meiner Bewegung! Ein Blatt das beiliegt ſagt Ihnen, wie es mir ſeit Tübingen ergangen iſt. Meyer, den ich nun zu unſerer wechſelſeitigen Freude wiedergefunden habe, befindet ſich ſo wohl als jemals, und wir haben ſchon was Ehrliches zuſammen durchgeſchwätzt; er kommt mit trefflichen Kunſtſchätzen und mit Schätzen einer ſehr genauen Beobachtung wieder zurück. Wir wollen nun

überlegen, in was für Formen wir einen Theil brauchen und zu welchen Absichten wir den andern aufheben wollen.

Nun soll es in einigen Tagen nach dem Vierwaldstätter See gehen. Die großen Naturscenen die ihn umgeben muß ich mir, da wir so nahe sind, wieder zum Anschauen bringen, denn die Rubrik dieser ungeheuern Felsen darf mir unter meinen Reisecapiteln nicht fehlen. Ich habe schon ein Paar tüchtige Actenfascikel gesammelt, in die alles was ich erfahren habe, oder was mir sonst vorgekommen ist, sich eingeschrieben und eingeheftet befindet, bis jetzt noch der bunteste Stoff von der Welt, aus dem ich auch nicht einmal, wie ich früher hoffte, etwas für die Horen herausheben könnte.

Ich hoffe diese Reisesammlung noch um vieles zu vermehren und kann mich dabei an so mancherlei Gegenständen prüfen. Man genießt doch zuletzt, wenn man fühlt daß man so manches subsumiren kann, die Früchte der großen und anfangs unfruchtbar scheinenden Arbeiten, mit denen man sich in seinem Leben geplagt hat.

Da Italien durch seine früheren Unruhen, und Frankreich durch seine neusten, den Fremden mehr oder weniger versperrt ist, so werden wir wohl vom Gipfel der Alpen wieder zurück dem Falle des Wassers folgen und den Rhein hinab uns wieder gegen Norden bewegen, ehe die schlimme Witterung einfällt. Wahrscheinlich werden wir diesen Winter am Fuße des

Fuchsthurms vergnügt zusammen wohnen; ja ich vermuthe sogar, daß Humboldt uns Gesellschaft leisten wird. Die sämmtliche Caravane hat, wie mir sein Brief sagt, den ich in Zürich fand, die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben; sie werden sämmtlich nach der Schweiz kommen. Der jüngere hat die Absicht sich in diesem, für ihn in mehreren Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der ältere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projectirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den 1 October von Wien ab; vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden.

Aus meinen frühern Briefen werden Sie gesehen haben, daß es mir in Stuttgart ganz wohl und behaglich war. Ihrer ist viel und von Vielen und immer auf's beste gedacht worden. Für uns beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen.

Sagen Sie mir doch in dem nächsten Briefe wie Sie sich auf künftigen Winter einzurichten gedenken? Ob Ihr Plan auf den Garten, das Griesbachische Haus, oder Weimar gerichtet ist. Ich wünsche Ihnen die behaglichste Stelle, damit Sie nicht bei Ihren andern Uebeln auch noch mit der Witterung zu kämpfen haben.

Wenn Sie mir nach Empfang dieses Briefes sogleich schreiben, so haben Sie die Güte den Brief unmittelbar nach Zürich mit dem bloßen Beisatz bei Herrn

Uſchk Nameh.

Buch der Liebe.

Sage mir,
Was mein Herz begehrt?

Mein Herz iſt bei dir,
Halt es werth.

Rittmeiſter Ott zum Schwert zu adreſſiren. Ich kann rechnen, daß gegenwärtiges acht Tage läuft, daß eine Antwort ungefähr eben ſo lange gehen kann, und ich werde ungefähr in der Hälfte Octobers von meiner Bergreiſe in Zürich anlangen.

Für die Nachricht, daß mein Kleiner wieder hergeſtellt iſt, danke ich Ihnen um ſo mehr: als ich keine directe Nachricht ſchon ſeit einiger Zeit erhalten hatte und die Briefe aus meinem Hauſe irgend wo ſtocken müſſen. Dieſe Sorge allein hat mir manchmal einen trüben Augenblick gemacht, indem ſich ſonſt alles gut und glücklich ſchickte. Leben Sie recht wohl! grüßen Sie Ihre liebe Frau und erfreuen Sie ſich der letzten ſchönen Herbſttage mit den Ihrigen, indeß ich meine Wanderung in die hohen Gebirge anſtelle; meine Correſpondenz wird nun eine kleine Pauſe machen, bis ich wieder hier angelangt ſeyn werde.

Bald hätte ich vergeſſen Ihnen zu ſagen, daß der Vers: „Es wallet und ſiedet und brauſet und ziſcht ꝛc.“ ſich bei dem Rheinfall trefflich legimitirt hat. Es war mir ſehr merkwürdig wie er die Hauptmomente dieſer ungeheuren Erſcheinung in ſich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in ſeinen Theilen und im Ganzen, wie es ſich darſtellt, zu faſſen geſucht, und die Betrachtungen, die man dabei macht, ſo wie die Ideen die es erregt, abgeſondert bemerkt. Sie werden dereinſt ſehen, wie ſich jene wenigen dich-

terischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth durchschlingen.

So eben erhalte ich auch die Bogen J und K des Almanachs durch Cotta und hoffe nun auf meiner Rückkunft aus den Bergen und Seen wieder Briefe von Ihnen zu finden. Meyer wird selbst ein paar Worte schreiben; ich habe die größte Freude daß er so wohl und heiter ist; möge ich doch auch dasselbe von Ihnen erfahren!

Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien, und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch einiges schon wirklich gemacht; so wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas producirt habe. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns theoretisch und praktisch immer so fortfahren.

•

Der Junggesell und der Mühlbach.

Gesell.

Wo willst du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilst mit frohem leichtem Sinn
Hinunter;
Was suchst du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggeſell,
Sie haben
Mich ſo gefaßt, damit ich ſchnell
Im Graben
Zur Mühle dort hinunter ſoll,
Und immer bin ich raſch und voll.

Geſell.

Du eileſt mit gelaſſ'nem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die ſchöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt ihr liebes Angeſicht
Zu baden;
Ihr Buſen iſt ſo voll und weiß,
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Geſell.

Kann ſie im Waſſer Liebesgluth
Entzünden;
Wie ſoll man Ruh mit Fleiſch und Blut
Wohl finden?
Wenn man ſie einmal nur geſehn,
Ach immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft,
Hat auch das Wasser bess're Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz
Wie andre?
Sie lacht dich an und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick.

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer vom Ort
Zu fließen;
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurück gethan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh', sag' ihr gleich, und sag' ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft.

Von Stäfa auf den Gotthardt und zurück.

Donnerstag, den 29 September 1797.

Um 8 Uhr von Stäfa zu Schiffe um nach Richterswyl hinüber zu fahren. Der Glanz der Wolken über dem Ende des Sees, so wie ein Sonnenblick auf Richterswyl und den nächsten Höhen gewährte einen erfreulichen Anblick. Nebel und Wolken lagen über des Sees unterm Theile nach Zürich zu. In der Mitte des Sees hinaufwärts blickend hatte man Stäfa, Rapperswyl und die Berge von Glarus vor sich, so wie die übereinander greifenden Vorgebirge hinter und zwischen denen der Wallenstätter See liegt. Die kleine Insel Ufnau auf der Wasserfläche.

Richterswyl hat eine sehr artige Lage am See. Gleich hinter dem Ort steigen fruchtbare Höhen auf und hinter diesen einige Berge des Kantons Schwyz.

In drey Viertelstunden fuhren wir hinüber. Ehe man landet erscheint der obere Theil des Sees sehr weit und groß.

Der Ort ist hübsch gebaut, hat sehr große Wirthshäuser, unter denen ein neues mit Bädern. Die Rhede ist freundlich, die Schiffahrt lebhaft; denn die meisten Producte aus dem Kanton Schwyz werden hierher geschafft und weiter transportirt, weil Schwyz selbst keinen Hafen hat und einen anzulegen von Zürich verhindert wird.

Auch hat Richterswyl durch die Pilger die nach Einsiedeln wallfahrten viel Zugang. Diesen Sommer war eine große Anzahl durchgegangen; sehr viele aus Schwaben, wahrscheinlich wegen Gelübden in der Kriegsgefahr.

Wir gingen, unsere Wanderung fortsetzend, Richterswyl hinauf und sahen mehrere neue Häuser. Am Wege fanden wir die grauen und rothen Platten und andere entschiedene Breccien zum Gebrauche hingeschafft. Die grünen Platten haben in ihren Abwechselungen viel Aehnlichkeit mit der Harzer grauen Wacke, indem sie bald porphyr-, bald breccienartig erscheinen.

Wir stiegen höher. Schöne Seeansicht; Feld- und Obst-Bau fährt fort, mehr Wiesen treten ein. Auf der Höhe, in einer flachen Vertiefung die ehemals voll Wasser gestanden haben mag, trafen wir guten Torf. Schöne reinliche Häuser standen zwischen den Besitzungen. Man sieht nun mittagwärts in ein heiteres gleichfalls fruchtbares Thal. Es ward von Windstürmen gesprochen, die an dieser Seite anschlagen und wieder gegen Stäfa zurückprallen.

Wir verließen die gepflasterte Fahrstraße. Der Fußpfad führt an einer Reihe von zehn Eichen vorbei; man kommt auf einen Triftplatz und gewinnt eine herrliche Aussicht nach dem See und ringsum in die fruchtbaren Thäler.

Die Gegend wird etwas rauher; man trifft Binsen, Farrn-

Farrnkraut, doch auch noch ſchöne Kirſchbäume. Die graue Wacke ſcheint die Hügel zu bilden. Wir kamen an ausgeſtochene Torfflächen, die durch Binſen, Haide und dergleichen ſich nach und nach wieder ausfüllen und anwachſen. Der Weg den man in der Mitte gelaſſen, zeugt von der Güte des ehemaligen Torfes. Wir fanden einen ſchönen Mandelſtein als Stufe.

Rechter Hand liegt der Hüttner See, der gute Fiſche und Krebſe hat. Steht man darüber, ſo ſieht das Gebirge, das man überſtiegen hat, wie eine Erdenge zwiſchen dieſem und dem Züricher See aus.

Um 10¼ Uhr kamen wir in Hütten an. Man ſprach von der jährlichen Ausführung der Kühe nach Italien; es werden etwa 3000 ausgeführt, höchſtens fünfjährige, das Stück von 10 zu 16 Louisd'or. Gegenwärtig fürchtet man ein Verbot, da in Italien eine Seuche ſich zeigen ſoll. Es ward auch von der Weinausfuhr geſprochen, die gegenwärtig ſehr ſtark nach Schwaben iſt; es haben ſich ſchon Käufer zu dem dießjährigen Wein am Stocke gemeldet.

Um 12 Uhr gingen wir von Hütten weiter. Von der Höhe den Hüttner und Züricher See zu ſehen, mit dem jenſeitigen Ufer des letztern, und zunächſt die mannichfaltigen, mit Wäldern, Frucht-, Obſt-Bau und Wieſen geſchmückten Höhen und Thäler, gewährte einen ſchönen Moment. Bis nach der Stadt zu war

alles klar, so wie hinaufwärts gegen Stäfa, Rapperswyl, bis in die Gebirge von Toggenburg.

Herr Pfarrer Beyel von Hütten begleitete uns. Als wir schöne Stechpalmen bemerkten, sagte er: daß er auf dem Berge rechts einen starken Stamm, von der Dicke eines Mannesschenkels, etwa 12 Fuß hoch, gefunden habe.

Wir kamen an den Gränzstein zwischen Schwyz und Zürich. Man sagt: die Schwyzer haben den Aberglauben, wenn sie mit dem Stocke an die Seite des Zürcher Wappens schlagen, daß es der ganze Kanton Zürich übel fühle.

Rückwärts sahen wir die ganze Reihe des Albis, so wie, nach den freien Aemtern zu, die niedern Gebirgsreihen, an denen die Reuß hinfließt; der Anblick ist jenen Gegenden sehr günstig.

Auf dem Weg scheint das Gebirg grobe Breccie zu seyn und die Kalkfelsen, die hie und da aus dem Grase heraussehen, herabgestürzt. Man sieht Uznach liegen, und die Aussicht nach dem obern Theil des Sees wird immer schöner. Rechts des Flußsteiges ist eine Art von natürlichem Wall, hinter dem die Sihl herfließt. Dem ersten Anblicke nach sollte es an einigen Stellen nicht große Mühe und Kosten erfordern, den Hügel mit einem Stollen zu durchfahren und so viel Wasser als man wollte zu Wässerung und Werken in die unterhalb liegende Gegend zu leiten; ein Unternehmen, das freilich in einem

demokratischen Kantone und bei der Complication der Grundstücke die es betreffen würde, nicht denkbar ist.

Der Weg wendet sich nach Schindeleggi hinein; die Aussicht verbirgt sich, man kommt über die Sihl, über eine hölzerne Brücke; darauf in ein wildes Thal, dessen Seiten mit Fichten bewachsen sind; der reißende steinige Sihl-Fluß bleibt links.

Die Felsen sind ein feiner Sandstein, der in gröbere Breccie übergeht. Man ist gleich in einer andern Welt. Rechts auf kahlen Triften erhebt man sich über das Sihlthal und kommt an einem Brunnen vorbei, der wegen seiner Frische berühmt ist. Triften, ferne Alpenhütten an ziemlich sanften Höhen.

Wir kamen auf die Chaussee, die von Wollrau heraufgeht, auf welcher die Waaren von Schwyz über Steinen und zum Thurm nach Richterswyl und nach Bach gebracht werden; sie ist hier flach und gut.

Wir nahten uns wieder der Sihl. Rechts über dem Wege zeigen sich Flußgeschiebe in großer Höhe; links fand sich ein schwarzes Quarzgestein von der größten Festigkeit, mit Schwefelkies durchsetzt, in großen Wacken. Man verläßt die Straße und wendet sich links: eine Brücke führt über die Biber. Starker Stieg, die Gegend bleibt sich ähnlich. Um 5 Uhr sahen wir Einsiedeln, kamen gegen 6 Uhr an und logirten zum Pfauen gegen der Kirche über.

Freitags, den 29 September.
als am Michaelistage.

Am Morgen besahen wir die Kirche, deren Chor unsinnig verziert ist. Der Schatz wird nur zum Theil gezeigt, unter dem Vorwande, daß man nach einem Diebstahle die besten Sachen bei Seite gebracht habe.

In der Bibliothek stehen schöne bunte Glasscheiben in Rahmen an den Fenstern herum, wobei ich bemerken konnte, daß das farbige Glas in dem Fall des doppelten Glases nicht weggeschliffen, sondern mit dem Diamant weggekratzt war.

Im Naturaliencabinet ist ein kleiner wilder Schweinskopf, und einige andere Theile des Thiers, in Sandstein bei Uznach gefunden, merkwürdig. Imgleichen schöne Adularien, ein Granat mit natürlichen Facetten von Mittelgröße.

In dem Kupferstichcabinet, unter der Bibliothek, hängen einige der besten Kupferstiche von Martin Schön.

Der Bibliothecarius führte uns nicht selbst herum. Sein Klostername war Michael, und er hatte also das Recht, am Tage seines Patrons ein feierliches Hochamt zu lesen. Wir wohnten einem Theil desselben bei, nicht sehr erbaut von der Musik.

Um 11 Uhr von Einsiedeln ab. Ein Nebel überzog den Himmel und die Gipfel der Berge; nur ein wenig blauer Himmel sah durch. Da wir kein Kyanometer

bei uns hatten, so schätzten wir die Erscheinung nach Ultramarin. Die gegenwärtige ward nur für die Ultramarin-Asche gehalten. Wir gingen das Dorf und moorige Thal hinauf; ein Fußpfad von Kieseln war streckenweise nicht übel, ja in der Nachbarschaft von Sägemühlen mit Sägespänen bestreut. Das Nonnenkloster rechts sah wie ein Gut aus; das Gebäude war ohne Mauer. Wir erinnerten uns der Murate in Florenz.

So gingen wir im Thale der Alp am rechten Ufer derselben, auf einem leidlichen Fußwege hin, und kamen über das Bett des Flusses, das meist aus Kalk, wenigem Sandstein und einigen Stücken sehr festen und serpentinartigen Gesteins besteht. Das Alpthal erschien traurig, besonders weil kein Vieh zu sehen war, das noch auf den höhern Alpen weidet.

Wir sahen eine Schneidemühle mit schönem Breter- und Bohlen-Vorrath; eine Küche und Wirthshaus scheinen sich daran krystallisirt zu haben. Diese kleine Gruppe von Gebäuden heißt selbst Alpthal.

Nun steigt man rechts, auf einem steilen Weg in die Höhe, über Kalkfelstrümmern, Platten und Fichtenstämme und gelangt zum ersten Gießbach, wo es einen rauhen Knüppelstieg hinaufgeht. Alte Baumstämme stehen hier kahl von der Rinde entblößt und verwitternd, als Zeichen, daß man auf Brennholz eben keinen Werth legt. Bei'm Capellchen kamen wir auf einen Ruheplatz, welches wir als ein böses Augurium ansahen, daß uns

chon ein ſtarker Stieg beverſtehe. Wir kamen nun wirklich in den Nebel. Wüſte Schlucht und Gießbach, daneben einige Triſt und leidlicher Pfad. Röthliches Thongeſtein. Graues ſchieferiges Thongeſtein, mit ganz feinen Pflanzenabdrücken.

Wir hatten nun die Höhe des Schwyzer Haggens erſtiegen, allein alle Ausſicht war durch nahe und ferne Nebel gehindert. Sie zogen auf die ſeltſamſte Weiſe in der Tiefe und an den Höhen hin. Unten über dem Thale von Schwyz ſchwebte ein weißer wolkenartiger; ein graulicher ließ den gegenüberſtehenden Berg halb durchſehen; ein anderer drang zu unſerer linken Seite von den Mythen herunter und bedeckte ſie völlig.

Wir kehrten in einem einzelnen Hauſe ein. Als wir nach der Weite des Wegs fragten, ſagte man uns, daß wir wohl anderthalb Stunden brauchen würden. „Wir aber," fuhr der Mann fort, „knebeln ihn wohl in einer Stunde hinunter." Wir hatten Urſache uns dieſes Ausdrucks zu erinnern, denn der Stieg war abſcheulich, über ſchlüpfrige, feuchte Matten. Man kommt über eine Brücke und findet einen bedeckten Ruheplatz. Dann iſt der Weg gepflaſtert, aber nicht unterhalten.

Wir traten nun wieder aus der Nebelregion heraus, ſahen den Lauerzer See, die Berge die ihn einſchließen, den ſchönen Raum in welchem die Häuſer

von Schwyz liegen und das angenehme Thal nach Brunnen hin.

Die Berggipfel waren alle mit vielfachen Wolken und Nebeln bedeckt, so daß ihre Massen selten durchblickten und meist nur geahnet werden konnten. Ein seltsamer Schein in den Wolken und Nebeln zeigte den Untergang der Sonne an. Diese Hüllen lagen so gehäuft über einander, daß man bei einbrechender Nacht nicht glaubte, daß es wieder Tag werden könne.

Sonnabend, den 10 September.

Wir übernachteten in Schwyz und hatten am Morgen einen schönen Anblick des völlig grünen mit hohen zerstreuten Fruchtbäumen und weißen Häusern übersäeten Landes, so wie der steilen dunkeln Felsen dahinter, an denen die Wolken sinkend hinstrichen. Die Mythen und übrigen Berge waren klar, der Himmel blickte an verschiedenen Stellen blau durch; einige Wolken glänzten von der Sonne erleuchtet. Man sieht einen Streif des Vierwaldstätter Sees, beschneite Gebirge jenseits; der Eingang in's Morrenthal aus dem Thal von Schwyz erscheint links. Die Heiterkeit der Nebel war ein Vorbote der Sonne. Unaussprechliche Anmuth entwickelte sich, sobald nur einzelne Sonnenblicke hier- und dahin streiften. Kein Besitzthum ist mit einer Mauer eingeschlossen; man übersieht alle Wie-

sen und Baumstücke. Die Nußbäume sind besonders mächtig.

Betrachtung über die Lage des ganzen Kantons, bezüglich auf politische Verhältnisse.

Ein Viertel auf Neun gingen wir bei heiterm Sonnenschein von Schwyz ab, und genossen eines herrlichen Rückblicks auf die ernsten Mythen. Von unten lagen sie im leichten Nebel und Rauchdunste des Ortes, am Gipfel zogen leichte Wolken hin.

Erst hatten wir gepflasterten Weg, dann einen schönen gleichen Fußpfad. Eine hölzerne Brücke führt über die Motte, eine flache große Weide mit Nußbäumen dehnte sich vor uns aus; rechts im Felde sahen wir hübsche Mädchen mit der Mutter, auf den Knieen mit der Kartoffel-Ernte beschäftigt. Die schöne eingeschlossene Fläche dauert fort und ein kleiner vorliegender Hügel schließt das Thal nach dem See zu, von dessen Seiten ein fruchtbarer Abhang nach der Matte hinunter geht. Das Thal verbreitet sich rechts. Die Wiesen sind wegen der Tiefe schon sauer. Wir sahen Kühe, zu ihrer Reise über den Gotthardt, beschlagen. Bei einer Sägemühle hatten wir einen schönen Rückblick.

Wir kamen nach Brunnen und an den See in einem heiteren Moment und schifften uns ein. Man sieht nackte Kalkklötze, die nach Mittag und Mitternacht einfallen und sich gleichsam über einen Kern, auf

dem sie ruhen, hinlegen. Die großen Flötze theilen sich wieder in kleinere, die sehr zerklüftet sind, so daß der Felsen an einigen Orten wie aufgemauert erscheint. Der Theil des Sees nach Stanz zu verschwindet. Freiheits-Grütli. Grüne des Sees, steile Ufer, Kleinheit der Schiffe gegen die ungeheuern Felsmassen. Ein schwer mit Käse beladenes Schiff fuhr vorüber. Die Abhänge sah man mit Wald bewachsen; die Gipfel mit Wolken umhüllt. Sonnenblicke streiften über die Gegend; man fühlte die gestaltlose Großheit der Natur. Abermals nord- und südwärts fallende Flötze, gegen dem Grütli über. Links steile Felsen. Confusion der Flötze hüben und drüben, die selbst in ihren Abweichungen correspondiren. Kleine Kirche, links Sissigen. Thal hineinwärts, erst gelinde ansteigende, dann steile Matten. Angenehmer Anblick der Nutzbarkeit zwischen dem Rauhsten; die Seelinie machte das Ganze so ruhig, die Bergbilder schwankten im See. Gegen die Tellen-Platte ist eine schöne Stelle, erst kahler Fels und Steinrutsche, dann anmuthige nicht allzusteile Matten mit schönen Bäumen und Büschen umgeben. Die Felsen sind bis auf ihre höchsten Gipfel bewachsen.

Es begegneten uns Schiffe, welche Vieh transportirt hatten; wir landeten und traten in Tell's Capelle. Wenn man die gegenüberstehenden Felsen aus der Capelle gleichsam als ein geschlossenes Bild sieht, so gewähren sie gleich einen andern Anblick. Freitag

nach Himmelfahrt wird hier gepredigt und die Zuhörer ſitzen in Schiffen.

Wir fuhren weiter an einer Felſenecke vorbei und blickten nun in's Urner Thal. Nach einem ungeheuern ſteilen Felſen folgen niedere Matten. Man ſieht Flüelen, die ſchönſte Alpe herwärts; hinterwärts ſieht man in's flache Thal von ſteilen Gebirgen umgeben.

Wir gingen gegen Altorf. Hinter Flüelen trafen wir ſchöne Wieſen, raſtende Kühe, Plattenweg, Kieſelbreccie mit Löchern, ingleichen eine feinere; man findet eine in die andere übergehend. Schwalbenverſammlung auf den Weiden.

In Altorf angelangt logirten wir im ſchwarzen Löwen, bei Herrn Franz Maria Arnold. An den Zimmern waren artige Thürſchlöſſer, die man von außen aufſtößt und von innen aufzieht.

Caſtagnetten-Rhythmus der Kinder mit Holzſchuhen.

Der Ort ſelbſt mit ſeinen Umgebungen bildet einen Gegenſatz von Schwyz, er iſt ſchon ſtadtmäßiger und alle Gärten ſind mit Mauern umgeben. Ein italiäniſches Weſen blickt durch, auch in der Bauart. So ſind auch die untern Fenſter vergittert, welche Vorſicht die ſtarke Paſſage nothwendig zu machen ſcheint. Ich bemerkte eine hübſche Art das kurze Grummet in Netzen einzufaſſen.

Ton der großen Glocke der läutenden Kühe. Schellen der Maulthiere.

Sonntag, den 4 October.

Altorf. Morgens früh Regenwolken. Nebel, Schnee auf den nächsten Gipfeln. Kühe wurden durchgetrieben. Die Leute trugen kleine hölzerne Gefäße, die Thiere einige Melkstühle; denn die Leute nähren sich unterwegs von der Milch.

Höflicher Abschied vom Wirth, Schein wechselseitiger Zufriedenheit. Weltgleichniß.

Halb neune gingen wir ab. Schöne Matten rechts und links. Nebelwesen. Man weiß nicht, ob sie steigen, sinken, sich erzeugen, oder verzehren, wegziehen oder sich herabstürzen. Herrliche Felswände, Kalk.

Breite klare Quelle, Sonne, blauer Himmel durchblickend, an den Bergen Wolkengebilde. Kindergeschrei aus der Höhle. Steile Kalkfelsen links bis auf die Wiesen herab, wie vorher bis auf die Oberfläche des Sees. Rückwärts und niedrig erschien ein fast horizontales Stück eines sehr breiten Regenbogens. Das Zickzack der Felslager erscheint wieder. Wir kamen an die Reuß. Granitgeschiebe. Artig bemahlte saubere Kirche mit einem Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus.

Rastende Kühe auf der Weide. 16 Stück kosten ungefähr einen Louisd'or des Tags.

Wir trafen zusammengestürzte Gneismassen. Man geht von der Straße ab und kommt auf einen meist angenehm bequemen Fußpfad bis Amsteg.

Bisher hatte das Thal meist gleiche Weite; nun

schließt ein Felsstock die eine Hälfte ab; es besteht aus einem sehr quarzhaften Glimmerschiefer.

Nachmittags war das Wetter völlig schön. Gleich hinter Amsteg kommt das Wasser aus dem Maderaner Thal; man sieht einen Pilger- und Mineralogen-Steig den Berg hinaufgehen.

Wir traten unsern Weg nach dem Gotthardt an. Man trifft schieferiges Talkgestein. Etwas höher hat man einen schönen Rückblick nach Amsteg. Der Charakter der Gegend ist eigenthümlich; der Blick hinaufwärts verkündigt das Ungeheure. Um halb Viere war die Sonne schon hinter dem Berge.

Wir kamen an einen Wasserfall und bald an einen zweyten schöneren. Grünlich Gestein mit viel Glimmer, Granit. Abermals schöner Wasserfall, etwas Baumtrockniß. Herrlicher Blick auf die Reuß, an einer alten Fichte und einem großen Felsen vorbei. Immer Granit, mit Talk gemischtes Quarzgestein. Prächtiger Rückblick in die hinabstürzende Reuß. Die Felsmassen werden immer ganzer, ungeheurer. Echo. Sehr schlechter Weg, flacheres Bett der Reuß. Brücke. Zweyte Brücke. Es ward Nacht. Von der Höhe Rückblick in die Tiefe; die Lichter in den Häusern und Sägemühlen nahmen sich, in der ungeheuren nächtlichen Schlucht, gar vertraulich aus. Die Herrlichkeit des Herrn nach der neuesten Exegese. Wir erreichten Wasen, wo wir übernachteten.

Alte Wirthin, ihre Familiengeſchichte, ſo wie ihre Geduldslehre.

Montag, den 2 October.

Früh 6 Uhr war es klar in der Nähe, Nebel lagen an den Höhen, bald entwickelten ſich Anzeigen des blauen Himmels und der durchdringenden Sonne.

Um 7 Uhr von Waſen ab, die Nebel zertheilten ſich, die Schatten der Berggipfel ſah man in den Wolken. Karge Vegetation, horizontale Wolkenſeſſitten; unter uns Waſen, grüne Matten mit Granitblöcken und geringen Fichtengruppen. Man kommt vor einen ſchönen mannichfaltigen Waſſerfall, der erſt kleine Abſätze macht, dann einen großen Sturz thut. Darauf theilt ſich das Waſſer in die Breite, ſammelt ſich wieder in der Mitte und trennt ſich wieder, bis es endlich zuſammen in die Reuß ſtürzt. Brücke; Waſſerfall über Felſen, die noch ganz ſcharfkantig ſind; ſchöne Austheilung des Waſſers darüber. Man iſt eigentlich in der Region der Waſſerfälle. Betrachtung, daß der Vierwaldſtätter See auch darum einen ſehr ruhigen Eindruck macht, weil kein Waſſer in denſelben hineinſtürzt.

Faſt alles umher ſieht von zerſtreutem Granit, verwittertem Holz und grau gewordenen Häuſern grau aus; man ſieht noch etwas Kartoffelbau und kleine Gärtchen. Granitwände unzerſtörlich ſcheinend. Ver-

witterter Granit. Brücke. Die Steine derselben, die Felsen, besonders die, welche das Wasser bei hohem Strome bespült, sind hellgrau; Nebel zogen gleichsam als Gehänge über das Thal hin, und die Sonne, an den Gipfeln hinstreifend, erleuchtete rechts die Berge durch die leichten Nebel, die sich an ihnen hinzogen. Pflanzen werden immer dürftiger; man kommt noch vor einem ansehnlichen Wasserfall vorbei, wo man an den Höhen durch den Nebel lange Wasserstreifen sich herunterbewegen sah. Granitfelsen wie aufgebaute Pyramiden, ganz glatte Wände der losen Felsstücke, Obeliskenform. Vorwärts steiles Amphitheater der Schneeberge im Sonnenlichte.

Nach 8 Uhr kamen wir nach Göschenen, wo es wieder einen starken Stieg hinaufgeht. Ein Maulthierzug begegnete uns; der Weg war durch einen großen Sturz von Granitblöcken versperrt gewesen, und man hatte ihn durch Sprengen und Wegschaffen derselben kaum wieder aufgeräumt. Holzschleppende Weiber begegneten uns. Sie erhalten oben im Urserner Thal 6 gr. für die Last, die sie bei Göschenen für 3 gr. kaufen; die andere Hälfte ist ihr Tagelohn. Sturz der Reuß in großen Partien. Brücke. Daneben in Granit war der Name Schricker eingehauen, wahrscheinlich der Vorgesetzte bei'm Brückenbau. Das Thal Urseren baut den Weg fast bis Göschenen. Sonderbare Aussichten in die Tiefe rückwärts; Kühe und

Muſterbilder.

Hör' und bewahre
Sechs Liebespaare.
Wortbild entzündet, Liebe ſchürt zu:
Ruſtan und Rodawu.
Unbekannte ſind ſich nah:
Juſſuph und Suleika.
Liebe, nicht Liebesgewinn:
Ferhad und Schirin.
Nur für einander da:
Medſchnun und Leila.
Liebend im Alter ſah
Dſchemil auf Boteinah.
Süße Liebeslaune,
Salomo und die Braune!
Haſt du ſie wohl vermerkt,
Biſt im Lieben geſtärkt.

Holzträgerinnen stiegen herauf, und Nebel zugleich mit ihnen. Zu unserer Seite Granitwände, von denen die trockenen Stellen grau, die feuchten violett aussahen. Zum erstenmal beschien heut die Sonne unsern Weg, so wie die durch ungeheure Granitblöcke schäumende Reuß. Wir kamen abermals an eine aufgeräumte vor kurzem verschüttete Straße. Die Nebel zogen schnell die Schlucht herauf und verhüllten die Sonne. Harter Stieg, Vogelbeerbaum mit den schönsten Früchten. Wir ließen die Kühe an uns vorbei. Die Fichten verschwinden ganz, man kommt zur Teufelsbrücke. Rechts ungeheure Wand, Sturz des Wassers. Die Sonne trat aus dem Nebel hervor. Starker Stieg, Wandsteile der ungeheuern Felsen, Enge der Schlucht. Drey große Raben kamen geflogen, die Nebel schlugen sich nieder, die Sonne war hell. Das Urserner Thal, ganz heiter, die flache grüne Wiese lag in der Sonne. Die Urserner Kirche, das Hospital mit seinem alten Thurme, waren völlig wie vor Alters. Der Schnee ging nicht ganz bis an die Wiese herab. Weidendes Vieh; die Berge hinter Realp waren ganz mit Schnee bedeckt, unten begränzt vom grünen vorstehenden Abhang, oben vom blauen Himmel. Schon war alle Mühe vergessen, der Appetit stellte sich ein. Ein Schlitten mit Käsen ging vorbei. Bächlein zur Wässerung der Matten. Granit mit viel Feldspath, aber noch immer sich zum Blättrigen neigend. Brücke über die Reuß. Wir erreichten

das Hospital, wo wir zum goldnen Löwen oder der Post einkehrten.

Dienstag, den 8 October.

Um halb neune vom Hospital aufwärts. Wir sahen Glimmerschiefer mit vielem und schönem Quarz und den ersten Schnee neben uns. Ein schöner breiter gleichförmiger Wasserfall strömte über Glimmerschieferplatten herüber, die gegen den Berg eingestürzt waren. Schöne Sonne. Kahles leeres Thal, abhängige abgewitterte Seiten. Die Bläue des klaren Himmels schätzten wir nach Ultramarin zu 30 Scudi. Ungeheure ganz glatte Wände des blättrigen Granits. Ueber große Massen, Platten und Blöcke desselben Gesteins stürzte sich ein abermaliger Wasserfall. Wir nahten uns nun nach und nach dem Gipfel. Moor, Glimmersand, Schnee, alles quillt um einen herum. Seen.

Ich fand den Pater Lorenz noch so munter und gutes Muthes, als vor zwanzig Jahren, und freute mich seiner verständigen und mäßigen Urtheile über die gegenwärtigen Verhältnisse in Mailand. Es war seit einigen Jahren ein Stammbuch eingeführt. Ein junger Mensch, Jost Has von Luzern, zum künftigen Postboten bestimmt, wohnte seit acht Monaten bei'm Pater. Mineralienhandel der Köchin. Sie zeigte uns eine große Menge Adularien. Erzählung wo sie solche hernimmt. Wechselnde mineralogische Moden: erst fragte man nach

Quarz-

Quarzkryſtallen, dann nach Feldſpäthen, darauf nach Adularien und jetzt nach rothem Schörl (Titanit).

Nach der Obſervation eines gewiſſen Johnſton, die in des Capuziners Buch eingeſchrieben iſt, ſoll das Kloſter 46°33'45" nördlicher Breite liegen.

Nach Tiſche gingen wir wieder hinunter und waren ſo leicht und bald im Hoſpital, daß wir uns verwunderten, und der Bergluft dieſe Wirkung zuſchrieben.

Im Hinuntergehen bemerkten wir eigens zackige Gipfel hinter Realp, die daher entſtehen, wenn die oberſten Enden einiger Granitwände verwittern, die andern aber ſtehen bleiben. Das Wetter war ganz klar. Aus der Reußſchlucht, von der Teufelsbrücke herauf, quollen ſtarke Nebel, die ſich aber gleich an den Berg anlegten.

Mittwoch den 6 October.

Um halb neun vom Hoſpital ab zur Rückreiſe nach Stäfa. Völlig klarer Himmel ohne eine Spur von Wolken; es war friſch, ein wenig Reif war gefallen. Ueber Urſeren, wo die Sonne hinſchien, zog ein horizontaler leichter Duft.

In Urſeren beſuchten wir die Cabinette des Landammann Nagers und Dr. Halters. Auch iſt ein Specereyhändler, Carl Andreas Chriſten, daſelbſt, der mit Mineralien handelt; wollte man an ſie ſchreiben, ſo müßte man nicht verſäumen Urſeren an der

Matt auf die Adreſſe zu ſetzen. Wir kehrten in den Drey Königen ein und aßen zu Mittag.

Als wir wieder gegen die Teufelsbrücke kamen, ſtiegen feuchte Nebel uns entgegen, die ſich mit dem Waſſerſtaub vermiſchten, ſo daß man nicht wußte, woher ſie kamen und wohin ſie gingen. Die Steinart iſt ſich gleich; denn das Ungeheure läßt keine Mannichfaltigkeit zu. Schnee, der die Vögel in die Schlingen jagt, deren unzählige hier gefangen werden. Ein Zug Maulthiere begegnete uns, und der Ton des Kühhornes erklang zu uns aus dem Thale herauf.

Bei Goſchenen belebte ein ſchöner Sonnenblick das Seitenthal; Nebel und Wolken vermehrten ſich an den Gipfeln, unter Waſen hingen ſie ſchon ſoffittenmäßig. Dort angelangt, kehrten wir wieder am Zoll ein, wo auch fünf Franzoſen zu Nacht blieben.

Donnerſtag, den 5 October.

Früh um 7 Uhr von Waſen ab. Oben an den Berggipfeln war der Nebel ſchon vertheilt, indem wir aber hinabſtiegen, wurden wir davon eingehüllt. Die Gebirge erſchienen im Nebel als ganz flache Maſſen. Ich ſprach mit Meyer über die Idee eine Reiſe als Halbroman zu ſchreiben, und wir ſcherzten über ſo viele halbe Genres. Wir kamen wieder in die Region der Nußbäume, und nachdem wir im Gaſthof zu Amſtäg uns ein wenig er-

frischt hatten, gingen wir den Fußweg gegen Altorf. Wasser- und Brod-Gelübde der geizigen Wirthin.

Ich beobachtete die grüne Farbe des Wassers im Vergleich mit dem Grünen des durchschimmernden Talkes, so wie die Orangenfarbe des abgehauenen Erlenstockes.

Anmuthige Gegend an der Reuß. Es ist ein Fehler bei Fußreisen, daß man nicht oft genug rückwärts sieht, wodurch man die schönsten Aussichten verliert.

Wir kamen wieder an die bemahlte Kirche an der Jagdmatt, wo Jäger und Hunde vor dem Hirsch knieen, der eine Veronica zwischen dem Geweihe hat. Die Kirche war offen und gut geputzt, aber es war niemand weit und breit, der darauf Acht gehabt hätte. Begriff von geistlicher und weltlicher Polizey.

Der Glimmerschiefer geht noch weit in's Thal herunter auf beiden Seiten. Der Charakter des Gebirgs zeigt zugleich an, wo der Kalk anfängt. Beschneite höhere Gebirge in der Nähe veranlaßten die Frage: ob das Schnee-Niveau dieser Berge mit dem Urserner dasselbe sey? Wir sprachen über Verkürzung des Wegs und Verbreiterung der Plätze in Gedanken.

Am Wege ward eine Gemse ausgehauen, bei welcher Gelegenheit man uns die Geschichte eines Jägers erzählte, der einen Mann statt der Gemse erschoß, und dem zur Strafe verboten wurde, zehn Jahre lang kein Gewehr zu führen. Gemsen kommen noch öfters vor, so wie auch Murmelthiere, wovon wir mehrere im

Hoſpital ſahen, die, noch im Felle, an der Luft trockneten.

Abends in Altorf verzehrten wir ein gutes und wohlbereitetes Berghuhn.

Freitag, den 8 October.

Unter verſchiedenen theoretiſchen Geſprächen gingen wir von Altorf zeitig ab und kamen nach Flüelen zum Vierwaldſtätter See, um hinab nach Beckenried zu fahren. Die Schiffe ſind ſehr leicht gebaut, ſo daß eins nur drey Jahre hält. Das Steuerruder iſt, wie die andern, nur mit einem leichten Ringe von Schlinghols befeſtigt. Die Bagage der Reiſenden wird auf das Vordertheil der Schiffe gelegt, ſo wie man ſich überhaupt mehr vorwärts ſetzt. Es ward von Gemſen, Lawinen und Stürmen geſprochen. Die größten Stürme erregt der Föhnwind, der im Frühjahr, beſonders aber im Herbſt, über die Berge von Mittag kommt und große Wellen und Wirbel aufregt. Wir kamen dem Arenberg näher; ungeheure Felswände ragen aufwärts, man kommt an eine Halbbucht, dann folgt eine zweyte, etwas tiefere, dann die Tellen-Platte. Die Beleuchtung war ſehr ſchön, die Capelle lag im Schatten, die Kronalp, wegen der Krone von Ilgen auf ihrer Höhe ſo genannt, lag in der Sonne. Alles Menſchen-

werk, wie auch alle Vegetation, erscheint klein gegen die ungeheuern Felsmassen und Höhe.

Wir fuhren nun quer über den See nach der linken Landspitze zu, wo dann nordöstlich die Schwyzer Mythenberge bald wieder erschienen. Ein Reiger flog auf. Wir kamen am Grütli vorbei, wo man kurz vor der Ecke Flötze wie Mauerwerk und Thürme, so wie Brunnen gegenüber, an der Ecke anmuthig überhängende Bäume sieht. Die Mythen lagen nun in völliger Breite vor uns; auch sah man einen Theil der Landbucht von Schwyz und die schönen nicht allzusteilen Matten der Schwyzer rechts am See. Wir hielten uns an der linken Seite fort und kamen an einem in Fels und Waldgebüsch am Ufer stehenden Wirthshause vorbei, wo wir Piemonteser Soldaten und Luzerner Frauen einnahmen. Man sah Beckenried von weitem am dießseitigen Ufer, in derselbigen Richtung den Pilatusberg gegen Westen in Wolken. Es entstand ein Gegenwind, und wir kamen an der Gränze von Uri und Unterwalden vorüber, die sehr leicht bezeichnet ist.

Hier wird nun der Anblick, den See hinab, mannichfaltig groß und interessant: das linke Ufer ist waldig und schön bewachsen, man sieht Beckenried an einem fruchtbaren Abhange eines Berges liegen, dessen steiler Gipfel nach und nach sanft bis in die Mitte des Bildes abläuft; hinter diesen schönbewachsenen Strichen ahnet man die Fläche von Stanz. Der wolkenbedeckte Pila-

tus blickte im Hintergrunde hervor; näher in derselben Richtung sieht man den mit Holz bewachsenen Bergrücken, der Unterwalden nordwärts gegen den Luzerner-See begränzt. Rechts in der Nähe liegt Gersau und im Weiterfahren sieht man bald die Enge, durch die der See seine Wendung nordwestwärts nimmt.

Eine beliebte Aepfelsorte wird in dieser Gegend Breitacher genannt; die Italiäner nennen sie Melaruzzi.

In der Nähe von Beckenried sahen wir den Gipfel des Rigi, der tiefer hinab mit Wolken umhüllet war. Den See in nordwestlicher Richtung hinabblickend, unterschieden wir in der Ferne Weggis, einen Ort der durch einen langsam vorschiebenden Kiesboden vor kurzer Zeit von der Stelle geschoben wurde. Das Schieben des Erdreichs, wobei alles zu Grunde ging, was sich auf der Oberfläche befand, dauerte 14 Tage, so daß die Leute ihre Häuser abtragen und das Holz wegschaffen konnten. Ein Haus wurde dergestalt herumgedreht, daß es, wie man uns sagte, jetzt nach einer andern Seite hinsieht.

Wir erreichten um halb 1 Uhr Beckenried wo wir ausstiegen, und sogleich den Fußpfad nach Stanz weiter gingen, den angenehmsten Weg den man sich denken kann. Er geht unmittelbar am See hin, sanft in die Höhe durch grüne Matten unter hohen Nuß- und andern Frucht-Bäumen durch und an reinlichen Häusern vorbei, die an dem sanften Abhang liegen. Wir kamen nun über eine breite Steinrutsche, die durch einen Gießbach

heruntergeſchoben worden, welche Naturwirkung ſchon viel gutes Terrain weggenommen hat und noch mehr wegnehmen wird. Die Landleute haben ein fremdes Anſehen; ſie ſind wohlgebildet aber blaß; der feuchte Boden ſetzt ſie Scrophel- und Haut-Krankheiten aus. Der See macht hier einen Buſen gegen ein niedriges Land zu, das nordwärts durch die Mittagsſeite eines ſanft abhangenden Berges begränzt wird, welcher ſehr gut bebaut iſt. Die Bäume hingen voll Obſt; die Nüſſe wurden abgeſchlagen; die Bucht endigt ſich mit flachen ſumpfigen Wieſen. Wir kamen durch Buochs, wobei ein Landungsplatz für dieſe Seite iſt, und ſahen Landleute mit Hanf beſchäftigt. Ein ſchön gepflaſterter Weg führt über eine Höhe, zwiſchen Matten hin, auf welchen Kühe ſchwelgten. Dergleichen Matten werden im Frühjahr abgeätzt, und wenn das Heu gemacht iſt, wachſen ſie abermals ſtark genug, ſo daß die Kühe bis auf den Winter hinreichende Nahrung finden. Man kommt durch ein ſchmales Thal zwiſchen eingezäunten Matten und endlich auf die ſchöne, völlig ebene Fläche, worauf Stanz liegt, nicht zu nahe von hohen Bergen umgeben. Wir traten im Gaſthofe zur Krone ein wo man, der Kirche gegenüber, auf einen hübſchen Platz ſieht. In der Mitte ſteht ein Brunnen, auf den der alte Winkelried geſtellt iſt, mit den Speeren im Arm. Nikolaus von der Flüe hing in der Stube. Auf gemahlten Fenſterſcheiben waren über verſchiedenen Wappen die

Hauptmomente der Schweizer-Chronik aufgezeichnet. Wir lasen in einem Buche: „Kleiner Versuch einer besondern Geschichte des Freistaates Unterwalden. Luzern 1789.“ In der Dedication fand sich der sonderbare Titel: Helvetisch großmächtige.

Heilige, Helden, Staatsleute und Frauen aus der Geschichte des Landes.

Sonnabend, den 7 October.

Früh Nebel; doch der Schein der Morgensonne hie und da auf den Gipfeln der Berge. Gegen 8 Uhr von Stanz ab auf dem Wege nach Stanzstade. Man kommt über flache Matten zwischen Bergen und glaubt zu bemerken, wie der ehemals höhere See hieher eingewirkt und das Erdreich zubereitet hat. Gegen Stanzstade wird es sumpfiger.

Es begegneten uns Mädchen, die auf den kleinen Strohhüten vier wechselsweise roth und grüne Schleifen trugen. In Stanzstade hielten wir uns nicht auf und waren bald am Landungsplatze am See, um von hier zu Schiffe nach Küsnacht zu gehen. Es lagen schöne Sand- oder graue Backen-Platten am Ufer aus dem Luzernischen hieher transportirt. Hier nun ist rings umher der Anblick der Gegend gar angenehm, wegen der mannichfaltigen Berge, Buchten und Arme des Sees, die man deutlich sieht oder ahnet. Bei etwas Nebel fuhren wir ab.

Noch ein Paar.

Ja, Lieben iſt ein groß Verdienſt!
Wer findet ſchöneren Gewinnſt? —
Du wirſt nicht mächtig, wirſt nicht reich,
Jedoch den größten Helden gleich.
Man wird, ſo gut wie vom Propheten,
Von Wamik und von Aſra reden. —
Nicht reden wird man, wird ſie nennen:
Die Namen müſſen alle kennen.
Was ſie gethan, was ſie geübt,
Das weiß kein Menſch! Daß ſie geliebt,
Das wiſſen wir. Genug geſagt,
Wenn man nach Wamik und Aſra fragt.

In der Mitte des Kreuzes, das der See bildet, hat man höchſt bedeutende Anſichten, denn der Charakter der Ufer variirt nach allen Seiten. Luzern liegt links gegen Weſten in ſeiner Bucht, umgeben von ſanften fruchtbaren Höhen, welche ſich rechts an dem Ufer des Arms, der nach Küßnacht hinreicht, erſtrecken. Blickt man nordwärts nach Küßnacht, ſo liegt rechts ein artiges Vorgebirg, von mannichfaltiger Geſtalt, gut bewachſen und bebaut. Oſtwärts iſt das Waſſer zwiſchen ſteilen und dunkelbewachſenen Wänden eingefaßt, und die Spitze von Gerſau ſcheint nur einen geringen Durchgang in den obern Theil des Sees zu laſſen. Nach Süden zurück ſieht man nun den berühmten Wartthurm von Stanzſtade, und den kleinen Ort auf ſeiner Fläche, umgeben von den mannichfaltigſten Gebirgen und Vorgebirgen, hinter denen ſüdweſtlich der Pilatus hervorſieht.

Wir ſahen uns überall nach dem Raynal'ſchen Monument um, aber vergebens; man wies uns den Felſen wo es geſtanden hatte. Durch die Zuleitung des goldnen Knopfs auf der Spitze, ward es vom Blitz getroffen, beſchädigt und abgetragen.

Wir fuhren an dem artigen Vorgebirge vorbei, das aus ſehr neuen Kalk- und Thon-Flötzen beſteht. In Stanz, ſo wie in Uri, ziehen ſie Birnen an den Häuſern, von denen wir einige von Stanz mitgenommen hatten, die von einem unglaublichen Trieb des Saftes aufge-

schwollen waren, so daß die Epiderm in Höckern aufgetrieben worden, ja sogar der Stiel faſrige Exantheme an sich hatte.

In Küsnacht kehrten wir im Gasthof zum Engel ein, wo wir zu Mittag aßen, und bald nach Tisch auf der Straße nach Immensee weiter gingen. Wir hatten einen sanft in die Höhe steigenden angenehmen Weg; gesprengte Granitblöcke lagen an der Seite, die man von einer Matte, wo sie wahrscheinlich als ungeheure Geschiebe liegen, herüber an die Straße geschafft hatte. Die Steinart ist die des Gotthardts, nur weniger blättrig.

Wir erreichten die Höhe der kleinen Erdzunge, welche den Vierwaldstätter- und den Zuger-See trennt, und wo eine Capelle zum Andenken von Geßlers Tode steht. Man sieht nun rückwärts von oben herunter eine anmuthig bebaute aufsteigende Bucht vom Luzerner-See herauf. Wir fanden einige Castanienbäume, sehr schön bestandene Matten und Baumstücke, deren hohes Gras und Kraut von den Kühen mehr zertreten als gefressen ward. Etwas weiter erblickten wir auch den Zuger-See, von sanftabhängigen Bergen umgeben, in dessen südöstlichem Winkel man Art liegen sah.

In Immensee gingen wir zu Schiff und fuhren in nördlicher Richtung nach Zug. Die Schiffe sind klein, nur aus zwey Stücken zusammengesetzt,

und gleichen alſo völlig einem großen ausgehöhlten Baumſtamme; die Bänke ſtehen durchaus quer und paſſen ſauber in die Fugen; an den Seiten ſind noch Bretter angeſetzt, an denen die kleinen Ruder angebracht ſind, womit ſie in geſchwindem Takt ſehr ſchnell fahren. Links ward ein Sandſtein gebrochen. Sobald man um die vorſtehende Ecke iſt, nimmt der See nordwärts einen ſehr heitern Charakter an, indem er, nur von Hügeln umgeben, die Berge des untern Landes in der Ferne zeigt. Im Grunde beim Ausfluß ſieht man Cham, worüber ein ferner, flacher Berg hervorragt. Rechts beſteht das Ufer aus Thonflötzen, über denen man einen mit artigen Gruppen bewachſenen Berg ſich hervorheben ſieht. Sodann erſcheint eine mit fruchtbaren Höhen begränzte angenehme Fläche am See, mit dem weitläufigen Dorf Oberwyl. Man ſieht wieder etwas Weinbau.

In Zug an's Land ſteigend kehrten wir im Ochſen ein. Der Ort iſt alt, aber reinlich und gut gebaut und liegt an einer Anhöhe. Er iſt der Stapelort von den Gütern die nach Zürich gehen und daher kommen, und liefert den kleinen Kantonen Töpferwaare, denen aller Thon zu dem Endzweck mangelt. Auch ſind verſchiedene Feuerhandwerke daſelbſt in guter Nahrung.

An den ſchönen eigentlich gemahlten Scheiben im Wirthshaus bemerkte ich eine Farbe die ſich dem Purpur nähert, eigentlich aber nur eine Granat- oder

Hyacinth-Farbe war. Man sah daraus, daß sie alles versucht hatten um den Purpur in diesen Fällen zu ersetzen.

Sonntag, den 9 October.

Um 8 Uhr aus Zug auf der Straße über Baar nach Horgen zu am Züricher See. Man kommt sogleich durch ein angenehmes Thal das hie und da an den Höhen etwas Fruchtbau hat, in den Tiefen und Flächen ist Moorland.

Die Fläche um Baar herum erschien höchst mannichfaltig. Gute Wiesen wechseln mit Baumstücken, nassen Wiesen, Weiden und Erlen. Auf den besten Wiesen wächst viel Leontodon. Der Ort ist artig gebaut, man sieht eine geräumige Gasse, so wie zwischen Wiesen und Gärten zerstreute Häuser. Gleich hinter dem Ort erstreckt sich eine große Gemeinweide mit Obstbäumen. Man kommt an einen Bach und steigt aufwärts, wo ich Ilex aquifolium fand. Der Weg geht sodann auf einem Knüppelstieg durch ein artiges Buschholz, hinter welchem auf der freien Höhe man wieder Fruchtbau findet auf magerem doch gemischtem Boden. Rückwärts sieht man nun einen Theil des Zuger Sees. Weiterhin wird der Boden sumpfig und man findet keine Häuser mehr. Der Fahrweg ist abscheulich. Saures Gras und niedres Röhrig wird zum Streuen gehauen.

Man kommt über die Sihlbrücke. Der Aufstieg

gegenüber im Züricher Gebiet iſt ſteil, aber der Weg gut. Endlich gelangt man wieder zur Anſicht des Züricher Sees, den man rechts hat, ſo wie links das nördliche Ende des Zuger Sees. Man ſteigt hinab: es entwickelt ſich eine große Mannichfaltigkeit nach dem See zu, und man kommt den letzten Theil des Weges auf einem abſcheulich unterhaltenen Pflaſter nach Horgen, dem Stapelorte der Waaren die von Zürich und Zug kommen.

Wir aßen im Löwen zu Mittag, wo wir zugleich einer ſchönen Ausſicht genoſſen, und fuhren ſodann gegen Abend bei anmuthigem Wetter in zwey Stunden zu Schiffe nach Stäfa.

Stäfa, Montag, den 9 October 1797.

Früh am Tagebuch dictirt. Sodann die Schweizerchronik wegen der Geſchichte des Tell geleſen und mit Meyer über die Behandlung derſelben, ſo wie über Behandlung im Allgemeinen bei Gelegenheit der Schillerſchen Briefe geſprochen.

Dienſtag, den 10 October.

Abſchrift des Tagebuchs. Die Mineralien verzeichnet und eingepackt; darauf in Tſchudi's Chronik weiter geleſen. Zeichnung Tells mit dem Knaben. Niobe, Vorleſung.

Mittwoch, den 11 October 1797.

Abschrift des Tagebuchs fortgesetzt. Frieſe des Julius Roman. Andrea del Sarto. Vorlesung der Florentiniſchen Kunſtgeſchichte. Ferneres Einpacken der Steine.

An Schiller.

Stäfa, den 14 October 1797.

An einem ſehr regnichten Morgen bleibe ich, werther Freund, in meinem Bette liegen, um mich mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen Nachricht von unſerm Zuſtande zu geben, damit Sie, wie bisher, uns mit Ihrem Geiſte begleiten, und uns von Zeit zu Zeit mit Ihren Briefen erfreuen mögen.

Aus den Gebirgen ſind wir glücklich zurückgekehrt. Der Inſtinct, der mich zu dieſer Ausflucht trieb, war ſehr zuſammengeſetzt und undeutlich. Ich erinnerte mich des Effects den dieſe Gegenſtände vor zwanzig Jahren auf mich gemacht; der Eindruck war im Ganzen geblieben, die Theile waren erloſchen, und ich fühlte ein wunderſames Verlangen jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rectificiren. Ich war ein anderer Menſch geworden und alſo mußten mir die Gegenſtände auch anders erſcheinen. Meyers Wohlbefinden und die Ueberzeugung, daß kleine gemeinſchaftliche Abenteuer, ſo wie ſie neue Bekanntſchaften ſchneller knüpfen, auch den

alten günſtig ſind, wenn ſie nach einigem Zwiſchenraum wieder erneut werden ſollen, entſchieden uns völlig, und wir reiſ'ten mit dem beſten Wetter ab, das uns auch auf das vortheilhafteſte eilf Tage begleitete. In der Beilage bezeichne ich wenigſtens den Weg, den wir gemacht haben; ein vollſtändiges, obgleich aphoriſtiſches Tagebuch theile ich in der Folge mit, indeſſen wird Ihre liebe Frau, die einen Theil der Gegenden kennt, vielleicht eins oder das andere aus der Erinnerung hinzufügen.

Bei unſerer Zurückkunft fand ich Ihre beiden lieben Briefe mit den Beilagen, die ſich unmittelbar an die Unterhaltung anſchloſſen, welche wir auf dem Wege ſehr eifrig geführt hatten, indem die Materie von den vorzuſtellenden Gegenſtänden, von der Behandlung derſelben durch die verſchiedenen Künſte, oft von uns in ruhigen Stunden vorgenommen worden. Vielleicht zeigt Ihnen eine kleine Abhandlung bald, daß wir völlig Ihrer Meinung ſind; am meiſten aber wird mich's freuen, wenn Sie Meyer's Beſchreibungen und Beurtheilungen ſo vieler Kunſtwerke hören und leſen. Man erfährt wieder bei dieſer Gelegenheit, daß eine vollſtändige Erfahrung die Theorie in ſich enthalten muß. Um deſto ſicherer ſind wir, daß wir uns in einer Mitte begegnen, da wir von ſo vielen Seiten auf die Sache losgehen.

Wenn ich Ihnen nun von meinem Zuſtande ſprechen

soll, so kann ich sagen, daß ich bisher mit meiner Reise alle Ursache habe zufrieden zu seyn. Bei der Leichtigkeit die Gegenstände aufzunehmen, bin ich reich geworden ohne beladen zu seyn; der Stoff incommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals mannichfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder andere darzustellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthardts bis zu den herrlichen Kunstwerken, welche Meyer mitgebracht hat, führt uns ein labyrinthischer Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anschauen die naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen, und sich dann durch eine alte Chronik die vergangnen Zeiten näher zu bringen, auch sonst manchen Aufsatz der arbeitsamen Schweizer zu nutzen, gibt, besonders bei der Umschriebenheit der helvetischen Existenz, eine sehr angenehme Unterhaltung; und die Uebersicht sowohl des Ganzen als die Einsicht in's Einzelne wird besonders dadurch sehr beschleunigt, daß Meyer hier zu Hause ist, mit seinem richtigen und scharfen Blick schon so lange die Verhältnisse kennt und sie in einem treuen Gedächtnisse bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zusammen gebracht, als ich mir vorstellen konnte, und es ist nur Schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu

nahe

nahe ſind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit dieſem ſonderbaren Lande ſehr weit bekannt machen.

Was werden Sie nun aber ſagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß, zwiſchen allen dieſen proſaiſchen Stoffen, ſich auch ein poetiſcher hervorgethan hat, der mir viel Zutrauen einflößt? Ich bin faſt überzeugt, daß die Fabel von Tell ſich werde epiſch behandeln laſſen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der ſonderbare Fall eintreten, daß das Mährchen durch die Poeſie erſt zu ſeiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anſtatt daß man ſonſt, um etwas zu leiſten, die Geſchichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr. Das beſchränkte höchſt bedeutende Local, worauf die Begebenheit ſpielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, ſo wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menſchen in dieſen Gegenden, ſo gut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an ob aus dieſem Unternehmen etwas werden kann.

Nun aber entſteht eine Frage, die uns doch von Zeit zu Zeit zweifelhaft iſt, wo wir uns hinwenden ſollen, um ſowohl Meyer's Collectaneen als meinen eigenen alten und neuen Vorrath auf's bequemſte und baldigſte zu verarbeiten. Leider ſind hier am Orte die Quartiere nicht auf den Winter eingerichtet, ſonſt läugne ich nicht daß ich recht geneigt geweſen wäre hier zu bleiben, da uns denn die völlige Einſamkeit nicht wenig

gefördert haben würde. Dazu kommt daß es der geſchickteſte Platz geweſen wäre um abzuwarten, ob Italien oder Frankreich auf's künftige Frühjahr den Reiſenden wieder anlockt oder einläßt. In Zürich ſelbſt kann ich mir keine Exiſtenz denken, und wir werden uns wohl nunmehr ſachte wieder nach Frankfurt begeben.

Ueberhaupt aber bin ich auf einer Idee, zu deren Ausführung mir nur noch ein wenig Gewohnheit mangelt; es würde nämlich nicht ſchwer werden ſich ſo einzurichten daß man auf der Reiſe ſelbſt mit Sammlung und Zufriedenheit arbeiten könnte. Denn wenn ſie zu gewiſſen Zeiten zerſtreut, ſo führt ſie uns zu andern deſto ſchneller auf uns ſelbſt zurück; der Mangel an äußern Verhältniſſen und Verbindungen, ja die lange Weile, iſt demjenigen günſtig der manches zu verarbeiten hat. Die Reiſe gleicht einem Spiel; es iſt immer Gewinn und Verluſt dabei, und meiſt von der unerwarteten Seite; man empfängt mehr oder weniger als man hofft, man kann ungeſtraft eine Weile hinſchlendern, und dann iſt man wieder genöthigt ſich einen Augenblick zuſammen zu nehmen. Für Naturen wie die meine, die ſich gerne feſtſetzen und die Dinge feſthalten, iſt eine Reiſe unſchätzbar: ſie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

Ich bin auch jetzt überzeugt daß man recht gut nach Italien gehen könnte: denn alles ſetzt ſich in der Welt nach einem Erdbeben, Brand und Ueberſchwemmung

Leſebuch.

Wunderlichſtes Buch der Bücher
Iſt das Buch der Liebe;
Aufmerkſam hab' ich's geleſen:
Wenig Blätter Freuden,
Ganze Hefte Leiden;
Einen Abſchnitt macht die Trennung.
Wiederſehn! ein klein Capitel,
Fragmentariſch. Bände Kummers
Mit Erklärungen verlängert,
Endlos, ohne Maß.
O Niſami! — doch am Ende
Haſt den rechten Weg gefunden;
Unauflösliches wer löſ't es?
Liebende ſich wieder findend.

ſo geſchwind als möglich in ſeine alte Lage, und ich würde perſönlich die Reiſe ohne Bedenken unternehmen, wenn mich nicht andere Betrachtungen abhielten. Vielleicht ſehen wir uns alſo ſehr bald wieder, und die Hoffnung mit Ihnen das Erbeutete zu theilen und zu einer immer größern theoretiſchen und praktiſchen Vereinigung zu gelangen, iſt eine der ſchönſten die mich nach Hauſe lockt. Wir wollen ſehen was wir noch alles unterwegs mitnehmen können. So hat Baſel wegen der Nähe von Frankreich einen beſondern Reiz für mich; auch ſind ſchöne Kunſtwerke ſowohl ältere als ausgewanderte daſelbſt befindlich.

An Herrn Geh. Rath Voigt.

Stäfa, den 17 October 1797.

Wir ſind von unſerer Reiſe auf den Gotthardt glücklich zurückgekommen; das Wetter hat uns ſehr begünſtigt und ein ziemlich umſtändliches Tagebuch wird künftig zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit geben. Jetzt iſt man hier am See in der Weinleſe begriffen, die um deſto mehr die Menſchen erfreut, als der Wein im hohen Preis iſt und ſtark ausgeführt wird.

Seit einigen Tagen ſind die Nachrichten vom Rhein her beunruhigend, und die Franzoſen ſcheinen ſelbſt an den Schweizern Händel zu ſuchen; ſollte der Krieg wieder angehen, ſo iſt ein ungeheures Unheil zu befürchten.

Indeſſen wünſchte ich Ihnen nur einen Blick von dem kleinen Balcon meines Zimmers in die äußerſt cultivirten Beſitzungen dieſes Orts, den daran ſtoßenden See und die jenſeitigen Ufer mit den heiteren Ortſchaften, die ſich daran hinziehen. Wenn man mit dem Perſpectiv die Flächen durchläuft, ſo iſt es eine unendliche Welt, die man überſieht. Im Süden zeigen ſich die Gipfel der Berge bei Einſiedeln und Schwyz, jetzt ſchon ſtark beſchneit, während die ganze untere Landſchaft noch grün iſt und kaum einige Bäume durch roth und braune Tinten das Alter des Jahres verkündigen. Was man ſonſt von Oekonomen wünſchen hört, den höchſten Grad von Cultur mit einer gewiſſen mäßigen Wohlhabenheit, das ſieht man hier vor Augen.

In acht Tagen wird ſich's entſcheiden, was wir wegen unſerer Rückreiſe zu beſchließen haben, da die ganze Welt ringsum ſich wieder zu verwirren droht. Am Ende bleibt uns wohl nur der Weg, den Wieland vor einem Jahre nahm. Wer hätte denken ſollen, daß man in der Schweiz nochmals in Gefahr käme von Deutſchland abgeſchnitten zu werden!

Daß wir auf unſerer Reiſe brav Steine geklopft haben, können Sie leicht denken und ich habe deren faſt mehr, als billig iſt, aufgepackt. Wie ſoll man ſich aber enthalten, wenn man zwiſchen mehreren Centnern von Adularien mitten inne ſitzt! Unter mehreren bekannten Dingen bringe ich auch einige ſeltene und vorzüglich ſchöne

Sachen mit. Ich wünschte, schon läge alles ausgepackt vor Ihnen und ich genösse Ihre Unterhaltung wieder. Doch die Zeit wird auch kommen und wir wollen ihr ruhig entgegengehn. Leben Sie indeß mit den werthen Ihrigen, denen ich mich bestens empfehle, recht wohl. Meyer empfiehlt sich zum besten.

An den Herzog von Weimar.

Stäfa, den 17 October 1797.

Kaum sind wir aus der unglaublichen Ruhe, in welcher die kleinen Kantone hinter ihren Felsen versenkt liegen, zurückgekehrt, als uns vom Rhein und aus Italien her das Kriegsgeschrei nach und entgegenschallt. Bis dieser Brief Sie erreicht, wird manches entschieden seyn; ich spreche nur ein Wort vom gegenwärtig Nächsten.

Die Franzosen haben an Bern einen Botschafter geschickt mit dem Begehren: man solle den englischen Gesandten sogleich aus dem Lande weisen. Sie geben zur Ursache an: „man sehe nicht ein, was er gegenwärtig in der Schweiz zu thun habe, als der Republik innere und äußere Feinde zu machen und aufzureizen.“ Die Berner haben geantwortet: „es hänge nicht von ihnen ab, indem der Gesandte an die sämmtlichen Kantone accreditirt sey.“ Der französische Abgeordnete ist deßhalb nach Zürich gekommen. Das Weitere steht zu erwarten.

Mir will es ſcheinen als ſuchten die Franzoſen Händel mit den Schweizern. Die Ueberbliebenen im Directorium ſind ihre Freunde nicht; in Barthelemy iſt ihr Schutzpatron verbannt. Ein verſtändiger Mann, der von Paris kommt und die letzten Scenen mit erlebt hat, behauptet, daß es nicht ſowohl der royaliſtiſchen als der friedliebenden Partey gegolten habe.

Unſere eilftägige Reiſe, auf der wir die Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug durchſtrichen, iſt ſehr vom Wetter begünſtigt worden. Der Pater Lorenz iſt noch ſo munter als wir ihn vor ſo viel Jahren kannten. Tauſendmal, ja beſtändig habe ich mich der Zeit erinnert, da wir dieſen Weg zuſammen machten. Ich habe viel Freude gehabt, dieſe Gegenſtände wieder zu ſehen und mich in mehr als Einem Sinne an ihnen zu prüfen. Meine mehrere Kenntniß der Mineralogie war ein ſehr angenehmes Hülfsmittel der Unterhaltung. Die Cultur dieſer Gegenden, die Benutzung der Producte gewährt einen ſehr angenehmen Anblick. Es war eben die Zeit des Bellenzer Marktes und die Straße des Gotthardes war mit Zügen ſehr ſchönen Viehes belebt. Es mögen dießmal wohl an 4000 Stück, deren jedes hier im Lande 10 bis 15 Louisd'or gilt, hinübergetrieben worden ſeyn. Die Koſten des Transports auf's Stück ſind ungefähr 5 Laubthaler; geht es gut, ſo gewinnt man auf's Stück zwey Louisd'or gegen den Einkaufspreis und alſo, die Koſten abgezogen, 3 Laubthaler. Man denke, welche

ungeheure Summe alſo in dieſen Tagen in's Land kommt. Eben ſo hat der Wein auch großen Zug nach Schwaben und die Käſe ſind ſehr geſucht, ſo daß ein unendliches Geld einfließt.

Ich lege eine kleine Schilderung, eine Ausſicht von meinem Balcon bei. Die Cultur iſt um den Züricher See wirklich auf dem höchſten Punkt und der Augenblick der Weinleſe macht alles ſehr lebhaft.

Meyer empfiehlt ſich zu Gnaden, er iſt fleißig mit dem Pinſel und der Feder geweſen. Der letzte Kaſten von Rom, der die Aldobrandiniſche Hochzeit enthält, iſt eben über Trieſt, Villach und Conſtanz angekommen. Nun ſind alle unſere Schätze beiſammen und wir können nun auch von dieſer Seite beruhigt und erfreut unſern Weg antreten. In einigen Tagen gedenken wir nach Zürich zu gehen und erwarten was uns die Kriegs- oder Friedensgöttin für einen Weg nach Hauſe zeigen wird, wo wir Sie geſund und vergnügt anzutreffen hoffen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden und erhalten mir Ihre geneigten Geſinnungen.

An Herrn Cotta in Tübingen.

Stäfa, den 17 October 1797.

Wir ſind von unſerer Fuß- und Waſſerreiſe glücklich wieder in Stäfa angelangt und werden in wenigen Tagen nach Zürich gehen. Dürfte ich Sie bitten alles was

von nun an bei Ihnen anlangt bei Sich liegen zu laſſen, bis ich es entweder ſelbſt abhole oder einen Ort, wohin es geſendet werden könnte, bezeichnen kann. Das Kriegsfeuer, das ſich überall wieder zu entzünden ſcheint, ſetzt einen Reiſenden in eine ſehr zweifelhafte Lage. Ich habe indeſſen von der kurzen Zeit den möglichſten Gebrauch gemacht. Von den Winterſcenen des Gotthardts, die nur noch durch Mineralogie belebt werden können, durch die auf mancherlei Weiſe fruchtbaren, genutzten, und in ihren Einwohnern emſigen Gegenden von Unterwalden, Zug und Zürich, wo uns nun beſonders die Weinleſe umgibt, haben wir uns in ein Muſeum zurückgezogen, das durch die von Meyer aus Italien mitgebrachten eigenen Arbeiten und ſonſtige Acquiſitionen gebildet wird, und ſind alſo von dem Formloſeſten zu dem Geformteſten übergegangen. Beſonders wichtig iſt die Copie des antiken Gemähldes der ſogenannten Aldobrandiniſchen Hochzeit, die im eigentlichſten Sinne mit Kritik gemacht iſt, um darzuſtellen, was das Bild zu ſeiner Zeit geweſen ſeyn kann und was an dem jetzigen, nach ſo mancherlei Schickſalen, noch übrig iſt. Er hat dazu einen ausführlichen Commentar geſchrieben, der alles enthält was noch über die Vergleichung des alten und leider ſo oft reſtaurirten Bildes mit ſeiner gegenwärtigen Copie und einer ältern Copie von Pouſſin, nach der die Kupferſtiche gemacht ſind, zu ſagen iſt. Das Bild ſelbſt, das von einem geſchickten Meiſter zu Titus

Zeiten mit Leichtigkeit und Leichtſinn auf die Wand gemahlt, nunmehr ſo viel es möglich war, nachgebildet und wieder hergeſtellt vor ſich zu ſehen, ſich daran erfreuen und ſich über ſeine Tugenden und Mängel beſprechen zu können, iſt eine ſehr reizende und belehrende Unterhaltung. Das Bild iſt 8 Fuß lang, 3½ Fuß hoch und die Figuren ſind nicht gar zwey Fuß Leipziger Maß; die Copie iſt in allem, ſowohl in der Größe als den Farben, den Tugenden und den Fehlern dem Original möglichſt gleich gehalten. Ich hoffe, daß Sie dereinſt, wenn es bei mir aufgeſtellt ſeyn wird, das Vergnügen es zu beſchauen mit uns theilen werden. Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Euphroſyne.

Auch von des höchſten Gebirgs beeiſ'ten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz ſcheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt ſchon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
Der, am toſenden Strom, auf zu der Hütte ſich ſehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der ſtillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieſer holde Geſelle des Reiſenden. Daß er auch heute,
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felſen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft ſchäumender Ströme ſo hold?

Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdiſcher Glanz iſt es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt ſich die Wolke, ſie glüht. Ich ſtaune dem Wunder!
Wird der roſige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet ſich mir? und welche der Muſen
Suchet den treuen Freund, ſelbſt in dem grauſen Gefilde?
Schöne Göttin! enthülle dich mir, und täuſche verſchwindend,
Nicht den begeiſterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth.
Nenne, wenn du es darfſt, vor einem Sterblichen deinen
Göttlichen Namen, wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du ſeyſt von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter ſogleich preiſe dich würdig im Lied.
„Kennſt du mich, Guter, nicht mehr? Und käme dieſe Geſtalt dir,
Die du doch ſonſt geliebt, ſchon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr und traurend entſchwang ich
Schon der ſchaudernde Geiſt jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch feſt in des Freundes Erinnrung
Eingeſchrieben, und noch ſchön durch die Liebe verklärt.
Ja, ſchon ſagt mir gerührt dein Blick, mir ſagt es die Thräne:
Euphroſyne: ſie iſt noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauſes Gebirge,
Sucht den wanderuden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüſt irdiſcher Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuſchenden Kunſt reizender Muſen geweiht.

Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umſtands.
Ach, wer ruft nicht ſo gern Unwiederbringliches an!
Jenes ſüße Gedränge der leichteſten irdiſchen Tage,
Ach, wer ſchätzt ihn genug, dieſen vereilenden Werth!
Klein erſcheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen:
Macht die Liebe, die Kunſt, jegliches Kleine doch groß!
Denkſt du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Bretter-Gerüſte,
Du mich der höheren Kunſt ernſtere Stufen geführt?
Knabe ſchien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur,
Und belebtest in mir brittiſches Dichter-Gebild,
Drohteſt mit grimmiger Gluth den armen Augen und wandteſt
Selbſt den thränenden Blick, innig getäuſchet hinweg.
Ach! da warſt du ſo hold und ſchützteſt ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßteſt du mich, den Zerſchmetterten, trugſt mich von dannen,
Und ich heuchelte lang', dir an dem Buſen, den Tod.
Endlich ſchlug die Augen ich auf, und ſah dich, in ernſte,
Stille Betrachtung verſenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich ſtrebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.
Fragte: warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab' ich gefehlet,
O! ſo zeige mir an, wie mir das Beſſ're gelingt.
Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
Wiederhol' ich ſo gern, wenn du mich leitest und lehrſt.
Aber du faßteſt mich ſtark und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.

Nein! mein liebliches Kind, ſo rieſſt du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig' es auch morgen der Stadt.
Rühre ſie alle, wie mich du gerührt, und es fließen zum Beifall
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am tiefſten trafſt du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt.
Ach, Natur, wie ſicher und groß in allem erſcheinſt du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz;
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt ſich das ewige Waſſer
Aus der bemoſſten Kluft, ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen, im Winter ſchon, heimliche Knoſpen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, dem köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Loos.
Nicht dem blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere ſchließt dem Aelteren immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage;
Hülflos klaget ein Greis, Kinder und Enkel umſonſt,
Steht ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloſſen geſtreckt.
Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verſtellt über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh' ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.

Ja, die Augen waren's, ja der Mund,
Die mir blickten, die mich küßten.
Hüfte ſchmal, der Leib ſo rund
Wie zu Paradieſes Lüſten.
War ſie da? Wo iſt ſie hin?
Ja! ſie war's, ſie hat's gegeben,
Hat gegeben ſich im Fliehn
Und gefeſſelt all mein Leben.

Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe! das Mädchen
Wächſ't zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer ſtrebe ſo fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt ſteigenden Lebens, die Kunſt.
Seo mir lange zur Luſt, und eh' mein Auge ſich ſchließet,
Wünſch' ich dein ſchönes Talent glücklich vollendet zu ſehn. —
Alſo ſprachſt du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O wie ſprach ich ſo gerne zum Volk die rührenden Reden
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O wie bildet' ich mich an deinen Augen, und ſuchte
Dich im tiefen Gedräng' ſtaunender Hörer heraus!
Doch dort wirſt du nun ſeyn, und ſtehn, und nimmer bewegt ſich
Euphroſyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmſt ſie nicht mehr die Töne des wachſenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, ſo frühe! geſtimmt.
Andere kommen und gehn; es werden dir Andre gefallen,
Selbſt dem großen Talent drängt ſich ein größeres nach.
Aber du, vergeſſe mich nicht! Wenn Eine dir jemals
Sich im verworrnen Geſchäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke ſich fügt, an deinem Lächeln ſich freuet,
Und am Platze ſich nur, den du beſtimmteſt, gefällt;
Wenn ſie Mühe nicht ſpart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbſt bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer ſie bringt;
Guter! dann gedenkeſt du mein, und rufeſt auch ſpät noch:
Euphroſyne, ſie iſt wieder erſtanden vor mir!
Vieles ſagt' ich noch gern; doch, ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie ſie wollte; mich führt ſtreng ein gebietender Gott.

Lebe wohl! schon zieht mich's dahin in schwankendem Eilen;
Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneia's
Reiche, massenweis, Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von deinem Liede verkündet
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuste der Weiber,
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen sich dann, zu früh Heruntergesandte,
Und beklagen mit mir unser gemeines Geschick.
Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
Und Polyxena, trüb' noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schwestern sie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragischen Kunst holde Geschöpfe sind sie.
Bildete doch ein Dichter auch mich, und seine Gesänge,
Ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt."
Also sprach sie, und noch bewegte der liebliche Mund sich
Weiter zu reden; allein schwirrend versagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem schwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelassen hervor,
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verschlangen
Wachsende Wolken, im Zug, beide Gestalten vor mir.

Tiefer liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels stützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

Stäfa, den 18 October 1797.

Eingepackt; kam zu Mittag der junge Escher. Wir gingen spazieren und beschäftigten uns noch mit der Cultur des Ortes. Abends in Tschudi's Chronik weiter gelesen.

Donnerstag, den 19ten.

Mit Einpacken beschäftigt. Verschiedene Spaziergänge.

Freitag, den 20sten.

Der Versatz abzureisen durch Gegenwind verhindert.

Sonnabend, den 21sten.

Früh 10 Uhr von Stäfa ab. Mittags zu Herrliberg bei Herrn Hauptmann Escher.

Sonntag, den 22sten.

Früh Herrn Eschers Cabinet gesehen, das sehr schöne Seiten des Schweizergebirges enthält.

Montag, den 23 October.

Besuch bei Professor Fäsi und Hauptmann Bürkli; dann zu Chorherrn Rahn, dessen Cabinet kostbare Stücke der Schweizer Mineralien enthält. Nach Tische zu Chorherrn Hottinger und Dr. Lavater. Abends bei Frau Schultheß.

Dienstag, den 24sten.

Früh Briefe. Dann das Bild von Füeßli im Rathhause gesehen; darauf in die Kunsthandlung. Nach Tische zu Mako, sodann zu Herrn Antistes Heß.

Herrn Geh. Rath Voigt.

Zürich, den 25 October 1797.

Ihre werthen Briefe vom 22 September bis den 6 October haben mich in Zürich auf's freundlichste empfangen, als wir von den obern Gegenden des Züricher Sees in die Stadt kamen. Die Heiterkeit womit Sie mich von den mancherlei Zuständen und Vorfällen die Ihnen nahe sind unterrichten, vermehrt den Muth und die Lust auch wieder bald zurückzukehren. Wir gedenken noch Basel zu sehen und alsdann über Schaffhausen, Tü-

Tübingen und wahrſcheinlich über Anſpach und Nürnberg unſere Rückreiſe zu nehmen. Die Herbſttage haben hier noch viel angenehme Stunden und wir hoffen daß uns auch auf dem Wege die Jahreszeit günſtig ſeyn ſoll.

Nun Einiges kürzlich über den Inhalt Ihrer gefälligen Briefe.

Dante iſt ein verdienſtvoller Mann; wie er ſich aus den Decorationen des Schloſſes ziehen wird, wollen wir abwarten; ich zweifle, daß er die Mannichfaltigkeit der Motive habe die nöthig ſind, um einen ſo großen Raum mit Glück zu decoriren. Ich würde hierzu unter der gehörigen Aufſicht und der regulirenden Einwirkung eher Perſonen wählen, die erſt ganz friſch Rom und Paris geſehen und ſich daſelbſt einen Reichthum der Mittel und einen Geſchmack der Zuſammenſetzung erworben haben. Indeſſen bin ich für meinen Theil zufrieden, wenn nur jemand die Sache in Theilen angibt und im Ganzen dirigirt; denn auf- oder abgenommen iſt alles am Ende ganz einerlei was gemacht wird. Wenn man einen rechten Park ſehen will, ſo muß man nur vier Wochen in der Schweiz umherziehen, und wenn man Gebäude liebt, ſo muß man nach Rom gehen. Was wir in Deutſchland, ja aller Orten, der Natur aufdringen und der Kunſt abgewinnen wollen, ſind alles vergebliche Bemühungen.

Verzeihen Sie mir dieſe gleichſam hypochondriſchen Reflexionen; ich freue mich Ihres guten Humors der

aus Ihren freundschaftlichen Briefen hervorleuchtet um desto mehr als ich immer selbst vielleicht allzusehr zum Ernste geneigt bin.

Wegen des Apothekers will ich mich in Tübingen erkundigen, wo ich einen sehr braven Mann in dieser Kunst habe kennen lernen. Heute kommen uns von Basel wieder Friedenshoffnungen; es bleibt uns nichts übrig als daß wir abwarten.

Lassen Sie sich unser Theater einigermaßen empfohlen seyn. Ich freue mich, wenn der Almanach Ihnen etwas Angenehmes gebracht hat. Sowohl dieser als der Vieweg'sche sollte schon aufgewartet haben, wenn meine Bestellungen alle wären richtig besorgt worden. Leben Sie recht wohl! Es ist eine der angenehmsten Hoffnungen der ich entgegen sehe, Sie noch vor Ende des nächsten Monats zu umarmen.

Herrn Obereonsistorialrath Böttiger.

Zürich, den 25 October 1797.

Es war unserm Meyer und mir ein angenehmer Empfang in Zürich auch einen Brief von Ihnen vorzufinden; denn besonders, seitdem die Aldobrandinische Hochzeit dem weit und breit gewaltigen Buonaparte glücklich entronnen und vor wenigen Tagen in Stäfa angelangt war, so konnte der Wunsch nicht außen bleiben,

dieſes dem Moder und den Franzoſen entriſſene Bild ſchon in Weimar aufgeſtellt und auch von Ihnen beleuchtet zu ſehen. Es wird, ſorgfältig eingepackt, auf der Reiſe mitgeführt, weil wir dieſen Schatz fremden Händen und neuen Zufällen nicht ausſetzen mögen.

Seitdem ich mit Meyer wieder zuſammen bin, haben wir viel theoretiſirt und praktiſirt, und wenn wir dieſen Winter unſern Verſatz ausführen und ein Epitome unſerer Reiſe und Nichtreiſe zuſammen ſchreiben, ſo wollen wir abwarten, was unſere Verlagsverwandten für einen Werth auf unſere Arbeit legen; es ſoll keiner von der Concurrenz ausgeſchloſſen ſeyn. Unſere Abſicht iſt, ein paar allgemein lesbare Octavbände zuſammenzuſtellen und im dritten dasjenige als Noten und Beilagen nachzubringen, was vielleicht nur ein ſpecielleres Intereſſe erregen könnte. Davon ſoll denn bei unſerer nächſten Zurückkunft weiter gehandelt werden und deſto ausführlicher als wir uns Ihre Beihülfe zu erbitten haben.

Das gute Zeugniß, das Sie unſerm Theater geben, hat mich ſehr beruhigt, denn ich läugne nicht, daß der Tod der Becker mir ſehr ſchmerzlich geweſen. Sie war mir in mehr als Einem Sinne lieb. Wenn ſich manchmal in mir die abgeſtorbene Luſt, für's Theater zu arbeiten, wieder regte, ſo hatte ich ſie gewiß vor Augen und meine Mädchen und Frauen bildeten ſich nach ihr und ihren Eigenſchaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode

hatte ich lange erwartet; sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhyth[illegible]n zur Ehre der Todten; ich wünschte daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen seyn möchte.

Ueber die Genauigkeit, mit welcher Meyer die Kunstschätze der alten und mittlern Zeit recensirt hat, werden Sie erstaunen, und sich erfreuen wie eine Kunstgeschichte aus diesen Trümmern gleichsam wie ein Phönix aus einem Aschenhaufen aufsteigt. Wie wichtig ein solcher neuer Pausanias sey, fällt erst in die Augen, wenn man recht deutlich anschaut, wie die Kunstwerke durch Zeit und offenbare oder geheime Ereigniße zerstreut und zerstört werden. Wie manche Unterhaltung soll uns dieß und alles was damit verwandt ist, diesen Winter geben. Gegenwärtig wollen wir nur noch von Basel in das nicht gelobte Land hinübersehen und dann wahrscheinlich über Schafthausen und durch Schwaben unsern Rückweg antreten.

Leben Sie recht wohl und gedenken unserer.

Das Exemplar des Vasenheftes soll von Frankfurt wieder zurückkommen. Den neuen Musenalmanach habe ich noch nicht gesehen; da ihm das Gewürz der Bosheit und Verwegenheit mangelt, so fürchte ich, daß er sich mit seinem vorjährigen Bruder nicht werde messen können.

Nochmals ein Lebewohl und die besten Grüße an Freund Wieland, dessen freundliche wohlbehaltene Toch-

ter ich gestern mit Freuden gesehen habe; das Enkelchen schlief, sonst könnte ich von dem auch einige Nachricht geben.

An Schiller.

Zürich, den 25 October 1797.

Ehe ich von Zürich abgehe nur einige Worte! denn ich bin sehr zerstreut und werde es wohl noch eine Weile bleiben. Wir gedenken auf Basel, von da auf Schaffhausen, Tübingen und so weiter zu gehen; wahrscheinlich treffe ich am letzten Orte wieder etwas von Ihnen an. Keinen Musenalmanach, keinen Hermann habe ich noch gesehen, alles das und mehreres wird mir denn wohl in Deutschland begegnen.

Wäre die Jahreszeit nicht so weit, so sähe ich mich wohl noch gern einen Monat in der Schweiz um, mich von den Verhältnissen im Ganzen zu unterrichten. Es ist wunderbar, wie alte Verfassungen, die bloß auf Seyn und Erhalten gegründet sind, sich in Zeiten ausnehmen, wo alles zum Werden und Verändern strebt. Ich sage heute weiter nichts als ein herzliches Lebewohl. Von Tübingen hören Sie mehr von mir.

•

Wir hatten kaum in diesen Tagen unser Schema über die zulässlichen Gegenstände der bildenden Kunst, mit grossem Nachdenken entworfen, als uns eine ganz besondere Erfahrung in die Quere kam. Ihnen ist die Zudringlich-

keit des Vulcans gegen Minerva bekannt, wodurch Erichthonius producirt wurde. Haben Sie Gelegenheit, so lesen Sie diese Fabel ja in der ältern Ausgabe des Hederich nach, und denken dabei: daß Raphael daher Gelegenheit zu einer der angenehmsten Compositionen genommen hat. Was soll denn nun dem glücklichen Genie gerathen oder geboten seyn?

*

Später.

Ich habe vorhin über einen Fall gescherzt, der uns unvermuthet überrascht und erfreut hat; er schien unsere theoretischen Bemühungen umzustoßen und hat sie auf's neue bestärkt, indem er uns nöthigte, die Deduction unserer Grundsätze gleichsam umzukehren. Ich drücke mich also hierüber nochmals so aus:

Wir können einen jeden Gegenstand der Erfahrung als einen Stoff ansehen, dessen sich die Kunst bemächtigen kann, und da es bei derselben hauptsächlich auf die Behandlung ankommt, so können wir die Stoffe beinahe als gleichgültig ansehen; nun ist aber bei näherer Betrachtung nicht zu läugnen, daß die einen sich der Behandlung bequemer darbieten als die andern, und daß wenn gewisse Gegenstände durch die Kunst leicht zu überwinden sind, andere dagegen unüberwindlich scheinen. Ob es für das Genie einen wirklich unüberwindlichen Stoff gebe, kann man nicht entscheiden: aber die Erfahrung lehrt uns, daß in solchen Fällen die größten Meister

Gewarnt.

Auch in Locken hab' ich mich
Gar zu gern verfangen,
Und ſo, Haſis, wär's wie dir
Deinem Freund ergangen.

Aber Zöpfe flechten ſie
Nun aus langen Haaren,
Unterm Helme fechten ſie,
Wie wir wohl erfahren.

Wer ſich aber wohl beſann
Läßt ſich ſo nicht zwingen:
Schwere Ketten fürchtet man,
Nennt in leichte Schlingen.

wohl angenehme und lobenswürdige Bilder gemacht, die aber keineswegs in dem Sinne vollkommen sind, als die, bei welchen der Stoff sie begünstigte. Denn es muß sich die Kunst ja fast schon erschöpfen, um einem ungünstigen Gegenstande dasjenige zu geben, was ein günstiger schon mit sich bringt. Bei den ächten Meistern wird man immer bemerken, daß sie da, wo sie völlige freie Hand hatten, jederzeit günstige Gegenstände wählten und sie mit glücklichem Geiste ausführten. Gaben ihnen Religions- oder andere Verhältnisse andere Aufgaben, so suchten sie sich zwar so gut als möglich herauszuziehen, es wird aber immer einem solchen Stück etwas an der höchsten Vollkommenheit, das heißt an innerer Selbstständigkeit und Bestimmtheit fehlen. Wunderbar ist es, daß die neuern, und besonders die neusten Künstler, sich immer die unüberwindlichen Stoffe aussuchen und auch nicht einmal die Schwierigkeiten ahnen mit denen sie dann zu kämpfen haben; und ich glaube daher: es wäre schon viel für die Kunst gethan, wenn man den Begriff der Gegenstände, die sich selbst darbieten und anderer die der Darstellung widerstreben, recht anschaulich und allgemein machen könnte.

Aeußerst merkwürdig ist mir bei dieser Gelegenheit, daß auch hier alles auf die Erörterung der Frage ankäme, welche die Philosophen so sehr beschäftigt: in wie fern wir nämlich einen Gegenstand, der uns durch die Erfahrung gegeben wird, als einen Gegenstand an

sich ansehen dürfen, oder ihn als unser Werk und Eigenthum ansehen müssen. Denn wenn man der Sache recht genau nachgeht, so sieht man, daß nicht allein die Gegenstände der Kunst, sondern schon die Gegenstände zur Kunst eine gewisse Idealität an sich haben; denn indem sie bezüglich auf Kunst betrachtet werden, so werden sie durch den menschlichen Geist schon auf der Stelle verändert. Wenn ich nicht irre, so behauptet der kritische Idealismus so etwas von aller Empirie, und es wird nur die Frage seyn, wie wir in unserm Falle, in welchem wir, wo nicht eine Erschaffung, doch eine Metamorphose der Gegenstände annehmen, uns so deutlich ausdrücken, daß wir allgemein verständlich seyn, und daß wir auf eine geschickte Weise den Unterschied zwischen Gegenstand und Behandlung, welche beide so sehr zusammenfließen, schicklich bezeichnen können.

Donnerstag, den 26 October 1797.

Nach einem Aufenthalte von drey Tagen fuhren wir früh 8 Uhr von Zürich ab die Straße nach Schaffhausen. In der Gegend von Bulach fanden wir den Weinstock niedergelegt, welches am Züricher See nicht geschieht.

Um 12 Uhr waren wir in Eglisau, wo wir im Gasthof zum Hirsch einkehrten, am vorbeifließenden Rhein, und um halb zwey weiter fuhren.

Dunkler Streif zwischen dem Regenbogen sehr sicht-

bar. In der Nähe des Rheinfalles stiegen wir aus und gingen den Weg hinab. Die Dämmerung trat ein, und wir hatten einen bösen Fußweg nach Schaffhausen.

Freitag, den 27 October.

Früh von Schaffhausen ab, auf der Straße nach Tübingen. Seitwärts am Wege sieht man die drey Basaltfelsen: Hohen-Twiel, Hohen-Krähen und Hohen-Höwen. Gegen Mittag in Engen. Geschichte des Bauern, der sein schlechtes Häuschen anmahlen ließ und darüber immer Einquartierung bekam. Abends in Tuttlingen.

Sonnabend, den 28 October.

Bis Bahlingen.

Aeußerungen der Schalkheit.

Auf Fragen schiefe Antworten.
Nichts loben.
Alles wo nicht tadeln, doch nicht recht finden und das Gegentheil wünschen.
Das Taubseyn.
Das Schweigen.
Temporär im Gegensatz der Gesprächigkeit des Mannes.
Perpetuirlich.

Ohnmacht wobei man gut hört.
Negative durch übelplacirte Thätigkeit.

Sonntag, den 29 October.

Bis Tübingen, wo wir zwey Tage verweilten.

An Schiller.

Tübingen, den 30 October.

Wir haben die Tour auf Basel aufgegeben und sind gerade auf Tübingen gegangen. Die Jahreszeit, Wetter und Weg, sind nun nicht mehr einladend, und da wir einmal nicht in der Ferne bleiben wollen, so können wir uns nun nach Hause wenden; welchen Weg wir nehmen, ist noch unentschieden.

Viel Glück zum Wallenstein! Ich wünsche, daß wenn wir kommen, ein Theil schon sichtbar seyn möge. Meyer grüßt bestens. Möchten wir Sie mit den Ihrigen recht gesund finden. Auf der Hälfte des Wegs, von Frankfurt oder Nürnberg, hören Sie noch einmal von uns.

Humboldt hat von München geschrieben: er geht nach Basel. Nochmals Lebewohl und Hoffnung baldigen Wiedersehens.

Mittwoch, den 1 November.

Früh 6 Uhr von Tübingen über Echterdingen, wo wir im Gasthof zum Hirsch Mittag hielten. Nachts in Stuttgart logirten wir im schwarzen Adler.

Donnerstag, den 2 November.

Morgens 5 Uhr von Stuttgart abgefahren auf der Straße nach Nürnberg. Bei Kannstadt, wo wir über den Neckar gingen, und später bei Waiblingen, trafen wir eine große Anzahl Wägen und Mehlfässer. Der Weg ging den ganzen Tag sehr angenehm an Hügeln vorbei und über Flächen mit Wiesen, Frucht- und Wein-Bau. Wir kamen durch manchen anmuthig gelegenen Ort und erreichten Abends Gmünd, die freie Reichsstadt an der Rems, mit grünen Matten und Gärten umgeben. Die Stadt hat zwey Wälle und manche sehr alte Häuser. Wir logirten in der Post.

Freitag, den 3 November.

Früh 6 Uhr aus Gmünd. Vor der Stadt große Wagenburg und Geschütz. Mittags in Aalen, wo wir schöne Mädchen sahen. Hinter Buch geht der Weg aufwärts nach Schwabsberg, wo man Ellwangen vor sich auf der Höhe sieht und die Jart unten im Thale fließt. Nachts in Ellwangen.

Sonnabend, den 4 November.

Früh von Ellwangen ab. Man fährt den Weg nach dem Schloß hinauf, dann auf der fruchtbaren Höhe fort, wo man gegenüber einen schönen Berg liegen sieht. Später führt der Weg in eine Tiefe durch Tannenwald, auf rothem sandigem Boden. Man sieht einige Fischteiche mit Wald umgeben.

Mittags in Dünkelsbühl. Die Stadt hat eine fruchtbare Lage, ist alt, aber reinlich und hat zwey Wälle. Nachts in Großen-Riedt.

Sonntag, den 5 November.

Morgens 6 Uhr von Großen-Riedt weiter. Man kommt durch kleine Waldpartien und Tannenwäldchen über fruchtbare Felder und durch ein Thal mit viel Hopfenbau und einigen Mühlen.

Gegen Abend in Schwabach. Die Stadt liegt in einem ganz flachen fruchtbaren Thale. Die innere Stadt ist alt, hat aber hie und da einige schöne neue Häuser. Besonders sind vor den Thoren viele meist ganz von Steinen aufgeführt. Wir logirten im Lamm.

*

Im stillen Busch den Bach hinab
Treibt Amor seine Spiele.
Und immer leise: dip, dip, dap,
So schleicht er nach der Mühle.

Es macht die Mühle: klapp, rap, rap;
So geht es stille dip, dip, dap
Was ich im Herzen fühle.

Da saß sie wie ein Täubchen
Und rückte sich am Häubchen
Und wendete sich ab;
Ich glaube gar sie lachte.
Und meine Kleider machte
Die Alte gleich zum Bündel.
Wie nur so viel Gesindel
Im Hause sich verbarg!
Es lärmten die Verwandten,
Und zwey verfluchte Tanten
Die machten's teuflisch arg.

Montag, den 6 November.

Früh von Schwabach auf gutem Wege über Reichelsdorf, Enbach und Schweinau nach Nürnberg, wo wir Vormittags 10 Uhr ankamen und im rothen Hahn Logis nahmen.

Nürnberg, den 10 November 1797.

An Schiller.

Wir haben zu unserer besondern Freude Knebeln hier angetroffen, und werden daher etwas länger als wir gedachten verweilen. Die Stadt bietet mancherlei Interessantes an: alte Kunstwerke, mechanische Arbeiten, so

wie sich auch über politische Verhältnisse manche Betrachtungen machen lassen. Ich sage Ihnen daher nur ein Wort des Grußes und sende ein Gedicht. Es ist das vierte zu Ehren der schönen Müllerin. Das dritte ist noch nicht fertig; es wird den Titel haben: Verrath, und die Geschichte erzählen, da der junge Mann in der Mühle übel empfangen wird.

Wir haben in dem freundlichen Zirkel der Kreisgesandten bereits einige frohe Tage verlebt, und gedenken erst den 15ten von hier abzugehen. Wir werden den geraden Weg über Erlangen, Bamberg und Cronach nehmen, und so hoffe ich denn in wenig Tagen das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu umarmen und über hundert Dinge ihre Gedanken zu erfragen.

Aus einer Reiſe

am Rhein, Main und Neckar

in den Jahren 1814 und 1815.

Zu des Rheins geſtreckten Hügeln,
Hochgeſegneten Gebreiten,
Auen die den Fluß beſpiegeln,
Weingeſchmückten Landesweiten,
Mögt, mit Gedankenflügeln,
Ihr den treuen Freund begleiten.

Inhalt.

1. Sanct-Rochus-Fest zu Bingen.
2. Im Rheingau Herbsttage.
3. Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar.

Sanct-

Verſunken.

Voll Locken kraus ein Haupt ſo rund! —
Und darf ich dann in ſolchen reichen Haaren
Mit vollen Händen hin und wieder fahren,
Da fühl' ich mich von Herzensgrund geſund.
Und küß ich Stirne, Bogen, Auge, Mund,
Dann bin ich friſch und immer wieder wund.
Der fünfgezackte Kamm wo ſollt' er ſtocken?
Er kehrt ſchon wieder zu den Locken.
Das Ohr verſagt ſich nicht dem Spiel,
Hier iſt nicht Fleiſch, hier iſt nicht Haut,
So zart zum Scherz, ſo liebeviel!
Doch wie man auf dem Köpfchen kraut,
Man wird in ſolchen reichen Haaren
Für ewig auf und nieder fahren.
So haſt du, Hafis, auch gethan,
Wir fangen es von vornen an.

Sanct-Rochus-Feſt zu Bingen.

Am 16 Auguſt 1814.

Vertraute, geſellige Freunde, welche ſchon wochenlang in Wiesbaden der heilſamen Cur genoſſen, empfanden eines Tages eine gewiſſe Unruhe, die ſie durch Ausführung längſt gehegter Vorſätze zu beſchwichtigen ſuchten. Mittag war ſchon vorbei und doch ein Wagen augenblicklich beſtellt, um den Weg in's angenehme Rheingau zu ſuchen. Auf der Höhe über Bieberich erſchaute man das weite, prächtige Flußthal mit allen Anſiedelungen innerhalb der fruchtbarſten Gauen. Doch war der Anblick nicht vollkommen ſo ſchön, als man ihn am frühen Morgen ſchon öfters genoſſen, wenn die aufgehende Sonne ſo viel weißangeſtrichene Haupt- und Giebel-Seiten unzähliger Gebäude, größerer und kleinerer, am Fluſſe und auf den Höhen beleuchtete. In der weiteſten Ferne glänzte dann vor allen das Kloſter Johannisberg, einzelne Lichtpunkte lagen dieß- und jenſeits des Fluſſes ausgeſäet.

Damit wir aber ſogleich erführen daß wir uns in ein frommes Land bewegten, entgegnete uns vor Mosbach

ein italiänischer Gypsgießer, auf dem Haupte sein wohlbeladenes Bret gar kühnlich im Gleichgewichte schwenkend. Die darauf schwebenden Figuren aber waren nicht etwa, wie man sie nordwärts antrifft, farblose Götter- und Helden-Bilder, sondern, der frohen und heitern Gegend gemäß, bunt angemahlte Heilige. Die Mutter Gottes thronte über allen; aus den vierzehn Nothhelfern waren die vorzüglichsten auserlesen; der heilige Rochus, in schwarzer Pilgerkleidung, stand voran, neben ihm sein bredtragendes Hündlein.

Nun fuhren wir bis Schierstein durch breite Kornfelder, hie und da mit Nußbäumen geschmückt. Dann erstreckt sich das fruchtbare Land links an den Rhein, rechts an die Hügel, die sich nach und nach dem Wege näher ziehen. Schön und gefährlich erscheint die Lage von Walluf, unter einem Rheinbusen, wie auf einer Landzunge. Durch reich befruchtete, sorgfältig unterstützte Obstbäume hindurch sah man Schiffe segeln, lustig, doppelt begünstigt, stromabwärts.

Auf das jenseitige Ufer wird das Auge gezogen; wohlgebaute, große, von fruchtbaren Gauen umgebene Ortschaften zeigen sich, aber bald muß der Blick wieder herüber: in der Nähe steht eine Capellenruine, die, auf grüner Matte, ihre mit Epheu begränten Mauern wundersam reinlich, einfach und angenehm erhebt. Rechts nun schieben Rebhügel sich völlig an den Weg heran.

In dem Städtchen Walluf tiefer Friede, nur die

Einquartierungskreide an den Hausthüren noch nicht ausgelöscht. Weiterhin erscheint Weinbau zu beiden Seiten. Selbst auf flachem, wenig abhängigem Boden wechseln Rebstücke und Kornfelder, entfernetere Hügel rechts ganz bedeckt von Rebgeländern.

Und so, in freier umhügelter, zuletzt nordwärts von Bergen umkränzter Fläche liegt Elfeld, gleichfalls nah am Rheine, gegenüber einer großen bebauten Aue. Die Thürme einer alten Burg so wie der Kirche deuten schon auf eine größere Landstadt, die sich auch inwendig, durch ältere, architektonisch verzierte Häuser und sonst auszeichnet.

Die Ursachen, warum die ersten Bewohner dieser Ortschaften sich an solchen Plätzen angesiedelt, auszumitteln, würde ein angenehmes Geschäft seyn. Bald ist es ein Bach der von der Höhe nach dem Rhein fließt, bald günstige Lage zum Landen und Ausladen, bald sonst irgend eine örtliche Bequemlichkeit.

Man sieht schöne Kinder und erwachsen wohlgebildete Menschen, alle haben ein ruhiges, keineswegs ein hastiges Ansehen. Lustfuhren und Lustwandler begegneten uns fleißig, letztere öfters mit Sonnenschirmen. Die Tageshitze war groß, die Trockenheit allgemein, der Staub höchst beschwerlich.

Unter Elfeld liegt ein neues, prächtiges, von Kunstgärten umgebenes Landhaus. Noch sieht man Fruchtbau auf der Fläche links, aber der Weinbau vermehrt

ſich. Orte drängen ſich, Höfe fügen ſich dazwiſchen, ſo daß ſie, hintereinander geſehen, ſich zu berühren ſcheinen.

Alles dieſes Pflanzenleben der Flächen und Hügel gedeiht in einem Kiesboden, der mehr oder weniger mit Leimen gemiſcht, den in die Tiefe wurzelnden Weinſtock vorzüglich begünſtigt. Die Gruben die man zu Ueberſchüttung der Heerſtraße ausgegraben, zeigen auch nichts anderes.

Erbach iſt, wie die übrigen Orte, reinlich gepflaſtert, die Straßen trocken, die Erdgeſchoſſe bewohnt und, wie man durch die offenen Fenſter ſehen kann, reinlich eingerichtet. Abermals folgt ein palaſtähnliches Gutsgebäude, die Gärten erreichen den Rhein, köſtliche Terraſſen und ſchattige Lindengänge durchſchaut man mit Vergnügen.

Der Rhein nimmt hier einen andern Charakter an: es iſt nur ein Theil deſſelben, die vorliegende Aue beſchränkt ihn und bildet einen mäßigen aber friſch und kräftig ſtrömenden Fluß. Nun rücken die Rebhügel der rechten Seite ganz an den Weg heran, von ſtarken Mauern getragen, in welchen eine vertiefte Blende die Aufmerkſamkeit an ſich zieht. Der Wagen hält ſtill, man erquickt ſich an einem reichlich quellenden Röhrwaſſer; dieſes iſt der Marktbrunnen, von welchem der auf der Hügelſtrecke gewonnene Wein ſeinen Namen hat.

Die Mauer hört auf, die Hügel verflächen ſich, ihre

ſanften Seiten und Rücken ſind mit Weinſtöcken überdrängt. Links Fruchtbäume. Nah am Fluß Weidichte, die ihn verſtecken.

Durch Hattenheim ſteigt die Straße; auf der, hinter dem Ort, erreichten Höhe iſt der Lehmenboden weniger kieſig. Von beiden Seiten Weinbau, links mit Mauern eingefaßt, rechts abgeböſcht. Reichardtshauſen, ehemaliges Kloſtergut, jetzt der Herzogin von Naſſau gehörig. Die letzte Mauerecke durchbrochen, zeigt einen anmuthig beſchatteten Akazienſitz.

Reiche, ſanfte Fläche auf der fortlaufenden Höhe, dann aber zieht ſich die Straße wieder an den Fluß, der bisher tief und entfernt gelegen. Hier wird die Ebene zu Feld- und Garten-Bau benutzt, die mindeſte Erhöhung zu Wein. Oeſtreich in einiger Entfernung vom Waſſer, auf anſteigendem Boden, liegt ſehr anmuthig: denn hinter dem Orte ziehen ſich die Weinhügel bis an den Fluß, und ſo fort bis Mittelheim, wo ſich der Rhein in herrlicher Breite zeigt. Langenwinkel folgt unmittelbar; den Beinamen des Langen verdient es, ein Ort bis zur Ungeduld der Durchfahrenden in die Länge gezogen, Winkelhaftes läßt ſich dagegen nichts bemerken.

Vor Geiſenheim erſtreckt ſich ein flaches, niederes Erdreich bis an den Strom, der es wohl noch jetzt bei hohem Waſſer überſchwemmt; es dient zu Garten- und Klee-Bau. Die Aue im Fluß, das Städtchen am

Ufer ziehen ſich ſchön gegen einander; die Ausſicht jenſeits wird freier. Ein weites hüglichtes Thal bewegt ſich, zwiſchen zwey anſteigenden Höhen, gegen den Hundsrück zu.

Wie man ſich Rüdesheim nähert, wird die niedere Fläche links immer auffallender, und man faßt den Begriff, daß in der Urzeit, als das Gebirge bei Bingen noch verſchloſſen geweſen, das hier aufgehaltene, zurückgeſtauchte Waſſer dieſe Niederung ausgeglichen, und endlich, nach und nach ablaufend und fortſtrömend, das jetzige Rheinbett daneben gebildet habe.

Und ſo gelangten wir in weniger als viertehalb Stunden nach Rüdesheim, wo uns der Gaſthof zur Krone, unfern des Thores anmuthig gelegen, ſogleich anlockte.

Er iſt an einen alten Thurm angebaut, und läßt aus den vordern Fenſtern rheinabwärts, aus der Rückſeite rheinaufwärts blicken; doch ſuchten wir bald das Freie. Ein vorſpringender Steinbau iſt der Platz, wo man die Gegend am reinſten überſchaut. Flußaufwärts ſieht man von hier die bewachſenen Auen, in ihrer ganzen perſpectiviſchen Schönheit. Unterwärts am gegenſeitigen Ufer, Bingen, weiter hinabwärts den Mäuſethurm im Fluſſe.

Von Bingen heraufwärts erſtreckt ſich, nahe am Strom, ein Hügel gegen das obere flache Land. Er läßt ſich als Vorgebirg in den alten höhern Waſſern

denken. An ſeinem öſtlichen Ende ſieht man eine Capelle, dem heiligen Rochus gewidmet, welche ſo eben vom Kriegsverderben wieder hergeſtellt wird. An einer Seite ſtehen noch die Rüſtſtangen; deſſen ungeachtet aber ſoll morgen das Feſt gefeiert werden. Man glaubte, wir ſeyen deßhalb hergekommen und verſpricht uns viel Freude.

Und ſo vernahmen wir denn: daß während der Kriegszeiten, zu großer Betrübniß der Gegend, dieſes Gotteshaus entweiht und verwüſtet worden. Zwar nicht gerade aus Willkür und Muthwillen, ſondern weil hier ein vortheilhafter Poſten die ganze Gegend überſchaute, und einen Theil derſelben beherrſchte. Und ſo war das Gebäude denn aller gottesdienſtlichen Erforderniſſe, ja aller Zierden beraubt, durch Bivouacqs angeſchmaucht und verunreinigt, ja durch Pferdeſtallung geſchändet.

Deßwegen aber ſank der Glaube nicht an den Heiligen, welcher die Peſt und anſteckende Krankheiten von Gelobenden abwendet. Freilich war an Wallfahrten hieher nicht zu denken: denn der Feind argwöhniſch und vorſichtig, verbot alle frommen Auf- und Umzüge, als gefährliche Zuſammenkünfte, Gemeinſinn befördernd und Verſchwörungen begünſtigend. Seit vier und zwanzig Jahren konnte daher dort oben kein Feſt gefeiert werden. Doch wurden benachbarte Gläubige, welche von den Vortheilen örtlicher Wallfahrt ſich überzeugt fühlten,

durch große Noth gedrängt, das Aeußerſte zu verſuchen. Hiervon erzählen die Rüdesheimer folgendes merkwürdige Beiſpiel. In tiefer Winternacht erblickten ſie einen Fackelzug, der ſich ganz unerwartet, von Bingen aus, den Hügel hinauf bewegte, endlich um die Capelle verſammelte, dort, wie man vermuthen konnen, ſeine Andacht verrichtete. Inwiefern die damaligen franzöſiſchen Behörden dem Drange dieſer Gelobenden nachgeſehen, da man ſich ohne Vergünſtigung dergleichen wohl kaum unterfangen hätte, iſt niemals bekannt geworden, ſondern das Geſchehene blieb in tiefer Stille begraben.

Alle Rüdesheimer jedoch, die an's Ufer laufend, von dieſem Schauſpiel Zeugen waren, verſichern: ſeltſamer und ſchauderhafter in ihrem Leben nichts geſehen zu haben.

Wir gingen ſachte den Strand hinab, und wer uns auch begegnete, freute ſich über die Wiederherſtellung der nachbarlichen heiligen Stätte: denn obgleich Bingen vorzüglich dieſe Erneuerung und Belebung wünſchen muß, ſo iſt es doch eine fromme und frohe Angelegenheit für die ganze Gegend, und deßhalb eine allgemeine Freude auf morgen.

Denn der gehinderte, unterbrochene, ja oft aufgehobene Wechſelverkehr der beiden Rheinufer, nur durch den Glauben an dieſen Heiligen unterhalten, ſoll glänzend wieder hergeſtellt werden. Die ganze umliegende Gegend iſt in Bewegung, alte und neue Gelübde dank-

bar abzutragen. Dort will man ſeine Sünde bekennen, Vergebung erhalten, in der Maſſe ſo vieler zu erwartenden Fremden längſt vermißten Freunden wieder begegnen.

Unter ſolchen frommen und heitern Ausſichten, wobei wir den Fluß und das jenſeitige Ufer nicht aus dem Auge ließen, waren wir, das weit ſich erſtreckende Rädesheim hinab, zu dem alten, römiſchen Caſtell gelangt, das, am Ende gelegen, durch treffliche Mauerung ſich erhalten hat. Ein glücklicher Gedanke des Beſitzers, des Herrn Grafen Ingelheim, bereitete hier jedem Fremden eine ſchnell belehrende und erfreuliche Ueberſicht.

Man tritt in einen brunnenartigen Hof: der Raum iſt eng, hohe ſchwarze Mauern ſteigen wohlgefügt in die Höhe, rauh anzuſehen, denn die Steine ſind äußerlich unbehauen, eine kunſtloſe Ruſtica. Die ſteilen Wände ſind durch neu angelegte Treppen erſteiglich; in dem Gebäude ſelbſt findet man einen eigenen Contraſt wohleingerichteter Zimmer und großer, wüſter, von Wachfeuern und Rauch geſchwärzter Gewölbe. Man windet ſich ſtufenweiſe durch finſtere Mauerſpalten hindurch und findet zuletzt, auf thurmartigen Zinnen, die herrlichſte Ausſicht. Nun wandeln wir in der Luft hin und wieder, indeſſen wir Gartenanlagen, in den alten Schutt gepflanzt, neben uns bewundern. Durch Brücken ſind Thürme, Mauerhöhen und Flächen zuſammengehängt,

heitere Gruppen von Blumen und Strauchwerk dazwiſchen; ſie waren dießmal regenbedürftig, wie die ganze Gegend.

Nun, im klaren Abendlichte, lag Rüdesheim vor und unter uns. Eine Burg der mittlern Zeit, nicht fern von dieſer uralten. Dann iſt die Ausſicht reizend über die unſchätzbaren Weinberge; ſanftere und ſteilere Kieshügel, ja Felſen und Gemäuer, ſind zu Anpflanzung von Reben benutzt. Was aber auch ſonſt noch von geiſtlichen und weltlichen Gebäuden dem Auge begegnen mag, der Johannisberg herrſcht über alles.

Nun mußte denn wohl, im Angeſicht ſo vieler Rebhügel, des Eilfers in Ehren gedacht werden. Es iſt mit dieſem Weine wie mit dem Namen eines großen und wohlthätigen Regenten: er wird jederzeit genannt, wenn auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede kommt; eben ſo iſt auch ein gutes Weinjahr in aller Munde. Ferner hat denn auch der Eilfer die Haupteigenſchaft des Trefflichen: er iſt zugleich köſtlich und reichlich.

In Dämmerung verſank nach und nach die Gegend. Auch das Verſchwinden ſo vieler bedeutender Einzelheiten ließ uns erſt recht Werth und Würde des Ganzen fühlen, worin wir uns lieber verloren hätten; aber es mußte geſchieden ſeyn.

Unſer Rückweg ward aufgemuntert durch fortwährendes Kanoniren von der Capelle her. Dieſer kriegeriſche Klang gab Gelegenheit an der Wirthstafel des

Bedenklich.

Soll ich von Smaragden reden,
Die dein Finger niedlich zeigt?
Manchmal iſt ein Wort vonnöthen,
Oft iſt's beſſer daß man ſchweigt.

Alſo ſag' ich: daß die Farbe
Grün und augerquicklich ſey!
Sage nicht: daß Schmerz und Narbe
Zu befürchten nah dabei.

Immerhin! du magſt es leſen!
Warum übſt du ſolche Macht!
„So gefährlich iſt dein Weſen
Als erquicklich der Smaragd.“

hohen Hügelpunktes als militäriſchen Poſtens zu gedenken. Man ſieht von da das ganze Rheingau hinauf, und unterſcheidet die meiſten Ortſchaften, die wir auf dem Herwege genannt.

Zugleich machte man uns aufmerkſam, daß wir von der Höhe über Bieberich ſchon die Rochus-Capelle, als weißen Punkt von der Morgenſonne beleuchtet, deutlich öfters müßten geſehen haben, deſſen wir uns denn auch gar wohl erinnerten.

Bei allem dieſem konnte es denn nicht fehlen, daß man den heiligen Rochus als einen würdigen Gegenſtand der Verehrung betrachtete, da er, durch das gefeſſelte Zutrauen, dieſen Hader- und Kriegs-Poſten augenblicklich wieder zum Friedens- und Verſöhnungs-Poſten umgeſchaffen.

Indeſſen hatte ſich ein Fremder eingefunden und zu Tiſche geſetzt, den man auch als einen Wallfahrer betrachtete und deßhalb ſich um ſo unbefangener zum Lobe des Heiligen erging. Allein zu großer Verwunderung der wohlgeſinnten Geſellſchaft fand ſich, daß er, obgleich Katholik, gewiſſermaßen ein Widerſacher des Heiligen ſey. Am ſechzehnten Auguſt, als am Feſttage, während ſo viele den heiligen Rochus feierten, brannte ihm das Haus ab. Ein anderes Jahr, am ſelbigen Tage, wurde ſein Sohn bleſſirt; den dritten Fall wollte er nicht bekennen.

Ein kluger Gaſt verſetzte darauf: bei einzelnen Fäl-

len komme es hauptsächlich darauf an, daß man sich an den eigentlichen Heiligen wende, in dessen Fach die Angelegenheit gehöre. Der Feuersbrunst zu wehren, sey St. Florian beauftragt; den Wunden verschaffe St. Sebastian Heilung; was den dritten Punkt betreffe, so wisse man nicht ob St. Hubertus vielleicht Hülfe geschafft hätte? Im übrigen sey den Gläubigen genugsamer Spielraum gegeben, da im Ganzen vierzehn heilige Nothhelfer aufgestellt worden. Man ging die Tugenden derselben durch und fand daß es nicht Nothhelfer genug geben könne.

Um dergleichen, selbst in heiterer Stimmung, immer bedenkliche Betrachtungen los zu werden, trat man heraus unter den brennend gestirnten Himmel, und verweilte so lange, daß der darauf folgende tiefe Schlaf als Null betrachtet werden konnte, da er uns vor Sonnenaufgang verließ. Wir treten sogleich heraus, nach den grauen Rheinschluchten hinab zu blicken, ein frischer Wind blies von dorther uns in's Angesicht, günstig den Herüber- wie den Hinüberfahrenden.

Schon jetzt sind die Schiffer sämmtlich rege und beschäftigt, die Segel werden bereitet, man feuert von oben, den Tag anzufangen wie man ihn Abends angekündigt. Schon zeigen sich einzelne Figuren und Geselligkeiten, als Schattenbilder am klaren Himmel, um die Capelle und auf dem Bergrücken, aber Strom und Ufer sind noch wenig belebt.

Leidenschaft zur Naturkunde reizt uns eine Sammlung zu betrachten, wo die metallischen Erzeugnisse des Westerwaldes, nach dessen Länge und Breite, auch vorzügliche Minern von Rheinbreitenbach vorliegen sollten. Aber diese wissenschaftliche Betrachtung wäre uns fast zum Schaden gediehen: denn als wir zum Ufer des Rheins zurückkehren, finden wir die Abfahrenden in lebhaftester Bewegung. Massenweise strömen sie an Bord und ein überdrängtes Schiff nach dem andern stößt ab.

Drüben, am Ufer her, sieht man Schaaren ziehen, Wagen fahren, Schiffe aus den obern Gegenden landen daselbst. Den Berg aufwärts wimmelt's bunt von Menschen, auf mehr oder weniger gähen Fußpfaden, die Höhe zu ersteigen bemüht. Fortwährendes Kanoniren deutet auf eine Folge wallfahrender Ortschaften.

Nun ist es Zeit! auch wir sind mitten auf dem Flusse, Segel und Ruder wetteifern mit Hunderten. Ausgestiegen bemerken wir sogleich, mit geologischer Vorliebe, am Fuße des Hügels wundersame Felsen. Der Naturforscher wird von dem heiligen Pfade zurückgehalten. Glücklicherweise ist ein Hammer bei der Hand. Da findet sich ein Conglomerat, der größten Aufmerksamkeit würdig. Ein, im Augenblicke des Werdens, zertrümmertes Quarzgestein, die Trümmer scharfkantig, durch Quarzmasse wieder verbunden. Ungeheure Festigkeit hindert uns mehr als kleine Brockchen zu gewinnen. —

Mögе bald ein reisender Naturforscher diese Felsen näher untersuchen, ihr Verhältniß zu den ältern Gebirgsmassen unterwärts bestimmen, mir davon gefälligst Nachricht, nebst einigen belehrenden Musterstücken zukommen lassen! Dankbar würde ich es erkennen.

Den steilsten, zickzack über Felsen springenden Steig erklommen wir mit Hundert und aber Hunderten, langsam, öfters rastend und scherzend. Es war die Tafel des Lebens im eigentlichsten Sinne, bewegt, lebendig; nur daß hier nicht so viel ableitende Nebenwege statt fanden.

Oben um die Capelle finden wir Drang und Bewegung. Wir dringen mit hinein. Der innere Raum, ein beinahe gleiches Viereck, jede Seite von etwa dreyßig Fuß, das Chor im Grunde vielleicht zwanzig. Hier steht der Hauptaltar, nicht modern, aber im wohlhäbigen katholischen Kirchengeschmack. Er steigt hoch in die Höhe und die Capelle überhaupt hat ein recht freies Ansehen. Auch in den nächsten Ecken des Haupt-Vierecks zwey ähnliche Altäre, nicht beschädigt, alles wie vor Zeiten. Und wie erklärt man sich dieß in einer jüngst zerstörten Kirche?

Die Menge bewegte sich von der Hauptthür gegen den Hochaltar, wandte sich dann links, wo sie einer im Glassarge liegenden Reliquie große Verehrung bezeigte. Man betastete den Kasten, bestrich ihn, segnete sich und verweilte so lange man konnte; aber einer verdrängte den

andern, und ſo ward auch ich im Strome vorbei und zur Seitenpforte hinausgeſchoben.

Aeltere Männer von Bingen treten zu uns, den Herzoglich Naſſauiſchen Beamten, unſern werthen Geleitsmann, freundlich zu begrüßen, ſie rühmen ihn als einen guten und hülfreichen Nachbar, ja, als den Mann, der ihnen möglich gemacht, das heutige Feſt mit Anſtand zu feiern. Nun erfahren wir, daß, nach aufgehobenem Kloſter Eibingen, die innern Kircheneerforderniſſe, Altäre, Kanzel, Orgel, Bet- und Beichtſtühle, an die Gemeine zu Bingen, zu völliger Einrichtung der Rochus-Capelle um ein Billiges überlaſſen worden. Da man ſich nun von proteſtantiſcher Seite dergeſtalt förderlich erwieſen, gelobten ſämmtliche Bürger Bingens, gedachte Stücke perſönlich herüber zu ſchaffen. Man zog nach Eibingen, alles ward ſorgfältig abgenommen, der einzelne bemächtigte ſich kleinerer, mehrere der größern Theile, und ſo trugen ſie, Ameiſen gleich, Säulen und Geſimſe, Bilder und Verzierungen herab an das Waſſer; dort wurden ſie, gleichfalls dem Gelübde gemäß, von Schiffern eingenommen, übergeſetzt, am linken Ufer ausgeſchifft und abermals, auf frommen Schultern, die mannichfaltigen Pfade hinaufgetragen. Da nun das alles zugleich geſchah, ſo konnte man von der Capelle herabſchauend, über Land und Fluß, den wunderbarſten Zug ſehen, indem Geſchnitztes und Gemahltes, Vergoldetes und Lackirtes, in bunter Folgereihe ſich bewegte; dabei genoß

man des angenehmen Gefühls daß jeder, unter seiner Last und bei seiner Bemühung, Segen und Erbauung sein ganzes Leben hoffen durfte. Die auch herübergeschaffte noch nicht aufgestellte Orgel wird nächstens auf einer Galerie, dem Hauptaltar gegenüber, Platz finden. Nun lös'te sich erst das Räthsel, man beantwortet sich die aufgeworfene Frage: wie es komme daß alle diese Zierden schon verjährt und doch wohlerhalten, unbeschädigt, und doch nicht neu in einem erst hergestellten Raum sich zeigen konnten.

Dieser jetzige Zustand des Gotteshauses muß uns um so erbaulicher seyn, als wir dabei an den besten Willen, wechselseitige Beihülfe, planmäßige Ausführung und glückliche Vollendung erinnert werden. Denn daß alles mit Ueberlegung geschehen, erhellt nicht weniger aus folgendem: der Hauptaltar aus einer weit größeren Kirche sollte hier Platz finden, und man entschloß sich die Mauern um mehrere Fuß zu erhöhen, wodurch man einen anständigen, ja reich verzierten Raum gewann. Der ältere Gläubige kann nun vor demselbigen Altar auf dem linken Rheinufer knien, vor welchem er, von Jugend an, auf dem rechten gebetet hatte.

Auch war die Verehrung jener heiligen Gebeine schon längst herkömmlich. Diese Ueberreste des heiligen Ruprechts, die man sonst zu Eibingen gläubig berührt und hülfreich gepriesen hatte, fand man hier wieder. Und

so

ſo manchen belebt ein freudiges Gefühl einem längſt erprobten Gönner wieder in die Nähe zu treten. Hiebei bemerke man wohl, daß es ſich nicht gezieme hätte, dieſe Heiligthümer in den Kauf mit einzuſchließen, oder zu irgend einem Preis anzuſchlagen; nein, ſie kamen vielmehr durch Schenkung als fromme Zugabe gleichfalls nach St. Rochus. Möchte man doch überall, in ähnlichen Fällen, mit gleicher Schonung verfahren ſeyn!

Und nun ergreift uns das Gewühl! tauſend und aber tauſend Geſtalten ſtreiten ſich um unſere Aufmerkſamkeit. Dieſe Völkerſchaften ſind an Kleidertracht nicht auffallend verſchieden, aber von der mannichfaltigſten Geſichtsbildung. Das Getümmel jedoch läßt keine Vergleichung aufkommen; allgemeine Kennzeichen ſuchte man vergebens in dieſer augenblicklichen Verworrenheit, man verliert den Faden der Betrachtung, man läßt ſich in's Leben hineinziehen.

Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfeſt ſie fordert, ſtehen unfern der Capelle. Voran geordnet ſieht man Kerzen, gelbe, weiße, gemahlte, dem verſchiedenen Vermögen der Weihenden angemeſſen. Gebetbücher folgen, Officium zu Ehren des Gefeierten. Vergebens fragten wir nach einem erfreulichen Hefte, wodurch uns ſein Leben, Leiſten und Leiden klar würde; Roſenkränze jedoch aller Art fanden ſich häufig. Sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernüſſe und mancherlei

Buttergebackenes gesorgt, nicht weniger für Spielsachen und Galanterie-Waaren, Kinder verschiedenen Alters anzulocken.

Processionen dauerten fort. Dörfer unterschieden sich von Dörfern, der Anblick hätte einem ruhigen Beobachter wohl Resultate verliehen. Im Ganzen durfte man sagen: die Kinder schön, die Jugend nicht, die alten Gesichter sehr ausgearbeitet, mancher Greis befand sich darunter. Sie zogen mit Angesang und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten schwankten, eine große und größere Kerze erhob sich Zug für Zug. Jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen rosenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen geziert. Anmuthig und einzig war ein Jesuskind, ein großes Kreuz haltend und das Marterinstrument freundlich anblickend. Ach! rief ein zartfühlender Zuschauer: ist nicht jedes Kind, das fröhlich in die Welt hinein sieht, in demselben Falle! Sie hatten es in neuen Goldstoff gekleidet, und es nahm sich, als Jugendfürstchen, gar hübsch und heiter aus.

Eine große Bewegung aber verkündet: nun komme die Hauptprocession von Bingen herauf. Man eilt den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erstaunt man auf einmal über den schönen herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Scene. Die Stadt, an sich wohl gebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen

um sie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe herauskommt. Und nun der Rhein, der Mäusethurm, die Ehrenburg! Im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt.

Die Procession kommt bergauf, gereiht und geordnet wie die übrigen. Vorweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein. Getragen der heilige Rochus, in schwarzsammtenem Pilgerkleide, dazu, von gleichem Stoff, einen langen goldverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, das Brod zwischen den Zähnen haltend, hervorschaut. Folgen sogleich mittlere Knaben in kurzen, schwarzen Pilgerkutten, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern glaubt' ich Schiffer zu erkennen, Menschen, die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben.

Ein rothseidener Baldachin wankte herauf, unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen, von Geistlichwürdigen umgeben, von östreichischen Kriegern begleitet, gefolgt von zeitigen Autoritäten. So ward vorgeschritten, um dieß politisch-religiöse Fest zu feiern, welches für ein Symbol gelten sollte des wie-

dergewonnenen linken Rheinufers, so wie der Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen.

Sollte ich aber die allgemeinsten Eindrücke kürzlich aussprechen, die alle Processionen bei mir zurückließen, so würde ich sagen: die Kinder waren sämmtlich froh, wohlgemuth und behäglich, als bei einem neuen, wundersamen, heitern Ereigniß. Die jungen Leute dagegen traten gleichgültig anher. Denn sie, in böser Zeit geborne, konnte das Fest an nichts erinnern, und wer sich des Guten nicht erinnert, hofft nicht. Die Alten aber waren alle gerührt, als von einem glücklichen, für sie unnütz zurückkehrenden Zeitalter. Hieraus ersehen wir, daß des Menschen Leben nur in sofern etwas werth ist, als es eine Folge hat.

Nun aber ward von diesem edlen und vielfachwürdigen Vorschreiten der Betrachter unschicklich abgezogen und weggestört, durch einen Lärm im Rücken, durch ein wunderliches, gemein-heftiges Geschrei. Auch hier wiederholte sich die Erfahrung, daß ernste, traurige, ja schreckliche Schicksale oft durch ein unversehenes abgeschmacktes Ereigniß, als von einem lächerlichen Zwischenspiel, unterbrochen werden.

An dem Hügel rückwärts entsteht ein seltsames Rufen, es sind nicht Töne des Haders, des Schreckens, der Wuth, aber doch wild genug. Zwischen Gestein und Busch und Gestripp irrt eine aufgeregte, hin und wieder laufende Menge, rufend: halt! — hier! — da! —

Liebchen, ach! im ſtarren Bande
Zwängen ſich die freien Lieder,
Die im reinen Himmelslande
Munter flogen hin und wieder.
Allem iſt die Zeit verderblich,
Sie erhalten ſich allein!
Jede Zeile ſoll unſterblich,
Ewig wie die Liebe ſeyn.

dort! — nun! — hier! nun heran! — ſo ſchallt es mit allerlei Tönen; Hunderte beſchäftigen ſich laufend, ſpringend, mit haſtigem Ungeſtüm, als jagend und verfolgend. Doch gerade in dem Augenblick als der Biſchof mit dem hochehrwürdigen Zug die Höhe erreicht, wird das Räthſel gelöſ't.

Ein flinker derber Burſche läuft hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweiſen. Das arme ſchuldloſe Thier, durch die Bewegung der andringenden frommen Menge aufgeſchreckt, abgeſchnitten von ſeinem Bau, wird, am ſchonungsreichſten Feſte, von den immer unbarmherzigen Menſchen, im ſegenvollſten Augenblicke getödtet.

Gleichgewicht und Ernſt war jedoch alſobald wieder hergeſtellt, und die Aufmerkſamkeit auf eine neue, ſtaatlich heranziehende Proceſſion gelockt. Denn, indem der Biſchof nach der Kirche zuwallte, trat die Gemeinde von Bidenheim ſo zahlreich als anſtändig heran. Auch hier mißlang der Verſuch, den Charakter dieſer einzelnen Ortſchaft zu erforſchen. Wir, durch ſo viel Verwirrendes verwirrt, ließen ſie, in die immer wachſende Verwirrung ruhig dahinziehen.

Alles drängte ſich nun gegen die Capelle und ſtrebte zu derſelben hinein. Wir, durch die Wege ſeitwärts geſchoben, verweilten im Freien, um an der Rückſeite des Hügels der weiten Ausſicht zu genießen, die ſich in das Thal eröffnet, in welchem die Nahe ungeſehen heranſchleicht. Hier beherrſcht ein geſundes Auge die mannich-

faltigste fruchtbarste Gegend, bis zu dem Fuße des Donnersbergs, dessen mächtiger Rücken den Hintergrund majestätisch abschließt.

Nun wurden wir aber sogleich gewahr, daß wir uns dem Lebensgenusse näherten. Gezelte, Buden, Bänke, Schirme aller Art standen hier aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang uns entgegen. Beschäftigt fanden wir eine junge thätige Wirthin, umgehend einen glühenden weiten Aschenhaufen, frische Würste — sie war eine Metzgers Tochter — zu braten. Durch eigenes Handreichen und vieler flinker Diener unabläßige Bemühung, wußte sie einer solchen Masse von zuströmenden Gästen genug zu thun.

Auch wir, mit fetter dampfender Speise, nebst frischem trefflichem Brod reichlich versehen, bemühten uns Platz an einem geschirmten langen, schon besetzten Tische zu nehmen. Freundliche Leute rückten zusammen, und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarschaft, ja liebenswürdiger Gesellschaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuten Fest gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein wie die Alten. Braune Krüglein, mit weißem Namenszug des Heiligen, rundeten im Familienkreise. Auch wir hatten dergleichen angeschafft und setzten sie wohlgefüllt vor uns nieder.

Da ergab sich nun der große Vortheil solcher Volksversammlung, wenn, durch irgend ein höheres Interesse,

mit den stärksten Farben dargestellt, also geschlossen habe:

„Ihr überzeugt euch also hieraus, andächtige, zu Reu und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcherweise mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: der Wein erfreuet des Menschen Herz! Daraus erhellet daß wir, uns und andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht keiner, der nicht zwey Maß Wein zu sich nähme, ohne deßhalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Maß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst geräth, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten, Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Uebermaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen, und seines Gleichen verächtlich.

„Wer aber bei dem Genuß von vier Maß, ja von fünfen und sechsen, noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinem Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich im Stande findet; auch der genieße sein bescheiden Theil, und nehme es mit Dank dahin. Er hüte sich aber, ohne

besondere Prüfung, weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemanden die besondere Gnade verleiht acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir nun aber nicht nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend jemand losgefahren sey, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt, oder wohl gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr ihr alle mir das Zeugniß geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vortheil meines Nächsten mich thätig finden zu lassen: so darf ich wohl mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.

„Und ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein jeder, damit er nach dem Willen des Gebers, am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheiden Theil dahin. Und, auf daß ein solches geschehe, alles Uebermaß dagegen verbannt sey, handelt sämmtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet alles und das Beste behaltet.“

•

Und so konnte es denn nicht fehlen, daß der Hauptgegenstand alles Gesprächs der Wein blieb, wie er es gewesen. Da erhebt sich denn sogleich ein Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewächse, und hier ist erfreu-

lich zu sehen, daß die Magnaten unter sich keinen Rangstreit haben. Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer lassen einander gelten, nur unter den Göttern mindern Ranges herrscht Eifersucht und Neid. Hier ist denn besonders der sehr beliebte Asmannshäuser rothe vielen Anfechtungen unterworfen. Einen Weinbergsbesitzer von Oberingelheim hört' ich behaupten: der ihrige gebe jenem wenig nach. Der Eilfer solle köstlich gewesen seyn, davon sich jedoch kein Beweis führen lasse, weil er schon ausgetrunken sey. Dieß wurde von den Beisitzenden gar sehr gebilligt, weil man rothe Weine gleich in den ersten Jahren genießen müsse.

Nun rühmte dagegen die Gesellschaft von der Nahe einen in ihrer Gegend wachsenden Wein, der Monzinger genannt. Er soll sich leicht und angenehm wegtrinken, aber doch, ehe man sich's versieht, zu Kopfe steigen. Man lud uns darauf ein. Er war zu schön empfohlen, als daß wir nicht gewünscht hätten, in so guter Gesellschaft, und wäre es mit einiger Gefahr, ihn zu kosten und uns an ihm zu prüfen.

Auch unsere braunen Krüglein kamen wiederum gefüllt zurück, und als man die heiteren weißen Namenszüge des Heiligen überall so wohlthätig beschäftigt sah, mußte man sich fast schämen die Geschichte desselben nicht genau zu wissen, ob man gleich sich recht gut erinnerte, daß er, auf alles irdische Gut völlig verzichtend, bei War-

tung von Pestkranken, auch sein Leben nicht in Anschlag gebracht habe.

Nun erzählte die Gesellschaft, dem Wunsche gefällig, jene anmuthige Legende, und zwar um die Wette, Kinder und Eltern sich einander einhelfend.

Hier lernte man das eigentliche Wesen der Sage kennen wenn sie von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr wandelt. Widersprüche kamen nicht vor, aber unendliche Unterschiede, welche daher entspringen mochten daß jedes Gemüth einen andern Antheil an der Begebenheit und den einzelnen Vorfällen genommen, wodurch denn ein Umstand bald zurückgesetzt, bald hervorgehoben, nicht weniger die verschiedenen Wanderungen, so wie der Aufenthalt des Heiligen an verschiedenen Orten, verwechselt wurde.

Ein Versuch die Geschichte, wie ich sie gehört, gesprächsweise aufzuzeichnen, wollte mir nicht gelingen; so mag sie nun auf die Art, wie sie gewöhnlich überliefert wird, hier eingeschaltet stehen.

St. Rochus, ein Bekenner des Glaubens, war aus Montpellier gebürtig, und hieß sein Vater Johann, die Mutter aber Libera, und zwar hatte dieser Johann nicht nur Montpellier, sondern auch noch andere Orte unter seiner Gewalt, war aber ein frommer Mann, und hatte lange Zeit ohne Kindersegen gelebt, bis er seinen Rochum von der heiligen Maria erbeten, und brachte das Kind ein rothes Kreuz auf der Brust mit auf die Welt. Wenn

seine Eltern fasteten, mußte er auch fasten, und gab ihm seine Mutter an einem solchen Tag nur Einmal ihre Brust zu trinken. Im fünften Jahre seines Alters fing er an sehr wenig zu essen und zu trinken; im zwölften legte er allen Ueberfluß und Eitelkeit ab, und wendete sein Taschengeld an die Armen, denen er sonderlich viel Gutes that. Er bezeigte sich auch fleißig im Studiren, und erlangte bald großen Ruhm durch seine Geschicklichkeit, wie ihn dann auch noch sein Vater auf seinem Todbette durch eine bewegliche Rede, die er an ihn hielte, zu allem Guten ermahnte. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als seine Eltern gestorben, da er denn alle sein ererbtes Vermögen unter die Armen austheilte, das Regiment über das Land niederlegte, nach Italien reis'te, und zu einem Hospital kam, darinnen viele an ansteckenden Krankheiten lagen, denen er aufwarten wollte; und ob man ihn gleich nicht alsobald hinein ließ, sondern ihm die Gefahr vorstellte, so hielte er doch ferner an, und als man ihn zu den Kranken ließ, machte er sie alle durch Berührung mit seiner rechten Hand und Bezeichnung mit dem heiligen Kreuz gesund. Sodann begab er sich ferner nach Rom, befreite auch allda nebst vielen andern einen Cardinal von der Pest, und hielt sich in die drey Jahre bei demselben auf.

Als er aber selbsten endlich auch mit dem schrecklichen Uebel befallen wurde, und man ihn in das Pesthaus zu den andern brachte, wo er, wegen grausamer Schmerzen,

manchmal erſchrecklich ſchreien mußte, ging er aus dem Hoſpital, und ſetzte ſich außen vor die Thüre hin, damit er den andern durch ſein Geſchrei nicht beſchwerlich fiele; und als die Vorbeigehenden ſolches ſahen, vermeinten ſie es wäre aus Unachtſamkeit der Peſtwärter geſchehen, als ſie aber hernach das Gegentheil vernahmen, hielte ihn jederman für thörig und unſinnig, und ſo trieben ſie ihn zur Stadt hinaus, da er denn, unter Gottes Geleit, durch Hülfe ſeines Stabes allgemach in den nächſten Wald fortkroch. Als ihn aber der große Schmerz nicht weiter fortkommen ließ, legte er ſich unter einen Ahornbaum und ruhete daſelbſt ein wenig, da denn neben ihm ein Brunnen entſprang, daraus er ſich erquickte.

Nun lag nicht weit davon ein Landgut, wohin ſich viele Vornehme aus der Stadt geflüchtet, darunter einer, Namens Gotthardus, welcher viele Knechte und Jagdhunde bei ſich hatte. Da ereignet ſich aber der ſonderbare Umſtand, daß ein ſonſt ſehr wohlgezogener Jagdhund ein Brod vom Tiſche wegſchnappt und davon läuft. Obgleich abgeſtraft erſieht er ſeinen Vortheil den zweyten Tag wieder, und entflieht glücklich mit der Beute. Da argwohnt der Graf irgend ein Geheimniß und folgt mit den Dienern.

Dort finden ſie denn unter dem Baum den ſterbenden frommen Pilger, der ſie erſucht, ſich zu entfernen, ihn zu verlaſſen, damit ſie nicht von gleichem Uebel angefallen würden. Gotthardus aber nahm ſich vor, den Kran-

ken nicht eher von sich zu lassen, als bis er genesen wäre, und versorgte ihn zum besten. Als nun Rochus wieder ein wenig zu Kräften kam, begab er sich vollends nach Florenz, heilte daselbst viele von der Pest, und wurde selbst durch eine Stimme vom Himmel völlig wieder hergestellt. Er beredte auch Gotthardum dahin, daß dieser sich entschloß mit ihm seine Wohnung in dem Wald aufzuschlagen und Gott ohne Unterlaß zu dienen, welches auch Gotthardus versprach, wenn er nur bei ihm bleiben wollte, da sie sich denn eine geraume Zeit mit einander in einer alten Hütte aufhielten, und nachdem endlich Rochus Gotthardum zu solchem Eremitenleben genugsam eingeweiht, machte er sich abermals auf den Weg, und kam nach einer beschwerlichen Reise glücklich wieder nach Hause, und zwar in seiner Stadt, die ihm ehemals zugehört und die er seinem Vetter geschenkt hatte. Allda nun wurde er, weil es Kriegszeit war, für einen Kundschafter gehalten und vor den Landesherrn geführt, der ihn wegen seiner großen Veränderung und armseligen Kleidung nicht mehr kannte, sondern in ein hart Gefängniß setzen ließ. Er aber dankte seinem Gott, daß er ihn allerlei Unglück erfahren ließ, und brachte fünf ganzer Jahre im Kerker zu; wollte es auch nicht einmal annehmen, wenn man ihm etwas Gekochtes zu essen brachte, sondern kreuzigte noch dazu seinen Leib mit Wachen und Fasten. Als er merkte, daß sein Ende nahe sey, bat er die Bedienten des Kerkermeisters, daß sie ihm einen

Schlechter Troſt.

Mitternachts weint' und ſchluchzt' ich,
Weil ich dein entbehrte.
Da kamen Nachtgeſpenſter
Und ich ſchämte mich.
Nachtgeſpenſter, ſagt' ich,
Schluchzend und weinend
Findet ihr mich, dem ihr ſonſt
Schlafendem vorüberzogt.
Groſse Güter vermiß ich.
Denkt nicht ſchlimmer von mir
Den ihr ſonſt weiſe nanntet,
Groſses Uebel betrifft ihn! —
Und die Nachtgeſpenſter
Mit langen Geſichtern
Zogen vorbei,
Ob ich weiſe oder thörig
Völlig unbekümmert.

Prieſter holen möchten. Nun war es eine ſehr finſtere Gruft, wo er lag; als aber der Prieſter kam, wurde es helle, darüber dieſer ſich höchlich verwunderte, auch, ſobald er Rochum anſahe, etwas Göttliches an ihm erblickte und vor Schrecken halbtodt zur Erden fiel, auch ſich ſogleich zum Landesherrn begab und ihm anzeigte, was er erfahren; und wie Gott wäre ſehr beleidigt worden, indem man den frömmſten Menſchen ſo lange Zeit in einem ſo beſchwerlichen Gefängniß aufgehalten. Als dieſes in der Stadt bekannt worden, lief jederman häufig nach dem Thurm. St. Rochus aber wurde von einer Schwachheit überfallen und gab ſeinen Geiſt auf. Jederman aber ſah, durch die Spalten der Thüre, einen hellen Glanz hervordringen; man fand auch bei Eröffnung den Heiligen todt und ausgeſtreckt auf der Erde liegen, und bei ſeinem Haupt und den Füßen Lampen brennen; darauf man ihn auf des Landesherrn Befehl mit großem Gepränge in die Kirche begrub. Er wurde auch noch an dem rothen Kreuz, ſo er auf der Bruſt mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt, und war ein großes Heulen und Lamentiren darüber entſtanden.

Solches geſchahe im Jahre 1327 den 16 Auguſt; und iſt ihm auch nach der Zeit zu Venedig, allwo nunmehr ſein Leib verwahret wird, eine Kirche zu Ehren gebaut worden. Als nun im Jahre 1414 zu Conſtanz ein Concilium gehalten wurde, und die Peſt allda entſtand, auch nirgend Hülfe vorhanden war, ließ die Peſt

alsobald nach, so bald man diesen Heiligen anrief, und ihm zu Ehren Processionen anstellte.

Diese friedliche Geschichte ruhig zu vernehmen war kaum der Ort. Denn in der Tischreihe stritten mehrere schon längst über die Zahl der heute Wallfahrenden und Besuchenden. Nach einiger Meinung sollten zehntausend, nach anderen mehr, und dann noch mehr auf diesem Hügelrücken durch einander wimmeln. Ein östreichischer Officier, militärischem Blick vertrauend, bekannte sich zu dem höchsten Gebote.

Noch mehrere Gespräche kreuzten sich. Verschiedene Bauernregeln und sprüchwörtliche Wetterprophezeyungen, welche dieß Jahr eingetroffen seyn sollten, verzeichnete ich in's Taschenbuch, und als man Theilnahme bemerkte, besann man sich auf mehrere, die denn auch hier Platz finden mögen, weil sie auf Landesart und auf die wichtigsten Angelegenheiten der Bewohner hindeuten.

„Trockner April ist nicht der Bauern Will. — Wenn die Grasmücke singt, ehe der Weinstock sproßt, so verkündet es ein gutes Jahr. — Viel Sonnenschein im August bringt guten Wein. — Je näher das Christfest dem neuen Monde zufällt, ein desto härteres Jahr soll hernach folgen; so es aber gegen den vollen und abnehmenden Mond kommt, je gelinder es seyn soll. — Die Fischer haben von der Hechtsleber dieses Merkmal, welches genau eintreffen soll: wenn dieselbe gegen dem Gallenbläschen zu breit, der vordere Theil

aber

aber ſpitzig und ſchmal iſt, ſo bedeutet es einen langen und harten Winter. — Wenn die Milchſtraße im December ſchön weiß und hell ſcheint, ſo bedeutet es ein gutes Jahr. — Wenn die Zeit von Weihnachten bis drey König nebelicht und dunkel iſt, ſollen das Jahr darauf Krankheiten folgen. — Wenn in der Chriſtnacht die Weine in den Fäſſern ſich bewegen, daß ſie übergehen, ſo hofft man auf ein gutes Weinjahr. — Wenn die Rohrdommel zeitig gehört wird, ſo hofft man eine gute Ernte. — Wenn die Bohnen übermäßig wachſen und die Eichbäume viel Frucht bringen, ſo gibt es wenig Getreide. — Wenn die Eulen und andere Vögel ungewöhnlich die Wälder verlaſſen, und häufig den Dörfern und Städten zufliegen, ſo gibt es ein unfruchtbares Jahr. — Kühler May gibt guten Wein und vieles Heu. — Nicht zu kalt und nicht zu naß, füllt die Scheuer und das Faß. — Reife Erdbeeren um Pfingſten bedeuten einen guten Wein. — Wenn es in der Walpurgisnacht regnet, ſo hofft man ein gutes Jahr. — Iſt das Bruſtbein von einer gebratenen Martinsgans braun, ſo bedeutet es Kälte; iſt es weiß, Schnee.“ —

Ein Bergbewohner welcher dieſe vielen auf reiche Fruchtbarkeit hinzielenden Sprüche, wo nicht mit Neid, doch mit Ernſt vernommen, wurde gefragt, ob auch bei ihnen dergleichen gäng und gäbe wäre? Er verſetzte darauf: mit ſo viel Abwechſelung könne er nicht dies

nen, Räthſelrede und Segen ſey bei ihnen nur einfach und heiße:

Morgens rund,
Mittag geſtampft,
Abends in Scheiben;
Dabei ſoll's bleiben,
Es iſt geſund.

Man freut ſich über dieſe glückliche Genügſamkeit, und verſicherte, daß es Zeiten gäbe, wo man zufrieden ſey, es eben ſo gut zu haben.

Indeſſen ſteht manche Geſellſchaft gleichgültig auf, den faſt unüberſehbaren Tiſch verlaſſend, andere grüßen und werden gegrüßt, ſo verliert ſich die Menge nach und nach. Nur die zunächſt ſitzenden, wenige wünſchenswerthe Gäſte zaudern, man verläßt ſich ungern, ja man kehrt einigemal gegen einander zurück, das angenehme Weh eines ſolchen Abſchiedes zu genießen, und verſpricht endlich, zu einiger Beruhigung, unmögliches Wiederſehen.

Außer den Zelten und Buden empfindet man leider in der hohen Sonne ſogleich den Mangel an Schatten, welchen jedoch eine große neue Anpflanzung junger Nußbäume auf dem Hügelrücken künftigen Urenkeln verſpricht. Möge jeder Wallfahrende die zarten Bäume ſchonen, eine löbliche Bürgerſchaft von Bingen dieſe Anlage ſchirmen, durch eifriges Nachpflanzen und ſorg-

fältiges Hegen ihr, zu Nutz und Freude so vieler Tausende, nach und nach in die Höhe helfen.

Eine neue Bewegung deutet auf neues Ereigniß; man eilt zur Predigt, alles Volk drängt sich nach der Ostseite. Dort ist das Gebäude noch nicht vollendet, hier stehen noch Rüststangen, schon während des Baues dient man Gott. Eben so war es, als in Wüsteneyen, von frommen Einsiedlern, mit eigenen Händen, Kirchen und Klöster errichtet wurden. Jedes Behauen, jedes Niederlegen eines Steins war Gottesdienst. Kunstfreunde erinnern sich der bedeutenden Bilder von Le-Sueur, des heiligen Bruno Wandel und Wirkung darstellend. Also wiederholt sich alles Bedeutende im großen Weltgange, der Achtsame bemerkt es überall.

Eine steinerne Kanzel, außen an der Kirchmauer auf Kragsteinen getragen, ist nur von innen zugänglich. Der Prediger tritt hervor, ein Geistlicher in den besten Jahren. Die Sonne steht hoch, daher ihm ein Knabe den Schirm überhält. Er spricht, mit klarer verständlicher Stimme, einen rein verständigen Vortrag. Wir glaubten seinen Sinn gefaßt zu haben und wiederholten die Rede manchmal mit Freunden. Doch ist es möglich, daß wir, bei solchen Ueberlieferungen, von dem Urtext abwichen und von dem unsrigen mit einwebten. Und so wird man im Nachstehenden einen milden, Thätigkeit fordernden Geist finden, wenn es auch nicht immer die

kräftigen, ausführlichen Worte seyn sollten, die wir damals vernahmen.

„Andächtige, geliebte Zuhörer! In großer Anzahl besteigt ihr, an dem heutigen Tage, diese Höhe um ein Fest zu feiern, das seit vielen Jahren durch Schickung Gottes unterbrochen worden. Ihr kommt das vor kurzem noch entehrt und verwüstet liegende Gotteshaus hergestellt, geschmückt und eingeweiht zu finden, dasselbe andächtig zu betreten, und die dem Heiligen, der hier besonders verehrt wird, gewidmeten Gelübde dankbar abzutragen. Da mir nun die Pflicht zukommt an euch bei dieser Gelegenheit ein erbauliches Wort zu sprechen; so möchte wohl nichts besser an der Stelle seyn, als wenn wir zusammen beherzigen: wie ein solcher Mann, der zwar von frommen, aber doch sündigen Eltern erzeugt worden, zur Gnade gelangt sey vor Gottes Thron zu stehen, und für diejenigen, die sich im Gebet gläubig an ihn wenden, vorbittend Befreiung von schrecklichen, ganze Völkerschaften dahinraffenden Uebeln, ja vom Tode selbst, erlangen könne?

„Er ist dieser Gnade würdig worden, so dürfen wir mit Zutrauen erwidern, gleich allen denen die wir als Heilige verehren, weil er die vorzüglichste Eigenschaft besaß, die alles übrige Gute in sich schließt, eine unbedingte Ergebenheit in den Willen Gottes.

„Denn obgleich kein sterblicher Mensch sich anmaßen dürfte Gott gleich, oder demselben auch nur ähnlich zu

werden, ſo bewirkt doch ſchon eine unbegränzte Hingebung in ſeinen heiligen Willen die erſte und ſicherſte Annäherung an das höchſte Weſen.

„Sehen wir doch ein Beiſpiel an Vätern und Müttern, die, mit vielen Kindern geſegnet, liebreiche Sorge für alle tragen. Zeichnet ſich aber eins oder das andere darunter in Folgſamkeit und Gehorſam beſonders aus, befolgt ohne Fragen und Zaudern die elterlichen Gebote, vollzieht es die Befehle ſträcklich und beträgt ſich dergeſtalt, als lebte es nur in und für die Erzeuger: ſo erwirbt es ſich große Vorrechte. Auf deſſen Bitte und Vorbitte hören die Eltern und laſſen oft Zorn und Unmuth, durch freundliche Liebkoſungen beſänftigt, vorübergehen. Alſo denke man ſich, menſchlicher Weiſe, das Verhältniß unſers Heiligen zu Gott, in welches er ſich durch unbedingte Ergebung empor geſchwungen.“

*

Wir Zuhörenden ſchauten indeß zu dem reinen Gewölbe des Himmels hinauf; das klarſte Blau war von leicht hinſchwebenden Wolken belebt, wir ſtanden auf hoher Stelle. Die Ausſicht rheinaufwärts licht, deutlich, frei, den Prediger zur Linken über uns, die Zuhörer vor ihm, und uns hinabwärts.

Der Raum, auf welchem die zahlreiche Gemeinde ſteht, iſt eine große, unvollendete Terraſſe, ungleich und hinterwärts abhängig. Künftig, mit baumeiſterlichem Sinne, zweckmäßig herangemauert und einge-

richtet, wäre das Ganze eine der ſchönſten Oertlichkeiten in der Welt. Kein Prediger, vor mehrern tauſend Zuhörern ſprechend, ſah je eine ſo reiche Landſchaft über ihren Häuptern. Nun ſtelle der Baumeiſter aber die Menge auf eine reine, gleiche, vielleicht hinterwärts wenig erhöhte Fläche, ſo ſähen alle den Prediger, und hörten bequem; dießmal aber, bei unvollendeter Anlage, ſtanden ſie abwärts hintereinander, ſich in einander ſchickend, ſo gut ſie konnten. Eine von oben überſchaute wunderſame, ſtillſchwankende Woge. Der Platz, wo der Biſchof der Predigt zuhörte, war nur durch den hervorragenden Baldachin bezeichnet, er ſelbſt in der Menge verborgen und verſchlungen. Auch dieſem würdigen oberſten Geiſtlichen würde der einſichtige Baumeiſter einen angemeſſenen, anſehnlichen Platz anweiſen und dadurch die Feier verherrlichen. Dieſer Umblick, dieſe dem geübten Kunſtauge abgenöthigten Betrachtungen hinderten nicht, aufmerkſam zu ſeyn auf die Worte des würdigen Predigers, der zum zweyten Theile ſchritt, und etwa folgendermaßen zu ſprechen fortfuhr:

„Eine ſolche Ergebung in den Willen Gottes, ſo hoch verdienſtlich ſie auch geprieſen werden kann, wäre jedoch nur unfruchtbar geblieben, wenn der fromme Jüngling nicht ſeinen Nächſten ſo wie ſich ſelbſt, ja mehr wie ſich ſelbſt, geliebt hätte. Denn ob er gleich, vertrauensvoll auf die Fügungen Gottes, ſein Vermögen den Armen vertheilt, um als frommer Pilger das

heilige Land zu erreichen, ſo ließ er ſich doch von dieſem preiswürdigen Entſchluſſe unterwegs ablenken. Die große Noth, worin er ſeine Mitchriſten findet, legt ihm die unerläßliche Pflicht auf, den gefährlichſten Kranken beizuſtehen, ohne an ſich ſelbſt zu denken. Er folgt ſeinem Beruf durch mehrere Städte, bis er endlich, ſelbſt vom wüthenden Uebel ergriffen, ſeinen Nächſten weiter zu dienen außer Stand geſetzt wird. Durch dieſe gefahrvolle Thätigkeit nun hat er ſich dem göttlichen Weſen abermals genähert: denn wie Gott die Welt in ſo hohem Grade liebte, daß er zu ihrem Heil ſeinen einzigen Sohn gab, ſo opferte St. Rochus ſich ſelbſt ſeinen Mitmenſchen.“

Die Aufmerkſamkeit auf jedes Wort war groß, die Zuhörer unüberſehbar. Alle einzeln herangekommenen Wallfahrer und alle vereinigten Gemeinde-Proceſſionen ſtanden hier verſammelt, nachdem ſie vorher ihre Standarten und Fahnen an die Kirche zur linken Hand des Predigers angelehnt hatten, zu nicht geringer Zierde des Ortes. Erfreulich aber war nebenan, in einem kleinen Höfchen, das gegen die Verſammlung zu unvollendet ſich öffnete, ſämmtliche herangetragene Bilder auf Gerüſten erhöht zu ſehen, als die vornehmſten Zuhörer ihre Rechte behauptend.

Drey Mutter-Gottes-Bilder von verſchiedener Größe ſtanden neu und friſch im Sonnenſcheine, die langen roſenfarbenen Schleifenbänder flatterten munter und luſtig.

im lebhafteſten Zugwinde. Das Chriſtuskind in Goldſtoff blieb immer freundlich. Der heilige Rochus, auch mehr als einmal, ſchaute ſeinem eigenen Feſte geruhig zu. Die Geſtalt im ſchwarzen Sammtkleide, wie billig oben an.

Der Prediger wandte ſich nun zum dritten Theil und ließ ſich ungefähr alſo vernehmen:

„Aber auch dieſe wichtige und ſchwere Handlung wäre von keinen ſeligen Folgen geweſen, wenn St. Rochus, für ſo große Aufopferungen, einen irdiſchen Lohn erwartet hätte. Solchen gottſeligen Thaten kann nur Gott lohnen, und zwar in Ewigkeit. Die Spanne der Zeit iſt zu kurz für gränzenloſe Vergeltung. Und ſo hat auch der Ewige unſern heiligen Mann für alle Zeiten begnadigt und ihm die höchſte Seligkeit gewährt: nämlich andern, wie er ſchon hienieden im Leben gethan, auch von oben herab, für und für hülfreich zu ſeyn.

„Wir dürfen daher in jedem Sinne ihn als ein Muſter anſehn, an welchem wir die Stufen unſers geiſtlichen Wachsthums abmeſſen. Habt ihr nun in traurigen Tagen euch an ihn gewendet, und glückliche Erhörung erlebt durch göttliche Huld, ſo beſeitiget jetzt allen Uebermuth und anmaßliches Hochfahren; aber fragt euch demüthig und wohlgemuth: haben wir denn ſeine Eigenſchaften vor Augen gehabt? haben wir uns beeifert ihm nachzuſtreben?

„Ergaben wir uns zur ſchrecklichſten Zeit, unter

Genügſam.

„Wie irrig wähneſt du:
Aus Liebe gehöre das Mädchen dir zu.
Das könnte mich nun gar nicht freuen,
Sie verſteht ſich auf Schmeicheleyen.“

Dichter.

Ich bin zufrieden, daß ich's habe!
Mir diene zur Entſchuldigung:
Liebe iſt freiwillige Gabe,
Schmeicheley Huldigung.

kaum erträglichen Laſten, in den Willen Gottes? Unterdrückten wir ein aufkeimendes Murren? Lebten wir einer getroſten Hoffnung, um zu verdienen, daß ſie uns nun, ſo unerwartet als gnädig, gewährt ſey? Haben wir in den gräßlichſten Tagen peſtartig wüthender Krankheiten nicht nur gebetet und um Rettung gefleht? Haben wir den Unſrigen, näher oder entfernteren Verwandten und Bekannten, ja Fremden und Widerſachern in dieſer Noth beigeſtanden, um Gottes und des Heiligen willen unſer Leben dran gewagt?

„Könnt ihr nun dieſe Fragen im ſtillen Herzen mit Ja beantworten, wie gewiß die meiſten unter euch redlich vermögen, ſo bringt ihr ein lobliches Zeugniß mit nach Hauſe.

„Dürft ihr ſodann, wie ich nicht zweifle, noch hinzufügen: wir haben bei allem dieſem an keinen irdiſchen Vortheil gedacht, ſondern wir begnügten uns an der gottgefälligen That ſelbſt, ſo könnt ihr euch um deſto mehr erfreuen, keine Fehlbitte gethan zu haben, und ähnlicher geworden zu ſeyn dem Fürbittenden.

„Wachſet und nehmet zu an dieſen geiſtlichen Eigenſchaften, auch in guten Tagen, damit ihr, zu ſchlimmer Zeit, wie ſie oft unverſehens hereinbricht, zu Gott durch ſeinen Heiligen Gebet und Gelübde wenden dürfet.

„Und ſo betrachtet auch künftig die wiederholten Wallfahrten hieher als erneute Erinnerungen, daß ihr dem Höchſten kein größeres Dankopfer darbringen könnt,

als ein Herz gebeſſert und an geiſtlichen Gaben bereichert.“

Die Predigt endigte gewiß für alle heilſam; denn jeder hat die deutlichen Worte vernommen, und jeder die verſtändigen praktiſchen Lehren beherzigt.

Nun kehrt der Biſchof zur Kirche zurück; was drinnen vorgegangen, blieb uns verborgen. Den Widerhall des Te Deum vernahmen wir von außen. Das Ein- und Ausſtrömen der Menge war höchſt bewegt, das Feſt neigte ſich zu ſeiner Auflöſung. Die Proceſſionen reihten ſich, um abzuziehen; die Bidenheimer, als zuletzt angekommen, entfernte ſich zuerſt. Wir ſehnten uns aus dem Wirrwarr und zogen deßhalb mit der ruhigen und ernſten Binger Proceſſion hinab. Auch auf dieſem Wege bemerkten wir Spuren der Kriegs-Wehetage. Die Stationen des Leidensganges unſers Herrn waren vermuthlich zerſtört. Bei Erneuerung dieſer könnte frommer Geiſt und redlicher Kunſtſinn mitwirken, daß jeder, er ſey wer er wolle, dieſen Weg mit theilnehmender Erbauung zurücklegte.

In dem herrlich gelegenen Bingen angelangt, fanden wir doch daſelbſt keine Ruhe; wir wünſchten vielmehr nach ſo viel wunderbaren, göttlichen und menſchlichen Ereigniſſen uns geſchwind in das derbe Naturbad zu ſtürzen. Ein Kahn führte uns flußabwärts die Strömungen. Ueber den Reſt des alten Felſendammes, den

Zeit und Kunſt beſiegten, glitten wir hinab; der mährchenhafte Thurm, auf unverwüſtlichem Quarzſtein gebaut, blieb uns zur Linken, die Ehrenburg rechts; bald aber kehrten wir für dießmal zurück, das Auge voll von jenen abſchießenden graulichen Gebirgsſchluchten, durch welche ſich der Rhein ſeit ewigen Zeiten hindurch arbeitete.

So wie den ganzen Morgen, alſo auch auf dieſem Rückwege begleitete uns die hohe Sonne, obgleich aufſteigende vorüberziehende Wolken zu einem erſehnten Regen Hoffnung gaben; und wirklich ſtrömte endlich alles erquickend nieder und hielt lange genug an, daß wir auf unſerer Rückreiſe die ganze Landesſtrecke erfriſcht fanden. Und ſo hatte der heilige Rochus, wahrſcheinlich auf andere Nothhelfer wirkend, ſeinen Segen auch außer ſeiner eigentlichen Obliegenheit reichlich erwieſen.

Im Rheingau Herbſttage.

Supplement des Rochus-Feſtes 1814.

Das lebendige Schauen der nunmehr zu beſchreibenden Oertlichkeiten und Gegenſtände verdanke ich der geliebten wie verehrten Familie Brentano, die mir an den Ufern des Rheins, auf ihrem Landgute zu Winkel, viele glückliche Stunden bereitete.

Die herrliche Lage des Gebäudes läßt nach allen Seiten die Blicke frei, und ſo können auch die Bewohner, zu welchen ich mehrere Wochen mich dankbar zählte, ſich ringsumher, zu Waſſer und Land, fröhlich bewegen. Zu Wagen, Fuß und Schiff erreichte man auf beiden Ufern die herrlichſten, oft vermutheten, öfters unvermutheten Standpunkte. Hier zeigt ſich die Welt mannichfaltiger als man ſie denkt; das Auge ſelbſt iſt ſich in der Gegenwart nicht genug: wie ſollte nunmehr ein ſchriftliches Wort hinreichen, die Erinnerung aus der Vergangenheit hervorzurufen? Mögen deßhalb dieſe Blätter wenigſtens meinem Gefühl an jenen unſchätzbaren Augenblicken und meinem Dank dafür treulich gewidmet ſeyn.

Den 1 September.

Kloſter Eibingen gibt den unangenehmſten Begriff eines zerſtörten würdigen Daſeyns. Die Kirche, alles Zubehörs beraubt, Zimmer und Säle ohne das mindeſte Hausgeräth, die Zellenwände eingeſchlagen, die Thüren nach den Gängen mit Riegeln verzimmert, die Fache nicht ausgemauert, der Schutt umherliegend. Warum denn aber dieſe Zerſtörung ohne Zweck und Sinn? Wir vernehmen die Urſache. Hier ſollte ein Lazareth angelegt werden, wenn der Kriegsſchauplatz in der Nähe geblieben wäre. Und ſo muß man ſich noch über dieſen Schutt und über die verlaſſene Arbeit freuen. Man ſcheint übrigens gegenwärtig die leeren Räume zu Montur-Kammern und Aufbewahrung älterer, wenig brauchbarer Kriegsbedürfniſſe benutzen zu wollen. Im Chor liegen Sättel gereihet, in Sälen und Zimmern Torniſter; an abgelegten Montirungsſtücken fehlt es auch nicht, ſo daß wenn eine der Nonnen vor Jahren die Gabe des Vorgeſichts gehabt hätte, ſie ſich vor der künftigen Zerrüttung und Entweihung hätte entſetzen müſſen. Die Wappen dieſer ehemals hier beherbergten und ernährten Damen verzieren noch einen ausgeleerten Saal.

Hierauf beſuchten wir in Rüdesheim das Brömſeriſche Gebäude, welches zwar merkwürdige, aber unerfreuliche Reſte aus dem ſechzehnten Jahrhundert enthält. Nur iſt ein Familiengemählde der Herren von Kroneburg, von 1549, in ſeiner Art beſonders gut und

der Aufmerkſamkeit aller Freunde des Alterthums und der Kunſt würdig.

In der Stadtkirche auf dem Markt befindet ſich das Wunderbild das ehemals ſo viele Gläubige nach Noth-Gottes gezogen hatte. Chriſtus kniend, mit aufgehobenen Händen, etwa acht Zoll hoch, wahrſcheinlich die übrig gebliebene Hauptfigur einer uralten Oelbergsgruppe. Kopf und Körper aus Holz geſchnitzt. Das Gewand von feinem Leinenzeuge aufgeklebt, feſt anliegend wo die Falten ſchon in's Holz geſchnitzt waren, an den rohen Armen aber locker, die Aermel bildend und ausgeſtopft, das Ganze bekreidet und bemahlt. Die angeſetzten Hände zwar zu lang, die Gelenke und Nägel hingegen gut ausgedrückt; aus einer nicht unfähigen, aber ungeſchickten Zeit.

Den 2 September.

Ungefähr in der Mitte von Winkel biegt man aus nach der Höhe zu, um Vollrath zu beſuchen. Erſt geht der Weg zwiſchen Weinbergen, dann erreicht man eine Wieſenfläche; ſie iſt hier unerwartet feucht und mit Weiden umgeben. Am Fuß des Gebirges, auf einem Hügel, liegt das Schloß, rechts und links fruchtbare Felder und Weinberge, einen Bergwald von Buchen und Eichen im Rücken.

Der Schloßhof, von anſehnlichen Wohn- und Haushaltungs-Gebäuden umſchloſſen, zeugt von altem Wohlſtande, der kleinere hintere Theil deſſelben iſt den Feldbedürfniſſen gewidmet.

Rechts tritt man in einen Garten, der, wie das Ganze, von altem Wohlhaben und gutsherrlicher Vorſorge zeugt, und jetzt als eine belebte Ruine uns eigenthümlich anſpricht. Die ſonſt pyramiden- und fächerartig gehaltenen Obſtbäume ſind zu mächtigen Stämmen und Aeſten kunſtlos wild ausgewachſen, überſchatten die Beete, ja verdrängen die Wege und geben, von vortrefflichem Obſte reich behangen, den wunderſamſten Anblick. Eine Luſtwohnung, von dem Kurfürſten aus der Greifenklauiſchen Familie erbaut, empfängt mit ſichtbarſtem Verfall den Eintretenden. Die untern Räume ſind völlig entadelt, der Saal des erſten Stocks erweckt, durch Familienbilder, die ohne gut gemahlt zu ſeyn, doch die Gegenwart der Perſönlichkeiten ausſprechen, das Andenken einer frühern blühenden Zeit. Lebensgroß ſitzt ein behaglicher Greifenklau, der auf ſich und ſeinen Zuſtand ſich etwas einbilden durfte. Zwey Gattinnen und mehrere Söhne, Domherren, Soldaten und Hofleute ſtehen ihm zur Seite, und was von Kindern, vielleicht auch Verwandten auf ebenem Boden nicht Platz fand, erſcheint als Gemählde im Gemählde oben im Bilde. So hängen auch Kurfürſten, Domherren und Ritter, lebensgroß, in ganzen und halben Figuren um-

her, in dem nicht verwüſteten, aber wüſten Saale, wo alte reiche Stühle, zwiſchen vernachläſſigten Samen-Stauden und anderm Unrath, unordentlich noch ihren Platz behaupten. In den Seitenzimmern ſchlottern die Goldledertapeten an den Wänden, man ſcheint die Tapeziernägel, die ſie feſthielten, zu anderm Gebrauch herausgezogen zu haben.

Wendet nun das Auge von dieſem Gräuel ſich weg gegen das Fenſter, ſo genießt es, den verwilderten fruchtbaren Garten unter ſich, der herrlichſten Ausſicht. Durch ein ſanft gedffnetes Thal ſieht man Winkel nach ſeiner Länge; überrheiniſch ſodann Unter- und Ober-Ingelheim, in fruchtbarer Gegend. Wir gingen durch den vernachläſſigten Garten, die Baumſchulen aufzuſuchen, die wir aber in gleichem Zuſtande fanden, der Gärtner, wollte man wiſſen, liebe die Fiſcherey.

Draußen, unter dem Garten, auf der Wieſe, zog eine große wohlgewachſene Pappel unſere Aufmerkſamkeit an ſich; wir hörten, ſie ſey am Hochzeitsfeſte des vorletzten Greifenklau gepflanzt, deſſen Wittwe noch zuletzt dieſe Herrlichkeiten mit ungebändigter Luſt genoſſen habe. Nach dem frühzeitigen Tode eines Sohnes aber ging der Beſitz dieſes ſchönen Guts auf eine andere Linie hinüber, welche, entfernt wohnend, für deſſen Erhaltung weniger beſorgt zu ſeyn ſcheint. Einen wunderlichen, in einen kleinen Teich gebauten Thurm gingen wir vor-

vorüber und verfügten uns in das anſehnliche Wohngebäude.

Hatten wir geſtern im Kloſter Eibingen die Zerſtörung geſehen, welche durch Aenderung der Staatsverhältniſſe, Religionsbegriffe, durch Kriegsläufte und andere Sorgen und Bedürfniſſe, mit Willen und Unwillen einreißt; ſahen wir dort ein aufgehobenes Kloſter: ſo fanden wir hier die Spuren einer alten Familie, die ſich ſelbſt aufhebt. Die ehrwürdigen Stammbäume erhielten ſich noch an den Wänden der umherlaufenden Gänge. Hier ſproßten Greifenklaue und Sickingen gegen einander über, und verzweigten ſich in's Vielfache; die vornehmſten und berühmteſten Namen ſchloſſen ſich weiblicherſeits an die Greifenklauiſchen.

Auf einem andern dieſer Bilder knieten Biſchöfe, Aebte, Geiſtliche, Frauen unter dem Baume von dem ſie entſproſſen, Heil erbittend. Ein drittes Gemählde dieſer Art war muthwillig oder abſichtlich entſtellt; es hatte jemand den Stammvater herausgeſchnitten, vielleicht ein Liebhaber ſolcher Alterthümer, denen nirgends zu trauen iſt. Da ſchwebten nun Aeſte und Zweige in der Luft, das Verdorren weiſſagend.

Wie unterhaltend übrigens in guten lebendigen Zeiten dieſe Galerien für Familienglieder, für Verwandte müſſen geweſen ſeyn, kann man noch daraus ermeſſen, daß die Grundriſſe mancher Beſitzungen mit ihren Gränzen,

Gerechtſamen, ſtreitigen Bezirken, und was ſonſt bemerklich ſeyn mochte, hier aufgehangen und vor das Auge gebracht ſind.

Doch fehlte nunmehr manches, was Beſuchende hier in früherer Zeit gekannt hatten, und wir entdeckten zuletzt in einer Kammer ſämmtliche Familienbilder, flötzweiſe über einander geſchichtet und dem Verderben geweiht. Einige ſind werth erhalten zu ſeyn, allen hätte man wohl einen Platz an den Wänden gegönnt. In wenigen Zimmern finden ſich noch Stühle und Bettſtellen, Commoden und dergleichen, durch Zeit und Unordnung langſam verderben und unbrauchbar.

In der kleinen Capelle wird noch Gottesdienſt gehalten, auch dieſe iſt nur nothdürftig reinlich. Ein paar kleine griechiſche Bildchen verdienen kaum aus dieſem allgemeinen Verderben gerettet zu werden.

Aus ſolchen traurigen Umgebungen eilten wir in die reiche frohe Natur, indem wir auf der Höhe des Hügels Weinberge links, friſchgeackerte Fruchtfelder rechts, dem Johannisberg zugingen. Die Gränze des Weinbaues bezeichnet zugleich die Gränze des aufgeſchwemmten Erdreichs; wo die Aecker anfangen, zeigt ſich die urſprüngliche Gebirgsart. Es iſt ein Quarz, dem Thonſchiefer verwandt, der ſich in Platten und Prismen zu trennen pflegt.

Man kann nicht unterlaſſen links hinterwärts, nach dem Fluß und den ihn an beiden Ufern begleitenden Land-

Gruß.

O wie ſelig ward mir!
Im Lande wandl' ich,
Wo Hudhud über den Weg läuft.
Des alten Meeres Muſcheln
Im Stein ſucht' ich die verſteinten;
Hudhud lief einher
Die Krone entfaltend;
Stolzirte, neckiſcher Art,
Ueber das Todte ſcherzend
Der Lebend'ge.
Hudhud, ſagt' ich, fürwahr!
Ein ſchöner Vogel biſt du.
Eile doch, Wiedehopf!
Eile, der Geliebten
Zu verkünden, daß ich ihr
Ewig angehöre.
Haſt du doch auch
Zwiſchen Salomo
Und Saba's Königin
Ehemals den Kuppler gemacht!

ſchaften und Wohnlichkeiten umzuſchauen, die, im einzelnen ſchon bekannt, mit größerem Antheil im Ganzen überblickt werden.

Ueberraſcht wird man aber doch wenn man auf den Altan des Johannisberger Schloſſes tritt. Denn wollte man auch alle in der Feſtbeſchreibung genannten Orte und Gegenſtände wiederholen, ſo würde ſich doch nur dasjenige allenfalls in der Folge dem Gedächtniß darſtellen, was man hier auf einmal überſieht, wenn man, auf demſelben Flecke ſtehend, den Kopf nur rechts und links wendet. Denn von Bieberich bis Bingen iſt alles einem geſunden oder bewaffneten Auge ſichtbar. Der Rhein, mit den daran gegürteten Ortſchaften, mit Inſelauen, jenſeitigen Ufern und anſteigenden Gefilden. Links oben die blauen Gipfel des Altkins und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersbergs! Er leitet das Auge nach der Gegend woher die Nahe fließt. Rechts unten liegt Bingen, daneben die ahnungsvolle Bergſchlucht wohin ſich der Rhein verliert.

Die uns im Rücken verweilende Abendſonne beleuchtete dieſe mannichfaltigen Gegenſtände an der uns zugekehrten Seite. Leichte, ſeltſam, ſtreifenweis vom Horizont nach dem Zenith ſtrebende Wolken unterbrachen die allgemeine Klarheit des Bildes, wechſelnde Sonnenblicke lenkten jetzt die Aufmerkſamkeit bald da-, bald dorthin, und das Auge ward ſtellenweiſe mit einzelner friſcher

Anmuth ergötzt. Der Zuſtand des Schloſſes ſelbſt ſtörte nicht dieſe angenehmen Eindrücke. Leer ſteht's, ohne Hausgeräth, aber nicht verdorben.

Bei untergehender Sonne bedeckte ſich der Himmel von allen Seiten mit bunten, immer auf den Horizont ſich beziehenden, pfeilförmigen Streifen, ſie verkündigten eine Wetterveränderung über welche die Nacht entſcheiden wird.

Den 3 Septbr.

Der Morgenhimmel, erſt völlig umwölkt, erheiterte ſich bei fortdauerndem Nordwind. Nachdem wir in Geiſenheim, bei einem Handelsmanne, ein altes Gemählde geſehen, ging der Weg aufwärts durch einen Eichenbuſch, welcher alle vierzehn Jahre zum Behuf der Gerberey abgetrieben wird. Hier findet ſich das Quarzgeſtein wieder und weiter oben eine Art von Todtliegendem. Rechts blickt man in ein tiefes, von alten und jungen Eichen vollgedrängtes Bergthal hinab; die Thürme und Dächer eines alten Kloſters zeigen ſich, von dem reichſten Grün ganz eingeſchloſſen, in wildem, einſamem Grunde; eine Lage übereinſtimmend mit dem Namen dieſer heiligen Stätte, denn man nennt ſie noch immer Noth Gottes, obgleich das Wunderbild, das dem Ritter hier ſeine Noth zuſammerte, in die Kirche von Rüdesheim verſetzt worden. Völlig unwirthbar erſchiene dieſe Stelle noch jetzt, hätte man nicht einen

kleinen Theil der angränzenden Höhe gerodet und dem Feldbau gewidmet.

Aufwärts dann, eine hochgelegene bebaute Fläche hin, geht der Weg, bis man endlich auf den Niederwald gelangt, wo eine gerade lange, breite Fahrstraße vornehme Anlagen verkündigt. Am Ende derselben steht ein Jagdschloß mit Nebengebäuden. Schon vor dem Hofraum, besser von einem Thürmchen, sieht man in der ungeheuren Schlucht den Rhein abwärts fließen. Lorch, Dreyeckshausen, Bacharach sind hüben und drüben zu sehen, und mir war in diesem Blick der Anfang einer neuen Gegend und der völlige Abschluß des Rheingaues gegeben.

Auf einem Spaziergang durch den Wald gelangte man zu verschiedenen Aussichten und endlich zu einem auf einer Felskuppe des Vorgebirgs liegenden Altan, von welchem eine der schönsten Uebersichten genossen wird. Tief unter uns die Strömung des Binger Lochs, oberhalb derselben den Mäusethurm. Die Nahe durch die Brücke von Bingen herfließend, aufwärts der Bergrücken der Rochus-Capelle und was dem angehört, eine große in allen Theilen mannichfaltige Ansicht. Wendet sich das Auge zurück und unterwärts, so sehen wir das verfallene Schloß Ehrenfels zu unsern Füßen.

Durch eine große wohlbestandne Waldstrecke gelangt man zu dem gegen Norden gerichteten runden Tempel.

Hier blickt man von neuem rheinaufwärts, und findet Anlaß alles zu summiren was man dieſe Tage her geſehen und wieder geſehen hat. Wir ſind mit den Gegenſtänden im einzelnen wohl bekannt, und ſo läßt ſich durch das Fernrohr, ja ſogar mit bloßen Augen, manches Beſondere, nah und fern, ſchauen und bemerken.

Wer ſich in der Folge bemühte den Niederwald beſſer darzuſtellen, müßte im Auge behalten, wie das Grundgebirge von Wiesbaden her immer mehr an den Rhein heranrückt, den Strom in die weſtliche Richtung drängt, und nun die Felſen des Niederwaldes die Gränzen ſind, wo er ſeinen nördlichen Weg wieder antreten kann.

Der ſteile Fußpfad nach Rüdesheim hinab, führt durch die herrlichſten Weinberge, welche mit ihrem lebhaften Grün in regelmäßigen Reihen, wie mit wohlgewirkten Teppichen, manche ſich an- und übereinander drängende Hügel bekleiden.

Den 4 Septbr.

Früh in der Kirche, wo der Gottesdienſt, wegen einer Greifenklauiſchen Stiftung, feierlicher als gewöhnlich begangen wurde. Geputzte und bekränzte Kinder knieten an den Seiten-Stufen des Altars und ſtreuten, in den Hauptmomenten des Hochamtes, Blumenblätter

aus ihren Körbchen; weil sie aber verschwenderisch damit umgingen und doch in dem feierlichsten Augenblick nicht fehlen wollten, rafften sie das Ausgestreute wieder in ihre Körbchen und die Gabe ward zum zweyten Male geopfert.

Sodann zu der verfallenen, in ein Winzerhaus verwandelten Capelle des heiligen Rabanus. Sie soll das erste Gebäude in Winkel gewesen seyn; alt genug scheint es. Die Erde, oder vielmehr der Schutt, aufgerafft an der Stelle wo der Altar gestanden, soll Ratten und Mäuse vertreiben.

Nach Tische in einem mit Menschen überladenen Kahne, von Mittelheim nach Weinheim, bei ziemlich lebhaftem Nordostwind. Der Stromstrich wirkt hier stark auf das linke Ufer, nachdem er eine vorliegende Aue weggerissen. Die Wurzeln der alten Weiden sind entblößt, die Stämme vom Eis entrindet. Man hat einen Damm aufgeworfen um die dahinter liegenden Felder vor Ueberschwemmung zu sichern.

Am Ende dieses Dammes, gegen Niederingelheim zu, fanden wir ganz eigentliche Dünen, in den ältesten Zeiten vom Wasser abgesetzt, nun ihr leichter Sand vom Winde hin- und hergetrieben. Unzählige kleine Schnecken waren mit demselben vermengt, ein Theil davon den Turbiniten ähnlich, die sich im Weinheimer Kalktuffe befinden. Daß dergleichen sich noch jetzt in diesem Sandbezirk vermehren, läßt sich folgern, da mir die aufmerk-

samen Kinder ein Schneckenhaus mit lebendigem Thiere vorgezeigt.

Hinter einer Mühle beginnt ein fruchtbareres Gelände, das sich bis Nieder-Ingelheim zieht. Dieser Ort schon hoch, an einer sanften Anhöhe gelegen, gehört zu dem District der sonst des heiligen Römischen Reichs Thal genannt wurde. Carl des Großen Palast fanden wir halb zerstört, zerstückelt, in kleine Besitzungen vertheilt, den Bezirk desselben kann man noch an den hohen, vielleicht spätern Mauern erkennen. Ein Stück einer weißen Marmorsäule findet sich an dem Thor eingemauert, mit folgender Inschrift aus dem dreyßigjährigen Kriege:

„Vor 800 Jahren ist dieser Saal des großen Kai„sers Carl, nach ihm Ludwig des milden Kaisers Carlen „Sohn, im Jahr 1044 aber Kaisers Heinrichs, im J. „1360 Kaisers Carlen Königs in Böhmen Palast gewe„sen und hat Kaiser Carle d. Große, neben andern ge„gossenen Säulen, diese Säule aus Italia von Ravenna „anhero in diesen Palast fahren lassen, welche man bei „Regierung Kaisers Ferdinandi des II und Königs in Hi„spania Philippi des IV, auch derer verordneter hochlöb„licher Regierung in der untern Pfalz, den 6 Aprilis „Anno 1628 als der katholische Glauben wiederumb ein„geführet worden ist, aufgerichtet."

Münsterus in Historia von Ingelheim des „heilig. römisch. Reichs Thal fol. DCLXXXIX."

Den Ort wo die Küche vor Alters geſtanden, will man dadurch entdeckt haben, daß ſehr viele Thierknochen, beſonders wilde Schweinszähne, in dem nächſten Graben gefunden worden. Während der franzöſiſchen Herrſchaft hat man verſchiedene Nachſuchungen gethan; auch wurden einige Säulen nach Paris geſchafft.

Neuerlich ward bei Gelegenheit des großen Chauſſeebaues Ingelheim vortrefflich gepflaſtert, das Poſthaus gut eingerichtet. Frau Glöckle nennt ſich die Poſtmeiſterin, jetzt von Reiſenden, beſonders Engländern und Engländerinnen, fleißig beſucht.

Bei dunkler Nacht gelangten wir auf der Fähre, zwar nicht ohne Unbilden, aber doch glücklich nach Hauſe.

Den 5 Septbr.

fuhren wir im Wagen nach Rüdesheim, ſodann im Kahne, bei einem ſtarken ſtromaufwärtswehenden Winde, nach Bingen hinüber; die Fähre brachte den Wagen nach.

Spaziergang am Ufer, Gyps ausgeladen, viel mit grauem Thon vermiſcht. Woher derſelbe kommen mag? Spaziergang durch die Stadt; im Gaſthaus zum weißen Roß eingekehrt. Melancholiſche Wirthin, mit ſeltſamem Bewußtſeyn ihres Zuſtandes. Nach guter und wohlfeiler Bewirthung fuhren wir den Rochus-Berg hinauf, an den verfallenen Stationen vorbei. Die Rochus-Capelle fanden wir offen. Der Mann, der die

Wiederherſtellung beſorgt hatte, war gegenwärtig, froh über ſein Werk, das auch wirklich für gelungen gelten kann. Man hat die Kirchenmauern erhöht, ſo viel als nöthig um dem Hauptaltar von Eibingen gehörigen Raum zu verſchaffen. Der Transport koſtete nichts, denn die von Bingen hatten alles von drüben herab und hüben herauf getragen, die Schiffer gleichfalls ohne Lohn gefahren. Dadurch war das Einzelne wohlerhalten geblieben und nur weniges zu repariren nöthig.

Man beſchäftigte ſich eben die Orgel aufzuſtellen. Als wir denjenigen, den wir für den Meiſter hielten, nach der Güte der Orgel fragten, erwiderte er mit Bedeutſamkeit: es iſt eine weiche Orgel, eine Nonnen-Orgel! Man ließ uns einige Regiſter hören, ſie waren für den Umfang der Capelle ſtark genug.

Nun wendeten wir uns zu der niemals genug zu ſchauenden Ausſicht und unterſuchten ſodann das Geſtein. Auf der Höhe beſteht es aus einem dem Thonſchiefer verwandten Quarz, am Fuße gegen Kempten zu aus einer Art Todtliegendem, welches aus ſcharfkantigen Quarzſtücken, faſt ohne Bindungsmittel beſteht. Es iſt äußerſt feſt und hat außen durch die Witterung den bekannten Chalcedon-Ueberzug erlangt. Es wird billig unter die Urbreccien gerechnet.

Wir fuhren durch die Weinberge hinabwärts, ließen Kempten links und gelangten auf die neue treffliche Chauſſee an deren beiden Seiten ein leicht zu bearbeiten-

der Boden geſehen wird. Da wir nach Oberingelheim verlangten, ſo verließen wir die Straße und fuhren rechts auf einem ſandigen Boden, durch junge Kieferwäldchen; ſanfte Anhöhen zeigten ſchon beſſeres Erdreich; endlich trafen wir Weinberge und gelangten nach Oberingelheim. Dieſes Oertchen liegt an einer Anhöhe, an deſſen Fuß ein Waſſer, die Sulze genannt, hinfließt.

In dem reinlichen wohlgepflaſterten Orte ſind wenig Menſchen zu ſehen. Zu oberſt liegt ein altes, durchaus verfallenes, weitläufiges Schloß, in deſſen Bezirk eine noch gebrauchte, aber ſchlecht erhaltene Kirche. Zur Revolutionszeit meißelte man die Wappen von den Rittergräbern. Uralte Glasſcheiben brechen nach und nach ſelbſt zuſammen. Die Kirche iſt proteſtantiſch.

Ein wunderbarer Gebrauch war zu bemerken. Auf den Häuptern der ſteinernen Ritter-Koloſſen ſah man bunte, leichte Kronen von Drath, Papier und Band, thurmartig zuſammengeflochten. Dergleichen ſtanden auch auf Geſimſen, große beſchriebene Papierherzen daran gehängt. Wir erfuhren, daß es zum Andenken verſtorbener, unverheiratheter Perſonen geſchehe. Dieſe Todtengedächtniſſe waren der einzige Schmuck des Gebäudes.

Wir begaben uns in ein Weinhaus und fanden einen alten Wirth, der, ungeachtet ſeines kurzen Athems, uns von guten und böſen Zeiten zu unterhalten nicht ermangelte. Die beiden Ingelheime gehörten zu einem Landesſtrich, den man die acht Ortſchaften nannte,

welche seit uralten Zeiten große Privilegien genossen. Die Abgaben waren gering, bei schöner Fruchtbarkeit. Unter franzöſiſcher Botmäßigkeit hatte man große Laſten zu tragen.

Man baute ſonſt hier nur weißen Wein, nachher aber, in Nachahmung und Nacheiferung von Asmannshauſen, auch rothen; man rühmte deſſen Vorzüge, ob man uns gleich mit keinem rothen Eilfer mehr dienen konnte; wir ließen uns daher den weißen genannten Jahres wohl ſchmecken.

Als wir nach Weinheim zurück an's Ufer kamen und nach einem Kahn verlangten, erboten ſich zwey Knaben uns überzufahren. Man zeigte einiges Mißtrauen gegen ihre Jugend, ſie verſicherten aber beſſer zu ſeyn als die Alten, auch brachten ſie uns ſchnell und glücklich an's rechte Ufer.

Den 6 Septbr.

Auf einem Spaziergange, bei Gelegenheit daß eine Mauer errichtet wurde, erfuhr ich, daß der Kalkſtein, welcher faſt ganz aus kleinen Schnecken beſteht, an den jenſeitigen Höhen und mehreren Orten gebrochen werde. Da dieſe Schnecken, nach der neueſten Ueberzeugung, Ausgeburten des ſüßen Waſſers ſind, ſo wird die ehemalige Reſtagnation des Fluſſes zu einem großen See immer anſchaulicher.

Man zeigte mir am Rheine, zwiſchen einem Wei-

Ergebung.

„Du vergehſt und biſt ſo freundlich,
Verzehrſt dich und ſingſt ſo ſchön?“

Dichter.

Die Liebe behandelt mich feindlich!
Da will ich gern geſtehn,
Ich ſinge mit ſchwerem Herzen.
Sieh doch einmal die Kerzen,
Sie leuchten indem ſie vergehn.

Eine Stelle ſuchte der Liebe Schmerz,
Wo es recht wüſt und einſam wäre;
Da fand er denn mein ödes Herz
Und niſtete ſich in das leere.

dicht, den Ort wo Fräulein von Günderode sich entleibt. Die Erzählung dieser Katastrophe an Ort und Stelle, von Personen, welche in der Nähe gewesen und Theil genommen, gab das unangenehme Gefühl was ein tragisches Local jederzeit erregt. Wie man Eger nicht betreten kann, ohne daß die Geister Wallensteins und seiner Gefährten uns umschweben.

*

Von diesen tragischen Gefühlen wurden wir befreit, indem wir uns nach den Gewerben des Lebens erkundigten.

Gerberey. Der Stockausschlag eines abgetriebenen Eichenbusches braucht dreyzehn bis vierzehn Jahre; dann werden die jungen Eichen geschält, entweder am Stamme, oder schon umgeschlagen, dieß muß im Safte geschehen. Diese Schale wird von fernen Orten hergeholt, vom Neckar über Heidelberg, von Trier u. s. w. Die Wasserfahrt erleichtert das Geschäft. Mühlen zum Kleinmahlen der Lohe. Häute, die nordamericanischen, kommen während der letzten Zeit immer über Frankreich. Behandlung der Häute, Zeit des Gahrwerdens.

Weinbau. Mühe dabei. Vortheile, Gewinn, Verlust. Anno 1811 wurden in Winkel 800 Stück Wein gebaut. Großer Ertrag des Zehnten. Die Güte des Weins hängt von der Lage ab, aber auch von der spätern Lese. Hierüber liegen die Armen und Reichen beständig im Streite; jene wollen viel, diese guten Wein. Man

behauptet, es gebe um den Johannisberg beſſere Lagen; weil aber jener, als eingeſchloſſener Bezirk, ſeine Weinleſe ungehindert verſpäten könne, daher komme die größere Güte des Erzeugniſſes. In den Gemeinde-Bezirken werden die Weinberge einige Zeit vor der Leſe geſchloſſer, auch der Eigenthümer darf nicht hinein. Will er Trauben, ſo muß er einen verpflichteten Mann zum Zeugen rufen.

Und ſo hätten wir denn abermals mit dem glücklichen Rundworte geſchloſſen:

Am Rhein! am Rhein!
Da wachſen unſre Reben!

Kunſtſchätze
am Rhein, Main und Neckar.

1814 und 1815.

Köln.

Nach einer glücklichen Rheinfahrt, wurden wir in Köln von Freunden und Bekannten, ja von Unbekannten mit dem frohen Gruße überraſcht: daß jenes von Rubens für ſeinen Geburtsort gemahlte, die Kreuzigung Petri vorſtellende, der Kirche dieſes Stadtpatrons gewidmete Bild von Paris zurückgebracht werde, und nächſtens im Triumph zu ſeiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen ſolle. Wir freuten uns, daß einer zahlreichen Bürgerſchaft durch eine einfache große Handlung das herrliche Gefühl gegeben ſey, nunmehr einem Fürſten anzugehören, der ihnen in ſo hohem Sinne Recht zu verſchaffen, und ein ſchmählich vermißtes Eigenthum wieder zu erſtatten, kräftig genug wäre. Nun durfte man mit deſto froherer Theilnahme Kunſtliebhaber beſuchen, die ſich durch ihren wiedererſcheinenden Heiligen doppelt

getrôstet und erquickt fühlten, und den allgemeinen Gewinn als Unterpfand betrachteten, daß ihrer eigensten Neigung Sicherheit und Förderniß gelobt sey.

Wenn nämlich im dreyzehnten Jahrhundert die bildende Kunst am Niederrhein sich zu regen anfing, so schmückte sie vorzüglich Kirchen, Klöster und öffentliche Gebäude an Mauern und Wänden, oft auch auf großen Tafeln mit frommen und heiligen Gegenständen; die neuere Kunst verschaffte dagegen auch dem einzelnen Bürger kleinere Bilder, angemessen dem Innern der Wohnungen und häuslichen Gefühlen. Mit glänzender Sinnlichkeit behandelte sie natürliche beliebte Gegenstände, und jederman konnte in seiner eigenen Wohnung an herrlichen Werken ein stilles Behagen empfinden.

Solche kunstreiche Umgebungen gehörten nun zu den Bedürfnissen des Bemittelten, zum Anstande des Wohlhabenden. Einheimische Künstler wurden beschäftigt. Ein lebhafter Handel mit Brabant und Holland brachte eine Unzahl solcher Kunstwerke in Umtrieb. Liebhaberey und Gewinn waren zu verbinden, und Gewinn belebte die Neigung. Handelsleute thaten sich hervor, welche, in das ferne Ausland wirkend, Kunst und Künstler förderten. Unter solchen wird der Name Jabach mit Ehrfurcht genannt. Dieser vorzügliche Mann, umgeben von seiner wohlgebildeten und wohlhäbigen Familie, wird uns noch jetzt, lebensgroß, durch ein Bild von Le Brun vor Augen gestellt. Es ist vollkommen erhalten noch in Köln,

und

und verdient als eine der ersten Zierden einer bald zu hoffenden öffentlichen Anstalt eingeordnet zu werden.

Nun müssen wir aber jener bedeutenden Richtung gedenken, welche die Kunstliebe in unsern Tagen genommen. Eine gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts vorbereitete, in dem gegenwärtigen aber sich mehr entwickelnde Leidenschaft zu den Resten der alten Kunst, wie sie sich nach und nach aus dem trübern Mittelalter hervorthat, erhielt reichliche Nahrung, als Kirchen und Klöster aufgehoben, heilige Gemählde und Geräthschaften verkauft wurden. Nunmehr konnten die schätzbarsten Dinge, welche bisher der Gemeine gehörten, in den Besitz des Privatmanns übergehen. Mehrere Personen in Köln fühlten sich daher veranlaßt, dergleichen zu retten und zusammenzuhalten. Die Herren Boisserée, Gebrüder, und Bertram stellten mit Neigung, Kenntniß, Ausdauer, Aufwand und Glück, eine Reihe solcher Bilder als unterrichtenden Kunstschatz zusammen, welcher, gegenwärtig in Heidelberg befindlich, in Köln ungern vermißt wird. Hier am Orte jedoch besitzen die Herren Wallraf, Lieversberg, Fochem, nebst anderen Personen, höchst schätzbare Werke dieser Art.

Da nun aber fast alle solche Gemählde von Rauch und Staub mußten behutsam gereinigt, schadhafte Stellen sorgfältig ausgebessert und der Goldgrund vorsichtig hergestellt werden, so bildeten sich Restauratoren, unentbehrliche Personen für jeden Ort, wo sich ein lebhafter

Kunstverkehr entwickelt. Ein herrliches Document solcher Bemühungen, wo Liebhaber und Künstler patriotisch kunstverständig zusammen gewirkt, ist das große aus der Rathscapelle in den Dom versetzte Altarbild. Die mittlere Tafel stellt die Anbetung der heiligen drey Könige vor, die Seitentafeln aber zeigen die übrigen Schutzpatrone der Stadt, ritterlich und jungfräulich, kühn und bescheiden, fromm alle mit einander. Der Künstler lebte zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts.

Alle jene dem Gottesdienst gewidmeten Vorstellungen und Zierden aber, welche durch die unruhige zerstückelnde Zeit von ihren geweihten Plätzen entfernt wurden, schienen in Privathäusern nicht ganz an ihrer Stelle; daher der heitere erfinderische Geist der Besitzer und Künstler an schickliche Umgebung dachte, um dem Geschmack zu erstatten, was der Frömmigkeit entrissen war. Man ersann scheinbare Hauscapellen, um Kirchenbilder und Geräthschaften in altem Zusammenhang und Würde zu bewahren. Man ahmte die bunten Glasscheiben auf Leinwand täuschend nach; man wußte an den Wänden theils perspectivische, theils halberhobene klösterliche Gegenstände als wirklich abzubilden.

Diese anmuthige Decorirkunst blieb jedoch nicht lange im Düstern, der muntere Geist der Einwohner führte sie bald in's freie Tageslicht; wo denn der Künstler auch solchen Forderungen genug zu thun verstand, indem er den Hintergrund enger, an den Seiten mit Pflanzen und

Blumen beſetzter Höfe, durch wohlgerathene perſpectiviſche Gemählde, in's Unendliche zu erweitern glücklich unternahm. Alles dieſes und ſo manches andere, welches auf den Fremden höchſt angenehm, neu und bedeutend wirkt, zeugt von einer frohen, frommen, Genuß und Erhebung verlangenden Sinnlichkeit, die, wenn ſie zu Zeiten des Drucks und der Noth ſich ſo thätig und heiter bewies, in Zeiten der Sicherheit und Ruhe bei zunehmendem Wohlhaben neu ermuntert gar bald hervortreten wird.

Betrachtet man alſo das viele in Köln Verbliebene, Erhaltene, Neubelebte, mit Aufmerkſamkeit, ſo wird man gewahr, wie leicht eine Regierung hier einwirken kann, wenn die Obern und Vorgeſetzten zuerſt dasjenige freundlich anerkennen, was von Einzelnen aus freier Neigung und Liebhaberey bisher geſchah, und einen ſolchen frohen Willen auf alle Weiſe begünſtigen. Hierdurch wird den Obgeordneten als Kennern und Liebhabern nichts unbekannt bleiben, was am Orte von Kunſtwerken befindlich iſt, was zu- und abgeht, oder den Beſitzer verändert. Zugleich werden ſie, die Thätigkeit des Einzelnen fördernd, auf den Fall merken, wo lebenslängliche Bemühung eines Privatmannes dem Gemeinweſen auf einmal zu Gute kommt: denn es geſchieht nicht ſelten, daß eine Sammlung dem Liebhaber, der ſich auf mancherlei Weiſe beengt fühlt, zur Laſt wird. Mangel an Raum, Wechſel der Wohnung, verändertes oder abge-

ſtumpftes Intereſſe, vermindern oft den Kunſtwerth in den Augen des Beſitzers; und hier iſt es, wo die Oberen zu Gunſten beider Theile ſich thätig erweiſen können. Durch ehrenvolle Aufmerkſamkeit findet ſich der Wohlhabende ſchon dergeſtalt geſchmeichelt, daß er patriotiſch aufgeregt, wo nicht ſchenkend, doch zu mäßigen Bedingungen ſein Beſitzthum einer öffentlichen Anſtalt überläßt und einverleibt. Findet er in ſeinem Wohnorte nur Gleichgültigkeit, er wird ſich in der Fremde des Danks erholen. So wäre z. B. die unüberſehbare Sammlung des Baron v. Hübſch, die unter mancherlei Wuſt die ſchätzbarſten Gegenſtände der Kunſt und des Alterthums enthielt, nicht von Köln nach Darmſtadt gezogen, nicht des Herrn Noſe höchſt bedeutende Zuſammenſtellung niederrheiniſcher Gebirgsarten von Godesberg nach Berlin gewandert, hätten dieſe Männer in Zeiten gelebt, wie diejenigen denen wir entgegen ſehen.

Forſchen wir nun nach dergleichen Schätzen gegenwärtig in Köln, ſo werden wir zuerſt auf die Sammlung des Herrn Profeſſors und Canonicus Wallraf gewieſen, der, ſeiner Vaterſtadt leidenſchaftlich angeeignet, ſein ganzes Leben, Habe und Gut verwendete, ja die erſten Bedürfniſſe ſich öfters entzog, um alles ihm erreichbare Merkwürdige ſeinem Geburtsort zu erhalten. Vorzüglich aufmerkſam auf römiſche Alterthümer, Bildwerke, Münzen, geſchnittene Steine und Inſchriften, hat er zugleich neuere Kunſtwerke aller Art, Gemählde, Hand-

zeichnungen und Kupferstiche, Bücher, Handschriften, selbst sehr bedeutende Mineralien, an sich gebracht. Dieser, wegen Mannichfaltigkeit und Verwickelung, schwer zu übersehende Vorrath konnte weder zu eigenem Genuß, noch zum Unterricht anderer jemals geordnet werden, weil selbst die dem Sammler späterhin gestattete freie Wohnung nicht Raum hat, so viel zu fassen, geschweige gesondert aufzustellen. Wünschenswerth wär' es daher, wenn man baldmöglichst dem gemeinen Wesen diesen Schatz zueignete, damit die Jahre, welche dem würdigen Besitzer gegönnt sind, benutzt werden könnten, diese kostbaren Gegenstände mit Genauigkeit zu übernehmen, zu ordnen, genießbar und nutzbar zu machen.

Dieses aber setzt ein hinreichendes Local voraus, welches in der weitläuftigen Stadt gar wohl zu finden wäre. Hätte man ein solches bestimmt, so würden die vorhandenen Räume wohl beachtet, damit die verschiedenen Abtheilungen der Sammlung gehörig zu sondern wären. Dabei nähme man auf die Zukunft beständig Hinsicht, die Räume würden groß genug eingerichtet, nach Maßgabe einer zu hoffenden Vermehrung. Die Anleitung hiezu würde die Sammlung selbst geben, die, indem sie Gegenstände aller Art besitzt, und nach allen Seiten hindeutet, vielerlei Rubriken veranlaßt, die sich in der Folge innerlich vermehren und ausdehnen. Denn auch deßhalb ist diese Sammlung so schätzbar, weil sie künftige Conservatoren nöthigt, alles Vorkommende nach

seiner Art zu würdigen, und auch das Geringste als integrirenden Theil des Ganzen zu betrachten. Wie überraschend angenehm würde es alsdann seyn, wenn die Localitäten geschmackvoll und analog den Gegenständen verziert würden, wovon wir zwar einzelne Beispiele in verschiedenen Städten bewundern, jedoch kein ganzes allgemeines Museum in diesem Sinne verziert wissen. Es ist gar so angenehm unterrichtend, wenn Sarkophagen, Urnen und alle dazu gehörigen Leichen- und Grab-Geräthe in nachgeahmten Columbarien aufgestellt sind; wenn der römische Denkstein, Altar und Cippus von einer Decoration eingefaßt werden, welche an die Appische Straße erinnert; wenn die Ueberreste des frühern Mittelalters von Verzierungen ihrer Art, die des spätern gleichfalls übereinstimmend bekleidet sind; wenn selbst den Naturreichen durch Abbildung des nicht vorhandenen nachgeholfen wird. Wollte man diese Gedanken vorfolgen und Vorschläge gelten lassen, so würde gar manches bewirkt werden, welches voraus anzudeuten nur anmaßlich scheinen möchte. In einer Gegend, wo das Wissen nur in sofern geschätzt werden kann als es zugleich in's Leben tritt, wird eine solche Einrichtung schon gefordert. Hier wird der bloß neugierig Gleichgültige unterhalten und angeregt, ja er mag sich stellen wie er will, belehrt; der Kenner aber läßt sich durch eine solche, der Ordnung noch hinzugefügte Täuschung eben so wenig irre machen, als durch

Unvermeidlich.

Wer kann gebieten den Vögeln
Still zu ſeyn auf der Flur?
Und wer verbieten zu zappeln
Den Schafen unter der Schur?

Stell' ich mich wohl ungeberdig,
Wenn mir die Wolle krauſ't?
Nein! Die Ungeberden entzwingt mir
Der Scheerer, der mich zerzauſ't.

Wer will mir wehren zu ſingen
Nach Luſt zum Himmel hinan,
Den Wolken zu vertrauen
Wie lieb ſie mir's angethan?

die Confuſion der alten Krambude eines Raritätenhändlers. In Köln würde man ſich hiezu des Talents eines vorzüglichen Künſtlers, Hrn. Fuchs, bedienen, der in ähnlichen Fällen ſchon Erfindungsgabe, Geſchmack und Fertigkeit bewieſen. Zugleich aber wird man mit Bedauern den in jugendlichem Alter ſchon vieles leiſtenden Joſeph Hoffmann vermiſſen, welcher wohl verdient hätte beſſere Zeiten zu erleben.

Jederman der das Geſagte beherzigt, wird ſich überzeugen, daß bei weiſer kräftiger Anregung von oben, tüchtiger Gründung und klarer Anlage eines Conſervatoriums in Köln, Kunſt, Geiſt und Fleiß ſogleich ſich vereinen werden, daſſelbe zu ſchmücken; da es denn auch an patriotiſcher Thätigkeit nicht fehlen wird, daſſelbige fortwährend zu vermehren und auszuſtatten. So ſehen wir ſchon gegenwärtig, da ein allgemeiner Vereinigungspunkt nur erſt gehofft wird, das rühmliche Beiſpiel, wie Herr General von Rauch alles dasjenige, was bei Anlage der neuen Feſtungswerke ausgegraben wird, bei ſich ſammelt, um ſolches dereinſt dem öffentlichen Gewahrſam zu übergeben. Das Bedeutende was ſchon gefunden worden, erregt die ſchönſten Hoffnungen, und ſichert dieſem trefflichen Kriegsmanne auch von dieſer Seite die immerdauernde Dankbarkeit einer wieder auflebenden Stadt.

In Köln jedoch an eine förmliche Kunſtakademie zu denken, möchte nicht nöthig noch räthlich ſeyn. Re-

publicaniſche, von alten Zeiten her den Gemüthern eingeprägte Formen paſſen am beſten in dieſen Gegenden, wenigſtens für die freien Künſte. Einſichtige Kunſtliebe und Gönnerſchaft ſetzt ſich überall an die Stelle der Direction; jeder Künſtler zieht in ſeinem Fache ſich ſeine eigenen Schüler, ſo wie jeder Schüler ſich frei ſeinen Meiſter aufſucht. Hier kann jeder, uneingeſchränkt von ſeines Gleichen, durch eigene Arbeiten, durch Reſtauration und Kunſthandel ſich in eine Lage verſetzen, die ſehr angenehm werden muß, wenn die Regierung ſein Talent auch zu ihren Zwecken benutzt, durch angemeſſene Penſionen ſein Talent den erſten Nahrungsſorgen überhebt, ſodann aber durch billiges Honorar ſeine außerordentlichen Arbeiten belohnt.

Wird ſich nach allgemeinem Wünſchen und Hoffen ein zuſammenhängender Kunſtverkehr am Rhein und Main verbreiten, ſo wird auch die Theilnahme des Reiſenden nicht fehlen. Der Kunſtfreund verlangt nicht immer Originale; trifft und rührt ihn irgend ein merkwürdiges Bild, deſſen Beſitz nicht zu erlangen iſt, ſo erfreut er ſich an einer Copie. Dieſes zeigt ſich ſchon gegenwärtig bei der Freude an der altdeutſchen Kunſt, daß man Nachbildungen von Gemälden dieſer Art verlangt und ſchätzt. Von jener großen Tafel im Dom hat Herr Lieutenant Rabe die Mittelgruppe in Miniatur höchſt befriedigend nachgebildet. Herr Beckenkamp beſchäftigt ſich immerfort mit Copien deſſelben, die ſogleich ihre Liebhaber

finden. Wie viel Umſtände treffen nicht zuſammen uns zu verſprechen, daß ein freithätiges, uneingeſchränktes Kunſtleben in dieſen Gegenden ſich aus einer niemals ganz ausgeſtorbenen Vorzeit fröhlich entwickeln werde.

Ehe jedoch der Fremde ſo mannichfaltige Merkwürdigkeiten mit Ruhe genießen kann, wird er vor allem unwiderſtehlich nach dem Dom gezogen. Hat er nun dieſes, leider nur beabſichtigten Weltwunders Unvollendung von außen und innen beſchaut, ſo wird er ſich von einer ſchmerzlichen Empfindung belaſtet fühlen, die ſich nur in einiges Behagen auflöſen kann, wenn er den Wunſch, ja die Hoffnung nährt, das Gebäude völlig ausgeführt zu ſehen. Denn vollendet bringt ein groß gedachtes Meiſterwerk erſt jene Wirkung hervor, welche der außerordentliche Geiſt beabſichtigte: das Ungeheure faßlich zu machen. Bleibt aber ein ſolches Werk unausgeführt, ſo hat weder die Einbildungskraft Macht, noch der Verſtand Gewandtheit genug, das Bild oder den Begriff zu erſchaffen.

Mit dieſem leidigen Gefühl, welches einen jeden drückt, kämpften zu unſerer Zeit in Köln eingeborne Jünglinge, welche glücklicherweiſe den Muth faßten, eine Vollendung des Doms, nach der erſten Abſicht des Meiſters, wenigſtens in Zeichnungen und Riſſen zu Stande zu bringen. Dürfte auch ein ſolches bildliches Unternehmen gegen die wirkliche Ausführung gering ſcheinen, ſo gehörte doch ſchon hiezu ſo viel Einſicht als Un-

ternehmungsgeist, so viel That als Beharren, so viel Selbstständigkeit als Einwirkung auf andere, wenn die Gebrüder Boisserée zur ungünstigsten Zeit ein Kunst- und Pracht-Werk so weit fördern sollten, daß es von nun an heftweise wird erscheinen können. Der Grundriß hatte sich glücklicherweise im Original gefunden, so wie auch der Aufriß, später entdeckt, der bisherigen Bemühung, Ausmessung und Vermuthung glücklich zu Hülfe kam. In gehöriger Größe werden also Grundriß, Aufrisse, Durchschnitte, perspectivische Zeichnungen nach und nach erscheinen, wodurch ein Werk gebildet wird, das vermöge seines Inhalts, wie durch die Künstler die es gearbeitet, den lebhaftesten Antheil verdient. Denn daß die Zeichnungen vortrefflicher deutscher Männer, Moller, Fuchs, Quaglio, auch in Deutschland gestochen werden konnten, dazu gehörte von Seiten der Unternehmer jene stille unverwüstliche Vaterlandsliebe, die in den schlimmsten Zeiten dasjenige zu erhalten und zu fördern weiß, was glücklichen Tagen unentbehrlich ist; und so sind die trefflichen Kupferstecher, die Herren Duttenhofer in Stuttgart, Darnstedt in Dresden, zur Theilnahme an dieser wichtigen Arbeit herbeigerufen worden.

Sind wir nun durch Bemühungen von Privatperso-nen dazu gelangt, uns einen deutlichen Begriff von jenem unschätzbaren Gebäude zu machen, so daß wir es als ein Wunderwerk, gegründet auf die höchsten christ-

lich-kirchlichen Bedürfnisse, so genial als verständig gedacht, durch vollendete Kunst und Handwerk ausgeführt, in der Einbildungskraft fassen und seine wirklich vorhandenen Theile einsichtig genießen können: so wird man sich nicht verwehren, jene kühne Frage nochmals aufzuwerfen, ob nicht jetzt der günstige Zeitpunkt sey, an den Fortbau eines solchen Werks zu denken.

Hier treffen wir aber bei näherem Erwägen auf die traurige Entdeckung, daß der Dom seit zwanzig Jahren aller Hülfsmittel beraubt ist, um auch nur im baulichen Stand erhalten zu werden. Als Reichsstift, und weil die Güter für den Bauunterhalt mit den Pfründegütern zusammengeworfen waren, hatte die Kirche das eigene und einzige Schicksal, sie die am meisten bedarf, die ärmste von allen zu werden, indessen andere Kirchen ihre Baugüter behalten oder zurückbekommen haben.

Das erste vor allen Dingen wäre daher, an eine Stiftung zu denken, zu vollkommener Erhaltung des Gebäudes. Erhaltung ist aber nicht zu bewirken, wenn man den Vorsatz des Fortbauens gänzlich aufgibt; denn nicht allein Baarschaft reicht hin zu solchen Bedürfnissen, sondern es will auch, bei gegenwärtiger vollkommener Einsicht in den Willen des Meisters, Kunst und Handwerk auf's neue erregt und belebt seyn. Was aber auch geschähe, so ist ein solcher Gegenstand mit Großheit zu

behandeln, zu welcher man nur gelangt, wenn man ſich die Schwierigkeiten nicht verbirgt noch verläugnet.

Auf alle Weiſe aber ſteht der Dom ſchon jetzt als feſter Mittelpunkt; er und die vielen andern Gebäude der Stadt und des Landes bilden im engen Kreiſe eine ganze Kunſtgeſchichte. Und auch dieſe iſt literariſch und artiſtiſch vorbereitet, indem jene ſo leidenſchaftlich als gründlich arbeitenden Kunſtliebhaber, bei dem Fleiße den ſie dem Kölner Dom gewidmet, ihre Aufmerkſamkeit zugleich auf die Vor- und Nachkunſt richteten. Daher wurden alte Riſſe geſammelt, Durchzeichnungen veranſtaltet, Kupferſtiche und Zeichnungen der vorzüglichſten ſogenannten gothiſchen Gebäude in allen Landen angeſchafft, beſonders von allen bedeutenden alten Bauwerken des ganzen Niederrheins von der Moſel abwärts. Hieraus könnte ein Werk entſtehen, das in mäßigem Format die Epochen der älteren Baukunſt in Deutſchland, von den erſten chriſtlichen Zeiten an bis zum Erſcheinen des ſogenannten gothiſchen Geſchmacks im dreyzehnten Jahrhundert, in belehrender Form zur Anſchauung brächte.

Die den Reiſenden zugemeſſene Zeit war zu kurz, als daß man von allem Bedeutenden hätte völlige Kenntniß nehmen können; jedoch verſäumte man nicht, den Herrn Domvicarius Hardy zu beſuchen, einen merkwürdigen achtzigjährigen muntern Greis, der, bei angebornem entſchiedenem Talent und Kunſttrieb, von Jugend auf ſich ſelbſt bildete, phyſikaliſche Inſtrumente

künſtlich ausarbeitete, ſich mit Glasſchleifen beſchäftigte, vorzüglich aber von der bildenden Kunſt angezogen Email zu mahlen unternahm, welches ihm auf's glücklichſte gelang. Am meiſten jedoch hat er ſich dem Wachsboſſiren ergeben, wo er denn ſchon in frühſter Jugend die unendlich feinen perſpectiviſch-landſchaftlichen, architektoniſch-hiſtoriſchen kleinen Arbeiten verfertigte, dergleichen von mehreren Künſtlern verſucht, wir noch bis auf die neueſte Zeit ſogar in Ringen bewundern. Später beſchäftigte er ſich mit einer Art, die höchſt gefällig iſt; er boſſirte nämlich halbe Figuren in Wachs, beinahe rund, wozu er die Jahreszeiten und ſonſt charakteriſtiſch-gefällige Gegenſtände wählte, von der lebensluſtigſten Gärtnerin mit Frucht- und Gemüs-Korbe bis zum alten, vor einem frugalen Tiſch betenden Bauersmann, ja bis zum frommen Sterbenden. Dieſe Gegenſtände, hinter Glas, in ungefähr fußhohen Käſtchen, ſind mit buntem Wachs harmoniſch, dem Charakter gemäß colorirt. Sie eignen ſich dereinſt in einem Kölniſchen Muſeum ſorgfältig aufbewahrt zu werden; denn man wird hiedurch ſo deutlich angeſprochen, daß wir uns in der Geburtsſtadt des Rubens befinden, am Niederrhein, wo die Farbe von jeher die Kunſtwerke beherrſcht und verherrlicht hat. Die ſtille Wirkung eines ſolchen Mannes in ſeinem Kreiſe verdient recht deutlich geſchildert zu werden, ein Geſchäft, welches Herr Canonicus Wallraf mit Vergnügen übernehmen wird, da er, als ein Zün-

gerer, diesem würdigen Greis auf dem Lebens- und Kunst-Wege gewiß manche Anregung verdankt.

Ein Schüler dieses würdigen Mannes, Herr Hagbold, beschäftiget sich mit ähnlichen Arbeiten; doch hat er bisher nur Profilportraite geliefert, denen man eine glückliche Aehnlichkeit nicht absprechen kann. Die Reinlichkeit und Feinheit der Kleidungs- und Putz-Stücke an diesen Bildern ist höchlich zu loben, und wenn er sie in der Folge, sowohl von vorn in voller Ansicht, ganz rund, als von der Seite, nur halb erhaben ausführen wird, so kann es ihm an Beifall und Kunden nicht fehlen.

Noch ist hier ein geschickter Miniaturmahler zu erwähnen, Herr Lützenkirchen, welcher sich, bei sehr schönen Talenten, als ein denkender Künstler erweist, und sich auch schon das Vertrauen hoher Personen bei bedeutenden Gelegenheiten erworben hat.

Indem man nun von dem Vergangenen und Gegenwärtigen spricht, was Köln merkwürdig, ehrwürdig und angenehm macht, und sodann frägt, was denn ferner wünschenswerth wäre, damit gebildete Personen aller Art ihren Aufenthalt hier gerne wählten, so wird man die Antwort hören, daß Wissenschaft und diejenige Cultur, welche aus dem Studium der alten Sprachen hervorgeht, nebst allem was geschichtlich heißen kann, hier von frischem angeregt und begünstigt werden sollten; von frischem sage ich, denn auch diese Vorzüge haben

ſich hier nicht ganz verloren. Man darf nur die im Lapidarſtyl glücklich aufgeſtellten Inſchriften, worin Herr Canonicus Wallraf ſich beſonders hervorthut, ſo wie ſeine heitern und gehaltreichen lateiniſchen Gelegenheitsgedichte betrachten; man darf die hiſtoriſchen Bemühungen, welche derſelbe nebſt andern Perſonen den vaterſtädtiſchen kirchlichen Ereigniſſen widmet, näher in's Auge faſſen: ſo findet man noch Verzahnungen genug, welche nur auf einen neuen Anbau zu warten ſcheinen.

Und hier wird man unmittelbar an jene anſehnliche Univerſität erinnert, welche ehemals hier ihren Sitz hatte. Ihre Lage war vortheilhaft, in der Mitte der Länder, zwiſchen Moſel, Maas und Lippe, auch zur Verbindung mit verwandten Nachbarländern, woher noch bis zur franzöſiſchen Umwälzung Studirende, meiſt von katholiſcher Religion, ſich auf dieſe Univerſität wendeten, in ſolcher Anzahl, daß ſie eine ſogenannte Nation unter den Studenten ausmachten. Die mediciniſche Facultät zog durch ausgezeichnete Lehrer noch bis zu Ende des letzten Jahrzehnts holländiſche Studenten nach Köln, und noch jetzt genießt die Stadt in den angränzenden Ländern ihren alten Ruhm. Ja in den erſten Jahren der franzöſiſchen Herrſchaft wurde die Hoffnung rege zu Wiederbelebung der alten Univerſität, und bis in die letzten Zeiten nicht ganz aufgegeben, erhielt ſie ſich an der Aufmerkſamkeit, welche die Centralſchule genoß, die nachher in eine höhere Secundärſchule verwandelt wurde.

Ihr blieben bedeutende Güter, Anstalten und Sammlungen, welche zum Theil sich noch vermehrten; wie denn ein wohlbestelltes physikalisches Cabinet angeschafft und ein botanischer Garten ganz neu angelegt wurde. Fänden nun in demselbigen, von den Jesuiten ehemals benutzten Raume die Kunstsammlungen gleichfalls ihren Platz, so würde sich alles Kennenswerthe hier vereinigen lassen. Hierauf, wie auf manches Andere, gründen die Kölner die Hoffnung, die alte Universität in ihren Mauern wieder erneuert zu sehen.

Alles was wir bisher an dieser Stadt gerühmt, schien diese Hoffnung zu begünstigen, da nicht mehr die Frage seyn kann, ob nicht auch in großen Städten eine Universität gedeihen könne. Ja man wollte behaupten, daß hier, wo die reichsten Schätze der großen Vorzeit zu finden sind; wo geistliche und weltliche Gebäude, Mauern und Thürme, und so mannichfaltige Kunstsammlungen eine anschauliche Geschichte der Vergangenheit liefern; wo Schifffahrt und Handel das gegenwärtige Leben darstellen, — daß hier Lehrenden und Lernenden alles nützlich und förderlich seyn müsse, indem in unsern Tagen nicht mehr von Schul- und Parteyen-Wissen, sondern von allgemeinen Weltansichten, auf ächte Kenntnisse gegründet, die Rede sey.

Man wolle jenen Universitäten, in kleinen Städten angelegt, gewisse Vortheile nicht streitig machen, es sey aber doch nicht zu läugnen, daß sie sich aus jenen Zeiten her-

Geheimes.

Ueber meines Liebchens Aeugeln
Stehn verwundert alle Leute;
Ich, der Wiſſende, dagegen
Weiß recht gut was das bedeute.

Denn es heißt: ich liebe dieſen,
Und nicht etwa den und jenen.
Laſſet nur ihr guten Leute
Euer Wundern, euer Sehnen!

Ja, mit ungeheuren Mächten
Blicket ſie wohl in die Runde;
Doch ſie ſucht nur zu verkünden
Ihm die nächſte ſüße Stunde.

herſchreiben, wo der Jugend, die aus einem dumpfen Schulzwange zu einem ängſtlichen Geſchäftszwange gebildet werden ſollte, ein gewiſſer Zwiſchenraum gegönnt war, in welchem ſie ſich neben dem Lernen auch abtoben, und eine fröhliche Erinnerung vollbrachter Thorheiten gewinnen möchte. Gegenwärtig ſey dieſes aber unzuläſſig, ſchädlich und gefährlich: denn der deutſche Jüngling habe ſich meiſt im Felde verſucht, habe an großen Thaten Antheil genommen, und ſelbſt der Nachwuchs ſey ſchon ernſter geſinnt; man verlange nicht nach einer abenteuerlichen, hohlen Freiheit, ſondern nach einer ausbildenden, reichen Begränzung. Wo ſey nun eine ſolche ſchönere zu finden, als in einer Stadt, die eine Welt in ſich enthalte; wo Thätigkeit aller Art ſich muſterhaft vor dem Geiſte des Jünglings bewege, und wo junge Leute nicht an Cameradenſelbſtigkeit, ſondern an höhern Weltanſichten und an unzähligen Gewerbs- und Kunſt-Thätigkeiten ihre Unterhaltung fänden; wo der Studirende nur über den Fluß zu ſetzen brauche, um ſeine Ferien in dem reichſten Bergwerks-, Hütten- und Fabriken-Lande nützlich zuzubringen?

Ferner behaupteten die Kölner, daß der Studirende nirgends mehr ſich ſelbſt achten und geachtet werden könne, als bei ihnen, indem er als Miterbauer einer großen, alten, durch Zeit und Schickſal zurückgekommenen Exiſtenz angeſehen werden müſſe.

Bonn.

Nach aufmerksamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich aufgestellten antiken Monuments, unterhielt in Bonn die Durchreisenden eine Sammlung des Herrn Canonicus Pick. Dieser heitere geistreiche Mann hat alles und jedes was ihm als alterthümlich in die Hände kam, gewissenhaft gesammelt, welches schon ein großes Verdienst wäre; ein größeres aber hat er sich erworben, daß er mit Ernst und Scherz, gefühlvoll und geistreich, heiter und witzig, ein Chaos von Trümmern geordnet, belebt, nützlich und genießbar gemacht hat. Ohne sein Haus, mit welchem diese Schätze zusammengewachsen sind, durchwandert zu haben, kann man sich hievon keine Vorstellung machen.

Der Treppenraum zeigt eine Menge Portraite von sehr verschiedenem Kunstwerth, alle jedoch vereinigt, die Trachten mancher Länder und Zeiten vor's Auge zu bringen. Verziert sind die Wohnzimmer mit Kupferstichen und Gemählden, eigens bedeutend auf traurige und frohe vaterländische Ereignisse hinweisend, auf Glück und Unglück eines übermüthigen Feindes anspielend. Ueber den Thüren erregt manche inschriftliche Tafel ein bedenkliches Lächeln. Nun aber öffnet sich die Sammlung selbst; man durchschaut sie mit immer verändertem Interesse, welches jederzeit eine historische Richtung zu nehmen genöthigt ist. Kupferstiche und Münzen, nach Jahren und

Ländern geordnet, Geräthſchaften aller Art, alles zierlich zuſammengeſtellt.

Wir gedenken z. B. einer ganzen Wand mit gemahltſcheinenden Bildern, merkwürdig durch den Stoff, woraus ſie verfertiget worden: Moſaik und Eingelegtes, von Stroh oder Moos Zuſammengeſetztes, aus gehackter Wolle Geſtreutes, ſammetartig Gewobenes, Geſticktes oder aus Läppchen Zuſammengeſticktes. Durch ſolche Annäherungen werden hundert Dinge, deren Aufbewahrung einen erfahrenen Kunſtkämmerer verlegen machte, dem Auge intereſſant; ſie geben dem Geiſte Nahrung, ja dem Geſchmacksurtheil manchen Anlaß. Hiebei iſt zu bemerken, daß ein junger Vetter, naturwiſſenſchaftlich unterrichtet, eine ſchöne Mineraliensammlung, dem Kenner wie dem Liebhaber willkommen, ſyſtematiſch aufgeſtellt hat.

Und ſo nach ergötzender Betrachtung einer unzähligen Menge älterer Putz- und Scherz-Geräthe nimmt man ernſteren Antheil an einer würdig errichteten Scheincapelle. Geſchmackvoll zuſammengerahmte bunte alte Glasfenſter verbreiten ein düſteres Licht über den beſchränkten Raum; gibt man demſelben dagegen die erforderliche Hellung, ſo ſieht man die aus aufgehobenen Kirchen geretteten frommen Bedürfniſſe aller Art an ſchicklicher Stelle: geſchnitzte Betſchemel und Pulte, ein völlig hergeſtellter Altar, auf demſelben ein Reliquienkaſten mit getriebenen Silberfigürchen geziert, mit Email reich-

lich bedeckt; ferner Crucifixe und Leuchter, alle ältern Ursprungs, nach Form und Materie an jenen heiligen Prachtkasten erinnernd, der in dem Kölnischen Dom die Gebeine der drey Könige verwahrt. Den Wänden fehlt es nicht an alten Gemählden, welche sich hier, als hätten sie ihre Stelle nicht verändert, einer gewohnten Nachbarschaft erfreuen.

Gelangt man darauf in ein Zimmer, wo alte Drucke und Manuscripte aufbewahrt, auch andere bedeutende Dinge einstweilen niedergelegt sind, so bedauert man, daß die Unruhe der Zeiten diesen würdigen Mann verhinderte, von seinem ganzen Hause Gebrauch zu machen, um alles in gleichem Sinne zu ordnen und zu bewahren.

Mit dem größten Vergnügen aber betritt man die Gartenterrasse, wo das Talent eines geistreichen Conservators sich in vollem Glanze zeigt. Hier sieht man unter freiem Himmel verschiedene architektonische Theile und Glieder, Säulen und Gesimstrümmer, so wie manche Zierrathsreste, zu Ruinen gruppirt, Inschriften zierlich eingemauert, halberhabene Arbeiten wohl vertheilt, große gebrannte Gefäße als Denkmale aufgestellt, und, mit wenigen Worten, hie und da wahrhaft rege patriotische Gesinnungen bedeutsam ausgedrückt.

Eine ausführliche Beschreibung dieses glücklichen Unternehmens würde schon der Einbildungskraft und dem

Gemüth eine angenehme Unterhaltnng geben. Nur Eines führe ich an, daß ein kleines wohlerhaltenes Basrelief, die ſchlimmen Folgen der Trunkenheit vorſtellend, unter einer Weinranke geſehen wurde, die ſo eben voller Trauben hing.

Denkt man ſich Bonn als Reſidenz, und dieſen Schatz unverrückt als Kunſtkammer, ſo beſitzt der Hof eine Sammlung ſo allgemein unterhaltend und reizend, als nur zu wünſchen iſt. Setzte man ſie im gleichen Sinne fort, ſo würden Beſitzer und Erhalter ſich und andern zu großem Vergnügen bemüht ſeyn.

Während man nun dieſe Zeit über mit aufgeklärten und, im ächten Sinne, freidenkenden Perſonen umging, ſo kam die Angelegenheit der ehemals hier vorhandenen Univerſität zur Sprache. Da man nämlich ſchon längſt an der Wiederherſtellung der veralteten hohen Schule in Köln verzweifelt, habe man den Verſuch gemacht, eine neue in Bonn zu gründen. Dieſes Unternehmen ſey deßhalb mißlungen, weil man, beſonders in geiſtlichen Dingen, polemiſch und nicht vermittelnd verfahren. Furcht und Partengeiſt zwiſchen den verſchiedenen Glaubensgenoſſen ſey indeſſen beſchwichtigt, und gegenwärtig die einzig mögliche und vernünftig herbeizuführende Vereinigung der Katholiken und Proteſtanten könne nicht auf dogmatiſchem und philoſophiſchem, ſondern allein auf hiſtoriſchem Wege gefunden werden, in allgemeiner Bildung durch gründliche Gelehrſamkeit. Eine bedeutende

Universität am Niederrhein sey höchst wünschenswerth, da es der katholischen Geistlichkeit und somit auch dem größten Theil der Gemeinde an einer vielseitigern Geistesbildung fehle. Die Abneigung, ja die Furcht vor der Gelehrsamkeit sey früher daher entstanden, daß die Trennung der Christenheit durch Philologie und Kritik geschehen, dadurch sey die alte Kirche in Schrecken gesetzt, Entfernung und Stillstand verursacht worden. Bei veränderten Umständen und Ansichten jedoch könne dasjenige, was die Kirche getrennt, sie nun wieder vereinigen, und vielleicht wäre eine so schwer scheinende Aufgabe bei gegenwärtiger Gelegenheit, im oben angedeuteten Sinne, am sichersten zu lösen.

Wenn die Einwohner von Bonn ihre Stadt zum Sitz einer Universität empfehlen, ist es ihnen nicht zu verargen. Sie rühmen die Beschränktheit ihres Orts, die Ruhe desselben. Sie betheuern die Achtung, welche dem Studirenden hier zu Theil würde, als nothwendigem und nützlichem Mitbewohner; sie schildern die Freiheit, die der Jüngling genießen würde in der herrlichsten Gegend, sowohl landwärts als rheinwärts und überrheinisch. Die Ursachen, warum der erste Versuch mißlungen, kenne man nunmehr, und dürfe nur die ähnlichen Fehler vermeiden, so habe man die völlige Gewißheit, dießmal zum Ziele zu gelangen.

Diese und ähnliche Gespräche wurden auf der Terrasse des Schloßgartens geführt, und man mußte gestehen,

daß die Ausſicht von demſelben entzückend ſey: der Rhein und die Siebengebirge links, eine reich bebaute und luſtig bewohnte Gegend rechts. Man vergnügt ſich ſo ſehr an dieſer Anſicht, daß man ſich eines Verſuchs, ſie mit Worten zu beſchreiben, kaum enthalten kann.

Neuwied.

Doch unſer eigentlichſter Zweck ruft uns ſtromaufwärts, um Neuwied's zu gedenken. Dieſe freundliche Stadt, erbaut auf einen von Bergen umſtellten Raum, iſt uns wegen der Alterthümer merkwürdig, welche man daſelbſt gefunden hat und findet. Die neuerdings von Deutſchlands Feinden benutzte Gelegenheit hier über den Rhein zu gehen, ward von den Römern ſchon ergriffen, ſodann aber der ſichere und angenehme Raum Caſtellen und Wohngebäuden angeeignet. Die Spuren einer einfachen alten Befeſtigung fanden ſich hinter Biber eine halbe Stunde von Neuwied, wobei die Ueberreſte eines Bades entdeckt wurden. Die verſchütteten Trümmer von ſtädtiſchen Wohnungen finden ſich bei Hettesdorf, wovon ſchon manches zu Tage gefördert worden. Möge die friedliche Ruhe deren wir zu genießen hoffen, auch fernere Ausgrabungen begünſtigen! Das ſorgfältig angelegte Muſeum in dem Schloſſe zu Neuwied würde dadurch bereichert, ſo wie die Sitten und Gebräuche der älteſten Feinde Deutſchlands immer mehr aufgeklärt wer-

den. Von alten Wegen und Schutzmauern, die sich am Main und Rhein weit erstrecken, haben mehrere Schriftsteller gehandelt, und es wird sich nach und nach bei fortgesetzter Bemühung der ganze Zusammenhang endlich vollkommen entwickeln.

Coblenz.

Ungern verlassen wir diese Gegenden, und eilen, unseres Zweckes eingedenk, nach Coblenz. Auch hier würde sich ein Mittelpunkt zur Aufbewahrung der Alterthümer und zu Förderung der Kunst von selbst bilden. Die herrliche Lage des Orts, die schönen Straßen und Gebäude, die günstigen Wohnräume sind für den Einheimischen erfreulich, für den Fremden einladend. Da diese Stadt zum beständigen Sitz einer Regierung bestimmt ist, so kann es hier niemals an vorzüglichen Männern fehlen, deren Aufmerksamkeit gar manches entdecken und versammeln wird; wie denn zum Anfange die wenigen aber bedeutenden Reste der Abtey Laach mit Vorsicht und Sorgfalt hieher zu retten wären.

Die Juristenschule zu Coblenz ist eine neue Anstalt, die wohl schwerlich, isolirt wie sie steht, erhalten werden dürfte, dagegen die Güter der dortigen Secundärschule wohl zu einem höhern Gymnasium hinreichten, welches jener, dem Niederrhein zugedachten Universität vorarbeitete; und gewiß würden die Glieder solcher Anstalten sich

einem Bunde, der Kunſt und Alterthum zu fördern gedächte, willig und kräftig anſchließen.

Ueberſchaut man von der Carthaus die köſtliche Lage der Stadt und deren reiche Umgebung, ſo bedauert man die unwiederherſtellbaren Ruinen der Feſtung Ehrenbreitſtein, welche nun im Sinne der neueren Kriegskunſt wieder ausgebeſſert werden. Das ſchöne weitläuftige, der Stadt ſich verbindende Schloß hingegen ſieht man gern, von außen wenigſtens, unbeſchädigt. Die Frage, in wie weit es als Reſidenz wieder herzurichten ſey, liegt außer unſerm Kreiſe; aber des traurigen Schickſals müſſen wir gedenken, welches überhaupt den Niederrhein betroffen hat, daß, durch ſeltſame Fügung, weit und breit alle Fürſtenſitze verödet ſind, während am Oberrhein noch die meiſten geblieben. Welch einen ſchönen Sommeraufenthalt würden höchſte und hohe Perſonen finden, wenn die noch ziemlich erhaltenen großen Schlöſſer Poppelsdorf, Brühl, Bensberg, Benrad und andere wieder eingerichtet, und neue Lebenselemente von da aus in die Gegend verbreitet würden. Für die Zwecke welche wir im Auge haben, könnte daraus die günſtigſte Wirkung entſpringen.

Mainz.

Der Bewohner von Mainz darf ſich nicht verbergen, daß er für ewige Zeiten einen Kriegspoſten bewohnt: alte

und neue Ruinen erinnern ihn daran. Aber auch diese wird der eifrige Forscher zu Vermehrung seiner Kenntnisse, zu Bildung des Geistes nutzen, und so sind wir einem fleißigen und sorgfältigen Manne, Hrn. Professor Lehne, vielen Dank schuldig, daß er manches bekannte Alterthümliche mehr bezeichnet und bestimmt, anderes aber neu aufgefunden, gesammelt und geordnet hat. Seine Charte, worauf die Lage des römischen Mainz und der sich darauf beziehenden Castelle, in Vergleichung mit der heutigen Stadt und deren Festungswerken, dargestellt ist, gibt einen freien Ueberblick über das Vergangene, welches, von dem Gegenwärtigen fast verschlungen, unsern Sinnen entzogen ist. Die Mauern des uralten Kriegspostens, die innerhalb desselben ehemals befindlichen Tempel und Gebäude werden uns wieder vergegenwärtigt, so wie außerhalb das Denkmal des Drusus, die Wasserleitung, der künstliche Teich, die Gräber, wieder an ihre Stelle treten; und schnell faßt der Reisende die Verhältnisse solcher Baulichkeiten gegeneinander, die ihm sonst nur ein Räthsel geblieben.

Das Bibliotheksgebäude enthält in seinen unteren Hallen wohlgeordnete Alterthümer. In anschaulichster Ordnung sind die Grabsteine römischer Soldaten aufgestellt, die, aus allen Nationen zusammengefordert, hier in der Garnison ihren Tod fanden. Name, Geburtsort, Zahl der Legion ist auf jeder Tafel bezeichnet. Man fand sie reihenweis an Hügel angelehnt, hinter jedem

Geheimſtes.

„Wir ſind emſig nachzuſpüren,
Wir, die Anecdotenjäger,
Wer dein Liebchen ſey und ob du
Nicht auch habeſt viele Schwäger.

Denn, daß du verliebt biſt, ſehn wir,
Mögen dir es gerne gönnen;
Doch, daß Liebchen ſo dich liebe,
Werden wir nicht glauben können.“

Ungehindert, liebe Herren,
Sucht ſie auf! nur hört das Eine:
Ihr erſchrecket, wenn ſie daſteht!
Iſt ſie fort, ihr koſ't dem Scheine.

Wißt ihr wie Schehâb-eddin
Sich auf Arafat entmantelt;
Niemand haltet ihr für thörig
Der in ſeinem Sinne handelt.

Wenn vor deines Kaiſers Throne,
Oder vor der Vielgeliebten,
Je dein Name wird geſprochen
Sey es dir zu höchſtem Lohne.

die Urne, das Gebein enthaltend, zum Beweiſe, wie hoch in jener Zeit der Einzelne geſchätzt wurde.

In derſelben Halle finden ſich Monumente anderer Art, welche ſo wie die beſonders aufbewahrten antiken Gefäße und Geräthſchaften, in Kupfer geſtochen und von einer Erklärung begleitet, ein Werk bilden, welches hoffentlich bald die Wünſche der Liebhaber befriedigen, und unter denſelbigen einen neuen Vereinigungspunkt ſtiften wird.

Außer der Bücherſammlung enthält das Gebäude manches wiſſenſchaftlich Brauchbare. Was von phyſikaliſchem Apparat, von mineralogiſchen und anderen Gegenſtänden der vormaligen Univerſität angehörte, iſt hier aufbewahrt, und kann einer künftigen Lehranſtalt zum Grunde dienen.

Eine Anzahl ſchätzbarer Gemählde, die aus Paris hierher gebracht worden, iſt gleichfalls geräumig und genießbar aufgeſtellt, und wird immer beitragen, die Kunſtliebe in Stadt und Gegend zu beleben.

Herr Graf Keſſelſtädt, Freund und Erhalter von Gemählden und Alterthümern, verſäumt keine Gelegenheit ſeine bedeutende Sammlung zu bereichern. Die Gemählde des Landſchaftsmahlers Caſpar Schneider vergnügen mit Recht die Liebhaber. Ein Künſtler und Gemählde-händler, Namens Arbeiter, beſitzt ſchöne Sachen und läßt ſich billig finden. Genug, es ſteht hier ſo manches beiſammen, daß kein Zweifel übrig bleibt,

Mainz werde in dem rheiniſchen Kunſtverein ſich an ſeiner Stelle thätig und förderlich erweiſen.

Zum Schluſſe ſey es vergönnt einen Wunſch auszuſprechen, welcher der jetzigen und künftigen Lage von Mainz ſo ganz gemäß iſt. Möge der militäriſche Genius, der über dieſem Orte waltet, hier eine Kriegsſchule anordnen und gründen, hier wo mitten im Frieden jeder der die Augen aufſchlägt an Krieg erinnert wird. Thätigkeit allein verſcheucht Furcht und Sorge, und welch ein Schauplatz der Befeſtigungs- und Belagerungs-Kunſt hat ſich hier nicht ſchon ſo manchmal eröffnet! Jede Schanze, jeder Hügel würde lehrreich zu dem jungen Krieger ſprechen und ihm täglich und ſtündlich das Gefühl einprägen, daß hier vielleicht der wichtigſte Punkt ſey, wo die deutſche Vaterlandsliebe ſich zu den feſteſten Vorſätzen ſtählen müſſe.

Biberich.

Nach ſo vielen Ruinen alter und neuer Zeit, welche den Reiſenden am Niederrheine nachdenklich, ja traurig machen, iſt es wieder die angenehmſte Empfindung, ein wohlerhaltenes Luſtſchloß zu ſehen, das, unerachtet der gefährlichſten Nachbarſchaft, in völligem Stande von ſeinem Fürſten bewohnt, durch einen Hof belebt wird, der den Fremden des liberalſten Empfanges genießen läßt. Die hier befindlichen Bibliotheken und Naturalien-

Sammlungen, deren Ordnung durch die vieljährigen Unbilden des Kriegs gelitten, werden nun bald auch zum Nutzen und Vergnügen der Einheimiſchen und Vorübergehenden aufgeſtellt ſeyn; wie denn Herr Kammerherr von Nauendorf ſeine anſehnliche und wohlgeordnete Mineralienſammlung dem Liebhaber mit Vergnügen belehrend vorweiſt.

Wiesbaden.

Hier iſt in gedachter Rückſicht ſchon viel geſchehen, und mehrere aus Klöſtern gewonnene Bücher in guter Ordnung aufgeſtellt. Ein altes Manuſcript, die Viſionen der heiligen Hildegard enthaltend, iſt merkwürdig. Was neu in dieſer Anſtalt angeſchafft wird, hat vorzüglich den Zweck, die Staatsdiener mit dem Laufenden der literariſchen und politiſchen Welt bekannt zu machen. Sämmtliche Zeitungen und Journale werden deßhalb vollſtändig und in beſter Ordnung gehalten. Dieſes geſchieht unter der Aufſicht des Herrn Bibliothekars Hundeshagen, welcher dem Publicum ſchon durch die Bemühungen um den Palaſt Friedrichs I zu Gelnhauſen rühmlich bekannt iſt. Leider iſt die ganze vollendete Ausgabe dieſes Werks bei dem Bombardement von Hanau verbrannt, wiewohl die Kupfertafeln glücklich gerettet worden, deßhalb man die Hoffnung nähren kann, daß die günſtigere Zeit auch die Reiſe dieſes Werks befördern

werde. Der Plan der Festung Mainz, von jenem talentvollen Manne herausgegeben, zeugt nicht weniger von dessen Fleiß und Geschicklichkeit. Unter ihm arbeiten beständig mehrere junge Leute an ähnlichen Unternehmungen.

Das Cabinet des Hrn. Oberbergraths Cramer ist ein vorzüglicher Schmuck dieses Ortes. Es enthält eine vollständige systematische Folge der Mineralien, und außerdem belehrende Prachtstücke aus den wichtigen Bergwerken des Westerwaldes. Der gefällige, theoretisch und praktisch gebildete Besitzer, auch als Schriftsteller seines Faches geschätzt, widmet Curgästen und Durchreisenden jede freie Stunde zur Unterhaltung und Unterricht.

Dem Freunde der Baukunst wird der große Cursaal, so wie die neuangelegten Straßen, Vergnügen und Muster gewähren. Diese durch ansehnliche Befreiungen und Zuschüsse von höchsten Behörden entschieden begünstigten Anlagen zeugen von des Herrn Baudirectors Götz und des Hrn. Bauinspectors Zais Talenten und Thätigkeit. Die großen Wohnräume, die in den neuangelegten schönen Häusern entstehen, beleben die Hoffnung, daß mancher Vorsatz auszuführen sey, den man hier im Stillen nährt, um eine so viel besuchte, an Ausdehnung und Umfang täglich wachsende Stadt, durch Sammlungen und wissenschaftliche Anstalten noch bedeutender zu machen. Schon haben mehrere Freunde der Kunst, der

Natur und des Alterthums ſich unterzeichnet, eine Geſellſchaft zu bilden, welche, ſowohl überhaupt, als beſonders für dieſe Gegend um alles Merkwürdige bemüht wäre. Hr. von Gerning, der das Taunusgebirg zum Gegenſtand ſeiner Dichtungen und Betrachtungen vorzüglich gewählt, möchte wohl zu bewegen ſeyn, ſeine reiche Sammlung hieher zu verſetzen, und einen Grund zu legen, worauf die Gunſt des Fürſten und die Bereitwilligkeit manches dankbaren Fremden gewiß mit Eifer fortbauen würde.

Frankfurt.

Unter ſo vieler Jahre Kriegsdruck und Dulden hat ſich dieſe Stadt auf das prächtigſte und heiterſte hervorgebaut. Ein Fremder, wenn er ſie lange nicht beſucht hat, erſtaunt, und Einheimiſche bewundern täglich das längſt Bekannte. Der mit großer Freiheit und Einſicht entworfene Plan bietet noch zum fernern Fortbau die ſchönſten Räume. Geſegnet ruhen daher an öffentlicher freundlicher Stelle die Reſte des Senators Guiolett, welcher die erſten Entwürfe zu dieſen weitausgreifenden Anlagen fürſtlicher Begünſtigung vorlegte, und bis an ſein Ende der folgerechten Ausführung vorſtand. Die Liebe zu den bildenden Künſten, im weiteſten Sinne, hat ſich immerfort bei Privatperſonen lebendig erhalten, und es tritt nunmehr der Zeitpunkt ein, wo eine freie Bür-

gerſchaft auch für öffentliche Annäherung und Zuſammenordnung einzelner Schätze, durch glücklich zuſammentreffende Umſtände aufgefordert, gemeinſam Sorge tragen wird.

Gleich bei'm Beginn kommt uns die erwünſchte Nachricht entgegen, daß man ſich ernſtlich mit dem Gedanken beſchäftige, ein neues Bibliotheksgebäude aufzuführen. Die anſehnliche Büchersammlung hatte der neu zu erbauenden Barfüßer-Kirche weichen müſſen, und ward bisher in verſchiedenen ungünſtigen Localitäten aufbewahrt. Nunmehr aber beſtimmt man einen der noch freien, großen Plätze zu dieſem Zweck, wo noch Raum genug iſt, daß auch andere öffentliche Anſtalten ſich würdig anſchließen können. Herr Baumeiſter Heß, durch Lehre und Beiſpiel ſeines Herrn Vaters, durch ausbildende Reiſen und das Anſchauen der großen, geſchmackvoll hier ſchon errichteten Gebäude geübt und erregt, hat den Auftrag die Riſſe zu verfertigen. Der einſichtige und thätige Bibliothekar, Hr. Profeſſor Schloſſer, wird ſowohl bei Einrichtung und Aufſtellung, als bei künftiger planmäßiger Vermehrung, ſich um ſeine Vaterſtadt höchſt verdient machen. Denn man darf wohl ſagen, daß mit dieſem Gebäude der Grund zu allen übrigen wiſſenſchaftlichen Bemühungen wird gelegt ſeyn. Auch hat dieſes wichtige Unternehmen ſich ſchon anſehnlicher patrietiſcher Beiträge zu erfreuen, indem bei der Feier wiederhergeſtellter Stadtfreiheit

eine

eine ſehr bedeutende Subſcription zu Stande gekommen.

Und vielleicht ſchließt ſich an dieſes Local eine gegenwärtig ſchon blühende Anſtalt, unter dem Namen Muſeum bekannt, nachbarlich an. Eine Geſellſchaft von Kunſtfreunden hatte eine ausreichende Caſſe geſtiftet, ſchöne weitläuftige Räume gemiethet, um ſich von Zeit zu Zeit zu verſammeln und am Kunſtgenuß zu ergötzen. Um dieſen Mittelpunkt vereinigte ſich alſobald gar manches: eine Gemähldereihe füllte den großen Saal, eine reiche Kupferſtichſammlung ward von Herrn Bröner, nebſt anſehnlichem Capital, vermacht, ja ſogar alle den aufgehobenen Klöſtern entnommenen Gemählde derſelben zugeeignet.

Hauptſächlich um dieſer Bilder willen iſt zu wünſchen, daß man an hinreichende Räume denke, um ſie würdig aufzuſtellen, indem ſie gegenwärtig über einander geſchichtet daſtehen, und nicht ohne die Unbequemlichkeit des gefälligen Herrn Schütz von dem Kunſtfreunde betrachtet werden. Dieſe Sammlung iſt deßhalb merkwürdig, weil ſie meiſt Gemählde von oberdeutſchen, oberrheiniſchen Künſtlern enthält, mit welchen Frankfurt mehr in Verkehr geſtanden, als mit den niederrheiniſchen, brabäntiſchen. Holbein der Aeltere ward einige Jahre von den Carmeliten bewirthet, deſſen Talent man hier ganz zu überſchauen und zu würdigen im Fall iſt. Möge in einigen Jahren dieſe Sammlung zur Ergötzung

des Liebhabers öffentlich aufgestellt und geordnet seyn. Wie schnell wird sie sich alsdann vermehren, durch Ankauf, Geschenke und Vermächtnisse. Es werden daher diejenigen, welche dem neu aufzuführenden Bau vorstehen, keinen Tadel zu befürchten haben, daß sie sehr große Räume einrichteten, wenn sie auch für das augenblickliche Bedürfniß unverhältnißmäßig scheinen sollten: denn auch solche sind sogleich auf das fruchtbarste zu benutzen.

Sieht der Deutsche sich um, was zu der schlimmsten Zeit an vielen Orten Lobens- und Nachahmungswürdiges eingerichtet worden, so wird er gewiß der schönen Anstalt gedenken, welche die Stadt Prag den böhmischen Ständen schuldig geworden. Diese nämlich haben den Vorgang des würdigen Grafen Sternberg, der als ein edler Kunstfreund und Patriot seine eigene bedeutende Gemählde-sammlung zur öffentlichen Betrachtung ausstellte, zu würdigen gewußt, und ihre Kunstschätze zu demselbigen Zweck mit der seinigen vereinigt, und zwar dergestalt, daß das Eigenthum einem jeden Besitzer verbleibt, durch angeheftete Namen bezeichnet, und die Freiheit darüber zu schalten unbenommen ist. Auch gelobte dieselbe Gesellschaft jährliche Beiträge zum Unterhalt einer Kunst- und Zeichen-Schule, in welcher sich, durch das belebende Talent des Herrn Directors Bergler, bewundernswürdige Schüler, selbst in den höhern Ständen gebildet haben; und warum sollte man

in Frankfurt nicht ein Aehnliches, ja ein Gleiches hoffen können?

Denn ſchon gegenwärtig iſt einem wichtigen, für ſich beſtehenden Inſtitut eine ſichere Gründung zugedacht. Der Dekan aller hier lebenden ächten Kunſtfreunde, Herr Städel, genießt in ſeinem hohen Alter noch immer der lebenslänglich mit Einſicht und Beharrlichkeit geſammelten Kunſtſchätze, in dem wohlgelegenſten Hauſe. Mehrere Zimmer ſind mit ausgeſuchten Gemählden aller Schulen geſchmückt, in vielen Schränken ſind Handzeichnungen und Kupferſtiche aufbewahrt, deren unüberſehbare Anzahl, ſo wie ihr unſchätzbarer Werth, den öfters wiederkehrenden Kunſtfreund in Erſtaunen ſetzt. Man will wiſſen, daß dieſer im Stillen unabläſſig vaterländiſch denkende, treffliche Mann ſeine Kunſtſchätze ſämmtlich, nebſt geräumigem Local und anſehnlichen Capitalien, dem gemeinſamen Nutzen gewidmet habe, wodurch denn freilich Kunſtfreunde und Kunſtſinn hier für ewige Zeiten die gewiſſeſte Anregung und die ſicherſte Bildung hoffen können.

Hr. Dr. Grambs beſitzt gleichfalls eine Sammlung, die alle Erwartung überſteigt, an Gemählden, Kupferſtichen und Handzeichnungen. Die entſchiedene Kunſtkenntniß des Beſitzers hilft dem Beſuchenden zu ſchneller Aufklärung und gründlicher Einſicht. Dieſer unermüdliche Kunſtfreund, bis auf die neueſten Zeiten an lebenden Künſtlern theilnehmend, beſchäftigt und

begünſtigt mehrere ſich entwickelnde Talente, unter welchen Hr. Wendelſtädt ihm unmittelbar an Handen geht, und ſich durch Geſchicklichkeit zum Lehrer, durch hiſtoriſche Kenntniſſe aber zum künftigen Conſervator qualificirt.

Hr. Franz Brentano hat, in einem geräumigen wohlerleuchteten Saal, ſo wie in mehreren großen Zimmern, eine treffliche Gemählde-ſammlung wohlgeordnet aufgeſtellt; ſie iſt durch deſſen verewigten Schwiegervater von Birkenſtock, der, aus den Rheingegenden abſtammend, in der gelehrten und Kunſtwelt rühmlichſt bekannt war, während ſeines lebenslänglichen Aufenthalts in Wien, zuſammengebracht. Hieran ſchließt ſich eine reiche Kupferſtichſammlung, wo unter andern die Werke des Marc-Antons und ſonſtiger älteren Italiäner in Abdrücken geſchaut werden, wie ſie dem Liebhaber ſelten vor Augen kommen.

Wer dieſe benannten Sammlungen zu benutzen das Glück hat, wird ſeine Kenntniſſe, auf welcher Stufe der Einſicht er auch ſtehe, gewiß erweitert und belebt fühlen.

Hr. von Gerning verwahrt ein Muſeum von vielartigen Schätzen, welche, in größere Räume vertheilt, die Freude und Bewunderung eines jeden Liebhabers und Kenners noch mehr erregen würden, als gegenwärtig, wo in einer Privatwohnung nicht jedem Gegenſtande Gerechtigkeit widerfahren kann. So würde

Darum war's der höchſte Jammer
Als einſt Medſchnun ſterbend wollte,
Daß vor Leila ſeinen Namen
Man forthin nicht nennen ſollte.

z. B. die Sammlung antiker Vaſen, Bronzen und ſonſtiger Alterthümer, ſchon allein als integrirender Theil einer großen Sammlung, die Aufmerkſamkeit überall auf ſich ziehen.

Hr. Becker, als Medailleur höchſt ſchätzenswerth, hat eine bedeutende Folge von Münzen aller Zeiten, zu Aufklärung der Geſchichte ſeines Fachs, einſichtig geordner. Man findet bei demſelben Gemählde von Bedeutung, wohlerhaltene Bronzen und alterthümliche Kunſtwerke mancher Art.

Einzelne wichtige Gemählde befinden ſich hie und da im Privatbeſitz. Bei Hrn. von Holzhauſen auf der Oede, ein ſchätzenswerthes Bild von Lucas Cranach: Chriſtus, der die Mütter und Kinder um ſich her verſammelt, merkwürdig durch die glücklich gedachte Abwechſelung der Motive von Mutterliebe und Verehrung des Propheten. Wohlerhaltene Familiengemählde aus der ältern Zeit geben uns einen Begriff von der Würde des genannten Geſchlechts und der Kunſtliebe ſeiner Ahuherren.

Vorzügliche Gemählde zieren auch die Wohnungen des Herrn Leers und Frau de Neufville. Eins der ſchönſten Bilder von van der Neer beſitzt Hr. Ettling. Die Lausbergiſche Sammlung iſt leider in alle Welt zerſtreut.

Hier wollen wir nun einer Art und Weiſe vorläufig

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 1627398

gedenken, wie in der Folge, wenn sich in Frankfurt alles mehr gestaltet und geordnet hat, ein dortiger Kunstfreund Einheimischen und Reisenden den größten Dienst erzeigen könnte. Die Venetianer besitzen nämlich von den Gemählden ihrer Stadt einen Katalog, nach den Epochen der Kunstgeschichte und nach den Jahren in welchen die Künstler geblüht; sie sind sämmtlich in historischer Folge aufgezählt, und bei jedem Bilde bemerkt, wo es zu finden. Wenn ein junger Frankfurter Kunstfreund sich dieses Werk zum Muster nähme, und im Stillen die nöthigen Vorbereitungen machte, so könnte er zu rechter Zeit damit hervortreten, und dadurch die lehrreichste Uebersicht befördern. Jede methodische Zusammenstellung zerstreuter Elemente bewirkt eine Art von geistiger Geselligkeit, welche denn doch das Höchste ist, wornach wir streben.

Ferner dürfen wir nicht verschweigen, wie die hiesigen Kunstfreunde noch auf mancherlei Weise gefordert sind. Hr. Morgenstern fährt auch im hohen Alter fort, Gemählde mit bewunderungswürdigem Fleiß und Genauigkeit zu restauriren. Wie sehr er sich in Geist und Art eines jeden Künstlers zu versetzen weiß, davon zeugen mehrere Copien, die er im Kleinen, nach den vorzüglichsten Meisterwerken, die durch seine Hände gegangen, gefertigt und in einem Schränkchen gleichsam als einen Hausaltar zusammengeordnet. Auf diesen Schatz werden gewiß Vorsteher öffentlicher Anstal-

ten aufmerksam bleiben, damit er nicht aus Frankfurt entfernt werde.

Hr. Silberberg ist im Besitz der trefflichsten alten und neuen Kupferstiche, die er durch Tausch und Handel dem Liebhaber zu überlassen geneigt ist. Bei Hrn. Boye findet man alle Arten von Kunst- und Natur-Producten, und wie mancher Name bleibt noch demjenigen zu nennen übrig, der eine Anleitung für Fremde, Frankfurt kennen zu lernen, aufsetzen wird.

Ueberhaupt kann die Lage eines Kunstfreundes nicht günstiger seyn, als an diesem Orte: man gedenke nur der Auctionen inländischer Verlassenschaften, so wie der Sammlungen, welche auf Speculation hieher gesendet werden. Der Liebhaber wird dadurch in den Stand gesetzt, sich mit vielen Meistern und ihren Vorzügen bekannt zu machen, ja, wenn er Neigung hat, gelegentlich um mäßige Preise durch treffliche Sachen seinen Kunstvorrath zu vermehren. Solche Ausstellungen finden sich jede Messe öfters doppelt und dreyfach, und künftig gewiß häufiger, da, bei der ungeheuern Weltbewegung, gar manches Kunstwerk seinen Herrn wechselte, gar mancher Liebhaber sich genöthigt sieht, einen werthen Besitz gegen Baarschaft umzutauschen. Und so läßt sich Frankfurt als kunstvermittelnd zwischen dem Ober- und Unterrhein, zwischen dem nordöstlichen und südwestlichen Deutschland, ja zwischen dem In- und Auslande denken.

Forschen wir nun nach dem was für den Unterricht in Künsten geschieht, so finden wir auch schon deßhalb vorläufig gesorgt. Eine der Zeichenschulen, wie sie in Deutschland mit Recht seit langer Zeit beliebt sind, wo man mehr das Auge des Privatmanns und des Handwerkers zu bilden und einen gewissen Geschmack zu verbreiten denkt, als daß man Künstler zu erziehen die Absicht hätte, ist auch hier schon eingerichtet. Hr. Reges steht derselbigen vor, unter der Direction des Herrn Dr. Grambs. Solche Schulen haben außer jenen Zwecken noch den besondern Vortheil, daß sie Noviziate fürs Talent sind, indem die Vorsteher gar bald unterscheiden, wo angeborne Fertigkeiten sich mit Aufmerksamkeit und Fleiß zusammenfinden, als woran der künftige eigentliche Künstler allein erkannt wird.

Um solche jedoch weiter zu bringen, würde ich hier so wenig als anderswo zu einer Kunst-Akademie rathen. Es gehört schon eine große Masse von gebildeten Künstlern, eine Menge von heranstrebenden Fähigkeiten dazu, wenn man sich entschließen soll, ihnen eine gesetzliche Form, ja ein Oberhaupt zu geben. Wir wissen jede Kunst-Akademie zu ehren, die in der Hauptstadt eines großen Reichs, in der Fülle von Kunstschätzen, von trefflichen Männern geleitet wird; aber ehe man sich's versieht, schleicht sich die republicanische Form auch daselbst ein. So unterscheidet man in Dresden die Schüler

der Herren Seidelmann, Graffy, Matthäi, Kügelgen und Hartmann, so wie diejenigen, welche sich an Zink, Klengel oder Friedrich halten. Ein Unterricht im Allgemeinen ist höchst schätzbar; der einzelne Jüngling hingegen will vom einzelnen Meister unterrichtet seyn, und wenn er dort nur gehorcht, so werden hier Neigung, Zutrauen und eine gewisse stille Ueberzeugung höchst kräftig wirken.

Man würde also nach Frankfurt vorzügliche Männer wo nicht gerade berufen, doch ihnen leicht machen an solchem Orte zu leben: man setzte sie in die Lage ein schickliches Quartier miethen zu können, und verschaffte ihnen sonst einige Vortheile. Die Oberaufsicht städtischer Kunstanstalten gäbe nun solchen Meistern ein vielversprechendes Talent in die Lehre, und zahlte dagegen ein billiges Honorar. Ja der junge Mann dürfte seinen Lehrer selbst wählen, je nachdem er zu einer Kunstart, oder zu einer Person Neigung und Zutrauen hätte. Wohlhabende Eltern zahlten für ihre Kinder, wohlwollende Liebhaber für Günstlinge, von denen sie etwas hoffen. Wäre ein solcher Meister verheirathet und sonst nicht einem größern Verhältnisse abgeneigt, so könnte er Jünglinge in's Quartier an Tisch nehmen, und eine förmliche Pension einrichten, wobei ihm die Gebildeten schon als Unterlehrer an Handen gingen. Steht nun eben dasselbe zu thun in einer freien Stadt Mehrern frei, so wird man herrliche Wirkungen davon erfahren.

Daß man junge Männer praktisch bilde, fordert die neuste Zeit. Bei einem Meister, wie wir ihn voraussetzen, würden sie zeichnen, mahlen, copiren und restauriren lernen; ja auch mittlere Talente würden nicht, wie es oft geschieht, wo man im Unterricht allzuweit ausholt, in Verdruß und Stocken gerathen. Zeigt sich ein eminentes Individuum, so ist noch immer Zeit, ihn einer auswärtigen höhern Anstalt anzuvertrauen.

Daß diejenigen, denen eine solche Uebersicht obliegt, auch durchaus dafür sorgen werden, daß den Meistern alles, was sie selbst nicht beischaffen können, an Modellen, Gliedermännern und sonst, genugsam gereicht werde, darf man kaum erwähnen. So steht schon jetzt eine Sammlung von Gypsabgüssen antiker Statuen in dem Garten des Herrn von Bethmann. Und was läßt sich nicht alles von einem Manne erwarten, dessen Neigung und Thätigkeit durch ein so großes Vermögen in lebhafter Bewegung erhalten wird!

Vorschläge dieser Art können wir um so eher thun, als sie dem Zeitgeist gemäß sind, und man bei allen Bildungsanstalten die erprobte Erfahrung hat, daß es viel vortheilhafter sey, sie auf eine liberale humane Weise auszufäen, als auf eine zwingende, klösterlich subordinirende Art in's Enge zusammenzuziehen. Der Frankfurter gehe in die Geschichte zurück, in die Zeiten, wo so viele Künstler neben einander und kurz nach einander blühten, ohne daß man sie irgend einem akademischen

Zwange unterworfen hätte, wo der Familienkreis anstatt Schule und Akademie galt. Man erinnere sich, von den ältern bis in die neuesten Zeiten, der Feyerabendt, Merian, Rose, Schütz, so wird der Weg vorgezeichnet seyn, auf welchem der freistädtische Künstler Ausbildung und Absicht am besten erreicht.

Und hier werden wir denn aufgefordert, noch einiger vorzüglicher Künstler zu gedenken: Herr Schütz, durch den Beinamen der Vetter bezeichnet, setzt die landschaftlichen Arbeiten fort, welche seit Sachtleben sich ununterbrochen mit Nachbildung der Rheingegenden beschäftigen. Seine Zeichnungen in Sepia sind von bewundernswürdiger Reinheit und Fleiß, die Klarheit des Wassers und des Himmels unübertrefflich. Die Darstellung der Ufer an beiden Seiten, der Auen und Felsen und des Stroms selbst ist so treu als anmuthig, und das Gefühl, das den Rheinfahrenden ergreift, wird uns bei Betrachtung dieser Blätter mitgetheilt oder wieder erweckt. Die Oelgemählde dieses Künstlers geben ihm Gelegenheit, die Abänderung der Farbentöne, wie sie die Tags- und Jahres-Zeiten, nicht weniger die atmosphärischen Wirkungen hervorbringen, auf eine glückliche Weise nachzubilden.

Von Herrn Radl sind bei Grambs höchst schätzbare Aquarell-Zeichnungen zu sehen, Gegenden um Frankfurt so wie anmuthige Thäler des Taunusgebirges vorstellend, welche, obgleich nach der Natur gezeichnet,

doch an geschmackvoller Wahl des Gegenstandes, an kunstmäßiger Austheilung von Licht und Schatten, so wie der Farbe, nichts zu wünschen übrig lassen.

Solche Künstler dem größeren und auch auswärtigen Publicum bekannt zu machen, wird eine angenehme Pflicht der Kunstvorsteher seyn; uns sey es erlaubt hier einen Vorschlag zu thun, der, wenn er auch etwas wunderbar scheinen sollte, doch gewiß alle Prüfung verdient. Wir haben kein Geheimniß daraus gemacht, daß wir alles, was einer Pfründe ähnlich sieht, bei unsern Kunstanstalten nicht lieben; dagegen wäre unser Vorschlag dieser: bei einem geschickten Künstler, der nicht gerade Bestellungen hat, oder auf's Gerathewohl arbeiten kann, bestelle man von Seiten der Vorsteher gewissenhaft gearbeitete Bilder; man bezahle sie ihm nach Billigkeit, und überlasse sie alsdann Liebhabern um einen geringern Preis. Der Verlust, der hieraus entspringt, wird eine größere Wohlthat für den Künstler, als wenn man ihm eine Pension ohne Bedingungen gäbe. Hat er wirklich Verdienst, und wird derselbe den Liebhabern allgemeiner bekannt, so werden sich die Bestellungen häufen, und er kann alsdann mit einiger Klugheit immer wieder auf seinen Preisen bestehen. Eine genugsam ausgestattete Casse könnte auf dieses Capitel eine gewisse Summe festsetzen, und die Vorsteher derselben könnten sich recht gut durch öffentliche Ausstellungen und Ausgeben solcher Arbeiten, vielleicht gar durch Auction, vor allem Vorwurfe

der Parteylichkeit sichern. Und so werden Männer von anerkannter Redlichkeit und geprüfter Einsicht auf's neue Geist und Leben in die Epoche bringen, die wir gegenwärtig vorbereiten.

Indem wir nun bei diesen neuen Einrichtungen republicanische Formen begünstigen, so sey es uns erlaubt hinzuzufügen, daß es dagegen dem freien Bürger, der sich nicht leicht von jemand will meistern lassen, gar wohl anstehe, an sich selbst gesellige Tugenden auszubilden; denn die Erfahrung von den ältesten bis in die neuesten Zeiten belehrt uns, daß der Bewohner einer freien Stadt sich schwer mit seines Gleichen vereinige. Es ist nichts natürlicher, als daß Unabhängigkeit uns in unserm eigenen Wesen bestärke, wodurch der Charakter, in einer Folge von mehrern Jahren, immer schroffer werden muß, und weil nun ein jeder sich so selbst gewähren läßt, müssen diejenigen am Ende sich öfters getrennt finden, welche durch die schönsten Bande verknüpft seyn könnten. Selbst gemeinsame Liebhaberey ist nicht mehr im Stande, solche Gemüther auch nur für einen Moment zu vereinigen: Blumenfreunde werden sich über Blumen, Münzkenner bei Münzen entzweyen, wenn der Geist gewohnt ist seinen Gefühlen und Leidenschaften unbedingt nachzuhängen.

Wie angenehm ist es daher zu vernehmen, daß in Frankfurt eine Gesellschaft von Kunstfreunden sich reihum versammelt, wo sie an Kupferstichen, im Besitz eines

Teſkir Nameh.

Buch der Betrachtungen,

jeden, sich belehrend unterhalten. Hiedurch wird ein so weitläuftiges und schwieriges Fach, wo alles auf dem Werthe des einzelnen Abdrucks beruht, nach und nach übersehbar. Der weit größere Vortheil aber wird daraus entspringen, daß auch was andern gehört geistig unser eigen werde. Das Vortreffliche zu kennen und zu lieben was man nicht besitzt noch zu besitzen hofft, ist eigentlich der größte Vorzug des gebildeten Menschen, da der rohere, selbstige, im Besitz oft nur ein Surrogat für Einsicht und Liebe, die ihm abgehen, zu erwerben sucht. Geschehen solche Mittheilungen künftig in allen Kunstfächern, so wird sich die neue Generation durch allgemeine heitere Friedensbande vereint fühlen, wie in schrecklicher Zeit die eine Hälfte sich zu Schutz und Trutz, die andere zu Rath und Hülfe, das Vaterland zu retten, musterhaft verbündete.

Haben wir nun von den höchsten Beweggründen gesprochen, die uns zu Belebung der Kunst und Wissenschaft treiben, von zart sittlichen und geistigen Mitteln, die dabei anwendenswerth sind, so müssen wir auch einem Vorurtheil begegnen, welches sich mitunter merken läßt. Der Liebhaber nämlich trennt sich oft zu streng von dem Kunsthändler. Es schreibt sich dieses aus ältern Zeiten her, wo der Wohlhabende dasjenige was er besaß, eben deßwegen weil er es besaß, hoch schätzte, ja oft überschätzte. In der neuern mehr belebten Welt aber kann sich der Liebhaber nicht entbrechen, durch Tausch

oder Handel so manches Kunstwerk dem er entwachsen ist, oder für welches seine Liebhaberey sich abstumpfte, einem Dritten zu überlassen, dem es Freude macht. Besonders in Frankfurt läßt sich bei der großen Bewegung, bei dem Zu- und Abströmen von Kunstwerken, kaum ein stationäres Cabinet denken, und man wird es in der Folge gewiß keinem Liebhaber verargen, wenn er, seine Kräfte berechnend, durch veränderten Besitz seine Neigung lebendig zu erhalten sucht.

Und so brauchen wir nicht weit umherzuschauen, wenn wir Beispiele suchen, daß Gewerbsthätigkeit mit Liebe zu Wissenschaft und Kunst, wie vor Alters so auch in unsern Tagen, recht wohl vereinbar sey: denn wir finden, daß von Seiten des Buchhandels sich für Kunst erwünschte Aussichten hervorthun. Herr Brönner hat in einem anständigen, wohl angelegten und verzierten Local schön eingebundene Bücher aufgestellt, und außer dem, was sich von selbst versteht, findet man bei ihm die neuesten Kupferwerke, ja Gemählde zur Unterhaltung und beliebigem Ankauf. Herr Wenner, auf seiner Reise nach Rom, erwies thätigen Antheil an den dortigen deutschen Künstlern, förderte die Herren Riepenhausen, Overbeck und Cornelius, und übernahm den Verlag der von diesem in Federzeichnungen dargestellten Scenen aus Faust. Sie sind von Ferdinand Ruscheweyh mit großer Liebe und Genauigkeit gestochen, wie sich Liebhaber an den Probedrücken überzeugen

können. Auch verpflanzte Herr Wenner die vortrefflichen Kupferstiche nach Canova und Thorwaldsen in seine Vaterstadt, indem er die Betrachtung und Anschaffung derselben erleichterte. Herr Willmanns, gleichfalls Kunstliebhaber, besitzt schätzenswerthe Gemählde; seine Bemühungen um Literatur und Kunst sind allgemein bekannt. Möge doch je eher je lieber eine ausführlichere Nachricht, als der Reisende geben kann, von allen Kunstschätzen und Kunstthätigkeiten, welche diese wieder frei auflebende Stadt verherrlichen, bald in dem einen oder andern Verlag erscheinen.

Weil wir aber dieses sowohl von Frankfurt als von verschiedenen schon genannten und noch zu nennenden Orten und Städten wünschen, so ersuchen wir die Unternehmer eine solche Arbeit nicht ängstlich zu veranstalten, vielmehr von einem leicht entworfenen Heft, welches der Fremde gern für ein billiges anschaffen wird, nur kleine Auflagen zu machen, und die nächste darauf erweitert, vermehrter und belebter zu geben. Alles was in den Tag eingreifen soll, muß ein frisches Ansehen haben, und hier wird kein Werk zum Aufbewahren, sondern nur zum Aufbrauchen verlangt.

Daß auch in den andern Künsten ein thätiger Geist sich zu regen anfange, davon gibt eine Singschule Zeugniß, welche Herr Düring aus eignem Antrieb und aus reiner Liebe zur Kunst unternommen. Diese Anstalt ist schon so weit gediehen, daß junge Personen beiderlei Geschlechts,

ſchlechts, die ſich ſeiner Leitung anvertraut, bei feierlichen Gelegenheiten, in den Kirchen beider Confeſſionen, Muſiken aufgeführt, zu Vergnügen und Erbauung der Gemeinden. Auch in öffentlichen Concerten iſt dieſes geſchehen. Jeden Sonntag früh findet eine ſolche Uebung ſtatt, zu welcher, auf Anmeldung, auch Zuhörer gelaſſen werden. Ein größeres Local wäre der Anſtalt zu gönnen, wodurch ſie auf einmal ſehr viel gewinnen würde. Sie empfiehlt ſich allen Muſikfreunden, und es wird ihr auch weder an Unterſtützung fehlen, noch an Ausbildung der einzelnen Stimmen, da Frankfurt an Herrn Schmidt einen trefflichen Muſikdirector beſitzt, und die Oper mit Talenten geſchmückt iſt, die nicht allein durch Ausübung ihrer Kunſt ergötzen, ſondern auch dieſelbe durch Lehre und Unterricht zu verbreiten und fortzupflanzen ſich zur Pflicht machen.

Nachdem wir nun ſo manchen frommen Wunſch geäußert, von manchen bedeutenden Vorſätzen und weitausſehenden Planen geſprochen, ſo gelangen wir endlich zu einer Anſtalt, die auf das ſicherſte gegründet iſt, und bei welcher eben jetzt eine erneute Thätigkeit hervortritt, um bisherige Stockungen aufzulöſen und zufällige Hinderniſſe zu beſeitigen. Es iſt hier von der Stiftung die Rede, welche Dr. Senckenberg, geſegneten Andenkens, ausübender Arzt und kenntnißreicher Mann, ſeiner Vaterſtadt hinterlaſſen. Sie theilt ſich in zwey Einrichtungen, die eine zu praktiſchem, die andere zu

theoretischem Zwek. Die erste, ein Bürgerhospital, ist auf ein palastähnliches, von dem Stifter neuerrichtetes Gebäude gegründet, so wie durch ansehnliche Capitalien gesichert. Hieher flossen, von der ersten Zeit an, große Schenkungen und Vermächtnisse, woraus ein bedeutendes Vermögen entstand, welches durch Ueberschuß der Casse sich jährlich vermehrt. Hier bleibt also nichts zu wünschen übrig.

Desto mehr Aufmerksamkeit und guten Willen haben wir dagegen auf die zweyte Abtheilung zu wenden, welche, in theoretisch wissenschaftlicher Absicht angelegt, nicht in gleicher Maße begünstigt ist. Sie umfaßt Haus-, Hof- und Garten-Räume der ehemaligen Wohnung des Besitzers. Das Haus, darin einem von den Vorgesetzten ein Quartier bestimmt ist, hat freilich nur beschränkte Zimmer, welche für dasjenige was sie fassen sollen, nur alsdann hinreichen, wenn alles Enthaltene in bester Ordnung aufgestellt ist. Hier findet sich eine treffliche Bibliothek, welche bis auf die unmittelbaren Nachfolger Hallers hinaufreicht; sie enthält die bedeutendsten ältern anatomischen und physiologischen Bücher, und würde, geordnet, fortgesetzt und zum Gebrauch eröffnet, der Stadtbibliothek ein bedeutendes Fach ersparen.

Ein mineralogisches Cabinet, das bis jezt der Bibliothek nur eingeschoben war, wird so eben abgesondert und aufgeordnet; es enthält viel Vortreffliches,

aber nur gruppenweise, ohne innern Zusammenhang. Die Versteinerungen zur glücklichsten Zeit gesammelt, übertreffen alle Erwartung.

Der botanische Garten ist geräumig genug, um der Stiftung gemäß die officinellen Pflanzen zu enthalten, woneben sich noch Platz finden würde, um das physiologisch Bedeutende, was zur Einsicht in das Pflanzenleben führt und das ganze Studium krönt, weislich anzufügen.

Das ältere chemische Laboratorium ist auf der gegenwärtigen Höhe der Wissenschaft nicht mehr brauchbar; ein neues hinreichendes ward, zum Behuf einer andern Schule, unmittelbar an der Senckenbergischen Gartenmauer erbaut, und steht gegenwärtig isolirt, einzeln, unbenutzt.

Das anatomische Theater ist zweckmäßig und geräumig; die daselbst aufgestellten Präparate gehören nicht sämmtlich der Anstalt.

Nach dieser kurzen Erwähnung der einzelnen Theile woraus das Ganze besteht, ist es Pflicht, die Zustände nochmals vorzunehmen, dabei auch Wünsche und Hoffnungen auszusprechen und zu bezeichnen. Hier ist nun wohl vor allen Dingen die Absicht des Stifters zu bedenken, der, als wissenschaftlicher, kenntnißreicher Mann, sein Hospital nicht besser zu versorgen glaubte, als wenn er ihm eine Studien- und Lehr-Anstalt an die Seite setzte. Er gedachte den Aerzten seiner Vater-

ſtadt einen Mittelpunkt wiſſenſchaftlicher Mittheilung zu verſchaffen; er lud einige nebſt andern Bürgern zu Pflegern, rief ſie ſämmtlich zu monatlichen Zuſammenkünften in ſein Local, und ermunterte ſie Vorleſungen in mehreren Fächern zu halten.

Sein früher unglücklicher Tod unterbrach eine von ihm ſelbſt ausgehende Einleitung, und doch konnte ſich dieſes Inſtitut einer thätigen und wahrhaft blühenden Periode rühmen, zu der Zeit als der verdiente Reichard, Verfaſſer der Frankfurter Flora, Stiftarzt war. Indeſſen nahmen die zu dieſer Abtheilung beſtimmten Capitalien nicht zu, aus dem Grunde weil man in einer Handelsſtadt dem Praktiſchen geneigter als dem Wiſſenſchaftlichen iſt, und ſich überhaupt mehr gedrängt fühlt, einem gegenwärtigen Uebel abzuhelfen als einem künftigen vorzubeugen. Dieſem nach wurde die Krankenanſtalt mit Schenkungen und Vermächtniſſen allein bedacht, und das Wiſſenſchaftliche vorbeigegangen.

Dieſes verſank immer mehr in Staub und Verborgenheit, und erkrankte an äußern und innern Uebeln. Eine mediciniſche Schule, welche das Studium auf's neue beleben ſollte, entſtand und verging. Die Kriegslaſten wurden und werden mitgetragen, ſo wie manches andere Unheil das ſich auflud; genug das Inſtitut iſt gegenwärtig ſo arm, daß es nicht das geringſte Bedürfniß aus eigenen Mitteln beſtreiten kann. Schon

jetzt, bei Anschaffung der Schränke zu Sonderung und Ordnung der Mineralien, muß auf fremde Güte gerechnet werden.

Doch auch hier belebt sich die Hoffnung. Der kurz verstorbene Stiftarzt Dr. Lehr, dem Frankfurt die Einimpfung der Kuhpocken verdankt, hat seine Bibliothek der Senckenbergischen einverleibt, eine Sammlung von Portraiten berühmter Aerzte ihr vermacht, so wie ein Capital von neun tausend Gulden, dessen Zinsen dem jedesmaligen Arzte als Zulage dienen, mit der Bedingung, im Sommerhalbenjahre unentgeltlich Botanik zu lesen.

Herr Dr. Neuburg, ärztlicher Pfleger dieser Anstalt, dessen Kenntnisse, Thätigkeit und Wohlwollen allgemein anerkannt sind, und welcher gegenwärtig das Ordnen der Naturaliensammlung eifrig betreibt, gedenkt, sobald man Besitz und Lücken übersieht, die Doubletten seiner Conchylien und Vögel hieher zu verehren, und gewiß wird Bibliothek und Naturmuseum, wenn es nur erst im Reinen den Frankfurter Patrioten vor Augen steht, manchen einzelnen Besitz und manche Wohlthat an sich ziehen.

Gedenken wir nun der Pflanzenkunde, so ist aus obigem ersichtlich, daß für diese vorläufig gesorgt sey. Herr Dr. Nese wird, unter Assistenz der Gärtner Bäumer und Isermann, die zweckmäßige Vollstän-

digkeit des Gartens so wie den Gebrauch desselben nächstes Frühjahr einzuleiten wissen.

Im Ganzen wäre jedoch für Botanik in Frankfurt schon viel geleistet, wenn die Pflanzenfreunde sich zu wechselseitigen Besuchen und Mittheilungen vereinigten, besonders aber sich darin verbänden, daß jeder ein einzelnes Fach vorzüglich übernähme. Holländer und Engländer gehen uns mit dem besten Beispiele vor: jene, daß sie eine Gesellschaft errichteten, deren Glieder sich die Aufgabe machten Prachtpflanzen in der größten Herrlichkeit darzustellen; diese, daß eine Anzahl Gartenfreunde sich verabredeten, ganz einzelnen Abtheilungen, wie z. E. den Stachelbeeren, vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, wobei jeder Theilnehmende sich anheischig machte, nur Eine Spielart mit der größten Sorgfalt zu pflegen. Sollte dieses manchem, von der wissenschaftlichen Höhe herab, kleinlich ja lächerlich scheinen, so bedenke man, daß ein reicher Liebhaber etwas Seltenes und Augenfälliges zu besitzen wünscht, und daß der Obstgärtner auch für die Tafel seiner Kunden zu sorgen hat. Bei einem solchen Verein würde Frankfurt sogleich im botanischen Fache bedeutend erscheinen.

Bliebe der Senckenbergische Garten bloß medicinischen und physiologischen Forderungen gewidmet, so würde der Lehrer an dieser Anstalt sehr gefördert seyn, wenn er die Vergünstigung hätte, die Gärten der Herren Salzwe-

del, Jassoy, Lehr, in und bei Frankfurt, die Anlage des Herrn Metzler über Oberrad, mit seinen Zuhörern zu besuchen. Den Besitzern wie den Gästen entstünde daraus gemeinsame Freude und Aufmunterung. In einer lebensreichen Stadt sollte sich alles aufsuchen was mit einander einigermaßen verwandt ist, und so sollte Botaniker, Blumist, Kunstgärtner, Obst- und Küchen-Gärtner sich nicht von einander sondern, da sie sich einander wechselsweise belehren und nützen können.

Was die Chemie betrifft, so wird dieser durch den einfachsten Entschluß leicht zu helfen seyn, da es weder an Local noch an Persönlichkeit fehlt. Das unmittelbar an den Senckenbergischen Stiftsgarten anstoßende Laboratorium, neu und zweckmäßig erbaut, steht, nach aufgehobener medicinischer Schule, herrenlos und unbenutzt, und es muß der allgemeine Wunsch seyn, dasselbe dem Senckenbergischen Stifte einverleibt zu sehen. Die höchste obrigkeitliche Anordnung deßhalb wird, bei nunmehr beruhigten Zeiten, nicht länger außen bleiben. Herr Dr. Kästner erwartet sehnlichst diese höchste Entscheidung, und darf hoffen, daß ihm bei seinen Bemühungen jede Unterstützung nicht fehlen werde. Gewiß sieht, durch eine chemische regelmäßige Vorlesung, mancher gebildete Einwohner einen seiner schönsten Wünsche glücklich erfüllt. Denn die Gelegenheit, mit dem Umfange der neuern Chemie, die schon den größten Theil der Physik in sich aufgenommen hat, bekannt zu werden,

ist jedem größern Ort, besonders Frankfurt zu gönnen. Hier fände der ausübende Arzt die neuesten Erfahrungen und Ansichten, die er auf seiner praktischen Laufbahn zur Seite liegen läßt, bequem überliefert. Der Pharmacent würde besser einsehen lernen, was es denn eigentlich mit den Bereitungen und Mischungen, die er so lange nach Vorschrift unternimmt, für eine Beschaffenheit habe. So viele Personen die in wichtigen Fabrikunternehmungen die Quellen ihres Reichthums finden, würden durch Uebersicht der neuesten Entdeckungen gefördert, andere nach höherer Bildung strebende würden in der chemischen Kenntniß wahre Geisteserhebung gewinnen, ja solche, welche den älteren chemisch-mystischen Vorstellungen nicht abgeneigt sind, würden hier vollkommene Befriedigung finden, wenn sie erkennten, daß so vieles was unsere Vorfahren in dunkeln Zeiten nur zerstückelt gewahr wurden und im Ganzen trübsinnig ahneten, jetzt sich immer mehr an- und ineinander schließt, sich aufklärt, so daß vielleicht in keinem Fache mehr als im chemischen, wissenschaftliche Uebersicht das Ideelle in der Wirklichkeit darzustellen vermag.

Wäre es möglich einen tüchtigen Physiker herbei zu ziehen, der sich mit dem Chemiker vereinigte und dasjenige heran brächte, was so manches andere Capitel der Physik, woran der Chemiker keine Ansprüche macht, enthält und andeutet; setzte man auch diesen in Stand, die zur Versinnlichung der Phänomene nö-

thigen Inſtrumente anzuſchaffen, ohne deßhalb einen weitläuftigen, koſtſpieligen und platzraubenden Apparat aufzuhäufen: ſo wäre in einer großen Stadt für wichtige, ingeheim immer genährte Bedürfniſſe geſorgt und mancher verderblichen Anwendung von Zeit und Kräften eine edlere Richtung gegeben. Zum Local ſolcher phyſiſchen Anſtalt könnte man mit gutem Gewiſſen das anatomiſche Theater beſtimmen. Anſtatt zu gedenken, daß Hr. Doctor Behrends, der als ein würdiger Schüler Sömmerings bisher dieſem Fache vorſtand, ſeine Entlaſſung genommen; anſtatt zu erwähnen, daß Hr. Doctor Lucä, ein thätiger in der vergleichenden Zergliederung geübter Mann, nach Marburg abgeht, ſey uns vergönnt im Allgemeinen von dem Verhältniß der Anatomie zu dem beſtehenden Senckenbergiſchen Inſtitut zu ſprechen. Hier hat ſich nämlich der Stifter, indem er ſich ein Bild einer vollſtändigen mediciniſchen Anſtalt dachte, vielleicht vergriffen, da er die beſondern Bedingungen, in der ſich ſeine Anſtalt befand, nicht beachtete. Kenner der Zergliederungskunſt, Profeſſoren dieſes Fachs auf Akademien werden gerne zugeſtehen, daß es eine der ſchwierigſten Aufgaben ſey, die Lehre der Zergliederung zu überliefern. Bibliothek, Zeichnungen, Präparate und hundert Vorrichtungen, Vorarbeiten, die vielen Aufwand erfordern, ſollen zum Grunde liegen, und alsdann wird noch die menſchliche Leiche als unmittelbarer Gegenſtand des Beobachtens

und Belehrens gefordert. Woher aber diese nehmen? Ueberall werden die deßhalb bestandenen Zwanggesetze lässiger beobachtet oder umgangen, und der Professor der Anatomie steht in einem humanen Zeitalter immer als unmenschlich gegen Leidende und Trauernde.

Möge alles dieses als Reflexion eines vorübereilenden Reisenden angesehen werden; der bleibende Geschäftsmann sieht vielleicht die Verhältnisse in einem andern Lichte.

Allein alles was wir gesagt, würde ganz vergeblich gewesen seyn, wenn wir uns nicht erkühnten auszusprechen: daß ein so wohl durchdachtes, dem Stifter wie der Stadt Ehre bringendes, wissenschaftliches Institut nicht gedeihen, noch auch mit aller Bemühung der Angestellten nur im mindesten nützen könne, wenn seine Einkünfte nicht verbessert werden. Auch hievon liegt die Möglichkeit nahe genug, und wir tragen kein Bedenken sowohl die bürgerlichen als ärztlichen Herren Vorsteher aufzufordern, in Ueberlegung zu nehmen: in wiefern von dem Ueberfluß, dessen das Hospital genießt, ein Theil zur wissenschaftlichen Anstalt herüber gewendet werden könne; und jene trefflichen Männer dringend zu ersuchen, daß sie hierüber, wenn sie bejahend einig geworden, um die höchste obrigkeitliche Billigung baldigst nachsuchen mögen. Die einer solchen Wendung entgegenstehenden Schwierigkeiten sind nicht unbekannt; es läßt sich ihnen aber mit Einem Wort begegnen: daß

einer freien Stadt ein freier Sinn geziemе, und daß man bei einem erneuten Daseyn, um die Spuren ungeheurer Uebel auszulöschen, sich vor allen Dingen von veralteten Vorurtheilen zu befreien habe. Es geziemt Frankfurt von allen Seiten zu glänzen, und nach allen Seiten hin thätig zu seyn. Freilich gehört theoretische Betrachtung, wissenschaftliche Bildung den Universitäten vorzüglich an; aber nicht ausschließlich gehört sie ihnen. Einsicht ist überall willkommen. Man erkundige sich, welchen Einfluß die Universitäten in Berlin, Breslau, Leipzig auf das praktische Leben der Bürger haben, man sehe, wie in London und Paris, den bewegtesten und thätigsten Orten, der Chemiker und Physiker gerade sein wahres Element findet; und Frankfurt hat gar wohl das Recht, nach seinem Zustand, seiner Lage, seinen Kräften für so löbliche Zwecke mitzueifern.

Nachträgliches zu Frankfurt am Main.

Die Senckenbergische Stiftung, eine höchst wichtige Anstalt, und zwar deren wissenschaftlicher Theil steht unter der Aufsicht des Herrn Dr. Neuburg, eines Mannes von unermüdlichem Eifer, eben so bereit sich für die Sache aufzuopfern, als für dieselbe zu streiten. Da wir in Jahresfrist durch seine Bemühungen und die eingreifende Thätigkeit der Angestellten

schon so viel Wünschenswerthes erfüllt gesehen, so kann es nicht fehlen, daß man auch endlich von Seiten der Administration des Krankenhauses dem wissenschaftlichen Institut zu Hülfe kommen werde. Der Geist, diese Nothwendigkeit einzusehen, die Nützlichkeit zu erkennen und die Ausführung zu bewerkstelligen, muß in Frankfurt schon lebendig seyn, oder nächstens lebendig werden.

Der verewigte Senckenberg hinterließ eine Sammlung von Mineralien und fossilen Schalthieren, wovon die erste minder wichtig und nach dem frühern Standpunkt der Mineralogie unordentlich durch einander lag. Ueber 40 Jahre lag diese Sammlung mit Staub bedeckt, ohne daß sich jemand darum bekümmerte, und nur erst in diesem Jahre verbanden sich einige Mineralogen, unter welchen Herr Doctor Buch sich besonders verdient gemacht hatte, und brachten dieselbe nach dem Wernerischen und Leonhardischen Systeme in Ordnung, mit dem lebendigsten Vorsatze, sie mit den vielen mangelnden Mineralkörpern zu bereichern und ein geordnetes Ganzes daraus zu machen. Es ist zu bedauern, daß der rege Eifer der Unternehmer wenig Unterstützung findet, und sie trotz ihres Aufwandes an Zeit, so wie an manchen, ob zwar geringen Geldausgaben, nur nach und nach ihren Zweck erreichen können. Diese Einrichtung wäre beinahe noch neulich erst durch den Vorschlag einiger Administratoren zu Grunde gegangen, der aber glücklicherweise zurückgewiesen wurde.

Man wollte nämlich, um der Stiftung in etwas aufzuhelfen, das Stifthaus vermiethen; dem Uebel wäre dadurch eben so abgeholfen worden, wie mancher unheilbaren Krankheit durch den Tod.

Das anatomische Theater hat durch den unermüdeten Fleiß des Herrn Doctor Kretzschmar, der Vorlesungen darin hält, bedeutend gewonnen; auch sucht derselbe, durch eignen Fleiß und denjenigen seiner Schüler, die Präparate zu ersetzen, die dasselbe in der letzten Zeit verloren hat. Mehrere gelungene Präparate eingespritzter Blutgefäße, Vogelskelette und andere Gegenstände der vergleichenden Anatomie, wohin vorzüglich einige sehr abweichende Theile des Testudo Mytas gehören, können hierzu als überzeugende Beweise dienen.

Auch der botanische Garten hat im letzten Sommer sehr viel gewonnen. Eine nicht geringe Zahl Pflanzen wurden, ohne daß der Stiftungsfonds sie anschaffte, in das Treibhaus gebracht, und mehrere in der Wetterauer Flora nicht aufgenommene, in hiesiger Gegend wildwachsende Pflanzen wurden im Garten angepflanzt. Man hat sich es nämlich zum Gesetz gemacht, bei der Beschränktheit des botanischen Gartens, hauptsächlich auf officinelle oder ökonomische Pflanzen, oder auch auf solche Rücksicht zu nehmen, die als seltne Gewächse in unserer Gegend vorkommen, indem der geringe Raum des Locals keine große Menge aufzunehmen gestattet. Der hiesige sehr unterrichtete Herr Apotheker Stein

hat mehrere von der Stadt entfernte Excurſionen vorgenommen und mehrere ſeltne Gewächſe, die er auf denſelben fand, dem Garten geſchenkt. Das Gewächshaus wurde mit mehreren ſeltnen ausländiſchen Pflanzen, wie mit Laurus Camphora, Epidendron Vanilla u. ſ. w. dotirt. Die Kürze der Zeit erlaubte nicht, den bisher in ſeiner Einrichtung vernachläſſigten Garten in dem letztverfloſſenen regnichten Sommer völlig in Ordnung zu bringen, jedoch ein Theil deſſelben wurde mit Beihülfe des ſehr geſchickten Botanikers, Herrn Beckers aus Offenbach, der aus Liebe zur Wiſſenſchaft mitwirkte, in ſyſtematiſche Ordnung gebracht und es iſt nicht zu zweifeln, daß der ganze Garten im Laufe des künftigen Sommers dahin gebracht werden wird.

Die Bibliothek erhielt eine anſehnliche Zahl der beſten alten mediciniſchen Werke, konnte aber mit den neuern nicht, wie es zu wünſchen geweſen wäre, bereichert werden, aus der ſchon erwähnten Beſchränktheit des Fonds. Sie iſt bis zur Periode, in der Senckenberg ſtarb, ziemlich vollſtändig, da er ſie ſelbſt anſchaffte und ſie der Stiftung überließ. Nachher wurden zwar mehrere Werke angeſchafft, auch Herr Doctor Lehr vermehrte dieſelbe durch ſeinen hinterlaſſenen Büchervorrath; in den letzten Jahren blieben aber manche Lücken der mediciniſchen Literatur in derſelben unausgefüllt.

Das unter dem Fürſten Primas zum Behufe der mediciniſchen Specialſchule aufgeführte chemiſche Labora-

torium, das nun wieder städtisches Eigenthum wurde, so wie der daran stoßende auf dem ehemaligen Wall gelegene kleine Garten, wurde auf Ansuchen der Administratoren der Stiftung vom Senate unentgeltlich überlassen. Es ist sehr zu wünschen, daß auch hierin Senckenbergs Wille in Erfüllung gehen möchte, der die Wichtigkeit der Chemie zu würdigen wußte, und sie in einem angewiesenen Local in dem Stiftshause betrieben wissen wollte, um so mehr, da diese Wissenschaft in unsern Tagen beinahe alle andern hinter sich läßt.

Die anfangende Baufälligkeit des Gewächshauses, so wie nicht minder das Alter der übrigen Gebäude, der Mangel an so manchen unentbehrlichen Gegenständen, sowohl wissenschaftlicher als anderer Art, dürften bei der Lauigkeit, womit die Sachen des Stifts betrieben werden, die mit des seligen Stifters Wünschen so grell absticht, uns eine traurige Prognose stellen, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Cassen unserer reichen Mitbürger, wenn auch nur durch mäßige Beiträge, dem einbrechenden Verfall eines so nützlichen Instituts vorbauen möchten.

Für das Krankenhaus, dessen Fonds von demjenigen der Stiftung getrennt ist, ist bisher viel geschehn. Noch erst im verflossenen Jahre wurde eine bedeutende Summe zurückgelegt, als Ueberschuß über die Ausgabe. So löblich diese Wohlthätigkeit der Frankfurter gegen das Krankenhaus seyn mag, so ist es doch traurig,

so wenig Sinn für die medicinische Wissenschaft und Kunst, die der Stifter so sehr beabsichtigte, und deren Beförderung so heilsam in ihren Folgen ist, bei ihnen zu bemerken. Man würde unfehlbar im Geiste des Stifters mehr handeln, wenn das mit der Stiftung verschwisterte Krankenhaus von seinem Ueberfluß, der jährlich zunimmt, nur einen kleinen Theil abgäbe, wenigstens in zweifelhaften Fällen, die nicht selten vorkommen, nicht so drückend gegen dasselbe verführe. Man sollte bedenken, daß der größte Verlust für beide Institute in der Unterlassung des Guten bestehe, und daß keine angeschafften Capitalien, so wichtig sie dem scheinen mögen, der sich von Jugend auf sie zu häufen gewöhnt hat, dasselbe nur im geringsten zu ersetzen im Stande sind. Die Opfer, welche die Stiftung dem Institute bei seiner Entstehung brachte, diese allein sollten die Administratoren bewegen, die erstere zu unterstützen, mit deren Zusammensinken den Frankfurter Aerzten, die wie Handwerker für jeden einzelnen Gang belohnt werden, und die weder Auszeichnung noch sonstige Beförderung für das Gefahrvolle und Beschwerliche ihres Standes zu erwarten haben, jede Aufmunterung mit der Zeit weiter zu kommen, benommen wird.

Herr Städel, ein Kunstfreund wie wenige, ist in seinem neun und achtzigsten Jahre verstorben. Sein eröffnetes Testament bestimmt Haus, Sammlungen und Ver-

Vermögen, nach einem mäßigen Anſchlag auf dreyzehnmal hundert tauſend Gulden geſchätzt, einer Stiftung für bildende Kunſt. Herr Dr. Grambs, ein einſichtiger Sammler und Kunſtfreund, iſt zum Vollſtrecker dieſes letzten Willens beſtimmt.

Offenbach.

An dieſem wohlgebauten und täglich zunehmenden heitern Orte verdient die Sammlung ausgeſtopfter Vögel des Herrn Hofrath Meyer alle Aufmerkſamkeit, indem dieſer verdienſtvolle Mann, als Bewohner einer glücklichen Gegend, ſich zugleich als Jagdliebhaber und Naturforſcher ausgebildet und eine vollſtändige Reihe inländiſcher Vögel aufgeſtellt hat. Er beſchäftigt mehrere Künſtler mit Abbildung dieſer Geſchöpfe, fördert und belebt dadurch einen in der Naturgeſchichte ſehr nothwendigen Kunſtzweig, die genaue Nachbildung organiſcher Weſen, unter welchen die mannichfaltige Geſtalt der Vögel, die abweichende Bildung ihrer Körpertheile, das leichte zarte buntfarbige Gefieder, die feinſte Unterſcheidungsgabe des Künſtlers und deſſen größte Sorgfalt in Anſpruch nimmt. Das von Herrn Meyer herausgegebene Werk hat die Verdienſte dieſes vorzüglichen Mannes längſt dem Vaterlande bewährt, welcher ſich durch die in dieſem Jahre erſchienene Beſchreibung der Vögel Liv- und Eſthlands abermals

Höre den Rath den die Leyer tönt;
Doch er nutzet nur, wenn du fähig biſt.
Das glücklichſte Wort, es wird verhöhnt,
Wenn der Hörer ein Schiefohr iſt.

„Was tönt denn die Leyer?“ ſie tönet laut:
Die ſchönſte das iſt nicht die beſte Braut;
Doch wenn wir dich unter uns zählen ſollen,
So mußt du das Schönſte, das Beſte wollen.

den Dank der Naturforscher erworben. Die von ihm sowohl in seinem Hause als außerhalb beschäftigten Künstler sind namentlich die Herren Gabler und Hergenröder. Die Schwester des letztern wird als Pflanzenzeichnerin gerühmt. Demoiselle Stricker in Frankfurt, welche gleichfalls ein schönes Talent hierin besitzt, kann sich nicht so viel damit beschäftigen als zu wünschen wäre.

Hanau.

Die neuere Zeit hat dieser Stadt einen vortheilhaften und bewährten Ruf in naturgeschichtlicher Hinsicht verschafft. Es fanden sich hier eifrige Forscher aus allen Zweigen der herrlichen Scienz durch einen seltenen günstigen Zufall vereinigt. So hatte Herr Doctor Gärtner, dieser achtungswerthe Veteran unter Deutschlands Botanikern, durch die Theilnahme an der Wetteranischen Flora längst schon seinen Meisterbrief gelöst. Der geistvolle Leisler umfaßte die gesammte Zoologie, jedoch concentrirte er sein Studium mehr auf die Vögel und Säugethiere. Chemie und Physik wurden von Herrn Hofrath Dr. Kopp, zumal in besonderer Anwendung auf das mineralogische Wissen, mit dem besten Erfolge getrieben. Der vorzugsweise als naturhistorischer Künstler sehr schätzbare Schaumburg, dessen Sammlung unter den deutschen Privat-Cabinetten sonder Zweifel die erste Stelle einnimmt, bot eine Fülle trefflicher Erfahrungen

dar. Eben so hatten sich in dem Herrn Geheimen Rath Leonhard und dem nun verstorbenen Pfarrer Merz thätige Bearbeiter für Mineralogie gefunden. Das Publicum kennt das von beiden in Gemeinschaft mit Dr. Kopp herausgegebene größere tabellarische Werk. Geheimer Rath Leonhard, der fortdauernd durch seine Zeitschrift wirkt, hat ferner eine topographische Mineralogie verfaßt, und ehestens haben wir von ihm, Dr. Kopp und Gärtner dem jüngern, einem sehr verständigen Chemiker und Physiker, eine Einleitung und Vorbereitung zur Mineralogie mit vielen illuminirten und schwarzen Kupfern zu erwarten. Diese Propädeutik für die Naturgeschichte des unorganischen Reiches, die Frucht einer mehrjährigen mühevollen Arbeit, durch welche eine sehr wesentliche Lücke unserer Literatur ausgefüllt wird, darf von dem wissenschaftlichen Publicum mit gerechtem Vertrauen erwartet werden.

Unterdessen schien es den genannten Männern zweckmäßig, die Bemühungen der Einzelnen auf Einen Punkt zu leiten, um mit gemeinsamen Kräften weiter zu streben. Mitten in den Stürmen der Zeit, im ungeschlichteten Zwiste der Völker, 1808, wurde der Plan zu Begründung eines wissenschaftlichen naturhistorischen Vereines gefaßt. Die kleine Zahl der Verbundenen gab dem Ganzen Haltung und Wirklichkeit. Bald gesellten sich ihnen andere verdiente Männer aus nahen und fernen Gegenden bei, und so erweiterte sich dieser literarische Bund weit

über die Gränzen der heimathlichen Provinz, nach allen Theilen des gelehrten Europa hinaus. Ein passendes Local, vom Gouvernement eingeräumt, bot zur Anlage eines Museums Gelegenheit. Von allen Seiten wurde die nützliche Anstalt durch Gaben bereichert. Indessen blieben die Mittel sehr beschränkt, bis der theilnehmende Karl von Dalberg, 1811, aus seiner Schatulle eine nicht unbedeutende Rente bewilligte, in deren Genuß die Gesellschaft mehrere Jahre verblieb. Die Epidemie, Folge des französischen Rückzugs, raubte der geschlungenen Kette manche der werthvollsten Glieder. Dagegen lebt man nun der angenehmen Hoffnung, das jetzige Gouvernement werde das Institut seiner Aufmerksamkeit gleichmäßig werth achten, die Bestätigung des Locals gewähren, und so der löblichsten Anstalt, die sonst unfehlbar zerstieben würde, Grund und Dauer verleihen.

Es ist leicht zu erachten, daß bei dem regen Eifer der Hanauer Naturforscher auch mehrere wichtige Sammlungen hier zu finden seyn müssen.

Das Museum der Wetterauischen Gesellschaft umfaßt alle Zweige dieses Wissens und war bisher in stetem Zunehmen; denn die meisten Mitglieder hatten, nach der klüglichen Vorschrift der Gesetze, die Wahl zu rechtfertigen gesucht, welche sie zu jener ehrenvollen Bestimmung rief. Im Ganzen aber gewährt das Beschauen dieses Museums in seiner Allgemeinheit weniger Interesse, als die einem jeden der hiesigen Gelehr-

ten zugehörigen Privat-Sammlungen. Hier ſpricht ſich das Individuelle mit mehr Lebendigkeit aus, ſo wie der Eifer und die Sorgfalt, womit ſolch ein Werk geſchaffen wird, das nicht ſelten der Preis einer ganzen Lebenszeit iſt.

Was die zoologiſchen Cabinette betrifft, ſo zeichnen ſich darunter vorzüglich die Sammlung des verſtorbenen Leisler und die Schaumburgiſche aus. Die letztere iſt jedoch, ſeitdem der Beſitzer den Ort ſeines Aufenthalts mit Caſſel vertauſchte, nicht mehr anweſend, und auch die Leisleriſche wird, da die Erben ſolche zu veräußern entſchloſſen ſind, nicht lange mehr in Hanau verbleiben.

Das Andenken des genannten vorzüglichen Mannes einigermaßen hier zu feiern, bemerken wir folgendes: Er beſchäftigte ſich in früheren Jahren mit der Entomologie, ſpäterhin aber widmete er ſich mit ganzer Seele dem Studium der Säugethiere, Vögel und Fiſche; indeſſen blieb die Ornithologie für die längſte Zeit der Gegenſtand ſeiner Nachforſchungen. Seine Verdienſte um die Kenntniß vaterländiſcher Vögel nur im Vorbeigehen bemerkend, erwähnen wir, daß er die verſchiedenen Farbenkleider der Vögel zu kennen und zu berichtigen bemüht war: denn die meiſten Waſſervögel mauſern ſich zweymal im Jahre, und ſo erſcheint derſelbe Vogel im Frühling und im Herbſte, in der Jugend und im Alter, in anderer Farbenhülle. Und ſo

sammelte er mit regem Fleiß jede einzelne Art in den verschiedensten Farben und Uebergängen. Da er nun selbst Jäger und ihm die Kunst thierische Körper auszustopfen vorzüglich bekannt war, so erhält seine Sammlung von mehrern Seiten große Vorzüge, so daß man ihr, wenigstens in Deutschland, die Meyerische ausgenommen, keine andere an die Seite stellen kann.

In den letzten Jahren beschäftigte er sich mit dem Studium der Fledermäuse, da er aber, seinem trefflichen Gedächtniß vertrauend, nichts niederschrieb, so wären seine Erfahrungen für uns sämmtlich verloren, wenn nicht ein junger Mann, der letzte von seinen Schülern, sich so viel davon zu eigen gemacht hätte, um eine Monographie dieser seltsamen Geschöpfe zu schreiben, welche nächstens erscheinen wird.

Die Fische sind alle vortrefflich ausgestopft und von seltener Größe. Die Reihenfolge aus den süßen Gewässern Deutschlands ist beinahe vollständig, und aus der See findet man viele Exemplare von hoher Schönheit. Die Insectensammlung ist bedeutend. Von sechzehnhundert Nummern machen die Schmetterlinge die größte Hälfte aus.

Am Schlusse stehe die Bemerkung, daß Leisler, bevor er sich der Heilkunde widmete, die Rechte mit glücklichem Erfolg studirte und als philosophischer Schriftsteller durch Abfassung eines Naturrechts sich Beifall erwarb.

Dr. Gärtner, der eifrige und berühmte Pflanzenforscher, dem wir die Bildung mancher trefflichen Botanisten verdanken, hat sich durch die Mittheilung vieler schön getrockneten Pflanzenmuster kein geringes Verdienst um die Wissenschaft erworben. Nach der Herausgabe der bereits erwähnten Wetterauischen Flora, betrieb er fortdauernd und mit unermüdetem Fleiße das Studium der vaterländischen Vegetabilien. Er entdeckte viele Phänogamen und mehr als zweyhundert Kryptogamen, deren Beschreibung durch seine Meisterhand gewiß höchst wünschenswerth ist. Sein Herbarium, vorzugsweise in kryptogamischer Hinsicht äußerst beträchtlich, ist auf das zierlichste geordnet. In der neuern Zeit hat sich Gärtner auch mit allem Fleiße der vaterländischen Zoologie gewidmet. Seine Sammlungen von Säugethieren, Vögeln und Konchylien geben die Belege dazu. Obschon seine ausländischen Konchylien sehr zahlreich sind und, unter der Menge, Exemplare von großer Seltenheit bemerkt werden; so schätzt er dennoch seine in der Umgegend von Hanau gesammelten um vieles höher, indem dieser Zweig des naturgeschichtlichen Wissens zuerst durch ihn in der Wetterau cultivirt wurde. Er verbreitete jene einheimischen Producte im Kreise seiner Freunde und regte auf diese Art ein Studium von neuem an, das in Deutschland fast ganz vernachlässigt schien. In früheren Jahren beschäftigte sich Gärtner auch mit Chemie, Physik und Mineralogie, so daß er den Namen eines Na-

turforschers im umfassendsten Sinne des Worts verdient. Bei dem Sammeln und Ordnen des Wetterauischen Museums, und bei der Redaction der von diesem naturhistorischen Verein herausgegebenen Annalen wirkte er auf das eifrigste. Zu bedauern ist, daß sein Alter und eine durch große Anstrengung geschwächte Gesundheit ihm in diesem Augenblicke keine große Thätigkeit vergönnen.

Das Mineralien-Cabinet des Geheimen Raths Leonhard, über siebentausend Exemplare stark, sondert sich in eine oryktognostische und in eine geognostische Hälfte. Die oryktognostische Sammlung findet sich nach der, in der systematisch-tabellarischen Uebersicht und Charakteristik der Mineralkörper, angenommenen Classificationsweise geordnet, wobei jedoch die durch das Fortschreiten der Scienz nothwendig gewordenen Veränderungen nicht unbeachtet blieben. Erfreulich ist das Methodische, welches sich in Anordnung und Aufstellung ausspricht. Bei allen Exemplaren ist das Charakteristische und die Frischheit berücksichtigt, und ein hoher Grad von Gleichmäßigkeit des Formats gewähret viel Gefälliges. Nächstdem ist diese Sammlung um der hohen Vollständigkeit willen bemerkenswerth. Man vermißt darin fast keine der neuesten Entdeckungen, und die Suiten welche sie von sehr vielen Gattungen aufbewahrt, machen ihr Studium für die Verhältnisse des Vorkommens der Fossilien wichtig und belehrend: eine bisher viel zu sehr vernachlässigte und nun wieder hervorgeforderte Rücksicht.

Geheimer Rath Leonhard hat sich durch die Stiftung eines mineralogisch-mercantilischen Instituts Ansprüche auf den Dank des Publicums erworben. Es ist diese Anstalt förderlich für die Wissenschaft, indem sie die Mittel darbietet, um, gegen Tausch oder billige Zahlung, Fossilien aus allen Gegenden und Ländern, einzeln oder zu systematischen Ganzen geordnet, zu erhalten. Gedoppeltes Vertrauen gebührt diesem Unternehmen darum, weil es nicht von Gewinnsucht, sondern ausschließlich von der Liebe zur Wissenschaft geleitet wird.

Unter den Bildungsanstalten zur Kunst verdient die Zeichenschule eine sehr ehrenvolle Erwähnung. Hr. Hofrath Westermayr, welcher diesem Institute, das vom Staate eine nur mäßige Unterstützung erhält, als erster Lehrer und Director vorsteht, hat um dasselbe sehr wesentliche Verdienste. Seit seiner Wiederkehr von Weimar ist der Sinn für die Kunst bedeutend geweckt worden, und man bemerkt mit Vergnügen, daß mancher der vermögenden Einwohner kleine Bildersammlungen anzulegen beginnt. In der Zeichenschule finden gegenwärtig 250 bis 300 Zöglinge Belehrung. Das Institut besitzt Fonds, Früchte des Erwerbs der Lehrer, welche sehr nützlich zur Anschaffung von Gemählden und andern Kunstgegenständen verwendet werden könnten.

Auch die würdige Gattin des Hofraths Westermayr wirkt thätig für das Beste der Anstalt. Außer dieser Künstlerin verdienen unter den hiesigen Mahlern

die Namen Tischbein, Carteret, Berneaud, Franz Nickel und Deikert genannt zu werden; dem genialen Kraft und den durch dieses Studium gebildeten Buri nicht zu vergessen, die auch in der Ferne ihrer Vaterstadt Ehre machen.

Mit der Email-Mahlerey beschäftigen sich vorzüglich Carteret und Berneaud, und beide haben auf den Künstlernamen die gerechtesten Ansprüche. Außer ihnen zeichnet sich auch Fr. Nickel, ein geborner Hanauer, der viele Jahre in Madrid verlebt und daselbst bei der Akademie das Amt eines Adjuncten versehen, sehr vortheilhaft in jenem Zweige der Mahlerey aus.

Unter den hiesigen Gemählde-Sammlungen gebührt der des Kaufmanns Herrn W. Leisler, jüngern Bruders des Naturforschers, der Vorzug.

Die hiesigen Bijouterie-Fabriken sind ganz besonders merkwürdig. Sie bestehen seit dem Jahre 1670 und sind als die Pflanzschule ähnlicher Anstalten in mehreren europäischen und deutschen Hauptstädten anzusehen, die indessen ohne Ausnahme das Vorbild nicht erreichten. Die Hanauer Arbeiter genießen eines sehr vortheilhaften Rufes; überall werden sie gesucht. Die jetzigen bedeutendsten Chefs, Gebrüder Toussaint, Souchai und Collin, Buri, Müller und Jünger, erhalten die Fabriken nicht nur in ihrem Rufe, sondern sind zugleich bemüht solche mit jedem Tage zu vervollkommnen, und so läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß Hanau Ar-

beiten liefert, die man weder in Paris noch in London zu fertigen weiß, ja die nicht selten jene des industriösen Genf übertreffen. Dabei ist noch besonders das Umfassende der Ateliers genannter Goldarbeiter, von dem Rohen des Materials bis zur vollendeten Waare in der größten Mannichfaltigkeit, zu bemerken.

Die Teppichfabrik von Hrn. J. D. Leisler und Comp. verdient um deßwillen besondere Aufmerksamkeit, weil in derselben die unter dem Namen gezogene Wilton-Teppiche bekannte Waare in ihrer größten Vollkommenheit bereitet wird. Man findet nicht allein eine umfassende Auswahl geschmackvoller Dessins in den schönsten und lebhaftesten Farben, sondern es kann auch jede besondere Zeichnung gefertigt werden. Außerdem liefert diese Fabrik nichtgeschorne und hochgeschorne Teppiche auf Sammet-Art, Venezianische und Schottländische Teppiche u. s. w. Die früherhin stattgehabte Vereinigung von Holland mit Frankreich war dem Absatz sehr nachtheilig, und die deutschen Höfe waren es fast allein, welche während dieser Frist der Fabrik Beschäftigung darboten.

Auch die Fabrik der seidenen Tapeten verdient Erwähnung, indem sie in früheren Zeiten die meisten deutschen Höfe mit den geschmackvollsten Ameublements versah. In der stürmischen Periode der letzten zehn Jahre aber fanden es die Unternehmer, die Brüder Blachierre, für rathsamer, nur solche Waaren bereiten zu lassen die

Fünf Dinge.

Fünf Dinge bringen fünfe nicht hervor,
Du, dieser Lehre öffne du dein Ohr:
Der stolzen Brust wird Freundschaft nicht entsprossen;
Unhöflich sind der Niedrigkeit Genossen;
Ein Bösewicht gelangt zu keiner Größe;
Der Neidische erbarmt sich nicht der Blöße;
Der Lügner hofft vergeblich Treu' und Glauben;
Das halte fest und niemand laß dir's rauben.

allen Classen dienen. So sind überhaupt die Wollen- und Seiden-Fabriken in Hanau, welche dem Kunstsinn weniger als dem allgemeinen Bedürfniß entsprechen, von entschiedenem Nutzen auf Volksmenge und Exportation gewesen; und jetzt vermag man die Hoffnung zu fassen, daß der offene Seehandel auch dieser Fabrikstadt einen Theil ihres vormaligen Flores wieder verschaffen werde.

Aschaffenburg.

Auch hier befinden sich altdeutsche Gemählde aus aufgehobenen Klöstern: von Grünwald und andern, vielleicht auch von Dürer, und sonst noch wenige, aber schätzenswerthe Kunstwerke. Sollte von den fast bis zur Beschwerlichkeit zahlreichen Schätzen der Hauptstadt einiges hierher gebracht und eine Sammlung zu Genuß und Unterricht aufgestellt werden, so erhielte dieser wohlgelegene Ort wenigstens einigen Ersatz für das was er durch die Entfernung des Hofes verlor. Mancher Fremde würde hier gern verweilen.

Jetzt da die in Paris aufgehäuften Schätze wieder das Freie suchen und, über Europa ausgesäet, einzeln aufregen und nutzen, so wär' es groß, wenn die höchsten deutschen Regierungen sich beeiferten dasjenige mit Ueberzeugung und Willen zu thun, was die überwundene Nation sich widerwillig muß gefallen lassen: wir meinen, den Ueberfluß der Residenzen in die Provinzstädte

zu vertheilen. Nur kleinere Staaten thun wohl ihre mäßigen Schätze beisammen aufzubewahren, große können ihren Kunstreichthum nicht weit genug umher streuen. Dadurch werden nicht allein Künstler, sondern auch Liebhaber hervorgerufen, und je häufiger diese sind, desto mehr ist für jene gesorgt.

Ungern halten wir den Fuß an, um uns nicht allzu weit in die Betrachtung des reichen Osten zu verlieren, und kehren an die Stelle zurück, wo der Main sich dem Rheine nähert.

Darmstadt.

Das hiesige Großherzogl. Museum wird wohl immer unter den Anstalten dieser Gegenden zu den vorzüglichsten gezählt werden, und dessen musterhafte Einrichtung wird allen ähnlichen Unternehmungen billig zur Richtschnur dienen. In dem geräumigsten Local sind die mannichfaltigsten Gegenstände ohne Prunk, aber mit Ordnung, Würde und Reinlichkeit aufgestellt, so daß man durchaus mit Bewunderung im Genusse belehrt wird.

Die herrlichsten Statuen in vortrefflichen Gypsabgüssen verdienen wohl zuerst genannt zu werden, an die sich zahlreiche Büsten, Körpertheile, Basreliefe anschließen, alles in anständigen Räumen, der Betrachtung so wie den Studien gleich günstig. Die Nachbildungen in Kork von allen bedeutenden römischen, ja italiänischen Monu-

menten, wozu sich ältere deutsche gesellen, geben dem Baukünstler zu den bedeutendsten Vergleichungen Anlaß.

Eine zahlreiche Gemählesammlung, in welcher jeder Liebhaber sich nach seinem besondern Interesse an ältern und neuern Meistern geschichtlich unterrichten oder gemüthlich ergötzen kann, ist durch mehrere Zimmer verbreitet.

Sucht man nun vergebens von den übrigen Schätzen einige Notiz zu liefern, so muß man wünschen, daß ein Katalog, wenn auch nur das Allgemeinste andeutend, dem Reisenden bald in die Hände gereicht werde: denn wie soll man sich sonst aus dem unendlichen, obgleich vortrefflich geordneten und zusammengestellten Reichthum herausfinden. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß Meisterstücke der Kunst und Merkwürdigkeiten aller Jahrhunderte und Gegenden, welche uns betrachtungswürdig überliefert werden, hier anzutreffen sind. Vasen und Urnen aller Art, Trink- und Scherz-Gefäße, Bronzen aller Jahrhunderte, worunter man die köstlichsten Candelaber und mehrdochtige eherne Lampen bewundert, Reliquienkästchen der ältesten Byzantinischen Zeit, von Erz und Schmelz, elfenbeinerne etwas später, Kirchengeräthe jeder Art, unschätzbare Handzeichnungen der größten Meister, so gut ältere als neuere chinesische und japanische Arbeiten, Glasgeschirre durch Materie, Form und Schleifkunst kostbar; und so müßte man fortfahren ein allgemeines Bild einer musterhaften Kunstsammlung

aufzustellen, und man würde dennoch das Ganze nicht ergründen.

So finden sich z. B. eine große Anzahl altdeutscher Kirchengemählde, welche, restaurirt und aufgefrischt, einer Scheincapelle zur vorzüglichsten Zierde dienen würden.

Was jedoch beinahe noch mehr als die Schätze selbst den Beschauer anspricht, ist die Lebendigkeit, welche man dieser Sammlung, als einer sich immer fortbildenden, anmerkt. Alle Fächer sind in Bewegung; überall schließt sich etwas Neues an; überall fügt sich's klarer und besser, so daß man von Jahr zu Jahr den schaffenden und ordnenden Geist mehr zu bewundern hat. Selbst wenn man in Bezug auf Köln die Sammlung des Herrn von Hübsch dem Darmstädtischen Museum mißgönnte, so freut man sich hier des glücklichen Geschicks, welches diesem Chaos zu Theil ward, entwickelt, gesondert und einer schon lebendig geordneten Welt einverleibt zu werden.

Eine naturhistorische Sammlung von gleichem Reichthum und Vollständigkeit steht dieser Kunstsammlung zur Seite. In hellen Galerien aufgeordnet finden sich die drey Reiche der Natur, an welchen immer durch thätige Männer Reinlichkeit erhalten, das Erfreuliche für den Beschauer vermehrt, und die Ordnung für den Wissenden und Wißbegierigen immer klärer eingerichtet wird. Wenn auch hievon nur im Allgemeinen die Rede

ſeyn kann, ſo darf man wenigſtens insbeſondere der Sammlung gedenken, welche der vergleichenden Anatomie gewidmet, jene merkwürdigen Foſſilien, Reſte der gigantiſchen Thiere aus der Urzeit, wie ſie in dem weiten Rheinthale ſo oft ausgegraben werden, geordnet und erhalten vor Augen ſtellt. Rührend war es dem Beſchauer viele Stücke hier zu finden, welche von dem verblichenen Jugendfreunde Merk mit Liebe und Leidenſchaft geſammelt, nun durch landesherrliche Neigung und durch Sorgfalt eines nachfolgenden Naturforſchers hier gerettet und geſichert lagen.

Auch fand man jenen Wunſch ſchon erfüllt, daß nämlich ſeltene Naturgegenſtände, die man ſchwerlich je mit Augen ſehen wird, neben andern wirklichen Seltenheiten aufgeſtellt würden. Das ungeheure Geweih, wie man ſie in Irland ausgräbt, ward zu Bewunderung des Anſchauenden verſuchsweiſe auf eine Papierfläche gemahlt. Möge der gefaßte Vorſatz dieſen Gegenſtand und ähnliche auf den großen Räumen über den Schränken abbilden zu laſſen, baldigſt erfüllt werden.

Eine höchſt reiche ebenſo würdig als reinlich aufgeſtellte Bibliothek ſetzt den Reiſenden alsdann in Verwunderung, und erregt in ihm den Wunſch längere Zeit von dieſen Schätzen Gebrauch machen zu können. Wie er denn auch, wenn er völlig fremd und mit hieſigen Verhältniſſen ganz unbekannt wäre, nothwendig auf den Geiſt der einem ſolchen großen Körper Leben gibt und er-

erhält, aufmerksam werden mußte. Ihm konnte nicht einen Augenblick verborgen bleiben, daß die Neigung des Fürsten zu solchen Unterhaltungen groß und entschieden seyn müsse; daß er einem einsichtigen Manne, welcher planmäßig und thätig hierin ungestört wirken kann, das volle Vertrauen schenkte; woraus denn wieder folgt, daß dem Vorgesetzten nur solche Mitarbeiter zu- und untergeordnet werden, welche in gleichem Sinne, mit gleichem Schritt, ohne Pause und Uebereilung, in Einer Richtung fortarbeiten. Freilich wird alsdann eine solche vortreffliche Einrichtung nicht als ein Wunder erscheinen, aber doch auf unserm Weltboden, wo Trennung, Unordnung und Willkür so sehr begünstigt ist, möchte sie noch immer wunderbar bleiben. Erfreulich wird es alsdann jedem seyn zu sehen, daß Ihro Königl. Hoheit der Großherzog so lange Jahre unter den ungünstigsten Umständen solche schöne Neigung ununterbrochen gehegt; daß Hr. Geh. Cabinetsrath Schleiermacher das höchste Vertrauen in solchem Grade zu verdienen und sich zu erhalten gewußt, und unter seiner Leitung seine Herren Söhne den Kunstsammlungen und der Bibliothek vorstehen, ja einen physikalischen Apparat durch Vorlesungen nutzbar machen; daß Hr. Münzmeister Fehr den mineralogischen und geologischen Theil, nicht weniger die Konchylien-Sammlung, so wie Hr. Oberforstrath Becker das übrige Thierreich besorgt. Findet man nun beim Durchschauen der vielen Säle alles wie

aus Einem Guſſe; bemerkt man, daß in Jahresfriſt alles planmäßig zugenommen: ſo wird man wohl den Wunſch hegen, daß jeder Conſervator dieſe Sammlung von der artiſtiſchen, antiquariſchen, naturwiſſenſchaftlichen, literariſchen, am meiſten aber von der ethiſchen ſtudiren und zum Vorbilde nehmen möchte.

Daß es auch an thätigen Künſtlern nicht fehle, iſt bei ſolchen Begünſtigungen wohl zu erwarten. Hr. Oberbaurath Moller findet in einer Reſidenz, deren Straßen ſich täglich mehr ausdehnen, wo Privatgebäude aufgeführt, öffentliche projectirt werden, für ſein architektoniſches Talent erwünſchte Gelegenheit. Ferner hat er ſich ſeit mehrern Jahren auch mit Abbildung altdeutſcher Bauwerke beſchäftigt, und das Boiſſerée'ſche Domwerk wird von ſeinem Fleiß und Genauigkeit, ſo wie von ſeinem Geſchmack das unzweideutigſte Zeugniß ablegen. Der neuentdeckte Originalriß des Kölner Doms iſt in ſeinen Händen, und ein Facſimile deſſelben wird im Gefolge des Boiſſerée'ſchen Werks von ihm herausgegeben; und ſo wird ihm denn auch die Geſchichte der deutſchen Baukunſt die ſchönſten Beiträge verdanken, indem er die alten Gebäude ſeines Bezirks in Mainz, Oppenheim, Worms, Speier, Frankfurt u. ſ. w. zu zeichnen und in Kupfer ſtechen zu laſſen beſchäftigt iſt.

Herr Primaveſi, rühmlichſt bekannt durch eigenhändig radirte landſchaftliche Darſtellungen, arbeitet fleißig immer fort. Er hat die mühſame Arbeit unter-

nommen, die Rheingegenden, von den beiden Quellen herab, nach der Natur zu zeichnen. Das daraus entſtehende Werk wird heftweiſe nebſt einer kurzen Beſchreibung herauskommen, und ſo werden auch auf dieſem Wege die an den deutſchen Hauptfluß gränzenden Merkwürdigkeiten künſtleriſch in Verbindung gebracht.

Heidelberg.

Dieſe Stadt, von ſo mancher Seite merkwürdig, beſchäftigt und unterhält den Beſuchenden auf mehr als Eine Weiſe. Der Weg jedoch, welchen wir zu unſern Zwecken eingeſchlagen haben, führt uns zuerſt in die Sammlung alter Gemählde, welche, vom Niederrhein heraufgebracht, ſeit einigen Jahren als beſondere Zierde des Orts, ja der Gegend angeſehen werden kann.

Indem ich nun die Boiſſerée'ſche Sammlung nach einer jährigen Pauſe zum zweytenmal betrachte, in ihren Sinn und Abſicht tiefer eindringe, auch nicht abgeneigt bin, darüber ein Wort öffentlich auszuſprechen, ſo begegnen mir alle vorgefühlten Schwierigkeiten: denn weil aller Vorzug der bildenden Kunſt darin beſteht, daß man ihre Darſtellungen mit Worten zwar andeuten, aber nicht ausdrücken kann, weiß der Einſichtige, daß er in ſolchem Falle ein Unmögliches übernähme, wenn er ſich nicht zu ſeiner Bahn ſelbſt Maß und Ziel ſetzen wollte. Da erkennt er denn, daß auf hiſtoriſchem

Wege hier das Reinſte und Nützlichſte zu wirken iſt; er wird den Vorſatz faſſen, eine ſo wohl verſehene und wohl geordnete Sammlung dadurch zu ehren, daß er nicht ſowohl von den Bildern ſelbſt als von ihrem Bezug untereinander Rechenſchaft zu geben trachtet; er wird ſich vor Vergleichungen nach außen im Einzelnen hüten, ob er gleich die Kunſtepoche von welcher hier die Rede iſt, aus entfernten durch Zeit und Ort geſchiedenen Kunſtthätigkeiten ableiten muß. Und ſo wird er den koſtbaren Werken, mit denen wir uns gegenwärtig beſchäftigen, an ihrem Platz vollkommenes Recht widerfahren laſſen und ſie dergeſtalt behandeln, daß ihnen der gründliche Geſchichtskenner gern ihre Stelle in dem großen Kreiſe der allgemeinen Kunſtwelt anweiſen mag.

Als Einleitung hiezu, und damit das Beſondere dieſer Sammlung deutlicher hervortrete, iſt vor allen Dingen ihre Entſtehung zu bedenken. Die Gebrüder Boiſſerée, welche ſolche in Geſellſchaft mit Bertram gegenwärtig beſitzen, und den Genuß derſelben mit Kunſtfreunden auf das offenſte theilen, waren früher dem Kaufmannſtande geweiht, und hatten auf dieſen Zweck ihre Studien ſowohl zu Hauſe als auswärts in großen Handelsſtädten gerichtet. Indeſſen ſuchten ſie zugleich einen Trieb nach höherer Bildung zu befriedigen, wozu ſie ſchöne Gelegenheit fanden, als auf die Kölner neuerrichtete Schule vorzügliche deutſche Männer zu Lehrern berufen wurden. Dadurch gewannen ſie eine jenen Ge-

genden ſeltenere Ausbildung. Und obgleich ihnen, die ſich von Jugend auf von alten und neuen Kunſtwerken umgeben geſehen, Freude daran und Liebe derſelben angeboren und anerzogen ſeyn mußte, ſo war es doch eigentlich ein Zufall, der die Neigung dergleichen zu beſitzen erweckte, und zu dem lobenswürdigſten Unternehmen den Anlaß gab.

Man erinnere ſich jenes Jünglings, der am Strande des Meeres einen Ruderpflock fand, und durch das Wohlgefallen an dieſem einfachen Werkzeug bewogen, ſich ein Ruder, darauf einen Kahn, hiezu Maſt und Segel anſchaffte, und ſich erſt an Uferfahrten vorübend, zuletzt muthig in die See ſtach und mit immer vergrößertem Fahrzeug endlich zu einem reichen und glücklichen Kauffahrer gedieh. Dieſem gleich erhandelten unſere Jünglinge zufällig eines der auf den Trödel geſprengten Kirchenbilder um den geringſten Preis, bald mehrere; und indem ſie durch Beſitz und Wiederherſtellung immer tiefer in den Werth ſolcher Arbeiten eindrangen, verwandelte ſich die Neigung in Leidenſchaft, welche ſich mit wachſender Kenntniß im Beſitz guter und vortrefflicher Dinge immer vermehrte, ſo daß es ihnen keine Aufopferung ſchien, wenn ſie durch koſtſpielige Reiſen, neue Anſchaffungen und ſonſtiges Unternehmen, einen Theil ihres Vermögens ſo wie ihre ganze Zeit auf die Ausführung des einmal gefaßten Vorſatzes verwendeten.

Jener Trieb, die alten deutſchen Baudenkmale aus

Fünf andere.

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit!
Was macht ſie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!
Was macht Gewinnen?
Nicht lange beſinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren!

der Vergessenheit zu ziehn, die bessern in ihrer Reinheit darzustellen, und dadurch ein Urtheil über die Verschlimmerung dieser Bauart festzusetzen, wurde gleichermaßen belebt. Ein Bemühen schritt neben den andern fort, und sie sind nun im Stande, ein in Deutschland ungewöhnliches Prachtwerk herauszugeben, und eine aus zweyhundert Bildern bestehende Sammlung vorzuweisen, die an Seltenheit, Reinheit, glücklicher Erhaltung und Wiederherstellung, besonders aber an reiner geschichtlicher Folge, ihres Gleichen schwerlich haben möchte.

Um nun aber so viel als es mit Worten geschehen kann, hierüber verständlich zu werden, müssen wir in ältere Zeiten zurückgehen, gleichwie derjenige, der einen Stammbaum ausarbeiten soll, soweit als möglich von den Zweigen zur Wurzel dringen muß; wobei wir jedoch immer voraussetzen, daß dem Leser diese Sammlung entweder wirklich oder in Gedanken gegenwärtig sey, nicht weniger, daß er sonstige Kunstwerke deren wir erwähnen, gleichfalls kenne, und mit nüchternem Sinn sich ernstlich mit uns unterrichten wolle.

Durch militärisches und politisches Unheil war das römische Reich auf einen Grad von Verwirrung und Erniedrigung gesunken, daß gute Anstalten jeder Art und also auch die Kunstfertigkeit von der Erde verschwanden. Die noch vor wenigen Jahrhunderten so hochstehende Kunst hatte sich in dem wilden Kriegs- und Heeres-

Weſen völlig verloren, wie uns die Münzen dieſer ſo ſehr erniedrigten Zeiten den deutlichſten Beweis geben, wo eine Unzahl Kaiſer und Kaiſerlinge ſich nicht entehrt fanden, in der fratzenhafteſten Geſtalt auf den ſchlechteſten Kupferpfenningen zu erſcheinen, und ihren Soldaten, ſtatt ehrenvollen Soldes, ein bettelhaftes Almoſen kümmerlich zu ſpenden.

Der chriſtlichen Kirche dagegen ſind wir die Erhaltung der Kunſt, und wär' es auch nur als Funken unter der Aſche, ſchuldig. Denn obgleich die neue innerliche ſittlich-ſanftmüthige Lehre jene äußere kräftig-ſinnliche Kunſt ablehnen, und ihre Werke wo nicht zerſtören doch entfernen mußte; ſo lag doch in dem Geſchichtlichen der Religion ein ſo vielfacher, ja unendlicher Same als in keiner andern, und daß dieſer, ſelbſt ohne Wollen und Zuthun der neuen Bekenner, aufgehen würde, lag in der Natur.

Die neue Religion bekannte einen oberſten Gott, nicht ſo königlich gedacht wie Zeus, aber menſchlicher; denn er iſt Vater eines geheimnißvollen Sohnes, der die ſittlichen Eigenſchaften der Gottheit auf Erden darſtellen ſollte. Zu beiden geſellte ſich eine flatternde unſchuldige Taube, als eine geſtaltete und gekühlte Flamme, und bildete ein wunderſames Kleeblatt, wo umher ein ſeliges Geiſterchor in unzähligen Abſtufungen ſich verſammelte. Die Mutter jenes Sohnes konnte als die reinſte der Frauen verehrt werden; denn ſchon im heidniſchen Al-

terthum war Jungfräulichkeit und Mutterschaft verbunden denkbar. Zu ihr tritt ein Greis, und von oben her wird eine Mißheirath gebilligt, damit es dem neugebornen Gotte nicht an einem irdischen Vater zu Schein und Pflege fehlen möge.

Was nun bei'm Erwachsen und bei endlicher Thätigkeit dieses göttlich menschliche Wesen für Anziehungskraft ausübt, zeigt uns die Masse und Mannichfaltigkeit seiner Jünger und Anhänger, männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich, an Alter und Charakteren verschieden, um den Einen versammeln: die aus der Menge hervortretenden Apostel, die vier Annalenschreiber, so manche Bekenner aller Art und Stände, und von Stephanus an, eine Reihe Märtyrer.

Gründet sich nun ferner dieser neue Bund auf einen ältern, dessen Ueberlieferungen bis zu Erschaffung der Welt reichen und auch mehr historisch als dogmatisch sind; bringen wir die ersten Eltern, die Erzväter und Richter, Propheten, Könige, Wiederhersteller in Anschlag, deren jeder sich besonders auszeichnet oder auszuzeichnen ist: so sehen wir wie natürlich es war, daß Kunst und Kirche in einander verschmolzen und Eins ohne das Andere nicht zu bestehen schien.

Wenn daher die hellenische Kunst vom Allgemeinen begann und sich ganz spät in's Besondere verlor, so hatte die christliche den Vortheil, von einer Unzahl Individualitäten ausgehen zu können, um sich nach und

nach in's Allgemeine zu erheben. Man thue nur noch einen Blick auf die hererzählte Menge historischer und mythischer Gestalten; man erinnere sich, daß von jeder bedeutend charakteristische Handlungen gerühmt werden; daß ferner der neue Bund zu seiner Berechtigung sich im alten symbolisch wiederzufinden bemüht war, und sowohl historisch irdische als himmlisch geistige Bezüge auf tausendfache Weise anspielten: so sollten freilich auch in der bildenden Kunst der ersten christlich kirchlichen Jahrhunderte schöne Denkmäler übrig geblieben seyn.

Allein die Welt war im Ganzen zu sehr verworren und gedrückt; die immer wachsende Unordnung vertrieb die [illegible]ung aus dem Westen; nur Byzanz blieb noch ein fester Sitz für die Kirche und die mit ihr verbundene Kunst.

Jedoch hatte leider in dieser Epoche der Orient schon ein trauriges Ansehn, und was die Kunst betrifft, blühten jene obgenannten Individualitäten nicht sogleich auf, aber sie verhinderten doch, daß ein alter starrer mumienhafter Styl nicht alle Bedeutsamkeit verlor. Man unterschied immerfort die Gestalten; aber diesen Unterschied fühlbar zu machen schrieb man Name für Name auf das Bild, oder unter dasselbe, damit man ja unter den immer häufiger und häufiger werdenden Heiligen und Märtyrern nicht einen statt des andern verehrte, sondern einem jeden sein Recht wie billig bewahrte. Und so ward es denn eine kirchliche Angelegenheit die

Bilder zu fertigen. Dieß geschah nach genauer Vorschrift, unter Aufsicht der Geistlichkeit, wie man sie denn auch durch Weihe und Wunder dem einmal bestehenden Gottesdienste völlig aneignete. Und so werden bis auf den heutigen Tag die unter den Gläubigen der griechischen Kirche zu Hause und auf Reisen verehrten Andachtsbilder in Susdal, einer Stadt des ein und zwanzigsten Gouvernements von Rußland, und deren Umgebung, unter Aufsicht der Geistlichkeit gefertigt; daher denn eine große Uebereinstimmung erwachsen und bleiben muß.

Kehren wir nun nach Byzanz und in jene besprochene Zeit zurück, so läßt sich bemerken, daß die Religion selbst durchaus einen diplomatisch-pedantischen Charakter, die Feste hingegen die Gestalt von Hof- und Staats-Festen annehmen.

Dieser Begränzung und Hartnäckigkeit ist es auch zuzuschreiben, daß selbst das Bilderstürmen der Kunst keinen Vortheil gebracht hat, indem die bei dem Siege der Hauptpartey wieder hergestellten Bilder den alten völlig gleich seyn mußten, um in ihre Rechte einzutreten.

Wie sich aber die tristeste aller Erscheinungen eingeschlichen, daß man, wahrscheinlich aus ägyptischen, äthiopischen, abyssinischen Anlässen, die Mutter Gottes braun gebildet, und dem auf dem Tuche Veronica's abgedruckten Heilandsgesicht gleichfalls eine Mohrenfarbe gegeben, mag sich bei besonderer Bearbeitung der Kunst-

geſchichte jenes Theils genauer nachweiſen laſſen; alles aber deutet auf einen nach und nach immer mehr verkümmerten Zuſtand, deſſen völlige Auflöſung immer noch ſpäter erfolgte, als man hätte vermuthen ſollen.

Hier müſſen wir nun deutlich zu machen ſuchen, was die Byzantiniſche Schule, von der wir wenig Löbliches zu ſagen wußten, in ihrem Innern noch für große Verdienſte mit ſich trug, die aus der hohen Erbſchaft älterer griechiſcher und römiſcher Vorfahren kunſtmäßig auf ſie übergegangen, gildenmäßig aber in ihr erhalten worden.

Denn wenn wir ſie früher nicht mit Unrecht mumiſirt genannt haben, ſo wollen wir bedenken, daß bei ausgehöhlten Körpern, bei vertrockneten und verharzten Muskeln, dennoch die Geſtalt des Gebeins ihr Recht behaupte. Und ſo iſt es auch hier, wie eine weitere Ausführung zeigen wird.

Die höchſte Aufgabe der bildenden Kunſt iſt, einen beſtimmten Raum zu verzieren, oder eine Zierde in einen unbeſtimmten Raum zu ſetzen; aus dieſer Forderung entſpringt alles was wir kunſtgerechte Compoſition heißen. Hierin waren die Griechen und nach ihnen die Römer große Meiſter.

Alles was uns daher als Zierde anſprechen ſoll, muß gegliedert ſeyn und zwar im höhern Sinne, daß es aus Theilen beſtehe, die ſich wechſelsweiſe auf einander beziehen. Hiezu wird erfordert, daß es eine Mitte habe, ein

Oben und Unten, ein Hüben und Drüben, woraus zuerst Symmetrie entsteht, welche, wenn sie dem Verstande völlig faßlich bleibt, die Zierde auf der geringsten Stufe genannt werden kann. Je mannichfaltiger dann aber die Glieder werden, und je mehr jene anfängliche Symmetrie verflochten, versteckt, in Gegensätzen abgewechselt, als ein offenbares Geheimniß vor unsern Augen steht, desto angenehmer wird die Zierde seyn, und ganz vollkommen, wenn wir an jene ersten Grundlagen dabei nicht mehr denken, sondern als von einem Willkürlichen und Zufälligen überrascht werden.

An jene strenge trockne Symmetrie hat sich die Byzantinische Schule immerfort gehalten, und obgleich dadurch ihre Bilder steif und unangenehm werden, so kommen doch Fälle vor, wo durch Abwechslung der Gliederstellung, bei Figuren, die einander entgegenstehen, eine gewisse Anmuth hervorgebracht wird. Diesen Vorzug also, ingleichen jene obengerühmte Mannichfaltigkeit der Gegenstände alt- und neutestamentlicher Ueberlieferungen, verbreiteten diese östlichen Kunst- und Handwerksgenossen über die damals ganze bekehrte Welt.

Was hierauf in Italien sich ereignet, ist allgemein bekannt. Das praktische Talent war ganz und gar verschwunden, und alles was gebildet werden sollte hing von den Griechen ab. Die Thüren des Tempels St. Paul, außerhalb der Mauern, wurden im eilften Jahrhundert zu Constantinopel gegossen und die Felder derselben mit

eingegrabenen Figuren abſcheulich verziert. Zu eben dieſer Zeit verbreiteten ſich griechiſche Mahlerſchulen durch Italien; Conſtantinopel ſendete Baumeiſter und Muſſivarbeiter, und dieſe bedeckten mit einer traurigen Kunſt den zerſtörten Weſten. Als aber im dreyzehnten Jahrhundert das Gefühl an Wahrheit und Lieblichkeit der Natur wieder aufwachte, ſo ergriffen die Italiäner ſogleich die an den Byzantinern gerühmten Verdienſte, die ſymmetriſche Compoſition und den Unterſchied der Charaktere. Dieſes gelang ihnen um ſo eher, als ſich der Sinn für Form ſchnell hervorthat. Er konnte bei ihnen nicht ganz untergehen. Prächtige Gebäude des Alterthums ſtanden Jahrhunderte vor ihren Augen, und die erhaltenen Theile der eingegangenen oder zerſtörten wurden ſogleich wieder zu kirchlichen und öffentlichen Zwecken benutzt. Die herrlichſten Statuen entgingen dem Verderben, wie denn die beiden Koloſſen niemals verſchüttet worden. Und ſo war denn auch noch jede Trümmer geſtaltet. Der Römer beſonders konnte den Fuß nicht niederſetzen ohne etwas Geformtes zu berühren. nicht ſeinen Garten, ſein Feld bauen, ohne das Köſtlichſte an den Tag zu fördern. Wie es in Siena, Florenz und ſonſt ergangen, darf uns hier nicht aufhalten, um ſo weniger als jeder Kunſtfreund ſich ſowohl hierüber als über die ſämmtlichen ſchon beſprochenen Gegenſtände aus dem höchſt ſchätzbaren Werk des Herrn d'Agincourt auf das genaueſte unterrichten kann.

Die Betrachtung jedoch, daß die Venetianer als Bewohner von Küsten und Niederungen den Sinn der Farbe bei sich so bald aufgeschlossen gefühlt, ist uns hier wichtig, da wir sie als Uebergang zu den Niederländern benutzen, bei denen wir dieselbe Eigenschaft antreffen.

Und so nähern wir uns denn unserm eigentlichen Ziele, dem Niederrhein, welchem zu Liebe wir jenen großen Umweg zu machen nicht angestanden.

Nur mit wenigem erinnern wir uns, wie die Ufer dieses herrlichen Flusses von römischen Heeren durchzogen, kriegerisch befestigt, bewohnt und kräftig gebildet worden. Führt nun sogar die dortige vorzüglichste Colonie den Namen von Germanicus Gemahlin, so bleibt uns wohl kein Zweifel, daß in jenen Zeiten große Kunstbemühungen daselbst statt gefunden: denn es mußten ja bei solchen Anlagen Künstler aller Art, Baumeister, Bildhauer, Töpfer und Münzmeister mitwirken, wie uns die vielen Reste bezeugen können, die man ausgrub und ausgräbt. In wiefern in spätrerer Zeit die Mutter Constantins des Großen, die Gemahlin Otto's, hier gewirkt, bleibt den Geschichtforschern zu untersuchen. Unsere Absicht fördert es mehr, der Legende näher zu treten und in ihr oder hinter ihr einen welthistorischen Sinn auszuspähen.

Man läßt eine britannische Prinzessin Ursula über Rom, einen afrikanischen Prinzen Gereon gleichfalls über Rom nach Köln gelangen; jene mit einer Schaar

von edlen Jungfrauen, dieſen mit einem Heldenchor umgeben. Scharfſinnige Männer, welche durch den Duft der Ueberlieferung hindurchſchauen, theilten bei dieſen Ueberlieferungen folgendes mit: Wenn zwey Parteyen in einem Reiche entſtehen und ſich unwiderruflich von einander trennen, wird ſich die ſchwächere von dem Mittelpunkte entfernen und der Gränze zu nähern ſuchen. Da iſt ein Spielraum für Factionen, dahin reicht nicht ſogleich der tyranniſche Wille. Dort macht allenfalls ein Präfect, ein Statthalter ſich ſelbſt durch Mißvergnügte ſtark, indem er ihre Geſinnungen, ihre Meinungen duldet, begünſtigt und wohl gar theilen mag. Dieſe Anſicht hat für mich viel Reiz, denn wir haben das ähnliche ja gleiche Schauſpiel in unſern Tagen erlebt, welches in grauer Vorzeit auch mehr als Einmal ſtattfand. Eine Schaar der edelſten und bravſten chriſtlichen Ausgewanderten, eine nach der andern begibt ſich nach der berühmten ſchön gelegenen Agrippiniſchen Colonie, wo ſie wohl aufgenommen und geſchützt eines heitern und frommen Lebens in der herrlichſten Gegend genießen, bis ſie den gewaltſamen Maßregeln einer Gegenpartey ſchmählich unterliegen. Betrachten wir die Art des Martyrthums, wie Urſula und ihre Geſellſchaft daſſelbe erlitten, ſo finden wir nicht etwa jene abſurden Geſchichten wiederholt, wie in dem beſtialiſchen Rom zarte unſchuldige höhergebildete Menſchen von Henkern und Thieren gemartert und gemordet werden, zur Schauluſt eines wahnſinnigen

Lieblich iſt des Mädchens Blick, der winket,
Trinkers Blick iſt lieblich, eh er trinket,
Gruß des Herren, der befehlen konnte,
Sonnenſchein im Herbſt, der dich beſonnte.
Lieblicher als alles dieſes habe
Stets vor Augen, wie ſich kleiner Gabe
Dürft'ge Hand ſo hübſch entgegen dränget,
Zierlich dankbar was du reichſt empfänget.
Welch ein Blick! ein Gruß! ein ſprechend Streben!
Schau es recht und du wirſt immer geben.

unteren und oberen Pöbels; nein, wir sehen in Köln ein Blutbad, das eine Partey an der andern ausübt, um sie schneller aus dem Wege zu räumen. Der über die edeln Jungfrauen verhängte Mord gleicht einer Bartholomäusnacht, einem Septembertage; eben so scheint Gereon mit den Seinen gefallen zu seyn.

Wurde nun zu gleicher Zeit am Oberrhein die Thebaische Legion niedergemetzelt, so finden wir uns in einer Epoche, wo nicht etwa die herrschende Partey eine heranwachsende zu unterdrücken, sondern eine ihr zu Kopf gewachsene zu vertilgen strebt.

Alles bisher Gesagte, obgleich in möglichster Kürze doch umständlich ausgeführt, war höchst nöthig, um einen Begriff der niederländischen Kunstschule zu gründen. Die Byzantinische Mahlerschule hatte in allen ihren Verzweigungen mehrere Jahre wie über den ganzen Westen auch am Rhein geherrscht, und einheimische Gesellen und Schüler zu allgemeinen Kirchenarbeiten gebildet; daher sich denn auch manches Trockne, jener düstern Schule völlig Aehnliche, in Köln und in der Nachbarschaft findet. Allein der Nationalcharakter, die klimatische Einwirkung, thut sich in der Kunstgeschichte vielleicht nirgend so schön hervor als in den Rheingegenden, deßhalb wir auch der Entwickelung dieses Punktes alle Sorgfalt gönnen und unserem Vortrag freundliche Aufmerksamkeit erbitten.

Wir

Wir übergehen die wichtige Epoche in welcher Carl der Große die linke Rheinseite von Mainz bis Aachen mit einer Reihe von Residenzen bepflanzte, weil die daraus entsprungene Bildung auf die Mahlerkunst, von der wir eigentlich reden, keinen Einfluß hatte. Denn jene orientalische düstere Trockenheit erheiterte sich auch in diesen Gegenden nicht vor dem dreyzehnten Jahrhundert. Nun aber bricht ein frohes Naturgefühl auf einmal durch, und zwar nicht etwa als Nachahmung des einzelnen Wirklichen, sondern es ist eine behagliche Augenlust, die sich im allgemeinen über die sinnliche Welt aufthut. Apfelrunde Knaben- und Mädchen-Gesichter, eyförmiges Männer- und Frauen-Antlitz, wohlhäbige Greise mit fließenden oder gekrauſ'ten Bärten, das ganze Geschlecht gut, fromm und heiter, und sämmtlich, obgleich noch immer charakteristisch genug, durch einen zarten, ja weichlichen Pinsel dargestellt. Eben so verhält es sich mit den Farben. Auch diese sind heiter, klar, ja kräftig, ohne eigentliche Harmonie, aber auch ohne Buntheit, durchaus dem Auge angenehm und gefällig.

Die materiellen und technischen Kennzeichen der Gemählde, die wir hier charakterisiren, sind der Goldgrund, mit eingedruckten Heiligenscheinen um's Haupt, worin der Name zu lesen. Auch ist die glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen tapetenartig gestempelt, oder durch braune Umrisse und Schattirun-

gen zu vergoldetem Schnitzwerk scheinbar umgewandelt. Daß man diese Bilder dem dreyzehnten Jahrhundert zuschreiben könne, bezeugen diejenigen Kirchen und Capellen, wo man sie ihrer ersten Bestimmung gemäß noch aufgestellt gefunden. Den stärksten Beweis gibt aber, daß die Kreuzgänge und andere Räume mehrerer Kirchen und Klöster mit ähnlichen Bildern, an welchen dieselbigen Merkmale anzutreffen, ihrer Erbauung gleichzeitig gemahlt gewesen.

Unter den in der Boisserée'schen Sammlung befindlichen Bildern steht eine heilige Veronica billig oben an, weil sie zum Beleg des bisher Gesagten von mehreren Seiten dienen kann. Man wird vielleicht in der Folge entdecken, daß dieses Bild, was Composition und Zeichnung betrifft, eine herkömmliche Byzantinische heilige Vorstellung gewesen. Das schwarzbraune, wahrscheinlich nachgedunkelte, dorngekrönte Antlitz ist von einem wundersamen edel schmerzlichen Ausdrucke. Die Zipfel des Tuchs werden von der Heiligen gehalten, welche kaum ein Drittel Lebensgröße dahinter steht und bis an die Brust davon bedeckt wird. Höchst anmuthig sind Mienen und Gebärden; das Tuch stößt unten auf einen angedeuteten Fußboden, auf welchem in den Ecken des Bildes an jeder Seite drey ganz kleine, wenn sie stünden höchstens fußhohe, singende Engelchen sitzen, die in zwey Gruppen so schön und künstlich zusammengerückt sind, daß die höchste Forderung an Composition

dadurch vollkommen befriedigt wird. Die ganze Denkweise des Bildes deutet auf eine herkömmliche, überlegte, durchgearbeitete Kunst; denn welche Abstraction gehört nicht dazu, die aufgeführten Gestalten in drey Dimensionen hinzustellen und das Ganze durchgängig zu symbolisiren. Die Körperchen der Engel, besonders aber Köpfchen und Händchen, bewegen und stellen sich so schön gegen einander, daß dabei nichts zu erinnern übrig bleibt. Begründen wir nun hiemit das Recht, dem Bilde einen Byzantinischen Ursprung zu geben, so nöthigt uns die Anmuth und Weichheit, womit die Heilige gemahlt ist, womit die Kinder dargestellt sind, die Ausführung des Bildes in jene niederrheinische Epoche zu setzen, die wir schon weitläuftig charakterisirt haben. Es übt daher, weil es das doppelte Element eines strengen Gedankens und einer gefälligen Ausführung in sich vereinigt, eine unglaubliche Gewalt auf die Beschauenden aus; wozu denn der Contrast des furchtbaren meduſenhaften Angesichtes zu der zierlichen Jungfrau und den anmuthigen Kindern nicht wenig beiträgt.

Einige größere Tafeln, worauf mit eben so weichem angenehmem Pinsel, heiteren und erfreulichen Farben, Apostel und Kirchenväter, halb Lebensgröße zwischen goldenen Zinnen und andern architektonisch-gemahlten Zierrathen, gleichsam als farbige Schnitzbilder inne stehen, geben uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß, deuten aber zugleich auf neue Bedingungen. Es ist

nämlich gegen das Ende des sogenannten Mittelalters die Plastik auch in Deutschland der Mahlerey vorgeeilt, weil sie der Baukunst unentbehrlicher, der Sinnlichkeit gemäßer und dem Talente näher zur Hand war. Der Mahler, wenn er aus dem mehr oder weniger Manierirten sich durch eigene Anschauung der Wirklichkeit retten will, hat den doppelten Weg, die Nachahmung der Natur oder die Nachbildung schon vorhandener Kunstwerke. Wir verkürzen daher in dieser mahlerischen Epoche dem niederländischen Künstler keineswegs sein Verdienst, wenn wir die Frage aufwerfen: ob nicht diese hier mit lieblicher Weichheit und Zartheit in Gemählden aufgeführten, reich, aber frei bemäntelten heiligen Männer, Nachbildungen von geschnitzten Bildnissen seyen, die entweder ungefärbt oder gefärbt zwischen ähnlichen vergoldeten architektonischen wirklichen Schnitzwerken gestanden. Wir glauben uns zu dieser Vermuthung besonders berechtigt durch die zu den Füßen dieser Heiligen in verzierten Fächern gemahlt liegenden Schädel, woraus wir denn folgern, daß diese Bilder ein irgendwo aufgestelltes Reliquiarium mit dessen Zierrathen und Figuren nachahmen. Ein solches Bild nun wird um desto angenehmer, als ein gewisser Ernst, den die Plastik vor der Mahlerey immer voraus hat, durch eine freundliche Behandlung würdig hindurch sieht. Alles was wir hier behaupten, mag sich in der Folge noch mehr bestätigen, wenn man auf die freilich

zerstreuten altkirchlichen Ueberreste eine vorurtheilsfreie Aufmerksamkeit wenden wird.

Wenn nun schon zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts Wolfram von Eschilbach in seinem Parcival die Mahler von Köln und Maestricht gleichsam sprüchwörtlich als die besten von Deutschland aufführt, so wird es niemand wundern, daß wir von alten Bildern dieser Gegenden so viel Gutes gesagt haben. Nun aber fordert eine neue zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts eintretende Epoche unsere ganze Aufmerksamkeit, wenn wir derselben gleichfalls ihren entschiedenen Charakter abzugewinnen gedenken. Ehe wir aber weitergehn und von der Behandlungsweise sprechen, welche sich nunmehr hervorthut, erwähnen wir nochmals der Gegenstände, welche den niederrheinischen Mahlern vorzüglich gegeben waren.

Wir bemerkten schon oben, daß die Hauptheiligen jener Gegend edle Jungfrauen und Jünglinge gewesen; daß ihr Tod nichts von den widerlichen Zufälligkeiten gehabt, welche bei Darstellung anderer Märtyrer der Kunst so äußerst unbequem fallen. Doch zum höchsten Glück mögen es sich die Mahler des Niederrheines zählen, daß die Gebeine der drey morgenländischen frommen Könige von Mailand nach Köln gebracht wurden. Vergebens durchsuchte man Geschichte, Fabel, Ueberlieferung und Legende, um einen gleich günstigen reichen gemüthlichen und anmuthigen Gegenstand auszufinden,

als den der sich hier darbietet. Zwischen verfallenem Gemäuer, unter kümmerlichem Obdach, ein neugebornes und doch schon sich selbst bewußter Knabe, auf der Mutter Schoß gepflegt, von einem Greise besorgt. Vor ihm nun beugen sich die Würdigen und Großen der Welt, unterwerfen der Unmündigkeit Verehrung, der Armuth Schätze, der Niedrigkeit Kronen. Ein zahlreiches Gefolge steht verwundert über das seltsame Ziel einer langen und beschwerlichen Reise. Diesem allerliebsten Gegenstande sind die niederländischen Mahler ihr Glück schuldig, und es ist nicht zu verwundern, daß sie denselben kunstreich zu wiederholen Jahrhunderte durch nicht ermüdeten. Nun aber kommen wir an den wichtigen Schritt, welchen die rheinische Kunst auf der Gränze des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts thut. Schon längst waren die Künstler, wegen der vielen darzustellenden Charaktere an die Mannichfaltigkeit der Natur gewiesen; aber sie begnügten sich an einem allgemeinen Ausdruck derselben, ob man gleich hie und da etwas Portraitartiges wahrnimmt. Nun aber wird der Meister Wilhelm von Köln ausdrücklich genannt, welchem in Nachbildung menschlicher Gesichter niemand gleichgekommen sey. Diese Eigenschaft tritt nun in dem Dombild zu Köln auf das bewundernswürdigste hervor, wie es denn überhaupt als die Achse der niederrheinischen Kunstgeschichte angesehen werden kann. Nur ist zu wünschen, daß sein wahres Verdienst

hiſtoriſch-kritiſch anerkannt bleibe. Denn freilich wird es jetzt dergeſtalt mit Hymnen umräuchert, daß zu befürchten iſt, es werde bald wieder ſo verdüſtert vor den Augen des Geiſtes daſtehen, wie es ehemals von Lampen- und Kerzen-Ruß verdunkelt den leiblichen Augen entzogen geweſen. Es beſteht aus einem Mittelbilde und zwey Seitentafeln. Auf allen dreyen iſt der Goldgrund, nach Maßgabe der bisher beſchriebenen Bilder, beibehalten. Ferner iſt der Teppich hinter Maria mit Stempeln gepreßt und bunt aufgefärbt. Im Uebrigen iſt dieſes ſonſt ſo häufig gebrauchte Mittel durchaus verſchmäht; der Mahler wird gewahr, daß er Brocat und Damaſt, und was ſonſt farbenwechſelnd, glänzend und ſcheinend iſt, durch ſeinen Pinſel hervorbringen könne und mechaniſcher Hülfsmittel nicht weiter bedürfe.

Die Figuren des Hauptbildes ſo wie der Seitenbilder beziehen ſich auf die Mitte, ſymmetriſch, aber mit viel Mannichfaltigkeit bedeutender Contraſte an Geſtalt und Bewegung. Die herkömmlich Byzantiniſche Maxime herrſcht noch vollkommen, doch mit Lieblichkeit und Freiheit beobachtet.

Einen verwandten Nationalcharakter hat die ſämmtliche Menge, welche weiblich die heilige Urſula, ritterlich den Gereon, in's Orientaliſche maskirt, die Hauptgruppe umgibt. Vollkommen Portrait aber ſind die

beiden knienden Könige, und ein Gleiches möchten wir von der Mutter behaupten. Weitläuftiger über diese reiche Zusammensetzung und die Verdienste derselben wollen wir uns hier nicht aussprechen, indem das Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst uns eine sehr willkommene Abbildung dieses vorzüglichen Werkes vor Augen legt, nicht weniger eine ausreichende Beschreibung hinzufügt, welche wir mit reinerem Dank erkennen würden, wenn nicht darin eine enthusiastische Mystik waltete, unter deren Einfluß weder Kunst noch Wissen gedeihen kann.

Da dieses Bild eine große Uebung des Meisters voraussetzt, so mag sich bei genauerer Untersuchung noch ein und das andere der Art künftig vorfinden, wenn auch die Zeit manches zerstört und eine nachfolgende Kunst manches verdrängt hat. Für uns ist es ein wichtiges Document eines entschiedenen Schrittes, der sich von der gestempelten Wirklichkeit losmacht und von einer allgemeinen Nationalgesichtsbildung auf die vollkommene Wirklichkeit des Portraits losarbeitet. Nach dieser Ableitung also halten wir uns überzeugt, daß dieser Künstler, er heiße auch wie er wolle, ächt deutschen Sinnes und Ursprungs gewesen, so daß wir nicht nöthig haben, italiänische Einflüsse zu Erklärung seiner Verdienste herbeizurufen.

Da dieses Bild 1410 gemahlt ist, so stellt es sich in

die Epoche, wo Johann von Eyck schon als entschiedener Künstler blühte, und so dient es uns das Unbegreifliche der Eyckischen Vortrefflichkeit einigermaßen zu erklären, indem es bezeugt, was für Zeitgenossen der genannte vorzügliche Mann gehabt habe. Wir nannten das Dombild die Achse worauf sich die ältere niederländische Kunst in die neue dreht, und nun betrachten wir die Eyckischen Werke als zur Epoche der völligen Umwälzung jener Kunst gehörig. Schon in den ältern Byzantinisch-niederrheinischen Bildern finden wir die eingedruckten Teppiche manchmal perspectivisch obgleich ungeschickt behandelt. Im Dombild erscheint keine Perspective, weil der reine Goldgrund alles abschließt. Nun wirft Eyck alles Gestempelte so wie den Goldgrund völlig weg; ein freies Local thut sich auf, worin nicht allein die Hauptpersonen, sondern auch alle Nebenfiguren vollkommen Portrait sind, von Angesicht, Statur und Kleidung, so auch völlig Portrait jede Nebensache.

So schwer es immer bleibt Rechenschaft von einem solchen Manne zu geben, so wagen wir doch einen Versuch, in Hoffnung, daß die Anschauung seiner Werke dem Leser nicht entgehen werde, und hier zweifeln wir keinen Augenblick unsern Eyck in die erste Classe derjenigen zu setzen, welche die Natur mit mahlerischen Fähigkeiten begabt hat. Zugleich ward ihm das Glück in der Zeit einer technisch hochgebildeten, allgemein verbreiteten und bis an eine gewisse Gränze gelangten Kunst zu leben.

Und was im Pend-Nameh ſteht
Iſt dir aus der Bruſt geſchrieben:
Jeden dem du ſelber gibſt
Wirſt du wie dich ſelber lieben.
Reiche froh den Pfennig hin,
Häufe nicht ein Gold-Vermächtniß,
Eile freudig vorzuziehn
Gegenwart vor dem Gedächtniß.

Hiezu kam noch, daß er eines höhern, ja des höchsten technischen Vortheils in der Mahlerey gewahrte; denn es mag mit der Erfindung der Oelmahlerey beschaffen seyn wie es will, so möchten wir nicht in Zweifel ziehen, daß Eyck der Erste gewesen der blige Substanzen, die man sonst über die fertigen Bilder zog, unter die Farben selbst gemischt, aus den Oelen die am leichtesten trocknenden, aus den Farben die klärsten, die am wenigsten deckenden ausgesucht habe, um bei'm Auftragen derselben das Licht des weißen Grundes, und Farbe durch Farbe, nach Belieben durchscheinen zu lassen. Weil nun die ganze Kraft der Farbe, welche an sich ein Dunkles ist, nicht dadurch erregt wird, daß Licht davon zurückscheint, sondern daß es durch sie durchscheint; so ward durch diese Entdeckung und Behandlung zugleich die höchste physische und artistische Forderung befriedigt. Das Gefühl aber für Farbe hatte ihm, als einem Niederländer, die Natur verliehen. Die Macht der Farbe war ihm wie seinen Zeitgenossen bekannt, und so brachte er es dahin, daß er, um nur von Gewändern und Teppichen zu reden, den Schein der Tafel weit über alle Erscheinung der Wirklichkeit erhob. Ein solches muß denn freilich die ächte Kunst leisten, denn das wirkliche Sehen ist, sowohl in dem Auge als an den Gegenständen, durch unendliche Zufälligkeiten bedingt; dahingegen der Mahler nach Gesetzen mahlt, wie die Gegenstände, durch Licht, Schatten und Farbe von einander abgesondert, in ihrer voll-

kommenſten Sehbarkeit von einem geſunden friſchen Auge geſchaut werden ſollen. Ferner hatte ſich Eyck in Beſitz der perſpectiviſchen Kunſt geſetzt und ſich die Mannichfaltigkeit der Landſchaft, beſonders unendlicher Baulichkeiten, eigen gemacht, die nun an der Stelle des kümmerlichen Goldgrundes oder Teppiches hervortreten.

Jetzt aber möchte es ſonderbar ſcheinen, wenn wir ausſprechen, daß er, materielle und mechaniſche Unvollkommenheiten der bisherigen Kunſt wegwerfend, ſich zugleich einer bisher im Stillen bewahrten techniſchen Vollkommenheit entäußerte, des Begriffs nämlich der ſymmetriſchen Compoſition. Allein auch dieſes liegt in der Natur eines außerordentlichen Geiſtes, der, wenn er eine materielle Schale durchbricht, nie bedenkt, daß über derſelben noch eine ideelle geiſtige Gränze gezogen ſey, gegen die er umſonſt ankämpft, in die er ſich ergeben, oder ſie nach ſeinem Sinne erſchaffen muß. Die Compoſitionen Eycks ſind daher von der größten Wahrheit und Lieblichkeit, ob ſie gleich die ſtrengen Kunſtforderungen nicht befriedigen, ja es ſcheint als ob er von allem dem was ſeine Vorgänger hierin beſeſſen und geübt, vorſätzlich keinen Gebrauch machen wollen. In ſeinen uns bekannt gewordenen Bildern iſt keine Gruppe, die ſich jenen Engelchen neben der heiligen Veronica vergleichen könnte. Weil aber ohne Symmetrie irgend ein Geſchehenes keinen Reiz ausübt,

so hat er sie, als ein Mann von Geschmack und Zartgefühl, auf seine eigene Weise hervorgebracht, woraus etwas entstanden ist, welches anmuthiger und eindringlicher wirkt als das Kunstrechte, sobald dieses die Naivetät entbehrt, indem es alsdann nur den Verstand anspricht und den Calcul hervorruft.

Hat man uns bisher geduldig zugehört, und stimmen Kenner mit uns überein, daß jeder Vorschritt aus einem erstarrten, veralteten, künstlichen Zustand in die freie lebendige Naturwahrheit sogleich einen Verlust nach sich ziehe, der erst nach und nach und oft in spätern Zeiten sich wieder herstellt: so können wir unsern Eyck nunmehr in seiner Eigenthümlichkeit betrachten, da wir denn in den Fall kommen, sein individuelles Wesen unbedingt zu verehren. Schon die früheren niederländischen Künstler stellten alles Zarte was sich in dem neuen Testament darbot, gern in einer gewissen Folge dar, und so finden wir in dem großen Eyckischen Werke, welches diese Sammlung schmückt, das aus einem Mittelbilde und zwey Flügelbildern besteht, den denkenden Künstler, der mit Gefühl und Sinn eine fortschreitende Trilogie darzustellen unternimmt. Zu unserer Linken wird der mädchenhaftesten Jungfrau durch einen himmlischen Jüngling ein seltsames Ereigniß angekündigt. In der Mitte sehen wir sie als glückliche, verwunderte, in ihrem Sohn verehrte Mutter, und zur Rechten erscheint sie, das Kind im Tempel zur Weihe bringend, schon beinah als Ma-

trone, die in hohem Ernſte vorführt, was dem vom Hohenprieſter mit Entzücken aufgenommenen Knaben bevorſtehe. Der Ausdruck aller drey Geſichter ſo wie die jedesmalige Geſtalt und Stellung, das erſtemal kniend, dann ſitzend, zuletzt ſtehend, iſt einnehmend und würdig. Der Bezug der Perſonen unter einander auf allen drey Bildern zeugt von dem zarteſten Gefühl. In der Darſtellung im Tempel findet ſich auch eine Art von Parallelism, der ohne Mitte durch eine Gegenüberſtellung der Charaktere bewirkt wird. Eine geiſtige Symmetrie, ſo gefühlt und ſinnig, daß man angezogen und eingenommen wird, ob man ihr gleich den Maßſtab der vollendeten Kunſt nicht anlegen kann.

So wie nun Johann von Eyck als ein trefflich denkender und empfindender Künſtler geſteigerte Mannichfaltigkeit ſeiner Hauptfigur zu bewirken gewußt, hat er auch mit gleichem Glück die Localitäten behandelt. Die Verkündigung geſchieht in einem verſchloſſenen, ſchmalen, aber hohen durch einen obern Fenſterflügel erleuchteten Zimmer. Alles iſt darin ſo reinlich und nett, wie es ſich geziemt für die Unſchuld, die nur ſich ſelbſt und ihre nächſte Umgebung beſorgt. Wandbänke, ein Betſtuhl, Bettſtätte, alles zierlich und glatt. Das Bett roth bedeckt und umhängt, alles ſo wie die brocatene hintere Bettwand auf das bewundernswürdigſte dargeſtellt. Das mittlere Bild dagegen zeigt uns die freiſte Ausſicht, denn die edle, aber zerrüttete Capelle der Mitte dient

mehr zum Rahmen mannichfaltiger Gegenstände, als daß sie solche verdeckte. Links des Zuschauers eine mäßig entfernte straßen- und häuserreiche Stadt, voll Gewerbes und Bewegung, welche gegen den Grund hin sich in das Bild hereinzieht und einem weiten Felde Raum läßt. Dieses mit mancherlei ländlichen Gegenständen geziert, verläuft sich zuletzt in eine wasserreiche Weite. Rechts des Zuschauers tritt ein Theil eines runden Tempelgebäudes von mehrern Stockwerken in das Bild; das Innere dieser Rotonde aber zeigt sich auf dem daran stoßenden Thürflügel, und contrastirt durch seine Höhe, Weite und Klarheit auf das herrlichste mit jenem ersten Zimmerchen der Jungfrau. Sagen und wiederholen wir nun, daß alle Gegenstände der drey Bilder auf das vollkommenste mit meisterhafter Genauigkeit ausgeführt sind, so kann man sich im Allgemeinen einen Begriff von der Vortrefflichkeit dieser wohlerhaltenen Bilder machen. Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten zerbröckelten Ruingestein; von den Grashalmen die auf dem vermoderten Strohdache wachsen, bis zu den goldenen, juwelenreichen Bechergeschenken; vom Gewand zum Antlitz; von der Nähe bis zur Ferne, — alles ist mit gleicher Sorgfalt behandelt und keine Stelle dieser Tafeln, die nicht durch's Vergrößerungsglas gewinne. Ein Gleiches gilt von einer einzelnen Tafel, worauf Lucas das Bild der heiligen säugenden Mutter entwirft.

Und hier kommt der wichtige Umstand zur Sprache,

daß der Künſtler die von uns ſo dringend verlangte Symmetrie in die Umgebung gelegt und dadurch an die Stelle des gleichgültigen Goldgrundes ein künſtleriſches und augengefälliges Mittel geſtellt hat. Mögen nun auch ſeine Figuren nicht ganz kunſtgerecht ſich darin bewegen und gegen einander verhalten, ſo iſt es doch eine geſetzliche Localität, die ihnen eine beſtimmte Gränze vorſchreibt, wodurch ihre natürlichen und gleichſam zufälligen Bewegungen auf das angenehmſte geregelt erſcheinen.

Doch alles dieſes, ſo genau und beſtimmt wir auch zu ſprechen geſucht, bleiben doch nur leere Worte, ohne die Anſchauung der Bilder ſelbſt. Höchſt wünſchenswerth wäre es deßhalb, daß uns die Herren Beſitzer vorerſt von den erwähnten Bildern, in mäßiger Größe, genaue Umriſſe mittheilten, wodurch auch ein jeder, der das Glück nicht hat die Gemählde ſelbſt zu ſehen, dasjenige was wir bisher geſagt, würde prüfen und beurtheilen können.

Indem wir nun dieſen Wunſch äußern, ſo haben wir um deſtomehr zu bedauern, daß ein junger talentvoller Mann, der ſich an dieſer Sammlung gebildet, zu früh mit Tode abgegangen. Sein Name, Epp, iſt noch allen denjenigen werth die ihn gekannt, beſonders aber den Liebhabern welche Copien alter Werke von ihm beſitzen, die er mit Treue und Fleiß aufs redlichſte verfertigt hat. Doch dürfen wir auch deßhalb nicht verzweifeln, indem ein ſehr geſchickter Künſtler, Herr Koſter, ſich

an die Besitzer angeschlossen und der Erhaltung einer so bedeutenden Sammlung sich gewidmet hat. Dieser würde sein schönes und gewissenhaftes Talent am sichersten bethätigen, wenn er sich zu Ausführung jener gewünschten Umrisse und deren Herausgabe bemähte. Wir würden alsdann, voraussetzend, daß sie in den Händen aller Liebhaber wären, noch gar manches hinzufügen, welches jetzt, wie es bei Wortbeschreibung von Gemählden gewöhnlich geschieht, die Einbildungskraft nur verwirren müßte.

Ungern bequeme ich mich hier zu einer Pause, denn gerade das was in der Reihe nun zu melden wäre, hat gar manches Anmuthige und Erfreuliche. Von Johann von Eyck selbst dürfen wir kaum mehr sagen, denn auf ihn kehren wir immer wieder zurück, wenn von den folgenden Künstlern gesprochen wird. Die nächsten aber sind solche, bei denen wir eben so wenig als bei ihm genöthigt sind fremdländischen Einfluß vorauszusetzen. Ueberhaupt ist es nur ein schwacher Behelf, wenn man bei Würdigung außerordentlicher Talente voreilig auszumitteln denkt, woher sie allenfalls ihre Vorzüge genommen. Der aus der Kindheit aufblickende Mensch findet die Natur nicht etwa rein und nackt um sich her: denn die göttliche Kraft seiner Vorfahren hat eine zweyte Welt in die Welt erschaffen. Aufgenöthigte Angewöhnungen, herkömmliche Gebräuche, beliebte Sitten, ehrwürdige Ueberlieferungen, schätzbare Denkmale, ersprießliche Gesetze

und

und so mannichfache herrliche Kunsterzeugnisse umzingeln den Menschen dergestalt, daß er nie zu unterscheiden weiß, was ursprünglich und was abgeleitet ist. Er bedient sich der Welt wie er sie findet und hat dazu ein vollkommnes Recht.

Den originalen Künstler kann man also denjenigen nennen, welcher die Gegenstände um sich her nach individueller, nationeller und zunächst überlieferter Weise behandelt, und zu einem gefugten Ganzen zusammenbildet. Wenn wir also von einem solchen sprechen, so ist es unsere Pflicht zu allererst seine Kraft und die Ausbildung derselben zu betrachten, sodann seine nächste Umgebung, insofern sie ihm Gegenstände, Fertigkeiten und Gesinnungen überliefert, und zuletzt dürfen wir erst unsern Blick nach außen richten und untersuchen, nicht sowohl was er Fremdes gekannt, als wie er es benutzt habe. Denn der Hauch von vielem Guten, Vergnüglichen, Nützlichen wehet über die Welt, oft Jahrhunderte hindurch, ehe man seinen Einfluß spürt. Man wundert sich oft in der Geschichte über den langsamen Fortschritt nur mechanischer Fertigkeiten. Den Byzantinern standen die unschätzbaren Werke hellenischer Kunst vor Augen, ohne daß sie aus dem Kummer ihrer ausgetrockneten Pinseley sich hervorheben konnten. Und sieht man es denn Albrecht Dürern sonderlich an, daß er in Venedig gewesen? Dieser Treffliche läßt sich durchgängig aus sich selbst erklären.

Und so wünsch' ich den Patriotismus zu finden, zu

dem jedes Reich, Land, Provinz, ja Stadt berechtigt iſt: denn wie wir den Charakter des Einzelnen erheben, welcher darin beſteht, daß er ſich nicht von den Umgebungen meiſtern läßt, ſondern dieſelben meiſtert und bezwingt, ſo erzeigen wir jedem Volk, jeder Volksabtheilung die Gebühr und Ehre, daß wir ihnen auch einen Charakter zuſchreiben, der ſich in einem Künſtler oder ſonſt vorzüglichen Manne veroffenbart. Und ſo werden wir zunächſt handeln, wenn von ſchätzenswerthen Künſtlern, von Hemmling, Israel von Mecheln, Lucas von Leyden, Quintin Meſſis u. a. die Rede ſeyn wird. Dieſe halten ſich ſämmtlich in ihrem heimiſchen Kreiſe, und unſere Pflicht iſt, ſo viel als möglich, fremden Einfluß auf ihre Vorzüge abzulehnen. Nun aber tritt Schoreel auf, ſpäter Hemskerk und mehrere, die ihre Talente in Italien ausgebildet haben, deſſen ungeachtet aber den Niederländer nicht verläugnen können, Hier mag nun das Beiſpiel von Leonard da Vinci, Correggio, Tizian, Michel Angelo hervorſcheinen, der Niederländer bleibt Niederländer, ja die Nationaleigenthümlichkeit beherrſcht ſie dergeſtalt, daß ſie ſich zuletzt wieder in ihren Zauberkreis einſchließen und jede fremde Bildung abweiſen. So hat Rembrandt das höchſte Künſtlertalent bethätigt, wozu ihm Stoff und Anlaß in der unmittelbarſten Umgebung genügte, ohne daß er je die mindeſte Kenntniß genommen hätte, ob jemals Griechen und Römer in der Welt geweſen.

Wäre uns nun eine solche beabsichtigte Darstellung gelungen, so müssen wir uns an den Oberrhein begeben, und uns an Ort und Stelle, so wie in Schwaben, Franken und Bayern, von den Vorzügen und Eigenthümlichkeiten der oberdeutschen Schule zu durchdringen suchen. Auch hier würde es unsere vornehmste Pflicht seyn, den Unterschied, ja den Gegensatz zwischen beiden herauszuheben, um zu bewirken, daß eine Schule die andere schätze, die außerordentlichen Männer beiderseitig anerkenne, die Fortschritte einander nicht abläugne und was alles für Gutes und Edles aus gemeinsamen Gesinnungen hervortritt. Auf diesem Wege werden wir die deutsche Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts freudig verehren und der Schaum der Ueberschätzung, der jetzt schon dem Kenner und Liebhaber widerlich ist, wird sich nach und nach verlieren. Mit Sicherheit können wir alsdann immer weiter ost- und südwärts blicken und uns mit Wohlwollen an Genossen und Nachbarn anreihen.

Bei Herausgabe dieser der Zeit gewidmeten Blätter darf man wohl wünschen, daß sie theils auf die Zeit einen freundlichen Einfluß ausüben, theils von derselben wieder gehoben und begünstigt werden; welches nur durch Erfüllung der billigen Wünsche, durch Vergleichung und Auflösung der problematischen Vorschläge deren wir erwähnen, besonders aber durch fortschreitende

Reiteſt du bei einem Schmied vorbei,
Weißt nicht wann er dein Pferd beſchlägt;
Siehſt du eine Hütte im Felde frei,
Weißt nicht ob ſie dir ein Liebchen hegt;
Einem Jüngling begegneſt du ſchön und kühn,
Er überwindet dich künftig oder du ihn.
Am ſicherſten kannſt du vom Rebſtock ſagen
Er werde für dich was Gutes tragen.
So biſt du denn der Welt empfohlen,
Das Uebrige will ich nicht wiederholen.

Thätigkeit aller Unternehmenden bewirkt werden kann. So sind die Boisserée'schen Tafeln in der Zwischenzeit immer weiter vorgerückt; Moller hat die erste Platte des früher entdeckten Domrisses in dem genausten Facsimile vollendet, zugleich auch zwey Hefte seiner schätzer rthen Darstellung älterer deutschen Gebäude und Bau. genausten und reinlichsten Stich herausgegeben. So haben sich denn auch nach dem glücklichen Beispiel des uns zu Köln begrüßenden ersten Vorläufers der aus bisheriger Sklaverey erlösten Kunstschätze, unterdessen auch die übrigen nach allen Weltgegenden in ihre Heimath zurückbegeben, und es muß dadurch die über Länder und Reiche wieder verbreitete Kunst so der Kenntniß als dem Ausüben eine neue Wendung verleihen.

*

Ueber die Boisserée'sche Gemähldesammlung fügen wir noch hinzu, daß sie seit einem Jahre ansehnlich vermehrt worden, besonders mit trefflichen Bildern aus der oberdeutschen Schule. Von Meistern welche fehlten sind eingerückt: Wohlgemuth, Altdorfer, Beukelaar und ein bisher ganz unbekannter vorzüglicher Kölner: Johann von Melem in der Art des Schoreel; bedeutende, ja zum Theil Hauptwerke. Sodann wurden angeschafft von Meistern deren Werke sich schon in der Sammlung befanden: Martin Schön, von J. J. Walch, ein mit Dürer gleichzeitiger Por-

traitmahler, von Dürer ſelbſt und von Johann Mabuſe. Letzterer, als einer der vorzüglichſten alten niederländiſchen Mahler, iſt auch durch die Mannichfaltigkeit ſeiner Behandlungsweiſe merkwürdig, um ſo höher iſt alſo das Glück zu ſchätzen, daß mehrere Hauptwerke, wahre Kleinode der Ausführung und Erhaltung, aus ſeinen verſchiedenen Lebenszeiten der Sammlung hinzugefügt werden konnten. Vielleicht iſt aber unter allem Neuangeſchafften die Kreuzabnahme von Dürer am höchſten zu ſchätzen.

Ferner darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Beſitzer durch weit verbreitete, höchſt günſtige Verbindungen die nächſte Ausſicht haben, ihre Sammlung zweckmäßig zu bereichern und immer vollſtändiger zu machen, da ſie denn gegründete Hoffnung hegen, daß ſie bald das Glück haben dürften, mehrere ſeit Jahrhunderten in fernem Auslande zerſtreute, für die Aufklärung der deutſchen Kunſtgeſchichte höchſt ſchätzbare Denkmale wieder zu gewinnen, und in den ſchon vorhandenen verwandten Kunſtkreis einzuſchließen.

*

Am Niederrhein bereitet man ausreichende Anſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt, und ſo viel mir bekannt, iſt überall das Erwünſchte fortgeſetzt und emſig bethätigt worden. Glückte uns nochmals am Oberrhein zu verweilen, ſo bieten uns Mannheim, Schwetzingen und die gräfliche Sammlung deutſcher Alterthümer zu

Erbach den schönsten Stoff, so wie auch Carlsruhe, wegen Gartenanlagen und botanischer Anstalten, schöner naturhistorischen und Kunst-Sammlungen und bedeutender neuer Gebäude, Gelegenheit gibt zu den wichtigsten Betrachtungen. Wünschen wir sodann dem Oberrhein Glück, daß er des seltenen Vorzugs genießt, in Herrn Hebel einen Provinzialdichter zu besitzen, der von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Cultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Landes- und Zeit-Genossen aufzufischen, und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen: so werden wir durch die nach Heidelberg zurückkehrenden Manuscripte auf die Schätze älterer deutscher Zeit hingeleitet, und wie bisher an frühere Bildkunst so auch an frühere Dichtkunst erinnert, wo denn der gleiche Fall eintritt; denn auch hier ist Ueberschätzung, Mißdeutung und unglückliche Anwendung zu Hause. Aber auch hier scheinen die schönsten Hoffnungen zu ruhen, daß nämlich, wenn die übermäßige Freude über Neuaufgefundenes oder Neubeachtetes wird beschwichtigt seyn, wahre Einsicht und wohlgerichtete Thätigkeit sehr schnell sich allgemein verbreiten werden.

Nach der ersten Absicht dieser freilich sehr zufällig entstandenen Blätter sollte nur von Kunst und Alterthum darin die Rede seyn; doch wie lassen sich die beiden ohne Wissenschaft, und die drey ohne Natur denken?

und ſo fügte ſich nach und nach alles an einander, was vor Augen und Hand kam. Möge eine freundliche Aufnahme des Gegebenen, welches eigentlich nur als ein fortwährender Dank des Reiſenden für ſo vieles empfangene Gute angeſehen werden dürfte, die Fortſetzung befördern.

Und ſo kann ich denn ſchließlich nicht verſchweigen, daß die Wünſche und Vorſätze der Kunſtfreunde auch durch das Glück befördert werden. Es hat ſich nämlich ein zweyter Originalriß des Kölner Doms in Paris gefunden, von welchem ich nun aus eigner Anſchauung Rechenſchaft geben und die früheren mir zugekommenen Nachrichten beſtätigen kann.

Von demſelben wie von ein paar andern ihn begleitenden Riſſen wäre vorläufig folgendes zu ſagen. Der größte iſt in Rückſicht des Maßſtabs und der Zeichnung durchaus ein Gegenſtück zu dem Darmſtädter Riſſe; dieſer ſtellt jedoch den nördlichen, der unſrige aber den ſüdlichen Thurm dar, nur mit dem Unterſchied, daß er den ganzen ſich daranſchließenden mittlern Kirchengiebel mit der Hauptthür und den Fenſtern befaßt, wodurch alſo die Lücke ausgeglichen werden kann, welche durch einen abgeriſſenen Streifen an dem Darmſtädter entſtanden iſt. Der neuaufgefundene iſt im ganzen 3 Fuß 2 Zoll rheinländ. breit und 13 Fuß 2 Zoll lang.

Auf dem zweyten Blatt ſieht man den Grundriß des ſüdlichen, zur Rechten des Haupteingangs gelegnen

Thurms, in demſelben Maßſtab und von derſelben Hand aufs ſauberſte gezeichnet; ſodann auf dem dritten den Aufriß von der Oſtſeite des zweyten Geſchoſſes dieſes Thurms, mit dem Durchſchnitt des an das Schiff der Kirche anſchließenden Endes, in einem andern Maßſtab, von einer andern Hand, weniger ſchön und ſorgfältig gezeichnet, doch auch Original, weil er nicht nur, wie der Hauptriß, an einer weſentlichen Stelle von dem ausgeführten Gebäude, ſondern auch noch einigermaßen von dem Hauptriſſe ſelbſt abweicht. Schon dem Gegenſtand nach iſt dieſe letzte Zeichnung bloß zum Behuf der Conſtruction gefertigt und beſonders in dieſer Hinſicht merkwürdig und lehrreich. Man darf ſie für eine Arbeit des Aufſehers und Polirers der Bauhütte annehmen. Beide Blätter ſind von gleicher Größe, über 3 Fuß lang und 2¼ Fuß breit, ebenfalls Pergament und ſehr gut und reinlich erhalten.

Was die Erhaltung des großen Riſſes betrifft, ſo findet man, außer ein paar kleinen Stellen, keine gewaltſame Verletzung. Dagegen iſt er durch den Gebrauch abgenutzt und hie und da, wiewohl unnöthig, von ſpäterer Hand überarbeitet. Aus dieſem Grund, und weil der Riß ſammt den ihn begleitenden Blättern ſich auf den Thurm bezieht, welcher am meiſten ausgebaut iſt; ferner weil man in Köln nie etwas von dieſem zweyten, ſondern immer nur von jenem ehemals im Domarchiv verwahrten Darmſtädter Aufriß gewußt hat,

hat, ſteht zu vermuthen, daß er in der Bauhütte geweſen und ſchon vor Alters von Köln weggekommen, welches um ſo eher geſchehen konnte, als die Baumeiſter dieſer Stadt ſehr oft an fremde Orte berufen worden.

Sehen wir nun gegenwärtig den patriotiſchen Deutſchen leidenſchaftlich in Gedanken beſchäftigt, ſeiner heiligen Baudenkmale ſich zu erfreuen, die ganz oder halbvollendeten zu erhalten, ja das zerſtörte wieder herzuſtellen; finden wir an einigen Orten hiezu die gehörigen Renten; ſuchen wir die entwendeten wieder herbeizuſchaffen oder zu erſetzen: ſo beunruhigt uns die Bemerkung, daß nicht allein die Geldmittel ſpärlich geworden, ſondern daß auch die Kunſt- und Handwerks-Mittel beinahe völlig ausgegangen ſind. Vergebens blicken wir nach einer Maſſe Menſchen umher, zu ſolcher Arbeit fähig und willig. Dagegen belehrt uns die Geſchichte, daß die Steinhauerarbeit in jenen Zeiten durch Glieder einer großen, weitverbreiteten in ſich abgeſchloſſenen Innung, unter den ſtrengſten Formen und Regeln, verfertigt wurde.

Die Steinmetzen hatten nämlich in der gebildeten Welt einen ſehr glücklichen Poſten gefaßt, indem ſie ſich zwiſchen der freien Kunſt und dem Handwerke in die Mitte ſetzten. Sie nannten ſich Brüderſchaft, ihre Statuten waren vom Kaiſer beſtätigt. Dieſe Anſtalt gründete ſich auf ungeheure Menſchenkraft und Ausdauer, zu-

gleich aber auf rieſenmäßige Bauwerke, welche alle zugleich errichtet, gefördert, erhalten werden ſollten. Unzählige eingeübte Knaben, Jünglinge und Männer arbeiteten, über Deutſchland ausgeſäet, in allen bedeutenden Städten. Die Obermeiſter dieſer Heerſchaar ſaßen in Köln, Straßburg, Wien und Zürich. Jeder ſtand ſeinem Sprengel vor, der geographiſchen Lage gemäß.

Erkundigen wir uns nun nach den innern Verhältniſſen dieſer Geſellſchaft, ſo treffen wir auf das Wort Hütte, erſt, im eigentlichen Sinne, den mit Brettern bedeckten Raum bezeichnend, in welchem der Steinmetz ſeine Arbeit verrichtete, im uneigentlichen aber als den Sitz der Gerechtſame, der Archive und des Handhabens aller Rechte. Sollte nun zum Werke geſchritten werden, ſo verfertigte der Meiſter den Riß, der von dem Bauherrn gebilligt als Document und Vertrag in des Künſtlers Händen blieb. Ordnung für Lehrknaben, Geſellen und Diener, ihr Anlernen und Anſtellen, ihre kunſtgemäßen techniſchen und ſittlichen Obliegenheiten ſind aufs genauſte beſtimmt, und ihr ganzes Thun durch das zarteſte Ehrgefühl geleitet. Dagegen ſind ihnen große Vortheile zugeſagt, auch jener höchſt wirkſame, durch geheime Zeichen und Sprüche in der ganzen bauenden Welt, das heißt in der gebildeten, halb- und ungebildeten, ſich den Ihrigen kenntlich zu machen.

Organiſirt alſo denke man ſich eine unzählbare Menſchenmaſſe, durch alle Grade der Geſchicklichkeit, dem

Meiſter an Handen gehend, täglicher Arbeit für ihr Leben gewiß, vor Alter- und Krankheits-Fällen geſichert, durch Religion begeiſtert, durch Kunſt belebt, durch Sitte gebändigt; dann fängt man an zu begreifen, wie ſo ungeheure Werke concipirt, unternommen, und wo nicht vollendet, doch immer weiter als denkbar geführt worden. Fügen wir noch hinzu, daß es Geſetz und Bedingung war dieſe gränzenloſen Gebäude im Tagelohn aufzuführen, damit ja der genauſten Vollendung bis in die kleinſten Theile genug geſchähe, ſo werden wir die Hand auf's Herz legen und mit einigem Bedenken die Frage thun: welche Vorkehrungen wir zu treffen hätten, um zu unſerer Zeit etwas Aehnliches hervorzubringen?

•

Wenn wir in der Folge von der Steinmetzen-Brüderſchaft nähere Nachrichten geben können, ſo ſind wir ſolches dem würdigen geiſtreichen Veteran Herrn Dr. Ehrmann in Frankfurt ſchuldig, welcher aus ſeinem antiquariſchen Reichthum eine Sammlung von Urkunden und Nachrichten zu dieſem Behuf, ſo wie eigne Bemerkung und Bearbeitung gefällig mitgetheilt hat.

•

Unſern Bemühungen in Südweſten kommt ein wünſchenswerthes Unternehmen in Nordoſten zu gute, die von Herrn Dr. Büſching beſorgten wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geſchichte, Kunſt und Gelahrtheit des Mittelalters,

welche keinem der sich für diesen Zeitraum interessirt, unbekannt bleiben dürfen. Auch sind dessen Abgüsse altschlesischer Siegel in Eisen überall empfehlbar und nachahmenswerth, wenn auch in anderer Materie. Denn der Liebhaber erhält dadurch im Kleinen Kunstdenkmale in die Hände, an die er im Großen niemals Anspruch machen darf.

Höchsterfreulich und bedeutend muß es uns nun seyn, zum Schlusse noch die Nachricht einzurücken, daß auf Allerhöchste Verwendung Ihro Majestäten des Kaisers von Oestreich, und Königs von Preußen, Seine päpstliche Heiligkeit der Universität Heidelberg nicht nur die in Paris gefundenen Werke aus der ehemaligen pfälzischen Bibliothek überlassen, sondern nebst diesen noch 847 aus eben dieser Sammlung herrührende Bände, welche sich noch in der Vaticanischen Bibliothek befinden, zurückzugeben befohlen haben. Jeder Deutsche fühlt den Werth dieser Gabe zu sehr, als daß wir noch etwas Weiteres hinzusetzen dürften. Nur die Betrachtung sey uns vergönnt, wie viel Wünsche der Deutschen sind nicht erfüllt worden, seitdem den Reisenden die freudige Nachricht der Wiederkehr des Schutzpatrons von Köln zum ersten Mal entgegen kam.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerey der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Vier und vierzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Den Gruß des Unbekannten ehre ja!
Er ſey dir werth als alten Freundes Gruß.
Nach wenig Worten ſagt ihr Lebewohl!
Zum Oſten du, er weſtwärts, Pfad an Pfad —
Kreuzt euer Weg nach vielen Jahren drauf
Sich unerwartet, ruft ihr freudig aus:
Er iſt es! ja, da war's! als hätte nicht
So manche Tagefahrt zu Land und See,
So manche Sonnenkehr ſich drein gelegt.
Nun tauſchet Waar' um Waare, theilt Gewinn!
Ein alt Vertrauen wirkt neuen Bund —
Der erſte Gruß iſt viele tauſend werth,
Drum grüße freundlich jeden der begrüßt.

Goethe's

nachgelassene Werke.

Vierter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Inhalt.

Kunſt.

	Seite
Verſchiedenes über Kunſt, aus der nächſten Zeit nach dem Götz von Berlichingen und Werther. . . .	1
Ueber Chriſtus und die zwölf Apoſtel, nach Raphael von Marc-Anton geſtochen und von Herrn Profeſſor Langer in Düſſeldorf copirt.	15
Chriſtus, nebſt zwölf alt- und neuteſtamentlichen Figuren, den Bildhauern vorgeſchlagen.	23
Verein der deutſchen Bildhauer.	33
Denkmale.	39
Vorſchläge den Künſtlern Arbeit zu verſchaffen. . .	41
Rauch's Basrelief am Piedeſtal von Blüchers Statue.	48
Granitarbeiten in Berlin.	53
Der Markgrafenſtein.	54
Programm zur Prüfung der Zöglinge der Gewerbſchule zu Berlin.	56
Plaſtiſche Anatomie.	58
Verzeichniß der geſchnittenen Steine in den Königlichen Muſeen der Alterthümer zu Berlin 1827. . . .	70
Charon, neugriechiſches Gedicht, bildenden Künſtlern als Preisaufgabe vorgelegt.	75
Polygnots Gemählde in der Leſche zu Delphi. . . .	93
Nachträgliches zu Philoſtrats Gemählden.	128
Zahn's Ornamente und Gemählde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä.	135
Dr. Jacob Roux über die Farben in techniſchem Sinne.	159

Seite

Pentasonium Vimariense vom Oberbaudirector Coudray. 161
Architektur in Sicilien. 166
Kirchen, Paläste und Klöster in Italien von Rühl. . 171
Das altrömische Denkmal bei Igel unweit Trier. . . 175
Der Tänzerin Grab. 188
Homers Apotheose. 196
Roma sotterranea di Antonio Bosio Romano. . . 200
Zwey antike weibliche Figuren. 203
Reizmittel in der bildenden Kunst. 206
Tischbeins Zeichnungen des Ammazzaments der Schweine in Rom. 209
Danaë. 213
Beispiele symbolischer Behandlung. 214
Rembrandt der Denker. 216
Georg Friedrich Schmidt. 219
Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände. 222
Aphorismen, Freunden und Gegnern zur Beherzigung. 236
Verschiedenes Einzelne. 242
Jungen Künstlern empfohlen. 245
Vortheile die ein junger Mahler haben könnte, welcher sich zu einem Bildhauer in die Lehre begäbe. . . . 251
Zu mahlende Gegenstände. 253
Ueber den Dilettantismus. 255
Schauspielkunst. Regeln für Schauspieler. 286

K u n ſt.

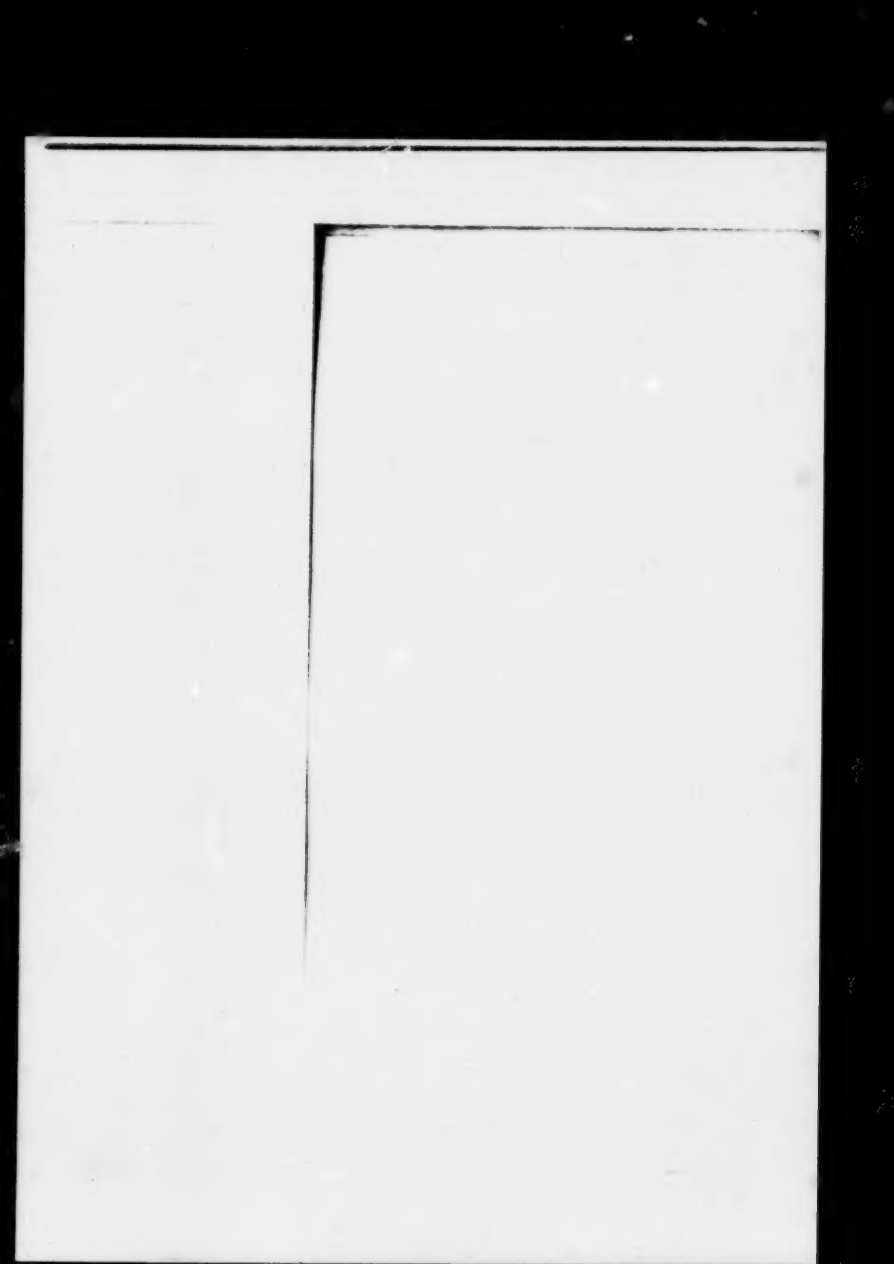

Verſchiedenes über Kunſt

aus der nächſten Zeit nach dem Götz von Berlichingen und Werther.

Folgende Blätter ſtreu' ich in's Publicum mit der Hoffnung, daß ſie die Menſchen finden werden, denen ſie Freude machen können. Sie enthalten Bemerkungen und Grillen des Augenblicks über verſchiedene Kunſt, und ſind alſo für eine beſondere Claſſe von Leſern nicht geeignet. Sey's alſo nur denen, die einen Sprung über die Gräben, wodurch Kunſt von Kunſt geſondert wird, als salto mortale nicht fürchten, und ſolchen die mit freundlichem Herzen aufnehmen, was man ihnen in harmloſer Zutraulichkeit hinreicht.

I.

Dramatiſche Form.

Es iſt endlich einmal Zeit, daß man aufgehört hat, über die Form dramatiſcher Stücke zu reden, über ihre Länge und Kürze, ihre Einheiten, ihren Anfang, ihr Mittel und Ende, und wie das Zeug alle hieß, und daß man

nunmehr ſtracks auf den Inhalt losgeht, der ſich ſonſt ſo von ſelbſt zu geben ſchien.

Deßwegen gibt's doch eine Form, die ſich von jener unterſcheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt ſeyn will. Unſer Kopf muß überſehen was ein andrer Kopf faſſen kann; unſer Herz muß empfinden, was ein andres fühlen mag. Das Zuſammenwerfen der Regeln gibt keine Ungebundenheit, und wenn ja das Beiſpiel gefährlich ſeyn ſollte, ſo iſt's doch im Grunde beſſer ein verworrenes Stück machen, als ein kaltes.

Freilich, wenn mehrere das Gefühl dieſer innern Form hätten, die alle Formen in ſich begreift, würden uns weniger verſchobene Geburten des Geiſtes anekeln. Man würde ſich nicht einfallen laſſen, jede tragiſche Begebenheit zum Drama zu ſtrecken, nicht jeden Roman zum Schauſpiel zerſtückeln! Ich wollte, daß ein guter Kopf dieß doppelte Unweſen paredirte und etwa die Aeſopiſche Fabel vom Wolf und Lamme zum Trauerſpiel in fünf Acten umarbeitete.

Jede Form, auch die gefühlteſte, hat etwas Unwahres, allein ſie iſt ein für allemal das Glas, wodurch wir die heiligen Strahlen der verbreiteten Natur an das Herz der Menſchen zum Feuerblick ſammeln. Aber das Glas! Wem's nicht gegeben iſt wird's nicht erjagen; es iſt, wie der geheimnißvolle Stein der Alchymiſten, Gefäß und Materie, Feuer und Kühlbad. So einfach, daß es vor

allen Thüren liegt, und so ein wunderbares Ding, daß just die Leute, die es besitzen, meist keinen Gebrauch davon machen können.

Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, studire die Bühne, Wirkung der Fernmahleren, der Lichter, Schminke, Glanzleinwand und Flittern, lasse die Natur an ihrem Ort, und bedenke ja fleißig, nichts anzulegen, als was sich auf Bretern, zwischen Latten, Pappendeckel und Leinewand, durch Puppen, vor Kindern ausführen läßt.

II.

Nach Falconet und über Falconet.

— Aber, möchte einer sagen, diese schwebenden Verbindungen, diese Glanzkraft des Marmors, die die Uebereinstimmung hervorbringen, diese Uebereinstimmung selbst, begeistert sie nicht den Künstler mit der Weichheit, mit der Lieblichkeit, die er nachher in seine Werke legt? Der Gyps dagegen, beraubt er ihn nicht einer Quelle von Annehmlichkeiten, die sowohl die Mahlerey als die Bildhauerkunst erheben? Diese Bemerkung ist nur obenhin. — Der Künstler findet die Zusammenstimmung weit stärker in den Gegenständen der Natur, als in einem Marmor, der sie vorstellt. Das ist die Quelle wo er unaufhörlich schöpft, und da hat er nicht,

Haben ſie von deinen Fehlen
Immer viel erzählt,
Und für wahr ſie zu erzählen
Vielfach ſich gequält.
Hätten ſie von deinem Guten
Freundlich dir erzählt,
Mit verſtändig treuen Winken
Wie man beſſres wählt;
O gewiß! das Allerbeſte
Blieb mir nicht verhehlt,
Das fürwahr nur wenig Gäſte
In der Clauſe zählt.
Nun als Schüler mich, zu kommen,
Endlich auserwählt,
Lehret mich der Buße Frommen,
Wenn der Menſch gefehlt.

wie bei der Arbeit nach dem Marmor, zu fürchten ein schwacher Coloriſt zu werden. Man vergleiche nur, was dieſen Theil betrifft, Rembrandt und Rubens mit Pouſſin, und entſcheide nachher, was ein Künſtler mit allen den ſogenannten Vorzügen des Marmors gewinnt. Auch ſucht der Bildhauer die Stimmung nicht in der Materie, woraus er arbeitet, er verſteht ſie in der Natur zu ſehen, er findet ſie ſo gut in dem Gyps als in dem Marmor; *) denn es iſt falſch, daß der Gyps eines harmoniſchen Marmors nicht auch harmoniſch ſey, ſonſt würde man nur Abgüſſe ohne Gefühl machen können; das Gefühl iſt Uebereinſtimmung und vice versa. Die Liebhaber, die bezaubert von dieſen tons, dieſen feinen Schwingungen ſind, haben nicht unrecht, denn es zeigen ſich ſolche an dem Marmor ſo gut, wie in der ganzen Natur, nur erkennt man ſie leichter da, wegen der einfachen und ſtarken Wirkung, und der Liebhaber, weil er ſie hier zum erſtenmal bemerkt, glaubt, daß ſie nirgends, oder wenigſtens nirgends ſo kräftig anzutreffen ſeyen. Das Auge des Künſtlers aber findet ſie überall. Er mag die

*) Warum iſt die Natur immer ſchön? überall ſchön? überall bedeutend? ſprechend! Und der Marmor und Gyps, warum will der Licht, beſonder Licht haben? Iſt's nicht, weil die Natur ſich ewig in ſich bewegt, ewig neu erſchafft, und der Marmor, der belebteſte, daſteht todt? erſt durch den Zauberſtab der Beleuchtung zu retten von ſeiner Lebloſigkeit.

Werkstätte eines Schusters betreten, oder einen Stall; er mag das Gesicht seiner Geliebten, seine Stiefel, oder die Antike ansehen, überall sieht er die heiligen Schwingungen und leisen Töne, womit die Natur alle Gegenstände verbindet. Bei jedem Tritt eröffnet sich ihm die magische Welt, die jene großen Meister ewig und beständig umgab, deren Werke in Ewigkeit den wetteifernden Künstler zur Ehrfurcht hinreißen, alle Verächter, ausländische und inländische, studirte und unstudirte, im Zaum halten, und den reichen Sammler in Contribution setzen werden.

Jeder Mensch hat mehrmal in seinem Leben die Gewalt dieser Zauberey gefühlt, die den Künstler allgegenwärtig faßt, und durch die ihm die Welt ringsumher belebt wird. Wer ist nicht einmal beim Eintritt in einen heiligen Wald von Schauer überfallen worden? Wen hat die umfangende Nacht nicht mit einem unheimlichen Grausen geschüttelt? Wem hat nicht in Gegenwart seines Mädchens die ganze Welt golden geschienen? Wer fühlte nicht an ihrem Arme Himmel und Erde in wonnevollsten Harmonien zusammenfließen?

Davon fühlt nun der Künstler nicht allein die Wirkungen, er dringt bis in die Ursachen hinein, die sie hervorbringen. Die Welt liegt vor ihm, möcht' ich sagen, wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er sich des Geschaffnen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er sie hervorbrachte und in denen sie besteht.

Darum glaubt nicht so schnell zu verstehen, was das heiße: das Gefühl ist die Harmonie und vice versa.

Und das ist es, was immer durch die Seele des Künstlers webt, was in ihm nach und nach sich zum verstandensten Ausdrucke drängt, ohne durch die Erkenntnißkraft durchgegangen zu seyn.

Ach dieser Zauber ist's, der aus den Sälen der Großen und aus ihren Gärten flieht, die nur zum Durchstreifen, nur zum Schauplatz der an einander hinwischenden Eitelkeit ausstaffirt und beschnitten sind. Nur da wo Vertraulichkeit, Bedürfniß, Innigkeit wohnen, wohnt alle Dichtungskraft, und weh dem Künstler, der seine Hütte verläßt, um in den akademischen Pranggebäuden sich zu verflattern! Denn wie geschrieben steht: es sey schwer, daß ein Reicher in's Reich Gottes komme, eben so schwer ist's auch, daß ein Mann, der sich der veränderlichen modischen Art gleichstellt, der sich an der Flitterherrlichkeit der neuen Welt ergötzt, ein gefühlvoller Künstler werde. Alle Quellen natürlicher Empfindung, die der Fülle unsrer Väter offen waren, schließen sich ihm. Die papierne Tapete, die an seiner Wand in wenig Jahren verbleicht, ist ein Zeugniß seines Sinns und ein Gleichniß seiner Werke.

Ueber das Uebliche sind schon so viel Blätter verdorben worden, mögen diese mit drein gehn. Mich dünkt das Schickliche gelte in aller Welt für's Uebliche, und was ist in der Welt schicklicher als das

Gefühlte? Rembrandt, Raphael, Rubens kommen mir in ihren geistlichen Geschichten wie wahre Heilige vor, die sich Gott überall auf Schritt und Tritt, im Kämmerlein und auf dem Felde gegenwärtig fühlen, und nicht der umständlichen Pracht von Tempeln und Opfern bedürfen, um ihn an ihre Herzen herbeizuzerren. Ich setze da drey Meister zusammen, die man fast immer durch Berge und Meere zu trennen pflegt; aber ich dürfte mich wohl getrauen noch manche große Namen herzusetzen, und zu beweisen, daß sie sich alle in diesem wesentlichen Stücke gleich waren.

Ein großer Mahler wie der andere, lockt durch große und kleine empfundene Naturzüge den Zuschauer, daß er glauben soll, er sey in die Zeiten der vorgestellten Geschichte entrückt, während er nur in die Vorstellungsart, in das Gefühl des Mahlers versetzt wird. Und was kann er im Grunde verlangen, als daß ihm Geschichte der Menschheit mit und zu wahrer menschlicher Theilnehmung hingezaubert werde?

Wenn Rembrandt seine Mutter Gottes mit dem Kinde als niederländische Bäuerin vorstellt, sieht freilich jedes Herrchen, daß entsetzlich gegen die Geschichte geschlägelt ist, welche vermeldet: Christus sey zu Bethlehem im jüdischen Lande geboren worden. Das haben die Italiäner besser gemacht! sagt er. Und wie? — Hat Raphael was anders, was mehr gemahlt, als eine liebende Mutter mit ihrem Ersten, Einzigen? und war aus dem

Sujet etwas anders zu mahlen? Und ist Mutterliebe in ihren Abschattungen nicht eine ergiebige Quelle für Dichter und Mahler, in allen Zeiten? Aber es sind die biblischen Stücke alle durch kalte Veredlung und die gesteifte Kirchenschicklichkeit aus ihrer Einfalt und Wahrheit herausgezogen und dem theilnehmenden Herzen entrissen worden, um gaffende Augen des Dumpfsinns zu blenden. Sitzt nicht Maria zwischen den Schnörkeln aller Altareinfassungen, vor den Hirten, mit dem Knäblein da, als ließ sie's um Geld sehn? oder habe sich, nach ausgeruhten vier Wochen, mit aller Kindbettsmuße und Weibseitelkeit auf die Ehre dieses Besuchs vorbereitet? Das ist nun schicklich! Das ist gehörig! das stößt nicht gegen die Geschichte!

Wie behandelt Rembrandt diesen Vorwurf? Er versetzt uns in einen dunkeln Stall; Noth hat die Gebärerin getrieben, das Kind an der Brust, mit dem Vieh das Lager zu theilen; sie sind beide bis an Hals mit Stroh und Kleidern zugedeckt; es ist alles düster, außer einem Lämpchen, das dem Vater leuchtet, der mit einem Büchelchen dasitzt und Marien einige Gebete vorzulesen scheint. In dem Augenblick treten die Hirten herein. Der Vorderste, der mit einer Stalllaterne vorangeht, guckt, indem er die Mütze abnimmt, in das Stroh. War an diesem Platze die Frage deutlicher auszudrücken: Ist hier der neugeborne König der Juden?

Und so ist alles Costume lächerlich! denn auch der

Mahler der's euch am beſten zu beobachten ſcheint, beobachtet's nicht einen Augenblick. Derjenige, der auf die Tafel des reichen Mannes Stängelgläſer ſetzte, würde übel angeſehen werden, und drum hilft er ſich mit abenteuerlichen Formen, belügt euch mit unbekannten Töpfen, aus welchem uralten Gerümpelſchranke er nur immer mag, und zwingt euch durch den markleeren Adel überirdiſcher Weſen in ſtattlich gefalteten Schleppmänteln zu Bewunderung und Ehrfurcht.

Was der Künſtler nicht geliebt hat, nicht liebt, ſoll er nicht ſchildern, kann er nicht ſchildern. Ihr findet Rubens Weiber zu fleiſchig? Ich ſage euch, es waren ſeine Weiber, und hätt' er Himmel und Hölle, Luft, Erd' und Meer mit Idealen bevölkert, ſo wäre er ein ſchlechter Ehemann geweſen, und es wäre nie kräftiges Fleiſch von ſeinem Fleiſch und Bein von ſeinem Bein geworden. *)

Es iſt thörig von einem Künſtler zu fordern, er ſoll viel, er ſoll alle Formen umfaſſen. Hatte doch oft die Natur ſelbſt für ganze Provinzen nur Eine Geſichtsgeſtalt zu vergeben. Wer allgemein ſeyn will wird nichts; die

*) In dem Stücke von Goudt nach Elsheimer: Philemon und Baucis, hat ſich Jupiter auf einem Großvaterſtuhl niedergelaſſen, Mercur ruht auf einem niederen Lager aus, Wirth und Wirthin ſind nach ihrer Art beſchäftigt ſie zu bedienen. Jupiter hat ſich indeſſen in der Stube umgeſehen und juſt fallen ſeine Augen auf einen Holz-

Einschränkung ist dem Künstler so nothwendig, als jedem der aus sich etwas Bedeutendes bilden will. Das Haften an ebendenselben Gegenständen, an dem Schrank voll alten Hausraths und wunderbaren Lumpen hat Rembrandt zu dem Einzigen gemacht, der er ist. Denn ich will hier nur von Licht und Schatten reden, ob sich gleich auf Zeichnung eben das anwenden läßt. Das Haften an eben der Gestalt unter Einer Lichtart muß nothwendig den, der Augen hat, endlich in alle Geheimnisse leiten, wodurch sich das Ding ihm darstellt, wie es ist. Nimm jetzo das Haften an Einer Form, unter allen Lichtern, so wird dir dieses Ding immer lebendiger, wahrer, runder, es wird endlich Du selbst werden. Aber bedenke, daß jeder Menschenkraft ihre Gränzen gegeben sind. Wie viel Gegenstände bist du im Stande so zu fassen, daß sie aus dir wieder neu hervorgeschaffen werden mögen? Das frage dich, geh' vom Häuslichen aus und verbreite dich, so du kannst, über alle Welt.

---

schnitt an der Wand, wo er einen seiner Liebesschränke durch Mercur's Beihülfe ausgeführt, klärlich abgebildet sieht. Wenn so ein Zug nicht mehr werth ist als ein ganzes Zeughaus wahrhaft antiker Nachtgeschirre, so will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben.

III.

Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe im Julius 1775.

Vorbereitung.

Wieder an deinem Grabe und dem Denkmal des ewigen Lebens in dir über deinem Grabe, heiliger Erwin! fühle ich, Gott sey Dank, daß ich bin, wie ich war; noch immer so kräftig gerührt von dem Großen, und o Wonne, noch einziger, ausschließender gerührt von dem Wahren als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit das zu ehren mich bestrebte, wofür ich nichts fühlte und, mich selbst betrügend, den kraft- und wahrheitsleeren Gegenstand mit liebevoller Ahnung übertünchte. Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe! die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seyst lichtscheu und entfliehend im Nebel.

Gebet.

Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees,

und deiner Wolkenfelsen und wüsten Thäler, grauer Gotthardt! wie vor jedem groſsen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist. In Dichtung stammelt sie über, in kritzelnden Strichen wühlt sie auf dem Papier Anbetung dem Schaffenden, ewiges Leben, umfassendes unauslöschliches Gefühl deſs, das da ist und da war und da seyn wird.

Erste Station.

Ich will schreiben, denn mir ist's wohl, und so oft ich da schrieb, ist's auch andern wohl worden, die's lasen, wenn ihnen das Blut rein durch die Adern floſs und die Augen ihnen hell waren. Mög' es euch wohl seyn, meine Freunde, wie mir in der Luft, die mir über alle Dächer der verzerrten Stadt morgendlich auf diesem Umgange entgegenweht.

Zweyte Station.

Höher in der Luft, hinabschauend, schon überschauend die herrliche Ebne, vaterlandwärts, liebwärts und doch voll bleibenden Gefühls des gegenwärtigen Augenblicks.

Ich schrieb ehemals ein Blatt verhüllter Innigkeit, das wenige lasen, buchstabenweise nicht verstanden, und worin gute Seelen nur Funken wehen sahen deſs was sie unaussprechlich und unausgesprochen glücklich macht.

Wunderlich war's, von einem Gebäude geheimnißvoll reden, Thatsachen in Räthsel hüllen, und von Maßverhältnissen poetisch lallen! und doch geht mir's jetzt nicht besser. So sey es denn mein Schicksal, wie es dein Schicksal ist, himmelanstrebender Thurm, und deins, weitverbreitete Welt Gottes! angegafft und läppchenweise in den Gehirnchen der Welschen aller Völker auftapezirt zu werden.

Dritte Station.

Hätt' ich euch bei mir, schöpfungsvolle Künstler, gefühlvolle Kenner! deren ich auf meinen kleinen Wanderungen so viele fand, und auch euch, die ich nicht fand, und die sind! Wenn euch dieß Blatt erreichen wird, laßt es euch Stärkung seyn gegen das flache unermüdete Anspülen unbedeutender Mittelmäßigkeit, und sollter ihr an diesen Platz kommen, gedenkt mein in Liebe.

Tausend Menschen ist die Welt ein Raritätenkasten, die Bilder gaukeln vorüber und verschwinden, die Eindrücke bleiben flach und einzeln in der Seele, drum lassen sie sich so leicht durch fremdes Urtheil leiten; sie sind willig die Eindrücke anders ordnen, verschieben und ihren Werth auf und ab bestimmen zu lassen.

Hier ward durch Lenzens Ankunft die Andacht des Schreibenden unterbrochen, die Empfindung ging in Gespräche über, unter welchen die übrigen Stationen vollendet wurden. Mit jedem Tritte überzeugte man

Märkte reizen dich zum Kauf;
Doch das Wiſſen blähet auf.
Wer im Stillen um ſich ſchaut
Lernet wie die Lieb' erbaut.
Biſt du Tag und Nacht befliſſen
Viel zu hören viel zu wiſſen;
Horch an einer andern Thüre
Wie zu wiſſen ſich gebühre.
Soll das Rechte zu dir ein,
Fühl' in Gott was Rechts zu ſeyn:
Wer von reiner Lieb' entbrannt
Wird vom lieben Gott erkannt.

ſich mehr: daß Schöpfungskraft im Künſtler ſeyn müſſe, aufſchwellendes Gefühl der Verhältniſſe, Maße und des Gehörigen, und daß nur durch dieſe ein ſelbſtſtändig Werk entſtehe, wie andere Geſchöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden.

Ueber

Christus und die zwölf Apostel,

nach

Raphael von Marc=Anton gestochen, und von Herrn Professor Langer in Düsseldorf copirt.

1 7 8 9.

Indem wir die Meisterwerke Raphaels bewundern, bemerken wir gar leicht eine höchst glückliche Erfindung, und eine dem Gedanken ganz gemäße, bequeme und leichte Ausführung. Wenn wir jenes einem glücklichen Naturell zuschreiben, so sehen wir in diesem einen durch vieles Nachdenken geübten Geschmack, und eine durch anhaltende Uebung unter den Augen großer Meister erlangte Kunstfertigkeit.

Die dreyzehn Blätter, welche Christum und die zwölf Apostel vorstellen, und welche Marc=Anton nach ihm gestochen, Herr Professor Langer in Düsseldorf aber neuerdings copirt hat, geben uns die schönste Gelegenheit jene Betrachtung zu erneuern.

Die Aufgabe, einen verklärten Lehrer mit seinen zwölf ersten und vornehmsten Schülern, welche ganz an

seinen Worten und an seinem Daseyn hingen, und größtentheils ihren einfachen Wandel mit einem Märtyrer-Tode krönten, gebührend vorzustellen, hat er mit einer solchen Einfalt, Mannichfaltigkeit, Herzlichkeit und mit so einem reichen Kunstverständniß aufgelöst, daß wir diese Blätter für eins der schönsten Monumente seines glücklichen Daseyns halten können.

Was uns von ihrem Charakter, Stande, Beschäftigung, Wandel und Tode, in ihren Schriften oder durch Traditionen übrig geblieben, hat er auf das zarteste benutzt, und dadurch eine Reihe von Gestalten hervorgebracht, welche, ohne einander zu gleichen, eine innere Beziehung auf einander haben.

Wir wollen sie einzeln durchgehen, um unsere Leser auf diese interessante Sammlung aufmerksam zu machen.

Petrus. Er hat ihn gerad von vorne gestellt und ihm eine feste gedrungene Gestalt gegeben. Die Extremitäten sind bei dieser, wie bei einigen andern Figuren, ein wenig groß gehalten, wodurch die Figur etwas kürzer scheint. Der Hals ist kurz, und die kurzen Haare sind unter allen dreyzehn Figuren am stärksten gekraust. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zusammen, das Gesicht sieht man, wie die übrige Gestalt, ganz von vorn. Die Figur ist in sich selbst zusammengenommen und steht da, wie ein Pfeiler, der eine Last zu tragen im Stande ist.

Paulus ist auch stehend abgebildet, aber abgewendet,

der, wie einer der gehen will und nochmals zurücksieht; der Mantel ist aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geschlagen; die Füße sind frei, es hindert sie nichts am Fortschreiten; Haare und Bart bewegen sich wie Flammen, und ein schwärmerischer Ernst glüht auf dem Gesichte.

Johannes. Ein edler Jüngling, mit langen, angenehmen, nur am Ende krausen Haaren. Er scheint zufrieden, ruhig, die Zeugnisse der Religion, das Buch und den Kelch, zu besitzen und vorzuzeigen. Es ist ein sehr glücklicher Kunstgriff, daß der Adler, indem er die Flügel hebt, das Gewand zugleich mit in die Höhe bringt, und durch dieses Mittel die schön angelegten Falten in die vollkommenste Lage gesetzt werden.

Matthäus. Ein wohlhabender, behaglicher, auf seinem Daseyn ruhender Mann. Die allzugroße Ruhe und Bequemlichkeit ist durch einen ernsthaften, beinahe scheuen Blick in's Gleichgewicht gebracht; die Falten die über den Leib geschlagen sind, und der Geldbeutel, geben einen unbeschreiblichen Begriff von behaglicher Harmonie.

Thomas ist eine der schönsten, in der größten Einfalt ausdrucksvollsten Figuren. Er steht in seinen Mantel zusammengenommen, der auf beiden Seiten fast symmetrische Falten wirft, die aber, durch ganz leise Veränderungen, einander völlig unähnlich gemacht worden sind. Stiller, ruhiger, bescheidener kann wohl kaum

eine Gestalt gebildet werden. Die Wendung des Kopfes, der Ernst, der beinahe traurige Blick, die Feinheit des Mundes harmoniren auf das schönste mit dem ruhigen Ganzen. Die Haare allein sind in Bewegung, ein unter einer sanften Außenseite bewegtes Gemüth anzuzeigen.

Jacobus major. Eine sanfte, eingehüllte, vorbeiwandelnde Pilgrims-Gestalt.

Philippus. Man lege diesen zwischen die beiden vorhergehenden, und betrachte den Faltenwurf aller drey neben einander, und es wird auffallen, wie reich, groß und breit die Falten dieser Gestalt gegen jene gehalten sind. So reich und vornehm sein Gewand ist, so sicher steht er, so fest hält er das Kreuz, so scharf sieht er darauf, und das Ganze scheint eine innere Größe, Ruhe und Festigkeit anzudeuten.

Andreas umarmt und liebkoset sein Kreuz mehr als er es trägt; die einfachen Falten des Mantels sind mit großem Verstande geworfen.

Thaddäus. Ein Jüngling, der, wie es die Mönche auf der Reise zu thun pflegen, sein langes Ueberkleid in die Höhe nimmt, daß es ihn nicht im Gehen hindere. Aus dieser einfachen Handlung entstehen sehr schöne Falten. Er trägt die Partisane, das Zeichen seines Märtyrer-Todes, als einen Wanderstab in der Hand.

Matthias. Ein munterer Alter, in einem durch

höchſt verſtandene Falten vermannichfaltigten einfachen Kleide, lehnt ſich auf einen Spieß, ſein Mantel fällt hinterwärts herunter.

Simon. Die Falten des Mantels ſowohl als des übrigen Gewandes, womit dieſe mehr von hinten als von der Seite zu ſehende Figur bekleidet iſt, gehören mit unter die ſchönſten der ganzen Sammlung, wie überhaupt in der Stellung, in der Miene, in dem Haarwuchſe eine unbeſchreibliche Harmonie zu bewundern iſt.

Bartholomäus ſteht in ſeinen Mantel wild und mit großer Kunſt kunſtlos eingewickelt; ſeine Stellung, ſeine Haare, die Art wie er das Meſſer hält, möchte uns faſt auf die Gedanken bringen, er ſey eher bereit jemanden die Haut abzuziehen, als eine ſolche Operation zu dulden.

Chriſtus zuletzt wird wohl niemanden befriedigen, der die Wundergeſtalt eines Gottmenſchen hier ſuchen möchte. Er tritt einfach und ſtill hervor um das Volk zu ſegnen. Von dem Gewand, das von unten herauf gezogen iſt, in ſchönen Falten das Knie ſehen läßt und wider dem Leibe ruht, wird man mit Recht behaupten, daß es ſich keinen Augenblick ſo erhalten könne, ſondern gleich herunter fallen müſſe. Wahrſcheinlich hat Raphael ſupponirt, die Figur habe mit der rechten Hand das Gewand heraufgezogen und angehalten und laſſe es in dem Augenblicke, in dem ſie den Arm zum Segnen aufhebt, los, ſo daß es eben niederfallen muß. Es wäre dieſes

ein Beispiel von dem schönen Kunstmittel, die kurz vorhergegangene Handlung durch den übrbleibenden Zustand der Falten anzudeuten.

Alles dieses bisher Gesagte sind immer nur Noten ohne Text, und wir würden uns wohl schwerlich entschlossen haben sie aufzuzeichnen, noch weniger sie abdrucken zu lassen, wenn es nicht unsern Lesern möglich wäre, sich wenigstens einen großen Theil des Vergnügens zu verschaffen, welches man bei'm Anblick dieser Kunstwerke genießt.

Herr Professor Langer in Düsseldorf hat von diesen seltenen und schätzbaren Blättern uns vor kurzem Copien geliefert, welche, für das was sie leisten, um einen sehr geringen Preis zu haben sind.

Die Conture im Allgemeinen, sowohl der ganzen Figuren als der einzelnen Theile, sind sorgfältig und treu gearbeitet; auch sind Licht und Schatten im Ganzen genommen harmonisch genug behandelt, und der Stich thut, besonders auf lichtgrauem Papier, einen ganz guten Effect. Diese Blätter gewähren also unstreitig einen Begriff von dem Werth der Originale in Absicht auf Erfindung, Stellung, Wurf der Falten, Charakter der Haare und der Gesichter, und wir dürfen wohl sagen, daß kein Liebhaber der Künste versäumen sollte, sich diese Langerischen Copien anzuschaffen, selbst in dem seltenen Falle, wenn er die Originale besäße; denn auch alsdann würden ihm diese Copien, wie eine gute Uebersetzung, noch man-

chen Stoff zum Nachdenken geben. Wir wollen hingegen auch nicht bergen, daß, in Vergleichung mit den Originalen, uns dieſe Copien manches zu wünſchen übrig laſſen. Beſonders bemerkt man bald, daß die Geduld und Aufmerkſamkeit des Copirenden durch alle dreyzehn Blätter ſich nicht gleich geblieben iſt. So iſt zum Beiſpiel die Figur des Petrus mit vieler Sorgfalt, die Figur des Johannes dagegen ſehr nachläſſig gearbeitet, und bei genauer Prüfung findet man, daß die übrigen ſich bald dieſem bald jenem an Werthe nähern. Da alle Figuren bekleidet ſind, und der größere Kunſtwerth in den harmoniſchen, zu jedem Charakter, zu jeder Stellung paſſenden Gewändern liegt, ſo geht freilich die höchſte Blüthe dieſer Werke verloren, wenn der Copirende nicht überall die Falten auf das zarteſte behandelt. Nicht allein die Hauptfalten der Originale ſind meiſterhaft gedacht, ſondern von den ſchärfſten und kleinſten Brüchen, bis zu den breiteſten Verflächungen iſt alles überlegt, und mit dem verſtändigſten Grabſtichel jeder Theil nach ſeiner Eigenſchaft ausgedruckt. Die verſchiedenen Abſchattungen, kleine Vertiefungen, Erhöhungen, Ränder, Brüche, Säume ſind alle mit einer bewundernswürdigen Kunſt nicht angedeutet, ſondern ausgeführt; und wenn man an dieſen Blättern den ſtrengen Fleiß und die große Reinlichkeit der Albrecht Dürerſchen Arbeiten vermißt, ſo zeigen ſie dagegen bei dem größten Kunſtverſtand, ein ſo leichtes und glückliches Naturell ihrer Urheber, daß

ſie uns wieder unſchätzbar vorkommen. In den Originalen iſt keine Falte von der wir uns nicht Rechenſchaft zu geben getrauen; keine, die nicht, ſelbſt in den ſchwächern Abdrücken, welche wir vor uns haben, bis zu ihrer letzten Abſtufung zu verfolgen wäre. Bei den Copien iſt das nicht immer der Fall, und wir haben es nur deſto mehr bedauert, da, nach dem was ſchon geleiſtet iſt, es Herrn Profeſſor Langer gar nicht an Kunſtfertigkeit zu fehlen ſcheint, das Mehrere gleichfalls zu leiſten. Nach allem dieſem glauben wir mit gutem Gewiſſen wiederholen zu können, daß wir wünſchen, dieſen geſchickten, auf ernſthafte Kunſtwerke aufmerkſamen, und (welches in unſerer Zeit ſelten zu ſeyn ſcheint) Aufmerkſamkeit erregenden Künſtler, durch gute Auf- und Abnahme ſeiner gegenwärtigen Arbeit aufgemuntert zu ſehen, damit er in der Folge etwa noch ein und das andere ähnliche Werk unternehmen, und mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte uns eine Arbeit vorlegen möge, welche wir mit einem ganz unbedingten Lobe den Liebhabern anpreiſen können.

Christus

nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren den Bildhauern vorgeschlagen.

Wenn wir den Mahlern abgerathen, sich vorerst mit biblischen Gegenständen zu beschäftigen, so wenden wir uns, um die hohe Ehrfurcht die wir vor jenem Cyclus hegen, zu bethätigen, an die Bildhauer, und denken hier die Angelegenheit im Großen zu behandeln.

Es ist uns schmerzlich zu vernehmen, wenn man einen Plastiker auffordert Christus und seine Apostel in einzelnen Bildnissen aufzustellen; Raphael hat es mit Geist und Heiterkeit einmal mahlerisch behandelt und nun sollte man es dabei bewenden lassen. Wo soll der Plastiker die Charaktere hernehmen, um sie genugsam zu sondern? Die Zeichen des Märtyrerthums sind der neuern Welt nicht anständig genügend, der Künstler will die Bestellung nicht abweisen, und da bleibt ihm denn zuletzt nichts übrig, als wackern, wohlgebildeten Männern Ellen auf Ellen Tuch um den Leib zu drapiren, mehr als sie je in ihrem ganzen Leben möchten gebraucht haben.

In einer Art von Verzweiflung, die uns immer er-

Wie ich ſo ehrlich war,
Hab' ich gefehlt,
Und habe Jahre lang
Mich durchgequält;
Ich galt und galt auch nicht,
Was ſollt' es heißen?
Nun wollt' ich Schelm ſeyn,
Thät mich befleißen;
Das wollt' mir gar nicht ein
Mußt' mich zerreißen.
Da dacht' ich: ehrlich ſeyn
Iſt doch das beſte,
War es nur kümmerlich;
So ſteht es feſte.

greift wenn wir mißgeleitete oder mißbrauchte schöne Talente zu bedauern haben, bildete sich bei mir der Gedanke: dreyzehn Figuren aufzustellen, in welchen der ganze biblische Cyclus begriffen werden könnte; welches wir denn mit gutem Wissen und Gewissen hiedurch mittheilen.

I.

A d a m,

in vollkommen menschlicher Kraft und Schönheit; ein Canon, nicht wie der Heldenmann, sondern wie der fruchtreiche, weichstarke Vater der Menschen zu denken seyn möchte; mit dem Fell bekleidet, das seine Nacktheit zu decken ihm von oben gegeben ward. Zu der Bildung seiner Gesichtszüge würden wir den größten Meister auffordern. Der Urvater sieht mit ernstem Blick, halb traurig lächelnd, auf einen derben, tüchtigen Knaben, dem er die rechte Hand auf's Haupt legt, indem er mit der linken das Grabscheit, als von der Arbeit ausruhend, nachlässig sinken läßt.

Der erstgeborne Knabe, ein tüchtiger Junge, erwürgt, mit wildem Kindesblick und kräftigen Fäusten, ein paar Drachen die ihn bedrohen wollten, wozu der Vater, gleichsam über den Verlust des Paradieses getröstet, hinsieht. Wir stellen bloß das Bild dem Künstler vor die Augen, es ist für sich deutlich und rein, was man hinzu denken kann ist gering.

II.

N o a h,

als Winzer, leicht gekleidet und geschürzt, aber doch schon gegen das Thierfell anmuthig contrastirend, einen reich behangenen Rebestock in der linken Hand, einen Becher, den er zutraulich hinweist, in der rechten. Sein Gesicht edel-heiter, leicht von dem Geiste des Weins belebt. Er muß die zufriedene Sicherheit seiner selbst andeuten, ein behagliches Bewußtseyn, daß wenn er auch die Menschen von wirklichen Uebeln nicht zu befreien vermöge, er ihnen doch ein Mittel, das gegen Sorge und Kummer, wenn auch nur augenblicklich, wirken solle, darzureichen das Glück habe.

III.

M o s e s.

Diesen Heroen kann ich mir freilich nicht anders als sitzend denken, und ich erwehre mich dessen um so weniger, als ich, um der Abwechselung willen, auch wohl einen Sitzenden und in dieser Lage Ruhenden möchte dargestellt sehen. Wahrscheinlich hat die überkräftige Statue des Michel Angelo, am Grabe Julius des Zweyten, sich meiner Einbildungskraft dergestalt bemächtigt, daß ich nicht von ihr loskommen kann; auch sey deßwegen das fernere Nachdenken und Erfinden dem Künstler und Kenner überlassen.

IV.

D a v i d

darf nicht fehlen, ob er mir gleich auch als eine ſchwierige Aufgabe erſcheint. Den Hirtenſohn, Glücksritter, Helden, Sänger, König und Frauenlieb in Einer Perſon, oder eine vorzügliche Eigenſchaft derſelben hervorgehoben, darzuſtellen, möge dem genialen Künſtler glücken.

V.

J e ſ a i a s.

Fürſtenſohn, Patriot und Prophet, ausgezeichnet durch eine würdige, warnende Geſtalt. Könnte man durch irgend eine Ueberlieferung dem Coſtume jener Zeiten beikommen, ſo wäre das hier von großem Werthe.

VI.

D a n i e l.

Dieſen getrau' ich mir ſchon näher zu bezeichnen. Ein heiteres, längliches, wohlgebildetes Geſicht, ſchicklich bekleidet, von langem lockigem Haar, ſchlanke zierliche Geſtalt, enthuſiaſtiſch in Blick und Bewegung. Da er in der Reihe zunächſt an Chriſtum zu ſtehen kommt, würd' ich ihn gegen dieſen gewendet vorſchlagen, gleichſam im Geiſte den Verkündeten vorausſchauend.

Wenn wir uns vorstellen in eine Basilika eingetreten zu seyn und, im Vorschreiten, links die beschriebenen Gestalten betrachtet zu haben, so gelangen wir nun in der Mitte vor

VII.

Christus selbst,

welcher, als hervortretend aus dem Grabe, darzustellen ist. Die herabsinkenden Grabestücher werden Gelegenheit geben den, göttlich, auf's neue Belebten, in verherrlichter Mannesnatur und schicklicher Nacktheit darzustellen, zur Versöhnung, daß wir ihn sehr unschicklich gemartert, sehr oft nackt am Kreuze und als Leichnam sehen mußten. Es wird dieses eine der schönsten Aufgaben für den Künstler werden, welche unsres Wissens noch niemals glücklich gelöst worden ist.

Geben wir nun an der andern Seite hinunter und betrachten die sechs folgenden neutestamentlichen Gestalten, so finden wir

VIII.

den Jünger Johannes.

Diesem würden wir ein rundliches Gesicht, krause Haare und durchaus eine derbere Gestalt als dem Daniel geben, um durch jenen das sehnsüchtige Liebestreben nach dem Höchsten, hier die befriedigte Liebe in der herrlichsten Gegenwart auszudrücken. Bei solchen Contrasten läßt sich, auf eine zarte, kaum den Augen be-

merkbare Weise, die Idee darstellen, von welcher wir eigentlich ergriffen sind.

IX.

Matthäus der Evangelist.

Diesen würden wir vorstellen als einen ernsten, stillen Mann von entschieden ruhigem Charakter. Ein Genius, wie ihm ja immer zugetheilt wird, hier aber in Knabengestalt, würde ihm beigesellt, der in flach erhobener Arbeit eine Platte ausmeißelt, auf deren sichtbarem Theil man die Verehrung des auf der Mutter Schoße sitzenden Jesuskindlein, durch einen König, im Fernen durch einen Hirten, mit Andeutungen von folgenden, zu sehen hätte. Der Evangelist, ein Täfelchen in der Linken, einen Griffel in der Rechten, blickt heiter aufmerksam nach dem Vorbilde, als einer der augenblicklich niederschreiben will. Wir sehen diese Gestalt mit ihrer Umgebung auf mannichfaltige Weise freudig im Geiste.

Wir betrachten überhaupt diesen, dem Sinne nach, als das Gegenbild von Moses, und wünschen, daß der Künstler tiefen Geistes, hier Gesetz und Evangelium in Contrast bringe; jener hat die schon eingegrabenen starren Gebote im Urstein, dieser ist im Begriff das lebendige Ereigniß leicht und schnell aufzufassen. Jenem möchte ich keinen Gesellen geben, denn er erhielt seine Tafeln unmittelbar aus der Hand Gottes, bei diesem

aber kann, wenn man alle allegoriſiren will, der Genius die Ueberlieferung vorſtellen, durch welche eine dergleichen Kunde erſt zu dem Evangeliſten mochte gekommen ſeyn.

X.

Dieſen Platz wollen wir dem Hauptmann von Capernaum gönnen; er iſt einer der erſten Gläubigen, der von dem hohen Wundermanne Hülfe fordert, nicht für ſich, noch einen Blutsverwandten, ſondern für den treuſten willfährigſten Diener. Es liegt hierin etwas ſo Zartes, daß wir wünſchten es möchte mit empfunden werden.

Da bei dem ganzen Vorſchlag eigentlich Mannichfaltigkeit zugleich beabſichtigt iſt, ſo haben wir hier einen römiſchen Hauptmann, in ſeinem Coſtume, der ſich trefflich ausnehmen wird. Wir verlangen nicht gerade, daß man ihm ausdrücklich anſehe, was er bringt und will, es iſt uns genug wenn der Künſtler einen kräftig verſtändigen und zugleich wohlwollenden Mann darſtellt.

XI.

Maria Magdalena.

Dieſe würde ich ſitzend, oder halb gelehnt dargeſtellt wünſchen, aber weder mit einem Todtenkopf noch einem Buche beſchäftigt; ein zu ihr geſellter Genius müßte ihr das Salbſtäſchchen vorweiſen, womit ſie die Füße des Herrn geehrt, und ſie ſähe es mit frommem, wohl-

gefälligem Behagen an. Dieſen Gedanken haben wir ſchon in einer allerliebſten Zeichnung ausgeführt geſehen, und wir glauben nicht, daß etwas Frommanmuthigeres zu denken ſey.

XII.

Paulus.

Der ernſte gewaltige Lehrer! Er wird gewöhnlich mit dem Schwerte vorgeſtellt, welches wir aber wie alle Marterinſtrumente ablehnen und ihn lieber in der beweglichen Stellung zu ſehen wünſchten, eines, der ſeinem Wort, mit Mienen ſowohl als Gebärde, Nachdruck verleihen und Ueberzeugung erringen will. Er würde als Gegenſtück von Jeſaias, dem vor Gefahr warnenden Lehrer, dem die traurigſten Zuſtände vorauserblickenden Seher, nicht gerade gegenüber ſtehen, aber doch in Bezug zu denken ſeyn.

XIII.

Petrus.

Dieſen wünſcht' ich nun auf das Geiſtreichſte und Wahrhafteſte behandelt.

Wir ſind oben in eine Baſilika hereingetreten, haben zu beiden Seiten in den Intercolumnien die zwölf Figuren im Allgemeinen erblickt; in der Mitte, in dem würdigſten Raum, den Einzelnen, Unvergleichbaren. Wir fingen, hiſtoriſch, auf unſerer linken Hand an, und betrachteten das Einzelne der Reihe nach.

In der Geſtalt, Miene, Bewegung St. Peters aber wünſcht' ich folgendes ausgedruckt. In der Linken hängt ihm ein koloſſaler Schlüſſel, in der Rechten trägt er den Gegenpart, eben wie einer der im Begriff iſt auf- oder zuzuſchließen. Dieſe Haltung, dieſe Miene recht wahrhaft auszudrücken, müßte einem ächten Künſtler die gröſte Freude machen. Ein ernſter forſchender Blick würde gerade auf den Eintretenden gerichtet ſeyn, ob er denn auch ſich hierher zu wagen berechtigt ſey? und dadurch würde zugleich dem Scheidenden die Warnung gegeben, er möge ſich in Acht nehmen, daß nicht hinter ihm die Thüre für immer zugeſchloſſen werde.

Wiederaufnahme.

Ehe wir aber wieder hinaustreten, drängen ſich uns noch folgende Betrachtungen auf. Hier haben wir das alte und neue Teſtament, jenes vorbildlich auf Chriſtum deutend, ſodann den Herrn ſelbſt in ſeine Herrlichkeit eingehend, und das neue Teſtament ſich in jedem Sinne auf ihn beziehend. Wir ſehen die gröſte Mannichfaltigkeit der Geſtalten und doch immer, gewiſſermaßen paarweiſe, ſich auf einander beziehend, ohne Zwang und Anforderung: Adam auf Noah, Moſes auf Matthäus, Jeſaias auf Paulus, Daniel auf Johannes; David und Magdalena möchten ſich unmittelbar auf Chriſtum ſelbſt beziehen, jener ſtolz auf ſolch einen Nachkommen, dieſe durchdrungen von dem allerſchönſten

Gefühle, einen würdigen Gegenstand für ihr liebevolles Herz gefunden zu haben. Christus steht allein im geistigsten Bezug zu seinem himmlischen Vater. Den Gedanken, ihn darzustellen, wie die Grabestücher von ihm wegsinken, haben wir schon benutzt gefunden, aber es ist nicht die Frage, neu zu seyn, sondern das Gehörige zu finden, oder wenn es gefunden ist, es anzuerkennen.

Es ist offenbar, daß bei der Fruchtbarkeit der Bildhauer sie nicht immer glücklich in der Wahl ihrer Gegenstände sind; hier werden ihnen viele Figuren geboten, deren jede einzeln werth ist des Unternehmens; und sollt' auch das Ganze, im Großen ausgeführt, nur der Einbildungskraft anheim gegeben werden, so wäre doch, in Modellen mäßiger Größe, mancher Ausstellung eine anmuthige Mannichfaltigkeit zu geben. Der Verein der dergleichen billigte würde wahrscheinlich Beifall und Zufriedenheit erwerben.

Würden mehrere Bildhauer aufgerufen, sich, nach ihrer Neigung und Fähigkeit, in die einzelnen Figuren zu theilen, sie, in gleichem Maßstab, zu modelliren, so könnte man eine Ausstellung machen, die, in einer großen bedeutenden Stadt, gewiß nicht ohne Zulauf seyn würde.

Verein der deutſchen Bildhauer.

Jena, den 27 Julius 1817.

Da von allen Zeiten her die Bildhauerkunſt das eigentliche Fundament aller bildenden Kunſt geweſen und mit deren Abnahme und Untergang auch alles andere Mit- und Untergeordnete ſich verloren; ſo vereinigen ſich die deutſchen Bildhauer in dieſer bedenklichen Zeit, ohne zu unterſuchen wie die übrigen verwandten Künſte ſich vorzuſehen hätten, auf ihre alten, anerkannten, ausgeübten und niemals widerſprochenen Rechte und Satzungen dergeſtalt, daß es für Kunſt und Handwerk gelte, wo erhobene, halb und ganz runde Arbeit zu leiſten iſt.

Der Hauptzweck aller Plaſtik, welches Wortes wir uns künftighin zu Ehren der Griechen bedienen, iſt, daß die Würde des Menſchen innerhalb der menſchlichen Geſtalt dargeſtellt werde. Daher iſt ihr alles außer dem Menſchen zwar nicht fremd, aber doch nur ein Nebenwerk, welches erſt der Würde des Menſchen angenähert werden muß, damit ſie derſelbigen diene, ihr nicht etwa in den Weg trete, oder vielleicht gar hinderlich und ſchädlich ſey. Dergleichen ſind Gewän-

Frage nicht durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib' am ſtillen Orte
Wo du einmal Platz genommen.

Schaue dann umher nach Weiſen,
Und nach Mächt'gen, die befehlen;
Jene werden unterweiſen,
Dieſe That und Kräfte ſtählen.

Wenn du nützlich und gelaſſen
So dem Staate treu geblieben,
Wiſſe! Niemand wird dich haſſen
Und dich werden Viele lieben.

Und der Fürſt erkennt die Treue,
Sie erhält die That lebendig;
Dann bewährt ſich auch das Neue
Nächſt dem Alten erſt beſtändig.

der und alle Arten von Bekleidungen und Zuthaten; auch ſind die Thiere hier gemeint, welche diejenige Kunſt ganz allein würdig bilden kann, die ihnen ihren Theil von dem im Menſchen wohnenden Gottesbilde in hohem Maße zuzutheilen verſteht.

Der Bildhauer wird daher von frühſter Jugend auf einſehen, daß er eines Meiſters bedarf und aller Selbſtlernerey, d. h. Selbſtquälerey zeitig abſagen. Er wird das geſunde menſchliche Gebilde vom Knochenbau herauf, durch Bänder, Sehnen und Muskeln auf's fleißigſte durchüben; welches ihm keine Schwierigkeit machen wird, wenn ſein Talent, als ein Selbſtgeſundes ſich im Geſunden und Jugendlichen wieder anerkennt.

Wie er nun das vollkommene, obſchon gleichgültige Ebenmaß der menſchlichen Geſtalt, männlichen und weiblichen Geſchlechts, ſich als einen würdigen Canon anzueignen und denſelben darzuſtellen im Stande iſt, ſo iſt alsdann der nächſte Schritt zum Charakteriſtiſchen zu thun. Hier bewährt ſich nun jener Typus auf und ab zu allem Bedeutenden, welches die menſchliche Natur zu offenbaren fähig iſt, und hier ſind die griechiſchen Muſter allen andern vorzuziehen, weil es ihnen glückte den Raupen- und Puppen-Zuſtand ihrer Vorgänger zur höchſtbewegten Pſyche hervorzuheben, alles wegzunehmen, und ihren Nachfolgern, die ſich nicht zu ihnen bekennen, ſondern in ihrer Unmacht Original ſeyn wollen, in dem Sanften nur Schwäche und in

dem Starken nur Parodie und Carricatur übrig zu laſſen.

Weil aber in der Plaſtik zu denken und zu reden ganz unzuläſſig und unnütz iſt, der Künſtler vielmehr würdige Gegenſtände mit Augen ſehen muß, ſo hat er nach den Reſten der höchſten Vorzeit zu fragen, welche denn ganz allein in den Arbeiten des Phidias und ſeiner Zeitgenoſſen zu finden ſind. Hiervon darf man gegenwärtig entſchieden ſprechen, weil genugſame Reſte dieſer Art ſich ſchon jetzt in London befinden, ſo daß man alſo einen jeden Plaſtiker gleich an die rechte Quelle weiſen kann.

Jeder deutſche Bildhauer verbindet ſich daher: alles was ihm von eignem Vermögen zu Gebote ſteht oder was ihm durch Freunde, Gönner, ſonſtige Zufälligkeiten zu Theil wird, darauf zu verwenden, daß er eine Reiſe nach England mache und daſelbſt ſo lang' als möglich verweile; indem allhier zuvörderſt die Elginiſchen Marmore, ſodann aber auch die übrigen dort befindlichen dem Muſeum einverleibten Sammlungen eine Gelegenheit geben, die in der bewohnten Welt nicht weiter zu finden iſt.

Daſelbſt ſtudire er vor allen Dingen auf's fleißigſte den geringſten Ueberreſt des Parthenons und des Phigaliſchen Tempels; auch der kleinſte, ja beſchädigte Theil wird ihm Belehrung geben. Dabei bedenke er

freilich, damit er sich nicht entsetze, daß es nicht gerade nöthig sey ein Phidias zu werden.

Denn obgleich in höherem Sinne nichts weniger von der Zeit abhängt, als die wahre Kunst, sie auch wohl überall immer zur Erscheinung kommen könnte, wenn selbst der talentreiche Mensch sich nicht gewöhnlich gefiele albern zu seyn, so ist in unserer gegenwärtigen Lage wohl zu betrachten, daß ja die Nachfolger des Phidias selbst schon von jener strengen Höhe herabstiegen, theils in Junonen und Aphroditen, theils in Ephebischen und Herculischen Gestalten, und was der Zwischenkreis alles enthalten mag, sich jeder nach seinen Fähigkeiten und seinem eigenen Charakter zu ergehen wußte, bis zuletzt das Portrait selbst, Thiere und Phantasiegestalten von der hohen Würde des Olympischen Jupiters und der Pallas des Parthenons participirten.

In diesen Betrachtungen also erkennen wir an, daß der Plastiker die Kunstgeschichte in sich selbst repräsentiren müsse; denn an ihm wird sogleich merklich, von welchem Punkte er ausgegangen. Welch ein lebender Meister dem Künstler beschieden ist, hängt nicht von ihm ab; was er aber für Muster aus der Vergangenheit sich wählen will, das ist seine Sache sobald er zur Erkenntniß kommt, und da wähle er nur immer das Höchste: denn er hat alsdann einen Maßstab, wie schätzenswerth er noch immer sey, wenn er auch hinter

jenem zurückbleibt. Wer unvollkommene Muſter nachahmt, beſchädigt ſich ſelbſt: er will ſie nicht übertreffen, ſondern hinter ihnen zurückbleiben.

Sollte aber dieſer gegenwärtige Vereinsvorſchlag von den Gliedern der edlen Zunft gebilligt und mit Freuden aufgenommen werden, ſo iſt zu hoffen, daß die deutſchen Gönner auch hierhin ihre Neigung wenden. Denn obgleich ein jeder Künſtler, der ſich zum Plaſtiſchen beſtimmt fühlt, ſich dieſe Wallfahrt nach London zuſchwören und mit Gefahr des Pilger- und Märtyrthums ausführen muß, ſo wird es doch der deutſchen Nation viel anſtändiger und für die gute Sache ſchneller wirkſam werden, wenn ein geprüfter junger Mann von hinreichender Fertigkeit dorthin mit Empfehlungen geſendet und unter Aufſicht gegeben würde.

Denn gerade, daß deutſche Künſtler nach Italien, ganz auf ihre eigene Hand, ſeit dreyßig Jahren gegangen und dort, nach Belieben und Grillen, ihr halb künſtleriſches, halb religidſes Weſen getrieben, dieſes iſt Schuld an allen neuen Verirrungen, welche noch eine ganze Weile nachwirken werden.

Haben die Engländer eine afrikaniſche Geſellſchaft, um gutmüthige, dunkel-ſtrebende Menſchen in die widerwärtigen Wüſten zu Entdeckungen abzuſenden, die man recht gut vorausſehen konnte, ſollte nicht in Deutſchland der Sinn erwachen, die uns ſo nahe gebrachten

über alle Begriffe würdigen Kunſtſchätze auch wie das Mittelland zu benutzen?

Hier wär' eine Gelegenheit wo die Frankfurter ungeheure und wirklich disproportionirte Städeliſche Stiftung ſich auf dem höchſten bedeutenden Punkt entſchieden ſehen laſſen könnte. Wie leicht würde es den dortigen großen Handelshäuſern ſeyn, einen jungen Mann zu empfehlen und durch ihre mannichfaltigen Verbindungen in Aufſicht halten zu laſſen.

Ob freilich ein ächtes plaſtiſches Talent in Frankfurt geboren ſey, iſt noch die Frage und die noch ſchwerer zu beantworten, ob man die Kunſt außerhalb der Bürgerſchaft befördern dürfe.

Genug, die Sache iſt von der Wichtigkeit, beſonders in dem gegenwärtigen Augenblick, daß ſie wohl verdiente zur Sprache gebracht zu werden.

Denkmale.

Da man in Deutschland die Neigung hegt, Freunden und besonders Abgeschiedenen Denkmale zu setzen, so habe ich lange schon bedauert, daß ich meine lieben Landsleute nicht auf dem rechten Wege sehe.

Leider haben sich unsere Monumente an die Garten- und Landschaftsliebhaberey angeschlossen und da sehen wir denn abgestumpfte Säulen, Vasen, Altäre, Obelisken und was dergleichen bildlose allgemeine Formen sind, die jeder Liebhaber erfinden und jeder Steinhauer ausführen kann.

Das beste Monument des Menschen aber ist der Mensch. Eine gute Büste in Marmor ist mehr werth als alles Architektonische, was man jemanden zu Ehren und Andenken aufstellen kann; ferner ist eine Medaille, von einem gründlichen Künstler nach einer Büste oder nach dem Leben gearbeitet, ein schönes Denkmal, das mehrere Freunde besitzen können und das auf die späteste Nachwelt übergeht.

Bloß zu beider Art Monumenten kann ich meine Stimme geben, wobei denn aber freilich tüchtige Künstler vorausgesetzt werden. Was hat uns nicht das fünfzehnte, sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert für köst-

liche Denkmale dieſer Art überliefert und wie manches ſchätzenswerthe auch das achtzehnte! Im neunzehnten werden ſich gewiß die Künſtler vermehren, welche etwas Vorzügliches leiſten, wenn die Liebhaber das Geld, das ohnehin ausgegeben wird, würdig anzuwenden wiſſen.

Leider tritt noch ein anderer Fall ein. Man denkt an ein Denkmal gewöhnlich erſt nach dem Tode einer geliebten Perſon, dann erſt, wenn ihre Geſtalt vorübergegangen und ihr Schatten nicht mehr zu haſchen iſt.

Nicht weniger haben ſelbſt wohlhabende, ja reiche Perſonen Bedenken, hundert bis zweyhundert Ducaten an eine Marmorbüſte zu wenden, da es doch das Unſchätzbarſte iſt, was ſie ihrer Nachkommenſchaft überliefern können.

Mehr weiß ich nicht hinzuzufügen, es müßte denn die Betrachtung ſeyn, daß ein ſolches Denkmal überdieß noch transportabel bleibt und zur edelſten Zierde der Wohnungen gereicht, anſtatt daß alle architektoniſchen Monumente an den Grund und Boden gefeſſelt, vom Wetter, vom Muthwillen, vom neuen Beſitzer zerſtört und ſo lange ſie ſtehen durch das An- und Einkritzeln der Namen geſchändet werden.

Alles hier Geſagte könnte man an Fürſten und Vorſteher des gemeinen Weſens richten, nur im höhern Sinne. Wie man es denn, ſo lange die Welt ſteht, nicht höher hat bringen können, als zu einer ikoniſchen Statue.

Vorschläge
den Künstlern Arbeit zu verschaffen.

Was in der Abhandlung über Akademien hierüber gesagt worden.

Meister und Schüler sollen sich in Kunstwerken üben können.

Wer sie nehmen und bezahlen soll.

Könige, Fürsten, Alleinherrscher.

Wie viel schon von ihnen geschieht.

Wie jedoch, wenn sie persönlich keine Neigung zu den Künsten haben, manches auf ein Menschenalter stocken kann.

Die Neigung, das Bedürfniß ist daher weiter auszubreiten.

Kirchen.

Katholische.

Lutherische.

Reformirte.

Local wo die Kunstwerke zu placiren.

Regenten und Militärpersonen, deren öffentliches Leben gleichsam unter freiem Himmel, stehen billig auf öffentlichen Plätzen.

Minister in den Rathssälen, andere verdiente Staatsbeamte in den Sessionsstuben.

Gelehrte auf Bibliotheken.

In wie fern schon etwas Aehnliches existirt.

Eine solche allgemeine Anstalt setzt Kunst voraus und wirkt wieder zurück auf Kunst.

Italien auch hierin Muster und Vorgängerin.

Bilder in den Sessionsstuben zu Venedig.

Vom Saal der Signoria an, bis zum Bilde der Schneidergilde.

Gemählde im Zimmer der Zehen.

Wie die Sache in Deutschland steht.

Leerheit des Begriffs eines Pantheons für eine Nation, besonders wie die deutsche.

Es würde dadurch allenfalls eine Kunstliebhaberey auf eine Stadt concentrirt, die doch eigentlich über das Ganze vertheilt und ausgedehnt werden sollte.

Unschicklichkeit architektonischer Monumente.

Diese schreiben sich nur her aus dem Mangel der höhern bildenden Kunst.

Doppelter Vorschlag, einmal für die Bildhauerey, dann für die Mahlerey.

Warum der Bildhauerkunst die Portraite zu vindiciren.

Pflicht und Kunst des Bildhauers, sich an's eigentlich Charakteristische zu halten.

Dauer des Plastischen.

Pflicht, die Bildhauerkunst zu erhalten, welches vorzüglich durch's Portrait geschehen kann.

Gradation in Absicht auf den Werth und Stoff der Ausführung.

1) Erstes Modell allenfalls in Gyps abgegossen.
2) In Thon ausgeführt.
3) In Marmor ausgeführt.

Eine gute Gypsbüste ist jede Familie schon schuldig von ihrem Stifter oder einem bedeutenden Mann in derselben zu haben.

Selbst in Thon ist der Aufwand nicht groß und hat in sich eine ewige Dauer, und es bleibt den Nachkommen noch immer übrig sie in Marmor verwandeln zu lassen.

An größern Orten, so wie selbst an kleinern, gibt es Clubs, die ihren bedeutenden Mitgliedern, besonders wenn sie ein gewisses Alter erreicht hätten, diese Ehre zu erzeigen schuldig wären.

Die Collegia wären ihren Präsidenten, nach einer gewissen Epoche der geführten Verwaltung, ein gleiches Compliment schuldig.

Die Stadträthe, selbst kleiner Städte, würden Ursache haben bald jemanden von einer höhern Stufe, der einen guten Einfluß auf's gemeine Wesen gehabt, bald einen verdienten Mann aus ihrer eignen Mitte, oder einen ihrer Eingebornen, der sich auswärts be-

Woher ich kam? Es iſt noch eine Frage,
Mein Weg hierher, der iſt mir kaum bewußt,
Heut nun und hier am himmelfrohen Tage
Begegnen ſich, wie Freunde, Schmerz und Luſt.
O ſüßes Glück, wenn beide ſich vereinen!
Einſam, wer möchte lachen, möchte weinen?

rühmt gemacht, in dem besten Zimmer ihres Stadthauses aufzustellen.

Anstalten, daß dieses mit guter Kunst geschehen könne.

Die Bildhauerzöglinge müßten bei der Akademie neben dem höhern Theile der Kunst auch im Portrait unterrichtet werden.

Was hiebei zu bemerken.

Ein sogenanntes natürliches Portrait.

Charakteristisches mit Styl.

Von dem letzten kann nur eigentlich die Rede seyn.

Die Akademie soll selbst auf bedeutende Personen, besonders durchreisende, Jagd machen, sie modelliren lassen und einen Abdruck in gebranntem Thon bei sich aufstellen.

Was auf diese Weise sowohl als durch Bestellung das ganze Jahr von Meistern und Schülern gefertigt würde, könnte bei der Ausstellung als Concurrenzstück gelten.

In einer Hauptstadt würde dadurch nach und nach eine unschätzbare Sammlung entstehen, indem, wenn man sich nur einen Zeitraum von zehn Jahren denkt, die bedeutenden Personen der In- und Außenwelt aufgestellt seyn würden.

Hierzu könnten nun die übrigen, von Familien, Collegien, Corporationen bestellten Büsten, ohne großen Aufwand geschlagen werden und eine unversiegbare

Welt für die Gegenwart und die Nachzeit, für das In- und Ausland entstehen.

Die Mahlerey hingegen müßte auf Bildniß keine Ansprüche machen. Die Portraitmahlerey müßte man ganz den Particuliers und Familien überlassen, weil sehr viel dazu gehört, wenn ein gemahltes Portrait verdienen soll öffentlich aufgestellt zu werden.

Allein um den Mahler auch von diesem Vortheile genießen zu lassen, so wäre zu wünschen, daß der Begriff von dem Werth eines selbstständigen Gemähldes, das ohne weitern Bezug fürtrefflich ist, oder sich dem fürtrefflichen nähert, immer allgemeiner anerkannt werde. Jede Gesellschaft, jede Gemeinheit müßte sich überzeugen, daß sie etwas zur Erhaltung, zur Belebung der Kunst thut, wenn sie die Ausführung eines selbstständigen Bildes möglich macht.

Man müßte den Künstler nicht mit verderblichen Allegorien, nicht mit trocknen historischen oder schwachen sentimentalen Gegenständen plagen, sondern aus der ganzen akademischen Masse von dem was dort für die Kunst heilsam und für den Künstler schicklich gehalten wird, sich irgend ein Werk nach Vermögen zueignen.

Niemand müßte sich wundern, Venus und Adonis in einer Regierungssessionsstube, oder irgend einen Homerischen Gegenstand in einer Kammersession anzutreffen.

Italiänische Behandlung.

Hülfe durch Charakterbilder.

Zimmer der Dieci in Venedig.

Wirkung hiervon.

In großen Städten schließt sich's an das übrige Merkwürdige.

Kleine Orte macht es bedeutend.

Guercinische Werke in Cento.

Anhänglichkeit an die Vaterstadt.

Freude, dorthin aus der Ferne als ein gebildeter Mann zu wirken.

Möglichkeit hierbei überhaupt ohne Parteygunst zu handeln.

Die Akademien sollen überhaupt alle ihre Urtheile wegen der ausgetheilten Preise öffentlich motiviren.

So auch, warum diesem und jenem eine solche Bestellung zur Ausführung übergeben worden.

Bei der jetzigen Publicität und bei der Art über alles, selbst auch über Kunstwerke mitzureden und zu urtheilen, mögen sie strenge, ungerechte, ja unschickliche Urtheile erwarten.

Aber sie handeln nur nach Grundsätzen und Ueberzeugung.

Es ist hier nicht von Meßproducten die Rede, deren schlechtestes immer noch einen Lobpreiser findet, mehr zu Gunsten des Verlegers als des Verfassers und Werkes. Ist das Werk verkauft, so lacht man das betrogene Publicum aus und die Sache ist abgethan. Wäre hingegen ein schlechtes Bild an einem öffent-

lichen Orte aufgeſtellt, ſo würde es an manchem Reiſenden immerfort einen ſtrengen Cenſor finden, ſo ſehr man es auch anfangs gelobt hätte, und manches, was man anfangs hätte heruntersetzen wollen, würde bald wieder zu Ehren kommen.

Die Hauptſache beruht doch immer darauf, daß man von oben herein nach Grundſätzen handle, um, unter gewiſſen Bedingungen, das möglich Beſte hervorzubringen; denn daß gegen Kunſtarbeiten, die auf dieſe Weiſe zu unſern Zeiten hervorgebracht werden, immer manches zu erinnern ſeyn würde, verſteht ſich von ſelbſt.

Was alſo aus einem ſolchen Mittelpunkt ausginge, müßte immer aus einem allgemeinen Geſichtspunkt mit Billigkeit beurtheilt werden.

Möglichkeit der Ausführung in Abſicht auf's Oekonomiſche.

Hier iſt beſonders von Gemeinheiten die Rede, die theils unabhängig, theils vom Conſens der Obern abhängig ſind.

Thätigkeit junger Leute.

Bemühungen zu unmittelbar wohlthätigen Zwecken, um das Uebel zu lindern.

Höhere Wohlthätigkeit durch Circulation, in welche eine geiſtige Operation mit eingreift.

Lob der Künſte von dieſer Seite.

Rauch's Basrelief
am Piedestal von Blüchers Statue.

Es war als eine schöne Belohnung ernstlich und unausgesetzt strebender Künstler anzusehen, daß zu der Zeit, wo ihre Landsleute sich im Krieg durch große Thaten verherrlicht hatten, auch sie in den Fall kamen, durch meisterhafte Bildwerke den Dank zu beurkunden, welchen die Nation für so große Verdienste schuldig zu seyn mit frohlichem Enthusiasmus aussprach. Denn kaum hatte sich Deutschland von dem beschwerlichsten Druck erholt, kaum war es zu dem Wiederbesitz mancher geraubten Kunstschätze gelangt, als man schon in Rostock und Breslau den Gedanken verfolgen konnte, den gefeierten Helden der Zeit im Bilde aufzustellen.

Was zu Ehren der Generale Bülow und Scharnhorst geschehen, ist uns bekannt, wobei wir, unsern nächsten Zweck im Auge, nur bemerken wollen, daß in den diesen Statuen beigefügten Basreliefen im antiken Sinne ideale allegorische Gestalten dem neuern Leben angeeignet worden.

Hier

Hier aber haben wir ſogleich von dem Uebergang in das Reelle, welches einer ausgebildeten Kunſt auch gut anſteht, und von einem großen Basrelief zu reden, welches am Piedeſtal der nunmehr in Berlin aufgeſtellten Blücheriſchen Statue ſich befindet und durch die beſondere Gunſt des Künſtlers uns in einem wohlgerathenen Abguß vor Augen gebracht iſt.

Wer in Darſtellungen ſolcher Art immer ein alterthümliches Coſtume vor ſich zu ſehen gewohnt war, dem mag das völlig Moderne dieſes Basreliefs beim erſten Anblick auffallend erſchienen ſeyn. Wer jedoch eine Zeit lang daran hin und hergegangen, wird ſich gar bald überzeugen, wie ſehr eine ſolche Darſtellung der Denkweiſe des Volks gemäß ſey, das nicht ſowohl fragt, was die Figuren bedeuten, als was und wer ſie ſeyen; das ſich erfreut Portraite und National-Phyſiognomien darauf zu finden; das ſich die Geſchichte vorerzählt oder erzählen läßt und das Symboliſche, was dergleichen Kunſtwerke immer behalten, doch zuletzt erklärlich und faßlich findet.

Es ſtellt nun dieſe reich ausgeſtattete Tafel den nach einem zaudernden unentſchiedenen Feldſtreit kühn beſchloſſenen Marſch nach Paris vor. Die Ungewißheit, worin das Kriegs-Schickſal bisher ſchwebte, wird durch eine Fragenden angedeutet, welcher ſich bei einem Begegnenden erkundigt, in wiefern hier abermals von einem Marſch und Gegenmarſch die Rede ſey? Er wird

berichtet, daß das große Unternehmen seiner Entscheidung entgegen sehe. In der Mitte ist anmuthig und natürlich ein Bivouacq angebracht; man schläft und ruht, man siedet und liebelt, als wenn die ungeheuren Kriegswogen nicht umher brausten und strömten. Die Reiterey strebt um diesen Mittelpunkt herum, von schlechtem Boden auf die Chaussee, wird aber wieder herab beordert um der Infanterie Platz zu machen. Das Auf- und Abstrebende dieser Massen gibt nun dem Ganzen eine symmetrische gleichsam Cirkelbewegung, indeß die Infanterie und Artillerie im Grunde horizontal einherzieht. Am Ende zur rechten Seite der Zuschauer steht, an das Pferd gelehnt, ein meisterlicher Mann, dießmal die Lanze in der Hand, einen jüngern belehrend; am entgegengesetzten Ende zur Linken liegt, wohlgebildet, bald nackt, ein Erkrankter oder Todter, damit die Erinnerung an Gefahr und Leiden mitten in diesem Lebensgewühl nicht fern bleibe.

Gewiß sind auf den drey übrigen Basreliefen correspondirende, zum Ganzen sich einende Darstellungen mannichfaltig ausgeführt. Es ist nicht möglich ein anmuthigeres Räthsel aufzustellen. Offenbar erkennt man absichtliche Portraite, und wie viele mögen sich noch daraus vermuthen und ahnen lassen! Warum sollte ein damals mitwirkender nicht sich selbst erkennen? oder warum nicht ihn ein

Freund? beſonders wenn die Montur oder irgend eine Abzeichnung die Vermuthung unterſtützt? In dieſem Sinne wünſchten wir wohl ſelbſt umherzugehen, um den ganzen Verlauf gehörig zu betrachten und zuerſt und zuletzt jenem vorwärts herrſchenden Helden unſere Verehrung mitzubezeigen.

Granitarbeiten in Berlin.

Die Granitgeſchiebe mannichfaltiger Art, welche ſich bald mehr bald weniger zahlreich in den beiden Marken beiſammen oder vertheilt finden, wurden ſeit ungefähr acht Jahren bearbeitet und architektoniſch angewendet, und der Werth dieſer edlen Gebirgsart, wie ſie von den Alten hochgeſchätzt worden, auch nunmehr bei uns anerkannt. Der erſte Verſuch ward bei dem Piedeſtal von Luthers Standbilde gemacht; ſodann verfertigte man daraus die Poſtamente an der in Berlin neu erbauten Schloßbrücke. Man fing nun an weiter zu gehen, große Geſchiebe zu ſpalten und aus den gewonnenen Stücken Säulenſchäfte zu bearbeiten, zugleich Becken von ſechs Fuß Diameter; welches alles dadurch möglich ward, daß man ſich zur Bearbeitung nach und nach der Maſchine bediente. Die beiden Steinmetzmeiſter Wimmel und Trippel haben ſich bis jetzt in dieſen Arbeiten hervorgethan. Piedeſtale, Grabmonumente, Schalen und dergleichen wurden theils auf Beſtellung, theils auf den Kauf gefertigt.

Vorgemeldete Arbeiten waren meiſtens aus den Gra-

nirmassen, welche sich um Oderberg versammelt finden, gefertigt. Nun aber unternahm Herr Bauinspector Cantian eine wichtigere Arbeit. Der große Granitblock auf dem Rauhischen Berge bei Fürstenwalde, der Markgrafenstein genannt, zog die Aufmerksamkeit der Künstler an sich, und man trennte von demselbigen solche Massen, daß eine für das königliche Museum bestimmte Schale von 22 Fuß Durchmesser daraus gefertigt werden kann. Zum Poliren derselben wird man hinreichende Maschinen anwenden, und durch die Vervollkommnung derselben es dahin bringen, daß die zu edler Meublirung so nothwendigen Tischplatten um einen billigen Preis können gefertigt werden.

Von allem diesem liegen umständliche Nachrichten in unsern Händen; wir enthalten uns aber solche abdrucken zu lassen, weil wir hoffen können, daß das Berliner Kunstblatt uns hievon nach und nach in Kenntniß setzen werde. Indessen fügen wir zu näherem Verständniß des Vorhergehenden folgendes hinzu.

Es geht eins nach dem andern hin,
Und auch wohl vor dem andern
Drum laßt uns raſch und brav und kühn
Die Lebenswege wandern.
Es hält dich auf, mit Seitenblick,
Der Blumen viel zu leſen;
Doch hält nichts grimmiger zurück
Als wenn du falſch geweſen.

Der Markgrafenstein

auf dem Rauhischen Berge bei Fürstenwalde,

von

Julius Schoppe an Ort und Stelle gezeichnet und von Tempeltey lithographirt.

Es ist von nicht geringer Bedeutung, daß uns dieser Granitfels in seiner ganzen kolossalen Lage vor Augen erhalten wird, ehe man ihn, wie jetzt geschieht, zu obgedachten Arbeiten benutzte. Er liegt auf dem linken Spreeufer, sechs Meilen von Berlin aufwärts, Fürstenwalde gegenüber, und, verhältnißmäßig zu jenen Gegenden hoch genug, bei 400 Fuß über der Meeresfläche, und zwar nicht allein, sondern es finden sich in dessen Nähe noch zwei andere, ein schon bekannter und ein erst neuerlich entdeckter. Der Gipfel der Rauhischen Berge, ungefähr dreyhundert Schritte nördlich von dem Markgrafenstein, erhebt sich 450 Fuß über das Meer.

Das Dorf liegt niedriger, auf einem lettenreichen Plateau, dessen Boden gegen den Fluß nicht allmählich abhängend ist, sondern ungefähr auf halbem Wege, sehr bestimmt und scharf über dem mittlern Wasserstand

des Fluſſes abſetzt. Die untere Ebene beſteht aus ächt märkiſchem Sand; das linke Ufer iſt auf- und abwärts reich an kleineren Granitblöcken.

Dieſe Gegend iſt höchſt merkwürdig, da eine ſo bedeutende Höhe hier vorwaltet und die Spree von ihrem Weg nach der Oder zu dadurch abgelenkt ſcheint.

Hierüber dürfen wir nun von Herrn Director Klöden, in Fortſetzung ſeiner Beiträge zur mineralogiſchen und geognoſtiſchen Kenntniß der Mark Brandenburg, die ſicherſten Aufklärungen erwarten, wie wir ihn denn um Plan und Profil jener Gegenden erſuchen möchten. Glücklich würden wir uns ſchätzen, wenn Granit hier wirklich in ſeiner Urlage anſtehend gefunden würde, und wir uns der beſcheidenen Auflöſung eines bisher allzuſtürmiſch behandelten wichtigen geologiſchen Problems näher geführt ſähen.

Programm

zur

Prüfung der Zöglinge der Gewerbschule,

von Director Klöden. Berlin 1828.

Schon mehrere Jahre bewundern und benutzen wir die durch Herrn Beuth herausgegebenen Musterblätter, welche mit so viel Einsicht als Aufwand zum Vortheil der preußischen Gewerbschulen verbreitet werden; nun erfahren wir, daß abermals 37 Kupfertafeln für Zimmerleute, 9 Vorlegeblätter für angehende Mechaniker, beide Werke mit Text ausgegeben werden. Gedachtes Programm belehrt uns von der umfassenden Sorgfalt, womit jener Staat sich gegen die unaufhaltsam fortstrebende Technik unsrer Nachbarn in's Gleichgewicht zu stellen trachtet, und wir haben die Wirksamkeit eines solchen Unterrichts auch an einigen der Unsern erfahren, welche man dort gastlich aufzunehmen die Geneigtheit hatte.

In der Kürze, wie wir uns zu fassen genöthigt sind, dürfen wir sodann aussprechen, daß von jenen Anstalten

um deſto mehr zu hoffen iſt, als ſie auch auf Kunſt gegründet ſind; denn nur dadurch kann das Handwerk immer an Bedeutung wachſen. Indem es alles und jedes hervorzubringen in Stand geſetzt, zu dem Nützlichen durchaus befähigt wird, verherrlicht es ſich ſelbſt, wenn es nach und nach auch das Schöne zu erfaſſen, ſolches auszudrücken und darzuſtellen ſich kräftig beweiſt.

In Berlin iſt nunmehr eine ſo große Maſſe guten Geſchmacks, daß der falſche Noth haben wird ſich irgend hervorzuthun; und eben jene Gewerbsanſtalt, auf höhere Kunſtanſtalten gegründet, ſelbſt höhere Kunſtanſtalt, iſt durchaus in dem Falle den reineren Sinn durch vollendete techniſche Darſtellung zu begünſtigen.

Plastische Anatomie.

(Aus einem Schreiben an Herrn Geheimerath Beuth in Berlin vom 1 Februar 1832.)

Die Weimarischen Kunstfreunde erfreuen sich mit mir der herrlichen Wirkungen wohlangewendeter großer Mittel; ich aber, jene bedeutende Sendung dankbar anerkennend, möchte dergleichen Kräfte zu einem Zweck in Anspruch nehmen, der schon lange als höchst würdig und wünschenswerth mir vor der Seele schwebt. Möge es Ihnen jedoch nicht wunderlich vorkommen, daß ich vorerst meine gedruckten Schriften anführe; ich habe dort unter Paradoxie und Fabel gar manches versteckt, oder problematisch vorgetragen, dessen frühere oder spätere Ausführung mir längst am stillen Herzen lag. In diesem Sinne wage ich also zu bitten dasjenige nachzulesen, was ich im 23sten Bande der kleinen Ausgabe, im 3ten Capitel, von Seite 22 bis 40 niedergeschrieben habe; ist dieses geschehen, so darf ich mich nicht wiederholen, sondern ganz unbewunden erklären: daß ich die Ausführung jener Halbfiction, die Verwirklichung jenes Gedankens ganz ernstlich von Ew. Hochwohlgeboren Mitwir-

kung zu hoffen, zu erwarten mich längſt gedrängt fühlte, nun aber gerade durch das Anſchauen eines ſo ſchönen Gelingens mich veranlaßt ſehe ſie endlich als ein Geſuch auszuſprechen.

Es iſt von der plaſtiſchen Anatomie die Rede; ſie wird in Florenz ſeit langen Jahren in einem hohen Grade ausgeübt, kann aber nirgends unternommen werden noch gedeihen, als da, wo Wiſſenſchaften, Künſte, Geſchmack und Technik vollkommen einheimiſch in lebendiger Thätigkeit ſind. Sollte man aber bei Forderung eines ſolchen Locals nicht unmittelbar an Berlin denken, wo alles jenes beiſammen iſt und daher ein höchſt wichtiges, freilich complicirtes Unternehmen ſogleich durch Wort und Willen ausgeführt werden könnte? Einſicht und Kräfte der Vorgeſetzten ſind vorhanden, zur Ausführung Fähige bieten ſich gewiß alſobald an.

In dieſer wahrhaft nationalen, ja ich möchte ſagen kosmopolitiſchen Angelegenheit, iſt mein unmaßgeblicher Vorſchlag der:

Man ſende einen Anatomen, einen Plaſtiker, einen Gypsgießer nach Florenz, um ſich dort in gedachter beſondern Kunſt zu unterrichten.

Der Anatom lernt die Präparate zu dieſem eignen Zweck auszuarbeiten.

Der Bildhauer ſteigt von der Oberfläche des menſchlichen Körpers immer tiefer in's Innere und verleiht den höheren Styl ſeiner Kunſt Gegenſtänden um ſie bedeu-

tend zu machen, die ohne eine ſolche Idealnachhülfe abſtoßend und unerfreulich wären.

Der Gießer, ſchon gewohnt ſeine Fertigkeit verwickelten Fällen anzupaſſen, wird wenig Schwierigkeit finden, ſich ſeines Auftrags zu entledigen; es iſt ihm nicht fremde mit Wachs von mancherlei Farben und allerlei Maſſen umzugehen, und er wird alſobald das Wünſchenswerthe leiſten.

Drey Perſonen, jeder nach ſeiner Weiſe, in Wiſſen, Kunſt und Technik ſchon gebildet, werden in mäßiger Zeit ſich unterrichten und ein neues Thun nach Berlin bringen, deſſen Wirkungen nicht zu berechnen ſind.

Dergleichen gelungener Arbeiten kann ſich die Wiſſenſchaft zum Unterricht, zu immer wieder erneuter Auffriſchung von Gegenſtänden, die kaum feſt zu halten ſind, bedienen. Der praktiſche Arzt wie der Chirurg werden ſich das nothwendige Anſchaun leicht und ſchnell jeden Augenblick wieder vergegenwärtigen; dem bildenden Künſtler treten die Geheimniſſe der menſchlichen Geſtalt, wenn ſie ſchon einmal durch den Künſtlerſinn durchgegangen ſind, um ſo viel näher. Man laſſe alles gelten, was bisher in dieſem Fache geſchah und geſchieht, ſo haben wir in unſerer Anſtalt ein würdiges Surrogat, das, auf ideelle Weiſe, die Wirklichkeit erſetzt, indem ſie derſelben nachhilft.

Die Florentiniſchen Arbeiten ſind theuer, und wegen der Zerbrechlichkeit kaum zu transportiren. Einzelne

deutſche Männer haben uns in Braunſchweig das Gehirn, in Dresden das Ohr geliefert. Man ſieht hierin ein ſtilles Wollen, eine Privatüberzeugung; möge ſie bald unter die großen Staatsangelegenheiten gezählt werden. Die Vorgeſetzten ſolcher allgemeinen Inſtitute ſind Männer, die, beſſer als ich konnte, den vielfach durchdringenden Einfluß eines ſolchen Wirkens ſich vergegenwärtigen. Ich will nur noch von der Verpflichtung ſprechen, ein ſolches Unternehmen zu begünſtigen.

In obengenannter Stelle meiner Werke iſt auf die immer wachſende Seltenheit von Leichen, die man dem anatomiſchen Meſſer darbieten könnte, gedeutet und geſprochen; ſie wird noch mehr zunehmen, und in wenig Jahren daher muß eine Anſtalt, wie die obengewünſchte, willkommen ſeyn.

Diejenigen freien Räume, welche das Geſetz der Willkür überläßt, hat ſich die Menſchlichkeit erobert und engt nunmehr das Geſetz ein. Die Todesſtrafe wird nach und nach beſeitigt, die ſchärfſten Strafen gemildert. Man denkt an die Verbeſſerung des Zuſtandes entlaſſener Verbrecher, man erzieht verwilderte Kinder zum Guten, und ſchon findet man es höchſt unmenſchlich, Fehler und Irrthümer auf das grauſamſte nach dem Tode zu beſtrafen. Landesverräther mögen geviertheilt werden, aber gefallene Mädchen in tauſend Stücke anatomiſch zu zerfetzen, will ſich nicht mehr ziemen. Dergleichen hat zur Folge, daß die alten harten Geſetze

zum Theil ſchon abgeſchafft ſind, und jederman die Hände bietet, auch die neueren milderen zu umgehen.

Das Furchtbare der Auferſtehungsmänner in England, in Schottland die Mordthaten, um den Leichenhandel nicht ſtocken zu laſſen, werden zwar mit Erſtaunen und Verwunderung geleſen und beſprochen, aber gleich andern Zeitungsnachrichten, wie etwas Wildfremdes das uns nichts angeht.

Die akademiſchen Lehrer beklagen ſich, die emſige Wißbegierde ihrer Secanten nicht befriedigen zu können, und bemühen ſich vergebens, dieſe Unterrichtsart in das alte Gleis wieder zurückzuweiſen. So werden denn auch die Männer vom Fach unſre Vorſchläge mit Gleichgültigkeit behandeln, dadurch dürfen wir aber nicht irre werden; das Unternehmen komme zu Stande, und man wird im Verlauf der Zeit ſich einrichten. Es bedarf nur einiger geiſtreicher talentvoller Jünglinge, ſo wird ſich das Geſchäft gar leicht in Gang ſetzen.

So weit hatte ich geſchrieben, als mir in dem erſten Hefte der Braniſchen Miscellen ein merkwürdiger Beleg zur Hand kam, wovon ich einen Auszug beizulegen nicht ermangele.

Die Erſticker in London.

(Siehe Bran's Miscellen. Erſtes Heft 1832.)

„Keinen größern Schrecken brachte die Nachricht von der Annäherung der Cholera in London hervor, als

die Furcht, im Schoße der Hauptſtadt die Erneuerung von Mordthaten zu erleben, welche vor kurzem in Edinburg und deſſen Umgegend aus dem ſchmutzigſten Eigennutz von einer Bande unter Anführung eines gewiſſen Burke verübt worden waren.“

„Durch folgende Thatſache kündigte ſich die Wiedererſcheinung dieſer ſo gefürchteten Geißel an. Ein kleiner Italiäner, der zu einer in London wohlbekannten Geſellſchaft wandernder Sänger gehörte, war ſeit einigen Tagen verſchwunden. Vergeblich ſtellten ſeine Verwandten Nachforſchungen nach ihm an, als man auf einmal ſeinen Leichnam in einem Hoſpitale wieder erkannte, durch Hülfe einiger Zöglinge aus demſelben, an welche die Reſurrectioniſten (Auferſtehungsmänner, Leichendiebe) ihn als einen friſch aus dem Grabe aufgeſcharrten Leichnam verkaufen wollten. Da man an der Leiche des unglücklichen Kindes faſt keine Spur eines gewaltſamen Todes entdecken konnte, ſo lag kein Zweifel vor, daß es lebend in die Hände der Erſticker gefallen ſey und daß es ſo der Gegenſtand der furchtbarſten Speculation geworden war.“

„Man verſicherte ſich ſogleich der muthmaßlichen Schuldigen und unter andern auch eines gewiſſen Biſhops, eines alten Seemanns, der an den Ufern der Themſe wohnte. Bei einer, in ſeiner Abweſenheit angeſtellten Hausunterſuchung wurde die Frau verleitet zu bekennen, ihr Haus ſey der Aufenthaltsort einer Reſurrectioniſtenbande,

Behandelt die Frauen mit Nachſicht!
Aus krummer Rippe ward ſie erſchaffen,
Gott konnte ſie nicht ganz grade machen.
Willſt du ſie biegen, ſie bricht;
Läßt du ſie ruhig, ſie wird noch krümmer;
Du guter Adam, was iſt denn ſchlimmer? —
Behandelt die Frauen mit Nachſicht:
Es iſt nicht gut daß euch eine Rippe bricht.

und täglich bringe man dahin Leichname, um ſie an die Hoſpitäler zu verkaufen.“

„Ein Brief Biſhops an einen Zögling des Hoſpitals, an den ſie ihre Leichen zu verkaufen pflegten, ward gefunden, darin heißt es: Hätten Sie wohl die Güte, mein Herr, uns in Gemeinſchaft mit Ihren Herren Collegen einige Hülfe zukommen zu laſſen? Vergeſſen Sie nicht, daß wir Ihnen für eine ſehr mäßige Belohnung, und indem wir uns den größten Gefahren ausſetzten, die Mittel geliefert haben, Ihre Studien zu vervollkommnen.“

„Aus näheren Nachforſchungen ging hervor, daß der junge Italiäner nicht der einzige Menſch ſey, welcher plötzlich verſchwunden. Von ihren Eltern verlaſſene Kinder, die von Betteln oder Spitzbübereyen lebten, kamen nicht wieder an die Orte, die ſie gewöhnlich beſuchten. Man zweifelt nicht daran, daß auch ſie als Opfer der Habgier jener Ungeheuer gefallen ſind, die ſich um jeden Preis zu Lieferanten der Sectionsſäle machen wollen. Ein Kirchenvorſteher aus dem Pfarrſprengel Saint-Paul verſprach vor dem Polizeibureau von Bow-Street demjenigen eine Belohnung von 200 Pf. Sterl., der die Gerichte auf die Spur dieſer Verbrecher führen würde.“

„Frau King, die Biſhops Haus gerade gegenüber wohnt, in dem Viertheil, welches unter dem Namen: die

die Gärten von Neu-Schottland, bekannt iſt, ſagt aus: ſie habe den kleinen Italiäner am 4 November früh in der Nähe von Biſhops Wohnung geſehen. Er hatte eine große Schachtel mit einer lebendigen Schildkröte, und auf dieſer Schachtel hatte er einen Käfig mit weißen Mäuschen. Die Kinder der Frau King ſagen aus: ſie hätten ihre Mutter um zwei Sous gebeten um ſich vom kleinen Savoyarden die närriſchen Thierchen zeigen zu laſſen; ihre Mutter habe aber nicht gewollt. Auf die umſtändlichſte Weiſe bezeichnete die Mutter und die Kinder die Tracht des kleinen Savoyarden, der eine blaue Weſte oder Jacke, einen ſchlechten, ganz durchlöcherten und verſchoſſenen Pantalon, und große Schuhe anhatte, mit einer wollenen Mütze auf dem Kopfe.“

„Die Frau Auguſtine Brun, eine Savoyardin, der der Italiäner Peragalli zum Dolmetſcher diente, ſagte folgendes aus: „Vor ungefähr zwey Jahren wurde mir in dem Augenblicke, wo ich von Piemont abreiſ'te, vom Vater und der Mutter des kleinen Italiäners dieß Kind anvertraut, welches Joſeph Ferrari heißt. Ich brachte es mit nach England, wo ich es neun oder zehn Monate bewachte. Ich that es dann zu einem Schornſteinfeger auf drittehalb Jahre in die Lehre; aber es lief weg und wurde Straßenſänger. Joſeph Ferrari war ein ſehr kluges Kind. Vom Profit ſeiner Arbeit kaufte er eine große Schachtel, einen Käfig, eine Schildkröte und

weiße Mäuschen, und verdiente sich so recht gut auf dem Pflaster von London sein Brod."

„Die Art und Weise, wie sie ihr Verbrechen ausübten, hatte gar keine Aehnlichkeit mit der Burkischen Methode. Sie bedienten sich narkotischer Mittel, die sie in den Wein mischten um sich so des Individuums zu bemächtigen, nach dessen Leichnam sie trachteten, und trugen ihn dann in einen Brunnen des Gartens, wo sie ihn an den Füßen über dem Wasser aufhingen, bis ihn das in den Kopf steigende Blut erstickte. Auf diese Weise brachten sie um's Leben, einen jungen Menschen aus Lincolnshire, die Frau Frances Pigburn und diesen kleinen italiänischen Sänger Ferrari."

„Seit dem ausgesprochenen Todesurtheil war im Aeußern der Gefangenen eine große Veränderung vorgegangen. Sie waren äußerst niedergeschlagen, nur mit Schaudern konnten sie sich mit dem Gedanken befassen, daß ihr Körper zur Section überliefert werden würde, ein höchst fremdartiges Gefühl für Menschen, die mit dem Verbrechen so vertraut und beständige Lieferanten der anatomischen Säle waren."

„Nicht zu beschreiben ist die Scene, welche nach der Erscheinung der Verbrecher auf dem Gerüst erfolgte. Der Haufe stürzte sich gegen die Barrieren; aber sie widerstanden dem wüthenden Anlauf, und es gelang den Constablern der Bewegung Einhalt zu thun. Ein wü-

thendes Geschrei, mit Pfeifen und Hurrahrufen begleitet, erhob sich plötzlich aus dieser ungeheuren Menschenmasse und dauerte so lange bis der Henker mit seinen Vorbereitungen fertig war. Eine Minute später wurde der Strick in die Höhe gezogen, die Verurtheilten hauchten den letzten Lebensathem aus und das Volk jauchzte Beifall zu dem furchtbaren Schauspiel. Man schätzt die Zahl der bei Old-Bayley versammelten Menschenmenge auf 100,000."

Dieses Unheil trug sich in den letzten Monaten des vorigen Jahres zu und wir haben noch mehr dergleichen zu fürchten, wohin die hohe Prämie deutet, welche der wackere Kirchenvorsteher deßhalb anbietet. Wer möchte nicht eilen da vorzuschreiten, wenn er auch nur die mindeste Hoffnung hat solche Gräuelthaten abzuwehren. In Paris sind dergleichen noch nicht vorgekommen; die Morgue liefert vielleicht das Bedürfniß, ob man gleich sagt, die anatomirenden Franzosen gehen mit den Leichnamen sehr verschwenderisch um.

Indem ich nun hiemit zu schließen gedachte, überleg' ich, daß diese Angelegenheit zu manchem Hin- und Widerreden werde Veranlassung geben, und es daher möchte wohl gethan seyn, an dasjenige zu erinnern, was bereits auf dem empfohlenen Wege für die Wissen-

ſchaften geſchehen. Schon ſeit Romé-Deliſle hat man für nöthig gefunden, die Mannichfaltigkeit der Kryſtalle, mit den gränzenloſen Abweichungen und Ableitungen ihrer Geſtalten, durch Modelle vor die Augen zu bringen. Und dergleichen ſind auf mancherlei Weiſe von dem verſchiedenſten Material in jeder Größe nachgebildet und dargeboten worden. In Petersburg hat man den großen am Ural gefundenen Goldklumpen gleichfalls in Gyps ausgegoſſen, und er liegt vergoldet vor uns als wenn es das Original ſelbſt wäre. In Paris verfertigt man gleichfalls ſolche in Gyps gegoſſene und nach der Natur colorirte Copien der ſeltenen vorgeſchichtlichen foſſilen organiſchen Körper, welche zuerſt durch Baron Cuvier entſchieden zur Sprache gekommen.

Doch hievon finden ſich gewiß in den Berliner Muſeen, mineralogiſchen, zoologiſchen, anatomiſchen, gar manche Beiſpiele, die meinen Wunſch, dasjenige nun im Ganzen und in voller Breite zu liefern was bisher nur einzeln unternommen worden, vollkommen rechtfertigen.

Schon vor zwanzig Jahren und drüber lehrte in Jena ein junger und thätiger Docent, durch welchen wir jenen Wunſch zu realiſiren hofften, indem er freilich beſonders pathologiſche Curioſa, vorzüglich auch ſyphilitiſche Krankheitsfälle, aus eigenem Trieb und ohne entſchiedene Aufmunterung ausarbeitete und in gefärb-

tem Wachs mit größter Genauigkeit darzuſtellen bemüht war. Bei ſeinem frühen Ableben gelangten dieſe Exemplare an das Jenaiſche anatomiſche Muſeum, und werden dort zu ſeinem Andenken und als Muſter zu einer hoffentlich dereinſtigen Nacheiferung, im Stillen, da ſie öffentlich nicht gut präſentabel ſind, aufbewahrt.

Verzeichniß
der geſchnittenen Steine
in dem
Königlichen Muſeum der Alterthümer zu Berlin
1827.

Unter vorſtehendem Titel iſt eine im Auszug abgefaßte deutſche Ueberſetzung der von Winckelmann franzöſiſch herausgegebenen: Description des pierres gravées du feu Baron de Stosch. Florence 1749, erſchienen, nach welcher gegenwärtig noch die ganze Sammlung der Originale geordnet iſt, und ihr zufolge auch die Sammlung der davon genommenen Abdrücke, welche von Carl Gottlieb Reinhardt gefertigt worden und in zierlichen Kaſten, auf das ſchicklichſte angeordnet, zu nicht geringer Erbauung vor uns ſtehen.

Der große Werth geſchnittener Steine überhaupt iſt ſo allgemein anerkannt, daß hievon etwas zu ſagen als überflüſſig angeſehen werden möchte. Nicht allein von dem kunſtkennenden, fühlenden, höhern Alterthum wurden ſie geſchätzt, gebraucht, geſammelt, ſondern auch

zu einer Zeit, wo es nur auf Pracht und Prunk angesehen war, als Juwel betrachtet, und so wurden sie ganz zuletzt, ohne Rücksicht auf die eingegrabene Darstellung, zur Verzierung der heiligen Schreine, womit hochverehrte Reliquien umgeben sind, in Gesellschaft anderer Edelsteine, verwendet; wie denn in einem solchen die Gebeine der heiligen drey Könige zu Köln verwahrt werden, ungeachtet so manchen Glückswechsels.

Von der größten Mannichfaltigkeit ist ferner der Nutzen, den der Kunstfreund und Alterthumsforscher daraus zu ziehen vermag. Hievon werde nur Ein Punkt hervorgehoben: Die Gemmen erhalten uns das Andenken verlorner wichtiger Kunstwerke. Der höhere gründliche Sinn der Alten verlangte nicht immer ein anderes, neues, nie gesehenes Gebilde. War der Charakter bestimmt, auf's Höchste gebracht, so hielt man an dem Gegebenen fest, und wenn man auch, das Gelungene wiederholend, aus- und abwich, so strebte man doch immer theils zu der Natur, theils zu den Hauptgedanken zurückzukehren.

Wenn man denn nun auch die Behandlung der besondern Darstellungsarten dem Zweck, dem Material anzueignen verstand, so benutzte man das Gegebene als Copien und Nachahmung der Statuen, selbst im Kleinsten, auf Münzen und geschnittenen Steinen. Deßwegen denn auch beide einen wichtigen Theil des Studiums der Alten ausmachen und höchst behülflich sind, wenn von

Darſtellung ganz verlorner Kunſtwerke oder von Reſtauration mehr oder weniger zertrümmerter die Rede iſt. Mit aufmerkſamer Dankbarkeit iſt zu betrachten, was, beſonders in den letzten Zeiten, auf dieſem Wege geſchehen iſt; man fühlt ſich aufgefordert daran ſelbſt mitzuwirken, durch Beifall erfreut, unbekümmert um den Widerſpruch, da in allen ſolchen Bemühungen es mehr um das Beſtreben, als um das Gelingen, mehr um das Suchen, als um das Finden zu thun iſt.

Auf die Perſon des Sammlers, Philipp Baron von Stoſch, aufmerkſam zu machen iſt wohl hier der Ort. Der Artikel des Converſationslexikons wird hier, wie in vielen andern Fällen, theils befriedigen, theils zu weiterm Forſchen veranlaſſen. Wir ſagen hier lakoniſch nur ſo viel: Er war zu ſeiner Zeit ein höchſt merkwürdiger Mann. Als Sohn eines Geiſtlichen ſtudirt er Theologie, geht freiſinnig in die Welt, mit Kunſtliebe begabt, ſo wie perſönlich von Natur ausgeſtattet; er iſt überall wohl aufgenommen und weiß ſeine Vortheile zu benutzen. Nun erſcheint er als Reiſender, Kunſtfreund, Sammler, Weltmann, Diplomat und Wagehals, der ſich unterwegs ſelbſt zum Baron conſtituirt hatte, und ſich überall etwas Bedeutendes und Schätzenswerthes zuzueignen wußte. So gelangt er zu Seltenheiten aller Art, beſonders auch zu gedachter Sammlung geſchnittener Steine.

Es wäre anmuthig, näher und ausführlicher zu ſchildern, wie er in den Frühling einer geſchichtlichen

Kunſtkenntniß glücklicherweiſe eingetreten. Es regt ſich ein friſches Beſchauen alterthümlicher Gegenſtände; noch iſt die Würdigung derſelben unvollkommen, aber es entwickelt ſich die geiſtreiche Anwendung claſſiſcher Schriftſteller auf bildende Kunſt; noch vertraut man dem Buchſtaben mehr als dem lebendig geformten Zeugniß. Der Name des Künſtlers auf dem geſchnittenen Steine ſteigert ſeinen Werth. Aber ſchon keimt die erſte, wahrhaft entwickelnde, hiſtoriſch folgerechte Methode, wie ſie durch Mengs und Winckelmann zu Heil und Segen auftritt.

Von den fernern Schickſalen der Gemmenſammlung, die uns hier beſonders beſchäftigt, bemerken wir, daß nach dem Tode des Barons ein Neffe, Philipp Muzell-Stoſch, mit vielem andern auch das Cabinet ererbt; es wird eingepackt und verſendet, iſt durch Unaufmerkſamkeit der Spediteurs eine Zeit lang verloren, wird endlich in Livorno wieder gefunden und kommt in Beſitz Friedrichs des Großen, Königs von Preußen.

Es gab frühere Abgüſſe der Sammlung, aber die Verſuche, geſtochen und mit Anmerkungen herauszukommen, mißlingen. Einzelne Steine kommen im Abdruck in verſchiedene Daktyliotheken, in Deutſchland in die Lippertſche, in Rom in die Dehniſche und fanden ſich auch wohl einzeln hie und da bei Händlern und in Cabinetten. Der Wunſch, ſie im Ganzen zu beſitzen und zu überſehen, war ein vieljähriger bei uns und andern Kunſt-

Das Leben iſt ein ſchlechter Spaß,
Dem fehlt's an Dieß, dem fehlt's an Das,
Der will nicht wenig, der zuviel,
Und Kann und Glück kommt auch in's Spiel.
Und hat ſich's Unglück drein gelegt,
Jeder wie er nicht wollte trägt.
Bis endlich Erben mit Behagen
Herrn Kannicht-Willnicht weiter tragen.

freunden; er iſt gegenwärtig auf das angenehmſte erfüllt und dieſer angebotene Schatz mit allgemeiner Theilnahme zu begrüßen. Wir eilen zur Bekanntmachung des Nächſten und Nöthigen.

Hier iſt Goethe's Aufſatz abgebrochen. Aus einem beiliegenden Schema ergibt ſich nun, daß ſeine Abſicht geweſen, noch über folgende Punkte zu reden:

Geſchichte des Künſtlers Reinhardt.

Welcher jetzt ſowohl Glaspaſten, als Maſſenabdrücke den Liebhabern gegen billige Preiſe überliefert.

Die Sammlung im Einzelnen ſorgfältig durchzugehen.

Die vorzüglichſten Stücke, ſchon bekannt, kürzlich hervorzuheben.

Weniger bekannte gleichfalls in's Licht zu ſtellen.

Aufmerkſamkeit auf Nachbildungen wichtiger alter Kunſtwerke.

Auf geiſtreiche Vermannichfaltigung mythologiſcher Gegenſtände.

Auf geſchmackvolle Scherze.

Dergleichen in Kinderſpielen.

Emblemen.

Und ſonſtigen Darſtellungen aller Art.

Charon,

neugriechiſches Gedicht; bildenden Künſtlern als Preisaufgabe vorgelegt.

Die Berges-Höhn warum ſo ſchwarz?
Woher die Wolkenwoge?
Iſt es der Sturm, der droben kämpft,
Der Regen, Gipfel peitſchend?
Nicht iſt's der Sturm, der droben kämpft,
Nicht Regen, Gipfel peitſchend;
Nein Charon iſt's, er ſauſ't einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor ſich hin,
Schleppt hinter ſich die Alten;
Die Jüngſten aber, Säuglinge,
In Reih gehängt am Sattel.
Da rieſen ihm die Greiſe zu,
Die Jünglinge ſie knieten:
„O Charon, halt! halt am Gehege',
Halt an bei'm kühlen Brunnen!
Die Alten da erquicken ſich,
Die Jugend ſchleudert Steine,
Die Knaben zart zerſtreuen ſich,
Und pflücken bunte Blümchen."
Nicht am Gehege halt' ich ſtill,
Ich halte nicht am Brunnen;

Zu schöpfen kommen Weiber an,
Erkennen ihre Kinder,
Die Männer auch erkennen sie,
Das Trennen wird unmöglich.

So oft ich dieß Gedicht vorlas, ereignete sich, was vorauszusehen war: es that eine außerordentliche Wirkung; alle Seelen-, Geist- und Gemüthskräfte waren aufgeregt, besonders aber die Einbildungskraft: denn niemand war der es nicht gemahlt zu sehen verlangt hätte, und ich ertappte mich selbst über diesem Wunsche.

Wenn es nun seltsam scheinen wollte, das Allerflüchtigste, in höchster Wildheit vorüber Eilende vor den Augen fest halten zu wollen, so erinnerte man sich, daß von jeher die bildende Kunst auch eins ihrer schönsten Vorrechte, im gegenwärtigen Momente den vergangenen und den künftigen und also ganz eigentlich die Bewegung auszudrücken, niemals aufgegeben habe. Auch im genannten Falle behauptete man, sey ein hoher Preis zu erringen, weil nicht leicht eine reichere, mannichfaltigere Darstellung zu denken sey: die Jünglinge die sich niederwerfen, das Pferd das einen Augenblick stutzt und sich bäumt, um über sie, wie der Sieger über Besiegte, hinauszusetzen; die Alten die gerade diese Pause benutzen, um heran zu kommen; der Unerbittliche, Tartar- und Baschkiren-ähnliche, der sie schilt und das Pferd anzutreiben

ſcheint. Die Kinder am Sattel wollte man zierlich und natürlich angeſchnallt wiſſen.

Man dachte ſich die Bewegung von der Rechten zur Linken, und in dem Raume rechts, den die Vorüberſtürmenden ſo eben offen laſſen, wollte man das Geheg, den Brunnen, waſſerholende Frauen, welche den vorbei eilenden Sturm, der in ihren Haaren ſauſ't, ſchreckhaft gewahren, in einer ſymboliſchen Behandlung angedeutet ſehen.

Wichtig aber ſchien, daß beinah ſämmtliche Freunde dieſe Vorſtellung gern basreliefartig ausgeführt, und daher auch, gezeichnet oder gemahlt, Farb' in Farb' vor Augen gebracht wünſchten; welches bei näherer Erwägung auch für das Schicklichſte gehalten ward, indem ja hier von Form und Charakter, keineswegs aber von Farbe die Rede ſeyn konnte, deren die Abgeſchiedenen ermangeln. Nur die Landſchaftsmahler verwahrten ihre Rechte und glaubten ſich auch hieran verſuchen zu dürfen.

Wir ſind nicht mehr im Falle wie vor zwanzig Jahren, wo eine Zeit lang herkömmlich war, zu Ausarbeitung gewiſſer Aufgaben förmlich und beſtimmt einzuladen; aber ganz unterlaſſen können wir nicht, aufmerkſam zu machen auf einen Gegenſtand, wo die höhern Kunſtforderungen zu leiſten ſeyn möchten.

Vorſtehendes, im 2ten Stück des 4ten Bandes von Kunſt und Alterthum abgedruckt, hatte ſich der guten Wirkung zu erfreuen, daß das Stuttgarter Kunſtblatt vom 19 Januar 1824 ſowohl Gedicht als Nachſchrift aufnahm mit beigefügter Erklärung des Herrn von Cotta, der ſich geneigt erwies, ihm zugeſendete Zeichnungen dieſes Gegenſtandes nach Weimar zu befördern, auch die welche für die beſte erkannt würde, dem Künſtler zu honoriren und durch Kupferſtich vervielfältigen zu laſſen.

Einige Zeit darauf erhielten die Weimariſchen Kunſtfreunde, unmittelbar von einem längſtgeprüften Genoſſen, eine colorirte Oelſkizze, jene fabelhafte Erſcheinung vorſtellend, jedoch mit ausdrücklicher Aeußerung, daß keine Concurrenz beabſichtigt ſey und man erklärte ſich deßhalb gegen den werthen Mann vertraulich folgendermaßen: „Das beweglichſte Lied führen Sie uns im belebteſten Bilde vor die Augen; man wird überraſcht, ſo oft man die Tafel aufs neue anſieht, eben wie das erſte Mal. Die bald entdeckte Ordnung in der Unruhe fordert ſodann unſere Aufmerkſamkeit; man entziffert ſich gern den Totaleindruck aus einer ſo wohl überdachten Mannichfaltigkeit und kehrt öfter mit Antheil zu der ſeltſamen Erſcheinung zurück, die uns immer wieder aufregt und befriedigt.“ Eine ſolche allgemeine Schilderung des Effects möge denn auch hier genügen.

Denn nun werden von Stuttgart ſechs Zeichnungen verſchiedener Künſtler eingeſendet, welche wir vergleichend

gegeneinander zu ſtellen aufgefordert ſind, und indem wir in aufſteigender Reihe von ihren Verdienſten Bericht geben, legen wir zugleich dem kunſtliebenden Publicum die Gründe vor, die unſer ſchließliches Urtheil beſtimmen.

Nr. I.

Zeichnung auf gelbem Papier, Federumriß mit Sepia angetuſcht und weiß aufgehöht, hoch 13 Zoll, breit 22½ Zoll.

Redliches Beſtreben äußert ſich in dieſer Zeichnung überall, der Ausdruck in den Köpfen iſt gemüthvoll und abwechſelnd; einiges, z. B. die Gruppe, beſtehend aus drey jugendlich männlichen Figuren und einem Kinde, welche das Pferd eben niederzuwerfen und über ſie wegzuſetzen ſcheint, iſt glücklich geordnet; eben ſo die in den Mähnen des Pferdes hängenden Kinder u. a. m. Wir bedauern, daß die ganze Darſtellung nicht völlig im Geiſte des Gedichtes und mit der dem Künſtler zuſtehenden ja nothwendigen poetiſchen Freiheit aufgefaßt iſt. Es iſt nicht der neugriechiſche Charon, oder der Begriff vom Schickſal, nicht der Gewaltige, Strenge, unerbittlich alles Niederwerfende — nach des Gedichtes Worten: Einherſauſende — der die Jugend vor ſich hertreibt, hinter ſich nach die Alten ſchleppt; hier erſcheint der Reitende vielmehr ſelbſt der Angegriffene, er droht mit gehallter Fauſt, vertheidigt ſich gegen die, ſo ihn auf-

halten wollen, mit einem hoch über dem Haupte geschwungenen Ruder.

Zu dieser Gebärde, zu diesem Attribut ist der Künstler wahrscheinlich durch Erinnerung an den griechischen Fährmann verleitet worden, den man aber nicht mit dem gegenwärtigen wilden, späterer Einbildungskraft angehörigen Reiter vermischen muß, welcher ganz an und für sich und ohne Bezug auf jenen zu denken und darzustellen ist.

Von allen übrigen Zeichnungen jedoch unterscheidet sich gegenwärtige durch den Umstand, daß nichts auf Erscheinung hindeutet, nichts Geisterhaftes oder Gespenstermäßiges darin vorkommt. Alles geschieht an der Erde, so zu sagen auf freier Straße. Das Pferd regt sogar Staub auf, und die Weiber welche zur Seite am Brunnen Wasser schöpfen, nehmen an der Handlung unmittelbaren Antheil. Dagegen haben die andern fünf concurrirenden Künstler den Charon und die Figuren um ihn auf Wolken, gleichsam als Erscheinung vorüberziehend sich gedacht, und auch wir sind aus erheblichen Gründen geneigt, solches für angemessener zu halten.

Nr. II.

Große Zeichnung auf grauem Papier, mit der Feder schraffirt. Breit 44 Zoll, hoch 31 Zoll.

In den Figuren, welche vor dem Reiter her, zum Theil schwebend, entfliehen, und in denen, welche bittend

tend und klagend ihm folgen, vermißt man wissenschaftliche Zeichnung der nackten Glieder. Störend sind ferner einige nicht recht passend bewegte, gleichsam den Figuren nicht angehörige Hände. Charon sitzt schwach und gebückt auf seinem Pferde, sieht sich mitleidig um, die linke Hand ist müßig, und die rechte hält, ebenfalls ohne alle Bedeutung, den Zügel hoch empor; hingegen ist der Kopf des Pferdes gut gezeichnet und von lebendigem Ausdruck. So finden sich auch einige weibliche Köpfe mit angenehmen Zügen und zierlichem Haarputz; ebenfalls sind mehrere in gutem Geschmack angelegte Gewänder zu loben.

Luft und Licht, Wolken, deßgleichen der landschaftliche Grund, welchen man unter dem Wolkenzuge, worauf die Darstellung erscheint, wahrnimmt, lassen vermuthen, der Zeichner dieses Stücks besitze mehr Uebung im landschaftlichen Fache als in dem der Figuren: denn die Waldgegend, wo zwischen Hügeln sich ein Pfad hinzieht; im Vordergrunde die Weinlaube, in deren Schatten zwey Figuren ruhen, weidende Schafe u. s. w. sind nicht allein lieblich gedacht, sondern auch mit sicherer Hand ausgeführt. Befremdend ist es, daß die Berggipfel welche über dem Gewölk zum Vorschein kommen, nicht passen, oder besser gesagt, in keinem Zusammenhange stehen mit dem landschaftlichen Grunde unter der Erscheinung, ein Versehen, welches noch zwey andere von den wetteifernden Künstlern ebenfalls begangen haben.

Nr. III.

Zeichnung, eben so wie die vorhergehende mit der Feder schraffirt, jedoch auf weißem Papier. 32 Zoll breit, 22¾ Zoll hoch.

Uebertrifft dieses Werk hinsichtlich auf das Wissenschaftliche in den Umrissen das vorige nur wenig, so muß man doch dem Künstler bei weitem größere Gewandtheit zugestehen; ihm gelingt der Ausdruck, die Figuren sind glücklich zu Gruppen geordnet, haben alle wohldurchgeführten Charakter, passende Stellungen und sind lebhaft bewegt; von dieser Seite ist ganz besonders ein dem Charon eiligst an Krücken nachhinkender Alter zu loben. Charon möchte am meisten der Nachsicht bedürfen, theils weil er verhältnißmäßig zu den übrigen Figuren etwas gigantischer hätte gehalten werden sollen; theils weil in seiner Gebärde, der Dichtung ganz entgegen, sich Besorgniß, ja Furcht ausspricht: er möchte die Jünglinge vor ihm überreiten, die Alten hinter ihm möchten nicht nachkommen können. Unter der Wolkenschicht, auf welcher Charon erscheint, sind die Mädchen am Brunnen gar anmuthig gedacht, drey andere weibliche Figuren von denen eine jung, mit lebhafter Bewegung, die Erscheinung wahrnimmt, eine Alte sitzend ein Kind hält, dem die dritte einen Apfel darreicht, bilden eine hübsche Gruppe. So verdient auch ein Mann der vom Feigenbaume Früchte pflückt, wegen der mahlerischen Stellung und Bekleidung, nicht übersehen zu werden.

Die hohen, von Wolken umschwebten Berggipfel, welche oben im Bilde über dem Charon sichtbar sind, haben auch in dieser Zeichnung nicht den erforderlichen Zusammenhang mit dem landschaftlichen Grunde unten im Bilde.

Nr. IV.

Das jetzt folgende Stück ist das kleinste von allen die eingesendet worden; nur etwa 1 Fuß hoch und 16 Zoll breit, sauber mit der Feder umrissen, kräftig getuscht und weiß aufgehöht.

Lobenswürdige Sorgfalt und die Hand eines geübten Künstlers sind in allen Theilen zu erkennen. Charon stürmt auf ungebändigtem zaumlosem Pferde wildrennend vorüber, vom Sattel herab hängen, vor und hinter ihm, kleine Kinder; eine Gruppe alter Männer, Patriarchen gleichend, zieht er mit Gewalt nach sich an einer sie umschlingenden Binde; eine andere Gruppe, meist zarte Jünglingsgestalten, kommen ihm entgegen, schwebend, gehend und auf die Kniee niedersinkend, sie bewundern ehrfurchtsvoll, flehen, beten an. Ein Wolkenstreif dient als Basis, unter welchem hin sich die Landschaft aufthut: großartige Gebirgsgegend; den Weg herauf kommen drey gar niedliche weibliche Figuren, Krüge in den Händen, am überwölbten Borne Wasser zu schöpfen. Eine derselben richtet den Blick aufwärts nach dem, was über dem Gewölke vorgeht.

Das Leben iſt ein Gänſeſpiel:
Jemehr man vorwärts gehet,
Je früher kommt man an das Ziel,
Wo niemand gerne ſtehet.

Man ſagt die Gänſe wären dumm,
O glaubt mir nicht den Leuten:
Denn eine ſieht einmal ſich 'rum
Mich rückwärts zu bedeuten.

Ganz anders iſt's in dieſer Welt
Wo alles vorwärts drücket,
Wenn einer ſtolpert oder fällt
Keine Seele rückwärts blicket.

In dieser Zeichnung sind die Figuren viel besser als in dem vorigen verstanden, die Glieder haben Wohlgestalt, die Köpfe gemüthlichen sanften Ausdruck; der Faltenschlag ist sehr zierlich, die Anordnung des Ganzen sowohl als der einzelnen Gruppen gut, wenn auch vielleicht zu symmetrisch; Charon vornehmlich dürfte, wenn ein Werk von so vielen Verdiensten nach aller Strenge sollte beurtheilt werden, von zu weichlichem Ausdruck, die Motive überhaupt zu sentimental erscheinen. Gegen die Gruppe der Jünglinge möchte man alsdann auch einwenden, daß sie durch Gestalten, Stellung und Faltenwurf etwas zu auffallend an Raphaels Disputa erinnern.

Nr. V.

Der wackere Künstler der diese sehr fleißig braunausgetuschte nur hier und da ein wenig mit Weiß aufgehöhte Zeichnung, 23 Zoll breit und beinahe 18 Zoll hoch, verfertigt hat, entwickelte darin ein großes ehrenwerthes Talent; die Umrisse sind wohl verstanden, die Figuren kühn bewegt, zum Theil von ausgearbeiteten kräftigen Formen; die Köpfe geistreich, auch fehlt es nicht an schönem Faltenschlag; selbst die im Ganzen beachtete Haltung ist zu loben.

Wie aus dunkeln, sich gegen die Erde senkenden Wetterwolken hervor sprengt Charon, die vordersten Figuren auf diesen Wolken, Jünglinge, stürzen nieder, vom Pferde übersprungen, mehrere fliehen, mehrere

werden vom grimmigen Reiter mit geſchwungener Geißel bedroht; nach ſich ſchleppt er einen Mann, der, um den Hals gebunden ſchon halb erwürgt, rücklings niederſtürzt, und jammernd die Hände über dem Kopfe ringt; Alte, würdige Greiſe flehen kniefällig; aus dem düſtern Gewölk fahren Blitze, Regengüſſe ſtürzen nieder, Sonnenſtrahlen brechen durch, und unter dem Wolkenſaume ſieht man im landſchaftlichen Grund am Felsborn liebliche Frauengeſtalten verſchieden beſchäftigt; mehrere derſelben ſehen beſtürzt nach der Erſcheinung; eine, welche raſchen Schrittes nach dem Brunnen hinſchreitet, iſt hinſichtlich auf ſchöne Bewegung und Falten vorzüglich lobenswerth.

In der Anordnung des Ganzen nimmt man großartige Intention wahr, nur wenige einzelne Glieder ſtoßen nicht völlig kunſtgerecht aufeinander, ſo daß theils ſcharfe Winkel entſtehen und man auf den erſten Blick ungewiß bleibt, welcher Figur ein Arm oder ein Bein eigentlich angehört.

Die große Ausführung jedoch, wodurch der Künſtler ſein Blatt hervorgehoben, ſetzt ihn in den Stand, die Köpfe höchſt belebt und geiſtreich darzuſtellen; wie denn auch Hände und Füße ſehr gut gezeichnet, zierlich und mit der größten Sorgfalt vollendet ſind. Als ſchön drapirte Figur nimmt ſich vornehmlich unter der Gruppe der flehenden Alten der, welcher ganz zu vorderſt kniet, vortheilhaft aus.

In Erwägung der so eben erzählten vielen Verdienste könnte die Frage entstehen, ob dieses Blatt nicht geeignet sey, sich mit dem nächstfolgenden auf Eine Linie zu stellen.

Nr. VI.

Dieser Nummer jedoch gebührt nach unserer Ueberzeugung der Preis. Die Zeichnung 3 Fuß breit, 25 Zoll hoch, ist auf gelblichem Papier, Federumriß, braun angetuscht und die Lichter mit dem Pinsel aufgetragen. Herr Leybold, der Erfinder, hat den Gegenstand am glücklichsten erfaßt und künstlerisch mit bester Einheit des Ganzen, in würdigen und großartigen Formen darzustellen gewußt. Die Behandlung ist leicht und meisterhaft, ohne daß der Ausführung dadurch etwas entzogen wäre; Formen und Gewänder deuten an, daß der Künstler sich den Michel = Angelo zum Muster genommen.

Charon, ein gewaltiger, rüstiger Alter, sitzt, an Brust und Körper nackt, auf ungezäumtem Rosse, welches im schnellsten reißendsten Laufe keichend dahin eilt; Haar und Bart des Reiters rückwärts getrieben; der flatternde Mantel von sehr gutem Faltenschlage verbirgt und zeigt zum Theil drey kleine Kinder, deren eins an der rechten Seite des Alten ruht, zwey aber von ihm mit der Linken gehalten werden; mit der Rechten ergreift er einen bejahrten Mann bei der linken Hand, welcher ungern folgend, sich zu retten nach dem dürren Aste eines

Baumſturzes in der wirklichen Landſchaft greift den er doch bald hinter ſich laſſen wird. Andere Alte ſchweben bittend und flehend, dumpf, gleichgültig und kümmerlichmüde dem vorübereilenden Charon nach.

Auf der entgegengeſetzten Seite ſcheuen und fliehen das daher ſtürmende Pferd mehrere jugendliche Geſtalten verſchiedenen Alters und Geſchlechts. Das eilige jüngſte Paar, Knabe und Mädchen, ſo jung und ſchon geſellig umſchlungen, läuft, halb ſpielend, halb furchtſam, voraus; ein wackerer, gefühlvoller Jüngling zeigt, wie um Schonung das Ungethüm anflehend, auf einen jüngern Freund, der ihm ohnmächtig in die Arme fällt; eine weibliche derbe Geſtalt wirft ſich dem Pferde entgegen und ſcheint es beiſeit drängen zu wollen. Auf dem vorderſten Wolkenſaume, mit allen den Andern im Vorübereilen, bückt ſich ein knabenhaftes Mädchen, um von den unten im Vordergrunde reichlich ſproſſenden Lilien eine zu pflücken. Weiter zur Rechten ein junger Mann halb gelehnt, halb knieend, deutet mit Gebärde der Ueberredung herunter auf den erquicklich ſtrömenden Brunnen im Winkel des Bildes.

Hier aber glauben wir eine noch zartere Andeutung zu finden. Aus der Tiefe des landſchaftlichen Grundes ſteigen drei junge Frauen mit Krügen, am Brunnen Waſſer zu ſchöpfen. Die größte, vorderſte, mit niedergeſchlagenen Augen und kummervoller Miene, halten wir für die Witwe des eben genannten jungen Mannes, der alſo,

nach unserer Auslegung, nicht bloß auf die frische Quelle, sondern auch auf die herankommende Geliebte hindeutet. Die zweyte ist eine bloß mägdehafte gleichgültige Gestalt; die dritte richtet erstaunt den Blick nach oben, als wenn sie in dem über ihrem Haupte sausenden Sturm etwas Bängliches ahnete.

Alles dieses zusammen betrachtet, müssen wir also Herrn Leybold das meiste Kunstverdienst zugestehen. Die Aufgabe ist von ihm am besten gefaßt, die Darstellung am vollständigsten gedacht worden; er hat sich der mannichfaltigsten Motive bedient und keins derselben wiederholt. Angemessen sind die Gliederformen, die Gewänder durchgängig im edlen Styl, Anordnung und Ausdruck löblich.

Licht und Schatten beobachtete der Künstler verständig, er trachtete nicht nach frappantem Effect, und doch hat seine Zeichnung eine dem Auge wohlgefällige Wirkung; alle Theile sondern sich richtig, ohne Unruhe, ohne Verwirrung aus einander und erscheinen deutlich.

Auch ist zu erwähnen, daß eine bedeutende Größe des Bildes und der darin dicht eingeschlossenen Gestalten eine charakteristisch vortheilhafte Wirkung hervorbringt.

Der landschaftliche Grund läßt sich in Betreff der Anlage ebenfalls loben, und stimmt vermöge seiner Einfalt und Großartigkeit mit dem Ernst der Darstellung überein, aber doch begegnet uns auch hier der Umstand, welcher uns oben schon bei Nr. II. und III. wiederholt Bedenken

dient, indessen im Raum darunter ein Röhrbrunnen an dem die Frauen Wasser holen, hervorströmt. Bei ihnen sitzt ein Jäger, welcher nach dem Vorgang aufdeutet; das Nämliche geschieht von einem Knaben, indeß ein anderer einem sitzenden alten Mann den Krug zum Trunke reicht.

Die Figuren dieses Kunstwerkes sind alle lebhaft bewegt, großentheils von anmuthiger Gebärde und Wendung, durchgängig wohl gezeichnet. Ferner gebührt der Anordnung des Ganzen alles Lob, denn der Raum ist sehr wohl ausgefüllt, keine Stelle überladen und keine leer. Es versteht sich, daß ein Werk dieser Art engverschränkte Gruppen nicht erlaubt, sondern alle Figuren der Deutlichkeit wegen bis auf wenige Berührung von einander abgesondert zu halten sind.

Indem wir nun diese Betrachtungen den Kunstfreunden zu geneigter Prüfung übergeben, enthalten wir uns nicht, auszusprechen, wie viel Vergnügen uns die Behandlung einer so bedeutenden Aufgabe verschafft, und zwar auch durch Erinnerung an vergangene Zeiten. Denn es sind eben zwanzig Jahre, daß wir die siebente und letzte Ausstellung in Weimar vorbereiteten und eine bis dahin fortgesetzte Zusammenwirkung mit deutschen Künstlern abschlossen. Was sich seit jener Zeit erhalten und

entwickelt, davon gibt gegenwärtige Concurrenz ein gültiges Zeugniß. Möchten redlich ſtrebende Künſtler von Zeit zu Zeit Gelegenheit finden, die Reſultate ihrer ſtillen Bemühungen dem ganzen deutſchen Publicum vor Augen zu bringen.

Polygnots Gemählde

in der Lesche zu Delphi.

Nach der Beschreibung des Pausanias restaurirt von den Gebrüdern Riepenhausen.

Bleistiftumrisse auf weißem Papier Zwölf Blätter.

Die unwiderstehliche Begierde nach unmittelbarem Anschauen, die in dem Menschen durch Nachrichten von entfernten Gegenständen erregt wird, das Bedürfniß allem demjenigen, was wir geistiger Weise gewahr werden, auch ein sinnliches Bild unterzulegen, sind ein Beweis der Tüchtigkeit unserer Natur, die das Einseitige flieht und immerfort das Innere durch's Aeußere, das Aeußere durch's Innere zu ergänzen strebt.

Wenn wir daher dem Einen Dank wissen, der uns Gegenstände der Kunst und Natur, denen wir in der Wirklichkeit nicht begegnen würden, durch Nachahmung vor die Augen bringt, so haben Andere allerdings auf unsere Erkenntlichkeit größern Anspruch, die bemüht sind, verlorene Monumente wieder herzustellen und so unterrichtet als geistreich, nach geringen Andeutungen, das Zerstörte in einem gewissen Grade wieder zu beleben.

Einen ſolchen Dank bringen wir zunächſt den oben genannten trefflichen Künſtlern, die uns durch ihre zwölf nach der Beſchreibung des Pauſanias entworfenen Zeichnungen in den Stand ſetzen von den längſt untergegangenen Gemählden des Polygnot in der Leſche zu Delphi eine Art Anſchauung zu gewinnen; ſo wie ſie uns zugleich Veranlaſſung geben unſre Gedanken über jene bedeutenden Werke des Alterthums im Nachſtehenden mitzutheilen.

„Die Jahre nahmen dir, du ſagſt, ſo vieles:
Die eigentliche Luſt des Sinnenſpieles,
Erinnerung des allerliebſten Tandes
Von geſtern, weit- und breiten Landes
Durchſchweifen frommt nicht mehr; ſelbſt nicht von Oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben
Erfreulich ſonſt. Aus eignem Thun Behagen
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreiſtes Wagen!
Nun wüßt' ich nicht was dir Beſondres bliebe?"

Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

Einleitendes
über
Polygnots Gemählde
in der Leſche zu Delphi.

An dieſem Verſammlungsorte, einem Porticus, den man um einen länglich viereckten Hof herum gezogen und nach innen zu offen denken kann, fanden ſich, noch zu Pauſanias Zeiten, wohl erhalten, einige Werke Polygnots.

Das an der rechten Seite befindliche Gemählde beſtand aus zwei Abtheilungen, wovon die eine der Eroberung Troja's, die andere nach unſerer Ueberzeugung, der Verherrlichung Helena's gewidmet war.

Die Bildung der Gruppen aus einzelnen Figuren, ihre Zuſammenſtellung unter ſich, ſo wie die Nachbarſchaft beider Vorſtellungen, kann unſere erſte Tafel vergegenwärtigen.

Pauſanias beſchreibt das Ganze von der Rechten zur Linken, ſo wie die Gruppen dem Hereintretenden und an dem Bilde Hergebenden vor die Augen kamen, in welcher Ordnung ſie auch nun von uns mit Nummern bezeichnet worden, obgleich eine andere Betrachtungsweiſe, die wir in der Folge darlegen werden, ſtattfinden möchte.

Erste Tafel.
(Buch 13 gehört.)

Gemählde auf der rechten Seite der Lesche.

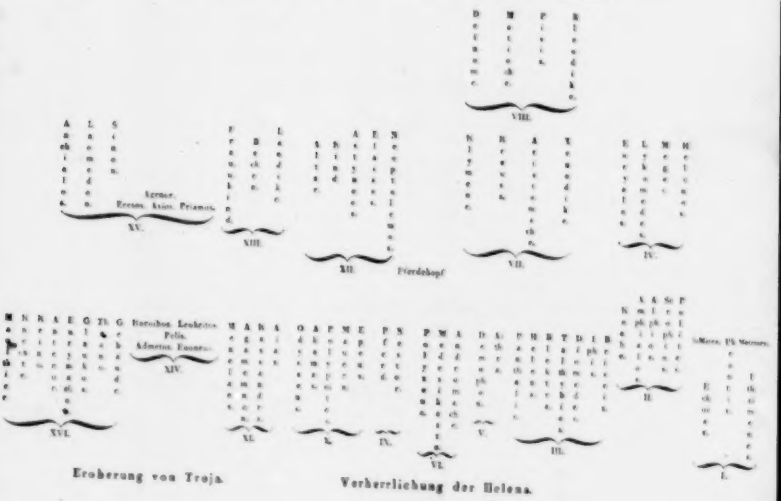

Eroberung von Troja.

Verherrlichung der Helena.

(Zu Homers Buch XIII u. f.)

Zur Linken ſah man ein einzelnes, großes Bild, den Beſuch des Odyſſeus in der Unterwelt vorſtellend.

Wir nehmen an, daß Pauſanias, nach Beſchreibung der beiden oben gemeldeten Bilder auf der rechten Seite, wieder zum Eingange zurückgekehrt ſey, ſich auf die linke Seite des Gebäudes gewendet und das daſelbſt befindliche Gemählde von der Linken zur Rechten beſchrieben habe; wie es denn auch auf unſerer zweyten Tafel, vorgeſtellt iſt.

Wir erſuchen unſere Leſer, ſich zuerſt mit dieſer unſerer Darſtellung, ſo wie mit der Beſchreibung des Pauſanias, die wir im Auszuge liefern, bekannt zu machen, ehe ſie zu unſern Muthmaßungen übergehen, wodurch wir den Sinn dieſer Kunſtwerke anzudeuten gedenken.

Dabei werden ſie durchaus im Auge behalten: daß die Gruppen keineswegs perſpectiviſch, ſondern, nach Art damaliger Kunſt, neben, über und unter einander, jedoch nicht ohne Weisheit und Abſicht geſtellt geweſen.

Nach dem Pauſanias.

I.

Eroberung von Troja.

X.

Epeus, nackend vorgeſtellt, wirft die Mauern von Troja nieder. Das berühmte hölzerne Pferd ragt mit ſeinem Haupte über dieſelben hervor.

Polypoites, Sohn des Peirithoos, hat das Haupt mit einer Art von Binde umwunden. Akamas, Sohn des Theſeus, iſt neben ihm. Odyſſeus ſteht in ſeinem Harniſch.

XI.

Ajas, Sohn des Oileus, hält ſein Schild, und naht ſich dem Altar, als im Schwur begriffen, daß er Kaſſandren, wider Willen der Göttin entführen wolle.

Kaſſandra ſitzt auf der Erde, vor der Statue der Pallas; ſie hält das Bild umfaßt, welches ſie von dem Fußgeſtelle hob, als Ajas ſie, die Schutzflehende, wegriß.

Die zwey Söhne des Atreus ſind auch gehelmt, und überdieß hat Menelaos den Schild, worauf man jenen Drachen ſieht, der bei dem Opfer zu Aulis, als ein Wunderzeichen, erſchien. Die Atreiden ſcheinen den Ajas abhalten zu wollen.

XII.

Gegen jenem Pferd über verſcheidet Elaſſos, unter den Streichen des Neoptolemos, er iſt ſterbend vorgeſtellt. Aſtynoos kniet, nach ihm haut Neoptolemos. Dieſer iſt der einzige auf dem Bilde, der die Trojaner noch verfolgt.

Ferner iſt ein Altar gemahlt, wohin ſich ein furchtſames Kind flüchtet. Auf dem Altar liegt ein Harniſch, wie man ſie vor Alters trug, aus einem Vorder- und Hintertheil zuſammengeſetzt und durch Spangen befeſtigt.

XIII.

Laodike ſteht jenſeit des Altars, ſie befindet ſich nicht unter der Zahl der Gefangenen. Neben ihr ein kupfernes Becken auf einem ſteinernen Fußgeſtell.

Meduſa, eine Tochter Priamos, liegt an dem Boden und umfaßt es mit beiden Armen.

Daneben ſeht ihr eine alte Frau, mit geſchornem Kopf, ein Kind auf ihren Knieen haltend, welches furchtſam ſeine Augen mit den Händen bedeckt.

XIV.

Der Mahler hat nachher todte Körper vorgeſtellt. Der erſte, den man erblickt, iſt Pelis, ausgezogen und auf dem Rücken liegend. Unter ihm liegen Euoneus und Admetos, welche noch geharniſcht ſind; höher ſeht ihr andere. Leokritos, Sohn des Polydamas, liegt unter dem Becken.

Ueber Euoneus und Admetos ſieht man den Körper des Koroibos, der um Kaſſandra freite.

XV.

Ueber ihm bemerkt man die Körper des Priamos, Axios und Agenor.

Ferner ſeht ihr Simon, den Gefährten des Odyſſeus und Anchialos, welche die Leiche des Laomedon wegtragen.

XVI.

Vor der Wohnung des Antenor zeigt ſich eine Leopardenhaut, als ein Schutzzeichen, daß die Griechen dieſes Haus zu verſchonen haben.

Theano wird auch mit ihren beiden Söhnen, Glaukos und Eurymachos, vorgeſtellt. Der erſte ſitzt auf einem Harniſch von der alten Art, der zweyte auf einem Stein. Neben dieſem ſieht man Antenor, mit Krino, ſeiner Tochter, welche ein Kind in den Armen hält.

Der Mahler hat allen dieſen Figuren ſolche Mienen und Gebärden gegeben, wie man ſie von Perſonen erwartet, welche von Schmerz gedrungt ſind.

An der Seite ſieht man Diener, die einen Eſel mit Körben beladen und ſie mit Vorräthen anfüllen. Ein Kind ſitzt auf dem Thiere.

II.

Verherrlichung der Helena.

I.

Hier wird alles für Menelaos Rückkehr bereitet. Man ſieht ein Schiff, die Bootsleute ſind, untermiſcht, Männer und Kinder.

In der Mitte ſteht Phronis, der Steuermann, die Fährſtangen bereit haltend.

Unter ihm bringt Ithaimenes ein Kleid, und Echoiar ſteigt, mit einem ehernen Waſſergefäß, die Schiffstreppe hinab.

II.

Auf dem Lande, nicht weit vom Schiffe, ſind Polites, Strophios und Alphios beſchäftigt, das Gezelt des Menelaos abzubrechen.

Amphialos bricht ein anderes ab.

Zu den Füßen des Amphialos ſitzt ein Kind, ohne Namensbeiſchrift.

Phronis iſt der Einzige, der einen Bart hat.

III.

Dann ſteht Briſeis, etwas höher Diomedes und Iphis zunächſt, beide als wenn ſie die Schönheit Helenens bewunderten.

Helena ſitzt; bei ihr ſteht ein junger Mann, wahrſcheinlich Eurybates, der Herold des Odyſſeus, zwar unbärtig.

Helena hat ihre zwey Frauen neben sich, Panthalis und Elektra; die erste steht bei ihr, die andere bindet ihr die Schuhe.

IV.

Ueber ihr sitzt ein Mann, in Purpur gekleidet, sehr traurig; es ist Helenos, der Sohn des Priamos. Neben ihm steht Meges, mit verwundetem Arm; neben diesem Lykomedes, am Gelenke der Hand, am Kopfe und an der Ferse verwundet. Auch Eurvalos hat zwey Wunden, eine am Kopfe, eine am Handgelenke.

Alle diese Figuren befinden sich über der Helena.

V.

Neben ihr sieht man Aithra, die Mutter des Theseus, mit geschornem Haupte, als Zeichen der Knechtschaft, und Demophon, den Sohn des Theseus, in nachdenklicher Stellung. Wahrscheinlich überlegt er, wie er Aithra in Freiheit setzen will. Er hatte den Agamemnon darum gebeten, der es ohne Beistimmung der Helena nicht gewähren wollte. Vermuthlich steht Eurybates bei Helena, diesen Auftrag auszurichten.

VI.

Auf derselben Linie sieht man gefangene, höchst betrübte Trojanerinnen. Andromache, ihren Sohn am Busen, auch Medesikaste, eine natürliche Tochter des Priamos, an Imbrios verheirathet. Diese beide Fürstinnen sind verschleiert.

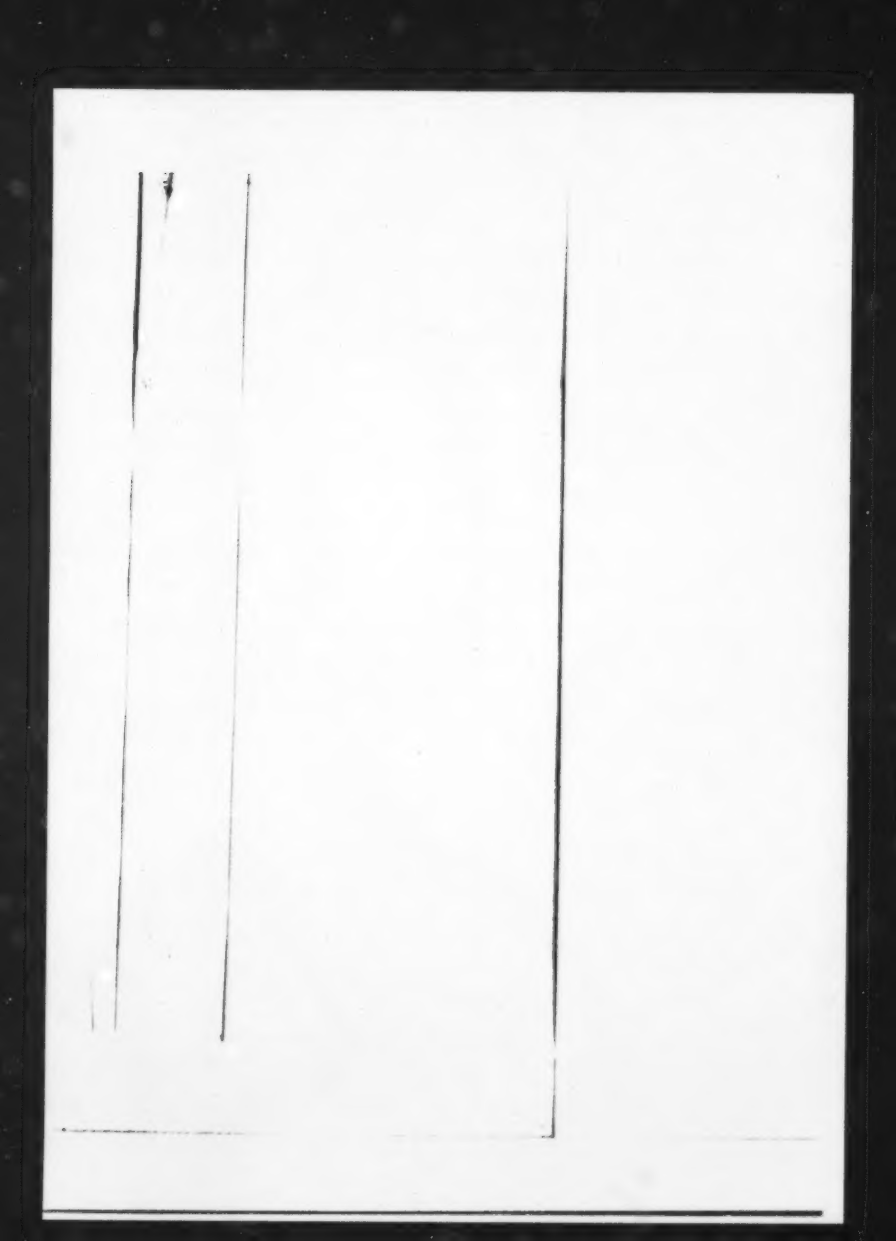

Vor den Wiſſenden ſich ſtellen
Sicher iſt's in allen Fällen!
Wenn du lange dich gequälet
Weiß er gleich wo dir es fehlet;
Auch auf Beifall darfſt du hoffen,
Denn er weiß wo du's getroffen.

Zweyte Tafel.
(Zu S. 111 gehörig.)

Gemählde auf der linken Seite der Lesche.

Darauf folgt Polyxena, ihr Haar hinten aufgeknüpft, nach Art junger Perſonen.

XI.

Neſtor ſteht zunächſt: er hat einen Hut auf dem Kopf und eine Pike in der Hand. Sein Pferd iſt bei ihm, das ſich auf dem Ufer wälzen möchte.

Man erkennt das Ufer an kleinen Kieſeln um das Pferd her; ſonſt bemerkt man nichts, was die Nachbarſchaft des Meeres bezeichnete.

VII.

Ueber jenen Frauen, die ſich zwiſchen Neſtor und Aithra befinden, ſieht man vier andere Gefangene: Klymene, Kreuſa, Ariſtomache und Xenodike.

VIII.

Ueber ihnen befinden ſich abermals vier Gefangene, auf einem Bette: Deïnome, Metioche, Piſis und Kleodike.

Beſuch des Odyſſeus in der Unterwelt.

Hier ſieht man den Acheron, ſchilficht, und Schatten von Fiſchen im Waſſer. In einem Schiffe iſt der greiſe Fährmann mit den Rudern abgebildet.

Die im Fahrzeug ſitzenden ſind keine berühmten Perſonen — Tellis, ein reifender Knabe und Kleoboia, noch

Jungfrau. Diese hält ein Kästchen auf den Knieen, wie man sie der Demeter zu widmen pflegt.

Unter Charons Nachen wird ein vatermörderischer Sohn von seinem eigenen Vater erdrosselt.

Zunächst wird ein Tempelräuber gestraft. Das Weib, dem er überliefert ist, scheint sowohl jede Arzneimittel, als alle Gifte, mit denen man die Menschen schmerzlich tödtet, sehr wohl zu kennen.

Ueber diesen benannten sieht man den Eurynomos, welcher unter die Götter der Unterwelt gezählt wird. Man sagt, er verzehre das Fleisch der Todten und lasse nur die Knochen übrig. Hier ist er schwarzblau vorgestellt. Er zeigt die Zähne und sitzt auf dem Felle eines Raubthiers.

Zunächst sieht man die Arkadierin Auge, und Iphimedeia. Die erste hat, unter allen Weibern welche Hercules erkannt, den vaterähnlichsten Sohn geboren. Der zweyten aber hat Mylassis, eine Stadt in Carien, große Verehrung erwiesen.

Höher als die erwähnten Figuren sieht man die Gesellen des Odysseus, Perimedes und Eurylochos, welche schwarze Widder zum Opfer bringen.

Zunächst sitzt ein Mann, mit dem Namen Oknos bezeichnet: er flicht einen Strick aus Schilf, dabei steht eine Eselin, die das was er flicht sogleich aufzehrt.

Nun sieht man auch den Tityos, dergestalt abgebildet, daß er nicht mehr Strafe zu leiden, sondern durch

die langwierige Strafe verzehrt zu seyn scheint; denn es ist ein dunkelnder Schatten.

Zunächst bei Oknos findet sich Ariadne, die auf einem Felsen sitzt und ihre Schwester Phaidra ansieht. Diese schwebt an einem Strick, welchen sie mit beiden Händen hält.

Unter Phaidra ruht Chloris, auf den Knieen der Thyia. Man glaubt in ihnen zwey zärtliche Freundinnen zu sehen.

Neben Thyia steht Prokris, die Tochter des Erechtheus, und nachher Klymene, die ihr den Rücken zukehrt.

Weiterhin sehet ihr Megara von Theben, die verstoßene Frau des Hercules.

Ueber dem Haupte dieser Weiber sitzt, auf einem Stein, die Tochter Salmoneus, Tyro.

Zunächst steht Eriphyle, welche die Fingerspitzen durch's Gewand am Halse hervorzeigt, wobei man in den Falten das berüchtigte Halsband vermuthen kann.

Ueber der Eriphyle ist Elpenor, in einem geflochtenen Baſtkleide, wie es die Schiffer tragen, dann Odysseus kauernd, der das Schwert über der Grube hält; zu dieser tritt der Wahrsager Teiresias; hinter demselben sitzt Antikleia, die Mutter des Odysseus.

Unter dem Odysseus sitzen Theseus und Peirithoos, auf Thronen, auf denen sie durch unsichtbare Macht festgehalten werden. Theseus hat die Schwerter beider in Händen. Peirithoos sieht auf die Schwerter.

Sodann ſind die Tchter des Pandaros gemahlt, Kameiro uud Klytie, mit Blumenkränzen geziert und mit Knöchelchen ſpielend.

Dann ſieht man den Antilochos, der mit einem Fuß auf einen Stein tretend, Geſicht und Haupt mit beiden Händen hält.

Zunächſt ſteht Agamemnon, der die linke Schulter mit einem Scepter unterſtützt, in Händen aber eine Ruthe trägt.

Proteſilaos, ſitzend, betrachtet den gleichfalls ſitzenden Achilleus. Ueber dem Achilleus ſteht Patroklos. Alle ſind unbärtig, außer Agamemnon.

Höher iſt Phokos gemahlt, unmündigen Alters, mit einem Siegelring an der linken Hand, die er dem Jaſeus hinreicht, welcher den Ring betrachtet, und ihn abzunehmen im Begriff iſt.

Ueber dieſem ſitzt Maira, auf einem Stein, die Tochter des Prötos.

Zunächſt ſitzt Aktaion und ſeine Mutter Autonoë auf einem Hirſchfelle. Sie halten ein Hirſchkalb. Auch liegt ein Jagdhund bei ihnen.

Kehrſt du nun zu den untern Theilen des Bildes wieder deine Augen, ſo ſiehſt du, nach dem Patroklos, den Orpheus auf dem Rücken eines Grabmals ſitzen. Mit der Linken berührt er die Zither, mit der andern die Zweige einer Weide, an die er ſich lehnt. Er iſt griechiſch gekleidet, weder ſein Gewand noch ſein Hauptſchmuck hat

irgend etwas Thraciſches. An der entgegengeſetzten Seite des Baums lehnt Promedon, der, nach Einigen, die Sänger überhaupt, beſonders aber den Orpheus zu hören Freude gehabt.

In dieſem Theile des Bildes iſt auch Schedios, der die Phocenſer nach Troja führte, nach ihm Pelias, auf einem Throne ſitzend, mit grauem Bart und Haupthaar. Dieſer betrachtet den Orpheus. Schedios hält einen kleinen Dolch, und iſt mit Gras bekränzt.

Nächſt dem Pelias ſitzt Thamyris, des Augenlichtes beraubt, kümmerlichen Anſehens, mit ſtarkem Haupt- und Barthaar. Vor ſeinen Füßen liegt die Leyer, mit zerbrochnen Hörnern und zerriſſenen Saiten.

Etwas höher ſitzt Marſyas, welcher den Olympos, einen reifenden Knaben, die Flöte behandeln lehrt.

Wendeſt du wieder deine Augen nach dem obern Theile des Gemähldes, ſo folgt auf Aktaion der ſalaminiſche Ajax; ſodann Palamedes und Therſites mit Würfeln ſpielend. Der andere Ajax ſieht zu. Dieſer hat das Anſehen eines ſchiffbrüchigen, mit ſchäumender Meeresflut beſprengten Mannes.

Etwas höher als Ajax ſteht des Oineus Sohn, Meleager, und ſcheint jenen anzuſehen. Alle haben Bärte, der einzige Palamedes iſt ohne Bart.

Zu unterſt auf der Tafel, hinter Thamyris ſitzt Hektor und hält, mit beiden Händen, das linke Knie umſchloſſen, ſehr traurig von Anſehen.

Nach Hektor sitzt Memnon, auf einem Steine, zunächst Sarpedon, welcher sein Gesicht in beide Hände verbirgt. Auf seiner Schulter liegt die eine Hand Memnons, in dessen Kleid Vögel gewirkt sind. Zunächst bei Memnon steht ein äthiopischer Knabe.

Ueber Sarpedon und Memnon steht Paris, sehr jugendlich abgebildet; er schlägt in die Hände. Durch dieses Zeichen, wie es die Landleute geben, will er Penthesileia zu sich locken. Diese schaut auf den Paris mit einer Miene, woraus Verachtung und völlige Geringschätzung hervorblickt. Sie ist auf Jungfrauen-Art geziert. Ein Pantherfell hängt von ihren Schultern.

Ueber ihr tragen zwey Frauen Wasser, in zerbrochenen irdenen Gefäßen; eine schön und jung, die andere schon bejahrt. Kein Name ist beigeschrieben; eine gemeinschaftliche Inschrift zeigt jedoch, daß sie nicht eingeweiht waren.

Ueber ihnen sieht man Kalliso, Nomia und Pero; die erste hat ein Bärenfell zum Teppich und berührt mit den Füßen die Kniee der zweyten.

Ueber diesen Frauen steigt ein Fels in die Höhe, auf dessen Gipfel Sisyphos den Stein zu wälzen trachtet.

Derselbe Theil des Bildes zeigt auch das große Wassergefäß.

Auf dem Felsen befinden sich ein Alter, ein Knabe und einige Weiber; bei dem Alten ein altes Weib; andere tragen Wasser, und jene Alte mit dem zerbroche-

nen Gefäß gießt aus der Scherbe das übrige Waſſer wieder in das Faß.

Unter dem Faſſe befindet ſich Tantalos, mit allem dem Unheil umgeben, das Homer auf ihn gedichtet hat. Dazu kommt noch die Furcht vor dem niederſtürzenden Steine.

Polygnots Kunſt überhaupt.

Polygnot, Aglaophons Sohn, von Thaſus, lebte vor der neunzigſten Olympiade, zu einer Zeit, wo die Plaſtik ſich ſchon beinahe völlig ausgebildet hatte, die Mahlerey aber ihr nur mühſam nacheiferte.

Den Gemählden fehlte damals faſt alles, was wir jetzt an ſolchen Kunſtwerken vorzüglich ſchätzen: Richtigkeit der Perſpective, Einheit einer reichen Compoſition, Maſſen von Licht und Schatten, liebliche Abwechſelung des Helldunkels, Harmonie des Colorits. Auch Polygnot befriedigte, ſo viel ſich vermuthen läßt, keine dieſer Forderungen; was er beſaß war Würde der Geſtalt, Mannichfaltigkeit des Charakters, ja der Mienen, ein Reichthum von Gedanken, Keuſchheit in den Motiven und eine glückliche Art, das Ganze, das für die ſinnliche Anſchauung zu keiner Einheit gelangte, für den Verſtand, für die Empfindung, durch eine geiſtreiche, faſt dürfte man ſagen witzige Zuſammenſtellung zu verbinden. Dieſe Vorzüge, wodurch er den ältern Meiſtern der in

unſerm Mittelalter aufſtehenden Kunſt, beſonders den Florentiniſchen verglichen werden kann, verſchafften ihm bis zu der Römer Zeiten lebhafte Bewunderer, welches wir um ſo eher begreifen, als jene Naivetät, mit Zartheit und Strenge verbunden, auch bei uns noch enthuſiaſtiſche Gönner und Liebhaber findet.

Ferner können wir uns jene Art darzuſtellen am beſten vergegenwärtigen, wenn wir die Vaſengemählde, beſonders die des älteren Styls, vor uns nehmen. Hier ſind auch nur umriſſne Figuren und bedeutende Geſtalten in gewiſſen Verhältniſſen zuſammengeſtellt, manchmal in Reihen, manchmal übereinander. Von einem Local iſt gar die Rede nicht: wenn eine Perſon ſitzen ſoll, wird ein Fels zugegeben, ein viereckter Rahmen bedeutet ein Fenſter, eine Reihe Kügelchen die Erde. Stühle, Gefäße, Altäre ſind nur Zugaben. Die Pferde ziehen ohne Geſchirr und werden ohne Zaum gelenkt. Kurz, was nicht Geſtalt iſt, was man nicht zur nothwendigſten Bezeichnung bedurfte, wird übergangen, oder höchſtens angedeutet.

Sehen wir eine rothe Figur auf ſchwarzem Grunde, ſo können wir uns von der monochromatiſchen Behandlung einen recht guten Begriff machen. Iſt die Geſtalt genau umriſſen und der Inhalt mit wenig Strichen bezeichnet, ſo darf ſie ſich nur vom Grund ablöſen, um mit einer Art von Wirklichkeit hervorzutreten.

Die Farbe des gebrannten Thons nähert ſich der

Fleiſchfarbe, und kann mit einigen Schattirungen ihr nahe genug gebracht werden. Schwarze Bärte und Haare, dunkle Säume der Kleider hatten ſchon auf die Localfarbe aufmerkſam gemacht, und nun ſtrich Polygnot die Kleider farbig an, beſonders gelb; er zierte die Frauen mit einem bunten Kopfputz, unternahm noch andere Darſtellungen, die ihn zu Abwechſelung der Farbe nöthigten, und ſo war ein Weg eröffnet, der nach und nach weiter führen ſollte.

Was er nun an Gedanken, ſowohl im Ganzen als Einzelnen, an Geſtalt, Bedeutſamkeit der Motive, Mannichfaltigkeit der Charaktere, Abſonderung des Ausdrucks, Anmuth des Beiwesens und ſonſt geleiſtet haben mag, werden unſere Leſer ſich ſchon zum Theil aus dem Vorhergehenden entwickelt haben, wozu wir noch einige Betrachtungen hinzufügen, die ſich uns bei Behandlung dieſer Gegenſtände aufgedrungen.

Noch einiges Allgemeine.

Von der Höhe, auf welche ſich in den neuern Zeiten die Mahlerey geſchwungen hat, wieder zurück auf ihre erſten Anfänge zu ſehen, ſich die ſchätzbaren Eigenſchaften der Stifter dieſer Kunſt zu vergegenwärtigen und die Meiſter ſolcher Werke zu verehren, denen gewiſſe Darſtellungsmittel unbekannt waren, welche doch unſern Schülern ſchon geläufig ſind, dazu gehört ſchon ein feſter Vorſatz,

Freigebiger wird betrogen,
Geizhafter ausgeſogen,
Verſtändiger irrgeleitet,
Vernünftiger leer geweitet,
Der Harte wird umgangen,
Der Gimpel wird gefangen.
Beherrſche dieſe Lüge,
Betrogener betrüge!

eine ruhige Entäußerung und eine Einsicht in den hohen Werth desjenigen Styls, den man mit Recht den wesentlichen genannt hat, weil es ihm mehr um das Wesen der Gegenstände, als um ihre Erscheinung zu thun ist.

Indem wir nun bei Behandlung der Polygnotischen Gemählde, und manchem deßhalb geführten vertraulichen Gespräch, besonders bemerken konnten, daß es den Liebhabern am schwersten falle, sich die aufgeführten Gruppen, nicht perspectivisch hinter einander, sondern plastisch über einander zu denken, so hielten wir eine Darstellung des wechselseitigen Bezuges auf einigen Tafeln für unerläßlich. Und ob wir gleich dieselben nur mit typographischen Mitteln auszuführen im Stande waren, so glauben wir doch einem jeden, dem es nicht an Einbildungskraft mangelt, besonders aber dem Künstler, der sich mit diesen Gegenständen weiter zu beschäftigen gedenkt, dadurch schon bedeutend vorgearbeitet zu haben.

Eben so denken wir auch durch unsern Auszug aus dem Pausanias, wobei wir alles weggelassen, was die Beschreibung des Gemähldes nicht unmittelbar betrifft, die Uebersicht des Ganzen um vieles erleichtert zu haben. Jedoch würden beide Bemühungen nur ein mageres Interesse bewirken, wenn wir nicht auch dasjenige, was uns wegen sittlicher und poetischer Beziehung der Gruppen unter einander bedeutend geschienen, dem Leser mitzutheilen, und die Künstler dadurch zu Bearbeitung des

Einzelnen sowohl als des Ganzen aufzumuntern gedächten.

Schon aus der bloßen Beschreibung leuchtet hervor, daß Polygnot eine große Mannichfaltigkeit von Zuständen dargestellt; wir finden die verschiedenen Geschlechter und Alter, Stände, Beschäftigungen, gewaltiges Wirken und großes Leiden, alles insofern es Heroen und Heroinen ziemt, deren Charakter und Schönheit er wahrscheinlich dadurch auf das Höchste zu steigern vermochte, daß er die Vorstellung der höhern Götter auf diesen Gemählden durchaus vermieden.

Wenn nun auf diese Weise schon eine große und würdige Mannichfaltigkeit in die Augen springt, so sind doch die Bezüge der Gruppen unter einander nicht so leicht aufgefunden. Wir wollen daher die schon oben erwähnte, glückliche Art des Künstlers, das Ganze seiner Werke, das für die sinnliche Anschauung zu keiner Einheit gelangen konnte, für den Verstand, für das Gefühl zu verbinden, nach unserer Ueberzeugung vortragen.

Die Gemählde der Lesche überhaupt betrachtet.

Die drey Gemählde machen unter sich ein Ganzes; in dem einen ist die Erfüllung der Ilias und die Auflösung des zehnjährigen Räthsels dargestellt, in dem

andern der bedeutendste Punkt der Rückkehr griechischer Helden; denn muß nicht, sobald Troja erobert ist, die erste Frage seyn: wie wird es Helenen ergehen? In dem dritten schließt sich, durch Odysseus und die vor seinem Besuch des Hades umgekommenen Griechen und Trojaner, diese große Weltepoche an die heroische Vergangenheit, bis zu den Titanen hin.

Wir freuen uns schon auf die Zeit, wenn durch Bemühung tüchtiger deutscher Künstler alle diese Schatten, die wir jetzt mühsam vor die Einbildungskraft rufen, vor unsern Augen, in bedeutenden und schönen Reihen, dastehen werden.

Ueber die Eroberung Troja's.

Das erste Gemählde, ob sich gleich in demselben auch manche feine Bezüge, der Denkart des Künstlers gemäß, aufweisen lassen, kann doch eigentlich unter die historischen gezählt werden. Alles geht unter unsern Augen vor. Epeus reißt die Mauern ein, das unglückbringende Pferd, durch dessen Hülfe er solches bewirkt, ist dabei angedeutet. Polypoites und Akamas folgen dem klugen Anführer Odysseus.

Ueber und neben ihnen erscheinen die Gewaltthätigkeiten gegen Ueberwundene. Dort rächt Neoptolem den Tod seines Vaters, hier vermögen die Atreiden selbst eine heilige Jungfrau nicht zu schützen.

Doch

Doch unſern dieſer gewaltſamen Ereigniſſe iſt eine Verſchonte zu ſehen. Laodike, es ſey nun als Geliebte des Akamas, oder als Schwiegertochter des Antenor, ſteht ruhig unter ſo vielen Gräueln. Vielleicht iſt das Kind auf dem Schoße der alten Frauen ihr Sohn, den ſie von Akamas empfing. Auch liegt ein troſtloſes Mädchen, Meduſa, an dem Fuße des dabei ſtehenden Beckens.

Unter und neben dieſer Gruppe ſieht man gehäufte Todte liegen; dort Jünglinge, hier Greiſe. Die feinern Bezüge, warum gerade die Benannten gewählt worden, entdeckt uns künftig der Alterthumsforſcher.

Nach dieſen ſtummen Trauerſcenen wendet ſich das Gemählde zum Schluß: man beginnt die Leichname zu begraben; der Verräther Sinon erzeigt den Abgeſchiedenen dieſen Liebesdienſt, und zu völliger Befriedigung des Zartgefühls entweicht der gaſtfreie Antenor, verſchont, mit den Seinigen.

Ueber die Verherrlichung der Helena.

Haben wir das erſte Gemählde mit Pauſanias von der Rechten zur Linken betrachtet, ſo gehen wir dieſes lieber von der Linken zur Rechten durch. Hier iſt von keiner Gewaltthätigkeit die Rede mehr. Der weiſe Neſtor, noch in ſeinem höchſten Alter als Pferdebändiger angedeutet, iſt am Ufer, als Vorſteher einer, mit Vor-

ſucht vorzunehmenden Einſchiffung geſtellt; neben ihm, in drey Stockwerken über einander gehäuft, gefangene trojaniſche Frauen, ihren Zuſtand mehr oder weniger bejammernd; nicht mehr, wie ſonſt, ausgetheilt in Familien, der Mutter, dem Vater, dem Bruder, dem Gatten an der Seite, ſondern zuſammengerafft, gleich einer Heerde in die Enge getrieben, als Maſſe behandelt, wie wir vorhin die männlichen Todten geſehen.

Aber nicht ſchwache Frauen allein finden wir in dem erniedrigenden Zuſtande der Gefangenſchaft, auch Männer ſieht man, meiſt ſchwer verwundet, unfähig zu widerſtehen.

Und, alle dieſe geiſtigen und körperlichen Schmerzen, um weſſentwillen werden ſie erduldet?

Um eines Weibes willen, dem Sinnbilde der höchſten Schönheit.

Hier ſitzt ſie wieder, als Königin, bedient und umſtanden von ihren Mägden, bewundert von einem ehemaligen Liebhaber und Freier, und ehrfurchtsvoll durch einen Herold begrüßt.

Dieſer letzte merkwürdige Zug deutet auf eine frühere Jugend zurück, und wir werden ſogleich auf eine benachbarte Gruppe gewieſen. Hinter Helenen ſteht Aithra, Theſeus Mutter, die ſchon um ihrentwillen, ſeit langen Jahren, in der Gefangenſchaft ſchmachtet, und ſich nunmehr wieder als Gefangene unter den Gefange-

nen findet. Ihr Enkel Demophon ſcheint, neben ihr, auf ihre Befreiung zu ſinnen.

Wenn nun, wie die Fabel erzählt, Agamemnon, der unumſchränkte Heerführer der Griechen, ohne Helenens Beiſtimmung die Aithra loszugeben nicht geneigt iſt, ſo erſcheint jene im höchſten Glanze, da ſie mitten unter der Maſſe von Gefangnen als eine Fürſtin ruht, von der es abhängt zu binden oder zu löſen. Alles, was gegen ſie verbrochen wurde, hat die traurigſten Folgen; was ſie verbrach, wird durch ihre Gegenwart ausgelöſcht.

Von Jugend auf ein Gegenſtand der Verehrung und Begierde, erregt ſie die heftigſten Leidenſchaften einer hereiſchen Welt, legt ihren Freiern eine ewige Dienſtbarkeit auf, wird geraubt, geheirathet, entführt und wieder erworben. Sie entzückt, indem ſie Verderben bringt, das Alter wie die Jugend, entwaffnet den rachgierigen Gemahl; und, vorher das Ziel eines verderblichen Krieges, erſcheint ſie nunmehr als der ſchönſte Zweck des Sieges und erſt über Haufen von Todten und Gefangenen erhaben, thront ſie auf dem Gipfel ihrer Wirkung. Alles iſt vergeben und vergeſſen; denn ſie iſt wieder da. Der Lebendige ſieht die Lebendige wieder und erfreut ſich in ihr des höchſten irdiſchen Gutes, des Anblicks einer vollkommenen Geſtalt.

Und ſo ſcheint Welt und Nachwelt mit dem idäiſchen Schäfer einzuſtimmen, der Macht und Gold und Weisheit, neben der Schönheit, gering achtete.

Mit großem Verstand hat Polygnot hiernächst Briseis, die zweyte Helena, die nach ihr das größte Unheil über die Griechen gebracht, nicht ferne hingestellt, gewiß mit unschätzbarer Abstufung der Schönheit.

Und so wird denn auch der Moment dieser Darstellung am Rande des Bildes bezeichnet, indem des Menelaos Feldwohnung niedergelegt, und sein Schiff zur Abfahrt bereitet wird.

Zum Schlusse sey uns noch eine Bemerkung erlaubt. Außerordentliche Menschen, als große Naturerscheinungen, bleiben dem Patriotismus eines jeden Volks immer heilig. Ob solche Phänomene genutzt oder geschadet, kommt nicht in Betracht. Jeder wackere Schwede verehrt Karl XII, den schädlichsten seiner Könige. So scheint auch den Griechen das Andenken seiner Helena entzückt zu haben. Und wenn gleich hie und da ein billiger Unwille, über das Unsittliche ihres Wandels, entgegengesetzte Fabeln erdichtete, sie von ihrem Gemahl übel behandeln, sie sogar den Tod verworfener Verbrecher leiden ließ, so finden wir sie doch schon im Homer als behagliche Hausfrau wieder; ein Dichter, Stesichorus, wird mit Blindheit gestraft, weil er sie unwürdig dargestellt, und so verdiente, nach vieljähriger Controvers, Euripides gewiß den Dank aller Griechen, wenn er sie als gerechtfertigt, ja sogar als völlig unschuldig, darstellte, und so die unerläßliche Forderung des gebildeten

Menſchen, Schönheit und Sittlichkeit im Einklange zu ſehen, befriedigte.

Ueber den Beſuch des Odyſſeus in der Unterwelt.

Wenn in dem erſten Bilde das Hiſtoriſche, im zweyten das Symboliſche vorwaltete, ſo kommt uns im dritten, ohne daß wir jene beiden Eigenſchaften vermiſſen, ein hoher poetiſcher Sinn entgegen, der, weitumfaſſend, tiefeingreifend, ſich anmaßungslos mit unſchuldigem Bewußtſeyn und heiterer, naiver Bequemlichkeit darzuſtellen weiß.

Dieſes Bild, das gleichfalls aus drey Stockwerken übereinander beſteht, beſchreiben wir nunmehr, den Pauſanias auf einige Zeit vergeſſend, nach unſern eigenen Einſichten.

Oben, faſt gegen die Mitte des Bildes, erblicken wir Odyſſeus, als den frommen, nur um ſein Schickſal bekümmerten Beſucher des Hades. Er hat das Schwert gezogen; aber nicht zur Gewaltthat gegen die unterirdiſchen Mächte, ſondern die Erſtlinge des blutigen Opfers dem Teireſias zu bewahren, der gegen ihm überſteht, indeß die Mutter Antikleia ihren Sohn noch nicht gewahrend weiter zurückſitzt.

Hinter Odyſſeus ſtehen ſeine Gefährten: Elpenor der kaum verſtorbene, noch nicht begrabene, zunächſt; ent-

fernter Perimedes und Eurylochos, schwarze Widder zum Opfer bringend.

Gelingt nun diesem klugen Helden sein Besuch, so ist frevelhaften Stürmern der Unterwelt früher ihre Unternehmung übel gerathen. Unter ihm sieht man Theseus und Peirithoos, mit Betrachtung ihrer Schwerter beschäftigt, die ihnen, als irdische Waffen, im Kampfe mit dem Geisterreich wenig gefruchtet. Sie sitzen, auf goldene Throne gebannt, zur Strafe ihres Uebermuths.

An ihrer Seite, unter jenen ehrwürdigen Alten, sieht man völlig unähnliche Nachbarinnen, Kameiro und Klytie, die zur Unterwelt allzufrüh entführten anmuthigen Töchter des Pandaros, bekränzt, den unschuldigsten Zeitvertreib, das Kinderspiel der Knöchelchen, gleichsam ewig fortsetzend.

An der andern Seite des Theseus und Peirithoos befindet sich eine ernstere Gesellschaft; unglückliche Gattinnen, theils durch eigene Leidenschaft, theils durch fremde beschädigt: Eriphyle, Tyro, Phaidra und Ariadne, die erste und dritte sonderbar bezeichnet.

Unter ihnen Chloris und Thyia, zärtliche Freundinnen, eine der andern im Schoße liegend. Sodann Prokris und Klymene, Nebenbuhlerinnen; diese wendet von jener sich weg. Etwas entfernt, für sich allein, sieht Megara, die erste würdige, aber leider in ihren Kindern unglückliche, verstoßene Gattin des Hercules.

Hat nun vielleicht der Künstler dadurch, daß er den

Odyſſeus und ſeine Gefährten in die obere Reihe geſetzt, die höhere Region des Hades bezeichnen wollen? Da Odyſſeus, nach Homeriſcher Dichtung, keineswegs in die Unterwelt hinabſteigt, ſondern ſich nur an ſie heranwagt, ſo iſt wohl nicht ohne Abſicht der Acheron und jener den abgeſchiedenen Seelen eigentlich beſtimmte Eingang zum Schattenreiche unten an der Seite vorgeſtellt.

In dem Schiffe befindet ſich Charon, neben ihm zwey junge Perſonen, weder durch ſich, noch durch ihre Verwandtſchaft berühmt, über welche wir folgende Muthmaßungen hegen.

Tellis ſcheinet dem Alterthum als ein gegen ſeine Eltern frommes Kind bekannt geweſen zu ſeyn, indem außerhalb des Schiffes, unter ihm wahrſcheinlich auf einer vorgeſtellten Landzunge, ein unfrommer Sohn von ſeinem eignen Vater gequält wird.

Kleoboia trägt das heilige Kiſtchen, ein Zeichen der Verehrung gegen die Geheimniſſe, mit ſich, und unter ihr, außer dem Schiffe, wird zum deutlichen Gegenſatz, ein Frevler gepeinigt.

Ueber dem Charon ſehen wir ein Schreckbild, den Dämon Eurynomos, und in derſelben Gegend den zum Schatten verſchwindenden Tityos. Dieſen letzten, würden wir den Künſtlern rathen, noch etwas weiter herunter zu ſetzen, als in unſerer Tafel geſchehen, damit dem

Wer befehlen kann wird loben
Und er wird auch wieder ſchelten,
Und das muß dir, treuer Diener,
Eines wie das andre gelten.

Denn er lobt wohl das Geringe,
Schilt auch, wo er ſollte loben;
Aber bleibſt du guter Dinge
Wird er dich zuletzt erproben.

Und ſo haltet's auch, ihr Hohen,
Gegen Gott wie der Geringe,
Thut und leidet, wie ſich's findet,
Bleibt nur immer guter Dinge.

Odyſſeus und ſeinen Gefährten der Rücken frei gehalten werde.

Warum Auge und Ephimedeia zunächſt am Schiffe ſtehen, wagen wir nicht zu erklären; deſto mehr finden wir bei der ſonderbaren Gruppe zu bemerken, wo eine Eſelin die Arbeit des beſchäftigten Seildrehers aufzehrt.

Die Alten ſcheinen, und zwar mit Recht, ein fruchtloſes Bemühen als die größte Pein betrachtet zu haben.

Der immer zurückſtürzende Stein des Siſyphos, die fliehenden Früchte des Tantalos, das Waſſertragen in zerbrechenden Gefäßen, alles deutet auf unerreichte Zwecke. Hier iſt nicht etwan eine dem Verbrechen angemeſſene Wiedervergeltung, oder ſpecifiſche Strafe! Nein, die Unglücklichen werden ſämmtlich mit dem ſchrecklichſten der menſchlichen Schickſale belegt, den Zweck eines ernſten, anhaltenden Beſtrebens vereitelt zu ſehen.

Was nun dort als Strafe gewaltſamer Titanen und ſonſtiger Schuldigen gedacht wird, iſt hier durch Oknos und ſeine Eſelin als ein Schickſal, ein Zuſtand, auf das naivſte dargeſtellt. Er flicht eben von Natur, wie ſie von Natur frißt; er könnte lieber aufhören zu flechten; aber was alsdann ſonſt beginnen? Er flicht lieber um zu flechten, und das Schilf, das ſich auch ungeflochten hätte verzehren laſſen, wird nun geflochten gefreſſen. Vielleicht ſchmeckt es ſo, vielleicht nährt es beſſer? Dieſer Oknos, könnte man ſagen, hat auf dieſe Weiſe doch eine Art von Unterhaltung mit ſeiner Eſelin!

Doch, indem wir unſern Leſern die weitere Entwicklung dieſes profunden Symbols überlaſſen, bemerken wir nur, daß der Grieche, der gleich in's Leben zurückſah, darin den Zuſtand eines fleißigen Mannes, dem eine verſchwenderiſche Frau zugeſellt iſt, zu finden glaubte.

Haben wir nun dieſe Seite des Bildes vollendet, wo wir faſt nur frühere heroiſche Geſtalten erblickten, ſo treffen wir, bei fernerem Fortblick, auf Gegenſtände, die zu Odyſſeus einen näheren Bezug haben. Wir finden hier die Freunde des Odyſſeus, Antilochos, Agamemnon, Proteſilaos, Achilleus und Patroklos. Sie dürfen ſich nur in den freien Raum, der über ihnen gelaſſen iſt, erheben, und ſie befinden ſich mit Odyſſeus auf Einer Linie.

Weiterhin ſehen wir des Odyſſeus Gegner verſammelt, die beiden Ajanten nebſt Palamedes, einem der edelſten Griechen, der ſein erfundenes Würfelſpiel mit dem ſonſt ſo verſchmähten Therſites zu üben beſchäftigt iſt.

In der Höhe zwiſchen beiden, ſich der Geſinnung nach widerſtrebenden, durch einen Zwiſchenraum abgeſonderten Gruppen der Griechen finden ſich Liebende verſammelt: Phokos und Jaſeus, mit einem Ringe, dem zarteſten Zeichen der Freundſchaft, beſchäftigt; Aktaion und ſeine Mutter, mit gleicher Luſt am Waidwerke theilnehmend; Maira, einſam zwiſchen beiden, konnte

räthſelhaft bleiben, wenn ihr nicht eine herzliche Neigung gegen ihren Vater, dieſen Platz unter den anmuthig und naiv Liebenden verſchaffte.

Man wende nun ſeinen Blick nach dem untern Theile des Bildes! Dort findet man die Dichterwelt, vortrefflich geſchildert, beiſammen. Orpheus, als treuer Gatte, ruht auf dem Grabe ſeiner zweymal Verlornen; als berühmteſter Dichter hat er ſeine Hörer bei ſich, Schedios und Pelias, deren Bezeichnung, ſo wie das Recht, in dieſer Geſellſchaft zu ſeyn, noch zu erklären wäre. Thamyris, das ſchönſte Talent, in dem traurigſten Zuſtande der verwelkenden Abnahme. Gleich dabei Lehrer und Schüler, Marſyas und Olympos, auf ein friſches Leben und künftige Zeiten deutend.

Befanden ſich nun über dieſer Dichterwelt die abgeſchiedenen Griechen, ſo ſind, neben ihnen, als wie in einem Winkel die armen Trojaner vorgeſtellt. Hektor, ſein Schickſal immer fort betrauernd, Memnon und Sarpedon.

Aber, um dieſen düſtern Winkel zu erheitern, hat der Künſtler den lüſternen, weiberſchätzenden Knaben, Paris, in ewiger Jugend dargeſtellt. Noch als roher Waldbewohner, doch ſeiner Macht über Frauen ſich bewußt, ſchlägt er in die Hände, um, das Gegenzeichen erwartend, irgend einer horchenden Schönen anzudeuten, wo er zu finden ſey.

Aber Penthesileia, die Heldin, im kriegeriſchen

Schmuck, ſteht vor ihm, ihre Gebärden und Mienen zeigen ſich abſtoßend und verachtend, und ſo wäre denn auch der peinliche Zuſtand eines anmaßlichen Weiberbeſiegers, der endlich von einer hochherzigen Frau verſchmäht wird, im Hades verewigt.

Warum übrigens Meleager und ferner Kalliſto, Pero, Nomia in der höhern Region einen Platz einnehmen, ſey künftigen Auslegern anheim geſtellt.

Wir betrachten nur noch, am Schluſſe des Bildes, jene Geſellſchaft vergeblich Bemühter, die uns eigentlich den Ort zu erkennen gibt, wo wir uns befinden. Siſyphos, Tantalos, Unbenannte, welche ſich in die höhern Geheimniſſe einweihen zu laſſen verabſäumt, zeigen ſich hier. Konnten wir noch über Oknos lächeln, ſo ſind nun die Motive ähnlicher Darſtellungen in's Tragiſche geſteigert. An beiden Enden des Hades finden wir vergeblich Bemühte und innerhalb ſolcher troſtloſen Zuſtände Heroen und Heroinen zuſammengedrängt und eingeſchloſſen.

Bei den Todten iſt alles ewig. Der Zuſtand, in welchem der Menſch zuletzt den Erdbewohnern erſchien, fixirt ſich für alle Zukunft. Alt oder jung, ſchön oder entſtellt, glücklich oder unglücklich, ſchwebt er immer unſerer Einbildungskraft auf der grauen Tafel des Hades vor.

Nachtrag.

Indem die Künſtler immer mehr Trieb zeigen, ſich dem Alterthume zu nähern, ſo wird es Pflicht, ihnen zweckmäßig vorzuarbeiten, damit eine höchſt lobenswerthe Abſicht raſcher gefördert werde. Wir wünſchen, daß man dasjenige, was wir an den Gemählden der Leſche zu leiſten geſucht, als eine Probe deſſen, was wir künftig weiter fortzuführen gedenken, günſtig aufnehme.

Pauſanias iſt ein für den heitern Künſtlerſinn beinahe unzugänglicher Schriftſteller; man muß ihn recht kennen, wenn man ihn genießen und nützen ſoll. Gegen ihn, als Beobachter überhaupt, als Bemerker insbeſondere, als Erklärer und Schriftſteller iſt gar viel einzuwenden; dazu kommt noch ein an vielen Stellen verdorbener Text, wodurch ſein Werk noch trüber vor unſern Augen erſcheint: daher wäre zu wünſchen, daß Freunde des Alterthums und der Kunſt ſich vereinigten, dieſe Decke wegzuziehen, und beſonders alles, was den Künſtler zunächſt intereſſirt, vorerſt in's Klare zu ſtellen.

Man kann dem Gelehrten nicht zumuthen, daß er die reiche Ernte, zu der ihn die Fruchtbarkeit ſeines weiten Feldes und ſeine eigene Thätigkeit berechtigt, ſelbſt auseinander ſondere, er hat zu viel Rückſichten zu nehmen, als daß er eine der andern völlig aufopfern könnte; und ſo ergeht es ihm gewöhnlich, wie es dem Pauſanias

erging, daß ein Kunstwerk, oder sonst ein Gegenstand, ihn mehr an sein Wissen erinnert, als daß es ihn aufforderte, sich des großen Umfangs seiner Kenntnisse, zu Gunsten dieses besondern Falles, zu entäußern. Deßhalb möchte der Kunstfreund wohl ein verdienstliches Werk unternehmen, wenn er sich zwischen dem Gelehrten und Künstler in die Mitte stellte, und aus den Schätzen des ersten für die Bedürfnisse des andern auszuwählen verstünde.

Die Kunst überhaupt, besonders aber die deutsche, steht auf dem bedeutenden Punkte, daß sich Künstler und Liebhaber dem wahren Sinne des Alterthums mit starken Schritten genähert. Man vergleiche die Riepenhausischen Blätter mit Versuchen des sonst so verdienten Grafen Caylus, und man wird mit Vergnügen einen ungeheuern Abstand gewahr werden.

Fahren unsere Künstler nun fort, die Restauration verlorner Kunstwerke, nach Beschreibungen, zu unternehmen, so läßt sich gar nicht absehen, wie weit sie solches führen werde. Sie sind genöthigt, aus sich selbst, aus ihrer Zeit und Umgebung herauszugehen, und indem sie sich eine Aufgabe vergegenwärtigen, zugleich die Frage aufzuwerfen, wie eine entfernte Vorzeit sie gelöst haben würde. Sie werden auf die einfachhohen und profund-naiven Gegenstände aufmerksam, und fühlen sich gedrungen, Bedeutung und Form, im höchsten Sinne, zu cultiviren.

Betrachtet man nun den Weg, welchen die Alterthumskunde ſchon ſeit geraumer Zeit einſchlägt, ſo bemerkt man, daß auch ſie dem wünſchenswerthen Ziele nachſtrebt, die Vorzeit überhaupt, beſonders aber die Kunſt der Vorzeit, zur Anſchauung zu bringen.

Setzt ſich nun zugleich die Manier, bloß durch Umriſſe eine geiſtreiche Compoſition auszudrücken und ganze epiſche und dramatiſche Folgen darzuſtellen, beim Publicum in Gunſt, ſo werden die höheren Kunſtzwecke gewiß mehr gefördert, als durch die endloſe Qual, womit Künſtler, oft unglücklich erfundene Bilder auszuführen, Jahre lang bemüht ſind. Das, was ein glücklicher Gedanke ſey, wird mehr offenbar werden, und eine vollendete Ausführung wird ihm alsdann den eigentlichen Kunſtwerth, zu allgemeinem Behagen, geben können.

Um zu dieſem ſchönen Zweck das Mögliche beizutragen, werden wir unſere künftigen Aufgaben dahin lenken, und indeſſen, durch ſucceſſive Bearbeitung des Pauſanias und Plinius, beſonders auch der Philoſtrate, die Künſtler zu fördern ſuchen.

Auch würde die Vergleichung der Homeriſchen, Virgiliſchen und Polygnotiſchen Höllenfahrten dereinſt, wenn die letztere vor den Augen des Publicums aufgeſtellt ſeyn wird, erfreuliche Gelegenheit geben, Poeſie und bildende Kunſt, als verwandt und getrennt, zu beobachten und zu beurtheilen.

Auf ähnliche Weiſe wird ſich eine Vorſtellung der

Eroberung von Troja, wie ſie auf einer antiken Vaſe vorkommt, mit der Polygnotiſchen Behandlung vergleichen und dergeſtalt benutzen laſſen.

Wir hatten eine Zeichnung des Vaſengemähldes neben den Riepenhauſiſchen Blättern aufgeſtellt. Hier iſt nichts, das mit der Polygnotiſchen, von uns oben entwickelten, Darſtellungsweiſe übereinſtimmte; alles ſcheint mehr in's Kurze zuſammengezogen, Thaten und Handlungen werden, mit voller Wirklichkeit, neben einander aufgezählt; woraus ſich, wie uns dünkt, ohne die übrigen, von Geſchmack, von Anordnung u. ſ. w. hergenommenen Gründe in Anſchlag zu bringen, ſchon mit großer Wahrſcheinlichkeit auf eine jüngere Entſtehung ſchließen läßt.

Wir wünſchen, dieſe Abbildung gedachten Vaſengemähldes künftig der Riepenhauſiſchen Arbeit beigefügt zu ſehen. Denn obgleich, ſo viel wir wiſſen, Herr Tiſchbein ſolches bereits in Kupfer ſtechen laſſen, ſo iſt es doch immer noch viel zu wenig bekannt.

Nachträgliches
zu
Philostrats Gemählden.

I.

Cephalus und Prokris.

Nach Julius Roman.

Cephalus der leidenschaftliche Jäger, nachdem er das Unglück, welches er unwissend in der Morgendämmerung angerichtet, gewahr worden, erfüllte mit Jammergeschrei Felsen und Wald. Hier, auf diesem nicht genug zu schätzenden Blatte, nachdem er sich ausgetobt, sitzt er, brütend über sein Geschick, den Leichnam seiner Gattin entseelt im Schoße haltend.

Indessen hat sein Wehklagen alles was in den waldigen Bergeshöhen lebt und webt aus der morgendlichen Ruhe aufgeregt. Ein alter Faun hat sich herangedrängt und repräsentirt die Leidklagenden mit schmerzlichen Gesichtszügen und leidenschaftlichen Gebärden. Zwey

Frauen

Frauen, ſchon mäßiger theilnehmend, deren eine die Hand der Verblichenen faßt, als ob ſie ſich ihres wirklichen Abſcheidens verſichern wollte, geſellen ſich hinzu und drücken ihre Gefühle ſchon zarter aus. Von oben herab, auf Zweigen ſich wiegend, ſchaut eine Dryas, gleichfalls mit betrübt; unten hat ſich der unausweichliche Hund hingelagert und ſcheint ſich nach friſcher Beute lechzend umzuſchauen. Amor, mit der linken Hand der Hauptgruppe verbunden, zeigt mit der rechten den verhängnißvollen Pfeil vor.

Wem zeigt er ihn entgegen? Einer Caravane von Faunen, Waldweibern und Kindern, die, durch jenes Jammergeſchrei erſchreckt, herangefordert, die That gewahr werden, ſich darüber entſetzen und in die Schmerzen der Hauptperſon heftig einſtimmen. Daß ihnen aber noch mehrere folgen und den Schauplatz beengen werden, dieß bezeugt das letzte Mädchen des Zugs, welches von der Mutter mit heraufgeriſſen wird, indem es ſich nach den wahrſcheinlich Folgenden umſieht. Auf dem Felſen über ihren Häuptern ſitzt eine Quellnymphe traurig über der ausgießenden Urne; weiter oben kommt eine Oreas eilig, ſich verwundert umſchauend hervor; ſie hat das Geſchrei gehört, aber ſich nicht Zeit genommen ihre Haarflechten zu endigen; ſie kommt, das Langhaar in der Hand hebend, neugierig und theilnehmend. Ein Rehböcklein ſteigt gegenüber ganz gelaſſen in die Höhe und zupft, als wenn nichts vorginge,

Schach Sedſchan
und
ſeines Gleichen.

Durch allen Schall und Klang
Der Transerauen
Erkühnt ſich unſer Sang
Auf deine Bahnen!
Uns iſt für gar nichts bang,
In dir lebendig,
Dein Leben daure lang,
Dein Reich beſtändig!

ſein Frühſtück von den Zweigen. Damit wir aber ja nicht zweifeln, daß das alles mit Tagesanbruch ſich zutrug, eilt Helios auf ſeinem Wagen aus dem Meere hervor. Sein Hinſchauen, ſeine Gebärde bezeugen, daß er das Unheil vernommen, es nun erblicke und mitempfinde.

Uns aber darf es bei aufmerkſamer Betrachtung nicht irren, daß die Sonne gerade im Hintergrunde aufgeht und das ganze oben beſchriebene Perſonal wie vom Mittag her beleuchtet iſt. Ohne dieſe Fiction wäre das Bild nicht was es iſt, und wir müſſen eine hohe Kunſt verehren, die ſich, gegen alle Wirklichkeit, ihrer angeflammten Rechte zu bedienen weiß.

Noch eine Bemerkung haben wir über den Vordergrund zu machen. Hier findet ſich die Spur benutzender Menſchenhände. Die Hauptgruppe iſt vor dem tiefſten Walddickicht gelagert; der Vordergrund iſt als ein einjähriger Schlag behandelt; Bäume ſind, nicht weit von der Wurzel, abgeſägt; die lebendige Rinde hat ſchon wieder ihren Zweig getrieben. Dieſen forſtmäßigen Schlag legte der Künſtler weislich an, damit wir bequem und vollſtändig ſähen, was die Bäume, wenn ſie aufrecht ſtünden, uns verdecken müßten. Eben ſo weislich iſt im Mittelgrund ein Baum abgeſägt, damit er uns Fluß und hintere Landſchaft nicht verberge, wo Gebäude, Thürme, Aquäducte und eine Mühle, als Dienerin der allernährenden Ceres thätig, uns andeuten,

daß menſchliche Wohnungen zwar fern ſeyen, daß wir uns aber nicht durchaus in einer Wüſte befinden.

II.

A e ſ o p.

So wie die Thiere zum Orpheus kamen um der Muſik zu genießen, ſo zieht ſie ein anderes Gefühl zu Aeſop, das Gefühl der Dankbarkeit, daß er ſie mit Vernunft begabt.

Löwe, Fuchs und Pferd nahen ſich.

Die Thiere nahen ſich zu der Thüre des Weiſen, ihn mit Binden und Kränzen zu verehren.

Aber er ſelbſt ſcheint irgend eine Fabel zu dichten, ſeine Augen ſind auf die Erde gerichtet und ſein Mund lächelt.

Der Mahler hat ſehr weislich die Thiere, welche die Fabel ſchildert, vorgeſtellt, und gleich als ob es Menſchen wären führen ſie einen Chor heran, von dem Theater Aeſops entnommen.

Der Fuchs aber iſt Chorführer, den auch Aeſop in ſeinen Fabeln oft als Diener braucht, wie Luſtſpieldichter den Davus.

III.

Orpheus.

Zu den großen Vorzügen der griechischen Kunst gehörte, daß Bildner und Dichter einen Charakter, den sie einmal angefaßt, nicht wieder losließen, sondern durch alle denkbaren Fälle durchführten. Orpheus war ihnen das Gefäß, in welches sie alle Wirkungen der Dichtkunst niederlegten: rohe Menschen sollte er der Sittlichkeit näher führen, Flüsse, Wälder und Thiere bezaubern und endlich gar dem Hades eine Verstorbene wieder abzwingen.

Orpheus ist in der Mitte von Lebendigen und leblosen Geschöpfen vorgestellt, die sich um ihn versammeln; Löw' und Keuler stehen zunächst und berchen, Hirsch und Hase sind durch die fürchterliche Gegenwart ihres Erbfeindes nicht erschreckt; auch andere, denen er sonst feindselig nachzujagen pflegt, ruhen in der Gegenwart des Ruhenden. Von Geflügel sind nicht die Singvögel des Waldes allein, sondern auch der krächzende Häher, die geschwätzige Krähe und Jupiters Adler gegenwärtig. Dieser, mit ausgespannten Flügeln schwebend, schaut unverwandt auf Orpheus, und, des nahen Hasens nicht gewahrend, hält er den Schnabel geschlossen, eine Wirkung der besänftigenden Musik. Auch Wölfe und Schafe stehen vermischt und erstaunt. Aber noch ein größeres Wagestück besteht der Mahler; denn Bäume reißt er aus

ihren Wurzeln, führt ſie dem Orpheus zu und ſtellt ſie im Kreiſe umher. Dieſe Fichte, Cypreſſe, Erle, Pappel und andere dergleichen Bäume, mit händegleich verſchlungenen Aeſten, umgeben den Orpheus; ein Theater gleichſam bilden ſie um ihn her, ſo daß die Vögel als Zuhörer auf den Zweigen ſitzen mögen, daß Orpheus in friſchem Schatten ſinge.

Er aber ſitzt, die keimende Bartwolle um die Wange, die glänzende Goldmütze auf dem Haupte; ſein Auge aber iſt geiſtreich, zartblickend, von dem Gotte voll, den er beſingt. Auch ſeine Augenbrauen ſcheinen den Sinn ſeiner Geſänge auszudrücken, nach dem Inhalt beweglich.

Der linke Fuß, der auf der Erde ſteht, trägt die Zither die auf dem Schenkel ruht, der rechte hingegen deutet den Tact an, indem er den Boden mit der Sohle ſchlägt; die rechte Hand hält das Plectrum feſt und ragt über die Saiten hin, indeſſen der Ellenbogen anliegt und die Handwurzel inwärts gebeugt iſt; die linke dagegen berührt die Saiten mit geraden Fingern.

IV.

Die Andrier.

Sehet den Quellgott auf einem wohlgeſchichteten Bette von Trauben, aus denen durch ſeinen Druck eine Quelle zu entſpringen ſcheint. Sie gewährt den An-

driern Wein und ſie ſind im Genuß dieſer Gabe vorgeſtellt. Der Gott hat ein rothes aufgeſchwollenes Geſicht, wie es einem Trinker geziemt, und Thyrſen wachſen um ihn her, wie ſonſt die Rohre an waſſerreichen Orten. An beiden Ufern ſeht ihr die Andrier ſingend und tanzend; Mädchen und Knaben ſind mit Epheu gekrönt, einige trinken, andere wälzen ſich ſchon an der Erde.

Sehet ihr weiter hinaus über dieſe verbreiteten Feſte, ſo ſeht ihr den Bach ſchon ins Meer fließen, wo an der Mündung die Tritonen mit ſchönen Muſcheln ihn auffaſſen, zum Theil trinkend und zum Theil blaſend verſprühen. Einige ſchon trunken tanzen und ſpringen ſo gut es ihnen gelingen will. Indeſſen iſt Dionyſus mit vollen Segeln angekommen um an ſeinem Feſte Theil zu nehmen. Schon hat das Schiff im Hafen Anker geworfen und vermiſcht folgen ihm Satyre, Silenen, das Lachen und Comus, zwey der beſten Trinker unter den Dämonen.

Zahn's
Ornamente und Gemählde
aus
Pompeji, Herculanum und Stabiä.

Ob man schon voraussetzen darf, daß gebildete Leser, welche Gegenwärtiges zur Hand nehmen, mit demjenigen genugsam bekannt sind, was uns eigentlich die oben benannten, nach langen Jahren wieder aufgefundenen Städte in so hohem Grade merkwürdig macht, auch, schon beinahe ein ganzes Jahrhundert, den Antheil der Mitlebenden erregt und erhält, so sey doch besonders von einer der dreyen, von Pompeji, deren Ruinen eigentlich dem hier anzuzeigenden Werke den Gehalt gelieferr, einiges zum voraus gesprochen.

Pompeji war in dem südöstlichen Winkel des Meerbusens gelegen, welcher von Bajä bis Sorrent das tyrrhenische Meer in einem unregelmäßigen Halbkreise einschließt, in einer so reizenden Gegend, daß weder der mit Asche und Schlacken bedeckte Boden, noch die Nachbarschaft eines gefährlichen Berges von einer dortigen Ansiedelung abmahnen konnte. Die Umgebung genoß al-

ler Vortheile des glücklichen Campaniens, und die Bewohner, durch überſtrömende Fruchtbarkeit angelockt und feſtgehalten, zogen noch von der Nähe des Meeres die größten Vortheile, indem die geographiſche Lage der Stadt überhaupt ſich zu einem bedeutenden Handelsplatz eignete.

Wir ſind in der neuern Zeit mit dem Umfange ihrer Ringmauern bekannt worden, und konnten nachfolgende Vergleichung anſtellen.

Im erſten Abſchnitte der „Wanderungen Gore's durch Pompeji, Wien 1825," iſt der Quadratinhalt der Stadt und der ausgegrabenen Stellen, nach Pariſer Klaftern gemeſſen, angegeben. Unter dieſen Pariſer Klaftern ſind wahrſcheinlich die Pariſer Toiſen zu verſtehen, denn die Pariſer Toiſe iſt ein Maß von ſechs Schuhen, wie die Wiener Klafter. Nach dieſem Abſchnitte beträgt nun der Flächeninhalt des ausgegrabenen Theiles der Vorſtadt mit der Gräberſtraße 3147 Wiener Quadratklaftern; der Umfang der Stadt 1621', W. laufende Kl.; der Flächeninhalt der Stadt 171,114 W. Q. Kl.; der Flächeninhalt der ausgegrabenen Theile der Stadt 32,938 W. Q. Kl.; die Stadt mißt vom Amphitheater bis zum entgegengeſetzten Theile 884 W. laufende Kl.; dieſelbe mißt vom Theater bis zur entgegengeſetzten Seite 380 W. l. Kl.

Wenn man von der Wiener Altſtadt, den Paradeplatz, den kaiſerlichen Hofgarten und den Garten für's

Publicum, welche an der einen Seite der Stadtmauer neben einander liegen, abzieht, ſo iſt dieſelbe noch einmal ſo groß als Pompeji, denn dieſer Theil der Stadt hält 307,500 W. Q. Kl. Nimmt man hiervon die Hälfte, ſo iſt dieſelbe 168,750 Kl., welcher Flächenraum um 2368 W. Q. Kl. kleiner als der Flächenraum von Pompeji iſt. Dieſe 2368 Kl. machen aber ungefähr den 72ſten Theil des Flächenraums von Pompeji aus, ſind alſo, wenn nicht eine zu große Genauigkeit gefordert wird, außer Acht zu laſſen.

Der Theil der Vorſtadt zwiſchen der Alſergaſſe und der Kaiſerſtraße hält 162,855 W. Q. Kl., iſt alſo um 8259 Q. Kl. kleiner als Pompeji. Dieſe 8259 Q. Kl. machen aber ungefähr den 21ſten Theil des Flächeninhaltes von Pompeji aus, ſind alſo gleichfalls kaum beachtenswerth.

Eben ſo iſt der Raum zwiſchen der Donau, der Augartenſtraße und der Taborſtraße etwas zu klein, wenn man bloß das Quartier, ſo weit die Häuſer ſtehen, mißt, und etwas zu groß, wenn man die Gränze an dem Ufer der Donau nimmt. Erſterer Flächenraum enthält 161,910 W. Q. Kl. und letzterer 189,700 Q. Kl.

Die Stadt mochte nach damaliger Weiſe feſt genug ſeyn, wovon die nunmehr ausgegrabenen Mauern, Thore und Thürme ein Zeugniß geben; ihre bürgerlichen Angelegenheiten mochten in guter Ordnung ſeyn, wie denn die

mittleren für sich bestehenden Städte nach einfacher Verfassung sich gar wohl regieren konnten.

Aber auch an nachbarlichen Feindseligkeiten konnte es ihnen nicht fehlen; mit den nahen Bergbewohnern, den Nocerinern, kamen sie in Streit; einer so kräftig überwiegenden Nation vermochten sie nicht zu widerstehen, sie riefen Rom um Hülfe an, und da sie hiedurch ihr Daseyn behaupteten, blieben sie mit jenem sich immer vergrößernden Staate meist in ununterbrochenem Verhältnisse, wahrscheinlich dem einer Bundesstadt, die ihre eigene Verfassung behielt, und niemals nach der Ehre geizte, durch Erlangung des Bürgerrechts in jenen größern Staatskreis verschlungen zu werden.

Bis zum Jahre Roms 816 meldet die Geschichte weniges und nur im Vorübergehen von dieser Stadt; jetzt aber ereignete sich ein gewaltsames Erdbeben, welches große Verwüstung mag angerichtet haben. Nun finden wir sie aber bei den gegenwärtigen Ausgrabungen wieder hergestellt, die Häuser planmäßig geregelt, öffentliche und Privatgebäude in gutem Zustande. Wir dürfen daher vermuthen daß dieser Ort, dem es an Hülfsmitteln nicht fehlte, alsobald nach großem Unglück sich werde gefaßt und mit lebhafter Thätigkeit wieder erneuert haben. Hiezu hatte man sechzehn Jahre Zeit, und wir glauben auf diese Weise die große Uebereinstimmung erklären zu können, wie die Gebäude bei all ihrer Verschiedenheit, in Einem Sinn errichtet und in Einem

Geſchmack, man darf wohl ſagen modiſch verziert ſeyen. Die Verzierungen der Wände ſind wie aus Einem Geiſte entſprungen und aus demſelben Topfe gemahlt. Wir werden jene Annahme noch wahrſcheinlicher finden, wenn wir bedenken, welche Maſſe von Künſtlern in dem römiſchen Reiche ſich während des erſten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung mag verbreitet haben, dergeſtalt, daß ganze Colonien, Züge, Schwärme, Wolken, wie man es nennen will, von Künſtlern und Handwerkern da heranzuziehen waren, wo man ihrer bedurfte. Denke man an die Schaaren von Maurern und Steinmetzen, welche ſich in dem mittleren Europa zu jener Zeit hin und her bewegten, als eine ernſtreligiöſe Denkweiſe ſich über die chriſtliche Kirche verbreitet hatte.

So viel möge zu einiger Einleitung für dießmal genug ſeyn, um die durchgängige Uebereinſtimmung der ſowohl früher, als auch nunmehr durch die Zahnſchen Tafeln mitgetheilten Wandverzierungen ihrem Urſprunge gemäß zu beurtheilen.

I.

Anſichten und Ueberſichten der ausgegrabenen Räume, auch wohl mit deren landſchaftlicher Umgebung.

Vier Platten.

Alles, was ſich auf die Gräberſtraße im Allgemeinen und auf jedes Grab in's Beſondere bezieht, erregt unſere

Höchſte Gunſt.

Ungezähmt ſo wie ich war
Hab' ich einen Herrn gefunden,
Und gezähmt nach manchem Jahr
Eine Herrin auch gefunden.
Da ſie Prüfung nicht geſpart
Haben ſie mich treu gefunden,
Und mit Sorgfalt mich bewahrt
Als den Schatz, den ſie gefunden.
Niemand diente zweyen Herrn
Der dabei ſein Glück gefunden;
Herr und Herrin ſehn es gern
Daß ſie beide mich gefunden,
Und mir leuchtet Glück und Stern
Da ich beide Sie gefunden.

Bewunderung. Der Gedanke, jeden Ankömmling erſt durch eine Reihe würdiger Erinnerungen an bedeutende Vorfahren durchzuführen, ehe er an das eigentliche Thor gelangt, wo das tägliche Leben noch ſein Weſen treibt, aus welchem jene ſich entfernt haben, iſt ein ſtattlicher, geiſterhebender Gedanke, welcher uns, wie der Ballaſt das Schiff, in einem glücklichen Gleichgewichte zu halten geeignet iſt, wenn das bewegliche Leben, es ſey nun ſtürmiſch oder leichtfertig, uns deſſen zu berauben droht.

Eine mannichfaltige, großentheils verdienſtliche Architektur erheitert den Blick; und wender man ſich nun gar gegen die reiche Ausſicht auf ein fruchttragendes, weinreiches Land bis an das Meer hin, ſo fehlt nichts, was den Begriff von den glücklichen Tagen jener Völkerſchaft verdüſtern könnte.

Betrachten wir ferner die noch aufſtehenden Reſte der öffentlichen Plätze und Gebäude, ſo werden wir, nach unſerer gewohnten Schauweiſe, die wir breite und gränzenloſe Straßen, Plätze, zu Uebung zahlreicher Mannſchaft eingerichtet, zu erblicken gewohnt ſind, uns nicht genug über die Enge und Beſchränktheit ſolcher Localitäten verwundern können.

Doch dem Unterrichteten wird ſogleich das römiſche Forum in die Gedanken kommen, wo bis auf den heutigen Tag noch niemand begreifen kann, wie alle die von den alten Schriftſtellern uns genau bezeichneten Gebäude in ſolcher Beſchränkung haben Platz finden, wie da-

ſelbſt vor ſo großen Volksmaſſen habe verhandelt werden können.

Es iſt aber die Eigenſchaft der Imagination, wenn ſie ſich in's Ferne und in's Vergangene begibt, daß ſie das Unbedingte fordert, welches dann meiſt durch die Wirklichkeit unangenehm beſchränkt wird. Thut ja doch manchem Reiſenden die Peterskirche nicht Genüge; hört man nicht auch bei mancher ungeheuren Naturſcene die Klage: ſie entſpreche der Erwartung nicht; und wäre vielleicht auch der Menſch wohl deßhalb ſo gebildet, damit er ſich in alles, was ihm die Sinne berührt, zu finden wiſſe?

So viel man übrigens die noch ſtehen gebliebene Architektur beurtheilen kann, ſo iſt ſie zwar nicht in einem ſtrengen, aber doch ſinnigen Style gedacht und ausgeführt, es erſcheint an ihr nichts Willkürliches, Phantaſtiſches, welches man den verſchloſſenen Räumen des Innern ſcheint vorbehalten zu haben.

II.

Ganze Wände.

Vierzehn Platten (davon ſieben colorirt).

Die Enge und Beſchränktheit der meiſten Häuſer, welche mit unſern Begriffen von bequemer und ſtattlicher Wohnung nicht wohl vereinbar iſt, führt uns auf ein Volk, welches, durchaus im Freien, in ſtädtiſcher Ge-

seligkeit zu leben gewohnt, wenn es nach Hause zurückzukehren genöthigt war, sich auch daselbst einer heiter gebildeten Umgebung gewärtigte.

Die vielen hier mitgetheilten colorirten Zeichnungen ganzer Wände schließen sich dem in dieser Art schon Bekannten auf eine bedeutende und belehrende Weise glücklich an. Was uns bisher vielleicht irre machte, erscheint hier wieder. Die Mahlerey producirt phantastische, unmögliche Architekturversuche, an deren Leichtsinn wir den antiken Ernst, der selbst in der äußern Baukunst waltet, nicht wieder erkennen.

Helfen wir uns mit der Vorstellung: man habe nur eigentlich ein leichtes Sparren- und Lattenwerk andeuten wollen, woran sich eine nachherige Verzierung, als Draperie oder als sonstiger willkürlicher Ausputz, humoristisch anschließen sollte.

Hiebei kommt uns denn Vitruv im siebenten Buche in dessen fünftem Capitel entgegen, und setzt uns in den Stand, mit Klarheit hierüber zu denken. Er, als ein ächter Realist, der Mahlerey nur die Nachbildung wirklicher Gegenstände vergönnend, tadelte diese der Einbildungskraft sich hingebenden Gebilde; doch verschafft er uns Gelegenheit, in die Veranlassung dieser neueren Leichtfertigkeiten hineinzusehen.

Im höheren Alterthume schmückte man nur öffentliche Gebäude durch mahlerische Darstellungen; man wählte das Würdigste, die mannichfaltigsten Helden-

gestalten, wie uns die Lesche des Polygnot deren eine Menge vorführt. Freilich waren die vorzüglichen Menschenmahler nicht immer so bei der Hand, oder auch lieber mit beweglichen Tafeln beschäftigt, und so wurden nachher wohl auch an öffentlicher Stelle Landschaften angebracht, Häfen, Vorgebirge, Gestade, Tempel, Haine, Gebirge, Hirten und Heerden. Wie sich aber nach und nach die Mahlerey in das Innere der Gebäude zog, und engere Zimmer zu verzieren aufgefordert wurde, so mußte man diese Mahlereyen, welche Menschen in ihrer natürlichen Größe vorstellten, sowohl in der Gegenwart lästig, als ihre Verfertigung zu kostbar, ja unmöglich gefunden haben.

Daher denn jene mannichfaltigen phantastischen Mahlereyen entstanden, wo ein jeder Künstler, was es auch war das er vermochte, willkommen und anwendbar erschien. Daher denn jenes Rohrwerk von schmächtigen Säulchen, lattenartigen Pfostchen, jene geschnörkelten Giebel und was sich sonst von abenteuerlichem Blumenwesen, Schlingranken, wiederkehrenden seltsamen Auswüchsen daraus entwickeln, was für Ungeheuer zuletzt daraus hervortreten mochten.

Dessen ungeachtet aber fehlt es solchen Zimmern nicht an Einheit, wie es die colorirten Blätter unserer Sammlung unwidersprechlich vor Augen stellen. Ein großes Wandfeld ward mit Einer Farbe rein angestrichen, da es denn von dem Hausherrn abhing, in

wiefern er hiezu ein kostbares Material anwenden, und dadurch sich auszeichnen wollte. Welches denn auch dem Mahler jederzeit geliefert wurde.

Nun mochten sich auch wohl fertige Künstler finden, welche eine leichte Figur auf eine solche einfärbige Wand in die Mitte zeichneten, vielleicht kalkirten, und alsdann mit technischer Fertigkeit ausmahlten.

Um nun auch den höhern Kunstsinn zu befriedigen, so hatte man schon, und wahrscheinlich in besondern Werkstätten, sich auf die Fertigung kleinerer Bilder gelegt, die, auf getünchte Kalktafeln gemahlt, in die weite getünchte Wand eingelassen, und, durch ein geschicktes Zustreichen, mit derselben völlig ins Gleiche gebracht werden konnten.

Und so verdient keineswegs diese Neuerung den harten Tadel des strengen, nur Nachbildung wirklicher und möglicher Gegenstände fordernden ernsten Baumeisters. Man kann einen Geschmack, der sich ausbreitet, nicht durch irgend ein Ausschließen verengen; es kommt hier auf Fähigkeit und Fertigkeit des Künstlers, auf die Möglichkeit an, einen solchen zur gegebenen Arbeit anzulocken, und da wird man denn bald finden, daß selbst Prunkzimmer nur als Einfassung eines Juwels angesehen werden können, wenn ein Meisterwerk der Mahlerey auf sammtenen und seidenen Tapeten uns vor Augen gebracht wird.

III.

Ganze Decken.

Vier Platten (ſämmtlich gefärbt).

Deren mögen wohl ſo wenige gegeben werden, weil die Dächer eingedrückt, und die Decken daher zerſtört worden. Dieſe mitgetheilten aber ſind merkwürdig, zwey derſelben ſind an Zeichnung und Farbe ernſthafter, wie ſich es wohl zu dem Charakter der Zimmer gefügt haben mag; zwey aber in dem leichteſten, heiterſten Sinne, als wenn man über ſich nur Latten und Zweige ſehen möchte, wodurch die Luft ſtrich, die Vögel hin und wieder flatterten, und woran allenfalls die leichteſten Kränze aufzuhängen wären.

IV.

Einzelne, gepaarte und ſonſt neben einander geſtellte Figuren.

Drey und dreyßig Platten.

Dieſe ſind ſämmtlich in der Mitte von farbigen Wandflächen, Körper und Gewänder kunſtmäßig colorirt, zu denken.

Man hat wohl die Frage aufgeworfen: ob man ſchwebende Figuren abbilden könne und dürfe? Hier nun ſcheint ſie glücklich beantwortet. Wie der menſchliche Körper in verticaler Stellung ſich als ſtehenden erweiſt,

ſo iſt eine gelinde Senkung in die Diagonale ſchon hinreichend, die Figur als ſchwebend darzuſtellen; eine hiebei entwickelte, der Bewegung gemäße Zierlichkeit der Glieder vollendet die Illuſion.

Sogar dergleichen ſchwebende, fliegende Figuren tragen hier noch andere auf den Rücken, ohne daß ſie eigentlich belaſtet ſcheinen, und wir machen dabei die Bemerkung, daß wir, bei Darſtellung des Gracibſen, den Boden niemals vermiſſen, wie uns alles Geiſtige der Wirklichkeit entſagen läßt.

So dankenswerth es nun auch iſt, daß uns hier ſo viele angenehme Bilder überliefert werden, die man mit Bequemlichkeit nur auf die Wand durchzeichnen und mit Geſchmack coloriren dürfte, um ſie wieder ſchicklich anwendbar zu machen, ſo erinnere ſich doch nur der Künſtler, daß er mit der Maſſe der Bevölkerung großer Städte gerade dieſem ächt lebendigen antiken Kunſtſinne immerfort ſchon treu bleibt. Wen ergötzt nicht der Anblick großer theatraliſcher Ballette, wer trägt ſein Geld nicht Seiltänzern, Luftſpringern und Kunſtreitern zu? und was reizt uns, dieſe flüchtigen Erſcheinungen immer wiederholt zu verlangen, als das anmuthig vorübergehende Lebendige, welches die Alten an ihren Wänden feſtzuhalten trachteten?

Hierin hat der bildende Künſtler unſerer Tage Gelegenheit genug, ſich zu üben: er ſuche die augenblicklichen Bewegungen aufzufaſſen, das Verſchwindende

festzuhalten, ein Vorhergehendes und Nachfolgendes simultan vorzustellen, und er wird schwebende Figuren vor die Augen bringen, bei denen man weder nach Fußboden, so wenig als nach Seil, Drath und Pferd fragt. Doch was das letzte betrifft, dieses edle Geschöpf muß auch in unsern Bildkreis heranzezogen werden. Durchdringe sich der Künstler von den geistreichen Gebilden, welche die Alten so meisterhaft im Centaurengeschlechte darstellten. Die Pferde machen ein zweytes Volk im Kriegs- und Friedens-Wesen aus; Reitbahn, Wettrennen und Revuen geben dem Künstler genugsame Gelegenheit, Kraft, Macht, Zierlichkeit und Behendigkeit dieses Thieres kennen zu lernen; und wenn vorzügliche Bildner den Stallmeister und Cavalleristen zu befriedigen suchen, wenigstens in Hauptsachen, wo ihre Forderungen naturgemäß sind, so ziehe der vollkommene Decorationsmahler auch dergleichen in sein Fach. Jene allgemeinen Gelegenheiten wird er nicht meiden, dabei aber lasse er alle die einer aufgeregten Schaulust gewidmeten Stunden für seine Zwecke nicht vorüber.

Gedenken wir an dieser Stelle eines vor Jahren gegebenen, hieher deutenden glücklichen Beispiels, der geistreich aufgefaßten anmuthigen Bewegungen der Vigano's, zu denen sich das ernste Talent des Herrn Director Schadow seiner Zeit angeregt fühlte, deren manche sich, als Wandgemählde im antiken Sinne behandelt, recht gut ausnehmen würden. Lasse man den

Tänzern und andern, durch bewegte Gegenwart uns erfreuenden Perſonen ihre techniſch herkömmlichen, mitunter dem Auge und ſittlichen Gefühle widerwärtigen Stellungen; faſſe und fixire man das, was lobenswürdig und muſterhaft an ihnen iſt, ſo kommt auch wohl hier eine Kunſt der andern zu Gute, und ſie fügen ſich wechſelſeitig in einander, um uns das durchaus Wünſchenswerthe vor Augen zu bringen.

V.

Vollſtändige Bilder.

Sieben Platten.

Es iſt allgemein bekannt und jedem Gebildeten höchſt ſchätzenswerth, was gründliche Sprachforſcher ſeit ſo langer Zeit zur Kenntniß des Alterthums beigetragen; es iſt jedoch nicht zu läugnen, daß gar vieles im Dunkeln blieb, was in der neuern Zeit enthüllt worden iſt, ſeit die Gelehrten ſich auch um eine nähere Kunſtkenntniß bemüht, wodurch uns nicht allein manche Stelle des Plinius in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhange, ſondern auch nach allen Seiten hin anderes der überlieferten Schriftſteller klar geworden iſt.

Wer unterrichtet ſeyn will, wie wunderlich man in der Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts ſich jene rhetoriſch beſchriebenen Bilder vorgeſtellt hat, welche uns durch die Philoſtrate überliefert worden, der ſchlage die franzöſiſche Ueberſetzung dieſer Autoren nach, welche

von Arthus Thomas, Sieur d'Embry, mit schätzenswerthen Notizen, jedoch mit den unglücklichsten Kupferstichen versehen; man findet seine Einbildungskraft widerwärtig ergriffen, und weit von dem Ufer antiker Einfalt, Reinheit und Eigenthümlichkeit verschlagen. Auch in dem achtzehnten Jahrhunderte sind die Versuche des Grafen Caylus meistens mißrathen zu nennen; ja wenn wir uns in der neuern Zeit berechtigt finden, jene in dem Philostratischen Werke freilich mehr besprochenen als beschriebenen Bilder als damals wirklich vorhandene zuzugeben, so sind wir solches Urtheil den Herculanischen und Pompejischen Entdeckungen schuldig, und sowohl die Weimarischen Kunstfreunde, als die in diesem Fache eifrig gebildeten Gebrüder Riepenhausen, werden gern gestehen, daß, wenn ihnen etwas über die Polygnotische Lesche in Worten oder bildlichen Darstellungen zu äußern gelungen ist, solches eigentlich erst in gedachten ausgegrabenen antiken Bildern Grund und Zuverlässigkeit gefunden habe.

Auch die vom Referenten in Kunst und Alterthum, Band II. Heft I. S. 27, vorgetragenen Studien über die Philostratischen Bilder, wodurch er das Wirkliche vom Rhetorischen zu sondern getrachtet hat, ist nicht ohne die genaueste und wiederholteste Anschauung der neu aufgefundenen Bilder unternommen worden.

Hierüber etwas Allgemeines mitzutheilen, welches ausführlich geschehen müßte, um nicht verwegen zu schei-

Ferduſi

ſpricht.

O Welt! wie ſchamlos und boshaft biſt du!
Du nährſt und erziehſt und tödteſt zugleich.

Nur wer von Allah begünſtiget iſt,
Der nährt ſich, erzieht ſich, lebendig und reich.

Was heißt denn Reichthum? Eine wärmende Sonne,
Genießt ſie der Bettler, wie wir ſie genießen!
Es möge doch keinen der Reichen verdrießen
Des Bettlers im Eigenſinn ſelige Wonne.

nen, gehörte ein weit größerer, als der hier gegönnte Raum. So viel aber sey kürzlich ausgesprochen: die alte Mahlerey, von der Bildhauerkunst herstammend, ist in einzelnen Figuren höchst glücklich; zwey, gepaart und verschlungen, gelingen ihr aufs beste; eine dritte hinzukommende gibt schon mehr Anlaß zu Nebeneinanderstellung als zu Vereinigung; mehrere zusammen darzustellen, glückt diesen Künstlern auf unsere Weise nicht; da sie aber doch das innige Gefühl haben, daß ein jeder beschränkte Raum ganz eigentlich durch die dargestellten Figuren verziert seyn müsse, so kommt besonders bei größern Bildern eine gewisse Symmetrie zum Vorschein, welche, bedingter oder freier beobachtet, dem Auge jederzeit wohl thut.

Dieß so eben Gesagte entschuldige man damit, daß ich mir Gelegenheit wünschte, vom Hauptzweck der im Raum bedingten Mahlerey, den ich nicht anders, als durch „ort- und zweckgemäße Verzierung des Raumes," in kurzem auszusprechen wüßte, vom Alterthum herauf bis in die neuesten Zeiten ausführlich vorzulegen.

VI.

Einzeln vertheilte mahlerische Zierrathen.

Dreyzehn Platten.

Haben wir oben dieser Art die Wände zu beleben alle Freiheit gegönnt, so werden wir uns wegen des Einzel-

nen nunmehr nicht formaliſiren. Gar vieles, der künſtleriſchen Willkür Angeeignete wird aus dem Pflanzenreiche entnommen ſeyn. So erblicken wir Candelaber, die, gleichſam von Knoten zu Knoten, mit verſchieden gebildeten Blättern beſetzt, uns eine mögliche Vegetation vorſpiegeln. Auch die mannichfaltigſt umgebildeten gewundenen Blätter und Ranken deuten unmittelbar dahin, endigen ſich nun aber manchmal, ſtatt abſchließender Blumen und Fruchtentwickelungen, mit bekannten oder unbekannten Thieren; ſpringt ein Pferd, ein Löwe, ein Tiger aus der Blättervolute heraus, ſo iſt es ein Zeugniß, daß der Thiermahler, in der allgemeinen Verzierergilde eingeſchloſſen, ſeine Fertigkeiten wollte ſehen laſſen.

Wie denn überhaupt, ſollte je dergleichen wieder unternommen werden, nur eine reiche Geſellſchaft von Talenten, geleitet von einem übereinſtimmenden Geſchmacke, das Geſchäft glücklich vollenden könnte. Sie müßten geneigt ſeyn, ſich einander zu ſubordiniren, ſo daß jeder ſeinen Platz geiſtreich einzunehmen bereit wäre.

Iſt doch, zu unſern Zeiten, in der Villa Borgheſe, ein höchſt merkwürdiges Beiſpiel hievon gegeben worden, wo in den Arabesken des großen Saales das Blättergeranke, Stängel- und Blumen-Geſchnörkel, von geſchickten, in dieſem Fache geübten, römiſchen Künſtlern, die Thiergeſtalten vom Thiermahler Peters, und,

wie man ſagt, einige kleine, mit in den Arabeskenzierrathen angebrachte Bilder von Hamilton herrühren.

Bei ſolchen Willkürlichkeiten jedoch iſt wohl zu merken, daß eine geniale phantaſtiſche Metamorphoſe immer geiſtreicher, anmuthiger und zugleich möglicher ſich darſtelle, je mehr ſie ſich den geſetzlichen Umbildungen der Natur, die uns ſeit geraumer Zeit immer bekannter geworden ſind, anzuſchließen, und ſich von daher abzuleiten das Anſehen hat.

Was die phantaſtiſchen Bildungen und Umbildungen der menſchlichen oder thieriſchen Geſtalt betrifft, ſo haben wir zu vollſtändiger Belehrung uns an die Vorgänge der Alten zu wenden, und uns dadurch zu begeiſtern.

VII.

Andere ſich auf Architektur näher beziehende mahleriſche Zierrathen.

Sie ſind häufig in horizontalen Baugliedern und Streifen, durch abwechſelnde Formen und Farben, höchſt anmuthig auseinandergeſetzt. Sodann finden ſich aber auch wirklich erhabene Bauglieder, Geſimſe und dergleichen, durch Farben vermannichfaltigt und erheitert.

Wenn man irgend eine Kunſterſcheinung billig beurtheilen will, ſo muß man zuvörderſt bedenken, daß die Zeiten nicht gleich ſind. Wollte man uns übel nehmen, wenn wir ſagen: die Nationen ſteigen aus der Barbarey

in einen hochgebildeten Zuſtand empor, und ſenken ſich ſpäter dahin wieder zurück; ſo wollen wir lieber ſagen: ſie ſteigen aus der Kindheit in großer Anſtrengung über die mittlern Jahre hinüber, und ſehnen ſich zuletzt wieder nach der Bequemlichkeit ihrer erſten Tage. Da nun die Nationen unſterblich ſind, ſo hängt es von ihnen ab, immer wieder von vorne anzufangen; freilich iſt hier manches im Wege Stehende zu überwinden. Verzeihung dieſem Allgemeinen! Eigentlich war hier nur zu bemerken: daß die Natur in ihrer Rohheit und Kindheit unwiderſtehlich nach Farbe dringt, weil ſie ihr den Eindruck des Lebens gibt, das ſie denn auch da zu ſehen verlangt, wo es nicht hingehört.

Wir ſind nun unterrichtet, daß die Metopen der ernſteſten ſiciliſchen Gebäude hie und da gefärbt waren, und daß man ſelbſt im griechiſchen Alterthume, einer gewiſſen Wirklichkeitsforderung nachzugeben ſich nicht enthalten kann. So viel aber möchten wir behaupten, daß der köſtliche Stoff des Pentelikſchen Marmors, ſo wie der ernſte Ton eherner Statuen, einer höher und zarter geſinnten Menſchheit den Anlaß gegeben, die reine Form über alles zu ſchätzen, und ſie dadurch dem innern Sinne, abgeſondert von allen empiriſchen Reizen, ausſchließlich anzueignen.

So mag es ſich denn auch mit der Architektur und dem, was ſich ſonſt anſchließt, verhalten haben.

Später aber wird man die Farbe nimmer wieder her-

vortreten ſehen. Rufen wir ja doch auch ſchon, um Hell und Dunkel zu erzwecken, einen gewiſſen Ton zu Hülfe, durch den wir Figuren und Zierrathen vom Grunde abzuſetzen und abzuſtufen geneigt ſind.

So viel ſey geſagt, um das Vorliegende, wo nicht zu rechtfertigen, doch demſelben ſeine eigenthümliche Stelle anzuweiſen.

Von Moſaik iſt in dieſen Heften wenig dargeboten, aber dieſes Wenige beſtätigt vollkommen die Begriffe, die wir uns ſeit langen Jahren von ihr machen konnten. Die Willkür iſt hier, bei Fußbodenverzierung, beſchränkter, als bei den Wandverzierungen, und es iſt, als wenn die Beſtimmung eines Werks, „mit Sicherheit betreten zu werden," den muſiviſchen Bildner zu mehr Gefaßtheit und Ruhe nöthigte. Doch iſt auch hier die Mannichfaltigkeit unſäglich, in welcher die vorhandenen Mittel angewendet werden, und man möchte die kleinen Steinchen den Taſten des Inſtruments vergleichen, welche in ihrer Einfalt vorzuliegen ſcheinen, und kaum eine Ahnung geben, wie, auf die mannichfaltigſte Weiſe verknüpft, der Tonkünſtler ſie uns zur Empfindung bringen werde.

VIII.

Landſchaften.

Wir haben ſchon oben vernommen, daß in den ältern Zeiten die Wände öffentlicher Gebäude auch wohl mit Landſchaften ausgeziert wurden; dagegen war es eine

ganz richtige Empfindung, daß man in der Beſchränkung von Privathäuſern dergleichen nur untergeordnet anzubringen habe. Auch theilt unſer Künſtler keine im Beſondern mit, aber die in Farben abgedruckten Wandbilder zeigen uns genugſam die in abgeſchloſſenen Rahmen gar zierlich daſelbſt eingeſchalteten ländlichen, meiſt phantaſtiſchen Gegenſtände. Denn wie konnte auch ein in der herrlichſten Weltumgebung ſich befindender und fühlender Pompejaner die Nachbildung irgend einer Ausſicht, als der Wirklichkeit entſprechend, an ſeiner Seite wünſchen!

Da jedoch in den Kupfern nach Herculaniſchen Entdeckungen eine Unzahl ſolcher Nachbildungen anzutreffen iſt, auch zugleich ein in der Kunſtgeſchichte intereſſanter Punkt zur Sprache kommt, ſo ſey es vergönnt, hiebei einen Augenblick zu verweilen.

Die Frage: ob jene Künſtler Kenntniß der Perſpective gehabt, beantworte ich mir auf folgende Weiſe. Sollten ſolche mit den herrlichſten Sinnen, beſonders auch dem des Auges, begabte Künſtler, wie ſo vieles Andere, nicht auch haben bemerken können und müſſen, daß alle unterhalb meines Auges ſich entfernenden Seitenlinien hinauf, dagegen die oberhalb meines Blickes ſich entfernenden hinab zu weichen ſcheinen? Dieſem Gewahrwerden ſind ſie auch im Allgemeinen gefolgt.

Da nun ferner in den ältern Zeiten ſowohl als in den neuern, bis in das ſiebzehnte Jahrhundert, jederman

recht viel zu ſehen verlangte, ſo dachte man ſich auf einer Höhe, und inſofern mußten alle dergleichen Linien aufwärts gehen, wie es denn auch damit in den ausgegrabenen Bildern gehalten wird, wo aber freilich manches Schwankende, ja Falſche wahrzunehmen iſt.

Eben ſo findet man auch diejenigen Gegenſtände, die nur über dem Auge erblickt werden, als in jener Wandarchitektur die Geſimschen und was man ſich an deren Stelle denken mag, wenn ſie ſich als entfernend darſtellen ſollen, durchaus im Sinken gezeichnet, ſo wie auch das was unter dem Auge gedacht wird, als Treppen und dergleichen aufwärts ſich richtend vorgeſtellt.

Wollte man aber dieſe nach dem Geſetze der reinen ſubjectiven Perſpectivlehre unterſuchen, ſo würde man ſie keineswegs zuſammenlaufend finden. Was eine ſcharfe, treue Beobachtung verleihen kann, das beſaßen ſie; die abſtracte Regel, deren wir uns rühmen, und welche nicht durchaus mit dem Geſchmacksgefühl übereintrifft, war, mit ſo manchem andern, ſpäter Entdeckten, völlig unbekannt.

Durch alles Vorgeſagte, welches freilich noch viel weiter hätte ausgeführt werden ſollen, kann man ſich überzeugen, daß die vorliegenden Zahniſchen Hefte gar mannichfaltigen Nutzen zu ſtiften geeignet ſind. Dem Studium des Alterthums überhaupt werden ſie förderlich ſeyn, dem Studium der alterthümlichen Kunſtgeſchichte beſonders. Ferner werden ſie, theils weil die Nachbil-

dungen vieler Gegenſtände in der an Ort und Stelle vorhandenen Größe gezeichnet ſind, theils weil ſie im ganzen Zuſammenhange und ſogar farbig vorgeführt werden, eher in das praktiſche Leben eingehen, und den Künſtler unſerer Tage zu Nachbildung und Erfindung aufwecken, auch dem Begriff, wie man am ſchicklichen Platze ſich eine heitere, geſchmackvolle Umgebung ſchaffen könne und ſolle, immer mehr zur allgemeinen Reife verhelfen.

Anſchließlich mag ich hier gern bemerken, daß meine alte Vorliebe für die Abbildung des Säuglings mit der Mutter, von Myrons Kuh ausgehend (Kunſt und Alterthum II. 1. 9.), durch Herrn Zahns Gefälligkeit abermals belohnt worden, indem er mir eine Durchzeichnung des Kindes Telephus, der in Gegenwart ſeines Heldenvaters und aller ſchützenden Wald- und Berg-Götter an der Hinde ſaugt, zum Abſchied verehrte. Von dieſer Gruppe, die vielleicht alles übertrifft was in der Art je geleiſtet worden, kann man ſich Band I. Seite 31 der Herculaniſchen Alterthümer einen allgemeinen, obgleich nicht genügenden Begriff machen, welcher nunmehr durch den gedachten Umriß, in der Größe des Originals, vollkommen überliefert wird. Die Verſchränkung der Glieder eines zarten ſaugenden Knaben mit dem leichtfüßigen Thiergebilde einer zierlichen Hinde iſt eine

kunſtreiche Compoſition, die man nicht genug bewundern kann.

Undankbar aber wäre es, wenn ich hier, wo es Gelegenheit gibt, nicht eines Oelbildes erwähnte, welches ich täglich gern vor Augen ſehe. In einem ſtillengen, doch heiter-mannichfaltigen Thal, unter einem alten Eichbaume ſäugt ein weißes Reh einen gleichfalls blendend weißen Abkömmling unter liebkoſender Theilnahme.

Auf dieſe Weiſe bildet ſich denn um mich, angeregt durch jene früheren Bemerkungen, ein heiterer Cyclus dieſes anmuthigen Zeugniſſes urſprünglichſter Verwandtſchaft und nothwendigſter Neigung. Vielleicht kommen wir auf dieſem Wege am erſten zu dem hohen philoſophiſchen Ziel, das göttlich Belebende im Menſchen mit dem thieriſch Belebten auf das unſchuldigſte verbunden gewahr zu werden.

Dr. Jacob Roux

über

die Farben in technischem Sinne.

(1. Heft 1824; 2. Heft 1828.)

Die Zahnischen colorirten Nachbildungen der Pompejischen Wandgemählde setzen uns, außer den glücklichen Gedanken, auch noch durch eine wohlerhaltene Färbung in Erstaunen. Erwägen wir nun, daß jener Farbenschmuck sich durch so manche Jahrhunderte, durch die ungünstigsten Umstände klar und augenfällig erhalten, und finden dagegen Bilder der neuern Zeit, ja der neuesten, geschwärzt, entfärbt, rissig und sich ablösend; treffen wir ferner auch bei Restaurationen dieser Mängel auf gar mancherlei Fehler der ersten Anlage; dann haben wir allerdings den Künstler zu loben, welcher hierüber forschend und nachdenkend einen Theil seiner edeln Zeit anwendet.

Wir empfehlen obgenannte Hefte den Künstlern um desto mehr, als man in der neuern Zeit völlig zu vergessen scheint, daß die Kunst auf dem Handwerk ruht, und daß man sich aller technischen Erfordernisse erst zu ver-

Dſchelâl-eddin Rumi

ſpricht.

Verweilſt du in der Welt, ſie flieht als Traum,
Du reiſeſt, ein Geſchick beſtimmt den Raum;
Nicht Hitze, Kälte nicht vermagſt du feſt zu halten,
Und was dir blüht, ſogleich wird es veralten.

ſichern habe, ehe man ein eben ſo würdiges als dauerndes Kunſtwerk hervorzubringen Anſtalt macht.

Die Bemühungen des ſorgfältigen Verfaſſers noch höher zu ſchätzen, ſehen wir uns dadurch veranlaßt, daß Palmaroli, der ſich durch ſeine Reſtauration in Dresden ſo viel Verdienſte erworben, in Rom leider mit Tode abgegangen iſt; da denn Uebung und Nachdenken ſowohl über ältere Bilder, wie ſolche allenfalls wieder herzuſtellen, als über die Art den neu zu verfertigenden dauernde Kraft und Haltung zu geben, im Allgemeinen beſtens zu empfehlen ſteht.

Pentazonium Vimariense,

dem dritten September 1825 gewidmet,

von

Oberbaudirector Coudray gezeichnet, geſtochen vom Hofkupferſtecher Schwerdgeburth.

Das ſeltene und mit dem reinſten Enthuſiasmus gefeierte Feſt der funfzigjährigen Regierung Ihro des Herrn Großherzogs von Sachſen Weimar Eiſenach Königl. Hoheit zu verherrlichen, fühlten auch die Künſte eine beſondere Verpflichtung; unter ihnen that ſich die Baukunſt hervor, in einer Zeichnung, welche, nunmehr in Kupferſtich gefaßt, dem allgemeinen Anſchauen übergeben iſt.

Zu ſeiner Darſtellung nahm der geiſtreiche Künſtler den Anlaß von jenen antiken Prachtgebäuden, wo man zonenweiſe, Stockwerk über Stockwerk, in die Höhe ging und, den Durchmeſſer der Area nach Stufenart zuſammenziehend, einer Pyramiden- oder ſonſt zugeſpitzten Form ſich zu nähern trachtete. Wenig iſt uns davon übrig geblieben — von dem Trizonium des Quin-

tilius Varus nur der Name — und was wir noch von dem Septizonium des Severus wissen, kann unsere Billigung nicht verdienen, indem es vertical in die Höhe stieg und also dem Auge das Gefühl einer geforderten Solidität nicht eindrücken konnte.

Bei unserm Pentazonium ist die Anlage von der Art, daß erst auf einer gehörig festen Rustica-Basis ein Säulengebäude dorischer Ordnung errichtet sey, über welchem abermals ein ruhiges Massiv einer jonischen Säulenordnung zum Grunde dient, wodurch denn also schon vier Zonen absolvirt wären, worauf abermals ein Massivaufsatz folgt, auf welchem Korinthische Säulen, zum Tempelgipfel zusammengedrängt, den höheren Abschluß bilden.

Die erste Zone sieht man, durch ihre Bildwerke, einer kräftig-thätigen Jugendzeit gewidmet, geistigen und körperlichen Uebungen und Vorbereitungen mancher Art. Die zweyte soll das Andenken eines mittlern Manneslebens bewahren, in That und Dulden, Wirken und Leiden zugebracht, auf Krieg und Frieden, Ruhe und Bewegung hindeutend. Die dritte Zone gibt einem reich gesegneten Familienleben Raum. Die vierte deutet auf das, was für Kunst und Wissenschaft geschehen. Die fünfte läßt uns die Begründung einer sichern Staatsform erblicken, worauf sich denn das Heiligthum eines wohlverdienten Ruhms erhebt.

Ob nun gleich zu unserer Zeit Gebäude dieser Art

nicht leicht zur Wirklichkeit gelangen dürften, ſo achtete der denkende Künſtler doch für Pflicht zu zeigen, daß ein ſolches Prachtgerüſte nicht bloß phantaſtiſch gefabelt, ſondern auf einer innern Möglichkeit gegründet ſey; weßhalb er denn in einem zweyten Blatte die vorſichtige Conſtruction deſſelben, ſowohl in Grundriſſen als Durchſchnitten, den Kenneraugen vorlegte; woneben man auch, umſtändlicher als hier geſchieht, durch eine gedruckte Erklärung erfahren kann, worauf theils durch reale, theils durch allegoriſche Darſtellungen gedeutet worden.

Und ſo wird denn endlich an dem Aufriß, welchen die Hauptplatte darſtellt, der einſichtige Kennerblick geneigt unterſcheiden und beurtheilen, in wiefern die ſchwierige Uebereinanderſtellung verſchiedener Säulenordnungen, von der derbſten bis zu der ſchlankeſten, gelungen, in wiefern die Profile dem jedesmaligen Charakter gemäß beſtimmt und genügend gezeichnet worden.

Kehrt nun das Auge zu dem bei'm erſten Anſchauen empfangenen Eindruck nach einer ſolchen Prüfung des Einzelnen wieder zurück, ſo wünſchen wir die Frage günſtig beantwortet: ob der allgemeine Umriß des Ganzen, der ſo zu nennende Schattenriß, dem Auge gefällig und nebſt ſeinem reichen Inhalte dem Geiſte faßlich ſey, indem wir von unſerer Seite hier nur eine allgemeine Anzeige beabſichtigen konnten.

Wenn nun der Künſtler in einer genauen, zum ſan-

derſten ausgeführten Zeichnung das Seinige geleiſtet zu haben hoffen durfte, ſo kann die Arbeit des Kupferſtechers ſich gleichfalls einer geneigten Aufnahme getröſten. Herr Schwerdgeburth, deſſen Geſchicklichkeit man bisher nur in kleineren, unſere Taſchenbücher zierenden Bildern liebte und bewunderte, hat ſich hier in ein Feld begeben, in welchem er bisher völlig fremd geweſen, deßhalb eine Unbekanntſchaft eines Kupferſtechers mit dem architektoniſchen Detail vom Kenner mit Nachſicht zu beurtheilen ſeyn dürfte. Ferner iſt zu bedenken, daß bei einer ſolchen Arbeit die geſchickteſte Hand ohne Beihülfe von mitleiſtenden Maſchinen ſich in Verlegenheit fühlen kann.

Eines ſolchen Vortheils, welcher dem Künſtler in Paris und andern in dieſer Art vielthätigen Städten zu Hülfe kommt, ermangelt die unſrige ſo gut wie gänzlich: alles iſt hier die That der eigenen freien Hand, es ſey daß ſie die Radirnadel oder den Grabſtichel geführt. Hiedurch aber hat auch dieſes Blatt ein gewiſſes Leben, eine gewiſſe Anmuth gewonnen, welche gar oft einer ausſchließlich angewandten Technik zu ermangeln pflegt.

Eben ſo waren bei dem Abdruck gar manche Schwierigkeiten zu überwinden, die bei größeren, den Fabrik-Anſtalten ſich nähernden Gelegenheiten gar leicht zu beſeitigen ſind, oder vielmehr gar nicht zur Sprache kommen.

Schließlich iſt nur noch zu bemerken, daß dieſes

Blatt für die Liebhaber der Kunſt auch dadurch einen beſondern Werth erhalten wird, daß der löbliche Stadtrath zu Weimar dem Kupferſtecher die Platte honorirt und die ſorgfältig genommenen Abdrücke, als freundliche Gabe, den Verehrern des gefeierten Fürſten zur Erinnerung an jene ſo bedeutende Epoche zugetheilt hat, welches allgemein mit anerkennendem Danke aufgenommen worden. Sie ſind erfreut dem Lebenden als Lebendige ein Denkmal errichtet zu ſehen, deſſen Sinn und Bedeutung von ihnen um ſo williger anerkannt wird, als man ſonſt dergleichen dem oft ſchwankenden Ermeſſen einer Nachkommenſchaft überläßt, die, mit ſich ſelbſt allzuſehr beſchäftigt, ſelten den reinen Enthuſiasmus empfindet, um rückwärts dankbar zu ſchauen und gegen edle Vorgänger ihre Pflicht zu erfüllen, wozu ihr denn auch wohl Ernſt, Mittel und Gelegenheit oft ermangeln mögen.

Architektur in Sicilien.

Architecture moderne de la Sicile, par J. Hittorf et Zanth. A Paris.

Wie uns vor Jahren die modernen Gebäude Roms durch Fontaine und Percier, die Florentinischen durch Grandjean und Famin, die Genuesischen durch Gauthier belehrend dargestellt werden, so haben sich, um gleichen Zweck zu erreichen, ausgebildete Männer, Hittorf und Zanth, nach Sicilien begeben und liefern uns die dortigen, besonders von Zeitgenossen Michel Angelo's errichteten, öffentlichen und Privatgebäude, so wie auch dergleichen aus frühern christlichkirchlichen Zeiten.

Von diesem Werke liegen uns 49 Tafeln vor Augen und wir können solches, sowohl in Gefolg obgenannter Vorgänger, als auch um der eignen Verdienste willen, Künstlern und Kunstfreunden auf das nachdrücklichste empfehlen. Ein reicher Inhalt, so charakteristisch als geistreich dargestellt, auf das sicherste und zarteste behandelt. Es sind nur Linearzeichnungen, aber durch zarte und starke Striche ist Licht- und Schatten-Seite hinreichend ausgedruckt, daher befriedigen sie mit vollkommener Haltung.

Bei gewiſſen baulichen Gegenſtänden fanden die Künſtler perſpectiviſche Zeichnung nöthig, und dieſe machen den angenehmſten Eindruck; etwas Eigenthümlich-Charakteriſtiſches der ſicilianiſchen Baukunſt tritt hier hervor; wir wagen es nicht näher zu bezeichnen, und bemerken nur Einzelnes.

Bei'm Eintritt in die dießmal gelieferten Meſſiniſchen Paläſte ſieht man ſich in einem Hofe von hohen Wohnungen umkränzt; wir empfinden ſogleich Reſpect und Wohlgefallen; der Baumeiſter ſcheint dem Hausherrn einen anſtändigen Lebensgenuß zugeſichert zu haben; man iſt in einer grandioſen, aber nicht allzuernſten Umgebung. Das Gleiche gilt von den Klöſtern und andern öffentlichen Gebäuden; man iſt von allem Düſtern, Drückenden durchaus befreit, und dieſe Gebäude ſind ihrem Zweck völlig angemeſſen.

Noch eine zweyte allgemeine Bemerkung ſtehe hier: nicht leicht hat irgendwo eine edle Bildhauerkunſt der Einbildungskraft ſo viel Antheil an ihren Werken geſtattet als wie in Sicilien, deßwegen ſie auch ſchwer zu beurtheilen ſind.

Statuen von Menſchen, Halbmenſchen, Thieren und Ungeheuern, Basreliefs mythologiſcher und allegoriſcher Art, Verzierungen architektoniſcher Glieder, alles überſchwenglich angebracht, beſonders bei Brunnen, die bei ihrer Nothwendigkeit und Nutzbarkeit auch den größten Schmuck zu verdienen ſchienen. Wer an

Einfalt und ernſthafte Würde gewöhnt iſt, der wird ſich in dieſen mannichfaltigen Reichthum kaum zu finden wiſſen, wir aber konnten ihm an Ort und Stelle nicht ungünſtig ſeyn; und ſo erfreut es uns, mit ganz außerordentlicher Sorgfalt hier dieſe ſonderbaren Werke dargeſtellt zu ſehen und die architektoniſche Zierlichkeit ihrer Profile ſowohl als die üppige Fülle ihrer Verzierungen zu bewundern. Denn ſo lange die Einbildungskraft von der Kunſt gebändigt wird, gibt ſie durchaus zu erfreulichen Gebilden Anlaß, dahingegen wenn Kunſt ſich nach und nach verliert, der regelnde Sinn entweicht und das Handwerk mit der Imagination allein bleibt, da nehmen ſie unaufhaltſam den Weg, welcher, wie ſchon in Palermo der Fall iſt, zum Palagoniſchen Unſinn nicht Schritt vor Schritt, ſondern mit Sprüngen hinführt.

Architecture antique de la Sicile, par Hittorf et Zanth.

Von dieſem Werke ſind 31 Tafeln in unſern Händen: ſie enthalten die Tempel von Segeſte und Selinunt, geographiſche und topographiſche Charten, die genaueſten architektoniſchen Riſſe und charakteriſtiſche Nachbildungen der wunderſamen Basreliefe und Ornamente, zugleich mit ihrer Färbung, und erheben uns zu ganz eigenen neuen Begriffen über alte Baukunſt. Früheren

Reiſenden bleibe das Verdienſt die Aufmerkſamkeit erregt zu haben, wenn dieſe Letztern, begabt mit mehr hiſtoriſch-kritiſchen und artiſtiſchen Hülfsmitteln, endlich das Eigentliche leiſten, was zur wahren Erkenntniß und gründlichen Bildung zuletzt erfordert wird.

Mit Verlangen erwarten wir die Nachbildungen der Tempel zu Girgent, beſonders aber hinlängliche Kenntniß von den letzten Ausgrabungen, wovon uns einige Blätter in Oſterwalds Sicilien ſchon vorläufige Kenntniß gegeben und ein einzelner Theil in einem landſchaftlichen Gemählde dargeſtellt die angenehmſten Eindrücke verleiht, die wir in folgendem näher ausſprechen.

Südöſtliche Ecke des Jupiter-Tempels von Girgent, wie ſie ſich nach der Ausgrabung zeigt; Oelbild von Herrn von Klenze, Königlich Bayeriſchem Ober-Baudirector.

Ein Gemählde nicht nur des Gegenſtandes wegen für den Alterthumsforſcher belehrend, ſondern auch befriedigend, ja erfreulich dem Kunſtfreund, wenn er das Werk bloß als Landſchaft betrachtet.

Die Luft mit leichtem Gewölk iſt recht ſchön, klar, gut abgeſtuft; die Behandlung deſſelben beweiſt des Meiſters Kunſtfertigkeit; nicht weniger Lob verdient auch die gar zierlich, fleißig und geſchmackvoll ausgeführte weite Küſtenſtrecke des Mittelgrundes. Vorn im Bilde

Suleika

ſpricht.

Der Spiegel ſagt mir ich bin ſchön!
Ihr ſagt: zu altern ſey auch mein Geſchick.
Vor Gott muß alles ewig ſtehn,
In mir liebt Ihn, für dieſen Augenblick.

liegen die kolossalen Tempelruinen mit solcher Präcision der Zeichnung, solcher auf das Wesentliche im Detail verwendeten Sorgfalt ausgeführt, wie es nur von einem im Fach der Architektur-Zeichnung vielgeübten Künstler zu erwarten ist. Der so glücklich in dem geschmackvollen Ganzen restaurirt aufgestellte Koloß gibt der mächtigen Ruine eine ganz originelle Anmuth. Ein schlanker, an der Seite der Tempelruine aufgewachsener Oelbaum, charakteristisch, sehr zart und ausführlich in seinem Blätterschlag, eine Aloe und in der Ecke rechts noch verschiedene Fragmente von der Architektur des Tempels, staffiren durchaus zweckmäßig den nächsten und allernächsten Vordergrund.

Das Verdienstliche verschiedener Theile dieser Mahlerey wird am besten gelobt und am treffendsten bezeichnet wenn man sagt, daß es an Elzheimers Arbeiten erinnere.

Kirchen, Paläste und Klöster in Italien,

nach

den Monumenten gezeichnet, von J. Eugenius Ruhl, Architekten in Cassel, gr. Fol. 3 Lieferungen, jede zu 6 Blättern, sauber radirte Umrisse.

Ein durch merkwürdigen Inhalt, wie durch Verdienst der Ausführung gleich achtbares, vor kurzem erschienenes Werk.

Das erste oder Titelblatt jeder Lieferung enthält antike Fragmente, mit Geschmack und Kunst zum Ganzen geordnet; die fünf übrigen aber Ansichten, bald vom Aeussern, bald vom Innern ansehnlicher Gebäude, von Constantin des Großen Zeit das ganze Mittelalter herab bis an die neuere Baukunst, wie sie unter den großen Meistern des sechzehnten Jahrhunderts zur schönsten Blüthe gelangt war. Einige wenige dürften vielleicht bloß als pittoreske Ansichten aufgenommen seyn.

Von Seiten der künstlerischen Behandlung finden wir an den Blättern dieses Werks theils die Genauigkeit und den bis auf das kleinste Detail sich erstreckenden Fleiß,

theils die vom Zeichner mit nicht weniger Geſchmack als Ueberlegung gewählten Standpunkte zu loben; unbeſchadet der Wahrheit ſtellen ſich die ſämmtlichen Gegenſtände dem Auge von einer gefälligen Seite in mahleriſcher Gruppirung dar.

Auch hat der Verfaſſer Sorge getragen für die meiſten ſeiner Blätter ſolche Gegenſtände auszuwählen, die zugleich ſchöne Anſichten gewähren, wenig bekannt und in kunſtgeſchichtlicher Beziehung merkwürdig ſind. Unſere Leſer werden ſelbſt davon urtheilen können, wenn wir ihnen den Inhalt aller drey bis jetzt erſchienenen Lieferungen kurz anzeigen.

Erſte Lieferung.

1) Verſchiedene antike Fragmente, zierlich zuſammengeſtellt. 2) Der innere Hofraum und Säulengänge um denſelben im Palaſt der Cancellaria zu Rom, nach Einigen Architektur des San Gallo, wahrſcheinlicher aber des Bramante. 3) Hof bei der Kirche St. Apoſtoli zu Rom. 4) Veſtibul eines Gebäudes in der Via Siſtina zu Rom. 5) Anſicht der Kirche St. Feliciano zu Fuligno. 6) Anſicht der Kirche St. Giorgio in Velabro und des Bogens der Goldſchmiede zu Rom.

Zweyte Lieferung.

1) Wiederum gar zierliche Zuſammenſtellung antiker Fragmente. 2) Kloſterhof zu St. Giovanni in Laterano zu Rom. 3) Anſicht des Innern der Kirche St.

Coſtanza vor der Porta Pia zu Rom. 4) Façade und vorliegende große Treppe der Kirche St. Maria in Ara Cœli, auf dem Capitolium zu Rom. 5) Eingang zur Kirche St. Praſſede zu Rom. 6) Palaſt des Grafen Giraud in Via di Borgo novo zu Rom, Architektur von Bramante.

Dritte Lieferung.

1) Anſicht der Kirche St. Salvator zu Fuligno. 2) St. Giacomo zu Vicovaro. 3) Anſicht des Doms zu Spoleto. 4) Cortile eines Palaſtes nahe bei dem Capitol zu Rom. 5) Sacriſtey zu St. Martino a Monti in Rom. 6) Mittlere Anſicht des Kloſterhofs zu St. Giovanni in Laterano.

Ferner ſind wir des Vergnügens theilhaft geworden, von eben demſelben Künſtler einen mit Aquarellfarben gemahlten und zum Verwundern fleißig ausgeführten Proſpect des Platzes zu Aſſiſi, mit dem darauf liegenden noch ſehr wohl erhaltenen Minerven-Tempel, jetzt in eine Kirche verwandelt und Madonna della Minerva genannt, zu ſehen. Der gute Ton im Ganzen, die heitere Luft, die natürliche Farbe der verſchiedenen Architektur-Gegenſtände, der höchſt löbliche Fleiß, der auch die geringſten Kleinigkeiten nicht überſehen, ſondern mit Sorgfalt und Liebe nachgebildet hat, endlich die wohlgezeichneten Figuren in den eigenthümlichen Landestrach-

ten, womit das Bild reichlich und zweckmäßig staffirt ist — alles zusammen kann unmöglich verfehlen jeden der Kunst kundigen Beschauer zu befriedigen, zu erfreuen. Auf uns wenigstens hat es diese Wirkung gethan und mehrere Tage hindurch, da das Anschauen desselben uns gegönnt war, zu einer heiteren Gemüthsstimmung beigetragen.

Wenn nun meine Freunde an der vollkommenen Ausführung eines so wohl studirten Werkes ihre Freude hatten, so war mir dabei noch ganz anders zu Muthe, indem ich mich der abenteuerlich-flüchtigen Augenblicke lebhaft erinnerte, wo ich vor diesem Tempel gestanden und mich zum erstenmal über ein wohlerhaltenes Alterthum innig erfreute. (Italiänische Reise erster Theil S. 181.) Wie gerne werden wir dem Künstler folgen, wenn er uns, wie er verspricht, nächstens wieder an Ort und Stelle führt, und von seinen anhaltenden gründlichen Studien daselbst bildlich und schriftlich den Mitgenuß vergönnt.

Das altrömiſche Denkmal bei Ygel unweit Trier.

Eine mit ausgezeichneter Sorgfalt gemachte ungefähr 18 Zoll hohe bronzene Abbildung dieſes merkwürdigen römiſchen Denkmals veranlaßt nachfolgende Betrachtungen über daſſelbe.

Das alte Denkmal iſt einigen Gliedern der römiſchen Familie der Secundiner zu Ehren errichtet; es beſteht aus einem feſten grauen Sandſtein, hat im Ganzen thurmartige Geſtalt und über 70 Fuß Höhe.

Die architektoniſchen Verhältniſſe der verſchiedenen Theile an ſich ſowohl als in Uebereinſtimmung zum geſammten Ganzen verdienen großes Lob, und es möchte ſchwerlich irgend ein anderes römiſches Monument ſich dem Auge gefälliger und zierlicher darſtellen.

Ueber die Zeit wann das Werk errichtet worden, gibt weder die Inſchrift Auskunft, noch läßt ſich dieſelbe aus andern Nachrichten genau beſtimmen; jedoch ſcheint die reiche Fülle der Zierrathen und Bilder, womit es gleich-

ſam überdeckt iſt, ſo wie der Geſchmack, in welchem ſie gearbeitet ſind, auf die Zeit der Antonine hinzudeuten.

Die verzierenden Bilder ſind gemiſchter Art: theils Darſtellungen aus dem wirklichen Leben, auf Stand, Geſchäfte, Verwaltung und Pflichten derer, denen das Denkmal errichtet worden, ſich beziehend; theils der Götter- und Helden-Sage angehörend.

Die vor uns befindliche bronzene Copie iſt mit ausnehmender Sorgfalt gemacht; den Styl der Antike, gefälligen Geſchmack und angemeſſene Haltung erkennt man überall nicht nur in den unzähligen, flach erhobenen, doch immer hinreichend deutlich gearbeiteten Figuren, ſondern auch in den Blätterverzierungen der Geſimſe. Der nachbildende Künſtler hat ſeinen Fleiß dergeſtalt weit getrieben, daß bloß verwitterte Stellen des Monuments deutlich von ſolchen Beſchädigungen zu unterſcheiden ſind, die es durch Menſchenhände gewaltſam erlitten, ja daß ſogar eine Anzahl neu eingefügter Steine ohne Schwierigkeit zu erkennen ſind.

Auch der Abguß verdient großes Lob; er iſt ungemein reinlich und ohne ſichtbare Spuren ſpäterer Nachhülfe.

Goethe an den Künſtler, den Verfertiger der bronzenen Abbildung.

Bei dem erfreulichen Anblick des mir überſendeten ldblichen Kunſtwerkes eilte ich zuvörderſt mich jener Zeit

zu

zu erinnern, in welcher mir es, und zwar unter sehr bedenklichen Umständen, zuerst bekannt geworden. Ich suchte die Stelle meines Tagebuchs der Campagne 1792, wieder auf und füge sie hier bei, als Einleitung zu demjenigen, was ich jetzt zu äußern gedenke.

„Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Ygel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu setzen wußten, warf ich in Gedanken sogleich die sämmtlichen Dorfhütten weg und nun stand es an dem würdigsten Platze. Die Mosel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher sich gegenüber ein ansehnliches Wasser, die Saar, verbindet; die Krümmung der Gewässer, das Auf- und Absteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

„Das Monument selbst könnte man einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch übereinander gestellten Stockwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert ist und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft sich abschloß.

„Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegsläufte in diese Gegend führen und vielleicht eine Zeit lang festhalten, sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das Denkmal auszumessen und, insofern er

Zeichner iſt, auch die Figuren der vier Seiten, wie ſie noch kenntlich ſind, uns überliefern und erhalten.

„Wie viel traurige bildloſe Obelisken ſah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend jemand an jenes Monument gedacht hätte. Es iſt freilich ſchon aus einer ſpätern Zeit, aber man ſieht immer noch die Luſt und Liebe, ſeine perſönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugniſſen von Thätigkeit ſinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier ſtehen Eltern und Kinder gegen einander, man ſchmauſ't im Familienkreiſe; aber damit der Beſchauer auch wiſſe woher die Wohlhäbigkeit komme, ziehen beladene Saumroſſe einher, Gewerb und Handel wird auf mancherlei Weiſe vorgeſtellt. Denn eigentlich ſind es Kriegs-Commiſſarien die ſich und den Ihrigen dieß Monument errichteten, zum Zeugniß, daß damals wie jetzt an ſolcher Stelle genugſamer Wohlſtand zu erringen ſey.

„Man hatte dieſen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh über einander gethürmt und alsdann, wie aus einem Felſen, die architektoniſch-plaſtiſchen Gebilde herausgehauen. Die ſo manchem Jahrhunderte widerſtehende Dauer dieſes Monuments mag ſich wohl aus einer ſo gründlichen Anlage herſchreiben.“

Den 12 October.

„Ein herrlicher Sonnenblick belebte ſo eben die Gegend, als mir das Monument von Ygel, wie der

Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden entgegen glänzte.

„Vielleicht war die Macht des Alterthums nie so gefühlt worden als an diesem Contrast; ein Monument, zwar auch kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend.

„Obgleich in später Zeit unter den Antoninen erbaut, behält es immer von trefflicher Kunst noch so viel Eigenschaften übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig ernst zuspricht und aus seinen, obgleich sehr beschädigten Theilen das Gefühl eines fröhlichthätigen Daseyns mittheilt. Es hielt mich lange fest; ich notirte manches, ungern scheidend, da ich mich nur desto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zustande fühlte.“

Seit der Zeit versäumte ich nicht jenen Eindruck, und war es auch nur einigermaßen, vor der Seele zu erneuern. Auch unvollständige und unzulängliche Abbildungen waren mir willkommen; z. B. ein englischer Kupferstich, eine französische Lithographie nach Gen. de Howen, so wie auch die lithographirte Skizze der Herzogin von Rutland. Jene ersten beiden erinnerten wenigstens an die wunderbare Stelle dieses Alterthums in nordischer ländlicher Umgebung. Viel näher brachte schon den erwünschten Augenschein die Bemühung des Herrn Quednow, so wie der Herren Hawich und Neurohr: letzterer hatte sich besonders auch über die Literatur und

Geſchichte, inſofern ſie dieſes Denkmal behandelt, umſtändlich ausgebreiter, da denn die verſchiedenen Meinungen über daſſelbe, welche man hiebei erfuhr, ein öfteres Kopfſchütteln erregen mußten. Dieſe zwar dankenswerthen Vorſtellungen ließen jedoch manches zu wünſchen übrig; denn obgleich auf die Abbildungen Fleiß und Sorgfalt verwendet war, ſo gab doch der Totaleindruck die Ruhe nicht, welche das Monument ſelbſt verleiht; und im Einzelnen ſchien die Lithographie das Verwitterte roher und das Ueberbliebene ſtumpfer vorgeſtellt zu haben, dergeſtalt, daß zwar Kenntniß und Ueberſicht mitgetheilt, das eigentliche Gefühl aber und eine wünſchenswerthe Einſicht nicht gegeben ward.

Beim erſten Anblick Ihrer höchſt ſchätzenswerthen Arbeit jedoch trat mir gerade das Erwünſchteſte entgegen. Dieſes bronzene Facſimile in Miniatur bringt uns jene Eigenthümlichkeiten ſo vollkommen vor die Seele, daß ich geneigt war Ihrem Werke unbedingtes enthuſiaſtiſches Lob zuzurufen. Weil ich aber auf meiner langen Laufbahn gewarnt bin, und oft gemerkt habe, daß man Gegenſtänden der Kunſt, ſo wie auch Perſonen, für die man ein günſtiges Vorurtheil gefaßt hat, alles nachſieht und in Gefahr kommt ihre Vorzüge zu überſchätzen, ſo verlangte ich eine Autorität für meine Gefühle und eine Sicherheit für dieſelben in dem Ausſpruch eines unbeſtechbaren Kenners.

Glücklicherweiſe ſtand mir nun ein längſt geprüfter

Freund zur Seite, deſſen Kenntniſſe ich ſeit vielen Jahren ſich immer vermehren, ſein Urtheil dem Gegenſtande immer angemeſſen geſehen. Es iſt der Director unſrer freien Zeichenſchule, Herr Heinrich Meyer, Hofrath und Ritter des weißen Falkenordens, der, wie ſo oft, mir auch dießmal die Freude machte, meine Neigung zu billigen und meine Vorliebe zu rechtfertigen. Mehrmalige Geſpräche in Gegenwart des allerliebſten Kunſtwerkes, verſchiedene daraus entſprungene Aufſätze verſchafften nun die innigſte Bekanntſchaft mit demſelben. Nachſtehendes möge als Reſultat dieſer Theilnahme angeſehen werden, ob wir es gleich auch nur aufſtellen als unſre Anſicht unter den vielen möglichen, vorausſehend, daß über dieſes Werk, inſofern es problematiſch iſt, die Meinungen ſich niemals vereinigen, vielmehr, wo nicht im Gegenſatz, doch im Schwanken und Zweifeln nach menſchlicher Art erhalten werden.

A.

Amtsgeſchäfte.

1) Hauptbasrelief im Baſement der Vorderſeite: An zwey Tiſchen mehrere Verſammelte, Wichtiges verhandelnd. Ein dirigirender Sitzender, Vortragende, Einleitende, Ankömmlinge.

2) Seitenbild in der Attika: Zwey Sitzende, zwey im Stehen Theilnehmende, kann als Rentkammer, Comptoir und dergleichen angeſehen werden.

B.

Fabrication.

3) Hauptbild in der Attika: eine Färberey darstellend. In der Mitte heben zwey Männer ein ausgebreitetes, wahrscheinlich schon gefärbtes Tuch in die Höhe; der Ofen, worin der Kessel eingefügt zu denken ist, sieht unten hervor. Auf unsrer linken Seite tritt ein Mann heran, ein Stück Tuch über der Schulter hängend, zum Färben bringend; zur Rechten ein anderer im Weggehen, ein fertiges davon tragend.

4) Langes Basrelief im Fries mag irgend eine chemische Behandlung vorstellen, vielleicht die Bereitung der Farben und sonst.

C.

Transport.

Sieht man am vielfachsten und öftersten dargestellt, wie denn ja auch das Beischaffen aller Bedürfnisse das Hauptgeschäft der Kriegscommissarien ist und bleibt.

5) Wassertransport, sehr bedeutend in den Stufen des Sockels, die er, nach den Ueberbliebenen zu schließen, sämmtlich scheint eingenommen zu haben. Häufige sogenannte Meerwunder, hier wohl bloß im Allgemeinen als Wasserwunder gedacht. Die Schiffe werden gezogen, welches auf Flußtransport einzig deuter.

6) Seitenbild in der Base: Ein schwer beladener

Wagen mit drey Maulthieren bespannt, aus einem Stadtthor nach Bäumen hin lenkend.

7) Seitenbild in der Attika: Ein Jüngling lehrt einen Knaben, der auf seinem Schoße sitzt, den Wagen führen, beide nackt. Ein allerliebstes Bild, hindeutend, daß diese Geschäfte erblich in der Familie gewesen, und daß man die Jüngsten gleich in dem Metier unterrichtet, welches für sie das Wichtigste blieb.

8) Bergtransport, gar artige halbsymbolische Wirklichkeit. Rechts und links zwey Gebäude, zwischen denselben ein Hügel. Von unserer Linken steigt ein beladenes Maulthier mit seinem Führer die Höhe hinan, während ein anderes Lastthier, ebenfalls von einem Führer begleitet, rechts hinabsteigt. Oben auf dem Gipfel, in der Mitte, ein ganz kleines Häuschen, die Ferne und Höhe andeutend.

D.

Familien- und häusliche Verhältnisse.

9) Großes Bild der Vorderseite, eigentlich das Hauptbild des Ganzen: drey männliche Figuren; die eine rechts, leicht bekleidet, scheint wegzugehen und von der in der Mitte stehenden kleinern, welche des obern Theils ermangelt, durch Händedruck Abschied zu nehmen; die größere männliche, links, hält in beiden Händen einen Mantel, als wollte sie solchen der scheidenden um die Schultern schlagen. Ueber diesen Figuren sind drey Me-

daillons, aus Schildern oder Tellern hervorschauende Büsten angebracht, vielleicht die Hauptpersonen der Familie.

10) Schmales und langes Bild im Fries. Ein Angesehener, welcher unter einem Vorhang heraustritt, erhält von sechs Figuren Naturalabgaben, Wildpret, Fische u. s. w.; andere Männer stehen, mit Stäben, als bereite Boten gegenwärtig, alles wohl auf Frohnen und Zinsen deutend. Ein hinterster bringt Getränke.

11) Langes Basrelief in der Vorderseite des Frieses. An beiden Seiten eines Tisches auf Lehnsesseln sitzen zwey Personen, etwas entfernt von der Tafel; zwey dienende, oder vielleicht unterhaltende Figuren beschäftigt hinter dem Tische. In einer Abtheilung rechts die Küche mit Herd und Schüsseln; ein Koch bereitet Speisen, ein anderer scheint auftragen zu wollen. Links, in einer Abtheilung der Schenktisch mit Gefäßen; ein Mann ist beschäftigt einen Krug herabzuheben, ein anderer gießt Getränk in eine Schale.

E.

Mythologische Gegenstände.

Sie sind gewiß sämmtlich auf die Familie und ihre Zustände im Allgemeinen zu deuten, wenn dieses auch im Einzelnen durchzuführen nicht gelingen möchte.

12) Hauptbild der Rückseite. In der Mitte eines Zodiaks Hercules auf einem Viergespann, seine Hand

einer aus der Höhe ſich herunterneigenden Figur hinreichend. Außerhalb dieſes Kreiſes, in den Ecken des Quadrats, vier große Köpfe, herausſchauend, Vollgeſichter, jedoch ſehr flach gehalten, von verſchiedenem Alter, die vier Winde vorſtellend. Man beſchaue dieſe ganze Abtheilung recht aufmerkſam und frage ſich: könnte man wohl eine thätige, durch glücklichen Erfolg belohnte Lebensweiſe reicher und entſchiedener ausdrücken?

13) Iſt nun hiedurch der Jahr- und Witterungs-Lauf angedeutet, ſo erſcheint im Giebel das Haupt der Luna, um die Monden zu bezeichnen. Ein Reh ſpringt zur Seite hervor. Nur die Hälfte des Bildes iſt übrig geblieben.

14) Daneben, gleichfalls im Giebelfelde, Helios, Beherrſcher des Tages, mit frei und frohem Antlitz. Die hinter dem Haupt hervorſpringenden Pferde ſind zu beiden Seiten erhalten. Darunter

15) Hauptbild in der Attika der Rückſeite: Ein Jüngling, zwey hochbeinige Greife am Zaume haltend, eben als wenn er der Sonne Relais gelegt hätte.

16) Im Fronten der Hauptſeite Hylas von den Nymphen geraubt.

17) Auf dem Gipfel des Ganzen eine Kugel, von der ſich ein Adler, den Ganymed entführend, erhob. Dieſes wie das vorige Bild, wahrſcheinlich auf früh verſtorbene Lieblinge der Familie deutend, ganz im antiken

claſſiſchen Sinn, das Vorübergehende immerfort lebend und blühend zu denken.

18) Endlich möchte wohl im Giebelfelde, Mars zur ſchlafenden Rhea herantretend, auf den römiſchen Urſprung der Familie und ihren Zuſammenhang mit dem großen Weltreiche zu deuten ſeyn.

19) und 20) Zu Erklärung und Rangirung der beiden ſehr beſchädigten hohen Nebenſeiten der Hauptmaſſe des Monuments werden umſichtige Kenner das Beſte beitragen, welche ſich wohl ähnlicher Bilder des Alterthums erinnern, woraus man mit einiger Sicherheit dieſe Lücken reſtauriren und ihren Sinn erforſchen könnte. Es ſind allerdings mythologiſche Gegenſtände, welche hier höchſt wahrſcheinlich in Beziehung auf die Schickſale und Verhältniſſe der Familie abgebildet ſind. Denn daß nicht alle hier vorhandenen Bilder, beſonders die poetiſchen, von Erfindung der ausführenden Künſtler ſeyen, läßt ſich vermuthen; ſie mögen, wie ja alle decorirenden Künſtler thun, ſich einen Vorrath von trefflichen Muſtern gehalten haben. Die Zeit, in welche die Errichtung dieſes Monuments fällt, iſt nicht mehr productiv, man nahm ſchon längſt zum Nachbilden ſeine Zuflucht, wie ſpäterhin immer mehr.

Ein Werk dieſer Art, das in einem höhern Sinne collectiv iſt, aus mancherlei Elementen, aber mit Zweck, Sinn und Geſchmack zuſammengeſtellt iſt, läßt ſich nicht bis auf die geringſten Glieder dem Verſtande vorzählen,

man wird ſich immer bei Betrachtung deſſelben in einer gewiſſen Läßlichkeit erhalten müſſen, damit man die Vorzüge des Einzelnen ſcharf und genau kenne, dagegen aber Abſicht und Verknüpfung des Ganzen eher behaglich als genau ſich in der Seele wieder erſchaffe.

Offenbar ſind hier die realſten und ideellſten, die gemeinſten und höchſten Vorſtellungen auf eine künſtleriſche Weiſe vereinigt und es iſt uns kein Denkmal bekannt, worin gewagt wäre, einen ſo widerſprechenden Reichthum, mit ſolcher Kühnheit und Großheit, der betrachtenden Gegenwart und Zukunft vor die Augen zu ſtellen. Ohne uns durch die Schwierigkeit einer vielleicht geforderten Darſtellung abſchrecken zu laſſen, haben wir die einzelnen Bilder unter Rubriken zu bringen geſucht, und wie überdem dieſe niedergeſchriebenen Worte, ohne die Gegenwart des ſo höchſt gelungenen Modells, auch nicht im mindeſten befriedigen können, ſo haben wir an manchen Stellen mehr angedeutet als ausgeführt. Denn in dieſem Falle beſonders gilt: was man nicht geſehen hat gehört uns nicht und geht uns eigentlich nichts an. Hienach beurtheile man die verſuchte Darſtellung der einzelnen Bilder unter gewiſſen Rubriken.

Der Tänzerin Grab.

Das entdeckte Grab iſt wohl für das Grab einer vortrefflichen Tänzerin zu halten, welche zum Verdruß ihrer Freunde und Bewunderer zu früh von dem Schauplatz geſchieden. Die drey Bilder muß ich cyklisch, als eine Trilogie, anſehn. Das kunſtreiche Mädchen erſcheint in allen dreyen, und zwar im erſten, die Gäſte eines begüterten Mannes zum Hochgenuß des Lebens entzückend; das zweyte ſtellt ſie vor, wie ſie im Tartarus, in der Region der Verweſung und Halbvernichtung, kümmerlich ihre Künſte fortſetzt; das dritte zeigt ſie uns, wie ſie, dem Schein nach wiederhergeſtellt, zu jener ewigen Schattenſeligkeit gelangt iſt. Das erſte und letzte Bild erlauben keine andere Auslegung; die des mittleren ergibt ſich mir aus jenen beiden.

Es wäre kaum nöthig, dieſe ſchönen Kunſtproducte noch beſonders durchzugehn, da ſie für ſich zu Sinn, Gemüth und Kunſtgeſchmack ſo deutlich reden. — Allein man kann ſich von etwas Liebenswürdigem ſo leicht nicht loswinden, und ich ſpreche daher meine Gedanken und Empfindungen mit Vergnügen aus, wie ſie ſich mir bei der Betrachtung dieſer ſchönen Gebilde immer wieder erneuern.

Die erste Tafel zeigt die Künstlerin als den höchsten lebendigsten Schmuck eines Gastmahls, wo Gäste jedes Alters mit Erstaunen auf sie schauen. Unverwandte Aufmerksamkeit ist der größte Beifall den das Alter geben kann, das eben so empfänglich als die Jugend, nicht eben so leicht zu Aeußerungen gereizt wird. Das mittlere Alter wird schon seine Bewunderung in leichter Handbewegung auszudrücken angeregt, so auch der Jüngling; doch dieser beugt sich überdieß empfindungsvoll zusammen, und schon fährt der jüngste der Zuschauer auf und beklatscht die wahrgenommenen Tugenden wirklich.

Vom Effecte den die Künstlerin hervorgebracht und der uns in seinen Abstufungen zuerst mehr angezogen als sie selbst, wenden wir uns nun zu ihr und finden sie in einer von jenen gewaltsamen Stellungen, durch welche wir von lebenden Tänzerinnen so höchlich ergötzt werden. Die schöne Beweglichkeit der Uebergänge, die wir an solchen Künstlerinnen bewundern, ist hier für einen Moment fixirt, so daß wir das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige zugleich erblicken und schon dadurch in einen überirdischen Zustand versetzt werden. Auch hier erscheint der Triumph der Kunst, welche die gemeine Sinnlichkeit in eine höhere verwandelt, so daß von jener kaum eine Spur mehr zu finden ist.

Daß die Künstlerin sich als ein Bacchisches Mädchen darstellt und eine Reihe Stellungen und Handlun-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16228/354

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETAE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16273399

gen dieses Charakters abzuwickeln in Begriff ist, daran läßt sich wohl nicht zweifeln. Auf dem Seitentische stehen Geräthschaften, die sie braucht, um die verschiedenen Momente ihrer Darstellung mannichfaltig und bedeutend zu machen, und die hinten über schwebende Büste scheint eine helfende Person anzudeuten, die der Hauptfigur die Requisiten zureicht und gelegentlich einen Statisten macht; denn mir scheint alles auf einen Solotanz angelegt zu seyn.

Ich gehe zum zweyten Blatt. Wenn auf dem ersten die Künstlerin uns reich und lebensvoll, üppig, beweglich, gracios, wellenhaft und fließend erschien, so sehen wir hier, in dem traurigen lemurischen Reiche, von allem das Gegentheil. Sie hält sich zwar auf einem Fuße, allein sie drückt den andern an den Schenkel des erstern, als wenn er einen Halt suchte. Die linke Hand stützt sich auf die Hüfte, als wenn sie für sich selbst nicht Kraft genug hätte; man findet hier die unästhetische Kreuzesform, die Glieder gehen im Zickzack, und zu dem wunderlichen Ausdruck muß selbst der rechte aufgehobene Arm beitragen, der sich zu einer sonst graciös gewesenen Stellung in Bewegung setzt. Der Standfuß, der aufgestützte Arm, das angeschlossene Knie, alles gibt den Ausdruck des Stationären, des Beweglich-unbeweglichen: ein wahres Bild der traurigen Lemuren, denen noch so viel Muskeln und Sehnen übrig bleiben, daß sie sich kümmerlich bewegen können,

damit sie nicht ganz als durchsichtige Gerippe erscheinen und zusammenstürzen.

Aber auch in diesem widerwärtigen Zustande muß die Künstlerin auf ihr gegenwärtiges Publicum noch immer belebend, noch immer anziehend und kunstreich wirken. Das Verlangen der herbeieilenden Menge, der Beifall den die ruhig Zuschauenden ihr widmen, sind hier in zwey Halbgespenstern sehr köstlich symbolisirt. Sowohl jede Figur für sich als alle drey zusammen componiren vortrefflich und wirken in Einem Sinne zu Einem Ausdruck. — Was ist aber dieser Sinn, was ist dieser Ausdruck?

Die göttliche Kunst, welche alles zu veredeln und zu erhöhen weiß, mag auch das Widerwärtige, das Abscheuliche nicht ablehnen. Eben hier will sie ihr Majestätsrecht gewaltig ausüben; aber sie hat nur Einen Weg, dieß zu leisten: sie wird nicht Herr vom Häßlichen, als wenn sie es komisch behandelt; wie denn ja Zeuris sich über seine eigne in's Häßlichste gebildete Hekuba zu Tode gelacht haben soll.

Eine Künstlerin wie diese war, mußte sich bei ihrem Leben in alle Formen zu schmiegen, alle Rollen auszuführen wissen, und jedem ist aus Erfahrung bekannt, daß uns die komischen und neckischen Exhibitionen solcher Talente oft mehr aus dem Stegreife ergötzen, als die ernsten und würdigen, bei großen Anstalten und Anstrengungen.

Bekleide man dieses gegenwärtige lemurische Scheu-

sal mit weiblich jugendlicher Muskelfülle, man überziehe sie mit einer blendenden Haut, man statte sie mit einem schicklichen Gewand aus, welches jeder geschmackvolle Künstler unserer Tage ohne Anstrengung ausführen kann, so wird man eine von denen komischen Posituren sehen, mit denen uns Harlekin und Colombine unser Leben lang zu ergötzen wußten. Verfahre man auf dieselbe Weise mit den beiden Nebenfiguren, und man wird finden, daß hier der Pöbel gemeint sey, der am meisten von solcherlei Vorstellungen angezogen wird.

Es sey mir verziehen, daß ich hier weitläuftiger als vielleicht nöthig wäre, geworden; aber nicht jeder würde mir, gleich auf den ersten Anblick, diesen antiken humoristischen Geniestreich zugeben, durch dessen Zauberkraft zwischen ein menschliches Schauspiel und ein geistiges Trauerspiel eine lemurische Posse, zwischen das Schöne und Erhabene ein Fratzenhaftes hineingebildet wird. Jedoch gestehe ich gern, daß ich nicht leicht etwas Bewundernswürdigeres finde, als das ästhetische Zusammenstellen dieser drey Zustände, welche alles enthalten, was der Mensch über seine Gegenwart und Zukunft wissen, fühlen, wähnen und glauben kann.

Das letzte Bild wie das erste spricht sich von selbst aus. Charon hat die Künstlerin in das Land der Schatten hinübergeführt, und schon blickt er zurück, wer allenfalls wieder abzuholen drüben stehen möchte. Eine

den

den Todten günstige und daher auch ihr Verdienst in jenem Reiche des Vergessens bewahrende Gottheit blickt mit Gefallen auf ein entfaltetes Pergament, worauf wohl die Rollen verzeichnet stehen mögen, in welchen die Künstlerin ihr Leben über bewundert worden: denn wie man den Dichtern Denkmale setzte, wo zur Seite ihrer Gestalt die Namen der Tragödien verzeichnet waren, sollte der praktische Künstler sich nicht auch eines gleichen Vorzugs erfreuen?

Besonders aber diese Künstlerin, die wie Orion seine Jagden, so ihre Darstellungen hier fortsetzt und vollendet. Cerberus schweigt in ihrer Gegenwart, sie findet schon wieder neue Bewunderer, vielleicht schon ehemalige, die ihr zu diesen verborgenen Regionen vorausgegangen. Eben so wenig fehlt es ihr an einer Dienerin; auch hier folgt ihr eine nach, welche, die ehemaligen Functionen fortsetzend, den Shawl für die Herrin bereit hält. Wunderschön und bedeutend sind diese Umgebungen gruppirt und disponirt, und doch machen sie, wie auf den vorigen Tafeln, bloß den Rahmen zu dem eigentlichen Bilde, zu der Gestalt, die hier wie überall entscheidend hervortritt. Gewaltsam erscheint sie hier, in einer Mänadischen Bewegung, welche wohl die letzte seyn mochte, womit eine solche Bacchische Darstellung beschlossen wurde, weil drüber hinaus Verzerrung liegt. Die Künstlerin scheint mitten durch den Kunstenthusiasmus, welcher sie auch hier begeistert, den Unterschied

zu fühlen des gegenwärtigen Zustandes gegen jenen, den sie so eben verlassen hat. Stellung und Ausdruck sind tragisch, und sie könnte hier eben so gut eine Verzweifelnde als eine vom Gott mächtig Begeisterte vorstellen. Wie sie auf dem ersten Bilde die Zuschauer durch ein absichtliches Wegwenden zu necken schien, so ist sie hier wirklich abwesend; ihre Bewunderer stehen vor ihr, klatschen ihr entgegen, aber sie achtet ihrer nicht, aller Außenwelt entrückt, ganz in sich selbst hineingeworfen. Und so schließt sie ihre Darstellung mit den zwar stummen, aber pantomimisch genugsam deutlichen, wahrhaft heidnisch tragischen Gesinnungen, welche sie mit der Achill der Odyssee theilt, daß es besser sey, unter den Lebendigen als Magd einer Künstlerin den Shawl nachzutragen, als unter den Todten für die Vortrefflichste zu gelten.

Sollte man mir den Vorwurf machen, daß ich zu viel aus diesen Bildern herausläse, so will ich die Clausulam salutarem hier anhängen, daß wenn man meinen Aufsatz nicht als eine Erklärung zu jenen Bildern wollte gelten lassen, man denselben als ein Gedicht zu einem Gedicht ansehen möge, durch deren Wechselbetrachtung wohl ein neuer Genuß entspringen könnte.

Uebrigens will ich nicht in Abrede seyn, daß hinter dem sinnlich ästhetischen Vorhange dieser Bilder noch etwas anderes verborgen seyn dürfte, das den Augen des Künstlers und Liebhabers entrückt, von Alterthums-

kennern entdeckt, zu tieferer Belehrung dankbar von uns aufzunehmen ist.

So vollkommen ich jedoch diese Werke dem Gedanken und der Ausführung nach erkläre, so glaube ich doch Ursache zu haben, an dem hohen Alterthum derselben zu zweifeln. Sollten sie von alten griechischen Cumanern verfertigt seyn, so müßten sie vor die Zeiten Alexanders gesetzt werden, wo die Kunst noch nicht zu dieser Leichtigkeit und Geschmeidigkeit in allen Theilen ausgebildet war. Betrachtet man die Eleganz der Herculanischen Tänzerin, so möchte man wohl jenen Künstlern auch diese neugefundenen Arbeiten zutrauen, um so mehr, als unter jenen Bildern solche angetroffen werden, die in Absicht der Erfindung und Zusammenbildung den gegenwärtigen wohl an die Seite gestellt werden können.

Die in dem Grabe gefundenen griechischen Wortfragmente scheinen mir nicht entscheidend zu beweisen, da die griechische Sprache den Römern so geläufig, in jenen Gegenden von Alters her einheimisch und wohl auch auf neueren Monumenten in Brauch war. Ja, ich gestehe es, jener lemurische Scherz will mir nicht ächt griechisch vorkommen, vielmehr möchte ich ihn in die Zeiten setzen, aus welchen die Philostrate ihre Halb- und Ganzfabeln, dichterische und rednerische Beschreibungen hergenommen.

Homers Apotheose.

Ein antikes Basrelief, gefunden in der Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu Marino, auf den Gütern des Fürsten Colonna, in den Ruinen der Villa des Kaisers Claudius, zu unserer Zeit in dem Palast Colonna noch vorhanden, stellt den alten Homer dar, wie ihm göttliche Ehre bewiesen wird. Wir sind auf's neue aufmerksam darauf geworden durch einige Figuren dieser Vorstellung, deren Abgüsse uns durch Freundeshand zugekommen.

Um sich den Sinn dessen was wir zu sagen gedenken sicherer zu entwickeln, betrachte man eine Abbildung von dem Florentiner Gallestruzzi, im Jahre 1656 gezeichnet und gestochen. Sie findet sich in Kircher's Latium, bei der 80sten Seite, und in Cupers Werke gleich zu Anfang; sie gibt uns einen hinreichenden Begriff von diesem wichtigen Alterthum; denn Gallestruzzi hatte für solche Nachbildungen genugsame Geschicklichkeit, welche dem Kunstliebhaber schon bekannt ist durch ähnliche nach Polydor radirte Blätter, z. B. den Untergang der Familie Niobe,

nicht weniger durch die Kupfer zu Agostini Gemme antiche figurate.

Da in einem problematischen Falle eines jeden Meinung sich nach Belieben ergehen darf, so wollen wir, ohne weitläuftige Wiederholung dessen, was hierüber bisher gedacht und gestritten worden, unsere Auslegung kürzlich vortragen. Und hiebei sondern wir, was nach prüfender Betrachtung des Bildes, nach Lesung der darüber vorhandenen Schriften völlig klar geworden, und was zu erörtern allenfalls noch übrig geblieben wäre.

Klar ist, mit beigefügten Worten bestimmt und ausgelegt, die vor einem abgeschlossenen Vorhangsgrunde, als in einem Heiligthum, abgebildete göttliche Verehrung Homers, auf dem untern Theile des Bildes. Er sitzt, wie wir sonst den Zeus abgebildet sehen, auf einem Sessel, jedoch ohne Lehnen, die Füße auf einem Schemel ruhend, den Scepter in der Linken, eine Rolle in der Rechten. Die Ilias und Odyssee knien fromm an seiner Seite, hinter ihm Eumelia die ihn bekränzt, Kronos zwey Rollen in Händen, unter dem Schemel sind die Mäuslein nicht vergessen; Mythos als bekränzter Opferknabe mit Gießgefäß und Schale, ein gebuckelter Stier im Hintergrunde; Historia streut Weihrauch auf den Altar; Poesis hält ein paar Fackeln freudig in die Höhe; Tragödia alt und würdig, Comedia, jung und anmuthig, heben ihre rechte Hand begrüßend auf; alle

viere gleichsam im Vorschreiten gebildet; hinter ihnen eine Turba stehend, aufmerksam, deren einzelne Figuren mehr durch die Inschriften als durch Gestalt und Beiwesen erklärt werden; und wo man Buchstaben und Schrift sieht, läßt man sich wohl das Uebrige gefallen.

Aber von oben herunter darf man, auch ohne Namen und Inschrift, die Vorstellung nicht weniger für klar halten.

Auf der Höhe des Berges Zeus sitzend, den Scepter in der Hand, den Adler zu Füßen; Mnemosyne hat eben von ihm die Erlaubniß zur Vergötterung ihres Lieblings erhalten, er, mit rückwärts über die Schulter ihr zugewandtem Gesicht, scheint mit göttlicher Gleichgültigkeit den Antrag bejaht zu haben; die Mutter alles Dichtens aber, im Begriff sich zu entfernen, schaut ihn, mit auf die Hüfte gestütztem rechtem Arm, gleichfalls über die Schulter an, als wenn sie ihm nicht besonders dankte für das was sich von selbst verstehe.

Eine jüngere Muse, kindlich munter hinabspringend, verkündet's freudig ihren sieben Schwestern, welche auf den beiden mittleren Planen sitzend und stehend mit dem was oben vorging beschäftigt scheinen. Sodann erblickt man eine Höhle, daselbst Apollo Musagetes in herkömmlich langem Sängerkleide, welcher ruhig aufmerksam dasteht, neben ihm Bogen und Pfeile über ein glockenförmiges Gefäß gelehnt.

So weit nun können wir uns für aufgeklärt halten,

Rendsch Nameh.

Buch des Unmuths.

und ſtimmen mit den bisherigen Auslegern meiſtentheils hierin überein. Von oben herein wird nämlich das göttliche Patent ertheilt und den beiden mittleren Reihen publicirt; das unterſte vierte, von uns ſchon beſchriebene Feld aber ſtellt die wirkliche, obgleich poetiſch-ſymboliſche, Verleihung der zugeſtandenen hohen Ehre dar.

Problematiſch bleiben uns jedoch noch zwey Figuren in dem rechten Winkel der zweyten Reihe von unten. Auf einem Piedeſtal ſteht eine Figur, gleichſam als Statue eines mit gewöhnlichem Unterkleid und vierzipfligem Mantel angethanen Mannes von mittlerem Alter; Füße und Hände ſind nackt, in der Rechten hält er eine Papier- oder Pergament-Rolle und über ſeinem Haupte zeigt ſich der obere Theil eines Dreyfußes, deſſen Geſtell jedoch, ganz gegen die Eigenthümlichkeit einer ſolchen Maſchine, bis zu den Füßen des Mannes herunter geht.

Die früheren Erklärungen dieſer Figur können in einigen dieſem Gegenſtand gewidmeten Schriften nachgeleſen werden; wir aber behaupten, es ſey die Abbildung eines Dichters, der ſich einen Dreyfuß, durch ein Werk, wahrſcheinlich zu Ehren Homers, gewonnen und zum Andenken dieſer für ihn ſo wichtigen Begebenheit ſich hier als den Widmenden vorſtellen laſſe.

Roma sotterranea

di

Antonio Bosio Romano.

Vorgemeldetes Buch ſchlugen wir nach um zu erfahren, in wiefern die perſönliche Geſtalt des Widmenden oder ſonſt Betheiligten mit in die bildlichen Darſtellungen eingreife, welche ſowohl an Sarkophagen als an Grabeswänden plaſtiſch und mahleriſch uns aufbewahrt ſind.

Eben ſo wie wir bei den römiſch-heidniſchen Gräbern geſehen haben, finden ſich Halbfiguren mit beiden Armen, entweder allein oder zu zweyen, Mann und Frau, Vater und Sohn, ſodann auch, nach alter heidniſcher Weiſe, an Familientiſchen mit beſonders großen Weingefäßen.

Mit ausgeſtreckten Armen, als Betende, kommen beſonders Frauen vielfach vor, meiſt allein, ſodann aber auch mit Aſſiſtenten.

Vielleicht ſind ſie auch als Mithandelnde in den bi-

bliſchen Geſchichten dargeſtellt, als Theilnehmende an den heilſamen Wundern, wie denn hie und da knieende und dankende Figuren vorkommen. Offenbar aber ſind ſie perſönlich als Widmende vorgeſtellt, in kleinen Manns- und Frauens-Figuren zu Chriſti Füßen, der auf einem Berge ſteht, aus welchem die vier paradieſiſchen Quellen entſpringen. Dergleichen ſind zu ſehen Seite 67, 69, 75, 85 und 87.

Gleichfalls offenbar kommen ſie als Handwerker und Arbeitende vor, am öfteſten als Cavatori, als Grabhöhlen-Gräber, welche wahrſcheinlich als Handarbeiter mitunter zugleich Architekten waren; wie man aus den kunſtgemäß ausgehauenen Grabgewölben gar wohl zu erkennen hat. Mag nun ſeyn, daß ſie ſich ſelbſt auch ihre Grabhöhlen aushöhlten, und nicht allein andern, ſondern auch ſich und den Ihrigen dieſen frommen Dienſt leiſten wollten, oder daß ihnen aus ſonſt einer Urſache erlaubt geweſen, ſich dieſes Denkmal in fremden Grabwohnungen zu ſtiften; genug ſie erſcheinen mit Picken, Hacken und Schaufeln und die Lampe fehlt nicht.

Bedenken wir nun wie groß die Innung dieſer Cavatori muß geweſen ſeyn, da ſie denn doch immerfort als Bewohner und Erbauer dieſer unterirdiſchen Stadt anzuſehen ſind; ferner daß ſie mit Architekten, Bildhauern, Mahlern in fortwährender thätiger Berührung blieben: ſo überzeugt man ſich leicht, daß das Handwerk, welches nur für die Todten lebte, ſich den Vorzug der Erinne-

rung vor den übrigen Lebendigen wohl anmaßen durfte. Wir bemerken deßhalb nur im Vorübergehen und ohne Gewicht darauf zu legen, daß vielleicht hie und da ein Muſiker, ein Fiſcher, ein Gärtner auch wohl auf ſeine Perſon und ſein Geſchäft habe aufſpielen laſſen.

Zwey

antike weibliche Figuren,

welche, in ihrem vollkommenen Zuſtand, nicht gar einen römiſchen Palm hoch mögen geweſen ſeyn, gegenwärtig des Kopfes und des untern Theils der Füße ermangelnd, von gebranntem Thon, in meinem Beſitz. Von dieſen wurden Zeichnungen nach Rom, an die dortigen Alterthumsforſcher geſendet, mit nachſtehendem Aufſatz:

Die beiden Zeichnungen mit ſchwarzer Kreide ſind Nachbildungen von zwey, wie man ſieht, ſehr beſchädigten antiken Ueberbleibſeln, aus gebranntem Thon, beinahe völlig Relief, von gleicher Größe, aber urſprünglich ſchon nur zur Hälfte gebildet, indem die Rückſeite fehlt, wie ſie denn ſcheinen in die Wand eingemauert geweſen zu ſeyn. Sie ſtellen Frauen vor in anſtändiger Kleidung, die Gewänder von gutem Styl. Die eine hält ein Thierchen im Arm, welches man mit einiger Aufmerkſamkeit für ein Ferkelchen erkennt, und wenn ſie es als ein Lieblingshündchen behandelt, ſo hat die andere ein gleiches Geſchöpf bei den Hinterbeinen gefaßt und läßt es vor ſich herunterhängen, wodurch ſchon eher die Vermuthung erregt wird, es ſeyen dieſe Thiere zu irgend einem Opferfeſt aufgefaßt.

Nun iſt bekannt, daß bei den der Ceres geweihten Feſten auch Saugſchweinchen vorkamen und man konnte, daß dieſe beiden Figuren auf ſolche Umſtände und Gelegenheiten hindeuten, wohl den Gedanken faſſen.

Herr Baron von Stackelberg hat ſich hierüber näher geäußert, indem er die Erfahrung mittheilte: daß wenn wirklich Ferkelchen der Göttin dargebracht wurden, wohl auch ſolche von unvermögenderen Perſonen im Bilde möchten angenommen worden ſeyn. Ja er bezeugte, daß man in Griechenland Reſte von ſolchen Fabriken entdeckt habe, wo noch dergleichen fertige Votivbilder mit ihren Formen ſeyen gefunden worden.

Ich erinnere mich nicht im Alterthum einer ähnlichen Vorſtellung, außer daß ich glaube, es ſey, auf dem Braunſchweigiſchen berühmten Onyxgefäße, die erſte darbringende Figur gleichfalls mit einem Schweinchen, welches ſie an den Hinterfüßen trägt, vorgeſtellt.

Die römiſchen verbundenen Alterthumskenner werden ſich, bei ihrer weiten Umſicht, wohl noch manchen andern Falls erinnern und uns darüber aufzuklären wiſſen. Ich bitte nur um Verzeihung, wenn ich, Käuze nach Athen zu tragen, mir dießmal ſollte angemaßt haben.

Ein drittes Blatt, welches ich beifüge, iſt eine Durchzeichnung nach einem Pompejaniſchen Gemählde. Mir ſcheint es eine feſtliche Tragbahre zu ſeyn, aus irgend einem Feierzuge, wo die Handwerker nach ihren Hauptabtheilungen aufgetreten. Hier ſind die Holzarbeiter vor-

gestellt, wo sich sowohl der gewöhnliche Tischer, der Bretspalter, als der Bildschnitzer hervorthun. Die auf dem Boden liegende Figur mag ich mir als ein unvollendetes Schnitzwerk einer menschlichen Gestalt vorstellen; der hinterwärts gestreckte linke Arm möchte noch nicht eingerichtet seyn, der über dem Kopf hervorragende Stift ist vielleicht zu dessen Befestigung bestimmt. Der über dem Körper stehende nachdenkende Künstler hat irgend ein schneidendes Instrument zu seinen Zwecken in der Hand. Es kommt nun darauf an, ob erfahrne Kenner unter den vielen festlichen Aufzügen des Alterthums eine solche Art Handlung auffinden werden, oder schon aufgefunden haben.

In der neuern Zeit ergab sich etwas Aehnliches: daß in einer nordamericanischen Stadt, ich glaube Boston, die Handwerker mit großem Festapparat vor einigen Jahren einen solchen Umzug durchgeführt.

Reizmittel in der bildenden Kunst.

Wenn wir uns genau beobachten, so finden wir daß Bildwerke uns vorzüglich nach Maßgabe der vorgestellten Bewegung interessiren. Einzelne ruhige Statuen können uns durch hohe Schönheit fesseln, in der Mahlerey leistet dasselbe Ausführung und Prunk, aber zuletzt schreitet doch der Bildhauer zur Bewegung vor, wie im Laokoon und der Neapolitanischen Gruppe des Stiers; Canova bis zur Vernichtung des Lychas und der Erdrückung des Centauren. Diese folgereiche Betrachtung deuten wir nur an, um überzugehen zu Bemerkungen über die Schlange als Reizmittel in der bildenden Kunst.

Hiezu geben uns die Abgüsse der Stoschischen Sammlung Gelegenheit. Ohne weiteres zählen wir die Beispiele her.

1) Ein Adler; er steht auf dem rechten Fuße, um den sich eine Schlange gewickelt hat, deren oberer Theil drohend hinter dem linken Flügel hervorragt; der edle Vogel schaut nach derselben Seite und hat auch die linke Klaue aufgehoben im Vertheidigungszu-

ſtand. Ein köſtlicher Gedanke und vollkommene Compoſition.

2) Eine geiſtreiche Darſtellung, eine Art von Parodie auf die erſte. Ein Hahn, ſo anmaßlich als ihn die Alten darzuſtellen pflegen, tritt mit dem linken Fuße auf den Schwanz einer Schlange, die ſich parallel mit ihm als Gegnerin drohend emporhebt. Er ſcheint nicht im mindeſten von der Gefahr gerührt, ſondern trotzt dem Gegner mit geſchwollenem Kamm.

3) Ein Storch, der ſich niederbückend eine kleinere Schlange zu faſſen, zu verſchlingen bereitet, wo alſo dieß Gewürm nur als Nahrungsmittel Appetit und Bewegung erregt.

4) Ein Stier im vollen Lauf, gleichſam fliehend; mitten von der Erde erhebt ſich eine Schlange ſeine Weichen bedrohend. Köſtlich gedacht und allerliebſt ausgeführt.

5) Ein uralt griechiſcher geſchnittener Stein in meinem Beſitz. Ein gehelmter Held, deſſen Schild an der Seite ſteht, deſſen rechter Fuß von einer Schlange umwunden iſt, beugt ſich, um ſie zu faſſen, ſich von ihr zu befreien.

Alterthumsforſcher wollten hierin den Hercules ſehen, welcher wohl auch gerüſtet vorgeſtellt würde, ehe er den Nemeiſchen Löwen erlegt und ſich alsdann halbnackt als kunſtgemäßer Gegenſtand dem bildenden Künſtler darbot.

Unter den mir bekannten Gemmen findet ſich dieſer, oder ein ähnlicher Gegenſtand nicht behandelt.

6) Das Höchſte dieſer Art möchte denn wohl der Laokoon ſeyn, wo zwey Schlangen ſich mit drey Menſchengeſtalten herumkämpfen; jedoch wäre über ein ſo allgemein Bekanntes wohl nichts weiter hinzuzufügen.

Tiſchbeins Zeichnungen

des Ammazzaments der Schweine in Rom.

Tiſchbein, der ſich viel mit Betrachtung von Thieren, ihrer Geſtalt, ihrer Eigenheiten, ihrer Bewegungen abgab, hat uns immer viel von dem Ammazzament der Schweine, von einem allgemeinen Schweinemord, zu erzählen gewußt, der in den Ruinen jenes Tempels vorgehe, die am Ende der Via Sacra wegen der ſchönen Basreliefe berühmt ſind, den Einfluß der Minerva auf weibliche Arbeiten ſehr anmuthig darſtellend.

In die Höhlungen und Gewölbe dieſes zuſammengeſtürzten Gebäudes werden, zur Winterszeit, in großen Heerden, vom Lande herein ſchwarze wildartige Schweine getrieben und daſelbſt an die Kaufluſtigen nicht etwa lebendig, ſondern todt überlaſſen. Das Geſchäft aber wird folgendermaßen betrieben:

Der Römer darf ſich mit Schweinſchlachten nicht abgeben; wer aber das Blut, welches bei dem Schlachten verloren ginge, auch nicht entbehren will, verfügt ſich dorthin und feilſcht um eines der in jenen Räumen zu-

sammengedrängten Schweine. Ist man des Handels einig, so wirft sich einer der wild genug anzuschauenden Heerde-Besitzer mit Gewalt über das Thier, stößt ihm einen starken, spitzen oben umgebogenen und gleichsam zum Handgriff gekrümmten Drath ins Herz und trillt ihn so lange darin herum, bis das Thier kraftlos niederfällt und sein Leben aushaucht. Hiebei wird nun kein Tropfen Bluts vergossen, es gerinnt im Innern, und der Käufer schafft es mit allem innern und äußern Zubehör vergnügt nach Hause.

Daß eine solche Operation nicht ohne Kampf sich entwickele, läßt sich denken; der einzelne kräftige Mann, der sich über ein solches wildstarkes Thier hinwirft, es bei'm Ohre faßt, zur Erde niederdrückt, die Stelle des Herzens sucht, und den tödtlichen Drath einstößt, hat gar manchen Widerstand, Gegenwirkung und Zufälle zu erwarten. Er wird oft selbst niedergerissen und zertreten, und seine Beute entspringt ihm; die Jagd geht von neuem an, und weil mehr als Ein Handel der Art zu gleicher Zeit im Gange ist, so entsteht ein vielfacher Tumult in den theils zusammenhängenden, theils durch Latten und Pfahlwerk abgesonderten Gewölben, welcher mit dem entsetzlichsten, scharftönenden und grunzenden Zetergeschrei die Ohren beleidigt; so wie das Auge von dem wüsten Getümmel im innersten verletzt wird.

Freilich ist es einem humoristischen Künstlerauge, wie Tischbein besaß, nicht zu verargen, wenn es sich an dem

Gewühl, den Sprüngen, an der Unordnung des Rennens und Stürzens, der heftigsten Gewalt wilder Thierheit und dem ohnmächtigen Dahinsinken entseelter Leichname zu ergötzen Lust findet. Es sind noch die flüchtigsten Federzeichnungen hievon übrig, wo eine geübte Künstlerhand, als wetteifernd mit einem wilden unfaßlichen Getümmel, sich auf dem Papier mit gutem Humor zu ergehen scheint.

Danae.

Eine wohlgegliederte weibliche Gestalt liegt nackt, den Rücken uns zukehrend, uns über die rechte Schulter anschauend, auf einem wohlgepolsterten, anständigen Ruhebette; ihr rechter Arm ist aufgehoben, der Zeigefinger deutet, man weiß nicht recht worauf. Rechts vom Zuschauer, in der Höhe, zieht aus der Ecke eine Wolke heran, welche auf ihrem Wege Goldstücke spendet, deren einen Theil die alte Wärterin andächtig in einem Becken auffängt. Hinter dem Lager, zu den Füßen der Schönen, tritt ein Genius heran; er hat auch ein paar begeisterte Goldstücke aufgefangen und scheint sie dem Oertchen näher bringen zu wollen, wohin sie sich eigentlich sehnen. Nun bemerkt man erst wohin die Schöne deutet. Ein in Karyatidenform den Bettvorhang tragender, zwar anständig drapirter, doch genugsam kenntlicher Priap ist es, auf welchen sie hinweist, um uns anzuzeigen wovon eigentlich die Rede sey. Eine Rose hat sie im Haar stecken, ein paar andere liegen schon unten auf dem Fußbänkchen und neben dem Nachtgeschirr, das, wie auch

der ſichtbare Theil des Bettgeſtelles, von goldnen Zierrathen glänzt.

Das muß man beiſammen ſehen, mit welchem Geſchmack und Geſchick der geübteſte Pinſel, allen Forderungen der Mahler- und Farben-Kunſt genugthuend, dieſes Bildchen ausgefertigt hat. Man ſtellt es gern kurz nach Paul Veroneſe; es mag's ein Venetianer oder auch ein Niederländer gemahlt haben. Freilich unſern Meiſtern, welche ſich mit trauernden Königspaaren beſchäftigen, iſt dergleichen ein Aergerniß, und den Schülern die ſich in heiligen Familien wohlgefallen, gewiß eine Thorheit. Glücklicherweiſe iſt das Bildchen gut erhalten und beweiſ't überall einen markigen Pinſel.

Beispiele symbolischer Behandlung.

Folgendes sind Beispiele von demjenigen, was die Kunst nur auf ihrer höchsten Stufe erreichen kann, von der Symbolik, die zugleich sinnliche Darstellung ist: und zwar sollte dieser hohe Gewinn einem jedem geistreichen Menschen fühlbar und einsichtlich seyn; denn hier bestrebte sich die Darstellung des möglichsten Laconismus.

Diana und Actäon.

Aus der Ferne schaut ein junger Jäger unter einem durchbrochnen Felsbogen ein nacktes weibliches dämonisches Wesen von der größten Schönheit. Schon ist er herbeigeeilt, hat sie lüstern in der Nähe beschaut; sie besprengt ihn mit zauberischem Wasser, er nimmt sogleich die Hirschnatur an. Einer seiner getreuen Hunde ist schon an ihm aufgesprungen und hat sich im Schenkel eingebissen; auf der andern Seite ist er von einem zweyten heranstürmenden bedroht, und indem er sich mit seinem aufgehobenen Krummstabe zu wehren trachtet, wird er durch die aufsprossenden Geweihe am Zuschlagen gehindert.

Wer dieſes Bild zu ſchauen das Glück hat, möge von dem hohen Sinne deſſelben durchdrungen werden.

Ein zweytes:

Iphigenia in Aulis,

auch erſt neuerlich ausgegraben, wird uns durch Reiſende mitgetheilt.

Im Mittelgrunde tragen zwey Opferdiener die ohnmächtige Jungfrau gegen eine Statue der Artemis. Links vom Zuſchauer eilt der behende, in ſeinen Mantel ſich verhüllende Agamemnon davon. An der rechten erſcheint Kalchas mit entblößtem Stahl, dem Vater mit dem Blick, der Tochter mit der Schärfe drohend.

Hier ſtellt ſich noch reiner, in einfacher Handlung, die Abſicht hin, nur das Nothwendigſte dieſes ungeheuren Ereigniſſes vor die Augen zu bringen, und zwar ſo, daß es durch Mannichfaltigkeit der Charaktere, durch ſymmetriſche wohlgefällige Stellung, und durch Farbengebung ein angenehmes Wandbild erzwecken mag.

Rembrandt der Denker.

Auf dem Bilde der gute Samariter (Bartsch Nr. 90) sieht man vorn ein Pferd fast ganz von der Seite, ein Page hält es am Zaum. Hinter dem Pferde hebt ein Hausknecht den Verwundeten so eben herab um ihn in's Haus zu tragen, in welches eine Treppe durch einen Balcon hineinführt. Unter der Thür sieht man den wohlgekleideten Samaritaner, welcher dem Wirth einiges Geld gegeben hat und ihm den armen Verwundeten ernstlich empfiehlt. Gegen den linken Rand zu sieht man aus einem Fenster einen jungen Mann herausblicken, mit einer durch eine Feder verzierten Mütze. Zur Rechten, auf geregeltem Grund, sieht man einen Brunnen, aus welchem eine Frau das Wasser zieht.

Dieses Blatt ist eines der schönsten des Rembrandtschen Werkes, es scheint mit der größten Sorgfalt gestochen zu seyn, und ungeachtet aller Sorgfalt ist die Nadel sehr leicht.

Die Aufmerksamkeit des vortrefflichen Longhi hat besonders der Alte unter der Thüre auf sich gezogen, indem er sagt: „Mit Stillschweigen kann ich nicht vorübergehen das Blatt vom Samaritaner, wo Rembrandt den guten Alten unter der Thüre in solcher Stellung gezeichnet hat, wie sie demjenigen eigen ist, der gewöhnlich zittert, so daß er durch die Verbindung der Erinnerungen wirklich zu zittern scheint, welches kein anderer Mahler, weder vor ihm noch nach ihm durch seine Kunst erlangen konnte."

Wir setzen die Bemerkungen über dieses wichtige Blatt weiter fort:

Auffallend ist es, daß der Verwundete, anstatt sich dem Knechte, der ihn forttragen will, hinzugeben, sich mühselig mit gefalteten Händen und aufgehobenem Haupte nach der linken Seite wendet, und jenen jungen Mann mit dem Federhute, welcher eher kalt und untheilnehmend als trutzig zum Fenster herausieht, um Barmherzigkeit anzuflehen scheint. Durch diese Wendung wird er dem, der ihn eben auf die Schulter genommen, doppelt lästig; man sieht's diesem am Gesicht an, daß die Last ihm verdrießlich ist. Wir sind für uns überzeugt, daß er in jenem trotzigen Jüngling am Fenster den Räuberhauptmann derjenigen Bande wieder erkennt, die ihn vor kurzem beraubt hat, und daß ihn in dem Augen-

blicke die Angst überfällt, man bringe ihn in eine Räuberherberge, der Samariter sey auch verschworen ihn zu verderben. Genug er findet sich in dem verzweiflungsvollsten Zustand der Schwäche und Hülflosigkeit.

Betrachten wir nun die Gesichter der sechs hier aufgestellten Personen, so sieht man die Physiognomie des Samariters gar nicht, nur wenig von dem Profil des Pagen der das Pferd hält. Der Knecht, durch die körperliche Last beschwert, hat ein verdrießlich angestrengtes Gesicht und einen geschlossenen Mund, der arme Verwundete den vollkommensten Ausdruck der Hülfslosigkeit. Höchst trefflich, gutmüthig und vertrauenswerth ist die Physiognomie des Alten contrastirend mit unserm Räuberhauptmann in der Ecke, welcher eine verschlossene und entschlossene Sinnesweise ausdrückt.

„Wo hast du das genommen?
Wie konnt' es zu dir kommen?
Wie aus dem Lebensplunder
Erwarbst du diesen Zunder,
Der Funken letzte Gluthen
Von frischem zu ermuthen?"

Euch mög' es nicht bedünkeln
Es sey gemeines Funkeln;
Auf ungemess'ner Ferne,
Im Ocean der Sterne,
Mich hatt' ich nicht verloren,
Ich war wie neu geboren.

Von weißer Schafe Wogen
Die Hügel überzogen,
Umsorgt von ernsten Hirten,
Die gern und schmal bewirthen,
So ruhig, liebe Leute,
Daß jeder mich erfreute.

In schauerlichen Nächten,
Bedrohet von Gefechten;
Das Stöhnen der Kamele
Durchdrang das Ohr, die Seele,
Und derer, die sie führen,
Einbildung und Stolziren.

Georg Friedrich Schmidt,

geboren Berlin 1712,
abgegangen daselbst 1775.

Der Künstler, dessen Talent wir zu schätzen unternehmen, ist einer der größten, dessen sich die Kupferstecherkunst zu rühmen hat; er wußte die genaueste Reinlichkeit und zugleich die Festigkeit des Grabstichels mit einer Bewegung, einer Behandlung zu verbinden, welche sowohl kühn, als abwechselnd und manchmal mit Willen unzusammenhängend war, immer aber vom höchsten Geschmack und Wissen.

Von dem regelmäßigen Schnitt, worin er den ernstesten Chalkographen nacheiferte, ging er, nach Belieben, zur freien Behandlung über, indem er sich jenes spielenden Punctirens der geistreichsten Radirkünstler bediente und das Urtheil ungewiß ließ, ob er sich in einer oder der andern Art vorzüglicher bewiesen habe. Doch es ist kein Wunder, daß er sich in diesen einander so entgegengesetzten Arten des Stiches vollkommen gleich erwiesen, da ihm die gefühlteste Kenntniß der Zeichnung

und des Helldunkels, die feinste Beurtheilung und ein unbegränzter Geist beständig zum Führer dienten.

In der ersten Art zog er vor, Portraite zu behandeln, ob er gleich auch einige geschichtliche Gegenstände gestochen hat und alles was er gestochen vorzüglich ist. Aber jenes Portrait von Latour, welches dieser Mahler von sich selbst gefertigt hatte, ist bewundernswürdig durch die Vorzüge welche in allen übrigen sich finden, mehr aber durch die Seele und die freie Heiterkeit, die in diesem Gesichte so glücklich ausgedrückt sind. Sehr schön ist auch das Bildniß von Mounsey und außerordentlich die der Grafen Rasumowsky und Esterhazy. Auch die Kaiserin von Rußland, Elisabeth, gemahlt von Tocque, ist vorzüglich, wo besonders die Beiwerke mit erstaunender Meisterschaft behandelt sind.

Nicht weniger schätzenswerth ist das Portrait von Mignard nach Rigaud, welches ich jedoch nicht, wie andere wollen, für sein Hauptstück halte.

In der zweyten Art behandelt er eben so gut Portraite als historische Verstellungen, worunter einige von eigener Erfindung sind, die ihm zu großem Lobe gereichen.

Er ahmte, doch nicht knechtisch, die weise mahlerische Unordnung Rembrandt's und Castigliene's nach, und wußte sich sehr oft mit der kalten Nadel der geistreichen und bezaubernden Leichtigkeit des Stefano della Bella anzunähern. Bei ihm ist Alles Wissen, Alles

Feuer, und was viel mehr bedeuten will, Alles der Wahrheit Stempel.

Man kann von diesem wundersamen Manne sagen: daß zwey der trefflichsten Stecher in ihm verbunden seyen. Wie er auch irgend die Kunstart eines Andern nachahmt, tritt er immer von seinem außerordentlichen Geiste begeitet als Original wieder hervor.

Hätte er die Geschichte im großen Sinne wie das Portrait behandelt, und hätte ihn die Ueberfülle seines Geistes nicht manchmal irre geleitet, so könnte er die oberste Stelle in unserer Kunst erreichen. Ist ihm dieß nicht gelungen, so bleibt er doch, wie gesagt, einer der trefflichsten Meister und der erfahrenste Stecher.

Wer seine schönen Kupferstiche zu Rathe zieht wird von vielen Seiten in seiner Profession gewinnen.

Uebersetzt aus der Calcographia da Giuseppe Longhi, Milano 1830. Vol. I. pag. 185.

Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände.

Es fand sich unter Goethe's nachgelassenen Schriften ein Aufsatz obigen Titels von hoher Bedeutung, zum Theil ausgeführt, größtentheils aber nur in schematischen Andeutungen vorhanden, so daß man wünschen mußte, solche Arbeit einer größeren Vollendung angenähert und das Lückenhafte möglichst ergänzt zu sehen.

Der Herausgeber dieser Bände ersuchte daher den vieljährigen Freund und Mitarbeiter Goethe's im Kunstfache, Herrn Hofrath Meyer, um gefällige Zusätze und Erweiterungen, so wie sie sich ihm bei Durchlesung des Manuscripts aus dem reichen Schatz seiner Kenntnisse darbieten würden.

So ist nun Goethe's Original, durch einige Ergänzungen von der Hand des gedachten Freundes, einer größeren Vollständigkeit näher gebracht worden, welche Zusätze durch vorgesetzte Häkchen von dem, was ursprünglich Goethen angehört, unterschieden sind.

Freilich bleibt auch so diese Abhandlung immer noch höchst unvollkommen und lückenhaft, allein wir tragen kein Bedenken sie, wie sie ist, so wie auch manches andere bloß Schematische dieses Bandes einem größern Publicum vorzulegen.

Denn das eigentlich Wirksame einer Schrift besteht doch immer in den ursprünglichen Intentionen des Verfassers und diese sind schon im Schema vollkommen deutlich und also fähig, geist- und kenntnißreiche Leser ihrerseits wieder productiv zu machen, um einst aus ihnen als vollendetere Erzeugnisse hervorzugehen.

I.

Landschaftliche Mahlerey.

Schematisches.

Der Künstler peinliche Art zu denken.

Woher abzuleiten.

Der ächte Künstler wendet sich auf's Bedeutende, daher die Spuren der ältesten landschaftlichen Darstellungen alle groß, höchst mannichfaltig und erhaben sind.

Hintergrund in Mantegna's Triumphzug.

Tizians Landschaften.

Das Bedeutende des Gebirgs, der Gebäude beruht auf der Höhe;

Daher das Steile.

Das Anmuthige beruht auf der Ferne;
Daher von oben herab das Weite.

Hiedurch zeichnen sich aus, alle die in Tyrol, im Salzburgischen und sonst mögen gearbeitet haben.

„Breughel, Jodocus Momper, Roland Savery, Isaac Major haben alle diesen Charakter."

Albrecht Dürer und die übrigen Deutschen der älteren Zeit haben alle mehr oder weniger etwas Peinliches, indem sie gegen die ungeheuren Gegenstände die Freiheit des Wirkens verlieren, oder solche behaupten, insofern ihr Geist groß und denselben gewachsen ist.

Daher sie bei allem Anschauen der Natur, ja Nachahmung derselben, ins Abenteuerliche gehen, auch manierirt werden.

Bei Paul Brill mildert sich dieses, ob er gleich noch immer hohen Horizont liebt und es im Vordergrunde an Gebirgsmassen und in dem Uebrigen an Mannichfaltigkeit nie fehlen läßt.

„Das Beste der uns bekannt gewordenen Oelgemählde des Paul Brill (er hat auch mehrere große Werke in Fresco ausgeführt) befindet sich in der Florentinischen Galerie und stellet eine Jagd von Rehen und wilden Schweinen dar. Den Farbenton in diesem Bilde möchten wir kühl nennen, er drückt frühe Morgenzeit recht wohl aus und stimmt daher vortrefflich zu den staffirenden Figuren. Das Landschaftliche, die Gegend ist schön gedacht, einfach, großartig und gleichwohl gefällig; Licht

Licht und Schatten wußte der Künſtler zweckmäßig zu vertheilen und erzielte dadurch eine ruhige, dem Auge angenehme Wirkung; die Behandlung iſt zwar fleißig, doch weder geleckt noch peinlich; ein ſanfter Lufthauch ſcheinet durch die Bäume zu ziehen und ſie leicht zu bewegen; das Gegenſtück iſt, wiewohl geringer, doch ebenfalls ein Werk von Verdienſten, und ſtellet eine wilde Gegend dar, wo ein Waldſtrom zwiſchen Felſen und Geſtein ſich ſchäumend durchdrängt.“

Eintretende Niederländer.

Vor Rubens.

Rubens ſelbſt.

Nach Rubens.

Er, als Hiſtorienmahler, ſuchte nicht ſowohl das Bedeutende als daß er es jedem Gegenſtand zu verleihen wußte; daher ſeine Landſchaften einzig ſind. Es fehlt auch nicht an ſteilen Gebirgen und gränzenloſen Gegenden, aber auch dem ruhigſten, einfachſten, ländlichen Gegenſtand weiß er etwas von ſeinem Geiſte zu ertheilen und das Geringſte dadurch wichtig und anmuthig zu machen.

„Zum beſſern Verſtändniß des Vorſtehenden über Rubens gedenken wir hier einer ſchätzbaren Landſchaft deſſelben im Palaſt Pitti zu Florenz. Sie ſtellt die Heuernte dar, iſt keck, meiſterhaft behandelt, ſchön erfunden, gut colorirt mit kräftiger, keineswegs mißfälliger Wirkung des Ganzen. Kundige Beſchauer nehmen indeſ-

sen mit Erstaunen, in dem Werk eines Künstlers wie Rubens, die unrichtige Austheilung des Lichtes wahr, denn auf eine Baumgruppe, vorn rechter Hand im Bilde, fällt solches rechts ein; alles übrige, die staffirenden Figuren nicht ausgenommen, ist von der entgegengesetzten Seite beleuchtet."

Rembrandts Realism in Absicht auf die Gegenstände.

Licht, Schatten und Haltung sind bei ihm das Ideelle.

Bolognesische Schule.

Die Carracci.

Grimaldi.

Im Claude Lorrain erklärt sich die Natur für ewig.

Die Poussins führen sie in's Ernste, Hohe, sogenannte Heroische.

Anregung der Nachfolger.

Endliches Auslaufen in die Portrait-Landschaften.

„Es springt in die Augen, daß Goethe's Aufsatz hier abgebrochen, übrigens auch als bloßer Entwurf nicht in allen Theilen vollendet ist, indem, nach dem heroischen Styl, welchen Nicolaus und Caspar Poussin in die landschaftlichen Darstellungen gebracht, auch des Anmuthigen, Idyllenmäßigen in den Werken des Joh. Both, des Ruysdael, des Dujardin, Potter, Berghem,

van der Neer und Anderer Erwähnung hätte geschehen sollen. Wir unternehmen jedoch nicht darüber etwas hinzuzufügen, weil solches eine besondere umständliche Abhandlung erforderte; und so folge nun, ohne weiteres Erörtern, Goethe's zweyter, freilich auch nicht vollendeter, doch in einigen Theilen schon mehr ausgeführter Aufsatz über denselben Gegenstand. —"

II.

Landschaftliche Mahlerey.

Schematisches.

In ihren Anfängen als Nebenwerk des Geschichtlichen.

„Sehr einfach, oft sogar bloß symbolisch, wie z. B. in manchen Bildern des Giotto, auch wohl in denen des Orgagna und andern."

Durchaus einen steilen Charakter, weil ja ohne Höhen und Tiefen keine Ferne interessant dargestellt werden kann.

„Das Steile, Schroffe herrscht selbst in Tizians Werken, da wo er Felsen und Gebirge mahlt, noch vor; so ebenfalls bei Leonardo da Vinci."

Männlicher Charakter der ersten Zeit.

Die erste Kunst durchaus ahnungsreich, deßhalb die Landschaft ernst und gleichsam drohend.

Forderung des Reichthums.

Daher hohe Standpunkte, weite Aussichten.

Beispiele.

Breughel.

Paul Brill; dieser schon höchst gebildet, geistreich und mannichfaltig. Man sehe seine zwölf Monate in sechs Blättern und die vielen andern nach ihm gestochenen Blätter.

Jodocus Momper, Roland Savery.

Einsiedeleyen.

„Zu den Einsiedlern oder Einsiedeleyen sind auch wohl J. Muzians Heilige, in Wildnissen dargestellt, zu rechnen, welche Corn. Cort in sechs bekannten schönen Blättern in Kupfer stach."

Nach und nach steigende Anmuth.

Die Carracci.

Dominichino.

„Albani, Guercino, Grimaldi und ihnen an poetischem Verdienst im landschaftlichen Fach nicht nachstehend, P. Fr. Mola und J. Bapt. Mola; auch wäre J. Bapt. Viola hier noch zu nennen."

Claude Lorrain.

Ausbreitung über eine heitere Welt, Zartheit. Wirkung der atmosphärischen Erscheinungen auf's Gemüth.

„Joh. Both."

„Herrmann Swaneveldt."

„Poelemburg."

Nicol. Poussin.

Und immer ging es weiter,
Und immer ward es breiter,
Und unser ganzes Ziehen
Es schien ein ewig Fliehen,
Blau, hinter Wüst' und Heere,
Der Streif erlogner Meere.

Caſpar Pouſſin.

Heroiſche Landſchaft.

Genau beſehen eine nutzloſe Erde. Abwechſelndes Terrain ohne irgend einen gebauten Boden.

Ernſte, nicht gerade idylliſche, aber einfache, Menſchen.

Anſtändige Wohnungen ohne Bequemlichkeit.

Sicherung der Bewohner und Umwohner durch Thürme und Feſtungswerke.

In dieſem Sinn eine fortgeſetzte Schule, vielleicht die einzige von der man ſagen kann, daß der reine Begriff, die Anſchauungsweiſe der Meiſter, ohne merkliche Abnahme, überliefert worden.

„Felix Meyer von Winterthur iſt zwar keiner der hochberühmten Meiſter, allein wir nehmen Anlaß deſſelben hier zu gedenken, weil mehrere ſeiner Landſchaften mit wahrhaft Pouſſineskem Geiſt erfunden ſind; doch iſt die Ausführung meiſtens flüchtig, das Colorit nicht heller genug. Auch eines wenig bekannten Mahlers aus derſelben Zeit, oder etwas früher, liegt uns ob zu gedenken: Werdmüller von Zürich; ſeine höchſt ſeltenen Arbeiten halten in Hinſicht auf Reichthum und Anmuth der Gedanken ungefähr die Mitte zwiſchen denen des Fr. Mola, Grimaldi und Cl. Lorrain, und wenn ſie von Seite des Colorits nicht an die blühende Heiterkeit der letztern reichen, ſo ſind ſie doch darin dem Mola und Grimaldi wenigſtens gleich zu ſchätzen.“

„Meister, welche in landschaftlichen Darstellungen dem Geschmack der beiden Poussins gefolgt sind."

Glauber.

Franz Milet.

Franz von Neve.

Seb. Bourdon.

Uebergang aus dem Ideellen zum Wirklichen durch Topographien.

Merians weit umherschauende Arbeiten.

Beide Arten gehen noch nebeneinander.

Endlich, besonders durch Engländer, der Uebergang zu den Veduten.

So wie bei'm Geschichtlichen zur Portraitform.

Neuere Engländer, an der großen Liebhaberey zu Claude und Poussin noch immer verharrend.

Sich zu den Veduten hinneigend, aber immer noch in der Composition an atmosphärischen Effecten sich ergötzend und übend.

Die Hackertsche klare strenge Manier steht dagegen; seine merkwürdigen, meisterhaften Bleistifts- und Federzeichnungen nach der Natur, auf weiß Papier, um ihnen mit Sepia Kraft und Haltung zu geben.

Studien der Engländer auf blau und grau Papier, mit schwarzer Kreide und wenig Pastellfarbe, etwas nebulistisch; im Ganzen aber gut gedacht und sauber ausgeführt.

„Der Verfasser zieht hier auf einige schätzbare Zeich-

nungen engliſcher Landſchaftmahler, welche er während ſeines Aufenthaltes in Rom an ſich brachte und die noch gegenwärtig unter den von ihm nachgelaſſenen Kunſtſchätzen ſich befinden."

III.

Landſchaftliche Mahlerey.

Ausgeführtes.

1.

Als ſich die Mahlerey in Weſten, beſonders in Italien von dem öſtlichen Byzantiniſchen mumienhaften Herkommen wieder zur Natur wendete, war, bei ihren ernſten großen Anfängen, die Thätigkeit bloß auf menſchliche Geſtalt gerichtet, unter welcher das Göttliche und Gottähnliche vorgeſtellt ward. Eine capellenartige Einfaſſung ward den Bildern allenfalls zu Theil, und zwar ganz der Sache angemeſſen, weil ſie ja in Kirchen und Capellen aufgeſtellt werden ſollten.

Wie man aber bei weiterem Fortrücken der Kunſt ſich in freier Natur umſah, ſollte doch immer auch Bedeutendes und Würdiges den Figuren zur Seite ſtehen; deßhalb denn auch hohe Augpunkte gewählt, auf ſtarren Felſen vielfach übereinander gethürmte Schlöſſer, tiefe Thäler, Wälder und Waſſerfälle dargeſtellt wurden. Dieſe Umgebungen nahmen in der Folge immer mehr überhand, drängten die Figuren in's Engere und Klei-

nere, bis ſie zuletzt in dasjenige was wir Staffage nennen zuſammenſchrumpften. Dieſe landſchaftlichen Tafeln aber ſollten, wie vorher die Heiligenbilder, auch durchaus intereſſant ſeyn, und man überfüllte ſie deßhalb nicht allein mit dem was eine Gegend liefern konnte, ſondern man wollte zugleich eine ganze Welt bringen, damit der Beſchauer etwas zu ſehen hätte und der Liebhaber für ſein Geld doch auch Werth genug erhielt. Von den höchſten Felſen, worauf man Gemſen umherklettern ſah, ſtürzten Waſſerfälle zu Waſſerfällen hinab, durch Ruinen und Gebüſch. Dieſe Waſſerfälle wurden endlich benutzt zu Hammerwerken und Mühlen, tiefer hinunter beſpülten ſie ländliche Ufer, größere Städte, trugen Schiffe von Bedeutung und verloren ſich endlich in den Ocean. Daß dazwiſchen Jäger und Fiſcher ihr Handwerk trieben und tauſend andere irdiſche Weſen ſich thätig zeigten, läßt ſich denken; es fehlte der Luft nicht an Vögeln, Hirſche und Rehe weideten auf den Waldblößen, und man würde nicht endigen, dasjenige herzuzählen, was man dort mit einem einzigen Blick zu überſchauen hatte. Damit aber zuletzt noch eine Erinnerung an die erſte Beſtimmung der Tafel übrig bliebe, bemerkte man in einer Ecke irgend einen heiligen Einſiedler. Hieronymus mit dem Löwen, Magdalene mit dem Haargewand fehlten ſelten.

2.

Tizian, mit großartigem Kunſtgeſchmack überhaupt,

fing, inſofern er ſich zur Landſchaft wandte, ſchon an mit dem Reichthum ſparſamer umzugehen; ſeine Bilder dieſer Art haben einen ganz eignen Charakter. Höhlgerne wunderlich über einander gezimmerte Häuſer, mittelgebirgige Gegenden, mannichfaltige Hügel, anſpülende Seen, niemals ohne bedeutende Figuren, menſchliche, thieriſche. Auch legte er ſeine ſchönen Kinder ohne Bedenken, ganz nackt, unter freien Himmel in's Gras.

3.

Breughels Bilder zeigen die wunderſamſte Mannichfaltigkeit: gleichfalls hohe Horizonte, weit ausgebreitete Gegenden, die Waſſer hinab bis zum Meere; aber der Verlauf ſeiner Gebirge, obgleich rauh genug, iſt doch weniger ſteil; beſonders aber durch eine ſeltnere Vegetation merkwürdig. Das Geſtein hat überall den Vorrang, doch iſt die Lage ſeiner Schlöſſer, Städte, höchſt mannichfaltig und charakteriſtiſch, durchaus aber iſt der ernſte Charakter des ſechzehnten Jahrhunderts nicht zu verkennen.

Paul Brill, ein hochbegabtes Naturell. In ſeinen Werken läßt ſich die oben beſchriebene Herkunft noch wohl verſpüren, aber es iſt alles ſchon froher, weitherziger und die Charaktere der Landſchaft ſchon getrennt: es iſt nicht mehr eine ganze Welt, ſondern bedeutende, aber immer noch weit greifende Einzelnheiten.

Wie trefflich er die Zustände der Localitäten, des Bewohnens und Benutzens irdischer Oertlichkeiten gekannt, beurtheilt und gebraucht, davon geben seine zwölf Monate in sechs Blättern das schönste Beispiel. Besonders angenehm ist zu sehen, wie er immer zwey auf zwey zu paaren gewußt, und wie ihm aus dem Verlauf des einen in den andern ein vollständiges Bild darzustellen gelungen sey.

Der Einsiedeleyen, des Martin de Vos, von Johann und Raphael Sadeler in Kupfer gestochen, ist auch zu gedenken. Hier stehen die Figuren der frommen Männer und Frauen mit wilden Umgebungen im Gleichgewicht; beide sind mit großem Ernst und tüchtiger Kunst vorgetragen.

4.

Das siebzehnte Jahrhundert befreit sich immer mehr von der zudringlichen ängstigenden Welt: die Figuren der Carracci erfordern weitern Spielraum. Vorzüglich setzt sich eine große, schöne, bedeutende Welt mit den Figuren in's Gleichgewicht und überwiegt vielleicht durch höchst interessante Gegenden selbst die Gestalten.

Dominichin vertieft sich bei seinem Bolognesischen Aufenthalt in die gebirgigen und einsamen Umgebungen; sein zartes Gefühl, seine meisterhafte Behandlung und das höchst zierliche Menschengeschlecht, das in seinen Räumen wandelt, sind nicht genug zu schätzen.

Von Claude Lorrain, der nun ganz in's Freie, Ferne, Heitere, Ländliche, Feenhaftarchitektonische sich ergeht, ist nur zu sagen, daß er an's Letzte einer freien Kunstäußerung in diesem Fache gelangt. Jederman kennt seine Werke, jeder Künstler strebt ihm nach, und jeder fühlt mehr oder weniger, daß er ihm den Vorzug lassen muß.

5.

Damals entstand auch die sogenannte heroische Landschaft, in welcher ein Menschengeschlecht zu hausen schien von wenigen Bedürfnissen und von großen Gesinnungen. Abwechselung von Feldern, Felsen und Wäldern, unterbrochenen Hügeln und steilen Bergen; Wohnungen ohne Bequemlichkeit, aber ernst und anständig, Thürme und Befestigungen, ohne eigentlichen Kriegszustand auszudrücken, durchaus aber eine unnütze Welt, keine Spur von Feld und Gartenbau, hie und da eine Schafheerde, auf die älteste und einfachste Benutzung der Erdoberfläche hindeutend.

Aphorismen.

Freunden und Gegnern zur Beherzigung.

Wer gegenwärtig über Kunst schreiben oder gar streiten will, der sollte einige Ahnung haben von dem, was die Philosophie in unsern Tagen geleistet hat und zu leisten fortfährt.

Wer einem Autor Dunkelheit vorwerfen will, sollte erst sein eigenes Innere beschauen ob es denn da auch recht hell ist. In der Dämmerung wird eine sehr deutliche Schrift unlesbar.

Wer streiten will, muß sich hüten bei dieser Gelegenheit Sachen zu sagen, die ihm niemand streitig macht.

Wer Maximen bestreiten will, sollte fähig seyn sie recht klar aufzustellen und innerhalb dieser Klarheit zu kämpfen, damit er nicht in den Fall gerathe mit selbstgeschaffenen Luftbildern zu fechten.

Die Dunkelheit gewisser Maximen ist nur relativ. Nicht alles ist dem Hörenden deutlich zu machen, was dem Ausübenden einleuchtet.

Ein Künſtler, der ſchätzbare Arbeiten verfertiget, iſt nicht immer im Stande, von eignen oder fremden Werken Rechenſchaft zu geben.

Natur und Idee läßt ſich nicht trennen, ohne daß die Kunſt, ſo wie das Leben, zerſtört werde.

Wenn Künſtler von Natur ſprechen, ſubintelligiren ſie immer die Idee, ohne ſich's deutlich bewußt zu ſeyn.

Eben ſo geht's allen die ausſchließlich die Erfahrung anpreiſen; ſie bedenken nicht, daß die Erfahrung nur die Hälfte der Erfahrung iſt.

Erſt hört man von Natur und Nachahmung derſelben, dann ſoll es eine ſchöne Natur geben. Man ſoll wählen; doch wohl das Beſte! und woran ſoll man's erkennen? nach welcher Norm ſoll man wählen? und wo iſt denn die Norm? doch wohl nicht auch in der Natur?

Und geſetzt, der Gegenſtand wäre gegeben, der ſchönſte Baum im Walde, der in ſeiner Art als vollkommen auch vom Förſter anerkannt würde. Nun, um den Baum in ein Bild zu verwandeln, gehe ich um ihn herum und ſuche mir die ſchönſte Seite. Ich trete weit genug weg um ihn völlig zu überſehen; ich warte ein günſtiges Licht ab, und nun ſoll von dem Naturbaum noch viel auf das Papier übergegangen ſeyn!

Der Laie mag das glauben; der Künstler, hinter den Coulissen seines Handwerks, sollte aufgeklärter seyn.

Gerade das, was ungebildeten Menschen am Kunstwerk als Natur auffällt, das ist nicht Natur (von aussen), sondern der Mensch. (Natur von innen.)

Wir wissen von keiner Welt, als im Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist.

Wer zuerst im Bilde auf seinen Horizont die Zielpunkte des mannichfaltigen Spiels wagrechter Linien bannte, erfand das Princip der Perspective.

Wer zuerst aus der Systole und Diastole zu der die Retina gebildet ist, aus dieser Synkrisis und Diakrisis, mit Plato zu sprechen, die Farbenharmonie entwickelte, der hat die Principien des Colorits entdeckt.

Suchet in euch, so werdet ihr alles finden, und erfreuet euch wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu allem sagt, was ihr in euch selbst gefunden habt.

Gar vieles kann lange erfunden, entdeckt seyn, und es wirkt nicht auf die Welt; es kann wirken und doch

Keinen Reimer wird man finden
Der ſich nicht den beſten hielte,
Keinen Fiedler, der nicht lieber
Eigne Melodieen ſpielte.

Und ich konnte ſie nicht tadeln;
Wenn wir andern Ehre geben
Müſſen wir uns ſelbſt entadeln;
Lebt man denn wenn andre leben?

Und ſo fand ich's denn auch juſte
In gewiſſen Antichambern,
Wo man nicht zu ſondern wußte
Mäuſedreck von Koriandern.

Das Geweſ'ne wollte haſſen
Solche rüſtige neue Beſen,
Dieſe dann nicht gelten laſſen
Was ſonſt Beſen war geweſen.

Und wo ſich die Völker trennen
Gegenſeitig im Verachten,
Keins von beiden wird bekennen,
Daß ſie nach demſelben trachten.

Und das grobe Selbſtempfinden
Haben Leute hart geſcholten,
Die am wenigſten verwinden,
Wenn die andern was gegolten.

nicht bemerkt werden; wirken und nicht in's Allgemeine greifen: deßwegen jede Geſchichte der Erfindung ſich mit den wunderbarſten Räthſeln herumſchlägt.

Es iſt ſo ſchwer etwas von Muſtern zu lernen, als von der Natur.

Die Form will ſo gut verdaut ſeyn, als der Stoff, ja ſie verdaut ſich viel ſchwerer.

Mancher hat nach der Antike ſtudirt und ſich ihr Weſen nicht ganz zugeeignet. Iſt er darum ſcheltenswerth?

Die höheren Forderungen ſind an ſich ſchon ſchätzbarer auch unerfüllt, als niedrige ganz erfüllte.

Das trocken Naive, das ſteif Wackere, das ängſtlich Rechtliche, und womit man ältere deutſche Kunſt charakteriſiren mag, gehört zu jeder früheren einfacheren Kunſtweiſe. Die alten Venezianer, Florentiner u. ſ. w. haben das alles auch.

Und wir Deutſchen ſollen uns dann nur für original halten, wenn wir uns nicht über die Anfänge erheben! —

Weil Albrecht Dürer, bei dem unvergleichlichen Talent, ſich nie zur Idee des Ebenmaßes der Schönheit, ja ſogar nie zum Gedanken einer ſchicklichen Zweckmäßig-

keit erheben konnte, sollen wir auch immer an der Erde kleben! —

Albrecht Dürern förderte ein höchst inniges realistisches Anschauen, ein liebenswürdiges menschliches Mitgefühl aller gegenwärtigen Zustände. Ihm schadete eine trübe, form- und bodenlose Phantasie.

Wie Martin Schön neben ihm steht, und wie das deutsche Verdienst sich dort beschränkte, wäre interessant zu zeigen, und nützlich zu zeigen, daß dort nicht aller Tage Abend war.

Löste sich doch in jeder italiänischen Schule der Schmetterling aus der Puppe los!

Sollen wir ewig als Raupen herumkriechen, weil einige nordische Künstler ihre Rechnung dabei finden?

Nachdem uns Klopstock vom Reim erlöste und Voß uns prosodische Muster gab, so sollen wir wohl wieder Knittelverse machen wie Hans Sachs!

Laßt uns doch vielseitig seyn! Märkische Rübchen schmecken gut, am besten gemischt mit Castanien. Und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander.

Erlaubt uns in unſern vermiſchten Schriften doch neben den abend- und nordländiſchen Formen auch die morgen- und ſüdländiſchen.

Man iſt nur vielſeitig, wenn man zum Höchſten ſtrebt, weil man muß (im Ernſt), und zum Geringern herabſteigt, wenn man will (zum Spaß).

Verschiedenes Einzelne.

Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen unerschütterlichen Ernst; deßwegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt. Die Religion bedarf keines Kunstsinnes, sie ruht auf ihrem eignen Ernst; sie verleiht aber auch keinen, so wenig sie Geschmack gibt.

In Rembrandt's trefflicher Radirung, der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus den Tempelhallen, ist die Glorie, welche gewöhnlich des Herrn Haupt umgibt, in die vorwärts wirkende Hand gleichsam gefahren, welche nun in göttlicher That, glanzumgeben derb zuschlägt. Um das Haupt ist's, wie auch das Gesicht, dunkel.

Es ist eine Tradition: Dädalus der erste Plastiker habe die Erfindung der Drehscheibe des Töpfers beneidet. Von Neid möchte wohl nichts vorgekommen seyn, aber der große Mann hat wahrscheinlich vorempfunden, daß die Technik zuletzt in der Kunst verderblich werden müsse.

Bei Gelegenheit der Berliniſchen Vorbilder für Fabricanten kam zur Sprache: ob ſo großer Aufwand auf die höchſte Ausführung der Blätter wäre nöthig geweſen? Wobei ſich ergab, daß gerade den talentvollen jungen Künſtler und Handwerker die Ausführung am meiſten reizt, und daß er durch Beachtung und Nachbildung derſelben erſt befähigt wird, das Ganze und den Werth der Formen zu begreifen.

Ein edler Philoſoph ſprach von der Baukunſt als einer erſtarrten Muſik und mußte dagegen manches Kopfſchütteln gewahr werden. Wir glauben dieſen ſchönen Gedanken nicht beſſer nochmals einzuführen, als wenn wir die Architektur eine verſtummte Tonkunſt nennen.

Man denke ſich den Orpheus, der, als ihm ein großer wüſter Bauplatz angewieſen war, ſich weislich an dem ſchicklichſten Ort niederſetzte und durch die belebenden Töne ſeiner Leyer den geräumigen Marktplatz um ſich her bildete. Die von kräftig gebietenden, freundlich lockenden Tönen ſchnell ergriffenen, aus ihrer maſſenhaften Ganzheit geriſſenen Felsſteine mußten, indem ſie ſich enthuſiaſtiſch herbei bewegten, ſich kunſt- und handwerksgemäß geſtalten, um ſich ſodann in rhythmiſchen Schichten und Wänden gebührend hinzuordnen. Und ſo mag ſich Straße zu Straßen anfügen! An wohlſchützenden Mauern wird's auch nicht fehlen.

Die Töne verhallen, aber die Harmonie bleibt. Die Bürger einer ſolchen Stadt wandeln und weben zwiſchen ewigen Melodien, der Geiſt kann nicht ſinken, die Thätigkeit nicht einſchlafen, das Auge übernimmt Function, Gebühr und Pflicht des Ohres, und die Bürger am gemeinſten Tage fühlen ſich in einem ideellen Zuſtand; ohne Reflexion, ohne nach dem Urſprung zu fragen, werden ſie des höchſten ſittlichen und religiöſen Genuſſes theilhaftig. Man gewöhne ſich in Sanct Peter auf- und abzugehen und man wird ein Analogen desjenigen empfinden, was wir auszuſprechen gewagt.

Dagegen in einer ſchlecht gebauten Stadt, wo der Zufall mit leidigem Beſen die Häuſer zuſammenkehrte, lebt der Bürger unbewußt in der Wüſte eines düſtern Zuſtandes; dem fremden Eintretenden jedoch iſt es zu Muthe, als wenn er Dudelſack, Pfeifen und Schellen-Trommeln hörte und ſich bereiten müßte Bärentänzen und Affenſprüngen beizuwohnen.

Jungen Künſtlern empfohlen.

I.

Die Dilettanten, wenn ſie das Möglichſte gethan haben, pflegen zu ihrer Entſchuldigung zu ſagen, die Arbeit ſey noch nicht fertig. Freilich kann ſie nie fertig werden, weil ſie nie recht angefangen ward. Der Meiſter ſtellt ſein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar; ausgeführt oder nicht, ſchon iſt es vollendet. Der geſchickteſte Dilettant taſtet im Ungewiſſen, und wie die Ausführung wächſ't, kommt die Unſicherheit der erſten Anlage immer mehr zum Vorſchein. Ganz zuletzt entdeckt ſich erſt das Verfehlte, das nicht auszugleichen iſt, und ſo kann das Werk freilich nicht fertig werden.

In der wahren Kunſt gibt es keine Vorſchule, wohl aber Vorbereitungen; die beſte jedoch iſt die Theilnahme des geringſten Schülers am Geſchäft des Meiſters. Aus Farbenreibern ſind treffliche Mahler hervorgegangen.

Ein anderes iſt die Nachäffung, zu welcher die natürliche allgemeine Thätigkeit des Menſchen durch einen

bedeutenden Künſtler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufällig angeregt wird.

II.

Der junge Künſtler geſelle ſich Sonn- und Feiertags zu den Tänzen der Landleute, er merke ſich die natürliche Bewegung und gebe der Bauerdirne das Gewand einer Nymphe, dem Bauerburſchen ein paar Ohren wo nicht gar Bocksfüße. Wenn er die Natur recht ergreift und den Geſtalten einen edlern freiern Anſtand zu geben weiß, ſo begreift kein Menſch, wo er's her hat, und jederman ſchwört, er hätte es von der Antike genommen.

Ferner, wenn ſich Seiltänzer und Kunſtreiter einfinden, verſäume er nicht auf dieſe genau zu achten. Das Uebertriebene, Falſche, Handwerksmäßige lehne er ab, aber er lerne auffaſſen, welcher unendlichen Zierlichkeit der menſchliche Körper fähig iſt.

Der junge Künſtler verſäume die Thiergeſtalten nicht, von Pferden und Hunden ſuche er ſich den Hauptbegriff zu gewinnen; auch wilden fremden Geſchöpfen erweiſe er ſeine Aufmerkſamkeit und Achtung.

III.

Von der Nothwendigkeit: daß der bildende Künstler Studien nach der Natur mache, und von dem Werthe derselben überhaupt sind wir genugsam überzeugt; allein wir läugnen nicht, daß es uns öfters betrübt, wenn wir den Mißbrauch eines so löblichen Strebens gewahr werden.

Nach unserer Ueberzeugung sollte der junge Künstler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er diese Einzelnheit, in ein angenehmes Bild verwandelt, in einen Rahmen eingeschlossen, dem Liebhaber und Kenner gefällig anbieten möge.

Es steht manches Schöne isolirt in der Welt, doch der Geist ist es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunstwerke hervorzubringen hat. — Die Blume gewinnt erst ihren Reiz durch das Insect das ihr anhängt, durch den Thautropfen der sie befeuchtet, durch das Gefäß woraus sie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Busch, kein Baum, dem man nicht durch die Nachbarschaft eines Felsens, einer Quelle Bedeutung geben, durch eine mäßige einfache Ferne größern Reiz verleihen könnte. So ist es mit menschlichen Figuren und so mit Thieren aller Art beschaffen.

Der Vortheil, den sich der junge Künstler hiedurch verschafft, ist gar mannichfaltig. Er lernt denken, das Passende gehörig zusammenbinden, und wenn er auf diese Weise geistreich componirt, wird es ihm zuletzt auch an dem, was man Erfindung nennt, an dem Entwickeln des Mannichfaltigen aus dem Einzelnen, keineswegs fehlen können.

Thut er nun hierin der eigentlichen Kunstpädagogik wahrhaft Genüge, so hat er noch nebenher den großen nicht zu verachtenden Gewinn, daß er lernt, verkäufliche dem Liebhaber anmuthige und liebliche Blätter hervorzubringen.

Eine solche Arbeit braucht nicht im höchsten Grade ausgeführt und vollendet zu seyn; wenn sie gut gesehen, gedacht und fertig ist, so ist sie für den Liebhaber oft reizender, als ein größeres ausgeführtes Werk.

Beschaue doch jeder junge Künstler seine Studien im Büchelchen und im Portefeuille, und überlege wie viele Blätter er davon auf jene Weise genießbar und wünschenswerth hätte machen können.

Es ist nicht die Rede vom Höheren, wovon man wohl auch sprechen könnte, sondern es soll nur als War-

Befindet sich einer heiter und gut,
Gleich will ihn der Nachbar reinigen;
So lang der Tüchtige lebt und thut,
Möchten sie ihn gerne steinigen.
Ist er hinterher aber todt,
Gleich sammeln sie große Spenden,
Zu Ehren seiner Lebensnoth
Ein Denkmal zu vollenden;
Doch ihren Vortheil sollte dann
Die Menge wohl ermessen,
Gescheiter wär's, den guten Mann
Auf immerdar vergessen.

nung gesagt seyn, die von einem Abwege zurückruft und auf's Höhere hindeutet.

Versuche es doch der Künstler nur ein halb Jahr praktisch, und setze weder Kohle noch Pinsel an, ohne Intention, einen vorliegenden Naturgegenstand als Bild abzuschließen. Hat er angebornes Talent, so wird sich's bald offenbaren, welche Absicht wir bei diesen Andeutungen im Sinne hegten.

IV.

Wenn ich jüngere deutsche Mahler, sogar solche, die sich eine Zeit lang in Italien aufgehalten, befrage: warum sie doch, besonders in ihren Landschaften, so widerwärtige grelle Töne dem Auge darstellen und vor aller Harmonie zu fliehen scheinen? so geben sie wohl ganz dreist und getrost zur Antwort: sie sähen die Natur genau auf solche Weise.

Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieses höchste Vermögen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu wachen. Wie großen Vortheil uns diese Stimme gebracht, mbge jeder an sich selbst geprüft haben. Ich aber mbchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nbthig sey, wenn die Kunst

überhaupt, besonders die deutsche, irgend wieder sich erholen und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwärts gehen solle.

Der zur Vernunft geborne Mensch bedarf noch großer Bildung, sie mag sich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beispiel, oder durch strenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Ebenso wird zwar der angehende Künstler, aber nicht der vollendete geboren; sein Auge komme frisch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Gestalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere Composition, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen, ohne daß er es gewahr wird.

Ist er nun nicht geneigt von höher ausgebildeten Künstlern der Vor- und Mitzeit das zu lernen, was ihm fehlt um eigentlicher Künstler zu seyn, so wird er im falschen Begriff von bewahrter Originalität hinter sich selbst zurückbleiben; denn nicht allein das was mit uns geboren ist, sondern auch das was wir erwerben können, gehört uns an und wir sind es.

Vortheile,

die ein junger Mahler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe.

1797.

Der sogenannte Historienmahler hat in Hinsicht des Gegenstandes mit dem Bildhauer einerlei Interesse. Er soll den Menschen kennen lernen um ihn dereinst in bedeutenden Augenblicken darzustellen.

Bei'm Bildhauer lernt er Proportion, Anatomie und Formen, wenn er sich auch nur unter dessen Anleitung im Zeichnen übte; allein er findet auch Unterricht im Modelliren, welches ihm künftig bei seiner Kunst vom größten Nutzen seyn wird. Denn wie der Mahler es mit der Richtigkeit seiner Theile oft nicht so genau nimmt, so pflegt er auch nur die eine Seite der Erscheinung zu betrachten; bei'm Modelliren hingegen, besonders des Runden, lernt er den körperlichen Werth des Inhalts schätzen; er lernt die einzelnen Theile nicht nach dem aufsuchen was sie scheinen, sondern nach dem was sie sind; er wird auf die unzähligen kleinen Vertiefungen und Erhöhungen auf-

merksam die über die Oberfläche des Körpers gleichsam ausgesäet sind und die er bei einem einfachen mahlerischen Lichte nicht einmal bemerken kann. Er lernt sowohl den Gliedermann drapiren und die rechten Falten aussuchen, als auch sich selbst die feststehenden Figuren von Thon modelliren, um seine Gewänder darüber zu legen und sein Bild darnach auszuführen. Er lernt die vielen Hülfsmittel kennen, die nöthig sind um etwas Gutes hervorzubringen, und eine solche Anleitung wird ihm nützen, daß er, wenn sein Genie irgend hinreicht, wahr und richtig, ja zuletzt vollendet werden kann. Denn seinen Gemählden wird die Basis nicht fehlen, und wenn er von Einem Punkte mit dem Bildhauer ausgeht, so wird er nicht, wie es öfters geschieht, sich nur desto weiter zurückfühlen, je weiter er vorwärts kommt. Besonders wird er die Richtigkeit dieser Grundsätze einsehen, wenn ihn sein Geschick nach Rom führen sollte.

Zu mahlende Gegenstände.

Nachdem ich über vieles gleichgültig geworden, betrübt es mich noch immer und in der neuesten Zeit sehr oft, wenn ich des bildenden Künstlers Talent und Fleiß auf ungünstige, widerstrebende Gegenstände verwendet sehe; daher kann ich mich nicht enthalten von Zeit zu Zeit auf einiges Vortheilhafte hinzudeuten.

Eine so zarte wie einfache Darstellung gäbe jene jugendlich-unverdorbene reife Jungfrau Thisbe, die an der gesprungenen Wand horcht. Wer den Gesichtsausdruck und das Behaben eines blühenden in Liebe befangenen Mädchens, dem Ort und Stelle einer Zusammenkunft in's Ohr geraunt wird, vollkommen darzustellen wüßte, sollte gepriesen werden.

Nun aber zum Heiligsten überzugehen, wüßte ich in dem ganzen Evangelium keinen höhern und ausdruckvollern Gegenstand als Christus, der, leicht über das Meer wandelnd, dem sinkenden Petrus zu Hülfe tritt. Die göttliche und menschliche Natur des Erlösers ist in keinem andern Falle den Sinnen und so identisch darzustellen, ja der ganze Sinn der christlichen Religion nicht

beſſer mit wenigem auszudrücken. Das Uebernatürliche, das dem Natürlichen auf eine übernatürlich-natürliche Weiſe zu Hülfe kommt, und deßhalb das augenblickliche Anerkennen der Schiffer und Fiſcher, daß der Sohn Gottes bei ihnen gegenwärtig ſey, hervorruft, iſt ſelten gemahlt worden, ſo wie es zugleich für den lebenden Künſtler von großem Vortheil iſt, daß es Raphael nicht unternommen; denn mit ihm zu ringen iſt ſo gefährlich als mit Phanuel. (1 B. Moſ. XXXII.)

Ueber den ſogenannten

Dilettantismus

oder

die praktiſche Liebhaberey in den Künſten.

1799.

Einleitendes und Allgemeines.

Die Italiäner nennen jeden Künſtler Maeſtro.

Wenn ſie einen ſehen, der eine Kunſt übt ohne davon Profeſſion zu machen, ſagen ſie: Si diletta. Die höfliche Zufriedenheit und Verwunderung womit ſie ſich ausdrücken, zeigt dabei ihre Geſinnungen an.

Das Wort Dilettante findet ſich nicht in der ältern italiäniſchen Sprache. Kein Wörterbuch hat es, auch nicht die Crusca.

Bei Jagemann allein findet ſich's. Nach ihm bedeutet es einen Liebhaber der Künſte, der nicht allein betrachten und genießen, ſondern auch an ihrer Ausübung Theil nehmen will.

Spuren der ältern Zeiten.

Spuren nach Wiederauflebung der Künſte.

Groſſe Verbreitung in der neuern Zeit.

Urſache davon.

Kunſtübungen gehen als ein Haupterforderniß in die Erziehung über.

Indem wir von Dilettanten ſprechen, ſo wird der Fall ausgenommen, daß einer mit wirklichem Künſtlertalent geboren wäre, aber durch Umſtände wäre gehindert worden, es als Künſtler zu ercoliren.

Wir ſprechen bloß von denen, welche, ohne ein beſonderes Talent zu dieſer oder jener Kunſt zu beſitzen, bloß den allgemeinen Nachahmungstrieb bei ſich walten laſſen.

Ueber das deutſche Wort pfuſchen.

Ableitung deſſelben.

Ein ſpäter erfundenes Wort.

Beziehet ſich auf Handwerk.

Es ſetzt voraus, daß irgend eine Fertigkeit nach Regeln gelernt, auf die beſtimmteſte Weiſe nach der Vorſchrift und unter dem Schutze des Geſetzes ausgeübt werde.

Einrichtungen der Innungen, vorzüglich in Deutſchland.

Die verſchiedenen Nationen haben kein eigentlich Wort dafür.

Anführung der Ausdrücke.

Der Dilettant verhält ſich zur Kunſt, wie der Pfuſcher zum Handwerk.

Man darf bei der Kunſt vorausſetzen, daß ſie gleichfalls

nach

nach Regeln erlernt und geſetzlich ausgeübt werden müſſe, obgleich dieſe Regeln nicht, wie die eines Handwerks, durchaus anerkannt und die Geſetze der ſogenannten freien Künſte nur geiſtig und nicht bürgerlich ſind.

Ableitung der Pfuſcherey.

Gewinn.

Der Dilettantismus wird abgeleitet.

Dilettant mit Ehre.

Künſtler verachtet.

Urſache.

Sicherheit eines ausgebreiteten Lebensgenuſſes iſt gewöhnlich der Grund aller empiriſchen Achtung.

Wir haben ſolche Sicherheits-Maximen, ohne es zu bemerken, in die Moral aufgenommen.

Geburt, Tapferkeit, Reichthum.

Andere Arten von Beſitz, der Sicherheit des Genuſſes nach außen gewährt.

Genie und Talent haben zwar das innere Gewiſſe, ſtehen aber nach außen äußerſt ungewiß.

Sie treffen nicht immer mit den Bedingungen und Bedürfniſſen der Zeit zuſammen.

In barbariſchen Zeiten werden ſie als etwas Seltſames geſchätzt.

Sie ſind des Beifalls nicht gewiß.

Er muß erſchlichen oder erbettelt werden.

Daher ſind diejenigen Künſtler übler daran, die perſönlich um den Beifall des Moments buhlen.

Rhapſoden, Schauſpieler, Muſici.

Künſtler leben, außer einigen ſeltenen Fällen, in einer Art von freiwilliger Armuth.

Es leuchtete zu allen Zeiten ein, daß der Zuſtand in dem ſich der bildende Künſtler befindet, wünſchenswerth und beneidenswerth ſey.

Entſtehen des Dilettantismus.

Allgemein verbreitete, ich will nicht ſagen Hochachtung der Künſte, aber Vermiſchung mit der bürgerlichen Exiſtenz und eine Art von Legitimation derſelben.

Der Künſtler wird geboren.

Er iſt eine von der Natur privilegirte Perſon.

Er iſt genöthigt etwas auszuüben, das ihm nicht jeder gleich thun kann.

Und doch kann er nicht allein gedacht werden.

Möchte auch nicht allein ſeyn.

Das Kunſtwerk fordert die Menſchen zum Genuß auf.

Und zu mehrerer Theilnahme daran.

Zum Genuß der Kunſtwerke haben alle Menſchen eine unſägliche Neigung.

Der nähere Theilnehmer wäre der rechte Liebhaber, der lebhaft und voll genöſſe.

So ſtark wie andere, ja mehr als andere.

Uebermacht, ihr könnt es ſpüren,
Iſt nicht aus der Welt zu bannen;
Mir gefällt zu converſiren
Mit Geſcheiten, mit Tyrannen.

Da die dummen Eingeengten
Immerfort am ſtärkſten pochten,
Und die Halben, die Beſchränkten
Gar zu gern uns unterjochten;

Hab' ich mich für frei erkläret
Von den Narren, von den Weiſen,
Dieſe bleiben ungeſtöret,
Jene möchten ſich zerreißen.

Denken, in Gewalt und Liebe,
Müßten wir zuletzt uns gatten,
Machen mir die Sonne trübe
Und erhitzen mir den Schatten.

Haſis auch und Ulrich Hutten
Mußten ganz beſtimmt ſich rüſten
Gegen braun' und blaue Kutten,
Meine gehn wie andre Chriſten.

„Aber nenn' uns doch die Feinde!"
Niemand ſoll ſie unterſcheiden:
Denn ich hab' in der Gemeinde
Schon genug daran zu leiden.

Weil er Urſache und Wirkung zugleich empfände.

Uebergang zum praktiſchen Dilettantismus.

Der Menſch erfährt und genießt nichts, ohne ſogleich productiv zu werden.

Dieß iſt die innerſte Eigenſchaft der menſchlichen Natur. Ja man kann ohne Uebertreibung ſagen, es ſey die menſchliche Natur ſelbſt.

Unüberwindlicher Trieb daſſelbige zu thun.

Nachahmungstrieb deutet gar nicht auf angebornes Genie zu dieſer Sache.

Erfahrung an Kindern.

Sie werden durch alles in die Augen fallende Thätige gereizt.

Soldaten, Schauſpieler, Seiltänzer.

Sie nehmen ſich ein unerreichbares Ziel vor, das ſie durch geübte und verſtändige Alte haben erreichen ſehen.

Ihre Mittel werden Zweck.

Kinderzweck.

Bloßes Spiel.

Gelegenheit ihre Leidenſchaft zu üben.

Wie ſehr ihnen die Dilettanten gleichen.

Dilettantismus der Weiber,

— der Reichen,

— der Vornehmen.

Iſt Zeichen eines gewiſſen Vorſchrittes.

Alle Dilettanten greifen die Kunſt von der ſchwachen Seite an. (Vom ſchwachen Ende.)
Phantaſie-Bilder unmittelbar vorſtellen zu wollen.
Leidenſchaft ſtatt Ernſt.
Verhältniß des Dilettantismus gegen Pedantismus, Handwerk.
Dilettantiſtiſcher Stand der Künſtler.
Worin er ſich unterſcheidet.
Ein höherer oder niederer Grad der Empirie.
Falſches Lob des Dilettantismus.
Ungerechter Tadel.
Rath wie der Dilettant ſeinen Platz einnehmen könnte.

Geborne Künſtler, durch Umſtände gehindert ſich auszubilden, ſind ſchon oben ausgenommen.
Sie ſind eine ſeltene Erſcheinung.
Manche Dilettanten bilden ſich ein dergleichen zu ſeyn.
Bei ihnen iſt aber nur eine falſche Richtung, welche mit aller Mühe zu nichts gelangt.
Sie nutzen ſich, dem Künſtler und der Kunſt wenig.
Sie ſchaden dagegen viel.
Doch kann der Menſch, der Künſtler und die Kunſt eine genießende, einſichtsvolle und gewiſſermaßen praktiſche Theilnahme nicht entbehren.
Abſicht der gegenwärtigen Schrift.
Schwierigkeit der Wirkung.

Kurze Schilderung eines eingefleiſchten Dilettantismus.
Die Philoſophen werden aufgefordert.
Die Pädagogen.
Wohlthat für die nächſte Generation.

Dilettantismus ſetzt eine Kunſt voraus, wie Pfuſchen das Handwerk.
Begriff des Künſtlers im Gegenſatz des Dilettanten.
Ausübung der Kunſt nach Wiſſenſchaft.
Annahme einer objectiven Kunſt.
Schulgerechte Folge und Steigerung.
Beruf und Profeſſion.
Anſchließung an eine Kunſt- und Künſtler-Welt.
Schule.
Der Dilettant verhält ſich nicht gleich zu allen Künſten.
In allen Künſten gibt es ein Objectives und Subjectives, und je nachdem das eine oder das andere darin die hervorſtechende Seite iſt, hat der Dilettantismus Werth oder Unwerth.
Wo das Subjective für ſich allein ſchon viel bedeutet, muß und kann ſich der Dilettant dem Künſtler nähern; z. B. ſchöne Sprache, lyriſche Poeſie, Muſik, Tanz.
Wo es umgekehrt iſt, ſcheiden ſich der Künſtler und Dilettant ſtrenger, wie bei der Architektur, Zeichenkunſt, epiſchen und dramatiſchen Dichtkunſt.

Die Kunſt gibt ſich ſelbſt Geſetze und gebietet der Zeit.

Der Dilettantismus folgt der Neigung der Zeit.

Wenn die Meiſter in der Kunſt dem falſchen Geſchmack folgen, glaubt der Dilettant deſto geſchwinder auf dem Niveau der Kunſt zu ſeyn.

Weil der Dilettant ſeinen Beruf zum Selbſtproduciren erſt aus den Wirkungen der Kunſtwerke auf ſich empfängt, ſo verwechſelt er dieſe Wirkungen mit den objectiven Urſachen und Motiven und meint nun den Empfindungszuſtand in den er verſetzt iſt, auch productiv und praktiſch zu machen; wie wenn man mit dem Geruch einer Blume die Blume ſelbſt hervorzubringen gedächte.

Das an das Gefühl Sprechende, die letzte Wirkung aller poetiſchen Organiſationen, welche aber den Aufwand der ganzen Kunſt ſelbſt vorausſetzt, ſieht der Dilettant als das Weſen derſelben an und will damit ſelbſt hervorbringen.

Ueberhaupt will der Dilettant in ſeiner Selbſtverkennung das Paſſive an die Stelle des Activen ſetzen, und weil er auf eine lebhafte Weiſe Wirkungen erleidet, ſo glaubt er mit dieſen erlittenen Wirkungen wirken zu können.

Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, iſt Architektonik im höchſten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erſchafft, bildet, conſtituirt. Er hat davon nur eine

Art von Ahnung, gibt ſich aber durchaus dem Stoff dahin, anſtatt ihn zu beherrſchen.

Man wird finden, daß der Dilettant zuletzt vorzüglich auf Reinlichkeit ausgeht, welches die Vollendung des Vorhandenen iſt, wodurch eine Täuſchung entſteht, als wenn das Vorhandene zu exiſtiren werth ſey. Ebenſo iſt es mit der Accurateſſe und mit allen letzten Bedingungen der Form, welche eben ſo gut die Unform begleiten können.

Allgemeiner Grundſatz, unter welchem der Dilettantismus zu geſtatten iſt:

Wenn der Dilettant ſich den ſtrengſten Regeln der erſten Schritte unterwerfen und alle Stufen mit größter Genauigkeit ausführen will; welches er um ſo mehr kann, da 1) von ihm das Ziel nicht verlangt wird, und da er 2), wenn er abtreten will, ſich den ſicherſten Weg zur Kennerſchaft bereitet.

Gerade der allgemeinen Maxime entgegen, wird alſo der Dilettant einem rigoriſtiſcheren Urtheil zu unterwerfen ſeyn, als ſelbſt der Künſtler, der, weil er auf einer ſichern Kunſtbaſis ruht, mit minderer Gefahr ſich von den Regeln entfernen, und dadurch das Reich der Kunſt ſelbſt erweitern kann.

Der wahre Künſtler ſteht feſt und ſicher auf ſich ſelbſt; ſein Streben, ſein Ziel iſt der höchſte Zweck der Kunſt. Er wird ſich immer noch weit von dieſem Ziele finden und daher gegen die Kunſt oder den Kunſtbegriff noth-

wendig allemal sehr bescheiden seyn und gestehen, daß er noch wenig geleistet habe, wie vortrefflich auch sein Werk seyn mag und wie hoch auch sein Selbstgefühl im Verhältniß gegen die Welt steigen möchte. Dilettanten oder eigentlich Pfuscher, scheinen im Gegentheil nicht nach einem Ziele zu streben, nicht vor sich hin zu sehen, sondern nur das was neben ihnen geschieht. Darum vergleichen sie auch immer, sind meistens im Lob übertrieben, tadeln ungeschickt, haben eine unendliche Ehrerbietung vor ihres Gleichen, geben sich dadurch ein Ansehen von Freundlichkeit, von Billigkeit, indem sie doch bloß sich selbst erheben.

Besonderes.

Dilettantismus in der Mahlerey.

Der Dilettant scheuet allemal das Gründliche, übersteigt die Erlernung nothwendiger Kenntnisse um zur Ausübung zu gelangen; verwechselt die Kunst mit dem Stoff.

So wird man z. B. nie einen Dilettanten finden der gut zeichnete, denn alsdann wäre er auf dem Wege zur Kunst; hingegen gibt es manche die schlecht zeichnen und sauber mahlen.

Dilettanten erklären sich oft für Mosaik und Wachsmahlerey, weil sie die Dauer des Werks an die Stelle der Kunst setzen.

Sie beschäftigen sich öfters mit Radiren, weil die Vervielfältigung sie reizt.

Sie suchen Kunststücke, Manieren, Behandlungsarten, Arcana, weil sie sich meistens nicht über den Begriff mechanischer Fertigkeiten erheben können, und denken, wenn sie nur den Handgriff besäßen, so wären keine weitern Schwierigkeiten für sie vorhanden.

Eben um deßwillen, weil der wahre Kunstbegriff den Dilettanten meistentheils fehlt, ziehen sie immer das Viele und Mittelmäßige, das Rare und Köstliche dem Gewählten und Guten vor. Man trifft viele Dilettanten mit großen Sammlungen an, ja man könnte behaupten, alle großen Sammlungen seyen vom Dilettantismus entstanden. Denn er artet meistens, und besonders wenn er mit Vermögen unterstützt ist, in die Sucht aus, zusammenzuraffen. Er will nur besitzen, nicht mit Verstand wählen und sich mit wenigem Guten begnügen.

Dilettanten haben ferner meistens eine patriotische Tendenz; ein deutscher Dilettant interessirt sich darum nicht selten so lebhaft für deutsche Kunst ausschließlich; daher die Sammlungen von Kupferstichen und Gemählden bloß deutscher Meister.

Zwey Unarten pflegen bei Dilettanten oft vorzukommen und schreiben sich ebenfalls aus dem Mangel an wahrem Kunstbegriff her. Sie wollen erstens constituiren, d. h. ihr Beifall soll gelten, soll zum Künstler stempeln. Zweytens der Künstler, der ächte Kenner, hat ein unbe-

dingtes ganzes Intereſſe und Ernſt an der Kunſt und am Kunſtwerk; der Dilettant immer nur ein halbes; er treibt alles als ein Spiel, als Zeitvertreib; hat meiſt noch einen Nebenzweck, eine Neigung zu ſtillen, einer Laune nachzugeben und ſucht der Rechenſchaft gegen die Welt und den Forderungen des Geſchmacks dadurch zu entgehen, daß er bei Erſtehung von Kunſtwerken auch noch gute Werke zu thun ſucht. Einen hoffnungsvollen Künſtler zu unterſtützen, einer armen Familie aus der Noth zu helfen, das war immer die Urſache, warum Dilettanten dieß und das erſtanden. So ſuchen ſie bald ihren Geſchmack zu zeigen, bald ihn vom Verdacht zu reinigen.

Liebhaberey im Landſchaftsmahlen. Sie ſetzt eine ſchon cultivirte Kunſt voraus.

Portraitmahlerey.

Sentimentaliſch-poetiſche Tendenz regt auch den Dilettantismus in der zeichnenden Kunſt an. Mondſcheine. Shakſpeare. Kupferſtiche zu Gedichten.

Silhouetten.

Urnen.

Kunſtwerke als Meubles.

Alle Franzoſen ſind Dilettanten in der Zeichenkunſt, als integrirendem Theil der Erziehung.

Liebhaber in der Miniature.

Werden bloß auf die Handgriffe angewieſen.
Liebe zur Allegorie und zur Anſpielung.

Dilettantismus in der Baukunſt.

Mangel an ächten Baumeiſtern in Verhältniß gegen das Bedürfniß ſchöner Baukunſt treibt zum Dilettantismus; beſonders da die wohlhabenden Bauluſtigen zu zerſtreut leben.

Reiſen nach Italien und Frankreich, und beſonders Gartenliebhaberey, haben dieſen Dilettantismus ſehr befördert.

Dilettanten ſuchen mehr zum Urſprung der Baukunſt zurückzukehren. a) Rohes Holz, Rinden u. ſ. w. b) Schwere Architektur, doriſche Säulen. c) Nachahmung gothiſcher Baukunſt. d) Architektur der Phantasmen und Empfindungen. e) Kleinliche Nachäffung großer Formen.

Wegen ihrer ſcheinbaren Unbedingtheit ſcheint ſie leichter, als ſie iſt und man läßt ſich leichter dazu verführen.

In der Gartenkunſt.

Franzöſiſche Gartenkunſt von ihrer guten Seite, und beſonders vis à vis des neuſten Geſchmacks betrachtet.

Engliſcher Geſchmack hat die Baſis des Nützlichen, welches der franzöſiſche aufopfern muß.

Nachgeäffter englischer Geschmack hat den Schein des Nützlichen.

Chinesischer Geschmack.

Dilettantismus in der lyrischen Poesie.

Daß die deutsche Sprache durch kein großes Dichtergenie, sondern durch bloße mittelmäßige Köpfe anfing zur Dichtersprache gebraucht zu werden, mußte dem Dilettantismus Muth machen, sich gleichfalls darin zu versuchen.

Die Ausbildung der franzöſischen Literatur und Sprache hat auch den Dilettanten kunſtmäßiger gemacht.

Franzoſen waren durchaus rigoriſtiſcher, drangen auf ſtrengere Richtigkeit und forderten auch vom Dilettanten Geſchmack und Geiſt im Innern und ein fehlerloſes Aeußeres der Diction.

In England hielt ſich der Dilettantismus mehr an das Latein und Griechiſche.

Sonette der Italiäner.

Impudenz des neuſten Dilettantismus, durch Reminiſcenzen aus einer reichen cultivirten Dichterſprache und durch die Leichtigkeit eines guten mechaniſchen Aeußern geweckt und unterhalten.

Belletriſterey auf Univerſitäten, durch eine moderne Studirart veranlaßt.

Frauenzimmer-Gedichte.

Wenn du auf dem Guten ruhſt,
Nimmer werd' ich's tadeln,
Wenn du gar das Gute thuſt,
Sieh, das ſoll dich adeln!
Haſt du aber deinen Zaun
Um dein Gut gezogen,
Leb' ich frei und lebe traun
Keineswegs betrogen.

Denn die Menſchen ſie ſind gut,
Würden beſſer bleiben,
Sollte nicht, wie's einer thut,
Auch der andre treiben.
Auf dem Weg da iſt's ein Wort,
Niemand wird's verdammen:
Wollen wir an Einen Ort,
Nun, wir gehn zuſammen.

Vieles wird ſich da und die
Uns entgegen ſtellen.
In der Liebe mag man nie
Helfer und Geſellen;
Geld und Ehre hätte man
Gern allein zur Spende;
Und der Wein, der treue Mann,
Der entzweyt am Ende.

Schöngeisterey.
Musenalmanache.
Journale.
Aufkommen und Verbreitung der Uebersetzungen.
Unmittelbarer Uebergang aus der Classe und Universität zur Schriftstellerey.
Balladen und Volkslieder-Epoche.
Geßner, poetische Prosa.
Karlsruher ꝛc. Nachdrücke schöner Geister.
Bardenwesen.
Bürgers Einfluß auf das Geleyer.
Reimloser Vers.
Klopstockisches Odenwesen.
Claudius.
Wielands Laxität.
In der ältern Zeit:
Lateinische Verse.
Pedantismus.
Mehr Handwerk.
Fertigkeit ohne poetischen Geist.

Dilettantismus in der pragmatischen Poesie.

Ursache warum der Dilettant das Mächtige, Leidenschaftliche, Starkcharakteristische haßt und nur das Mittlere, Moralische darstellt.

Der Dilettant wird nie den Gegenstand, immer nur sein Gefühl über den Gegenstand schildern.

Er sieht den Charakter des Objects.

Alle dilettantischen Geburten in dieser Dichtungsart werden einen pathologischen Charakter haben und nur die Neigung und Abneigung ihres Urhebers ausdrücken.

Der Dilettant glaubt mit dem Witz an die Poesie zu reichen.

Dramatische Pfuscher werden bis zum Unsinn gebracht, um ihr Werk auszustellen.

Dilettantismus in der Musik.

In der älteren Zeit gröſserer Einfluſs auf's leidenschaftliche Leben durch tragbare Saiten-Instrumente, welche, Empfindungen einfacher auszudrücken, mehr Raum geben.

Medium der Galanterie.

In der neuern Zeit Flügel und Violine.

Mehr Werth gelegt auf mechanische Fertigkeit, Schwierigkeit und Künstlichkeit; weniger Zusammenhang mit Leben und Leidenschaft.

Geht in Concerte über.

Mehr Nahrung der Eitelkeit.

Lieder und Opernwesen.

Falsche Hoffnung, durch componirte Volkslieder Nationalsinn und ästhetischen Geist zu pflanzen.

Gesellschafts-, Tisch-, Trink-, Freimaurer-Lieder.

Im Tanz.

In der ältern Zeit: Pedanterie und Gleichgültigkeit. Einförmigkeit.

In der neuern Zeit: Formloſigkeit und daraus hervorgehende Wildheit, Heftigkeit, Gewaltſamkeit.

Unterſchied der repräſentativen, naiven und charakteriſtiſchen Tänze:

Repräſentative machen die Schönheit der Geſtalt und Bewegung geltend und haben Würde. (Menuet.) — Fallen gern in's Steife.

Naive begleiten den belebten Zuſtand und haben mehr Anmuth und Freiheit. (Engliſche Tänze.) — Fallen gern in's Ausgelaſſene.

Charakteriſtiſche gränzen an eine objective Kunſt. — Gehen leicht in die Carricatur.

Dilettantismus in der Schauſpielkunſt.

Franzöſiſche Komödie iſt auch bei Liebhabern obligat und ein Inſtitut der Geſelligkeit.

Italiäniſche Liebhaber-Komödie bezieht ſich auf eine Puppen- und puppenartige Repräſentation.

Deutſchland, ältere Zeit, Jeſuiter-Schulen.

Neuere Zeit: Franzöſiſche Liebhaber-Komödie zur Bildung der Sprache in vornehmen Häuſern.

Vermiſchung der Stände bei deutſchen Liebhaber-Komödien.

Bedingung, unter welcher allenfalls eine mäßige Uebung im Theaterweſen unſchuldig und zuläſſig, ja einigermaßen zu billigen ſeyn möchte.

Permanenz derſelben Geſellſchaft.

Vermeidung paſſionirter, und Wahl verſtandesreicher und geſelliger Stücke.

Abhaltung aller Kinder und ſehr junger Perſonen.

Möglichſter Rigorismus in äußern Formen.

Nutzen des Dilettantismus im Allgemeinen.

Er ſteuert der völligen Rohheit.

Dilettantismus iſt eine nothwendige Folge ſchon verbreiteter Kunſt und kann auch eine Urſache derſelben werden.

Er kann unter gewiſſen Umſtänden das ächte Kunſttalent anregen und entwickeln helfen.

Das Handwerk zu einer gewiſſen Kunſtähnlichkeit erheben.

Macht geſitteter.

Regt im Fall der Rohheit einen gewiſſen Kunſtſinn an, und verbreitet ihn da, wo der Künſtler nicht hinkommen würde.

Beſchäftigt die productive Kraft und cultivirt alſo etwas Wichtiges am Menſchen.

Die Erſcheinungen in Begriffe verwandeln.

Totaleindrücke theilen.

Beſitz und Reproduction der Geſtalten befördern.

Nutzen des Dilettantismus.

In der Zeichenkunſt.

Sehen lernen.

Die Geſetze kennen lernen, wonach wir ſehen.

Den Gegenſtand in ein Bild verwandeln, d. h. die ſichtbare Raumerfüllung, inſofern ſie gleichgültig iſt.

Die Formen erkennen, d. h. die Raumerfüllung inſofern ſie bedeutend iſt.

Unterſcheiden lernen. — Mit dem Totaleindruck (ohne Unterſcheidung) fangen alle an. Dann kommt die Unterſcheidung, und der dritte Grad iſt die Rückkehr von der Unterſcheidung zum Gefühl des Ganzen, welches das Aeſthetiſche iſt.

Dieſe Vortheile hat der Dilettant mit dem Künſtler im Gegenſatz des bloßen unthätigen Betrachters gemein.

In der Baukunſt.

Sie weckt die freie Productionskraft.

Sie führt am ſchnellſten und unmittelbarſten von der Materie zur Form, vom Stoff zur Erſcheinung.

und entspricht dadurch der höchsten Anlage im Menschen.

Sie erweckt und entwickelt den Sinn für's Erhabene, zu dem sie sich überhaupt mehr neigt als zum Schönen.

Sie führt Ordnung und Maß ein, und lehrt auch im Nützlichen und Nothdürftigen nach einem schönen Schein und einer gewissen Freiheit streben.

Der allgemeine Nutzen des Dilettantismus, daß er gesitteter macht, und im Fall der Rohheit einen gewissen Kunstsinn anregt und ihn da verbreitet, wo der Künstler nicht hinkommen würde, gilt besonders auch von der Baukunst.

In der Gartenkunst.

Ideales im Realen.

Streben nach Form in formlosen Massen.

Wahl.

Schöne Zusammenstellung.

Ein Bild aus der Wirklichkeit machen, kurz erster Eintritt in die Kunst.

Eine reinliche und vollends schöne Umgebung wirkt immer wohlthätig auf die Gesellschaft.

In der lyrischen Poesie.

Ausbildung der Sprache im Ganzen.

Vervielfältigteres Interesse an Humanioribus im Gegen-

ſatz der Rohheit des Unwiſſenden, oder der pedantiſchen Bornirtheit des bloßen Geſchäftsmannes und Schulgelehrten.

Ausbildung der Gefühle und des Sprachausdruckes derſelben.

Jeder gebildete Menſch muß ſeine Empfindungen poetiſch ſchön ausdrücken können.

Idealiſirung der Vorſtellungen bei Gegenſtänden des gemeinen Lebens.

Cultur der Einbildungskraft, beſonders als integrirenden Theils bei der Verſtandesbildung.

Erweckung und Stimmung der productiven Einbildungskraft zu den höchſten Functionen des Geiſtes auch in Wiſſenſchaften und im praktiſchen Leben.

Ausbildung des Sinnes für das Rhythmiſche.

Da es noch keine objectiven Geſetze weder für das Innere noch für das Aeußere eines Gedichtes gibt, ſo müſſen ſich die Liebhaber ſtrenger noch als die Meiſter an anerkannte gute Muſter halten, und eher das Gute, was ſchon da iſt, nachahmen, als nach Originalität ſtreben; im Aeußern und Metriſchen aber die vorhandenen allgemeinſten Geſetze rigoriſtiſch befolgen.

Und da der Dilettant ſich nur nach Muſtern bilden kann, ſo muß er, um der Einſeitigkeit zu entgehen, ſich die allgemeinſtmögliche Bekanntſchaft mit allen Muſtern erwerben, und das Feld der poetiſchen Litera-

nur noch vollkommener ausmessen als es der Künstler selbst nöthig hat.

In der Musik.

Tiefere Ausbildung des Sinnes.

Mathematische Bestimmungen des Organs werden kennen gelernt und zu Empfindungs- und Schönheits-Zwecken gebraucht.

Gesellige Verbindung der Menschen, ohne bestimmtes Interesse, mit Unterhaltung.

Stimmt zu einer idealen Existenz, selbst wenn die Musik nur den Tanz aufregt.

Im Tanz.

Gelenkigkeit und Möglichkeit schöner Bewegungen.

Gefühl und Ausübung des Rhythmus durch alle Bewegungen.

Bedeutsamkeit, ästhetische, der Bewegungen.

Geregeltes Gefühl der Frohheit.

Ausbildung des Körpers, Stimmung des Körpers zu allen möglichen körperlichen Fertigkeiten.

Musikalische Körperstimmung.

Maaß der Bewegungen zwischen Ueberfluß und Sparsamkeit.

Möglichkeit eines schönen Umgangs.

Mögliche Geselligkeit in einem exaltirten Zustand.

In der Schauspielkunst.

Gelegenheit zu mehrerer Ausbildung der Declamation.
Aufmerksamkeit auf die Repräsentation seiner selbst.
Participirt von den angeführten Vortheilen der Tanzkunst.
Uebung der Memorie.
Sinnliches Auffassen- und Accuratesse.

Schaden des Dilettantismus.

Im Allgemeinen.

Der Dilettant überspringt die Stufen, beharrt auf gewissen Stufen, die er als Ziel ansieht und hält sich berechtigt von da aus das Ganze zu beurtheilen, hindert also seine Perfectibilität.

Er setzt sich in die Nothwendigkeit nach falschen Regeln zu handeln, weil er ohne Regeln auch nicht dilettantisch wirken kann und er die ächten objectiven Regeln nicht kennt.

Er kommt immer mehr von der Wahrheit der Gegenstände ab und verliert sich auf subjectiven Irrwegen.

Der Dilettantismus nimmt der Kunst ihr Element und verschlechtert ihr Publicum, dem er den Ernst und den Rigorismus nimmt.

Alles Vorliebnehmen zerstört die Kunst, und der Dilettantismus führt Nachsicht und Gunst ein. Er bringt diejenigen Künstler, welche dem Dilettantismus näher stehen, auf Unkosten der ächten Künstler in Ansehen.

Beim Dilettantismus ist der Schaden immer größer als der Nutzen.

Vom Handwerk kann man sich zur Kunst erheben. Vom Pfuschen nie.

Der Dilettantismus befördert das Gleichgültige, Halbe und Charakterlose.

Schaden, den Dilettanten der Kunst thun, indem sie den Künstler zu sich herabziehen;

Keinen guten Künstler neben sich leiden können.

Ueberall, wo die Kunst selbst noch kein rechtes Regulativ hat, wie in der Poesie, Gartenkunst, Schauspielkunst, richtet der Dilettantismus mehr Schaden an und wird anmaßender. Der schlimmste Fall ist bei der Schauspielkunst.

Schaden des Dilettantismus.

In der Baukunst.

Wegen der großen Schwierigkeit, in der Architektur den Charakter zu treffen, darin mannichfaltig und schön zu seyn, wird der Dilettant, der dieß nicht erreichen kann, immer nach Verhältniß seines Zeitalters entweder in's Magere und Ueberladene, oder in's Plumpe und Leere verfallen. Ein Architekturwerk aber, das nur durch die Schönheit Existenz hat, ist völlig null, wenn es diese verfehlt.

Wegen ihrer idealen Natur führt sie leichter als eine

Hat doch über solches Zeug
Hafis auch gesprochen,
Ueber manchen dummen Streich
Sich den Kopf zerbrochen,
Und ich seh' nicht was es frommt
Aus der Welt zu laufen,
Magst du, wenn's zum Schlimmsten kommt,
Aus einmal dich raufen.

andere Kunst zum Phantastischen, welches hier gerade am schädlichsten ist.

Weil sich nur die wenigsten zu einer freien Bildung nach bloßen Schönheitsgesetzen erheben können, so verfällt der Bau-Dilettant leicht auf sentimentalische und allegorische Baukunst und sucht den Charakter, den er in der Schönheit nicht zu finden weiß, auf diesem Wege hineinzulegen.

Bau-Dilettantismus, ohne den schönen Zweck erfüllen zu können, schadet gewöhnlich dem physischen Zweck der Baukunst: der Brauchbarkeit und Bequemlichkeit.

Die Publicität und Dauerhaftigkeit architektonischer Werke macht das Nachtheilige des Dilettantismus in diesem Fach allgemeiner und fortdauernder, und perpetuirt den falschen Geschmack, weil hier, wie überhaupt in Künsten, das Verhandene und überall Verbreitete wieder zum Muster dient.

Die ernste Bestimmung der schönen Bauwerke setzt sie mit den bedeutendsten und erhöhtesten Momenten des Menschen in Verbindung, und die Pfuscherey in diesen Fällen verschlechtert ihn also gerade da, wo er am perfectibelsten seyn könnte.

In der Gartenkunst.

Reales wird als ein Phantasiewerk behandelt.

Die Gartenliebhaberey geht auf etwas Endloses hinaus: 1) weil sie in der Idee nicht bestimmt und begränzt ist; 2) weil das Materiale als ewig zufällig sich immer verändert und der Idee ewig entgegen strebt.

Die Gartenliebhaberey läßt sich oft die edlern Künste auf eine unwürdige Art dienen und macht ein Spielwerk aus ihrer soliden Bestimmung.

Befördert die sentimentale und phantastische Nullität.

Sie verkleinert das Erhabene in der Natur und hebt es auf, indem sie es nachahmt.

Sie verewigt die herrschende Unart der Zeit, im Aesthetischen unbedingt und gesetzlos seyn zu wollen und willkürlich zu phantasiren, indem sie sich nicht, wie wohl andere Künste, corrigiren und in der Zucht halten läßt.

Vermischung von Kunst und Natur.

Vorliebnehmen mit dem Schein.

Die dabei vorkommenden Gebäude werden leicht, spindelartig, hölzern, brettern aufgeführt und zerstören den Begriff solider Baukunst. Ja sie heben das Gefühl für sie auf. Die Strohdächer, bretternen Blendungen, alles macht eine Neigung zur Kartenhaus-Architektur.

In der lyrischen Poesie.

Belletristische Flachheit und Leerheit, Abziehung von soliden Studien, oder oberflächliche Behandlung.

Es iſt hier eine größere Gefahr als bei andern Künſten, eine bloße dilettantiſche Fähigkeit mit einem ächten Kunſtberufe zu verwechſeln, und wenn dieß der Fall iſt, ſo iſt das Subject übler daran, als bei jeder andern Liebhaberey, weil ſeine Exiſtenz völlige Nullität hat; denn ein Poet iſt nichts wenn er es nicht mit Ernſt und Kunſtmäßigkeit iſt.

Dilettantismus überhaupt, beſonders aber in der Poeſie, ſchwächt die Theilnehmung und Empfänglichkeit für das Gute außer ihm, und indem er einem unruhigen Productionstriebe nachgibt, der ihn zu nichts Vollkommenem führt, beraubt er ſich aller Bildung, die ihm durch Aufnahme des fremden Guten zuwachſen könnte.

Der poetiſche Dilettantismus kann doppelter Art ſeyn. Entweder vernachläſſigt er das (unerläßliche) Mechaniſche und glaubt genug gethan zu haben, wenn er Geiſt und Gefühl zeigt; oder er ſucht die Poeſie bloß im Mechaniſchen, worin er ſich eine handwerksmäßige Fertigkeit erwerben kann, und iſt ohne Geiſt und Gehalt. Beide ſind ſchädlich, doch ſchadet jener mehr der Kunſt, dieſer mehr dem Subject ſelbſt.

Alle Dilettanten ſind Plagiarii. Sie entnerven und vernichten jedes Original ſchon in der Sprache und im Gedanken, indem ſie es nachſprechen, nachäffen und ihre Leerheit damit ausflicken. So wird die Sprache

nach und nach mit zusammengeplünderten Phrasen und Formeln angefüllt, die nichts mehr sagen, und man kann ganze Bücher lesen, die schön stylisirt sind und gar nichts enthalten. Kurz alles wahrhaft Schöne und Gute der ächten Poesie wird durch den überhandnehmenden Dilettantismus profanirt, herumgeschleppt und entwürdigt.

In der pragmatischen Poesie.

Alle Nachtheile des Dilettantismus im Lyrischen sind hier noch in weit höherem Grad; nicht nur die Kunst erleidet mehr Schaden, auch das Subject.

Vermischung der Gattungen.

In der Musik.

Wenn die Bildung des Musik-Dilettanten autodidaktisch geschieht und die Composition nicht unter der strengen Anleitung eines Meisters, wie die Applicatur selbst, erlernt wird, so entsteht ein ängstliches, immer ungewisses unbefriedigtes Streben, da der Musikdilettant nicht, wie der in andern Künsten, ohne Kunstregeln Effecte hervorbringen kann.

Auch macht der Musik-Dilettantismus noch mehr als ein anderer untheilnehmend und unfähig für den Genuß fremder Kunstwerke, und beraubt und beschränkt

also das Subject, das er in seiner einseitigen und charakteristischen Form gefangen hält.

Im Tanz.

Zerbrochenheit der Glieder und Affectation.

Steifigkeit und Pedanterie.

Carricatur.

Eitelkeit.

Falsche Ausbildung des Körpers.

Charakterlosigkeit und Leerheit.

Zerflossenes, schlaffes Wesen.

Manierirtes Wesen in Uebertreibung schöner Bewegung.

Entweder steif und ängstlich, oder unmäßig und roh.

(Beides wird durch das Gefällige und Bedeutende verhindert.)

Neigt die Gesellschaft zu einer sinnlichen Leerheit.

Eitelkeit und einseitige Richtung auf die körperliche Erscheinung.

Man muß es in der Tanzkunst deßwegen zur Meisterschaft bringen, weil der Dilettantismus entweder unsicher und ängstlich macht, also die Freiheit hemmt und den Geist beschränkt, oder weil er eitel macht und dadurch zur Leerheit führt.

In der Schauspielkunst.

Carricatur der eignen fehlerhaften Individualität.

Ableitung des Geistes von allem Geschäft durch Vorspiegelung einer phantastischen Aussicht.

Aufwand alles Interesse's und aller Passion ohne Frucht.

Ewiger Zirkel in einer einförmigen, immer wiederholten und zu nichts führenden Thätigkeit.

(Dilettanten wissen sich nichts Anziehenderes als die Komödien-Proben, Schauspieler von Metier hassen sie.)

Vorzugsweise Schonung und Verzärtlung des Theaterdilettanten durch Beifall.

Ewige Reizung zu einem leidenschaftlichen Zustand und Betragen, ohne ein Gegengewicht.

Nahrung aller gehässigen Passionen, von den schlimmsten Folgen für die bürgerliche und häusliche Existenz.

Abstumpfung des Gefühls gegen die Poesie.

Exaltirte Sprache bei gemeinen Empfindungen.

Ein Trödelmarkt von Gedanken, Stellen und Schilderungen in der Reminiscenz.

Durchgängige Unnatur und Manier auch im übrigen Leben.

Höchstverderbliche Nachsicht gegen das Mittelmäßige und Fehlerhafte in einem öffentlichen und ganz persönlichen Fall.

Die allgemeine Toleranz für das Einheimische wird in diesem Fall eminenter.

Höchst verderblicher Gebrauch der Liebhaberschauspiele zur Bildung der Kinder, wo es ganz zur Fratze wird. Zugleich die gefährlichste aller Diversionen für Universitäten ꝛc.

Zerstörte Idealität der Kunst, weil der Liebhaber, der sich nicht durch Aneignung der Kunstbegriffe und Traditionen erheben kann, alles durch eine pathologische Wirklichkeit erreichen muß.

Schauspielkunst.

Regeln für Schauspieler.

1803.

Die Kunst des Schauspielers besteht in Sprache und Körperbewegung. Ueber beides wollen wir in nachfolgenden Paragraphen einige Regeln und Andeutungen geben, indem wir zunächst mit der Sprache den Anfang machen.

Dialekt.

§. 1.

Wenn mitten in einer tragischen Rede sich ein Provincialismus eindrängt, so wird die schönste Dichtung verunstaltet und das Gehör des Zuschauers beleidigt. Daher ist das Erste und Nothwendigste für den sich bildenden Schauspieler, daß er sich von allen Fehlern des Dialekts befreie und eine vollständige reine Aussprache zu erlangen suche. Kein Provincialismus taugt auf die

Bühne! Dort herrsche nur die reine deutsche Mundart, wie sie durch Geschmack, Kunst und Wissenschaft ausgebildet und verfeinert worden.

§. 2.

Wer mit Angewohnheiten des Dialekts zu kämpfen hat, halte sich an die allgemeinen Regeln der deutschen Sprache, und suche das neu Anzuübende recht scharf, ja schärfer auszusprechen als es eigentlich seyn soll. Selbst Uebertreibungen sind in diesem Falle zu rathen, ohne Gefahr eines Nachtheils; denn es ist der menschlichen Natur eigen, daß sie immer gern zu ihren alten Gewohnheiten zurückkehrt und das Uebertriebene von selbst ausgleicht.

Aussprache.

§. 3.

So wie in der Musik das richtige genaue und reine Treffen jedes einzelnen Tones der Grund alles weiteren künstlerischen Vortrages ist, so ist auch in der Schauspielkunst der Grund aller höheren Recitation und Declamation die reine und vollständige Aussprache jedes einzelnen Worts.

§. 4.

Vollständig aber ist die Aussprache, wenn kein Buchstabe eines Wortes unterdrückt wird, sondern wo alle nach ihrem wahren Werthe hervorkommen.

§. 5.

Rein ist sie, wenn alle Wörter so gesagt werden, daß der Sinn leicht und bestimmt den Zuhörer ergreife. Beides verbunden macht die Aussprache vollkommen.

§. 6.

Eine solche suche sich der Schauspieler anzueignen, indem er wohl beherzige, wie ein verschluckter Buchstabe, oder ein undeutlich ausgesprochenes Wort oft den ganzen Satz zweydeutig macht, wodurch denn das Publicum aus der Täuschung gerissen und oft, selbst in den ernsthaftesten Scenen, zum Lachen gereizt wird.

§. 7.

Bei den Wörtern welche sich auf em und en endigen, muß man darauf achten die letzte Sylbe deutlich auszusprechen; denn sonst geht die Sylbe verloren, indem man das e gar nicht mehr hört.

Z. B. folgendem, nicht folgend'm.
hörendem, nicht hörend'm ꝛc.

§. 8.

Eben so muß man sich bei dem Buchstaben b in Acht nehmen, welcher sehr leicht mit w verwechselt wird, wodurch der ganze Sinn der Rede verdorben und unverständlich gemacht werden kann.

Z. B. Leben um Leben.
nicht
Lewen um Lewen.

So

Als wenn das auf Namen ruhte,
Was ſich ſchweigend nur entfaltet!
Lieb' ich doch das ſchöne Gute
Wie es ſich aus Gott geſtaltet.

Jemand lieb' ich, das iſt nöthig;
Niemand haſſ' ich; ſoll ich haſſen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Haſſe gleich in ganzen Maſſen.

Willſt ſie aber näher kennen?
Sieh auf's Rechte, ſieh auf's Schlechte;
Was ſie ganz fürtrefflich nennen
Iſt wahrſcheinlich nicht das Rechte.

Denn das Rechte zu ergreifen
Muß man aus dem Grunde leben,
Und ſaalbadriſch auszuſchweifen
Dünket mich ein ſeicht Beſtreben.

Wohl, Herr Knitterer, er kann ſich
Mit Zerſplitterer vereinen,
Und Verwitterer alsdann ſich
Allenfalls der beſte ſcheinen!

§. 9.

So auch das p und b, das t und d muß merklich unterschieden werden. Daher soll der Anfänger bei beiden einen großen Unterschied machen und p und t stärker aussprechen als es eigentlich seyn darf, besonders wenn er vermöge seines Dialekts sich leicht zum Gegentheil neigen sollte.

§. 10.

Wenn zwey gleichlautende Consonanten auf einander folgen, indem das eine Wort mit demselben Buchstaben sich endigt, womit das andere anfängt, so muß etwas abgesetzt werden um beide Wörter wohl zu unterscheiden. Z. B.

„Schließt sie blühend den Kreis des
Schönen."

Zwischen blühend und den muß etwas abgesetzt werden.

§. 11.

Alle Endsylben und Endbuchstaben hüte man sich besonders, undeutlich auszusprechen; vorzüglich ist diese Regel bei m, n und s zu merken, weil diese Buchstaben die Endungen bezeichnen, welche das Hauptwort regieren, folglich das Verhältniß anzeigen in welchem das Hauptwort zu dem übrigen Satze steht und mithin durch sie der eigentliche Sinn des Satzes bestimmt wird.

§. 12.

Rein und deutlich ferner spreche man die Haupt-

wörter, Eigennamen und Bindewörter aus. Z. B. in dem Verse:

Aber mich schreckt die Eumenide,
Die Beschirmerin dieses Orts.

Hier kommt der Eigenname Eumenide und das in diesem Fall sehr bedeutende Hauptwort Beschirmerin vor. Daher müssen beide mit besonderer Deutlichkeit ausgesprochen werden.

§. 13.

Auf die Eigennamen muß im Allgemeinen ein stärkerer Ausdruck in der Aussprache gelegt werden, als gewöhnlich, weil so ein Name dem Zuhörer besonders auffallen soll. Denn sehr oft ist es der Fall, daß von einer Person schon im ersten Acte gesprochen wird, welche erst im dritten und oft noch später vorkommt. Das Publicum soll nun darauf aufmerksam gemacht werden, und wie kann das anders geschehen, als durch deutliche energische Aussprache?

§. 14.

Um es in der Aussprache zur Vollkommenheit zu bringen, soll der Anfänger alles sehr langsam, die Sylben, und besonders die Endsylben, stark und deutlich aussprechen, damit die Sylben, welche geschwind gesprochen werden müssen, nicht unverständlich werden.

§. 15.

Zugleich ist zu rathen, im Anfange so tief zu sprechen als man es zu thun im Stande ist, und dann ab-

wechselnd immer im Ton zu steigen; denn dadurch bekommt die Stimme einen großen Umfang und wird zu den verschiedenen Modulationen gebildet deren man in der Declamation bedarf.

§. 16.

Es ist daher auch sehr gut, wenn man alle Sylben, sie seyen lang oder kurz, anfangs lang und in so tiefem Tone spricht, als es die Stimme erlaubt, weil man sonst gewöhnlich durch das Schnellsprechen den Ausdruck hernach nur auf die Zeitwörter legt.

§. 17.

Das falsche oder unrichtige Auswendiglernen ist bei vielen Schauspielern Ursache einer falschen und unrichtigen Aussprache. Bevor man also seinem Gedächtniß etwas anvertrauen will, lese man langsam und wohlbedächtig das zum Auswendiglernen Bestimmte. Man vermeide dabei alle Leidenschaft, alle Declamation, alles Spiel der Einbildungskraft; dagegen bemühe man sich nur, richtig zu lesen und darnach genau zu lernen, so wird mancher Fehler vermieden werden, sowohl des Dialekts als der Aussprache.

Recitation und Declamation.

§. 18.

Unter Recitation wird ein solcher Vortrag verstanden, wie er, ohne leidenschaftliche Tonerhebung, doch auch

nicht ganz ohne Tonveränderung, zwischen der kalten ruhigen und der höchst aufgeregten Sprache in der Mitte liegt.

Der Zuhörer fühle immer, daß hier von einem dritten Objecte die Rede sey.

§. 19.

Es wird daher gefordert, daß man auf die zu recitirenden Stellen zwar den angemessenen Ausdruck lege und sie mit der Empfindung und dem Gefühl vortrage, welche das Gedicht durch seinen Inhalt dem Leser einflößt, jedoch soll dieses mit Mäßigung und ohne jene leidenschaftliche Selbstentäußerung geschehen, die bei der Declamation erfordert wird. Der Recitirende folgt zwar mit der Stimme den Ideen des Dichters und dem Eindruck der durch den sanften oder schrecklichen, angenehmen oder unangenehmen Gegenstand auf ihn gemacht wird; er legt auf das Schauerliche den schauerlichen, auf das Zärtliche den zärtlichen, auf das Feierliche den feierlichen Ton, aber dieses sind bloß Folgen und Wirkungen des Eindrucks welchen der Gegenstand auf den Recitirenden macht; er ändert dadurch seinen eigenthümlichen Charakter nicht, er verläugnet sein Naturell, seine Individualität dadurch nicht, und ist mit einem Fortepiano zu vergleichen, auf welchem ich in seinem natürlichen durch die Bauart erhaltenen Tone spiele. Die Passage, welche ich vortrage, zwingt mich durch ihre Composition zwar das forte oder piano, dolce oder furioso zu beobachten,

dieſes geſchieht aber, ohne daß ich mich der Mutation bediene, welche das Inſtrument beſitzt, ſondern es iſt bloß der Uebergang der Seele in die Finger, welche durch ihr Nachgeben, ſtärkeres oder ſchwächeres Aufdrücken und Berühren der Taſten, den Geiſt der Compoſition in die Paſſage legen und dadurch die Empfindungen erregen, welche durch ihren Inhalt hervorgebracht werden können.

§. 20.

Ganz anders aber iſt es bei der

Declamation

oder geſteigerten Recitation. Hier muß ich meinen angebornen Charakter verlaſſen, mein Naturell verläugnen und mich ganz in die Lage und Stimmung desjenigen verſetzen, deſſen Rolle ich declamire. Die Worte welche ich ausſpreche müſſen mit Energie und dem lebendigſten Ausdruck hervorgebracht werden, ſo daß ich jede leidenſchaftliche Regung als wirklich gegenwärtig mit zu empfinden ſcheine.

Hier bedient ſich der Spieler auf dem Fortepiano der Dämpfung und aller Mutationen welche das Inſtrument beſitzt. Werden ſie mit Geſchmack, jedes an ſeiner Stelle gehörig benutzt, und hat der Spieler zuvor mit Geiſt und Fleiß die Anwendung und den Effect, welchen man durch ſie hervorbringen kann, ſtudirt, ſo kann er auch der ſchönſten und vollkommenſten Wirkung gewiß ſeyn.

§. 21.

Man könnte die Declamirkunst eine prosaische Tonkunst nennen, wie sie denn überhaupt mit der Musik sehr viel Analoges hat. Nur muß man unterscheiden, daß die Musik, *ihren selbst eignen Zwecken gemäß*, sich mit mehr Freiheit bewegt, die Declamirkunst aber im Umfang ihrer Töne weit beschränkter und einem *fremden Zweke unterworfen* ist. Auf diesen Grundsatz muß der Declamirende immer die strengste Rücksicht nehmen. Denn wechselt er die Töne zu schnell, spricht er entweder zu tief oder zu hoch, oder durch zu viele Halbtöne, so kommt er in das *Singen*; im entgegengesetzten Fall aber geräth er in *Monotonie*, die selbst in der einfachen Recitation fehlerhaft ist — zwey Klippen, eine so gefährlich wie die andere, zwischen denen noch eine dritte verborgen liegt, nämlich der *Predigerton*. Leicht, indem man der einen oder anderen Gefahr ausweicht, scheitert man an dieser.

§. 22.

Um nun eine richtige Declamation zu erlangen, beherzige man folgende Regeln:

Wenn ich zunächst den Sinn der Worte ganz verstehe und vollkommen inne habe, so muß ich suchen solche mit dem gehörigen Ton der Stimme zu begleiten und sie mit der Kraft oder Schwäche, so geschwind oder langsam aussprechen, wie es der Sinn jedes Satzes selbst verlangt.

Z. B. Völker verrauschen — muß halb laut, rauschend,
Namen verklingen — muß heller, klingender,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkel nachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus. } muß dumpf, tief, schauerlich

gesprochen werden.

§. 23.

So muß bei folgender Stelle:

„Schnell von dem Roß herab mich werfend,
Dring ich ihm nach ꝛc."

ein anderes viel schnelleres Tempo gewählt werden, als bei dem vorigen Satz; denn der Inhalt der Worte verlangt es schon selbst.

§. 24.

Wenn Stellen vorkommen, die durch andere unterbrochen werden, als wenn sie durch Einschließungszeichen abgesondert wären, so muß vor- und nachher ein wenig abgesetzt und der Ton, welcher durch die Zwischenrede unterbrochen worden, hernach wieder fortgesetzt werden. Z. B.:

„Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der, fortgezeugt in unglückselger Kette,
Die neuste Unbill dieses Tags geboren."

muß so declamirt werden:

„Und dennoch ist's der erste Kinderstreit,
Der — fortgezeugt in unglückselger Kette —
Die neuste Unbill dieses Tags geboren."

§. 25.

Wenn ein Wort vorkommt, das vermöge seines Sinnes sich zu einem erhöhten Ausdruck eignet, oder vielleicht schon an und für sich selbst, seiner innern Natur und nicht des darauf gelegten Sinnes wegen, mit stärker articulirtem Ton ausgesprochen werden muß, so ist wohl zu bemerken, daß man nicht wie abgeschnitten sich aus dem ruhigen Vortrag herausreiße und mit aller Gewalt dieses bedeutende Wort herausstoße und dann wieder zu dem ruhigen Ton übergehe, sondern man bereite durch eine weise Eintheilung des erhöhten Ausdrucks gleichsam den Zuhörer vor, indem man schon auf die vorhergehenden Wörter einen mehr articulirten Ton lege und so steige und falle bis zu dem geltenden Wort, damit solches in einer vollen und runden Verbindung mit den andern ausgesprochen werde. Z. B.;

„Zwischen der Söhne
Feuriger Kraft."

Hier ist das Wort feuriger ein Wort, welches schon an und für sich einen mehr gezeichneten Ausdruck fordert, folglich mit viel erhöhterem Ton declamirt werden muß. Nach Obigem würde es daher sehr fehlerhaft seyn, wenn ich bei dem vorhergehenden Worte Söhne

auf einmal im Tone abbrechen und dann das Wort feuriger mit Heftigkeit von mir geben wollte; ich muß vielmehr ſchon auf das Wort Söhne einen mehr articulirten Ton legen, ſo daß ich im ſteigenden Grade zu der Größe des Ausdrucks übergehen kann, welche das Wort feuriger erfordert. Auf ſolche Weiſe geſprochen wird es natürlich, rund und ſchön klingen und der Endzweck des Ausdrucks vollkommen erreicht ſeyn.

§. 26.

Bei der Ausrufung „O!" wenn noch einige Worte darauf folgen, muß etwas abgeſetzt werden und zwar ſo, daß das „O!" einen eigenen Ausruf ausmache. Z. B.

O! — meine Mutter!
O! — meine Söhne!

nicht

O meine Mutter!
O meine Söhne!

§. 27.

So wie in der Ausſprache vorzüglich empfohlen wird, die Eigennamen rein und deutlich auszuſprechen, ſo wird auch in der Declamation die nämliche Regel wiederholt, nur noch obendrein der ſtärker articulirte Ton gefordert. Z. B.

„Nicht wo die goldne Ceres lacht,
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter."

In dieſem Vers kommen zwey bedeutende, ja den ganzen Sinn feſthaltende Eigennamen vor. Wenn daher der

Declamirende über sie mit Leichtigkeit hinwegschlüpft, ungeachtet er sie rein und vollständig aussprechen mag, so verliert das Ganze dabei unendlich. Dem Gebildeten, wenn er die Namen hört, wird wohl einfallen, daß solche aus der Mythologie der Alten stammen, aber die wirkliche Bedeutung davon kann ihm entfallen seyn; durch den darauf gelegten Ton des Declamirenden aber wird ihm der Sinn deutlich. Eben so dem Weniggebildeten, wenn er auch der eigentlichen Beschaffenheit nicht kundig ist, wird der stärker articulirte Ton die Einbildungskraft anfregen und er sich unter diesen Namen etwas Analoges mit jenem vorstellen, welches sie wirklich bedeuten.

§. 28.

Der Declamirende hat die Freiheit sich eigen erwählte Unterscheidungszeichen, Pausen ꝛc. festzusetzen; nur hüte er sich den wahren Sinn dadurch zu verlegen, welches hier eben so leicht geschehen kann, als bei einem ausgelassenen, oder schlecht ausgesprochenen Worte.

§. 29.

Man kann aus diesem Wenigen leicht einsehen, welche unendliche Mühe und Zeit es kostet, Fortschritte in dieser schweren Kunst zu machen.

§. 30.

Für den anfangenden Schauspieler ist es von großem Vortheil, wenn er alles was er declamirt so tief spricht als nur immer möglich. Denn dadurch gewinnt er einen großen Umfang in der Stimme und kann dann alle wei-

Daß nur immer in Erneuung
Jeder täglich Neues höre,
Und zugleich auch die Zerſtreuung
Jeden in ſich ſelbſt zerſtöre.

Dieß der Landsmann wünſcht und liebet,
Mag er Deutſch mag Teutſch ſich ſchreiben,
Liedchen aber heimlich piepet:
Alſo war es und wird bleiben.

tern Schattirungen vollkommen geben. Fängt er aber zu hoch an, so verliert er schon durch die Gewohnheit die männliche Tiefe und folglich mit ihr den wahren Ausdruck des Hohen und Geistigen. Und was kann er sich mit einer grellenden und quitschenden Stimme für einen Erfolg versprechen? Hat er aber die tiefe Declamation völlig inne, so kann er gewiß seyn, alle nur möglichen Wendungen vollkommen ausdrücken zu können.

Rhythmischer Vortrag.

§. 31.

Alle bei der Declamation gemachten Regeln und Bemerkungen werden auch hier zur Grundlage vorausgesetzt. Insbesondere ist aber der Charakter des rhythmischen Vortrags, daß der Gegenstand mit noch mehr erhöhtem, pathetischem Ausdruck declamirt seyn will. Mit einem gewissen Gewicht soll da jedes Wort ausgesprochen werden.

§. 32.

Der Sylbenbau aber so wie die gereimten Endsylben dürfen nicht zu auffallend bezeichnet, sondern es muß der Zusammenhang beobachtet werden, wie in Prosa.

§. 33.

Hat man Jamben zu declamiren, so ist zu bemerken, daß man jeden Anfang eines Verses durch ein kleines kaum merkbares Innehalten bezeichnet; doch muß der Gang der Declamation dadurch nicht gestört werden.

Stellung und Bewegung des Körpers auf der Bühne.

§. 34.

Ueber diesen Theil der Schauspielkunst lassen sich gleichfalls einige allgemeine Hauptregeln geben, wobei es freilich unendlich viele Ausnahmen gibt, welche aber alle wieder zu den Grundregeln zurückkehren. Diese trachte man sich so sehr einzuverleiben, daß sie zur zweyten Natur werden.

§. 35.

Zunächst bedenke der Schauspieler, daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle, und er also in seiner Darstellung das Wahre mit dem Schönen zu vereinigen habe.

§. 36.

Jeder Theil des Körpers stehe daher ganz in seiner Gewalt, so daß er jedes Glied, gemäß dem zu erzielenden Ausdruck, frei, harmonisch und mit Grazie gebrauchen könne.

§. 37.

Die Haltung des Körpers sey gerade, die Brust herausgekehrt, die obere Hälfte der Arme bis an die Ellbogen etwas an den Leib geschlossen, der Kopf ein wenig gegen den gewendet mit dem man spricht, jedoch nur so wenig, daß immer dreyviertheil vom Gesicht gegen die Zuschauer gewendet ist.

§. 38.

Denn der Schauspieler muß stets bedenken, daß er um des Publicums willen da ist.

§. 39.

Sie sollen daher auch nicht aus mißverstandener Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre; sie sollen nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken zuwenden. Geschieht es um des Charakteristischen oder um der Nothwendigkeit willen, so geschehe es mit Vorsicht und Anmuth.

§. 40.

Auch merke man vorzüglich, nie in's Theater hineinzusprechen, sondern immer gegen das Publicum. Denn der Schauspieler muß sich immer zwischen zwey Gegenständen theilen: nämlich zwischen dem Gegenstande mit dem er spricht und zwischen seinen Zuhörern. Statt mit dem Kopfe sich gleich ganz umzuwenden, lasse man mehr die Augen spielen.

§. 41.

Ein Hauptpunkt aber ist, daß unter zwey zusammen Agirenden der Sprechende sich stets zurück und der welcher zu reden aufhört, sich ein wenig vor bewege. Bedient man sich dieses Vortheils mit Verstand, und weiß durch Uebung ganz zwanglos zu verfahren, so entsteht sowohl für das Auge, als für die Verständlichkeit der Declamation, die beste Wirkung, und ein Schauspieler der sich Meister hierin macht, wird mit Gleichgeübten

sehr schönen Effect hervorbringen und über diejenigen, die es nicht beobachten, sehr im Vortheil seyn.

§. 42.

Wenn zwey Personen mit einander sprechen, sollte diejenige, die zur Linken steht, sich ja hüten gegen die Person zur Rechten allzustark einzudringen. Auf der rechten Seite steht immer die geachtete Person: Frauenzimmer, Aeltere, Vornehmere. Schon im gemeinen Leben hält man sich in einiger Entfernung von dem, vor dem man Respect hat; das Gegentheil zeugt von einem Mangel an Bildung. Der Schauspieler soll sich als einen Gebildeten zeigen und obiges deßhalb auf das genaueste beobachten. Wer auf der rechten Seite steht, behaupte daher sein Recht und lasse sich nicht gegen die Coulisse treiben, sondern halte Stand und gebe dem Zudringlichen allenfalls mit der linken Hand ein Zeichen sich zu entfernen.

§. 43.

Eine schöne nachdenkende Stellung z. B. für einen jungen Mann, ist diese: wenn ich die Brust und den ganzen Körper gerade herausgekehrt, in der vierten Tanzstellung verbleibe, meinen Kopf etwas auf die Seite neige, mit den Augen auf die Erde starre und beide Arme hängen lasse.

Haltung und Bewegung der Hände und Arme.

§. 44.

Um eine freie Bewegung der Hände und Arme zu erlangen, tragen die Acteurs niemals einen Stock.

§. 45.

Die neumodiſche Art, bei langen Unterkleidern die Hand in den Latz zu ſtecken, unterlaſſen ſie gänzlich.

§. 46.

Es iſt äußerſt fehlerhaft, wenn man die Hände entweder übereinander, oder auf dem Bauche ruhend hält, oder eine in die Weſte, oder vielleicht gar beide dahin ſteckt.

§. 47.

Die Hand ſelbſt aber muß weder eine Fauſt machen, noch wie bei'm Soldaten mit ihrer ganzen Fläche am Schenkel liegen, ſondern die Finger müſſen theils halb gebogen, theils gerade, aber nur nicht gezwungen gehalten werden.

§. 48.

Die zwey mittlern Finger ſollen immer zuſammenbleiben, der Daumen, Zeige- und kleine Finger etwas gebogen hängen. Auf dieſe Art iſt die Hand in ihrer gehörigen Haltung und zu allen Bewegungen in ihrer richtigen Form.

§. 49.

Die obere Hälfte der Arme ſoll ſich immer etwas an den Leib anſchließen und ſich in einem viel gerin-

geren Grade bewegen als die untere Hälfte, in welcher die größte Gelenksamkeit seyn soll. Denn wenn ich meinen Arm, wenn von gewöhnlichen Dingen die Rede ist, nur wenig erhebe, um so viel mehr Effect bringt es dann hervor, wenn ich ihn ganz emporhalte. Mäßige ich mein Spiel nicht bei schwächeren Ausdrücken meiner Rede, so habe ich nicht Stärke genug zu den heftigeren, wodurch alsdann die Gradation des Effects ganz verloren geht.

§. 50.

Auch sollen die Hände niemals von der Action in ihre ruhige Lage zurückkehren, ehe ich meine Rede nicht ganz vollendet habe, und auch dann nur nach und nach, so wie die Rede sich endigt.

§. 51.

Die Bewegung der Arme geschehe immer theilweise. Zuerst hebe oder bewege sich die Hand, dann der Ellbogen und so der ganze Arm. Nie werde er auf einmal, ohne die eben angeführte Folge, gehoben, weil die Bewegung sonst steif und häßlich herauskommen würde.

§. 52.

Für einen Anfänger ist es von vielem Vortheil, wenn er sich seine Ellbogen so viel als möglich am Leibe zu behalten zwingt, damit er dadurch Gewalt über diesen Theil seines Körpers gewinne und so, der eben angeführten Regel gemäß, seine Gebärden ausführen könne. Er übe sich daher auch im gewöhnlichen

Leben

Leben und halte die Arme immer zurückgebogen, ja wenn er für sich allein ist, zurückgebunden. Beim Gehen, oder sonst in unthätigen Momenten, lasse er die Arme hängen, drücke die Hände nie zusammen, sondern halte die Finger immer in Bewegung.

§. 53.

Die mahlende Gebärde mit den Händen darf selten gemacht werden, doch auch nicht ganz unterlassen bleiben.

§. 54.

Betrifft es den eigenen Körper, so hüte man sich wohl, mit der Hand den Theil zu bezeichnen, den es betrifft, z. B. wenn Don Manuel in der Braut von Messina zu seinem Chore sagt:

„Dazu den Mantel wählt von glänzender
Seide gewebt, in bleichem Purpur scheinend,
Ueber der Achsel heft' ihn eine goldne
Cicade."

so wäre es äußerst fehlerhaft, wenn der Schauspieler bei den letzten Worten mit der Hand seine Achsel berühren würde.

§. 55.

Es muß gemahlt werden, doch so, als wenn es nicht absichtlich geschähe.

In einzelnen Fällen gibt es auch hier Ausnahmen, aber als eine Hauptregel soll und kann das Obige genommen werden.

§. 56.

Die mahlende Gebärde mit der Hand gegen die Bruſt, ſein eigenes Ich zu bezeichnen, geſchehe ſo ſelten als nur immer möglich und nur dann wenn es der Sinn unbedingt fordert, als z. B. in folgender Stelle der Braut von Meſſina:

Ich habe keinen Haß mehr mitgebracht,
Kaum weiß ich noch warum wir blutig ſtritten.'

Hier kann das erſte Ich füglich mit der mahlenden Gebärde, durch Bewegung der Hand gegen die Bruſt, bezeichnet werden.

Dieſe Gebärde aber ſchön zu machen, ſo bemerke man: daß der Ellbogen zwar vom Körper getrennt werden und ſo der Arm gehoben, doch nicht weit ausfahrend die Hand an die Bruſt hinaufgebracht werden muß. Die Hand ſelbſt decke nicht mit ganzer Fläche die Bruſt, ſondern bloß mit dem Daumen und dem vierten Finger werde ſie berührt. Die andern drey dürfen nicht aufliegen, ſondern gebogen über die Rundung der Bruſt, gleichſam dieſelbe bezeichnend, müſſen ſie gehalten werden.

§. 57.

Bei Bewegung der Hände hüte man ſich ſo viel als möglich, die Hand vor das Geſicht zu bringen oder den Körper damit zu bedecken.

§. 58.

Wenn ich die Hand reichen muß, und es wird nicht ausdrücklich die rechte verlangt, ſo kann ich eben ſo gut

die linke geben; denn auf der Bühne gilt kein Rechts oder Links, man muß nur immer suchen das vorzustellende Bild durch keine widrige Stellung zu verunstalten. Soll ich aber unumgänglich gezwungen seyn die Rechte zu reichen, und bin ich so gestellt, daß ich über meinen Körper die Hand geben müßte, so trete ich lieber etwas zurück und reiche sie so, daß meine Figur en face bleibt.

§. 59.

Der Schauspieler bedenke auf welcher Seite des Theaters er stehe, um seine Gebärde darnach einzurichten.

§. 60.

Wer auf der rechten Seite steht, agire mit der linken Hand, und umgekehrt, wer auf der linken Seite steht mit der rechten, damit die Brust so wenig als möglich durch den Arm verdeckt werde.

§. 61.

Bei leidenschaftlichen Fällen, wo man mit beiden Händen agirt, muß doch immer diese Betrachtung zum Grunde liegen.

§. 62.

Zu eben diesem Zweck und damit die Brust gegen den Zuschauer gekehrt sey, ist es vortheilhaft, daß derjenige, der auf der rechten Seite steht, den linken Fuß, der auf der linken, den rechten vorsetze.

Gebärdenspiel.

§. 63.

Um zu einem richtigen Gebärdenspiel zu kommen und solches gleich richtig beurtheilen zu können, merke man sich folgende Regeln:

Man stelle sich vor einen Spiegel und spreche dasjenige, was man zu declamiren hat nur leise, oder vielmehr gar nicht, sondern denke sich nur die Worte. Dadurch wird gewonnen, daß man von der Declamation nicht hingerissen wird, sondern jede falsche Bewegung, welche das Gedachte oder leise Gesagte nicht ausdrückt, leicht bemerken, so wie auch die schönen und richtigen Gebärden auswählen und dem ganzen Gebärdenspiel eine analoge Bewegung mit dem Sinne der Wörter, als Gepräge der Kunst aufdrücken kann.

§. 64.

Dabei muß aber vorausgesetzt werden, daß der Schauspieler vorher den Charakter und die ganze Lage des Vorzustellenden sich völlig eigen mache und daß seine Einbildungskraft den Stoff recht verarbeite; denn ohne diese Vorbereitung wird er weder richtig zu declamiren noch zu handeln im Stande seyn.

§. 65.

Für den Anfänger ist es von großem Vortheil, um Gebärdenspiel zu bekommen und seine Arme beweglich und gelenksam zu machen, wenn er seine Rolle, ohne

Medſchnun heißt — ich will nicht ſagen
Daß es grad' ein Toller heiße;
Doch ihr müßt mich nicht verklagen
Daß ich mich als Medſchnun preiſe.

Wenn die Bruſt, die redlich volle,
Sich entladet euch zu retten,
Ruft ihr nicht: das iſt der Tolle!
Holet Stricke, ſchaffet Ketten!

Und wenn ihr zuletzt in Feſſeln
Seht die Klügeren verſchmachten,
Sengt es euch wie Feuernеſſeln,
Das vergebens zu betrachten.

sie zu recitiren, einem andern bloß durch Pantomime verständlich zu machen sucht; denn da ist er gezwungen die passendsten Gesten zu wählen.

In der Probe zu beobachten.

§. 66.

Um eine leichtere und anständigere Bewegung der Füße zu erwerben, probire man niemals in Stiefeln.

§. 67.

Der Schauspieler, besonders der jüngere, der Liebhaber- und andere leichte Rollen zu spielen hat, halte sich auf dem Theater ein Paar Pantoffeln, in denen er probirt und er wird sehr bald die guten Folgen davon bemerken.

§. 68.

Auch in der Probe sollte man sich nichts erlauben was nicht im Stücke vorkommen darf.

§. 69.

Die Frauenzimmer sollten ihre kleinen Beutel bei Seite legen.

§. 70.

Kein Schauspieler sollte im Mantel probiren, sondern die Hände und Arme wie im Stücke frei haben. Denn der Mantel hindert ihn, nicht allein die gehörigen Gebärden zu machen, sondern zwingt ihn auch falsche anzunehmen, die er denn bei der Vorstellung unwillkürlich wiederholt.

§. 71.

Der Schauspieler soll auch in der Probe keine Bewegung machen, die nicht zur Rolle paßt.

§. 72.

Wer bei Proben tragischer Rollen die Hand in den Busen steckt, kommt in Gefahr bei der Aufführung eine Oeffnung im Harnisch zu suchen.

Zu vermeidende böse Gewohnheiten.

§. 73.

Es gehört unter die zu vermeidenden ganz groben Fehler, wenn der sitzende Schauspieler, um seinen Stuhl weiter vorwärts zu bringen, zwischen seinen obern Schenkeln in der Mitte durchgreifend, den Stuhl anpackt, sich dann ein wenig hebt und so ihn vorwärts zieht. Es ist dieß nicht nur gegen das Schöne, sondern noch vielmehr gegen den Wohlstand gesündigt.

§. 74.

Der Schauspieler lasse kein Schnupftuch auf dem Theater sehen, noch weniger schnaube er die Nase, noch weniger spucke er aus. Es ist schrecklich, innerhalb eines Kunstproducts an diese Natürlichkeiten erinnert zu werden. Man halte sich ein kleines Schnupftuch, das ohnedem jetzt Mode ist, um sich damit im Nothfalle helfen zu können.

Haltung des Schauspielers im gewöhnlichen Leben.

§. 75.

Der Schauspieler soll auch im gemeinen Leben bedenken, daß er öffentlich zur Kunstschau stehen werde.

§. 76.

Vor angewöhnten Gebärden, Stellungen, Haltung der Arme und des Körpers soll er sich daher hüten, denn wenn der Geist während dem Spiel darauf gerichtet seyn soll, solche Angewöhnungen zu vermeiden, so muß er natürlich für die Hauptsache zum großen Theil verloren gehen.

§. 77.

Es ist daher unumgänglich nothwendig, daß der Schauspieler von allen Angewöhnungen gänzlich frei sey, damit er sich bei der Vorstellung ganz in seine Rolle denken und sein Geist sich bloß mit seiner angenommenen Gestalt beschäftigen könne.

§. 78.

Dagegen ist es eine wichtige Regel für den Schauspieler, daß er sich bemühe, seinem Körper, seinem Betragen, ja allen seinen übrigen Handlungen im gewöhnlichen Leben eine solche Wendung zu geben, daß er dadurch gleichsam wie in einer beständigen Uebung erhalten werde. Es wird dieses für jeden Theil der Schauspielkunst von unendlichem Vortheil seyn.

§. 79.

Derjenige Schauſpieler, der ſich das Pathos gewählt, wird ſich ſehr dadurch vervollkommnen, wenn er alles was er zu ſprechen hat, mit einer gewiſſen Richtigkeit ſowohl in Rückſicht des Tones als der Ausſprache vorzutragen und auch in allen übrigen Gebärden eine gewiſſe erhabene Art beizubehalten ſucht. Dieſe darf zwar nicht übertrieben werden, weil er ſonſt ſeinen Mitmenſchen zum Gelächter dienen würde, im übrigen aber mögen ſie immerhin den ſich ſelbſt bildenden Künſtler daraus erkennen. Dieſes gereicht ihm keineswegs zur Unehre, ja ſie werden ſogar gerne ſein beſonderes Betragen dulden, wenn ſie durch dieſes Mittel in den Fall kommen, auf der Bühne ſelbſt ihn als großen Künſtler anſtaunen zu müſſen.

§. 80.

Da man auf der Bühne nicht nur alles wahr, ſondern auch ſchön dargeſtellt haben will, da das Auge des Zuſchauers auch durch anmuthige Gruppirungen und Attitüden gereizt ſeyn will, ſo ſoll der Schauſpieler auch außer der Bühne trachten, ſelbe zu erhalten; er ſoll ſich immer einen Platz von Zuſchauern vor ſich denken.

§. 81.

Wenn er ſeine Rolle auswendig lernt, ſoll er ſich immer gegen einen Platz wenden; ja ſelbſt wenn er für ſich oder mit ſeines Gleichen bei'm Eſſen zu Tiſche ſitzt, ſoll

ſoll er immer ſuchen ein Bild zu formiren, alles mit einer gewiſſen Grace anfaſſen, niederſtellen ꝛc., als wenn es auf der Bühne geſchähe, und ſo ſoll er immer mahleriſch darſtellen.

Stellung und Gruppirung auf der Bühne.

§. 82.

Die Bühne und der Saal, die Schauſpieler und die Zuſchauer machen erſt ein Ganzes.

§. 83.

Das Theater iſt als ein figurloſes Tableau anzuſehen, worin der Schauſpieler die Staffage macht.

§. 84.

Man ſpiele daher niemals zu nahe an den Couliſſen.

§. 85.

Eben ſo wenig trete man in's Proſcenium. Dieß iſt der gröſste Mißſtand; denn die Figur tritt aus dem Raume heraus, innerhalb deſſen ſie mit dem Scenengemählde und den Mitſpielenden ein Ganzes macht.

§. 86.

Wer allein auf dem Theater ſteht, bedenke, daß auch er die Bühne zu ſtaffiren berufen iſt, und dieſes um ſo mehr, als die Aufmerkſamkeit ganz allein auf ihn gerichtet bleibt.

§. 87.

Wie die Auguren mit ihrem Stab den Himmel in verſchiedene Felder theilten, ſo kann der Schauſpieler in ſeinen Gedanken das Theater in verſchiedene Räume theilen, welche man zum Verſuch auf dem Papier durch rhombiſche Flächen vorſtellen kann. Der Theaterboden wird alsdann eine Art von Damenbrett; denn der Schauſpieler kann ſich vornehmen, welche Caſen er betreten will; er kann ſich ſolche auf dem Papier notiren und iſt alsdann gewiß, daß er bei leidenſchaftlichen Stellen nicht kunſtlos hin und wieder ſtürmt, ſondern das Schöne zum Bedeutenden geſellet.

§. 88.

Wer zu einem Monolog aus der hintern Couliſſe auf das Theater tritt, thut wohl, wenn er ſich in der Diagonale bewegt, ſo daß er an der entgegengeſetzten Seite des Proſceniums anlangt; wie denn überhaupt die Diagonalbewegungen ſehr reizend ſind.

§. 89.

Wer aus der letzten Couliſſe hervorkommt zu einem andern, der ſchon auf dem Theater ſteht, gehe nicht parallel mit den Couliſſen hervor, ſondern ein wenig gegen den Souffleur zu.

§. 90.

Alle dieſe techniſch-grammatiſchen Vorſchriften mache man ſich eigen nach ihrem Sinne und übe ſie ſtets aus, daß ſie zur Gewohnheit werden. Das Steife muß ver-

ſchwinden und die Regeln nur die geheime Grundlinie des lebendigen Handelns werden.

§. 91.

Hiebei verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Regeln vorzüglich alsdann beobachtet werden, wenn man edle, würdige Charaktere vorzuſtellen hat. Dagegen gibt es Charaktere, die dieſer Würde entgegengeſetzt ſind, z. B. die bäuriſchen, tölpiſchen ꝛc. Dieſe wird man nur deſto beſſer ausdrücken, wenn man mit Kunſt und Bewußtſeyn das Gegentheil vom Anſtändigen thut, jedoch dabei immer bedenkt, daß es eine nachahmende Erſcheinung und keine platte Wirklichkeit ſeyn ſoll.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerey der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Fünf und vierzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Fünfter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Hab ich euch denn je gerathen
Wie ihr Kriege führen ſolltet?
Schalt ich euch, nach euren Thaten,
Wenn ihr Friede ſchließen wolltet?

Und ſo hab' ich auch den Fiſcher
Ruhig ſehen Netze werfen,
Brauchte dem gewandten Tiſcher
Winkelmaaß nicht einzuſchärfen.

Aber ihr wollt' beſſer wiſſen
Was ich weiß, der ich bedachte,
Was Natur, für mich befliſſen,
Schon zu meinem Gutzen machte.

Fühlt ihr auch dergleichen Stärke?
Nun, ſo fördert eure Sachen!
Seht ihr aber meine Werke,
Lernet erſt: ſo wollt' er's machen.

Theater
und
deutsche Literatur.

Inhalt.

Theater und deutsche Literatur.

I. Theater.

	Seite
Weimarisches Theater 1803.	3
Ueber das deutsche Theater.	17
Shakspeare und kein Ende.	38
Erste Ausgabe des Hamlet.	58
Proserpina.	64
Zu Schillers und Iffands Andenken.	77
Ueber die Entstehung des Festspiels zu Iffands Andenken.	97
Berliner Dramaturgen.	103
Ludwig Tiecks dramaturgische Blätter.	110
Calderons Tochter der Luft.	115
Deutsches Theater, Einzelnes.	120

II. Deutsche Literatur.

	Seite
Literarischer Sansculottismus.	125
Deutsche Sprache.	133
Zu vermeidende Redensarten.	143
Urtheilsworte französischer Kritiker.	144 153
Hör-, Schreib- und Druckfehler.	156
Der Pfingstmontag.	163
Die heiligen drey Könige.	188
Das Niebelungen Lied.	205
v. Knebels Uebersetzung des Lucrez.	210
Gabriele, von Johanna Schopenhauer.	217
Olfried und Lisena.	223
Deutscher Natur-Dichter.	230
Der deutsche Gil-Blas.	244
Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten.	258

Seite

Des jungen Feldjägers Kriegscamerad. . . . 263
Memoiren von Robert Guillemard, verabschiedetem Sergeanten. 267
Biographische Denkmale von Varnhagen v. Ense. . 275
Varnhagen v. Ense's Biographien deutscher Dichter. 279
Für Freunde der Tonkunst von Friedr. Rochlitz. . 283
Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. . 287
F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel. . . . 290
Die Verlobung, eine Novelle von Ludwig Tieck. . 293
Justus Möser. 294
Lorenz Sterne. 298
Irrthümer und Wahrheiten von Wilh. Schütz. . 300
Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren. . 306
Neue Liedersammlung von Zeiter. 310
Oestliche Rosen von Friedrich Rückert. . . . 312
Ueber Goethe's Harzreise im Winter. . . . 314
Ueber das Fragment: die Geheimnisse. . . . 326
Ueber die Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen. 333
Die drei Paria. 337
Die Hofdame, Lustspiel in 5 Acten. . . . 345
Briefe eines Verstorbenen. 353
Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. 362
Graf Eduard Raczinsky's mahlerische Reise in einigen Provinzen des osmanischen Reichs. . . 401
Reisen und Untersuchungen in Griechenland, von Bröndsted. 403
Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur, von Schlosser. . . 405
Die elegischen Dichter der Hellenen von Dr. Weber. 408
Ferienschriften von Carl Zell. 411
Geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von Fr. v. Raumer. . 413
Tausend und ein Tag. 414
Neueste deutsche Poesie. 416
Stoff und Gehalt zur Bearbeitung vorgeschlagen. . 418
Für junge Dichter. 423
Noch ein Wort für junge Dichter. 426

Theater.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Weimarisches Theater.

Februar 1802.

Auf dem Weimarischen Hoftheater, das nunmehr bald eilf Jahre besteht, darf man sich schmeicheln, in diesem Zeitraume solche Fortschritte gemacht zu haben, wodurch es die Zufriedenheit der Einheimischen und die Aufmerksamkeit der Fremden verdienen konnte; es möchte daher nicht unschicklich seyn, bei dem Berichte dessen, was auf demselben vorgeht, auch der Mittel zu erwähnen wodurch so manches, was andern Theatern schwer, ja unmöglich fällt, bei uns nach und nach mit einer gewissen Leichtigkeit hervorgebracht worden.

Die Annalen der deutschen Bühne gedenken noch immer mit Vorliebe und Achtung der Seiler'schen Schauspielergesellschaft, welche, nachdem sie mehrere Jahre eine besondere Zierde der obervormundschaftlichen Hofhaltung gewesen, sich, durch den Schloßbrand vertrieben, nach Gotha begab. Vom Jahre 1775 an

spielte eine Liebhabergesellschaft mit abwechselndem Eifer. Vom Jahre 1784 bis 1791 gab die Bellomo'sche Gesellschaft ihre fortdauernden Vorstellungen, nach deren Abgange das gegenwärtige Hoftheater errichtet wurde. Jede dieser verschiedenen Epochen zeigt einem aufmerksamen Beobachter ihren eigenen Charakter, und die früheren lassen in sich die Keime der folgenden bemerken.

Die Geschichte des noch bestehenden Hoftheaters möchte denn auch wieder in verschiedene Perioden zerfallen. Die erste würden wir bis auf Iffland's Ankunft, die zweyte bis zur architektonischen Einrichtung des Schauspielsaales, die dritte bis zur Aufführung der Brüder nach Terenz zählen, und so möchten wir uns dermalen in der vierten Periode befinden.

Eine Uebersicht dessen, was in verschiedenen Zeiten geleistet worden, läßt sich vielleicht nach und nach eröffnen; gegenwärtig verweilen wir bei dem Neuesten und gedenken von demselben einige Rechenschaft abzulegen.

Das Theater ist eins der Geschäfte die am wenigsten planmäßig behandelt werden können; man hängt durchaus von Zeit und Zeitgenossen in jedem Augenblicke ab; was der Autor schreiben, der Schauspieler spielen, das Publicum sehen und hören will, dieses ist's was die Directionen tyrannisirt und wogegen ihnen fast kein eigener Wille übrig bleibt. Indessen versagen in diesem Strome und Strudel des Augenblicks wohlbedachte Maximen nicht ihre Hülfe, sobald man fest auf denselben beharret

und die Gelegenheit zu nutzen weiß sie in Ausübung zu setzen.

Unter den Grundsätzen, welche man bei dem hiesigen Theater immer vor Augen gehabt, ist einer der vornehmsten: der Schauspieler müsse seine Persönlichkeit verläugnen und dergestalt umbilden lernen, daß es von ihm abhange, in gewissen Rollen seine Individualität unkenntlich zu machen.

In früherer Zeit stand dieser Maxime ein falsch verstandener Conversationston, so wie ein unrichtiger Begriff von Natürlichkeit entgegen. Die Erscheinung Iffands auf unserm Theater löste endlich das Räthsel. Die Weisheit, womit dieser vortreffliche Künstler seine Rollen von einander sondert, aus einer jeden ein Ganzes zu machen weiß und sich, sowohl in's Edle als in's Gemeine und immer kunstmäßig und schön, zu maskiren versteht, war zu eminent, als daß sie nicht hätte fruchtbar werden sollen. Von dieser Zeit an haben mehrere unserer Schauspieler, denen eine allzu entschiedene Individualität nicht entgegenstand, glückliche Versuche gemacht, sich eine Vielseitigkeit zu geben, welche einem dramatischen Künstler immer zur Ehre gereicht.

Eine andere Bemühung, von welcher man bei dem Weimarischen Theater nicht abließ, war die sehr vernachlässigte, ja, von unsern vaterländischen Bühnen fast verbannte rhythmische Declamation wieder in Auf-

Wanderers Gemüthsruhe.

Ueber's Niederträchtige
Niemand ſich beklage;
Denn es iſt das Mächtige,
Was man dir auch ſage.

In dem Schlechten waltet es
Sich zu Hochgewinne,
Und mit Rechtem ſchaltet es
Ganz nach ſeinem Sinne.

Wandrer! — Gegen ſolche Noth
Wollteſt du dich ſträuben?
Wirbelwind und trocknen Koth
Laß ſie drehn und ſtäuben.

nahme zu bringen. Die Gelegenheit den architektonisch neu eingerichteten Schauspielsaal durch den Wallensteinischen Cyclus einzuweihen, wurde nicht verabsäumt, so wie, zur Uebung einer gewissen gebundeneren Weise, in Schritt und Stellung, nicht weniger zur Ausbildung rednerischer Declamation, Mahomet und Tancred rhythmisch übersetzt auf das Theater gebracht. Macbeth, Octavia, Bajard, gaben Gelegenheit zu fernerer Uebung, so wie endlich Maria Stuart die Behandlung lyrischer Stellen forderte, wodurch der theatralischen Recitation ein ganz neues Feld eröffnet ward.

Nach solchen Uebungen und Prüfungen war man zu Anfange des Jahrhunderts so weit gekommen, daß man di Mittel sämmtlich in Händen hatte, um gebundene, mehr oder weniger maskirte Vorstellungen wagen zu können. Paläophron und Neoterpe machten den Anfang und der Effect dieser, auf einem Privattheater geleisteten Darstellung war so glücklich, daß man die Aufführung der Brüder sogleich vorzunehmen wünschte, die aber wegen eintretender Hindernisse bis in den Herbst verschoben werden mußte.

Indessen hatte Mad. Unzelmann durch ihre Gegenwart an jene Iffländische Zeit wieder erinnert. Der Geist, in welchem diese treffliche Schauspielerin die einzelnen Rollen bearbeitet und sich für eine jede umzuschaffen weiß, die Besonnenheit ihres Spiels, ihre

durchaus ſchickliche und anſtändige Gegenwart auf den Brettern, die reizende Weiſe, wie ſie, als eine Perſon von ausgebildeter Lebensart, die Mitſpielenden durch paſſende Attentionen zu beleben weiß, ihre klare Recitation, ihre energiſche und doch gemäßigte Declamation, kurz das Ganze was Natur an ihr und was ſie für die Kunſt gethan, war dem Weimariſchen Theater eine wünſchenswerthe Erſcheinung, deren Wirkung noch fortdauert und nicht wenig zu dem Glück der dießjährigen Wintervorſtellungen beigetragen hat und beiträgt.

Nachdem man durch die Aufführung der Brüder endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publicum ſich an einer derben charakteriſtiſchen, ſinnlich-künſtlichen Darſtellung erfreuen könne, wählte man den vollkommenſten Gegenſatz, indem man Nathan den Weiſen aufführte. In dieſem Stücke, wo der Verſtand faſt allein ſpricht, war eine klare, auseinanderſetzende Recitation die vorzüglichſte Obliegenheit der Schauſpieler, welche denn auch meiſt glücklich erfüllt wurde.

Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gedrängtere Darſtellung erſetzt und man wird für die Folge ſorgen, es poetiſch ſo viel möglich zu reſtauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauſpieler ſich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzu-

bringen, so daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit des Publicums wieder erscheinen könne.

Lessing sagte in sittlich-religiöser Hinsicht: daß er diejenige Stadt glücklich preise, in welcher Nathan zuerst gegeben werde; wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen: daß wir unserm Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann.

In dieser Lage mußte der Direction ein Schauspiel wie Jon höchst willkommen seyn. Hatte man in den Brüdern sich dem römischen Lustspiele genähert, so war hier eine Annäherung an das griechische Trauerspiel der Zweck. Von dem sinnlichen Theile desselben konnte man sich die beste Wirkung versprechen, denn in den sechs Personen war die größte Mannichfaltigkeit dargestellt. Ein blühender Knabe, ein Gott als Jüngling, ein stattlicher König, ein würdiger Greis, eine Königin in ihren besten Jahren und eine heilige bejahrte Priesterin. Für bedeutende, abwechselnde Kleidung war gesorgt und das durch das ganze Stück sich gleich bleibende Theater zweckmäßig ausgeschmückt. Die Gestalt der beiden älteren Männer hatte man durch schickliche Masken in's Tragische gesteigert, und da in dem Stücke die Figuren in mannichfaltigen Verhältnissen auftreten, so wechselten durchaus die Gruppen dem Auge gefällig ab und die Schauspieler leisteten die schwere Pflicht um so mehr mit Bequemlichkeit, als sie durch die Aufführung

der franzöſiſchen Trauerſpiele an ruhige Haltung und ſchickliche Stellung innerhalb des Theaterraums gewöhnt waren.

Die Hauptſituationen gaben Gelegenheit zu belebtern Tableaux und man darf ſich ſchmeicheln, von dieſer Seite eine meiſt vollendete Darſtellung geliefert zu haben.

Was das Stück ſelbſt betrifft, ſo läßt ſich von demſelben ohne Vorliebe ſagen, daß es ſich ſehr gut exponire, daß es lebhaft fortſchreite, daß höchſt intereſſante Situationen entſtehen und den Knoten ſchürzen, der theils durch Vernunft und Ueberredung, theils durch die wundervolle Erſcheinung zuletzt gelöſ't wird. Uebrigens iſt das Stück für gebildete Zuſchauer, denen mythologiſche Verhältniſſe nicht fremd ſind, völlig klar, und gegen den übrigen weniger gebildeten Theil erwirbt es ſich das pädagogiſche Verdienſt, daß es ihn veranlaßt zu Hauſe wieder einmal ein mythologiſches Lexikon zur Hand zu nehmen und ſich über den Erichthonius und Erechtheus aufzuklären.

Man kann dem Publicum keine größere Achtung bezeigen, als indem man es nicht wie Pöbel behandelt. Der Pöbel drängt ſich unvorbereitet zum Schauſpielhauſe, er verlangt was ihm unmittelbar genießbar iſt, er will ſchauen, ſtaunen, lachen, weinen, und nöthigt daher die Directionen welche von ihm abhängen, ſich mehr oder weniger zu ihm herabzulaſſen und von einer Seite das Theater zu überſpannen, von der andern auf-

zuldſen. Wir haben das Glück, von unſern Zuſchauern, beſonders wenn wir den Jenaiſchen Theil wie billig mit rechnen, vorausſetzen zu dürfen, daß ſie mehr als ihr Legegeld mitbringen und daß diejenigen, denen bei der erſten ſorgfältigen Aufführung bedeutender Stücke noch etwas dunkel, ja ungenießbar bliebe, geneigt ſind ſich von der zweyten beſſer unterrichten und in die Abſicht einführen zu laſſen. Bloß dadurch, daß unſere Lage erlaubt Aufführungen zu geben, woran nur ein erwähltes Publicum Geſchmack finden kann, ſehen wir uns in den Stand geſetzt, auf ſolche Darſtellungen loszuarbeiten, welche allgemeiner gefallen.

Sollte Jon auf mehreren Theatern erſcheinen, oder gedruckt werden, ſo wünſchten wir, daß ein competenter Kritiker nicht etwa bloß dieſen Neuen Dichter mit jenem Alten dem er gefolgt zuſammenſtellte, ſondern Gelegenheit nähme wieder einmal das Antike mit dem Modernen im Ganzen zu vergleichen. Hier kommt gar vieles zur Sprache, das zwar ſchon mehrmals bewegt worden iſt, das aber nie genug ausgeſprochen werden kann. Der neue Autor wie der alte hat gewiſſe Vortheile und Nachtheile und zwar gerade an der umgekehrten Stelle. Was den einen begünſtigte, beſchwert den andern, und was dieſen begünſtigt, ſtand jenem entgegen. Nicht gehörig wird man den gegenwärtigen Jon mit dem Jon des Euripides vergleichen können, wenn nicht jene allgemeinen Betrachtungen vorangegangen ſind, und vielen

Dank ſoll der Kunſtrichter verdienen, der uns an dieſem Beiſpiele wieder klar macht: in wie fern wir den Alten nachfolgen können und ſollen.

Wären unſere Schauſpieler ſämmtlich auf kunſtmäßige Behandlung der verſchiedenen Arten dramatiſcher Dichtkunſt eingerichtet, ſo könnte der Wirrwar, der nur zufällig hier in der Reihe ſteht, auch als eine zum allgemeinen Zweck calculirte Darſtellung aufgeführt werden.

Gegen ſolche Stücke iſt das Publicum meiſt ungerecht, und wohl hauptſächlich deßwegen, weil der Schauſpieler ihnen nicht leicht ihr völliges Recht widerfahren läßt.

Wenn es dem Verfaſſer gefällt, in einer Poſſe den Menſchen unter ſich hinunter zu ziehen, ihn in ſeltſamen, mehr erniedrigenden als erhebenden Situationen zu zeigen, ſo iſt, vorausgeſetzt, daß es mit Talent und Theaterpraktik geſchieht, nichts dagegen einzuwenden. Nur ſollte alsdann der Schauſpieler einſehen, daß er von ſeiner Seite, indem er eine ſolche Darſtellung kunſtmäßig behandelt, erſt das Stück zu vollenden und ihm eine günſtige Aufnahme zu verſchaffen hat.

Es iſt möglich in einem ſolchen Stücke die Rollen durchaus mit einer gewiſſen, theils offenbaren, theils verſteckten Eleganz zu ſpielen, die für's Geſicht angelegten Situationen mit mahleriſcher Zweckmäßigkeit dar-

zuſtellen und dadurch das Ganze, das ſeiner Anlage nach zu ſinken ſcheint, durch die Ausführung empor zu tragen.

Sind wir ſo glücklich noch mehrere antike Luſtſpiele auf das Theater einzuführen, dringen unſere Schauſpieler noch tiefer in den Sinn des Maskenſpiels, ſo werden wir auch in dieſem Fache der Erfüllung unſerer Wünſche entgegen gehen.

Iſt die Vielſeitigkeit des Schauſpielers wünſchenswerth, ſo iſt es die Vielſeitigkeit des Publicums eben ſo ſehr. Das Theater wird, ſo wie die übrige Welt, durch herrſchende Moden geplagt, die es von Zeit zu Zeit überſtrömen und dann wieder ſeicht laſſen. Die Mode bewirkt eine augenblickliche Gewöhnung an irgend eine Art und Weiſe, der wir lebhaft nachhängen, um ſie alsdann auf ewig zu verbannen. Mehr als irgend ein Theater iſt das deutſche dieſem Unglücke ausgeſetzt und das wohl daher, weil wir bis jetzt mehr ſtrebten und verſuchten, als errangen und erreichten. Unſere Literatur hatte, Gott ſey Dank, noch kein goldenes Zeitalter und wie das übrige ſo iſt unſer Theater noch erſt im Werden. Jede Direction durchblättere ihre Repertorien und ſehe, wie wenig Stücke aus der großen Anzahl die man in den letzten zwanzig Jahren aufgeführt, noch jetzt brauchbar geblieben ſind. Wer darauf denken dürfte dieſem Unweſen nach und nach zu ſteuern, eine gewiſſe Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium auf-

zuſtellen, das man der Nachwelt überliefern könnte, müßte vor allen Dingen darauf ausgehen, die Denkweiſe des Publicums das er vor ſich hat zur Vielſeitigkeit zu bilden. Dieſe beſteht hauptſächlich darin, daß der Zuſchauer einſehen lerne, nicht eben jedes Stück ſey wie ein Rock anzuſehen, der dem Zuſchauer völlig nach ſeinen gegenwärtigen Bedürfniſſen auf den Leib gepaßt werden müſſe. Man ſollte nicht gerade immer ſich und ſein nächſtes Geiſtes-, Herzens- und Sinnesbedürfniß auf dem Theater zu befriedigen gedenken, man könnte ſich vielmehr öfters wie einen Reiſenden betrachten, der in fremden Orten und Gegenden, die er zu ſeiner Belehrung und Ergötzung beſucht, nicht alle Bequemlichkeit findet, die er zu Hauſe ſeiner Individualität anzupaſſen Gelegenheit hatte.

Das vierte Stück, bei welchem wir unſern Zuſchauern eine ſolche Reiſe zumutheten, war Turandot nach Gozzi metriſch bearbeitet.

Wir wünſchen, daß jener Freund unſers Theaters, welcher in der Zeitung für die elegante Welt 1802, Nr. 7 die Vorſtellung des Jon mit ſo viel Einſicht als Billigkeit recenſirt, eine gleiche Mühe in Abſicht auf Turandot übernehmen möge. Was auf unſerer Bühne als Darſtellung geleiſtet wird, wünſchten wir von einem dritten zu hören; was wir mit jedem Schritte zu gewinnen glauben, darüber mögen wir wohl ſelbſt unſere Gedanken äußern.

Der Deutſche iſt überhaupt ernſthafter Natur, und ſein Ernſt zeigt ſich vorzüglich wenn vom Spiele die Rede iſt, beſonders auch im Theater. Hier verlangt er Stücke, die eine gewiſſe einfache Gewalt über ihn ausüben, die ihn entweder zu herzlichem Lachen oder zu herzlicher Rührung bewegen. Zwar iſt er durch eine gewiſſe Mittelgattung von Dramen gewöhnt worden, das Heitere neben dem Triſten zu ſehen; allein beides iſt alsdann nicht auf ſeinen höchſten Gipfel geführt, ſondern zeigt ſich mehr als eine Art von Amalgam. Auch iſt der Zuſchauer immer verdrießlich, wenn Luſtiges und Trauriges, ohne Mittelglieder auf einander folgt.

Was uns betrifft, ſo wünſchen wir freilich, daß wir nach und nach mehr Stücke von rein geſonderten Gattungen erhalten mögen, weil die wahre Kunſt nur auf dieſe Weiſe gefördert werden kann; allein wir finden auch ſolche Stücke höchſt nöthig, durch welche der Zuſchauer erinnert wird, daß das ganze theatraliſche Weſen nur ein Spiel ſey, über das er, wenn es ihm äſthetiſch, ja moraliſch nutzen ſoll, erhoben ſtehen muß, ohne deßhalb weniger Genuß daran zu finden.

Als ein ſolches Stück ſchätzen wir Turandot. Hier iſt das Abenteuerliche verſchlungener menſchlicher Schickſale der Grund auf dem die Handlung vorgeht. Umgeſtürzte Reiche, vertriebene Könige, irrende Prinzen, Sclavinnen, ſonſt Prinzeſſinnen, führt eine erzählende Expoſition vor unſerm Geiſt vorüber, und die auch hier

am Orte, im phantastischen Peking, auf einen kühn verliebten Fremden wartende Gefahr wird uns vor Augen gestellt. Was wir aber sodann erblicken, ist ein in Frieden herrschender, behaglicher, obgleich trauriger Kaiser, eine Prinzessin, eifersüchtig auf ihre weibliche Freiheit, und übrigens ein durch Masken erheitertes Serail-Räthsel vertreten hier die Stelle der Scylla und Charybdis, denen sich ein gutmüthiger Prinz auf's neue aussetzt, nachdem er ihnen schon glücklich entkommen war. Nun soll der Name des Unbekannten entdeckt werden, man versucht Gewalt, und hier gibt es eine Reihe von pathetischen, theatralisch auffallenden Scenen; man versucht die List und nun wird die Macht der Ueberredung stufenweise aufgeboten.

Zwischen alle diese Zustände ist das Heitere, das Lustige, das Neckische ausgesäet und eine so bunte Behandlung mit völliger Einheit bis zu Ende durchgeführt.

Es steht zu erwarten wie dieses Stück in Deutschland aufgenommen werden kann. Es ist freilich ursprünglich für ein geistreiches Publicum geschrieben und hat Schwierigkeiten in der Ausführung, die wir, obgleich die zwente Repräsentation besser als die erste gelang, noch nicht ganz überwunden haben. Könnte das Stück irgendwo in seinem vollen Glanz erscheinen, so würde es gewiß eine schöne Wirkung hervorbringen und manches aufregen, was in der deutschen Natur schläft. So haben wir die angenehme Wirkung schon erfahren, daß unser

Wer wird von der Welt verlangen
Was ſie ſelbſt vermißt und träumet,
Rückwärts oder ſeitwärts blickend
Stets den Tag des Tags verſaumet?
Ihr Bemühn, ihr guter Wille,
Hinkt nur nach dem raſchen Leben,
Und was du vor Jahren brauchteſt,
Möchte ſie dir heute geben.

Publicum ſich beſchäftigt ſelbſt Räthſel auszudenken, und wir werden wahrſcheinlich bei jeder Vorſtellung künftig im Fall ſeyn, die Prinzeſſin mit neuen Aufgaben gerüſtet, erſcheinen zu laſſen.

Sollte es möglich ſeyn, den vier Masken, wo nicht ihre urſprüngliche Anmuth zu geben, doch wenigſtens etwas Aehnliches an die Stelle zu ſetzen, ſo würde ſchon viel gewonnen ſeyn. Doch von allem dieſem künftig mehr; gegenwärtig bleibt uns nur zu wünſchen, daß wir die Brüder und Jon immer ſo wie die erſtenmale, Nathan und Turandot immer ausgearbeiteter und vollendeter ſehen mögen.

Ueber das deutsche Theater.

Zu einer Zeit, wo das deutsche Theater als eine der schönsten Nationalthätigkeiten aus trauriger Beschränkung und Verkümmerung wieder zu Freiheit und Leben hervorwächst, beeifern sich wohldenkende Directoren nicht allein einer einzelnen Anstalt im Stillen ernstlich vorzustehen, sondern auch durch öffentliche Mittheilungen in's Ganze zu wirken. Dichter, Schauspieler, Direction und Publicum werden sich immer mehr untereinander verständigen und im Genuß des Augenblicks nicht vergessen was die Vorfahren geleistet. Nur auf ein Repertorium, welches ältere Stücke enthält, kann sich eine Nationalbühne gründen. Möge Nachstehendes eine günstige Aufnahme erfahren und so des Verfassers Muth belebt werden, mit ähnlichen Aeußerungen nach und nach hervorzutreten.

Ein Vorsatz Schillers
und was daraus erfolgt.

Als der verewigte Schiller durch die Huld des Hofs, die Gunst der Gesellschaft, die Neigung der Freunde

bewogen ward, seinen Jenaischen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen, und der Eingezogenheit zu entsagen der er sich bisher ausschließlich gewidmet hatte; da war ihm besonders die Weimarische Bühne vor Augen und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten.

Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter; sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungskraft, seine dichterische Thätigkeit, führten ihn in's Weite und Breite, und so leidenschaftlich er auch hierbei verfuhr, konnte doch bei längerer Erfahrung seinem Scharfblick nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen müßten.

In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit welcher Anhaltsamkeit und entschiedener Richtung er sich mit Wallenstein beschäftigte. Dieser vor seinem Genie sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannichfaltigste Weise aufgestellt, verknüpft, ausgeführt, bis er sich zuletzt genöthigt sah, das Stück in drey Theile zu theilen, wie es darauf erschien; und selbst nachher ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Ganzen wirken möchten; da denn die Folge war, daß der Tod Wallensteins auf allen Bühnen und öfter, das

Lager und die Piccolomini nicht überall und seltner gegeben wurden.

Don Carlos war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Plane unbegränzt zu Werke ging, bei einer spätern Redaction seiner Arbeiten zum theatralischen Zweck, durch Ueberzeugung den Muth besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr in einem gewissen Zeitraume vorübergehen. Alles andere gab er auf, und doch hat er sich nie in den Raum von drey Stunden einschließen können.

Die Räuber, Cabale und Liebe, Fiesco, Productionen genialer jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungsdruck, hatten bei der Vorstellung, die besonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müssen. Ueber alle dachte er nach, ob es nicht möglich würde, sie einem mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnlichen. Er pflog hierüber mit sich selbst in langen schlaflosen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umständlichen Rath.

Hätte jene Berathungen ein Geschwindschreiber aufbewahrt, so würde man ein merkwürdiges Beispiel pro-

ductiver Kritik beſitzen. Um deſto angenehmer wird Einſichtigen die Selbſtunterhaltung Schillers über den projectirten und angefangenen Demetrius entgegen kommen, welches ſchöne Document prüfenden Erſchaffens uns im Gefolg ſeiner Werke aufbewahrt iſt. Jene oben benannten drey Stücke jedoch wollte man nicht anrühren, weil das daran Mißfällige ſich zu innig mit Gehalt und Form verwachſen befand, und man ſie daher auf gut Glück der Folgezeit, wie ſie einmal aus einem gewaltſamen Geiſt entſprungen waren, überliefern mußte.

Schiller hatte nicht lange, in ſo reifen Jahren, einer Reihe von theatraliſchen Vorſtellungen beigewohnt, als ſein thätiger, die Umſtände erwägender Geiſt, in's Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eigenen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne; und ſo entwarf er einen Plan, wie dem deutſchen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleiſtet worden. Der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt ſolcher Werke ſollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geiſt der Gegenwart gemäß wäre. Aus dieſen Betrachtungen entſtand in ihm der Vorſatz, Ausruheſtunden, die ihm von eignen Arbeiten übrig blieben, in Geſellſchaft übereindenkender Freunde planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende

Stücke bearbeitet, und ein Deutsches Theater herausgegeben würde, sowohl für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, den oft leichten Erzeugnissen des Tags einen festen alterthümlichen Grund ohne große Anstrengung unterlegen zu können.

Damit nun aber das Deutsche Theater auf ächt deutschen Boden gegründet werden möge, war Schillers Absicht, zuerst die Herrmanns Schlacht von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen und erregte schon bei dem ersten Anblick manches Bedenken. Schillers Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frei und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurück gelegt. Die Kritik auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte bedarf keines Winkes, um die Bestimmungsgründe zu entfalten.

Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl, als Minna von Barnhelm, in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaction, wobei er die Kunstfreunde gern einwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig und wird sich lange erhal-

ten, weil ſich immer tüchtige Schauſpieler finden werden, die ſich der Rolle Nathans gewachſen fühlen. Möge doch die bekannte Erzählung, glücklich dargeſtellt, das deutſche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird um zu ſchauen, ſondern auch um zu hören und zu vernehmen. Möge zugleich das darin ausgeſprochene göttliche Duldungs- und Schonungs-Gefühl der Nation heilig und werth bleiben.

Die Gegenwart des vortrefflichen Iffland (1796) gab Gelegenheit zu Abkürzung Egmonts wie das Stück noch bei uns und an einigen Orten gegeben wird. Daß auch Schiller bei ſeiner Redaction grauſam verfahren, davon überzeugt man ſich bei Vergleichung nachſtehender Scenenfolge mit dem gedruckten Stücke ſelbſt. Die perſönliche Gegenwart der Regentin z. E. vermißt unſer Publicum ungern, und doch iſt in Schillers Arbeit eine ſolche Conſequenz, daß man nicht gewagt hat ſie wieder einzulegen, weil andere Mißverhältniſſe in die gegenwärtige Form ſich einſchleichen würden.

Egmont.

Erſter Aufzug.

Auf einem freien Platze Armbruſtſchießen. Bei Gelegenheit, daß Einer von Egmonts Leuten durch den beſten Schuß ſich zum Schützenkönige erhebt, ſeine Geſundheit, ſo wie die Geſundheiten der Herrſchaften getrunken werden, kommen die öffentlichen Angelegen-

heiten zur Sprache, nebſt den Charakteren der höchſten und hohen Perſonen. Die Geſinnungen des Volks offenbaren ſich. Andre Bürger treten auf; man wird von den entſtandenen Unruhen unterrichtet. Zu ihnen geſellt ſich ein Advocat, der die Privilegien des Volks zur Sprache bringt; hieraus entſtehen Zwieſpalt und Händel; Egmont tritt auf, beſänftigt die Männer, und bedroht den Rabuliſten. Er zeigt ſich als beliebter und geehrter Fürſt.

Zweyter Aufzug.

Egmont und ſein Geheimſchreiber, bei deſſen Vorträgen die liberale, freie, kühne Denkart des Helden ſich offenbart. Hierauf ſucht Oranien ſeinem Freunde Vorſicht einzuflößen, aber vergebens, und, da man die Ankunft des Herzogs Alba vernimmt, ihn zur Flucht zu bereden; abermals vergebens.

Dritter Aufzug.

Die Bürger in Furcht des Bevorſtehenden, der Rabuliſt weiſſagt Egmonts Schickſal, die ſpaniſche Wache tritt auf, das Volk ſtiebt auseinander.

In einem bürgerlichen Zimmer finden wir Klärchen mit ihrer Liebe zu Egmont beſchäftigt. Sie ſucht die Neigung ihres Liebhabers Brackenburg abzulehnen; fährt fort in Freud' und Leid an ihr Verhältniß mit Egmont zu denken; dieſer tritt ein, und nun iſt nichts anderes als Liebe und Luſt.

dafür; nach dem Wunſche des hieſigen Publicums darf ſie nicht fehlen.

Da wir bei den gegenwärtigen Betrachtungen nicht chronologiſch, ſondern nach andern Rückſichten verfahren, und vorzüglich Verfaſſer und Redacteur im Auge behalten, ſo wenden wir uns zu Stella, welche Schillern gleichfalls ihre Erſcheinung auf dem Theater verdankt. Da das Stück an ſich ſelbſt ſchon einen regelmäßigen ruhigen Gang hat, ſo ließ er es in allen ſeinen Theilen beſtehen, verkürzte nur hie und da den Dialog, beſonders wo er aus dem Dramatiſchen in's Idylliſche und Elegiſche überzugehen ſchien. Denn wie in einem Stück zu viel geſchehen kann, ſo kann auch darin zu viel Empfundenes ausgeſprochen werden. Und ſo ließ ſich Schiller durch ſo manche angenehme Stelle nicht verführen, ſondern ſtrich ſie weg. Sehr gut beſetzt, ward das Stück den 15 Januar 1806 zum erſtenmal gegeben, und ſodann wiederholt; allein bei aufmerkſamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unſern Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet ſind, das Verhältniß eines Mannes zu zwey Frauen, beſonders wie es hier zur Erſcheinung kommt, nicht zu vermitteln ſey, und ſich daher vollkommen zur Tragödie qualificire. Fruchtlos blieb deßhalb jener Verſuch der verſtändigen Cäcilie, das Mißverhältniß in's Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragiſche Wendung

Sich ſelbſt zu loben iſt ein Fehler,
Doch jeder thut's, der etwas Gutes thut;
Und iſt er dann in Worten kein Verhehler,
Das Gute bleibt doch immer gut.

Laßt doch, ihr Narren, doch die Freude
Dem Weiſen, der ſich weiſe hält,
Daß er, ein Narr wie ihr, vergeude
Den abgeſchmackten Dank der Welt.

und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht. Gegenwärtig ist das Stück ganz vollkommen besetzt, so daß nichts zu wünschen übrig bleibt, und erhielt daher das Letztemal ungetheilten Beifall.

Doch würde eine solche allgemeine Versicherung Schaubühnen, welche dieses Stück aufzuführen gedächten, von weiter keinem Nutzen seyn, deßwegen wir über das Einzelne die nöthigen Bemerkungen hinzufügen:

Die Rolle des Fernando wird jeder nicht gar zu junge Mann, der Helden- und erste Liebhaber-Rollen zu spielen berufen ist, gern übernehmen, und die leidenschaftliche Verlegenheit in die er sich gesetzt sieht, mit mannichfaltiger Steigerung auszudrücken suchen.

Die Besetzung der Frauenzimmerrollen ist schon schwieriger: es sind deren fünf, von abgestuften, sorgfältig unterschiedenen Charakteren. Die Schauspielerin, welche die Rolle der Stella übernimmt, muß uns eine unzerstörliche Neigung, ihre heiße Liebe, ihren glühenden Enthusiasmus nicht allein darstellen, sie muß uns ihre Gefühle mittheilen, uns mit sich fortreißen.

Cäcilie wird das anfänglich schwach und gedrückt Scheinende bald hinter sich lassen, und als eine freie Gemüths- und Verstands-Heldin vor uns im größten Glanz erscheinen.

Lucie soll einen Charakter vorstellen, der sich in

einem behaglichen Leben frei gebildet hat und den äußern Druck der auf sie eindringt nicht empfindet, ja abstößt. Keine Spur von Naseweisheit oder Dünkel darf erscheinen.

Die Postmeisterin ist keine zänkische Alte; sie ist eine junge, heitere, thätige Witwe, die nur wieder heirathen möchte, um besser gehorcht zu seyn.

Aennchen. Es ist zu wünschen, daß dieses ein kleines Kind sey; in dem Munde eines solchen, wenn es deutlich spricht, nimmt sich die Entschiedenheit dessen was es zu sagen hat sehr gut aus. Kann man diese Figuren dergestalt abstufen, so wird die Tragödie ihre Wirkung nicht verfehlen.

Der erste Act, der das äußere Leben vorstellt, muß außerordentlich gut eingelernt seyn, und selbst die unbedeutendsten Handlungen sollen ein gewisses ästhetisches Geschick verrathen; wie denn auch das zweymal ertönende Posthorn kunstmäßig eine angenehme Wirkung thun sollte.

So ist denn auch der Verwalter keineswegs durch einen geringen Acteur zu besetzen, sondern ein vorzüglicher Schauspieler, der die Rolle der ernst zärtlichen Alten spielt, zu diesem Liebesdienst einzuladen.

Bedenkt man die unglaublichen Vortheile, die der Componist hat, der alle seine Wünsche und Absichten mit tausend Worten und Zeichen in die Partitur einschließen und sie jedem Kunstausübenden verständlich

machen kann, so wird man dem dramatischen Dichter auch verzeihen, wenn er das was er zum Gelingen seiner Arbeit für unumgänglich nöthig hält, den Directionen und Regien an's Herz zu legen trachtet.

•

Die Laune des Verliebten ward im März 1805 auf's Theater gebracht, eben als diese kleine Production 40 Jahre alt war. Hier kommt alles auf die Rolle der Egle an. Findet sich eine gewandte Schauspielerin, die den Charakter völlig ausdrückt, so ist das Stück geborgen und wird gern gesehen. Eine unsrer heitern und angenehmen Schauspielerinnen, die sich nach Breslau begab, brachte es auf das dortige Theater. Ein geistreicher Mann ergriff den Sinn des Charakters, und verfaßte einige Stücke dieser Individualität zu Liebe. Auch wird es in Berlin gegenwärtig gern gesehen.

Hier mag eine Bemerkung Platz finden, die, wohl beachtet, den Directionen Vortheil bringen wird. Untersucht man genau, warum gewisse Stücke, denen einiges Verdienst nicht abzusprechen ist, entweder gar nicht auf's Theater kommen, oder, wenn sie eine Zeit lang guten Eindruck darauf gemacht, nach und nach verschwinden, so findet sich, daß die Ursache weder am Stücke, noch am Publicum liege, sondern daß die erforderliche Persönlichkeit des Schauspielers fehlt. Es ist daher sehr wohl gethan, wenn man Stücke nicht ganz

bei Seite legt, oder ſie aus dem Repertorium wegſtreicht. Man behalte ſie beſtändig im Auge, ſollte man ſie auch Jahre lang nicht geben können. Kommt die Zeit, daß ſie wieder vollkommen zu beſetzen ſind, ſo wird man eine gute Wirkung nicht verfehlen.

So würde z. E. das deutſche Theater eine groſſe Veränderung erleiden, wenn eine Figur, wie die berühmte Seilerin, mit einem ächten, unſrer Zeit gemäß ausgebildeten Talent erſchiene; geſchwind würden Medea, Semiramis, Cleopatra, Agrippina, und andere Heldinnen, die man ſich koloſſal denken mag, aus dem Grabe auferſtehen, andere Rollen daneben würden umgeſchaffen werden. Man denke ſich eine ſolche Figur als Orſina, und Emilie Galotti iſt ein ganz andres Stück; der Prinz iſt entſchuldigt, ſobald man anerkennt, daß ihm eine ſolche gewaltſame herriſche Figur zur Laſt fallen müſſe.

Wir wenden uns nun zu den Mitſchuldigen. Daß dieſes Stück einiges theatraliſche Verdienſt habe, läßt ſich auch daraus abnehmen, daß es zu einer Zeit, wo es den deutſchen Schauſpielern noch vor Rhythmen und Reimen bangte, erſchienen, in Proſa überſetzt, aufs Theater gebracht werden, wo es ſich freilich nicht erhalten konnte, weil ihm ein Hauptbeſtandtheil, das Sylbenmaß und der Reim fehlte. Nunmehr aber, da beides den Schauſpielern geläufiger ward, konnte man auch dieſen Verſuch wagen. Man nahm dem Stück

einige Härten, erneuerte das Veraltete, und so erhält es sich noch immer bei vortheilhafter Besetzung. Es kam sogleich mit der Laune des Verliebten im März 1805 auf die Bühne. Schiller war bei den Vorstellungen beirathig, aber erlebte nicht, daß wir im September desselben Jahres mit dem Räthsel auftraten, welches viel Glück machte, dessen Verfasser aber lange unbekannt bleiben wollte, nachher aber eine Fortsetzung herausgab, welche Stücke sich sämmtlich einander halten und tragen.

Man versäume ja nicht auf dem deutschen Theater, wo es ohnehin sehr bunt aussieht, Stücke von ähnlichem Sinn und Ton neben einander zu stellen, um wenigstens den verschiedenen Abtheilungen dramatischer Erzeugnisse eine gewisse Breite zu geben.

•

Iphigenia kam nicht ohne Abkürzung schon 1802 auf die Weimarische Bühne. Tasso, nach langer stiller Vorbereitung, erst 1807. Beide Stücke erhalten sich, durch die höchst vorzüglichen, zu den Rollen vollkommen geeigneten Schauspieler und Schauspielerinnen.

•

Wir sprechen zuletzt von dem im September 1804 zum erstenmal auf dem Theater erschienenen Götz von Berlichingen. Obgleich Schiller diese neue Bearbeitung selbst nicht übernehmen wollte, so wirkte er doch

dabei treulich mit und wußte durch seine kühnen Entschließungen dem Verfasser manche Abkürzung zu erleichtern, und war mit Rath und That vom ersten Anfange bis zur Vorstellung einwirkend. Da es auf wenigen Theatern aufgeführt wird, so möchte wohl hier der Gang des Stücks kürzlich zu erzählen, und die Grundsätze, nach welchen auch diese Redaction bewirkt worden, im Allgemeinen anzudeuten seyn.

Erster Aufzug.

Indem von einigen Bauern Bambergische Knechte in der Herberge verhöhnt worden, erfährt man die Feindseligkeiten, in welchen Götz mit dem Bischof begriffen ist. Einige diesem Ritter zugethane Reiter kommen hinzu, und erfahren, daß Weislingen, des Bischofs rechte Hand, sich in der Nähe befindet. Sie eilen, es ihrem Herrn zu melden.

Der lauernde Götz erscheint vor einer Waldhütte; ein Stalljunge, Georg, kündigt sich als künftigen Helden an. Bruder Martin beneidet den Krieger, Gatten und Vater. Die Knechte kommen meldend, Götz eilt fort, und der Knabe läßt sich durch ein Heiligenbild beschwichtigen.

Auf Jarthausen, Götzens Burg, finden wir dessen Frau, Schwester und Sohn. Jene zeigt sich als tüchtige Ritterfrau, die andere als zartfühlend; der Sohn weichlich. Man meldet, Weislingen sey gefangen,

und Götz bringe ihn heran. Die Frauen entfernen sich; beide Ritter treten auf; durch Götzens treuherziges Benehmen und die Erzählung alter Geschichten, wird Weislingen gerührt. Marie und Karl treten ein, das Kind lädt zu Tische, Marie zur Freundschaft; die Ritter geben sich die Hände, Marie steht zwischen ihnen.

Zweyter Aufzug.

Marie und Weislingen treten ein, ihr Verhältniß hat sich geknüpft, Götz und Elisabeth erscheinen, man beschäftigt sich mit Planen und Hoffnungen. Weislingen fühlt sich glücklich in seinen neuen Verhältnissen. Franz, Weislingens Knabe, kommt von Bamberg und erregt alte Erinnerungen, so wie ein neues Phantasiebild der gefährlichen Adelheid von Walldorf. Seine Leidenschaft für diese Dame ist nicht zu verkennen, und man fängt an zu fürchten, er werde seinen Herrn mit fortreißen.

Hans von Selbiz kommt und stellt sich der wackern Hausfrau Elisabeth als einen lustig fahrenden Ritter dar. Götz heißt ihn willkommen; die Nachricht, daß Nürnberger Kaufleute auf die Messe ziehen, läuft ein; man zieht fort. Im Walde finden wir die Nürnberger Kaufleute; sie werden überfallen, beraubt. Durch Georg erfährt Götz, daß Weislingen sich umgekehrt habe. Götz will seinen Verdruß an den gefangenen Kaufleuten ausüben, gibt aber gerührt ein Schmuckkäst-

käſtchen zurück, welches ein Bräutigam ſeiner Braut bringen will: denn Götz bedenkt traurig, daß er ſeiner Schweſter den Verluſt des Bräutigams anzeigen müſſe.

Dritter Aufzug.

Zwey Kaufleute erſcheinen im Luſtgarten zu Augsburg. Maximilian verdrießlich, weiſt ſie ab; Weislingen macht ihnen Hoffnung, und bedient ſich der Gelegenheit, den Kaiſer gegen Götz und andere unruhige Ritter einzunehmen.

Hierauf entwickelt ſich das Verhältniß zwiſchen Weislingen und ſeiner Gemahlin Adelheid, die ihn nöthigt, unbedingt ihre Weltzwecke zu begünſtigen. Die wachſende Leidenſchaft des Edelknaben zu ihr, die buhleriſchen Künſte ihn anzulocken, ſprechen ſich aus. Wir werden nach Jarthauſen verſetzt. Sickingen wirbt um Marie; Selbitz bringt Nachricht, daß Götz in die Acht erklärt ſey. Man greift zu den Waffen. Lerſe kündigt ſich an; Götz nimmt ihn freudig auf.

Wir werden auf einen Berg geführt, weite Ausſicht, verfallene Warte, Burg und Felſen. Eine Zigeuner-Familie, durch den Kriegszug beunruhigt, exponirt ſich und knüpft die folgenden Scenen aneinander. Der Hauptmann des Executionstrupps kommt an, gibt ſeine Befehle, macht ſich's bequem. Die Zigeuner ſchmeicheln ihm.

Georg überfällt die Höhe, Selbiz wird verwundet herauf gebracht, von Reichsknechten angefallen, von Lerse befreit, von Götz besucht.

Vierter Aufzug.

Jarthausen. Marie und Sickingen, dazu der siegreiche Götz; er muß befürchten sich eingeschlossen zu sehen; Marie und Sickingen werden getraut, und müssen von der Burg scheiden. Aufforderung, Belagerung, tapfere Gegenwehr, Familientisch; Lerse bringt Nachricht von einer Capitulation; Verrath.

Weislingens und Adelheidens Wohnung in Augsburg. Nacht. Weislingen verdrießlich, Maskenzug Adelheidens. Es läßt sich bemerken, daß es bei diesem Fest auf den Erzherzog abgesehen sey; den eifersüchtigen Franz weiß sie zu beschwichtigen, und ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen.

Wirthshaus zu Heilbronn. Rathhaus daselbst. Götzens Kühnheit und Trotz. Sickingen befreit ihn; die bekannten Scenen sind geblieben.

Fünfter Aufzug.

Wald. Götz mit Georg auf dem Anstande, einem Wilde auflauernd. Hier im Freien wird schmerzlich bemerkt, daß Götz nicht über seine Gränze hinaus darf. Man erfährt nun das Unheil des Bauernkriegs. Das wilde Ungethüm rückt sogar heran. Mar Strumpf, den sie sich zum Führer mitgeschleppt haben, weiß sich

loszuſagen. Götz, halb überredet, halb genöthigt, gibt nach; erklärt ſich als ihr Hauptmann auf vier Wochen und bricht ſeinen Bann. Die Bauern entzweyen ſich, und der Teufel iſt los.

Weislingen erſcheint an der Spitze von Rittern und Kriegsvolk, gegen die Aufrührer ziehend, vorzüglich aber um Götzen habhaft zu werden, und ſich vom leidigen Gefühl der Subalternität zu befreien. Zu ſeiner Gemahlin ſteht er im ſchlimmſten Verhältniſſe; Franzens entſchiedene Leidenſchaft zu ihr offenbart ſich immer mehr. Götz und Georg in der traurigen Lage mit Aufrührern verbunden zu ſeyn. Das heimliche Gericht kündigt ſich an. Götz flüchtet zu den Zigeunern und wird von Bundestruppen gefangen genommen.

Adelheidens Schloß. Die Verführerin trennt ſich von dem beglückten Knaben, nachdem ſie ihn verleitet hat, ihrem Gemahl Gift zu bringen. Ein Geſpenſt nimmt bald ſeinen Platz ein, und eine wirkſame Scene erfolgt. Aus dieſen nächtlichen Umgebungen werden wir in einen heitern Frühlingsgarten verſetzt; Marie ſchläft in einer Blumenlaube; Lerſe tritt zu ihr, und bewegt ſie, von Weislingen des Bruders Leben zu erflehen.

Weislingens Schloß. Der Sterbende, ſodann Marie und Franz. Götzens Todesurtheil wird ver-

Glaubſt du denn: von Mund zu Ohr
Sey ein redlicher Gewinnſt?
Ueberliefrung, o du Thor,
Iſt auch wohl ein Hirngeſpinnſt!
Nun geht erſt das Urtheil an;
Dich vermag aus Glaubensketten
Der Verſtand allein zu retten,
Dem du ſchon Verzicht gethan.

nichtet, und wir finden den ſcheidenden Helden im Gärtchen des Gefangenwärters.

Die Maximen der frühern Redactionen wurden auch hier abermals angewendet. Man verminderte die Scenen-Veränderungen, gewann mehr Raum zu Entwickelung der Charaktere, ſammelte das Darzuſtellende in größere Maſſen, und näherte mit vielen Aufopferungen das Stück einer ächten Theatergeſtalt. Warum es aber auch in dieſer Form ſich auf der deutſchen Bühne nicht verbreitet hat, hierüber wird man ſich in der Folge zu verſtändigen ſuchen; ſo wie man nicht abgeneigt iſt, von der Aufnahme der Theaterſtücke mehrerer deutſchen Autoren, deren Behandlung und Erhaltung auf der Bühne, Rechenſchaft zu geben.

Sollten jedoch dieſe Aeußerungen eine günſtige Aufnahme finden, ſo iſt man Willens, zuerſt über die Einführung ausländiſcher Stücke, wie ſie auf dem Weimariſchen Theater ſtattgefunden, ſich zu erklären. Dergleichen ſind griechiſche und gräciſirende, franzöſiſche, engliſche, italiäniſche und ſpaniſche Stücke; ferner Terenziſche und Plautiniſche Komödien, wobei man Masken angewendet.

Am nöthigſten wäre vielleicht ſich über Shakſpeare zu erklären und das Vorurtheil zu bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das deutſche Theater

bringen müſſe. Dieſe falſche Maxime hat die ältern Schröderſchen Bearbeitungen verdrängt, und neue zu gedeihen verhindert.

Es muß mit Gründen, aber laut und kräftig ausgeſprochen werden, daß, in dieſem Falle wie in ſo manchem andern, der Leſer ſich vom Zuſchauer und Zuhörer trennen müſſe; jeder hat ſeine Rechte, und keiner darf ſie dem andern verkümmern.

Shakſpeare und kein Ende.

Es iſt über Shakſpeare ſchon ſo viel geſagt, daß es ſcheinen möchte, als wäre nichts mehr zu ſagen übrig; und doch iſt dieß die Eigenſchaft des Geiſtes, daß er den Geiſt ewig anregt. Dießmal will ich Shakſpeare von mehr als Einer Seite betrachten, und zwar erſtens als Dichter überhaupt; ſodann verglichen mit den Alten und den Neueſten; und zuletzt als eigentlichen Theater-Dichter. Ich werde zu entwickeln ſuchen, was die Nachahmung ſeiner Art auf uns gewirkt, und was ſie überhaupt wirken kann. Ich werde meine Beiſtimmung zu dem was ſchon geſagt iſt dadurch geben, daß ich es allenfalls wiederhole, meine Abſtimmung aber kurz und poſitiv ausdrücken, ohne mich in Streit und Widerſpruch zu verwickeln. Hier ſey alſo von jenem erſten Punkt zuvörderſt die Rede.

I.

Shakſpeare als Dichter überhaupt.

Das Höchſte wozu der Menſch gelangen kann, iſt das Bewußtſeyn eigner Geſinnungen und Gedanken, das

Erkennen ſeiner ſelbſt, welches ihm die Einleitung gibt, auch fremde Gemüthsarten zu durchſchauen. Nun gibt es Menſchen, die mit einer natürlichen Anlage hiezu geboren ſind und ſolche durch Erfahrung zu praktiſchen Zwecken ausbilden. Hieraus entſteht die Fähigkeit, der Welt und den Geſchäften im höhern Sinn etwas abzugewinnen. Mit jener Anlage nun wird auch der Dichter geboren, nur daß er ſie nicht zu unmittelbaren, irdiſchen Zwecken, ſondern zu einem höhern, geiſtigen, allgemeinen Zweck ausbildet. Nennen wir nun Shakſpeare einen der größten Dichter, ſo geſtehen wir zugleich, daß nicht leicht jemand die Welt ſo gewahrte wie er, daß nicht leicht jemand, der ſein inneres Anſchauen ausſprach, den Leſer in höherm Grade mit in das Bewußtſeyn der Welt verſetzt. Sie wird für uns völlig durchſichtig: wir finden uns auf einmal als Vertraute der Tugend und des Laſters, der Größe, der Kleinheit, des Adels, der Verworfenheit, und dieſes alles, ja noch mehr, durch die einfachſten Mittel. Fragen wir aber nach dieſen Mitteln, ſo ſcheint es, als arbeite er für unſre Augen; aber wir ſind getäuſcht. Shakſpeare's Werke ſind nicht für die Augen des Leibes. Ich will mich zu erklären ſuchen.

Das Auge mag wohl der klarſte Sinn genannt werden, durch den die leichteſte Ueberlieferung möglich iſt. Aber der innere Sinn iſt noch klärer, und zu ihm gelangt die höchſte und ſchnellſte Ueberlieferung durch's Wort;

denn dieſes iſt eigentlich fruchtbringend, wenn das, was wir durch's Auge auffaſſen, an und für ſich fremd und keineswegs ſo tiefwirkend vor uns ſteht. Shakſpeare nun ſpricht durchaus an unſern innern Sinn: durch dieſen belebt ſich ſogleich die Bilderwelt der Einbildungskraft, und ſo entſpringt eine vollſtändige Wirkung, von der wir uns keine Rechenſchaft zu geben wiſſen; denn hier liegt eben der Grund von jener Täuſchung, als begebe ſich alles vor unſern Augen. Betrachtet man aber die Shakſpeare'ſchen Stücke genau, ſo enthalten ſie viel weniger ſinnliche That, als geiſtiges Wort. Er läßt geſchehen, was ſich leicht imaginiren läßt, ja, was beſſer imaginirt als geſehen wird. Hamlets Geiſt, Macbeths Heren, manche Grauſamkeiten erhalten ihren Werth durch die Einbildungskraft, und die vielfältigen kleinen Zwiſchenſcenen ſind bloß auf ſie berechnet. Alle ſolche Dinge gehn bei'm Leſen leicht und gehörig an uns vorbei, da ſie bei der Vorſtellung laſten und ſtörend, ja widerlich erſcheinen.

Durch's lebendige Wort wirkt Shakſpeare, und dieß läßt ſich bei'm Vorleſen am beſten überliefern: der Hörer wird nicht zerſtreut, weder durch ſchickliche noch unſchickliche Darſtellung. Es gibt keinen höhern Genuß und keinen reinern, als ſich mit geſchloſſenen Augen, durch eine natürlich richtige Stimme ein Shakſpeare'ſches Stück nicht declamiren, ſondern recitiren zu laſſen. Man folgt dem ſchlichten Faden, an dem er die Ereig-

niſſe abſpinnt. Nach der Bezeichnung der Charaktere bilden wir uns zwar gewiſſe Geſtalten, aber eigentlich ſollen wir durch eine Folge von Worten und Reden erfahren was im Innern vorgeht, und hier ſcheinen alle Mitſpielenden ſich verabredet zu haben, uns über nichts im Dunkeln, im Zweifel zu laſſen. Dazu conſpiriren Helden und Kriegsknechte, Herren und Sclaven, Könige und Boten, ja die untergeordneten Figuren wirken hier oft thätiger, als die Hauptgeſtalten. Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte ſäuſelt, was in Momenten ungeheurer Ereigniſſe ſich in dem Herzen der Menſchen verbirgt, wird ausgeſprochen; was ein Gemüth ängſtlich verſchließt und verſteckt wird hier frei und flüſſig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens, und wiſſen nicht wie.

Shakſpeare geſellt ſich zum Weltgeiſt; er durchdringt die Welt, wie jener, beiden iſt nichts verborgen; aber wenn des Weltgeiſts Geſchäft iſt, Geheimniſſe vor, ja oft nach der That zu bewahren, ſo iſt es der Sinn des Dichters, das Geheimniß zu verſchwätzen, und uns vor, oder doch gewiß in der That zu Vertrauten zu machen. Der laſterhafte Mächtige, der wohldenkende Beſchränkte, der leidenſchaftlich Hingeriſſene, der ruhig Betrachtende, Alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrſcheinlichkeit; jederman iſt redſam und redſelig. Genug, das Geheimniß muß heraus und ſollten es die Steine verkünden. Selbſt das Unbelebte

drängt ſich hinzu, alles Untergeordnete ſpricht mit, die Elemente, Himmel-, Erd- und Meer-Phänomene, Donner und Blitz; wilde Thiere erheben ihre Stimme, oft ſcheinbar als Gleichniß, aber ein wie das andere Mal mithandelnd.

Aber auch die civiliſirte Welt muß ihre Schätze hergeben; Künſte und Wiſſenſchaften, Handwerke und Gewerbe, alles reicht ſeine Gaben dar. Shakſpeare's Dichtungen ſind ein großer belebter Jahrmarkt, und dieſen Reichthum hat er ſeinem Vaterlande zu danken.

Ueberall iſt England, das meerumfloſſene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit, und ſtellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar; ja er würde nicht ſo ſehr auf uns wirken, wenn er ſich nicht ſeiner lebendigen Zeit gleich geſtellt hätte. Niemand hat das materielle Coſtume mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menſchen-Coſtume, und hier gleichen ſich Alle. Man ſagt, er habe die Römer vortrefflich dargeſtellt; ich finde es nicht; es ſind lauter eingefleiſchte Engländer, aber freilich Menſchen ſind es, Menſchen von Grund aus, und denen paßt wohl auch die römiſche Toga. Hat man ſich einmal hierauf eingerichtet, ſo findet man ſeine Anachroniſmen höchſt lebenswürdig, und gerade, daß er gegen das äußere Coſtume verſtößt, das iſt es, was ſeine Werke ſo lebendig macht.

Und ſo ſey es genug an dieſen wenigen Worten, wodurch Shakſpeare's Verdienſt keineswegs erſchöpft iſt. Seine Freunde und Verehrer werden noch manches hinzuzuſetzen haben. Doch ſtehe noch eine Bemerkung hier: ſchwerlich wird man einen Dichter finden, deſſen einzelnen Werken jedesmal ein anderer Begriff zu Grunde liegt und im Ganzen wirkſam iſt, wie an den ſeinigen ſich nachweiſen läßt.

So geht durch den ganzen Coriolan der Aerger durch, daß die Volksmaſſe den Vorzug der Beſſern nicht anerkennen will. Im Cäſar bezieht ſich alles auf den Begriff, daß die Beſſern den oberſten Platz nicht wollen eingenommen ſehen, weil ſie irrig wähnen, in Geſammtheit wirken zu können. Antonius und Cleopatra ſpricht mit tauſend Zungen, daß Genuß und That unverträglich ſey. Und ſo würde man bei weiterer Unterſuchung ihn noch öfter zu bewundern haben.

II.

Shakſpeare, verglichen mit den Alten und Neueſten.

Das Intereſſe, welches Shakſpeare's großen Geiſt belebt, liegt innerhalb der Welt, denn wenn auch Wahrſagung und Wahnſinn, Träume, Ahnungen, Wunderzeichen, Feen und Gnomen, Geſpenſter, Unholde und Zauberer ein magiſches Element bilden, das zur rechten

Zeit ſeine Dichtungen durchſchwebt, ſo ſind doch jene Truggeſtalten keineswegs Hauptingredienzien ſeiner Werke, ſondern die Wahrheit und Tüchtigkeit ſeines Lebens iſt die große Baſe, worauf ſie ruhen; deßhalb uns alles was ſich von ihm herſchreibt, ſo ächt und kernhaft erſcheint. Man hat daher ſchon eingeſehen, daß er nicht ſowohl zu den Dichtern der neuern Welt, welche man die romantiſche genannt hat, ſondern vielmehr zu jenen der naiven Gattung gehöre, da ſein Werth eigentlich auf der Gegenwart ruht, und er kaum auf der zarteſten Seite, ja nur mit der äußerſten Spitze an die Sehnſucht gränzt.

Deß ungeachtet aber iſt er, näher betrachtet, ein entſchieden moderner Dichter, von den Alten durch eine ungeheure Kluft getrennt, nicht etwa der äußern Form nach, welche hier ganz zu beſeitigen iſt, ſondern dem innerſten tiefſten Sinne nach.

Zuvörderſt aber verwahre ich mich und ſage, daß keineswegs meine Abſicht ſey, nachfolgende Terminologie als erſchöpfend und abſchließend zu gebrauchen; vielmehr ſoll es nur ein Verſuch ſeyn, zu andern, uns ſchon bekannten Gegenſätzen, nicht ſowohl einen neuen hinzuzufügen, als, daß er ſchon in jenen enthalten ſey, anzudeuten. Dieſe Gegenſätze ſind:

Antik.	Modern.
Naiv.	Sentimental.
Heidniſch.	Chriſtlich.

Heldenhaft.	Romantiſch.
Real.	Ideal.
Nothwendigkeit.	Freiheit.
Sollen.	Wollen.

Die größten Qualen, ſo wie die meiſten, welchen der Menſch ausgeſetzt ſeyn kann, entſpringen aus den einem Jeden inwohnenden Mißverhältniſſen zwiſchen Sollen und Wollen, ſodann aber zwiſchen Sollen und Vollbringen, Wollen und Vollbringen, und dieſe ſind es, die ihn auf ſeinem Lebensgange ſo oft in Verlegenheit ſetzen. Die geringſte Verlegenheit, die aus einem leichten Irrthum, der unerwartet und ſchadlos gelöſet werden kann, entſpringt, gibt die Anlage zu lächerlichen Situationen. Die höchſte Verlegenheit hingegen, unauflöslich oder unaufgelöſt, bringt uns die tragiſchen Momente dar.

Vorherrſchend in den alten Dichtungen iſt das Unverhältniß zwiſchen Sollen und Vollbringen, in den neuern zwiſchen Wollen und Vollbringen. Man nehme dieſen durchgreifenden Unterſchied unter die übrigen Gegenſätze einſtweilen auf, und verſuche, ob ſich etwas damit leiſten laſſe. Vorherrſchend, ſagte ich, ſind in beiden Epochen bald dieſe, bald jene Seite; weil aber Sollen und Wollen im Menſchen nicht radical getrennt werden kann, ſo müſſen überall beide Anſichten zugleich, wenn ſchon die eine vorwaltend und die andere untergeordnet gefunden werden. Das Sollen wird dem Men-

Und wer franzet oder brittet,
Italiänert oder teutſchet,
Einer will nur wie der andre
Was die Eigenliebe heiſchet.

Denn es iſt kein Anerkennen,
Weder vieler, noch des Einen,
Wenn es nicht am Tage fördert
Wo man ſelbſt was möchte ſcheinen.

Morgen habe denn das Rechte
Seine Freunde wohlgeſinnet,
Wenn nur heute noch das Schlechte
Vollen Platz und Gunſt gewinnet.

Wer nicht von dreytauſend Jahren
Sich weiß Rechenſchaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

ſchen auferlegt, das Muß iſt eine harte Nuß; das Wollen legt der Menſch ſich ſelbſt auf, des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich. Ein beharrendes Sollen iſt läſtig, Unvermögen des Vollbringens fürchterlich, ein beharrliches Wollen erfreulich, und bei einem feſten Willen kann man ſich ſogar über das Unvermögen des Vollbringens getröſtet ſehen.

Betrachte man als eine Art Dichtung die Kartenſpiele; auch dieſe beſtehen aus jenen beiden Elementen. Die Form des Spiels, verbunden mit dem Zufalle, vertritt hier die Stelle des Sollens, gerade wie es die Alten unter der Form des Schickſals kannten; das Wollen, verbunden mit der Fähigkeit des Spielers, wirkt ihm entgegen. In dieſem Sinn möchte ich das Whiſtſpiel antik nennen. Die Form dieſes Spiels beſchränkt den Zufall, ja das Wollen ſelbſt. Ich muß, bei gegebenen Mit- und Gegenſpielern, mit den Karten, die mir in die Hand kommen, eine lange Reihe von Zufällen lenken, ohne ihnen ausweichen zu können; beim Lhombre und ähnlichen Spielen findet das Gegentheil ſtatt. Hier ſind meinem Wollen und Wagen gar viele Thüren gelaſſen; ich kann die Karten die mir zufallen verläugnen, in verſchiedenem Sinne gelten laſſen, halb oder ganz verwerfen, vom Glück Hülfe rufen, ja durch ein umgekehrtes Verfahren aus den ſchlechteſten Blättern den größten Vortheil ziehen, und ſo gleichen dieſe Art Spiele vollkommen der modernen Denk- und Dichtart.

Die alte Tragödie beruht auf einem unausweichlichen Sollen, das durch ein entgegenwirkendes Wollen nur geschärft und beschleunigt wird. Hier ist der Sitz alles Furchtbaren der Orakel, die Region, in welcher Oedipus über Alle thront. Zarter erscheint uns das Sollen als Pflicht in der Antigone, und in wie viele Formen verwandelt tritt es nicht auf. Aber alles Sollen ist despotisch. Es gebühre der Vernunft an, wie das Sitten- und Stadt-Gesetz, oder der Natur, wie die Gesetze des Werdens, Wachsens und Vergehens, des Lebens und Todes. Vor allem diesem schaudern wir, ohne zu bedenken, daß das Wohl des Ganzen dadurch bezielt sey. Das Wollen hingegen ist frei, scheint frei und begünstigt den Einzelnen. Daher ist das Wollen schmeichlerisch und mußte sich der Menschen bemächtigen, sobald sie es kennen lernten. Es ist der Gott der neuen Zeit; ihm hingegeben, fürchten wir uns vor dem Entgegengesetzten, und hier liegt der Grund, warum unsre Kunst, so wie unsre Sinnesart, von der antiken ewig getrennt bleibt. Durch das Sollen wird die Tragödie groß und stark, durch das Wollen schwach und klein. Auf dem letzten Wege ist das sogenannte Drama entstanden, in dem man das ungeheure Sollen durch ein Wollen auflöste; aber eben weil dieses unsrer Schwachheit zu Hülfe kommt, so fühlen wir uns gerührt, wenn wir nach peinlicher Erwartung zuletzt noch kümmerlich getröstet werden.

Wende ich mich nun, nach dieſen Vorbetrachtungen, zu Shakſpeare, ſo muß der Wunſch entſpringen, daß meine Leſer ſelbſt Vergleichung und Anwendung übernehmen möchten. Hier tritt Shakſpeare einzig hervor, indem er das Alte und Neue auf eine überſchwängliche Weiſe verbindet. Wollen und Sollen ſuchen ſich durchaus in ſeinen Stücken in's Gleichgewicht zu ſetzen; beide bekämpfen ſich mit Gewalt, doch immer ſo, daß das Wollen im Nachtheile bleibt.

Niemand hat vielleicht herrlicher, als er, die erſte große Verknüpfung des Wollens und Sollens im individuellen Charakter dargeſtellt. Die Perſon, von der Seite des Charakters betrachtet, ſoll; ſie iſt beſchränkt, zu einem Beſondern beſtimmt; als Menſch aber will ſie. Sie iſt unbegränzt, und fordert das Allgemeine. Hier entſpringt ſchon ein innerer Conflict, und dieſen läßt Shakſpeare vor allen andern hervortreten. Nun aber kommt ein äußerer hinzu, und der erhitzt ſich öfters dadurch, daß ein unzulängliches Wollen durch Veranlaſſungen zum unerläßlichen Sollen erhöht wird. Dieſe Maxime habe ich früher an Hamlet nachgewieſen; ſie wiederholt ſich aber bei Shakſpeare; denn wie Hamlet durch den Geiſt, ſo kommt Macbeth durch Hexen, Hekate, und die Ueberhexe, ſein Weib, Brutus durch die Freunde in eine Klemme, der ſie nicht gewachſen ſind; ja ſogar im Coriolan läßt ſich das Aehnliche finden; genug ein Wollen, das über die Kräfte

eines

eines Individuums hinausgeht, iſt modern. Daß es aber Shakſpeare nicht von innen entſpringen, ſondern durch äußere Veranlaſſung aufregen läßt, dadurch wird es zu einer Art von Sollen, und nähert ſich dem Antiken. Denn alle Helden des dichteriſchen Alterthums wollen nur das, was Menſchen möglich iſt, und daher entſpringt das ſchöne Gleichgewicht zwiſchen Wollen, Sollen und Vollbringen; doch ſteht ihr Sollen immer zu ſchroff da, als daß es uns, wenn wir es auch bewundern, anmuthen könnte. Eine Nothwendigkeit, die, mehr oder weniger, oder völlig, alle Freiheit ausſchließt, verträgt ſich nicht mehr mit unſern Geſinnungen; dieſen hat jedoch Shakſpeare auf ſeinem Wege ſich genähert, denn indem er das Nothwendige ſittlich macht, ſo verknüpft er die alte und neue Welt zu unſerm freudigen Erſtaunen. Ließe ſich etwas von ihm lernen, ſo wäre hier der Punkt, den wir in ſeiner Schule ſtudiren müßten. Anſtatt unſere Romantik, die nicht zu ſchelten noch zu verwerfen ſeyn mag, über die Gebühr ausſchließlich zu erheben und ihr einſeitig nachzuhängen, wodurch ihre ſtarke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, ſollten wir ſuchen, jenen großen unvereinbar ſcheinenden Gegenſatz um ſo mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meiſter, den wir ſo höchlich ſchätzen, und oft ohne zu wiſſen warum, über alles präconiſiren, das Wunder wirklich ſchon geleiſtet hat.

Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakspeare, die Freiheit blieb, sein reines Innere, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religiös zu entwickeln.

Vorstehendes ward im Sommer 1813 geschrieben, und man will daran nicht markten noch mäkeln, sondern nur an das oben Gesagte erinnern, daß Gegenwärtiges gleichfalls ein einzelner Versuch sey, um zu zeigen, wie die verschiedenen poetischen Geister jenen ungeheuren und unter so viel Gestalten hervortretenden Gegensatz auf ihre Weise zu vereinigen und aufzulösen gesucht. Mehreres zu sagen, wäre um so überflüssiger, als man seit gedachter Zeit auf diese Frage von allen Seiten aufmerksam gemacht worden, und wir darüber vortreffliche Erklärungen erhalten haben. Vor allen gedenke ich Blümners höchst schätzbarer Abhandlung über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus und deren fürtreffliche Recension in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literatur-Zeitung. Worauf ich mich denn ohne weiteres zu dem dritten Punkt wende, welcher sich unmittelbar auf das deutsche Theater bezieht, und auf

jenen Vorſatz, welchen Schiller gefaßt, daſſelbe auch für die Zukunft zu begründen.

III.

Shakſpeare als Theaterdichter.

Wenn Kunſtliebhaber und Freunde irgend ein Werk freudig genießen wollen, ſo ergötzen ſie ſich am Ganzen und durchdringen ſich von der Einheit, die ihm der Künſtler geben können. Wer hingegen theoretiſch über ſolche Arbeiten ſprechen, etwas von ihnen behaupten und alſo lehren und belehren will, dem wird Sondern zur Pflicht. Dieſe glaubten wir zu erfüllen, indem wir Shakſpeare erſt als Dichter überhaupt betrachteten und ſodann mit den Alten und den Neueſten verglichen. Nun aber gedenken wir unſern Vorſatz dadurch abzuſchließen, daß wir ihn als Theaterdichter betrachten.

Shakſpeare's Name und Verdienſt gehören in die Geſchichte der Poeſie; aber es iſt eine Ungerechtigkeit gegen alle Theaterdichter früherer und ſpäterer Zeiten, ſein ganzes Verdienſt in der Geſchichte des Theaters aufzuführen.

Ein allgemein anerkanntes Talent kann von ſeinen Fähigkeiten einen Gebrauch machen der problematiſch iſt. Nicht alles was der Vortreffliche thut, geſchieht auf die vortrefflichſte Weiſe. So gehört Shakſpeare nothwendig in die Geſchichte der Poeſie; in der Geſchichte des

Theaters tritt er nur zufällig auf. Weil man ihn dort unbedingt verehren kann, ſo muß man hier die Bedingungen erwägen in die er ſich fügte, und dieſe Bedingungen nicht als Tugenden oder als Muſter anpreiſen.

Wir unterſcheiden nahverwandte Dichtungsarten, die aber bei lebendiger Behandlung oft zuſammenfließen. Epos, Dialog, Drama, Theaterſtück laſſen ſich ſondern. Epos fordert mündliche Ueberlieferungen an die Menge durch einen Einzelnen; Dialog, Geſpräch in geſchloſſener Geſellſchaft, wo die Menge allenfalls zuhören mag; Drama, Geſpräch in Handlungen, wenn es auch nur vor der Einbildungskraft geführt würde; Theaterſtück, alles drey zuſammen, inſofern es den Sinn des Auges mit beſchäftigt und unter gewiſſen Bedingungen örtlicher und perſönlicher Gegenwart faßlich werden kann.

Shakſpeare's Werke ſind in dieſem Sinne am meiſten dramatiſch; durch ſeine Behandlungsart: das innerſte Leben hervorzukehren, gewinnt er den Leſer; die theatraliſchen Forderungen erſcheinen ihm nichtig, und ſo macht er ſich's bequem und man läßt ſich's, geiſtig genommen, mit ihm bequem werden. Wir ſpringen mit ihm von Localität zu Localität; unſere Einbildungskraft erſetzt alle Zwiſchenhandlungen die er ausläßt; ja wir wiſſen ihm Dank, daß er unſere Geiſteskräfte auf eine ſo würdige Weiſe anregt. Dadurch, daß er alles unter der Theaterform vorbringt, erleichtert er der Einbildungs-

kraft die Operation; denn mit den „Brettern die die Welt bedeuten," ſind wir bekannter als mit der Welt ſelbſt, und wir mögen das Wunderlichſte leſen und hören, ſo meinen wir, das könne auch da droben einmal vor unſern Augen vorgehen; daher die ſo oft mißlungene Bearbeitung von beliebten Romanen in Schauſpielen.

Genau aber genommen, ſo iſt nichts theatraliſch als was für die Augen zugleich ſymboliſch iſt; eine wichtige Handlung die auf eine noch wichtigere deutet. Daß Shakſpeare auch dieſen Gipfel zu erfaſſen gewußt, bezeugt jener Augenblick, wo dem todkranken ſchlummernden König der Sohn und Nachfolger die Krone von ſeiner Seite wegnimmt, ſie aufſetzt und damit fortſtolzirt. Dieſes ſind aber nur Momente, ausgeſäete Juwelen, die durch viel Untheatraliſches auseinander gehalten werden. Shakſpeare's ganze Verfahrungsart findet an der eigentlichen Bühne etwas Widerſtrebendes; ſein großes Talent iſt das eines Epitomators, und da der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erſcheint, ſo müſſen wir auch hier Shakſpeare's großes Verdienſt anerkennen, nur läugnen wir dabei und zwar zu ſeinen Ehren, daß die Bühne ein würdiger Raum für ſein Genie geweſen. Indeſſen veranlaßt ihn gerade dieſe Bühnenenge zu eigner Begränzung. Hier aber nicht, wie andere Dichter, wählt er ſich zu einzelnen Arbeiten beſondere Stoffe, ſondern er legt einen Begriff in den Mittelpunkt und bezieht auf dieſen die Welt und das Univerſum. Wie er

alte und neue Geſchichte in die Enge zieht, kann er den Stoff von jeder Chronik brauchen, an die er ſich oft ſogar wörtlich hält. Nicht ſo gewiſſenhaft verfährt er mit den Novellen, wie uns Hamlet bezeugt. Romeo und Julie bleibt der Ueberlieferung getreuer, doch zerſtört er den tragiſchen Gehalt derſelben beinahe ganz durch die zwey komiſchen Figuren Mercutio und die Amme, wahrſcheinlich von zwey beliebten Schauſpielern, die Amme auch wohl von einer Mannsperſon geſpielt. Betrachtet man die Oekonomie des Stücks recht genau, ſo bemerkt man, daß dieſe beiden Figuren und was an ſie gränzt, nur als poſſenhafte Intermezziſten auftreten, die uns bei unſerer folgerechten, Uebereinſtimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich ſeyn müſſen.

Am merkwürdigſten erſcheint jedoch Shakſpeare wenn er ſchon vorhandene Stücke redigirt und zuſammenſchneidet. Bei König Johann und Lear können wir dieſe Vergleichung anſtellen, denn die ältern Stücke ſind noch übrig. Aber auch in dieſen Fällen iſt er wieder mehr Dichter überhaupt, als Theaterdichter.

Laſſet uns denn aber zum Schluß zur Auflöſung des Räthſels ſchreiten. Die Unvollkommenheit der engliſchen Bretterbühne iſt uns durch kenntnißreiche Männer vor Augen geſtellt. Es iſt keine Spur von der Natürlichkeitsforderung, in die wir nach und nach durch Verbeſſerung der Maſchinerie, der perſpectiviſchen Kunſt und der Garderobe hineingewachſen ſind, und von wo man uns

wohl ſchwerlich in jene Kindheit der Anfänge wieder zurück-führen dürfte: vor ein Gerüſte wo man wenig ſah, wo alles nur bedeutete, wo ſich das Publicum gefallen ließ, hinter einem grünen Vorhang das Zimmer des Königs anzunehmen, den Trompeter der an einer gewiſſen Stelle immer trompetete und was dergleichen mehr iſt. Wer will ſich nun gegenwärtig ſo etwas zumuthen laſſen? Unter ſolchen Umſtänden waren Shakſpeare's Stücke höchſt intereſſante Mährchen, nur von mehreren Perſonen erzählt, die ſich, um etwas mehr Eindruck zu machen, charakteriſtiſch maskirt hatten, ſich, wie es Noth that, hin und her bewegten, kamen und gingen, dem Zuſchauer jedoch überließen, ſich auf der öden Bühne nach Belieben Paradies und Paläſte zu imaginiren.

Wodurch erwarb ſich denn Schröder das große Verdienſt Shakſpeare's Stücke auf die deutſche Bühne zu bringen, als daß er der Epitomator des Epitomators wurde! Schröder hielt ſich ganz allein an's Wirkſame, alles andere warf er weg, ja ſogar manches Nothwendige, wenn es ihm die Wirkung auf ſeine Nation, auf ſeine Zeit, zu ſtören ſchien. So iſt es z. B. wahr, daß er durch Weglaſſung der erſten Scenen des Königs Lear den Charakter des Stücks aufgehoben; aber er hatte doch Recht, denn in dieſer Scene erſcheint Lear ſo abſurd, daß man ſeinen Töchtern in der Folge nicht ganz Unrecht geben kann. Der Alte jammert einen, aber Mitleid hat man nicht mit ihm und Mitleid wollte

Sonſt, wenn man den heiligen Koran citirte,
Nannte man die Sure, den Vers dazu,
Und jeder Moslim, wie ſich's gebührte,
Fühlte ſein Gewiſſen in Reſpect und Ruh.
Die neuen Derwiſche wiſſen's nicht beſſer,
Sie ſchwatzen das Alte, das Neue dazu.
Die Verwirrung wird täglich gröſser,
O heiliger Koran! O ewige Ruh!

Schröder erregen, ſo wie Abſcheu gegen die zwar unnatürlichen, aber doch nicht durchaus zu ſcheltenden Töchter.

In dem alten Stücke, welches Shakſpeare redigirt, bringt dieſe Scene im Verlaufe des Stücks die lieblichſten Wirkungen hervor. Lear entflieht nach Frankreich, Tochter und Schwiegerſohn, aus romantiſcher Grille, machen verkleidet irgend eine Wallfahrt an's Meer und treffen den Alten der ſie nicht erkennt. Hier wird alles ſüß, was Shakſpeare's hoher tragiſcher Geiſt uns verbittert hat. Eine Vergleichung dieſer Stücke macht dem denkenden Kunſtfreunde immer auf's neue Vergnügen.

Nun hat ſich aber ſeit vielen Jahren das Vorurtheil in Deutſchland eingeſchlichen, daß man Shakſpeare auf der deutſchen Bühne Wort für Wort aufführen müſſe und wenn Schauſpieler und Zuſchauer daran erwürgen ſollten. Die Verſuche, durch eine vortreffliche genaue Ueberſetzung veranlaßt, wollten nirgends gelingen, wovon die Weimariſche Bühne bei redlichen und wiederholten Bemühungen das beſte Zeugniß ablegen kann. Will man ein Shakſpeariſch Stück ſehen, ſo muß man wieder zu Schröder's Bearbeitung greifen; aber die Redensart, daß auch bei der Vorſtellung von Shakſpeare kein Jota zurückbleiben dürfe, ſo ſinnlos ſie iſt, hört man immer widerklingen. Behalten die Verfechter dieſer Meinung die Oberhand, ſo wird Shakſpeare in wenigen Jahren ganz von der deutſchen Bühne verdrängt ſeyn,

welches denn auch kein Unglück wäre, denn der einſame oder geſellige Leſer wird an ihm deſto reinere Freude empfinden.

Um jedoch in dem Sinne, wie wir oben weitläufig geſprochen, einen Verſuch zu machen, hat man Romeo und Julie für das Weimariſche Theater redigirt. Die Grundſätze, wonach ſolches geſchehen, wollen wir ehestens entwickeln, woraus ſich denn vielleicht auch ergeben wird, warum dieſe Redaction, deren Vorſtellung keineswegs ſchwierig iſt, jedoch kunſtmäßig und genau behandelt werden muß, auf dem deutſchen Theater nicht gegriffen. Verſuche ähnlicher Art ſind im Werke und vielleicht bereitet ſich für die Zukunft etwas vor, da ein häufiges Bemühen nicht immer auf den Tag wirkt.

Erſte Ausgabe des Hamlet.

The first edition of the Tragedy of Hamlet, by William Shakspeare, London 1603. Wieder abgedruckt bei Fleiſcher. Leipzig 1825.

Shakſpeare's leidenſchaftliche Freunde erhalten hiermit ein großes Geſchenk. Das erſte unbefangene Leſen gab mir einen wunderſamen Eindruck. Es war das alte ehrwürdige Bekannte wieder, an Gang und Schritt nichts verändert, die kräftigſten wirkſamſten Hauptſtellen der erſten genialen Hand unberührt. Das Stück war höchſt behaglich und ohne Anſtoß zu leſen, man glaubte in einer völlig bekannten Welt zu ſeyn; deſſen ungeachtet aber empfand ſich dabei etwas Eigenes, das ſich nicht ausſprechen ließ und zu einer nähern Betrachtung, ja einer genauern Vergleichung Anlaß gab. Hievon flüchtig nur ein Weniges.

Da wäre denn vorerſt bemerklich, daß keine Localität ausgeſprochen, von Theater-Decoration nicht die Rede ſey, eben ſo wenig von Act- und Scenen-Theilung; alles iſt mit Enter und Exit abgethan. Die

Einbildungskraft hat freies Spiel und man ließe ſich allenfalls die alte naive engliſche Bühne gefallen; alles geht hintereinander unaufhaltſam ſeinen ſittlichleidenſchaftlichen Gang, und man nimmt ſich die Zeit nicht, um an Oertlichkeiten zu denken.

In der neuern uns längſt bekannten Bearbeitung aber findet ſich die Abtheilung in Acte und Scenen, auch ſind Localitäten und Decoration ausgeſprochen; ob dieß von ihm oder nachfolgenden Regiſſeurs geſchehen, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn.

Polonius der zweyten Bearbeitung heißt Corambis in der erſten, und die Rolle ſcheint durch dieſe Kleinigkeit einen andern Charakter anzunehmen.

Die unbedeutenden beinahe Statiſtenrollen waren erſt durch Zahlen bezeichnet, hier finden wir ſie durch Namen zu Ehren und Bedeutung gebracht; wo wir an Schiller erinnert wurden, der im Tell die Bäuerinnen benamſete und ihnen einige Worte zu ſprechen gab, damit es annehmbare Rollen würden. So verfährt hier der Dichter mit Wachen und Hofleuten.

Finden wir in der erſten Ausgabe ein loſe niedergeſchriebenes Sylbenmaß, ſo iſt daſſelbe in der neuern mehrfach, doch ohne Pedanterie, regulirt, rhythmiſche Stellen zu fünffüßigen Jamben abgetheilt, doch halbe und Viertel-Verſe nicht vermieden.

So viel von den offenbarſten Aeußerlichkeiten; eine Vergleichung der innern Verhältniſſe wird einem jeden

Liebhaber bei eigenem Betrachten zu Gute kommen, hier nur einige Andeutungen.

Von des außerordentlichen Mannes geistiger Hand zuerst nur leicht umrissene Stellen finden wir bedächtiger ausgeführt, und zwar auf eine Weise die wir als nothwendig billigen und bewundern müssen. Ferner treffen wir auf erfreuliche Amplificationen, die nicht gerade gefordert werden, aber höchst willkommen sind. Hie und da gewahren wir kaum merkbare, aber höchst belebende Aspersionen, leicht verbindende Zwischenzüge, ja sogar bedeutende Transpositionen zu höchst wirksamem Vortrag, alles meisterhaft, geistreich und empfunden, alles zu Erwärmung des Gefühls, zu Aufklärung des Anschauens.

Durchaus bewundern wir die Sicherheit der ersten Arbeit, die, ohne langes Bedenken, einer lebendig leuchtenden Erfindung gemäß, wie aus dem Stegreif hingegossen erscheint. Und welche Vorzüge der Dichter auch seinem Werke spätterhin ertheilt und was für Abweichungen er beliebt hat, so finden wir doch nirgends ein eigentliches Pentiment, keine bedeutende Auslassung noch Abänderung; nur sind hie und da einige allzuderbe Naivitäten ausgelöscht.

Zum Schlusse aber gedenken wir eines merkwürdigen Unterschiedes in dem Costume des Geistes. Dieser tritt zuerst auf wie wir ihn kennen, vom Kopf bis zur Zehe gewaffnet, mit offenem Visir, von ern-

ſtem bänglichem Geſicht, blaß und ſcharfen Blicks. So erſcheint er auf der Terraſſe, wo die Schloßwache auf- und abgeht und wo er ſeine Krieger oft mag gemuſtert haben.

Nun aber in's innerſte Gemach (Closet) der Königin verſetzt, finden wir Mutter und Sohn in dem bekannten Geſpräch, und endlich die alten Worte:

Königin. Hamlet, du brichſt mein Herz.

Hamlet. O wirf den ſchlechten Theil hinweg und behalte den beſſern.

Dann aber folgt: (Enter the ghost in his night-gowne. Tritt ein der Geiſt in ſeinem Schlafrock.)

Wem iſt, der das vernimmt, nicht einen Augenblick weh? wem ſcheint es nicht widerlich? Und doch, wenn wir es faſſen, wenn wir nachdenken, ſo finden wir es als das Rechte. Er mochte, er mußte zuerſt im Harniſch erſcheinen, wenn er an der Wache vorüberſchreiten, wenn er an dem Ort auftreten wollte wo er Kriegsmänner gemuſtert, wo er ſie zu hohen Thaten aufgefordert hatte. Nun aber fangen wir an uns zu ſchämen, daß wir ſo lange für ſchicklich gefunden, ihn auch im innerſten Gemach der Königin geharniſcht auftreten zu ſehen. Wie viel heimlicher, häuslicher, furchtbarer tritt er jetzt nun auch hier auf, in derſelben Geſtalt wie er ſonſt hier zu verweilen pflegte, im Hauskleide, im Nachtrock, harmlos, ohne Wehr, den an ihm ergangenen Verrath auf das erbärmlichſte

anklagend. Mahle ſich dieß der einſichtige Leſer nach Vermögen aus, dieß wage eine vom Effect überzeugte Direction darzuſtellen, wenn ja Shakſpeare in ſeiner Integrität vorgeführt werden ſolle.

Zu bemerken iſt, daß bei dieſer Scene der Commentator Stevens ſchon bedenklich wird. Wenn Hamlet ſagt:

My father, in his habit as he liv'd!

Mein Vater in der Kleidung wie er lebte!

fügt der einſichtige Mann in der Note hinzu: „meint der Dichter durch dieſen Ausdruck, daß der Vater in ſeiner eigenen Hauskleidung erſchienen ſey, ſo hat er entweder vergeſſen, daß er ihn anfangs gewaffnet einführte, oder es mußte ſeine Abſicht ſeyn bei dieſer letzten Erſcheinung den Anzug zu verändern. Hamlets Vater, ſo ein kriegeriſcher Fürſt es ſeyn mochte, blieb doch keineswegs immer geharniſcht oder ſchlief, wie man von Hago König von Norwegen erzählt, mit ſeiner Streitart in der Hand."

Auch hätte, wenn wir ſcharfſichtig genug wären, der erſte Ausruf Hamlets, als er in dieſer Scene den Geiſt erblickt — What would your gracious figure? ſchon belehren können; denn es gibt nicht Worte genug auszudrücken was Angenehmes, Anmuthiges alles die Engländer ſich unter gracious denken. Gnädig und günſtig, freundlich und gütig, alles was mild und wohlthätig auf uns wirkt, wird in jenem Worte

zuſammengefaßt; fürwahr keine Anrede an einen geharniſchten Helden.

Ueber dieſe Zweifel ſind wir nun glücklich durch den Wiederabdruck der erſten Ausgabe hinausgehoben und überzeugen uns abermals, daß Shakſpeare, wie das Univerſum das er darſtellt, immer neue Seiten biete, und am Ende doch unerforſchlich bleibe: denn wir ſämmtlich, wie wir auch ſind, können weder ſeinem Buchſtaben noch ſeinem Geiſte genügen.

Proſerpina.

Melodrama von Goethe, Muſik von Eberwein.

Weimar, May 1815.

Daß dieſes, nun bald vierzigjährige, in den letzten Tagen wieder aufgefriſchte Monodrama bei der Vorſtellung günſtig aufgenommen worden, haben ſchon einige Tagesblätter freundlichſt angezeigt. In einem beliebten Journal (Modejournal 1815, S. 22[illegible]) findet man die ganze kleine Dichtung, deren ſich wohl ſchwerlich Viele erinnern möchten, wieder abgedruckt, ſo wie eine hinlängliche Entwickelung hinzugefügt, deſſen, was bei der Vorſtellung eigentlich zur Erſcheinung gekommen, und eine gute Wirkung hervorgebracht.

Gegenwärtig aber iſt die Abſicht, auf die Grundſätze aufmerkſam zu machen, nach denen man, bei Wiederbelebung dieſer abgeſchiedenen Production, verfahren, welches ebendieſelben ſind, zu denen wir uns ſchon früher bekannt, und die uns ſo viele Jahre her geleitet: daß man nämlich theils erhalten, theils wieder hervorheben ſolle, was uns das Theater der Vorzeit

zeit anbietet. Dieſes kann nur geſchehen, wenn man die Gegenwart wohl bedenkt, und ſich nach ihrem Sinn und ihren Forderungen richtet. Eigentlich aber iſt der jetzige Aufſatz für Directionen geſchrieben, welche die Partitur dieſes Stücks verlangt haben, oder verlangen könnten, damit dieſelben ſich in den Stand geſetzt ſehen, auch auf ihrer Bühne einen gleichen, ja vielleicht noch höhern Effect hervorzubringen.

Und ſo nehme denn, nach Anleitung des gedachten Journals, der Inhalt hier vor allem andern ſeine Stelle, damit der Begriff des Ganzen auf die leichteſte und entſchiedenſte Weiſe klar werde.

„Proſerpina tritt auf als Königin der Unterwelt, als Pluto's geraubte Gattin, noch ganz im erſten Schrecken über das Begegniß; ermattet vom Umherirren in der wüſten Oede des Orcus hält ſie ihren Fuß an, den Zuſtand zu überſehen, in dem ſie ſich befindet. Ein Rückblick in den unlängſt verlornen läßt ſie noch einmal die unſchuldige Wonne deſſelben fühlen. Sie entladet ſich des läſtigen Schmucks der ihr verhaßten Frauen- und Königs-Würde. Sie iſt wieder das reizende, liebliche, mit Blumen ſpielende Götterkind, wie ſie es unter ihren Geſpielinnen war; der ganze idylliſche Zuſtand tritt mit ihrer Nymphengeſtalt uns vor Augen, in welcher ſie die Liebe des Gottes reizte und ihn zum Raube begeiſterte. Unglücklich, ſeine Gattin zu ſeyn, unglücklich, über Schatten zu herrſchen, deren Leiden ſie nicht

Der Prophet

spricht.

Aergert's jemand, daß es Gott gefallen
Mahomed zu gönnen Schutz und Glück,
An den ſtärkſten Balken ſeiner Hallen
Da befeſtig' er den derben Strick,
Knüpfe ſich daran! das hält und trägt;
Er wird fühlen, daß ſein Zorn ſich legt.

Timur

ſpricht.

Was? Ihr mißbilliget den kräft'gen Sturm
Des Uebermuths, verlogne Pfaffen!
Hätt' Allah mich beſtimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geſchaffen.

abhelfen, deren Freuden sie nicht theilen kann, wendet sie ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die Verhängnisse, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag; Hoffnung scheint sich zu ihr herabzuneigen, und ihr den Ausgang zum Licht zu eröffnen. Ihr erheiterter Blick entdeckt zuerst die Spuren einer höhern Vegetation. Die Erscheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granatbaum, versetzt ihren Geist wieder in jene glücklichen Regionen der Oberwelt, die sie verlassen. Die freundliche Frucht ist ihr ein Vorbote himmlischer Gärten. Sie kann sich nicht enthalten, von dieser Lieblingsfrucht zu genießen, die sie an alle verlassenen Freuden erinnert. Weh der Getäuschten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erschien, urplötzlich wirkt es als magische Verschreibung, die sie unauflöslich dem Orcus verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entscheidung in ihrem Innersten. Angst, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen, alles steigert sie wieder in den Zustand der Königin, den sie abgelegt glaubte, sie ist die Königin der Schatten, unwiderruflich ist sie es; sie ist die Göttin des verhaßten, nicht in Liebe, in ewigem Haß mit ihm verbunden. Und in dieser Gesinnung nimmt sie von seinem Throne den unwilligen Besitz."

Die verschiedenen Elemente nun, aus welchen die erneute Darstellung aufgebaut werden, sind folgende: 1) Decoration, 2) Recitation und Declamation, 3) körperliche Bewegung, 4) Mitwirkung der Kleidung, 5) Mu-

sik, und zwar a) indem sie die Rede begleitet, b) indem sie zu mahlerischen Bewegungen auffordert, c) indem sie den Chor melodisch eintreten läßt. Alles dieses wird 6) durch ein Tableau geschlossen und vollendet.

Da wir voraussetzen dürfen, daß diejenigen, welche dieser Gegenstand interessirt, den oben erwähnten kurzen Aufsatz zu lesen nicht verschmähen werden, enthalten wir uns aller Wiederholung des dort Gesagten, um die Bedeutung der verschiedenen Punkte in der Kürze möglichst klar zu machen.

1) Bei der Decoration, welche immer dieselbe bleibt, war beabsichtigt, die Gegenden des Schattenreiches, nicht sowohl öde, als verödet darzustellen. In einer ernsten Landschaft, Poussinischen Styls, sah man Ueberreste alter Gebäude, zerstörte Burgen, zerbrochene Aquäducte, verfallende Brücken, Fels, Wald und Busch, völlig der Natur überlassen, alles Menschenwerk der Natur wiedergegeben.

Man wollte daran erinnern, daß der Orcus der Alten hauptsächlich dadurch bezeichnet war, daß die Abgeschiedenen sich vergebens abmühten, und es daher ganz schicklich seyn möchte, die Schatten der Heroen, Herrscher und Völker an dem Verfall ihrer größten Werke das Vergebliche menschlicher Bemühungen erblicken zu lassen, damit sie, den Danaiden gleich, dasjenige immerfort wieder aufzubauen versuchten, was ihnen jedesmal unter den Händen zusammenfällt.

Dieſe Idee war auf dem Weimariſchen Theater mehr angedeutet, als ausgeführt, und hier wäre es, wo gröſsere Bühnen unter ſich wetteifern, und eine bedeutende, dem Auge zugleich höchſt erfreuliche Decoration aufſtellen könnten.

Deutſchland beſaſs einen Künſtler, Franz Kobel, welcher ſich mit Ausführung dieſes Gedankens gern und oft beſchäftigte. Wir finden landſchaftliche Zeichnungen von ihm, wo Ruine und Trümmer aller Art ausgeſäet, oder wenn man will, zuſammengeſtellt ſind, vielleicht allzureichlich; aber eben deſswegen könnten dieſe Zeichnungen geſchmackreichen Künſtlern zum Stoff und zugleich zum Anlaſs dienen, die hier geforderte Decoration für ihre Theater glücklich auszubilden.

Sehr ſchicklich und angenehm würde dabei ſeyn, wenn ein Theil der Scene eine verödete Villa vorſtellte, wodurch der geforderte Granatbaum und die erwähnten Blumen motivirt und mit dem Uebrigen nothwendig verbunden würden. Geiſtreiche Künſtler fänden in dieſer Aufgabe eine angenehme Unterhaltung, wie denn z. E. etwas erfreulich Bedeutendes entſtehen müſste, wenn in Berlin, unter Anleitung einer ſo einſichtigen und thätigen General-Intendanz, die Herren Schinkel und Lürke ſich zu dieſem Endzweck verbinden wollten, indem die Talente des Landſchaftsmahlers und Architekten vereinigt angeſprochen werden. Auch würde man in Stuttgart das dort wahrſcheinlich noch befindliche Gemählde

des zu früh abgeschiedenen Kaatz zu Rathe ziehen können, welches sich den Preis verdiente, als die dortigen Kunstfreunde eine der hier verlangten Decoration ziemlich ähnliche Landschaft, als Aufgabe, den deutschen Künstlern vorlegten. Dadurch würde, bei dieser Gelegenheit, ein schon beinahe vergessenes Bestreben deutscher Kunstliebe und Kunstförderung wieder vor die Augen des Publicums gebracht; denn nicht allein was auf dem Theater, sondern auch was von Seiten der bildenden Kunst geleistet worden, wäre wieder zu beleben und zu benutzen.

2) Daß nun auf einem solchen Schauplatz Recitation und Declamation sich musterhaft hervorthun müsse, bedarf wohl keiner weitern Ausführung; wie denn bei uns nichts zu wünschen übrig bleibt. So wie denn auch

3) die körperliche Bewegung der Darstellenden, in größter Mannichfaltigkeit, sich einer jeden Stelle eigenthümlich anschloß, und

4) die Kleidung entschieden mitwirkte; wobei wir folgende Bemerkung machen. Proserpina tritt auf als Königin der Unterwelt; prächtige, übereinander gefaltete Mäntel, Schleier und Diadem bezeichnen sie; aber kaum findet sie sich allein, so kommt ihr das Nymphenleben wieder in den Sinn, in das Thal von Enna glaubt sie sich versetzt, sie entäußert sich alles Schmucks, und steht auf einmal blumenbekränzt wieder als Nymphe da.

Daß nun dieses Entäußern der faltenreichen Gewänder zu den schönsten mannichfaltigsten Bewegungen Anlaß gebe, daß der Contrast einer königlichen Figur mit einer daraus sich entwickelnden Nymphengestalt anmuthig überraschend sey, wird niemanden entgehen und jede geschickte Schauspielerin reizen sich auf diese Weise darzustellen.

Die Nymphe jedoch wird bald aus ihrer Täuschung gerissen, sie fühlt ihren abgesonderten kläglichen Zustand, ergreift eins der Gewänder, mit welchem sie, den größten Theil der Vorstellung über, ihre Bewegungen begleitet, sich bald darein verhüllt, sich bald daraus wieder entwindet und zu gar mannichfaltigem pantomimischem Ausdruck, den Worten gemäß, zu benutzen weiß.

Auch dieser Theil war bei unserer Vorstellung vollkommen; bewegliche Zierlichkeit der Gestalt und Kleidung flossen in eins zusammen, so daß der Zuschauer weder in der Gegenwart noch in der Erinnerung eins von dem andern abzusondern wußte noch weiß. Eine jede deutsche Künstlerin, welche sich fühlt, wird diese Aufgabe zu lösen für angenehme Pflicht halten.

5) Nunmehr aber ist es Zeit, der Musik zu gedenken, welche hier ganz eigentlich als der See anzusehen ist, worauf jener künstlerisch geschmückte Nachen getragen wird, als die günstige Luft, welche die Segel gelind, aber genugsam erfüllt, und der steuernden Schif-

ferin, bei allen Bewegungen, nach jeder Richtung willig gehorcht.

Die Symphonie eröffnet eben diesen weiten musikalischen Raum, und die nahen und fernen Begränzungen desselben sind lieblich ahnungsvoll ausgeschmückt, die melodramatische Behandlung hat das große Verdienst mit weiser Sparsamkeit ausgeführt zu seyn, indem sie der Schauspielerin gerade so viel Zeit gewährt, um die Gebärden der mannichfaltigen Uebergänge bedeutend auszudrücken, die Rede jedoch im schicklichen Moment ohne Aufenthalt wieder zu ergreifen, wodurch der eigentlich mimisch tanzartige Theil mit dem poetisch-rhetorischen verschmolzen und einer durch den andern gesteigert wird.

Eine geforderte und um desto willkommenere Wirkung thut das Chor der Parzen, welches mit Gesang eintritt, und das ganze recitativartig gehaltene Melodram rhythmisch-melodisch abrundet; denn es ist nicht zu läugnen, daß die melodramatische Behandlung sich zuletzt in Gesang auflösen und dadurch erst volle Befriedigung gewähren muß.

6) Wie sich nun dieser Chorgesang zur Declamation und melodramatischen Begleitung verhielt, eben so verhielt sich zu der, an einer einzelnen Gestalt in's Unendliche vermannichfaltigten Bewegung das unbewegte Tableau des Schlusses. Indem nämlich Proserpina in der wiederholten Huldigung der Parzen ihr unwiderrufliches Schicksal erkennt, und die Annäherung ihres Gemahls

ahnend, unter den heftigsten Gebärden in Verwünschungen ausbricht, eröffnet sich der Hintergrund, wo man das Schattenreich erblickt, erstarrt zum Gemählde und auch sie die Königin zugleich erstarrend, als Theil des Bildes.

Das Schattenreich war also gedacht und angeordnet: In der Mitte eine schwach beleuchtete Höhle, die drey Parzen umschließend, ihrer Beschäftigung gemäß, von verschiedenem Alter und Kleidung, die jüngste spinnend, die mittlere den Faden ausziehend, und die älteste mit der Scheere bewaffnet. Die erste emsig, die zweyte froh, die dritte nachdenkend. Diese Höhle dient zum Fußgestelle des Doppelthrons, auf welchem Pluto seinen Platz ausfüllt, die Stelle jedoch zu seiner Rechten leer gesehen wird. Ihm linker Hand, auf der Nachtseite, erblickt man unten, zwischen Wasserstürzen und herabhängenden Fruchtzweigen, bis an den Gürtel in schäumenden Wellen, den alten Tantalus, über ihm Ixion, welcher das ihn aus einer Höhle fortreißende Rad aufhalten will, gleichfalls halbe Figur; oben auf dem Gipfel des Felsens Sisyphus, ganze Figur, sich anstrengend den auf der Kippe schwebenden Steinblock hinüber zu werfen.

Auf der lichten Gegenseite waren die Seligen vorgestellt. Und wie nun Laster und Verbrechen eigentlich am Individuum kleben, und solches zu Grunde richten, alles Gute und Tugendhafte dagegen uns in das Allge-

meine zieht, ſo hatte man hier keine beſonders benannten Geſtalten aufgeführt, ſondern nur das allgemein Wonnevolle dargeſtellt. Wenn auf der Schattenſeite die Verdammniß auch dadurch bezeichnet war, daß jener namhaften Heroen jeder allein litt, ſprach ſich hier dagegen die Seligkeit dadurch aus, daß Allen ein geſelliger Genuß bereitet war.

Eine Mutter, von vielen Kindern umgeben, zierte den würdigen Grund, worauf der frohbegrünte elyſiſche Hügel empor ſtieg. Ueber ihr eilte, den Berg hinab, eine Gattin dem herankommenden Gatten entgegen; ganz oben in einem Palmen-Luſthain, hinter welchem die Sonne aufging, Freunde und Liebende im vertraulichen Wandeln. Sie wurden durch kleine Kinder vorgeſtellt, welche gar mahleriſch fernten. Den Farbenkreis hatte der Künſtler über das Ganze vertheilt, wie es den Gruppen und der Licht- und Schatten-Seite zukam. Denke man ſich nun Proſerpina im königlichen Schmuck, zwiſchen der kinderreichen Mutter und den Parzen, hinanſtaunend zu ihrem leeren Thron, ſo wird man das Bild vollendet haben.

Die löbliche Gewohnheit, das Bild, nach einer kurzen Verdeckung, zum zweytenmale zu zeigen, benutzte man zum Abſchluß. Ein niederfallender Vorhang hatte auch Proſerpina mit zugedeckt; ſie benutzte die kurze Zwiſchenzeit, ſich auf den Thronſitz zu begeben, und als der Vorhang wieder aufſtieg, ſah man ſie, neben

ihrem Gemahl, einigermaßen abgewendet sitzen, und sie, die Bewegliche, unter den Schatten erstarrt. Chorgesang mit Musikbegleitung dauerte bis zu Ende.

Die Beschreibung des Gemähldes gibt zu erkennen, daß wir, dem beschränkten Raum unserer Bühne gemäß, mit einer löblichen lakonischen Symbolik verfahren, wodurch alle Figuren und Gruppen deutlich hervorleuchteten; welches bei solchen Darstellungen höchst nöthig ist, weil dem Auge nur wenige Zeit gegeben wird sie zu fassen.

Wie wir nun anfangs den Architekten und Landschaftsmahler zu Hülfe gerufen, so werden Bildhauer und Mahler nun eine dankbare Aufgabe zu lösen eingeladen. Den Raum größerer Theater benutzend, können sie ein ungeheures, mannichfaltiges, und dennoch auseinander tretendes faßliches Gemählde darstellen. Die Grundzüge sind gegeben, wobei wir gestehen, daß wir uns nur mit Mühe enthielten, mehrere Gebilde, welche theils die Mythologie, theils das Gemüth aufdrang, anzubringen und einzuschalten.

Und so wären denn die Mittel klar auseinander gelegt, deren man sich bedient hat, und noch bedienen kann, um mit geringem Aufwand bedeutenden Effect hervorzubringen.

Das deutsche Theater besitzt viele kleine komische Stücke, welche jederman gern wiederholt sieht; schwerer und seltener sind kurzgefaßte Tragödien. Von den

Melodramen, denen der edle Inhalt am beſten ziemt, werden Pygmalion und Ariadne noch manchmal vorgeſtellt; die Zahl derſelben zu vermehren, dürfte daher als ein Verdienſt angeſehen werden. Das gegenwärtige kleine Stück, welches ſich in idylliſchen, heroiſch-leidenſchaftlichen, tragiſchen Motiven immer abwechſelnd um ſich ſelbſt herumdreht, konnte ſeiner Art nach Gelegenheit geben, manche Mittel, welche ſeit ſeiner Entſtehung die deutſche darſtellende Kunſt erworben, ihm zu Gunſten anzuwenden. Die landſchaftliche Kunſt hat ſich in dieſen letzten Zeiten von der bloßen Aus- und Anſicht wirklicher Gegenſtände (veduta) zur höhern, ideellen Darſtellung erhoben. Die Verehrung Pouſſins wird allgemeiner, und gerade dieſer Künſtler iſt es, welcher dem Decorateur, im landſchaftlichen und architektoniſchen Fache, die herrlichſten Motive darbietet.

Recitation und Declamation haben ſich auch geſteigert, und werden immer in's Höhere reichen können, wenn ſie nur dabei mit dem einen Fuße den Boden der Natur und Wahrheit zu berühren verſtehen. Schöne, anſtändige körperliche Bewegung, an die Würde der Plaſtik, an die Lebendigkeit der Mahlerey erinnernd, haben eine Kunſtgattung für ſich begründet, welche ohne Theilnahme der Gewänder nicht gedacht werden kann und deren Einfluß ſich gleichfalls ſchon auf die Tragödie erſtreckt.

Eben ſo iſt es mit den Tableaux, mit jener Nach-

Hikmet Nameh.

Buch der Sprüche.

bildung eines gemahlten Bildes durch wirkliche Personen. Sie fingen in Klöstern, bei Krippchen, Hirten und drey Königen an, und wurden zuletzt ein gleichfalls für sich bestehender Kunstzweig, der manchen Liebhaber reizt und beschäftigt, auch sich einzeln schon auf dem Theater verbreitet hat. Ein solches Bild, nicht einem andern Bilde nachgeahmt, sondern zu diesem Zweck erfunden, welches bei festlichen Gelegenheiten bei uns mehrmals geschehen, hat man hier angebracht, und an das Stück dergestalt geschlossen, daß dieses dadurch seine Vollendung erlangt.

Auch darf man wohl zuletzt noch die Mäßigkeit des Componisten rühmen, welcher sich nicht selbst zu hören, sondern mit keuscher Sparsamkeit die Vorstellung zu fördern und zu tragen suchte.

Zu
Schillers und Iffands Andenken.

Weimar, den 10 May 1815.

In dieſen letzten Wochen erinnerte man ſich allgemein zweyer abgeſchiedenen vortrefflichen Männer, welchen das deutſche Theater unendlich viel verdankt, deren bedeutende Verdienſte noch dadurch erhöht werden, daß ſie von Jugend auf, in dem beſten Vernehmen, eine Kunſt gefördert, zu der ſie geboren waren. Bemerklich iſt hierbei, daß der Geburtstag des einen nicht weit von dem Todestag des andern falle, welcher Umſtand zu jener gemeinſamen Erinnerung Anlaß gab.

Iffland war am 26 April geboren, welchen Tag das deutſche Theater würdig gefeiert hat; Schiller hingegen entzog ſich am 9 May der Welt und ſeinen Freunden. An einem Tage daher ward, auf dem Großherzoglichen Weimariſchen Theater, das Andenken beider Männer dramatiſch erneuert, und zwar geſchah es folgendermaßen.

Die beiden letzten Acte der Hageſtolzen wurden

aufgeführt; sie können gar wohl als ein Ganzes für sich angesehen, als eines der schönsten Erzeugnisse Iffland betrachtet werden, und man durfte um so eher diese Wahl treffen, als das ganze Stück, vollkommen gut besetzt und sorgfältig dargestellt, immerfort bei uns einer besondern Gunst genießt.

Der Schluß des letzten Actes ging unmittelbar in ein Nachspiel über, welches, in Versen gesprochen, sogleich den Ton etwas höher nehmen durfte, obgleich die Zusammenspielenden nicht eigentlich aus ihrem Charakter heraustraten. Die in dem Stücke selbst obwaltenden Mißverhältnisse kamen auf eine lästliche Weise wieder zur Sprache, und wurden freundlich beschwichtigt, so daß zuletzt Margaretha, ihre Persönlichkeit nicht ganz verläugnend, in einen Epilog höhern Styls übergehen konnte, welcher, den Zweck des Ganzen näher bezeichnend, die Verdienste jenes vortrefflichen Mannes mit würdiger Erhebung einigermaßen aussprach.

Hierauf ward Schillers Glocke nach der schon früher beliebten Einrichtung vorgestellt. Man hatte nämlich diesem trefflichen Werke, welches, auf eine bewunderungswürdige Weise, sich zwischen poetischer Lyrik und handwerksgemäßer Prosa hin und wieder bewegt, und so die ganze Sphäre theatralischer Darstellung durchwandert, ihm hatte man, ohne die mindeste Veränderung, ein vollkommen dramatisches Leben mitzutheilen gesucht, indem die mannichfaltigen einzelnen Stellen

unter die ſämmtliche Geſellſchaft, nach Maßgabe des Alters, des Geſchlechts, der Perſönlichkeit und ſonſtigen Beſtimmungen vertheilt waren, wodurch dem Meiſter und ſeinen Geſellen, herandringenden Neugierigen und Theilnehmenden ſich eine Art von Individualität verleihen ließ.

Auch der mechaniſche Theil des Stücks that eine gute Wirkung. Die ernſte Werkſtatt, der glühende Ofen, die Rinne, worin der feurige Bach herabrollt, das Verſchwinden deſſelben in die Form, das Aufdecken von dieſer, das Hervorziehen der Glocke, welche ſogleich mit Kränzen, die durch alle Hände laufen, geſchmückt erſcheint, das alles zuſammen gibt dem Auge eine angenehme Unterhaltung.

Die Glocke ſchwebt ſo hoch, daß die Muſe anſtändig unter ihr hervortreten kann, worauf denn der bekannte Epilog, revidirt und mit verändertem Schluſſe vorgetragen, und dadurch auch dieſer Vorſtellung zu dem ewig werthen Verfaſſer eine unmittelbare Beziehung gegeben ward. Mad. Wolf recitirte dieſe Schlußrede zur allgemeinſten Bewunderung, ſo wie Mad. Lortzing in jenem Nachſpiel ſich den verdienteſten Beifall erwarb. Man hatte die Abſicht, beide genannte Stücke zwiſchen jenen bezeichneten Tagen jährlich aufzuführen.

Nachſpiel zu den Hageſtolzen.

Erſte Gruppe.

Margaretha, der Hofrath, Thereſe, die beiden Kinder.

Margaretha.

Aus werther Hand hab' ich den Strauß empfangen,
Und feſtlich prangt er mir im ſchlichten Haar;
Als hohe Braut komm' ich eingegangen,
Die geſtern noch ein armes Mädchen war;
Bald ſchmückt mich reicher Stoff und goldne Spangen,
Ein Diener reicht mir das Befohlne dar,
Die niedre Kammer tauſch' ich um mit Zimmern,
Wo Decken ſtrahlen, wo Tapeten ſchimmern.

Und werd' ich dann mich ſelber noch erkennen?
Bin ich dann auch ſo froh, ſo brav, ſo gut?
(zu Thereſen)
Wirſt du mich dann auch noch Margretha nennen?
(zu den Kindern)
Und Bärbchen, Paul, — ſeyd ihr mir dann noch gut?
Soll ich es je, jemals vergeſſen können,
Daß ich auf's Feld ging mit dem Schnitterhut?
(zum Hofrath)
Dann haſt du dir die rechte nicht erleſen,
Dann bin ich — nein! Margretha nie geweſen!
(Sie verbirgt ſich in die Arme des Hofraths.)

Hof-

Hofrath.

So recht! In des Mannes Arme
Flüchte ſich das bange Weib,
Daß ihr ſanftgeſchmiegter Leib
An der ſtarken Bruſt erwarme.

Margaretha (zum Hofrath).

Und werd' ich deiner Hoffnung auch entſprechen?
Sieh mich noch einmal an: Gefall' ich dir?
Mit jenem Waſſerkrug, mit jenem Rechen?
Mit dieſem Mieder ohne Putz und Zier?
Und wirſt du dann auch freundlich zu mir ſprechen,
Wenn es nun feſt iſt zwiſchen dir und mir?
Bedenke dich! für mich ſey ohne Sorgen,
Denn wie ich heute bin, ſo bin ich morgen.

Wir kennen nicht der Städter leichte Sitte,
Wir halten Wort auf unſrer ſtillen Flur;
Die treue Liebe wohnt in unſrer Mitte,
Sie weilet gern in ländlicher Natur.

(zu Thereſen)

Nicht wahr? — O Schweſter, auch in deiner Hütte
Blüht ihrer Nähe ſegensvolle Spur?
Das wunderſeltne Bild beglückter Ehen,
Bei euch hier hab' ich's, oder nie geſehen.

O daß es mich — auch dorthin mich begleite,
Wo ſich das Leben wilder nun bewegt;
Wo Häuſer ſtreben in die Höh' und Weite,
Wo ſich der Lärm auf lauten Märkten regt; —

(zum Hofrath)

Dann, Lieber, rette dich an meine Seite,
Zu ihr, die dich im treuen Herzen trägt,

Die ſich dir ganz und ewig hingegeben, —
So gehn wir, feſt umſchlungen, durch das Leben.

Thereſe.

Ich weiß nicht, was mit dem Mädchen iſt!
Auf einmal ſo anders! Margaretha du biſt —

Hofrath.

Gute Frau, laß ſie gewähren.
Was ſie ſpricht iſt Silberhall
Aus der Harmonie der Sphären,
Die im unermeßnen All
Ihren hohen Meiſter loben.
Ja, auch mich, den ernſten Mann,
Drängt, was ich nicht nennen kann,
Mächtig, wunderbar, nach oben:
Und wie man von Bergeshöhen
Pflegt in's niedre Thal zu ſehen: —
Hier das Dörfchen, dort die Au,
Weiterhin die grünen Streifen,
Die in braune Felder ſchweifen,
Fern der Berge Nebelgrau —
Alſo trägt uns oft das Leben
Ueber Menſchen-Thun und Weben,
Wie auf unſichtbaren Thron,
Und wir ſchaun (uns hebt der Glaube!)
Haupt in Wolken, Fuß am Staube,
In die tiefe Region.
Vor mir ausgebreitet blühet
Reiche, herrliche Natur;
Das Unendliche durchglühet
All' und jede Creatur.

Segen denen, die gefunden
Früher Liebe Rosenstunden!
Früher Ehe Vaterglück
Schaut in's Leben gern zurück.
Aber auch in späten Tagen,
Wie wir selbst es heute wagen,
Wenn sich's gattet, wenn's geräth,
Immer ist es nicht zu spät.
Aber die, gebeugt durch Schmerzen,
Abgesagt dem holden Bund,
Und, von Schicksalsschlägen wund,
Ausgelöscht der Hochzeit Kerzen, — —
Diesen armen Pilgern Friede!
Bis sie einst der Wallfahrt müde,
Eingehn in gesell'ge Ruh,
Den verklärten Höhen zu.

Margaretha.

Nicht doch, wer wird so traurig reden!
Schon fühl' ich mir's naß in die Augen treten.

Hofrath.

Wenn Thränen in den Augen stehn,
Scheint Erd' und Himmel doppelt schön.

(Er geht langsam mit Margarethen nach dem Hintergrund.)

Paul.

Mutter, was mag dem Fremden fehlen?

Therese.

Es macht, er ist Margarethen so gut.

Paul.

Das wundert mich, daß ihm das wehe thut.

Thereſe.

Ich will es euch ein andermal erzählen.
Wenn ihr groß ſeyd, wird es euch auch ſo gehn.

Bärbchen.

Komm, Paul, wir wollen Stutzböckchen ſehn.

(Sie ſpringen fort.)

Zweyte Gruppe.

Thereſe und Linde.

Linde.

Hepſa! wie das hüpft und ſpringt!

Thereſe (wie im Gedanken).

Gott gebe nur daß es gut gelingt!

Linde.

Was denn?

Thereſe.

Die Heirath mit Margarethen.

Linde.

O ja! — warum nicht?

Thereſe.

Soll ich reden?

Linde.

Ey freilich, Thereſe, ich höre dich gern.

Thereſe.

Siehſt du, ich habe nichts wider den Herrn.
Er iſt ſo artig, ſo mild und gut,
Vor jedem Bauer zieht er den Hut;
Man kann mit ihm ſprechen, man kann ihn fragen;
Bald bringt er den Paul, bald Bärbchen getragen;

Selbſt der in der Wiege, der kleine Dieb,
Lacht, wenn er ihn ſieht und hat ihn lieb.
Aber das laſſ' ich mir nun einmal nicht nehmen:
Das Dorf paßt nimmer zu der Stadt,
Und wo Reich und Arm ſich geſellet hat,
Da will ſich's nicht ſchicken und bequemen.

Linde (ihr die Hand reichend).

Nun, nach Reichthum haben wir nicht geſtrebt.

Thereſe (einſchlagend).

Der größte Schatz iſt Genügſamkeit;
Dann Geſundheit dazu und tüchtiges Streben,
So hat man immer genug zu leben.
Und kurz und gut, Vornehm' und Gering'
Hat es von Anbeginn gegeben;
Das iſt ein uralt weislich Ding:
Wer in die Sonne blickt wird erblinden,
Und wer ein niederes Loos empfing,
Der ſoll ſich nicht Hohes unterwinden.
Wie manchmal haſt du mir Geſchichten
In Winterabenden erzählt,
Wie Leute, die der Hochmuth quält,
Nach fernen Inſeln die Anker lichten,
Um nicht zu Hauſe den Acker zu baun;
Wie ſie all' ihre Hoffnung und ſich dazu
Den wilden Meeren anvertraun,
Statt daheim zu bleiben in ſichrer Ruh'; —
Sie ſind reich geworden, und ſind — verdorben,
Und ſind zuletzt noch in Armuth geſtorben.

Linde.

Und das alles fällt dir ein,
Weil Margaretha nach der Stadt will frey'n?

Thereſe.

Unſre Hütte ſey unſer Hochzeitſaal.
Wir, Fritz, wir bleiben in Fellendal;
Statt Prunkgemächer, ſtatt Sammt und Seide,
Sind unſre Kinder unſre Freude.

Linde.

Wir ſtärken uns immer an unſern Lieben!
Ach ja, das Leben iſt doch ſchön!
Ich wollte, du wärſt nicht heim geblieben,
Du hätteſt ſollen mit mir gehn.
Siehſt du, es iſt dir draußen ein Segen,
Wahrhaftig es ſieht's ein Auge gern;
Getreide, mannshoch, allerwegen —
Heuer, Thereſe, blinkt unſer Stern:
Die Aehren ſo dicht, ſo reich und ſchwer,
Es wallt und wogt, wie ein Halmenmeer.
Die Sicheln ſind doch ſämmtlich im Stand?

Thereſe.

Schon vorige Woche.

Linde.

Willkommne Zeit!
Und fröhliche Menſchen zum Wirken bereit.

(Als ſie den Geheimerath und Hofrath kommen ſehen, gehen ſie in's Haus.)

Dritte Gruppe.

Der Geheimerath Sternberg und der Hofrath.

Sternberg.

Nein, theurer Freund, es iſt wohl bedacht,
Ich bleibe bei euch nicht über Nacht.

Beruhigung, mit heitern Mienen,
Iſt mir in freier Luft erſchienen:
Auch mich lehrt dieſer ſchöne Tag
Was ich zu meinem Glück vermag.

Hofrath.

Wo ſoll's denn hin?

Sternberg.

An meine Geſchäfte.

Hofrath.

Immer nur wieder geſchriebnes Wort!

Sternberg.

Fleiß im Beruf gibt neue Kräfte.

Hofrath.

Du lieſeſt? —

Sternberg.

Acten —

Hofrath.

Von Raub und Mord.

Sternberg.

Nicht immer.

Hofrath.

Von gebrochner Pflicht.

Sternberg.

Wir ſtellen ſie her.

Hofrath.

Wie lange?

Sternberg.

Bis ſie wieder bricht.

Hofrath.

Ihr betrügt euch um's Leben.

Sternberg.

Gemach, wir ſind

Für Thränen —

Hofrath.

Hart.

Sternberg.

Für Bitten —

Hofrath.

Taub.

Sternberg.

Für der Unſchuld flehende Blicke —

Hofrath.

Blind!

Was habt ihr von euern Acten?

Sternberg.

Staub!

Doch wie aus Gartenſtaub hervor,
Blüht uns auch hier ein ſchöner Flor.
Mein Freund! ein ganzes langes Leben
Hab' ich in Arbeit hingegeben,
Für Fürſt und Staat, für Recht und Pflicht,
Und heute noch gereut mich's nicht.
Nein, laß mir das Geſchäft in Ehren;
Es iſt ein Balſam für das Herz:
Nicht tödten will es und zerſtören;
Es glänzt nicht, fliegt nicht ſonnenwärts,
Doch liegt, ich darf es wohl berühren,
In Staub von Acten und Papieren
Gar wunderbare Zauberkraft,
Zu ſänftigen die Leidenſchaft,
Und was das blanke Schwert entrafft,

Man muß den Actenſtaub citiren,
Der es, ſtillwirkend, wiederſchafft.

Hofrath
(der ihm mit ſteigendem Vergnügen zuhört).

Ey, ſieh doch! ſchön! für deine Wunden
Iſt die Arzney mit einmal gefunden.
Wem Freundeshand, wem Dienerpflicht
Mit Blumen den irdiſchen Pfad umflicht,
Um den iſt's ſo traurig nicht beſtellt.
Wir theilen uns alſo in die Welt:
Auf dem Lande, wie in der Stadt,
Jeder zu thun und Freude hat.

Vierte Gruppe.

Geheimerath Sternberg, Hofrath und Margaretha.

Hofrath.

Du biſt nicht heiter, wie es ſcheint;
Ich glaube gar du haſt geweint?
Wie iſt das möglich, liebes Kind,
O ſag', erkläre dich geſchwind!

Margaretha.

Ich möchte gern noch immer weinen!
Gutherzig, wie ich Arme bin,
Mir kommt's auf einmal in den Sinn,
O dacht' ich, könnt' ich ſie vereinen,
Das wäre herrlicher Gewinn:
Daß die Geſchwiſter ſich verſöhnten,
Und ſo das Feſt mit Liebe krönten.

Ich lief und ſah, der ſchwere Wagen,
Er war im Hohlweg umgeſchlagen.
Schon dacht' ich alles iſt zerbrochen,
Auch kam Mamſell herausgekrochen,
Es war gewiß recht lächerlich!
Nun, dacht' ich erſt, nun eilſt du dich,
Und mir gelang's ſie zu erreichen.
Das Möglichſte, ſie zu erweichen
That ich gewiß. — Zurückzukehren
Lud ich ſie ein, ich ſprach im Drang
Zu deinem Lob und ihr zu Ehren,
Wovon mir alles nichts gelang.
Der Wagen war emporgehoben,
Der Kutſcher Valentin dabei,
Sie hatten ihn hinausgeſchoben,
Und Rad und Achſe war nun frei.
Da brach es los ihr heftig Schelten,
Ich ſollte nun für gar nichts gelten.
Man ſah, ſie hatte nie geliebt!
Mit harter Stimme, herber Miene,
Hieß ſie zuletzt mich eine Trine.
Das hat mich gar zu ſehr betrübt!

Hofrath.

Es ſcheint des Himmels eignes Wollen,
Daß ſich nicht alle lieben ſollen;
Deßhalb denn immer Zank und Zwiſt
Unter Großen und Kleinen iſt.
Wenn zwiſchen leiblichen Geſchwiſtern
Gar oft die ſchlimmſten Geiſter flüſtern,
Wenn Väter, Mütter, Männer, Frauen,
Sich oft mit ſchiefem Aug' beſchauen,

Wenn zwischen Eltern gar und Kindern
Unmöglich ist Verdruß zu hindern,
So können wir uns nur betrüben,
Und uns einander herzlich lieben.

Sternberg.

Dann suchen wir in manchen Fällen,
Ein gut Vernehmen herzustellen,
Und fühl' ich diesen reinen Trieb,
Dann sind mir erst die Acten lieb.
Wenn, statt zu schelten, ich belehre,
Wenn, statt zu strafen, ich bekehre,
Wenn, statt zu scheiden, ich versöhnt,
Hab' ich den Himmel mir erfröhnt.

Margaretha.

Da 's in der Welt nicht anders ist,
So muß ich es wohl leiden,
Wenn du nur immer liebend bist,
Und wir uns nimmer scheiden.

Fünfte Gruppe.

Die Vorigen. Bärbchen und Paul, sodann Wachtel, Therese und Linde.

Paul.

Schwester, hast du so was gesehn?
Der Herr da drinn der weiß zu kochen!

Bärbchen.

Ich denke mir, es schmeckt recht schön,
Wie schön hat es nicht schon gerochen.

Wachtel (unter der Thür).

Ihr Kinderchen, heran, heran!
In Ordnung ſchnell, das Feſt geht an!

(Die Kinder in's Haus. Margaretha, Hofrath und Sternberg treten an die Seite; ländliche Muſik hinter der Scene. — Paul mit einem Braten, Bärbchen mit Salat, Thereſe trägt die Paſtete, alsdann folgt Wachtel mit der Caſſerolle. Linde ſchließt mit einem übermäßig großen Brod. Nach einem Umzug ſtehen ſie folgendermaßen:

Wachtel. Bärbchen. Sternberg. Margaretha. Hofrath. Paul. Thereſe und Linde.)

(Die Muſik ſchweigt.)

Wachtel.

Hier war ein ländlich Mahl zu bereiten.

Paul.

Ich trage Braten.

Bärbchen.

Ich Grünigkeiten.

Thereſe.

Es wird noch immer ſtädtiſch enden;
Paſtete trag' ich auf den Händen.

Linde.

Sey's, wie ihm wolle, keine Noth,
Hausbacken, tüchtig iſt mein Brod.

Wachtel.

Doch, wie zuletzt aus der Caſſrolle
Ein Söſchen ſich entwickeln ſolle,

Das iſt mir nur allein bewußt;
Das Kochen gibt mir Eſſensluſt.
(Auf die Caſſerolle deutend.)
Und hier verkältet ſich's bereits!
Geſchwind, empfehlt euch allerſeits!

(Sie verneigen ſich. Muſik; ſie ziehen in voriger Ordnung ab, Margaretha zuletzt zwiſchen Hofrath und Sternberg. Nahe an der Couliſſe begrüßt ſie dieſe, läßt ſie abgehen. Sie tritt hervor, die Muſik ſchweigt.)

Margaretha

(ohne völlig aus ihrem Charakter zu treten, mit ſchicklicher Faſſung, gegen das Publicum gewendet).

Wohl jeder Kunſt, auch unſrer bleibt es eigen
Sich öffentlich mit Heiterkeit zu zeigen,
Indeſſen ſie ein Ernſteres verſteckt,
Das Herz bewegt und die Betrachtung weckt.
Wenn ſelbſt aus leicht geſchlungnen Tänzen,
Aus bunten froh geſchwungnen Kränzen
Die ernſtere Bedeutung ſpricht;
Verehrte! ſo entging euch nicht
Die Dämmerung in unſerm Licht;
Ja, durch das ganze heitre Spiel
Hat ſich ein ſchmerzliches Gefühl
Wie Nebelflor hindurch geſchlungen.
Noch ſind die Töne nicht verklungen,
Die oftmals eure Huldigungen
Zu lautem Beifall aufgeregt,
Wenn unſer unerreichter Meiſter,
Von ſeinem Genius bewegt,
Vor euch und uns das Reich der Geiſter
In ſeiner Kunſt zur Schau gelegt.

Auch dieſe Bretter haben ihn getragen,
Auch dieſe Wände haben ihn geſehn.
Hier ſchien, wie einſt in fabelhaften Tagen,
Selbſt Erz und Marmor lebend zu erſtehn,
Der Eichenwald, aufhorchend, mitzugehn,
Wenn der bekränzte Liebling der Kamöne
Der innern Welt geweihte Gluth ergoß,
Und jeder Zauber leicht berührter Töne
Melodiſch ihm von Herz und Lippe floß.
Denn mächtig iſt des Mimen heitre Kunſt!
Nicht bloß dem eiteln Sonnenblick der Gunſt
Will ſie die Blüthen holder Schöpfung bringen,
Zur höchſten Sphäre, wagt ſie's aufzudringen. —
Der gotterfüllten Pythia Entzücken
Umweht auch ſie in ſchönern Augenblicken,
Sie höret rauſchen in Dodona's Hain,
Weiß Prieſterin, weiß Muſe ſelbſt zu ſeyn.
Sie küßt den Genius mit heißer Lippe
Und ihren Durſt erquicket Aganippe.
Auf ſtummer Leinwand athmet, zart und mild,
In bunter Farben Glanz ein leblos Bild;
Man ſieht gebundnen Geiſt und ſcheinbar Leben
Des rohen Steines edle Form umgeben;
Der Dichtung, ja des Tonreichs ſchöne Träume
Entzücken uns in körperloſe Räume.
Doch ſoll des Menſchen inneres Thun und Walten
Sich friſch, und ganz lebendig ſich entfalten,
Zum Worte ſich, zur kühnen That geſtalten;
Solch regſam Bild, ſolch täuſchungsvolles Seyn
Lebt in des Mimen Spiel allein.
Die ganze Welt liegt ſeinem Thun zum Grunde,

Die Künste sämmtlich fordert er zum Bunde.
Ihr saht ein reizendes Idyllenleben
Vor eurer Phantasie vorüberschweben;
So träumt man von arkadischen Gefilden,
So pflegt man sich ein Tempe auszubilden,
Wo, von des Abends Düften, lind umweht,
Die Unschuld sich im heitern Licht ergeht,
Als nachbarlich den heil'gen Regionen,
Wo fromme Seelen mit einander wohnen.
Und in der That, des Abgeschiednen Geist
Hat sich in dem, was heut nur abgebrochen
Hervortrat, rein und herrlich ausgesprochen;
Es ist ein zierlich Mahlerstück, das dreist
Zur niederländ'schen Schule sich gesellt,
Wo Einfalt ländlicher Natur gefällt,
Wo kleiner Züge lebenvolle Klarheit
Die höchste Kunst verbirgt in milder Wahrheit.
Und doch war keins von uns dem andern gleich.
Das Leben ist so mannichfach, so reich,
Der Mensch nimmt so verschiedenartige Richtung,
Daß auch im heitern Abendspiel der Dichtung
Sich der Gemüther Wettkampf soll entspinnen.
Wie aber alle Bäche, groß und klein,
Doch in den Ocean am Ende rinnen,
So faßt mit Glück der dichtrische Verein
So Freund als Feind in seinen Plan hinein,
Den Feld- und Wiesen-Blumen zu vergleichen,
Die sich, zerstreut, mit hundert Farben schmücken,
Zum Strauß gebunden aber euern Blicken
Sich erst empfehlen und behaglich zeigen.
So hielt er uns, so hält er uns zusammen!

Talismane werd' ich in dem Buch zerſtreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläubiger Nadel ſticht
Ueberall ſoll gutes Wort ihn freuen.

Vom heut'gen Tag, von heut'ger Nacht
Verlange nichts
Als was die geſtrigen gebracht.

Wer geboren in böſ'ſten Tagen
Dem werden ſelbſt die böſen behagen.

Wie etwas ſey leicht
Weiß der es erfunden und der es erreicht.

Das Meer fluthet immer,
Das Land behält es nimmer.

So werd' er lange noch von euch verehrt.
Er ſteigt, ein edler Phönix, aus den Flammen,
Und ſeine Farben glänzen unverſehrt:
O! wie er hoch im reinen Aether ſchwebet,
Und ſeine Schwingen regt und mächtig kreiſ't!
Er iſt entſchwunden. — Huldigt ſeinem Geiſt,
Der bei uns bleibt und kräftig wirkt und lebet.

Ueber

Ueber die Entstehung des Festspiels zu Ifflands Andenken.

Das festliche Nachspiel zu den Hagestolzen Ifflands haben unsre Leser selbst beurtheilt; über dessen Entstehung fügen wir auch einige Betrachtungen hinzu, welche vielleicht nicht ohne Frucht bleiben werden.

Es gehört nämlich dieses Stück nicht Einem Verfasser an, es ist vielmehr eine gesellige Arbeit, wie solche schon seit geraumer Zeit bei uns herkömmlich sind. Denn so ist z. B. die Fortsezung des Vorspiels: Was wir bringen, zum Andenken Reils in Halle aufgeführt, gleicherweise entstanden, nicht weniger jene Sammlung kleiner Gedichte im August 1814, unserm gnädigsten, aus dem Felde zurückkehrenden Herrn als Willkommen dargebracht.

Solche gesellige Arbeiten sind der Stufe, worauf die Cultur unsers Vaterlandes steht, vollkommen ange-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

messen, indem eine Fülle von Empfindungen, Begriffen und Ueberzeugungen, allgemein übereinstimmend, verbreitet ist, so wie die Gabe sich rhythmisch angenehm und schicklich auszudrücken.

Vorzüglich aber findet bei Gelegenheitsgedichten ein gemeinsames Arbeiten sehr günstig statt: denn indem der Gegenstand entschieden gegeben ist, und also über dasjenige, was man zu sagen hat, kein Zweifel bleiben kann, so wird man sich über die Art und Weise, wie es zu sagen sey, gewiß leichter vereinigen, als wenn die Wahl des Stoffes willkürlich wäre, wobei sich das Interesse der Mitarbeitenden leichter entzweyen könnte.

Schließt sich nun, wie es hier geschehen, die neue Arbeit an eine ältere schon vorhandene unmittelbar an, so wird man sich noch leichter über den Plan vereinigen, ja sich in Scenen theilen, je nachdem sie dem Einen oder dem Andern zusagen. Hieraus entstehen unzuberechnende Vortheile.

Jeder Künstler bildet sich in sein Kunstwerk hinein, und so muß auf die Länge (und wer wird sich nicht gern auf's Längste seines Talents erfreuen wollen?), es muß zuletzt eine gewisse Eintönigkeit entstehen; weßhalb denn der Zuschauer und Zuhörer, wenn er sich immer in allzubekannter Gesellschaft findet, endlich ohne Theilnahme bleibt, und wohl gar gegen das schönste Talent ungerecht wird. Verbinden sich aber Mehrere, in demselben

Sinn und Geist zu arbeiten, so entsteht unmittelbar eine größere Mannichfaltigkeit, denn die innigsten Freunde sind oft, der Richtung und Liebhaberey nach, ganz verschieden; sie leben in entgegengesetzten Wirkungs- und Luft-Kreisen, auf welche sich Begriffe, Gefühle, Anspielungen und Gleichnisse beziehen, woraus denn eine Fülle entspringen kann, die auf anderm Wege nicht zu hoffen wäre.

Freilich, aus eben schon angeführten Gründen, schickt sich zu Gelegenheits-Gedichten diese Art zu arbeiten am allerbesten, vorzüglich auch, weil hier keine selbstständigen dauerhaften Meisterwerke gefordert werden, sondern solche, die nur im Vorübergehen einen Augenblick reizen und gefallen sollen. Aber auch dieses ist nicht so unbedeutend, wie es scheinen möchte, da auf dem deutschen Theater solche Gelegenheiten oft genug vorkommen, und aufgeweckte Geister, die sich einmal verbunden hätten, dergleichen Anlässe lebhaft ergreifen, ja wohl gar selbst erschaffen würden.

Nach unserer Ueberzeugung gibt es kein größeres und wirksameres Mittel zu wechselseitiger Bildung, als das Zusammenarbeiten überhaupt, besonders aber zu theatralischen Zwecken, wo, nachdem sich Freunde beredet, gestritten, vereinigt, bezweifelt, überlegt und abgeschlossen, zuletzt bei öffentlicher Darstellung die Aufnahme, welche das Publicum gewährt, den Ausschlag entscheidet, und die Belehrung vollendet.

Gewiß würde dieſes, beſonders in gröſseren Städten, wo dergleichen Verſuche öfters zu wiederholen wären, auch auf die ſelbſtſtändigſten Stücke den günſtigſten Einfluß haben. Iffland hätte uns bis an ſein Ende gewiß erfreuliche Werke geliefert, wenn er ſich bei Zeiten zu friſchen jungen Männern geſellt, und ſich aus ſeiner immer mehr ſich verdüſternden Lebensanſicht in Geſellſchaft glücklicher Jugend gerettet hätte.

Müßte ich nicht wegen des Vorgeſagten ſchon Zweifel und Tadel befürchten, ſo könnte ich bekannte Schauſpieldichter nennen (niemand erräth ſie und ſie wunderten ſich ſelbſt, ihren Namen hier zu finden), welche, wenn ſie mit reagirenden Freunden in Geſellſchaft treten wollten, ſich um die deutſche Bühne ſehr verdient machen würden. Ich brauche mit Bedacht den chemiſchen Ausdruck, welcher nicht allein ein Gegen- ſondern ein Mit- und Einwirken bezeichnet: denn aus Freundes-Kreiſen, wo nur Ein Sinn und Ein Ton herrſcht, möchte für dieſe Zwecke wenig zu hoffen bleiben.

Sollten dieſe meine Worte einige Wirkung hervorbringen, ſo würde ich ſehr gern meine eigenen Erfahrungen mittheilen, um die Bedingungen deutlich zu machen, unter welchen ein ſolcher poetiſcher Gemeingeiſt möglich und denkbar ſey.

In Deutſchland wird auf alle Fälle der Vorſchlag weniger Ausübung finden, weil der Deutſche iſolirt lebt, und eine Ehre darin ſucht, ſeine Individualität originell

auszubilden. Ein merkwürdiges Beiſpiel, wie einzeln der Deutſche in äſthetiſchen Arbeiten daſteht, zeigt ſich daran, daß bei der größten, ja ungeheuerſten Gelegenheit, wo die ganze Nation mit Einem Sinn und Muth wirkte, und mit verſchlungenem Beſtreben, ohne irgend eine Rückſicht, das höchſte Ziel erreichte, daß in dieſem Augenblick die Mehrzahl der deutſchen Dichtenden nur immer einzeln, mit perſönlichem Bezug, ja egoiſtiſch auftrat. Es kann ſich unter der Maſſe jener Gedichte, uns unbewußt, Einiges befinden, wie wir es wünſchen; uns aber iſt nichts zu Geſicht gekommen, wo ſich Paare, wie Oreſt und Pylades, Theſeus und Pirithous, Caſtor und Pollux, verbunden hätten, um Ernſt und Heiterkeit, Verwegenheit und Klugſinn, Leben und Tod in dem Strudel des Kriegsſpiels poetiſch oben zu halten. Am wünſchenswertheſten wäre es geweſen, wenn Ehöre von Freunden, welche gewiß bei manchen Heeresabtheilungen zuſammen fochten, ſich beredet hätten, der Nachwelt ein wunderſames Denkmal ihrer rühmlichen Thätigkeit zu hinterlaſſen. Wäre in Deutſchland ein wahrhaftes freies Zuſammenarbeiten von verſchiedenen Talenten im Gange geweſen, ſo hätte es auch hier ſich gewiß und auf das glänzendſte gezeigt.

Wie ſollte aber ſogleich, nach Jahren des Drucks, wo man ſich, in weiteren und engeren Kreiſen, auf jede Art zu verwahren ſuchte, und in Verbindung mit Anderen wichtigere Zwecke vor Augen hatte, ein ſol-

ches frohes und freies, poetiſches Zuſammenleben ſtatt-finden? Vielleicht gibt das erneuerte, mit aufgeregtem Sinn begonnene große Beſtreben, nach unſern friedlichen Wünſchen, auch ſolchem dichteriſchen Beginnen eine glückliche Wendung.

Berliner Dramaturgen.

Wunsch und freundliches Begehren.

Seit dem Januar 1821 hat eine geist- und sinnverwandte Gesellschaft neben andern Tagesblättern die Haude und Spenerischen Berliner Nachrichten anhaltend gelesen und besonders auf die Notizen und Urtheile das Theater betreffend ununterbrochen geachtet. Sie scheinen von mehreren Verfassern herzurühren, welche, zwar in den Hauptpunkten mit einander einverstanden, doch durch abweichende Ansichten sich unterscheiden. Einer aber tritt besonders hervor, dem das Glück die Gunst erwies, daß er lange her gedenkt und wie er von sich selbst sagt: „aufmerksam das Ganze und Einzelne beobachtet und Vergangenes so lebhaft als möglich sich zu reproduciren sucht, um es anschaulich mit dem wirklich Gegenwärtigen vergleichen zu können.“

Und wirklich, er ist zu beneiden daß er, das Theater in- und auswendig kennend, die Schauspieler durch und durch schauend, das Maß der Annäherung an die

Rolle, der Entfernung von der Rolle so genau fühlend und einsehend, noch mit so jugendlicher, frischer und unbefangener Theilnahme das Theater besuchen kann. Doch bedenkt man es wohl, so hat diesen Vortheil jede wahre reine Neigung zur Kunst, daß sie endlich zum Besitz des Ganzen gelangt, daß das vergangene so gut wie das gegenwärtige Treffliche vor ihr neben einander steht und dadurch ein sinnlich-geistiger Genuß dem Einsichtigen entspringt, welchen auch mangelhafte mißglückte Versuche nicht zu verkümmern Gewalt haben.

Zwey Jahrgänge gedachter Zeitung liegen nun vor uns geheftet: denn wir fanden immer höchst interessant die Zeitungen vergangener Jahre nachzulesen; man bewundert die Kunst zu beschleunigen und zu verspäten, zu behaupten und zu widerrufen, die ein jeder Redacteur ausübt nach dem Interesse der Partey der er zugethan ist. Eine solche Sammlung kommt uns dießmal nun im ästhetischen Sinne zu Statten, indem wir, bei früher eintretendem Abend, von jenem Termin an bis auf den letzten Tag, den Theaterartikel wieder durchlasen, aber freilich von Druck und Papier viel zu leiden hatten. Nun würden wir sehr gerne, nach einem gefertigten Auszug, das Ganze wieder theilweise vornehmen, die Consequenz, die Bezüge der Ueberzeugungen, das Abweichen derselben, bei wieder abnehmenden Tagen, studiren und uns besonders mit

jenem Referenten unterhalten. Aber die Bemühung ist vergeblich diesen Vorsatz durchführen zu wollen, wir müssen immer wieder zu einer englischen Druckschrift flüchten.

Wir sprechen deßhalb einen längst gehegten Wunsch aus, daß diese löblichen Bekenntnisse vorzüglicher Männer möchten mit frischen Lettern, auf weiß Papier stattlich und schicklich, wie sie wohl verdienen, zusammengedruckt werden, damit der Kunstfreund möglich finde, sie bequem und behaglich der Reihe nach und auch wohl wiederholt, in mannichfaltigem Bezug zu lesen, zu betrachten und zu bedenken. Wird uns diese Gunst gewährt, so sind wir gar nicht abgeneigt, eigene Bemerkungen einem so löblichen Texte hinzuzufügen, wozu uns ein folgerechter wahrer Genuß an den Productionen eines höchst gebildeten Verstandes, einer unbestechlichen Gerechtigkeit mit dem allerliebsten Humor ausgesprochen, nothwendig aufregen mußte. Es würde bemerklich werden, wie er die bedeutenden Hauptfiguren des Berliner Theaters zu schätzen wußte und weiß, wie er die vorüberschwebenden Gäste mit Wahrheit und Anmuth zu behandeln versteht. Man sehe die Darstellungen der ersten und zweyten Gastrollen der Madame Neumann; sie thun sich so zierlich und liebenswürdig hervor als die Schauspielerin selbst. Oft spiegeln sich auch alt und neue Zeit gegen einander: Emilie Galotti, vor vierzig Jahren und im laufenden aufgeführt.

Was wird mir jede Stunde ſo bang? —
Das Leben iſt kurz, der Tag iſt lang.
Und immer ſehnt ſich fort das Herz,
Ich weiß nicht recht ob himmelwärts;
Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor ſich ſelber fliehn.
Und fliegt es an der Liebſten Bruſt
Da ruht's im Himmel unbewußt;
Der Lebe-Strudel reißt es fort
Und immer hängt's an Einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt ſein eigner Thor.

Zum Einzelnen jedoch dürfen wir uns nicht wenden, wohl aber bemerken, daß gerade in dieſen letzten Monaten Bedeutendes geliefert ward. Erſt laſen wir den Aufſatz eines Mannes, der gegen das neuere Beſtreben den Worten des Dichters Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen und ihnen das völlige Gewicht zu geben, ungünſtig geſtimmt iſt; jener Epoche dagegen mit Preis gedenkt, wo der Schauſpieler ſeinem Naturell ſich völlig überlaſſend, ohne beſonderes Nachdenken, durch Uebung in der Kunſt ſich weiter zu fördern trachtete.

Hierauf im Gegenſatz finden wir den Bericht des würdigen Jeniſch vom Jahr 1802, woraus hervorgeht, wie es mit jenen Natürlichkeiten eigentlich beſchaffen geweſen und wie der ſogenannte Converſations-Ton zuletzt in ein unverſtändiges Mummeln und Liſpeln ausgelaufen, ſo daß man von den Worten des Drama's nichts mehr verſtehen können und ſich mit einem nackten Gebärden-Spiel begnügen müſſen.

Schließlich tritt nun der eigentliche Referent auf, nimmt ſich der neuen Schule kräftig an und zeigt: wie auf dem Wege, welchen Wolf's, Devrient's, Stich's wandeln, ein höheres Ziel zu erreichen ſey, und wie ein herrliches Naturell keineswegs verkürzt werde, wenn ihm einleuchtet, daß der Menſch nicht alles aus ſich ſelbſt nehmen könne, daß er auch lernen und als Künſtler den Begriff von der Kunſt ſich erwerben müſſe.

Möchten dieſe und tauſend andere fromme Worte Kennern und Künſtlern, Gönnern und Liebhabern, vielleicht als Taſchenbuch, zu willkommenſter Gabe vorgelegt werden!

Nachträgliches.

In dem vierzigſten Stück und folgenden der Haude-Spenerſchen Berliner Nachrichten finden wir unſern Theaterfreund und Sinnesgenoſſen ſehr vergnüglich wieder, wo er vieljährige Erfahrung und geiſtreiches Urtheil abermals recht anmuthig walten läßt. Möge er doch fleißig fortfahren und ein billiger Raum ſeinen gehaltvollen Worten gegönnt ſeyn. Uebrigens wird er ſich keineswegs irre machen laſſen: denn wer mit Liebe treulich einem Gegenſtand funfzig Jahre anhängt, der hat das Recht zu reden und wenn gar niemand ſeiner Meinung wäre.

Noch eins muß ich bemerken. Man hat ihn aufgefordert: wie über das Theater, auch über das Publicum ſeine Meinung zu ſagen; ich kann ihm hiezu nur unter gewiſſen Bedingungen rathen. Das lebende Publicum gleicht einem Nachtwandler, den man nicht aufwecken ſoll; er mag noch ſo wunderliche Wege gehen, ſo kommt er doch endlich wieder in's Bette.

Indeſſen gedenk' ich gelegentlich einige Andeutungen zu geben, die, wenn ſie dem Einſichtigen zuſagen und

ihn zu gewiſſen Mittheilungen bewegen, von dem beſten Erfolg für uns und andere ſeyn werden.

Berliner Dramaturgen noch einmal.

Schematiſches.

Was über ſie ſchon ausgeſprochen worden.

Ihre Eigenſchaften, Herkommen, Berechtigungen.

Die gute Meinung von ihnen braucht man nicht zurück zu nehmen.

Merkwürdig iſt ihr Vor- und Fortſchreiten.

Gegenwärtige ſchwierige Lage.

Zwiſchen zwey Theatern.

Gerechtigkeit gegen beide.

Schonung beider.

Reine ruhige Theilnahme ihr Element aus dem ſie ſchöpfen.

Schonung überhaupt demjenigen nöthig, der öffentlich über den Augenblick urtheilen und wahrhaft wirken will.

Denn er darf ja das Gegenwärtige nicht gewaltſam zerſtören. Aufmerkſam ſoll er machen, warnen und auf den rechten Weg deuten, auf den, den er ſelbſt dafür hält.

Das iſt in Deutſchland jetzt nicht ſchwer, da ſo viel

verſtändige, hochgebildete Menſchen ſich unter den Leſern und Schriftſtellern befinden.

Wer jetzt das Unrecht will, oder eine unrechte Art hat zu wollen, der iſt bald entdeckt und von einflußreichen Menſchen, wo nicht gehindert, doch wenigſtens nicht gefördert. Er kann ſich des Tages verſichern, aber kaum des Jahres.

Ludwig Tiecks
dramaturgiſche Blätter.

Gar mannichfaltige Betrachtungen erregte mir dieß merkwürdige Büchelchen.

Der Verfaſſer, als dramatiſcher Dichter und umſichtiger Kenner das vaterländiſche Theater beurtheilend, auf weiten Reiſen von auswärtigen Bühnen durch unmittelbare Anſchauung unterrichtet, durch ſorgfältige Studien zum Hiſtoriker ſeiner und der vergangenen Zeit befähigt, hat eine gar ſchöne Stellung zum deutſchen Publicum, die ſich hier beſonders offenbart. Bei ihm ruht das Urtheil auf dem Genuß, der Genuß auf der Kenntniß, und was ſich ſonſt aufzuheben pflegt vereinigt ſich hier zu einem erfreulichen Ganzen.

Seine Pietät gegen Kleiſt zeigt ſich höchſt liebenswürdig. Mir erregte dieſer Dichter, bei dem reinſten Vorſatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abſcheu, wie ein von der Natur ſchön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche was von dem Natürlichen noch übrig blieb;

die Entstellung läßt er bei Seite, entschuldigt mehr als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern und darin kommen wir denn beide zuletzt überein.

Wo ich ihn ferner auch sehr gerne antreffe, ist, wenn er als Eiferer für die Einheit, Untheilbarkeit, Unantastbarkeit Shakspeare's auftritt und ihn ohne Redaction und Modification von Anfang bis zu Ende auf das Theater gebracht wissen will.

Wenn ich vor zehn Jahren der entgegengesetzten Meinung war und mehr als Einen Versuch machte, nur das eigentlich Wirkende aus den Shakspeare'schen Stücken auszuwählen, das Störende aber und Umherschweifende abzulehnen, so hatte ich, als einem Theater vorgesetzt, ganz recht: denn ich hatte mich und die Schauspieler Monate lang gequält, und zuletzt doch nur eine Vorstellung erreicht, welche unterhielt und in Verwunderung setzte, aber sich, wegen der gleichsam nur Einmal zu erfüllenden Bedingung, auf dem Repertoire nicht erhalten konnte. Jetzt aber kann es mir ganz angenehm seyn, daß dergleichen hie und da abermals versucht wird; denn auch das Mißlingen bringt im Ganzen keinen Schaden.

Da der Mensch doch einmal die Sehnsucht nicht loswerden soll, so ist es heilsam, wenn sie sich nach einem bestimmten Objecte hinrichtet, wenn sie sich bestrebt ein abgeschiedenes großes Vergangene ernst und

harmlos in der Gegenwart wieder darzuſtellen. Nun ſind Schauſpieler ſo gut wie Dichter und Leſer in dem Falle nach Shakſpeare hinzublicken, und durch ein Bemühen nach dem Unerreichbaren ihre eignen innern wahrhaft natürlichen Fähigkeiten aufzuſchließen.

Habe ich nun in Vorſtehendem den höchſt ſchätzbaren Bemühungen meines vieljährigen Mitarbeiters meine volle Zuſtimmung gegeben, ſo bleibt mir noch zu bekennen übrig, daß ich in einigen Aeußerungen, wie z. B. „daß die Lady Macbeth eine zärtliche liebevolle Seele und als ſolche darzuſtellen ſey“ von meinem Freunde abweiche. Ich halte dergleichen nicht für des Verfaſſers wahre Meinung, ſondern für Paradoxien, die, in Erwägung der bedeutenden Perſon von der ſie kommen, von der ſchlimmſten Wirkung ſind.

Es liegt in der Natur der Sache, und Tieck hat bedeutende Beiſpiele vorgetragen, daß ein Schauſpieler der ſich ſelbſt kennt, und ſeine Natur mit der geforderten Rolle nicht ganz in Einſtimmung findet, ſie auf eine kluge Weiſe beugt und zurechtrückt, damit ſie ihm paſſe, dergeſtalt, daß das Surrogat, gleichſam als ein neues und brillantes Bildwerk, uns für die verſtändige Fiction entſchädigt und unerwartet genußreiche Vergleichungen gewährt.

Dieß zwar müſſen wir gelten laſſen, aber billigen können wir nicht, wenn der Theoretiker dem Schauſpieler Andeutungen gibt, wodurch er verführt wird, die

die Rolle in eine fremde Art und Weiſe, gegen die offenbare Intention des Dichters, hinüber zu ziehen.

In gar manchem Sinne iſt ein ſolches Beginnen bedenklich; das Publicum ſieht ſich nach Autoritäten um, und es hat recht. — Denn thun wir es nicht ſelbſt, daß wir uns mit Kunſt- und Lebens-Verſtändigen in Freud und Leid berathen? Wer demnach irgend eine rechtmäßige Autorität in irgend einem Fache erlangt hat, ſuche ſie billig durch fortwährendes Hinweiſen auf das Rechte als ein unverletzliches Heiligthum zu bewahren.

Tiecks Entwickelung der Piccolomini und des Wallenſteins iſt ein bedeutender Aufſatz. Da ich der Entſtehung dieſer Trilogie von Anfang bis zu Ende unmittelbar beiwohnte, ſo bewundere ich, wie er in dem Grade ein Werk durchdringt, das als eins der vorzüglichſten, nicht allein des deutſchen Theaters, ſondern aller Bühnen, doch in ſich ungleich iſt, und deßhalb dem Kritiker hie und da nicht genug thut, wenn die Menge, die es mit dem Einzelnen ſo genau nicht nimmt, ſich an dem ganzen Verlauf nothwendig entzücken muß.

Die meiſten Stellen, an welchen Tieck etwas auszuſetzen hat, finde ich Urſache als pathologiſche zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langſam tödtenden Krankheit gelitten, ſo ſähe das alles ganz anders aus. Unſere Correſpondenz, welche die Umſtände, unter welchen Wallenſtein geſchrieben worden, auf's

deutlichſte vorlegt, wird hierüber den wahrhaft Denkenden zu den würdigſten Betrachtungen veranlaſſen und unſre Aeſthetik immer inniger mit Phyſiologie, Pathologie und Phyſik vereinigen, um die Bedingungen zu erkennen, welchen einzelne Menſchen ſowohl als ganze Nationen, die allgemeinſten Weltepochen ſo gut als der heutige Tag unterworfen ſind.

Calderons Tochter der Luft.

De nugis hominum seria veritas
Uno volvitur assere.

Und gewiß, wenn irgend ein Verlauf menſchlicher Thorheiten hohen Styls über Theaterbretter hervorgeführt werden ſollte, ſo möchte genanntes Drama wohl den Preis davon tragen.

Zwar laſſen wir uns oft von den Vorzügen eines Kunſtwerks dergeſtalt hinreißen, daß wir das letzte Vortreffliche, was uns entgegen tritt, für das Allerbeſte halten und erklären; doch kann dieß niemals zum Schaden gereichen: denn wir betrachten ein ſolches Erzeugniß liebevoll um deſto näher und ſuchen ſeine Verdienſte zu entwickeln, damit unſer Urtheil gerechtfertigt werde. Deßhalb nehme ich auch keinen Anſtand zu bekennen, daß ich in der Tochter der Luft mehr als jemals Calderons großes Talent bewundert, ſeinen hohen Geiſt und klaren Verſtand verehrt habe. Hiebei darf man denn nicht verkennen, daß der Gegenſtand vorzüglicher iſt, als ein anderer ſeiner Stücke, indem die Fabel ſich ganz rein menſchlich erweiſt, und ihr nicht mehr Dä-

---

Prüft das Geſchick dich, weiß es wohl warum:
Es wünſchte dich enthaltſam! Folge ſtumm.

Noch iſt es Tag, da rühre ſich der Mann,
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

---

monisches zugetheilt ist als nöthig war, damit das Außerordentliche, Ueberschwengliche des Menschlichen sich desto leichter entfalte und bewege. Anfang und Ende nur sind wunderbar, alles Uebrige läuft seinen natürlichen Weg fort.

Was nun von diesem Stücke zu sagen wäre, gilt von allen unseres Dichters. Eigentliche Naturanschauung verleiht er keineswegs; er ist vielmehr durchaus theatralisch, ja bretterhaft; was wir Illusion heißen, besonders eine solche die Rührung erregt, davon treffen wir keine Spur; der Plan liegt klar vor dem Verstand, die Scenen folgen nothwendig, mit einer Art von Balletschritt, welche kunstgemäß wohlthut und auf die Technik unserer neuesten komischen Oper hindeutet; die innern Hauptmotive sind immer dieselben: Widerstreit der Pflichten, Leidenschaften, Bedingnisse, aus dem Gegensatz der Charaktere, aus den jedesmaligen Verhältnissen abgeleitet.

Die Haupthandlung geht ihren großen poetischen Gang, die Zwischenscenen, welche menuettartig in zierlichen Figuren sich bewegen, sind rhetorisch, dialektisch, sophistisch. Alle Elemente der Menschheit werden erschöpft, und so fehlt auch zuletzt der Narr nicht, dessen hausbackener Verstand, wenn irgend eine Täuschung auf Antheil und Neigung Anspruch machen sollte, sie alsobald, wo nicht gar schon im voraus, zu zerstören droht.

Nun gesteht man bei einigem Nachdenken, daß menschliche Zustände, Gefühle, Ereignisse in ursprünglicher Natürlichkeit sich nicht in dieser Art auf's Theater bringen lassen, sie müssen schon verarbeitet, zubereitet, sublimirt seyn; und so finden wir sie auch hier: der Dichter steht an der Schwelle der Uebercultur, er gibt eine Quintessenz der Menschheit.

Shakspeare reicht uns im Gegentheil die volle reife Traube vom Stock; wir mögen sie nun beliebig Beere für Beere genießen, sie auspressen, keltern, als Most, als gegohrnen Wein kosten oder schlürfen, auf jede Weise sind wir erquickt. Bei Calderon dagegen ist dem Zuschauer, dessen Wahl und Wollen nichts überlassen; wir empfangen abgezogenen, höchst rectificirten Weingeist, mit manchen Specereyen geschärft, mit Süßigkeiten gemildert; wir müssen den Trank einnehmen, wie er ist, als schmackhaftes köstliches Reizmittel, oder ihn abweisen.

Warum wir aber die Tochter der Luft so gar hoch stellen dürfen, ist schon angedeutet: sie wird begünstigt durch den vorzüglichen Gegenstand. Denn leider sieht man in mehreren Stücken Calderons den hoch- und freisinnigen Mann genöthigt, düsterem Wahn zu fröhnen und den: Unverstand eine Kunstvernunft zu verleihen, weßhalb wir denn mit dem Dichter selbst in widerwärtigen Zwiespalt gerathen, da der Stoff beleidigt, indeß die Behandlung entzückt; wie dieß der Fall mit

der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacavannah gar wohl seyn möchte.

Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im Stillen ausgesprochen: es sey für den größten Lebensvortheil, welchen Shakspeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden. Ueberall erscheint er als Mensch, mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit, außerirdische Wesen nöthigt er, seinem Unternehmen zu dienen; tragische Gespenster, possenhafte Kobolde beruft er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt alles reinigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen, der allertraurigste Fall, in welchen der seiner Vernunft sich bewußte Mensch gerathen kann.

Wir kehren zur Tochter der Luft zurück und fügen noch hinzu: Wenn wir uns nun in einen so abgelegenen Zustand, ohne das Locale zu kennen, ohne die Sprache zu verstehen, unmittelbar versetzen, in eine fremde Literatur, ohne vorläufige historische Untersuchungen bequem hineinblicken, uns den Geschmack einer gewissen Zeit, Sinn und Geist eines Volks, an einem Beispiel vergegenwärtigen können, wem sind wir dafür Dank schuldig? Doch wohl dem Uebersetzer, der lebenslänglich sein Talent, fleißig bemüht, für uns verwendet hat. Diesen herzlichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries

dießmal ſchuldig darbringen; er verleiht uns eine Gabe, deren Werth überſchwenglich iſt, eine Gabe, bei der man ſich aller Vergleichung gern enthält, weil ſie uns durch Klarheit alſobald anzieht, durch Anmuth gewinnt und durch vollkommene Uebereinſtimmung aller Theile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte ſeyn können noch ſollen.

Dergleichen Vorzüge mögen erſt vom Alter vollkommen geſchätzt werden, wo man mit Bequemlichkeit ein treffliches Dargebotene genießen will, dahingegen die Jugend, mitſtrebend, mit- und fortarbeitend, nicht immer ein Verdienſt anerkennt, was ſie ſelbſt zu erreichen hofft.

Heil alſo dem Ueberſetzer, der ſeine Kräfte auf einen Punkt concentrirte, in einer einzigen Richtung ſich bewegte, damit wir tauſendfältig genießen können!

Deutſches Theater.

Einzelnes.

Das Wort Schule, wie man es in der Geſchichte der bildenden Kunſt nimmt, wo man von einer Florentiniſchen, Römiſchen und Venetianiſchen Schule ſpricht, wird ſich künftighin nicht mehr auf das deutſche Theater anwenden laſſen. Es iſt ein Ausdruck, deſſen man ſich vor dreyßig, vierzig Jahren vielleicht noch bedienen konnte, wo unter beſchränkteren Umſtänden ſich eine natur- und kunſtgemäße Ausbildung noch denken ließ; denn genau geſehen gilt auch in der bildenden Kunſt das Wort Schule nur von den Anfängen: denn ſobald ſie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt ſie alſobald in die Weite. Florenz beweiſ't ſeinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutſche lernen von den Italiänern und erwerben ſich mehr Freiheit in Geiſt und Sinn, anſtatt daß die Südländer von ihnen eine glücklichere Technik und die genaueſte Ausführung von Norden her gewinnen.

Das deutſche Theater befindet ſich in der Schluß-Epoche, wo eine allgemeine Bildung dergeſtalt verbreitet

iſt, daß ſie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem beſondern Punkte mehr ausgehen kann.

Der Grund aller theatraliſchen Kunſt, wie einer jeden andern, iſt das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender dieſes iſt, auf je höherem Punkte Dichter und Schauſpieler es zu faſſen verſtehen, eines deſto höhern Ranges wird ſich die Bühne zu rühmen haben. Hiebei gereicht es Deutſchland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden iſt und auch außerhalb des Theaters ſich verbreitet hat.

Auf der Recitation ruht alle Declamation und Mimik. Da nun bei'm Vorleſen jene ganz allein zu beachten und zu üben iſt, ſo wird offenbar, daß Vorleſungen die Schule des Wahren und Natürlichen bleiben müſſen, wenn Männer, die ein ſolches Geſchäft übernehmen, von dem Werth, von der Würde ihres Berufs durchdrungen ſind.

Shakſpeare und Calderon haben ſolchen Vorleſungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, ob nicht hier gerade das impoſante Fremde, das bis zum Unwahren geſteigerte Talent, der deutſchen Ausbildung ſchädlich werden müſſe!

Eigenthümlichkeit des Ausdrucks iſt Anfang und Ende aller Kunſt. Nun hat aber eine jede Nation eine

von dem allgemeinen Eigenthümlichen der Menſchheit abweichende beſondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerſtreben mag, aber zuletzt, wenn wir's uns gefallen ließen, wenn wir uns derſelben hingäben, unſere eigene charakteriſtiſche Natur zu überwältigen und zu erdrücken vermöchte.

Wie viel Falſches Shakſpeare und beſonders Calderon über uns gebracht, wie dieſe zwey großen Lichter des poetiſchen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Literatoren der Folgezeit hiſtoriſch bemerken.

Eine völlige Gleichſtellung mit dem ſpaniſchen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat ſo viel Conventionelles, daß einem redlichen Beobachter ſchwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theatereticquette durchzuerkennen. Und bringt man ſo etwas irgend einem Publicum, ſo ſetzt man bei demſelben immer guten Willen voraus, daß es geneigt ſey, auch das Weltfremde zuzugeben, ſich an ausländiſchem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergötzen, und aus dem was ihm eigentlich gemäß iſt, eine Zeit lang herauszugehen.

Deutsche Literatur.

Literariſcher Sansculottismus.

1795.

In dem Berliniſchen Archiv der Zeit und ihres Geſchmacks, und zwar im Märzſtücke dieſes Jahres, findet ſich ein Aufſatz über Proſa und Beredſamkeit der Deutſchen, den die Herausgeber, wie ſie ſelbſt bekennen, nicht ohne Bedenken einrückten. Wir, unſrerſeits, tadeln ſie nicht, daß ſie dieſes unreife Product aufnahmen: denn wenn ein Archiv Zeugniſſe von der Art eines Zeitalters aufbehalten ſoll, ſo iſt es zugleich ſeine Pflicht auch deſſen Unarten zu verewigen. Zwar iſt der entſcheidende Ton und die Manier, womit man ſich das Anſehen eines umfaſſenden Geiſtes zu geben denkt, in dem Kreiſe unſrer Kritik nichts weniger als neu; aber auch die Rückfälle einzelner Menſchen in ein roheres Zeitalter ſind zu bemerken, da man ſie nicht hindern kann; und ſo mögen denn dieſe Zeilen in dem was wir zu ſagen haben, ob es gleich auch ſchon oft und vielleicht beſſer geſagt iſt, ein Zeugniß aufbewahren, daß neben jenen unbilligen und übertriebenen Forderungen an unſere Schriftſteller, auch noch billige und dankbare Geſinnun-

---

Was machst du an der Welt, sie ist schon gemacht,
Der Herr der Schöpfung hat alles bedacht.
Dein Loos ist gefallen, verfolge die Weise,
Der Weg ist begonnen, vollende die Reise:
Denn Sorgen und Kummer verändern es nicht,
Sie schleudern dich ewig aus gleichem Gewicht.

Wenn der schwer gedrückte klagt:
Hülfe, Hoffnung sey versagt,
Bleibet heilsam fort und fort
Immer noch ein freundlich Wort.

„Wie ungeschickt habt ihr euch benommen,
Da euch das Glück in's Haus gekommen!“
Das Mädchen hat's nicht übel genommen,
Und ist noch ein paarmal wieder gekommen.

---

gen gegen dieſe, verhältnißmäßig zu ihren Bemühungen wenig belohnte, Männer im Stillen walten.

Der Verfaſſer bedauert die Armſeligkeit der Deutſchen an vortrefflich claſſiſch proſaiſchen Werken und hebt alsdann ſeinen Fuß hoch auf, um mit einem Rieſenſchritte über beinahe ein Dutzend unſerer beſten Autoren hinwegzuſchreiten, die er nicht nennt und mit mäßigem Lob und mit ſtrengem Tadel ſo charakteriſiret, daß man ſie wohl ſchwerlich aus ſeinen Carricaturen herausfinden möchte.

Wir ſind überzeugt, daß kein deutſcher Autor ſich ſelbſt für claſſiſch hält, und daß die Forderungen eines jeden an ſich ſelbſt ſtrenger ſind als die verworrnen Prätenſionen eines Therſiten, der gegen eine ehrwürdige Geſellſchaft aufſteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwarten kann, daß man ſie zu ſchätzen wiſſe.

Ferne ſey es von uns, den übelgedachten und übelgeſchriebenen Text, den wir vor uns haben, zu commentiren. Nicht ohne Unwillen werden unſre Leſer jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen, und die ungebildete Anmaßung, womit man ſich in einen Kreis von Beſſern zu drängen, ja Beſſere zu verdrängen und ſich an ihre Stelle zu ſetzen denkt, dieſen eigentlichen Sansculottismus, zu beurtheilen und zu beſtrafen wiſſen. Nur weniges werde dieſer rohen Zudringlichkeit entgegengeſtellt.

Wer mit den Worten, deren er ſich im Sprechen oder Schreiben bedient, beſtimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke: claſſiſcher Autor, claſſiſches Werk, höchſt ſelten gebrauchen. Wann und wo entſteht ein claſſiſcher Nationalautor? Wenn er in der Geſchichte ſeiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Geſinnungen ſeiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Conſequenz nicht vermißt; wenn er ſelbſt vom Nationalgeiſte durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie ſich fähig fühlt, mit dem Vergangenen, wie mit dem Gegenwärtigen zu ſympathiſiren; wenn er ſeine Nation auf einem hohen Grade der Cultur findet, ſo daß ihm ſeine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien geſammelt, vollkommene oder unvollkommene Verſuche ſeiner Vorgänger vor ſich ſieht, und ſo viel äußere und innere Umſtände zuſammentreffen, daß er kein ſchweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den beſten Jahren ſeines Lebens ein großes Werk zu überſehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig iſt.

Man halte dieſe Bedingungen, unter denen allein ein claſſiſcher Schriftſteller, beſonders ein proſaiſcher, möglich wird, gegen die Umſtände, unter denen die beſten Deutſchen dieſes Jahrhunderts gearbeitet haben, ſo wird, wer klar ſieht und billig denkt, dasjenige was

ihnen gelungen iſt, mit Ehrfurcht bewundern, und das was ihnen mißlang, anſtändig bedauern.

Eine bedeutende Schrift iſt, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftſteller ſo wenig als der handelnde Menſch bildet die Umſtände unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von ſeinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalſchriftſteller kann man nur von der Nation fordern.

Aber auch der deutſchen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographiſche Lage ſie eng zuſammenhält, indem ihre politiſche ſie zerſtückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünſchen, die in Deutſchland claſſiſche Werke vorbereiten könnten.

Und ſo iſt der ungerechteſte Tadel derjenige, der den Geſichtspunkt verrückt. Man ſehe unſre Lage wie ſie war und iſt; man betrachte die individuellen Verhältniſſe, in denen ſich deutſche Schriftſteller bildeten, ſo wird man auch den Standpunkt, aus dem ſie zu beurtheilen ſind, leicht finden. Nirgends in Deutſchland iſt ein Mittelpunkt geſellſchaftlicher Lebensbildung, wo ſich Schriftſteller zuſammen fänden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in ſeinem Fache ſich ausbilden könnten. Zerſtreut geboren, höchſt verſchieden erzogen, meiſt nur ſich ſelbſt und den Eindrücken ganz verſchiedener Verhältniſſe überlaſſen; von der Vorliebe für dieſes oder

jenes

jenes Beiſpiel einheimiſcher oder fremder Literatur hingeriſſen; zu allerlei Verſuchen, ja Pfuſchereyen, genöthigt, um ohne Anleitung ſeine eigenen Kräfte zu prüfen; erſt nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen ſoll, durch Praktik unterrichtet was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publicum ohne Geſchmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demſelben Vergnügen verſchlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntſchaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerſtreuten Menge; geſtärkt durch mitarbeitende, mitſtrebende Zeitgenoſſen — ſo findet ſich der deutſche Schriftſteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für ſeinen Unterhalt, Sorge für eine Familie, ſich nach außen umzuſehen zwingt und wo er oft mit dem traurigſten Gefühl durch Arbeiten, die er ſelbſt nicht achtet, ſich die Mittel verſchaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit ſein ausgebildeter Geiſt ſich allein zu beſchäftigen ſtrebt. Welcher deutſche geſchätzte Schriftſteller wird ſich nicht in dieſem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit beſcheidener Trauer geſtehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geſeufzt habe, früher die Eigenheiten ſeines originellen Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen? Denn die Bildung der höhern Claſſen durch fremde Sitten und ausländiſche Literatur, ſo viel Vortheil ſie uns auch gebracht hat,

hinderte doch den Deutſchen als Deutſchen ſich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutſcher Poeten und Proſaiſten von entſchiednen Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten ſie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Ueberzeugung! So iſt es zum Beiſpiel nicht zu viel geſagt, wenn wir behaupten, daß ein verſtändiger, fleißiger Literator durch Vergleichung der ſämmtlichen Ausgaben unſres Wieland's, eines Mannes, deſſen wir uns, trotz dem Knurren aller Smelfungen, mit ſtolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den ſtufenweiſen Correcturen dieſes unermüdet zum Beſſern arbeitenden Schriftſtellers, die ganze Lehre des Geſchmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerkſame Bibliothekar ſorge, daß eine ſolche Sammlung aufgeſtellt werde, die jetzt noch möglich iſt, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wiſſen.

Vielleicht wagen wir in der Folge, die Geſchichte der Ausbildung unſrer vorzüglichſten Schriftſteller, wie ſie ſich in ihren Werken zeigt, dem Publicum vorzulegen. Wollten ſie ſelbſt, ſo wenig wir an Confeſſionen Anſprüche machen, uns nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am meiſten beigetragen haben, und dasjenige was ihr am ſtärkſten entgegengeſtanden, bekannt machen, ſo würde der Nutzen, den ſie geſtiftet, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf ungeschickte Tadler am wenigsten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem sie sich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenstande angemessenen Styl gelangen können, wem sind sie es schuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einem unablässigen Bestreben, unter mancherlei Hindernissen, sich jeder auf seine eigene Weise ausgebildet haben? Dadurch ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis, als der frühere Schriftsteller, der ihn erst selbst beim Dämmerschein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu spät kommt der Halb-Kritiker, der uns mit seinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag ist angebrochen und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Üble Laune läßt man in guter Gesellschaft nicht aus, und der muß sehr üble Laune haben, der in dem Augenblicke Deutschland vortreffliche Schriftsteller abspricht, da fast jederman gut schreibt. Man braucht nicht weit zu suchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufsatz über diesen oder jenen Gegenstand zu finden. Unsere kritischen Blätter, Journale und Compendien, welchen Beweis geben sie nicht oft eines übereinstimmenden guten Stols! Die Sachkenntniß erweitert sich bei'm Deutschen mehr

und mehr, und die Uebersicht wird klärer. Eine würdige Philosophie macht ihn, trotz allem Widerstand schwankender Meinungen, mit seinen Geisteskräften immer bekannter und erleichtert ihm die Anwendung derselben. Die vielen Beispiele des Styls, die Vorarbeiten und Bemühungen so mancher Männer setzen den Jüngling früher in Stand, das was er von außen aufgenommen und in sich ausgebildet hat, dem Gegenstande gemäß, mit Klarheit und Anmuth darzustellen. So sieht ein heitrer billiger Deutscher die Schriftsteller seiner Nation auf einer schönen Stufe und ist überzeugt, daß sich auch das Publicum nicht durch einen mißlaunischen Krittler werde irre machen lassen. Man entferne ihn aus der Gesellschaft, aus der man jeden ausschließen sollte, dessen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden lässig und die Zuschauer mißtrauisch und gleichgültig machen könnten.

Deutſche Sprache und Verwandtes.

Deutſche Sprache.

Einige jüngere Kunſtgenoſſen welche den erſten Aufſatz des zweyten Heftes von Kunſt und Alterthum geleſen, und daſelbſt die alterthümelnde, chriſtelnde Kunſt nicht zum beſten behandelt fanden, erwehrten ſich nicht der Frage: ob denn die Weimariſchen Kunſtfreunde, im Jahre 1797, als der Kloſterbruder herausgegeben ward, ſchon derſelben Meinung geweſen, ob ſie ſchon damals die neue Richtung der deutſchen Kunſt gemißbilligt? worauf denn nothwendig eine bejahende Antwort erfolgen mußte.

Redliche junge Gemüther nahmen dieſes Bekenntniß keineswegs gleichgültig auf, ſondern wollten es für eine Gewiſſensſache halten, ja tadelhaft finden, daß man nicht gleich die ſtrebenden Künſtler, beſonders die mit welchen man enger verbunden, gewarnt, um ſo ſchädlich einſchleichendem Uebel vorzubeugen. Hierauf nun konnte man verſchiedenes erwidern: es ſey nämlich in allen ſolchen Fällen ein eben ſo gefährlich als unnützes

Unternehmen, verneinend, abrathend, widerstrebend zu Werke zu gehen; denn wenn junge gemüthvolle Talente einer allgemeinen Zeitrichtung folgen, und auf diesem Wege, ihrer Natur gemäß, nicht ohne Glück zu wirken angefangen, so sey es schwer, ja fast unmöglich sie zu überzeugen, daß hieraus für sie und andere in Zukunft Gefahr und Schaden entstehen werden. Man habe daher dieser Epoche stillschweigend zugesehen, wie sich denn auch der Gang derselben nur nach und nach entwickelt. Unthätig sey man aber nicht geblieben, sondern habe praktisch seine Gesinnung anzudeuten gesucht. Hievon bleibe ein unverwerfliches Zeugniß die siebenjährige Folge Weimarischer Kunstausstellungen, bei welchen man durchaus nur solche Gegenstände als Aufgabe gewählt, wie sie uns die griechische Dichtkunst überliefert, oder worauf sie hindeutet; wodurch denn vielleicht auf einige Jahre der neue kränkelnde Kunsttrieb verspätet werden, ob man gleich zuletzt befürchten müssen von dem Strome selbst hinab gezogen zu werden.

Da man nun sich von diesen Umständen unterhielt, kam die neuste Zeit zur Sprache; man fragte, ob nicht gleichfalls in derselben einiges mißfällig seyn könnte, ohne daß man sich deßhalb öffentlich zu erklären Lust und Befugniß habe. Eine hierüber fortgesetzte Unterhaltung bewirkte eine Gewissensaufregung, und damit man nicht etwa in zwanzig Jahren uns noch über den Lethe hinüber Vorwürfe nachschicke, so entschlossen wir

uns über deutsche Sprache und über den Fug und Unfug welchen sie sich jetzt muß gefallen lassen, ein Wort mitzusprechen. Glücklicherweise fiel uns ein Aufsatz in die Hände, den wir unsern sämmtlichen Lesern bekannt wünschen, damit durch fremden Mund ausgesprochen werde wie wir ungefähr selbst denken.

Von der Ausbildung der deutschen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angestellte Bemühungen wird im 3ten Stück des 8ten Bandes der Nemesis gefunden. Wir sind dem Verfasser vielen Dank schuldig, daß er uns der Pflicht entledigt über diese Angelegenheit unsere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden gethan haben, vor dem unersetzlichen Schaden der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr, selbst mit redlicher Ueberzeugung und aus bester Absicht, eine falsche Richtung gibt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geschehen will. Da wir nun alles was und wie er es gesagt unterschreiben, so enthalten wir uns alles Weiteren und sagen nur so viel von ihm selbst, daß er nicht etwa ein Undeutscher, ein Entfremdeter sey, sondern ächt und brav, wie man einen jungen Mann wünschen kann. Dieß mag eine kurze Nachricht von ihm darthun und beweisen.

Carl Ruckstuhl, im Kanton Luzern, von angesehenen Eltern geboren, erhielt den ersten Unterricht in seinem Vaterlande. Zum Jüngling herangewachsen,

---

Mein Erbtheil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe!
Das überliefre deinem Blut;
Und wenn's den Kindern nicht verbliebe
Den Enkeln kommt es doch zu gut.

Enweri sagt's, ein herrlichster der Männer,
Des tiefsten Herzens, höchsten Hauptes Kenner:
Dir frommt an jedem Ort, zu jeder Zeit:
Geradheit, Urtheil und Verträglichkeit.

---

bezog er die Universität Heidelberg und widmete sich daselbst, überzeugt daß die Quelle wahrer Bildung nur allein bei den Alten zu suchen sey, vornehmlich philologischen Studien. Da er seinem Vaterlande im Erziehungsfache nützlich zu werden wünschte, vertrat er, um sich praktisch vorzubereiten, auf einige Zeit die Stelle eines Lehrers der alten Sprachen an der Kanton-Schule zu Aarau.

Als aber im Frühjahr 1815 die Ruhe unseres Welttheils wieder gefährdet schien, folgte derselbe dem edlen Triebe, persönlich am Kampf für die gute Sache Theil zu nehmen, und begab sich als Freiwilliger unter das preußische Heer, mit dem er auch siegreich zu Paris einzog. Unter den Waffen hat er jedoch der Wissenschaft nicht vergessen, sondern sowohl zu Paris als auf der Wiederkehr nach Deutschland überall mit Gelehrten Umgang gepflogen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, bemüht seine wissenschaftliche Ausbildung noch höher zu steigern; daselbst hat er denn auch den von uns empfohlenen Aufsatz geschrieben.

Wir wünschen daß er fortfahren möge seine Ueberzeugungen dem Publicum mitzutheilen. Er wird viel Gutes stiften, besonders da er nicht eigentlich als Gegner der vorzüglichen Männer auftritt die in diesem Fache wirken, sondern, wie er es selbst ausspricht, neben ihnen hergeht, und über ihr Thun und Lassen sich treue Bemerkungen erlaubt. Da diese Schrift von vie-

len Deutſchen geleſen und beherzigt werden ſollte, ſo wünſchen wir bald einen einzelnen Abdruck derſelben, von dem wir uns die beſte Wirkung verſprechen.

Einer freieren Weltanſicht, die der Deutſche ſich zu verkümmern auf dem Weg iſt, würde ferner ſehr zu Statten kommen, wenn ein junger geiſtreicher Gelehrter das wahrhaft poetiſche Verdienſt zu würdigen unternähme, welches deutſche Dichter in der lateiniſchen Sprache ſeit drey Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde daraus hervorgehen, daß der Deutſche ſich treu bleibt und wenn er auch mit fremden Zungen ſpricht. Wir dürfen nur des Johannes Secundus und Balde's gedenken. Vielleicht übernähme der Ueberſetzer des erſten, Herr Paſſow, dieſe verdienſtliche Arbeit. Zugleich würde er beachten wie auch andere gebildete Nationen, zu der Zeit als Lateiniſch die Weltſprache war, in ihr gedichtet und ſich auf eine Weiſe unter einander verſtändigt, die uns jetzo verloren geht.

Leider bedenkt man nicht, daß man in ſeiner Mutterſprache oft eben ſo dichtet als wenn es eine fremde wäre. Dieſes iſt aber alſo zu verſtehen: wenn eine gewiſſe Epoche hindurch in einer Sprache viel geſchrieben und in derſelben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menſchlicher Gefühle und Schickſale durchgearbeitet worden, ſo iſt der Zeitgehalt erſchöpft

und die Sprache zugleich, so daß nun jedes mäßige Talent sich der vorliegenden Ausdrücke als gegebner Phrasen mit Bequemlichkeit bedienen kann.

Durch die Literargeschichte, so wie durch die Welthistorie, schleichen oftmals kleine, geringscheinende Bemühungen hindurch, die aber durch Anhaltsamkeit und beharrliches Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein kurzgefaßter Aufsatz willkommen seyn, der uns vor Augen stellte wie seit vierzig Jahren geist- und klangreiche Menschen, sowohl französischen als italiänischen Opern, deutsche Texte untergelegt und sich dadurch um Sprache und Musik großes, unbeachtetes Verdienst erworben. Unser lyrisches Theater hat sich dadurch nach und nach zu einer ungemeinen Höhe geschwungen; wir haben die vorzüglichsten Productionen des französischen lyrischen Drama's auf unsern Bühnen gesehen; die italiänischen Opern sind uns nicht fremd geblieben; deutsche Singstücke, von deutschen Meistern componirt, vergnügen den Geist, erheben das Gemüth seit vielen Jahren. Geschmack und Einsicht verbreiteten sich dadurch über die ganze Masse des Publicums und für die lyrische Poesie überhaupt wuchs, von Jahr zu Jahr, der unschätzbare Vortheil, daß sie immer singbarer wurde ohne an Gehalt abzunehmen. Religiöse, patriotische, gesellige, leidenschaftliche Lieder tönten von allen Seiten, und unsere ernste charak-

teriſtiſche Muſik fand Gelegenheit zu tauſendfältiger Anwendung ihrer unerſchöpflichen Mittel. Und doch, wer mag es ausſprechen, daß zu allem dieſem der gänzlich verſchollene Schauſpieldirector Marchand den erſten Anlaß gab, indem er das neckiſche Milchmädchen mit den täppiſchen Jägern, ferner die Schöne mit dem gutmüthigen Ungeheuer aus Frankreich herüber brachte, durch anſprechende Muſik eines Gretry das Theater belebte und uns folgereiche Wohlthaten ſpendete: denn von jener Zeit an läßt ſich die Geſchichte der deutſchen Oper in ununterbrochener Reihe durchführen. Vielleicht gibt ein Mitarbeiter der Muſikaliſchen Zeitung, der ſich dieſer Epochen als Theilnehmer erinnert, uns hievon eine gedrängte Ueberſicht; woraus denn abermals erhellen würde, daß der Deutſche nichts Wunderlicheres thun könnte, als ſich in ſeinen mittelländiſchen Kreis zu beſchränken, eingebildet, daß er von eignem Vermögen zehre, uneingedenk alles deſſen was er ſeit einem halben Jahrhundert fremden Völkern ſchuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.

Doch hiervon iſt gegenwärtig zu ſchweigen beſſer, die Zeit wird kommen wo der Deutſche wieder fragt, auf welchen Wegen es ſeinen Vorfahren wohl gelungen die Sprache auf den hohen Grad von Selbſtſtändigkeit zu bringen, deſſen ſie ſich jetzt erfreut.

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutſche ſeine vollkommene Ausbildung innerhalb unſerer Sprache, ohne irgend eine fremde Beihülfe, hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen, vielſeitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, beſonders aber einem gewiſſen Mittelſtand zu Gute gehn, wie ich ihn im beſten Sinne des Worts nennen möchte. Hiezu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutſchland ſo viele wohlgelegene, wohlbeſtellte zählt; alle Beamten und Unterbeamten daſelbſt, Handelsleute, Fabricanten, vorzüglich Frauen und Töchter ſolcher Familien, auch Landgeiſtliche in ſo fern ſie Erzieher ſind. Dieſe Perſonen ſämmtlich, die ſich zwar in beſchränkten, aber doch wohlhäbigen, auch ein ſittliches Behagen fördernden Verhältniſſen befinden, alle können ihr Lebens- und Lehrbedürfniß innerhalb der Mutterſprache befriedigen.

Die Forderung dagegen, die in weiteren und höheren Regionen an uns auch in Abſicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann niemand verborgen bleiben der ſich nur einigermaßen in der Welt bewegt.

Die Mutterſprache zugleich reinigen und bereichern iſt das Geſchäft der beſten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweiſt ſich öfters geiſtlos: denn es iſt nichts

bequemer als von dem Inhalt abſehen, und auf den Ausdruck paſſen. Der geiſtreiche Menſch knetet ſeinen Wortſtoff, ohne ſich zu bekümmern aus was für Elementen er beſtehe; der geiſtloſe hat gut rein ſprechen, da er nichts zu ſagen hat. Wie ſollte er fühlen welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte. Es gibt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zuſammengreifen müſſen, wenn die Sprache lebendig wachſen ſoll. Poeſie und leidenſchaftliche Rede ſind die einzigen Quellen aus denen dieſes Leben hervordringt, und ſollten ſie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergſchutt mitführen, er ſezt ſich zu Boden und die reine Welle fließt darüber her.

Redensarten

welche der Schriftſteller vermeidet, ſie jedoch dem Leſer beliebig einzuſchalten überläßt.

Aber.
Gewiſſermaßen.
Einigermaßen.
Beinahe.
Ungefähr.
Kaum.
Faſt.
Unmaßgeblich.
Wenigſtens.
Ich glaube.
Mich däucht.
Ich läugne nicht.
Wahrſcheinlich.
Vielleicht.
Nach meiner Einſicht.
Wenn man will.
So viel mir bewußt.
Wie ich mich erinnere.
Wenn man mich recht berichtet.
Mit Einſchränkung geſprochen.
Ich werde nicht irren.
Es ſchwebt mir ſo vor.

Eine Art von.
Mit Ausnahme.
Ohne Zweifel.
Ich möchte ſagen.
Man könnte ſagen.
Wie man zu ſagen pflegt.
Warum ſoll ich nicht geſtehen.
Wie ich es nennen will.
Nach jetziger Weiſe zu reden.
Wenn ich die Zeiten nicht verwechsle.
Irgend.
Irgendwo.
Damals.
Sonſt.
Ich ſage nicht zu viel.
Wie man mir geſagt.
Man denke nicht.
Wie natürlich iſt.
Wie man ſich leicht vorſtellen kann.
Man gebe mir zu.
Zugegeben.
Mit Erlaubniß zu ſagen.
Erlauben Sie.
Man verzeihe mir.
Aufrichtig geſprochen.
Ohne Umſchweife geſagt.
Geradezu.

Das Kind bei ſeinem Namen genannt.
Verzeihung dem derben Ausdruck.

Vorſtehende Sammlung, die ſowohl zu ſcherzhaften als ernſten Betrachtungen Anlaß geben kann, entſtand zur glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch perſönlich unter uns lebte und wirkte. Dieſer kräftige entſchiedene Mann konnte gar ſehr in Eifer gerathen, wenn man dergleichen bedingende Phraſen in den mündlichen oder wohl gar ſchriftlichen Vortrag einſchob. So war es eine Zeit, wo er dem Worte: gewiſſermaßen einen heftigen Krieg machte. Dieß gab Gelegenheit näher zu bedenken, woher dieſe höflichen, verbittenden, allen Widerſpruch des Hörers und Leſers ſogleich beſeitigenden Schmeichelworte ihre Herkunft zählen. Möge dieſe Art Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt ſeyn, weil in der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftſteller zu ſehr von ſeiner Meinung überzeugt iſt, als daß er von ſolchen demüthigen Phraſen Gebrauch machen ſollte.

Urtheilsworte
franzöſiſcher Kritiker.

Reichliche des Tadels.

A.

abandonnée.
absurde.
arrogance.
astuce.

B.

B.

bafoué.
bête.
bétise.
bouffissure.
bourgeois.
boursouflure.
bouquin.
boutade.
brisé.
brutalité.

C.

cabale.
cagot.
canaille.
carcan.
clique.
contraire.
créature.

D.

déclamatoire.
décrié.
dégoût.
dénigrement.
dépourvu.
dépravé.
désobligeant.
détestable.
diabolique.
dure.

E.

échoppe.
enflure.
engouement.
ennui.
ennuyeux.
énorme.
entortillé.
éphémères.
épluché.
espèce.
étourneau.

F.

factices.
fadaise.
faible.
fainéans.
fané.
fastidieux.
fatiguant.
fatuité.
faux.

Was klagst du über Feinde?
Sollten solche je werden Freunde,
Denen das Wesen wie du bist
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist?

Dümmer ist nichts zu ertragen,
Als wenn Dumme sagen den Weisen:
Daß sie sich in großen Tagen
Sollten bescheidentlich erweisen.

Wenn Gott so schlechter Nachbar wäre
Als ich bin und als du bist,
Wir hätten beide wenig Ehre;
Der läßt einen jeden wie er ist.

Gesteht's! die Dichter des Orients
Sind größer als wir des Occidents.
Worin wir sie aber völlig erreichen,
Das ist im Haß auf unsres Gleichen.

---

force.
fou.
fourré.
friperie.
frivole.
furieux.

G.

gâté.
gauchement.
gauchers.
grimace.
grossier.
grossièrement.

H.

haillons.
honnêtement.
honte.
horreur.

I.

imbécille.
impertinence.
impertinent.
impuissant.
incorrection.
indécis.
indéterminé.
indifférence.
indignités.
inégalité.
inguérissable.
insipide.
insipidité.
insoutenable.
intolérant.
jouets.
irréfléchi

L.

laquais.
léger.
lesine.
louche.
lourd.

M.

maladresse.
manque.
maraud.
mauvais.
médiocre.
méprise.
mépris.
mignardise.
mordant.

N.

négligé.
négligence.
noirceur.
non-soin.

O.

odieux.

P.

passable.
pauvreté.
pénible.
petites-maisons.
peu-propre.
pie-grièche.
pitoyable.
plat.
platitude.
pompeux.
précieux.
puérilités.

R.

rapsodie.
ratatiné.
rebattu.
réchauffé.
rédondance.
rétréci.
révoltant.
ridicule.
roquet.

S.

sans succès.
sifflets.
singerie.
somnifère.
soporifique.
sottise.
subalterne.

T.

terrassé.
tombée.
trainée.
travers.
triste.

V.

vague.
vide.
vexé.
viellerie.
volumineux.

Karge Zeugniſſe des Lobs.

A.

animé.
applaudie.

B.

brillant.

C.

charmant.
correct.

E.

esprit.

F.

facile.
finesse.

G.

goût.
grace.
gracieux.
grave.

I.

invention.
justesse.

L.

léger.
légèreté.
libre.

N.

nombreux.

P.

piquant.
prodigieux.
pur.

R.

raisonnable.

S.

spirituel.

V.

verve.

Worte ſind der Seele Bild —
Nicht ein Bild! ſie ſind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild
Was wir haben, was wir hatten —

Was wir hatten wo ist's hin?
Und was ist denn was wir haben? —
Nun! wir sprechen! Rasch im Fliehen
Haschen wir des Lebens Gaben.

Einsicht und Charakter des Menschen offenbart sich am deutlichsten im Urtheil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er was ihm fremd blieb, wessen er bedarf; und so bezeichnet, unbewußt, jedes Alter, auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zustand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens.

Auch so ist es mit Nationen, ihr Lob und Tadel muß durchaus ihren Zuständen gemäß bleiben. Griechische und römische Terminologie dieses Faches besitzen wir, neuere Kritik zu beurtheilen gebe Vorstehendes einigen Anlaß. Wie der einzelne Mensch so auch die Nation ruht auf dem alt-Vorhandenen, Ausländischen oft mehr als auf dem Eigenen, Ererbten und Selbstgeleisteten; aber nur insofern ein Volk eigene Literatur hat, kann es urtheilen und versteht die vergangene wie die gleichzeitige Welt. Der Engländer hängt mit Ernst und Vorurtheil am Alterthum und man muß ihm mit Parallel-Stellen aus Horaz beweisen, daß der Orient Poeten erzeugte. Welche Vortheile hingegen Shakspeare's freier Geist der Nation gewährt, ist nicht auszusprechen. Die Franzosen haben, durch Einführung mißverstandener alter Lehren und durch nette Convenienz ihre Poesie der-

gestalt beschränkt, daß sie zuletzt ganz verschwinden muß, da sie sich nicht einmal mehr in Prosa auflösen kann. Der Deutsche war auf gutem Wege und wird ihn gleich wieder finden, sobald er das schädliche Bestreben aufgibt die Nibelungen der Ilias gleich zu stellen.

Die günstige Meinung die ein trefflicher Fremder uns Deutschen gönnt, darf hier, als an der rechten Stelle, wohl Platz finden. Der wirkliche russisch-kaiserliche Staatsrath Ouwaroff gedenkt in seinem schätzbaren Werke: **Nonnos von Panopolis, der Dichter**; St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Theilnehmer gerichteten Vorwort, unserer in Ehren also: „Die Wiedergeburt der Alterthums-Wissenschaft gehört den Deutschen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so könnte eine solche Palingenesie wohl nur in Deutschland statt finden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue Ansichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken, und deßwegen habe ich deutsch geschrieben. Man ist hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politischen Vorranges dieser oder jener Sprache in der Wissenschaft zurückgekommen. Es ist Zeit daß ein Jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am näch-

ſten dem Ideenkreiſe liegt, den er zu betreten im Begriff iſt.“

Hier hört man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geiſtreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beſchränkung eines erkältenden Sprach-Patriotismus weit erhoben, gleich einem Meiſter der Tonkunſt jedesmal die Regiſter ſeiner wohlausgeſtatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblickes ausdrücken. Möchten doch alle gebildeten Deutſchen dieſe zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte ſich dankbar einprägen, und geiſtreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, ſich mehrerer Sprachen, als beliebiger Lebenswerkzeuge, zu bemächtigen.

Urtheilsworte französischer Kritiker.

Unter dieser Rubrik hatte ich vorstehendes Verzeichniß im dritten Hefte von Kunst und Alterthum mitgetheilt, wo freilich sehr viele Worte des Tadels gegen kärgliche Worte des Lobes erscheinen. Hierüber hat der Vrai Libéral unterm 4 Februar 1819 sich beschwert und mich einer Ungerechtigkeit gegen die französische Nation beschuldigt. Er thut dieß jedoch mit so vieler Anmuth und Artigkeit, die mich beschämen würde, wenn nicht hinter meiner Mittheilung jener Worte ein Geheimniß verborgen läge, dessen Entdeckung ich ihm und meinen Lesern hiermit vorzubringen nicht ermangle.

Ich bekenne daher ganz ohne Anstand, daß der Correspondent des wahren Freisinnigen zu Brüssel ganz mit Grund bemerkt: wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten sich manche wunderliche befinden die man eben nicht erwartet hätte; ferner, daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen die einem jeden sogleich einfallen sollten. Wie dieses zu erklären, mag die Ge-

schichte deutlich machen, wenn ich erzähle wie ich zu jenem Verzeichniß eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm sich in der damals ausgezeichneten geist- und talentvollen Pariser Gesellschaft einen ehrenvollen Zutritt gewonnen und für ein Mitglied eines so außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beschloß er ein Tagesblatt, ein Bulletin literarischen und weltgefälligen Inhaltes, schriftlich zu versenden an fürstliche und reiche Personen in Deutschland, um sie, gegen bedeutende Vergeltung, von dem eigensten Leben der Pariser Zirkel zu unterhalten, nach deren Zuständen man äußerst neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunkt der gebildeten Welt wirklich ansehen konnte. Diese Tagesblätter sollten nicht nur Nachrichten enthalten, sondern es wurden die herrlichsten Arbeiten Diderots: die Klosterfrau, Jacob der Fatalist u. s. w. nach und nach, in so kleinen Portionen zugetheilt, daß Neugierde, Aufmerksamkeit und jedes gierige Bestreben, von Sendung zu Sendung, lebendig bleiben mußte.

Auch mir war, durch die Gunst hoher Gönner, eine regelmäßige Mittheilung dieser Blätter beschieden, die ich mit großem Bedacht eifrig zu studiren nicht unterließ. Nun darf ich mir wohl nachrühmen, daß ich von jeher die Vorzüge der Menschen und ihrer

Productionen willig anerkannt, geſchätzt und bewundert, auch mich daran dankbar auferbaut habe. Deßhalb mußte mir in der Grimmiſchen Correſpondenz gar bald auffallen, daß, in Erzählung, Anekdote, Charakterſchilderung, Darſtellung, Urtheil, durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken ſey, mehr ſcheltende als ehrende Terminologie vorzukommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eines Tages, zum Vortheil meiner Betrachtung und eignen Unterrichts, jene ſämmtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in ſpäterer Zeit zu ſondern und alphabetiſch zu ordnen, halb im Scherz, halb im Ernſt, und ſo blieben ſie viele Jahre bei mir liegen.

Da nun endlich die Grimmiſche Correſpondenz im öffentlichen Druck erſchien, las ich ſolche, als ein Document vergangener Zeit, mit Sorgfalt abermals durch und ſtieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck, wobei ich mich denn auf's neue überzeugen konnte, daß der Tadel bei weitem das Lob überwog. Da ſuchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ ſie, geiſtiger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerken muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerkſamkeit zu ſchenken im Augenblick nicht mehr vermochte, deßhalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in dieſem voluminöſen Werk zu finden ſeyn möchte.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16274/00

Ueberall will jeder obenauf seyn,
Wie's eben in der Welt so geht.
Jeder sollte freilich grob seyn,
Aber nur in dem was er versteht.

Verschon uns Gott mit deinem Grimme!
Zaunkönige gewinnen Stimme.

Will der Neid sich doch zerreißen,
Laß ihn seinen Hunger speisen.

Sich im Respect zu erhalten
Muß man recht borstig seyn.
Alles jagt man mit Falken,
Nur nicht das wilde Schwein.

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen ſchien, auf einem einzigen Schriftſteller haften bleibe, ſo behalten wir uns vor, nächſtens im Allgemeinen über dieſen höchſt wichtigen literariſchen Gegenſtand zu ſprechen.

Hör-, Schreib- und Druckfehler.

Den Sprachgelehrten ist es längst bekannt, daß bei Verbesserung alter Manuscripte manchmal bemerkt wird, daß solche dictirt worden und daß man daher auf Hörfehler, woraus die Schreibfehler entstanden, aufmerksam zu seyn Ursache habe.

Hiervon kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarsten Beispiele anführen: denn da ich, von jeher an das Dictiren gewöhnt, oft auch ungebildeten, oder wenigstens zu einem gewissen Fache nicht gerade gebildeten Personen dictirt, so ist mir daraus ein besonderes Uebel zugewachsen. Vorzüglich geschah es, wenn ich über wissenschaftliche Gegenstände, denen ich nur Zwischenstunden widmen konnte, Blätter, ja Hefte dictirte, solche aber nicht sogleich durchsehen konnte. Wenn ich sie nun aber nach Jahren wieder vor die Hand nehme, so muß ich die wunderlichsten und unverständlichsten Stellen darin entdecken. Um den Sinn eines solchen Abracadabra zu entziffern, lese ich mir die Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn, und spreche

das unverständliche Wort so lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte sich ergibt.

An den Hörfehlern aber ist der Dictirende gar oft selbst schuld. Man horche nur, wenn in Gesellschaften vorgelesen wird, ob wohl alles zur Klarheit kommt? Man merke den Schauspielern auf! Diese, selbst bessere nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Tick, die Eigennamen der Personen, Länder und Städte undeutlich auszusprechen. Mir schien es, bei langjähriger Erfahrung, daher zu rühren, weil ein solches Wort ihre Empfindung nicht anspricht und sie es daher als gleichgültig obenhin behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entspringt auch, wenn der Vortragende mitten im Sprechen seine Stellung verändert, sich umwendet, oder mit dem Kopfe hin und wieder fährt.

Die Hefte der Studirenden mögen daher meist so richtig seyn, weil der Dictirende seinen Platz nicht verändert und es ihm angelegen ist so vielen aufmerksamen, lehrbegierigen jungen Leuten genug zu thun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverständlichkeit ihrer Lehrer klagen, so kommt es daher, weil diese zwar die Wissenschaft in sich tragen, sie aber nicht außer sich zu setzen wissen, wozu ein eignes Studium gehört und nicht einem jeden diese Gabe von Natur verliehen ist.

Der Hörer aber und sein Ohr tragen gleichfalls zu gedachtem Fehler bei. Niemand hört als was er weiß, niemand vernimmt als was er empfinden, imaginiren

und denken kann. Wer keine Schulstudien hat, kommt in den Fall alle lateinischen und griechischen Ausdrücke in bekannte deutsche umzusetzen; dieses geschieht ebenmäßig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Aussprache dem Schreibenden unbekannt ist.

Höchst merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, seltsam klingende Worte in bekannte, sinngebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünschen wäre. Ferner kommt auch wohl beim Dictiren der Fall vor, daß der Hörer seine inwohnende Neigung, Leidenschaft und Bedürfniß an die Stelle des gehörten Wortes setzt, den Namen einer geliebten Person, oder eines gewünschten guten Bissens einfügt.

Hör-Fehler.

Anstatt	lies
Beritten	Pyriten.
Schon Hundert	John Hunter.
Daß sie die älteste . . .	das Ideellste.
und Damen	und Ammen.
gnädigst	zunächst.
Lehmgrube	Löwengrube (Daniels).
die sie schätzt	die Sujets.
Küchenseite	Kirchenseite.
Kuchenfreund	Tugendfreund.

Anſtatt	lies
Reſidenz	Evidenz.
ſehr dumm	Irrthum.

Druck- und Schreibfehler aus Unachtſamkeit.

geſchlungenen	geſchwungenen.
Unbildung	Umbildung.
einſeitigen Leſern . . .	einſichtigen Leſern.
Mädchen	Mährchen.
leidig	leidlich.
Unform	Uniform.
Lob	Leib.
Zeuge	Zunge.
gefürſtete	gefürchtete.
Ermüdung	Ermuthung.
Furchtbarkeit	Fruchtbarkeit.
Verwehrung	Vermehrung.
Vermehrung	Vermählung.
wohlthätig	wohlhäbig.
Trojaniſche Säule . . .	Trajaniſche Säule.

Verwandlung franzöſiſcher Worte im Ohr und Sinn der deutſchen Menge.

Imbuhß (Einbuße) . . .	Impoſt.
Rückruthen	Recruten.
reine führen	renoviren.
Inſpectrum	Inſpector.

Verwandlung eines deutschen Worts durch französische akademische Jugend.

Verjus (unreifer Traubensaft) . . . . Ver—ruf.

Ueber diese Mängel hat niemand mehr Ursache nachzudenken als der Deutsche, da in wichtigen Werken, aus denen wir uns belehren sollen, gar oft stumpfe, nachlässige Correctoren, besonders bei Entfernung des Verfassers vom Druckort, unzählige Fehler stehen lassen, die oft erst am Ende eines zweyten und dritten Bandes angezeigt werden.

Ist man nun bei'm Lesen wissenschaftlicher Bücher nicht schon mit der Sache bekannt, so wird man von Zeit zu Zeit anstoßen und sich kaum zu helfen wissen, wenn man nicht eine divinatorische Gegenwart des Geistes lebendig erhält, sich den Verfasser als einen verständigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes sagen will noch darf. Aber ist man denn einer solchen Anstrengung fähig? und wer ist es immer?

Da nun die werthe deutsche Nation, die sich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in diesem Punkte leider allen übrigen nachsteht, die, sowohl in schönem, prächtigem Druck als, was noch mehr werth ist, in einem fehlerfreien, Ehre und Freude setzen; so wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem solchen Uebel, durch gemeinsame Bemühung der Schreib- und Drucklustigen, entgegenarbeitete. Ein bedeutender

Schritt

Schritt wäre schon gethan, wenn Personen, die ohnehin, aus Pflicht oder Neigung, von dem Ganzen der laufenden Literatur, oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, sich die Mühe nehmen wollten bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu sehen und zu bezeichnen: aus welchen Officinen die meisten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine solche Rüge würde gewiß das Ehrgefühl der Druckherren beleben; diese würden gegen ihre Correctoren strenger seyn; die Correctoren hielten sich wieder an die Verfasser, wegen undeutlicher Manuscripte, und so käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich in Deutschland angestellten Censoren, denen als literarisch gebildeten Männern ein solches Unwesen nothwendig auffallen muß, wenn sie, wie das Gesetz erlaubt, Aushängebogen censiren, die Druckherren auch von ihrer Seite unabläßig erinnern, so würde gewiß das Gute desto schneller gefördert werden.

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man sich Zeit nehmen kann? so darf man wohl darauf erwidern: eben deßhalb weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angestellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerksame habe immer noch Aufmerksamkeit genug. Wie dem auch sey, wenn das Uebel

nur recht lebhaft zur Sprache kommt, so ist dessen Heilung vorbereitet. Mögen einsichtige Druckherren über diese, sie so nah angehende Angelegenheit in unseren vielgelesenen Zeitblättern sich selbst aussprechen und über das was zur Förderung der guten Sache wünschenswerth sey, ihrer näheren Einsicht gemäß, die wirksamsten Aufschlüsse geben.

Der Pfingstmontag,

Lustspiel in Straßburger Mundart, fünf Aufzügen und Versen. Straßburg 1816.

Das große Verdienst dieses Kunstwerks um die deutsche Sprache, jenen bedeutenden Straßburger Dialekt, und nebenher die verwandten oberdeutschen, lebhaft und ausführlich dargestellt zu haben, ist wohl eben Ursache, daß es nicht nach seinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann: denn indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verschließt es sich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher versuchen dessen Vorzüge unsern sämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anschaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart, sagt der Verfasser, spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, welches, in seinen Abstufungen, eine besondere National-Charakteristik darbietet.“ Dabei drängte sich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen abläugnen darf, der uns durch so manche Idiotiken ge-

worden ist, so kann man doch nicht abläugnen, daß jene, so eben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannichfaltigen Abstufungen unter der Form eines alphabetischen Lexikons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren wer sich dieses oder jenes Ausdrucks bedient und bei welcher Gelegenheit? Deßwegen wir auch in solchen Wörterbüchern hie und da die nützliche Bemerkung finden: daß z. B. ein oder das andere Wort vom gemeinen und gemeinsten Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer solchen Behandlung hat ein, mit dem Straßburger Volkskreise von Jugend auf innigst bekanntes Talent wohl und tief gefühlt, und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelnheiten wenig seines Gleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Personen aus Straßburg und drey aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Gesinnung, Denk- und Sprechweise contrastiren durchaus, indem sie sich wieder stufenartig an einander fügen. Alle handeln und reden vor uns meist dramatisch lebhaft; weil sie aber ihre Zustände ausführlich entwickeln sollen, so neigt sich die Behandlung in's Epische, und, damit uns ja die sämmtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfasser den anmuthigsten lyrischen Abschluß herbei zu leiten. Die Handlung ist

---

Was hilft's dem Pfaffen-Orden
Der mir den Weg verrannt?
Was nicht gerade erfaßt worden
Wird auch ſchief nicht erkannt.

Einen Helden mit Luſt preiſen und nennen
Wird jeder, der ſelbſt als tüt er ſtritt.
Des Menſchen Werth kann niemand erkennen
Der nicht ſelbſt Hitze und Kälte litt.

Gutes thu' rein aus des Guten Liebe,
Was du thuſt verbleibt dir nicht;
Und wenn es auch dir verbliebe,
Bleibt es deinen Kindern nicht.

Soll man dich nicht auf's ſchmählichſte berauben,
Verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben.

---

in das Jahr 1789 gesetzt, wo das althergebrachte Straßburger Bürgerwesen sich gegen neuernden Einfluß noch einigermaßen derb und zäh bewahren konnte; und so wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zustandes erhält, welcher später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durch einander gerüttelt worden. Die auftretenden Charaktere schildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffebauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, auf's zärtlichste gegen seine einzige Tochter gesinnt. Ein jüngerer Sohn, Danielchen, kommt nicht zum Vorschein und spielt schon durch sein Außenbleiben eine Rolle. Dorthe, seine Gattin; wackere Hausfrau, strenge Wirthschafterin; gar vielem was sie mißbilligt mit Heftigkeit begegnend und widerstrebend. Lissel, ihre Tochter; reines, bürgerliches Naturkind, gehorsam, theilnehmend, wohlthätig, unschuldig liebend, sich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlbrüh, Feuerspritzenmacher und kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend, und als Mechanicus sich höher versteigend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Physiognomik und dergleichen. Rosine, dessen Gattin; verständige gemächliche Frau, ihrem Sohn eine vortheilhafte, wo möglich reiche Heirath wünschend. Er ist Wolfgang genannt, Magister und Abendprediger; im Besitz hochdeutscher Sprache und Bildung; einfachen, vernünfti-

gen, verständigen Sinnes, fließender, ibblicher Unterhaltung. Christinel; Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider schon die älteste ihrer Gespielinnen; guter Art, aber eifrig und listig, gewandt, nach Heirath strebend. Licentiat Mehlbrüh; Hagestolz, Carricatur eines alten, halbfranzösirten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinhold, Medicíner Doctorand, von Bremen gebürtig; vollendete deutsche Cultur und Sprache, einigermaßen enthusiastisch, halbpoetischen Ausdrucks. Frau Prechtere; mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Klärl; gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geistlichen Wolfgang mit Herz und Seel ergeben. Rein und schön wie Lissel, an auffallend-würdiger Gestalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung, des Gedankens und Ausdrucks. Gläßler, von Kaisersberg; Kaufmann, in Colmar wohnhaft, Meisterstück eines wackern, in einer Stadt zweyter Ordnung ausgebildeten Charakters. Bärbel, Nachbarin; rohste, heftigste, mit Schimpf- und Drohworten freigebigste Person. Bryd, Magd bei Starkhans; neunzehnjährig; reine, derbe Mägdenatur, heiter und artig; mit der Frau im Widerstreit, Herrn und Tochter aufrichtig ergeben. Christlieb, Pfarrer aus dem Ortenauischen, Klaus aus dem Kochersberg, kommen erst gegen das Ende, um mit Gläßler Dialekt und Charakter der Umgegend darzustellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen zu lassen. Hiebei ist unsere Hauptabsicht, denen die es lesen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Scene, über die einzelnen Sprachschwierigkeiten hinauszuhelfen.

Erster Aufzug.

(Pfingstsonntag Nachmittag. Starkhans Wohnung.) Frau Dorthe schilt ihre Tochter Lisel sehr heftig, daß sie einen Spaziergang mit den Eltern ausschlägt, worauf sie sich doch vor kurzem so sehr gefreut habe. Der Vater nimmt sich des Mädchens an, der die Thränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt sich begütigen und geht mit dem Vater allein spazieren. Kaum ist Lisel von ihnen befreit, so erklärt sich daß sie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von dessen holder, tüchtiger Persönlichkeit sie ganz und gar durchdrungen ist. Nur bedauert sie, daß er das wunderliche Hochdeutsch rede, worin sie sich nicht schicken könne. Sie wünscht in Deutschland erzogen zu seyn und nicht in einer unglücklichen Pension an der lothringer Gränze, wo sie weder deutsch noch französisch gelernt. Christinel kommt und will den zaudernden Liebhaber verdächtig machen. Lisel vernimmt's nicht, und da Reinhold hereintritt ist sie voll stiller Freude. Seine gesuchte schwülstige Rede bleibt den guten Mädchen un-

verständlich, sie legen sich's gar wunderlich aus. Eben so versteht er sie nicht, als sie verlangen, daß er sie auf dem Spaziergang begleiten soll. Endlich werden sie einig; Lissel will nur noch den jüngeren verzogenen Bruder, Danielele, abwarten, um ihn, wie sie den Eltern versprochen, mitzunehmen. Reinhold soll indessen seinen Freund Wolfgang herbeiholen. Der deutsch-französische Licentiat tritt auf, er merkt den Mädchen sogleich ab, daß sie einen Spaziergang vorhaben und droht sie überall hin zu verfolgen. Durch ein Mährchen von einer Officiersleiche werden sie ihn los. Christinel entfernt sich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Rosine treten auf, sie quälen Lisseln mit einer nahen Heirath, ohne den Bräutigam zu nennen, und da sie mit ihnen zu spazieren gleichfalls ablehnt, gehen sie weiter. Christinel tritt zu Lissel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt, daß sie mit Reinhold werde verheirathet werden. Die Freundin aber behauptet, es sey der Wolfgang gemeint. Christinel bleibt allein und es ergibt sich, daß sie auf Reinholden selbst Absicht habe. Dieser und Wolfgang treten auf, die Jünglinge bequemen sich zur schlichten Prose, damit das Mädchen sie verstehe. Sie gebraucht nun die List erst von Wolfgang ein Bekenntniß herauszulocken, daß er liebe. Der Freund, dem er nichts davon vertraut, verwundert sich befremdet, und sie sagt ihnen keck und kühn in's Gesicht der Gegenstand sey Lissel. Reinhold,

über den Verrath seines Freundes aufgebracht, entfernt sich, Wolfgang ihm nach, Christinel überlegt was weiter zu thun? Nachdem auch sie den Platz verlassen, treten beide Freunde wieder auf, und es erklärt sich, daß Wolfgang in Klärchen verliebt sey, jetzt nur gegen sie zurückhaltend, weil er die Einwilligung seiner Eltern, die ihn freilich an das reichere Lissel zu verheirathen wünschten, erst durch Vorsprache bedeutender Gönner müsse zu erlangen bemüht seyn.

Zweyter Aufzug.

(Starkhans Wohnung bleibt.) Bryd legt Frau Dorthen die Marktrechnung ab; die strenge haushälterische Knauserey zeigt sich an dieser, an jener eine hübsche, reine Mägdehaftigkeit. Bryd bleibt allein und spricht mit wenigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas antastlich zu scharmiren; das Mädchen, neckisch gewandt, weicht aus, er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden und verrückt Anzug und Kopfputz. Bryd schickt sich an ihn wieder herzustellen, und im Gespräch wird verplaudert, daß Lissel den Reinhold heirathen werde. Er selbst scheint Absicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintritt, bringt er seine Werbung an, fährt aber ab. (Andere bürgerliche Wohnung.) Frau Prechtere und Klärl. Letztere kündigt sich an als liebend und leidend. Nie ist

eine volle, herzliche, auf das Verdienst des Geliebten gegründete Leidenschaft schöner ausgedrückt worden, die Sorge ihn zu verlieren nie rührender. Die Mutter tröstet sie im Allgemeinen und räth ihr die Liebe Gläßlers aus Colmar nicht ganz abzuweisen. Der Licentiat kommt herein, und da man des Mädchens Zustand durch ein Kopfweh entschuldigt, ist er mit Recepten freigebig; noch freigebiger mit Katzengeschichten, als die Mutter, um seine Fragen abzulehnen, vorgibt: es sey der Tochter eine geliebte Katze gestorben. Für Ungeduld läuft das Mädchen fort. Lissels Heirath kommt zur Sprache, Gläßler und Christinel treten auf, jener ist herzlich und heftig verliebt in Klärl und erhebt ihr Verdienst fast ausschließlich. Der Licentiat behauptet: in Straßburg gäb' es dergleichen viel, das komme von der guten Kinderzucht, die er umständlich ausführt und deßhalb von Gläßlern für einen Familienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er sich als Hagestolzen bekennt, doppelt aber als Klärl und Christinel eintreten und er umständlich erzählt wie ihn die Mädchen mystificirt. Gläßlers treu-bürgerliche Liebe bricht wieder lakonisch unschätzbar hervor. Der Licentiat tadelt ihn deßhalb nicht, weil in Colmar solche Mädchen, wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung, nicht gefunden würden; auch überhaupt es dort nicht sonderlich bestellt sey. Gläßlers Colmarischer Patriotismus äußert sich eben so derb und

tüchtig wie seine Liebe; er fragt: ob sie in Straßburg einen Pfeffel hätten? und wird im Hin- und Wiederreden heftig, grob und drohend. Frau Prechtere verbittet sich solchen Lärm in ihrem Hause. Licentiat entfernt sich. Christinel, nach ihrer anschmiegenden Weise, erkundigt sich bei Gläßlern nach Colmar und der Umgegend; er beschreibt das Oberelsaß lakonisch, dessen Berge, Schlösser, Hügel, Thäler und Flächen; es erscheint vor unserer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch selbst Pferde, um seine Freunde und seine Gäste, die er hiermit einlädt, überall herumzukutschiren. Christinel hilft ihm schmeichlerisch nach, Klärl nur lakonisch und begibt sich, ein Uebelseyn vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Prechtere gesteht Gläßlern: daß ihre Tochter sich um Wolfgang grämе. Gläßler antwortet: es sey ihm ganz recht: denn wenn jener sie verlasse, könne sie ihn ja haben. Gläßler allein, drückt seine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu und da er hört, Klärl sey krank, fragt er leidenschaftlich: warum man Wolfgang nicht hole? Dabei ergibt sich, daß dieser nicht untreu sey und daß Gläßler wohl auf Klärl Verzicht thun müsse. Der Gute von Colmar in Verzweiflung geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verständige, zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der sämmtlichen Liebenden, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlbrühs Wohnung.) Man hat Gäste zum Abendessen geladen. Frau Dorthe findet sich ein, entschuldigt bei Frau Rosinen, daß sie das liebe Danielele, welches noch immer nicht zu sehen ist, nicht mitbringen können. Auf Kinderspiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig ergeben, wendet sich nun das Gespräch. Sie sehen hierauf durch's Fenster Base Bärbel herankommen und reden gleich Uebels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt sich als leidenschaftlich gemein, schüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, schildert ihn als Trunkenbold und von den schlechtesten Sitten. Endlich entdeckt sich's, woher ihre Wuth sich schreibe! Er hat nämlich einmal, sie nicht kennend, gefragt, oder soll gefragt haben: Wer ist denn die dort, die rothen Puder braucht? d. h. die rothe Haare hat. Dieses gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten umher, da sie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Raserey hat keine Gränzen, sie droht ihm aufpassen, ihn ausprügeln zu lassen. Nun bleiben die beiden Frauen allein. Bärbels Herkunft, Schicksal und unglückliche Erziehung wird meisterhaft geschildert und abgeleitet. Sodann äußert Frau Rosine den Argwohn, daß Lissel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, sondern Reinholden. Vergebens will Frau Dorthe es ihr ausreden, die Differenz läßt sich nicht heben; einig aber als Hausfrauen eilen sie

zu ſehen ob der Abendtiſch gut gedeckt und beſtellt ſey? Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäſte. Beim Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie gerathen ſie auf die Medizin. Mehlbrüh bekennt ſeinen Glauben an Sympathie und an einen Miſchmaſch wahrer und erträumter Wunderkräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Phyſiognomik. Er geht in's Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und deſſen Bewohner, ſchätzt ſein Glück hier zu heirathen, ſich anzuſiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet wie er die entſchiedene Leidenſchaft Klärchens zu ſeinem Freund entdeckt. Die beiden Liebhaber ſchildern und loben ihre Mädchen wechſelſeitig, und begeben ſich zum Abendeſſen. Bärbel und Chriſtinel treten auf und muſtern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäſte, denen ſie auf das ſchlimmſte mitſpielen. Bärbel bleibt allein und entdeckt ihren Vorſatz Reinholden, wenn er vom Eſſen weggehen werde, überfallen zu laſſen. In dieſem Sinne entfernt ſie ſich. Der Licentiat tritt auf, und da er ſeine Abſichten auf Liſſel immer noch durchzuſetzen gedenkt, iſt ihm eine Nachricht ganz willkommen: Reinhold habe falſche Wechſel geſchmiedet, und werde deßhalb mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrüh's Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf, ſie glauben dem Gerücht, daß Rein-

hold ein Schelm ſey und beſchließen, daß beide Familien ſich vor ihm in Acht nehmen ſollen, bis der Handel aufgeklärt iſt. (Starkhans Wohnung.) Er und Liſſel kommen. Der Vater gibt ihr ſcherzhaft zu rathen auf, was er ihr für ein Geſchenk beſtimme? Nachdem er ſie lange hingehalten löſ't er endlich das Räthſel und ſagt: es ſey ein Mann! Liſſel, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne weiters gelten. Für ſich allein drückt ſie ihr Entzücken gar anmuthig aus. Die Mutter kommt, auch dieſe ſpricht von einem Manne; es erklärt ſich aber bald, daß Wolfgang gemeint ſey. Von dieſem will Liſſel ein für allemal nichts wiſſen. Mutter und Tochter verzürnen ſich. Starkhans tritt in den Lärm herein, und da er etwas zu tief in's Glas geguckt, wird die Sache nicht beſſer. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter machen ſich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen ſich. Der Licentiat kommt in ſchmutzigen und elenden Umſtänden, geführt von Gläßler, Chriſtinel und Bryd. Er iſt denen von Bärbeln angeſtellten Aufpaſſern in die Hände gerathen, doch, da ſie ihn bald als den Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurechte und bringt ihn weg. Mehlbrüh, ob es gleich ſchon Nacht iſt, kommt zu Starkhans, offen zu erklären: daß Wolfgang in eine Heirath mit Liſſel nicht einſtimme, und da im Verlauf des Geſprächs das Vermögen beider Familien in die

---

Wie kommt's daß man an jedem Orte
So viel Gutes, ſo viel Dummes hört?
Die Jüngſten wiederholen der Aelteſten Worte,
Und glauben, daß es ihnen angehört.

Laß dich nur in keiner Zeit
Zum Widerſpruch verleiten,
Weiſe fallen in Unwiſſenheit
Wenn ſie mit Unwiſſenden ſtreiten.

„Warum iſt Wahrheit fern und weit?
Birgt ſich hinab in tiefſte Gründe?“

Niemand verſtehet zur rechten Zeit!
Wenn man zur rechten Zeit verſtünde,
So wäre Wahrheit nah und breit,
Und wäre lieblich und gelinde.

Rede kommt, entzweyen sich die Väter auf's heftigste; sodann machen es die beiden Mütter nicht besser. und Frau Rosine zeigt sich zuletzt entschieden, ihren Sohn zu keiner Heirath zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingstmontag Morgen, öffentlicher Platz.) Die beiden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten sich befinden wird klar. (Mehlbrühs Wohnung.) Wolfgangs Eltern, hört man, sind durch Herrn Stettmeister bewogen worden in die Verbindung mit Klärchen zu willigen; sie fühlen sich über die Ehre, die eine hohe Magistrats-Person ihrem Wolfgang sowohl als seiner Geliebten, durch Lob und Theilnahme bewiesen, höchst entzückt, und der Vater findet des Sohnes eintretende Braut, die er zum erstenmal sieht, selbst bedeutend schön. Eine kurze aber höchst liebliche Scene. (Starkhans Garten.) Licentiat erklärt monologirend, daß er die Heirath Gläßlers und Christinels durch eine Ausstattung begünstigen werde, da ihr Vormund erst in einem Jahr, wenn sie majorenn geworden, seine Zustimmung geben wolle. Gläßler und dessen Geliebte haben sich um ihn, bei dem Unfall von gestern Abend, sehr verdient gemacht, er will sie glücklich wissen, da er selbst vom Heirathen abgeschreckt ist. Starkhans und Frau Dorthe treten höchst vergnügt auf. Reinhold ist aller Schuld entbunden, der Steckbrief galt

einem Landläufer, und ein Brief von Reinholds Vater an Starkhans iſt angekommen. Dieſer Senator von Bremen und Doctor Juris hält den Rathsherrn von Straßburg auch für einen entſchiedenen Juriſten und Graduirten, titulirt ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer ſehr geſchmeichelt iſt und dem Anſuchen Reinholds um Liſſel nicht mehr widerſtehen kann. Die Geſellſchaft verſammelt ſich, manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieſer frohen Stunde erinnern ſich endlich die beiden Väter, daß ſie noch zu den letzten alten Meiſterſängern gehören, die auf der Herrenſtube bis 1781 geſungen haben. Pfarrer Chriſtlieb aus Ortenau tritt auf, da ſie ſich ſchon feierlich niedergelaſſen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert ſingt er ein ſehnſüchtiges Lied in hochdeutſcher Sprache; Wolfgang preiſt gleichermaßen eine glückliche Liebe; Reinhold die gegenwärtige feſtliche Geſelligkeit; Starkhans feiert, im Elſaſſer Dialekt das Lob der Stadt Straßburg, und damit es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor mit falſch accentuirten Endreimen, wie es wohl halbgebildeten Menſchen begegnet, die in ungeſchicktem Buchſtabiren ſich verwirrend, Quantität und Betonung falſch nehmen. Bäueriſch gemein, aber wacker, beſingt Klaus das Lob ſeiner Annamey. Hei-
ter aufgeregt durch ſo viel Anmuthiges gibt Mehlbrüh
end-

endlich ſeine Einwilligung in die Heirath Gläßlers und Chriſtinels; zum Schluß aber, um das Feſt vollkommen zu krönen, fahren Herr Stettmeiſter und Herr Ammeiſter, als Brautführer, an den Garten an. Die Geſellſchaft zieht ihnen mit Blumenſträußen entgegen und ſo iſt Pfingſtmontag, der Starkhanſiſchen Eheleute ſilberne Hochzeit, und ſo manche neue Verbindung auf alle Weiſe gefeiert.

Nach vorgetragenem Plan und deſſen Ausführung, von Scene zu Scene, kann wohl verlangt werden, daß wir noch einiges über Technik und Behandlung der vorzüglichſten Motive ſprechen, und da dürfen wir unterrichteten Leſern nicht erſt bemerklich machen, daß dem Verfaſſer eine löbliche Kunſtfertigkeit zu Dienſten ſtehe. Er überſchreibt ſein Stück: der Pfingſtmontag und beſchränkt daher, wie billig, die Zeit ſeiner Handlung auf vier und zwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingſtſonntag nach Tiſche, die vier erſten Acte dauern bis tief in die Nacht. Erſt, als Entwicklung und Schluß tritt mit dem Morgen Pfingſtmontag hervor. Der Schauplatz iſt abwechſelnd im Hauſe einer der drei Familien, auch wohl mitunter an einem unbeſtimmt gelaſſenen Orte, und vom fünften Auftritte des letzten Aufzugs an, in Starkhans Garten, nahe vor dem Thore. Der Verfaſſer hat die Veränderung des Orts nicht über den Scenen angezeigt, wahrſcheinlich um den Freunden der

drey Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit seiner Localitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerst getrübt, und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht in unserer Darstellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glücklich und lobenswürdig dagegen ist der Verfasser in Betracht des Sylbenmaßes. Er hat den Alexandriner mit strenger Cäsur gewählt, um den Leser, besonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu lassen, welches auch für den aufmerksamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, so sieht man aus unserm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatisch die Anlage des Ganzen sey. Wenige Hinderungen und Mißverständnisse schürzen die unschuldigen Knoten, die sich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wieder auflösen. Die Manifestation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren die man erwartet, die Bezeichnung der Persönlichkeiten abwesender und gegenwärtiger Individuen ist musterhaft. Das klüglich gebrauchte Mittel, durch liebreiche Scheltworte, die in jenem Dialektskreise nicht selten sind, mit scheinbarer Ungunst etwas günstig zu bezeichnen, ist erfreulich wirksam, so wie directes, redliches Lob, directe, gehässige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weise, jedoch mit epischer Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geselligen, örtlichen Zuständen bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths- und Lust-Häuser, innen und außen. Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Gespenster und was nicht sonst! alles kommt ausführlich an die Reihe, so daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das gränzenlose Spazierengehen, das Durcheinanderrennen der Familienglieder aus einem Hause in's andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Theilnahme in Freud und Leid, hat der Verfasser verständig benutzt, um seine sonst vereinzelt und zerstückelt erscheinenden Scenen vor unserm Gefühl zu motiviren.

Die hochdeutsche Büchersprache der beiden Liebhaber läßt schon darin einen zarten Unterschied bemerken, daß Wolfgangen eine ruhige Prose, wie sie dem protestantischen Geistlichen ziemt, zugetheilt ist; Reinhold aber einige Floskeln und Phrasen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen Mädchen unverständlich wird. Lissel ist das reine Straßburger Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanstalt zu St. Didier weder verdorben noch gefördert; Klärle, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebesschmerz erhöht, und beim Ausdruck der edelsten Gefühle den Elsasser Dialekt nicht verläugnend, be-

günstigt einigermaßen den Uebergang zu der reineren Sprache der Liebhaber. Eben so zeichnen sich der große und kleine Rathsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher, von einander aus; jener tüchtig und das Nächste suchend, spricht ohne Umschweif; dieser, in wunderlichen Liebhabereyen befangen, muß auch mit seiner Sprache überall herumtasten, sich in Sprüchwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt; die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarin in die gemeinsten Umgebungen und Verhältnisse. Der Licentiat Mehlbrüh, beschränkt und affectirt, gibt die Einmischung gallisch-deutsch ausgesprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterschaft auf's deutlichste zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterscheiden, zu beurtheilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Personen alle Abstufungen der Sprache vertheilt sind, an welchen man Stand, Beschäftigung und Sitten auf das entschiedenste gesondert erkennen kann; deßwegen wir denn diesem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederholt zu gewinnen wünschen.

Und so enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menschenkenntniß des Verfassers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einsichten in das Gemein-Tägliche darthut, er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in diesen reinen Naturmenschen zu finden und nach-

zubilden. Fürtrefflich gezeichnet sind Lissels Aeußerungen einer sittlich-sinnlichen Liebe, Klärls Trauer über befürchteten Verlust eines einzig geschätzten Mannes; die Einführung Klärls in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, alles ist so tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweisen wäre. Ja die Worte Lissels, Seite 132: diß macht merr nix, do geh i mit! stehen als erhabener Lakonismus dem oft gerühmten: qu'il mourut! des Corneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurtheil und unsere, vielleicht durch Erinnerung, bestochene Freude an diesem Kunstwerk.

Trafen wir sodann auf die gewaltsamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehässige Darstellung so mancher Persönlichkeit, so fanden wir uns zu der Betrachtung genöthigt: daß Gesinnung und Redeweise sich in Straßburg, dreyhundert Jahre lang, um nicht länger zu sagen, unverändert erhalten habe, indem sich eine freie, freche, unbändige Originalität in die untersten Stände geflüchtet. Sebastian Brand und Geiler von Keisersberg sind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, alles mißbilligenden, beschränkten Denkart und einer schonungslosen Darstellungsweise schuldig; und wenn Bärbel und Christinel sprechen, so vernimmt man ganz genau die Nachkommenschaft jener würdigen Männer. Auch diese ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten Doctoren,

läſtern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menſchen wird ſeine Individualität, aus der er nicht heraus kann, ſein beſchränkter Zuſtand aufgemutzt, ſeine Liebhaberey, die ihn einzig glücklich macht, verleidet und verkümmert. Und ſo wär' es denn, nach wie vor, das alte Narrenſchiff, die Narrendiligence, die ewig hin- und wiederfährt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt, beruht nur darin, daß die höher Geſtellten, ohne beſſer oder anders zu ſeyn, ſich nur mehr zuſammennehmen, nicht gränzenlos ihre Eigenheiten aufſchließen, ſondern, indem ſie ſich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurücktreten und von da aus den eignen Vortheil ſo gut als möglich beſorgen; wodurch ein allgemeines Gebrechen, der ſogenannte Egoismus, über die Welt ſich verbreitet, den ein jeder von ſeiner Seite glaubt bekämpfen zu müſſen, ohne zu ahnen, daß er das Pfeifchen ſelbſt in den Rockfalten trage. Und ſodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen Steckenpferd, bei deſſen Gebrauch wir einander mehr ſchmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher iſt dieſes Stück zu empfehlen, man betrachte nun was es bringt oder was es aufregt. Deßwegen verdient es wohl, daß wir uns noch weiter damit beſchäftigen, um zu ſeiner künftigen

Verbreitung das Unsrige beizutragen. Schon aus dem was wir gesagt, wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermessen, daß dieses Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angesehen werden müsse. Die kindlichsten Eindrücke, Jugendfreuden und Leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes heiteres Ueberschauen eines Zustandes den wir lieben, indem und weil er uns beengt; dieß alles war nöthig um eine solche Arbeit hervorzubringen. Wie überlegt, treu und gewissenhaft die Ausführung und Vollendung sey, davon kann der wohl das beste Zeugniß geben, der gleicher Art und Kunst sich befliſſen; und so sagen wir beherzt, daß im ganzen Stück kein leeres, zufälliges oder nothdürftig eingeschaltetes Flickwort zu finden sey.

Das Stück spielt 1789, und wahrscheinlicher Weise war es zu jener Zeit, seinen Haupttheilen nach, schon fertig; worüber uns der Verfasser, wenn es ihm beliebt sich zu nennen, am besten belehren kann. Es ward 1816 zum Besten der Armen der, in den Kriegsvorfällen des vorhergegangenen Jahres, bei Straßburg abgebrannten Dörfer, so wie der Straßburger Armen-Arbeitsschule gedruckt. Wahrscheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der deutschen Lesewelt, da es ohnehin als ein versiegeltes Buch anzusehen war und noch ist.

Sollte man jedoch, wie wir wünschen, zu einer

zweyten Ausgabe schreiten, so würde dabei folgendes zu beobachten räthlich seyn. Ein Schema des ganzen Stücks, nach unserer Anleitung, sollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden, und ob wir schon sonst die Noten unter dem Text nicht lieben, so würden wir doch in diesem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite vertheilen, und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entstellen, die Worte hinter einander weg, wie sie von oben bis herunter vorkommen; der Leser fände sich gleich und leicht. Wollt man sie zum Schlusse alphabetisch wiederbringen, so würden die Paar Blätter auch wohl angewendet seyn.

Durch alles das was wir vorgetragen, glauben wir zuerst diesem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idiotikons in den Bibliotheken der deutschen Sprachkenner gesichert zu haben. Ferner werden gebildete und sich bildende Personen im langen, weiten, herrlichen Rheinthal, von Basel bis Mainz, dieses Büchlein als bekannt wieder hervorsuchen, und das sämmtliche obere Deutschland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus diesem verwandten Kunstwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermuthigt sich ein ähnliches Talent zu gleicher Darstellung verwandter Zustände. Inwiefern es übrigens auch in die Hände der in Mittel- und Nieder-Deutschland hausenden Literaturfreunde gelangen werde, steht zu erwarten; wenigstens haben ihm *He-*

Was willst du untersuchen
Wohin die Milde fließt!
In's Wasser wirf deine Kuchen,
Wer weiß, wer sie genießt.

Als ich einmal eine Spinne erschlagen,
Dacht' ich, ob ich das wohl gesollt?
Hat Gott ihr doch wie mir gewollt
Einen Antheil an diesen Tagen!

„Dunkel ist die Nacht, bei Gott ist Licht."
Warum hat er uns nicht auch so zugericht?

---

bels allgemein erfreuliche Gedichte schon glücklich den Weg gebahnt.

Der Verfasser des Pfingstmontags ist Herr Arnold, Professor der Rechte an der Straßburger Akademie, ein geistreicher, unterrichteter, seine Thätigkeit nach vielen Seiten ausbreitender junger Mann. Unsere Vermuthung, das Werk enthalte das Andenken eines älteren Zustandes, der später, wo nicht zerrüttet, doch gewaltsam durcheinander gerüttelt worden, will sich nicht bestätigen; ihr widerspricht das Alter des Verfassers, der nur Zustände, wie sie seit der Revolution noch bestehen, beobachten konnte. Hierdurch aber kann man sich eben versichert halten, daß jene Sitten großentheils noch jetzt lebendig sind.

Ebenmäßig hat, obgleich die Municipalverfassung aufgehoben worden, das alte Bürgerwesen, wenigstens in der Administration des Stadteigenthums, insofern es gerettet worden, sich noch erhalten.

Ueberhaupt bewahrt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigenthümlicher Geist; die Vortheile der Nationaleinheit, in die man gehört, werden anerkannt und niemand gelüstet nach der germanischen Zerstücklung. Aber wenn man im politischen Sinn sich gern als Franzose betrachtet, so sind doch in jeder anderen Richtung deutsche Cultur und deutsche Sitten überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort

tiefe Wurzeln schlagen. Dazu kommt ein gewisser militärischer Geist, der besonders in Straßburg sich leicht mit den Truppen und mit dem sich die Truppen leicht befreunden. Zugleich ist eine gewisse Besonnenheit dort zu Hause, die schnell den Standpunkt erkennt und festhält, der gegen List und Gewalt sich am besten vertheidigen läßt. Unsere Entwicklung des Pfingstmontags ist in Straßburg abgedruckt und also schon der ersten Ausgabe als Vorwort angeeignet worden.

Auch in Schwaben fand unser übertheinisches Lust- und Sitten-Spiel eine freundlichste Aufnahme, man verstand es leicht und vergnügte sich an Sprach- und Stamm-Verwandtschaft: denn hier glaubte man das lebendigste Zeugniß zu sehen, wie die Anwohner der beiden Rheinufer wohl einen gleichen Ursprung anerkennen dürften.

Im Mitteldeutschland machen sich Gesellschaften gebildeter Personen, obgleich mit einiger Mühe, das Geschäft, diesem Werke sein Verdienst abzugewinnen, gefördert durch Hebels Gedichte, welche man längst gern und schon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzig-möglichen, geistigen Sprachverbindung der Deutschen gebahnt.

Hörten wir doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu so viel Wunderlichem schweigen mußte, gar unbedachte Reden; es hieß: die Deutschen sollten ihre ver-

ſchiedenen Zungen durcheinander miſchen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die ſeltſamſte Sprachmengerey! zu Verderbniß des guten ſondernden Geſchmackes nicht allein, ſondern auch zum innerlichſten Zerſtören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was ſoll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutraliſiren will?

Alle Sprachverſchiedenheit ruht auf der Mannichfaltigkeit der Organe, und dieſe hängen wieder von mannichfaltiger Totalität menſchlicher Organiſation ab, die ſich weder im Einzelnen noch im Ganzen verläugnen kann; ſodann entſcheiden Jugendeindrücke, Zuſammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denk-Werkzeuge. Laſſen wir alſo geſondert was die Natur geſondert hat, verknüpfen aber dasjenige was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinander ſteht, ohne den Charakter des Einzelnen zu ſchwächen, in Geiſt und Liebe.

Die heiligen drey Könige.

Manuscript, lateinisch,

aus dem funfzehnten Jahrhundert.

Die Zueignung ist an einen Bischof und sein Capitel, wahrscheinlich von Köln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung gesagt:

Die heiligen Leichname der drey Könige seyen zwar nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein von ihrem Leben und Wandel im Orient sey noch manches dort bekannt geblieben, das nicht zu uns gekommen. Was nun, durch Schauen, Hören und Ueberliefern, sich daselbst erhalten, werde auch in verschiedenen Büchern aufbewahrt. Dieß alles nun sey zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift verfaßt und vereiniget worden.

Die Geschichte beginnt mit dem Auszug der Kinder Israel aus Aegypten. Ihre Siege und Eroberungen setzen die Welt in Erstaunen und machen selbst die Indier aufmerksam; diese stellen auf dem höchsten Berge Baus Wachen auf, die, wenn irgend ein feindseliger

Einbruch geschähe, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Flamme, ein von allen kleineren Bergen zu wiederholendes Zeichen geben sollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht: Balaam, keineswegs ein Zauberer, sondern ein Naturprophet wie Hiob, habe geweissagt: es wird ein Stern aufgehen aus Jakob und ein Scepter aus Israel aufkommen. Ein Held solle geboren werden die ganze Welt zu überwinden und zu beherrschen. Hierüber freute sich Jung und Alt, da sie seit langer Zeit keinen auslangenden Fürsten gehabt. Nun wird die Anstalt auf dem Berge Baus astronomisch und bedeutend, tüchtige Männer werden besoldet die den Himmel Tag und Nacht beobachten und, wie sie einen seltsamen Stern ersehen, solches durch verabredete Zeichen verkündigen sollten; wozu sie denn freilich die beste Gelegenheit hatten, indem, bei der östlichen Lage, der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmosphäre, gar mancher Stern zu erblicken war, der westlicher, an tiefer gelegenen Orten, unsichtbar bleiben mußte. Eine so ernstlich gegründete Anstalt hat sich bis in spätere Zeiten erhalten und die Edlen vom Berge Baus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohlangesehen und aufgenommen. Hier zeigt sich nun der Ursprung unserer schriftlichen Ueberlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum höchsten blühte, Fürsten, Freiherren und Edelleute, Ordensgeistliche jeder Art, Handelsleute und Neugierige

aller Nationen zusammenflossen, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein Edler vom Geschlechte Vaus reis't nach Acco und bringt die kostbarsten Schätze mit. Unter andern eine goldne mit Steinen besetzte Krone, worauf oben das Zeichen des Kreuzes, mit chaldäischen Buchstaben und ein Stern zu sehen, in Gestalt und Gleichniß wie er den drey Königen erschien. Dieses Diadem soll dem König Melchier von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft, es heilte die Fallsucht und erfrischte hinfällige Geister. Nachher kam sie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vortheil davon zu ziehen wußten, und ging, zu großer Trauer der dortigen Umgegend, bei Aufhebung des Ordens verloren.

Aber dieser Prinz vom Berge Vaus brachte auch Bücher aus Indien, hebräisch und chaldäisch geschrieben, von Leben und Thaten und sonstigen Bezügen der heiligen drey Könige herbei. Diese Bücher wurden zu Acco in's Gallische übersetzt und sind bei Fürsten und Herren und sonstigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun und anderen Schriften ist gegenwärtiges Büchlein zusammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaams Weissagung an und führt den Stern und die Hoffnung auf denselben durch Patriarchen und Propheten; inzwischen freilich die Astronomen des Berges Vaus ihre Beob-

achtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fortsetzen.

Endlich erbarmt sich Gott der sündigen Welt. Die Fülle der Zeit erscheint; ein Gebot des römischen Kaisers geht aus; Joseph und Maria kommen in Bethlehem an; eine zur Stallung benutzte Höhle nimmt sie kümmerlich auf; zum anmuthigsten beschrieben; Christus wird geboren und den Hirten verkündigt. Auch der verheißene Stern ist aufgegangen und über dem Berge Vaus unbeweglich stehen geblieben, wetteifernd bei Tage mit der Sonne, ja sie überleuchtend mit wundersam beweglichen, bald da bald dorthin schießenden Strahlen und von andern seltsamen Erscheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drey weise Könige. Zuerst Melchior, König der ersten Indien, das heißt Nubien u. s. w., wie seine Reiche beschrieben werden. Balthaser, König der zweyten Indien, von Godolien und Saba und wie seine Reiche sämmtlich aufgezählt sind. Caspar, König der dritten Indien, Herr von Tarsus und der großen Insel Egryseulla, wo gegenwärtig der heilige Thomas begraben liegt. Diese machen sich auf mit großem Gefolg und Heereskraft, ohne von einander zu wissen; die Menschen erschrecken über solchen Durchzug: denn der Stern leuchtet ihnen auf sonderbaren Wegen; Berg und Thal, Sumpf und Wüste gleichen sich vor ihnen aus; ohne Speis und Trank kommen sie und die Ihrigen in dreyzehn Tagen nach

Judäa. Melchior und Balthaser und auch endlich Caspar gelangen, jeder von seiner Seite, an den Calvarienberg; ein starker Nebel fällt ein, der Stern verschwindet und sie sind in großer Verlegenheit. Endlich klärt sich der Himmel auf, sie finden, erkennen und begrüßen sich mit großem Entzücken, erzählen einander ihre Geschichten und Begebenheiten, und obgleich verschiedene Sprachen redend, verstehen sie sich vollkommen, ein künftiges Pfingstfest vorbedeutend. So nahe bei Jerusalem halten sie für räthlich bei'm König Herodes einzusprechen; dieser wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müsse in Bethlehem geboren seyn. Der Stern erscheint wieder, viel stärker leuchtend und funkelnd, die begegnenden Hirten ertheilen nähere Nachricht vom Kinde und dessen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieses Zusammentreffens wird hervorgehoben. Denn durch die Hirten sind die ersten Gläubigen aus dem jüdischen Volke bedeutet, durch die Könige, die Erstlinge der Heiden, die sich künftig zu Christo wenden sollen. Die Aermsten aus der Nähe, die Reichsten aus der Ferne treffen hier zusammen und diese werden erst durch jene von dem wahren Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden sich auf's prächtigste, der Stern geht voran und leitet sie durch ganz Bethlehem, eine lange bazar-ähnliche Straße hin, bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle stehn, wie im bergigen Bethlehem mehrere zur Stallung benutzt werden. Der Glanz des

Sterns

Sterns vermehrt sich, durchdringt mit herrlicher Phosphorescenz alles Dunkle; die Höhle gleicht einem glühenden Ofen.

Anmuthige Beschreibung des Kindes, der Mutter und ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbetend, überreichen ihre Geschenke. Melchior Gold, Balthaser Weihrauch, Caspar Myrrhen, geringe Gaben, wie sie ihnen bei'm Absteigen sogleich in die Hand fielen: denn auf Kamelen und Dromedaren führen sie gränzenlose Schätze mit sich. Nichts Geringeres als den ganzen Schatz Alexanders, den der Beherrscher des Morgenlandes gehäuft, inbegriffen alle Schätze, welche die Königin von Saba im Tempel Salomonis niedergelegt, und der Weltüberwinder von dort weggeraubt. Unter allen diesen Kostbarkeiten findet sich doch das Kostbarste, ein Apfel von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Monarch besessen und gern in der Hand getragen, als ein Zeichen seiner Allherrschaft; diesen vorzüglich reicht Melchior dem Kinde, als ein würdiges Spielzeug, es aber bläs't ihn an und er zerstiebt in die Luft.

Die Audienz ist geendigt und die frommen, bisher strenge Fasten ausübenden Könige speisen und schlafen zum erstenmal. Sie werden im Traum von der Rückreise zu Herodes abgemahnt, sie ziehen auf einem andern Weg in ihre Lande. Auf der Herreise hatten sie nur dreyzehn Tage zugebracht, vom Christtage bis Epiphanias; auf der Rückreise brauchten sie zwey Jahre,

damit aller Welt das große Wunder bekannt würde. Sie gelangen zum Berge Vaus, bauen auf demselben dem Christkind eine Capelle, bestimmen dabei ihre Gräber und vertheilen sich nach den drey Reichen.

Indessen, gleich nach dem Abzug dieser edlen Gäste, begibt sich die heilige Familie in eine andere Höhle. Joseph wird im Traum ermahnt nach Aegypten zu fliehen. Hier kommen die, in diesem Fall freilich sehr beschwerlichen, indischen Schätze wieder zur Sprache; werden aber, durch eine kluge Wendung des Erzählers, so in's Enge gezogen, daß sie in dem Futtersack des Pflegevaters gar wohl Platz finden, welcher Sack und Bündel bei mahlerischer Vorstellung der hohen Flüchtigen niemals vergessen wird. Der Aufenthalt in Aegypten gibt Gelegenheit zu anmuthigen Geschichten vorgekommener Wunder, nicht weniger zu weitläufiger Nachricht über den wahren Balsam und sonstige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück, Christi Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt; umständlicher jedoch erzählt wie er den heiligen Thomas nach Indien sendet. Dieser gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußersten Osten, predigt das Evangelium, zerstört den Götzendienst; die heiligen drey Könige, nunmehr uralt, hören von ihm, besuchen ihn; mit großem Ergötzen empfängt er sie, erzählt Christi Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erstlinge der Heiden ganz eigentlich der Kirche zu.

Welch eine bunte Gemeinde!
An Gottes Tiſch ſitzen Freund' und Feinde.

Ihr nennt mich einen kargen Mann;
Gebt mir was ich verpraſſen kann.

Soll ich dir die Gegend zeigen,
Mußt du erſt das Dach beſteigen.

Wer ſchweigt hat wenig zu ſorgen,
Der Menſch bleibt unter der Zunge verborgen.

Er wandert mit ihnen zum Berge Vaus, an welchem her eine herrliche Stadt Sculla gebaut wird. St. Thomas übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht seine drey Könige zu Erzbischöfen. Weil sie aber, im hohen Alter, keine Nachkommenschaft zu erwarten haben, wird ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt, mit dem Beding, daß alle seine Nachfolger den gleichen Namen führen sollen.

(Diese haben, wie beiläufig erzählt wird, noch im Jahre 1380 Gesandte nach Rom geschickt.) Die Könige sterben, erst Melchior, dann Balthaser, dann Caspar und werden mit den höchsten Ceremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit verunreinigt sich die christliche Lehre, Ketzereyen mischen sich ein, das Heidenthum stellt sich her, die ehrwürdigsten Localitäten werden vernachlässigt, besudelt und mit Götzendienst befleckt. Unter diesem Druck seufzt der Orient, bis endlich Helena, Constantins Mutter, den heilig-classischen Boden bewallfahrtet, jede einzelne Stelle in Betracht zieht, alle säubert, mit Kirchen- und Kloster-Gebäuden in Besitz nimmt, die kostbarsten Reliquien unversehrt antrifft, die Stationspunkte künftiger Wallfahrer bezeichnet, und sich um die wanderlustige Christenheit das größte Verdienst erwirbt.

Nun gedenkt sie auch der heiligen drey Leichname, bringt sie vom Berge Vaus nach Constantinopel; später werden sie nach Mailand versetzt und endlich im

Jahre 1164 nach Köln. Nun verbreitet sich ihre Verehrung über den ganzen Westen; aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anbetung nicht nach, denn selbst die ketzerischen Christen müssen Werth und Heiligkeit derselben anerkennen. Hier folgt nun umständliche Nachricht von vielerlei Ketzern, in den ehemaligen Reichen der drey Könige: als, Nubianer, Soldaner, Nestorianer, Lateiner, Juder, Armenier, Griechen, Syrer, Georgianer, Jakobiten, Cophten, Maroniten, Mandopolen, Arianer. Bei dieser Gelegenheit werden auch einige Nachrichten historischen und geographischen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweisung wie und wann das Andenken der Heiligen zu verehren. Köln wird glücklich gepriesen solche Reste zu besitzen, und zum Schluß die Gestalt der Erstlinge des Glaubens aus den Heiden, in welcher sie auf Erden wandelten, zu völliger Vergegenwärtigung umständlich beschrieben.

Vorgedachtes Manuscript ist auf 84 Blättern in klein Quart verfaßt, welches Format aus zusammengebrochenem Klein-Folio entsteht. Leinenpapier, quergestreift, eine Traube zum Zeichen. Auf jeder Seite ist die Form des Quadrats, wodurch der Text zusammengehalten wird, sehr fein liniirt; auch sind Linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen; die Schrift durchaus gleich und sorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunction. Die Capitel fan-

gen mit einem großen rothen Buchſtaben an, innerhalb des Textes ſind manche größere Buchſtaben zu einiger Unterſcheidung, von oben herunter, roth durchſtrichen. Hieraus folgt, daß das Manuſcript im Ganzen wohl zu leſen ſey, übrigens gut erhalten, auch in ſpäterer Zeit mit ſchwärzerer Dinte, hie und da, corrigirt, unleſerliche Randſchrift beigefügt.

Innere Kennzeichen weiſen uns in das 15te Jahrhundert. Die Art wie von der Aufhebung der Tempelherren und anderen hiſtoriſchen Vorfallenheiten geſprochen wird, die ausdrückliche Jahrzahl dreyzehn hundert und achtzig, in welchem Jahr Prieſter Johannes Geſandte nach Rom ſoll geſchickt haben, möchten, wenn gegenwärtiges auch eine ſpätere Copie ſeyn ſollte, dahin deuten, daß das Original zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gefertigt ſey.

Der Biſchof an den es gerichtet iſt, heißt Florenz von Vulkannen, Biſchof der Münſter-Kirche. Ob dieß nun den Dom von Kön bedeute? und ob dieſer, zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münſter genannt worden? wird ſich erweiſen; daß es in Kön und für Kön geſchrieben ſey ergibt ſich aus dem Inhalte und aus dem Schlußrufe: „o glückliches Kön!“

Die Art zu erzählen, wo Geſchichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrſcheinliches, Fabelhaftes, mit Natürlichem, Wahrſcheinlichem, Wirklichem, bis zur letz-

ten und individuellsten Schilderung zusammengeschmolzen wird, erinnert an Johannes von Montevilla, und obgleich der Verfasser nicht ausdrücklich erwähnt, daß er im gelobten Lande gewesen, so scheinen doch seine genauen Schilderungen dahin zu deuten; er müßte sich denn bei zurückkehrenden Wallfahrern umständlichst erkundigt haben. Seine Legenden und Ableitungen alten Herkommens treffen weder mit Montevilla, noch mit den Actis Sanctorum zusammen; alles ist neu und frisch und läuft, wie der Auszug beweist, geschwätzig hinter einander weg; wobei sich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derselben unmittelbar entwickeltes ächtes Gedicht der Einbildungskraft genugsamen Spielraum läßt, sich das Unwahrscheinliche, Unmögliche selbst auszubilden, so ist der Hörer zufrieden, und der Rhapsode darf kühnlich vorschreiten; bei einer prosaischen Behandlung jedoch, wo man unternimmt gegebene lakonische Ueberlieferungen ausführlich auszuspinnen, findet sich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis in's Einzelne durchgeführten Fabel manche Widersprüche hie und da hervortreten und selbst den gläubigsten Hörer schütteln und irre machen. Will man jedoch auch diese Weise gelten lassen, so kann man sich an ihr wie an einem andern Mährchen ergötzen.

Uebrigens zeigt uns vorliegendes Werk, gleich so

manchem andern, wie sehr von Palästina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war; wie sie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um halbgekannte Personen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand, oder die ächten seltsam verunstaltete.

In diesem Sinne vermuthet ein geistreicher Freund, der Berg Baus solle der Berg Kaus heißen und dadurch der indische Kaukasus gemeint seyn. Das Himalaja-Gebirge war durch Tradition wohl schon bekannt genug. Unter der Insel Egryſculla müßte, da der heilige Thomas darauf begraben seyn soll, die indische Halbinsel verstanden werden. Die Stadt Sculla, am Fuße des Berges Baus, wäre sodann die zweyte Hälfte des ganzen Landes-Namens; ob hier irgend nachzukommen, wird die Folge zeigen. Nähere Gegenden jedoch sind ganz richtig genannt und wenigstens ähnlich angedeutet.

Vom großen Chan, vom Einbruch der Tartaren (homines rudes et viles), im Jahre 1268, wodurch die ketzerischen Nestorianer gedemüthigt und aufgerieben werden, ist ausführlich gesprochen. Jene östlichen Völker haben sich auch einen Schmied zum Führer gewählt, wie die ältern Perser. Etwas von der Geschichte der Kaliphen, und wie die Nestorianer endlich den Priester Johann gegen die Tartaren anrufen, so wie manches Andere, schwebt zwischen Geschichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balsam, und um zu bevorworten, daß die Hirten noch im December mit ihren Heerden sich auf dem Felde befinden, wird vom Unterschied der Berg- und Thal-Weiden gehandelt, ferner der Schafe Nabaoth mit Fettschwänzen gedacht, wodurch arabische Schafe wohl gemeint seyn mögen.

Unter die fabelhaftesten Wesen aber gehört ein dürrer Baum im Tempel der Tartaren. Er steht hinter Mauern und Befestigungen von Riegeln und Schildern wohl verwahrt, auch mit Heereskraft bewacht: denn welchem Fürsten es gelingt sein Schild an diesen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Ostens, wie es dem großen Chan, der deßhalb unwiderstehlich ist, gelungen seyn soll. Nicht unwerth möchte es daher der Bemühung solcher Männer seyn, die in der Uebereinstimmung mehrerer Traditionen den Zusammenhang der Völker und Zeiten aufsuchen und gegen einander stellen, wenn sie sich mit diesem Büchlein näher befassen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man das was hier von Ketzern umständlich erzählt ist mit der anerkannten Kirchengeschichte zusammenhalten wollte.

In's Deutsche übersetzt schlösse sich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher; denn es ist für die Menge erfunden und geschrieben, die sich ohne den kritischen Zahn zu wetzen, an allem erfreut was der Einbildungs-

kraft anmuthig geboten wird. Und so sind die Einzelnheiten, über die wir flüchtigen Fußes hingingen, durchaus allerliebst und mit heiterem Pinsel ausgemahlt.

Nicht unbemerkt darf bleiben, daß manche Stellen sich auf Gemählde wie auf Documente beziehen. So sey z. B. der Stern nicht ein allseitig funkelnder, wie die gewöhnlichen gewesen, sondern habe einzelne dahin und dorthin deutende Strahlen geworfen, wie ihn die Mahler vorzustellen pflegen. Bestätigt sich unsere Meinung, daß dieses Werk in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geschrieben sey, so fällt es in die Zeiten des Dom-Bildes, und es fragt sich, ob nicht noch andere Zeugnisse vorhanden sind, daß man damals durch wörtliche und bildliche Darstellung die Verehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben gesucht habe.

Bei allem diesem jedoch entsteht die Vorfrage: ob dieses Werk schon bekannt, ob ein Manuscript desselben sich irgendwo vorfinde, ob es genutzt, oder gar gedruckt sey?

Die heiligen drey Könige noch einmal.

Da uns diese frommen Erstgebornen aus den Heiden neuerlich, durch die trefflichen Arbeiten der ältern niederländischen Schule, immer lieber und werther geworden, so hegten wir den Wunsch Näheres von dem Büchlein und dem Verfasser zu erfahren, und vielleicht eine Uebersetzung desselben, in einem jener Zeit gemäßen Styl bearbeitet zu sehen. Wie denn nun immer eins auf's andere führt, so that sich unter den Heidelberger Manuscripten eine Uebersetzung hervor, welche Herr Schwab neben dem Original benutzend uns gegenwärtig ein angenehmes Geschenk darreicht, und zwar ist er bei seiner Arbeit folgendermaßen zu Werke gegangen.

Um uns gleich zu Anfang mit dem fabelnden Autor auszusöhnen, hat er die Legende der drey Könige in zwölf Romanzen, einer Dichtart deren Ton ihm so wohl gelingt, poetisch ausgeführt, und sie als einleitenden Auszug seiner Uebersetzung vorausgeschickt, ganz im Sinne des Büchleins, das er behandeln wollte, welches darauf ganz schicklich folgt, in einem Tone dem Alterthum und dem Gegenstande gar wohl angemessen. Es ist der Styl, obgleich einige Jahrhunderte rückwärts gebildet, doch ohne Zwang und Unnatur; das Vorgetragene lies't sich gut und leicht, und das Büchlein ist sowohl dem Inhalt als der Behandlung nach allgemein zu empfehlen.

Wenn nun freilich der Verlauf der Dinge umständlich-prosaisch und zugleich unwahrscheinlich-mährchenhaft durchgeführt ist, wie es Legendenschreibern, cyklischen Dichtern und andern Spätlingen eigen seyn mag, so kommt doch gar manches vor was an bekannte Geschichte sich anschließt, nicht weniger Vieles auf östliche Länder und Reiche bezüglich. Vom Klima wird gehandelt, von Landesart, Menschen, Thieren und Gewächsen; wir stoßen auf manche Wunderlichkeiten, solchen ähnlich die man uns früher schon vorgefabelt; wir finden einen angenehmen Beitrag zu dem was man in jener Zeit gewußt und gewähnt, erfahren und geträumt, und so erinnert das Büchlein hie und da an Herodot, durchaus aber an Mandeville; wir gewahren denselben Trieb eines Reisenden, der von dem Punkte der Welt aus, wo er hingelangt, weiter vorwärts und seitwärts zu schauen emsig sich gedrungen fühlt.

Sodann aber ist die Rechenschaft, welche unser Verfasser von den heiligen Orten gibt, der Art, daß er entweder selbst muß dort gewesen seyn, oder die sehr zahlreichen Pilger fleißig ausgeforscht haben. Dieses alles zu sondern, die Congruenz mit schon bekanntem Irrthum, mit anerkannter Wahrheit zu zeigen, würde eine leichte Arbeit seyn für Männer, die in diesem Fach zu Hause sind, und gewiß nicht fruchtlos für Welt- und Zeit-Kenntniß.

Als Autor dieses Büchleins entdeckte sich, bei nähe-

rer Untersuchung, Johannes von Hildesheim, Professor zu Avignon und Paris, nachher 1358 Prior in Hessen-Cassel, ein geübter Schriftsteller in Prosa und Versen, ausgezeichneter Volksredner, Vermittler zwischen Königen und Fürsten. Im Jahr 1366 reis'te er nach Rom; als er von dorther zurückkam, wurde er Prior in seinem Stammkloster zu Marienau, vermittelte dann einen Frieden zwischen dem Bischof von Hildesheim und den Herzogen von Braunschweig, und starb 1375 in genanntem Kloster, wo er neben dem Stifter, einem Grafen von Gleichen, begraben liegt, wie seine in Caspar Münster's Saxonia mitgetheilte Grabschrift beurkundet.

Höchst merkwürdig ist jedoch, daß er gerade im Jahre 1366, wo Mandeville, von seinen Reisen zurückkommend, in Rom einkehrte, sich auch daselbst befand, wodurch die Uebereinstimmung mit jenem bedeutenden Reisenden nur desto erklärlicher wird.

Ein Herre mit zwey Geſind
Er wird nicht wohl gepflegt.
Ein Haus worin zwey Weiber ſind
Es wird nicht rein gefegt.

Ihr lieben Leute bleibt dabei
Und ſagt nur: Autos epha!
Was ſagt ihr lange Mann und Weib,
Adam, ſo heißt's, und Eva.

Wofür ich Allah höchlich danke?
Daß er Leiden und Wiſſen getrennt.
Verzweifeln müßte jeder Kranke
Das Uebel kennend, wie der Arzt es kennt.

Närriſch, daß jeder in ſeinem Falle
Seine beſondere Meinung preiſt!
Wenn Islam Gott ergeben heißt,
In Islam leben und ſterben wir alle.

Das Niebelungenlied

übersetzt von Carl Simrock.

2 Theile. Berlin 1827.

Kurze Literargeschichte.

Zuerst durch Bodmer bekannt, späterhin durch Müller.

Neuaufgeregtes Interesse.

Mehrfaches Umschreiben und Behandeln.

Historische Bemühungen deßhalb.

Untersuchungen wer der Autor.

Welche Zeit.

Verschiedene Exemplare des Originals.

Schätzung, Ueberschätzung.

Entschuldigung letzterer, Nothwendigkeit sogar, um irgend eine Angelegenheit zu fördern.

Unterliegt immerfort neuen Ansichten und Beurtheilungen.

Individuelle Betrachtungen bei Gelegenheit gedachter neuen Behandlung.

Uralter Stoff liegt zum Grunde.

Riesenmäßig.

Aus dem höchsten Norden.

Behandlung wie sie zu uns gekommen.

Verhältnißmäßig sehr neu.

Daher die Disparaten die erschienen, wovon wir uns Rechenschaft zu geben haben.

Die Motive durchaus sind grundheidnisch.

Keine Spur von einer waltenden Gottheit.

Alles dem Menschen und gewissen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlassen.

Der christliche Cultus ohne den mindesten Einfluß.

Helden und Heldinnen gehn eigentlich nur in die Kirche um Händel anzufangen.

Alles ist derb und tüchtig von Hause aus.

Dabei von der gröbsten Rohheit und Härte.

Die anmuthigste Menschlichkeit wahrscheinlich dem deutschen Dichter angehörig.

In Absicht auf Localität große Düsternheit.

Und es läßt sich kaum die Zeit denken, wo man die fabelhaften Begebenheiten des ersten Theiles innerhalb der Gränzen von Worms, Xanten und Ostfriesland setzen dürfte.

Die beiden Theile unterscheiden sich von einander.

Der erste hat mehr Prunk.

Der zweyte mehr Kraft.

Doch ſind ſie beide in Gehalt und Form einander völlig werth.

Die Kenntniß dieſes Gedichts gehört zu einer Bildungsſtufe der Nation.

Und zwar deßwegen, weil es die Einbildungskraft erhöht, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt, und um ſie zu befriedigen uns zu einem Urtheil auffordert.

Jederman ſollte es leſen, damit er nach dem Maß ſeines Vermögens die Wirkung davon empfange.

Damit nun dem Deutſchen ein ſolcher Vortheil werde, iſt die vorliegende Behandlung höchſt willkommen.

Das Unbehülfliche und Unzugängliche der alten Sprache verliert ſeine Unbequemlichkeit, ohne daß der Charakter des Ganzen leidet.

Der neue Bearbeiter iſt ſo nah als möglich Zeile vor Zeile bei'm Original geblieben.

Es ſind die alten Bilder, aber nur erhellt.

Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemählde genommen hätte und die Farben in ihrer Friſche uns wieder anſprächen.

Wir wünſchen dieſem Werke viele Leſer; der Bearbeiter, indem er einer zweyten Auflage entgegen ſieht, wird wohl thun, noch manche Stellen zu überarbeiten, daß ſie, ohne dem Ganzen zu ſchaden, noch etwas mehr in's Klare kommen.

Wir enthalten uns alles Weiteren, indem wir uns auf das oben Geſagte beziehen. Dieß Werk iſt nicht da, ein für allemal beurtheilt zu werden, ſondern an das Urtheil eines Jeden Anſpruch zu machen und deßhalb an Einbildungskraft die der Reproduction fähig iſt, an's Gefühl für's Erhabene, Uebergroße, ſo wie für das Zarte, Feine, für ein weitumfaſſendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne. Aus welchen Forderungen man wohl ſieht, daß ſich noch Jahrhunderte damit zu beſchäftigen haben.

Jeder rhythmiſche Vortrag wirkt zuerſt auf's Gefühl, ſodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verſtand und auf ein ſittlich vernünftiges Behagen. Der Rhythmus iſt beſtechend.

Wir haben ganz nulle Gedichte wegen lobenswürdiger Rhythmik preiſen hören.

Nach unſrer oft geäußerten Meinung deßhalb, behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, beſonders auch das epiſche, auch einmal in Proſa überſetzt werden müſſe.

Auch den Niebelungen wird ein ſolcher Verſuch höchſt heilſam ſeyn, wenn die vielen Flick- und Füllverſe, die jetzt wie ein Glockengeläute ganz wohlthätig ſind, wegfielen und man unmittelbar kräftig zu dem wachenden Zuhörer und deſſen Einbildungskraft ſpräche, ſo daß der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiſte von einer neuen Seite zur Erſcheinung käme.

Es

Es müßte, nach unſrer Meinung, gerade nicht das Ganze ſeyn; wir würden das acht und zwanzigſte Abenteuer und die nächſtfolgenden vorſchlagen.

Hier hätten talentvolle Mitarbeiter an unſern vielen Tagesblättern einen heitern und nützlichen Verſuch zu wagen und könnten auch hierin, wie in vielen andern Dingen geſchieht, ihren Eifer um die Wette beweiſen.

v. Knebel's

Ueberſetzung des Lucrez.

Endlich tritt die vieljährige Arbeit eines geprüften Freundes an den Tag, der ich um ſo mehr einen guten Empfang wünſche, als ich ſeit geraumer Zeit dieſer unverdroſſenen Bemühung gar manche Hülfe und Förderniß zu danken habe. Die Schwierigkeiten, welche ein jeder bei dem Studium des Lucrez empfindet, waren auch mir hinderlich, und ſo gereichten die Studien eines Freundes, ſich mit einem ſo wichtigen Reſt des Alterthums zu verſtändigen, eigenem Verſtändniß zu großem Vortheil. Denn es wird hiebei nichts weniger verlangt, als daß man ſich, ſiebzig bis achtzig Jahre vor unſerer Aera, in den Mittelpunkt der Welt, das heißt nach Rom verſetze, ſich vergegenwärtige, wie es daſelbſt in bürgerlichen, kriegeriſchen, religioſen und äſthetiſchen Zuſtänden ausgeſehen. Den ächten Dichter wird niemand kennen, als wer deſſen Zeit kennt.

Man darf wohl ſagen, daß Lucrez in die Epoche kam und ſie ſelbſt mit bildete, wo die römiſche Dicht-

kunst den hohen Styl erreicht hatte. Die alte tüchtige, barsche Rohheit war gemildert, weitere Weltumsicht, praktisch tieferer Blick in bedeutende Charaktere, die man um und neben sich handeln sah, hatten die römische Bildung auf den bewundernswürdigen Punkt gebracht, wo Kraft und Ernst sich mit Anmuth, wo starke, gewaltige Aeußerungen sich mit Gefälligkeit vermählen konnten. Daraus entwickelte sich im Fortgang das Zeitalter Augusts, wo die feinere Sitte den großen Abstand zwischen Herrscher und Beherrschten auszugleichen suchte, und das für den Römer erreichbare Gute und Schöne in Vollendung darstellte. In der Folgezeit war an eine Vermittlung nicht mehr zu denken; Tyranney trieb den Redner von dem Markt in die Schule, den Poeten in sich selbst zurück; daher ich denn gar gern diesem Verlauf in Gedanken folgend, wenn ich mit Lucrez angefangen, mit Persius endige, der in Sibyllinische Sprüche den bittersten Unmuth verhüllend seine Verzweiflung in düstern Hexametern ausspricht.

Wie viel freier bewegt sich noch Lucrez; zwar auch er ist bedrängt von den Stürmen der Zeit, die ihm eine behagliche Ruhe verkümmern, er entfernt sich vom Weltschauplatz, beklagt des wertheſten Freundes Abwesenheit und tröstet sich durch Mittheilung des höchsten Bestrebens. Woher aber kommt eigentlich für ihn das Bedrängende? Seit Erbauung Roms zog der Staatsmann, der Kriegsheld vom Aberglauben nach Bedürf-

niß die größten Vortheile; aber wenn man von günstigen Göttern, durch Vögelflug und Eingeweidegestalt, treuen Rath und Warnung zu erhalten glaubte, wenn der Himmel an dem Gläubigen Theil zu nehmen schien, so waren diese dagegen doch nicht vor den Schrecken der Hölle gesichert; und weil das Fürchterliche immer mehr aufregt, als das Milde zu beschwichtigen vermag, so verdüsterte der Flammenqualm des Orcus den olympischen Aether, und die stygische Gorgone löschte die sämmtlichen reinen, ruhigen Götterbilder aus, die man ihren schönen Wohnsitzen entrissen und in römische Knechtschaft geschleppt hatte.

Nun waren schwache Gemüther mehr und mehr bemüht drohende Wahrzeichen abzulenken und von Furcht sich demüthig zu retten. Angst und Bangigkeit steigerte sich jedoch, als ein Leben nach dem Tode, bei einem unseligen Leben auf Erden, immer wünschenswerther erschien; wer aber gab sodann Bürgschaft daß es nicht eben so schlimm, vielleicht gar schlimmer als am Tage des Tags unten aussehen werde? So zwischen Furcht und Hoffnung schwebte die Menge, der bald hernach das Christenthum höchst willkommen und das tausendjährige Reich als der wünschenswertheste Zustand ersehnt werden sollte.

Starke Geister hingegen, wie Lucrez, die wohl zu verzichten, aber sich nicht zu ergeben genaturt waren, suchten, indem sie die Hoffnung ablehnten, auch die

Furcht los zu werden; doch hiebei war, wenn man auch mit ſich ſelbſt übereinzukommen gewußt, doch von außen große Anfechtung zu erleiden.

Einer der immer wieder hören muß was er längſt beſeitigt hat, fühlt ein Mißbehagen das ſich von Ungeduld zur Wuth ſteigern kann; daher die Heftigkeit, mit welcher Lucrez auf diejenigen eifernd losfährt, die im Tode nicht vergehen wollen. Dieſes gewaltige Schelten habe ich jedoch immer beinahe komiſch empfunden und mich dabei an jenen Feldherrn erinnert, der im prägnanteſten Augenblick der Schlacht, da ſeine Truppen dem unvermeidlichen Tod entgegen zu gehen ſtockten, verdrießlich ausrief: Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben! So nahe gränzt das Ungeheure an's Lächerliche.

So viel ſey dießmal über ein Werk geſagt, das allgemeine Aufmerkſamkeit verdienend, den Antheil der jetzigen Zeit beſonders erregen muß.

Man ſoll in vielen Stücken nicht denken wie Lucrez, ja man kann es nicht einmal und wenn man wollte; aber man ſollte erfahren wie man ſechs bis acht Decennien vor unſerer Aera gedacht hat: als Prologus der chriſtlichen Kirchengeſchichte iſt dieſes Document höchſt merkwürdig.

Auf einen ſo wichtigen Gegenſtand nun ſey mir erlaubt wieder zurückzukommen, indem ich Lucrez in mehrfacher Eigenſchaft darzuſtellen wünſchte, als Menſchen und Römer, als Naturphiloſophen und Dichter. Die-

ſen alten Vorſatz auszuführen erleichtert mir zu rechter Zeit die wohlgelungene Ueberſetzung, ſie macht es allein möglich. Denn wir ſehen ſie durchaus würdig mit edler Freiheit vorſchreiten, ſich ſelbſt klar unſer Verſtändniß aufſchließen, auch wenn von den abſtruſeſten Problemen gehandelt wird. Gracies und anmuthig lockt ſie uns in die tiefſten Geheimniſſe hinein, commentirt ohne Umſchreibung, und belebt ein uraltes bedenkliches Original; wie dieß alles in der Folge umſtändlich nachzuweiſen ſeyn wird.

Zeugniß.

Exuberantis quam Sapientiae
Hic cerno fontem! Qualia pectoris
Hic signa perdocti refulgent!
Quanta gravi canit ore vates.

Sublimioris carmina judici!
Praeceps ut altis Rhenus ab Alpibus
Sic fertur, et secum ruenti
Attonitas rapit amne mentes.

Saepe hinc profundo captus ab alveo
Sententiarum, quis validus fluit.
Et mentis et linguae carebam
Ites Superas meditatus usu.

Wer auf die Welt kommt baut ein neues Haus,
Er geht und läßt es einem zweyten.
Der wird ſich's anders zubereiten
Und niemand baut es aus.

Wer in mein Haus tritt der kann ſchelten
Was ich ließ viele Jahre gelten;
Vor der Thür aber müßt' er paſſen,
Wenn ich ihn nicht wollte gelten laſſen.

Herr, laß dir gefallen
Dieſes kleine Haus,
Größre kann man bauen,
Mehr kommt nicht heraus.

Hic invidendo nectare mens tumet,
Cui nec Falernam praetulerit notam
Dapesque Divorum, et ferentem
Mille novas Amathusta flammas.

Subnixa nugis somnia vilibus
Valere jussit, ludicra, turpia,
Quae mollius mulcent amantes
Eloquii, sed inanis, aures:

Honestiori ductus ab impetu
Arcana rerum, provida quae suis
Natura demersit tenebris,
Ausoniae reseravit urbi.

Par est politis carminibus decor,
Par est venustas. Materiam rudem
Quam melleo vestit lepore!
Quam nitidis struit illa verbis.

Audita quae non antea Romuli
Norant nepotes! Quam cecinit melos
Sublime, praetervectus omnes,
Quotquot erant, quot eruntque, vates.

Ut vel diserlae fons opulentiae
Latinitatis maximus arbiter,
Ut Tullius magnum aestimarit
Ingenio, sed et arte summum.

Illi, Pelasgis nobile par virûm
Reversi ab oris, mox sapientiam
Rumore vix notam volucri
Belligero Latio intulere.

Marcus, solutae flumine copiae,
Carus, ligatis Pieridum modis,
Complexus est artes, et Urbi
Tradidit, ingeniosiores.

Hoc fonte labra proluit, his Maro
Illectus arvis creditur abditum
Legisse nectar, aemulatus
Melliflui volucres Hymetti.

Nec prisca tantum saecula maximum
Dixere vatem: postera laureas
Conferre certarunt, sacrosque
Fronde nova redimire crines.

Gabriele

von

Johanna Schopenhauer.

Ich las die drey Bände dieſes mir längſt vortheilhaft genannten Romans, mit der größten Gemüthsruhe, zwiſchen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem blaueſten Himmel, in reinſter leichteſter Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichteriſchen Erzeugniſſes mitbringen ſollte. Was ich darüber auf einſamen Spaziergängen in meine Schreibtafel bemerkte, laſſe ich hier, ohne künſtliche Ordnung, gemüthlich wohlmeinend nach einander folgen. Denn weder auf Anzeige und Anpreiſung, noch auf Urtheil und Entwickelung kann es hier angeſehen ſeyn, der allgemeine Beifall hat uns hierin ſchon vorgegriffen.

Gabriele ſetzt ein reiches Leben voraus und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles iſt nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommniſſe

sehr anmuthig verarbeitet. Und so ist es eben recht: der Roman soll eigentlich das wahre Leben seyn, nur folgerecht, was dem Leben abgeht.

Epische, halbepische Dichtung verlangt eine Hauptfigur, die bei vorwaltender Thätigkeit, durch den Mann, bei überwiegenden Leiden, durch die Frau vorgestellt wird. Dießmal ist einem anziehenden weiblichen Wesen die schwerste Rolle zugetheilt, die sie mit höchster Zartheit und Anmuth durch unerträgliche Leiden durchführt. Die Mithandelnden alle sind Opfer von klemmenden Widersprüchen, die sich aus nothwendigen und zufälligen Weltverhältnissen hervorthun: aus dem Conflict des Wollens, der Pflicht, der Leidenschaft, des Gesetzes, des Begehrens und der Sitte.

Jenes ethisch Allgemeine verkörpert sich nun im Contrast der Charaktere, im Widerstreit der physischen und moralischen Kräfte, in Gebundenheit der Angewöhnungen, der häuslichen Zustände.

Hier bedarf es nun keines großen Personals, aber vollständig und in sich selbst vermannichfaltigt soll es seyn. Im Verlauf mehrerer Jahre treten die Personen auf und ab, entfernen sich, erscheinen wieder, haben gewonnen, verloren, sich verändert, ohne Widerspruch mit sich selbst.

Gabriele webet und weset in der vornehmeren ausgebildeten Welt, die handelnden Personen sind sämmtlich begütert und dadurch in den Naturzustand des frei-

ſten Handelns und Wirkens verſetzt. Schlöſſer und Landhäuſer veranlaſſen manche anmuthige, bedeutende, nothwendige Ortsveränderung; Reiſen in's Bad, in die Ferne beleben die Tagesordnung.

Als ich in dieſem Sinne vor einer gebildeten Geſellſchaft redete, fragte eine ſorgſame Mutter: ob ſie dieſes Buch mit ihren Töchtern leſen könne? Dabei kam Folgendes zur Sprache:

Erziehung heißt: die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, ſodann aber in beſondern Kreiſen exiſtiren kann. Der Roman hingegen ſtellt das Unbedingte als das Intereſſanteſte vor, gerade das gränzenloſe Streben was uns aus der menſchlichen Geſellſchaft, was uns aus der Welt treibt, unbedingte Leidenſchaft; für die dann bei unüberſteiglichen Hinderniſſen, nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.

Dieſer eigenthümliche Charakter des tragiſchen Romans iſt der Verfaſſerin auf ſchlichtem Wege ſehr wohl gelungen, ſie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie ſie denn auch, im Gang der Ereigniſſe, das natürlich Rührende aufzufaſſen weiß, das uns nicht ſchmerzlich und jammervoll, ſondern durch überraſchende Wahrheit der Zuſtände höchſt anmuthig ergreift.

Durchaus wohlthätig iſt die Freiheit des Gemüthes, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird. Daher denn auch die Facilität der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Styls. Ein heiteres Behagen theilt ſich dem Leſer mit.

Einſichtige Anthropologie, ſittlich- phyſiologe Anſichten, ſogar durch Familien und Generationen durchgeführt. Abſtufung der Verhältniſſe und Ableitung. Verwandtſchaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundſchaft, bis zur leidenſchaftlichſten Anhänglichkeit.

Keine Spur von Parteyſinn, böſem Willen, Neckerey, vielmehr anmuthiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böſes Princip, kein verhaßter Charakter, das Lobens- und Tadelnswerthe mehr in ſeiner Erſcheinung, in ſeinen Folgen als durch Billigung oder Mißbilligung dargeſtellt.

Vom alten ſchroffen, durch Eigenſinn und Wahn, zuletzt der Verrücktheit nahen Vater, bis zur jüngſten, in die Welt tretenden, heitern Schönheit (wir meinen Ida), die zuletzt als friſche Verſucherin auftritt, ohne Wiederholung das Aehnliche.

Jener würdige Halbtolle, im Unnatürlichen ganz wahr gehalten, wird gefordert, um die tragiſche Kataſtrophe hervorzubringen. Dem wunderlichen Vetter verzeiht man alles, ſeiner eigenthümlichen Seltſamkeit und Beſchränktheit wegen; er ſpielt den Gracioſo in

dieſer Tragödie und ſteht den thätigſten des Calderon nicht nach.

Eine gewiſſe Kränklichkeit giebt man der Hauptfigur als ihrer Individualität angehörig gerne zu, ja man fordert ſie. Die ſchwereren Krankheitsparoxysmen betrachtet man wie eine Art längeren, tieferen Schlafes, ohne den eine ſolche Organiſation nicht beſtehen könnte.

Die übrigen Perſonen ſind körperlich geſund, allenfalls verwundet; ſie leiden nur an der Seele, nirgends wird man Schwächlichkeit gewahr.

Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einſamen Betrachtens. Nachſtehendes Aphoriſtiſche wird der wohlwollende Leſer ſelbſt einſchalten.

Mitten im Elemente der Convenienzen erſcheint ein durchaus Natürliches der Bezüge, Mannichfaltigkeit des Herkommens der Perſonen, und beſonders fruchtbare Folgen früherer Verhältniſſe.

Sitten und Arten der neuſten Welt ſind das durchwaltende Coſtume; ſogar wird die neuſte, zarteſte, wirkſamſte Giftart eingeführt.

Fortſchritt edler Geſinnung und Handelns, wodurch der Uebergang in's wahrhaft Große leicht, ja nothwendig wird.

Nichts Phantaſtiſches, ſogar das Imaginative ſchließt ſich rationell an's Wirkliche.

Das Problematiſche, an's Unwahrſcheinliche gränzend, bevorwortet ſich ſelbſt und iſt mit großer Klugheit behandelt.

Und ſo ſey eine reine freundliche Theilnahme treulich und dankbar ausgeſprochen.

Marienbad, Ende Junius 1822.

Olfried und Lisena.

Ein romantisches Gedicht in zehn Gesängen, von August Hagen.

Königsberg 1820.

Als mir dieß Büchlein in die Hände kam, schlug ich es, nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit, auf, gerade in der Mitte, und las die sechs Stanzen der beiden Seiten; diese zogen mich an und nöthigten mich vor- und rückwärts zu gehen, wodurch ich denn gar bald bewegt ward vom Anfange anzufangen. Und so habe ich es denn auch, in ruhigen guten Stunden, fort- und durchgelesen, welches etwas heißen will; denn, in zehn Gesänge getheilt, enthält es über sechzehnhundert Stanzen.

Ich aber, gerade in diesem Augenblicke, weder zu irgend einer auslangenden Darstellung, viel weniger zu einer Beurtheilung aufgelegt, ersuche die genannten und ungenannten, trefflichen Freunde, die uns, in kritischen Zeitschriften, über ästhetischen Gewinn

und Verlust gar löblich aufklären, diesem Werk ihre Aufmerksamkeit zu schenken und mir den Traum zu deuten warum es mir so wohl gefällt.

Anerkennen werden wir es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit: denn es beweist eine hohe sittlich-ästhetische Cultur, wenn in jungen Jahren ein entschiedenes Talent auch sogleich aufgeklärt, frei, heiter und den Gegenständen völlig gewachsen erscheint die es behandelt. Von großer Bedeutung halten wir, wenn ein junger Mann (denn als einen solchen gibt und offenbart er sich) eine Fabel wie diese concipirend, sie in sich auszubilden und, bei der fleißigsten Behandlung des Einzelnen, sich immer so ausführlich und gleich zu bleiben vermag. Bei dieser Ausführung aber weiß ich nicht was ich mehr bewundern soll, den klar-tiefen Eindruck in die menschlichen Gefühle, Gesinnungen, Zustände und Verhältnisse, oder die Heiterkeit sich in der Natur, ihren Localitäten und Einzelnheiten überall zu ergehen.

Glück wünschen wir ihm aber vorzüglich, daß er von Jugend auf ein Seeanwohner gewesen, dadurch gewinnt er eine Arena, einen Kampf- und Spielraum, auf dem wir seine Helden und Leute bald froh und bald bedrängt sehen, er gewinnt die mannichfaltigsten Luft-, Wasser- und Erd-Erscheinungen und dann hängt es von ihm ab uns, natürlich-seenhaft, bald auf dürren Sandwüsten auszusetzen, bald in Fischerhüt-

---

Du biſt auf immer geborgen,
Das nimmt dir niemand wieder;
Zwey Freunde, ohne Sorgen,
Weinbecher, Büchlein Lieder.

„Was brachte Lokmann nicht hervor,
Den man den garſt'gen hieß!"
Die Süßigkeit liegt nicht im Rohr,
Der Zucker der iſt ſüß.

Herrlich iſt der Orient
Ueber's Mittelmeer gedrungen;
Nur wer Hafis liebt und kennt
Weiß was Calderon geſungen.

---

hütten, deren Gewerb mit Garten- und Obſt-Bau verbunden iſt, erquickend einzuführen; es hängt von ihm ab palaſtreiche Städte am Ufer zu erbauen, Gärten und Parks ohne Gleichen zu labyrinthiſiren.

Doch wir gehen zu weit, und dürften auf dieſem Wege die Abſicht uns nicht einzulaſſen ehe wir's uns verſehen überſchreiten.

Betrachten wir genau, ſo iſt es vielleicht die jugendliche Anſchauung des Meeres die dem Engländer, dem Spanier ſo große Vorzüge über den mittelländiſchen Dichter gibt. Kenner, welchen unſere neuere deutſche Literatur gegenwärtiger iſt als mir, werden bemerken wer, von dieſer Seite, mit unſerm Dichter wetteifert.

Ein junger Freund den ich gern über mich und andere reden höre, ertheilt mir, auf Erſuchen, folgenden Beſcheid.

„Olfried und Liſena, von Auguſt Hagen, habe ſogleich zu leſen angefangen, und den erſten Geſang vollendet. Hiernach zu urtheilen ſcheint der junge Dichter ſehr glücklich die Aufgabe gelöſ't zu haben, wie das Mährchenhafte, Abenteuerliche, Seltſame, auf eine erfreuliche Weiſe mit bekannter, gewohnter menſchlicher Sinnesart in Verbindung zu ſetzen ſey. Alles deutet auf ein heiteres, reines und ſehr ſanftes Naturell, mit gelindem Schwunge, einer der Fülle und Stärke gar nicht entbehrenden Einbildungskraft hin. Die grie-

chischen Ueberschriften wollen wohl sagen, daß der Dichter seinen Sinn am Homer glücklich bewahrt und genährt. Mit Interesse werde ich das Ganze vollenden, mich davon zu durchdringen suchen, um Ihrer Anfrage möglichst genug zu thun."

„Olfried und Lisena habe vollendet. Was ich nach ziemlich unterbrochenem Lesen von diesem Product jetzt ungefähr sagen könnte wäre dieses: es ist kein Homerisches Epos, wiewohl die äußere Form, Erzählung und die Einführung auf den Schauplatz durch den Dichter statt findet. Hier ist vielmehr ein geistiger, sittlicher Anakreon, dem Homers Fülle und Breite einmal zugesagt hat, in aller Vollständigkeit und Ausführlichkeit geneigt von sich zu geben, was im kleinen, harmlosen Gedicht und Lied unschuldig-anmuthig gerührt und gefallen hätte. Die moderne Denkweise, die mehr auf die Gesinnung, als auf kräftigen sichtbaren Ausdruck nach Art der Alten alles bezieht, verläugnet sich nirgends. Daher denn die innerste Anlage des Gedichts mehr von Höhe und Tiefe als Breite zeugt. Ja diese letztere ist ganz auf die Nebenpartien und Außerwesentlichkeiten vertheilt. Doch indem ich auf jene längern Episoden und Einflechtungen von griechisch-Mythischem ziele, bin ich weit entfernt hiermit einen Fehler auszusprechen, vielmehr finde ich es höchst liebenswürdig und anmuthig, daß der Dichter, was dem Norden abgeht, so wahr und unumwunden

eingeſteht, und gern mit des Südens Vortheilen die Leere und Einöde erfüllen und erheitern mag die doch nun einmal beſteht. Dürfen wir uns deßhalb wundern, daß uns überhaupt nur ein Mährchen geboten wird? und daß der Sänger Wahrheit und Dichtung ſich einander entgegen zu ſetzen ſich gezwungen ſieht? Auch hier alſo fehlt jener antike Vortheil, von einem Gegebenen, wirklich Vorhandenen auszugehen, und die Erfindung eines nicht Vorhandenen, Daſeyenden, das an die Stelle des unzulänglich Wirklichen tritt, äußert ſich ganz nach neuerer Dichtweiſe."

„Daß jedoch der Dichter jenes Erfundene ſo unmittelbar in Verbindung mit ſeinem Oertlichen, Klimatiſchen, ja mit ſeiner perſönlichen, individuellen Geſinnung bringt, muß ihm als eine höchſt glückliche Auskunft ausgelegt werden, jenem bezeichneten antiken Vortheil ſich zu nähern. Und vielleicht iſt hier der Punkt, wo die ganze Production mir am heiterſten, reinſten und lobenswürdigſten erſcheint. Denn geben wir jene frauenhafte Geſinnung einmal zu, ſo muß uns die Fülle, der Reichthum von Gleichniſſen und Schilderungen, die alle dem Landſtrich, der Meeresküſte, der Vegetation entnommen ſind, höchſt überraſchend ſeyn, indem wir dieſe wirklichen Elemente zu einem neuen Ganzen abermals verbunden ſehen, das eigentlich jenſeits und über dem Wirklichen ſteht. Ueberhaupt dürfte man fragen: ob das Gedicht im Sinne unſerer neuern

Romantiker romantiſch zu nennen ſey? Es iſt zwar im reinſten und zarteſten Sinne von Sehnſucht, welche die höchſten, ſogar überirdiſchen Regionen berührt, gedichtet; indeſſen werden wir doch auf einen Himmel, ein Ewiges, Dauerndes geführt, das, nicht zu Ungunſt, ſondern zum Vortheil des viel ſchwächern Erdenweſens ſich wirkſam erweiſt. Und ſo iſt eigentlich jene Kluft gefüllt, die unſere gemeinen Romantiker zwiſchen Erd' und Himmel nur immer größer zu machen ſich beſtreben."

E. Sch.

Olfried und Liſena noch einmal.

Da wir bei abermaliger Betrachtung genannten Gedichtes die Neigung gegen daſſelbe und gegen den Autor zu verändern keinen Anlaß gefunden, vielmehr die früher gehegte gute Geſinnung ſich unangefochten erhalten hat: ſo möchten wir dem Dichter gern etwas zu Liebe thun, etwas ausſprechen, das ihn für alle Zukunft fördern könnte.

Denn was an ihm allenfalls auszuſetzen ſey, darüber werden ihn unſere landsmänniſchen Kritiker gar umſtändlich belehren; wir aber wollen ihn mit einem kurzen Worte berathen, welches zu befolgen er gewiß beil-

sam finden wird. Wir wünschen nämlich, daß er sich's für die nächste Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Gesetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen; er wähle sich aus der Geschichte, aus Ueberlieferungen, aus Erfahrung irgend ein prägnantes Motiv, welches entwickelt ästhetisch-moralische Zufriedenheit erwecken könne. Er behandle solches ausführlich und umständlich; die Eigenthümlichkeit desselben werde aus sich selbst geschmückt und erwachse zu frohlichen Theilen; je kürzer er sich faßt, desto willkommener wird er seyn und gewiß am besten gedeihen. Denn ergreift er den rechten Gegenstand, so ist bei einer anmuthigen Behandlung, wie sie dem schönen Talent zu Gebote steht, seine Arbeit unverwüstlich; vergreift er sich auch einmal, so ist für seine fruchtbare Dichtader nicht viel verloren.

Gern erinnern wir uns hiebei Wielands kleiner Erzählungen, von welchem gar manche, als wohlgeschliffene Edelsteine, in der Krone deutscher Literatur noch lange Zeit glänzen werden, wenn viel mehr Aufmerksamkeit und Forschung verlangt wird, um die Verdienste des allerliebsten Oberon anzuerkennen.

Deutscher Naturdichter.

Anton Fürnstein ist gegenwärtig neun und dreyßig Jahre alt, und schon seit seinem achten, an Armen und Beinen zusammengezogen, in dem krüppelhaftesten Zustand. Seine Geistesbildung hat er dem früheren Umgang mit Studirenden und dem Lesen guter Bücher zu verdanken. Anfangs und lange genügten ihm Romane, welche sodann durch gute deutsche Dichter verdrängt wurden; erst später las er Geschichte, Geographie und solche wissenschaftliche Werke, zu deren Verständniß er mit seinen erworbenen Vorbegriffen auslangte. Da ihm das Vermögen mangelte, die zu einem regelmäßig-geistigen Fortschreiten nöthigen Bücher anzuschaffen, konnte ihm deren Auswahl nicht zu Gebote stehen: immer entschied nur Gelegenheit und Zufall seine Lecture.

Vor ungefähr vier Jahren bildete sich in Falkenau ein kleiner Verein, welchem auch Fürnstein beitrat. Jedes Mitglied verpflichtete sich in der vierzehntägigen Versammlung ein Gedicht oder eine Erzählung vorzu-

leſen, welches denn auch traulich und regelmäßig geſchah. Hier empfand Fürnſtein den erſten Anreiz ſich in ſolchen Ausarbeitungen zu verſuchen, und man mußte ihm zugeſtehen, daß er in dieſen Bemühungen nicht zurückblieb.

Er lebt übrigens von ſeinem geringen Vermögen, von der Unterſtützung ſeiner Geſchwiſter, die ihn liebevoll behandeln. Auf einem Stuhlwagen durch Wohlwollende fortgeſchoben, bewegt er ſich im Freien, mit einem Buche in der Hand, oft nachſinnend, wo denn auch meiſtens ſeine Gedichte entſtehen; denn zu Hauſe iſt er durch das Getöſe der vielen Kinder und das polternde Webergewerbe ſeiner Geſchwiſter, mit denen er gemeinſchaftlich wohnen muß, durchaus geſtört.

Uebrigens wird die gewöhnliche gute Laune Fürnſteins ſelten getrübt; er iſt gern in Geſellſchaft gebildeter Menſchen und verdient in Rückſicht ſeiner Moralität das beſte Zeugniß.

Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden herausging, fand ich ihn auf meinen Pfaden in ſeinem Seſſelwägelchen zuſammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn gekauzt wie er war, hätte man ihn mit einem mäßigen Cubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf ſein Elend und bezeugte guten Muth, indeſſen ich ihn kaum anzuſehen wagte. Bei flüchtigem Blick jedoch mußt' ich gar bald erkennen, wie auf dieſem entſtellten Körper ſich ein Cerebralſyſtem aus-

gebildet hatte, womit eine regelmäßige Gestalt gar wohl hätte zufrieden seyn können.

Ueber solche Talente sagten wir schon an einem andern Orte Folgendes: „Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren, man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen, wobei sich denn ihre Producten, wie alle poetischen Anfänge, gegen das Didaktische, Belehrende, Sittenverbessernde gar löblich hinneigt."

Von unserm Fürnstein kann man noch hinzufügen: alle seine Productionen schmückt eine gewisse Anmuth, die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da ist Gegenwart der offenen Natur, Behagen sich beschränkender Geselligkeit, Genuß und Hoffnung, und bei allem ein menschlicher edler Ernst, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl ansteht.

Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurücklassen sollte. Nun war ich längst überzeugt, daß man gerade solche Talente, die sich aus dem Gemeinen hervorgehoben, wieder in's Gewöhnliche zurückweisen solle und dazu erschien mir nichts Wünschenswertheres, dem Individuum Zusagendes, den Charakter der Nation Ehrendes als Gewerbs- und Handwerksrieder.

Die Engländer haben noch ein Weberlied aus den Zeiten Heinrichs des Achten und seiner großen Nachfolgerin, von dem sie mit Liebe sprechen, und ich dachte erst dem guten Manne ein Gleiches aufzugeben; weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Rasseln der Weberstühle, die ihn so oft in das Freie hinaustreiben, sogleich erinnern wollte, so wählte ich einen Gegenstand, der jenes freundliche Thal eigentlich belebt und unschätzbar macht. Es ist der Hopfenbau, der die gestreckten Hügel hinter der Stadt in stundenlangen Reihen ziert; ein unübersehbarer Garten in der Nähe, ein weit verbreitetes Buschwerk in der Ferne. Wie er diese Aufgabe gelöst, wie er thätig beginnt und alles was zu thun ist, eins nach dem andern einschärft, dabei ein sittliches Wort mit einschlingt und immer so fortfährt, und diese Reben den Weinreben anzunähern versteht, bedarf keiner Auslegung; das Ganze liegt hellheiter und unter sonnigem günstigem Himmel, und wird von einem Jeden an Ort und Stelle, besonders zu recht thätiger Arbeitszeit, gewiß mit dem größten Interesse empfunden werden. Ich möchte diese Gedichte die aufsteigenden nennen, sie schweben noch am Boden, verlassen ihn nicht, gleiten aber sanft darüber hin.

G.

Der Ausdruck Naturdichter, wie sehr er auch zu den leicht behelfenen Zusammensetzungen unserer

Sprache gehören mag, in denen man sich auf's halbe Wort zu verstehen geneigt und gewöhnt ist, spricht doch deutlich genug das worauf es ankommt aus: den Gegensatz eines Ursprünglichen mit einem Erworbenen, einer Anlage mit einer Fertigkeit, und gibt dabei zugleich eine gewisse Bewunderung und Freude, wie man sie an allem Ursprünglichen, Reinen und Intacten zu haben pflegt, mit zu erkennen.

Ein natürliches Vermögen also, und ein ihm gegenüber, nicht entgegen stehendes Bewußtseyn, das wir auch wohl Theorie, Kunst, Regeln u. s. w. zu benennen pflegen, wird anerkannt, und zwar als der erste wesentliche Bestandtheil, als der Gehalt; aber zugleich die An- und Zumuthung an ein wirkendes bewußtes Kunstgesetz beseitigt.

So begabte Individuen sind das Eigenthum aller Zeiten; aber ihr Stand, Bezug und Verhältniß zur Außenwelt, zu Natur und Menschheit, sind nicht zu allen Zeiten dieselben.

In dem ersten Beginnen des gesellschaftlichen Zustandes, unter Nationen die sich zu bilden anfangen, sind solche Talente als diejenigen anzusehen, durch welche alles Wissen und Denken, Sage und Mythus, Geschichte und Philosophie eines Volkes, Gestaltung und Einkleidung erhalten hat; aus denen die ersten gefeierten Barden und Sänger hervorgegangen sind, welche

„Was ſchmückſt du die eine Hand denn nun
Weit mehr als ihr gebührte?“
Was ſollte denn die linke thun,
Wenn ſie die rechte nicht zierte?

Wenn man auch nach Mecca triebe
Chriſtus' Eſel, würd' er nicht
Dadurch beſſer abgericht,
Sondern ſtets ein Eſel bliebe.

Getretner Quark
Wird breit, nicht ſtark.

Schlägſt du ihn aber mit Gewalt
In feſte Form, er nimmt Geſtalt.
Dergleichen Steine wirſt du kennen,
Europäer Piſé ſie nennen.

nur als die Blüthen und Gipfel dieser ersten Naturpflanzen angesehen werden mögen.

In den Zeiten der verbreiteten, gesteigerten Cultur, wo Muster und Vorbilder, und davon abstrahirte Regeln und Theorien aller Art vorhanden sind, welche auch die schwächsten Anlagen zu steigern, wenn auch nicht zu ersetzen vermögen, kann man dergleichen ursprüngliche Talente, als sich selbst überlassen, kaum nur in den untersten, alles Unterrichts wie aller Bildung ermangelnden Volksclassen voraussetzen.

Denn in einer jeden höheren bemächtigt sich die Doctrin einer solchen Anlage dergestalt, daß sie dadurch sich entweder in einen alles versuchenden Dilettantismus verwandelt, oder, wenn sie wirklich urkräftig und nachhaltig ist, nur durch ein ernstes Studium in eine besonnene, kraft- und zweckbewußte Kunstfertigkeit ausbildet.

Wird nun aber ein solches Talent dennoch, wie die Erfahrung lehrt, auch in den untersten Ständen, in der arbeitenden und dienenden Classe angetroffen, so befindet es sich in dem einen von beiden Fällen: entweder hat und behält es seinen Wirkungskreis gänzlich in dem Stande, in der Sphäre, worin es geboren und aufgetreten, wo denn das eigentliche Volkslied ihm seine Entstehung verdankt, ohne jemals sein Verdienst namentlich zu beurkunden; oder es gelingt ihm in Berührung und Umgang mit den Höheren und Gebildeteren

zu kommen, und sich von deren Wissen und Können Manches rhapsodistisch anzueignen, und so als eine Art von Vermittler zwischen jenen und seiner Classe aufzutreten, indem es die Unteren und seines Gleichen zu sich heranwirkt, den Höheren aber Aufmerksamkeit abnöthigt, und durch die Manierlichkeit seines Auftretens sie anlockt sich mit ihm einzulassen und des Eintritts in ihre Kreise würdig zu halten.

Ist bei einem Talent des ersten Falles von Urtheil und Geschmack nicht die Rede, sondern nur von Wahrheit und Natürlichkeit, welche eine derbe und figürliche Ausdrucksweise charakterisirt, so kann bei einem Talent des letztern Falles sogar eine Ungleichheit, ein Zwiespalt sich ergeben, der aus der Vermischung von Edlem und Gemeinem, Natürlichem und Conventionellem, Naivem und Sentimentalem entsteht, und den Genuß an seinen Productionen stört, indem unvergohrene Elemente verschiedener Sphären obwalten, welche das Individuum nicht zu gefälliger Einheit zu verschmelzen im Stande gewesen.

Und diese widerwärtige Erscheinung mag nun freilich oft genug eintreten; wenigstens erklärt sich uns in solcher Voraussetzung am leichtesten der Umstand, daß so manchen der Gebildeten eine Art von Apprehension gegen diese halbwüchsigen Naturerzeugnisse auf dem Boden der Cultur und Kunst anwandelt, und er mehr Abneigung als Neugier empfindet, dergleichen Producte

kennen zu lernen und seiner Aufmerksamkeit werth zu achten.

Eine solche Besorgniß, ein so ungünstiges Vorurtheil wird nun glücklicher Weise durch unsern Naturdichter weder veranlaßt noch gerechtfertigt. Im Gegentheil wird auch der Sprödeste mit Bewunderung und Freude wahrnehmen, wie überall ein sich gleichbleibender Gehalt, in entsprechender reiner Form, und angemessenem, richtigem und zierlichem Ausdruck sich darstellt; und zwar in einem solchen Grade, daß wohl hier und da unbedeutende Abweichungen von den zum Theil conventionellen Gesetzen des Rhythmus und der Prosodie, jedoch nicht mehr als selbst bei den gebildeten und gelehrten Dichtern, keineswegs aber Verstöße, welche die Einheit der Empfindung, die Richtigkeit des Sinnes, und die Schicklichkeit des Gefühls beleidigten, anzutreffen seyn möchten.

Wie mannichfaltig der Kreis seiner Gegenstände, und welcher Abwechslung von Gefühl, und dem gemäßer Behandlung er fähig ist, davon mögen folgende drey in Ton und Inhalt ganz verschiedene Gedichte ein rühmliches Zeugniß ablegen.

R.

Der Hopfenbau.

Nehmt die Hacke flink zur Hand,
Eilet in die Felder;
Seht schon grünt das Wiesenland,
Und das Haar der Wälder;
Weste wehen sanft und lau:
Auf! beginnt den Hopfenbau. —

Macht den Stock von Erde frei
Nach bekannter Weise,
Und die Keime pflückt dabei
Euch zur Leckerspeise;
Schneidet was veraltet ist,
Daß er frisch und kräftig sprießt.

Gebt dann Fichtenstangen hin,
Daß die schlanken Reben
Rankend um dieselben ziehn
Und empor sich heben;
So zum Stärkern wird gesellt
Was nicht eigne Kraft erhält.

Sorget, wenn sich Unkraut mehrt,
Daß man es vernichte,
Weil es das Gedeihen stört
Aller edlen Früchte;
Wie die Tugend nicht gedeiht,
Wo das Laster Samen streut.

Wenn die Reben unſer Thal
Ueppig dann umkränzen,
Dran im Abendſonnenſtrahl
Goldne Früchte glänzen,
Wandeln durch das dunkle Grün
Wir mit freud'ger Hoffnung hin.

Doch nicht lang wird dieß Gewand
Unſre Fluren ſchmücken,
Weil wir mit geſchäft'ger Hand
Bald die Früchte pflücken;
Dann getrocknet geben ſie
Reichen Lohn für unſre Müh!

Wo die heiße Sonnengluth
Nicht die Flur durchdringet,
Und das edle Traubenblut
Nicht zur Reife bringet,
Dort der menſchliche Verſtand
Andern Labetrank erfand.

Wer des Trankes froh genießt,
Preiſe unſre Reben,
Die alljährlich — wie ihr wißt —
Uns den Hopfen geben;
Weil nur deſſen würz'ge Kraft
Geiſt und Dauer ihm verſchafft.

Drum Bewohner Falkenau's,
Theure Flurgenossen!
Pfleget eures Hopfenbaus
Ferner unverdrossen;
Laßt uns Müh' und Fleiß nicht scheun,
Wohlstand bringt uns sein Gedeihn.

Ermunterung im Winter.

Nach Salis.

Seht nun in Ruhe die spendende Erde!
Wärmende Flocken bedecken das Land;
Wenn auch der Herbst sie der Gaben entleerte,
Trägt sie darum doch kein Trauergewand.
Merket die Güte des Schöpfers! — wie weise
Deckt er die Erde mit starrender Hast;
Wisset, er gibt ihr, beschützt von dem Eise,
Ferner zum Wohlthun erneuerte Kraft.

Ueberall herrscht nun ein heiliges Schweigen,
Stumm sind die fröhlichen Sänger im Hain;
Bald werden wieder von knospenden Zweigen
Frohe Verkünder des Lenzes sie seyn.
Laßt die Erschöpfte nun ruhen und schlafen,
Uns bleibt zur Freude noch mancher Genuß;
Seht, um uns neues Vergnügen zu schaffen,
Macht zur krystallenen Bahn sie den Fluß.

Leicht

Leicht und behende ſchlüpft knarrend der Schlitten
Auf der geglätteten Ebene hin;
Kehren zurück wir zu unſeren Hütten,
Setzen wir koſend uns um den Kamin. —
Hören wir heulende Nordwinde ſauſen
Um unſere Hütte ſo ſchneidend und hohl,
Fernen Gewittern gleich toben und brauſen,
Iſt uns am warmen Kamine ſo wohl.

Kürzet die Nächte mit Singen und Scherzen
Oefter in traulichen Zirkeln vereint;
Leuchten doch freundlich die flackernden Kerzen,
Wenn auch die ſtrahlende Sonne nicht ſcheint.
Wollt ihr denn immer nur tanzen und ſchwärmen,
So wie die Mücken in ſonniger Gluth?
Kann uns denn nicht auch der Ofen erwärmen?
Thaut er nicht freundlich das ſtarrende Blut? —

Wandelt die rauheren Pfade auf Erden
Duldend in tröſtender Hoffnung Geleit;
Hoffnung erleichtert uns alle Beſchwerden,
Hoffnung beflügelt die Schritte der Zeit.
Wenn uns mit mancherlei Blumengewinden
Täuſchend der Nordwind die Fenſter bemahlt,
Denket, ſie blühen auf ſonnigen Gründen
Bald uns in lieblicher Farbengeſtalt.

Laßt uns auch dürftige Brüder erquicken,
Oeffnen dem Mitleid die fühlende Bruſt;
Wohlthun erfüllt ſie mit ſtillem Entzücken,
Wohlthun gibt himmliſche, ſelige Luſt. —

Hört ihr im heulenden Sturm ein Gewimmer,
Eines Erſtarrten matt ſtöhnendes Ach,
Gönnt ihm ein Plätzchen im wärmenden Zimmer
Unter dem freundlichen, ſchützenden Dach.

Freunde! wer immer ſo treu wie die gute
Mutter Natur ſeine Pflichten gethan,
O! der entſchlummert mit fröhlichem Muthe,
Kömmt einſt die Nacht ſeines Lebens heran! —
Freudig kehrt er aus dem Leben zurücke,
So wie zum Vater ein liebendes Kind;
Jenſeits erwartet ihn dauerndes Glücke,
Wo keine wechſelnden Jahrszeiten ſind.

An den April.

Es ſchimpf' und ſchmähe wer da will,
Und ſpeie Gift und Galle
Auf dich, mein werther Herr April!
Ich lob' in jedem Falle
Den Unbeſtand — nennt's ungetreu! —
Mehr, als das ewige Einerlei,
Das uns einmal hienieden
Gar bald pflegt zu ermüden.

Du bringſt bald warmen Sonnenſchein,
Bald Regen, Froſt und Schauer;
Stürmſt manchmal wild im Tag hinein,
Doch nie von langer Dauer.

Du kleidest, wenn dir Luna lacht,
Dich in des ſtarren Winters Tracht
Und pflegſt, der Sonne wegen,
Sie wieder abzulegen.

Es ſind nach einem alten Spruch —
Wie du der Mädchen Herzen,
Die oft in einem Athemzug
Bald weinen, zürnen, ſcherzen;
Und doch, trotz ihrem Wankelmuth,
Iſt man den holden Kindern gut;
Ja, iſt ihr Groll vorüber,
Hat man ſie deſto lieber.

Wer immer finſtre Mienen macht,
Hat bald die Gunſt verloren,
Wer immer ſcherzt, und immer lacht,
Hält man für einen Thoren;
Drum treibe du dein Wechſelſpiel!
Nur frieren laß es nicht zu viel;
Und laß die Norde ſchweigen,
Wenn ſich die Blüthen zeigen.

Der deutsche Gil-Blas.

Man hat uns eine Handschrift vorgelegt, welche das Jahr- und Tage-Buch eines von Kindheit an hin und wiedergetriebenen Mannes enthält; wollte man ihr jenen Titel vorsetzen, so wäre vor allen Dingen zu erklären: daß der französische Gil-Blas ein Kunstwerk, der deutsche dagegen ein Naturwerk sey, und daß also beide, in diesem Sinne, durch eine ungeheure Kluft getrennt erscheinen. Allein sie lassen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu: denn auch bei dem Deutschen ist der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemt, der sich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menschen braucht, nimmt's nicht genauer als sie es selbst haben wollen, und so ist denn unser Held latitudinärisch gesinnt, bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln; weil er aber durchaus seine rechtlich-bürgerlichen Anlagen nicht verläugnen kann, so verdirbt er jederzeit seinen Zustand, wenn er streng sittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieses alles, den Umständen zufolge, ganz natürlich zugeht,

---

Betrübt euch nicht, ihr guten Seelen!
Denn wer nicht fehlt, weiß wohl wenn andre fehlen;
Allein wer fehlt der ist erst recht daran,
Er weiß nun deutlich wie sie wohl gethan.

Du hast gar vielen nicht gedankt
Die dir so manches Gute gegeben!
Darüber bin ich nicht erkrankt,
Ihre Gaben mir im Herzen leben.

Guten Ruf mußt du dir machen,
Unterscheiden wohl die Sachen;
Wer was weiter will, verdirbt.

Die Fluth der Leidenschaft sie stürmt vergebens
An's unbezwungne feste Land. —
Sie wirft poetische Perlen an den Strand,
Und das ist schon Gewinn des Lebens.

---

und nicht etwa eine kunstreiche Ironie uns zum Besten hat, so besticht uns der gute ruhige Vortrag von immer menschlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereignissen. Jedoch ist auch das wachsende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, sich selbst Umtreibende, von mancherlei neueren Weltereignissen Zeuge wird.

Daß der Verfasser seine Arbeit gedruckt wünscht ist natürlich, da er seiner Bemühung einigen Werth beizulegen berechtigt ist und ihm, wie jedem Autor, ein billiges Honorar wohl zu Statten käme. Bei der Herausgabe dürfte man jedoch an keine Redaction denken: denn ein eigentliches Kunst- und Geschmacks-Werk ließe sich nicht daraus bilden, und eben die Breite der Tage und der Jahre, mit mannichfaltigster Abwechslung immer wiederkehrender Zustände, bezeichnet gerade diese Lebensweise, und da man in den Zeitungen so viel Tagtägliches liest, so wird man nicht verschmähen einen armen Teufel auch einmal auf seinen Wegen zu geleiten.

Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Gränze der Ehrbarkeit hinübertritt, wären zu tilgen, alsdann könnte es gedruckt werden wie es liegt: denn im Grunde ist es wirklich gut geschrieben. Aehnliche Bücher finden sich auf Bibliotheken und Lesegesellschaften sehr durchlesen und vergriffen, und auch dieses würde sich den Bücherverleihern wohl rentiren; man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksbur-

sche nennen, und es ist in den untern Ständen wohl niemand der seine Schicksale nicht hie und da abgespiegelt fände. Der Mittelstand wird angenehm belehrende, häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; besonders nimmt sich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen solche privilegirte junge Landstreicher gar löblich aus und charakterisirt sich verschieden in den verschiedenen Landen. In Niederdeutschland und Holland kommt den vagirenden Gesellen die Erinnerung an Gatten und Söhne, auf und über dem Meere gar sehr zu Statten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutschland gefunden, so bringt uns zuletzt eine Französin zum Lächeln. Unser Abenteurer kehrt, als Bedienter eines Emigrirten, aus der unglücklichen Champagne zurück, die verarmten Herren entlassen ihre Leute und diese, um nicht zu verhungern, müssen sich auf's Plündern legen; der unsrige wird von einem französischen Landmann, aus dessen Hof er eben eine Henne wegträgt, festgehalten und mit großem Geschrei ins Haus geschleppt. Die Frau sieht der Sache geruhig zu und spricht: laß ihn doch, es ist ein armer deutscher Bedienter, der auch einmal von einer französischen Henne kosten wollte.

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen auffällt: wie es wohl aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben?

Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir bei'm Lesen dieses ziemlich starken Bandes zu frommen Betrachtungen angeregt werden: denn man glaubt doch zuletzt eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Ruhestelle für seine Leiden zu entschädigen.

Indem wir Vorstehendes niederschreiben, werden wir zu allgemeinen frommen Betrachtungen aufgefordert, welche hier, obgleich nicht ganz am Ort, ein Räumchen finden mögen; sie wenden sich gegen das was man so gern als Fügung einer höhern Intelligenz bei sich gelten läßt.

Nicht jederman reis't mit Extrapost von guten Empfehlungen und gültigen Wechseln begleitet durch die Welt, gar mancher muß auf seinen eignen Füßen fortschlendern und sich selbst zu empfehlen suchen, welches am besten geschehen kann, wenn er sich brauchbar oder angenehm zu zeigen weiß. Hier bedient sich nun die Vorsehung öfters gleichgültiger Personen, die sich in einem behaglichen Zustande befinden, als Werkzeuge, welche, unbewußt, höherem Zwecke zu Dienste stehen.

Das alte, wunderſame Beiſpiel iſt mir immer im Leben gegenwärtig geweſen, wie ein guter, ehrlicher Landmann und Hausvater ſeinen Schnittern das erſehnte Mus zur Erquickung bringen will, von dem Engel aber beim Schopfe ergriffen, den Propheten in der Löwengrube ſpeiſen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen.

Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen, alten Leuten habe ich niemals gern gegeben; ſie ſchienen mir einen Zuſtand beſetzt, ſich darein geſchickt zu haben, und mir däuchte Anmaßung, die gränzenloſe Noth mildern und mäßigen zu wollen. Einem Thätigen, im Augenblick Bedürftigen dagegen fortzuhelfen, habe ich es nie an Beiſteuer mangeln laſſen. Beſonders waren mir die Handwerksburſche empfohlen, mit denen ich früher als Fußreiſender oft in Verbindung gewandert und in ſpäterer Zeit immer demjenigen am liebſten gab, welcher am beſten gekleidet war.

Sehen wir in ältere Zeiten zurück, ſo lehnten fromme Pilger eine gute Bewirthung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ab; ferner berechtigte das ſechzehnte Jahrhundert zu einem etwas kräftigeren Heiſchen, auf ihren ſtromartigen Wanderungen, die wilden Studirenden, weßwegen es denn auch unter einem ritterlichen Ausdruck geübt wurde. Die Handwerker bemächtigten ſich deſſelben, und es war keine Schande,

daß ein Durchwandernder ſich von Haus zu Haus ein Weniges erbat. Im Verlauf der Zeit bemerkte ich, beſonders auch auf Reiſen, vorüberziehende Handwerker, nicht grüßend wie ſonſt, noch weniger eine milde Gabe heiſchend.

Sollten dieſe, oft bedürftigen Menſchen ſich gleich der übrigen Welt ſelbſtſtändig zu machen gewußt haben? oder verſcheuchterte ſie die Polizei?

Auf ſolchem Lebensgange könnte von anerkannter Führung und Fügung ich manches Beiſpiel erzählen, wenn man der abergläubiſchen Wendung, die dergleichen Geſchichten immer nehmen, auch nachſehen und verzeihen wollte.

In der Gegend von Teplitz ging ich eines Tags bei unfreundlichem Wetter durch's Feld. Der Himmel ſtürmend, bedrohte mit Regen und doch trieb mich etwas den frei ſtehenden Schloßberg hinan. Strichregen gingen an mir vorüber und über mich weg, und es war ein verdrießlicher Zuſtand als ich mich oben zwiſchen altem grauem Gemäuer ſah, das ohne Licht, Schatten und Farbe widerwärtig neben und über einander ſtand und lag.

Als ich mir nun ſelbſt ein Räthſel ſchien, bot ſich die willkommenſte Auflöſung dar. Ich trat in eins der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu ſchützen, und erblickte darin mit Verwunderung den ſchönſten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten

Mannes hier gleichfalls Schutz gesucht. Reinlich gekleidet, eher ärmlichen Bürgern als wohlhabenden Bauern ähnlich, standen sie auf und erwiderten meinen Gruß. Sie bestätigten meine Vermuthung. Es waren Bürger eines kleinen Ortes, nothdürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; sie hofften durch einen Besuch bei entfernten Verwandten ihren Zustand zu verbessern, und so zogen sie durch's Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe, bei frischem und lebendigem Höhesinn, den Vater bewogen, diesen Gipfel von jenseits zu ersteigen, indeß ich von der andern Seite herankam. In dieser Mauerhöhle das schöne Wunderkind zu sehen, machte mich lächeln, ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopf herangezogen hatte, und gab nach treulichen Glückwünschen dem Knaben als Reisezehrung alles was ich bei mir fand, und habe mich des unschuldigen Abenteuers immer gern erinnert.

Ahnet man nun, daß solche Zufälligkeiten durch einen unerforschlichen Willen gelenkt werden, und man gefällt sich in dieser Betrachtung, so hüte man sich ja dergleichen Scenen selbst herbeiführen zu wollen.

Es war mir, indem ich einst abreiste, etwas Angenehmes begegnet; als ich nun im offnen Wagen saß, legte ich das vorhandene Geld der Länge nach in meine offene Hand, von hinten nach vorne, vom kleinsten bis zum größten; da hatte ich nun schnell

einen Glückstopf zubereitet, und mir vorgenommen, bei jedem begegnenden Handwerksburschen halten zu laſſen, und ſo meine Gaben der Reihe nach zu ſpenden, und freute mich ſchon des Zufälligen das dießmal ſollte einigermaßen geleitet werden. Aber die Anmaßung mich ſelbſt zum Werkzeug der Vorſehung zu berufen, und mit einem ſo wichtigen Auftrag Scherz zu treiben, war zu meinem Bewundern und Anerkennen beſtraft. Auf einem dreiſtündigen, von Fuhrwerk und Fußgängern belebten Wege zeigte ſich, weder unter den Begegnenden, noch unter den Erreichten, irgend eine Figur, der ich nur etwas hätte anbieten können, ſo daß ich die ganze kleine Summe beſchämt wieder einſtecken, und dem höheren Wollenden zu eigener Dispoſition das Künftige überlaſſen mußte.

Wie aber ſogar durch Mißwollen der Dürftige gefördert werden kann, davon habe ich auch zu erzählen.

Mein Fuhrwerk erreichte einmal einen rüſtigen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, dem ich, als einem Handwerksburſchen, ſogleich eine Gabe zudachte, der Kutſcher überhörte mein Rufen, der Knabe blieb hinter uns. Nach zweyſtündiger Fahrt, auf der Höhe vor der Stadt, hatte ich befohlen ſtill zu halten. Dieß geſchah im Augenblick, als Knaben, an der Straße ſpielend, hämiſch laut ausriefen und

schrien: es sitze jemand hinten auf. Mit mir zugleich sprang ein Knabe auf den Boden, höchst verschüchtert, weil er befürchten mußte, man habe um seinetwillen still gehalten, und eine üble Behandlung stehe ihm bevor. Es war aber derselbige Bäckerknabe, der sich kläglich, einen beschädigten Fuß zu schonen, hinten aufgesetzt hatte, und sich ohne das Anhalten des Wagens, ohne das neidische Geschrei der Knaben, ganz sachte heruntergelassen und weggeschlichen hätte, nun aber konnte er sich der eingeholten, ihm bestimmten Gabe doppelt erfreuen.

Da sich dergleichen Geschichten zu Dutzenden erzählen ließen, so muß man durchaus bemerken, daß praktisch genommen, sich Glaube und Aberglaube nicht unterscheiden lasse, und daß man vernünftiger Weise wohl thue, sich in diesen bedenklichen Regionen nicht zu lange aufzuhalten, sondern dergleichen Vorfallenheiten als symbolische Andeutungen, sittliches Gleichniß und Erweckung des guten Sinnes zu benutzen: denn es möchte doch immer gleich schädlich seyn, sich von dem Unerforschlichen ganz abzusondern, oder mit demselben eine allzu enge Verbindung sich anzumaßen.

Zum Schluß enthalte ich mich jedoch nicht einer Vergleichung protestantischer und katholischer Bettler und Bittenden. Der erste wünscht ganz ruhig: Gott möge Euch für Eure Gabe belohnen, ohne daß er es unternimmt hierbei mitzuwirken, und so seyd ihr für

immer geſchieden; der andere ſagt: er werde für Euch beten, Gott und ſeine Heiligen bittend beſtürmen, bis ſie Euch mit den beſten leiblichen und geiſtigen Gütern überſchütten. Es hat, wenn man zart geſtimmt iſt, wirklich etwas Rührendes, zu ſehen wie derjenige, der bei einem unmittelbaren Verhältniß zu dem höchſten Weſen durch's Gebet, für ſich ſelbſt keinen leidlichen Zuſtand erflehen kann, deſſen ungeachtet aber glaubt, der Patron eines andern ſeyn zu können, indem er betend von vielen Clienten begleitet vor Gott erſcheint.

Solche ſittliche Züge der Religionen, welche auf den tiefen Grund eines frommen Menſchenbedürfniſſes hinweiſen, ſind immer höchſt erfreulich, indem Ausſichten aller Art ſich öfters daher zu entwickeln pflegen.

In der Zwiſchenzeit geleſene Bücher laſſen mich noch folgendes hinzufügen: Joh. Caſp. Steube, Schuhmachermeiſter in Gotha, ſeine unruhigen Irrfahrten erzählend, ſo wie Plutarch, ein weiſer, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend, beide wiſſen ſich, jener in eigenen, dieſer in Weltverhältniſſen nicht zu helfen, wenn ſie nicht ein über Alle waltendes, höchſtes, unerforſchliches Weſen annehmen.

So eben ruft uns ein verklärter Freund in gleichem Sinne zu: „Gibt es einen Zufall in Kleinigkeiten, ſo kann die Welt nicht mehr gut ſeyn noch beſtehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Geſetzen, wie ein Säcu-

lum aus unendlichen Tagen von selbst besteht, so ist es eigentlich die Vorsehung in den kleinsten Theilen, die das Ganze gut macht."

Hamann.

Nekrolog

des deutschen Gil=Blas.

Man findet wohl von Zeit zu Zeit, wenn man die Schicksale der Menschen beachtet, daß mancher seinen Lebensgang gerade so endet, wie er ihn geführt; dergleichen sind eigentlich solche, in welchen ein entschiedener Naturcharakter, durch Erziehung und Umstände vollkommen entwickelt und befestigt worden.

Diese Betrachtung drängt sich wieder auf, bei dem Tode des vor Kurzem abgeschiedenen Johann Christoph Sachse, dessen Leben in einem zwar niedern, aber weit ausgedehnten Kreise ablief, wie aus dem heitern wohlgeschriebenen Bekenntniß desselben uns Allen bekannt geworden. Er ward von einem unruhigen, projectreichen, unbesonnen unternehmenden Vater von Kindheit an zum Vagabunden gebildet, und konnte, ob er gleich schon zwanzig Jahre sich eines ruhigen kleinen Staatsdienstes erfreute, in so langer Zeit jene früh gewohnte Richtung nicht verläugnen, noch weniger ablegen; so daß sie ihm zuletzt noch verderblich ward.

Vertrauter.

Du hast so manche Bitte gewährt
Und wenn sie dir auch schädlich war;
Der gute Mann da hat wenig begehrt,
Dabei hat es doch keine Gefahr.

Vesir.

Der gute Mann hat wenig begehrt,
Und hätt' ich's ihm sogleich gewährt
Er auf der Stelle verloren war.

Durch die Vortheile, die er bei der Herausgabe seiner Lebensbeschreibung gewann, sah er sich gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, denn es hing von ihm ab, die erlöste, nicht geringe Summe nach seiner Willkür zu verwenden. Er entschloß sich also, seinen mit mancherlei Uebeln geplagten Körper, durch eine Badecur, von lange getragenen Gebrechen zu befreien; allein er machte zugleich den Plan, seinen noch kränkern Sohn dieser Wohlthat ebenfalls theilhaft zu machen, und damit ja eine solche Wanderung noch abenteuerlicher werden könne, beschloß er seine Tochter mitzunehmen, um bei den Kranken eine Wärterin an der Hand zu haben. Dieß mochte nun wohl auf gewöhnlichem bürgerlichem Wege nicht für unverständig zu achten seyn, allein er wählte, durch eine Reihe von Trugschlüssen verführt, von allen Arten des Fortkommens die wunderlichste, kaufte einen Holsteiner Wagen und ein Pferd, packte Sohn und Tochter darauf und begab sich den 6 Junius 1822, als zwey und sechzigjähriger Fuhrmann, auf die Reise, zog, das Lied anstimmend: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," über Jena und Bürgel nach Kösnitz, den Sohn auf Strohbündeln, in den größten Schmerzen, indeß der Vater sich im Sand abarbeitete.

Sie fahren irre und campiren unter freiem Himmel, da kein Altenburgischer Bauer die einmal verriegelte Thüre wieder öffnen will. Ein Gendarme,

der ihnen scheint helfen zu wollen, kommt nicht wieder. Die Caravane gelangt nun über Penig nach Chemnitz, findet Jahrmarkt, schlechtes Unterkommen, mancherlei Unbilden und überall theure Zeche.

Von Freiberg sodann, anstatt über Dresden, läßt er sich über Frauenstein zu gehen durch ökonomische Vorspiegelung bereden, erreicht bei großer Hitze die Gränze Böhmens, wird nach leidlicher Mauthvisitation eingelassen, und muß nun den schlimmen Weg des Nickelsberges hinunter haudern. Kein Labsal ist unterwegs zu finden, und so kommt der alte Fuhrmann, von Sonnenhitze ganz entstellt, fast geblendet, die Glieder gelähmt in Teplitz an, ermannt sich aber schnell, sieht sich nach seiner Weise überall um und schreibt sogleich ein Tagebuch.

Am 10 Junius war er in Teplitz angelangt, dort findet er einen Wohlmeinenden der ihm eine Stelle für seinen Sohn in's öffentliche Hospital verschafft.

Nun aber immer und immerfort den rüstigen Kutscher spielend, beschädigt er sich, indem er den Wagen, der im Hofthore steckt, mit unzulänglichen Kräften heben und rücken will. Darauf sogleich verfällt er in ein entzündliches Fieber und stirbt, ungeachtet ärztlicher Hülfe und guter Wartung seines neuen wirthlichen Freundes, am 20 Junius gegen Mittag.

Nun

Nun ruhen ſeine Gebeine zu Füßen des berühmten Wanderers Seume, nicht ohne Andeutung auf jene Gedanken mit denen wir begonnen. Er findet ſeinen Tod nach der Weiſe wie er gelebt hat, und ſein Grab in der Nähe eines andern, freilich mehr bedeutenden, aber mit ihm eigens verwandten Pilgermannes.

Der junge Feldjäger

in

französischen und englischen Diensten während des spanisch-portugiesischen Krieges von 1806 bis 1810.

Eingeführt von Goethe.

So sehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten bestrebt sind, und uns mit Geschichte von Jugend auf im Allgemeinsten und Allgemeinen beschäftigen, so finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Besondere, Individuelle uns über Menschen und Begebenheiten den besten Aufschluß gibt, weßhalb wir denn nach Memoiren, Selbstbiographien, Originalbriefen, und was für ähnliche Documente der Art auch übrig geblieben, so heftig begehren.

Wie verschiedenen Werthes aber dergleichen Nachlässe seyn mögen, in Rücksicht der Personen, der Zeit, der Ereignisse, so dürfte doch keine dergleichen Schrift völlig mißzuachten seyn. Alle Menschen die neben einander leben, erfahren ähnliche Schicksale, und was dem Einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tausende

gelten. In diesem Sinne nun kömmt mir das gegenwärtige Büchlein lesens- und bemerkenswerth vor.

Unser Feldjäger ist eine von Haus aus gute Natur, mit allem was kommt findet er sich ab, ist gehorsam, brav, ausdauernd, gutmüthig und rechtlich, ein bißchen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Nothwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde sich einen solchen Cameraden wünschen.

Leichtsinnig war diese kriegerische Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und so findet man auch den Verlauf derselben leicht und froh niedergeschrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder; das Büchlein macht daher einen sehr angenehmen Eindruck.

Nun aber sagen wir, ohne Furcht mißverstanden zu werden: das Verdienst eines geregelten Reisenden und seiner Mittheilungen wissen wir nach dem ganzen Werthe zu schätzen; aber ein anderer Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Willkür stattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerste Nothwendigkeit gebietet, dieser hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa nach einem wohl durchdachten Plan, Belehrung, Unterhaltung, Genuß zu erwarten, kein bedeutender Gewinn für's Leben ist zu hoffen; denn alles was im nothgedrungenen Augen-

blick erhascht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren und im Hintergrunde zeigen sich, gegen geringen Vortheil, Mühsale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod. Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem seiner Theile ein frisches unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden stellt.

Die Nachbildung eines solchen unberechenbarwechselnden Zustandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Interesse, daß der geringste Soldat, weite Landstriche als Fremdester kreuz und quer heimsuchend, durch sein Quartierbillet, wie an der Hand des hinkenden Teufels, in das Innerste der Wohnungen, in die tiefsten Verhältnisse verschlossener Häuslichkeit eingeführt wird; wie denn an Gegensätzen solcher Scenen auch im gegenwärtigen Decurs kein Mangel ist.

Und so mag ich mir denn das Entfernte nicht lieber heranrufen als durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeit. Das Augenblickliche was wir von öffentlichen Dingen, doch nur im Allgemeinen und oft auf's unsicherste, durch die Zeitungen vernehmen, wird nun erst wahrhaft historisch und anschaulich zugleich, wenn der einzelne, unbefangene, unbedeutende Mensch von wichtigen Vorfällen Zeugniß gibt, denen er nicht etwa aus Neugier oder Absicht, sondern gedrungen durch unwiderstehliche Nothwendigkeit beiwohnt.

Auch unsern Gesellen ergreift Napoleon, als er die

Truppen vor Valladolid mustert, beim Knopf und fragt ihn aus; auch dieser Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz Murat, auch er tödtete und wüstete den 2 Mai 1808 in der empörten Hauptstadt, nahm in Aranjuez in dem zerstörten Palast des Friedensfürsten Quartier, litt von behenden Guerillas, schmachtete unter eigennützigen Krankenwärtern und verkam beinahe im grausamen unverdienten Gefängniß. Dafür wird ihm aber auch erwünschte Genugthuung: ihm ist vergönnt die Eingeweide des Inquisitionsgebäudes zu Valladolid zerstören zu helfen und den Mordpalast brennen zu sehen, nicht ohne Verdacht mit seinen Gesellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Und so möge denn dieß Büchlein, neben so vielen andern, sich in die Welt verbreiten, zu vergnüglicher Unterhaltung, und vielleicht auch hie und da zu nützlicher Umsicht Gelegenheit geben.

Des

jungen Feldjägers Kriegscamerad,

immer getrost und thätig.

Eingeführt von Goethe.

Man pflegt das Glück wegen seiner großen Beweglichkeit kugelrund zu nennen und zwar doppelt mit Recht; denn es gilt diese Vergleichung auch in einem andern Sinne. Ruhig vor Augen stehend zeigt die Kugel sich dem Betrachtenden als ein befriedigendes, vollkommenes, in sich abgeschlossenes Wesen; daher kann sie aber auch, so wie der Glückliche, unsre Aufmerksamkeit nicht lange fesseln. Alles Wohlbehagen, alle Zufriedenheit ist einfach, sie mögen, woher es auch sey, entspringen. Die Glücklichen überlassen wir sich selbst, und wenn am Ende des Schauspiels die Liebenden in Wonne vereinigt gesehen worden, gleich fällt der Vorhang, und der Zuschauer, der sich stundenlang durch so manche Verworrenheit, Verdrießlichkeit und Verlegenheit festhalten ließ, eilt ungesäumt nach Hause. In diesem Bezug vergleichen wir das Unglück mit einem Tausend-Eck, das

den überall anſtoßenden Blick verwirrt, wobei der zartere Sinn nirgends Beruhigung findet. Denn wie auf der Kugel das Licht ſanft zu verweilen angelockt wird, das Rund ſich in milden Schatten und Widerſcheinen uns offenbart: ſo ſendet das Vieleck von jeder Seite andern Glanz, andere Verdüſterung, andere Farben, andere Schatten und Widerſcheine; das Auge, beunruhigt, verweilt darauf, begierig dasjenige in Eins zu faſſen was ſich ſelbſt zerſtreut, und es wird von einer Theilnahme beſchäftigt, welche, wie durch ein unauflösbares Räthſel ſchwebend erhalten, ſchwankt.

Zu ſolchen Betrachtungen gibt gegenwärtiges Bändchen einen friſchen Anlaß; es ſtellt mit wenigen Pauſen nur Unheil und Unglück, Schmerz und Verzweiflung dar.

Was aber durchaus in einem höhern Sinne beſchwichtigend, tröſtend, beruhigend wird, iſt, daß die Perſonen, die ſo viel erduldet, den Untergang mehr wie einmal vor Augen geſehen, doch am Ende noch ſelbſt erzählen was überſtanden und wie ſie aus dem unerträglichſten Elend zuletzt gerettet worden.

Aber nicht ſowohl gerettet worden, ſondern ſich ſelbſt gerettet. Ein höherer Einfluß begünſtigt die Standhaften, die Thätigen, die Verſtändigen, die Geregelten und Regelnden, die Menſchlichen, die Frommen. Und hier erſcheint die moraliſche Weltordnung in ihrer

schönsten Offenbarung, da wo sie dem guten, dem wackern Leidenden mittelbar zu Hülfe kommt.

Die bürgerliche Verfassung auf dem wüsten Strande von Cabrera, der kümmerlichsten aller balearischen Inseln, verdient, als Muster einer vernünftigen, ersten, naturrechtlichen Staatsverfassung, die Achtung aller Denkenden. Die Taktik und Strategie der unseligen Schiffer einer auf unfruchtbaren, wellebedrohten Dünen mitten im Ocean angescheiterten Mannschaft zeigt uns im Ganzen und Einzelnen Muster von natürlicher und sittlicher Fassung, von angeborner und durchgeübter Standhaftigkeit, von wohlbedachter, zweckmäßig gerichteter Kühnheit, und durchaus wieder, nach dem unabwendbaren Untergang so vieler, die Rettung Einzelner, die sich mitten in der schrecklichsten Lage mannhaft-menschlich benehmen, und denn doch zu ihrem Heil auch endlich ihres Gleichen finden.

Was kann nun dem einzelnen, in der Welt unbedeutenden Menschen herrlicher und wünschenswerther erscheinen, als wenn auch Einzelne, wie er, Unbedeutende wie er, dadurch zur höchsten musterhaften Erscheinung gelangen, daß sie Tugenden ausüben, die er vielleicht selbst, in große Gefahren und Schicksale verwickelt, ehe er sich's versieht, wohl nöthig haben möchte.

Daß wir ein Buch, welches bei uns diese Gedanken hervorgebracht, auch Andern empfehlen möchten,

Schlimm iſt es, wie doch wohl geſchieht,
Wenn Wahrheit ſich nach dem Irrthum zieht;
Das iſt auch manchmal ihr Behagen,
Wer wird ſo ſchöne Frau befragen?
Herr Irrthum wollt' er an Wahrheit ſich ſchließen
Das ſollte Frau Wahrheit daß verdrießen.

Wiſſe daß mir ſehr mißfällt
Wenn ſo viele ſingen und reden!
Wer treibt die Dichtkunſt aus der Welt?
Die Poeten!

achten wir als wohlmeinendes Gefühl, ja wir trauen einem jeden sinnigen Leser zu, daß ihm gleichfalls in seiner Art, bei Beherzigung so ungemeiner, wenn auch im Weltlauf nicht seltener Schicksale, die wichtigsten Aufschlüsse aus seinem Innern sich entwickeln werden.

Des

jungen Feldjägers Landsmann

unter ähnlichen Schicksalen.

Leipzig, bei Friedrich Fleischer 1827.

Hierzu ist kein Vorwort beliebt worden, ist aber als das vierte Bändchen zu Vorstehendem anzusehen und wird in Folgendem davon die Rede seyn.

Memoiren von Robert Guillemard

verabschiedetem Sergeanten;

begleitet mit historischen meistentheils ungedruckten Belegen.

Leipzig, Weigand'sche Buchhandlung 1827.

Zwey Theile.

Einleitung.

Indem wir ein aus dem Französischen übersetztes Werk dem Publicum vorlegen, dürfen wir wohl erinnern, daß drey deutsche Original-Versuche dieser Art schon glücklich gelungen sind; man wagte nämlich das mannichfaltige Kriegsgeschick, wie es Personen des untersten Grades begegnen kann, so natürlich als ausführlich beschrieben der Lesewelt darzubieten.

Der junge Feldjäger ward in Deutschland als unterhaltendes Büchlein günstig aufgenommen und in einer Beurtheilung (Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1825 Nr. 22) freundlich gewürdigt; sodann erschien er ganz unvermuthet in's Englische übersetzt, da

er sich denn in dem vornehm typographischen Costume ganz anständig ausnimmt. Der Kriegscamerad blieb nicht hinter seinem Vorgänger zurück, ja ein wohldenkender Kenner (Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1827 Nr. 35) gibt ihm, unsrer eignen Ueberzeugung gemäß, noch den Vorzug.

Des jungen Feldjägers Landsmann, welcher erst vor kurzem die Presse verlassen, soll, wenn wir nicht irren, sich noch mehr Zustimmung verdienen, weil sein Charakter entschiedener ist und seine Ereignisse für bedeutender gelten können. Hier träte denn der seltene Fall ein, daß Fortsetzungen, die gewöhnlich zu lahmen pflegen, mit einem rascheren Schritt vorwärts gingen.

Diese drey genannten jungen Leute, zwey Thüringer und ein Elsasser, in der mittlern und niedern Classe geboren, vom Jahre 1806 in französischen Kriegsdiensten, werden in den spanischen Feldzug und weiter in die unselige Weltgeschichte verflochten. Mit Vorbedacht wiederholen wir die Anzeige dieser individuellen Bekenntnisse, sie schreiten parallel und fast synchronistisch neben einander fort, und lassen uns auf die klarste Weise in das Verderben hineinsehen, welches zu jener Zeit die Welt ergriffen hatte.

Nun tritt gleichfalls hier ein subalterner Franzose auf, ein Sergeant, der ungeachtet er den ganzen Decurs französischer Glücks- und Unglücks-Wagnisse red-

lich durchgearbeitet, doch am Ende nur als Sergeant in seine, leider sehr veränderte und entstellte Heimath mißmuthig zurückkehrt und wie so mancher andere zuletzt zu Feder und Papier seine Zuflucht nimmt. Der französische Herausgeber drückt sich klar und einsichtig hierüber folgendermaßen aus:

Vorrede des französischen Herausgebers.

„Die Memoiren des Sergeanten Guillemard scheinen uns aller Betrachtung werth zu seyn. Man ist freilich, wie er selbst sagt, zu sehr daran gewöhnt, nur Schriften zu lesen, deren Verfasser zu den höhern Classen der Gesellschaft gehören. Bis jetzt haben Personen, die unter der großen Menge geblieben waren, durch die Erzählung dessen was sie gesehen hatten, selten Theilnahme zu finden geglaubt. Bei dem was Frankreich erlebt hat, gibt es indessen noch eine Menge obscurer Menschen, welche als Augenzeugen oder Theilnehmer wichtiger Ereignisse im Stande waren, die Dinge in der Nähe zu sehen und ohne Leidenschaft über Personen zu urtheilen, welche einen historischen Namen erlangten, so daß es vielleicht an der Zeit seyn möchte, auch ihre Rückerinnerungen zu benutzen."

„Aus der Lecture dieser Memoiren wird man ermessen, welche große Lücke in der Kenntniß der Thatsachen durch das Schweigen eines Unterofficiers würde unausgefüllt geblieben seyn. Man erhält von ihm aus-

fährliche Auskunft über Ereigniſſe, welche bis jetzt ganz unbekannt waren; und ſeine Nachrichten haben das doppelte Verdienſt, den hiſtoriſchen Zweifeln ein Ende zu machen und das Intereſſe des Leſers lebhaft in Anſpruch zu nehmen. Oft erzählt Guillemard Dinge, welche in mehrern andern Schriften ganz anders berichtet ſind. Der Leſer wird leicht entſcheiden, auf welche Seite ſein Zutrauen ſich neigen müſſe. Ohne eben allen Meinungen des Sergeanten beizutreten, haben wir doch Grund zu glauben, daß er nichts verſichert, wovon er nicht ſelbſt Zeuge geweſen iſt, und daß ſelbſt die Verſchiedenheit ſeiner Erzählung von Andern ſich durch den ganz andern Standpunkt jener Berichtenden erklärt. Es muß uns ohne Zweifel angenehm ſeyn, nachdem wir über gewiſſe Vorfälle die Meinung von Staatsmännern und Politikern vernommen haben, auch die Meinung der Soldaten und des Volkes zu erfahren; und man wird es dem Sergeanten einigermaßen Dank wiſſen, daß er ſeine Muße einer Arbeit gewidmet hat, die ſich ſonſt für ſeinen Grad und ſeine Stellung wenig zu eignen ſcheint.“

„Guillemard ſtammte aus einer wohlhabenden und achtbaren Familie und hätte deßhalb erwarten können nicht auf der Stufe des Sergeanten ſtehen zu bleiben; aber eines Theils wollte es ihm in ſeiner Laufbahn nicht glücken, und andern Theils hatte ſeine Erziehung, die in den Feldlagern ſich vollendete, nicht die

Politur erhalten, welche der Umgang mit Gebildeten zu verleihen pflegt. Man wird in seinem Werk eine Freimüthigkeit des Ausdrucks und einen Reichthum von Wahrheit finden, die dem Leser, bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Töne, mit welchen er jeden besondern Thatumstand auszumahlen versteht, diese Memoiren zur angenehmen Lecture machen. Ein Gelehrter würde das Ungleichartige durch einen eleganten Vortrag mit einander zu verschmelzen gewußt haben; der Sergeant hat aber, von den Ereignissen entgegengesetzter Natur verschiedenartig ergriffen, für jeden Umstand besondere Ausdrücke und Farben gefunden. Und wenn er auch oft aus dem erhabenen Styl, fast ohne allen Uebergang, in den Ton einer vielleicht trivialen Familiarität herabsinkt, so erhält dadurch, unseres Bedünkens, seine Schilderung nur mehr Leben und Originalität, und alles läßt glauben, daß das Publicum ein gleiches Urtheil fällen werde."

Da wir durch Vorstehendes genugsam von Art und Weise, Sinn und Zweck des gegenwärtigen Büchleins unterrichtet sind, so könnten wir es wohl dabei bewenden lassen, um so mehr als das was wir zu sagen haben, einigermaßen bedenklich ist. Der Leser, wenn er irgend etwas Geschichtliches zur Hand nimmt, will es gern, für einige Zeit wenigstens, mit Wahrheit und Wirklichkeit vollkommen übereinstimmend an-

sehen. Gilt dieß sogar von Roman und Gedicht, warum sollte es nicht von einer Lebensbeschreibung gelten? Auch mögen wir nicht gern unsern Sergeanten, dem wir eine besondere Vorliebe gewidmet haben, verdächtig machen; weil aber doch dasjenige, was wir hiebei meinen oder glauben, früher oder später zur Sprache kommen muß, so halten wir es für gerathen, davon einige Erwähnung zu thun.

Wir zweifeln nicht an der Persönlichkeit des Sergeanten, sie geht so treulich als freundlich, einfach und wahrhaft durch das Ganze durch, die individuellen Züge erscheinen überall wieder. Ein kühner thätiger und doch immer subaltern-genügsamer Sinn zeigt sich überall, und besonders von Anfang herein folgen wir der Erzählung ‚mit' getrostem sicherm Schritt; nur wenn er in der Folge, bei höchstbedeutenden Weltereignissen mitwirkend oder zuschauend wiederholt auftritt, verwundern wir uns zuerst, schütteln dann den Kopf und glauben endlich einen höhern Sinn, einen weitern Verstand, einen freier umschauenden Blick hinter der Maske zu entdecken.

Dem sey nun wie ihm wolle, das Werk geht an einem einfachen natürlichen Faden hin, und was daran geknüpft ist können wir mit Dank empfangen. Merkwürdig schien uns, daß keine Absicht auf den Tag, auf den Augenblick, auf gegenwärtiges Interesse zu wirken nur im mindesten bemerklich sey; es gilt bloß die Vergangenheit in der Vergangenheit gegen sich selbst und

gegen

gegen das Vergeſſen, gegen das völlige Auslöſchen zu retten, wodurch beſonders in neueſter Zeit ein Tag den andern übertüncht, und das Unnützeſte über das Trefflichſte, als müßte es ſo ſeyn, ſorglos hinpinſelt.

Wir erkennen alſo mit Zufriedenheit und Beifall, daß ſich an dem heitern und harmloſen Lebensfaden eines untergeordneten Menſchen die wichtigſten halbbekannten und unbekannten Ereigniſſe und Perſönlichkeiten nach und nach aufreihen, und über die Abgründe des Vergangenen gar mannichfaltige Betrachtungen veranlaſſen. In's Einzelne dürfen wir nicht gehen, Ueberraſchung und Antheil ſey dem Leſer unverkürzt bewahrt; aber Eines gedenken wir, um dieſes Werk an die obgemeldeten nochmals anzuknüpfen: daß auch dieſer Kriegsmann auf der Inſel Cabrera erſcheint und uns Nachricht gibt von einem auf franzöſiſche Weiſe ſich conſtituirenden Urſtaat, deſſen geſetzliche Beſtimmungen, gegen diejenigen gehalten, welche uns von den deutſchen Verbannten bekannt geworden, höchſt merkwürdige Vergleichungen über den Charakter beider Nationen veranlaßten.

Uebrigens wird man uns keinen Vorwurf machen, als wenn wir den Verdacht einer Halbwahrheit unbillig auf dieſes Werk zu bringen geſucht, indem die angehängten Documente auf die Einwirkung eines höhern Kreiſes und auf entſchiedene Zwecke bedeutender Perſonen unverhehlt hindeuten.

So viel zur Empfehlung eines Werkes das auf jede Weise schätzbar ist und einem Schriftsteller, der in dieser Art des Halbromans sich hätte hervorthun wollen, allerdings Ehre machen würde. Was denn endlich an dieser problematischen Production sich weiterhin aufklären möchte, muß die Zeit lehren.

Timur Nameh.

Buch des Timur.

Biographiſche Denkmale

von

Varnhagen von Enſe.

Mit vielem Vergnügen hab' ich dieſe glückliche Arbeit durchgeleſen; ſie erinnert an Plutarch's Zuſammenſtellung ähnelnder Lebensweiſen, jedoch beziehen ſich die drey hier aufgeführten Perſonen näher zu einander. Die Grafen Bückeburg und Schulenburg, wie der Baron von Neuhof, ſind eigentlich höchſt mannichfaltige Variationen deſſelben Thema's. Zwiſchen dem funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert wären ſie als Condottieri, als kühne Miethhelden aufgetreten; zwiſchen dem ſiebzehnten und achtzehnten wird ihr Betragen milder, ſittlicher und ſelbſt der Eigennutz nimmt einen edlern Charakter an.

Graf Schulenburg, ein tapferer, ſtrebender Mann, bleibt durchaus ein vornehmer Söldner, kämpft bald hie bald da, bis er Gelegenheit findet der Republik Venedig große Dienſte zu leiſten, die ſie denn auch durch Vertrauen, ſo wie durch Ehrendenkmale,

und ein reichliches Auskommen bis in das höchste Alter zu lohnen weiß.

Graf Bückeburg, geborner Souverain, in einem kleinen Bezirk unbedingt regierend, setzt sich durch Höhe des Sinnes und der Thatkraft den Allergrößten gleich, wirkt für eine ferne Macht und uneigennützig-großartig zieht er sich in's eigene Enge zurück, mit wunderbaren, ja seltsamen Bestrebungen selbstständig und unabhängig zu seyn und zu bleiben.

Theodor, so viel Held als nöthig um für einen vollkommnen Diplomaten zu gelten, dient andern, aber ganz um sein selbst willen; ihn beherrscht die unüberwindliche Begier sich eine Krone zu erwerben und zu erhalten. Durch kein Mißgeschick läßt er sich von immer neuen gewagten Versuchen abschrecken, behauptet die ihm eingebornen königlichen Formen bis in's tiefste Elend, und auch da fehlt es ihm nicht an Huldigung.

Im Uebrigen darf man von dem Ganzen sagen: die Weltübersicht ist rein und sicher, der Vortrag ernst und einfach; Andere mögen anderes daran rühmen.

Mich aber berührte das Werk ganz eigenthümlich, da jene drey Helden, gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebens-Eintritt heran, zwey in meine Tage hinein, verharrten und wirkten.

Schulenburg starb 1748, Theodor 1756, Bückeburg 1777. Ich las also hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her, bis in's

Jünglingsalter heran, als Weltmährchen im Allgemeinen vorgeklungen.

Der Tod Schulenburg's ereignete sich ungefähr gleichzeitig mit meines Vaters Aufenthalt in Venedig, wo dem Andenken des Helden eine noch ganz frische Verehrung gewidmet war.

Unter den Kupfern, welche der aufmerksame Reisende zurückbrachte, befanden sich zwey große Blätter, eins von Pitteri, mit Fertigkeit des Grabstichels, nach Franz Rusca gearbeitet (einem Bildnißmahler, der den großen Beifall seiner Tage durch edle, freie, kühne Darstellung fürstlicher Heldenmänner zu gewinnen verstand), das andere, jenes in Corfu ihm errichtete statuarische Denkmal vorstellend; bei welchen Blättern uns viel von den heldenmäßigen Bemühungen des außerordentlichen Mannes erzählt ward, der auch hier als ein wohlgebildeter, frei Gewachsener, kühn Beweglicher sich sehen ließ.

Graf Bückeburg aber griff später in meinen Lebensgang ein, er ward mir, durch Zeitgenossen, in aller seiner Würde und Wunderlichkeit bekannt. Wie sollte aber ein so wundervoller Mann bei seinem Leben nicht wunderlich erscheinen!

Theodor's Tod fiel mit dem Erdbeben von Lissabon, das mir so viel zu denken und der Welt zu reden gab, nah zusammen; auch er mußte im Tagesgespräch eher seltsam als bedeutend erscheinen, und niemand ah-

nete, daß funfzig Jahre nach seinem Tode die Wirkungen, zu denen er den ersten Anstoß gegeben hatte, über die ganze Welt sich aufrollen würden. Denn Pasqual Paoli nahm sein Geschäft auf, die unbändigen Corsicaner von der Einwirkung Genua's zu befreien; da denn bald darauf die Lust sich selbst zu regieren auf die nordamericanischen Colonien überging und, als es dort so wohl gelang, nachher bald zurückkehrte und noch bis auf den heutigen Tag einen offenbaren und geheimen Kampf zu bestehen nicht ermüdete.

Dank sey daher im Allgemeinen dem Verfasser, daß er uns eine unmittelbar an die Gegenwart gränzende Epoche so klar und ausführlich vor die Seele geführt, und von meiner Seite besonders, daß er meine frühsten Jugenderinnerungen wieder aufgefrischt. Denn das ist, bei manchem Entbehren, der große Vortheil des hohen Alters, sich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beinahe als persönlich gegenwärtig anzuschauen.

Varnhagen von Enſe's

Biographien deutſcher Dichter.

Paul Flemming, Friedrich v. Canitz und Johann von Beſſer, erſcheinen mir zu dieſen Betrachtungen höchſt willkommen. Die Werke genannter Dichter ſtanden im Franzband ehrenvoll, mit goldverziertem Rücken, in meines Vaters Bücherſammlung. Ich lernte darin leſen mehr als daß ich ſie las, ihr Anſehn und der allgemeine Ruhm prägte mir Ehrfurcht ein; das Charakteriſtiſche freilich ihrer Verdienſte, wie ſie mir nun der trefflich ſchildernde, geſondert und geiſtreich vortragende Biograph, in Werth und Würde, Kraft, Anmuth und Sonderbarkeit wohlſchaulich darſtellt, blieb mir, ich geſtehe es gern, mein Leben lang verborgen; doch erinnere ich mich, daß ſie ſämmtlich, mit andern ihrer Zeitgenoſſen, da ich eine Weile auf ihrem Wege fort zu dichten begann, mir als Knaben und Jüngling, wie ein Alp beſchwerlich auflagen. Dieſe Wirkung begreife ich erſt jetzt, da ſie beim Leſen oben-

genannten Bandes, als das wiederaufsteigende Gespenst einer uralten Zeit, auf dieselbe Weise lasteten.

Niemand wird jene Biographien ungelesen lassen, und meine Freunde bitte ich dabei, sich auch mich in jenen Tagen zu vergegenwärtigen, wo ich mich weder mit solcherlei Lieb- und Hofschaften, noch mit derlei gestaltlosem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem halb gewandten und meist gehaltleeren Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des protestantischen Kirchenliedes in keinem Sinne befreunden konnte, wenn dasjenige was sich in mir zu entwickeln strebte nicht unterdrückt und mißgeleitet werden sollte.

Und mißgeleitet wurde es doch meistens. Sind ja meine ersten in's Publicum gebrachten Productionen im eigentlichsten Sinne gewaltsame Ausbrüche eines gemüthlichen Talents, das aber sich weder zu rathen noch zu helfen weiß.

Und hiemit sey denn auch dem werthen Verfasser dieser Biographien von meiner Seite Dank gesagt. Seit geraumen Jahren wirkt er auf die freundlichste Weise mit mir in gleichem Sinne und befördert mein Bestreben durch ein bejahendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu denjenigen die zunächst unsre Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben. Möge er mit seinen biographischen Darstellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und

durch Darſtellung der Individualitäten und des Zeitgeiſtes, mit dem ſie in Wechſelwirkung geſtanden, Klarheit des ganzen Zuſtandes befördern. Klarheit nöthigt zur Einſicht, Einſicht erſchafft Duldung, Duldung iſt die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens.

Für Freunde der Tonkunſt.

von

Friedrich Rochlitz.

Erſter Band. Leipzig 1824.

Wohlwollende Leſer geben mir ſchon lange zu, daß ich, anſtatt über Bücher zu urtheilen, den Einfluß ausſpreche, den ſie auf mich haben mochten. Und im Grunde iſt dieß doch das Urtheil aller Leſenden, wenn ſie auch ihre Meinung und Geſinnung dem Publicum nicht mittheilen. Der Unterrichtete findet in einem Buche nichts Neues und kann es daher nicht loben, indeſſen der jüngere Wißbegierige daran ſeine Kenntniſſe mit Erbauung vermehrt; der Eine wird gerührt, wo der Andere kalt bleibt, deßhalb iſt die Aufnahme eines Werks ſo ſehr verſchieden.

Bei dem obgenannten hatte ich mich beſonders zu erfreuen, und zwar will ich zuvörderſt der gemüthlich ausführlichen Darſtellung des Meſſias von Händel gedenken; ſie erregte in mir die unwiderſtehliche Sehn-

ſucht, von dem Werke, das mich früher an die ernſteſte Tonkunſt herangeführt, ſoviel abermals zu vernehmen, daß die alten halb verklungenen Gefühle ſich wieder entwickelten und die jugendlichen Genüſſe in Geiſt und Seele ſich nochmals erneuerten.

Dazu gelange ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackern Muſikdirectors, durch Theilnahme von Tonkünſtlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unſchätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung, man ſchreitet vor, man wiederholt; und ſo hoffe ich in einiger Zeit ganz wieder von Händel'ſcher Geiſtesgewalt durchdrungen zu ſeyn.

Die Biographien Hillers und der Schmebling-Mara thaten mir ſehr wohl und veranlaßten nachſtehende Betrachtung.

Unbekannt mit der nächſten Umgebung lebt die Jugend immerfort entweder zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, oder mit Gedanken und Beſtrebungen in die Ferne gerichtet; nur die Folgezeit klärt uns über die vergangene Gegenwart auf.

Dießmal ward ich denn in jene Tage verſetzt, wo ich in Leipzig, in ſtudentiſchem Dunkel und Dünkel, umherging, alles guten Willens mir bewußt, nach undeutlichen Zwecken auf Irrwegen taſtete.

Auch ich habe den guten Hiller beſucht, und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er mit meiner wohlwollenden Zudringlichkeit, mit meiner

befrigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde sich so wenig als andere zu befreunden.

Auch jene Dlle. Schmehling hab' ich damals bewundert, eine werdende, für uns unerfahrene Knaben höchst vollendete Sängerin. Die Arien Sul terren piagata a morte etc. und par che di giubilo etc. aus Hasens Helena auf dem Calvariberg weiß ich mir noch im Geiste hervorzurufen.

Indem ich mich nun mit diesem und den übrigen anmuthig belehrenden Aufsätzen unterhalte, scheint mir der Mann zur Seite zu stehen, den ich schon so lange Jahre als freundlich theilnehmenden Mitgenossen eines bedeutenden Zeitalters zu ehren hatte, der zu meinem Lebensgange sich heiter und froh, wie ich mich zu dem seinigen, gefügt. Von der ersten Zeit an erscheint er als rein wohlwollender Beobachter und eben diesen Charakter gewinnen seine Vorträge; er schreitet ruhig getrost in der Literatur seiner Tage daher, erwirbt die vollkommenste Leichtigkeit des Ausdrucks, sagt nur was sich aussprechen läßt und spricht es gut aus; zu seinem größten Vortheil aber begleitet ihn überall eine eingeborne Harmonie, ein musikalisches Talent entwickelt sich aus seinem Innern, und er fördert es mit Sorgfalt so, daß er seine schriftstellerische Gabe zu Darstellung von musikalischen Erfahrungen und Gesetzen mit Leichtigkeit benutzen kann. Wie viel ihm die gebildete Welt hierin schuldig geworden, ist kaum mehr zu sondern, denn

Pult, um Gedanken und Anſchauungen zu fixiren — iſt einzig; mir iſt wenigſtens nichts Aehnliches bekannt. Dieſe bewußte Bewußtloſigkeit, dieſes unverſätzliche Betragen, dieſe bedrängte Thätigkeit, dieſe nur durch Wiederkehr zu gewohnten, geliebten Beſchäftigungen gefundene Selbſthülfe, wo eine im augenblicklichen bänglichen Genuß erhaſchte Wiederherſtellung ſchon genügt, um größeren Leiden mit unverlorner Selbſtſtändigkeit wieder entgegen gehen zu können — alles dieſes iſt ein Document für künftige Zeiten, was die Bewohner Leipzigs und der Umgegend gelitten haben, als das Wohl der Deutſchen nach langem Druck ſich endlich wieder aufrichtete.

Auch mir beſonders war dieſes Tagebuch von großer Bedeutung, indem ich gerade in denſelbigen Stunden noch in ahnungsvoller Sicherheit, umgeben von einer ängſtlichen Stille, meinen gewöhnlichen Geſchäften nachging, oder vielmehr im Theatergeſchäft den Epilog zu Eſſer ſchrieb, in welchem die merkwürdigen, prophetiſchen Worte vorkommen:

Der Menſch erfährt, er ſey auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag

Seiger's

nachgelaſſene

Schriften und Briefwechſel.

Zwey Bände.

Alle Memoiren einigermaßen bedeutender Menſchen lieſt man mit großem Antheil, und das mit Recht; wir werden unmittelbar in die fernſten Gegenden und Lebenszuſtände verſetzt, und doch müſſen wir immer den Charakter, das Herkommen und die Denkweiſe des Verfaſſers abziehen, wenn wir uns daraus wahrhaft unterrichten wollen.

Briefe eines einflußreichen Mannes an einen oder mehrere Freunde, in einer Reihe von Jahren geſchrieben, geben uns ſchon einen reineren Begriff von den obwaltenden Zuſtänden und Geſinnungen. Aber ganz unſchätzbar ſind Briefwechſel zweyer oder mehrerer durch Thätigkeit in einem gemeinſamen Kreis ſich fortbildender Perſonen.

Dieſes gilt von dem in dem erſten Theil obgenann-

ten Werkes uns in die Hände gegebenen Briefwechsel. Die drey wichtigen Männer, Solger, Tieck und Raumer, unterhalten sich über ihr fortschreitendes Dichten und Trachten, Wollen und Thun, und so kommt, ganz ohne Vorsatz, ein vollständiges Bild eines edlen lebendigen Kreises zu Stande, einer Schraube ohne Ende, die in das Nächste eingreift und so das Fernste in Bewegung setzt. Der Kreis ist nicht abgeschlossen, ein und der andere Freund wird beiläufig mit aufgenommen; das Wirken der Weltgeschichte, das Gegenwirken der Individuen wird klar, man begreift seinen eigenen Bezug, und lernt einsehen, wie man selbst in die Ferne gewirkt, was Zeitgenossen von unsern Thätigkeiten aufgenommen, was sie abgelehnt, was Folge gehabt, was erfolglos geblieben.

Bei Herausgabe der Jugendereignisse meines Lebens konnte ich schon bemerken, daß ich manchen seit Jahren mit Heranlebenden Freude gemacht, indem ich ihnen längst vergangene Zeiten und Ereignisse, woran auch sie Theil genommen, durch das Vehikel meiner Zustände wieder vergegenwärtigt. Und so haben wir allerdings den Herausgebern, die auch als Mitarbeiter anzusehen sind, auf das schönste zu danken, daß sie kein Bedenken trugen, uns dasjenige bald zu überliefern, was uns als Miterlebtes freundlichst ansprechen muß.

Wie zart und schön Solger, mit dem ich nie in ein näheres Verhältniß getreten, meine Arbeiten aufgenommen

men und ſich daran erbaut, verdient wohl zunächſt eine dankbare Erwähnung, obgleich ſein liebenswürdiger Charakter ſich beſonders in dieſen Briefen auf eine Weiſe hervorthut, die keines Commentars bedarf; ich hoffe daher durch Empfehlung dieſer beiden Bände, welche von keinem gebildeten, an neuerer Literatur Theilnehmenden ungeleſen bleiben können, ſchon einen Theil meiner Schuld abgetragen zu haben.

F. H. Jacobi's

auserlesener Briefwechsel,

in zwey Bänden.

Eine höchst interessante Lecture für's Publicum, dem es um Einzelnheiten der Personen und Schicksale zu thun ist; für mich eine höchst traurige Unterhaltung. Ich recapitulire was ich schon weiß, und sehe nur deutlicher, warum ich mit so viel guten und vorzüglichen Menschen niemals eigentlich übereinstimmen konnte. Jetzt da ich sie in ein paar Bänden zusammengedrängt in der Hand habe, kommen sie mir vor, wie Menschen, die sämmtlich Eine Sprache sprechen, aber in den verschiedensten Dialekten, und jeder glaubt, auf seine Weise drücke man sich am besten aus: der Schweizer schüttelt den Kopf über den Niedersachsen, der Wiener über den Berliner; von dem worauf es eigentlich ankäme weiß aber einer so wenig zu sagen als der andere; sie tanzen mit wenigen Ausnahmen alle am Hochzeitfeste und niemand hat die Braut gesehen. Besieht man es genau, so gründet sich doch zuletzt nur ein jeder auf ein gewisses inneres Behagen an seinem Daseyn. Der

Glaube, die Zuversicht auf das Bißchen was man ist oder seyn möchte, beseelt einen jeden, und so möcht' er sich auch dem andern machen, eigentlich den andern sich gleich machen, und dann, denken sie, wäre es gethan. Erst becomplimentiren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen; zuletzt aber, wenn jeder ehrlich wird und seine Individualität herauskehrt, fahren und bleiben sie auseinander. Ueber die Persönlichkeiten selbst lassen sich merkwürdige Betrachtungen anstellen. Da ich die meisten Individuen genau gekannt, mit und an einigen derselben mehr gelitten als genossen habe, so zeichnen sie sich in diesen Briefen mir recht deutlich auf. Ich will sehen, daß ich mir den Antheil und Humor erhalte, diese Züge festzuhalten; sollt' ich es auch nur spät zu Tage geben, so wird es immer ein Vermächtniß bleiben.

Jacobi wußte und wollte gar nichts von der Natur, ja er sprach deutlich aus: sie verberge ihm seinen Gott. Nun glaubt er mir triumphirend bewiesen zu haben, daß es keine Naturphilosophie gebe; als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Consequenz des unendlich Mannichfaltigen sehe ich Gottes Handschrift am allerdeutlichsten. Da lobe ich mir unsern Dante, der uns doch erlaubt, um Gottes Enkelin zu werben.

Von Gott dem Vater ſtammt Natur,
Das allerliebſte Frauenbild;
Des Menſchen Geiſt, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand ſie mild.
Sie liebten ſich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entſprang von hehrem Sinn.
So iſt uns allen offenbar:
„Naturphiloſophie ſey Gottes Enkelin.“

S. Dante dell' Inferno canto XI., 98.

Die Verlobung,

eine Novelle von Ludwig Tieck.

Ein geprüfter anerkannter Dichter der beſten Art fühlt ſich humoriſtiſch geneigt, zum Oſtwinde geſellt jene leidigen Nebel zu zerſtreuen, welche die ſinnig-geiſtigen Regionen Deutſchlands zu obſcuriren bei dem niedrigſten Barometerſtand ſich anmaßen. Gelingt es auch wohl nicht ganz den Horizont zu reinigen, ſo hat er doch wenigſtens das düſtere Gewölk an die Berge geworfen, wo es denn abregnen, abſchneien oder ſich ſelbſt verzehren mag; uns aber hat er wieder einen klaren blauen Himmel des Menſchenverſtandes und reiner Sitte zu eröffnen gewußt. Danken wir ihm dafür auf's herzlichſte, bemerken aber zugleich, daß er uns dieſe Wohlthat erzeigend auch gegen ſich ſelbſt eine ſchöne Pflicht erfüllt, denn er konnte ſich wohl ſagen:

Tunc tua res agitur paries dum proximus ardet.

Justus Möser.

Gern erwähne ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Correspondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnungen des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, werth ein Zeitgenosse von Lessing zu seyn, dem Repräsentanten des kritischen Geistes; daß ich ihn aber nenne, bin ich veranlaßt durch die Nachricht: im nächsten Jahre werde ein ziemlicher Band Fortsetzung der Osnabrückischen Geschichte, aus Mösers hinterlassenen Papieren entnommen, uns geschenkt werden. Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines solchen Geistes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren und noch einen höheren als das Ausgemünzte selbst.

Der Winter und Timur.

So umgab ſie nun der Winter
Mit gewalt'gem Grimme. Streuend
Seinen Eishauch zwiſchen alle,
Hetzt er die verſchiednen Winde
Widerwärtig auf ſie ein.
Ueber ſie gab er Gewaltkraft
Seinen froſtgeſpitzten Stürmen,
Stieg in Timurs Nord hernieder,
Scrie ihn drohend an und ſprach ſo:
Leiſe, langſam, Unglückſel'ger!
Wandle du Tyrann des Unrechts;
Sollen länger noch die Herzen
Sengen, brennen deinen Flammen?
Biſt du der verdammten Geiſter
Einer, wohl! ich bin der andre.
Du biſt Greis, ich auch, erſtarren
Machen wir ſo Land als Menſchen.
Mars! du biſt's! ich bin Saturnus,
Uebelthätige Geſtirne,
Im Verein die Schrecklichſten.
Tödteſt du die Seele, kälteſt
Du den Luftkreis; meine Lüfte
Sind noch kälter als du ſeyn kannſt.

Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen.

„Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren. Es wird so viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren erzählt, und so mancher Schluß zum Nachtheil ihrer Geisteskräfte daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung, doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Meiner Meinung nach hatten dieselben bei allen ihren sogenannten abergläubischen Ideen keine andere Absicht, als gewissen Wahrheiten ein Zeichen (was noch jetzt seinen eigenen Namen in der Volkssprache hat: Wahrzeichen) aufzudrücken, wobei man sich ihrer erinnern sollte, so wie sie dem Schlüssel ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren, oder ihn um so geschwinder wieder zu finden. So sagten sie z. E. zu einem Kinde, das sein Messer auf den Rücken oder so legte, daß sich leicht jemand damit verletzen konnte: die heiligen Engel würden sich, wenn sie auf dem Tische herumspazierten, die Füße daran verwunden; nicht, weil sie dieses so glaubten, sondern um dem Kinde eine Gedächtnißhülfe zu geben. Sie lehrten, daß jemand so manche Stunde vor der Himmelsthüre warten müsse, als er Salzkörner in seinem Leben unnützer Weise verstreuet hätte, um ihren Kindern, oder ihrem Gesinde einen Denkzettel zu geben, und sie vor einer gewöhnlichen Nachlässigkeit in

Kleinigkeiten, die, zusammen genommen, beträchtlich werden können, zu warnen. Sie sagten zu einem eitlen Mädchen, welches sogar noch des Abends dem Spiegel nicht vorübergehen konnte, ohne einen verstohlnen Blick hinein zu thun: der Teufel gucke derjenigen über die Schulter, welche sich des Abends im Spiegel besehe, und was dergleichen Anhängsel mehr sind, wodurch sie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen sich bemüheten. Mit Einem Worte: sie holten aus der Geisterwelt, wie wir aus der Thierwelt, belehrende Fabeln die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrücken sollten."

Gar löblich stellt Möser die fromme und die politische Fabel gegen einander; die letztere will zur Klugheit bilden, sie deutet auf Nutzen und Schaden; die erstere bezweckt sittliche Bildung und ruft religiose Vorstellungen zu Hülfe. In der politischen spielt Reinecke Fuchs die große Rolle, indem er entschieden seinen Vortheil versteht und ohne weitere Rücksichten auf seine Zwecke losgeht; in der frommen Fabel sind dagegen Engel und Teufel fast allein die Wirkenden.

Origenes sagt: seine Zeitgenossen hielten die warmen Quellen für heiße Thränen verstoßener Engel.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens, beide erfinden eingebildete Wesen, und zwischen dem Wirk-

lichen, Handgreiflichen ahnen sie die seltsamsten Beziehungen; Sympathie und Antipathie walten hin und her.

Die Poesie befreit sich immer gar bald von solchen Fesseln, die sie sich immer willkürlich anlegt; der Aberglaube dagegen läßt sich Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehen, jemehr man sich gegen sie sträubt. Die hellste Zeit ist nicht vor ihm sicher; trifft er aber gar in ein dunkles Jahrhundert, so strebt des armen Menschen umwölkter Sinn alsbald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung in's Geisterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet sich eine wundersame reiche Welt, von einem trüben Dunstkreise umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten lasten solche Nebel und werden immer dichter und dichter; die Einbildungskraft brütet über einer wüsten Sinnlichkeit, die Vernunft scheint zu ihrem göttlichen Ursprung gleich Asträen zurückgekehrt zu seyn, der Verstand verzweifelt, da ihm nicht gelingt seine Rechte durchzusetzen.

Dem Poeten schadet der Aberglaube nicht, weil er seinen Halbwahn, dem er nur eine mentale Gültigkeit verleiht, mehrseitig zu gute machen kann.

Lorenz Sterne.

Es begegnet uns gewöhnlich bei raſchem Vorſchreiten der literariſchen ſowohl als humanen Bildung, daß wir vergeſſen, wem wir die erſten Anregungen, die anfänglichen Einwirkungen ſchuldig geworden. Was da iſt und vorgeht, glauben wir, müſſe ſo ſeyn und geſchehen; aber gerade deßhalb gerathen wir auf Irrwege, weil wir diejenigen aus dem Auge verlieren, die uns auf den rechten Weg geleitet haben. In dieſem Sinne mach' ich aufmerkſam auf einen Mann, der die große Epoche reinerer Menſchenkenntniß, edler Duldung, zarter Liebe, in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerſt angeregt und verbreitet hat.

An dieſen Mann, dem ich ſo viel verdanke, werd' ich oft erinnert; auch fällt er mir ein, wenn von Irrthümern und Wahrheiten die Rede iſt, die unter den Menſchen hin und wieder ſchwanken. Ein drittes Wort kann man im zarteren Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es gibt gewiſſe Phänomene der Menſchheit, die man mit dieſer Benennung am beſten

ausdrückt, sie sind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach innen, und recht betrachtet, psychologisch höchst wichtig. Sie sind das was das Individuum constituirt, das Allgemeine wird dadurch specificirt und in dem Allerwunderlichsten blickt immer noch etwas Verstand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und fesselt.

Gar anmuthig hat in diesem Sinne Yorik Sterne, das Menschliche im Menschen auf das zarteste entdeckend, diese Eigenheiten, insofern sie sich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn fürwahr sie sind es, die den Menschen nach einer gewissen Seite hintreiben, in einem folgerechten Gleise weiterschieben, und ohne daß es Nachdenken, Ueberzeugung, Vorsatz oder Willenskraft bedürfte, immerfort in Leben und Bewegung erhalten. Wie nahe die Gewohnheit hiemit verschwistert sey, fällt sogleich in die Augen: denn sie begünstigt ja die Bequemlichkeit, in welcher unsere Eigenheiten ungestört hinzuschlendern belieben.

Irrthümer und Wahrheiten

von

Wilhelm Schütz.

Nächst den Eigenheiten müßte man die Influenzen bedenken; jene kann man sich vorstellen als Formen des lebendigen Daseyns und Handelns einzelner, abgeschlossener, beschränkter Wesen, und in diesem Sinne gibt es Eigenheiten der Individuen so wie der Nationen. Und diese sind es denn, welche, indem sie sich von dem Individuum über das Volk, von einer Nation über die Welt verbreiten, als Influenz erscheinen.

Hieraus läßt sich nun schon erkennen, daß eine Eigenheit an sich, wo nicht lobenswerth, doch wenigstens duldbar seyn könne, indem sie eine Art zu seyn ausdrückt, welche man als Bezeichnung irgend eines Theils des Mannichfaltigen gar wohl müßte gelten lassen. Die Influenz dagegen ist immer gefährlich, ja sie wird meist schädlich: denn indem sie fremde Eigenheiten über eine Masse heranführt, so fragt sich ja, wie diese ankom-

menden Eigenheiten ſich mit den einheimiſchen vertragen, und ob ſie nicht eben durch Vermiſchung einen krankhaften Zuſtand hervorbringen.

Man will bemerkt haben, daß zwey verſchiedene Menſchenmaſſen, in einem engen Raum, z. B. eines Schiffs vereinigt, wenn ſchon beide geſund, doch einen gefährlichen krankhaften Zuſtand erzeugen. Die mediciniſche Polizey hat beobachtet, daß Heerden ungariſcher Ochſen, nach Schleſien geführt, eine Krankheit mitbringen, die, wenn man ſolche Gäſte in Wäldern oder auf Weideplätzen iſolirt, ſich ſehr bald verliere, wogegen daſſelbe Uebel, wenn es die einheimiſchen Thiere ergreift, die ſchrecklichſten Niederlagen anrichtet.

Erfahren hat man ſodann, daß alle Contagien in den erſten Momenten der Mittheilung viel heftiger und ſchädlicher wirken als in der Folge, eben vielleicht, weil ſie in der ergriffenen Maſſe nicht eine homogene, ſondern eine widerwärtige, nicht eine vorbereitete, nachgiebige, ſondern eine fremde widerſpenſtige Eigenheit antreffen.

Alles das hier Geſagte läßt ſich Wort für Wort im Geiſtigen antreffen. Und wie ſollte es nicht, da wir ja keine geiſtige Wirkung ohne körperliche Unterlage gewahr werden.

Wie wir zu dieſen Betrachtungen gegenwärtig gelangten, wird demjenigen einleuchten, welcher obgemeldetes Heft mit Aufmerkſamkeit geleſen. Ja der Verfaſſer ſelbſt wird billigen, wenn wir auf ſeinem Wege weiter fortſchreiten, oder vielmehr ihn darauf fortzuſchreiten bitten.

Wir kehren dahin zurück, wo wir ſagten, daß eine Eigenheit wenigſtens an ſich als unſchuldig und unſchädlich betrachtet werden könne; denn wenn ſie ſelbſt dem damit behafteten Individuum ſchädlich wäre, ſo würde das als ein geringes Uebel anzuſehen ſeyn, was ein jeder ſelbſt zu tragen hätte.

Betrachten wir in dieſem Sinne, was man Nationalvorurtheil zu nennen beliebt, oder auch dasjenige, was von ſittlichen und religiöſen Folgen eine Nation ganz anders als die andere ergreift, ſo werden wir gar manches aus dem Vorgeſagten entſpringende Räthſel zu löſen vermögend ſeyn.

Dem operoſen, unabläſſig im irdiſchen Thun und Treiben beſchäftigten Engländer muß der ſtreng beobachtete Sonntag höchſt willkommen bleiben; der weniger, beſonders in ſüdlichen Ländern, beſchäftigte Katholik wird außer dieſem Ruhetag noch Feiertage, um ſein Leben intereſſanter zu machen, bedürfen. Der deutſche Proteſtant immer mit Nachſinnen beſchäftigt,

und außer ſeinen obliegenden nothwendigen Pflichten, außer ſeinem herkömmlichen Beruf noch immer zu geiſtigem Denken und Thun aufgeregt, wird eines ſolchen, oft wiederkehrenden Ruhetags weniger bedürfen, da er, der Natur ſeines Glaubensbekenntniſſes nach, einen Theil eines jeden Tags zu feierlicher Betrachtung aufgerufen wird; weßhalb denn, beſonders nach Verſchiedenheit des Geſchäfts, in ganz verſchiedenem Sinne der geſetzliche Feſttag gefeiert wird.

Nun möchte es ſcheinen, als wenn wir uns von dem erſt eingeſchlagenen Wege ganz entfernt hätten; allein, wenn einmal davon die Rede iſt, allgemeine Betrachtungen anzuſtellen, ſo thut man wohl, in's Allgemeinſte zu gehen, weil ſich alsdann Alles und Jedes gradweiſe am ſicherſten unterordnet. Denn ob wir gleich mit dem hochgelobten Verfaſſer vollkommen einig ſind und an ſeinem Vortrag nichts zu ändern wüßten; ſo bemerken wir doch, daß er ſelbſt vermeidet, noch eine gewiſſe nah anſtoßende Höhe zu erklimmen, ſich zu einer noch erweiterten Ueberſicht zu bekennen. Zwar ſpricht er ſchon vieles Höchſtbedeutende aus und in der Ueberſicht eines gewiſſen Kreiſes vermiſſen wir nichts; vielleicht iſt es auch noch nicht Zeit, ſich weiter völlig auszuſprechen, da die eigentliche entſchiedene Richtung unſerer Tage noch in unaufhaltbarem Gange

ist. Uebrigens leidet es keine Frage, daß, je mehr Personen sich über den wahren Zustand, sich über das Wünschenswerthe im Unvermeidlichen zu verständigen wissen, desto besser wird es zu achten seyn, desto größern Vortheils werden die Zeitgenossen, werden die Nachfahren sich zu erfreuen haben.

Zuletzt wird auch von solcher Höhe ein jedes einflußreiche Bestreben, Schreiten und Gelangen der sämmtlichen Künste, vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an, dem Beschauer deutlich werden, und es wird für den hochvernünftigen Denker, der sich von Jahrzehnten und Zwanzigen nicht irre machen läßt, immer höchst merkwürdig bleiben, wie jede Kunst und die zu ihrem Erscheinen nothwendige Technik sich gebildet, bedingt, bestimmt, vor- und zurückgegangen und dadurch doch am Ende nur den Tag gewonnen; denn das Jahr und das Lustrum geht seinen Gang, und von allem Bestreben, Unternehmen, Wagen, von allem Fördern und Verspäten bleibt denn doch dasjenige nur übrig, was in seiner Grunderscheinung ein wahrhaft lebendiges Daseyn hegte und es mittheilte. Die einzige wahre Influenz ist die der Zeugung, der Geburt, des Wachsens und Gedeihens. Dieses aber läßt sich nur beurtheilen, wenn die Pflanze den ganzen Weg ihres geregelten organischen Lebens durchlaufen hat, welches

denn

Quälen deine wilden Heere
Gläubige mit tausend Martern;
Wohl, in meinen Tagen soll sich,
Geb' es Gott! was schlimm'res finden.
Und bei Gott, dir schenk' ich nichts.
Hör' es Gott, was ich dir biete!
Ja bei Gott! von Todeskälte
Nicht, o Greis, vertheid'gen soll dich
Breite Kohlengluth vom Herde,
Keine Flamme des Decembers.

denn alſo unſern Nachkommen, lieber aber unſern Vorgreifenden anheim geſtellt ſey, unter welche letzteren wir Herrn Wilhelm Schütz, Verfaſſer von Irrthümer und Wahrheiten, mit Vergnügen und, wie es uns ſcheint, mit Recht zählen dürfen.

Geneigte Theilnahme
an den Wanderjahren.

Da nun einmal für mich die Zeit freier Geständnisse herangekommen, so sey auch folgendes gegenwärtig ausgesprochen.

In späteren Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck als in den mittleren, denn in diesen war die Nation irre gemacht durch Menschen mit denen ich nicht rechten will. Sie stellten sich der Masse gleich, um sie zu beherrschen; sie begünstigten das Gemeine als ihnen selbst gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyrannischem Beginnen anderer im Literarkreise, indessen man selbst eine ausschließende Tyrannei unter dem Scheine von Liberalität auszuüben suchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, so wird diese Epoche von edlen Kennern frei geschildert werden.

Nun darf ich mich aber zuletzt gar mannichfach besonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre dankbarlichst erfreuen, welches mir bis jetzt dreyfältig zu Gesicht gekommen. Ein tiefsinnender und fühlender

Mann, Varnhagen von Enſe, der, meinen Lebensgang ſchon längſt aufmerkſam beobachtend, mich über mich ſelbſt ſeit Jahren belehrte, hat im Geſellſchafter die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechſel gegen einander arbeiten zu laſſen, in ſolchem Falle ſehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verſchiedenen Menſchen und Sinnesweiſen hiedurch am beſten zur Sprache bringen und ſein eigenes Empfinden mannichfach und anmuthig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im Litterariſchen Converſationsblatte ſich ein Ungenannter gar freundlich erwieſen, bei deſſen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl ſtatt finden mag: daß guter Wille klar und ſcharf ſieht, indem er das was geleiſtet werden willig anerkennt, und es nicht allein für das was es gelten kann gelten läßt, ſondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Profeſſor Kayſler zu Breslau ſtellt in einer Einladungs-Schrift Plato's und Goethe's Pädagogik gegen einander; ernſt und gründlich, wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er iſt nicht ganz mit meinen Anſtalten zufrieden, welches ich ihm ſo wenig verdenke, daß ich vielmehr auf ſein bedächtiges Heft ſogleich das Motto geſchrieben:

Il y a une fibre adorative dans le cœur humain.

Durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Uebereinstimmung mit einem so würdigen Manne auszusprechen gedachte.

Diesen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur so viel erwidern: daß es mich tiefrührend ergreifen muß das Problem meines Lebens, an dem ich selbst wohl noch irre werden könnte, vor der Nation so klar und rein aufgelöst zu sehen; wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beschwichtigt fühle. Ein solcher Fall möchte sich in irgend einer Literatur wohl selten zugetragen haben, und es wird sich gar wohl ziemen, auf diese Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernster Männer und Freunde, die ihre Aufmerksamkeit einem Einzelnen in dem Grade geschenkt, daß sie seine Eigenheiten besser kennen als er selbst, und indem sie einem Individuum alles Liebe und Gute erweisen, es doch in seiner Beschränktheit stehen lassen, das Unvereinbare von ihm nicht fordernd.

Hier nun fühl' ich unwiderstehlichen Trieb ein Lebenslied einzuschalten das mir, seit seiner mitternächtigen, unvorgesehenen Entstehung, immer werth gewesen, componirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebsten Productionen geworden.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein, kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu schön:
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner in des Lebens Weite
Zur Liebsten mußte, mußte weil sie zog,
Gestirn und Nordschein über mir im Streite,
Ich gehend, kommend Seligkeiten sog:
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir in's Finstere drang,
Auch der Gedanke willig, sinnig, schnelle
Sich um's Vergangne wie um's Künftige schlang:
Um Mitternacht.

Neue Liedersammlung

von

Carl Friedrich Zelter.

In derselben ist auch vorstehendes Lied enthalten; ich lade meine in Deutschland ausgesäeten Freunde und Freundinnen hiedurch schönstens ein, sich es recht innigst anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit, bei nächtlicher Weile, liebevoll zu wiederholen. Man lasse mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitternacht, im hellsten Vollmond aus guter, mäßig-aufgeregter, geistreich-anmuthiger Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreife niederschrieb, ohne auch nur früher eine Ahnung davon gehabt zu haben.

Außerdem sind in genannte Sammlung nahezu ein Dutzend meiner mehr oder weniger bekannten Lieder aufgenommen, deren musikalische Ausbildung ich durchaus empfehlen darf. Sie zeugen von der Wechselwirkung zweyer Freunde, die seit mehreren Jahren einander kein Räthsel sind; daher es denn dem Componisten natürlich

ward ſich mit dem Dichter zu identificiren, ſo daß dieſer ſein Inneres aufgefriſcht und belebt, ſeine Intentionen ganz auf's neue wieder hervorgebracht fühlen mag, und dabei erwarten darf, daß dieſe Anklänge in Ohr und Gemüth ſo manches Wohlwollenden noch lange widerzutönen geeignet ſind.

Oestliche Rosen

von

Friedrich Rückert.

Es läßt sich bemerken, daß von Zeit zu Zeit in der deutschen Nation sich gewisse dichterische Epochen hervorthun, die in sittlichem und ästhetischem Boden ruhend, durch irgend einen Anlaß hervorgerufen, eine Zeit lang dauern, denselben Stoff wiederholen und vervielfältigen. Man tadelt öfters einen solchen Verlauf, ich finde ihn aber nothwendig und wünschenswerth. Wir hören, weil hier besonders von Liedern die Rede seyn soll, einen sanft melancholischen Anklang der sich von Hölty bis zu Ernst Schulz durchzieht; der hochgesinnte deutsche Hermanns-Geist, von Klopstock ausgehend, hat uns wenige, aber herrliche Melodien geliefert; in wie viel hundert Klängen erscholl zur Kriegs- und Siegs-Zeit das Gefühl älterer und jüngerer Deutschen; wie eifrig begleiteten sie nicht mit Gesängen und Liedern ihre Thaten und Gesinnungen. Da man aber denn doch im Frieden auch einmal, und wär' es nur auf kurze

Stunden, in heiterer Gesellschaft sich als Ohne-Sorge fühlen will, so war ein fremder Hauch nicht unwillkommen, der, dem Ostwind vergleichbar, abkühlend erfrischte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Aethers genießen ließe. Von den Compositionen meines Divans hab' ich schon manche Freude gewonnen. Die Zelterischen und Eberweinischen gut vorgetragen zu hören, wie es von der so talent- als sangreichen Gattin des Letzteren geschieht, wird gewiß jeden Genußfähigen in die beste Stimmung versetzen.

Und so kann ich denn Rückert's eben bezeichnete Lieder allen Musikern empfehlen; aus diesem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeschlagen, wird ihnen gewiß manche Rose, Narcisse, und was sonst sich hinzugesellt, entgegen duften; von blendenden Augen, fesselnden Locken, gefährlichen Grübchen, findet sich manches Wünschenswerthe; an solchen Gefahren mag sich Jung und Alt gerne üben und ergötzen.

Obgleich die Gaselen des Grafen Platen nicht für den Gesang bestimmt sind, so erwähnen wir doch derselben gern als wohlgefühlter, geistreicher, dem Orient vollkommen gemäßer, sinniger Gedichte.

Ueber

Goethe's Harzreise im Winter.

Einladungsschrift von Dr. Kannegießer,
Rector des Gymnasiums zu Prenzlau.

December 1820.

Dieses kleine Heft, vom Verfasser freundlich zugesandt, gab mir die angenehme Veranlassung die sonderbaren Bilder früherer Jahre aus den letheischen Fluthen wieder hervorzurufen; wobei ich zu bewundern hatte, daß mein sinniger Ausleger, dem die wunderlichen Besonderheiten jenes Winterzuges keineswegs bekannt seyn konnten, dennoch, durch wenige Andeutungen geleitet, die Eigenheiten des Verhältnisses, die Wesenheit des Zustandes und den Sinn des obwaltenden Gefühls durchdringlich erkannt und ausgesprochen

Nachdem ich mir nun jene für mich sehr bedeutenden Tage wieder zurückgerufen, so kann ich nicht unterlassen einiges zu erwidern und wie es bei mir aufgeregt worden niederzuschreiben.

An Suleika.

Dir mit Wohlgeruch zu koſen,
Deine Freuden zu erhöhn,
Knoſpend müſſen tauſend Roſen
Erſt in Gluthen untergehn.

Um ein Fläſchchen zu beſitzen
Das den Ruch auf ewig hält,
Schlank wie deine Fingerſpitzen,
Da bedarf es einer Welt;

Einer Welt von Lebenstrieben,
Die in ihrer Fülle Drang,
Ahneten ſchon Bulbuls Lieben,
Seelenregenden Geſang.

Sollte jene Qual uns quälen,
Da ſie unſre Luſt vermehrt?
Hat nicht Moriaden Seelen
Timurs Herrſchaft aufgezehrt?

Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geistreich nachspürende Männer meine Gedichte zu entwickeln sich bestrebten; ich nenne Moritz und Delbrück, welche beide in das Angedeutete, Verschwiegene, Geheimnißvolle dergestalt eindrangen, daß sie mich selbst in Verwunderung setzten; wie ich denn von Letztgenanntem nur anführen will, daß er in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen ausgespürt.

Gleiches Wohlwollen erzeigt mir nun Herr Dr. Kannegießer, wofür ich ihm einen öffentlich ausgesprochenen Dank vertraulich erwidere und, nach seinem Wunsch, über das genannte Gedicht auch meinerseits einige Aufklärung versuche.

Was von meinen Arbeiten durchaus, und so auch von den kleineren Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, deßhalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besondern äußern, oft gewöhnlichen Umständen, ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte.

Weil nun aber demjenigen der eine Erklärung meiner Gedichte unternimmt jene eigentlichen, im Gedicht nur angedeuteten, Anlässe nicht bekannt seyn können, so wird er den innern, höhern, faßlichern Sinn verwalten lassen; ich habe auch hiezu, um die Poesie nicht zur Prose her-

abzuziehen, wenn mir dergleichen zur Kenntniß gekommen, gewöhnlich geschwiegen.

Das Gedicht aber welches der gegenwärtige Erklärer gewählt, die Harzreise, ist sehr schwer zu entwickeln, weil es sich auf die allerbesondersten Umstände bezieht; und doch hat er sehr viel geleistet, indem er das Angedeutete genugsam herausahnete, wodurch ich mich stellenweise in Verwunderung gesetzt und bewogen fühle folgendes zu näherer Aufklärung zu eröffnen.

In meinen biographischen Versuchen würde jene Epoche eine bedeutende Stelle einnehmen. Die Reise ward Ende Novembers 1776 gewagt. Ganz allein, zu Pferde, im drohenden Schnee, unternahm der Dichter ein Abenteuer, das man bizarr nennen könnte, von welchem jedoch die Motive im Gedicht selbst leise angedeutet sind.

Dem Geyer gleich,
Der auf schweren Morgenwolken
Mit sanftem Fittig ruhend
Nach Beute schaut,
Schwebe mein Lied.

Der Reisende verläßt am frühsten Wintermorgen seinen, im Augenblick behaglich-gastfreundlichen, thüringischen Wohnsitz, wo ihn später eine zweyte Vaterstadt beglückte, er reitet nordwärts bergauf; ein schwerer, schneedrohender Himmel wälzt sich ihm entgegen.

Denn ein Gott hat
Jedem seine Bahn
Vorgezeichnet,
Die der Glückliche
Rasch zum freudigen
Ziele rennt:

Begonnene Ausführung eines bedenklichen und beschwerlichen Unternehmens stählt den Muth und erheitert den Geist. Der Dichter gedenkt seines bisherigen Lebensganges, den er glücklich nennen, dem er den schönsten Erfolg versprechen darf.

Wem aber Unglück
Das Herz zusammenzog,
Er sträubt vergebens
Sich gegen die Schranken
Des ehernen Fadens,
Den die doch bittre Scheere
Nur einmal löst.

Aber sogleich gedenkt er eines Unglücklichen, Mißmuthigen, um dessentwillen er eigentlich die Fahrt unternommen.

Als der Dichter den Werther geschrieben, um sich wenigstens persönlich von der damals herrschenden Empfindsamkeits-Krankheit zu befreien, mußte er die große Unbequemlichkeit erleben, daß man ihn gerade diesen Gesinnungen günstig hielt. Er mußte manchen schriftlichen Andrang erdulden, worunter ihm besonders ein junger Mann auffiel, welcher schreibselig-beredt und dabei so ernstlich durchdrungen von Mißbehagen und selbsti-

scher Qual sich zeigte, daß es unmöglich war nur irgend eine Persönlichkeit zu denken, wozu diese Seel-Enthüllungen passen möchten. Alle seine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abstoßend zugleich, daß endlich, bei einer immer aufgeforderten und wieder gedämpften Theilnahme, die Neugier rege ward, welchen Körper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe? Ich wollte den Jüngling sehen, aber unerkannt, und deßhalb hatte ich mich eigentlich auf den Weg begeben.

Zu Dickichtschauer
Drängt sich das rauhe Wild,

Der Reisende gelangt auf die nächsten Bergeshöhen; immer winterhafter zeigt sich die Landschaft, einsam und öde starrt alles umher, nur flüchtiges Wild deutet auf kümmerlichen Zustand. Nun blickt er über gefrorne Teiche, Seen, auch eine Stadt kommt ihm zu Gesicht.

Und mit den Sperlingen
Haben längst die Reichen
In ihre Sümpfe sich gesenkt.

Wer seine Bequemlichkeiten aufopfert, verachtet gern diejenigen die sich darin behagen. Jäger, Soldaten, mühsam Reisende bedürfen gutes Muthes, der sich leicht zu Uebermuth steigert. Unser Reisender hat alle Bequemlichkeiten zurückgelassen und verachtet die Städter, deren Zustand er gleichnißweise schmählich herabsetzt.

Wahrscheinlich ist ein wundersamer Druckfehler daher entstanden, daß Setzer oder Corrector die Reichen, die ihm keinen Sinn zu geben schienen, in Reiher verwandelte, welche doch auf einiges Verhältniß zu den Rohrsperlingen hindeuten möchten. In der vorletzten Ausgabe stehen jene, diese in der letzten.

Leicht ist's folgen dem Wagen
Den Fortunat führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Der Dichter kehrt wieder zu seiner eigenen günstigen Lebensepoche zurück, ohne sich irgend ein Verdienst anzumaßen, ja er spricht von den augenblicklichen Glücksvortheilen beinahe mit Geringschätzung.

Aber abseits, wer ist's?
In's Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Das Bild des einsamen, menschen- und lebensfeindlichen Jünglings kommt ihm wieder in den Sinn, er mahlt sich's aus.

Aber wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!

Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ung'nügender Selbstsucht.

Er fährt fort ihn zu beklagen.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Seine herzliche Theilnahme ergießt sich im Gebet. Die Auslegung dieser Strophen ist meinem freundlichen Commentator besonders gelungen; er hat das Herzliche derselben innigst gefühlt und entwickelt.

Der du der Freuden viel schafft
Jedem ein überfließend Maß,
Segne die Brüder der Jagd
Auf der Fährte des Wildes
Mit jugendlichem Uebermuth
Fröhlicher Mordsucht,
Späte Rächer des Unbilds,
Dem schon Jahre vergeblich
Wehrt mit Knitteln der Bauer.

Der Dichter wendet seine Gedanken zu Leben und That hin, erinnert sich seiner engverbundenen Freunde, welche gerade in dieser Jahrszeit und Witterung eine bedeutende Jagd unternehmen, um das in gewisser Gegend

gend ſich mehrende Schwarzwildpret zu bekämpfen. Eben dieſe Luſtpartie war es, welche jene vertraute Geſellſchaft aus der Stadt zog, dem Dichter Raum und Gelegenheit zu ſeiner Wanderung darbietend. Er trennte ſich, mit dem Verſprechen bald wieder unter ihnen zu ſeyn.

Aber den Einſamen hüll'
In deine Goldwolken,
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Roſe heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters.

Nun aber kehrt er zu ſich ſelbſt zurück, betrachtet ſeinen bedenklichen Zuſtand und ruft der Liebe ihm zur Seite zu bleiben.

Hier iſt der Ort zu bemerken, daß man ſich bei Auslegung von Dichtern immer zwiſchen dem Wirklichen und Ideellen zu halten habe. In der ſiebenten Strophe heißt Liebe das unbefriedigte, dem Menſchen zwar inwohnende, aber von außen zurückgewieſene Bedürfniß; in der achten Strophe iſt unter Vater der Liebe das Weſen gemeint, welchem alle übrigen die wechſelſeitige Neigung zu danken haben; hier in der zehnten iſt unter Liebe das edelſte Bedürfniß geiſtiger, vielleicht auch körperlicher Vereinigung gedacht, welches die Einzelnen in Bewegung ſetzt und, auf die ſchönſte Weiſe, in Freundſchaft, Gattentreue, Kinderpietät

und außerdem noch auf hundert zarte Weisen befriedigt und lebendig erhält.

Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbigen Morgen
Lachst du in's Herz ihm;
Mit dem heizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen,

Er schildert einzelne Beschwerlichkeiten des Augenblicks, die ihn peinlich anfechten, aber in Gedanken an die entfernten Geliebten frohmüthig überstanden werden.

Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefurchteten Gipfels
Schneebehangner Scheitel,
Den mit Geisterreigen
Kränzten ahnende Völker.

Ein wichtiger, wenig ideell, ja phantastisch erscheinender Punkt, über dessen Realität der Dichter schon manchen Zweifel erleben mußte, wovon aber ein sehr erfreuliches Document noch in seinen Händen ist.

Ich stand wirklich am siebenten December in der Mittagsstunde, gränzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungs-

vollen Granitklippen, über mir den vollkommen klarſten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltſam brannte, ſo daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte branſtige Geruch erregt ward. Unter mir ſah ich ein unbewegliches Wogenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenſchichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten.

Die herrliche Erſcheinung farbiger Schatten, bei untergehender Sonne, iſt in meinem Entwurf der Farbenlehre im 75ſten §. umſtändlich beſchrieben.

Du ſtehſt mit unerforſchtem Buſen
Geheimnisvoll offenbar
Ueber der erſtaunten Welt,
Und ſchauſt aus Wolken
Auf ihre Reiche und Herrlichkeit,
Die du aus den Adern deiner Brüder
Neben dir wäſſerſt.

Hier iſt leiſe auf den Bergbau gedeutet. Der unerforſchte Buſen des Hauptgipfels wird den Adern ſeiner Brüder entgegengeſetzt. Die Metalladern ſind gemeint, aus welchen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gewäſſert werden.

Eine vorläufige Anſchauung dieſer wichtigen Geſchäfts-Thätigkeit ſich zu verſchaffen, welches ihm auch gelang, veranlaßte zum Theil das ſeltſame Unterneh-

men, wovon das gegenwärtige Gedicht allerdings myſterioſe, ſchwer zu deutende Spuren enthält.

Das Thema deſſelben wäre alſo wohl folgendermaßen auszuſprechen: der Dichter, in doppelter Abſicht ein unmittelbares Anſchauen des Bergbaues zu gewinnen und einen jungen, äußerſt hypochondriſchen Selbſtquäler zu beſuchen und aufzurichten, bedient ſich der Gelegenheit, daß engverbundene Freunde zur Winterjagdluſt ausziehn, um ſich von ihnen auf kurze Zeit zu trennen.

So wie ſie die rauhe Witterung nicht achten, unternimmt er, nach ſeiner Seite hin, jenen einſamen wunderlichen Ritt. Es glückt ihm nicht nur ſeine Wünſche erfüllt zu ſehen, ſondern auch durch eine ganz eigene Reihe von Anläſſen, Wanderungen und Zufälligkeiten auf den beſchneiten Brockengipfel zu gelangen. Von dem was ihm während dieſer Zeit durch den Sinn gezogen ſchreibt er zuletzt kurz, fragmentariſch, geheimnißvoll, im Sinn und Ton des ganzen Unternehmens, kaum geregelte rhythmiſche Zeilen.

Durch einen ziemlichen Umweg ſchließt er ſich wieder an die Brüder der Jagd, theilt ihre tagräglichen bereiſchen Freuden, um Nachts, in Gegenwart einer proſſelnden Kaminflamme, ſie durch Erzählung ſeiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren.

Mein werther Commentator wird hieraus mit eignem Vergnügen erſehen, wie er ſo vollkommen zum Verſtändniß des Gedichtes gelangt ſey, als es ohne die Kenntniß der beſonders vorwaltenden Umſtände möglich geweſen; er findet mich an keiner Stelle mit ihm in Widerſtreit, und wenn das Reelle hie und da das Ideelle einigermaßen zu beſchränken ſcheint, ſo wird doch dieſes wieder erfreulich gehoben und in's rechte Licht geſtellt, weil es auf einer wirklichen, doch würdigen Baſe emporgehoben worden. Gibt man nun aber dem Erklärer zu, daß er nicht gerade beſchränkt ſeyn ſoll alles was er vorträgt aus dem Gedicht zu entwickeln, ſondern daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedicht entwickelt, ſo darf man dieſe kleine, gehaltreiche Arbeit durchaus billigen und mit Dank erkennen.

Ueber das Fragment:

die Geheimnisse.

1816.

Eine Gesellschaft studirender Jünglinge, in einer der ersten Städte Nord-Deutschlands, haben ihren freundschaftlichen Zusammenkünften eine gewisse Form gegeben, so daß sie erst ein dichterisches Werk vorlesen, sodann über dasselbe ihre Meinungen wechselseitig eröffnend, gesellige Stunden nützlich hinbringen. Derselbe Verein hat auch meinem Gedichte:

die Geheimnisse

überschrieben, seine Aufmerksamkeit gewidmet, sich darüber besprochen, und als die Meinungen nicht zu vereinigen gewesen, den Entschluß gefaßt, bei mir anzufragen, inwiefern es thulich sey diese Räthsel aufzuklären; wobei sie mir zugleich eine gar wohl haltbare Meinung mitgetheilt, worin die meisten mit einander übereingekommen. Da ich nun in dem Antrage und der Art

deſſelben ſo viel guten Willen, Sinn und Anſtand finde; ſo will ich hierauf um ſo lieber eine Erklärung geben, als jenes räthſelhafte Product die Auslegungsgabe ſchon manches Leſers beſchäftigt hat, und ich in meinen ſchriftſtelleriſchen Bekenntniſſen wohl ſobald an die Epoche nicht gelangen möchte, wo dieſe Arbeit veranlaßt und ſogleich auf einmal in ſo kurzer Zeit auf den Punkt gebracht worden, wie man ſie kennt, alsdann aber unterbrochen, und nie wieder vorgenommen wurde; es war in der Mitte der achtziger Jahre.

Ich darf vorausſetzen, daß jenes Gedicht ſelbſt dem Leſer bekannt ſey, doch will ich davon folgendes erwähnen: man erinnert ſich, daß ein junger Ordensgeiſtlicher in einer gebirgigen Gegend verirrt, zuletzt im freundlichen Thal ein herrliches Gebäude antrifft, das auf Wohnung von frommen geheimnißvollen Männern deutet. Er findet daſelbſt zwölf Ritter, welche nach überſtandenem ſturmvollem Leben, wo Mühe, Leiden und Gefahr ſich andrängten, endlich hier zu wohnen und Gott im Stillen zu dienen, Verpflichtung übernommen. Ein dreyzehnter, den ſie für ihren Obern erkennen, iſt eben im Begriff von ihnen zu ſcheiden, auf welche Art, bleibt verborgen; doch hatte er in den letzten Tagen ſeinen Lebenslauf zu erzählen angefangen, wovon dem neu angekommenen geiſtlichen Bruder eine kurze Andeutung, bei guter Aufnahme, zu Theil wird. Eine geheimnißvolle Nachterſcheinung feſtlicher Jüng-

linge, deren Fackeln bei eiligem Lauf den Garten erhellen, macht den Beſchluß.

Um nun die weitere Abſicht, ja den Plan im Allgemeinen, und ſomit auch den Zweck des Gedichtes zu bekennen, eröffne ich, daß der Leſer durch eine Art von ideellem Montſerrat geführt werden und, nachdem er durch die verſchiedenen Regionen der Berge, Felſen und Klippen-Höhen ſeinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen ſollte. Einen jeden der Rittermönche würde man in ſeiner Wohnung beſucht und durch Anſchauung klimatiſcher und nationaler Verſchiedenheiten erfahren haben, daß die trefflichſten Männer von allen Enden der Erde ſich hier verſammeln mögen, wo jeder von ihnen Gott auf ſeine eigenſte Weiſe im Stillen verehre.

Der mit Bruder Marcus herumwandelnde Leſer oder Zuhörer wäre gewahr geworden, daß die verſchiedenſten Denk- und Empfindungsweiſen, welche in dem Menſchen durch Atmoſphäre, Landſtrich, Völkerſchaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden, ſich hier am Orte in ausgezeichneten Individuen darzuſtellen und die Begier nach höchſter Ausbildung, obgleich einzeln unvollkommen, durch Zuſammenleben würdig auszuſprechen berufen ſeyen.

Damit dieſes aber möglich werde, haben ſie ſich um einen Mann verſammelt, der den Namen Humanus

führt; wozu ſie ſich nicht entſchloſſen hätten, ohne ſämmtlich eine Aehnlichkeit, eine Annäherung zu ihm zu fühlen. Dieſer Vermittler nun will unvermuthet von ihnen ſcheiden, und ſie vernehmen, ſo betäubt als erbaut, die Geſchichte ſeiner vergangnen Zuſtände. Dieſe erzählt jedoch nicht er allein, ſondern jeder von den Zwölfen, mit denen er ſämmtlich im Laufe der Zeiten in Berührung gekommen, kann von einem Theil dieſes großen Lebenswandels Nachricht und Auskunft geben.

Hier würde ſich dann gefunden haben, daß jede beſondere Religion einen Moment ihrer höchſten Blüthe und Frucht erreiche, worin ſie jenem obern Führer und Vermittler ſich angenaht, ja ſich mit ihm vollkommen vereinigt. Dieſe Epochen ſollten in jenen zwölf Repräſentanten verkörpert und fixirt erſcheinen, ſo daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, ſie zeige ſich auch in noch ſo wunderbarer Geſtalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben. Und nun konnte nach langem Zuſammenleben Humanus gar wohl von ihnen ſcheiden, weil ſein Geiſt ſich in ihnen Allen verkörpert, Allen angehörig, keines eigenen irdiſchen Gewandes mehr bedarf.

Wenn nun nach dieſem Entwurf der Hörer, der Theilnehmer, durch alle Länder und Zeiten im Geiſte geführt, überall das Erfreulichſte, was die Liebe Gottes und der Menſchen unter ſo mancherlei Geſtalten her-

vorbringt, erfahren; ſo ſollte daraus die angenehmſte Empfindung entſpringen, indem weder Abweichung, Mißbrauch, noch Entſtellung, wodurch jede Religion in gewiſſen Epochen verhaßt wird, zur Erſcheinung gekommen wäre.

Ereignet ſich nun dieſe ganze Handlung in der Charwoche, iſt das Hauptkennzeichen dieſer Geſellſchaft ein Kreuz mit Roſen umwunden; ſo läßt ſich leicht vorausſehen, daß die durch den Oſtertag beſiegelte ewige Dauer erhöhter menſchlicher Zuſtände auch hier bei dem Scheiden des Humanus ſich tröſtlich würde offenbaret haben.

Damit aber ein ſo ſchöner Bund nicht ohne Haupt und Mittelsperſon bleibe, wird durch wunderbare Schickung und Offenbarung der arme Pilgrim Bruder Marcus in die hohe Stelle eingeſetzt, der ohne ausgebreitete Umſicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreiſe, gar wohl verdient, einer wohlwollenden Geſellſchaft, ſo lange ſie auf der Erde verweilt, vorzuſtehen.

Wäre dieſes Gedicht vor dreyßig Jahren, wo es erſonnen und angefangen worden, vollendet erſchienen, ſo wäre es der Zeit einigermaßen vorgeeilt. Auch gegenwärtig, obgleich ſeit jener Epoche die Ideen ſich erweitert, die Gefühle gereinigt, die Anſichten auf-

geklärt haben, würde man das nun allgemein Anerkannte im poetiſchen Kleide vielleicht gerne ſehen, und ſich daran in den Geſinnungen befeſtigen, in welchen ganz allein der Menſch, auf ſeinem eigenen Montſerrat, Glück und Ruhe finden kann.

Ueber die Ballade

vom

vertriebenen und zurückkehrenden Grafen.

Die Ballade hat etwas Myſterieſes ohne myſtiſch zu ſeyn; dieſe letzte Eigenſchaft eines Gedichts liegt im Stoff, jene in der Behandlung. Das Geheimnißvolle der Ballade entſpringt aus der Vortragsweiſe. Der Sänger nämlich hat ſeinen prägnanten Gegenſtand, ſeine Figuren, deren Thaten und Bewegung, ſo tief im Sinne, daß er nicht weiß, wie er ihn an's Tageslicht fördern will. Er bedient ſich daher aller drey Grundarten der Poeſie, um zunächſt auszudrücken, was die Einbildungskraft erregen, den Geiſt beſchäftigen ſoll; er kann lyriſch, epiſch, dramatiſch beginnen, und, nach Belieben die Formen wechſelnd, fortfahren, zum Ende hineilen, oder es weit hinausſchieben. Der Refrain, das Wiederkehren ebendeſſelben Schlußklanges, gibt dieſer Dichtart den entſchiedenen lyriſchen Charakter.

Hat man ſich mit ihr vollkommen befreundet, wie es bei uns Deutſchen wohl der Fall iſt, ſo ſind die Balladen aller Völker verſtändlich, weil die Geiſter in gewiſſen Zeitaltern, entweder contemporan oder ſucceſſiv, bei gleichem Geſchäft immer gleichartig verfahren. Uebrigens ließe ſich an einer Auswahl ſolcher Gedichte die ganze Poetik gar wohl vortragen, weil hier die Elemente noch nicht getrennt, ſondern, wie in einem lebendigen Ur-Ey, zuſammen ſind, das nur bebrütet werden darf, um als herrlichſtes Phänomen, auf Goldflügeln in die Lüfte zu ſteigen.

Zu ſolchen Betrachtungen gab mir die oben bezeichnete Ballade Gelegenheit; ſie iſt zwar keineswegs myſteries, allein ich konnte doch bei'm Vortrag öfters bemerken, daß ſelbſt geiſtreich-gewandte Perſonen nicht gleich zum erſtenmal ganz zur Anſchauung der dargeſtellten Handlung gelangten. Da ich nun aber nichts daran ändern kann, um ihr mehr Klarheit zu geben, ſo gedenk' ich ihr durch proſaiſche Darſtellung zu Hülfe zu kommen.

V. 1. Zwey Knaben, in einem alten waldumgebenen Ritterſchloß, ergreifen die Gelegenheit, da der Vater auf der Wolfsjagd, die Mutter im Gebet begriffen iſt, einen Sänger in die einſame Halle hereinzulaſſen.

V. 2. Der alte Barde beginnt unmittelbar ſeinen geſchichtlichen Geſang. Ein Graf, im Augenblick da

Feinde sein Schloß einnehmen, entflieht, nachdem er seine Schätze vergraben, ein Töchterchen in den Mantel gewickelt mit forttragend.

V. 3. Er geht in die Welt, unter der Form eines hülfsbedürftigen Sängers. Das Kind, eine schätzbare Bürde, wächst heran.

V. 4. Das Hinschwinden der Jahre wird durch Entfärben und Zerstieben des Mantels angedeutet; auch ist die Tochter schön und groß geworden, eines solchen Schirmes bedürfte sie nicht mehr.

V. 5. Ein fürstlicher Ritter kommt vorbei, anstatt der edelschönen Hand ein Almosen zu reichen, ergreift er sie werbend, der Vater gesteht die Tochter zu.

V. 6. Getraut, scheidet sie ungern vom Vater; er zieht einsam umher. Nun aber fällt der Sänger aus seiner Rolle, er ist es selbst; er spricht in der ersten Person, wie er in Gedanken Tochter und Enkel segne.

V. 7. Er segnet die Kinder und wir argwöhnen er sey nicht allein der Graf dessen der Gesang erwähnte, sondern dieß seyen seine Enkel, die Fürstin seine Tochter, der fürstliche Jäger sein Schwiegersohn. Wir hoffen das Beste; aber bald werden wir in Schrecken gesetzt. Der stolze, hochfahrende, heftige Vater kommt zurück; entrüstet, daß ein Bettler sich in's Haus geschlichen, gebietet er denselben in's Verlies zu wer-

Suleika Nameh.

Buch Suleika.

Ich gedachte in der Nacht,
Daß ich den Mond für im Schlaf;
Als ich aber erwachte,
Ging unvermuthet die Sonne auf.

fen. Die Kinder sind verschüchtert, die herbeieilende Mutter legt ein freundliches Vorwort ein.

V. 8. Die Knechte getrauen sich nicht den würdigen Greis anzurühren; Mutter und Kinder bitten; der Fürst verbeißt nur augenblicklich seinen Zorn. (Dieß würde auf dem Theater ein glückliches Bild machen.) Aber ein längst verhaltener Grimm bricht los; im Gefühl seiner alten ritterlichen Herkunft hat es den Stelzen heimlich gereut die Tochter eines Bettlers geehlicht zu haben.

V. 9. Schmählich verachtende Vorwürfe gegen Frau und Kinder brechen los.

V. 10. Der Greis, der in seiner Würde unangetastet stehen geblieben, eröffnet den Mund und erklärt sich als Vater und Großvater, auch als ehemaliger Herr der Burg, das Geschlecht des gegenwärtigen Besitzers hat ihn vertrieben.

V. 11. Die nähern Umstände klären sich auf; eine gewaltsame Regierungsveränderung hatte den rechtmäßigen König, dem der Graf anhing, vertrieben und so auch seine Getreuen, die nun bei wieder hergestellter Dynastie zurückkehrten. Der Alte legitimiet sich dadurch als Hausbesitzer daß er die Stelle der vergrabenen Schätze anzudeuten weiß, verkündigt übrigens eine allgemeine Amnestie, sowohl im Reiche als im Hause und alles nimmt ein erfreuliches Ende.

Ich wünsche den Lesern und Sängern das Gedicht

durch dieſe Erklärung genießbarer gemacht zu haben und bemerke noch, daß eine, vor vielen Jahren mich anmuthende, altengliſche Ballade, die ein Kundiger jener Literatur vielleicht bald nachweiſ't, dieſe Darſtellung veranlaßt habe. Der Gegenſtand war mir ſehr lieb geworden, auf den Grad daß ich ihn auch zur Oper ausarbeitete, welche, wenn ſchon der entworfene Plan theilweiſe ausgeführt war, doch, wie ſo manches andere, hinter mir liegen blieb. Vielleicht ergreift ein Jüngerer dieſen Gegenſtand, hebt die lyriſchen und dramatiſchen Punkte hervor und drängt die epiſchen in den Hintergrund. Bei lebhafter, geiſtreicher Ausführung von Seiten des Dichters und Componiſten dürfte ſich ein ſolches Theaterſtück wohl gute Aufnahme verſprechen.

Die drey Paria.

Der Paria, Trauerſpiel in einem Aufzuge, von Michael Beer. Von vorliegendem Stücke können wir nicht handeln, ohne von den Motiven zu ſprechen, woraus es gebildet worden; denn eben in einer ſehr klugen Verknüpfung dieſer zu einem effectvollen Ganzen beruht des Verfaſſers bedeutendes Verdienſt.

Dieſe Motive nun ſind hergenommen aus den bürgerlichen Verhältniſſen, Zuſtänden und Gebräuchen der Indier und umfaſſen dieſes Volks zwey höchſt tragiſche Seiten, deren eine auf der ſchroffen Sonderung der Caſten ruht, woraus unſägliche Schmach für die tiefſte derſelben hervorgeht. Die andere gründet ſich auf den ſchrecklichen Gebrauch, daß eine Witwe ihrem Gatten in den Tod folgen und ſich mit ihm lebendig verbrennen muß.

Das erſte dieſer tragiſchen Elemente geht als vorwaltend durch das ganze Stück und entwickelt ſich in der Gegenwart; das zweyte wird zur Beihülfe aus der Vergangenheit hervorgerufen und wirkt wie aus der Ferne in ſeinen Folgen auf den Augenblick, oder wird

erzählungsweise herangezogen. Das Stück führt denn auch, dem Hauptmotiv gemäß, den Titel: der Paria, und mit diesem Namen deutet es im voraus auf alle tragischen Momente die wir zu erwarten haben.

Die Caste der Parias nämlich ist die unterste herabgewürdigte allgemein verachtete aller indischen Casten; sie wird, als von Gott und Menschen verworfen, für unrein gehalten; sie darf das Allerniedrigste verrichten, wovor die übrigen Scheu tragen; sie ist an und für sich unrein und aller Welt ein Gräuel. Aus dem Gebrauch der Indier, ihre Hunde gewöhnlich Paria zu nennen, sieht man, welcher tiefen Verachtung diese Caste preisgegeben ist, denn der Hund steht noch etwas höher; seine Nähe besudelt nicht, aber die Nähe eines Paria; weßhalb denn ein von diesem berührter Indier unrein wird und sich durch Waschen und umständliche religiose Ceremonien mühselig reinigen muß, wenn er sich nicht aus seiner Caste verstoßen sehen will.

Die Gegenwart eines Paria wird daher von allen übrigen Indiern mit Abscheu gemieden und gescheuet. Sieht ein Bramin auf seinem Weg einen Paria kommen, so läßt er ihm von weitem zurufen, und dieser muß auf eine ferne Strecke ausweichen. Begegnet ein Paria einem Raja aus der Caste der Krieger und er weicht nicht aus, so darf ihn der Raja auf der Stelle niederstoßen. Wie grausam dieses auch scheinen mag, so ist es doch nur von Seiten der höhern Casten eine

Nothwehr, denn sie kommen in Gefahr ein gleiches Geschick zu erdulden. In solchen Fall würde ein Bramin gerathen, der sich in der höchsten Noth einen Trunk Wasser reichen ließe; ein von aller Welt verlassener Kranker muß lieber sterben als von irgend einem der Unreinen Hülfreichung annehmen, denn er würde sogleich zu jenen gezählt.

Noch ein anderer Umstand ist zu bemerken: verwirkt jemand die Ehre seiner Caste, so fällt er sogleich in die tiefste herab; die Mißheirath der Tochter eines Raja, nur um eine Stufe tiefer, wirft sie gleich in die Classe der Parias. Ein gleiches Schicksal würde die Witwe erfahren, die sich weigerte mit ihrem verstorbenen Gemahl lebendig verbrannt zu werden.

In so vielem Betracht ist der Zustand eines Paria ein Zustand des höchsten Elends und der tiefsten Erniedrigung, zu welcher die menschliche Natur herabgewürdigt werden kann, und um so schrecklicher, als keine Rettung daraus möglich ist. Wer einmal in diese Hölle, durch Geburt oder Vergehen, gestoßen worden, der und seine Nachkommen müssen ewig darin verbleiben; kein Verdienst kann erlösen, ja der Unglückliche kann sich nicht einmal Verdienst erwerben, und wär' er noch so edel und tapfer, er darf nicht für die Rettung seines Vaterlandes kämpfen und bluten.

Wegen solcher allgemeinen Verachtung und drohender persönlicher Gefahr sind die Parias überhaupt sehr

ſcheu und furchtſam, und prägen auch ihren Kindern frühzeitig ein ſich um alles in der Welt keinem aus den übrigen Caſten zu nähern. Ohnehin müſſen ſie aus den Städten ſich fern halten, keinem Tempel dürfen ſie nahen, keinem öffentlichen Gottesdienſt beiwohnen, ja nicht einmal auf den Märkten unter Käufer und Verkäufer ſich miſchen. Von ferne deuten ſie auf die Waare die ſie gerne kaufen möchten, legen den Betrag dafür hin und ziehen ſich zurück. Hat der Verkäufer das Geld geholt und die Waare zurück gelaſſen, ſo eilen ſie pfeilſchnell mit ihr davon. Kein Wunder alſo, daß ſolche Jammerleute an einſamen abgelegenen Orten ihre Wohnung ſuchen, in elenden Hütten ſich aufhalten, in Bergklüften und Wäldern, in Geſellſchaft der Affen und übrigen wilden Thiere.

Der gemeine, an Geiſt und Herzen auf einer niedrigen Stufe ſtehende Paria nun findet ſich ſchon in ſeinen Zuſtand; er weiß es nicht anders, er iſt von Jugend auf daran gewöhnt, und es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er etwas Beſſeres werth ſey, zumal da ihm von der frühſten Kindheit auf eingeprägt wird, Gott habe ihn um der in einem früheren Leben begangenen Sünden willen in den Zuſtand verſetzt, worin er geboren worden.

Wenn aber ein edler, vorzüglich begabter Menſch, ſey es durch eigenes Vergehen oder durch die Schuld der Väter, ſich als Paria fühlt und alle die unſäg-

liche Schmach ſeines Standes mit Bewußtſeyn und in vollem Gefühl ſeiner Menſchenwürde erdulden muß, ſo wird ein Conflict ſeines edeln Selbſt mit den ihn erniedrigenden Satzungen und bürgerlichen Verhältniſſen entſtehen, der nicht tragiſcher gedacht werden kann.

Dieſer Conflict wird im vorliegenden Trauerſpiel ſehr fühlbar, indem der Held des Stücks durchaus als ein edler hochſtehender Menſch gezeichnet iſt. So auch verdient der Verfaſſer wegen der Wahl des Gegenſtandes alles Lob; denn der Paria kann füglich als Symbol der herabgeſetzten, unterdrückten, verachteten Menſchheit aller Völker gelten, und wie ein ſolcher Gegenſtand ſchon allgemein menſchlich erſcheint, ſo iſt er dadurch höchſt poetiſch.

Nicht weniger iſt der Verfaſſer wegen der in der Behandlung ſeines Gegenſtandes bewieſenen großen Oekonomie zu loben. Ohne Zwang ſind alle jene tragiſchen Motive in einen einzigen Act zuſammengebracht, die Handlung entwickelt ſich an einem einzigen Ort und der handelnden Perſonen ſind nur drey.

Von vorzüglichen Schauſpielern dargeſtellt, muß dieſes kleine Stück ſehr ſchönen Effect machen, und ſo ſoll es denn allen Bühnen auf das beſte empfohlen ſeyn.

E.

Bemerkenswerth ist es, daß in neuerer Zeit der Paria-Caste Zustand die Aufmerksamkeit unserer Dichter auf sich gezogen. Früher schon war lyrisch dargestellt wie eine Bajadere, als Glied dieses verworfenen Geschlechts, durch leidenschaftliche Liebe, durch Anhänglichkeit an ein göttliches Wesen bis in den Flammentod, sich selbst zur Göttin erheben.

Von dem deutschen Paria in einem Acte und seinen Verdiensten haben wir so eben Rechenschaft erstattet, er schildert den gedrücktesten aller Zustände bis zum tragischen Untergang.

Die französische Tragödie Paria, in fünf Acten, hat dieß mehr als tragisch-grausame Motiv von der energischen Seite genommen. Ein Paria Vater, in die Wüste zurückgezogen, ruht mit ganzer Seele auf einem trefflichen Sohn; dieser zu Jünglingsjahren herangereift, thatenlustig, verläßt den Alten heimlich und beraubt ihn also des schönsten Surrogates aller versagten irdischen Glückseligkeit. Er mischt sich unter das heimische Kriegsheer und kämpft mit demselben gegen das Eindringen einer Macht, die der Braminen Herrschaft zu zerstören droht, thut sich hervor, siegt und der Ober-Bramin wird ihm großen Dank schuldig, unwissend wem. Dieses geistliche Oberhaupt nun besitzt eine sehr liebenswürdige Tochter, die, wie billig, dem Tüchtigen gewogen ist, der auch ihren Reizen nicht widersteht. Der Alte selbst, der es vortheilhaft findet, bei sinkendem

Anſehn mit dem Tüchtigen in Verwandtſchaft zu ſtehen, begünſtigt die Neigung, und ein Eheband wird beſchloſſen. Hier tritt nun in dem Gewiſſen des wackern Helden das traurige Bewußtſeyn gewaltſam hervor und indem er ſich und ſeine Wünſche bekämpft, erſcheint unſeliger Weiſe der Vater und verdirbt (wie in der Jungfrau von Orleans der Alte) das ganze Verhältniß unwiederbringlich. Mehr ſagen wir nicht, weil ein Jeder der Literatur zu ſchätzen weiß, dieß ſehr ſchön gedachte, wohl durchgeführte Stück ſelbſt geleſen hat oder es zu leſen begierig ſeyn wird.

Nach dieſer doppelten in's Tragiſche geſteigerten Anſicht des traurigſten Zuſtandes wird man zu Erholung und Erhebung gern das Gedicht betrachten, welches, nach einer indiſchen Legende gebildet, im dritten Bande meiner Werke abgedruckt iſt. Hier finden wir einen Paria der ſeine Lage nicht für rettungslos hält, er wendet ſich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittelung, die denn freilich auf eine ſeltſame Weiſe herbeigeführt wird.

Nun aber beſitzt die bisher von allem Heiligen, von jedem Tempelbezirk abgeſchloſſene Caſte eine ſelbſteigene Gottheit, in welcher das Höchſte dem Niedrigſten eingeimpft ein furchtbares Drittes darſtellt, das jedoch zu Vermittelung und Ausgleichung beſeligend einwirkt.

Wundern darf es uns nicht, daß in unſern, ſo manchem Widerſtreit hingegebenen Tagen auch milde Stimmen ſich hie und da hervorthun, welche, genau betrachtet, auf ein Höheres hinweiſen, von wo ganz allein befriedigende Verſöhnung zu hoffen iſt.

Die Hofdame,

Luſtſpiel in fünf Acten

von

Franz v. Elsholtz.

Manuſcript.

Weimar, den 16 November 1825.

Dieſes Stück, in guten Alexandrinern geſchrieben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Abſicht des Verfaſſers mochte ſeyn, das Lächerliche des Gefühls darzuſtellen. Nun iſt das Gefühl an ſich niemals lächerlich, kann es auch nicht werden, als indem es ſeiner Würde, die in dem dauernden Gemüthlichen beruht, zu vergeſſen das Unglück hat. Dieß begegnet ihm, wenn es dem Leichtſinn, der Flatterhaftigkeit ſich hingibt.

In unſerem Drama ſpielen ſechs Perſonen, die durch ſchwankende Neigungen ſich in Lagen verſetzt finden, die allerdings für komiſch gelten dürfen; wobei jedoch, da alles unter edlen Menſchen erhöhten Standes vor-

geht, weder das Sittliche, noch das Schickliche im allgemeinen Sinne verletzt wird. Das Stück ist gut componirt, die Charaktere entschieden gezeichnet, die sechs Personen verwirren sich genugsam durcheinander und die Auflösung beruhigt das hie und da besorgte moralische Gefühl. Noch deutlicher zu machen, wovon hier die Rede ist, sey mir vergönnt, der Mitschuldigen zu erwähnen.

Verbrechen können an und vor sich nicht lächerlich seyn, sie müßten denn etwas von ihrer Eigenschaft verlieren, und dieß geschieht, wenn sie durch Noth oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In diesem Falle nun sind die vier Personen des gedachten Stücks. Was sie thun, sind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entschuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, und somit wäre nichts daran auszusetzen; auch ist es in der deutschen Literatur geschätzt. So oft es jedoch seit funfzig Jahren auf dem Theater hervortauchte, hat es sich niemals eines günstigen Erfolgs zu erfreuen gehabt, wie der auf dem Königstädter-Theater ganz neuerlich gewagte Versuch abermals ausweiset. Dieses kommt jedoch daher, weil das Verbrechen immer Apprehension hervorbringt, und der Genuß am Lächerlichen, durch etwas beigemischtes Bängliches gestört wird. In gleichem Sinne ist das neue Stück aus heterogenen Elementen bestehend anzusehen: das Gefühlerregende, Gemüthliche will man in der Darstellung

nicht herabsteigen sehen, und wenn man sich gleich tagtäglich Liebeswechsel erlaubt, so möchte man da droben gern was Besseres gewahr werden; besonders ist dieß die Art der Deutschen, worüber viel zu sagen wäre.

Dennoch aber halt' ich dieses Stück für vorzüglich gut und jederman wird es dafür ansprechen, wenn er sich ihm ganz hingibt und sich in der eignen Welt, die es darstellt, behagt, das Mißfallen an einem allzugrellen Neigungswechsel aufgibt und die Menschen nimmt, wie sie ihm der Dichter vorführt. Deßwegen würde das Ganze, wenn es eingriffe, immer, je länger je mehr, gefallen, da es in sich consequent und lebendig ist.

Die Aufführung hat Schwierigkeiten; sie müßte durchaus im höhern Tone der gebildeten Gesellschaft durchgehalten werden. Die Eigenthümlichkeit des vornehm geselligen Betragens wäre unerläßlich; auch müßte im letzten Acte das Kommen und Gehen kunstreich und gleichsam im Tacte behandelt werden. Ein äußeres Hinderniß der Vorstellung wird auf den meisten Theatern seyn, daß drey Frauenzimmer von gleicher Größe neben einander zu finden wären, damit die Unwahrscheinlichkeit der Mißgriffe nicht allzugroß würde. Ja noch gar manches Andere würde ein einsichtiger Regisseur zu bemerken haben. Ferneres Bedenken erregt der eigentliche Stoff: die Handlung geht an einem Hofe vor, der zwar nicht verderbt, aber doch nicht musterhaft ist; da-

her möchte das Stück, da wo es ein einsichtiges Publicum findet, nicht leicht gespielt werden, und wo es gespielt wird, kein competentes Publicum finden.

Alles überdacht, so thäte der Verfasser wohl, es drucken zu lassen. Die deutschen Theater haschen durchaus nach Neuigkeiten, es wird manches Bedenkliche, ja Verwerfliche gegeben; ich wäre selbst neugierig, welche Regie die Vorstellung zuerst wagte.

Bei'm Lesen und Vorlesen müßte es durchaus gefallen, besonders wenn in einer gebildeten Gesellschaft sechs Personen von Sinn, welche den Alexandriner vorzutragen verstehen, sich daran gäben ihre Rollen wohl zu studiren und es sodann mit Geist und Leben vorzutragen. Eine solche Unterhaltung würde, sobald mehrere Exemplare vorhanden sind, ich selbst veranstalten. Vielleicht wäre dieß auch der sicherste Weg, diese glückliche Production dem Theater zu empfehlen.

Ferneres über die Hofdame.

Weimar, den 11 December 1825.

Es war ein sehr glücklicher Einfall des Dichters, seine vornehmen Weltleute aus Italien zurückkommen zu lassen; dadurch verleiht er ihnen eine Art von empirischer Idealität, die sich gewöhnlich in Sinnlichkeit

und Ungebundenheit verliert, wovon denn auch schon glücklicher Gebrauch gemacht, noch mehr Vortheil aber daraus zu ziehen ist. Gehen wir schrittweise:

Die Scene, wo der Fürst, Adamar und der Hofmarschall allein bleiben, ist die erste ruhige des Stücks. Hier ist der Zuschauer geneigt aufzumerken, deßwegen sie mit großer Umsicht und Sorgfalt zu behandeln ist; ungefähr folgendermaßen:

Der Hofmarschall formalisirt sich über das Geschehene, als über etwas höchst Tadelnswerthes.

Der Fürst entschuldigt den Vorfall durch seine alte wiederaufwachende Jagdliebe; bringt das Beispiel von Pferden, welche der gewohnten Trompete und dem Jagdhorn unwiderstehlich gehorchen; bemerkt auch, daß über die wilden Schweine vom Landmann schon viele Klagen geführt worden, und schließt, daß der Fall nicht so ganz unerhört sey, daß ein Beispiel in Welschland ihm sey erzählt worden.

Der Hofmarschall kreuzigt und segnet sich vor Welschland, ergeht sich über die freie, ungebundene Lebensart, an die man sich gewöhne, und gibt dem Umgange mit Künstlern alles schuld.

Der Fürst wendet sich scherzend an Adamar und fordert ihn auf, seine Freunde zu vertheidigen.

Adamar erwidert: man habe die Künstler höchlich zu schätzen, daß sie in einem Lande, wo alles zu Müßiggang und Genuß einlade, sich die größten Entbeh-

rungen zumutheten, um einer vollkommnen Kunſt, dem Höchſten was die Welt je geſehen, unermüdet nachzuſtreben. (Dieß kann eine ſehr ſchöne Stelle werden und iſt mit großer Sorgfalt auszuführen.)

Der Hofmarſchall läßt die Künſtler in Italien gelten, findet aber ihr Aeußeres gar wunderlich, wenn ſie nach Deutſchland kommen. Hier iſt heiter und ohne Bitterkeit das Coſtume der zugeknöpften Schwarzröcke zu ſchildern: der offene Hals, die herabfallenden Locken, das Schnurrbärtchen, allenfalls die Brille.

Der Fürſt entgegnet durch Herabſetzung der Hofuniform, die er ſelbſt an hat und die ihm wohl ſteht. Von einem geiſtreichen talentvollen Menſchen, der in der Natur leben wolle, könne man dergleichen Aufzug nicht verlangen.

Der Fürſt, als ſeiner Braut entgegenreitend, muß ſehr wohlgekleidet erſcheinen und das Auge des Zuſchauers muß den Worten des Schauſpielers widerſprechen.

Der Hofmarſchall läßt die Künſtlermaske in Italien gelten, nur ſollten ſie nicht an deutſchen Höfen erſcheinen. So habe ſich neulich der Fürſt mit einem ganz familiär betragen, es habe gar wunderlich ausgeſehen, wenn Ihre Hoheit mit einem ſolchen Naturſohne aus dem Mittelalter durch die Felder gegangen ſeyen.

Adamar nimmt das Wort, beſchreibt Vergnügen und Vortheile die Natur mit einem Künſtler und durch

ſein gebildetes Organ anzuſehen, dagegen verſchwinde für den Kenner und Liebhaber jede andere Betrachtung.

Hofmarſchall weiß nur allzuſehr, daß man ſich wechſelſeitig nicht überzeugen werde; nur könne er eine Lebensweiſe niemals billigen, woraus ſo unerhörte Begebenheiten, wie man dieſen Tag erlebt, entſpringen müßten.

Der Fürſt tritt nun mit ſeiner Geſchichte des Prinzen von Parma hervor; nur muß in der Erzählung dem Suchen und Forſchen nach dem Bräutigam mehr Breite gegeben werden, ſo daß der Zuſchauer neugierig ja ungeduldig wird, wo er möge gefunden ſeyn.

So viel von dieſer Scene. Gelingt ſie, ſo iſt der Beifall dem Stück verſichert. Ich wiederhole: daß alles mit Heiterkeit, mit keinem mißwollenden Blick nach irgend einer Seite behandelt werden müßte, wie denn auch der Ausführlichkeit Raum zu geben. Der erſte Act des Stücks überhaupt eilt zu ſehr und es iſt nicht gut, auch nicht nöthig, weil der Zuſchauer noch ſeine volle Geduld beiſammen hat. Hiebei aber wird vorausgeſetzt, daß Vorſtehendes nur Vorſchlag ſey, den der Dichter ſich erſt aneigne, nach Erfahrung, Ueberzeugung, Denkweiſe bei ſich lebendig werden laſſe.

Will er das Geſagte benutzen und ſeine weitere Arbeit mittheilen, ſo ſoll es mir angenehm ſeyn und ich

werde ſodann über die folgende, ſo wie über die vorhergehende Scene meine Gedanken eröffnen.

Ich ſende das Manuſcript zurück, mit wenigen Bemerkungen an der Seite dieſer gedachten Scene, und wünſche, daß es in der Folge mir wieder mitgetheilt werde.

Die Urſache und Abſicht meiner Vorſchläge werden dem geiſtreichen Herrn Verfaſſer auch ohne weitere Erklärung deutlich ſeyn.

Briefe eines Verſtorbenen.

Ein fragmentariſches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geſchrieben in den Jahren 1828 und 1829.

Zwey Theile.

München, F. G. Franckh. 1830.

Ein für Deutſchlands Literatur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt, in ſeinen beſten Jahren, etwa ein Vierziger, in einem höhern Stande geboren, wo man ſich nicht erſt abzumüden braucht um auf ein gewiſſes Niveau zu gelangen, wo man früh Gelegenheit findet der Schmied ſeines eigenen Glücks zu ſeyn und, wenn das Werk mißlingt, wir es uns ſelbſt anzurechnen haben.

Die Briefe ſind in den Jahren 1828 und 1829 auf einer Reiſe geſchrieben, welche mehr zur Zerſtreuung, in Abſicht von Mißmuth wegen eines verfehlten Unternehmens ſich zu erholen, als zu irgend einem andern Zweck angetreten worden. Gerichtet

sind sie an eine zärtlich geliebte, genau und festverbundene Freundin, die man in kurzem wieder zu sehen hofft.

Der Schreibende erscheint als geprüfter Weltmann von Geist und lebhafter Auffassung, als der, durch ein bewegtes soziales Leben, auf Reisen und in höhern Verhältnissen Gebildete, daneben auch als durchgearbeiteter, freisinniger Deutscher, umsichtig in Literatur und Kunst.

Als guter Geselle tritt er auf, auch in der nicht besten Gesellschaft, und weiß sich immer anständig zu halten; er bleibt, sowohl bei den banalen Wildheiten der Rennjagd, als den herkömmlichen Ausschweifungen der Gelage, sein selbst mächtig, und ist, ungeachtet unbequemer Rheumatismen und Migränen, rüstig bei der Hand. Besonders aber fehlt er sich selbst nie, wenn er sich vornimmt Ausflüge da- oder dorthin, hin und her, kreuz und quer durchzusetzen. Alle Witterungen sind ihm gleich; die schlechtesten Wege, die unbequemsten Mittel des Transports, Verfehlung des Wegs, Sturz und Beschädigung, und was man sonst zufällig Widerwärtiges nur denken mag, rühren ihn keineswegs.

Beschreibungen von Gegenden machen den Hauptinhalt der Briefe, aber diese gelingen ihm auch auf eine bewundernswürdige Weise. England, Wales, besonders Irland, und dann wieder die Nordküste von

Einladung.

Mußt nicht vor dem Tage fliehen:
Denn der Tag, den du ereilest,
Ist nicht besser als der heut'ge;
Aber wenn du froh verweilest
Wo ich mir die Welt beseit'ge,
Um die Welt an mich zu ziehen,
Bist du gleich mit mir geborgen:
Heut ist heute, morgen morgen,
Und was folgt und was vergangen
Reißt nicht hin und bleibt nicht hangen.
Bleibe du, mein Allerliebstes;
Denn du bringst es und du gibst es.

England sind meisterhaft geschildert. Man kann sich's nicht anders möglich denken, als er habe die Gegenstände unmittelbar vor Augen, sie mit der Feder aufgefaßt; denn wie er auch jeden Abend sorgfältig sein briefliches Tagebuch geführt haben mag, so bleibt eine so klare ausführliche Darstellung immer noch eine seltene Erscheinung.

Mit heiterer Neigung trägt er das Monotonste, in der größten individuellen Mannichfaltigkeit, vor. Nur durch seine Darstellungsgabe werden uns die zahllosen verfallenen Abteyen und Schlösser Irlands, diese nackten Felsen und kaum durchgänglichen Moore bemerkenswerth und erträglich. Armuth und Leichtsinn, Wohlhabenheit und Absurdität würde uns, ohne ihn, überall abstoßen. Diese Betriebsamkeit der stumpfen Jagdgenossen, diese Trinkstuben, die sich immer wiederholen, werden uns in ununterbrochener Folge doch erduldsam, weil Er die Zustände erträgt. Man mag sich von ihm, wie von einem lieben Reisegefährten, nicht trennen eben da wo die Umstände die allerungünstigsten sind; denn sich und uns weiß er unversehens aufzuheitern. Vor ihrem Untergang bricht die Sonne nochmals durch getheiltes Gewölk und erschafft auf einmal, durch Licht und Schatten, Farb' und Gegenfarbe, eine bisher ungeahnete Welt vor den erstaunten Augen. Wie denn seine Reflexionen über künstlerisch zusammengefaßtes Landschaftsbild und eine suc-

ceſſive, gleichſam curſive Reiſemahlerey, als höchſt trefflich zu achten ſind.

Haben wir nun ihn, mit Geduld, durch ſolche langwierige Pilgerſchaften begleitet, ſo führt er uns wieder in bedeutende Geſellſchaft. Er beſucht den famoſen O'Connell in ſeiner entfernten, kaum zugänglichen Wohnung und vollendet das Bild, das wir uns, nach den bisherigen Schilderungen, von dieſem wunderſamen Manne im Geiſte entwerfen konnten. Dann wohnt er populären Zuſammenkünften bei, hört den Genannten ſprechen; ſodann jenen merkwürdigen Shiel und andere wunderlich auftretende Perſonen. Auch dergleichen Gaſtmahle ſchlägt er nicht aus, wo ſich ein oder der andere der gefeierten Tageshelden, zu ſeinen Gunſten und Ungunſten, mehr oder weniger auszeichnet. An der großen irländiſchen Hauptangelegenheit nimmt er menſchlich billigen Antheil, begreift aber die Zuſtände in aller ihrer Verwickelung zu gut, als daß er ſich zu heitern Erwartungen ſollte hinreißen laſſen.

Wenn nun aber auch der menſchlichen Geſellſchaft mancher Raum in dieſen Briefen gegönnt iſt, ſo nimmt doch bei weitem die Beſchreibung von Gegenden den größten Theil derſelben ein, und drängt ſich immer wieder vor. Eigentlich ſind es aber keine Beſchreibungen, ſondern Durchflüge, die man mit ihm, auf zerbrechlichen Wägelchen, oft auch zu Fuße machen muß, und ſich daran nur deſto mehr ergötzt, als man weder

durchnäßt noch ermüdet, weder ab- noch umgeworfen, den Vorfällen ganz ruhig zusehen kann.

Warum man aber gern in seiner Nähe bleibt, sind die durchgängig sittlichen Manifestationen seiner Natur; er wird uns durch seinen reinen Sinn bei einem natürlichen Handeln höchst interessant. Es wirkt so angenehm erheiternd, ein wohlgesinntes, in seiner Art frommes Weltkind zu sehen, welches den Widerstreit im Menschen von Wollen und Vollbringen auf das anmuthigste darstellt. Die besten Vorsätze werden im Lauf des Tages umgangen, vielleicht das Gegentheil gethan. Dieß incommodirt sein Inneres, dergestalt daß zuletzt ein tiefgefühlter, wenn auch parador ausgedrückter Besserungssinn, unter der Form einer Ehrensache, hervortritt.

Er sagt: wenn ich bei irgend einem Anlaß mein Ehrenwort einem Andern gebe und es nicht halte, so muß ich mich mit ihm schlagen, wie wär' es denn, wenn ich mir selbst das Ehrenwort gäbe, dieß und jenes was mich oft reut zu unterlassen, da käm' ich denn doch gegen mich selbst in eine bedenkliche Stellung.

Wäre denn wohl Kant's kategorischer Imperativ, in empirischer Form, gleichnißweise, artiger auszudrücken?

Religionsbegriffe oder Gefühle sind, wie man hieraus sieht, ihm nicht zur Hand. Er bescheidet sich,

daß dem Menſchen über gewiſſe Dinge keine deutliche Auskunft gegeben ſey.

Der äußere Cultus, den man das Innere zu beſchwichtigen anordnet, iſt ihm deutlich. Die römiſche Kirche wie die anglicaniſche läßt er beſtehen, aber unbewunden ſpricht er aus, was er von ihnen hält. Dagegen bekennt er ſich zu dem was man ſonſt natürliche Religion nannte, was aber in der neuern Zeit ſchon wieder ſich zu einer andern Anſicht gewendet hat. Der Frömmeley iſt er beſonders auffäſſig, und einige, wie es jedoch faſt ſcheinen will, von fremder Hand eingeſchaltete Aufſätze drücken ſich ſehr ſtark hierüber aus.

Ritterlich, wie oben gegen ſich ſelbſt, benimmt er ſich durchaus, und die Art wie er ſich überall ankündigt, jederzeit auftritt, bringt ihm großen Vortheil. Man denkt ſich ſeine Perſon anſehnlich und angenehm, er ſtellt ſich Hohen und Geringeren gleich, allen willkommen. Daß er die Aufmerkſamkeit von Frauen und Mädchen beſonders erregt, iſt wohl naturgemäß; er zieht an und wird angezogen, weiß aber, als welterfahrner Mann, die kleinen Herzensangelegenheiten mild und ſchicklich zu endigen. Freilich hat er alles an eine innig geliebte, ihm durch Neigung angetraute Freundin zu berichten, wo er ſich denn wohl mancher dämpfenden Ausdrücke bedienen mag. Nicht weniger verſteht er hie und da verfängliche Geſchichten, mit Anmuth und Be-

ſcheidenheit, wie es die beſte Geſellſchaft erträgt, ſchicklich einzuflechten.

Die Reiſe iſt in den letzten Jahren unternommen und durchgeführt, bringt alſo das Neuſte aus genannten Ländern, wie ein geiſtreicher um- und einſichtiger Mann die Zuſtände geſehen, uns vor Augen. Nach unſerer Meinung gereicht es dieſem Werke zu großem Vortheil, daß die zwey letzten Bände vor den zwey erſten erſcheinen, wodurch der ganze Vortrag eine epiſche Wendung nimmt; denn zu jedem was vorgeht, muß man ſich das Vorhergehende denken, welches durch die große Conſequenz des Schreibenden, durch ſein ſicheres Verhältniß zu der geliebten Freundin erleichtert wird. Mit einem klaren Geiſte wird man leicht bekannt, und mit dem Weltmanne findet ihr's gleich bequem, weil er durchaus offen erſcheint, ohne eben gerade aufrichtig zu ſeyn.

Nach und nach hilft uns der werthe Mann ſelbſt aus dem Traume. Man ſieht, es iſt ein ſchönes höchſt fähiges Individuum, mit großen äußern Vortheilen und zu genügendem Glück geboren; dem aber, bei lebhaftem Unternehmungsgeiſte, nicht Beharrlichkeit und Ausdauer gegeben iſt, daher ihm denn manches mißlungen ſeyn mag. Eben deßwegen kleidet ihn auch dieſe wunderſam genialiſch-zweckloſe, für den Leſer zweckerreichende Reiſe gar zu gut. Denn da wir nicht unterlaſſen können, engliſchen und irländiſchen Angelegen-

heiten unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, so muß es uns freuen, einen so begabten Landsmann gleichsam als forschenden Abgesandten dorthin geschickt zu haben.

Dieß sey genug, obschon noch viel zu sagen wäre, ein so lesenswerthes und gewiß allgemein gelesenes Buch vielleicht schneller in Umlauf zu bringen, welches auch als Muster eines prosaischen Vortrags angerühmt werden kann, besonders in beschreibenden Darstellungen, wohin man immer hingewiesen wird.

Schließlich aber, weil man doch mit einem solchen Individuum immer näher bekannt zu werden wünscht, fügen wir eine Stelle hinzu, die uns seine Persönlichkeit etwas näher bringt:

„Einige Zeit später brachte mir Capitän S. die letzte Zeitung, worin bereits mein Besuch in der beschriebenen Versammlung, und die von mir dort gesagten Worte, nebst den übrigen Reden, mit aller der in England üblichen Charlatanerie, drey oder vier Seiten füllten. Um dir einen échantillon von diesem Genre zu geben, und zugleich mit meiner eignen Beredsamkeit gegen dich ein wenig zu prunken, übersetze ich den Anfang des mich betreffenden Artikels, wo ich in eben dem Ton angepriesen wurde, wie ein Wurm-Doctor seinen Pillen, oder ein Roßkamm seinen Pferden, nie besessene Eigenschaften andichtet. Höre:"

„Sobald man die Ankunft des .... erfahren hatte, begab sich der Präsident mit einer Deputation auf des-

sen Zimmer, um ihn einzuladen unser Fest mit seiner Gegenwart zu beehren."

„Bald darauf trat er in den Saal. Sein Ansehen ist befehlend und graciös (commanding and graceful). Er trug einen Schnurrbart, und, obgleich von sehr blasser Farbe, ist doch sein Gesicht außerordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressif). Er nahm seinen Platz am obern Ende der Tafel, und sich gegen die Gesellschaft verneigend, sprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with propre emphasis), aber etwas fremdem Accent, folgende Worte u. s. w."

Eben deßhalb werden denn auch die zwey ersten, noch versprochenen Theile sehnlich erwartet werden, besonders von Lesern, welche eben jene Kenntniß der Persönlichkeiten, Namen, Verhältnisse, Zustände, für nothwendiges Complement, auch der schon an sich anonym höchst interessanten Ueberlieferungen, hoffen und begehren. Für uns aber würde es dem Werthe des Buchs nichts benehmen, sollte sich's auch am Ende finden, daß einige Fiction mituntergelaufen sey.

Monatsschrift
der
Gesellschaft des vaterländischen Museums
in Böhmen.

Erster Jahrgang.

Prag, im Verlag des Böhmischen Museums, 1827.

Zwölf Stücke. 8.

Diese Zeitschrift hat einen großen Vorzug vor manchen andern, daß sie von einer wohlgeordneten Gesellschaft ausgeht, welche wieder auf einer nationalen Anstalt beruht. Deßwegen gibt sie auch in dem ganzen vorliegenden Jahrgang nichts Fremdes; alles was sie mittheilt ist einheimisch und zu einheimischen Zwecken. Dadurch gewinnen wir den wichtigen Vortheil, in ein höchst bedeutendes Land und dessen Zustände als in ein mannichfaltiges Eine unzerstreut hineinzusehen.

Ehe man jedoch näher herantritt, thut man wohl, die Lage, die natürliche Würde des Königreichs Böhmen sich zu vergegenwärtigen. Es ist ein Land, dessen bei-

nahe viereckte Räumlichkeit, rings von Gebirgen eingeschlossen, nirgends hin verzweigt ist; eine große mannichfaltige Flußregion, fast durchaus von eignen Quellen bewässert, ein Continent mitten im Continente, wenig unter tausend Quadratmeilen enthaltend.

Und nun gewahren wir in dessen Mitte eine uralte, große, auffallend-sonderbar gelegene Hauptstadt, die nach dem gefährlichsten Glückswechsel mehrerer Jahrhunderte, noch immer besteht, theilweise zerstört, theilweise wieder hergestellt, bevölkert, entvölkert immer im Leben wieder aufblüht, und sich in der neueren Zeit durch Vorstädte nach außen fröhlich in's Freie verbreitet.

Um nun aber in möglichster Kürze darzustellen, welchen Aufschluß uns über ein so wichtiges Innere die verbundene Gesellschaft durch ihre Mittheilungen zu geben geneigt ist, so ordnen wir die verschiedenen Theile unter gewisse Rubriken, und wenden uns zuvörderst zu denjenigen, auf welche wir die Statistiker aufmerksam zu machen Ursach' finden.

Bevölkerung Böhmens.

Der Flächeninhalt dieses Königreichs beträgt 956 Quadratmeilen, Prag ausgenommen; die gesammte Bevölkerung aber, Christen, Juden, Ausländer, und Prag mit eingeschlossen, wird zu 3,732,061 Seelen angegeben.

Aus Vergleichung mit früherer Zeit ergibt sich, daß die Volkszahl seit 34 Jahren fast um den vierten Theil

gestiegen ist; der Flächeninhalt kommt mit der Zahl der Bewohner in ein Verhältniß von 3909 Individuen, Prags Einwohner dazu gerechnet.

Hierauf wird der Flächeninhalt der einzelnen Kreise, die Zahl ihrer Einwohner, sowohl die stärkste als geringste, vor Augen gestellt, die Zahl der einzelnen Wohngebäude mit den Einwohnern in Parallel gebracht, ferner die Ursachen einer auffallenden jährlichen Vermehrung vorgetragen.

Die Classen der Einwohner werden ausgemittelt, das Verhältniß des männlichen zu dem weiblichen Geschlecht, ingleichen der Verheiratheten zu den Ledigen, welches sich denn auch in den einzelnen Kreisen abändert, und zu gar angenehmen geographischen und topographischen Betrachtungen Veranlassung gibt. Nun kommt die Fruchtbarkeit der Ehen zur Sprache, das Geschlecht der Gebornen, und die Durchschnittszahl der unehelich gezeugten Kinder darf nicht ausbleiben. Auch ist bei den Sterbefällen jede Frage beantwortet, die Langelebenden sind bemerkt, die gewaltsamen Todesarten angezeigt, und sogar nach Kreisen speciell aufgezeichnet.

Wir schließen mit den eigenen Worten des würdigen Herrn Verfassers Dr. Stelzig, Physicus der Altstadt Prag, und treten seinem geäußerten Wunsche vollkommen bei: „Wer sollte wohl beim Schlusse dieser Abhandlung nicht eine Fortsetzung wünschen, die uns

Daß Suleika von Juſſuph entzückt war
Iſt keine Kunſt;
Er war jung, Jugend hat Gunſt,
Er war ſchön, ſie ſagen zum Entzücken,
Schön war ſie, konnten einander beglücken.
Aber daß du, die ſo lange mir erharrt war,
Feurige Jugendblicke mir ſchickſt,
Jetzt mich liebſt, mich ſpäter beglückſt,
Das ſollen meine Lieder preiſen
Sollſt mir ewig Suleika heißen.

zugleich auch über den moralischen, physischen und pathologischen Zustand der Bewohner der einzelnen Kreise Böhmens genaue Aufklärung geben möchte. Nur bei Erfüllung dieses Wunsches dürfte dann diese Zusammenstellung mehr an Interesse gewinnen, und als Materiale zu einer medicinischen Topographie Böhmens dienen können. Mögen daher unsere, besonders auf dem Lande wohnenden Statistiker, Geographen und Physiker uns bald mit derlei Beiträgen erfreuen, und diese gegenwärtige vaterländische Zeitschrift damit bereichern."

Bevölkerung der Hauptstadt.

Sogleich hat der Verfasser von seiner Seite damit begonnen, Notizen über die Bevölkerung Prags zu geben, welche das von dieser bedeutenden Hauptstadt zu erfahrende Wünschenswerthe nach den oben angeführten Rubriken gleichfalls darlegt.

Vaccination.

Es bedarf keiner weitumsichtigen und durchdringenden Seelenkenntniß, um zu wissen, daß wenn man dem hülfsbedürftigen Menschen irgend eine neue Arzney oder sonstiges Heilmittel anbietet, solche sogleich als universell und in allen Fällen erprobt angesprochen werden, daß aber sodann, wenn sich einige Ausnahmen hervorthun, Unglaube und Widerspruchsgeist alsobald Platz gewinnen, und das, was bisher als zuverlässig und unzweifelhaft

angesehen wurde, als ungewiß und bedenklich vorgestellt wird. So ging es früher mit Einimpfung der natürlichen Blattern; jetzt sehen wir die Vaccination mit gleichem Schicksale bedroht. Und höchst verdienstlich ist die Bemühung des Arztes zu nennen, welcher die Sicherheit von folgerechten Beobachtungen gegen einzelne nicht genugsam geprüfte Beispiele zu befestigen trachtet.

Böhmische Bäder.

Am allgemeinsten und unmittelbarsten bleibt Böhmen dem Auslande durch seine Heilquellen verwandt. Viele tausend Ausländer besuchen jene von der Natur so hochbegünstigten Quellen, und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man sich über die Gegend, die Natur und Eigenschaft der Wasser und ihre Kräfte belehren kann. Es ist daher dem Zwecke dieser Zeitschrift vollkommen gemäß, auch dasjenige, was sich daselbst Neues ereignet, kürzlich anzuzeigen, wie es hier von Franzensbad, Marienbad und über die Temperatur dieser Quellen geschieht.

Wie wir denn überhaupt wünschen, daß diese Schrift in den Leihbibliotheken aller Badeorte möge zu finden seyn, um den Fremden, der sich eine Zeit lang in Böhmen aufhält und mitunter langweilt, über das hohe Interesse aufzuklären, welches der Geschichts- so wie der Natur-Freund in diesem Königreiche erfassen kann.

Die Geſchichte des großen Zwiſchenreichs in den Jahren 1439 bis 1453

läßt uns in die Verwirrungen eines Wahlreichs hinein ſehen, wo man dem Würdigſten des Inlandes die Krone nicht gönnt, oder auch wohl zwiſchen Würdigen und Mächtigen in's Schwanken geräth, und deßwegen ſich nach auswärtigen Gewalthabern umſieht.

Hier werden nun von dem Herausgeber der Zeitſchrift, Herrn Franz Palacky, deſſen forſchender Fleiß und ſcharfer Blick das größte Lob verdienen, die Verhandlungen über die neue Königswahl im Jahre 1440, ſodann aber ein kritiſcher Nachtrag und Angabe der hiſtoriſchen gleichzeitigen Quellen vorgelegt, die ungedruckten werden nach der Zeitfolge angeführt, auch die früheren und deren Werth und Zuverläſſigkeit beleuchtet.

Geſandtſchaft nach Frankreich im Jahre 1464.

Georg von Podiebrad ward endlich zum König gewählt, ſeine Stellung zum Lande, zu den Nachbarſtaaten, zu der Kirche war höchſt ſchwierig, und als ein großdenkender, überſchauender Mann hegt er den Gedanken, der ſpätern vorzüglichen Regenten gleichfalls beiging: man müſſe einen Fürſtenbund ſchließen, um einem jeden das Seinige, und einen friedlichen Zuſtand Allen zu erringen.

In Verabredung mit den Königen von Polen und Ungarn erging nun eine Gesandtschaft an Ludwig XI. von Frankreich, wie denn nichts natürlicher war, als daß unser mittleres Europa, wenn es von Osten her zu sehr bedrängt wurde, um Hülfe nach dem westlichen hinblickte.

Das Reisediarium, aus dem Böhmischen übersetzt, im natürlichsten Style von einem Gesandtschaftsgenossen verfaßt, ist eins von den unschätzbaren Monumenten, das uns in eine wüste Zeit hineinblicken läßt, von der wir glücklicherweise keinen Begriff mehr haben.

Die strenge Sühne.

Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ergibt sich ein Ereigniß, das uns gleichfalls den Geist jener Zeit auf's unmittelbarste vergegenwärtigt. Eine gewaltsame, unversöhnliche Blutrache verwirrt schon mehrere Jahre hindurch die Verhältnisse großer und vielgegliederter Familien. Ein gränzenloses Unheil wird zuletzt durch Schiedsrichter geendigt, wobei denn höchst merkwürdig erscheint, daß die vielen Punkte, welche als Bedingungen aufgesetzt werden, sich durchaus auf Geld und Schritte zurückführen lassen: Geld zur Versöhnung der lebenden Beschädigten, zu Seelenmessen für das Heil der Abgeschiedenen; sodann aber Schritte zu Processionen und Wallfahrten. Auch dieses ist ein höchst zu empfehlender Aufsatz.

Belagerung von Prag im Jahre 1648.

Unter den hiſtoriſchen Aufſätzen zeichnet ſich dieſer vorzüglich aus. Der dreißigjährige Krieg geht zu Ende, ſchon ſind die Geſandten in Weſtphalen verſammelt, um den gewünſchten Frieden endlich zu Stande zu bringen. Grade in dieſem hoffnungsvollen Momente wird die kleine Seite der Stadt Prag von den Schweden überrumpelt und beſetzt. Wie die Einwohner der übrigen Stadttheile des rechten Ufers der Moldau ſich dagegen zur Wehre ſetzen, die Brücke vertheidigen, und von dem weiten Umfang der Mauern den Feind abwehren, und was die Stadt und Bürgerſchaft indeſſen leidet, iſt eine furchtbare Geſchichte.

Die Studenten und Profeſſoren der Carolinischen Univerſität thun ſich auf's kräftigſte hervor, tüchtige Hauptleute beleben das Militär, und ſo wird nach und nach die ganze Bevölkerung mit in den Kampf gezogen. Die Frauen beſorgen Verwundete, und die Juden, unfähig Waffen zu tragen, erzeigen ſich muſterhaft bei'm Löſchen. Was aber die Bangigkeit dieſer Beſchreibung vermehrt, iſt das Unbehülfliche beider Parteyen, das ſowohl im Angriff als in der Vertheidigung erſcheint und nur allzu augenfällig wird. Da jedoch unſer Menſchengefühl ſich auf der Seite der Belagerten halten muß, ſo bewundert man ihren unbezwungenen Muth und ihre ſchlafloſe Thätigkeit, unterdeſſen die Feinde,

mit Macht und Ernſt gleich anfangs die Stadt zu erſtürmen unterlaſſend, ſich rottenweis im Lande umhertreiben, brandſchatzen, ſengen und verderben.

Bei ſo großen, lange dauernden, höchſt unerträglichen Leiden war daher nichts natürlicher, als daß ein Theil der Belagerten ſich davon durch irgend einen anſtändigen Vertrag zu entledigen trachtete. Die deßhalb aufgeſetzte Capitulation gibt zu der Betrachtung Anlaß, wie der Menſch ſeinen herkömmlichen Zuſtand eben ſo wenig mit Willen, als das Leben verläßt, vielmehr in dem Augenblick, wo er alles zu verlieren bedroht iſt, doch alles bis auf das Geringſte zu erhalten trachtet. Hier nun wird man ſich kaum des Lächelns erwehren, wenn man ſieht, wie dieſe unglücklichen Einwohner, welche ihre bürgerliche und religiöſe Freiheit, Beſitz und Leben augenblicks zu verlieren in Gefahr ſind, doch noch alle Habe beiſammen zu erhalten, und ihrer Perſönlichkeit die größte Willkür zu ſichern gedenken.

Auch iſt ſie nie den Belagerern mitgetheilt worden, vielmehr ſcheint der kaiſerliche General Don Innocentio Conti, der treffliche Mann, welcher mit ſo viel Muth als Klugheit bisher das militäriſche Regiment geführt, auch hier abgerathen und verzögert zu haben, wohl wiſſend, daß wer, in den äußerſten Fall geſetzt, zur Nachgiebigkeit bereit erſcheint, auch ſchon verloren iſt.

Glücklicherweiſe macht noch zuletzt der in Weſtphalen geſchloſſene Frieden dem Unheil ein Ende. Die höchſt

beſchädigte Stadt erfreut ſich ihres Charakters; der Kaiſer, dankbar für die großen Aufopferungen, für allgemeine Lieb' und Treue, begünſtigt Alle, und vergißt es ganz, daß Verſchiedenheit der Meinungen und der Gottesverehrung die Gemüther in dem Augenblicke trennte, wo ſie vereint für politiſches Daſeyn und Selbſterhaltung kämpften.

Uebergang zum Folgenden.

Nachdem wir bei Krieg und Verderben unſre Darſtellung verweilen laſſen, iſt es wohl Zeit, daß wir wieder zurückſchreiten, und in Betrachtung ziehen, was für friedliche Abſichten bei den wiſſenſchaftlichen Anſtalten der frühſten Zeit in Böhmen obgewaltet, und wenn unſere Leſer an dem tapfern Betragen der Caroliniſchen Univerſitätsverwandten Theil genommen, ſo werden ſie nun auch gern erfahren, wie es eigentlich mit dieſer Anſtalt beſchaffen geweſen, worüber wir uns etwas weitläufiger zu ſeyn erlauben, indem ähnliche Zuſtände, Gegenſätze und Conflicte bis auf den heutigen Tag gewaltſam zu bemerken ſind.

Univerſitäten zu Prag.

Kaiſer Karl IV. kam als ein Prinz aus dem Hauſe Luxemburg nach Frankreich, und erhielt daſelbſt die erſten Eindrücke, die man Erziehung heißt; ein vorzüglicher, zum Herrſchen geborner Mann bemerkte gar bald

die beiden Hauptzweige des Regierungswesens. Widerspenstige Vasallen müssen auf eine und die andere Weise zur Dienstlichkeit gebracht und der Einfluß der Geistlichkeit vermindert werden; das Erste gelang ihm durch die goldne Bulle später, das Andere zu bewirken machte er bei Zeiten einen großen Versuch, es war: wissenschaftliche Thätigkeit, welche den Geistlichen bisher allein zustand, zu verbreiten und allgemeiner zu machen.

Nach dem Muster der Sorbonner ward eine Prager Universität eingerichtet, Männer vom größten Rufe wurden herbeigezogen, sie brachten einen Schweif von Schülern mit sich, damals hing man noch am Munde des Lehrers, ja an seinem Daseyn. Die Caroliniſche Universität, gestiftet 1348, wird nunmehr der wissenschaftliche Mittelpunkt von Deutschland, wie nachher, als Karln die Kaiserkrone übertragen war, auch sich alles dort als einem politischen Mittelpunkt versammelte.

Eine größere Frequenz hat man vielleicht auf keiner Universität gesehen, die Absicht war löblich, der Zweck eines großen Zusammenstrebens erreicht; aber auch die Reibungen vorschreitender Geister bereiteten fremden Lehren einen empfänglichen Boden.

England hatte schon früher sittlich-religiöse Männer gesandt, erst Bonifacius, welches der Apostel von Deutschland werden sollte, indem er sich auf das strengste an den römischen Cultus hielt. Nun aber kam Wiclef her-

über, gerade im Gegensinn; ein einziger Punkt seiner vielen abweichenden Lehren, daß ein jeder sich wo es ihm beliebe könne hinbegraben lassen, zerstörte die bisherige Einrichtung des kirchlichen Gottesdienstes. Die neuen Lehren reizten den Untersuchungsgeist mächtig auf. Durch Johann Huß nahm die Bewegung einen inländischen Charakter und nationalen Schwung. Indessen war für das Schicksal der Universität viel entscheidender der Conflict wegen des akademischen Regiments zwischen den fremden und einheimischen Professoren. Da König Wenzel IV. durch seine Entscheidung den Böhmen das Uebergewicht gab, und die bisherigen ungemeinen Vorrechte den Ausländern entzog, so erfolgte im Jahre 1409 die große Auswanderung der letztern. Nun traten die Meinungsverschiedenheiten in offenen Streit hervor, und es entspann sich daraus großes langwieriges Unheil für Stadt und Land, deren vielfache Zerrüttung wir nicht wiederholt schildern wollen.

Die römisch-katholische Lehre hatte sich im harten Kampfe mit den ergrimmtesten Widersachern doch stets wieder erhoben und großentheils im Königreiche hergestellt. Zu ihrer Befestigung, da die Carolinische Universität hiezu kein Werkzeug seyn konnte, wurde von Kaiser Ferdinand I. endlich eine neue Akademie gegründet, und den Vätern der Gesellschaft Jesu im Collegium zu St. Clemens übergeben.

Die Carolinische Universität bestand aus vier Fa-

culeäten, und übte die Rechte derſelbigen aus; der Ferdinandeiſchen waren aber nur Theologie und Philoſophie zugetheilt. Hieraus ergab ſich ſchon ein Mißverhältniß zwiſchen beiden, welches dadurch noch ſtärker wurde, daß auch ein Gegenſatz in den Religionsmeinungen noch fortdauerte, indem die Carolina früher der utraquiſtiſchen und darauf der proteſtantiſchen Lehre zugethan, die Ferdinandea hingegen von Anfang rein katholiſch war. Unter ſolchen Umſtänden konnten beide nicht neben einander beſtehen, ihre Wirkſamkeiten mußten feindlich zuſammentreffen; eine Vereinigung war nicht zu erzwingen; durch den Majeſtätsbrief Kaiſer Rudolphs II. vom Jahre 1609 wurde die Trennung beider noch entſchiedener ausgeſprochen.

Nach dem völligen Uebergewicht aber, welches durch den entſcheidenden Sieg auf dem weißen Berge Kaiſer Ferdinand II. über ſeine Gegner gewonnen, ward nunmehr die Vereinigung zum Nachtheil der unterlegenen Partey ernſtlicher betrieben. Die Caroliniſche Univerſität wurde der Ferdinandeiſchen Akademie incorporirt, und die letztere ließ jener nur ein untergeordnetes Fortbeſtehen.

Allein widerſprechende Verhältniſſe laſſen ſich ſo leicht nicht verſöhnen, und dem bedrängten Theile mangelte noch nicht alle Hülfe; ſie kam von daher am wirkſamſten, woher ſie am wenigſten zu hoffen ſchien. Der Erzbiſchof von Prag, als in früherer Zeit von Rom

Da du nun Suleika heißest
Sollt' ich auch benamset seyn.
Wenn du deinen Geliebten preisest,
Hatem! das soll der Name seyn.
Nur daß man mich daran erkennet,
Keine Anmaßung soll es seyn:
Wer sich St. Georgenritter nennet
Denkt nicht gleich Sanct Georg zu seyn.
Nicht Hatem Thai, nicht der Alles Gebende
Kann ich in meiner Armuth seyn;
Hatem Zograi nicht, der reichlichst Lebende
Von allen Dichtern, möcht' ich seyn.
Aber beide doch im Auge zu haben
Es wird nicht ganz verwerflich seyn:
Zu nehmen, zu geben des Glückes Gaben
Wird immer ein groß Vergnügen seyn.
Sich liebend an einander zu laben
Wird Paradieses Wonne seyn.

aus bestätigter Kanzler der Carolina, fand sich in seinen Rechten verletzt, ein Vergleich kam nicht zu Stande, weil man sich noch schwerer über den Besitz, als über die Rechte vertragen konnte, und von beiden Seiten wurde der Streit lebhaft fortgeführt.

Endlich kam von Rom aus die Entscheidung, die Väter der Societät Jesu seyen, ohne Autorität des päpstlichen Stuhls, keineswegs befugt gewesen, den Besitz der Caroliniſchen Universität aus einer weltlichen Hand anzunehmen, und derselbe deßhalb wieder zurückzustellen.

Die Carolina erhielt demnach alle ihr gehörigen Privilegien, Regalien, Kleinodien, Urbarien, Güter u. s. f. wieder zurück, wobei sich die Väter der Societät höchst nachgiebig und demüthig benahmen.

Nunmehr war die eigene Verwaltung dieser Güter wieder in Händen der Carolina, und deren Selbstständigkeit dadurch bedeutend hervorgehoben; allein bald thaten sich zwischen dem Prager Erzbischof, der Jesuiten-Societät und der Carolina neue Mißhelligkeiten hervor. Sie zu beseitigen ward ein Vergleich versucht, und nahe zu Stande gebracht. Aber der dreyßigjährige Krieg wüthete dazwischen, und alles gerieth nun in langwieriges Stocken und trostlose Verwirrung.

Bei der strengen Belagerung von Prag durch die Schweden und Protestanten thaten sich sämmtliche Akademiker, besonders aber die von der Carolina, patrio-

tisch hervor. Kaiser Ferdinand III. begnadigte sie deßhalb, gab ihr neue Vorzüge, und die gewünschte Vereinigung schien dadurch nur noch mehr entfernt.

Dennoch bewirkte das nun mit ganzer Macht lastende Uebergewicht der römisch-katholischen Kirche bald einen möglichen Abschluß. Es wurde anbefohlen, daß gleichförmig von allen Professoren an beiden Universitäten, so wie von allen nun zu promovirenden Doctoren der Lehrsatz von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau anerkannt werden sollte. Die äußere Lage war von der Art, daß jederman sich zu fügen alle Ursache hatte. Die geistige Absonderung war hiemit für immer gebrochen, und die Carolina in solchem Betreff mit der Ferdinandea auf gleichen Boden gestellt.

Wegen der übrigen Anordnungen erwartete der Kaiser eine Antwort von Rom, die aber im bestimmten Termine ausblieb, weil man dorten das Alte weder aufheben, noch das Neue verhindern wollte; deßhalb man auch dießseits im Jahre 1654 nun zum Unionsgeschäfte schritt. Die vereinigte Universität erhielt den Namen der Karl-Ferdinandeischen. Man bestimmte Rechte und Befugniß des Kanzlers, des Rectors, des Senats, wobei man die Gerechtsame beider Körperschaften doch möglichst berücksichtigte, und setzte zuletzt als Haupt der ganzen Anstalt einen Superintendenten, der die Function eines modernen Curators im weitesten Sinne auszuüben das Recht hatte.

Alſo bis dahin, wo dieſe widerſprechenden Elemente zu jener Zeit vereinigt wurden, führt uns ein vorliegender von Herrn Profeſſor Schnabel mit Gründlichkeit verfaßter Aufſatz, dem wir in unſerm Auszug genau folgen wollten, weil das Aehnliche, ja das Gleiche in unſern Tagen vorgeht, deßhalb wir Allen und Jeden, welche berufen ſind, ſich mit akademiſchen und ſonſtigen Angelegenheiten zu beſchäftigen, dieſes Capitel als von großer Wichtigkeit empfehlen möchten. Man wird hier wie überall finden, daß die Wiſſenſchaften ihren nothwendigen, ſtillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indeß es denjenigen, die ſich ſtandgemäß damit beſchäftigen, eigentlich um Beſitz und Herrſchaft vorzüglich zu thun iſt.

Nekrologen.

Der Lebensgang ausgezeichneter Zeitgenoſſen, ihre Herkunft, Schickſale und Verhältniſſe, bleiben uns oft ſelbſt bei perſönlicher Bekanntſchaft verſchloſſen oder dunkel, weil die Mittheilung, um ſo mehr ſie reizen könnte, ſich um ſo weniger fordern oder anbieten läßt. Erſt nach dem Ableben bedeutender Perſonen pflegen wir die zuſammenhängendere Geſtalt und die Merkwürdigkeiten ihrer Umſtände zu erfahren, die uns zu Aufſchlüſſen über ihre Eigenſchaften und Wirkungen dienen. Deßhalb können wir die Unverdroſſenheit zu ſolchen raſchen Mittheilungen nur dankend anrühmen,

ſie geben das dem Augenblick Wichtige, während das weithinaus Bedeutende ſeine Darſtellung vielleicht erſt in ſpäter Zukunft erwarten muß.

Die Nekrologen eines beſtimmten Landes werden bei aller Mannichfaltigkeit der Anlagen und Schickſale doch bald Vergleichungen darbieten, aus denen ſich ein gewiſſes Gemeinſame im Charakter erkennen läßt. Schon bei den hier vorliegenden Aufſätzen dürfte ſich das Intereſſe dieſer Betrachtung ergeben.

Die von Herrn Profeſſor Millauer gelieferten Notizen über ſiebzehn verſtorbene Mitglieder der Prager theologiſchen Facultät greifen zwar in der Zeit etwas zurück, gehören aber doch ſämmtlich dem achtzehnten Jahrhundert an. Der gleiche Stand erweiſ't ſich in ihnen mächtig, und neben dem, daß man nicht vergeſſen kann, katholiſche Profeſſoren vor Augen zu haben, wird man wohl auch erinnert, daß man ſie nothwendig als Böhmen anzuſehen habe.

Der Lebensabriß des Grafen Thun Fürſtbiſchofs von Paſſau, des Grafen Clam-Martinitz, des Generals Freiherrn v. Koller, die angezeigten Lebensbeſchreibungen der Generale Graf Kinsky, Graf Kolowrat und Graf Hieronymus Colloredo, ferner die kürzeren Anzeigen über die Gelehrten Johann Matſcheck und Joſeph Dlabatſch, ſo wie den in Peru durch Zufall umgekommenen Naturforſcher Hänke, gewähren einen reichen Ueberblick mannich-

facher Verhältniße, die dem einen oder dem andern Leſer oft von beſonderem Intereſſe ſeyn müſſen, für jeden aber auch ein allgemeines haben können.

Hiſtoriſche Nachleſe.

Vom Abbé Joſeph Dobrowsky, dem Altmeiſter kritiſcher Geſchichtsforſchung in Böhmen, finden wir mehrere kleine Aufſätze und Anmerkungen, in denen man alsbald den Hauch überlegener Kenntniſſe ſpürt. Dieſer ſeltene Mann, welcher frühe ſchon dem allgemeinen Studium ſlawiſcher Sprachen und Geſchichten mit genialem Bücherfleiß und Herodotiſchen Reiſen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landes-Kunde von Böhmen zurück, und vereinigte ſo mit dem größten Ruhm in der Wiſſenſchaft den ſeltneren eines popularen Namens.

Wo er eingreift, da iſt gleich der Meiſter ſichtbar, der ſeinen Gegenſtand überall erfaßt hat, und dem ſich die Bruchſtücke ſchnell zum Ganzen reihen. Indem er aus den großen Arbeiten unſres Pertz alſogleich für die böhmiſche Geſchichte ſeinen Gewinn erlieſt, vermehrt er rückwirkend den der unſrigen. Seine Bemerkungen über das alte mähriſche Reich ſuchen in dieſe dunkle Verwickelung der bewegteſten, zuſammenfließenden, ſich wieder theilenden Völkerwogen das Licht der Kritik einzuführen. Empfehlenswerth ſind gleicherweiſe die Enträthſelung einer bisher unverſtändlichen Stelle in der

Chronik des Cosmas, die Bemerkungen über die Verwandtschaft slawischer und nordischer Mythologie, und die Nachricht von Legung des Grundsteins der Neustadt Prag.

Wir erwähnen noch des mit Dobrowsky's Erläuterungen versehenen Artikels von Herrn Professor Ens über das frühere Verhältniß des Fürstenthums Troppau zu Böhmen, ferner des Aufsatzes von Herrn von Schwabenau über Konrad II. Fürsten von Znaim, sodann von Herrn Kropf die Erörterung der alten Burg Chlumez später Geiersberg genannt.

Die von Herrn Professor Millauer mitgetheilte Original-Matrikel der juridisch-kanonischen Facultät der Prager Carolina, so wie die Anzeige des Programms des Herrn Rector Held, — worin derselbe die Vermuthung begründet, nicht Johann Huß, sondern eine aus Paris eingetroffene Gesandtschaft habe durch ihren Rath entscheidend bei König Wenzel IV. auf Ertheilung des Decrets gewirkt, auf welches der große Abzug erfolgte, — schließen sich den übrigen Nachrichten von diesen gewichtigen Universitätssachen belehrend an.

Rückblick auf die Bewohner.

Herr Gubernialrath Neumann liefert über die Production und Consumtion, über die ökonomische und technische Thätigkeit Böhmens, einen umständlichen Be-

richt, der die eigenbedingte Lage des Landes, seine Bedürfnisse wie seinen Ueberfluß, und die Fortschritte des Wohlstandes und der Bildung seiner Bewohner klar vor Augen stellt, und mit dem erfreuenden Anblick einer gedeihlichen Gegenwart die nicht weniger zuverlässige Aussicht einer glücklichen Zukunft begründet. Ein solcher Aufsatz erlaubt aber kaum einen Auszug, wir müssen auf ihn selbst verweisen, um darin die Resultate des vereinten Bemühens einer väterlich fürsorgenden Regierung tüchtig ausführender Beamten und patriotischer Mithülfe theilnehmend anzuschauen.

Auch für die Entwickelung Böhmens sind Gesellschaften und Anstalten höchst wirksam geworden, in welchen der Gemeingeist der Privaten mit dem Schutz und Beitritt der Behörden zu Kraft und Ansehen sich verbunden. Die böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, die patriotisch-ökonomische Gesellschaft, die Gesellschaft des vaterländischen Museums, das polytechnische Institut, Actiengesellschaften und andere Vereine zu gemeinnützigen Zwecken, zeigen sich nach den verschiedensten Richtungen thätig, für Eisenbahnen, Kettenbrücken wird gesorgt, Wollmärkte werden angeordnet, die vormalige und jetzige Forstcultur verglichen. Die meisten der Aufsätze, welche von diesen Gegenständen einzeln handeln, sind sachgemäß belehrend. Wir werden einige hieher bezügliche noch unter eigenen Rubriken besonders hervorheben.

Böhmisches Museum.

Wie in anderen Theilen des österreichischen Kaiserstaates war auch in Böhmen bei eifriggesinnten Männern schon im Jahre 1818 lebhaft der Wunsch zur Gründung einer vaterländischen Anstalt erwacht, welche alle Interessen der besondern Nationalität im ganzen Umfange des Worts in sich begriffe. Alterthümer, Geschichtsbeiträge, Urkunden und andere Denkzeichen sollten hier gesammelt, die Sprache, die Sitten und Eigenheiten des Volks erforscht und festgehalten, die Naturgebilde des Landes zusammengestellt, und jedes Gedeihen in Wissenschaft, Kunst, Gewerbfleiß und Verkehr, vor allem aber der vaterländische Sinn selbst genährt und erhöht werden.

Der Aufruf des Oberstburggrafen hatte bald die edelsten und tüchtigsten Theilnehmer aus allen Ständen vereint; reiche Hülfsmittel wurden zusammengebracht, und die Gesellschaft begann sich zu gestalten. Doch ein so weitgreifendes Unternehmen bedurfte reifer Ueberlegung und mannichfacher Anhaltspunkte, um gleich von Anfang in zweckmäßiger Einrichtung seine Wirksamkeit ohne Schwanken und Hemmung ausüben zu können. Die Organisation kam nicht ohne Schwierigkeit zu Stande, endlich aber konnten die fertigen Statuten zur kaiserlichen Genehmigung vorgelegt werden, die denn auch im Jahre 1822 sehr gnädig erfolgte, und

der Gesellschaft die ihrem Wirken vorgeschriebene Bahn eröffnete.

Seitdem stieg die Gesellschaft mit jedem Jahre an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder, und ihr in dieser Monatschrift dargelegter Stand vom Jahre 1827 zeigt eine lange Reihe ehrenwerther Personen die an ihr Theil haben, von allen Stufen und aus allen Classen, auch die Frauen nicht ausgeschlossen. Als Präsidenten sehen wir den hochverdienten Grafen Kaspar Sternberg, dessen verehrter Name schon mehrfach den Wissenschaften ruhmvoll angehört, und dessen Thätigkeit hier leitend und vortragend das Ganze ausgezeichnet fördern hilft. Sodann folgt ein Verwaltungsausschuß von acht Mitgliedern, hierauf die Abtheilung der wirkenden Mitglieder, der Ehrenmitglieder, und einer besondern Classe beihelfender Mitglieder, welche meistens zugleich als sammelnd bezeichnet sind.

Die Sammlungen des Museums sind an Alterthümern, Urkunden, Handschriften, Büchern, Münzen, Naturgegenständen und Kunstsachen schon sehr ansehnlich, und mehren sich täglich, sowohl durch Schenkungen als durch andere Aneignung.

Zeitschriften.

Neben der böhmischen Sprache besteht die deutsche jetzt als eine wirklich einheimische in Böhmen, und hat im wissenschaftlichen und gebildeten Lebenskreise ent-

schiedenes Uebergewicht. Die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen in ihr. Allein die böhmische Sprache besteht auch ihrerseits in voller Kraft, und Bücher, Zeitschriften und Flugblätter für das Volk werden häufig in ihr gedruckt. Beide Sprachen vereinigend und vermittelnd, indem sie keine derselben verabsäumt, wirkt die Gesellschaft des vaterländischen Museums besonders auch durch ihre beiden Zeitschriften ein, von denen wir die deutsche hier ausführlich in Betracht haben, die böhmische aber, welche der Lage der Sachen gemäß in minder zahlreichen Heften erscheint, nach dem davon mitgetheilten Inhaltsbericht als höchst bedeutend und schätzbar ansprechen müssen.

Die Erhaltung und Belebung einer Literatur, deren Sprache sich in engern Gränzen abschließt, geraume Zeit fast nur dem untern Volke überlassen war, und mit einer theilweise eingebürgerten, über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das eben so viel Selbstverläugnung, als Kraft und Geschick fordert. Der Reichthum an Mittheilungen aus der ältern böhmischen Literatur, die ja auch eines classischen Zeitalters sich rühmen kann, muß freilich stets die Grundlage solcher Bemühungen seyn. Denkmäler der alten Sprache in Prosa und in Versen, Geschichtserzählungen, Sammlungen von Sprüchwörtern, Briefe, Reisebücher, Heldenlieder und Volksgesänge, werden mit sorgfältigem Fleiße

zum

Hatem.

Nicht Gelegenheit macht Diebe,
Sie ist selbst der größte Dieb;
Denn sie stahl den Rest der Liebe,
Die mir noch im Herzen blieb.

Dir hat sie ihn übergeben
Meines Lebens Vollgewinn,
Daß ich nun, verarmt, mein Leben
Nur von dir gewärtig bin.

Doch ich fühle schon Erbarmen
Im Carfunkel deines Blicks
Und erfreu' in deinen Armen
Mich erneuertes Geschicks.

zum Druck befördert. Indeß schließen sich an diesen Kern schon genug neuere Arbeiten an, Gedichte mannichfacher Art, historische, kritische, und sogar philosophische Aufsätze. Palacky, der die Herausgabe auch dieser Zeitschrift besorgt, Dobrowsky, Hanka, Tschelakowsky, Kollar, Sedlatschek, Swoboda und Andere bilden eine tüchtige Reihe neuböhmischer Schriftsteller, auf deren Schultern die Fortbildung der nationalen Literatur und Sprache schon hinreichend emporgetragen scheint, um gegen die Fluthen der Zeit einstweilen gesichert zu seyn.

Nicht ohne Verwunderung findet man unter den in's Böhmische versuchten Uebersetzungen, nebst einem Aufsatze von Franklin und einigen Elegien von Tibull, auch Pindars erste olympische Siegeshymne aufgezählt, und daß letztere als dem Versmaße der Urschrift genau entsprechend angegeben ist, darf von dem Reichthum und der Biegsamkeit der böhmischen Sprache, so wie von dem Talente des Uebersetzers Machatschek, eine nicht geringe Vorstellung erwecken.

Botanischer Garten.

Schon der Name eines so vorzüglichen Botanikers wie Herr Professor Mikan, der Brasilien und so manche berühmte Anstalt gesehen, so wie die Besorgung durch einen erprobten Gärtner wie Herr Hoborsky ist, berechtigen zu den besten Erwartungen; auch finden diese

sich nicht getäuscht. Die Verzeichnisse enthalten die Namen der besten Pflanzen, welche gegenwärtig die Gewächshäuser Deutschlands zieren; betrachtet man sie genauer (es werden auch zugleich Pflanzen vom gräflich Salmischen Garten gegeben), so findet sich, daß die dortigen Gärten den vorzüglicheren anderer Orte gleich sind.

Die zahlreichen Erica, Diosma, Phylica, Passerina, deuten auf wohlbesetzte Cap-Häuser: die Helicteres, Curcuma, auf Warmhäuser. Doch bemerkt man der letztern Art in den Prager Listen in Verhältniß nur wenig, und gar keine der neuern Modepflanzen, welche England sendet. Einige seltene brasilische erinnern dagegen an Wien, oder sind wohl unmittelbar vom Director mitgebracht worden.

Am entschiedensten verräth sich aber der Einfluß, welchen die Nachbarschaft der Hochgebirge auf den dortigen Pflanzenvorrath ausgeübt hat. Mit dem Monat May füllt sich das Verzeichniß mit den schönsten Alpenpflanzen, die man in den meisten übrigen Gärten Deutschlands vergeblich sucht. Sie erfordern aber auch eine ganz eigene Cultur, wie sie z. B. Graf Sternberg mit besonderer Vorliebe studirt und zur Nachahmung bekannt gemacht hat.

Schließlich gedenken wir auch des bedeutenden Werkes, dessen Anzeige wir hier begegnen, und worin Graf Sternberg die Flora der Vorwelt zum erstenmal in

ihrem bis jetzt bekannten Umfang geognostisch-botanisch darstellt. Das Ganze ist deutsch zu Regensburg erschienen, und in vier Heften nunmehr abgeschlossen; eine französische Uebersetzung hat eben daselbst Graf Bray herausgegeben. Den Entwickelungsgang des gelehrten Verfassers dürfen wir an diesem Orte nicht ausführlich besprechen, nur so viel sey zu sagen erlaubt, daß höhere Ansicht und gründliche Forschung, so wie ruhig besonnene und ansprechende Klarheit seinen wissenschaftlichen Vortrag stets auszeichnen.

Nahrungs- und Brennstoffe.

Reich an Getreide und großen Waldungen könnte Böhmen gegen die furchtbaren Nothstände, Mangel an Nahrungsmitteln und Brennstoff, vor vielen andern Ländern weit gesichert scheinen. Die Erfahrung mahnt jedoch, Vervielfältigung und Ersatz der beiderlei Nothwendigkeiten niemals zu verabsäumen, und bei den mit der Bevölkerung innerfort gesteigerten Bedürfnissen der Gegenwart auch die Ansprüche einer entlegenern Zukunft dem Auge nahe zu rücken.

In einem schätzbaren Aufsatze über das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa erörtert Graf Sternberg lichtvoll zuvörderst die allgemeine historische Frage, und gibt darauf einige merkwürdige Nachrichten über den Anbau der Erdäpfel in Böhmen, welchen er erst um die Mitte des achtzehnten Jahr-

hunderts als einigermaßen sich verbreitend ansetzt, und zwar hauptsächlich als durch König Friedrich II. von Preußen verursacht, indem theils dessen nachdrückliche Empfehlung des Erdäpfelbau's in Schlesien von da herüberwirkte, theils dessen siebenjähriger Krieg die Aushülfe wohlfeiler und ergiebiger Nahrungsmittel suchen lehrte; wenigstens heißen im Böhmischen die Erdäpfel noch immer Brambory, der Angabe nach aus Brandenburger verstümmelt, welcher Namen damals noch den preußischen bei dem Volke überwog. Doch erst in späterer Noth wurde der Bau der Erdäpfel in Böhmen allgemein, und ist es seitdem in angemessenem Verhältniß geblieben, neben den Cerealien immer höchst wichtig, und bei deren Mangel unschätzbar.

Auf gleiche Weise betrachtet der verehrte Verfasser in einem zweyten Aufsatz die Steinkohlen. Der Ueberfluß an Brennholz, welchen die böhmischen Waldungen liefern, soll die Benutzung eines wohlfeilen und brauchbaren Ersatzmittels nicht ausschließen, und der Bau der Steinkohlen, worin Böhmen sogar mit England soll wetteifern können, wird eifrig anempfohlen.

Kaiser-Franzens-Brücke.

Wir wenden uns von diesen Naturerzeugnissen nunmehr zu einem Werke der Technik, bei welchem nationale Tüchtigkeit mehrfach in Betracht kommt. Die Monatschrift liefert uns eine ausführliche Beschreibung mit

lithographirten Rissen der bei Karlsbad über die Tepl im Jahre 1826 neuerbauten steinernen Brücke, und mit wahrem Vergnügen empfangen und geben wir von einem Werk nähere Kenntniß, auf welches uns vom dortigen Curorte zurückgekehrte Freunde, sowohl wegen seiner kühnen Anlage als sorgfältigen Ausführung, schon vielfach aufmerksam gemacht hatten.

An der Stelle dieser merkwürdigen Brücke befand sich vormals schon eine steinerne mit drey Bogen, jeder zu 30 Fuß Weite, welche auf zwey Pfeilern im Flusse ruhten. Vor diesen Pfeilern hatten sich bei der außerordentlichen Ueberschwemmung in der Nacht zwischen dem 9 und 10 September 1821 sechs oberhalb durch die Fluthen mitfortgerissene hölzerne Brücken und sieben dergleichen Stege aufgethürmt, und somit Stauung des Wassers, Unterwühlen der Pfeiler und Widerlagen, und endlich den Einsturz der Brückenbogen veranlaßt. Um nun für die Folge dergleichen ungewöhnlichen Wassermassen freien Durchfluß zu verschaffen, und einem ähnlichen Unfall möglichst vorzubeugen, nahm man für den neuen Brückenbau nur Einen Bogen an, der jedoch sehr flach gehalten werden mußte, wenn die Fahrt über die Brücke nicht allzu steil und unbequem werden sollte. Die Ausführung wurde auf dreyerlei Weise, in Holz, Eisen und Stein projectirt; Seine Majestät der Kaiser entschieden jedoch für letzteres Material, und geruhten zu dem Bau 20,000 Gulden Conventionsmünze anzu-

weiſen, welcher hierauf unter der Oberleitung des durch mehrere hydrotechniſche Werke, unter andern den Bau der neuen Kettenbrücke bei Saaz über die Eger, rühmlichſt bekannten k. k. Straßenbaudirectors Strohbach, durch den umſichtigen Straßenbaucommiſſär Aloys Meyer im Herbſte 1825 begonnen, und mit ſolchem Eifer betrieben wurde, daß ſchon im November 1826 die neue Brücke zum Gebrauch geöffnet werden konnte.

Der Bau hatte bei Einheimiſchen und Fremden allgemeines Intereſſe erregt, welches ſich nach Wegnahme des Leergerüſtes durch den kühn geſprengten flachen Bogen, deſſen Haltbarkeit jedoch der Baumeiſter wohl berechnet, und durch tüchtige Widerlagen geſichert hatte, zu Staunen und Bewunderung ſteigerte. Dieſer Segmentbogen von 60 Grad hat nämlich 96 Fuß Weite bei 13 Fuß Höhe über den bis zum höchſten Waſſerſtand aufgeführten Widerlagen, und finden wir, nach Wiebekings vergleichender Tabelle der ausgeführten ſteinernen Brücken (Tbl. III. S. 484 deſſen Waſſerbaukunſt), in Deutſchland nur eine einzige mit nahekommendem Verhältniß, nämlich die Fleiſcherbrücke zu Nürnberg, deren Bogen 95 Fuß Weite und 14 Fuß Höhe hat. Der Baumeiſter dieſer im Jahre 1597 mit rothen Sandſteinen aufgeführten merkwürdigen Brücke war Karl von Nürnberg, und hat dieſelbe, obgleich damals der Tagelohn eines Zimmermanns oder Steinhauers nur 15 Kreuzer betrug, dennoch 82,172 Gulden gekoſtet.

Auf der Straße von Montauban nach Nizza befindet sich jedoch eine noch flacher gewölbte steinerne Brücke mit einem Bogen von 96 Fuß 11 Zoll Weite zu 11 Fuß Bogenhöhe, und ist dieß bei steinernen Brücken mit einem Bogen, so viel uns bekannt, das niedrigste bis jetzt in Anwendung gekommene Bogenverhältniß. In England, Frankreich und Italien sind zwar verschiedene Brücken mit einem Bogen zu 140 bis 150 Fuß Weite in neueren Zeiten aufgeführt worden, allein mit nicht unter ⅛ dieser Weite zur Bogenhöhe, indessen diese Höhe an der neuen Karlsbader Brücke noch nicht ⅛ der Bogenweite beträgt.

Eine solche flache Spannung würde sich der Hydrotekt bei diesem, nach unsrer Erinnerung durch außerordentliche Ueberschwemmungen schon mehr höchstgefährlich gewordenen Flusse wahrscheinlich nicht erlaubt haben, wenn ihm nicht das vortrefflichste Material so wie alle sonstigen technischen Mittel zur vollkommensten Ausführung zu Gebot gestanden hätten. Das ganze Werk wurde nämlich mit Granitblöcken aus den fünf Stunden entfernten Karlsbader und Gut-Eicher Gründen aufgeführt, und dabei eine seltene mechanische Fertigkeit und viele Gewandtheit entwickelt. Besonders reich und zweckmäßig finden wir die auf einer der Beschreibung beigefügten Platte dargestellte Vorrichtung zur Beischaffung und Aufstellung der im Durchschnitt 29 bis 35 Centner schweren 3¼ bis 4¾ Fuß starken Wölbsteine.

Der Techniker wird daher die nähere Beschreibung dieses Baues, so wie die angestellten Beobachtungen während des Setzens der ungeheuern freigetragenen Last des flachen Gewölbes, in der Zeitschrift selbst mit besonderem Interesse lesen, und den k. k. Straßenbaubeamten zu dem Gelingen dieses in solcher Vollkommenheit seltenen Werkes, das übrigens auch durch ein gefälliges und einfaches Aeußeres anspricht, Glück wünschen.

Schon gereichte die Anlage und Ausführung der Chaussee, auf welcher man von Teplitz her mit großer Bequemlichkeit und Sicherheit den hohen Berg nach Karlsbad herabkömmt, der k. k. Baudirection zur größten Ehre; durch die am Ende dieser Kunststraße neu hergestellte Granitbrücke ist das gemeinnützige Werk gänzlich vollendet, und letztere mit der Benennung Kaiser-Franzens-Brücke steht als ein würdiges Monument des erlauchten Begründers dieser großartigen Anlage. Möge solche vor der Allgewalt außerordentlicher Naturereignisse immerdar bewahrt bleiben!

Kunstakademie.

Die bildenden Künste haben in Prag, wo es weder an großen Mustern fehlt, noch die Anlässe eines umfangreichen und bewegten, Geschmack und Mittel vereinigenden Lebens zur Beschäftigung des Künstlers je mangeln, schon immer einen günstigen Stand, und wo nicht glänzende, doch gute Unterstützung gehabt. Die

Zeiten des Zurücktretens und der Vernachläſſigung, welche aller Orten zu überſtehen waren, haben auch hier den beſſern eines neuen Aufſchwungs und Gedeihens Raum gegeben.

Eine Akademie wirkt darauf hin, den mannichfachen Antheil für Kunſt und Künſtler zuſammenzufaſſen, zu ordnen, zu erhöhen. Sie veranſtaltet Kunſtausſtellungen, zu welchen die Lieferungen einheimiſcher Künſtler, wenn man alle Verhältniſſe erwägt, immer beträchtlich zu nennen ſind. Von ſolcher Kunſtausſtellung gibt die Zeitſchrift guten Bericht, den wir mit Vergnügen geleſen haben; da jedoch, um ſicher weiter zu gehen, hier vor allem eignes Anſchauen der Kunſtwerke ſelbſt erfordert würde, ſo können wir uns dießmal über den Gegenſtand nicht ausbreiten, ſondern begnügen uns, ihn der Aufmerkſamkeit zu empfehlen.

Welche reichen Gemählde ſammlungen aber in Prag und ſonſt in Böhmen befindlich, läßt ſich ſchon aus dem Einen Verzeichniß abnehmen, das uns Herr Galerie-Cuſtos Burde bloß von ſolchen Oelgemählden des Lukas Kranach angibt, die bisher in dem Heller'ſchen Verzeichniß der Werke dieſes Meiſters nicht aufgeführt waren.

Conſervatorium der Tonkunſt.

Die Anlagen zur Muſik ſind in Böhmen bekanntlich äußerſt verbreitet; dieſe Gabe wächſt gleichſam freiwil-

lig aus dem Volk hervor, und Genuß und Uebung derselben führen schon vom Kindesalter her den entschieden Fähigen einer weiteren Entwickelung entgegen, zu welcher es beinah' auf keinem Dorfe weder an Unterricht noch an Vorbildern gänzlich gebricht.

Doch hat man bei diesem den Böhmen seit Menschengedenken inwohnenden Schatze von Anlagen bald wahrnehmen müssen, wie sehr ein bloß natürliches Gedeihen gegen die Forderungen einer wissenschaftlichen, zur größten Mannichfaltigkeit und Umfassung gesteigerten Kunst noch zurückstehen bleibt, und daß auch das glücklichste Talent des Einwirkens einer gründlichen Schule nicht entrathen kann.

Hievon überzeugt, hatten im Jahre 1810 eine Anzahl Gönner und Freunde der Tonkunst in Prag zur Beförderung derselben mit kaiserlicher Genehmhaltung einen Verein gestiftet, welcher seine ansehnlichen Mittel alsbald zur Gründung eines Conservatoriums verwandte, worin für eine bedeutende Zahl von Schülern ein umfassender Unterricht eröffnet wurde. Der wohlüberdachte Studienplan dieser liberalen Anstalt erstreckt sich auf sechs Jahre, und der Zweck geht zunächst auf Bildung tüchtiger Orchestermitglieder und brauchbarer Sänger und Sängerinnen für die Bühne. Der Erfolg hat sich bis jetzt besonders in ersterer Hinsicht, so wie in Ausbildung vorzüglicher Lehrer bewährt. Die von dem Conservatorium veranstalteten Prüfungen, Akademien

Suleika.

Hochbeglückt in deiner Liebe
Schelt' ich nicht Gelegenheit,
Ward ſie auch an dir zum Diebe
Wie mich ſolch ein Raub erfreut!

Und wozu denn auch berauben?
Gib dich mir aus freier Wahl;
Gar zu gerne möcht' ich glauben —
Ja, ich bin's die dich beſtahl.

Was ſo willig du gegeben
Bringt dir herrlichen Gewinn,
Meine Ruh, mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!

Scherze nicht! Nichts von Verarmen!
Macht uns nicht die Liebe reich?
Halt' ich dich in meinen Armen,
Jedem Glück iſt meines gleich.

und ſelbſt dramatiſchen Vorſtellungen, laſſen auch im Publicum einen friſchen Antheil ſich ſtets erneuen.

Ein im Jahr 1826 unter dem Schutzanſehen des Erzbiſchofs von Prag geſtifteter Verein für Kirchenmuſik wirkt in andrer Art und Richtung, indem er die großen ernſten Meiſterwerke, deren Aufführung vermehrte Hülfsmittel erfordert, mit angemeſſener Sorgfalt zur Erſcheinung bringt.

Hier iſt denn auch das Requiem von Tomaſchek, welches als eine neueſte Schöpfung des gefeierten Componiſten in einem vorliegenden Hefte ausführlich beſprochen wird, nicht mit Stillſchweigen zu übergehen, ſo wie zugleich der für Beethoven veranſtalteten kirchlichen Todtenfeier ehrend Erwähnung zu thun.

Poeſie.

Böhmen hegt in ſeinem Innern, wie auch die vorliegenden Hefte bezeugen, eine reiche dichteriſche Flora, welche ſogar, gemäß den eigenthümlich zwiefachen Geſchichtselementen ihres Bodens in doppeltem Daſeyn, in einem böhmiſchen und einem deutſchen, hervortritt. Von dem Zuſammenleben zweier Sprach- und Dichtungs-Sphären gibt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie ſchon der Gegenſatz von Deutſchem und Slawiſchem ausdrückt, doch zugleich die ſtärkſte Verbindung erſcheint. Denn wenn die böhmiſchen Dichter, ſelbſt indem ſie alten Muſtern

folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu seyn, so sind hinwieder die deutschen Dichter in Böhmen, durch entschiedene Neigung und stetes Zurückgehen zum Altnationalen, ihrerseits recht eigentlich böhmisch.

Unter den letztern ist als hervorragendes Beispiel besonders Karl Egon Ebert zu nennen, ein schönes Talent, welches hauptsächlich böhmische Stoffe gewählt, und sie in mehrfachen Formen, auch sogar in einem großen Epos, mit Feuer und Leichtigkeit behandelt hat. Auch Anton Müller zeigt eine schöne Gabe, solche Stoffe lyrisch zu bearbeiten, und schon bei früherer Gelegenheit ist seiner Romanzen von Horimir und dessen Roß Schimek mit Anerkennung gedacht worden. Von andrer Seite haben wir aus deutscher Uebersetzung neuere böhmische Sonnete von Kollar kennen gelernt, und da auch deutsche Gedichte von Ebert und Müller über nationale Gegenstände durch Swoboda und Hanka in's Böhmische übertragen worden, so kann der Austausch und die Wechselseitigkeit nun nicht weiter gehen.

Aus allem diesem aber dürfte das Ergebniß folgen, daß, in Gemäßheit des schon festgestellten Verhältnisses, beiderlei Dichtungszweige, der böhmische wie der deutsche, ihren wahren Grund und Boden, dennoch stets in dem Altböhmischen zu suchen haben, wo Leben,

Sprache und Poeſie der Nation noch die eigenſte und ſelbſtſtändigſte Geſtalt tragen. Böhmen iſt reich an Denkmalen dieſer Blüthenzeit. Die koſtbaren Ueberbleibſel ſeiner alten Literatur, nie ganz vergeſſen, ſind in unſern Tagen unverhofft durch die reichſten Entdeckungen vermehrt worden. Durch eine bedeutungsvolle Schickung fand grade in dieſer Zeit, wo die Liebe zum vaterländiſchen Alterthum überall neu erwacht iſt, Herr Bibliothekar *Hanka* die Königinhofer Handſchrift, eine Sammlung böhmiſcher Heldenlieder, die uns auch bereits in deutſcher Ueberſetzung durch zwey Auflagen bekannt geworden. Die Sammlungen ſlawiſcher und böhmiſcher Volkslieder von *Tſchelakowsky* und andre dahin gehörige Mittheilungen ſchleſſen ſich an, und ſeitdem bereichert ſich dieſe Literatur von Tag zu Tag. Noch manchen größern Fund dieſer Art zu machen fehlt es nicht an Hoffnung und Ausſicht, beſonders jetzt, da eine allgemeine Aufregung für dieſe Gegenſtände, durch das böhmiſche Muſeum ſo kräftig unterhalten wird.

So häuft ſich denn ein Schatz an, den immerhin, wie wir auch an unſern deutſchen Schätzen ſolcher Art Aehnliches ſehen, nur ein kleiner Kreis genauer kennen und genießen mag, deſſen Wirkung aber darum nicht weniger allgemein iſt.

Den naturkräftigen und phantaſiereichen Charakter des altböhmiſchen Lebens aus dieſen Quellen, zu denen wir auch Chroniken rechnen müſſen, klar und ſtark her-

vorſtrömen zu laſſen, und in ihrer auffriſchenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichſt beizubehalten, wollen wir den neueren böhmiſchen Dichtern, wenn ſie dergleichen Stoffe wählen, beſtens empfohlen haben, welches nicht ausſchließt, auch einen heutigen, allgemein anſprechenden Gehalt damit zu verknüpfen.

Theater.

Hier iſt in Kürze anzumerken, daß die von den böhmiſchen Landſtänden geſtiftete und gut unterſtützte Prager Bühne ſeit einer langen Reihe von Jahren den beſtgebildeten und in bewährter Ueberlieferung fortarbeitenden deutſchen Bühnen beizuzählen iſt. Vorzüglichſte Talente, welche ſich in Deutſchland zum erſten Ruhme erheben, ſind von dieſer Bühne ausgegangen, oder haben geraume Zeit ihr angehört. Von ihren neueren Erſcheinungen wird verſtändiger Bericht ertheilt, worin unverkennbar das Streben iſt, das Vorübereilende des Tages im Zuſammenhang aufzufaſſen, und mit minder flüchtiger Beziehung zu verknüpfen.

Noch beſonders zu erwähnen iſt bei dieſer Gelegenheit, daß von der Prager Bühne herab, neben dem deutſchen Schauſpiel auch zu Zeiten ein böhmiſches den ſeiner Volksſprache anhänglichen und ihrer auch in den höheren Ständen noch kundigen Eingebornen mächtig ergötzt, und ſo dem nationalen Leben auch dieſer eindringliche Reiz nicht mangelt.

Debatten.

Auch dieſe Rubrik finden wir in dem Schlußverzeichniß, und verbergen unſere Zufriedenheit darüber nicht, daß nur wenige Seiten dieſem traurigen Geſchäft gewidmet ſind. Wir wollen zwar die wackere Redaction von ſolchen Controverſen nicht ganz abmahnen, aber ſie doch erſuchen, ſich nur höchſt ſelten dazu aufregen zu laſſen. Ueber wen beſchweren ſie ſich? Ueber Durchreiſende, — und wer hat ſich über die nicht zu beklagen? — über mißwollende Stadt- und Lands-Genoſſen, — dieſes Geſchlecht ſtirbt nicht aus; alſo nur im äußerſten und zwar im ſeltenen Falle der eigentlichen Verleumdung würden wir dergleichen Rügungen räthlich finden, und da auch lieber den eigentlichen Richter anrufen, als das Publicum, bei welchem Gleichgültigkeit und vorgefaßte Meinung gewöhnlich obwalten und regieren.

Schluß.

Unſre Anzeige der gehaltvollen Zeitſchrift endet mit dem Bedauern, ſo manches Schätzenswerthe des vorliegenden erſten Jahrgangs gar nicht oder kaum berührt zu haben, noch ſelbſt von den folgenden Jahrgängen irgend ſprechen zu können. Allein die Unmöglichkeit eine übergroße Verſammlung von gleichberechtigten Einzelnen in gegebenen Raum aufzunehmen, nöthigt zu repräſentativen Maßregeln, und wir müſſen uns genü-

gen laſſen, die Menge und Mannichfaltigkeit des Vorhandenen in vorzüglichen oder uns beſonders anſprechenden Beiſpielen einigermaßen vorgeſtellt zu haben.

Indem wir daher von den beiden Jahrgängen 1828 und 1829 nur anerkennen wollen, daß ihr Reichthum an werthvollen Mittheilungen jeder Art nur ſtets wachſend erſcheint, wie ſie denn auch die letzten Arbeiten des zu Anfang 1829 im ſechsundſiebenzigſten Lebensjahre leider dahingeſchiedenen Dobrowsky enthalten, — wünſchen wir unſern Leſern Antrieb und Neigung, die Quellen ſo vielfach belehrender Kunde nun ſelbſt anzugehen, und dadurch jede Fortſetzung von unſrer Seite entbehrlich zu machen.

Graf

Graf Eduard Raczinsky's

mahlerische Reise

in

einigen Provinzen des osmanischen Reichs,

aus dem Polnischen, durch van der Hagen.

Breslau. 1824.

Ein unterrichteter umsichtiger Weltmann reist zu Lande von Warschau bis Odessa, von da zu Wasser bis Constantinopel; ferner an die asiatische Küste, besucht Lesbos, ja die Gefilde von Troja. Ein kunstfertiger Zeichner begleitet ihn, und nun werden uns die mannichfaltigsten Gegenstände in vollendeten Kupferstichen überliefert.

Sehr interessant war uns z. B. die Darstellung der allgemein-polizeilichen Vorkehrungen, so wie der frommwohlthätigen Privatanstalten, um eine gränzenlose Bevölkerung in und um Constantinopel mit frischem Trinkwasser unausgesetzt zu versehen. Von ungeheuren,

Waſſer zurückſtauenden Steindämmen und ableitenden Aquäducten, bis zum einfachſten Schöpfrad, ſind uns die Mittelglieder größerer und kleinerer Röhrbrunnen in Flecken, Dörfern und Einſamkeiten, vor Augen gebracht.

Der Text begleitet heiter und kenntnißreich die bildlichen Darſtellungen, welche dadurch erſt ihren vollen Werth erhalten. Keinem wohlhabenden Bücherfreunde ſollte dieß Werk in ſeiner Sammlung fehlen.

Reiſen und Unterſuchungen

in Griechenland,

von Brönsted.

Erſtes Buch.

Paris 1820.

Eine höchſt willkommene Monographie der Inſel Zea, ſonſt Keos. Dieſes Eiland, bei aller ſeiner Kleinheit von den früheſten Zeiten her merkwürdig, wegen des Bezugs ſeiner Lage zu Euböa, dem Atheniſchen Gebiet und den übrigen Cycladen, wird von einem vielſeitig gebildeten Reiſenden beſucht, unterſucht und uns auf alle Weiſe näher gebracht. Eigenthümliche Naturerzeugniſſe, Wein, Honig, Oel, in reicher Menge gebaut, ringsum ein nicht allzu hohes, nach allen Seiten dem Meere zufallendes, durch hundert Schluchten getrenntes, auf ſeiner Höhe noch bewohnbares Gebirge.

Alterthum und Geſchichtswechſel, neuere Zuſtände und Sitten werden uns vorgeführt. Wir finden das angeſiedelte, freilich ſeit jenem Frühling der Zeiten ſehr

zuſammengeſchmolzene Völkchen noch immer unter dem heiterſten Himmel, langlebig bis zum Ueberdruß, nahrhaft, thätig, obgleich in ſonſt glücklicher Abgeſchiedenheit wie von jeher Seeräubern ausgeſetzt, genöthigt mit ihnen Verträge zu ſchließen, behutſam und liſtig ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

Der Reiſende bethätigt vollkommen ſeinen Beruf, durch methodiſche Unterſuchung, Aufgrabung bedeutender Alterthümer, an Bau- und Bildwerken ſo wie an Inſchriften. Merkwürdig iſt der ungeheure Löwe auf der Höhe des Berges, an Ort und Stelle aus einem Sandſteinfelſen herausgehauen, von gutem Styl, freilich durch die langerduldete Witterung verkümmert. Möge uns bald durch die zugeſagte Fortſetzung Gelegenheit werden auf's neue zu ſolchen Betrachtungen zurückzukehren.

Der Liebende wird nicht irre gehn,
Wär's um ihn her auch noch so trübe.
Sollten Leila und Medschnun auferstehn,
Von mir erführen sie den Weg der Liebe.

Ist's möglich, daß ich Liebchen dich kose,
Vernehme der göttlichen Stimme Schall!
Unmöglich scheint immer die Rose,
Unbegreiflich die Nachtigall.

Universalhiſtoriſche Ueberſicht

der

Geſchichte der alten Welt

und

ihrer Cultur,

von Schloſſer.

Frankfurt. 1826.

Wie oben gedachte beide Werke, den gegenwärtigen Zuſtand jener Gegenden ausdrückend, die Einbildungskraft nach dem Alterthum hinlenken, ſo gibt uns dieſes den entſchiedenen Anlaß uns die frühſten Zuſtände der Welt vor die Erinnerung zu rufen. Es fordert uns auf, in das Allgemeinſte, Vergangenſte, Nichtheranzubringende der Urgeſchichte unſer Schauen hinzuwenden, und, von da an die Völkerſchaften nach und nach zu unſerm Blick heranquellen zu laſſen.

Höchſt erfreulich iſt es demjenigen der ſein ganzes Leben ſolchen Betrachtungen gewidmet hat, das Gränzenloſe für den Geiſt begränzt, und die höchſt bedeutende Summe, inſofern das Einzelne nur einigermaßen ſicher iſt, klar und vernünftig gezogen zu ſehen.

Hab' ich nun auch das Ganze mit Dank aufgenommen und anerkannt, so war mir doch der vierte Abschnitt „die Zeichen der griechischen Herrschaft im südöstlichen Europa" darstellend, meinen liebsten Studien besonders angemessen. So belehrend als genußreich erschien es mir, das vielfach Gewußte und Gedachte in's Enge gebracht und um einen Mittelpunkt vereinigt zu sehen. Der Verfasser gehört zu denjenigen die aus dem Dunkeln in's Helle streben, ein Geschlecht, zu dem wir uns auch bekennen. Bleibt es doch unsere Pflicht, selbst die Idee, insofern es möglich ist, zu verwirklichen, warum sollten wir das erlangte Wirkliche einer auflösenden vernichtenden Einbildungskraft dahin geben?

Da nun zu gleicher Zeit meines Freundes und vierzigjährigen Mitarbeiters „Heinrich Meyers Tabelle, dessen Kunstgeschichte abschließend," in ihrer ganzen intentionirten Länge auf Leinwand gezogen vor mir hängt, so wird mir in dem griechischen Bezirk abermals alles faßlicher, indem ich hier die politische Geschichte, wie die Geschichte der Bildhauerkunst, der Plastik, Mahlerey und Literatur, synchronistisch überschaue und mit einem Blick das Mannichfaltigste wieder erfassen kann, was dort und im Verlauf der Zeiten nur einmal in einander greifend und wirkend lebendig gewesen. Wie erquickend und tröstlich ist es, in beiden genannten Wer-

ken die Reſultate nicht nur gezogen, ſondern auch das Einzelne im Beſondern ausgeſprochen zu finden, was ich mir ſelbſt, obgleich nur im Allgemeinen und Unzulänglichen, eine lange Reihe von Jahren her auszubilden getrachtet hatte.

Die elegiſchen Dichter der Hellenen,

von

Dr. Weber.

Frankfurt a. M. 1826.

Eine holde geiſtreiche Gabe demjenigen, der ohne der griechiſchen Sprache mächtig zu ſeyn, immerfort mit jenem einzigen Volke und in deſſen früheren und ſpäteren Umgebungen leben möchte. Von den vielen Gedanken, die bei dem wiederholten Leſen dieſes anziehenden Werks bei mir ſich entwickelten, ſey ein Weniges mitgetheilt.

Wir ſind gewohnt die Aeußerungen eines Dichters, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, in's Allgemeine zu deuten und ſie unſern Umſtänden, wie es ſich ſchicken will, anzupaſſen. Dadurch erhalten freilich viele Stellen einen ganz andern Sinn als in dem Zuſammenhang, woraus wir ſie geriſſen: ein Sprüchlein des Terenz nimmt ſich im Munde des Alten oder des Knechtes ganz anders aus als auf dem Blatt eines Stammbuches.

Und ſo erinnere ich mich ganz wohl, daß wir uns in jüngerer Zeit mit dem Theognis zu wiederholten Malen abgequält und ihm als einem pädagogiſch-rigoroſen Moraliſten einigen Vortheil abzugewinnen geſucht, jedoch immer vergebens, deßhalb wir ihn denn aber- und abermals bei Seite legten. Erſchien er uns doch als ein trauriger ungriechiſcher Hypochondriſt. Denn wie konnte wohl eine Stadt, ein Staat ſo verderbt ſeyn, daß es dem Guten durchaus ſchlecht, dem Schlechten gewiß gut ginge, in dem Grade, daß ein rechtlicher, wohldenkender Mann den Göttern alle Rückſichten auf redliches und tüchtiges Wollen und Handeln abzuſprechen verharrte? Wir ſchrieben dieſe widerwärtigen Anſichten der Welt einer eigenſinnigen Individualität zu und wendeten unwillig unſere Bemühungen an die heitern und frohſinnigen Glieder ſeiner Landesgenoſſen.

Nun aber, durch treffliche Alterthumskenner und durch die neueſte Weltgeſchichte belehrt, begreifen wir ſeinen Zuſtand und wiſſen den vorzüglichen Mann näher zu kennen und zu beurtheilen.

Megara, ſeine Vaterſtadt, durch Altreiche, herkömmlich Adelige regiert, wird im Laufe der Zeit durch Einherrſchaft gedemüthigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Beſitzenden, Geſitteten, häuslich und reinlich Gewöhnten werden auf das ſchmählichſte öffentlich bedrängt und bis in ihr innerſtes Familienbehagen verfolgt, geſtört, verwirrt, erniedrigt, beraubt, ver-

nichtet oder vertrieben; und mit dieſer Claſſe, zu der er ſich zählt, leidet Theognis alle möglichen Unbilden. Nun gelangen deſſen räthſelhafteſte Worte zum klarſten Verſtändniß, da uns bekannt wird, daß ein Emigrirter dieſe Elegien gedichtet und geſchrieben. Bekennen wir nur im ähnlichen Falle, daß wir ein Gedicht wie Dante's Hölle weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht ſtets im Auge behalten, daß ein großer Geiſt, ein entſchiedenes Talent, ein würdiger Bürger, aus einer der bedeutendſten Städte jener Zeit, zuſammt ſeinen Gleichgeſinnten von der Gegenpartey in den verworrenſten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, in's Elend getrieben worden.

Und wenn wir nun im Ganzen für die klare anmuthige Ueberſetzung beſtens zu danken haben, ſo geſtehen wir gern, wie ſehr uns das Gehörige der Noten zum Vortheil gediehen. Hier findet ſich abgemeſſen was zu Aufklärung des Textes erfordert wird. Alles andere was auch dem Verfaſſer wohl zu Gebote geſtanden hätte, wird beſcheidentlich abgelehnt: deßhalb ſich denn daraus alles was man in einem ſolchen Werke ſucht, Anſchauung, Effect, Begriff, nach eines jeden Leſers Fähigkeit und Bedürfniß, vollkommen ausbilden und beleben kann.

Ferienschriften

von

Carl Zell.

Der Verfasser will, wie er im Vorworte sagt, seine Aufsätze gern Idyllien, im antiken Sinne des Worts, genannt haben. „Hier wie dort," sagt er, „können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenstandes, so wie durch die Art der Darstellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder ersetzen." Diese Ansicht hat er für uns völlig gerechtfertigt, wir haben seine Mittheilungen vergnüglich an uns vorübergehen lassen, und können bezeugen, daß er uns an das Bekannte erinnert, manches im Gedächtniß Ausgelöschte wieder erneuert, manches neu dargebracht und, ohne daß uns seine Belesenheit lästig gewesen wäre, uns in den hinzugefügten Noten manchen angenehmen Blick in's Alterthum thun lassen.

Die sämmtlichen Aufsätze, von dem ersten, die Wirthshäuser der Alten behandelnd, an, bis zum letz-

ten, der uns auf das Sittliche in der griechischen Volksreligion merken läßt, benutzten wir zu Vorlesungen in Gesellschaft gebildeter Freunde, welche sich unterhalten, zu historischen, antiquarischen, ästhetischen und artistischen Gesprächen aufgeregt seyn wollen, und sie kamen uns mehrfältig zu statten. Wir rühmen, daß der Verfasser die behandelten Gegenstände sich dergestalt anzueignen gewußt und sie so heiter vorzutragen versteht, daß man sich dabei befindet, als hätte man das schon selbst gedacht. Als man nun daher beim lauten Vortrag weder an sich noch andern irgend ein Hinderniß der Aufnahme zu bemerken hatte, so ward die Unterhaltung dergestalt angenehm, daß man bei kurzer Dauer der Aufsätze nach jedesmaligem Aufhören eine gewisse Lücke empfand, im Vorlesen weiter fortschritt und zuletzt den Wunsch entschieden aussprach, der Verfasser möge es nicht an Fortsetzung einer so angenehmen Sammlung fehlen lassen.

Geſchichtliche Entwickelung

der

Begriffe von Recht, Staat und Politik,

von

Fr. von Raumer.

Auch hier beginnen wir abermals von den Griechen, und dürfen nicht läugnen daß, gleich ihren Siegen und Künſten, auch ihre Verfaſſungen uns höchlich intereſſiren, und daß wir nicht aufhören können, den ewigen Wechſel, dem dieſelben unterworfen geweſen, mit dem innigſten Antheil zu betrachten und zu ſtudiren; wir würden ja ſonſt die Abſicht und Beſtrebungen ihrer Schriftſteller keineswegs einſehen, noch weniger uns aneignen können.

Indem nun genanntes Werk von dorther die Hauptbegriffe bis auf den heutigen Tag entwickelt, ſo führt es uns durch eine Reihe von Zuſtänden, Geſinnungen und Meinungen durch, deren Conflict vielleicht noch nie ſo lebhaft geweſen als in unſern Tagen. Dankbar erkennen wir deßhalb die Förderniß die uns hieraus zugegangen.

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen,

nach

van der Hagens Ueberſetzung.

Sieben Bände.

Prenslau 1828.

Die Einbildungskraft in ihrer ausgedehnten Beweglichkeit ſcheint zwar kein Geſetz zu haben, vielmehr wie ein wacher Traum hin und her zu ſchwanken; aber genau beſehen wird ſie auf mannichfaltige Weiſe geregelt: durch Gefühl, durch ſittliche Forderungen, durch Bedürfniß des Hörers, am glücklichſten aber durch den Geſchmack, wobei die Vernunft ihre edlen Gerechtſame leitend ausübt.

Schon an den funfzehn Bänden der „Tauſend und Eine Nacht" findet ſich eine große Abſtufung des Inhalts, der Bewegung, des Vortrags, und eben jener geheimen Bedingungen denen die Einbildungskraft im Stillen huldigt. Nun veranlaßt uns der „Tauſend und Ein Tag" jene Betrachtungen durch andere Zeiten und Völkerſchaften fortzuſetzen. Der Stoff ſcheint unerſchöpflich, die Behandlung willkürlich.

Suleika.

Als ich auf dem Euphrat ſchiffte,
Streifte ſich der goldne Ring
Fingerab in Waſſerklüfte,
Den ich jüngſt von dir empfing.

Alſo träumt' ich. Morgenröthe
Blitzt in's Auge durch den Baum,
Sag Poete, ſag Prophete!
Was bedeutet dieſer Traum?

Indeſſen iſt doch ein gewiſſer Kreis geſchloſſen, deſſen Räume und Kennzeichen näher zu beleuchten den forſchenden Geiſt unterhält, während der müßige Hörer als Zeitvertreib das Ueberlieferte, mehr oder weniger theilnehmend, an ſich vorübergehen läßt.

Neueſte deutſche Poeſie.

1 8 2 7.

Theils unmittelbar von Verfaſſern und Verlegern, theils durch die Aufmerkſamkeit freundlicher Literatoren, gelangt gar manche neue Schrift zu mir, die mich zum Nachdenken aufregt, mich auch wohl im Allgemeinen irgend einen Begriff von ihr faſſen läßt; aber die Anzahl iſt zu groß, als daß es mir möglich wäre, in's Einzelne zu gehen. Man ſieht manch ſchönes Naturell, das ſich von herkömmlichen Regeln befreit hat, ſich nach eigner Art und Weiſe zu beſchäftigen und auszudrücken bemüht iſt, dagegen aber auch noch nicht dahin gelangte, ſich ſelbſt Geſetze vorzuſchreiben und ſich in den von der Natur gezogenen Kreis zu beſchränken. Auch hält es ſchwer, in jugendlichen Tagen über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden. Wie oft ich nun auch irgend ein Heft oder Bändchen durchdenke, ſo bin ich doch nicht im Stande, mich hierüber ausführlich mitzutheilen. Möge nachſtehende Tabelle verdeutlichen, wie ich mir den Werth von dergleichen Productionen anſchaulich zu machen ſuche.

Fer-

(Zu Seite 417 gehörig.)

Würdigungs-Tabelle

poetischer Productionen

der letzten Zeit.

Naturell.	Stoff.	Gehalt.	Behandlung.	Form.	Effect.
1) Leicht.	Alltäglich.	Gewöhnlich.	Bequem.	Im Kleinen gut.	Ephemer.
2) Ernst und elegisch.	Local und Sitten fremd.	Durch die Zeit gegeben.	Mit Leichtigkeit.	Der Würde gemäß.	Vorübergehend.
3) Begabt.	Vergangene Zeit und Sitten.	Menschlich begründet.	Gehörte Hand.	Schließt sich nicht zusammen.	Unbefriedigt.
4) Wohlbegabt.	Verneinend.	Schwer zu entdecken.	Ueberfrei.	Kaum zu entziffern.	Ablösend.
5) Besonnen.	Neuere Sitten.	Phantastisches Leben im Widerstreit mit dem Stoff.	Mit Bedacht und Sorgfalt.	Abgeschlossen.	Zweifelhaft wegen jenes Widerstreits.
6) Rein.	Natürlich.	Gemüthlich.	Zart.	Geistreich.	Anmuthig.
7) Kräftig.	Nationell.	Tüchtig.	Männlich.	Ahrtonisch-poetisch.	Ermuthigend.
8) Nicht auszuzeichnet.	Tagtäglich.	Verständig.	Gewandt.	Nicht abgeschlossen.	Immer bei'm Alten.
9) Klar und ermessend.	Studirt.	Historisch.	Verständig.	Ueberdacht.	Unwirksam.
10) Peinlich.	Halbwahr.	Erzwungen.	Empirisch.	Unrein.	Beunruhigend.
11) Bedeutend.	Vielseitig.	Tiefgefaßt.	Frei und frank.	Mannichfaltig.	Auffordernd.
12) Weltlich.	Träumerisch.	Bodenlos.	Weich.	Verschwebend.	Täuschend.
13) Facil.	Vielartig.	Nach Befund.	Frisch.	Geschickt.	Eigenartig.
14) — —	Bedeutend, aber bedenklich.	Dichterisch, glücklich gesteigert.	Bequem, vielleicht nicht tief genug greifend.	Untadelhaft.	Abzuwarten.

Da kein Zeitblatt ohne Räthsel und Charaden bestehen kann, so gönne man mir solche Logogryphen, hinter denen sich wenigstens einiger Logos versteckt hält.

Forderte man nun, es ſollte nebenſtehende lakoniſch und extemporirt aufgezeichnete Tabelle im Einzelnen gewiſſenhaft durchgedacht, das Ausgeſprochene näher beſtimmt, zur Ueberzeugung des Dichters und zur Einleitung des Publicums ausgeführt werden; verlangte man die Literatur des Tags und der Stunde aus dieſem Geſichtspunkte behandelt zu ſehen: ſo läßt ſich begreifen, daß die ganze Zeit eines unterrichteten, denkenden, liebevoll-theilnehmenden Mannes dazu nöthig wäre, der am Ende unter Tauſenden doch nur für eine einzige Stimme gelten würde, und was könnte ſie für Wirkung hervorbringen? Würde der junge Dichter freundlich drein ſehen, wenn man ihm Beſchränkung zumuthete? Würde das Publicum zufrieden ſeyn, wenn man ſein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung heranriefe? Beſſer iſt es, die Zeit gewähren zu laſſen. Die allgemeine Weltcultur ſteht ſo hoch, daß eine Sonderung des Aechten und Falſchen gar wohl von ihr zu erwarten bleibt.

Stoff und Gehalt,

zur Bearbeitung vorgeschlagen.

Es gibt Bücher die sehr leseswürdig aber nicht lesbar sind; umgekehrt mag der Fall auch seyn, aber von jenen gedenke ich jetzt drey vorzuführen, und hierauf Wunsch und Vorschlag zu gründen.

Bei dem Vielschreiben, welches in Deutschland sich immer vermehren wird, ist offenbar, daß es oft an würdigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gelegenheit gäbe, sein Talent vortheilhaft zu zeigen. Thut sich irgendwo zu Hause und in der Fremde ein anziehender Gegenstand hervor, gleich sind mehrere Hände bereit ihn zu ergreifen und zu reproduciren, es sey durch Nachahmen, Umarbeiten, Uebersetzen und wie es sich nur einigermaßen schicken will. Deßhalb ist es beinahe lustig zu sehen, wie immer eine Feder der andern vorzueilen sucht, wodurch denn der Fall entsteht, daß Aehnliches oder völlig Gleiches vielfach in's Publicum gebracht wird. Was die scheinbaren Talente dabei gewinnen

und verlieren, kann bei uns nicht in Betracht kommen; aber es iſt keine Frage, daß entſchieden gute Köpfe dadurch verführt, und zu undankbaren Arbeiten hingezogen werden. Dieſen bringe ich die gleich zu erwähnenden Bücher in Vorſchlag, und empfehle ſie ihrer Aufmerkſamkeit. Sie ſind alle drey von gehaltreichem Stoff, ganz ohne Form, und bieten ſich der geſchickteſten Behandlung dar. Freilich iſt hier die Rede nicht, daß etwas gemacht werde, ſondern daß es gut werde: denn zu allen dreyen, wenn man ſie gelten machen will, gehören vorzügliche Talente.

Begebenheiten des ſchleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm ſelbſt aufgeſetzt. Breslau 1820.

Die Bearbeitung dieſes zuerſt genannten Werkes würde wohl am ſicherſten glücken; es iſt vaterländiſchen Urſprungs, und wir Deutſchen ſind geneigt, uns in frühere Zeiten und Sitten, ſ abſtehend und wunderlich ſie auch ſeyn mögen, mit einem heitern Patriotismus zu verſetzen. Auch iſt eine ſolche Behandlung ſchon angedeutet. Der Referent im literariſchen Converſationsblatt 1824, Nr. 153 und 155 hat den Sinn völlig gefaßt, und den Ton getroffen, wie das Ganze zu nehmen wäre.

Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fontvielle de Toulouse. Paris 1824.

Dieſes zweyte liegt weiter von uns ab. Es iſt eine Art von modern franzöſiſchem Cellini, ein kühnthätiger Menſch, der es auf eine Weiſe treibt, daß er ſich immer ſelbſt rathen und helfen muß, wenn er durchkommen will. In Toulouſe im Jahre 1760 geboren, überliefert er ein heiter wahres Bild jener ſüdfränkiſchen Lebensweiſe vor der Revolution bis zu dem Beginne und dem Verlauf derſelben. Wir werden von der erſten Erſchütterung bis zum entſchiedenen Vernichten des mäßigbehaglichen bürgerlichen Zuſtandes geführt, und da erſcheint uns der Hergang faſt gräulicher als das concentrirte Unheil der Pariſer Gleichzeit. Denn dieſe macht einen großen welthiſtoriſch-tragiſchen Eindruck, deſſen Erhabenheit das beſondere Elend vor unſerm Blick verſchlingt. Dort aber iſt es die einzelne Beunruhigung, ſodann Sorge, Kummer und Jammer, nach und nach ſich ſteigernd. Wir ſehen das furchtbare Herankommen einer unaufhaltſam anſteckenden Krankheit, ein leiſes Aufregen des unterſten wüſten Pöbels, das allmähliche Verbreiten mörderiſcher, mordbrenneriſcher Sitten, wodurch ein idylliſcher Zuſtand, inſofern er im 18ten Jahrhundert möglich war, von Grund aus zerſtört wird.

Um ein allgemein leſbares Buch aus dieſem Stoffe zu bilden, müßte man von den erſten Theilen das Meiſte,

von den letzten das Wenigſte nehmen; dort ein ausführliches Detail benutzen, hier die Reſultate ſummariſch-ſymboliſch auffaſſen.

Ludwig Gall's Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Trier 1822.

Um dieſes dritte Werk gehörig zu benutzen, würde das vorzüglichſte Talent verlangt, das zu vielen Vorarbeiten ſich entſchlöſſe, ſodann aber eine freie Umſicht zu erwerben fähig und glücklich genug wäre. Der Bearbeitende müßte den Stolz haben, mit Cooper zu wetteifern, und deßhalb die klarſte Einſicht in jene überſeeiſchen Gegenſtände zu gewinnen ſuchen. Von der früheſten Coloniſation an, von der Zeit des Kampfes an, den die Europäer erſt mit den Urbewohnern, dann unter ſich ſelbſt führten; von dem Vollbeſitze an des großen Reiches, das die Engländer ſich gewonnen, bis zum Abfalle der nachher Vereinigten Staaten, bis zu dem Freiheitskriege, deſſen Reſultat und Folgen; dieſe Zuſtände ſämmtlich müßten ihm überhaupt gegenwärtig und im Beſondern klar ſeyn. In welche Epoche jedoch er ſeine Handlung ſetzen wolle, wäre mancher Ueberlegung werth.

Die Hauptfigur, der proteſtantiſche Geiſtliche, der, ſelbſt auswanderungsluſtig, die Auswandernden an's Meer und dann hinüberführt, und oft an Moſes in den Wüſten erinnern würde, müßte eine Art von Doctor Primroſe ſeyn, der mit ſo viel Verſtand als gutem

Willen, mit ſo viel Bildung als Thätigkeit bei allem was er unternimmt und fördert, doch immer nicht weiß was er thut, von ſeiner ruling passion fortgetrieben, dasjenige was er ſich vorſetzte, durchzuführen genöthigt wird, und erſt am Ende zu Athem kommt, wenn aus gränzenloſem Unverſtande und unüberſehbarem Unheil ſich zuletzt noch ein ganz leidliches Daſeyn hervorthut.

Was den Perſonenbeſtand betrifft, ſo hat weder ein epiſcher noch dramatiſcher Dichter je zur Auswahl einen ſolchen Reichthum vor ſich geſehen. Die Unzufriedenen beider Welttheile ſtehen ihm zu Gebote, er kann ſie zum Theil nach und nach zu Grunde gehen, endlich aber, wenn er ſeine Favoriten günſtig untergebracht hat, die übrigen ſtufenweiſe mit ſehr mäßigen Zuſtänden ſich begnügen laſſen.

Ich behalte mir vor die Löſung dieſer Aufgaben, inſofern ich ſie erleben ſollte, ſo gründlich als es mir nur möglich, zu beurtheilen, weil hier eine Gelegenheit wäre, von dem Werthe des Stoffs, dem Verdienſte des Gehalts, der Genialität der Behandlung, der Gediegenheit der Form hinlängliche Rechenſchaft zu geben.

Hatem.

Dieß zu deuten bin erbötig!
Hab' ich dir nicht oft erzählt,
Wie der Doge von Venedig
Mit dem Meere sich vermählt?

So von deinen Fingergliedern
Fiel der Ring dem Euphrat zu.
Ach zu tausend Himmelsliedern,
Süßer Traum, begeisterst du!

Mich, der von den Indostanen
Streifte bis Damascus hin,
Um mit neuen Caravanen
Bis an's rothe Meer zu ziehn,

Mich vermählst du deinem Flusse,
Der Terrasse, diesem Hain,
Hier soll bis zum letzten Kusse
Dir mein Geist gewidmet seyn.

Für junge Dichter.

Nur allzu oft werden mir von jungen Männern deutsche Gedichte zugesendet, mit dem Wunsch, ich mdge sie nicht allein beurtheilen, sondern auch über den eigentlichen dichterischen Beruf des Verfassers meine Gedanken erdffnen. So sehr ich aber dieses Zutrauen anzuerkennen habe, bleibt es doch im einzelnen Falle unmdglich das Gehdrige schriftlich zu erwidern, welches mündlich auszusprechen schon schwierig genug seyn würde. Im Allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag, für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem Jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen, sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermdgen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein Jeder welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich wird es aber den Jüngern einzusehen, daß hierdurch im höhern Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles was im Innern vorgeht, alles was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen seyn, und manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen wie das Vaterland, die gränzenlose Natur, so wie ihre einzelnen unschätzbaren Erscheinungen, überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche, denn Viele, die auf demselben Wege gehen, werden sich zusammen gesellen, und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzu fern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlornen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt, und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzelnen und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie

schwer

ſchwer iſt es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen: daß die Muſe das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten verſteht.

Wenn wir bei'm Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns alle, wie wir ſind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müſſen, alle früheren Träume, Wünſche, Hoffnungen und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurückfordern, da entfernt ſich die Muſe, und ſucht die Geſellſchaft des heiter Entſagenden, ſich leicht Wiederherſtellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Roſengarten die gehörige Zeit gönnt, ſeine eignen Leiden beſchwichtigt, und um ſich her recht emſig forſcht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn ſodann von den holden Göttinnen, die, wenn ſie ſich der befangenen Unſchuld erfreuen, auch der umſichtigen Klugheit gerne zur Seite ſtehen; dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünſtigen, hier eines Vollendeten in ſeiner ganzen Entwickelung ſich freuen. Und ſo ſey mir erlaubt, dieſe Herzensergießung mit einem Reimworte zu ſchließen.

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo ſich Geiſt und Sinn erhöht:
Daß die Muſe zu begleiten,
Doch zu leiten nicht verſteht.

Noch ein Wort für junge Dichter.

Unser Meister ist derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben, und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mittheilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am sichersten erreichen.

In solchem Sinne war ich Meister von niemand. Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird.

Geht er dabei frisch und froh zu Werke, so manifestirt er gewiß den Werth seines Lebens, die Hoheit oder Anmuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war.

Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich

in dieſer Art gewirkt; es entſpringt daraus gewiſſermaßen eine Naturdichtung, und nur auf dieſe Art iſt es möglich Original zu ſeyn.

Glücklicherweiſe ſteht unſere Poeſie im Techniſchen ſo hoch, das Verdienſt eines würdigen Gehalts liegt ſo klar am Tage, daß wir wunderſam erfreuliche Erſcheinungen auftreten ſehen. Dieſes kann immer noch beſſer werden und niemand weiß wohin es führen mag; nur freilich muß jeder ſich ſelbſt kennen lernen, ſich ſelbſt zu beurtheilen wiſſen, weil hier kein fremder äußerer Maßſtab zu Hülfe zu nehmen iſt.

Worauf aber alles ankommt, ſey in Kurzem geſagt. Der junge Dichter ſpreche nur aus was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Geſtalt es auch ſeyn möge; er beſeitige ſtreng allen Widergeiſt, alles Mißwollen, Mißreden, und was nur verneinen kann: denn dabei kommt nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernſt genug empfehlen, daß ſie ſich ſelbſt beobachten müſſen, auf daß bei einer gewiſſen Facilität des rhythmiſchen Ausdrucks ſie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetiſcher Gehalt aber iſt Gehalt des eigenen Lebens, den kann uns niemand geben, vielleicht verdüſtern, aber nicht verkümmern. Alles was Eitelkeit, d. h. Selbſtgefälliges ohne Fundament iſt, wird ſchlimmer als jemals behandelt werden.

Sich frei zu erklären iſt eine große Anmaßung; denn man erklärt zugleich, daß man ſich ſelbſt beherrſchen wolle, und wer vermag das? Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, ſprech' ich hierüber folgendermaßen: Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch ſelbſt geben; fragt euch nur bei jedem Gedicht: ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dieß Erlebte euch gefördert habe?

Ihr ſeyd nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod, verloren habt, immerfort betrauert. Das iſt gar nichts werth, und wenn ihr noch ſo viel Geſchick und Talent dabei aufopfert.

Man halte ſich an's fortſchreitende Leben und prüfe ſich bei Gelegenheiten; denn da beweiſ't ſich's im Augenblick, ob wir lebendig ſind, und bei ſpäterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

Augsburg: Gedruckt in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Sechs und vierzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Sechster Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Kenne wohl der Männer Blicke,
Einer ſagt: ich liebe, leide!
Ich begehre, ja verzweifle!
Und was ſonſt iſt kennt ein Mädchen,
Alles das kann mir nicht helfen,
Alles das kann mich nicht rühren;
Aber Hatems deine Blicke
Geben erſt dem Tage Glanz.
Denn ſie ſagen: die gefällt mir,
Wie mir ſonſt nichts mag gefallen.
Seh' ich Roſen, ſeh' ich Lilien,
Aller Garten Zier und Ehre,
So Cypreſſen, Myrten, Veilchen,
Aufgeregt zum Schmuck der Erde;
Und geſchmückt iſt ſie ein Wunder,
Mit Erſtaunen uns umfangend,
Uns erquickend, heilend, ſegnend,
Daß wir uns geſundet fühlen,
Wieder gern erkranken möchten.
Da erblickteſt du Suleika
Und geſundeteſt erkrankend,
Und erkranketeſt geſundend,
Lächelteſt und ſahſt herüber
Wie du nie der Welt gelachelt.
Und Suleika fühlt des Blickes
Ew'ge Rede: die gefällt mir
Wie mir ſonſt nichts mag gefallen.

Inhalt.

Auswärtige Literatur und Volkspoesie.

I. Altgriechische Literatur.

	Seite
Ueber die Parodie bei den Alten	5
Die tragischen Tetralogien der Griechen	11
Nachlese zu Aristoteles Poetik	16
Plato, als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung	21
Phaeton, Tragödie des Euripides. Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken	29
Zu Phaeton des Euripides	46
Euripides Phaeton, noch einmal	51
Die Bacchantinnen des Euripides	55
Homer noch einmal	61

II. Französische Literatur.

Rameau's Neffe	65
Don Alonzo, ou l'Espagne	85
Oeuvres dramatiques de Goethe	96
Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe par Stapfer	118
Aus dem Französischen des Globe	124
La Guzla, poésies illyriques	131
Le Tasse, drame historique en cinq actes par M. A. Duval	135
Bezüge nach außen	143
Englisches Schauspiel in Paris	147
Französisches Schauspiel in Berlin	151
Histoire de la vie et des ouvrages de Molière	155
Richelieu ou la journée des Dupes, comédie historique par le Mercier	155
Französisches Haupttheater	159
Faust, Tragédie de Mr. de Goethe	165
Elissbeth de France, Tragédie par A. Soumet	170
Perkins Warbeck, Drame historique par M. Fontan	172
Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder	173
Einzelnheiten	171
Le livre des Cent-et-un	181
Die Athenerinnen, große Oper, Poesie von Jouy	193

III. Englische Literatur.

	Seite
Byron's Don Juan	205
Manfred, a dramatic Poem by Lord Byron	210
Cain, A Mystery by Lord Byron	215
Lebensverhältniß zu Byron	221
Leben Napoleons von Walter Scott	226
The Life of Fredr. Schiller	230
Vorwort zu Schillers Leben aus dem Englischen von T. Carlyle	232
German Romance	254
Wallenstein, from the German of Fr. Schiller	258
Edinburgh Review und Foreign- und Foreign- Quarterly Review	260
The Foreign Quarterly Review von 1827	265
Whims and Oddities	268

IV. Italiänische Literatur.

Dante	275
L'Eco, Giornale di Scienze etc.	278

V. Orientalische Literatur.

Toutinameh von Iken und Rosegarten	283
Lied der Liebe, das älteste und schönste aus dem Morgenlande	287

VI. Volkspoesie.

Volkspoesie	291
Fritjof's Saga	293
Serbische Lieder	300
Volkslieder der Serben, übersetzt von Fräulein von Jakob	318
Serbische Gedichte	324
Das Neueste Serbischer Literatur	327
Nationelle Dichtkunst	330
Servian popular poetry, translated by J. Bowring	333
Böhmische Poesie	335
Amazonen in Böhmen	337
Cours de Littérature grecque moderne par Rizo Neroulos	339
Leukothea von C. Iken	353
Neugriechische Volkslieder von Kind	354
Dainos, von Rhesa	356
Spanische Romanzen von Beauregard Vaudin	360
Chinesisches	364
Individual-Poesie	368

Auswärtige
Literatur und Volkspoesie.

I.

Altgriechische Literatur.

Ueber die Parodie bei den Alten.

Wie ſchwer es iſt ſich aus den Vorſtellungsarten ſeiner Zeit herauszuarbeiten, beſonders wenn die Aufgabe ſo geſtellt iſt, daß man ſich in höhere, uns unerreichbare Zuſtände verſetzen müſſe, begreift man nicht eher als nach vielen, theils vergeblichen, theils auch wohl gelungenen Verſuchen.

Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich mich mit griechiſcher Art und Sinne möglichſt zu befreunden, und mir ſagen zuverläſſige Männer, daß es auch wohl gelungen ſey. Ich will hier nur an den Euripidiſchen Hercules erinnern, den ich einem modernen und zwar keineswegs verwerflichen Zuſtande entgegengeſetzt hatte.

In jenem Beſtreben, es ſind nunmehr gerade funfzig Jahre, bin ich immer fortgeſchritten und auf dieſem Wege habe ich jenen Leitfaden nie aus der Hand gelaſſen. Inzwiſchen fand ich noch manche Hinderniſſe, und konnte meine nordiſche Natur nur nach und nach beſchwichtigen, meine deutſche Gemüthsart, die aus der Hand des Poeten alles für baar Geld nahm, was doch eigentlich

nur als Einlösungs- und Anticipations-Schein sollte angesehen werden.

Höchst verdrießlich war ich daher zu lesen und zu hören: daß über den herrlich überschwenglich ergreifenden Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorstellung eine Narrenspesse sey gegeben worden. Wie mir aber gelang mit einem solchen Verfahren mich auszusöhnen und mir ein Unbegreifliches zurecht zu legen sey hier gesagt, ob es vielleicht auch andern fromme.

Die Griechen, die als geselliges Volk gern sprachen, als Republicaner gern sprechen hörten, waren so an den öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß sie unbewußt die Redekunst sich eigen gemacht hatten und demgemäß dieselbe ihnen eine Art Bedürfniß geworden war. Dieses Element war dem dramatischen Dichter höchst willkommen, der auf einer fingirten Bühne die höchsten menschlichen Interessen vorzuführen und das Für und Wider verschiedener Parteyen, durch Hin- und Wiederreden kräftig auszusprechen hatte. Bediente er sich nun dieses Mittels zum höchsten Vortheil seiner Tragödie und wetteiferte mit dem Redner im völligen obgleich imaginären Ernste, so war es ihm für das Lustspiel beinahe noch willkommener: denn indem er die niedrigsten Gegenstände und Handlungen durch hohes Kunstvermögen ebenfalls im großen Styl zu behandeln wußte, so brachte er etwas Unbegreifliches und höchst Ueberraschendes vor.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 16275/401

Von dem Niedrigen, Sittenloſen wendet ſich der Gebildete mit Abſcheu weg, aber er wird in Erſtaunen geſetzt wenn es ihm dergeſtalt gebracht wird, daß er es nicht abweiſen kann, vielmehr ſolches mit Behagen aufzunehmen genöthigt iſt. Ariſtophanes gibt uns hievon die unverwerflichſten Zeugniſſe und man kann das Geſagte aus dem Kyklops des Euripides vollkommen darthun, wenn man nur auf die künſtliche Rede des gebildeten Ulyſſes hinweiſ't, der doch den Fehler begeht nicht zu denken, daß er mit dem roheſten aller Weſen ſpreche; der Kyklope dagegen argumentirt mit voller Wahrheit aus ſeinem Zuſtande heraus und indem er jenen ganz entſchieden widerlegt, bleibt er unwiderleglich. Man wird durch die große Kunſt in Erſtaunen geſetzt und das Unanſtändige hört auf es zu ſeyn, weil es uns auf das gründlichſte von der Würde des kunſtreichen Dichters überzeugt.

Wir haben uns alſo bei jenen als Nachſpiel gegebenen heiteren Stücken der Alten keineswegs ein Poſſen- und Fratzen-Stück nach unſerer Art, am wenigſten aber eine Parodie und Traveſtie zu denken, wozu uns vielleicht Horazens Verſe verleiten könnten.

Nein! bei den Griechen iſt alles aus Einem Stücke, und alles im großen Styl. Derſelbe Marmor, daſſelbe Erz iſt es das einen Zeus wie einen Faun möglich macht, und immer der gleiche Geiſt der allem die gebührende Würde verleiht.

Gingo biloba.

Dieſes Baum's Blatt, der von Oſten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu koſten,
Wie's den Wiſſenden erbaut.

Iſt es Ein lebendig Weſen,
Das ſich in ſich ſelbſt getrennt?
Sind es zwey, die ſich erleſen,
Daß man ſie als eines kennt?

Solche Frage zu erwiedern
Fand ich wohl den rechten Sinn;
Fühlſt du nicht an meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

Hier findet sich keineswegs der parodistische Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte herunterzieht und in's Gemeine verschleppt, woran er immer ein Symptom sehen, daß die Nation die daran Freude hat auf dem Wege ist sich zu verschlechtern; vielmehr wird hier das Rohe, Brutale, Niedrige, das an und für sich selbst den Gegensatz des Göttlichen macht, durch die Gewalt der Kunst dergestalt emporgehoben, daß wir dasselbe gleichfalls als an dem Erhabenen theilnehmend empfinden und betrachten müssen.

Die komischen Masken der Alten, wie sie uns übrig geblieben, stehen dem Kunstwerth nach in gleicher Linie mit dem tragischen. Ich besitze selbst eine kleine komische Maske von Erz, die mir um keine Goldstange feil wäre, indem sie mir täglich das Anschauen von der hohen Sinnesweise gibt, die durch alles was von den Griechen ausgegangen hervorleuchtet.

Beispiele ähnlicher Art, wie bei den dramatischen Dichtern finden sich auch in der bildenden Kunst.

Ein mächtiger Adler, aus Myrons oder Lysippus Zeiten, hat sich so eben, zwey Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felsen niedergelassen; seine Fittige sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig, denn jene beweglich widerstrebende Beute bringt ihm Gefahr. Sie umringeln seine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödtliche Zeichen.

Dagegen hat ſich auf Mauergeſtein ein Kauz niedergeſetzt, die Flügel angeſchloſſen, die Füße und Klauen ſtämmig; er hat einige Mäuſe gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um ſeine Füße ſchlingen, indem ſie kaum noch Zeichen eines piepſend abſcheidenden Lebens bemerken laſſen.

Man denke ſich beide Kunſtwerke neben einander! Hier iſt weder Parodie noch Traveſtie, ſondern ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, beides von gleichem Meiſter im gleich erhabenen Styl gearbeitet; es iſt ein Paralleliſmus im Gegenſatz, der einzeln erfreuen und zuſammengeſtellt in Erſtaunen ſetzen müßte. Der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

Zu ähnlichen Reſultaten führt die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Creſſida; auch hier iſt weder Parodie noch Traveſtie, ſondern wie oben im Adler und Kauz zwey Naturgegenſtände einander gegenüber geſetzt waren, ſo hier ein zwiefacher Zeitſinn. Das griechiſche Gedicht im hohen Styl, ſich ſelbſt darſtellend, nur das Nothdürftige bringend und ſogar in Beſchreibungen und Gleichniſſen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythiſche Uräberlieferungen ſich gründend; das engliſche Meiſterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umſetzung jenes großen Werkes in's Romantiſch-dramatiſche.

Hiebei dürfen wir aber nicht vergeſſen, daß dieſes Stück mit manchem andern ſeine Herkunft aus abgeleiteten ſchon zur Proſa herabgezogenen nur halb dichteriſchen Erzählungen nicht verläugnen kann.

Doch auch ſo iſt es wieder ganz Original als wenn das Antike gar nicht geweſen wäre, und es bedurfte wieder einen eben ſo gründlichen Ernſt, ein eben ſo entſchiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Perſönlichkeiten und Charaktere mit leichter Bedeutenheit vorzuſpiegeln, indem einer ſpätern Menſchheit neuere Menſchlichkeiten durchſchaubar vorgetragen werden.

Die tragiſchen Tetralogien der Griechen,

Programm von Ritter Hermann 1819.

Auch dieſer Aufſatz deutet ſeiner Anſicht und Behandlung nach auf einen meiſterhaften Kenner, der das Alte zu erneuen, das Abgeſtorbene zu beleben verſteht.

Es kann nicht geläugnet werden, daß man ſich die Tetralogien der Alten ſonſt nur gedacht als eine dreyfache Steigerung deſſelben Gegenſtandes, wo im erſten Stück die Expoſition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen geleiſtet wäre, im zweyten darauf ſich ſchreckliche Folgen in's Ungeheure ſteigern, im dritten aber, bei nochmaliger Steigerung, dennoch auf eine gewiſſe Weiſe irgend eine Verſöhnung herangeführt würde; wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuſchauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemuth zu entlaſſen, nicht ungeſchickt angefügt werden konnte.

Wenn also z. B. im ersten Stück Agamemnon, im zweyten Klytämnestra und Aegisth umkämen, im dritten jedoch der von den Furien verfolgte Mutter-Mörder durch das Athenische Oberberufungsgericht losgesprochen und deßhalb eine große städtische ewige Feier angeordnet würde, da kann uns dünken, daß dem Genie hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wohl mochte gelungen seyn.

Ist nun zwar, wie wir eingestehen, die griechische Mythologie sehr folgereich und langmüthig, wie sich denn der umsichtige Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes gränzenlosen Stammbaums ein paar Trilogien heraus zu entwickeln wären, so kann man doch begreifen, daß, bei unerläßlichen Forderungen nach immer sich überbietenden Neuigkeiten, nicht immerfort eine gleich reine Folge zu finden gewesen.

Sollte sodann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volk an der Folge gar nichts gelegen ist? Sollte er nicht klug zu seinem Vortheil brauchen, daß er es mit einer leichtsinnigen Gesellschaft zu thun hat? Er gibt lieber sein Innerstes auf, als es sich ganz allein und umsonst sauer werden zu lassen.

Höchst natürlich und wahrscheinlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms: eine Tri- oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zusammenhängenden Inhalt gefordert, also nicht eine Steigerung des Stoffs, wie oben angenommen, sondern eine

Steigerung der äußeren Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden Gehalt.

In dieſem Sinne mußte nun das erſte Stück groß und für den ganzen Menſchen ſtaunenswürdig ſeyn; das zweyte, durch Chor und Geſang, Sinne, Gefühl und Geiſt erheben und ergötzen; das dritte darauf durch Aeußerlichkeiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken; da denn das letzte zu freundlicher Entlaſſung ſo heiter, munter und verwegen ſeyn durfte als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichniß zu unſeren Zeiten. Die deutſche Bühne beſitzt ein Beiſpiel jener erſten Art an Schillers Wallenſtein, und zwar ohne daß der Dichter hier eine Nachahmung der Alten beabſichtigt hätte; der Stoff war nicht zu überſehen, und zerfiel dem wirkenden und ſchaffenden Geiſte nach und nach ſelbſt gegen ſeinen Willen in mehrere Theile. Der Empfindungsweiſe neuerer Tage gemäß bringt er das luſtige heitere Satyrſtück: das Lager, voraus. In den Piccolomini ehren wir die fortſchreitende Handlung; ſie iſt noch durch Pedanterie, Irrthum, wüſte Leidenſchaft niedergehalten, indeß zarte himmliſche Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu beſänftigen, das Strenge zu löſen trachtet.

Im dritten Stücke mißlingen alle Verſuche der Vermittelung; man muß es im tiefſten Sinne hochtragiſch

nennen, und zugeben, daß für Sinn und Gefühl hierauf nichts weiter folgen könne.

Nun müssen wir aber, um an die von dem Programm eingeleitete Weise, völlig unzusammenhängendes auf einander glücklich und schicklich folgen zu lassen, durch ein Beispiel irgend eine Annäherung zu gewinnen, uns über die Alpen begeben, und uns die italiänische, eine dem Augenblick ganz gewidmete Nation, als Zuschauermasse denken.

So sahen wir eine vollkommen ernste Oper in drey Acten, welche, in sich zusammenhängend, ihren Gang ruhig verfolgte. In den Zwischenräumen der drey Abtheilungen erschienen zwey Ballette, so verschieden im Charakter unter einander als mit der Oper selbst; das erste heroisch, das zweyte in's Komische ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. War dieses vorüber, so begann der dritte Act der Oper, so anständig einherschreitend, als wenn keine Posse vorhergegangen wäre. Ernst, feierlich, prächtig schloß sich das Ganze. Wir hatten also hier eine Pentalogie, nach ihrer Weise der Menge vollkommen genugthuend.

Noch ein Beispiel fügen wir hinzu: denn wir sahen, in etwas mäßigern Verhältnissen, Goldonische dreyactige Stücke vorstellen, wo zwischen den Abtheilungen vollkommene zweyactige komische Opern auf das glänzendste vorgetragen wurden. Beide Darstellungen hatten weder dem Inhalt noch der Form nach irgend etwas mit ein-

ander gemein, und doch freute man ſich höchlich, nach dem erſten Act der Komödie, die bekanntbeliebte Ouverture der Oper unmittelbar zu vernehmen. Eben ſo ließ man ſich, nach dem glänzenden Finale dieſes Singactes, den zweyten Act des proſaiſchen Stücks gar wohl gefallen. Hatte nun abermals eine muſikaliſche Abtheilung das Entzücken geſteigert, ſo war man doch noch auf den dritten Act des Schauſpiels höchſt begierig, welcher denn auch jederzeit vollkommen befriedigend gegeben ward. Denn der Schauſpieler, compromittirt durch ſeine ſangreichen Vorgänger, nahm nun alles was er von Talent hatte zuſammen, und leiſtete, durch die Ueberzeugung ſeinen Zuſchauer im beſten Humor zu finden ſelbſt in guten Humor verſetzt, das Erfreulichſte, und der allgemeine Beifall erſcholl bei'm Abſchluß auch dieſer Pentalogie, deren letzte Abtheilung gerade die Wirkung that wie der vierte Abſchnitt der Tetralogien, uns befriedigt, erheitert und doch auch gemäßigt nach Hauſe zu ſchicken.

Nachlese zu Aristoteles Poetik.

Ein jeder, der sich einigermaßen um die Theorie der Dichtkunst überhaupt, besonders aber der Tragödie bekümmert hat, wird sich einer Stelle des Aristoteles erinnern, welche den Auslegern viel Noth machte, ohne daß sie sich über ihre Bedeutung völlig hätten verständigen können. In der nähern Bezeichnung der Tragödie nämlich scheint der große Mann von ihr zu verlangen, daß sie durch Darstellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereignisse von den genannten Leidenschaften das Gemüth des Zuschauers reinigen solle.

Meine Gedanken und Ueberzeugung von gedachter Stelle glaube ich aber am besten durch eine Uebersetzung derselben mittheilen zu können.

„Die Tragödie ist die Nachahmung einer bedeutenden und abgeschlossenen Handlung, die eine gewisse Ausdehnung hat und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgesonderten Gestalten, deren jede ihre eigene Rolle spielt, und nicht erzählungsweise von einem Einzelnen; nach einem Verlauf aber von Mitleid

und

und Furcht mit Ausgleichung ſolcher Leidenſchaften ihr Geſchäft abſchließt.“

Durch vorſtehende Ueberſetzung glaube ich nun die bisher dunkel geachtete Stelle in's Klare geſetzt zu ſehen, und füge nur folgendes hinzu: wie konnte Ariſtoteles in ſeiner, jederzeit auf den Gegenſtand hinweiſenden Art, indem er ganz eigentlich von der Conſtruction des Trauerſpiels redet, an die Wirkung, und was mehr iſt, an die entfernte Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuſchauer vielleicht machen würde? Keineswegs! Er ſpricht ganz klar und richtig aus: wenn ſie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, ſo müſſe ſie mit Ausgleichung, mit Verſöhnung ſolcher Leidenſchaften zuletzt auf dem Theater ihre Arbeit abſchließen.

Er verſteht unter Katharſis dieſe ausſöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja ſogar von allen poetiſchen Werken gefordert wird.

In der Tragödie geſchieht ſie durch eine Art Menſchenopfer, es mag nun wirklich vollbracht, oder unter Einwirkung einer günſtigen Gottheit, durch ein Surrogat gelöſ't werden, wie im Falle Abrahams und Agamemnons, genug, eine Söhnung, eine Löſung iſt zum Abſchluß unerläßlich, wenn die Tragödie ein vollkommenes Dichtwerk ſeyn ſoll. Dieſe Löſung aber, durch einen günſtigen, gewünſchten Ausgang bewirkt, nähert ſich ſchon der Mittelgattung, wie die Rükkehr der Alceſte;

Suleika.

Sag, du haſt wohl viel gedichtet,
Hin und her dein Lied gerichtet,
Schöne Schrift von deiner Hand,
Prachtgebunden, goldgerändet,
Bis auf Punkt und Strich vollendet,
Zierlich lockend manchen Band?
Stets wo du ſie hingewendet
War's gewiß ein Liebespfand?

Hatem.

Ja, von mächtig holden Blicken,
Wie von lächelndem Entzücken
Und von Zähnen blendend klar,
Wimpern-Pfeilen, Locken-Schlangen,
Hals und Buſen reizumhangen,
Tauſendfältige Gefahr!
Denke nun wie von ſo langem
Prophezeit Suleika war.

dagegen im Lustspiel gewöhnlich zu Entwirrung aller Verlegenheiten, welche ganz eigentlich das Geringere von Furcht und Hoffnung sind, die Heirath eintritt, die, wenn sie auch das Leben nicht abschließt, doch darin einen bedeutenden und bedenklichen Abschnitt macht. Niemand will sterben, jederman heirathen, und darin liegt der halb scherz- halb ernsthafte Unterschied zwischen Trauer- und Lustspiel israelitischer Aesthetik.

Ferner bemerken wir, daß die Griechen ihre Trilogie zu solchem Zwecke benutzt: denn es gibt wohl keine höhere Katharsis als der Oedipus von Colonus, wo ein halbschuldiger Verbrecher, ein Mann, der durch dämonische Constitution, durch eine düstere Heftigkeit seines Daseyns, gerade bei der Großheit seines Charakters, durch immerfort übereilte Thatausübung, den ewig unerforschlichen, unbegreiflich-folgerechten Gewalten in die Hände rennt, sich selbst und die Seinigen in das tiefste unherstellbarste Elend stürzt, und doch zuletzt noch ausgesöhnend ausgesöhnt, und zum Verwandten der Götter, als segnender Schutzgeist eines Landes eines eigenen Opferdienstes werth, erhoben wird.

Hierauf gründet sich nun auch die Maxime des großen Meisters, daß man den Helden der Tragödie weder ganz schuldig, noch ganz schuldfrei darstellen müsse. Im ersten Falle wäre die Katharsis bloß stoffartig, und der ermordete Bösewicht z. B. schiene nur der ganz gemeinen Justiz entgangen; im zweyten Falle ist sie nicht

möglich: denn dem Schickſal oder dem menſchlich Einwirkenden fiele die Schuld einer allzuſchweren Ungerechtigkeit zur Laſt.

Uebrigens mag ich bei dieſem Anlaß, wie bei jedem andern, mich nicht gern polemiſch benehmen; anzuführen habe ich jedoch, wie man ſich mit Auslegung dieſer Stelle bisher beholfen. Ariſtoteles nämlich hatte in der Politik ausgeſprochen: daß die Muſik zu ſittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könnte, indem ja durch heilige Melodien die in den Orgien erſt aufgeregten Gemüther wieder beſänftigt würden, und alſo auch wohl andere Leidenſchaften dadurch könnten in's Gleichgewicht gebracht werden. Daß hier von einem analogen Falle die Rede ſey, läugnen wir nicht; allein er iſt nicht identiſch. Die Wirkungen der Muſik ſind ſteffartiger, wie ſolches Händel in ſeinem Alexandersfeſt durchgeführt hat, und wie wir auf jedem Ball ſehen können, wo ein nach ſittiggalanter Polonaiſe aufgeſpielter Walzer die ſämmtliche Jugend zu Bacchiſchem Wahnſinn hinreißt.

Die Muſik aber, ſo wenig als irgend eine Kunſt, vermag auf Moralität zu wirken, und immer iſt es falſch, wenn man ſolche Leiſtungen von ihnen verlangt. Philoſophie und Religion vermögen dieß allein; Pietät und Pflicht müſſen aufgeregt werden, und ſolche Erweckungen werden die Künſte nur zufällig veranlaſſen. Was ſie aber vermögen und wirken, das iſt eine Milderung roher Sitten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet.

Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft sittlichen inneren Ausbildung fortschreitet, wird empfinden und gestehen, daß Tragödien und tragische Romane den Geist keineswegs beschwichtigen, sondern das Gemüth und das was wir das Herz nennen, in Unruhe versetzen, und einem vagen unbestimmten Zustande entgegenführen; diesen liebt die Jugend, und ist daher für solche Productionen leidenschaftlich eingenommen.

Wir kehren zu unserm Anfang zurück, und wiederholen: Aristoteles spricht von der Construction der Tragödie, insofern der Dichter, sie als Object aufstellend, etwas würdig Anziehendes, Schau- und Hörbares abgeschlossen hervorzubringen denkt.

Hat nun der Dichter an seiner Stelle seine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und würdig gelöst, so wird dann dasselbe in dem Geiste des Zuschauers vorgehen; die Verwickelung wird ihn verwirren, die Auflösung aufklären, er aber um nichts gebessert nach Hause gehen; er würde vielmehr, wenn er ascetisch aufmerksam genug wäre, sich über sich selbst verwundern, daß er eben so leichtsinnig als hartnäckig, eben so heftig als schwach, eben so liebevoll als lieblos sich wieder in seiner Wohnung findet, wie er hinausgegangen. Und so glauben wir alles, was diesen Punkt betrifft, gesagt zu haben, wenn sich schon dieses Thema durch weitere Ausführung noch mehr in's Klare setzen ließe.

Plato,

als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung.

(Im Jahre 1796 durch eine Uebersetzung veranlaßt.)

Niemand glaubt genug von dem ewigen Urheber erhalten zu haben, wenn er gestehen müßte, daß für alle seine Brüder eben so wie für ihn gesorgt wäre; ein besonderes Buch, ein besonderer Prophet hat ihm vorzüglich den Lebensweg vorgezeichnet und auf diesem allein sollen alle zum Heil gelangen.

Wie sehr verwundert waren daher zu jeden Zeiten alle die, welche sich einer ausschließenden Lehre ergeben hatten, wenn sie auch außer ihrem Kreise vernünftige und gute Menschen fanden, denen es angelegen war, ihre moralische Natur auf das vollkommenste auszubilden! Was blieb ihnen daher übrig, als auch diesen eine Offenbarung und gewissermaßen eine specielle Offenbarung zuzugestehen?

Doch es sey! diese Meinung wird immer bei denen bestehen, die sich gern Vorrechte wünschen und zuschreiben, denen der Blick über Gottes große Welt, die Er-

kenntniß seiner allgemeinen ununterbrochenen und nicht zu unterbrechenden Wirkungen nicht behagt, die vielmehr um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen, Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten.

So ist denn auch Plato früher schon zu der Ehre eines Mitgenossen einer christlichen Offenbarung gelangt, und so wird er uns auch hier wieder dargestellt.

Wie nöthig bei einem solchen Schriftsteller, der bei seinen großen Verdiensten den Vorwurf sophistischer und theurgischer Kunstgriffe wohl schwerlich von sich ablehnen könnte, eine kritische, deutliche Darstellung der Umstände unter welchen er geschrieben, der Motive aus welchen er geschrieben, seyn möchte, das Bedürfniß fühlt ein jeder, der ihn lies't nicht um sich dunkel aus ihm zu erbauen, — das leisten viel geringere Schriftsteller — sondern um einen vortrefflichen Mann in seiner Individualität kennen zu lernen; denn nicht der Schein desjenigen was andere seyn konnten, sondern die Erkenntniß dessen was sie waren und sind, bildet uns.

Welchen Dank würde der Uebersetzer bei uns verdient haben, wenn er zu seinen unterrichtenden Noten uns auch noch, wie Wieland zum Horaz, die wahrscheinliche Lage des alten Schriftstellers, den Inhalt und den Zweck jedes einzelnen Werkes selbst kürzlich vorgelegt hätte?

Denn wie kommt z. B. Jon dazu, als ein kanonisches Buch mit aufgeführt zu werden, da dieser kleine

Dialog nichts als eine Persiflage ist? Wahrscheinlich weil am Ende von göttlicher Eingebung die Rede ist! Leider spricht aber Sokrates hier, wie an mehreren Orten, nur ironisch.

Durch jede philosophische Schrift geht, und wenn es auch noch so wenig sichtbar würde, ein gewisser polemischer Faden; wer philosophirt, ist mit den Vorstellungsarten seiner Vor- und Mitwelt uneins, und so sind die Gespräche des Plato oft nicht allein *auf* etwas, sondern auch *gegen* etwas gerichtet. Und eben dieses doppelte Etwas, mehr als vielleicht bisher geschehen, zu entwickeln, und dem deutschen Leser bequem vorzulegen, würde ein unschätzbares Verdienst des Uebersetzers seyn.

Man erlaube uns noch einige Worte über Jon in diesem Sinne hinzuzufügen.

Die Maske des Platonischen Sokrates, denn so darf man jene phantastische Figur wohl nennen, welche Sokrates so wenig als die Aristophanische für sein Ebenbild erkannte, begegnet einem Rhapsoden, einem Vorleser, einem Declamator, der berühmt war wegen seines Vortrags der Homerischen Gedichte und der so eben den Preis davon getragen hat und bald einen andern davon zu tragen gedenkt. Diesen Jon gibt uns Plato als einen äußerst beschränkten Menschen, als einen der zwar die Homerischen Gedichte mit Emphase vorzutragen und seine Zuhörer zu rühren versteht, der es auch wagt über den Homer zu reden, aber wahrscheinlich mehr um die

darin vorkommenden Stellen zu erläutern als zu erklären, mehr bei dieser Gelegenheit etwas zu sagen, als durch seine Auslegung die Zuhörer dem Geist des Dichters näher zu bringen. Denn was mußte das für ein Mensch seyn, der aufrichtig gesteht, daß er einschlafe wenn die Gedichte anderer Poeten vorgelesen oder erklärt würden? Man sieht, ein solcher Mensch kann nur durch Tradition oder durch Uebung zu seinem Talente gekommen seyn. Wahrscheinlich begünstigte ihn eine gute Gestalt, ein glückliches Organ, ein Herz fähig gerührt zu werden; aber bei allem dem blieb er ein Naturalist, ein bloßer Empiriker, der weder über seine Kunst noch über die Kunstwerke gedacht hatte, sondern sich in einem engen Kreise mechanisch herumdrehte und sich dennoch für einen Künstler hielt und wahrscheinlich von ganz Griechenland für einen großen Künstler gehalten wurde. Einen solchen Tropf nimmt der Platonische Sokrates vor, um ihn zu Schanden zu machen. Erst gibt er ihm seine Beschränktheit zu fühlen, dann läßt er ihn merken, daß er von dem Homerischen Detail wenig verstehe, und nöthigt ihn, da der arme Teufel sich nicht mehr zu helfen weiß, sich für einen Mann zu erkennen der durch unmittelbare göttliche Eingebung begeistert wird.

Wenn das heiliger Boden ist, so möchte die Aristophanische Bühne auch ein geweihter Platz seyn. So wenig der Maske des Sokrates Ernst ist den Jon zu

belehren, ſo wenig iſt es des Verfaſſers Abſicht den Leſer zu belehren. Der berühmte, bewunderte, gekrönte, bezahlte Jon ſollte in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt werden und der Titel müßte heißen: Jon, oder der beſchämte Rhapſode; denn mit der Poeſie hat das ganze Geſpräch nichts zu thun.

Ueberhaupt fällt in dieſem Geſpräch, wie in andern Platoniſchen, die unglaubliche Dummheit einiger Perſonen auf, damit nur Sokrates von ſeiner Seite recht weiſe ſeyn könne. Hätte Jon nur einen Schimmer Kenntniß der Poeſie gehabt, ſo würde er auf die alberne Frage des Sokrates: wer den Homer, wenn er von Wagenlenken ſpricht, beſſer verſtehe, der Wagenführer oder der Rhapſode? keck geantwortet haben: gewiß der Rhapſode, denn der Wagenlenker weiß nur ob Homer richtig ſpricht; der einſichtsvolle Rhapſode weiß ob er gehörig ſpricht, ob er als Dichter, nicht als Beſchreiber eines Wettlaufs, ſeine Pflicht erfüllt. Zur Beurtheilung des epiſchen Dichters gehört nur Anſchauen und Gefühl und nicht eigentlich Kenntniß, obgleich auch ein freier Blick über die Welt und alles was ſie betrifft. Was braucht man, wenn man einen nicht myſtificiren will, hier zu einer göttlichen Eingebung ſeine Zuflucht zu nehmen? Wir haben in Künſten mehr Fälle, wo nicht einmal der Schuſter von der Sohle urtheilen darf, denn der Künſtler findet für nöthig ſubordinirte Theile höhern Zwecken völlig aufzuopfern.

So habe ich selbst in meinem Leben mehr als Einen Wagenlenker alte Gemmen tadeln hören, worauf die Pferde ohne Geschirr dennoch den Wagen ziehen sollten. Freilich hatte der Wagenlenker recht, weil er das ganz unnatürlich fand; aber der Künstler hatte auch recht die schöne Form seines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Faden zu unterbrechen. Diese Fictionen, diese Hieroglyphen, deren jede Kunst bedarf, werden so übel von allen denen verstanden, welche alles Wahre natürlich haben wollen und dadurch die Kunst aus ihrer Sphäre reißen. Dergleichen hypothetische Aeußerungen alter und berühmter Schriftsteller, die am Platz wo sie stehen zweckmäßig seyn mögen, ohne Bemerkung wie relativ falsch sie werden können, sollte man nicht wieder ohne Zurechtweisung abdrucken lassen, so wenig als die falsche Lehre von Inspirationen.

Daß einem Menschen, der eben kein dichterisches Genie hat, einmal ein artiges lebenswerthes Gedicht gelingt, diese Erfahrung wiederholt sich oft, und es zeigt sich darin nur, was lebhafter Antheil, gute Laune und Leidenschaft hervorbringen kann. Man gesteht dem Haß zu daß er das Genie supplire, und man kann es von allen Leidenschaften sagen, die uns zur Thätigkeit auffordern. Selbst der anerkannte Dichter ist nur in Momenten fähig sein Talent im höchsten Grade zu zeigen, und es läßt sich dieser Wirkung des menschlichen Geistes psychologisch nachkommen, ohne daß man nöthig hätte

zu Wundern und seltsamen Wirkungen seine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug besäße, den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntniß uns die Wissenschaft anbietet, über die es freilich bequemer ist vornehm hinweg zu sehen, als das was sie leistet mit Einsicht und Billigkeit zu schätzen.

Sonderbar ist es in dem Platonischen Gespräch, daß Jon, nachdem er seine Unwissenheit in mehreren Künsten, im Wahrsagen, Wagenfahren, in der Arzneykunde und Fischerey bekannt hat, zuletzt doch behauptet daß er sich zum Feldherrn besonders qualificirt fühle. Wahrscheinlich war dieß ein individuelles Steckenpferd dieses talentreichen aber albernen Individuums, eine Grille, die ihn bei seinem innigen Umgang mit Homerischen Helden angewandelt seyn mochte, und die seinen Zuhörern nicht unbekannt war. Und haben wir diese und ähnliche Grillen nicht an Männern bemerkt, welche sonst verständiger sind als Jon sich hier zeigt? ja wer verbirgt wohl zu unsern Zeiten die gute Meinung die er von sich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unfähigste sey?

Mit wahrer Aristophanischer Bosheit verspart Plato diesen letzten Schlag für seinen armen Sünder, der nun freilich sehr betäubt dastehr, und zuletzt, da ihm Sokrates die Wahl zwischen dem Prädicate eines Schurken oder göttlichen Mannes läßt, natürlicherweise nach dem letzten greift und sich auf eine sehr verblümte Art höflich

Suleika.

Die Sonne kommt! Ein Prachterscheinen!
Der Sichelmond umklammert sie.
Wer konnte solch ein Paar vereinen?
Dieß Räthsel wie erklärt sich's? wie?

Hatem.

Der Sultan konnt' es, er vermählte
Das allerhöchste Weltenpaar,
Um zu bezeichnen Auserwählte,
Die tapfersten der treuen Schaar.

Auch sey's ein Bild von unsrer Wonne!
Schon seh' ich wieder mich und dich,
Du nennst mich, Liebchen, deine Sonne,
Komm, süßer Mond, umklammre mich!

bedankt, daß man ihn zum Besten haben wollen. Wahrhaftig! wenn das heiliges Land ist, möchte das Aristophanische Theater auch für einen geweihten Boden gelten.

Gewiß, wer uns auseinander setzte, was Männer wie Plato im Ernst, Scherz und Halbscherz, was sie aus Ueberzeugung, oder nur discursive gesagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienst erzeigen und zu unserer Bildung unendlich viel beitragen; denn die Zeit ist vorbei da die Sibyllen unter der Erde weissagten; wir fordern Kritik und wollen urtheilen ehe wir etwas annehmen und auf uns anwenden.

Phaethon,

Tragödie des Euripides.

Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.

Ehrfurchtsvoll an solche köstliche Reliquien herantretend, müssen wir vorerst alles aus der Einbildungskraft auslöschen, was in späterer Zeit dieser einfach großen Fabel angeheftet worden: durchaus vergessen, wie Ovid und Nonnus sich verirren, den Schauplatz derselben in's Universum erweiternd. Wir beschränken uns in einer engen, zusammengezogenen Localität, wie sie der griechischen Bühne wohl geziemen mochte; dahin ladet uns der

Prolog.

Des Okeans, der Thetis Tochter, Klymenen
Umarmt als Gatte Merops dieses Landes Herr,
Das von dem vierbespannten Wagen allererst
Mit leisen Strahlen Phöbus morgendlich begrüßt;
Die Gluth des Königs aber wie sie sich erhebt,
Verbrennt das Ferne, Nahes aber mäßigt sie.

Dieſs Land benennt ein nachbar-schwarzgefärbtes Volk
Eos die glänzende, des Helios Rossestand,
Und zwar mit Recht, denn rosenfingernd spielt zuerst
An leichten Wölkchen Eos bunten Wechselschers.
Hier bricht sodann des Gottes ganze Kraft hervor,
Der Tag und Stunden regelnd alles Volk beherrscht,
Von dieser Felsenküsten steilem Anbeginn
Das Jahr bestimmt der breiten ausgedehnten Welt.
So sey ihm denn, dem Hausgott unserer Königs-Burg,
Verehrung, Preis und jedes Morgens frisch Gemüth.
Auch ich der Wächter ihn zu grüſsen hier bereit,
Nach diesen Sommernächten, wo's nicht nachten will,
Erfreue mich des Tages vor dem Tagesblick,
Und harre gern, doch ungeduldig, seiner Gluth,
Die alles wieder bildet was die Nacht entstellt.
So sey denn aber heute mehr als je begrüſst,
Des Tages Anglanz feiert prächtig heute ja
Merops der Herrscher seinem kräftig einzigen Sohn
Verbindungsfest mit gottgezeugter Nymphensier;
Deſshalb sich alles regt und rührt im Hause schon.
Doch sagen andere — Miſsgunst waltet stets im Volk —
Daſs seiner Freuden innigste Zufriedenheit
Der Sohn, den er vermählet heute, Phaëthon
Nicht seiner Lenden sey, woher denn aber wohl?
Doch schweige jeder, solche zarte Dinge sind
Nicht glücklich anzurühren, die ein Gott verbirgt.

V. 5. 6. Hier scheint der Dichter durch einen Widerspruch den Widerspruch der Erscheinung auflösen zu wollen; er spricht die Erfahrung aus: daß die Sonne das östliche Land nicht versengt, da sie doch so nah und unmittelbar an ihm hervortritt, dagegen aber die südliche Erde, von der sie sich entfernt, so glühend heiß bescheint.

V. 7. 8. Nicht über dem Ocean, sondern diesseits am Rande der Erde suchen wir den Ruheplatz der himmlischen Rosse; wir finden keine Burg wie sie Ovid prächtig auferbaut, alles ist einfach und geht natürlich zu. Im letzten Osten also, an der Welt Gränze, wo der Ocean an's feste Land umkreisend sich anschließt, wird ihm von Thetis eine herrliche Tochter geboren, Klymene. Helios, als nächster Nachbar zu betrachten, entbrennt für sie in Liebe; sie gibt nach, doch unter der Bedingung, daß er einem aus ihnen entsprossenen Sohn eine einzige Bitte nicht versagen wolle. Indessen wird sie an Merops, den Herrscher jener äußersten Erde, getraut und der ältliche Mann empfängt mit Freuden den im Stillen ihm zugebrachten Sohn.

Nachdem nun Phaethon herangewachsen, gedenkt ihn der Vater, standesgemäß, irgend einer Nymphe oder Halbgöttin zu verheirathen, der Jüngling aber muthig, ruhm- und herrschsüchtig, erfährt, zur bedeutenden Zeit, daß Helios sein Vater sey, verlangt Bestätigung von der Mutter, und will sich sogleich selbst überzeugen.

Klymene. Phaëthon.

Klymene.

So bist du denn dem Ehebett ganz abgeneigt?

Phaëthon.

Das bin ich nicht, doch einer Göttin soll ich nahn
Als Gatte, dieſs beklemmet mir das Herz allein.
Der Freie macht zum Knechte sich des Weibs,
Verkaufend seinen Leib um Morgengift.

Klymene.

O Sohn! soll ich es sagen? dieses fürchte nicht.

Phaëthon.

Was mich beglückt zu sagen, warum zauderst du?

Klymene.

So wisse denn, auch du bist eines Gottes Sohn.

Phaëthon.

Und wessen?

Klymene.

Bist ein Sohn des Nachbargottes Helios,
Der Morgens früh die Rosse hergestellt erregt,
Gewecht von Eos hochbestimmten Weg ergreift;
Auch mich ergriff. Du aber bist die liebe Frucht.

Phaëthon.

Wie? Mutter, darf ich willig glauben was erschreckt.
Ich bin erschrocken vor so hohen Stammes Werth,
Wenn dieſs mir gleich den ewig innern Flammenruf
Des Herzens deutet, der zum Allerhöchsten treibt.

Kly-

Klymene.

Befrag' ihn selber: denn es hat der Sohn das Recht
Den Vater dringend anzugehn im Lebensdrang.
Erinner' ihn, dafs umarmend er mir zugesagt:
Dir Einen Wunsch zu gewähren, aber keinen mehr.
Gewährt er ihn, dann glaube fest, dafs Helios
Gezeugt dich hat; wo nicht, so log die Mutter dir.

Phaëthon.

Wie find' ich mich zur heifsen Wohnung Helios?

Klymene.

Er selbst wird deinen Leib bewahren der ihm lieb.

Phaëthon.

Wenn er mein Vater wäre, du mir Wahrheit sprächst.

Klymene.

O glaub' es fest! Du überzeugst dich selbst dereinst.

Phaëthon.

Genug! Ich traue deines Worts Wahrhaftigkeit.
Doch eile jetzt von hinnen! denn aus dem Palast
Nahn schon die Dienerinnen, die des schlummernden
Erzeugers Zimmer säubern, der Gemächer Prunk
Tagtäglich ordnen und mit vaterländischen
Gerüchen des Palasts Eingang zu füllen gehn.
Wenn dann der greise Vater von dem Schlummer sich
Erhoben und der Hochzeit frohes Fest mit mir
Im Freien hier beredet, eil' ich flugs hinweg,
Zu prüfen, ob dein Mund, o Mutter, Wahres sprach.

(Beide ab.)

Hier ist zu bemerken, daß das Stück sehr früh angeht, man muß es vor Sonnenaufgang denken, und dem Dichter zugeben, daß er in einen kurzen Zeitraum sehr viel zusammenpreßt. Es ließen sich hievon ältere und neuere Beispiele wohl anführen, wo das Dargestellte in einer gewissen Zeit unmöglich geschehen kann und doch geschieht. Auf dieser Fiction des Dichters und der Zustimmung des Hörers und Schauers ruht die oft angefochtene und immer wiederkehrende dramatische Zeit- und Orts-Einheit der Alten und Neuern.

Das nun folgende Chor spricht von der Gegend und was darin vorgeht ganz morgendlich. Man hört noch die Nachtigall singen, wobei es höchst wichtig ist, daß ein Hochzeitgesang mit der Klage einer Mutter um ihren Sohn beginnt.

Chor der Dienerinnen.

Leise, leise, wecht mir den König nicht!
Morgenschlaf gönn' ich jedem,
Greisem Haupt zu allererst.
Kaum noch tagt es,
Aber bereitet, vollendet das Werk.
Noch weint im Hain Philomele
Ihr sanft harmonisches Lied;
In frühem Jammer ertönt
Itys, o Itys, ihr Rufen!
Syrinx Ton hallt im Gebirg,
Felsanklimmender Hirten Musik:

Es eilt schon fern auf die Trift
Brauner Füllen muthige Schaar;
Zum wildaufjagenden Waidwerk
Zieht schon der Jäger hinaus;
Am Uferrande des Meers
Tönt des melodischen Schwans Lied.
Und es treibt in die Wogen den Nachen hinaus
Windwehen und rauschender Ruderschlag,
Aufziehn sie die Segel,
Aufbläht sich bis zum mittlen Tau das Segel.
So rüstet sich jeder zum andern Geschäft;
Doch mich treibt Lieb' und Verehrung heraus,
Des Gebieters fröhliches Hochzeitfest
Mit Gesang zu begehn: denn den Dienern
Schwillt freudig der Muth bei der Herrschaft
Sich fügenden Festen —
Doch brütet das Schicksal Unglück aus,
Gleich trifft's auch schwer die treuen Hausgenossen.
Zum frohen Hochzeitfest ist dieser Tag bestimmt,
Den betend ich sonst ersehnt,
Dafs mir am festlichen Morgen der Herrschaft das Brautlied
Zu singen einst sey vergönnt.
Götter gewährten, Zeiten brachten
Meinem Herrn den schönen Tag.
Drum tön', o Weihlied, zum frohen Brautfest!
Doch seht, aus der Pforte der König tritt
Mit dem heiligen Herold und Phaëthon,
Her schreiten die dreye verbunden! O schweig'
Mein Mund in Ruh'!

Denn Großes bewegt ihm die Seel' anjetzt:
Hin gibt er den Sohn in der Ehe Gesetz,
In die süßen bräutlichen Bande.

Der Herold.

Ihr, des Okeanos Strand Anwohnende,
Schweigt und höret!
Tretet hinweg vom Bereich des Palastes!
Stehe von fern, Volk!
Ehrfurcht hegt vor dem nahenden Könige! —
Heil entsprieße,
Frucht und Segen dem heitern Vereine,
Welchem ihre Nähe gilt,
Des Vaters und des Sohns, die am Morgen heut
Dieß Fest zu weihen beginnen. Drum schweige
jeder Mund!

Leider ist die nächste Scene so gut wie ganz verloren; allein man sieht aus der Lage selbst, daß sie von herrlichem Inhalt seyn könnte. Ein Vater der seinem Sohne ein feierlich Hochzeitfest bereitet, dagegen ein Sohn der seiner Mutter erklärt hat, daß er unter diesen Anstalten sich wegschleichen und ein gefährliches Abenteuer unternehmen wolle, machen den wirksamsten Gegensatz und wir müßten uns sehr irren, wenn ihn Euripides nicht auch dialektisch zur Sprache geführt hätte.

Und da wäre denn zu vermuthen, daß wenn der Vater zu Gunsten des Ehestandes gesprochen, der Sohn dagegen auch allenfalls argumentirt habe; die wenigen Worte, die bald auf den angeführten Chor folgen

Merops.

— — — — — denn wenn ich Gutes sprach —

geben unserer Vermuthung einiges Gewicht; aber nun verläßt uns Licht und Leuchte. Setzen wir voraus, daß der Vater den Vortheil, das Leben am Geburtsorte fortzusetzen, herausgehoben, so paßt die ablehnende Antwort des Sohns ganz gut:

Phaëthon.

Auf Erden grünet überall ein Vaterland.

Gewiß wird dagegen der wohlhäbige Greis den Besitz, an dem er so reich ist, hervorheben und wünschen daß der Sohn in seine Fußstapfen trete; da könnten wir denn diesem das Fragment in den Mund legen:

Phaëthon.

Es sey gesagt! den Reichen ist es eingezeugt
Feige zu seyn; was aber ist die Ursach' dess?
Vielleicht dass Reichthum, weil er selber blind,
Der Reichen Sinn verblendet wie des Glücks.

Wie es denn aber auch damit beschaffen mag gewesen seyn, auf diese Scene folgte nothwendig ein abermaliger Eintritt des Chors. Wir vermuthen, daß die Menge sich hier zum Festzuge angestellt und geordnet, woraus schönere Motive hervorgehen als aus dem Zuge selbst. Wahrscheinlich hat hier der Dichter nach seiner Art das Bekannte, Verwandte, Herkömmliche in das Costume seiner Fabel eingeflochten.

Indeß nun Aug' und Ohr des Zuschauers freudig

Komm, Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze!
Aus deiner Hand nur iſt der Tulbend ſchön.
Hat Abbas doch, auf Irans höchſtem Sitze,
Sein Haupt nicht zierlicher umwinden ſehn!

Ein Tulbend war das Band, das Alexandern
In Schleifen ſchön vom Haupte fiel,
Und allen Folgeherrſchern, jenen Andern,
Als Königszierde wohlgefiel.

Ein Tulbend iſt's, der unſern Kaiſer ſchmücket,
Sie nennen's Krone. Name geht wohl hin!
Juwel und Perle! ſey das Aug entzücket!
Der ſchönſte Schmuck iſt ſtets der Muſſelin.

Und dieſen hier, ganz rein und ſilberſtreifig,
Umwinde Liebchen um die Stirn umher.
Was iſt denn Hoheit? Mir iſt ſie gelaufig!
Du ſchauſt mich an, ich bin ſo groß als Er.

und feierlich beschäftigt sind, schleicht Phaethon weg, seinen göttlichen eigentlichen Vater aufzusuchen. Der Weg ist nicht weit, er darf nur die steilen Felsen hinabsteigen, an welchen die Sonnenpferde täglich heraufstürmen, ganz nah da unten ist ihre Ruhestätte; wir finden kein Hinderniß uns unmittelbar vor den Marstall des Phöbus zu versetzen.

Die nunmehr folgende, leider in dem Zusammenhang verlorne Scene war an sich vom größten Interesse, und machte mit der vorhergehenden einen Contrast, welcher schöner nicht gedacht werden kann. Der irdische Vater will den Sohn begründen wie sich selbst, der himmlische muß ihn abhalten sich ihm gleich zu stellen.

Sodann bemerken wir noch folgendes: wir nehmen an, daß Phaethon hinabgehend mit sich nicht einig gewesen, welches Zeichen seiner Abkunft er sich vom Vater erbitten solle; nur als er die angespannten Pferde vorschnauben sieht, da regt sich sein kühner, des Vaters werther, göttlicher Muth und verlangt das Uebermäßige, seine Kräfte weit Uebersteigende.

Aus Fragmenten läßt sich vielleicht folgendes schließen: die Anerkennung ist geschehen, der Sohn hat den Wagen verlangt, der Vater abgeschlagen.

Phöbus.

Den Thoren zugesell' ich jenen Sterblichen,
Den Vater, der den Söhnen, ungebildeten,
Den Bürgern auch des Reiches Zügel überläßt.

Hieraus läßt ſich muthmaßen daß Euripides nach ſeiner Weiſe das Geſpräch in's Politiſche ſpielt, da Ovid nur menſchliche, väterliche, wahrhaft rührende Argumente vorbringt.

Phaëthon.

Ein Anker rettet nicht das Schiff im Sturm,
Drey aber wohl. Ein einziger Vorſtand iſt der Stadt
Zu ſchwach, ein zweyter auch iſt Noth gemeinem Heil.

Wir vermuthen, daß der Widerſtreit zwiſchen Ein- und Mehrherrſchaft umſtändlich ſey verhandelt worden. Der Sohn ungeduldig zuletzt mag thätlich zu Werke gehn und dem Geſpann ſich nahen.

Phöbus.

Berühre nicht die Zügel,
Du Unerfahrner, o mein Sohn! den Wagen nicht
Besteige, Lenkens unbelehrt.

Es ſcheint Helios habe ihn auf rühmliche Thaten, auf kriegeriſche Heldenübungen hingewieſen, wo ſo viel zu thun iſt; ablehnend verſetzt der Sohn:

Phaëthon.

Den ſchlanken Bogen hass' ich, Spieſs und Uebungsplatz.

Der Vater mag ihn ſodann im Gegenſatz auf ein idylliſches Leben hinweiſen

Phöbus.

Die kühlenden,
Baumschattenden Gezweige, sie umarmen ihn.

Endlich hat Helios nachgegeben. Alles Vorhergehende geschieht vor Sonnenaufgang; wie denn auch Ovid gar schön durch das Vorrücken der Aurora den Entschluß des Gottes beschleunigen läßt; der höchst besorgte Vater unterrichtet hastig den auf dem Wagen stehenden Sohn.

Phöbus.

So siehst du obenum den Aether gränzenlos,
Die Erde hier im feuchten Arm des Oceans.

ferner:

So fahre hin! den Dunstkreis Libyens meide doch,
Nicht Feuchte hat er, sengt die Räder dir herab.

Die Abfahrt geschieht, und wir werden glücklicher Weise durch ein Bruchstück benachrichtigt wie es dabei zugegangen; doch ist zu bemerken, daß die folgende Stelle Erzählung sey und also einem Boten angehöre.

Angelos.

Nun fort! zu den Plejaden richte deinen Lauf! —
Dergleichen hörend rührte die Zügel Phaëthon
Und stachelte die Seiten der Geflügelten.
So ging's, sie flogen zu des Aethers Höh'.
Der Vater aber, schreitend nah dem Seitenrofs,
Verfolgte warnend: dahin also halte dich!
So hin; den Wagen wende dieserwärts!

Wer nun der Bote gewesen, läßt sich so leicht nicht bestimmen; dem Local nach könnten gar wohl die früh schon ausziehenden Hirten der Verhandlung zwischen Vater und Sohn von ihren Felsen zugesehen, ja sodann, als die Erscheinung an ihnen vorbeistürmt, zugehört haben. Wenn aber und wo erzählt wird, ergibt sich vielleicht am Ende.

Der Chor tritt abermals ein, und zwar in der Ordnung wie die heilige Ehestandsfeier nun vor sich gehen soll. Erschreckt wird aber die Menge durch einen Donnerschlag aus klarem Himmel, worauf jedoch nichts weiter zu erfolgen scheint. Sie erholen sich obgleich von Ahnungen betroffen, welche zu köstlichen lyrischen Stellen Gelegenheit geben mußten.

Die Katastrophe, daß Phaeton von dem Blitze Zeus getroffen, nah vor seiner Mutter Hause niederstürzt, ohne daß die Hochzeitfeier dadurch sonderlich gestört werde, deutet abermals auf einen enggehaltenen, lakonischen Hergang und läßt keine Spur merken von jenem Wirrwarr, womit Ovid und Nonnus das Universum zerrütten. Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorstein herabstürzte, in die Erde schlüge und sodann alles gleich wieder vorbei wäre. Nun aber eilen wir zum Schluß, der uns glücklicher Weise meistens erhalten ist.

Klymene.

(Dienerinnen tragen den todten Phaëthon).

Erinnys ist's, die flammend hier um Leichen webt,
Die Götterzorn traf; sichtbar steigt der Dampf empor!
Ich bin vernichtet! — Tragt hinein den todten Sohn! —
O rasch! Ihr hört ja wie der Hochzeit Feiersang
Anstimmend mein Gemahl sich mit den Jungfraun naht.
Fort, fort! Und schnell gereinigt, wo des Blutes Spur
Vom Leichnam sich vielleicht hinab zum Boden stahl!
O eilet, eilet, Dienerinnen! Im Gemach
Will ich ihn bergen, wo des Gatten Gold sich häuft,
Das zu verschliefsen mir alleinig angehört.
O Helios, glanzleuchtender! Wie hast du mich
Und diesen hier vernichtet! Ja, Apollon nennt
Mit Recht dich, wer der Götter dunkle Namen weifs.

Chor.

Hymen, Hymen!
Himmlische Tochter des Zeus, dich singen wir
Aphrodite! Du, der Liebe Königin,
Bringst süfsen Verein den Jungfrauen,
Herrliche Kypris, allein dir, holde Göttin,
Dank' ich die heutige Feier;
Dank auch bring' ich dem Knaben,
Denn du hüllst in ätherischen Schleier,
Dafs er leise vereint.

Ihr beide führt
Unserer Stadt grofsmächtigen König,
ihr den Herrscher in dem goldglanzstrahlenden
Palast zu der Liebe Freuden.
Seliger du, o gesegneter noch als Könige,
Der die Göttin heimführt,
Und auf unendlicher Erde
Allein als der Ewigen Schwäher
Hoch sich preisen hört!

Merops.

Du geh' voran uns! Führe diese Mädchenschaar
In's Haus und heifs' mein Weib den Hochzeitreihen jetzt
Mit Festgesang zu aller Götter Preis begehn.
Zieht Hymnen singend um das Haus und Hestia's
Altäre, welcher jedes frommen Werks Beginn
Gewidmet seyn mufs — — — — — — — —
— — — — — — — aus meinem Haus
Mag dann der Festchor zu der Göttin Tempel ziehn.

Diener.

O König! eilend wandt' ich aus dem Haus hinweg
Den schnellen Fufs; denn wo des Goldes Schätze du,
Die herrlichen, bewahrest, dort — ein Feuerqualm
Schwarz aus der Thüre Fugen mir entgegen dringt.
An leg' ich rasch das Auge; doch nicht Flammen sieht's.
Nur innen ganz geschwärzt vom Dampfe das Gemach.
O eile selbst hinein, dafs nicht Hephästos Zorn

Dir in das Haus bricht und in Flammen der Palast
Aufloht am frohen Hochzeittage Phaethons!

Merops.

Was sagst du? Sieh denn zu ob nicht vom flammenden
Weihrauch des Altars Dampf in die Gemächer drang!

Diener.

Rein ist der ganze Weg von dort und ohne Rauch.

Merops.

Weifs meine Gattin, oder weifs sie nichts davon?

Diener.

Ganz hingegeben ist sie nur dem Opfer jetzt.

Merops.

So geh' ich; denn es schafft aus unbedeutendem
Ursprunge das Geschick ein Ungewitter gern.
Doch du des Feuers Herrin, o Persephone,
Und du, Hephästos, schützt mein Haus mir gnadenreich!

Chor.

O wehe, weh mir Armen! wohin eilt
Mein beflügelter Fuß? Wohin?
Zum Aether auf? Soll ich in dunkelem Schacht
Der Erde mich bergen?
O weh mir! Entdeckt wird die Königin,
Die verlorene! Drinnen liegt der Sohn,
Ein Leichnam geheim.
Nicht mehr verborgen bleibt Zeus Wetterstrahl,
Nicht die Gluth mehr, mit Apollon die Verbindung nicht.

O Gottgebeugte! Welch ein Jammer stürzt auf dich?
Tochter Okean's
Eile zum Vater hin,
Fasse sein Knie
Und wende den Todesstreich von deinem Nacken!

Merops.

O Wehe! — Weh!

Chor.

O hört ihr ihn, des greisen Vaters Trauerton?

Merops.

O weh! — mein Kind!

Chor.

Dem Sohne ruft er, der sein Seufzen nicht vernimmt,
Der seiner Augen Thränen nicht mehr schauen kann.

Nach diesen Wehklagen erholt man sich, bringt den Leichnam aus dem Palast und begräbt ihn. Vielleicht daß der Bote dabei auftritt und nacherzählt, was noch zu wissen nöthig; wie denn vermuthlich die von Vers 143—149 eingeschaltete Stelle hierher gehört.

Klymene.

— — — — — — — doch der Liebste mir
Vermodert ungesalbt im Erdengrab.

Zu Phaethon des Euripides.

Die vom Herrn Professor und Ritter Hermann im Jahre 1821 freundlichst mitgetheilten Fragmente wirkten, wie alles was von diesem edlen Geist- und Zeit-Verwandten jemals zu mir gelangt, auf mein Innerstes kräftig und entschieden; ich glaubte hier eine der herrlichsten Productionen des großen Tragikers vor mir zu sehen; ohne mein Wissen und Wollen schien das Zerstückte sich im innern Sinn zu restauriren, und als ich mich wirklich an die Arbeit zu wenden gedachte, waren die Herren Professoren Göttling und Riemer, in Jena und Weimar, behülflich durch Uebersetzen und Aufsuchen der noch sonst muthmaßlichen Fragmente dieses unschätzbaren Werks. Die Vorarbeiten, an die ich mich sogleich begab, liegen nunmehr vor Augen; leider ward ich von diesem Unternehmen, wie so vielen andern, abgezogen, und ich entschließe mich daher zu geben, was einmal zu Papier gebracht war.

Die gewagte Restauration besteht also: aus einer Göttlingischen Uebersetzung der von H. Hermann mitgetheilten Fragmente, aus den sonstigen Bruchstücken,

die der Musgrave'schen Ausgabe, Leipzig 1779, und zwar deren zweytem Theil S. 415 hinzugefügt sind, und aus eigenen eingeschalteten und verbindenden Zeilen. Diese drey verschiedenen Elemente ließ ich ohne weitere Andeutung, wie solches wohl durch Zeichen hätte geschehen können, gesammt abdrucken; der einsichtige Gelehrte unterscheidet sie selbst, die Freunde der Dichtung hingegen würden nur gestört; und da die Aufgabe war, etwas Zerstücktes wenigstens einigermaßen als ein Ganzes erscheinen zu lassen, so fand ich keinen Beruf, mir meine Arbeit selbst zu zerstücken.

Anfang und Ende sind glücklicher Weise erhalten, und noch gebe ich nicht auf, die Mitte, von der wir kaum Winke haben, nach meiner Weise herzustellen. Indessen wiederhole ich die in der Arbeit selbst schon angedeuteten Situationen zu nochmaliger Belebung der Einbildungskraft und des Gefühls.

Der Prolog

macht uns bekannt mit Stadt und Land, mit der topographischen Lage derselben im Osten. Wir hören von einer dem Königshause sich nahenden Hochzeitfeier, und zwar des einzigen Sohnes, auf dessen Herkunft jedoch einiger Verdacht geworfen wird.

Klymene, Phaethon.

Dem Jünglinge widerstrebt's eine Göttin, wie sie ihm beschieden ist, zu heirathen, weil er nicht untergeordnet seyn will; die Mutter entdeckt ihm, daß auch

Nur wenig iſt's was ich verlange,
Weil eben alles mir gefällt,
Und dieſes Wenige, wie lange,
Gibt mir gefällig ſchon die Welt!

Oft ſitz' ich heiter in der Schenke
Und heiter im beſchränkten Haus;
Allein ſobald ich dein gedenke,
Dehnt ſich mein Geiſt erobernd aus.

Dir ſollten Timurs Reiche dienen,
Gehorchen ſein gebietend Heer,
Badakſchan zollte dir Rubinen,
Türkiſe das Hyrkaniſche Meer.

Getrocknet honigſüße Früchte
Von Bochara dem Sonnenland,
Und tauſend liebliche Gedichte
Auf Seidenblatt von Samarkand.

Da ſollteſt du mit Freude leſen
Was ich von Ormus dir verſchrieb,
Und wie das ganze Handelsweſen
Sich nur bewegte dir zu lieb.

er der Sohn eines Gottes, des Sonnengottes sey; der kühne Jüngling will es sogleich erproben.

Chor der Dienerinnen.

Frischeste Morgenfrühe eines heitern Sommertags, Gewerbsbewegung über Land und Meer, leise Ahnung irgend eines Unheils; Hausgeschäftigkeit.

Herold.

Der die Menge bei Seite weist.

Merops, Phaethon.

Zarteste Situation, deren Ausführung sich kaum denken läßt. Der bejahrte Vater kann dem Sohne alles irdische Glück an diesem Tage überliefern, der Sohn hat noch anderes im Sinne; das Interesse ist verschieden ohne sich gerade zu widersprechen; der Sohn muß Vorsicht brauchen, daß die Absicht, während der Feierlichkeiten noch einen abenteuerlichen Versuch zu machen, nicht verrathen werde.

Chor der Festleute

sammelt und ordnet sich wie der Zug vorschreiten soll; dieß gab die schönste Gelegenheit zu theatralischer und charakteristischer Bewegung.

Von hier aus begeben wir uns gern zu dem Rastorte des Helios.

Helios, Eos.

Die unruhige schlaflose Göttin treibt den Helios auf-

aufzufahren; er verſagt ſich nicht, ihr die morgendlichen Abenteuer mit ſchönen Hirten und Jägerknaben vorzuwerfen, wir werden erinnert an den erſten Geſang des Chors.

Helios, Phaethon.

Heftig ſchnelle Verhandlung zwiſchen Vater und Sohn; letzterer bemeiſtert ſich des Wagens und fährt hin.

Wir wenden uns wieder vor den Palaſt des Merops.

Chor der Feſtleute,

mitten in dem Vorſchreiten der Feſtlichkeit, Donnerſchlag aus heiterm Himmel, Bangigkeit.

Klymene, nächſte Dienerinnen.

Phaethons Leichnam wird gefunden und verſteckt.

Chor der Vorigen.

Hat ſich vom Schreck erholt und verfolgt die Feierlichkeit.

Merops.

Eben dieſe Functionen fordernd.

Diener.

Brandqualm im Hauſe verkündend.

Nächſte Dienerinnen.

Jammer des Mitwiſſens.

Klymene, Leichnam.

Es geſchieht die Beſtattung.

Ein Bote.

Der Frühhirten einer, Zeuge des Vorgangs, berichtet was zu wissen nöthig.

Möge die Folgezeit noch einiges von dem höchst Wünschenswerthen entdecken und die Lücken authentisch ausfüllen; ich wünsche Glück denen die es erleben und ihre Augen, auch hiedurch angeregt, nach dem Alterthum wenden, wo ganz allein für die höhere Menschheit und Menschlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten ist.

Wie viel ließe sich nicht über die Einfalt und Großheit auch dieses Stückes rühmen und sagen, da es ohne labyrinthische Exposition uns gleich zum Höchsten und Würdigsten führt, und mit bedeutenden Gegensätzen auf die naturgemäßeste Weise ergötzt und belehrt.

Euripides' Phaethon,

noch einmal.

Wo einmal ein Lebenspunkt aufgegangen ist, fügt sich manches Lebendige daran. Dieß bemerken wir bei jener versuchten Restauration des Euripidischen Phaethon, worüber wir uns auf Anregung eines kenntnißreichen Mannes folgendermaßen vernehmen lassen, indem wir die Freunde bitten die fragliche Stelle gefällig vorher nachzusehen.

Als am Ende des vorletzten Acts, um nach unserer Theatersprache zu reden, Phaethon von seinem göttlichen Vater die Führung des Sonnenwagens erbeten und ertrotzt, folgt ihm unsere Einbildungskraft auf seiner gefährlichen Bahn und zwar, wenn wir das Unternehmen recht in's Auge fassen, mit Furcht und Entsetzen. In des irdischen Vaters Hause jedoch gehen die Hochzeitsanstalten immer fort; schon hören wir in der Nähe feierliche Hymnen erschallen, wir erwarten das Auftreten des Chors. Nun erfolgt ein Donnerschlag, der Sturz des Unglückseligen aus der Höhe geschieht außerhalb des Theaters, und in Gefolg oben

angeführter Restauration wagte man schon folgende Vermuthung. „Wir denken uns das Phänomen als wenn mit Donnergepolter ein Meteorstein bei heiterm Himmel herabstürzte, in die Erde schlüge und sodann alles wieder vorbei wäre: denn sobald Klymene den todten Sohn versteckt hat, ja sogar inzwischen fährt der Chor in seinem Festgesange fort."

Nun finden wir bei Diogenes Laertius, in dem Leben des Anaxagoras, einige hierher gehörige Stellen. Von diesem Philosophen wird gemeldet: „er habe behauptet die Sonne sey eine durchglühte Metallmasse, μύδρος διάπυρος." wahrscheinlich wie der aufmerkende und folgernde Philosoph sie aus der Esse halbgeschmolzen unter den schweren Hämmern gesehen. Bald darauf heißt es, daß er auch den Fall des Steins bei Aigos Potamoi vorausgesagt und zwar werde derselbe aus der Sonne herunter fallen. Daher habe auch Euripides, der sein Schüler gewesen, die Sonne, in der Tragödie Phaethon, einen Goldklumpen genannt: χρυσέαν βῶλον.

Ob uns nun schon die Stelle des Tragikers nicht vollständig übrig geblieben, so können wir doch, indem dieser Ausdruck sogleich auf die Erwähnung des gefallenen Steins folgt, schließen und behaupten, daß nicht sowohl von der Sonne, sondern von dem aus ihr herabstürzenden brennenden Jüngling die Rede sey.

Man überzeuge sich, daß Phaethon, den Sonnen-

wagen lenkend, für kurze Zeit als ein anderer Helios, identisch mit der Sonne gedacht werden müsse; daß ferner Zeus in der Tragödie die unselige Abirrung unmittelbar merkend, großes Unheil, wie es Ovid und Nonnus ausgemahlt, zu verhüten, zugleich aber einen engehaltenen lakonischen Hergang der Tragödie zu begünstigen, mit dem Blitz alsobald drein geschlagen. In der Verflechtung eines solchen Augenblicks ist es gleichlautend ob die Sonne selbst, oder, sich absondernd von ihr, ein feuriger Metallklumpen, oder der wagehalsige Führer als entzündetes Meteor herunterstürze. Höchst willkommen muß dem hochgebildeten Dichter dieses Zweydeutige gewesen seyn um seine Naturweisheit hier eingreifen zu lassen. Dieses Ereigniß war von großem theatralischem Effect und doch nicht abweichend von dem wie es in der Welt herzugehen pflegt: denn wir würden uns noch heutiges Tags von einem einzelnen Donnerschlag nicht irre machen lassen, wenn er sich bei irgend einer Feier vernehmen ließe.

Daher können wir die Art nicht billigen wie das Fragment von Markland (Beck's Ausgabe des Eurip. Thl. II. S. 462) erklärt wird, indem er es für eine Variante von *χρυσέᾳ βάλλει φλογί* hielt und darüber von Porson zu Eurip. Oreſt 971 belobt wurde. Dieß kann durchaus der Fall nicht seyn, weil sich Diogenes ausdrücklich auf den gleichen Ausdruck des Anaxagoras beruft. Vergleichen wir nun dazu Plin. Histor. Nat. II. 58: Celebrant

Graeci Anaxagoram — praedixisse quibus diebus saxum casurum esset de sole. — Quod si quis praedictum credat, simul fateatur necesse est, majoris miraculi divinitatem Anaxagorae fuisse, solvique rerum naturae intellectum et confundi omnia, si aut ipse sol lapis esse aut unquam lapidem in eo fuisse credatur: decidere tamen crebro non erit dubium.

Aristoteles in dem ersten Buche über Meteorisches und zwar dessen achtem Capitel, spricht bei Gelegenheit der Milchstraße und deren Ursprung und Verhältniß folgendes aus: es hätten einige der Pythagoräer sie den Weg genannt, die Bahn solcher Gestirne dergleichen bei dem Untergang Phaethons niedergefallen sey.

Hieraus ergibt sich denn, daß die Alten das Niedergehen der Meteorsteine durchaus mit dem Sturze Phaethons in Verknüpfung gedacht haben.

Die Bachantinnen des Euripides.

Semele, Tochter des Thebaischen Herrschers Cadmus, in Hoffnung dem Viel-Vater Zeus einen Sohn zu bringen ward verderbt und aufgezehrt durch himmlisches Feuer, der Knabe Bacchus gerettet, im Verborgenen aufgepflegt und erzogen, auch des Olymps und eines göttlichen Daseyns gewürdigt. Auf seinen Erdewanderungen und Zügen in die Geheimnisse des Rhea-Dienstes bald eingeweiht, ergibt er sich ihnen und fördert sie aller Orten, ingeheim einschmeichelnde Mysterien, öffentlich einen grellen Dienst unter den Völkerschaften ausbreitend.

Und so ist er im Beginn der Tragödie von lydischen enthusiastischen Weibern begleitet in Theben angelangt, seiner Vaterstadt, will daselbst als Gott anerkannt seyn und Göttliches erregen. Sein Großvater Cadmus lebt noch, uralt; er und der Urgreis Tiresias sind der heiligen Weihe günstig und schließen sich an. Pentheus aber, auch ein Enkel des Cadmus von Agave, jetzt Oberhaupt von Theben, widersetzt sich den Religions-Neuerungen und will sammt den Thebanern und Thebanerinnen einen

göttlichen Ursprung des Bacchus nicht anerkennen. Zwar gibt man zu: er sey ein Sohn der Semele, diese aber, eben deßwegen weil sie sich fälschlich als Geliebte Jupiters angegeben, vom Blitz und Feuerstrahl getroffen worden.

Pentheus behandelt nun daher die vom Bacchus als Chor eingeführten lydischen Frauen auf das schmählichste; dieser aber weiß sich und die Seinigen zu retten und zu rächen, und dagegen Agaven mit ihren Schwestern und die andern ungläubigen Thebanerinnen zu verwirren, zu verblenden und von begeisterter Wuth angefacht nach dem ominosen Gebirg Kithäron, woselbst der verwandte Aktäon umgekommen, hinauszutreiben. Dort halten sie sich für Jägerinnen, die nicht allein dem friedlichen Hochwild, sondern auch Löwen und Panthern nachzujagen berufen sind; Pentheus aber, auf eine abenteuerliche Weise gleichfalls verwirrt, von gleichem Wahnsinn getrieben, folgt ihrer Spur, und wird, sie belauschend von seiner Mutter und ihren Gefährten entdeckt, aufgejagt als Löwe, erschlagen und zerrissen.

Das Haupt, vom Körper getrennt, wird nun als würdige Beute auf einen Thyrsus gesteckt, den Agave ergreift und damit nach Theben triumphirend hereinzieht. Ihrem Vater Cadmus, der eben des Sohnes Glieder kümmerlich aus den Gebirgsschluchten gesammelt hereinbringt, begegnet sie, rühmt sich ihrer Thaten, zeigt auf das Löwenhaupt das sie zu tragen wähnt, und verlangt

in ihrem Uebermuth ein groſses Gaſtmahl angeſtellt; der Vater aber jammervoll beginnt:

Cadmus.

O Schmerzen! gränzenlose, nicht dem Blick zu schaun,
Todtschlag geübt, ein jammervolles Händewerk.
Mag dieſs den Göttern hochwillkommnes Opfer seyn;
Zum Gastmahl aber rufst du Theben, rufest mich.
O weh des Unheils, dir zuerst und mir sodann:
So hat der Gott uns, zwar gerecht, doch ohne Maſs,
Obschon Verwandte zugeführt dem Untergang.

Agave.

So düster lustlos wird das Alter jeglichem
Getrübten Auges. Aber möge doch mein Sohn
Jagdglücklich seyn, nach mütterlichem Vorgeschick,
Wenn er thebaisch-jungem Volke zugesellt
Auf Thiere strebt. Mit Göttern aber liebt er sich
Allein zu messen. Vater, warnen wir ihn doch!
Mit grübelhaftem Uebel nie befass' er sich.
Wo ist er denn? wer bringt ihn vor mein Auge her?
O ruft ihn, daſs er schaue mich Glückselige!

Cadmus.

Weh! weh! erfahrt ihr jemals was ihr da gethan;
Schmerz wird euch schmerzen, grimmig! bleibt ihr aber so
Hinfort in diesem Zustand, welcher euch ergriff,
Wenn auch nicht glücklich, glaubt ihr euch nicht unbeglückt.

Agave.

Was aber ist Unrechtes hier, und Kränkendes?

Wie in dem Lande der Bramanen
Viel tausend Finger sich bemüht,
Daß alle Pracht der Indostanen
Für dich auf Woll' und Seide blüht;

Ja, zu Verherrlichung der Lieben,
Gießbäche Soumelpours durchwühlt,
Aus Erde, Grus, Gerill, Geschieben
Dir Diamanten ausgespült;

Wie Taucherschaar verwegner Männer
Der Perle Schatz dem Golf entriß,
Darauf ein Divan scharfer Kenner
Sie dir zu reihen sich befliß;

Wenn nun Bassora noch das Letzte,
Gewürz und Weihrauch, beigethan,
Bringt alles was die Welt ergetzte
Die Caravane dir heran.

Doch alle diese Kaisergüter
Verwirrten doch zuletzt den Blick;
Und wahrhaft liebende Gemüther
Eins nur im andern fühlt sein Glück.

Cadmus.

So wende mir zuerst dein Auge ätherwärts.

Agave.

Wohl denn! Warum befiehlst du mir hinaufzuschaun?

Cadmus.

Ist er wie immer, oder siehst du Aenderung?

Agave.

Viel glänzender denn sonst, und doppelt leuchtet er.

Cadmus.

So ist ein Aufgeregtes in der Seele dir.

Agave.

Ich weifs nicht was du sagen willst, doch wird es mir
Als ein Besinnen, anders aber als es war.

Cadmus.

Vernimmst mich also deutlich und erwiderst klug?

Agave.

Vergessen hab' ich, Vater, was zuvor ich sprach.

Cadmus.

In welches Haus denn kamst du bräutlich eingeführt?

Agave.

Dem Sohn des Drachenzahns ward ich, dem Echion.

Cadmus.

Und welchen Knaben gabst dem Gatten du daheim?

Agave.

Pentheus entsprang aus unser beiden Einigkeit.

Cadmus.

Und wessen Antlitz führst du auf der Schulter hier?

Agave.

Des Löwen, wie die Jägerinnen mir gereicht.

Cadmus.

So blicke grad' auf, wenig Mühe kostet es.

Agave.

Ach, was erblick' ich? trage was hier in der Hand?

Cadmus.

Betracht' es nur, und lerne deutlich was es ist!

Agave.

Das gröfste Leiden seh' ich Unglückselige.

Cadmus.

Dem Löwen doch vergleichbar nicht erscheint dir diefs?

Agave.

Nein, nicht! von Pentheus trag' ich jammervoll das Haupt.

Cadmus.

Bejammert lange, früher als du's anerkannt.

Agave.

Wer tödtet' ihn? wie kam er doch in meine Faust?

Cadmus.

Unsel'ge Wahrheit! wie erscheinst du nicht zur Zeit.

Agave.

Sprich nur, das Herz hat dafür auch noch einen Puls.

Cadmus.

Du, du erschlugst ihn, deine Schwestern würgten mit.

Agave.

Wo aber kam er um? zu Hause, draufsen, wo?

Cadmus.

Von seinen Hunden wo Aktäon ward zerfleischt.

Agave.

Wie zum Kithäron aber kam der Unglücksmann?

Cadmus.

Dem Gott zum Trotze, deiner auch, der Schwärmenden.

Agave.

Wir aber dort gelangten an ihn welcher Art?

Cadmus.

Ihr ras'tet, ras'te bacchisch doch die ganze Stadt.

Agave.

Dionysos, er verdarb uns, dieſs begreif' ich nun.

Cadmus.

Den ihr verachtet, nicht als Gott ihn anerkannt.

Agave.

Allein der theure Leib des Sohnes, Vater, wo?

Homer,
noch einmal.

Es gibt unter den Menſchen gar vielerlei Widerſtreit, welcher aus den verſchiedenen einander entgegengeſetzten, nicht auszugleichenden Denk- und Sinnesweiſen ſich immer auf's neue entwickelt. Wenn eine Seite nun beſonders hervortritt, ſich der Menge bemächtigt und in dem Grade triumphirt, daß die entgegengeſetzte ſich in die Enge zurückziehen und für den Augenblick im Stillen verbergen muß; ſo nennt man jenes Uebergewicht den Zeitgeiſt, der denn auch eine Zeit lang ſein Weſen treibt.

In den frühern Jahrhunderten läßt ſich bemerken, daß eine ſolche beſondere Weltanſicht und ihre praktiſchen Folgen ſich ſehr lange erhalten, auch ganze Völker und vieljährige Sitten zu beſtimmen und zu beſtätigen wußte; neuerlich aber ergibt ſich eine größere Verſatilität dieſer Erſcheinung, und es wird nach und nach möglich, daß zwey Gegenſätze zu gleicher Zeit hervortreten und ſich einander das Gleichgewicht halten können, und wir achten dieß für die wünſchenswertheſte Erſcheinung.

So haben wir z. B. in Beurtheilung alter Schrift-

ſteller uns im Sondern und Trennen kaum auf den höchſten Grad der Meiſterſchaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftritt, welche ſich das Vereinen, das Vermitteln zu einer theuren Pflicht machend, uns, nachdem wir den Homer einige Zeit, und zwar nicht ganz mit Willen, als ein Zuſammengefügtes, aus mehreren Elementen Angereihtes vorgeſtellt haben, abermals freundlich nöthigt, ihn als eine herrliche Einheit, und die unter ſeinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höheren Dichterſinne entquollene Gottesgeſchöpfe vorzuſtellen. Und dieß geſchieht denn auch im Zeitgeiſte; nicht verabredet noch überliefert, ſondern proprio motu, der ſich mehrfältig unter verſchiedenen Himmelsſtrichen hervorthut.

II.

Französische Literatur.

Rameau's Neffe.

Zu Ende des Jahres 1804 vertraute mir Schiller: es sey ein Manuscript in seinen Händen, ein Dialog Diderots, Rameau's Neffe betitelt, noch ungedruckt und unbekannt; Herr Göschen sey geneigt dasselbe abdrucken zu lassen, vorher aber wünsche er, zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit, eine deutsche Uebersetzung in's Publicum zu senden. Man trug mir die Arbeit an, und ich, seit langer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgesehen hatte.

Meiner Arbeit wird man hoffentlich ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im deutschen Publicum nicht greifen. Die kriegerischen Aspecten verbreiteten überall eine bängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die französische Invasion unräthlich ja unthulich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche, verhinderten das Vorhaben; Schil-

ler verließ uns und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuscript gekommen war.

Als man aber im Jahr 1818 die sämmtlichen Werke Diderots an die Sammlung franzöſiſcher Proſaiſten anzuſchließen gedachte, und deßhalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieſes verborgenen Manuſcripts, nach deſſen deutſcher Ueberſetzung man den Inhalt dieſes wunderlichen Werkes umſtändlich anzeigte, und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder in's Franzöſiſche zurückübertrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meiſterwerk gelten laſſen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderots würdig, wodurch man es denn doch für ein ſolches erklärte.

Die Sache kam noch einigemal in Anregung, aber ohne weitern Erfolg. Endlich erſchien im Jahre 1821 in Paris: Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit, par Diderot, und machte wie billig großes Aufſehen. Das Nähere davon verdient wohl die Aufmerkſamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt ſich aber damit folgendermaßen:

Jene öffentlich wiederholten Erkundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Verſuch einer Rücküberſetzung. Der Vicomte de Saur, maître des requêts au Conseil du roi, wie er ſich in einer Sendung an mich unterſchreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde, de Saint Geniès, welche dergeſtalt gelang, daß ſie wagen durften ſie für das Ori-

ginal auszugeben. Einige Abweichungen und Mißverſtändniſſe, ſo wie eingeſchaltete den Ueberſetzern eig...: Stellen, konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug man glaubte eine Zeit lang das Original zu beſitzen, bis endlich durch das entſtandene Aufſehen, durch die Bemühung des Herausgebers der Werke Diderots, in der Familie deſſelben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geiſtreichen jungen Männer aber wollten ſich eines literariſchen Frevels nicht bezüchtigen laſſen, und erklärten das wahre Original für untergeſchoben, welches denn zu mancherlei Conteſtationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber Herr Brière wendete ſich an mich in einem Schreiben vom 27 July 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile:

„Als Herausgeber der vollſtändigen Werke Diderots hab' ich auch einen von Ew. ꝛc. ſelbſt ausgeſprochenen Wunſch zu erfüllen geſucht, indem ich den Neffen Rameau's in meine Ausgabe mit aufnahm. Dieſes Werk iſt noch nicht öffentlich erſchienen, aber Ihre deutſche Ueberſetzung dieſer merkwürdigen Production iſt ſo treu, wie der Sohn des Colmarſchen Pfeffel mir noch vor einigen Tagen verſicherte, um darnach Diderots Arbeit originalmäßig wieder herſtellen zu können.

„Indeſſen aber habe ich, um der franzöſiſchen Literatur Diderots Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Ueberſetzung gemacht, ſondern den Abdruck einer Copie veranſtaltet, welche 1760 unter den Augen des

Hätt' ich irgend wohl Bedenken
Balch, Bochara, Samarkand,
Süßes Liebchen, dir zu ſchenken,
Dieſer Städte Rauſch und Tand?

Aber frag einmal den Kaiſer,
Ob er dir die Städte gibt?
Er iſt herrlicher und weiſer;
Doch er weiß nicht, wie man liebt.

Herrſcher, zu dergleichen Gaben
Nimmermehr beſtimmſt du dich!
Solch ein Mädchen muß man haben
Und ein Bettler ſeyn wie ich.

Verfaſſers verfertigt war und welche ich von der Frau Marquiſe Vandeuil, Diderots einziger Tochter, empfing, welche noch lebt und gegenwärtig in Paris wohnt, Neue Straße Luxemburg No. 18."

Weiter klagt nun Herr Brière über die Unvollkommenheiten jener Rücküberſetzung, davon er mir ein Exemplar mit Randgloſſen zuſendet und, indem er mir auch das ächte Original nunmehr abgedruckt zugeſchickt, gar bedeutende Beweiſe von franzöſiſcher Leichtbehandlung vor Augen legt. Zunächſt aber zeigt ſich erſt die Wichtigkeit ſeiner Klage, indem, weil einmal das Publicum durch eine Ueberſetzung hintergangen worden, man nun auch das ächte Original für eine gleiche Spiegelfechterey erklärt. An die innern Gründe denkt niemand, man verlangt äußere, man will Diderots Original vorgewieſen haben, und eine würdige Dame ſo gut als der Herausgeber werden für Betrüger erklärt. Er wendet ſich daher an mich, als den Einzigen, welcher hierin Recht ſprechen könne: denn was das Hauptoriginal betrifft, ſey es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha, oder an den Prinzen Heinrich von Preußen geſendet worden.

Was ich jedoch hierbei gleich zwiſchendurch erinnern muß, iſt dieß, daß das Manuſcript nicht nach Gotha gekommen ſeyn kann, weil ich bei meinen dortigen beſonders literariſch vertrauten Verhältniſſen niemals etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung ausſprechen, ſo iſt das Manuſcript nach Petersburg an Ihro

Majestät die Kaiserin Katharina gelangt, die Copie, nach der ich übersetzte, schien dort genommen und für mich hatte diese Filiation die höchste Wahrscheinlichkeit.

Dem wirklich wohl- und gutdenkenden Verleger antwortete ich nun folgendermaßen:

„Hochgeehrtester Herr! Sie haben mir durch die bedeutende zutrauliche Sendung sehr viel Vergnügen gemacht; denn ob ich gleich vor so viel Jahren den Diderotischen trefflichen Dialog mit Neigung, ja mit Leidenschaft übersetzte; so konnte ich demselben doch nur eine flüchtige Zeit widmen, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

„Nun geben Sie mir Gelegenheit es zu thun, und ich trage kein Bedenken hiemit meine Ueberzeugung auszusprechen, daß der von Ihnen gedruckte Neveu de Rameau gleichlautend mit der Copie sey, wornach ich übersetzt. Schon empfand ich dieß gleich bei'm ersten Lesen, was nun zur größern Gewißheit wird, indem ich, nach einer so langen Pause das französische Werk mit meiner Uebersetzung zusammenhaltend, gar manche Stelle finde, welche mich befähigt meiner Arbeit einen größern Werth zu geben, wenn ich sie weiter darnach ausbilde.

„Eine solche Erklärung scheint hinreichend zu Ihren Zwecken, die ich gern fördern mag, weil, wie gesagt, durch die Entdeckung und Publication des Originals mir selbst ein bedeutender Dienst geschehen. — Weimar, den 16 October 1823."

Aus Vorstehendem erkennt man den großen und unersetzlichen Schaden, welchen falsche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publicum anrichten; er besteht darin daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen reinen Leitung bedarf, sich durchaus an solchen Schriften verwirrt, die durch Annäherung an gewisse Originalitäten gerade das Bessere zu sich herabziehen, so daß das Mittelmäßige vom Vortrefflichen, das Schwache vom Starken, das Absurde vom Erhabenen nicht mehr zu scheiden ist.

Wer indessen Freude an der französischen Literatur hat, auch an den Einwirkungen der Literaturen ineinander einsichtigen Theil nimmt, mag mit uns das Glück preisen, daß ein solches Juwel, als das schon anerkannte und noch allgemeiner anzuerkennende, sich doch endlich wieder gefunden hat.

Nunmehr aber halte ich für nöthig etwas über die Noten zu äußern, welche ich meiner Uebersetzung jenes Dialogs zugefügt hatte.

Das große Interesse, das ich diesem Dialog bei der ersten Lesung zuwendete, entsprang wohl aus der frühern Bekanntschaft mit Diderots Werken in dem Augenblick da sie erschienen. Die oft genannte und noch jetzt respectable Correspondenz, womit Herr von Grimm sein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entstandenen und entstehenden Werke höchlich gesteigert. Stückweise kamen La Religieuse

ſo wie Jacques le Fataliste, in ununterbrochener Folge nach Gotha, wo denn dieſe ſich einander folgenden Abſchnitte jener bedeutenden Werke gleich in beſondere Hefte abgeſchrieben und in jenem Kreiſe zu dem ich auch zu gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unſre Tagblätter bedienen ſich deſſelben Kunſtſtücks, ihre Leſer von Blatt zu Blatt fortzuziehen und wenn es auch nur der Neugierde wegen geſchäh[illegible] Uns aber wurden jene gehaltſchweren Abtheilungen nach und nach zugezählt und wir hatten während der gewöhnlichen Pauſen immer genug zu thun den Gehalt dieſer ſucceſſiven Trefflichkeiten zu bedenken und durchzuſprechen; wodurch wir ſie uns auf eine Weiſe eigen machten, von welcher man in der ſpätern Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

Ich aber hatte von dieſen Dingen deſto größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf, wie ich in meinen biographiſchen Heften ſchon geſtanden habe, mit der franzöſiſchen Literatur durchaus befreundet worden; weßhalb mir denn alle in dem gedachten Dialog vorkommenden gerühmten und geſcholtenen Perſonen nicht fremd waren und mir dadurch dieſe ſehr complicirte Production in heiterer Klarheit vor der Seele ſtand.

Betrachtete ich nun aber meine lieben Landsleute in dieſer ſpäten Zeit, ſo konnt' ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutſchen wie mir könnten

gegenwärtig seyn. Die Regierungsjahre Ludwigs XV. waren schon völlig in den Hintergrund getreten; die Revolution hatte ganz andere Zustände und Ansichten hervorgebracht; von solchen Frechheiten eines müßigen, beschaulich humoristischen Lebens, wie solches in dem Element der ersten sechziger Jahre nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr seyn.

Da man doch aber ältere literarische Bezüge in solchen Fällen durch Noten mit Vergnügen aufgeklärt sieht, so dachte ich das Entschwundene dem deutschen Leser wieder entgegenzuheben; allein auch diese Bemühung war für den Augenblick vergebens, die Kriegstage und Jahre verschlangen alles Interesse, und auch ohne dieß konnte ein solches Werk an keine augenblickliche Theilnahme einigen Anspruch machen.

Gleicherweise unterließ der Verleger den Abdruck des Originals, wodurch denn jene Verwirrung für die Folgezeit eingeleitet wurde.

Die oben genannten jungen Männer mußten, indem sie heimlich an ihrer Rückübersetzung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich meiner Arbeit hatte folgen lassen. Sie scheinen dieselben wohl durchgedacht zu haben und faßten den Entschluß eine Uebersetzung davon als eines eigenen Werks und dem französischen Publicum angemessener zu liefern. Sie gaben daher nun das Werk in dem Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: Des hommes célèbres de

France au dix-huitième siècle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque; par Mr. Goethe: traduit de l'Allemand, par M. M. de Saur et de Saint Geniés; et suivi de notes des traducteurs, destinées à développer et à compléter sur plusieurs points importans les idées de l'auteur. Paris chez Antoine Augustin Renouard. 1825.

Dieſes Buch, mit einiger Gunſt angeſehen, kann man wirklich als wohl zuſammengeſtellt gelten laſſen; in einer kurzen Vorrede geben ſie einen allgemeinen Begriff von meinen dichteriſchen und literariſchen Bemühungen, dem ſie einen leichten Abriß meines Lebens folgen laſſen. Meine Noten zu Rameau's Neffen, die ich in alphabetiſche Ordnung geſtellt, haben ſie umgeſetzt, um dem Titel ihres Werkes einigermaßen nachzukommen. Voltaire ſteht oben an, Diderot und andere intereſſante Menſchen folgen. Ueberſetzungsweiſe, Geſchmack, Muſik kommen zur Sprache.

Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſehr frei, theils auslaſſend, theils paraphraſtiſch, jedoch ungeachtet einer ſolchen Behandlung völlig im Sinne des Originals, in welchen ſie genugſam eingedrungen ſind; deßwegen ſich auch auf dieſe Weiſe der Text, als zuſammenhängend und übereinſtimmend, ganz bequem leſen läßt.

Dagegen haben ſie ſich in den hinzugefügten Noten ihrer Freiheit bedient und bald im Einklang, bald in einigem Widerſpruch ſich zu vernehmen gegeben. Bald

lassen sie gelten, bald bestimmen, bald berichtigen sie; wo denn ihre Erweiterungen und die fernere genauere Kenntniß dieser Gegenstände ganz willkommen sind; deßwegen auch dieses Buch, wie es liegt, als ein brauchbarer Beitrag zur französischen Literatur wie sie sich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, gar wohl angesehen werden kann. Noch verdient bemerkt zu werden, wie angenehm ihnen die Billigkeit gewesen, womit ein Ausländer ihre Literatur betrachtet und behandelt. So wird es auch einen jeden bei Durchlesung dieses Bandes interessiren, den Brief Voltaire's an Palissot wieder zu finden, worin er diesen wegen des Schauspiels die Philosophen, bestraft: ein bewundernswerthes Beispiel, wie man mit gerechter Schärfe und Strenge zugleich sich auf's anmuthigste und heiterste benehmen kann. Eine Art jedoch die vielleicht niemand als Voltairen gelang, vielleicht auch keine andere Nation so gut hätte kleiden können.

Nachdem die französische Uebersetzung des Diderotischen Dialogs erschienen war, fing man an zu zweifeln ob dieser Neffe Rameau's jemals existirt habe. Glücklicherweise fand man in Merciers Tableau de Paris eine Stelle, welche sein Daseyn außer Zweifel setzt und sowohl vom Oheim als vom Neffen charakteristische Züge mittheilt. Auch diese fügen wir übersetzt hier bei; es ist Mercier der spricht:

„Ich habe, sagt er, indem er vom Oheim zu reden beginnt, in meiner Jugend Rameau den Musicus gekannt. Es war ein langer Mann, dürr und hager, eingeschrumpften Unterleibes, der, gebückt wie er war, im Palais Royal stets spazieren ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, um sich einiges Gleichgewicht zu geben. Er hatte eine lange Nase, ein spitzes Kinn, Stecken statt der Beine und eine schnarrende Stimme. Er schien unzugänglichen Humors und nach Art der Poeten sprach er unsinnig über seine Kunst.

„Man sagte damals: die ganze musikalische Harmonie sey in seinem Kopfe. Ich ging in die Oper, aber Rameau's Opern ennuyirten mich äußerst. Doch wurden sie mir von jederman als das non plus ultra der Musik vordemonstrirt, so daß ich, an mir selber irre werdend, mich für diese Kunst verloren hielt und mich innerlich betrübte, bis Gluck, Piccini, Sacchini meine schlummernden oder beraubten Fähigkeiten im Grunde meiner Seele erweckten. Von Rameau's großem Ruhme begriff ich nichts, und es wollte mich später bedünken als hätte ich nicht so ganz unrecht gehabt.

„Er konnte Voltairen nie eine Note begreiflich machen und dieser jenem nie die Schönheit eines seiner Verse, so daß, als sie einst gemeinsam an einer Oper arbeiteten, sie fast handgemein wurden, indem sie über die Harmonie sprachen.

„Derſelbige Rameau, eines Tages eine ſchöne Dame beſuchend, erhebt ſich plötzlich von ſeinem Stuhle, nimmt einen kleinen Hund von ihrem Schoß und wirft ihn aus dem dritten Stockwerk zum Fenſter hinaus. Die erſchrockene Dame ruft: was macht Ihr, mein Herr! — Er bellt falſch, ſagt Rameau, indem er mit dem Unwillen eines Mannes auf und ab geht, deſſen Ohr höchlich beleidigt worden.

„Ich habe auch ſeinen Neffen gekannt, der bald ein Abbé, bald ein Laie war; der in den Kaffeehäuſern lehrte und alle Wunder der Tapferkeit, alle Wirkungen des Genie's, alle edle Selbſtverläugnung, kurz alles Große und Gute was je in der Welt geſchehen, auf das Kauen reducirte. Nach ihm hatte alles das keinen andern Zweck und keinen andern Erfolg gehabt als um etwas zwiſchen die Zähne zu bekommen.

„Er predigte dieſe Lehre mit einer ſehr ausdrücklichen Gebärde und einer höchſt mahleriſchen Bewegung der Kinnladen. Sprach man von einem ſchönen Gedicht, von einer edlen That, von einem guten Geſetze, ſo ſagte er: alles dieſes, vom Marſchall von Frankreich bis zum Schuhflicker und von Voltaire bis zu Chaban oder Chabanon, geſchieht bloß um etwas zu bekommen, das man in den Mund thue und woran man die Geſetze der Maſtication erfülle.

„Eines Tages im Gespräch sagte er mir: Mein Onkel der Musicus ist ein großer Mann, aber mein Vater, erst Soldat, dann Geiger, dann Kaufmann, war ein noch größerer. Ihr sollt urtheilen! Er war es, der etwas zwischen die Zähne zu bringen verstand! —

Ich lebte im väterlichen Hause mit vieler Sorglosigkeit, denn es war immer meine Art, wegen der Zukunft wenig neugierig zu seyn. Ich hatte mein zweyundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, als mein Vater eines Tages in mein Zimmer trat und mir sagte: Wie lange willst du noch so in deiner faulen Art hinleben? Seit zwey Jahren erwarte ich Werke von dir. — Weißt du, daß ich in meinem zwanzigsten Jahre gehangen war und einen Zustand hatte? —

„Da ich sehr guter Dinge war, antwortete ich meinem Vater: das nenne ich einen Zustand, gehangen zu seyn! Aber wie geschah es, daß ihr gehangen und doch mein Vater wurdet?

„Höre, sagte er, ich war Soldat und marodirte; der Profoß faßte mich und ließ mich an einen Baum knüpfen. Ein kleiner Regen verhinderte den Strick zu gleiten wie er sollte, oder vielmehr wie er nicht sollte. Der Henker hatte mir mein Hemd gelassen weil es löcherig war; Husaren ritten vorüber und nahmen mir mein Hemd auch nicht, weil es nichts taugte; aber mit einem Säbelhieb durchschnitten sie den Strick und ich fiel auf

---

Die schön geschriebenen,
Herrlich umgüldeten,
Belächelteſt du,
Die anmaßlichen Blätter,
Verziehſt mein Prahlen
Von deiner Lieb' und meinem
Durch dich glücklichen Gelingen,
Verziehſt anmuthigem Selbſtlob.

Selbſtlob! Nur dem Neide ſtinkt's,
Wohlgeruch Freunden
Und eignem Schmack!

Freude des Daſeyns iſt groß,
Größer die Freud' am Daſeyn,
Wenn du Suleika
Mich überſchwenglich beglückſt,
Deine Leidenſchaft mir zuwirfſt
Als wär's ein Ball,
Daß ich ihn fange,
Dir zurückwerfe
Mein gewidmetes Ich;
Das iſt ein Augenblick!

die Erde. Sie war feucht, die Friſche brachte mich wieder zu mir und ich lief auf einen Marktflecken zu, der nicht weit war. Ich trete in eine Weinſchenke, ich ſage zur Frau: Erſchrecket euch nicht mich im Hemde zu ſehen, mein Gepäck folgt hinter mir. Doch davon hernach. Jetzt bitte ich um nichts als eine Feder, Tinte, vier Bogen Papier, ein Brod für einen Sou und einen Schoppen Wein.

„Ohne Zweifel hat mein durchlöchertes Hemde die gute Frau zum Mitleid bewogen. Ich ſchrieb auf die vier Bogen Papier: Heute großes Schauſpiel, gegeben durch den berühmten Italiäner; die erſten Plätze zu ſechs Sous, die zweyten zu drey. Jederman tritt herein, wenn er bezahlt.

„Ich verſchanzte mich hinter eine Tapete, borgte eine Geige, ſchnitt mein Hemde in Stücke und machte daraus fünf Marionetten, die ich mit Tinte und ein wenig von meinem Blute bemahlte; und ſo war ich fertig, um wechſelsweiſe meine Puppen reden zu laſſen, und hinter meiner Tapete zu ſingen und zu geigen.

„Ich hatte im Präludiren meinem Inſtrument einen außerordentlichen Ton gegeben; die Zuſchauer ſtrömten herzu, der Saal wurde voll. Der Geruch der nahen Küche gab mir neue Kräfte, und der Hunger, der einſt Horaz begeiſterte, inſpirirte auch deinen Vater. Während einer ganzen Woche gab ich täglich zwey Vorſtel-

lungen, und auf dem Zettel nichts von Herabsetzung der Preise. Ich wanderte aus der Schenke mit einem Reiserock, drey Hemden, Schuhen und Strümpfen und hinreichendem Gelde bis zur Gränze. Eine kleine Heiserkeit durch das Hängen verursacht, war ganz verschwunden, so daß der Fremde meine sonore Stimme bewunderte.

„Du siehst also, daß ich im zwanzigsten Jahre berühmt war, und meinen Zustand hatte. — Du bist zwey und zwanzig, hast ein neues Hemd auf dem Leibe, hier sind zwölf Franken und nun packe dich.

„So verabschiedete mich mein Vater. Ihr werdet gestehen, daß es von dort ein zu weiter Weg war, als daß man hätte zu Dardanus oder Castor und Pollux gelangen sollen. Seitdem sehe ich alle Menschen ihre Hemden nach dem Grad ihrer Fähigkeit schneiden, und öffentlich Marionetten spielen, und alles dieß um ihren Mund zu füllen. Die Mastication ist nach meiner Ueberzeugung der wahre Endzweck aller seltensten Dinge dieser Welt.

„Dieser Rameau's Neffe hatte am Tage seiner Hochzeit, für einen Thaler den Kopf, alle Leyermädchen von Paris gemiethet, und er ging in ihrer Mitte durch die Straßen, indem er seine Frau am Arme führte. Du bist die Tugend, sagte er, aber ich habe dir einen noch größeren Glanz geben wollen durch diese Schatten, die dich umringen.“

So weit Mercier, deſſen Unterredung mit Rameau's Neffen denſelbigen Ton hat wie Diderots Dialog, und welche große Aehnlichkeit hinreichend beweiſen möchte, daß es kein erdichteter Charakter, ſondern ein wirklicher Menſch geweſen ſey, wonach beide Mahler, ohne von einander zu wiſſen, ihr Portrait mit ſo großer Wahrheit entwarfen.

Alles Vorhergehende nochmals überſehend, ſcheint es mir dem allgemeinen Intereſſe gemäß, jenen oben angedeuteten Brief des franzöſiſchen Verlegers im Original beizufügen; er verſetzt uns lebhafter in jene Tage, wo dieſe Angelegenheit mit Leidenſchaft behandelt wurde.

Pardonnez-moi, Monsieur, si je viens Vous dérober quelques-uns de ces instants précieux que pour les plaisirs de notre âge, et ceux des siecles futurs vous avez consacrés au culte des muses; mais c'est au nom des manes de Diderot que je vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré, que je ne me serai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans stous vos écrits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire, votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public français comme un fourbe capable d'en imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait:

Éditeur des *Oeuvres complètes de Diderot*, j'ai rempli le vœu formé par vous-même en comprenant dans mon édition le *Neveu de Rameau*. Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable, est si fidèle, me disait encore, il y a quelques jours, le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très-facile de reproduire textuellement Diderot.

Cependant pour rendre aux lettres françaises l'ouvrage de Diderot je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'auteur; cette copie m'a été donné par madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg No. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits; s'est permis beaucoup d'amplifica-

tion et n'en a pas moins présenté son livre, comme un ouvrage posthume et inédit de Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé, d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, prétendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot et je me retracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un sécrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est reservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon edition *du Neveu de Rameau*, Vous reconnaitrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité de mes assertions serez-vous assez bon pour me donner, par la reponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre

mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens; dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M. M. de Saur et de Saint-Génies dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contresens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numeros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature; mais l'Europe savante la connaît et l'Institut de France est là pour me venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentimens du plus profond respect, et de la plus haute considération

de Votre Excellence,

le très humble et très obéissant serviteur

Brière

Libraire-éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St. André des arts Nro. 68.

Paris le 27 Juillet 1823.

Don Alonzo ou l'Espagne.

Histoire contemporaine par N. A. de Salvandy.

Paris 1824.

Ein merkwürdig hiſtoriſcher Roman! — Dieſe Art Schriften ſtanden ſonſt nicht im beſten Ruf, weil ſie gewöhnlich die Geſchichte in Fabel verwandelten, und unſere hiſtoriſche mühſam erworbene, reine Anſchauung durch eine irrgeleitete Einbildungskraft zu verwirren pflegten. Neuerer Zeit aber hat man ihnen eine andere Wendung gegeben; man ſucht der Geſchichte nicht ſowohl durch Fictionen als durch die Kraft dichteriſchen Bildens und Darſtellens, zu Hülfe zu kommen, und ſie dadurch erſt recht in's Leben einzuführen. Dieſes iſt nun mehr oder weniger zu erreichen, wenn man wirkliche Hauptfiguren auftreten, ſie durchaus rein hiſtoriſch portraitirt ihrem Charakter gemäß handeln läßt; die Geſtalten der Umgebung ſodann nicht ſowohl erfindet, als zeitgemäß zu bilden verſteht, ſo daß die ſittlichen Eigenſchaften und Eigenheiten der gewählten Epochen durch Individuen ſymboliſirt, dieſe aber durch allen Verlauf

und Wechsel so durchgehalten werden, daß eine große lebendige Masse von Wirklichkeiten sich zu einem glaubwürdigen, überredenden Ganzen vereinigt und abrundet.

Walter Scott gilt als Meister in diesem Fache; er benutzte den Vortheil bedeutende, aber wenig bekannte Gegenden, halbverschollene Begebenheiten, Sonderbarkeiten in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten kunstreich aufzustellen, und so seinen kleinen halbwahren Welten Interesse und Beifall zu verschaffen.

Der nun auftretende Gallier ist schon kühner, er webt und wirkt in den neuesten Zeiten. Wenn er also namhafte Personen portraitirt, so kann ihm die Tagsgeschichte gleich nachkommen, und was die erfundenen betrifft, so lassen sich diese auch an der Gegenwart prüfen: denn wie unsere Zeitgenossen überall denken und handeln, davon haben wir Empfindung und auch wohl Begriff.

Ein so großes Werk wie Alonzo seinem Gange nach zu entwickeln, wäre eine sehr schwierige Arbeit, die unseres Amtes nicht ist; früher oder später im Original oder Uebersetzung, wird das Werk allgemein gelesen werden. Wie reich sein Inhalt seyn müsse, ergibt sich aus folgendem Verzeichniß der von vornherein handelnden Personen, das um so nöthiger ist, als im gedrängten Gange des Werks diese Gestalten öfters wiederkommen und sich dermaßen kreuzen, daß nur ein aufmerksames wiederholtes Lesen uns eine deutliche Vorstellung von den wechselseitigen Einwirkungen verschaffen kann.

Daher wird jeder Leſer gern, wie der Zuſchauer eines perſonenreichen Schauſpiels, dieſen Anmelde-Zettel öfters zu Rathe ziehen.

Alonzo.

Hiſtoriſcher Roman.

Perſonen der einleitenden Erzählung.

Der Autor, Franzoſe, Reiſender, tritt 1820 an der Weſtſeite über die ſpaniſche Gränze.

Don Geronimo, Alcade von Urdax, zugleich Wirth einer geringen Herberge.

Donna Uraca, deſſen Gattin.

Don Juan de Dios, älterer Sohn, Studirender.

Francisco di Paula, jüngerer Sohn, zum geiſtlichen Stande beſtimmt; einſtweilen Hausknecht.

Pajita, auch Francisca, nettes Mädchen, Nichte.

Pater Procurator, ein Dominicaner.

Antonio, Vetturin, Liebhaber der Pajita.

Unbekannter, geheimnifsvoll.

Intendant eingezogener Güter.

Und dann reißt mich von dir
Bald der Franke, bald der Armenier.
Aber Tage währt's,
Jahre dauert's, daß ich neu erſchaffe
Tauſendfältig deiner Verſchwendungen Fülle,
Auftröſele die bunte Schnur meines Glücks,
Geklöppelt tauſendfadig
Von dir, o Suleika.

Hier nun dagegen
Dichteriſche Perlen,
Die mir deiner Leidenſchaft
Gewaltige Brandung
Warf an des Lebens
Verödeten Strand aus.
Mit ſpitzen Fingern
Zierlich geleſen,
Durchreiht mit juwelenem
Goldſchmuck,
Nimm ſie an deinen Hals,
An deinen Buſen!
Die Regentropfen Allahs,
Gereift in beſcheidener Muſchel.

Constitutioneller General, Bruder von Donna Uraca, Vater von Pajita.

Mde. Hiriart, Wirthin zu Ainhoa.

Personen des Manuscripts von Ainhoa, welches mit dem Tode Carls III. beginnt, 1788.

Don Louis, entlassener Officier.

Donna Leonor, dessen Gemahlin.

Alonzo.

Maria de las Angustias, nachher vermählte Marquise von C. Pablo. } Kinder.

Fray Isidoro, Inquisidor von Mexico.

*

Carl IV, König von Spanien.

Maria Louise, Königin von Spanien.

Prinz von Asturien, Sohn und Thronfolger.

Godoy, Herzog von Alcudia, Friedensfürst, Günstling, Beherrscher des Reichs.

*

Enriquez, sonst berühmt im Stiergefechte, jetzt Invalid.

Antonio, Vetturin, Grazioso. Siehe oben in der Einleitung.

Fray Aparicio, junger Pfaffe, dessen Bruder.

Commissarius zu Salamanca, Hauswirth des studirenden Alonzo.

Donna Engrazia, Hauswirthin.

Don Mariano, ihr Enkel, Baccalaureus.

Mariana, Dienstmagd.

*

Sir Georges Wellesley, Engländer von Einflufs.

*

Don Juan, Herzog von L., vormals als Baron von B., Gouverneur von Havanna.

Don Carlos, sein ältester Sohn, Gardeofficier, Ritter der Puerta del Sol.

Don Jayme T., vornehmer Wüstling, Bruder des Don Carlos.

Der Graf von D.

Donna Matea, seine Gemahlin.

Aldouza, ihre Tochter.

Domingo, ihr Vater, reicher Kaufmann von Cadix.

Ines, ihre Kammerfrau.

Margarita, ihr Kammermädchen.

Don Osorio, Marquis von C., Schwager des Herzogs von L.

Der Graf v. X., Günstling des Günstlings Godoy.

Sor Maria de los Dolores, Aebtissin, Witwe des Bruders vom Marquis von C.

Conducteur eines Fuhrwerks.

Hidalgo di Xativa, von Valencia gebürtig. In Erinnerung alter Zeiten für Oesterreich gegen die Bourbons gesinnt.

Don Lope, geheimnißvoller Officier, des Prinzen von Asturien Jugendgenosse, eingeengt mit ihm, nun durch eine reichliche Stelle in America belohnt.

Der Prälat Isidoro. Siehe oben Fray Isidoro.

Hiemit wären wir noch nicht einmal bis zu Ende des ersten Theils gelangt; indessen sind die Hauptpersonen doch schon eingeleitet. Wir verlassen unseren Helden in dem Augenblicke da er nach America in eine ehrenvolle Verbannung gesendet wird. Auf diesem Schauplatz der neuen Welt treten neue Personen auf, mit denen sich der Theilnehmer schon leichter bekannt machen wird. Kehrt er nach Europa zurück, so findet er sich in bekannter Umgebung.

Zu eigener Aushülfe übernahmen wir die Bemühung verstehendes Verzeichniß auszuziehen, um die Schwierigkeiten, auf die man beim Lesen des Werks geräth, überwindlicher zu machen; sie bestehen aber darin, daß vier Personen was ihnen begegnet ist er-

zählen: der Reisende, der Verfasser des Manuscripts von Vinhoa, ein Einsiedler und ein ritterlicher Soldat. Alle sprechen in der ersten Person, wodurch denn der Verfasser freilich den großen Vortheil hat, sie als gegenwärtig bei allen Ereignissen auftreten zu lassen; wie wir denn vom Tode Carls des III. 1788 an bis auf den nächst heutigen Tag, durch Augenzeugen von den merkwürdigen Fortschritten der großen Verwirrung eines Reichs belehrt werden.

Diese Erzählungen werden uns aber nicht etwa hintereinander, sondern übereinander geschoben vorgelegt, worein wir uns denn zu finden und uns desto aufmerksamer bei'm Lesen zu benehmen haben.

Hat man sich nun in das Geschichtliche gefunden, so muß man den Vortrag des Verfassers bewundern und zugleich seine freie Uebersicht über die laufenden Welthändel mit Beifall begrüßen. Wir sehen wie er, als Dichter und Redner, einen jeden für seine Partey und wieder die Gegner ausführlich, klar und kräftig reden läßt, und mithin die Darstellung der wild-widersprechenden Geister, woraus denn die vielleicht nicht zu schlichtende Verwirrung entspringt, zuletzt redlich vollendet. So wird z. B. anfangs von jederman auf Napoleon gescholten und das Allerschlimmste über ihn ausgesprochen: wie er aber persönlich auftritt, ein Gefecht einleitet und durchführt, erscheint er als Fürst und Heerführer zum günstigsten.

Daß bei dem Hervortreten eines ſolchen Werkes die franzöſiſchen Journale nicht ſchweigen konnten, läßt ſich denken; der Conſtitutionnel rühmt es unbedingt, das Journal des Debats ergreift eine, der mißwollenden Kritik nicht fremde, Manier den Autor herabzuwürdigen: denn es fordert von dem, der eine ſolche Arbeit unternehmen wollte, unverträgliche, unmögliche Eigenſchaften, verſichert das Werk ſey ſchlecht, weil es dieſe Bedingungen nicht erfülle; im Einzelnen ſey es lebenswürdig, das Ganze aber müſſe caſſirt und umgeſchrieben werden.

Nachdem aber nun der Recenſent eine ganze Strecke vorwärts geſchritten, ſo wird er zuletzt wie Bileam ſeinen Fluch mit Segnungen abzuſchließen vom guten Geiſte genöthigt; wir theilen die merkwürdige Stelle und zwar im Grundtexte mit, da, wie uns ein Verſuch belehrt hat, die ſorgfältigſte Ueberſetzung ſich nicht der Klarheit und Entſchiedenheit des Originals bemächtigen könnte.

Ce livre porte beaucoup à reflechir. Je n'en connais pas qui offre une peinture plus vraie des mœurs de l'Espagne, qui donne une idée plus complète de l'état de ce pays, et des causes qui l'ont tenu, peut-être sans espoir de retour, loin du mouvement de la civilisation de l'Europe. M. de Salvandy doit beaucoup à ses propres observations; il est facile aussi de voir qu'il a obtenu des renseignemens pré-

cieux sur quelques parties des grands débats qui ont eu lieu dans la Péninsule; il en a fait usage avec discernement. S'il montre l'excès des forces de la jeunesse dans la complication de son sujet, dans la pompe de son style, il laisse percer un esprit mûri de bonne heure par les grandes questions qui agitent l'ordre social, et propre par conséquent à les développer et à les juger.

Ein solches Zeugniß, das der Partenschriftsteller einem von der Gegenseite zu ertheilen genöthigt ist, finden wir freilich aller Ehren werth und acceptiren es auf's höflichste, doch sagen wir zugleich: so schön und bedeutend auch die zugestandenen Eigenschaften sind, so hat der Mann doch das Beste vergessen, denjenigen Vorzug worauf die übrigen alle beruhen. Er übersieht nämlich

die Pietät,

die man freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Personen, vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Gemüth und Geiste des Verfassers zu suchen hat.

Pietät, ein im Deutschen bis jetzt jungfräulich keusches Wort, da es unsre Reiniger abgelehnt und als ein fremdes glücklicher Weise bei Seite gebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, sagt ein edler Vorfahr und gesteht ihr zu, sie sey fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns dießmal herauszu-

laſſen, verbeut uns Tag und Platz, deßhalb ſagen wir nur kürzlich ſo viel:

Wenn gewiſſe Erſcheinungen an der menſchlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nöthigen, ihr eine Art von radicalem Böſen, eine Erbſünde zuzuſchreiben, ſo fordern andere Manifeſtationen derſelben: ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborne Güte, Rechtlichkeit und beſonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugeſtehen. Dieſen Quellpunkt, wenn er, im Menſchen cultivirt, zur Thätigkeit, in's Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt ſie ſich von Eltern zu Kindern, ſchwächer von Kindern zu Eltern; ſie verbreitet ihre ſegensvolle Einwirkung von Geſchwiſtern über Bluts-, Stammes- und Landes-Verwandte, erweiſ't ſich wirkſam gegen Fürſten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere und ſomit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; ſie umfaßt alles und indem ihr die Welt gehört, wendet ſie ihr Letztes, Beſtes dem Himmel zu; ſie allein hält der Egoiſterey das Gegengewicht, ſie würde, wenn ſie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menſchen hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen ſie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon ſagten wir zu viel und würden bei der größten Ausführlich-

keit immer nur zu wenig sagen: deßwegen zeuge der Verfasser mit kurzen Worten für sich selbst:

La jeunesse a besoin de respecter quelque chose. Ce sentiment est le principe de toutes les actions vertueuses; il est le foyer d'une émulation sainte qui aggrandit l'existence et qui l'élève. Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu.

Und wäre nicht diese heilige Gnade Gottes und der Natur in unserm Freunde durchdringend lebendig, wie sollte er als Jüngling zu dem höchsten Resultat der Lebensweisheit gelangt seyn, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erstaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgesprochen fanden? Möge sie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüth mit seinem Zustande versöhnen.

Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, d'y borner nos vœux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés: peut-être la dignité, le succès, le bonheur intime lui-même ne sont-ils qu'à ce prix. Mais pour arriver à cette résignation vertueuse, il faut de la force, une force immense.

Oeuvres dramatiques
de Goethe,

traduites de l'allemand; précédées d'une notice biographique et littéraire.

4 voll. in 8.

In dem Augenblick, da der deutschen Nation die Frage vorgelegt wird, inwiefern sie eine Sammlung von Goethe's vieljährigen literarischen Arbeiten günstig aufnehmen wolle, muß es angenehm seyn zu erfahren, wie sich seine Bemühungen einer Nachbarnation darstellen, welche von jeher nur im Allgemeinen an deutschem Bestreben Theil genommen, weniges davon gekannt, das Wenigste gebilligt hat.

Nun dürfen wir nicht läugnen, daß wir Deutschen gerade wegen dieses eigensinnigen Ablehnens auch gegen sie eine entschiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Urtheil wenig bekümmert und sie gegenseitig nicht zum günstigsten beurtheilt haben. Merkwürdig jedoch mußte es uns in der neuesten Zeit werden, wenn dasjenige was wir an uns selbst schätzten, auch von ihnen anfing geschätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher,

von

von einzelnen beſonders gewogenen Perſonen, ſondern in einem ſich immer weiter ausbreitenden Kreiſe.

Woher dieſe Wirkung ſich ſchreibe, verdient gelegentlich eine beſondere nähere Unterſuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umſtand hervorgehoben daß Franzoſen ſich entſchieden überzeugten: bei dem Deutſchen walte ein redlicher Ernſt ob, er gehe bei ſeinen Productionen mit dem beſten Willen zu Werke, eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht abläugnen; und nun mußte freilich aus einer ſolchen Ueberſicht unmittelbar der reine richtige Begriff entſpringen, daß man eine jede Nation, ſodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums derſelben aus und an ihnen ſelbſt zu erkennen, auch was noch mehr iſt, nach ihnen ſelbſt zu beurtheilen habe. Und ſo darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch ſo viel Prüfungs- und Läuterungs-Epochen durchgegangenes Volk ſich nach friſchen Quellen umſieht um ſich zu erquicken, zu ſtärken, herzuſtellen, und ſich deßhalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, ſondern zu einem lebendigen, ſelbſt noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutſchen richten ſie ihre Aufmerkſamkeit, ſondern auch auf den Engländer, den Italiäner; und wenn ſie Schiller's Cabale und Liebe in drey Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drey

Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde,
Wort um Wort und Blick um Blick;
Kuß um Kuß, vom treusten Munde,
Hauch um Hauch und Glück um Glück.
So am Abend, so am Morgen!
Doch du fühlst an meinen Liedern
Immer noch geheime Sorgen;
Junfurts Reize möcht' ich bergen
Deine Schönheit zu erwiedern.

Theatern günstig aufnehmen; wenn sie Musäus Mährchen übersetzen: so sind Lord Byron, Walter Scott und Cooper bei ihnen gleichfalls einheimisch, und sie wissen die Verdienste Manzoni's nach Gebühr zu würdigen.

Ja wenn man genau auf den Gang den sie nehmen Acht gibt, so möchte die Zeit herannahen, wo sie uns Deutsche an gründlich freisinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Möge sich dieß ein jeder, den es angeht, gesagt seyn lassen. Wir wenigstens beobachten genau, was sie auf ihrem hohen nicht längst erreichten Standpunkte günstiges oder ungünstiges über uns und andere Nachbarnationen aussprechen. Dieß sey hinreichend, um eine Recension der obengenannten Uebersetzung anzukündigen, die wir in abkürzendem Auszug hiermit einführen wollen. Zu lesen ist sie Globe 1826. No. 55. 64.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und spätern Wirkungen Werther's in Frankreich charakteristisch bezeichnet, sodann aber die Ursachen bemerkt und ausspricht, warum seit so vielen Jahren von meinen übrigen Arbeiten nur wenige Kenntniß dorthin gekommen.

„An der Langsamkeit, mit welcher Goethe's Ruf sich bei uns verbreitete, ist größtentheils die vorzüglichste Eigenschaft seines Geistes schuld, die Originalität. Alles was höchst original ist, d. h. stark gestempelt von dem Charakter eines besondern Mannes oder einer

Nation, daran wird man schwerlich sogleich Geschmack finden, und die Originalität ist das verspringende Verdienst dieses Dichters; ja man kann sagen, daß in seiner Unabhängigkeit er diese Eigenschaft, ohne die es kein Genie gibt, bis zum Uebermaße treibe. Sodann bedarf es immer einer gewissen Anstrengung, um uns aus unsern Gewohnheiten herauszufinden und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Gestalt vor uns tritt. Aber bei Goethe ist es nicht mit einem Anlauf gethan, man muß es für ein jedes seiner Werke erneuern, denn alle sind in einem verschiedenen Geiste verfaßt. Wenn man von einem zum andern geht, so tritt man jedesmal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannichfaltigkeit kann freilich faule Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Aergerniß geben; aber diese Mannichfaltigkeit des Talents ist ein Zauber für Geister die sich genug erhoben um es zu begreifen, kräftig genug sind ihm zu folgen.

„Es gibt Menschen deren stark ausgesprochener Charakter uns Anfangs in Erstaunen setzt, ja abstößt; hat man sich aber ihrer Art und Weise befreundet, so schließt man ihnen sich an, gerade um der Eigenschaften willen die uns erst entfernten. So sind die Werke unseres Dichters; sie gewinnen wenn man sie kennt, und um sie zu kennen, muß man sich die Mühe geben, sie zu studiren; denn oft verbirgt die Seltsamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter

haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen; aber er ist immer so unterschieden von den andern und von sich selbst; man erräth oft so wenig wo er hinaus will; er verrückt dergestalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja sogar der Bewunderung, daß man, um ihn ganz zu genießen, eben so wenig literarische Vorurtheile haben muß als er selbst; und vielleicht fände man eben so schwer einen Leser, der davon völlig frei wäre, als einen Poeten, der, wie er, sie alle unter die Füße getreten hätte.

„Man darf sich also nicht verwundern, daß er noch nicht popular in Frankreich ist, wo man die Mühe fürchtet und das Studium; wo jeder sich beeilt, über das zu spotten was er nicht begreift, aus Furcht ein anderer möge vor ihm darüber spotten; in einem Publicum wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter ist ein Werk zu verdammen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzusehen, warum es andere schön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geist nöthig ist, um den Werth einer fremden Literatur zu schätzen, als zu bemerken daß sie fremd ist, und das für Fehler zu halten, was sie von der unsrigen unterscheidet. Man sieht ein, daß man sich selbst verkürzt, wenn man neue Genüsse der Einbildungskraft verschmäht um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit zu genießen,

der Eitelkeit nicht zu verſtehen, des Stolzes nicht genießen zu wollen.

„Als Goethe ſeine Laufbahn antrat war die Literatur in Deutſchland in einem Zuſtande wie ungefähr jetzt in Frankreich. Man war müde deſſen was man hatte und wußte nicht was an deſſen Stelle zu ſetzen wäre; man ahmte wechſelsweiſe die Franzoſen, die Engländer, die Alten nach; man machte Theorien auf Theorien in Erwartung von Meiſterſtücken. Die Verfaſſer dieſer Lehrgebäude rühmten die künftigen Reſultate ihrer Sätze und beſtritten die Hoffnungen entgegenſtehender Doctrinen, mit einer Lebhaftigkeit welche an den Zorn der beiden Brüder in Tauſend und Einer Nacht erinnert, die ſich eines Tags im Geſpräch über ihre Kinder verfeindeten, die noch geboren werden ſollten.

„Goethe, welchen dieſer Streit der Meinungen einen Augenblick von der Poeſie abgewendet hatte, ward bald durch einen herriſchen Beruf wieder zurückgeführt; und ſogleich beſchloß er den Stoff ſeiner Productionen in ſich ſelbſt zu ſuchen, in dem was ihm Gefühl oder Nachdenken darreichte; er wollte nichts mahlen als was er geſehen oder gefühlt hatte, und ſo fing für ihn die Gewöhnung an, woran er ſein ganzes Leben hielt: als Bild oder Drama dasjenige zu realiſiren, was ihn erfreut, geſchmerzt, beſchäftigt hatte. Und ſo gedachte er, ſeiner Art die äußern Gegenſtände zu betrachten eine Beſtimmtheit zu geben und ſeine innerlichen Bewegun-

gen zu beſchwichtigen. Dieſes bezeugt er uns ſelbſt, und ſein ganzes literariſches Leben iſt in jenen merkwürdigen Zeilen zuſammengefaßt. Lieſ't man ihn, ſo muß man von dem Gedanken ausgehen, daß ein jedes ſeiner Werke auf einen gewiſſen Zuſtand ſeiner Seele oder ſeines Geiſtes Bezug habe; man muß darin die Geſchichte der Gefühle ſuchen, wie der Ereigniſſe, die ſein Daſeyn ausfüllten. Alſo betrachtet geben ſie ein doppeltes Intereſſe, und dasjenige was man für den Dichter empfindet iſt nicht das geringſte. Und wirklich, was ſollte man intereſſanter finden, als einen Menſchen zu ſehen, begabt mit reiner Empfindungsfähigkeit, einer mächtigen Einbildungskraft, einem tiefen Nachdenken, der ſich mit voller Freiheit dieſer hohen Eigenſchaften bedient, unabhängig von allen Formen, durch das Uebergewicht ſeines Geiſtes die eine nach der andern brauchend, um ihnen den Stempel ſeiner Seele aufzuprägen. Welch ein Schauſpiel, einen kühnen Geiſt zu ſehen, nur auf ſich ſelbſt geſtützt, nur ſeinen eigenen Eingebungen gehorchend! Gibt es wohl etwas Belehrenderes als ſein Beſtreben, ſeine Fortſchritte, ſeine Verirrungen? Aus dieſem Geſichtspunkt verdient unſer Dichter betrachtet zu werden, und ſo werden wir ihn in dieſen Blättern beſchauen, bedauernd daß ihr Zweck unſre Studien über ihn nur auf ſeine Theaterſtücke beſchränkt hat und daß die Gränzen eines Journals uns nöthigen ſein Leben nur oberflächlich zu ſkizziren."

Hier betrachtet nun der wohlwollende Recensent das körperliche und sittliche Mißgeschick und die daraus entstandene Hypochondrie eines jungen Mannes, die sich hart und niedrig in den Mitschuldigen, edler und freier im Werther, tiefer aber, bedeutender und weitausgreifender im Faust manifestirt:

„Die Unbilden welche der ersten Liebe des Dichters folgten, hatten ihn in düstere Niedergeschlagenheit geworfen, welche noch durch eine epidemische Melancholie vermehrt ward, damals unter der deutschen Jugend durch Verbreitung Shakspeare's veranlaßt. Eine schwere Krankheit trat noch zu dieser verdrießlichen Sinnesart hinzu, woraus sie vielleicht entstanden war. Der Jüngling verbrachte mehrere Jahre in solchen Leiden, wie die ersten Fehlrechnungen des Lebens, die Schwankungen einer Seele die sich selbst sucht, gar oft einer glühenden Einbildungskraft zu fühlen geben, ehe sie für ihre Thätigkeit den Zweck gefunden hat der ihr gemäß ist. Bald aufgeregt, bald entmuthigt, vom Mysticismus sich zum Zweifel wendend, wandelbar in seinen Studien, seine Neigungen selbst zerstörend, gereizt durch die Gesellschaft, erdrückt durch die Einsamkeit; weder Energie fühlend zu leben noch zu sterben: so war er in eine schwarze Traurigkeit gefallen, einen schmerzlichen Zustand, aus dem er sich erst durch die Darstellung des Werther befreite, und der ihm den ersten Gedanken an Faust eingab.

„Aber indessen das wirkliche Leben wie es die gegenwärtige Societät bestimmt und geordnet hat, ihn durch sein ganzes Gewicht erdrückte, freute sich seine Einbildungskraft, in jene Zeiten freier Thätigkeit zu flüchten, wo der Zweck des Daseyns klar vorlag, das Leben stark und einfach. Es schien dem melancholischen entmuthigten Jüngling, daß er bequemer unter dem Harnisch des Kriegsmannes gelebt hätte, besser in der festen Burg des Ritters; er träumte sich das alte Deutschland mit seinen eisernen Männern und rohen freisinnigen abenteuerlichen Sitten. Der Anblick gothischer Gebäude, besonders des Doms zu Straßburg, belebte nun völlig für ihn jenes Zeitalter das er vermißte. Die Geschichte welche der Herr von Berlichingen mit eigner Hand schrieb, bot ihm das Muster das er suchte und gewährte ihm den Grund seiner Dichtung. Und so entstand in seinem Kopfe das Werk, das Deutschland mit Entzücken aufnahm und für ein Familienbild erkannte.

„Götz von Berlichingen ist ein Gemählde oder vielmehr eine weitgreifende Skizze des sechzehnten Jahrhunderts; denn der Dichter, welcher erst die Absicht hatte es auszubilden und in Verse zu bringen, entschied sich solches in dem Zustand wie wir es besitzen herauszugeben. Aber jeder Zug ist so richtig und fest, alles ist mit so großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt einen der Entwürfe des Michel Angelo zu sehen, wo einige Meißelhiebe dem Künstler zureichten,

um seinen ganzen Gedanken auszudrücken. Denn wer genau hinsehen will, findet daß im Götz kein Wort sey das nicht treffe; alles geht auf die Hauptwirkung los, alles trägt dazu bei die große Gestalt des hinsterbenden Mittelalters zu zeigen. Denn man kann sagen: das Mittelalter sey eigentlich der Held dieses wunderlichen Drama's; man sieht es leben und handeln, und dafür interessirt man sich. Das Mittelalter athmet ganz und gar in diesem Götz mit der eisernen Hand; hier ist die Kraft, die Rechtlichkeit, die Unabhängigkeit dieser Epoche; sie spricht durch den Mund dieses Individuums, vertheidigt sich durch seinen Arm, unterliegt und stirbt mit ihm."

Nachdem der Recensent den Clavigo beseitigt und mit möglichster Artigkeit das Schlimmste von Stella gesagt hat, gelangt er zu der Epoche, wo der Dichter in die Welt, in's Geschäft eintretend, eine Zeit lang von aller Production abgehalten, in einem gewissen mittlern Uebergangszustand verweilt, im geselligen Umgang die düstere Rauhheit seiner Jugend verliert, und sich unbewußt zu einer zweyten Darstellungsweise vorbereitet, welche der wohlwollende Referent mit eben so viel Ausführlichkeit als Geneigtheit in folgendem behandelt:

„Eine Reise nach Italien konnte kein gleichgültiges Ereigniß in dem Leben des Dichters bleiben. Aus einer Atmosphäre, die schwer und trüb gewissermaßen auf ihm lastete, wie sie einen kleinen deutschen Cirkel um-

wölken mag, unter den glücklichen Himmel von Rom, Neapel, Palermo versetzt, empfand er die ganze poetische Energie seiner ersten Jahre. Den Stürmen entronnen die seine Seele verwirrten, entwichen dem Kreis der sie zu verengen strebte, fühlte er sich zum erstenmal im Besitz aller seiner Kräfte und hatte seitdem an Ausdehnung und Heiterkeit nichts mehr zu gewinnen. Von dem Augenblicke an ist er nicht bloß entwerfend, und, wollte man auch seine Conceptionen nicht alle in gleichem Grade glücklich nennen, so wird doch die Ausführung, wonach man vielleicht in der Poesie wie in der Mahlerey den Künstler am sichersten mißt, stets für vollkommen zu halten seyn.

„Nach dem Bekenntniß aller Deutschen findet sich dieses Verdienst im höchsten Grade in zwey Stücken, welche sich unmittelbar auf diese Epoche seiner Laufbahn beziehen, in Tasso nämlich und Iphigenien. Diese beiden Stücke sind das Resultat einer Vereinigung des Gefühls der äußern Schönheit, wie man sie in der mittägigen Natur und den Denkmalen des Alterthums findet, von einer Seite, und von der andern des Zartesten und Allerfeinsten was in dem Geiste des deutschen Dichters sich entwickeln mochte. So wird im Tasso ein geistreicher Dialog angewendet, in Schattirungen, wie Plato und Euripides pflegen, eine Reihe von Ideen und Gefühlen auszudrücken, die vielleicht unserm Dichter allein angehören. Die Charaktere der Personen,

ihre ideelle Beziehung, der Typus den eine jede darstellt; man fühlt daß er dieß nicht allein in der Geschichte von Ferrara gefunden hat; man erkennt die Erinnerungen die er von Hause mitbrachte, um sie in den poetischen Zeiten des Mittelalters und unter dem sanften Himmel von Italien zu verschönern. Mir scheint die Rolle des Tasso gänzlich bestimmt zu einer bewundernswürdigen Nachbildung der Verwirrungen einer Einbildungskraft, die, sich selbst zum Raube gegeben, an einem Worte sich entflammt, entmuthigt, verzweifelt, an einer Erinnerung festhält, sich für einen Traum entzückt, eine Begebenheit aus jeder Aufregung macht, eine Marter aus jeder Unruhe; genug, welche leidet, genießt, lebt in einer fremden unwirklichen Welt, die aber auch ihre Stürme hat, ihre Freuden und Traurigkeiten. Eben so zeigt sich Jean Jacques in seinen Reverien, und so hatte der Dichter sich lange gefunden, und mir scheint, er selbst spricht aus dem Munde des Tasso, und durch diese harmonische Poesie hört man den Werther durch.

„Iphigenie ist die Schwester des Tasso; diese beiden haben eine Familienähnlichkeit, die sich leicht erklärt, wenn man weiß, daß sie beide zu gleicher Zeit geschrieben sind und zwar unter dem Einfluß des italiänischen Himmels. Da er aber in Iphigenien, statt der Stürme eines kleinen Hofes, die majestätischen Erinnerungen der Familie des Tantalus zu schildern

---

Suleika.

Volk und Knecht und Ueberwinder
Sie geſtehn zu jeder Zeit:
Höchſtes Glück der Erdenkinder
Sey nur die Perſönlichkeit.

Jedes Leben ſey zu führen,
Wenn man ſich nicht ſelbſt vermißt;
Alles könne man verlieren,
Wenn man bliebe was man iſt.

Hatem.

Kann wohl ſeyn! ſo wird gemeinet;
Doch ich bin auf andrer Spur:
Alles Erdenglück vereinet
Find' ich in Suleika nur.

Wie ſie ſich an mich verſchwendet,
Bin ich mir ein werthes Ich;
Hätte ſie ſich weggewendet,
Augenblicks verlör' ich mich.

hatte, und, anstatt der Qualen des Wahnsinns der Einbildungskraft, das Schicksal und die Furien, hat er sich zu einer größern poetischen Höhe erhoben. In diesem Werk, welches die Deutschen und der Autor selbst für das vollendetste seiner dramatischen Compositionen halten, verhüllen sich ohne Widerrede die Gefühle einer völlig christlichen Zartheit und einer ganz modernen Fortbildung unter Formen, dem Alterthum entnommen; aber es wäre unmöglich diese verschiedenen Elemente harmonischer zu verbinden. Es sind nicht nur die äußern Formen der griechischen Tragödie mit Kunst nachgeahmt, der Geist der antiken Bildkunst, in durchaus gleichem Leben, beseelt und begleitet mit ruhiger Schönheit die Vorstellungen des Dichters. Diese Conceptionen gehören ihm und nicht dem Sophokles, das bekenne ich; aber ich könnte ihn nicht ernsthaft darüber tadeln, daß er sich treu geblieben. Und was haben denn Fenelon und Racine gethan? Wohl ist der Charakter des Alterthums ihren Werken genugsam eingedrückt, aber hat auch der eine dort die Eifersucht der Phädra gefunden, der andere die evangelische Moral, welche durch den ganzen Telemach durchgeht? Unser Dichter nun hat wie sie gehandelt, es war keineswegs in seiner Art, sich völlig in der Nachahmung eines Modells zu vergessen; er hat von der antiken Muse sich eindringliche Accente zugeeignet; aber um den Grundsinn seiner Gesänge ihm einzuflößen waren

zwey lebendige Musen unentbehrlich: seine Seele und seine Zeit.

„Egmont scheint mir der Gipfel der theatralischen Laufbahn unsers Dichters; es ist nicht mehr das historische Drama wie Götz; es ist nicht mehr die antike Tragödie wie Iphigenie: es ist die wahrhaft neuere Tragödie, ein Gemählde der Lebensscenen das mit der Wahrheit des erstern das einfach Grandiose der zweyten verbindet. In diesem Werke, geschrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talents, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menschlichen Lebens dargestellt, wie ihm solches aufzufassen gefallen hat. Egmont, glücklich, heiter, verliebt ohne entschiedene Leidenschaft, der Süßigkeit des Daseyns edel genießend, mit Lebenslust dem Tode entgegengehend: dieß ist Egmont, der Held des Dichters.

„Nun gibt es aber ein Werk unsres Dichters, nicht nur keinem sonst vorhandenen vergleichbar, sondern auch abgesondert von seinen eigenen zu betrachten. Es ist der Faust, die seltsame tiefe Schöpfung, das wunderliche Drama, in welchem die Wesen jedes Ranges vertreten: vom Gott des Himmels bis zu den Geistern der Finsterniß, von dem Menschen bis zum Thiere und tiefer bis zu jenen ungestalteten Geschöpfen, welche, wie Shakspeare's Caliban, nur der Einbildungskraft des Dichters ihr scheußliches Daseyn verdanken konnten. Ueber dieses sonderbare Werk wäre

gar sehr viel zu sagen; man findet der Reihe nach Musterstücke jeder Schreibart: von dem derbsten Possenspiel bis zur erhabensten lyrischen Dichtung; man findet die Schilderungen aller menschlichen Gefühle, von den widerwärtigsten bis zu den zärtlichsten, von den düstersten bis zu den allersüßesten. Indem ich mich aber von dem historischen Standpunkt, auf welchen ich mich beschränke, nicht entfernen darf und nur die Person des Dichters in seinen Werken suchen mag, so begnüge ich mich, den Faust als den vollkommensten Ausdruck anzusehen, welchen der Dichter von sich selbst gegeben hat. Ja, dieser Faust, den er in seiner Jugend erfaßte, im reifen Alter vollbrachte, dessen Vorstellung er mit sich durch alle die Aufregungen seines Lebens trug, wie Camoëns sein Gedicht durch die Wogen mit sich führte: dieser Faust enthält ihn ganz. Die Leidenschaft des Wissens und die Marter des Zweifels, hatten sie nicht seine jungen Jahre geängstigt? Woher kam ihm der Gedanke, sich in ein übernatürliches Reich zu flüchten, an unsichtbare Mächte sich zu berufen, die ihn eine Zeit lang in die Träume der Illuminaten stürzten und die ihn sogar eine Religion erfinden machten? Diese Ironie des Mephistopheles, der mit der Schwäche und den Begierden des Menschen ein so freches Spiel treibt, ist dieß nicht die verachtende, spottende Seite des Dichtergeistes; ein Hang zum Verdrießlichseyn, der sich bis in die frühesten Jahre seines

Capitel seines Lebens finden könnte, so treffen wir überall auf Spuren der Einwirkung gleichzeitiger Begebenheiten, oder auch Erinnerungen derselben. Zu Palermo ergreift ihn das geheimnißvolle Schicksal des Cagliostro, und seine Einbildungskraft, von lebhafter Neugierde getrieben, kann diesen wunderbaren Mann nicht loslassen, bis er ihn dramatisch gestaltet, um sich selbst gleichsam ein Schauspiel zu geben. So entstand der Groß-Cophta, welchem das berüchtigte Abenteuer des Halsbandes zu Grunde liegt. Beim Lesen dieser übrigens sehr unterhaltenden Komödie erinnert man sich, daß der Dichter einige Zeit zu ähnlichem Wahn hinneigte, wie der ist den er entwickelt; wir sehen einen enttäuschten Adepten, der die gläubige Exaltation der Schüler so wie die geschickte Marktschreierein des Meisters darstellt, und zwar wie ein Mann der die eine getheilt und die andere nahe gesehen hat. Man muß geglaubt haben, um so treffend über das zu spotten woran man nicht mehr glaubt.

„In den kleinen Komödien bei Gelegenheit der französischen Revolution wird man keine übersichtliche Würdigung dieses großen Ereignisses erwarten, vielmehr nur einen Beleg wie sich die augenblicklichen Einflüsse desselben in des Dichters Gesichtskreis lächerlich und widerwärtig darstellten. Diesen Eindruck hat er auf eine sehr heitere Weise im Bürgergeneral festgehalten.

„Jery und Bätely, anmuthige Skizze einer Alpenland-

landſchaft, iſt als eine Erinnerung einer Schweizerwanderung anzuſehen. Nun aber betrachten wir den Triumph der Empfindſamkeit, ein Poſſenſpiel in Ariſtophaniſcher Manier, als einen Ausfall des Dichters gegen eine Dichtart, die er ſelbſt in Gang gebracht hatte. Dieſes Stück iſt eins von denen welche zu der, nach meiner Denkweiſe wenigſtens, ſehr übertriebenen Meinung der Frau von Stael Anlaß gegeben. Dieſer trefflichen Frau, welche ſonſt über unſern Dichter einige bewundernswürdig geiſtreiche Seiten geſchrieben hat, und die ihn zuerſt in Frankreich durch einige freie Ueberſetzungen voll Leben und Bewegung bekannt machte, Frau von Stael ſieht in ihm einen Zauberer dem es Vergnügen macht, ſeine eigenen Gaukeleyen zu zerſtören, genug, einen myſtificirenden Dichter, der irgend einmal ein Syſtem feſtſetzt, und nachdem er es gelten gemacht, auf einmal aufgibt, um die Bewunderung des Publicums irre zu machen und die Gefälligkeit deſſelben auf die Probe zu ſtellen. Ich aber glaube nicht, daß mit einem ſo leichtſinnig hinterhaltigen Gedanken ſolche Werke wären hervorzubringen geweſen. Dergleichen Grillen können höchſtens Geiſtesſpiele und Skizzen des Talents veranlaſſen, mehr oder weniger auffallend; aber ich würde ſehr verwundert ſeyn, wenn aus einer ſolchen Quelle etwas ſtark Erfaßtes oder tief Gefühltes hervorginge. Solche Eulenſpiegeleyen geziemen dem Genie nicht. Im Gegentheil glaube ich gezeigt zu haben, daß

der Dichter in allem was er hervorbrachte, seiner innern Regung gefolgt sey, wie in allem was er mahlte, er das nachbildete was er gesehen oder empfunden hatte. Mit sehr verschiedenen Fähigkeiten begabt, mußte er in einem langen Leben durch die entgegengesetztesten Zustände hindurchgehen und sie natürlich in sehr von einander unterschiedenen Werken ausdrücken.

„Auch will ich, wenn man es verlangt, wohl zugeben, daß, indem er den Triumph der Empfindsamkeit nach dem Werther, die Iphigenie nach dem Götz schrieb, er wohl lächeln konnte, wenn er an diese Verletzung ausschließlicher Theorien dachte, an die Bestürzung in welche er jene Menschen werfen würde, die in Deutschland gewöhnlicher sind als anderwärts, und immer eine Theorie fertig haben, um sie an ein Meisterwerk anzuheften. Aber ich wiederhole: ein solches Vergnügen kann wohl seine Werke begleiten, aber nicht veranlaßt haben; die Quelle war in ihm, die Verschiedenheit gehörte den Umständen und der Zeit.

„Um nun die dramatische Laufbahn unsers Dichters zu beschließen, haben wir von Eugenien, der natürlichen Tochter, zu reden, wovon die erste Abtheilung allein erschienen ist. Hier gehören die Personen keinem Land an, keiner Zeit, sie heißen König, Herzog, Tochter, Hofmeisterin. Die Sprache übertrifft alles was der Dichter vollkommenes in dieser Art geleistet hat. Aber es scheint, wenn man die natürliche Tochter liest, daß der Dichter

kein Bedürfniß mehr empfinde ſich mitzutheilen, und im Gefühl, daß er alles geſagt habe, nunmehr aufgibt ſeine Gefühle zu mahlen, um ſich in Erdachtem zu ergehen. Man möchte ſagen, daß er müde, das menſchliche Leben ferner zu betrachten, nun in einer imaginären Welt leben möchte, wo keine Wirklichkeit ihn beſchränkte und die er nach Belieben zurechte rücken könnte.

„Alſo zurückſchauend finden wir, daß der Dichter ſeine dramatiſche Laufbahn mit Nachahmung des Wirklichen im Götz von Berlichingen anfängt, durch eine falſche Dichtart, ohne ſich viel aufzuhalten, durchgeht, wir meinen das bürgerliche Drama, wo das Herkömmliche ohne Hochſinn dargeſtellt wird; nun erhebt er ſich in Iphigenien und Egmont zu einer Tragödie, welche ideeller als ſeine erſten Verſuche noch auf der Erde fußt, die er endlich aus den Augen verliert und ſich in das Reich der Phantaſien begibt. Es iſt wunderbar dieſer Einbildungskraft zuzuſehen, die ſich erſt ſo lebhaft mit dem Schauſpiel der Welt abgibt, ſodann ſich nach und nach davon entfernt. Es ſcheint, daß die Freude an der Kunſt mit der Zeit ſelbſt über das Gefühl dichteriſcher Nachahmung geſiegt habe, daß der Dichter zuletzt ſich mehr in der Vollkommenheit der Form gefiel als in dem Reichthum einer lebendigen Darſtellung. Und genau beſehen iſt die Form im Götz noch nicht entwickelt, ſie herrſcht ſchon in Iphigenien, und in der natürlichen Tochter iſt ſie alles.

„Dieß iſt die Geſchichte des Theaters unſers Dichters, und ſtudirte man ſeinen Geiſt in andern Dichtarten die er verſucht hat, würde man leicht auf den verſchiedenen Linien die Punkte finden, welche denen, die wir auf der unſern angedeutet haben, entſprechen; man würde Werther Götz gegenüber, Hermann und Dorothea zur Seite von Iphigenien finden, und die Wahlverwandtſchaften würden ſehr gut als Gegenſtück zur natürlichen Tochter gelten.

„Stimmt man uns bei, betrachtet man Goethe's literariſchen Lebensgang als Reflex ſeines innern ſittlichen Lebens, ſo wird man einſehen, daß zu deſſen Verſtändniß nicht eine Ueberſetzung einzelner Stücke erforderlich geweſen, ſondern das Ganze ſeiner theatraliſchen Arbeiten; man wird fühlen, welches Licht dadurch über dieſen Theil ſeiner Bemühungen und ſeiner übrigen Werke fallen müſſe. Dieß iſt der Zweck, den Herr Stapfer auf eine merkwürdige Weiſe erreicht; er hat in einer geiſtreichen und ausführlichen Notiz mit Fülle und Wahl die vorzüglichſten Ereigniſſe des Lebens unſeres Dichters geſammelt und zuſammengereiht, in Fragmenten aus ſeinen Memoiren und in einer Anzahl Ueberſetzungen ſeiner kleinen Gedichte; dieſe Mittel erhellen und vervollſtändigen ſich wechſelsweiſe. Ihm iſt man in dieſer Sammlung die Ueberſetzung des Götz, Egmont und Fauſt ſchuldig, drey Stücke des Dichters, welche am ſchwerſten in unſere Sprache zu übertragen ſind; Herr

Stapfer hat ſich jedoch talentvoll in dieſem Falle bewieſen: denn indem er zwiſchen die Nothwendigkeit etwas fremd zu ſcheinen und die Gefahr inexact zu ſeyn ſich geſtellt fand, ſo hat er muthig das erſte vorgezogen; aber dieſer Fehler, wenn es einer iſt, ſichert uns die Genauigkeit, welche alle die beruhigen muß, die vor allen Dingen vom Ueberſetzer fordern, die Phyſiognomie und Charakter des Autors überliefert zu ſehen. Die übrigen Theile der Ueberſetzung ſind nach denſelben Principien durchgeführt, und der Platz in unſern Bibliotheken iſt dieſem Werke angewieſen zwiſchen dem Shakſpeare des Herrn Guizot und dem Schiller des Herrn Barante.“

Nun mit Hatem wär's zu Ende;
Doch ſchon hab ich umgelo'rt:
Ich verkörpre mich behende
In den Helden, den ſie kost.

Wollte, wo nicht gar ein Rabbi,
Das will mir ſo recht nicht ein,
Doch Ferduſi, Motanabbi,
Allenfalls der Kaiſer ſeyn.

Notice

sur

la vie et les ouvrages de Gœthe.

par

Albert Stapfer.

Die dem ersten Theile jener Uebersetzung meiner dramatischen Werke vorgesetzte Notiz, meine Lebensereigniſſe und schriftstellerische Laufbahn betreffend, durfte ich bei dieſer Gelegenheit auch nicht außer Acht laſſen. Hier gab es mancherlei zu denken und zu bedenken, und zwar im allgemeinſten, über Menſchenweſen und Geſchick. Das Gewebe unſeres Lebens und Wirkens bildet ſich aus gar verſchiedenen Fäden, indem ſich Nothwendiges und Zufälliges, Willkürliches und Rein-Gewolltes, jedes von der verſchiedenſten Art und oft nicht zu unterſcheiden, durcheinander ſchränkt.

Die eigenthümliche Weiſe, wie der Einzelne ſein vergangenes Leben betrachtet, kann daher niemand mit ihm theilen; wie uns der Augenblick ſonſt nicht genügte, ſo genügen uns nun die Jahre nicht, und da der Ab-

ſchluß am Ende mit unſern Wünſchen meiſtens nicht übereinſtimmt, ſo ſcheint uns der ganze Inhalt der Rechnung von keinem ſonderlichen Werth: wie denn gerade dadurch die weiſeſten Menſchen verleitet wurden auszuſprechen: daß alles eitel ſey.

Der Biograph an ſeiner Stelle iſt, als Dritter, gegen den Mann dem er ſeine Aufmerkſamkeit widmete, entſchieden im Vortheil: er hält ſich an das Reſultat wie es im Ganzen erſcheint, geht von da zurück auf das folgerechte und folgeloſe Handeln, forſcht nach den angewandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften, und wenn ihm auch manches Beſondere unentdeckt bleibt, ſo leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine.

Für alles was ſittlich genannt wird gibt es eben ſo ſichere Deutezeichen als für das was wir durch ſinnliche Gegenwart erkennen; in beiden Fällen aber ungetrübt zu ſchauen, tüchtig zu ergreifen, klar zu ſondern und gerecht zu beurtheilen, dazu gehört angeborner Tact und unausgeſetzte leidenſchaftlich durchgeführte Uebung.

Ich wünſche daß meine Freunde obgedachte Notiz leſen mögen. Hie und da wiſſen ſie es anders, hie und da denken ſie anders, aber ſie werden mit mir dankbar bewundern, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare ſich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern gewußt hat. Ferner iſt merkwürdig, wie er auf dieſem Wege zu gewiſſen Anſichten über ſeinen Gegen-

ſtand gelangte, die denjenigen in Verwunderung ſetzen der ſie vor allen andern hätte gewinnen ſollen, und dem ſie doch entgangen ſind, eben weil ſie zu nahe lagen.

Jene Recenſion, deren Auszug wir oben mitgetheilt, ſind wir, wie es ſich ergibt, eben dieſen Bemühungen ſchuldig. Recenſion und Notiz ſind übereinſtimmend, nicht gleichlautend, und für mich gerade in dem Augenblick höchſt bedeutend, da es mir zur Pflicht geworden mich mit mir ſelbſt, meinem Geleiſteten und Vollbrachten, wie dem Verfehlten und dem Verſäumten zu beſchäftigen.

Zu einer Zeit wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort ſich kreuzen, iſt einem jeden Strebſamen höchſt nöthig ſeine Stellung gegen die eigne Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deßhalb findet ein denkender Literator alle Urſache jede Kleinkrämerey aufzugeben und ſich in der großen Welt des Handelns umzuſehen. Der deutſche Schriftſteller darf es mit Behagen, denn der allgemeine literariſche Conflict, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerſt von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft, bis er ſich ringsumher über die Gränzen verbreitete.

Fänd' ich Raum zu einer Fortſetzung, ſo würd' ich deſſen erwähnen was die Herren Stapfer, Fauriel, Gui-

zot mir und meinen Werken zu Liebe gethan; auch würde ich Gelegenheit nehmen den Blick nach Italien zu leiten und bemerkbar zu machen, wie der nun ſchon dreyßig Jahre dauernde Conflict zwiſchen Claſſikern und Romantikern ſich immer in neuen Kämpfen wieder hervorthut. Der Ritter Vincenzo Monti gab ein kurzgefaßtes Gedicht heraus: Sulla Mitologia, Sermone, Milano 1825. Er führt uns zu den heiteren Gruppen der Götter und Halbgötter, wie ſie den klaren Aether, den glanzreichen Boden Griechenlands und Italiens bevölkerten, und weiſt ſodann auf unſer, am Hochgericht um des Rades Spindel, bei Mondenlicht tanzendes luftiges Geſindel hin, wobei er ſich freilich ſehr im Vortheil fühlt.

Dagegen regte ſich Carl Tedaldi-Fores. Er ſchrieb Meditazioni Poetiche, Cremona 1825, ein Gedicht von größerem Umfang, deſſen Inhalt jedoch nicht leicht in's Enge zu bringen iſt. Der Verfaſſer behandelt nicht unglücklich die moderne Anſicht von Umfaſſung eines weiteren Kreiſes menſchlicher Denk- und Dichtart; auch er will den innern Sinn mehr als den äußern befriedigt wiſſen, und vermag die Argumente der Partey zu der er ſich bekennt, obwohl etwas düſter, doch treu und kraftvoll vorzutragen.

Monti ſteht auf der Seite der griechiſchen Mythologie und alſo jener Dichtkunſt welche dahin ſtrebt, daß der Einbildungskraft Gehalt, Geſtalt und Form

dargebracht werde, so daß sie sich daran als an einem Wirklichen beschäftigen und erbauen könne. Alles beruht hier auf allgemeiner gesunder Menschheit, welche sich in verschiedenen abgesonderten Charakteren neben einander als die Totalität einer Welt darstellen soll.

Tedaldi-Fores dagegen kämpft für ein freies Walten der Einbildungskraft, welche mit bestimmten und unbestimmten Gestalten aller Art nach freiem Willen gebaren, sowohl ein gebildetes als ein ungebildetes Geschlecht befriedigen, besonders aber dem, was der Deutsche Gemüth nennt, dem innern Gefühl, worin alle gutartigen Menschen übereinkommen, d. h. also der Humanität ganz eigentlich zusagen solle.

Genau betrachtet dürfte hier kein Streit seyn: denn die Alten haben ja auch unter bestimmten Formen das eigentlich Menschliche dargebracht, welches immer zuletzt, wenn auch im höchsten Sinne, das Gemüthliche bleibt. Nur kommt es darauf an, daß man das Gestalten der dichterischen Figuren vermannichfaltige und sich also dadurch der gerühmten Vortheile bediene, welche ein durch ein paar tausend Jahre erweiterter Gesichtskreis darbieten mag.

Hier wäre nun Raum zu wünschen für eine umständlichere Ausführung, um beiden Parteyen ihre Vortheile nachzuweisen, endlich aber zu zeigen, wie

eine gleich der andern Gefahr läuft, und zwar die Classiker, daß die Götter zur Phrase werden; die Romantiker, daß ihre Productionen zuletzt charakterlos erscheinen; wodurch sie sich denn beide im Nichtigen begegnen.

Aus dem Franzöſiſchen des Globe.

„Mythologie, Hexerey, Feerey, was iſt denn für ein Unterſchied zwiſchen dieſen drey Worten? Stellen ſie nicht dieſelbe Sache, nur unter verſchiedenen Geſtalten vor? und warum ſollte man die eine verwerfen, wenn man die andere gelten läßt? In ihrer Kindheit haben alle Völker das Wunderbare geliebt, und in reiferen Jahren bedienten ſie ſich noch immer gern dieſes Mittels zu rühren und zu gefallen, ob ſie gleich lange nicht mehr daran glaubten. So haben die Griechen ihre Hölle gehabt, ihren Olymp, ihre Eumeniden und die Verwandlungen ihrer Götter; die Orientalen hatten ihre Genien und Talismane; die Deutſchen ihre Bezauberungen und Hexenmeiſter. Hat nun Frankreich, weniger als die andern Völker mit originalen Volksüberlieferungen verſehn, durch zahlreiches Borgen und Aneignen die Allgemeinheit dieſes Bedürfniſſes anerkannt und dieſen empfundenen Mangel durch blaue Mährchen zu erſetzen getrachtet, die ganz gerüſtet aus dem Gehirn ihrer Autoren hervortraten; iſt man dadurch berechtigt diejenigen zu verachten, welche, reich

an eignem Vermögen, damit zu wuchern beſchäftigt ſind? Und Magie gegen Magie, ſo ſcheint uns, daß Fictionen, gegründet auf alten nationalen Aberglauben, wohl ſolcher Mährchen werth ſind, welche nur zur Unterhaltung von Kindern und Ammen geſchaffen waren. Aber Dame Schlendriane entſcheidet ganz anders. Einer wird die drey verwünſchten Kugeln mit dem Gewicht ſeiner Verachtung niederdrücken, für den die Siebenmeilenſtiefeln des kleinen Däumerlings nichts Anſtößiges haben. Und ich wiederhole: Dieſe Hexereyen, die man bei uns ſo lächerlich finden will, was iſt ſie denn, als die Mythologie des Mittelalters; und im Grunde, hat man denn Urſache, die eine mehr als die andere lächerlich zu finden?

„Aber wendet man ein, an Mythologie ſind wir gewöhnt und Zauberey iſt uns faſt unbekannt. Sey es, und es wäre nichts darauf zu antworten, wenn Gewöhnung die einzige Regel unſrer Urtheile ſeyn dürfte. Freilich war es alſo, als die Nationen bei ſich ſo zu ſagen eingepferchet waren; da ließe ſich begreifen: alles was ein Volk damals von ſeinen Begriffen, ſeinem Glauben entfernte, mußte regellos erſcheinen. Ein jedes hatte nur Ein Wahres, Ein Gutes, Ein Schönes, das ihm eigen gehörte; und die unbedeutendſten Dinge, einmal unter dieſe Rubriken geordnet, betrachteten ſie als unwandelbar entſchieden. Freilich war dieſes die natürliche Folge jenes Zuſtan-

des, und niemanden fiel ein, ſich deßhalb zu beſchweren; aber heut zu Tage, wo durch eine freiwillig einſtimmende Bewegung die Völker alle Hinderniſſe beſeitigen und ſich wechſelsweiſe zu nähern ſuchen; heut zu Tage, wo die Nationen geneigt ſind, eine durch die andere ſich beſtimmen zu laſſen, eine Art von Gemeinde von gleichen Intereſſen, gleichen Gewohnheiten, ja ſogar gleichen Literaturen unter ſich zu bilden: da müſſen ſie, anſtatt ewige Spöttereyen unter einander zu wechſeln, ſich einander aus einem höhern Geſichtspunkte anſehen und deßhalb aus dem kleinen Kreis, in welchem ſie ſich ſo lange herumdrehten, herauszuſchreiten den Entſchluß faſſen.

„Es gibt Engländer, die nur auf's feſte Land kommen, um alles zu tadeln, was nicht buchſtäblich wie bei ihnen geſchieht. Kaum begreifen ſie, daß nicht auch die ganze Welt vollkommen denkt wie ſie. Am Freitage ſich mit Faſtenſpeiſen begnügen, ſcheint ihnen widerwärtiger Aberglaube; am Sonntage zu tanzen ein abſcheulich Scandal. Sie ſtolziren über ihre Vorkünſte und entrüſten ſich von Stiergefechten zu hören. Ohne Gabeln engliſcher Façon ſchmeckte kein Gericht ihrer Zunge, ihrem Gaumen kein Trank aus andern Caravinen, als ſie in London gewohnt ſind. — Iſt das nicht, meine Freunde, völlig die Geſchichte der Claſſiker?

„Dieſe Betrachtungen möchten vielleicht zu ernſthaft

ſcheinen für den Gegenſtand worauf ſie ſich beziehen, und gewiß, wenn nur von Opern, wie der Freiſchütz, die Rede wäre, ſo hätten wir dergleichen lange Entwickelungen nicht unternommen; aber das Vorurtheil, das wir beſtreiten, umfaßt viel bedeutendere Werke und ein Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes, wie Goethe's Fauſt, kann ihm nicht entgehen. Gibt es nicht viele Menſchen, welche bei dem Gedanken eines Bündniſſes mit dem Teufel gefühllos werden für die Schönheiten dieſer erhabenen Production? Sie begreifen nicht, wie man über eine ſolche Unwahrſcheinlichkeit hinauskommen könne. Und doch ſind es dieſelbigen, welche ſeit ihrer Jugend den Agamemnon ſeine Tochter opfern geſehen, um Fahrwind zu erlangen; auch Medeen, wie ſie auf geflügeltem Wagen nach den allerſchrecklichſten Beſchwörungen davonfliegt. Glauben ſie denn mehr an das Eine als an das Andere? oder könnte die Gewöhnung, dieſe zweyte Natur der Gemeinheit, völlig über ihre Vernunft ſiegen? Und ſo würde denn das Mädchen von Orleans, begeiſtert, wirklich oder im Wahn, von jener Seite ein verächtliches Lächeln hervorrufen, und, indeſſen ſie Caſſandra's ahnungsvollen Prophezeyungen aufmerkſam zuhörten, würde die Jungfrau, die Retterin von Frankreich, ſie empören, wenn man ſie mit den Farben darſtellte, womit die gleichzeitige Geſchichte ſie geſchmückt hat.

„Glücklicherweiſe jedoch werden dieſe Geſinnungen

Hatem.

Wie des Goldſchmieds Bazarlädchen
Vielgefärbt, geſchliffne Lichter,
So umgeben hübſche Mädchen
Den beinah ergrauten Dichter.

Mädchen.

Singſt du ſchon Suleika wieder!
Dieſe können wir nicht leiden,
Nicht um dich — um deine Lieder
Wollen, müſſen wir ſie neiden.

Denn wenn ſie auch garſtig wäre
Machſt du ſie zum ſchönſten Weſen,
Und ſo haben wir von Dſchemil
Und Boteinah viel geleſen.

Aber eben weil wir hübſch ſind
Möchten wir auch gern gemahlt ſeyn,
Und, wenn du es billig macheſt,
Sollſt du auch recht hübſch bezahlt ſeyn.

Hatem.

Bräunchen komm, es wird ſchon gehen;
Zöpfe, Kämme groß und kleine,
Zieren Köpfchens nette Reine
Wie die Kuppel ziert Moſcheen.

nicht durchgehen; und, wie bequem es auch seyn mag dem betretenen Pfade zu folgen, ohne rechts und links zu sehen, so finden wir uns doch in einem Jahrhundert, wo der Blick umsichtig und klar genug werden muß, um über die Gränze zu dringen, welche von der Gewöhnung gezogen worden. Ja, dann werden wir des Guten uns bemächtigen, wo wir es finden und unter welcher Gestalt es sich darstellt."

Bemerkung des Uebersetzers.

Wenn uns Deutsche in jedem Fall interessiren muß, zu sehen wie ein geistreicher Franzos gelegentlich in unsere Literatur hineinblickt, so dürfen wir doch nicht allzu stolz werden über das Lob, was man uns dorther von Zeit zu Zeit ertheilen mag. Die Freiheit, ja Unbändigkeit unserer Literatur ist jenen lebhaft thätigen Männern eben willkommen, welche gegen den Classicismus noch im Streit liegen, da wir uns schon so ziemlich in dem Stande der Ausgleichung befinden und meistens wissen, was wir von allen Dichtarten aller Zeiten und Völker zu halten haben. Bewahren wir die längst errungenen Vortheile weislich im Auge, so dürfen wir uns an der Leidenschaftlichkeit unserer Nachbarn, welche mehr fordern und zugestehen, als wir selbst, gar wohl ergötzen, erbauen und unsrer unbestrittenen Vorzüge genießen. Lassen wir uns ferner von den Einzelnheiten in

oben

oben genannter Zeitschrift nicht hinreißen, so ist es höchst interessant, eine Gesellschaft gebildeter, erfahrner, kluger, geschmackreicher Männer zu bemerken, denen man nicht in allen Capiteln beizustimmen braucht, um von ihren Einsichten Vortheil zu ziehen: wie sich denn gegen die mitgetheilte Stelle immer noch anführen ließe, daß die griechische Mythologie als höchst gestaltet, als Verkörperung der tüchtigsten reinsten Menschheit, mehr empfohlen zu werden verdiene als das häßliche Teufels- und Hexenwesen, das nur in düstern ängstlichen Zeitläufen aus verworrener Einbildungskraft sich entwickeln und in der Hefe menschlicher Natur seine Nahrung finden konnte.

Freilich muß es dem Dichter erlaubt seyn, auch aus einem solchen Element Stoff zu seinen Schöpfungen zu nehmen, welches Recht er sich auf keine Weise wird verkümmern lassen. Und so haben auch jene freisinnigen Männer, uns zu Vortheil und Vergnügen, solchen Talenten die Bahn eröffnet, welche man sonst völlig zurückgedrängt, vielleicht vernichtet hätte.

Daher fügt sich denn, daß die Stapferische Uebersetzung meines Faust neu abgedruckt und, von lithographirten Blättern begleitet, nächstens erscheinen wird. Mit dieser Arbeit ist Herr De Lacroix beschäftigt, ein Künstler, dem man ein entschiedenes Talent nicht abläugnet; dessen wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, das Ungestüm seiner Conceptionen, das

Getümmel seiner Compositionen, die Gewaltsamkeit der Stellungen und die Rohheit des Colorits ich keineswegs billigen will. Deßhalb aber ist er eben der Mann, sich in den Faust zu versenken und wahrscheinlich Bilder hervorzubringen, an die niemand hätte denken können. Zwey Probedrücke liegen vor uns, die auf das Weitere begierig machen. Der eine davon stellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgericht vorbeistürmenden Gesellen dar, wo, bei aller der entsetzlichen Eile, Faust's ungestüme neugierige Frage und eine ruhig abweisende Antwort des Bösen gar wohl ausgedrückt sind; der andere, wo der in Auerbach's Keller auf den Boden strömende Höllenwein flammend aufschlägt und eine sehr charakteristisch bewegte Gesellschaft von unten mit ängstlichen Lichtern und Widerscheinen sichtbar macht.

Beide Blätter sind zwar bloß flüchtige Skizzen, etwas roh behandelt, aber voll Geist, Ausdruck und auf gewaltigen Effect angelegt. Wahrscheinlich gelingen dem Künstler die übrigen wilden ahnungsvollen und seltsamen Situationen gleichfalls, und wenn er sich dem Zärtern auf irgend eine Weise zu fügen versteht, so haben wir ein wunderſames, in jenes paradore Gedicht harmonisch eingreifendes Kunstwerk nächstens zu erwarten.

La Guzla,

poésies illyriques.

Paris 1827.

Eine bei'm ersten Anblick auffallende, bei näherer Betrachtung problematische Erscheinung.

Es ist noch nicht lange her, daß die Franzosen mit Lebhaftigkeit und Neigung die Dichtarten der Ausländer ergriffen und ihnen gewisse Rechte innerhalb des ästhetischen Kreises zugestanden haben. Es ist gleichfalls erst kurze Zeit, daß sie sich in ihren Productionen auch ausländischer Formen zu bedienen geneigt werden. Aber das Allerneuste und Wundersamste möchte denn doch seyn, daß sie sogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geistreichem Scherz durch untergeschobene Werke, auf die angenehmste Weise, zum Besten haben, indem wir ein problematisches Werk erst als ein fremdes Original ergötzlich und bewundernswürdig finden, sodann aber, nach der Entdeckung, uns abermals und auf's Neue

an dem gewandten Talent erfreuen, das zu solchen ernsten Scherzen sich geneigt erwies.

Denn gewiß, man kann seinen Antheil an einer ausländischen Dicht- und Sinnesart nicht besser ausdrücken, als wenn man sich derselben durch Uebersetzen und Nachbilden anzunähern sucht.

Wir wurden aufmerksam, daß in dem Worte Guzla der Name Gazul verborgen liegt, und jene verkappte spanische schauspielerische Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit so liebenswürdig zum Besten hatte. Auch blieben deßhalb angestellte Nachforschungen nicht unbelohnt: diese Gedichte sollten dalmatischen Völkerschaften abgehorcht, besonders aber einem dortigen Hyacinthe Maglanewich angehörig seyn.

Es hat von jeher in der Kunst dieser fromme Betrug gegolten, daß wenn irgend etwas großen Beifall erhielt, man durch Fortsetzungen, zweyte Theile, oder sonstig Angeschlossenes, Aufsehn erregen, Zustimmung gewinnen wollte und dadurch ein erst getäuschtes Publicum zu einem höhern Grad von Kennerschaft erhob.

Welcher Freund alter Münzkunde macht sich nicht die Freude, die Cavineischen Arbeiten zu sammeln, um an der täuschenden Nachbildung sein Gefühl für die Originale immer mehr zu schärfen?

Herr Merimée wird es uns also nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfaſſer des Theaters der Clara Gazul und der Guzla hiemit erklären und ſogar erſuchen, uns mit dergleichen eingeſchwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, auf's Neue zu ergötzen.

Auch er gehört zu den jungen franzöſiſchen Independenten, welche ſich eigne Pfade ſuchen, wovon die ſeinen wohl mit zu den anmuthigſten zu zählen ſind, weil er nichts feſtſetzen, ſondern ein ſchönes heiteres Talent an Gegenſtänden und Tonweiſen mancher Art üben und ausbilden will.

Bei dieſer Guzla jedoch dürfen wir eine Bemerkung nicht zurückhalten: der Dichter vermeidet im heitern und Helden-Styl mit ſeinen Vorgängern zu wetteifern; ſtatt jene derbe, mitunter grauſame, ja grauſenhafte Thätigkeit gewaltig darzuſtellen, ruft er, als ein wahrer Romantiker, das Geſpenſterhafteſte hervor; ſchon ſeine Localitäten wirken zum Schauern: nächtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einſiedlerhütten, Felſen und Felsklüfte umfangen den Hörer ahnungsvoll, und nun erſcheinen häufig kurz Verſtorbene drohend und erſchreckend, Vorgeſichte beängſtigend, als Geſtalten, als Flämmchen anziehend und winkend; der gräßliche Vampyrismus mit allem ſeinem Gefolge, die ſchädlichen Einwirkungen eines böſartigen Auges, wovon die gräulichſten, mit doppeltem Augenſtern, höchlich gefürchtet

werden, genug, die allerwiderwärtigsten Gegenstände. Doch müssen wir bei allem dem unserm Verfasser Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er keine Mühe gespart, in diesem Kreise einheimisch zu werden, daß er bei seiner Arbeit sich gehörig und umsichtig benahm und die obwaltenden Motive zu erschöpfen trachtete.

Le Tasse.

drame historique en cinq actes,

par M. Alexandre Duval.

Ein auf dem Théâtre français, der erſten und eine entſchiedene Oberherrſchaft behauptenden Bühne, vorgeſtelltes, mit Beifall erwidertes, neues Stück erregt die Aufmerkſamkeit der ganzen Nation, und die ſämmtlichen Journaliſten verfehlen nicht, jeder in ſeiner Art, davon Rechenſchaft zu geben. Man geſteht, daß dieſe Production eine Nachbildung des Goethe'ſchen Taſſo ſey; nur über den Werth und das Verhältniß dieſer beiden Bearbeitungen iſt man nicht ganz einig. Das Journal du Commerce drückt ſich darüber folgendermaßen aus:

„Das deutſche Stück iſt kalt und ohne Intereſſe; es enthält eine Folge geiſtreicher Geſpräche, in welchen die romanhafteſten Geſinnungen entwickelt und mit Kunſt entfaltet ſind, deren Eintönigkeit uns aber ganz unerträglich ſcheint. Es iſt eine ſittlich weiner-

liche Salbaderey (du marivaudage en larmes), doch bemerkt man sehr gut gezeichnete Charaktere, wenn man den des Tasso ausnimmt, den der Verfasser als eine Art Besessenen (maniaque) vorgestellt hat. Die Scene, in welcher Tasso einen mißgünstigen Hofmann herausfordert ist sehr schön, obgleich ein wenig zu lang. Die Liebeserklärung ist gleichfalls merkwürdig durch die Wärme der Empfindungen und den poetischen Ausdruck. Aber wir wiederholen: Tasso, als Held dieses Drama's, ist völlig entstellt, wir sehen nicht mehr den begeisterten Dichter, dessen Einbildungskraft die heroischen Gestalten Tancred's und Rinald's erschuf, ihn der durch seinen Muth und die Schönheit seines Genie's gleich bekannt war. Hier ist es ein verdrießlicher kranker Geist, der überall nur Feinde sieht, unfähig sich zu betragen, das Spielwerk eines Hofmanns, der ihn zugleich um die Gunst des Fürsten und die Theilnahme Eleonorens zu bringen weiß, und den er doch zuletzt um Schutz und Freundschaft anruft. Freilich erniedrigt sich Tasso auf diese Weise nur in augenblicklichem Wahnsinn, aber mit diesem Zug endigt der Deutsche sein Schauspiel. Kurz es ist uns, wir bekennen, unmöglich gewesen, seinen Gedanken zu begreifen, noch weniger hier eine Entwicklung zu finden.

„Herr Duval ist viel besser begeistert und besonders viel kühner. Tasso wird von Eleonoren geliebt;

er hat zwey Rivale, einen Herzog von Mantua, der nicht erscheint, welchem aber die Prinzessin verlobt ist, und einen Prinzen Belmonte, doppelt eifersüchtig als Liebhaber und Hofmann; er überrascht den Tasso im Augenblick als dieser, nach einer der belebtesten Scenen, die Hand der Prinzessin küßt. Sogleich ist der Herzog von der Verwegenheit des Dichters unterrichtet; dieser glaubt sich verloren, aber Eleonore wendet das Ungewitter ab. Die beiden Rivale begegnen sich bald. Tasso, von Belmonte beleidigt, zieht den Degen um sich zu rächen, als der Gouverneur des Palastes eintritt und ihn entwaffnen will. Tasso verweigert's, bekennt seinen Fehler, in dem Schloßbezirk den Degen gezogen zu haben, aber nur Eleonoren will er ihn einhändigen.

„Man führt ihn in's Gefängniß; der Fehler den er beging ist nicht schwer, aber eine Unklugheit wird zunächst größere Schuld auf ihn häufen. Eleonore bringt in's Gefängniß und da, von ihrer Leidenschaft mißgeleitet, verspricht sie ihrem Geliebten mit ihm zu fliehen; sie empfängt seinen Ring als Zeichen der Treue. Belmonte überrascht sie noch einmal; der Herzog selbst kommt dazu, und wüthend, wie man es denken kann, schwört er, den Dichter für die übrige Lebenszeit einzusperren, wenn Eleonore nicht verspricht, ihn zu vergessen und den Herzog von Mantua zu heirathen. Unter diesem letzten Unglück unterliegt Tasso's Vernunft; von gewaltsamem Wahnsinn ergriffen irrt er im Palast

Du Blondinchen biſt ſo zierlich,
Aller Weiſ' und Weg' ſo nette,
Man gedenkt nicht ungebührlich
Alſogleich der Minarette.

Du da hinten haſt der Augen
Zweyerlei, du kannſt die beiden
Einzeln nach Belieben brauchen;
Doch ich ſollte dich vermeiden.

Leichtgedrückt der Augenlieder
Eines, die den Stern bewhelmen
Deutet auf den Schelm der Schelmen,
Doch das andre ſchaut ſo bieder.

Dieß, wenn jen's verwundend angelt,
Heilend, nährend wird ſich's weiſen.
Niemand kann ich glücklich preiſen,
Der des Doppelblicks ermangelt.

Und ſo könnt' ich alle loben,
Und ſo könnt' ich alle lieben:
Denn ſo wie ich euch erhoben
War die Herrin mit beſchrieben.

Mädchen.

Dichter will ſo gerne Knecht ſeyn,
Weil die Herrſchaft draus entſpringet;
Doch vor allem ſollt' ihm recht ſeyn,
Wenn das Liebchen ſelber ſinget.

umher, indeß man alles zur Verlobung der Prinzessin vorbereitet. Bald bricht seine Verzweiflung aus, bald wähnt er, diese Anstalten gelten seiner eignen Verheirathung, und er überläßt sich einer gränzenlosen Freude. In diesem Augenblick meldet man, daß der Papst ihm die Ehre des Triumphs der Dichterkrönung auf dem Capitol zugetheilt habe. So viel verschiedenen Aufregungen jedoch kann der Unglückliche nicht widerstehen; er verscheidet, den Namen Eleonore auf den Lippen.

„Dieses Drama, in welchem einige glückliche Nachahmungen des deutschen Stückes bemerklich sind, hat sich eines glänzenden Beifalls erfreut u. s. w.“

Im Globe behandelt der Referent dieses Stück sehr ausführlich, und indem er die in dem Gegenstand liegenden Motive umständlich verführt, behauptet er, der Autor hätte, da er doch einmal sein Stück ein historisches nenne, den vierten Act nach Salerno, den fünften nach Rom versetzen sollen. Nachdem er sich auf diese Weise als Gegner zwey unnützer Einheiten bekannt, fährt er folgendermaßen fort:

„Aber zugegeben, daß unser Parterre die Theaterverwandlungen ungern vermehrt sehen würde; zugegeben, daß es die Geschichte eines ganzen Lebens nicht verfolgen mag, daß es, wie Buonaparte sagt, nur Eine Krise haben will, gut! so versteht denn auch

eine ſolche Kriſe zu wählen, zu entwickeln, zu mahlen wie ſie vorgegangen, verſteht beſonders, euch in ihrer Gränze zu halten, und ſo werdet ihr in den Motiven, die ſie euch anbietet, genugſame Mittel finden, ohne Fabeln drein zu miſchen; und wenn ihr z. B. Taſſo's Liebe zu Eleonoren und ſeinen Aufenthalt in Ferrara ſchildern wolltet, ſo beſchränkt euch in dieſen Rahmen. Die Aufgabe iſt noch weit genug, noch reich genug an Situationen und Peripetien. Das Scheiden und die Abreiſe nach Rom ſind eine ſchon hinlängliche dramatiſche Kataſtrophe.

„Dieß hat der deutſche Dichter empfunden und, ob er ſich gleich nicht aller Vortheile bedient hat, von denen wir einen Begriff zu geben verſuchten, ob er ſich gleichſam willkürlich alle Schilderung äußerer Sitten unterſagt hat, alle beiläufigen Scenen: ſo hat ihm doch die Entwicklung des ſchwerſinnigen Mißtrauens, der einzige Contraſt der dichteriſchen Einbildungskraft und des Hofgeiſtes, zu fünf Acten hingereicht: fünf Acte freilich, welche nur für den Philoſophen oder einen ausgeſuchten Hörſaal genugſame Fülle haben. Hier finden wir ein genaues und tiefes Studium, das vielleicht der Menge nicht bemerklich wäre, das aber unſer franzöſiſcher Dichter gar leicht mit glänzenden und volksmäßigen Stickereyen hätte ausſchmücken können, ohne der Geſchichte die mindeſte Gewalt anzuthun.

„Vielleicht hat man nicht genug zu ſchätzen gewußt,

was an Poesie und Wahrheit in Goethe's Drama sich findet; durch das Ganze athmet Tasso's Geist, und von Zeit zu Zeit entwickeln sich Wohlgerüche Italiens, welche entzücken. Die erste Scene, wo die Prinzessin und ihre Freundin sich in den Gärten von Belriguardo unterhalten, ist von einer Melancholie durchgossen, wie vom Balsamhauch der Blumen bei der ersten Frühlingssonne. Diese Haine, diese Kränze, für Virgil und Ariost geflochten, die Vertraulichkeit zweyer jungen Frauen über Studien, Geschmack und Neigungen; die poetische Erhebung bei'm Anblick der Natur! Tasso's Name und Andenken, die sich überall einmischen, die neugierigen aber zarten Forschungen, die eine jede in dem Herzen ihrer Freundin versucht: ist dieß nicht eine Scene aus der Natur, und wie schön bereitet sie was folgt, wi führt sie uns zugleich in die Ideenwelt, in welcher der wunderbare Mann lebt, welcher die Hauptperson des Drama's werden soll?"

Die Mittheilungen, die ich aus französischen Zeitblättern gebe, haben nicht etwa allein zur Absicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern, ich bezwecke ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Ueberall hört und lies't man von dem Vorschreiten des Menschengeschlechts, von den weiteren Aussichten der Welt- und Menschen-Verhältnisse. Wie es auch im

Ganzen hiemit beſchaffen ſeyn mag, welches zu unterſuchen und näher zu beſtimmen nicht meines Amts iſt, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerkſam machen, daß ich überzeugt ſey, es bilde ſich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutſchen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten iſt. Alle Nationen ſchauen ſich nach uns um, ſie loben, ſie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entſtellen, verſtehen oder mißverſtehen uns, eröffnen oder verſchließen ihre Herzen: dieß alles müſſen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Werth iſt.

Erfahren wir ja das Gleiche von unſern eignen Landsleuten, und warum ſollten die Nationen unter ſich einig ſeyn, wenn die Mitbürger nicht mit einander übereinzukommen verſtehen? Wir haben im literariſchen Sinne ſehr viel vor andern Nationen voraus, ſie werden uns immer mehr ſchätzen lernen, und wäre es auch nur, daß ſie von uns borgten ohne Dank, und uns benutzten ohne Anerkennung.

Wie aber die militäriſch-phyſiſche Kraft einer Nation aus ihrer innern Einheit ſich entwickelt, ſo muß auch die ſittlich-äſthetiſche aus einer ähnlichen Uebereinſtimmung nach und nach hervorgehen. Dieſes kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich ſehe ſo viel Jahre als ein Mitarbeitender zurück, und beobachte, wie ſich, wo nicht aus widerſtreitenden

doch heterogenen Elementen, eine deutsche Literatur zusammenstellt, die eigentlich nur dadurch eins wird, daß sie in Einer Sprache verfaßt ist, welche aus ganz verschiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Thun, Urtheilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volks zu Tage fördert.

Bezüge nach außen.

Mein hoffnungsreiches Wort, daß bei der gegenwärtigen höchst bewegten Epoche und durchaus erleichterter Communication eine Weltliteratur baldigst zu hoffen sey, haben unsere westlichen Nachbarn, welche allerdings hiezu Großes wirken dürften, beifällig aufgenommen und sich folgendermaßen darüber geäußert.

Le Globe. Tom. V. Nr. 91.

„Fürwahr, eine jede Nation, wenn die Reihe an sie kommt, fühlt jenes Anziehen, welches, wie die Anziehungskraft der physischen Körper, eine gegen die andere hinreißt und in der Folge alle die Geschlechter aus welchen die Menschheit besteht, in einer allgemeinen Harmonie vereinigen wird. Freilich ist das Bestreben der Gelehrten, sich einander zu verstehen und ihre Arbeiten an einander zu reihen, keineswegs neu, und die lateinische Sprache diente vormals auf eine bewundernswürdige Weise zu diesem Zwecke. Aber wie sie sich

auch bemühten, so bewirkten die Schranken, wodurch die Völker getrennt wurden, auch eine Trennung unter ihnen, und schadeten ihrem geistigen Verkehr. Selbst das Werkzeug dessen sie sich bedienten konnte nur einer gewissen Ideenfolge genügen, so daß sie sich gleichsam nur durch die Intelligenz berührten, anstatt gegenwärtig durch das Herz und die Poesie. Die Reisen, das Studium der Sprachen, die periodische Literatur haben die Stelle jener allgemeinen Sprache eingenommen und bestätigen übereinstimmend viel innigere Verhältnisse, als jene niemals bereiten konnte. Sogar die Nationen, die sich vorzüglich mit Gewerb und Handel abgeben, beschäftigen sich am meisten mit diesem Ideenwechsel. England, dessen innere Bewegung so groß, dessen Leben so thätig ist, daß es scheint, es könne nichts andres studiren als sich selbst, zeigt in diesem Augenblick ein Symptom dieses Bedürfnisses, sich nach außen zu verbreiten und seinen Horizont zu erweitern; seine Um- und Uebersichten (Reviews), an die man bisher gewöhnt war, sind ihnen nicht genug; zwey neue Zeitschriften, besonders fremden Literaturen gewidmet, sollen zusammenwirkend regelmäßig ausgegeben werden."

Von der ersten, The Foreign Quarterly Review, sind zwey Bände in unsern Händen, den dritten erwarten wir zunächst und werden im Laufe dieser Blätter öfters auf die Ansichten der bedeutenden Männer zu-

zurückkehren, die ihre Theilnahme an fremden Literaturen ſo einſichtig als thätig beweiſen.

Zuvörderſt aber müſſen wir geſtehen, daß es uns ein heiteres Lächeln abgewann als wir, gerade am Ende des alten Jahres, ſchon die mehr als dreyßig deutſchen Taſchenbücher in einem engliſchen Journal angezeigt fanden, zwar nicht recenſirt, aber doch mit einigen eigenthümlichen Bemerkungen.

Es iſt erfreulich, daß unſere Exhibitionen der Art auch drüben Beifall und Abſatz finden, indem wir ſchon genöthigt ſind auch die dortigen gleichmäßigen Productionen für gutes Geld anzuſchaffen; es wird ſich nach und nach bemerken laſſen ob die Bilance dieſes Verkehrs für uns günſtig ausſchlage.

Die ernſthafteſte Betrachtung mußte doch an jene erſten augenfällig heiteren ſich ungeſäumt anſchließen. Eine jede Literatur ennuyirt ſich zuletzt in ſich ſelbſt, wenn ſie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefriſcht wird. Welcher Naturforſcher erfreut ſich nicht der Wunderdinge, die er durch Spiegelung hervorgebracht ſieht? Und was eine Spiegelung im Sittlichen heißen wolle, hat ein jeder ſchon, wenn auch unbewußt, an ſich ſelbſt erfahren und wird, ſobald er erſt aufmerkt, faſſen und begreifen wie viel er ihr im Leben zu ſeiner Bildung ſchuldig geworden.

Ein Gleichniſs.

Jüngst pflückt' ich einen Wiesenstrauſs,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas;
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterstängel im grünen Flor;
Und allzusammen so gesund
Als stünden sie noch auf Muttergrund.

So war mir's als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Engliſches Schauſpiel in Paris.

Wir guten Deutſchen, worunter ich mich wohl auch zu zählen habe, können ſeit funfzig Jahren den unbezwinglichen Shakſpeare nicht los werden. Nach unſerer gründlichen Verfahrungsweiſe ſuchen wir in ſeine Weſenheit einzudringen; wir geſtehen gerne dem Stoff, den Gegenſtänden ſeiner Dichtung allen Werth und Gehalt zu; wir trachten ſeine Behandlungsart zu entwickeln, ihrem Gange zu folgen, die Charaktere zu enthüllen und ſcheinen mit aller Bemühung doch nicht zum Ziele zu gelangen. Neulich ſogar hatte ſich zugetragen, daß wir uns zu einer entſchieden retrograden Bewegung verleiten ließen, indem wir Lady Macbeth als eine liebevolle Gattin zu conſtituiren unternahmen. Sollte aber eben hieraus nicht deutlich hervorgehen, daß wir den Kreis ſchon durchlaufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrthum aber willkommen erſcheint?

Unſere weſtlichen Nachbarn dagegen, lebendig-praktiſchen Sinnes, verfahren hierin ganz anders. Sie genießen gegenwärtig des Glücks die vorzüglichſten engliſchen Schauſpieler, in den berühmteſten, beliebteſten

Iſt ſie denn des Liedes mächtig
Wie's auf unſern Lippen waltet?
Denn es macht ſie gar verdächtig,
Daß ſie im Verborgnen ſchaltet.

Hatem.

Nun wer weiß was ſie erfüllet!
Kennt ihr ſolcher Tiefe Grund?
Selbſtgefühltes Lied entquillet,
Selbſtgedichtetes dem Mund.

Von euch Dichterinnen allen
Iſt ihr eben keine gleich:
Denn ſie ſingt mir zu gefallen,
Und ihr ſingt und liebt nur euch.

Mädchen.

Merke wohl, du haſt uns eine
Jener Huris vorgeheuchelt!
Mag ſchon ſeyn! wenn es nur keine
Sich auf dieſer Erde ſchmeichelt.

Stücken, nach und nach vor sich zu sehen, und zwar auf eignem Grund und Boden, wodurch sie gegen das Fremde in den wichtigen Vortheil gesetzt sind, daß ihnen der heimische Maßstab zur Hand bleibt, der, wenn sie ihn, alte verrottete Vorurtheile beseitigend, mit Geistesfreiheit an das Fremde legen, ihnen zu einem wahrhaft überschauenden Urtheil die sicherste Gelegenheit gibt.

Um die Wesenheit des Dichters und seiner Dichtung, welche doch niemand ergründen wird, kümmern sie sich nicht; sie achten auf die Wirkung, worauf denn doch eigentlich alles ankommt, und indem sie die Absicht haben solche zu begünstigen, sprechen sie aus, theilen sie mit was jeder Zuschauer empfindet, empfinden sollte, wenn er sich auch dessen nicht genugsam bewußt würde.

Le Globe. Tom. V. Nr. 71.

„Hamlet ist endlich auf der französischen Bühne in seiner ganzen Wahrheit erschienen und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Selbst diejenigen, denen die Schwierigkeiten der Sprache eine Menge Schönheiten nicht mit empfinden ließen, welche der Ausdruck darbietet, hielten sich an die Handlung, und empfanden so Vergnügen als Rührung von diesem originalen Drama. Hamlet erregt unsre Theilnahme wie er auftritt; kaum ist er angekündigt, so verlangt man nach ihm; kaum hat er sich gezeigt, so ist man tausendfältig an ihn geknüpft, man möchte ihn nicht wieder loslassen.

Es iſt eine außerordentliche Seele, deren Seltſamkeit allein uns ſchon auffallen würde. Wer wünſchte nicht zu wiſſen was alles für wunderliche Gedanken und unvorgeſehene Handlungen ſich daraus entwickeln werden; wer wäre nicht neugierig die Geheimniſſe derſelben zu erforſchen und ihren Bewegungen zu folgen; denn da iſt etwas zu ſehen was man nicht überall antrifft. Hier iſt die Menſchheit zu ſtudiren in dieſem ſo wunderlichen und doch ſo wahren Herzen.

Aber dieſe Seele iſt zugleich von dem rechtmäßigſten und größeſten Schmerz erfüllt, von abſcheulichen Ahnungen und Vermuthungen; ſie iſt zärtlich, traurig, großmüthig und kraftthätig. Alles das rührt und erregt ein lebendiges Mitgefühl. Sein Glaube an die Schattenerſcheinung ſeines Vaters, ſeiner Rache Bedürfniß, das Mittel das er ausdenkt ſie zu ſtillen, die Rolle des Thoren, die er mit überlegteſter Feinheit, Geiſt, Schmerz und Haß durchführt, — nichts iſt daran was einen ermüdet. Ohne Mühe laßt ihr euch ein in alle die Zuſtände die er durchwandert: ſein verſchiedenes Begegnen mit Polonius, worin ſich ſo viel ſcheinbar Komiſches auf einem Untergrunde von ſo viel Traurigem und Bitterm hervorthut; die Scene des Schauſpiels, worin er die wunderſamſte Kunſt beweiſ't in wahrhafter Feinheit und verſtelltem Wahnſinn, von innigſter Würde und angenommenem Fratzenhaftem; dieſe ſtrenge furchtbare Unterſuchung, die er mit unverſöhnlicher Aufmerk-

samkeit, unter äußerlichem Spielen und Kindereyen eines Wahnsinnigen durchführt; die offenbarste Verletzung unsers Theaterdecorums, — da wäre denn doch wohl für unser Publicum genugsamer Anlaß gewesen, Anstoß zu nehmen, hätte es nicht gefühlt: allen diesen Formen, allen diesen Ereignissen liege die Entwickelung eines im höchsten Sinne dramatischen Charakters zu Grunde."

Franzöſiſches Schauſpiel in Berlin.

Wenn wir oben engliſche Schauſpieler in Paris fanden und gegenwärtig franzöſiſche in Berlin antreffen, ſo bemerken wir in beiden Fällen doch einigen Unterſchied. In der Pariſer Königsſtadt treten die vorzüglichſten Schauſpieler Englands in bedeutenden Gaſtſtücken nur für eine kurze Zeit auf; in der Berliner iſt einer beſtimmten Geſellſchaft ein unbeſtimmter längerer Aufenthalt gegönnt. Wenn jene ſich auf alle Weiſe hervorzuthun gedrängt ſahen, ſo haben dieſe den Vortheil, in einer Folge ihre Fähigkeiten zu entwickeln; und es mag ihnen auf jeden Fall bis auf einen gewiſſen Grad gelingen, da die franzöſiſchen Künſtler durch herkömmliche Ueberlieferung begünſtigt, durch eine gewiſſe geſchmackvolle Einheit gefördert, ganz eigenthümlicher Vortheile ſich zu erfreuen haben. Doch davon kann hier nicht die Rede ſeyn; dieß bleibt dem Berliner Publicum, den dortigen Genießenden und Urtheilenden anheim gegeben. Was uns aber außerdem bemerklich ſcheint, iſt, daß wie die Engländer in Frankreich, ſo die Franzoſen in Deutſchland ſich einiger Oppoſition zu befahren hatten, und letztere daher ſich einen Sachwal-

ter mitgebracht oder ihn an Ort und Stelle sogleich gefunden haben. Nicht mißbilligen können wir nun, wenn dieser das Unbill bemerkt und rügt, womit man vor einigen Jahren in Deutschland Molièren verletzte. Mögen sich doch die fremden Nationen bei dieser Gelegenheit sagen, daß der Deutsche, so rechtlich und gutmüthig er auch sonst sey, noch manchmal launische Anwandlungen von Ungerechtigkeit habe, die er denn ganz unbewunden, als müsse das so seyn, an Fremden wie an Landsleuten ausübt. Dergleichen geht jedoch meist ganz ohne Widerspruch hin; das Falsche kann sogar eine Zeit lang cursiren, bis sich endlich das Wahre herstellt, man weiß nicht wie.

Möge das also künftig wie bisher geschehen; wir ergreifen diese Gelegenheit, um unsre Herzens- und Glaubens-Meinung auszusprechen: daß wenn einmal Komödie seyn soll, unter denen welche sich darin übten und hervorthaten, Molière in die erste Classe und an einen vorzüglichen Ort zu setzen sey. Denn was kann man mehr von einem Künstler sagen, als daß vorzügliches Naturell, sorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommensten Harmonie gelangten. Dieß Zeugniß geben ihm schon über ein Jahrhundert seine Stücke, die ja noch, obschon seiner persönlichen Darstellung entbehrend, die talentvollsten, geistreichsten Künstler aufregen, ihnen durch frische Lebendigung genug zu thun.

Histoire

de la vie et des ouvrages de Molière

par J. Taschereau. Paris 1828.

Genanntes Werk verdient von allen wahren Literaturfreunden aufmerksam gelesen zu werden, indem es uns näher an die Eigenschaften und Eigenheiten eines vorzüglichen Mannes heranführt. Seinen entschiedenen Freunden wird es auch willkommen seyn, ob sie gleich desselben, um ihn hoch zu schätzen, kaum bedürften, da er sich dem aufmerksamen Beobachter in seinen Werken genugsam offenbart.

Ernstlich beschaue man den Misanthrop und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen; einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns oft selbst zur Verzweiflung bringt, und wie ihn aus der Welt jagen möchte.

Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit andern, nur gar zu gern wahr und gründlich seyn möchte; wir sehn ihn aber im Conflict mit der socialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann.

Gegen einen solchen ist Timon ein bloß komisches Sujet, und ich wünschte wohl, daß ein geistreicher Dichter einen solchen Phantasten darstellte, der sich immerfort an der Welt betrügt, und es ihr höchlich übel nimmt, als ob sie ihn betrogen hätte.

Richelieu

ou la journée des Dupes,

comédie historique par Le Mercier.

Genanntes Stück war ſchon 1804 bei dem erſten franzöſiſchen Theater angenommen, ſeine Erſcheinung aber bis gegenwärtig verhindert, da es denn im Druck hervortritt, und gar wohl verdient, daß wir uns mit ihm beſchäftigen.

Es iſt wohl keine Frage, daß uns bei demſelben der Tartuffe einfallen müſſe, der ſich aber zu Richelieu verhält wie die Wurzel zum Cubus. Letzterer iſt ein potenziirter Tartuffe; bloß in dieſem Sinne darf man eine Vergleichung wagen, und wir unternehmen es, wär' es auch nur einiges Nützliche beiläufig zu ſagen.

Der Tartuffe des Molière erregt Haß, es iſt ein verbrecheriſcher Menſch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten; deßhalb uns denn auch der polizeyliche Ausgang willkommen erſcheinet. Bemerke

man, wie und warum in den neueſten Zeiten eben dieſes Stück hervorgerufen und hervorgehoben ward. Es geſchah, weil man es zum Nachtheil einer Claſſe Menſchen deuten konnte, die, im Stillen wirkſam, dem Staats-Haushalt ſchädlich zu werden drohte. Sehe man genau hin, ſo wird man finden, daß keineswegs das genial-äſthetiſche Verdienſt aufgefaßt und beifällig aufgenommen wurde, es war eine gehäſſige Gegenwirkung, Partenen regten ſich gegen einander, die eine wollte ſchaden, die andere ſich decken; es war der immer lebendige Stoff, der, durch künſtleriſch kluge Behandlung wirkſam, ganz eigentlich vorwaltete.

Ganz anders mit Richelieu. Dieſer hat keine böſen Abſichten, die ſeine iſt vielmehr höchſt löblich; er regiert, er will am Regiment bleiben, weil er einſieht, daß unter allen Mitlebenden niemand es zu führen im Stande ſey. Durch ihn wird niemand beſchädigt, der König findet ſich geſichert gegen äußere und innere Feinde; freilich iſt beides nicht immer mit gelinden, allgefälligen Mitteln zu bewirken. Die auswärtigen Bezüge werden lakoniſch doch hinreichend angedeutet; die innern Familienverhältniſſe ſind es, die, auf einer ſo hohen Region, mit Heiterkeit behandelt, uns in einem fortwährenden genugſamen Lächeln erhalten, welches vielleicht nie in ein Lachen, wohl aber oft in einen entſchiedenen Beifall ausbricht. Der König bedarf eines ſolchen Rathgebers, er führt es, er folgt ihm; nur daß

er durch die fortstürmenden schwankenden Wogen der Leidenschaften, Velleitäten und Intriguen seiner Umgebungen augenblicklich irre gemacht, unsicher und verlegen wird.

Die wider den Cardinal Verschwornen sind durchaus von der Art, daß der Leser kein Zutrauen zu ihnen faßt; er würde auf keine Weise ihre Partey ergreifen, wie er doch sonst wohl in Schauspielen dieser Art auf der Seite der Unzufriedenen zu seyn beliebt; vielmehr pflichtet er immer dem Cardinal bei, an dem er sich nicht geirrt hat, denn das Stück endigt völlig befriedigend: die Zügel des Regiments bleiben in den Händen, die sie bisher glücklich geführt; der König ist seiner hohen Würde sicher, und selbst die Uebrigen, die man hier als lächerlich hintergangene Aprils-Narren (Dupes) bezeichnet, könnten sehr zufrieden seyn, wenn sie einzusehen verstünden, daß, wär' ihr Plan gelungen, sie sich in dem Augenblick unter einander entzweyt, und durch unbezwingliche Leidenschaft, Unzulänglichkeit, Selbstsucht und Leichtsinn sich und zugleich das Königthum zu Grunde gerichtet hätten.

Und so steht zu erwarten, jeder Gebildete, den die Literatur überhaupt und besonders die französische interessirt, werde sich an den Charakteren und dem Wechselwirken derselben, an dem musterhaften Gange des Stücks, an dem durchwaltenden Interesse, selbst in den Auftritten die zur Einleitung dienen, und endlich an den aus dem Ganzen sich hervorhebenden Hauptscenen wahrhaft

Hatem.

Locken, haltet mich gefangen
In dem Kreise des Gesichts!
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwidern hab' ich nichts.

Nur dieß Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Aetna dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröthe
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Schenke her! Noch eine Flasche!
Diesen Becher bring' ich Ihr!
Findet sie ein Häufchen Asche,
Sagt sie: der verbrannte mir.

ergötzen. Zu bedauern möchte nur seyn, daß dieses Stück nicht leicht auf das Theater gelangen kann. An Orten wo man es versteht, wird es verfänglich erscheinen, und wo man es nicht versteht, wird das eigentliche, wahre, gründliche Interesse ermangeln.

Französisches Haupttheater.

Es war löblich und der Sache angemessen, daß man in Paris, wo so viele Theater neben einander bestanden, auch eins der ganz reinen, regelmäßigen, sogenannten classischen Art zu erhalten trachtete. Wäre der Gedanke nicht richtig, der Vorsatz nicht lobenswürdig gewesen, wie hätte die Ausübung so lange lebendigen Beifall gefunden?

Dessen ungeachtet fühlte man, obgleich erst nach anderthalb Jahrhunderten, daß man, einen engen Kreis immer mehr verengend, Aufmerksamkeit und Antheil nicht fernerhin erhalten konnte, besonders wenn ein entschiedenes Talent Welt und Bühne verließ, das bisher eigentlich jene herkömmlich gepriesenen Stücke erst zu beleben und gewissermaßen immer neu zu erschaffen wußte. So war denn zuletzt Talma ganz eigentlich der Kloben, woran das erste Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde.

Talma gehört nun ganz eigentlich der neusten Welt an; sein Bestreben war, das Innerlichste des Menschen vorzustellen. Mit welchem leidenschaftlichen Drang war

er nicht bemüht jenes hypochondriſche Stück auszubilden, das in der arabiſchen Wüſte ſpielt, um Gefühle und Geſinnungen auszudrücken, die einer ſolchen Oede gemäß wären.

Wir ſelbſt waren Zeuge, mit welchem Glück er ſich in eine Tyrannenſeele einzugeiſten trachtete; eine bösartige heuchleriſche Gewaltthätigkeit auszudrücken gelang ihm zum beſten. Doch war es ihm zuletzt am Nero nicht genug; man leſe, wie er ſich mit einem Tiber des Chenier zu identificiren ſuchte, und man wird ganz das Peinliche des Romanticismus darin finden. Weil aber hiedurch das eigentlich Heroiſche, das ſich in republicaniſchem Conflict, wie bei Corneille; als Bedrängniß in höheren Ständen, wie bei Racine; oder in großen Weltbegebenheiten, wie ſie Voltaire behandelt, am kräftigſten hervorthut, nach und nach verloren ging und eine gewiſſe ſentimentale Innerlichkeit dagegen ſich einſchmeichelte: ſo folgte daraus, daß man ſich nach einer freiern Thätigkeit umſah und ein wirklich gegenſtändliches geſchichtliches Intereſſe wieder auf das Theater zu bringen trachtete.

Aelteres Herkommen.

Der Franzos will nur „Eine Kriſe.“ Dieſes einſichtige Wort Napoleons deutet dahin, daß die Nation an eine gewiſſe einfache, abgeſchloſſene, leicht faßliche Darſtellung auf dem Theater gewöhnt war; man

konnte

konnte es eine Etiquette nennen, von der man ſich nicht entfernen wollte, weil man ſie zwar beengend, aber doch in einem gewiſſen Sinne bequem fand. Der lebhafte, durch und durch ſelbſtliebige Franzos kann ſeine Neigung für eine gewiſſe Ariſtokratie nicht aufgeben. Und in dieſem Sinne hing er an der alten Anſtalt, erhielt denſelbigen Reſpect vor ſeinem Achill und Agamemnon wie vor den edlen Familiennamen, die ihm ſeine Geſchichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von Cultus im Theater zu ſitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwiſchen den Zähnen zu murmeln und bei dieſer frommen Handlung zu vergeſſen, daß man ſich von Herzen ennuyire.

Uebergang.

Der Drang, etwas Bedeutenderes, größere Weltcharaktere, Univerſalereigniſſe auf den Brettern zu ſehen, mußte jedoch in der neuern Zeit rege werden. Wer die Revolution überlebt hat, fühlt ſich in die Geſchichte hineingetrieben; er ſieht im Gegenwärtigen das Vergangene mit friſchem, die fernſten Gegenſtände heranziehendem Blick. Indeß wir Deutſchen noch immer den Conflict zwiſchen Patriciern und Zunftmännern nicht los werden, ob er gleich in unſern conſtitutionellen Staaten, wo jeder an ſeinem Platze ſich wohlſinnig und tüchtig beweiſen kann, längſt beſchwichtigt und aufgehoben iſt, gehen jene in ihre ältere, freilich durch Menſchen und Bege-

benheiten höchst bedeutende Geschichte zurück, und suchen die abgeschiedenen Gestalten auf's Theater hervorzuzaubern.

Neuere Versuche.

Dieses geht aber so unmittelbar nicht an, sondern man dramatisirt erst die Geschichte nach Bequemlichkeit, und zwar kühn genug, von der ältesten bis zur neusten Zeit, und es darf kein Bestrebsamer dieses Faches dergleichen Bearbeitungen ignoriren. Hievon bezeichnen wir: La journée des barricades, les états de Blois, welchen der Tod Heinrichs III. folgen soll. Auch dürfen wir in gleichem Sinne Les soirées de Neuilly und Scènes contemporaines gar wohl empfehlen. Wer sich mit diesen Werken bekannt macht, wird unsern obigen Aeußerungen wahrscheinlich beitreten.

Fernere Schritte.

Weil nun bei solchen literarischen Bestrebungen, wie bei politischen Revolutionen, man erst vor-, sodann aber rückwärts geht, und dessen ungeachtet immer um einige Schritte weiter kommt, so läßt sich ein Gleiches auch hier bemerken. Victor Hugo, auch einer von den unabhängigen jungen Leuten, die, indeß wie sie sind, sich doch am Ende durch eignes Thun und Erfahren müssen belehren lassen, hat sein schönes Talent auf ein großes unauf-

führbares historisches Stück, Cromwell, verwendet und sich dabei sehr schätzenswerth bewiesen.

Hier aber kommt manches zur Sprache, worüber man sich erst später vereinigen wird. Jene obgenannten dramatisirten historischen Ereignisse sind in Prosa geschrieben, und das ist auch eigentlich was eine poetische Annäherung an das wirkliche Leben begünstigt; Cromwell hingegen ist in Alexandrinern.

Nun ist wohl anzunehmen, daß der Alexandriner durchaus sich auf dem französischen Theater erhalten wird und muß. Daher würde ich einem solchen Schriftsteller rathen, dieses Versmaß für die edlen Stellen und wichtigsten Momente beizubehalten, sodann aber nach Beschaffenheit der Situationen, Charaktere, Gesinnungen und Gefühle mit dem Sylbenmaße zu wechseln, wie Shakspeare mit dem Jambus und der Prosa thut.

Wenn man sich von alten Vorurtheilen losmachen will, ohne das zu zerstören was in ihnen als gründlich gut und naturgemäß anerkannt werden darf, so thut man wohl, in frühere Zeiten zurückzugehen und zu untersuchen, wie es vormals aussah, wo das nunmehr Erstarrte noch lebendig und biegsam war. Man sehe den Eid des Corneille, wo nach Anlaß des spanischen Vorbildes, obgleich mit bescheidener Mäßigung, das Sylbenmaß wechselt, der Sache angemessen und von guter Wirkung.

Ist man denn doch schon an Quinault's Opern ab-

wechſelnde Rhythmen gewohnt; hat nicht auch Molière bei Feſt- und Gelegenheits-Stücken ſich freierer Sylbenmaße bedient; hat nicht ſogar Voltaire ſeinen Tancred in hie und da verſchränkten Reimen, mit großem Glück des Ausdrucks, keineswegs willkürlich, ſondern, wenn man es genau betrachtet, ſehr kunſtreich geſchrieben. Dieß iſt alles ſchon vorhanden; nur käm' es auf ein entſchiedenes Talent an, wie Victor Hugo beſitzt, ob es ſich in dieſen verſchiedenen Armaturen und Masken frei, bequem und geiſtreich zu Ergötzung ſeines Publicums bewegen könne.

F a u s t,

Tragédie de Mr. de Goethe,

traduite en Français par Mr. Stapfer, ornée de XVII dessins par Mr. De Lacroix.

Wenn ich die franzöſiſche Ueberſetzung meines Fauſt in einer Prachtausgabe vor mir liegen ſehe, ſo werd' ich erinnert an jene Zeit, wo dieſes Werk erſonnen, verfaßt und mit ganz eignen Gefühlen niedergeſchrieben worden. Den Beifall, den es nah und fern gefunden, und der ſich nunmehr auch in typographiſcher Vollendung ausweiſt, mag es wohl der ſeltenen Eigenſchaft ſchuldig ſeyn, daß es für immer die Entwickelungsperiode eines Menſchengeiſtes feſthält, der von allem was die Menſchheit peinigt auch gequält, von allem was ſie beunruhigt auch ergriffen, in dem was ſie verabſcheut gleichfalls befangen, und durch das was ſie wünſcht auch beſeligt worden. Sehr entfernt ſind ſolche Zuſtände gegenwärtig von dem Dichter, auch die Welt hat gewiſſermaßen ganz andere Kämpfe zu beſtehen; indeſſen bleibt doch meiſtens der Menſchenzuſtand in Freud' und Leid

ſich gleich, und der Letztgeborne wird immer noch Urſache finden ſich nach demjenigen umzuſehen was vor ihm genoſſen und gelitten worden, um ſich einigermaßen in das zu ſchicken was auch ihm bereitet wird.

Iſt nun jenes Gedicht ſeiner Natur nach in einem düſtern Element empfangen, ſpielt es auf einem zwar mannichfaltigen jedoch bänglichen Schauplatz, ſo nimmt es ſich in der franzöſiſchen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verſtande entgegenkommenden Sprache ſchon um vieles klarer und abſichtlicher aus. Seh' ich nun gar ein Folioformat, Papier, Lettern, Druck, Einband, alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommnen geſteigert, ſo verſchwindet mir beinahe der Eindruck, den das Werk ſonſt auch alsdann noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von deſſen Daſeyn und Eigenſchaften zu vergewiſſern.

Dabei iſt aber Eins beſonders merkwürdig, daß ein bildender Künſtler ſich mit dieſer Production in ihrem erſten Sinne dergeſtalt befreundet, daß er alles urſprünglich Düſtere in ihr eben ſo aufgefaßt, und einen unruhig ſtrebenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet hat.

Herr De Lacroix, ein Mahler von unläugbarem Talent, der jedoch, wie es uns Aelteren von Jüngeren öfters zu geſchehen pflegt, den Pariſer Kunſtfreunden und Kennern viel zu ſchaffen macht, weil ſie weder ſeine

Verdienste läugnen, noch einer gewissen wilden Behandlungsart mit Beifall begegnen können, Herr De Lacroix scheint hier in einem wunderlichen Erzeugniß zwischen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Rohstem und Zartestem, und zwischen welchen Gegensätzen noch weiter Phantasie ihr verwegenes Spiel treiben mag, sich heimathlich gefühlt und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geist vom klaren Buchstaben in eine düstere Welt geführt und die uralte Empfindung einer mährchenhaften Erzählung wieder aufgeregt. Ein Weiteres getrauen wir uns nicht zu sagen, einem jeden Beschauer dieses bedeutenden Werks mehr oder weniger den unsrigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünschend.

Aeußerungen eines Kunstfreundes.

Die lithographischen Blätter womit Herr De Lacroix die franzöſische Uebersetzung des Faust ausgestattet, sind zwar nicht so zart und glatt vollendet als man von den bessern neuern Erzeugnissen der Art zu erwarten pflegt, sondern Entwürfe eines kunstfertigen Mahlers, mit sicherer Hand und breiter Kreide hingezeichnet. Wenn bei mehreren strenge Richtigkeit der Umrisse vermißt wird, so darf man mit dem Künstler darüber nicht rechten, eben weil sich seine Blätter nur als Entwürfe darstellen; hingegen läßt sich allen ohne Ausnahme nachrühmen,

Suleika.

Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magſt du meine Jugend zieren
Mit gewaltiger Leidenſchaft.
Ach! wie ſchmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preiſ't.
Denn das Leben iſt die Liebe,
Und des Lebens Leben Geiſt.

daß sie kräftig und mit Geist behandelt sind. Manche verdienen auch der glücklichen Erfindung wegen Beifall. So ist z. B. das Blatt wo Faust sinnend in seinem Studirzimmer steht, in reicher Umgebung von allerlei Geräth, einen vor ihm auf dem Tisch liegenden Schädel betrachtend, an und für sich, auch ohne weitere Beziehung auf das Gedicht, ein sinnvolles, gut und mahlerisch angeordnetes Bild. Ein anderes Blatt, Faust und Wagner darstellend wie sie bei sinkender Abendsonne heimkehren, der schwarze Pudel hinter ihnen herschweift, dünkt uns sehr glücklich aufgefaßt und könnte, wohl ausgeführt, ein Bild von ganz vortrefflicher Wirkung werden. — Die Scene in Auerbachs Keller, wo der auf die Erde verschüttete Wein zur Flamme wird, ist ganz so phantastisch, so bewegt dargestellt als dieser Gegenstand es verlangt, und eignete sich deßhalb zu einem Gemählde vom frappantesten Effect. — Marthe und Margarete, freudig und verwundert den Schmuck betrachtend, und Mephistopheles, der tiefe Reverenzen ziehend zu ihnen hereintritt, würde, gehörig ausgeführt, gewiß ein sehr niedliches Bild geben. — Vorzüglich geistreich endlich, wiewohl weniger Bild als die genannten, scheinet das Blatt gerathen, wo Mephistopheles und Faust auf Zauberpferden am Hochgericht vorübersausen. Das Feuer, der Geist, der Ausdruck, womit der Künstler diese wilde Scene dargestellt, wird zuverläßig den Beifall der Kenner und Kunstrichter erhalten.

Will man dieſe Blätter mit den Verſuchen deutſcher Künſtler, Scenen aus Fauſt zu bearbeiten, vergleichen, ſo können ſie mit Ehren neben einander ſtehen. Ein Deutſcher jedoch hat alles durchgängig ernſter genommen, die Figuren mit mehr Sorgfalt und wiſſenſchaftlicher gezeichnet; einem andern, der mehr auf cykliſche Folge der Bilder geachtet, mag es gelungen ſeyn die Charaktere mit mehrerer Stetigkeit durch die ganze Reihe durchzuführen.

Elisabeth de France,

Tragédie par Alexandre Soumet.

(Globe, Tome VI. Nr. 55.)

Bei Gelegenheit dieſes dem Schilleriſchen Don Carlos nachgebildeten Stückes ſprechen ſich die Verfaſſer des Globe folgendermaßen zu Gunſten der Werke unſres verewigten Freundes unbewunden aus:

„Dieſer große Dichter idealiſirt mehr als ein anderer ſeinen Gegenſtand. Ganz reflectirendes Genie, lyriſchem Träumen hingegeben, erfaßt er irgend eine Idee liebevoll; lange betet er ſie an in der Abſtraction, und bildet ſie langſam nach und nach als ſymboliſche Perſon aus, dann auf einmal mit entflammter Einbildungskraft bemächtigt er ſich der Geſchichte, und wirft den Typus hinein, den er erſonnen hat. Eine Epoche, ein Ereigniß, ein Menſch wird wie durch Zauberey der Ausdruck ſeines geliebten Gedankens; wirkliche geſchichtsgemäße Thaten, Charaktere, Gefühle, Leidenſchaften und Vorurtheile jener Zeiten, alles modelt ſich nach dem Bilde das er im Grund ſeines Her-

zens trägt, alles bildet sich um, indem es von da zurückstrahlt.“

Der Raum unsrer Blätter mahnt uns abzubrechen. Jede Zeitschrift die hier fortfährt, das schöne Zeugniß das ein Ausländer dem würdigen Freunde gibt, durch Uebersetzung unsrer Nation mitzutheilen, verdient sich gewiß den reinsten Dank.

Perkins Warbeck,

Drame historique, par M. Fontan.

(Globe, Tome VI. Nr. 57.)

Auch hier wird unſeres Schillers, ſeines projectirten Warbeck, ſeines begonnenen Demetrius in allen Ehren gedacht, und bei Vergleichung ihm durchaus der Vorrang gegeben. Die Deutſchen, welche ſich ſo lange beklagten, man nehme keine Notiz von ihnen, werden ſich auch allmählich bequemen, den Weſtländern geneigter zu ſeyn.

Dieſelbige Zeitſchrift (Tome VI. Nr. 58), nach Erwähnung einiger Ueberſetzungen und Nachahmungen von unſerem Wilhelm Tell, ſchließt mit folgenden Worten: Viennent maintenant les autres imitateurs: il y a encore, dans la pièce de Schiller, matiere à plusieurs succès.

Idées

sur

la philosophie de l'histoire de l'humanité

par Herder,

traduit par Quinet. Paris 1828.

Die Einleitung, welche der Uebersetzer seiner Arbeit vorausgehen läßt, empfehlen wir gleichfalls denjenigen die Tag für Tag das Publicum mit Fremdem und Einheimischem bekannt zu machen verpflichtet sind; uns hat sie sowohl als die Uebersetzung selbst zu schönen Betrachtungen Anlaß gegeben. Wir sagen nur so viel: Ein vor funfzig Jahren in Deutschland entsprungenes Werk, welches unglaublich auf die Bildung der Nation eingewirkt hat und nun, da es seine Schuldigkeit gethan, so gut wie vergessen ist, wird jetzo würdig geachtet, auch auf eine in gewissem Sinn schon so hoch gebildete Nation gleichfalls zu wirken und in ihrer nach höherer Kenntniß strebenden Masse den menschlichsten Einfluß auszuüben.

Einzelnheiten.

Wenn ich über die neueste franzöſiſche Literatur meine Gedanken ſammle, ſo werde ich immer auf Bernardin de St. Pierre zurückgeführt, welcher im Jahr 1789 Paul und Virginie herausgab. Dieſer idylliſche Roman that große Wirkung und man wird ihn immer gern leſen, ob man gleich nach ſo langer und durchaus veränderter Zeit ſich kaum Rechenſchaft geben kann, was er eigentlich bringt und was ihm fehlt.

Kurz vor der Revolution geſchrieben ruht das Intereſſe ſeiner Verwickelung auf den ſchmerzlichen Mißverhältniſſen, die in den neueſten Staaten zwiſchen Natur und Geſetz, Gefühl und Herkommen, Beſtreben und Vorurtheilen ſo bang und ſo beängſtigend ſind und es mehr noch waren.

Zwey bedrängte Mütter retten ſich mit Sohn und Tochter in's ferne Land und führen dort ein idylliſches anmuthiges Leben; dieß wird geſtört, zuletzt vernichtet. Inzwiſchen unter manchem Wechſel von Furcht und Hoffnung, Rettung und Untergang, weiß der Verfaſſer didaktiſch, und wenn man will, leidlich genug, alles dasjenige zur Sprache zu bringen was die Menſchen

damals in Frankreich bedrängen mochte; es ist dasselbe was die Notablen zusammen berief, die Generalstaaten nöthig machte und zuletzt die völlige Umwälzung des Reichs bewirkte. Das Werk ist im besten, wohlwollenden Sinne geschrieben und dieser Sinn hat noch lange während der Revolution in Frankreich durchgedauert.

Bernardin de St. Pierre war den Brüdern des ersten Consuls lieb und werth, ja von ihm selbst wohl behandelt. Das Verhältniß zu diesen merkwürdigen Menschen, wie er es selbst darstellt, gibt uns ein überraschendes Bild, wie in jener Familie eine gewisse sittlich-ästhetische Tendenz vorwaltete und ungeachtet des gleichsam übermenschlichen politischen Treibens sich doch immerfort erhielt. Das große epische Gedicht des grandiosen Lucians und alles was die Feder des grundedlen Louis mitgetheilt hat, gibt uns davon auffallende Zeugnisse.

Nächst Bernardin de St. Pierre tritt uns Chateaubriand entgegen.

Ein rhetorisch-poetisches Talent, mit Leidenschaft Stoff in der äußern Welt suchend, sich zu religiosen Gefühlen steigernd, eine durchaus große physisch-moralische Kraft, und auch so in der politischen Welt erscheinend.

Werthers Leiden wurden sehr bald in's Französische übersetzt; der Effect war groß wie überall, denn das

allgemein Menſchliche drang durch. Alle meine übrigen Productionen dagegen ſtanden ſehr weit von der franzöſiſchen Art und Weiſe ab, und ich war mir deſſen wohl bewußt. Eine Ueberſetzung von Hermann und Dorothea durch Bitaubé that nur im Stillen ihre Wirkung.

Schwierigkeit in Frankreich überhaupt für den Tag aufzutauchen.

Im Stillen finden ſich jedoch hartnäckige Anhänger an's Deutſche.

Ueberſetzung meines Theaters.

Neuere Wirkungen meiner Arbeiten in Frankreich.

Veranlaſſung dazu.

Siehe Le Globe No. 55. Tom. III. 1826.

Offenbar ſind es die Anti-Claſſiker, denen meine äſthetiſchen Maximen und die danach gearbeiteten Werke als Beiſpiel ſehr gelegen kommen. Sie geben daher ſehr verſtändig zu Werke und behandeln glimpflich was ihnen nicht munden will.

Wenn wir im Deutſchen Gelegenheitsgedicht ſagen, ſo pflegen ſich die Franzoſen mit: Poésies de circonstance auszudrücken. Dieß veranlaßt uns wirklich, einen Unterſchied zwiſchen beiden anzuerkennen. Das erſte wäre, wenn der Dichter eine vorübergehende Gelegenheit ergreift und ſie glücklich behandelt; das zweyte, wenn er einen Umſtand glücklich zu benutzen weiß.

Dem Anſchein nach ſollte man das erſte vorziehen, weil

weil etwas Flüchtiges, Lebendiges der Dichtung höchſt willkommen ſeyn muß. Da ſich aber die Poeſie nichts verſchreiben läßt, ſo hängt es nur von ihr ab, auch etwas Beſtändiges zu Ehren zu bringen. Vielleicht iſt niemanden dieſes beſſer gelungen als Herrn Beranger.

Die Herren Globiſten ſchreiben keine Zeile die nicht politiſch wäre, d. h. die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete. Sie ſind eine gute, aber gefährliche Geſellſchaft; man verhandelt gern mit ihnen, aber man fühlt, daß man auf ſeiner Hut ſeyn muß. Sie können und wollen ihre Abſicht nicht verläugnen, den abſoluten Liberalismus allgemein zu verbreiten. Deßhalb verwerfen ſie alles Geſetzliche, Folgerechte als ſtationär und ſchlendrianiſch; doch müſſen ſie beides gelegentlich in subsidium wieder herbeiholen. Das gibt ein Beben im Innern, ein Schwanken im Aeußern, das ſehr unbehaglich empfunden wird, indem man ſich zuletzt vor lauter Freiheit erſt recht befangen fühlt.

Vollkommene Redner ſind es, und wenn man ſie als ſolche gelten läßt, ohne ſich von ihnen rühren zu laſſen, ſo gewähren ſie viel Vergnügen und wichtige Belehrung.

Im Globe vom Jahr 1825 Seite 525 findet ſich eine höchſt merkwürdige Darſtellung der geiſtigen Cultur der Normandie, ſo wie ein Blick über das Ganze

Laß deinen ſüßen Rubinenmund
Zudringlichkeiten nicht verfluchen;
Was hat Liebesſchmerz andern Grund
Als ſeine Heilung zu ſuchen?

Biſt du von deiner Geliebten getrennt
Wie Orient vom Occident,
Das Herz durch alle Wüſten rennt;
Es gibt ſich überall ſelbſt das Geleit,
Für Liebende iſt Bagdad nicht weit.

der Akademien und literarischen und wissenschaftlichen Societäten, wie folgt:

„Indem wir so von alten akademischen Corporationen sprechen, wollen wir nicht sagen, daß der gegenwärtige Zustand der wissenschaftlichen Welt durchaus alle Versammlung dieser Art ablehnt; wir glauben dagegen, daß sie immer noch große Dienste leisten können, sobald sie nämlich dem Geiste unsers Jahrhunderts gemäßer organisirt sind, einen positiven und besondern Zweck bekennen, und was ihre Wahl und ihre Arbeiten betrifft vollkommen unabhängig von den Regierungen dastehen; hauptsächlich aber, daß sie eine große Thätigkeit beweisen. Denn da, wie überall, bewirken Thätigkeit und Bewegung das Leben. Auch wollen wir sie gern als Bienenstöcke gelten lassen, nur nicht als anmaßliche Tribunale. Ja, wir kennen sogar kein mächtigeres Mittel den Untersuchungen eine glückliche Richtung zu geben, es sey nun auf einen Theil der menschlichen Kenntnisse oder auf eine tiefgreifende Untersuchung irgend einer Gegend. Auch kennen wir keine Anstalt, welche dem forschenden und mittheilenden Geiste der Zeit gemäßer wäre.

„Corporationen hingegen, welche sich bloß mit Literatur beschäftigen, lassen uns bedenken, daß, wenn es jemals eine Epoche gab, wo sie große Dienste thaten, diese Epoche ganz gewiß vorbei sey. Man möchte freilich wohl behaupten können, daß zu einer Zeit,

wo die Nation zu weit von unſern großen Dichtern ſtand, oder dieſe vielleicht durch ihre Schuld von der Nation ſich geſondert fanden, es vielleicht möglich geweſen ſeyn möchte, Männer von gebildetem Geiſt zu vereinigen und ihre Verſammlungen mit großer Solennität zu umgeben, und das Verdienſt der beurtheilten Werke durch das Anſehen des Gerichtshofes zu erhöhen. Aber wir bemerken leider, was die franzöſiſche Akademie gegen den Cid gethan hat und wir ſehen nicht, daß ſie etwas zu Gunſten der Athalie gewirkt hätte. Geſteht man denn auch, daß die ſämmtlichen Filiale, die untergeordneten Societäten, einigen Dienſt dieſer Art geleiſtet, ſo kann man dagegen den bedauerlichen und leider nicht zu läugnenden Einfluß anführen, den ſie auf unſere Literatur geübt haben, indem ſie mit aller Macht den proſaiſchen Sinn über den poetiſchen gelten machten und zwar ganz natürlich von Neun bis Zehn gegen Einen; ein Verhältniß, worin ſich damals die Poeten zu den Proſaiſten und Reimern befanden.

„Aber, ohne dieſe wichtigen Fragen gegenwärtig zur Sprache zu bringen, laſſe man uns bemerken, daß wenn dieſe Gerichtshöfe der Literatur jemals zu etwas genützt haben, dieß gegenwärtig nicht mehr der Fall ſey. Die Reform, die ſeit dreyßig Jahren in unſere Criminaljuſtiz eingetreten iſt, dringt nun endlich auch in unſere literariſche Geſetzgebung. Griesgrämliche Richter mit ver-

trocknetem Herzen und mit durch Gewöhnung an fremde Typen gefälſchtem Geiſte ſind nicht mehr an der Zeit, ſondern es werden Geſchworene ſeyn aus allen gebildeten Claſſen der Societät, die über Leben und Tod der Dichter zu urtheilen haben.“

Le Livre des Cent-et-un.

Tom. I. Paris. Ladrocat 1821.

Die Veranlassung dieses Werkes ist, wie sein Gehalt, jeder Aufmerksamkeit werth. Der eben genannte wohldenkende Buchhändler, durchaus ein rechtlicher Mann, fördert seit geraumer Zeit manches aufstrebende Talent, deren einige nunmehr zu Ruf und Ruhm gelangt sind. Durch Unglücksfälle wird er in den Zustand versetzt, wo er augenblicklich unterzugehen befürchten muß, und nun vereinigen sich dankbar, für sich, für andere, für das Ganze, eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftsteller, durch ein folgereiches Werk ihn aufrecht zu erhalten.

Diesem Werke gedachte man zuerst einen andern Titel zu geben, es ward angekündigt als: Le Diable boiteux à Paris, und sollte, wie es jetzt durchgeführt wird, eine Sittenschilderung der Pariser Zustände, Eigenheiten, Verborgenheiten und Oeffentlichkeiten enthalten. Bei näherem Ueberschauen und Würdern des sich anhäufenden Gehaltes, fand man jedoch, daß man sich Unrecht thue an ein früheres Werk zu erinnern,

welches zu einer Zeit, die der gegenwärtigen an Interesse nicht gleich komme, erschienen sey, so viel verdienstliches auch solches enthalten möge. Hievon gibt uns der Verleger in der Vorrede auf eine höchst einfache Weise, ein Mitarbeiter in dem ersten Aufsatze höchst geistreiche Kenntniß.

I.

Asmodée

macht anschaulich den Unterschied von jenem Dachabdecker, und von gegenwärtiger Behandlung eines höchst reichhaltigen Stoffes. Asmodée ist hier der durch alle Jahrhunderte sich durchziehende Geist scharfer Beobachtung, lieblos oder theilnehmend, vom Aristophanes herein durch alle Zeiten seine Maske nach den Forderungen der jedesmaligen Völker und Individualitäten, die sich allein verhüllen, abändernd und einrichtend.

In dem jetzigen Paris wäre wenig geleistet, wenn man nur die Dächer abheben und in die obern Schlafkammern hineinblicken wollte. Unsern Mitarbeitern sind die Festsäle der Großen zugänglich wie die Jammergewölbe der Gefängnisse. Der zurückgezogenste Miethmann ist ihnen so werth als der begünstigte Dichter, der in einem erleuchteten Saal vor einer glänzenden Gesellschaft selbst in seinem höchsten Glanze zu erscheinen gedenkt. Sie führen uns an Orte die wir kennen, über deren ausführlichere Kenntniß wir uns nun

erfreuen. Sie laſſen uns gealterte Perſonen ſehen, die wir vor ſo viel Jahren in glänzender wirkſamer Jugend gekannt. Die mannichfaltigſten Denkweiſen und Gefühlarten mittheilend gewinnen ſie uns für Intereſſen welche nicht die unſrigen ſind.

Hieraus geht hervor, daß, je genauer man mit den franzöſiſchen und beſonders mit den Pariſer Angelegenheiten bekannt iſt, man deſto größeren Antheil an dieſem Werke nehmen wird. Deutſche Leſer werden manches zurückweiſen, ebenhin behandeln und ſich für die bedeutenden, allgemein wichtigen, in die höchſten Bewegungen des Tages eingreifenden Aufſätze erklären und dadurch für manches andere, welches ihnen nur Langeweile gemacht, ſich entſchädigt halten.

Ganz weislich ſind die verſchiedenſten Beiträge, wie man Karten miſcht, durch einander geſchoben; in jedem Sinne geziemt es uns aber die Verſchiedenheiten zu ſondern, jedes Einzelne zu ſchätzen und bei dem erſten Theil eine Ueberſicht über die neun folgenden vorzubereiten. Nur weniges daher aus den 18 Artikeln aus denen der erſte Band zuſammengeſtellt iſt.

II.

Une Maison du Marais.

Das kümmerlichſte Daſeyn, meiſt älterer, anſtändiger, zurückgezogener Perſonen, ganz nah am Jammer und doch eine Art von Welt, eine gewiſſe geregelte Ge-

nügsamkeit, bei grilligem Wesen der Einzelnen; ein Beharren am alten, häuslich Herkömmlichen; bei dringenden Vorfällen Nachgiebigkeit oder Ausweichen; z. B. die Hauswirthin überwirft sich mit der Milchlieferantin; das Mißverhältniß ist nicht herzustellen, sie darf nicht mehr herein. Ein alter pensionirter Canzleyverwandter der von der alten Milchfrau nicht lassen will, geht alle Morgen für sich und seine betagte Stocknachbarin, die Milch zum Kaffee die Straße entlang in ziemlicher Entfernung bei der herkömmlichen Milchfrau persönlich zu holen.

III.

Le Bourgeois de Paris.

Hier schöpft man schon freieren Athem. Ein rechtlicher tüchtiger Mann füllt ein behägliches honnetes Daseyn vollkommmen aus, indem er sich in täglicher gewohnter Beschränkung froh findet, ja sogar unter fordernden Umständen sich nicht unschicklich erhebt und benimmt.

IV.

Une Fête aux Environs de Paris.

Auch ein Pariser Bürger, weniger solid als der vorige, nöthigt Frau, Freunde und Familie in ein fremdes ländliches Element. Aus völliger Unkenntniß auswärtiger Zustände kommt er in mancherlei Verlegenheiten,

nichts aber macht ihn irre; planlos, übereilt, eigensinnig, wird alles mißlich und ungenießbar vor ihm her, aber es kümmert ihn nicht wenn gehoffte Freuden verfehlt werden. Von drohenden Gefahren hat er keinen Begriff, daher geht er kühn drauf los, compromittirt seine Gesellschaft auf's schlimmste; aber sogar zuletzt tüchtig durchgeprügelt bleibt er immer der behagliche Bürger.

V.

La Conciergerie.

Wir kehren in die engste Stadt zurück. Ein Jüngling von sechzehn Jahren wird zufällig in einem Hause ergriffen, wo die Polizei eine Verschwörung ahnet. Höchst merkwürdig ist es, wie auf dem Eingeführten sogleich die eigenthümlichen Charaktere der obern, mittlern und untern Angestellten gewaltsam lasten. Gräulich ist der Zustand; desto erwünschter ein Funke Menschlichkeit, der wie ein Stern diese düstern Gewölbe, wenn auch nur schwach und schwankend, erleuchtet.

VI.

La Morgue.

So werden die Gewölbe genannt, wo unter einem uralten Gebäude die unerkannten im Wasser oder sonst gefundenen Todten zur Schau niedergelegt werden. Wie oft hat uns die Beschreibung und Erzählung von dieser traurigen Stätte getrübt und geängstigt; hier aber wer-

den wir auf das anmuthigste wieder in's Leben geführt. Zwey zu dieser Anstalt verpflichtete Männer leben unter demselben Dache über diesen sich täglich erneuernden Gräuelscenen; wir werden in ihre Familien eingeführt und finden recht hübsche, wohleingerichtete anständige Leute; bescheidene aber wohlgearbeitete Mobilien, Ordnung und Zucht, ein Piano und bei dem einen Bewohner vier hübsche wohlerzogene heitere Töchter. Haben die mit Tagesfarben gemahlten Zimmer uns erheitert, so begegnen wir unten gleich wieder dem größten Jammer. Eine Amme, auf der Post fahrend, schläft ein und läßt das ihr anvertraute Kind, das sie auf's Land bringen will, von ihrem Schoße unter die Füße der Mitreisenden schlüpfen und zieht es todt hervor. Das Betragen, so wie die Worte dieser Frau sind trefflich mitgetheilt, ihre Verzweiflung scheint sich zu mildern indem sie sich entfernt, allein sie wird Abends todt neben das Kind gelegt.

VII.

Le Jardin des Plantes.

Gedichte von zwey verbündeten Poeten, einen freundlichen Besuch an diesem dem Leben und der Wissenschaft gewidmeten Orte gar wohl aussprechend.

VIII.

Le Palais Royal

mag als Gegensatz gegen jenen Naturfrieden hier seine

Wirkung thun; zu Tausenden und Abertausenden ist dieses einzige Gebäude durchwandert, besprochen und beschrieben worden, und immer bleibt doch diese gegenwärtige Darstellung für den Kenner früherer Zustände höchst interessant. Er findet sich befriedigt zu erfahren, wie es in diesen Ausdehnungen gegenwärtig aussieht, in dem Augenblicke als der Besitzer diese königlichen Räume verläßt um in königlicheren seine Residenz aufzuschlagen.

IX.

Une Maison de la Rue de l'Ecole de Médecine.

Aus jenem Getümmel werden wir in eine unbedeutende Wohnung, worauf die größten Erinnerungen hafften, geführt. Wenn auch nicht oft, so geschieht es doch zuweilen, daß junge, edle, lebhafte Männer, die, wenn man so sagen darf, für eine glühende Neigung im Augenblick keinen Gegenstand finden, sich zurück auf die Weltgeschichte, auf Biographien, Romane werfen, und sich dort, ihre Leidenschaft nährend, dergestalt verweilen, daß, da die Entschwundene nicht mehr zu ergreifen ist, sie sich aufs emsigste nach der Localität wo sie gelebt, gewirkt, gehandelt, umthun, nach einer so heilig gehaltenen Stelle wallfahrten und, wenn sie es vermöchten, gern über das engste Gemäuer einen Tempel der Verehrung aufrichteten.

Hier sehen wir einen trefflichen jungen Mann, der

Mag ſie ſich immer ergänzen
Eure brüchige Welt in ſich!
Dieſe klaren Augen ſie glänzen,
Dieſes Herz es ſchlägt für mich!

O, daß der Sinnen doch ſo viele ſind!
Verwirrung bringen ſie in's Glück herein.
Wenn ich dich ſehe wünſch' ich taub zu ſeyn,
Wenn ich dich höre blind.

Auch in der Ferne dir ſo nah!
Und unerwartet kommt die Qual.
Da hör' ich wieder dich einmal,
Auf einmal biſt du wieder da!

sich der Erinnerung an Charlotte Corday hingibt, Marats Wohnung aufsucht, sie zuletzt auswittert, die düstere Treppe hinauf den Schritten der Heroine folgt, dann das enge Vorzimmer wo sie gewartet hat betritt und nicht ruht, bis ihm das Cabinet eröffnet wird, wo die Bade-Wanne gestanden und wo der Todesstreich gelingt. Weniges, versichert man ihm, sey seit jener Zeit verändert; wo denn auf- und absteigende Geister jener verbündeten Tyrannen ihn umdrängen und ihm bei'm Scheiden die ohnehin schmale Treppe verengen.

Durch diese Localität, so wie durch manche andere triviale Umstände, wird jene That wirklich größer und gräßlicher in unserer Einbildungskraft unserem Gefühl wieder hervorgerufen.

X.

Le Bibliomane.

Wir gelangen in einen etwas mehr heiteren aber doch am Ende bänglichen Zustand. Das Seltene und oft Einzige alter Ausgaben steigert sich dergestalt in einem Liebhaber solcher Curiositäten, daß es zuletzt in Wahnsinn übergeht und er über eine versäumte Auction in völlige Verirrung verfällt, von welcher ihn nur der Tod befreit. Es ist nicht zu läugnen, daß dergleichen Liebhabereyen, wenn sie nicht die Organe eines höhern Interesse's sind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten. Einem unserer ehrwürdigen alten Bekannten

machte man die Bemerkung, daß er ein Buch, das er, in einer vorſeyenden Auction im Katalog angeſtrichen, ſchon dreymal beſitze: „Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben," verſetzte er, und es ward zum vierten Mal angeſchafft.

Bei Kupferſtichen, beſonders eigenhändigen Radirungen der Meiſter, kommt genau beſehen etwas Aehnliches vor. Doch liegt die Entſchuldigung hier näher, weil zwiſchen Exemplaren meiſt ein großer Unterſchied ſtatt findet.

XI.

Les Bibliothèques publiques.

Es iſt höchſt wichtig in ſolche Zuſtände hineinzuſehen. Die Bücher werden maſſenweiſe verborgt, die Rückgabe nicht betrieben. Möge doch jeder Bibliothekar ſeine Hand an's Herz legen und ſich freuen wenn es in ſeinen Schatzkammern anders ausſieht.

XII.

Une première représentation.

Das Herannahen des unſeligen Geſchickes eines Stücks, welches zuletzt ausgepfiffen wird, iſt recht heiter und ausführlich vorgetragen.

Man kann dieſen und andere Aufſätze, deren Gegenſtand uns ſchon früher bekannt war, doch immer als Muſterbilder anſehen, die ſolche Gegenſtände in ihrer

allgemeinen Charakteriſtik darſtellen. Höchſt intereſſant aber iſt

XIII.

Les Soirées d'Artistes.

Man ſieht in ein geſellig bewegtes Kunſtleben hinein, wo ſich talentvolle junge Männer auf geiſtreiche Weiſe gemeinſam unterhalten. Auch hier läßt ſich das anarchiſche Princip einigermaßen bemerken; jeder ſcheint als Künſtler nach ſeiner eignen Weiſe zu verfahren; eine heitere Geſelligkeit verbindet ſie; von keinem Meiſter iſt die Rede von dem man etwas zu lernen dächte, auf deſſen Urtheil ſich irgend ein Unternehmen bezöge. David iſt längſt abweſend und todt, und das Talent des Baron Gérard ſcheint außer dieſem Kreiſe zu liegen. So angenehm aber es auch ſeyn muß, viele Namen vorzüglich anerkannter Talente, begleitet von einiger Charakteriſtik, kennen zu lernen, ſo hat doch

XIV.

Abbaye au Bois

ein allgemeineres Intereſſe. Wer erwartete in dieſen ehemals verſumpften und düſteren Kloſterräumen, welche zwar immer vorzügliche Menſchen beherbergten, gegenwärtig mehr als Einen literariſchen Salon eröffnet zu ſehen? Mehr oder weniger bejahrte Frauen, durch den Wechſel der Zuſtände ihrer früheren glänzenden Wirk-

ſamkeit beraubt, wohnen dort zur Miethe, in anſtändigen Zimmern. Madame Recamier verſammelt noch immer achtenswerthe, ſie hochachtende Perſonen.

Nun aber aus dieſem von allem Geräuſch entfernten ſtillen Bleiben werden wir

XV.

Zu einem Feſte im Palais Royal

aufgerufen. Hier wird Karl X zum letzten Mal von ſeinen Verwandten gefeiert, vom Volke mit einem Lebehoch begrüßt. Der König von Neapel bewundert ſelbſt das Feſt, womit man ſeine Gegenwart honorirt; aber eine Ahnung ſchwebt durch die erleuchteten Prachtgemächer, und man erlaubt ſich zu geſtehen, daß man auf einem Vulcan jubele.

Dieſer, wir dürfen es wohl geſtehen, welthiſtoriſche Aufſatz überleuchtet die übrigen; das von ihm ausgehende mächtige Licht verblendet die Leſer dergeſtalt, daß ſie den übrigen vorgemeldeten Aufſätzen nicht Gerechtigkeit, kaum eine billige Aufmerkſamkeit ſchenken mögen. Dieß iſt aber nicht unſer Fall, wie man bisher geſehen hat, und wir gedenken daher noch mit Freundlichkeit

XVI.

Eines Liedes von Béranger an Chateaubriand.

XVII.

Einer Antwort dieſes Letztern und

XVIII.

L'ingratitude politique.

Dieſe drey letzten Beiträge haben einigermaßen das Gepräge einer individuellen Politik; wie es denn auch in der Folge nicht anders ſeyn kann, daß zwiſchen den Hundert und Einem ſich differente Geſinnungen hervorthun. Genug, daß, indem ſie gegeneinander überſtehen, ſie ſich nicht aus dieſer Geſellſchaft vertreiben und ausſchließen.

Wenn uns nun der erſte Theil ſchon zu ſo manchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben, was werden uns nicht die nächſt zu erwartenden neun übrigen Bände zu ſchaffen machen?

Die Athenerinnen.

Große Oper.

Poesie von Jouy.

Musik von Spontini.

Der Gegenstand ist aus der heroischen Griechenzeit sehr glücklich gewählt; denn die Vortheile solcher Sujets sind sehr groß, indem sie bedeutende Zustände darbieten, edle große Bildung noch nah an der Natur, so wie eine gränzenlose Mythologie zu dichterischer Ausbildung.

Die Fabel ist uns bekannt; jedoch hier in etwas verändert, mit allem Schmuck der neuern Zeitgesinnungen und theatralischen Erfordernissen begleitet und ausgeführt und doch immer auf einem hohen poetischen Standpunkte gehalten.

Die Ueberlieferung ist trefflich genutzt, und ihr durch Mannichfaltigkeit menschlicher Leidenschaften so wie durch herrliche Localitäten, pomphafte Umzüge, bewegte Vorkommenheiten, alle theatralische Herrlichkeit auf das einsichtigste verliehen.

Erster Act.

Vor der Stadt Athen; zugleich über den Mauern anstoßende Tempel und Prachtgebäude, im ferneren Hintergrunde Andeutungen einer großen Stadt.

Kampfspiele in Gegenwart des Königs, zu welcher Würde wir schon Theseus erhoben finden.

Der Kämpfer successives Gewinnen, Belohnungen durch die Hand einer schönen Bürgerin.

In diese friedlichen Verhandlungen stürmt Rivalität zweyer Jünglinge herein, die Hauptschöne Apamis wird von Alpheus und Polydor verlangt und gefordert. Dieß gibt Anlaß zu lebhaften Contestationen. Endlich, nachdem der Jungfrau die Wahl überlassen worden, reicht sie ihre Hand dem Athenienser Alpheus, dagegen tritt Polydor, ein Cretenser, leidenschaftlich drohend, zurück.

Hier bemerken wir, daß nicht die Athener allein, sondern sämmtliche Griechen und Griechengenossen an diesem Festkampf Theil nehmen; deßwegen wünscht' ich, daß Theseus selbst den Ueberwundenen Muth einspräche und auf Gelegenheit zu großen Thaten hindeutete. Dieß würde nun, da Theseus erklärt, er sey im Begriff eine geheime Expedition vorzunehmen, wieder aufgefaßt und in Bewegung gebracht.

Alles entfernt sich, und in Erwartung der Vermählungsfeier bleiben die Jungfrauen allein zurück. Hier eröffnet sich ein höchst liebenswürdiges Freundschafts-

verhältniß zwiſchen Apamis und Theane, einer, durch das Gelübde ihrer ſterbenden Mutter, Gott geweihten Jungfrau.

Dieſe Stelle beſonders verſpricht höchſt erfreulich zu ſeyn, indem aus dem bisherigen Tumulte eine ſanfte Situation ſich losläſ't und uns in einen idylliſchen Zuſtand verſetzt, welchen der Dichter ſo glücklich behandelt hat, daß ſogar eine Romanze, die in einer neuen Oper nicht fehlen darf, als Duett und Chor hier auf das anmuthigſte vorgetragen wird. Alsdann geſellt ſich Alpheus hinzu und das Glück der Liebe wird in einem, vom Chor begleiteten Terzett geprieſen, worauf die Frauen ſich entfernen.

Nun ſtürzt Polydor auf den zurückgebliebenen Alpheus wüthend heran und die beiden Rivale entfernen ſich fechtend.

Ein cretenſiſches Schiff, durch fernen Geſang ſchon früher angekündigt, rückt näher und landet; Alceſias, eine Art Hoherprieſter und Geſandter des Minos, tritt mit ſeinem geiſtlichen Gefolge auf und indem er den Menſchentribut der Athener zu fordern kommt, findet er ſeinen Sohn Polydor verwundet, an Kräften abnehmend und muß ihn zuletzt ſterben ſehen. Alceſias, als Vater ſchmerzlich verletzt und ergrimmt, als Pfaffe mißwollend und tückiſch, ſchwört den Tod ſeines Sohnes zu rächen. Hier tritt alſo ein ſehr leidenſchaftliches Finale, für die erſte Abtheilung des erſten Acts, glücklich ein,

dann aus einem nahgelegenen Tempel hört man feierlich Hymenäen erschallen, die Cretenser schmerzhaft theilnehmend besetzen das Theater und Alcesias kann sich ganz seiner theatralischen Wuth überlassen.

Veränderung der Scene.

Das Innere eines großen Tempels festlich geschmückt. Die Vermählungsfeierlichkeiten haben indessen ihren Gang genommen; mannichfaltige herrliche Aufzüge, Theseus zu Wagen an ihrer Spitze, werden eine glänzende Erscheinung seyn. Die symbolischen Feierlichkeiten werden mit Prunk durchgeführt, als, gerade bei'm Abschluß, unter Donner und Blitz das innere Heiligthum sich aufthut und Alcesias, als Pontifex Maximus, beinah als Oberherr der sämmtlichen griechischen Geistlichkeit anzusehen, hervortritt, den bräutlichen Altar verflucht, die alte Strafe d. h. nach dem Verlauf von sieben Jahren wieder den Tribut von sieben Knaben und sieben Mädchen fordert.

Man kann denken daß in diesem Conflict alle Leidenschaften sich regen und, von einem fortdauernden Gewitter begleitet, sich kräftig erweisen werden.

Um nun, was ich bei dem ersten Acte wünschen möchte, deutlich zu machen, ist es nöthig, die ältere überlieferte Fabel mit der neuen, wie sie die Oper uns bringt, zusammenzuhalten.

Aeltere Fabel.

Unter der Regierung des Königs Aegeus zu Athen,

wird ein Sohn des Minos, Königs von Creta, in Athen als Gast erschlagen. Der Vater dem es nicht gelingt Rache zu nehmen, wendet sich an die Götter; eine Pest verheert Athen und, um diese los zu werden, muß man sich die Bedingung gefallen lassen: alle sieben Jahre sieben Knaben und sieben Mädchen als Sühnopfer nach Creta zu schicken, dem Ungeheuer Minotaurus zu gräßlichem Futter.

Aegeus, um dem Tadel seines Volks zu entgehen, sendet mit den übrigen Opfern seinen Sohn Theseus fort, welchem Ariadne, von Liebe entzündet, einen Faden verehrt, an dem er sich aus dem Labyrinth, dem Aufenthalte jenes Unthiers, wenn er solches erlegt, wieder herausfinden soll.

Dieß gelingt, Minotaurus wird erschlagen, Ariadne entführt. Leider kommt, durch einen Irrthum im Gefolg des vorhergesagten, Aegeus der König um's Leben.

Neuere Fabel,

wie man sich solche aus dem Gedichte zu entwickeln hat.

Wir finden Theseus, schon als König, aber genau besehen in einer bedenklichen Lage; denn jenes politische, geistliche Uebergewicht zu Gunsten Creta's besteht noch; sieben Jahre sind abgelaufen und man zaudert die schuldigen Opfer abzuliefern, im Gegentheil hat Theseus Kampfspiele angestellt, wir vermuthen um die Tapfersten

Wie ſollt' ich heiter bleiben,
Entfernt von Tag und Licht?
Nun aber will ich ſchreiben
Und trinken mag ich nicht.

Wenn ſie mich an ſich lockte
War Rede nicht im Brauch,
Und wie die Zunge ſtockte
So ſtockt die Feder auch.

Nur zu! geliebter Schenke,
Den Becher fülle ſtill!
Ich ſage nur: Gedenke!
Schon weiß man was ich will.

der Nation kennen zu lernen; denn alle Griechen und Griechengenoſſen ſind eingeladen. Er hat im Sinn auf's Neue Creta zu bekriegen, um entweder die Abſendung der Opfer verweigern zu können, oder die abzuſendenden in Freiheit zu ſetzen. Dieſe Intention, die ſich nur errathen läßt, wünſcht' ich deutlicher ausgeſprochen, damit man ſich beruhige, wenn in ſo bedenklicher Zeit Feſtſpiele angeſtellt und Vermählungs-Ceremonien umſtändlich durchgeführt werden. Die ſchönſte Gelegenheit bietet ſich Seite 10, wo Theſeus, der hier nur als Liebhaber erſcheint, auch als Held und König auftreten möge.

Da ferner jener Tribut in Gefolg einer Strafe von den Göttern erfolgte, ſo iſt die Fiction, daß ein Oberprieſter von Creta kommt, um die verzögerten Schlachtopfer abzuholen, ſehr zuläſſig, ja glücklich. Nur wünſcht' ich daß dieſes Verhältniß etwas klärer angedeutet wäre.

Alceſias aus dem Schiffe ſteigend, würde ſich nicht etwa nur pantomimiſch, ſondern ausdrücklich erklären und den Grund ſeiner Autorität, deren er ſich in der Folge bedient, kräftig ausſprechen. Das Chor der cretenſiſchen Schiffe dürfte freilich nicht ſo freundlich behandelt werden, denn ſie wiſſen doch wohl zu welch einer feindſeligen Abſendung ſie den Auftrag haben. Die Scene wo ſie zum erſten Male aus der Ferne vernommen werden, würde alsdann auch einen andern Eindruck machen.

Wie ich denn sogar vorschlagen möchte, daß das cretensische Schiff mit schwarzen Segeln allenfalls durch feuerrothe Flammen noch furchtbarer herankäme. Dieß würde zu der leidenschaftlichen Scene wo Alcestas seinen Sohn sterbend findet, einen mächtigen Hintergrund geben.

Was den Schluß der 8ten Scene betrifft, so würde ich, wenn der Hohepriester aus dem Heiligthume tritt, ihn gleichfalls mit einem gewaltsamen Chor begleiten, aber den Donner nicht zugleich eingreifen lassen. Der Zuschauer stutzt, denselbigen Mann, den er als einen höchst leidenschaftlich-feindseligen kennen lernte und künftighin als einen listigen Pfaffen gewahr werden muß, von den Göttern gleichsam eingeführt und seine Handlungen sanctionirt zu sehen. Später möchten Wolken, Donner und Blitz sich einfinden, wo man sie auch wohl als Naturzufälligkeiten betrachten kann.

Durch diese Vorschläge wird an der ganzen Sache nichts verrückt, und nur ein und der andere bedeutende Moment herausgehoben.

Uebrigens betheure ich noch hiebei, daß ich es keineswegs unangenehm empfinden werde, wenn man von meinen Vorschlägen keinen Gebrauch macht. Ich weiß recht gut daß man in Theaterstücken, besonders in Opern, nicht alles zu motiviren braucht, ja daß man, um des Contrastes willen, manches unversehens einführen darf; mir aber verzeihe man die Eigenheit, daß ich den Zuschauer immer gerne verständigt wünsche, auch da, wo

man seiner Einbildungskraft und seinen Gefühlen manches Wunderbare zumuthet.

Zweyter Act.

An diesem wäre sodann nichts weiter zu erinnern; Theseus ist abgefahren, hat uns aber die Aussicht auf einen gewissen Sieg hinterlassen, so daß wir ganz geruhig, obgleich gerührt zusehen, wenn der cretensische Pfaffe nunmehr gewissermaßen die Obergewalt in Athen ausübt, die er, verbunden mit List und Tücke, gar wohl zu benutzen weiß.

Die Scene des Loosens wird von großer Wirkung seyn; die Befreiung des Alpheus und dessen gelingende Abfahrt bestärkt unsre Hoffnung: er werde, mit Theseus verbunden, den Minotaurus erlegen und die bedrohten Opfer befreien, so daß der zweyte Act an sich nicht das Mindeste zu wünschen übrig läßt.

Dritter Act.

Er ist gleichfalls untadelig; die erste Hälfte sehr glücklich erfunden. Ariadne, die königliche Tochter, hat bei früheren, wenn auch nicht ganz entscheidenden Expeditionen der Athener die Vorzüge des Theseus kennen gelernt. Sie ist ihm, wenn auch nicht auf die regelmäßigste Weise, angetraut; sie hofft auf eine mit ihm verabredete Rückkehr, und zwirnt indessen den magischen Faden, der ihn durch's Labyrinth geleiten soll.

Der Priester Alcesias ist indessen mit den bestimm-

ten Opfern angelangt, hat Kenntniß von der Ankunft des Theseus und bedient sich einer bösen List, indem er Ariadnen zu verstehen gibt, Theseus komme, um unter den zu opfernden Mädchen eine Geliebte, Apamis, zu befreien. Hieraus entspringt ein eifersüchtiges Mißverständniß, welches dem Dichter wie dem Componisten Gelegenheit zu den schönsten Exhibitionen gibt.

Durch die Ankunft des Alpheus jedoch, wodurch sich augenblicklich offenbart, daß er und nicht Theseus Liebhaber der Apamis und Bräutigam sey, löst sich der Knoten schnell und glücklich. Man dürfte wohl sagen daß dieser Anfang des dritten Acts eben sowohl für ein eigenes gutes Stück gelten könnte, als es hier einen höchst erwünschten Theil eines großen Ganzen ausmacht.

Eine zweyte Decoration und Function, die man technisch nennen könnte, weil sie die Einrichtung des Theaters für das folgende möglich macht, geben hier ein interessantes einleitendes Zwischenspiel.

Die Schluß-Decoration, das Innere eines architektonischen Labyrinths vorstellend, wird den Meistern theatralischer Architektur die beste Gelegenheit geben, ihr hohes Talent zu erproben und zu entwickeln.

Bei diesem düstern, ja finstern Local ist es ein sehr glücklicher und unschätzbarer Gedanke, den Ariadneischen Faden mit magisch phosphorescirenden Kräften zu begaben und zwar dergestalt, daß er nicht nur den Weg der Helden leuchtend bezeichne, sondern auch seine Spur

an Pfeilern, Wänden und Säulen wo ſie vorübergegangen, zurücklaſſe. Dieſer Gedanke, mit Genie und Geſchmack durchgeführt, muß die grauſigen Hallen mit der anmuthigſten Illumination verzieren.

Alles Uebrige: durch die Gewölbe ſchleichende Nebel, verſchiedenfarbig glühende Dünſte, Gebrüll, Flammen und Getobe, was bei'm Leſen die Einbildungskraft verwirrt und über alle Möglichkeit der Ausführung hinauszugehen ſcheint, nicht weniger zuletzt das Zuſammenſtürzen des wunderſamſten Aufgebäudes zeigen den hohen Grad, auf welchen die Maſchiniſten, verbunden mit den mannichfaltigſten Kunſt- und Handwerks-Genoſſen, ſich erheben konnten.

Endlich, nachdem wir genugſam mit unterirdiſchen, bunten, wandelnden Flammenſäulen, ja durch vulcaniſche gräuliche Exploſionen geängſtigt worden, ſind wir auf einmal in die Klarheit des Oceans verſetzt, auf welchem ſich ſelige Inſeln entwickeln und die glücklich Geretteten einher tragen. Selbſt die über das ganze Stück waltenden Götter, Pallas und Neptun, erſcheinen perſönlich, ſo daß endlich der Olymp nicht verſchmähen darf ſich zu eröffnen und durch ſeine Gegenwart den Beifall zu ſanctioniren, den wir der Vorſtellung eines ſo reichlich ausgeſtatteten Theaterſtückes enthuſiaſtiſch zu ſpenden alle Urſache haben werden.

III.

Englische Literatur.

Byrons Don Juan.

Mir fehlt ein Held! — „Ein Held er sollte fehlen?
Da Jahr und Monat neu vom neusten spricht.“ —
Ein Zeitungsschreiber mag sich schmeichelnd quälen,
So sagt die Zeit: es sey der rechte nicht.
Von solchen mag ich wahrlich nichts erzählen,
Da nehm ich mir Freund Juan in's Gesicht;
Wir haben in der Oper ihn gesehen,
Früher als billig war, zum Teufel gehen.

Vernon, der Metzger Cumberland und Wolf so mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Burgoyne auf's beste,
Keppel und Howe, sie hatten ihre Feste
Wie Wellesley jetzt — Der Könige Schattenschritt
Vom Stamme Banco's — Raben aus Einem Neste! —
Der Ruhm, die Lust zu herrschen reißt sie mit.
Dumouriez's, Buonaparte's Kampfgewinnsten,
Die Zeitung steht den Herren gleich zu Diensten.

Barnave kennt und Brissot die Geschichte,
Condorcet, Mirabeau und Pétion auch;
Clooh, Danton, Marat litten viel Gerichte,
Selbst la Fayette er ging beinahe in Rauch.

Dann Joubert, Hoche, vom Militair-Verpflichte,
Lannes, Deſſair, Moreau! Es war der Brauch
Zu ihrer Zeit an ihnen viel zu preiſen;
Doch will das nichts für meine Lieder heißen.

Nelſon war unſer Kriegsgott, ohne Frage,
Und iſt es noch dem herzlichſten Bekenntniß;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und ſo iſt Fluth und Ebbe wetterwendiſch.
Denn die Armee iſt popular zu Tage
Und mit dem Seevolk nicht im Einverſtändniß;
Der Prinz iſt für den Landdienſt, und indeſſen
Sind Duncan, Nelſon, Howe ſie ſind vergeſſen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
So wie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, ſind unberühmt entſchlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter ſchafft.
Von unſern Helden möcht' ich niemand ſtrafen,
Da jeder ſich am Tag zuſammenrafft;
Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen
Und nenne ſo Don Juan mein, den Meinen.

Wenn wir früherhin eine Stelle aus dem vielleicht überſetzbaren Graf Carmagnola einzurücken Bedenken trugen, und gegenwärtig mit kühnem Verſuch den unüberſetzlichen Don Juan ergreifen und behandeln; ſo möchte dieß wohl als Widerſpruch angeſehen werden; deßhalb wir denn auf den Unterſchied hinzudeuten

nicht ermangeln. Herr Manzoni ist bei uns noch wenig bekannt, daher soll man seine Vorzüge erst in ihrer ganzen Fülle wie nur das Original sie darbietet, kennen lernen; alsdann wird eine Uebersetzung von einem unserer jüngern Freunde gar wohl am Platze seyn; in Lord Byrons Talent sind wir aber genugsam eingeweiht und können ihm durch Uebersetzung weder nutzen noch schaden; die Originale sind in den Händen aller Gebildeten.

Uns aber wird ein solcher Versuch, wäre auch das Unmögliche unternommen, immer einigen Nutzen bringen: denn wenn uns eine falsche Spiegelung auch das Originalbild nicht richtig wieder gibt, so macht sie uns doch aufmerksam auf die Spiegelfläche selbst und auf deren, mehr oder weniger bemerkliche, mangelhafte Beschaffenheit.

Don Juan ist ein gränzenlos-geniales Werk, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich, in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend; und, da wir den Verfasser nun einmal kennen und schätzen, ihn auch nicht anders wollen als er ist, so genießen wir dankbar was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, schonungslosen Inhalt ist auch die technische Behandlung der Verse ganz gemäß; der Dichter schont die Sprache so wenig als die Menschen und wie wir näher hinzutreten, so sehen wir freilich, daß die englische Poesie schon eine gebildete

Wenn ich dein gedenke,
Fragt mich gleich der Schenke:
Herr, warum ſo ſtill?
Da von deinen Lehren
Immer weiter hören
Saki gerne will.

Wenn ich mich vergeſſe
Unter der Cypreſſe,
Hält er nichts davon;
Und im ſtillen Kreiſe
Bin ich doch ſo weiſe,
Klug wie Salomon.

komiſche Sprache hat, welcher wir Deutſchen ganz ermangeln.

Das Deutſchkomiſche liegt vorzüglich im Sinn, weniger in der Behandlung. Lichtenbergs Reichthum wird bewundert, ihm ſtand eine ganze Welt von Wiſſen und Verhältniſſen zu Gebote, um ſie wie Karten zu miſchen und nach Belieben ſchalkhaft auszuſpielen! Selbſt bei Blumauer, deſſen Vers- und Reim-Bildung den komiſchen Inhalt leicht dahinträgt, iſt es eigentlich der ſchroffe Gegenſatz vom Alten und Neuen, Edlen und Gemeinen, Erhabenen und Niederträchtigen was uns beluſtigt. Sehen wir weiter umher, ſo finden wir, daß der Deutſche, um drollig zu ſeyn, einige Jahrhunderte zurückſchreitet und nur in Knittelreimen eigentlich naiv und anmuthig zu werden das Glück hat.

Bei'm Ueberſetzen des Don Juan ließen ſich dem Engländer manche Vortheile ablernen; nur Einen Spaß können wir ihm nicht nachmachen, welcher öfters durch ſeltſame und zweifelhafte Ausſprache mancher, auf dem Papier ganz verſchieden geſtalteter Worte bewirkt wird. Der engliſche Sprachkenner mag beurtheilen, inwiefern der Dichter auch da muthwillig über die Schnur gehauen.

Nur zufällig konnte die Ueberſetzung der hier mitgetheilten Strophen entſtehen, und wir laſſen ſie abdrucken nicht als Muſter, ſondern zur Anregung. Unſere ſämmtlichen talentvollen Ueberſetzer ſollten ſich

theil-

theilweise daran versuchen; man müßte sich Assonanzen, unreine Reime, und wer weiß was alles erlauben; dabei würde eine gewisse lakonische Behandlung nöthig seyn, um Gehalt und Gewicht dieses frechen Muthwillens auszudrücken; erst wenn etwas geleistet ist wird man sich weiter darüber besprechen können.

Sollte man uns vorwerfen, daß wir, durch Uebersetzung, eine solche Schrift in Deutschland ausbreitend, unverantwortlich handeln, indem wir eine treue, ruhige, wohlhäbige Nation mit dem Unsittlichsten, was jemals die Dichtkunst vorgebracht, bekannt zu machen trachten: so antworten wir, daß, nach unserm Sinne, diese Uebersetzungsversuche nicht gerade zum Druck bestimmt seyn müßten, sondern als Uebung guter talentvoller Köpfe gar wohl gelten dürften. Sie mögen alsdann, was sie hiebei gewonnen, zu Lust und Freude ihrer Sprachgenossen bescheidentlich anwenden und ausbilden. Genau betrachtet wäre jedoch von einem Abdruck solcher Gedichte kein sonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftsteller sich wunderlich gebärden müßten, um sittenverderberischer zu seyn als die Zeitungen des Tags.

Manfred,

a dramatic Poem by Lord Byron.

London 1817.

Eine wunderbare mich nahberührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred, von Byron. Dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen, und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigne Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist so aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte; wobei ich freilich nicht läugne, daß uns die düstere Gluth einer gränzenlosen reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des

wunderbarſten, zu eigner Qual gebornen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweiſe des Lords Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält; er hat es wiederholt dargeſtellt, und kaum hat irgend jemand Mitleid mit ſeinem unerträglichen Schmerz, mit dem er ſich wiederkäuend immer herumarbeitet.

Eigentlich ſind es zwey Frauen deren Geſpenſter ihn unabläſſig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen ſpielen, die eine unter dem Namen Aſtarte, die andere, ohne Geſtalt und Gegenwart, bloß eine Stimme.

Von dem gräßlichen Abenteuer, das er mit der erſten erlebt, erzählt man folgendes: Als ein junger, kühner, höchſtanziehender Mann gewinnt er die Neigung einer Florentiniſchen Dame, der Gemahl entdeckt es und ermordet ſeine Frau. Aber auch der Mörder wird in derſelben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt ſich von Florenz und ſchleppt ſolche Geſpenſter ſein ganzes Leben hinter ſich drein.

Dieſes mährchenhafte Ereigniß wird durch unzählige Anſpielungen in ſeinen Gedichten vollkommen wahrſcheinlich, wie er denn z. B. höchſt grauſam in ſeinen eignen Eingeweiden wüthend, die unſelige Geſchichte jenes Königs von Sparta auf ſich anwendet. Sie iſt

folgende: Pausanias, Lacedämonischer Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Platäa ruhmgekrönt, nachher aber durch Uebermuth, Starrsinn, rauhes hartes Betragen die Liebe der Griechen, wegen heimlichen Verständnisses mit dem Feinde das Vertrauen seiner Landsleute verlierend, — dieser lädt eine schwere Blutschuld auf sich, die ihn bis an sein schmähliches Ende verfolgt. Denn als er im schwarzen Meere die Flotte der verbündeten Griechen befehligt, entbrennt er in rasender Leidenschaft gegen eine schöne byzantinische Jungfrau. Nach langem Widerstreben gewinnt sie der Machthaber endlich den Eltern ab; sie soll Nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet sie die Diener die Lampen zu löschen, es geschieht, und sie, im Zimmer umhertastend, stößt die Lampensäule um. Aus dem Schlafe erwacht Pausanias, argwöhnisch vermuthet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Geliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieser Scene verläßt ihn niemals, der Schatten verfolgt ihn unablässig, so daß er Gottheiten und geisterbannende Priester vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der sich eine solche Begebenheit aus der Vorwelt heraussucht, sie sich aneignet und sein tragisches Ebenbild damit belastet. Nachstehender, von Unmuth und Lebensverdruß überladene Meneleg wird nun durch diese Anmerkungen verständlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Declamation zur bedeutenden Uebung.

Hamlets Monolog erſcheint hier geſteigert. Kunſt gehört dazu, beſonders das Eingeſchaltete herauszuheben und den Zuſammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Uebrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewiſſer heftiger, ja excentriſcher Ausdruck nöthig iſt, um die Intention des Dichters darzuſtellen.

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren ſind wir! Tage
Beſtehlend ſtehlen ſie ſich weg. Wir leben
In Lebens Ueberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der vermünſchten Poſſe —
Lebendige Laſt auf widerſtrebendem Herzen,
In Sorgen ſtockt es, heftig ſchlägt's in Pein,
Der Freud' ein End' iſt Todeskampf und Ohnmacht —
In all den Tagen, den vergangnen, künftigen —
Im Leben iſt nichts Gegenwart — Du zählſt
Wie wenig — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt und doch zurück
Wie vor dem Winterſtrome ſchrickt. Das Fröſtlen
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wiſſenskraft: die Todten ruf' ich
Und frage ſie: was iſt denn das wir fürchten?
Der Antwort ernſteſte iſt doch das Grab.
Und das iſt nichts, antworten ſie mir nicht —
Antwortete begrabner Prieſter Gottes
Dem Weib zu Endor! Sparta's König zog
Aus griech'ſcher Jungfrau nie entſchlafnem Geiſt
Antwort und Schickſal. Das Geliebteſte
Hatt' er gemordet, wußt' nicht wen er traf.

Starb ungesühnt. Wenn er auch schon zu Hülfe
Den Zeus von Phrorus rief, Phigaliens
Arkadische Beschwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten sein Verzeihen,
Auch eine Gränze nur des Rächens. Die versetzte
Mit zweifelhaftem Wortsinn; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie geliebt! das was ich liebe
Wäre noch lebendig; hätt' ich nie geliebt!
Das was ich liebe wär' noch immer schön
Und glücklich, glückverspendend. Und was aber,
Was ist sie jetzt? Für meine Sünden büßt sie —
Ein Wesen? Denk' es nicht — Vielleicht ein Nichts.
In wenig Stunden frag' ich nicht umsonst,
In dieser Stunde fürcht' ich wie ich trotze.
Bis diese Stunde schreckte mich kein Schauen
Der Geister, guter, böser. Zittr' ich nun?
Und fühl' am Herzen fremden kalten Thau!
Doch kann ich thun was mich im Tiefsten widert,
Der Erde Schrecken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Cain.

A Mystery by Lord Byron.

Nachdem ich über genanntes Werk faſt ein Jahr lang das Wunderbarſte mir hatte vorſagen laſſen, nahm ich es endlich ſelbſt zur Hand, da es mich denn zum Erſtaunen und Bewundern aufregte; eine Wirkung die alles Gute, Schöne und Große auf den rein empfänglichen Geiſt ausüben wird. Gern ſprach ich darüber unter Freunden, und zugleich nahm ich mir vor, etwas öffentlich davon zu ſagen; allein je tiefer man in das Werk eines ſolchen Geiſtes hineindringt, deſto mehr empfindet man wie ſchwer es ſey es in ſich ſelbſt, geſchweige für andere zu reproduciren, und vielleicht hätte ich, wie über ſo viel anderes Treffliche, geſchwiegen, hätte mich nicht eine Anregung von außen abermals herangeführt.

Ein Franzoſe, Fabre d'Olivet, überſetzt gedachtes Stück in reimfreie Verſe und glaubt es in einer Folge von philoſophiſch-kritiſchen Bemerkungen widerlegt zu haben. Nun iſt mir zwar dieſe ſeine Arbeit nicht zu Geſicht gekommen, allein der Moniteur vom

23 October 1823 nimmt sich des Dichters an, und indem er über einzelne Theile und Stellen völlig in unserem Sinne sich ausdrückt, so weckt er unsere eigene Betrachtung wieder lebhaft auf, wie es zu geschehen pflegt, wenn wir, unter vielen gleichgültigen und verworrenen Stimmen, endlich eine ansprechende vernehmen, da wir uns denn gern zu beifälliger Erwiderung finden lassen. Wir hören den Sachwalter selbst, indem er sich folgendermaßen ausspricht.

„Jene Scene, welche sich bis zu Cains Verfluchung durch Eva hinaufsteigert, zeugt, unseres Bedünkens, von der energischen Tiefe der Byron'schen Ideen; sie läßt uns in Cain den würdigen Sohn einer solchen Mutter erkennen.

„Der Uebersetzer fragt hier, woher wohl der Dichter sein Urbild genommen? Lord Byron könnte ihm antworten, aus der Natur und ihrer Betrachtung, wie Corneille seine Cleopatra, wie die Alten ihre Medea darin fanden, wie uns die Geschichte so viele Charaktere, beherrscht von gränzenlosen Leidenschaften, aufstellt.

„Wer irgend das menschliche Herz scharf beobachtet und erkannt hat, bis zu welchem Grade seine mannichfachen Regungen sich verirren können, besonders bei den Frauen, die im Guten wie im Bösen gleich schrankenlos erscheinen, der wird gewiß dem Lord Byron nicht vorwerfen, sich, wenn es gleich eine erst

entſtandene Welt und die allererſte Familie galt, an der Wahrheit verſündigt, oder ſie nach Belieben überboten zu haben. Er ſchildert uns eine verdorbene Natur, wie Milton dagegen ſie in ihrer Schönheit und urſprünglichen Reinheit mit hinreißender Farbenfriſche zu mahlen wußte.

„Im Augenblick jener fürchterlichen Verwünſchung, die man dem Dichter vorwirft, war Eva nicht mehr das Meiſterſtück der Vollkommenheit und Unſchuld; ſchon hatte ſie vom Verſucher jene vergifteten Gährungsſtoffe empfangen, durch welche die herrlichen Anlagen und Gefühle, die der Urheber des Lebens zu ſo viel beſſerem Zwecke beſtimmt hatte, für immer entadelt wurden; ſchon war jene reine ſüße Selbſtzufriedenheit in Eitelkeit übergegangen und eine vom Feinde des Menſchengeſchlechts aufgeregte Neugierde, zu unſeligem Ungehorſam hintreibend, betrog die Abſichten des Schöpfers und entſtellte das Meiſterſtück ſeiner Schöpfung.

„Eva in ihrer Vorliebe für Abel, in ihren wüthenden Verwünſchungen gegen ſeinen Mörder Cain, erſcheint höchſt conſequent mit ſich ſelbſt, ſo wie ſie nun einmal geworden. Der ſchwache aber ſchuldloſe Abel, in welchem ſich nur ein gefallener Adam darſtellt, muß ſeiner Mutter um ſo lieber werden, als er ihr minder ſchmerzlich das demüthigende Bild ihres Fehltritts zurückruft. Cain dagegen, der weit mehr von ihrem eigenen Stolze geerbt und jene Stärke die Adam verloren, bewahrt hat, reizt alle Erinne-

Buch Suleika.

Ich möchte dieſes Buch wohl gern zuſammen ſchürzen,
Daß es den andern wäre gleich geſchnürt.
Allein wie willſt du Wort und Blatt verkürzen,
Wenn Liebeswahnſinn dich in's Weite führt?

rungen, alle Eindrücke der Eigenliebe auf einmal in ihr auf; tödtlich verwundet in dem Gegenstand ihrer mütterlichen Vorliebe, kennt ihr Schmerz keine Gränzen mehr, obgleich der Mörder ihr eigner Sohn ist. Einem so kräftigen Genie wie Lord Byron kam es zu, dieß Bild in fürchterlicher Wahrheit auszumahlen, so mußte er es behandeln oder gar nicht."

Und so können wir denn ganz ohne Bedenken dieses Wort wieder aufnehmen und was vom Besondern gesagt ist, vom Allgemeinen aussprechen: Wollte Lord Byron einen Cain schreiben, so mußte er ihn so behandeln, sonst lieber gar nicht.

Das Werk selbst ist nunmehr als Original und Uebersetzung in vielen Händen, es bedarf also von unserer Seite keines Ankündigens, noch Anpreisens; einiges jedoch glauben wir bemerken zu müssen.

Der, über alle Begriffe, das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und, in Gefolg dessen, auch das Zukünftige mit glühendem Geistesblick durchdringende Dichter hat seinem unbegränzten Talent neue Regionen erobert: was er aber in denselben wirken werde, ist von keinem menschlichen Wesen voraus zu sehen. Sein Verfahren jedoch können wir schon einigermaßen näher bezeichnen.

Er hält sich an den Buchstaben der biblischen Ueberlieferung; indem er nun das erste Menschen-Paar seine ursprüngliche Reinheit und Schuldlosigkeit gegen eine

geheimnißvoll veranlaßte Schuld vertauſchen und die dadurch verwirkte Strafe auf alle Nachkommen forterben läßt, ſo legt er die ungeheure Laſt eines ſolchen Ereigniſſes auf die Schultern Cains, als des Repräſentanten einer, ohne eigenes Vergehen in tiefes Elend geſtürzten, mißmuthigen Menſchheit. Dieſem gebeugten, ſchwer belaſteten Urſohne macht nun beſonders der Tod, von dem er noch gar keine Anſchauung hat, viel zu ſchaffen und wenn er das Ende gegenwärtigen Mühſals wünſchen mag, ſo ſcheint es ihm noch widerwärtiger ſolches mit einem ganz unbekannten Zuſtande zu vertauſchen. Schon hieraus ſieht man, daß das volle Gewicht einer erklärenden, vermittelnden und immer mit ſich ſelbſt ſtreitenden Dogmatik, wie ſie uns noch immer beſchäftigt, dem erſten unbehaglichen Menſchenſohne aufgebürdet worden.

Dieſe der menſchlichen Natur nicht fremden Widerwärtigkeiten wogen in ſeiner Seele auf und ab und können durch die gottergebene Sanftmuth des Vaters und Bruders, durch liebevoll erleichterndes Mitwirken der Schweſter-Gattin nicht beſchwichtigt werden. Um ſie aber bis in's Unerträgliche zu ſchärfen, tritt Satan heran, ein kräftig verführender Geiſt, der ihn erſt ſittlich beunruhigt, ſodann aber wunderſam durch alle Welten führt, ihm das Vergangene übermäßig groß, das Gegenwärtige klein und nichtig, das Künftige ahnungsvoll und untröſtlich ſchauen läßt.

So kehrt er zu den Seinigen zurück, aufgeregter obgleich nicht schlimmer als er war, und da er im Familienwesen alles findet wie er's verlassen hatte, so wird ihm die Zudringlichkeit Abels, der ihn zum Opfer nöthigen will, ganz unerträglich. Mehr sagen wir nicht als daß die Scene in welcher Abel umkommt auf das köstlichste motivirt ist; und so ist auch das Folgende gleich groß und unschätzbar. Da liegt nun Abel! Das ist nun der Tod! von dem so viel die Rede war, und das Menschengeschlecht weiß eben so wenig davon als vorher.

Vergessen aber dürfen wir nicht, daß durch's ganze Stück eine Art von Ahnung auf einen Erlöser durchgeht, daß der Dichter also sich auch in diesem Punkte, wie in allen übrigen, unsern Auslegebegriffen und Lehrweisen anzunähern gewußt hat.

Von der Scene mit den Eltern, worin Eva zuletzt dem verstummten Cain flucht, die unser westlicher Nachbar so trefflich günstig heraushebt, bleibt uns nichts zu sagen übrig; wir haben uns nur mit Bewunderung und Ehrfurcht dem Schlusse zu nähern.

Hier äußerte nun eine geistreiche, in Hochschätzung Byrons mit uns verwandte Freundin: alles was religiös und sittlich in der Welt gesagt werden könne, sey in den drey letzten Worten des Stückes enthalten.

Lebensverhältniß zu Byron.

Der deutsche Dichter, bis in's hohe Alter bemüht die Verdienste früherer und mitlebender Männer sorgfältig und rein anzuerkennen, indem er dieß als das sicherste Mittel zu eigener Bildung von jeher betrachtete, mußte wohl auch auf das große Talent des Lords, bald nach dessen erstem Erscheinen, aufmerksam werden, wie er denn auch die Fortschritte jener bedeutenden Leistungen und eines ununterbrochenen Wirkens unabläßig begleitete.

Hierbei war denn leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung des dichterischen Verdienstes mit Vermehrung und Steigerung rasch auf einander folgender Productionen in gleichem Maße fortwuchs. Auch wäre die diesseitige frohe Theilnahme hieran höchst vollkommen gewesen, hätte nicht der geniale Dichter durch leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen sich selbst ein so geistreiches als gränzenloses Hervorbringen und seinen Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Daseyn einigermaßen verkümmert.

Der deutsche Bewunderer jedoch, hierdurch nicht geirrt, folgte mit Aufmerksamkeit einem so seltenen Le-

ben und Dichten in aller ſeiner Excentricität, die freilich um deſto auffallender ſeyn mußte, als ihres Gleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken geweſen und uns die Elemente zur Berechnung einer ſolchen Bahn völlig abgingen.

Indeſſen waren die Bemühungen des Deutſchen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in ſeinen Gedichten unzweydeutige Beweiſe darlegte, nicht weniger ſich durch Reiſende mit manchem freundlichen Gruß vernehmen ließ.

Sodann aber folgte, überraſchend, gleichfalls durch Vermittlung, das Originalblatt einer Dedication des Trauerſpiels Sardanapalus, in den ehrenreichſten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage: ob ſolche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte.

Der deutſche mit ſich ſelbſt und ſeinen Leiſtungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen hochfühlenden, ſich ſelbſt ſeine Gegenſtände ſchaffenden, unerſchöpflichen Geiſtes mit Dank und Beſcheidenheit betrachten; auch fühlte er ſich nicht unzufrieden, als, bei mancherlei Verſpätung, Sardanapal ohne ein ſolches Vorwort gedruckt wurde, und fand ſich ſchon glücklich im Beſitz eines lithographirten Facſimile, zu höchſt werthem Andenken.

Doch gab der edle Lord ſeinen Vorſatz nicht auf,

dem deutſchen Zeit- und Geiſt-Genoſſen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweiſen; wie denn das Trauerſpiel Werner ein höchſt ſchätzbares Denkmal an der Stirn führt.

Hiernach wird man denn wohl dem deutſchen Dichtergreiſe zutrauen, daß er einen ſo gründlich guten Willen, welcher uns auf dieſer Erde ſelten begegnet, von einem ſo hoch gefeierten Manne ganz unverhofft erfahrend, ſich gleichfalls bereitete mit Klarheit und Kraft auszuſprechen: von welcher Hochachtung er für ſeinen unübertroffenen Zeitgenoſſen durchdrungen, von welchem theilnehmenden Gefühl für ihn er belebt ſey. Aber die Aufgabe fand ſich ſo groß, und erſchien immer größer, je mehr man ihr näher trat: denn was ſoll man von einem Erdgebornen ſagen, deſſen Verdienſte durch Betrachtung und Wort nicht zu erſchöpfen ſind?

Als daher ein junger Mann, Herr Sterling, angenehm von Perſon und rein von Sitten, im Frühjahr 1823 ſeinen Weg von Genua gerade nach Weimar nahm, und auf einem kleinen Blatte wenige eigenhändige Worte des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte; als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde ſeinen großen Sinn, ſeine mannichfaltigen Kräfte, an erhabengefährliche Thaten über Meer verwenden, da war nicht länger zu zaudern und eilig nachſtehendes Gedicht geſchrieben:

Ein freundlich Wort kommt, eines nach dem andern,
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf zum Edelſten zu wandern,
Nicht iſt der Geiſt, doch iſt der Fuß gebunden.

Wie ſoll ich dem, den ich ſo lang' begleitet,
Nun etwas Traulich's in die Ferne ſagen?
Ihm, der ſich ſelbſt im Innerſten beſtreitet,
Stark angewohnt, das tiefſte Weh zu tragen.

Wohl ſey ihm doch, wenn er ſich ſelbſt empfindet.
Er wage ſelbſt ſich hochbeglückt zu nennen.
Wenn Muſenkraft die Schmerzen überwindet;
Und wie ich ihn erkannt, mög' er ſich kennen.

Es gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr daſelbſt; ſchon war der treffliche Freund abgeſegelt und ſchien einem jeden ſchon weit entfernt; durch Stürme jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das herzlich Geſendete gerade noch traf, um es im Augenblicke ſeiner Abfahrt, den 24 July 1823, mit einem reinen ſchön gefühlten Blatt erwidern zu können, als werthеſtes Zeugniß eines würdigen Verhältniſſes unter den koſtbarſten Documenten vom Beſitzer aufzubewahren.

So ſehr uns nun ein ſolches Blatt erfreuen und rühren und zu der ſchönſten Lebenshoffnung aufregen mußte, ſo erhält es gegenwärtig durch das unzeitige Ableben des hohen Schreibenden den größten ſchmerzlichſten Werth, indem es die allgemeine Trauer der Sitten- und Dichter-Welt über ſeinen Verluſt für uns leider

ganz

ganz insbeſondere ſchärft, die wir nach vollbrachtem großem Bemühen hoffen durften, den vorzüglichſten Geiſt, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menſchlichſten Sieger perſönlich zu begrüßen.

Nun aber erhebt uns die Ueberzeugung, daß ſeine Nation, aus dem theilweiſe gegen ihn aufbrauſenden, tadelnden, ſcheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche ſich auch der Beſte hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig geweſen, wogegen der ſtaunenswürdige Ruhm, zu dem er ſein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in ſeiner Herrlichkeit gränzenlos und in ſeinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß, dieſe Nation, die ſich ſo vieler großer Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu denjenigen ſtellen, durch die ſie ſich immerfort ſelbſt zu ehren hat.

Leben Napoleons.

Von Walter Scott.

Der reichſte, gewandteſte, berühmteſte Erzähler ſeines Jahrhunderts unternimmt die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben.

Dabei entwickelt er nothwendig alle die Tugenden, die er bereits in ſeinen frühern Werken zu bethätigen wußte.

Er weiß den mannichfaltigen hiſtoriſchen Stoff deutlichſt aufzufaſſen.

Er dringt in die Bedeutung des Gehaltes ein.

Durch vieljährige literariſche Uebung gewinnt er ſich die höchſtmögliche Facilität der Behandlung und des Vortrags.

Die Eigenſchaft des Romans und die Form deſſelben begünſtigt ihn, indem er durch fingirte Motive das hiſtoriſch Wahre näher an einander rückt, und zu einem Faßlichen vereinigt, während es ſonſt in der Geſchichte weit auseinander ſteht, und ſich kaum dem Geiſt, am wenigſten aber dem Gemüth ergreiflich darſtellt.

Er gibt sich auf, die Geschichte seiner Zeit dergestalt vorzutragen, daß er sich die Eindrücke, welche ihm die jedesmaligen Ereignisse gemacht, wieder auf's genauste vergegenwärtigt; wobei er denn freilich nicht vermeiden kann, die Betrachtungen, zu welchen ihm die Folge Gelegenheit gegeben, als Regulativ und Bindemittel anzuwenden.

Walter Scott ist 1771 geboren, also fällt seine Kindheit gerade in den lebhaftern Ausbruch des nordamericanischen Kriegs.

Er war 17 bis 18 Jahr' alt bei dem Ausbruche der französischen Revolution.

Was mußte er nicht in solcher Weise in solcher Zeit erleben?

Jetzo, da er stark in den Funfzigern steht, und durchaus nah genug von der Weltgeschichte berührt worden, tritt er mit obgemeldeten Eigenschaften auf, um öffentlich über das vergangene Wichtige sich mit uns zu unterhalten.

Welche Erwartung dieß in mir erregen mußte, wird derjenige leicht abnehmen, der sich vergegenwärtigt, daß ich, zwanzig Jahr' älter als er, gerade im zwanzigsten Jahre persönlich vor Paoli stand, und im sechzigsten vor Napoleon.

Diese langen Jahre durch versäumte ich nicht, ferner und näher mit den Weltereignissen in Berührung kommend, darüber zu denken und nach einer individuels

An vollen Büschelzweigen,
Geliebte, ſieh nur hin!
Laß dir die Früchte zeigen
Umſchalet ſtachlig grün.

Sie hängen langſam geballet,
Still, unbekannt mit ſich,
Ein Aſt der ſchaukelnd wallet
Wiegt ſie geduldiglich.

Doch immer reift von Innen
Und ſchwillt der braune Kern,
Er möchte Luft gewinnen
Und ſäh' die Sonne gern.

Die Schale platzt und nieder
Macht er ſich freudig los;
So fallen meine Lieder
Gehäuft in deinen Schoos.

len Weiſe die Gegenſtände mir zu ordnen und einen Zuſammenhang auszubilden.

Was konnte mir daher erwünſchter ſeyn als mich in ruhigen Stunden, nach Bequemlichkeit und Belieben, mit einem ſolchen Mann zu unterhalten, der auf ſeine klare, treue und kunſtfertige Weiſe mir dasjenige vorzuführen verſprach, worüber ich zeitlebens zu denken hatte, und durch die tagtäglichen Folgen jener großen Jahresreihe immer fortzudenken genöthigt bin.

Dieſes ſchreibe vorläufig nieder, eben als ich das Leſen dieſes Werkes beginne und gedenke, was mir wichtig ſcheint in der Folge gleichfalls nach und nach niederzulegen.

Alsdann möchte ſich zeigen was mir neu war, theils weil ich es nicht erfuhr noch bemerkte, noch daſſelbe in ſeiner eigentlichen Bedeutung anerkannte; ferner, welche Combinationen, Ein- und Ueberſichten mir beſonders wichtig geworden.

Hiebei wird an der Betrachtung das Meiſte zu gewinnen ſeyn, daß, wie jedes Individuum die Weltgeſchichte nur auf ſeine Weiſe vernimmt, die Zeitungen im eigenen Sinne lieſt; ſo auch keine Partey, keine Nation hierin ganz rein zu verfahren fähig iſt, ſondern vielmehr immer erwartet und aufſucht, was ihren Begriffen zuſagt, und ihren Leidenſchaften ſchmeichelt.

Haben wir den Franzoſen, die ſo mannichfaltig auch von verſchiedenen Seiten über die Revolution ge-

ſprochen, willig zugehört; haben wir uns von Deutſchen vielfach davon unterhalten und belehren laſſen: ſo muß es höchſt intereſſant ſeyn, einen Engländer und zwar einen höchſt namhaften zu vernehmen.

Wobei denn vorauszuſehen iſt, daß er es den andern Völkerſchaften, ſo wie manchem Individuum nicht zu Danke machen wird.

Hierüber würde ich, wenn mir eine Fortſetzung gelingen ſollte, zuallererſt meine Betrachtungen äußern und in's Klare zu bringen ſuchen, wer denn eigentlich ſpricht und zu wem!

Weimar, den 21 November 1827.

The Life
of
Friedrich Schiller.

Comprehending an examination of his works.
London 1825.

Von dieſer Biographie Schillers wäre nur das Beſte zu ſagen; ſie iſt merkwürdig, indem ſie ein genaues Studium der Lebensvorfälle unſeres Dichters beweiſt, ſo wie denn auch das Studium der Dichtungen unſeres Freundes und eine innige Theilnahme an denſelben aus dieſem Werke hervorgeht. Bewundernswürdig iſt es, wie ſich der Verfaſſer eine genügende Einſicht in den Charakter und das hohe Verdienſt dieſes Mannes verſchafft, ſo klar und ſo gehörig als es kaum aus der Ferne zu erwarten geweſen.

Hier bewahrheitet ſich jedoch ein altes Wort: der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntniß. Denn gerade daß der Schottländer den deutſchen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er deſſen treffliche Eigenſchaften am ſicherſten ge-

wahr, und vermag ſich zu einer Klarheit über ſeinen Gegenſtand zu erheben, zu der ſogar Landsleute des Trefflichen in frühern Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menſchen gar leicht irre; das Beſondere der Perſon ſtört ſie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte, hindert das Kennen und Anerkennen eines ſolchen Mannes. Dieſer aber war von ſo außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten, und ſie durch individuelle Schickſale und Leiſtungen durchführen konnte und ſein Tagewerk dergeſtalt vollbracht ſah.

Vorwort zu Schillers Leben
aus dem Engliſchen von T. Carlyle.

Der hochanſehnlichen Geſellſchaft für ausländiſche ſchöne Literatur zu Berlin.

Als gegen Ende des vergangenen Jahres ich die angenehme Nachricht erhielt, daß eine mir freundlich bekannte Geſellſchaft, welche bisher ihre Aufmerkſamkeit inländiſcher Literatur gewidmet hatte, nunmehr dieſelbe auf die ausländiſche zu wenden gedenke, konnte ich in meiner damaligen Lage nicht ausführlich und gründlich genug darlegen, wie ſehr ich ein Unternehmen, bei welchem man auch meiner auf das geneigteſte gedacht hatte, zu ſchätzen wiſſe.

Selbſt mit gegenwärtigem öffentlichem Ausdruck meines dankbaren Antheils geſchieht nur fragmentariſch, was ich im beſſern Zuſammenhang zu überliefern gewünſcht hätte. Ich will aber auch das wie es mir vorliegt nicht zurückweiſen, indem ich meinen Hauptzweck dadurch zu erreichen hoffe, daß ich nämlich meine Freunde mit einem Manne in Berührung bringe, welchen ich unter diejenigen zähle, die in ſpätern Jahren ſich

an mich thätig angeſchloſſen, mich durch eine mitſchreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und durch ein edles reines wohlgerichtetes Beſtreben wieder ſelbſt verjüngt, mich, der ich ſie heranzog, mit ſich fortgezogen haben. Es iſt der Verfaſſer des hier überſetzten Werkes, Herr Thomas Carlyle, ein Schotte, von deſſen Thätigkeit und Vorzügen, ſo wie von deſſen näheren Zuſtänden nachſtehende Blätter ein Mehreres eröffnen werden.

Wie ich denſelben und meine Berliner Freunde zu kennen glaube, ſo wird zwiſchen ihnen und ihm eine frohe wirkſame Verbindung ſich einleiten, und beide Theile werden, wie ich hoffen darf, in einer Reihe von Jahren ſich dieſes Vermächtniſſes und ſeines fruchtbaren Erfolges zuſammen erfreuen, ſo daß ich ein fortdauerndes Andenken, um welches ich hier ſchließlich bitten möchte, ſchon als dauernd gegönnt, mit anmuthigen Empfindungen voraus genießen kann.

Weimar, April 1830.

Vorwort.

Es iſt ſchon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht; denn die ſämmtlichen Nationen, in den fürchterlichſten Kriegen durcheinander geſchüttelt, ſodann wieder auf ſich ſelbſt einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß ſie manches Fremde gewahr worden, in ſich aufge-

nommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarliche Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen, und aus ihr baldmöglichst, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen.

Gegenwärtiges, zum Andenken Schillers geschriebene Werk kann, übersetzt, für uns kaum etwas Neues bringen; der Verfasser nahm seine Kenntnisse aus Schriften, die uns längst bekannt sind, so wie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bei uns öfters durchgesprochen und durchgefochten worden.

Was aber den Verehrern Schillers, und also einem jeden Deutschen, wie man kühnlich sagen darf, höchst erfreulich seyn muß, ist: unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, strebsamer, einsichtiger Mann über dem Meere, in seinen besten Jahren, durch Schillers Productionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der deutschen Literatur angetrieben worden.

Mir wenigstens war es rührend, zu sehen, wie die-

ſer rein und ruhig denkende Fremde, ſelbſt in jenen erſten, oft harten, faſt rohen Productionen unſres verewigten Freundes, immer den edlen, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward und ſich ein Ideal des vortrefflichſten Sterblichen an ihm auferbauen konnte.

Ich halte deßhalb dafür, daß dieſes Werk, als von einem Jüngling geſchrieben, der deutſchen Jugend zu empfehlen ſeyn möchte: denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunſch haben darf und ſoll, ſo iſt es der: in allem Geleiſteten das Löbliche, Gute, Bildſame, Hochſtrebende, genug das Ideelle, und ſelbſt in dem nicht Muſterhaften das allgemeine Muſterbild der Menſchheit zu erblicken.

Ferner kann uns dieſes Werk von Bedeutung ſeyn, wenn wir ernſtlich betrachten: wie ein fremder Mann die Schilleriſchen Werke, denen wir ſo mannichfaltige Cultur verdanken, auch als Quelle der ſeinigen ſchätzt, verehrt und dieß, ohne irgend eine Abſicht, rein und ruhig zu erkennen gibt.

Eine Bemerkung möchte ſodann hier wohl am Platze ſeyn, daß ſogar dasjenige, was unter uns beinahe ausgewirkt hat, nun, gerade in dem Augenblicke, welcher auswärts der deutſchen Literatur günſtig iſt, abermals ſeine kräftige Wirkung beginne und dadurch zeige, wie es auf einer gewiſſen Stufe der Literatur immer nützlich und wirkſam ſeyn werde.

So ſind z. B. Herder's Ideen bei uns dergeſtalt in die Kenntniſſe der ganzen Maſſe übergegangen, daß nur wenige, die ſie leſen, dadurch erſt belehrt werden, weil ſie, durch hundertfache Ableitungen, von demjenigen was damals von großer Bedeutung war, in anderem Zuſammenhange ſchon völlig unterrichtet worden. Dieſes Werk iſt vor kurzem in's Franzöſiſche überſetzt; wohl in keiner andern Ueberzeugung als daß tauſend gebildete Menſchen in Frankreich ſich immer noch an dieſen Ideen zu erbauen haben.

In Bezug auf das dem Bande vorgeſetzte Bild ſey folgendes gemeldet: Unſer Freund, als wir mit ihm in Verhältniß traten, war damals in Edinburgh wohnhaft, wo er in der Stille lebend ſich im beſten Sinne auszubilden ſuchte, und, wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit ſagen, in der deutſchen Literatur hiezu die meiſte Förderniß fand.

Später, um ſich ſelbſt und ſeinen redlichen literariſchen Studien unabhängig zu leben, begab er ſich, etwa zehn deutſche Meilen ſüdlicher, ein eigenes Beſitzthum zu bewohnen und zu benutzen, in die Grafſchaft Dumfries. Hier, in einer gebirgigen Gegend, in welcher der Fluß Nithe dem nahen Meere zuſtrömt, unfern der Stadt Dumfries, an einer Stelle welche Craigenputtoch genannt wird, ſchlug er mit einer ſchönen und höchſt gebildeten Lebensgefährtin ſeine ländlich einfache Woh-

nung auf, wovon treue Nachbildungen eigentlich die Veranlaſſung zu gegenwärtigem Vorworte gegeben haben.

Gebildete Geiſter, zartfühlende Gemüther, welche nach fernem Guten ſich beſtreben, in die Ferne Gutes zu wirken geneigt ſind, erwehren ſich kaum des Wunſches, von geehrten, geliebten, weitabgeſonderten Perſonen das Portrait, ſodann die Abbildung ihrer Wohnung, ſo wie der nächſten Zuſtände, ſich vor Augen gebracht zu ſehen.

Wie oft wiederholt man noch heutiges Tags die Abbildung von Petrarch's Aufenthalt in Vaucluſe, Taſſo's Wohnung in Sorent! Und iſt nicht immer die Bieler Inſel, der Schutzort Rouſſeau's, ein ſeinen Verehrern nie genugſam dargeſtelltes Local?

In eben dieſem Sinne hab' ich mir die Umgebungen meiner entfernten Freunde im Bilde zu verſchaffen geſucht, und ich war um ſo mehr auf die Wohnung Herrn Thomas Carlyle's begierig, als er ſeinen Aufenthalt in einer faſt rauhen Gebirgsgegend unter dem 55ſten Grade gewählt hatte.

Ich glaube durch ſolch eine treue Nachbildung der neulich eingeſendeten Originalzeichnungen gegenwärtiges Buch zu zieren und dem jetzigen gefühlvollen Leſer, vielleicht noch mehr dem künftigen, einen freundlichen Gefallen zu erweiſen und dadurch, ſo wie durch eingeſchaltete Auszüge aus den Briefen des werthen Mannes,

Suleika.

An des luſt'gen Brunnens Rand
Der in Waſſerfäden ſpielt,
Wußt' ich nicht, was feſt mich hielt;
Doch da war von deiner Hand
Meine Cypreſſe leis gezogen,
Nieder blickt' ich, dir gewogen.

Hier, am Ende des Canals
Der gereihten Hauptallee,
Blick' ich wieder in die Höh,
Und da ſeh ich abermals
Meine Lettern fein gezogen:
Bleibe! bleibe mir gewogen!

Hatem.

Möge Waſſer, ſpringend, wallend,
Die Cypreſſen dir geſtehn:
Von Suleika zu Suleika
Iſt mein Kommen und mein Gehn.

das Intereſſe an einer edlen allgemeinen Länder- und Welt-Annäherung zu vermehren.

Thomas Carlyle an Goethe.

Craigenputtoch, d. 25 Sept. 1828.

„Sie forſchen mit ſo warmer Neigung nach unſerem gegenwärtigen Aufenthalt und Beſchäftigung, daß ich einige Worte hierüber ſagen muß, da noch Raum dazu übrig bleibt. Dumfries iſt eine artige Stadt, mit etwa 15,000 Einwohnern und als Mittelpunkt des Handels und der Gerichtsbarkeit anzuſehen eines bedeutenden Diſtricts in dem ſchottiſchen Geſchäftskreis. Unſer Wohnort iſt nicht darin, ſondern 15 Meilen (zwey Stunden zu reiten) nordweſtlich davon entfernt, zwiſchen den Granitgebirgen und dem ſchwarzen Moorgefilde, welche ſich weſtwärts durch Galloway meiſt bis an die iriſche See ziehen. In dieſer Wüſte von Heide und Felſen ſtellt unſer Beſitzthum eine grüne Oaſe vor, einen Raum von geackertem, theilweiſe umzäuntem und geſchmücktem Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren, obgleich ringsumher von Seemöven und hartwolligen Schafen umgeben. Hier, mit nicht geringer Anſtrengung, haben wir für uns eine reine, dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet; hier wohnen wir, in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Literatur zu befleißigen, nach eigenen Kräften uns damit zu beſchäftigen. Wir wün-

ſchen, daß unſre Roſen- und Garten-Büſche fröhlich heranwachſen, hoffen Geſundheit und eine friedliche Gemüthsſtimmung, um uns zu fördern. Die Roſen ſind freilich zum Theil noch zu pflanzen, aber ſie blühen doch ſchon in Hoffnung.

„Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft ſind die beſten Aerzte für zarte Nerven. Dieſe tägliche Bewegung, der ich ſehr ergeben bin, iſt meine einzige Zerſtreuung; denn dieſer Winkel iſt der einſamſte in Britannien, ſechs Meilen von einer jeden Perſon entfernt die mich allenfalls beſuchen möchte. Hier würde ſich Rouſſeau eben ſo gut gefallen haben, als auf ſeiner Inſel St. Pierre.

„Fürwahr, meine ſtädtiſchen Freunde ſchreiben mein Hierhergehen einer ähnlichen Geſinnung zu und weiſſagen mir nichts Gutes; aber ich zog hierher, allein zu dem Zweck meine Lebensweiſe zu vereinfachen und eine Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir ſelbſt treu bleiben könne. Dieſer Erdraum iſt unſer, hier können wir leben, ſchreiben und denken wie es uns am beſten däucht, und wenn Zoilus ſelbſt König der Literatur werden ſollte.

„Auch iſt die Einſamkeit nicht ſo bedeutend, eine Lohnkutſche bringt uns leicht nach Edinburgh, das wir als unſer brittiſch Weimar anſehen. Habe ich denn nicht auch gegenwärtig eine ganze Ladung von franzöſiſchen, deutſchen, americaniſchen, engliſchen Journalen und

Zeitschriften, von welchem Werth sie auch seyn mögen, auf den Tischen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft!

„Auch an alterthümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unsrer Höhen entdeck' ich, ungefähr eine Tagereise westwärts, den Hügel, wo Agricola und seine Römer ein Lager zurückließen; am Fuße desselben war ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben um mich zu lieben. Und so muß man die Zeit wirken lassen. Doch wo gerath' ich hin! Lassen Sie mich noch gestehen, ich bin ungewiß über meine künftige literarische Thätigkeit, worüber ich gern Ihr Urtheil vernehmen möchte; gewiß schreiben Sie mir wieder und bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge."

Wir, nach allen Seiten hin wohlgesinnten, nach allgemeinster Bildung strebenden Deutschen, wir wissen schon seit vielen Jahren die Verdienste würdiger schottischer Männer zu schätzen. Uns blieb nicht unbekannt, was sie früher in den Naturwissenschaften geleistet, woraus denn nachher die Franzosen ein so großes Uebergewicht erlangten.

In der neuern Zeit verfehlten wir nicht den löblichen Einfluß anzuerkennen, den ihre Philosophie auf die Sinnesänderung der Franzosen ausübte, um sie von dem starren Sensualism zu einer geschmeidigeren Denkart auf dem Wege des gemeinen Menschenverstandes hinzuleiten. Wir verdankten ihnen gar manche gründliche Einsicht

ſicht in die wichtigſten Fächer brittiſcher Zuſtände und Bemühungen.

Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unſre ethiſch-äſthetiſchen Beſtrebungen in ihren Zeitſchriften auf eine Weiſe behandelt ſehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einſicht oder böſer Wille dabei obwaltete; ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Anſicht, oder ein widerwilliges Vorurtheil im Spiele ſey. Dieſes Ereigniß haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja dergleichen im eignen Vaterlande zu ertragen genugſam von jeher auferlegt worden.

In den letzten Jahren jedoch erfreuen uns aus jenen Gegenden die liebevollſten Blicke, welche zu erwidern wir uns verpflichtet fühlen und worauf wir in gegenwärtigen Blättern unſre wohldenkenden Landsleute, in ſo fern es nöthig ſeyn ſollte, aufmerkſam zu machen gedenken.

Herr Thomas Carlyle hatte ſchon den Wilhelm Meiſter überſetzt und gab ſodann vorliegendes Leben Schillers im Jahre 1825 heraus.

Im Jahre 1827 erſchien German Romances in 4 Bänden, wo er aus den Erzählungen und Mährchen deutſcher Schriftſteller, als Muſäus, La Motte Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe, heraushob, was er ſeiner Nation am gemäßeſten zu ſeyn glaubte.

Die einer jeden Abtheilung vorausgeſchickten Nachrichten von dem Leben, den Schriften, der Richtung des genannten Dichters und Schriftſtellers geben ein Zeugniß von der einfach wohlwollenden Weiſe, wie der Freund ſich möglichſt von der Perſönlichkeit und den Zuſtänden eines jeden zu unterrichten geſucht, und wie er dadurch auf den rechten Weg gelangt, ſeine Kenntniſſe immer mehr zu vervollſtändigen.

In den Edinburgher Zeitſchriften, vorzüglich in denen welche eigentlich fremder Literatur gewidmet ſind, finden ſich nun, außer den ſchon genannten deutſchen Autoren, auch Ernſt Schulze, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche andere, von verſchiedenen Referenten, am meiſten aber von unſerm Freunde beurtheilt und eingeführt.

Höchſt wichtig iſt bei dieſer Gelegenheit zu bemerken, daß ſie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um über das eigentliche Feld und Fach, ſo wie alsdann über das beſondere Individuelle, ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meiſterhaft abzuſchließen.

Dieſe Edinburgh Reviews, ſie ſeyen dem Innern und Allgemeinen, oder den auswärtigen Literaturen beſonders gewidmet, haben Freunde der Wiſſenſchaften aufmerkſam zu beachten; denn es iſt höchſt merkwürdig, wie der gründlichſte Ernſt mit der freiſten Ueberſicht,

ein ſtrenger Patriotismus mit einem einfachen reinen Freiſinn, in dieſen Vorträgen ſich gepaart findet.

Genießen wir nun von dort, in demjenigen was uns hier ſo nah angeht, eine reine einfache Theilnahme an unſern ethiſch-äſthetiſchen Beſtrebungen, welche für einen beſondern Charakterzug der Deutſchen gelten können, ſo haben wir uns gleichfalls nach dem umzuſehen, was ihnen dort von dieſer Art eigentlich am Herzen liegt. Wir nennen hier gleich den Namen Burns, von welchem ein Schreiben des Herrn Carlyle's folgende Stelle enthält:

„Das einzige einigermaßen Bedeutende, was ich ſeit meinem Hierſeyn ſchrieb, iſt ein Verſuch über Burns. Vielleicht habt Ihr niemals von dieſem Mann gehört, und doch war er einer der entſchiedenſten Genies; aber in der tiefſten Claſſe der Landleute geboren, und durch die Verwicklungen ſonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, ſo daß was er wirkte verhältnißmäßig geringfügig iſt; er ſtarb in der Mitte der Mannesjahre (1796).

„Wir Engländer, beſonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgend einen Dichter ſeit Jahrhunderten. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, er ſey wenig Monate vor Schiller, in dem Jahre 1759 geboren, und keiner dieſer beiden habe jemals des andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne

in entgegengesetzten Hemisphären, oder, wenn man will, eine trübe Erdatmosphäre fing ihr gegenseitiges Licht auf."

Mehr jedoch als unser Freund vermuthen mochte, war uns Robert Burns bekannt; das allerliebste Gedicht John Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und verdienter Weise geschätzt, veranlaßte solches manche Versuche unsrer Sprache es anzueignen. Hans Gerstenkorn, ein wackerer Mann, hat viele Feinde, die ihn unabläßig verfolgen und beschädigen, ja zuletzt gar zu vernichten drohen. Aus allen diesen Unbilden geht er aber doch am Ende triumphirend hervor, besonders zu Heil und Fröhlichkeit der leidenschaftlichen Biertrinker. Gerade in diesem heitern genialischen Anthropomorphismus zeigt sich Burns als wahrhaften Dichter.

Auf weitere Nachforschung fanden wir dieses Gedicht in der Ausgabe seiner poetischen Werke von 1822, welcher eine Skizze seines Lebens voransteht, die uns wenigstens von den Aeußerlichkeiten seiner Zustände bis auf einen gewissen Grad belehrte. Was wir von seinen Gedichten uns zueignen konnten, überzeugte uns von seinem außerordentlichen Talent, und wir bedauerten, daß uns die schottische Sprache grade da hinderlich war, wo er des reinsten natürlichsten Ausdrucks sich gewiß bemächtigt hatte. Im Ganzen jedoch haben wir unsre Studien so weit geführt, daß wir die nachstehende rühm-

liche Darſtellung auch als unſrer Ueberzeugung gemäß unterſchreiben können.

Inwiefern übrigens unſer Burns auch in Deutſchland bekannt ſey, mehr als das Converſations-Lexikon von ihm überliefert, wüßte ich, als der neuern literariſchen Bewegungen in Deutſchland unkundig, nicht zu ſagen: auf alle Fälle jedoch gedenke ich die Freunde auswärtiger Literatur auf die kürzeſten Wege zu weiſen: The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Edinburgh 1828 recenſirt von unſerm Freunde im Edinburgh Review, December 18.8.

Nachfolgende Stellen daraus überſetzt, werden den Wunſch, das Ganze und den genannten Mann auf jede Weiſe zu kennen, hoffentlich lebhaft erregen.

„Burns war in einem höchſt proſaiſchen Zeitalter, dergleichen Britannien nur je erlebt hatte, geboren, in den allerungünſtigſten Verhältniſſen, wo ſein Geiſt, nach hoher Bildung ſtrebend, ihr unter dem Druck täglich harter körperlicher Arbeit nachzuringen hatte, ja unter Mangel und troſtloſeſten Ausſichten auf die Zukunft; ohne Förderniß als die Begriffe, wie ſie in eines armen Mannes Hütte wohnen, und allenfalls die Reime von Ferguſon und Ramſay, als das Panier der Schönheit aufgeſteckt. Aber unter dieſen Laſten verſinkt er nicht; durch Nebel und Finſterniß einer ſo düſtern Region entdeckt ſein Adlerauge die richtigen Verhältniſſe der Welt

und des Menſchenlebens; er wächſ't an geiſtiger Kraft und drängt ſich mit Gewalt zu verſtändiger Erfahrung. Angetrieben durch die unwiderſtehliche Regſamkeit ſeines innern Geiſtes ſtrauchelt er vorwärts und zu allgemeinen Anſichten, und mit ſtolzer Beſcheidenheit reicht er uns die Frucht ſeiner Bemühungen, eine Gabe dar, welche nunmehr durch die Zeit als unvergänglich anerkannt worden.

„Ein wahrer Dichter, ein Mann in deſſen Herzen die Anlage eines reinen Wiſſens keimt, die Töne himmliſcher Melodien vorklingen, iſt die köſtlichſte Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir ſehen in ihm eine freiere, reinere Entwickelung alles deſſen was in uns das Edelſte zu nennen iſt; ſein Leben iſt uns ein reicher Unterricht und wir betrauern ſeinen Tod als eines Wohlthäters, der uns liebte ſo wie belehrte.

„Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an Robert Burns gegönnt; aber mit allzuvornehmer Gleichgültigkeit warf ſie ihn aus der Hand als ein Weſen ohne Bedeutung. Es war entſtellt und zerſtört ehe wir es anerkannten: ein ungünſtiger Stern hatte dem Jüngling die Gewalt gegeben, das menſchliche Daſeyn ehrwürdiger zu machen, aber ihm war eine weiſliche Führung ſeines eigenen nicht geworden. Das Geſchick — denn ſo müſſen wir in unſerer Beſchränktheit reden — ſeine Fehler, die Fehler der Andern laſteten zu ſchwer auf ihm, und dieſer Geiſt, der ſich erhoben hätte, wäre

es ihm nur zu wandern geglückt, sank in den Staub, seine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe mit Füßen getreten. Er starb, wir dürfen wohl sagen, ohne jemals gelebt zu haben. Und so eine freundlich warme Seele, so voll von eingebornen Reichthümern, solcher Liebe zu allen lebendigen und leblosen Dingen! Das spätre Tausendschönchen fällt nicht unbemerkt unter seine Pflugschar, so wenig als das wohlversorgte Nest der furchtsamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters erhöht ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit, verweilt er in diesen ernsten Scenen der Verwüstung; aber die Stimme des Windes wird ein Psalm in seinem Ohr; wie gern mag er in den sausenden Wäldern dahin wandern: denn er fühlt seine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherschreitet. Eine wahre Poetenseele! sie darf nur berührt werden und ihr Klang ist Musik.

„Welch ein warmes allumfassendes Gleichheitsgefühl, welche vertrauenvolle, gränzenlose Liebe! welch edelmüthiges Ueberschätzen des geliebten Gegenstandes! Der Bauer, sein Freund, sein nußbraunes Mädchen sind nicht länger gering und dörfisch. Held vielmehr und Königin; er rühmt sie als gleich würdig des Höchsten auf der Erde. Die rauhen Scenen schottischen Lebens sieht er nicht im arkadischen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer solchen rohen Wirthlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug.

Suleika.

Kaum daß ich dich wieder habe
Dich mit Kuß und Liedern labe,
Bist du still in dich gekehret;
Was beengt und drückt und störet?

Hatem.

Ach Suleika, soll ich's sagen?
Statt zu loben möcht' ich klagen!
Sangest sonst nur meine Lieder,
Immer neu und immer wieder.

Sollte wohl auch diese loben,
Doch sie sind nur eingeschoben;
Nicht von Hafis, nicht Nisami,
Nicht Saadi, nicht von Dschami.

Kennt' ich doch der Väter Menge,
Sylb' um Sylbe, Klang um Klänge,
Im Gedächtniß unverloren;
Diese da sind neu geboren.

Gestern wurden sie gedichtet.
Sag! hast du dich neu verpflichtet?
Hauchest du so froh-verwegen
Fremden Athem mir entgegen,

Armuth fürwahr iſt ſein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich; die einfachen Gefühle, der Werth, der Edelſinn, welche unter dem Strohdach wohnen, ſind lieb und ehrwürdig ſeinem Herzen. Und ſo über die niedrigſten Regionen des menſchlichen Daſeyns ergießt er die Glorie ſeines eigenen Gemüths und ſie ſteigen, durch Schatten und Sonnenſchein geſänftigt und verherrlicht, zu einer Schönheit, welche ſonſt die Menſchen kaum in dem Höchſten erblicken.

„Hat er auch ein Selbſtbewußtſeyn, welches oft in Stolz ausartet, ſo iſt es ein edler Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen; kein kaltes mißlauniſches Gefühl, ein freies und geſelliges. Dieſer poetiſche Landmann beträgt ſich, möchten wir ſagen, wie ein König in der Verbannung: er iſt unter die Niedrigſten gedrängt und fühlt ſich gleich den Höchſten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen ſtreitig mache. Den Zudringlichen kann er abſtoßen, den Stolzen demüthigen, Vorurtheil auf Reichthum oder Altgeſchlecht haben bei ihm keinen Werth. In dieſem dunklen Auge iſt ein Feuer, woran ſich eine abwürdigende Herablaſſung nicht wagen darf; in ſeiner Erniedrigung, in der äußerſten Noth vergißt er nicht für einen Augenblick die Majeſtät der Poeſie und Mannheit. Und doch, ſo hoch er ſich über gewöhnlichen Menſchen fühlt, ſondert er ſich nicht von ihnen ab; mit Wärme nimmt er an ihrem Intereſſe Theil, ja er wirft ſich in ihre Arme und, wie ſie auch

ſeyen, bittet er um ihre Liebe. Es iſt rührend zu ſehen, wie in den düſterſten Zuſtänden dieſes ſtolze Weſen in der Freundſchaft Hülfe ſucht, und oft ſeinen Buſen dem Unwürdigen aufſchließt; oft unter Thränen an ſein glühendes Herz ein Herz andrückt, das Freundſchaft nur als Namen kennt. Doch war er ſcharf- und ſchnellſichtig, ein Mann vom durchdringendſten Blick, vor welchem gemeine Verſtellung ſich nicht bergen konnte. Sein Verſtand ſah durch die Tiefen des vollkommenſten Betrügers, und zugleich war eine großmüthige Leichtgläubigkeit in ſeinem Herzen. So zeigte ſich dieſer Landmann unter uns: eine Seele wie Aeolsharfe, deren Saiten vom gemeinſten Winde berührt, ihn zu geſetzlicher Melodie verwandelten. Und ein ſolcher Mann war es, für den die Welt kein ſchicklicher Geſchäft zu finden wußte, als ſich mit Schmugglern und Schenken herumzuzanken, Acciſe auf den Talg zu berechnen und Bierfäſſer zu viſiren. In ſolchem Abmühen ward dieſer mächtige Geiſt kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen vorübergehen, eh' uns ein gleicher gegeben wird, um vielleicht ihn abermals zu vergeuden."

Und wie wir den Deutſchen zu ihrem Schiller Glück wünſchen, ſo wollen wir in eben dieſem Sinne auch die Schottländer ſegnen. Haben dieſe jedoch unſerm Freunde ſo viel Aufmerkſamkeit und Theilnahme erwieſen, ſo wär' es billig, daß wir auf gleiche Weiſe ih-

ren Burns bei uns einführten. Ein junges Mitglied der hochachtbaren Gesellschaft, der wir gegenwärtiges im Ganzen empfohlen haben, wird Zeit und Mühe höchlich belohnt sehen, wenn er diesen freundlichen Gegendienst einer so verehrungswürdigen Nation zu leisten den Entschluß fassen und das Geschäft treulich durchführen will. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den ersten Dichtergeistern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.

Im Jahr 1829 kam uns ein sehr sauber und augenfällig gedrucktes Octavbändchen zur Hand: Catalogue of German Publications, selected and systematically arranged for W. H. Koller and Jul. Cahlmann. London.

Dieses Büchlein, mit besonderer Kenntniß der deutschen Literatur, in einer die Uebersicht erleichternden Methode verfaßt, macht demjenigen der es ausgearbeitet und den Buchhändlern Ehre, welche ernstlich das bedeutende Geschäft übernehmen, eine fremde Literatur in ihr Vaterland einzuführen, und zwar so, daß man in allen Fächern übersehen könne was dort geleistet werden, um sowohl den Gelehrten, den denkenden Leser, als auch den fühlenden und Unterhaltung suchenden anzulocken und zu befriedigen. Neugierig wird jeder deutsche Schriftsteller und Literator, der sich in irgend einem Fache hervorgethan, diesen Katalog aufschlagen um

zu forſchen: ob denn auch ſeiner darin gedacht, ſeine Werke, mit andern Verwandten, freundlich aufgenommen worden. Allen deutſchen Buchhändlern wird es angelegen ſeyn zu erfahren: wie man ihren Verlag über dem Canal betrachte, welchen Preis man auf das Einzelne ſetze, und ſie werden nichts verabſäumen um mit jenen die Angelegenheit ſo ernſthaft angreifenden Männern in Verhältniß zu kommen, und daſſelbe immerfort lebendig zu erhalten.

Wenn ich nun aber das von unſerm ſchottiſchen Freunde vor ſo viel Jahren verfaßte Leben Schillers, auf das er mit einer ihm ſo wohl anſtehenden Beſcheidenheit zurückſieht, hiedurch einleite und gegenwärtig an den Tag fördere: ſo erlaube er mir einige ſeiner neuſten Aeußerungen hinzuzufügen, welche die bisherigen gemeinſamen Fortſchritte am beſten deutlich machen möchten.

Thomas Carlyle an Goethe.

Den 22 December 1829.

„Ich habe zu nicht geringer Befriedigung zum zwentenmale den Briefwechſel geleſen und ſende heute einen darauf gegründeten Aufſatz über Schiller ab für das Foreign Review. Es wird Ihnen angenehm ſeyn zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der

auswärtigen, besonders der deutschen Literatur, sich mit wachsender Schnelle verbreitet so weit die englische Zunge herrscht, so daß bei den Antipoden, selbst in Neuholland, die Weisen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Oxford und Cambridge, unsern beiden englischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltpunkte der insularischen eigenthümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geschickten Uebersetzer gefunden und in Oxford haben zwey bis drey Deutsche schon hinlängliche Beschäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewisse Augen zu stark seyn; jedoch kann niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hülfleistung verwandeln, und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde seyn."

Wenn uns nach allem diesem nun die Hoffnung schmeichelt, eine Uebereinstimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde sich durch nähere Kenntniß der verschiedenen Sprachen und Denkweisen nach und nach erzeugen: so wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutschen Literatur zu sprechen, welcher

sich in einem besondern Falle höchst wirksam erweisen möchte.

Es ist nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drey brittischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß wie die deutsche ethisch-ästhetische Literatur durch das dreyfache Britannien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philogermanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nahverwandten Völkerschaft, auch unter einander, als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden.

German Romance.

Vol. IV.

Edinburgh 1827.

Um den Sinn dieses Titels im Deutschen wieder zu geben müßten wir allenfalls sagen: Musterstücke, romantischer, auch mährchenhafter Art, ausgewählt aus den Werken deutscher Autoren welche sich in diesem Fache hervorgethan haben; sie enthalten kleinere und größere Erzählungen von Musäus, Tieck, Hofmann, Jean Paul Richter und Goethe in freier anmuthiger Sprache. Merkwürdig sind die einem jeden Autor vorgesetzten Notizen, die man, so wie die Schillerische Biographie, gar wohl rühmen, auch unsern Tagesblättern und Heften zu Uebersetzung und Mittheilung, wenn es nicht etwa schon uns unbewußt geschehen ist, empfehlen darf. Die Lebenszustände und Ereignisse sind mit Sorgfalt dargestellt und geben von dem individuellen Charakter eines jeden, von der Einwirkung desselben auf seine Schriften genugsame Vorkenntniß. Hier sowohl wie in der Schillerischen Biographie beweist Herr Carlyle

eine ruhige, klare, innige Theilnahme an dem deutſchen poetiſch-literariſchen Beginnen; er gibt ſich hin an das eigenthümliche Beſtreben der Nation; er läßt den Einzelnen gelten, jeden an ſeiner Stelle, und ſchlichtet hiedurch gewiſſermaßen den Conflict der innerhalb der Literatur irgend eines Volkes unvermeidlich iſt. Denn leben und wirken heißt eben ſo viel als Partey machen und ergreifen. Niemand iſt zu verdenken wenn er um Platz und Rang kämpft, der ihm ſeine Exiſtenz ſichert, und einen Einfluß verſchafft der auf eine glückliche weitere Folge hindeutet.

Trübt ſich nun hiedurch der Horizont einer innern Literatur oft viele Jahre lang, der Fremde läßt Staub, Dunſt und Nebel ſich ſetzen, zerſtreuen und verſchwinden, und ſieht jene fernen Regionen vor ſich aufgeklärt mit ihren lichten und beſchatteten Stellen, mit einer Gemüthsruhe wie wir in klarer Nacht den Mond zu betrachten gewohnt ſind.

Hier nun mögen einige Betrachtungen, vor längerer Zeit niedergeſchrieben, eingeſchaltet ſtehen, ſollte man auch finden daß ich mich wiederhole, wenn man nur zugleich geſteht daß Wiederholung irgend zum Nutzen gereichen könne.

Offenbar iſt das Beſtreben der beſten Dichter und äſthetiſchen Schriftſteller aller Nationen ſchon ſeit geraumer Zeit auf das allgemein Menſchliche gerichtet. In jedem Beſondern, es ſey nun hiſtoriſch, mythologiſch,

fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hin jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchscheinen sehen.

Da nun auch im praktischen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles irdisch Rohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennützige, Lügenhafte sich durchschlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet; so ist zwar nicht zu hoffen daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermüthig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß ist es was die Uebrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren: denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten: sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich.

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Ueberzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittelung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit

ſeit langer Zeit ſchon bei. Wer die deutſche Sprache verſteht und ſtudirt, befindet ſich auf dem Markte wo alle Nationen ihre Waaren anbieten, er ſpielt den Dolmetſcher, indem er ſich ſelbſt bereichert.

Und ſo iſt jeder Ueberſetzer anzuſehen, daß er ſich als Vermittler dieſes allgemein geiſtigen Handels bemüht, und den Wechſeltauſch zu befördern ſich zum Geſchäft macht. Denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Ueberſetzens ſagen mag, ſo iſt und bleibt es doch eines der wichtigſten und würdigſten Geſchäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.

Der Koran ſagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in ſeiner eigenen Sprache.“ So iſt jeder Ueberſetzer ein Prophet in ſeinem Volke. Luthers Bibelüberſetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn ſchon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was iſt denn das ganze ungeheure Geſchäft der Bibelgeſellſchaft andres, als das Evangelium einem jeden Volke in ſeine Sprache und Art gebracht zu überliefern?

Der dich eben ſo belebet,
Eben ſo in Liebe ſchwebet,
Lockend, labend zum Vereine,
So harmoniſch als der meine?

Suleika.

War Hatem lange doch entfernt,
Das Mädchen hatte was gelernt,
Von ihm war ſie ſo ſchön gelobt,
Da hat die Trennung ſich erprobt.
Wohl, daß ſie dir nicht fremde ſcheinen;
Sie ſind Suleika's, ſind die deinen.

Wallenstein.

From the German of Fr. Schiller.

Edinburgh 1827.

Wenn ich oben durch ein poetiſches Gleichniß auf das Gefühl hindeutete, welches Ueberſetzungen unſerer dichteriſchen Arbeiten jederzeit erregen müſſen, ſo wird man mir gern zugeſtehen, daß ich bei einer Ueberſetzung Wallenſteins eine beinahe noch lebhaftere Empfindung in mir hervorgebracht fühle.

Während der Arbeit an dieſer höchſt bedeutenden Trilogie kam ich dem Verfaſſer nicht von der Seite. Er hatte die Gabe über das was er vorhatte, ja ſo eben arbeitete, ſich mit Freunden beſprechen zu können. Ein wunderbares Nachgeben und Verharren lag in der Natur ſeines ewig reflectirenden Geiſtes; es ſtörte ſeine Production keineswegs, ſondern regelte ſie und gab ihr Geſtalt, wie aus unſrer durch zehn Jahre geführten Correſpondenz nächſtens zu erſehen ſeyn wird.

Brachte ich nun, nach ſeiner Vollendung, dieſes dreyfache Werk, gemeinſchaftlich mit meinem Freunde auf das Theater, erduldete ich die Unbilden aller Pro-

ben, die Mühseligkeiten der ganzen Technik, den Verdruß, daß denn doch zuletzt nicht alles gehörig zur Erscheinung gelangte; wohnte ich so mancher Vorstellung in kritisch dirigirendem Sinne bei; klangen zuletzt die herrlichen Worte in des Schauspielers individuellem nicht immer rein correspondirendem Sprachton mir vor die Ohren, wußt' ich das Gedicht auswendig: so wird man mir verzeihen, wenn ich sage, daß es mir zuletzt ganz trivial und bedeutungsleer ward, so daß ich es in vielen Jahren weder wiedersehen noch lesen mochte.

Nun aber trat es mir auf einmal in der Sprache Shakspeare's entgegen, die große Analogie zweyer vorzüglicher Dichterseelen ging mir lebhaft auf; es war das erste frische wieder, dasselbe in einem andern, und so neu daß es mich wieder mit seiner völligen Kraft ergriff und die innerlichste Rührung hervorbrachte. Die Vorrede ist höchst bedeutend, indem ein tiefes Studium der Schiller'schen Werke daraus hervorgeht. Von dem Lager, das er nicht zu übersetzen wagt, gibt er historische Kenntniß, den Schlußgesang aber übersetzt er, und wir vernehmen ihn auf's Neue in fremder Sprache eben so aufregend wie er vor Jahren auf uns wirkte.

Edinburgh Review und Foreign- und Foreign Quarterly Reviews vom Jahre 1828.

Des Edinburgh Review, ſodann der dortigen Foreign- und Foreign Quarterly Reviews, dürfen wir dießmal nur flüchtig erwähnen.

Dieſe Zeitſchriften, wie ſie ſich nach und nach ein größeres Publicum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirkſamſte beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede ſeyn könne, die Nationen ſollen übereindenken, ſondern ſie ſollen nur einander gewahr werden, ſich begreifen, und wenn ſie ſich wechſelſeitig nicht lieben mögen, ſich einander wenigſtens dulden lernen. Wenn nun dießmal mehrere Geſellſchaften, welche die brittiſchen Inſeln mit dem Auslande bekannt zu machen die Abſicht haben, in ſich ſelbſt wirklich übereinſtimmend erfunden werden; ſo erfahren wir Ausländer dadurch wie man dort geſinnt iſt, wie man denkt und urtheilt. Im Ganzen geſtehen wir

gern, daß sie höchst ernst, aufmerksam, mit Fleiß, umsichtig und allgemein wohlwollend zu Werke gehen; und für uns wird das Resultat seyn, daß wir über unsre eigne kaum vergangene Literatur, die wir gewissermaßen schon beseitigt haben, wiederum zu denken und neue Betrachtungen anzustellen genöthigt werden. Bemerkenswerth ist besonders die bedeutende Art, irgend einen namhaften Autor zum Grunde zu legen und das ganze Revier worin derselbige wirkt, bei dieser Gelegenheit zu überschauen.

Bei den poetischen Leistungen von Ernst Schulze kommt die Einwirkung Wielands durch Beispiel, die Theilnahme Bouterwecks durch freundschaftlich belehrenden Umgang zur Sprache. Ahasverus, von Klingemann, gibt Gelegenheit das neuere deutsche Trauerspiel, sein Bestreben und Unternehmen darzustellen.

Victor Cousins philosophische Fragmente geben Anlaß ungünstig von der deutschen Philosophie überhaupt zu sprechen, und sich zuletzt für Jacobi's Gefühlslehre zu erklären. Briefe eines deutschen Reisenden veranlassen den Referenten auf die Seite derjenigen zu treten, welche Deutschland gern als eine große Einheit sehen möchten und als Mittelpunkt derselben uns eine große Hauptstadt wünschen. Bei den Assassinen des Herrn von Hammer, denen man alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird bemerkt, daß er denn doch zu sehr als Partenschriftsteller auftrete, und den Wider-

willen gegen die neusten geheimen Gesellschaften in jene Zeiten hinübertrage.

Ein Aufsatz, der von einigen Schriften welche Franz Horn angehören ausgeht, beschäftigt sich, diese im Rücken lassend, gleichfalls auf eine höchst merkwürdige Weise die Labyrinthe deutscher Denkart und Kunst zu durchwandern und darzustellen. Werners Leben und Schriften scheinen sie mit dem billigsten Ernst behandelt zu haben; aber wir gestehen gern, daß uns der Muth fehlte jenen Complex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre, bei redlich menschlicher Theilnahme, bitterlich gelitten, nochmals historisch-kritisch gelassenen Schrittes zu verfolgen.

Aber die Handelsweise jener Kunstrichter fordert in vielfachem Sinne unsere Aufmerksamkeit. Bei mannichfaltigem Abweichen deuten doch die in den Hauptpunkten übereinstimmenden Urtheile auf eine wo nicht geschlossene Gesellschaft doch auf eine Anzahl in gleichem Sinn und auf gleiche Weise herangewachsener Zeitgenossen. Bewundernswürdig ist der redliche Fleiß, sind die sorgfältigen Bemühungen die sie anwenden sich in unsern verwickelten ästhetisch-literarischen Zuständen umzuschauen, sie von einem höheren Standpunkte mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu überblicken; daher wir denn noch öfters darauf zurückzukehren hoffen dürfen.

The Foreign Quarterly Review.

Nr. 1. July 1827.

Vor allen Dingen berührt uns, wie in dieser Zeitschrift die sittlich-ästhetischen Bemühungen der Deutschen aufgenommen und angesehen sind. Der Referent dieses Faches ist ein merkwürdiger Mann, dem wir noch gar manche Aufklärung über uns selbst und andere verdanken werden.

In dem ersten Aufsatz überschrieben: On the Supernatural in Fictious Compositions, welches wir übersetzen möchten, das Uebernatürliche in fabelhaften Erzählungen, hat er von den Werken unseres Hoffmanns den Anlaß genommen seine Gedanken auszusprechen.

Statt aller Definition und Erklärung trägt er eine kurze Geschichte vor, wodurch das natürlich Wahre des Ahnungsvollen und Schauderhaften vor den Geist gebracht wird; sodann zeigt er, wie von hier an die Einbildungskraft immer vorschreite, bis sie endlich, wenn sie keine höhere bändigende Kunst anerkennt, sich ganz und gar in's Falsche verliert, das Gräßliche, Schreck-

liche in's Unnatürliche und Unmögliche steigert und zuletzt ganz und gar Unerträgliches hervorbringt.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat eine eigene Art von Kritik, es ist dieselbe welche das Tageslicht ausübt, indem es die Gegenstände aller Art mit einer heitern Gleichgültigkeit beleuchtet und sie eben dadurch jedem Urtheil offenbar vorlegt. Hoffmann's talentreiches Naturell weiß er anzuerkennen; er begleitet ihn durch alle krankhaften Verirrungen mit freundlichem Bedauern bis zu den krampfhaften Aeußerungen eines vorzüglichen auf den Tod gefolterten Wesens, wo er zuletzt auszurufen gedrungen ist: „Wir müssen uns von diesen Raserey'n losſagen, wenn wir nicht selbst toll werden wollen."

Hören wir ihn ferner: „Es ist unmöglich Mährchen dieser Art irgend einer Kritik zu unterwerfen; es sind nicht die Gesichte eines poetischen Geistes, sie haben kaum so viel scheinbaren Gehalt als den Verrücktheiten eines Mondsüchtigen allenfalls zugestanden würde; es sind fieberhafte Träume eines leichtbeweglichen kranken Gehirns, denen wir, wenn sie uns gleich durch ihr Wunderliches manchmal aufregen oder durch ihr Seltsames überraschen, niemals mehr als eine augenblickliche Aufmerksamkeit widmen können. Fürwahr! die Begeisterungen Hoffmann's gleichen oft den Einbildungen die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringt, und welche mehr den Beistand des Arztes als des Kritikers

fordern möchten. Und wenn wir auch anerkennen, daß der Autor, wenn er ſeiner Einbildungskraft ernſter geboten hätte, ein Schriftſteller der erſten Bedeutung geworden wäre, ſo dürfte er doch, indem er dem kranken Zuſtand ſeines zerrütteten Weſens nachhängt, jener gränzenloſen Lebhaftigkeit der Gedanken und Auffaſſungen als anheim gegeben erſcheinen, welche der berühmte Nicolai, nachdem er viel davon gelitten, doch endlich zu beſiegen das Glück hatte. Blutentleerungen und ſonſtige Reinigungen, verbunden mit geſunder Philoſophie und überlegter Beobachtung, würden unſern Hoffmann wie jenen bedeutenden Schriftſteller zu einem geſunden Geiſteszuſtand wieder zurückgebracht haben und ſeine Einbildungskraft, in einem gleichen und ſtetigen Flug ſich bewegend, hätte vielleicht das höchſte Ziel poetiſcher Kunſt erreicht. — Seine Werke jedoch wie ſie gegenwärtig liegen, dürften nicht als Muſter der Nachahmung aufzuſtellen ſeyn, vielmehr als Warnungstafeln, die uns anſchaulich machen, wie die fruchtbarſte Einbildungskraft erſchöpft werden kann durch einen leichtſinnigen Verſchwendungstrieb des Beſitzers.“

Wir können den reichen Inhalt dieſes Artikels unſern Leſern nicht genugſam empfehlen: denn welcher treue, für Nationalbildung beſorgte Theilnehmer hat nicht mit Trauer geſehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutſchland wirkſam geweſen und ſolche Verirrungen als bedeutend

fördernde Neuigkeiten geſunden Gemüthern eingeimpft worden.

Wir wollen noch einige gelegentliche Betrachtungen hinzufügen.

Wenn man auch keine Art der Production aus dem Reiche der Literatur ausſchließen kann und ſoll, ſo beſteht denn doch das immerfort ſich wiederholende Unheil darin, daß wenn irgend eine Art von wunderlicher Compoſition ſich hervorthut, der Verfaſſer von dem einmal betretenen Pfade nicht weichen kann und mag; wobei das Schlimmſte iſt, daß er gar viele mit mehr oder weniger Talent begabte Zeitgenoſſen nach ſich reißt.

Würden vorzügliche Geiſter ſich auf mehr als Eine Weiſe verſuchen, ſo würden ſie ſich und andere überzeugen können, daß durch mannichfaltige Uebung der Geiſt eben ſo vielſeitig wirkſam werden kann, als er durch vielfache Studien an Klarheit und Umſicht gewinnt.

Daß eine gewiſſe humoriſtiſche Anmuth aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entſpringen könne, davon hat der Verfaſſer der neuen Meluſina ein Zeugniß zu geben getrachtet. Er hütete ſich aber den Verſuch zu wiederholen, weil das Unternehmen ſchwieriger iſt als man denkt.

In dieſem Bezug, obgleich etwas ferner liegend, finden wir eins der Grimmiſchen Kindermährchen zu empfehlen, wo der naturfeſte Bauerjunge der immer von Schaudern (Grieſeln) hört, und höchſt neugierig was denn das eigentlich für eine Empfindung ſey? die geſpenſterhafteſten Abenteuer mit realiſtiſcher Gemüthsruhe beſteht und durch eine Reihe der fürchterlichſten Zuſtände hindurch, bei welchem dem Leſer wirklich ſchaudert, ſeinen reinen Proſaismus bewährt, einen Tod- und Teufels-Spuk als ganz etwas Gemeines behandelt, und im höchſten Glück ſich nicht beruhigen kann, daß ihm eine ſolche Erfahrung nicht hat werden wollen, bis er endlich, durch einen abſurden Weiberſpaß, belehrt wird was denn eigentlich Schauern ſey.

Der Gegenſatz von Aeußerem und Innerem, von Einbildungskraft und Derbheit, von unverwüſtlichem geſundem Sinn und geſpenſtiſchem Trug kann nicht beſſer dargeſtellt werden. Ja, daß er zuletzt nur auf eine ganz reale Weiſe zu beruhigen iſt, finden wir meiſterhaft erfunden, und ſo platt die Auflöſung ſcheinen mag, getrauen wir uns doch ſie als höchſt geiſtreich anzurühmen.

Behramgur, ſagt man, hat den Reim erfunden,
Er ſprach entzückt aus reiner Seele Drang;
Dilaram ſchnell, die Freundin ſeiner Stunden,
Erwiderte mit gleichem Wort und Klang.

Und ſo, Geliebte, warſt du mir beſchieden
Des Reims zu finden holden Luſtgebrauch,
Daß auch Behramgur ich, den Saſſaniden,
Nicht mehr beneiden darf: mir ward es auch.

Haſt mir dieß Buch geweckt, du haſt's gegeben;
Denn was ich froh, aus vollem Herzen ſprach,
Das klang zurück aus deinem holden Leben,
Wie Blick dem Blick, ſo Reim dem Reime nach.

Nun tön' es fort zu dir, auch aus der Ferne;
Das Wort erreicht, und ſchwände Ton und Schall.
Iſt's nicht der Mantel noch geſäter Sterne?
Iſt's nicht der Liebe hochverklärtes All?

Whims and Oddities.

1827.

Dieß Werk, deſſen Titel vielleicht mit Grillen und Nullitäten zu überſetzen wäre, läßt ſich ſchwer beurtheilen. Zuvörderſt wird der Leſer dadurch äußerſt irre, daß die eingeſchalteten barocken Figuren nur zum Theil auf die Gedichte und proſaiſchen Aufſätze, denen ſie beigegeben ſind, wirklichen Bezug haben; man ſucht im Texte Uebereinſtimmung mit den Bildern, und findet keine; ein andermal gehören ſie wieder ganz eigentlich zuſammen, und es brauchte Zeit bis man hierüber ganz im Reinen wäre. Denn wer will mit einem Humoriſten rechten oder mit ihm völlig übereinkommen!

Der Autor gefällt ſich, nach allen Seiten hinzudeuten, ſich in Anſpielungen zu ergehen, welche der continentale Leſer wohl ſchwerlich alle ſich zurecht legen könnte. Mannichfaltige Stellen ſo verſtorbener als lebender Poeten und Schriftſteller aller Art, beſonders auch volksmäßige Sprüchlein und Redensarten verflicht er in ſeinen Vortrag, welche nicht auf uns wirken; da wir denn, wie immer in ſolchen Fällen, nur das Allgemeinere, weniger Bedeutende uns aneignen können.

Wie man aber nach und nach vorgemeldete Schwierigkeiten überwindet, so gesteht man dem Autor, wie dem Skizzisten, Geist und Talent sehr gerne zu. Die prosaischen Aufsätze sind lebhaft humoristisch, aber mäßig, nicht fratzenhaft; der Klopffechter bleibt bei der Klinge. Die Gedichte zeugen zwar von keinem tiefen poetischen Sinn, aber man freut sich an einem klaren freien Blick auf die vorliegende Welt.

Vorzüglich brav ist er zur See. Ebb' und Fluth, Wogen und Sturm, Schaum und Gischt weiß er recht gut zu mahlen und an Ort und Stelle gehörig zu brauchen; nur zieht er zuletzt alles, selbst was sich zum Erhabenen hinneigt, in's Absurd-Possenhafte, welches denn bei'm ersten Aufschlagen sogleich einem jeden Leser zum voraus angekündigt ist.

IV.

Italiänische Literatur.

Bemerkung.

Das Uebrige von Italiänischer Literatur, was hier wäre mitzutheilen gewesen, findet sich bereits am Ende des 35sten Bandes abgedruckt.

Dante.

Bei Anerkennung der großen Geistes- und Gemüthseigenschaften Dante's werden wir in Würdigung seiner Werke sehr gefordert, wenn wir im Auge behalten, daß gerade zu seiner Zeit, wo auch Giotto lebte, die bildende Kunst in ihrer natürlichen Kraft wieder hervortrat. Dieser sinnlich-bildlich bedeutend wirkende Genius beherrschte auch ihn. Er faßte die Gegenstände so deutlich in's Auge seiner Einbildungskraft, daß er sie scharf umrissen wiedergeben konnte; deßhalb wir denn das Abstruseste und Seltsamste gleichsam nach der Natur gezeichnet vor uns sehen. Wie ihn denn auch der dritte Reim niemals genirt, sondern auf eine oder andere Weise seinen Zweck ausführen und seine Gestalten umgränzen hilft. Der Uebersetzer nun ist ihm hierin meist gefolgt, hat sich das Vorgebildete vergegenwärtigt, und, was zu dessen Darstellung erforderlich war, in seiner Sprache und seinen Reimen zu leisten gesucht. Bleibt mir dabei etwas zu wünschen übrig, so ist es in diesem Betracht.

Die ganze Anlage des Dante'ſchen Höllenlocals hat etwas Mikromegiſches und deßhalb Sinneverwirrendes. Von oben herein bis in den tiefſten Abgrund ſoll man ſich Kreis in Kreiſen imaginiren; dieſes gibt aber gleich den Begriff eines Amphitheaters, das, ungeheuer wie es ſeyn möchte, uns immer als etwas künſtleriſch Beſchränktes vor die Einbildungskraft ſich hinſtellt, indem man ja von oben herein alles bis in die Arena und dieſe ſelbſt überblickt. Man beſchaue das Gemählde des Orgagna und man wird eine umgekehrte Tafel des Cebes zu ſehen glauben, ſtatt eines Kegels einen Trichter. Die Erfindung iſt mehr rhetoriſch als poetiſch, die Einbildungskraft iſt aufgeregt, aber nicht befriedigt.

Indem wir aber das Ganze nicht eben rühmen wollen, ſo werden wir durch den ſeltſamen Reichthum der einzelnen Localitäten überraſcht, in Staunen geſetzt, verwirrt und zur Verehrung genöthigt. Hier, bei der ſtrengſten und deutlichſten Ausführung der Scenerey, die uns Schritt für Schritt die Ausſicht benimmt, gilt das was ebenmäßig von allen ſinnlichen Bedingungen und Beziehungen, wie auch von den Perſonen ſelbſt, deren Strafen und Martern, zu rühmen iſt. Wir wählen ein Beiſpiel, und zwar den zwölften Geſang:

Raubfelſig war's da wo wir niederkommen,
Das Steingehäuf' den Augen übergroß;
So wie ihr dieſer Tage wahrgenommen
Am Bergſturz dießſeits Trento, der den Schoß

Der Etsch verengte, niemand konnte wissen
Durch Unterwühlung oder Erdenstoß? —
Von Felsenmassen, dem Gebirg entrissen,
Unübersehbar lag der Hang bedeckt,
Fels über Felsen zackig hingeschmissen,
Bei jedem Schritte zaudert' ich erschreckt.

So gingen wir, von Trümmern rings umfaßt,
Auf Trümmern sorglich, schwankend aber wanken
Sie unter meinem Fuß, der neuen Last.
Er sprach darauf: in düstersten Gedanken
Beschauest du den Felsenschutt, bewacht
Von toller Wuth, sie trieb ich in die Schranken;
Allein vernimm: als in der Hölle Nacht
Zum erstenmal so tief ich abgedrungen,
War dieser Fels noch nicht herabgekracht;
Doch kurz vorher eh der herabgeschwungen
Vom höchsten Himmel herkam, der dem Dis
Des ersten Kreises große Beut' entrungen,
Erbebte so die grause Finsternis
Daß ich die Meinung faßte: Liebe zücke
Durch's Weltenall und stürz' in mächtigem Riß
In's alte Chaos neu die Welt zurücke.
Der Fels, der seit dem Anfang festgeruht,
Ging damals hier und andermärts in Stücke.

Zuvörderst nun muß ich folgendes erklären: obgleich in meiner Original-Ausgabe des Dante Venedig 1739 die Stelle: e quel bis schivo auch auf den Minotaur gedeutet wird, so bleibt sie mir doch bloß auf das Local bezüglich. Der Ort war gebirgig, rauh-felsig (alpestro),

aber das iſt dem Dichter nicht genug geſagt; das Beſondere daran (per quel ch'iv'er'anco) war ſo ſchrecklich, daß es Augen und Sinn verwirrte. Daher um ſich und andern nur einigermaßen genug zu thun, erwähnt er, nicht ſowohl gleichnißweiſe als zu einem ſinnlichen Beiſpiel, eines Bergſturzes, der, wahrſcheinlich zu ſeiner Zeit, den Weg von Trento nach Verona verſperrt hatte. Dort mochten große Felſenplatten und Trümmerkeile des Urgebirgs noch ſcharf und friſch über einander liegen, nicht etwa verwittert, durch Vegetation verbunden und ausgeglichen, ſondern ſo, daß die einzelnen großen Stücke hebelartig aufruhend durch irgend einen Fußtritt leicht in's Schwanken zu bringen geweſen. Dieſes geſchieht denn auch hier als Dante herabſteigt.

Nun aber will der Dichter jenes Naturphänomen unendlich überbieten; er braucht Chriſti Höllenfahrt, um nicht allein dieſen Sturz, ſondern auch noch manchem andern umher in dem Höllenreiche eine hinreichende Urſache zu finden.

Die Wanderer nähern ſich nunmehr dem Blutgraben, der, bogenartig, von einem gleichrunden ebenen Strande umfangen iſt, wo Tauſende von Centauren umherſprengen und ihr wildes Wächterweſen treiben. Virgil iſt auf der Fläche ſchon nah genug dem Chiron getreten, aber Dante ſchwankt noch mit unſicherem Schritt zwiſchen den Felſen; wir müſſen noch einmal dahinſehen, denn der Centaur ſpricht zu ſeinen Geſellen:

„bemerkt der hinten kommt bewegt
Was er berührt, wie ich es wohl gewahrte,
Und wie's kein Todtenfuß zu machen pflegt."

Man frage nun seine Einbildungskraft, ob dieser ungeheure Berg- und Felsen-Sturz im Geiste nicht vollkommen gegenwärtig geworden sey?

In den übrigen Gesängen lassen sich, bei veränderter Scene, eben ein solches Festhalten und Ausmahlen durch Wiederkehr derselben Bedingungen finden und vorweisen. Solche Parallel-Stellen machen uns mit dem eigentlichsten Dichtergeist Dante's auf den höchsten Grad vertraut.

Der Unterschied des lebendigen Dante und der abgeschiedenen Todten wird auch anderwärts auffallend, wie z. B. die geistigen Bewohner des Reinigungsortes (Purgatorio) vor Dante erschrecken, weil er Schatten wirft, woran sie seine Körperlichkeit erkennen.

Deinem Blick mich zu bequemen,
Deinem Munde, deiner Bruſt,
Deine Stimme zu vernehmen
War die letzt' und erſte Luſt.

Geſtern, ach, war ſie die letzte,
Dann verloſch mir Leucht' und Feuer,
Jeder Scherz der mich ergetzte
Wird nun ſchuldenſchwer und theuer.

Eh es Allah nicht gefällt
Uns auf's neue zu vereinen,
Gibt mir Sonne, Mond und Welt
Nur Gelegenheit zum Weinen.

L' E c o,

Giornale di Scienze, Lettere, Arti Commercio e Teatri.

Milano 1828.

Eine Zeitſchrift mit dieſem Jahre begonnen, empfiehlt ſich ſogleich durch ihr Aeußeres, welches einen Beweis gibt, wie hoch man jenſeits der Alpen das Publicum zu ehren wiſſe.

Wir haben die erſten 47 Blätter vor uns und können, den Mitarbeitern ſowohl wie den Redacteren, das beſte Zeugniß geben. Sie offenbaren durchaus einen reinen geiſtvoll heiteren Freiſinn, hinlängliche Ueberſicht fremder Literatur neuſten Datums, überhaupt Umſicht von hohem Standpunkte, nirgends Zwang noch Zurückhaltung im Einzelnen, aber bei ernſtem Wollen Mäßigung im Ganzen.

Sie ſind auf dem Alterthum und auf ihrer älteſten Literatur gegründet, ſodann aber vernimmt man was die Italiäner neuerlich unter ſich verkehren, was ſie dem Ausländer mittheilen möchten, was ſie von

uns, mit beſonderer Gunſt angeſehenen Deutſchen, und wie ſie es brauchen können; wie ſie ſich gegen die Franzoſen, die Engländer, die Spanier verhalten. Sie zeigen Klugheit genug dafür zu ſorgen was das Publicum Tag für Tag wiſſen möchte, zugleich aber auch Aufmerkſamkeit für das höhere Wiſſenswerthe. Dieſes Blatt, auf ſolche Weiſe fortgeſetzt, wird auch dazu dienen, jene Nation in Begriffen und Sprache weiter zu fördern und ihren äſthetiſchen Geſichtskreis zu erweitern.

Wer das Schwierige und Unerfreuliche der ältern italiäniſchen Proſa kennt, wird übrigens hier durch die leichte Heiterkeit des Vortrags ſich überraſcht finden und ſich dabei erinnern, daß Mailand ſchon ſeit geraumer Zeit mit Florenz in ſprachthümlichem Conflict liege. Daher iſt uns der Gedanke gekommen, dieſe Blätter den Lehrern der italiäniſchen Sprache im Auslande zur Benutzung beim Unterricht zu empfehlen. Manches andere Gute was ſich bei dieſem Unternehmen ahnen und hoffen läßt, möge ſich in der Folge bewähren.

V.

Orientaliſche Literatur.

Toutinameh,

überſetzt von Prof. Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Prof. Koſegarten.

Es wird mit Recht das Papagaienbuch genannt, denn der Papagai ſpielt die Hauptperſon, und zwar folgendermaßen: eine ſchöne junge Frau, in Abweſenheit ihres Gemahls, verliebt ſich in einen von ungefähr erblickten Fremden; durch eine Zwiſchenperſon wird ausgemacht, es ſey weniger gefährlich ihn zu ſuchen, als ihn zu ſich einzuladen. Nun putzt ſie ſich auf das ſchönſte, will aber doch den Schritt nicht ganz auf ihre Gefahr thun und fragt, bei einbrechender Nacht, den dämoniſchweiſen Haus-Papagaien um Rath, welcher die Liſt erdenkt durch intereſſante, aber weitläufig ausgeſponnene Erzählungen die Liebeskranke bis zum Morgen hinzuhalten. Dieß wiederholt ſich alle Nacht, und man erkennt hieran die Favoritform der Orientalen, wodurch ſie ihre gränzenloſen Mährchen in eine Art von Zuſammenhang zu bringen ſuchten.

Wir unterſcheiden nunmehr gleich ein älteres Toutinameh, von einem Dichter Sijai eddin Nechſchebi, im Jahr Chriſti 1329 vollendet, der darin ältere Erzäh-

lungen, indiſchen Urſprungs, bearbeitet hatte; hievon gibt uns Profeſſor Koſegarten im Anhange genugſame Kenntniß.

Die neuere Behandlung durch Muhamed Kaderi, das von Herrn Iken überſetzte Werk, fällt wahrſcheinlich in den Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Höchſt intereſſant iſt es daher dasjenige was uns aus dem Alten mitgetheilt wird mit dem Neuen zu vergleichen; jenes hat große Fälle, ächt orientaliſch-poetiſche Vorſtellungsarten, die Erzählung iſt ausführlich bis zur Weitläufigkeit, die unerläßliche Wiederholung durchgängig abwechſelnd und vermannichfaltigt; wir finden die ächten Eigenſchaften einer wohl durchdachten originellen Behandlung.

Die neuere zeigt dagegen daß die öſtlichen Völker in zweyhundert Jahren viel proſaiſcher geworden und ſich ſchon mit einem bloßen Auszug, mit dem nackten Stoff, dem mährchenhaften, von allem Schmuck entblößten Gerippe, begnügen mochten. Indeſſen iſt es wohl denkbar daß dieſe Behandlungsweiſe dem Weſtländer fürs erſte mehr zuſage als die ältere mit allen großen Vorzügen.

Daher wiſſen wir Herrn Iken vielen Dank daß er dieſes Werk vorläufig in die deutſche Literatur eingeführt, Intereſſe dafür erregt und unſern jüngern talentvollen Schriftſtellern Gelegenheit gegeben, ſich an manchen bisher unbekannten Geſchichten nach eigener Weiſe her-

vorzuthun und einiges ganz Vortreffliche auf deutſchen Grund und Boden zu verpflanzen, welches denn zunächſt den Almanachen und Taſchenbüchern friſchen Succurs zuführen konnte.

Nun aber enthalten wir uns zum Schluß kaum einer motivirtern Belobung des ältern Toutinameh, und bemerken, daß eben die Fülle, Weitläufigkeit, Umſtändlichkeit zu der Anlage des Ganzen höchſt nothwendig ſey: denn wer eine leidenſchaftlich Entzündete bei Einbruch der Nacht von dem Weg zu ihrem Liebhaber abhalten will, der muß nicht allein wohl erſonnene, bedeutende, gehaltreiche Mährchen bereit halten, ſondern er muß auch in der Ausführung ſo reich, eruberant, reizend und anregend ſeyn, daß die Einbildungskraft vor ſolcher Kraft ſtaunend nicht wüßte wohin ſie ſich wenden, wie ſie alles faſſen ſolle. Wie uns ja eine ſchöne Perſon, herrlich geſchmückt, noch ſchöner vorkommt und wir zwiſchen Geſtalt und Hülle ſchwankend hin und her gezogen werden.

Und ſo gibt das alte Werk, obgleich nur in Proſa geſchrieben, vielleicht mehr als ein anderes den vollen Begriff des orientaliſchen Reichthums. Mit jeder Zeile wird man über die ganze Welt geführt, durch Gleichniſſe und Tropen, durch An- und Ueberhäufung verwandter Gegenſtände. Das Meer, das zum Geburtstag eines Königsſohns geladen, mit allen ſeinen Schätzen und Herr-

lichkeiten anlangt, überfüllt die beweglichste Einbildungskraft.

Wie zierlich vermannichfaltigt der Autor jedesmal den Anfang einer Erzählung, wo er, um zu sagen daß es Nacht geworden sey, die lieblichsten Gleichnisse vorzutragen weiß; wir durchlaufen immer von neuem den ganzen Himmelsbogen, um hier die untergehende Sonne, dort den aufsteigenden Mond in frischer Gestalt zu begrüßen. Möge dieses Buch als genußreiche Vorbereitung bald in jedermans Händen seyn und Herr Professor Kosegarten uns bald möglichst die gedachte ältere Bearbeitung ganz übersetzt geben, wornach uns die drey mitgetheilten Mährchen und Erzählungen große Begierde eingeflößt haben.

Lied der Liebe,

das älteste und schönste aus dem Morgenlande.

Neu übersetzt und ästhetisch erklärt

durch

Dr. Friedrich Wilhelm Carl Umbreit.

Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1820.

Im Divan wird der Versuch, in diese Fragmente Zusammenhang zu bringen, zwar wohlgemeint aber unausführbar genannt. Mich dünkt aber, der Versuch ist dießmal glücklich gelungen, und zwar weil er auf die im Divan angegebene Zerstückelung gegründet ist. Nämlich als Gegenstand des Ganzen nimmt der Verfasser an: nur Wärme und Entzücken im vollen Genusse der sinnlichen Gegenwart. (S. 33.)

Der besondere Inhalt ist: Ein junges schönes Hirtenmädchen, während es von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs gestellt war, wird in Salomons Frauengemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferin unaussprechlich und bestimmt sie zu seiner ersten Gemahlin. Aber das Mädchen hat ihre Liebe

Suleika.

Was bedeutet die Bewegung?
Bringt der Oſt mir frohe Kunde?
Seiner Schwingen friſche Regung
Kühlt des Herzens tiefe Wunde.

Koſend ſpielt er mit dem Staube,
Jagt ihn auf in leichten Wölkchen,
Treibt zur ſichern Rebenlaube
Der Inſecten frohes Völkchen.

Lindert ſanft der Sonne Glühen,
Kühlt auch mir die heißen Wangen,
Küßt die Reben noch im Fliehen,
Die auf Feld und Hügel prangen.

Und mir bringt ſein leiſes Flüſtern
Von dem Freunde tauſend Grüße;
Es noch dieſe Hügel düſtern
Grüßen mich wohl tauſend Küſſe.

ſchon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimath gewidmet. Bei ihm iſt ſie im Wachen und Träumen, und der Geliebte ſehnt ſich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salomo ſie zur erſten Königin einweiht, ſie mit aller Pracht und höchſten Liebkoſungen umgibt. Sie bleibt kalt und der König muß ſie in ihre Thäler wieder ziehen laſſen. Die ſich wieder findenden Liebenden beſiegeln den Bund ewiger Treue ihrer Herzen unter dem Apfelbaum ihrer erſten ſüßen Zuſammenkunft.

Die Anlage und Ausführung iſt dramatiſch, alle Betheiligten äußern ſich unmittelbar jedes auf ſeinem Ort, ſeiner Lage, ſeinen Neigungen und Wünſchen gemäß. Und ſo löſt ſich der epiſche Unzuſammenhang doch in einem Zuſammenhange auf.

VI.

Volkspoeſie.

Wie David königlich zur Harfe ſang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Perſers Buibul Roſenbuſch umhangt,
Und Schlangenkraut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Geſänge ſich ermuntern, —
Ein Erdenreigen harmoniſch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Euch gleicher Gabe wohlgemuth erfreuen!

Volkspoesie.

Meine frühere Vorliebe für eigenthümliche Volksgesänge hat späterhin nicht abgenommen, vielmehr ist sie durch reiche Mittheilungen von vielen Seiten her nur gesteigert worden.

Besonders erhielt ich von Osten, theils einzeln, theils in Massen, dergleichen Lieder verschiedener Völkerschaften; die Gesänge reichen vom Olympus bis an's baltische Meer und von dieser Linie immer landeinwärts gegen Nordosten.

Die Unentschlossenheit aber zu irgend einer Herausgabe derselben mag theils daher abzuleiten seyn, daß mich gar mannichfaltiges Interesse hin und wieder zog, aber eigentlich ist folgendem Umstand die Schuld beizumessen.

Alle wahren Nationalgedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deßhalb werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken.

Man sehe die sechs mitgetheilten neugriechischen; man wird die kräftigen Contraste zwischen tüchtigem

Freiſinn in der Wildniß und einer, zwar geordneten, aber doch immer unzulänglichen barbariſchen Uebergewalt bewundern. Allein vielleicht würde man mit einem Dutzend oder anderthalben den widerſpenſtigen Charakter ſchon ganz dargeſtellt haben und auf Wiederholungen treffen, wie uns denn ſelbſt begegnet, daß wir, wie in unſern Volksliedern auch vorkommt, auf mehr oder weniger glückliche Variationen deſſelben Thema's, auf zuſammengeſchmolzene fremdartige Fragmente und dergleichen ſchon öfters ſtoßen mußten.

Merkwürdig bleibt es jedoch wie ſehr die einzelnen oben angedeuteten Völkerſchaften ſich wirklich unter einander in ihren Liedern entſchieden auszeichnen; welchen Charakter wir nicht im allgemeinen ausſprechen, ſondern lieber nach und nach durch Beiſpiele vorführen wollen.

Indem uns nun zu dieſem Zweck von allen Seiten Beiträge höchſt willkommen ſeyn werden, ſo erſuchen wir ſchließlich den Freund, der uns im Sommer 1815 zu Wiesbaden neugriechiſche Lieder im Original und glücklich überſetzt vorlegte, einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zuſagend, ſich mit uns hierüber zu verſtändigen und zu der ausgeſprochenen löblichen Abſicht mitzuwirken.

Frithiof's Saga.

Angekündigt war im Morgenblatt Nr. 165, 1822 eine neue Behandlung jener kühnen frischen, nordischen Ueberlieferung, welche der geniale Tegnér unternommen. Die dort aufgeführten, von Frau von Helwig mit Glück übersetzten kleinen Gedichte dienen als Einleitung und Fortschritt des Ganzen; sie sind jederman zugänglich und wir geben daher nur kürzlich ihren Inhalt.

I.

Frithiof und Bydrn, zwey kühne Seehelden, werden tief im Winter durch's Eis an's Land getrieben; dort herrscht weit und breit ein bejahrter König, Namens Ring, der Frithiof's Braut, Ingeborg, sich früher angemaßt hatte. Der Seeheld von unbezwinglichem Verlangen getrieben die Geliebte noch einmal zu sehen, geht leidenschaftlich, aber in friedfertigen Gesinnungen, nach Hofe, zum hochgefeierten Weihnachtsfeste;

II.

und zwar als Greis, in Bärenfelle gekleidet, ein Hülfsbedürftiger. Das Hofgesinde neckt und beleidigt ihn,

aufgeregt beweiſt er ſeine Kraft, und aus der rohen thieriſchen Maske tritt ein Heldenjüngling hervor. Der alte behagliche Fürſt nimmt's gut auf und bietet ihm die Gaſtfreundſchaft für den Winter an. König und Königin haben ihn erkannt, thun aber nicht dergleichen.

III.

Der König mit ſeiner Gemahlin wagt ſich im Schlitten auf's Eis, bricht ein und wird vom Fremdling errettet, der bis zum Frühling am Hofe verweilt. Die Neigung zu Ingeborg tritt mit aller Kraft hervor.

IV.

Nun ruft die Jagd in's Freie; man verfolgt das Wild mit Eifer. Der König, ermüdet, legt ſich ſchlafen in den Schoß des Fremden. Ein ſchwarzer Vogel ſingt in den Birkenzweigen und treibt ihn den König zu ermorden; ein weißer Vogel räth ab. Frithiof wirft ſein Schwert weg, der König erwacht und fragt nach dem Schwerte. Er hat nicht geſchlafen und macht Frithiof Vorwürfe, daß er nicht mit Heereskraft, ſondern hinterliſtig zu ihm gekommen ſey; ſodann zeigt er ſich mäßig und wohlwollend und vermacht, in Erwartung eines baldigen Endes, ihm Reich und Gemahlin.

Frithiof ſchlägt's aus, bekennt daß ihn die Götter haſſen und verfolgen, daß auch ſie nur ihm Ingeborg geraubt und einem andern übergeben, weil er, ein roher Krieger, ihre Tempel geplündert und verbrannt.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16276/02

Darüber kann er sich nicht beruhigen und beharrt bei dem Vorsatze wieder auf's Meer in das alte wilde, wüste Leben zurückzukehren. So weit das Morgenblatt.

V.

Eine neu mitgetheilte Romanze gibt uns Nachricht von König Rings natürlichem Ableben, der, als reich und friedlich gesinnt, die Seinen viele Jahre zu beglücken und zu beschützen wußte. In solchem Sinne wird er denn von den Asen im Wallhalla-Saal freundlichst aufgenommen.

Diese fünf Absätze machen schon ein Ganzes und können wohl ohne Einschiebung anderer Motive als Folge gelten. Das sechste Lied geben wir ganz, weil es, die Entwicklung scheinbar heranführend, die Verwicklung nur noch größer macht.

Wie vorzüglich diese Gedichte seyen, dürfen wir unsern, mit dem Norden befreundeten, Lesern nicht erst umständlich vorrechnen. Möge der Verfasser auf's eiligste das ganze Werk vollenden und die werthe Uebersetzerin auch in ihrer Arbeit sich gefallen, damit wir dieses See-Epos in gleichem Sinn und Ton vollständig erhalten. Nur das Wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantisch-barbarische Dichtart, ohne daß wir recht wissen wie es zugeht, uns auf eine neue, sinnig-zarte Weise, und doch unentstellt, höchst angenehm entgegen kommt.

VI.

Die Königs-Wahl.

Zu Ding, zu Ding! — Eilbotschaft geht
Von Berg zu Thal:
Fürst Ring ist todt, heut nun steht
Die Königs-Wahl.

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Hut,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor;
Es schneidet gut.

Die Knaben schaun mit Freuden drein
Auf Stahles Licht;
Und heben wohl das Schwert zu zweyn,
Eins kennt' es nicht.

Den Helm dort fegt das Mägdlein schlank
Mit emsigem Sinn
Und schaut errötheud, da er blank,
Ihr Bild darin.

Zuletzt holt er den Schild herbei,
Ein Mond im Blut! —
Heil Dir, Du ehrner Wehrmann frei,
Du Bauer zur! —

Stets deiner freien Brust entstieg
Der Ehre Saat,
Des Landes Wall bist Du im Krieg,
Des Stimm' im Rath.

Und ſo kannſt du weiter ziehen!
Diene Freunden und Betrübten.
Dort wo hohe Mauern glühen,
Find' ich bald den Vielgeliebten.

Ach, die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfriſchtes Leben
Wird mir nur aus ſeinem Munde,
Kann mir nur ſein Athem geben.

So sammelt sich bei Schild-Getön
Die Schaar im Feld,
Zum offnen Ting, der Himmel schön
Ist ihr Gezelt.

Hoch ragt dort Frithiof auf dem Stein;
Zur Seit' ihm war
Der Königs-Sohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

Da fleucht ein Murmeln durch den Kreis:
„Ein Kind ist's dort,
„Das Männer nicht zu führen weiß
„Mit Fürsten Wort."

Doch Frithiof auf das Schild-Rund schwang
Das Kind sogleich:
„Schaut! — von der Eiche die da sank
„Grünt hier ein Zweig! —

„Erkennt im holden Kindes-Bild
„Den Stamm so hehr;
„Er fühlt so leicht sich auf dem Schild
„Wie Fisch im Meer.

„Ihm schützen will ich vor Gefahr
„Sein Reich und Land,
„Und setz' ihm einst Rings Kron' auf's Haar
„Mit eigner Hand.

„Forsete-Baldurs hoher Sohn!
„Ich rufe Dich
„Zum Zeugen, weich' ich je davon,
„Zerschmettre mich!" —

Der Knab' indeß auf blankem Stahl
Saß ſtolz vertraut,
Dem jungen Aar gleich, der zum Strahl
Der Sonne ſchaut.

Doch ward zuletzt dem jungen Blut
Das Warten lang,
Daß er mit Eins im raſchen Muth
Zur Erde ſprang.

Da laut rief's aus der Schaar vom Ting
All' gleich geſinnt:
„Dich küren wir! Werd' einſt wie Ring
„Du Schildes-Kind!

„Und bis Du groß, ſoll dieſer Dir
„Zur Seite ſtehn.
„Jarl Fridthof, Dir vermählen wir
„Die Mutter ſchön."

Doch der ſchaut finſter drein und ſpricht:
„'s iſt Königs-Wahl,
„Nicht Hochzeit heut — die feir' ich nicht
„Nach fremder Wahl.

„Zum Zwieſprach muß ich jetzo gehn
„In Baldurs Hain
„Mit meinen Nornen, denn ſie ſtehn
„Und warten mein.

„Ein Wort mit jenen Schild-Jungfrau'n
„Hab' ich im Sinn,
„Die unterm Baum der Zeiten bau'n,
„Und drüber hin.

„Noch zürnt der Gott mit lichtem Haupt
„Und klarem Blick —
„Nur Er, der mir die Braut geraubt,
„Gibt sie zurück.“

Küßt drauf die Stirn dem Königs-Sohn
Und stumm entlang
Der Haide, fern entschwand er schon
Mit stillem Gang.

Serbische Lieder.

Schon seit geraumer Zeit gesteht man den verschiedenen eigenthümlichen Volksdichtungen einen besondern Werth zu, es sey nun daß dadurch die Nationen im Ganzen ihre Angelegenheiten, auf groß- Staats- und Familien-Verhältnisse, auf Einigkeit und Streit, auf Bündnisse und Krieg bezüglich, überliefern, oder daß die Einzelnen ihr stilles häusliches und herzliches Interesse vertraulich geltend machen. Bereits ein halbes Jahrhundert hindurch beschäftigt man sich in Deutschland ernstlich und gemüthlich damit, und ich läugne nicht daß ich unter diejenigen gehöre die ein auf diese Vorliebe gegründetes Studium unabläßig selbst fortsetzten, auf alle Weise zu verbreiten und zu fördern suchten; wie ich denn auch gar manche Gedichte, dieser Sinnes- und Gesanges-Art verwandt, von Zeit zu Zeit dem reinfühlenden Componisten entgegenzubringen nicht unterließ.

Hiebei gestehen wir denn gerne, daß jene sogenannten Volkslieder vorzüglich Eingang gewinnen durch schmeichelnde Melodien, die in einfachen, einer geregelten Musik nicht anzupassenden Tönen einherfließen, sich

meist in weicher Tonart ergehen und so das Gemüth in eine Lage des Mitgefühls versetzen, in der wir einem gewissen allgemeinen unbestimmten Wohlbehagen, wie den Klängen einer Aeolsharfe hingegeben, mit weichlichem Genusse gern verweilen und uns in der Folge immer wieder sehnsüchtig darnach zurückbestreben.

Sehen wir aber endlich solche Gedichte geschrieben oder wohl gar gedruckt vor uns, so werden wir ihnen nur alsdann entschiedenen Werth beilegen, wenn sie auch Geist und Verstand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beschäftigen, und uns eines ursprünglichen Volksstammes Eigenthümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Ueberlieferung darbringen; wenn sie uns die Localitäten woran der Zustand gebunden ist, und die daraus hergeleiteten Verhältnisse, klar und auf das bestimmteste vor die Anschauung führen.

Indem nun aber solche Gesänge sich meist aus einer spätern Zeit herschreiben, die sich auf eine frühere bezieht, so verlangen wir von ihnen einen angeerbten, wenn auch nach und nach modificirten Charakter, zugleich mit einem einfachen, den ältesten Zeiten gemäßen Vortrag; und in solchen Rücksichten werden wir uns an einer natürlichen kunstlosen Poesie nur einfache, vielleicht eintönige, Rhythmen gefallen lassen.

Von gar Mannichfaltigem was in dieser Art neuerlich mitgetheilt worden, nennen wir nur die neugriechischen, die bis in die letzten Zeiten heraufreichen, an

welche die serbischen, obgleich alterthümlicher, gar wohl sich anschließen, oder vielmehr nachbarlich ein- und übergreifen.

Nun bedenke man aber einen Hauptpunkt, den wir hervorzuheben nicht verfehlen: solche Nationalgedichte sind einzeln, außer Zusammenhang, nicht füglich anzusehen noch weniger zu beurtheilen, am wenigsten dem rechten Sinne nach zu genießen. Das allgemein Menschliche wiederholt sich in allen Völkern, gibt aber unter fremder Tracht, unter fernem Himmel kein eigentliches Interesse; das Besonderste aber eines jeden Volks befremdet nur, es erscheint seltsam, oft widerwärtig, wie alles Eigenthümliche das wir noch nicht in einen Begriff auffassen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben: in Masse muß man deßhalb dergleichen Gedichte vor sich sehen, da alsdann Reichthum und Armuth, Beschränktheit oder Weitsinn, tiefes Herkommen oder Tagesflachheit sich eher gewahren und beurtheilen läßt.

Verweilen wir aber nicht zu lange im allgemeinen Vorworte und treten unser Geschäft ungesäumt an. Wir gedenken von serbischen Liedern zunächst zu sprechen.

Man erinnere sich jener Zeiten wo unzählbare Völkerschaften sich von Osten her bewegen, wandernd, stockend, drängend, gedrängt, verwüstend, anbauend, abermals im Besitz gestört und ein altes Nomaden-Leben wieder von vorn beginnend.

Serben und Verwandte, von Norden nach Osten wandernd, verweilen in Macedonien und kehren bald nach der Mitte zurück, nach dem eigentlichen sogenannten Serbien.

Das ältere serbische Locale wäre nun vor allen Dingen zu betrachten, allein es ist schwer sich davon in der Kürze einen Begriff zu machen. Es blieb sich wenige Zeiten gleich, wir finden es bald ausgedehnt, bald zusammengedrängt, zersplittert oder gesammelt, wie innere Spaltung oder äußerer Druck die Nation bedingte.

Auf alle Fälle denke man sich die Landschaft weiter und breiter als in unsern Zeiten, und will man sich einigermaßen an Ort und Stelle versetzen, so halte man vorerst an dem Zusammenfluß der Save mit der Donau, wo wir gegenwärtig Belgrad gelegen finden. Bewegt sich die Einbildungskraft an dem rechten Ufer des erstern Flusses hinauf, des andern hinunter, hat sie diese nördliche Gränze gewonnen: so erlaube sie sich dann südwärts in's Gebirg und darüber weg, bis zum adriatischen Meer, ostwärts bis gegen Montenegro hin zu schweifen.

Schaut man sich sodann nach näheren und fernen Nachbarn um, so findet man Verhältnisse zu den Venetianern, zu den Ungarn und sonstigen wechselnden Völkern; vorzüglich aber in früherer Zeit zum griechischen Kaiserthum, bald Tribut gebend, bald empfangend, bald als Feind, bald als Hülfsvolk; späterhin

bleibt mehr oder weniger daſſelbe Verhältniß zum türkiſchen Reich.

Wenn nun auch die zuletzt Eingewanderten eine Liebe zu Grund und Boden in der Flußregion der Donau gewannen, und, um ihren Beſitz zu ſichern, auf den nächſten und ferneren Höhen, ſo Schlöſſer als befeſtigte Städte erbauten, ſo bleibt das Volk immer in kriegeriſcher Spannung; ihre Verfaſſung iſt eine Art von Fürſtenverein unter dem loſen Band eines Oberherrn, dem einige auf Befehl, andere auf höfliches Erſuchen wohl Folge leiſten.

Bei der Erbfolge jedoch gröſterer und kleinerer Deſpoten hält man viel, ja ausſchließlich, auf uralte Bücher, die entweder in der Hand der Geiſtlichkeit verwahrt liegen, oder in den Schatzkammern der einzelnen Theilnehmer.

Ueberzeugen wir uns nun, daß vorliegenden Gedichten, ſo ſehr ſie auch der Einbildungskraft gehören, doch ein hiſtoriſcher Grund, ein wahrhafter Inhalt eigen ſey, ſo entſteht die Frage: inwiefern die Chronologie derſelben auszumitteln möglich, d. h. hier: in welche Zeit das Factum geſetzt, nicht aus welcher Zeit das Gedicht ſey? eine Frage die ohnehin bei mündlich überlieferten Geſängen ſehr ſchwer zu beantworten ſeyn möchte. Ein altes Factum iſt da, wird erzählt, wird geſungen, wieder geſungen; wann zum erſten- oder zum letztenmal? bleibt unerörtert.

Und

Und so wird sich denn auch jene Zeitrechnung serbischer Gedichte erst nach und nach ergeben; wenige scheinen vor Ankunft der Türken in Europa, vor 1355 sich auszusprechen, sodann aber bezeugen mehrere deutlich den Hauptsitz des türkischen Kaisers in Adrianopel; spätere fallen in die Zeit, wo nach Eroberung von Byzanz die türkische Macht den Nachbarn immer fühlbarer wurde; zuletzt sieht man in den neuesten Tagen Türken und Christen friedlich durcheinander leben, durch Handel und Liebesabenteuer wechselseitig einwirkend.

Die ältesten zeichnen sich bei schon bedeutender Cultur durch abergläubisch barbarische Gesinnungen aus; es finden sich Menschenopfer und zwar von der widerwärtigsten Art. Eine junge Frau wird eingemauert, damit die Feste Scutari erbaut werden könne, welches um so roher erscheint als wir im Orient nur geweihte Bilder gleich Talismanen an geheimgehaltenen Orten in den Grund der Burgen eingelegt finden, um die Unüberwindlichkeit solcher Schutz- und Trutz-Gebäude zu sichern.

Von kriegerischen Abenteuern sey nun billig vorerst die Rede. Ihr größter Held Marko, der mit dem Kaiser zu Adrianopel in leidlichem Verhältniß steht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem griechischen Hercules, dem persischen Rustan auftreten, aber freilich in scythisch höchstbarbarischer Weise. Er ist der oberste und unbezwinglichste aller serbischen Helden, von gränzen-

loser Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundert und funfzig Jahre und wird selbst dreyhundert Jahre alt; er stirbt zuletzt bei vollkommenen Kräften und weiß selbst nicht wie er dazu kommt.

Die frühste dieser Epochen sieht also ganz heidnisch aus, die mittleren Gedichte haben einen christlichen Anstrich; er ist aber eigentlich nur kirchlich. Gute Werke sind der einzige Trost dessen, der sich große Unthaten nicht verzeihen kann. Die ganze Nation ist eines poetischen Aberglaubens; gar manches Ereigniß wird von Engeln durchflochten, dagegen keine Spur eines Satans; rückkehrende Todte spielen große Rollen; auch durch wunderliche Ahnungen, Weissagungen, Vögelbotschaften werden die wackersten Menschen verschüchtert.

Ueber alle jedoch und überall herrscht eine Art von unvernünftiger Gottheit. Durchaus waltet ein unwiderstehlich Schicksalswesen, in der Einöde hausend, Berg und Wälder bewohnend, durch Ton und Stimme Weissagung und Befehl ertheilend, Wila genannt, der Eule vergleichbar, aber auch manchmal in Frauengestalt erscheinend, als Jägerin höchst schön gepriesen, endlich sogar als Wolkensammlerin geltend: im Allgemeinen aber von den ältesten Zeiten her, wie überhaupt alles sogenannte Schicksal, das man nicht zur Rede stellen darf, mehr schadend als wohlthätig.

In der mittlern Zeit haben wir den Kampf mit den

Hochbild.

Die Sonne, Helios der Griechen,
Fährt prächtig auf der Himmelsbahn,
Gewiß, das Weltall zu besiegen,
Blickt er umher, hinab, hinan.

Er sieht die schönste Göttin weinen,
Die Wolkentochter, Himmelskind,
Ihr scheint er nur allein zu scheinen;
Für alle heitre Räume blind

Versenkt er sich in Schmerz und Schauer
Und häufiger quillt ihr Thränenguß:
Er sendet Lust in ihre Trauer
Und jeder Perle Kuß auf Kuß.

Nun fühlt sie tief des Blicks Gewalten
Und unverwandt schaut sie hinauf;
Die Perlen wollen sich gestalten:
Denn jede nahm sein Bildniß auf.

überhand nehmenden Türken zu beachten bis zur Schlacht vom Amſelfelde 1389, welche durch Verrath verloren wird, worauf die gänzliche Unterjochung des Volkes nicht ausbleibt. Von den Kämpfen des Czerni Georg ſind wohl auch noch dichteriſche Denkmale übrig geblieben; in der allerneueſten Zeit ſchließen ſich die Stoßſeufzer der Sulioten unmittelbar an; zwar in griechiſcher Sprache aber im allgemeinen Sinn unglücklicher Mittelnationen, die ſich nicht in ſich ſelbſt zu gründen und gegen benachbarte Macht nicht in's Gleichgewicht zu ſetzen geeignet ſind.

Die Liebeslieder, die man aber auch nicht einzeln, ſondern in ganzer Maſſe an ſich heran nehmen, genießen und ſchätzen kann, ſind von der größten Schönheit; ſie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander, zugleich werden ſie geiſtreich, ſcherzhaft anmuthig; gewandte Erklärung, von einer oder von beiden Seiten, überraſcht und ergötzt; man iſt klug und kühn, Hinderniſſe zu beſiegen, um zum erſehnten Beſitz zu gelangen; dagegen wird eine ſchmerzlich empfundene unheilbare Trennung auch wohl durch Ausſichten über das Grab hinüber beſchwichtigt.

Alles was es auch ſey iſt kurz, aber zur Genüge dargeſtellt, meiſtens eingeleitet durch eine Naturſchilderung, durch irgend ein landſchaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elements. Immer bleiben die Empfin-

dungen die wahrhaftesten. Ausschließliche Zärtlichkeit ist der Jugend gewidmet, das Alter verschmäht und hintangesetzt; allzu willige Mädchen werden abgelehnt und verlassen; dagegen erweist sich auch wohl der Jüngling flüchtig, ohne Vorwand, mehr seinem Pferd als seiner Schönen zugethan. Hält man aber ernstlich und treulich zusammen, so wird gewiß die unwillkommene Herrschaft eines Bruders, oder sonstiger Verwandten, wenn sie Wahl und Neigung stört, mit viel Entschlossenheit vernichtet.

Solche Vorzüge werden jedoch nur an und durch sich selbst erkannt, und es ist schon gewagt die Mannichfaltigkeit der Motive und Wendungen, welche wir an den serbischen Liebesliedern bewundern, mit wenig Worten zu schildern, wie wir gleichwohl in folgendem, zu Anregung der Aufmerksamkeit zu thun uns nicht versagen.

1) Sittsamkeit eines serbischen Mädchens, welches die schönen Augenwimpern niemals aufschlägt. Von unendlicher Schönheit. 2) Scherzhaft leidenschaftliche Verwünschung eines Geliebten. 3) Morgengefühl einer aufwachenden Liebenden. Der Geliebte schläft so süß, sie scheut sich ihn zu wecken. 4) Scheiden zum Tode; wunderbar: Rose, Becher und Schneeball. 5) Sarajewo durch die Pest verwüstet. 6) Verwünschung einer Ungetreuen. 7) Liebesabenteuer; seltsamlich: Mädchen im Garten. 8) Freundesbotschaft, der Verlobten gebracht durch zwey Nachtigallen, welche ihren dritten

Gesellen den Bräutigam vermissen. 9) Lebensüberdruß, über ein erzürntes Liebchen; drei Wehe sind ausgerufen. 10) Innerer Streit des Liebenden der als Brautführer seine Geliebte einem Dritten zuführen soll. 11) Liebeswunsch; ein Mädchen wünscht ihrem Geliebten als quellender Bach durch den Hof zu fließen. 12) Jagdabenteuer; gar wunderlich. 13) Besorgt um den Geliebten will das Mädchen nicht singen, um nicht froh zu scheinen. 14) Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Witwe freie, der Alte die Jungfrau. 15) Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freiheit gebe. 16) Das Mädchen schilt den Wankelmuth der Männer. 17) Vertraulich-frohes Gespräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr seines Herrn Neigung und Absichten verräth. 18) Fluch dem Ungetreuen. 19) Wohlwollen und Sorge. 20) Die Jugend dem Alter vorgezogen, auf gar liebliche Weise. 21) Unterschied von Geschenk und Ring. 22) Hirsch und Wila. Die Waldgöttin tröstet den liebekranken Hirsch. 23) Mädchen vergiftet ihren Bruder, um den Liebsten zu erlangen. 24) Mädchen will den Ungeliebten nicht. 25) Die schöne Kellnerin; ihr Geliebter ist nicht mit unter den Gästen. 26) Liebevolle Rast nach Arbeit; sehr schön! es hält Vergleichung aus mit dem Hohenliede. 27) Gebundenes Mädchen, Capitulation um Erlösung. 28) Zwiefache Verwün-

schung, ihrer eigenen Augen und des ungetreuen Liebhabers. 29) Vorzug des kleinen Mädchens und sonstiger Kleinheiten. 30) Finden und zartes Aufwecken der Geliebten. 31) Welches Gewerbes wird der Gatte seyn? 32) Liebesfreuden verschwatzt. 33) Treu im Tode; vom Grabe aufblühende Pflanzen. 34) Abhaltung; die Fremde fesselt den Bruder, der die Schwester zu besuchen zögert. 35) Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet sie am Tage, überrascht sie zu Nacht. 36) Im Schnee geht das verlassene Mädchen, fühlt aber nur das erkältete Herz. 37) Drey Mädchen wünschen, Ring, Gürtel, den Jüngling. Die letzte hat das beste Theil erwählt. 38) Schwur zu entbehren, Reue deßhalb. 39) Stille Neigung; höchst schön. 40) Die Vermählte, früher den Wiederkehrenden liebend. 41) Hochzeit-Anstalten, Ueberraschung der Braut. 42) Eilig neckisch. 43) Gehinderte Liebe, verwelkte Herzen. 44) Herzog Stephans Braut hintangesetzt. 45) Welches Denkmal dauert am längsten? 46) Klein und gelehrt. 47) Gatte über alles, über Vater, Mutter und Brüder, an den gerüsteten Gemahl. 48) Tödtliche Liebeskrankheit. 49) Nah und versagt. 50) Wen nahm sich das Mädchen zum Vorbild? 51) Mädchen als Fahnenträger. 52) Die gefangene bald befreite Nachtigall. 53) Serbische Schönheit. 54) Locken wirkt am sichersten. 55) Belgrad in Flammen.

Von der Sprache nunmehr mit wenigem das Nöthige zu melden, hat seine besondere Schwierigkeit.

Die serbische theilt sich in zwei Hauptdialekte, den nördlichen und südlichen. Dem ersten gehört das Russische, Polnische, Böhmische, dem letzten fallen Slovenen, Bulgaren und Serben zu.

Die serbische Mundart ist also eine Unterabtheilung des südslavischen Dialekts, sie lebt noch in dem Munde von fünf Millionen Menschen und darf unter allen südslavischen für die kräftigste geachtet werden.

Ueber ihre Vorzüge jedoch waltet in der Nation selbst ein Widerstreit; zwey Parteyen stehen gegen einander und zwar folgendermaßen:

Die Serben besitzen eine alte Bibel-Uebersetzung aus dem neunten Jahrhundert, geschrieben in einem verwandten Dialekt, dem altpannonischen. Dieser wird nun von der Geistlichkeit und allen die sich den Wissenschaften widmen, als Sprachgrund und Muster angesehen; sie bedienen sich desselben im Reden, Schreiben und Verhandeln, fördern und begünstigen ihn; dagegen halten sie sich entfernt von der Sprache des Volks, schelten diese als abgeleitet von jenem und als Verderb des ächten rechtmäßigen Idioms.

Betrachtet man aber diese Sprache des Volks genauer, so erscheint sie in ursprünglicher Eigenthümlichkeit, von jener im Grunde verschieden und in sich selbst le-

bendig, allem Ausdruck des thätigsten Wirkens und eben so poetischer Darstellung genügend. Die in derselben verfaßten Gedichte sind es, von denen wir sprechen, die wir loben, die aber von jenem vornehmern Theil der Nation gering geschätzt werden; deßwegen sie auch niemals aufgeschrieben noch weniger abgedruckt worden. Daher rührte denn auch die Schwierigkeit sie zu erlangen, welche viele Jahre unüberwindlich schien, deren Ursache uns aber jetzt erst, da sie gehoben ist, offenbar wird.

Um nun von meinem Verhältniß zu dieser Literatur zu reden, so muß ich vorerst gestehen daß ich keinen der slavischen Dialekte, unerachtet mehrerer Gelegenheiten, mir jemals eigen gemacht noch studirt und also von aller Original-Literatur dieser großen Völkerschaften völlig abgeschlossen blieb, ohne jedoch den Werth ihrer Dichtungen, insofern solche zu mir gelangten, jemals zu verkennen.

Schon sind es funfzig Jahre, daß ich den Klaggesang der edlen Frauen Asan Aga übersetzte, der sich in des Abbate Fortis Reisen auch von da in den Morlackischen Notizen der Gräfin Rosenberg finden ließ. Ich übertrug ihn nach dem beigefügten Franzosischen, mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals. Gar manche Sendung erhielt ich auf lebhaftes Anfragen sodann von Gedichten sämmtlicher slavischen Sprachen; jedoch nur einzeln sah ich sie vor

mir, weder einen Hauptbegriff konnt' ich faſſen, noch die Abtheilungen charakteriſtiſch ſondern.

Was nun aber die ſerbiſchen Gedichte betraf, ſo blieb ihre Mittheilung aus oben gemeldeter Urſache ſchwer zu erlangen. Nicht geſchrieben, ſondern durch mündlichen Vortrag, den ein ſehr einfaches Saiteninſtrument, Gusle genannt, begleitet, waren ſie in dem niedern Kreiſe der Nation erhalten worden; ja es ereignete ſich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte dergleichen Lieder zu dictiren, daß dieſes Geſuch abgeſchlagen wurde, weil die guten einfachen Menſchen ſich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunſtloſen im eigenen Vaterlande von gebildeten Männern verachteten Geſänge einigermaßen hochſchätzen könne. Sie fürchteten vielmehr daß man dieſe Naturlieder mit einer ausgebildeten deutſchen Dichtkunſt ungünſtig vergleichen und dadurch den roheren Zuſtand ihrer Nation ſpöttiſch kund zu geben gedenke. Von dem Gegentheil und einer ernſtlichen Abſicht überzeugte man ſie durch die Aufmerkſamkeit der Deutſchen auf jenen Klaggeſang, und mochte denn wohl auch durch gutes Betragen die längſterſehnte Mittheilung obgleich nur einzeln hin und wieder erlangen.

Alles dieſes war jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüchtiger Mann Namens Wuk Stephanowitſch Karadgitſch, geboren 1787 und erzogen an der Scheide von Serbien und Bosnien, mit ſeiner Mutter-

ſprache, die auf dem Lande weit reiner als in den Städten geredet wird, frühzeitig vertraut geworden wäre und ihre Volkspoeſie liebgewonnen hätte. Er benahm ſich mit dem größten Ernſt in dieſer Sache und gab im Jahre 1814 in Wien eine ſerbiſche Grammatik an den Tag und zugleich ſerbiſche Volkslieder hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich ſie mit einer deutſchen Ueberſetzung; auch jener Trauergeſang fand ſich nunmehr im Original; allein wie ſehr ich auch die Gabe werth hielt, wie ſehr ſie mich erfreute, ſo konnt' ich doch zu jener Zeit noch zu keinem Ueberblick gelangen. In Weſten hatten ſich die Angelegenheiten verwirrt, und die Entwicklung ſchien auf neue Verwirrung zu deuten; ich hatte mich nach Oſten geflüchtet und wohnte in glücklicher Abgeſchiedenheit eine Zeit lang entfernt von Weſten und Norden.

Nun aber enthüllt ſich dieſe langſam reifende Angelegenheit immer mehr und mehr. Herr Wuk begab ſich nach Leipzig, wo er in der Breitkopf-Härtel'ſchen Officin drey Bände Lieder herausgab, von deren Gehalt oben geſprochen wurde, ſodann Grammatik und Wörterbuch hinzufügte, wodurch denn dieſes Feld dem Kenner und Liebhaber um vieles zugänglicher geworden.

Auch brachte des werthen Mannes Aufenthalt in Deutſchland denſelben in Berührung mit vorzüglichen Männern. Bibliothekar Grimm in Kaſſel ergriff mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbiſche; er überſetzte die Wukiſche Grammatik und be-

gabte ſie mit einer Vorrede die unſern obigen Mittheilungen zum Grunde liegt. Wir verdanken ihm bedeutende Ueberſetzungen, die in Sinn und Sylbenmaß jenes Nationelle wiedergeben.

Auch Prof. Vater, der gründliche und zuverläſſige Forſcher, nahm ernſtlichen Theil, und ſo rückt uns dieſes bisher fremd gebliebene und gewiſſermaßen zurückſchreckende Studium immer näher.

Auf dieſem Punkt nun wie die Sachen gekommen ſind, konnte nichts erfreulicher ſeyn als daß ein Frauenzimmer von beſondern Eigenſchaften und Talenten, mit den ſlaviſchen Sprachen durch einen frühern Aufenthalt in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die ſerbiſche entſchied, ſich mit aufmerkſamſter Thätigkeit dieſem Lieder-Schatz widmete und jener langwierigen Säumniß durch eine reiche Leiſtung ein Ende machte. Sie überſetzte, ohne äußeren Antrieb, aus innerer Neigung und Gutachten, eine große Maſſe der vorliegenden Gedichte und wird in einem Octavband ſo viel derſelben zuſammenfaſſen als man braucht um ſich mit dieſer ausgezeichneten Dichtart hinreichend bekannt zu machen. An einer Einleitung wird's nicht fehlen, die das was wir vorläufig hier eingeführt, genauer und umſtändlicher darlege, um einen wahren Antheil dieſer verdienſtvollen neuen Erſcheinung allgemein zu fördern.

Die deutſche Sprache iſt hiezu beſonders geeignet; ſie ſchließt ſich an die Idiome ſämmtlich mit Leichtigkeit

an; sie entsagt allem Eigensinn und fürchtet nicht daß man ihr Ungewöhnliches, Unzulässiges vorwerfe; sie weiß sich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, so wohl zu finden, daß wenn man auch ihren Autoren bei selbsteignen Productionen irgend eine seltsamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, sie dürfe sich bei Uebersetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.

Und es ist keine Kleinigkeit wenn eine Sprache dieß von sich rühmen darf: denn müssen wir es zwar höchst dankenswerth achten, wenn fremde Völkerschaften dasjenige nach ihrer Art sich aneignen was wir selbst innerhalb unseres Kreises Originelles hervorgebracht, so ist es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Ausheimische bei uns zu suchen haben. Wenn uns eine solche Annäherung ohne Affectation wie bisher nach mehrern Seiten hin gelingt, so wird der Ausheimische in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müssen, und die Waaren, die er aus der ersten Hand zu nehmen beschwerlich fände, durch unsere Vermittelung empfangen.

Um also nun vom Allgemeinsten in's Besonderste zurückzukehren, dürfen wir ohne Widerrede behaupten, daß die serbischen Lieder sich in deutscher Sprache besonders glücklich ausnehmen. Wir haben mehrere Beispiele vor uns, Wuk Stephanowitsch übersetzte uns zu Liebe

Und ſo, umkränzt von Farb' und Bogen,
Erheitert leuchtet ihr Geſicht,
Entgegen kommt er ihr gezogen;
Doch er, doch ach! erreicht ſie nicht.

So, nach des Schickſals hartem Looſe,
Weichſt du mir, Lieblichſte, davon;
Und wär' ich Helios der Große
Was nützte mir der Wagenthron?

mehrere derſelben wörtlich, Grimm auf ſeinem Wege war geneigt ſie im Sylbenmaße darzuſtellen; auch Vatern ſind wir Dank ſchuldig, daß er uns das wichtigſte Gedicht: die Hochzeit des Maxim Cernojewitſch, im Auszuge proſaiſch näher brachte, und ſo verdanken wir denn auch der raſchen unmittelbar einwirkenden Theilnahme unſerer Freundin ſchnell eine weitere Umſicht die, wie wir hoffen, das Publicum bald mit uns theilen wird.

Volkslieder der Serben,

übersetzt von Fräulein von Jakob.

Göttingische gelehrte Anzeigen, Stück 192.

Grimm's Recensionen.

Auszug daraus.

Die Lieder nahe zu unübersetzlich.

Glückwunsch zu dieser Uebersetzung.

Aufmunterung, ja Aufforderung an alle Gebildeten, sie zu lesen.

Betrachtung des Uebersetzens.

Lage der ersten Uebersetzer.

Liebe zum Original.

Wunsch es seiner Nation bekannt und angenehm zu machen.

Furcht vor den Eigenthümlichkeiten seiner Nation.

Annäherung bis zur Untreue, so daß das Original nicht mehr kenntlich ist.

Vergleichung älterer und neuerer deutscher Uebersetzungen.

Die Sprache gewinnt immer mehr Biegsamkeit sich andern Ausdrucksweisen zu fügen; die Nation gewöhnt

ſich immer mehr, Fremdartiges aufzunehmen, ſowohl in Wort als Bildung und Wendung.

Die Ueberſetzerin hat das Glück in eine ſolche Zeit zu kommen; ſie hat nicht nöthig, ſich vom Original weit zu entfernen; ſie hält am Sylbenmaß und genaueren Vortrag.

Erwünſcht, daß die Ueberſetzung in frauenzimmerliche Hände gefallen; denn genau beſehen, ſtehen die ſerbiſchen Zuſtände, Sitten, Religion, Denk- und Handels-Weiſe ſo weit von uns ab, daß es doch einer Art von Einſchmeicheln bei uns bedurfte, um ſie durchaus gangbar zu machen.

Es iſt nicht wie mit dem nordweſtlichen Oſſianiſchen Wolkengebilde, das als geſtaltlos, epidemiſch und contagios in ein ſchwaches Jahrhundert ſich herein ſenkte und ſich mehr als billigen Antheil erwarb; dieſes ſüdöſtlich-Nationelle iſt hart, rauh, widerborſtig; ſelbſt die beſten Familienverhältniſſe löſen ſich gar bald in Haß und Parteyung auf.

Das Verhältniß gegen die Europa antaſtenden Türken iſt zweydeutig, wie aller ſchwächern Völker gegen das mächtige. Schon fügt ſich ein Theil dem Sieger und Ueberwinder, daher werden die kräftiger Widerſtehenden verrathen, und die Nation, für die ſie Partey genommen, geht unter vor unſern Augen.

Dieſe unerfreulichen Ereigniſſe werden noch mehr verdüſtert durch eine bloß formelle Religion, durch eine

Buch- und Pergament-Autorität, wodurch allein barbarischer Gewaltthätigkeit Einhalt gethan wird; durch einen seltsamen ahnungsvollen Aberglauben, der die Vögel als Boten gelten läßt, durch Menschenopfer Städte zu festigen denkt, dem eine Schicksalsgöttin, erst als ferne Laut- und Berg-Stimme bis zur sichtbaren schönen Jägerin, bis zum verwundbaren Wesen, in den wichtigsten Angelegenheiten gehorchen muß.

Noch nicht genug. Todte stehen auf und besuchen auferstehende Todte; von Engeln läßt sich hie und da was blicken, aber untröstlich, und nirgendshin ist ein freier und ideeller Blick zu thun.

Dagegen finden wir einen absoluten monstrosen Helden, kurz gebunden, wie irgend einer, der uns, so sehr wir ihn auch anstaunen, keineswegs anmuthen mag. Eine unglückliche Mohrenprinzeß, welche ihn im Gefängniß ungesehen durch freundliche Worte tröstet, ihn befreit und schatzbeladen zu Nachtzeit mit ihm entweicht, die er in der Finsterniß liebevoll umfängt. Als er aber Morgens das schwarze Gesicht und die blanken Zähne gewahr wird, zieht er ohne weiteres den Säbel und haut ihr den Kopf ab, der ihm sodann noch Vorwürfe nachruft. Schwerlich wird er durch die Kirchen und Klöster, die er hierauf reuig stiftet, die Gottheit und unsre Gemüther versöhnen. Nun freilich imponirt er uns, wenn er den Blick des unüberwindlich bösen Bogdan durch seinen Heldenblick zurückdrängt, so daß

jener

jener nichts weiter mit ihm zu thun haben will; wenn er die Wila ſelbſt beſchädigt und ſie Beſchluß und That zurückzunehmen zwingt. Wir können uns die Art von Verehrung, die das Unbedingte in der Erſcheinung immer abzwingt, nicht verſagen, aber wohlthuend iſt er uns ſo wenig als ſeine Genoſſen.

Alles dieſes iſt zwar als charakteriſtiſch, aber nicht zu Ungunſten von uns aufgeſtellt; ich will nur dadurch noch einleuchtender machen, wie es uns zum größten Vortheil gereiche, daß dieſe barbariſchen Gedichte durch den Sinn und die Feder eines deutſchen talentvollen Frauenzimmers durchgegangen. Was ſie aufnehmen konnte wird uns nicht widerwärtig ſeyn; was ſie mittheilen wollte werden wir dankbar anerkennen.

Jene ſtrenge Darſtellung ſoll eigentlich nur den deutſchen Leſer auf einen ernſten Inhalt des Buches vorbereiten; denn ſelbſt die zarten Liebesgedichte von der größten Schönheit haben etwas Fremdes, und die Heldengedichte, wenn ſie gleich von den leiſeſten menſchlichen Empfindungen durchflochten ſind, halten ſich von uns immer in einer gewiſſen Entfernung.

Hier iſt alſo der Fall, wo wir dem Deutſchen wie auch dem auswärtigen gebildeten Publicum zumuthen können, nicht etwa auf eine ſentimentale Weiſe jene der cultivirten Welt als excentriſch erſcheinenden Zuſtände ſich aneignen zu wollen, ſich einen Genuß nach beſonderer Art vorzubilden; nein! wir verlangen, daß wir es

wagen, jene Serben auf ihrem rauhen Grund und Boden, und zwar als geschähe es vor einigen hundert Jahren, als wäre es persönlich, zu besuchen, unsere Einbildungskraft mit diesen Zuständen zu bereichern und uns zu einem freiern Urtheil immer mehr zu befähigen.

Strengere Forderungen an die Uebersetzung.

Mögen nach Jahren erfüllt werden.

Das Annähernde, Gelenke, Geläufige ist das Wünschenswerthe des Augenblicks.

Steigerung der Uebersetzungsforderungen.

Von der laxesten Art bis zur stricten Observanz.

Mängel beider.

Die letzte treibt uns unbedingt zum Original.

Anlockung für Fremde, Deutsch zu lernen; nicht allein der Verdienste unsrer eignen Literatur wegen, sondern weil die deutsche Sprache immermehr Vermittlerin werden wird, indem alle Literaturen sich in ihr vereinigen.

Und so können wir sie ohne Dünkel empfehlen.

Wer seit einem halben Jahrhundert die schiefen Urtheile der übrigen europäischen Nationen über unsre Literatur beobachtet hat und sie nach und nach durch theilnehmende umsichtige Ausländer berichtigt sieht, der darf mit einiger nationellen Selbstgenügsamkeit aussprechen, daß jene Nationen in gewissen Fächern ihre Borniertheit abgelegt und zu einer freieren Umsicht gelangt sind, als

ſie mit uns und unſern treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt worden.

Man mißgönnet der franzöſiſchen Sprache nicht ihre Converſations- und diplomatiſche Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutſche ſich nach und nach zur Weltſprache erheben.

Serbiſche Gedichte.

Der zweyte Theil der Ueberſetzung ſerbiſcher Gedichte, den wir dem anhaltenden gründlichen Fleiß unſrer jungen Freundin verdanken, ſollte mir Anlaß geben über dieſe auch mir ſehr ſchätzenswerthe Nationalpoeſie meine Gedanken zu eröffnen. Auch hatte ich ſchon manches deßhalb zurecht geſtellt, als ich in den Göttingiſchen Anzeigen No. 197, Jahr 1826, eine Recenſion fand, welche mich aller weitern Aeußerung überhebt. Sie iſt von dem gründlichſten Sprachkenner verfaßt, der eben ſo gut das allgemeine Organ wodurch wir uns mittheilen, als das dadurch Mitgetheilte zu ſchätzen weiß. Nachträglich aber darf ich Folgendes bemerken:

Die ſerbiſchen Lieder, freilich nach vieljährigen Andeutungen und Vorarbeiten im Stillen, werden uns auf einmal durch verſchiedenartige Ueberſetzungen bekannt, welche ſich ſonſt in einer Nation nur nach und nach zu entwickeln pflegen. Ueber die ſonſt gewöhnliche Accommodation, wie ſie vor funfzig Jahren noch nöthig war, wo man ſeinem Volke alles Mitzutheilende ſo nach Geſchmack und Gaumen zurichten und anrichten mußte,

um einigermaßen dem Fremden Eingang zu verſchaffen, hat uns eine höhere Cultur hinausgehoben, und wir ſehen nun, neben der ernſt und ſtreng an das Original ſich haltenden Ueberſetzung des Herrn Grimm, einen, bei aller Hochachtung für das Original, mit freier Heiterkeit überliefernden Vortrag der Fräulein von Jakob, durch welche wir ſchon in Maſſe die tüchtigſten Heldengeſänge und die zarteſten Liebeslieder als unſer deutſches Eigenthum anſehen können. Nun tritt Herr Gerhard hinzu, mit großer Gewandtheit der Rhythmik und des Reimes, und bringt uns leichtfertige eigentliche Lieder für den Kreis des Geſanges.

Wenn die beiden erſten Dichtarten den Vortrag eines einzelnen Rhapſoden oder den eines gefühlvollen Alleinſingers vorausſetzen, ſo gelangen wir hier zum luſtigen Geſammtſang und treffen das Vaudeville, das nicht allein durch einen ſinnig-wiederkehrenden Refrain Einbildungskraft und Gefühl zuſammen hält, ſondern auch in ſinnloſen, ja unſinnigen Klängen die Sinnlichkeit und was ihr angehört aufregt und ſie zu einem gemeinſamen Taumel auffordert.

Dieſes iſt das Erbtheil der geſelligen Franzoſen, worin ſie ſich von jeher überſchwänglich ergingen, und worin neuerer Zeit Beranger ſich meiſterhaft erweiſt, wir würden ſagen muſterhaft, wenn er nicht gerade, um ſo ein trefflicher Poet zu ſeyn, alle Rückſichten die

man einer gebildeten Welt ſchuldig iſt, durchaus ablehnen müßte.

Auffallend mußte hiebei ſeyn, daß ein halbrohes Volk mit dem durchgebildetſten gerade auf der Stufe der leichtfertigſten Lyrik zuſammentrifft, wodurch wir uns abermals überzeugen daß es eine allgemeine Weltpoeſie gebe und ſich nach Umſtänden hervorthue; weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden, überall wo die Sonne hinſcheint iſt ihre Entwicklung gewiß.

Dieſe Andeutungen fortzuſetzen enthalten wir uns gegenwärtig; die Schätze der ſerbiſchen Literatur werden ſchnell genug deutſches Gemeingut werden und wir behalten uns vor, ſobald noch mehreres zur Kenntniß gekommen, unſere Gedanken weiter mitzutheilen.

So weit waren wir gelangt als uns die angenehme Nachricht zukam, daß Herr Gerhard unter dem Titel: Wila, eine neue Sammlung ſerbiſcher Volkslieder zunächſt herausgeben werde. Da nun hier der ſprach- und ſinngewandte Mann dieſe Angelegenheit zu fördern ſich abermals geneigt erweiſt, ſo zweifeln wir nicht, er werde die Aufforderung, die wir zunächſt an ihn erlaſſen, freundlichſt aufnehmen und ſein Talent in dieſer Angelegenheit fernerhin bethätigen.

Nachklang.

Es klingt so prächtig, wenn der Dichter
Der Sonne, bald dem Kaiser sich vergleicht;
Doch er verbirgt die traurigen Gesichter,
Wenn er in düstern Nächten schleicht.

Von Wolken streifenhaft befangen
Versank zu Nacht des Himmels reinstes Blau;
Vermagert bleich sind meine Wangen
Und meine Herzenstränen grau.

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
Du allerliebstes, du mein Mondgesicht,
O, du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht!

Das Neueste Serbischer Literatur.

Simeon Milutinovitsch, ein für die Poesie seiner Nation wie für die dichterischen Erzeugnisse der unsrigen gleich empfänglicher Mann, gegenwärtig 35 Jahre alt, war früher als Schreiber bei dem Senate in Belgrad angestellt, vertauschte aber, als Czernn Georg seine Brüder zu den Waffen rief, die Feder mit der Flinte und dem Handschar. Er focht in beiden Befreiungskriegen unter Georg und Milosch für die Freiheit seines Vaterlandes, wanderte, als dieses dem türkischen Joche sich wieder schmiegen mußte, nach Bessarabien, fing dort an die Heldenthaten der vorzüglichsten Bojaren dichterisch zu beschreiben, und kam über Rußland und Polen nach Leipzig, um daselbst, unterstützt vom Fürsten Milosch, in der Breitkopf- und Härtel'schen Officin, wo er wußte daß sein Freund Wuk Stephanowitsch die serbischen Volkslieder drucken ließ, ein von ihm begonnenes Gedicht gleichfalls der Presse zu übergeben. Er hat es nun vollendet und es liegt ein Exemplar, in vier kleinen Duodezbänden, vor mir.

Die herzliche Einfalt und Biederkeit die seiner Nation eigen, bezeichnet ihn wie sein Gedicht. Er hat es Serbianca genannt, und es enthält in aneinandergereihten Taborien oder Heldenliedern, eine epische Schilderung der Aufstandskriege Serbiens, deren wichtigste Momente er als Augenzeuge am besten darzustellen vermochte.

Der wackere Verfasser hat auf theilnehmendes Ansuchen uns den vollständigen Inhalt seines Gedichtes ausführlich mitgetheilt; wir fanden das Ganze bei prüfender Uebersicht höchst merkwürdig, und es ist vielleicht das erste Mal daß eine alte Volksliteratur sich durch so lange Zeit in Sinn und Ton durchaus gleich bleibt. Wir wünschen daß dieses Gedicht übersetzt, und zwar von Herrn Gerhard übersetzt werden möge, der sich die Denk- und Lebens-Weise, woran diese Nation gewöhnt ist, genugsam bekannt gemacht hat.

Es erscheint als etwas ganz Eigenes daß wir den Czerny Georg und seine Gehülfen in eben dem Conflict mit dem Türken sehen, in welchen wir nun die Griechen verwickelt finden. Höchst interessant war uns die Aehnlichkeit und den Unterschied beiderlei Aufstands gegen verjährte Usurpation zu erkennen. Und so bleibt uns dieses Gedicht, in wie weit wir uns damit befreunden konnten, höchst merkwürdig als Wiederholung oft versuchten Bestrebens, interessant durch die schönen Charaktere der Hauptunternehmer. Traurig aber ist auch hier der Anblick unzulänglicher Mittel, durch Vertrauen auf

grösere Nachbarstaaten für Augenblicke zu übernatürlicher Kraft erhöht, und am Ende dennoch zwecklos verwendet.

Wir freuen uns im voraus auf die Abstammung des schwarzen Georg von dem unüberwundenen Marko, wie sie sich in diesen Gedichten nahezu mit historischer Zuversichtlichkeit wird darstellen lassen.

Schließlich wenden wir uns noch mit dem freundlichsten Gesuche an die drey von uns gerühmten Theilnehmer an diesem schönen Geschäft und sprechen den Wunsch aus: Herr Grimm, Fräulein von Jakob und Herr Gerhard möchten jedes in seiner Art nicht nachlassen, diese so wichtige als angenehme Sache unablässig zu fördern.

Nationelle Dichtkunst.

Die serbische Poesie hat sich, nach einem funfzigjährigen Zaudern, manchen eingeleiteten aber stockenden Versuchen, endlich in den Literaturen des Westens dergestalt ausgebreitet, daß sie weiter keiner Empfehlung bedarf und sogar eine Anzeige des Neusten fast überflüssig scheint.

Herrn Gerhards Wila, als der dritte und vierte Theil der Gedichte dieses leicht auffassenden und glücklich wiedergebenden Talents, ist in jedem Sinne höchst merkwürdig. Schon dehnt sich die beschränkte Mythologie dieser Halbbarbaren mannichfaltiger aus; erst hatten wir eine vielfach erscheinende Wila, nun zeigen sich deren zwey; schon findet man das geheimnißvoll Fördernde und Hindernde, das Nützende und Schadende in Einem geistigen Wesen zu denken nicht mehr verträglich, sondern es treten schon untergeordnete begleitende Wilen hervor, und so wird nach und nach die Fabelwelt dieser Nation ziemlich geisterhaft bevölkert.

Zu dem Begriff eines höchsten göttlichen Wesens aber scheint sie sich nur kärglich erheben zu können, und die Rolle des Satans mögen ihre unbezwinglichen Helden,

ein Bogdan, ein Marko, gelegentlich wohl gern selbst übernehmen. Indessen wird auch ihr Heldenkreis vor unserer Einbildungskraft immer weiter und weiter, indem er sich nach den Vorfahren zu eröffnet, indem uns die Väter, die Oheime, die Ahnen der uns bisher schon bekannten halsstarrig unüberwindlichen Helden merkwürdig hervortreten.

Doch dürfen wir uns in das Verdienstliche der Sache tiefer einzugehen nicht verleiten lassen, nur bemerken wir, daß eine eigene wunderliche Dichtart sich hier vernehmen läßt. Es sind sehr artige nonsensicalische Lieder herumziehender heischender Mädchen und Kinder, an welche der Deutsche in der neuern Zeit durch des Knaben Wunderhorn schon erinnert werden. Wir aber wurden persönlich in eine vorpolizeyliche Epoche versetzt, wo wir als Kinder den vermummten drey Königen, sodann den Fastnachtssängern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkündenden mit wohlwollender Behaglichkeit Pfennige, Butterfemmeln und gemahlte Eyer zu reichen das Vergnügen hatten. Von allem diesem scheint nur noch der Erntekranz übrig zu seyn, der aber eine kirchliche Form angenommen hat.

Die frei nachgebildeten Lieder halten wie die früheren Wort und Versprechen, sie sind zu uns herübergeführt und wir werden derselben gar manche in froher Gesellschaft, bei traulichen, wohl auch bei Festmahlen, er-

tönen zu lassen nicht versäumen; hier ist eine gränzenlose Anregung an unsere zahlreichen Componisten.

Auch Fräulein von Jakob fährt fort sich um die serbische Dichtkunst verdient zu machen; sind doch die Deutschen längst gewohnt mehr als Einen Uebersetzer älterer und neuerer Werke auftreten zu sehen.

Genannte Freundin hat uns unlängst abermals einige ihrer Uebersetzungen mitgetheilt, die wir, wenn uns der Platz nicht gebräche, gar gern hier aufführen möchten; sie hält sich fest an der Stelle die sie früher schon behauptet, und kennt genau die Vorzüge welche aus der unmittelbar darstellenden Art entspringen, die uns gerad in die Gegenwart des Erzählten versetzt.

Es ist dieses ein Unmerkliches, welches wohlempfunden seyn will, und durch das Ganze durchgehen muß, aber höchst wichtig, weil der poetische Vortrag sich dadurch ganz eigentlich und einzig von dem geschichtlichen unterscheidet.

Servian popular poetry,

translated by John Bowring.

London 1827.

Wie es uns mit schönen geliebten Personen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraschen, so oft wir sie in einem andern Kleid unvermuthet wieder erblicken, so war es auch mir zu Muthe als ich die bekannten und anerkannten serbischen Gedichte in englischer Sprache wieder las. Sie schienen ein neues Verdienst erworben zu haben; es waren dieselbigen Gestalten, aber wie in einem andern Gewande.

Herr Bowring hat uns schon im Jahr 1821 ebenfalls mit einer russischen Anthologie beschenkt, wodurch wir mit jenen entfernten östlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache scheidet, näher bekannt worden. Nicht allein erhielten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, sondern wir lernten auch daraus einen Mann, der uns schon längst durch Lieb' und Freundschaft verwandt war, Herrn Schukowsky, näher kennen und ihn, der uns

bisher in zarten Gedichten freundlich und ehrend verpflichtet hatte, auch in der weiteren Ausdehnung seines poetischen Erzeugens lieben und bewundern.

Allen denen welche nun auch ostwärts ihre Blicke wenden, und den Eigenthümlichkeiten der slavischen Dichtkunst ihre Aufmerksamkeit schenken, dürfen wir diese beiden Sammlungen gar wohl angelegentlich empfehlen.

Böhmische Poesie.

Da wir hoffen daß wahre Freunde der allgemeineren Literatur oben belobte Recension der serbischen Gedichte nachsehen und sich daraus mit uns überzeugen werden, wie die Productionen anderer slavischen Sprachen unserer Aufmerksamkeit gleichfalls höchst würdig sind: so dürfen wir die ernste Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen hiedurch wohl dringend ersuchen, in der durch ihre Sorgfalt herauskommenden Monatschrift, wovon zwey Hefte vor uns liegen, die Mittheilung böhmischer Gedichte, und zwar der uralten sowohl als ihrer Nachbildungen, nicht weniger was in den neusten Formen von Inländern gedichtet worden, freundlichst fortzusetzen. Es wird dieß das sicherste Mittel seyn sich mit dem größern deutschen Publicum zu verbinden, indem, was das übrige betrifft, man zunächst für das Vaterland zu arbeiten bemüht ist.

Die Entdeckung der Königingrätzer Handschrift, die uns ganz unschätzbare Reste der ältesten Zeit bekannt machte, gibt Hoffnung daß dergleichen sich mehr auffinden werden, um deren Mittheilung wir um so dringender

bitten, als ſich in dem Volksgeſang von ſolchen vorchriſtlichen und erſtchriſtlichen Aeußerungen einer halb rohen und doch ſchon den zarteſten Gefühlen offenen Nation nichts erhalten haben möchte. Indeſſen danken wir für die Bruchſtücke aus dem epiſchen Gedichte Wlaſta von Carl Egon Ebert, nicht weniger für Horimir und ſein Roß Semik von Profeſſor Anton Müller.

Einigen der in deutſcher Ueberſetzung ſchon ſo wohlklingenden Sonette von Kollar wünſchten wir auch wohl einmal das böhmiſche Original zur Seite beigefügt zu ſehen. Dieß würde jenen Wunſch, die ſlaviſche Sprachkunde auch in die deutſche Literatur hereinzuführen, befördern und erfüllen helfen.

Suleika.

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen
Was ich in der Trennung leide!

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Thränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlieder;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht zu sehn ihn wieder.

Eile denn zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verbirg' ihm meine Schmerzen.

Sag ihm, aber sag's bescheiden:
Seine Liebe sey mein Leben,
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

Amazonen in Böhmen.

Die über kriegerische Frauen in Böhmen mir öfters zugegangenen allgemeinen fabelhaften Nachrichten umständlicher zu erforschen und den Gedichts- und Geschichtsfreunden näher zu bringen, habe ich mir folgendes vergegenwärtigt: Libussa mit ihren zwey Schwestern, sie, die jüngste als Königin, die andern beiden als bedeutend im Staate, scheinen den Grund zu einem Weiberregiment gelegt zu haben, indem sie sich des günstigen Vorurtheils für die geistigen Vorzüge ihres Geschlechts bedienten und durch Klugheit die Männer zu beschwichtigen wußten.

Dieses Uebergewicht war zu groß, so daß rohere, derbere Männer, zuletzt ungeduldig, die Königin sich zu verheirathen nöthigten, wodurch aber jene Gynäkokratie keineswegs aufgehoben ward, sondern sich vielmehr, zur Opposition genöthigt, befestigte.

Hier mögen nun die von Frauen besetzten festen Plätze den Nachbarn sehr unbequem gewesen seyn, und so

lange Krieg und Streit gewaltet haben, bis endlich die Mannskraft ſich wieder in ihre Rechte eingeſetzt.

Freilich gründen ſich dieſe Gedanken nur auf eine Chronikenlegende, und wir wollen ihnen nicht mehr Werth geben, als inſofern alles was ſich auf Sagen gründet doch immer einige Achtung verdient.

Cours de Littérature grecque moderne

par J. Rizo-Neroulos.

Geneve 1827.

Wer dieſe wichtige Schrift in die Hand nimmt und ſich daraus gründlich und ſchnell zu belehren wünſcht, der fange ſogleich unten auf S. 67 zu leſen an und fahre fort bis zum Abſchnitt auf der 87ſten. Hat er vernommen und beherzigt, was der Verfaſſer auf dieſen wenigen Blättern vortrug; hat er geahnet und durch eignen Geiſt vervollſtändigt, was nicht geſagt, aber deutlich genug angedeutet iſt; ſo wird er den Schlüſſel zu dem übrigen Werke und zu allem, was ſonſt über neugriechiſche Literatur zu ſagen iſt, ſich zugeeignet haben. Möge der Vortrag, den wir nach unſrer Weiſe davon verſuchen, mit Ernſt und Bedacht aufgenommen werden.

Gehen wir in die ältern Zeiten des byzantiniſchen Kaiſerthums zurück, ſo erſtaunen wir über die hohe Würde, über den mächtigen Einfluß des Patriarchen von Conſtantinopel auch auf weltliche Dinge. Thron ſehen wir neben Thron, Krone gegen Krone, Hirtenſtab über dem Scepter; wir ſehen Glauben und Lehre, Meinung

und Rede überall, über alles herrschen. Denn nicht allein die Geistlichkeit, sondern die ganze christliche Welt hatte von den letzten heidnischen Sophisten Lust und Leidenschaft überkommen, mit Worten statt Handlungen zu gebaren, und statt umgekehrt das Wort in That zu verwandeln, Wort und Redensweise zu Schutz und Schirm als Vertheidigungs- und Angriffswaffe zu benutzen. Welche Verwirrung des östlichen Reiches daher entsprungen, welche Verwickelung und Verwirrung dadurch vermehrt worden, ist den Geschichtskundigen nur allzudeutlich; wir aber sprechen dieses nur mit wenigen Worten aus, um schnell zum Anschauen zu bringen: wie die priesterliche Gewalt sich durchaus den Majestätsrechten gleichzustellen gewußt. Als nun in späterer Zeit die Türken nach und nach das ganze Reich und zuletzt die Hauptstadt überwältigten, fand der neue Herrscher ein großes Volk vor sich, das er weder vernichten konnte noch wollte, das sich auch nicht sogleich bekehren ließ. Unterthan sollten sie bleiben, Knechte sollten sie werden, aber durch welche Macht waren sie zusammenzuhalten und als Einheit zu fesseln?

Da fand man denn gerathen, die alte geistliche Majestät in ihren Formen bestehen zu lassen, um, indem man auch sie unterjochte, der Menge desto gewisser zu seyn. Ließ man aber dem geistlichen Oberhaupt auch nur einen Theil seiner ehemaligen Vorzüge, so waren es noch immer überschwengliche Vortheile,

gränzenloſe Privilegien, die ihm übrig blieben. Durch eine beſtehende Synode wurden Patriarchen und Erzbiſchöfe gewählt, die letzteren auf Lebenszeit. Kein Gouverneur und Paſcha durfte ſich in geiſtliche Händel miſchen, noch ſie vor ſeine Gerichtsſtelle rufen; Patriarch und Synode bildeten eine Art Jury, und was ſonſt noch zu erwähnen wäre; wovon wir nur bemerken, daß die Güter der unbeerbt ſterbenden Geiſtlichen nicht vom Staate eingezogen wurden, wie das Vermögen der übrigen kinderlos Abſcheidenden.

Zwar verfuhren die Ueberwinder folgerecht genug, um allmählich auch die Geiſter wehrlos zu machen. Die einzeln ſtehenden Kirchen wurden in Moſcheen verwandelt, alle Schulen geſchloſſen, jeder öffentliche Unterricht verboten; allein die Klöſter hatte man beſtehen laſſen, da denn die Mönche, nach ächt orientaler Weiſe, ſich ihrer Kirchen und Capellen bedienten, um Kinder zu verſammeln, ſie bei gottesdienſtlichen Ceremonien mit aſſiſtiren zu laſſen, ihnen bei dieſer Gelegenheit durch Katechiſation das Nöthige beizubringen und dadurch Religion und Cultus im Stillen aufrecht zu erhalten.

Hier aber tritt nun eine Hauptbetrachtung hervor, daß ſchon in der alten byzantiniſchen Verfaſſung der Patriarch nicht allein von religioſen Männern, von Prieſtern und Mönchen umgeben geweſen, ſondern daß er auch einen Kreis, einen Hofſtaat von Weltgeiſt-

lichen um sich versammelt gesehen, welche mit ihren Familien — denn verheirathet war ja der Priester, um so mehr der ihm verwandte Laie — von undenklichen Zeiten her, einen wahren Adel bildeten und in strenger Hofordnung eine Stufenreihe von Amts- und Würde-Stellen einnahmen, deren griechischer Weise zusammengesetzte, vielsylbige Titel unsern Ohren gar wunderlich klingen müssen.

Dieser Kaste, wie man sie wohl nennen darf, lagen die wichtigsten Geschäfte und also der größte Einfluß in Händen. Die Besitzthümer aller Klöster, die Aufsicht darüber, so wie über deren Haushalt, war ihnen übergeben; ferner bildeten sie um den Patriarchen in allen bürgerlichen und weltlichen Dingen ein Gericht, wo Beschlüsse gefaßt und von wo sie ausgeführt wurden. Dagegen fehlte es ihnen auch nicht an Pfründen und Einkünften, die ihnen auf Klöster und sonstige geistliche Besitzungen, sogar auf Inseln des Archipels angewiesen waren.

Dieses große und bedeutende Geschlecht mochte nun viel von seinem Rang und eigenen Besitz bei dem Untergange des griechischen Reiches verloren haben; aber was von Personen und Kräften übrig blieb versammelte sich augenblicklich um den Patriarchen, als um seinen angebornen Mittelpunkt. Und da man diesen gar bald an's Ende der Stadt, in eine geringe unansehnliche Kirche verwies, wo er sich aber doch gleich

eine Wohnung anbaute, verſammelten ſie ſich um ihn und nahmen das Quartier ein, welches vom nahe gelegenen Thore den Zunamen vom Fanal erhielt, wo ſie ſich anfangs, gegen ihre früheren Zuſtände, gedrückt und kümmerlich genug mögen beholfen haben.

Aber unthätig nicht. Denn die wichtigen Privilegien, welche dem Patriarchen vergönnt waren, ſchloſſen ja auch ſie mit ein und forderten, wenn auch in großer Beſchränkung, noch ernſtlicher als vormals ihre Thätigkeit, welche, durch länger als zwey Jahrhunderte fortgeſetzt, ihnen endlich einen höchſt bedeutenden Einfluß verſchaffte, den Einfluß, den der Geiſtreiche, Denkende, Unterrichtete, Umſichtige, Rührige über denjenigen erlangen muß, der von allen dieſen Eigenſchaften keine beſitzt und von dergleichen Wirkſamkeiten keine ſich zu eigen gemacht hat. Ihnen mußte ſeit dem erſten Augenblicke des großen Unglücks und dem erſten Gnadenblick einer dem tyranniſchen Ueberwinder abgenöthigten Gunſt alles dringend obliegen, was zur Erhaltung der ganzen nationellen Corporation nur irgend beitragen konnte. Sie, als die Finanzmänner des hohen Patriarchenſtuhles, laſſen ſich abgeſondert von ihm nicht denken, und ſie, die in der Ganzheit eines großen Wohlbehagens zu einander gehörten, werden ſich gewiß in dem Moment der Zerſtückelung deſto eifriger aufgeſucht und zu ergänzen getrachtet haben.

Wenn nun die hohe Geiſtlichkeit, als Abkömmlinge

der letzten Literatoren und Sophisten des Heidenthums, alle Ursache und Gelegenheit hatten, die alte Sprache und einiges Wissenschaftliche bei sich zu erhalten und auszubilden; so werden diese Laien gewiß nicht zurückgeblieben seyn, auch neben weltlichem Treiben und Sorgen auf das was von Unterricht irgend noch möglich war, mitzuwirken gesucht, und sich selbst, um einer solchen Oberaufsicht werth zu seyn, in solchen Kenntnissen ausgebildet haben, welche sie von andern zu fordern hatten, wobei ihnen ihre Verknüpfung mit dem Leben noch von einer andern Seite zu Statten kam.

Die hohe Geistlichkeit hielt fest an der Würde der altgriechischen, durch Schrift überlieferten Sprache, und um so fester als sie ihre Würde gegen die betriebsame Menge verwahren mußte, die seit geraumer Zeit, besonders aber seit dem abendländischen Einfluß, unter den Kreuzfahrern, Venetianern und Genuesen, sich den stammelnden Kinderdialekt der abendländischen Sprachen, und statt herrlicher, geistreicher Formung und Beugung, nur Partikeln und Auxiliarien gleichsam stotternd hatte gefallen lassen. Sehen wir doch den Purismus, der eine durch Mengsal entstellte Sprache wieder herzustellen bemüht ist, so streng und zudringlich verfahren, wie sollten diejenigen, welche ein reines Alt-Herkömmliches zu bewachen haben, nicht auch das Gleiche zu üben berechtigt seyn?

Die mit äußerlichen Dingen, mit Benutzung von

Gütern beschäftigten Weltgeistlichen waren dagegen genöthigt sich mit dem Volke abzugeben; sie mußten seine Sprache sprechen, wenn sie bessern Unterricht verbreiten wollten, das Organ keineswegs verschmähen, wodurch ein solcher Zweck zuletzt allein zu erreichen war. Denke man ferner die Ausdehnung eines nach und nach sich verbreitenden Schulunterrichts, den sie von dem Hauptsitze aus zu beleben hatten, eine Wirksamkeit die über den Archipel bis zum Berg Athos, nach Larissa und Thessalien hinreichte: so wird man folgern, daß sie überall mit allen Nationen zusammentreffend in fremden Sprachen sich zu üben, an fremden Eigenheiten, Politik und Interesse Theil zu nehmen hatten.

Der Geschichtskundige wird diesem stillen, gewissermaßen geheimen Gang durch zwey Jahrhunderte zu folgen wissen, um nicht für ein Wunder zu halten, daß dieses niedergebeugte Geschlecht, diese von einem abgelegenen Quartier benamseten Fanarioten, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts auf einmal vom Hofe höchlich begünstigt, an den ersten Stellen des Reichs, als Dolmetscher der Pforte, ja als Fürsten der Moldau und Wallachey hervortreten.

Hier nun glauben wir unserer Einleitung, nach oben ausgesprochener Absicht, genug gethan zu haben und dürfen wohl dem Leser auf Seite 23 deuten, wo er die drey Epochen der neugriechischen Literatur angezeigt und sodann ausgeführt zu finden hat. Die erste, von 1700

bis 1750, bezeichnet sogleich entschiedenere Schritte zu einer freieren Bildung. Der Einfluß jener bedeutenden Männer verbesserte das Geschick der Nation in hohem Grad. Unter solchem Schutz und Leitung fing ein frisches Licht sich an zu verbreiten, und man suchte besonders das Altgriechische gründlich und reiner zu studiren.

Die zweyte Periode von 1750—1800 zeichnet sich besonders aus durch Einführung europäischer wissenschaftlicher Kenntnisse. Man übersetzte eine Menge fremder Werke, der Wissenschaft, der Geschichte, der Philosophie angehörig; die Schulen vervielfältigten sich, mehrere derselben verwandelten sich in Lyceen und Universitäten. Eine große Anzahl Griechen hatten in Europa studirt, kamen in ihr Vaterland zurück und übernahmen willig das ehrenvolle Geschäft öffentlichen Unterrichts; daher denn dieser Zeitraum als den Wissenschaften gewidmet erscheint.

Die dritte Epoche, datirt vom Anfang des Jahrhunderts, ist ganz modern; der öffentliche Unterricht gewann eine philosophische Richtung, besonders aber studirte man die Sprache, die überlieferte sowohl als die lebendige, methodischer und gründlicher. Vorzügliche Männer, ihr Vaterland wieder aufzurichten gesinnt, brachten freiere Begriffe in die Unterweisung, und das Lesen der alten Schriftsteller gab Gelegenheit große und erhabene Gedanken in der Jugend zu erregen; auf die Sprachbildung wirkte der Einfluß Korai's vorzüglich,

Wiederfinden.

Iſt es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich an's Herz!
Ach, was iſt die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!
Ja du biſt es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart;
Eingedenk vergangner Leiden
Schaudr' ich vor der Gegenwart.

Als die Welt im tiefſten Grunde
Lag an Gottes ew'ger Bruſt,
Ordnet' er die erſte Stunde
Mit erhabner Schöpfungsluſt,
Und er ſprach das Wort: Es werde!
Da erklang ein ſchmerzlich Ach!
Als das All mit Machtgebärde
In die Wirklichkeiten brach.

Auf that ſich das Licht: ſo trennte
Scheu ſich Finſterniß von ihm,
Und ſogleich die Elemente
Scheidend auseinander flohn.
Raſch, in wilden wüſten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemeßnen Räumen,
Ohne Sehnſucht, ohne Klang.

und alles war bemüht die Nation eines Platzes unter den civilisirten Europa's würdig zu machen.

Gar mannichfaltige Betrachtungen werden sich dem Lesenden dabei aufdrängen, und wir behalten uns vor auch die unsrigen mitzutheilen, wenn wir erleben, daß die Besten der Griechen sich nun um ihre neue Leuchte, um den edeln Gouverneur versammeln, daß die Unterrichteten, Weisen und Klugen mit Rath, die Tapfern mit That, besonders aber die Geistlichen mit rein-menschlich-apostolischem Einfluß in seine Plane, in seine Ueberzeugungen eingreifen und als Fanarioten im höheren Sinne, nach dem Wunsche der ganzen Christenheit sich erweisen und betragen mögen.

Eben als wir in Begriff sind, Vorstehendes dem Druck zu übergeben, erhalten wir, durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Christian Müller zu Genf, die Uebersetzung vorgemeldeter Schrift, wohlgerathen, wie sich's von einem so vorzüglichen Literator denken läßt.

Da ich so viel Antheil an dem Original genommen, so war nichts natürlicher als daß ich mich sogleich der Stelle zuwendete, die mich zu vorstehendem Aufsatz veranlaßt hatte. Da mußte ich denn merkwürdig finden, daß der dem Verfasser sonst günstig gesinnte Uebersetzer Seite 72 und 77 in beigefügten Noten, auf einmal als dessen Gegner auftritt, indem er die Fanarioten, deren

Herkommen und Wirkung wir historisch zu entwickeln getrachtet, feindselig behandelt.

Widerspruch gegen meine Ueberzeugung ist mir in einem hohen Alter immer willkommen, indem ich ja dadurch ohne besondere Bemühung erfahre wie andere denken, ohne daß ich von meiner Denkweise im mindesten abzuweichen genöthigt werde.

Und so gestehe ich denn aufrichtig, daß ich einen Mann wie Jacovaky Rizo-Neroulos, der sich noch jetzt ehemaligen Premier-Minister der griechischen Hospodare in der Moldau und Wallachey nennt und unterschreibt, höchlich bedauerte und beklagte, wenn ich ihn in dem erbärmlichen Zustande sah, wie er als Vortragender, Vorleseuder, Belehrender genöthigt ist, seine Darstellung unmethodisch zu beginnen und den Hauptpunkt, worauf alles Verständniß beruht, als Parenthese zu geben; wie er sich in dem unglücklichen Fall befindet vor Zuhörern, die sich Freunde nennen, seinem Adel zu entsagen, seine fürstlichen Vorfahren zu verläugnen, die langjährigen edeln, stillen und öffentlichen Einwirkungen seines Geschlechts nur im Vorübergehen zu berühren, ihr Märtyrerthum als eines gleichgültigen Geschicks zu gedenken, und die stillen Thränen die er ihrem Grabe zollt vor seinen Zuhörern beschämt zu verbergen. Diese jammervollen Zustände, die wir aus dem Original schon herausahneten, werden durch die Noten des werthen Uebersetzers ganz offenbar. Denn der wackere Neroules mußte ange-

sichts der Versammlung empfinden und wissen, daß die Gesinnungen, die sich hier gedruckt aussprechen, in seinen Zuhörern durchaus obwalteten; daß man an ihm den Geruch einer abgeschiedenen Fürstlichkeit kaum erträglich fand; ja daß er fürchten mußte, er werde, da man an seine freiwillige Erniedrigung nicht einmal recht glaubte, von der Menge sogar als Heuchler verachtet werden. Wie unter solchen Umständen dem edlen Mann nur ein Wort durch den „Zaun der Zähne" durchbrechen konnte, bleibt ein Räthsel das wir nur durch ein inniges Bedauern beseitigen können.

Man verzeihe diese gewissermaßen abgenöthigte Aeußerung einem gemäßigten Philhellenen; ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten, auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt. Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte gewidmet.

Wenn wir die Vorwürfe, die man den Fanarioten zu machen pflegt, mit Klarheit und Billigkeit beurtheilen wollen, so dürfen wir uns nur an die Zustände unserer hohen Domcapitel erinnern, deren altherkömmliche Glieder sämmtlich fürstenmäßig geboren wurden. Sie waren im eigentlichsten Sinne die Parmekiden, die Fanarioten

von Deutschland. Um den geistlichen Mittelpunkt versammelt nahmen sie die Bestimmung ihrer höchsten Würde aus den Händen des Patriarchen der römischen Christenheit. Die Oberrichterstelle des ganzen Reiches war der ersten Würde anhängig und so, unter wenig abweichenden Umständen, gestaltete sich ein Analogon jener Verhältnisse, wie solches in einem jeden großen Reiche sich nothwendig bilden muß.

Erinnert man sich der, bei vorfallenden Wahlen eintretenden mannichfaltigen Verhältnisse, an die Intriguen, die Bestechungen, das Hin- und Wiedermarkten, Gewinnen und Abspannen der Stimmen und Zusagen, so wird man denen, die in einem abgelegenen Quartier von Byzanz, Recht und Einfluß ihrer Kaste, unter einem despotischen Oberhaupte, zu sichern alle Ursache hatten, gar wohl verzeihen, sich derjenigen Künste bedient zu haben, welche durchaus der klugen und selbstsüchtigen Menschheit, ohne tadelnswerth zu seyn, jederzeit angehörten.

Indessen wir nun das Weitere aufzuklären der Zeit überlassen, kommen uns die Aeußerungen eines reisenden Engländers zu Statten, welcher kurz vor der gewaltigen, im Stillen vorbereiteten Explosion, jene um den Patriarchen von Constantinopel noch immer versammelte hohe Aristokratie auf der Insel Therapia, ihrem Sommeraufenthalt, besuchte, wo auch unser Rizo noch, den Be-

ginn der großen Epoche erwartend und vorausſehend, ſcheinbar mit Alterthümern ſich abgebend, gegenwärtig war und mit klarem, ſcharfem Blick jene Zuſtände durchſchaute. Wir ſetzen die hierher ſich beziehende Stelle, deren Laconismus kaum zu verſtehen, unmöglich aber zu überſetzen wäre, im Original hier bei und laſſen eine Paraphraſe derſelben als Entwickelung des Textes darauf erfolgen.

Les Fanariotes ont été long-tems signalés comme héritiers des vices de leurs ancêtres byzantins: cette accusation a été répétée avec affectation, et souvent exagérée. Il est vrai que le tems et l'esclavage ont terni chez eux ce que leurs aïeux libres avaient pu leur transmettre de nobles facultés: la corruption de cour, les intrigues théologiques, la législation capricieuse de l'empire déchu d'Orient, se retrouvent encore chez les esclaves des Turcs. Il y a une fertilité de subterfuges qui tient de l'instinct dans le caractère grec, une sorte de travers dans la vue morale, que l'esclavage n'était pas propre à corriger et qui est devenue une duplicité habituelle et compliquée dont l'étranger est frappé au premier abord. Les vices ne peuvent disparaître en un jour et il a fallu la cause la plus noble et les convulsions les plus violentes, pour relever malgré tant d'obstacles, le caractère avili de la nation.

„Die Fanarioten hat man schon längst als Erben aller Laster ihrer byzantinischen Vorfahren angeklagt, auch diese Beschuldigung zuversichtlich und oft übertrieben wiederholt. Wie sollten aber auch die Griechen überhaupt jene schönen edlen Eigenschaften, weßhalb ihre freien Urväter so hoch geschätzt sind, durch eine Reihe höchst bedrängender Jahre rein und lebendig bewahrt haben? Wie konnte die Nation, die Hohen wie die Geringen, bei'm Verfall des morgenländischen Kaiserthums den Einflüssen eines verdorbenen Hofes, theologisch verworrener Parteyungen, einer eigensinnig willkürlichen Gesetzgebung widerstehen? mußten sie nicht, in diese Verworrenheiten verschlungen, alle Freiheit des Geistes, alles Rechtliche des Handelns aufgeben?

„Unter einem solchen, durch türkische Despotie täglich vermehrten Druck aber bildete sich in dem griechischen Charakter eine Fruchtbarkeit von Ausflüchten, eine Art von Schiefblick in sittlichen Dingen, woraus sich denn bei fortdauernder Sklaverey eine gewohnt-hinterlistige Zweydeutigkeit entwickelte, welche dem Fremden bei'm ersten Antritt auffällt.

„Diese Laster und Mängel können nicht augenblicklich verschwinden und nur das edelste Beginnen, die gewaltsamsten Zuckungen konnten so alt herkömmliche Verwöhnungen besiegen und dem erniedrigten Charakter der Nation einen neuen Aufschwung nach dem Bessern hin verleihen."

Leu

Leukothea,

von Dr. Carl Iken.

Leipzig 1827. 2 Bände.

Dieſes Werk wird einem Jeden der ſich mit den helleniſchen Angelegenheiten näher beſchäftigt willkommen und brauchbar ſeyn. Aus dem Neugriechiſchen überſetzte Briefe über die Zeitereigniſſe bilden einen gehaltreichen Text, der durch Beilagen, begleitet mit Anmerkungen, umſtändlich ausgelegt wird. Man kann daher dieſes Werk als Compendium, Commentar und Sammlung von Collectaneen betrachten, woran man ſich vielſeitig unterrichten wird.

Der meiſte Stoff iſt aus franzöſiſchen und engliſchen Werken zuſammengetragen: ein Verzeichniß neugriechiſcher Schriftſteller der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt, und das Ganze durch den Verſuch eines Perſonen-, Sachen- und Wörter-Verzeichniſſes zugänglicher gemacht.

Aus dem Geſagten erhellt nun ſchon, daß man dieſe ſämmtlichen Materialien mit Vorſicht und Kritik zu brauchen habe, indem ſie uns von den Händen eines erklärten Philhellenen dargeboten ſind, dem man nicht zumuthen kann, ſeinen Lieblingen irgend wehe zu thun.

Neugriechische Volkslieder,

herausgegeben von Kind.

Grimma 1827.

Ein Vorwort behandelt Eigenheiten und Prosodie des Neugriechischen. Hierauf werden vierundzwanzig, mehr oder weniger moderne Lieder mitgetheilt, denen sodann Anmerkungen und Worterklärungen in alphabetischer Ordnung folgen.

Ein sehr willkommenes brauchbares Büchlein, wodurch wir abermals einen Vorschritt in den Kenntnissen der Verdienste neugriechischer Nationalpoesie thun. Denn freilich werden wir nach und nach immer mehr zu sichten haben, was denn eigentlich an diesen Gedichten das Schätzenswerthe sey? Keine Nation hat noch zu keiner Zeit das Vorrecht erhalten nur gute und grundwürdige Poesien hervorzubringen. Und so möchte denn auch mancher dieser Gesänge einen patriotisch-historischen Werth haben, ohne wegen des poetischen hervorgezogen zu werden.

Ich verſuche nun ob mir gelingen möchte zu den von mir überſetzten zwölf Liedern noch mehrere von gleichem Werth hinzuzuthun; das aber darf ich jetzt ſchon ausſprechen: daß mir neuerlich keins vor die Seele getreten, das ſich an dichteriſchem Werth dem Charon vergleichen könnte.

Schließlich nur noch Eines zu erwähnen: die Einleitungsformel durch verkündende oder theilnehmende Vögel wiederholt ſich bis zur Monotonie und zuletzt ohne Wirkung; denn ganz anders iſt es mit jenem Falle beſchaffen, wo der Adler das Haupt eines Klephten davongetragen hat, und mit demſelben eh' er es aufſpeiſ't eine Unterhaltung beginnt. Auch haben die einzelnen Gefechte viel zu wenig Unterſcheidendes in den Verſällen, um der Einbildungskraft wirkliche Geſtalten und Thaten vorführen zu können.

Dainos,

von Rhesa.

1825.

Durch diese Sammlung ist abermals einer meiner Wünsche erfüllt. Schon Herder liebte die Lettischen Volkslieder gar sehr; in mein kleines Drama: Die Fischerin, sind einige von seinen Uebersetzungen geflossen. Außerdem liegt bereits seit mehreren Jahren eine starke Sammlung solcher wohlverdeutschten Gedichte bei mir, die ich, wie so manches andere in Hoffnung dessen was gegenwärtig geschieht, im Stillen ruhen ließ.

In dem gegenwärtigen Band erhalten wir eine Sammlung von litthauischen Liedern, begleitet von wenigen Anmerkungen, um Eigenthümlichkeiten, bezeichnende Ausdrücke zu verdeutlichen. In einer angefügten Betrachtung gibt der Sammler wünschenswerthe Aufschlüsse über Inhalt und Rhythmus; auch theilt er Notizen über jene Literatur mit, und drückt sich im allgemeinen über diese Dichtart folgendermaßen aus: „Die litthauischen Volkslieder Dainos sind größ-

Stumm war alles, ſtill und öde,
Einſam Gott zum erſtenmal!
Da erſchuf er Morgenröthe,
Die erbarmte ſich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenſpiel,
Und nun konnte wieder lieben
Was erſt auseinander fiel.

Und mit eiligem Beſtreben
Sucht ſich was ſich angehört;
Und zu ungemeßnem Leben
Iſt Gefühl und Blick gekehrt.
Sey's Ergreifen, ſey es Raffen,
Wenn es nur ſich faßt und hält!
Allah braucht nicht mehr zu ſchaffen,
Wir erſchaffen ſeine Welt.

So, mit morgenrothen Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tauſend Siegeln
Kräftigt ſternenhell den Bund.
Beide ſind wir auf der Erde
Muſterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweytes Wort: Es werde!
Trennt uns nicht zum zweytenmal.

tentheils erotischer Gattung; sie besingen die Empfindungen der Liebe und der Freude, schildern das Glück des häuslichen Lebens und stellen die zarten Verhältnisse zwischen Familiengliedern und Verwandten auf eine höchst einfache Weise vor Augen. In dieser Hinsicht bilde die ganze Sammlung gleichsam einen Cyclus der Liebe von ihrer ersten Veranlassung, durch die verschiedensten Abstufungen bis zu ihrer Vollendung im ehelichen Leben.

„Eine ernste Wehmuth, eine sanfte Melancholie verbreitet über diese Lieder einen sehr wohlthätigen Trauerflor. Die Liebe ist hier nicht eine ausschweifende Leidenschaft, sondern jene ernste, heilige Empfindung der Natur, die den unverdorbenen Menschen anläßt, daß etwas Höheres und Göttliches in dieser wundervollen Seelenneigung liegt.“

Die Uebersetzung so wie die beigefügten Anmerkungen und Betrachtungen sind schätzbar; nur wäre dem Ganzen ein weit größerer Werth verliehen, wenn die Lieder nach ihrer innern Verwandschaft wären aufgestellt worden: vom Spinnermädchen und Webermädchen, durch Natürliches und Phantastisches, bis zu Krieg und Kriegsgeschrei. Wie sie jetzt unter einander stehen, zerstreuen sie Gefühl und Einbildungskraft und zerstören zuletzt beide, weil Sensation aller Art sich doch am Ende nach einer gewissen Einheit zurücksehnen.

Als merkwürdig würde man sodann gefunden haben,

daß der eigentliche Lebensbeginn, das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, hier ganz und gar fehle und kaum eine Spur zu entdecken sey, daß man jemals darauf sittlich und dichterisch aufgemerkt. Die Mädchen, sogleich wie sie erscheinen, wollen heirathen, die Knaben zu Pferde steigen.

Da es so viele Rubriken gibt, unter welche man die Gedichte vertheilt, so möcht' ich diese mit dem Namen Zustandsgedichte bezeichnen; denn sie drücken die Gefühle in einem gewissen entschiedenen Zustande aus; weder unabhängige Empfindungen noch eine freie Einbildungskraft waltet in denselben; das Gemüth schwebt elegisch über dem beschränktesten Raum.

Und so sind denn diese Lieder anzusehen als unmittelbar vom Volke ausgegangen, welches der Natur, und also der Poesie, viel näher ist als die gebildete Welt.

Die Dichtergabe ist viel häufiger als man glaubt; ob aber einer wirklich ein Dichter sey, sieht man am sichersten bei Gelegenheits- und solchen Zustands-Gedichten: das erste faßt einen vorübergehenden Zeitmoment glücklich auf, das andere beschränkt sich mit zarter Neigung in einen engen Raum und spielt mit den Bedingungen, innerhalb deren man sich unauflöslich beschränkt sieht.

Beide nehmen ihren Werth von dem prägnanten Stoff, den sie ergreifen, dem sie sich widmen und ver-

langen von ihren Fähigkeiten nicht mehr als sie leisten können.

Daß der Herausgeber sich mit einsichtiger Wahl auf die Hälfte der in seinem Besitz befindlichen Lieder beschränkt hat, ist sehr zu loben. Sollen die Volkslieder einen integrirenden Theil der ächten Literatur machen, so müssen sie mit Maß und Ziel vorgelegt werden. Ist die Gelegenheit, ist der Zustand erschöpft, so begnüge man sich in diesem Kreise, wie der Sammler hier sehr löblich gethan hat.

Es kommt mir, bei stiller Betrachtung, sehr oft wunderſam vor, daß man die Volkslieder so sehr anstaunt und sie so hoch erhebt. Es gibt nur eine Poesie, die ächte, wahre; alles Andere ist nur Annäherung und Schein. Das poetische Talent ist dem Bauer so gut gegeben, als dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob jeder seinen Zustand ergreift und ihn nach Würden behandelt, und da haben denn die einfachsten Verhältnisse die größten Vortheile; daher denn auch die höhern, gebildeten Stände meistens wieder, insofern sie sich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt aufsuchen.

Spanische Romanzen,

übersetzt von Beauregard Pandin.

Sie wurden mir zuerst durch des Gesellschafters November-Heft 1822 bekannt. Die dort aufgeführten sind sämmtlich humoristischen Inhalts, deren wohlgelungene Uebertragung mich um so mehr ergötzte, als ich unter dem etwas fremdklingenden Namen einen Nachbarsmann voriger Zeiten zu entdecken glaubte. Sogleich wurden, da ich mich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigte, folgende Gedanken aufgeregt und niedergeschrieben.

Man spricht so oft den Namen Volkslieder aus und weiß nicht immer ganz deutlich, was man sich dabei denken soll. Gewöhnlich stellt man sich vor, es sey ein Gedicht aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Masse hervorgetreten; denn da das poetische Talent durch die ganze menschliche Natur durchgeht, so kann es sich überall manifestiren und also auch auf der untersten Stufe der Bildung. Hievon ist so öfters gehandelt worden, daß davon weiter zu reden unnöthig seyn dürfte.

Nun

Nun möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdrucks einen bedeutenden Unterschied bezeichnen, indem ich sage: Lieder des Volks, d. h. Lieder, die ein jedes Volk, es sey dieses oder jenes, eigenthümlich bezeichnen, und wo nicht den ganzen Charakter doch gewisse Haupt- und Grund-Züge desselben glücklich darstellen.

Verzieben sey es mir, daß ich, nach deutscher und nordischer Weise, etwas aushole und mich folgendermaßen erkläre:

Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sey auf welche Art es auch welle, erregt immer Apprehension, eine Art Scheu, Verlegenheit, Widerwillen, wogegen der Mensch sich auf irgend eine Weise in Positur setzt. Nun ist aber keine Nation vorzuführen, welche die Idee unmittelbar im allgemeinen und gemeinsten Leben zu verkörpern geneigter wäre als die spanische, die uns über das Gesagte die schönsten Aufschlüsse liefert.

Die Idee wie sie unmittelbar in die Erscheinung, in's Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß insofern sie nicht tragisch und ernst wirkt, nothwendig für Phantasterey gehalten werden, und dazu, dahin verirrt, verliert sie sich auch, wie sie ihre hohe Reinheit nicht zu erhalten weiß: selbst das Gefäß, in welchem sie sich manifestirt, geht, eben wenn es diese hohe Reinheit behaupten will, darüber zu Grunde. Hier weisen wir

hundert Mittelgedanken ab und wenden uns wieder zu unserer Rubrik.

Indem die Idee als phantastisch erscheint, hat sie keinen Werth mehr; daher denn auch das Phantastische, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, sondern lächerlich wird, weil es komische Verhältnisse veranlaßt, die dem heitern Böswilligen gar glücklich zusagen. Ich müßte mich besinnen, um irgend etwas zu finden, das uns Deutschen in dieser Art gelungen wäre, das Mißlungene wird sich jeder Einsichtige selbst vorzählen; das Höchstgelungene dieser Art ist Don Quixote von Cervantes. Das was im höheren Sinne daran zu mißbilligen seyn möchte, verantworte der Spanier selbst.

Aber eben die uns vorgelegten Romanzen des spanischen Volkes, die freilich schon ein hohes Dichtertalent voraussetzen, leben und schweben durchaus zwischen zwey Elementen, die sich zu vereinigen trachten und sich ewig abstoßen, das Erhabene und das Gemeine, so daß derjenige, der auch darin wes't und wirkt, sich immer gequetscht findet; die Quetschung aber ist hier nie tragisch, nie tödtlich, sondern man muß am Ende lächeln und man wünschte sich nur einen solchen Humor, um dergleichen zu singen oder singen zu hören.

Kurz nachdem dieses niedergeschrieben, erhielt ich nun das Heft selbst, in welchem noch mehr dergleichen,

wie ich sie nennen will eigentlich humoristische Balladen sich finden, so daß ihrer zusammen etwa neun, von welchen das Obgesagte gelten könnte, sämmtlich als unschätzbar in ihrer Art anzusprechen sind.

Allein die Sammlung beschränkt sich nicht hierauf: beliebter Kürze willen möchten wir sagen: sie umfaßt tragische, komische und mittlere; alle zusammen zeugen von Großheit, von tiefem Ernst und einer hohen Ansicht des Lebens. Die tragischen gränzen durchaus an's Grausenhafte, sie rühren ohne Sentimentalität, und die komischen machen sich Spaß ohne Frechheit und führen das Lächerliche bis in's Absurde, ohne deßhalb den erhabenen Ursprung zu verläugnen. Hier erscheint die hohe Lebensansicht als Ironie, sie hat sogleich etwas Schelmisches neben dem Großen und das Gemeinste wird nicht trivial. Die mittleren sind ernst und bewegen sich in leidenschaftlichen, gefährlichen Regionen; aber, entweder durch irgend eine Vermittlung, und, wo das nicht gelingt, durch Resignation, Kloster und Grab, werden sie abgeschlossen. Alle zeugen von einer Nation, die eine reiche Wirklichkeit und darin ein geistreiches Leben besaß und besitzt.

Chinesisches.

Nachstehende, aus einem chrestomathisch-biographischen Werke, das den Titel führt: Gedichte hundert schöner Frauen, ausgezogene Notizen und Gedichtchen, geben uns die Ueberzeugung, daß es sich trotz aller Beschränkungen, in diesem sonderbar merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten lasse.

Fräulein See-Yaou-Hing.

Sie war schön, besaß poetisches Talent, man bewunderte sie als die leichteste Tänzerin. Ein Verehrer drückte sich hierüber poetisch folgendermaßen aus:

Du tanzest leicht bei Pfirsich-Flor
Am lustigen Frühlings-Ort:
Der Wind, stellt man den Schirm nicht vor,
Bläs't euch zusammen fort.

Auf Wasserlilien hüpftest du
Wohl hin den bunten Teich,
Dein winziger Fuß, dein zarter Schuh
Sind selbst der Lilie gleich.

Die andern binden Fuſs für Fuſs,
Und wenn sie ruhig stehn
Gelingt wohl noch ein holder Gruſs,
Doch können sie nicht gehn.

Von ihren kleinen goldbeſchuhten Füßchen ſchreibt ſich's her, daß niedliche Füße von den Dichtern durchaus goldene Lilien genannt werden; auch ſoll dieſer ihr Vorzug die übrigen Frauen des Harems veranlaßt haben, ihre Füße in enge Bande einzuſchließen, um ihr ähnlich wo nicht gleich zu werden. Dieſer Gebrauch, ſagen ſie, ſey nachher auf die ganze Nation übergegangen.

Fräulein Mei-Fe.

Geliebte des Kaiſers Min, reich an Schönheit und geiſtigen Verdienſten und deßhalb von Jugend auf merkwürdig. Nachdem eine neue Favoritin ſie verdrängt hatte, war ihr ein beſonderes Quartier des Harems eingeräumt. Als tributäre Fürſten dem Kaiſer große Geſchenke brachten, gedachte er an Mei-Fe und ſchickte ihr alles zu. Sie ſendete dem Kaiſer die Gaben zurück, mit folgendem Gedicht:

Du sendest Schätze mich zu schmücken!
Den Spiegel hab' ich längst nicht angeblickt:
Seit ich entfernt von deinen Blicken,
Weiſs ich nicht mehr was ziert und schmückt.

Fräulein Fung-Sean-Ling.

Den Kaiser auf einen Kriegszug begleitend, ward sie nach dessen Niederlage gefangen und zu den Frauen des neuen Herrschers gesellt. Man verwahrt ihr Andenken in folgendem Gedicht:

Bei geselligem Abendroth,
Das uns Lied und Freude bot,
Wie betrübte mich Seline!
Als sie, sich begleitend, sang,
Und ihr eine Saite sprang,
Fuhr sie fort mit edler Miene!
Haltet mich nicht froh und frei;
Ob mein Herz gesprungen sey —
Schaut nur auf die Mandoline.

Kae-Yven.

Eine Dienerin im Palaste. Als die kaiserlichen Truppen im strengen Winter an der Gränze standen um die Rebellen zu bekriegen, sandte der Kaiser einen großen Transport warmer Monturen dem Heere zu, davon ein großer Theil in dem Harem selbst gemacht war. Ein Soldat fand in seiner Rocktasche folgendes Gedicht:

Aufruhr an der Gränze zu bestrafen
Fechtest wacker, aber Nachts zu schlafen
Hindert dich die strenge Kälte beissig.
Dieses Kriegerkleid ich näht' es fleissig

Vollmondnacht.

Herrin, sag was heißt das Flüstern?
Was bewegt dir leis die Lippen?
Lispelst immer vor dich hin,
Lieblicher als Weines Nippen!
Denkst du deinen Mundgeschwistern
Noch ein Pärchen herzuziehn?

Ich will küssen! Küssen! sagt' ich.

Schau! Im zweifelhaften Dunkel
Glühen blühend alle Zweige,
Nieder spielet Stern auf Stern;
Und smaragden, durch's Gesträuche
Tausendfältiger Karfunkel:
Doch dein Geist ist allem fern.

Ich will küssen! Küssen! sagt' ich.

Dein Geliebter, fern, erprobet
Gleicherweis' im Sauerüßen,
Fühlt ein unglückseel'ges Glück.
Euch im Vollmond zu begrüßen
Habt ihr heilig angelobet,
Dieses ist der Augenblick.

Ich will küssen! Küssen! sag' ich.

Wenn ich schon nicht weiß wer's tragen sollte;
Doppelt hab' ich es wattirt und sorglich wollte
Meine Nadel auch die Stiche mehren,
Zur Erhaltung eines Manns der Ehren.
Werden hier uns nicht zusammen finden,
Mög' ein Zustand droben uns verbinden!

Der Soldat hielt für Schuldigkeit das Blatt seinem Officier vorzuzeigen, es machte großes Aufsehen und gelangte vor den Kaiser. Dieser verfügte sogleich eine strenge Untersuchung in dem Harem: wer es auch geschrieben habe, solle es nicht verläugnen. Da trat denn Eine hervor und sagte: ich bin's, und habe zehntausend Tode verdient. Der Kaiser Yuen-tsung erbarmte sich ihrer und verheirathete sie mit dem Soldaten der das Gedicht gefunden hatte; wobei Seine Majestät humoristisch bemerkte: „haben uns denn doch hier zusammen gefunden!" Worauf sie versetzte:

Der Kaiser schafft, bei ihm ist alles fertig,
Zum Wohl der Seinen, Künftiges gegenwärtig.

Hierdurch nun ist der Name Kae-Yven unter den chinesischen Dichterinnen aufbewahrt worden.

Individual-Poesie.

Ganz nahe an das was wir Volkspoesie nennen schließt sich die Individual-Poesie unmittelbar an. Wenn die einzelnen werthen Personen, denen eine solche Gabe verliehen ist, sich selbst und ihre Stellung recht kennen lernen, so werden sie sich ihres Platzes im Reiche der Dichtkunst erfreuen; anstatt daß sie jetzt meist nicht wissen woran sie sind, indem sie sich in der Masse der vielen Dichter verlieren und, indem sie Anspruch machen, Poeten zu seyn, niemals zu einer allgemeinen Anerkennung gelangen können, wie sie solche wünschen. Um mich hierüber deutlich zu machen, will ich mich an Beispiele halten.

Ein Geistlicher auf einer nördlichen Landzunge der Insel Usedom, auf einer Düne geboren, diese Düne mit ihrem geringen vegetabilischen Behagen und sonstigen Zuständen liebend, sein geistliches Amt auch mit Wohlwollen verübend, hat eine gar liebenswürdige Art, seine Zustände poetisch darzustellen.

Voß hat in seiner Luise diesen häuslichen Ton angegeben, in Hermann und Dorothea habe ich ihn aufgenommen und er hat sich in Deutschland weit verbreitet.

Und

Und es iſt wohl keine Frage, daß dieſe dem Sinne des Volks ſich nähernde Dichtart den individuellen Zuſtänden am beſten zuſagt.

Ein ſolcher Mann muß ſich anſehen wie ein Muſikfreund, der bei angebornen Talenten und Neigungen den Beruf gerade nicht findet, Capellmeiſter zu werden, aber für ſich und ſeine Hauscapelle genugſames Geſchick hat, um eine ſolche wünſchenswerthe Cultur in ſeinem Kreiſe zu verbreiten.

Da man nicht aufhören kann Chreſtomathien drucken zu laſſen und das Bekannte wieder bekannt zu machen, wogegen doch auch nichts zu ſagen iſt, weil man das Bekannte weiter bekannt macht, oder in der Erinnerung der Menſchen auffriſcht: ſo wäre es, aber freilich für einen Mann von höherem Sinn und Geſchmack, eine ſchöne Aufgabe, wenn er gerade von ſolchen individuellen Gedichten, welche gar nicht in den Kreis des größern Publicums gelangen oder vom Tage verſchlungen werden, eine Sammlung veranſtaltete und ſo das Beſte, was aus dem individuellen Zuſtande, aus einem eigens beſtimmten und geſtimmten Geiſte hervorgegangen, billigerweiſe aufbewahrte; wobei denn zum Beiſpiel eben dieſer Geiſtliche, ſo wie mancher andere, zu verdienten Ehren gelangen und mit dem alles verzehrenden Weltlauf einen mäßigen Kampf beginnen könnte.

Die Bemerkung muß ich hinzufügen, daß ſolche Individualitäten, denen man ein dichteriſches Talent nicht

abſprechen kann, ſich gewöhnlich in's Weitläuftige verlieren. Das wird aber einem jeden Talent begegnen, das ſich nicht durch entwickelten Geſchmack, entweder durch ſich ſelbſt oder durch Anleitung, nach und nach zu der Höhe erhebt, um zu dem äſthetiſchen Laconismus zu gelangen, wo nur das Nothwendigſte, aber auch das Unerläßliche gehörig faßlich dargebracht wird. Ein Jeder kann aus ſeiner Jugend dergleichen Beiſpiele vorführen, wo er nicht fertig werden konnte, und die deutſche Nation hat ſchöne Talente aufzuweiſen, welche ſelbſt ausgebildet, dieſen Vorwurf nicht ablehnen können.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerey der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Sieben und vierzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

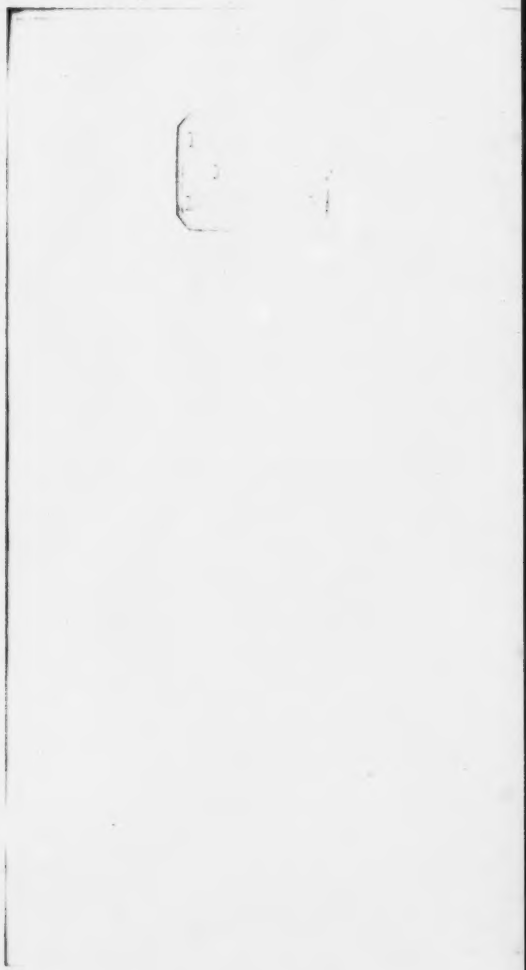

Inhalt.

Jugendgedichte.

	Seite
Den Männern zu zeigen.	3
Der Misanthrop.	4
Verschiedene Drohung.	5
Mädchenwünsche.	6
Beweggrund.	7
Liebe wider Willen.	8
Wahrer Genuß.	9

Lieder für Liebende.

Nicht so eilig, liebes Kind!	15
Mit Mädchen sich vertragen	16
Gern in stillen Melancholien	17
Nacht, o holde, halbes Leben!	19
In dem stillen Mondenscheine	20
Es erhebt sich eine Stimme	21
Cupido, loser eigensinniger Knabe	22
Nein, nein ich glaube nicht	23
Höret alle mich ihr Götter	24
Horst du, er hat geschworen	25
Lebet wohl, geliebte Bäume	26
Ihr verblühet, süße Rosen	27
Welch ein Lispeln, welch ein Schauer	28
Mit vollen Athemzügen	29
Sieh mich, Heiliger, wie ich bin	31
Endlich! endlich darf ich hoffen	32

Seite

Sie liebt mich 33
Wie ſchön und wie herrlich nun ſicher einmal 34
Ein Schauſpiel für Götter 35
Es rauſchet das Waſſer 36
Es war ein fauler Schäfer 37
Auf, aus der Ruh'! 38
An der Seite der Geliebten 39
Schauen kann der Mann und wählen 40
Freier Gedanken. 41

Chineſiſch-Deutſche Jahres- und Tages-Zeiten.

Sag' was könnt' uns Mandarinen 45
Weiß wie Lilien, reine Kerzen 46
Ziehn die Schafe von der Wieſe 47
Der Pfau ſchreit häßlich 48
Entwickle deiner Lüfte Glanz 49
Der Guckuck wie die Nachtigall 50
War ſchöner als der ſchönſte Tag. 51
Dämmrung ſenkte ſich von oben 52
Nun weiß man erſt was Roſenknoſpe ſey 53
Als Allerſchönſte biſt du anerkannt 54
Mich ängſtigt das Verfängliche 55
Hingeſunken alten Träumen 56
Die ſtille Freude wollt ihr ſtören 57
Nun denn! eh' wir von hinnen eilen 58

Vermiſchte Gedichte.

So iſt der Held der mir gefällt 61
An Sie. 63
An Sie. 64
An Sie. 65
Dem aufgehenden Vollmonde. 66
Der Bräutigam. 67
Dornburg, September 1828. 68
Und wenn mich am Tag die Ferne 69

Geheimschrift.

Laßt euch, o Diplomaten!
Recht angelegen sein,
Und eure Potentaten
Berathet rein und fein.
Geheimer Chiffern Sendung
Beschäftige die Welt,
Bis endlich jede Wendung
Sich selbst in's Gleiche stellt.

Mir von der Herrin süße
Die Chiffer ist zur Hand,
Woran ich schon genieße,
Weil sie die Kunst erfand;
Es ist die Liebesfülle
Im lieblichsten Revier,
Der holde, treue Wille
Wie zwischen mir und ihr.

Von abertausend Blüthen
Ist es ein bunter Strauß,
Von englischen Gemüthen
Ein vollbewohntes Haus;
Von buntesten Gefiedern
Der Himmel überspannt,
Ein klingend Meer von Liedern
Geruchvoll überweht.

Seite

Angedenken an das Gute. 70
Bei Betrachtung von Schillers Schädel. 71
Vermächtniß. 73
Aus den Gruben, hier im Graben 75
Parabel. 76
Von wem auf Lebens- und Wissens-Bahnen . . . 77
Ein's wie's andre. 78
Ein Gleichniß. 79
Wie David königlich zur Harfe sang 80
Zum Divan. 81
Hochländisch. 82
Gutmann und Gutweib. 85
Wie ist heut mir doch zu Muthe 86
Ein Wunder ist der arme Mensch geboren 87
Was wird mir jede Stunde so bang 88
Mein Beichtiger, mein Beichtiger 89
Hab' ich tausendmal geschworen 90
Da wächst der Wein wo's Faß ist 91
Als ich ein junger Geselle war 92
Die neue Sirene. 93
Stark von Faust, gewandt im Rath 94
Frühling 1815. 95
Paulo post futuri. 96
Mode-Römerinnen. 97
Dilettant und Künstler. 100
Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen . . . 101

Original und Nachbildung.

Meiner Tochter, Christiane Gregorin zu ihrem eilften Geburtstage. 105
Zum ein und zwanzigsten Juny. Carlsbad 1808. . . 111

Festgedichte.

Herrn Bergrath Lenz. 117
Herrn Rath Schellhorn. 118
Den Freunden am 28 August. 1826. 119

Seite

Herzog Bernhards glückliche Wiederkehr. 120
Erzeugnisse der Stotternheimer Saline. 123
Zelters siebzigster Geburtstag. 128
Tischlied zu selbigem Tag. 133
Dem würdigen Bruderfest Johanni 1830. 135
Erwiederung der festlichen Gaben. 136
Mit einem zierlichst aufgetrockneten Blumenkranze. . . . 138
Erwiederung. 139
Der Demoiselle Schmehling. 140
An Madame Mara. 141

Gedichte zu Bildern.

Adler mit einer Lyra nach oben strebend. 145
Schwebender Genius über der Erdkugel. 146
Beschildeter Arm. 148
Regenbogen. 149
Genius, die Büste der Natur enthüllend. 150
Urne auf einem bunten Teppich. 151
Leuchtender Stern über Winkelwage, Blei und Zirkel . . 152
Pinsel und Feder vom Lorber umwunden 153
Zu einem Oelgemälde. 154
Zu einem Bilde von Frankfurt am Main. 155
Schloß Belvedere in der Abendsonne. 156
Das Römische Haus im Park. 157
Zum Bildniß der Prinzeß Marie. 157
Gartenhaus am untern Park. 158
Zu dem Bilde einer Hafenstadt. 160

Zuschriften und Erinnerungs-Blätter.

Zueignung an Pr. C. v. S. W. 163
An den Prinzen von Ligne. 165
An Schiller. 165
An Madame Wolff. 166
An Herrn Oberstlieutenant von Boch. 168
An Herrn Regierungsrath Peucer. 169
Herrn Oberst v. Grismar. 170

Seite

An Alexander v. Humboldt. 171
An E. B. 172
Herrn Grafen Loeben. 173
An denſelben. 175
Madame Catalani. 174
Austauſch. 175
An Gräfin Conſtance von Fritſch. 176
An dieſelbe. 177
Derſelben. 177
Zu einer Handſchrift Friedrichs des Großen. . . . 178
Myſtiſche Erwiederung. 179
Mit einem buntgeſtickten Kiſſen 180
Mit einer angeſchriebenen Feder. 180
An Frau Oberkammerherrin von Egloffſtein. . . . 181
In das Stammbuch meines Sohnes, zur Weihe. . . 181
Schul-Pforta. 182
Fand' in dieſer Büchlein Reihe 183
An Gräfin Rapp, geb. von Reinberg. (7 July 1827.) . 184
In ein Stammbuch. 184
Herrn Ferdinand Hiller. 185
An ... zur Bruſtnadel; zum Armband. 186
An Klinger. 187
An Demoiſelle Sontag. 188
Mit der Jubiläums-Medaille. 188
Daß man die Güter dieſer Erde ꝛc. 189
Die Gegenwart weiß nichts von ſich ꝛc. 189
An Felix Mendelsſohn. 190
G.....s Feder an 191
An Madame Milder. 191
Herrn Grafen Caſpar Sternberg. 192
Steine ſind zwar kalt und ſchwer ꝛc. 192
Treu wünſch' ich dir zu deinem Feſt ꝛc. 193
An Madame Carlyle. 194
An dieſelbe. 194
Edle deutſche Häuslichkeit ꝛc. 194
An Fräulein Ulrike von Pogwiſch. 195
An die Damen Duval de Carrigny. 196

Seite

An Frau Hofräthin Riemer. 197
An Frau v. Stein. 198
Röſels Pinſel, Röſels Kiel ꝛc. 199
Schwarz und ohne Licht und Schatten ꝛc. 200
Inſchrift 201
Bei Abſendung des Vorſtehenden. 202
An Frau Clementine von Mandelsloh. 205
In das Stammbuch der Fräulein Melanie v. Spiegel. . 204
Vermächtniß. 205

Politica.

Einzelne Gedichte, von einigen Xenien begleitet, von Seite 207 bis 225

Zahme Xenien.

Gehäre und kleinere, gegen vierzig von Seite 227 bis 243

Der neue Alcinous.

Erſter Theil. 247
Zweyter Theil. 250

Gedichte.

Jugendgedichte.

1769.

Bayerische Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Den Männern zu zeigen.

1. Samuel 16. Cap. 11. V.
Und Samuel sprach zu Isai: Sind das die Knaben alle?

Ach! ich war auch in diesem Falle:
Als ich die Weisen hört' und las,
Da jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne maß;
Da fragt' ich: aber — sind sie das,
Sind das die Knaben alle?

Der Misanthrop.

Erſt ſizt er eine Weile
Die Stirn von Wolken frei;
Auf einmal kommt in Eile
Sein ganz Geſicht der Eule
Verzerrtem Ernſte bei
Ihr fraget, was das ſey?
Lieb' oder lange Weile?
Ach, ſie ſind's alle zwey!

Iſt unbedingtes Strebens
Geheime Doppelſchrift,
Die in das Mark des Lebens
Wie Pfeil um Pfeile trifft.
Was ich euch offenbaret
War längſt ein frommer Brauch,
Und wenn ihr es gewahret,
So ſchweigt und nutzt es auch.

Verſchiedene Drohung.

Einſt ging ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals, und „ach!
Droht ſie, ich werde ſchrei'n.“

Da rief ich trotzig: ha! ich will
Den tödten der uns ſtört! —
„Still! lispelt ſie: Geliebter, ſtill!
Daß ja dich niemand hört.“

Mädchenwünsche.

O fände für mich
Ein Bräutigam sich!
Wie schön ist's nicht da!
Man nennt uns Mama;
Da braucht man zum Nähen,
Zur Schul' nicht zu gehen;
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf schmälen;
Man wählt sich die Kleider,
Nach Gusto den Schneider;
Da läßt man spazieren,
Auf Bälle sich führen,
Und fragt nicht erst lange
Papa und Mama.

Beweggrund.

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter ſtrenge Lehren giebt
Von Tugend, Keuſchheit und von Pflicht,
Und unſer Mädchen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neuverſtärktem Triebe
Zu unſern heißen Küſſen hin;
Da hat daran der Eigenſinn
So vielen Antheil als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß ſie das gute Herz erweicht,
Voll Stolz auf ihre Lehren ſieht,
Daß uns das Mädchen ſpröde flieht;
So kennt ſie nicht das Herz der Jugend:
Denn wenn das je ein Mädchen thut,
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil als die Tugend.

Liebe wider Willen.

Ich weiß es wohl und spotte viel:
Ihr Mädchen seyd voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenspiel,
Den David und den Alexander;
Sie sind ja Forcen miteinander,
Und die sind miteinander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor,
Mit misanthropischem Gesicht,
Der Liebe Sclav, ein armer Thor!
Wie gern wär' ich sie los die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

Wahrer Genuß.

Umsonst daß du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schoß mit Golde füllst;
Der Liebe Freuden laß dir schenken,
Wenn du sie wahr empfinden willst.
Gold kauft die Stimme großer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es dir:
Doch willst du dir ein Mädchen kaufen,
So geh' und gib dich selbst dafür.

Soll dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, schränke selbst dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben
Und doch nicht ungebunden seyn.
Laß nur für Eine dich entzünden;
Und ist ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit dich binden,
Wenn dich die Pflicht nicht binden soll.

Empfinde, Jüngling! und dann wähle
Ein Mädchen dir, sie wähle dich,
Von Körper schön und schön von Seele,
Und dann bist du beglückt, wie ich.

Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.

Für nichts besorgt als meine Freude,
Für mich nur schön zu seyn bemüht,
Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam wenn die Welt sie sieht;
Daß unsrer Gluth die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein,
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar seyn.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie bei Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht,
Und mir bei halbgeraubten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Und wenn in stillgesell'ger Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küsse wünsch' ich nicht.
Welch ein Verstand der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgibt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darin allein daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Sehnſucht mich an ihre Bruſt.
Sieh, Jüngling! dieſes heißt genießen,
Sey klug und ſuche dieſe Luſt.
Der Tod führt einſt von ihrer Seite
Dich auf zum engliſchen Geſang,
Dich zu des Paradieſes Freude,
Und du fühlſt keinen Uebergang.

Lieder für Liebende.

Für die Zwecke des Componisten und Sängers neu zusammengestellt.

Abglanz.

Ein Spiegel er iſt mir geworden,
Ich ſehe ſo gerne hinein,
Als hinge des Kaiſers Orden
An mir mit Doppelſchein;
Nicht etwa ſelbſtgefällig
Such' ich mich überall;
Ich bin ſo gerne geſellig
Und das iſt hier der Fall.

Wenn ich nun vor'm Spiegel ſtehe,
Im ſtillen Witwerhaus,
Gleich guckt, eh' ich mich verſehe,
Das Liebchen mit heraus.
Schnell kehr' ich mich um, und wieder
Verſchwand ſie die ich ſah;
Dann blick' ich in meine Lieder,
Gleich iſt ſie wieder da.

Die ſchreib' ich immer ſchöner
Und mehr nach meinem Sinn,
Trotz Krittler und Verhöhner,
Zu täglichem Gewinn.
Ihr Bild in reichen Schranken
Verherrlichet ſich nur,
In goldnen Roſenranken
Und Rähmchen von Laſur.

Er.

Nicht so eilig, liebes Kind!
Ei! so schön und spröde!

Sie.

Weil die meisten thöricht nd,
Meint er, ist es jede?

Er.

Nein, ich lasse dich nicht los!
Mädchen, sey gescheidter!

Sie.

Euer Durst ist wohl nicht groß;
Geht nur immer weiter!

Mit Mädchen ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Mit vielem läßt ſich ſchmauſen,
Mit wenig läßt ſich hauſen;
Daß wenig vieles ſey,
Schafft nur die Luſt herbei.

Will ſie ſich nicht bequemen,
So müßt ihr's eben nehmen.
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn grade fort.

Laßt alle nur mißgönnen,
Was ſie nicht nehmen können,
Und ſeyd von Herzen froh;
Das iſt das A und O.

So fahret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten.
Bedenkt in Wohl und Weh
Dieß goldne A B C.

Gern in ſtillen Melancholien
Wandl' ich an dem Waſſerfall,
Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Doch her' ich auf Schalmayen
Den Schafer nur blaſen!
Gleich möcht' ich mit zum Reihen
Und tanzen und raſen,
Und toller und toller
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Naſe,
Möcht' ich ſie zupfen;
Seh' ich Perücken,
Möcht' ich ſie rupfen;
Seh' ich einen Rücken,
Möcht' ich ihn patſchen;
Seh' ich eine Wange,
Möcht' ich ſie klatſchen.

Hör' ich Schalmayen,
Lauf' ich zum Reihen;
Toller und toller
Wird's immer mit mir.

Nur in ſtillen Melancholien
Wandl' ich an dem Waſſerfall,
Und in ſüßen Melodien
Locket mich die Nachtigall.

Nacht, o holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundin!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

In dem vollen Arm der Schönen
Ruhet jetzt belohnte Liebe;
Und nach einſam langem Sehnen
Bringen auch verſchmähtem Triebe
Träume jetzt ein Bild der Luſt.
Nacht, o holde!

Es ſchleicht mit leiſen Schritten
Die Liſt in deinen Schatten;
Sie ſuchet ihren Gatten,
Den Trug! — Im ſtillſten Winkel
Entdeckt ſie ihn! und freudig
Drückt ſie ihn an die Bruſt.

Nacht, o holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundin,
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt!
Nacht, o holde!

Sie.

In dem stillen Mondenscheine
Wandl' ich schmachtend und alleine;
Dieses Herz ist liebevoll,
Wie es gern geseben soll.

Er.

In dem stillen Mondenscheine
Singt ein Liebchen! Wohl das meine?
Ach so süß, so liebevoll,
Wie die Cither locken soll.

Sie.

Hier im stillen Mondenscheine
Ging ich freudig sonst alleine;
Doch bald traurig und bald mild
Folgt mir jetzt ein liebes Bild.

Er.

In dem stillen Mondenscheine
Geht das Liebchen nicht alleine,
Und ich bin so unruhvoll,
Was ich thun und lassen soll.

Es erhebt ſich eine Stimme;
Hoch und höher ſchallen Chöre;
Ja es iſt der Ruf der Ehre!
Und die Ehre rufet laut:

Säume nicht, du friſche Jugend!
Auf die Höhe, wo die Tugend
Mit der Ehre
Sich den Tempel aufgebaut.

Aber aus dem ſtillen Walde,
Aus den Büſchen
Mit den Düften,
Mit den friſchen
Kühlen Lüften,
Führet Amor,
Bringet Hymen
Mir die Liebſte, mir die Braut.

Jenes Rufen! Dieſes Lispeln!
Soll ich folgen? Soll ich's hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?

Ach, wenn Götter uns bethören,
Können Menſchen widerſtehn?

Cupido, loſer, eigenſinniger Knabe!
Du batſt mich um Quartier auf einige Stunden.
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben!
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Muthwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

Du haſt mir mein Geräthe verſtellt und verſchoben;
Ich ſuch', und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmſt ſo ungeſchickt, ich fürchte das Seelchen
Entfliegt, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Nein, nein, ich glaube nicht,
Nein, nicht den Worten!
Worte, ja Worte habt ihr genug!
Liebe, und liebele dorten nur, dorten!
Alles erlogen, alles iſt Trug.

Freundin, du Falſche!
Sollteſt dich ſchämen!
Laß mich! Ich will nicht,
Will nichts vernehmen.
Doppelte Falſchheit,
Doppelter Trug!

Höret alle mich, ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte schauet:
Dieses Glück, so schön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein!

Ach, ich hab' in deinen Armen
Mehr gelitten als genossen!
Nun es sey! Es ist beschlossen!
Ende Glück, und ende Pein!

Suleika.

Wie mit innigſtem Behagen,
Lied, empfind' ich deinen Sinn!
Liebevoll du ſcheinſt zu ſagen:
Daß ich ihm zur Seite bin.

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen ſchenket,
Die ein Leben ihm geweiht.

Ja, mein Herz es iſt der Spiegel,
Freund, worin du dich erblickt;
Dieſe Bruſt, wo deine Siegel
Kuß auf Kuß hereingedrückt.

Süßes Dichten, lautre Wahrheit
Feſſelt mich in Sympathie!
Nein verkörpert Liebesklarheit
Im Gewand der Poeſie.

Die Eine.

Hörst du, er hat geſchworen;
Ich fürcht' er macht es wahr.

Die Andere.

Sie ſind nicht alle Thoren,
Wie dein Geliebter war.

Die Eine.

Gewiß, er muß dich haſſen!
Kannſt du ſo grauſam ſeyn?

Die Andere.

Und kann er mich verlaſſen,
So war er niemals mein.

Lebet wohl, geliebte Bäume!
Wachset in der Himmelsluft.
Tauſend liebevolle Träume
Schlingen ſich durch euren Duft.

Doch was ſteh' ich und verweile?
Wie ſo ſchwer, ſo bang iſt's mir?
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber, ach! mein Herz bleibt hier.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühet, ach! dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöſpchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hoffnung in dem Herzen ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühet, ach! dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Schweige, zarte, liebe Stimme!
Mit den ſanften Zaubertönen
Lockſt du mich, vermehrſt das Sehnen,
Marterſt mit vergebnem Schmerz.

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Mit vollen Athemzügen
Saug' ich, Natur, aus dir
Ein ſchmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie ſtrebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde.
Flohene Freuden,
Ach! ſäuſeln im Winde,
Faſſen die bebende,
Die ſtrebende Bruſt.
Himmliſche Zeiten!
Ach, wie ſo geſchwinde
Dämmert und blicket
Und ſchwindet die Luſt!

Du lachſt mir, angenehmes Thal,
Und du, o reine Himmelsſonne,
Erfüllſt ſeit langer Zeit zum erſtenmal
Mein Herz mit ſüßer Frühlingswonne.

Weh mir! Ach ſonſt war meine Seele rein,
Genoß ſo friedlich deinen Segen.
Verbirg dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre dich, Natur, und ſtürme mir entgegen!

Die Winde ſauſen,
Die Ströme brauſen,
Die Blätter raſcheln
Dürr' ab in's Thal.
Auf ſteiler Höhe,
Am nackten Felſen,
Lieg' ich und flehe;
Auf öden Wegen
Durch Sturm und Regen,
Fühl' ich und flieh' ich
Und ſuche die Qual.

Wie glücklich, daß in meinem Herzen
Sich wieder neue Hoffnung regt!
O wende, Liebe, dieſe Schmerzen,
Die meine Seele kaum erträgt.

Sieh' mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.
Angſt und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh' mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach! es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut!
Ach, ſo redlich liebt' er mich!
Ach, ſo heimlich quält' er ſich!
Sieh' mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

Ich vernahm ſein ſtummes Flehn,
Und ich konnt' ihn gehen ſehn;
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick.
Sieh' mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach, ſo drängt' und quält' ich ihn,
Und nun iſt der Arme hin;
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verloren, er iſt todt!
Sieh' mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

Endlich! endlich darf ich hoffen!
Ja, mir ſteht der Himmel offen!
Auf einmal
Streift in's tiefe Nebelthal
Ein erwünſchter Sonnenſtrahl.
Theilt euch, Wolken, immer weiter!
Himmel, werde völlig heiter!
Ende, Liebe, meine Qual!

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl' ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach! rings ſo anders!
Biſt du's noch, Sonne?
Biſt du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Sie.

Wie ſchön und wie herrlich, nun ſicher einmal
Im Herzen des Liebſten regieren!

Er.

Wie ſchön und wie fröhlich, durch Feld und durch Thal
Sein Liebchen am Arme zu führen!

Sie.

Man ſiehet mit Freude die Wolken nun ziehn,
Die Bäche mit Ruhe nun fließen.

Er.

Die Bäume nun grünen, die Blumen nun blühn
Kann alles gedoppelt genießen.

Beide.

Die Tage der Jugend ſie glänzen und blühn;
O laß uns der Jugend genießen!

Laß den Weltenspiegel Alexandern;
Denn was zeigt er? — Da und dort
Stille Völker, die er mit den andern
Zwingend rütteln möchte fort und fort.

Du! nicht weiter, nicht zu Fremdem strebe!
Singe mir, die du dir eigen sangst.
Denke, daß ich liebe, daß ich lebe,
Denke daß du mich bezwangst.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwey Liebende zu ſehn!
Das ſchönſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn! nach einander ſehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand und Hand,
Und ein ſchauervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

Wie um ſie ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Götter, das iſt euer Bild!

Sie.

Es rauschet das Wasser
Und bleibet nicht stehn;
Gar lustig die Sterne
Am Himmel hin gehn;
Gar lustig die Wolken
Am Himmel hin ziehn;
So rauschet die Liebe
Und fahret dahin.

Er.

Es rauschen die Wasser,
Die Wolken zergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und stehn.
So auch mit der Liebe,
Der treuen, geschieht,
Sie wegt sich, sie regt sich,
Und ändert sich nicht.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenſchläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf.

Ein Mädchen konnt' ihn faſſen,
Da war der Tropf verlaſſen,
Fort Appetit und Schlaf!

Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt er die Sterne,
Er klagt und härmt ſich brav.

Nun da ſie ihn genommen,
Iſt alles wieder kommen,
Durſt, Appetit und Schlaf.

Männer (von außen).

Auf, aus der Ruh'! auf, aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!
Horchet dem Sange,
Schlaft nicht ſo lange!
Auf, aus der Ruh'! auf, aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!

Frauen (von innen).

Laßt uns die Ruh'! Laßt uns die Ruh'!
Liebliche Freunde, nur ſingt uns dazu!
Euer Getöne
Wieget ſo ſchöne!
Laßt uns die Ruh'!
Liebliche Freunde, nur ſingt uns dazu!

Die Männer.

Auf, aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!
Horchet dem Sange,
Zaudert nicht lange!
Auf, aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!

Er.

An der Seite der Geliebten
Süß entſchlafen, ſanft erwachen,
Gleich zu ſehn den holden Blick;
Ach, das könnte den Betrübten
Gleich zum frohen Gatten machen;
Aber, ach! was ſtört mein Glück!

Sie.

Aufgemuntert von dem Gatten
Sich zur Thätigkeit erheben,
Nach der Ruhe ſanftem Schatten
Wieder in das raſche Leben
Und zur Pflicht, o welche Luſt!

Er.

Immerfort bei guten Thaten
Sich der Gattin Blick erfreuen,
Von der milden wohlberathen
Sich der heitern Tugend weihen:
O wie bebt es meine Bruſt!

Schauen kann der Mann und wählen!
Doch was hilft ihm oft die Wahl;
Kluge schwanken, Weise fehlen,
Doppelt ist dann ihre Qual.
Recht zu handeln,
Grad zu wandeln,
Sey des edlen Mannes Wahl.
Soll er leiden,
Nicht entscheiden,
Spreche Zufall auch einmal.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibiſches Zagen,
Aengſtliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz ſich erhalten;
Nimmer ſich beugen,
Kräftig ſich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Chinesisch-Deutsche

Jahres- und Tages-Zeiten.

Die Welt durchaus iſt lieblich anzuſchauen,
Vorzüglich aber ſchön die Welt der Dichter;
Auf bunten, hellen oder ſilbergrauen
Gefilden, Tag und Nacht, erglänzen Lichter.
Heut iſt mir alles herrlich; wenn's nur bliebe!
Ich ſehe heut durch's Augenglas der Liebe.

I.

Sag', was könnt' uns Mandarinen,
Satt zu herrschen, müd zu dienen,
Sag', was könnt' uns übrig bleiben,
Als in solchen Frühlingstagen
Uns des Nordens zu entschlagen
Und am Wasser und im Grünen
Fröhlich trinken, geistig schreiben,
Schal' auf Schale, Zug in Zügen?

II.

Weiß wie Lilien, reine Kerzen,
Sternen gleich, bescheidner Beugung,
Leuchtet aus dem Mittelherzen
Roth gesäumt die Gluth der Neigung.

So frühzeitige Narzissen
Bluhen reihenweis' im Garten.
Mögen wohl die Guten wissen,
Wen sie so spaliert erwarten.

III.

Ziehn die Schafe von der Wieſe,
Liegt ſie da, ein reines Grün;
Aber bald zum Paradieſe
Wird ſie bunt geblümt erblühn.

Hoffnung breitet leichte Schleier
Nebelhaft vor unſern Blick:
Wunſcherfüllung, Sonnenfeier,
Wolkentheilung bring' uns Glück!

IV.

Der Pfau ſchreit häßlich, aber ſein Geſchrei
Erinnert mich an's himmliſche Gefieder,
So iſt mir auch ſein Schreien nicht zuwider.
Mit Indiſchen Gänſen iſt's nicht gleicherlei,
Sie zu erdulden iſt unmöglich:
Die Häßlichen ſie ſchreien unerträglich.

V.

Entwickle deiner Lüfte Glanz
Der Abendſonne goldnen Strahlen,
Laß deines Schweifes Rad und Kranz
Kühn-ängelnd ihr entgegen prahlen.
Sie forſcht wo es im Grunen blüht,
Im Garten überwölbt vom Blauen;
Ein Liebespaar wo ſie's erſieht,
Glaubt ſie das Herrlichſte zu ſchauen.

VI.

Der Gukuk wie die Nachtigall
Sie möchten den Frühling feſſeln,
Doch drängt der Sommer ſchon überall
Mit Diſteln und mit Neſſeln;
Auch mir hat er das leichte Laub
An jenem Baum verdichtet,
Durch das ich ſonſt zu ſchönſtem Raub
Den Liebesblick gerichtet;
Verdeckt iſt mir das bunte Dach,
Die Gitter und die Pfoſten;
Wohin mein Auge ſpähend brach,
Dort ewig bleibt mein Oſten.

VII.

War ſchöner als der ſchönſte Tag,
Drum muß man mir verzeihen,
Daß ich Sie nicht vergeſſen mag,
Am wenigſten im Freien.
Im Garten war's, Sie kam heran,
Mir ihre Gunſt zu zeigen;
Das fühl' ich noch und denke dran,
Und bleib' ihr ganz zu eigen.

VIII.

Dämmrung ſenkte ſich von oben,
Schon iſt alle Nähe fern;
Doch zuerſt emporgehoben
Halden Lichts der Abendſtern!
Alles ſchwankt in's Ungewiſſe,
Nebel ſchleichen in die Höh';
Schwarzvertiefte Finſterniſſe
Wiederſpiegelnd ruht der See.

Nun am öſtlichen Bereiche
Ahn' ich Mondenglanz und Gluth,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächſten Fluth.
Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Luna's Zauberſchein,
Und durch's Auge ſchleicht die Kühle
Sänftigend in's Herz hinein.

IX.

Nun weiß man erſt was Roſenknoſpe ſey,
Jetzt da die Roſenzeit vorbei;
Ein Spätling noch am Stocke glänzt
Und ganz allein die Blumenwelt ergänzt.

X.

Als Allerschönste bist du anerkannt,
Bist Königin des Blumenreichs genannt;
Unwidersprechlich allgemeines Zeugniß,
Streitsucht verbannend, wundersam Ereigniß!
Du bist es also, bist kein bloßer Schein,
In dir trifft Schau'n und Glauben überein;
Doch Forschung strebt und ringt, ermüdend nie,
Nach dem Gesetz, dem Grund Warum und Wie.

In tauſend Formen magſt du dich verſtecken,
Doch, Allerliebſte, gleich erkenn' ich dich;
Du magſt mit Zauberſchleiern dich bedecken,
Allgegenwärt'ge, gleich erkenn' ich dich.

An der Cypreſſe reinſtem, jungem Streben,
Allſchöngewachſ'ne, gleich erkenn' ich dich;
In des Canales reinem Wellenleben,
Allſchmeichelhafte, wohl erkenn' ich dich.

Wenn ſteigend ſich der Waſſerſtrahl entfaltet,
Allſpielende, wie froh erkenn' ich dich;
Wenn Wolke ſich geſtaltend umgeſtaltet,
Allmannigfalt'ge, dort erkenn' ich dich.

An des geblümten Schleiers Wieſenteppich,
Allbuntbeſternte, ſchön erkenn' ich dich;
Und greift umher ein tauſendarm'ger Eppich,
O Allumklammernde, da kenn' ich dich.

Wenn am Gebirg der Morgen ſich entzündet,
Gleich, Allerheiternde, begrüß' ich dich,
Dann über mir der Himmel rein ſich ründet,
Allherzerweiternde, dann athm' ich dich.

XI.

Mich ängstigt das Verfängliche
Im widrigen Geschmäz,
Wo nichts verharret, alles flieht,
Wo schon verschwunden was man sieht;
Und mich umfängt das bängliche,
Das graugestrickte Nez. —
„Getrost! Das Unvergängliche,
Es ist das ewige Gesez
Wonach die Ros' und Lilie blüht."

XII.

Hingesunken alten Träumen
Buhlst mit Rosen, sprichst mit Bäumen,
Statt der Mädchen, statt der Weisen;
Können das nicht löblich preisen,
Kommen deßhalb die Gesellen
Sich zur Seite dir zu stellen,
Finden, dir und uns zu dienen,
Pinsel, Farbe, Wein im Grünen.

XIII.

Die ſtille Freude wollt ihr ſtören?
Laßt mich bei meinem Becher Wein;
Mit andern kann man ſich belehren,
Begeiſtert wird man nur allein.

XIV.

„Nun denn! Eh' wir von hinnen eilen
Hast noch was Kluges mitzutheilen?"

Sehnsucht in's Ferne, Künftige zu beschwichtigen,
Beschäftige dich hier und heut im Tüchtigen.

Vermischte Gedichte.

So iſt der Held der mir gefällt.

Flieh, Täubchen, flieh! Er iſt nicht hie!
Der dich an dem ſchönſten Frühlingsmorgen
Fand im Wäldchen, wo du dich verborgen.
Flieh, Täubchen, flieh! er iſt nicht hie!
Böſer Laurer Füße raſten nie.

Horch! Flötenklang, Liebesgeſang
Wallt auf Lüftchen her zu Liebchens Ohre,
Find't im zarten Herzen offne Thore.
Horch! Flötenklang! Liebesgeſang!
Horch! — es wird der ſüßen Liebe zu bang.

Hoch iſt ſein Schritt, feſt iſt ſein Tritt,
Schwarzes Haar auf runder Stirne webet,
Auf den Wangen ew'ger Frühling lebet.
Hoch iſt ſein Schritt, feſt iſt ſein Tritt,
Edler Deutſchen Füße leiten mit.

Wonn' iſt die Bruſt, keuſch ſeine Luſt;
Schwarze Augen unter runden Bogen
Sind mit zarten Falten ſchön umzogen.
Wonn' iſt die Bruſt, keuſch ſeine Luſt,
Gleich bei'm Anblick du ihn lieben mußt.

Roth iſt ſein Mund der mich verwundt,
Auf den Lippen träufeln Morgendüfte,
Auf den Lippen ſäuſeln kühle Lüfte.
Roth iſt ſein Mund der mich verwundt,
Nur ein Blick von ihm macht mich geſund.

Treu iſt ſein Blut, ſtark iſt ſein Muth;
Schutz und Stärke wohnt in weichen Armen,
Auf dem Antlitz edeles Erbarmen.
Treu iſt ſein Blut, ſtark iſt ſein Muth;
Selig! wer in ſeinen Armen ruht.

An Sie.

Iſt das Chaos doch, bei'm Himmel!
Wie ein Maskenball zu achten.
Welch ein wunderlich Getümmel!
Allerlei verſchiedne Trachten!

Aber ich will es benutzen
Wie die andern Maskenbälle,
Nicht mich eitel aufzuſtutzen;
Unbekannt auf alle Fälle

Will ich Dir in Reimen ſagen,
Was ich gern in Proſa ſagte,
Wenn es Dir nach mir zu fragen
Nur im mindeſten behagte.

Du allein kannſt mich entdecken,
Du allein wirſt mich verſtehen,
Willſt Du tröſten, willſt Du necken,
Und ſo mag es weiter gehen.

An Sie.

Bist Du's nicht, so sey vergeben
Daß Du es im Scherz genommen;
Bist Du's aber, sey ein Leben
Aus der Heiterkeit willkommen!

Und es wird sich leicht erschürfen
Ob wir beide Gleiches meinen;
Fragen wir was wir bedürfen,
Und wir werden uns vereinen.

Wenn Du kommst, es muß mich freuen,
Wenn Du gehst, es muß mich schmerzen;
Und so wird es sich erneuen
Immerfort in beiden Herzen.

Fragst Du, werd' ich gern ausführlich
Deinem Forschen Antwort geben;
Wenn ich frage, wirst Du zierlich
Mit der Antwort mich beleben.

Was ich mit äußerm Sinn, mit innerm kenne,
Du Allbelehrende, kenn' ich durch dich;
Und wenn ich Allahs Namenhundert nenne,
Mit jedem klingt ein Name nach für dich.

An Sie.

Schmerzen welche Dich berührten
Rühren mich in gleicher Strenge;
Wenn die Feste dich entführten,
Folg' ich dir zur heitern Menge.

Drängt ſich dann in Wechſeltagen
Wildes Rauſchen, ruhig Fließen,
Eins iſt leichter zu ertragen,
Eins iſt beſſer zu genießen.

Prüfung braucht es! Doch bei Zeiten
Ueberzeugung ſtill und ſüße,
Ehe ſich ein Glück bereiten,
Sich Vertraun gewinnen ließe.

Solch ein Feuer nie verlodert
In dem angefocht'nen Leben;
Iſt es zwar ſehr viel gefodert,
Iſt doch auch ſehr viel gegeben.

Dem aufgehenden Vollmonde.

Dornburg, 25 Aug. 1828.

Willſt du mich ſogleich verlaſſen?
Warſt im Augenblick ſo nah!
Dich umfinſtern Wolkenmaſſen,
Und nun biſt du gar nicht da.

Doch du fühlſt wie ich betrübt bin,
Blickt dein Rand herauf als Stern!
Zeugeſt mir daß ich geliebt bin,
Sey das Liebchen noch ſo fern.

So hinan denn! hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch ſchmerzlich ſchneller,
Ueberſelig iſt die Nacht.

Der Bräutigam.

Um Mitternacht, ich ſchlief, im Buſen wachte
Das liebevolle Herz als wär' es Tag;
Der Tag erſchien, mir war als ob es nachte,
Was iſt es mir, ſo viel er bringen mag.

Sie fehlte ja; mein emſig Thun und Streben
Für ſie allein ertrug ich's durch die Gluth
Der heißen Stunde, welch erquicktes Leben
Am kühlen Abend! lohnend war's und gut.

Die Sonne ſank und Hand in Hand verpflichtet
Begrüßten wir den letzten Segensblick,
Und Auge ſprach, in's Auge klar gerichtet,
Von Oſten, hoffe nur, ſie kommt zurück!

Um Mitternacht! der Sterne Glanz geleitet
Im holden Traum zur Schwelle wo ſie ruht.
O ſey auch mir dort auszuruhn bereitet,
Wie es auch ſey das Leben es iſt gut!

Dornburg, Septbr. 1828.

Früh wenn Thal, Gebirg und Garten
Nebelschleiern sich enthüllen,
Und dem sehnlichsten Erwarten
Blumenkelche bunt sich füllen;

Wenn der Aether, Wolken tragend,
Mit dem klaren Tage streitet,
Und ein Ostwind, sie verjagend,
Blaue Sonnenbahn bereitet;

Dankst du dann, am Blick dich weidend,
Keiner Brust der Großen, Holden,
Wird die Sonne, röthlich scheidend,
Rings den Horizont vergolden.

Und wenn mich am Tag die Ferne
Blauer Berge ſehnlich zieht,
Nachts das Uebermaß der Sterne
Prächtig mir zu Häupten glüht,

Alle Tag' und alle Nächte
Rühm' ich ſo des Menſchen Loos;
Denkt er ewig ſich in's Rechte,
Iſt er ewig ſchön und groß!

Angedenken an das Gute
Hält uns immer friſch bei Muthe.

Angedenken an das Schöne
Iſt das Heil der Erdenſöhne.

Angedenken an das Liebe,
Glücklich! wenn's lebendig bliebe.

Angedenken an das Eine
Bleibt das Beſte was ich meine.

Bei Betrachtung von Schillers Schädel.

Im ernſten Beinhaus war's wo ich beſchaute
Wie Schädel Schädeln angeordnet paßten;
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie ſtehn in Neid' geklemmt die ſonſt ſich haßten,
Und derbe Knochen, die ſich tödtlich ſchlugen,
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu raſten.
Entrenkte Schulterblätter! Was ſie trugen?
Fragt niemand mehr; und zierlich thätige Glieder,
Die Hand, der Fuß zerſtreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden alſo lagt vergebens nieder;
Nicht Ruh' im Grabe ließ man euch, vertrieben
Seyd ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern ſie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geſchrieben,
Die heiligen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich in Mitten ſolcher ſtarren Menge
Unſchätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entſpränge.
Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur die ſich erhalten!
Ein Blick der mich an jenes Meer entrückte,

Das fluthend ſtrömt geſteigerte Geſtalten.
Geheim Gefäß! Orakelſprüche ſpendend,
Wie bin ich werth dich in der Hand zu halten?
Dich höchſten Schatz aus Mooder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Menſch im Leben mehr gewinnen
Als daß ſich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie ſie das Feſte läßt zu Geiſt verrinnen,
Wie ſie das Geiſterzeugte feſt bewahre.

Vermächtniß.

Kein Weſen kann zu nichts zerfallen!
Das Ewige regt ſich fort in Allen,
Am Seyn erhalte dich beglückt!
Das Seyn iſt ewig, denn Geſetze
Bewahren die lebendigen Schätze
Aus welchen ſich das All geſchmückt.

Das Wahre war ſchon längſt gefunden,
Hat edle Geiſterſchaft verbunden,
Das alte Wahre faſſ' es an!
Verdank' es, Erdenſohn, dem Weiſen,
Der ihr die Sonne zu umkreiſen
Und dem Geſchwiſter wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findeſt du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirſt keine Regel da vermiſſen;
Denn das ſelbſtſtändige Gewiſſen
Iſt Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen haſt du dann zu trauen;
Kein Falſches laſſen e dich ſchauen,

Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig,
Und wandle, sicher wie geschmeidig,
Durch Auen reich begabter Welt.

Genieße mäßig Füll' und Segen;
Vernunft sey überall zugegen
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und bist du vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar ist allein ist wahr;
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle dich zur kleinsten Schaar.

Und wie von Alters her, im Stillen,
Ein Liebewerk, nach eignem Willen,
Der Philosoph, der Dichter schuf;
So wirst du schönste Gunst erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswerthester Beruf.

Saki Nameh.

Das Schenkenbuch.

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel ſchweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen ſich um ihn heran;
Ja! die ſanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere heerſcht ſein Blick;
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe
Die ſich im Gebet enthüllt.

Und ſo geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böſes Wollen zu verhindern,
Zu befördern ſchöne That.
So beſchwören, feſt zu bannen
Liebem Sohn an's zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen
Frommer Sinn und Melodie.

Parabel.

Ich trat in meine Gartenthür,
Drey Freunde kamen, auch wohl vier,
Ich bat ſie höflich zu mir ein
Und ſagte: ſie ſollten willkommen ſeyn;
Da in der Mitte, im heitern Saal,
Stünd' grade ein hübſches Frühſtücksmahl.
Wollt' jedem der Garten wohl gefallen,
Darin nach ſeiner Art zu wallen.
Der eine ſchlich in dichte Lauben,
Der andre kletterte nach Trauben,
Sein Bruder nach hohen Aepfeln ſchielt',
Die er für ganz vortrefflich hielt.
Ich ſagte: die ſtünden alle friſch
Zuſammen drinn' auf rundem Tiſch,
Und wären ihnen gar ſchön empfohlen.
Sie aber wollten ſie ſelber holen;
Auch war der letzte, wie eine Maus,
Fort! wohl zur Hinterthür hinaus.
Ich aber ging zum Saal hinein,
Verzehrte mein Frühſtück ganz allein.

„Von wem auf Lebens- und Wiſſens-Bahnen
Wardſt du genährt und beſeſtet?
Zu fragen ſind wir beauftragt.“

Ich habe niemals danach gefragt:
Von welchen Schnepfen und Faſanen,
Capaunen und Welſchenhahnen
Ich mein Bäuchelchen gemäſtet.

So bei Pythagoras, bei den Beſten,
Saß ich unter zufriednen Gäſten;
Ihr Frohmahl hab' ich unverdroſſen
Niemals beſtohlen, immer genoſſen.

Eins wie's andre.

Die Welt iſt ein Sardellen-Salat;
Er ſchmeckt uns früh, er ſchmeckt uns ſpat:
Citronen-Scheibchen rings umher,
Dann Fiſchlein, Würſtlein, und was noch mehr
In Eſſig und Oel zuſammenrinnt,
Kapern, ſo künftige Blumen ſind —
Man ſchluckt ſie zuſammen wie Ein Geſind.

Ein Gleichniß.

Jüngſt pflückt' ich einen Wieſenſtrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten, von der warmen Hand,
Die Kronen ſich alle zur Erde gewandt.
Ich ſetzte ſie in friſches Glas,
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben ſich empor,
Die Blätterſtengel im grünen Flor,
Und allzuſammen ſo geſund
Als ſtänden ſie noch auf Muttergrund.

So war mir's als ich wunderſam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Wie David königlich zur Harfe ſang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Perſers Bulbul Roſenbuſch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Geſänge ſich erneun,
Ein Sybärentanz harmoniſch im Getümmel,
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreun!

Zum

Zum Divan.

Wer ſich ſelbſt und andre kennt
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Sinnig zwiſchen beiden Welten
Sich zu wiegen laß ich gelten;
Alſo zwiſchen Oſt und Weſten
Sich bewegen, ſey's zum beſten!

Hochländisch.

Matt und beschwerlich,
Wandernd ermüdigt,
Klimmt er gefährlich,
Nimmer befriedigt;
Felsen ersteigt er
Wie es die Kraft erlaubt,
Endlich erreicht er
Gipfel und Bergeshaupt.

Hat er mühselig
Also den Tag vollbracht,
Nun wär' es thörig
Hätt' er darauf noch Acht.
Froh ist's unsäglich
Sitzendem hier,
Athmend behäglich
An Geishirtens Thür.

Speis' ich und trinke nun
Wie es vorhanden,
Sonne sie sinket nun
Allen den Landen;

Schmeckt es heut Abend
Niemand wie mir,
Sitzend mich labend
An Geisbirtens Thür.

Gutmann und Gutweib.

Artſchottiſch.

Und morgen fällt St. Martins Feſt,
Gutweib liebt ihren Mann;
Da knetet ſie ihm Puddings ein
Und bäckt ſie in der Pfann'.

Im Bette liegen beide nun,
Da ſauſ't ein wilder Weſt;
Und Gutmann ſpricht zur guten Frau:
Du riegle die Thüre feſt. —

Bin kaum erholt und bald erwarmt,
Wie käm' ich da zu Ruh';
Und klapperte ſie ein hundert Jahr
Ich riegelte ſie nicht zu.

Drauf eine Wette ſchloſſen ſie
Ganz leiſe ſich in's Ohr:
So wer das erſte Wörtlein ſpräch'
Der ſchöbe den Riegel vor.

Zwey Wanderer kommen um Mitternacht
Und wiſſen nicht wo ſie ſtehn,
Die Lampe loſch, der Herd verglomm,
Zu hören iſt nichts, zu ſehn.

Was iſt das für ein Hexen-Ort?
Da bricht uns die Geduld!
Doch hörten ſie kein Sterbenswort,
Deß war die Thüre ſchuld.

Den weißen Pudding ſpeiſ'ten ſie,
Den ſchwarzen ganz vertraut.
Und Gutweib ſagte ſich ſelber viel,
Doch keine Sylbe laut.

Zu dieſem ſprach der Jene dann:
Wie trocken iſt mir der Hals!
Der Schrank der klafft und geiſtig riecht's,
Da findet ſich's allenfalls.

Ein Fläſchchen Schnapps ergreif' ich da,
Das trifft ſich doch geſchickt!
Ich bring' es dir, du bringſt es mir
Und bald ſind wir erquickt.

Doch Gutmann ſprang ſo heftig auf
Und fuhr ſie drohend an:
Bezahlen ſoll mit theurem Geld
Wer mir den Schnapps verthan!

Und Gutweib ſprang auch froh heran,
Drey Sprünge als wär' ſie reich:
Du, Gutmann, ſprachſt das erſte Wort,
Nun riegle die Thüre gleich!

Wie iſt heut mir doch zu Muthe!
So vergnüglich und ſo klar!
Da bei friſchem Knaben-Blute
Mir ſo wild, ſo düſter war.
Doch wenn mich die Jahre zwacken,
Wie auch wohlgemuth ich ſey,
Denk' ich jene rothen Backen
Und ich wünſche ſie herbei.

Ein Wunder iſt der arme Menſch geboren,
In Wundern iſt der irre Menſch verloren,
Nach welcher dunklen, ſchwer entdeckten Schwelle
Durchtappen pfadlos ungewiſſe Schritte?
Dann in lebendigen Himmels Glanz und Mitte
Gewahr', empfind' ich Nacht und Tod und Hölle.

Was wird mir jede Stunde ſo bang? —
Das Leben iſt kurz, der Tag iſt lang;
Und immer ſehnt ſich fort das Herz,
Ich weiß nicht recht ob himmelwärts.
Fort aber will es hin und hin,
Und möchte vor ſich ſelber fliehn;
Und fliegt es an der Liebſten Bruſt,
Da ruht's im Himmel unbewußt.
Des Lebens Strudel reißt es fort
Und immer hängt's an Einem Ort;
Was es gewollt, was es verlor,
Es bleibt zuletzt ſein eigner Thor.

Mein Beichtiger, mein Beichtiger,
Mein Beichtiger ſagt: Bruder,
Für deine Sünden faſte mir
Den vollen langen Tag!

Marguita doch, Marguita doch
Marguita ſagt, mein Schätzchen:
Komm Abends komm, zum Eſſen komm,
Der Teufel hole den Beichtiger!

Hab' ich tauſendmal geſchworen
Dieſer Flaſche nicht zu trauen,
Bin ich doch wie neu geboren
Läßt mein Schenke fern ſie ſchauen.
Alles iſt an ihr zu loben,
Glaskryſtall und Purpurwein.
Wird der Pfropf herausgehoben,
Sie iſt leer und ich nicht mein.

Hab' ich tauſendmal geſchworen
Dieſer Falſchen nicht zu trauen,
Und doch bin ich neu geboren
Läßt ſie ſich in's Auge ſchauen.
Mag ſie doch mit mir verfahren,
Wie's dem ſtärkſten Mann geſchah.
Deine Scheer' in meinen Haaren,
Allerliebſte Delila!

Da wächſ't der Wein wo's Faß iſt,
Es regnet gern wo's naß iſt,
Zu Tauben fliegt die Taube,
Zur Mutter paßt die Schraube,
Der Stöpſel ſucht die Flaſchen,
Die Zehrung Reiſetaſchen,
Weil alles was ſich rühret
Am Schluß doch harmoniret.

Denn das iſt Gottes wahre Gift
Wenn die Blüthe zur Blüthe trifft;
Deßwegen Jungfern und Junggeſellen
Im Frühling ſich gar gebärdig ſtellen.

Als ich ein junger Geſelle war,
Luſtig und guter Dinge,
Da hielten die Mahler offenbar
Mein Geſicht für viel zu geringe;
Dafür war mir manch ſchönes Kind
Dazumal von Herzen treu geſinnt.

Nun ich hier als Altmeiſter ſiz',
Rufen ſie mich aus auf Straßen und Gaſſen,
Zu haben bin ich, wie der alte Friz,
Auf Pfeifenköpfen und Taſſen.
Doch die ſchönen Kinder die bleiben fern;
O Traum der Jugend! o goldner Stern!

Die neue Sirene.

Habt von Sirenen gehört? — Melpomenens Töchter ſie prunkten
Zöpfumflochtenen Haupts, heiter entzückten Geſichts;
Vögel jedoch von der Mitte hinab, die gefährlichſten Buhlen,
Denen vom ſüßlichen Mund floß ein verführendes Lied.
Eine geſchwiſterte nun, zum Gürtel ab griechiſche Schönheit,
Sittig hinab zum Fuß nordiſch umhüllt ſie das Knie;
Auch ſie redet und ſingt zum oſt- und weſtlichen Schiffer,
Seinen bezauberten Sinn Helena läßt ihn nicht los.

Stark von Faust, gewandt im Rath
Liebt er die Helenen;
Edles Wort und schöne That
Füllt sein Aug' mit Thränen.

Liebt den Säbel, liebt das Schwert,
Freut sich der Gewehre;
Säh' er, wie sein Herz begehrt,
Sich vor muth'gem Heere!

Laßt ihn der Historia,
Bändigt euer Sehnen;
Ewig bleibt ihm Gloria,
Bleiben uns die Thränen.

Ja, in der Schenke hab' ich auch geſeſſen,
Mir ward wie andern zugemeſſen,
Sie ſchwatzten, ſchrieen, händelten von heut,
So froh und traurig wie's der Tag gebeut;
Ich aber ſaß, im Innerſten erfreut,
An meine Liebſte dacht' ich — wie ſie liebt?
Das weiß ich nicht; was aber mich bedrängt!
Ich liebe ſie wie es ein Buſen gibt
Der treu ſich Einer gab und knechtiſch hängt.
Wo war das Pergament, der Griffel wo,
Die alles faßten? — doch ſo war's! ja ſo!

Frühling 1818.

Das iſt einmal ein Philiſter-Jahr!
Sie ſind zufrieden ganz und gar,
Und preiſen Gott mit großem Geſchrei
Daß er wieder einmal vernünftig ſey.
Es ging ihnen aber oft ſo ſchlecht,
Sie trauen ihm dießmal auch nicht recht.

Paulo post futuri.

Weinet nicht, geliebte Kinder!
Daß ihr nicht geboren seyd:
Eure Thränen, eure Schmerzen,
Thun dem Vater-Herzen Leid.
Bleibt nur noch ein kleines Veilchen
Ungezeugt im Stillen ruhn;
Kann es nicht der gute Vater,
Wird es eure Mutter thun.

Mode-Römerinnen.

Dieſe Federn, weiß' und ſchwarze,
Die ihr auf den Häuptern traget,
Holde Herzens-Königinnen,
Eure Schönheit mehren ſie.

Ihr erſcheinet unſern Augen
So viel aufgeputzte Lerchen,
So viel Pfauen, die ſtolzirend
Auf der Wieſ' in Freiheit gehn.

Prächtig war's am Carnevale,
In der Oper euch zu ſehen,
Wie erhabne Sultaninnen,
Wie des Moguls Herrſcherin.

Nur wer in den hintern Bänken
Nichts vom Schauſpiel ſehen konnte,
Zog die unbeſcheidnen Federn
Sotto voce weidlich durch.

Dieſe ſchöne fremde Sitte
Kam aus England nicht herüber,
Nicht aus Frankreich, nicht aus Spanien,
Nicht aus Perſien noch Catay.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Unter unsre Römerinnen,
Schnell sich vom Olympus stürzend,
Brachte sie der Götter-Bote,
Der geflügelte Mercur.

Er erzählte, daß da droben
Jede Göttin ihre Locken
Hoch und breit mit Federn zieret,
Wenn sie schön sich machen will.

Daß Minerva, die bescheidne,
Jüngferlich und blau von Augen,
Diese Mode mitzumachen
Ihren armen Kauz gerupft.

Daß der Liebe schöne Mutter
Selbst ihr Taubenpaar entfiedert,
Ja die Federn von dem Helme
Ihrem Kriegesgott entwandt.

Und das sich die hohe stolze
Juno, Jupiters Gemahlin,
Von dem Schweife ihres Pfauen
Einen Federbusch gemacht.

Billig reizt euch das Verlangen,
Holde Töchter unsrer Tiber,
Mit den Federn in den Locken
Göttersrauen gleich zu seyn.

Aber hinter jener Ulme
Seh' ich einen Satyr lauſchen,
Der euch ins Geſichte lachend
Unterm Ziegenbarte knixert,

Und euch zuruft: „Liebe Damen!
Dieſe Federn, die ihr traget,
Fliegen freilich; doch ihr flieget
Mit dem Hirnchen weiter um.“

„Sind nicht bunte Pfauenfedern,
Nicht die Federn weißer Tauben,
Sind die Federn der Verehrer,
Die ihr jeden Tag berupft.“

Unverſchämter Satyr ſchließe
Deine tückiſch bittre Lippe!
Unſre ſchönen Römerinnen
Sind ſo tugendreich als ſchön.

Jetzt noch wallt in ihrem Buſen
Der Lucretia alt Geblüte,
Und ihr Herz und ihre Seele
Sind voll Zärtlichkeit und Treu'.

Dilettant und Künſtler.

Blätter nach Natur geſammelt,
Sind ſie endlich auch geſammelt,
Deuten wohl auf Kunſt und Leben;
Aber Ihr, im Künſtler-Kranze,
Jedes Blatt ſey euch das Ganze,
Und belohnt iſt euer Streben.

Natur und Kunſt ſie ſcheinen ſich zu fliehen,
Und haben ſich, eh' man es denkt, gefunden;
Der Widerwille iſt auch mir verſchwunden,
Und beide ſcheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erſt, in abgemeſſ'nen Stunden,
Mit Geiſt und Fleiß uns an die Kunſt gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So iſt's mit aller Bildung auch beſchaffen:
Vergebens werden ungebundne Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben.

Wer Großes will muß ſich zuſammen raffen:
In der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter,
Und das Geſetz nur kann uns Freiheit geben.

Original und Nachbildung.

Sitz' ich allein,
Wo kann ich beſſer ſeyn?
Meinen Wein
Trink' ich allein,
Niemand ſetzt mir Schranken,
Ich hab' ſo meine eignen Gedanken.

So weit bracht' es Mulen, der Dieb,
Daß er trunken ſchöne Lettern ſchrieb.

Meiner Tochter

Christiane Gregorin

zu ihrem eilften Geburtstage

den 13 October 1771.

aus Bethlehem nach Herrenhut.

Meine liebe Christel, heuer kriegst du zwar
Keine Festervistel, wie die letzte war,
Die ich dir vorm Jahre aus der See gesandt,
Denn dermalen fahre ich auf trocknem Land;
Aber deßentwegen sollst du, wenn ich kann,
Doch zum Jahresiegen einen Brief empfahn;
Und den sollst du kriegen durch dieß schöne Blatt
Das dir zum Vergnügen bunte Ränder hat.

Erstlich grüß' ich billig dich von Grund der Seel'n
Und nachdem so will ich dir auch was erzähl'n
Von des Heilands Sache in America
Und was ich sonst mache hier und dort und da.

Bethlehem hierüben, über'm Ocean,
Seh' ich just wie drüben unser Herrnhut an.

Als des Heilands Oertchen das im Lande leucht't
Und sein Blumengärtchen das ihm lieblich däucht.
Alle Chör' und Classen haben daran Theil,
Und auf ihren Gassen spürt man Fried' und Heil;
Auch viel liebe Kleine sind hier gnadenreich
Die ich insgemeine schön gegrüßt von Euch.
Feld und Wald und Gegend sieht aus wie ein Land
Das der Herr gesegen't hat mit milder Hand.
Nazareth deßgleichen, Christians-Brunn zumal
Hat so Segens-Zeichen, wie auch Gnaden-Thal;
Litiz, beinah vierzig Meil' von Bethlehem,
Grünet und formirt sich auch recht angenehm,
Und nächst diesen lieben gibt's noch manche Stadt
Und manch Land hierüben das Gemeinden hat.
Eins ist unter andern wo's Gebirge raucht
Und man hinzuwandern starke Füße braucht,
An der Susquehanne, einem großen Fluß,
Wo man indisch Manne stampft und essen muß:
Es heißt Friedenshütten in der Heiden Land,
Wo uns hinzubitten man kaum thunlich fand
Weil der Weg beschwerlich auf und nieder geht
Und es oft gefährlich um's Gewässer steht.
Doch im May vollführten ich's und Lorenz schnell,
Daß wir 'nauf marschirten mit Nathanael,
Nebst vier Indianern die wir herbekamen
Und zu Wegebahnern dankbar mit uns nahmen.
Hundert siebzig Meilen hat man bis dahin
Ueber manchen steilen Pfad hinauf zu ziehn,
Unwegsame Gänge die von Fels und Stein
Holpricht, wäss'rig, enge und oft dunkel seyn.

Eine Welt voll Berge wo oft große Höhn
Doch nur wie die Zwerge gegen größre ſtehn.
Tauſendjahr'ge wilde und gewiß noch nie
Wohnbare Gefilde exiſtiren hie.
Immerwährend Wälder, die ſich kaum verlier'n,
Ohne Haus und Felder muß man durchpaſſir'n.
Hirſch' und Bäre wohnen hier durch's ganze Jahr
Und zu Millionen wilder Tauben-Schaar;
Item Klapperſchlangen und der Art Geſchwänz
Haben da ſeit langem ihre Reſidenz;
Adler, wilde Katzen, Fuchs und Wölfe auch
Und was ſonſt noch Tatzen hat zum Tiſchgebrauch:
Aber Menſch und Häuſer trifft man nirgends an.
Da holt man ſich Reiſer drauf man ſchlafen kann,
Gebt hiernächſt geſchwinde dicke Bäume ſchäl'n
Und baut aus der Rinde ſich ein Haus aus Pfähl'n,
Macht ein wackres Feuer vor die Hinterthür,
Holz das keinen Dreyer koſtet iſt gnug hier;
Denn es liegen Bränder ſo vielfältig 'rum
Daß ſich ganze Länder wärmen könnten drum.
Man errichr't ſein Dächel zu der Abendſtreu
Gerne wo ein Bächel lieblich rauſcht vorbei,
Daß man Waſſer habe, wie man Feuer hat,
Und ſich damit labe, wenn man müd' und matt
Warm Getränk und Eſſen hangt auch nahe dran,
Daß man's nicht vergeſſen noch entbehren kann:
Denn von Gaſthofsküchen iſt auf dieſer Seit'
Keine Spur zu riechen hundert Meilen weit.
Früh wird, wenn das Kochen warmen Tranks vorbei,
Wieder aufgebrochen von der Pilgerſtreu,

Und man proſequiret unter Lobgeſang
Der dem Herrn gebühret fröhlich ſeinen Gang.
Wo auf mancher Stelle Ström' im Wege ſeyn
Stürzen Waſſerfälle über Stock und Stein;
Solche (man heißt's Kroken) werden durchgewat't,
Weil man keine Brücken wie in Deutſchland hat.
Als wir endlich bei der Susquehanne war'n,
Sind wir vollends weiter im Canot gefahr'n
Auf des Stromes Mitten bis zum fünften Tag,
Da uns Friedenshütten vor den Augen lag.
Nun den Blick der Freuden, ja dieß Feſtgeſicht
Von bekehrten Heiden, das vergeſſ' ich nicht!
Alles ſtand am Strande, jung, alt, groß und klein
Und hieß uns am Lande froh willkommen ſeyn;
Dann blieb vor Vergnügen über den Zuſpruch
Alle Arbeit liegen, und um den Beſuch
Recht zu celebriren fünf ſechs Tage lang.
Und wir fühlten ihren ſel'gen Herzensgang,
Halfen ſie bedienen täglich auf dem Saal,
Hielten auch mit ihnen ſechs heil'g' Abendmahl.
Grüßten Töchter, Söhne auch apart nachdem
Noch von Herrenhut ſchöne und von Bethlehem.
Es ſind liebe Leute, herrlich von Perſon,
Wacker und geſcheidte, braune Nation.
Daraus ſtellt der Heiland ein Exempel dar,
Wie es eben weiland bei'n Apoſteln war.
Uns ging ohne Frage Mund und Seele auf
Und am Pfingſtfeſttage war auch eine Tauf,
Welche wir mit Freuden an fünf unter ihn'n
Schon erwachſ'nen Heiden halfen mit vollzieh'n.

Anton war der eine, den Nathanaels Hand,
Jacob, den die meine überſtrömt, genannt.
Auf Lorenzens Parte kam Timotheus,
Und Paulin' und Marthe taufte Schmidt zum Schluß.
Auch ein braunes Kindel tauft' ich letzten Tag
Das in ſeiner Windel darauf wartend lag,
Welches ich Johanne nannt' und, wie man ſoll,
Unſerm Marter-Manne herzlich anempfohl.
Darauf zog'n wir wieder wie hinauf vordem
Unſern Weg hernieder bis nach Bethlehem,
Dankbar und zerfloſſen über alles das,
Was wir dort genoſſen in ſo reichem Maß.
Und nun bin ich fertig mit Erzähl'n deß all'n,
Aber auch gewärtig, daß dir's wird gefall'n
Und dir Anlaß geben, daß du gern von neu'n
Und durch's ganze Leben wirſt des Herren ſeyn:
Denn wenn Heidenkinder ihn gern lieb woll'n kriegen,
Soll's Euch wohl nicht minder an dem Herzen liegen,
Die ihr winzig kleine ſchon dem Herrn geweiht
Und bei der Gemeine in der Pflege ſeyd.
Nun ich hoff' und wünſche dir zu deinem Feſt
Daß du dich dieß Ind'ſche Liedlein reizen läßt,
Ihm auf dieſer Erden alle Tage mehr
Zum Pläſir zu werden; denn er liebt euch ſehr.
Seine Blutſtriem' regne auch auf dich herab
Und ſein Herze ſegne dich bis in das Grab.
Mit dem Wunſch voll Liebe grüßt dich dein Papa
Und aus gleichem Triebe thut's auch die Mama.
Grüße hübſch dort drüben in Herrnhuts Revier
Alle unſre Lieben zärtlich von Uns hier:

Lenel, Dortel, Liesel, Fritz und wen du haſt,
Muhme Marthe Kieſel und wer ſonſt noch paßt.
Schließ' im Schweſternhauſe und im Mädchenhaus
Nichts ohn' eine Pauſe allenthalben aus.
Und nun will zum Schluſſe Jeſu Wundenhöhl'n
Mit dem zartſten Kuſſe ich dir anempfehl'n.

Bethlehem, im Juny 1771.

Gregor.

Zum ein und zwanzigsten Juny.

Carlsbad 1808.

Nicht am Susquehanna, der durch Wüsten fließt,
Wo zum ird'schen Manna geist'ges man genießt;
Nicht vom Gnadenthale, nicht nach Herrenhut,
Wo bei'm Liebesmahle Thee man trinkt für Blut:
Nein! am Töpelstrande, von der großen Bruck,
Wo die Mohrenbande schaut Sanct Nepomuk,
Zu dem weißen Hirschen, der beständig rennt,
Ohne daß ein Pirschen seine Straße hemmt,
Eile dieses Blättchen, munter und geschwind,
Wo im kurzen Bettchen ruht das längste Kind.

Nennet mir bei Zeiten gleich den schönsten Tag,
So daß niemand streiten, niemand zweifeln mag.
„Meinst Du den? wo's Krippchen frömmlich bunt geschmückt,
„Den, wo sich am Püppchen Püppchen hoch entzückt?
„Den vielleicht vor Fasten? wo's am tollsten geht,
„Wo man ohne Rasten sich mit Liebchen dreht.
„Ist es Ostern? Pfingsten? Corpus Domini?
„Freundchen! du besingst'en; frisch zur Melodie!"

Keiner ist der Meine der sich rücken läßt;
Einer ist's, der Eine, dieser steht so fest.

Läßt er nach ſich blicken, wünſcht man ihn heran;
Hat man ihn im Rücken, gleich fängt's Trauern an.
Bruder nicht noch Schweſter hat er für und für,
Und man glaubt Sylveſter ſteh' ſchon vor der Thür.
Drum mit Wohlbedachte grüßt ihn ehrenvoll,
Weil er was er brachte wohl uns laſſen ſoll.
Wird er gleich entweichen, wie nun Tage ſind;
Läßt er keines Gleichen uns das längſte Kind.

Froh am ſchönen Feſte ſoll's in Carlsbad ſeyn!
Ein paar hundert Gäſte ſtellten ſchon ſich ein.
Gleich ſoll jeder haben was ihm convenirt;
Früh mit Waſſergaben jeder wird tractirt,
Freuet ſich nicht minder als bei'm größten Schmaus,
Denn er geht geſunder, als er kam, nach Haus.
Liebliches Gedudel tönte geſtern Nacht;
Luſt'ger iſt der Sprudel heut ſchon aufgewacht.
Friſchlich angefeuchtet ſteht der Fels umlaubt;
Kreuzes Panner leuchtet um das kahle Haupt.
Herzlich grüßt der Biedre dieſes Tages Stern,
Hoch wird alles Niedre, Hohes neigt ſich gern.
Der verſchloſ'ne Stolze grüßet heiter, mild;
Thät'ger wird Graf Bolze, Herr vom goldnen Schild.

Doch Sie kömmt geſchritten! Schaut nur wie ſie ſteigt,
Wo ſich auf Graniten manche Blume zeigt.
In den bunten Höhen eil' ihr nachzugehn
Wo die Orchideen und Dianthen ſtehn,
Und Ornithogalen weiß und ſchlank wie ſie.
Ihr zu Liebe ſtrahlen Lenz und Sommer hie.
Doch die Wetterkenner, zweifelnd ſehn ſie dort,
Wohlbedächt'ge Männer! Und du ſchreiteſt fort,

Pflückeſt

Pflückeſt junge Roſen, lächelſt leichtem Stich;
Wie im Lande Goſen ſonnt es rings um dich.
Reich an Sträuß' und Kränzen, trotz dem Wolkengraus,
Bringſt du die Excellenzen ungenetzt nach Haus.
Folge ſo dir immer, wie ſich's wölken mag,
Heitrer Sonnenſchimmer, dir zum eignen Tag!
Trotz dem Wetterbübchen geb's dir jungem Blut,
Tochter, Freundin, Liebchen, wie du's werth biſt, gut!

Ob der Koran von Ewigkeit ſey?
Darnach frag' ich nicht!
Ob der Koran geſchaffen ſey?
Das weiß ich nicht!
Daß er das Buch der Bücher ſey
Glaub' ich aus Mosleminen-Pflicht.
Daß aber der Wein von Ewigkeit ſey
Daran zweifl' ich nicht;
Oder daß er vor den Engeln geſchaffen ſey
Iſt vielleicht auch kein Gedicht.
Der Trinkende, wie es auch immer ſey,
Blickt Gott friſcher in's Angeſicht.

Fest-Gedichte.

Herrn Bergrath Lenz
am Tage der Jubelfeier seiner funfzigjährigen Dienstzeit
den 25 October 1822.

(Das Gedicht begleitete einen Tafelaufsatz in Form einer Basalt-Insel mit einem Vulcan, dessen Krater mit hundert Ducaten in Gold und der goldenen Verdienst-Medaille gefüllt war

Erlauchter Gegner aller Vulcanität!
Entsetze dich nicht, wenn dieser Solennität
Sich wilde Feuerberg' und Laven
Gewaltsam eingedrungen haben.

Ein Fürst der, immer von gutem Muth,
Auch andern gern anmuthig thut,
Bestellt es, Dich von falschen Lehren,
Wofern es möglich, zu bekehren.
Neptunus aber bleibt beiseit'.
Ergötz' er sich im Meere weit;
Dort mag er unumschränkt gebieten.
Du laß nur glühen, sprühen, wüthen;
Es deutet auf gelinde Lehren,
Zum Plutus und Pluto dich zu bekehren;
Und überdieß den schönsten Sold:
Gold — aber dießmal mehr als Gold.

Herrn Rath Schellhorn.

zum 3 December 1824.

Daß im großen Jubeljahre
Wir Dein Jubiläum ſchmücken,
Das erlebe, das gewahre,
Treuer Diener, mit Entzücken!
Dir gelang's in ſtiller Sphäre
Deinen Fürſten zu begleiten,
Werde theilhaft ſeiner Ehre
Bis in allerſpätſte Zeiten!

Den Freunden

am acht und zwanzigsten August 1826.

Des Menschen Tage sind verflochten,
Die schönsten Güter angefochten,
Es trübt sich auch der freiste Blick;
Du wandelst einsam und verdrossen,
Der Tag verschwindet ungenossen
In abgesondertem Geschick.

Wenn Freundes-Antlitz dir begegnet,
So bist du gleich befreit, gesegnet,
Gemeinsam freust du dich der That.
Ein zweyter kommt sich anzuschließen,
Mitwirken will er, mitgenießen,
Verdreyfacht so sich Kraft und Rath.

Von äußerm Drang unangefochten
Bleibt Freunde so in Eins verflochten,
Dem Tage gönnet heitern Blick!
Das Beste schaffet unverdrossen;
Wohlwollen unsrer Zeitgenossen
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.

Dem
aus America
glücklich-bereichert
Wiederkehrenden,
Ihrem Durchlauchtigsten Bruder,
Herren
Carl Bernhard,
Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach Hoheit,
die verbundenen Brüder
der
Loge Amalia
zu Weimar.

Am 15 September 1826.

Das Segel steigt! das Segel schwillt!
Der Jüngling hat's geträumt;
Nun ist des Mannes Wunsch erfüllt,
Noch ist ihm nichts versäumt.
So geht es in die Weite fort
Durch Wellenschaum und Strauß;
Kaum sieht er sich am fremden Ort,
Und gleich ist er zu Haus.

Da ſummt es wie ein Bienenſchwarm,
Man baut, man trägt herein;
Des Morgens war es leer und arm,
Um Abends reich zu ſeyn.
Geregelt wird der Flüſſe Lauf
Durch kaum bewohntes Land,
Der Felſen ſteigt zur Wohnung auf,
Als Garten blüht's im Sand.

Der Reiſefürſt begrüßt ſodann,
Entſchloſſen und gelind,
Als Bruder jeden Ehrenmann,
Als Vater jedes Kind;
Empfindet wie ſo ſchön es ſey
Im friſchen Gottesreich;
Er fühlt ſich mit dem Wackern frei,
Und ſich dem Beſten gleich.

Scharfſichtig Land und Städte ſo
Weiß er ſich zu beſchaun;
Geſellig auch, im Tanze froh,
Willkommen ſchönen Fraun;
Den Kriegern iſt er zugewöhnt,
Mit Schlacht und Sieg vertraut;
Und ernſt und ehrenvoll ertönt
Kanonendonner laut.

Er fühlt des edlen Landes Glück,
Ihm eignet er ſich an,
Und hat bis heute manchen Blick
Hinüberwärts gethan.

Dem aber ſey nun wie's auch ſey,
Er wohnt in unſerm Schoß! —
Die Erde wird durch Liebe frei,
Durch Thaten wird ſie groß.

Die erſten

Erzeugniſſe der Stotternheimer Saline,

begleitet

von dichteriſchem Dialog zwiſchen dem Gnomen, der Geognoſie und der Technik,

überreicht

zum dreyßigſten Januar 1828,

mit

getroſtem Glück auf!

C. Glenck,

Salinen-Director,

unterthänigſt.

Gnome.

In brauner Kapp' und Kutte tret' ich an,
Wo Prunk im Licht erhellt den weiten Plan,
Unwillig, doch genöthigt, bin ich hier:
Denn das was triumphirt gehörte mir;
Ich barg es tief in ſchwerer Nächte Schoß,
Nun liegt es klar am hellen Tage bloß,
Und da es mir zu hindern nicht gelingt,
So bin ich einer der es feſtlich bringt.

Den Menschen will ich wohl, allein betrübt
Daß sie mißbrauchen was man Gutes giebt,
Versteck' ich Gold an schmaler Klüfte Wand,
Als Staub zerstreu' ich's breit in Flus und Sand;
Und wenn sie's dann mit Müh' und Fleiß erhascht,
Wird es sogleich vergeudet und vernascht,
Mit vollen Händen wird es ausgestreut
Und niemand häuft den Schatz für künft'ge Zeit.

Doch heute bringt ein kühn gewandter Mann,
Der gegen mich so manche List ersann,
Als Gabe dar, was selbst an diesem Tag,
Schneeweiß gekrönt, dem Fürsten genügen mag.
So thut sie denn dem Bürger auch genug,
Dem Reisenden, dem Landmann hinterm Pflug;
Und wenn sie euch das Schönste hoffen läßt,
So feiert froh das allgemeine Fest.

Geognosie.

Hast du auch edle Schätze tief versteckt,
Dem Menschengeist sind sie bereits entdeckt.
Ist doch Natur in ihrem weiten Reich
Sich stets gemäß und folgerecht und gleich;
Und wer des Knäuels zartes Ende hält,
Der schlingt sich wohl durch's Labyrinth der Welt.
So schreit' ich fort durch Feld und Bergeshöhn,
Ich zaudre nicht — auf einmal bleib' ich stehn;
Tief unten fühl' ich das ersehnte Gute,
Erfahrung bleibt die beste Wünschelruthe.
Bedeckt der Kalkstein hier die Region,
So ahn' ich unten Thon und Gyps und Thon,

Trunken müssen wir alle seyn!
Jugend ist Trunkenheit ohne Wein;
Trinkt sich das Alter wieder zu Jugend,
So ist es wundervolle Tugend.
Für Sorgen sorgt das liebe Leben
Und Sorgenbrecher sind die Reben.

Da wird nicht mehr nachgefragt!
Wein ist ernstlich untersagt.
Soll denn doch getrunken seyn,
Trinke nur vom besten Wein:
Doppelt wärest du ein Ketzer
In Verdammniß um den Krätzer.

Sodann auch Sandſtein; laßt ihn mächtig ruhn!
Wir gehen durch, wir wiſſen was wir thun.
Nur immer tiefer! unten ſtrömt es hell,
Als unſer Schönheits-, unſer Jugend-Quell;
Es ſtrömt Gewürz, das lieblicher erquickt
Als was uns Banda's Inſelgruppe ſchickt.
Schmackhaft durchdringt es unſer täglich Brod,
Es thut dem Menſchen, thut dem Thiere Noth,
Geſundes Volk erkranket im Entbehren;
Welch ein Verdienſt es reichlich zu gewähren!

Bezeichnet nun den weitgevierten Schacht,
Und wagt euch kühn zum Abgrund tiefſter Nacht:
Vertraut mir daß ich Schatz zu Schätzen häufe.
Nun friſch an's Werk und muthig in die Teufe!

Technik.

Nur nicht ſo raſch und unbedacht gethan! —
Mit Hack' und Spaten kommt ihr kühnlich an;
Wie könnt ihr euch ſo wunderlich behaben,
Als wolltet ihr des Nachbarn Weinberg graben?
Doch wenn dein Blick in ſolche Tiefen drang,
So nutze ſchnell was unſrer Kunſt gelang.

Nicht meinem Witz ward ſolche Gunſt beſcheert,
Zwey Götterſchweſtern haben mich belehrt:
Phyſik voran, die jedes Element
Verbinden lehrt wie ſie es erſt getrennt;
Das Unwägbare hat für ſie Gewicht,
Und aus dem Waſſer lockt ſie Flammenlicht,
Läßt Unbegreifliches dann ſichtbar ſeyn,
Durch Zauberey im Sondern, im Verein.

Doch erſt zur That erregt den tiefſten Sinn
Geometrie, die Allbeherrſcherin:
Sie ſchaut das All durch Ein Geſetz belebt,
Sie mißt den Raum und was im Raume ſchwebt;
Sie regelt ſtreng die Kreiſe der Natur,
Hiernach die Pulſe deiner Taſchenuhr;
Sie öffnet geiſtig gränzenloſen Kreis
Der Menſchenbände kümmerlichſtem Fleiß.

Uns gab ſie erſt den Hebel in die Hand,
Dann ward es Rad und Schraube dem Verſtand;
Ein leiſer Hauch genügt der ſteten Regung,
Aus Füll' und Leere bildet ſie Bewegung,
Bis mannichfaltigſt endlich unbezirkt
Nun Kraft zu Kräften überſchwenglich wirkt.

Von Höh' und Breite ſprach ich ſchon zu viel,
Einfachſtes Werkzeug gnüge dir zum Ziel.
Den Eiſenſtab ergreife, der gekrönt
Mit Fall nach Fall den harten Stein verhöhnt,
Und ſo mit Fleiß, Genauigkeit und Glück
Erbohre dir ein reichliches Geſchick. —

Geleiſtet iſt's! Du bringſt im dritten Jahr
Dem Herrn des Lands willkommne Gabe dar.

Gnome.

Auch ich entſage nun dem alten Trutz,
Was ich verheimlicht ſey dem Volk zu Nutz.

Geognoſie.

Und wenn ich einſam im Gebirg verweilt,
Hat doch mein Geiſt den tiefſten Wunſch ereilt.

Technik.

Bethätigt weiter glückliche Bereitung
An dieſes Tages günſt'ger Vorbedeutung.

Zelters siebzigster Geburtstag

gefeiert von

Bauenden, Dichtenden, Singenden

am 11 December 1828.

Bauende. Chor.

Schmückt die prieſterlichen Hallen,
Edler Harmonie errichtet,
Heut dem Manne zu gefallen,
Der ſein Leben euch verpflichtet.

Solo.

Waget laut und klar zu nennen
Sein Bemühen, ſeine Tugend;
Denn ein herzlich Anerkennen
Iſt des Alters zweyte Jugend.

Singende. Chor.

Füllt die wohlgeſchmückten Hallen
Laut mit feſtlichen Geſängen,
Und in Chören laßt erſchallen
Wie ſich die Gefühle drängen.

Solo.

Solo.

Laßt uns kräftiglich erstärken
Des Verdienten neues Leben,
Mag ein Jüngling wohl vermerken
Sich bei Zeiten zu erheben.

Dichtende. Recitativ.

Froh tret' ich ein, und wohl weiß ich zu schätzen
Was ihr, so nah mit meinem Thun verwandt,
Zu dieses Tages festlichem Ergötzen
Von Herrlichkeit umher gebannt.
Kühn darf ich mich nach jeder Seite wenden,
So herrlich sey, so festlich sey der Ort;
Doch bricht hervor und glänzt nach allen Enden
Der Freundschaft wie der Liebe heilig Wort.

Dichtende. Aria.

Die Blumen gepflegt und gehütet,
Ihm bracht' ich sie oft zum Strauß,
Wie frisch man der Liebsten sie bietet,
Sie nahmen sich zierlich aus.
Dann erst begann es zu düften,
Da hob ein frischer Flor
Zu leichten Aethers Lüften
In Tönen sich hervor.

Bauende. Solo.

Hat er uns früh gepfleget,
Wir gründeten sein Haus.

Singende. Solo.
Wie er uns täglich beget,
Wir füllen's freudig aus.

Zu Drey.
Nun erſt beginnt's zu düften,
Nun hebt ein friſcher Flor
Zu leichten Aethers Lüften
In Tönen ſich empor.

Dichtende. Solo.
Blitz und Schlag
Am klaren Tag
Unterbricht
Freud' und Licht.

Bauende.
Finſterniß und Nebelſchauern
Hingegeben unbewußt,
Und von tiefgefühltem Trauern
Nähret ſich die hohe Bruſt.

Singende.
Melodie'n ſo hehr, ſo ſchöne
Dringen aus der ſinnigen Bruſt,
Ach! es ſind nur Trauertöne,
Bittre Klagen ob Verluſt.

Dichtende. Solo.
Wie wenig, wir Geſchäftigen,
Vermochten wir alsdann,
Er weiß ſich ſelbſt zu kräftigen,
Er iſt, er ſteht ein Mann!

Bauende.

Er ſteht,

Singende.

Er ſteht,

Bauende.

Er iſt,

Singende.

Er iſt,

Alle.

Iſt unſer Mann!

Dichtende. Arie mit Chor.

Was braucht es weiter!
Wir ſingen heiter,
So wie am Anfang,
So auch am Ende,
Daß jeder Jahrgang
Sich rein vollende.
Sein Thun und Laſſen
In Eins zu faſſen
Gönn' ihm das Glück!

Bauende, Dichtende, Singende.
Zu drey oder vier.

Dankbar ewig klar und helle
Flöße ſegnend unſer Sang,
Doch an ſolcher Freuden Schwelle
Weilten wir ſchon allzulang.

Alle.

Dank- und lieb- und wonnereiche,
Auserwählte treue Schaar,
Schlinget eure Lorbeerzweige
Dreyfach um das würdige Haar!

Tischlied

zu Zelters siebzigstem Geburtstage.

Lasset heut am edlen Ort
Ernst und Lust sich mischen,
Geist an Herzen, Ton am Wort
Feierlichst erfrischen;
Froh genießet eurer Lage,
Denn man setzt nicht alle Tage
Sich zu solchen Tischen.

Ein bedeutend ernst Geschick
Waltet über's Leben,
Denn es nimmt der Augenblick
Was die Jahre geben.
Ist so manches Gut zerronnen,
Hat uns mehr und mehr gewonnen
Männlich kühn Bestreben.

Doch an Lethe's Labetrank
Darf es heut nicht fehlen!
Treu Gefühl und frommer Dank
Walte durch die Seelen.
Lasset ewige Harmonieen
Bald sich suchen, bald sich fliehen,
Und zuletzt vermählen.

Unſer Mann er that ja ſo;
Leb' er drum! er lebe!
Werde ſeiner Säle froh
Daß er nehm' und gebe;
Wie bisher, im Allerbeſten,
Sich zu Tag- und Jahres-Feſten
Uns zu Lieb erſtrebe!

So lang man nüchtern iſt,
Gefällt das Schlechte;
Wie man getrunken hat
Weiß man das Rechte;
Nur iſt das Uebermaß
Auch gleich zu Handen;
Hafis, o lehre mich
Wie du's verſtanden!

Denn meine Meinung iſt
Nicht übertrieben:
Wenn man nicht trinken kann
Soll man nicht lieben;
Doch ſollt ihr Trinker euch
Nicht beſſer dünken,
Wenn man nicht lieben kann
Soll man nicht trinken.

Dem
würdigen Bruderfeſt
Johanni 1830.

Funfzig Jahre ſind vorüber,
Wie gemiſchte Tage flohn;
Funfzig Jahre ſind hinüber
In das ernſt Vergangne ſchon.

Doch lebendig, ſtets auf's Neue,
Thut ſich edles Wirken kund,
Freundes Liebe, Männer Treue,
Und ein ewig feſter Bund.

Ausgeſä't in weiter Ferne,
Nah, getrennt, ein ernſtes Reich,
Schimmern ſie, beſcheidner Sterne
Leis' wohlthätigem Lichte gleich.

So! die Menſchheit fort zu ehren,
Laſſet, freudig überein,
Als wenn wir beiſammen wären,
Kräftig uns zuſammen ſeyn!

Erwiederung
der festlichen Gaben
angelangt
von Frankfurt nach Weimar
den 28 Aug. 1830.

Mel. Lasset heut im edlen Kreis ꝛc.

Pflegten wir krystallen Glas
Rasch mit Schaum zu füllen,
Und mit Maß und ohne Maß
Durst und Lust zu stillen;
Reicht man jetzt dem heitern Zecher
Silbern, reich verzierten Becher,
Scheint es gar bedenklich.

Ward auch alt und junger Wein
Reichlich hergespendet,
Wie die Fülle sich vom Main
Norden zugewendet:
Euren Frohsinn im Behagen
Sollen wir in guten Tagen
Dankbar mitgenießen.

Werde Silber, werde Gold,
Wie sich's ziemt, verehret;
Bleibe guter Geist euch hold,
Der im Stillen lehret:
Sich an's Reine zu gewöhnen,
Und im Aechten, Guten, Schönen,
Recht uns einzubürgern.

Mit einem zierlichſt-aufgetrockneten Blumenkranze.

Sie.

Zarter Blumen leicht Gewinde
Flecht' ich dir zum Angebinde,
Unvergängliches zu bieten
War mir leider nicht beſchieden.

In den leichten Blumenranken
Lauſchen liebende Gedanken,
Die in leiſen Tönen klingen
Und dir fromme Wünſche bringen.

Und ſo bringt vom fernen Orte
Dieſes Blatt dir Blumenworte,
Mögen ſie vor deinen Blicken
Sich mit friſchen Farben ſchmücken!

Erwiederung.

Er.

Bunte Blumen in dem Garten
Leuchten von der Morgensonne,
Aber leuchten keine Wonne,
Liebchen darf ich nicht erwarten.

Sendest nun in zarten Kreisen
Die von dir gepflückten Sterne,
Zärtlich willst du mir beweisen:
Du empfindest in der Ferne

Was ich in der Fern' empfinde,
So als wär' kein Raum dazwischen;
Und so blühen auch geschwinde
Die getrockneten mit frischen.

Der

Demoiſelle Schmehling

nach

Aufführung der Haſſiſchen

Sta. Elena al Calvario.

Leipzig 1771.

Klarſter Stimme, froh an Sinn —
Reinſte Jugendgabe —
Zogſt Du mit der Kaiſerin
Nach dem heil'gen Grabe.
Dort, wo alles wohlgelang,
Unter die Beglückten
Riß Dein herrſchender Geſang
Mich den Hochentzückten.

An

Madame Mara,

zum

frohen Jahresfeſt

Weimar 1831.

Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Bruſt erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt erheiternd.
Nah dem Ziele, denk' ich heut
Jener Zeit, der ſüßen;
Fühle mit wie mich's erfreut
Segnend Dich zu grüßen!

Gedichte zu Bildern.

Suleika.

Warum du nur oft ſo unhold biſt?

Hatem.

Du weißt, daß der Leib ein Kerker iſt;
Die Seele hat man hinein betrogen;
Da hat ſie nicht freie Ellebogen.
Will ſie ſich da und dorthin retten,
Schnürt man den Kerker ſelbſt in Ketten,
Da iſt das Liebchen doppelt gefährdet,
Deshalb ſie ſich oft ſo ſeltſam gebärdet.

Adler

mit einer Lyra nach oben ſtrebend.

Sollen immer unſre Lieder
Nach dem höchſten Aether dringen?
Bringe lieber ſie hernieder,
Daß wir Lieb' und Liebchen ſingen.

Bei Tag der Wolken formumformend Weben!
Bei Nacht des Sternenheeres glühend Leben!
Mit reinen Saiten wag' empor zu dringen,
Du wirſt der Sphären ewige Lieder ſingen.

Guter Adler! nicht ſo munter
Mit der Leyer fort nach oben;
Bringe lieber ſie herunter,
Daß wir uns an ihr erproben;
Manches iſt an uns zu loben.

Schwebender Genius

über der Erdkugel,

mit der einen Hand nach unten, mit der andern nach oben deutend.

Zwischen Oben, zwischen Unten
Schweb' ich hin zu munt'rer Schau,
Ich ergötze mich am Bunten,
Ich erquicke mich im Blau.

Memento mori! gibt's genug,
Mag sie nicht hererzählen;
Warum sollt' ich im Lebensflug
Dich mit der Gränze quälen?
Drum, als ein alter Knasterbart,
Empfehl' ich dir docendo:
Mein theurer Freund, nach deiner Art,
Nur vivere memento!

Wenn am Tag' Zenith und Ferne
Blau in's Ungemeſſ'ne fließt,
Nachts die Ueberwucht der Sterne
Himmliſche Gewölbe ſchließt;
So am Grünen, ſo am Bunten
Kräftigt ſich ein reiner Sinn,
Und das Oben wie das Unten
Bringt dem edlen Geiſt Gewinn.

Beſchildeter Arm

gegen ein vorüberziehendes Wetter Bücher beſchützend.

Manches Herrliche der Welt
Iſt in Krieg und Streit zerronnen;
Wer beſchützet und erhält
Hat das ſchönſte Loos gewonnen.

Soll dich das Alter nicht verneinen,
So mußt du es gut mit andern meinen;
Mußt viele fördern, manchem nützen,
Das wird dich vor Vernichtung beſchützen.

Regenbogen

über den Hügeln einer anmuthigen Landſchaft.

Grau und trüb und immer trüber
Kommt ein Wetter angezogen; —
Blitz und Donner ſind vorüber,
Euch erquickt ein Regenbogen.

Wilde Stürme, Kriegeswogen
Raſ'ten über Hain und Dach;
Ewig doch und all emach
Stellt ſich her der bunte Bogen.

Frohe Zeichen zu gewahren
Wird der Erdkreis nimmer müde,
Schon ſeit vielen tauſend Jahren
Spricht der Himmelsbogen: Friede!

Aus des Regens düſtrer Trübe
Glänzt das Bild das immer neue;
Aus den Thränen zarter Liebe
Spiegelt ſich der Engel Treue.

Genius,

die Büste der Natur enthüllend.

Bleibe das Geheimniß theuer!
Laß den Augen nicht gelüsten!
Sphinx-Natur, ein Ungeheuer,
Schreckt sie dich mit hundert Brüsten.

Suche nicht verborgne Weide!
Unterm Schleier laß das Starre!
Willst du leben, guter Narre,
Sieh nur hinter dich in's Freie.

Anschaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erst in's Innre dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt.

Urne
auf einem bunten Teppich.

Kannſt du die Bedeutung leſen,
Ihren Sinn verlierſt du nie:
Beide ſind nur todte Weſen
Und die Kunſt belebte ſie.

Offen ſteht ſie! doch geheime Gaben
Zugerollt in ihrem Schoße
Liegen ahnungsvoll die Looſe,
Wer's ergreift der wird es haben.

Leuchtender Stern
über Winkelwage, Blei und Zirkel.

Zum Beginnen, zum Vollenden
Zirkel, Blei und Winkelwage;
Alles stockt und starrt in Händen,
Leuchtet nicht der Stern dem Tage.

Sterne werden immer scheinen,
Allgemein auch, zum Gemeinen;
Aber gegen Maß und Kunst
Richten sie die schönste Gunst.

Pinſel und Feder

vom Lorbeer umwunden und von einem Sonnenblick beleuchtet.

Auf den Pinſel, auf den Kiel
Muß die Sonne freundlich blicken,
Dann erreichen ſie das Ziel
Erdenſöhne zu beglücken.
Künſtlern auch der Lorbeer grünt,
Wenn ſie freudig ihn verdient.

Willſt du Großes dich erkühnen,
Zeigt ſich hier ein doppelt Glück;
Feder wird dem Geiſte dienen
Und der Pinſel dient dem Blick.

Wenn der Pinſel ihm die Welt erſchuf,
Wenn die Feder ihm das Wort gereicht,
Bleibt des Mimen edelſter Beruf
Daß er ſich des Lorbeers würdig zeigt.

Will der Feder zartes Walten,
Will des Pinſels muthig Schalten
Sich dem reinſten Sinn bequemen,
Kannſt getroſt den Lorbeer nehmen.

Zu einem Oelgemählde.

An den Wurzeln heiliger Eiche
Schwillt ein Lebensquell hervor,
Und so, ohne Nachbar-Gleiche,
Wuchs die Edle still empor.
Aeste streckt sie, Blätterbüsche
Sonnig, über glatte Fluth,
Und in ewig grüner Frische
Spiegelt sich des Daukes Glath.

Wenn der Körper ein Kerker iſt,
Warum nur der Kerker ſo durſtig iſt?
Seele befindet ſich wohl darinnen
Und bliebe gern vergnügt bei Sinnen;
Nun aber ſoll eine Flaſche Wein,
Friſch eine nach der andern herein.
Seele will's nicht länger ertragen,
Sie an der Thüre in Stücke ſchlagen.

Zu einem Bilde
von
Frankfurt am Main
als Geſchenk
für
Herrn Bibliothek-Secretär Kräuter.

Großen Fluß hab' ich verlaſſen
Einem kleinen mich zu weihn;
Sollte der doch eine Quelle
Manches Guten, Schönen ſeyn.

Mit einem Bildchen:

Schloß Belvedere in der Abendsonne.

Erleuchtet außen hehr vom Sonnengold,
Bewohnt im Innern traulich, froh und hold.
Erzeige sich Dein ganzes Leben so:
Nach außen herrlich, innen hold und froh.

Das ſogenannte Römiſche Haus im Park.

Römiſch mag man's immer nennen;
Doch wir den Bewohner kennen,
Dem der ächte deutſche Sinn,
Ja der Weltſinn iſt Gewinn.

Zum Bildniß der Prinzeß Marie.

Lieblich und zierlich,
Ruhig und hold,
Sind Ihr die Treuen
Sicher wie Gold.

Gartenhaus am untern Park.

Der's gebaut vor funfzig Jahren
Sieht es noch am Wege ſtehn,
Liebespaar vorübergehn,
Wie wir andern damals waren
Als die Büſche lieblich kühlten,
Lichter in dem Schatten ſpielten;
Wo ſich Liebende verſtanden,
Immer ſuchten, oft ſich fanden
Zu geſellig friſchem Leben,
Wie wir's euch nun übergeben.

Uebermüthig ſieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen die daſelbſt verkehrt
Ward ein guter Muth beſcheert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbſtgepflanzter, wuchs empor;
Geiſtig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachſen fort.

Dieſer alte Weidenbaum
Steht und wächſ't als wie im Traum,
Sah des Fürſtendaches Gluthen,
Sieht der Ilme leiſes Fluthen.

Freundin! Dir zum neuen Jahr
Bring' ich ſchnell den Commentar
Deiner ſchön geſchmückten Decke.
Früheres bewährt ſich treu,
Neuen Tagen ſey es neu,
Und ſo weiter eine Strecke!

Zu
dem Bilde einer Hafenſtadt am ſchwarzen Meere.

Schroffe Felſen, weite Meere
Geben weder Luſt noch Lehre,
Denn ſie ſind uns gar zu fern;
Aber jener Freund im Innern,
Seine Neigung, ſein Erinnern
Leuchtet her ein holder Stern.

Zuſchriften

und

Erinnerungs-Blätter.

Zueig'nung

an

Pr. C. v. S. W.

October 1807.

Dieſes Stammbuch, wie man's auch nimmt,
War eigentlich für 'nen Studenten beſtimmt,
Der es, auf akademiſchen Pfaden,
Sich wählen ſollt' aus Hertels Laden;
Wie ich's denn auch, — nicht guter Ding' —
Aus der hübſchen Frau Hertel Hand empfing.

Denn guter Dinge konnt' ich nicht ſeyn.
Wir waren ſchon in den October hinein,
Und preußiſche Schaaren allzumal
Zertrappelten uns Berg und Thal,
Und damals war noch nichts verloren.

Ich kraute mir aber hinter den Ohren
Und ſetzte mich, wie vor alter Zeit,
Wieder an des Thales Wirklichkeit
Und wollte kühnlich mich erdreiſten,
An der Saale das auch zu leiſten
Was an der Töpel ich trieb im Spiel;
Das war nun freilich gar nicht viel.

Kaum hatt' ich aber ein paar Pappeln zeichnet
Und ein paar Berge mir angeeignet,
Da brach die Sündfluth auf einmal herein:
Es hätte nicht können schlimmer seyn.

Wie aber nach dem jüngsten Gericht
Was vorgeschah auch wieder geschicht
Und über Wolken und unter Flammen
Freunde und Feinde kommen zusammen;
Und überall im höchsten Chor
Jeder Heilige, nach wie vor,
Hebt und trägt sein Marterinstrument,
Woran man ihn allein erkennt:
So werd' ich auch wohl in Abrahams Schoß
Bleistift und Pinsel nicht werden los;
Bei vieler Lust und wenig Gaben
Werd' ich doch nur gekritzelt haben.

Doch sey dem Allen wie es sey,
Kein Blatt im Buch ist überlei,
Auf beiden Seiten manche beschrieben
Und so nichts weiter übrig blieben
Als daß Du glaubst, das viele Papier,
Was auch drauf stehe, gehöre Dir.
Und dazu hast Du Fug und Macht,
Immer war Dein dabei gedacht.
So steht Dein Bild auch klar und glatt
In unserm Herzen auf jedem Blatt.
Und Liebe bleibt zu unserm Gewinn
Ein beff'rer Zeichner als ich bin.

Dem Kellner.

Setze mir nicht, du Grobian,
Mir den Krug so derb vor die Naſe!
Wer mir Wein bringt ſehe mich freundlich an,
Sonſt trübt ſich der Eifer im Glaſe.

Dem Schenken.

Du zierlicher Knabe, du komm herein,
Was ſtehſt du denn da auf der Schwelle?
Du ſollſt mir künftig der Schenke ſeyn,
Jeder Wein iſt ſchmackhaft und helle.

An den Prinzen von Ligne.

In früher Zeit, noch froh und frei,
Spielt' ich und ſang zu meinen Spielen;
Dann fing's im Herzen an zu wühlen,
Ich fragte nicht ob ich ein Dichter ſey:
Doch daß ich liebte konnt' ich fühlen.

So bleibt es noch. Ich weiß nicht viel
Von eignen dichteriſchen Thaten.
Man ſagt: mir ſey als Ernſt und Spiel
Nicht übel dieß und jen's gerathen.
Gern hör' ich Gutes von der Kunſt,
Der ich mein Leben treu geblieben;
Doch mich in meinen Freunden lieben,
Dieß, edler Mann, dieß iſt die ſchönſte Gunſt.

An Schiller.

Mit einer kleinen mineralogiſchen Sammlung.

Dem Herren in der Wüſte brachť
Der Satan einen Stein,
Und ſagte: Herr, durch deine Macht
Laß es ein Brödchen ſeyn!

Von vielen Steinen ſendet Dir
Der Freund ein Muſterſtück;
Ideen gibſt Du bald dafür
Ihm tauſendfach zurück.

An Madame Wolff.

Zum 10 December 1812.

Erlaubt es Dir, in mancherlei Gestalten,
Das junge Volk und die ehrwürd'gen Alten
Zum Besten, wie es Dir beliebt, zu halten:
Und Phädra, wüthend, leidenschaftlich groß;
Elisabeth, so lieb- als schonungslos;
Mesina's Fürstin, fest, wenn das Geschick bricht,
Jungfrau gezählt, nur gegen Liebesblick nicht;
Klärchen zuletzt, die Jeden so verführt,
Daß er den Kopf wie Belgiens Held verliert.
Der Wechsel bilde Dein beglücktes Reich,
Bleibst Du nur uns, den Freunden, immer gleich.

An
Herrn Obriſtlieutenant von Bock.

Den 22 October 1813.

Von allen Dingen die geſchehn,
Wenn ich es redlich ſagen ſollte,
So war's, Koſaken hier zu ſehn,
Nicht eben was ich wünſchen wollte.
Doch als die heilig große Fluth
Den Damm zerriß der uns verengte,
Und Well' auf Welle mich bedrängte,
War Dein Koſak mir lieb und gut.

Herrn Regierungsrath Peucer.

Bei Ueberſendung eines rheinländiſchen Ducaten.

Nein! frechere Wette verliert man nicht,
Als an der Elb' ich dazumalen.

(Dresden, den 15 Auguſt 1815.)

Jetzt da man überm Rheine ficht
Will ich mit Rheingold ſie bezahlen.

(Weimar, den 16 Februar 1814.)

Herrn Obriſt v. Geismar.

W. am 21 October, Nachmittags 3 Uhr, 1815.

Dem wir unſre Rettung danken
Aus den Händen wilder Franken,
Nimm zur Jahresfeier-Stunde
Heißen Wunſch vom treuſten Munde!

An Alexander v. Humboldt.

W. d. 12 June 1816.

An Trauertagen
Gelangte mir Dein herrlich Heft!
Es ſchien zu ſagen:
Ermanne dich zu fröhlichem Geſchäft!
Die Welt in allen Zonen grünt und blüht
Nach ewigen, beweglichen Geſetzen;
Das wußteſt du ja ſonſt zu ſchätzen,
Erheitre ſie, durch mich, dein ſchwer bedrängt Gemüth!

An S. B.

Haſt den Anker feſt im Rheine liegend
Für das wohl beladne Schiff,
Bleibe doch in Neckarbuchten ſchmiegend,
Hier iſt kein Korallenriff.
Aber da wo jeder Tag erzeuget
Hinderniß auf Hinderniſſe thürmend auf,
Oder ſchlimmer noch ſie wiegend beuget,
Richteteſt Du wohl dahin den Lauf?

Herrn Grafen Loeben.

Carlsbad, den 18 Auguſt 1818.

Da Du gewiß, wie Du mir zuſagſt,
Nach meinem Scheiden feiern willſt mein Leben;
So laß mich Dir, da es noch beiden taat,
Ein freundlich Wort zu Deinem Tage geben.

An denſelben,

nach deſſen Tode den 3 April 1825.

Nun iſt's geſchehn! Dir hat ein herber Streich
Das ſchöne Lebensglück entriſſen;
Drum iſt es beſſer auf der Stelle gleich
Die Freunde preiſen, die Geliebte küſſen.

Madame Catalani.

Im Zimmer wie im hohen Saal
Hört keiner je ſich ſatt:
Denn man erfährt zum erſtenmal
Warum man Ohren hat.

Carlsbad, zum goldnen Brunnen, am 14 Auguſt 1818.

Schenke

ſpricht.

Du, mit deinen braunen Locken,
Geh' mir weg, verſchmitzte Dirne!
Schenk' ich meinem Herrn zu Danke,
Nun ſo küßt er mir die Stirne.

Aber du, ich wollte wetten,
Biſt mir nicht damit zufrieden,
Deine Wangen, deine Brüſte
Werden meinen Freund ermüden.

Glaubſt du wohl mich zu betriegen,
Daß du jetzt verſchämt entweicheſt?
Auf der Schwelle will ich liegen
Und erwachen wenn du ſchleicheſt.

Austauſch.

Ein ſchlafend Nymphchen gegen Drey heilige Könige.

Alte, bärtige, ſogar ſchwarze Geſichter
Haſt Du mir überliefert; aber mit ſolchem Gelichter
Kann ich nicht wieder dienen; jedoch in lieblicher Breite,
Ein hübſches Kind von der andern Seite,
Sollte der Anblick Dich erſchrecken,
Du kannſt ſie leicht mit 'nem Schleier decken.

An Gräfin Conſtanze von Fritſch.

Bei Ueberſendung eines Penſée-Bouquets.

Die deutſche Sprache wird nun rein,
Penſée darf künftig nicht mehr gelten;
Doch wenn man ſagt: Gedenke mein!
So hoff' ich ſoll uns niemand ſchelten.

Weimar, d. 27 Febr. 1814.

An Dieſelbe

bei Ihrer Reiſe nach Petersburg.

Blumenkelche, Blumenglocken
Folgen Deinem Reiſelauf,
Unter Schneegeſtöbersflocken
Suchſt Du mir was Liebes auf.

Weimar, d. 12 Novbr. 1815.

Derſelben.

Dein Oſtgeſchenk weiß ich zu ſchätzen,
Von Weſten ſey Dir dieß gebracht.
An Dank hab' ich ſchon viel gedacht,
Doch will ſich's nicht in's Gleiche ſetzen.

Zu
einer Handschrift
Friedrich's des Großen.

Das Blatt wo Seine Hand geruht
Die einst der Welt geboten,
Ist herzustellen fromm und gut.
Heil Ihm dem großen Todten!

Mystische Erwiederung.

Aus düstern Klosterhallen schallen
Verhaltne Seufzer und verballen
An unires Herzens Bedewand;
Dann soll auch unter Purpurthronen,
Safran-Gehängen prächtig wohnen,
Dem Du ein Auge zugewandt.

Alldort empfangen uns begeistet
Geschmacksgerüche; wer erdreistet
Des Doppelpaares hohen Preis?
Doch Kutt' und Purpur sind ergötzlich,
Gerüche, Schmäcke überschätzlich
Dem der sich Deine Gnade weiß.

Mit einem buntgestickten Kissen.

Nicht soll's von Ihrer Seite kommen,
Sobald es einmal Platz genommen; —
„Mich denkend sieh es freundlich an,
Mich liebend lehne Dich daran."

Mit einer angeschriebenen Feder.

Dem Dichter widm' ich mich, der sich erprobt
Und unsre Freundin heiter-gründlich lobt.

An Frau Oberkammerherrin von Egloffstein.

Musterstuhl für Schmerz und Sorgen
Willst mir, theure Freundin, borgen?
Nimm ihn wieder! Trost und Segen
Soll er Dir zu Häupten legen.

In das Stammbuch meines Sohnes, zur Weihe.

Eile Freunden dieß zu reichen,
Bitte sie um eilig Zeichen,
Eilig Zeichen, daß sie lieben!
Lieben, das ist schnell geschrieben,
Feder aber darf nicht weilen,
Liebe will vorüber eilen.

Schul-Pforta.

Ehre, Deutſcher, treu und innig
Des Erinnerns werthen Schatz,
Denn der Knabe ſpielte ſinnig
Klopſtock einſt auf dieſem Platz.

An dem ſtillbegränzten Orte
Bilde Dich ſo wie's gebührt,
Jüngling! öffne Dir die Pforte,
Die in's weite Leben führt.

Find' in dieſer Büchlein Reihe
Manches Alte, manches Neue!
Sie, zu ihnen wiederkehrend,
Stets erfreuend, oft belehrend.

Viel gute Lehren ſtehn in dieſem Buche;
Summir' ich ſie, ſo heißt's doch nur zuletzt:
Wohlwollend ſieh umher und freundlich ſuche,
So findeſt Du was Geiſt und Herz ergötzt.

An Gräfin Rapp, geb. von Rothberg.

Zu dem Guten, zu dem Schönen
Werden wir uns gern gewöhnen;
An dem Schönen und dem Guten
Werden wir uns frisch ermuthen;
So bedarf es Deinen Wegen
Weiter keinen Reise-Segen.

In ein Stammbuch.

Dieß Album lag ſo manches Jahr in Banden,
Man richtet ſich's zu friſcher Wandrung auf;
Von früh'r Welt ſind Freunde noch vorhanden,
Erneue ſich ein heitrer Tageslauf!

Sie haben wegen der Trunkenheit
Vielfältig uns verklagt,
Und haben von unſrer Trunkenheit
Lange nicht genug geſagt.
Gewöhnlich der Betrunkenheit
Erliegt man bis es tagt;
Doch hat mich meine Betrunkenheit
In der Nacht umher gejagt.
Es iſt die Liebestrunkenheit,
Die mich erbärmlich plagt,
Von Tag zu Nacht, von Nacht zu Tag
In meinem Herzen zagt.
Dem Herzen, das in Trunkenheit
Der Lieder ſchwillt und ragt,
Daß keine nüchterne Trunkenheit
Sich gleich zu heben wagt.
Lieb', Lied und Weines Trunkenheit,
Ob's nachtet oder tagt,
Die göttlichſte Betrunkenheit
Die mich entzückt und plagt.

Herrn Ferdinand Hiller.

(Schüler von Hummel.)

Ein Talent das jedem frommt
Haſt Du in Beſitz genommen;
Wer mit holden Tönen kommt
Ueberall iſt der willkommen.

Welch ein glänzendes Geleite!
Ziehſt an des Meiſters Seite;
Du erfreuſt Dich ſeiner Ehre,
Er erfreut ſich ſeiner Lehre.

An . . . .

Zur Bruſtnadel.

Wenn der Freund auf blankem Grunde
Heute Dich als Mohr begrüßt,
Neid' ich ihm die ſel'ge Stunde
Wo er Deinen Blick genießt.

Zum Armband.

Dieß feßle Deine rechte Hand
Die Du dem Freund vertrauet;
Auch denke daß er fern im Land
Nach Euch mit Liebe ſchauet.

An Klinger,

mit einem Bilde des elterlichen Hauses zu Frankfurt.

An diesem Brunnen hast auch Du gespielt,
Im engen Raum die Weite vorgefühlt;
Den Wanderstab aus frommer Mutter Hand
Nahmst Du getrost in's fernste Lebens-Land,
Und magst nun gern verloschnes Bild erneun,
Am hohen Ziel des ersten Schritts Dich freun.

Eine Schwelle hieß in's Leben
Uns verschiedne Wege gehn;
War es doch zu edlem Streben, –
Drum auf frohes Wiedersehn!

An Demoiſelle Sontag.

Ging zum Pindus Dich zu ſchildern;
Doch geſchah's zu meiner Qual:
Unter neun Geſchwiſter-Bildern
Wogte zweifelnd Wahl um Wahl.
Phöbus mahnt mich ab vom Streben:
Sie gehört zu unſerm Reich;
Mag ſie ſich hieher begeben
Findet wohl ſich der Vergleich.

Mit der Jubiläums-Medaille.

Ehre, die uns hoch erhebt,
Führt vielleicht aus Maß und Schranken;
Liebe, die im Innern lebt,
Sammelt ſchwärmende Gedanken.

Daß man in Güter dieſer Erde
Zu theilen ſich beſcheiden werde —
Singt manches alt und neue Lied.
Und wären's zarte Liebes-Gaben,
Mit wem wir ſie zu theilen haben
Das macht den großen Unterſchied.

Die Gegenwart weiß nichts von ſich,
Der Abſchied fühlt ſich mit Entſetzen,
Entfernen zieht dich hinter dich,
Abweſenheit allein verſteht zu ſchätzen.

An Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Wenn über die ernste Partitur
Quer Steckenpferdlein reiten;
Nur zu! auf weiter Töne-Flur
Wirst manche Lust bereiten,
Wie Du's gethan mit Lieb' und Glück,
Wir wünschen Dich allesammt zurück.

G.....'s Feder an .....

Was ich mich auch sonst erkühnt,
Jeder würde froh mich lieben:
Hätt' ich treu und frei geschrieben
All das Lob das Du verdient.

An Madame Milder,
mit einem Exemplar der Iphigenie.

Dieß unschuldvolle fromme Spiel,
Das edlen Beifall sich errungen,
Erreichte doch ein höheres Ziel
Von Gluck betont, von Dir gesungen.

Herrn Grafen Caſpar Sternberg
bei ſeiner Abreiſe aus Weimar.

Jedem Wege, langen Stunden
Unterhaltung ſey gefunden
Durch des Freundes Lieb' und Pflicht:
Kleine Bändchen, kurz Gedicht.

Steine ſind zwar kalt und ſchwer,
Doch das Herz iſt frei und leicht.
Kommt ein Stein von Oſten her,
Doppelt iſt der Wunſch erreicht;
Denn es iſt ganz einerlei
Wo und wie das Herz empfindet,
Das empfänglich, heiter, frei,
Sich auch wohl am Stein entzündet.

Treu wünſch' ich Dir zu Deinem Feſt
Das Beſte was ſich wünſchen läßt;
Doch wünſcht' ich mir zum Lebens-Kranze
Dich anzuſchaun in Deinem Glanze;
Dich ſelbſt in Handeln, Worten, Blicken,
Mir und den Freunden zum Entzücken.

An Madame Carlyle nach Edinburg,
auf eine zierliche Visitenkarte.

Augenblicklich aufzuwarten
Schicken Freunde solche Karten;
Dießmal aber heißt's nicht gern:
Euer Freund ist weit und fern.

An Dieselbe,
mit einer Drathkette.

Wirst Du in den Spiegel blicken
Und vor Deinen heitern Blicken
Dich die ernste Zierde schmücken,
Denke daß nichts besser schmückt,
Als wenn man den Freund beglückt.

Edle deutsche Häuslichkeit
Ueber's Meer gesendet,
Wo sich still in Thätigkeit
Häuslich Glück vollendet.

Du kleiner Schelm du!
Daß ich mir bewußt ſey,
Darauf kommt es überall an.
Und ſo erfreu' ich mich
Auch deiner Gegenwart,
Du allerliebſter,
Obgleich betrunken.

An Fräulein Ulrike v. Pogwiſch.

Mit einem Bildchen.

Alter Held ſchützt alte Bücher,
Doch das Wetter zieht vorüber.
Unſre holden jungen Krieger
Schützen hübſche Mädchen lieber.

An die Damen

Duval de Cartigny

zu Genf.

Weihnachten 1828.

Glücklich Land, allwo Cedraten
Zur Vollkommenheit gerathen!
Und zu reizendem Genießen
Kluge Frauen sie durchsüßen!
Solches löbliche Befleißen
Muß der Dichter höchlich preisen,
Wenn er kostet die Vollendung
Solcher höchst willkommnen Sendung.

An Frau Hofräthin Riemer
mit Stickmuſtern
zu ihrem Geburtstag.
verſpätet.

Wenn ſie gleich Dein Feſt verſäumt,
Liebes haben ſie geträumt;
Heute, zwiſchen Schnee und Eis,
Wecken ſie den heitern Fleiß.

An Frau von Stein,

geb. von Schardt.

Den 25 December 1815.

Daß Du zugleich mit dem heiligen Chriſt
An Einem Tage geboren biſt,
Und Auguſt auch, der werthe, ſchlanke,
Dafür ich Gott im Herzen danke,
Dieß gibt, in tiefer Winters-Zeit,
Erwünſchteſte Gelegenheit
Mit einigem Zucker Dich zu grüßen,
Abweſenheit mir zu verſüßen,
Der ich, wie ſonſt, in Sonnenferne,
Im Stillen liebe, leide, lerne.

An Rösel.

Rösels Pinsel, Rösels Kiel
Sollen wir mit Lorbeer kränzen:
Denn er that von je so viel
Zeit und Raum uns zu ergänzen.
Das Entfernte ward gewonnen,
Längst Entschwundnes stellt er vor,
Von des Vaterhofes Bronnen
Zu des Brockens wüstem Thor.
Rösels Pinseln, Rösels Kielen
Soll fortan die Sonne scheinen:
Kunstreich wußt' er zu vereinen
Gut- und Schönes mit dem Vielen.

An Denſelben.

Schwarz und ohne Licht und Schatten
Kommen Röſeln aufzuwarten
Grazien und Amorinen;
Doch er wird ſie ſchon bedienen.
Weiß der Künſtler ja zum Garten
Die verfluchteſten Ruinen
Umzubilden, Wald und Matten
Uns mit Linien vorzuheren;
Wird er auch Adelens Klecksen,
Zartumriſſ'nen, Licht und Schatten,
Solchen holden Finſterniſſen,
Freundlich zu verleihen wiſſen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16277/03

Inſchrift

auf eine von vorzüglichen Miniatur-Bildern umgebene Tafel, Lebensereigniſſe und Zuſtände eines werthen Freundes, Baron von Reutern, vorſtellend, von demſelben mit größtem Talent und bewundernswürdiger Sorgfalt ausgeführt.

April 1834.

Gebildetes fürwahr genug!
Bedürft' es noch der Worte?
Wir ſehn des lieben Lebens Zug,
Durch Stunden ſchleicht's und Orte.

Die hohe Gabe preiſen wir
Die grauſem Unheil ſteuert,
Auf Weg und Stegen Blumenzier
Dem holden Freund erneuert.

Doch jedes Auge wie es blickt
Wird in Bewundrung ſteigen;
Der Geiſt erhoben und beglückt
In ſtiller Freude ſchweigen.

Bei Abſendung des Vorſtehenden.

Wort und Bilder, Bild und Worte
Locken euch von Ort zu Orte,
Und die liebe Phantaſey
Fühlt ſich hundertfältig frei.

An Frau Clementine v. Mandelsloh.

Wenn Phöbus Roſſe ſich zu ſchnell
In Dunſt und Nebel ſtürzen,
Geſelligkeit wird blendend hell
Die längſte Nacht verkürzen.
Und wenn ſich wieder auf zum Licht
Die Horen eilig drängen,
So wird ein liebend Frohgeſicht
Den längſten Tag verlängen.

Weimar, am kürzeſten Tage 1830.

Was in der Schenke waren heute
Am frühſten Morgen für Tumulte!
Der Wirth und Mädchen! Zacken, Leute!
Was gab's für Händel, für Inſulte!
Die Flöte klang, die Trommel ſcholl!
Es war ein wüſtes Weſen —
Doch bin ich, Luſt und Liebe voll,
Auch ſelbſt dabei geweſen.

Daß ich von Sitte nichts gelernt
Darüber tadelt mich ein jeder;
Doch bleib' ich weislich weit entfernt
Vom Streit der Schulen und Catheder.

In das Stammbuch der Fräulein Melanie von Spiegel.

Würd' ein künſtleriſch Bemühen
Roſenbüſche, wie ſie blühen,
Roſenkrone, wie ſie leuchtet,
Hell vom Morgenthau befeuchtet,
Dieſen Blättern anvertrauen,
Würdeſt Du Dein Bildniß ſchauen.
Wie's der Sommergarten hegt,
Bleibt's in unſrer Bruſt geprägt.

Weimar, am längſten Tage 1851.

Vermächtniß.

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern die's geſchrieben —
Einſt, mit heißeſtem Verlangen
So erwartet wie empfangen —
Zu der Bruſt der ſie entquollen
Dieſe Blätter wandern ſollen;
Immer liebevoll bereit
Zeugen allerſchönſter Zeit.

Weimar, 5 März 1831.

Politica.

Bei einer großen Waſsersnoth
Rief man zu Hülfe das Feuer,
Da ward ſogleich der Himmel roth
Und nirgend war es geheuer:
Durch Wälder und Felder kamen gerannt
Die Blitze zu flammenden Rotten,
Die ganze Erde ſie war verbrannt
Noch eh' die Fiſche geſotten.

Und als die Fiſche geſotten waren,
Bereitet man große Feſte;
Ein jeder brachte ſein Schüſſelein mit,
Groß war die Zahl der Gäſte;
Ein jeder drängte ſich herbei,
Hier gab es keine Faule;
Die gröbſten aber ſchlugen ſich durch
Und fraßen's den andern vom Maule.

Die Engel stritten für uns Gerechte,
Zogen den kürzern in jedem Gefechte;
Da stürzte denn alles drüber und drunter,
Dem Teufel gehörte der ganze Plunder.
Nun ging es an ein Beten und Flehen!
Gott ward bewegt herein zu sehen.

Spricht Logos, dem die Sache klar
Von Ewigkeit her gewesen war:
Sie sollten sich keineswegs geniren,
Sich auch einmal als Teufel geriren,
Auf jede Weise den Sieg erringen
Und hierauf das Tedeum singen.

Das ließen sie sich nicht zweymal sagen,
Und siehe die Teufel waren geschlagen.
Natürlich fand man hinterdrein
Es sey recht hübsch ein Teufel zu seyn.

Am jüngſten Tag, vor Gottes Thron,
Stand endlich Held Napoleon.
Der Teufel hielt ein großes Regiſter
Gegen denſelben und ſeine Geſchwiſter,
War ein wunderſam verruchtes Weſen:
Satan fing an es abzuleſen.

Gott Vater, oder Gott der Sohn,
Einer von beiden ſprach vom Thron,
Wenn nicht etwa gar der heilige Geiſt
Das Wort genommen allermeiſt:

„Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren!
Du ſprichſt wie die deutſchen Profeſſoren.
Wir wiſſen alles, mach' es kurz!
Am jüngſten Tag iſt's nur ein . . . .
Getraust du dich ihn anzugreifen,
So magſt du ihn nach der Hölle ſchleifen."

Wolltet ihr in Leipzigs Gauen
Denkmal in die Wolken richten,
Wandert, Männer all' und Frauen,
Frommen Umgang zu verrichten!

Jeder werfe dann die Narrheit,
Die ihn selbst und andre quälet,
Zu des runden Haufens Starrheit,
Nicht ist unser Zweck verfehlet.

Ziehen Junker auch und Fräulen
Zu der Wallfahrt stillem Frieden,
Wie erhabne Riesensäulen
Wachsen unsre Pyramiden.

Schenke.

Welch ein Zuſtand! Herr, ſo ſpäte
Schleichſt du heut aus deiner Kammer;
Perſer nennen's Bidemag buden,
Deutſche ſagen Katzenjammer.

Dichter.

Laß mich jetzt, geliebter Knabe,
Mir will nicht die Welt gefallen,
Nicht der Schein, der Duft der Roſe,
Nicht der Sang der Nachtigallen.

Schenke.

Eben das will ich behandeln,
Und ich denk' es ſoll mir flecken,
Hier! genieß die friſchen Mandeln
Und der Wein wird wieder ſchmecken.

Dann will ich auf der Terraſſe
Dich mit friſchen Lüften tränken;
Wie ich dich in's Auge faſſe
Gibſt du einen Kuß dem Schenken.

Schau! die Welt iſt keine Höhle,
Immer reich an Brut und Neſtern,
Roſenduft und Roſenöle;
Bulbul auch, ſie ſingt wie geſtern.

Die Sprachreiniger.

Gott Dank! daß uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch ließ sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Continental-System.
Deutschland soll rein sich isoliren,
Einen Pest-Cordon um die Gränze führen,
Daß nicht einschleiche fort und fort
Kopf, Körper und Schwanz vom fremden Wort.
Wir sollen auf unsern Lorbeern ruhn,
Nichts weiter denken als was wir thun.

An die T.. und D..

Verfluchtes Volk! kaum biſt du frei,
So brichſt du dich in dir ſelbſt entzwey.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutſch oder Teutſch, du wirſt nicht klug.

Sagſt du: Gott! ſo ſprichſt du vom Ganzen,
Sagſt du: Welt! ſo ſprichſt du von Schranzen.
Hofſchranzen ſind noch immer die beſten,
* * * ſchranzen fürchte, die allerletzten.

Hatte sonst einer ein Unglück getragen,
So durft' er es wohl dem andern klagen;
Mußte sich einer im Felde quälen,
Hatt' er im Alter was zu erzählen.
Jetzt sind sie allgemein die Plagen,
Der Einzelne darf sich nicht beklagen;
Im Felde darf nun niemand fehlen,
Wer soll denn hören wenn sie erzählen?

Geiz.

Ist der Vater auf Geld ersessen
Und nutzt sogar die Lampenschnuppen,
Kriegen sie den Sohn in die Klappen,
Juden und Huren die werden's fressen.

Die Deutſchen ſind recht gute Leut',
Sind ſie einzeln ſie bringen's weit;
Nun ſind ihnen auch die größten Thaten
Zum erſten Mal im Ganzen gerathen.
Ein jeder ſpreche Amen darein,
Daß es nicht möge das letzte Mal ſeyn!

Die Franzoſen verſtehn uns nicht;
Drum ſagt man ihnen deutſch in's Geſicht
Was ihnen wär' verdrießlich geweſen,
Wenn ſie es hätten franzöſiſch geleſen.

Epimenides Erwachen,

letzte Strophe.

Verflucht sey wer nach falschem Rath,
Mit überfrechem Muth,
Das was der Corse-Franke that
Nun als ein Deutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh
Es sey ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht!

Dem

Fürſten Blücher von Wahlſtadt

die Seinigen.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Von Feinden los.

Was die Großen Gutes thaten
Sah ich in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich berathen,
Mögen unsre Enkel preisen
Die's erleben.

Sonst wie die Alten sungen
So zwitscherten die Jungen;
Jetzt wie die Jungen singen
Soll's bei den Alten klingen.
Bei solchem Lied und Reigen
Das Beste — ruhn und schweigen.

„Warum denn aber bei unſern Sitzen
Biſt du ſo ſelten gegenwärtig?“
Mag nicht für langer Weile ſchwitzen,
Der Mehrheit bin ich immer gewärtig.

Was doch die größte Geſellſchaft beut?
Es iſt die Mittelmäßigkeit.

Conſtitutionell ſind wir alle auf Erden;
Niemand ſoll beſteuert werden
Als wer repräſentirt iſt.
Da dem alſo iſt,
Frag' ich und werde kühner:
Wer repräſentirt denn die Diener?

Wie alles war in der Welt entzweyt,
Fand jeder in Mauern gute Zeit;
Der Ritter duckte ſich hinein,
Bauer in Noth fand's auch gar fein.
Wo kam die ſchönſte Bildung her
Und wenn ſie nicht vom Bürger wär'?
Wenn aber ſich Ritter und Bauern verbinden,
Da werden ſie freilich die Bürger ſchinden.

Laßt euch mit dem Volk nur ein,
Populariſchen! Entſchied' es,
Wellington und Ariſtides
Werden bald bei Seite ſeyn.

Ich bin ſo ſehr geplagt
Und weiß nicht was ſie wollen,
Daß man die Menge fragt
Was Einer hätte thun ſollen.

Mir iſt das Volk zur Laſt,
Meint es doch dieß und das:
Weil es die Fürſten haßt,
Denkt es, es wäre was.

„Sage mir was das für Pracht iſt?
Aeußre Größe, leerer Schein! —“
O! zum Henker! Wo die Macht iſt,
Iſt doch auch das Recht zu ſeyn.

Jene garſtige Vettel,
Die buhleriſche,
Welt heißt man ſie,
Mich hat ſie betrogen
Wie die übrigen alle.
Glaube nahm ſie mir weg,
Dann die Hoffnung,
Nun wollte ſie
An die Liebe,
Da riß ich aus.
Den geretteten Schatz
Für ewig zu ſichern
Theilt' ich ihn weislich
Zwiſchen Suleika und Saki.
Jedes der beiden
Beeifert ſich um die Wette
Höhere Zinſen zu entrichten.
Und ich bin reicher als je:
Den Glauben hab' ich wieder!
An ihre Liebe den Glauben;
Er, im Becher, gewährt mir
Herrliches Gefühl der Gegenwart;
Was will da die Hoffnung!

Die gute Sache kommt mir vor
Als wie Saturn, der Sünder:
Kaum sind sie an das Licht gebracht,
So frißt er seine Kinder.

Daß du die gute Sache liebst,
Das ist nicht zu vermeiden,
Doch von der schlimmsten ist sie nicht
Bis jetzt zu unterscheiden.

Ich kann mich nicht bereden lassen,
Macht mir den Teufel nur nicht klein:
Ein Kerl den alle Menschen hassen,
Der muß was seyn!

„Warum denn wie mit einem Beſen
Wird ſo ein König hinausgekehrt?“
Wären's Könige geweſen
Sie ſtünden alle noch unverſehrt.

Grabſchrift,

geſetzt von A. v. J.

Verſtanden hat er vieles recht,
Doch ſollt' er anders wollen;
Warum blieb' er ein Fürſtenknecht?
Hätt' unſer Knecht ſeyn ſollen.

Zahme Xenien.

Widmung.

„Deine Werke zu höchster Belehrung
Studir' ich bei Tag und bei Nacht;
Drum hab' ich in tiefster Verehrung
Dir ganz was Absurdes gebracht."

So wie der Papst auf seinem Thron,
So sitzt Ixs-Ypsilon auf seinem Lohn;
Er ist bepfründet, hat er mehr zu hoffen?
Die Welt ist weit, den Narren steht sie offen.
Wir sind behaglich, können thätig ruhn;
Macht euch, ihr Thoren, Tag für Tag zu thun.

Autochthonisch, autodidaktisch
Lebst du so hin, verblendete Seele!
Komm nur heran, versuche dich! praktisch
Merkst du verdrießlich wie's überall fehle.

„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt;
Nachtreten wäre mir Schmach!
Hab' alles von mir selbst gelernt." —
Es ist auch darnach!

Anſchaun wenn es dir gelingt,
Daß es erſt in's Innre dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Biſt am herrlichſten belehrt.

Niemand wird ſich ſelber kennen
Sich von ſeinem Selbſt-Ich trennen;
Doch probir' er jeden Tag
Was nach außen endlich, klar,
Was er iſt und was er war,
Was er kann und was er mag.

Wie sind die Vielen doch beflissen?
Und es verwirrt sie nur der Fleiß.
Sie möchten's gerne anders wissen
Als einer der das Rechte weiß.

Verfahre ruhig, still,
Brauchst dich nicht anzupassen;
Nur wer was gelten will
Muß andre gelten lassen.

Der Würdige, vom Rhein zum Belt
Reis't er die Natur zu ergründen!
Er reise durch die ganze Welt,
Seine Meinung wird er finden.

„Ein neu Project ward vorgebracht,
Willst du dich nicht damit befassen?“
Habe schon 'mal bankrott gemacht,
Nun will ich's andern überlassen.

Wie's aber in der Welt zugeht
Eigentlich niemand recht versteht,
Und auch bis auf den heutigen Tag
Niemand gerne verstehen mag.
Gehabe du dich mit Verstand,
Wie dir eben der Tag zur Hand;
Denk' immer: ist's gegangen bis jetzt,
So wird es auch wohl gehen zuletzt.

Schenke.

Heute haſt du gut gegeſſen,
Doch du haſt noch mehr getrunken;
Was du bei dem Mahl vergeſſen
Iſt in dieſen Napf geſunken.

Sieh, das nennen wir ein Schwänchen
Wie's dem ſatten Gaſt gelüſtet;
Dieſes bring' ich meinem Schwane,
Der ſich auf den Wellen brüſtet.

Doch vom Singſchwan will man wiſſen
Daß er ſich zu Grabe läutet;
Laß mich jedes Lied vermiſſen,
Wenn es auf dein Ende deutet.

Der Pantheist.

Was soll mir euer Hohn
Ueber das All und Eine?
Der Professor ist eine Person,
Gott ist keine.

Es lehrt ein großer Physicus
Mit seinen Schulverwandten
„Nil luce obscurius!“ —
Ja wohl! für Obscuranten.

Ich wollte gern sie gelten lassen,
Wenn nur auch andre sie gelten ließen;
Das will aber doch nirgend greifen und fassen,
Warum befass' ich mich mit diesen!

Ich gönnt' ihnen gerne Lob und Ehre,
Können's aber nicht von außen haben.
Sie sehen endlich doch ihre Lehre
In Caffarelli begraben.

„Sag uns doch warum deine Galle
Immerfort in's Ferne weis't?" —
Gefühl habt ihr alle,
Aber keinen Geist.

„Warum, o Steuermann, deinen Kiel
Wendest du gerad nach dem Riffe?" —
Man begriffe nicht der Thoren Ziel
Wenn man sich nicht selbst begriffe.

Nicht Augenblicke steh' ich still
Bei so verstockten Sündern,
Und wer nicht mit mir schreiten will,
Soll meinen Schritt nicht hindern.

Ja! ich rechne mir's zur Ehre,
Wandle fernerhin allein!
Und wenn es ein Irrthum wäre,
Soll es doch nicht eurer seyn!

Nichts wird rechts und links mich kränker,
Folg' ich kühn dem raschen Flug;
Wollte jemand anders denken,
Iſt der Weg ja breit genug.

„Wirſt nicht bei jedem Wander-Schritt
Wie ſonſt wohl angezogen." —
Ich bringe den Betrug nicht mit,
Drum werd' ich nicht betrogen.

Der Dichter freut ſich am Talent,
An ſchöner Geiſtesgabe;
Doch wann's ihm auf die Nägel brennt,
Begehrt er irdiſcher Habe.
Mit Recht ſoll der reale Witz
Urenkeln ſich erneuern,
Es iſt ein irdiſcher Beſitz,
Muß ich ihn doch verſteuern!

Was Alte luſtig ſungen
Das zwitſchern muntre Jungen;
Was tüchtige Herren thaten.
Wird Knechten auch gerathen;
Was einer kühn geleiſtet
Gar mancher ſich erdreiſtet.

„Wohl kamſt du durch; ſo ging es allenfalls."
Mach's einer nach und breche nicht den Hals.

Was viele ſingen und ſagen
Das müſſen wir eben ertragen!
Ihr Guten — großer und kleiner, —
Ihr ſingt euch müde und matt;
Und ſingt doch keiner
Als was er zu ſagen hat.

„Wie haſt du's denn ſo weit gebracht?
Sie ſagen du habeſt es gut vollbracht!“ —
Mein Kind! ich hab' es klug gemacht.
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Was wir Dichter in's Enge bringen,
Wird von ihnen in's Weite geglaubt.
Das Wahre klären ſie an den Dingen,
Bis niemand mehr dran glaubt.

Ein bischen Ruf, ein wenig Ehre,
Was macht es euch für Noth und Pein!
Und wenn ich auch nicht Goethe wäre,
So möcht' ich doch nicht .... ſeyn.

„Meinſt du denn alles was du ſagſt?"
Meinſt du denn ernſtlich was du fragſt?
Wen kümmert's was ich meine und ſage:
Denn alles Meinen iſt nur Frage.

Wartet nur! Alles wird ſich ſchicken
Was man von mir auch denken mag;
Mein Buch bringt es einmal zu Tag
In Usum Delphini mit Lücken.

Den Reim-Collegen.

Möchte gern luſtig zu euch treten,
Ihr macht mir's ſauer und wißt nicht wie.
Gibt's denn einen modernen Poeten,
Ohne Heautontimorumenie?

Wer hätte auf deutſche Blätter Acht,
Morgens, Mittag, Abend und Mitternacht,
Der wär' um alle ſeine Zeit gebracht,
Hätte weder Stunde, noch Tag, noch Nacht,
Und wär' um's ganze Jahr gebracht;
Das hätt' ich ihm gar ſehr verdacht.

Was reimt der Junge, der Franzos,
Uns alte Herren zu belehren!
Die Zeit iſt wie der Teufel los,
Die weiß allein uns zu bekehren.

Seyd ihr verrückt? was fällt euch ein,
Den alten Fauſtus zu verneinen!
Der Teufelskerl muß eine Welt ſeyn
Dergleichen Widerwärt'ges zu vereinen.

Ein jeder denkt in seinem Dunst
Andrer Verdienst sey winzig klein.
Bewahre jeder die Vergunst
Auf seine Weise toll zu seyn.

Nach Lord Byron.

Nein! für den Poeten ist's zu viel
Dieses entsetzliche Strafgericht!
Verdammt ist mein Trauerspiel
Und die alte Tante nicht.

„Mephisto scheint ganz nah zu seyn!"
Es däucht mich fast er spricht mit ein.
In manchen wunderlichen Stunden
Hat er sich selbst das Maul verbunden,
Doch blickt er über die Binde her
Als wenn er ein doppelter Teufel wär'.

Schenke.

Nennen dich den großen Dichter,
Wenn dich auf dem Markte zeigest;
Gerne hör' ich wenn du singest
Und ich horche wenn du schweigest.

Doch ich liebe dich noch lieber,
Wenn du küssest zum Erinnern;
Denn die Worte gehn vorüber
Und der Kuß der bleibt im Innern.

Reim auf Reim will was bedeuten,
Besser ist es viel zu denken.
Singe du den andern Leuten
Und verstumme mit dem Schenken.

Der neue Alcinous.

Des neuen Alcinous

erster Theil.

Laßt mir den Phäaker schlafen!
Jenen alten, jenen fernen;
Freunde! kommt in meinen Garten,
Den gefühlten, den modernen.

Freilich nicht vom besten Boden;
Doch in allerschönster Richtung
Nächst an Jena gegen Weimar,
Recht im Mittelpunkt der Dichtung.

Will dort unter Freundes-Zweigen
Und geschenkten Bäumen leben;
Doch zu ganz gewisser Rührung
Steht der Kirchhof gleich daneben.

Doch weil hinten mancher Todter
An der dumpfen Mauer ranzet,
Hat daher der gute Loder
Lebensbäume hingepflanzet.

Der nicht gerne Geld vergeudet,
Der Director Graf von Soden,
Schickt für jedes Stück mir vierzehn
Stämmchen aus dem besten Boden.

Ob sie alle, wie in Franken
Und bei Sickler, frisch bekleiben,
Wird sich finden; wenn sie dorren
Werd' ich neue Stücke schreiben.

Hier an diesem Wege stehen
Die Verleger mit einander.
Diese Mispeln pflanzte Kummer,
Diesen Korkbaum schickte Sander.

Sollte dieser Kork nun freilich
Wie der Geber sich verdicken,
Mögen Enkel und Urenkel
Mir dem Weg zur Seite rücken.

Pflaumen hat er mir versprochen
Der scharmante kleine Merkel,
Und nun sind es Schlehen worden;
Meine Kinder sind sie Ferkel?

Hahnebutten wählte B.....
Aus Pomonens bunten Kindern;
Leidlich schmecken sie durchfrostet,
Doch sie krazen mich im H.....

Kam-

Kammerkätzchen, Kammermäuschen
Stifteten die ſchönſten Nelken,
Wieland gab ein Lorbeerreischen,
Doch es will bei mir verwelken.

Haſelſtauden will die Gräfin
Mir ein ganzes Wäldchen ſchenken,
Und ſo oft ich Nüſſe knacke,
Will ich an die Freundin denken.

Auch aus Tiefurth's Zauberhainen
Seh' ich manches Reis mit Freuden;
Doch um einen Lilienſtengel
Will man mich beſonders neiden.

Und ſo pflanzten ſie, mit Eifer,
Nah und ferne, gute Seelen,
Und der Magiſtrat zu Naumburg
Ließ es nicht an Kirſchen fehlen.

Des neuen Alcinous.

zweyter Theil.

Wenn ich nun im holden Haine
Unter meinen Freunden wandle,
Mögen's meine Feinde haben,
Die als Kegel ich behandle.

Kommt nur her, geliebte Freunde!
Laßt uns schleudern, laßt uns schieben;
Seht nur, es ist jedem Kegel
Auch sein Name angeschrieben.

Da den Procerem der Mitte
Tauft' ich mir zu Vater Kanten,
Hüben Fichte, drüben Schelling,
Als die nächsten Geistsverwandten.

Browne steht hinten in dem Grunde,
Röschlaub aber truzt mir vorne,
Und besonders diesen letzten
Hab' ich immer auf dem Korne.

Dann die Schlegels und die Tieck
Sollen durcheinander stürzen,
Und durch ihre Purzelbäume
Mir die lange Zeit verkürzen.

Schieb' ich Holz, da wird gejubelt:
Dreye! Fünfe! Sechſe! Neune!
Immer ſtürz' ich meine Feinde
Ueber ihre ſteifen Beine.

Aber weil durch ihren Frevel
Sie verdienen ewige Hölle,
Sezt ſie der behende Junge
Immer wieder auf die Stelle.

Und ſo ſtürzen meine Feinde
Durch des Arms Geſchick und Stärke;
Darum nannt' ich auch die Kugeln
Nach den Namen meiner Werke.

Eine heißt die Sucht zu glänzen;
Und dann ſteigt es immer höher,
Das Jahrhundert nannt' ich eine,
Eine den Hyperboreer.

Wie Alcinous behaglich
Könnt' ich mich auf Roſen betten;
Doch das Weimar'ſche Theater
Schickt mir mit dem Weſtwind Kletten.

Und das Unkraut wächſ't behende,
Und aus jedem Diſtelkopfe
Seh' ich eine Maske blicken,
Gräßlich mit behaartem Schopfe.

Merkel ſchickt mir einen Boten;
Doch ich ſchweige, laß ihn warten;
Weiter geh' ich, und er folgt mir
Gar beſcheiden durch den Garten.

Und wie jener röm'ſche König
Sich den höchſten Mohn erleſen,
Alſo fahr' ich mit der Gerte
In das ſchnöde Diſtelweſen.

Alle die verdammten Köpfe,
Die ſo frech herüber gucken,
Sollen gleich vor meinen Hieben
Fallen oder niederducken.

Und der Bote merkt verwundert
Mein geheimnißvolles Wandeln,
Geht und meldet's meinem Freunde;
Dieſer fängt nun an zu handeln.

Und ſo glänzen wir, mit Ehren,
Unter allen krit'ſchen Mächten,
Die Verſtänd'gen, die Beſcheidnen
Und beſonders die Gerechten.

Gedruckt: Augsburg. in der Buchdruckerey der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Dichter.

Schenke komm! Noch einen Becher!

Schenke.

Herr, du haſt genug getrunken;
Nennen dich den wilden Zecher!

Dichter.

Sahſt du je daß ich geſunken?

Schenke.

Mohamet verbieter's.

Dichter.

Liebchen!
Hört es niemand, will dir's ſagen.

Schenke.

Wenn du einmal gerne redeſt,
Brauch' ich gar nicht viel zu fragen.

Dichter.

Horch! wir andren Muſulmanen
Nüchtern ſollen wir gebückt ſeyn,
Er, in ſeinem heil'gen Eifer,
Mochte gern allein verrückt ſeyn.

Goethe's

nachgelassene Werke.

Achter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Vierter Theil.

Nemo contra deum nisi deus ipse.

Vorwort.

Bei Behandlung einer mannichfaltig vorschreitenden Lebensgeschichte, wie die ist, die wir zu unternehmen gewagt haben, kommen wir, um gewisse Ereignisse faßlich und lesbar zu machen, in den Fall, einiges was in der Zeit sich verschlingt, nothwendig zu trennen, anderes was nur durch eine Folge begriffen werden kann, in sich selbst zusammen zu ziehen, und so das Ganze in Theile zusammen zu stellen, die man sinnig überschauend beurtheilen und sich davon manches zueignen mag.

Mit dieser Betrachtung eröffnen wir den gegenwärtigen Band, damit sie zu Rechtfertigung unsers Verfahrens beitrage, und fügen die Bitte hinzu, unsre Leser möchten bedenken, daß sich diese hier

fortgesetzte Erzählung nicht gerade an's Ende des vorigen Buches anschließt, sondern daß sie die Hauptfäden sämmtlich nach und nach wieder aufzunehmen, und sowohl Personen als Gesinnungen und Handlungen in einer redlich gründlichen Folge vorzuführen die Absicht hat.

Sechzehntes Buch.

Wie man zu ſagen pflegt: daß kein Unglück allein komme, ſo läßt ſich auch wohl bemerken, daß es mit dem Glück ähnlicher Weiſe beſchaffen ſey; ja auch mit andern Umſtänden, die ſich auf eine harmoniſche Weiſe um uns verſammeln; es ſey nun, daß ein Schickſal dergleichen auf uns lege, oder daß der Menſch die Kraft habe, das was zuſammen gehört an ſich heranzuziehen.

Wenigſtens machte ich dießmal die Erfahrung, daß alles übereinſtimmte, um einen äußeren und inneren Frieden hervorzubringen. Jener ward mir zu Theil, indem ich den Ausgang deſſen gelaſſen abwartete, was man für mich im Sinne hegte und vornahm; zu dieſem aber ſollte ich durch erneute Studien gelangen.

Ich hatte lange nicht an Spinoza gedacht, und nun ward ich durch Widerrede zu ihm getrieben. In unſrer Bibliothek fand ich ein Büchlein, deſſen Autor gegen jenen eigenen Denker heftig kämpfte, und um dabei recht wirkſam zu Werke zu gehen, Spinoza's Bildniß dem Titel gegenüber geſetzt hatte, mit der Unterſchrift: Signum reprobationis in vultu gerens,

Saki.

Denk', o Herr! wenn du getrunken
Sprüht um dich des Feuers Glaſt!
Praſſelnd blitzen tauſend Funken,
Und du weißt nicht wo es faßt.

Mönche ſeh' ich in den Ecken,
Wenn du auf die Tafel ſchlägſt,
Die ſich gleisnerisch verſtecken,
Wenn dein Herz du offen trägſt.

Sag' mir nur warum die Jugend,
Noch von keinem Fehler frei,
So ermangelnd jeder Tugend,
Klüger als das Alter ſey.

Alles weißt du, was der Himmel,
Alles was die Erde trägt,
Und verbirgſt nicht das Gewimmel,
Wie ſich's dir im Buſen regt.

daß er nämlich das Zeichen der Verwerfung und Verworfenheit im Angeſicht trage. Dieſes konnte man freilich bei Erblickung des Bildes nicht läugnen; denn der Kupferſtich war erbärmlich ſchlecht und eine vollkommne Fratze; wobei mir denn jene Gegner einfallen mußten, die irgend jemand, dem ſie mißwollen, zuvörderſt entſtellen und dann als ein Ungeheuer bekämpfen.

Dieſes Büchlein jedoch machte keinen Eindruck auf mich, weil ich überhaupt Controverſen nicht liebte, indem ich immer vorzog von dem Menſchen zu erfahren wie er dachte, als von einem andern zu hören, wie er hätte denken ſollen. Doch führte mich die Neugierde auf den Artikel Spinoza in Bayle's Wörterbuch, einem Werke, das wegen Gelehrſamkeit und Scharfſinn eben ſo ſchätzbar und nützlich, als wegen Klätſcherey und Salbaderey lächerlich und ſchädlich iſt.

Der Artikel Spinoza erregte in mir Unbehagen und Mißtrauen. Zuerſt ſogleich wird der Mann als Atheiſt, und ſeine Meinungen als höchſt verwerflich angegeben; ſodann aber zugeſtanden, daß er ein ruhig nachdenkender und ſeinen Studien obliegender Mann, ein guter Staatsbürger, ein mittheilender Menſch, ein ruhiger Particulier geweſen; und ſo ſchien man ganz das evangeliſche Wort vergeſſen zu haben: **an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!** — denn wie will doch ein Menſchen und Gott gefälliges Leben aus verderblichen Grundſätzen entſpringen?

Ich erinnerte mich noch gar wohl, welche Beruhigung und Klarheit über mich gekommen, als ich einst die nachgelaſſenen Werke jenes merkwürdigen Mannes durchblättert. Dieſe Wirkung war mir noch ganz deutlich, ohne daß ich mich des Einzelnen hätte erinnern können; ich eilte daher abermals zu den Werken, denen ich ſo viel ſchuldig geworden, und dieſelbe Friedensluft wehte mich wieder an. Ich ergab mich dieſer Lectüre und glaubte, indem ich in mich ſelbſt ſchaute, die Welt niemals ſo deutlich erblickt zu haben.

Da über dieſen Gegenſtand ſo viel und auch in der neuern Zeit geſtritten worden, ſo wünſchte ich nicht mißverſtanden zu werden, und will hier einiges über jene ſo gefürchtete, ja verabſcheute Vorſtellungsart einzurücken nicht unterlaſſen.

Unſer phyſiſches ſowohl als geſelliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philoſophie, Religion, ja ſo manches zufällige Ereigniß, alles ruft uns zu: daß wir entſagen ſollen. So manches was uns innerlich eigenſt angehört, ſollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zu Ergänzung unſres Weſens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber ſo vieles aufgedrungen, das uns ſo fremd als läſtig iſt. Man beraubt uns des mühſam Erworbenen, des freundlich Geſtatteten, und ehe wir hierüber recht in's Klare ſind, finden wir uns genöthigt, unſere Perſönlichkeit erſt ſtückweis und dann völlig aufzugeben. Dabei iſt

es aber hergebracht, daß man denjenigen nicht achtet, der sich deßhalb ungebärdig stellt; vielmehr soll man, je bittrer der Kelch ist, eine desto süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde.

Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zu Hülfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hiedurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereyen, Steckenpferde, alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel sey. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch; ja man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen gibt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen, und, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im Ganzen resigniren.

Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen, und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern viel-

mehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Uebermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose; ja man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll.

Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte, und es vermehrte sich nur, als man meine werthen Mystiker des Spinozismus anklagte, als ich erfuhr, daß Leibnitz selbst diesem Vorwurf nicht entgehen können, ja daß Boerhave, wegen gleicher Gesinnungen verdächtig, von der Theologie zur Medicin übergehen müssen.

Denke man aber nicht, daß ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen. Denn daß niemand den andern versteht; daß keiner bei denselben Worten dasselbe, was der andere, denkt; daß ein Gespräch, eine Lecture bei verschiedenen Personen verschiedene Gedankenfolgen aufregt, hatte ich schon allzu deutlich eingesehen, und man wird dem Verfasser von Werther und Faust wohl zutrauen, daß er, von solchen Mißverständnissen tief durchdrungen, nicht selbst den Dünkel gehegt, einen Mann vollkommen zu verstehen, der als Schüler von Descartes durch mathematische und rabbinische Cultur sich zu dem Gipfel des Denkens hervorgehoben; der bis auf den heutigen Tag noch das Ziel aller speculativen Bemühungen zu seyn scheint.

Was ich mir aber aus ihm zugeeignet, würde sich deutlich genug darstellen, wenn der Besuch, den der ewige Jude bei Spinoza abgelegt, und den ich als ein werthes Ingrediens zu jenem Gedichte mir ausgedacht hatte, niedergeschrieben übrig geblieben wäre. Ich gefiel mir aber in dem Gedanken so wohl, und beschäftigte mich im Stillen so gern damit, daß ich nicht dazu gelangte etwas aufzuschreiben; dadurch erweiterte sich aber der Einfall, der als vorübergehender Scherz nicht ohne Verdienst gewesen wäre, dergestalt, daß er seine Anmuth verlor und ich ihn als lästig aus dem Sinne schlug. In wie fern mir aber die Hauptpunkte jenes Verhältnisses zu Spinoza unvergeßlich geblieben sind, indem sie eine große Wirkung auf die Folge meines Lebens ausübten, will ich so kurz und bündig als möglich eröffnen und darstellen.

Die Natur wirkt nach ewigen, nothwendigen, dergestalt göttlichen Gesetzen, daß die Gottheit selbst daran nichts ändern könnte. Alle Menschen sind hierin unbewußt vollkommen einig. Man bedenke, wie eine Naturerscheinung, die auf Verstand, Vernunft, ja auch nur auf Willkür deutet, uns Erstaunen, ja Entsetzen bringt.

Wenn sich in Thieren etwas Vernunftähnliches hervorthut, so können wir uns von unserer Verwunderung nicht erholen; denn ob sie uns gleich so nahe stehen, so scheinen sie doch durch eine unendliche Kluft von uns ge-

trennt und in das Reich der Nothwendigkeit verwiesen. Man kann es daher jenen Denkern nicht übel nehmen, welche die unendlich kunstreiche, aber doch genau beschränkte Technik jener Geschöpfe für ganz maschinenmäßig erklärten.

Wenden wir uns zu den Pflanzen, so wird unsre Behauptung noch auffallender bestätigt. Man gebe sich Rechenschaft von der Empfindung, die uns ergreift, wenn die berührte Mimosa ihre gefiederten Blätter paarweise zusammenfaltet und endlich das Stielchen wie an einem Gewerbe niederklappt. Noch höher steigt jene Empfindung, der ich keinen Namen geben will, bei Betrachtung des Hedysarum gyrans, das seine Blättchen, ohne sichtlich äußere Veranlassung, auf- und niedersenkt, und mit sich selbst wie mit unsern Begriffen zu spielen scheint. Denke man sich einen Pisang, dem diese Gabe zugetheilt wäre, so daß er die ungeheuren Blätterschirme für sich selbst wechselsweise niedersenkte und aufhübe, jederman, der es zum erstenmal sähe, würde vor Entsetzen zurücktreten. So eingewurzelt ist bei uns der Begriff unsrer eignen Vorzüge, daß wir ein für allemal der Außenwelt keinen Theil daran gönnen mögen; ja daß wir dieselben, wenn es nur anginge, sogar unsres Gleichen gerne verkümmerten.

Ein ähnliches Entsetzen überfällt uns dagegen, wenn wir den Menschen unvernünftig, gegen allgemein anerkannte sittliche Gesetze, unverständig gegen seinen eignen

und fremden Vortheil handeln sehen. Um das Grauen loszuwerden, das wir dabei empfinden, verwandeln wir es sogleich in Tadel, in Abscheu und wir suchen uns von einem solchen Menschen entweder wirklich oder in Gedanken zu befreien.

Diesen Gegensatz, welchen Spinoza so kräftig heraushebt, wendete ich aber auf mein eignes Wesen sehr wunderlich an, und das Vorhergesagte soll eigentlich nur dazu dienen, um das was folgt begreiflich zu machen.

Ich war dazu gelangt das mir inwohnende dichterische Talent ganz als Natur zu betrachten, um so mehr als ich darauf gewiesen war, die äußere Natur als den Gegenstand desselben anzusehen. Die Ausübung dieser Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden; aber am freudigsten und reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So ging's den ganzen Tag.

Auch bei'm nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein ledernes Wamms machen zu lassen, und mich zu gewöhnen im Finstern, durch's Gefühl, das was unvermuthet hervorbrach zu fixiren. Ich war so gewohnt mir ein Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können, daß ich einigemal an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm einen quer liegenden Bogen

zurecht zu rücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunterschrieb. In eben diesem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleistift, welcher williger die Züge hergab: denn es war mir einigemal begegnet, daß das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandlerischen Dichten aufweckte, mich zerstreute und ein kleines Product in der Geburt erstickte. Für solche Poesien hatte ich eine besondere Ehrfurcht, weil ich mich doch ungefähr gegen dieselben verhielt, wie die Henne gegen die Küchlein, die sie ausgebrütet um sich her piepsen sieht. Meine frühere Lust diese Dinge nur durch Vorlesungen mitzutheilen, erneute sich wieder, sie aber gegen Geld umzutauschen schien mir abscheulich.

Hiebei will ich eines Falles gedenken, der zwar später eintrat. Als nämlich meinen Arbeiten immer mehr nachgefragt, ja eine Sammlung derselben verlangt wurde, jene Gesinnungen aber mich abhielten, eine solche selbst zu veranstalten, so benutzte Himburg mein Zaudern, und ich erhielt unerwartet einige Exemplare meiner zusammengedruckten Werke. Mit großer Frechheit wußte sich dieser unberufene Verleger eines solchen dem Publicum erzeigten Dienstes gegen mich zu rühmen und erbot sich, mir dagegen, wenn ich es verlangte, etwas Berliner Porcellan zu senden. Bei dieser Gelegenheit mußte mir einfallen, daß die Berliner Juden, wenn sie sich verheiratheten, eine gewisse Partie Porcellan zu nehmen

verpflichtet waren, damit die königliche Fabrik einen sichern Absatz hätte. Die Verachtung welche daraus gegen den unverschämten Nachdrucker entstand, ließ mich den Verdruß übertragen, den ich bei diesem Raub empfinden mußte. Ich antwortete ihm nicht und indessen er sich an meinem Eigenthum gar wohl behaben mochte, rächte ich mich im Stillen mit folgenden Versen:

Holde Zeugen süß verträumter Jahre,
Falbe Blumen, abgeweihte Haare,
Schleier, leicht geknickt, verblichne Bänder,
Abgeklungener Liebe Trauerpfänder,
Schon gewidmet meines Herdes Flammen,
Rafft der freche Sosias zusammen,
Eben als wenn Dichterwerk und Ehre
Ihm durch Erbschaft zugefallen wäre;
Und mir Lebendem soll sein Betragen
Wohl am Thee- und Kaffee-Tisch behagen?
Weg das Porcellan, das Zuckerbrod!
Für die Himburgs bin ich todt.

Da jedoch eben die Natur, die dergleichen größere und kleinere Werke unaufgefordert in mir hervorbrachte, manchmal in großen Pausen ruhte und ich in einer langen Zeitstrecke selbst mit Willen nichts hervorzubringen im Stande war, und daher öfters Langeweile empfand: so trat mir bei jenem strengen Gegensatz der Gedanke entgegen, ob ich nicht von der andern Seite das was menschlich, vernünftig und verständig an mir sey, zu meinem und anderer Nutzen und Vortheil gebrauchen und die

Zwi-

Zwiſchenzeit, wie ich es ja auch ſchon gethan und wie ich immer ſtärker aufgefordert wurde, den Weltgeſchäften widmen und dergeſtalt nichts von meinen Kräften ungebraucht laſſen ſollte. Ich fand dieſes, was aus jenen allgemeinen Begriffen hervorzugehen ſchien, mit meinem Weſen, mit meiner Lage ſo übereinſtimmend, daß ich den Entſchluß faßte auf dieſe Weiſe zu handeln und mein bisheriges Schwanken und Zaudern dadurch zu beſtimmen. Sehr angenehm war mir zu denken, daß ich für wirkliche Dienſte von den Menſchen auch reellen Lohn fordern, jene liebliche Naturgabe dagegen als ein Heiliges uneigennützig auszuſpenden fortfahren dürfte. Durch dieſe Betrachtung rettete ich mich von der Bitterkeit die ſich in mir hätte erzeugen können, wenn ich bemerken mußte, daß gerade das ſo ſehr geſuchte und bewunderte Talent in Deutſchland als außer dem Geſetz und vogelfrei behandelt werde. Denn nicht allein in Berlin hielt man den Nachdruck für etwas Zuläſſiges, ja Luſtiges, ſondern der ehrwürdige, wegen ſeiner Regententugenden geprieſene Markgraf von Baden, der zu ſo vielen Hoffnungen berechtigende Kaiſer Joſeph, begünſtigten, jener ſeinen Macklot, dieſer ſeinen Edlen von Trattner, und es war ausgeſprochen, daß die Rechte, ſo wie das Eigenthum des Genie's dem Handwerker und Fabricanten unbedingt preisgegeben ſeyen.

Als wir uns einſt hierüber bei einem beſuchenden Badenſer beklagten, erzählte er uns folgende Geſchichte:

Hatem.

Eben drum, geliebter Knabe,
Bleibe jung und bleibe klug;
Dichten zwar iſt Himmelsgabe,
Doch im Erdeleben Trug.

Erſt ſich im Geheimniß wiegen,
Dann verplaudern früh und ſpat!
Dichter iſt umſonſt verſchwiegen,
Dichten ſelbſt iſt ſchon Verrath.

Die Frau Markgräfin, als eine thätige Dame, habe auch eine Papier-Fabrik angelegt, die Waare sey aber so schlecht geworden, daß man sie nirgends habe unterbringen können. Darauf habe Buchhändler Macklot den Vorschlag gethan, die deutschen Dichter und Prosaisten auf dieses Papier abzudrucken, um dadurch seinen Werth in etwas zu erhöhen. Mit beiden Händen habe man dieses angenommen.

Wir erklärten zwar diese böse Nachrede für ein Mährchen, ergötzten uns aber doch daran. Der Name Macklot ward zu gleicher Zeit für einen Schimpfnamen erklärt und bei schlechten Begebenheiten wiederholt gebraucht. Und so fand sich eine leichtsinnige Jugend, welche gar manchmal borgen mußte, indeß die Niederträchtigkeit sich an ihren Talenten bereicherte, durch ein paar gute Einfälle hinreichend entschädigt.

Glückliche Kinder und Jünglinge wandeln in einer Art von Trunkenheit vor sich hin, die sich dadurch besonders bemerklich macht, daß die Guten, Unschuldigen das Verhältniß der jedesmaligen Umgebung kaum zu bemerken, noch weniger anzuerkennen wissen. Sie sehen die Welt als einen Stoff an, den sie bilden, als einen Vorrath, dessen sie sich bemächtigen sollen. Alles gehört ihnen an, ihrem Willen scheint alles durchdringlich; gar oft verlieren sie sich deßhalb in einem wilden wüsten Wesen. Bei den Bessern jedoch entfaltet sich diese Rich-

tung zu einem ſittlichen Enthuſiaſmus, der ſich nach Gelegenheit zu irgend einem wirklichen oder ſcheinbaren Guten aus eignem Triebe hinbewegt, ſich aber auch öfters leiten, führen und verführen läßt.

Der Jüngling, von dem wir uns unterhalten, war in einem ſolchen Falle, und wenn er den Menſchen auch ſeltſam vorkam, ſo erſchien er doch gar manchem willkommen. Gleich bei dem erſten Zuſammentreten fand man einen unbedingten Freiſinn, eine heitere Offenherzigkeit im Geſpräch, und ein gelegentliches Handeln ohne Bedenken. Von letzterem einige Geſchichtchen.

In der ſehr eng in einander gebauten Judengaſſe war ein heftiger Brand entſtanden. Mein allgemeines Wohlwollen, die daraus entſpringende Luſt zu thätiger Hülfe, trieb mich, gut angekleidet wie ich ging und ſtand, dahin. Man hatte von der Allerheiligengaſſe her durchgebrochen; an dieſen Zugang verfügt' ich mich. Ich fand daſelbſt eine große Anzahl Menſchen mit Waſſertragen beſchäftigt, mit vollen Eimern ſich hindrängend, mit leeren herwärts. Ich ſah gar bald, daß wenn man eine Gaſſe bildete, wo man die Eimer herauf- und herabreichte, die Hülfe die doppelte ſeyn würde. Ich ergriff zwey volle Eimer und blieb ſtehen, rief andere an mich heran, den Kommenden wurde die Laſt abgenommen und die Rückkehrenden reihten ſich auf der andern Seite. Die Anſtalt fand Beifall, mein Zureden und perſönliche Theilnahme ward begünſtigt und

die Gaſſe, vom Eintritt bis zum brennenden Ziele, war bald vollendet und geſchloſſen. Kaum aber hatte die Heiterkeit, womit dieſes geſchehen, eine frohe, man kann ſagen eine luſtige Stimmung in dieſer lebendigen zweckmäßig wirkenden Maſchine aufgeregt, als der Muthwille ſich ſchon hervorthat und der Schadenfreude Raum gab. Armſelige Flüchtende, ihre jammervolle Habe auf dem Rücken ſchleppend, mußten, einmal in die bequeme Gaſſe gerathen, unausweichlich hindurch und blieben nicht unangefochten. Muthwillige Knaben- Jünglinge ſpritzten ſie an und fügten Verachtung und Unart noch dem Elend hinzu. Gleich aber, durch mäßiges Zureden und redneriſche Strafworte, mit Rückſicht wahrſcheinlich auf meine reinlichen Kleider, die ich vernachläſſigte, ward der Frevel eingeſtellt.

Neugierige meiner Freunde waren herangetreten den Unfall zu beſchauen, und ſchienen verwundert, ihren Geſellen in Schuhen und ſeidenen Strümpfen — denn anders ging man damals nicht — in dieſem feuchten Geſchäfte zu ſehen. Wenige kennt' ich heranziehen, andere lachten und ſchüttelten die Köpfe. Wir hielten lange Stand, denn bei manchen Abtretenden verſtanden ſich auch manche dazu ſich anzuſchließen; viele Schauluſtige folgten auf einander und ſo ward mein unſchuldiges Wagniß allgemein bekannt, und die wunderliche Licenz mußte zur Stadtgeſchichte des Tags werden.

Ein ſolcher Leichtſinn im Handeln nach irgend einer

gutmüthigen heitern Grille, hervortretend aus einem glücklichen Selbstgefühl, was von den Menschen leicht als Eitelkeit getadelt wird, machte unsern Freund auch noch durch andere Wunderlichkeiten bemerklich.

Ein sehr harter Winter hatte den Main völlig mit Eis bedeckt und in einen festen Boden verwandelt. Der lebhafteste, nothwendige und lustig-gesellige Verkehr regte sich auf dem Eise. Gränzenlose Schrittschuhbahnen, glattgefrorne weite Flächen wimmelten von bewegter Versammlung. Ich fehlte nicht vom frühen Morgen an und war also, wie späterhin meine Mutter, dem Schauspiel zuzusehen, angefahren kam, als leichtgekleidet wirklich durchgefroren. Sie saß im Wagen in ihrem rothen Sammetpelze, der auf der Brust mit starken goldenen Schnüren und Quasten zusammengehalten, ganz stattlich aussah. „Geben Sie mir, liebe Mutter, Ihren Pelz!" rief ich aus dem Stegreife, ohne mich weiter besonnen zu haben, „mich friert grimmig." Auch sie bedachte nichts weiter; im Augenblicke hatte ich den Pelz an, der, purpurfarb, bis an die Waden reichend, mit Zobel verbrämt, mit Gold geschmückt, zu der braunen Pelzmütze die ich trug, gar nicht übel kleidete. So fuhr ich sorglos auf und ab; auch war das Gedränge so groß, daß man die seltene Erscheinung nicht einmal sonderlich bemerkte, obschon einigermaßen: denn man rechnete mir sie später unter meinen Anomalien im Ernst und Scherze wohl einmal wieder vor.

Nach ſolchen Erinnerungen eines glücklichen unbedachten Handelns ſchreiten wir an dem eigentlichen Faden unſrer Erzählung fort.

Ein geiſtreicher Franzos hat ſchon geſagt: wenn irgend ein guter Kopf die Aufmerkſamkeit des Publicums durch ein verdienſtliches Werk auf ſich gezogen hat, ſo thut man das Möglichſte um zu verhindern, daß er jemals dergleichen wieder hervorbringt.

Es iſt ſo wahr: irgend etwas Gutes, Geiſtreiches wird in ſtiller abgeſonderter Jugend hervorgebracht, der Beifall wird erworben, aber die Unabhängigkeit verloren; man zerrt das concentrirte Talent in die Zerſtreuung, weil man denkt, man könne von ſeiner Perſönlichkeit etwas abzupfen und ſich zueignen.

In dieſem Sinne erhielt ich manche Einladungen, oder nicht ſo wohl Einladungen: ein Freund, ein Bekannter ſchlug mir vor, gar oft mehr als dringend, mich da oder dort einzuführen.

Der quaſi-Fremde, angekündigt als Bär, wegen oftmaligen unfreundlichen Abweiſens, dann wieder als Huron Voltaire's, Clevelands Weſtindier, als Naturkind bei ſo vielen Talenten, erregte die Neugierde, und ſo beſchäftigte man ſich in verſchiedenen Häuſern mit ſchicklichen Negotiationen ihn zu ſehen.

Unter andern erſuchte mich ein Freund eines Abends mit ihm ein kleines Concert zu beſuchen, welches in einem angeſehenen reformirten Handelshauſe gegeben

wurde. Es war ſchon ſpät; doch weil ich alles aus dem Stegreiſe liebte, folgte ich ihm, wie gewöhnlich anſtändig angezogen. Wir treten in ein Zimmer gleicher Erde, in das eigentliche geräumige Wohnzimmer. Die Geſellſchaft war zahlreich, ein Flügel ſtand in der Mitte, an den ſich ſogleich die einzige Tochter des Hauſes niederſetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth ſpielte. Ich ſtand am unteren Ende des Flügels um ihre Geſtalt und Weſen nahe genug bemerken zu können; ſie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; die Bewegungen wozu das Spiel ſie nöthigte, waren ungezwungen und leicht.

Nach geendigter Sonate trat ſie an's Ende des Piano's gegen mir über; wir begrüßten uns ohne weitere Rede, denn ein Quartett war ſchon angegangen. Am Schluſſe trat ich etwas näher und ſagte einiges Verbindliche: wie ſehr es mich freue, daß die erſte Bekanntſchaft mich auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wußte ſehr artig meine Worte zu erwidern, behielt ihre Stellung und ich die meinige. Ich konnte bemerken, daß ſie mich aufmerkſam betrachtete und daß ich ganz eigentlich zur Schau ſtand, welches ich mir wohl konnte gefallen laſſen, da man auch mir etwas gar Anmuthiges zu ſchauen gab. Indeſſen blickten wir einander an, und ich will nicht läugnen, daß ich eine Anziehungskraft von der ſanfteſten Art zu empfinden glaubte. Das Hin- und Herwogen

der Gesellschaft und ihrer Leistungen verhinderte jedoch jede andere Art von Annäherung diesen Abend. Doch muß ich eine angenehme Empfindung gestehen, als die Mutter bei'm Abschied zu erkennen gab, sie hofften mich bald wieder zu sehen, und die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien. Ich verfehlte nicht, nach schicklichen Pausen, meinen Besuch zu wiederholen, da sich denn ein heiteres verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaftliches Verhältniß zu weissagen schien.

Indessen brachte die einmal eingeleitete Gastfreiheit unsres Hauses den guten Eltern und mir selbst manche Unbequemlichkeit; in meiner Richtung, die immer darauf hinging, das Höhere gewahr zu werden, es zu erkennen, es zu fördern und wo möglich solches nachbildend zu gestalten, war ich dadurch in nichts weiter gebracht. Die Menschen in so fern sie gut waren, waren fromm, und in so fern sie thätig waren, unklug und oft ungeschickt. Jenes konnte mir nichts helfen und dieses verwirrte mich. Einen merkwürdigen Fall habe ich sorgfältig niedergeschrieben.

Im Anfang des Jahres 1775 meldete Jung, nachher Stilling genannt, vom Niederrhein, daß er nach Frankfurt komme, berufen eine bedeutende Augencur daselbst vorzunehmen; er war mir und meinen Eltern willkommen und wir boten ihm das Quartier an.

Herr von Lersner, ein würdiger Mann in Jahren, durch Erziehung und Führung fürstlicher Kinder, verständiges Betragen bei Hof und auf Reisen, überall geschätzt, erduldete schon lange das Unglück einer völligen Blindheit; doch konnte seine Sehnsucht nach Hülfe nicht ganz erlöschen. Nun hatte Jung seit einigen Jahren mit gutem Muth und frommer Dreistigkeit viele Staaroperationen am Niederrhein vollbracht und sich dadurch einen ausgebreiteten Ruf erworben. Redlichkeit seiner Seele, Zuverlässigkeit des Charakters und reine Gottesfurcht bewirkten ihm ein allgemeines Zutrauen; dieses verbreitete sich stromaufwärts auf dem Wege vielfacher Handelsverbindungen. Herr von Lersner und die Seinigen, berathen von einem einsichtigen Arzte, entschlossen sich den glücklichen Augenarzt kommen zu lassen, wenn schon ein Frankfurter Kaufmann, an dem die Cur mißglückt war, ernstlich abrieth. Aber was bewies auch ein einzelner Fall gegen so viele gelungene! Doch Jung kam, nunmehr angelockt durch eine bedeutende Belohnung, deren er gewöhnlich bisher entbehrt hatte; er kam, seinen Ruf zu vermehren, getrost und freudig, und wir wünschten uns Glück zu einem so wackern und heitern Tischgenossen.

Nach mehreren ärztlichen Vorbereitungen ward nun endlich der Staar auf beiden Augen gestochen; wir waren höchst gespannt, es hieß: der Patient habe nach der Operation sogleich gesehen, bis der Verband das

Tageslicht wieder abgehalten. Allein es ließ sich bemerken, daß Jung nicht heiter war und daß ihm etwas auf dem Herzen lag; wie er mir denn auch auf weiteres Nachforschen bekannte, daß er wegen Ausgang der Cur in Sorgen sey. Gewöhnlich, und ich hatte selbst in Straßburg mehrmals zugesehen, schien nichts leichter in der Welt zu seyn: wie es denn auch Stillingen hundertmal gelungen war. Nach vollbrachtem schmerzlosem Schnitt durch die unempfindliche Hornhaut sprang bei dem gelindesten Druck die trübe Linse von selbst heraus, der Patient erblickte sogleich die Gegenstände und mußte sich nur mit verbundenen Augen gedulden, bis eine vollbrachte Cur ihm erlaubte, sich des köstlichen Organs nach Willen und Bequemlichkeit zu bedienen. Wie mancher Arme, dem Jung dieses Glück verschafft, hatte dem Wohlthäter Gottes Segen und Belohnung von oben herab gewünscht, welche nun durch diesen reichen Mann abgetragen werden sollte.

Jung bekannte, daß es dießmal so leicht und glücklich nicht hergegangen: die Linse sey nicht herausgesprungen, er habe sie holen und zwar, weil sie angewachsen, ablösen müssen: dieß sey nun nicht ohne einige Gewalt geschehen. Nun machte er sich Vorwürfe, daß er auch das andere Auge operirt habe. Allein man hatte sich fest vorgesetzt beide zugleich vorzunehmen, an eine solche Zufälligkeit hatte man nicht gedacht, und da sie eingetreten, sich nicht sogleich erholt und besonnen. Genug

die zweite Linse kam nicht von selbst, sie mußte auch mit Unstatten abgelöst und herausgeholt werden.

Wie übel ein so gutmüthiger, wohlgesinnter, gottesfürchtiger Mann in einem solchen Falle dran sey, läßt keine Beschreibung noch Entwickelung zu; etwas Allgemeines über eine solche Sinnesart steht vielleicht hier am rechten Platze.

Auf eigene moralische Bildung loszuarbeiten, ist das Einfachste und Thunlichste was der Mensch vornehmen kann; der Trieb dazu ist ihm angeboren; er wird durch Menschenverstand und Liebe dazu im bürgerlichen Leben geleitet, ja gedrängt.

Stilling lebte in einem sittlich religiosen Liebesgefühl; ohne Mittheilung, ohne guten Gegenwillen konnte er nicht existiren: er forderte wechselseitige Neigung; wo man ihn nicht kannte, war er still; wo man den Bekannten nicht liebte, war er traurig: deßwegen befand er sich am besten mit solchen wohlgesinnten Menschen, die in einem beschränkten ruhigen Berufskreise mit einiger Bequemlichkeit sich zu vollenden beschäftigt sind.

Diesen gelingt nun wohl die Eitelkeit abzuthun, dem Bestreben nach äußerer Ehre zu entsagen, Behutsamkeit im Sprechen sich anzueignen, gegen Genossen und Nachbarn ein freundliches gleiches Betragen auszuüben.

Oft liegt hier eine dunkle Geistesform zum Grunde, durch Individualität modificirt; solche Personen, zufällig angeregt, legen große Wichtigkeit auf ihre empirische

Sommernacht.

Dichter.

Niedergangen ist die Sonne,
Doch im Westen glanzt es immer;
Wissen möcht ich wohl, wie lange
Dauert noch der goldne Schimmer?

Schenke.

Willst du, Herr, so will ich bleiben,
Warten außer diesen Zelten;
Ist die Nacht des Schimmers Herrin,
Komm' ich gleich es dir zu melden.

Denn ich weiß du liebst das Droben,
Das Unendliche zu schauen,
Wenn sie sich einander loben
Jene Feuer in dem Blauen.

Und das hellste will nur sagen:
Jetzo glanz' ich meiner Stelle;
Wollte Gott euch mehr betagen,
Glänztet ihr wie ich so helle.

Denn vor Gott ist alles herrlich,
Eben weil er ist der beste;
Und so schläft nun aller Vogel
In dem gros und kleinen Neste.

Laufbahn; man hält alles für übernatürliche Bestimmung, mit der Ueberzeugung, daß Gott unmittelbar einwirke.

Dabei ist im Menschen eine gewisse Neigung in seinem Zustand zu verharren, zugleich aber auch sich stoßen und führen zu lassen und eine gewisse Unentschlossenheit selbst zu handeln. Diese vermehrt sich, bei Mißlingen der verständigsten Plane, so wie durch zufälliges Gelingen günstig zusammentreffender unvorhergesehener Umstände.

Wie nun durch eine solche Lebensweise ein aufmerksames männliches Betragen verkümmert wird, so ist die Art in einen solchen Zustand zu gerathen gleichfalls bedenklich und der Betrachtung werth.

Wovon sich dergleichen Sinnesverwandte am liebsten unterhalten, sind die sogenannten Erweckungen, Sinnesveränderungen, denen wir ihren psychologischen Werth nicht absprechen. Es sind eigentlich was wir in wissenschaftlichen und poetischen Angelegenheiten Apercus nennen: das Gewahrwerden einer großen Maxime, welches immer eine genialische Geistesoperation ist; man kommt durch Anschauen dazu, weder durch Nachdenken noch durch Lehre oder Ueberlieferung. Hier ist es das Gewahrwerden der moralischen Kraft, die im Glauben ankert und so in stolzer Sicherheit mitten auf den Wogen sich empfinden wird.

Ein ſolches Aperçu gibt dem Entdecker die größte Freude, weil es auf originelle Weiſe nach dem Unendlichen hindeutet; es bedarf keiner Zeitfolge zur Ueberzeugung: es entſpringt ganz und vollendet im Augenblick, daher das gutmüthige altfranzöſiſche Reimwort:

En peu d'heure
Dieu labeure.

Aeußere Anſtöße bewirken oft das gewaltſame Losbrechen ſolcher Sinnesänderung, man glaubt Zeichen und Wunder zu ſchauen.

Zutrauen und Liebe verband mich auf's herzlichſte mit Stilling; ich hatte doch auch gut und glücklich auf ſeinen Lebensgang eingewirkt, und es war ganz ſeiner Natur gemäß, alles was für ihn geſchah in einem dankbaren feinen Herzen zu behalten; aber ſein Umgang war mir in meinem damaligen Lebensgange weder erfreulich noch förderlich. Zwar überließ ich gern einem jeden, wie er ſich das Räthſel ſeiner Tage zurechtlegen und ausbilden wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange alles, was uns vernünftiger Weiſe Gutes begegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuſchreiben, ſchien mir doch zu anmaßlich, und die Vorſtellungsart, daß alles, was aus unſerm Leichtſinn und Dünkel, übereilt oder vernachläſſigt, ſchlimme, ſchwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte mir auch nicht in den Sinn. Ich konnte alſo den guten Freund nur anhören,

ihm aber nichts Erfreuliches erwidern; doch ließ ich ihn, wie so viele andere, gern gewähren und schützte ihn später wie früher, wenn man, gar zu weltlich gesinnt, sein zartes Wesen zu verletzen sich nicht scheute. Daher ich ihm auch den Einfall eines schalkischen Mannes nicht zu Ohren kommen ließ, der einmal ganz ernsthaft ausrief: „Nein! fürwahr, wenn ich mit Gott so gut stünde wie Jung, so würde ich das höchste Wesen nicht um Geld bitten, sondern um Weisheit und guten Rath, damit ich nicht so viel dumme Streiche machte, die Geld kosten und elende Schulden-Jahre nach sich ziehen."

Denn freilich war zu solchem Scherz und Frevel jetzt nicht die Zeit. Zwischen Furcht und Hoffnung gingen mehrere Tage hin; jene wuchs, diese schwand und verlor sich gänzlich: die Augen des braven geduldigen Mannes entzündeten sich und es blieb kein Zweifel, daß die Cur mißlungen sey.

Der Zustand in den unser Freund dadurch gerieth, läßt keine Schilderung zu; er wehrte sich gegen die innerste tiefste Verzweiflung von der schlimmsten Art. Denn was war nicht in diesem Falle verloren! zuvörderst der größte Dank des zum Lichte wieder Genesenen, das Herrlichste dessen sich der Arzt nur erfreuen kann; das Zutrauen so vieler andern Hülfsbedürftigen; der Credit, indem die gestörte Ausübung dieser Kunst eine Familie im hülflosen Zustande zurückließ. Genug, wir spielten das

unerfreuliche Drama Hiobs von Anfang bis zu Ende durch, da denn der treue Mann die Rolle der scheltenden Freunde selbst übernahm. Er wollte diesen Vorfall als Strafe bisheriger Fehler ansehen; es schien ihm, als habe er die ihm zufällig überkommenen Augenmittel frevelhaft als göttlichen Beruf zu diesem Geschäft betrachtet; er warf sich vor, dieses höchst wichtige Fach nicht durch und durch studirt, sondern seine Curen nur so obenhin auf gut Glück behandelt zu haben; ihm kam augenblicklich vor die Seele, was Mißwollende ihm nachgeredet; er gerieth in Zweifel, ob dieß auch nicht Wahrheit sey? und dergleichen schmerzte um so tiefer, als er sich den für fromme Menschen so gefährlichen Leichtsinn, leider auch wohl Dünkel und Eitelkeit, in seinem Lebensgange mußte zu Schulden kommen lassen. In solchen Augenblicken verlor er sich selbst, und wie wir uns auch verständigen mochten, wir gelangten doch nur zuletzt auf das vernünftig nothwendige Resultat: daß Gottes Rathschlüsse unerforschlich seyen.

In meinem vorstrebend heitern Sinne wäre ich noch mehr verletzt gewesen, hätte ich nicht, nach herkömmlicher Weise, diese Seelenzustände ernster freundlicher Betrachtung unterworfen und sie mir nach meiner Weise zurecht gelegt; nur betrübte es mich, meine gute Mutter für ihre Sorgfalt und häusliche Bemühung so übel belohnt zu sehen; sie empfand es jedoch nicht bei ihrem unablässig thätigen Gleichmuth. Der Vater dauerte mich

am meiſten. Um meinetwillen hatte er einen ſtreng geſchloſſenen Haushalt mit Anſtand erweitert und genoß beſonders bei Tiſch, wo die Gegenwart von Fremden auch einheimiſche Freunde und immer wieder ſonſtige Durchreiſende heranzog, ſehr gern eines muntern, ja paradoxen Geſpräches, da ich ihm denn, durch allerlei dialektiſches Klopffechten großes Behagen und ein freundliches Lächeln bereitete: denn ich hatte die gottloſe Art alles zu beſtreiten, aber nur inſofern hartnäckig, daß derjenige, der Recht behielt, auf alle Fälle lächerlich wurde. Hieran war nun in den letzten Wochen gar nicht zu denken; denn die glücklichſten heiterſten Ereigniſſe, veranlaßt durch wohlgelungene Nebencuren des durch die Hauptcur ſo unglücklichen Freundes, konnten nicht greifen, viel weniger der traurigen Stimmung eine andere Wendung geben.

Denn ſo machte uns im Einzelnen ein alter blinder Betteljude aus dem Iſenburgiſchen zu lachen, der, in dem höchſten Elend nach Frankfurt geführt, kaum ein Obdach, kaum eine kümmerliche Nahrung und Wartung finden konnte, dem aber die zähe orientaliſche Natur ſo gut nachhalf, daß er, vollkommen und ohne die mindeſte Beſchwerde, ſich mit Entzücken geheilt ſah. Als man ihn fragte ob die Operation geſchmerzt habe? ſo ſagte er nach der hyperboliſchen Weiſe: „Wenn ich eine Million Augen hätte, ſo wollte ich ſie jedesmal für ein halb Kopfſtück ſämmtlich nach und nach operiren laſſen.“ Bei ſeinem Abwandern betrug er ſich in der Fahrgaſſe eben

ſo

ſo excentriſch; er dankte Gott auf gut altteſtamentlich, pries den Herrn und den Wundermann ſeinen Geſandten. So ſchritt er in dieſer langen gewerbreichen Straße langſam der Brücke zu. Verkäufer und Käufer traten aus den Läden heraus, überraſcht durch einen ſo ſeltenen frommen, leidenſchaftlich vor aller Welt ausgeſprochenen Enthuſiasmus; alle waren angeregt zur Theilnahme, dergeſtalt, daß er, ohne irgend zu fordern oder zu heiſchen, mit reichlichen Gaben zur Wegezehrung beglückt wurde.

Eines ſolchen heitern Vorfalls durfte man in unſerm Kreiſe aber kaum erwähnen; denn wenn der Aermſte, in ſeiner ſandigen Heimath über Main, in häuslichem Elend höchſt glücklich gedacht werden konnte, ſo vermißte dagegen ein Wohlhabender, Würdiger dieſſeits das unſchätzbare, zunächſt gehoffte Behagen.

Kränkend war daher für unſern guten Jung der Empfang der tauſend Gulden, die, auf jeden Fall bedungen, von großmüthigen Menſchen edel bezahlt wurden. Dieſe Baarſchaft ſollte bei ſeiner Rückkehr einen Theil der Schulden auslöſchen, die auf traurigen, ja unſeligen Zuſtänden laſteten.

Und ſo ſchied er troſtlos von uns, denn er ſah zurückkehrend den Empfang einer ſorglichen Frau, das veränderte Begegnen von wohldenkenden Schwiegereltern, die ſich, als Bürgen für ſo manche Schulden des allzu zuverſichtlichen Mannes, in der Wahl eines Lebensgefährten für ihre Tochter vergriffen zu haben glauben konnten.

Hohn und Spott der ohnehin im Glücke schon Mißwollenden konnte er in diesem und jenem Hause, aus diesem und jenem Fenster schon voraussehen; eine durch seine Abwesenheit schon verkümmerte, durch diesen Unfall in ihren Wurzeln bedrohte Praxis mußte ihn äußerst ängstigen.

So entließen wir ihn, von unserer Seite jedoch nicht ganz ohne Hoffnung, denn seine tüchtige Natur, gestützt auf den Glauben an übernatürliche Hülfe, mußte seinen Freunden eine stillbescheidne Zuversicht einflößen.

Siebzehntes Buch.

Wenn ich die Geſchichte meines Verhältniſſes zu Lilli wieder aufnehme, ſo hab' ich mich zu erinnern, daß ich die angenehmſten Stunden, theils in Gegenwart ihrer Muttter, theils allein mit ihr zubrachte. Man traute mir aus meinen Schriften Kenntniß des menſchlichen Herzens, wie man es damals nannte, zu, und in dieſem Sinne waren unſre Geſpräche ſittlich intereſſant auf jede Weiſe.

Wie wollte man ſich aber von dem Innern unterhalten, ohne ſich gegenſeitig aufzuſchließen? Es währte daher nicht lange, daß Lilli mir in ruhiger Stunde die Geſchichte ihrer Jugend erzählte. Sie war im Genuß aller geſelligen Vortheile und Weltvergnügungen aufgewachſen. Sie ſchilderte mir ihre Brüder, ihre Verwandten, ſo wie die nächſten Zuſtände: nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel.

Auch kleiner Schwächen wurde gedacht, und ſo konnte ſie nicht läugnen, daß ſie eine gewiſſe Gabe anzuziehen an ſich habe bemerken müſſen, womit zugleich eine gewiſſe Eigenſchaft fahren zu laſſen verbunden ſey. Hierdurch gelangten wir im Hin- und Wiederreden auf den bedenklichen Punkt, daß ſie dieſe Gabe

Einer ſizt auch wohl geſtängelt
Auf den Aeſten der Cypreſſe,
Wo der laue Wind ihn gängelt,
Bis zu Thaues luſt'ger Näſſe.

Solches haſt du mich gelehret,
Oder etwas auch dergleichen;
Was ich je dir abgehöret
Wird dem Herzen nicht entweichen.

Eule will ich deinetwegen
Kauzen hier auf der Terraſſe,
Bis ich erſt des Nordgeſtirnes
Zwillings-Wendung wohl erpaſſe.

Und da wird es Mitternacht ſeyn,
Wo du oft zu früh ermunterſt,
Und dann wird es eine Pracht ſeyn,
Wenn das All mit mir bewunderſt.

Dichter.

Zwar in dieſem Duft und Garten
Tönet Bulbul ganze Nächte;
Doch du könnteſt lange warten
Bis die Nacht ſo viel vermöchte.

Denn in dieſer Zeit der Flora,
Wie das Griechen-Volk ſie nennet,
Die Strohwitwe, die Aurora,
Iſt in Hesperus entbrennet.

auch an mir geübt habe, jedoch bestraft worden sey, indem sie auch von mir angezogen worden.

Diese Geständnisse gingen aus einer so reinen kindhaften Natur hervor, daß sie mich dadurch auf's allerstrengste sich zu eigen machte.

Ein wechselseitiges Bedürfniß, eine Gewohnheit sich zu sehen, trat nun ein; wie hätt' ich aber manchen Tag, manchen Abend bis in die Nacht hinein entbehren müssen, wenn ich mich nicht hätte entschließen können, sie in ihren Cirkeln zu sehen! Hieraus erwuchs mir mannichfaltige Pein.

Mein Verhältniß zu ihr war von Person zu Person, zu einer schönen, liebenswürdigen, gebildeten Tochter; es glich meinen früheren Verhältnissen, und war noch höherer Art. An die Aeußerlichkeiten jedoch, an das Mischen und Wiedermischen eines geselligen Zustandes hatte ich nicht gedacht. Ein unbezwingliches Verlangen war herrschend geworden; ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich seyn; aber in den Umgebungen und bei den Einwirkungen einzelner Glieder ihres Kreises, was ergaben sich da oft für Mißtage und Fehlstunden!

Die Geschichte von Lustpartien die zur Unlust auslieſen; ein retardirender Bruder mit dem ich nachfahren sollte, welcher seine Geschäfte erst mit der größten Gelassenheit, ich weiß nicht ob mit Schadenfreude, langsamst vollendete, und dadurch die ganze wohldurchdachte Verabredung verdarb; auch sonstiges Antreffen und

Verfehlen, Ungeduld und Entbehrung, alle dieſe Peinen, die in irgend einem Roman umſtändlicher mitgetheilt, gewiß theilnehmende Leſer finden würden, muß ich hier beſeitigen. Um aber doch dieſe betrachtende Darſtellung einer lebendigen Anſchauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunähern, mögen einige Lieder, zwar bekannt, aber vielleicht beſonders hier eindrücklich, eingeſchaltet ſtehen.

Herz, mein Herz, was ſoll das geben?
Was bedränget dich ſo ſehr?
Welch ein fremdes neues Leben?
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg iſt alles was du liebteſt,
Weg warum du dich betrübteſt,
Weg dein Fleiß und deine Ruh' —
Ach! wie kamſt du nur dazu?

Feſſelt dich die Jugendblüthe,
Dieſe liebliche Geſtalt,
Dieſer Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an dieſem Zauberfädchen,
Das ſich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe loſe Mädchen,
Mich ſo wider Willen feſt;

Muß in ihrem Zauberkreiſe
Leben nun auf ihre Weiſe.
Die Veränderung ach wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!

Warum ziehſt du mich unwiderſtehlich
Ach! in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht ſo ſelig
In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verſchloſſen
Lag im Mondenſchein.
Ganz von ſeinem Schauerlicht umfloſſen
Und ich dämmert' ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemiſchter Luſt.
Hatte ſchon das liebe Kind empfunden
Tief in meiner Bruſt.

Bin ich's noch, den du bei ſo viel Lichtern
An dem Spieltiſch hältſt?
Oft ſo unerträglichen Geſichtern
Gegenüber ſtellſt?

Reizender iſt mir des Frühlings Blüthe
Nun nicht auf der Flur;
Wo du Engel biſt, iſt Lieb und Güte,
Wo du biſt, Natur.

Hat man ſich dieſe Lieder aufmerkſam vorgeleſen, lieber noch mit Gefühl vorgeſungen, ſo wird ein Hauch jener Fülle glücklicher Stunden gewiß vorüber wehen.

Doch wollen wir aus jener größeren, glänzenden Geſellſchaft nicht eilig abſcheiden, ohne vorher noch einige Bemerkungen hinzuzufügen; beſonders den Schluß des zweyten Gedichtes zu erläutern.

Diejenige, die ich nur im einfachen, ſelten gewechſelten Hauskleide zu ſehen gewohnt war, trat mir im eleganten Modeputz nun glänzend entgegen und doch war es ganz dieſelbe. Ihre Anmuth, ihre Freundlichkeit blieb ſich gleich, nur möcht' ich ſagen, ihre Anziehungsgabe that ſich mehr hervor; es ſey nun weil ſie hier gegen viele Menſchen ſtand, daß ſie ſich lebhafter zu äußern, ſich von mehreren Seiten, je nachdem ihr dieſer oder jener entgegen kam, ſich zu vermannichfaltigen Urſache fand; genug, ich konnte mir nicht läugnen, daß dieſe Fremden mir zwar einerſeits unbequem fielen, daß ich aber doch um vieles der Freude nicht entbehrt hätte, ihre geſelligen Tugenden kennen zu lernen und einzuſehen, ſie ſey auch weiteren und allgemeineren Zuſtänden gewachſen.

War es doch derſelbige nun durch Putz verhüllte Buſen, der ſein Inneres mir geöffnet hatte, und in den ich ſo klar wie in den meinigen hineinſah; waren es doch dieſelben Lippen, die mir ſo früh den Zuſtand ſchilderten, in dem ſie herangewachſen, in dem ſie ihre

Jahre verbracht hatte. Jeder wechselseitige Blick, jedes begleitende Lächeln sprach ein verborgenes edles Verständniß aus, und ich staunte selbst hier in der Menge über die geheime unschuldige Verabredung, die sich auf das menschlichste, auf das natürlichste gefunden hatte.

Doch sollte bei eintretendem Frühling eine anständige ländliche Freiheit dergleichen Verhältnisse enger knüpfen. Offenbach am Main zeigte schon damals bedeutende Anfänge einer Stadt, die sich in der Folge zu bilden versprach. Schöne, für die damalige Zeit prächtige Gebäude hatten sich schon hervorgethan; Onkel Bernard, wie ich ihn gleich mit seinem Familientitel nennen will, bewohnte das größte; weitläufige Fabrikgebäude schlossen sich an; d'Orville, ein jüngerer lebhafter Mann von liebenswürdigen Eigenheiten, wohnte gegenüber. Anstoßende Gärten, Terrassen, bis an den Main reichend, überall freien Ausgang nach der holden Umgegend erlaubend, setzten den Eintretenden und Verweilenden in ein stattliches Behagen. Der Liebende konnte für seine Gefühle keinen erwünschteren Raum finden.

Ich wohnte bei Johann André, und indem ich diesen Mann, der sich nachher genugsam bekannt gemacht, hier zu nennen habe, muß ich mir eine kleine Abschweifung erlauben, um von dem damaligen Opernwesen einigen Begriff zu geben.

In Frankfurt dirigirte zu der Zeit Marchand das Theater, und suchte durch seine eigne Person das Mög-

liche zu leisten. Es war ein schöner groß und wohlgestalteter Mann in den besten Jahren; das Behagliche, Weichliche erschien bei ihm vorwaltend; seine Gegenwart auf dem Theater war daher angenehm genug. Er mochte so viel Stimme haben, als man damals zu Ausführung musikalischer Werke wohl allenfalls bedurfte; deßhalb er denn die kleineren und größeren französischen Opern herüber zu bequemen bemüht war.

Der Vater in der Grettryschen Oper: die Schöne bei dem Ungeheuer, gelang ihm besonders wohl, wo er sich in der hinter dem Flor veranstalteten Vision gar ausdrücklich zu gebärden wußte.

Diese, in ihrer Art wohlgelungene Oper näherte sich jedoch dem edlen Styl, und war geeignet, die zartesten Gefühle zu erregen. Dagegen hatte sich ein realistischer Dämon des Opernheaters bemächtigt; Zustands- und Handwerks-Opern thaten sich hervor. Die Jäger, der Faßbinder, und ich weiß nicht was alles, waren vorausgegangen; André wählte sich den Töpfer. Er hatte sich das Gedicht selbst geschrieben, und in den Text, der ihm angehörte, sein ganzes musikalisches Talent verwendet.

Ich war bei ihm einquartiert, und will von diesem allzeit fertigen Dichter und Componisten nur so viel sagen als hier gefordert wird.

Er war ein Mann von angebornem lebhaftem Talente, eigentlich als Techniker und Fabricant in Offen-

bach ansäßig; er schwebte zwischen dem Capellmeister und Dilettanten. In Hoffnung jenes Verdienst zu erreichen, bemühte er sich ernstlich in der Musik gründlichen Fuß zu fassen; als Letzterer war er geneigt, seine Compositionen in's Unendliche zu wiederholen.

Unter den Personen, welche damals den Kreis zu füllen und zu beleben sich höchst thätig erwiesen, ist der Pfarrer Ewald zu nennen, der geistreich heiter in Gesellschaft, die Studien seiner Pflichten, seines Standes im Stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ehrenvoll bekannt gemacht; er muß in dem damaligen Kreise als unentbehrlich, auffassend und erwidernd, mitgedacht werden.

Lilli's Pianospiel fesselte unsern guten André vollkommen an unsre Gesellschaft; als unterrichtend, meisternd, ausführend, waren wenige Stunden des Tags und der Nacht, wo er nicht in das Familienwesen, in die gesellige Tagesreihe mit eingriff.

Bürgers Leonore, damals ganz frisch bekannt, und mit Enthusiasmus von den Deutschen aufgenommen, war von ihm componirt; er trug sie gern und wiederholt vor.

Auch ich, der viel und lebhaft recitirend vortrug, war sie zu declamiren bereit; man langweilte sich damals noch nicht an wiederholtem Einerlei. War der Gesellschaft die Wahl gelassen, welchen von uns beiden sie hören wolle, so fiel die Entscheidung oft zu meinen Gunsten.

Dieſes alles aber, wie es auch ſey, diente den Liebenden nur zur Verlängerung des Zuſammenſeyns; ſie wiſſen kein Ende zu finden, und der gute Johann Andrä war durch wechſelsweiſe Verführung der beiden gar leicht in ununterbrochene Bewegung zu ſetzen, um bis nach Mitternacht ſeine Muſik wiederholend zu verlängern. Die beiden Liebenden verſicherten ſich dadurch einer werthen unentbehrlichen Gegenwart.

Trat man am Morgen in aller Frühe aus dem Hauſe, ſo fand man ſich in der freieſten Luft, aber nicht eigentlich auf dem Lande. Anſehnliche Gebäude, die zu jener Zeit einer Stadt Ehre gemacht hätten; Gärten, parterreartig überſehbar, mit flachen Blumen- und ſonſtigen Prunkbeeten; freie Ueberſicht über den Fluß bis an's jenſeitige Ufer; oft ſchon früh eine thätige Schifffahrt von Flößen und gelenken Marktſchiffen und Kähnen; eine ſanft hingleitende lebendige Welt, mit liebevollen zarten Empfindungen im Einklang. Selbſt das einſame Vorüberwogen und Schilfgeflüſter eines leiſe bewegten Stromes ward höchſt erquicklich und verfehlte nicht einen entſchieden beruhigenden Zauber über den Herantretenden zu verbreiten. Ein heiterer Himmel der ſchönſten Jahreszeit überwölbte das Ganze, und wie angenehm mußte ſich eine traute Geſellſchaft, von ſolchen Scenen umgeben, morgendlich wiederfinden!

Sollte jedoch einem ernſten Leſer eine ſolche Lebensweiſe gar zu loſe, zu leichtfertig erſcheinen, ſo möge er

bedenken, daß zwischen dasjenige was hier, des Vertrags halben, wie im Zusammenhange geschildert ist, sich Tage und Wochen des Entbehrens, andere Bestimmungen und Thätigkeiten, sogar unerträgliche Langweile wiederwärtig einstellten.

Männer und Frauen waren in ihrem Pflichtkreise eifrig beschäftigt. Auch ich versäumte nicht, in Betracht der Gegenwart und Zukunft, das mir Obliegende zu besorgen, und fand noch Zeit genug dasjenige zu vollbringen, wohin mich Talent und Leidenschaft unwiderstehlich hindrängten.

Die frühesten Morgenstunden war ich der Dichtkunst schuldig; der wachsende Tag gehörte den weltlichen Geschäften, die auf eine ganz eigene Art behandelt wurden. Mein Vater, ein gründlicher, ja eleganter Jurist, führte seine Geschäfte selbst, die ihm sowohl die Verwaltung seines Vermögens als die Verbindung mit werthgeschätzten Freunden auferlegte, und ob ihm gleich sein Charakter als kaiserlicher Rath zu prakticiren nicht erlaubte, so war er doch manchem Vertrauten als Rechtsfreund zur Hand, indem die ausgefertigten Schriften von einem ordinirten Advocaten unterzeichnet wurden, dem denn jede solche Signatur ein Billiges einbrachte.

Diese seine Thätigkeit war nur lebhafter geworden durch mein Herantreten und ich konnte gar wohl bemerken, daß er mein Talent höher schätzte als meine Praxis und deßwegen alles that um mir Zeit genug zu meinen

poetischen Studien und Arbeiten zu lassen. Gründlich und tüchtig, aber von langsamer Conception und Ausführung, studirte er die Acten als geheimer Referendar, und wenn wir zusammentraten legte er mir die Sache vor und die Ausfertigung ward von mir mit solcher Leichtigkeit vollbracht, daß es ihm zur höchsten Vaterfreude gedieh, und er auch wohl einmal auszusprechen nicht unterließ: „wenn ich ihm fremd wäre, er würde mich beneiden.“

Diese Angelegenheiten noch mehr zu erleichtern hatte sich ein Schreiber zu uns gesellt, dessen Charakter und Wesen, wohl durchgeführt, leicht einen Roman fördern und schmücken könnte. Nach wohlgenutzten Schuljahren, worin er des Lateins völlig mächtig geworden, auch sonstige gute Kenntnisse erlangt hatte, unterbrach ein allzuleichtfertiges akademisches Leben den übrigen Gang seiner Tage; er schleppte sich eine Weile mit siechem Körper in Dürftigkeit hin, und kam erst später in bessere Umstände durch Hülfe einer sehr schönen Handschrift und Rechnungsfertigkeit. Von einigen Advocaten unterhalten ward er nach und nach mit den Förmlichkeiten des Rechtsganges genau bekannt, und erwarb sich alle, denen er diente, durch Rechtlichkeit und Pünktlichkeit zu Gönnern. Auch unserm Hause hatte er sich verpflichtet und war in allen Rechts- und Rechnungs-Sachen bei der Hand.

Dieser hielt nun von seiner Seite unser sich immer mehr ausdehnendes Geschäft, das sich sowohl auf Rechts-

Sieh dich um! sie kommt! wie schnelle!
Ueber Blumenfelds Gelänge! —
Huben hell und druben helle,
Ja die Nacht kommt in's Gedränge.

Und auf rothen leichten Sohlen
Ihn, der mit der Sonn' entlaufen,
Eilt sie irrig einzuholen;
Fühlst du nicht ein Liebe-Schnaufen?

Geh nur, lieblichster der Söhne,
Tief in's Innre, schließ die Thüren;
Denn sie möchte deine Schöne
Als den Hesperus entführen.

angelegenheiten, als auf mancherlei Aufträge, Bestellungen und Speditionen bezog. Auf dem Rathhause wußte er alle Wege und Schliche; in den beiden burgemeisterlichen Audienzen war er auf seine Weise gelitten; und da er manchen neuen Rathsherrn, worunter einige gar bald zu Schöffen herangestiegen waren, von seinem ersten Eintritt in's Amt her, in seinem noch unsichern Benehmen wohl kannte, so hatte er sich ein gewisses Vertrauen erworben, das man wohl eine Art von Einfluß nennen konnte. Das alles wußte er zum Nutzen seiner Gönner zu verwenden, und da ihn seine Gesundheit nöthigte seine Thätigkeit mit Maß zu üben, so fand man ihn immer bereit jeden Auftrag, jede Bestellung sorgfältig auszurichten.

Seine Gegenwart war nicht unangenehm, von Körper schlank und regelmäßiger Gesichtsbildung; sein Betragen nicht zudringlich, aber doch mit einem Ausdruck von Sicherheit seiner Ueberzeugung was zu thun sey, auch wohl heiter und gewandt bei wegzuräumenden Hindernissen. Er mochte stark in den Vierzigen seyn und es reut mich noch (ich darf das Obengesagte wiederholen), daß ich ihn nicht als Triebrad in den Mechanismus irgend einer Novelle mit eingefügt habe.

In Hoffnung meine ernsten Leser durch das Vorgetragene einigermaßen befriedigt zu haben, darf ich mich wohl wieder zu denen glänzenden Tagespunkten hin-

hinwenden, wo Freundſchaft und Liebe ſich in ihrem ſchönſten Lichte zeigten.

Daß Geburtstage ſorgfältig, froh und mit mancher Abwechſelung gefeiert wurden, liegt in der Natur ſolcher Verbindungen; dem Geburtstage des Pfarres Ewald zu Gunſten ward das Lied gedichtet:

In allen guten Stunden
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieſes Lied verbunden
Von uns geſungen ſeyn!
Uns hält der Gott zuſammen,
Der uns hierher gebracht,
Erneuert unſre Flammen,
Er hat ſie angefacht.

Da dieß Lied ſich bis auf den heutigen Tag erhalten hat und nicht leicht eine muntere Geſellſchaft bei'm Gaſtmahl ſich verſammelt, ohne daß es freudig wieder aufgefriſcht werde, ſo empfehlen wir es auch unſern Nachkommen und wünſchen allen, die es ausſprechen und ſingen, gleiche Luſt und Behagen von innen heraus, wie wir damals, ohne irgend einer weitern Welt zu gedenken, uns im beſchränkten Kreiſe zu einer Welt ausgedehnt empfanden.

Nun aber wird man erwarten, daß Lilli's Geburtstag, welcher den 23 Juny 1775 ſich zum ſiebenzehnten Mal wiederholte, beſonders ſollte gefeiert werden. Sie hatte verſprochen am Mittag nach Offenbach zu kommen, und ich muß geſtehen, daß die Freunde mit glücklicher

Uebereinkunft von diesem Feste alle herkömmlichen Verzierungsphrasen abgelehnt und sich nur allein mit Herzlichkeiten, die ihrer würdig wären, zu Empfang und Unterhaltung vorbereitet hatten.

Mit solchen angenehmen Pflichten beschäftigt sah ich die Sonne untergehen, die einen folgenden heitern Tag verkündigte und unserm Fest ihre frohe glänzende Gegenwart versprach, als Lilli's Bruder George, der sich nicht verstellen konnte, ziemlich ungebärdig in's Zimmer trat und ohne Schonung zu erkennen gab, daß unser morgendes Fest gestört sey; er wisse selbst weder wie noch wodurch, aber die Schwester lasse sagen, daß es ihr völlig unmöglich sey morgen Mittag nach Offenbach zu kommen und an dem ihr zugedachten Feste Theil zu nehmen; erst gegen Abend hoffe sie ihre Ankunft bewirken zu können. Nun fühle und wisse sie recht gut wie unangenehm es mir und unsern Freunden fallen müsse, bitte mich aber so herzlich dringend als sie könne, etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht, die sie mir überlasse hinaus zu melden, gemildert, ja versöhnt werde; sie wolle mir's zum allerbesten danken.

Ich schwieg einen Augenblick, hatte mich auch sogleich gefaßt und wie durch himmlische Eingebung gefunden was zu thun war. „Eile, rief ich, George! sag' ihr, sie solle sich ganz beruhigen, möglich machen daß sie gegen Abend komme; ich verspräche: gerade

dieſes Unheil ſolle zum Feſt werden! Der Knabe war neugierig und wünſchte zu wiſſen wie? dieß wurde ihm ſtandhaft verweigert, ob er gleich alle Künſte und Gewalt zu Hülfe rief, die ein Bruder unſerer Geliebten auszuüben ſich anmaßt.

Kaum war er weg, ſo ging ich mit ſonderbarer Selbſtgefälligkeit in meiner Stube auf und ab, und mit dem frohen, freien Gefühl, daß hier Gelegenheit ſey mich als ihren Diener auf eine glänzende Weiſe zu zeigen, heftete ich mehrere Bogen mit ſchöner Seide, wie es dem Gelegenheitsgedicht ziemt, zuſammen und eilte den Titel zu ſchreiben:

„Sie kommt nicht!"

„ein jammervolles Familienſtück, welches, geklagt ſey es Gott, den 23 Juny 1775 in Offenbach am Main auf das allernatürlichſte wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen bis auf'n Abend."

Da von dieſem Scherze weder Concept noch Abſchrift vorhanden, habe ich mich oft darnach erkundigt, aber nie etwas davon wieder erfahren können; ich muß daher es wieder auf's neue zuſammendichten, welches im Allgemeinen nicht ſchwer fällt.

Der Schauplatz iſt d'Orville's Haus und Garten in Offenbach; die Handlung eröffnet ſich durch die Domeſtiken, wobei jedes genau ſeine Rolle ſpielt und die Anſtalten zum Feſt vollkommen deutlich werden. Die Kinder miſchen ſich drein, nach dem Leben gebildet; dann

der Herr, die Frau mit eigenthümlichen Thätigkeiten und Einwirkungen; dann kommt, indem alles sich in einer gewissen hastigen Geschäftigkeit durch einander treibt, der unermüdliche Nachbar Componist Hans André; er setzt sich an den Flügel und ruft alles zusammen, sein eben fertig gewordenes Festlied anzuhören und durchzuprobiren. Das ganze Haus zieht er heran, aber alles macht sich wieder fort, dringenden Geschäften nachzugehen; eins wird vom andern abgerufen, eins bedarf des andern, und die Dazwischenkunft des Gärtners macht aufmerksam auf die Garten- und Wasser-Scenen; Kränze, Banderolen mit Inschriften zierlichster Art, nichts ist vergessen.

Als man sich nun eben um die erfreulichsten Gegenstände versammelt, tritt ein Bote herein, der, als eine Art von lustigem Hin- und Wiederträger, berechtigt war auch eine Charakterrolle mitzuspielen, und der durch manches allzugute Trinkgeld wohl ungefähr merken konnte, was für Verhältnisse obwalteten. Er thut sich auf sein Paket etwas zu gute, hofft ein Glas Wein und Semmelbrod, und übergibt nun, nach einigem schalkhaftem Weigern die Depesche. Dem Hausherrn sinken die Arme, die Papiere fallen zu Boden, er ruft: „Laßt mich zum Tisch! laßt mich zur Commode, damit ich nur *streichen* kann."

Das geistreiche Zusammenseyn lebelustiger Menschen zeichnet sich vor allem aus durch eine Sprach- und Ge-

bärden-Symbolik. Es entsteht eine Art Gauneridiom, welches, indem es die Eingeweihten höchst glücklich macht, den Fremden unbemerkt bleibt, oder, bemerkt, verdrießlich wird.

Es gehörte zu Lilli's anmuthigsten Eigenheiten eine, die hier durch Wort und Gebärde als Verreichen ausgedrückt ist, und welche stattfand, wenn etwas Anstößiges gesagt oder gesprochen wurde, besonders indem man bei Tische saß, oder in der Nähe von einer Fläche sich befand.

Es hatte dieses seinen Ursprung von einer unendlich lieblichen Unart, die sie einmal begangen, als ein Fremder, bei Tafel neben ihr sitzend, etwas Unziemliches verbrachte. Ohne das holde Gesicht zu verändern, strich sie mit ihrer rechten Hand gar lieblich über das Tischtuch weg, und schob alles, was sie mit dieser sanften Bewegung erreichte, gelassen auf den Boden. Ich weiß nicht was alles, Messer, Gabel, Brod, Salzfaß, auch etwas zum Gebrauch ihres Nachbars gehörig: es war jedermann erschreckt; die Bedienten liefen zu, niemand wußte was das heißen sollte, als die Umsichtigen, die sich erfreuten, daß sie eine Unschicklichkeit auf eine so zierliche Weise erwidert und ausgelöscht.

Hier war nun also ein Symbol gefunden, für das Ablehnen eines Widerwärtigen, was doch manchmal in tüchtiger, braver, schätzenswerther, wohlgesinnter, aber nicht durch und durch gebildeter Gesellschaft vor-

zukommen pflegt. Die Bewegung mit der rechten Hand als ablehnend erlaubten wir uns alle; das wirkliche Streichen der Gegenstände hatte sie selbst in der Folge sich nur mäßig und mit Geschmack erlaubt.

Wenn der Dichter nun also dem Hausherrn diese Begierde zu streichen, eine uns zur Natur gewordene Gewohnheit, als Mimik aufgibt, so sieht man das Bedeutende, das Effectvolle; denn indem er alles von allen Flächen herunter zu streichen droht, so hält ihn alles ab; man sucht ihn zu beruhigen, bis er sich endlich ganz ermattet in den Sessel wirft.

„Was ist begegnet?“ ruft man aus. „Ist sie krank? Ist jemand gestorben?“ Lest! lest! ruft d'Orville, dort liegt's auf der Erde. Die Depesche wird aufgehoben, man liest, man ruft: Sie kommt nicht!

Der große Schreck hatte auf einen größern vorbereitet; — aber sie war doch wohl! — es war ihr nichts begegnet! Niemand von der Familie hatte Schaden genommen; Hoffnung blieb auf den Abend.

André, der indessen immerfort musicirt hatte, kam doch endlich auch herbei gelaufen, tröstete und suchte sich zu trösten. Pfarrer Ewald und seine Gattin traten gleichfalls charakteristisch ein, mit Verdruß und Verstand, mit unwilligem Entbehren und gemäßigtem Zurechtlegen. Alles ging aber noch bunt durch einander, bis der musterhaft ruhige Onkel Bernard endlich heran-

kommt, ein gutes Frühstück, ein löblich Mittagsfest erwartend, und der Einzige ist, der die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte ansieht; beschwichtigende, vernünftige Reden äußert und alles in's Gleiche bringt, völlig wie in der griechischen Tragödie ein Gott die Verworrenheiten der größten Helden mit wenigen Worten aufzulösen weiß.

Dieß alles ward während eines Theiles der Nacht mit laufender Feder niedergeschrieben und einem Boten übergeben, der am nächsten Morgen punkt zehn Uhr mit der Depesche in Offenbach einzutreffen unterrichtet war.

Den hellsten Morgen erblickend wacht' ich auf, mit Vorsatz und Einrichtung, genau Mittags gleichfalls in Offenbach anzulangen.

Ich ward empfangen mit dem wunderlichsten Charivari von Entgegnungen; das gestörte Fest verlautete kaum; sie schalten und schimpften, daß ich sie so gut getroffen hätte. Die Dienerschaft war zufrieden mit der Herrschaft auf gleichem Theater aufgetreten zu seyn, nur die Kinder, als die entschiedensten unbestechbarsten Realisten, versicherten hartnäckig: so hätten sie nicht gesprochen und es sey überhaupt alles ganz anders gewesen, als wie es hier geschrieben stünde. Ich beschwichtigte sie mit einigen Vorgaben des Nachtisches, und sie hatten mich wie immer lieb. Ein fröhliches Mittagsmahl, eine Mäßigung aller Feierlichkeiten gab uns die Stimmung, Lilli ohne Prunk, aber vielleicht um

desto lieblicher zu empfangen. Sie kam und ward von heitern, ja lustigen Gesichtern bewillkommt, beinah betroffen, daß ihr Außenbleiben so viel Heiterkeit erlaube. Man erzählte ihr alles, man trug ihr alles vor und sie, nach ihrer lieben und süßen Art, dankte mir wie sie allein nur konnte.

Es bedurfte keines sonderlichen Scharfsinns, um zu bemerken, daß ihr Ausbleiben von dem ihr gewidmeten Feste nicht zufällig, sondern durch Hin- und Herreden über unser Verhältniß verursacht war. Indessen hatte dieß weder auf unsre Gesinnungen, noch auf unser Betragen den mindesten Einfluß.

Ein vielfacher geselliger Zudrang aus der Stadt konnte in dieser Jahreszeit nicht fehlen. Oft kam ich nur spät des Abends zur Gesellschaft, und fand sie dem Scheine nach theilnehmend, und da ich nur oft auf wenige Stunden erschien, so mocht' ich ihr gern in irgend etwas nützlich seyn, indem ich ihr Größeres oder Kleineres besorgt hatte, oder irgend einen Auftrag zu übernehmen kam. Und es ist wohl diese Dienstschaft das Erfreulichste was einem Menschen begegnen kann; wie uns die alten Ritter-Romane dergleichen zwar auf eine dunkle, aber kräftige Weise zu überliefern verstehen. Daß sie mich beherrsche, war nicht zu verbergen, und sie durfte sich diesen Stolz gar wohl erlauben; hier triumphiren Ueberwinder und Ueberwundene, und beide behagen sich in gleichem Stolze.

Dieß mein wiederholtes, oft nur kurzes Einwirken war aber immer desto kräftiger. Johann André hatte immer Musik-Vorrath; auch ich brachte fremdes und eignes Neue; poetische und musikalische Blüthen regneten herab. Es war eine durchaus glänzende Zeit; eine gewisse Exaltation waltete in der Gesellschaft, man traf niemals auf nüchterne Momente. Ganz ohne Frage theilte sich dieß den übrigen aus unserm Verhältnisse mit. Denn wo Neigung und Leidenschaft in ihrer eignen kühnen Natur hervortreten, geben sie verschüchterten Gemüthern Muth, die nunmehr nicht begreifen, warum sie ihre gleichen Rechte verheimlichen sollten. Daher gewahrte man mehr oder weniger versteckte Verhältnisse, die sich nunmehr ohne Scheu durchschlangen; andere, die sich nicht gut bekennen ließen, schlichen doch behaglich unter der Decke mit durch.

Konnt' ich denn auch wegen vermannichfaltigter Geschäfte die Tage dort draußen bei ihr nicht zubringen, so gaben die heiteren Abende Gelegenheit zu verlängertem Zusammenseyn im Freien. Liebende Seelen werden nachstehendes Ereigniß mit Wohlgefallen aufnehmen.

Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: „ich schlafe, aber mein Herz wacht;" die hellen wie die dunkeln Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage.

Der Schenke (singt).

So hab' ich endlich von dir erbarrt:
In allen Elementen Gottes Gegenwart.
Wie du mir das so lieblich gibst!
Am lieblichsten aber daß du liebst.

Hatem.

Der schläft recht süß und hat ein Recht zu schlafen.
Du guter Knabe hast mir eingeschenkt,
Vom Freund und Lehrer, ohne Zwang und Strafen.
So jung vernommen wie der Alte denkt.
Nun aber kommt Gesundheit holder Fülle
Dir in die Glieder daß du dich erneust.
Ich trinke noch, bin aber stille, stille,
Damit du mich erwachend nicht erfreust.

Wir waren bei'm klarſten Sternhimmel bis ſpät in der freien Gegend umherſpaziert; und nachdem ich ſie und die Geſellſchaft von Thüre zu Thüre nach Hauſe begleitet und von ihr zuletzt Abſchied genommen hatte, fühlte ich mir ſo wenig Schlaf, daß ich eine friſche Spazierwanderung anzutreten nicht ſäumte. Ich ging die Landſtraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlaſſen; ich ſetzte mich auf eine Bank, in der reinſten Nachtſtille, unter dem blendenden Sternhimmel mir ſelbſt und ihr anzugehören.

Bemerkenswerth ſchien mir ein ſchwer zu erklärender Ton, ganz nahe bei mir; es war kein Raſcheln, kein Rauſchen, und bei näherer Aufmerkſamkeit entdeckte ich, daß es unter der Erde und das Arbeiten von kleinem Gethier ſey. Es mochten Igel oder Wieſeln ſeyn, oder was in ſolcher Stunde dergleichen Geſchäft vernimmt.

Ich war darauf weiter nach der Stadt zugegangen und an den Röderberg gelangt, wo ich die Stufen, welche nach den Weingärten hinaufführen, an ihrem kalkweißen Scheine erkannte. Ich ſtieg hinauf, ſetzte mich nieder und ſchlief ein.

Als ich wieder aufwachte, hatte die Dämmerung ſich ſchon verbreitet, ich ſah mich gegen dem hohen Wall über, welcher in frühern Zeiten als Schutzwehr wider die höhen ſtehenden Berge aufgerichtet war. Sachſen-

hausen lag vor mir, leichte Nebel deuteten den Weg des Flusses an; es war frisch, mir willkommen.

Da verharrt' ich bis die Sonne nach und nach hinter mir aufgehend das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend wo ich die Geliebte wieder sehen sollte, und ich kehrte langsam in das Paradies zurück, das sie, die noch Schlafende, umgab.

Jemehr aber, um des wachsenden Geschäftskreises willen, den ich aus Liebe zu ihr zu erweitern und zu beherrschen trachtete, meine Besuche in Offenbach sparsamer werden und dadurch eine gewisse peinliche Verlegenheit hervorbringen mußten, so ließ sich wohl bemerken, daß man eigentlich um der Zukunft willen das Gegenwärtige hintansetze und verliere.

Wie nun meine Aussichten sich nach und nach verbesserten, hielt ich sie für bedeutender als sie wirklich waren, und dachte um so mehr auf eine baldige Entscheidung, als ein so öffentliches Verhältniß nicht länger ohne Mißbehagen fortzuführen war. Und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, sprachen wir es nicht ausdrücklich gegen einander aus; aber das Gefühl eines wechselseitigen unbedingten Behagens, die volle Ueberzeugung eine Trennung sey unmöglich, das ineinander gleichmäßig gesetzte Vertrauen, — das alles brachte einen solchen Ernst hervor, daß ich, der ich mir fest vorgenommen hatte, kein schleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen, und mich doch in dieses, ohne Sicherheit eines günsti-

gen Erfolges, wieder verſchlungen fand, wirklich von einem Stumpfſinn befangen war, von dem ich mich zu retten, mich immermehr in gleichgültige weltliche Geſchäfte verwickelte, aus denen ich auch nur wieder Vortheil und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffen durfte.

In dieſem wunderlichen Zuſtande, dergleichen doch auch mancher peinlich empfunden haben mag, kam uns eine Hausfreundin zu Hülfe, welche die ſämmtlichen Bezüge der Perſonen und Zuſtände ſehr wohl durchſah. Man nannte ſie Demoiſelle Delf; ſie ſtand mit ihrer ältern Schweſter einem kleinen Handelshaus in Heidelberg vor und war der größern Frankfurter Wechſelhandlung bei verſchiedenen Vorfällen vielen Dank ſchuldig geworden. Sie kannte und liebte Lilli von Jugend auf; es war eine eigne Perſon, ernſten männlichen Anſehens und gleichen, derben, haſtigen Schrittes vor ſich hin. Sie hatte ſich in die Welt beſonders zu fügen Urſache gehabt und kannte ſie daher wenigſtens in gewiſſem Sinne. Man konnte ſie nicht intrigant nennen; ſie pflegte den Verhältniſſen lange zuzuſehen und ihre Abſichten ſtille mit ſich fortzutragen: dann aber hatte ſie die Gabe, die Gelegenheit zu erſehen, und wenn ſie die Geſinnungen der Perſonen zwiſchen Zweifel und Entſchluß ſchwanken ſah, wenn alles auf Entſchiedenheit ankam, ſo wußte ſie eine ſolche Kraft der Charaktertüchtigkeit einzuſetzen, daß es ihr nicht leicht mißlang ihr Vorhaben auszuführen. Eigent-

lich hatte ſie keine egoiſtiſchen Zwecke; etwas gethan, etwas vollbracht, beſonders eine Heirath geſtiftet zu haben, war ihr ſchon Belohnung. Unſern Zuſtand hatte ſie längſt durchblickt, bei wiederholtem Hierſeyn durchforſcht, ſo daß ſie ſich endlich überzeugte: dieſe Neigung ſey zu begünſtigen, dieſe Verſätze, redlich aber nicht genugſam verfolgt und angegriffen, müßten unterſtützt und dieſer kleine Roman förderſamſt abgeſchloſſen werden.

Seit vielen Jahren hatte ſie das Vertrauen von Lilli's Mutter. In meinem Hauſe durch mich eingeführt hatte ſie ſich den Eltern angenehm zu machen gewußt; denn gerade dieſes barſche Weſen iſt in einer Reichsſtadt nicht widerwärtig und, mit Verſtand im Hintergrunde, ſogar willkommen. Sie kannte ſehr wohl unſre Wünſche, unſre Hoffnungen, ihre Luſt zu wirken ſah darin einen Auftrag; kurz ſie unterhandelte mit den Eltern. Wie ſie es begonnen, wie ſie die Schwierigkeiten, die ſich ihr entgegen ſtellen mochten, beſeitigt, genug ſie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt euch die Hände!“ rief ſie mit ihrem pathetiſch gebieteriſchen Weſen. Ich ſtand gegen Lilli über und reichte meine Hand dar; ſie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langſam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.

Es war ein ſeltſamer Beſchluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wunder-

samen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sey.

Ich darf wohl sagen, daß es für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen sey. Es ist erfreulich sich jene Gefühle zu wiederholen, die sich schwer aussprechen und kaum erklären lassen. Der vorhergehende Zustand ist durchaus verändert; die schroffsten Gegensätze sind gehoben, der hartnäckigste Zwiespalt geschlichtet, die vordringliche Natur, die ewig warnende Vernunft, die tyrannisirenden Triebe, das verständige Gesetz, welche sonst in immerwährendem Zwist uns bestritten, alle diese treten nunmehr in freundlicher Einigkeit heran und bei allgemein gefeiertem frommem Feste wird das Verbotene gefordert und das Verpönte zur unerläßlichen Pflicht erhoben.

Mit sittlichem Beifall aber wird man vernehmen, daß von dem Augenblick an eine gewisse Sinnesveränderung in mir vorging. War die Geliebte mir bisher schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, so erschien sie mir nun als würdig und bedeutend. Sie war eine doppelte Person; ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gehörten mein, das fühlt' ich wie sonst; aber der Werth ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ich schaute es, ich durchblickte es und freute mich dessen als eines Capitals, von dem ich zeitlebens die Zinien mitzugenießen hätte.

Es ist schon längst mit Grund und Bedeutung ausgesprochen: auf dem Gipfel der Zustände hält man sich

nicht lange. Die ganz eigentlich durch Demoiſelle Delf eroberte Zuſtimmung beiderſeitiger Eltern ward nunmehr als obwaltend anerkannt, ſtillſchweigend und ohne weitere Förmlichkeit. Denn ſo bald etwas Ideelles, wie man ein ſolches Verlöbniß wirklich nennen kann, in die Wirklichkeit eintritt, ſo entſteht, wenn man völlig abgeſchloſſen zu haben glaubt, eine Kriſe. Die Außenwelt iſt durchaus unbarmherzig und ſie hat Recht, denn ſie muß ſich ein für allemal ſelbſt behaupten; die Zuverſicht der Leidenſchaft iſt groß, aber wir ſehen ſie doch gar oft an dem ihr entgegenſtehenden Wirklichen ſcheitern. Junge Gatten, die, beſonders in der ſpätern Zeit, mit nicht genugſamen Gütern verſehen, in dieſe Zuſtände ſich einlaſſen, mögen ja ſich keine Honigmonde verſprechen; unmittelbar droht ihnen eine Welt mit unverträglichen Forderungen, welche, nicht befriedigt, ein junges Ehepaar abſurd erſcheinen laſſen.

Die Unzulänglichkeit der Mittel die ich zur Erreichung meines Zwecks mit Ernſt ergriffen hatte, konnte ich früher nicht gewahr werden, weil ſie bis auf einen gewiſſen Punkt zugereicht hätten; nun der Zweck näher heranrückte, wollte es hüben und drüben nicht vollkommen paſſen.

Der Trugſchluß, den die Leidenſchaft ſo bequem findet, trat nun in ſeiner völligen Incongruenz nach und nach hervor. Mit einiger Nüchternheit mußte mein Haus, meine häusliche Lage, in ihrem ganz Beſondern

betrachtet werden. Das Bewußtſeyn, das Ganze ſey auf eine Schwiegertochter eingerichtet, lag freilich zu Grunde; aber auf ein Frauenzimmer welcher Art war dabei gerechnet?

Wir haben die Mäßige, Liebe, Verſtändige, Schöne, Tüchtige, ſich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenſchaftloſe zu Ende des dritten Bandes kennen lernen; ſie war der paſſende Schlußſtein zu einem ſchon aufgemauerten zugerundeten Gewölbe; aber hier hatte man bei ruhiger unbefangener Betrachtung ſich nicht läugnen können, daß, um dieſe neue Geworbene in ſolche Function gleichfalls einzuſetzen, man ein neues Gewölbe hätte zurichten müſſen.

Indeſſen war mir dieß noch nicht deutlich geworden und ihr eben ſo wenig. Betrachtete ich nun aber mich in meinem Hauſe, und gedacht' ich ſie hereinzuführen, ſo ſchien ſie mir nicht zu paſſen, wie ich ja ſchon in ihren Cirkeln zu erſcheinen, um gegen die Tags- und Mode-Menſchen nicht abzuſtechen, meine Kleidung von Zeit zu Zeit verändern, ja wieder verändern mußte. Das konnte aber doch mit einer häuslichen Einrichtung nicht geſchehen, wo in einem neugebauten, ſtattlichen Bürgerhauſe ein nunmehr veralteter Prunk gleichſam rückwärts die Einrichtung geleitet hatte.

So hatte ſich auch, ſelbſt nach dieſer gewonnenen Einwilligung, kein Verhältniß der Eltern unter einander bilden und einleiten können, kein Familienzuſammenhang.

hang. Andere Religionsgebräuche, andere Sitten! und wollte die liebenswürdige einigermaßen ihre Lebensweise fortsetzen, so fand sie in dem anständig geräumigen Hause keine Gelegenheit, keinen Raum.

Hatte ich bisher von allem diesem abgesehen, so waren mir zur Beruhigung und Stärkung von außen her schöne Ansichten eröffnet, zu irgend einer gedeihlichen Anstellung zu gelangen. Ein rühriger Geist faßt überall Fuß; Fähigkeiten, Talente erregen Vertrauen; jederman denkt, es komme ja nur auf eine veränderte Richtung an. Zudringliche Jugend findet Gunst, dem Genie traut man alles zu, da es doch nur ein Gewisses vermag.

Das deutsche geistig-literarische Terrain war damals ganz eigentlich als ein Neubruch anzusehen. Es fanden sich unter den Geschäftsleuten kluge Menschen, die für den neu aufzuwühlenden Boden tüchtige Anbauer und kluge Haushälter wünschten. Selbst die angesehene wohlgegründete Freimaurer-Loge, mit deren vornehmsten Gliedern ich eben durch mein Verhältniß zu Lilli bekannt geworden war, wußte auf schickliche Weise meine Annäherung einzuleiten; ich aber, aus einem Unabhängigkeitsgefühl, welches mir später als Verrücktheit erschien, lehnte jede nähere Verknüpfung ab, nicht gewahrend, daß diese Männer, wenn schon in höherem Sinne verbunden, mir doch bei meinen, den ihrigen so nah verwandten Zwecken, hätten förderlich seyn müssen.

Ich gehe zu dem Besondersten zurück.

In solchen Städten, wie Frankfurt, gibt es collective Stellen: Residentschaften, Agentschaften, die sich durch Thätigkeit gränzenlos erweitern lassen. Dergleichen bot sich auch mir dar, bei'm ersten Anblick vortheilhaft und ehrenvoll zugleich. Man setzte voraus, daß ich für sie passe; es wäre auch gegangen unter der Bedingung jener geschilderten Canzlevdreyheit. Man verschweigt sich die Zweifel; man theilt sich das Günstige mit; man überwindet jedes Schwanken durch gewaltsame Thätigkeit; es kommt dadurch etwas Unwahres in den Zustand, ohne daß die Leidenschaft deßhalb gemildert werde.

In Friedenszeiten ist für die Menge wohl kein erfreulicheres Lesen als die öffentlichen Blätter, welche uns von den neusten Weltereignissen eilige Nachricht geben. Der ruhige, wohlbehaltene Bürger übt daran auf eine unschuldige Weise den Partengeist, den wir in unserer Beschränktheit weder los werden können noch sollen. Jeder behagliche Mensch erschafft sich alsdann, wie bei einer Wette, ein willkürliches Interesse, unwesentlichen Gewinn und Verlust, und nimmt, wie im Theater, einen sehr lebhaften, jedoch nur imaginären Theil an fremdem Glück und Unglück. Diese Theilnahme erscheint oft willkürlich, jedoch beruht sie auf sittlichen Gründen. Denn bald geben wir löblichen Absichten einen verdienten Beifall; bald aber, von glänzendem Erfolg hingerissen,

wenden wir uns zu demjenigen, deſſen Vorſätze wir würden getadelt haben. Zu allem dieſem verſchaffte uns jene Zeit reichlichen Stoff.

Friedrich der Zweyte, auf ſeiner Kraft ruhend, ſchien noch immer das Schickſal Europens und der Welt abzuwiegen; Catharina, eine große Frau, die ſich ſelbſt des Thrones würdig gehalten, gab tüchtigen hochbegünſtigten Männern einen großen Spielraum, der Herrſcherin Macht immer weiter auszubreiten; und da dieß über die Türken geſchah, denen wir die Verachtung, mit welcher ſie auf uns herniederblicken, reichlich zu vergelten gewohnt ſind, ſo ſchien es als wenn keine Menſchen aufgeopfert würden, indem dieſe Unchriſten zu Tauſenden fielen. Die brennende Flotte in dem Hafen von Tſchesme verurſachte ein allgemeines Freudenfeſt über die gebildete Welt und jederman nahm Theil an dem ſiegeriſchen Uebermuth, als man, um ein wahrhaftes Bild jener großen Begebenheit übrig zu behalten, zum Behuf eines künſtleriſchen Studiums, auf der Rhede von Livorno ſogar ein Kriegsſchiff in die Luft ſprengte. Nicht lange darauf ergreift ein junger nordiſcher König, gleichfalls aus eigner Gewalt, die Zügel des Regiments. Die Ariſtokraten, die er unterdrückt, werden nicht bedauert, denn die Ariſtokratie überhaupt hatte keine Gunſt bei dem Publicum, weil ſie ihrer Natur nach im Stillen wirkt und um deſto ſicherer iſt, je weniger ſie von ſich reden macht; und in dieſem Falle dachte man von dem jungen König

um desto besser, weil er, um dem obersten Stande das Gleichgewicht zu halten, die unteren begünstigen und an sich knüpfen mußte.

Noch lebhafter aber war die Welt interessirt, als ein ganzes Volk sich zu befreien Miene machte. Schon früher hatte man demselben Schauspiel im Kleinen gern zugesehn; Corsica war lange der Punkt gewesen, auf den sich Aller Augen richteten; Paoli, als er, sein patriotisches Vorhaben nicht weiter durchzusetzen im Stande, durch Deutschland nach England ging, zog Aller Herzen an sich; es war ein schöner, schlanker, blonder Mann voll Anmuth und Freundlichkeit; ich sah ihn in dem Bethmannschen Hause, wo er kurze Zeit verweilte und den Neugierigen, die sich zu ihm drängten, mit heiterer Gefälligkeit begegnete. Nun aber sollten sich in dem entfernteren Welttheil ähnliche Auftritte wiederholen; man wünschte den Americanern alles Glück und die Namen Franklin und Washington fingen an am politischen und kriegerischen Himmel zu glänzen und zu funkeln. Manches zu Erleichterung der Menschheit war geschehen, und als nun gar ein neuer wohlwollender König von Frankreich die besten Absichten zeigte, sich selbst zu Beseitigung so mancher Mißbräuche und zu den edelsten Zwecken zu beschränken, eine regelmäßig auslangende Staatswirthschaft einzuführen, sich aller willkürlichen Gewalt zu begeben, und durch Ordnung wie durch Recht allein zu herrschen; so verbreitete sich die heiterste Hoffnung

über die ganze Welt und die zutrauliche Jugend glaubte sich und ihrem ganzen Zeitgeschlechte eine schöne, ja herrliche Zukunft versprechen zu dürfen.

An allen diesen Ereignissen nahm ich jedoch nur in so fern Theil, als sie die größere Gesellschaft interessirten, ich selbst und mein engerer Kreis befaßten uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten; uns war darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren.

Der beruhigte Zustand des deutschen Vaterlandes, in welchem sich auch meine Vaterstadt schon über hundert Jahre eingefügt sah, hatte sich trotz manchen Kriegen und Erschütterungen in seiner Gestalt vollkommen erhalten. Einem gewissen Behagen günstig war, daß von dem Höchsten bis zu dem Tiefsten, von dem Kaiser bis zu dem Juden herunter, die mannichfaltigste Abstufung alle Persönlichkeiten, anstatt sie zu trennen, zu verbinden schien. Wenn dem Kaiser sich Könige subordinirten, so gab diesen ihr Wahlrecht und die dabei erworbenen und behaupteten Gerechtsame ein entschiedenes Gleichgewicht. Nun aber war der hohe Adel in die erste königliche Reihe verschränkt, so daß er seiner bedeutenden Vorrechte gedenkend, sich ebenbürtig mit dem Höchsten achten konnte, ja im gewissen Sinne noch höher, indem ja die geistlichen Kurfürsten allen andern vorangingen und als Sprößlinge der Hierarchie einen unangefochtenen ehrwürdigen Raum behaupteten.

Gedenke man nun der außerordentlichen Vortheile, welche diese altgegründeten Familien zugleich und außerdem in Stiftern, Ritterorden, Ministerien, Vereinigungen und Verbrüderungen genossen haben, so wird man leicht denken können, daß diese große Masse von bedeutenden Menschen, welche sich zugleich als subordinirt und als coordinirt fühlten, in höchster Zufriedenheit und geregelter Weltthätigkeit ihre Tage zubrachten, und ein gleiches Behagen ihren Nachkommen ohne besondere Mühe vorbereiteten und überließen. Auch fehlte es dieser Classe nicht an geistiger Cultur; denn schon seit hundert Jahren hatte sich erst die hohe Militär- und Geschäfts-Bildung bedeutend hervorgethan und sich des ganzen vornehmen, so wie des diplomatischen Kreises bemächtigt; zugleich aber auch durch Literatur und Philosophie die Geister zu gewinnen und auf einen hohen der Gegenwart nicht allzugünstigen Standpunkt zu versetzen gewußt.

In Deutschland war es noch kaum jemand eingefallen, jene ungeheure privilegirte Masse zu beneiden, oder ihr die glücklichen Weltvorzüge zu mißgönnen. Der Mittelstand hatte sich ungestört dem Handel und den Wissenschaften gewidmet und hatte freilich dadurch, so wie durch die nahverwandte Technik, sich zu einem bedeutenden Gegengewicht erhoben; ganz oder halb freie Städte begünstigten diese Thätigkeit, so wie die Menschen darin ein gewisses ruhiges Behagen empfanden.

Wer seinen Reichthum vermehrt, seine geistige Thätigkeit besonders im juristischen und Staatssache gesteigert sah, der konnte sich überall eines bedeutenden Einflusses erfreuen. Setzte man doch bei den höchsten Reichsgerichten, und auch wohl sonst, der adeligen Bank eine Gelehrten-Bank gegenüber; die freiere Uebersicht der einen mochte sich mit der tiefern Einsicht der andern gerne befreunden und man hatte im Leben durchaus keine Spur von Rivalität; der Adel war sicher in seinen unerreichbaren durch die Zeit geheiligten Vorrechten und der Bürger hielt es unter seiner Würde durch eine seinem Namen vorgesetzte Partikel nach dem Schein derselben zu streben. Der Handelsmann, der Techniker, hatte genug zu thun um mit den schneller vorschreitenden Nationen einigermaßen zu wetteifern. Wenn man die gewöhnlichen Schwankungen des Tages nicht beachten will, so durfte man wohl sagen, es war im Ganzen eine Zeit eines reinen Bestrebens, wie sie früher nicht erschienen, noch auch in der Folge wegen äußerer und innerer Steigerungen sich lange erhalten konnte.

In dieser Zeit war meine Stellung gegen die obern Stände sehr günstig. Wenn auch im Werther die Unannehmlichkeiten an der Gränze zweyer bestimmten Verhältnisse mit Ungeduld ausgesprochen sind, so ließ man das in Betracht der übrigen Leidenschaftlichkeiten des Buches gelten, indem jederman wohl fühlte, daß es hier auf keine unmittelbare Wirkung abgesehen sey.

Durch Gbz von Berlichingen aber war ich gegen die obern Stände sehr gut gestellt; was auch an Schicklichkeiten bisheriger Literatur mochte verletzt seyn, so war doch auf eine kenntnißreiche und tüchtige Weise das altdeutsche Verhältniß, den unverletzbaren Kaiser an der Spitze, mit manchen andern Stufen und ein Ritter dargestellt, der im allgemein gesetzlosen Zustande als einzelner Privatmann, wo nicht gesetzlich, doch rechtlich zu handeln dachte und dadurch in sehr schlimme Lagen geräth. Dieser Complex aber war nicht aus der Luft gegriffen, sondern durchaus heiter lebendig und deßhalb auch wohl hie und da ein wenig modern, aber doch immer in dem Sinne vorgeführt, wie der wackere tüchtige Mann sich selbst, und also wohl zu leidlichen Gunsten, in eigner Erzählung dargestellt hatte.

Die Familie blühte noch, ihr Verhältniß zu der fränkischen Ritterschaft war in ihrer Integrität geblieben, wenn gleich diese Beziehungen, wie manches Andere jener Zeit, bleicher und unwirksamer mochten geworden seyn.

Nun erhielt auf einmal das Flüßlein Jart, die Burg Jarthausen eine poetische Bedeutung; sie wurden besucht, so wie das Rathhaus zu Heilbronn.

Man wußte, daß ich noch andere Punkte jener Zeitgeschichte mir in den Sinn genommen hatte und manche Familie, die sich aus jener Zeit noch tüchtig herschrieb,

hatte die Aussicht ihren Aeltervater gleichsam an's Tageslicht hervorgezogen zu sehen.

Es entsteht ein eigenes allgemeines Behagen, wenn man einer Nation ihre Geschichte auf eine geistreiche Weise wieder zur Erinnerung bringt; sie erfreut sich der Tugenden ihrer Vorfahren und belächelt die Mängel derselben, welche sie längst überwunden zu haben glaubt. Theilnahme und Beifall kann daher einer solchen Darstellung nicht fehlen und ich hatte mich in diesem Sinne einer vielfachen Wirkung zu erfreuen.

Merkwürdig möchte es jedoch seyn, daß unter den zahlreichen Annäherungen und in der Menge der jungen Leute, die sich an mich anschlossen, sich kein Edelmann befand; aber dagegen waren manche, die schon in die dreyßig gelangt, mich aufsuchten, besuchten und in deren Wollen und Bestreben eine freudige Hoffnung sich durchzog, sich in vaterländischem und allgemein menschlicherem Sinne ernstlich auszubilden.

Zu dieser Zeit war denn überhaupt die Richtung nach der Epoche zwischen dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert eröffnet und lebendig. Die Werke Ulrichs von Hutten kamen mir in die Hände und es schien wundersam genug, daß in unsern neuern Tagen sich das Aehnliche, was dort hervorgetreten, hier gleichfalls wieder zu manifestiren schien.

Folgender Brief Ulrichs von Hutten an Billibald

Porkheymer dürfte demnach hier eine schickliche Stelle finden.

„Was uns das Glück gegeben nimmt es meist wieder weg und das nicht allein; auch alles Andere was sich an den Menschen von außen anschließt, sehen wir dem Zufall unterworfen. Nun aber streb' ich nach Ehren, die ich ohne Mißgunst zu erlangen wünschte, ja welcher Weise es auch sey; denn es besitzt mich ein heftiger Durst nach dem Ruhm, daß ich so viel als möglich geadelt zu seyn wünschte. Es würde schlecht mit mir stehen, theurer Billibald, wenn ich mich schon jetzt für einen Edelmann hielte, ob ich gleich in diesem Rang, dieser Familie, von solchen Eltern geboren worden, wenn ich mich nicht durch eigenes Bestreben geadelt hätte. Ein so großes Werk hab' ich im Sinn! ich denke höher! nicht etwa daß ich mich in einen vornehmeren, glänzendern Stand versetzt sehen möchte, sondern anderwärts möcht' ich eine Quelle suchen, aus der ich einen besondern Adel schöpfte und nicht unter die wahnhaften Edelleute gezählt würde, zufrieden mit dem was ich von meinen Voreltern empfangen; sondern daß ich zu jenen Gütern noch etwas selbst hinzugefügt hätte, was von mir auf meine Nachkommen hinüberginge.

„Daher ich denn mit meinen Studien und Bemühungen mich dahin wende und bestrebe, entgegengesetzt in Meinung denenjenigen, die alles das, was ist, für genug achten; denn mir ist nichts dergleichen genug,

wie ich Dir denn meinen Ehrgeiz dieſer Art bekannt habe. Und ſo geſteh' ich denn, daß ich diejenigen nicht beneide, die, von den unterſten Ständen ausgegangen, über meine Zuſtände hinausgeſchritten ſind; und hier bin ich mit den Männern meines Standes keineswegs übereindenkend, welche Perſonen eines niedrigen Urſprungs, die ſich durch Tüchtigkeit hervorgethan haben, zu ſchimpfen pflegen. Denn mit vollkommenem Rechte werden diejenigen uns vorgezogen, welche den Stoff des Ruhms, den wir ſelbſt vernachläſſigt, für ſich ergriffen und in Beſitz genommen; ſie mögen Söhne von Walkern oder Gerbern ſeyn, haben ſie doch mit mehr Schwierigkeit, als wir gefunden hätten, dergleichen zu erlangen gewußt. Nicht allein ein Thor iſt der Ungelehrte zu nennen, welcher den beneidet, der durch Kenntniſſe ſich hervorgethan, ſondern unter die Elenden, ja unter die Elendeſten zu zählen; und an dieſem Fehler kranket unſer Adel ganz beſonders, daß er ſolche Zierrathen quer anſehe. Denn was, bei Gott! heißt es, den beneiden der das beſitzt, was wir vernachläſſigten? Warum haben wir uns der Geſetze nicht befleißiget? die ſchöne Gelahrtheit, die beſten Künſte warum nicht ſelbſt gelernt? Da ſind uns nun Walker, Schuſter und Wagner vorgelaufen. Warum haben wir die Stellung verlaſſen, warum die freiſten Studien den Dienſtleuten und, ſchändlich für uns! ihrem Schmutz überlaſſen? Ganz rechtmäßig hat das

Erbtheil des Adels, das wir verschmähten, ein jeder Gewandter, Fleißiger, in Besitz nehmen und durch Thätigkeit benutzen können. Wir Elenden, die das vernachlässigen, was einen jeden Untersten sich über uns zu erheben genügt; hören wir doch auf zu beneiden und suchen dasjenige auch zu erlangen, was, zu unsrer schimpflichen Beschämung, andere sich anmaßen.

„Jedes Verlangen nach Ruhm ist ehrbar, aller Kampf um das Tüchtige lobenswürdig. Mag doch jedem Stand seine eigene Ehre bleiben, ihm eine eigene Zierde gewährt seyn! Jene Ahnenbilder will ich nicht verachten, so wenig als die wohl ausgestatteten Stammbäume; aber was auch deren Werth sey ist nicht unser eigen, wenn wir es nicht durch Verdienste erst eigen machen; auch kann es nicht bestehen, wenn der Adel nicht Sitten, die ihm geziemen, annimmt. Vergebens wird ein fetter und beleibter jener Hausväter die Standbilder seiner Vorfahren dir aufzeigen, indeß er selbst unthätig eher einem Klotz ähnlich, als daß er jenen die ihm mit Tüchtigkeit voranleuchteten zu vergleichen wäre.

„So viel hab' ich dir von meinem Ehrgeiz und meiner Beschaffenheit so weitläufig als aufrichtig vertrauen wollen."

Wenn auch nicht in solchem Flusse des Zusammenhangs, so hatte ich doch von meinen vornehmeren

Freunden und Bekannten dergleichen tüchtige und kräftige Gesinnungen zu vernehmen, von welchen der Erfolg sich in einer redlichen Thätigkeit erwies. Es war zum Credo geworden, man müsse sich einen persönlichen Adel erwerben, und zeigte sich in jenen schönen Tagen irgend eine Rivalität, so war es von oben herunter.

Wir andern dagegen hatten was wir wollten: freien und gebilligten Gebrauch unsrer von der Natur verliehenen Talente, wie er wohl allenfalls mit unsern bürgerlichen Verhältnissen bestehen konnte.

Denn meine Vaterstadt hatte darin eine ganz eigene nicht genugsam beachtete Lage. Wenn die nordischen freien Reichsstädte auf einen ausgebreiteten Handel, und die südlichern, bei zurücktretenden Handelsverhältnissen auf Kunst und Technik gegründet standen, so war in Frankfurt am Main ein gewisser Complex zu bemerken, welcher aus Handel, Capitalvermögen, Haus- und Grund-Besitz, aus Wissen- und Sammler-Lust zusammengeflechten schien.

Die Lutherische Confession führte das Regiment; die alte Gan-Erbschaft, vom Hause Limburg den Namen führend; das Haus Frauenstein mit seinen Anfängen nur ein Club, bei den Erschütterungen, durch die untern Stände herbeigeführt, dem Verständigen getreu; der Jurist, der sonstige Wohlhabende und Wohldenkende, niemand war von der Magistra-

Mathal Nameh.

Buch der Parabeln.

tur ausgeschlossen; selbst diejenigen Handwerker, welche zu bedenklicher Zeit an der Ordnung gehalten, waren rathsfähig, wenn auch nur stationär auf ihrem Platze. Die andern verfassungsmäßigen Gegengewichte, formelle Einrichtungen und was sich alles an eine solche Verfassung anschließt, gaben vielen Menschen einen Spielraum zur Thätigkeit, indem Handel und Technik bei einer glücklich örtlichen Lage, sich auszubreiten in keinem Sinne gehindert waren.

Der höhere Adel wirkte für sich unbeneidet und fast unbemerkt; ein zweyter sich annähernder Staud mußte schon strebsamer seyn und, auf alten vermögenden Familienfundamenten beruhend, suchte er sich durch rechtliche und Staatsgelehrsamkeit bemerklich zu machen.

Die sogenannten Reformirten bildeten, wie auch an andern Orten die Refugiés, eine ausgezeichnete Classe, und selbst wenn sie zu ihrem Gottesdienst in Bockenheim Sonntags in schönen Equipagen hinausfuhren, war es immer eine Art von Triumph über die Bürgerabtheilung, welche berechtigt war, bei gutem wie bei schlechtem Wetter in die Kirche zu Fuße zu gehen.

Die Katholiken bemerkte man kaum; aber auch sie waren die Vortheile gewahr geworden, welche die beiden andern Confessionen sich zugeeignet hatten.

Achtzehntes Buch.

Zu literariſchen Angelegenheiten zurückkehrend, muß ich einen Umſtand hervorheben, der auf die deutſche Poeſie der damaligen Epoche großen Einfluß hatte, und beſonders zu beachten iſt, weil eben dieſe Einwirkung in den ganzen Verlauf unſrer Dichtkunſt bis zum heutigen Tag gedauert hat und auch in der Zukunft ſich nicht verlieren kann.

Die Deutſchen waren von den älteren Zeiten her an den Reim gewöhnt, er brachte den Vortheil, daß man auf eine ſehr naive Weiſe verfahren und faſt nur die Sylben zählen durfte. Achtete man bei fortſchreitender Bildung mehr oder weniger inſtinctmäßig auch auf Sinn und Bedeutung der Sylben, ſo verdiente man Lob, welches ſich manche Dichter anzueignen wußten. Der Reim zeigte den Abſchluß des poetiſchen Satzes, bei kürzeren Zeilen waren ſogar die kleineren Einſchnitte merklich, und ein natürlich wohlgebildetes Ohr ſorgte für Abwechſelung und Anmuth. Nun aber nahm man auf einmal den Reim weg, ohne zu bedenken, daß über den Sylbenwerth noch nicht entſchieden, ja ſchwer zu entſcheiden war. Klopſtock ging voran. Wie ſehr er ſich bemühte und was er geleiſtet, iſt bekannt. Jederman fühlte die Unſicherheit der Sache, man wollte ſich nicht gerne

wagen, und, aufgefordert durch jene Naturtendenz, griff man nach einer poetischen Prosa. Geßners höchst liebliche Idyllen öffneten eine unendliche Bahn. Klopstock schrieb den Dialog von Hermanns Schlacht in Prosa, so wie den Tod Adams. Durch die bürgerlichen Trauerspiele so wie durch die Dramen bemächtigte sich ein empfindungsvoller höherer Styl des Theaters, und umgekehrt zog der fünffüßige Jambus, der sich durch Einfluß der Engländer bei uns verbreitete, die Poesie zur Prosa herunter. Allein die Forderungen an Rhythmus und Reim konnte man im Allgemeinen nicht aufgeben. Ramler, obgleich nach unsichern Grundsätzen, streng gegen seine eigenen Sachen, konnte nicht unterlassen diese Strenge auch gegen fremde Werke geltend zu machen. Er verwandelte Prosa in Verse, veränderte und verbesserte die Arbeit anderer, wodurch er sich wenig Dank verdiente und die Sache noch mehr verwirrte. Am besten aber gelang es denen, die sich des herkömmlichen Reims mit einer gewissen Beobachtung des Sylbenwerthes bedienten und, durch natürlichen Geschmack geleitet, unausgesprochene und unentschiedene Gesetze beobachteten; wie z. B. Wieland, der, obgleich unnachahmlich, eine lange Zeit mäßigern Talenten zum Muster diente.

Unsicher aber blieb die Ausübung auf jeden Fall und es war keiner, auch der Besten, der nicht augenblicklich irre geworden wäre. Daher entstand das Unglück, daß die eigentliche geniale Epoche unsrer Poesie weniges

hervorbrachte was man in ſeiner Art correct nennen konnte; denn auch hier war die Zeit ſtrebend, fordernd und thätig, aber nicht betrachtend und ſich ſelbſt genugthuend.

Um jedoch einen Boden zu finden, worauf man poetiſch fußen, um ein Element zu entdecken, in dem man freiſinnig athmen konnte, war man einige Jahrhunderte zurückgegangen, wo ſich aus einem chaotiſchen Zuſtande ernſte Tüchtigkeiten glänzend hervorthaten, und ſo befreundete man ſich auch mit der Dichtkunſt jener Zeiten. Die Minneſänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erſt ſtudiren müſſen und das war nicht unſre Sache, wir wollten leben und nicht lernen.

Hans Sachs, der wirklich meiſterliche Dichter, lag uns am nächſten. Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner, ſondern ein ſchlichter Bürger, wie wir uns auch zu ſeyn rühmten. Ein didaktiſcher Realism ſagte uns zu, und wir benutzten den leichten Rhythmus, den ſich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es ſchien dieſe Art ſo bequem zur Poeſie des Tages und deren bedurften wir jede Stunde.

Wenn nun bedeutende Werke, welche eine Jahre lange ja eine lebenslängliche Aufmerkſamkeit und Arbeit erforderten, auf ſo verwegenem Grunde, bei leichtſinnigen Anläſſen mehr oder weniger aufgebaut wurden,

so kann man sich denken, wie freventlich mitunter andere vorübergehende Productionen sich gestalteten, z. B. die poetischen Episteln, Parabeln und Invectiven aller Formen, womit wir fortfuhren uns innerlich zu bekriegen und nach außen Händel zu suchen.

Außer dem schon abgedruckten ist nur weniges davon übrig; es mag erhalten bleiben. Kurze Notizen mögen Ursprung und Absicht denkenden Männern etwas deutlicher enthüllen. Tiefer Eindringende, denen diese Dinge künftig zu Gesicht kommen, werden doch geneigt bemerken, daß allen solchen Excentricitäten ein redliches Bestreben zu Grunde lag. Aufrichtiges Wollen streitet mit Anmaßung, Natur gegen Herkömmlichkeiten, Talent gegen Formen, Genie mit sich selbst, Kraft gegen Weichlichkeit, unentwickeltes Tüchtiges gegen entfaltete Mittelmäßigkeit, so daß man jenes ganze Betragen als ein Vorpostengefecht ansehen kann, das auf eine Kriegserklärung folgt und eine gewaltsame Fehde verkündigt. Denn genau besehen, so ist der Kampf in diesen funfzig Jahren noch nicht ausgekämpft, er setzt sich noch immer fort, nur in einer höhern Region.

Ich hatte, nach Anleitung eines ältern deutschen Puppen- und Buden-Spiels, ein tolles Fratzenwesen ersonnen, welches den Titel: Hanswursts Hochzeit führen sollte. Das Schema war folgendes: Hanswurst, ein reicher elternloser Bauerssohn, welcher so eben mün-

dig geworden, will ein reiches Mädchen, Namens Ursel Blandine, heirathen. Sein Vormund, Kilian Brustfleck, und ihre Mutter Ursel ꝛc. sind es höchlich zufrieden. Ihr vieljähriger Plan, ihre höchsten Wünsche werden dadurch endlich erreicht und erfüllt. Hier findet sich nicht das mindeste Hinderniß und das Ganze beruht eigentlich nur darauf, daß das Verlangen der jungen Leute, sich zu besitzen, durch die Anstalten der Hochzeit und dabei vorwaltenden unerläßlichen Umständlichkeiten hingehalten wird. Als Prologus tritt der Hochzeitbitter auf, hält seine herkömmliche bannale Rede und endiget mit den Reimen:

Bei dem Wirth zur goldnen Laus
Da wird seyn der Hochzeitschmaus.

Um dem Vorwurf der verletzten Einheit des Orts zu entgehen, war im Hintergrunde des Theaters gedachtes Wirthshaus mit seinen Insignien glänzend zu sehen, aber so, als wenn es, auf einem Zapfen umgedreht, nach allen vier Seiten konnte vorgestellt werden; wobei sich jedoch die vordern Coulissen des Theaters schicklich zu verändern hatten.

Im ersten Act stand die Vorderseite nach der Straße zu, mit den goldnen nach dem Sonnenmikroskop gearbeiteten Insignien; im zweiten Act die Seite nach dem Hausgarten; die dritte nach einem Wäldchen; die vierte nach einem nahe liegenden See; wodurch denn geweissagt war, daß in folgenden Zeiten es dem Decorateur geringe

Mühe machen werde, einen Wellenschlag über das ganze Theater bis an das Souffleurloch zu führen.

Durch alles dieses aber ist das eigentliche Interesse des Stücks noch nicht ausgesprochen; denn der gründliche Scherz ward bis zur Tollheit gesteigert, daß das sämmtliche Personal des Schauspiels aus lauter deutsch herkömmlichen Schimpf- und Ekel-Namen bestand, wodurch der Charakter der Einzelnen sogleich ausgesprochen und das Verhältniß zu einander gegeben war.

Da wir hoffen dürfen, daß Gegenwärtiges in guter Gesellschaft, auch wohl in anständigem Familienkreise vorgelesen werde, so dürfen wir nicht einmal, wie doch auf jedem Theater-Anschlag Sitte ist, unsre Personen hier der Reihe nach nennen, noch auch die Stellen, wo sie sich im klarsten und eminentesten beweisen, hier am Ort aufführen; obgleich auf dem einfachsten Wege heitere, neckische, unverfängliche Beziehungen und geistreiche Scherze sich hervorthun müßten. Zum Versuche legen wir ein Blatt bei, unsern Herausgebern die Zulässigkeit zu beurtheilen anheim stellend.

Vetter Schuft hatte das Recht, durch sein Verhältniß zur Familie, zu dem Fest geladen zu werden, niemand hatte dabei etwas zu erinnern; denn wenn er auch gleich durchaus im Leben untauglich war, so war er doch da, und weil er da war, konnte man ihn schicklich nicht verläugnen; auch durfte man an

ſo einem Feſttage ſich nicht erinnern, daß man zuweilen unzufrieden mit ihm geweſen wäre.

Mit Herrn Schurke war es ſchon eine bedenklichere Sache, er hatte der Familie wohl genutzt, wenn es ihm gerade auch nutzte; dagegen ihr auch wieder geſchadet, vielleicht zu ſeinem eignen Vortheil, vielleicht auch weil er es eben gelegen fand. Die mehr oder minder Klugen ſtimmten für ſeine Zuläſſigkeit, die Wenigen, die ihn wollten ausgeſchloſſen haben, wurden überſtimmt.

Nun aber war noch eine dritte Perſon, über die ſich ſchwerer entſcheiden ließ; in der Geſellſchaft ein ordentlicher Menſch, nicht weniger als andere, nachgiebig, gefällig und zu mancherlei zu gebrauchen; er hatte den einzigen Fehler, daß er ſeinen Namen nicht hören konnte und ſo bald er ihn vernahm in eine Heldenwuth, wie der Norde ſie Berſerker-Wuth benennt, augenblicklich gerieth, alles rechts und links todtzuſchlagen drohte und in ſolchem Raptus theils beſchädigte, theils beſchädigt ward: wie denn auch der zweyte Act des Stücks durch ihn ein ſehr verworrenes Ende nahm.

Hier konnte nun der Anlaß unmöglich verſäumt werden, den räuberiſchen Macklot zu züchtigen. Er geht nämlich hauſiren mit ſeiner Maklotur, und wie er die Anſtalten zur Hochzeit gewahr wird, kann er dem Triebe nicht widerſtehen auch hier zu ſchmarutzen und auf anderer Leute Koſten ſeine ausgehungerten Gedärme zu erquicken. Er meldet ſich; Kilian Bruſtfleck unterſucht

seine Ansprüche, muß ihn aber abweisen, denn alle Gäste heißt es seyen anerkannte öffentliche Charaktere, woran der Supplicant doch keinen Anspruch machen könne. Macklot versucht sein Möglichstes um zu beweisen, daß er eben so berühmt sey als jene. Da aber Kilian Brustfleck als strenger Ceremonienmeister sich nicht will bewegen lassen, nimmt sich jener Nichtgenannte, der von seiner Berserker-Wuth am Schlusse des zweyten Acts sich wieder erholt hat, des ihm so nahe verwandten Nachdruckers so nachdrücklich an, daß dieser unter die übrigen Gäste schließlich aufgenommen wird.

Um diese Zeit meldeten sich die Grafen Stolberg an, die, auf einer Schweizerreise begriffen, bei uns einsprechen wollten. Ich war durch das frühste Auftauchen meines Talents im Göttinger Musenalmanach mit ihnen und sämmtlichen jungen Männern, deren Wesen und Wirken bekannt genug ist, in ein gar freundliches Verhältniß gerathen. Zu der damaligen Zeit hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegen einander aufknöpfte und ein talentvolles aber ungebildetes Innere hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegen einander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin so gut wie die andern, und habe davon viele Jahre

auf mehr als Eine Weiſe gelitten. Es iſt noch ein Brief von Bürger'n aus jener Zeit vorhanden, woraus zu erſehen iſt, daß von ſittlich Aeſthetiſchem unter dieſen Geſellen keineswegs die Rede war. Jeder fühlte ſich aufgeregt und glaubte gar wohl hiernach handeln und dichten zu dürfen.

Die Gebrüder kamen an, Graf Haugwitz mit ihnen. Von mir wurden ſie mit offener Bruſt empfangen, mit gemüthlicher Schicklichkeit. Sie wohnten im Gaſthofe, waren zu Tiſche jedoch meiſtens bei uns. Das erſte heitere Zuſammenſeyn zeigte ſich höchſt erfreulich; allein gar bald traten excentriſche Aeußerungen hervor.

Zu meiner Mutter machte ſich ein eigenes Verhältniß. Sie wußte in ihrer tüchtigen graden Art ſich gleich in's Mittelalter zurückzuſetzen, um als Aja bei irgend einer Lombardiſchen oder Byzantiniſchen Prinzeſſin angeſtellt zu ſeyn. Nicht anders als Frau Aja ward ſie genannt, und ſie gefiel ſich in dem Scherze und ging ſo eher in die Phantaſtereyen der Jugend mit ein, als ſie ſchon in Götz von Berlichingens Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte.

Doch hiebei ſollte es nicht lange bleiben; denn man hatte nur einige Male zuſammen getafelt, als ſchon nach ein und der andern genoſſenen Flaſche Wein der poetiſche Tyrannenhaß zum Vorſchein kam, und man nach dem Blute ſolcher Wüthriche lechzend ſich erwies. Mein Vater ſchüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte

in ihrem Leben kaum von Tyrannen gehört, doch erinnerte sie sich in Gottfrieds Chronik dergleichen Unmenschen in Kupfer abgebildet gesehen zu haben: den König Cambyses, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr solches noch im Gedächtniß geblieben war. Diese und ähnliche aber immer heftiger werdende Aeußerungen in's Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst, als die Jahrgänge 1706, 19, 26, 48 von ihr selbst gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich-bedeutenden Gelegenheiten angesprochen.

Indem sie nun in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein hinsetzte, rief sie aus: Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!

„Ja wohl Tyrannenblut! rief ich aus; keinen größeren Tyrannen gibt es, als den, dessen Herzblut man euch vorsetzt. Labt euch daran, aber mäßig! denn ihr müßt befürchten, daß er euch durch Wohlgeschmack und Geist unterjoche. Der Weinstock ist der Universal-Tyrann, der ausgerottet werden sollte; zum Patron sollten wir deßhalb den heiligen Lykurgus, den Thracier, wählen und verehren; er griff das fromme Werk kräftig an, aber, vom bethörenden Dämon Bacchus verblendet und ver-

derbt, verdient er in der Zahl der Märtyrer oben an zu stehen.

„Dieser Weinstock ist der allerschlimmste Tyrann, zugleich Heuchler, Schmeichler und Gewaltsamer. Die ersten Züge seines Blutes munden euch, aber ein Tropfen lockt den andern unaufhaltsam nach; sie folgen sich wie eine Perlenschnur, die man zu zerreißen fürchtet."

Wenn ich hier, wie die besten Historiker gethan, eine fingirte Rede statt jener Unterhaltung einzuschieben in Verdacht gerathen könnte, so darf ich den Wunsch aussprechen, es möchte gleich ein Geschwindschreiber diese Peroration aufgefaßt und uns überliefert haben. Man würde die Motive genau dieselbigen und den Fluß der Rede vielleicht anmuthiger und einladender finden. Ueberhaupt fehlt dieser gegenwärtigen Darstellung im Ganzen die weitläuftige Redseligkeit und Fülle einer Jugend, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll.

In einer Stadt wie Frankfurt befindet man sich in einer wunderlichen Lage; immer sich kreuzende Fremde deuten nach allen Weltgegenden hin und erwecken Reiselust. Früher war ich schon bei manchem Anlaß mobil geworden, und gerade jetzt im Augenblicke, wo es darauf ankam einen Versuch zu machen, ob ich Lilli entbehren könne, wo eine gewisse peinliche Unruhe mich zu allem bestimmten Geschäft unfähig machte, war mir die Aufforderung der Stolberge, sie nach der Schweiz zu beglei-

ten, willkommen. Begünstigt durch das Zureden meines Vaters, welcher eine Reise in jener Richtung sehr gerne sah, und mir empfahl, einen Uebergang nach Italien, wie es sich fügen und schicken wollte, nicht zu versäumen, entschloß ich mich daher schnell, und es war bald gepackt. Mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied, trennt' ich mich von Lilli; sie war mir so in's Herz gewachsen, daß ich mich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte.

In wenigen Stunden sah ich mich mit meinen lustigen Gefährten in Darmstadt. Bei Hofe daselbst sollte man sich noch ganz schicklich betragen; hier hatte Graf Haugwitz eigentlich die Führung und Leitung. Er war der Jüngste von uns, wohlgestaltet, von zartem, edlem Ansehen, weichen freundlichen Zügen, sich immer gleich, theilnehmend, aber mit solchem Maße, daß er gegen die andern als impassibel abstach. Er mußte deßhalb von ihnen allerlei Spottreden und Benamsungen erdulden. Dieß mochte gelten, so lange sie glaubten als Naturkinder sich zeigen zu können; wo es aber denn doch auf Schicklichkeit ankam, und man, nicht ungern, genöthigt war, wieder einmal als Graf aufzutreten, da wußte Er alles einzuleiten und zu schlichten, daß wir wenn nicht mit dem besten doch mit leidlichem Rufe davon kamen.

Ich brachte unterdessen meine Zeit bei Merk zu, welcher meine vorgenommene Reise mephistophelisch querblickend ansah und meine Gefährten, die ihn auch besucht

hatten, mit schonungsloser Verständigkeit zu schildern wußte. Er kannte mich nach seiner Art durchaus, die unüberwindliche naive Gutmüthigkeit meines Wesens war ihm schmerzlich; das ewige Geltenlassen, das leben und leben lassen war ihm ein Gräuel. „Daß du mit diesen Burschen ziehst, rief er aus, ist ein dummer Streich;" und er schilderte sie sodann treffend, aber nicht ganz richtig. Durchaus fehlte ein Wohlwollen, daher ich glauben konnte ihn zu übersehen, obschon ich ihn nicht sowohl übersah, als nur die Seiten zu schätzen wußte, die außer seinem Gesichtskreise lagen.

„Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben!" das war das Resultat seiner Unterhaltungen. Dabei erinnere ich mich eines merkwürdigen Wortes, das er mir später wiederholte, das ich mir selbst wiederholte und oft im Leben bedeutend fand. „Dein Bestreben, sagte er, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug." Faßt man die ungeheure Differenz dieser beiden Handlungsweisen, hält man sie fest und wendet sie an, so erlangt man viel Aufschluß über tausend andere Dinge.

Unglücklicher Weise, eh' sich die Gesellschaft von Darmstadt loslds'te, gab es noch Anlaß Merks Meinung unumstößlich zu bekräftigen.

Unter die damaligen Verrücktheiten, die aus dem Be-

griff entſtanden: man müſſe ſich in einen Naturzuſtand zu verſetzen ſuchen, gehörte denn auch das Baden im freien Waſſer, unter offnem Himmel; und unſre Freunde konnten auch hier, nach allenfalls überſtandener Schicklichkeit, auch dieſes Unſchickliche nicht unterlaſſen. Darmſtadt, ohne fließendes Gewäſſer, in einer ſandigen Fläche gelegen, mag doch einen Teich in der Nähe haben, von dem ich nur bei dieſer Gelegenheit gehört. Die heiß genaturten und ſich immer mehr erhitzenden Freunde ſuchten Labſal in dieſem Weiher; nackte Jünglinge bei hellem Sonnenſchein zu ſehen, mochte wohl in dieſer Gegend als etwas Beſonderes erſcheinen; es gab Scandal auf alle Fälle. Merk ſchärfte ſeine Concluſionen, und ich läugne nicht, ich beeilte unſre Abreiſe.

Schon auf dem Wege nach Mannheim zeigte ſich, ungeachtet aller guten und edlen gemeinſamen Gefühle, doch ſchon eine gewiſſe Differenz in Geſinnung und Betragen. Leopold Stolberg äußerte mit Leidenſchaft: wie er genöthigt worden ein herzliches Liebesverhältniß mit einer ſchönen Engländerin aufzugeben, und deßwegen eine ſo weite Reiſe unternommen habe. Wenn man ihm nun dagegen theilnehmend entdeckte, daß man ſolchen Empfindungen auch nicht fremd ſen, ſo brach bei ihm das gränzenloſe Gefühl der Jugend heraus: ſeiner Leidenſchaft, ſeinen Schmerzen, ſo wie der Schönheit und Liebenswürdigkeit ſeiner Geliebten dürfe ſich in der Welt nichts gleich ſtellen. Wollte man ſolche Be-

hauptung, wie es sich unter guten Gesellen wohl ziemt, durch mäßige Rede in's Gleichgewicht bringen, so schien sich die Sache nur zu verschlimmern, und Graf Haugwitz wie auch ich mußten zuletzt geneigt werden, dieses Thema fallen zu lassen. Angelangt in Mannheim bezogen wir schöne Zimmer eines anständigen Gasthofes, und bei'm Desert des ersten Mittagsessens, wo der Wein nicht war geschont worden, forderte uns Leopold auf seiner Schönen Gesundheit zu trinken, welches denn unter ziemlichem Getöse geschah. Nach geleerten Gläsern rief er aus: Nun aber ist aus solchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt; eine zweyte Gesundheit wäre Entweihung, deßhalb vernichten wir diese Gefäße! und warf sogleich sein Stengelglas hinter sich wider die Wand. Wir andern folgten, und ich bildete mir denn doch ein, als wenn mich Merk am Kragen zupfte.

Allein die Jugend nimmt das aus der Kindheit mit herüber, daß sie guten Gesellen nichts nachträgt, daß eine unbefangene Wohlgewogenheit zwar unangenehm berührt werden kann, aber nicht zu verletzen ist.

Nachdem die nunmehr als Englisch angesprochenen Gläser unsre Zeche verstärkt hatten, eilten wir nach Karlsruhe getrost und heiter, um uns zutraulich und sorglos in einen neuen Kreis zu begeben. Wir fanden Klopstock daselbst, welcher seine alte sittliche Herrschaft über die ihn so hoch verehrenden Schüler gar anständig ausübte, dem ich denn auch mich gern unterwarf, so

daß ich, mit den andern nach Hof gebeten, mich für einen Neuling ganz leidlich mag betragen haben. Auch ward man gewissermaßen aufgefordert, natürlich und doch bedeutend zu seyn.

Der regierende Herr Markgraf, als einer der fürstlichen Senioren, besonders aber wegen seiner vortrefflichen Regierungszwecke unter den deutschen Regenten hoch verehrt, unterhielt sich gern von staatswirthlichen Angelegenheiten. Die Frau Markgräfin, in Künsten und mancherlei guten Kenntnissen thätig und bewandert, wollte auch mit anmuthigen Reden eine gewisse Theilnahme beweisen; wogegen wir uns zwar dankbar verhielten, konnten aber doch zu Hause ihre schlechte Papierfabrication und Begünstigung des Nachdruckers Macklot nicht ungenecke lassen.

Am bedeutendsten war für mich, daß der junge Herzog von Sachsen-Weimar mit seiner edlen Braut, der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, hier zusammenkamen, um ein förmliches Ehebündniß einzugehen; wie denn auch deßhalb Präsident von Moser bereits hier angelangt war, um so bedeutende Verhältnisse in's Klare zu setzen und mit dem Oberhofmeister Grafen Görtz völlig abzuschließen. Meine Gespräche mit beiden hohen Personen waren die gemüthlichsten, und sie schlossen sich, bei der Abschieds-Audienz, wiederholt mit der Versicherung: es würde ihnen beiderseits angenehm seyn, mich bald in Weimar zu sehen.

Einige

Einige beſondere Geſpräche mit Klopſtock erregten gegen ihn, bei der Freundlichkeit die er mir erwies, Offenheit und Vertrauen; ich theilte ihm die neuſten Scenen des Fauſt mit, die er wohl aufzunehmen ſchien, ſie auch, wie ich nachher vernahm, gegen andere Perſonen mit entſchiedenem Beifall, der ſonſt nicht leicht in ſeiner Art war, beehrt und die Vollendung des Stücks gewünſcht hatte.

Jenes ungebildete, damals mitunter genial genannte Betragen ward in Karlsruhe, auf einem anſtändigen, gleichſam heiligen Boden, einigermaßen beſchwichtigt. Ich trennte mich von meinen Geſellen, indem ich einen Seitenweg einzuſchlagen hatte, um nach Emmendingen zu gehen, wo mein Schwager Oberamtmann war. Ich achtete dieſen Schritt meine Schweſter zu ſehen, für eine wahrhafte Prüfung. Ich wußte ſie lebte nicht glücklich, ohne daß man es ihr, ihrem Gatten oder den Zuſtänden hätte ſchuld geben können. Sie war ein eigenes Weſen, von dem ſchwer zu ſprechen iſt; wir wollen ſuchen das Mittheilbare hier zuſammenzufaſſen.

Ein ſchöner Körperbau begünſtigte ſie; nicht ſo die Geſichtszüge, welche, obgleich Güte, Verſtand, Theilnahme deutlich genug ausdrückend, doch einer gewiſſen Regelmäßigkeit und Anmuth ermangelten.

Dazu kam noch, daß eine hohe ſtark gewölbte Stirn, durch die leidige Mode die Haare aus dem Geſicht zu ſtreichen und zu zwängen, einen gewiſſen unangenehmen

Vom Himmel sank in wilder Meere Schauer
Ein Tropfe bangend, gräßlich schlug die Fluth,
Doch lohnte Gott bescheidnen Glaubensmuth
Und gab dem Tropfen Kraft und Dauer.
Ihn schloß die stille Muschel ein.
Und nun, zu ew'gem Ruhm und Lohne,
Die Perle glänzt an unsers Kaisers Krone
Mit holdem Blick und mildem Schein.

Eindruck machte, wenn sie gleich für die sittlichen und geistigen Eigenschaften das beste Zeugniß gab. Ich kann mir denken, daß wenn sie, wie es die neuere Zeit eingeführt hat, den obern Theil ihres Gesichtes mit Locken umwölken, ihre Schläfe und Wangen mit gleichen Ringeln hätte bekleiden können, sie vor dem Spiegel sich angenehmer würde gefunden haben, ohne Besorgniß andern zu mißfallen wie sich selbst. Rechne man hiezu noch das Unheil, daß ihre Haut selten rein war, ein Uebel, das sich durch ein dämonisches Mißgeschick schon von Jugend auf gewöhnlich an Festtagen einzufinden pflegte, an Tagen von Concerten, Bällen und sonstigen Einladungen.

Diese Zustände hatte sie nach und nach durchgekämpft, indeß ihre übrigen herrlichen Eigenschaften sich immer mehr und mehr ausbildeten.

Ein fester nicht leicht bezwinglicher Charakter, eine theilnehmende, Theilnahme bedürfende Seele, vorzügliche Geistesbildung, schöne Kenntnisse, so wie Talente; einige Sprachen, eine gewandte Feder, so daß, wäre sie von außen begünstigt worden, sie unter den gesuchtesten Frauen ihrer Zeit würde gegolten haben.

Zu allem diesem ist noch ein Wundersames zu offenbaren: in ihrem Wesen lag nicht die mindeste Sinnlichkeit. Sie war neben mir heraufgewachsen und wünschte ihr Leben in dieser geschwisterlichen Harmonie fortzusetzen und zuzubringen. Wir waren nach meiner

Rückkunft von der Akademie unzertrennlich geblieben; im innersten Vertrauen hatten wir Gedanken, Empfindungen und Grillen, die Eindrücke alles Zufälligen in Gemeinschaft. Als ich nach Wetzlar ging, schien ihr die Einsamkeit unerträglich; mein Freund Schlosser, der Guten weder unbekannt noch zuwider, trat in meine Stelle. Leider verwandelte sich bei ihm die Brüderlichkeit in eine entschiedene, und bei seinem strengen gewissenhaften Wesen, vielleicht erste Leidenschaft. Hier fand sich, wie man zu sagen pflegt, eine sehr gütliche, erwünschte Partie, welche sie, nachdem sie verschiedene bedeutende Anträge, aber von unbedeutenden Männern, von solchen die sie verabscheute, standhaft ausgeschlagen hatte, endlich anzunehmen sich, ich darf wohl sagen, bereden ließ.

Aufrichtig habe ich zu gestehen, daß ich mir, wenn ich manchmal über ihr Schicksal phantasirte, sie nicht gern als Hausfrau, wohl aber als Aebtissin, als Vorsteherin einer edlen Gemeine gar gern denken mochte. Sie besaß alles was ein solcher höherer Zustand verlangt, ihr fehlte was die Welt unerläßlich fordert. Ueber weibliche Seelen übte sie durchaus eine unwiderstehliche Gewalt; junge Gemüther zog sie liebevoll an und beherrschte sie durch den Geist innerer Vorzüge. Wie sie nun die allgemeine Duldung des Guten, Menschlichen, mit allen seinen Wunderlichkeiten, wenn es nur nicht in's Verkehrte ging, mit mir gemein hatte, so

brauchte nichts Eigenthümliches, wodurch irgend ein bedeutendes Naturell ausgezeichnet war, sich vor ihr zu verbergen, oder sich vor ihr zu geniren; weßwegen unsere Geselligkeiten, wie wir schon früher gesehn, immer mannichfaltig, frei, artig, wenn auch gleich manchmal an's Kühne heran, sich bewegen mochten. Die Gewohnheit mit jungen Frauenzimmern anständig und verbindlich umzugehen, ohne daß sogleich eine entscheidende Beschränkung und Aneignung erfolgt wäre, hatte ich nur ihr zu danken. Nun aber wird der einsichtige Leser, welcher fähig ist, zwischen diese Zeilen hineinzulesen, was nicht geschrieben steht, aber angedeutet ist, sich eine Ahnung der ernsten Gefühle gewinnen, mit welchen ich damals Emmendingen betrat.

Allein bei'm Abschiede nach kurzem Aufenthalte lag es mir noch schwerer auf dem Herzen, daß meine Schwester mir auf das Ernsteste eine Trennung von Lilli empfohlen, ja befohlen hatte. Sie selbst hatte an einem langwierigen Brautstande viel gelitten; Schlosser, nach seiner Redlichkeit, verlobte sich nicht eher mit ihr, als bis er seiner Anstellung im Großherzogthum Baden gewiß, ja, wenn man es so nehmen wollte, schon angestellt war. Die eigentliche Bestimmung aber verzögerte sich auf eine undenkliche Weise. Soll ich meine Vermuthung hierüber eröffnen, so war der wackere Schlosser, wie tüchtig er zum Geschäft seyn mochte, doch wegen seiner schroffen Rechtlichkeit weder dem Fürsten als un-

mittelbar berührender Diener, noch weniger den Miniſtern als naher Mitarbeiter wünſchenswerth. Seine gehoffte und dringend gewünſchte Anſtellung in Karlsruhe kam nicht zu Stande. Mir aber klärte ſich dieſe Zögerung auf, als die Stelle eines Oberamtmanns in Emmendingen ledig ward, und man ihn alſobald dahin verſetzte. Es war ein ſtattliches einträgliches Amt nunmehr ihm übertragen, dem er ſich völlig gewachſen zeigte. Seinem Sinn, ſeiner Handlungsweiſe däuchte es ganz gemäß hier allein zu ſtehen, nach Ueberzeugung zu handeln und über alles, man mochte ihn loben oder tadeln, Rechenſchaft zu geben.

Dagegen ließ ſich nichts einwenden, meine Schweſter mußte ihm folgen, freilich nicht in eine Reſidenz, wie ſie gehofft hatte, ſondern an einen Ort, der ihr eine Einſamkeit, eine Einöde ſcheinen mußte; in eine Wohnung, zwar geräumig, amtsherrlich, ſtattlich, aber aller Geſelligkeit entbehrend. Einige junge Frauenzimmer, mit denen ſie früher Freundſchaft gepflogen, folgten ihr nach, und da die Familie Gerock mit Töchtern geſegnet war, wechſelten dieſe ab, ſo daß ſie wenigſtens bei ſo vieler Entbehrung, eines längſtvertrauten Umgangs genoß.

Dieſe Zuſtände, dieſe Erfahrungen waren es, wodurch ſie ſich berechtigt glaubte, mir auf's ernſteſte eine Trennung von Lilli zu befehlen. Es ſchien ihr hart, ein ſolches Frauenzimmer, von dem ſie ſich die höchſten

Begriffe gemacht hatte, aus einer wo nicht glänzenden, doch lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren, in unser zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus, zwischen einen wohlwollenden, ungesprächigen, aber gern didaktischen Vater, und eine in ihrer Art höchst häuslich-thätige Mutter, welche doch nach vollbrachtem Geschäft, bei einer bequemen Handarbeit nicht gestört seyn wollte, in einem gemüthlichen Gespräch mit jungen herangezogenen und auserwählten Persönlichkeiten.

Dagegen setzte sie mir Lilli's Verhältnisse lebhaft in's Klare; denn ich hatte ihr theils schon in Briefen, theils aber in leidenschaftlich geschwätziger Vertraulichkeit alles haarklein vorgetragen.

Leider war ihre Schilderung nur eine umständliche wohlgesinnte Ausführung dessen, was ein Ohrenbläser von Freund, dem man nach und nach nichts Gutes zutraute, mit wenigen charakteristischen Zügen einzuflüstern bemüht gewesen.

Versprechen konnt' ich ihr nichts, ob ich gleich gestehen mußte, sie habe mich überzeugt. Ich ging mit dem räthselhaften Gefühl im Herzen, woran die Leidenschaft sich fortnährt; denn Amor das Kind hält sich noch hartnäckig fest am Kleide der Hoffnung, eben als sie schon starken Schrittes sich zu entfernen den Anlauf nimmt.

Das Einzige was ich mir zwischen da und Zürich

noch deutlich erinnere, iſt der Rheinfall bei Schaffhauſen. Hier wird durch einen mächtigen Stromſturz merklich die erſte Stufe bezeichnet die ein Bergland andeutet, in das wir zu treten gewillet ſind; wo wir denn nach und nach, Stufe für Stufe immer in wachſendem Verhältniß, die Höhen mühſam erreichen ſollen.

Der Anblick des Züricher Sees, von dem Thore des Schwertes genoſſen, iſt mir auch noch gegenwärtig; ich ſage von dem Thore des Gaſthauſes, denn ich trat nicht hinein, ſondern ich eilte zu Lavatern. Der Empfang war heiter und herzlich, und man muß geſtehen anmuthig ohne gleichen; zutraulich, ſchonend, ſegnend, erhebend, anders konnte man ſich ſeine Gegenwart nicht denken. Seine Gattin, mit etwas ſonderbaren, aber friedlichen zartfrommen Zügen, ſtimmte völlig, wie alles Andere um ihn her, in ſeine Sinnes- und Lebens-Weiſe.

Unſre nächſte, und faſt ununterbrochene Unterhaltung war ſeine Phyſiognomik. Der erſte Theil dieſes ſeltſamen Werkes war, wenn ich nicht irre, ſchon völlig abgedruckt, oder wenigſtens ſeiner Vollſtändigkeit nahe. Man darf es wohl als genial-empiriſch, als methodiſch-collectiv anſprechen. Ich hatte dazu das ſonderbarſte Verhältniß. Lavater wollte die ganze Welt zu Mitarbeitern und Theilnehmern; ſchon hatte er auf ſeiner Rheinreiſe ſo viel bedeutende Menſchen portraitiren laſ-

sen, um durch ihre Persönlichkeit sie in das Interesse eines Werks zu ziehen, in welchem sie selbst auftreten sollten. Eben so verfuhr er mit Künstlern; er rief einen jeden auf, ihm für seine Zwecke Zeichnungen zu senden. Sie kamen an und taugten nicht entschieden zu ihrer Bestimmung. Gleicherweise ließ er rechts und links in Kupfer stechen und auch dieses gelang selten charakteristisch. Eine große Arbeit war von seiner Seite geleistet, mit Geld und Anstrengung aller Art ein bedeutendes Werk vorgearbeitet, der Physiognomik alle Ehre geboten; und wie nun daraus ein Band werden sollte, die Physiognomik, durch Lehre gegründet, durch Beispiele belegt sich der Würde einer Wissenschaft nähern sollte, so sagte keine Tafel, was sie zu sagen hatte; alle Platten mußten getadelt, bedingt, nicht einmal gelobt, nur zugegeben, manche gar durch die Erklärungen weggeblscht werden. Es war für mich, der, eh' er fortschritt, immer Fuß zu fassen suchte, eine der peinlichsten Aufgaben, die meiner Thätigkeit auferlegt werden konnte. Man urtheile selbst. Das Manuscript mit den zum Text eingeschobenen Plattenabdrücken ging an mich nach Frankfurt. Ich hatte das Recht alles zu tilgen was mir mißfiel, zu ändern und einzuschalten was mir beliebte, wovon ich freilich sehr mäßig Gebrauch machte. Ein einzigmal hatte er eine gewisse leidenschaftliche Controvers gegen einen ungerechten Tadler eingeschoben, die ich wegließ und ein heiteres Naturgedicht dafür einlegte,

weßwegen er mich schalt, jedoch später, als er abgekühlt war, mein Verfahren billigte.

Wer die vier Bände der Physiognomik durchblättert und, was ihn nicht reuen wird, durchliest, mag bedenken, welches Interesse unser Zusammenseyn gehabt habe, indem die meisten der darin vorkommenden Blätter schon gezeichnet und ein Theil gestochen waren, vorgelegt und beurtheilt wurden und man die geistreichen Mittel überlegte, womit selbst das Untaugliche in diesem Falle lehrreich und also tauglich gemacht werden könnte.

Geh' ich das Lavaterische Werk nochmals durch, so macht es mir eine komisch-heitere Empfindung; es ist mir als sähe ich die Schatten mir ehemals sehr bekannter Menschen vor mir, über die ich mich schon einmal geärgert und über die ich mich jetzt nicht erfreuen sollte.

Die Möglichkeit aber so vieles unschicklich Gebildete einigermaßen zusammenzuhalten, lag in dem schönen und entschiedenen Talente des Zeichners und Kupferstechers Lips; er war in der That zur freien prosaischen Darstellung des Wirklichen geboren, worauf es denn doch eigentlich hier ankam. Er arbeitete unter dem wunderlich fordernden Physiognomisten, und mußte deßhalb genau aufpassen, um sich den Forderungen seines Meisters anzunähern; der talentreiche Bauernknabe fühlte die ganze Verpflichtung, die er einem geistlichen

Herrn aus der so hoch privilegirten Stadt schuldig war, und besorgte sein Geschäft auf's beste.

In getrennter Wohnung von meinen Gesellen lebend, ward ich täglich, ohne daß wir im geringsten Arges daran gehabt hätten, denselben immer fremder; unsre Landpartien paßten nicht mehr zusammen, obgleich in der Stadt noch einiges Verkehr übrig geblieben war. Sie hatten sich mit allem jugendlich gräflichen Uebermuth auch bei Lavatern gemeldet, welchem gewandten Physiognomisten sie freilich etwas anders vorkamen als der übrigen Welt. Er äußerte sich gegen mich darüber und ich erinnere mich ganz deutlich, daß er, von Leopold Stolberg sprechend, ausrief: „ich weiß nicht was ihr alle wollt, es ist ein edler, trefflicher, talentvoller Jüngling, aber sie haben mir ihn als einen Heroen, als einen Hercules beschrieben, und ich habe in meinem Leben keinen weichern, zartern und, wenn es darauf ankommt, bestimmbarern jungen Mann gesehen. Ich bin noch weit von sicherer physiognomischer Einsicht entfernt, aber wie es mit euch und der Menge ausfiehr, ist doch gar zu betrübt."

Seit der Reise Lavaters an den Niederrhein hatte sich das Interesse an ihm und seinen physiognomischen Studien sehr lebhaft gesteigert; vielfache Gegenbesuche drängten sich zu ihm, so daß er sich einigermaßen in Verlegenheit fühlte, als der Erste geistlicher und geistreicher Männer angesehen und als einer betrachtet zu

werden, der die Fremden allein nach sich hinzöge; daher er denn, um allem Neid und Mißgunst auszuweichen, alle diejenigen, die ihn besuchten, zu erinnern und anzutreiben wußte, auch die übrigen bedeutenden Männer freundlich und ehrerbietig anzugehen.

Der alte Bodmer ward hiebei vorzüglich beachtet, und wir mußten uns auf den Weg machen ihn zu besuchen und jugendlich zu verehren. Er wohnte in einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See seine Wasser als Linmat zusammendrängt, gelegenen größern oder alten Stadt; diese durchkreuzten wir, und erstiegen zuletzt auf immer steileren Pfaden die Höhe hinter den Wällen, wo sich zwischen den Festungswerken und der alten Stadtmauer gar anmuthig eine Vorstadt, theils in aneinander geschlossenen, theils einzelnen Häusern halb ländlich gebildet hatte. Hier nun stand Bodmers Haus, der Aufenthalt seines ganzen Lebens, in der freisten, heitersten Umgebung, die wir, bei der Schönheit und Klarheit des Tages, schon vor dem Eintritt höchst vergnüglich zu überschauen hatten.

Wir wurden eine Stiege hoch in ein ringsgetäfeltes Zimmer geführt, wo uns ein muntrer Greis von mittlerer Statur entgegenkam. Er empfing uns mit einem Gruße, mit dem er die besuchenden Jüngern anzusprechen pflegte: wir würden es ihm als eine Artigkeit anrechnen, daß er mit seinem Abscheiden aus dieser Zeitlichkeit so lange gezögert habe, um uns noch freundlich aufzunehmen,

Bulbuls Nachtlied durch die Schauer
Drang zu Allahs lichtem Throne,
Und dem Wohlgefang zu Lohne
Sperrt er sie in goldnen Bauer.
Dieser sind des Menschen Glieder.
Zwar sie fühlet sich beschränket;
Doch wenn sie es recht bedenket,
Singt das Seelchen immer wieder.

uns kennen zu lernen, sich an unsern Talenten zu erfreuen und Glück auf unsern fernern Lebensgang zu wünschen.

Wir dagegen priesen ihn glücklich, daß er als Dichter, der patriarchalischen Welt angehörig und doch in der Nähe der höchst gebildeten Stadt, eine wahrhaft idyllische Wohnung Zeitlebens besessen und in hoher freier Luft sich einer solchen Fernsicht mit stetem Wohlbehagen der Augen so lange Jahre erfreut habe.

Es schien ihm nicht unangenehm, daß wir eine Uebersicht aus seinem Fenster zu nehmen uns ausbaten, welche denn wirklich bei heiterem Sonnenschein in der besten Jahreszeit ganz unvergleichlich erschien. Man übersah vieles von dem was sich von der großen Stadt nach der Tiefe senkte, die kleinere Stadt über der Limmat, so wie die Fruchtbarkeit des Sihl-Feldes gegen Abend. Rückwärts links, einen Theil des Zürichsees mit seiner glänzend bewegten Fläche und seiner unendlichen Mannichfaltigkeit von abwechselnden Berg- und Thal-Ufern, Erhöhungen, dem Auge unfaßlichen Mannichfaltigkeiten; worauf man denn, geblendet von allem diesem, in der Ferne die blaue Reihe der höheren Gebirgsrücken, deren Gipfel zu benamsen man sich getraute, mit größter Sehnsucht zu schauen hatte.

Die Entzückung junger Männer über das Außerordentliche was ihm so viele Jahre her täglich geworden war, schien ihm zu behagen; er ward, wenn man so

ſagen darf, ironiſch theilnehmend und wir ſchieden als die beſten Freunde, wenn ſchon in unſern Geiſtern die Sehnſucht nach jenen blauen Gebirgshöhen die Ueberhand gewonnen hatte.

Indem ich nun im Begriff ſtehe mich von unſerem würdigen Patriarchen zu beurlauben, ſo merk' ich erſt, daß ich von ſeiner Geſtalt und Geſichtsbildung, von ſeinen Bewegungen und ſeiner Art ſich zu benehmen noch nichts ausgeſprochen.

Ueberhaupt zwar finde ich nicht ganz ſchicklich, daß Reiſende einen bedeutenden Mann, den ſie beſuchen, gleichſam ſignaliſiren, als wenn ſie Stoff zu einem Steckbriefe geben wollten. Niemand bedenkt, daß es eigentlich nur ein Augenblick iſt, wo er, vorgetreten, neugierig beobachtet und doch nur auf ſeine eigene Weiſe; und ſo kann der Beſuchte bald wirklich, bald ſcheinbar als ſtolz oder demüthig, als ſchweigſam oder geſprächig, als heiter oder verdrießlich erſcheinen. In dieſem beſondern Falle aber möcht' ich mich damit entſchuldigen, daß Bodmers ehrwürdige Perſon in Worten geſchildert, keinen gleichgünſtigen Eindruck machen dürfte. Glücklicher Weiſe exiſtirt das Bild nach Graff von Bauſe, welches vollkommen den Mann darſtellt, wie er auch uns erſchienen, und zwar mit ſeinem Blick der Beſchauung und Betrachtung.

Ein beſonderes, zwar nicht unerwartetes, aber höchſterwünſchtes Vergnügen empfing mich in Zürich,

als ich meinen jungen Freund Paſſavant daſelbſt antraf. Sohn eines angeſehenen reformirten Hauſes meiner Vaterſtadt, lebte er in der Schweiz, an der Quelle derjenigen Lehre, die er dereinſt als Prediger verkündigen ſollte. Nicht von großer, aber gewandter Geſtalt, verſprach ſein Geſicht und ſein ganzes Weſen eine anmuthige raſche Entſchloſſenheit. Schwarzes Haar und Bart, lebhafte Augen. Im ganzen eine theilnehmende mäßige Geſchäftigkeit.

Kaum hatten wir, uns umarmend, die erſten Grüße gewechſelt, als er mir gleich den Vorſchlag that, die kleinen Kantone zu beſuchen, die er ſchon mit großem Entzücken durchwandert habe und mit deren Anblick er mich nun ergötzen und entzücken wolle.

Indeß ich mit Lavatern die nächſten und wichtigſten Gegenſtände durchgeſprochen und wir unſre gemeinſchaftlichen Angelegenheiten beinah erſchöpft hatten, waren meine muntern Reiſegeſellen ſchon auf mancherlei Wegen ausgezogen und hatten nach ihrer Weiſe ſich in der Gegend umgethan. Paſſavant mich mit herzlicher Freundſchaft umfangend, glaubte dadurch ein Recht zu dem ausſchließenden Beſitz meines Umgangs erworben zu haben und wußte daher, in Abweſenheit jener, mich um ſo eher in die Gebirge zu locken, als ich ſelbſt entſchieden geneigt war, in größter Ruhe und auf meine eigne Weiſe, dieſe längſt erſehnte Wanderung zu vollbringen. Wir ſchifften

uns ein, und fuhren an einem glänzenden Morgen den herrlichen See hinauf.

Möge ein eingeschaltetes Gedicht von jenen glücklichen Momenten einige Ahnung herüberbringen:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aug' mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum! so Gold du bist;
Hier auch Lieb' und Leben ist.

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne;
Weiche Lichter trinken
Rings die thürmende Ferne,
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Wir landeten in Richterswyl, wo wir an Doctor Hotze durch Lavater empfohlen waren. Er besaß als Arzt, als höchst verständiger, wohlwollender Mann ein ehrwürdiges Ansehn an seinem Orte und in der gan-

zen Gegend, und wir glauben sein Andenken nicht beſſer zu ehren, als wenn wir auf eine Stelle in Lavaters Phyſiognomik hinweiſen, die ihn bezeichnet.

Auf's beſte bewirthet, auf's anmuthigſte und nützlichſte auch über die nächſten Stationen unſrer Wanderung unterhalten, erſtiegen wir die dahinter liegenden Berge. Als wir in das Thal von Schindellegi wieder hinabſteigen ſollten, kehrten wir uns nochmals um, die entzückende Ausſicht über den Züricher See in uns aufzunehmen.

Wie mir zu Muthe geweſen, deuten folgende Zeilen an, wie ſie damals geſchrieben noch in einem Gedenkheftchen aufbewahrt ſind:

Wenn ich, liebe Lilli, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieſer Blick!
Und doch, wenn ich, Lilli, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

Ausdrucksvoller find' ich hier dieſe kleine Interjection, als wie ſie in der Sammlung meiner Gedichte abgedruckt iſt.

Die rauhen Wege, die von da nach Maria Einſiedeln führten, konnten unſerm guten Muth nichts anhaben. Eine Anzahl von Wallfahrern, die, ſchon unten am See von uns bemerkt, mit Gebet und Geſang regelmäßig fortſchritten, hatten uns eingeholt; wir ließen ſie begrüßend vorbei und ſie belebten, indem ſie uns zur

Ein-

Einstimmung in ihre frommen Zwecke beriefen, diese öden Höhen anmuthig charakteristisch. Wir sahen lebendig den schlängelnden Pfad bezeichnet, den auch wir zu wandern hatten, und schienen freudiger zu folgen; wie denn die Gebräuche der römischen Kirche dem Protestanten durchaus bedeutend und imposant sind, indem er nur das Erste, Innere, wodurch sie hervorgerufen, das Menschliche, wodurch sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, und also auf den Kern dringend, anerkennt, ohne sich gerade in dem Augenblick mit der Schale, der Fruchthülle, ja dem Baume selbst, seinen Zweigen, Blättern, seiner Rinde und seinen Wurzeln zu befassen.

Nun sahen wir in einem öden baumlosen Thale die prächtige Kirche hervorsteigen, das Kloster, von weitem ansehnlichem Umfang in der Mitte von reinlicher Ansiedelung, um so eine große und mannichfaltige Anzahl von Gästen einigermaßen schicklich aufzunehmen.

Das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige Einsiedlerwohnung des Heiligen, mit Marmor incrustirt und so viel als möglich zu einer anständigen Capelle verwandelt, war etwas Neues von mir noch nie Gesehenes, dieses kleine Gefäß, umbaut und überbaut von Pfeilern und Gewölben. Es mußte ernste Betrachtungen erregen, daß ein einzelner Funke von Sittlichkeit und Gottesfurcht hier ein immer brennendes leuchtendes Flämmchen angezündet, zu welchem gläubige Schaaren mit großer Beschwerlichkeit heranpilgern sollten, um an dieser heiligen

Flamme auch ihr Kerzlein anzuzünden. Wie dem auch sey, so deutet es auf ein gränzenloses Bedürfniß der Menschheit, nach gleichem Licht, gleicher Wärme, wie es jener erste im tiefsten Gefühl und sicherster Ueberzeugung gehegt und genossen. Man führte uns in die Schatzkammer, welche reich und imposant genug, vor allen lebensgroße, wohl gar kolossale Büsten von Heiligen und Ordensstiftern dem staunenden Auge darbot.

Doch ganz andere Aufmerksamkeit erregte der Anblick eines darauf eröffneten Schrankes. Er enthielt alterthümliche Kostbarkeiten, hierher gewidmet und verehrt. Verschiedene Kronen von merkwürdiger Goldschmiedsarbeit hielten meinen Blick fest, unter denen wieder eine ausschließlich betrachtet wurde. Eine Zackenkrone im Kunstsinne der Vorzeit, wie man wohl ähnliche auf den Häuptern alterthümlicher Königinnen gesehen, aber von so geschmackvoller Zeichnung, von solcher Ausführung einer unermüdeten Arbeit, selbst die eingefugten farbigen Steine mit solcher Wahl und Geschicklichkeit vertheilt und gegeneinander gestellt, genug ein Werk der Art, daß man es bei dem ersten Anblick für vollkommen erklärte, ohne diesen Eindruck kunstmäßig entwickeln zu können.

Auch ist in solchen Fällen, wo die Kunst nicht erkannt, sondern gefühlt wird, Geist und Gemüth zur Anwendung geneigt, man möchte das Kleinod besitzen, um damit Freude zu machen. Ich erbat mir die Erlaubniß das Krönchen hervorzunehmen, und als ich solches

in der Hand anſtändig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lilli auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, ſie vor den Spiegel führen und ihre Freude über ſich ſelbſt und das Glück das ſie verbreitet gewahr werden. Ich habe mir nachher oft gedacht, dieſe Scene, durch einen talentvollen Mahler verwirklicht, müßte einen höchſt ſinn- und gemüthvollen Anblick geben. Da wäre es wohl der Mühe werth, der junge König zu ſeyn, der ſich auf dieſe Weiſe eine Braut und ein neues Reich erwürbe.

Um uns die Beſitzthümer des Kloſters vollſtändig ſehen zu laſſen, führte man uns in ein Kunſt-, Curioſitäten- und Naturalien-Cabinet. Ich hatte damals von dem Werth ſolcher Dinge wenig Begriff; noch hatte mich die zwar höchſt löbliche, aber doch den Eindruck der ſchönen Erdoberfläche vor dem Anſchauen des Geiſtes zerſtückelnde Geognoſie nicht angelockt, noch weniger eine phantaſtiſche Geologie mich in ihre Irrſale verſchlungen; jedoch nöthigte mich der herumführende Geiſtliche einem foſſilen, von Kennern, wie er ſagte, höchſt geſchätzten, in einem blauen Schieferthon wohl erhaltenen kleinen wilden Schweinskopf einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, der auch, ſchwarz wie er war, für alle Folgezeit in der Einbildungskraft geblieben iſt. Man hatte ihn in der Gegend von Rapperswyl gefunden, in einer Gegend, die moraſtig von Urzeiten her, gar wohl dergleichen Mumien für die Nachwelt aufnehmen und bewahren konnte.

Ganz anders aber zog mich unter Rahmen und Glas ein Kupferſtich von Martin Schön an, das Abſcheiden der Maria vorſtellend. Freilich kann nur ein vollkommenes Exemplar uns einen Begriff von der Kunſt eines ſolchen Meiſters geben, aber alsdann werden wir auch, wie von dem Vollkommenen in jeder Art, dergeſtalt ergriffen, daß wir die Begierde, das Gleiche zu beſitzen, den Anblick immer wiederholen zu können, — es mag noch ſo viel Zeit dazwiſchen verfließen, — nicht wieder loswerden. Warum ſollt' ich nicht vorgreifen und hier geſtehen, daß ich ſpäter nicht eher nachließ, als bis ich ebenfalls zu einem trefflichen Abdruck dieſes Blattes gelangt war?

Am 16 July 1775, denn hier find' ich zuerſt das Datum verzeichnet, traten wir einen beſchwerlichen Weg an; wilde ſteinige Höhen mußten überſtiegen werden, und zwar in vollkommener Einſamkeit und Oede. Abends ½ auf achte ſtanden wir den Schwnzer-Haggen gegenüber, zweyen Berggipfeln, die neben einander mächtig in die Luft ragen. Wir fanden auf unſern Wegen zum erſtenmal Schnee, und an jenen zackigen Felsgipfeln hing er noch vom Winter her. Ernſthaft und fürchterlich füllte ein uralter Fichtenwald die unabſehlichen Schluchten, in die wir hinab ſollten. Nach kurzer Raſt, friſch und mit muthwilliger Behendigkeit, ſprangen wir den von Klippe zu Klippe, von Platte zu Platte in die Tiefe ſich ſtürzenden Fußpfad hinab, und gelangten um zehn Uhr nach

Schwyz. Wir waren zugleich müde und munter geworden, hinfällig und aufgeregt; wir lbschten gähling unsern heftigen Durst und fühlten uns noch mehr begeistert. Man denke sich den jungen Mann, der etwa vor zwey Jahren den Werther schrieb, einen jüngern Freund, der sich schon an dem Manuscript jenes wunderbaren Werks entzündet hatte, beide ohne Wissen und Wollen gewissermaßen in einen Naturzustand versetzt, lebhaft gedenkend vorübergegangener Leidenschaften, nachhängend den gegenwärtigen, folgelose Plane bildend; im Gefühl behaglicher Kraft das Reich der Phantasie durchschwelgend; dann nähert man sich der Vorstellung jenes Zustandes, den ich nicht zu schildern wüßte, stünde nicht im Tagebuche: „Lachen und Jauchzen dauerte bis um Mitternacht."

Den 17ten Morgens sahen wir die Schwyzer-Haggen vor unsern Fenstern. An diesen ungeheuren unregelmäßigen Naturpyramiden stiegen Wolken nach Wolken hinauf. Um 1 Uhr Nachmittags von Schwyz weg, gegen den Rigi zu; um zwey Uhr auf dem Lauerzer See herrlicher Sonnenschein. Vor lauter Wonne sah man gar nichts. Zwey tüchtige Mädchen führten das Schiff, das war anmuthig, wir ließen es geschehen. Auf der Insel langten wir an, wo sie sagen: hier habe der ehemalige Zwingherr gehaust; wie ihm auch sey, jetzt zwischen die Ruinen hat sich die Hütte des Waldbruders eingeschoben.

Wir bestiegen den Rigi; um halb achte standen wir

Wunderglaube.

Zerbrach einmal eine ſchöne Schal'
Und wollte ſchier verzweifeln;
Unart und Uebereil zumal
Wünſcht' ich zu allen Teufeln.
Erſt raſ't ich aus, dann weint' ich weich
Bei'm traurigen Scherbeleſen;
Das jammerte Gott, er ſchuf es gleich
So ganz als wie es geweſen.

bei der Mutter Gottes im Schnee; sodann an der Capelle, am Kloster vorbei, im Wirthshaus zum Ochsen.

Den 18ten Sonntags früh die Capelle vom Ochsen aus gezeichnet. Um zwölf Uhr nach dem Kaltenbad oder zum Drevschwestern-Brunnen. Ein Viertel nach zwey hatten wir die Höhe erstiegen; wir fanden uns in Wolken, dießmal uns doppelt unangenehm, als die Aussicht hindernd und als niedergehender Nebel netzend. Aber als sie hie und da auseinander rissen und uns, von wallenden Rahmen umgeben, eine klare herrliche sonnenbeschienene Welt als vortretende und wechselnde Bilder sehen ließen, bedauerten wir nicht mehr diese Zufälligkeiten; denn es war ein nie gesehener, nie wieder zu schauender Anblick, und wir verharrten lange in dieser gewissermaßen unbequemen Lage, um durch die Ritzen und Klüfte der immer bewegten Wolkenballen einen kleinen Zipfel besonnter Erde, einen schmalen Uferzug und ein Endchen See zu gewinnen.

Um acht Uhr Abends waren wir wieder vor der Wirthshausthüre zurück und stellten uns an gebackenen Fischen und Eyern und genugsamem Wein wieder her.

Wie es denn nun dämmerte und allmählich nachtete, beschäftigten ahnungsvoll zusammenstimmende Töne unser Ohr; das Glockengebimmel der Capelle, das Plätschern des Brunnens, das Säuseln wechselnder Lüftchen, in der Ferne Waldhörner; — es waren wohlthätige, beruhigende, einlullende Momente.

Am 19ten früh halb sieben erst aufwärts, dann hinab an den Waldstätter See, nach Fizuau; von da zu Wasser nach Gersau. Mittags im Wirthshaus am See. Gegen zwey Uhr dem Grütli gegenüber, wo die drey Tellen schwuren, darauf an der Platte, wo der Held aussprang, und wo ihm zu Ehren die Legende seines Daseyns und seiner Thaten durch Mahlerey verewigt ist. Um drey Uhr in Fülelen, wo er eingeschifft ward, um 4 Uhr in Altorf, wo er den Apfel abschoß.

An diesem poetischen Faden schlingt man sich billig durch das Labyrinth dieser Felsenwände, die steil bis in das Wasser hinabreichend uns nichts zu sagen haben. Sie, die Unerschütterlichen, stehen so ruhig da, wie die Coulissen eines Theaters; Glück oder Unglück, Lust oder Trauer ist bloß den Personen zugedacht, die heute auf dem Zettel stehen.

Dergleichen Betrachtungen jedoch waren gänzlich außer dem Gesichtskreis jener Jünglinge; das Kurzvergangene hatten sie aus dem Sinne geschlagen und die Zukunft lag so wunderbar unerforschlich vor ihnen, wie das Gebirg in das sie hineinstrebten.

Am 20sten brachen wir nach Amstäg auf, wo man uns gebackene Fische gar schmackhaft bereitete. Hier nun, an diesem schon genugsam wilden Angebirge, wo die Reuß aus schrofferen Felsklüften hervordrang und das frische Schneewasser über die reinlichen Kiesbänke hin-

spielte, enthielt ich mich nicht die gewünschte Gelegenheit zu nützen und mich in den rauschenden Wellen zu erquicken.

Um drey Uhr gingen wir von da weiter; eine Reihe Saumrosse zog vor uns her, wir schritten mit ihr über eine breite Schneemasse, und erfuhren erst nachher, daß sie unten hohl sey. Hier hatte sich der Winterschnee in eine Bergschlucht eingelegt, um die man sonst herumziehen mußte, und diente nunmehr zu einem geraden verkürzten Wege. Die unten durchströmenden Wasser hatten sie nach und nach ausgehöhlt, durch die milde Sommerluft war das Gewölb immer mehr abgeschmolzen, so daß sie nunmehr als ein breiter Brückenbogen das Hüben und Drüben natürlich zusammenhielt. Wir überzeugten uns von diesem wundersamen Naturereigniß, indem wir uns etwas oberhalb hinunter in die breitere Schlucht wagten.

Wie wir uns nun immer weiter erhuben, blieben Fichtenwälder im Abgrund, durch welche die schäumende Reuß über Felsenstürze sich von Zeit zu Zeit sehen ließ.

Um halb acht Uhr gelangten wir nach Wasen, wo wir, uns mit dem rothen, schweren, sauren Lombardischen Wein zu erquicken, erst mit Wasser nachhelfen und mit vielem Zucker das Ingredienz ersetzen mußten, was die Natur in der Traube auszukochen versagt hatte. Der Wirth zeigte schöne Krystalle vor; ich war aber damals so entfernt von solchen Naturstudien, daß ich mich nicht

einmal für den geringen Preis mit dieſen Bergerzeugniſſen beſchweren mochte.

Den 21ſten halb ſieben Uhr aufwärts; die Felſen wurden immer mächtiger und ſchrecklicher; der Weg bis zum Teufelsſtein, bis zum Anblick der Teufelsbrücke immer mühſeliger. Meinem Gefährten beliebte es hier auszuruhen; er munterte mich auf, die bedeutenden Anſichten zu zeichnen. Die Umriſſe mochten mir gelingen, aber es trat nichts hervor, nichts zurück; für dergleichen Gegenſtände hatte ich keine Sprache. Wir mühten uns weiter; das ungeheure Wilde ſchien ſich immer zu ſteigern, Platten wurden zu Gebirgen und Vertiefungen zu Abgründen. So geleitete mich mein Führer bis an's Urſerner Loch, durch welches ich gewiſſermaßen verdrießlich hindurchging; was man bisher geſehen, war doch erhaben, dieſe Finſterniß hob alles auf.

Aber freilich hatte ſich der ſchelmiſche Führer das freudige Erſtaunen voraus vorgeſtellt, das mich bei'm Austritt überraſchen mußte. Der mäßig ſchäumende Fluß ſchlängelte ſich hier milde durch ein flaches, von Bergen zwar umſchloſſenes, aber doch genugſam weites, zur Bewohnung einladendes Thal. Ueber dem reinlichen Oertchen Urſeren und ſeiner Kirche, die uns auf ebenem Boden entgegen ſtanden, erhob ſich ein Fichtenwäldchen, heilig geachtet, weil es die am Fuße Angeſiedelten vor höher herabrollenden Schneelavinen ſchützte. Die grünenden Wieſen des Thales waren wieder am Fluß her mit

kurzen Weiden geſchmückt; man erfreute ſich hier einer lange vermißten Vegetation. Die Beruhigung war groß, man fühlte auf flachen Pfaden die Kräfte wieder belebt, und mein Reiſegefährte that ſich nicht wenig zu gute auf die Ueberraſchung, die er ſo ſchicklich eingeleitet hatte.

An der Matte fand ſich der berühmte Urſerner Käſe, und die exaltirten jungen Leute ließen ſich einen leidlichen Wein trefflich ſchmecken, um ihr Behagen noch mehr zu erhöhen und ihren Projecten einen phantaſtiſcheren Schwung zu verleihen.

Den 22ſten halb vier Uhr verließen wir unſere Herberge, um aus dem glatten Urſerner Thal in's ſteinichte Liviner Thal einzutreten. Auch hier ward ſogleich alle Fruchtbarkeit vermißt; nackte wie bemoos'te Felſen mit Schnee bedeckt, ruckweiſer Sturmwind Wolken heran- und vorbeiführend, Geräuſch der Waſſerfälle, das Klingeln der Saumroſſe in der höchſten Oede, wo man weder die Herankommenden noch die Scheidenden erblickte. Hier koſtet es der Einbildungskraft nicht viel, ſich Drachenneſter in den Klüften zu denken. Aber doch erheitert und erhoben fühlte man ſich durch einen der ſchönſten, am meiſten zum Bilde ſich eignenden, in allen Abſtufungen grandios mannichfaltigen Waſſerfall, der gerade in dieſer Jahreszeit vom geſchmolzenen Schnee überreich begabt, von Wolken bald verhüllt bald enthüllt, uns geraume Zeit an die Stelle feſſelte.

Endlich gelangten wir an kleine Nebelſeen, wie ich

ſie nennen möchte, weil ſie von den atmoſphäriſchen Streifen kaum zu unterſcheiden waren. Nicht lange ſo trat aus dem Dunſte ein Gebäude entgegen: es war das Hoſpiz, und wir fühlten große Zufriedenheit uns zunächſt unter ſeinem gaſtlichen Dache ſchirmen zu können.

Neunzehntes Buch.

Durch das leichte Kläffen eines uns entgegenkommenden Hündchens angemeldet, wurden wir von einer ältlichen aber rüstigen Frauensperson an der Thüre freundlich empfangen. Sie entschuldigte den Herrn Pater, welcher nach Mailand gegangen sey, jedoch diesen Abend wieder erwartet werde; alsdann aber sorgte sie, ohne viel Worte zu machen, für Bequemlichkeit und Bedürfniß. Eine warme geräumige Stube nahm uns auf; Brod, Käse und trinkbarer Wein wurden aufgesetzt, auch ein hinreichendes Abendessen versprochen. Nun wurden die Ueberraschungen des Tags wieder aufgenommen und der Freund that sich höchlich darauf zu Gute, daß alles so wohl gelungen und ein Tag zurückgelegt sey, dessen Eindrücke weder Poesie noch Prosa wieder herzustellen im Stande.

Bei spät einbrechender Dämmerung trat endlich der ansehnliche Pater herein, begrüßte mit freundlich vertraulicher Würde seine Gäste und empfahl mit wenigen Worten der Köchin alle mögliche Aufmerksamkeit. Als wir unsre Bewunderung nicht zurückhielten, daß er hier oben, in so völliger Wüste, entfernt von aller Gesellschaft, sein Leben zubringen gewollt, versicherte er: an

Die Perle die der Muſchel entrann,
Die ſchönſte, hochgeboren,
Zum Juwelier, dem guten Mann,
Sprach ſie: ich bin verloren!
Durchbohrſt du mich, mein ſchönes All
Es iſt ſogleich zerrüttet,
Mit Schweſtern muß ich, Fall für Fall,
Zu ſchlechten ſeyn gekittet.

„Ich denke jetzt nur an Gewinn,
Du mußt es mir verzeihen:
Denn wenn ich hier nicht grauſam bin,
Wie ſoll die Schnur ſich reihen?“

Gesellschaft fehle es ihm nie, wie wir denn ja auch gekommen wären ihn mit unserm Besuche zu erfreuen. Gar stark sey der wechselseitige Waarentransport zwischen Italien und Deutschland. Dieser immerfortwährende Speditionswechsel setze ihn mit den ersten Handelshäusern in Verhältniß. Er steige oft nach Mailand hinab, komme seltener nach Luzern, von woher ihm aber aus den Häusern, welche das Postgeschäft dieser Hauptstraße zu besorgen hätten, zum öftern junge Leute zugeschickt würden, die hier oben auf dem Scheidepunkt mit allen in diese Angelegenheiten eingreifenden Umständen und Vorfallenheiten bekannt werden sollten.

Unter solchen mannichfaltigen Gesprächen ging der Abend hin und wir schliefen eine ruhige Nacht in etwas kurzen an der Wand befestigten, eher an Repositorien als Bettstellen erinnernden Schlafstätten.

Früh aufgestanden, befand ich mich bald zwar unter freiem Himmel, jedoch in engen, von hohen Gebirgskuppen umschlossenen Räumen. Ich hatte mich an den Fußpfad, der nach Italien hinunter ging, niedergelassen und zeichnete, nach Art der Dilettanten, was nicht zu zeichnen war und was noch weniger ein Bild geben konnte: die nächsten Gebirgskuppen, deren Seiten der herabschmelzende Schnee mit weißen Furchen und schwarzen Rücken sehen ließ. Indessen ist mir durch diese fruchtlose Bemühung jenes Bild im Gedächtniß unauslöschlich geblieben.

Mein

Mein Gefährte trat muthig zu mir und begann: „Was ſagſt du zu der Erzählung unſres geiſtlichen Wirths von geſtern Abend? Haſt du nicht, wie ich, Luſt bekommen, dich von dieſem Drachengipfel hinab in jene entzückenden Gegenden zu begeben? Die Wanderung durch dieſe Schluchten hinab muß herrlich ſeyn und mühelos, und wann ſich's dann bei Bellinzona öffnen mag, was würde das für eine Luſt ſeyn! Die Inſeln des großen Sees ſind mir durch die Worte des Paters wieder lebendig in die Seele getreten. Man hat ſeit Keyßlers Reiſen ſo viel davon gehört und geſehen, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen kann."

„Iſt dir's nicht auch ſo? fuhr er fort: du ſitzeſt gerade am rechten Fleck; ſchon einmal ſtand ich hier und hatte nicht den Muth hinabzuſpringen. Geh voran ohne weiteres, in Airolo warteſt du auf mich, ich komme mit dem Boten nach, wenn ich vom guten Pater Abſchied genommen und alles berichtigt habe."

So ganz aus dem Stegreif ein ſolches Unternehmen, will mir doch nicht gefallen, antwortete ich. — „Was ſoll da viel Bedenken," rief jener, „Geld haben wir genug nach Mailand zu kommen, Credit wird ſich finden, mir iſt von unſern Meſſen her dort mehr als Ein Handelsfreund bekannt." Er ward noch dringender. Geh! ſagte ich, mach' alles zum Abſchied fertig, entſchließen wollen wir uns alsdann.

Mir kommt vor als wenn der Menſch, in ſolchen

Augenblicken, keine Entschiedenheit in sich fühlte, vielmehr von früheren Eindrücken regiert und bestimmt werde. Die Lombardie und Italien lag als ein ganz Fremdes vor mir; Deutschland als ein Bekanntes, Liebwerthes, voller freundlichen einheimischen Aussichten und, sey es nur gestanden: das was mich so lange ganz umfangen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Gränzen zu treten ich mich nicht getraute. Ein goldnes Herzchen, das ich in schönsten Stunden von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an welchem sie es umknüpfte, lieberwärmt an meinem Halse. Ich faßte es an und küßte es; mag ein dadurch veranlaßtes Gedicht auch hier eingeschaltet seyn:

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Halse trag',
Hältst du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich Lilli, vor dir! Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande
Durch ferne Thäler und Wälder wallen!
Ach, Lilli's Herz konnte sobald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie ein Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,
Er schleppt, des Gefängnisses Schmach,
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

Schnell ſtand ich auf, damit ich von der ſchroffen Stelle wegkäme und der mit dem reſttragenden Boten heranſtürmende Freund mich in den Abgrund nicht mit fortriſſe. Auch ich begrüßte den frommen Pater und wendete mich, ohne ein Wort zu verlieren, dem Pfade zu, woher wir gekommen waren. Etwas zaudernd folgte mir der Freund und ungeachtet ſeiner Liebe und Anhänglichkeit an mich, blieb er eine Zeit lang eine Strecke zurück, bis uns endlich jener herrliche Waſſerfall wieder zuſammenbrachte, zuſammenhielt und das einmal Beſchloſſene endlich auch für gut und heilſam gelten ſollte.

Von dem Herabſtieg ſag' ich nichts weiter, als daß wir jene Schneebrücke, über die wir in ſchwerbeladener Geſellſchaft vor wenig Tagen ruhig hinzogen, völlig zuſammengeſtürzt fanden, und nun, da wir einen Umweg durch die eröffnete Bucht machen mußten, die koloſſalen Trümmer einer natürlichen Baukunſt anzuſtaunen und zu bewundern hatten.

Ganz konnte mein Freund die rückgängige Wanderung nach Italien nicht verſchmerzen; er mochte ſich ſolche früher ausgedacht und mit liebevoller Argliſt mich an Ort und Stelle zu überraſchen gehofft haben. Deßhalb ließ ſich die Rückkehr nicht ſo heiter vollführen; ich aber war auf meinen ſtummen Pfaden um deſto anhaltender beſchäftigt, das Ungeheure, das ſich in unſerem Geiſte mit der Zeit zuſammenzuziehen pflegt,

wenigſtens in ſeinen faßlichen charakteriſtiſchen Einzelnheiten feſtzuhalten.

Nicht ohne manche neue wie erneuerte Empfindungen und Gedanken gelangten wir durch die bedeutenden Höhen des Vierwaldſtätter Sees nach Küßnacht, wo wir landend und unſre Wanderung fortſetzend, die am Wege ſtehende Tellen-Capelle zu begrüßen und jenen der ganzen Welt als heroiſch-patriotiſch-rühmlich geltenden Meuchelmord zu gedenken hatten. Eben ſo fuhren wir über den Zuger-See, den wir ſchon vom Rigi herab aus der Ferne hatten kennen lernen. In Zug erinnere ich mich nur einiger, im Gaſthofzimmer nicht gar großer, aber in ihrer Art vorzüglicher in die Fenſterflügel eingefügter gemahlter Scheiben. Dann ging unſer Weg über den Albis in das Sihlthal, wo wir einen jungen in der Einſamkeit ſich gefallenden Hannoveraner, von Lindau, beſuchten, um ſeinen Verdruß zu beſchwichtigen, den er früher in Zürich über eine von mir nicht auf's freundlichſte und ſchicklichſte abgelehnte Begleitung empfunden hatte. Die eiferſüchtige Freundſchaft des trefflichen Paſſavant war eigentlich Urſache an dem Ablehnen einer zwar lieben, aber doch unbequemen Gegenwart.

Ehe wir aber von dieſen herrlichen Höhen wieder zum See und zur freundlich liegenden Stadt hinabſteigen, muß ich noch eine Bemerkung machen über meine Verſuche durch Zeichnen und Skizziren der Gegend etwas

abzugewinnen. Die Gewohnheit von Jugend auf die Landſchaft als Bild zu ſehen, verführte mich zu dem Unternehmen, wenn ich in der Natur die Gegend als Bild erblickte, ſie fixiren, mir ein ſichres Andenken von ſolchen Augenblicken feſthalten zu wollen. Sonſt nur an beſchränkten Gegenſtänden mich einigermaßen übend, fühlt' ich in einer ſolchen Welt gar bald meine Unzulänglichkeit.

Drang und Eile zugleich nöthigten mich zu einem wunderbaren Hülfsmittel: kaum hatte ich einen intereſſanten Gegenſtand gefaßt und ihn mit wenigen Strichen im allgemeinſten auf dem Papier angedeutet, ſo führte ich das Detail, das ich mit dem Bleiſtift nicht erreichen noch durchführen konnte, in Worten gleich daneben aus und gewann mir auf dieſe Weiſe eine ſolche innere Gegenwart von dergleichen Anſichten, daß eine jede Localität wie ich ſie nachher in Gedicht oder Erzählung nur etwa brauchen mochte, mir alſobald vorſchwebte und zu Gebote ſtand.

Bei meiner Rückkunft in Zürich fand ich die Stolberge nicht mehr; ihr Aufenthalt in dieſer Stadt hatte ſich auf eine wunderliche Weiſe verkürzt.

Geſtehen wir überhaupt, daß Reiſende, die ſich aus ihrer häuslichen Beſchränkung entfernen, gewiſſermaßen in eine nicht nur fremde, ſondern völlig freie Natur einzutreten glauben; welchen Wahn man damals um ſo eher hegen konnte, als man noch nicht durch polizeiliche Unter-

ſuchung der Päſſe, durch Zollabgaben und andere dergleichen Hinderniſſe jeden Augenblick erinnert wurde, es ſey draußen noch bedingter und ſchlimmer als zu Hauſe.

Vergegenwärtige man ſich zunächſt jene unbedingte Richtung nach einer verwirklichten Naturfreiheit, ſo wird man den jungen Gemüthern verzeihen, welche die Schweiz gerade als das rechte Local anſahen, ihre friſche Jünglingsnatur zu idylliſiren. Hatten doch Geßners zarte Gedichte, ſo wie ſeine allerliebſten Radirungen hiezu am entſchiedenſten berechtigt.

In der Wirklichkeit nun ſcheint ſich für ſolche poetiſche Aeußerungen das Baden in unbeengten Gewäſſern am allererſten zu qualificiren. Schon unterwegs wollten dergleichen Naturübungen nicht gut zu den modernen Sitten paßlich erſcheinen; man hatte ſich ihrer auch einigermaßen enthalten. In der Schweiz aber, bei'm Anblick und Feuchtgefühl des rinnenden, laufenden, ſtürzenden, in der Fläche ſich ſammelnden, nach und nach zum See ſich ausbreitenden Gewäſſers war der Verſuchung nicht zu widerſtehen. Ich ſelbſt will nicht läugnen, daß ich mich im klaren See zu baden mit meinen Geſellen vereinte und, wie es ſchien, weit genug von allen menſchlichen Blicken. Nackte Körper jedoch leuchten weit, und wer es auch mochte geſehen haben, nahm Aergerniß daran.

Die guten harmloſen Jünglinge, welche gar nichts Anſtößiges fanden, halb nackt wie ein poetiſcher Schäfer,

oder ganz nackt wie eine heidniſche Gottheit ſich zu ſehen, wurden von Freunden erinnert dergleichen zu unterlaſſen. Man machte ihnen begreiflich, ſie weſeten nicht in der uranfänglichen Natur, ſondern in einem Lande, das für gut und nützlich erachtet habe, an älteren, aus der Mittelzeit ſich beſchreibenden Einrichtungen und Sitten feſtzuhalten. Sie waren nicht abgeneigt dieß einzuſehen, beſonders da vom Mittelalter die Rede war, welches ihnen als eine zweite Natur verehrlich ſchien. Sie verließen daher die allzutagbaften See-Ufer und fanden auf ihren Spaziergängen durch das Gebirg ſo klare, rauſchende, erfriſchende Gewäſſer, daß in der Mitte July es ihnen unmöglich ſchien einer ſolchen Erquickung zu widerſtehen. So waren ſie auf ihren weitſchweifenden Spaziergängen in das düſtere Thal gelangt, wo hinter dem Albis die Sihl ſtrömend herabſchießt um ſich unterhalb Zürich in die Limmat zu ergießen. Entfernt von aller Wohnung, ja von allem betretenen Fußpfad, fanden ſie es hier ganz unverfänglich, die Kleider abzuwerfen und ſich kühnlich den ſchäumenden Stromwellen entgegen zu ſetzen; dieß geſchah freilich nicht ohne Geſchrei, nicht ohne ein wildes, theils von der Kühlung, theils von dem Behagen aufgeregtes Luſtjauchzen, wodurch ſie dieſe düſter bewaldeten Felſen zur idylliſchen Scene einzuweihen den Begriff hatten.

Allein, ob ihnen frühere Mißwollende nachgeſchlichen, oder ob ſie ſich durch dieſen dichteriſchen Tumult in der

Einſamkeit ſelbſt Gegner aufgerufen, iſt nicht zu beſtimmen. Genug, ſie mußten aus dem oberen ſtummen Gebüſch herab Steinwurf auf Steinwurf erfahren, ungewiß ob von wenigen oder mehrern, ob zufällig oder abſichtlich, und ſie fanden daher für das Klügſte, das erquickende Element zu verlaſſen und ihre Kleider zu ſuchen.

Keiner war getroffen, Ueberraſchung und Verdruß war die geiſtige Beſchädigung, die ſie erlitten hatten, und ſie wußten, als lebensluſtige Jünglinge, die Erinnerung daran leicht abzuſchütteln.

Auf Lavatern jedoch erſtreckten ſich die unangenehmſten Folgen, daß er junge Leute von dieſer Frechheit bei ſich freundlich aufgenommen, mit ihnen Spazierfahrten angeſtellt und ſie ſonſt begünſtigt, deren wildes, unbändiges, unchriſtliches, ja heidniſches Naturell einen ſolchen Skandal in einer geſitteten, wohlgeregelten Gegend anrichte.

Der geiſtliche Freund jedoch, wohl verſtehend ſolche Vorkommenheiten zu beſchwichtigen, wußte dieß auch beizulegen, und nach Abzug dieſer meteoriſch Reiſenden war ſchon bei unſrer Rückkehr alles in's Gleiche gebracht.

In dem Fragment von Werthers Reiſen, welches in dem XVI. Bande meiner Werke neuerlich wieder mit abgedruckt iſt, habe ich dieſen Gegenſatz der ſchweizeriſchen löblichen Ordnung und geſetzlichen Beſchränkung

mit einem ſolchen im jugendlichen Wahn geforderten Naturleben zu ſchildern geſucht. Weil man aber alles, was der Dichter unbewunden darſtellt, gleich als entſchiedene Meinung, als didaktiſchen Tadel aufzunehmen pflegt, ſo waren die Schweizer deßhalb ſehr unwillig und ich unterließ die intentionirte Fortſetzung, welche das Herankommen Werthers bis zur Epoche, wo ſeine Leiden geſchildert ſind, einigermaßen darſtellen und dadurch gewiß den Menſchenkennern willkommen ſeyn ſollte.

In Zürich angelangt gehörte ich Lavatern, deſſen Gaſtfreundſchaft ich wieder anſprach, die meiſte Zeit ganz allein. Die Phyſiognomik lag mit allen ihren Gebilden und Unbilden dem trefflichen Manne mit immer ſich vermehrenden Laſten auf den Schultern. Wir verhandelten alles den Umſtänden nach gründlich genug, und ich verſprach ihm dabei nach meiner Rückkehr die bisherige Theilnahme.

Hiezu verleitete mich das jugendlich unbedingte Vertrauen auf eine ſchnelle Faſſungskraft, mehr noch das Gefühl der willigſten Bildſamkeit; denn eigentlich war die Art, womit Lavater die Phyſiognomien zergliederte, nicht in meinem Weſen. Der Eindruck, den der Menſch bei'm erſten Begegnen auf mich machte, beſtimmte gewiſſermaßen mein Verhältniß zu ihm; obgleich das allgemeine Wohlwollen, das in mir wirkte, geſellt zu dem Leichtſinn der Jugend, eigentlich immer vorwal-

Ich ſah mit Staunen und Vergnügen
Eine Pfauenfeder im Koran liegen:
Willkommen an dem heil'gen Platz,
Der Erdgebilde höchſter Schatz!
An dir, wie an des Himmels Sternen,
Iſt Gottes Größe im Kleinen zu lernen,
Daß er, der Welten überblickt,
Sein Auge hier hat aufgedrückt,
Und ſo den leichten Flaum geſchmückt,
Daß Könige kaum unternahmen
Die Pracht des Vogels nachzuahmen.
Beſcheiden freue dich des Ruhms,
So biſt du werth des Heiligthums.

tete und mich die Gegenstände in einer gewissen dämmernden Atmosphäre schauen ließ.

Lavaters Geist war durchaus imposant; in seiner Nähe konnte man sich einer entscheidenden Einwirkung nicht erwehren und so mußt' ich mir denn gefallen lassen, Stirn und Nase, Augen und Mund einzeln zu betrachten, und eben so ihre Verhältnisse und Bezüge zu erwägen. Jener Seher that dieß nothgedrungen, um sich von dem, was er so klar anschaute, vollkommene Rechenschaft zu geben; mir kam es immer als eine Tücke, als ein Spioniren vor, wenn ich einen gegenwärtigen Menschen in seine Elemente zerlegen und seinen sittlichen Eigenschaften dadurch auf die Spur kommen wollte. Lieber hielt ich mich an sein Gespräch, in welchem er nach Belieben sich selbst enthüllte. Hiernach will ich denn nicht läugnen, daß es in Lavaters Nähe gewissermaßen bänglich war: denn indem er sich auf physiognomischem Wege unsrer Eigenschaften bemächtigte, so war er in der Unterredung Herr unsrer Gedanken, die er im Wechsel des Gespräches mit einigem Scharfsinn gar leicht errathen konnte.

Wer eine Synthese recht prägnant in sich fühlt, der hat eigentlich das Recht zu analysiren, weil er am äußeren Einzelnen sein inneres Ganze prüft und legitimirt. Wie Lavater sich hiebei benommen, sey nur Ein Beispiel gegeben.

Sonntags, nach der Predigt, hatte er als Geistlicher

die Verpflichtung, den kurzgestielten Sammetbeutel jedem Heraustretenden vorzuhalten und die milde Gabe segnend zu empfangen. Nun setzte er sich z. B. diesen Sonntag die Aufgabe, keine Person anzusehen, sondern nur auf die Hände zu achten und ihre Gestalt sich auszulegen. Aber nicht allein die Form der Finger, sondern auch die Miene derselben bei'm Niederlassen der Gabe, entging nicht seiner Aufmerksamkeit, und er hatte mir viel davon zu eröffnen. Wie belehrend und aufregend mußten mir solche Unterhaltungen werden, mir, der ich doch auch auf dem Wege war mich zum Menschenmahler zu qualificiren?

Manche Epoche meines nachherigen Lebens ward ich veranlaßt über diesen Mann zu denken, welcher unter die Vorzüglichsten gehört, mit denen ich zu einem so vertrauten Verhältniß gelangte. Und so sind nachstehende Aeußerungen über ihn zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Nach unsern aus einander strebenden Richtungen mußten wir uns allmählich ganz und gar fremd werden, und doch wollt' ich mir den Begriff von seinem vorzüglichen Wesen nicht verkümmern lassen. Ich vergegenwärtigte mir ihn mehrmals, und so entstanden diese Blätter ganz unabhängig von einander, in denen man Wiederholung, aber hoffentlich keinen Widerspruch finden wird.

Lavater war eigentlich ganz real gesinnt und kannte nichts Ideelles als unter der moralischen Form; wenn

man dieſen Begriff feſthält, wird man ſich über einen ſeltenen und ſeltſamen Mann am erſten aufklären.

Seine Ausſichten in die Ewigkeit ſind eigentlich nur Fortſetzungen des gegenwärtigen Daſeyns, unter leichteren Bedingungen als die ſind, welche wir hier zu erdulden haben. Seine Phyſiognomik ruht auf der Ueberzeugung, daß die ſinnliche Gegenwart mit der geiſtigen durchaus zuſammenfalle, ein Zeugniß von ihr ablege, ja ſie ſelbſt vorſtelle.

Mit den Kunſtidealen konnte er ſich nicht leicht befreunden, weil er, bei ſeinem ſcharfen Blick, ſolchen Weſen die Unmöglichkeit lebendig organiſirt zu ſeyn, nur allzuſehr anſah, und ſie daher in's Fabelreich, ja in das Reich des Monſtroſen verwies. Seine unaufhaltſame Neigung, das Ideelle verwirklichen zu wollen, brachte ihn in den Ruf eines Schwärmers, ob er ſich gleich überzeugt fühlte, daß niemand mehr auf das Wirkliche dringe als er; deßwegen er denn auch den Mißgriff in ſeiner Denk- und Handelsweiſe niemals entdecken konnte.

Nicht leicht war jemand leidenſchaftlicher bemüht anerkannt zu werden als er, und vorzüglich dadurch eignete er ſich zum Lehrer; gingen aber ſeine Bemühungen auch wohl auf Sinnes- und Sitten-Beſſerung anderer, ſo war doch dieß keineswegs das Letzte worauf er hinarbeitete.

Um die Verwirklichung der Perſon Chriſti war es ihm am meiſten zu thun; daher jenes beinahe unſinnige Trei-

ben ein Christusbild nach dem andern fertigen, copiren, nachbilden zu lassen, wovon ihm denn, wie natürlich, keines genug that.

Seine Schriften sind schon jetzt schwer zu verstehen, denn nicht leicht kann jemand eindringen in das was er eigentlich will. Niemand hat so viel aus der Zeit und in die Zeit geschrieben als er; seine Schriften sind wahre Tagesblätter, welche die eigentlichste Erläuterung aus der Zeitgeschichte fordern; sie sind in einer Coteriesprache geschrieben, die man kennen muß um gerecht gegen sie zu seyn, sonst wird dem verständigen Leser manches ganz toll und abgeschmackt erscheinen; wie denn auch dem Manne schon bei seinem Leben und nach demselben hierüber genugsame Vorwürfe gemacht wurden.

So hatten wir ihm z. B. mit unserm Dramatisiren den Kopf so warm gemacht, indem wir alles Vorkömmliche nur unter dieser Form darstellten und keine andere wollten gelten lassen, daß er, hierdurch aufgeregt, in seinem Pontius Pilatus mit Heftigkeit zu zeigen bemüht ist: es gebe doch kein dramatischeres Werk als die Bibel; besonders aber die Leidensgeschichte Christi sey für das Drama aller Dramen zu erklären.

In diesem Capitel des Büchleins, ja in dem ganzen Werke überhaupt, erscheint Lavater dem Pater Abraham von Santa Clara sehr ähnlich; denn in diese Manier muß jeder Geistreiche verfallen, der auf den Augenblick wirken will. Er hat sich nach den gegenwärtigen Neigun-

gen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen, um solche alsdann zu seinen Zwecken zu brauchen, und sich der Masse anzunähern die er an sich heranziehen will.

Da er nun Christum buchstäblich auffaßte, wie ihn die Schrift, wie ihn manche Ausleger geben, so diente ihm diese Vorstellung dergestalt zum Supplement seines eignen Wesens, daß er den Gottmenschen seiner individuellen Menschheit so lange ideell einverleibte, bis er zuletzt mit demselben wirklich in Eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derselbe zu seyn wähnen durfte.

Durch diesen entschiedenen bibelbuchstäblichen Glauben mußte er auch eine völlige Ueberzeugung gewinnen, daß man eben so gut noch heut zu Tage als zu jener Zeit Wunder müsse ausüben können, und da es ihm vollends schon früh gelungen war, in bedeutenden und dringenden Angelegenheiten, durch brünstiges, ja gewaltsames Gebet, im Augenblick eine günstige Umwendung schwer bedrohender Unfälle zu erzwingen, so konnte ihn keine kalte Verstandseinwendung im mindesten irre machen. Durchdrungen ferner von dem großen Werthe der durch Christum wieder hergestellten und einer glücklichen Ewigkeit gewidmeten Menschheit, aber zugleich auch bekannt mit den mannichfaltigen Bedürfnissen des Geistes und Herzens,

mit dem gränzenlosen Verlangen nach Wissen, selbst fühlend jene Lust, sich in's Unendliche auszudehnen, wozu uns der gestirnte Himmel sogar sinnlich einlädt, entwarf er seine Aussichten in die Ewigkeit, welche indeß dem größten Theil der Zeitgenossen sehr wunderlich vorkommen mochten.

Alles dieses Streben jedoch, alle Wünsche, alles Unternehmen ward von dem physiognomischen Genie überwogen, das ihm die Natur zugetheilt hatte. Denn wie der Probirstein, durch Schwärze und rauhglatte Eigenschaft seiner Oberfläche, den Unterschied der aufgestrichenen Metalle anzuzeigen am geschicktesten ist: so war auch er, durch den reinen Begriff der Menschheit den er in sich trug, und durch die scharf-zarte Bemerkungsgabe, die er erst aus Naturtrieb, nur obenhin, zufällig, dann mit Ueberlegung, vorsätzlich und geregelt ausübte, im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen.

Jedes Talent das sich auf eine entschiedene Naturanlage gründet, scheint uns etwas Magisches zu haben, weil wir weder es selbst, noch seine Wirkungen einem Begriffe unterordnen können. Und wirklich ging Lavaters Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe; man erstaunte ihn zu hören, wenn man über diesen oder jenen vertraulich sprach, ja es war furchtbar in der Nähe des

Mannes zu leben, dem jede Gränze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat.

Jederman glaubt dasjenige mittheilbar, was er selbst besitzt, und so wollte Lavater nicht nur für sich von dieser großen Gabe Gebrauch machen, sondern sie sollte auch in andern aufgefunden, angeregt, sie sollte sogar auf die Menge übertragen werden. Zu welchen dunklen und boshaften Mißdeutungen, zu welchen albernen Späßen und niederträchtigen Verspottungen diese auffallende Lehre reichlichen Anlaß gegeben, ist wohl noch in einiger Menschen Gedächtniß, und es geschah dieses nicht ganz ohne Schuld des vorzüglichen Mannes selbst. Denn ob zwar die Einheit seines innern Wesens auf einer hohen Sittlichkeit ruhte, so konnte er doch, mit seinen mannichfaltigen Bestrebungen, nicht zur äußern Einheit gelangen, weil in ihm sich weder Anlage zur philosophischen Sinnesweise, noch zum Kunsttalent finden wollte.

Er war weder Denker noch Dichter, ja nicht einmal Redner im eigentlichen Sinne. Keineswegs im Stande etwas methodisch anzufassen, griff er das Einzelne einzeln sicher auf, und so stellte er es auch kühn nebeneinander. Sein großes physiognomisches Werk ist hiervon ein auffallendes Beispiel und Zeugniß. In ihm selbst mochte wohl der Begriff des sittlichen und sinnlichen Menschen ein Ganzes bilden; aber außer sich wußte er die-

dieſen Begriff nicht darzuſtellen, als nur wieder praktiſch im Einzelnen, ſo wie er das Einzelne im Leben aufgefaßt hatte.

Eben jenes Werk zeigt uns zum Bedauern, wie ein ſo ſcharfſinniger Mann in der gemeinſten Erfahrung umhertappt, alle lebenden Künſtler und Pfuſcher anruft, für charakterloſe Zeichnungen und Kupfer ein unglaubliches Geld ausgibt, um hinterdrein im Buche zu ſagen, daß dieſe und jene Platte mehr oder weniger mißlungen, unbedeutend und unnütz ſey. Freilich ſchärfte er dadurch ſein Urtheil und das Urtheil anderer; allein es beweiſ't auch, daß ihn ſeine Neigung trieb, Erfahrungen mehr aufzuhäufen als ſich in ihnen Luft und Licht zu machen. Eben daher konnte er niemals auf Reſultate losgehn, um die ich ihn öfters und dringend bat. Was er als ſolche in ſpäterer Zeit Freunden vertraulich mittheilte, waren für mich keine; denn ſie beſtanden aus einer Sammlung von gewiſſen Linien und Zügen, ja Warzen und Leberflecken, mit denen er beſtimmte ſittliche, öfters unſittliche Eigenſchaften verbunden geſehn. Es waren darunter Bemerkungen zum Entſetzen; allein es machte keine Reihe, alles ſtand vielmehr zufällig durcheinander, nirgends war eine Anleitung zu ſehen, oder eine Rückweiſung zu finden. Eben ſo wenig ſchriftſtelleriſche Methode oder Künſtlerſinn herrſchte in ſeinen übrigen Schriften, welche vielmehr ſtets eine leidenſchaftlich heftige Darſtellung ſeines Denkens und Wollens enthielten, und das was

ſie im Ganzen nicht leiſteten, durch die herzlichſten geiſtreichſten Einzelnheiten jederzeit erſetzten.

Nachfolgende Betrachtungen möchten wohl, gleichfalls auf jene Zuſtände bezüglich, hier am rechten Orte eingeſchaltet ſtehen.

Niemand räumt gern andern einen Vorzug ein, ſo lang er ihn nur einigermaßen läugnen kann. Natur-Vorzüge aller Art ſind am wenigſten zu läugnen und doch geſtand der gemeine Redegebrauch damaliger Zeit nur dem Dichter Genie zu. Nun aber ſchien auf einmal eine andere Welt aufzugehen; man verlangte Genie vom Arzt, vom Feldherrn, vom Staatsmann und bald von allen Menſchen, die ſich theoretiſch oder praktiſch hervorzuthun dachten. Zimmermann vorzüglich hatte dieſe Forderungen zur Sprache gebracht. Lavater in ſeiner Phyſiognomik mußte nothwendig auf eine allgemeinere Vertheilung der Geiſtesgaben aller Art hinweiſen; das Wort Genie ward eine allgemeine Loſung, und weil man es ſo oft ausſprechen hörte, ſo dachte man auch, das was es bedeuten ſollte, ſey gewöhnlich vorhanden. Da nun aber jederman Genie von andern zu fordern berechtigt war, ſo glaubte er es auch endlich ſelbſt beſitzen zu müſſen. Es war noch lange hin bis zu der Zeit wo ausgeſprochen werden konnte: daß Genie diejenige Kraft des Menſchen ſey, welche, durch Han-

deln und Thun, Geſetze und Regel gibt. Damals manifeſtirte ſich's nur indem es die vorhandenen Geſetze überſchritt, die eingeführten Regeln umwarf und ſich für gränzenlos erklärte. Daher war es leicht genialiſch zu ſeyn, und nichts natürlicher, als daß der Mißbrauch in Wort und That alle geregelten Menſchen aufrief, ſich einem ſolchen Unweſen zu widerſetzen.

Wenn einer zu Fuße, ohne recht zu wiſſen warum und wohin, in die Welt lief, ſo hieß dieß eine Genie-reiſe, und wenn einer etwas Verkehrtes ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Genieſtreich. Jüngere lebhafte, oft wahrhaft begabte Menſchen verloren ſich in's Gränzenloſe; ältere Verſtändige, vielleicht aber Talent- und Geiſtloſe, wußten dann mit höchſter Schadenfreude ein gar mannichfaltiges Mißlingen vor den Augen des Publicums lächerlich darzuſtellen.

Und ſo fand ich mich faſt mehr gehindert mich zu entwickeln und zu äußern, durch falſche Mit- und Einwirkung der Sinnesverwandten, als durch den Widerſtand der Entgegengeſinnten. Worte, Beiworte, Phraſen zu Ungunſten der höchſten Geiſtesgaben, verbreiteten ſich unter der geiſtlos-nachſprechenden Menge dergeſtalt, daß man ſie noch jetzt im gemeinen Leben hie und da von Ungebildeten vernimmt, ja daß ſie ſogar in die Wörterbücher eindrangen, und das Wort Genie eine ſolche Mißdeutung erlitt, aus der man die Nothwendig-

Ein Kaiſer hatte zwey Caſſire,
Einen zum Nehmen, einen zum Spenden;
Dieſem fiel's nur ſo aus den Händen,
Jener wußte nicht woher zu nehmen.
Der Spendende ſtarb; der Herrſcher wußte nicht gleich,
Wem das Geber-Amt ſey anzuvertrauen,
Und wie man kaum thät' um ſich ſchauen,
So war der Nehmer unendlich reich;
Man wußte kaum vor Gold zu leben,
Weil man einen Tag nichts ausgegeben.
Da ward nun erſt dem Kaiſer klar
Was Schuld an allem Unheil war.
Den Zufall wußt' er wohl zu ſchätzen
Nie wieder die Stelle zu beſetzen.

keit ableiten wollte, es gänzlich aus der deutschen Sprache zu verbannen.

Und so hätten sich die Deutschen, bei denen überhaupt das Gemeine weit mehr überhand zu nehmen Gelegenheit findet als bei andern Nationen, um die schönste Blüthe der Sprache, um das nur scheinbar fremde, aber allen Völkern gleich angehörige Wort vielleicht gebracht wenn nicht der, durch eine tiefere Philosophie wieder neugegründete Sinn für's Höchste und Beste, sich wieder glücklich hergestellt hätte.

In dem Vorhergehenden ist von dem Jünglingsalter zweyer Männer die Rede gewesen, deren Andenken aus der deutschen Literatur- und Sittengeschichte sich nimmer verlieren wird. In gemeldeter Epoche jedoch lernen wir sie gewissermaßen nur aus ihren Irrschritten kennen, zu denen sie durch eine falsche Tagsmaxime in Gesellschaft ihrer gleichjährigen Zeitgenossen verleitet worden. Nunmehr aber ist nichts billiger, als daß wir ihre natürliche Gestalt, ihr eigentliches Wesen geschätzt und geehrt vorführen, wie solches eben damals in unmittelbarer Gegenwart von dem durchdringenden Lavater geschehen; deßhalb wir denn, weil die schweren und theuren Bände des großen physiognomischen Werkes nur wenigen unsrer Leser gleich zur Hand seyn möchten, die merkwürdigen Stellen, welche sich auf beide beziehen,

aus dem zweyten Theile gedachten Werkes, und deſſen dreyßigſtem Fragmente, Seite 244 hier einzurücken kein Bedenken tragen.

„Die Jünglinge deren Bilder und Silhouetten wir hier vor uns haben, ſind die erſten Menſchen, die mir zur phyſiognomiſchen Beſchreibung ſaßen und ſtanden, wie, wer ſich mahlen läßt, dem Mahler ſitzt.“

„Ich kannte ſie ſonſt, die edeln — und ich machte den erſten Verſuch, nach der Natur und mit aller ſenſtigen Kenntniß, ihren Charakter zu beobachten und zu beſchreiben.“ —

„Hier iſt die Beſchreibung des ganzen Menſchen.“ —

Erſtlich des jüngeren.

„Siehe den blühenden Jüngling von 25 Jahren! das leichtſchwebende, ſchwimmende, elaſtiſche Geſchöpfe! es liegt nicht; es ſteht nicht; es ſtemmt ſich nicht; es fliegt nicht; es ſchwebt oder ſchwimmt. Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um feſtzuſtehen: zu ſchwer und zu weich um zu fliegen.“

„Ein Schwebendes alſo, das die Erde nicht berührt! In ſeinem ganzen Umriſſe keine völlig ſchlaffe Linie, aber auch keine gerade, keine geſpannte, keine feſtgewölbte, hart gebogene; kein eckiger Einſchnitt, kein felſiges Vorgebirge der Stirn; keine Härte; keine Steifigkeit; keine zürnende Rohigkeit; keine drohende Obermacht; kein eiſerner Muth — elaſtiſch reizbarer wohl, aber kein eiſerner; kein feſter, forſchender Tiefe-

ſinn; keine langſame Ueberlegung, oder kluge Bedächtlichkeit; nirgends der Raiſonneur mit der feſtgehaltenen Wagſchale in der einen, dem Schwerte in der andern Hand, und doch auch nicht die mindeſte Steifheit im Blicke und Urtheile! und doch die völligſte Geradheit des Verſtandes, oder vielmehr der unbefleckteſte Wahrheitsſinn! Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker; nie der Erfinder, nie der prüfende Entwickler der ſo ſchnellerblickten, ſchnellerkannten, ſchnellgeliebten, ſchnellergriffenen Wahrheit .... Ewiger Schweber, Seher; Idealiſirer; Verſchönerer. — Geſtalter aller ſeiner Ideen! Immer halbtrunkener Dichter, der ſieht, was er ſehen will; — nicht der trübſinnig ſchmachtende — nicht der hartzermalmende; — aber der hohe, edle, gewaltige! der mit gemäßigtem „Sonnendurſt" in den Regionen der Luft hin- und herwallt, über ſich ſtrebt, und wieder — nicht zur Erde ſinkt! zur Erde ſich ſtürzt, in des „Felſenſtroms" Fluthen ſich taucht und ſich wiegt „im Donner der hallenden Felſen umher." — Sein Blick nicht Flammenblick des Adlers! Seine Stirn und Naſe nicht Muth des Löwen! ſeine Bruſt — nicht Feſtigkeit des ſtreitwiehernden Pferdes! Im Ganzen aber viel von der ſchwebenden Gelenkſamkeit des Elephanten ...."

„Die Aufgezogenheit ſeiner vorragenden Oberlippe gegen die unbeſchnittene, unekige, vorhängende Naſe, zeigt, bei dieſer Beſchloſſenheit des Mundes, viel Geſchmack und feine Empfindſamkeit; der untere Theil des

Gesichtes viel Sinnlichkeit, Trägheit, Achtlosigkeit. Der ganze Umriß des Halbgesichtes, Offenheit, Redlichkeit, Menschlichkeit, aber zugleich leichte Verführbarkeit und einen hohen Grad von gutherziger Unbedachtsamkeit, die niemanden als ihm selber schadet. Die Mittellinie des Mundes ist in seiner Ruhe eines geraden, planlosen, weichgeschaffenen, guten; in seiner Bewegung eines zärtlichen, feinfühlenden, äußerst reizbaren, gütigen, edeln Menschen. Im Bogen der Augenlieder und im Glanze der Augen sitzt nicht Homer, aber der tiefste, innigste, schnellste Empfinder, Ergreifer Homer's; nicht der epische, aber der Odendichter; Genie, das quillt, umschafft, veredelt, bildet, schwebt, alles in Heldengestalt zaubert, alles vergöttlicht. — Die halbsichtbaren Augenlieder, von einem solchen Bogen, sind immer mehr feinfühlender Dichter, als nach Plan schaffender, als langsam arbeitender Künstler; mehr der verliebten als der strengen. — Das ganze Angesicht des Jünglings ist viel einnehmender und anziehender, als das um etwas zu lockere, zu gedehnte Halbgesicht; das Vordergesicht zeugt bei der geringsten Bewegung von empfindsamer, sorgfältiger, erfindender, ungelernter, innerer Güte, und sanft zitternder, Unrecht verabscheuender Freiheit — dürstender Lebendigkeit. Es kann nicht den geringsten Eindruck von den vielen verbergen, die es auf einmal, die es unaufhörlich empfängt. — Jeder Gegenstand, der ein nahes Verhältniß zu ihm hat, treibt das Geblüt in die Wan-

gen und Nase; die jungfräulichste Schamhaftigkeit in dem Punkte der Ehre verbreitet sich mit der Schnelle des Blitzes über die zart bewegliche Haut." —

„Die Gesichtsfarbe, sie ist nicht die blasse des alles erschaffenden und alles verzehrenden Genius; nicht die wildglühende des verachtenden Zertreters; nicht die milchweiße des Blöden; nicht die gelbe des Harten und Zähen; nicht die bräunliche des langsam fleißigen Arbeiters; aber die weißröthliche, violette, so sprechend und so untereinander wallend, so glücklich gemischt, wie die Stärke und Schwäche des ganzen Charakters. — Die Seele des Ganzen und eines jeden besonderen Zuges ist Freiheit, ist elastische Betriebsamkeit, die leicht fortstößt und leicht zurückgestoßen wird. Großmuth und aufrichtige Heiterkeit leuchten aus dem ganzen Vordergesichte und der Stellung des Kopfes. — Unverderblichkeit der Empfindung, Feinheit des Geschmacks, Reinheit des Geistes, Güte und Adel der Seele, betriebsame Kraft, Gefühl von Kraft und Schwäche, scheinen so alldurchdringend im ganzen Gesichte durch, daß das sonst muthige Selbstgefühl sich dadurch in edle Bescheidenheit auflöst, und der natürliche Stolz und die Jünglingseitelkeit sich ohne Zwang und Kunst in diesem herrlich spielenden All liebenswürdig verdämmert. — Das weißliche Haar, die Länge und Unbehaglichkeit der Gestalt, die sanfte Leichtigkeit des Auftritts, das Hin- und Herschweben des Ganges, die Fläche der Brust, die weiße faltenlose Stirn,

und noch verſchiedene andere Ausdrücke verbreiten über den ganzen Menſchen eine gewiſſe Weiblichkeit, wodurch die innere Schnellkraft gemäßigt, und dem Herzen jede vorſätzliche Beleidigung und Niederträchtigkeit ewig unmöglich gemacht, zugleich aber auch offenbar wird, daß der muth- und feuervolle Poet, mit allem ſeinem unaffectirten Durſte nach Freiheit und Befreiung, nicht beſtimmt iſt, für ſich allein ein feſter, Plan durchſetzender, ausharrender Geſchäftsmann, oder in der blutigen Schlacht unſterblich zu werden. Und nun erſt am Ende merk' ich, daß ich von dem Auffallendſten noch nichts geſagt; nichts von der edeln, von aller Affectation reinen Simplicität! Nichts von der Kindheit des Herzens! Nichts von dem gänzlichen Nichtgefühle ſeines äußerlichen Adels! Nichts von der unausſprechlichen Bonhomie, mit welcher er Warnung und Tadel, ſogar Vorwürfe und Unrecht annimmt und duldet."—

„Doch wer will ein Ende finden, von einem guten Menſchen, in dem ſo viele reine Menſchheit iſt, alles zu ſagen was an ihm wahrgenommen oder empfunden wird!"

Beſchreibung des älteren.

„Was ich von dem jüngeren Bruder geſagt — wie viel davon kann auch von dieſem geſagt werden! Das Vornehmſte das ich anmerken kann, iſt dieß:"

„Dieſe Figur und dieſer Charakter ſind mehr gepackt

und weniger gedehnt, als die vorige. Dort alles länger und flächer, hier alles kürzer, breiter gewölbter, gebogener; dort alles lockerer, hier beschnittener. So die Stirn; so die Nase; so die Brust; zusammengedrängter, lebendiger, weniger verbreitete, mehr zielende Kraft und Lebendigkeit! Sonst dieselbe Liebenswürdigkeit und Bonhomie! Nicht die auffallende Offenheit, mehr Verschlagenheit, aber im Grunde, oder vielmehr in der That, eben dieselbe Ehrlichkeit. Derselbe unbezwingbare Abscheu gegen Unrecht und Bosheit; dieselbe Unversöhnlichkeit mit allem, was Ränke und Tücke heißt; dieselbe Unerbittlichkeit gegen Tyranney und Despotisme; dasselbe reine, unbestechliche Gefühl für alles Edle, Gute, Große; dasselbe Bedürfniß der Freundschaft und Freiheit, dieselbe Empfindsamkeit und edle Ruhmbegierde; dieselbe Allgemeinheit des Herzens für alle guten, weisen, einfältigen, kraftvollen, berühmten oder unberühmten, gekannten oder mißkannten Menschen,— und — dieselbe leichtsinnige Unbedachtsamkeit. Nein! nicht gerade dieselbe. Das Gesicht ist beschnittener, angezogener, fester; hat mehr innere, sich leicht entwickelnde Geschicklichkeit zu Geschäften und praktischen Berathschlagungen; mehr durchsetzenden Muth, der sich besonders in den stark vordringenden, stumpf abgerundeten Knochen der Augen zeigt. Nicht das aufquillende, reiche, reine, hohe Dichtergefühl; nicht die schnelle Leichtigkeit der productiven Kraft des andern. Aber dennoch, wiewohl in tie-

fern Regionen, lebendig, richtig, innig. Nicht das luftige, in morgenrothlichem Himmel dahin schwebende, Gestalten bildende Lichtgenie — mehr innere Kraft, vielleicht weniger Ausdruck! mehr gewaltig und furchtbar — weniger prächtig und rund; obgleich seinem Pinsel weder Färbung noch Zauber fehlt. — Mehr Witz und rasende Laune; drolliger Satyr, Stirn, Nase, Blick — alles so herab, so vorhängend; recht entscheidend für originellen, alldelebenden Witz, der nicht von außenher einsammelt, sondern von innen herauswüft. Ueberhaupt ist alles an diesem Charakter vordringender, eckiger, angreifender, stürmender! — Nirgends Plattheit, nirgends Erschlaffung, ausgenommen im zusinkenden Auge, wo Wollust, wie in Stirn und Nase — hervorspringt. Sonst selbst in dieser Stirn, dieser Gedrängtheit von allem — diesem Blick sogar — untrügbarer Ausdruck von ungelernter Größe; Stärke, Drang der Menschheit; Ständigkeit, Einfachheit, Bestimmtheit!" —

Nachdem ich sodann in Darmstadt Merken seinen Triumph gönnen müssen, daß er die baldige Trennung von der fröhlichen Gesellschaft vorausgesagt hatte, fand ich mich wieder in Frankfurt, wohl empfangen von jedermann, auch von meinem Vater, ob dieser gleich seine Mißbilligung, daß ich nicht nach Airolo hinabgestiegen, ihm meine Ankunft in Mailand gemeldet habe, zwar

nicht ausdrücklich aber stillschweigend merken ließ, besonders auch keine Theilnahme an jenen wilden Felsen, Nebelseen und Drachennestern im mindesten beweisen konnte. Nicht im Gegensatz, aber gelegentlich, ließ er doch merken, was denn eigentlich an allem dem zu haben sey; wer Neapel nicht gesehen, habe nicht gelebt.

Ich vermied nicht und konnte nicht vermeiden Lilli zu sehen; es war ein schonender zarter Zustand zwischen uns beiden. Ich war unterrichtet, man habe sie in meiner Abwesenheit völlig überzeugt sie müsse sich von mir trennen, und dieses sey um so nothwendiger, ja thunlicher, weil ich durch meine Reise und eine ganz willkürliche Abwesenheit mich genugsam selbst erklärt habe. Dieselben Localitäten jedoch in Stadt und auf dem Land, dieselben Personen, mit allem Bisherigen vertraut, ließen denn doch kaum die beiden noch immer Liebenden, obgleich auf eine wundersame Weise auseinander Gezogenen, ohne Berührung. Es war ein verwünschter Zustand, der sich in einem gewissen Sinne dem Hades, dem Zusammenseyn jener glücklich-unglücklichen Abgeschiedenen, verglich.

Es waren Augenblicke, wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich, wie wetterleuchtende Gespenster, verschwanden.

Wohlwollende hatten mir vertraut, Lilli habe geäußert, indem alle die Hindernisse unsrer Verbindung ihr vorgetragen worden: sie unternehme wohl aus Neigung

zu mir alle dermaligen Zuſtände und Verhältniſſe aufzugeben und mit nach America zu gehen. America war damals vielleicht noch mehr als jetzt das Eldorado derjenigen, die in ihrer augenblicklichen Lage ſich bedrängt fanden.

Aber eben das was meine Hoffnungen hätte beleben ſollen, drückte ſie nieder. Mein ſchönes väterliches Haus, nur wenig hundert Schritte von dem ihrigen, war doch immer ein leidlicherer, zu gewinnender Zuſtand, als die über das Meer entfernte ungewiſſe Umgebung; aber ich läugne nicht, in ihrer Gegenwart traten alle Hoffnungen, alle Wünſche wieder hervor, und neue Unſicherheiten bewegten ſich in mir.

Freilich ſehr verbietend und beſtimmt waren die Gebote meiner Schweſter; ſie hatte mir mit allem verſtändigen Gefühl, deſſen ſie fähig war, die Lage nicht nur in's Klare geſetzt, ſondern ihre wahrhaft ſchmerzlich mächtigen Briefe verfolgten immer mit kräftigerer Ausführung denſelben Text. „Gut, ſagte ſie, wenn ihr's nicht vermeiden könntet, ſo müßtet ihr's ertragen; dergleichen muß man dulden, aber nicht wählen.“ Einige Monate gingen hin in dieſer unſeligſten aller Lagen, alle Umgebungen hatten ſich gegen dieſe Verbindung geſtimmt; in Ihr allein glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die das alles überwältigt hätte.

Beide Liebende, ſich ihres Zuſtandes bewußt, vermieden ſich allein zu begegnen; aber herkömmlicher Weiſe

Zum Keſſel ſprach der neue Topf:
Was haſt du einen ſchwarzen Bauch! —
Das iſt bei uns nun Küchgebrauch;
Herbei, herbei du glatter Tropf,
Bald wird dein Stolz ſich mindern.
Behält der Henkel ein klar Geſicht,
Darob erhebe du dich nicht,
Beſieh nur deinen Hintern.

konnte man nicht umgehen, sich in Gesellschaft zu finden. Da war mir denn die stärkste Prüfung auferlegt, wie eine edel fühlende Seele einstimmen wird, wenn ich mich näher erkläre.

Gestehen wir im Allgemeinen, daß bei einer neuen Bekanntschaft, einer neu sich anknüpfenden Neigung über das Vorhergegangene der Liebende gern einen Schleier zieht. Die Neigung kümmert sich um keine Antecedentien, und wie sie blitzschnell genialisch hervortritt, so mag sie weder von Vergangenheit noch Zukunft wissen. Zwar hatte sich meine nähere Vertraulichkeit zu Lilli gerade dadurch eingeleitet, daß sie mir von ihrer frühern Jugend erzählte: wie sie von Kind auf durchaus manche Neigung und Anhänglichkeit, besonders auch in fremden ihr lebhaftes Haus Besuchenden, erregt und sich daran ergötzt habe, obgleich ohne weitere Folge und Verknüpfung.

Wahrhaft Liebende betrachten alles was sie bisher empfunden, nur als Vorbereitung zu ihrem gegenwärtigen Glück, nur als Base, worauf sich erst ihr Lebensgebäude erheben soll. Vergangene Neigungen erscheinen wie Nachtgespenster, die sich vor dem anbrechenden Tage wegschleichen.

Aber was ereignete sich! Die Messe kam, und so erschien der Schwarm jener Gespenster in ihrer Wirklichkeit; alle Handelsfreunde des bedeutenden Hauses kamen nach und nach heran, und es offenbarte sich schnell, daß

keiner einen gewiſſen Antheil an der liebenswürdigen Tochter völlig aufgeben wollte noch konnte. Die Jüngeren, ohne zudringlich zu ſeyn, erſchienen doch als Wohlbekannte; die Mittleren, mit einem gewiſſen verbindlichen Anſtand, wie ſolche die ſich beliebt machen und allenfalls mit höheren Anſprüchen hervortreten möchten. Es waren ſchöne Männer darunter, mit dem Behagen eines gründlichen Wohlſtandes.

Nun aber die alten Herren waren ganz unerträglich mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten, und bei widerwärtigem Tätſcheln ſogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht verſagt wurde. Ihr war ſo natürlich dem allem anſtändig zu genügen. Allein auch die Geſpräche erregten manches bedenkliche Erinnern. Von jenen Luſtfahrten wurde geſprochen zu Waſſer und zu Lande, von mancherlei Fährlichkeiten mit heiterem Ausgang, von Bällen und Abendpromenaden, von Verſpottung lächerlicher Werber und was nur eiferſüchtigen Aerger in dem Herzen des troſtlos Liebenden aufregen konnte, der gleichſam das Facit ſo vieler Jahre auf eine Zeit lang an ſich geriſſen hatte. Aber unter dieſem Zudrang, in dieſer Bewegung, verſäumte ſie den Freund nicht, und wenn ſie ſich zu ihm wendete, ſo wußte ſie mit wenigem das Zarteſte zu äußern, was der gegenſeitigen Lage völlig geeignet ſchien.

Doch! Wenden wir uns von dieſer noch in der Er-

innerung beinahe unerträglichen Qual zur Poesie, wodurch einige geistreich-herzliche Linderung in den Zustand eingeleitet wurde.

Lilli's Park mag ungefähr in diese Epoche gehören; ich füge das Gedicht hier nicht ein, weil es jenen zarten empfindlichen Zustand nicht ausdrückt, sondern nur, mit genialer Heftigkeit, das Widerwärtige zu erhöhn, und durch komisch ärgerliche Bilder das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln trachtet.

Nachstehendes Lied drückt eher die Anmuth jenes Unglücks aus, und sey deßhalb hier eingeschaltet:

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erste Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu Deinen Füßen trug,
Und vor Deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühet, ach, dem Hoffnungslosen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Die Oper Erwin und Elmire war aus Goldſmiths liebenswürdiger, im Landprediger von Wakefield eingefügter Romanze entſtanden, die uns in den beſten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahneten, daß uns etwas Aehnliches bevorſtehe.

Schon früher hab' ich einige poetiſche Erzeugniſſe jener Epoche eingeſchaltet, und wünſchte nur, es hätten ſich alle zuſammen erhalten. Eine fortwährende Aufregung in glücklicher Liebeszeit, geſteigert durch eintretende Sorge, gab Anlaß zu Liedern, die durchaus nichts Ueberſpanntes, ſondern immer das Gefühl des Augenblicks ausſprachen. Von geſelligen Feſtliedern bis zur kleinſten Geſchenksgabe, alles war lebendig, mitgefühlt von einer gebildeten Geſellſchaft; erſt froh, dann ſchmerzlich, und zuletzt kein Gipfel des Glücks, kein Abgrund des Wehes, dem nicht ein Laut wäre gewidmet geweſen.

Alle dieſe innern und äußern Ereigniſſe, inſofern ſie meinen Vater hätten unangenehm berühren können, welcher jene erſte, ihm anmuthig zuſagende Schwiegertochter immer weniger hoffen konnte, in ſein Haus eingeführt zu ſehen, wußte meine Mutter auf das klügſte und thätigſte abzuwenden. Dieſe Staatsdame aber, wie er ſie im Vertrauen gegen ſeine Gattin zu nennen pflegte, wollte ihn keineswegs anmuthen.

Indeſſen ließ er dem Handel ſeinen Gang und ſetzte ſeine kleine Canzley recht emſig fort. Der junge Rechtsfreund, ſo wie der gewandte Schreiber gewannen unter

seiner Firma immer mehr Ausdehnung des Bodens. Da nun, wie bekannt, der Abwesende nicht vermißt wird, so gönnten sie mir meine Pfade, und suchten sich immer mehr auf einem Boden festzusetzen, auf dem ich nicht gedeihen sollte.

Glücklicherweise trafen meine Richtungen mit des Vaters Gesinnungen und Wünschen zusammen. Er hatte einen so großen Begriff von meinem dichterischen Talent, so viel eigene Freude an der Gunst die meine ersten Arbeiten erworben hatten, daß er mich oft unterhielt über Neues und fernerhin Vorzunehmendes. Hingegen von diesen geselligen Scherzen, leidenschaftlichen Dichtungen, durft' ich ihn nichts merken lassen.

Nachdem ich im Götz von Berlichingen das Symbol einer bedeutenden Weltepoche nach meiner Art abgespiegelt hatte, sah ich mich nach einem ähnlichen Wendepunkt der Staatengeschichte sorgfältig um. Der Aufstand der Niederlande gewann meine Aufmerksamkeit. In Götz war es ein tüchtiger Mann, der untergeht in dem Wahn: zu Zeiten der Anarchie sey der wohlwollende Kräftige von einiger Bedeutung. Im Egmont waren es festgegründete Zustände, die sich vor strenger, gut berechneter Despotie nicht halten können. Meinen Vater hatte ich davon auf das lebhafteste unterhalten, was zu thun sey, was ich thun wolle, daß ihm dieß so unüberwindliches Verlangen gab, dieses in meinem Kopf schon

fertige Stück auf dem Papiere, es gedruckt, es bewundert zu ſehen.

Hatt' ich in den frühern Zeiten, da ich noch hoffte Lilli mir zuzueignen, meine ganze Thätigkeit auf Einſicht und Ausübung bürgerlicher Geſchäfte gewendet, ſo traf es gerade jetzt, daß ich die fürchterliche Lücke, die mich von ihr trennte, durch Geiſtreiches und Seelenvolles auszufüllen hatte. Ich fing alſo wirklich Egmont zu ſchreiben an, und zwar nicht wie den erſten Götz von Berlichingen in Reih und Folge, ſondern ich griff nach der erſten Einleitung gleich die Hauptſcene an, ohne mich um die allenfallſigen Verbindungen zu bekümmern. Damit gelangte ich weit, indem ich bei meiner läßlichen Art zu arbeiten von meinem Vater, es iſt nicht übertrieben, Tag und Nacht angeſpornt wurde, da er das ſo leicht Entſtehende auch leicht vollendet zu ſehen glaubte.

Zwanzigstes Buch.

So fuhr ich denn am Egmont zu arbeiten fort, und wenn dadurch in meinen leidenſchaftlichen Zuſtand einige Beſchwichtigung eintrat, ſo half mir auch die Gegenwart eines wackern Künſtlers über manche böſe Stunden hinweg, und ich verdankte hier, wie ſchon ſo oft, einem unſichern Streben nach praktiſcher Ausbildung einen heimlichen Frieden der Seele in Tagen, wo er ſonſt nicht wäre zu hoffen geweſen.

Johann Melchior Kraus, in Frankfurt geboren, in Paris gebildet, kam eben von einer kleinen Reiſe in's nördliche Deutſchland zurück, er ſuchte mich auf, und ich fühlte ſogleich Trieb und Bedürfniß, mich ihm anzuſchließen. Er war ein heiterer Lebemann, deſſen leichtes erfreuliches Talent in Paris die rechte Schule gefunden hatte.

Für den Deutſchen gab es zu jener Zeit daſelbſt ein angenehmes Unterkommen; Philipp Hackert lebte dort in gutem Anſehen und Wohlſtand; das treue deutſche Verfahren, womit er Landſchaften nach der Natur zeichnend in Gouach- und Oel-Farbe glücklich ausführte, war als Gegenſatz einer praktiſchen Manier, der ſich die Franzoſen hingegeben hatten, ſehr willkommen. Wille, hochgeehrt als Kupferſtecher, gab dem

Alle Menſchen groß und klein
Spinnen ſich ein Gewebe fein,
Wo ſie mit ihrer Scheren-Spitzen
Gar zierlich in der Mitte ſitzen.
Wenn nun darein ein Beſen fährt,
Sagen ſie, es ſey unerhört,
Man habe den größten Pallaſt zerſtört.

deutſchen Verdienſte Grund und Boden; Grimm, ſchon einflußreich, nützte ſeinen Landsleuten nicht wenig. Angenehme Fußreiſen, um unmittelbar nach der Natur zu zeichnen, wurden unternommen, und ſo manches Gute geleiſtet und vorbereitet.

Boucher und Wateau, zwey wahrhaft geborne Künſtler, deren Werke, wenn ſchon verflatternd im Geiſt und Sinn der Zeit, doch immer noch höchſt reſpectabel gefunden werden, waren der neuen Erſcheinung geneigt, und ſelbſt, obgleich nur zu Scherz und Verſuch, thätig eingreifend. Greuze, im Familienkreiſe ſtill für ſich hinlebend, dergleichen bürgerliche Scenen gern darſtellend, von ſeinen eigenen Werken entzückt, erfreute ſich eines ehrenhaften leichten Pinſels.

Alles dergleichen konnte unſer Kraus in ſein Talent ſehr wohl aufnehmen; er bildete ſich an der Geſellſchaft zur Geſellſchaft, und wußte gar zierlich häusliche freundſchaftliche Vereine portraitmäßig darzuſtellen; nicht weniger glückten ihm landſchaftliche Zeichnungen, die ſich durch reinliche Umriſſe, maſſenhafte Tuſche, angenehmes Colorit dem Auge freundlich empfahlen; dem innern Sinn genügte eine gewiſſe naive Wahrheit, und beſonders dem Kunſtfreund ſein Geſchick: alles was er ſelbſt nach der Natur zeichnete ſogleich zum Tableau einzuleiten und einzurichten.

Er ſelbſt war der angenehmſte Geſellſchafter: gleichmüthige Heiterkeit begleitete ihn durchaus; dienſtfertig

ohne Demuth, gehalten ohne Stolz, fand er ſich überall zu Hauſe, überall beliebt, der thätigſte und zugleich der bequemſte aller Sterblichen. Mit ſolchem Talent und Charakter begabt empfahl er ſich bald in höhern Kreiſen und war beſonders in dem Freiherrlichen von Stein'ſchen Schloſſe zu Naſſau an der Lahn wohlaufgenommen, eine talentvolle, höchſt liebenswürdige Tochter in ihrem künſtleriſchen Beſtreben unterſtützend, und zugleich die Geſelligkeit auf mancherlei Weiſe belebend.

Nach Verheirathung dieſer vorzüglichen jungen Dame an den Grafen von Werther nahm das neue Ehepaar den Künſtler mit auf ihre bedeutenden Güter in Thüringen, und ſo gelangte er auch nach Weimar. Hier ward er bekannt, anerkannt und von dem daſigen hochgebildeten Kreiſe ſein Bleiben gewünſcht.

Wie er nun überall zuthätig war, ſo förderte er bei ſeiner nunmehrigen Rückkehr nach Frankfurt meine bisher nur ſammelnde Kunſtliebe zu praktiſcher Uebung. Dem Dilettanten iſt die Nähe des Künſtlers unerläßlich, denn er ſieht in dieſem das Complement ſeines eigenen Daſeyns; die Wünſche des Liebhabers erfüllen ſich im Artiſten.

Durch eine gewiſſe Naturanlage und Uebung gelang mir wohl ein Umriß, auch geſtaltete ſich leicht zum Bilde was ich in der Natur vor mir ſah; allein es fehlte mir die eigentliche plaſtiſche Kraft, das tüchtige

Bestreben, dem Umriß Körper zu verleihen durch wohlabgestuftes Hell und Dunkel. Meine Nachbildungen waren mehr ferne Ahnungen irgend einer Gestalt, und meine Figuren glichen den leichten Luftwesen in Dante's Purgatorio, die, keine Schatten werfend, vor dem Schatten wirklicher Körper sich entsetzen.

Durch Lavaters physiognomische Hetzerey — denn so darf man die ungestüme Anregung wohl nennen, womit er alle Menschen, nicht allein zur Contemplation der Physiognomien, sondern auch zur künstlerischen oder pfuscherhaften praktischen Nachbildung der Gesichtsformen zu nöthigen bemüht war — hatte ich mir eine Uebung verschafft, die Portraite von Freunden auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide darzustellen. Die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen, aber es bedurfte die Hand meines künstlerischen Freundes, um sie aus dem düstern Grunde hervortreten zu machen.

Bei'm Durchblättern und Durchschauen der reichlichen Portefeuilles, welche der gute Kraus von seinen Reisen mitgebracht hatte, war die liebste Unterhaltung, wenn er landschaftliche oder persönliche Darstellungen vorlegte, der Weimarische Kreis und dessen Umgebung. Auch ich verweilte sehr gerne dabei, weil es dem Jüngling schmeicheln mußte, so viele Bilder nur als Text zu betrachten von einer umständlichen wiederholten Ausführung: daß man mich dort zu sehen wünsche. Sehr anmuthig wußte er seine Grüße, seine Einladun-

gen durch nachgebildete Persönlichkeit zu beleben. Ein wohlgelungenes Oelbild stellte den Capellmeister Wolf am Flügel und seine Frau hinter ihm zum Singen sich bereitend vor; der Künstler selbst wußte zugleich gar dringend auszulegen, wie freundlich dieses werthe Paar mich empfangen würde. Unter seinen Zeichnungen fanden sich mehrere bezüglich auf die Wald- und Berg-Gegend um Bürgel. Ein wackerer Forstmann hatte daselbst, vielleicht mehr seinen anmuthigen Töchtern als sich selbst zu Liebe, rauhgestaltete Felspartien, Gebüsch und Waldstrecken durch Brücken, Geländer und sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht; man sah die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmuthigen Wegen, nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen Manne sollte man Bertuch erkennen, dessen ernste Absichten auf die älteste nicht geläugnet wurden, und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweyten jungen Mann auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester zu beziehen wagte.

Bertuch, als Zögling Wielands, hatte sich in Kenntnissen und Thätigkeit dergestalt hervorgethan, daß er, als Geheimsecretär des Herzogs schon angestellt, das Allerbeste für die Zukunft erwarten ließ. Von Wielands Rechtlichkeit, Heiterkeit, Gutmüthigkeit war durchaus die Rede; auf seine schönen literarischen und poetischen Vorsätze ward schon ausführlich hingedeutet, und die Wirkung des Mercur durch

Deutſchland beſprochen; gar manche Namen in literariſcher, ſtaatsgeſchäftlicher und geſelliger Hinſicht hervorgehoben, und in ſolchem Sinne Muſäus, Kirms, Berendis und Ludecus genannt. Von Frauen war Wolfs Gattin und eine Witwe Kotzebue, mit einer liebenswürdigen Tochter und einem heitern Knaben, nebſt manchen andern rühmlich und charakteriſtiſch bezeichnet. Alles deutete auf ein friſch thätiges literariſches und Künſtlerleben.

Und ſo ſchilderte ſich nach und nach das Element, worauf der junge Herzog nach ſeiner Rückkehr wirken ſollte; einen ſolchen Zuſtand hatte die Frau Ober-Vormünderin vorbereitet; was aber die Ausführung wichtiger Geſchäfte betraf, war, wie es unter ſolchen proviſoriſchen Verwaltungen Pflicht iſt, der Ueberzeugung, der Thatkraft des künftigen Regenten überlaſſen. Die durch den Schloßbrand gewirkten gräulichen Ruinen betrachtete man ſchon als Anlaß zu neuen Thätigkeiten. Das in Stocken gerathene Bergwerk zu Ilmenau, dem man durch koſtſpielige Unterhaltung des tiefen Stollens eine mögliche Wiederaufnahme zu ſichern gewußt, die Akademie Jena, die hinter dem Zeitſinn einigermaßen zurückgeblieben und mit dem Verluſt gerade ſehr tüchtiger Lehrer bedroht war, wie ſo vieles andere, regte einen edlen Gemeinſinn auf. Man blickte nach Perſönlichkeiten umher, die in dem aufſtrebenden Deutſchland ſo mannichfaches Gute zu fördern berufen

seyn konnten, und so zeigte sich durchaus eine frische Aussicht, wie eine kräftige und lebhafte Jugend sie nur wünschen konnte. Und schien es traurig zu seyn, eine junge Fürstin ohne die Würde eines schicklichen Gebäudes in eine sehr mäßige zu ganz andern Zwecken erbaute Wohnung einzuladen, so gaben die schön gelegenen wohleingerichteten Landhäuser, Ettersburg, Belvedere und andere vortheilhafte Lustsitze, Genuß des Gegenwärtigen und Hoffnung auch in diesem damals zur Nothwendigkeit gewordenen Naturleben sich productiv und angenehm thätig zu erweisen.

Man hat im Verlaufe dieses biographischen Vortrags umständlich gesehen, wie das Kind, der Knabe, der Jüngling sich auf verschiedenen Wegen dem Uebersinnlichen zu nähern gesucht; erst mit Neigung nach einer natürlichen Religion hingeblickt, dann mit Liebe sich an eine positive festgeschlossen; ferner durch Zusammenziehung in sich selbst seine eignen Kräfte versucht und sich endlich dem allgemeinen Glauben freudig hingegeben. Als er in den Zwischenräumen dieser Regionen hin und wieder wanderte, suchte, sich umsah, begegnete ihm manches, was zu keiner von allen gehören mochte, und er glaubte mehr und mehr einzusehen, daß es besser sey, den Gedanken von dem Ungeheuren, Unfaßlichen abzuwenden.

Er glaubte in der Natur, der belebten und unbelebten, der beseelten und unbeseelten etwas zu entdecken, das sich nur in Widersprüchen manifestirte und deßhalb

unter keinen Begriff, noch viel weniger unter ein Wort gefaßt werden könnte. Es war nicht göttlich, denn es ſchien unvernünftig; nicht menſchlich, denn es hatte keinen Verſtand; nicht teufliſch, denn es war wohlthätig; nicht engliſch, denn es ließ oft Schadenfreude merken. Es glich dem Zufall, denn es bewies keine Folge; es ähnelte der Vorſehung, denn es deutete auf Zuſammenhang. Alles was uns begränzt ſchien für daſſelbe durchdringbar; es ſchien mit den nothwendigen Elementen unſres Daſeyns willkürlich zu ſchalten; es zog die Zeit zuſammen und dehnte den Raum aus. Nur im Unmöglichen ſchien es ſich zu gefallen und das Mögliche mit Verachtung von ſich zu ſtoßen.

Dieſes Weſen, das zwiſchen alle übrigen hineinzutreten, ſie zu ſondern, ſie zu verbinden ſchien, nannte ich dämoniſch, nach dem Beiſpiel der Alten und derer die etwas Aehnliches gewahrt hatten. Ich ſuchte mich vor dieſem furchtbaren Weſen zu retten, indem ich mich nach meiner Gewohnheit hinter ein Bild flüchtete.

Unter die einzelnen Theile der Weltgeſchichte, die ich ſorgfältiger ſtudirte, gehörten auch die Ereigniſſe welche die nachher vereinigten Niederlande ſo berühmt gemacht. Ich hatte die Quellen fleißig erforſcht und mich möglichſt unmittelbar zu unterrichten und mir alles lebendig zu vergegenwärtigen geſucht. Höchſt dramatiſch waren mir die Situationen erſchienen und als Hauptfigur, um welche ſich die übrigen am glücklichſten ver-

ſammeln ließen, war mir Graf Egmont aufgefallen, deſſen menſchlich ritterliche Größe mir am meiſten behagte.

Allein zu meinem Gebrauche mußte ich ihn in einen Charakter umwandeln, der ſolche Eigenſchaften beſaß, die einen Jüngling beſſer zieren als einen Mann in Jahren, einen Unbeweibten beſſer als einen Hausvater; einen Unabhängigen mehr als einen, der, noch ſo frei geſinnt, durch mancherlei Verhältniſſe begränzt iſt.

Als ich ihn nun ſo in meinen Gedanken verjüngt und von allen Bedingungen losgebunden hatte, gab ich ihm die ungemeſſene Lebensluſt, das gränzenloſe Zutrauen zu ſich ſelbſt, die Gabe alle Menſchen an ſich zu ziehen (attrativa) und ſo die Gunſt des Volks, die ſtille Neigung einer Fürſtin, die ausgeſprochene eines Naturmädchens, die Theilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen; ja ſelbſt den Sohn ſeines größten Widerſachers für ſich einzunehmen.

Die perſönliche Tapferkeit, die den Helden auszeichnet, iſt die Baſe, auf der ſein ganzes Weſen ruht, der Grund und Boden, aus dem es hervorſproßt. Er kennt keine Gefahr, und verblendet ſich über die größte die ſich ihm nähert. Durch Feinde die uns umzingeln, ſchlagen wir uns allenfalls durch; die Netze der Staatsklugheit ſind ſchwerer zu durchbrechen. Das Dämoniſche, was von beiden Seiten im Spiel iſt, in welchem Conflict das Liebenswürdige untergeht und das Gehaßte triumphirt, ſodann die Ausſicht, daß hieraus

ein Drittes hervorgehe, das dem Wunsch aller Menschen entsprechen werde, dieses ist es wohl, was dem Stücke, freilich nicht gleich bei seiner Erscheinung, aber doch später und zur rechten Zeit die Gunst verschafft hat, deren es noch jetzt genießt. Und so will ich denn auch hier, um mancher geliebten Leser willen, mir selbst vorgreifen und weil ich nicht weiß, ob ich so bald wieder zur Rede gelange, etwas aussprechen, wovon ich mich erst viel später überzeugte.

Obgleich jenes Dämonische sich in allem Körperlichen und Unkörperlichen manifestiren kann, ja bei den Thieren sich auf's merkwürdigste ausspricht, so steht es vorzüglich mit dem Menschen im wunderbarsten Zusammenhang und bildet eine der moralischen Weltordnung, wo nicht entgegengesetzte, doch sie durchkreuzende Macht, so daß man die eine für den Zettel, die andere für den Einschlag könnte gelten lassen.

Für die Phänomene welche hiedurch hervorgebracht werden, gibt es unzählige Namen: denn alle Philosophien und Religionen haben prosaisch und poetisch dieses Räthsel zu lösen und die Sache schließlich abzuthun gesucht, welches ihnen noch fernerhin unbenommen bleibe.

Am furchtbarsten aber erscheint dieses Dämonische, wenn es in irgend einem Menschen überwiegend hervortritt. Während meines Lebensganges habe ich mehrere theils in der Nähe, theils in der Ferne beobachtet

ten können. Es ſind nicht immer die vorzüglichſten Menſchen, weder an Geiſt noch an Talenten, ſelten durch Herzensgüte ſich empfehlend; aber eine ungeheure Kraft geht von ihnen aus, und ſie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geſchöpfe, ja ſogar über die Elemente, und wer kann ſagen, wie weit ſich eine ſolche Wirkung erſtrecken wird? Alle vereinten ſittlichen Kräfte vermögen nichts gegen ſie; vergebens, daß der hellere Theil der Menſchen ſie als Betrogene oder als Betrüger verdächtig machen will, die Maſſe wird von ihnen angezogen. Selten oder nie finden ſich Gleichzeitige ihres Gleichen, und ſie ſind durch nichts zu überwinden, als durch das Univerſum ſelbſt, mit dem ſie den Kampf begonnen; und aus ſolchen Bemerkungen mag wohl jener ſonderbare, aber ungeheure Spruch entſtanden ſeyn: Nemo contra deum nisi deus ipse.

Von dieſen höheren Betrachtungen kehre ich wieder in mein kleines Leben zurück, dem aber doch auch ſeltſame Ereigniſſe, wenigſtens mit einem dämoniſchen Schein bekleidet, bevorſtanden. Ich war von dem Gipfel des Gotthard, Italien den Rücken wendend, nach Hauſe gekehrt, weil ich Lilli nicht entbehren konnte. Eine Neigung, die auf die Hoffnung eines wechſelſeitigen Beſitzes, eines dauernden Zuſammenlebens gegründet iſt, ſtirbt nicht auf einmal ab; ja ſie nährt ſich an der Betrachtung rechtmäßiger Wünſche und redlicher Hoffnungen, die man hegt.

Vom Himmel ſteigend Jeſus bracht'
Des Evangeliums ewige Schrift,
Den Jüngern las er ſie Tag und Nacht;
Ein göttlich Wort es wirkt und trifft.
Er ſtieg zurück, nahm's wieder mit;
Sie aber hatten's gut gefühlt,
Und jeder ſchrieb, ſo Schritt vor Schritt,
Wie er's in ſeinem Sinn behielt,
Verſchieden. Es hat nichts zu bedeuten:
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können ſich die Chriſten
Bis zu dem jüngſten Tage friſten.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich in solchen Fällen das Mädchen eher bescheidet, als der Jüngling. Als Abkömmlingen Pandorens ist den schönen Kindern die wünschenswerthe Gabe verliehen, anzureizen, anzulocken und mehr durch Natur mit Halbvorsatz, als durch Neigung, ja mit Frevel um sich zu versammeln, wobei sie denn oft in Gefahr kommen, wie jener Zauberlehrling, vor dem Schwall der Verehrer zu erschrecken. Und dann soll zuletzt denn doch hier gewählt seyn, einer soll ausschließlich vorgezogen werden, einer die Braut nach Hause führen.

Und wie zufällig ist es, was hier der Wahl eine Richtung gibt, die Auswählende bestimmt! Ich hatte auf Lilli mit Ueberzeugung Verzicht gethan, aber die Liebe machte mir diese Ueberzeugung verdächtig. Lilli hatte in gleichem Sinne von mir Abschied genommen, und ich hatte die schöne zerstreuende Reise angetreten; aber sie bewirkte gerade das Umgekehrte.

So lange ich abwesend war, glaubte ich an die Trennung, glaubte nicht an die Scheidung. Alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel. Nun kam ich zurück und wie das Wiedersehen der frei und freudig Liebenden ein Himmel ist, so ist das Wiedersehn von zwey nur durch Vernunftgründe getrennten Personen ein unleidliches Fegefeuer, ein Vorhof der Hölle. Als ich in die Umgebung Lilli's zurückkam, fühlte ich alle jene Mißhelligkeiten doppelt, die unser Verhältniß ge-

ſtört hatten; als ich wieder vor ſie ſelbſt hintrat, fiel mir's hart auf's Herz, daß ſie für mich verloren ſey.

Ich entſchloß mich daher abermals zur Flucht, und es konnte mir deßhalb nichts erwünſchter ſeyn, als daß das junge herzoglich Weimariſche Paar von Karlsruhe nach Frankfurt kommen und ich, früheren und ſpäteren Einladungen gemäß, ihnen nach Weimar folgen ſollte. Von Seiten jener Herrſchaften hatte ſich ein gnädiges, ja zutrauliches Betragen immer gleich erhalten, das ich von meiner Seite mit leidenſchaftlichem Danke erwiderte. Meine Anhänglichkeit an den Herzog von dem erſten Augenblicke an; meine Verehrung gegen die Prinzeſſin, die ich ſchon ſo lange, obgleich nur von Anſehn kannte; mein Wunſch Wielanden, der ſich ſo liberal gegen mich betragen hatte, perſönlich etwas Freundliches zu erzeigen und an Ort und Stelle meine halb muthwilligen, halb zufälligen Unarten wieder gut zu machen, waren Beweggründe genug, die auch einen leidenſchaftsloſen Jüngling hätten aufreizen, ja antreiben ſollen. Nun kam aber noch hinzu, daß ich, auf welchem Wege es wolle, vor Lilli flüchten mußte, es ſey nun nach Süden, wo mir die täglichen Erzählungen meines Vaters den herrlichſten Kunſt- und Natur-Himmel vorbildeten, oder nach Norden, wo mich ein ſo bedeutender Kreis vorzüglicher Menſchen einlud.

Das junge fürſtliche Paar erreichte nunmehr auf ſeinem Rückwege Frankfurt. Der herzoglich Meiningiſche

Hof war zu gleicher Zeit daſelbſt, und auch von dieſem und dem, die jungen Prinzen geleitenden, Geheimenrath von Dürkheim ward ich auf's freundlichſte aufgenommen. Damit aber ja, nach jugendlicher Weiſe, es nicht an einem ſeltſamen Ereigniß fehlen möchte, ſo ſetzte mich ein Mißverſtändniß in eine unglaubliche obgleich ziemlich heitere Verlegenheit.

Die Weimariſchen und Meiningiſchen Herrſchaften wohnten in Einem Gaſthof. Ich ward zur Tafel gebeten. Der Weimariſche Hof lag mir dergeſtalt im Sinne, daß mir nicht einfiel, mich näher zu erkundigen, weil ich auch nicht einmal einbildiſch genug war zu glauben, man wolle von Meiningiſcher Seite auch einige Notiz von mir nehmen. Ich gehe wohlangezogen in den römiſchen Kaiſer, finde die Zimmer der Weimariſchen Herrſchaften leer, und da es heißt, ſie wären bei den Meiningiſchen, verfüge ich mich dorthin und werde freundlich empfangen. Ich denke, dieß ſey ein Beſuch vor Tafel oder man ſpeiſe vielleicht zuſammen, und erwarte den Ausgang. Allein auf einmal ſetzt ſich die Weimariſche Suite in Bewegung, der ich denn auch folge; allein ſie geht nicht etwa in ihre Gemächer, ſondern gerade die Treppe hinunter in ihre Wägen und ich finde mich eben allein auf der Straße.

Anſtatt mich nun gewandt und klug nach der Sache umzuthun und irgend einen Aufſchluß zu ſuchen, ging ich, nach meiner entſchloſſenen Weiſe, ſogleich meinen

Weg nach Hauſe, wo ich meine Eltern bei'm Nachtiſche fand. Mein Vater ſchüttelte den Kopf, indem meine Mutter mich ſo gut als möglich zu entſchädigen ſuchte. Sie vertraute mir Abends: als ich weggegangen, habe mein Vater ſich geäußert: er wundre ſich höchlich, wie ich, doch ſonſt nicht auf den Kopf gefallen, nicht einſehen wollte, daß man nur von jener Seite mich zu necken und mich zu beſchämen gedächte. Aber dieſes konnte mich nicht rühren: denn ich war ſchon Herrn von Dürkheim begegnet, der mich, nach ſeiner milden Art, mit anmuthigen ſcherzhaften Vorwürfen zur Rede ſtellte. Nun war ich aus meinem Traum erwacht und hatte Gelegenheit, für die mir gegen mein Hoffen und Erwarten zugedachte Gnade recht artig zu danken und mir Verzeihung zu erbitten.

Nachdem ich daher ſo freundlichen Anträgen aus guten Gründen nachgegeben hatte, ſo ward folgendes verabredet. Ein in Karlsruhe zurückgebliebener Cavalier, welcher einen in Straßburg verfertigten Landauer Wagen erwarte, werde an einem beſtimmten Tage in Frankfurt eintreffen, ich ſolle mich bereit halten, mit ihm nach Weimar ſogleich abzureiſen. Der heitere und gnädige Abſchied, den ich von den jungen Herrſchaften erfuhr, das freundliche Betragen der Hofleute, machten mir dieſe Reiſe höchſt wünſchenswerth, wozu ſich der Weg ſo angenehm zu ehnen ſchien.

Aber auch hier ſollte durch Zufälligkeiten eine ſo

einfache Angelegenheit verwickelt, durch Leidenschaftlichkeit verwirrt und nahezu völlig vernichtet werden: denn nachdem ich überall Abschied genommen und den Tag meiner Abreise verkündet, sodann aber eilig eingepackt und dabei meiner ungedruckten Schriften nicht vergessen, erwartete ich die Stunde, die den gedachten Freund im neuen Wagen herbeiführen und mich in eine neue Gegend, in neue Verhältnisse bringen sollte. Die Stunde verging, der Tag auch und da ich, um nicht zweymal Abschied zu nehmen und überhaupt um nicht durch Zulauf und Besuch überhäuft zu seyn, mich seit dem besagten Morgen als abwesend angegeben hatte; so mußte ich mich im Hause, ja in meinem Zimmer still halten und befand mich daher in einer sonderbaren Lage.

Weil aber die Einsamkeit und Enge jederzeit für mich etwas sehr Günstiges hatte, indem ich solche Stunden zu nutzen gedrängt war, so schrieb ich an meinem Egmont fort und brachte ihn beinahe zu Stande. Ich las ihn meinem Vater vor, der eine ganz eigne Neigung zu diesem Stück gewann, und nichts mehr wünschte, als es fertig und gedruckt zu sehen, weil er hoffte, daß der gute Ruf seines Sohnes dadurch sollte vermehrt werden. Eine solche Beruhigung und neue Zufriedenheit war ihm aber auch nöthig: denn er machte über das Außenbleiben des Wagens die bedenklichsten Glossen. Er hielt das Ganze abermals nur für eine

Erfindung, glaubte an keinen neuen Landauer, hielt den zurückgebliebenen Cavalier für ein Luftgespenst; welches er mir zwar nur indirect zu verstehen gab, dagegen aber sich und meine Mutter desto ausführlicher quälte, indem er das Ganze als einen lustigen Hofstreich ansah, den man in Gefolg meiner Unarten habe ausgehen lassen, um mich zu kränken und zu beschämen, wenn ich nunmehr statt jener gehofften Ehre schimpflich sitzen geblieben.

Ich selbst hielt zwar Anfangs am Glauben fest, freute mich über die eingezogenen Stunden, die mir weder von Freunden noch Fremden, noch sonst einer geselligen Zerstreuung verkümmert wurden, und schrieb, wenn auch nicht ohne innere Agitation, am Egmont rüstig fort. Und diese Gemüthsstimmung mochte wohl dem Stück selbst zu Gute kommen, das, von so viel Leidenschaften bewegt, nicht wohl von einem ganz Leidenschaftslosen hätte geschrieben werden können.

So vergingen acht Tage und ich weiß nicht, wie viel drüber, und diese völlige Einkerkerung fing an mir beschwerlich zu werden. Seit mehreren Jahren gewohnt unter freiem Himmel zu leben, gesellt zu Freunden, mit denen ich in dem aufrichtigsten, geschäftigsten Wechselverhältnisse stand, in der Nähe einer Geliebten, von der ich zwar mich zu trennen den Vorsatz gefaßt, die mich aber doch, so lange noch die Möglichkeit war mich ihr zu nähern, gemächlich zu sich forderte, — alles dieses fing

an mich dergestalt zu beunruhigen, daß die Anziehungskraft meiner Tragödie sich zu vermindern und die poetische Productionskraft durch Ungeduld aufgehoben zu werden drohte. Schon einige Abende war es mir nicht möglich gewesen zu Haus zu bleiben. In einen großen Mantel gehüllt schlich ich in der Stadt umher, an den Häusern meiner Freunde und Bekannten vorbei, und versäumte nicht auch an Lilli's Fenster zu treten. Sie wohnte im Erdgeschoß eines Eckhauses, die grünen Rouleaux waren niedergelassen; ich konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze standen. Bald hörte ich sie zum Claviere singen; es war das Lied: Ach wie ziehst du mich unwiderstehlich! das nicht ganz vor einem Jahr an sie gedichtet ward. Es mußte mir scheinen, daß sie es ausdrucksvoller sänge als jemals, ich konnte es deutlich Wort vor Wort verstehn; ich hatte das Ohr so nahe angedrückt wie nur das auswärts gebogene Gitter erlaubte. Nachdem sie es zu Ende gesungen, sah ich an dem Schatten, der auf die Rouleaux fiel, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und wieder, aber vergebens suchte ich den Umriß ihres lieblichen Wesens durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz mich wegzubegeben, ihr nicht durch meine Gegenwart beschwerlich zu seyn, ihr wirklich zu entsagen und die Vorstellung, was für ein seltsames Aufsehen mein Wiedererscheinen machen müßte, konnte mich entscheiden, die so liebe Nähe zu verlassen.

Noch einige Tage verſtrichen und die Hypotheſe meines Vaters gewann immer mehr Wahrſcheinlichkeit, da auch nicht einmal ein Brief von Karlsruhe kam, welcher die Urſachen der Verzögerung des Wagens angegeben hätte. Meine Dichtung gerieth in's Stocken und nun hatte mein Vater gutes Spiel bei der Unruhe von der ich innerlich zerarbeitet war. Er ſtellte mir vor: die Sache ſey nun einmal nicht zu ändern, mein Koffer ſey gepackt, er wolle mir Geld und Credit geben nach Italien zu gehn, ich müſſe mich aber gleich entſchließen aufzubrechen. In einer ſo wichtigen Sache zweifelnd und zaudernd, ging ich endlich darauf ein: daß wenn zu einer beſtimmten Stunde weder Wagen noch Nachricht eingelaufen ſey, ich abreiſen, und zwar zuerſt nach Heidelberg, von dannen aber nicht wieder durch die Schweiz, ſondern nunmehr durch Graubündten oder Tyrol über die Alpen gehen wolle.

Wunderbare Dinge müſſen freilich entſtehen, wenn eine planloſe Jugend, die ſich ſelbſt ſo leicht mißleitet, noch durch einen leidenſchaftlichen Irrthum des Alters auf einen falſchen Weg getrieben wird. Doch darum iſt es Jugend und Leben überhaupt, daß wir die Strategie gewöhnlich erſt einſehen lernen, wenn der Feldzug vorbei iſt. Im reinen Geſchäftsgang wär' ein ſolches Zufälliges leicht aufzuklären geweſen, aber wir verſchwören uns gar zu gern mit dem Irrthum gegen das Natürlichwahre, ſo wie wir die Karten miſchen

eh' wir sie herumgehen, damit ja dem Zufall sein Antheil an der That nicht verkümmert werde; und so entsteht gerade das Element, worin und worauf das Dämonische so gern wirkt und uns nur deste schlimmer mitspielt, je mehr wir Ahnung von seiner Nähe haben.

Der letzte Tag war verstrichen, den andern Morgen sollte ich abreisen und nun drängte es mich unendlich, meinen Freund Passavant, der eben aus der Schweiz zurückgekehrt war, noch einmal zu sehen, weil er wirklich Ursache gehabt hätte zu zürnen, wenn ich unser inniges Vertrauen durch völlige Geheimhaltung verletzt hätte. Ich beschied ihn daher durch einen Unbekannten Nachts an einen gewissen Platz, wo ich in meinen Mantel gewickelt eher eintraf als er, der auch nicht ausblieb und, wenn er schon verwundert über die Bestellung gewesen war, sich noch mehr über den verwunderte, den er am Platze fand. Die Freude war dem Erstaunen gleich, an Beredung und Berathung war nicht zu denken, er wünschte mir Glück zur italiänischen Reise, wir schieden, und den andern Tag sah ich mich schon bei guter Zeit an der Bergstraße.

Daß ich mich nach Heidelberg begab, dazu hatte ich mehrere Ursachen: eine verständige, denn ich hatte gehört, der Weimarische Freund würde von Karlsruhe über Heidelberg kommen; und sogleich gab ich, angelangt auf der Post, ein Billet ab, das man einem auf bezeichnete Weise durchreisenden Cavalier einhändigen sollte; die

zweyte Urſache war leidenſchaftlich und bezog ſich auf mein früheres Verhältniß zu Lilli. Demoiſelle Delf nämlich, welche die Vertraute unſerer Neigung, ja die Vermittlerin einer ernſtlichen Verbindung bei den Eltern geweſen war, wohnte daſelbſt, und ich ſchätzte mir es für das größte Glück, ehe ich Deutſchland verließ, noch einmal jene glücklichen Zeiten mit einer werthen geduldigen und nachſichtigen Freundin durchſchwätzen zu können.

Ich ward wohl empfangen und in manche Familie eingeführt, wie ich mir denn in dem Hauſe des Oberforſtmeiſters von W.... ſehr wohlgefiel. Die Eltern waren anſtändig behagliche Perſonen, die eine Tochter ähnelte Friederiken. Es war gerade die Zeit der Weinleſe, das Wetter ſchön und alle die elyſiſchen Gefühle lebten in dem ſchönen Rhein- und Neckar-Thale in mir wieder auf. Ich hatte dieſe Zeit an mir und andern wunderliches erlebt, aber es war noch alles im Werden, kein Reſultat des Lebens hatte ſich in mir hervorgethan, und das Unendliche, was ich gewahrt hatte, verwirrte mich vielmehr. Aber in Geſellſchaft war ich noch wie ſonſt, ja vielleicht gefälliger und unterhaltender. Hier unter dieſem freien Himmel, unter den frohen Menſchen ſuchte ich die alten Spiele wieder auf, die der Jugend immer neu und reizend bleiben. Eine frühere noch nicht erloſchene Liebe im Herzen, erregte ich Antheil ohne es zu wollen, auch wenn ich ſie verſchwieg, und ſo ward ich auch in dieſem Kreiſe bald einheimiſch, ja nothwen-

Es ist gut.

Bei Mondeschein im Paradeis
Fand Jehovah im Schlafe tief
Adam versunken, legte leis'
Zur Seit' ein Erchen, das auch entschlief.
Da lagen nun, in Erdeschranken,
Gottes zwey lieblichste Gedanken. —
Gut!!! rief er sich zum Meisterlohn,
Er ging sogar nicht gern davon.

Kein Wunder, daß es uns berückt,
Wenn Auge frisch in Auge blickt,
Als hätten wir's so weit gebracht
Bei dem zu seyn der uns gedacht.
Und ruft er uns, wohlan, es sey!
Nur, das beding' ich, alle zwey.
Dich halten dieser Arme Schranken,
Liebster von allen Gottes-Gedanken.

dig, und vergaß, daß ich nach ein paar verschwätzten Abenden meine Reise fortzusetzen den Plan hatte.

Demoiselle Delf war eine von den Personen, die ohne gerade intrigant zu seyn, immer ein Geschäft haben, andere beschäftigen und bald diese bald jene Zwecke durchführen wollen. Sie hatte eine tüchtige Freundschaft zu mir gefaßt und konnte mich um so eher verleiten, länger zu verweilen, da ich in ihrem Hause wohnte, wo sie meinem Dableiben allerlei Vergnügliches vorhalten und meiner Abreise allerlei Hindernisse in den Weg legen konnte. Wenn ich das Gespräch auf Lilli lenken wollte, war sie nicht so gefällig und theilnehmend wie ich gehofft hatte. Sie lobte vielmehr unsern beiderseitigen Vorsatz, uns unter den bewandten Umständen zu trennen, und behauptete, man müsse sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche aus dem Sinne schlagen, und sich nach einem neuen Lebensinteresse umsehn. Planvoll, wie sie war, hatte sie dieß nicht dem Zufall überlassen wollen, sondern sich schon zu meinem künftigen Unterkommen einen Entwurf gebildet, aus dem ich nun wohl sah, daß ihre letzte Einladung nach Heidelberg nicht so absichtlos gewesen, als es schien.

Kurfürst Karl Theodor nämlich, der für die Künste und Wissenschaften so viel gethan, residirte noch zu Mannheim, und gerade weil der Hof katholisch, das Land aber protestantisch war, so hatte die letztere Partey alle Ursache, sich durch rüstige und hoffnungsvolle Männer

Männer zu verstärken. Nun sollte ich in Gottes Namen nach Italien gehn und dort meine Einsichten in dem Kunstfach ausbilden, indessen wolle man für mich arbeiten, es werde sich bei meiner Rückkunft ausweisen, ob die aufkeimende Neigung der Fräulein von W.... gewachsen oder erloschen, und ob es räthlich sey durch die Verbindung mit einer angesehenen Familie mich und mein Glück in einem neuen Vaterlande zu begründen.

Dieses alles lehnte ich zwar nicht ab, allein mein planloses Wesen konnte sich mit der Planmäßigkeit meiner Freundin nicht ganz vereinigen; ich genoß das Wohlwollen des Augenblicks, Lilli's Bild schwebte mir wachend und träumend vor und mischte sich in alles andre, was mir hätte gefallen oder mich zerstreuen können. Nun rief ich mir aber den Ernst meines großen Reise-Unternehmens vor die Seele, und beschloß auf eine sanfte und artige Weise mich loszuldsen und in einigen Tagen meinen Weg weiter fortzusetzen.

Bis tief in die Nacht hinein hatte Demoiselle Delf mir ihre Plane und was man für mich zu thun Willens war, im Einzelnen dargestellt, und ich konnte nicht anders als dankbar solche Gesinnungen verehren, obgleich die Absicht eines gewissen Kreises, sich durch mich und meine mögliche Gunst bei Hofe zu verstärken, nicht ganz zu verkennen war. Wir trennten uns erst gegen eins. Ich hatte nicht lange aber tief geschlafen, als das Horn eines Postillons mich weckte, der reitend vor dem Hause

hielt. Bald darauf erſchien Demoiſelle Delf mit einem Licht und Brief in den Händen und trat vor mein Lager. Da haben wir's! rief ſie aus. Leſen Sie, ſagen Sie mir was es iſt. Gewiß kommt es von den Weimariſchen. Iſt es eine Einladung, ſo folgen Sie ihr nicht, und erinnern ſich an unſre Geſpräche. Ich bat ſie um das Licht und um eine Viertelſtunde Einſamkeit. Sie verließ mich ungern. Ohne den Brief zu eröffnen, ſah ich eine Weile vor mich hin. Die Staffette kam von Frankfurt, ich kannte Siegel und Hand; der Freund war alſo dort angekommen; er lud mich ein, und der Unglaube und Ungewißheit hatten uns übereilt. Warum ſollte man nicht in einem ruhigen bürgerlichen Zuſtande auf einen ſicher angekündigten Mann warten, deſſen Reiſe durch ſo manche Zufälle verſpätet werden konnte? Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Alle vorhergegangene Güte, Gnade, Zutrauen ſtellte ſich mir lebhaft wieder vor, ich ſchämte mich faſt meines wunderlichen Seitenſprungs. Nun eröffnete ich den Brief, und alles war ganz natürlich zugegangen. Mein ausgebliebener Geleitsmann hatte auf den neuen Wagen, der von Straßburg kommen ſollte, Tag für Tag, Stunde für Stunde, wie wir auf ihn geharrt; war alsdann Geſchäfts wegen über Mannheim nach Frankfurt gegangen, und hatte dort zu ſeinem Schreck mich nicht gefunden. Durch eine Staffette ſendete er gleich das eilige Blatt ab, worin er vorausſetzte, daß ich ſofort nach

aufgeklärtem Irrthum zurückkehren und ihm nicht die Beschämung bereiten welle, ohne mich in Weimar anzukommen.

So sehr sich auch mein Verstand und Gemüth gleich auf diese Seite neigte, so fehlte es doch meiner neuen Richtung auch nicht an einem bedeutenden Gegengewicht. Mein Vater hatte mir einen gar hübschen Reiseplan aufgesetzt und mir eine kleine Bibliothek mitgegeben, durch die ich mich vorbereiten und an Ort und Stelle leiten könnte. In müßigen Stunden hatte ich bisher keine andere Unterhaltung gehabt, sogar auf meiner letzten kleinen Reise im Wagen nichts anderes gedacht. Jene herrlichen Gegenstände, die ich von Jugend auf durch Erzählung und Nachbildung aller Art kennen gelernt, sammelten sich vor meiner Seele, und ich kannte nichts Erwünschteres, als mich ihnen zu nähern, indem ich mich entschieden von Lilli entfernte.

Ich hatte mich indeß angezogen und ging in der Stube auf und ab. Meine ernste Wirthin trat herein. Was soll ich hoffen? rief sie aus. Meine Beste, sagte ich, reden Sie mir nichts ein, ich bin entschlossen zurückzukehren; die Gründe habe ich selbst bei mir abgewogen, sie zu wiederholen würde nichts fruchten. Der Entschluß am Ende muß gefaßt werden, und wer soll ihn fassen als der, den er zuletzt angeht?

Ich war bewegt, sie auch, und es gab eine heftige Scene, die ich dadurch endigte, daß ich meinem Bur-

schen befahl Post zu bestellen. Vergebens bat ich meine Wirthin sich zu beruhigen und den scherzhaften Abschied, den ich gestern Abend bei der Gesellschaft genommen hatte, in einen wahren zu verwandeln; zu bedenken, daß es nur auf einen Besuch, auf eine Aufwartung für kurze Zeit angesehn sey; daß meine italiänische Reise nicht aufgehoben, meine Rückkehr hierher nicht abgeschnitten sey. Sie wollte von nichts wissen und beunruhigte den schon Bewegten noch immer mehr. Der Wagen stand vor der Thür; aufgepackt war; der Postillon ließ das gewöhnliche Zeichen der Ungeduld erschallen; ich riß mich los; sie wollte mich noch nicht fahren lassen, und brachte künstlich genug die Argumente der Gegenwart alle vor, so daß ich endlich leidenschaftlich und begeistert die Worte Egmonts ausrief:

„Kind, Kind! nicht weiter! wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt, die Zügel fest zu halten und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!“

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerey der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Bayerische Staatsbibliothek München

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Neun und vierzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Neunter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Inhalt.

Einzelnheiten, Maximen und Reflexionen.

Seite

Geiſtes-Epochen. 3
Urworte Orphiſch. 7
Bedenklichſtes. 15
Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenſchaft, Gewohnheit. 17
Wiederholte Spiegelungen. 19
Maximen und Reflexionen.
Erſte Abtheilung. 21
Zweyte Abtheilung. 41
Dritte Abtheilung. 61
Vierte Abtheilung. 89
Fünfte Abtheilung. 103
Epochen geſelliger Bildung. 132
Stellung der Deutſchen zum Auslande. 134
Ferneres über Weltliteratur. 137
Deutſche Philoſophie. 144
Indiſche Dichtungen. 145
Ueber epiſche und dramatiſche Dichtung. 149
Ueber das Lehrgedicht. 154
Verſchiedenes, bezüglich auf Literatur und Kunſt. . 157
Epochen deutſcher Literatur. 166
Wirkungen in Deutſchland. 163

Parsi Nameh.

Buch des Parsen.

Seite

Deutſches Theater. 171
Almanach für Theater und Theaterfreunde. 175
Gottlieb Hiller's Gedichte. 180
Johannes von Müller's Rede über Friedrich den Großen. 189
Bildende Kunſt. 206
Naturphiloſophie. 210

Einzelnheiten,

Maximen und Reflexionen.

Geiſtes-Epochen,

nach Hermann's neuſten Mittheilungen.

Die Urzeit der Welt, der Nationen, der einzelnen Menſchen iſt ſich gleich. Wüſte Leerheit umfängt erſt alles, der Geiſt jedoch brütet ſchon über Beweglichem und Gebilderem. Indeß die Autochthonen = Menge ſtaunend ängſtlich umherblickt, kümmerlich das unentbehrlichſte Bedürfniß zu befriedigen, ſchaut ein begünſtigter Geiſt in die großen Welterſcheinungen hinein, bemerkt was ſich ereignet und ſpricht das Vorhandene ahnungsvoll aus als wenn es entſtünde. So haben wir in der älteſten Zeit Betrachtung, Philoſophie, Benamſung und Poeſie der Natur alles in Einem.

Die Welt wird heiterer, jene düſtern Elemente klären ſich auf, entwirren ſich, der Menſch greift nach ihnen ſie auf andere Weiſe zu gewältigen. Eine friſche geſunde Sinnlichkeit blickt umher, freundlich ſieht ſi im Vergangenen und Gegenwärtigen nur ihres Gleichen. Dem alten Namen verleiht ſie neue Geſtalt, anthropomorphoſirt, perſonificirt das Lebloſe wie das Abgeſton-

bene und vertheilt ihren eigenen Charakter über alle Geschöpfe. So lebt und webt der Volksglaube, der sich von allem Abstrusen, was aus jener Urepoche übrig geblieben seyn mag, oft leichtsinnig befreit. Das Reich der Poesie blüht auf und nur der ist Poet der den Volksglauben besitzt oder sich ihn anzueignen weiß. Der Charakter dieser Epoche ist freie, tüchtige, ernste, edle Sinnlichkeit, durch Einbildungskraft erhöht.

Da jedoch der Mensch in Absicht der Veredlung sein selbst keine Gränzen kennt, auch die klare Region des Daseyns ihm nicht in allen Umständen zusagt, so strebt er in's Geheimniß zurück, sucht höhere Ableitung dessen was ihm erscheint. Und, wie die Poesie Dryaden und Hamadryaden schafft, über denen höhere Götter ihr Wesen treiben, so erzeugt die Theologie Dämonen, die sie so lange einander unterordnet, bis sie zuletzt sämmtlich von Einem Gotte abhängig gedacht werden. Diese Epoche dürfen wir die heilige nennen, sie gehört im höchsten Sinne der Vernunft an, kann sich aber nicht lange rein erhalten und muß, weil sie denn doch zu ihrem Behuf den Volksglauben aufstutzt, ohne Poesie zu seyn, weil sie das Wunderbarste ausspricht und ihm objective Gültigkeit zuschreibt, endlich dem Verstand verdächtig werden. Dieser, in seiner größten Energie und Reinheit, verehrt die Uranfänge, erfreut sich am poetischen Volksglauben, und schätzt das edle Menschenbedürfniß ein Oberstes anzuerkennen. Allein

der Verſtändige ſtrebt alles Denkbare ſeiner Klarheit anzueignen und ſelbſt die geheimnißvollſten Erſcheinungen faßlich aufzulöſen. Volks- und Prieſter-Glaube wird daher keineswegs verworfen, aber hinter demſelben ein Begreifliches, Löbliches, Nützliches angenommen, die Bedeutung geſucht, das Beſondere in's Allgemeine verwandelt, und aus allem Nationalen, Provinzialen, ja Individuellen etwas der Menſchheit überhaupt Zuſtändiges herausgeleitet. Dieſer Epoche kann man ein edles, reines, kluges Beſtreben nicht abſprechen, ſie genügt aber mehr dem einzelnen, wohlbegabten Menſchen als ganzen Völkern.

Denn wie ſich dieſe Sinnesart verbreitet, folgt ſogleich die letzte Epoche, welche wir die proſaiſche nennen dürfen, da ſie nicht etwa den Gehalt der frühern humaniſiren, dem reinen Menſchenverſtand und Hausgebrauch aneignen möchte, ſondern das Aelteſte in die Geſtalt des gemeinen Tags zieht, und, auf dieſe Weiſe, Urgefühle, Volks- und Prieſter-Glauben ja den Glauben des Verſtandes, der hinter dem Seltſamen noch einen löblichen Zuſammenhang vermuthet, völlig zerſtört.

Dieſe Epoche kann nicht lange dauern. Das Menſchenbedürfniß, durch Weltſchickſale aufgeregt, überſpringt rückwärts die verſtändige Leitung, vermiſcht Prieſter-, Volks- und Urglauben, klammert ſich bald da bald dort an Ueberlieferungen, verſenkt ſich in Geheimniſſe,

ſetzt Mährchen an die Stelle der Poeſie und erhebt ſie zu Glaubensartikeln. Anſtatt verſtändig zu belehren und ruhig einzuwirken ſtreut man willkürlich Samen und Unkraut zugleich nach allen Seiten; kein Mittelpunkt auf den hingeſchaut werde iſt mehr gegeben, jeder Einzelne tritt als Lehrer und Führer hervor und gibt ſeine vollkommene Thorheit für ein vollendetes Ganzes.

Und ſo wird denn auch der Werth eines jeden Geheimniſſes zerſtört, der Volksglaube ſelbſt entweiht; Eigenſchaften, die ſich vorher naturgemäß aus einander entwickelten, arbeiten wie ſtreitende Elemente gegen einander und ſo iſt das Tohu wa Bohu wieder da, aber nicht das erſte, befruchtete, gebärende, ſondern ein abſterbendes, in Verweſung übergehendes, aus dem der Geiſt Gottes kaum ſelbſt eine ihm würdige Welt abermals erſchaffen könnte.

Uranfänge

tiefſinnig beſchaut, ſchicklich benamſ't.

Poeſie	Volksglaube	Tüchtig	Einbildungskraft
Theologie	Ideelle Erhebung	Heilig	Vernunft
Philoſophie	Aufklärendes Herabziehen	Klug	Verſtand
Proſa	Auflöſung in's Alltägliche	Gemein	Sinnlichkeit

Vermiſchung, Widerſtreben, Auflöſung.

Urworte Orphiſch.

Nachſtehende fünf Stanzen ſind ſchon im zweyten Heft der Morphologie abgedruckt, allein ſie verdienen wohl einem größern Publicum bekannt zu werden; auch haben Freunde gewünſcht, daß zum Verſtändniß derſelben einiges geſchähe, damit dasjenige, was ſich hier faſt nur ahnen läßt, auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntniß übergeben ſey.

Was nun von älteren und neueren Orphiſchen Lehren überliefert worden, hat man hier zuſammenzudrängen, poetiſch compendios, lakoniſch vorzutragen geſucht. Dieſe wenigen Strophen enthalten viel Bedeutendes in einer Folge, die, wenn man ſie erſt kennt, dem Geiſte die wichtigſten Betrachtungen erleichtert.

Δαίμων, Dämon.

Wie an dem Tag der Dich der Welt verliehen
Die Sonne ſtand zum Gruße der Planeten,
Biſt alſobald und fort und fort gediehen
Nach dem Geſetz wonach Du angetreten.

So mußt Du ſeyn, Dir kannſt Du nicht entfliehen,
So ſagten ſchon Sibyllen, ſo Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerſtückelt
Geprägte Form die lebend ſich entwickelt.

Der Bezug der Ueberſchrift auf die Strophe ſelbſt bedarf einer Erläuterung. Der Dämon bedeutet hier die nothwendige, bei der Geburt unmittelbar ausgeſprochene, begränzte Individualität der Perſon, das Charakteriſtiſche wodurch ſich der Einzelne von jedem andern, bei noch ſo großer Aehnlichkeit unterſcheidet. Dieſe Beſtimmung ſchrieb man dem einwirkenden Geſtirn zu und es ließen ſich die unendlich mannichfaltigen Bewegungen und Beziehungen der Himmelskörper, unter ſich ſelbſt und zu der Erde, gar ſchicklich mit den mannichfaltigen Abwechſelungen der Geburten in Bezug ſtellen. Hiervon ſollte nun auch das künftige Schickſal des Menſchen ausgehen, und man möchte, jenes erſte zugebend, gar wohl geſtehen, daß angeborne Kraft und Eigenheit, mehr als alles Uebrige, des Menſchen Schickſal beſtimme.

Deßhalb ſpricht dieſe Strophe die Unveränderlichkeit des Individuums mit wiederholter Betheuerung aus. Das noch ſo entſchieden Einzelne kann, als ein Endliches, gar wohl zerſtört, aber, ſo lange ſein Kern zuſammenhält, nicht zerſplittert, noch zerſtückelt werden, ſogar durch Generationen hindurch.

Dieſes feſte, zähe, dieſes nur aus ſich ſelbſt zu entwickelnde Weſen kommt freilich in mancherlei Beziehungen, wodurch ſein erſter und urſprünglicher Charakter in ſeinen Wirkungen gehemmt, in ſeinen Neigungen gehindert wird, und was hier nun eintritt, nennt unſere Philoſophie

---

Τύχη, das Zufällige.

Die ſtrenge Gränze doch umgeht gefällig
Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
Nicht einſam bleibſt Du, bildeſt dich geſellig,
Und handelſt wohl ſo wie ein andrer handelt.
Im Leben iſt's bald hin- bald wiederfällig,
Es iſt ein Tand und wird ſo durchgetandelt.
Schon hat ſich ſtill der Jahre Kreis gerundet,
Die Lampe harrt der Flamme die entzündet.

Zufällig iſt es jedoch nicht daß einer aus dieſer oder jener Nation, Stamm oder Familie ſein Herkommen ableite; denn die auf der Erde verbreiteten Nationen ſind, ſo wie ihre mannichfaltigen Verzweigungen, als Individuen anzuſehen und die Tyche kann nur bei Vermiſchung und Durchkreuzung eingreifen. Wir ſehen das wichtige Beiſpiel von hartnäckiger Perſönlichkeit ſolcher Stämme an der Judenſchaft; europäiſche Nationen, in andere Welttheile verſetzt, legen ihren Charakter nicht ab, und nach mehreren hundert Jahren wird in Nordamerica der Engländer, der Franzoſe, der Deutſche gar

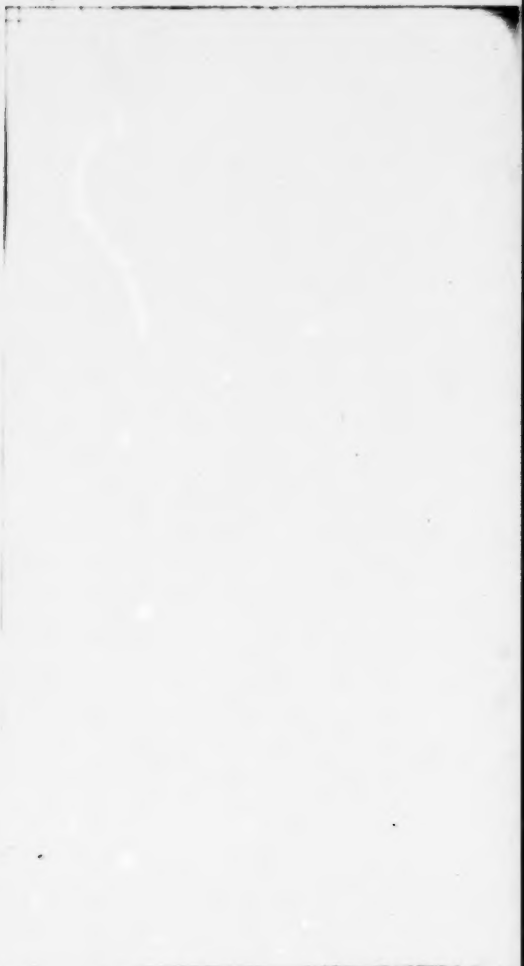

wohl zu erkennen seyn; zugleich aber auch werden sich bei Durchkreuzungen die Wirkungen der Tyche bemerklich machen, wie der Mestize an einer klärern Hautfarbe zu erkennen ist. Bei der Erziehung, wenn sie nicht öffentlich und nationell ist, behauptet Tyche ihre wandelbaren Rechte. Säugamme und Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher, so wie alle die ersten Umgebungen, an Gespielen, ländlicher oder städtischer Localität, alles bedingt die Eigenthümlichkeit, durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen; der Dämon freilich hält sich durch alles durch, und dieses ist denn die eigentliche Natur, der alte Adam und wie man es nennen mag, der, so oft auch ausgetrieben, immer wieder unbezwinglicher zurückkehrt.

In diesem Sinne einer nothwendig aufgestellten Individualität hat man einem jeden Menschen seinen Dämon zugeschrieben, der ihm gelegentlich in's Ohr raunt was denn eigentlich zu thun sey, und so wählte Sokrates den Giftbecher, weil ihm ziemte zu sterben.

Allein Tyche läßt nicht nach und wirkt besonders auf die Jugend immerfort, die sich, mit ihren Neigungen, Spielen, Geselligkeiten und flüchtigem Wesen bald da = bald dorthin wirft und nirgends Halt noch Befriedigung findet. Da entsteht denn mit dem wachsenden Tage eine ernstere Unruhe, eine gründlichere Sehnsucht; die Ankunft eines neuen Göttlichen wird erwartet.

Ἔρως, Liebe.

Die bleibt nicht aus! — Er ſtürzt vom Himmel nieder,
Wohin er ſich aus alter Oede ſchwang,
Er ſchwebt heran auf luſtigem Gefieder
Um Stirn und Bruſt den Frühlingstag entlang,
Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
Da wird ein Wohl im Weh, ſo ſüß und bang.
Gar manches Herz verſchwebt im Allgemeinen,
Doch widmet ſich das Edelſte dem Einen.

Hierunter iſt alles begriffen was man, von der leiſeſten Neigung bis zur leidenſchaftlichſten Raſerey, nur denken möchte; hier verbinden ſich der individuelle Dämon und die verführende Tyche mit einander; der Menſch ſcheint nur ſich zu gehorchen, ſein eigenes Wollen walten zu laſſen, ſeinem Triebe zu fröhnen, und doch ſind es Zufälligkeiten die ſich unterſchieben, Fremdartiges was ihn von ſeinem Wege ablenkt; er glaubt zu erhaſchen und wird gefangen; er glaubt gewonnen zu haben und iſt ſchon verloren. Auch hier treibt Tyche wieder ihr Spiel, ſie lockt den Verirrten zu neuen Labyrinthen, hier iſt keine Gränze des Irrens: denn der Weg iſt ein Irrthum. Nun kommen wir in Gefahr uns in der Betrachtung zu verlieren, daß das was auf das Beſonderſte angelegt ſchien in's Allgemeine verſchwebt und zerfließt. Daher will das raſche Eintreten der zwey letzten Zeilen uns einen entſcheidenden Wink geben, wie man allein dieſem Irrſal entkommen und davor lebenslängliche Sicherheit gewinnen möge.

Denn nun zeigt ſich erſt weſſen der Dämon fähig ſey; er, der ſelbſtſtändige, ſelbſtſüchtige, der mit unbedingtem Wollen in die Welt griff und nur mit Verdruß empfand wenn Tyche, da oder dort, in den Weg trat, er fühlt nun daß er nicht allein durch Natur beſtimmt und geſtempelt ſey; jetzt wird er in ſeinem Innern gewahr daß er ſich ſelbſt beſtimmen könne, daß er den durch's Geſchick ihm zugeführten Gegenſtand nicht nur gewaltſam ergreifen, ſondern auch ſich aneignen und, was noch mehr iſt, ein zweytes Weſen, eben wie ſich ſelbſt, mit ewiger unzerſtörlicher Neigung umfaſſen könne.

Kaum war dieſer Schritt gethan, ſo iſt durch freien Entſchluß die Freiheit aufgegeben; zwey Seelen ſollen ſich in Einen Leib, zwey Leiber in Eine Seele ſchicken und indem eine ſolche Uebereinkunft ſich einleitet, ſo tritt, zu wechſelſeitiger liebevoller Nöthigung, noch eine dritte hinzu; Eltern und Kinder müſſen ſich abermals zu einem Ganzen bilden; groß iſt die gemeinſame Zufriedenheit, aber größer das Bedürfniß. Der aus ſo viel Gliedern beſtehende Körper krankt, gemäß dem irdiſchen Geſchick, an irgend einem Theile, und, anſtatt daß er ſich im Ganzen freuen ſollte, leidet er am Einzelnen und deſſen ungeachtet wird ein ſolches Verhältniß ſo wünſchenswerth als nothwendig gefunden. Der Vortheil zieht einen jeden an, und man läßt ſich gefallen die Nachtheile zu übernehmen. Familie reiht ſich an

Familie, Stamm an Stamm; eine Völkerſchaft hat ſich zuſammengefunden und wird gewahr daß auch dem Ganzen fromme was der Einzelne beſchloß; ſie macht den Beſchluß unwiderruflich durch's Geſetz; alles was liebevolle Neigung freiwillig gewährte wird nun Pflicht, welche tauſend Pflichten entwickelt, und damit alles ja für Zeit und Ewigkeit abgeſchloſſen ſey, läßt weder Staat, noch Kirche, noch Herkommen es an Ceremonien fehlen. Alle Theile ſehen ſich durch die bündigſten Contracte, durch die möglichſten Oeffentlichkeiten vor, daß ja das Ganze in keinem kleinſten Theil durch Wankelmuth und Willkür befördert werde.

Ἀνάγκη, Nothigung.

Da iſt's denn wieder wie die Sterne wollten:
Bedingung und Geſetz und aller Wille
Iſt nur ein Wollen, weil wir eben ſollten,
Und vor dem Willen ſchweigt die Willkür ſtille;
Das Liebſte wird vom Herzen weggeſcholten,
Dem harten Muß bequemt ſich Will' und Grille.
So ſind wir ſcheinfrei denn, nach manchen Jahren
Nur enger dran als wir am Anfang waren.

Keiner Anmerkungen bedarf wohl dieſe Strophe weiter; niemand iſt dem nicht Erfahrung genugſame Noten zu einem ſolchen Text darreichte, niemand der ſich nicht peinlich gezwängt fühlte wenn er nur erinnerungsweiſe ſich ſolche Zuſtände hervorruft, gar mancher

der verzweifeln möchte wenn ihn die Gegenwart alſo gefangen hält. Wie froh eilen wir daher zu den letzten Zeilen, zu denen jedes feine Gemüth ſich gern den Commentar ſittlich und religios zu bilden übernehmen wird.

Ἐλπίς, Hoffnung.

Doch ſolcher Gränze, ſolcher ehrnen Mauer
Höchſt widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,
Sie ſtehe nur mit alter Felſendauer!
Ein Weſen regt ſich leicht und ungezügelt,
Aus Wolkendecke, Nebel, Regenſchauer
Erhebt ſie uns, mit ihr, durch ſie beflügelt,
Ihr kennt ſie wohl, ſie ſchwärmt nach allen Zonen;
Ein Flügelſchlag! und hinter uns Aeonen.

Bedenklichſtes.

Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels, bemerken wir auf einmal daß wir in einem Irrthum befangen ſind, daß wir uns für Perſonen, für Gegenſtände einnehmen ließen, ein Verhältniß zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge ſogleich verſchwindet; und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns feſt die uns unbegreiflich ſcheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtſeyn und begreifen daß ein Irrthum ſo gut als ein Wahres zur Thätigkeit bewegen und antreiben kann. Weil nun die That überall entſcheidend iſt, ſo kann aus einem thätigen Irrthum etwas Treffliches entſtehen, weil die Wirkung jedes Gethanen in's Unendliche reicht. So iſt das Hervorbringen freilich immer das Beſte, aber auch das Zerſtören iſt nicht ohne glückliche Folge.

Der wunderbarſte Irrthum aber iſt derjenige, der ſich auf uns ſelbſt und unſere Kräfte bezieht, daß wir uns einem würdigen Geſchäft, einem ehrſamen Unternehmen widmen dem wir nicht gewachſen ſind, daß wir

nach einem Ziel ſtreben das wir nie erreichen können. Die daraus entſpringende Tantaliſch-Syſiphiſche Qual empfindet jeder nur um deſto bitterer je redlicher er es meinte. Und doch ſehr oft wenn wir uns von dem Beabſichtigten für ewig getrennt ſehen, haben wir ſchon auf unſerm Wege irgend ein anderes Wünſchenswerthes gefunden, etwas uns Gemäßes, mit dem uns zu begnügen wir eigentlich geboren ſind.

Verhältniß, Neigung, Liebe, Leidenſchaft, Gewohnheit.

Die Liebe, deren Gewalt die Jugend empfindet, ziemt nicht dem Alter; ſo wie alles was Productivität vorausſetzt. Daß dieſe ſich mit den Jahren erhält, iſt ein ſeltener Fall.

Alle Ganz- und Halbpoeten machen uns mit der Liebe dergeſtalt bekannt, daß ſie müßte trivial geworden ſeyn, wenn ſie ſich nicht naturgemäß in voller Kraft und Glanz immer wieder erneute.

Der Menſch, abgeſehen von der Herrſchaft in welcher die Paſſion ihn feſſelt, iſt noch von manchen nothwendigen Verhältniſſen gebunden. Wer dieſe nicht kennt oder in Liebe umwandeln will, der muß unglücklich werden.

Alle Liebe bezieht ſich auf Gegenwart; was mir in der Gegenwart angenehm iſt, ſich abweſend mir immer darſtellt, den Wunſch des erneuerten Gegenwärtigſeyns immerfort erregt, bei Erfüllung dieſes Wunſches von einem lebhaften Entzücken, bei Fortſetzung dieſes Glücks von einer immer gleichen Anmuth begleitet wird, das eigentlich lieben wir, und hieraus folgt,

daß wir alles lieben können was zu unſerer Gegenwart gelangen kann; ja, um das Letzte auszuſprechen: die Liebe des Göttlichen ſtrebt immer darnach ſich das Höchſte zu vergegenwärtigen.

Ganz nahe daran ſteht die Neigung, aus der nicht ſelten Liebe ſich entwickelt. Sie bezieht ſich auf ein reines Verhältniß, das in allem der Liebe gleicht, nur nicht in der nothwendigen Forderung einer fortgeſetzten Gegenwart.

Dieſe Neigung kann nach vielen Seiten gerichtet ſeyn, ſich auf manche Perſonen und Gegenſtände beziehen, und ſie iſt es eigentlich, die den Menſchen, wenn er ſie ſich zu erhalten weiß, in einer ſchönen Folge glücklich macht. Es iſt einer eigenen Betrachtung werth, daß die Gewohnheit ſich vollkommen an die Stelle der Liebesleidenſchaft ſetzen kann; ſie fordert nicht ſowohl eine anmuthige als bequeme Gegenwart, alsdann aber iſt ſie unüberwindlich. Es gehört viel dazu, ein gewohntes Verhältniß aufzuheben, es beſteht gegen alles Widerwärtige; Mißvergnügen, Unwillen, Zorn vermögen nichts gegen daſſelbe, ja ſie überdauert die Verachtung, den Haß. Ich weiß nicht, ob es einem Romanſchreiber geglückt iſt, dergleichen vollkommen darzuſtellen, auch müßte er es nur beiläufig, epiſodiſch unternehmen; denn er würde immer bei einer genauen Entwickelung, mit manchen Unwahrſcheinlichkeiten zu kämpfen haben.

Wiederholte Spiegelungen.

Um über die Nachrichten von Sesenheim meine Gedanken kürzlich auszusprechen, muß ich mich eines allgemein physischen, im Besondern aber aus der Entoptik hergenommenen Symbols bedienen; es wird hier von wiederholten Spiegelungen die Rede seyn.

1) Ein jugendlich seliges Wahnleben spiegelt sich unbewußt eindrücklich in dem Jüngling ab.

2) Das lange Zeit fortgehegte, auch wohl erneuerte Bild wogt immer lieblich und freundlich hin und her, viele Jahre im Innern.

3) Das liebevoll früh Gewonnene, lang Erhaltene wird endlich in lebhafter Erinnerung nach außen ausgesprochen und abermals abgespiegelt.

4) Dieses Nachbild strahlt nach allen Seiten in die Welt aus, und ein schönes edles Gemüth mag an dieser Erscheinung, als wäre sie Wirklichkeit, sich entzücken, und empfängt davon einen tiefen Eindruck.

5) Hieraus entfaltet sich ein Trieb, alles was von Vergangenheit noch herauszuzaubern wäre zu verwirklichen.

Vermächtniß altperſiſches Glaubens.

Welch Vermächtniß, Brüder, ſollt' euch kommen
Von dem Scheidenden, dem armen Frommen,
Den ihr Jüngeren geduldig nährtet,
Seine letzten Tage pflegend ehrtet?

Wenn wir oft geſehn den König reiten,
Gold an ihm und Gold an allen Seiten,
Edelſtein' auf ihn und ſeine Großen
Ausgeſä't wie dichte Hagelſchloßen,

Habt ihr jemals ihn darum beneidet?
Und nicht herrlicher den Blick geweidet,
Wenn die Sonne ſich auf Morgenflügeln
Darnawends unzähligen Gipfelhügeln

Bogenhaft hervorhob? Wer enthielte
Sich des Blicks dahin? Ich fühlte, fühlte
Tauſendmal, in ſo viel Lebenstagen,
Mich mit ihr, der kommenden, getragen

Gott auf ſeinem Throne zu erkennen,
Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
Jenes hohen Anblicks werth zu handeln
Und in ſeinem Lichte fortzuwandeln.

6) Die Sehnſucht wächſt und um ſie zu befriedigen, wird es unumgänglich nöthig an Ort und Stelle zu gelangen um ſich die Oertlichkeit wenigſtens anzueignen.

7) Hier trifft ſich der glückliche Fall, daß an der gefeierten Stelle ein theilnehmender unterrichteter Mann gefunden wird, in welchem das Bild ſich gleichfalls eingedrückt hat.

8) Hier entſteht nun, in der gewiſſermaßen verödeten Localität, die Möglichkeit ein Wahrhaftes wiederherzuſtellen; aus Trümmern von Daſeyn und Ueberlieferung ſich eine zweyte Gegenwart zu verſchaffen und Friederiken von ehemals in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit zu lieben.

9) So kann ſie nun, ungeachtet alles irdiſchen Dazwiſchentretens, ſich auch wieder in der Seele des alten Liebhabers nochmals abſpiegeln und demſelben eine holde, werthe, belebende Gegenwart lieblich erneuen.

Bedenkt man nun, daß wiederholte ſittliche Spiegelungen das Vergangene nicht allein lebendig erhalten, ſondern ſogar zu einem höheren Leben empor ſteigern, ſo wird man der entoptiſchen Erſcheinungen gedenken, welche gleichfalls von Spiegel zu Spiegel nicht etwa verbleichen, ſondern ſich erſt recht entzünden, und man wird ein Symbol gewinnen, deſſen was in der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften, der Kirche, auch wohl der politiſchen Welt, ſich mehrmals wiederholt hat und noch täglich wiederholt.

Maximen und Reflexionen.

In fünf Abtheilungen.

Erſte Abtheilung.

Alles Geſcheidte iſt ſchon gedacht worden, man muß nur verſuchen es noch einmal zu denken.

Wie kann man ſich ſelbſt kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Verſuche deine Pflicht zu thun und du weißt gleich was an dir iſt.

Was aber iſt deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Die vernünftige Welt iſt als ein großes unſterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltſam das Nothwendige bewirkt und dadurch ſich ſogar über das Zufällige zum Herrn macht.

Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menſchen ſehe, der eigentlich auf ſeiner höchſten Stelle da iſt um der Natur zu gebieten, um ſich und die Seinigen von der gewaltthätigen Nothwendigkeit zu befreien; wenn ich ſehe, wie er aus irgend einem vorgefaßten falſchen Begriff gerade das Gegentheil thut von dem was er will, und ſich alsdann, weil die Anlage im Ganzen verdorben iſt, im Einzelnen kümmerlich herum pfuſchet.

Tüchtiger thätiger Mann verdiene dir und erwarte:
von den Großen — Gnade,
von den Mächtigen — Gunſt,
von Thätigen und Guten — Förderung,
von der Menge — Neigung,
von dem Einzelnen — Liebe.

Sage mir mit wem du umgehſt, ſo ſage ich dir wer du biſt; weiß ich womit du dich beſchäftigſt, ſo weiß ich was aus dir werden kann.

Jeder Menſch muß nach ſeiner Weiſe denken, denn er findet auf ſeinem Wege immer ein Wahres, oder eine Art von Wahrem die ihm durch's Leben hilft; nur darf er ſich nicht gehen laſſen; er muß ſich controliren; der bloße nackte Inſtinct geziemt nicht dem Menſchen.

Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art ſie ſey, macht zuletzt bankerott.

In den Werken des Menſchen, wie in denen der Natur, ſind eigentlich die Abſichten vorzüglich der Aufmerkſamkeit werth.

Die Menſchen werden an ſich und andern irre, weil ſie die Mittel als Zweck behandeln, da denn vor lauter Thätigkeit gar nichts geſchieht oder vielleicht gar das Widerwärtige.

Was wir ausdenken, was wir vornehmen, ſollte ſchon vollkommen ſo rein und ſchön ſeyn, daß die Welt nur daran zu verderben hätte; wir blieben dadurch in dem Vortheil, das Verſchobene zurecht zu rücken, das Zerſtörte wieder herzuſtellen.

Ganze, Halb- und Viertels-Irrthümer ſind gar ſchwer und mühſam zurecht zu legen, zu ſichten und das Wahre daran dahin zu ſtellen wohin es gehört.

Es iſt nicht immer nöthig, daß das Wahre ſich verkörpere; ſchon genug wenn es geiſtig umher ſchwebt und Uebereinſtimmung bewirkt; wenn es wie Glockentön ernſt-freundlich durch die Lüfte wogt.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel ſind immer auf dem Wege entſetzliches Unglück anzurichten.

„Blaſen iſt nicht flöten, ihr müßt die Finger bewegen.“

Die Botaniker haben eine Pflanzenabtheilung die ſie Incompletae nennen; man kann eben auch ſagen, daß es incomplete, unvollſtändige Menſchen gibt. Es ſind diejenigen deren Sehnſucht und Streben mit ihrem Thun und Leiſten nicht proportionirt iſt.

Der geringſte Menſch kann complet ſeyn, wenn er ſich innerhalb der Gränzen ſeiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber ſelbſt ſchöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht. Dieſes Unheil wird ſich in der neuern Zeit noch öfter hervorthun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus geſteigerten Gegenwart und zwar in ſchnellſter Bewegung genugthun können?

Nur klugthätige Menſchen, die ihre Kräfte kennen und ſie mit Maß und Beſcheidigkeit benutzen, werden es im Weltweſen weit bringen.

Ein großer Fehler: daß man ſich mehr dünkt als man iſt und ſich weniger ſchätzt als man werth iſt.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Jüngling an dem ich nichts verändert noch gebeſſert wünſchte; nur macht mir bange, daß ich manchen vollkommen geeignet ſehe, im Zeitſtrom mit fortzuſchwimmen; und hier iſt's wo ich immerfort aufmerkſam machen möchte: daß dem Menſchen in ſeinem zerbrechlichen Kahn eben deßhalb das Ruder in die Hand gegeben iſt, damit er nicht der Willkür der Wellen, ſondern dem Willen ſeiner Einſicht Folge leiſte.

Wie ſoll nun aber ein junger Mann für ſich ſelbſt dahin gelangen, dasjenige für tadelnswerth und ſchädlich anzuſehen was jederman treibt, billigt und fördert? warum ſoll er ſich nicht und ſein Naturell auch dahin gehen laſſen?

Für das größte Unheil unſerer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächſten Augenblick den vorhergehenden verſpeiſ't, den Tag im Tage verthut, und ſo immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor ſich zu bringen. Haben wir doch ſchon Blätter für ſämmtliche Tageszeiten! ein guter Kopf könnte wohl noch eins und das andere intercaliren. Dadurch wird alles was ein jeder thut, treibt,

dichtet, ja was er vorhat, in's Oeffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der übrigen, und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich und zuletzt von Welttheil zu Welttheil, alles velociferisch.

So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dieß auch im Sittlichen möglich; die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergeldes, das Anschwellen der Schulden um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem, ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhältnißmäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen.

Aber in einem jeden Kreise bedroht ihn der Tagesgeist, w[illegible] nichts ist nöthiger, als früh genug ihm die Nicht[illegible]erklich zu machen, wohin sein Wille zu steuern hat.

Die Bedeutsamkeit der unschuldigsten Reden und Handlungen wächst mit den Jahren, und wen ich länger um mich sehe, den suche ich immerfort aufmerksam zu machen, welch ein Unterschied stattfinde zwischen Aufrichtigkeit, Vertrauen und Indiscretion, ja daß eigent-

lich kein Unterſchied ſey, vielmehr nur ein leiſer Uebergang vom Unverfänglichſten zum Schädlichſten, welcher bemerkt oder vielmehr empfunden werden müſſe.

Hierauf haben wir unſern Tact zu üben, ſonſt laufen wir Gefahr auf dem Wege, worauf wir uns die Gunſt der Menſchen erwarben, ſie ganz unverſehens wieder zu verſcherzen. Das begreift man wohl im Laufe des Lebens von ſelbſt, aber erſt nach bezahltem theurem Lehrgelde, das man leider ſeinen Nachkommenden nicht erſparen kann.

Das Verhältniß der Künſte und Wiſſenſchaften zum Leben iſt, nach Verhältniß der Stufen worauf ſie ſtehen, nach Beſchaffenheit der Zeiten und tauſend andern Zufälligkeiten, ſehr verſchieden; deßwegen auch niemand darüber im Ganzen leicht klug werden kann.

Poeſie wirkt am meiſten im Anfang der Zuſtände, ſie ſeyen nun ganz roh, halbcultivirt, oder bei Abänderung einer Cultur, bei'm Gewahrwerden einer fremden Cultur; ſo daß man alſo ſagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus ſtatt.

Muſik im beſten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr je älter ſie iſt, je gewohnter man ſie iſt, deſto mehr wirkt ſie.

Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles was sie ausdrückt.

Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat sie die größte Wirkung auf's Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane sollte durchaus heiter seyn.

Eine Musik die den heiligen und profanen Charakter vermischt ist gottlos, und eine halbschürige, welche schwache, jammervolle, erbärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, ist abgeschmackt. Denn sie ist nicht ernst genug, um heilig zu seyn, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Entgegengesetzten: die Heiterkeit.

Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Punkten beweis't sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschwächung wird fade, und will die Musik

ſich an Lehrgedichte oder beſchreibende und dergleichen wenden, ſo wird ſie kalt.

Plaſtik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchſten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn Einer Urſache imponiren, aber alle mittleren Kunſtwerke dieſer Art machen mehr irre als daß ſie erfreuen. Die Bildhauerkunſt muß ſich daher noch ein ſtoffartiges Intereſſe ſuchen, und das findet ſie in den Bildniſſen bedeutender Menſchen. Aber auch hier muß ſie ſchon einen hohen Grad erreichen, wenn ſie zugleich wahr und würdig ſeyn will.

Die Mahlerey iſt die läßlichſte und bequemſte von allen Künſten. Die läßlichſte, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenſtandes willen, auch da wo ſie nur Handwerk oder kaum eine Kunſt iſt, vieles zu Gute hält und ſich an ihr erfreut; theils weil eine techniſche obgleich geiſtloſe Ausführung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung ſetzt, ſo daß ſie ſich alſo nur einigermaßen zur Kunſt zu ſteigern braucht, um in einem höheren Grade willkommen zu ſeyn. Wahrheit in Farben, Oberflächen, in Beziehungen der ſichtbaren Gegenſtände auf einander, iſt ſchon angenehm; und da das Auge ohnehin gewohnt iſt alles zu ſehen, ſo iſt ihm eine Mißgeſtalt, und alſo auch ein Mißbild nicht ſo zuwider als dem Ohr ein Mißton. Man läßt die ſchlech-

Aber ſtieg der Feuerkreis vollendet,
Stand ich als in Finſterniß geblendet,
Schlug den Buſen, die erfriſchten Glieder
Warf ich, Stirn voran, zur Erde nieder.

Und nun ſey ein heiliges Vermächtniß
Brüderlichem Wollen und Gedächtniß:
Schwerer Dienſte tägliche Bewahrung,
Sonſt bedarf es keiner Offenbarung.

Regt ein Neugeborner fromme Hände,
Daß man ihn ſogleich zur Sonne wende,
Tauche Leib und Geiſt im Feuerbade!
Fühlen wird es jedes Morgens Gnade.

Dem Lebend'gen übergebt die Todten,
Selbſt die Thiere deckt mit Schutt und Boden,
Und, ſo weit ſich eure Kraft erſtrecket,
Was euch unrein dünkt, es ſey bedecket.

Grabet euer Feld in's zierlich Reine,
Daß die Sonne gern den Fleiß beſcheine;
Wenn ihr Bäume pflanzt, ſo ſey's in Reihen,
Denn ſie läßt Geordnetes gedeihen.

Auch dem Waſſer darf es in Canälen
Nie am Laufe, nie an Reine fehlen;
Wie euch Sendrud aus Bergrevieren
Rein entſpringt, ſoll er ſich rein verlieren.

teste Abbildung gelten, weil man noch schlechtere Gegenstände zu sehen gewohnt ist. Der Mahler darf also nur einigermaßen Künstler seyn, so findet er schon ein größeres Publicum als der Musiker, der auf gleichem Grade stünde; wenigstens kann der geringere Mahler immer für sich operiren, anstatt daß der mindere Musiker sich mit andern sociiren muß, um durch gesellige Leistung einigen Effect zu thun.

Die Frage: ob man bei Betrachtung von Kunstleistungen vergleichen solle oder nicht, möchten wir folgendermaßen beantworten: der ausgebildete Kenner soll vergleichen; denn ihm schwebt die Idee vor, er hat den Begriff gefaßt was geleistet werden könne und solle; der Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen, fördert sich am besten wenn er nicht vergleicht, sondern jedes Verdienst einzeln betrachtet; dadurch bildet sich Gefühl und Sinn für das Allgemeinere nach und nach aus. Das Vergleichen der Unkenner ist eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die sich gern des Urtheils überheben möchte.

Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

Ein historisches Menschengefühl heißt ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Ver-

dienſte und Verdienſtlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anſchlag bringt.

Das Beſte was wir von der Geſchichte haben iſt der Enthuſiasmus den ſie erregt.

Eigenthümlichkeit ruft Eigenthümlichkeit hervor.

Man muß bedenken, daß unter den Menſchen gar viele ſind, die doch auch etwas Bedeutendes ſagen wollen ohne productiv zu ſeyn, und da kommen die wunderlichſten Dinge an den Tag.

Tief und ernſtlich denkende Menſchen haben gegen das Publicum einen böſen Stand.

Wenn ich die Meinung eines andern anhören ſoll, ſo muß ſie poſitiv ausgeſprochen werden; problematiſches hab' ich in mir ſelbſt genug.

Der Aberglaube gehört zum Weſen des Menſchen und flüchtet ſich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichſten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen ſicher zu ſeyn glaubt, wieder hervortritt.

Wir würden gar vieles beſſer kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch ein Gegenſtand unter einem Winkel von fünfundvierzig Graden erſt faßlich.

Mikroſkope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menſchenſinn.

Ich ſchweige zu vielem ſtill, denn ich mag die Menſchen nicht irre machen, und bin wohl zufrieden, wenn ſie ſich freuen da wo ich mich ärgere.

Alles was unſern Geiſt befreit, ohne uns die Herrſchaft über uns ſelbſt zu geben, iſt verderblich.

Das Was des Kunſtwerks intereſſirt die Menſchen mehr als das Wie; jenes können ſie einzeln ergreifen, dieſes im Ganzen nicht faſſen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber jedem unbewußt.

Die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur aufs Was, vom Wie erfährt dabei niemand etwas.

Ein-

Einbildungskraft wird nur durch Kunſt, beſonders durch Poeſie geregelt. Es iſt nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geſchmack.

Das Manierirte iſt ein verfehltes Ideelle, ein ſubjectivirtes Ideelle, daher fehlt ihm das Geiſtreiche nicht leicht.

Der Philolog iſt angewieſen auf die Congruenz des Geſchriebenüberlieferten. Ein Manuſcript liegt zum Grunde, es finden ſich in demſelben wirkliche Lücken, Schreibfehler, die eine Lücke im Sinne machen, und was ſonſt alles an einem Manuſcript zu tadeln ſeyn mag. Nun findet ſich eine zweyte Abſchrift, eine dritte; die Vergleichung derſelben bewirkt immer mehr, das Verſtändige und Vernünftige der Ueberlieferung gewahr zu werden. Ja er geht weiter und verlangt von ſeinem innern Sinn, daß derſelbe ohne äußere Hülfsmittel die Congruenz des Abgehandelten immer beſſer zu begreifen und darzuſtellen wiſſe. Weil nun hiezu ein beſonderer Tact, eine beſondere Vertiefung in ſeinen abgeſchiedenen Autor nöthig und ein gewiſſer Grad von Erfindungskraft gefordert wird, ſo kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er ſich auch ein Urtheil bei Geſchmacksſachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird.

Der Dichter iſt angewieſen auf Darſtellung. Das Höchſte derſelben iſt, wenn ſie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geiſt dergeſtalt lebendig ſind, daß ſie als gegenwärtig für jederman gelten können. Auf ihrem höchſten Gipfel ſcheint die Poeſie ganz äußerlich; jemehr ſie ſich in's Innere zurückzieht, iſt ſie auf dem Wege zu ſinken. — Diejenige die nur das Innere darſtellt, ohne es durch ein Aeußeres zu verkörpern, oder ohne das Aeußere durch das Innere durchfühlen zu laſſen, ſind beides die letzten Stufen, von welchen aus ſie in's gemeine Leben hineintritt.

Die Redekunſt iſt angewieſen auf alle Vortheile der Poeſie, auf alle ihre Rechte; ſie bemächtigt ſich derſelben und mißbraucht ſie, um gewiſſe äußere, ſittliche oder unſittliche, augenblickliche Vortheile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

Literatur iſt das Fragment der Fragmente; das Wenigſte deſſen, was geſchah und geſprochen worden, ward geſchrieben, vom Geſchriebenen iſt das Wenigſte übrig geblieben.

Ein in natürlicher Wahrheit und Großheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent iſt Lord Byron, und deßwegen kaum ein anderes ihm vergleichbar.

---

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16278/404

Eigentlichster Werth der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen sind. Dieses Vortheils aber könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde.

Hiebei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den Laconismus verstehen als eigentlich Gebildete.

Shakspeare ist für aufkeimende Talente gefährlich zu lesen; er nöthigt sie, ihn zu reproduciren, und sie bilden sich ein, sich selbst zu produciren.

Ueber Geschichte kann niemand urtheilen als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutschen können erst über Literatur urtheilen, seitdem sie selbst eine Literatur haben.

Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens anderer freut.

Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen.

Deßwegen läßt sich bemerken, daß diejenigen, welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufstecken, meistens Heuchler werden.

„Wenn man alt ist muß man mehr thun als da man jung war.“

Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug gethan.

Die Mängel erkennt nur der Liebloſe; deßhalb, um sie einzusehen, muß man auch liebloß werden, aber nicht mehr als hiezu nöthig ist.

Das höchste Glück ist das, welches unsere Mängel verbessert und unsere Fehler ausgleicht.

Kannst du lesen, so sollst du verstehen; kannst du schreiben, so mußt du etwas wissen; kannst du glauben, so sollst du begreifen; wenn du begehrst wirst du sollen; wenn du forderst wirst du nicht erlangen, und wenn du erfahren bist, sollst du nutzen.

Man erkennt niemand an als den der uns nutzt. Wir erkennen den Fürsten an, weil wir unter seiner Firma den Besitz gesichert sehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältnisse.

Der Bach ist dem Müller befreundet dem er nutzt, und er stürzt gern über die Räder; was hilft es ihm, gleichgültig durch's Thal hinzuschleichen.

Wer sich mit reiner Erfahrung begnügt und darnach handelt, der hat Wahres genug. Das heranwachsende Kind ist weise in diesem Sinne.

Die Theorie an und für sich ist nichts nütze, als in so fern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht.

Alles Abstracte wird durch Anwendung dem Menschenverstand genähert, und so gelangt der Menschenverstand durch Handeln und Beobachten zur Abstraction.

Wer zuviel verlangt, wer sich am Verwickelten erfreut, der ist den Verirrungen ausgesetzt.

Nach Analogien denken ist nicht zu schelten; die Analogie hat den Vortheil daß sie nicht abschließt und eigentlich nichts Letztes will; dagegen die Induction verderblich ist, die einen vorgesetzten Zweck im Auge trägt und, auf denselben losarbeitend, Falsches und Wahres mit sich fortreißt.

Gewöhnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge, ist ein Erbtheil des allgemeinen Menschenverstandes.

Reines Anschauen des Aeußern und Innern ist sehr selten.

Es äußert sich jenes im praktischen Sinn, im unmittelbaren Handeln; dieses symbolisch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede, uranfänglich, tropisch, als Poesie des Genie's, als Sprüchwörtlichkeit des Menschenverstandes.

Das Abwesende wirkt auf uns durch Ueberlieferung. Die gewöhnliche ist historisch zu nennen; eine höhere, der Einbildungskraft verwandte, ist mythisch. Sucht man hinter dieser noch etwas Drittes, irgend eine Bedeutung, so verwandelt sie sich in Mystik. Auch wird sie leicht sentimental, so daß wir uns nur was gemüthlich ist aneignen.

Die Wirksamkeiten auf die wir achten müssen, wenn wir wahrhaft gefördert seyn wollen, sind:

Vorbereitende,
Begleitende,
Mitwirkende,
Nachhelfende,

Sanften Fall des Waſſers nicht zu ſchwächen,
Sorgt, die Gräben fleißig auszuſtechen;
Rohr und Binſe, Molch und Salamander,
Ungeſchöpfe, tilgt ſie mit einander!

Habt ihr Erd' und Waſſer ſo im Reinen,
Wird die Sonne gern durch Lüfte ſcheinen,
Wo ſie, ihrer würdig aufgenommen,
Leben wirkt, dem Leben Heil und Frommen.

Ihr, von Müh' zu Mühe ſo gereinigt,
Seyd getroſt, nun iſt das All gereinigt,
Und nun darf der Menſch als Prieſter wagen
Gottes Gleichniß aus dem Stein zu ſchlagen.

Wo die Flamme brennt erkennet freudig,
Hell iſt Nacht und Glieder ſind geſchmeidig.
An des Herdes raſchen Feuerkräften
Reift das Rohe Thier- und Pflanzenſäften.

Schleppt ihr Holz herbei, ſo thut's mit Wonne,
Denn ihr tragt den Samen ird'ſcher Sonne;
Pflückt ihr Pambeh, mögt ihr traulich ſagen:
Dieſe wird als Docht das Heil'ge tragen.

Werdet ihr in jeder Lampe Brennen
Fromm den Abglanz höhres Lichts erkennen,
Soll euch nie ein Mißgeſchick verwehren
Gottes Thron am Morgen zu verehren.

Fördernde,
Verstärkende,
Hindernde,
Nachwirkende.

Im Betrachten, wie im Handeln, ist das Zugängliche von dem Unzugänglichen zu unterscheiden; ohne dieß läßt sich im Leben wie im Wissen wenig leisten.

„Le sens commum est le Génie de l'humanite.“

Der Gemein-Verstand, der als Genie der Menschheit gelten soll, muß vorerst in seinen Aeußerungen betrachtet werden. Forschen wir wozu ihn die Menschheit benutzt, so finden wir folgendes:

Die Menschheit ist bedingt durch Bedürfnisse. Sind diese nicht befriedigt, so erweist sie sich ungeduldig; sind sie befriedigt, so erscheint sie gleichgültig. Der eigentliche Mensch bewegt sich also zwischen beiden Zuständen; und seinen Verstand, den sogenannten Menschenverstand wird er anwenden seine Bedürfnisse zu befriedigen; ist es geschehen, so hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgültigkeit auszufüllen. Beschränkt sich dieses in die nächsten und nothwendigsten Gränzen, so gelingt es ihm auch. Erheben sich aber die Bedürfnisse, treten sie aus dem Kreise des

Gemeinen heraus, so ist der Gemein-Verstand nicht mehr hinreichend, er ist kein Genius mehr, die Region des Irrthums ist der Menschheit aufgethan.

Es geschieht nichts Unvernünftiges, das nicht Verstand oder Zufall wieder in die Richte brächten; nichts Vernünftiges, daß Unverstand und Zufall nicht mißleiten könnten.

Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch; daher die Vortheile die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachtheile verwandeln. Man kann deßhalb eine jede Institution vertheidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzuthun weiß, daß alles was von ihr im Anfange gegolten auch jetzt noch gelte.

Lessing, der mancherlei Beschränkung unwillig fühlte, läßt eine seiner Personen sagen: niemand muß müssen. Ein geistreicher frohgesinnter Mann sagte: wer will, der muß. Ein dritter, freilich ein Gebildeter, fügte hinzu: Wer einsieht, der will auch. Und so glaubte man den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Müssens abgeschlossen zu haben. Aber im Durchschnitt bestimmt die Erkenntniß des Menschen, von welcher Art sie auch sey, sein

Thun und Laſſen; deßwegen auch nichts ſchrecklicher iſt, als die Unwiſſenheit handeln zu ſehen.

Es gibt zwey friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

Das Recht dringt auf Schuldigkeit, die Polizey auf's Geziemende. Das Recht iſt abwägend und entſcheidend, die Polizey überſchauend und gebietend. Das Recht bezieht ſich auf den Einzelnen, die Polizey auf die Geſammtheit.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften iſt eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorſchein kommen.

Zweyte Abtheilung.

Wenn der Menſch alles leiſten ſoll, was man von ihm fordert, ſo muß er ſich für mehr halten als er iſt.

So lange das nicht in's Abſurde geht, erträgt man's auch gern.

Die Arbeit macht den Geſellen.

Gewisse Bücher scheinen geschrieben zu seyn, nicht damit man daraus lerne, sondern damit man wisse, daß der Verfasser etwas gewußt hat.

Sie peitschen den Quark, ob nicht etwa Crême daraus werden wolle.

Es ist weit eher möglich sich in den Zustand eines Gehirns zu versetzen, das im entschiedensten Irrthum befangen ist, als eines das Halbwahrheiten sich vorspiegelt.

Die Lust der Deutschen am Unsichern in den Künsten kommt aus der Pfuscherey her: denn wer pfuscht darf das Rechte nicht gelten lassen, sonst wäre er gar nichts.

Es ist traurig anzusehen wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel Bürger.

Die größte Achtung die ein Autor für sein Publicum haben kann, ist, daß er niemals bringt was man erwartet, sondern was er selbst, auf der jedesmaligen Stufe eigner und fremder Bildung für recht und nützlich hält.

Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.

Wenn ich irre kann es jeder bemerken, wenn ich lüge nicht.

Der Deutsche hat Freiheit der Gesinnung und daher merkt er nicht, wenn es ihm an Geschmacks- und Geistes-Freiheit fehlt.

Ist denn die Welt nicht schon voller Räthsel genug, daß man die einfachsten Erscheinungen auch noch zu Räthseln machen soll?

Das kleinste Haar wirft seinen Schatten.

Was ich in meinem Leben durch falsche Tendenzen versucht habe zu thun, hab' ich denn doch zuletzt gelernt begreifen.

Die Freigebigkeit erwirbt einem jeden Gunst, vorzüglich wenn sie von Demuth begleitet wird.

Vor dem Gewitter erhebt sich zum letztenmale der Staub gewaltsam, der nun bald für lange getilgt seyn soll.

Die Menſchen kennen einander nicht leicht, ſelbſt mit dem beſten Willen und Vorſatz, nun tritt noch der böſe Wille hinzu, der alles entſtellt.

Man würde einander beſſer kennen, wenn ſich nicht immer einer dem andern gleichſtellen wollte.

Ausgezeichnete Perſonen ſind daher übler dran als andere; da man ſich mit ihnen nicht vergleicht, paßt man ihnen auf.

In der Welt kommt's nicht darauf an, daß man die Menſchen kenne, ſondern daß man im Augenblick klüger ſey als der vor uns Stehende. Alle Jahrmärkte und Marktſchreier geben Zeugniß.

Nicht überall wo Waſſer iſt ſind Fröſche; aber wo man Fröſche hört iſt Waſſer.

Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von ſeiner eigenen.

Der Irrthum iſt recht gut ſo lange wir jung ſind, man muß ihn nur nicht mit in's Alter ſchleppen.

Alle Travers die veralten ſind unnützes ranziges Zeug.

Durch die despotische Unvernunft des Cardinal Richelieu war Corneille an sich selbst irre geworden.

Die Natur geräth auf Specificationen wie in eine Sackgasse, sie kann nicht durch und mag nicht wieder zurück, daher die Hartnäckigkeit der National-Bildung.

Metamorphose im höhern Sinn durch Nehmen und Geben, Gewinnen und Verlieren, hat schon Dante trefflich geschildert.

Jeder hat etwas in seiner Natur, das, wenn er es öffentlich ausspräche, Mißfallen erregen müßte.

Wenn der Mensch über sein Physisches oder Moralisches nachdenkt, findet er sich gewöhnlich krank.

Es ist eine Forderung der Natur, daß der Mensch mitunter betäubt werde ohne zu schlafen, daher der Genuß im Tabakrauchen, Branntweintrinken, Opiaten.

Dem thätigen Menschen kommt es darauf an, daß er das Rechte thue, ob das Rechte geschehe soll ihn nicht kümmern.

Mancher klopft mit dem Hammer an der Wand herum und glaubt er treffe jedesmal den Nagel auf den Kopf.

Die französischen Worte sind nicht aus geschriebenen lateinischen Worten entstanden, sondern aus gesprochenen.

Das Zufällig-Wirkliche, an dem wir weder ein Gesetz der Natur noch der Freiheit für den Augenblick entdecken, nennen wir das Gemeine.

Bemahlung und Punktirung der Körper ist eine Rückkehr zur Thierheit.

Geschichte schreiben ist eine Art sich das Vergangene vom Halse zu schaffen.

Was man nicht versteht besitzt man nicht.

Nicht jeder dem man Prägnantes überliefert, wird productiv; es fällt ihm wohl etwas ganz Bekanntes dabei ein.

Gunst, als Symbol der Souveränetät, von schwachen Menschen ausgeübt.

Es gibt nichts Gemeines was, fratzenhaft ausgedrückt, nicht humoriſtiſch ausſähe.

Es bleibt einem Jeden immer noch ſo viel Kraft das auszuführen wovon er überzeugt iſt.

Das Gedächtniß mag immer ſchwinden, wenn das Urtheil im Augenblick nicht fehlt.

Die ſogenannten Natur-Dichter ſind friſch und neu aufgeforderte, aus einer überbildeten, ſteckenden, manierirten Kunſtepoche zurückgewieſene Talente. Dem Platten können ſie nicht ausweichen, man kann ſie daher als rückſchreitend anſehen; ſie ſind aber regenerirend und veranlaſſen neue Vorſchritte.

Keine Nation gewinnt ein Urtheil, als wenn ſie über ſich ſelbſt urtheilen kann. Zu dieſem großen Vortheil gelangt ſie aber ſehr ſpät.

Anſtatt meinen Worten zu widerſprechen ſollten ſie nach meinem Sinne handeln.

Die Natur verſtummt auf der Folter; ihre treue Antwort auf redliche Frage iſt: Ja! ja! Nein! nein! Alles übrige iſt vom Uebel.

Die Menschen verdrießt's, daß das Wahre so einfach ist; sie sollten bedenken, daß sie noch Mühe genug haben es praktisch zu ihrem Nutzen anzuwenden.

Ich verwünsche die, die aus dem Irrthum eine eigene Welt machen und doch unabläßig fordern, daß der Mensch nützlich seyn müsse.

Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen, der hundert Jahre mit sich selbst spricht, und sich in seinem eignen Wesen, und wenn es auch noch so albern wäre, ganz außerordentlich gefällt.

Eine falsche Lehre läßt sich nicht widerlegen, denn sie ruht ja auf der Ueberzeugung, daß das Falsche wahr sey. Aber das Gegentheil kann, darf und muß man wiederholt aussprechen.

Man streiche zwey Stäbchen einen roth an, den andern blau, man bringe sie neben einander in's Wasser und einer wird gebrochen erscheinen wie der andere. Jeder kann dieses einfache Experiment mit den Augen des Leibes erblicken, wer es mit Geistesaugen beschaut wird von Tausend und aber Tausend irrthümlichen Paragraphen befreit seyn.

Alle

Das iſt unſers Daſeyns Kaiſerſiegel,
Uns und Engeln reiner Gottesſpiegel,
Und was nur am Lob des Höchſten ſtammelt
Iſt in Kreiſ' um Kreiſe dort verſammelt.

Will dem Ufer Senderubs entſagen,
Auf zum Darnawend die Flügel ſchlagen,
Wie ſie tagt ihr freudig zu begegnen
Und von dorther ewig euch zu ſegnen.

Alle Gegner einer geiſtreichen Sache ſchlagen nur in die Kohlen, dieſe ſpringen umher und zünden da wo ſie ſonſt nicht gewirkt hätten.

Der Menſch wäre nicht der Vornehmſte auf der Erde, wenn er nicht zu vornehm für ſie wäre.

Das längſt Gefundene wird wieder verſcharrt; wie bemühte ſich Tycho die Kometen zu regelmäßigen Körpern zu machen, wofür ſie Seneca längſt anerkannt.

Wie lange hat man über die Antipoden hin- und hergeſtritten.

Gewiſſen Geiſtern muß man ihre Idiotismen laſſen.

Es werden jetzt Productionen möglich die Null ſind, ohne ſchlecht zu ſeyn: Null, weil ſie keinen Gehalt haben; nicht ſchlecht, weil eine allgemeine Form guter Muſter den Verfaſſern vorſchwebt.

Der Schnee iſt eine erlogene Reinlichkeit.

Wer ſich vor der Idee ſcheut, hat auch zuletzt den Begriff nicht mehr.

Unſere Meiſter nennen wir billig die, von denen wir immer lernen. Nicht ein Jeder von dem wir lernen verdient dieſen Titel.

Alles Lyriſche muß im Ganzen ſehr vernünftig, im Einzelnen ein bißchen unvernünftig ſeyn.

Es hat mit Euch eine Beſchaffenheit wie mit dem Meer, dem man unterſchiedentliche Namen gibt und es iſt doch endlich alles geſalzen Waſſer.

Man ſagt: eitles Eigenlob ſtinket; das mag ſeyn: was aber fremder und ungerechter Tadel für einen Geruch habe, dafür hat das Publicum keine Naſe.

Der Roman iſt eine ſubjective Epopöe, in welcher der Verfaſſer ſich die Erlaubniß ausbittet die Welt nach ſeiner Weiſe zu behandeln. Es fragt ſich alſo nur, ob er eine Weiſe habe, das andere wird ſich ſchon finden.

Es gibt problematiſche Naturen die keiner Lage gewachſen ſind in der ſie ſich befinden und denen keine genug thut. Daraus entſteht der ungeheure Widerſtreit, der das Leben ohne Genuß verzehrt.

Das eigentlich wahrhaft Gute was wir thun, geſchieht größtentheils Clam, Vi et Precario.

Ein luſtiger Gefährte iſt ein Rollwagen auf der Wanderſchaft.

Der Schmutz iſt glänzend wenn die Sonne ſcheinen mag.

Der Müller denkt, es wachſe kein Weizen als damit ſeine Mühle gehe.

Es iſt ſchwer gegen den Augenblick gerecht ſeyn: der gleichgültige macht uns lange Weile, am guten hat man zu tragen und am böſen zu ſchleppen.

Der iſt der glücklichſte Menſch der das Ende ſeines Lebens mit dem Anfang in Verbindung ſetzen kann.

So eigenſinnig widerſprechend iſt der Menſch: zu ſeinem Vortheil will er keine Nöthigung, zu ſeinem Schaden leidet er jeden Zwang.

Die Vorſicht iſt einfach, die Hinterdreinſicht vielfach.

Ein Zuſtand der alle Tage neuen Verdruß zuzieht iſt nicht der rechte.

Bei Unvorſichtigkeiten iſt nichts gewöhnlicher als Ausſichten auf die Möglichkeit eines Auswegs zu ſuchen.

Die Hindus der Wüste geloben keine Fische zu essen.

Ein unzulängliches Wahre wirkt eine Zeit lang fort, statt völliger Aufklärung aber tritt auf einmal ein blendendes Falsche herein; das genügt der Welt und so sind Jahrhunderte bethört.

In den Wissenschaften ist es höchst verdienstlich das unzulängliche Wahre, was die Alten schon besessen, aufzusuchen und weiter zu führen.

Es ist mit Meinungen die man wagt wie mit Steinen die man voran im Brete bewegt; sie können geschlagen werden, aber sie haben ein Spiel eingeleitet, das gewonnen wird.

Es ist so gewiß als wunderbar, daß Wahrheit und Irrthum aus Einer Quelle entstehen; deßwegen man oft dem Irrthum nicht schaden darf, weil man zugleich der Wahrheit schader.

Die Wahrheit gehört dem Menschen, der Irrthum der Zeit an. Deßwegen sagte man von einem außerordentlichen Manne: Le malheur des tems a causé son erreur, mais la force de son ame l'en a fait sortir avec gloire.

Jederman hat ſeine Eigenheiten und kann ſie nicht los werden; und doch geht mancher an ſeinen Eigenheiten, oft an den unſchuldigſten zu Grunde.

Wer ſich nicht zu viel dünkt iſt viel mehr als er glaubt.

In Kunſt und Wiſſenſchaft ſo wie im Thun und Handeln kommt alles darauf an, daß die Objecte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.

Wenn verſtändige, ſinnige Perſonen im Alter die Wiſſenſchaft gering ſchätzen, ſo kommt es nur daher, daß ſie von ihr und von ſich zu viel gefordert haben.

Ich bedaure die Menſchen welche von der Vergänglichkeit der Dinge viel Weſens machen und ſich in Betrachtung irdiſcher Nichtigkeit verlieren; ſind wir ja eben deßhalb da um das Vergängliche unvergänglich zu machen, das kann ja nur dadurch geſchehen, wenn man beides zu ſchätzen weiß.

Ein Phänomen, ein Verſuch kann nichts beweiſen, es iſt das Glied einer großen Kette, das erſt im Zuſammenhange gilt. Wer eine Perlenſchnur verdecken und nur die ſchönſte einzelne vorzeigen wollte, verlan-

gend wie sollten ihm glauben die übrigen seyen alle so, schwerlich würde sich jemand auf den Handel einlassen.

Abbildungen, Wortbeschreibung, Maß, Zahl und Zeichen stellen noch immer kein Phänomen dar. Darum bloß konnte sich die Newtonische Lehre so lange halten, daß der Irrthum in dem Quartbande der lateinischen Uebersetzung für ein Paar Jahrhunderte einbalsamirt war.

Man muß sein Glaubensbekenntniß von Zeit zu Zeit wiederholen, aussprechen was man billigt, was man verdammt; der Gegentheil läßt's ja auch nicht daran fehlen.

In der jetzigen Zeit soll niemand schweigen oder nachgeben; man muß reden und sich rühren, nicht um zu überwinden, sondern sich auf seinem Posten zu erhalten; ob bei der Majorität oder Minorität, ist ganz gleichgültig.

Was die Franzosen Tournure nennen ist eine zur Anmuth gemilderte Anmaßung. Man sieht daraus, daß die Deutschen keine Tournure haben können, ihre Anmaßung ist hart und herb, ihre Anmuth mild und demüthig; das eine schließt das andere aus und sind nicht zu verbinden.

Einen Regenbogen der eine Viertelstunde steht sieht man nicht mehr an.

Es begegnete und geschieht mir noch, daß ein Werk bildender Kunst mir bei'm ersten Anblick mißfällt, weil ich ihm nicht gewachsen bin; ahn' ich aber ein Verdienst daran, so such' ich ihm beizukommen und dann fehlt es nicht an den erfreulichsten Entdeckungen; an den Dingen werd' ich neue Eigenschaften und an mir neue Fähigkeiten gewahr.

Der Glaube ist ein häuslich, heimlich Capital, wie es öffentliche Spar- und Hülfscassen gibt, woraus man, in Tagen der Noth, Einzelnen ihr Bedürfniß reicht; hier nimmt der Gläubige sich seine Zinsen im Stillen selbst.

Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, Alltäglichen zu befriedigen scheint, hegt und pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im Stillen fort, und sieht sich nach Mitteln um sie zu befriedigen.

Der eigentliche Obscurantismus ist nicht daß man die Ausbreitung des Wahren, Klaren, Nützlichen hindert, sondern daß man das Falsche in Curs bringt.

Indem ich mich zeither mit der Lebensgeschichte wenig und viel bedeutender Menschen anhaltender beschäftigte, kam ich auf den Gedanken: es möchten sich wohl die einen in dem Weltgewebe als Zettel, die andern als Einschlag betrachten lassen; jene gäben eigentlich die Breite des Gewebes an, diese dessen Halt, Festigkeit, vielleicht auch mit Zuthat irgend eines Gebildes. Die Scheere der Parze hingegen bestimmt die Länge, dem sich denn das Uebrige alles zusammen unterwerfen muß. Weiter wollen wir das Gleichniß nicht verfolgen.

Auch Bücher haben ihr Erlebtes das ihnen nicht entzogen werden kann.

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nicht die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Diese tiefschmerzlichen Zeilen wiederholte sich eine höchst vollkommene, angebetete Königin in der grausamsten Verbannung, zu gränzenlosem Elend verwiesen. Sie befreundete sich mit dem Buche das diese Worte und noch manche schmerzliche Erfahrung überliefert, und zog daraus einen peinlichen Trost; wer dürfte diese schon in die Ewigkeit sich erstreckende Wirkung wohl jemals verkümmern?

Mit dem größten Entzücken sieht man im Apollo-

Saal der Villa Aldobrandini zu Frascati, auf welche glückliche Weise Domenichin die Ovidischen Metamorphosen mit der schicklichsten Oertlichkeit umgibt; dabei nun erinnert man sich gern, daß die glücklichsten Ereignisse doppelt selig empfunden werden, wenn sie uns in herrlicher Gegend gegönnt waren, ja, daß gleichgültige Momente durch würdige Localität zu hoher Bedeutung gesteigert wurden.

Poesie wirkt am meisten im Anfang der Zustände, sie seyen nun ganz roh, halbcultivirt, oder bei Abänderung einer Cultur, beim Gewahrwerden einer fremden Cultur, daß man also sagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus statt.

Mannräuschlein nannte man im siebzehnten Jahrhundert gar ausdrucksvoll die Geliebte.

Liebes gewaschenes Seelchen ist der verliebteste Ausdruck auf Hiodensee.

Das Wahre ist eine Fackel, aber eine ungeheure; deßwegen suchen wir alle nur blinzend so daran vorbei zu kommen, in Furcht sogar uns zu verbrennen.

Die Klugen haben mit einander viel gemein. Aeschylus.

Das eigentlich Unverständige sonst verständiger Menschen ist, daß sie nicht zurecht zu legen wissen was ein Anderer sagt, aber nicht gerade trifft wie er's hätte sagen sollen.

Ein Jeder, weil er spricht, glaubt auch über die Sprache sprechen zu können.

Man darf nur alt werden um milder zu seyn; ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte.

Der Handelnde ist immer gewissenlos, es hat niemand Gewissen als der Betrachtende.

Ob denn die Glücklichen glauben, daß der Unglückliche wie ein Gladiator mit Anstand vor ihnen umkommen solle, wie der römische Pöbel zu fordern pflegte?

Den Timon fragte jemand wegen des Unterrichts seiner Kinder. Laßt sie, sagte der, unterrichten in dem was sie niemals begreifen werden.

Es gibt Personen, denen ich wohl will, und wünschte ihnen besser wollen zu können.

Wenn der Menſch die Erde ſchätzet,
Weil die Sonne ſie beſcheinet,
An der Rebe ſich ergetzet,
Die dem ſcharfen Meſſer weinet,
Da ſie fühlt daß ihre Säfte,
Wohlgekocht, die Welt erquickend,
Werden regſam vielen Kräften,
Aber mehreren erſtickend:
Weiß er das der Gluth zu danken,
Die das alles läßt gedeihen;
Wird Betrunkner ſtammelnd wanken,
Mäßiger wird ſich ſingend freuen.

Der eine Bruder brach Töpfe, der andere Krüge. Verderbliche Wirthschaft!

Wie man aus Gewohnheit nach einer abgelaufenen Uhr hinsieht, als wenn sie noch ginge; so blickt man auch wohl einer Schönen in's Gesicht, als wenn sie noch liebte.

Der Haß ist ein actives Mißvergnügen, der Neid ein passives; deßhalb darf man sich nicht wundern, wenn der Neid so schnell in Haß übergeht.

Der Rhythmus hat etwas Zauberisches, sogar macht er uns glauben, das Erhabene gehöre uns an.

Dilettantismus, ernstlich behandelt, und Wissenschaft, mechanisch betrieben, werden Pedanterey.

Die Kunst kann niemand fördern als der Meister. Gönner fördern den Künstler, das ist recht und gut; aber dadurch wird nicht immer die Kunst gefördert.

Deutlichkeit ist eine gehörige Vertheilung von Licht und Schatten. Hamann. Hört!

Shakspeare ist reich an wundersamen Tropen, die aus personificirten Begriffen entstehen, und uns gar

Die Gelehrten ſind meiſt gehäſſig, wenn ſie widerlegen; einen Irrenden ſehen ſie gleich als ihren Todfeind an.

Die Schönheit kann nie über ſich ſelbſt deutlich werden.

Sobald man der ſubjectiven, oder ſogenannten ſentimentalen Poeſie, mit der objectiven, darſtellenden, gleiche Rechte verlieh, wie es denn auch wohl nicht anders ſeyn konnte, weil man ſonſt die moderne Poeſie ganz hätte ablehnen müſſen; ſo war voraus zu ſehen, daß, wenn auch wahrhafte poetiſche Genies geboren werden ſollten, ſie doch immer mehr das Gemüthliche des innern Lebens als das Allgemeine des großen Weltlebens darſtellen würden. Dieſes iſt nun in dem Grade eingetroffen, daß es eine Poeſie ohne Tropen gibt, der man doch keineswegs allen Beifall verſagen kann.

Dritte Abtheilung.

Der Irrthum iſt viel leichter zu erkennen, als die Wahrheit zu finden; jener liegt auf der Oberfläche, damit läßt ſich wohl fertig werden; dieſe ruht in der Tiefe, danach zu forſchen iſt nicht jedermans Sache.

Wir alle leben vom Vergangenen und gehen am Vergangenen zu Grunde.

Wie wir was Großes lernen sollen, flüchten wir uns gleich in unsre angeborne Armseligkeit und haben doch immer etwas gelernt.

Den Deutschen ist nichts daran gelegen zusammen zu bleiben, aber doch für sich zu bleiben. Jeder, sey er auch welcher er wolle, hat so ein eignes Fürsich, das er sich nicht gern möchte nehmen lassen.

Die empirisch-sittliche Welt besteht größtentheils nur aus bösem Willen und Neid.

Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens, deßwegen schadet's dem Dichter nicht abergläubisch zu seyn.

Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen scheint, hegt und pflegt doch immer gewisse höhere Forderungen im Stillen, und sieht sich nach Mitteln um sie zu befriedigen.

Mit dem Vertrauen ist es eine wunderliche Sache. Hört man nur Einen, der kann sich irren oder sich be-

trügen; hört man viele, die sind in demselbigen Falle und gewöhnlich findet man da die Wahrheit gar nicht heraus.

Unreine Lebensverhältnisse soll man niemand wünschen; sie sind aber für den, der zufällig hinein geräth, Prüfsteine des Charakters und des Entschiedensten was der Mensch vermag.

Ein beschränkter ehrlicher Mensch sieht oft die Schelmerey der feinsten Mächler (Faiseurs) durch und durch.

Wer keine Liebe fühlt, muß schmeicheln lernen, sonst kommt er nicht aus.

Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trutz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen.

Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren, und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last.

Wer meine Fehler überträgt, ist mein Herr und wenn's mein Diener wäre.

Memoiren von oben herunter oder von unten hinauf, sie müssen sich immer begegnen.

Wenn man von den Leuten Pflichten fordert und ihnen keine Rechte zugestehen will, muß man sie gut bezahlen.

Das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit, oder was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit.

Der herrliche Kirchengesang: Veni Creator Spiritus ist ganz eigentlich ein Appel an's Genie; deßwegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht.

Das Schöne ist eine Manifestation geheimer Naturgesetze, die uns ohne dessen Erscheinung ewig wären verborgen geblieben.

Aufrichtig zu seyn kann ich versprechen; unparteiisch zu seyn aber nicht.

Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, daß tüchtige Menschen wären undankbar gewesen.

Wir alle sind so bornirt, daß wir immer glauben Recht zu haben; und so läßt sich ein außerordentlicher Geist denken, der nicht allein irrt, sondern sogar Lust am Irrthum hat.

Reine mittlere Wirkung zur Vollendung des Guten und Rechten ist sehr selten, gewöhnlich sehen wir Pedanterie, welche zu retardiren, Frechheit, die zu übereilen strebt.

Worte und Bild sind Correlate, die sich immerfort suchen, wie wir an Tropen und Gleichnissen genugsam gewahr werden. So von jeher, was dem Ohr nach innen gesagt oder gesungen war, sollte dem Auge gleichfalls entgegen kommen. Und so sehen wir in kindlicher Zeit in Gesetzbuch und Heilsordnung, in Bibel und Fibel, sich Wort und Bild immerfort balanciren. Wenn man aussprach was sich nicht bilden, bildete was sich nicht aussprechen ließ, so war das ganz recht; aber man vergriff sich gar oft, und sprach statt zu bilden, und daraus entstanden die doppelt bösen symbolisch-mystischen Ungeheuer.

„Wer sich mit Wissenschaften abgibt, leidet erst durch Retardationen, und dann durch Präoccupationen. Die erste Zeit wollen die Menschen dem keinen Werth zugestehen, was wir ihnen überliefern; und dann ge-

bärden sie sich, als wenn ihnen alles schon bekannt wäre, was wir ihnen überliefern könnten."

Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen ist für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die ersten an schicklichen Orten in's Gespräch einzustreuen, der letzten im treffenden Falle sich zu erinnern weiß.

Man sagt: studire Künstler die Natur! Es ist aber keine Kleinigkeit aus dem Gemeinen das Edle, aus der Unform das Schöne zu entwickeln.

Wo der Antheil sich verliert, verliert sich auch das Gedächtniß.

Die Welt ist eine Glocke die einen Riß hat, sie klappert aber klingt nicht.

Die Zudringlichkeit junger Dilettanten muß man mit Wohlwollen ertragen, sie werden im Alter die wahrsten Verehrer der Kunst und des Meisters.

Wenn die Menschen recht schlecht werden, haben sie keinen Antheil mehr als die Schadenfreude.

Geſcheidte Leute ſind immer das beſte Converſations-Lexikon.

Es gibt Menſchen die gar nicht irren, weil ſie ſich nichts Vernünftiges vorſetzen.

Kenne ich mein Verhältniß zu mir ſelbſt und zur Außenwelt, ſo heiß' ich's Wahrheit. Und ſo kann jeder ſeine eigene Wahrheit haben, und es iſt doch immer dieſelbige.

Das Beſondere unterliegt ewig dem Allgemeinen; das Allgemeine hat ewig ſich dem Beſondern zu fügen.

Vom eigentlich Productiven iſt niemand Herr und ſie müſſen es alle nur ſo gewähren laſſen.

Wem die Natur ihr offenbares Geheimniß zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach ihrer würdigſten Auslegerin, der Kunſt.

Die Zeit iſt ſelbſt ein Element.

Der Menſch begreift niemals wie anthropomorphiſch er iſt.

Ein Unterſchied, der dem Verſtand nichts gibt, iſt kein Unterſchied.

In der Phanerogamie iſt noch ſo viel Kryptogamiſches, daß Jahrhunderte es nicht entziffern werden.

Die Verwechſelung eines Conſonanten mit dem andern möchte wohl aus Unfähigkeit des Organs, die Verwandlung der Vocale in Diphthongen aus einem eingebildeten Pathos entſtehen.

Man kann nicht für jederman leben, beſonders für die nicht, mit denen man nicht leben möchte.

Der Appell an die Nachwelt entſpringt aus dem reinen lebendigen Gefühl, daß es ein Unvergängliches gebe und, wenn auch nicht gleich anerkannt, doch zuletzt aus der Minorität ſich der Majorität werde zu erfreuen haben.

Geheimniſſe ſind noch keine Wunder.

I convertiti stanno freschi appresso di me.

Leichtſinnige, leidenſchaftliche Begünſtigung problematiſcher Talente war ein Fehler meiner frühern Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.

Ich möchte gern ehrlich mit dir seyn, ohne daß wir uns entzweyten, das geht aber nicht. Du benimmst dich falsch und setzest dich zwischen zwey Stühle, Anhänger gewinnst du nicht und verlierst deine Freunde. Was soll daraus werden!

Es ist ganz einerlei, vornehm oder gering seyn, das Menschliche muß man immer ausbaden.

Die liberalen Schriftsteller spielen jetzt ein gutes Spiel, sie haben das ganze Publicum zu Suppleanten.

Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten; eine Idee darf nicht liberal seyn. Kräftig sey sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag productiv zu seyn erfülle; noch weniger darf der Begriff liberal seyn, denn der hat einen ganz andern Auftrag.

Wo man die Liberalität aber suchen muß, das ist in den Gesinnungen und diese sind das lebendige Gemüth.

Gesinnungen aber sind selten liberal, weil die Gesinnung unmittelbar aus der Person, ihren nächsten Beziehungen und Bedürfnissen hervorgeht.

Weiter schreiben wir nicht; an diesem Maßstab halte man, was man tagtäglich hört.

Es sind immer nur unsere Augen, unsere Vorstellungsarten, die Natur weiß ganz allein was sie will, was sie gewollt hat.

Gib mir wo ich stehe!
Archimedes.
Nimm dir wo du stehest!
Nose.
Behaupte wo du stehst!
G.

Allgemeines Causal-Verhältniß das der Beobachter aufsucht, und ähnliche Erscheinungen einer allgemeinen Ursache zuschreibt; an die nächste wird selten gedacht.

Einem Klugen widerfährt keine geringe Thorheit.

Bei jedem Kunstwerk, groß oder klein, bis in's Kleinste kommt alles auf die Conception an.

Es gibt eine Poesie ohne Tropen, die ein einziger Tropus ist.

Ein alter gutmüthiger Examinator sagt einem Schüler in's Ohr:

Etiam nihil didicisti,

und läßt ihn für gut hingehen.

Das Fürtreffliche iſt unergründlich, man mag damit anfangen was man will.

Aemilium Paulum — virum in tantum laudandum, in quantum intelligi virtus potest.

Ich habe mich ſo lange um's Allgemeine bemüht, bis ich einſehen lernte was vorzügliche Menſchen im Beſondern leiſten.

Eigentlich weiß man nur wenn man wenig weiß; mit dem Wiſſen wächſt der Zweifel.

Die Irrthümer des Menſchen machen ihn eigentlich liebenswürdig.

Bonus vir semper tiro.

Es gibt Menſchen die ihr Gleiches lieben und aufſuchen, und wieder ſolche die ihr Gegentheil lieben und dieſem nachgehen.

Wer ſich von jeher erlaubt hätte, die Welt ſo ſchlecht anzuſehen wie uns die Widerſacher darſtellen, der müßte ein miſerables Subject geworden ſeyn.

Mißgunst und Haß beschränken den Beobachter auf die Oberfläche, selbst wenn Scharfsinn sich zu ihnen gesellt; verschwistert sich dieser hingegen mit Wohlwollen und Liebe, so durchdringt er die Welt und den Menschen, ja er kann hoffen zum Allerhöchsten zu gelangen.

Panoramic ability schreibt mir ein englischer Kritiker zu, wofür ich allerschönstens zu danken habe.

Einem jeden wohlgesinnten Deutschen ist eine gewisse Portion poetischer Gabe zu wünschen, als das wahre Mittel seinen Zustand, von welcher Art er auch sey, mit Werth und Anmuth einigermaßen zu umkleiden.

Den Stoff sieht jederman vor sich, den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß den Meisten.

Die Menschen halten sich mit ihren Neigungen an's Lebendige. Die Jugend bildet sich wieder an der Jugend.

Wir mögen die Welt kennen lernen wie wir wollen, sie wird immer eine Tag- und eine Nacht-Seite behalten.

Der Irrthum wiederholt sich immerfort in der That, deßwegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen.

Wie in Rom außer den Römern noch ein Volk von Statuen war, ſo iſt außer dieſer realen Welt noch eine Welt des Wahns, viel mächtiger beinahe, in der die Meiſten leben.

Die Menſchen ſind wie das rothe Meer: der Stab hat ſie kaum auseinander gehalten, gleich hinterdrein fließen ſie wieder zuſammen.

Pflicht des Hiſtorikers das Wahre vom Falſchen, das Gewiſſe vom Ungewiſſen, das Zweifelhafte vom Verwerflichen zu unterſcheiden.

Eine Chronik ſchreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig iſt.

Die Gedanken kommen wieder, die Ueberzeugungen pflanzen ſich fort, die Zuſtände gehen unwiederbringlich vorüber.

„Unter allen Völkerſchaften haben die Griechen den Traum des Lebens am ſchönſten geträumt.“

Ueberſetzer ſind als geſchäftige Kuppler anzuſehen die uns eine halbverſchleierte Schöne als höchſt liebenswürdig anpreiſen, ſie erregen eine unwiderſtehliche Neigung nach dem Original.

Das Alterthum setzen wir gern über uns, aber die Nachwelt nicht. Nur ein Vater neidet seinem Sohn nicht das Talent.

Sich subordiniren ist überhaupt keine Kunst; aber in absteigender Linie, in der Descendenz, etwas über sich erkennen was unter einem steht!

Unser ganzes Kunststück besteht darin, daß wir unsere Existenz aufgeben um zu existiren.

Alles was wir treiben und thun ist ein Abmüden; wohl dem der nicht müde wird.

„Hoffnung ist die zweyte Seele der Unglücklichen."

„L'Amour est un vrai recommenceur."

Es gibt im Menschen auch ein Dienenwollendes; daher die Chevalerie der Franzosen eine Servage.

„Im Theater wird durch die Belustigung des Gesichts und Gehörs die Reflexion sehr eingeschränkt."

Erfahrung kann sich in's Unendliche erweitern, Theorie nicht in eben dem Sinne reinigen und vollkommener werden. Jener steht das Universum nach allen Richtun-

gen offen, diese bleibt innerhalb der Gränze der menschlichen Fähigkeiten eingeschlossen. Deßhalb müssen alle Vorstellungsarten wiederkehren und der wunderliche Fall tritt ein, daß bei erweiterter Erfahrung eine bornirte Theorie wieder Gunst erwerben kann.

Es ist immer dieselbe Welt, die der Betrachtung offen steht, die immerfort angeschaut oder geahnet wird, und es sind immer dieselben Menschen, die im Wahren oder Falschen leben, im letzten bequemer als im ersten.

Die Wahrheit widerspricht unserer Natur, der Irrthum nicht, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: die Wahrheit fordert daß wir uns für beschränkt erkennen sollen, der Irrthum schmeichelt uns wir seyen auf ein oder die andere Weise unbegränzt.

Es ist nun schon bald zwanzig Jahre, daß die Deutschen sämmtlich transscendiren. Wenn sie es einmal gewahr werden, müssen sie sich wunderlich vorkommen.

Daß Menschen dasjenige noch zu können glauben was sie gekonnt haben, ist natürlich genug; daß andere zu vermögen glauben was sie nie vermochten, ist wohl seltsam aber nicht selten.

Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche

für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch Gift hinrichtete; das Zeitalter, das Hussen verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben.

Das ist die wahre Symbolik wo das Besondere das Allgemeinere repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.

Alles Ideelle, sobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieses und sich selbst auf. So der Credit (Papiergeld) das Silber und sich selbst.

Die Meisterschaft gilt oft für Egoismus.

Sobald die guten Werke und das Verdienstliche derselben aufhören, sogleich tritt die Sentimentalität dafür ein, bei den Protestanten.

Es ist eben als ob man es selbst vermöchte, wenn man sich guten Raths erholen kann.

Die Wahlsprüche deuten auf das was man nicht hat, wornach man strebt. Man stellt sich solches wie billig immer vor Augen.

„Wer einen Stein nicht allein erheben mag, der soll ihn auch selbander liegen lassen.“

Der Despotismus fördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumuthet und so den höchsten Grad von Thätigkeit hervorbringt.

Alles Spinozistische in der poetischen Production wird in der Reflexion Machiavellismus.

Man muß seine Irrthümer theuer bezahlen wenn man sie los werden will, und dann hat man noch von Glück zu sagen.

Wenn ein deutscher Literator seine Nation vormals beherrschen wollte, so mußte er ihr nur glauben machen es sey einer da der sie beherrschen wolle. Da waren sie gleich so verschüchtert, daß sie sich von wem es auch wäre gern beherrschen ließen.

„Nihil rerum mortalium tam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa.“

„Es gibt auch Afterkünstler, Dilettanten und Speculanten: jene treiben die Kunst um des Vergnügens, diese um des Nutzens willen.“

Geselligkeit lag in meiner Natur, deßwegen ich bei vielfachem Unternehmen mir Mitarbeiter gewann und mich ihnen zum Mitarbeiter bildete, und so das Glück erreichte, mich in ihnen und sie in mir fortleben zu sehen.

Mein ganzes inneres Wirken erwies sich als eine lebendige Heuristik, welche eine unbekannte geahnete Regel anerkennend, solche in der Außenwelt zu finden und in die Außenwelt einzuführen trachtet.

Es gibt eine enthusiastische Reflexion, die von dem größten Werth ist, wenn man sich von ihr nur nicht hinreißen läßt.

Nur in der Schule selbst ist die eigentliche Vorschule.

Der Irrthum verhält sich gegen das Wahre, wie der Schlaf gegen das Wachen. Ich habe bemerkt, daß man aus dem Irren sich wie erquickt wieder zu dem Wahren hinwende.

Ein jeder leidet, der nicht für sich selbst handelt. Man handelt für Andere, um mit ihnen zu genießen.

Das Faßliche gehört der Sinnlichkeit und dem Verstande. Hieran schließt sich das Gehörige, welches

Chuld Nameh.

Buch des Paradieſes.

verwandt iſt mit dem Schicklichen. Das Gehörige jedoch iſt ein Verhältniß zu einer beſondern Zeit und entſchiedenen Umſtänden.

Eigentlich lernen wir nur von Büchern, die wir nicht beurtheilen können. Der Autor eines Buchs das wir beurtheilen könnten, müßte von uns lernen.

Deßhalb iſt die Bibel ein ewig wirkſames Buch, weil, ſo lange die Welt ſteht, niemand auftreten und ſagen wird: Ich begreife es im Ganzen und verſtehe es im Einzelnen. Wir aber ſagen beſcheiden: Im Ganzen iſt es ehrwürdig, und im Einzelnen anwendbar.

Alle Myſtik iſt ein Transſcendiren und ein Ablöſen von irgend einem Gegenſtande, den man hinter ſich zu laſſen glaubt. Je größer und bedeutender dasjenige war, dem man abſagt, deſto reicher ſind die Productionen des Myſtikers.

Die orientaliſche myſtiſche Poeſie hat deßwegen den großen Vorzug, daß der Reichthum der Welt den der Adepte wegweiſt, ihm noch jederzeit zu Gebote ſteht. Er befindet ſich alſo noch immer mitten in der Fülle die er verläßt, und ſchweigt in dem was er gern los ſeyn möchte.

Christliche Mystiker sollte es gar nicht geben, da die Religion selbst Mysterien darbietet. Auch gehen sie immer gleich in's Abstruse, in den Abgrund des Subjects.

Ein geistreicher Mann sagte, die neuere Mystik sey die Dialektik des Herzens und deßwegen mitunter so erstaunenswerth und verführerisch, weil sie Dinge zur Sprache bringe zu denen der Mensch auf dem gewöhnlichen Verstands-, Vernunfts- und Religions-Wege nicht gelangen würde. Wer sich Muth und Kraft glaube, sie zu studiren, ohne sich betäuben zu lassen, der möge sich in diese Höhle des Trophonios versenken, jedoch auf seine eigene Gefahr.

Die Deutschen sollten in einem Zeitraum von dreyßig Jahren das Wort Gemüth nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüth sich wieder erzeugen; jetzt heißt es nur: Nachsicht mit Schwächen, eignen und fremden.

Die Vorurtheile der Menschen beruhen auf dem jedesmaligen Charakter der Menschen, daher sind sie, mit dem Zustand innig vereinigt, ganz unüberwindlich. Weder Evidenz, noch Verstand, noch Vernunft haben den mindesten Einfluß darauf.

Charak-

Charaktere machen oft die Schwäche zum Geſetz. Weltkenner haben geſagt: „Die Klugheit iſt unüberwindlich hinter welcher ſich die Furcht verſteckt.“ Schwache Menſchen haben oft revolutionäre Geſinnungen: ſie meinen, es wäre ihnen wohl, wenn ſie nicht regiert würden, und fühlen nicht, daß ſie weder ſich noch andere regieren können.

In eben dem Falle ſind die neuern deutſchen Künſtler: den Zweig der Kunſt, den ſie nicht beſitzen, erklären ſie für ſchädlich und daher wegzuhauen.

Der Menſchenverſtand wird mit dem geſunden Menſchen rein geboren, entwickelt ſich aus ſich ſelbſt und offenbart ſich durch ein entſchiedenes Gewahrwerden und Anerkennen des Nothwendigen und Nützlichen. Praktiſche Männer und Frauen bedienen ſich deſſen mit Sicherheit. Wo er mangelt, halten beide Geſchlechter was ſie begehren für nothwendig, und für nützlich was ihnen gefällt.

Alle Menſchen, wie ſie zur Freiheit gelangen, machen ihre Fehler gelten: die Starken das Uebertreiben, die Schwachen das Vernachläſſigen.

Der Kampf des Alten, Beſtehenden, Beharrenden mit Entwickelung, Aus- und Umbildung iſt immer der-

ſelbe. Aus aller Ordnung entſteht zuletzt Pedanterie; um dieſe los zu werden zerſtört man jene, und es geht eine Zeit hin bis man gewahr wird daß man wieder Ordnung machen müſſe. Claſſicismus und Romanticismus, Innungszwang und Gewerbsfreiheit, Feſthalten und Zerſplittern des Grundbodens, es iſt immer derſelbe Conflict der zuletzt wieder einen neuen erzeugt. Der größte Verſtand des Regierenden wäre daher dieſen Kampf ſo zu mäßigen, daß er ohne Untergang der einen Seite ſich in's Gleiche ſtellte; dieß iſt aber den Menſchen nicht gegeben und Gott ſcheint es auch nicht zu wollen.

Welche Erziehungsart iſt für die beſte zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Inſulaner und Seefahrer nehmen ſie ihre Knaben gleich mit zu Schiffe und laſſen ſie im Dienſte herankrabeln. Wie ſie etwas leiſten, haben ſie Theil am Gewinn; und ſo kümmern ſie ſich ſchon um Handel, Tauſch und Beute, und es bilden ſich die tüchtigſten Küſten- und Seefahrer, die klügſten Handelsleute und verwegenſten Piraten. Aus einer ſolchen Maſſe können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brander mit eigener Hand an das Admiralſchiff der feindlichen Flotte feſtklammern.

Alles Vortreffliche beſchränkt uns für einen Augenblick, indem wir uns demſelben nicht gewachſen fühlen;

nur insofern wir es nachher in unsere Cultur aufnehmen, es unsern Geist- und Gemüths-Kräften aneignen, wird es uns lieb und werth.

Kein Wunder, daß wir uns alle mehr oder weniger im Mittelmäßigen gefallen, weil es uns in Ruhe läßt; es gibt das behagliche Gefühl als wenn man mit seines Gleichen umginge.

Das Gemeine muß man nicht rügen, denn das bleibt sich ewig gleich.

Wir können einem Widerspruch in uns selbst nicht entgehen; wir müssen ihn auszugleichen suchen. Wenn uns andere widersprechen, das geht uns nichts an, das ist ihre Sache.

Es ist so viel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches auf der Welt, aber es berührt sich nicht.

Welche Regierung die beste sey? Diejenige die uns lehrt uns selbst zu regieren.

Docirен kannst du Tüchtiger freilich nicht, es ist, wie das Predigen, durch unsern Zustand geboten, wahrhaft nützlich, wenn Conversation und Katechisation sich anschließen, wie es auch ursprünglich gehalten wurde.

Lehren aber kannſt du und wirſt du, das iſt: wenn That dem Urtheil, Urtheil der That zum Leben hilft.

Gegen die drey Einheiten iſt nichts zu ſagen wenn das Sujet ſehr einfach iſt; gelegentlich aber werden dreymal drey Einheiten, glücklich verſchlungen, eine ſehr angenehme Wirkung thun.

Wenn die Männer ſich mit den Weibern ſchleppen, ſo werden ſie ſo gleichſam abgeſponnen wie ein Wocken.

Es kann wohl ſeyn, daß der Menſch durch öffentliches und häusliches Geſchick zu Zeiten gräßlich gedroſchen wird; allein das rückſichtloſe Schickſal, wenn es die reichen Garben trifft, zerknittert nur das Streh, die Körner aber ſpüren nichts davon und ſpringen luſtig auf der Tenne hin und wieder, unbekümmert ob ſie zur Mühle, ob ſie zum Saatfeld wandern.

Arden von Feversham, Shakſpeare's Jugendarbeit. Es iſt der ganze reintreue Ernſt des Auffaſſens und Wiedergebens, ohne Spur von Rückſicht auf den Effect, vollkommen dramatiſch, ganz untheatraliſch.

Shakſpeare's trefflichſten Theaterſtücken mangelt es hie und da an Facilität: ſie ſind etwas mehr als ſie ſeyn

ſollten, und eben deßhalb deuten ſie auf den großen Dichter.

Die größte Wahrſcheinlichkeit der Erfüllung läßt noch einen Zweifel zu; daher iſt das Gehoffte, wenn es in die Wirklichkeit eintritt, jederzeit überraſchend.

Allen andern Künſten muß man etwas vorgeben, der griechiſchen allein bleibt man ewig Schuldner.

Vis superba formae. Ein ſchönes Wort von Johannes Secundus.

Die Sentimentalität der Engländer iſt humoriſtiſch und zart, der Franzoſen populär und weinerlich, der Deutſchen naiv und realiſtiſch.

Das Abſurde mit Geſchmack dargeſtellt, erregt Widerwillen und Bewunderung.

Von der beſten Geſellſchaft ſagte man: ihr Geſpräch iſt unterrichtend, ihr Schweigen bildend.

Von einem bedeutenden frauenzimmerlichen Gedichte ſagte jemand, es habe mehr Energie als Enthuſiasmus,

mehr Charakter als Gehalt, mehr Rhetorik als Poeſie und im Ganzen etwas Männliches.

Es iſt nichts ſchrecklicher als eine thätige Unwiſſenheit.

Schönheit und Geiſt muß man entfernen, wenn man nicht ihr Knecht werden will.

Der Myſticismus iſt die Scholaſtik des Herzens, die Dialektik des Gefühls.

Man ſchont die Alten, wie man die Kinder ſchont.

Der Alte verliert eins der größten Menſchenrechte, er wird nicht mehr von ſeines Gleichen beurtheilt.

Es iſt mir in den Wiſſenſchaften gegangen wie Einem der früh aufſteht, in der Dämmrung die Morgenröthe, ſodann aber die Sonne ungeduldig erwartet, und doch, wie ſie hervortritt, geblendet wird.

Man ſtreitet viel und wird viel ſtreiten über Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung. Mir iſt klar: ſchaden wird ſie wie bisher, dogmatiſch und phantaſtiſch

gebraucht; nutzen wie bisher, didaktisch und gefühlvoll aufgenommen.

Große von Ewigkeit her, oder in der Zeit entwickelte, ursprüngliche Kräfte wirken unaufhaltsam, ob nutzend oder schadend, das ist zufällig.

Die Idee ist ewig und einzig; daß wir auch den Plural brauchen ist nicht wohlgethan. Alles was wir gewahr werden und wovon wir reden können, sind nur Manifestationen der Idee; Begriffe sprechen wir aus, und insofern ist die Idee selbst ein Begriff.

Im Aesthetischen thut man nicht wohl, zu sagen: die Idee des Schönen; dadurch vereinzelt man das Schöne, das doch einzeln nicht gedacht werden kann. Vom Schönen kann man einen Begriff haben und dieser Begriff kann überliefert werden.

Die Manifestation der Idee als des Schönen ist eben so flüchtig, als die Manifestation des Erhabenen, des Geistreichen, des Lustigen, des Lächerlichen. Dieß ist die Ursache, warum so schwer darüber zu reden ist.

Aecht ästhetisch-didaktisch könnte man seyn, wenn man mit seinen Schülern an allem Empfindungswerthen vorüberginge, oder es ihnen zubrächte im Moment wo

es culminirt und sie höchst empfänglich sind. Da aber diese Forderung nicht zu erfüllen ist, so müßte der höchste Stolz des Kathederlehrers seyn, die Begriffe so vieler Manifestationen in seinen Schülern dergestalt zum Leben zu bringen, daß sie für alles Gute, Schöne, Große, Wahre empfänglich würden, um es mit Freuden aufzufassen, wo es ihnen zur rechten Stunde begegnete. Ohne daß sie es merkten und wüßten, wäre somit die Grundidee, woraus Alles hervorgeht, in ihnen lebendig geworden.

Wie man gebildete Menschen sieht, so findet man, daß sie nur für Eine Manifestation des Urwesens, oder doch nur für wenige empfänglich sind, und das ist schon genug. Das Talent entwickelt im Praktischen alles und braucht von den theoretischen Einzelnheiten nicht Notiz zu nehmen: der Musicus kann ohne seinen Schaden den Bildhauer ignoriren und umgekehrt.

Man soll sich alles praktisch denken und deßhalb auch dahin trachten, daß verwandte Manifestationen der großen Idee, insofern sie durch Menschen zur Erscheinung kommen sollen, auf eine gehörige Weise in einander wirken. Mahlerey, Plastik und Mimik stehen in einem unzertrennlichen Bezug; doch muß der Künstler, zu dem einen berufen, sich hüten, von dem andern beschädigt zu werden: der Bildhauer kann sich vom Mah-

ler, der Mahler vom Mimiker verführen laſſen und alle drey können einander ſo verwirren, daß keiner derſelben auf den Füßen ſtehen bleibt.

Die mimiſche Tanzkunſt würde eigentlich alle bildenden Künſte zu Grunde richten und mit Recht. Glücklicher Weiſe iſt der Sinnenreiz, den ſie bewirkt, ſo flüchtig, und ſie muß um zu reizen in's Uebertriebene gehen. Dieſes ſchreckt die übrigen Künſtler glücklicher Weiſe ſogleich ab; doch können ſie, wenn ſie klug und vorſichtig ſind, viel dabei lernen.

Vierte Abtheilung.

Madame Roland, auf dem Blutgerüſte, verlangte Schreibzeug, um die ganz beſondern Gedanken aufzuſchreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeſchwebt. Schade daß man ihr's verſagte; denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiſte Gedanken auf, bisher undenkbare; ſie ſind wie ſelige Dämonen, die ſich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlaſſen.

Man ſagt ſich oft im Leben daß man die Vielgeſchäftigkeit (πολυπραγμοσύνη) vermeiden, beſonders, je älter man wird, ſich deſto weniger in ein neues Ge-

schäft einlassen solle. Aber man hat gut reden, gut sich und Anderen rathen. Aelter werden heißt selbst ein neues Geschäft antreten; alle Verhältnisse verändern sich, und man muß entweder zu handeln ganz aufhören, oder mit Willen und Bewußtseyn das neue Rollenfach übernehmen.

Große Talente sind selten, und selten ist es daß sie sich selbst erkennen; nun aber hat kräftiges unbewußtes Handeln und Sinnen so höchst erfreuliche als unerfreuliche Folgen, und in solchem Conflict schwindet ein bedeutendes Leben vorüber. Hievon ergeben sich in Medwins Unterhaltungen so merkwürdige als traurige Beispiele.

Vom Absoluten in theoretischem Sinne wag' ich nicht zu reden; behaupten aber darf ich: daß wer es in der Erscheinung anerkannt und immer im Auge behalten hat, sehr großen Gewinn davon erfahren wird.

In der Idee leben heißt das Unmögliche behandeln als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandtniß: treffen beide zusammen, so entstehen Ereignisse, worüber die Welt vom Erstaunen sich Jahrtausende nicht erholen kann.

Napoleon der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtseyn nicht erfassen; er läugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er eifrig es zu verwirklichen trachtet. Einen solchen innern perpetuirlichen Widerspruch kann aber sein klarer, unbestechlicher Verstand nicht ertragen, und es ist höchst wichtig, wenn er, gleichsam genöthigt, sich darüber gar eigen und anmuthig ausdrückt.

Er betrachtet die Idee als ein geistiges Wesen, das zwar keine Realität hat, aber wenn es verfliegt ein Residuum (Caput mortuum) zurückläßt, dem wir die Wirklichkeit nicht ganz absprechen können. Wenn dieses uns auch starr und materiell genug scheinen mag, so spricht er sich ganz anders aus, wenn er von den unaufhaltsamen Folgen seines Lebens und Treibens mit Glauben und Zutrauen die Seinen unterhält. Da gesteht er wohl gern: daß Leben Lebendiges hervorbringe, daß eine gründliche Befruchtung auf alle Zeiten hinauswirke. Er gefällt sich zu bekennen, daß er dem Weltgange eine frische Anregung, eine neue Richtung gegeben habe.

Höchst bemerkenswerth bleibt es immer, daß Menschen, deren Persönlichkeit fast ganz Idee ist, sich so äußerst vor dem Phantastischen scheuen. So war Hamann, dem es unerträglich schien, wenn von *Dingen einer andern Welt* gesprochen wurde. Er drückte

sich gelegentlich darüber in einem gewissen Paragraphen aus, den er aber, weil er ihm unzulänglich schien, vierzehnmal variirte und sich doch immer wahrscheinlich nicht genug that. Zwey von diesen Versuchen sind uns übrig geblieben; einen dritten haben wir selbst gewagt, welchen hier abdrucken zu lassen wir durch Obenstehendes veranlaßt sind.

Der Mensch ist als wirklich in die Mitte einer wirklichen Welt gesetzt und mit solchen Organen begabt, daß er das Wirkliche und nebenbei das Mögliche erkennen und hervorbringen kann. Alle gesunden Menschen haben die Ueberzeugung ihres Daseyns und eines Daseienden um sie her. Indessen gibt es auch einen hohlen Fleck im Gehirn, d. h. eine Stelle wo sich kein Gegenstand abspiegelt, wie denn auch im Auge selbst ein Fleckchen ist das nicht sieht. Wird der Mensch auf diese Stelle besonders aufmerksam, vertieft er sich darin, so verfällt er in eine Geisteskrankheit, ahnet hier Dinge aus einer andern Welt, die aber eigentlich Undinge sind und weder Gestalt noch Begränzung haben, sondern als leere Nacht-Räumlichkeit ängstigen und den der sich nicht losreißt mehr als gespensterhaft verfolgen.

Friedrich von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. Die vier starken Bände habe behaglich in kurzer Zeit nach einander weggelesen, durchaus mit Dank-

gefühl gegen den Verfaſſer. In meinen Jahren iſt es angenehm, wenn die einzelnen, vor langer Zeit bei uns vorübergegangenen verblichenen Geſpenſter auf einmal ſich friſch zuſammennehmen und in lebensluſtigem Gange vor uns vorüberziehen. Verſchollene Namen erſcheinen auf einmal in charakteriſtiſcher Geſtalt, zuſammenhängende Thaten, die ſich im Gedächtniß meiſt um Eine Figur verſammelten und dadurch ihres Herkommens, ihrer Folgen verluſtig gingen, ſchließen ſich vor- und rückwärts faßlich an, und ſo ſcheint der Unſinn des Weltweſens einige Vernunft zu gewinnen. Die kurze Darſtellung dieſes Werks in dem literariſchen Converſationsblatt war hierauf höchſt angenehm und belehrend.

Das Buch wird viele Leſer finden, man muß ſich aber ein Geſetz machen nicht nach neuſter Art momentsweiſe zerſtückt zu leſen, ſondern Tag für Tag ſein Penſum zu abſolviren; welches ſo leicht wird bei der ſchicklichen Abtheilung in Capitel, und der Verſammlung in Maſſen, wodurch wir uns unzerſtreut mit dem Ganzen vorwärts bewegen.

Hätte ich jungen Männern zu rathen, die ſich höherer Staatskunſt und alſo dem diplomatiſchen Fache widmen, ſo würde ich Ihnen es als Handbuch anrühmen, um ſich daraus zu vergegenwärtigen wie man unzählige Facta ſammelt, und zuletzt ſich ſelbſt eine Ueberzeugung bildet. Dieſe Ueberzeugung kann freilich nicht hiſtoriſch werden, denn man wird ihr irgend einmal kri-

tisch widersprechen; wie sie aber praktisch wird, so zeigt sich aus einem glücklichen Erfolg daß man recht gedacht hat.

Wachlers Handbuch der Geschichte der Literatur, neuste Ausgabe, gibt mir die angenehmste Unterhaltung. Da man sich denn doch in einem langen Leben mit allseitiger Literatur beschäftigte, so scheint es bei'm Lesen dieses Werks man lebe zum zweytenmale, freilich um vieles bequemer.

Wie wenig von dem Geschehenen ist geschrieben worden, wie wenig von dem Geschriebenen gerettet! Die Literatur ist von Haus aus fragmentarisch, sie enthält nur Denkmale des menschlichen Geistes insofern sie in Schriften verfaßt und zuletzt übrig geblieben sind.

Und doch bei aller Unvollständigkeit des Literarwesens finden wir tausendfältige Wiederholung, woraus hervorgeht wie beschränkt des Menschen Geist und Schicksal sey.

Da wir denn doch zu dieser allgemeinen Weltberathung als Assessoren, obgleich sine voto, berufen sind und wir uns von den Zeitungsschreibern tagtäglich referiren lassen: so ist es ein Glück auch aus der Vorzeit tüchtig Referirende zu finden. Für mich sind von

Raumer und Wachler in den neuesten Tagen dergleichen geworden.

Die Frage: wer höher steht, der Historiker oder der Dichter? darf gar nicht aufgeworfen werden; sie concurriren nicht miteinander, so wenig als der Wettläufer und der Faustkämpfer. Jedem gebührt seine eigene Krone.

Die Pflicht des Historikers ist zwiefach: erst gegen sich selbst, dann gegen den Leser. Bei sich selbst muß er genau prüfen was wohl geschehen seyn könnte, und um des Lesers willen muß er festsetzen was geschehen sey. Wie er mit sich selbst handelt, mag er mit seinen Collegen ausmachen, das Publicum muß aber nicht in's Geheimniß hineinsehen, wie wenig in der Geschichte als entschieden ausgemacht kann angesprochen werden.

Es geht uns mit Büchern wie mit neuen Bekanntschaften. Die erste Zeit sind wir hoch vergnügt, wenn wir im Allgemeinen Uebereinstimmung finden, wenn wir uns an irgend einer Hauptseite unserer Existenz freundlich berührt fühlen; bei näherer Bekanntschaft treten alsdann erst die Differenzen hervor, und da ist denn die Hauptsache eines vernünftigen Betragens, daß man nicht, wie etwa in der Jugend geschieht, sogleich zurückschaudere, sondern daß man gerade das Uebereinstimmende recht fest halte, und sich über die Dif-

ferenzen vollkommen aufkläre, ohne sich deßhalb vereinigen zu wollen.

Eine solche freundlich-belehrende Unterhaltung ist mir durch Stiedenroth's Psychologie geworden. Alle Wirkung des Aeußern auf's Innere trägt er unvergleichlich vor, und wir sehen die Welt nochmals nach und nach in uns entstehen. Aber mit der Gegenwirkung des Innern nach außen gelingt es ihm nicht eben so. Der Entelechie, die nichts aufnimmt ohne sich's durch eigene Zuthat anzueignen, läßt er nicht Gerechtigkeit widerfahren, und mit dem Genie will es auf diesem Weg gar nicht fort; und wenn er das Ideal aus der Erfahrung abzuleiten denkt und sagt, das Kind idealisirt nicht, so mag man antworten, das Kind zeugt nicht: denn zum Gewahrwerden des Ideellen gehört auch eine Pubertät. Doch genug, er bleibt uns ein werther Gesell und Gefährte und soll nicht von unserer Seite kommen.

Wer viel mit Kindern lebt, wird finden daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt.

Die Gegenwirkung eines vorzüglich kindlichen Wesens ist sogar leidenschaftlich; das Eingreifen tüchtig.

Deßhalb leben Kinder in Schnellurtheilen, um nicht zu sagen in Vorurtheilen; denn bis das schnell aber einsei-

seitig Gefaßte sich auslöscht um einem Allgemeinern Platz zu machen, erfordert es Zeit. Hierauf zu achten ist eine der größten Pflichten des Erziehers.

Ein zweyjähriger Knabe hatte die Geburtstagfeier begriffen, an der seinigen die bescheerten Gaben mit Dank und Freude sich zugeeignet, nicht weniger dem Bruder die seinigen bei gleichem Feste gegönnt.

Hiedurch veranlaßt fragte er am Weihnachtsabend, wo so viele Geschenke vorlagen: wann denn sein Weihnachten komme? Dieß allgemeine Fest zu begreifen war noch ein ganzes Jahr nöthig.

Die große Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, daß man immer das Innere und Aeußere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muß. Es ist immerfort Systole und Diastole, Einathmen und Ausathmen des lebendigen Wesens; kann man es auch nicht aussprechen, so beobachte man es genau und merke darauf.

Mein Verhältniß zu Schiller gründete sich auf die entschiedene Richtung beider auf Einen Zweck, unsere gemeinsame Thätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten.

Bei einer zarten Differenz, die einst zwischen uns zur Sprache kam, und woran ich durch eine Stelle sei-

nes Briefs wieder erinnert werde, machte ich folgende Betrachtungen:

Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne an's Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.

Windischmann, über Etwas das der Heilkunst Noth thut.

Der Verfasser hat seinen Lesern die Ein- und Uebersicht dieses Werkes nicht leicht gemacht; der Vortrag läuft von Anfang bis zu Ende mit wenigen Pausen fort, weder Bücher, noch Capitel, noch Marginalien weisen uns zurechte; hat man sich denn aber zuletzt durch- und herausgefunden, so erstaunt man zu bemerken, daß es ganz in Aegyptischem Sinne geschrieben sey, daß man nämlich ein Priester seyn müsse um sich als vollkommen tüchtiger Arzt zu bewähren.

Die Geschichte freilich belehrt uns eines Andern, denn so sagt Wachler im ersten Theile Seite 132:

Vorſchmack.

Der ächte Moslem ſpricht vom Paradieſe
Als wenn er ſelbſt allda geweſen wäre,
Er glaubt dem Koran, wie es der verhieße,
Hierauf begründet ſich die reine Lehre.

Doch der Prophet, Verfaſſer jenes Buches,
Weiß unſre Mängel droben auszuwittern,
Und ſieht, daß trotz dem Donner ſeines Fluches,
Die Zweifel oft den Glauben uns verbittern.

Deshalb entſendet er den ewigen Räumen
Ein Jugend-Muſter, alles zu verjüngen;
Sie ſchwebt heran und feſſelt, ohne Säumen,
Um meinen Hals die allerliebſten Schlingen.

Auf meinem Schoos, an meinem Herzen halt' ich
Das Himmels-Weſen, mag nichts weiter wiſſen;
Und glaube nun an's Paradies gewaltig,
Denn ewig möcht' ich ſie ſo treulich küſſen.

„Die Medicin, lange ausschließliches Eigenthum der Priester, namentlich der Asklepiaden in Thessalien, fing allmählich an, ihre enge Verbindung mit dem religiosen Ueberglauben aufzugeben, als sie zum Theil von Jonischen Philosophen in den Kreis ihrer Untersuchungen über die Natur der Dinge aufgenommen wurde. Pythagoras zog sie in das Gebiet der Staatskunst und Gesetzgebung und berücksichtigte besonders die Diätetik. Unter seinen Schülern [illegible]ten mehrere, als Periodeuten, die Heilkunde aus; [illegible] Krotoniate Alkmaion und Empedokles stellten Forschungen über Zeugungstheorie und einzelne Theile der Physiologie an, und das geschah auch von einigen Philosophen der neueren Eleatischen Schule und von Anaragoras. So näherte sich die Alleingültigkeit der medicinischen Tempelweisheit ihrem Ende. Die Asklepiaden fingen an ihre Erfahrungen auf Grundsätze zurückzuführen und es entstanden die empirische Schule in Knidos und die philosophische in Kos."

„Aus dieser Schule in Kos ging der Schöpfer der wissenschaftlichen Medicin hervor, Hippokrates von der Insel Kos, ein Asklepiade, der berühmteste unter sieben gleichnamigen Männern dieses Geschlechts. Er bildete sich auf weiten Reisen und durch Studium der Philosophie u. s. w." Auch die folgende Stelle wird Liebhabern der Weisheit nachdrücklich empfohlen.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tags sollte man immer nur große weltgeschichtliche Massen entgegensetzen.

Heinroth's Anthropologie.

Die vielen Vorzüge, die man diesem Werk auch zugesteht, zerstört der Verfasser selbst indem er über die Gränzen hinaus geht die ihm von Gott und der Natur vorgeschrieben sind. Auch wir sind allerdings überzeugt daß der Anthropolog sein Menschenkind bis in die Vorhöfe der Religion führen könne, dürfe, müsse, aber nicht weiter als bis dahin, wo ihm der Dichter begegnet und sich andächtig vernehmen läßt.

In unsers Busens Reine wohnt ein Streben
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's Frommseyn —

Wenn ich mich in einer mittleren oder großen Stadt umsehe und bemerke wo denn die Menschen sich hinwenden um ihren Abend zuzubringen, so findet sich immer daß man dahin gehe wo man grüßend begrüßt wird, wo man gerne hört und gehört wird, wo man bei'm geselligen Gespräch und Spiel immer gewiß ist seine Partie zu finden.

In dieſem Sinne hab' ich mich mit dem Literariſchen Converſationsblatt befreundet, das freilich nur als Converſationsheft bei mir einzutreten verpflichtet iſt. An Zerſtreuung läßt es uns die Welt nicht fehlen; wenn ich leſe, will ich mich ſammeln und nicht, wie jener Sultan von Indien, durch abgerupfte Mährchen hingehalten ſeyn.

Freundſchaft kann ſich bloß praktiſch erzeugen, praktiſch Dauer gewinnen. Neigung, ja ſogar Liebe, hilft alles nichts zur Freundſchaft. Die wahre, die thätige, productive beſteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß der Freund meine Zwecke billigt, ich die ſeinigen und daß wir ſo unverrückt zuſammen fortgehen, wie auch ſonſt die Differenz unſerer Denk- und Lebensweiſe ſeyn möge.

In der zweyhundert und vierzigſten Nummer des dießjährigen Converſationsblattes (1825) erſchien mir beſonders willkommen der dort eingelegte Brief. Er war mir ſo rührend als aufmunternd. Gleichgeſtimmt mit dem Verfaſſer ſprech' ich dankbar dagegen aus:

Das Vorzüglichſte was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen, iſt: uns in einen früheren, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zuſtand unmittelbar verſetzt zu ſehen. Hier iſt nicht Relation noch Er-

zählung, nicht schon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart, wir lassen auf uns einwirken wie von Person zu Person.

Wenn nun dieses aber für alle Zukunft gilt, so bedeuten solche Documente doch am meisten, ein für allemal, demjenigen der solche Zeit mit verlebte: älter oder jünger, er wird in jenen Zustand zurückgesetzt, wohin Gefühl, Einbildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum so lebhaft wieder hinstellen könnte.

Man lese gedachten Brief und sehe, wie ein damals jüngerer, nun in Jahren gleichfalls herangekommener jene gleichzeitigen älteren Männer am besten versteht, und sich selbst überzeugt wie er nach und nach in eine hohe Cultur hineingewachsen sey.

Dieser unbekannte Freund erhöht meinen Muth bei dem schwierigen Geschäft einer Redaction meines Briefwechsels mit Schiller. Ich werde sie auch um seinetwillen beeilen und ihm zu Liebe lass ich meine Briefe von 1802 in diesem Hefte (Kunst und Alterthum 5ten Bandes 2tes Heft) abdrucken. Er wird sie nun mit den Schillerischen von diesem Jahre verschränken und sich in Gefühlen, Beobachtungen und Betrachtungen gar gestärkt finden.

Zugleich ersuch' ich ihn das Vorspiel Was wir bringen unmittelbar darauf zu lesen, und jene Zeit wird vor ihm lebendig aufgehen, besonders wenn er,

was wohl möglich wäre, jener Vorstellung persönlich beigewohnt hätte.

Fünfte Abtheilung.

Die Geheimnisse der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anstoßes über die ein jeder Wanderer stolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.

Es wäre nicht der Mühe werth siebzig Jahr alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Thorheit wäre vor Gott.

Das Wahre ist gottähnlich; es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen errathen.

Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

Aber die Menschen vermögen nicht leicht aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln; denn sie wissen nicht, daß ihr Verstand eben solche Künste wie die Natur treibt.

Denn die Götter lehren uns ihr eigenstes Werk nachahmen; doch wissen wir nur was wir thun, erkennen aber nicht was wir nachahmen.

Alles ist gleich, alles ungleich, alles nützlich und schädlich, sprechend und stumm, vernünftig und unvernünftig. Und was man von einzelnen Dingen bekennt, widerspricht sich öfters.

Denn das Gesetz haben die Menschen sich selbst auferlegt, ohne zu wissen über was sie Gesetze gaben; aber die Natur haben alle Götter geordnet.

Was nun die Menschen gesetzt haben das will nicht passen, es mag recht oder unrecht seyn; was aber die Götter setzen, das ist immer am Platz, recht oder unrecht.

Ich aber will zeigen, daß die bekannten Künste der Menschen natürlichen Begebenheiten gleich sind, die offenbar oder geheim vorgehen.

Von der Art ist die Weissagekunst. Sie erkennet aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, aus dem Todten das Lebendige, und den Sinn des Sinnlosen.

So erkennt der Unterrichtete immer recht die Natur des Menschen; und der Ununterrichtete sieht sie bald so, bald so an, und jeder ahmt sie nach seiner Weise nach.

Wenn ein Mann mit einem Weibe zusammentrifft, und ein Knabe entsteht, so wird aus etwas Bekanntem ein Unbekanntes. Dagegen wenn der dunkle Geist des Knaben die deutlichen Dinge in sich aufnimmt, so wird er zum Mann und lernt aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige erkennen.

Das Unsterbliche ist nicht dem sterblichen Lebenden zu vergleichen, und doch ist auch das bloß Lebende verständig. So weiß der Magen recht gut, wenn er hungert und durstet.

So verhält sich die Wahrsagerkunst zur menschlichen Natur. Und beide sind dem Einsichtsvollen immer recht; dem Beschränkten aber erscheinen sie bald so, bald so.

In der Schmiede erweicht man das Eisen, indem man das Feuer anbläs't und dem Stabe seine überflüssige Nahrung nimmt; ist er aber rein geworden, dann schlägt man ihn und zwingt ihn, und durch die Nahrung eines fremden Wassers wird er wieder stark.

Das widerfährt auch dem Menschen von seinem Lehrer.

Da wir überzeugt sind, daß derjenige der die intellectuelle Welt beschaut und des wahrhaften Intellects Schönheit gewahr wird, auch wohl ihren Vater, der über allen Sinn erhaben ist, bemerken könne: so versuchen wir denn nach Kräften einzusehen, und für uns selbst auszudrücken — in sofern sich dergleichen deutlich machen läßt — auf welche Weise wir die Schönheit des Geistes und der Welt anzuschauen vermögen.

Nehmet an daher: zwey steinerne Massen seyen neben einander gestellt, deren eine roh und ohne künstliche Bearbeitung geblieben, die andere aber durch die Kunst zur Statue, einer menschlichen oder göttlichen, ausgebildet worden. Wäre es eine göttliche, so möchte sie eine Grazie oder Muse vorstellen; wäre es eine menschliche, so dürfte es nicht ein besonderer Mensch seyn, vielmehr irgend einer den die Kunst aus allem Schönen versammelte.

Euch wird aber der Stein, der durch die Kunst zur schönen Gestalt gebracht worden, alsobald schön erscheinen; doch nicht weil er Stein ist, denn sonst würde die andere Masse gleichfalls für schön gelten.

ſondern daher daß er eine Geſtalt hat, welche die Kunſt ihm ertheilte.

Die Materie aber hatte eine ſolche Geſtalt nicht, ſondern dieſe war in dem Erſinnenden früher als ſie zum Stein gelangte. Sie war jedoch in dem Künſtler nicht weil er Augen und Hände hatte, ſondern weil er mit der Kunſt begabt war.

Alſo war in der Kunſt noch eine weit größere Schönheit; denn nicht die Geſtalt, die in der Kunſt ruhet, gelangt in den Stein, ſondern dorten bleibt ſie und es gehet indeſſen eine andere geringere hervor, die nicht rein in ſich ſelbſt verharret, noch auch wie ſie der Künſtler wünſchte, ſondern inſofern der Stoff der Kunſt gehorchte.

Wenn aber die Kunſt dasjenige, was ſie iſt und beſitzt auch hervorbringt, und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher ſie immer handelt, ſo iſt dieſe fürwahr diejenige die mehr und wahrer eine größere und trefflichere Schönheit der Kunſt beſitzt, vollkommener als alles was nach außen hervortritt.

Denn indem die Form, in die Materie hervorſchreitend, ſchon ausgedehnt wird, ſo wird ſie ſchwächer

als jene welche in Einem verharret. Denn was in sich eine Entfernung erduldet, tritt von sich selbst weg: Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft; so auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher seyn als das Gewirkte. Denn nicht die Urmusik macht den Musiker, sondern die Musik, und die übersinnliche Musik bringt die Musik in sinnlichem Ton hervor.

Wollte aber jemand die Künste verachten, weil sie der Natur nachahmen, so läßt sich darauf antworten, daß die Naturen auch manches Andere nachahmen; daß ferner die Künste nicht das geradezu nachahmen was man mit Augen siehet, sondern auf jenes Vernünftige zurückgehen aus welchem die Natur bestehet und wornach sie handelt.

Ferner bringen auch die Künste vieles aus sich selbst hervor und fügen anderseits manches hinzu was der Natur an Vollkommenheit abgehet, indem sie die Schönheit in sich selbst haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich nichts sinnlich Erblickliches nachahmte, sondern sich einen solchen in den Sinn faßte wie Zeus selbst erscheinen würde, wenn er unsern Augen begegnen möchte.

Man kann den Idealisten alter und neuer Zeit nicht verargen, wenn sie so lebhaft auf Beherzigung des Einen

Berechtigte Männer.

Nach der Schlacht von Bedr, unter'm Sternenhimmel.

Mahomet spricht.

Seine Todten mag der Feind betrauern:
Denn sie liegen ohne Wiederkehren;
Unsre Brüder sollt ihr nicht bedauern:
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle sieben
Die metallnen Thore weit gethan,
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses Pforten kühnlich an.

Finden, ungehofft und überglücklich,
Herrlichkeiten die mein Flug berührt,
Als das Wunderpferd mich augenblicklich
Durch die Himmel alle durchgeführt.

Weisheitsbaum an Baum cypreſſeragend
Heben Aepfel goldner Zierd' empor,
Lebensbäume breite Schatten ſchlagend
Decken Blumenſitz und Kräuterflor.

dringen woher alles entſpringt und worauf alles wieder zurückzuführen wäre. Denn freilich iſt das belebende und ordnende Princip in der Erſcheinung dergeſtalt bedrängt, daß es ſich kaum zu retten weiß. Allein wir verkürzen uns an der andern Seite wieder, wenn wir das Formende und die höhere Form ſelbſt in eine vor unſerm äußern und innern Sinn verſchwindende Einheit zurückdrängen.

Wir Menſchen ſind auf Ausdehnung und Bewegung angewieſen; dieſe beiden allgemeinen Formen ſind es, in welchen ſich alle übrigen Formen, beſonders die ſinnlichen, offenbaren. Eine geiſtige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn ſie in der Erſcheinung hervortritt, vorausgeſetzt daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung ſey. Das Gezeugte iſt nicht geringer als das Zeugende, ja es iſt der Vortheil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher ſeyn kann als das Zeugende.

Dieſes weiter auszuführen und vollkommen anſchaulich, ja was mehr iſt durchaus praktiſch zu machen, würde von wichtigem Belang ſeyn. Eine umſtändliche folgerechte Ausführung aber möchte den Hörern übergroße Aufmerkſamkeit zumuthen.

Was einem angebohrt wird man nicht los und wenn man es wegwürfe.

Die neueste Philosophie unserer westlichen Nachbarn gibt ein Zeugniß, daß der Mensch, er gebärde sich wie er wolle, und so auch ganze Nationen, immer wieder zum Angebornen zurückkehren. Und wie wollte das anders seyn, da ja dieses seine Natur und Lebensweise bestimmt?

Die Franzosen haben dem Materialismus entsagt und den Uranfängen etwas mehr Geist und Leben zuerkannt; sie haben sich vom Sensualismus losgemacht und den Tiefen der menschlichen Natur eine Entwickelung aus sich selbst zugestanden; sie lassen in ihr eine productive Kraft gelten und suchen nicht alle Kunst aus Nachahmung eines gewahrgewordenen Aeußern zu erklären. In solchen Richtungen mögen sie beharren.

Eine eklektische Philosophie kann es nicht geben, wohl aber eklektische Philosophen.

Ein Eklektiker aber ist ein jeder, der aus dem was ihn umgibt, aus dem was sich um ihn ereignet, sich dasjenige aneignet was seiner Natur gemäß ist; und in diesem Sinne gilt alles was Bildung

und Fortſchreitung heißt, theoretiſch oder praktiſch genommen.

Zwey eklektiſche Philoſophen könnten demnach die größten Widerſacher werden, wenn ſie, antagoniſtiſch geboren, jeder von ſeiner Seite ſich aus allen überlieferten Philoſophien dasjenige aneignete was ihm gemäß wäre. Sehe man doch nur um ſich her, ſo wird man immer finden, daß jeder Menſch auf dieſe Weiſe verfährt und deßhalb nicht begreift, warum er andere nicht zu ſeiner Meinung bekehren kann.

Sogar iſt es ſelten, daß jemand im höchſten Alter ſich ſelbſt hiſtoriſch wird, und daß ihm die Mitlebenden hiſtoriſch werden, ſo daß er mit niemanden mehr controvertiren mag noch kann.

Beſieht man es genauer, ſo findet ſich, daß dem Geſchichtſchreiber ſelbſt die Geſchichte nicht leicht hiſtoriſch wird: denn der jedesmalige Schreiber ſchreibt immer nur ſo als wenn er damals ſelbſt dabei geweſen wäre; nicht aber was vormals war und damals bewegte. Der Chronikenſchreiber ſelbſt deutet nur mehr oder weniger auf die Beſchränktheit, auf die Eigenheiten ſeiner Stadt, ſeines Kloſters wie ſeines Zeitalters.

Verschiedene Sprüche der Alten, die man sich öfters zu wiederholen pflegt, hatten eine ganz andere Bedeutung als man ihnen in späteren Zeiten geben möchte.

Das Wort: Es solle kein mit der Geometrie Unbekannter, der Geometrie Fremder, in die Schule des Philosophen treten, heißt nicht etwa: man solle ein Mathematiker seyn, um ein Weltweiser zu werden.

Geometrie ist hier in ihren ersten Elementen gedacht, wie sie uns im Euklid vorliegt und wie wir sie einen jeden Anfänger beginnen lassen. Alsdann aber ist sie die vollkommenste Vorbereitung, ja Einleitung in die Philosophie.

Wenn der Knabe zu begreifen anfängt, daß einem sichtbaren Punkte ein unsichtbarer vorhergehen müsse, daß der nächste Weg zwischen zwey Punkten schon als Linie gedacht werde, ehe sie mit dem Bleistift auf's Papier gezogen wird, so fühlt er einen gewissen Stolz, ein Behagen. Und nicht mit Unrecht, denn ihm ist die Quelle alles Denkens aufgeschlossen, Idee und Verwirklichtes, potentia et actu, ist ihm klar geworden; der Philosoph entdeckt ihm nichts Neues, dem Geometer war vor seiner Seite der Grund alles Denkens aufgegangen.

Nehmen wir ſodann das bedeutende Wort vor: Erkenne dich ſelbſt, ſo müſſen wir es nicht im aſcetiſchen Sinne auslegen. Es iſt keineswegs die Heautognoſie unſerer modernen Hypochondriſten, Humoriſten und Heautontimorumenen damit gemeint; ſondern es heißt ganz einfach: Gib einigermaßen Acht auf dich ſelbſt, nimm Notiz von dir ſelbſt, damit du gewahr werdeſt, wie du zu deines Gleichen und der Welt zu ſtehen kommſt. Hiezu bedarf es keiner pſychologiſchen Quälereyen; jeder tüchtige Menſch weiß und erfährt was es heißen ſoll; es iſt ein guter Rath der einem jeden praktiſch zum größten Vortheil gedeiht.

Man denke ſich das Große der Alten, vorzüglich der Sokratiſchen Schule, daß ſie Quelle und Richtſchnur alles Lebens und Thuns vor Augen ſtellt, nicht zu leerer Speculation, ſondern zu Leben und That auffordert.

Wenn nun unſer Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweiſt, das Studium der griechiſchen und lateiniſchen Sprache fördert, ſo können wir uns Glück wünſchen, daß dieſe zu einer höhern Cultur ſo nöthigen Studien niemals rückgängig werden.

Wenn wir uns dem Alterthum gegenüber ſtellen und es ernſtlich in der Abſicht anſchauen, uns daran zu bil-

den, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden.

Der Schulmann, indem er Lateinisch zu schreiben und zu sprechen versucht, kommt sich höher und vornehmer vor, als er sich in seinem Alltagsleben dünken darf.

Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich, dem Alterthum gegenüber, in den anmuthigstideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die Homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehrern tausend Jahren auf uns gewälzt hat.

Wie Sokrates den sittlichen Menschen zu sich berief, damit dieser ganz einfach einigermaßen über sich selbst aufgeklärt würde, so traten Plato und Aristoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur; der eine mit Geist und Gemüth sich ihr anzueignen, der andere mit Forscherblick und Methode sie für sich zu gewinnen. Und so ist denn auch jede Annäherung, die sich uns im Ganzen und Einzelnen an diese drene möglich macht, das Ereigniß was wir am freudigsten empfinden und was unsere Bildung zu befördern sich jederzeit kräftig erweist.

Um ſich aus der gränzenloſen Vielfachheit, Zerſtückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder in's Einfache zu retten, muß man ſich immer die Frage vorlegen: Wie würde ſich Plato gegen die Natur, wie ſie uns jetzt in ihrer größeren Mannichfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit erſcheinen mag, benommen haben?

Denn wir glauben überzeugt zu ſeyn, daß wir auf demſelben Wege bis zu den letzten Verzweigungen der Erkenntniß organiſch gelangen und von dieſem Grund aus die Gipfel eines jeden Wiſſens uns nach und nach aufbauen und befeſtigen können. Wie uns hiebei die Thätigkeit des Zeitalters fördert und hindert, iſt freilich eine Unterſuchung die wir jeden Tag anſtellen müſſen, wenn wir nicht das Nützliche abweiſen und das Schädliche aufnehmen wollen.

Man rühmt das achtzehnte Jahrhundert, daß es ſich hauptſächlich mit Analyſe abgegeben; dem neunzehnten bleibt nun die Aufgabe: die falſchen obwaltenden Syntheſen zu entdecken und deren Inhalt auf's neue zu analyſiren.

Es gibt nur zwey wahre Religionen, die eine die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die

andere die es in der schönsten Form anerkennt und anbetet. Alles was dazwischen liegt ist Götzendienst.

Es ist nicht zu läugnen, daß der Geist sich durch die Reformation zu befreien suchte; die Aufklärung über griechisches und römisches Alterthum brachte den Wunsch, die Sehnsucht nach einem freieren, anständigeren und geschmackvolleren Leben hervor. Sie wurde aber nicht wenig dadurch begünstigt, daß das Herz in einen gewissen einfachen Naturstand zurückzukehren und die Einbildungskraft sich zu concentriren trachtete.

Aus dem Himmel wurden auf einmal alle Heiligen vertrieben, und von einer göttlichen Mutter mit einem zarten Kinde, Sinne, Gedanken, Gemüth auf den Erwachsenen, sittlich Wirkenden, ungerecht Leidenden gerichtet, welcher später als Halbgott verklärt, als wirklicher Gott anerkannt und verehrt wurde.

Er stand vor einem Hintergrunde, wo der Schöpfer das Weltall ausgebreitet hatte; von ihm ging eine geistige Wirkung aus, seine Leiden eignete man sich als Beispiel zu, und seine Verklärung war das Pfand für eine ewige Dauer.

So wie der Weihrauch das Leben einer Kohle erfrischet, so erfrischet das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im Besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit und Ortsverhältnissen einen eigenen, besondern unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat.

Genau besehen haben wir uns noch alle Tage zu reformiren und gegen andere zu protestiren, wenn auch nicht in religiösem Sinne.

Wir haben das unabweichliche täglich zu erneuernde grundernstliche Bestreben: das Wort mit dem Empfundenen, Geschauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginirten, Vernünftigen, möglichst unmittelbar zusammentreffend zu erfassen.

Jeder prüfe sich und er wird finden, daß dieß viel schwerer sey als man denken möchte; denn leider sind dem Menschen die Worte gewöhnlich Surrogate; er

denkt und weiß es meistentheils besser als er sich ausspricht.

Verharren wir aber in dem Bestreben: das Falsche, Ungehörige, Unzulängliche, was sich in uns und andern entwickeln oder einschleichen könnte, durch Klarheit und Redlichkeit auf das möglichste zu beseitigen.

Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen.

Wo ich aufhören muß sittlich zu seyn, habe ich keine Gewalt mehr.

Censur und Preßfreiheit werden immerfort mit einander kämpfen. Censur fordert und übt der Mächtige, Preßfreiheit verlangt der Mindere. Jener will weder in seinen Planen noch seiner Thätigkeit durch vorlautes widersprechendes Wesen gehindert, sondern er will gehorcht seyn; dieser möchte seine Gründe aussprechen den Ungehorsam zu legitimiren.

Doch muß man auch hier bemerken, daß der Schwächere, der leidende Theil, gleichfalls auf seine Weise die Preßfreiheit zu unterdrücken sucht, und zwar in dem Falle, wenn er conspirirt und nicht verrathen seyn will.

Und nun bringt ein süßer Wind von Osten
Hergeführt die Himmelsmädchenschaar;
Mit den Augen fängst du an zu kosten,
Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

Forschend stehn sie, was du unternahmest?
Große Plane? fahrlich blutigen Straus?
Daß du Held seyst sehn sie, weil du kamest;
Welch ein Held du seyst? sie forschen's aus.

Und sie sehn es bald an deiner Wunden,
Die sich selbst ein Ehrendenkmal schreibt.
Glück und Hoheit alles ist verschwunden,
Nur die Wunde für den Glauben bleibt.

Führen zu Eliosen dich und Lauben,
Säulenreich von buntem Lichtgestein,
Und zum edlen Saft verklärter Trauben
Laden sie mit Nippen freundlich ein.

Jüngling! mehr als Jungling bist willkommen!
Alle sind wie alle licht und klar;
Hast du Eine dir an's Herz genommen;
Herrin, Freundin ist sie deiner Schaar.

Doch die allertrefflichste gefällt sich
Keineswegs in solchen Herrlichkeiten,
Heiter, neidlos, redlich unterhält dich
Von den mannigfalt'gen andrer Trefflichkeiten.

Man wird nie betrogen, man betrügt ſich ſelbſt.

Wir brauchen in unſerer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit ſich zu Kind verhält, ſo das Verhältniß Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. Der Geſetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene ſpricht immer daſſelbe aus, iſt vernünftig, beſtändig, rein und wahr. Dieſes weiß niemals für lauter Wollen was es will. Und in dieſem Sinne ſoll und kann das Geſetz der allgemein ausgeſprochene Wille der Volkheit ſeyn, ein Wille den die Menge niemals ausſpricht, den aber der Verſtändige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß, und der Gute gern befriedigt.

Welches Recht wir zum Regiment haben, darnach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe uns abzuſetzen darum bekümmern wir uns nicht — wir hüten uns nur daß es nicht in Verſuchung komme es zu thun.

Wenn man den Tod abſchaffen könnte, dagegen hätten wir nichts; die Todesſtrafen abzuſchaffen wird ſchwer halten. Geſchieht es, ſo rufen wir ſie gelegentlich wieder zurück.

Wenn sich die Societät des Rechtes begibt die Todesstrafe zu verfügen, so tritt die Selbsthülfe unmittelbar wieder hervor, die Blutrache klopft an die Thüre.

Alle Gesetze sind von Alten und Männern gemacht. Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel.

Der Verständige regiert nicht, aber der Verstand; nicht der Vernünftige, sondern die Vernunft.

Wen jemand lobt, dem stellt er sich gleich.

Es ist nicht genug zu wissen, man muß auch anwenden; es ist nicht genug zu wollen, man muß auch thun.

Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

Für die vorzüglichſte Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu erſetzen im Stande iſt.

Der unſchätzbare Vortheil, welchen die Ausländer gewinnen, indem ſie unſere Literatur erſt jetzt gründlich ſtudiren, iſt der, daß ſie über die Entwickelungskrankheiten, durch die wir nun ſchon beinahe während dem Laufe des Jahrhunderts durchgehen mußten, auf einmal weggehoben werden, und wenn das Glück gut iſt, ganz eigentlich daran ſich auf das wünſchenswertheſte ausbilden.

Wo die Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts zerſtörend ſind, iſt Wieland neckend.

Das poetiſche Talent iſt dem Bauer ſo gut gegeben wie dem Ritter, es kommt nur darauf an, daß jeder ſeinen Zuſtand ergreife und ihn nach Würden behandle.

„Was ſind Tragödien andres als verſificirte Paſſionen ſolcher Leute, die ſich aus den äußern Dingen ich weiß nicht was machen?“

Yorik Sterne war der ſchönſte Geiſt der je gewirkt hat; wer ihn lieſt fühlt ſich ſogleich frei und

ſchön; ſein Humor iſt unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele.

„Mäßigkeit und klarer Himmel ſind Apollo und die Muſen.“

Das Geſicht iſt der edelſte Sinn, die andern vier belehren uns nur durch die Organe des Tacts, wir hören, wir fühlen, riechen und betaſten alles durch Berührung; das Geſicht aber ſteht unendlich höher, verfeint ſich über die Materie und nähert ſich den Fähigkeiten des Geiſtes.

Setzten wir uns an die Stelle anderer Perſonen, ſo würden Eiferſucht und Haß wegfallen, die wir ſo oft gegen ſie empfinden; und ſetzten wir andere an unſere Stelle, ſo würde Stolz und Einbildung gar ſehr abnehmen.

Nachdenken und Handeln verglich einer mit Rahel und Lea; die eine war anmuthiger, die andere fruchtbarer.

Nichts im Leben, außer Geſundheit und Tugend, iſt ſchätzenswerther als Kenntniß und Wiſſen; auch iſt nichts ſo leicht zu erreichen und ſo wohlfeil zu erhan-

deln; die ganze Arbeit iſt ruhig ſeyn und die Ausgabe Zeit, die wir nicht retten ohne ſie auszugeben.

Könnte man Zeit wie baares Geld bei Seite legen, ohne ſie zu benutzen, ſo wäre dieß eine Art von Entſchuldigung für den Müßiggang der halben Welt; aber keine völlige, denn es wäre ein Haushalt wo man von dem Hauptſtamm lebte, ohne ſich um die Intereſſen zu bemühen.

Neuere Poeten thun viel Waſſer in die Tinte.

Unter mancherlei wunderlichen Albernheiten der Schulen kommt mir keine ſo vollkommen lächerlich vor, als der Streit über die Aechtheit alter Schriften, alter Werke. Iſt es denn der Autor oder die Schrift die wir bewundern oder tadeln? es iſt immer nur der Autor den wir vor uns haben; was kümmern uns die Namen wenn wir ein Geiſteswerk auslegen?

Wer will behaupten, daß wir Virgil oder Homer vor uns haben, indem wir die Worte leſen die ihm zugeſchrieben werden? Aber die Schreiber haben wir vor uns, und was haben wir weiter nöthig? Und ich denke fürwahr, die Gelehrten, die in dieſer unweſentlichen Sache ſo genau zu Werke gehen, ſcheinen mir nicht weiſer als ein ſehr ſchönes Frauenzimmer, das mich einmal mit

möglichſt ſüßem Lächeln befragte: wer denn der Autor von Shakſpeare's Schauſpielen geweſen ſey?

Es iſt beſſer das geringſte Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Muth und Beſcheidenheit ſind die unzweydeutigſten Tugenden; denn die ſind von der Art, daß Heucheley ſie nicht nachahmen kann; auch haben ſie die Eigenſchaft gemein, ſich beide durch dieſelbe Farbe auszudrücken.

Unter allem Diebsgeſindel ſind die Narren die ſchlimmſten: ſie rauben euch beides, Zeit und Stimmung.

Uns ſelbſt zu achten leitet unſre Sittlichkeit; andere zu ſchätzen regiert unſer Betragen.

Kunſt und Wiſſenſchaft ſind Worte die man ſo oft braucht und deren genauer Unterſchied ſelten verſtanden wird; man gebraucht oft eins für das andere.

Auch gefallen mir die Definitionen nicht die man davon gibt. Verglichen fand ich irgendwo Wiſſenſchaft mit Witz, Kunſt mit Humor. Hierin find' ich mehr Einbildungskraft als Philoſophie: es gibt uns wohl

einen Begriff von dem Unterſchied beider, aber keinen von dem Eigenthümlichen einer jeden.

Ich denke Wiſſenſchaft könnte man die Kenntniß des Allgemeinen nennen, das abgezogene Wiſſen; Kunſt dagegen wäre Wiſſenſchaft zur That verwendet; Wiſſenſchaft wäre Vernunft, und Kunſt ihr Mechanismus, deßhalb man ſie auch praktiſche Wiſſenſchaft nennen könnte. Und ſo wäre denn endlich Wiſſenſchaft das Theorem, Kunſt das Problem.

Vielleicht wird man mir einwenden: man hält die Poeſie für Kunſt, und doch iſt ſie nicht mechaniſch; aber ich läugne daß ſie eine Kunſt ſey; auch iſt ſie keine Wiſſenſchaft. Künſte und Wiſſenſchaften erreicht man durch Denken, Poeſie nicht, denn dieſe iſt Eingebung; ſie war in der Seele empfangen als ſie ſich zuerſt regte. Man ſollte ſie weder Kunſt noch Wiſſenſchaft nennen, ſondern Genius.

Auch jetzt im Augenblick ſollte jeder Gebildete Sterne's Werke wieder zur Hand nehmen, damit auch das neunzehnte Jahrhundert erführe was wir ihm ſchuldig ſind, und einſähe was wir ihm ſchuldig werden können.

In dem Erfolg der Literaturen wird das frühere Wirkſame verdunkelt und das daraus entſprungene Ge

wirkte nimmt überhand, deßwegen man wohlthut von Zeit zu Zeit wieder zurückzublicken. Was an uns Original ist wird am besten erhalten und belebt wenn wir unsre Altvordern nicht aus den Augen verlieren.

Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben.

Chinesische, Indische, Aegyptische Alterthümer sind immer nur Curiositäten; es ist sehr wohlgethan sich und die Welt damit bekannt zu machen; zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber werden sie uns wenig fruchten.

Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter sich aus sich selbst zu entwickeln, deßwegen es ihr zum größten Vortheil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm.

Sehen wir unsre Literatur über ein halbes Jahrhundert zurück, so finden wir daß nichts um der Fremden willen geschehen ist.

Daß Friedrich der Große aber gar nichts von ihnen wissen wollte, das verdroß die Deutschen doch, und sie thaten das Möglichste, als Etwas vor ihm zu erscheinen.

Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl thun dieser Warnung nachzudenken.

Auch einsichtige Menschen bemerken nicht, daß sie dasjenige erklären wollen, was Grunderfahrungen sind, bei denen man sich beruhigen müßte.

Doch mag dieß auch vortheilhaft seyn, sonst unterließe man das Forschen allzufrüh.

Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder Handwerk legt, der wird übel dran seyn. Das Wissen fördert nicht mehr, bei dem schnellen Umtriebe der Welt; bis man von allem Notiz genommen hat verliert man sich selbst.

Eine allgemeine Ausbildung dringt uns jetzt die Welt ohnehin auf, wir brauchen uns deßhalb darum nicht weiter zu bemühen, das Besondere müssen wir uns zueignen.

Die größten Schwierigkeiten liegen da, wo wir sie nicht suchen.

Lorenz Sterne war geboren 1715, starb 1768. Um ihn zu begreifen darf man die sittliche und kirchliche

Bildung seiner Zeit nicht unbeachtet lassen; dabei hat man wohl zu bedenken, daß er Lebensgenosse Warburtons gewesen.

Eine freie Seele wie die seine kommt in Gefahr frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das sittliche Gleichgewicht herstellt.

Bei leichter Berührbarkeit entwickelte sich alles von innen bei ihm heraus; durch beständigen Conflict unterschied er das Wahre vom Falschen, hielt am ersten fest und verhielt sich gegen das andere rücksichtslos.

Er fühlte einen entschiedenen Haß gegen Ernst, weil er didaktisch und dogmatisch ist und gar leicht pedantisch wird, wegegen er den äußersten Abscheu hegte. Daher seine Abneigung gegen Terminologie.

Bei den vielfachsten Studien und Lecture entdeckte er überall das Unzulängliche und Lächerliche.

Shandeism nennt er die Unmöglichkeit über einen ernsten Gegenstand zwey Minuten zu denken.

Dieser schnelle Wechsel von Ernst und Scherz, von Antheil und Gleichgültigkeit, von Leid und Freude soll in dem irländischen Charakter liegen.

Sa-

Eine führt dich zu der andern Schmause,
Den sich jede äußerst ausersinnt;
Viele Frauen hast und Ruh im Hause,
Werth daß man darob das Paradies gewinnt.

Und so schicke dich in diesen Frieden:
Denn du kannst ihn weiter nicht vertauschen;
Solche Mädchen werden nicht ermüden,
Solche Weine werden nicht berauschen.

Und so war das Wenige zu melden
Wie der selige Muslman sich brüstet:
Paradies der Männer Glaubenshelden
Ist hiemit vollkommen ausgerüstet.

Sagacität und Penetration ſind bei ihm gränzenlos.

Seine Heiterkeit, Genügſamkeit, Duldſamkeit auf der Reiſe, wo dieſe Eigenſchaften am meiſten geprüft werden, finden nicht leicht ihres Gleichen.

So ſehr uns der Anblick einer freien Seele dieſer Art ergötzt, eben ſo ſehr werden wir gerade in dieſem Fall erinnert, daß wir von allem dem, wenigſtens von dem meiſten was uns entzückt, nichts in uns aufnehmen dürfen.

Das Element der Lüſternheit, in dem er ſich ſo zierlich und ſinnig benimmt, würde vielen Anderen zum Verderben gereichen.

Das Verhältniß zu ſeiner Frau wie zur Welt iſt betrachtenswerth. „Ich habe mein Elend nicht wie ein weiſer Mann benutzt," ſagt er irgendwo.

Er ſcherzt gar anmuthig über die Widerſprüche die ſeinen Zuſtand zweydeutig machen.

„Ich kann das Predigen nicht vertragen, ich glaube ich habe in meiner Jugend mich daran übergeſſen."

Er ist in nichts ein Muster und in allem ein Andeuter und Erwecker.

„Unser Antheil an öffentlichen Angelegenheiten ist meist nur Philisterey.“

„Nichts ist höher zu schätzen als der Werth des Tages.“

Pereant, qui, ante nos, nostra dixerunt!

So wunderlich könnte nur derjenige sprechen, der sich einbildete ein Autochthon zu seyn. Wer sich's zur Ehre hält, von vernünftigen Vorfahren abzustammen, wird ihnen doch wenigstens eben so viel Menschensinn zugestehen, als sich selbst.

Die originalsten Autoren der neuesten Zeit sind es nicht deßwegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen.

Daher ist das schönste Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergestalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.

Viele Gedanken heben ſich erſt aus der allgemeinen Cultur hervor, wie die Blüthen aus den grünen Zweigen. Zur Roſenzeit ſieht man Roſen überall blühen.

Eigentlich kommt alles auf die Geſinnungen an; wo dieſe ſind, treten auch die Gedanken hervor, und nachdem ſie ſind, ſind auch die Gedanken.

„Nichts wird leicht ganz unparteyiſch wieder dargeſtellt.“ Man könnte ſagen: hievon mache der Spiegel eine Ausnahme, und doch ſehen wir unſer Angeſicht niemals ganz richtig darin; ja der Spiegel kehrt unſre Geſtalt um, und macht unſre linke Hand zur rechten. Dieß mag ein Bild ſeyn für alle Betrachtungen über uns ſelbſt.

Im Frühling und Herbſt denkt man nicht leicht an's Kaminfeuer, und doch geſchieht es, daß wenn wir zufällig an einem vorbeigehen, wir das Gefühl das es mittheilt ſo angenehm finden, daß wir ihm wohl nachhängen mögen. Dieß möchte mit jeder Verſuchung analog ſeyn.

„Sey nicht ungeduldig, wenn man deine Argumente nicht gelten läßt.“

Wer lange in bedeutenden Verhältniſſen lebt, dem begegnet freilich nicht alles was dem Menſchen begegnen kann; aber doch das Analoge, und vielleicht einiges, was ohne Beiſpiel war.

Epochen geselliger Bildung.

Bei Gelegenheit der Eröffnung des Weimarischen Lese-Museums durch höchste Begünstigung am 25 April 1831.

I.

In einer mehr oder weniger rohen Masse entstehen enge Kreise gebildeter Menschen; die Verhältnisse sind die intimsten, man vertraut nur dem Freunde, man singt nur der Geliebten, alles hat ein häusliches Familienansehn. Die Zirkel schließen sich ab nach außen und müssen es thun, weil sie in dem rohen Elemente ihre Existenz zu sichern haben. Sie halten daher auch mit Vorliebe auf die Muttersprache; man nennte mit Recht diese Epoche

die idyllische.

II.

Die engen Kreise vermehren sich und dehnen sich zugleich weiter aus; die innere Circulation wird lebhafter; den fremden Sprachen verweigert man die Einwirkung nicht; die Kreise bleiben abgesondert, aber nähern sich

und laſſen einander gewähren. Ich würde dieſe Epoche nennen:

die ſociale oder civiſche.

III.

Endlich vermehren ſich die Kreiſe und dehnen ſich von innen immer weiter aus, dergeſtalt, daß ſie ſich berühren und ein Verſchmelzen vorbereiten. Sie begreifen, daß ihre Wünſche, ihre Abſichten dieſelben ſind, aber ſie können die Scheide-Gränzen nicht auflöſen. Sie mag einſtweilen heißen:

die allgemeinere.

IV.

Daß ſie aber univerſell werde, dazu gehört Glück und Gunſt, deren wir uns gegenwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen, ſeit vielen Jahren, treulich durchgefördert, ſo gehört ein höherer Einfluß dazu das zu bewirken was wir heute erleben: die Vereinigung aller gebildeten Kreiſe die ſich ſonſt nur berührten, die Anerkennung Eines Zwecks, die Ueberzeugung wie nothwendig es ſey ſich von den Zuſtänden des augenblicklichen Weltlaufs, im realen und idealen Sinne zu unterrichten. Alle fremden Literaturen ſetzen ſich mit der einheimiſchen in's Gleiche, und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück. Dieſe Darſtellung möchte wohl den herzlichſten Dank und die redlichſte Panegyrik den hohen Begünſtigenden ausſprechen.

Stellung

der Deutschen zum Auslande,

besonders zu den Franzosen.

Schematisch.

Deutsche literarische Verdienste.
Fremden Nationen immer mehr bekannt.
Von ihnen anerkannt.
Der Deutsche empfindet hierüber ein gewisses Behagen.
Aber wir müssen so geschwind als möglich uns klar machen in wiefern es uns Ehre bringt.
Sodann aber in wiefern sich daraus ein Vortheil ziehen läßt.
Und da wäre denn genau zu unterscheiden:
Wie und was sie von uns gelten lassen;
Oder wie sie nur es ungefähr aufnehmen und in ihren Nutzen verwenden.
Hier entstehen folgende Fragen.

a) Ob sie die Ideen gelten lassen an denen wir festhalten und die uns in Sitte und Kunst zu Statten kommen.

b) In wiefern sie die Früchte unsrer Gelehrsamkeit genießbar finden und die Resultate derselben sich aneignen.

c) In wiefern sie sich unsrer ästhetischen Formen bedienen.

d) In wiefern sie das was wir schon gestaltet haben wieder als Stoff behandeln.

Hierbei finden sich folgende Betrachtungen:

1.

Die Franzosen bekennen sich zu einer höhern Philosophie, die das was dem Innern angehört gelten läßt und solches von dem was wir von außen empfangen zu unterscheiden weiß, auch über die Vermählung beider Elemente verständig nachdenkt.

Ferner bemerkt man hie und da, wo nicht immer völlig übereinstimmende, doch historisch aufgenommene Grundsätze und Aussprüche der Unsrigen.

2.

Wenn sie uns von jeher den Fleiß nicht streitig machten, aber ihn doch als operos, mühsam und lästig ansahen, so schätzen sie jetzt mit besonderm Nachdruck diejenigen Werke, die wir gleichfalls hochachten.

Ich gedenke vor allen der Verdienste Savigny's und Niebuhr's.

3.

Unsern ästhetischen Formen suchen sie sich offenbar gleich zu stellen; denn die dramatisirten Geschichten der

neuern Schule, wie der Barrikaden und was daraus folgt, sind Vorspiele, vielmehr Vorarbeiten zu wahrhaft theatralischen Stücken dieser Art. Auch getrauten wir uns das Theater der Clara Gazul unsrer Literatur anzueignen, es sey nun daß diese mittelbar oder unmittelbar Veranlassung gegeben hätte.

4.

Dieser Fall kommt öfters vor, aber der Franzose muß immer ändern und wieder ändern, denn er hat einen gar eignen Stand gegen sein Publicum, dem er es doch immer nach einem gewissen alten herkömmlichen Sinn zuschneiden muß.

Was ihn aber hauptsächlich hindert zu einem gewissen ernsten Werke zu gelangen, ist daß er mit einem ungeduldigen Publicum zu thun hat, das jeden Augenblick angereizt und erschüttert seyn will. Daher ist sehr selten, daß etwas von unsern Arbeiten in eigner Gestalt hinüberkommt.

Merkwürdiger Fall der Umbildung des Marino Faliero von Lord Byron.

Ferneres
über
Weltliteratur.

Einwendung.

Wenn nun aber eine solche Weltliteratur, wie bei der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr und nichts andres von ihr erwarten als was sie leisten kann und leistet.

Die weite Welt, so ausgedehnt sie auch sey, ist immer nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau besehen, uns nicht mehr geben als was der einheimische Boden auch verlieh; was der Menge zusagt, wird sich gränzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen; dieß wird aber dem Ernsten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen; diejenigen aber die sich dem höheren und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden sich geschwinder und näher kennen lernen. Durchaus gibt es

überall in der Welt solche Männer, denen es um das Gegründete und von da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu thun ist. Aber der Weg den sie einschlagen, der Schritt den sie halten ist nicht eines jeden Sache; die eigentlichen Lebemenschen wollen geschwinder gefördert seyn und deßhalb lehnen sie ab und verhindern die Förderniß dessen was sie selbst fördern könnte. Die Ernsten müssen deßhalb eine stille fast gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre der breiten Tagesfluth sich entgegen zu setzen; standhaft aber muß man seine Stellung zu behaupten suchen bis die Strömung vorübergegangen ist. Die Haupttröstung, ja die vorzüglichste Ermunterung solcher Männer müssen sie darin finden, daß das Wahre auch zugleich nützlich ist. Wenn sie diese Verbindung nun selbst entdecken und den Einfluß lebendig vorzeigen und aufweisen können, so wird es ihnen nicht fehlen kräftig einzuwirken und zwar auf eine Reihe von Jahren.

Ermunterung.

Wenn es schon in manchen Fällen wohlgethan seyn mag, dem Leser nicht grad das Gedachte zu überliefern, vielmehr sein eignes Denken aufzuwecken und anzuregen, so möcht' es doch wohlgethan seyn, die eben ausgesprochene vor geraumer Zeit niedergeschriebene Bemerkung nochmals aufzunehmen.

Auserwählte Frauen.

Frauen ſollen nichts verlieren,
Keine Treue ziemt zu hoffen;
Doch wir wiſſen nur von vieren,
Die alldort ſchon eingetroffen.

Erſt Suleika, Erdenſonne,
Gegen Juſſuph ganz Begierde,
Nun, des Paradieſes Wonne,
Glänzt ſie der Entſagung Zierde.

Dann die Allgebenedeite,
Die den Heiden Heil geboren,
Und getäuſcht, in bittrem Leide,
Sah den Sohn am Kreuz verloren.

Mahom's Gattin auch, ſie baute
Wohlfahrt ihm und Herrlichkeiten,
Und empfahl bei Lebenszeiten
Einen Gott und eine Traute.

Die Frage, ob dieſe oder jene Beſchäftigung welcher ſich der Menſch widmet auch nützlich ſey? wiederholt ſich oft genug im Laufe der Zeit und muß jetzt beſonders wieder hervortreten, wo es niemanden mehr erlaubt iſt, nach Belieben ruhig, zufrieden, mäßig und ohne Anforderung zu leben. Die Außenwelt bewegt ſich ſo heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht iſt in den Strudel mit fortgeriſſen zu werden; hier ſieht er ſich genöthigt, um ſeine eigenen Bedürfniſſe zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfniſſe anderer zu ſorgen, und da fragt ſich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe dieſen aufdringlichen Pflichten genug zu thun. Da bleibt nun nichts übrig als ſich ſelbſt zu ſagen: nur der reinſte und ſtrengſte Egoismus könne uns retten; dieſer aber muß ein ſelbſtbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgeſprochner Entſchluß ſeyn.

Der Menſch frage ſich ſelbſt, wozu er am beſten tauge? um dieſes in ſich und an ſich eifrigſt auszubilden. Er betrachte ſich als Lehrling, als Geſelle, als Altgeſelle, am ſpäteſten und höchſt vorſichtig als Meiſter.

Weiß er, mit einſichtiger Beſcheidenheit, die Forderungen an die Außenwelt nur mit dem Wachsthum ſeiner Fähigkeiten zu ſteigern, um ſich bei ihr, dadurch nutzend, einzuſchmeicheln: ſo wird er ſtufenweiſe ſeinen Zweck erreichen und wenn ihm das Höchſte gelingt behaglich wirken können.

Ueber Förderniſſe und Hinderniſſe, wie ſie die empiriſche Welt darreicht oder zwiſchen ſchiebt, mag ihn das Leben, wenn er genau aufmerkt, belehren; ſoviel aber mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: ſich um der Gunſt des Tags willen abzuhetzen, bringt keinen Vortheil für morgen und übermorgen.

Zu bedenken.

Jede Nation hat Eigenthümlichkeiten, wodurch ſie von den andern unterſchieden wird, und dieſe ſind es auch wodurch die Nationen ſich unter einander getrennt, ſich angezogen oder abgeſtoßen fühlen. Die Aeußerlichkeiten dieſer innern Eigenthümlichkeit kommen der andern meiſt auffallend widerwärtig und im leidlichſten Sinne lächerlich vor. Dieſe ſind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als ſie es verdient. Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt noch erkannt; nicht von Fremden, ſogar nicht von der Nation ſelbſt, ſondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation wie die des einzelnen Menſchen unbewußt; man verwundert ſich zuletzt, man erſtaunt über das was zum Vorſchein kommt.

Ohne mir anzumaßen dieſe Geheimniſſe zu kennen, hätte ich auch nicht einmal die Kühnheit ſie auszuſprechen. Nur ſo viel will ich ſagen, daß nach meiner Einſicht, das eigentlich innere Wirkſame bei den Franzoſen jetzt

am thätigsten ist und daß sie deßhalb zunächst wieder einen großen Einfluß auf die sittliche Welt haben werden. Gern sagt' ich mehr, aber es führt zu weit, und man müßte sehr ausführlich seyn um sich verständlich, und um das was man zu sagen hat annehmlich zu machen.

Wenn eine Gesellschaft deutscher Männer sich zusammen begab, um besonders von deutscher Poesie Kenntniß zu nehmen, so war dieß auf alle Weise zulässig und höchst wünschenswerth, indem diese Personen sämmtlich, als gebildete Männer, von dem übrigen deutschen Literatur- und Staats-Wesen im Allgemeinen und Besondern unterrichtet, sich gar wohl die schöne Literatur zur geistreich-vergnüglichen Unterhaltung auswählen und bestimmen durften.

Sage man sich daher, daß die schöne Literatur einer Nation nicht erkannt noch empfunden werden kann, ohne daß man den Complex ihres ganzen Zustandes sich zugleich vergegenwärtigt.

Dieß geschieht nun zum Theil, indem wir Zeitungen lesen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Es ist aber dieses nicht genug, sondern man hat noch hinzuzufügen was die Ausländer in kritischen und referirenden Journalen von sich selbst und von den übrigen Nationen, besonders auch von der deutschen, für Gesinnungen und Meinungen, für Antheil

und Aufnahme zu äußern veranlaßt sind. Wollte man z. B. sich mit der französischen neusten Literatur bekannt machen, so müßte man die seit zwey Jahren gehaltenen und im Druck erschienenen Vorlesungen, als Guizot: Cours d'histoire moderne, Villemain: Cours de littérature française, und Cousin: Cours de l'histoire de la philosophie kennen lernen. Das Verhältniß das sie unter sich und zu uns haben geht hieraus am deutlichsten hervor. Noch lebhafter vielleicht wirken die schneller erscheinenden Blätter und Hefte: Le Globe, la Revue française, und das zuletzt erscheinende Tagsblatt le Temps. Keins von allen diesen ist zu entbehren, wenn wir das Hin und Wieder jener in Frankreich sich balancirenden großen Bewegungen, und alle daraus entspringenden Wogungen vor unserm Geiste lebendig erhalten wollen.

Die französische Poesie, so wie die französische Literatur, trennt sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität; in der neusten Zeit erscheint sie natürlich immer als Opposition und bietet alles Talent auf um sich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher denn freilich, da ihm die Gewalt verliehen ist, nicht nöthig hat geistreich zu seyn.

Folgen wir aber diesen lebhaften Bekenntnissen, so sehen wir tief in ihre Zustände hinein, und aus der Art

wie ſie von uns denken, mehr oder weniger günſtig, lernen wir uns zugleich beurtheilen; und es kann gar nicht ſchaden, wenn man uns einmal über uns ſelbſt denken macht.

Befolgt man den oben vorgeſchlagenen Gang, ſo wird man ſehr ſchnell von allem was öffentlich wird und der Oeffentlichkeit ſich nähert, vollkommen unterrichtet. Bei dem jetzigen ſchnell wirkenden Buchhandel bezieht man ein jedes Werk ſehr eilig, anſtatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine ſolche Gabe erſt durch Gelegenheit ſchickt und ich das Buch lange ſchon geleſen habe wenn ich es erhalte.

Aus allem dem iſt erſichtlich, daß es keine geringe Aufgabe iſt, eine ſolche Literatur der neuſten Zeit zu durchdringen. Ueber die engliſche, wie über die italiäniſche, müßte man wieder beſonders reden; denn das ſind wieder ganz andere Verhältniſſe.

Deutsche Philosophie.

Warum Ausländer, Britten, Americaner, Franzosen und Italiäner, unserer neuen Philosophie nichts abgewinnen können, schreibt sich wohl daher, daß sie nicht unmittelbar in's Leben eingreift. Praktische Vortheile von ihr können sie nicht absehen; deßhalb wenden sie sich mehr oder weniger nach der schottischen Lehre, wie sie von Reid und Stewart vorgetragen wird. Diese nähert sich dem Menschenverstande und dadurch gewinnt sie Gunst. Sie sucht den Sensualism und Spiritualism zu versöhnen; die Uebereinstimmung des Reellen mit dem Ideellen zu vermitteln und dadurch einen vollkommenern Zustand des menschlichen Denkens und Handelns hervorzubringen; und schon daß sie dieß unternimmt und zu leisten verspricht, erwirbt ihr Schüler und Verehrer.

Indiſche Dichtung.

Wir würden höchſt undankbar ſeyn, wenn wir nicht indiſcher Dichtungen gedenken wollten und zwar ſolcher die deßhalb bewundernswürdig ſind, weil ſie ſich aus dem Conflict mit der abſtruſeſten Philoſophie auf einer und mit der monſtroſeſten Religion auf der andern Seite im glücklichſten Naturell durchhelfen und von beiden nicht mehr annehmen als ihnen zur innern Tiefe und äußern Würde frommen mag.

Vor allen wird **Sakontala** von uns genannt, in deren Bewunderung wir uns Jahre lang verſenkten. Weibliche Reinheit, ſchuldloſe Nachgiebigkeit, Vergeßlichkeit des Mannes, mütterliche Abgeſondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichſten Zuſtände, hier aber in die Regionen der Wunder, die zwiſchen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken ſchweben, poetiſch erhöht und ein ganz gewöhnliches Naturſchauſpiel durch Götter und Götterkinder aufgeführt.

Mit **Gita-Govinda** iſt es derſelbige Fall; auch hier kann das Aeußerſte nur dargeſtellt werden, wenn Götter und Halbgötter die Handlung bilden.

Uns Weſtländern konnte der würdige Ueberſetzer nur die erſte Hälfte zutheilen, welche die gränzenloſeſte Eiferſucht einer Halbgöttin darſtellt, die von ihrem Liebhaber verlaſſen iſt, oder ſich verlaſſen glaubt. Die Ausführlichkeit dieſer Mahlerey bis in's Allerkleinſte ſpricht uns durchgängig an; wie müßte uns aber bei der zweyten Hälfte zu Muthe werden, welche den rückkehrenden Gott, die unmäßige Freude der Geliebten, den gränzenloſen Genuß der Liebenden darzuſtellen beſtimmt iſt und es wohl auf eine ſolche Weiſe thun mag, die jene erſte überſchwengliche Entbehrung aufzuwiegen geeignet ſey!

Der unvergleichliche Jones kannte ſeine weſtlichen Inſulaner gut genug, um ſich auch in dieſem Falle wie immer in den Gränzen europäiſcher Schicklichkeit zu halten, und doch hat er ſolche Andeutungen gewagt, daß einer ſeiner deutſchen Ueberſetzer ſie zu beſeitigen und zu tilgen für nöthig erachtet.

Enthalten können wir uns ferner nicht des neueren bekannt gewordenen Gedichtes Megha-Duta zu gedenken. Auch dieſes enthält wie die vorigen rein menſchliche Verhältniſſe. Ein aus dem nördlichen Indien in das ſüdliche verbannter Höfling gibt zur Zeit, da der ungeheure Zug geballter und ſich ewig verwandelnder Wolken von der Südſpitze der Halbinſel nach den nördlichen Gebirgen unaufhaltſam hinzieht und die Regenzeit vorbereitet, einer dieſer rieſenhaften Lufterſcheinungen den Auftrag: ſeine zurückgebliebene Gattin zu begrüßen,

ſie wegen der noch kurzen Zeit ſeines Exils zu tröſten, unterwegs aber Städte und Länder, wo ſeine Freunde befindlich, zu beachten und ſie zu ſegnen, wodurch man einen Begriff des Raumes erhält der ihn von der Geliebten trennt und zugleich ein Bild wie reichlich dieſe Landſchaft im Einzelnen ausgeſtattet ſeyn müſſe.

Alle dieſe Gedichte ſind uns durch Ueberſetzungen mitgetheilt, die ſich mehr oder weniger vom Original entfernen, ſo daß wir nur ein allgemeines Bild ohne die begränzte Eigenthümlichkeit des Originals gewahr werden. Der Unterſchied iſt freilich ſehr groß, wie aus einer Ueberſetzung mehrerer Verſe unmittelbar aus dem Sanscrit, die ich Herrn Profeſſor Koſegarten ſchuldig geworden, auf's klarſte in die Augen leuchtet.

Aus dieſem fernen Oſten können wir nicht zurückkehren ohne des neuerlich mitgetheilten chineſiſchen Drama's zu gedenken; hier iſt das wahre Gefühl eines alternden Mannes, der ohne männliche Erben abſcheiden ſoll, auf das rührendſte dargeſtellt und zwar gerade dadurch, daß hervortritt, wie er der ſchönſten Ceremonien, die zur Ehre des Abgeſchiedenen landesüblich verordnet ſind, wo nicht gar entbehren doch wenigſtens ſie unwilligen und nachläſſigen Verwandten überlaſſen ſoll.

Es iſt ein ganz eigentliches, nicht im Beſondern, ſondern in's Allgemeine gedichtetes Familiengemählde. Es erinnert ſehr an Iffland's Hageſtolzen, nur daß

bei dem Deutſchen alles aus dem Gemüth, oder aus den Unbilden häuslicher und bürgerlicher Umgebung ausgehen konnte, bei dem Chineſen aber, außer ebendenſelben Motiven, noch alle religiöſen und polizeilichen Ceremonien mitwirken, die einem glücklichen Stammvater zu Gute kommen, unſern wackern Greis aber unendlich peinigen und einer gränzenloſen Verzweiflung überliefern, bis denn zuletzt durch eine leiſe vorbereitete, aber doch überraſchende Wendung das Ganze noch einen fröhlichen Abſchluß gewinnt.

Kommt Fatima dann, die Holde,
Tochter, Gattin sonder Fehle,
Englisch allerreinste Seele
In dem Leib von Honiggolde.

Diese finden wir alldorten;
Und wer Frauenlob gepriesen
Der verdient an ewigen Orten
Luftzuwandeln wohl mit diesen.

Ueber

epiſche und dramatiſche Dichtung.

Der Epiker und Dramatiker ſind beide den allgemeinen poetiſchen Geſetzen unterworfen, beſonders dem Geſetze der Einheit und dem Geſetze der Entfaltung; ferner behandeln ſie beide ähnliche Gegenſtände, und können beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr groſſer weſentlicher Unterſchied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker ſie als vollkommen gegenwärtig darſtellt. Wollte man das Detail der Geſetze, wonach beide zu handeln haben, aus der Natur des Menſchen herleiten, ſo müßte man ſich einen Rhapſoden und einen Mimen, beide als Dichter, jenen mit ſeinem ruhig horchenden, dieſen mit ſeinem ungeduldig ſchauenden und hörenden Kreiſe umgeben, immer vergegenwärtigen, und es würde nicht ſchwer fallen zu entwickeln, was einer jeden von dieſen beiden Dichtarten am meiſten frommt, welche Gegenſtände jede vorzüglich wählen, welcher Motive ſie ſich vorzüglich bedienen wird; ich ſage vorzüglich: denn,

wie ich schon zu Anfang bemerkte, ganz ausschließlich kann sich keine etwas anmaßen.

Die Gegenstände des Epos und der Tragödie sollten rein menschlich, bedeutend und pathetisch seyn: die Personen stehen am besten auf einem gewissen Grade der Cultur, wo die Selbstthätigkeit noch auf sich allein angewiesen ist, wo man nicht moralisch, politisch, mechanisch, sondern persönlich wirkt. Die Sagen aus der heroischen Zeit der Griechen waren in diesem Sinne den Dichtern besonders günstig.

Das epische Gedicht stellt vorzüglich persönlich beschränkte Thätigkeit, die Tragödie persönlich beschränktes Leiden vor; das epische Gedicht den außer sich wirkenden Menschen: Schlachten, Reisen, jede Art von Unternehmung die eine gewisse sinnliche Breite fordert; die Tragödie den nach innen geführten Menschen, und die Handlungen der ächten Tragödie bedürfen daher nur weniges Raums.

Der Motive kenne ich fünferlei Arten:

1) Vorwärtsschreitende, welche die Handlung fördern; deren bedient sich vorzüglich das Drama.

2) Rückwärtsschreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient sich das epische Gedicht fast ausschließlich.

3) Retardirende, welche den Gang aufhalten, oder den Weg verlängern; dieser bedienen sich beide Dichtarten mit dem größten Vortheile.

4) Zurückgreifende, durch die dasjenige was vor der Epoche des Gedichts geſchehen iſt, hereingehoben wird.

5) Vorgreifende, die dasjenige was nach der Epoche des Gedichts geſchehen wird, anticipiren; beide Arten braucht der epiſche, ſo wie der dramatiſche Dichter, um ſein Gedicht vollſtändig zu machen.

Die Welten, welche zum Anſchauen gebracht werden ſollen, ſind beiden gemein:

1) die phyſiſche, und zwar erſtlich die nächſte, wozu die dargeſtellten Perſonen gehören und die ſie umgibt. In dieſer ſteht der Dramatiker meiſt auf Einem Punkte feſt; der Epiker bewegt ſich freier in einem größern Local; zweytens die entferntere Welt, wozu ich die ganze Natur rechne. Dieſe bringt der epiſche Dichter, der ſich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichniſſe näher, deren ſich der Dramatiker ſparſamer bedient.

2) Die ſittliche iſt beiden ganz gemein, und wird am glücklichſten in ihrer phyſiologiſchen und pathologiſchen Einfalt dargeſtellt.

3) Die Welt der Phantaſien, Ahnungen, Erſcheinungen, Zufälle und Schickſale. Dieſe ſteht beiden offen, nur verſteht ſich, daß ſie an die ſinnliche herangebracht werde; wobei denn für die Modernen eine beſondere Schwierigkeit entſteht, weil wir für die Wundergeſchöpfe, Götter, Wahrſager und Orakel

der Alten, so sehr es zu wünschen wäre, nicht leicht Ersatz finden.

Die Behandlung im Ganzen betreffend, wird der Rhapsode, der das vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersieht; sein Vortrag wird dahin zwecken, die Zuhörer zu beruhigen, damit sie ihm gern und lange zuhören; er wird das Interesse egal vertheilen, weil er nicht im Stande ist, einen allzulebhaften Eindruck geschwind zu balanciren; er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen, denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die sich ihre Bilder selbst hervorbringt, und der es auf einen gewissen Grad gleichgültig ist, was für welche sie aufruft. Der Rhapsode sollte als ein höheres Wesen in seinem Gedicht nicht selbst erscheinen: er läse hinter einem Vorhange am allerbesten, so daß man von aller Persönlichkeit abstrahirte und nur die Stimme der Musen im allgemeinen zu hören glaubte.

Der Mime dagegen ist gerade in dem entgegengesetzten Fall: er stellt sich als ein bestimmtes Individuum dar; er will daß man an ihm und seiner nächsten Umgebung ausschließlich Theil nehme; daß man die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühle, seine Vergegenheiten theile und sich selbst über ihn vergesse. Zwar wird auch er stufenweise zu Werke gehen, aber er kann

viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bei ſinnlicher Gegenwart auch ſogar der ſtärkere Eindruck durch einen ſchwächern vertilgt werden kann. Der zuſchauende Hörer muß von Rechts wegen in einer ſteten ſinnlichen Anſtrengung bleiben; er darf ſich nicht zum Nachdenken erheben; er muß leidenſchaftlich folgen; ſeine Phantaſie iſt ganz zum Schweigen gebracht; man darf keine Anſprüche an ſie machen; und ſelbſt was erzählt wird muß gleichſam darſtellend vor die Augen gebracht werden.

Ueber das Lehrgedicht.

Es ist nicht zulässig, daß man zu den drey Dichtarten: der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge. Dieses begreift jederman welcher bemerkt, daß jene drey ersten der Form nach unterschieden sind und also die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derselben Reihe stehen kann.

Alle Poesie soll belehrend seyn, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren werth wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen wie aus dem Leben.

Die didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik; deßhalb sie sich denn bald der einen, bald der andern nähert, auch mehr oder weniger dichterischen Werth haben kann; aber sie ist, so wie die beschreibende, die scheltende Poesie, immer eine Ab- und Nebenart die in einer wahren Aesthetik zwischen Dicht- und Rede-Kunst vorgetragen werden sollte. Der eigne Werth der didaktischen Poesie d. h. eines lehrreichen mit rhythmischem Wohllaut und Schmuck der Einbildungskraft

verzierten, lieblich oder energisch vorgetragnen Kunstwerkes wird deßhalb keineswegs verkümmert. Von gereimten Chroniken an, von den Denkversen der ältern Pädagogen bis zu dem Besten was man dahin zählen mag, möge alles gelten, nur in seiner Stellung und gebührenden Würde.

Dem näher und billig Betrachtenden daher fällt sogleich auf, daß die didaktische Poesie um ihrer Popularität willen schätzbar sey; selbst der begabteste Dichter sollte es sich zur Ehre rechnen auch irgend ein Capitel des Wissenswerthen also behandelt zu haben. Die Engländer haben sehr preiswürdige Arbeiten dieser Art; sie schmeicheln sich in Scherz und Ernst erst ein bei der Menge und bringen sodann in aufklärenden Noten dasjenige zur Sprache, was man wissen muß, um das Gedicht verstehen zu können. Und nun hätte der ästhetisch sittlich historisch unterrichtende Lehrer ein gar schönes Feld, in diesem Capitel Ordnung zu machen, indem er seinen Schülern das Verdienst der vorzüglichsten Gedichte dieser Art nicht nach dem Nutzen ihres Inhalts, sondern nach dem höhern oder geringern Grade ihres poetischen Werthes zu ordnen und klar zu machen suchte.

Eigentlich sollte man sie aus dem ästhetischen Vortrage ganz herauslassen, aber denen zu Liebe, die Poetik und Rhetorik gehört hätten, als ein besonderes Collegium, vielleicht publice, vortragen. Auch hier würde

das wahre Verständniß, wie überall, der Ausübung zu großem Vortheil gereichen, denn gar mancher würde begreifen, wie schwer es sey, ein Werk aus Wissen und Einbildungskraft zusammenzuweben; zwei einander entgegengesetzte Elemente in einem lebendigen Körper zu verbinden.

Wodurch aber die Vermittelung geschehen könne, wäre seine Pflicht den Zuhörern zu offenbaren, die dadurch vor Mißgriffen gesichert, jeder in seiner Art, ein Gleiches zu bewerkstelligen suchen könnten.

Unter den vielfachen Weisen und Arten eine solche Vermittelung zu bewirken, ist der gute Humor die sicherste, und würde, wenn der reine Humor nicht so selten wäre, auch für die bequemste gehalten werden können.

Kein seltsameres Unternehmen läßt sich wohl denken als die Geognosie zu einem didaktischen Gedicht und zwar einem ganz imaginativen auszubilden, und doch ist es von einem Mitgliede der geologischen Gesellschaft zu London geschehen, welche auf diese Weise ein für jeden Reisenden unerläßliches Studium zu fördern und unter die Menge zu bringen trachtet.

Verschiedenes,

bezüglich auf Literatur und Kunst.

1.

Den Philologen empfohlen.

Es ist eine wunderliche, seit Jahren aufgekommene Forderung der griechisch-Gelehrten, deutscher besonders, daß sie den griechischen Text in der Ursprache citiren und voraus setzen, daß jeder, der ihre deutsche oder lateinische Abhandlung liest, auch das Griechische mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit sich zu eigen machen werde.

Gehen wir zu den bedeutenden Ausgaben alter lateinischer Schriftsteller, die bis in das vorige Jahrhundert mit Noten verschiedener Gelehrten herausgekommen sind, so finden wir jederzeit einer griechisch-angeführten Stelle die lateinische Uebersetzung nachfolgen, indem man wohl die Kenntniß der allgemeinen Sprache der Gelehrten von allen denen die an dergleichen Werken Theil nahmen, voraussetzen und for-

dern konnte, nicht aber die Kenntniß des Griechischen. Und so wird es immerfort bleiben, besonders in unsrer bewegten und voreilenden Zeit.

Bedenke man doch, daß man von einem Studirenden, der sein Summus Aristoteles, Plato et Euripides im Liede feiert, nicht erwarten darf, daß er den Sinn, den jene großen Alten in ihre Sprache gelegt, sogleich entziffern werde, und hätte er auch mit Nutzen seine Schulstudien vollendet. Noch weniger kann man dieß von einem andern erwarten, dessen Thun und Treiben auf's Praktische gerichtet seyn muß.

Möge doch auf diese Bemerkung die gute alte Sitte wieder hervortreten, und uns die Griechenkenner zu jenen, mehr oder minder verschleierten Geheimnissen durch hinzugefügte deutsche Uebersetzung künftig den Zugang erleichtern, zum Vortheil des Lesers wie zu ihrem eignen: denn derjenige welcher, um seine Meinung zu bestärken, einen alten, in einem weniger bekannten Idiom schreibenden Gewährsmann anführt, gewinnt unsäglich, wenn er eine Stelle nach seinem eignen Sinne übersetzt, anstatt daß er uns im entgegengesetzten Falle, mit dem alten Schriftsteller gleichsam allein läßt, da es denn von uns abhängt jene Worte nach unserer Weise beliebig zu verstehen und auszulegen.

Einlaß.

Huri.

Heute ſteh' ich meine Wache
Vor des Paradieſes Thor,
Weiß nicht grade, wie ich's mache
Kommſt mir ſo verdächtig vor!

Ob du unſern Mosleminen
Auch recht eigentlich verwandt?
Ob dein Kämpfen, dein Verdienen
Dich an's Paradies geſandt?

Zählſt du dich zu jenen Helden?
Zeige deine Wunden an,
Die mir rühmliches vermelden,
Und ich führe dich heran.

Dichter.

Nicht ſo vieles Federleſen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Menſch geweſen
Und das heißt ein Kämpfer ſeyn.

Schärfe deine kräft'gen Blicke!
Hier durchſchaue dieſe Bruſt,
Sieh der Lebens-Wunden Tücke,
Sieh der Liebes-Wunden Luſt.

2.

Nichts anders als.

Jemehr von Jugend auf das Gefühl bei mir wuchs, daß man ſchweigen ſolle wenn man nichts zu ſagen hat, und dagegen das Wohlgedachte auch gut und ohne ſtottern hervorzugeben ſey, deſto mehr bemerkt' ich, daß man aus natürlicher Fahrläſſigkeit immer noch gewiſſe Flick- und Schaltwörter behaglich einſchiebt, um eine ſonſt tüchtige und wirkſame Rede, man weiß nicht warum, zu erlängen.

Indeſſen mag es wohl aus der mündlichen Rede hergekommen ſeyn, welche, um ſich zu faſſen und Zeit zu nehmen, allenfalls eine ſolche Interjection gebraucht. Finden wir ja doch oft Perſonen, die ſich die allerſeltſamſten Töne, Ausathmungen und banale Reden angewöhnen, um damit ihren Vortrag zu ſpicken, zu flicken und zu zerſtücken. Auf dem Theater hat man davon ſehr glücklichen Gebrauch gemacht und von ſolchem unſeligen Behelf hab' ich in Kunſt und Alterthum eine Anzahl Beiſpiele gegeben, welche wohl noch mannichfaltig zu vermehren ſeyn möchten.

Eine Redensart aber die ſich durch die würdigſten Vorgänger in Anſehen ſetzet, den gemeinen Menſchenſinn einſchläfert, damit er das Abſurdeſte ertragen möge, iſt die, wovon dieſer Aufſatz den Titel führt.

3.

Jugend der Schauspieler.

„Es erscheint mir wie eine Krankheit des deutschen Publicums, die sich auch schon den Schauspielern mitgetheilt hat, daß man Männer und Weiber nicht jung genug haben kann. Könnten wir doch zu einer Zeit, wo wir von den franzöſiſchen Bühnen ſo viel Schlechtes auf die unſern übertragen, auch ihre Tugenden nachahmen. In Frankreich fragt niemand nach dem Alter der Künſtler, ſondern nur nach ihrer Kunſt. Wie ſollen auch Jünglinge gefunden werden die ſchon Künſtler ſind? Die ernſten Bemühungen aber des Schauſpielers laſſen ihre Spuren auf dem Antlitz zurück, und wenn er ſich auch durch Spiel bildet, ſo geſchieht es doch nicht ſpielend.“

4.

Das Mailändiſche Tagsblatt l' Eco:

hat ſeinen eigenen männlichen Charakter; einige Mitarbeiter ſind wahrſcheinlich ſchon über die Sechszig, denn es ſind Anekdoten, Anſpielungen, Andeutungen zeitig aus dem vorigen Jahrhunderte her; ſie ſuchen zugleich gefällig und unterrichtend zu ſeyn, aber es iſt keine Spur daß etwas den Frauen zu Liebe geſchrieben ſey, und daß ſie weibliche Leſer verlangen und hoffen.

Man

Man iſt bei'm Leſen durchaus in einem männlichen Kreiſe, wo Frauen wohl ſeyn könnten, aber nicht ſind, und dieß gibt dem Ganzen eine eigene Haltung.

5.

Die Pariſer Zeitſchrift:

Le Globe

hat durchaus einen jugendlichen Charakter; der älteſte ihrer Theilnehmer möchte kaum in den Vierzigen ſeyn. Auch hier iſt keine Spur Frauen als Frauen zu Leſerinnen werben zu wollen; der Geiſt jener Mitarbeiter iſt auf die Zukunft gerichtet und das möchte nicht anlockend für das ſchöne Geſchlecht ſeyn.

Beide Zeitblätter zeichnen ſich dadurch von den Deutſchen aus, welche zum großen Theil von Frauen und faſt durchaus zu Frauen geſchrieben ſind.

6.

Karoline von Woltmann:

Spiegel der großen Welt.

Dieſes Heft, oder wenn man will, gefällig geheftete Büchelchen, lag auf dem Tiſche eines Geſellſchafts-Zimmers; ein Freund nahm es auf und nachdem er kaum

einige Seiten konnte geleſen haben, rief er aus: was doch die Frauen ſchreiben lernen! Ein anderer nahm es auf und, wie der erſte nach kurzer Friſt, ſagte ganz ruhig: was doch die Frauen aufpaſſen! Beides zuſammen genommen möchte wohl zu Würdigung dieſes Werkleins den beſten Anlaß geben.

7.

Die Erbſchaft.

Ein Luſtſpiel von Herrn von Mennechet.

Der Hauptzweck des Verfaſſers ſcheint geweſen zu ſeyn, unter dem Deckmantel eines Luſtſpiels gute Lehren zu verbreiten: man ſtellt uns das Unglück des Reichthums, die Verderbtheit des Luxus vor und ſucht dagegen die Anmuth einer mehr als alle Schätze koſtbaren Mittelmäßigkeit anzupreiſen.

Das goldene Schnitzwerk verfluchen, Strohdächer zu Ehren bringen, das war von jeher die Miſſion der Hofpoeten; und ſehnſüchtige Seufzer nach Einſamkeit dienten den großen Herren zur Erholung. —

Auch finden wir Antitheſen des Gymnaſiums. Ein tugendhafter Freund des Landlebens und ein gar bösartiger Städtebewohner figuriren löblich gegen einander.

8.

Galerie zu Shakſpeare's dramatiſchen Werken von Moritz Retzſch.

Leipzig bei Gerhard Fleiſcher 1828.

Wir verwendeten auf dieſes Werk gern mehrere Seiten, wenn ſie uns gegönnt wären; da wir aber doch nur loben könnten und das Werk ſelbſt den Meiſter am beſten lobt, ſo wollen wir nur den Wunſch äußern, daß die Vorſteher aller Leſegeſellſchaften, ſie mögen ſeyn von welcher Art ſie wollen, dieſes Werk anſchaffen, wodurch ſie ihre Mitglieder gewiß ſämmtlich verbinden werden, indem dieſe, nebſt einem einſichtigen Vorworte, die Hauptſtellen im Original und in zwey andern Sprachen mitgetheilt erhalten.

Die Hauptſtellen ſagen wir, weil der Künſtler den Geiſt gehabt hat, die ganze Folge eines Stücks in allen bedeutenden Einzelnheiten uns nach und nach anzuführen und ſo raſchen Ganges das Ganze an uns vorbeizuleiten.

Hier aber müſſen wir ſchließen, um nicht hingeriſſen zu werden, umſtändlich aufzuführen, wie charakteriſtiſch und anmuthig, mit Geſchmack und Glück, ſinn- und kunſtgemäß der Künſtler verfahren, um ein Stück wie Hamlet, das denn doch, man mag ſagen was man will, als ein düſtres Problem auf der Seele laſtet, in leben-

digen und reizenden Bildern unter erheiternden Gestalten und bequemen Umständen anmuthig vorzuführen.

9.

Glasmahlerey.

Zu Kbln am Rheine befand sich eine sehr ansehnliche Sammlung gemahlter Fenster und einzelner Scheiben, welche am 3 Junius des vergangenen Jahres veraucktionirt werden sollte. Ihr weiteres Schicksal, und ob sie partieweis beisammen geblieben oder sich gänzlich zerstreute, ist uns unbekannt. Hier soll auch vornehmlich von dem auf 36 Seiten in Quarto gedruckten Katalog die Rede seyn, welcher in seiner Art für musterhaft gelten kann. Der Verfasser sondert die Fenster und einzelnen Scheiben der Sammlung in fünf verschiedene Abtheilungen und nimmt für jede Abtheilung eine besondere Epoche der Glasmahlerey an, von deren Unterschied und Eigenthümlichkeiten er mit Sachkenntniß und Kunstverstand kurze Erläuterungen gibt. Die ganze Sammlung bestund aus 247 Nummern und das Verzeichniß gibt genaue Nachricht von dem was jede darstellt, wie sie ausgeführt sey, über die Zeiten denen sie angehören, über die Beschädigungen, die Gestalt und Größe einer jeden. Für die Geschichte der Glasmahlerey wird dieses Verzeichniß einen bleibenden Werth behalten.

Mit den so fleißig als schön nachgebildeten bunten Glasfenstern hat Herr Müller den Kunstfreunden ein angenehmes Geschenk gemacht und kann ihres Dankes gewiß seyn: es ist ein löbliches Trachten, dergleichen vergängliche, mannichfaltigen Zufällen ausgesetzte Denkmale durch vervielfältigte Nachbildung gesichert, der Zukunft aufzubewahren. Sie sind in doppelter Beziehung schätzbar, einmal in geschichtlicher, da sie Bildnisse andenkenswürdiger Personen, auch Wappenschilde vormals blühender Familien enthalten; sodann hat nicht selten auch die Kunst sich an dergleichen gemahlten Fenstern auf eine sehr ehrenwerthe Weise gezeigt, und mitunter sogar Vortreffliches geleistet.

Epochen
deutscher Literatur.

Von 1750 bis 1770.

Ruhig. Emsig. Geist- und herzreich. Würdig. Beschränkt. Fixirt. Pedantisch. Respectvoll. Antik- gallische Cultur. Formsuchend.

Von 1770 bis 1790.

Unruhig. Frech. Ausgebreitet. Leichtfertig- redlich. Achtung verschmähend und versäumend. Englische Cultur. Form willkürlich zerstörend und besonnen herstellend.

Von 1790 bis 1810.

Beschwichtigt. Zart. Sich beschränkend. Ernst- religios. Patriotisch thätig. Intrigant. Spanische Cultur. Von Form sich entfernend.

Von 1810 bis 1820.

Malcontent. Determinirt. Tüchtig. Herrschsüchtig. Zuschreitend. Respectlos. Altdeutsch. In's Formlose strebend.

Neueste Epoche.

So mannichfaltig auch das Bestreben aller und jeder Künste in Deutschland seyn mag, in dem Grade, daß man darüber etwas Näheres und Bestimmteres auszusprechen sich kaum getraute: so geht doch im Ganzen eine gewisse Richtung durch, welche uns veranlaßt, die Epoche unserer gegenwärtigen Dicht- und Bildkunst jener zweyten der persischen Poesie zu vergleichen, in welcher sich Enweri besonders hervorthat und die wir die encomiastische nennen dürfen.

Sowohl unmittelbar gegenwärtige Verdienste, als kürzlich geschiedene, und längst dahin gegangene werden gefeiert. Geburtstäge lassen die Freunde nie unbegrüßt vorbei; silberne und goldene Hochzeiten geben Anlaß zu Festen; bei Dienstjubiläen erklärt sich der Staat selbst als Theilnehmer; bei funfzigjährigem Wiedereintritt einer akademischen Würde sind Universitäten und Facultäten in Bewegung, und weil nun die lebhaftesten Segnungen auf Gesundheit, auf dauernden Ruhm und verlängertes Leben nicht ausbleiben dürfen, so fügt sich so schönen Prämissen als nothwendige Conclusion ein löbliches „Ergo bibamus“ hinzu.

Wirkungen in Deutschland

in

der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Poesie. Frische Lust am unbedeutenden Daseyn und Ausdruck derselben.

Lust an etwas Höherem drückt sich durch Behandlung ausländischer Gegenstände aus.

Einwirkung dieser Dichtungsart, dem Mittelstand gemäß, auf den sie auch eigentlich wirkt.

Die Großen und Vornehmen haben nur Begriff von französischer Dichtung, die Gemeinen keine Ahnung, daß es etwas der Art gebe. Ihre ganze Poesie beschränkt sich auf die alten Kirchenlieder, deren Wörtliches ihnen heilig ist.

Breite der Mittelclasse.

Cultur der Mittelclasse.

Die sämmtliche Geistlichkeit, alle Sachwalter und Beamten, die eigentlichen thätigen Räthe der Collegien. die Aerzte, Professoren und Schullehrer, alle sind aus dieser Classe; dieß gibt ihr ein ungeheures Uebergewicht.

Und doch ſang ich gläubiger weiſe:
Daß mir die Geliebte treu,
Daß die Welt, wie ſie auch kreiſe,
Liebevoll und dankbar ſey.

Mit den Trefflichſten zuſammen
Wirkt' ich, bis ich mir erlangt
Daß mein Nam' in Liebesflammen
Von den ſchönſten Herzen prangt.

Nein! du wählſt nicht den Geringern!
Gib die Hand, daß Tag für Tag
Ich an deinen zarten Fingern
Ewigkeiten zählen mag.

Doch weil jeder Einzelne nur ein mittelmäßiges Leben führt, so mag er auch nur gern mittlere Gefühle angeregt, mittlere Zustände dargestellt wissen.

Rabener erhebt sich mit einer gewissen Klarheit über diese Zustände und stellt sie mit heiterer Ironie dar; daher die große Wirkung, die er zu seiner Zeit hervorbrachte, weil jeder der ihn las, sich klüger dünkte als sonst, und weil die besten Menschen selbst ein bißchen Mißreden und Heruntersetzen ihrer Brüder immer gern leiden mögen.

Rabener selbst war über diese seine Wirkung nicht dunkel: denn er wußte wohl, daß jederman gern die sogenannten Narren lächerlich gemacht sieht, ohne daran zu denken, daß eben eine solche Menschenader auch durch ihn durchgeht. Daher jener Spaß gewiß jeden Leser traf, als Rabener, nachdem er manchen Narren geschildert und recensirt, eine leere Seite läßt und den Leser ersucht mit irgend einem Narren, den er vielleicht übergangen habe, den Platz auszufüllen; auf der Rückseite aber hinzufügt: er wolle wetten, daß nicht leicht jemanden eingefallen sey, sich selbst hineinzusetzen.

Wenn man in diesem Sinne Rabeners Satyre lies't, so wird man ihn bewundern, wie er ohne ideelle Erhebung über das gemeine Leben der Classe wozu er gehörte, erhoben gewesen; ja man wird ihn noch mehr schätzen lernen, wenn man sieht, daß er diese neckende Heiterkeit, diese gutmüthige Verhöhnung der irdischen Dinge

auch bis in die größten Unfälle auf eine ganz gleiche Weise durchführen können. Hiervon zeugen seine Briefe, die er nach dem Bombardement von Dresden schrieb, in welchem er sein Haus mit beinah allem was drinn enthalten war, seine Manuscripte und manches sonst Liebe und Angenehme verlor. Immer tractirt er dieß auch als etwas Gemeines und erfreut sich, wie in den glücklichsten Tagen, an Albernheiten, Beschränktheiten, Widersprüchen und Ungereimtheiten, die bei solchen Fällen niemals fehlen können.

Er ist nie aus dem Kreise, zu dem er selbst gehörte, gegangen; er hat immer nur die Eigenheiten und Thorheiten seines Gleichen dargestellt, und die höhern Stände ganz unberührt gelassen.

Deutsches Theater.

Das Theater ist in dem modernen bürgerlichen Leben, wo durch Religion, Gesetze, Sittlichkeit, Sitte, Gewohnheit, Verschämtheit und so fort der Mensch in sehr enge Gränzen eingeschränkt ist, eine merkwürdige und gewissermaßen sonderbare Anstalt.

Zu allen Zeiten hat sich das Theater emancipirt sobald es nur konnte, und niemals war seine Freiheit oder Frechheit von langer Dauer. Es hat drey Hauptgegner, die es immer einzuschränken suchen: die Polizey, die Religion und einen durch höhere sittliche Ansichten gereinigten Geschmack.

Die gerichtliche Polizey machte den Persönlichkeiten und Zoten auf dem Theater bald ein Ende. Die Puritaner in England schlossen es auf mehrere Jahre ganz. In Frankreich wurde es durch die Pedanterie des Cardinal Richelieu gezähmt und in seine gegenwärtige Form gedrängt, und die Deutschen haben, ohne es zu wollen, nach den Anforderungen der Geistlichkeit, ihre Bühne gebildet. Folgendes mag diese Behauptung erläutern.

Aus rohen und doch schwachen fast puppenspielartigen Anfängen hätte sich das deutsche Theater nach und nach durch verschiedene Epochen zum Kräftigen und Rechten vielleicht durchgearbeitet, wäre es im südlichen Deutschland, wo es eigentlich zu Hause war, zu einem ruhigen Fortschritt und zur Entwickelung gekommen; allein der erste Schritt, nicht zu seiner Besserung, sondern zu einer sogenannten Verbesserung, geschah im nördlichen Deutschland von schalen und aller Production unfähigen Menschen. Gottsched fand zwar noch Widerstand. Die famose Epistel von Rost zeigt, daß gute Köpfe es doch wohl auch gerne sehen mochten, wenn der Teufel manchmal auf dem Theater los war; allein Leipzig war schon ein Ort von sehr gebundner protestantischer Sitte, und Gottsched hatte durch sein Uebersetzungswesen schon so sehr in die Breite gearbeitet, daß er die Bühne für eine Zeit lang genugsam versehen konnte. Und warum sollte man dasjenige, was Franzosen und Engländer billigten, nicht auch in einer schwachen Nachbildung sich auf dem deutschen Theater gefallen lassen!

Zu dieser Zeit nun, als der seichte Geschmack den deutschen Schauspieler zu zähmen und die privilegirten Spaßmacher von den Brettern zu verbannen suchte, fingen die noch nördlichern Hamburgischen Pfarrer und Superintendenten einen Krieg gegen das Theater überhaupt zu erregen an. Es entstand schon vorher die Frage: ob überall ein Christ das Theater besuchen dürfe;

und die Frommen waren selbst untereinander nicht einig, ob man die Bühne unter die gleichgültigen (adiapheren) oder völlig zu verwerfenden Dinge rechnen solle. In Hamburg brach aber der Streit hauptsächlich darüber los, inwiefern ein Geistlicher selbst das Theater besuchen dürfe; woraus denn gar bald die Folge gezogen werden konnte, daß dasjenige was dem Hirten nicht zieme, der Heerde nicht ganz ersprießlich seyn könne.

Dieser Streit, der von beiden Seiten mit vieler Lebhaftigkeit geführt wurde, nöthigte leider die Freunde der Bühne, diese der höhern Sinnlichkeit eigentlich nur gewidmete Anstalt für eine sittliche auszugeben. Sie behaupteten, das Theater könne lehren und bessern, und also dem Staat und der Gesellschaft unmittelbar nutzen. Die Schriftsteller selbst, gute wackere Männer aus dem bürgerlichen Stande, ließen sich's gefallen, und arbeiteten mit deutscher Biederkeit und gradem Verstande auf diesen Zweck los, ohne zu bemerken, daß sie die Gottschedische Mittelmäßigkeit durchaus fortsetzten und sie, ohne es selbst zu wollen und zu wissen, perpetuirten.

Ein Drittes hat sodann auf eine fortdauernde und vielleicht nie zu zerstörende Mittelmäßigkeit des deutschen Theaters gewirkt. Es ist die ununterbrochene Folge von drey Schauspielern, welche als Menschen schätzbar, das Gefühl ihrer Würde auch auf dem Theater nicht aufgeben konnten, und deßhalb mehr oder weniger die dramatische Kunst nach dem Sittlichen, Anständigen, Ge-

billigten und wenigstens scheinbar Guten hinzogen. Eckhofen, Schröddern und Ifflanden kam hierin sogar die allgemeine Tendenz der Zeit zu Hülfe, die eine allgemeine An- und Ausgleichung aller Stände und Beschäftigungen zu einem allgemeinen Menschenwerthe durchaus in Herzen und im Auge hatten.

Die Sentimentalität, die Würde des Alters und des Menschenverstandes, das Vermitteln durch vortreffliche Väter und weise Männer nahm auf dem Theater überhand. Wer erinnert sich nicht des Essighändlers, des Philosophen ohne es zu wissen, des ehrlichen Verbrechers und so vieler verwandten Stücke.

Das Einzelne was gedachte Männer in den verschiedenen Epochen gewirkt, werden wir an Ort und Stelle einführen. Hier sey genug, auf das Allgemeine hingedeutet zu haben.

Wenn man sich in den letzten Zeiten fast einstimmig beklagt und eingesteht, daß es kein deutsches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen; so könnte man auf eine weniger paradoxe Weise aus dem was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutsches Theater geben werde, noch geben könne.

Almanach
für Theater und Theater-Freunde,
auf das Jahr 1807.
von August Wilhelm Iffland.

Herr Friedrich Nicolai — denn dieſer unermüdliche Greis zeigt ſich auch als Mitarbeiter dieſes Almanachs thätig — läßt ſich S. 48 alſo vernehmen: „Ich habe den Hamlet von Brockmann und Schröder ſpielen ſehen, von beiden meiſterhaft und nur in den finſtern Nuancen verſchieden. Durch ſolche lebendige Vorſtellungen ſchaut man heller in die Tiefen von Hamlet's Charakter, als durch alle Abhandlungen darüber von Goethe und Garve an bis zu Ziegler herunter, ſo viel Verdienſt ſie auch haben, welches ich ihnen keineswegs abſprechen will."

Wollten wir dem Beiſpiel dieſes trefflichen Mannes folgen, ſo würde unſre Recenſion ſehr kurz und zwar folgendermaßen ausfallen.

Könnten wir die beiden liebenswürdigen Künſtlerinnen, Friederike Bethmann und Louiſe Fleck auf dem Berliner Theater nur in einigen Vorſtellungen

ſehen und uns auch an dem gegenwärtigen Spiel des trefflichen Iffland wenige Abende erfreuen: ſo wollten wir die zwölf Kupfer und dieſen ganzen Almanach, dem wir übrigens ſein Verdienſt nicht abſprechen, gern entbehren, beſonders wenn wir unſern Genuß mit jungen hoffnungsvollen Schauſpielern theilen könnten; denn dieſe würden an ſo unſchätzbaren lebendigen Darſtellungen weit mehr lernen; ſie würden ſich das Rechte der Kunſt weit reiner eindrücken; ſie würden zu dem Wahren und Schönen weit lebhafter entzündet werden, als es hier durch mehr oder weniger kümmerliche Nachbildungen, Raiſonnements, Aphorismen und Anekdoten geſchehen kann.

Allein wir ſind billiger und verſichern vor allen Dingen, daß dieſer Almanach, wie er iſt, in die Hände aller Schauſpieler und aller Theaterfreunde Deutſchlands, d. h. alſo doch wohl der größten Mehrzahl gebildeter Perſonen zu gelangen verdient; verdient, daß das Publicum eine Unternehmung begünſtige, die von Jahr zu Jahr bedeutender, erfreulicher und nützlicher werden kann.

Dabei iſt es aber wohl der Sache gemäß und wird dem Herausgeber gewiß angenehm ſeyn, wenn man einige Erinnerungen hinzufügt, welche den Zweck der Verbeſſerung und Veredlung dieſer Arbeit herbeiführen können.

Zu-

Zuvörderſt alſo bleibe unverhohlen, daß wir die Porträte beider Frauenzimmer ſehr angenehm und, inſofern wir ſie beurtheilen können, ſehr ähnlich finden; nicht ſo glücklich ſind die ganzen Figuren der Thekla und Phädra, welche eher als faltentragende Gliederpuppen anzuſehen ſind. Die ſechs Kupfer, welche Herrn Iffland dreymal als Franz Moor und dreymal als Geheimerath im Hausfreunde vorſtellen, haben eben ſo wenig unſern Beifall, nur aus einer andern Urſache, die wir hier kürzlich andeuten, indem wir die Erklärung gedachter Kupfer und den dritten Aufſatz S. 50 über Darſtellung boshafter und intriganter Charakter auf der Bühne zuſammennehmen.

Daß Herr Iffland in ſeiner Jugend die Rolle des Franz Moor zuerſt auf dem deutſchen Theater geſpielt, ja man kann ſagen geſchaffen, gereicht ihm zur Ehre, um ſo mehr als der Verfaſſer ſelbſt in ſpäterer Zeit von jenen Darſtellungen mit Enthuſiasmus ſprach. Daß Herr Iffland in der Folge, da mit dem Lauf der Jahre ſeine Geſtalt ein würdiges Anſehn erlangte, dieſe Rolle fortſpielte und ſie nach ſeiner Perſönlichkeit modificirte, auch das iſt dankenswerth; denn jeder wird ſich mit Bewunderung an die Art erinnern, wie ſich der weiſe Künſtler bei dieſer Gelegenheit aus der Sache zieht. Daß man ferner dieſe Individualität in einem ihr nicht mehr ganz angemeſſenen Charakter in Kupfer ſteche und für künftige Zeiten bewahre iſt löblich, und für

einen Geſchichtſchreiber des deutſchen Theaters höchſt intereſſant.

Wenn man aber Abhandlungen über Abhandlungen ſchreibt, um zu zeigen, daß Franz Moor ſo geſpielt werden müſſe, ſo kann man ſich keineswegs den Beifall des eigentlichen Theaterfreundes verſprechen. Soll jene erſte Exploſion des Schiller'ſchen Genie's noch ferner auf den deutſchen Theatern ihre vulcaniſchen Wirkungen leiſten, ſo laſſe man dem Ganzen Gerechtigkeit widerfahren und muntere die Schauſpieler nicht auf, einzelne Theile gegen den Sinn des Verfaſſers zu behandeln. Denn was einem Iffland erlaubt iſt, iſt nicht jedem erlaubt; was ihm gelingt, gelingt nicht jedem.

Denn eigentlich wird jene rohe Großheit, die uns in dem Schiller'ſchen Stücke in Erſtaunen ſetzt, nur dadurch erträglich, daß die Charakter im Gleichgewicht ſtehen. Nimmt man aber aus der Gruppe ſo vieler fratzenhaft gezeichneten und grell gemahlten Figuren die Hauptfigur, deren Bildung und Colorit alles andere gleichſam überſchreit, bedächtig heraus, entkleidet ſie von ihrer phyſiſchen Häßlichkeit, vertuſcht ihre moraliſche Abſcheulichkeit: ſo fällt der Verdruß, der Haß auf die übrigen Figuren, die neben jener als Halbgötter erſcheinen ſollen; das Kunſtwerk iſt in ſeinem tiefſten Leben verletzt, die gräßliche Einſtimmung verloren und das was uns Schauder erregen ſollte, erregt nur Ekel.

Anklang.

Huri.

Draußen am Orte,
Wo ich dich zuerſt ſprach,
Wacht' ich oft an der Pforte,
Dem Gebote nach.
Da hört ich ein wunderlich Geſäuſel,
Ein Ton- und Sylbengekräuſel,
Das wollte herein;
Niemand aber ließ ſich ſehen,
Da verklang es klein zu klein;
Es klang aber faſt wie deine Lieder
Das erinnr' ich mich wieder.

Dichter.

Ewig Geliebte! wie zart
Erinnerſt du dich deines Trauten!
Was auch, in irdiſcher Luſt und Art,
Für Töne lauten,
Die wollen alle herauf;
Viele verklingen da unten zu Hauf;
Andere mit Geiſtes Flug und Lauf,
Wie das Flügel-Pferd des Propheten,
Steigen empor und flöten
Draußen an dem Thor.

Auch was die Figur selbst betrifft, was gewinnt man dabei? Gereicht's dem Teufel zum Vortheil, wenn man ihm Hörner und Krallen abfeilt, ja zum Ueberfluß ihn etwa englisirt? Dem Auge, das nach Charakter späht, erscheint er nunmehr als ein armer Teufel. So gewinnt man auch bei einer solchen Behandlung des Franz Moor nur das, daß endlich ein würdiger Hundsfott fertig wird, den ein ehrlicher Mann ohne Schande spielen kann.

Den Hausfreund haben wir nicht aufführen sehen; doch dünkt uns, der Charakter und die Situationen in denen er erscheint, sind für die bildende Kunst keineswegs geeignet.

Gottlieb Hiller's
Gedichte und Selbſtbiographie.
Erſter Theil 1805.

Indem wir uns an den Gedichten des Wunderhorns eines entſchiedenen, mannichfaltigen Charakters, ohne ausgebildetes Talent, erfreuten, ſo finden wir hier, in umgekehrtem Sinne, ein Talent auf einer hohen Stufe der Ausbildung, aber leider ohne Charakter. Jede friſche Quelle, die aus dem Gebirg hervorſprudelt, jeder urſprüngliche Waſſerfall, der ärmere wie der reichere, hat ſeinen beſondern Charakter; ſo auch jene Lieder, die uns mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit ergötzen. Aber hier ſieht man nur den Theil eines breiten Waſſers, das in's Meer geht, einen ſchmalen Arm halb verſandet wie ſeine Geſellen, die irgend ein berühmtes Delta bilden.

Warum ſollte man aber gegenwärtiges Büchlein geradezu von der ſchwächſten Seite, von der poetiſchen her, betrachten? Beſeitigen wir doch den Dichtertitel, wenn er auch ſchon in Hiller's Paſſe ſteht, und halten

uns an die Perſon. Denn wie man ſich ſonſt gegen den Menſchen dankbar erzeigt, daß er uns treffliche Poeſien liefert, ſo muß man es hier der Poeſie recht lebhaft verdanken, daß ſie uns mit einem wackern Menſchen bekannt macht.

Geboren in einem engen, ja einem niedern Kreiſe, zeichnet er ſich aus durch techniſche Fähigkeit, ruhiges redliches Anſchauen der Gegenwart, durch manches Talent das ſich auf Wort und Rede bezieht, durch praktiſchen Sinn, ein tiefes ſittliches Gefühl, durch ein à plomb auf ſich ſelbſt, einen edlen Stolz, eine Leichtigkeit im Leben, genug von mehr als Einer Seite als eine muſterhafte Natur. Die Anmuth, womit er ſeine Perſönlichkeit, ſein Talent, ſeine Fortſchritte gewahr wird, iſt durchaus liebenswürdig und kindlich, und wir fordern das Gewiſſen aller Gebildeten auf, ob ſie ſich wohl in gleichem oder ähnlichem Falle ſo viel Mäßigkeit des Selbſtgefühls und Betragens zutrauen dürften.

Die Skizze ſeiner Geſichtsbildung, die dem Bändchen vorgeheftet iſt, auch von einem Dilettanten und Naturkinde radirt, kann als höchſt intereſſant betrachtet werden. Sie erinnert uns an die ſilenenhaften, Götterbilder enthaltenden Futterale mit denen Sokrates verglichen wird; und wir läugnen nicht, daß wir in dem ganzen Menſchen, wie ihn ſeine Lebensbeſchreibung, ſeine Gedichte darſtellen, etwas Sokratiſches zu finden

glauben. Der Gerad- und Rechtſinn, das derbe tüchtige Halten auf einer verſtändigen Gegenwart, die Unbeſtechlichkeit gegen jede Art von Umgebung, etwas Lehrhaftiges ohne ſchulmeiſterlich zu ſeyn, und was ſich jeder ſelbſt aus dem Büchelchen entwickeln mag, dem dieſe Aeußerung nicht ganz paradox vorkommt, entſchuldigen wenigſtens dieſe Anſicht.

Kommt Hillern aber dieß alles als Menſchen zu ſtatten, ſo verliert er dagegen gerade hierdurch nur deſto mehr als Dichter. Wenn er vor einem großen Könige ſich auch ein kleiner König dünkt, wenn er der liebenswürdigen Königin viertelſtundenlang getroſt in die ſchönen Augen ſieht, ſo ſoll er deßhalb nicht geſcholten, ſondern glücklich geprieſen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte ſich ganz anders in der Nähe der Majeſtät gefühlt, er hätte den unvergleichbaren Werth, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahnet, die mit der ruhigen Perſönlichkeit eines Monarchen ſich einem Privatmann gegenüberſtellt. Ein einziger Blick aus ſolchen Augen hätte ihm genügt, in ihm wäre ſo viel aufgeregt worden, daß ſein ganzes Leben ſich in eine würdige Hymne verloren hätte.

Betrachten wir die gute Aufnahme, die er überall fand, in den untern Ständen, die ſich durch ihn geehrt fühlten, in den mittlern, die ihn ehrten, in den obern, die ihn zu ſich heraufzogen; ſo bewundert man, ſo erfreut man ſich an der Humanität im beſten

Sinne des Wortes, die sich durchaus im nördlichen Deutschland verbreitet hat. Eine gewisse Cultur die vom Herzen ausgeht, ist daselbst einheimisch wie vielleicht nirgends; er selbst ist ein Kind, eine Ausgeburt dieser Cultur, und es zeugt für die gute Natur jener Gegenden, daß man ihn, unbewußt was man eigentlich sagen wollte, einen Naturdichter nannte. Wir glauben wenigstens hier einen Beweis zu finden, daß eine Bildung die über das Ganze geht, auch dem Einzelnen zu gut kommt, ohne daß man begreift, wie sie ihn berühren kann. Ein Barometer deutet im verschlossensten Zimmer genau den Zustand der äußern Luft an.

Wie dieser auf alle Fälle bedeutende Mensch in Köthen wuchs und ward, und was er in einer Art von Poesie geleistet, wird ein jeder Deutscher aus der Selbstbiographie und aus den hinzugefügten Gedichten erfahren. Es ist eins der Phänomene, von denen man nicht nur reden hören, sondern die man selbst kennen sollte.

Erfuhr nun aber unser Poet eine verdiente und wünschenswerthe Aufnahme in der Hauptstadt und in manchen andern Orten, wozu man ihm allerdings Glück zu wünschen Ursache hat, so muß man doch bedauern, daß ihm manche seiner Gönner dadurch den größten Schaden zugefügt, daß sie, indem seine Productionen freilich unzulänglich befunden wurden, ihn gleichsam

der künftigen Zeit widmeten, hofften und versprachen, daß es nun jetzt erst recht angehen sollte, und daß ihr einmal gestempelter, und sogar obrigkeitlich anerkannter Naturdichter sich nun gewiß auch als ein vorzüglicher und über allen Zweifel erhobener Dichter durchaus zeigen werde.

Keineswegs im Geiste des Widerspruchs, sondern aus wahrem Antheil an diesem bedeutenden Menschen, erklären wir uns hier für das Gegentheil, und sprechen ganz unbewunden aus, daß er nie etwas Besseres machen werde, als er schon geliefert hat. Wir sagen dieses mit Wohlwollen gegen ihn voraus. Denn wenn er zwey oder drey Jahre hindurch, nur immer das was seinem Talent gemäß ist, hervorbringt und wieder hervorbringt, und die falschen Hoffnungen seiner Freunde nicht realisirt, so beschämt er sie und wird verlassen, ja vernichtet, ohne um ein Haar schlimmer zu seyn, als jetzt. Dann, ehe man sich's versieht, ist er, ohne seine Schuld, verschollen und hat nicht einmal sich zu einer bürgerlichen Existenz herangebracht, innerhalb welcher er sich über einen verlornen Ruhm trösten könnte.

Wir sind in Deutschland sehr verständig und haben guten Willen, beides für den Hausgebrauch; wenn aber einmal etwas Besonderes zum Vorschein kommt, so wissen wir gar nicht, was wir damit anfangen sollen und der Verstand wird albern und der gute Wille schädlich. Es ließen sich höchst traurige, ja tragische Bei-

ſpiele anführen, wie vorzügliche Menſchen aus einem niedern Zuſtande durch verwundernde, bethuliche und wohlwollende Gönner hervorgezogen, in das größte Unglück gerathen ſind, bloß darum weil man nur halb that, was zu thun war. Wäre es doch beſſer die Schiffbrüchigen verſinken zu laſſen, als ſie an's Ufer ſchleppen, um ſie dort der Kälte, dem Hunger und allen tödtlichen Unbilden preis zu geben.

Leider ſehen wir uns in der eigentlichen deutſchen wirklichen Welt vergebens nach einem Plätzchen um, wo wir dieſen beſondern Mann unterbringen könnten; aber unſre Einbildungskraft ſpiegelt uns in der Höhe und Ferne zwey Zuſtände vor, in welchen unſer Günſtling ein gemäßes, ſeinem Weſen behagliches Leben führen würde, wenn ſie für ihn erreichbar wären.

Haben wir aber vielleicht einigen unſerer Leſer dadurch Unmuth erregt, daß wir den Mann beinahe zu hoch ſchätzten, daß wir ihn dem Sokrates verglichen, ſo können wir unſer Wort deßwegen nicht ganz zurücknehmen, aber wir wollen es mildern, indem wir ſagen, daß eine ſolche Erſcheinung der Rechtlichkeit, Sittlichkeit, der Unbeſtechlichkeit, wenn ſie aus dem gemeinen Volke hervortritt, am liebſten mit etwas Lächerlichem und Fratzenhaftem begleitet aufgenommen wird.

Führte alſo der gute Genius unſern jungen Mann ſo, daß er eine Art von Till werden könnte, ſo wäre er geborgen. Sokrates-Till läßt ſich vielleicht recht gut

verdeutſcht für Sokrates-Mänomenos ſetzen. Iſt auch unſer Candidat für dieſen Poſten vielleicht ein wenig zu zahm, ſo finden ſich die erforderlichen Qualitäten nach und nach, wenn nur die Anlage gründlich iſt. Und wie er ſich bisher gezeigt, fehlt ihm keins der Erforderniſſe zu einem ernſt-luſtigen Rath.

Seine Geburt, ſein Herankommen, ſein Stand, ſeine Beſchäftigung, ſein Weſen, ſeine Neigungen ſtehen ihm durchaus entgegen, daß er irgend in ein Staatsgefuge eingreifen, oder ſich zu einer Stelle im Adreßkalender qualificiren ſollte. Ihn dem Ackerbau widmen, der Scholle zueignen, wäre unerlaubt, ſelbſt wenn er aus Irrthum zu einem ſolchen feſten und ſicher ſcheinenden Beſitz einige Neigung fühlte. Er iſt eine Art von Hurone, der eben deßwegen und nur in ſofern gefällt. Dabei hat er richtigen Sinn, Klarheit, Klugheit und nicht mehr Duldung, als gerade nöthig iſt. Er ſieht die Verhältniſſe recht gut, und wenn er auf ſeinen Reiſen als ein Meteor glücklich in alle Kreiſe eindringt, ſo muß er freilich für gute Bewirthung und reichliche Pränumeration dankbar ſeyn. Doch wenn ſeine Wirthe und Wirthinnen es ihm nicht ganz nach dem Sinne machen, ſo ſchenkt er ihnen nichts, und hat gewiſſe platte Behandlungen ohne Bosheit in ſeiner Biographie recht lebhaft dargeſtellt.

Man denke ſich ihn als einen armen beifalls- und hülfsbedürftigen Teufel, der als Pilgrim dem Halber-

ſtädter Parnaſſe entgegentritt, um daſelbſt in einer Dichtergilde aufgenommen zu werden; man denke ſich ihn, wie er von dem Dechanten und Patriarchen der deutſchen Reimkunſt mit einem Lobgedicht empfangen wird, das Lobgedicht anhört und ſogleich, von friſchem Herzen, aus dem Stegreife, Vater Gleimen in's Geſicht ſagt, was Deutſchland ſchon ſeit dreyßig Jahren weiß, was aber ſo viel geſellige Verehrer und ſo viel fuß- und bauchfällige Clienten des einflußreichen Mannes einander nur fromm in's Ohr ſagten, daß Vater Gleim ſehr ſchlechte Verſe mache: ſo muß man denn doch bekennen, hier ſey Gottes Finger, und der erwählte Prophet, der dieſes öffentliche Geheimniß dem alten verſtockten Sünder an's Herz legen und dem ganzen Volke buchſtäblich verkünden ſollte, ſey kein gemeines Werkzeug.

Wenn nun ein ſolcher auf ſich geſtellter, rückſichtsloſer Menſch, indem er aus dem Staube hervortritt, von einer glänzenden und mannichfaltigen Welt ſich nicht geblendet noch verwirrt fühlt, vielmehr immerfort alles nur nach ſeiner eigenen Norm empfindet und aufnimmt, der ſollte doch wohl geeignet ſeyn, eine Stelle zu bekleiden, die ſonſt an Höfen nicht leicht ausgehen konnte, und die in unſrer Nachbarſchaft, ſelbſt ihrer äußern Form nach, bis auf die letzten Zeiten nicht ganz unbeſetzt blieb.

Wer erinnert ſich nicht eines Gundling, Taub-

mann, Morgenſtern, Pölnitz, D'Argens, Jeillius und mancher andern, welche mit mehr oder weniger äußerer Würde, in guten Stunden dem Herrſcher und dem Hofe zum Plaſtron dienten, und ſich dagegen auch als wackere Klopffechter etwas herausnehmen durften.

Kommt deinen Geſpielen ſo etwas vor
So ſollen ſie's freundlich vermerken,
Das Echo lieblich verſtärken,
Daß es wieder hinunter halle,
Und ſollen Acht haben
Daß, in jedem Falle,
Wenn er kommt, ſeine Gaben
Jedem zu Gute kommen;
Das wird beiden Welten frommen.

Sie mögen's ihm freundlich lohnen,
Auf liebliche Weiſe fügſam,
Sie laſſen ihn mit ſich wohnen:
Alle Guten ſind genügſam.

Du aber biſt mir beſchieden,
Dich laß ich nicht aus dem ewigen Frieden;
Auf die Wache ſollſt du nicht ziehn,
Schick eine ledige Schweſter dahin.

Johannes von Müllers

Rede über Friedrich den Großen

am 29 Januar 1807.

Deutsch von Goethe.

Intaminatis fulget honoribus.

Jener große König, Friedrich der Zweyte, Ueberwinder, Gesetzgeber, der seinem Jahrhundert, seinem Volk zum Ruhm gedieh, wandelt längst nicht mehr unter den Sterblichen. Heute versammelt sich die Akademie, um seiner zu gedenken. Preußische Männer, die sich der Zeiten erinnern, wo die Wetter des Krieges, die Gesetze des Friedens, die erleuchtenden Strahlen des Genius wechselsweise von Sanssouci her sich verbreiteten, den Feinden Schrecken, Europen Achtung, bedeutenden Menschen Bewunderung einprägten, sie sind heute gekommen, unsere Worte über Friedrich zu vernehmen. Mitten im Wechsel, in der Erschütterung, im Einsturz verlangen ausgezeichnete Fremde an diesem Tage zu erfahren, was

wir gegenwärtig von Friedrich zu ſagen haben, und ob die Empfindung ſeines glorreichen Andenkens nicht durch neuere Begebenheiten gelitten habe.

Der gegenwärtig Redende hat es immer als eine weiſe Anordnung betrachtet, jährlich das Andenken erlauchter Männer zu erneuern, welche den unſterblichen Ruhm eifrig und mühſam verfolgend, von einer wollüſtigen Ruhe ſich vorſätzlich entfernten. Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienſtes, durch keinen äußern Wechſel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volk einen Rang unter Nationen zu behaupten, die in verſchiedenen Perioden jede ihre Zeit gehabt haben; wenn immer neu, niemals zum Ueberdruß, eine ſolche Lobrede keiner Künſte bedarf, um die Theilnahme großer Seelen zu wecken, und die Schwachen tröſtend abzuhalten, die im Begriff ſind, ſich ſelbſt aufzugeben: dann iſt die Weihe vollbracht; ein ſolcher Mann gehört, wie die unſterblichen Götter, nicht einem gewiſſen Land, einem gewiſſen Volk — dieſe können veränderliche Schickſale haben — der ganzen Menſchheit gehört er an, die ſo edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten.

Dieſe Betrachtungen gründen ſich auf die Erfahrung. Mit Ausnahme weniger beſchränkten Köpfe, einiger Freunde ſeltſamen Widerſpruchs, wer hat

jemals das göttliche Genie, die großmüthige Seele, dem ersten der Cäsaren ſtreitig gemacht? wer den ungeheuren Umfaſſungsgeiſt, die Kühnheit der Entwürfe, dem großen Alexander? oder die vollendete Vortrefflichkeit des Charakters dem Trajan? Conſtantin und Juſtinian haben mehrere Lobredner und eifrigere gefunden. Als man aber in der Folge bemerkte, daß der erſte nicht Stärke des Geiſtes genug beſeſſen hatte, um die Parteyen zu beherrſchen, und daß er, ſtatt ſich der Hierarchie zu bedienen, ſich von ihr unterjochen ließ; als man endlich einſah, daß an dem Größten und Schönſten, was zu Juſtinians Zeiten geſchehen war, dieſer Kaiſer faſt ganz und gar keinen perſönlichen Antheil gehabt hatte, da verloren dieſe Fürſten den ausgezeichneten Platz, den ihnen Schmeicheley und Ränkeſpiel in den Jahrbüchern der Welt anzuweiſen gedachte. Der eine war Herr des ganzen römiſchen Reichs, der andere Herr der ſchönſten ſeiner Provinzen. Conſtantin erwarb Kriegs-Lorbeern, Juſtinian war von glücklichen Feldherren und weiſen Rechtsgelehrten umgeben; doch ſind Herrſchaft und Glück nicht zuverläſſige Pfänder eines unſterblichen Ruhmes. Wie vieler Königreiche und Länder bedürfte es, um ſich dem armen und einfachen Bürger von Theben gleichzuſtellen, dem Erfinder der ſchrägen Schlachtordnung, dem Beſieger bei Leuktra, bei Mantinea, dem Beſieger ſeiner ſelbſt!

Und wer zieht nicht den Namen Mithridat dem Namen Pompejus vor?

Außer Verhältniß zu den Mitteln ſeines Staates iſt der Ruhm des großen Mannes, deſſen Andenken uns heute verſammelt, wie der Ruhm Alexanders zu dem armen und beſchränkten Nachlaß Philipps; und ſo bleibt dieſer Ruhm ein geheiligtes Erbgut nicht allein für die Preußen, ſondern auch für die Welt. Ohne Zweifel waltet ein zarter und unſchätzbarer Bezug zwiſchen einem jeden Lande und den berühmten Männern, die aus ſeinem Schoße hervorgingen; und wie bedeutend muß ein ſolches Verhältniß werden, wenn ſolche Männer den Bau ihres Jahrhunderts gründeten, wenn ſie als Hausväter für ihn Sorge trugen, ihn als Helden vertheidigten, oder auf das edelſte vergrößerten; wenn ſie uns als unvergleichliche Dämonen erſcheinen, die, ähnlich den höchſten Gebirgsgipfeln, noch Lichtglanz behalten, indeß hundert und hundert Menſchengeſchlechter augenblicklichen Ruſs nach und nach hinſchwinden, von der Nacht der Jahrhunderte verſchlungen. Von jenem Hohen bleibt ein Eindruck, der Menſchen-Charakter eignet ſich ihn zu, durchdringt ſich davon und ſtählt ſich unwandelbar. Vor Philipp gab es unter den Macedoniern nichts Ausgezeichnetes; ſie kriegten mit den Illyriern, wie die alten Bewohner unſerer Marken mit den Wenden, wacker, ohne Glanz, der Geiſt Philipps trat hervor und das Geſtirn Alexanders.

In

In der zweyten Geſchlechtsreihe nach ihnen ſehen ſich die Macedonier überwunden und in Gefahr der Auflöſung ihres Reichs durch die hereindringenden Gallier. Und doch, als ſie, nach ſo vielen und unglücklichen Jahrhunderten alles verloren hatten, behaupteten ſie bis auf unſere Zeit den Ruf, die beſten Soldaten des Reiches zu ſeyn, dem ſie angehören.

An jedem Volke, das eines neuen Zeitbeginns und außerordentlicher Männer gewürdigt wurde, freut man ſich in der Geſichtsbildung, in dem Ausdruck des Charakters, in den Sitten, überbliebene Spuren jener Einwirkungen zu erkennen. Wer ſucht nicht Römer in Rom? ja unter Lumpen-Gewand Romanos rerum dominos! An allen Italiänern ſtudirt man die Züge dieſes wunderbaften Volks, das zweymal die Welt überwand, und länger als ein anderes beherrſchte. Erfreuen wir uns nicht, wenn die Fruchtbarkeit glücklicher Ideen, die Reife wohlgefaßter Grundſätze, jene unerſchütterliche Folge von Entwürfen, dieſe Kunſt, die Gewalt ſie auszuführen, uns im Leben begegnet? Und ſo fordern wir von allen Franzoſen die Tüchtigkeit, das Selbſtgefühl, den Muth ihrer germaniſchen Väter, jene Vorzüge veredelt durch die Anmuth Franz des Erſten, die edle Freimüthigkeit des großen Heinrichs und das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Ja was werden künftige Geſchlechter nicht noch hinzufügen? Vergebens würde man die Denkmale helvetiſcher Tapferkeit zerſtören; im-

mer noch würde die Welt mit Liebe ſich unter den Schweizern ein Bild Telliſcher Einfalt, Winkelriediſcher Aufopferung hervorzuſuchen trachten, eine Spur des Ehrgefühls jenes Heeres, das, anſtatt ſich gefangen zu geben, lieber geſammt umkam.

Dergleichen unzerſtörliche höchſt achtungswerthe Erinnerungen an die Voreltern ſind es, um derentwillen wir die Fehler der Nachkömmlinge verzeihen. Als Athen einſt keine Schiffe mehr im Piräeus, keine Schätze mehr in der Cecropiſchen Burg beſaß, Perikles nicht mehr von der Bühne donnerte, Alcibiades nicht glorreich mehr die See beherrſchend zurückkehrte, und Athen, doch unklug leider! mit der ewigen Roma, der Weltherrſcherin, zu kämpfen ſich vermaß; — was that der Sieger, was that Cornelius Sylla? Er gedachte des alten Ruhms, und Athen erfreute ſich ſeiner Güte. Große Männer — und an Sylla fand man Züge, die den großen Mann bezeichnen — ſie haben nicht wie andere Menſchen, in Leidenſchaften und Verhältniſſen etwas Beſonderes, Einzelnes, Eigenes. Söhne des Genius, im Beſitz angeerbten erhabenen Sinnes, brennend von dem göttlichen Feuer, das reinigt, das hervorbringt, anſtatt zu zerſtören, bilden ſie alle zuſammen einen Geſchlechtskreis, in dem man ſich wechſelſeitig anerkennt; ja ſie achten gegenſeitig das Andenken ihres Ruhms. Zimbria's rohe Natur konnte Ilium zerſtören; Alexander opferte daſelbſt. Je-

des Volk, das einem Heroen angehörte, hat auf das Herz eines andern Heroen vollkommene Rechte. Das Wirken der Menge beſchränkt ſich im Kreiſe des Augenblicks; der Thatenkreis eines großen Mannes erweitert ſich im Gefühl ſeiner Verwandtſchaft mit den beſten. Und daran erkennt man die Vorzüglichſten. Alexander rettete Pindar's Haus; Pius der Fünfte zerſtreute Tacitus Aſche. Alſo, Preußen, unter allen Abwechſelungen des Glücks und der Zeiten, ſo lange nur irgend fromm die Erinnerung an dem Geiſte, den Tugenden des großen Königs weilt; ſo lange nur eine Spur von dem Eindruck ſeines Lebens in euren Seelen ſich findet, dürft ihr nie verzweifeln. Mit Theilnahme wird jeder Held Friedrichs Volk betrachten.

Zaghafte Geiſter, ſchwache Seelen fragen vielleicht: was haben wir denn gemein mit einem König, einem Krieger, einem unumſchränkten Fürſten? und nachzuahmen einem ſolchen, wär' es nicht Thorheit? Dieſe fragen wir dagegen: war er denn Friedrich durch Erbſchaft? war er Friedrich durch Glück, das ſo oft in Schlachten entſchied? war er's durch Gewalt, die ſo oft zu Irrthümern und Mißbräuchen verleitet? Nein, er ward ſo groß durch das was in ihm lag, das auch in uns liegt; möchten wir es fühlen!

Das erſte, was er mit einem heißen Willen ergriff, wovon er niemals abließ, war die Ueberzeugung:

er müſſe, weil er König ſey, der erſte unter den Königen ſeyn, durch die Art ſeine Pflichten zu erfüllen. Er hätte die Künſte des Friedens lieben mögen, und führte doch zwölf Jahre lang ſchreckliche Kriege. Gern hätte er ſeine Zeit vertheilt, unter Studien, Muſik und Freunde; und doch war in der Staatsverwaltung nichts Einzelnes, womit er ſich nicht während ſeiner ſechsundvierzigjährigen Regierung beſchäftigt hätte. Er war von Natur nicht der Herzhafteſte; und doch, wer hat ſich in Schlachten mehr ausgeſetzt? wer umgab ſich weniger mit beſorglichen Anſtalten? wer war feſter entſchloſſen, eher zu ſterben als zu weichen? Er beſaß über ſich ſelbſt die ungeheure Gewalt, die auch dem Glück gebietet. Dieſe Göttin wurde ihm untreu, er fühlte es wohl, doch ließ er ſich's nicht merken und überwand ſie wieder. Er überzeugte ſich, das Haupt einer Monarchie müſſe der erſte Mann ſeines Landes ſeyn, nicht bloß durch den Umfang und die Allgemeinheit der Kenntniſſe und durch die Größe des Auffaſſens; ſondern er müſſe zugleich frei ſeyn von Parteygeiſt, von entnervenden Leidenſchaften, von unterjochenden Meinungen, von Vorurtheilen des großen Haufens. Er wollte geliebt ſeyn, und fürchten ſollte man ihn doch auch, und ſich dabei mit Zutrauen auf ſeine Gerechtigkeit, auf ſeine Großmuth verlaſſen. Auf rufe ich alle, die ihm nahe waren, zu Zeugen, ob er nicht zugleich unwiderſtehlich zu feſſeln und die Seelen mit dem Ein-

druck einer Majeſtät zu füllen wußte, die rein perſönlich war.

Eine Krone, ein halbes Jahrhundert unumſchränkter Herrſchaft geben, wer wird es läugnen? ſehr große Vorzüge. Aber der Sinn, ſich zur erſten Stelle zu erheben, kann jeden in ſeiner Laufbahn begleiten. In einer ſolchen Denkweiſe liegt die Möglichkeit, allgemein und fortſchreitend vollkommener zu werden; ſo wie die Quelle der Entwürdigung des Menſchen und des größten Unheils in der ſogenannten weiſen Mittelmäßigkeit zu finden iſt. Der Menſch, überhaupt weit entfernt, alles zu thun was er vermag, wenn er ſeinem Streben zu nahe Gränzen ſetzt, was wird er je ſeyn? Johann Chryſoſtomus, in ſeiner ſchönen und treffenden Schreibart, pflegt alle Fehler und Mängel unter dem Namen der Trägheit (ῥᾳθυμία) zu begreifen; denn nur die Anſtrengung des Willens bleibt das, wovon die Auszeichnung eines jeden in ſeiner Lage abhängt.

Die ſittliche Großheit entſcheidet; die Mittel, die Gelegenheiten vertheilt das Glück. Tauſendmal verglich man Friedrichen mit Cäſarn, und noch hatte er nur einen Theil Schleſiens erobert. Die Stunde großer Umwälzungen hatte zu ſeiner Zeit noch nicht geſchlagen; aber wenn Europa ſich gegen ihn ſieben Jahre verſchwor, hundert Millionen gegen fünf, das war mit dem Bürgerkrieg des Pompejus vergleichlich, und Hohenfriedberg däuchte nicht geringer als Pharſalus,

und Torgau schien nicht weniger als Munda. Und so in allem. Jegliches wußte der große König zu schätzen. Er gab Leibnitzen einen Platz neben sich, und indessen er über den größten Theil der Herrscher sich scherzhaft äußerte, deren Untergang zusammt dem Sturz ihrer Thronen er voraussah, bemühte er sich um die Freundschaft Voltaire's, und war gewiß, mit ihm in der Nachwelt zu leben.

Das Geheimniß, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu seyn, lag in der Art, wie er seine Zeit anwendete. Er hatte sich abgesondert von dem langweiligen Gepränge, unter welchem das Leben verloren geht; und so gewann er Zeit für alle Gedanken, für bedeutende Unterhaltung, für jede täglich erneuerte Anregung seines Geistes. Die sehr bescheidne Wohnung von Sanssouci hat einen besondern Vorzug vor den prächtigen Residenzschlössern aller Jahrhunderte in Europa und Asien; der Besitzer fühlte daselbst nie Langeweile. Hier kann man sich noch jetzt sein ganzes Leben ausführlich denken. Hier, an einem und demselben Tage, erschien zu verschiedenen Stunden, in demselben Manne, der Vater des Volks, der Vertheidiger und Beschützer des Reichs, der Staatsmann, der Künstler, der Dichter, der Gelehrte, der Mensch, immer der große Friedrich, ohne daß eine dieser Eigenschaften der andern geschadet hätte. Frage man, ob er sein Leben besser angewendet oder glücklicher genossen habe. Denn wir

Dichter.

Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt!
Geheimniſſe mag ich nicht erfragen;
Doch ſag mir ob du an irdiſchen Tagen
Jemals Theil genommen?
Mir iſt es oft ſo vorgekommen,
Ich wollt' es beſchwören, ich wollt' es beweiſen
Du haſt einmal Suleika geheißen.

Huri.

Wir ſind aus den Elementen geſchaffen,
Aus Waſſer, Feuer, Erd' und Luft
Unmittelbar; und irdiſcher Duft
Iſt unſerm Weſen ganz zuwider.
Wir ſteigen nie zu euch hernieder;
Doch wenn ihr kommt bei uns zu ruhn,
Da haben wir genug zu thun.

Denn, ſiehſt du, wie die Gläubigen kamen,
Von dem Propheten ſo wohl empfohlen,
Beſitz vom Paradieſe nahmen,
Da waren wir, wie er befohlen,
So liebenswürdig, ſo charmant,
Wie uns die Engel ſelbſt nicht gekannt.

leben nur, inſofern wir uns unſer bewußt ſind. Man kannte das Leben anderer Könige, ihrer Staatsräthe und Canzelen-Verwandten; da war es leicht, den Vorzug desjenigen zu begreifen, der zwölf Stunden des Tags arbeitete. Freilich nur Augenblicke bedarf der fruchtbare Geiſt, um das größte Thunliche zu faſſen; aber die Zeit hat auch ihre Rechte. Arbeit und Einſamkeit rufen die glücklichſten Augenblicke hervor; der Funke ſpringt, zündet, ein Gedanke tritt hervor, der den Staat rettet, der ein Geſetz wird, welches Jahrhunderte zu bezaubern vermag. Da waltete der Einſame von Sansſouci, umgeben von ſeinen Claſſikern, in dieſem geweihten Rundgebäu, dem Allerheiligſten von Friedrichs Genius; da wachte er, da rief er ſolchen Augenblick hervor, unvorhergeſehen, unwiderruflich. Sie kommen nicht, wenn man Langeweile hat, oder wenn der Strudel der Welt uns beräubt. Sieht man in den Gewölben der Staatsurkunden ſeine Arbeiten; vergegenwärtigt man ſich ſeine unendlichen Geiſtesſchöpfungen, ſo ſieht man, er hat keinen Tag verloren, als den, wo er ſtarb.

Die Ordnung, die er beobachtete, war bewunderungswürdig. Jeder Gegenſtand hatte ſeine Zeit, ſeinen Platz; alles war abgemeſſen, nichts unregelmäßig, nichts übertrieben. Dieſe Gewohnheiten waren der Klarheit und Genauigkeit ſeiner Ideen förderlich, und hinderten dagegen ſeine lebhafte Einbildungskraft und ſeine

feurige Seele, ſich hinreißen zu laſſen, ſich zu überſtürzen. Indem er alle Seiten eines Gegenſtandes und ihre Beziehungen zu kennen ſuchte, ſo brachte er eben ſo viel Ruhe in die Ueberlegung, als Schnelligkeit und Nachdruck in die Ausführung.

Er hörte nicht auf, ſich an der Geſchichte zu bilden, höchlich wußte er dieſe geſammelten Erfahrungen zu ſchätzen, die dem lebendigen Geiſt für Staatsverwaltung und Kriegskunſt den Sinn aufſchließen. Er zog die Geſchichtſchreiber des Alterthums vor; denn die mittäglichen Völker ſind reicher an Ideen, ausgeſprochener und glühender in der Art zu empfinden. Dieſe Menſchen waren einer friſchen kräftigen Natur viel näher. Ihre Werke ſollten zum Handeln führen, nicht etwa nur eitle Neugierde befriedigen. Friedrich liebte auch einige methodiſche Werke. Er wollte ſich in der Gewohnheit erhalten, ſeine Gedanken in Ordnung zu ſtellen. Die rhetoriſchen Vorſchriften des Cicero, die Lehrart von Port-Royal, von Rollin, gefielen ihm lange Zeit. In den letzten Tagen, als er bemerkte, daß der Geiſt ſich verwirre, trübe, ſchwach werde, nahm er die Anleitungen Quintilians wieder vor, die voll Verſtand und Ordnung ſind, und las dazu leichte Schriften Voltaire's, in welchen Lebhaftigkeit herrſchend iſt. Auf alle Art und Weiſe wollte er ſich aufgeweckt erhalten, und ſo kämpfte er gegen das letzte Hinſchlummern.

Eroberungen können verloren gehen, Triumphe kann man

man ſtreitig machen. Jene des großen Pompejus wurden durch ein unedles Ende verfinſtert; und auch der große Ludwig ſah den Glanz der ſeinigen verdunkelt. Aber der Ruhm und der Vortheil, den das Beiſpiel gewährt, ſind unzerſtörlich, unverlierbar. Der eine bleibt ſeinem Urheber eigenthümlich, der andere zugeſichert allen denen, die ihm nachahmen. Das Verdienſt beruht in den Entſchließungen die uns angehören, in dem Muth der Unternehmung, der Beharrlichkeit der Ausführung.

Man redet hier nicht von den einzelnen Zügen, durch die ein übler Wille Friedrichs Ruhm zu verdunkeln glaubte. Der Geſchichtſchreiber Dio, indem er von den Vorwürfen reden ſoll, die man dem Trajan gemacht hat, bemerkt, daß der beſte der Kaiſer keine Rechenſchaft ſchuldig ſey über das, was auf ſein öffentliches Leben keinen Einfluß hatte. Wenn Friedrich das Weſen der Religion mißverſtand und den Sinn ihrer Quellen, ſo wußte er doch die Vorſteher aller Gottesverehrungen in Gränzen zu halten, indem er ſie beſchützte und ihr Eigenthum ſchonte. Spräche man vielleicht von der Verletzung einiger Grundſätze des Völkerrechts; hier zeigt er ſich uns nur in dem Falle, daß er dem Drange der Nothwendigkeit nachgab und die einzige Gelegenheit, ſeine Macht zu gründen, benutzte. Machte er aufmerkſam wie wenig Sicherheit ein Pergament verleihe, ſo lehrte er uns zugleich deſto beſſer kennen, was einem Staate wahrhaft Gewähr

leiſte. Das Mißverhältniß ſeines Heeres zu den Hülfsquellen ſeines Landes erſcheint nicht ſo ſtark, wenn man bedenkt, daß der gröſte Theil, beinahe auf Weiſe der Nationalgarden, nur zum durchaus nothwendigen Dienſt berufen wurde. In einem Lande, wo Hervorbringen, Erwerb und Betrieb durch die Natur des Bodens eingeſchränkt wird, iſt es keine Unbequemlichkeit, kein Nachtheil, daß der Militärgeiſt herrſchend werde. In einer Lage, deren Sicherheit für ganz Europa bedeutend iſt, zeigt ſich dadurch ein gemeinſamer wünſchenswerther Vortheil. Da wo mittelmäßige und künſtliche Reichthümer von tauſend Zufällen abhängig ſind, welcher Zuſtand des Lebens könnte beſſer ſeyn, als der, in dem wir uns gewöhnen, alles miſſen zu können? Wenn Friedrich zu ſeiner Zeit die untern Stände von den obern Stufen der Kriegsbedienungen ausſchloß, ſo geſchah es vielleicht, weil er damals genug zu thun hatte, um dem Gewerbe bei ſich aufzuhelfen; weil es zuträglich ſchien, den Mittelſtand nicht von den erſt aufkeimenden Künſten des bürgerlichen Lebens abzuziehen. Wollte man ihm ſein unumſchränktes Herrſchen zum Vorwurf machen? Der höhere Menſch übt dieſe Gewalt aus durch das Uebergewicht ſeiner Natur, und die freien Anſichten eines groſ[illegible] Mannes machen ſich wohlthätig; und ſo bildet ſich nach und nach die Meinung, die ſich endlich als Geſetz aufſtellt. Die unvermeidliche Ungleichheit unter den Menſchen macht den gröſsern Theil glück-

lich in der Unterwerfung. Das herrschende Genie, das sich Friedrich oder Richelieu nennt, nimmt seinen Platz ein, und die Talente für Krieg und Staatsverwaltung nehmen ihren Rang neben ihm ein, um es zu unterstützen.

Anstatt auf die Beschuldigungen des Neides zu antworten, begab sich der größte der Scipionen auf das Capitol, um den Tag von Zama zu feiern. Sollen wir für Friedrich antworten, wie er, ungeachtet seiner Kriege, und seine Eroberungen nicht mitgerechnet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelte und, was ihm mehr Ehre macht, das Glück seines Volkes vergrößerte, ein vollkommen ausgerüstetes Heer hinterließ, alle Vorrathskammern, alle Zeughäuser und den Schatz gefüllt, wie er mit scheidendem Lichtblick seines Ruhms den deutschen Bund erleuchtete? Oder sollen wir uns seine Heldenthaten zurückrufen, die ersten Kriege die seine Lehrjahre waren, wo er große Fehler beging, ohne sich jemals besiegen zu lassen? Erinnern wir uns bei Czaslau des Ruhms seiner werdenden Reiterey? bei Striegau der schrägen Schlachtordnung? bei Sorr, wie er sich dort aus der Sache zog? Sollen wir ihn mahlen in dem einzigen Krieg? fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wieder hergestellt, die Wunderthaten des Heldensinnes und der Kunst umsonst verschwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit lastenden Unglücksfällen, ihn allein auf-

recht gegen Europa, und die lebendige Kraft seiner Seele gegen die Macht des Schicksals? Doch es sey genug! — ich halte mich zurück, ungern — o Erinnerungen! — Es ist genug. Wir hatten Friedrich, er war unser!

Verschiedene Völker, verschiedene Landstriche müssen allmählich hervorbringen, was jedes seiner Natur nach Vollkommenstes haben kann. Jedem Staate eigneten die alten Perser seinen Schutzgeist zu, der ihn vor dem Thron des Ewigen verträte. Eben so muß in der Weltgeschichte jedes Volk seinen Anwalt haben, der das, was in ihm Vortreffliches lag, darstellte. Einige Völker haben dergleichen gehabt, andern werden sie entspringen, selten erzeugen sie sich in einer Folge. Allein, damit die Herabwürdigung nimmer zu entschuldigen sey, gibt es auch davon Beispiele. In dem fürchterlichen Jammer des dreyßigjährigen Krieges bewunderten unsere Väter in dem Wiederhersteller eines fast vernichteten Staates, in dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm einen Mann, der allein zum Ruhme seines Landes hinreichte; und doch kam Friedrich nach ihm.

Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sey gekommen. Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen was zerknirscht, was den Anfang lähmen kann. Güterverlust läßt sich ersetzen, über andern Verlust tröstet die Zeit; nur Ein

Uebel iſt unheilbar: wenn der Menſch ſich ſelbſt aufgibt.

Und Du, unſterblicher Friedrich, wenn von dem ewigen Aufenthalt, wo Du unter den Scipionen, den Trajanen, den Guſtaven wandelſt, Dein Geiſt, nunmehr von vorübergehenden Verhältniſſen befreit, ſich einen Augenblick herablaſſen mag auf das, was wir auf der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen: ſo wirſt Du ſehen, daß der Sieg, die Größe, die Macht immer dem folgt, der Dir am ähnlichſten iſt. Du wirſt ſehen, daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jene Franzoſen, die Du immer ſehr liebteſt, mit den Preußen, deren Ruhm Du biſt, in der Feier ſo ausgezeichneter Tugenden, wie ſie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.

Bildende Kunst.

Naivität und Humor.

Die Kunst ist ein ernsthaftes Geschäft, am ernsthaftesten wenn sie sich mit edlen, heiligen Gegenständen beschäftigt; der Künstler aber steht über der Kunst und dem Gegenstande: über jener da er sie zu seinen Zwecken braucht, über diesem weil er ihn nach eigner Weise behandelt.

Die bildende Kunst ist auf das Sichtbare angewiesen, auf die äußere Erscheinung des Natürlichen. Das rein Natürliche, insofern es sittlich-gefällig ist, nennen wir naiv. Naive Gegenstände sind also das Gebiet der Kunst, die ein sittlicher Ausdruck des Natürlichen seyn soll. Gegenstände die nach beiden Seiten hinweisen sind die günstigsten.

Das Naive als natürlich ist mit dem Wirklichen verschwistert. Das Wirkliche ohne sittlichen Bezug nennen wir gemein.

Die Kunst an und für sich selbst ist edel, deßhalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja indem er es aufnimmt ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.

In jedem Künstler liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist, und dieser wird besonders rege, wenn man den Fähigen einschränken und zu einseitigen Zwecken dingen und brauchen will.

Raphael ist unter den neuern Künstlern auch hier wohl der reinste. Er ist durchaus naiv, das Wirkliche kommt bei ihm nicht zum Streit mit dem Sittlichen oder gar Heiligen. Der Teppich worauf die Anbetung der Könige abgebildet ist, eine überschwenglich herrliche Composition, zeigt, von dem ältesten anbetenden Fürsten bis zu den Mohren und Affen die sich auf den Camelen mit Aepfeln ergötzen, eine ganze Welt. Hier durfte der heilige Joseph auch ganz naiv charakterisirt werden als Pflegevater, der sich über die eingekommenen Geschenke freut.

Auf den heiligen Joseph überhaupt haben es die Künstler abgesehen. Die Byzantiner, denen man nicht

nachsagen kann daß sie überflüssigen Humor anbrächten, stellen doch bei der Geburt den Heiligen immer verdrießlich vor. Das Kind liegt in der Krippe, die Thiere schauen hinein, verwundert, statt ihres trockenen Futters ein lebendiges, himmlisch-anmuthiges Geschöpf zu finden. Engel verehren den Ankömmling, die Mutter sitzt still dabei; St. Joseph aber sitzt abgewendet und kehrt unmuthig den Kopf nach der sonderbaren Scene.

Der Humor ist eins der Elemente des Genie's, aber, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt.

Hierüber kann eine Arbeit anmuthig aufklären die wir vorbereiten: sämmtliche Künstler nämlich, die uns schon von so manchen Seiten bekannt sind, ausschließlich von der ethischen zu betrachten, aus den Gegenständen und der Behandlung ihrer Werke zu entwickeln was Zeit und Ort, Nation und Lehrmeister, was eigne, unzerstörliche Individualität beigetragen sich zu dem zu bilden was sie wurden, sie bei dem zu erhalten, was sie waren.

Allein der erſte, zweyte, dritte
Die hatten vorher eine Favorite,
Gegen uns waren's garſtige Dinger,
Sie aber hielten uns doch geringer,
Wir waren reizend, geiſtig munter;
Die Moslems wollten wieder hinunter.

Nun war uns himmliſch Hochgebornen
Ein ſolch Betragen ganz zuwider,
Wir aufgewiegelten Verſchwornen
Beſannen uns ſchon hin und wieder;
Als der Prophet durch alle Himmel fuhr,
Da paßten wir auf ſeine Spur;
Rückkehrend hatt' er ſich's nicht verſehn,
Das Flügel-Pferd es mußte ſtehn.

Da hatten wir ihn in der Mitte! —
Freundlich ernſt, nach Propheten-Sitte,
Wurden wir kürzlich von ihm beſchieden;
Wir aber waren ſehr unzufrieden.
Denn ſeine Zwecke zu erreichen
Sollten wir eben alles lenken,
So wie ihr dächtet, ſollten wir denken,
Wir ſollten euren Liebchen gleichen.

Unſere Eigenliebe ging verloren,
Die Mädchen krauten hinter den Ohren,
Doch, dachten wir, im ewigen Leben
Muß man ſich eben in alles ergeben.

Brocardicon.

Die Kunſt iſt eine Vermittlerin des Unausſprechlichen, darum ſcheint es eine Thorheit ſie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet ſich für den Verſtand ſo mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu Gute kommt.

Naturphilosophie.

Eine Stelle in d'Alemberts Einleitung in das große franzöſiſche encyklopädiſche Werk, deren Ueberſetzung hier einzurücken der Platz verbietet, war uns von großer Wichtigkeit; ſie beginnt Seite X der Quart-Ausgabe, mit den Worten: A l'égard des sciences mathématiques, und endigt Seite XI: étendu son domaine. Ihr Ende, ſich an den Anfang anſchließend, umfaßt die große Wahrheit: daß auf Inhalt, Gehalt und Tüchtigkeit eines zuerſt aufgeſtellten Grundſatzes und auf der Reinheit des Vorſatzes alles in den Wiſſenſchaften beruhe. Auch wir ſind überzeugt daß dieſes große Erforderniß nicht bloß in mathematiſchen Fällen, ſondern überall in Wiſſenſchaften, Künſten, wie im Leben ſtattfinden müſſe.

Man kann nicht genug wiederholen: der Dichter ſo wie der bildende Künſtler ſolle zuerſt aufmerken, ob der Gegenſtand, den er zu behandeln unternimmt, von der Art ſey, daß ſich ein mannichfaltiges, vollſtändiges, hinreichendes Werk daraus entwickeln könne. Wird dieſes verſäumt, ſo iſt alles übrige Beſtreben völlig vergebens: Sylbenfuß und Reimwort, Pinſel-

ſtrich und Meiſelhieb ſind umſonſt verſchwendet; und wenn ſogar eine meiſterhafte Ausführung den geiſtreichen Beſchauer auch einige Augenblicke beſtechen konnte, ſo wird er doch das Geiſtloſe, woran alles Falſche krankt, gar bald empfinden.

Alſo kommt wie bei der künſtleriſchen, ſo bei der naturwiſſenſchaftlichen, auch bei der mathematiſchen Behandlung alles an auf das Grundwahre, deſſen Entwickelung ſich nicht ſo leicht in der Speculation als in der Praxis zeigt: denn dieſe iſt der Prüfſtein des vom Geiſt Empfangenen, des von dem innern Sinn für wahr Gehaltenen. Wenn der Mann, überzeugt von dem Gehalt ſeiner Vorſätze, ſich nach außen wendet und von der Welt verlangt, nicht etwa nur daß ſie mit ſeinen Vorſtellungen übereinkommen ſolle, ſondern daß ſie ſich nach ihm bequemen, ihnen gehorchen, ſie realiſiren müſſe; dann ergibt ſich erſt für ihn die wichtige Erfahrung, ob er ſich in ſeinem Unternehmen geirrt, oder ob ſeine Zeit das Wahre nicht erkennen mag.

Durchaus aber bleibt ein Hauptkennzeichen, woran das Wahre vom Blendwerk am ſicherſten zu unterſcheiden iſt: jenes wirkt immer fruchtbar und begünſtigt den der es beſitzt und hegt; dahingegen das Falſche an und für ſich todt und fruchtlos daliegt, ja ſogar wie eine Nekroſe anzuſehen iſt wo der abſterbende Theil den lebendigen hindert die Heilung zu vollbringen.

Gedruckt: Augsburg in der Buchdruckerey der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Funfzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Goethe's

nachgelassene Werke.

Zehnter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Inhalt.

	Seite
Die Natur.	3
Der Verſuch als Vermittler von Object und Subject. 1793.	8
Ueber das Sehen in ſubjectiver Hinſicht.	35
Ernſt Stiedenroth's Pſychologie.	41
Zwiſchenrede.	46
Einwirkung der neuern Philoſophie.	48
Anſchauende Urtheilskraft.	55
Bedenken und Ergeben.	57
Bildungstrieb.	59
Aelteres.	62
Problem und Erwiederung.	71
Bedeutende Förderniß durch ein einziges geiſtreiches Wort.	90
Ueber die Anforderung an naturhiſtoriſche Abbildungen.	97
Einfluß des Urſprungs wiſſenſchaftlicher Entdeckungen.	108
Meteore des literariſchen Himmels.	110
Einzelne Betrachtungen und Aphorismen.	119
Erfinden und Entdecken.	159

Seite

Ueber Mathematik und deren Mißbrauch. 163
Ferneres über Mathematik und Mathematiker. . . 181
Vorschlag zur Güte. 188
Analyse und Synthese. 191
Principes de Philosophie Zoologique par Geoffroy de Saint-Hilaire. 196
Erläuterung zu dem Aufsatz „die Natur.“ 215

Nun ſieht ein jeder, was er ſah,
Und ihm geſchieht was ihm geſchah.
Wir ſind die Blonden, wir ſind die Braunen,
Wir haben Grillen und haben Launen,
Ja, wohl auch manchmal eine Flauſe,
Ein jeder denkt, er ſey zu Hauſe,
Und wir darüber ſind friſch und froh
Daß ſie meinen es wäre ſo.

Du aber biſt von freiem Humor
Ich komme dir paradieſiſch vor;
Du gibſt dem Blick, dem Kuß die Ehre,
Und wenn ich auch nicht Suleika wäre.
Doch da ſie gar zu lieblich war,
So glich ſie mir wohl auf ein Haar.

Dichter.

Du blendeſt mich mit Himmelsklarheit,
Es ſey nun Täuſchung oder Wahrheit,
Genug ich bewundre dich vor allen.
Um ihre Pflicht nicht zu verſäumen,
Um einem Deutſchen zu gefallen,
Spricht eine Huri in Knittelreimen.

Huri.

Ja, reim' auch du nur unverdroſſen,
Wie es dir aus der Seele ſteigt!

Zur

Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen.

Die Natur.

Aphoriſtiſch.

(Um das Jahr 1780.)

Natur! Wir ſind von ihr umgeben und umſchlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in ſie hinein zu kommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt ſie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt ſich mit uns fort, bis wir ermüdet ſind und ihrem Arme entfallen.

Sie ſchafft ewig neue Geſtalten; was da iſt war noch nie, was war kommt nicht wieder — alles iſt neu, und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr, und ſind ihr fremde. Sie ſpricht unaufhörlich mit uns, und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beſtändig auf ſie, und haben doch keine Gewalt über ſie.

Sie ſcheint alles auf Individualität angelegt zu haben, und macht ſich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerſtört immer, und ihre Werkſtätte iſt unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo iſt ſie? — Sie iſt die einzige Künſtlerin: aus dem ſimpelſten Stoff zu den größten Contraſten; ohne Schein der Anſtrengung zu der größten Vollendung — zur genauſten Beſtimmtheit, immer mit etwas Weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Weſen, jede ihrer Erſcheinungen den iſolirteſten Begriff, und doch macht alles Eins aus.

Sie ſpielt ein Schauſpiel: ob ſie es ſelbſt ſieht wiſſen wir nicht, und doch ſpielt ſie's für uns die wir in der Ecke ſtehen.

Es iſt ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt ſie nicht weiter. Sie verwandelt ſich ewig, und iſt kein Moment Stilleſtehen in ihr. Für's Bleiben hat ſie keinen Begriff, und ihren Fluch hat ſie an's Stilleſtehen gehängt. Sie iſt feſt. Ihr Tritt iſt gemeſſen, ihre Ausnahmen ſelten, ihre Geſetze unwandelbar.

Gedacht hat ſie und ſinnt beſtändig; aber nicht als ein Menſch, ſondern als Natur. Sie hat ſich einen eigenen allumfaſſenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menſchen ſind alle in ihr und ſie in allen. Mit allen treibt ſie ein freundliches Spiel, und freut ſich je mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen ſo im Verborgenen, daß ſie's zu Ende ſpielt ehe ſie's merken.

Auch das Unnatürlichſte iſt Natur, auch die plumpſte Philiſterey hat etwas von ihrem

Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebt sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinandergesetzt um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen, unersättlich sich mitzutheilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drückt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. An's Große hat sie ihren Schutz geknüpft.

Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor, und sagt ihnen nicht woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannichfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein, und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schwer, und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie gibt Bedürfnisse, weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreicht.

Jedes Bedürfniß ist Wohlthat; schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Gibt sie eins mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald in's Gleichgewicht.

Sie setzt alle Augenblicke zum längsten Lauf an, und ist alle Augenblicke am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst, aber nicht für uns denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt jedes Kind an sich künsteln, jeden Thoren über sich richten, Tausende stumpf über sich hingehen und nichts sehen, und hat an allen ihre Freude und findet bei allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles was sie gibt zur Wohlthat, denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet, daß man sie verlange; sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isolirt, um alles zusammen zu ziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh

und gelinde, lieblich und ſchrecklich, kraftlos und allgewaltig. Alles iſt immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt ſie nicht. Gegenwart iſt ihr Ewigkeit. Sie iſt gütig. Ich preiſe ſie mit allen ihren Werken. Sie iſt weiſe und ſtill. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, trutzt ihr kein Geſchenk ab, das ſie nicht freiwillig gibt. Sie iſt liſtig, aber zu gutem Ziele, und am beſten iſt's ihre Liſt nicht zu merken.

Sie iſt ganz, und doch immer unvollendet. So wie ſie's treibt, kann ſie's immer treiben.

Jedem erſcheint ſie in einer eignen Geſtalt. Sie verbirgt ſich in tauſend Namen und Termen, und iſt immer dieſelbe.

Sie hat mich hereingeſtellt, ſie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir ſchalten. Sie wird ihr Werk nicht haſſen. Ich ſprach nicht von ihr. Nein, was wahr iſt und was falſch iſt alles hat ſie geſprochen. Alles iſt ihre Schuld, alles iſt ihr Verdienſt.

Der
Verſuch als Vermittler
von
Object und Subject.
1793.

Sobald der Menſch die Gegenſtände um ſich her gewahr wird, betrachtet er ſie in Bezug auf ſich ſelbſt, und mit Recht. Denn es hängt ſein ganzes Schickſal davon ab, ob ſie ihm gefallen oder mißfallen, ob ſie ihn anziehen oder abſtoßen, ob ſie ihm nutzen oder ſchaden. Dieſe ganz natürliche Art die Sachen anzuſehen und zu beurtheilen ſcheint ſo leicht zu ſeyn als ſie nothwendig iſt, und doch iſt der Menſch dabei tauſend Irrthümern ausgeſetzt, die ihn oft beſchämen und ihm das Leben verbittern.

Ein weit ſchwereres Tagewerk übernehmen diejenigen, deren lebhafter Trieb nach Kenntniß die Gegenſtände der Natur an ſich ſelbſt und in ihren Verhältniſſen unter einander zu beobachten ſtrebt: denn ſie vermiſſen bald den Maßſtab der ihnen zu Hülfe kam, wenn ſie als Menſchen die Dinge in Bezug auf ſich betrachteten. Es fehlt ihnen der Maßſtab des Gefallens und

Mißfallens, des Anziehens und Abstoßens, des Nutzens und Schadens; diesem sollen sie ganz entsagen, sie sollen als gleichgültige und gleichsam göttliche Wesen suchen und untersuchen was ist, und nicht was behagt. So soll den ächten Botaniker weder die Schönheit noch die Nutzbarkeit der Pflanzen rühren, er soll ihre Bildung, ihr Verhältniß zu dem übrigen Pflanzenreiche untersuchen; und wie sie alle von der Sonne hervorgelockt und beschienen werden, so soll er mit einem gleichen ruhigen Blicke sie alle ansehen und übersehen, und den Maßstab zu dieser Erkenntniß, die Data der Beurtheilung nicht aus sich, sondern aus dem Kreise der Dinge nehmen die er beobachtet.

Sobald wir einen Gegenstand in Beziehung auf sich selbst und in Verhältniß mit andern betrachten, und denselben nicht unmittelbar entweder begehren oder verabscheuen, so werden wir mit einer ruhigen Aufmerksamkeit uns bald von ihm, seinen Theilen, seinen Verhältnissen einen ziemlich deutlichen Begriff machen können. Je weiter wir diese Betrachtungen fortsetzen, je mehr wir Gegenstände unter einander verknüpfen, desto mehr üben wir die Beobachtungsgabe die in uns ist. Wissen wir in Handlungen diese Erkenntnisse auf uns zu beziehen, so verdienen wir klug genannt zu werden. Für einen jeden wohl organisirten Menschen, der entweder von Natur mäßig ist, oder durch die Umstände mäßig eingeschränkt wird, ist die Klugheit keine schwere Sache:

denn das Leben weis't uns bei jedem Schritte zurecht. Allein wenn der Beobachter eben diese scharfe Urtheilskraft zur Prüfung geheimer Naturverhältnisse anwenden, wenn er in einer Welt, in der er gleichsam allein ist, auf seine eigenen Tritte und Schritte Acht geben, sich vor jeder Uebereilung hüten, seinen Zweck stets in Augen haben soll, ohne doch selbst auf dem Wege irgend einen nützlichen oder schädlichen Umstand unbemerkt vorbei zu lassen; wenn er auch da, wo er von niemand so leicht controlirt werden kann, sein eigner strengster Beobachter seyn und bei seinen eifrigsten Bemühungen immer gegen sich selbst mißtrauisch seyn soll: so sieht wohl jeder wie streng diese Forderungen sind und wie wenig man hoffen kann sie ganz erfüllt zu sehen, man mag sie nun an andere oder an sich machen. Doch müssen uns diese Schwierigkeiten, ja man darf wohl sagen diese hypothetische Unmöglichkeit, nicht abhalten das Möglichste zu thun, und wir werden wenigstens am weitsten kommen, wenn wir uns die Mittel im Allgemeinen zu vergegenwärtigen suchen, wodurch vorzügliche Menschen die Wissenschaften zu erweitern gewußt haben; wenn wir die Abwege genau bezeichnen, auf welchen sie sich verirrt, und auf welchen ihnen manchmal Jahrhunderte eine große Anzahl von Schülern folgten, bis spätere Erfahrungen erst wieder den Beobachter auf den rechten Weg einleiteten.

Daß die Erfahrung, wie in allem was der Mensch

Wir paradieſiſche Genoſſen
Sind Wort und Thaten reines Sinns geneigt.
Die Thiere, weißt du, ſind nicht ausgeſchloſſen,
Die ſich gehorſam, die ſich treu erzeigt!
Ein derbes Wort kann Huri nicht verdrießen;
Wir fühlen was vom Herzen ſpricht,
Und was aus friſcher Quelle bricht,
Das darf im Paradieſe fließen.

unternimmt, ſo auch in der Naturlehre, von der ich gegenwärtig vorzüglich ſpreche, den größten Einfluß habe und haben ſolle, wird niemand läugnen, ſo wenig als man den Seelenkräften, in welchen dieſe Erfahrungen aufgefaßt, zuſammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichſam ſchöpferiſch unabhängige Kraft abſprechen wird. Allein wie dieſe Erfahrungen zu machen und wie ſie zu nutzen, wie unſere Kräfte auszubilden und zu brauchen, das kann weder ſo allgemein bekannt noch anerkannt ſeyn.

Sobald Menſchen von ſcharfen friſchen Sinnen auf Gegenſtände aufmerkſam gemacht werden, findet man ſie zu Beobachtungen ſo geneigt als geſchickt. Ich habe dieſes oft bemerken können, ſeitdem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandle und wie es zu geſchehen pflegt mich auch mit Perſonen, denen ſolche Betrachtungen ſonſt fremd ſind, von dem was mich ſo eben ſehr intereſſirt, unterhalte. Sobald ihre Aufmerkſamkeit nur rege war, bemerkten ſie Phänomene, die ich theils nicht gekannt, theils überſehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß ſchnellere Schritte zu thun und aus der Einſchränkung heraus zu treten, in welcher uns eine mühſame Unterſuchung oft gefangen hält.

Es gilt alſo auch hier was bei ſo vielen andern menſchlichen Unternehmungen gilt, daß nur das Intereſſe Mehrerer auf Einen Punkt gerichtet etwas Vorzügliches

hervorzubringen im Stande ſey. Hier wird es offenbar, daß der Neid, welcher andere ſo gern von der Ehre einer Entdeckung ausſchließen möchte, daß die unmäßige Begierde etwas Entdecktes nur nach ſeiner Art zu behandeln und auszuarbeiten dem Forſcher ſelbſt das größte Hinderniß ſey.

Ich habe mich bisher bei der Methode mit Mehreren zu arbeiten zu wohl befunden, als daß ich nicht ſolche fortſetzen ſollte. Ich weiß genau wem ich dieſes und jenes auf meinem Wege ſchuldig geworden, und es ſoll mir eine Freude ſeyn es künftig öffentlich bekannt zu machen.

Sind uns nun bloß natürliche aufmerkſame Menſchen ſo viel zu nützen im Stande, wie allgemeiner muß der Nutzen ſeyn, wenn unterrichtete Menſchen einander in die Hände arbeiten! Schon iſt eine Wiſſenſchaft an und für ſich ſelbſt eine ſo große Maſſe, daß ſie viele Menſchen trägt, wenn ſie gleich kein Menſch tragen kann. Es läßt ſich bemerken, daß die Kenntniſſe, gleichſam wie ein eingeſchloſſenes aber lebendiges Waſſer, ſich nach und nach zu einem gewiſſen Niveau erheben, daß die ſchönſten Entdeckungen nicht ſowohl durch Menſchen als durch die Zeit gemacht worden; wie denn eben ſehr wichtige Dinge zu gleicher Zeit von zweyen oder wohl gar mehreren geübten Denkern gemacht worden. Wenn alſo wir in jenem erſten Fall der Geſellſchaft und den Freunden ſo vieles ſchuldig ſind, ſo werden wir in dieſem der

Welt und dem Jahrhundert noch mehr ſchuldig, und wir können in beiden Fällen nicht genug anerkennen, wie nöthig Mittheilung, Beihülfe, Erinnerung und Widerſpruch ſey, um uns auf dem rechten Wege zu erhalten und vorwärts zu bringen.

Man hat daher in wiſſenſchaftlichen Dingen gerade das Gegentheil von dem zu thun, was der Künſtler räthlich findet: denn er thut wohl ſein Kunſtwerk nicht öffentlich ſehen zu laſſen, bis es vollendet iſt, weil ihm nicht leicht jemand rathen noch Beiſtand leiſten kann; iſt es hingegen vollendet, ſo hat er alsdann den Tadel oder das Lob zu überlegen und zu beherzigen, ſolches mit ſeiner Erfahrung zu vereinigen und ſich dadurch zu einem neuen Werke auszubilden und vorzubereiten. In wiſſenſchaftlichen Dingen hingegen iſt es ſchon nützlich, jede einzelne Erfahrung, ja Vermuthung öffentlich mitzutheilen, und es iſt höchſt räthlich, ein wiſſenſchaftliches Gebäude nicht eher aufzuführen, bis der Plan dazu und die Materialien allgemein bekannt, beurtheilt und ausgewählt ſind.

Wenn wir die Erfahrungen, welche vor uns gemacht worden, die wir ſelbſt oder andere zu gleicher Zeit mit uns machen, vorſätzlich wiederholen und die Phänomene die theils zufällig theils künſtlich entſtanden ſind, wieder darſtellen, ſo nennen wir dieſes einen Verſuch.

Der Werth eines Verſuchs beſteht vorzüglich darin, daß er, er ſey nun einfach oder zuſammengeſetzt, unter

gewiſſen Bedingungen mit einem bekannten Apparat und mit erforderlicher Geſchicklichkeit jederzeit wieder hervorgebracht werden könne, ſo oft ſich die bedingten Umſtände vereinigen laſſen. Wir bewundern mit Recht den menſchlichen Verſtand, wenn wir auch nur obenhin die Combinationen anſehen, die er zu dieſem Endzwecke gemacht hat, und die Maſchinen betrachten, die dazu erfunden worden ſind und man darf wohl ſagen täglich erfunden werden.

So ſchätzbar aber auch ein jeder Verſuch einzeln betrachtet ſeyn mag, ſo erhält er doch nur ſeinen Werth durch Vereinigung und Verbindung mit andern. Aber eben zwey Verſuche, die mit einander einige Aehnlichkeit haben, zu vereinigen und zu verbinden, gehört mehr Strenge und Aufmerkſamkeit, als ſelbſt ſcharfe Beobachter oft von ſich gefordert haben. Es können zwey Phänomene mit einander verwandt ſeyn, aber doch noch lange nicht ſo nah als wir glauben. Zwey Verſuche können ſcheinen auseinander zu folgen, wenn zwiſchen ihnen noch eine große Reihe ſtehen müßte, um ſie in eine recht natürliche Verbindung zu bringen.

Man kann ſich daher nicht genug in Acht nehmen, aus Verſuchen nicht zu geſchwind zu folgern: denn bei'm Uebergang von der Erfahrung zum Urtheil, von der Erkenntniß zur Anwendung iſt es, wo dem Menſchen gleichſam wie an einem Paſſe alle ſeine inneren Feinde auflauern, Einbildungskraft, Ungeduld, Verſchnellig-

keit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinn, Veränderlichkeit, und wie die ganze Schaar mit ihrem Gefolge heißen mag, alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den stillen vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter.

Ich möchte zur Warnung dieser Gefahr, welche größer und näher ist als man denkt, hier eine Art von Paradoxon aufstellen, um eine lebhaftere Aufmerksamkeit zu erregen. Ich wage nämlich zu behaupten: daß Ein Versuch, ja mehrere Versuche in Verbindung nichts beweisen, ja daß nichts gefährlicher sey als irgend einen Satz unmittelbar durch Versuche bestätigen zu wollen, und daß die größten Irrthümer eben dadurch entstanden sind, daß man die Gefahr und die Unzulänglichkeit dieser Methode nicht eingesehen. Ich muß mich deutlicher erklären, um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich nur etwas Sonderbares sagen.

Eine jede Erfahrung die wir machen, ein jeder Versuch durch den wir sie wiederholen, ist eigentlich ein isolirter Theil unserer Erkenntniß; durch öftere Wiederholung bringen wir diese isolirte Kenntniß zur Gewißheit. Es können uns zwey Erfahrungen in demselben Fache bekannt werden, sie können nahe verwandt seyn, aber noch näher verwandt scheinen, und gewöhnlich sind wir geneigt, sie für näher verwandt zu halten als sie

sind. Es ist dieses der Natur des Menschen gemäß, die Geschichte des menschlichen Verstandes zeigt uns tausend Beispiele, und ich habe an mir selbst bemerkt daß ich diesen Fehler oft begehe.

Es ist dieser Fehler mit einem andern nahe verwandt, aus dem er auch meistentheils entspringt. Der Mensch erfreut sich nämlich mehr an der Vorstellung als an der Sache, oder wir müssen vielmehr sagen: der Mensch erfreut sich nur einer Sache, in so fern er sich dieselbe vorstellt; sie muß in seine Sinnesart passen, und er mag seine Vorstellungsart noch so hoch über die gemeine erheben, noch so sehr reinigen, so bleibt sie doch gewöhnlich nur ein Versuch, viele Gegenstände in ein gewisses faßliches Verhältniß zu bringen, das sie, streng genommen, unter einander nicht haben; daher die Neigung zu Hypothesen, zu Theorien, Terminologien und Systemen, die wir nicht mißbilligen können, weil sie aus der Organisation unsers Wesens nothwendig entspringen.

Wenn von einer Seite eine jede Erfahrung, ein jeder Versuch ihrer Natur nach als isolirt anzusehen sind und von der andern Seite die Kraft des menschlichen Geistes alles was außer ihr ist und was ihr bekannt wird, mit einer ungeheuren Gewalt zu verbinden strebt: so sieht man die Gefahr leicht ein, welche man läuft, wenn man mit einer gefaßten Idee eine einzelne Erfahrung verbinden oder irgend ein Verhält-

hältniß das nicht ganz ſinnlich iſt, das aber die bildende Kraft des Geiſtes ſchon ausgeſprochen hat, durch einzelne Verſuche beweiſen will.

Es entſtehen durch eine ſolche Bemühung meiſtentheils Theorien und Syſteme, die dem Scharfſinn der Verfaſſer Ehre machen, die aber, wenn ſie mehr als billig iſt Beifall finden, wenn ſie ſich länger als recht iſt erhalten, dem Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, den ſie in gewiſſem Sinne befördern, ſogleich wieder hemmend und ſchädlich werden.

Man wird bemerken können, daß ein guter Kopf nur deſto mehr Kunſt anwendet, je weniger Data vor ihm liegen; daß er, gleichſam ſeine Herrſchaft zu zeigen, ſelbſt aus den vorliegenden Datis nur wenige Günſtlinge herauswählt, die ihm ſchmeicheln; daß er die übrigen ſo zu ordnen verſteht, wie ſie ihm nicht geradezu widerſprechen, und daß er die feindſeligen zuletzt ſo zu verwickeln, zu umſpinnen und bei Seite zu bringen weiß, daß wirklich nunmehr das Ganze nicht mehr einer freiwirkenden Republik, ſondern einem deſpotiſchen Hofe ähnlich wird.

Einem Manne der ſo viel Verdienſt hat kann es an Verehrern und Schülern nicht fehlen, die ein ſolches Gewebe hiſtoriſch kennen lernen und bewundern und inſofern es möglich iſt, ſich die Vorſtellungsart ihres Meiſters eigen machen. Oft gewinnt eine ſolche Lehre dergeſtalt die Ueberhand, daß man für frech

und verwegen gehalten würde, wenn man an ihr zu zweifeln sich erkühnte. Nur spätere Jahrhunderte würden sich an ein solches Heiligthum wagen, den Gegenstand einer Betrachtung dem gemeinen Menschensinne wieder vindiciren, die Sache etwas leichter nehmen, und von dem Stifter einer Secte das wiederholen, was ein witziger Kopf von einem großen Naturlehrer sagt: er wäre ein großer Mann gewesen, wenn er weniger erfunden hätte.

Es möchte aber nicht genug seyn, die Gefahr anzuzeigen und vor derselben zu warnen. Es ist billig, daß man wenigstens seine Meinung eröffne und zu erkennen gebe, wie man selbst einen solchen Abweg zu vermeiden glaubt, oder ob man gefunden, wie ihn ein anderer vor uns vermieden habe.

Ich habe vorhin gesagt, daß ich die unmittelbare Anwendung eines Versuchs zum Beweis irgend einer Hypothese für schädlich halte, und habe dadurch zu erkennen gegeben, daß ich eine mittelbare Anwendung derselben für nützlich ansehe, und da auf diesen Punkt alles ankömmt, so ist es nöthig sich deutlich zu erklären.

In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isolirt erscheinen, wenn wir die Versuche nur als isolirte Facta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isolirt seyen, es

iſt nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieſer Phänomene, dieſer Begebenheiten?

Wir haben oben geſehen, daß diejenigen am erſten dem Irrthume unterworfen waren, welche ein iſolirtes Factum mit ihrer Denk- und Urtheils-Kraft unmittelbar zu verbinden ſuchten. Dagegen werden wir finden, daß diejenigen am meiſten geleiſtet haben, welche nicht ablaſſen alle Seiten und Modificationen einer einzigen Erfahrung, eines einzigen Verſuches, nach aller Mögkeit durchzuforſchen und durchzuarbeiten.

Da alles in der Natur, beſonders aber die allgemeinern Kräfte und Elemente in einer ewigen Wirkung und Gegenwirkung ſind, ſo kann man von einem jeden Phänomene ſagen, daß es mit unzähligen andern in Verbindung ſtehe, wie wir von einem freiſchwebenden leuchtenden Punkte ſagen, daß er ſeine Strahlen nach allen Seiten ausſende. Haben wir alſo einen ſolchen Verſuch gefaßt, eine ſolche Erfahrung gemacht, ſo können wir nicht ſorgfältig genug unterſuchen, was unmittelbar an ihn gränzt? was zunächſt auf ihn folgt? Dieſes iſt's, worauf wir mehr zu ſehen haben, als auf das was ſich auf ihn bezieht? Die Vermannichfaltigung eines jeden einzelnen Verſuches iſt alſo die eigentliche Pflicht eines Naturforſchers. Er hat gerade die umgekehrte Pflicht eines Schriftſtellers der unterhalten will. Dieſer wird Langeweile erregen, wenn er nichts zu denken übrig läßt, jener muß raſtlos arbeiten,

als wenn er seinen Nachfolgern nichts zu thun übrig lassen wollte, wenn ihn gleich die Disproportion unseres Verstandes zu der Natur der Dinge zeitig genug erinnert, daß kein Mensch Fähigkeiten genug habe in irgend einer Sache abzuschließen.

Ich habe in den zwey ersten Stücken meiner optischen Beiträge eine solche Reihe von Versuchen aufzustellen gesucht, die zunächst an einander gränzen und sich unmittelbar berühren, ja, wenn man sie alle genau kennt und übersieht, gleichsam nur Einen Versuch ausmachen, nur Eine Erfahrung unter den mannichfaltigsten Ansichten darstellen.

Eine solche Erfahrung, die aus mehreren andern besteht, ist offenbar von einer höhern Art. Sie stellt die Formel vor, unter welcher unzählige einzelne Rechnungsexempel ausgedrückt werden. Auf solche Erfahrungen der höhern Art loszuarbeiten halt' ich für höchste Pflicht des Naturforschers, und dahin weis't uns das Exempel der vorzüglichsten Männer, die in diesem Fache gearbeitet haben.

Diese Bedächtlichkeit nur das Nächste an's Nächste zu reihen, oder vielmehr das Nächste aus dem Nächsten zu folgern, haben wir von den Mathematikern zu lernen, und selbst da, wo wir uns keiner Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären.

Huri.

Wieder einen Finger ſchlägſt du mir ein!
Weißt du denn wieviel Aeonen
Wir vertraut ſchon zuſammen wohnen?

Dichter.

Nein! — Will's auch nicht wiſſen. Nein!
Mannigfaltiger friſcher Genuß,
Ewig bräutlich keuſcher Kuß! —
Wenn jeder Augenblick mich durchſchauert,
Was ſoll ich fragen wie lang es gedauert!

Huri.

Abweſend biſt denn doch auch einmal,
Ich merk' es wohl, ohne Maaß und Zahl.
Haſt in dem Weltall nicht verzagt,
An Gottes Tiefen dich gewagt;
Nun ſey der Liebſten auch gewärtig!
Haſt du nicht ſchon das Liedchen fertig?
Wie klang es draußen an dem Thor?
Wie klingt's? — Ich will nicht ſtärker in dich dringen,
Sing' mir die Lieder an Suleika vor:
Denn weiter wirſt du's doch im Paradies nicht bringen.

Denn eigentlich iſt es die mathematiſche Methode, welche wegen ihrer Bedächtlichkeit und Reinheit gleich jeden Sprung in der Aſſertion offenbart, und ihre Beweiſe ſind eigentlich nur umſtändliche Ausführungen, daß dasjenige, was in Verbindung vorgebracht wird, ſchon in ſeinen einfachen Theilen und in ſeiner ganzen Folge da geweſen, in ſeinem ganzen Umfange überſehen und unter allen Bedingungen richtig und unumſtößlich erfunden werden. Und ſo ſind ihre Demonſtrationen immer mehr Darlegungen, Recapitulationen, als Argumente. Da ich dieſen Unterſchied hier mache, ſo ſey es mir erlaubt, einen Rückblick zu thun.

Man ſieht den großen Unterſchied zwiſchen einer mathematiſchen Demonſtration, welche die erſten Elemente durch ſo viele Verbindungen durchführt, und zwiſchen dem Beweiſe, den ein kluger Redner aus Argumenten führen könnte. Argumente können ganz iſolirte Verhältniſſe enthalten, und dennoch durch Witz und Einbildungskraft auf Einen Punkt zuſammengeführt und der Schein eines Rechts oder Unrechts, eines Wahren oder Falſchen überraſchend genug hervorgebracht werden. Eben ſo kann man, zu Gunſten einer Hypotheſe oder Theorie, die einzelnen Verſuche gleich Argumenten zuſammen ſtellen und einen Beweis führen der mehr oder weniger blendet.

Wem es dagegen zu thun iſt, mit ſich ſelbſt und andern redlich zu Werke zu gehen, der wird auf das

sorgfältigste die einzelnen Versuche durcharbeiten und so die Erfahrungen der höheren Art auszubilden suchen. Diese lassen sich durch kurze und faßliche Sätze aussprechen, neben einander stellen, und wie sie nach und nach ausgebildet worden, können sie geordnet und in ein solches Verhältniß gebracht werden, daß sie so gut als mathematische Sätze entweder einzeln oder zusammengenommen unerschütterlich stehen.

Die Elemente dieser Erfahrungen der höheren Art, welches viele einzelne Versuche sind, können alsdann von jedem untersucht und geprüft werden, und es ist nicht schwer zu beurtheilen, ob die vielen einzelnen Theile durch einen allgemeinen Satz ausgesprochen werden können? denn hier findet keine Willkür statt.

Bei der andern Methode aber, wo wir irgend etwas das wir behaupten durch isolirte Versuche gleichsam als durch Argumente beweisen wollen, wird das Urtheil öfters nur erschlichen, wenn es nicht gar in Zweifel stehen bleibt. Hat man aber eine Reihe Erfahrungen der höheren Art zusammengebracht, so übe sich alsdann der Verstand, die Einbildungskraft, der Witz an denselben wie sie nur mögen, es wird nicht schädlich, ja es wird nützlich seyn. Jene erste Arbeit kann nicht sorgfältig, emsig, streng, ja pedantisch genug vorgenommen wer-

den; denn sie wird für Welt und Nachwelt unternommen. Aber diese Materialien müssen in Reihen geordnet und niedergelegt seyn, nicht auf eine hypothetische Weise zusammengestellt, nicht zu einer systematischen Form verwendet. Es steht alsdann einem Jeden frei, sie nach seiner Art zu verbinden und ein Ganzes daraus zu bilden, das der menschlichen Vorstellungsart überhaupt mehr oder weniger bequem und angenehm sey. Auf diese Weise wird unterschieden was zu unterscheiden ist, und man kann die Sammlung von Erfahrungen viel schneller und reiner vermehren, als wenn man die späteren Versuche, wie Steine die nach einem geendigten Bau herbeigeschafft werden, unbenutzt bei Seite legen muß.

Die Meinung der vorzüglichsten Männer und ihr Beispiel läßt mich hoffen, daß ich auf dem rechten Wege sey, und ich wünsche, daß mit dieser Erklärung meine Freunde zufrieden seyn mögen, die mich manchmal fragen: was denn eigentlich bei meinen optischen Bemühungen meine Absicht sey? Meine Absicht ist: alle Erfahrungen in diesem Fache zu sammeln, alle Versuche selbst anzustellen und sie durch ihre größte Mannichfaltigkeit durchzuführen, wodurch sie denn auch leicht nachzumachen und nicht aus dem Gesichtskreise so vieler Menschen hinausgerückt sind. Sodann die Sätze, in welchen sich die Erfahrungen von der höheren Gattung aussprechen lassen, auf-

zuſtellen und abzuwarten, inwiefern ſich auch dieſe unter ein höheres Princip rangiren. Sollte indeß die Einbildungskraft und der Witz ungeduldig manchmal vorauseilen, ſo gibt die Verfahrungsart ſelbſt die Richtung des Punktes an, wohin ſie wieder zurückzukehren haben.

Ueber das Sehen in subjectiver Hinsicht.

Von Purkinje.

1819.

Den üblichen Gebrauch bedeutende Schriften gleich zum erstenmal in Gegenwart eines Schreibenden zu lesen und sogleich Auszüge mit Bemerkungen wie sie im Geiste erregt wurden flüchtig zu dictiren, unterließ ich nicht bei obgenanntem Hefte und brachte cursorisch diese Angelegenheit bis gegen das Ende.

Meinem ersten Vorhaben ausführlicher hierüber zu werden, muß ich zwar entsagen, den weitläufigen Auszug aus einer Schrift die gegenwärtig in allen Händen ist leg' ich bei Seite und führe vom Texte nur an was Veranlassung zu den nächsten Bemerkungen gab, indeß ich noch gar manche welche noch bedeutende Nacharbeiten gefordert hätten gleichfalls zurück lasse, in Hoffnung daß das gegenwärtig Mitgetheilte nicht ohne Wirkung bleiben werde.

Noch iſt zu bemerken: daß die Seitenzahl immer eine Stelle des Textes ankündige, in Klammern aber meine Bemerkungen eingeſchloſſen ſind.

S. 7. Jeder Sinn kann durch Beobachtung und Experimente ſowohl in ſeinem Eigenleben, als in ſeiner eigenthümlichen Reaction gegen die Außenwelt aufgefaßt und dargeſtellt werden, jeder iſt gewiſſermaßen ein Individuum; daher die Specificität, das zugleich Fremde und Eigene in den Empfindungen.

[Das Anerkennen eines Neben-, Mit- und Ineinander-Seyns und Wirkens verwandter lebendiger Weſen, leitet uns bei jeder Betrachtung des Organismus und erleuchtet den Stufenweg vom Unvollkommenen zum Vollkommenen.

Die wunderſame Erfahrung, daß ein Sinn an die Stelle des andern einrücken und den entbehrten vertreten könne, wird uns eine naturgemäße Erſcheinung, und das innigſte Geflecht der verſchiedenſten Syſteme hört auf als Labyrinth den Geiſt zu verwirren.]

Der einzige Weg in dieſer Forſchung iſt ſtrenge ſinnliche Abſtraction und Experimente am eigenen Organismus. Beide ſind wichtige Zweige der phyſikaliſchen Kunſt überhaupt und fordern eine eigene Richtung der Aufmerkſamkeit, eine eigene und methodiſche Folge von Abhärtungen, Uebungen und Fertigkeiten. Es gibt

Gegenstände der Naturforschung, die nur auf diesem Wege eruirt werden können, von denen wir außerdem kaum eine Ahnung hätten.

[Wir wünschen dem Verfasser Glück daß er die Disposition dieses Geschäft zu unternehmen und auf den hohen Grad durchzuführen, von der Natur empfangen, und erfreuen uns an der Versicherung daß diese anhaltenden und bedenklichen Versuche seinem Organ keineswegs geschadet und daß er auch im ethischen Sinne sich auf alle Weise diesem Unternehmen gewachsen erzeigt. „Man muß tüchtig geboren seyn, um ohne Kränklichkeit auf sein Inneres zurück zu gehen." Gesundes Hineinblicken in sich selbst, ohne sich zu untergraben; nicht mit Wahn und Fabeley, sondern mit reinem Schauen in die unerforschte Tiefe sich wagen, ist eine seltene Gabe, aber auch die Resultate solcher Forschung für Welt und Wissenschaft ein seltenes Glück.

Wir danken dem Verfasser für seine kühne und wichtige Arbeit, eben wie wir das Verdienst trefflicher Reisenden anerkennen, welche jede Art von Entbehrung und Noth übernehmen, um uns dadurch einer gleichen Mühe und Qual zu überheben. Nicht ein jeder hat nöthig diese Versuche persönlich zu wiederholen, wie sich der wunderliche Wahn gerade im Physischen eingeschlichen hat, daß man alles mit eignen Augen sehen müsse, wobei man nicht bedenkt, daß man die Gegenstände auch mit eignen Vorurtheilen sieht. Nichts aber ist nöthiger, als daß man

lerne eigenes Thun und Vollbringen an das anzuschließen was Andere gethan und vollbracht haben: das Productive mit dem Historischen zu verbinden.

Damit nun gerade dieses Büchlein um so mehr Zutrauen finde, so wollen wir, ohne die Anmaßung, des Verfassers Arbeiten eigner Prüfung zu unterwerfen, vielmehr das worin wir, durch identische und analoge Erfahrungen geleitet, mit ihm völlig übereinstimmen, auf eine Weise hinzufügen, welche wir dem Zweck am vortheilhaftesten glauben.]

S. 9. Ich habe einiges hierher Gehörige gefunden, was mir neu scheint, oder was wenigstens von mir mehr als anderswo in's Einzelne verfolgt wurde.

S. 10. Für jetzt beschränke ich mich nur auf den Gesichtssinn.

[Indem ein Naturfreund der sich um alle Sinne bekümmert, sich auf Einen Sinn beschränkt, wird er sich aufklärender Andeutungen in's Allgemeine nicht enthalten können, er wird nach mehreren Seiten hinweisen, und das Entferntscheinende zu verknüpfen suchen. Daß er zuerst aus dem Gesichtssinne herauswirkt und ihn für dießmal zum Mittelpunkt der übrigen macht, ist mir um so viel erfreulicher, weil es auch gerade derjenige Sinn ist durch welchen ich die Außenwelt am vorzüglichsten ergreife.]

S. 10. Die Licht-Schattenfigur des Auges.

[Hier gleich beim Eintritt begrüßen wir den Verfas-

ser auf's freundlichste, betheuernd vollkommene Uebereinstimmung mit seinen Ansichten, Einklang mit seiner Methode, Zusammentreffen mit Ziel und Zweck.

Auch wir betrachten Licht und Finsterniß als den Grund aller Chroageneſie, ſind überzeugt, daß alles was innen iſt auch außen ſey, und daß nur ein Zuſammentreffen beider Weſenheiten als Wahrheit gelten dürfe.]

S. 11. Ich ſtelle mich mit geſchloſſenen Augen in hellen Sonnenſchein, das Angeſicht ſenkrecht gegen die Sonne. Nun fahre ich mit geſtreckten etwas aus einander gehaltenen Fingern vor den Augen hin und her, daß ſie abwechſelnd beſchattet und beleuchtet werden. Auf dem ſonſt, bei der bloßen Schließung der Augenlieder, vorhandenen gleichmäßig gelbrothen Geſichtsfelde erſcheint nun eine ſchöne regelmäßige Figur, die ſich jedoch anfangs ſehr ſchwer fixiren und näher beſtimmen läßt, bis man ſich nach und nach in ihr mehr orientirt.

[Da ich bei vieljähriger Forſchung über die innigſte Entſtehung und über das ausgebreitete Erſcheinen der Farbenwelt meine Augen nicht geſchont, ſo ſind mir manche Phänomene, welche der Verfaſſer deutlich entwickelt und in Ordnung aufſtellt, jedoch nur zufällig und wankend vorgekommen. Auch gegenwärtig, da ich dieſem edlen Sinn nichts Außerordentliches mehr zumuthen darf, finde ich mich keineswegs berufen dergleichen Verſuche abermals vorzunehmen und durch eigne Erfahrungen zu beſtätigen, ſondern beruhige mich gern bei ſeinem

glaubwürdigen zusammenhängenden Vortrag. Da jedoch, wie er selbst versichert und ich auch überzeugt bin, diese Phänomene als allgemeine Bedingung des Sehens zu betrachten sind, so wird es an Personen nicht fehlen die dergleichen entweder schon gewahr geworden, oder in der Folge sie zufällig, vielleicht auch vorsätzlich, gewahr werdend, diese so schön sich ausbildende Lehre immer mehr sicher stellen.

Und so können wir denn auch vorläufig gedenken, daß der rühmlich bekannte Hofkupferstecher Herr Schwerdgeburth, gleichfalls ein empfängliches Auge hat, dergleichen Erscheinungen leicht und öfters gewahr zu werden. Sie setzten ihn sonst in Furcht als ob das einem Jeden und ihm besonders höchst werthe Organ dadurch gefährdet sey. Nun aber nahm er Theil an den beruhigenden Purkinje'schen Erfahrungen, er zeichnete die Phänomene wie sie ihm gewöhnlich vorschweben. Ich habe das Blatt zu gelegentlicher Vergleichung der Purkinje'schen Tafel beigestellt.]

S. 37. Nun sey mir erlaubt die Analogie der dargestellten Phänomene mit anderen Naturerscheinungen aufzuzeigen. So lange eine Beobachtung im Reiche der Naturkunde isolirt steht, so lange sie nicht in mehrfache Beziehungen zu andern mehr oder weniger wichtigen Erfahrungen und Anwendungen gekommen ist und durch Einwirken in das übrige System eine Art Charakter und Rang erworben hat, ist sie immer in Gefahr längere Zeit

Begünſtigte Thiere.

Vier Thieren auch verheißen war
In's Paradies zu kommen,
Dort leben ſie das ew'ge Jahr
Mit Heiligen und Frommen.

Den Vortritt hier ein Eſel hat,
Er kommt mit muntern Schritten:
Denn Jeſus zur Prophetenſtadt
Auf ihm iſt eingeritten.

Halb ſchüchtern kommt ein Wolf ſodann,
Dem Mahomet befohlen:
Laß dieſes Schaf dem armen Mann,
Dem Reichen magſt du's holen.

Nun, immer wedelnd, munter, brav,
Mit ſeinem Herrn, dem braven,
Das Hündlein, das den Siebenſchlaf
So treulich mit geſchlafen.

ganz unbeachtet zu bleiben, oder wenn sie sich anfangs durch eine neue Erscheinungsweise aufgedrungen hat, wieder in Vergessenheit zu gerathen. Nur wenn im ununterbrochenen Entwickelungsgange des Wissens die ihr nächst verwandten Gegenstände mehrfach auf sie deuten, und sie endlich in die ihr gebührende Stelle aufnehmen, erst dann wird sie in dem ihr zukommenden Lichte der Wissenschaft stehen, um nie wieder in die Finsterniß der Verborgenheit zurückzukehren.

[Wir sagen dem Verfasser aufrichtigsten Dank, daß er diese köstlichen Worte so frei und treulich ausspricht; ohne Befolgung des Sinnes derselben blüht kein Heil in unserer Wissenschaft.

Zwei Behandlungsarten dagegen sind zu Hinderniß und Verspätung die traurigsten Werkzeuge: entweder man nähert und verknüpft himmelweit entfernte Dinge, in düsterer Phantasie und witziger Mystik; oder man vereinzelt das Zusammengehörige, durch zersplitternden Unverstand, bemüht sich nahverwandte Erscheinungen zu sondern, jeder ein eigen Gesetz unterzulegen, woraus sie zu erklären seyn soll.

Fern bleibe von uns dieses falsche Beginnen, halten wir aber um desto mehr zusammen weil wir es andern keineswegs untersagen können.]

S. 38. Die beschriebenen Figuren im Innern des Auges wecken in mir unwiderstehlich die Erinnerung an die Chladnischen Klangfiguren, und zwar vorzüg-

lich an ihre primäre Form. Ich unterscheide nämlich bei diesen, eben so wie ich oben die verschiedenen Ordnungen der Würfelfelder als primäre, die aus ihrer wechselseitigen Beschränkung entstehenden Linien als secundäre Formen unterschied, auch bei den Chladnischen Figuren primäre und secundäre Gestaltungen. Die ersteren werden durch die bewegten Stellen des tönenden Körpers, die andern durch die ruhenden constituirt. Mit letzteren hat sich vorzüglich Chladni beschäftigt.

[Wenn wir vorher im Allgemeinen mit dem Verfasser vollkommen übereinstimmten, so freuen wir uns gar sehr, in besonderer Anwendung gleichfalls mit ihm zusammen zu treffen.

Im dritten Hefte unserer Mittheilungen zur Naturlehre Seite 167 konnten wir, bei Behandlung der entoptischen Erscheinungen, uns nicht enthalten, sie den Chladnischen Tonfiguren zu vergleichen. Da wir nun die große Aehnlichkeit beider ausgesprochen, so geben wir gern zu: daß im Auge ein Analogon vorgehe, und wir drücken uns darüber folgendermaßen aus: alles was den Raum füllt, nimmt, insofern es solidescirt, sogleich eine Gestalt an; diese regelt sich mehr oder weniger und hat gegen die Umgebung gleiche Bezüge mit andern gleichgestalteten Wesen. Wenn nun die Chladnischen Figuren nach eingewirkter Bewegung erst schweben, beben, oscilliren, und dann sich beruhigen, so zeigt der entoptische Cubus gleiche Empfindlichkeit gegen

gegen die Wirkung des Lichts und die atmoſphäriſche Gegenwirkung.

Wagen wir noch einen Schritt und ſprechen: das entoptiſche Glas, welches wir ja auch als Linſe darſtellen können, vergleicht ſich dem Auge; es iſt ein fein-getrübtes Weſen, ſenſibel für directen und obliquen Widerſchein, und zugleich für die zarteſten Uebergänge empfindlich. Die Acht-Figur im Auge deutet auf das Aehnliche; ſie zeigt ein organiſches Kreuz, welches hervorzubringen Hell und Dunkel abwechſeln müſſen. Noch nähere Verhältniſſe werden ſich entdecken.]

S. 43. Ueberall wo entgegengeſetzte, continuirlich wirkende Kräfte einander beſchränken, entſteht im Wechſelſiege der einen über die andere Periodismus in der Zeit, Oſcillation im Raume; jener als Vorherrſchen der einen Kraft über die andere in verſchiedenen Momenten, dieſe wegen Ueberwiegen der einen und Zurücktreten der andern an verſchiedenen Orten, ſo daß auch bei einer ſcheinbaren äußeren Ruhe dennoch die innigſte Bewegung in und zwiſchen den Begränzungspunkten ſtattfinden kann.

S. 92. Die Blendungsbilder.

Es iſt ein unabweisbarer Glaube des Naturforſchers, daß einer jeden Modification des Subjectiven innerhalb der Sinnenſphäre jedesmal eine im Objectiven entſpreche. Gewiß ſind die Sinne die feinſten und erregbarſten Meſſer und Reagenten der ihnen gehörigen Qualitäten und Verhältniſſe der Materie [hört!], und wir müſſen inner-

halb des individuellen Kreises des Organismus eben so die Gesetze der materiellen Welt erforschen, wie der Physiker äußerlich durch mannichfaltigen Apparat.

Könnte das Subjective alle Materie so innig oder noch inniger durchdringen, wie es die Nervenmasse durchdrungen hält, so würden wahrscheinlich unzählbare neue höchst zarte Modificationen derselben zur Erscheinung kommen, von denen man es jetzt kaum wagen möchte eine Ahnung zu fassen.

S. 103. Das Blendungsgebild verhält sich gegen das äußere Licht wie ein trübes Mittel, was aber in gehöriger Finsterniß selbst leuchtend ist.

[Hier wo die Blendungsbilder zur Sprache kommen, ist wohl billig dessen zu gedenken, was ich hierüber in meinem Entwurf der Farbenlehre und zwar in dessen erster Abtheilung, durchaus, besonders aber §. 23 u. f. f. von gesunden Augen, §. 121 u. f. w. aber von krankhaften umständlich angezeigt habe.]

S. 145. Einheit beider Gesichtsfelder. Doppelsehen.

[Aus eigner Erfahrung kann ich folgendes anführen und vorschlagen. Man nehme irgend ein Rohr vor das eine Auge und schaue damit, indem man das andere offen behält, gegen einen Stern, so wird man ihn nur einfach erblicken. Nun wende man das Rohr von dem Stern ab, so wird derselbe dem freien Auge gleichfalls einfach erscheinen. Nun führe man das Rohr sachte gegen den

Stern zu, und es wird derselbe auch am Rande des Gesichtsfeldes abermals und also doppelt erscheinen. Wenn man diese Operation vorsichtig macht, so kann man das doppelte Bild ziemlich weit von einander bringen und in das Gesichtsfeld des Rohres auffassen, wobei man in dem Wahne steht, man sehe sie beide wirklich durch das Rohr. Es dauert aber nicht lange, so ziehen sie gegen einander und decken sich. Schließt man zur Zeit wo man den Stern doppelt durch's Rohr zu sehen glaubt das äußere Auge, so verschwindet ganz natürlich die Doppelerscheinung und nur der eine Stern ist sichtbar.

Da ich von Jugend auf meine Augen sehr leicht in den Zustand des Schielens versetzen kann, so ergötzte ich mich manchmal an folgendem Phänomen. Ich stellte eine Kerze vor mich hin und die Augen in's Schielen gewendet, sah ich zwey, welche ich so lange mir beliebte aus einander halten konnte. Nun aber nahm ich zwey Kerzen und sah daher, sie anschielend, vier. Diese konnte ich jedoch nicht aus einander halten, denn die zwey mittlern bewegten sich gegen einander und deckten sich gar bald, so daß ich nunmehr drey sah, deren Beschauung ich nach Belieben verlängern konnte.]

S. 149. Ich denke mir die Möglichkeit dieser Erscheinung auf folgende Weise. Jedes Auge kann, so lange das Bewußtseyn ganz in dessen besondere Begränztheit versunken ist, als ein eigenes Individuum genommen werden, welches, in Beziehung auf die Außenwelt,

ſein Vornen, Oben und Unten, ſein Links und Rechts hat. Daſſelbe gilt von dem Taſtſinne. Alle dieſe Begriffe aber ſind relativ und gelten nur in Rückſicht des Subjects und ſeines räumlichen Verhältniſſes zum Objecte.

[Das räumliche Verhältniß des Subjects zum Objecte iſt durchaus von der größten Bedeutung. Hierher gehört das Phänomen, daß eine Erbſe zwiſchen kreuzweis gelegten Fingern einer Hand doppelt empfunden wird, und fällt dieſe Erſcheinung mit dem Schielen völlig zuſammen. Nun hat jeder Finger ſein Rechts und Links, ſein Hüben und Drüben, welches zugleich der ganzen Hand angehört. Wenn alſo der eine Finger die Kugel an der linken Seite fühlt, der andere aber an der rechten Seite, ſo iſt es keine Täuſchung, ſondern es deutet ganz eigentlich conſequente Bildung des Subjects zum Object an, ohne welche das erſtere letzteres keineswegs faſſen, noch mit ihm in Verbindung treten könnte.

Eine unnatürliche Richtung gegen die Außenwelt anderer Art iſt auch hier, da beſonders vom ſubjectiven Sehen die Rede iſt, zu bemerken. Wenn man auf einer Höhe ſtehend bei klarem Himmel einen weiten Geſichtskreis überſieht, ſo blicke man alsdann niedergebückt durch die Füße, oder lehne ſich über irgend eine Erderhöhung hinterwärts und ſchaue ſo, in beiden Fällen gleichſam auf dem Kopf ſtehend, nach der Gegend, ſo wird man ſie in der allerhöchſten Farbenpracht erblicken, wie nur auf dem

schönsten Bilde des geübtesten trefflichsten Mahlers, übrigens nicht etwa umgekehrt, sondern völlig wie beim aufrechten Stande, nur glaub' ich mich zu erinnern etwas in die Breite gezogen.]

S. 166. Das Nachbild. Imagination, Gedächtniß des Gesichtsinnes.

S. 167. Das Nachbild ist genau von dem Blendungsbilde zu unterscheiden. Das Nachbild wird nur durch freie Thätigkeit längere Zeit festgehalten, und verschwindet sobald der Wille nachläßt, kann aber von demselben wieder hervorgerufen werden; das Blendungsbild schwebt unwillkürlich dem Sinne vor, verschwindet und erscheint wieder aus objectiven Gründen.

S. 168. Besonders lebhaft ist das Nachbild bei erhöhter Seelenthätigkeit, das Blendungsbild hingegen pflegt bei nervöser Stimmung in asthenischem Zustande länger nachzuhalten, und verschwindet desto schneller, je energischer das Organ vom Leben durchströmt wird.

S. 169. Ich glaube daß man durch Uebung, indem man, nach ergreifender Anschauung des Gegenstandes, das Nachbild immer länger und inniger festhielte, dasselbe wohl der den Sinn befangenden Realität des Urbildes nahe bringen könnte, welche Uebung als Vorbildung des Gedächtnisses und der Einbildungskraft nicht unwichtig seyn dürfte.

S. 170. Zunächst diesem ließe sich behaupten, daß Gedächtniß und Einbildungskraft in den Sinnesorganen

ſelbſt thätig ſind, und daß jeder Sinn ſein ihm eigenthümlich zukommendes Gedächtniß und Einbildungskraft beſitze, die, als einzelne begränzte Kräfte, der allgemeinen Seelenkraft unterworfen ſind.

[Von der Productivität ſolcher innern vor die Augen gerufenen Bilder bliebe mir manches zu erzählen. Ich hatte die Gabe, wenn ich die Augen ſchloß und mit niedergeſenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, ſo verharrte ſie nicht einen Augenblick in ihrer erſten Geſtalt, ſondern ſie legte ſich aus einander und aus ihrem Innern entfalteten ſich wieder neue Blumen aus farbigen, auch wohl grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, ſondern phantaſtiſche, jedoch regelmäßig wie die Roſetten der Bildhauer. Es war unmöglich die hervorquellende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte ſie ſo lange als mir beliebte, ermattete nicht und verſtärkte ſich nicht. Daſſelbe konnt' ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierrath einer bunt gemahlten Scheibe dachte, welcher denn ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie ſich immerfort veränderte, völlig wie die in unſern Tagen erſt erfundenen Kaleidoſkope. Ich erinnere mich nicht, in wiefern bei dieſer regelmäßigen Bewegung eine Zahl zu bemerken geweſen, vermuthlich aber bezog ſie ſich auf den Acht-Strahl, denn nicht weniger Blätter hatten die oben gemeldeten Blumen. Mit andern Gegenſtänden fiel mir nicht ein den Verſuch zu machen; warum aber dieſe bereitwillig von

ſelbſt hervortraten, mochte darin liegen, daß die vieljährige Betrachtung der Pflanzenmetamorphoſe, ſo wie nachheriges Studium der gemahlten Scheiben, mich mit dieſen Gegenſtänden ganz durchdrungen hatte; und hier tritt hervor was Herr Purkinje ſo bedeutend anregt. Hier iſt die Erſcheinung des Nachbildes, Gedächtniß, productive Einbildungskraft, Begriff und Idee alles auf Einmal im Spiel und manifeſtirt ſich in der eignen Lebendigkeit des Organs mit vollkommener Freiheit ohne Vorſatz und Leitung.

Hier darf nun unmittelbar die höhere Betrachtung aller bildenden Kunſt eintreten; man ſieht deutlicher ein, was es heißen wolle, daß Dichter und alle eigentlichen Künſtler geboren ſeyn müſſen. Es muß nämlich ihre innere productive Kraft jene Nachbilder, die im Organ, in der Erinnerung, in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Idole freiwillig ohne Vorſatz und Wollen lebendig hervorthun, ſie müſſen ſich entfalten, wachſen, ſich ausdehnen und zuſammenziehn, um aus flüchtigen Schemen wahrhaft gegenſtändliche Weſen zu werden.

„Wie beſonders die Alten mit dieſen Idolen begabt geweſen ſeyn müſſen, läßt ſich aus Demokrit's Lehre von den Idolen ſchließen. Er kann nur aus der eigenen lebendigen Erfahrung ſeiner Phantaſie darauf gekommen ſeyn.“

Je größer das Talent, je entſchiedener bildet ſich gleich anfangs das zu producirende Bild. Man ſehe Zeich-

nungen von Raphael und Michel Angelo, wo auf der Stelle ein ſtrenger Umriß das was dargeſtellt werden ſoll vom Grunde loslöſ't und körperlich einfaßt. Dagegen werden ſpätere obgleich treffliche Künſtler auf einer Art von Taſten ertappt; es iſt öfters als wenn ſie erſt durch leichte, aber gleichgültige Züge auf's Papier ein Element erſchaffen wollen, woraus nachher Kopf und Haar, Geſtalt und Gewand und was ſonſt noch wie aus dem Ey das Hühnchen ſich bilden ſolle. Von noch ſpätern Künſtlern finden ſich wunderbare Beiſpiele. Ich beſitze eine verdienſtvolle Federzeichnung, wo, bei Anbetung der Hirten, Mutter und Kind, Joſeph und die Schäfer, ja Ochs und Eſel, doppelt und dreyfach durch einander ſpielen. Doch muß man geſtehen, daß ein geiſtreicher Künſtler mit Geſchmack bei dieſer Gelegenheit verfahren, und den vorſchwebenden Traum ſo gut als möglich zu fixiren geſucht. Und ſo wird ſich immer die Entſchiedenheit des eingebornen Talents gegen die Velleität eines Dilettanten beweiſen, und man ſieht daher wie höchſt Recht jene Kunſtlehrer haben, welche das Skizziren verwerfen und den ſcharfen Federumriß einer weichlichen Kreidezeichnung vorziehen. Alles kommt darauf an, das Eigenleben des Auges und der correſpondirenden Finger zu der entſchiedenſten verbündeten Wirkſamkeit heranzuſteigern.]

Abuherrira's Katze hier
Knurrt um den Herrn und schmeichelt:
Denn immer ist's ein heilig Thier,
Das der Prophet gestreichelt.

Ernſt Stiedenroth

Pſychologie

zur Erklärung der Seelenerſcheinungen.

Erſter Theil.

Berlin 1824.

Von jeher zählte ich unter die glücklichen Ereigniſſe meines Lebens, wenn ein bedeutendes Werk gerade zu der Zeit mir in die Hand kam, wo es mit meinem gegenwärtigen Beſtreben übereinſtimmte, mich in meinem Thun beſtärkte und alſo auch förderte. Oft fanden ſich dergleichen aus höherem Alterthume; gleichzeitige jedoch waren die wirkſamſten, denn das Allernächſte bleibt doch immer das Lebendigſte.

Nun begegnet mir dieſer angenehme Fall mit obgenanntem Buche. Es langt bei mir, durch die Geneigtheit des Verfaſſers, zeitig an und trifft mich gerade in dem Augenblick da ich die Bemerkungen über Purkinje, die ſchon mehrere Jahre bei mir gelegen, endlich zum Druck abſende.

Die Philoſophen vom Fach werden das Werk beurtheilen und würdigen, ich zeige nur kürzlich an wie es mir damit ergangen.

Wenn man ſich einen Zweig denkt der einem ſanft hinabgleitenden Bache überlaſſen ſeinen Weg ſo geduldig als willig verfolgt, vielleicht von einem Stein augenblicklich aufgehalten, vielleicht in irgend einer Krümmung einige Zeit verweilend, ſodann aber von der lebendigen Welle fortgetragen immer wieder unaufhaltſam im Zuge bleibt, ſo vergegenwärtigt man ſich die Art und Weiſe, wie die folgerechte und folgenreiche Schrift auf mich gewirkt.

Der Verfaſſer wird am beſten einſehen was ich eigentlich damit ſagen wollte; denn ſchon früher habe ich an mancher Stelle den Unmuth geäußert, den mir in jüngeren Jahren die Lehre von den untern und obern Seelenkräften erregte. In dem menſchlichen Geiſte ſo wie im Univerſum iſt nichts oben noch unten, alles fordert gleiche Rechte an einen gemeinſamen Mittelpunkt, der ſein geheimes Daſeyn eben durch das harmoniſche Verhältniß aller Theile zu ihm manifeſtirt. Alle Streitigkeiten der Aeltern und Neuern bis zur neuſten Zeit entſpringen aus der Trennung deſſen was Gott in ſeiner Natur vereint hervorgebracht. Recht gut wiſſen wir, daß in einzelnen menſchlichen Naturen gewöhnlich ein Uebergewicht irgend eines Vermögens, einer Fähigkeit ſich hervorthut und

daß daraus Einseitigkeiten der Vorstellungsart nothwendig entspringen, indem der Mensch die Welt nur durch sich kennt und also, naiv anmaßlich, die Welt durch ihn und um seinetwillen aufgebaut glaubt. Daher kommt denn, daß er seine Hauptfähigkeiten an die Spitze des Ganzen setzt und was an ihm das Mindere sich findet, ganz und gar abläugnen und aus seiner eigenen Totalität hinausstoßen möchte. Wer nicht überzeugt ist, daß er alle Manifestationen des menschlichen Wesens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verstand, zu einer entschiedenen Einheit ausbilden müsse, welche von diesen Eigenschaften auch bei ihm die vorwaltende sey, der wird sich in einer unerfreulichen Beschränkung immerfort abquälen und niemals begreifen, warum er so viele hartnäckige Gegner hat, und warum er sich selbst sogar manchmal als augenblicklicher Gegner aufstößt.

So wird ein Mann, zu den sogenannten exacten Wissenschaften geboren und gebildet, auf der Höhe seiner Verstandesvernunft nicht leicht begreifen, daß es auch eine exacte sinnliche Phantasie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunst denkbar ist. Auch um denselben Punkt streiten sich die Schüler einer Gefühls- und Vernunft-Religion; wenn die letzteren nicht eingestehen wollen, daß die Religion vom Gefühl anfange, so wollen die ersten nicht zugeben, daß sie sich zur Vernünftigkeit ausbilden müsse.

Dieß und dergleichen ward bei mir durch obgemeldetes Werk erregt. Jeder der es lieſt wird auf ſeine Weiſe Vortheil davon haben und ich kann erwarten, daß bei näherer Betrachtung es noch oft mir als Text zu mancher glücklichen Note Gelegenheit geben werde.

Hier eine Stelle (S. 140) wo ſich das Gebiet des Denkens unmittelbar an das Feld des Dichtens und Bildens anſchließt, wohin wir oben einige Blicke gewagt haben:

„Es geht aus dem Bisherigen hervor, daß das Denken Reproduction vorausſetzt. Die Reproduction richtet ſich nach der jedesmaligen Beſtimmtheit der Vorſtellung. Auf der einen Seite wird daher für ein tüchtiges Denken eine hinreichend ſcharfe Beſtimmtheit der gegenwärtigen Vorſtellung vorausgeſetzt, auf der andern Reichthum und angemeſſene Verbindung des zu Reproducirenden. Dieſe Verbindung des zu Reproducirenden, wie ſie für das Denken taugt, wird ſelbſt großentheils erſt im Denken geſtiftet, wiefern aus mehrerem das Entſprechende eine beſondere Verbindung durch das nähere Verhältniß ſeines Inhalts eingeht. Das tüchtige Denken in jeder Weiſe wird daher ganz abhängen von der Zweckmäßigkeit der Reproduction, deren man fähig iſt. Wer in dieſer Hinſicht nichts Rechtes vorräthig hat, der wird nichts Rechtes leiſten. Weſſen

Reproductionen dürftig sind, der wird Geistesarmuth zeigen; wessen Reproductionen einseitig sind, der wird einseitig denken, wessen Reproductionen ungeordnet und verworren sind, der wird den hellen Kopf vermissen lassen, und so im Uebrigen. Das Denken also macht sich nicht etwa aus Nichts, sondern es setzt eine hinreichende Vorbildung, Ververbindung und da wo es Denken im engern Sinn ist, eine der Sache entsprechende Verbindung und Ordnung der Vorstellungen voraus, wobei sich die erforderliche Vollständigkeit von selbst versteht."

Zwischenrede.

Nachstehende Aufsätze sind eben so wenig als die vorhergehenden für Theile eines ganzen schriftstellerischen Werkes anzusehen. Nach abwechselnden Ansichten, unter dem Einflusse entgegengesetzter Gemüthsstimmungen verfaßt, zu verschiedenen Zeiten niedergeschrieben, konnten sie nimmermehr zur Einheit gedeihen. Die Jahrzahl läßt sich nicht hinzufügen, theils weil sie nicht immer bemerkt war, theils weil ich, gegen meine eigenen Papiere mich als Redacteur verhaltend, das Ueberflüssige und manches Unbehagliche daraus verbannen durfte. Dessen ungeachtet ist einiges geblieben wofür ich nicht einstehe: Widersprüche und Wiederholungen ließen sich nicht vermeiden, wenn das damit unzertrennbar Verknüpfte nicht gänzlich zerstört werden sollte.

Und so können diese Hefte denn doch, als Theile eines menschlichen Lebens, für Zeugnisse gelten, durch wie vielerlei Zustände derjenige sich durchzuarbeiten hat, der sich, mehr als es zum praktischen Wandel noth-

wendig wäre, vielſeitig auszubilden gedrängt iſt, dem Wahlſpruch ſich ergebend:

Willſt Du in's Unendliche ſchreiten,
Geh' im Endlichen nach allen Seiten.

Oder wie es ſonſt heißt:

Natura infinita est,
sed qui symbola animadverterit
omnia intelliget
licet non omnino.

Einwirkung der neuern Philoſophie.

Für Philoſophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ, nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerſtehen und ſie mir anzueignen genöthigt war, mußte mich auf eine Methode führen, durch die ich die Meinungen der Philoſophen, eben auch als wären es Gegenſtände, zu faſſen und mich daran auszubilden ſuchte. Bruckers Geſchichte der Philoſophie liebte ich in meiner Jugend fleißig zu leſen, es ging mir aber dabei wie einem der ſein ganzes Leben den Sternhimmel über ſeinem Haupte drehen ſieht, manches auffallende Sternbild unterſcheidet, ohne etwas von der Aſtronomie zu verſtehen, den großen Bären kennt, nicht aber den Polarſtern.

Ueber Kunſt und ihre theoretiſchen Forderungen hatte ich mit Moritz, in Rom, viel verhandelt; eine kleine Druckſchrift zeugt noch heute von unſerer damaligen fruchtbaren Dunkelheit. Fernerhin bei Darſtellung des Ver-

Verſuchs der Pflanzen-Metamorphoſe mußte ſich eine naturgemäße Methode entwickeln; denn als die Vegetation mir Schritt für Schritt ihr Verfahren vorbildete, konnte ich nicht irren, ſondern mußte, indem ich ſie gewähren ließ, die Wege und Mittel anerkennen wie ſie den eingehülltesten Zuſtand zur Vollendung nach und nach zu befördern weiß. Bei phyſiſchen Unterſuchungen drängte ſich mir die Ueberzeugung auf, daß, bei aller Betrachtung der Gegenſtände, die höchſte Pflicht ſey, jede Bedingung unter welcher ein Phänomen erſcheint genau aufzuſuchen und nach möglichſter Vollſtändigkeit der Phänomene zu trachten; weil ſie doch zuletzt ſich an einanderzureihen, oder vielmehr übereinanderzugreifen genöthigt werden, und vor dem Anſchauen des Forſchers auch eine Art Organiſation bilden, ihr inneres Geſammtleben manifeſtiren müſſen. Indeß war dieſer Zuſtand immerfort nur dämmernd, nirgends fand ich Aufklärung nach meinem Sinne: denn am Ende kann doch nur ein jeder in ſeinem eignen Sinne aufgeklärt werden.

Kants Kritik der reinen Vernunft war ſchon längſt erſchienen, ſie lag aber völlig außerhalb meines Kreiſes. Ich wohnte jedoch manchem Geſpräch darüber bei, und mit einiger Aufmerkſamkeit konnte ich bemerken, daß die alte Hauptfrage ſich erneure, wie viel unſer Selbſt und wie viel die Außenwelt zu unſerm geiſtigen Daſeyn beitrage. Ich hatte beide niemals geſondert, und wenn ich nach meiner Weiſe über Gegen-

ſtände philoſophirte, ſo that ich es mit unbewußter Naivetät und glaubte wirklich ich ſähe meine Meinungen vor Augen. Sobald aber jener Streit zur Sprache kam, mochte ich mich gern auf diejenige Seite ſtellen welche dem Menſchen am meiſten Ehre macht, und gab allen Freunden vollkommen Beifall, die mit Kant behaupteten: wenn gleich alle unſere Erkenntniß mit der Erfahrung angehe, ſo entſpringe ſie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung. Die Erkenntniſſe a priori ließ ich mir auch gefallen, ſo wie die ſynthetiſchen Urtheile a priori: denn hatte ich doch in meinem ganzen Leben, dichtend und beobachtend, ſynthetiſch, und dann wieder analytiſch verfahren, die Syſtole und Diaſtole des menſchlichen Geiſtes war mir, wie ein zweytes Athemholen, niemals getrennt, immer pulſirend. Für alles dieſes jedoch hatte ich keine Worte, noch weniger Phraſen, nun aber ſchien zum erſtenmal eine Theorie mich anzulächeln. Der Eingang war es der mir gefiel, in's Labyrinth ſelbſt konnt' ich mich nicht wagen: bald hinderte mich die Dichtungsgabe, bald der Menſchenverſtand, und ich fühlte mich nirgend gebeſſert.

Unglücklicher Weiſe war Herder zwar ein Schüler, doch ein Gegner Kants, und nun befand ich mich noch ſchlimmer: mit Herdern konnt' ich nicht übereinſtimmen, Kanten aber auch nicht folgen. Indeſſen fuhr ich fort der Bildung und Umbildung organiſcher Naturen ernſtlich nachzuforſchen, wobei mir die Methode womit ich

Höheres und Höchſtes.

Daß wir ſolche Dinge lehren
Möge man uns nicht beſtrafen:
Wie das alles zu erklären,
Dürft ihr euer Tiefſtes fragen.

Und ſo werdet ihr vernehmen:
Daß der Menſch, mit ſich zufrieden,
Gern ſein Ich gerettet ſähe,
So da droben wie hienieden.

Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten,
Freuden wie ich hier ſie ſchlürfte
Wünſcht' ich auch für ew'ge Zeiten.

So gefallen ſchöne Gärten,
Blum' und Frucht und hübſche Kinder,
Die uns allen hier gefielen,
Auch verjüngtem Geiſt nicht minder.

die Pflanzen behandelt, zuverläſſig als Wegweiſer diente. Mir entging nicht, die Natur beobachte ſtets analytiſches Verfahren, eine Entwicklung aus einem lebendigen, geheimnißvollen Ganzen, und dann ſchien ſie wieder ſyntheriſch zu handeln, indem ja völlig fremdſcheinende Verhältniſſe einander angenähert und ſie zuſammen in Eins verknüpft wurden. Aber und abermals kehrte ich daher zu der Kantiſchen Lehre zurück; einzelne Capitel glaubt' ich vor andern zu verſtehen und gewann gar manches zu meinem Hausgebrauch.

Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft mir zu Handen und dieſer bin ich eine höchſt frohe Lebensepoche ſchuldig. Hier ſah ich meine disparatesten Beſchäftigungen neben einander geſtellt, Kunſt- und Natur-Erzeugniſſe eins behandelt wie das andere, äſthetiſche und teleologiſche Urtheilskraft erleuchteten ſich wechſelsweiſe.

Wenn auch meiner Vorſtellungsart nicht eben immer dem Verfaſſer ſich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermiſſen ſchien, ſo waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunſt ſo wie der Natur, ihr beiderſeitiges Wirken von innen heraus, war im Buche deutlich ausgeſprochen. Die Erzeugniſſe dieſer zwey unendlichen Welten ſollten um ihrer ſelbſt willen da ſeyn, und

was neben einander ſtand wohl für einander, aber nicht abſichtlich wegen einander.

Meine Abneigung gegen die Endurſachen war nun geregelt und gerechtfertigt; ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterſcheiden, ich begriff auch warum der Menſchenverſtand beides oft verwechſelt. Mich freute, daß Dichtkunſt und vergleichende Naturkunde ſo nah mit einander verwandt ſeyen, indem beide ſich derſelben Urtheilskraft unterwerfen. Leidenſchaftlich angeregt ging ich auf meinen Wegen nur deſto raſcher fort, weil ich ſelbſt nicht wußte wohin ſie führten und für das was und wie ich mir's zugeeignet hatte bei den Kantianern wenig Anklang fand. Denn ich ſprach nur aus was in mir aufgeregt war, nicht aber was ich geleſen hatte. Auf mich ſelbſt zurückgewieſen ſtudirte ich das Buch immer hin und wieder. Noch erfreuen mich in dem alten Exemplar die Stellen die ich damals anſtrich, ſo wie dergleichen in der Kritik der Vernunft, in welche tiefer einzudringen mir auch zu gelingen ſchien: denn beide Werke, aus Einem Geiſt entſprungen, deuten immer eins auf's andere. Nicht eben ſo gelang es mir mich den Kantiſchen anzunähern: ſie hörten mich wohl, konnten mir aber nichts erwidern, noch irgend förderlich ſeyn. Mehr als Einmal begegnete es mir, daß einer oder der andere mit lächelnder Verwunderung zugeſtand: es ſey freilich ein Analogen Kantiſcher Vorſtellungsart, aber ein ſeltſames.

Wie wunderlich es denn auch damit gewesen sey, trat erst hervor, als mein Verhältniß zu Schillern sich belebte. Unsere Gespräche waren durchaus productiv oder theoretisch, gewöhnlich beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freiheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigner Ueberzeugung, behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über Anmuth und Würde so verhaßt gemacht hatten. Weil ich aber, von meiner Seite hartnäckig und eigensinnig, die Vorzüge der griechischen Dichtungsart, der darauf gegründeten und von dort herkömmlichen Poesie nicht allein hervorhob, sondern sogar ausschließlich diese Weise für die einzig rechte und wünschenswerthe gelten ließ: so ward er zu schärferem Nachdenken genöthigt, und eben diesem Conflict verdanken wir die Aufsätze über naive und sentimentale Poesie. Beide Dichtungsweisen sollten sich bequemen einander gegenüberstehend sich wechselsweise gleichen Rang zu vergönnen.

Er legte hierdurch den ersten Grund zur ganzen neuen Aesthetik; denn hellenisch und romantisch und was sonst noch für Synonymen mochten aufgefunden werden, lassen sich alle dorthin zurückführen wo vom Uebergewicht reeller oder ideeller Behandlung zuerst die Rede war.

Und so gewöhnt' ich mich nach und nach an eine Sprache die mir völlig fremd gewesen, und in die ich mich um desto leichter finden konnte, als ich durch die höhere Vorstellung von Kunst und Wissenschaft, welche sie begünstigte, mir selbst vornehmer und reicher dünken mochte, da wir andern vorher uns von den Popular-Philosophen und von einer andern Art Philosophen, der ich keinen Namen zu geben weiß, gar unwürdig mußten behandeln lassen.

Weitere Fortschritte verdank' ich besonders Niethammern, der mit freundlichster Beharrlichkeit mir die Haupträthsel zu entsiegeln, die einzelnen Begriffe und Ausdrücke zu entwickeln und zu erklären trachtete. Was ich gleichzeitig und späterhin Fichten, Schellingen, Hegeln, den Gebrüdern von Humboldt und Schlegel schuldig geworden, möchte künftig dankbar zu entwickeln seyn, wenn mir gegönnt wäre jene für mich so bedeutende Epoche, das letzte Zehent des vergangenen Jahrhunderts, von meinem Standpunkte aus, wo nicht darzustellen, doch anzudeuten, zu entwerfen.

Anschauende Urtheilskraft.

Als ich die Kantische Lehre wo nicht zu durchdringen doch möglichst zu nutzen suchte, wollte mir manchmal dünken, der köstliche Mann verfahre schalkhaft ironisch, indem er bald das Erkenntnißvermögen aufs engste einzuschränken bemüht schien, bald über die Gränzen, die er selbst gezogen hatte, mit einem Seitenwink hinausdeutete. Er mochte freilich bemerkt haben wie anmaßend und naseweis der Mensch verfährt, wenn er behaglich, mit wenigen Erfahrungen ausgerüstet, sogleich unbesonnen abspricht und voreilig etwas festzusetzen, eine Grille die ihm durchs Gehirn läuft den Gegenständen aufzuheften trachtet. Deßwegen beschränkt unser Meister seinen Denkenden auf eine reflectirende discursive Urtheilskraft, untersagt ihm eine bestimmende ganz und gar. Sodann aber, nachdem er uns genugsam in die Enge getrieben, ja zur Verzweiflung gebracht, entschließt er sich zu den liberalsten Aeußerungen und überläßt uns, welchen Gebrauch wir von der Freiheit machen wollen die er einigermaßen zugesteht. In diesem Sinne war mir folgende Stelle höchst bedeutend:

„Wir können uns einen Verſtand denken, der, weil er nicht wie der unſrige discurſiv, ſondern intuitiv iſt, vom ſyntheti ſch Allgemeinen, der Anſchauung eines Ganzen als eines ſolchen, zum Beſondern geht, das iſt, von dem Ganzen zu den Theilen. — Hierbei iſt gar nicht nöthig zu beweiſen, daß ein ſolcher intellectus archetypus möglich ſey, ſondern nur, daß wir in der Dagegenhaltung unſeres discurſiven, der Bilder bedürftigen Verſtandes (intellectus ectypus), und der Zufälligkeit einer ſolchen Beſchaffenheit, auf jene Idee eines intellectus archetypus geführt werden, dieſe auch keinen Widerſpruch enthalte."

Zwar ſcheint der Verfaſſer hier auf einen göttlichen Verſtand zu deuten, allein wenn wir ja im Sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und Unſterblichkeit, uns in eine obere Region erheben und an das erſte Weſen annähern ſollen: ſo dürft' es wohl im Intellectuellen derſelbe Fall ſeyn, daß wir uns, durch das Anſchauen einer immer ſchaffenden Natur, zur geiſtigen Theilnahme an ihren Productionen würdig machten. Hatte ich doch erſt unbewußt und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typiſche raſtlos gedrungen, war es mir ſogar geglückt, eine naturgemäße Darſtellung aufzubauen, ſo konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge ſelbſt nennt, muthig zu beſtehen.

Bedenken und Ergebung.

Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes, in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Theilbarkeit, uns der Vorstellung nicht erwehren daß dem Ganzen eine Idee zum Grunde liege, wornach Gott in der Natur, die Natur in Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge. Anschauung, Betrachtung, Nachdenken führen uns näher an jene Geheimnisse. Wir erdreisten uns und wagen auch Ideen; wir bescheiden uns und bilden Begriffe, die analog jenen Uranfängen seyn möchten.

Hier treffen wir nun auf die eigene Schwierigkeit, die nicht immer klar in's Bewußtseyn tritt, daß zwischen Idee und Erfahrung eine gewisse Kluft befestigt scheint, die zu überschreiten unsere ganze Kraft sich vergeblich bemüht. Dessen ungeachtet bleibt unser ewiges Bestreben diesen Hiatus mit Vernunft, Verstand, Einbildungskraft, Glauben, Gefühl, Wahn und, wenn wir sonst nichts vermögen, mit Albernheit zu überwinden.

Endlich finden wir, bei redlich fortgesetzten Bemühungen, daß der Philosoph wohl möchte Recht haben welcher behauptet, daß keine Idee der Erfahrung völ-

lig congruire, aber wohl zugibt, daß Idee und Erfahrung analog seyn können, ja müssen.

Die Schwierigkeit Idee und Erfahrung mit einander zu verbinden erscheint sehr hinderlich bei aller Naturforschung: die Idee ist unabhängig von Raum und Zeit, die Naturforschung ist in Raum und Zeit beschränkt; daher ist in der Idee Simultanes und Successives innigst verbunden, auf dem Standpunkt der Erfahrung hingegen immer getrennt, und eine Naturwirkung die wir der Idee gemäß als simultan und successiv zugleich denken sollen, scheint uns in eine Art Wahnsinn zu versetzen. Der Verstand kann nicht vereinigt denken was die Sinnlichkeit ihm gesondert überlieferte, und so bleibt der Widerstreit zwischen Aufgefaßtem und Ideirtem immerfort unaufgelöst.

Deßhalb wir uns denn billig zu einiger Befriedigung in die Sphäre der Dichtkunst flüchten und ein altes Liedchen mit einiger Abwechselung erneuern:

So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Das hat sie nicht zusammen gebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt:
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Bildungstrieb.

Ueber dasjenige was in genannter wichtiger Angelegenheit gethan sey, erklärt sich Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft folgendermaßen: „In Ansehung dieser Theorie der Epigenesis hat niemand mehr sowohl zum Beweise derselben als auch zur Gründung der ächten Principien ihrer Anwendung, zum Theil durch die Beschränkung eines zu vermessenen Gebrauchs derselben, geleistet als Herr Blumenbach.“

Ein solches Zeugniß des gewissenhaften Kant regte mich an, das Blumenbachische Werk wieder vorzunehmen, das ich zwar früher gelesen, aber nicht durchdrungen hatte. Hier fand ich nun meinen Caspar Friedrich Wolf als Mittelglied zwischen Haller und Bonnet auf der einen und Blumenbach auf der andern Seite. Wolf mußte zum Behuf seiner Epigenese ein organisches Element voraussetzen, woraus alsdann die zum organischen Leben bestimmten Wesen sich ernährten. Er gab dieser Materie eine vim essentialem, die sich zu allem fügt was sich selbst hervorbringen wollte und sich dadurch zu dem Range eines Hervorbringenden selbst erhob.

Ausdrücke der Art ließen noch einiges zu wünschen übrig: denn an einer organischen Materie, und wenn sie noch so lebendig gedacht wird, bleibt immer etwas Stoffartiges kleben. Das Wort Kraft bezeichnet zunächst etwas nur Physisches, sogar Mechanisches, und das was sich aus jener Materie organisiren soll bleibt uns ein dunkler unbegreiflicher Punkt. Nun gewann Blumenbach das Höchste und Letzte des Ausdrucks, er anthropomorphosirte das Wort des Räthsels und nannte das wovon die Rede war, einen nisus formativus, einen Trieb, eine heftige Thätigkeit, wodurch die Bildung bewirkt werden sollte.

Betrachten wir das alles genauer, so hätten wir es kürzer, bequemer und vielleicht gründlicher, wenn wir eingestünden daß wir, um das Vorhandene zu betrachten, eine vorhergegangene Thätigkeit zugeben müssen und daß, wenn wir uns eine Thätigkeit denken wollen, wir derselben ein schicklich Element unterlegen, worauf sie wirken konnte, und daß wir zuletzt diese Thätigkeit mit dieser Unterlage als immerfort zusammen bestehend und ewig gleichzeitig vorhanden denken müssen. Dieses Ungeheure personificirt tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preisen wir auf alle Weise aufgefordert sind.

Kehren wir in das Feld der Philosophie zurück und betrachten Evolution und Epigenese nochmals, so scheinen

Und so möcht' ich alle Freunde,
Jung und alt, in Eins versammeln,
Gar zu gern in deutscher Sprache
Paradieses-Worte stammeln.

Doch man horcht nun Dialekten
Wie sich Mensch und Engel kosen,
Der Grammatik, der versteckten,
Declinirend Mohn und Rosen

Mag man ferner auch in Blicken
Sich rhetorisch gern ergehen,
Und zu himmlischem Entzücken
Ohne Klang und Ton erhoben.

Ton und Klang jedoch entwindet
Sich dem Worte selbstverständlich,
Und entschiedener empfindet
Der Verklärte sich unendlich.

Ist somit dem Fünf der Sinne
Vorgesehn im Paradiese,
Sicher ist es, ich gewinne
Einen Sinn für alle diese.

dieß Worte zu ſeyn, mit denen wir uns nur hinhalten. Die Einſchachtelungslehre wird freilich einem Höhergebildeten gar bald widerlich, aber bei der Lehre eines Auf- und Annehmens wird doch immer ein Aufnehmendes und Aufzunehmendes vorausgeſetzt, und wenn wir keine Präformation denken mögen, ſo kommen wir auf eine Prädelineation, Prädetermination, auf ein Präſtabiliren, und wie das alles heißen mag was vorausgehen müßte bis wir etwas gewahr werden könnten.

So viel aber getraue ich mir zu behaupten, daß wenn ein organiſches Weſen in die Erſcheinung hervortritt, Einheit und Freiheit des Bildungstriebes ohne den Begriff der Metamorphoſe nicht zu faſſen ſey.

Zum Schluß ein Schema, um weiteres Nachdenken aufzuregen:

Stoff.
Vermögen.
Kraft.
Gewalt.
Streben.
Trieb.
Form.
} Leben.

Aelteres.

Wenn ein Wissen reif ist, Wissenschaft zu werden, so muß nothwendig eine Krise entstehen: denn es wird die Differenz offenbar zwischen denen, die das Einzelne trennen und getrennt darstellen, und solchen, die das Allgemeine im Auge haben und gern das Besondere an- und einfügen möchten. Wie nun aber die wissenschaftliche, ideelle, umgreifendere Behandlung sich mehr und mehr Freunde, Gönner und Mitarbeiter wirbt, so bleibt auf der höheren Stufe jene Trennung zwar nicht so entschieden, aber doch genugsam merklich.

Diejenigen, welche ich Universalisten nennen möchte, sind überzeugt und stellen sich vor: daß alles überall, obgleich mit unendlichen Abweichungen und Mannichfaltigkeiten, vorhanden und vielleicht auch zu finden sey; die andern, die ich Singularisten benennen will, gestehen den Hauptpunkt im Allgemeinen zu, ja sie beobachten, bestimmen und lehren hiernach; aber immer wollen sie Ausnahmen finden, da wo der ganze Typus nicht ausgesprochen ist, und darin haben sie recht. Ihr Fehler aber ist nur, daß sie die Grundgestalt verkennen, wo sie sich verhüllt, und läugnen,

wenn ſie ſich verbirgt. Da nun beide Vorſtellungsweiſen urſprünglich ſind und ſich einander ewig gegenüberſtehen werden, ohne ſich zu vereinigen oder aufzuheben, ſo hüte man ja ſich vor aller Controvers und ſtelle ſeine Ueberzeugung klar und nackt hin.

So wiederhole ich die meinige: daß man auf dieſen höheren Stufen nicht wiſſen kann, ſondern thun muß; ſo wie an einem Spiele wenig zu wiſſen und alles zu leiſten iſt. Die Natur hat uns das Schachbret gegeben, aus dem wir nicht hinaus wirken können, noch wollen; ſie hat uns die Steine geſchnizt, deren Werth, Bewegung und Vermögen nach und nach bekannt werden; nun iſt es an uns, Züge zu thun, von denen wir uns Gewinn verſprechen; dieß verſucht nun ein jeder auf ſeine Weiſe und läßt ſich nicht gern einreden. Mag das alſo geſchehen, und beobachten wir nur vor allem genau: wie nah oder fern ein jeder von uns ſtehe, und vertragen uns ſodann vorzüglich mit denjenigen, die ſich zu der Seite bekennen, zu der wir uns halten. Ferner bedenke man, daß man immer mit einem unauflöslichen Problem zu thun habe, und erweiſe ſich friſch und treu, alles zu beachten was irgend auf eine Art zur Sprache kommt, am meiſten dasjenige was uns widerſtrebt: denn dadurch wird man am erſten das Problematiſche gewahr, welches zwar in den Gegenſtänden ſelbſt, mehr aber noch in den Menſchen liegt. Ich bin nicht gewiß, ob ich in

dieſem ſo wohl bearbeiteten Felde perſönlich weiter wirke, doch behalte ich mir vor, auf dieſe oder jene Wendung des Studiums, auf dieſe oder jene Schritte der Einzelnen aufmerkſam zu ſeyn und aufmerkſam zu machen.

Allein kann der Menſch nicht wohl beſtehen, daher ſchlägt er ſich gern zu einer Partei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet.

Es gibt wohl zu dieſem oder jenem Geſchäft von Natur unzulängliche Menſchen; Uebereilung und Dünkel jedoch ſind gefährliche Dämonen, die den Fähigſten unzulänglich machen, alle Wirkung zum Stocken bringen, freie Fortſchritte lähmen. Dieß gilt von weltlichen Dingen, beſonders auch von Wiſſenſchaften.

Im Reich der Natur waltet Bewegung und That, im Reiche der Freiheit Anlage und Willen. Bewegung iſt ewig und tritt bei jeder günſtigen Bedingung unwiderſtehlich in die Erſcheinung. Anlagen entwickeln ſich zwar auch naturgemäß, müſſen aber erſt durch den Willen geübt und nach und nach geſteigert werden. Deßwegen iſt man des freiwilligen Willens ſo gewiß nicht als der ſelbſtſtändigen That; dieſe thut ſich ſelbſt, er aber wird gethan: denn er muß, um vollkommen zu werden und zu wirken, ſich im Sittlichen dem Gewiſſen, das nicht irrt, im Kunſtreichen aber der Regel fügen,

die

die nirgends ausgeſprochen iſt. Das Gewiſſen bedarf keines Ahnherrn, mit ihm iſt alles gegeben; es hat nur mit der innern eigenen Welt zu thun. Das Genie bedürfte auch keine Regel, wäre ſich ſelbſt genug, gäbe ſich ſelbſt die Regel; da es aber nach außen wirkt, ſo iſt es vielfach bedingt, durch Stoff und Zeit, und an beiden muß es nothwendig irre werden; deßwegen es mit allem was eine Kunſt iſt, mit dem Regiment, wie mit Gedicht, Statue und Gemählde, durchaus ſo wunderlich und unſicher ausſieht.

Es iſt eine ſchlimme Sache, die doch manchem Beobachter begegnet, mit einer Anſchauung ſogleich eine Folgerung zu verknüpfen und beide für gleichgeltend zu achten.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaften zeigt uns bei allem, was für dieſelben geſchieht, gewiſſe Epochen, die bald ſchneller, bald langſamer auf einander folgen. Eine bedeutende Anſicht, neu oder erneut, wird ausgeſprochen; ſie wird anerkannt, früher oder ſpäter; es finden ſich Mitarbeiter; das Reſultat geht in die Schüler über; es wird gelehrt und fortgepflanzt, und wir bemerken leider, daß es gar nicht darauf ankommt, ob die Anſicht wahr oder falſch ſey; beides macht denſelben Gang, beides wird zuletzt eine Phraſe; beides prägt ſich als todtes Wort dem Gedächtniß ein.

Zur Verewigung des Irrthums tragen die Werke beſonders bei, die encyklopädiſch das Wahre und Falſche des Tages überliefern. Hier kann die Wiſſenſchaft nicht bearbeitet werden; ſondern was man weiß, glaubt, wähnt, wird aufgenommen; deßwegen ſehen ſolche Werke nach funfzig Jahren gar wunderlich aus.

Zuerſt belehre man ſich ſelbſt, dann wird man Belehrung von Andern empfangen.

Theorien ſind gewöhnlich Uebereilungen eines ungeduldigen Verſtandes, der die Phänomene gern los ſeyn möchte und an ihrer Stelle deßwegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einſchiebt. Man ahnet, man ſieht auch wohl, daß es nur ein Behelf iſt; liebt ſich nicht aber Leidenſchaft und Partengeiſt jederzeit Behelfe? Und mit Recht, da ſie ihrer ſo ſehr bedürfen.

Unſere Zuſtände ſchreiben wir bald Gott, bald dem Teufel zu, und fehlen ein= wie das anderemal: in uns ſelbſt liegt das Räthſel, die wir Ausgeburt zweyer Welten ſind. Mit der Farbe geht's eben ſo; bald ſucht man ſie im Lichte, bald draußen im Weltall, und kann ſie gerade da nicht finden, wo ſie zu Hauſe iſt.

Es wird eine Zeit kommen, wo man eine pathologiſche Experimentalphyſik verträgt und alle jene Spiegel=

fechtereyen an's Tageslicht bringt, welche den Verstand hintergehen, sich eine Ueberzeugung erschleichen, und was das Schlimmste daran ist, durchaus jeden praktischen Fortschritt verhindern. Die Phänomene müssen ein= für allemal aus der düstern empirisch=mechanisch=dogmatischen Marterkammer vor die Jury des gemeinen Menschenverstandes gebracht werden.

Daß Newton bei seinen prismatischen Versuchen die Oeffnung so klein als möglich nahm, um eine Linie zum Lichtstrahl bequem zu symbolisiren, hat eine unheilbare Verirrung über die Welt gebracht, an der vielleicht noch Jahrhunderte leiden.

Durch dieses kleine Löchlein ward Malus zu einer abenteuerlichen Theorie getrieben, und wäre Seebeck nicht so umsichtig, so mußte er verhindert werden, den Urgrund dieser Erscheinungen, die entoptischen Figuren und Farben zu entdecken.

Was aber das Allersonderbarste ist: der Mensch, wenn er auch den Grund des Irrthums aufdeckt, wird den Irrthum selbst deßhalb doch nicht los. Mehrere Engländer, besonders Dr. Read, sprechen gegen Newton leidenschaftlich aus: „das prismatische Bild sey keineswegs das Sonnenbild, sondern das Bild der Oeffnung unseres Fensterladens mit Farbensäumen geschmückt; im prismatischen Bilde gebe es kein ursprünglich Grün,

dieſes entſtehe durch das Uebereinandergreifen des Blauen und Gelben, ſo daß ein ſchwarzer Streif eben ſo gut als ein weißer in Farben aufgelöſ't ſcheinen könne, wenn man hier von Auflöſen reden wolle." Genug, alles was wir ſeit vielen Jahren dargethan haben, legt dieſer gute Beobachter gleichfalls vor. Nun aber läßt ihn die fixe Idee einer diverſen Refrangibilität nicht los, doch kehrt er ſie um und iſt wo möglich noch befangener als ſein großer Meiſter. Anſtatt durch dieſe neue Anſicht begeiſtert aus jenem Chryſalidenzuſtande ſich herauszureißen, ſucht er die ſchon erwachſenen und entfalteten Glieder auf's neue in die alten Puppenſchalen unterzubringen.

Das unmittelbare Gewahrwerden der Urphänomene verſetzt uns in eine Art von Angſt, wir fühlen unſere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt erfreuen ſie uns.

Der Magnet iſt ein Urphänomen, das man nur ausſprechen darf, um es erklärt zu haben; dadurch wird es denn auch ein Symbol für alles Uebrige, wofür wir keine Worte noch Namen zu ſuchen brauchen.

Alles Lebendige bildet eine Atmoſphäre um ſich her.

Die außerordentlichen Männer des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts waren ſelbſt Akademien, wie

Humboldt zu unserer Zeit. Als nun das Wissen so ungeheuer überhand nahm, thaten sich Privatleute zusammen, um, was den Einzelnen unmöglich wird, vereinigt zu leisten. Von Ministern, Fürsten und Königen hielten sie sich fern. Wie suchte nicht das französische stille Conventikel die Herrschaft Richelieu's abzulehnen! wie verhinderte der englische Orferder und Londoner Verein den Einfluß der Lieblinge Carls des Zweyten!

Da es aber einmal geschehen war, und die Wissenschaften sich als ein Staatsglied im Staatskörper fühlten, einen Rang bei Processionen und andern Feierlichkeiten erhielten, war bald der höhere Zweck aus den Augen verloren; man stellte seine Person vor, und die Wissenschaften hatten auch Mäntelchen um und Käppchen auf. In meiner Geschichte der Farbenlehre habe ich dergleichen weitläuftig angeführt. Was aber geschrieben steht, es steht deßwegen da, damit es immerfort erfüllt werde.

Die Natur auffassen und sie unmittelbar benutzen, ist wenig Menschen gegeben; zwischen Erkenntniß und Gebrauch erfinden sie sich gern ein Luftgespinnst, das sie sorgfältig ausbilden, und darüber den Gegenstand zugleich mit der Benutzung vergessen.

Eben so begreift man nicht leicht, daß in der großen Natur das geschieht, was auch im kleinsten Zirkel vor-

geht. Dringt es ihnen die Erfahrung auf, so lassen sie sich's zuletzt gefallen. Spreu von geriebenem Bernstein angezogen, steht mit dem ungeheuersten Donnerwetter in Verwandtschaft, ja ist eine und eben dieselbe Erscheinung. Dieses Mikromegische gestehen wir auch in einigen andern Fällen zu, bald aber verläßt uns der reine Naturgeist, und der Dämon der Künsteley bemächtigt sich unser und weiß sich überall geltend zu machen.

Die Natur hat sich so viel Freiheit vorbehalten, daß wir mit Wissen und Wissenschaft ihr nicht durchgängig beikommen, oder sie in die Enge treiben können.

Mit den Irrthümern der Zeit ist schwer sich abzufinden: widerstrebt man ihnen, so steht man allein; läßt man sich davon befangen, so hat man auch weder Ehre noch Freude davon.

Und nun dring' ich aller Orten
Leichter durch die ewigen Kreiſe,
Die durchdrungen ſind vom Worte
Gottes rein-lebendigerweiſe.

Ungehemmt mit heißem Triebe
Läßt ſich da kein Ende finden,
Bis im Anſchaun ewiger Liebe
Wir verſchweben, wir verſchwinden.

Problem und Erwiederung.

Nachstehende fragmentarische Blätter notirte ich stellenweise auf meinen Sommerfahrten im Gefolge manches Gesprächs, einsamen Nachdenkens und zuletzt angeregt durch eines jungen Freundes geistreiche Briefe.

Das hier Angedeutete auszuführen, in Verbindung zu bringen, die hervortretenden Widersprüche zu vergleichen, fehlte es mir darauf an Sammlung, die ein folgerechtes Denken allein möglich macht; ich hielt es daher für räthlich, das Manuscript an den Theilnehmenden abzusenden, ihn zu ersuchen diese paradoxen Sätze als Text, oder sonstigen Anlaß zum eigenen Betrachten anzusehen, und mir einiges darüber zu vermelden, welches ich denn, wie es geschehen, als Zeugniß reiner Sinn- und Geistes-Gemeinschaft hier einrücke.

Weimar, den 17 März 1823.

G.

Probleme.

Natürlich System, ein widersprechender Ausdruck.

Die Natur hat kein System, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum, zu einer nicht erkennbaren Gränze. Naturbetrachtung ist daher endlos, man mag in's Einzelnste theilend verfahren, oder im Ganzen, nach Breite und Höhe die Spur verfolgen.

Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben. Sie führt ins Formlose, zerstört das Wissen, löst es auf. Sie ist gleich der vis centrifuga und würde sich in's Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben: ich meine den Specificationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen dessen was einmal zur Wirklichkeit gekommen. Eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann. Man betrachte das Geschlecht der Eriken.

Da nun aber beide Kräfte zugleich wirken, so müßten wir sie auch bei didaktischer Ueberlieferung zugleich darstellen, welches unmöglich scheint.

Vielleicht retten wir uns nicht aus dieser Verlegenheit als abermals durch ein künstliches Verfahren.

Vergleichung mit den natürlich immer fortschreitenden Tönen und der in die Octaven eingeengten gleichschwebenden Temperatur. Wodurch eine entschieden

durchgreifende höhere Muſik, zum Trutz der Natur, eigentlich erſt möglich wird.

Wir müßten einen künſtlichen Vortrag eintreten laſſen. Eine Symbolik wäre aufzuſtellen! Wer aber ſoll ſie leiſten? Wer das Geleiſtete anerkennen?

Wenn ich dasjenige betrachte, was man in der Botanik genera nennt und ſie, wie ſie aufgeſtellt ſind, gelten laſſe, ſo wollte mir doch immer vorkommen, daß man ein Geſchlecht nicht auf gleiche Art wie das andere behandeln könne. Es gibt Geſchlechter möcht' ich ſagen, welche einen Charakter haben, den ſie in allen ihren Species wieder darſtellen, ſo daß man ihnen auf einem rationellen Wege beikommen kann; ſie verlieren ſich nicht leicht in Varietäten und verdienen daher wohl mit Achtung behandelt zu werden; ich nenne die Gentianen, der umſichtige Botaniker wird deren mehrere zu bezeichnen wiſſen.

Dagegen gibt es charakterloſe Geſchlechter, denen man vielleicht kaum Species zuſchreiben darf, da ſie ſich in gränzenloſe Varietäten verlieren. Behandelt man dieſe mit wiſſenſchaftlichem Ernſt, ſo wird man nie fertig, ja man verwirrt ſich vielmehr an ihnen, da ſie jeder Beſtimmung, jedem Geſetz entſchlüpfen. Dieſe Geſchlechter hab' ich manchmal die Liederlichen zu nennen mich erkühnt und die Roſe mit dieſem Epither zu belegen gewagt, wodurch ihr freilich die Anmuth nicht

verkümmert werden kann; besonders möchte rosa canina sich diesen Vorwurf zuziehen. — —

Der Mensch, wo er bedeutend auftritt, verhält sich gesetzgebend, vorerst im Sittlichen durch Anerkennung der Pflicht, ferner im Religiosen, sich zu einer besondern innern Ueberzeugung von Gott und göttlichen Dingen bekennend, sodann auf derselben analoge bestimmte äußere Ceremonien beschränkend. Im Regiment, es sey friedlich oder kriegerisch, geschieht das Gleiche: Handlung und That sind nur von Bedeutung, wenn er sie sich selbst und andern vorschrieb: in Künsten ist es dasselbe: wie der Menschengeist sich die Musik unterwarf sagt Vorstehendes; wie er auf die bildende Kunst in den höchsten Epochen, durch die größten Talente wirkend, seinen Einfluß bethätigte, ist zu unserer Zeit ein offenbares Geheimniß. In der Wissenschaft deuten die unzähligen Versuche zu systematisiren, zu schematisiren dahin. Unsere ganze Aufmerksamkeit muß aber darauf gerichtet seyn, der Natur ihr Verfahren abzulauschen, damit wir sie durch zwängende Vorschriften nicht widerspenstig machen, aber uns dagegen auch durch ihre Willkür nicht vom Zweck entfernen lassen.

Erwiederung.

„Vorstehende Blätter erneuern, zunächst in Beziehung auf Botanik, eine alte ernste Frage, die unter verschiedenen Gestalten bei jeder Forschung uns in den Weg tritt. Denn in ihrem tiefern Grunde ist es gewiß dieselbe Frage, die den Mathematiker ängstigt, wenn er den Kreis zu berechnen; den Philosophen, wenn er die sittliche Freiheit vor der Nothwendigkeit zu retten; den Naturforscher, wenn er die lebendige Welt, die ihn umfluthet, zu befestigen, so sich gedrungen wie gehindert fühlt. Das Princip verständiger Ordnung, das wir in uns tragen, das wir als Siegel unsrer Macht auf alles prägen möchten, was uns berührt, widerstrebt der Natur. Und um die Verwirrung auf's höchste zu steigern, fühlen wir uns zugleich nicht nur genöthigt, uns als Glieder der Natur zu bekennen, sondern auch berechtigt, eine stete Regel in ihrer scheinbaren Willkür vorauszusetzen. So ist denn auch natürliches System ein widersprechender Ausdruck; allein das Bestreben, diesen Widerspruch zu lösen, ist ein Naturtrieb, den selbst die anerkannte Unmöglichkeit ihn zu befriedigen, nicht auslöschen würde."

„Wir wollen nicht fragen, ob es einen Standpunkt geben müsse, von welchem aus, wenn er uns zugänglich wäre, Natur und System als Bild und Gegenbild einander entsprechend erscheinen würden. Wir wollen nicht untersuchen, ob dieser Standpunkt, wenn er exis-

stirt, dem Menschen durchaus unerreichbar sey. Erreicht ist er noch nicht, das ist gewiß; was immer die Naturforscher, namentlich die Botaniker in ihrem Bezirk versucht haben, den angedeuteten Widerspruch zu lösen, bald waren es mehr oder minder die Natur beengende Systeme, bald mehr oder minder die Wissenschaft mystificirende Naturverkündigungen."

„Linne's Leistungen sind früher in diesen Heften (zur Morphologie) auch wohl an andern Orten, treffend gewürdigt. Seine Zeit liegt schon weiter zurück, die Botanik hat seitdem vielleicht den größten Umschwung erfahren, dessen sie fähig war, beides erleichtert die richtige Schätzung Linneischer Botanik und ihrer Bedeutsamkeit für Naturwissenschaft überhaupt."

„Neuer unter uns ist die Idee der Metamorphose, sie beherrscht noch mit der Gewalt des ersten Eindrucks die Gemüther, deren sie sich bemächtigte; weit schwerer, wenn nicht unmöglich, ist daher schon jetzt vorauszusehen, wohin sie die Wissenschaft führen werde. An Zeichen fehlt es indessen nicht, welche befürchten lassen, daß man auch ihr, wie früher dem Sexualsystem, eine Zeit lang unbedingt huldigen, und zu einem Aeußersten fortschreiten werde, von dem abermals nur der reine Gegensatz in's Gleichgewicht zurückrufen kann."

„Die Idee der Metamorphose ist eine höchst ehrwürdige, aber zugleich höchst gefährliche Gabe von oben. Sie führt in's

Formlose, zerstört das Wissen, löst es auf. Sie ist gleich einer vis centrifuga, und würde sich in's Unendliche verlieren, wäre ihr nicht ein Gegengewicht zugegeben. — So warnt uns Goethe selbst, nachdem er die erstarrte Wissenschaft durch den Götterfunken jener Idee neu belebt, vor den Gefahren, welche diese Gabe mit sich führt. So erkannte einst Linné, nachdem er das Chaos, das er vorfand, geordnet, zuerst die wahre Bedeutung seines Systems, und warnte seine Schüler, wiewohl vergeblich vor dessen Mißbrauch."

„Das unerläßliche Gegengewicht wird nun näher bezeichnet. Es ist der Specificationstrieb, das zähe Beharrlichkeitsvermögen dessen, was einmal zur Wirklichkeit gekommen; eine vis centripeta, welcher in ihrem tiefsten Grunde keine Aeußerlichkeit etwas anhaben kann."

„Wir begegnen hier einem zweiten Widerspruch, der dem ersten völlig analog ist, doch so, daß beide in umgekehrtem Verhältniß zu einander stehen. In der Forderung eines natürlichen Systems scheint der menschliche Verstand seine Gränzen zu überschreiten, ohne doch die Forderung selbst aufgeben zu können. Ein Beharrlichkeitsvermögen in der Natur scheint den Strom des Lebens hemmen zu wollen; und doch ist in ihr etwas Beharrliches, der unbefangene Beobachter muß es anerkennen. Als auffallendere Beispiele dafür in der Pflanzen-

welt möchte ich am liebſten ſolche Pflanzen nennen, die man ihrer reinen Eigenthümlichkeit wegen mit andern nicht einmal in eine Gattung, oft kaum in eine Familie vereinigen kann. Dahin gehören Aphyteia Hydnora, Buxbaumia aphylla, Isoëtes lacustris, Schmidtia utriculosa, Aphyllanthes monspeliensis, Coris monspeliensis, Hippuris vulgaris, Adoxa Moschatellina, Tamarindus indica, Schizandra coccinea, Xanthorrhiza apiifolia, und ſehr viele andere."

„Verfolgen wir aber dieſe Analogie beider an ſich ſelbſt wie es ſcheint unauflöslichen Widerſprüche, ſo überraſcht uns wohl die Hoffnung, daß vielleicht gegenſeitig der eine im andern ſeine Löſung finde."

„Der Menſch, wo er bedeutend auftritt, verhält ſich geſetzgebend. — Allein er mag nicht immer herrſchen, oft zieht er vor in Liebe ſich hinzugeben und von geheimer Neigung beherrſchen zu laſſen. Indem er ſo der Natur ſich zuwendet, entſteht ein höchſt glückliches Verhältniß: das gegenſeitige Widerſtreben hört auf; ſie läßt ihr tiefſtes Geheimniß ahnend durchſchauen, und ihm iſt das erweiterte Leben Erſatz für das Opfer nie zu befriedigender Anſprüche."

„Die Natur dagegen hat kein Syſtem, ſie hat, ſie iſt Leben und Folge aus einem unbekannten Centrum zu einer nicht erkennbaren Gränze. — Allein was ſie im Ganzen verſagt, geſtattet ſie deſto williger im Einzelnen. Jedes beſon-

dere Naturwesen beschreibt, außer dem großen Kreislauf alles Lebens, an dem es Theil hat, noch eine engere ihm eigenthümliche Bahn, und das Charakteristische derselben, welches sich aller Abweichungen ungeachtet in einem Umlaufe wie in dem andern durch die fortgesetzte Reihe der Geschlechter ausspricht, dieß beharrlich Wiederkehrende im Wechsel der Erscheinungen, bezeichnet die Art. Aus innigster Ueberzeugung behaupte ich fest: gleicher Art ist, was gleiches Stammes ist. Es ist unmöglich, daß eine Art aus der andern hervorgehe; denn nichts unterbricht den Zusammenhang des nach einander Folgenden in der Natur, gesondert besteht allein das ursprünglich neben einander Gestellte; und dieß ist es, von dem unser Text sagt, daß man ihm auf rationellem Wege beikommen könne. Was von den Abweichungen zu halten sey, die in einzelnen oder auch mehrern Umläufen des Lebens vorkommen, und die man Varietäten, Abarten nennt, wollen wir unten näher beleuchten. Wer aber sie für Arten nimmt, darf das Schwankende des ihnen willkürlich zugeschriebenen Charakters nicht der Natur beimessen, oder gar daraus auf ein Schwanken der Arten überhaupt schließen. Auch dem Einwurf ist zu begegnen, daß zuweilen, wenn auch selten, ganz dieselben Formen in den entlegensten durch Meere, Wüsten und Schneegebirge geschiedenen Ländern sich wiederholen. Die Annahme einer gemeinsamen Abstammung wäre hier in der That gezwungen,

könnte man nicht von dem ersten Thierpaar, von der ersten Mutterpflanze jeder Art noch einen Schritt weiter hinabsteigen bis zum specifischen Entstehungsgrunde derselben im Schoße der alles erzeugenden Erde. Dieser bald ängstlich vermiedene, bald besinnungslos gethane Schritt rechtfertigt nicht nur obigen Begriff der Art, sondern macht ihn allererst nicht bloß auf Thiere und Pflanzen, nein auf jedes Naturwesen ohne Ausnahme anwendbar. Doch hier ist nicht der Ort, diesen weitläuftigen Gegenstand zu erschöpfen."

„Will nun der Botaniker sich als Gesetzgeber geltend machen, so wendet er sich mit Recht an die Arten der Pflanzen, bestimmt und ordnet sie so gut er kann in irgend ein Fachwerk. Allein er thut Unrecht, sobald er mit gleicher Schärfe den Kreis der Metamorphose theilt, die lebendige Pflanze terminologisch zerstückelt. Will er sich der Natur in Liebe ergeben, so mag die Idee der Metamorphose ihn sicher leiten, so lange sie ihn nicht verführt Arten in Arten hinüber zu ziehen, das wahrhaft Gesonderte mystisch zu verlösen. Von einem System des Organismus, von einer Metamorphose der Arten, von beiden kann nur symbolisch die Rede seyn. Es ist ein gefährlicher Irrthum, ist Götzendienst des Verstandes oder der Natur, das Symbol mit der Sache selbst zu verwechseln, die es bedeutet."

„Hüten wir uns aber vor diesem Mißbrauch, so macht eine Symbolik vielleicht das Unmögliche möglich,

und

Siebenſchläfer.

Sechs Begünſtigte des Hofes
Fliehen vor des Kaiſers Grimme,
Der als Gott ſich läßt verehren,
Doch als Gott ſich nicht bewähret:
Denn ihn hindert eine Fliege
Guter Biſſen ſich zu freuen.
Seine Diener ſcheuchen wedelnd,
Nicht verjagen ſie die Fliege.
Sie umſchwärmt ihn, ſticht und irret
Und verwirrt die ganze Tafel,
Kehret wieder wie des hämiſchen
Fliegengottes Abgeſandter.

Nun — ſo ſagen ſich die Knaben —
Sollt' ein Flieglein Gott verhindern?
Sollt' ein Gott auch trinken, ſpeiſen,
Wie wir andern? Nein, der Eine,
Der die Sonn' erſchuf, den Mond auch,
Und der Sterne Gluth uns wölbte,
Dieſer iſt's, wir fliehn! — Die zarten
Leicht beſchuht bepußten Knaben
Nimmt ein Schäfer auf, verbirgt ſie
Und ſich ſelbſt in Felſenhöhle.

und ſetzt uns in den Stand, das Zugleichwirken der beiden Kräfte, die unſer Text bezeichnet, auch bei didaktiſcher Ueberlieferung zugleich darſtellen zu können. Wie es mit dieſer Symbolik gemeint ſey, erläutert die überaus glückliche Vergleichung der Botanik mit der Muſik. Wir können aber dieſe Vergleichung noch etwas weiter ausdehnen, um noch mehr Licht in den Focus zu ſammeln.“

„Auf's genaueſte ſind die neben einander liegenden Töne nach ihren Intervallen beſtimmt; nie wird man von den bekannten vierundzwanzig Tonarten eine ausſchließen, oder zu ihnen eine neue hinzuthun können, und mit mathematiſcher Strenge beherrſcht der Generalbaß die Harmonie. Um ſo freier bewegt ſich die Melodie, das eigentliche Leben der Töne; Tact und Tempo ſtreben umſonſt ſie zu feſſeln. Beide in der Tonwiſſenſchaft (die von Melodie eigentlich gar nichts weiß) unmittelbar zu vereinigen, wäre wenigſtens eben ſo ſchwer, wo nicht unmöglich, als in der Botanik eine unmittelbare Vereinigung des Syſtems mit der Idee der Metamorphoſe. Aber die wahre Vermittlerin iſt die Kunſt. Die Kunſt der Töne, die höhere Muſik ertrotzt von der Natur die Geregeltheit, erſchmeichelt das Fließende von der Theorie.“

„Wenn es nun ferner heißt: wir müßten einen künſtlichen Vortrag eintreten laſſen; eine Symbolik wäre aufzuſtellen; ſo iſt hier offen-

bar das Wort Kunſt in einem höheren Sinne genommen, als die Botaniker ihm beizulegen gewohnt ſind, wenn ſie von künſtlichen, das heißt logiſchen Syſtemen reden. Die Wiſſenſchaft, da ſie nun einmal nicht ganz zur Kunſt ſich veredeln kann, ſoll wenigſtens dieſer ſo weit als möglich durch eine Symbolik ſich nähern."

„Es ſey mir vergönnt, hier an eine Stelle aus der Farbenlehre zu erinnern, welche den Grundgedanken vorſtehender Fragmente vielleicht beſſer erläutert als alles, was eine fremde Hand darüber beibringen kann. In den Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten leſen wir folgendermaßen: "„da im Wiſſen ſowohl als in der Reflexion kein Ganzes zuſammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieſer das Aeußere fehlt, ſo müſſen wir uns die Wiſſenſchaft nothwendig als Kunſt denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir dieſe nicht im Allgemeinen im Ueberſchwänglichen zu ſuchen, ſondern wie die Kunſt ſich immer ganz in jedem einzelnen Kunſtwerk darſtellt, ſo ſollte die Wiſſenſchaft ſich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweiſen."„

"„Um aber einer ſolchen Forderung ſich zu nähern, müßte man keine der menſchlichen Kräfte bei wiſſenſchaftlicher Thätigkeit ausſchließen. Die Abgründe der Ahnung, ein ſicheres Anſchauen der Gegenwart, mathematiſche Tiefe, phyſiſche Genauigkeit, Höhe der Ver-

nunft, Schärfe des Verſtandes, bewegliche ſehnſuchtsvolle Phantaſie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblickes, wodurch ganz allein ein Kunſtwerk, von welchem Gehalt es auch ſey, entſtehen kann.“„

„Wie aber wäre eine künſtliche Behandlung der Botanik in dieſem Sinne möglich, als nur durch Symbolik? Sie allein vermittelt das Widerſtrebende, ohne Eins im Andern zu vernichten, oder alles in charakterloſe Allgemeinheit zu verſtößen.“

„Zuvörderſt möchte es darauf ankommen, ſowohl die Arten in ihrer Beſonderheit und Standhaftigkeit, als auch das Leben in ſeiner Alleinheit und Beweglichkeit, unwiderruflich anzuerkennen. Sodann, aber nicht ohne dieſe Bedingung, wäre ein Pflanzenſyſtem nach dem Typus der Metamorphoſe, eine Geſchichte des Pflanzenlebens nach dem Typus des Syſtems zu verſuchen. Beide dienten einander zu ſymboliſcher Bezeichnung deſſen, was der Verſtand in die Natur nicht hineintragen, was die Natur dem Verſtande nicht enthüllen kann. Auch müßten beide im genaueſten Gleichgewicht auftreten, äußerlich zwar geſchieden, doch innen von demſelben Geiſte ſo ganz durchdrungen, daß jedes im andern ſeinen Grundſtein wie Schlußſtein fände.“

„Als Schema ſolcher ſymboliſcher Naturwiſſenſchaft der Pflanzenwelt bietet ſich die Ellipſe dar. Die Me-

tamorphoſe des Lebens und die Beharrlichkeit der Arten wären ihre Brennpunkte. Ruhend gedacht möchten die Radien, welche von dem einen Brennpunkte bis zum Umfang hinausträten, das Syſtem der Pflanzen andeuten, welches, ausgehend vom Centrum der einfachſten infuſoriellen Pflanzenform, ringsum, doch nicht gleichweit nach allen Seiten, hinaustritt. Als Bahn einer geregelten Bewegung gedacht, möchte ſie das Leben der Urpflanze bezeichnen, den Umfang, der alle wirklichen und möglichen Radien einſchließt. Im einen Falle wäre dieſes, im andern jenes Centrum das urſprünglich beſtimmende, welchem aber, damit ſich der Kreis zur Ellipſe erweitere, das gegenüberſtehende ſymboliſch vermittelnde Centrum niemals fehlen dürfte."

„So viel zur Andeutung der geforderten Symbolik. Wer aber ſoll ſie leiſten? Wer das Geleiſtete anerkennen? Die zweyte Frage möchte immerhin unbeantwortet bleiben, wüßten wir nur für die erſte Rath. Allein wie die Botanik heutiges Tages daſteht, wird morgen oder übermorgen noch keiner die Aufgabe löſen. Es fehlt ihr noch das innere Gleichgewicht. Die Metamorphoſe iſt im Verhältniß zur Kenntniß der Arten noch viel zu wenig bearbeitet, als daß ein ihr entſprechendes Syſtem ſchon jetzt gelingen könnte. Möchte man ſich daher der voreiligen Verſuche, ein Pflanzenſyſtem gleichſam zu errathen, lieber ganz enthalten und ſich überzeugen, daß ein

ſymboliſch natürliches Pflanzenſyſtem von ſelbſt nach und nach hervortreten werde, in dem Maße, in welchem unſre Erkenntniß der pflanzlichen Entwicklung und Umbildung unſerer weit vorausgeeilten Kenntniß der beſondern Pflanzenformen wiederum nachkommt. Goethe ſelbſt hat das Gemählde des Pflanzenlebens mit wenigen kräftigen Zügen entworfen, und wie viel iſt damit auch für das Syſtem bereits gewonnen? An uns iſt es nun, das Gemählde weiter auszuführen, wenn wir jemals zu einem ausgeführteren ſymboliſch natürlichen Syſtem gelangen wollen."

„Um nur Einiges hervorzuheben, wie wenig unterſucht iſt noch immer das Verhältniß der Wurzel zum Stengel und beider zu dem was ſie vermittelt. Nicht minder das Verhältniß des Blatts zum Internodium und beider zum vermittelnden Knoten. Ferner der Bau und die Bedeutung des Knotens an ſich und ſeiner Umbildung einerſeits in die Collectivknoten der Knoſpen, Zwiebeln u. ſ. w., andrerſeits in die Halbknoten der vereinzelten Blätter dikotyledoniſcher Pflanzen, bei denen urſprünglich je zwey Blätter zu einem Vollknoten gehören. Ferner das Verhältniß der Ramification des Stengels zur Inflorescenz, welche die Natur durch den merkwürdigen Gegenſatz der anthesis basiflora und centriflora aus einander hält, und damit den wahren Culminationspunkt jedes einzelnen Umlaufes der Metamorphoſe bezeichnet. So-

dann die Bedeutung der Normalzahlen der Theile in aufsteigender Folge der Organe. Bei den Blättern die Bedeutung der sogenannten Afterblätter, stipulae, welche so wichtig sind, daß sie oft sicherer als Frucht oder Blumen die Verwandtschaft der Pflanzen bezeichnen. Bei'm Stengel das Aufrechtestehen oder Niederliegen, die Windung nach der rechten oder linken Seite. Doch ich breche ab, da ich vergeblich das Ende suchen würde."

„Wer soll das alles leisten? zumal wenn man sich einbildet, es sey auf dieser Seite schon genug geschehen. Wenn ich aber die Schriften eines Jussieu, eines Robert Brown studire, und mit Bewunderung erkenne, wie diese Männer, ihrem Genius vertrauend, wenigstens hie und da so gearbeitet haben, als ob alles was wir noch vermissen, längst fertig ihnen zu Gebot gestanden hätte: so glaube ich auch in der Botanik an die Möglichkeit einer kunstmäßigen Behandlung, und enthalte mich nicht, einen einzigen ihrer tiefen und sichern Blicke in die Verwandtschaften der Pflanzen höher zu achten, als all jene bei uns aufwuchernden Systeme. Mögen wir doch der Hoffnung leben, daß in der verjüngten Wissenschaft auch unter uns Männer aufstehen werden, die mit jenen sich vergleichen, oder sie gar übertreffen werden. Sie als Vorbilder zu verschmähen, weil sie Ausländer sind, wird man uns nie überreden."

„Schlüßlich noch ein paar Worte über die beiden Sätze der Fragmente, die von charakteriſtiſchen und charakterloſen Pflanzengattungen handeln. Je leichter jene ſich fügen, deſto ſchwerer iſt mit dieſen fertig zu werden. Wer ſie aber mit Ernſt und anhaltendem Eifer beobachtet, und des angebornen durch Uebung ausgebildeten Tactes nicht ganz ermangelt, der wird ſicherlich, weit entfernt an ihnen ſich zu verwirren, die wahrhaften Arten und deren Charakter aus aller Mannichfaltigkeit der Formen gar bald herausfinden. Wer iſt je in Verſuchung gerathen, eine Rosa canina, welche Form, Farbe und Bekleidung ſie auch angenommen habe, mit einer Rosa cinnamomea, arvensis, alpina, rubiginosa zu verwechſeln? Dagegen die Uebergänge der Rosa canina in die ſogenannte Rosa glaucescens, dumetorum, collina, aciphylla und zahlloſe andere, die man zu voreilig zu Arten hat erheben wollen, täglich vorkommen, ja wohl gar aus einer und derſelben Wurzel auf jüngern oder ältern, beſchnittenen oder unbeſchnittenen Stämmen ſich zeigen. Sollte aber wirklich in irgend einer formenreichen Gattung durchaus keine Gränze, welche die Natur ſelbſt achtet, zu finden ſeyn, was hindert uns dann, ſie als eine einzige Art, alle ihre Formen als eben ſo viele Abarten zu behandeln? So lange der Beweis fehlt, der ſchwerlich je zu führen, daß überhaupt in der Natur keine Art beſtehe, ſondern daß jede, auch die entfernteſte Form durch Mittelglieder

aus der andern hervorgehen könne: ſo lange muß man uns jenes Verfahren ſchon gelten laſſen."

„Damit ſoll aber keineswegs das Studium der Varietäten als überflüſſig oder gar verderblich abgelehnt werden. Man mache nur nicht mehr und nicht weniger aus ihnen, als Natur und Wiſſenſchaft fordern. Dann iſt nichts leichter, als ihnen den rechten Platz anzuweiſen; zugleich nichts nothwendiger, um das Gebäude der Wiſſenſchaft zu vollenden."

„Die Mannichfaltigkeit der Arten fand ihren Gegenſatz in der Einheit des Lebens. Gleichwie nun das Leben, abweichend von der mittlern Norm der Geſundheit, doch ſtets ſeiner alten Regel treu, in Krankheit ausartet, ſo ſchweift jede Art, abweichend von der mittlern Norm des Gewohnten, doch ſtets ihrem Charakter treu, in mehr oder weniger Varietäten hinüber. Und wie das Syſtem der Arten und die Metamorphoſe des Lebens ſich gegenſeitig zu ſymboliſcher Erläuterung dienen, ſo werden wir die vegetative Krankheit nicht eher verſtehen lernen, bis wir die Varietäten ihr gegenüber geſtellt, dieſe nicht eher zu ordnen wiſſen, bis wir das Weſen jener klarer durchſchaut haben. Die Wiſſenſchaft kann auch hier einer vermittelnden Symbolik nicht entbehren; in der Natur ſelbſt verſchlingen ſich krankhafte Mißbildung und geſunde Abart eben ſo unauflöslich in einander, wie beim normalen Zuſtande der Formen und des Lebens die Formen lebendig ſich an einan-

der reihen, das Leben ſeine höhern Pulſe in den Formen zu erkennen gibt.“

„Auch dieſe Anſicht fügt ſich bequem in das obige Schema. Die unendliche Mannichfaltigkeit der Varietäten verhält ſich zu der beſtimmten wiewohl unbekannten Zahl der wirklich vorhandenen Arten, wie ſich die Radien, mittelſt deren der Mathematiker den Kreis in Grade theilt, zu der Unendlichkeit denkbarer Radien verhält. Und die eine abſolute Geſundheit, die wir vorauszuſetzen genöthigt ſind, verhält ſich zu den Krankheiten, ſowohl einer beſchleunigten als verzögerten Metamorphoſe, ſo wie ſich irgend ein geſetzter Umkreis in beſtimmtem Abſtande von ſeiner Mitte zu der Unendlichkeit der Kreiſe verhält, die enger oder weiter um jeden Punkt gedacht werden können.“

„Zu dem letzten Satze der Fragmente noch etwas hinzuzufügen ſcheint überflüſſig. Muß ich doch befürchten, daß ich ohnehin ſchon zu viel geſagt, die klaren Gedanken des Textes durch die Menge der Worte vielleicht abſichtslos getrübt habe. Doch wie konnte ich ſo ſchmeichelhafter Aufforderung widerſtehen? Mag nun der Meiſter den Schüler belehren, oder nach alter Sitte ihn vertreten.“

Ernſt Meyer.

Bedeutende Förderniß
durch
ein einziges geiſtreiches Wort.

Herr Dr. Heinroth in ſeiner Anthropologie, einem Werke zu dem wir mehrmals zurückkommen werden, ſpricht von meinem Weſen und Wirken günſtig, ja er bezeichnet meine Verfahrungsart als eine eigenthümliche: daß nämlich mein Denkvermögen gegenſtändlich thätig ſey, womit er ausſprechen will: daß mein Denken ſich von den Gegenſtänden nicht ſondere; daß die Elemente der Gegenſtände, die Anſchauungen in daſſelbe eingehen und von ihm auf das innigſte durchdrungen werden; daß mein Anſchauen ſelbſt ein Denken, mein Denken ein Anſchauen ſey; welchem Verfahren genannter Freund ſeinen Beifall nicht verſagen will.

Zu was für Betrachtungen jenes einzige Wort, begleitet von ſolcher Billigung, mich angeregt, mögen folgende wenige Blätter ausſprechen, die ich dem theilnehmenden Leſer empfehle, wenn er vorher, Seite 389 ge-

Schäferhund er will nicht weichen,
Weggescheucht, den Fuß zerschmettert,
Drängt er sich an seinen Herren,
Und gesellt sich zum Verborgnen,
Zu den Lieblingen des Schlafes.

Und der Fürst, dem sie entflohen,
Liebentrüstet, sinnt auf Strafen,
Weiset ab so Schwert als Feuer,
In die Höhle sie mit Ziegeln
Und mit Kalk sie läßt vermauern.

Aber jene schlafen immer,
Und der Engel, ihr Beschützer,
Sagt vor Gottes Thron berichtend:
So zur Rechten, so zur Linken
Hab' ich immer sie gewendet,
Daß die schönen jungen Glieder
Nicht des Moders Qualm verletze.
Spalten riß ich in die Felsen
Daß die Sonne steigend, sinkend,
Junge Wangen frisch erneute:
Und so liegen sie beseligt. —
Auch, auf heilen Vorderpfoten,
Schläft das Hündlein süßen Schlummer.

Jahre fliehen, Jahre kommen,
Wachen endlich auf die Knaben,
Und die Mauer, die vermorschte,
Altershalben ist gefallen.
Und Jamblika sagt, der Schöne

nannten Baches, mit dem Ausführlichern ſich bekannt gemacht hat.

In dem gegenwärtigen, wie in den frühern Heften (zur Morphologie), habe ich die Abſicht verfolgt: auszuſprechen, wie ich die Natur anſchaue, zugleich aber gewiſſermaßen mich ſelbſt, mein Inneres, meine Art zu ſeyn, inſofern es möglich wäre, zu offenbaren. Hiezu wird beſonders ein älterer Aufſatz: der Verſuch als Vermittler zwiſchen Subject und Object, dienlich gefunden werden.

Hiebei bekenn' ich, daß mir von jeher die große und ſo bedeutend klingende Aufgabe: erkenne dich ſelbſt, immer verdächtig vorkam, als eine Liſt geheim verbündeter Prieſter, die den Menſchen durch unerreichbare Forderungen verwirren und von der Thätigkeit gegen die Außenwelt zu einer innern falſchen Beſchaulichkeit verleiten wollten. Der Menſch kennt nur ſich ſelbſt, in ſofern er die Welt kennt, die er nur in ſich und ſich nur in ihr gewahr wird. Jeder neue Gegenſtand, wohl beſchaut, ſchließt ein neues Organ in uns auf.

Am aller förderſamſten aber ſind unſere Nebenmenſchen, welche den Vortheil haben, uns mit der Welt aus ihrem Standpunkt zu vergleichen und daher nähere Kenntniß von uns zu erlangen, als wir ſelbſt gewinnen mögen.

Ich habe daher in reiferen Jahren große Aufmerkſam-

keit gehegt, in wiefern andere mich wohl erkennen möchten, damit ich in und an ihnen, wie an so viel Spiegeln, über mich ſelbſt und über mein Inneres deutlicher werden könnte.

Widerſacher kommen nicht in Betracht, denn mein Daſeyn iſt ihnen verhaßt, ſie verwerfen die Zwecke, nach welchen mein Thun gerichtet iſt, und die Mittel dazu achten ſie für eben ſo viel falſches Beſtreben. Ich weiſe ſie daher ab und ignorire ſie, denn ſie können mich nicht fördern, und das iſt's, worauf im Leben alles ankommt; von Freunden aber laſſ' ich mich eben ſo gern bedingen als in's Unendliche hinweiſen, ſtets merk' ich auf ſie mit reinem Zutrauen zu wahrhafter Erbauung.

Was nun von meinem gegenſtändlichen Denken geſagt iſt, mag ich wohl auch ebenmäßig auf eine gegenſtändliche Dichtung beziehen. Mir drückten ſich gewiſſe große Motive, Legenden, uralt geſchichtlich Ueberliefertes ſo tief in den Sinn, daß ich ſie vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirkſam im Innern erhielt; mir ſchien der ſchönſte Beſitz ſolche werthe Bilder oft in der Einbildungskraft erneut zu ſehen, da ſie ſich denn zwar immer umgeſtalteten, doch ohne ſich zu verändern einer reineren Form, einer entſchiednern Darſtellung entgegen reiften. Ich will hievon nur die Braut von Corinth, den Gott und die Bajadere, den Grafen und die Zwerge, den Sänger und die Kinder, und zuletzt noch den baldigſt mitzutheilenden Paria nennen.

Aus Obigem erklärt ſich auch meine Neigung zu Gelegenheitsgedichten, wozu jedes Beſondere irgend eines Zuſtandes mich unwiderſtehlich aufregte. Und ſo bemerkt man denn auch an meinen Liedern, daß jedem etwas Eigenes zum Grunde liegt, daß ein gewiſſer Kern einer mehr oder weniger bedeutenden Frucht einwohne; deßwegen ſie auch mehrere Jahre nicht geſungen wurden, beſonders die von entſchiedenem Charakter, weil ſie an den Vortragenden die Anforderung machen, er ſolle ſich aus ſeinem allgemein gleichgültigen Zuſtande in eine beſondere, fremde Anſchauung und Stimmung verſetzen, die Worte deutlich articuliren, damit man auch wiſſe wovon die Rede ſey. Strophen ſehnſüchtigen Inhalts dagegen fanden eher Gnade, und ſie ſind auch mit andern deutſchen Erzeugniſſen ihrer Art in einigen Umlauf gekommen.

An eben dieſe Betrachtung ſchließt ſich die vieljährige Richtung meines Geiſtes gegen die franzöſiſche Revolution unmittelbar an, und es erklärt ſich die gränzenloſe Bemühung dieſes ſchrecklichſte aller Ereigniſſe in ſeinen Urſachen und Folgen dichteriſch zu gewältigen. Schau' ich in die vielen Jahre zurück, ſo ſeh' ich klar wie die Anhänglichkeit an dieſen unüberſehlichen Gegenſtand ſo lange Zeit her mein poetiſches Vermögen faſt unnützerweiſe aufgezehrt; und doch hat jener Eindruck ſo tief bei mir gewurzelt, daß ich nicht läugnen kann, wie ich noch immer an die Fortſetzung der natürlichen Tochter denke, dieſes

wunderbare Erzeugniß in Gedanken ausbilde, ohne den Muth mich im Einzelnen der Ausführung zu widmen.

Wend' ich mich nun zu dem gegenständlichen Denken, das man mir zugesteht, so find' ich, daß ich eben daſſelbe Verfahren auch bei naturhiſtoriſchen Gegenſtänden zu beobachten genöthigt war. Welche Reihe von Anſchauung und Nachdenken verfolgt' ich nicht, bis die Idee der Pflanzenmetamorphoſe in mir aufging! wie ſolches meine Italiäniſche Reiſe den Freunden vertraute.

Eben ſo war es mit dem Begriff, daß der Schädel aus Wirbelknochen beſtehe. Die drey hinterſten erkannt' ich bald, aber erſt im Jahre 1791 als ich, aus dem Sande des dünenhaften Judenkirchhofs von Venedig, einen zerſchlagenen Schöpſenkopf aufhob, gewahrt' ich augenblicklich, daß die Geſichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten ſeyen, indem ich den Uebergang vom erſten Flügelbeine zum Siebbeine und den Muſcheln ganz deutlich vor Augen ſah; da hatt' ich denn das Ganze im Allgemeinſten beiſammen. So viel möge dießmal das früher Geleiſtete aufzuklären hinreichen. Wie aber jener Ausdruck des wohlwollenden, einſichtigen Mannes mich auch in der Gegenwart fördert, davon noch kurze vorläufige Worte.

Schon einige Jahre ſuch' ich meine geognoſtiſchen Studien zu revidiren, beſonders in der Rückſicht, in wiefern ich ſie und die daraus gewonnene Ueberzeugung

der neuen, ſich überall verbreitenden Feuerlehre nur einigermaßen annähern konnte, welches mir bisher unmöglich fallen wollte. Nun aber, durch das Wort gegenſtändlich ward ich auf einmal aufgeklärt, indem ich deutlich vor Augen ſah, daß alle Gegenſtände, die ich ſeit funfzig Jahren betrachtet und unterſucht hatte, gerade die Vorſtellung und Ueberzeugung in mir erregen mußten, von denen ich jetzt nicht ablaſſen kann. Zwar vermag ich für kurze Zeit mich auf jenen Standpunkt zu verſetzen, aber ich muß doch immer, wenn es mir einigermaßen behaglich werden ſoll, zu meiner alten Denkweiſe wieder zurückkehren.

Aufgeregt nun durch eben dieſe Betrachtungen fuhr ich fort, mich zu prüfen und fand daß mein ganzes Verfahren auf dem Ableiten beruhe; ich raſte nicht bis ich einen prägnanten Punkt finde, von dem ſich vieles ableiten läßt, oder vielmehr der vieles freiwillig aus ſich hervorbringt und mir entgegen trägt, da ich denn im Bemühen und Empfangen vorſichtig und treu zu Werke gehe. Findet ſich in der Erfahrung irgend eine Erſcheinung, die ich nicht abzuleiten weiß, ſo laſſ ich ſie als Problem liegen, und ich habe dieſe Verfahrungsart in einem langen Leben ſehr vortheilhaft gefunden: denn wenn ich auch die Herkunft und Verknüpfung irgend eines Phänomens lange nicht enträthſeln konnte, ſondern es bei Seite laſſen mußte, ſo fand ſich nach Jahren auf einmal alles aufgeklärt in dem

ſchönſten Zuſammenhange. Ich werde mir daher die Freiheit nehmen, meine bisherigen Erfahrungen und Bemerkungen, und die daraus entſpringende Sinnesweiſe fernerhin in dieſen Blättern geſchichtlich darzulegen; wenigſtens iſt dabei ein charakteriſtiſches Glaubensbekenntniß zu erzwecken, Gegnern zur Einſicht, Gleichdenkenden zur Förderniß, der Nachwelt zur Kenntniß, und, wenn es glückt, zu einiger Ausgleichung.

Ueber

Ueber
die Anforderungen
an
naturhiſtoriſche Abbildungen im Allgemeinen
und an
oſteologiſche insbeſondere.

„Wenn überall, wo der wörtlichen Darſtellung ein beſtimmtes Bild der Formen zum Grunde liegt, das Bedürfniß einer figürlichen Nachbildung erkannt wird, ſo ſind Abbildungen beſonders da unentbehrlich, wo beſtimmte Formen miteinander verglichen und aus der verſchiedenen äußern Geſtalt eine innere Gleichheit, oder umgekehrt bei einer allgemeinen Uebereinſtimmung der Bildung die Verſchiedenheiten der einzelnen Formen gezeigt, und daraus gefolgert werden ſollen. Auch beſchränkt ſich die wörtliche Darſtellung nur auf die Anſichten und den Geſichtspunkt des Beobachters, aus welchem derſelbe die Gegenſtände betrachtet; dahingegen gute Abbildungen auch dem einſeitigen Beobachter

eigene, beſondere und allgemeine Vergleichungen geſtatten.“

„Die beſchreibende Darſtellung allein iſt nur ſo lange zureichend, als von allgemeinen in Beziehung auf bekannte Formen die Rede iſt, oder die Bedeutung und die Functionen der Theile zu bezeichnen und aus den Eigenſchaften zu erkennen ſind. In dieſem Falle können auch unvollkommene Abbildungen für brauchbar gelten. Sollte aber die Function der Theile und ihre verſchiedene Bedeutung nur von der Form ſelbſt abgeleitet werden, wie bei oſteologiſchen Vergleichungen, ſo iſt die Richtigkeit der Folgerung nur durch eine getreue Abbildung zu erweiſen. Da aber in dieſem Falle die Abbildungen die Stelle der Natur ſelbſt vertreten, ſo müſſen ſie, um ſich behaupten zu können, ihre Gültigkeit durch Naturwahrheit, das iſt, durch Merkmale bezeichnen, die ihre Beglaubigung in ſich tragen.“

„Da wir aber unter den räumlichen Verhältniſſen der Körper, ihrer Größe, Lage und Geſtalt, wie Treviranus (Biologie B. VI. S. 424) richtig bemerkt, dieſe Attribute der Körper, als Attribute und als Verhältniſſe derſelben, nur erkennen, indem wir ſie zugleich auf unſere übrigen Sinne, beſonders den des Taſtes beziehen; und da dieſes Beziehen nur durch Urtheile geſchieht, die jedoch das Reſultat eines angebornen, bewußtloſen bei allen Individuen auf gleiche Art wirkenden Vermögens ſind: ſo könnten in dieſem Ver-

hältniß nur plaſtiſche Nachbildungen die Stelle der Natur vertreten. Was jedoch die rohen Naturſinne nur in ihrer Gemeinſchaft vermögen, das vermag das gebildete Auge auch allein zu erfaſſen, indem es die den Körpern nur mittelbar zukommenden Eigenſchaften nach ihren Geſetzen zu erkennen und zu ermeſſen befähigt iſt."

„Dieſe Eigenſchaften der Körper, deren richtige Kenntniß und Anwendung auch einer Zeichnung die völlige Bedeutſamkeit eines erhabenen Körpers zu geben vermögen, ſind die regelmäßigen Wirkungen von Licht und Schatten, und der Linien- und Luft-Perſpective, wonach ein tüchtiger Plaſtiker, wie dieß öfters bei Portraitgemählden geſchehen iſt, nach einer vollkommnen Abbildung einen Körper modelliren kann, der in allen äußern Verhältniſſen und Formen dem Original der Zeichnung eben ſo ähnlich iſt, als eine nach dieſem Modell unter gleicher Beleuchtung und gleichem Geſichtspunkt gefertigte Zeichnung der erſten Abbildung gleich ſeyn wird. Die übereinſtimmende Wirkung der Beleuchtung und der Linien- und Luft-Perſpective iſt demnach auch das charakteriſtiſche Merkmal der Vollkommenheit aller naturhiſtoriſchen Abbildungen. Es kann daher eine Verſchiedenheit der artiſtiſchen Darſtellung von der wiſſenſchaftlichen nicht angenommen werden. Die ſtrengſte Beobachtung dieſer Regeln iſt für den Zweck der einen, wie der andern gleich erforderlich, und nur der Mangel zulänglicher Talente hat die Wiſſenſchaft

genöthigt, zur Erreichung ihrer Zwecke andere Wege einzuſchlagen.“

„Der große Albin, der dieſes Verhältniß richtig erkannte, hat uns allein Abbildungen gegeben, die ein ewiges Muſter der Nachahmung bleiben werden. Es muß für Muthwillen eines jugendlich aufſtrebenden Genie's angeſehen werden, daß P. Camper, der in allen Zweigen der bildenden Künſte große Fertigkeit beſaß, ſich gegen Albins Tafeln erklärte, und zuerſt die Anforderung ausſprach, die ſich bis auf unſere Zeit erhalten hat: daß alle naturhiſtoriſchen Gegenſtände nicht perſpectiviſch, ſondern zum Behufe der Vergleichung, jeder Theil aus ſeinem Mittelpunkte angeſehen und gezeichnet werden müſſe. Daß dieſe Methode an ſich nicht richtig ſey, und eine ſolche mit Schatten und Licht ausgeführte Zeichnung niemals dem Charakter des Gegenſtandes entſprechen kann, um ſo weniger, als der Gegenſtand in ſeinen Formen mannichfaltiger und im Ganzen größer iſt, bedarf wohl keines weitern Beweiſes. Außer dem, daß auch dieſe Methode uns nicht der Mühe überhebt, einen Gegenſtand, der einer beſondern Vergleichung unterworfen werden ſoll, von mehreren Seiten abzubilden, wird jeder, der die Regeln der Perſpective vollkommen inne hat, bei Vergleichung einer Zeichnung nach Albins Methode leicht den Geſichtspunkt auffinden, aus welchem er ſeine Vergleichungen zu machen und die Verhältniſſe mit eben der Gewißheit

Ausgebildete vor allen,
Als der Schäfer fürchtend zaudert:
Lauf ich hin! und hol' euch Speiſe,
Leben wag' ich und das Goldſtück! —
Epheſus, gar manches Jahr ſchon,
Ehrt die Lehre des Propheten
Jeſus. (Friede ſey dem Guten!)

Und er lief, da war der Thore
Wart' und Thurn und alles anders.
Doch zum nächſten Beckerladen
Wandt' er ſich nach Brot in Eile. —
Schelm! ſo rief der Becker, haſt du,
Jüngling, einen Schatz gefunden!
Gib mir, dich verräth das Goldſtück,
Mir die Hälfte zum Verſöhnen!

Und ſie hadern. — Vor den König
Kommt der Handel; auch der König
Will nun theilen wie der Becker.

Nun bethätigt ſich das Wunder
Nach und nach aus hundert Zeichen.
An dem ſelbſterbauten Pallaſt
Weiß er ſich ſein Recht zu ſichern.
Denn ein Pfeiler durchgegraben
Führt zu ſcharfbenamsten Schätzen.
Gleich verſammeln ſich Geſchlechter
Ihre Sippſchaft zu beweiſen.
Und als Ururvater prangend
Steht Jamblikas Jugendfülle.

zu beurtheilen hat, wie bei einer Zeichnung nach Campers Manier, die überhaupt nur einer ungeübten Hand zur Nachbildung einzelner Theile zu empfehlen ist. Denn die einfache Vorrichtung eines mit einem Bleistift verbundenen Winkelmessers reicht hier hin, von einem soliden Körper, wie z. B. einem Knochen, einen sichern Umriß zu verfertigen, so wie sich auch mit Hülfe einer, aus einer einfachen Glasscheibe bestehenden und mit einem beweglichen, rohrartigen Absehen verbundenen camera clara die innern Verhältnisse eines Gegenstandes hinlänglich genau bestimmen lassen. Die Ueberzeugung, daß zur Vollkommenheit aller Umrisse, wie zu ihrem Verständnisse die Kenntniß der Perspective unerläßlich ist, muß uns auch die Unzulänglichkeit des Camper'schen Verfahrens klar machen."

„Diese Methode sollte endlich einer noch mangelhaftern weichen, die dadurch, daß sie mit Punkten, Linien und Winkeln operirt, Ansprüche auf geometrische Bestimmtheit der Verhältnisse macht, und uns zugleich auch die Resultate der Vergleichungen zuzumessen unternimmt. Allein da hier alle Punkte eines runden Körpers, aus welchem die Linien gezogen sind, nur willkürlich angenommen werden, aber keineswegs mit Bestimmtheit anzugeben sind, und als auf einer Fläche liegend dargestellt werden: so ist diese Art der Vergleichung auch nicht einmal auf Zeichnungen anwendbar, die nach solcher Methode verfertiget sind, noch

viel weniger zu Vergleichungen derſelben mit der Natur.“

„Da aber eine Vergleichung organiſcher Körper nur in Bezug auf die Bedeutung der Verſchiedenheit gedacht werden kann, und die allgemeine Beobachtung dahin ſchon feſt ſteht, daß ſich in der ganzen Natur nicht zwey Körper auffinden laſſen, die ſich in dem Grade, wie zwey Abdrücke einer Form gleichen, ja in den höhern Organiſationen nicht ſelten die nächſten unmittelbaren Nachkommen größere Verſchiedenheiten zeigen, als die entfernteren Glieder verwandter Geſchlechter, ſich auch nicht einmal zwey Blätter eines Baumes vollkommen gleich ſind: ſo iſt nicht wohl zu begreifen, was durch ein ſolches Verfahren ausgemittelt werden ſoll. Dieſe Methode iſt eben ſo ungeſchickt zum Nachzeichnen wie zum Vergleichen, da das Auge zum Meſſen der Verhältniſſe nur der horizontalen und verticalen Linie bedarf.“

„Nicht weniger ungegründet iſt die von einem andern Naturforſcher ausgeſprochene Meinung, daß die Dinge nicht nachzubilden ſeyen, wie ſie erſcheinen, ſondern wie ſie an ſich ſind. Es iſt ſchwer zu begreifen, was unter dieſer Forderung nur verſtanden werden ſoll, da die Rede von Abbildungen iſt, die einzig anzuzeigen beſtimmt ſind, wie man ſich die Gegenſtände vorzuſtellen habe. Was die Dinge außer ihrer Erſcheinung an ſich ſind, kann nicht wohl ein Gegenſtand der bildlichen Darſtellung ſeyn. Sollte aber dadurch gefordert werden,

zu zeigen, wie die Dinge in ihrem Zuſammenhange äußerlich und innerlich zugleich betrachtet erſcheinen, als ſeyen ſie durchſichtig, was auch durch Durchſchnitte gezeigt werden kann: ſo ſtände dann auch dieſe Forderung unſerer Methode, die Gegenſtände in der Einheit ihres Charakters von einem Standpunkte aus betrachtet zu zeichnen, nicht entgegen."

„Da aber hier die Richtigkeit der Vergleichung die Vollkommenheit der Zeichnung vorausſetzt, ja die Fähigkeit der erſtern auf das Vermögen der letzteren ſich gewiſſermaßen gründet: ſo iſt jedem Naturforſcher die vollſtändigſte Kenntniß von Licht und Schatten und den Linien- und Luft-Perſpectiven unerläßlich, da man ohne den vollkommenſten Beſitz dieſer Kenntniſſe weder richtige mikroſkopiſche Beobachtungen machen kann, indem dieſe keine Ueberzeugung durchs Getaſte geſtatten, noch irgend eine Abbildung richtig zu beurtheilen vermag. Die vollkommenſte Kenntniß der Geſetze des Sehens, woraus hier das Weſen der Erſcheinungen erkannt wird, und wodurch die Dinge eben ſo zu unſern Sinnen ſprechen, wie ſie durch ihre der Außenwelt zugekehrten Sinne ſich entwickelt haben, kann in der Naturforſchung nicht als eine unweſentliche Aeußerlichkeit betrachtet und abgelehnt werden, da wir das Innere nur in der äußern Erſcheinung auffaſſen vermögen, ſo wie dagegen auch die höhere Kunſt ihr Ziel, der Darſtellung Leben zu ſchaffen, niemals durch bloße

Nachahmung der todten Form erreichen kann, wenn sie die Bedeutung der Formen nicht im Innern zu erfassen vermag.“

„Um dieser Anforderung auf eine bequeme Weise zu genügen, empfehlen wir im Zeichnen wenig geübten Naturforschern für kleine Gegenstände die camera lucida, wozu das kleinste Stahlblättchen mit dem besten Erfolg zu gebrauchen ist; für grössere Gegenstände die camera clara. Für große Objecte aber, die sich nur in gewisser Ferne als ein Ganzes übersehen lassen, wäre ein mit Netzfäden überspannter Rahmen und ein mit einem unverrückbaren Absehen besetztes Zeichenbret, auf dem sich die dem Netzrahmen entsprechenden Quadrate in beliebiger Größe zum Zeichnen gezogen finden, allen andern Vorrichtungen vorzuziehen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß hier der Gegenstand vollkommen richtig hinter dem Rahmen aufgestellt angenommen wird. Thiere unmittelbar nach dem Leben zu zeichnen, kann nur von geübter Hand unternommen werden. Weniger Geübten kann ein nach einer Abbildung gemachter Entwurf zur bequemeren Ausführung nach dem Leben dienen.“

D'Alton.

Indem nun der Meister ausspricht, was er von sich selbst und seines Gleichen fordert, dabei aber nachsichtig die Jüngeren, Heranstrebenden belehrt, und ihnen tech-

nische Hülfsmittel zugesteht, ja empfiehlt, betrachten wir seine beiden neuen Hefte mit abermaliger Bewunderung, und wüßten, wenn wir unsern Beifall in Worte fassen sollten, nur das zu wiederholen, was wir von dem vorigen ausgesprochen haben.

Wir sehen hier die Raubthiere und Wiederkäuer eben so behandelt, wie das Riesenfaulthier und die Dickhäutigen. Der Künstler setzt sich an die Stelle der Natur und, was in diesem Falle noch mehr ist, an die Stelle der Museen und gibt uns Kenntniß von ihren in der Welt weit umher verbreiteten und zerstreuten Schätzen.

Möge doch die Anerkennung so großer Verdienste bei seiner fernern Arbeit dem unermüdeten Manne immer gegenwärtig seyn.

Das bei den Pachydermen schon eingeführte Gespenst der äußeren Gestalt wird auch bei den Wiederkäuern, im höchsten Grad aber bei den fleischfressenden Thieren bedeutend, indem die Behaarung aller Körpertheile nach ihrem verschiedensten Charakter ausgedrückt ist, und zugleich als Grund dem Skelett zur Folie dient.

Tief eingreifend in Kunst und Wissenschaft wird diese Arbeit fortwirken, wie wir denn von vielfachen Betrachtungen nur Eine hier berühren.

Schon im ersten Bande der Morphologie S. 347 haben wir das Profil des äthiopischen Schweins (D'Altons Pachydermen, Tab. XII, fig. b) in Betrachtung gezogen und die vorragenden Augenhöhlen, bei monstro-

ser Stellung gegen das Hin. haupt zu, als ein Zeichen der Wildheit und Rohheit des Geschöpfes angesehen.

Es geschah dieses bei Gelegenheit, als wir von dem Schädel eines Urstiers zu sprechen hatten, an welchem die Augenkapseln weiter vorspringend und höher hinauf gerückt erschienen als an dem größten zahmen ungarischen Ochsen; einen verwandten Fall brachte uns die bildende Kunst entgegen.

An dem Elgin'schen Pferdekopf, einem der herrlichsten Reste der höchsten Kunstzeit, finden sich die Augen frei hervorstehend und gegen das Ohr gerückt, wodurch die beiden Sinne, Gesicht und Gehör, unmittelbar zusammen zu wirken scheinen und das erhabene Geschöpf durch geringe Bewegung sowohl hinter sich zu hören als zu blicken fähig wird. Es sieht so übermächtig und geisterartig aus, als wenn es gegen die Natur gebildet wäre, und doch jener Beobachtung gemäß hat der Künstler eigentlich ein Urpferd geschaffen, mag er solches mit Augen gesehen oder im Geiste verfaßt haben; uns wenigstens scheint es im Sinne der höchsten Poesie und Wirklichkeit dargestellt zu seyn.

Das Venetianische verliert wirklich dagegen und gerade dadurch, daß das Auge weiter vom Ohr, weiter vom Hinterhaupt abrückt, ob wir gleich nicht so gering von ihm denken als der englische Mahler Hayden in seiner Comparaison entre la tête d'un des chevaux de

Venise et la tête du cheval d'Elgin du Parthenon. Lond. 1818.

Ob seine Behauptung: das Athenienſiſche Pferd ſtimme in ſeinen Haupttheilen mit den ächten arabiſchen Racenpferden zuſammen, richtig ſey, wünſchten wir von Herrn d'Alton als dem competenteſten Richter bekräftigt zu ſehen.

Sollte man nachleſen, was wir K. u. A. B. II, H. 2, S. 93 über beide Pferdeköpfe geſagt haben, ſo wird man es hier gleichfalls anwendbar finden. Gegenwärtig ſind ſo manche Abgüſſe dieſes unſchätzbaren Reſtes in Deutſchland, daß Freunde der Kunſt, der Natur und des Alterthums gar wohl das Anſchauen deſſelben ſich verſchaffen können; daß uns dadurch ein neuer Natur- und Kunſt-Begriff mitgetheilt werde, möchte unter Einſichtigen wohl keine Frage ſeyn.

Einfluß
des
Ursprungs wissenschaftlicher Entdeckungen.

Eine höchst wichtige Betrachtung in der Geschichte der Wissenschaften ist die, daß sich aus den ersten Anfängen einer Entdeckung manches in den Gang des Wissens heran- und durchzieht, welches den Fortschritt hindert, sogar öfters lähmt.

Die Gelegenheit der Entdeckung ist freilich höchst wichtig, und die Anfänge geben zu Benennungen Anlaß, die an und für sich selbst nicht schädlich sind. Elektricität erhielt vom Bernstein ihren Namen, und zwar ganz mit Recht; weil aber hierdurch dem Bernstein diese Eigenschaft zugeeignet wurde, so dauerte es lange, bis man ihm das Glas an die Seite und entgegensetzte.

So hat auch jeder Weg, durch den wir zu einer neuen Entdeckung gelangen, Einfluß auf Ansicht und Theorie. Wir erwehren uns kaum zu denken: was uns zu einer Erscheinung geleite, sey auch der Beginn die Ursache derselben; dabei beharren wir, anstatt von der umgekehrten

Seite heranzugehen und die Probe auf unsere erste Ansicht zu machen, um das Ganze zu gewinnen.

Was würden wir von dem Architekten sagen, der durch eine Seitenthüre in einen Palast gekommen wäre und nun, bei Beschreibung und Darstellung eines solchen Gebäudes, alles auf diese erste untergeordnete Seite beziehen wollte? und doch geschieht dieß in den Wissenschaften jeden Tag. In der Geschichte müssen wir es zugeben, schwer aber wird uns zu bekennen, daß wir selbst noch in solchen Dunkelheiten befangen sind.

Wie von Ahnherrn hört er sprechen
Hier von seinem Sohn und Enkeln.
Der Urenkel Schaar umgibt ihn,
Als ein Volk von tapfern Männern,
Ihn den jüngsten zu verehren.
Und ein Merkmal über's andre
Dringt sich auf, Beweis vollendend;
Sich und den Gefährten hat er
Die Persönlichkeit bestätigt.

Nun zur Höhle kehrt er wieder,
Volk und König ihn geleiten. —
Nicht zum König, nicht zum Volke
Kehrt der Auserwählte wieder;
Denn die Sieben, die von lang' her,
Achte waren's mit dem Hunde,
Sich von aller Welt gesondert,
Gabriels geheim Vermögen
Hat, gemäß dem Willen Gottes,
Sie dem Paradies geeignet,
Und die Höhle schien vermauert.

Meteore des literarischen Himmels.

Priorität. Anticipation. Präoccupation. Plagiat. Possess. Usurpation.

Den lateinischen Ursprung vorstehender Wörter wird man ihnen nicht verargen, indem sie Verhältnisse bezeichnen die gewöhnlich nur unter Gelehrten stattfinden; man wird vielmehr, da sie sich schwerlich übersetzen lassen, nach ihrer Bedeutung forschen und diese recht in's Auge fassen, weil man sonst weder in alter noch neuer Literargeschichte, eben so wenig als in der Geschichte der Wissenschaften, irgend entschiedene Schritte zu thun, noch weniger Andern seine Ansichten über mancherlei wiederkehrende Ereignisse bestimmt mitzutheilen vermag. Ich halte deßhalb zu unserm Vorsatze sehr gerathen, ausführlich anzuzeigen was ich mir bei jenen Worten denke und in welchem Sinne ich sie künftig brauchen werde; und dieß geschehe redlich und ohne weitern Rückhalt. Die allgemeine Freiheit seine Ueberzeugungen durch den Druck zu verbreiten möge auch mir zu statten kommen.

Priorität.

Von Kindheit auf empfinden wir die größte Freude über Gegenstände insofern wir sie lebhaft gewahr werden, daher die neugierigen Fragen der kleinen Geschöpfe sobald sie nur irgend zum Bewußtseyn kommen. Man belehrt und befriedigt sie für eine Zeit lang. Mit den Jahren aber wächst die Lust am Ergrübeln, Entdecken, Erfinden, und durch solche Thätigkeit wird nach und nach Werth und Würde des Subjects gesteigert. Wer sodann in der Folge, beim Anlaß einer äußern Erscheinung, sich in seinem innern Selbst gewahr wird, der fühlt ein Behagen, ein eigenes Vertrauen, eine Lust die zugleich eine befriedigende Beruhigung gibt; dieß nennt man entdecken, erfinden. Der Mensch erlangt die Gewißheit seines eigenen Wesens dadurch daß er das Wesen außer ihm als seines Gleichen, als gesetzlich anerkennt. Jedem Einzelnen ist zu verzeihen wenn er hierüber gloriirt, indem die ganze Nation Theil nimmt an der Ehre und Freude die ihrem Landsmann geworden ist.

Anticipation.

Sich auf eine Entdeckung etwas zu gute thun ist ein edles, rechtmäßiges Gefühl. Es wird jedoch sehr bald gekränkt; denn wie schnell erfährt ein junger Mann daß die Altvordern ihm zuvor gekommen sind. Diesen erregten Verdruß nennen die Engländer sehr schicklich

Mortification: denn es ist eine wahre Ertödtung des alten Adams wenn wir unser besonderes Verdienst aufgeben, uns zwar in der ganzen Menschheit selbst hochschätzen, unsere Eigenthümlichkeit jedoch als Opfer hinliefern sollen. Man sieht sich unwillig doppelt, man findet sich mit der Menschheit und also mit sich selbst in Rivalität.

Indessen läßt sich nicht widerstreben. Wir werden auf die Geschichte hingewiesen, da erscheint uns ein neues Licht. Nach und nach lernen wir den großen Vortheil kennen, der uns dadurch zuwächst daß wir bedeutende Vorgänger hatten, welche auf die Folgezeit bis zu uns heran wirkten. Uns wird ja dadurch die Sicherheit daß wir, insofern wir etwas leisten, auch auf die Zukunft wirken müssen, und so beruhigen wir uns in einem heitern Ergeben.

Geschieht es aber daß eine solche Entdeckung, über die wir uns im Stillen freuen, durch Mitlebende, die nichts von uns so wie wir nichts von ihnen wissen, aber auf denselben bedeutenden Gedanken gerathen, früher in die Welt gefördert wird: so entsteht ein Mißbehagen, das viel verdrießlicher ist als im vorhergehenden Falle. Denn wenn wir der Vorwelt auch noch zur Noth einige Ehre gönnen, weil wir uns späterer Vorzüge zu rühmen haben, so mögen wir den Zeitgenossen nicht gern erlauben sich einer gleichen genialen Begünstigung anzumaßen. Dringen daher zu derselben Zeit große

Wahr-

Wahrheiten aus verſchiedenen Individuen hervor, ſo gibt es Händel und Conteſtationen, weil niemand ſo leicht bedenkt daß er auf die Mitwelt denſelben Bezug hat wie zu Vor- und Nachwelt. Perſonen, Schulen, ja Völkerſchaften führen hierüber nicht beizulegende Streitigkeiten.

Und doch ziehen manchmal gewiſſe Geſinnungen und Gedanken ſchon in der Luft umher, ſo daß mehrere ſie erfaſſen können. Immanet aër sicut anima communis quae omnibus praesto est et qua omnes communicant invicem. Quapropter multi sagaces spiritus ardentes subito ex aëre persentiscunt quod cogitat alter homo. Oder, um weniger myſtiſch zu reden, gewiſſe Vorſtellungen werden reif durch eine Zeitreihe. Auch in verſchiedenen Gärten fallen Früchte zu gleicher Zeit vom Baume.

Weil aber von Mitlebenden, beſonders von denen die in Einem Fach arbeiten, ſchwer auszumitteln iſt, ob nicht etwa einer von dem andern ſchon gewußt und ihm alſo vorſätzlich vorgegriffen habe: ſo tritt jenes ideelle Mißbehagen in's gemeine Leben und eine höhere Gabe wird, wie ein anderer irdiſcher Beſitz, zum Gegenſtand von Streit und Hader. Nicht allein das betroffene Individuum ſelbſt, ſondern auch ſeine Freunde und Landsleute ſtehen auf und nehmen Antheil am Streit. Unheilbarer Zwieſpalt entſpringt und keine Zeit vermag das Leidenſchaftliche von dem Ereigniß zu trennen. Man

erinnere ſich der Händel zwiſchen Leibnitz und Newton; bis auf den heutigen Tag ſind vielleicht nur die Meiſter in dieſem Fache im Stand ſich von jenen Verhältniſſen genaue Rechenſchaft zu geben.

Präoccupation.

Daher iſt die Gränze wo dieſes Wort gebraucht werden darf ſchwer auszumitteln: denn die eigentliche Entdeckung und Erfindung iſt ein Gewahrwerden, deſſen Ausbildung nicht ſogleich erfolgt. Es liegt in Sinn und Herz; wer es mit ſich herumträgt fühlt ſich gedrückt. Er muß davon ſprechen, er ſucht andern ſeine Ueberzeugungen aufzudringen, er wird nicht anerkannt. Endlich ergreift es ein Fähiger und bringt es mehr oder weniger als ſein Eigenes vor.

Bei dem Wiedererwachen der Wiſſenſchaften, wo ſo manches zu entdecken war, half man ſich durch Logogryphen. Wer einen glücklichen, folgereichen Gedanken hatte und ihn nicht gleich offenbaren wollte, gab ihn verſteckt in einem Worträthſel in's Publicum. Späterhin legte man dergleichen Entdeckungen bei den Akademien nieder, um der Ehre eines geiſtigen Beſitzes gewiß zu ſeyn; woher denn bei den Engländern, die, wie billig, aus allem Nutzen und Vortheil ziehen, die Patente den Urſprung nahmen, wodurch auf eine gewiſſe Zeit die Nachbildung irgend eines Erfundenen verboten wird.

Der Verdruß aber den die Präoccupation erregt

wächst höchst leidenschaftlich: er bezieht sich auf den Menschen der uns bevortheilt und nährt sich in unversöhnlichem Haß.

Plagiat

nennt man die gröbste Art von Occupation, wozu Kühnheit und Unverschämtheit gehört und die auch wohl deßhalb eine Zeit lang glücken kann. Wer geschriebene, gedruckte, nur nicht allzubekannte Werke benutzt und für sein Eigenthum ausgibt wird ein Plagiarier genannt. Armseligen Menschen verzeihen wir solche Kniffe; werden sie aber, wie es auch wohl geschieht, von talentvollen Personen ausgeübt, so erregt es in uns, auch bei fremden Angelegenheiten, ein Mißbehagen, weil durch schlechte Mittel Ehre gesucht worden, Ansehen durch niedriges Beginnen.

Dagegen müssen wir den bildenden Künstler in Schutz nehmen, welcher nicht verdient Plagiarier genannt zu werden, wenn er schon vorhandene, gebrauchte, ja bis auf einen gewissen Grad gesteigerte Motive nochmals behandelt.

Die Menge, die einen falschen Begriff von Originalität hat, glaubt ihn deßhalb tadeln zu dürfen, anstatt daß er höchlich zu loben ist, wenn er irgend etwas schon Vorhandenes auf einen höhern, ja den höchsten Grad der Bearbeitung bringt. Nicht allein den Stoff empfangen wir von außen, auch fremden Gehalt dürfen wir uns an-

eignen, wenn nur eine gesteigerte wo nicht vollendete Form uns angehört.

Eben so kann und muß auch der Gelehrte seine Vorgänger benutzen, ohne jedesmal ängstlich anzudeuten woher es ihm gekommen; versäumen wird er aber niemals seine Dankbarkeit gelegentlich auszudrücken gegen die Wohlthäter welche die Welt ihm aufgeschlossen, es mag nun seyn daß er ihnen Ansicht über das Ganze, oder Einsicht in's Einzelne verdankt.

Possess.

Nicht alle sind Erfinder, doch will jederman dafür gehalten seyn; um so verdienstlicher handeln diejenigen, welche, gern und gewissenhaft, anerkannte Wahrheiten fortpflanzen. Freilich folgen darauf auch weniger begabte Menschen, die am Eingelernten festhalten, am Herkömmlichen, am Gewohnten. Auf diese Weise bildet sich eine sogenannte Schule und in derselben eine Sprache, in der man sich nach seiner Art versteht, sie deßwegen aber nicht ablegen kann, ob sich gleich das Bezeichnete durch Erfahrung längst verändert hat.

Mehrere Männer dieser Art regieren das wissenschaftliche Gildewesen, welches, wie ein Handwerk das sich von der Kunst entfernt, immer schlechter wird, je mehr man das eigenthümliche Schauen und das unmittelbare Denken vernachlässigt.

Da jedoch dergleichen Personen von Jugend auf in

solchen Glaubensbekenntnissen unterrichtet sind, und im Vertrauen auf ihre Lehrer das mühsam Erworbene in Beschränktheit und Gewohnheit hartnäckig behaupten, so läßt sich vieles zu ihrer Entschuldigung sagen und man empfinde ja keinen Unwillen gegen sie. Derjenige aber der anders denkt, der vorwärts will, mache sich deutlich daß nur ein ruhiges, folgerechtes Gegenwirken die Hindernisse die sie in den Weg legen, obgleich spät doch endlich, überwinden könne und müsse.

Usurpation.

Jede Besitzergreifung die nicht mit vollkommenem Recht geschieht nennen wir Usurpation, deßwegen in Kunst und Wissenschaft im strengen Sinne Usurpation nicht stattfindet: denn um irgend eine Wirkung hervor zu bringen ist Kraft nöthig, welche jederzeit Achtung verdient. Ist aber, wie es in allem was auf die Menschen sittlich wirkt leicht geschehen kann, die Wirkung größer als die Kraft verdiente: so kann demjenigen der sie hervorbringt weder verdacht werden wenn er die Menschen im Wahn läßt, oder auch wohl sich selbst mehr dünkt als er sollte.

Endlich kommt ein auf diese Weise erhaltener Ruf bei der Menge gelegentlich in Verdacht, und wenn sie sich darüber gar zuletzt aufklärt, so schilt sie auf einen solchen usurpirten Ruhm, anstatt daß sie auf sich selbst schelten sollte: denn sie ist es ja die ihn ertheilt hat.

Im Aesthetischen ist es leichter sich Beifall und Na-

men zu erwerben: denn man braucht nur zu gefallen, und was gefällt nicht eine Weile? Im Wissenschaftlichen wird Zustimmung und Ruhm immer bis auf einen gewissen Grad verdient, und die eigentliche Usurpation liegt nicht in Ergreifung, sondern in Behauptung eines unrechtmäßigen Besitzes. Diese findet statt bei allen Universitäten, Akademien und Societäten. Man hat sich einmal zu irgend einer Lehre bekannt, man muß sie behaupten, wenn man auch ihre Schwächen empfindet. Nun heiligt der Zweck alle Mittel, ein kluger Nepotismus weiß die Angehörigen empor zu heben. Fremdes Verdienst wird beseitigt, die Wirkung durch Verneinen, Verschweigen gelähmt. Besonders macht sich das Falsche dadurch stark daß man es, mit oder ohne Bewußtseyn, wiederholt als wenn es das Wahre wäre.

Unredlichkeit und Argliſt wird nun zuletzt der Hauptcharakter dieſes falſch und unrecht gewordenen Beſitzes. Die Gegenwirkung wird immer ſchwerer: Scharfſinn verläßt geiſtreiche Menſchen nie, am wenigſten wenn ſie Unrecht haben. Hier ſehen wir nun oft Haß und Grimm in dem Herzen neu Strebender entſtehen, es zeigen ſich die heftigſten Aeußerungen, deren ſich die Uſurpatoren, weil das ſchwachgeſinnte ſchwankende Publicum, dem es, nach tauſend Unſchicklichkeiten, endlich einfällt einmal für Schicklichkeit zu ſtimmen, dergleichen Schritte beſeitigen mag, zu ihrem Vortheil und zu Befeſtigung des Reiches gar wohl zu bedienen wiſſen.

Ueber

Naturwiſſenſchaft im Allgemeinen

einzelne Betrachtungen und Aphorismen.

I.

In New-York ſind neunzig verſchiedene chriſtliche Confeſſionen, von welchen jede auf ihre Art Gott und den Herrn bekennt, ohne weiter an einander irre zu werden. In der Naturforſchung, ja in jeder Forſchung, müſſen wir es ſo weit bringen; denn was will das heißen, daß jederman von Liberalität ſpricht und den andern hindern will nach ſeiner Weiſe zu denken und ſich auszuſprechen!

Der eingeborenſte Begriff, der nothwendigſte, von Urſach' und Wirkung wird in der Anwendung die Veranlaſſung zu unzähligen ſich immer wiederholenden Irrthümern.

Ein großer Fehler den wir begehen iſt, die Urſache der Wirkung immer nahe zu denken, wie die Sonne dem

Gute Nacht!

Nun ſo legt euch, liebe Lieder,
An den Buſen meinem Volke!
Und in einer Moſchus-Wolke
Hüte Gabriel die Glieder
Des Ermüdeten gefällig;
Daß er friſch und wohlerhalten,
Froh, wie immer, gern geſellig,
Möge Felſenklüfte ſpalten,
Um des Paradieſes Weiten,
Mit Heroen aller Zeiten,
Im Genuſſe zu durchſchreiten;
Wo das Schöne, ſtets das Neue,
Immer wächſ't nach allen Seiten,
Daß die Unzahl ſich erfreue:
Ja, das Hündlein gar, das treue,
Darf die Herren hinbegleiten.

Pfeil den sie fortschnellt; und doch können wir ihn nicht vermeiden, weil Ursache und Wirkung immer zusammengedacht und also im Geiste angenähert werden.

Die nächsten faßlichen Ursachen sind greiflich und eben deßhalb am begreiflichsten; weßhalb wir uns gern als mechanisch denken was höherer Art ist.

Das Zurückführen der Wirkung auf die Ursache ist bloß ein historisches Verfahren, z. B. die Wirkung daß ein Mensch getödtet, auf die Ursache der losgefeuerten Büchse.

Der Granit verwittert auch sehr gern in Kugel- und Ey-Form; man hat daher keineswegs nöthig die in Norddeutschland häufig gefundenen Blöcke, solcher Gestalten wegen, als im Wasser hin- und hergeschoben und durch Stoßen und Wälzen eckt und entkantet zu denken.

Fall und Stoß. Dadurch die Bewegung der Weltkörper erklären zu wollen, ist eigentlich ein versteckter Anthropomorphismus, es ist des Wanderers Gang über Feld. Der aufgehobene Fuß sinkt nieder, der zurückgebliebene strebt vorwärts und fällt; und immer so fort, vom Ausgehen bis zum Ankommen.

Wie wäre es, wenn man auf demſelben Wege den Vergleich von dem Schrittſchuhfahren hernähme? wo das Vorwärtsdringen dem zurückbleibenden Fuße zukommt, indem er zugleich die Obliegenheit übernimmt, noch eine ſolche Anregung zu geben, daß ſein nunmehriger Hintermann auch wieder eine Zeit lang ſich vorwärts zu bewegen die Beſtimmung erhält.

Induction habe ich mir nie ſelbſt erlaubt, wollte ſie ein anderer gegen mich gebrauchen, ſo wußt' ich ſolche ſogleich abzulehnen.

Mittheilung durch Analogien halt' ich für ſo nützlich als angenehm; der analoge Fall will ſich nicht aufdringen, nichts beweiſen; er ſtellt ſich einem andern entgegen, ohne ſich mit ihm zu verbinden. Mehrere analoge Fälle vereinigen ſich nicht zu geſchloſſenen Reihen, ſie ſind wie gute Geſellſchaft, die immer mehr anregt als gibt.

Irren heißt, ſich in einem Zuſtande befinden, als wenn das Wahre gar nicht wäre; den Irrthum ſich und andern entdecken, heißt rückwärts erfinden.

Man ſagt gar gehörig: das Phänomen iſt eine Folge ohne Grund, eine Wirkung ohne Urſache. Es fällt dem

Menſchen ſo ſchwer Grund und Urſache zu finden, weil ſie ſo einfach ſind daß ſie ſich dem Blick verbergen.

Was hat man ſich nicht mit dem Granit beſchäftigt! man hat ihn mit in die neueren Epochen herangezogen, und doch entſteht keiner mehr vor unſern Augen. Geſchäh' es im tiefſten Meeresgrunde, ſo hätten wir keine Kenntniß davon.

Kein Phänomen erklärt ſich an und aus ſich ſelbſt; nur viele zuſammen überſchaut, methodiſch geordnet, geben zuletzt etwas was für Theorie gelten könnte.

Bei Erweiterung des Wiſſens macht ſich von Zeit zu Zeit eine Umordnung nöthig; ſie geſchieht meiſtens nach neueren Maximen, bleibt aber immer proviſoriſch.

Männer vom Fach bleiben im Zuſammenhange; dem Liebhaber dagegen wird es ſchwerer wenn er die Nothwendigkeit fühlt nachzufolgen.

Deßwegen ſind Bücher willkommen, die uns ſowohl das neu Empiriſch-Aufgefundene als die neubeliebten Methoden darlegen.

In der Mineralogie ist dieß höchst nöthig, wo die Krystallographie so große Forderungen macht, und wo die Chemie das Einzelne näher zu bestimmen und das Ganze zu ordnen unternimmt. Zwey willkommene: Leonhard und Cleaveland.

Wenn wir das was wir wissen nach anderer Methode oder wohl gar in fremder Sprache dargelegt finden, so erhält es einen sonderbaren Reiz der Neuheit und frischen Ansehens.

Wenn zwey Meister derselben Kunst in ihrem Vortrag von einander differiren, so liegt wahrscheinlicherweise das unauflösliche Problem in der Mitte zwischen beiden.

Die Geognosie des Herrn D'Aubuisson de Voisins, übersetzt vom Herrn Wiemann, wie sie mir zu Handen kommt, fördert mich in diesem Augenblicke auf vielfache Weise, ob sie mich gleich im Hauptsinne betrübt; denn hier ist die Geognosie, welche doch eigentlich auf der lebendigen Ansicht der Weltoberfläche ruhen sollte, aller Anschauung beraubt, und nicht einmal in Begriffe verwandelt, sondern auf Nomenklatur zurückgeführt, in welcher letzten Rücksicht sie freilich einem jeden und auch mir förderlich und nützlich ist.

Die Kreiſe des Wahren berühren ſich unmittelbar, aber in den Intermundien hat der Irrthum Raum genug ſich zu ergehen und zu walten.

Die Natur bekümmert ſich nicht um irgend einen Irrthum; ſie ſelbſt kann nicht anders als ewig recht handeln, unbekümmert was daraus erfolgen möge.

Natur hat zu nichts geſetzmäßige Fähigkeit, was ſie nicht gelegentlich ausführte und zu Tage brächte.

Nicht allein der freie Stoff, ſondern auch das Derbe und Dichte drängt ſich zur Geſtalt; ganze Maſſen ſind von Natur und Grund aus kryſtalliniſch; in einer gleichgültigen formloſen Maſſe entſteht durch ſtöchiometriſche Annäherung und Uebereinandergreifen die porphyrartige Erſcheinung, welche durch alle Formationen durchgeht.

Die Mineralien-Händler beklagen ſich, daß ſich die Liebhaberey zu ihrer Waare in Deutſchland vermindere, und geben der eindringlichen Kryſtallographie die Schuld. Es mag ſeyn; jedoch in einiger Zeit wird gerade das Beſtreben, die Geſtalt genauer zu erkennen, auch den Handel wieder beleben, ja gewiſſe Exemplare koſtbarer machen.

Krystallographie so wie Stöchiometrie vollendet auch den Oryktognosten; ich aber finde daß man seit einiger Zeit in der Lehrmethode geirrt hat. Lehrbücher zu Vorlesungen und zugleich zum Selbstgebrauch, vielleicht gar als Theile zu einer wissenschaftlichen Encyklopädie, sind nicht zu billigen; der Verleger kann sie bestellen, der Schüler nicht wünschen.

Lehrbücher sollen anlockend seyn; das werden sie nur wenn sie die heiterste zugänglichste Seite des Wissens und der Wissenschaft darbieten.

Alle Männer vom Fach sind darin sehr übel dran, daß ihnen nicht erlaubt ist das Unnütze zu ignoriren.

„Wir gestehn lieber unsre moralischen Irrthümer, Fehler und Gebrechen, als unsre wissenschaftlichen."

Das kommt daher, weil das Gewissen demüthig ist und sich sogar in der Beschämung gefällt; der Verstand aber ist hochmüthig, und ein abgedrungener Widerruf bringt ihn in Verzweiflung.

Aus diesem Grunde geschieht auch, daß offenbarte

Wahrheiten, erst im Stillen zugestanden, sich nach und nach verbreiten, bis dasjenige was man hartnäckig geläugnet hat endlich als etwas ganz Natürliches erscheinen mag.

Unwissende werfen Fragen auf, welche von Wissenden vor tausend Jahren schon beantwortet sind.

Carteſius schrieb sein Buch de Methodo einige Male um, und wie es jetzt liegt kann es uns doch nichts helfen. Jeder der eine Zeit lang auf dem redlichen Forschen verharrt, muß seine Methode irgend einmal umändern.

Das neunzehnte Jahrhundert hat alle Ursache hierauf zu achten.

So ganz leere Worte, wie die von der Decomposition und Polarisation des Lichts, müssen aus der Physik hinaus wenn etwas aus ihr werden soll. Doch wäre es möglich, ja es ist wahrscheinlich, daß diese Gespenster noch bis in die zweyte Hälfte des Jahrhunderts hinüber spuken.

Man nehme das nicht übel. Eben dasjenige was

niemand zugibt, niemand hören will, muß deſto öfter wiederholt werden.

Wir leben innerhalb der abgeleiteten Erſcheinungen und wiſſen keineswegs wie wir zur Urfrage kommen ſollen.

In Wiſſenſchaften, ſo wie auch ſonſt, wenn Einer ſich über das Ganze verbreiten will, bleibt zur Vollſtändigkeit am Ende nichts übrig als Wahrheit für Irrthum, Irrthum für Wahrheit geltend zu machen. Er kann nicht alles ſelbſt unterſuchen, muß ſich an Ueberlieferung halten, und, wenn er ein Amt haben will, den Meinungen ſeiner Gönner fröhnen. Mögen ſich die ſämmtlichen akademiſchen Lehrer hiernach prüfen.

Wer ein Phänomen vor Augen hat, denkt ſchon oft drüber hinaus; wer nur davon erzählen hört, denkt gar nichts.

Man erkundige ſich um's Phänomen, nehme es ſo genau damit als möglich und ſehe wie weit man in der Einſicht und in praktiſcher Anwendung damit kommen kann, und laſſe das Problem ruhig liegen. Umgekehrt handeln die Phyſiker: ſie gehen gerade auf's Problem los und verwickeln ſich unterwegs in ſo viel Schwierigkeiten, daß ihnen zuletzt jede Ausſicht verſchwindet.

Deßhalb hat die Petersburger Akademie auf ihre Preisfrage keine Antwort erhalten; auch der verlängerte Termin wird nichts helfen. Sie sollte jetzt den Preis verdoppeln und ihn demjenigen versprechen, der sehr klar und deutlich vor Augen legte: warum keine Antwort eingegangen ist und warum sie nicht erfolgen konnte. Wer dieß vermöchte hätte jeden Preis wohl verdient.

Da seit einiger Zeit meiner Farbenlehre mehr nachgefragt wird, machen sich frisch illuminirte Tafeln nöthig. Indem ich nun dieses kleine Geschäft besorge, muß ich lächeln, welche unsägliche Mühe ich mir gegeben, das Vernünftige sowohl als das Absurde palpabel zu machen. Nach und nach wird man beides erfassen und anerkennen.

Der Newtonische Irrthum steht so nett im Conversations-Lexikon, daß man die Octavseite nur auswendig lernen darf um die Farbe für's ganze Leben los zu seyn.

Nicht, gar nicht grübeln wir nach dem Dämonischen;
Des Vaters Ueberlieferung, die mit uns erwuchs,
Bewahren wir, und Kluges ficht uns gar nicht an,
Und wär' es auch von großen Geistern offenbart.

Euripides Bacch.

Auto-

Autorität. Ohne sie kann der Mensch nicht existiren, und doch bringt sie eben so viel Irrthum als Wahrheit mit sich; sie verewigt im Einzelnen, was einzeln vorübergehen sollte, lehnt ab und läßt vorübergehen was festgehalten werden sollte, und ist hauptsächlich Ursache daß die Menschheit nicht vom Flecke kommt.

Aus dem Größten wie aus dem Kleinsten (nur durch künstliche Mittel dem Menschen zu vergegenwärtigen) geht die Metaphysik der Erscheinungen hervor; in der Mitte liegt das Besondere, unsern Sinnen Angemessene, worauf ich angewiesen bin, deßhalb aber die Begabten von Herzen segne, die jene Regionen zu mir heranbringen.

Da diejenigen welche wissenschaftliche Versuche anstellen, selten wissen was sie eigentlich wollen und was dabei herauskommen soll, so verfolgen sie ihren Weg meistentheils mit großem Eifer; bald aber, da eigentlich nichts Entschiedenes entstehen will, lassen sie die Unternehmung fahren und suchen sie sogar andern verdächtig zu machen.

Nachdem man in der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts dem Mikroskop so unendlich viel schuldig geworden war, so suchte man zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dasselbe geringschätzig zu behandeln.

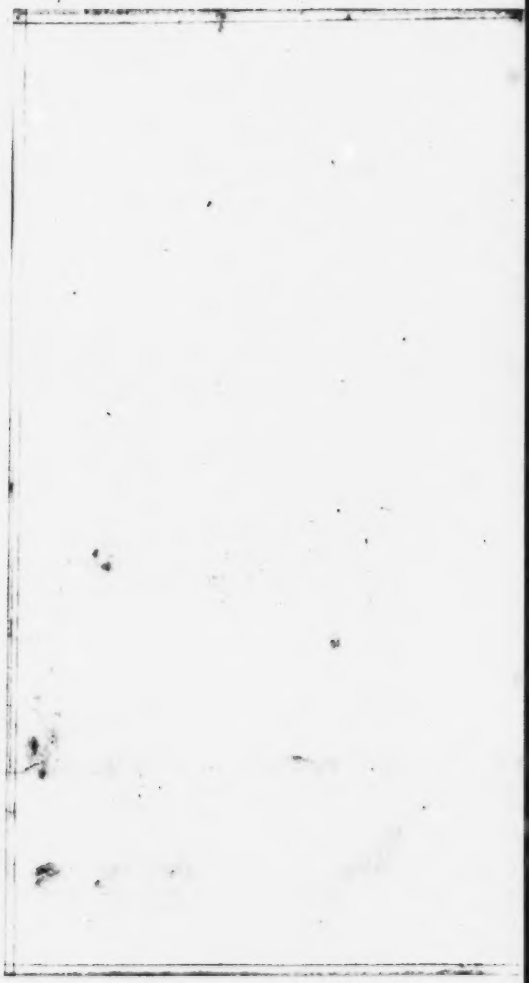

Nachdem man in der neuern Zeit die meteorologischen Beobachtungen auf den höchsten Grad der Genauigkeit getrieben hatte, so will man sie nunmehr aus den nördlichen Gegenden verbannen und will sie nur dem Beobachter unter den Tropen zugestehen.

Ward man doch auch des Sexualsystems, das im höhern Sinne genommen so großen Werth hat, überdrüssig und wollte es verbannt wissen; und geht es doch mit der alten Kunstgeschichte eben so, in der man seit funfzig Jahren sich gewissenhaft zu üben und die Unterschiede der auf einander folgenden Zeiten einzusehen sich auf das genaueste bestrebt hat. Das soll nun alles vergebens gewesen und alles auf einander Folgende als identisch und ununterscheidbar anzusehen seyn.

Nach unserm Rath bleibe jeder auf dem eingeschlagenen Wege und lasse sich ja nicht durch Autorität imponiren, durch allgemeine Uebereinstimmung bedrängen und durch Mode hinreißen.

II.

Wissenschaften entfernen sich im Ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder dahin zurück.

Denn sie sind eigentlich Compendien des Lebens; sie bringen die äußern und innern Erfahrungen in's Allgemeine, in einen Zusammenhang.

Das Interesse an ihnen wird im Grunde nur in einer besondern Welt, in der wissenschaftlichen erregt; denn daß man auch die übrige Welt dazu beruft und ihr davon Notiz gibt, wie es in der neuern Zeit geschieht, ist ein Mißbrauch und bringt mehr Schaden als Nutzen.

Nur durch eine erhöhte Praxis sollten die Wissenschaften auf die äußere Welt wirken: denn eigentlich sind sie alle esoterisch und können nur durch Verbessern irgend eines Thuns exoterisch werden. Alle übrige Theilnahme führt zu nichts.

Die Wissenschaften, auch in ihrem innern Kreise betrachtet, werden mit augenblicklichem jedesmaligem Interesse behandelt. Ein starker Anstoß, besonders von etwas Neuem und Unerhörtem oder wenigstens mächtig Gefördertem, erregt eine allgemeine Theilnahme, die Jahre lang dauern kann, und die besonders in den letzten Zeiten sehr fruchtbar geworden ist.

Ein bedeutendes Factum, ein geniales Aperçu beschäftigt eine sehr große Anzahl Menschen, erst nur um es zu kennen, dann um es zu erkennen, dann es zu bearbeiten und weiter zu führen.

Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erscheinung was sie nutze und sie hat nicht unrecht; den sie kann bloß durch den Nutzen den Werth einer Sache gewahr werden.

Die wahren Weisen fragen wie sich die Sache verhalte in sich selbst und zu andern Dingen, unbekümmert um den Nutzen, d. h. um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Nothwendige, welche ganz andere Geister, scharfsinnige, lebenslustige, technisch geübte und gewandte schon finden werden.

Die Afterweisen suchen von jeder neuen Entdeckung nur so geschwind als möglich für sich einigen Vortheil zu ziehen, indem sie einen eitlen Ruhm bald in Fortpflanzung, bald in Vermehrung, bald in Verbesserung, geschwinder Besitznahme, vielleicht gar durch Präoccupation zu erwerben trachten und durch solche Unreifheiten die wahre Wissenschaft unsicher machen und verwirren, ja ihre schönste Folge, die praktische Blüthe derselben, offenbar verkümmern.

Das schädlichste Vorurtheil ist, daß irgend eine Art Naturuntersuchung mit dem Bann belegt werden könnte.

Jeder Forscher muß sich durchaus ansehen als einer der zu einer Jury berufen ist. Er hat nur darauf zu achten in wiefern der Vortrag vollständig sey und durch klare Belege auseinandergesetzt. Er faßt hiernach seine Ueberzeugung zusammen und gibt seine Stimme, es sey nun daß seine Meinung mit der des Referenten übereintreffe oder nicht.

Dabei bleibt er eben so beruhigt, wenn ihm die Majorität beistimmt, als wenn er sich in der Minorität befindet; denn er hat das Seinige gethan, er hat seine Ueberzeugung ausgesprochen, er ist nicht Herr über die Geister noch über die Gemüther.

In der wissenschaftlichen Welt haben aber diese Gesinnungen niemals gelten wollen; durchaus ist es auf Herrschen und Beherrschen angesehen; und weil sehr wenige Menschen eigentlich selbstständig sind, so zieht die Menge den Einzelnen nach sich.

Die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaften, der Religion, alles zeigt, daß die Meinungen massenweis sich verbreiten, immer aber diejenige den Vorrang

gewinnt, welche faßlicher, d. h. dem menſchlichen Geiſte in ſeinem gemeinen Zuſtande gemäß und bequem iſt. Ja derjenige der ſich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer vorausſetzen, daß er die Majorität gegen ſich habe.

Wäre die Natur in ihren lebloſen Anfängen nicht ſo gründlich ſtereometriſch, wie wollte ſie zuletzt zum unberechenbaren und unermeßlichen Leben gelangen?

Der Menſch an ſich ſelbſt, inſofern er ſich ſeiner geſunden Sinne bedient, iſt der größte und genaueſte phyſikaliſche Apparat, den es geben kann, und das iſt eben das größte Unheil der neuern Phyſik, daß man die Experimente gleichſam vom Menſchen abgeſondert hat, und bloß in dem, was künſtliche Inſtrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was ſie leiſten kann dadurch beſchränken und beweiſen will.

Eben ſo iſt es mit dem Berechnen. — Es iſt vieles wahr was ſich nicht berechnen läßt, ſo wie ſehr vieles, was ſich nicht bis zum entſchiedenen Experiment bringen läßt.

Dafür ſteht ja aber der Menſch ſo hoch, daß ſich das ſonſt Undarſtellbare in ihm darſtellt. Was iſt denn eine

Saite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des Musikers; ja man kann sagen, was sind die elementarischen Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modificiren muß, um sie sich einigermaßen assimiliren zu können.

Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es alles leisten soll. Konnte man doch die Elektricität erst nur durch Reiben darstellen, deren höchste Erscheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird.

Wie man der französischen Sprache niemals den Vorzug streitig machen wird, als ausgebildete Hof- und Welt-Sprache sich immer mehr aus- und fortbildend zu wirken, so wird es niemand einfallen, das Verdienst der Mathematiker gering zu schätzen, welches sie, in ihrer Sprache, die wichtigsten Angelegenheiten verhandelnd, sich um die Welt erwerben, indem sie alles was der Zahl und dem Maß im höchsten Sinne unterworfen ist, zu regeln, zu bestimmen und zu entscheiden wissen.

Jeder Denkende, der seinen Kalender ansieht, nach seiner Uhr blickt, wird sich erinnern, wem er diese Wohlthaten schuldig ist. Wenn man sie aber auch auf ehrfurchtsvolle Weise in Zeit und Raum gewähren läßt, so

werden sie erkennen, daß wir etwas gewahr werden, was weit darüber hinausgeht, welches allen angehört und ohne welches sie selbst weder thun noch wirken könnten: Idee und Liebe.

Wer weiß etwas von Elektricität, sagte ein heiterer Naturforscher, als wenn er im Finstern eine Katze streichelt oder Blitz und Donner neben ihm niederleuchten und rasseln? Wie viel und wie wenig weiß er alsdann davon?

Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen; wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.

In den großen leeren Weltraum zwischen Mars und Jupiter legte er auch einen heitern Einfall. Als Kant sorgfältig bewiesen hatte, daß die beiden genannten Planeten alles aufgezehrt und sich zugeeignet hätten, was nur in diesen Räumen zu finden gewesen von Materie, sagte jener scherzhaft, nach seiner Art: warum sollte es nicht auch unsichtbare Welten geben? — Und hat er nicht vollkommen wahr gesprochen? Sind die neuentdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unsichtbar, außer den wenigen Astronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müssen?

Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrthum.

Die Menschen sind durch die unendlichen Bedingungen des Erscheinens dergestalt obruirt, daß sie das Eine Urbedingende nicht gewahren können.

„Wenn Reisende ein sehr großes Ergötzen auf ihren Bergklettereyen empfinden, so ist für mich etwas Barbarisches, ja Gottloses in dieser Leidenschaft. Berge geben uns wohl den Begriff von Naturgewalt, nicht aber von Wohlthätigkeit der Vorsehung. Zu welchem Gebrauch sind sie wohl dem Menschen? Unternimmt er dort zu wohnen, so wird im Winter eine Schneelavine, im Sommer ein Bergrutsch sein Haus begraben oder fortschieben; seine Heerden schwemmt der Gießbach weg, seine Kornscheuern die Windstürme. Macht er sich auf den Weg, so ist jeder Aufstieg die Qual des Sisyphus, jeder Niederstieg der Sturz Vulcan's; sein Pfad ist täglich von Steinen verschüttet, der Gießbach unwegsam für Schifffahrt; finden auch seine Zwergheerden nothdürftige Nahrung, oder sammelt er sie ihnen kärglich, entweder die Elemente entreißen sie ihm oder wilde Bestien. Er führt ein einsam kümmerlich Pflanzenleben, wie das Moos auf einem Grabstein, ohne Bequemlichkeit und ohne Gesellschaft. Und diese Zickzackkämme, diese widerwärtigen Felsenwände, diese ungestalteten Granitpy-

ramiden, welche die schönsten Weltbreiten mit den Schrecknissen des Nordpols bedecken, wie sollte sich ein wohlwollender Mann daran gefallen und ein Menschenfreund sie preisen!“

Auf diese heitere Paradoxie eines würdigen Mannes wäre zu sagen, daß wenn es Gott und der Natur gefallen hätte, den Urgebirgsknoten von Nubien durchaus nach Westen bis an das große Meer zu entwickeln und fortzusetzen, ferner diese Gebirgsreihe einige Mal von Norden nach Süden zu durchschneiden, sodann Thäler entstanden seyn würden, worin gar mancher Urvater Abraham ein Canaan, mancher Albert Julius eine Felsenburg würde gefunden haben, wo denn seine Nachkommen leicht mit den Sternen rivalisirend sich hätten vermehren können.

Steine sind stumme Lehrer, sie machen den Beobachter stumm, und das Beste was man von ihnen lernt ist nicht mitzutheilen.

Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen.

Die Krystallographie, als Wissenschaft betrachtet, gibt zu ganz eignen Ansichten Anlaß. Sie ist nicht pro-

ductiv, sie ist nur sie selbst und hat keine Folgen, besonders nunmehr, da man so manche isomorphische Körper angetroffen hat, die sich ihrem Gehalte nach ganz verschieden erweisen. Da sie eigentlich nirgends anwendbar ist, so hat sie sich in dem hohen Grade in sich selbst ausgebildet. Sie gibt dem Geist eine gewisse beschränkte Befriedigung und ist in ihren Einzelnheiten so mannichfaltig, daß man sie unerschöpflich nennen kann, deßwegen sie auch vorzügliche Menschen so entschieden und lange an sich festhält.

Etwas mönchisch-Hagestolzenartiges hat die Krystallographie, und ist daher sich selbst genug. Von praktischer Lebenseinwirkung ist sie nicht: denn die köstlichsten Erzeugnisse ihres Gebiets, die krystallinischen Edelsteine, müssen erst zugeschliffen werden, ehe wir unsere Frauen damit schmücken können.

Ganz das Entgegengesetzte ist von der Chemie zu sagen, welche von der ausgebreitetsten Anwendung und von dem gränzenlosesten Einfluß auf's Leben sich erweist.

Der Begriff von Entstehen ist uns ganz und gar versagt; daher wir, wenn wir etwas werden sehen, denken, daß es schon dagewesen sey. Deßhalb kommt das System der Einschachtelung uns begreiflich vor.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Sechster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

Wie manches Bedeutende ſieht man aus Theilen zuſammenſetzen; man betrachte die Werke der Baukunſt; man ſieht manches ſich regel- und unregelmäßig anhäufen; daher iſt uns der atomiſtiſche Begriff nah und bequem zur Hand, deßhalb wir uns nicht ſcheuen ihn auch in organiſchen Fällen anzuwenden.

Wer den Unterſchied des Phantaſtiſchen und Ideellen, des Geſetzlichen und Hypothetiſchen nicht zu faſſen weiß, der iſt als Naturforſcher in einer üblen Lage.

Es gibt Hypotheſen wo Verſtand und Einbildungskraft ſich an die Stelle der Idee ſetzen.

Man thut nicht wohl ſich allzulange im Abſtracten aufzuhalten. Das Eſoteriſche ſchadet nur, indem es exoteriſch zu werden trachtet. Leben wird am beſten durch's Lebendige belehrt.

III.

Man kann in den Naturwiſſenſchaften über manche Probleme nicht gehörig ſprechen, wenn man die Metaphyſik nicht zu Hülfe ruft: aber nicht jene Schul- und Wort-Weisheit; es iſt dasjenige was vor, mit und nach der Phyſik war, iſt und ſeyn wird.

Autorität, daß nämlich etwas schon einmal geschehen, gesagt oder entschieden worden sey, hat großen Werth; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.

Beharre wo du stehst! — Maxime, nothwendiger als je, indem einerseits die Menschen in große Parteyen gerissen werden; sodann aber auch jeder Einzelne nach individueller Einsicht und Vermögen sich geltend machen will.

Man thut immer besser, daß man sich grad ausspricht wie man denkt, ohne viel beweisen zu wollen: denn alle Beweise die wir vorbringen, sind doch nur Variationen unserer Meinungen, und die Widriggesinnten hören weder auf das Eine noch auf das Andere.

Da ich mit der Naturwissenschaft, wie sie sich von Tag zu Tag vorwärts bewegt, immer mehr bekannt und verwandt werde, so dringt sich mir gar manche Betrachtung auf: über die Vor- und Rückschritte, die zu gleicher Zeit geschehen. Eines nur sey hier ausgesprochen: daß wir sogar anerkannte Irrthümer

aus der Wiſſenſchaft nicht los werden. Die Urſache hievon iſt ein offenbares Geheimniß.

Einen Irrthum nenn' ich, wenn irgend ein Ereigniß falſch ausgelegt, falſch angeknüpft, falſch abgeleitet wird. Nun ereignet ſich aber im Gange des Erfahrens und Denkens, daß eine Erſcheinung auch folgerecht angeknüpft, richtig abgeleitet wird. Das läßt man ſich wohl gefallen, legt aber keinen beſondern Werth darauf und der Irrthum bleibt ganz ruhig daneben liegen; ja ich kenne ein kleines Magazin von Irrthümern, die man ſorgfältig aufbewahrt.

Da nun den Menſchen eigentlich nichts intereſſirt als ſeine Meinung, ſo ſieht jederman der eine Meinung verträgt ſich rechts und links nach Hülfsmitteln um, damit er ſich und andere beſtärken möge. Des Wahren bedient man ſich ſo lange es brauchbar iſt, aber leidenſchaftlich rhetoriſch ergreift man das Falſche, ſobald man es für den Augenblick nutzen, damit, als einem Halbargumente, blenden, als mit einem Lückenbüßer das Zerſtückelte ſcheinbar vereinigen kann. Dieſes zu erfahren war mir erſt ein Aergerniß, dann betrübte ich mich darüber, und nun macht es mir Schadenfreude. Ich habe mir das Wort gegeben ein ſolches Verfahren niemalswider aufzudecken.

Jedes Exiſtirende iſt ein Analogon alles Exiſtirenden; daher erſcheint uns das Daſeyn immer zu gleicher Zeit geſondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu ſehr, ſo fällt alles identiſch zuſammen; meidet man ſie, ſo zerſtreut ſich alles in's Unendliche. In beiden Fällen ſtagnirt die Betrachtung, einmal als überlebendig, das anderemal als getödtet.

Die Vernunft iſt auf das Werdende, der Verſtand auf das Gewordene angewieſen; jene bekümmert ſich nicht: wozu? dieſer fragt nicht: woher? — Sie erfreut ſich am Entwickeln; er wünſcht alles feſtzuhalten, damit er es nutzen könne.

Es iſt eine Eigenheit dem Menſchen angeboren und mit ſeiner Natur innigſt verwebt: daß ihm zur Erkenntniß das Nächſte nicht genügt; da doch jede Erſcheinung, die wir ſelbſt gewahr werden, im Augenblick das Nächſte iſt, und wir von ihr fordern können, daß ſie ſich ſelbſt erkläre, wenn wir kräftig in ſie dringen.

Das werden aber die Menſchen nicht lernen, weil es gegen ihre Natur iſt; daher die Gebildeten es ſelbſt nicht laſſen können, wenn ſie an Ort und Stelle irgend ein Wahres erkannt haben, es nicht nur mit dem Nächſten, ſondern auch mit dem Weiteſten und Fernſten zuſammenzuhängen, woraus denn Irrthum über Irrthum ent-

ſpringt. Das nahe Phänomen hängt aber mit dem fernen nur in dem Sinne zuſammen, daß ſich alles auf wenige große Geſetze bezieht die ſich überall manifeſtiren.

Was iſt das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was iſt das Beſondere?
Millionen Fälle.

Die Analogie hat zwey Verirrungen zu fürchten: einmal ſich dem Witz hinzugeben, wo ſie in Nichts zerfließt; die andere, ſich mit Tropen und Gleichniſſen zu umhüllen, welches jedoch weniger ſchädlich iſt.

Weder Mythologie noch Legenden ſind in der Wiſſenſchaft zu dulden. Laſſe man dieſe den Poeten, die berufen ſind ſie zu Nutz und Freude der Welt zu behandeln. Der wiſſenſchaftliche Mann beſchränke ſich auf die nächſte klarſte Gegenwart. Wollte derſelbe jedoch gelegentlich als Rhetor auftreten, ſo ſey ihm jenes auch nicht verwehrt.

Um mich zu retten, betrachte ich alle Erſcheinungen als unabhängig von einander und ſuche ſie gewaltſam zu iſoliren; dann betrachte ich ſie als Correlate, und ſie verbinden ſich zu einem entſchiedenen Leben. Dieß bezieh' ich vorzüglich auf Natur; aber auch in

Bezug

Bezug auf die neueſte um uns her bewegte Weltgeſchichte iſt dieſe Betrachtungsweiſe fruchtbar.

Alles was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, iſt die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im ſtillen längſt ausgebildet, unverſehens mit Blitzesſchnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es iſt eine aus dem Innern am Aeußern ſich entwickelnde Offenbarung, die den Menſchen ſeine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es iſt eine Syntheſe von Welt und Geiſt, welche von der ewigen Harmonie des Daſeyns die ſeligſte Verſicherung gibt.

Der Menſch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich ſey; er würde ſonſt nicht forſchen.

Begreiflich iſt jedes Beſondere das ſich auf irgend eine Weiſe anwenden läßt. Auf dieſe Weiſe kann das Unbegreifliche nützlich werden.

Es gibt eine zarte Empirie, die ſich mit dem Gegenſtand innigſt identiſch macht, und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Dieſe Steigerung des geiſtigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.

Am widerwärtigsten sind die kricklichen Beobachter und grilligen Theoristen; ihre Versuche sind kleinlich und complicirt, ihre Hypothesen abstrus und wunderlich.

Es gibt Pedanten, die zugleich Schelme sind, und das sind die allerschlimmsten.

Um zu begreifen daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen.

Das Allgemeine und Besondere fallen zusammen, das Besondere ist das Allgemeine, unter verschiedenen Bedingungen erscheinend.

Man braucht nicht alles selbst gesehen noch erlebt zu haben; willst du aber dem andern und seinen Darstellungen vertrauen, so denke, daß du es nun mit dreyen zu thun hast: mit dem Gegenstand und zwey Subjecten.

Grundeigenschaft der lebendigen Einheit: sich zu trennen, sich zu vereinen, sich in's Allgemeine zu ergehen, im Besondern zu verharren, sich zu verwandeln, sich zu specificiren, und wie das Lebendige unter tausend Bedingungen sich darthun mag, hervorzutreten und zu verschwinden, zu solidesciren und zu schmelzen, zu erstarren und zu fließen, sich auszudehnen und sich zusammenzuziehen. Weil nun alle diese Wirkungen im glei-

chen Zeitmoment zugleich vorgehen, ſo kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entſtehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud' und Leid, alles wirkt durch einander, in gleichem Sinn und gleicher Maße; deßwegen denn auch das Beſonderſte, das ſich ereignet, immer als Bild und Gleichniß des Allgemeinſten auftritt.

Iſt das ganze Daſeyn ein ewiges Trennen und Verbinden, ſo folgt auch daß die Menſchen im Betrachten des ungeheuren Zuſtandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

Als getrennt muß ſich darſtellen: Phyſik von Mathematik. Jene muß in einer entſchiedenen Unabhängigkeit beſtehen, und mit allen liebenden verehrenden frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derſelben einzudringen ſuchen, ganz unbekümmert was die Mathematik von ihrer Seite leiſtet und thut. Dieſe muß ſich dagegen unabhängig von allem Aeußern erklären, ihren eigenen großen Geiſtesgang gehen und ſich ſelber reiner ausbilden als es geſchehen kann, wenn ſie wie bisher ſich mit dem Vorhandenen abgibt und dieſem etwas abzugewinnen oder anzupaſſen trachtet.

In der Naturforſchung bedarf es eines kategoriſchen Imperativs ſo gut als im Sittlichen; nur be-

denke man, daß man dadurch nicht am Ende, sondern erst am Anfang ist.

Das Höchste wäre: zu begreifen, daß alles Factische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre.

In den Wissenschaften ist viel Gewisses, sobald man sich von den Ausnahmen nicht irre machen läßt und die Probleme zu ehren weiß.

Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch auch nur Resignation; aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Gränzen der Menschheit resignire oder innerhalb einer hypothetischen Beschränktheit meines bornirten Individuums.

Wenn man die Probleme des Aristoteles ansieht, so erstaunt man über die Gabe des Bemerkens und für was alles die Griechen Augen gehabt haben. Nur begehen sie den Fehler der Uebereilung, da sie von den Phänomenen unmittelbar zur Erklärung schreiten, wodurch denn ganz unzulängliche theoretische Aussprüche zum Vorschein kommen. Dieses ist jedoch der allgemeine Fehler der noch heut zu Tage begangen wird.

Hypotheſen ſind Wiegenlieder womit der Lehrer ſeine Schüler einlullt; der denkende treue Beobachter lernt immer mehr ſeine Beſchränkung kennen; er ſieht, je weiter ſich das Wiſſen ausbreitet, deſto mehr Probleme kommen zum Vorſchein.

Unſer Fehler beſteht darin, daß wir am Gewiſſen zweifeln und das Ungewiſſe fixiren möchten. Meine Maxime bei der Naturforſchung iſt: das Gewiſſe feſtzuhalten und dem Ungewiſſen aufzupaſſen.

Läßliche Hypotheſe nenn' ich eine ſolche, die man gleichſam ſchalkhaft aufſtellt, um ſich von der ernſthaften Natur widerlegen zu laſſen.

Wie wollte einer als Meiſter in ſeinem Fach erſcheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte!

Das Närriſche iſt, daß jeder glaubt überliefern zu müſſen was man gewußt zu haben glaubt.

Weil zum didaktiſchen Vortrag Gewißheit verlangt wird, indem der Schüler nichts Unſicheres überliefert haben will, ſo darf der Lehrer kein Problem ſtehen laſſen und ſich etwa in einiger Entfernung da herumbewegen. Gleich muß etwas beſtimmt ſeyn (*bepaalt* ſagt der Holländer) und nun glaubt man eine Weile den

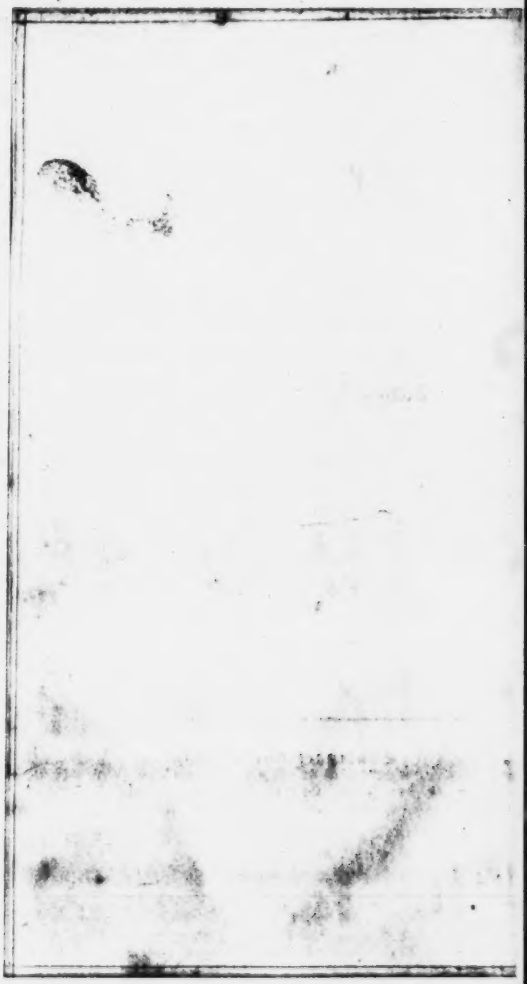

unbekannten Raum zu besitzen bis ein anderer die Pfähle wieder ausreißt, und sogleich enger oder weiter abermals wieder bepfählt.

Lebhafte Frage nach der Ursache, Verwechselung von Ursache und Wirkung, Beruhigung in einer falschen Theorie sind von großer nicht zu entwickelnder Schädlichkeit.

Wenn mancher sich nicht verpflichtet fühlte das Unwahre zu wiederholen, weil er's einmal gesagt hat, so wären es ganz andre Leute geworden.

Das Falsche hat den Vortheil, daß man immer darüber schwätzen kann; das Wahre muß gleich genutzt werden, sonst ist es nicht da.

Wer nicht einsieht wie das Wahre praktisch erleichtert, mag gern daran mäkeln und häkeln, damit er nur sein irriges mühseliges Treiben einigermaßen beschönigen könne.

Die Deutschen, und sie nicht allein, besitzen die Gabe die Wissenschaften unzugänglich zu machen.

Der Engländer ist Meister das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und fri-

ſcher That führt. Man frage nun, warum ſie uns überall voraus ſind?

Der denkende Menſch hat die wunderliche Eigenſchaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöſte Problem liegt, gerne ein Phantaſiebild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöſt und die Wahrheit am Tage iſt.

Es gehört eine eigene Geiſteswendung dazu, um das geſtaltloſe Wirkliche in ſeiner eigenſten Art zu faſſen und es von Hirngeſpinſten zu unterſcheiden, die ſich denn doch auch mit einer gewiſſen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

Bei Betrachtung der Natur im Großen wie im Kleinen hab' ich unausgeſetzt die Frage geſtellt: Iſt es der Gegenſtand oder biſt du es, der ſich hier ausſpricht? Und in dieſem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein jeder Menſch ſieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er ſich eine beſondere ihm angemeſſene Welt zu erſchaffen bemüht iſt. Tüchtige Menſchen ergreifen ſie ohne Bedenken und ſuchen damit, wie es gehen will,

zu gebaren; andere zaudern an ihr herum; einige zweifeln sogar an ihrem Daseyn.

Wer sich von dieser Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit niemanden streiten, sondern nur die Vorstellungsart eines andern wie seine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren fast täglich, daß der eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem andern zu denken unmöglich ist, und zwar nicht etwa in Dingen die auf Wohl und Wehe nur irgend einen Einfluß hätten, sondern in Dingen die für uns völlig gleichgültig sind.

Man weiß eigentlich das was man weiß nur für sich selbst. Spreche ich mit einem andern von dem was ich zu wissen glaube, unmittelbar glaubt er's besser zu wissen, und ich muß mit meinem Wissen immer wieder in mich selbst zurückkehren.

Das Wahre fördert; aus dem Irrthum entwickelt sich nichts, er verwickelt uns nur.

Der Mensch findet sich mitten unter Wirkungen und kann sich nicht enthalten nach den Ursachen zu fragen; als ein bequemes Wesen greift er nach der nächsten als der besten und beruhigt sich dabei; besonders ist dieß die Art des allgemeinen Menschenverstandes.

Sieht man ein Uebel, so wirkt man unmittelbar darauf, d. h. man curirt unmittelbar auf's Symptom los.

Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrschaft; die entstandene Welt, mit der sich die Geognosie abgibt, ist todt. Daher kann es keine Geologie geben, denn die Vernunft hat hier nichts zu thun.

Wenn ich ein zerstreutes Gerippe finde, so kann ich es zusammenlesen und aufstellen; denn hier spricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Riesenfaulthier wäre.

Was nicht mehr entsteht, können wir uns als entstehend nicht denken. Das Entstandene begreifen wir nicht.

Der allgemeine neuere Vulcanismus ist eigentlich ein kühner Versuch, die gegenwärtige unbegreifliche Welt an eine vergangene unbekannte zu knüpfen.

Gleiche oder wenigstens ähnliche Wirkungen werden auf verschiedene Weise durch Naturkräfte hervorgebracht.

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität: denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus

Schelmen die sich accommodiren, aus Schwachen die sich assimiliren, und der Masse die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen was sie will.

Die Mathematik ist, wie die Dialektik, ein Organ des innern höheren Sinnes; in der Ausübung ist sie eine Kunst wie die Beredsamkeit. Für beide hat nichts Werth als die Form; der Gehalt ist ihnen gleichgültig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falsches vertheidige, ist beiden vollkommen gleich.

Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menschen an, der ein solches Geschäft betreibt, eine solche Kunst ausübt. Ein durchgreifender Advocat in einer gerechten Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel, erscheinen beide gleich gottähnlich.

Was ist an der Mathematik exact als die Exactheit? Und diese, ist sie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefühls?

Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuheben, sie kann den Eigensinn nicht lindern, den Partengeist nicht beschwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag sie.

Der Mathematiker ist nur in so fern vollkommen, als er ein vollkommener Mensch ist, als er das Schöne des Wahren in sich empfindet; dann erst wird er gründlich, durchsichtig, umsichtig, rein, klar, anmuthig, ja elegant wirken. Das alles gehört dazu, um La Grange ähnlich zu werden.

Nicht die Sprache an und für sich ist richtig, tüchtig, zierlich, sondern der Geist ist es der sich darin verkörpert; und so kommt es nicht auf einen jeden an, ob er seinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünschenswerthen Eigenschaften verleihen will: es ist die Frage, ob ihm die Natur hiezu die geistigen und sittlichen Eigenschaften verliehen hat. Die geistigen: das Vermögen der An- und Durchschauung; die sittlichen: daß er die bösen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten dem Wahren die Ehre zu geben.

Das Einfache durch das Zusammengesetzte, das Leichte durch das Schwierige erklären zu wollen, ist ein Unheil das in dem ganzen Körper der Wissenschaft vertheilt ist, von den Einsichtigen wohl anerkannt, aber nicht überall eingestanden.

Man sehe die Physik genau durch und man wird finden, daß die Phänomene, so wie die Versuche worauf sie gebaut ist, verschiedenen Werth haben.

Auf die primären, die Urversuche, kommt alles an, und das Capitel das hierauf gebaut ist steht sicher und fest; aber es gibt auch secundäre, tertiäre u. s. w. Gesteht man diesen das gleiche Recht zu, so verwirren sie nur das was von den ersten aufgeklärt war.

Ein großes Uebel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisiren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Gränzen, und wenn er sie überschreitet kommt er in Gefahr absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbtheil ist der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schließen und Urtheilen jedoch ist nicht seine Sache.

Die Erfahrung nutzt erst der Wissenschaft, sodann schadet sie, weil die Erfahrung Gesetz und Ausnahme gewahr werden läßt. Der Durchschnitt von beiden gibt keineswegs das Wahre.

Man sagt: zwischen zwey entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! das

Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig thätige Leben in Ruhe gedacht.

Wenn ich das Aufklären und Erweitern der Naturwissenschaften in der neuesten Zeit betrachte, so komme ich mir vor wie ein Wanderer der in der Morgendämmerung gegen Osten ging, die heranwachsende Helle mit Freuden, aber ungeduldig anschaute und die Ankunft des entscheidenden Lichtes mit Sehnsucht erwartete, aber doch bei dem Hervortreten desselben die Augen wegwenden mußte, welche den so sehr gewünschten und gehofften Glanz nicht ertragen konnten.

Es ist nicht zu viel gesagt, aber in solchem Zustande befinde ich mich, wenn ich Herrn Carus Werk vornehme, das die Andeutungen alles Werdens von dem einfachsten bis zu dem mannichfachsten Leben durchfährt und das große Geheimniß mit Wort und Bild vor Augen legt: daß nichts entspringt als was schon angekündigt ist, und daß die Ankündigung erst durch das Angekündigte klar wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung.

Rege wird sodann in mir ein gleiches Gefühl, wenn ich d'Altons Arbeit betrachte, der das Gewordene und zwar nach dessen Vollendung und Untergang darstellt, und zugleich das Innerste und Aeußerste, Gerüst

und Ueberzug, künſtleriſch vermittelnd, vor Augen bringt und aus dem Tode ein Leben dichtet; und ſo ſeh' ich auch hier, wie jenes Gleichniß paßt. Ich gedenke, wie ich ſeit einem halben Jahrhundert auf eben dieſem Felde aus der Finſterniß in die Dämmerung, von da in die Hellung unverwandt fortgeſchritten bin, bis ich zuletzt erlebe, daß das reinſte Licht, jeder Erkenntniß und Einſicht förderlich, mit Macht hervortritt, mich blendend belebt und indem es meine folgerechten Wünſche erfüllt, mein ſehnſüchtiges Beſtreben vollkommen rechtfertigt.

Erfinden und Entdecken.

Es ist immer der Mühe werth nachzudenken, warum die vielfachen und harten Contestationen über Priorität bei Entdecken und Erfinden beständig fortdauern und auf's neue entstehen.

Zum Entdecken gehört Glück, zum Erfinden Geist, und beide können beides nicht entbehren.

Dieses spricht aus und beweist, daß man, ohne Ueberlieferung, unmittelbar persönlich Naturgegenstände oder deren Eigenschaften gewahr werden könne.

Das Erkennen und Erfinden sehen wir als den vorzüglichsten selbst erworbenen Besitz an und brüsten uns damit.

Der kluge Engländer verwandelt ihn durch ein Patent sogleich in Realitäten und überhebt sich dadurch alles verdrießlichen Ehrenstreites.

Aus obigem aber ersehen wir, wie sehr wir von Autorität, von Ueberlieferung abhängen, daß ein ganz frisches eigenthümliches Gewahrwerden so hoch geachtet wird; deßhalb auch niemand zu verargen ist, wenn er nicht aufgeben will, was ihn vor so vielen andern auszeichnet.

Noten und Abhandlungen

zu

beſſerem Verſtändniß

des

Weſt-öſtlichen Divans.

Wer das Dichten will verſtehen
Muß in's Land der Dichtung gehen;
Wer den Dichter will verſtehen
Muß in Dichters Lande gehen.

John Hunter, Spätling-Sohn eines Landgeistlichen, ohne Unterricht bis in's sechzehnte Jahr heraufgewachsen, wie er sich an's Wissen begibt gewinnt schnell das Vorgefühl von vielen Dingen, er entdeckt dieses und jenes durch geniale Uebersicht und Folgerung; wie er sich aber darauf gegen andere etwas zu Gute thut, muß er zu seiner Verzweiflung erfahren, daß das alles schon entdeckt sey.

Endlich da er als Prosector seines viel ältern Bruders, Professors der Anatomie, wirklich im menschlichen Körperbau etwas Neues entdeckt, der Bruder aber in seinen Vorlesungen und Programmen davon Gebrauch macht ohne seiner zu gedenken, entsteht in ihm ein solcher Haß, es ergibt sich ein Zwiespalt zwischen beiden der zum öffentlichen Skandal wird, und nach großem ruhmvoll durcharbeitetem Leben auf dem Todbette sich nicht ausgleichen läßt.

Solche Verdienste des eignen Gewahrwerdens sehen wir uns durch Zeitgenossen verkümmert, daß es Noth thäte Tag und Stunde nachzuweisen wo uns eine solche Offenbarung geworden. Auch die Nachkommen bemühen sich Ueberlieferungen nachzuweisen; denn es gibt Menschen die, um nur etwas zu thun, das Wahre schelten und das Falsche loben, und sich aus der Negation des Verdienstes ein Geschäft machen.

Um sich die Priorität zu bewahren einer Entdeckung die er nicht aussprechen wollte, ergriff Galilei ein

geist-

geiſtreiches Mittel: er verſteckte ſeine Erfindung anagrammatiſch in lateiniſche Verſe, die er ſogleich bekannt machte um ſich im Falle ohne weiteres dieſes öffentlichen Geheimniſſes bedienen zu können.

Ferner iſt Entdecken, Erfinden, Mittheilen, Benutzen ſo nah verwandt, daß mehrere bei einer ſolchen Handlung als Eine Perſon können angeſehen werden. Der Gärtner entdeckt daß das Waſſer in der Pumpe ſich nur auf eine gewiſſe Höhe heben läßt; der Phyſiker verwandelt eine Flüſſigkeit in die andere, und ein großes Geheimniß kommt an den Tag; eigentlich war jener der Entdecker, dieſer der Erfinder. Ein Koſak führt den reiſenden Pallas zu der großen Maſſe gediegenen Eiſens in der Wüſte; jener iſt Erfinder, dieſer der Aufdecker zu nennen; es trägt ſeinen Namen, weil Er es uns bekannt gemacht hat.

Ein merkwürdiges Beiſpiel wie die Nachwelt irgend einem Vorfahren die Ehre zu rauben geneigt iſt, ſehen wir an den Bemühungen die man ſich gab, Chriſtoph Colomb die Ehre der Entdeckung der neuen Welt zu entreißen. Freilich hatte die Einbildungskraft den weſtlichen Ocean ſchon längſt mit Inſeln und Land bevölkert, daß man ſogar in der erſten düſtern Zeit lieber eine ungeheure Inſel untergehen ließ, als daß man dieſe Räume leer gelaſſen hätte. Freilich waren die Nachrichten von Aſien her ſchon weit herangerückt, Kühngeſinnten und Wagehälſen genügte die Küſten-

schifffahrt nicht mehr, durch die glückliche Unternehmung der Portugiesen war die ganze Welt in Erregung; aber es gehörte denn doch zuletzt ein Mann dazu, der das alles zusammenfaßte, um Fabel und Nachricht, Wahn und Ueberlieferung in Wirklichkeit zu verwandeln.

Ueber

Mathematik und deren Mißbrauch,

so wie

das periodiſche Vorwalten einzelner wiſſenſchaftlicher Zweige.

Das Recht, die Natur in ihren einfachſten geheimſten Urſprüngen, ſo wie in ihren offenbarſten am höchſten auffallenden Schöpfungen, auch ohne Mitwirkung der Mathematik, zu betrachten, zu erforſchen, zu erfaſſen, mußte ich mir, meine Anlagen und Verhältniſſe zu Rathe ziehend, gar früh ſchon anmaßen. Für mich habe ich es mein Leben durch behauptet. Was ich dabei geleiſtet, liegt vor Augen; wie es Andern frommt, wird ſich ergeben.

Ungern aber habe ich zu bemerken gehabt, daß man meinen Beſtrebungen einen falſchen Sinn untergeſchoben hat. Ich hörte mich anklagen, als ſey ich ein Widerſacher, ein Feind der Mathematik überhaupt, die doch niemand höher ſchätzen kann als ich, da ſie gerade das leiſtet, was mir zu bewirken völlig verſagt worden.

Hierüber möchte ich mich gern erklären und wähle dazu ein eignes Mittel, solches durch Wort und Vortrag anderer bedeutender und namhafter Männer zu thun.

I.

D'Alembert.

„Was die mathematischen Wissenschaften betrifft, so muß uns ihre Natur und ihre Vielzahl keineswegs imponiren."

„Der Einfalt ihres Gegenstandes sind sie vorzüglich ihre Gewißheit schuldig. Sogar muß man bekennen, daß, da die verschiedenen Theile der Mathematik nicht einen gleich einfachen Gegenstand behandeln, also auch eine eigentliche Gewißheit, diejenige nämlich, welche auf nothwendig wahren und durch sich selbst evidenten Principien beruht, allen diesen Abtheilungen weder gleich, noch auf gleiche Weise zukommt. Mehrere derselben, an physische Principien sich lehnend, d. h. an Erfahrungs-Wahrheiten, oder bloße Hypothesen, haben so zu sagen nur eine Erfahrungs-Gewißheit oder eine bloße Voraussetzung. Um also genau zu sprechen, sind nur diejenigen Abtheilungen, welche die Berechnung der Größen und allgemeinen Eigenschaften des Raumes behandeln, d. h. die Algebra, die Geometrie, die Mechanik, diejenigen, welche man als mit dem Stempel der Evidenz beglaubigt ansehen kann. Sogar ist in dem Lichte

das dieſe Wiſſenſchaften unſrem Geiſte verleihen eine Art Abſtufung und einige Schattirung zu beobachten. Je weiter der Gegenſtand iſt, den ſie umfaſſen, auf eine allgemeine und abſtracte Weiſe betrachten, deſto mehr ſind ihre Principien von Wolken frei. Deßhalb die Geometrie einfacher iſt als die Mechanik, und beide einfacher als die Algebra."

„Man wird alſo wohl darin übereinkommen, daß die ſämmtlichen mathematiſchen Kenntniſſe nicht auf gleiche Weiſe den Geiſt befriedigen. Schreiten wir weiter und unterſuchen ohne Vorliebe, worauf denn eigentlich dieſe Kenntniſſe ſich beſchränken. Bei dem erſten Anblick, fürwahr, erſcheinen ſie in ſehr großer Zahl und ſogar gewiſſermaßen unerſchöpflich; betrachtet man ſie aber alle beiſammen und nimmt eine philoſophiſche Zählung vor, ſo bemerkt man, daß wir lange nicht ſo reich ſind, als wir glaubten. Ich ſpreche hier nicht von der geringen Anwendung, von dem wenigen Gebrauch den man von dieſen Wahrheiten machen kann; dieß wäre vielleicht ein ſehr ſchwaches Argument das man gegen dieſe Wahrheiten aufſtellen könnte; ich rede von dieſen Wahrheiten an ſich ſelbſt betrachtet. Was wollen denn die meiſten dieſer Axiome bedeuten, worauf die Geometrie ſo ſtolz iſt? Sie ſind eigentlich nur der Ausdruck einer einfachen Idee durch zwey verſchiedene Zeichen oder Worte. Derjenige der ſagt, daß 2 mal 2 4 ſey, hat der mehr Kenntniß, als derjenige welcher ſagen möchte:

2 mal 2 iſt 2 mal 2? Die Ideen des Ganzen, der Theile, des Größeren, des Kleineren, ſind ſie nicht, eigentlich zu reden, dieſelbe einfache und einwohnende Idee, indem man die eine nicht haben kann, ohne daß die übrigen alle ſich zu gleicher Zeit darſtellen? Schon haben einige Philoſophen bemerkt, daß wir gar manchen Irrthum dem Mißbrauch der Worte verdanken. Iſt es vielleicht derſelbige Mißbrauch woher die Axiome ſich ableiten? Uebrigens will ich hierdurch den Gebrauch derſelben nicht durchaus verdammen; nur wünſche ich, bemerklich zu machen, worauf er ſie einſchränkt. Dadurch ſollen nämlich die einfachen Ideen uns durch Gewohnheit mehr eigen werden, damit ſie uns mehr bei der Hand ſeyen, wenn wir ſie auf verſchiedene Weiſe zu brauchen denken. Ich ſage faſt eben daſſelbe, obgleich mit ſchicklichen Einſchränkungen von den mathematiſchen Theoremen. Ohne Vorurtheil betrachtet ſchmelzen ſie zu einer ſehr kleinen Zahl urſprünglicher Wahrheiten zuſammen. Man unterſuche eine Folge von geometriſchen Propoſitionen, die eine aus der andern hergeleitet iſt, ſo daß zwey nachbarliche Sätze ſich unmittelbar und ohne Zwiſchenraum berühren, ſo wird man gewahr werden, daß ſie alle zuſammen nur die erſte Propoſition ſind, die ſich, ſo zu ſagen, in ſtetiger Folge, nach und nach in dem Uebergang einer Conſequenz zur andern entfaltet, die aber doch eigentlich durch dieſe Verkettung nicht vermannichfaltigt worden iſt, ſondern nur ſich verſchiedenen Formen

bequemt hat. Es ist ungefähr als wenn man einen solchen Satz durch eine Sprache ausdrücken wollte, die sich unmerklich von ihrem Ursprung entfernt hat, und daß man ihn nach und nach auf verschiedene Weise darstellte, welche die verschiedenen Zustände, durch welche die Sprache gegangen ist, bezeichnete. Einen jeden dieser Zustände würde man in seinem unmittelbaren Nachbar wieder erkennen, aber in weiterer Entfernung würde man ihn nicht mehr anerkennen, ob er gleich immer von dem nächstvorhergehenden Zustande abhängt, wie denn auch immer dieselbige Idee ausgedrückt werden sollte. Eben so kann man die Verkettung mehrerer geometrischer Wahrheiten als Uebersetzungen ansehen, mehr oder weniger verschieden, mehr oder weniger verflochten, aber immer denselbigen Satz, oft dieselbe Hypothese ausdrückend. Diese Uebersetzungen sind übrigens sehr vortheilhaft, weil sie uns befähigen von dem Theorem, das sie aussprechen, den verschiedensten Gebrauch zu machen, Gebrauch, mehr oder weniger schätzenswerth, nach dem Maßstab seiner Wichtigkeit und Ausdehnung. Geben wir aber auch einer solchen mathematischen Uebersetzung eines Grundsatzes einen wirklichen Werth zu, so muß man doch anerkennen, daß dieses Verdienst ursprünglich der Proposition selbst einwohnt. Dieß nun lehrt uns empfinden, wie viel wir den erfindenden Geistern schuldig sind, welche einige jener Grundwahrheiten entdeckend, die als Quelle, als Originale von man-

chen andern gelten, die Geometrie wirklich bereichert und ihren Besitz erweitert haben."

II.

Le Globe Nr. 104. S. 325.

Traité de Physique par Despretz.

„Die Werke des Herrn Biot haben in Frankreich nicht wenig dazu beigetragen die Wissenschaften auf mathematische Weise zu behandeln. Und gewiß bleibt das physikalische Werk dieses Verfassers ein vorzügliches, und die Theorien der Akustik und Elektricität sind Meisterstücke der Darlegung und des Styls."

„Zugleich aber muß man bekennen, daß in diesem Buche eine Vorliebe für den Calcul, ein Mißbrauch der Mathematik herrscht, wodurch die Wissenschaft Schaden leidet. So sind z. B. die Formeln der Dichtigkeiten der Gasarten unentwirrbar und sowohl mühselig für den der lernen will als ganz und gar unnütz in der Anwendung."

„Heut zu Tage legt man gewöhnlich bei dem öffentlichen Unterricht entweder die letzte Ausgabe des Tractats von Hauy, das Werk von Herrn Beudant oder den Auszug von Herrn Biot unter. Die beiden ersten haben mit viel zu viel Einzelnheiten die Theorie der Krystalle entwickelt und es ist leicht zu begreifen, wie der ehrwür-

dige Hauy ſich habe hinreißen laſſen, um mit Wohlgefallen aus ſeinen eignen Entdeckungen ein beſonderes Capitel der Phyſik zu machen; Herr Beudant aber ſcheint nicht zu entſchuldigen."

„Der Auszug des Herrn Biot, ob er gleich keine Berechnung enthält, hat faſt dieſelben Fehler wie das große Werk. Von Seiten des Styls ſogar bleibt es ein merkwürdig litterariſches Studium, dieſes phyſikaliſche Buch. Herr Biot hat ſich bemüht, ohne irgend eine algebraiſche Analyſe, die Formeln des Calculs in der Darſtellung der Phänomene wiederzugeben. Man finder kein X; übrigens iſt dieſer Auszug vollkommen mathematiſch und für den Anfänger allzu ermüdend. Man vergißt nur zu oft, wenn man Elementar-Werke niederſchreibt daß die Hauptſache ſolcher Werke ſey: andere zu unterrichten und nicht ſelbſt zu glänzen."

Dieſe Stelle aus einer höchſt bedeutenden franzöſiſchen Zeitſchrift gibt die deutlichſten Beiſpiele von Mißbrauch der Mathematik. Eben dieſe Vorliebe für die Anwendung von Formeln macht nach und nach dieſe zur Hauptſache. Ein Geſchäft das eigentlich nur zu Gunſten eines Zweckes geführt werden ſollte, wird nun der Zweck ſelbſt, und keine Art von Abſicht wird erfüllt. Wir erinnern hier was wir auf gleiche Weiſe bei der Gelegenheit geſagt haben, wo wir die gränzenloſen Zauber-

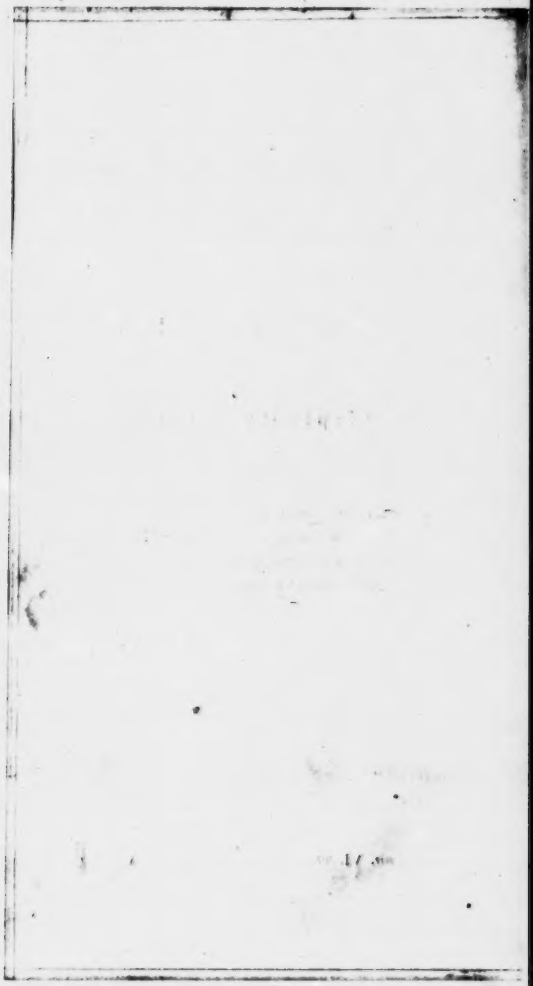

formeln anklagten, womit der Grundsatz von Polarisation des Lichtes dünenartig zugedeckt wurde, so daß niemand mehr unterscheiden konnte, ob ein Körper oder ein Wrack darunter begraben lag.

Ein anderes Gravamen, welches man gegen wissenschaftliche Behandlung aufzuführen hat, ist dieses, daß gewisse einzelne Fächer von Zeit zu Zeit ein Uebergewicht in der Wissenschaft nehmen, welches freilich nur durch die Zeit in's Gleiche gebracht werden kann. Das neu hervorstrebende, frisch aufstrebende Erkenntniß erregt die Menschen zur Theilnahme. Männer die durch vorzügliche Beschäftigungen sich in solchen Fächern hervorgethan, arbeiten sie sorgfältig aus, sie gewinnen sich Schüler, Mit- und Nacharbeiter, und so schwillt ein gewisser Theil des Ganzen zum Hauptpunkte auf, indessen die übrigen schon in ihre Gränzen als Theilnehmer einer Gesammtheit zurückgetreten sind.

Doch ist im höheren ethischen Sinne hieran eigentlich nichts auszusetzen; denn die Geschichte der Wissenschaften lehrt uns, daß gerade diese Vorliebe für's Neue und noch Unbekannte das Glück der Entdeckung sey, das einen Einzigen begünstigte und nun das lebhafte Zugreifen mehrerer zur Folge hat, die hier mitwirken und am Besitz der Kenntniß wie an der Freude des Ruhms auch ihren Antheil mit wegnehmen möchten.

Gerade dieses ist es, was ein solches Capitel schnell zur Klarheit und Vollkommenheit heraufhebt. Strei-

tigkeiten, die bei den verſchiedenen Denkweiſen der Menſchen unvermeidlich ſind, laſſen die Aufgabe nicht allzubald zur Beruhigung kommen und unſre Kenntniſſe werden auf eine bewundernswürdige Weiſe bereichert.

Und ſo habe ich denn auch ſeit vielen Jahren die einzelnen Zweige der Naturwiſſenſchaft ſich entwickeln geſehen. Jede unerwartete Entdeckung intereſſirt als Zeitungsneuigkeit die Welt; nun aber wird ſie durchgearbeitet, durchgeprüft, durchgeſtritten, niemals erſchöpft, zuletzt aber doch eingeordnet und beſeitigt.

Man bedenke, daß bei meiner Geburt gerade die Elektricität eine ſolche Würde der allgemeinen Theilnahme behauptete. Man denke ſich, was nach und nach bis auf die letzte Zeit hervortrat und man wird ſich überzeugen, daß die wichtigſten Erſcheinungen nach und nach der allgemeinen Aufmerkſamkeit ſich entzogen, theils weil für den neugierigen Theil des Publicums die auffallenden Verſuche ſich nach und nach erſchöpften, theils weil man ſich in höheren Reſultaten zu beruhigen Urſache hatte; theils aber auch weil das Eine erſt Iſolirte nach und nach, indem es dem Verwandten ſich anſchloß, ſich darin verlor und ſeine Selbſtſtändigkeit aufgab.

Hier iſt aber der Fall, worüber der franzöſiſche Kritiker ſich beklagt. So lange nämlich ein ſolcher Theil des unendlichen Wiſſens verwaltet, ſo verdrückt er die

übrigen, und, wie alle Disproportion, erregt er dem Ueberschauenden eine mißbehagliche Stimmung.

Schon der Franzose bemerkt, daß die ausführliche Bearbeitung der Krystallographie über das Nachbarwissen sich einiges Uebergewicht zu verschaffen gewußt. Und wir fügen hinzu, daß einige Zeit erforderlich seyn wird bis diese höchst bedeutende Rubrik sich in sich selbst selbstständig vollendet sieht, damit sie sich bequeme, als Hülfswissenschaft in die verwandten Fächer einzuwirken. Es soll ihr alsdann gar gern erlaubt seyn, auch aus dem verwandten Wissen sich, was ihr beliebt, herüber zu nehmen und sich damit reichlich auszustatten.

Es liegt in jedem Menschen und ist ihm von Natur gegeben, sich als Mittelpunkt der Welt zu betrachten, weil doch alle Radien von seinem Bewußtseyn ausgehen und dahin wieder zurückkehren. Darf man daher vorzüglichen Geistern eine gewisse Eroberungssucht, eine Aneignungsbegierde wohl verargen?

Um uns dem Einzelnen zu nähern bemerken wir, daß gerade die Mineralogie im Fall sey vom benachbarten allgemeineren Wissen aufgezehrt zu werden, so daß sie einige Zeit für ihre Selbstständigkeit wird zu kämpfen haben. Der Krystallograph macht sich darin zum Herrn und Meister und zwar nicht ganz mit Unrecht. Denn da die Gestalt immer das Höchste bleibt, warum sollte man ihm verargen, auch das Anorganische nur in so fern es gestaltet ist zu erkennen, zu schätzen und zu ordnen?

Der Chemiker, gerade im Gegensatz, mag sich um das Gebildete wenig bekümmern; er spürt den allgemeinen Gesetzen der Natur nach, insofern sie sich auch im Mineralreich offenbaren. Ihm ist Gestaltetes, Mißgestaltetes, Ungestaltetes auf gleiche Weise unterworfen. Nur die Frage sucht er zu beantworten: wie bezieht sich das Einzelne auf jene ewige unendliche Angel, um die sich alles was ist zu drehen hat?

Mögen doch beide, Krystallograph und Chemiker, in ihren Bemühungen unabläßig fortfahren: jedem Freunde des Wissens und der Wissenschaft steht es denn doch am Ende frei, welchem Wirkungskreise er sich hingeben oder was er von dorther für den seinigen zu nutzen sucht.

Uebrigens könnten wir wohl halb im Ernst, halb im Scherz, die Oryktognosie noch von einer Seite bedrohen und zwar von der geologischen. Wollte man den Geologen tadeln, welcher aufträte, seine Wissenschaft für selbstständig zu erklären, alle einzelnen Mineralien, ihre Krystallgestalten, so wie ihre übrigen äußerlichen Kennzeichen, ihre innern chemischen Eigenschaften und was aus einer solchen Bearbeitung hervorgeht, alles nur in so fern für werth und wichtig zu halten, als sie, auf dem Erdball vorkommend, sich in einer gewissen Folge und unter gewissen Umständen darstellen? Es würde sogar diese Behandlungsweise, zu der ja schon so vieles vorgearbeitet ist, den verwandten Wissenschaften, in

welchen sie jetzt nur als beiläufig gilt, von großem Vortheil seyn; wie denn ein jeder neuer Standpunkt auch zu neuen Gesichtspunkten befähigt, und auf der Peripherie eines jeden Kreises unendliche zu denken sind, die in gar manchen Beziehungen unter einander stehen.

Alles was hier gewissermaßen gelobt und getadelt, gewünscht und abgelehnt worden, deutet doch auf das unaufhaltsam fortschreitende Wirken und Leben des menschlichen Geistes, der sich aber vorzüglich an der That prüfen sollte, wodurch sich denn erst alles Schwankende und Zweifelhafte zur löblichsten Wirklichkeit consolidirt.

III.

Ritter Ciccolini in Rom an Baron v. Zach in Genua.

„Dieser Brief, mein Herr Baron, handelt von Aufzeichnung und Theorie horizontaler Sonnen-Uhren, welche als der Pivot gnomonischer Wissenschaft zu betrachten ist. Ich setze mir zum Hauptzweck, eine Methode wieder frisch zu beleben, die, wo nicht vergessen, doch verlassen worden, ob sie gleich den Vorzug verdient vor allen andern die man in gnomonischen Werken vorträgt.“

„Damit man aber jene bessere Methode nach ihrem Werth schätzen lerne, will ich auch die andere vortragen

deren man sich allgemein bedient; ich werde ihre Fehler zeigen und diese sogar möglichst zu mindern suchen, um, wie ich hoffe, deutlich zu machen, daß ungeachtet dieser Verbesserungen ihr die weniger bekannte Methode vorzuziehen sey, als einfacher, eleganter und leichter anzuwenden. Deßhalb ich denn einen Platz für sie wieder zu erobern hoffe in den Abhandlungen über Sonnenuhren, welche man in der Folge herausgeben wird, und man gibt deren sehr oft heraus."

Hier sucht nun der Verfasser dasjenige ausführlich zu leisten was er sich vorgenommen, indem er die Mängel der bestrittenen Methode weitläufig an den Tag legt, sodann aber mit wenigem das Verfahren das er begünstigt, vorträgt und sich darauf im Allgemeinen äußert wie folgt:

„Man wird nicht läugnen daß diese Construction sehr einfach und selbst sehr zierlich sey, weil sie uns horizontale Sonnenuhren liefert, durch Vermittlung eines einzigen, gleichschenkeligen Triangels, einer symmetrischen leicht aufzuzeichnenden Figur. Wundern muß ich mich daher, daß man ihrer in den Abhandlungen der Gnomonik nicht gedenkt, die in Frankreich und Italien herauskommen, da man in Frankreich oder England, kurz vor der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, jene Construction schon erfunden hatte. Wußte man etwa nichts von diesem schönen Verfahren in Frankreich und Italien? oder vernachläßigte man dasselbe? vielleicht

weil die großen Analytiker des vorigen Jahrhunderts, um die beiden gedachten Linien zu finden und zu beweisen, die analytische Methode anwendeten und dadurch was leicht war erschwerten. Leider ist dieß noch immer der Fehler mehrerer Mathematiker unserer Tage."

„In Werken über die Gnomonik, wie sie vor kurzem heraus kamen, macht man von neuen Theorien Gebrauch, die man von der analytischen Geometrie entlehnt, ohne zu bemerken, daß man das Einfache durch das Zusammengesetzte zu erklären denkt. Bei dieser Gelegenheit sage ich mit La Grange: „dieß nutzt zu weiter nichts als zur Uebung im Calcul." Und fürwahr dieser großsprecherische Aufwand ist ein unnützer Luxus am falschen Platze. Der Wissenschaft der Gnomonik genügt die Lehre von der Kugel, der zwey Trigonometrien und der Kegelschnitte; durch diese Mittel löst man alle Probleme dieses Geschäftes. Aber die Mode siegt, und der Mißbrauch, um nicht zu sagen die Thorheit, ist wirklich auf den Gipfel gelangt und diese Uebertriebenheit dehnt sich unglücklicher Weise über alle Wissenschaften aus; die wahren Einsichtigen seufzen und klagen, spotten wohl auch manchmal, wie solches vor kurzem ein ausgezeichneter Gelehrter gethan, welcher ein bändereiches Werk eines großen Geometers „die Apokalypse der Mathematiker nannte."

„Ein anderer Gelehrter, dem ich bei seiner Arbeit die Bemerkung machte: daß ein gewisser Uebergang

einer

einer Gleichung in die andere, bei Lösung eines gewissen Problems, mir nicht klar noch zulässig schiene, antwortete mir sehr leichtfertig: „Was wollt Ihr! ich habe die Schwierigkeit wohl gemerkt, aber die Zeit drängte mich, und da ich sah, daß die Herren N. N. N. und N. sich in ihren Werken noch größere Sprünge erlaubten, so habe ich, um aus der Verlegenheit zu kommen, auch einen Salto Mortale gewagt."

„Ich für meinen Theil bin kein Feind der Analyse, im Gegentheil, ohne grade an den Rang des Mathematikers Anspruch zu machen, liebe ich sie sehr; und ich werde niemals irgend jemand rathen die kleinlichen Methoden des Clavius, des Tacquet und anderer dieser Art zu befolgen, aber ich wünschte gar sehr: daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Geistes und der Klarheit eines La Grange sich bedienen möchten."

Die vorstehend übersetzte Stelle enthält eine doppelte Anklage des mathematischen Verfahrens; zuerst daß man nicht etwa nur die höheren und complicirteren Formeln im praktischen Leben eintreten lasse, wenn die ersten einfachen nicht hinreichen, sondern daß man, ohne Noth, jene statt dieser eintreten läßt und dadurch das aufgegebene Geschäft erschwert und verspäter.

Es kommt dieser Fall in manchen, sowohl wissenschaftlichen als weltlichen Dingen vor, wo das Mittel zum Zweck wird. Und es ist dieses ein politisches

Hülfsmittel, um da, wo man wenig oder nichts thut, die Menschen glauben zu machen, man thue viel; da dann die Geschäftigkeit an die Stelle der Thätigkeit tritt.

Jene Personen, welche mit verwickelten Mitteln einfache Zwecke zu erlangen suchen, gleichen dem Mechaniker, der eine umständliche Maschine erfand, um den Pfropf aus einer Bouteille zu ziehen, welches denn freilich durch zwey Menschen-Arme und Hände gar leicht zu bewirken ist. Und gewiß leistet die einfache Geometrie mit ihren nächsten Rubriken, da sie dem gemeinen Menschenverstand näher liegt, schon sehr viel, hauptsächlich auch im geistigen Sinne deßhalb, weil der Menschenverstand unmittelbar auf die Zwecke dringt, das Nützliche fordert und die Umwege abzuschneiden sucht. Obiges Beispiel, von den Sonnenuhren abgenommen, möge uns statt einer umständlichen Erklärung gelten.

Der zweyte Vorwurf aber, welchen jener Römische Freund den Mathematikern macht, ist der schwerste der ihnen, ja einem jeden, welcher Wissenschaften behandelt, zu machen ist, nämlich die Unredlichkeit. Wenn in weltlichen Geschäften, wo von Mein und Dein in jedem Sinne die Rede ist, von Erreichung besonderer Zwecke, wo sich Gegenwirkungen denken lassen, sich nicht stets mit Redlichkeit verfahren läßt, so mag der erlangte Gewinn hiebei zur Entschuldigung dienen, und die Vorwürfe, die man sich allenfalls machen könnte, möglichst aufwiegen; aber in wissenschaftlicher Angele-

genheit, wo nichts Besonderes, nichts Augenblickliches stattfinden, sondern alles unaufhaltsam in's Allgemeine, in's Ewige fortwirken soll, ist es höchst verwerflich. Denn da in jedem Geschäft und also auch im wissenschaftlichen, die beschränkten Individualitäten genugsame Hinderniß geben, und Starrsinn, Dünkel, Neid und Rivalität den Fortschritten in mannichfachem Sinne hinderlich sind, so tritt zuletzt die Unredlichkeit zu allen diesen widerwärtigen Leidenschaften hinzu und kann wohl ein halbes Jahrhundert Entdeckungen verdüstern und, was schlimmer ist, die Anwendung derselben zurückdrängen.

Articuliren wir nun jene Anklage nochmals, indem wir sie in Zusammenhang und Betrachtung stellen:

D'Alembert vergleicht in der von uns übersetzten ersten Stelle eine Folge von geometrischen Propositionen, deren eine aus der andern hergeleitet ist, einer Art von Uebersetzung aus einem Idiom in ein anderes, das sich aus dem ersten fortgebildet hätte, in welcher Verkettung aber eigentlich doch nur die erste Proposition enthalten seyn müßte, wenn schon mehr verdeutlicht und der Benutzung zugänglicher gemacht. Wobei denn vorausgesetzt wird, daß, bei einem ohnehin bedenklichen Unternehmen, die größte Stetigkeit beobachtet werde. Wenn nun aber unser Römischer Freund, indem er einen gewissen Uebergang einer Gleichung in die andere bei Lösung eines gewissen Problems nicht klar noch zulässig findet, und der Gelehrte, der diese Arbeit verfaßt, nicht allein gesteht,

Einleitung.

Alles hat seine Zeit! — Ein Spruch dessen Bedeutung man bei längerem Leben immer mehr anerkennen lernt; diesemnach gibt es eine Zeit zu schweigen, eine andere zu sprechen, und zum letzten entschließt sich dießmal der Dichter. Denn wenn dem früheren Alter Thun und Wirken gebührt, so ziemt dem späteren Betrachtung und Mittheilung.

Ich habe die Schriften meiner ersten Jahre ohne Vorwort in die Welt gesandt, ohne auch nur im mindesten anzudeuten wie es damit gemeint sey; dieß geschah im Glauben an die Nation, daß sie früher oder später das Vorgelegte benutzen werde. Und so gelang mehreren meiner Arbeiten augenblickliche Wirkung, andere, nicht eben so faßlich und eindringend, bedurften um anerkannt zu werden mehrerer Jahre. Indessen gingen auch diese vorüber und ein zweytes, drittes nachwachsendes Geschlecht entschädigt mich doppelt und dreyfach für die Unbilden die ich von meinen früheren Zeitgenossen zu erdulden hatte.

Nun wünscht' ich aber, daß nichts den ersten guten

daß er dieſe Schwierigkeit wohl gemerkt habe, ſondern da auch zur Sprache kommt, daß mehrere Gilde-Glieder in ihren Werken ſich noch größere Sprünge erlauben: ſo frage ich an, welches Zutrauen man auf die Reſultate jener Zauberformeln haben könne, und ob es nicht, beſonders dem Laien, zu rathen ſey, ſich an die erſte Propoſition zu halten und dieſe, ſo weit Erfahrung und Menſchenverſtand reicht, zu unterſuchen und das Gefundene zu nutzen, das aber, was außer ſeinem Bereich iſt, völlig abzulehnen!

Und ſo möge denn zur Entſchuldigung, ja zur Verechtigung des Geſagten das Motto dienen, womit der vorzügliche Mann, dem wir die oben ſtehende Mittheilung ſchuldig ſind, im wiſſenſchaftlichen Felde vorangeht und Unſchätzbares leiſtet, ſich in ſeinem Thun und Laſſen wie mit einer Aegide beſchirmt:

Sans franc-penser en l'exercice des lettres
Il n'y a ni lettres, ni sciences, ni esprit, ni rien.

Plutarque.

Weimar den 12 November 1826.

Ferneres
über
Mathematik und Mathematiker.

Tycho de Brahe, ein großer Mathematiker, vermochte sich nur halb von dem alten System loszulösen, das wenigstens den Sinnen gemäß war; er wollte es aber aus Rechthaberey durch ein complicirtes Uhrwerk ersetzen, das weder den Sinnen zu schauen noch den Gedanken zu erreichen war.

Newton, als Mathematiker, steht in so hohem Ruf, daß der ungeschickteste Irrthum: nämlich das klare, reine, ewig ungetrübte Licht sey aus dunklen Lichtern zusammengesetzt, bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat; und sind es nicht Mathematiker die dieses Absurde noch immer vertheidigen und gleich dem gemeinsten Hörer in Worten wiederholen bei denen man nichts denken kann?

Der Mathematiker ist angewiesen aufs Quantitative, auf alles was sich durch Zahl und Maß bestimmen läßt,

und also gewissermaßen auf das äußerlich erkennbare Universum. Betrachten wir aber dieses, insofern uns Fähigkeit gegeben ist, mit vollem Geiste und aus allen Kräften, so erkennen wir, daß Quantität und Qualität als die zwey Pole des erscheinenden Daseyns gelten müssen; daher denn auch der Mathematiker seine Formelsprache so hoch steigert, um, insofern es möglich, in der meßbaren und zählbaren Welt die unmeßbare mit zu begreifen. Nun erscheint ihm alles greifbar, faßlich und mechanisch, und er kommt in den Verdacht eines heimlichen Atheismus, indem er ja das Unmeßbarste, welches wir Gott nennen, zugleich mit zu erfassen glaubt und daher dessen besonderes oder vorzügliches Daseyn aufzugeben scheint.

Der Sprache liegt zwar die Verstandes- und Vernunft-Fähigkeit des Menschen zum Grunde, aber sie setzt bei dem der sich ihrer bedient nicht eben reinen Verstand, ausgebildete Vernunft, redlichen Willen voraus. Sie ist ein Werkzeug, zweckmäßig und willkürlich zu gebrauchen; man kann sie eben so gut zu einer spitzfindig-verwirrenden Dialektik wie zu einer verworren-verdüsternden Mystik verwenden; man mißbraucht sie bequem zu hohlen und nichtigen prosaischen und poetischen Phrasen, ja man versucht prosodisch untadelhafte und doch nonsensicalische Verse zu machen.

Unser Freund der Ritter Ciccolini sagt: ich wünschte

wohl, daß alle Mathematiker in ihren Schriften des Genie's und der Klarheit eines La Grange sich bedienten, d. h. möchten doch alle den gründlich-klaren Sinn eines La Grange besitzen und damit Wissen und Wissenschaft behandeln.

Die Phänomene sind nichts werth, als wenn sie uns eine tiefere reichere Einsicht in die Natur gewähren, oder wenn sie uns zum Nutzen anzuwenden sind.

Falsche Vorstellung, daß man ein Phänomen durch Calcul oder durch Worte abthun und beseitigen könne.

Der Newtonische Versuch, auf dem die herkömmliche Farbenlehre beruht, ist von der vielfachsten Complication, er verknüpft folgende Bedingungen.

Damit das Gespenst erscheine ist nöthig:

Erstens — Ein gläsern Prisma;
Zweytens — Dreyseitig;
Drittens — Klein;
Viertens — Ein Fensterladen;
Fünftens — Eine Oeffnung darin;
Sechstens — Diese sehr klein;
Siebentens — Sonnenbild, das herein fällt;
Achtens — Aus einer gewissen Entfernung;
Neuntens — In einer gewissen Richtung auf's Prisma fällt;

Zehntens — Sich auf einer Tafel abbildet;
Eilftens — Die in einer gewissen Entfernung hinter das Prisma gestellt ist.

Nehme man von diesen Bedingungen drey, sechs und eilf weg, man mache die Oeffnung groß, man nehme ein großes Prisma, man stelle die Tafel nah heran, und das beliebte Spectrum kann und wird nicht zum Vorschein kommen.

Man spricht geheimnißvoll von einem wichtigen Experimente, womit man die Lehre erst recht befestigen will; ich kenn' es recht gut und kann es auch darstellen: das ganze Kunststück ist, daß zu obigen Bedingungen noch ein paar hinzugefügt werden, wodurch das Hokuspokus sich noch mehr verwickelt.

Der Frauenhoferische Versuch, wo Querlinien im Spectrum erscheinen, ist von derselben Art, so wie auch die Versuche, wodurch eine neue Eigenschaft des Lichts entdeckt werden soll. Sie sind doppelt und dreyfach complicirt; wenn sie was nützen sollten, müßten sie in ihre Elemente zerlegt werden, welches dem Wissenden nicht schwer fällt, welches aber zu fassen und zu begreifen kein Laie weder Vorkenntniß noch Geduld, kein Gegner weder Intention noch Redlichkeit genug mitbringt; man nimmt lieber überhaupt an was man sieht, und zieht die alte Schlußfolge daraus.

Ich weiß wohl daß diese Worte vergebens daſtehen, aber ſie mögen als offenbares Geheimniß der Zukunft bewahrt bleiben. Vielleicht intereſſirt ſich auch noch einmal ein La Grange für dieſe Angelegenheit.

Der Hiſtoriker kann und braucht nicht alles auf's Gewiſſe zu führen; wiſſen doch die Mathematiker auch nicht zu erklären warum der Komet von 1770, der in fünf oder eilf Jahren wieder kommen ſollte, ſich zur beſtimmten Zeit noch nicht wieder hat ſehen laſſen.

Hundert graue Pferde machen nicht einen einzigen Schimmel.

Die Mathematiker ſind wunderliche Leute; durch das Große was ſie leiſteten, haben ſie ſich zur Univerſal-Gilde aufgeworfen und wollen nichts anerkennen als was in ihren Kreis paßt, was ihr Organ behandeln kann. — Einer der erſten Mathematiker ſagte, bei Gelegenheit wo man ihm ein phyſiſches Capitel andringlich empfehlen wollte: „aber läßt ſich denn gar nichts auf den Calcul reduciren?

Wir erinnern uns gar wohl der Jahre wo ſich niemand unterſtehen durfte, von geheimen umherſchleichenden Umtrieben zu reden, gerade zu der Zeit da ſie das Vaterland unterminirten; wir wiſſen auch recht

gut wer dieſe Cenſur ausübte und welcher Vortheile man ſich dabei bediente.

So übt ſchon ſeit zwanzig Jahren die phyſiko-mathematiſche Gilde gegen meine Farbenlehre ihr Verbotsrecht aus; ſie verſchreien ſolche in Collegien und wo nicht ſonſt; davon wiſſen mir jetzo Männer über dreyßig Jahre genugſam zu erzählen und jene haben nicht Unrecht. Der Beſitz in dem ſie ſich ſtark fühlen wird durch meine Farbenlehre bedroht, welche in dieſem Sinne revolutionär genannt werden kann, wogegen jene Ariſtokratie ſich zu wehren alle Urſache hat.

Die große Aufgabe wäre die mathematiſch-philoſophiſchen Theorien aus den Theilen der Phyſik zu verbannen, in welchen ſie Erkenntniß anſtatt ſie zu fördern nur verhindern, und in welchen die mathematiſche Behandlung durch Einſeitigkeit der Entwicklung der neuern wiſſenſchaftlichen Bildung eine ſo verkehrte Anwendung gefunden hat.

Darzuthun wäre, welches der wahre Weg der Naturforſchung ſey, wie derſelbe auf dem einfachſten Fortgange der Beobachtung beruhe, die Beobachtung zum Verſuch zu ſteigern ſey und wie dieſer endlich zum Reſultate führe.

Wenn die Hoffnungen ſich verwirklichen, daß die Menſchen ſich mit allen ihren Kräften, mit Herz und

Geiſt, mit Verſtand und Liebe vereinigen und von einander Kenntniß nehmen, ſo wird ſich ereignen, woran jetzt noch kein Menſch denken kann. Die Mathematiker werden ſich gefallen laſſen in dieſen allgemeinen ſittlichen Weltbund als Bürger eines bedeutenden Staates aufgenommen zu werden, und nach und nach ſich des Dünkels entäußern, als Univerſalmonarchen über alles zu herrſchen; ſie werden ſich nicht mehr beigehen laſſen, alles für nichtig, für inexact, für unzulänglich zu erklären, was ſich nicht dem Calcul unterwerfen läßt.

Wir müſſen erkennen und bekennen was Mathematik ſey, wozu ſie der Naturforſchung weſentlich dienen könne, wohingegen ſie nicht hingehöre und in welche klägliche Abirrung, Wiſſenſchaft und Kunſt durch falſche Anwendung ſeit ihrer Regeneration gerathen ſey.

Vorschlag zur Güte.

Die Natur gehört sich selbst an, Wesen dem Wesen; der Mensch gehört ihr, sie dem Menschen. Wer mit gesunden, offnen, freien Sinnen sich hineinfühlt, übt sein Recht aus, eben so das frische Kind, als der ernsteste Betrachter. Wundersam ist es daher, wenn die Naturforscher sich im ungemessenen Felde den Platz unter einander bestreiten und eine gränzenlose Welt sich wechselsweise verengen möchten.

Erfahren, schauen, beobachten, betrachten, verknüpfen, entdecken, erfinden sind Geistesthätigkeiten, welche tausendfältig, einzeln und zusammengenommen, von mehr oder weniger begabten Menschen ausgeübt werden. Bemerken, sondern, zählen, messen, wägen sind gleichfalls große Hülfsmittel, durch welche der Mensch die Natur umfaßt und über sie Herr zu werden sucht, damit er zuletzt alles zu seinem Nutzen verwende.

Von diesen genannten sämmtlichen Wirksamkeiten und vielen andern verschwisterten hat die gütige Mutter

niemanden ausgeſchloſſen. Ein Kind, ein Idiot macht wohl eine Bemerkung die dem Gewandteſten entgeht und eignet ſich von dem großen Gemeingut, heiter unbewußt, ſein beſchieden Theil zu.

Bei der gegenwärtigen Lage der Naturwiſſenſchaft muß daher immer wiederholt zur Sprache kommen was ſie fördern und was ſie hindern kann, und nichts wird förderlicher ſeyn als wenn jeder an ſeinem Platze feſt hält, weiß was er vermag, ausübt was er kann, andern dagegen die gleiche Befugniß zugeſteht, daß auch ſie wirken und leiſten. Leider aber geſchieht, wie die Sachen ſtehen, dieß nicht ohne Kampf und Streit, indem nach Welt- und Menſchenweiſe feindſelige Kräfte wirken, ausſchließende Beſitzungen ſich feſtbilden und Verkümmerungen mancher Art, nicht etwa im Verborgenen, ſondern öffentlich eintreten.

Auch in dieſen unſern Blättern konnte Widerſpruch und Widerſtreit, ja ſogar heftiger, nicht vermieden werden. Weil ich aber für mich und andere einen freiern Spielraum, als man uns bisher gegönnt, zu erringen wünſche, ſo darf man mir und den Gleichgeſinnten keineswegs verargen, wenn wir dasjenige was unſern rechtmäßigen Forderungen entgegen ſteht ſcharf bezeichnen und uns nicht mehr gefallen laſſen was man ſeit ſo vielen Jahren herkömmlich gegen uns verübte.

Damit aber deſto ſchneller alle widerwärtige Geiſtesaufregung verklinge, ſo geht unſer Vorſchlag zur

Eindruck des gegenwärtigen Büchleins hindern mögе. Ich entschließe mich daher zu erläutern, zu erklären, nachzuweisen, und zwar bloß in der Absicht daß ein unmittelbares Verständniß Lesern daraus erwachse, die mit dem Osten wenig oder nicht bekannt sind. Dagegen bedarf derjenige dieses Nachtrags nicht, der sich um Geschichte und Literatur einer so höchst merkwürdigen Weltregion näher umgethan hat. Er wird vielmehr die Quellen und Bäche leicht bezeichnen, deren erquickliches Naß ich auf meine Blumenbeete geleitet.

Am liebsten aber wünschte der Verfasser vorstehender Gedichte als ein Reisender angesehen zu werden, dem es zum Lobe gereicht, wenn er sich der fremden Landesart mit Neigung bequemt, deren Sprachgebrauch sich anzueignen trachtet, Gesinnungen zu theilen, Sitten aufzunehmen versteht. Man entschuldigt ihn, wenn es ihm auch nur bis auf einen gewissen Grad gelingt, wenn er immer noch an einem eignen Accent, an einer unbezwinglichen Unbiegsamkeit seiner Landsmannschaft als Fremdling kenntlich bleibt. In diesem Sinne möge nun Verzeihung dem Büchlein gewährt seyn! Kenner vergehen mit Einsicht, Liebhaber, weniger gestört durch solche Mängel, nehmen das Dargebotne unbefangen auf.

Damit aber alles was der Reisende zurückbringt den Seinigen schneller behage, übernimmt er die Rolle eines Handelsmanns, der seine Waaren gefällig auslegt und sie auf mancherlei Weise angenehm zu machen

Güte dahin, daß doch ein Jeder, er ſey auch wer er wolle, ſeine Befugniß prüfen und ſich fragen möge: was leiſteſt du denn eigentlich an deiner Stelle und wozu biſt du berufen? Wir thun es jeden Tag und dieſe Hefte ſind die Bekenntniſſe darüber, die wir ſo klar und rein als der Gegenſtand und die Kräfte es erlauben, ungeſtört fortzuſetzen gedenken.

Analyse und Synthese.

Herr Victor Cousin, in der dritten dießjährigen Vorlesung über die Geschichte der Philosophie, rühmt das achtzehnte Jahrhundert vorzüglich deßhalb, daß es sich in Behandlung der Wissenschaften besonders der Analyse ergeben, und sich vor übereilter Synthese, d. h. vor Hypothesen in Acht genommen; jedoch, nachdem er dieses Verfahren fast ausschließlich gebilligt, bemerkt er noch zuletzt: daß man die Synthese nicht durchaus zu versäumen, sondern sich von Zeit zu Zeit mit Vorsicht wieder zu derselben zu wenden habe.

Bei Betrachtung dieser Aeußerungen kam uns zuvörderst in den Sinn, daß selbst in dieser Hinsicht dem neunzehnten Jahrhundert noch Bedeutendes übrig geblieben; denn es haben die Freunde und Bekenner der Wissenschaften auf's genaueste zu beachten, daß man versäumt, die falschen Synthesen, d. h. also die Hypothesen die uns überliefert worden, zu prüfen, zu entwickeln, in's Klare zu setzen, und den Geist in seine alten Rechte sich unmittelbar gegen die Natur zu stellen, wieder einzusetzen.

Hier wollen wir zwey solcher falschen Synthesen namhaft machen: die Decomposition des Lichtes nämlich und die Polarisation desselben. Beides sind hohle Worte die dem Denkenden gar nichts sagen und die doch so oft von wissenschaftlichen Männern wiederholt werden.

Es ist nicht genug, daß wir bei Beobachtung der Natur das analytische Verfahren anwenden, d. h. daß wir aus einem irgend gegebenen Gegenstande so viel Einzelnheiten als möglich entwickeln und sie auf diese Weise kennen lernen, sondern wir haben auch eben diese Analyse auf die vorhandenen Synthesen anzuwenden, um zu erforschen, ob man denn auch richtig, ob man der wahren Methode gemäß zu Werke gegangen.

Wir haben deßhalb das Verfahren Newtons umständlich auseinander gesetzt. Er begeht den Fehler, ein einziges und noch dazu verkünsteltes Phänomen zum Grunde zu legen, auf dasselbe eine Hypothese zu bauen, und aus dieser die mannichfaltigsten gränzenlosesten Erscheinungen erklären zu wollen.

Wir haben uns bei der Farbenlehre des analytischen Verfahrens bedient und möglichst alle Erscheinungen, wie sie nur bekannt sind, in einer gewissen Folge dargestellt, um zu versuchen, in wiefern hier ein Allgemeines zu finden sey, unter welches sie sich allenfalls unterordnen ließen, und glauben also, jener Pflicht des neunzehnten Jahrhunderts vorgearbeitet zu haben.

Ein

Ein Gleiches thaten wir, um jene Phänomene ſämmtlich darzuſtellen, welche ſich bei verdoppelter Spiegelung ereignen. Beides überlaſſen wir einer näheren oder entfernteren Zukunft, mit dem Bewußtſeyn, jene Unterſuchungen wieder an die Natur zurückgewieſen und ihnen die wahre Freiheit wieder gegeben zu haben.

Wir wenden uns zu einer andern allgemeineren Betrachtung: ein Jahrhundert, das ſich bloß auf die Analyſe verlegt, und ſich vor der Syntheſe gleichſam fürchtet, iſt nicht auf dem rechten Wege; denn nur beide zuſammen, wie Aus- und Einathmen, machen das Leben der Wiſſenſchaft.

Eine falſche Hypotheſe iſt beſſer als gar keine; denn daß ſie falſch iſt, iſt gar kein Schade, aber wenn ſie ſich befeſtigt, wenn ſie allgemein angenommen, zu einer Art von Glaubensbekenntniß wird, woran niemand zweifeln, welches niemand unterſuchen darf, dieß iſt eigentlich das Unheil woran Jahrhunderte leiden.

Die Newton'ſche Lehre mochte vorgetragen werden; ſchon zu ſeiner Zeit wurden die Mängel derſelben ihr entgegengeſetzt; aber die übrigen großen Verdienſte des Mannes, ſeine Stellung in der bürgerlichen und gelehrten Welt ließen den Widerſpruch nicht aufkommen. Beſonders aber haben die Franzoſen die größte Schuld an der Verbreitung und Verknöcherung dieſer Lehre. Dieſe ſollten alſo im neunzehnten Jahrhundert, um

jenen Fehler wieder gut zu machen, eine frische Analyse jener verwickelten und erstarrten Hypothese begünstigen.

Die Hauptsache, woran man bei ausschließlicher Anwendung der Analyse nicht zu denken scheint, ist, daß jede Analyse eine Synthese voraussetzt. Ein Sandhaufen läßt sich nicht analysiren; bestünd' er aber aus verschiedenen Theilen, man setze Sand und Gold, so ist das Waschen eine Analyse, wo das Leichte weggeschwemmt und das Schwere zurückgehalten wird.

So beruht die neuere Chemie hauptsächlich darauf, das zu trennen, was die Natur vereinigt hatte; wir heben die Synthese der Natur auf, um sie in getrennten Elementen kennen zu lernen.

Was ist eine höhere Synthese als ein lebendiges Wesen; und was haben wir uns mit Anatomie, Physiologie und Psychologie zu quälen, als um uns von dem Complex nur einigermaßen einen Begriff zu machen, welcher sich immerfort herstellt, wir mögen ihn in noch so viele Theile zerfleischt haben.

Eine große Gefahr, in welche der Analytiker geräth, ist deßhalb die: wenn er seine Methode da anwendet, wo keine Synthese zu Grunde liegt. Dann ist seine Arbeit ganz eigentlich ein Bemühen der Danaiden; und wir sehen hiervon die traurigsten Beispiele. Denn im Grunde treibt er doch ei-

gentlich sein Geschäft, um zuletzt wieder zur Synthese zu gelangen. Liegt aber bei dem Gegenstand den er behandelt, keine zum Grunde, so bemüht er sich vergebens sie zu entdecken. Alle Beobachtungen werden ihm immer nur hinderlich, jemehr sich ihre Zahl vermehrt.

Vor allem also sollte der Analytiker untersuchen oder vielmehr sein Augenmerk dahin richten, ob er denn wirklich mit einer geheimnißvollen Synthese zu thun habe, oder ob das womit er sich beschäftigt nur eine Aggregation sey, ein Nebeneinander, ein Miteinander, oder wie das alles modificirt werden könnte. Einen Argwohn dieser Art geben diejenigen Capitel des Wissens mit denen es nicht vorwärts will. In diesem Sinne könnte man über Geologie und Meteorologie gar fruchtbare Betrachtungen anstellen.

Principes
de
Philosophie Zoologique.

Discutés en Mars 1830 au sein de l'académie royale des sciences

par

Mr. Geoffroy de Saint-Hilaire.

Paris 1830.

I. Abſchnitt.

Bei einer Sitzung der franzöſiſchen Akademie am 22 Februar dieſes Jahres, begab ſich ein wichtiger Vorfall, der nicht ohne höchſt bedeutende Folgen bleiben kann. In dieſem Heiligthum der Wiſſenſchaften, wo alles in Gegenwart eines zahlreichen Publicums auf das anſtändigſte vorzugehen pflegt, wo man mit der Mäßigung, ja der Verſtellung wohlerzogener Perſonen ſich begegnet, bei Verſchiedenheit der Meinungen nur mit Maß erwidert, das Zweifelhafte eher beſeitigt als beſtreitet, hier ereignet ſich über einen

wissenschaftlichen Punkt ein Streit der persönlich zu werden droht, aber genau besehen weit mehr bedeuten will.

Es offenbart sich hier der immerfortwährende Conflict, zwischen den zwey Denkweisen, in die sich die wissenschaftliche Welt schon lange trennt, der sich auch zwischen unsern nachbarlichen Naturforschern immerfort hinschlich, nun aber dießmal merkwürdig heftig sich hervorthut und ausbricht.

Zwey vorzügliche Männer: der perpetuirliche Secretär der Akademie, Baron Cuvier, und ein würdiges Mitglied, Geoffroy de Saint-Hilaire, treten gegen einander auf; der erste aller Welt, der zweyte den Naturforschern rühmlichst bekannt; seit dreyßig Jahren Collegen an Einer Anstalt, lehren sie Naturgeschichte am Jardin des Plantes, in dem unübersehbaren Felde beide eifrigst beschäftigt, erst gemeinschaftlich arbeitend, aber nach und nach durch Verschiedenheit der Ansichten getrennt und sich eher ausweichend.

Cuvier arbeitet unermüdlich als Unterscheidender, das Vorliegende genau Beschreibender, und gewinnt sich eine Herrschaft über eine unermeßliche Breite. Geoffroy de Saint-Hilaire hingegen ist im Stillen um die Analogien der Geschöpfe und ihre geheimnißvollen Verwandtschaften bemüht; jener geht aus dem Einzelnen in ein Ganzes, welches zwar vorausgesetzt, aber als nie erkennbar betrachtet wird; dieser

hegt das Ganze im innern Sinne und lebt in der Ueberzeugung fort: das Einzelne könne daraus nach und nach entwickelt werden. Wichtig aber iſt zu bemerken: daß manches, was dieſem in der Erfahrung klar und deutlich nachzuweiſen gelingt, von jenem dankbar aufgenommen wird; eben ſo verſchmäht dieſer keineswegs was ihm von dorther einzeln Entſchiedenes zukommt; und ſo treffen ſie auf mehreren Punkten zuſammen, ohne daß ſie ſich deßhalb Wechſelwirkung zugeſtehen. Denn eine Voranſchauung, Vorahnung des Einzelnen im Ganzen will der Trennende, Unterſcheidende, auf der Erfahrung Beruhende, von ihr Ausgehende, nicht zugeben. Dasjenige erkennen und kennen zu wollen, was man nicht mit Augen ſieht, was man nicht greifbar darſtellen kann, erklärt er nicht undeutlich für eine Anmaßung. Der Andere jedoch, auf gewiſſe Grundſätze haltend, einer hohen Leitung ſich überlaſſend, will die Autorität jener Behandlungsweiſe nicht gelten laſſen.

Nach dieſem einleitenden Vortrag wird uns nunmehr wohl niemand verargen, wenn wir das Obengeſagte wiederholen: hier ſind zwey verſchiedene Denkweiſen im Spiele, welche ſich in dem menſchlichen Geſchlecht meiſtens getrennt und dergeſtalt vertheilt finden, daß ſie, wie überall, ſo auch im Wiſſenſchaftlichen ſchwer zuſammen verbunden angetroffen werden und, wie ſie getrennt ſind, ſich nicht wohl vereinigen mögen. Ja es geht ſo weit, daß wenn ein Theil von dem andern auch

etwas nutzen kann, er es doch gewissermaßen widerwillig aufnimmt. Haben wir die Geschichte der Wissenschaften und eine eigne lange Erfahrung vor Augen, so möchte man befürchten, die menschliche Natur werde sich von diesem Zwiespalt kaum jemals retten können. Wir führen das Vorhergesagte noch weiter aus.

Der Unterscheidende wendet so viel Scharfsichtigkeit an, er bedarf einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit, einer bis in's Kleinste durchdringenden Gewandtheit, die Abweichungen der Gestalten zu bemerken, und zuletzt gleichfalls der entschiedenen Geistesgabe, diese Differenzen zu benennen, daß man ihm nicht wohl verargen kann, wenn er hierauf stolz ist, wenn er diese Behandlungsweise als die einzig gründliche und richtige schätzen mag.

Sieht er nun gar den Ruhm, der ihm deßhalb zu Theil ward, darauf beruhen, so möchte er nicht leicht über sich gewinnen, die anerkannten Vorzüge mit einem andern zu theilen, der sich, wie es scheint, die Arbeit leichter gemacht hat ein Ziel zu erreichen, wo eigentlich nur für Fleiß, Mühe, Anhaltsamkeit der Kranz dargeboten werden sollte.

Freilich glaubt derjenige, der von der Idee ausgeht, sich auch etwas einbilden zu dürfen, er der einen Hauptbegriff zu fassen weiß, dem sich die Erfahrung nach und nach unterordnet, der in sicherer Zuversicht lebt: er werde das, was er hie und da gefunden, und schon im

ſucht; ankündigende, beſchreibende, ja lobpreiſende Redensarten wird man ihm nicht verargen.

Zuvörderſt alſo darf unſer Dichter wohl ausſprechen daß er ſich, im Sittlichen und Aeſthetiſchen, Verſtändlichkeit zur erſten Pflicht gemacht, daher er ſich denn auch der ſchlichteſten Sprache, in dem leichteſten, faßlichſten Sylbenmaße ſeiner Mundart befleißigt und nur von weitem auf dasjenige hindeutet, wo der Orientale durch Künſtlichkeit und Künſtelei zu gefallen ſtrebt.

Das Verſtändniß jedoch wird durch manche nicht zu vermeidende fremde Worte gehindert, die deshalb dunkel ſind, weil ſie ſich auf beſtimmte Gegenſtände beziehen, auf Glauben,, Meinungen, Herkommen, Fabeln und Sitten. Dieſe zu erklären hielt man für die nächſte Pflicht und hat dabei das Bedürfniß berückſichtigt, das aus Fragen und Einwendungen deutſcher Hörender und Leſender hervorging. Ein angefügtes Regiſter bezeichnet die Seite, wo dunkle Stellen vorkommen und auch wo ſie erklärt werden. Dieſes Erklären aber geſchieht in einem gewiſſen Zuſammenhange, damit nicht abgeriſſene Noten, ſondern ein ſelbſtſtändiger Text erſcheine, der, obgleich nur flüchtig behandelt und loſe verknüpft, dem Leſenden jedoch Ueberſicht und Erläuterung gewähre.

Möge das Beſtreben unſeres dießmaligen Berufes angenehm ſeyn! Wir dürfen es hoffen: denn in einer

Ganzen ausgesprochen hat, gewiß in einzelnen Fällen wieder antreffen. Einem so gestellten Manne haben wir wohl auch eine Art von Stolz, ein gewisses inneres Gefühl seiner Vorzüge nachzusehen, wenn er von seiner Seite nicht nachgibt, am wenigsten aber eine gewisse Geringschätzung ertragen kann, die ihm von der Gegenseite öfters, wenn auch auf eine leise mäßige Art, erzeigt wird.

Was aber den Zwiespalt unheilbar macht, dürfte wohl folgendes seyn. Da der Unterscheidende durchaus sich mit dem Faßlichen abgibt, das was er leistet belegen kann, keine ungewöhnlichen Ansichten fordert, niemals was parador erscheinen möchte vorträgt, so muß er sich ein größeres, ja ein allgemeines Publicum erwerben; dagegen jener sich, mehr oder weniger, als Eremiten findet, der selbst mit denjenigen, die ihm beipflichten, sich nicht immer zu vereinigen weiß. Schon oft ist in der Wissenschaft dieser Antagonismus hervorgetreten und es muß sich das Phänomen immer wieder erneuern, da, wie wir eben gesehen, die Elemente hiezu sich immer getrennt neben einander fortbilden und, wo sie sich berühren, jederzeit eine Explosion verursachen.

Meist geschieht dieß nun, wenn Individuen verschiedener Nationen, verschiedenen Alters, oder in sonstiger Entfernung der Zustände, aufeinander wirken. In gegenwärtigem Falle erscheint jedoch der merkwürdige Umstand, daß zwey Männer, im Alter gleich vorgerückt,

seit achtunddreyßig Jahren Collegen an Einer Anstalt, so lange Zeit auf Einem Felde, in verschiedenen Richtungen verkehrend, sich einander ausweichend, sich duldend, jeder für sich fortwirkend, die feinste Lebensart ausübend, doch zuletzt einem Ausbruch, einer endlichen öffentlichen Widerwärtigkeit ausgesetzt und unterworfen werden.

Nachdem wir nun eine Zeit lang im Allgemeinen verweilt, so ist es nun sachgemäß, dem Werke, dessen Titel wir oben angezeigt haben, näher zu treten.

Seit Anfang März unterhalten uns schon die Pariser Tagesblätter von einem solchen Vorfall, indem sie sich dieser oder jener Seite mit Beifall zuneigen. In einigen folgenden Sessionen dauerte der Widerstreit fort, bis endlich Geoffroy de Saint-Hilaire den Umständen angemessen findet, diese Discussionen aus jenem Kreise zu entfernen und durch eine eigene Druckschrift vor das größere Publicum zu bringen.

Wir haben gedachtes Heft durchgelesen und studirt, dabei aber manche Schwierigkeit zu überwinden gehabt und uns deßhalb zu gegenwärtigem Aufsatz entschlossen, damit uns mancher der gedachte Schrift in die Hand nimmt freundlich danken möge, daß wir ihm zu einiger Einleitung verhelfen. Deßhalb stehe denn hier als Inhalt des fraglichen Werks die Chronik dieser neuesten französischen akademischen Streitigkeiten.

Den 15 Februar 1830 (S. 35)
trägt Geoffroy de Saint-Hilaire einen Rapport vor, über einen Aufsatz, worin einige junge Leute Betrachtungen anstellen, die Organisation der Mollusken betreffend: freilich mit besonderer Vorliebe für die Behandlungsart die man a priori nennt, und wo die unité de composition organique als der wahre Schlüssel zu den Naturbetrachtungen gerühmt wird.

Den 22 Februar (S. 53)
tritt Baron Cuvier mit seiner Gegenrede auf, und streitet gegen das anmaßliche einzige Princip, erklärt es für ein untergeordnetes, und spricht ein anderes aus, welches er für höher und für fruchtbarer erklärt.

In derselben Sitzung (S. 73)
improvisirt Geoffroy de Saint-Hilaire eine Beantwortung, worin er sein Glaubensbekenntniß noch unbewundener ausspricht.

Sitzung vom 1 März (S. 81).
Geoffroy de Saint-Hilaire liest einen Aufsatz vor in demselben Sinne, worin er die Theorie der Analogien als neu und höchst brauchbar darzustellen sucht.

Sitzung vom 22 März (S. 109).
Derselbe unternimmt die Theorie der Analogien auf die Organisation der Fische nützlich anzuwenden.

In derselben Session (S. 139)
sucht Baron Cuvier die Argumente seines Gegners zu

entkräften, indem er an das os hyoïdes, welches zur Sprache gekommen war, seine Behauptungen anknüpft.

Sitzung vom 29 März (S. 163).

Geoffroy de Saint-Hilaire vertheidigt seine Ansichten des os hyoïdes und fügt einige Schlußbetrachtungen hinzu.

Die Zeitschrift Le Temps in der Nr. vom 5 März gibt ein für Geoffroy de Saint-Hilaire günstiges Resumé aus, unter der Rubrik: „Auf die Lehre von der philosophischen Uebereinstimmung der Wesen bezüglich.“ Der National thut in der Nr. vom 22 März das Gleiche.

Geoffroy de Saint-Hilaire entschließt sich die Sache aus dem Kreise der Akademie herauszunehmen, läßt das bisher Vorgefallene zusammen drucken, und schreibt dazu einen Vorbericht: „Ueber die Theorie der Analogien“ und datirt solchen vom 15 April.

Hierdurch nun setzt er seine Ueberzeugung hinlänglich in's Klare, so daß er unsern Wünschen, die Angelegenheit möglichst allgemein verständlich vorzuführen, glücklich entgegen kommt, wie er auch in einem Nachtrag (S. 27) die Nothwendigkeit der Verhandlung in Druckschriften behauptet, da bei mündlichen Discussionen das Recht wie das Unrecht zu verhallen pflege.

Ganz geneigt aber den Ausländern erwähnt er, mit Zufriedenheit und Beistimmung, dessen was die Deutschen und die Edinburger in diesem Fache geleistet, und

bekennt sich als ihren Alliirten, woher denn die wissenschaftliche Welt sich bedeutende Vortheile zu versprechen hat.

Hier aber lassen wir zunächst einige, nach unserer Weise, aus dem Allgemeinen in's Besondere wechselnde Bemerkungen folgen, damit für uns der möglichste Gewinn sich daraus ergebe.

Wenn uns in der Staaten-, so auch in der Gelehrten-Geschichte gar manche Beispiele begegnen, daß irgend ein besonderes, oft geringes und zufälliges Ereigniß eintritt, das die bisher verhüllten Parteyen offen einander gegenüberstellt: so finden wir hier denselben Fall, welcher aber unglücklicherweise das Eigne hat, daß gerade der Anlaß, der diese Contestationen hervorgerufen, ganz specieller Art ist und die Angelegenheit auf Wege leitet, wo sie von einer gränzenlosen Verwirrung bedroht wird, indem die wissenschaftlichen Punkte die zur Sprache kommen an und für sich weder ein bedeutendes Interesse erregen, noch dem größten Theile des Publicums klar werden können; daher es denn wohl verdienstlich seyn müßte, den Streit auf seine ersten Elemente zurückzuführen.

Da aber alles, was sich unter Menschen im höheren Sinne ereignet, aus dem ethischen Standpunkte betrachtet, beschaut und beurtheilt werden muß, zunächst aber die Persönlichkeit, die Individualität der fraglichen Personen vorzüglich zu beachten ist: so wollen wir uns

vor allen Dingen mit der Lebensgeschichte der beiden genannten Männer, wenn auch nur im Allgemeinsten, bekannt machen.

Geoffroy de Saint-Hilaire geb. 1772 wird als Professor der Zoologie im Jahre 1793 angestellt, und zwar als man den Jardin du Roi zu einer öffentlichen Lehrschule bestimmt. Bald nachher wird Cuvier gleichfalls zu dieser Anstalt berufen; beide arbeiten zutraulich zusammen, wie es wohlmeinende Jünglinge pflegen, unbewußt ihrer innern Differenz.

Geoffroy de Saint-Hilaire gesellt sich im Jahr 1798 zu der ungeheuer-problematischen Expedition nach Aegypten, und wird dadurch seinem Lehrgeschäft gewissermaßen entfremdet; aber die ihm inwohnende Gesinnung, aus dem Allgemeinen in's Besondere zu gehen, befestigt sich nur immermehr, und nach seiner Rückkunft, bei dem Antheil an dem großen ägyptischen Werke, findet er die erwünschteste Gelegenheit seine Methode anzuwenden und zu nutzen.

Das Vertrauen, das seine Einsichten so wie sein Charakter erworben, beweis't sich in der Folge abermals dadurch, daß ihn das Gouvernement im Jahr 1810 nach Portugal sendet, um dort, wie man sich ausdrückt, die Studien zu organisiren; er kommt von dieser ephemeren Unternehmung zurück, und bereichert das Pariser Museum durch manches Bedeutende.

Wie er nun in seinem Fache unermüdet zu arbeiten

fortfährt, so wird er auch von der Nation als Biedermann anerkannt und im Jahr 1815 zum Deputirten erwählt. Dieß war aber der Schauplatz nicht, auf welchem er glänzen sollte, niemals bestieg er die Tribüne.

Die Grundsätze, nach welchen er die Natur betrachtet, spricht er endlich in einem 1818 herausgegebenen Werke deutlich aus und erklärt seinen Hauptgedanken: „die Organisation der Thiere sey einem allgemeinen nur hie und da modificirten Plan, woher die Unterscheidung derselben abzuleiten sey, unterworfen."

Wenden wir uns nun zu seinem Gegner:

Georg Leopold Cuvier, geboren 1769 in dem damals noch würtembergischen Mömpelgard; er gewinnt hiebei genauere Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur; seine entschiedene Neigung zur Naturgeschichte gibt ihm ein Verhältniß zu dem trefflichen Kielmeyer, welches auch nachher aus der Ferne fortgesetzt wird. Wir erinnern uns im Jahr 1797 frühere Briefe Cuviers an den genannten Naturforscher gesehen zu haben, merkwürdig durch die in den Text charakteristisch und meisterhaft eingezeichneten Anatomien von durchforschten niedern Organisationen.

Bei seinem Aufenthalt in der Normandie bearbeitet er die Linnéische Classe der Würmer, bleibt den Pariser Naturfreunden nicht unbekannt, und Geoffroy de Saint-Hilaire bestimmt ihn nach der Hauptstadt zu kommen. Sie verbinden sich zu der Herausgabe mehrerer Werke

zu didaktischen Zwecken, besonders suchen sie eine Anordnung der Säugethiere zu gewinnen.

Die Vorzüge eines solchen Mannes bleiben ferner nicht unbeachtet; er wird 1795 bei der Centralschule zu Paris angestellt und als Mitglied des Instituts in dessen erste Classe aufgenommen. Für den Bedarf jener Schule gibt er im Jahre 1798 heraus: Tableaux elementaires de l'histoire naturelle des animaux. 8.

Er erhält die Stelle eines Professors der vergleichenden Anatomie und gewinnt sich durch seinen Scharfblick die weite klare Uebersicht, durch einen hellen glänzenden Vortrag den allgemeinsten und lautesten Beifall. Nach Daubentons Abgang wird ihm dessen Platz beim Collége de France und, von Napoleon anerkannt, tritt er zum Departement des öffentlichen Unterrichts. Als ein Mitglied desselben reis't er durch Holland und einen Theil von Deutschland, durch die als Departemente dem Kaiserthum damals einverleibten Provinzen, die Lehr- und Schul-Anstalten zu untersuchen; sein erstatteter Bericht ist beizuschaffen. Vorläufig ward mir bekannt, er habe darin die Vorzüge deutscher Schulen vor den französischen herauszusetzen nicht unterlassen.

Seit 1813 wird er zu höhern Staatsverhältnissen berufen, in welchen er nach der Bourbonen Rückkehr bestätigt wird und bis auf den heutigen Tag in öffentlicher sowohl als wissenschaftlicher Wirksamkeit fortfährt.

Seine Arbeiten sind unübersehbar, sie umfassen das

ganze Naturreich, und seine Darlegungen dienen auch uns zur Kenntniß der Gegenstände und zum Muster der Behandlung. Nicht allein das gränzenlose Reich der lebendigen Organisationen hat er zu erforschen und zu ordnen getrachtet, auch die längst ausgestorbenen Geschlechter danken ihm ihre wissenschaftliche Wiederauferstehung.

Wie genau er denn auch das ganze menschliche Weltwesen kenne und in die Charaktere der vorzüglich Mitwirkenden einzudringen vermöge, gewahrt man in den Ehrendenkmälern, die er verstorbenen Gliedern des Instituts aufzurichten weiß; wo denn zugleich seine so ausgebreiteten Uebersichten aller wissenschaftlichen Regionen zu erkennen sind.

Verziehen sey das Skizzenhafte dieser biographischen Versuche; hier war nicht die Rede die allenfalls Theilnehmenden zu unterrichten, ihnen etwas Neues vorzulegen, sondern sie nur an dasjenige zu erinnern, was ihnen von beiden würdigen Männern längst bekannt seyn mußte.

Nun aber möchte man wohl fragen: welche Ursache, welche Befugniß hat der Deutsche, von diesem Streit nähere Kenntniß zu nehmen? ja vielleicht als Partey sich zu irgend einer Seite zu gesellen? Darf man aber wohl behaupten, daß jede wissenschaftliche Frage, wo sie auch zur Sprache komme, jede gebildete Nation interessire, wie man denn auch wohl die scientifische Welt

als

als einen einzigen Körper betrachten darf: so ist hier nachzuweisen daß wir dießmal besonders aufgerufen sind.

Geoffroy de Saint-Hilaire nennt mehrere deutsche Männer als mit ihm in gleicher Gesinnung begriffen; Baron Cuvier dagegen scheint von unsern deutschen Bemühungen in diesem Felde die ungünstigsten Begriffe sich gebildet zu haben; es äußert sich derselbe in einer Eingabe vom 5 April (Seite 24 in der Note) folgendermaßen: „Ich weiß wohl, ich weiß daß für gewisse Geister hinter dieser Theorie der Analogien, wenigstens verworrener Weise, eine andere sehr alte Theorie sich verbergen mag, die, schon längst widerlegt, von einigen Deutschen wieder hervorgesucht worden, um das pantheistische System zu begünstigen, welches sie Naturphilosophie nennen." Diese Aeußerung Wort für Wort zu commentiren, den Sinn derselben deutlich zu machen, die fromme Unschuld deutscher Naturdenker klar hinzulegen, bedürfte es wohl auch eines Octavbändchens; wir wollen in der Folge suchen auf die kürzeste Weise unsern Zweck zu erreichen.

Die Lage eines Naturforschers wie Geoffroy de Saint-Hilaire ist freilich von der Art, daß es ihm Vergnügen machen muß von den Bemühungen deutscher Forscher einigermaßen unterrichtet zu seyn, sich zu überzeugen daß sie ähnliche Gesinnungen hegen wie er, daß sie auf demselben Wege sich bemühen, und daß er also von ihrer Seite sich umsichtigen Beifall und, wenn er

Zeit, wo so vieles aus dem Orient unserer Sprache treulich angeeignet wird, mag es verdienstlich erscheinen, wenn auch wir von unserer Seite die Aufmerksamkeit dorthin zu lenken suchen, woher so manches Große, Schöne und Gute seit Jahrtausenden zu uns gelangte, woher täglich mehr zu hoffen ist.

es verlangt, hinreichenden Beistand zu erwarten hat. Wie denn überhaupt in der neuern Zeit es unsern westlichen Nachbarn niemals zu Schaden gedieh, wenn sie von deutschem Forschen und Bestreben einige Kenntniß nahmen.

Die deutschen Naturforscher, welche bei dieser Gelegenheit genannt werden, sind: Kielmeyer, Meckel, Oken, Spix, Tiedemann und zugleich werden unserer Theilnahme an diesen Studien dreyßig Jahre zugestanden. Allein ich darf wohl behaupten, daß es über funfzig sind, die uns schon mit wahrhafter Neigung an solche Untersuchungen gekettet sehen. Kaum erinnert sich noch jemand außer mir jener Anfänge, und mir sey gegönnt hier jener treuen Jugendforschungen zu erwähnen, wodurch sogar einiges Licht auf gegenwärtige Streitigkeiten fallen könnte.

„Ich lehre nicht, ich erzähle." (Montaigne.)

Weimar, im September 1830.

II. Abschnitt.

„Ich lehre nicht, ich erzähle," damit schloß ich den ersten Abschnitt meiner Betrachtungen über das genannte Werk; nun aber sind' ich, um den Standpunkt woraus ich beurtheilt werden möchte noch näher zu bestimmen, rathsam, die Worte eines Franzosen hier vorzusetzen, welche besser als irgend etwas An-

deres die Art womit ich mich verständlich zu machen suche, kürzlich aussprechen möchten.

„Es gibt geistreiche Männer, die eine eigene Art des Vortrags haben; nach ihrer Weise fangen sie an, sprechen zuerst von sich selbst und machen sich nur ungern von ihrer Persönlichkeit los. Ehe sie euch die Resultate ihres Nachdenkens vorlegen, fühlen sie ein Bedürfniß erst aufzuzählen, wo und wie dergleichen Betrachtungen ihnen zukamen.“

Werde mir deßhalb in diesem Sinne zugegeben, den Gang der Geschichte jener Wissenschaften, denen ich meine Jahre gewidmet, ohne weitere Anmaßung, synchronistisch mit meinem Leben, freilich nur im Allgemeinsten zu behandeln.

Hiernach also wäre zu erwähnen, wie früh ein Anklang der Naturgeschichte, unbestimmt aber eindringlich, auf mich gewirkt hat. Graf Buffon gab, gerade in meinem Geburtsjahr 1749, den ersten Theil seiner Histoire Naturelle heraus und erregte großen Antheil unter den damals französischer Einwirkung sehr zugänglichen Deutschen. Die Bände folgten jahrweise und so begleitete das Interesse einer gebildeten Gesellschaft mein Wachsthum, ohne daß ich mehr als den Namen dieses bedeutenden Mannes, so wie die Namen seiner eminenten Zeitgenossen, wäre gewahr worden.

Graf Buffon, geboren 1707. Dieser vorzügliche

Mann hatte eine heitere freie Uebersicht, Lust am Leben und Freude am Lebendigen des Daseyns; froh interessirt er sich für alles was da ist. Lebemann, Weltmann hat er durchaus den Wunsch im Belehren zu gefallen, im Unterrichten sich einzuschmeicheln. Seine Darstellungen sind mehr Schilderungen als Beschreibungen; er führt die Creatur in ihrer Ganzheit vor, besonders gern in Bezug auf den Menschen, deßwegen er diesem die Hausthiere gleich folgen läßt. Er bemächtigt sich alles Bekannten; die Naturforscher nicht allein weiß er zu nutzen, der Resultate aller Reisenden versteht er sich zu bedienen. Man sieht ihn in Paris, dem großen Mittelpunkte der Wissenschaften, als Intendanten des schon bedeutenden königlichen Cabinets, begünstigt im Aeußern, wohlhabend, in den Grafenstand erhoben und sich auch so vornehm als anmuthig gegen seine Leser betragend.

Auf diesem Standpunkt weiß er sich aus dem Einzelnen das Umfassende zu bilden, und wenn er auch, was uns hier zunächst berührt, in dem zweyten Band Seite 544 niederschreibt: „Die Arme des Menschen gleichen auf keine Weise den Vorderfüßen der Thiere, so wenig als den Flügeln der Vögel" — so spricht er, im Sinne der natürlich hinblickenden, die Gegenstände wie sie sind aufnehmenden Menge. Aber in seinem Innern entwickelt sich's besser, denn im vierten Bande Seite 379 sagt er: „es gibt eine ursprüngliche und allgemeine Vorzeichnung, die man sehr weit verfolgen kann," und so-

mit hat er die Grundmaxime der vergleichenden Naturlehre ein für allemal feſtgeſetzt.

Man verzeihe dieſe flüchtigen, faſt frevelhaft eilenden Worte, womit wir einen ſo verdienten Mann vorüberführen; es iſt genug uns zu überzeugen, daß, ungeachtet der gränzenloſen Einzelnheiten, denen er ſich hingibt, er nicht verfehlte, ein Umfaſſendes anzuerkennen. Gewiß iſt, wenn wir jetzt ſeine Werke durchgehen, ſo finden wir, daß er aller Hauptprobleme ſich bewußt war, mit welchen die Naturlehre ſich beſchäftigt, ernſtlich bemüht, ſie, wenn auch nicht immer glücklich, aufzulöſen; dabei leidet die Ehrfurcht, die wir für ihn empfinden, nicht im mindeſten, wenn man einſieht, daß wir Späteren, als hätten wir manche der dort aufgeworfenen Fragen ſchon vollkommen gelöſt, nur allzu frühzeitig triumphiren. Dem allem ungeachtet müſſen wir geſtehen, daß wenn er ſich eine höhere Anſicht zu gewinnen ſuchte, er die Hülfe der Einbildungskraft nicht verſchmähte; wodurch denn freilich der Beifall der Welt merklich zunahm, er aber ſich von dem eigentlichen Element, woraus die Wiſſenſchaft gebildet werden ſoll, einigermaßen entfernte, und dieſe Angelegenheiten in das Feld der Rhetorik und Dialektik hinüberzuführen ſchien.

Suchen wir in einer ſo bedeutenden Sache immer deutlicher zu werden:

Graf Buffon wird als Oberaufſeher des Jardin du

Roi angestellt; er soll eine Ausarbeitung der Naturgeschichte darauf gründen. Seine Tendenz geht in das Ganze, insofern es lebt, in einander wirkt und sich besonders auf den Menschen bezieht.

Für das Detail bedarf er eines Gehülfen und beruft Daubenton, einen Landsmann.

Dieser faßt die Angelegenheit von der entgegengesetzten Seite, ist ein genauer scharfer Anatomiker. Dieses Fach wird ihm viel schuldig, allein er hält sich dergestalt am Einzelnen, daß er auch das Nächstverwandte nicht aneinander fügen mag.

Leider veranlaßt diese ganz verschiedene Behandlungsart auch zwischen diesen beiden Männern eine nicht herzustellende Trennung. Wie sie sich auch mag entschieden haben, genug, Daubenton nimmt seit dem Jahre 1768 keinen Theil mehr an der Buffon'schen Naturgeschichte, arbeitet aber emsig für sich allein fort; und nachdem Buffon im hohen Alter abgegangen, bleibt der gleichfalls bejahrte Daubenton an seiner Stelle und zieht sich in Geoffroy de St.-Hilaire einen jüngern Mitarbeiter heran. Dieser wünscht sich einen Gesellen und findet ihn in Cuvier. Sonderbar genug, daß sich in diesen beiden, gleichfalls höchst verdienten Männern im Stillen die gleiche Differenz entwickelt, nur auf einer höhern Stufe. Cuvier hält sich entschieden und in einem systematisch ordnenden Sinne an's Einzelne; denn eine größere Uebersicht leitet schon und nöthigt zu einer Methode

der Aufstellung. Geoffroy, seiner Denkart gemäß, sucht in's Ganze zu dringen, aber nicht wie Buffon in's Vorhandene, Bestehende, Ausgebildete, sondern in's Wirkende, Werdende, sich Entwickelnde. Und so nährt sich heimlich der abermalige Widerstreit und bleibt länger verborgen als der ältere, indem höhere gesellige Bildung, gewisse Convenienzen, schweigende Schonungen den Ausbruch ein Jahr nach dem andern hinhalten, bis denn doch endlich eine geringe Veranlassung, die nach außen und innen künstlich getrennte Elektricität der Leidner Flasche, den geheimen Zwiespalt durch eine gewaltige Explosion offenbart.

Fahren wir jedoch fort, über jene vier so oft genannten und in der Naturwissenschaft immer wieder zu nennenden Männer unsre Betrachtungen anzustellen, wenn wir uns auch einigermaßen wiederholen sollten; denn sie sind es, die, allen übrigen unbeschadet, als Stifter und Beförderer der französischen Naturgeschichte vorleuchten und den Kern bilden, aus welchem sich so manches Wünschenswerthe glücklich hervorthut; seit fast einem Jahrhunderte der wichtigen Anstalt vorgesetzt, dieselbe vermehrend, benutzend und auf alle Weise die Naturgeschichte fördernd, die synthetische und analytische Behandlungsweise der Wissenschaft repräsentirend. Buffon nimmt die Außenwelt, wie er sie findet, in ihrer Mannichfaltigkeit als ein zusammengehörendes, bestehendes, in wechselseitigen Bezügen sich begegnendes Ganze.

Daubenton, als Anatom, fortwährend im Trennen und Sondern begriffen, hütet sich irgend das was er einzeln gefunden, mit einem andern zusammenzufügen, sorgfältig stellt er alles neben einander hin, mißt und beschreibt ein jedes für sich.

In demselben Sinne, nur mit mehr Freiheit und Umsicht, arbeitet Cuvier; ihm ist die Gabe verliehen, gränzenlose Einzelnheiten zu bemerken, zu unterscheiden, unter einander zu vergleichen, sie zu stellen, zu ordnen und sich dergestalt großes Verdienst zu erwerben.

Aber auch er hat eine gewisse Apprehension gegen eine höhere Methode, die er denn doch selbst nicht entbehrt und, obgleich unbewußt, dennoch anwendet; und so stellt er in einem höhern Sinne die Eigenschaften Daubenton's wieder dar. Eben so möchten wir sagen, daß Geoffroy einigermaßen auf Buffon zurückweist. Denn wenn dieser die große Synthese der empirischen Welt gelten läßt und in sich aufnimmt, sich aber zugleich mit allen Merkmalen, die sich ihm zum Behuf der Unterscheidung darbieten, bekannt macht und sie benutzt, so tritt Geoffroy bereits der großen abstracten von jenem nur geahneten Einheit näher, erschrickt nicht vor ihr und weiß, indem er sie auffaßt, ihre Ableitungen zu seinem Vortheil zu nutzen.

Vielleicht kommt der Fall in der Geschichte des Wissens und der Wissenschaft nicht wieder vor, daß an dem gleichen Ort, auf eben derselben Stelle, in Bezug auf

dieſelben Gegenſtände, Amt und Pflicht gemäß, durch ſo lange Zeit eine Wiſſenſchaft, im beſtändigen Gegenſatze, von ſo höchſt bedeutenden Männern wäre gefördert worden, welche, anſtatt durch die Einheit der ihnen vorgelegten Aufgabe ſich zu einer gemeinſamen Bearbeitung, wenn auch aus verſchiedenen Geſichtspunkten, einladen zu laſſen, nicht durch den Gegenſtand, ſondern durch die Art ihn anzuſehen, bis zu feindſeligem Widerſtreit hingeriſſen gegen einander auftreten. Ein ſo merkwürdiger Fall aber muß uns allen, muß der Wiſſenſchaft ſelbſt zum Beſten gereichen! Möge doch jeder von uns bei dieſer Gelegenheit ſagen, daß Sondern und Verknüpfen zwey unzertrennliche Lebensacte ſind. Vielleicht iſt es beſſer geſagt: daß es unerläßlich iſt, man möge wollen oder nicht, aus dem Ganzen in's Einzelne, aus dem Einzelnen in's Ganze zu gehen, und je lebendiger dieſe Functionen des Geiſtes, wie Aus- und Einathmen, ſich zuſammen verhalten, deſto beſſer wird für die Wiſſenſchaften und ihre Freunde geſorgt ſeyn.

Wir verlaſſen dieſen Punkt, um darauf wieder zurückzukehren, wenn wir nur erſt von denjenigen Männern geſprochen haben, die in den ſiebenziger und achtziger Jahren des vorigen Hunderts uns auf dem eigens eingeſchlagenen Wege förderten.

Petrus Camper, ein Mann von ganz eignem Beobachtungs- und Verknüpfungs-Geiſte, der mit dem aufmerkſamen Beſchauen zugleich eine glückliche Nach-

bildungsgabe verband und so, durch Reproduction des Erfahrenen, dieses in sich selbst belebte und sein Nachdenken durch Selbstthätigkeit zu schärfen wußte.

Seine großen Verdienste sind allgemein anerkannt; ich erwähne hier nur seiner Facial-Linie, wodurch das Vorrücken der Stirn, als Gefäß des geistigen Organs, über die untere mehr thierische Bildung anschaulicher und dem Nachdenken angeeigneter worden.

Geoffroy gibt ihm das herrliche Zeugniß Seite 149 in der Note: „Ein weitumfassender Geist; hochgebildet und immerfort nachdenkend; er hatte von der Uebereinstimmung organischer Systeme so ein lebhaftes und tiefes Gefühl, daß er, mit Vorliebe, alle außerordentlichen Fälle aufsuchte, wo er einen Anlaß fände, sich mit Problemen zu beschäftigen, eine Gelegenheit Scharfsinn zu üben, um sogenannte Anomalien auf die Regel zurückzuführen.“ Und was ließe sich nicht alles hinzufügen, wenn hier mehr als Andeutung sollte geliefert werden!

Hier möchte nun der Ort seyn zu bemerken, daß der Naturforscher auf diesem Wege am ersten und leichtesten den Werth, die Würde des Gesetzes, der Regel erkennen lernt. Sehen wir immerfort nur das Geregelte, so denken wir, es müsse so seyn, von jeher sey es also bestimmt und deßwegen stationär. Sehen wir aber die Abweichungen, Mißbildungen, ungeheure Mißgestalten, so erkennen wir: daß die Regel zwar fest und ewig, aber zugleich lebendig sey; daß die Wesen, zwar nicht

aus derſelben heraus, aber doch innerhalb derſelben ſich in's Unförmliche umbilden können, jederzeit aber, wie mit Zügeln zurückgehalten, die unausweichliche Herrſchaft des Geſetzes anerkennen müſſen.

Samuel Thomas Sömmering ward durch Camper angeregt. Ein höchſt fähiger, zum Schauen, Bemerken, Denken, aufgeweckter lebendiger Geiſt. Seine Arbeit über das Gehirn und der höchſt ſinnige Ausſpruch: der Menſch unterſcheide ſich von den Thieren hauptſächlich dadurch, daß die Maſſe ſeines Gehirns den Complex der übrigen Nerven in einem hohen Grad überwiege, welches bei den übrigen Thieren nicht ſtatt habe, war höchſt folgereich.

Und was gewann nicht, in jener empfänglichen Zeit, der gelbe Fleck im Mittelpunkte der Retina für eine Theilnahme! Wie viel wurden, in der Folge, die Sinnesorgane, das Auge, das Ohr ſeinem Einblick, ſeiner nachbildenden Hand ſchuldig!

Sein Umgang, ein briefliches Verhältniß zu ihm, war durchaus erweckend und fördernd. Ein neues Factum, eine friſche Anſicht, eine tiefere Erwägung, wurden mitgetheilt und jede Wirkſamkeit aufgeregt. Alles Aufkeimende entwickelte ſich ſchnell und eine friſche Jugend ahnete die Hinderniſſe nicht die ſich ihr entgegenzuſtellen auf dem Wege waren.

Johann Heinrich Merk, als Kriegszahlmeiſter im Heſſendarmſtädtiſchen angeſtellt, verdient auf

Hebräer.

Naive Dichtkunst ist bei jeder Nation die erste, sie liegt allen folgenden zum Grunde; je frischer, je naturgemäßer sie hervortritt, desto glücklicher entwickeln sich die nachherigen Epochen.

Da wir von orientalischer Poesie sprechen, so wird nothwendig, der Bibel, als der ältesten Sammlung, zu gedenken. Ein großer Theil des alten Testaments ist mit erhöhter Gesinnung, ist enthusiastisch geschrieben und gehört dem Felde der Dichtkunst an.

Erinnern wir uns nun lebhaft jener Zeit wo Herder und Eichhorn uns hierüber persönlich aufklärten, so gedenken wir eines hohen Genusses, dem reinen orientalischen Sonnenaufgang zu vergleichen. Was solche Männer uns verliehen und hinterlassen darf nur angedeutet werden, und man verzeiht uns die Eilfertigkeit, mit welcher wir an diesen Schätzen vorüber gehen.

Beispiels willen jedoch gedenken wir des Buches Ruth, welches bei seinem hohen Zweck, einem Könige von Israel anständige, interessante Voráltern zu verschaffen, zugleich als das lieblichste kleine Ganze betrachtet wer-

alle Weise hier genannt zu werden. Er war ein Mann von unermüdeter geistiger Thätigkeit, die sich nur deßwegen nicht durch bedeutende Wirkungen auszeichnete, weil er, als talentvoller Dilettant, nach allen Seiten hingezogen und getrieben wurde. Auch er ergab sich der vergleichenden Anatomie mit Lebhaftigkeit, wo ihm denn auch ein zeichnerisches Talent, das sich leicht und bestimmt auszudrücken wußte, glücklich zu Hülfe kam.

Die eigentliche Veranlassung jedoch hierzu gaben die merkwürdigen Fossilien, auf die man in jener Zeit erst eine wissenschaftliche Aufmerksamkeit richtete, und welche mannichfaltig und wiederholt in der Flußregion des Rheins ausgegraben wurden. Mit habsüchtiger Liebhaberey bemächtigte er sich mancher vorzüglichen Exemplare, deren Sammlung nach seinem Ableben in das großherzoglich-hessische Museum geschafft und eingeordnet und auch daselbst durch den einsichtigen Custos von Schleiermacher sorgfältig verwahrt und vermehrt worden.

Mein inniges Verhältniß zu beiden Männern steigerte zuerst bei persönlicher Bekanntschaft, sodann durch fortgesetzte Correspondenz, meine Neigung zu diesen Studien; deßhalb suchte ich, meiner angebornen Anlage gemäß, vor allen Dingen nach einem Leitfaden, oder, wie man es auch nennen möchte, nach einem Punkt, wovon man ausginge, eine Maxime an der man sich halten, einen Kreis, aus welchem nicht abzuirren wäre.

Ergeben sich nun heutiges Tags in unserem Felde

auffallende Differenzen, so ist nichts natürlicher, als daß diese damals sich noch mehr und öfter hervorthun mußten, weil jeder, von seinem Standpunkt ausgehend, jedes zu seinen Zwecken, alles zu allem nützlich anzuwenden bemüht war.

Bei der vergleichenden Anatomie im weitesten Sinne, insofern sie eine Morphologie begründen sollte, war man denn doch immerfort so mit den Unterschieden, wie mit den Uebereinstimmungen beschäftigt. Aber ich bemerkte gar bald, daß man sich bisher ohne Methode nur in die Breite bemüht habe; man verglich, wie es gerade vorkam, Thier mit Thier, Thiere mit Thieren, Thiere mit Menschen, woraus eine unübersehbare Weitläuftigkeit und eine sinneberäubende Verworrenheit entstand, indem es theils allenfalls paßte, theils aber ganz und gar sich nicht fügen wollte.

Nun legt' ich die Bücher bei Seite und ging unmittelbar an die Natur, an ein übersehbares Thierskelett; die Stellung auf vier Füßen war die entschiedenste und ich fing an von vorne nach hinten, der Ordnung nach, zu untersuchen.

Hier fiel der Zwischenknochen vor allen, als der vorderste in die Augen, und ich betrachtete ihn daher durch die verschiedensten Thiergeschlechter.

Aber ganz andere Betrachtungen wurden eben dazumal rege. Die nahe Verwandtschaft des Affen zu dem Menschen nöthigte den Naturforscher zu peinlichen Ueber-

legungen, und der vortreffliche Camper glaubte den Unterschied zwischen Affen und Menschen darin gefunden zu haben, daß jenem ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zugetheilt sey, diesem aber ein solcher fehle.

Ich kann nicht ausdrücken, welche schmerzliche Empfindung es mir war, mit demjenigen in entschiedenem Gegensatz zu stehen, dem ich so viel schuldig geworden, dem ich mich zu nähern, mich als seinen Schüler zu bekennen, von dem ich alles zu lernen hoffte.

Wer sich meine damaligen Bemühungen zu vergegenwärtigen die Absicht hätte, findet, was schriftlich verfaßt worden, in dem ersten Bande dessen, was ich zur Morphologie geliefert habe; und welche Mühe man sich gegeben, auch bildlich, worauf doch alles ankommt, die verschiedenen abweichenden Gestalten jenes Knochens zu verzeichnen, läßt sich nunmehr aus den Verhandlungen der kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher ersehen, wo sowohl der Text wieder abgedruckt, als die dazu gehörigen, lange Jahre im Verborgenen gebliebenen Tafeln freundlichst aufgenommen worden. Beides findet sich in der ersten Abtheilung des funfzehnten Bandes.

Doch ehe wir jenen Band aufschlagen, hab' ich noch etwas zu erzählen, zu bemerken und zu bekennen, welches, wenn es auch nicht von großer Bedeutung wäre, doch unseren strebenden Nachkommen zum Vortheil gereichen kann.

Nicht allein die ganz frische Jugend, sondern auch der schon herangebildete Mann wird, sobald ihm ein prägnanter folgerechter Gedanke aufgegangen, sich mittheilen, bei andern eine gleiche Denkweise aufregen wollen.

Ich merkte daher den Mißgriff nicht, da ich die Abhandlung, die man so eben finden wird, in's Lateinische übersetzt, mit theils umrissenen, theils ausgeführten Zeichnungen ausgestattet, an Peter Camper zu übersenden die unbesonnene Gutmüthigkeit hatte. Ich erhielt darauf eine sehr ausführliche, wohlwollende Antwort, worin er die Aufmerksamkeit, die ich diesen Gegenständen geschenkt, höchlich lobte; die Zeichnungen zwar nicht mißbilligte, wie aber solche Gegenstände besser von der Natur abzunehmen seyen, guten Rath ertheilte und einige Vortheile zu beachten gab. Er schien sogar über diese Bemühung etwas verwundert, fragte ob ich dieses Heft etwa abgedruckt haben wollte, zeigte die Schwierigkeiten wegen der Kupfer umständlich an, auch die Mittel sie zu überwinden. Genug er nahm als Vater und Gönner allen billigen Antheil an der Sache.

Aber davon war nicht die geringste Spur daß er meinen Zweck bemerkt habe: seiner Meinung entgegen zu treten und irgend etwas Anderes als ein Programm zu beabsichtigen. Ich erwiderte bescheiden und erhielt noch einige ausführliche wohlwollende Schreiben, genau

beſehen, nur materiellen Inhalts, die ſich aber keineswegs auf meinen Zweck bezogen, dergeſtalt, daß ich zuletzt, da dieſe eingeleitete Verbindung nichts fördern konnte, ſie ruhig fallen ließ, ohne jedoch daraus, wie ich wohl hätte ſollen, die bedeutende Erfahrung zu ſchöpfen, daß man einen Meiſter nicht von ſeinem Irrthum überzeugen könne, weil er ja in ſeine Meiſterſchaft aufgenommen und dadurch legitimirt ward.

Verloren ſind leider, mit ſo vielen andern Documenten, jene Briefe, welche den tüchtigen Zuſtand jenes hohen Mannes und zugleich meine glaubige jüngerhafte Deferenz ſehr lebhaft vergegenwärtigen müßten.

Aber noch ein anderes Mißgeſchick betraf mich: ein ausgezeichneter Mann, Johann Friedrich Blumenbach, der ſich mit Glück der Naturwiſſenſchaft gewidmet, auch beſonders die vergleichende Anatomie durchzuarbeiten begonnen, trat in ſeinem Compendium derſelben auf Campers Seite und ſprach dem Menſchen den Zwiſchenknochen ab. Meine Verlegenheit wurde dadurch aufs höchſte geſteigert, indem ein ſchätzbares Lehrbuch, ein vertrauenswürdiger Lehrer, meine Geſinnungen, meine Abſichten durchaus beſeitigen ſollte.

Aber ein ſo geiſtreicher, fort unterſuchender und denkender Mann konnte nicht immer bei einer vorgefaßten Meinung verharren und ich bin ihm, bei traulichen

lichen Verhältniſſen, über dieſen Punkt, wie über viele andere, eine theilnehmende Belehrung ſchuldig geworden, indem er mich benachrichtigte, daß der Zwiſchenknochen bei waſſerköpfigen Kindern von der obern Kinnlade getrennt, auch bei dem doppelten Wolfsrachen als krankhaft abgeſondert ſich manifeſtire.

Nun aber kann ich jene, damals mit Proteſt zurückgewieſenen Arbeiten, welche ſo viele Jahre im Stillen geruht, hervorrufen und für dieſelben mir einige Aufmerkſamkeit erbitten.

Auf die erwähnten Abbildungen habe ich mich zunächſt vollkommener Deutlichkeit wegen zu berufen, noch mehr aber auf das d'Altoniſche große oſteologiſche Werk hinzudeuten, wo eine weit größere, freiere, in's Ganze gehende Ueberſicht zu gewinnen iſt.

Bei allem dieſem aber hab' ich Urſache, den Leſer zu erſuchen, ſämmtliches bisher Geſagte und noch zu Sagende, als mittelbar oder unmittelbar bezüglich auf den Streit jeder beiden trefflichen franzöſiſchen Naturforſcher, von welchem gegenwärtig immer die Rede bleibt, durchaus anzuſehn.

Sodann darf ich vorausſetzen, man werde jene ſo eben bezeichneten Tafeln vor ſich zu nehmen und ſie mit uns durchzugehen geneigt ſeyn.

Sobald man von Abbildungen ſpricht, verſteht ſich, daß eigentlich von Geſtalt gehandelt werde, im gegenwärtigen Falle aber ſind wir unmittelbar auf die Func-

tion der Theile hingewieſen; denn die Geſtalt ſteht in Bezug auf die ganze Organiſation, wozu der Theil gehört, und ſomit auch auf die Außenwelt, von welcher das vollſtändig organiſirte Weſen als ein Theil betrachtet werden muß. In dieſem Sinne alſo gehen wir ohne Bedenken weiter zu Werke.

Auf der erſten Tafel ſehen wir dieſen Knochen, welchen wir als den vorderſten des ganzen Thierbaues erkennen, auf verſchiedene Weiſe geſtaltet; eine nähere Betrachtung läßt uns bemerken, daß durch ihn die nöthigſte Nahrung dem Thier zugeeignet werde: ſo verſchieden daher die Nahrung, ſo verſchieden wird auch dieſes Organ geſtaltet ſeyn. Bei dem Reh finden mir einen leichten zahnloſen knöchernen Bügel, um Grashalmen und Blattzweige mäßig abzurupfen. An dem Ochſen ſehen wir ungefähr dieſelbige Geſtalt, nur breiter, plumper, kräftiger, nach Maßgabe der Bedürfniſſe des Geſchöpfes. In der dritten Figur haben wir das Kamel, welches ſchafartig eine gewiſſe beinah monſtroſe Unentſchiedenheit zeigt, ſo daß der Zwiſchenknochen von der obern Kinnlade, Schneidezahn vom Eckzahn, kaum zu unterſcheiden ſind.

Auf der zweiten Tafel zeigt ſich das Pferd mit einem bedeutenden Zwiſchenknochen, ſechs abgeſtumpfte Schneidezähne enthaltend; der hier, bei einem jungen Subject, unentwickelte Eckzahn iſt der obern Kinnlade vollkommen zugeeignet.

Bemerkenswereh iſt an der zweyten Figur derſelben Tafel die obere Kinnlade des Sus babirussa von der Seite betrachtet; hier ſieht man in der obern Kinnlade den wunderbaren Eckzahn ganz eigentlich enthalten, indem deſſen Alveole an den ſchweinartig bezahnten Zwiſchenkiefer kaum anſtreift und nicht die mindeſte Einwirkung auf denſelben bemerken läßt.

Auf der dritten Tafel ſchenken wir unſere Aufmerkſamkeit der dritten Figur, dem Wolfsgebiß. Der vorgeſchobene, mit ſechs tüchtigen ſcharfen Schneidezähnen verſehene Zwiſchenknochen unterſcheidet ſich an Figur b durch eine Sutur ſehr deutlich von der obern Kinnlade und läßt, obgleich ſehr vorgeſchoben, die genaue Nachbarſchaft mit dem Eckzahne erſehen. Das Löwengebiß, mehr zuſammengezogen, zahnkräftiger und gewaltſamer, zeigt jene Unterſcheidung und Nachbarſchaft noch genauer. Des Eisbärs gleiches Vordergebiß, mächtig, aber unbehülflich, plump, eine charakterloſe Bildung, auf alle Fälle weniger zum Ergreifen als zum Zerknirſchen fähig; die Canales palatini breit und offen; von jener Sutur aber keine Spur, die man jedoch im Geiſte zeichnen und ihr den Lauf anweiſen wird.

Auf der vierten Tafel Trichecus rosmarus gibt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Das große Uebergewicht der Eckzähne gebietet dem Zwiſchenknochen zurückzutreten, und das widerwärtige Geſchöpf erhält dadurch ein menſchenähnliches Anſehen. Fig. 1 eines

ſchon erwachſenen Thieres verkleinerte Abzeichnung, läßt den abgeſonderten Zwiſchenknochen deutlich ſehen; auch beobachtet man wie die mächtige, in der obern Kinnlade gegründete Wurzel, bei fortwachſendem Hinaufſtreben, eine Art Geſchwulſt auf der Wangenfläche hervorbrachte. Die Figuren 2 und 3 ſind nach einem jungen Thiere gleicher Größe gebildet. Bei dieſem Exemplar ließ ſich der Zwiſchenknochen völlig von der obern Kinnlade ſondern, da alsdann der Eckzahn in ſeiner, der obern Kinnlade ganz allein angehörigen Alveole ungeſtört zurückbleibt.

Nach allem dieſem dürfen wir kühnlich behaupten, daß der große Elephantenzahn gleichfalls in der obern Kinnlade wurzele; wobei wir zu bedenken haben, daß bei der ungeheuren Forderung, die hier an die obere Kinnlade geſchieht, der benachbarte Zwiſchenknochen, wo nicht zur Bildung der ungeheuren Alveolen, doch zu deren Verſtärkung eine Lamelle hergeben ſollte.

So viel haben wir bei ſorgfältiger Unterſuchung mehrerer Exemplare auszufinden geglaubt, wenn auch ſchon, die im 14. Bande vorgeſtellten Schädelabbildungen hierin keine Entſcheidung herbeiführen.

Denn hier iſt es, wo uns der Genius der Analogie, als Schutzengel, zur Seite ſtehen möge, damit wir eine an vielen Beiſpielen erprobte Wahrheit nicht in einem einzigen, zweifelhaften Fall verkennen, ſondern auch

da dem Geſetz gebührende Ehre erweiſen, wo es ſich uns in der Erſcheinung entziehen möchte.

Auf der fünften Tafel iſt Affe und Menſch einander entgegengeſtellt. Was den letzteren betrifft, ſo iſt, nach einem beſonderen Präparat, Trennung und Verſchmelzung des gedachten Knochens deutlich genug angegeben. Vielleicht wären beide Geſtalten, als Ziel der ganzen Abhandlung, mannichfaltiger und klarer abzubilden und gegen einander zu ſtellen geweſen. Aber gerade zuletzt, in der prägnanteſten Zeit, ſtockte Neigung und Thätigkeit in jedem Fache, ſo daß wir ſchon dankbar anerkennen müſſen, wenn eine hochzuverehrende Societät der Naturforſcher dieſe Fragmente ihrer Aufmerkſamkeit würdigen und das Andenken redlicher Bemühungen in dem unzerſtörbaren Körper ihrer Acten aufbewahren wollen.

Noch aber müſſen wir unſere Leſer um fortgeſetzte Aufmerkſamkeit bitten, denn, von Herrn Geoffroy ſelbſt veranlaßt, haben wir noch ein anderes Organ in eben dieſem Sinne zu betrachten.

Die Natur bleibt ewig reſpectabel, ewig bis auf einen gewiſſen Punkt erkennbar, ewig dem Verſtändigen brauchbar. Sie wendet uns gar mannichfaltige Seiten zu; was ſie verbirgt, deutet ſie wenigſtens an: dem Beobachter wie dem Denker gibt ſie vielfältigen Anlaß, und wir haben Urſache, kein Mittel zu verſchmähen, wodurch ihr Aeußeres ſchärfer zu bemerken

den kann, das uns epiſch und idylliſch überliefert worden iſt.

Wir verweilen ſodann einen Augenblick bei dem hohen Lied, als dem zarteſten und unnachahmlichſten, was uns von Ausdruck leidenſchaftlicher, anmuthiger Liebe zugekommen. Wir beklagen freilich daß uns die fragmentariſch durcheinander geworfenen, übereinander geſchobenen Gedichte keinen vollen reinen Genuß gewähren, und doch ſind wir entzückt uns in jene Zuſtände hinein zu ahnen, in welchen die Dichtenden gelebt. Durch und durch wehet eine milde Luft des lieblichſten Bezirks von Canaan; ländlich trauliche Verhältniſſe, Wein-, Garten- und Gewürzbau, etwas von ſtädtiſcher Beſchränkung, ſodann aber ein königlicher Hof, mit ſeinen Herrlichkeiten im Hintergrunde. Das Hauptthema jedoch bleibt glühende Neigung jugendlicher Herzen, die ſich ſuchen, finden, abſtoßen, anziehen, unter mancherlei höchſt einfachen Zuſtänden.

Mehrmals gedachten wir aus dieſer lieblichen Verwirrung einiges herauszuheben, aneinander zu reihen; aber gerade das Räthſelhaft-Unauflösliche gibt den wenigen Blättern Anmuth und Eigenthümlichkeit. Wie oft ſind nicht wohldenkende, ordnungsliebende Geiſter angelockt worden irgend einen verſtändigen Zuſammenhang zu finden oder hinein zu legen und einem folgenden bleibt immer dieſelbige Arbeit.

Eben ſo hat das Buch Ruth ſeinen unbezwing-

und ihr Inneres gründlich zu erforschen ist. Wir nehmen daher zu unsern Zwecken ohne weiteres die Function in Schutz.

Function, recht begriffen, ist das Daseyn in Thätigkeit gedacht, und so beschäftigen wir uns, von Geoffroy selbst aufgerufen, mit dem Arme des Menschen, mit den Vorderfüßen des Thieres.

Ohne gelehrt scheinen zu wollen, beginnen wir von Aristoteles, Hippokrates und Galen, nach dem Bericht des letzteren. Die heiteren Griechen schrieben der Natur einen allerliebsten Verstand zu. Habe sie doch alles so artig eingerichtet, daß man das Ganze immer vollkommen finden müsse. Den kräftigen Thieren verleihe sie Klauen und Hörner, den schwächeren leichte Beine. Der Mensch aber sey besonders versorgt, durch seine vielthätige Hand, wodurch er statt Hörner und Klauen sich Schwert und Spieß anzuschaffen wisse. Eben so ist der Zweck, warum der Mittelfinger länger sey als die übrigen, recht lustig zu vernehmen.

Wollen wir jedoch nach unserer Art weiter fortschreiten, müssen wir das große d'Altonische Werk vor uns legen und aus dessen Reichthum die Belege zu unsern Betrachtungen entnehmen.

Den Vorderarm des Menschen, die Verbindung desselben mit der Hand und welche Wunder hier geleistet werden, nehmen wir als allgemein bekannt an. Es ist nichts Geistiges, was nicht in diesen Bereich fiele.

Betrachte man hiernach die reißenden Thiere, wie ihre Klauen und Krallen nur zum Aneignen der Nahrung geſchickt und geſchäftig ſind, und wie ſie, außer einigem Spieltrieb, dem Zwiſchenknochen untergeordnet und die Knechte des Freßwerkzeugs bleiben.

Die fünf Finger ſind bei dem Pferde in einen Huf geſchloſſen, wir ſehen dieß in geiſtiger Anſchauung, wenn uns nicht auch einmal, durch irgend eine Monſtroſität, die Theilbarkeit des Hufes in Finger davon überzeugte. Dieſes edle Geſchöpf bedarf keines gewaltſamen Anſchreißens ſeiner Nahrung; eine luftige nicht allzufeuchte Weide befördert ſein freies Daſeyn, welches eigentlich nur einer gränzenloſen Bewegung von hin- und herſchwärmendem behäglichem Muthwillen geeignet zu ſeyn ſcheint; welche Naturbeſtimmung denn auch der Menſch zu nützlichen und leidenſchaftlichen Zwecken gar wohl zu gebrauchen weiß.

Betrachten wir nun dieſen Theil aufmerkſam, durch die verſchiedenſten Thiergattungen, ſo finden wir daß die Vollkommenheit deſſelben und ſeiner Functionen zunimmt und abnimmt, je nachdem Pronation und Supination mehr oder weniger leicht und vollſtändig ausgeübt werden kann. Solchen Vortheil beſitzen, in mehr oder minderem Grade, gar viele Thiere; da ſie aber den Vorderarm nothwendig zum Stehen und Fortſchreiten benutzen, ſo exiſtiren ſie die meiſte Zeit in der Pronation, und da auf dieſe Weiſe der Ra-

dius mit dem Daumen, welchem er organisch verbunden ist, nach innen gekehrt wird, so wird derselbe, als den eigentlichen Schwerpunkt bezeichnend, nach Beschaffenheit der Umstände bedeutender, ja zuletzt fast alleinig an seiner Stelle.

Zu den beweglichsten Vorderarmen und den geschicktesten Händen können wir wohl die des Eichhörnchens und verwandter Nagethiere zählen. Ihr leichter Körper, insofern er zur aufrechten Stellung mehr oder weniger gelangt, und die hüpfende Bewegung, lassen die Vorderhände nicht plump werden. Es ist nichts anmuthiger anzusehen, als das Eichhörnchen, das einen Tannzapfen abschält; die mittlere Säule wird ganz rein weggeworfen, und es wäre wohl der Beobachtung werth, ob diese Geschöpfe nicht die Samenkörner, in der Spiralfolge, wie sie sich entwickelt haben, abknuspern und sich zueignen.

Hier können wir schicklich der beiden vorstehenden Nagezähne dieser Familie gedenken, die im Zwischenknochen enthalten auf unsern Tafeln nicht dargestellt worden, aber desto mannichfaltiger in den d'Altonischen Heften vorgeführt sind.

Höchst merkwürdig scheint es zu seyn, daß durch eine geheimnißvolle Uebereinstimmung, bei vollkommener Thätigkeit der Hand, auch zugleich die Vorderzähne eine höhere Cultur bekommen. Denn während diese bei andern Thieren die Nahrung ergreifen, so

wird sie hier von den Händen auf geschickte Weise zum Mund gebracht, wodurch nunmehr die Zähne bloß zum Nagen determinirt werden; und so dieses einigermaßen technisch wird.

Hier aber werden wir in Versuchung geführt, jenes griechische Dictum nicht sowohl zu wiederholen, als weiterschreitend abzuändern. „Die Thiere werden von ihren Gliedern tyrannisirt," möchten wir sagen, indem sie sich zwar derselben zu Verlängerung und Fortpflanzung ihres Daseyns ohne weiteres bedienen; da jedoch die Thätigkeit einer jeden solchen Bestimmung, auch ohne Bedürfniß, immer fortwährt, so müssen deßhalb die Nagethiere, wenn sie gesättigt sind, zu zerstören anfangen, bis endlich diese Tendenz durch den Biber ein Analogon vernünftiger Architektonik hervorbringt.

Doch auf diese Weise dürfen wir nicht fortfahren, weil wir uns in's Gränzenlose verlieren müßten, deßwegen wir uns kurz zusammenfassen.

Wie das Thier sich immer weiter zum Stehen und Gehen bestimmt fühlt, desto mehr wird der Radius an Kraft zunehmen, dem Körper der Ulna von seiner Masse abziehen, so daß diese zuletzt fast verschwindet und nur das Olekranon als nothwendigste Articulation mit dem Oberarme übrig bleibt. Gehe man die vorliegenden d'Altonischen Bildnisse durch, so wird man hierüber gründliche Betrachtungen anstellen, und im-

mer zuletzt an diesem Theil, und anderen, das Daseyn, das sich durch die Gestalt hervorthut, in lebendiger, verhältnißmäßiger Function erblicken.

Nun aber haben wir des Falles zu gedenken, wo noch hinreichende Andeutung des Organs übrig ist, auch da, wo alle Function völlig aufhört, welches uns auf einer neuen Seite in die Geheimnisse der Natur zu dringen befähigt.

Man nehme das Heft d'Altons d. J., die straußartigen Vögel vorstellend, zur Hand und betrachte von der ersten bis zur vierten Tafel, vom Skelette des Straußes bis zu dem des neuholländischen Casuars, und bemerke, wie sich der Vorderarm stufenweise zusammenzieht und vereinfacht.

Ob nun gleich dieses Organ, welches den Menschen eigentlich zum Menschen, den Vogel zum Vogel macht, zuletzt auf das sonderbarste abbrevirt erscheint, daß man dasselbe als eine zufällige Mißbildung ansprechen könnte: so sind doch die sämmtlichen einzelnen Gliedmaßen daran gar wohl zu unterscheiden; das Analegon ihrer Gestalt ist nicht zu verkennen, eben so wenig, wie weit sie sich erstrecken, wo sie sich einfügen und, obgleich die Vordersten sich an Zahl verringern, die überbleibenden ihre bestimmte Nachbarschaft nicht aufgeben.

Diesen wichtigen Punkt, den man bei Untersuchung der höheren thierischen Osteologie in's Auge fassen muß,

hat Geoffroy vollkommen richtig eingesehen und entschieden ausgedrückt: daß man irgend einen besondern Knochen, der sich uns zu verbergen scheint, am sichersten innerhalb der Gränzen seiner Nachbarschaft entdecken könne.

Von einer andern Hauptwahrheit, die sich hier unmittelbar anschließt, ist er gleichfalls durchdrungen: daß nämlich die haushältische Natur sich einen Etat, ein Budget vorgeschrieben, in dessen einzelnen Capiteln sie sich die vollkommenste Willkür vorbehält, in der Hauptsumme jedoch sich völlig treu bleibt, indem, wenn an der einen Seite zu viel ausgegeben worden, sie es der andern abzieht und auf die entschiedenste Weise sich in's Gleiche stellt. Diese beiden sichern Wegweiser, denen unsre Deutschen seit so manchen Jahren so viel verdankt, sind von Herrn Geoffroy dergestalt anerkannt, daß sie ihm auf seinem wissenschaftlichen Lebensgange jederzeit die besten Dienste leisten; wie sie denn überhaupt den traurigen Behelf der Endursachen völlig beseitigen werden.

So viel sey genug, um anzudeuten, daß wir keine Art der Manifestation des labyrinthischen Organismus außer Acht lassen dürfen, wenn wir durch Anschauung des Aeußeren zur Einsicht in das Innerste gelangen wollen.

Aus dem bisher Verhandelten ist ersichtlich, daß Geoffroy zu einer hohen, der Idee gemäßen Denkweise

gelangt ſey. Leider bietet ihm ſeine Sprache auf manchen Punkten nicht den richtigen Ausdruck, und da ſein Gegner ſich im gleichen Falle befindet, ſo wird dadurch der Streit unklar und verworren. Wir wollen ſuchen, dieſen Umſtand beſcheidentlich aufzuklären. Denn wir möchten dieſe Gelegenheit nicht verſäumen, bemerklich zu machen wie ein bedenklicher Wortgebrauch bei franzöſiſchen Vorträgen, ja bei Streitigkeiten vortrefflicher Männer, zu bedeutenden Irrungen Veranlaſſung gibt. Man glaubt in reiner Proſa zu reden und man ſpricht ſchon tropiſch; den Tropen wendet einer anders an, als der andere, führt ihn in verwandtem Sinne weiter und ſo wird der Streit unendlich und das Räthſel unauflöslich.

Materiaux; dieſes Wortes bedient man ſich, um die Theile eines organiſchen Weſens auszudrücken, die, zuſammen, entweder ein Ganzes, oder einen untergeordneten Theil des Ganzen ausmachen. In dieſem Sinne würde man den Zwiſchenknochen, die obere Kinnlade, das Gaumenbein, Materialien nennen, woraus das Gewölbe des Rachens zuſammengeſetzt iſt; eben ſo den Knochen des Oberarms, die beiden des Vorderarms und die mannichfaltigen der Hand als Materialien betrachten, woraus der Arm des Menſchen, der Vorderfuß des Thieres zuſammengeſetzt iſt.

Im allgemeinſten Sinne bezeichnen wir aber durch das Wort Materialien unzuſammenhängende, wohl auch

nicht zuſammengehörige, ihre Bezüge durch willkürliche Beſtimmung erhaltende Körper. Balken, Bretter, Latten ſind Materialien Einer Art, aus denen man gar mancherlei Gebäude und ſo denn auch z. B. ein Dach zuſammenfügen kann. Ziegeln, Kupfer, Blei, Zink, haben mit jenen gar nichts gemein, und werden doch nach Umſtänden das Dach abzuſchließen nöthig.

Wir müſſen daher dem franzöſiſchen Wort matériaux einen viel höhern Sinn unterlegen, als ihm zukommt, ob es gleich ungern geſchieht, weil wir die Folgen vorausſehen.

Composition; ein gleichfalls unglückliches Wort, mechaniſch mit dem vorigen mechaniſchen verwandt. Die Franzoſen haben ſolches, als ſie über Künſte zu denken und zu ſchreiben anfingen, in unſre Kunſtlehren eingeführt; denn ſo heißt es: der Mahler componire ſein Gemählde; der Muſicus wird ſogar ein für allemal Componiſt genannt, und doch, wenn beide den wahren Namen eines Künſtlers verdienen wollen, ſo ſetzen ſie ihre Werke nicht zuſammen, ſondern ſie entwickeln irgend ein inwohnendes Bild, einen höhern Anklang natur- und kunſtgemäß.

Eben ſo wie in der Kunſt, iſt, wenn von der Natur geſprochen wird, dieſer Ausdruck herabwürdigend. Die Organe componiren ſich nicht als vorher fertig, ſie entwickeln ſich aus- und aneinander zu einem nothwendigen in's Ganze greifenden Daſeyn. Da mag denn

von Function, Geſtalt, Farbe, Maß, Maſſe, Gewicht, oder von andern Beſtimmungen, wie ſie heißen mögen, die Rede ſeyn, alles iſt beim Betrachten und Forſchen zuläſſig; das Lebendige geht ungeſtört ſeinen Gang, pflanzt ſich weiter, ſchwebt, ſchwankt, und erreicht zuletzt ſeine Vollendung.

Embranchement iſt gleichfalls ein techniſches Wort des Zimmerhandwerks und drückt aus, die Balken und Sparren in- und aneinander zu fügen. Ein Fall, wo dieſes Wort zuläſſig und ausdrücklich erſcheint, iſt wenn es gebraucht wird, um die Verzweigung einer Straße in mehrere zu bezeichnen.

Wir glauben hier im Einzelnen, ſo wie im Ganzen, die Nachwirkung jener Epoche zu ſehen, wo die Nation dem Senſualism hingegeben war, gewohnt, ſich materieller, mechaniſcher, atomiſtiſcher Ausdrücke zu bedienen; da denn der forterbende Sprachgebrauch zwar im gemeinen Dialog hinreicht, ſobald aber die Unterhaltung ſich in's Geiſtige erhebt, den höheren Anſichten vorzüglicher Männer offenbar widerſtrebt.

Noch ein Wort führen wir an, das Wort: Plan. Weil ſich, um die Materialien wohl zu componiren, eine gewiſſe voraus überdachte Anordnung nöthig macht, ſo bedienen jene ſich des Wortes Plan, werden aber ſogleich dadurch auf den Begriff eines Hauſes, einer Stadt geleitet, welche, noch ſo vernünftig angelegt, immer noch keine Analogie zu einem organiſchen Weſen

darbieten können. Dennoch brauchen sie, unbedacht, Gebäude und Straßen als Gleichniß; da denn zugleich der Ausdruck Unité du Plan zum Mißverständnisse, zum Hin- und Wiedersprechen Anlaß gibt und die Frage, worauf alles zukommt, durchaus verdüstert wird.

Unité du Type würde die Sache schon näher auf den rechten Weg geleitet haben und dieß lag so nahe, indem sie das Wort Type im Contert der Rede gar wohl zu brauchen wissen, da es eigentlich obenanstehen und zur Ausgleichung des Streites beitragen sollte.

Wiederholen wir zunächst nur, daß Graf Buffon schon im Jahre 1753 drucken läßt, er bekenne sich zu einem dessin primitif et général — qu'on peut suivre très loin — sur lequel tout semble avoir été conçu. Tome IV. p. 379.

„Was bedarf es weiter Zeugniß?"

Hier aber möchte es der Ort seyn, zu der Streitigkeit, von der wir ausgingen, wieder zurückzukehren und ihre Folgen nach der Zeitreihe, insofern es uns möglich ward, vorzutragen.

Erinnern wird man sich, daß dasjenige Heft, welches unser Vorstehendes veranlaßte, vom 15 April 1830 datirt ist. Die sämmtlichen Tagesblätter nehmen sogleich Kenntniß von der Sache und sprechen sich für und dawider aus.

Im Monat Juny bringen die Herausgeber der Révue encyclopédique die Angelegenheit zur Sprache,

lichen Reiz über manchen wackern Mann schon ausgeübt, daß er dem Wahn sich hingab, das, in seinem Lakonismus unschätzbar dargestellte Ereigniß, könne durch eine ausführliche, paraphrastische Behandlung noch einigermaßen gewinnen.

Und so dürfte Buch für Buch das Buch aller Bücher darthun, daß es uns deshalb gegeben sey, damit wir uns daran, wie an einer zweyten Welt, versuchen, uns daran verirren, aufklären und ausbilden mögen.

nicht ohne Gunst für Geoffroy. Sie erklären dieselbe für europäisch, d. h. in- und außerhalb des wissenschaftlichen Kreises bedeutend. Sie rücken einen Aufsatz des vorzüglichen Mannes in extenso ein, welcher allgemein gekannt zu seyn verdient, da er, kurz und zusammengefaßt, wie es eigentlich gemeint sey, ausspricht.

Wie leidenschaftlich der Streit behandelt werde, sieht man daraus, daß am 19 July, wo die politische Gährung schon einen hohen Grad erreicht hatte, diese weit abliegende wissenschaftlich-theoretische Frage solche Geister beschäftigt und aufregt.

Dem sey nun wie ihm sey, wir werden durch diese Controvers auf die innern besondern Verhältnisse der franzöfischen Akademie der Wissenschaften hingewiesen: denn daß diese innere Mißhelligkeit nicht eher laut geworden, davon mag folgendes wohl die Ursache gewesen seyn.

In den früheren Zeiten waren die Sitzungen der Akademie geschlossen, nur die Mitglieder fanden sich ein und discutirten über Erfahrungen und Meinungen. Nach und nach ließ man Freunde der Wissenschaften als Zuhörer freundlich herein, andere Zudringende konnten in der Folge nicht wohl abgehalten werden, und so sah man sich endlich in Gegenwart eines bedeutenden Publicums.

Wenn wir den Weltlauf mit Sorgfalt betrachten, so erfahren wir, daß alle öffentlichen Verhandlungen, sie

mögen religiös, politisch oder wissenschaftlich seyn, früher oder später durchaus formell werden.

Die französischen Akademisten enthielten sich deßhalb, wie in guter Gesellschaft herkömmlich, aller gründlichen und zugleich heftigen Controvers, man discutirte nicht über die Vorträge, sie wurden an Commissionen zur Untersuchung gegeben und nach deren Gutachten behandelt, worauf denn einem oder dem andern Aufsatz die Ehre widerfuhr, in die Memoiren der Akademie aufgenommen zu werden. So viel ist es was uns im Allgemeinen bekannt geworden.

Nun aber wird in unserem Falle gemeldet, die einmal ausgebrochene Streitigkeit werde auch auf ein solches Herkommen bedeutenden Einfluß haben.

In der Akademie-Sitzung vom 19 July vernehmen wir einen Nachklang jener Differenzen und nun kommen sogar die beiden perpetuirlichen Secretäre Cuvier und Arago in Conflict.

Bisher war, wie wir vernommen haben, die Gewohnheit, in einer jeden folgenden Session nur die Rubriken der vorhergehenden vorgetragenen Nummern zu referiren, und freilich dadurch alles zu beseitigen.

Der andere perpetuirliche Secretär Arago macht jedoch gerade dießmal eine unerwartete Ausnahme und trägt die von Cuvier eingelegte Protestation umständlich vor. Dieser reprotestirt jedoch gegen solche Neuerungen, welche großen Zeitaufwand nach sich ziehen müßten, in-

dem er sich zugleich über die Unvollständigkeit des eben vorgetragenen Resumé's beklagt.

Geoffroy de St. Hilaire widerspricht, es werden die Beispiele anderer Institute angeführt, wo dergleichen mit Nutzen geschehe.

Dem wird abermals widersprochen und man hält es zuletzt für nöthig, diese Angelegenheit weiterer Ueberlegung anheim zu geben.

In einer Sitzung vom 11 October liest Geoffroy einen Aufsatz über die besonderen Formen des Hinterhauptes der Krokodile und des Teleosaurus; hier wirft er nun Herrn Cuvier eine Versäumniß in Beobachtung dieser Theile vor; der Letztere steht auf, sehr wider seinen Willen, wie er versichert, aber durch diese Vorwürfe genöthigt, um solche nicht stillschweigend zuzugeben. Und ist dieses ein merkwürdiges Beispiel, welchen großen Schaden es bringe, wenn der Streit um höhere Ansichten bei Einzelnheiten zur Sprache kommt.

Bald darauf erfolgt eine Session, deren wir mit den eignen Worten des Herrn Geoffroy hier gedenken wollen, wie er sich darüber in der Gazette Medicale vom 23 October vernehmen läßt.

„Gegenwärtige Zeitung und andere öffentliche Blätter hatten die Neuigkeit verbreitet, jene zwischen Herrn Cuvier und mir entsponnene Streitigkeit sollte in der nächsten akademischen Sitzung wieder aufgenommen werden. Man eilte herbei, um die Entwicklungen mei-

nes Geguers zu vernehmen, welche er über das Felsbein der Krokodile vorläufig angekündigt hatte."

„Der Saal war mehr als gewöhnlich angefüllt und man glaubte unter den Zuhörern nicht nur solche zu sehen, welche, von reinem Interesse beseelt, aus den wissenschaftlichen Gärten herankommen: man hatte vielmehr Neugierige zu bemerken und Aeußerungen eines Athenienſischen Parterre's von ganz abweichenden Gesinnungen zu vernehmen."

„Dieſer Umstand, Herrn Cuvier mitgetheilt, bewog ihn, den Vortrag ſeines Aufſatzes auf eine andere Sitzung zu verſchieben."

„Von ſeinem anfänglichen Vorhaben in Kenntniß geſetzt, hielt ich mich zu antworten bereit, war es aber nun ſehr zufrieden, dieſe Sache dergeſtalt ſich auflöſen zu ſehen. Denn einem wiſſenſchaftlichen Wettkampfe zieh' ich vor, meine Folgerungen und Schlüſſe bei der Akademie zu hinterlegen."

„Meinen Aufſatz hatte ich niedergeſchrieben, in der Abſicht, wenn ich aus dem Stegreiſe über die Angelegenheit geſprochen hätte, denſelben zur Aufbewahrung dem akademiſchen Archiv anzuvertrauen, mit der Bedingung: ne varietur."

Seit jenen Ereigniſſen iſt nun ſchon ein Jahr vorüber und man überzeugt ſich aus dem Geſagten, daß wir auf die Folge einer ſo bedeutenden wiſſenſchaftlichen Exploſion, ſelbſt nach der großen politiſchen,

aufmerksam geblieben. Jetzt aber, damit das Verstehende nicht ganz veralte, wollen wir nur so viel erklären, daß wir glauben bemerkt zu haben: es werden die wissenschaftlichen Untersuchungen in diesem Felde zeither bei unsern Nachbarn mit mehr Freiheit und auf eine geistreichere Weise behandelt.

Von unsern deutschen Theilnehmenden haben wir folgende Namen erwähnt gefunden: Bojanus, Carus, Kielmeyer, Meckel, Oken, Spix, Tiedemann. Darf man nun voraussetzen, daß die Verdienste dieser Männer anerkannt und genutzt werden, daß die genetische Denkweise, deren sich der Deutsche nun einmal nicht entschlagen kann, mehr Credit gewinne: so können wir uns gewiß von jener Seite einer fortgesetzten theilnehmenden Mitarbeit erfreuen.

Weimar, im März 1832.

Erläuterung

zu dem aphoriſtiſchen Aufſatz „die Natur“

Seite 1 dieſes Bandes.

Goethe an den Canzler v. Müller.

Jener Aufſatz iſt mir vor kurzem aus der brieflichen Verlaſſenſchaft der ewig verehrten Herzogin Anna Amalia mitgetheilt worden; er iſt von einer wohlbekannten Hand geſchrieben, deren ich mich in den achtziger Jahren in meinen Geſchäften zu bedienen pflegte.

Daß ich dieſe Betrachtungen verfaßt, kann ich mich factiſch zwar nicht erinnern, allein ſie ſtimmen mit den Vorſtellungen wohl überein zu denen ſich mein Geiſt damals ausgebildet hatte. Ich möchte die Stufe damaliger Einſicht einen Comparativ nennen, der ſeine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt iſt. Man ſieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterſcheinungen ein unerforſchliches, unbedingtes, humoriſtiſches ſich ſelbſt widerſprechendes Weſen zum Grunde gedacht iſt,

und mag als Spiel, dem es bitterer Ernſt iſt, gar wohl gelten.

Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, iſt die Anſchauung der zwey großen Triebräder aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, inſofern wir ſie materiell, dieſe ihr dagegen, inſofern wir ſie geiſtig denken, angehörig; jene iſt in immerwährendem Anziehen und Abſtoßen, dieſe in immerſtrebendem Aufſteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geiſt, der Geiſt nie ohne Materie exiſtirt und wirkſam ſeyn kann, ſo vermag auch die Materie ſich zu ſteigern, ſo wie ſich's der Geiſt nicht nehmen läßt anzuziehen und abzuſtoßen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der genugſam getrennt hat um zu verbinden; genugſam verbunden hat um wieder trennen zu mögen.

In jenen Jahren wohin gedachter Aufſatz fallen möchte, war ich hauptſächlich mit vergleichender Anatomie beſchäftigt und gab mir 1786 unſägliche Mühe, bei Anderen an meiner Ueberzeugung: dem Menſchen dürfe der Zwiſchenkieferknochen nicht abgeſprochen werden, Theilnahme zu erregen. Die Wichtigkeit dieſer Behauptung wollten ſelbſt ſehr gute Köpfe nicht einſehen, die Wichtigkeit läugneten die beſten Beobachter, und ich mußte, wie in ſo vielen andern Dingen, im Stillen meinen Weg für mich fortgehen.

Die Versatilität der Natur im Pflanzenreiche verfolgte ich unabläſſig, und es glückte mir Anno 1788 in Sicilien die Metamorphoſe der Pflanzen, ſo im Anſchauen wie im Begriff zu gewinnen. Die Metamorphoſe des Thierreichs lag nahe dran und im Jahre 1790 offenbarte ſich mir in Venedig der Urſprung des Schädels aus Wirbelknochen; ich verfolgte nun eifriger die Conſtruction des Typus, dictirte das Schema im Jahre 1795 an Max Jacobi in Jena und hatte bald die Freude von deutſchen Naturforſchern mich in dieſem Fache abgelöſ't zu ſehen.

Vergegenwärtigt man ſich die hohe Ausführung, durch welche die ſämmtlichen Naturerſcheinungen nach und nach vor dem menſchlichen Geiſte verkettet worden, und lieſ't alsdann obigen Aufſatz von dem wir ausgingen, nochmals mit Bedacht; ſo wird man nicht ohne Lächeln jenen Comparativ, wie ich ihn nannte, mit dem Superlativ, mit dem hier abgeſchloſſen wird, vergleichen und eines funfzigjährigen Fortſchreitens ſich erfreuen.

Weimar, 24 May 1828.

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedruckt: Augsburg in der Buchdruckerey der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Einundfunfzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Araber.

Bei einem östlichen Volke, den Arabern, finden wir herrliche Schätze an den Moallakat. Es sind Preisgesänge, die aus dichterischen Kämpfen siegreich hervorgingen; Gedichte, entsprungen vor Mahomets Zeiten, mit goldenen Buchstaben geschrieben, aufgehängt an den Pforten des Gotteshauses zu Mekka. Sie deuten auf eine wandernde, heerdenreiche, kriegerische Nation, durch den Wechselstreit mehrerer Stämme innerlich beunruhigt. Dargestellt sind: festeste Anhänglichkeit an Stammgenossen, Ehrbegierde, Tapferkeit, unversöhnbare Rachelust gemildert durch Liebestrauer, Wohlthätigkeit, Aufopferung, sämmtlich gränzenlos. Diese Dichtungen geben uns einen hinlänglichen Begriff von der hohen Bildung des Stammes der Koraischiten, aus welchem Mahomet selbst entsprang, ihnen aber eine düstre Religionshülle überwarf und jede Aussicht auf reinere Fortschritte zu verhüllen wußte.

Der Werth dieser trefflichen Gedichte, an Zahl sieben, wird noch dadurch erhöht, daß die größte Mannigfaltigkeit in ihnen herrscht. Hiervon können wir

Goethe's

nachgelassene Werke.

Eilfter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

Inhalt.

Seite

Mineralogie und Geologie.

Zur Kenntniß der böhmischen Gebirge.
Carlsbad. 5
Joseph Müllerische Sammlung. 9
Recapitulation. 28
Nachträge. 32
Ferneres über Joseph Müller und dessen Sammlung. 34
An Herrn von Leonhard. 40
Freimüthiges Bekenntniß. 50
Auszug eines Schreibens des Herrn Baron von Eschwege. 51
Recht und Pflicht. 53
Gestaltung großer anorganischer Massen. . . . 56
Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen. . . 63
Deutschland, geognostisch-geologisch dargestellt von Keferstein. 77
Der Kammerberg bei Eger. 81
Zur Geologie, besonders der böhmischen. . . 101
Ausflug nach Zinnwalde und Altenberg. . . 105
Problematisch. 121
Carl Wilhelm Noe. 129
Der Horn. 132
Ferneres über den Kammerberg bei Eger. . . 134
Producte böhmischer Erdbrände. 137
Die Luisenburg bei Alexanders-Bad. . . . 151
Zur Geognosie und Topographie von Böhmen. . 153
Fahrt nach Pograd. 155
Der Wolfsberg. 162
Nachschrift. 165

Seite

Uralte neuentdeckte Naturfeuer- und Gluthspuren. . 167
Geologische Probleme und Versuch ihrer Auflösung. 174
Verschiedene Bekanntnisse. 180
King Coal. 188

Meteorologie.

Wolkengestalt nach Howard. 195
Luke Howard an Goethe. 231
Versuch einer Witterungslehre. 1825. 247
Einleitendes und Allgemeines. . . . 247
Barometer. 250
Thermometer. 254
Manometer. 255
Die Windfahne. 257
Atmosphäre. 258
Wasserbildung. 262
Wolkenbildung. 263
Elektricität. 265
Winderzeugung. 266
Jahreszeiten. 266
Mittellinie. 267
Sogenannte Oscillation. 272
Wiederaufnahme. 274
Bändigen und Entlassen der Elemente. . . 275
Analogie. 278
Anerkennung des Gesetzlichen. . . . 279
Selbstprüfung. 280

Mineralogie,
Geologie, Meteorologie.

Mineralogie und Geologie.

Zur Kenntniß
der
böhmiſchen Gebirge.

Was ich dort geſehn, genoſſen,
Was mir all dorther entſproſſen,
Welche Freude, welche Kenntniß,
Wär' ein allzulang Geſtändniß!
Mög' es jeden ſo erfreuen,
Die Erfahrenen, die Neuen!

Carlsbad.

Vor geraumen Jahren verweilte ich einen glücklichen Sommer an der heißen Heilquelle, in Geſellſchaft des edeln, für Kunſt und Wiſſenſchaft immer thätigen von Racknitz, an deſſen Freundſchaft und Umgang ich der vergnüglichſten Belehrung genoß. Er hatte ſchon bedeutende Kenntniſſe des Mineralreichs aus der erſten Hand empfangen; die Akademie in Freiberg wirkte mächtig auf Sachſen, auf Deutſchland; unſer umſichtiger junger Fürſt hatte Carl Wilhelm Voigt dorthin geſandt, um ſich theoretiſch und praktiſch zu ſolchen Geſchäften aus-

nicht kürzere und würdigere Rechenſchaft geben, als wenn wir einſchaltend hinlegen, wie der einſichtige Jones ihren Charakter ausſpricht. „Amralkais Gedicht iſt weich, freh, glänzend, zierlich, mannichfaltig und anmuthig. Tarafas: kühn, aufgeregt, aufſpringend und doch mit einiger Fröhlichkeit durchwebt. Das Gedicht von Zobeir ſcharf, ernſt, keuſch, voll moraliſcher Gebote und ernſter Sprüche. Lebid's Dichtung iſt leicht, verliebt, zierlich, zart; ſie erinnert an Virgil's zweyte Ekloge: denn er beſchwert ſich über der Geliebten Stolz und Hochmuth und nimmt daher Anlaß ſeine Tugenden herzuzählen, den Ruhm ſeines Stammes in den Himmel zu erheben. Das Lied Antaras zeigt ſich ſtolz, drohend, treffend, prächtig, doch nicht ohne Schönheit der Beſchreibungen und Bilder. Amru iſt heftig, erhaben, ruhmredig; Harez darauf voll Weisheit, Scharfſinn und Würde. Auch erſcheinen die beiden letzten als poetiſch-politiſche Streitreden, welche vor einer Verſammlung Araber gehalten wurden, um den verderblichen Haß zweyer Stämme zu beſchwichtigen."

Wie wir nun durch dieſes Wenige unſere Leſer gewiß anfregen jene Gedichte zu leſen oder wieder zu leſen; ſo fügen wir ein anderes bei, aus Mahomets Zeit, und völlig im Geiſte jener. Man könnte den Charakter deſſelben als düſter, ja finſter anſprechen, glühend, rachluſtig und von Rache geſättigt.

zubilden. Auch ich ward veranlaßt mich in dem anorganischen Reiche umzusehen, dessen Theile sich aufzuklären schienen, und auf dessen Ganzes man mit mehrerem Zutrauen hinzuschauen wagte.

Hier am Orte fühlte ich nun zuerst welche große Gabe auch der geselligen Unterhaltung, durch eine solche aufkeimende Wissenschaft, mit geprüften Freunden so wie mit Neubekannten gegeben sey. In freier Luft, bei jedem Spaziergang, er führe nun durch's ruhige Thal, oder zu schroffen wilden Klippen, war Stoff und Gelegenheit zu Beobachtung, Betrachtung, Urtheil und Meinung; die Gegenstände blieben fest, die Ansichten bewegten sich auf's mannichfaltigste.

Nöthigte ein widerwärtiges Wetter die Naturfreunde in's Zimmer, so hatten sich auch da so viele Musterstücke gehäuft, an denen man das Andenken der größten Gegenstände wieder beleben, und die auch den kleinsten Theilen zu widmende Aufmerksamkeit prüfen und schärfen konnte. Hiezu war der Steinschneider Joseph Müller auf das treufleißigste behülflich; er hatte zuerst die Carlsbader Sprudelsteine, die sich vor allen Kalksintern der Welt vortheilhaft auszeichnen, in ihrer eigenthümlichen Schönheit und Mannichfaltigkeit gesammelt, geschnitten, geschliffen und bekannt gemacht. Daneben versäumte derselbe nicht auch auf andere geologische Denkwürdigkeiten seine Aufmerksamkeit gleichfalls zu richten; er verschaffte die merkwürdigen, aus dem verwitternden

Granit sich ablösenden Zwillingskrystalle und andere Musterstücke der an mannichfaltigen Erzeugnissen so reichen Gegend.

Die Briefe welche hierauf der scharfblickende, bedächtige, genaue, emsige von Racknitz an den lebhaft umherschauenden, beobachtenden, erläuternden, erklärender, meinenden und wähnenden von Veltheim schrieb und drucken ließ, dienten mir bei wiederholtem Besuch jener Urgegend zum festen Anhaltspunkte, und ich entfernte mich niemals von dem geliebten Ort, ohne Gewinn an Belehrung und Bildung.

Nach einem Zwischenraum so mancher Jahre verfügte ich mich wieder dahin, ich fand die Gegend immer dieselbe, so auch den wackern Müller, an Tagen älter, in ununterbrochener Jünglingsthätigkeit; er hatte seine Studien über die ganze Gegend ausgedehnt, und seine Sammlung, vom Grundgebirge an, durch alle Uebergänge bis zu den pseudovulcanischen Erscheinungen verbreitet. Er theilte mir einen schriftlichen Aufsatz mit, dessen Redaction er wünschte; wir kamen über eine gewisse Anordnung überein, wie sie in dem nachstehenden Verzeichniß beliebt ist, und so wurden auch die Gedanken dieses braven Mannes, insofern ich sie mir aneignen konnte, mit meinen Ueberzeugungen verschmolzen, der daraus entsprungene Aufsatz, unter Theilnahme und Mitwirkung des Doctor Riemer, der mir in ästheti-

schen und wissenschaftlichen Arbeiten viele Jahre treulich beigestanden, auf der Stelle verfaßt und abgedruckt.

Diese wenigen Blätter gaben zeither den Besuchenden Fingerzeige, wornach sie die Gegend beschauen und sich nach eigner Sinnesweise daran belehren konnten. Möge nun auch dieß erneuerte Denkmal einer von mir immer treulich fortgesetzten Bemühung nicht ohne Nutzen für unsere Nachreisenden bleiben.

Joseph Müller'sche Sammlung.

Die Felsen und Berge, von denen man sich in Carlsbad umgeben sieht, bestehen, was ihre Gipfel betrifft, sämmtlich, die meisten aber auch bis zu ihrem Fuß herab, aus Granit, welcher feinkörnig (1. 2) und grobkörnig (3. 4) in mancherlei Abwechslung vorkommt.

Große Theile rhombischen Feldspathes zeigen sich auffallend in der grobkörnigen Art. Sie deuten sowohl ihrer innern Structur als äußern Form nach auf eine Krystallisation, welche sich bald entschiedener ausspricht. Denn es gibt große Massen des Carlsbader Granits, worin man vollkommene Krystalle, und zwar von sehr complicirter Bildung antrifft (5). Es sind Doppelkrystalle, welche aus zwey in- und übereinander greifenden Krystallen zu bestehen scheinen, ohne daß man jedoch den einen ohne den andern einzeln denken könnte. Ihre Form ist durch Beschreibung nicht wohl vor die Einbildungskraft zu bringen, man kann sich solche aber im Ganzen als zwey ineinander gefügte rhombische Tafeln vorstellen (6. 7. 8).

Die größten, welche wir aufgefunden, sind drey Zoll lang, und drittehalb Zoll breit, die kleinsten etwa von der Länge eines Zolls und in gleichem Verhältnisse breit; wiewohl auch bei größeren und kleineren öfters Länge und Breite mit einander übereinkommt. Sie sind in den Granit innig verwachsen, und insofern er nicht verwitterlicher Art ist, geben sie den Platten desselben, dergleichen hier als Trittsteine vor den Häusern liegen, ein schönes porphyrartiges Ansehen, besonders wenn sie vom Regen abgespült worden. Will man sie in den Granitblöcken kennen lernen, so steige man hinter dem Hammer den Dorf- und Waldweg hinauf.

Von ihrer eigentlichen merkwürdigen Bildung aber würden wir keinen deutlichen Begriff haben, wenn der Granit, der sie enthält, nicht manchmal dergestalt verwitterte, daß die Umgebung zu Sand und Grus zerfiele, die Krystalle selbst aber fest und unverändert zur Freiheit kämen; wobei jedoch zu beobachten ist, daß sie bald aufgelesen werden müssen, weil auch sie durch Zeit und Witterung zerfallen, wenigstens brüchig werden.

Kennen wir sie nun in ihrer einfachen Doppelgestalt, so finden wir sie auch mit einander auf vielfache Weise verbunden. Theils ist Tafel auf Tafel aufgewachsen, theils sind mehrere unregelmäßig zusammengehäuft. Manchmal sind zwey solcher Doppelkrystalle in Kreuzform innig vereint. Sehr selten erscheinen sie zu weißer Porcellanerde verwittert. Auch die kleinern Bruchstücke,

die man von ihnen findet, behalten noch immer das Ansehen und die Eigenschaften des Feldspathes.

Hierauf legen wir, um mehrerer Mannichfaltigkeit willen, Musterstücke entfernterer Granitarten bei, als von Fischern (9), von Dallwitz (10) und eine sonstige Abänderung (11).

Nach diesem zieht ein feinkörniger Granit, der an mehreren Orten des hiesigen Gebirges vorkommt, unsere Aufmerksamkeit an sich. Er hat eine röthliche Farbe, die an den Lepidolith erinnert, und zeigt auf dem frischen Bruche kleine braunrothe Flecken (12).

Beobachtet man diese näher und an mehreren Beispielen, so wird man bald gewahr, daß auch hier eine Krystallform angedeutet ist. Verwittert nun gar das Gestein bis auf einen gewissen Grad, so findet man, indem man es auseinander schlägt, völlig ausgebildete Krystalle, jedoch mit der Eigenheit, daß sie nur mit einem Theile aus dem Gestein hervorragen, der andere aber in demselben fest verwachsen bleibt (13); wie uns denn kein völlig loser, vollständiger Krystall der Art jemals vorgekommen.

An Gestalt gleichen sie jenen ersterwähnten Doppelkrystallen des Feldspathes; nur überschreiten sie selten einen Zoll, die gewöhnlichsten erreichen kaum einen halben.

Ihre Farbe ist ursprünglich braunroth, die sich auch wohl äußerlich gegen das Violblaue zieht; doch gehn sie öfters in eine weiße Porcellanerde über (14). Zerschlägt man ein Stück dieses Gesteins, das man von einer ganz

frischen Stelle, welche im Steinbruche erst entblößt worden, weggenommen; so findet man den Bruch der Krystalle stets vollkommen roth. Erleidet aber dieses Gestein den Einfluß der Witterung, so fängt die Veränderung von außen an, da, wo die Krystalle mit dem Muttergestein zusammenhängen, und zieht sich nach und nach gegen das Innere. Die rothe Farbe verschwindet und macht der weißen Platz, welche den ganzen Krystall endlich durchdringt, der nun aber auch zugleich seine Consistenz verliert, und beim Zerschlagen des Steins seine Form nicht mehr entschieden behalten kann.

Untersucht man ferner die Mannichfaltigkeit der Carlsbader Granite, so findet man mehrere Stellen, welche auf ein Talkartiges hindeuten. Die grüne Farbe zeigt und verbreitet sich durch das Gestein, und an den Ablösungen läßt sich ein glänzendes Festes beobachten, das man für nephritisch ansprechen möchte.

In einem gewissen Granit, der an mehreren Orten zwischen dem andern ansteht und oft einen rothen, von Quarzkörnern durchsäeten Feldspath enthält, wobei der Glimmer kaum merklich ist, finden sich Krystalle den vorbeschriebenen ähnlich, der Größe nach nie einen Zoll erreichend, an Farbe gelbgrünlich, übrigens von völlig speckstein ähnlichem Ansehen (15). Wie nun die grüne Farbe dem ganzen Gestein angehört, so scheint sie auch ursprünglich den Krystallen eigen zu seyn: denn sie bleiben sich unter allen Umständen gleich, und lassen sich nicht,

wie jene rothen, auf dem Uebergang in einen andern Zuſtand, in eine andere Farbe betreffen und beobachten. Feſt und vollkommen ſowohl, als verwittert und zerbröckelt behalten ſie ihre grüne Farbe und das ſpeckſteinartige Anſehen. Niemals erreichen ſie die Größe eines Zolls; doch laſſen ſie uns jene oben erwähnte kryſtalliſche Doppelgeſtalt bei dem Maß von drey Linien noch deutlich genug erblicken (16).

Wir verlaſſen nunmehr dieſe Kryſtalliſationen und ſuchen den Feldſpath auf, wie er auch als Maſſe zwiſchen und neben dem Granit gefunden wird. Der ſchönſte zeigt ſich in der Dorotheen-Aue als Gang; ſeine Flächen ſpiegeln ſehr lebhaft, ſeine Farbe zieht ſtellenweiſe aus dem Fleiſchrothen in's Grünliche, und man durfte ihn daher gar wohl mit der Adularia vergleichen (17).

Weniger edel, doch rein und mächtig, tritt er bei Dallwitz neben und unter dem Granit in großen Maſſen hervor (18). Er verwandelt ſich in dem Porcellanfeuer zu einem ſchönen weißen, dem Fettquarz ähnlichen Körper (19), welchen man zur Fabrication des Steinguts zu nützen weiß.

In und an dem Granit von Engelhaus finden ſich mancherlei Abweichungen. Beſonders merkwürdig ſind Stellen deſſelben, wo ſich in dem Feldſpath erſt Quarztheile unregelmäßig eingeſtreut befinden, nachher aber Quarz und Feldſpath zuſammen einen vollkommenen Schriftgranit bilden (20).

Eben so zeigt sich in dieser Gegend ein Feldspath, auf welchen der Glimmer Einfluß gehabt, von dendritischem Ansehn. Die Zweige breiten sich aus, zärter oder stärker, wobei der Glimmer sich bald deutlicher sehen läßt, bald sich verbirgt, jedoch immer hie und da silberweiß in einzelnen Blättern zum Vorschein kommt (21. 22).

Bei Carlsbad, sowohl diesseits als jenseits der Eger, trifft man in einem sehr feinkörnigen Granit den Glimmer an, der sich nesterweise zusammengezogen, und seine nächste Umgebung völlig verlassen, welche deßwegen weißer als das übrige Gestein erscheint (23). Innerhalb dieser Nester, in welchen der Glimmer mehr oder weniger undeutlich wird, fängt man den Schörl zu bemerken an; wie man denn auch dieses letztere Mineral, theils nesterweise, theils durch den Granit vertheilt, entschieden deutlich antrifft (24).

Haben wir uns bisher mit dem Urgebirg beschäftigt, und an demselben theilweise manches gefunden, was auf den Uebergang in eine andere Epoche deuten möchte; so gelangen wir nunmehr an eine Gebirgs- oder vielmehr Gesteins-Art, die, indem sie den vorigen nahe verwandt ist, unsere Betrachtung weiter leitet.

Feinkörniger Granit, demjenigen ähnlich, in welchem wir die Glimmernester angetroffen, enthält schmale Gänge von Hornstein (25). Sie kommen vor als Haarklüfte, sodann in der Breite einer Linie bis über zwey Zoll, gehen in dem Granit neben einander her, und fassen, in-

dem sie sich durch einander schlingen, größere oder kleinere Theile desselben (26).

Eine Steinart, welche diesen Hornstein vorzubereiten scheint, zeigt sich, jedoch seltener, als ein schweres weißliches Thongestein, das am Stahle Feuer gibt, und sich überhaupt in seinem ganzen Wesen dem Jaspis nähert (27). Man findet es gleichfalls mit dem Granit verbunden, und es lassen sich Stücke vorweisen, woran der Uebergang in jenen vollkommenen Hornstein deutlich zu erkennen ist.

Die stärkeren Gänge des reinen Hornsteins enthalten kleine Nester von Granit, wobei zu bemerken ist, daß die Granittheile durchaus scharfkantig und keineswegs abgerundet erscheinen (28).

Nunmehr findet sich auch die Masse des Hornsteins mächtiger, welche größere oder kleinere Granittheile in sich enthält (28), die jedoch dergestalt eingesprengt und verwachsen sind, daß man die enthaltende Masse mit der enthaltenen als gleichzeitig ansprechen muß; wie denn auch dergleichen Stücke ein völlig porphyrartiges Ansehen haben.

Innerhalb dieser Steinart tritt nun auch der Kalk bedeutend hervor, indem er zuerst schmale Klüfte und kleine Räume zwischen dem Granit und Hornstein, als ein feiner weißer Kalkspath ausfüllet (30). Hier zeigt sich zugleich der Hornstein von einem Eisenocker durchdrungen und überzogen. Er wird im Bruche erdiger und

1.
Unter dem Felsen am Wege
Erschlagen liegt er,
In dessen Blut
Kein Thau verabträuft.

2.
Große Last trat' er mir auf
Und schied;
Fürwahr diese Last
Will ich tragen.

3.
„Erbe meiner Rache
Ist der Schwesterssohn,
Der Streitbare,
Der Unversöhnliche.

4.
Stumm schwizt er Gift aus,
Wie die Otter schweigt,
Wie die Schlange Gift haucht
Gegen die kein Zauber gilt.

5.
Gewaltsame Verschaft kam über uns
Großes mächtiges Unglücks;
Den stärksten hätte sie
Ueberwältigt.

6.
Mich hat das Schicksal geplündert,
Den freundlichen verletzend,
Dessen Gastfreund
Nie beschädigt ward.

matter, und legt nach und nach seinen entschiedenen Charakter völlig ab.

Der Kalkspath nimmt überhand, so daß er zuletzt schichtweise, theils dicht, theils krystallisirt vorkommt (31). Nicht weniger findet sich ein Kalkstein von körnigem Gefüge und isabellgelber Farbe, der in größeren Partien einen Bestandtheil des Ganzen ausmacht (32), bis sich zuletzt abermals der Kalkspath als eine über zwey Zoll starke Schale von Eisenocker durchdrungen, und schwarzbraun gefärbt, an die Gebirgsart anlegt (33), mit welcher derselbe zwar fest und ursprünglich verwachsen ist, sich aber an kleinen Mustern schwerer in dieser Verbindung darstellen läßt, weil die anliegenden Schalen, bei dem Zerschlagen der größeren Stücke, sich leicht absondern.

Auch kommt in dieser Gesteinart der Schwefelkies vor, in dem Hornstein eingeschlossen, von Quarz durchdrungen, in unbestimmten Figuren, doch manchmal zum Viereck sich hinneigend (34).

Daß diese Gebirgsart auf der Oberfläche durchlöchert, verwittert, mit Eisenocker überzogen, in einer unscheinbaren wilden Gestalt sich finde, läßt sich aus dem Obigen schließen; wie wir denn manche, einem genauen Beobachter interessante Abweichungen und Abänderungen gegenwärtig übergehen.

Dieses von der fünfundzwanzigsten bis zur vierunddreyßigsten Nummer beschriebene Gestein läßt sich an Ort

und

und Stelle kaum noch beobachten, indem es da, wo es von Altersher der Luft und Witterung ausgesetzt, frei, wie z. B. am Bernhardsfelsen, ansteht, verwittert und unscheinbar geworden ist, frischere Stellen aber nur bei Gelegenheit verschiedener Anlagen und Baue bemerkt, und daher unsere Musterstücke gesammelt werden konnten, welche Plätze gegenwärtig verschüttet und vermauert sind. Doch wer Zeit und Aufmerksamkeit anwenden mag, kann sich überzeugen, daß gedachtes Gestein sich an den Fuß des Hirschsprunges als ein Vorgebirg anlege, und den Schloßberg bilde.

Seine größte Höhe mag etwa 50 Fuß über den Fluß betragen, den es eine starke Krümmung zu machen nöthigt. Nur an und in dieser Gesteinart entspringen die warmen Wasser. Sie erstreckt sich von der Johannisbrücke bis zum neuen Hospital in einer Länge von etwa 600 Schritt.

Innerhalb dieses Bezirks befinden sich alle warmen Brunnen, die meisten auf der linken Seite des Flusses, der stärkste und heftigste auf der rechten. Man kann sich ihren Zusammenhang auf mancherlei Weise vorstellen; genug, der oben bezeichnete ganze Bezirk ist fähig, an jeder Stelle mineralisches Wasser hervorzubringen; wovon man sich jedoch gegenwärtig, da der ganze Raum meistens bebaut und bepflastert ist, nicht leicht eine Vorstellung machen kann.

Doch lassen uns mehrere Stellen des Flußbettes

selbst dieses wahre Verhältniß augenfällig werden. Unmittelbar von der Sprudeldecke den Töpelfluß hinabwärts, quillt an mehr als einer Stelle entwickelte Luft gewaltsam empor; so wie man von der Galerie des Neubrunnens die in dem Fluß aufsteigenden Blasen deutlich gewahr wird. Eben dieses geschieht zwischen diesen beiden Punkten, wo das Flußbette nicht durch das Mühlwehr verbaut, oder von hergeschwemmten Felsstücken und Geschieben verschüttet ist. Hiebei gedenke man, daß in der Gegend des Rathhauses vormals eine bedeutende Quelle gewesen; daß oberhalb desselben noch jetzt der Schloßbrunnen quillt; daß in den Kellern auf dem Markte sich öfters dergleichen Anzeichen hervorthun; daß man auf dem Platze selbst in früheren Zeiten, ehe das Pflaster erhöht wurde, nach einem Regen, die sich unterirdisch entwickelnde Luft in Blasen aufsteigen sah. Ferner beobachte man, wie von dem Mühlbade an bis über den Bernhardsfelsen, aus tausend Ritzen des Gesteins mineralisches Wasser mehr oder weniger warm hervordringt.

Wie nun das Wasser seinen irdischen Gehalt, besonders Kalk und Eisen, deren Gegenwart wir oben in dem Muttergestein dargethan haben, an freier Luft offenbaren, wie es sich selbst überbauen, Erhöhungen, Hügel, Klüfte, Canäle und Gewölbe aus sich selbst hervorbringen, nach und nach ab- und aufsetzen könne, und sich selbst ein Behälter zu bilden im Stande sey, besonders

wenn man einer freiwirkenden Natur Jahrtausende Zeit läßt, davon kann man sich bei dem Ablauf des Sprudels und des Neubrunnens in größerem und kleinerem Maßstab einen Begriff machen.

Musterstücke dieses von uralten Zeiten her entstandenen, und noch täglich vor unsern Augen entstehenden Gesteins liegen mehrere bei. Es ist ein Kalksinter, der vor allen übrigen, welche in der bekannten Welt entstehen, sich auszeichnet, und der durch seine verschiedenen Lagen und Farben, durch die schöne Politur, die er annimmt, zuerst auf die hiesigen Steinarten aufmerksam gemacht hat.

Man kann ihn seinen Farben und seiner Härte nach betrachten und ordnen. Was die Farbe betrifft, so erscheint derjenige, der sich mit Zutritt der atmosphärischen Luft gebildet hat, braun und braunroth, indem sich die eisenhaltige Natur des Wassers offenbart, und in den kleinsten Theilen des Gesteins entwickelt. Von dieser Farbe ist mehr oder weniger dasjenige Gestein, das sich beim Ablauf des Sprudels, ferner an Behältern, Röhren, Rinnen und anderem Holzwerk ansetzt (35). Braunroth sind alle incrustirten natürlichen oder künstlichen Körper; Blumen, Früchte, Krebse, Töpferwaare, welche man absichtlich dem Anspritzen des Sprudels aussetzt, um den Curgästen ein wundersames Andenken von Carlsbad zu bereiten.

Weiß dagegen war der Kalksinter, der sich in einer

verschlossenen Röhre bildete, die man vom Schloßbrunnen nach dem Marktbrunnen einen Winter durch hingeleitet, um das Einfrieren des letztern zu verhüten. Weiß übersintert ist durchaus das Tannenreis, das Stroh und andere Materialien, womit man in früherer Zeit die Oeffnungen unregelmäßiger Ausbrüche des Sprudels verstopfte, und welche später durch verschiedene Zufälligkeiten wieder an den Tag gekommen sind (36).

Daß diese Versinterung schichtweise geschehe, folgt aus der Sache selbst. Daß in diese Schichten, in sofern sie in freier Luft gebildet werden, ein grünes vegetabilisches Wesen, eine Ulva, mit aufgenommen und einkrystallisirt werden könne, ist eben so natürlich und läßt sich täglich mit Augen schauen (37).

Von der Entstehung der übrigen Musterstücke kann man nur muthmaßliche Rechenschaft geben. Diese verschiedenen Arten und Abänderungen sind wahrscheinlich innerhalb der Gewölbe selbst, theils durch Andünstung, theils durch Anspritzung, von den ältesten Zeiten her entstanden. Die vorzüglichsten Arten kamen bei'm Grundgraben der Kirche zum Vorschein; woher sich denn auch noch die gegenwärtigen Musterstücke schreiben. Ihre Farben sind mannichfaltig, und ihre Härte verschieden.

Die weniger harten zeigen insgesammt durch ihre braune Farbe die Gegenwart des Eisens. Hiezu kann auch ein gelblich weißer, aus Zickzack gebogenen Lagen bestehender Sprudelstein gerechnet werden (38. 39. 40);

ferner ſolche, an denen helle und dunkle fleiſchrothe Lagen abwechſelnd zu ſehen ſind (41. 42).

Am angenehmſten fallen die von der härteſten Art in die Augen, welche eine ſo ſchöne Politur annehmen, daß man ſie für Chalcedon und Onyx halten ſollte (43. 44. 45). Dieſe Stücke ſind gewiß in den älteſten Zeiten entſtanden und daß ſich ſolche noch gegenwärtig im Tiefſten der heißen Räume erzeugen, bleibt höchſt wahrſcheinlich, da hier die Natur auf eine einfache und gleiche Weiſe immer fortwirkt.

Die bisher vorgeführten Sinterarten haben ſich an feſten Punkten und Flecken, an Wänden und Gewölben erzeugt. Wir finden nun eine nicht weniger intereſſante Art, die aus dem Kalkſinter beſteht, der ſich um einen frei ſchwimmenden und immerfort bewegten Punkt angeſetzt, woraus größere oder kleinere erbſenförmige Körper entſtanden, die ſich nach und nach zu ganzen Maſſen verbunden, und die ſogenannten Erbſenſteine gebildet; wovon ſehr ſchöne, mit jedem andern Geſtein, dem Auge nach wetteifernde Beiſpiele gleichfalls im Grund der Kirche gefunden und in die Cabinette vertheilt worden (46. 47. 48).

Indem wir nun oben die Gebirgsart an und in welcher die heißen Quellen erzeugt werden, nachher aber das Geſtein, das durch die heißen Quellen erzeugt wird, zur Kenntniß gebracht, ſo überlaſſen wir dem Betrachter über den näheren Anlaß der Erhitzung, der Elaſticität des Hervorſpringens und Hervorquellens dieſes heilſamen

Wassers weiter nachzudenken, und kehren zu jener Gesteinart des Schloßberges nochmals zurück.

Da derselbe auf der linken Seite der Töpel liegt, die Hauptquelle aber auf der rechten sich befindet, so durfte man hoffen jenes Gestein auch hier wieder aufzufinden; welches aber in der Nähe des Sprudels, weil daselbst alles vermauert und zugepflastert ist, nicht wohl geschehen konnte. Jedoch fand man dasselbe in der mittlern Höhe des Drenkreuzberges wieder, nur mit dem Unterschiede, daß der Hornstein mehr als Quarz erscheint, und in demselben nicht allein Granitpunkte, sondern auch die Bestandtheile des Granits einzeln, Glimmer, Quarz und Feldspath, sich vertheilt befinden, und dem Gestein das Ansehen eines seltenen Porphyrs geben (48).

Merkwürdig ist auch in der Nachbarschaft, da wo der Galgenberg gleichfalls eine Art Vorgebirg, wie jenseits und weiter flußauf der Schloßberg, bildet, daß mehrgedachtes Gestein sich theils in ein grünes (50), theils weißes (51) porphyr- oder breccienartiges Wesen verliert, und zuletzt in ein wahres Conglomerat übergeht (52), dessen nahe Verwandtschaft mit dem vorhergehenden an mehreren, obgleich seltneren Musterstücken vor Augen gebracht werden kann.

Wie nun diese zuletzt beschriebenen Gebirgs- und Steinarten nur einen kleinen Raum einnehmen, so verbreitet sich die folgende über die ganze vorliegende tiefere

Landſchaft, abwechſend, doch nicht in großer Mannichfaltigkeit.

Man thut dieſer Gebirgsart wohl Unrecht, wenn man ſie mit dem Namen eines Sandſteins bezeichnet. Große Maſſen derſelben beſtehen aus einem völlig dichten Quarze von ſplittrigem Bruche (53), worin man ſehr feine ſilberweiße Glimmerblättchen bemerken kann.

Dieſes Quarzgeſtein von einfachem Anſehen verändert ſich auf mancherlei Weiſe. Es erſcheint nun bald als eine hellere (54), bald als eine dunklere (55) Grundmaſſe worin hellere Quarztheile eingefaßt ſind. Dieſe, durchaus ſcharfkantig, nehmen nach und nach in der Maſſe dergeſtalt überhand, daß ſie einander berühren und Hohlungen zwiſchen ſich laſſen, ja zuletzt ganz aus dem Bindungsmittel hervortreten (56), ihre ſcharfkantige Geſtalt behalten, auch wohl auf eine kryſtalliſche Bildung hindeuten, und miteinander durch ein ockerartiges Weſen verbunden ſind (57), ob ſie gleich oft unmittelbar mit einander zuſammenhängen, und man auf dem Bruche die Bemerkung machen kann, daß ſie in einander überfließen.

Dieſe ſich unmittelbar, wie an mehreren jedoch ſeltnern Bruchſtücken gezeigt werden kann, an die frühern Epochen, und zwar nicht mechaniſch ſondern chemiſch, anſchließende Steinart iſt ſehr weit verbreitet. Sie zeigt ſich in den Schluchten über Carlsbad, welche gegen die Töpel zu fallen; ſie ſteigt weſtwärts bis an den Schloßberg heran, bildet den Fuß und einen Theil der Höhe

des Galgenberges, vorzüglich aber die Hügel, an welchen her sich die Töpel nach der Eger schlingt. Ueber der Eger verbreitet sie sich weit, und jenes Gestein, das die Bergesfläche gegen Zwoda hin bedeckt, ist alles gleichen Ursprungs.

Auf diesem Wege, besonders an der neuen Chaussee, wo sich mancher entblößte Rand beobachten läßt, kann man bemerken, daß dieses Gestein theilweise sehr vielen Thon enthält, welcher an mehreren Stellen sogar das Uebergewicht gewinnt. Denn es zeigen sich große Massen und Lager, die, obgleich mit dem Hauptgestein von gleichem Ursprung, fast gänzlich zu einem weißen Thone verwittern.

Wir wenden unsere Betrachtung nunmehr auf die, besonders zwischen dem Ausfluß der Töpel und der Egerbrücke, vorkommende Verbindung dieses Gesteins mit vegetabilischen Resten (58. 59). Man findet sie in dem dichtesten Quarzgestein, so wie in demjenigen, das sich einem Conglomerat vergleichen läßt. Binsen und Schilfarten scheinen hier vorzüglich niedergelegt zu seyn. Doch finden sich auch Stücke von Aesten völlig in dieses Gestein verwandelt, und gleichsam auf's neue im Mineralreiche verkörpert (60). Die schwarze Farbe, womit diese Steinmasse öfters tingirt ist, während hellere Quarzkörner in ihr eingeschlossen sind, scheint sich auch von der Vegetation herzuschreiben, wovon wir uns zunächst überzeugen

können, wenn wir die aus den Steinkohlengruben v[illegible] Dallwitz genommenen Stücke betrachten.

Wir finden daselbst eine offenbar durch Kohle gefärbte thonige Quarzmasse (61); manchmal trummweise mit anstehenden Amethystkrystallen (62); manchmal einen solchen Trumm, begleitet von faserigem Quarz, der gleichfalls durch Kohle gefärbt ist. Oft sitzen auf versteinertem Holze zwischen deutlicher Kohle eine Menge vollkommen ausgebildeter Bergkrystalle (63). Die Kohle daselbst ist nicht von so guter Art, als die beiliegende (64).

Wenn wir diese Gruben verlassen, und wieder auf die Oberfläche zurückkehren, finden wir jene Quarzbreccie, jenes Conglomerat, wovon oben die Rede gewesen, höchst grobkörnig wieder (65). Ferner zeigt sich ein grober leicht zerreiblicher Sandstein (66), mit wenigem Thon, ein andrer dagegen (67), in welchem der Thon die Oberhand gewonnen. Hier gibt es auch große Thonlager aller Art vom Capselthone an bis zum Porzellanthone, mit Spuren von Quarz und Glimmer (68. 69).

Hieher ordnen wir, der Nachbarschaft wegen, das versteinte Holz von Lessau, das sich durch seine blaulich und weißlich graue Farbe, durch die ansitzenden Amethystkrystalle und durch die öfters mit Chalcedon ausgefüllten Hohlungen von allen andern versteinten Hölzern auszeichnet (70. 71).

Auch werden in jener Gegend ausgewitterte Chalcedonstücke einzeln gefunden, welche deutlich zeigen, daß

7.

Sonnenhitze war er
Am kalten Tag,
Und brannte der Sirius
War er Schatten und Kühlung.

8.

Trocken von Hüften,
Nicht kümmerlich,
Feucht von Händen,
Kühn und gewaltsam.

9.

Mit festem Sinn
Verfolgt' er sein Ziel
Bis er ruhte;
Da ruht auch der feste Sinn.

10.

Wolkenregen war er,
Geschenke vertheilend;
Wenn er anfiel,
Ein grimmiger Löwe.

11.

Staatlich vor dem Volke,
Schwarzes Haares, langes Kleides,
Auf den Feind rennend
Ein magrer Wolf.

12.

Zwey Geschmäcke theilt' er aus
Honig und Wermuth,
Speise solcher Geschmäcke
Kostete jeder.

sie sich vormals in Zwischenräumen irgend eines Gesteins erzeugt haben (72).

Wir haben bisher manches Quarz- und Thongestein in seinem ursprünglichen Zustande betrachtet; jetzt kommen wir in den Fall, dasselbe in einem sehr veränderten zu sehen, nämlich, indem wir die Erzeugnisse eines Erdbrandes vorlegen, der sich zwischen den Hügeln von Hohdorf und weiter, in den frühesten Zeiten, ereignet haben mag. Es hat derselbe auf jenes Quarzgestein, auf jenes Conglomerat, auf ein schiefriges Thongestein, auf reinen Thon, vielleicht auch auf Granitgeschiebe gewirkt.

Man findet also in diesem Bezirk ein schiefriges Thongestein durch das Feuer verhärtet, so daß es am Stahle Funken gibt; seine Farbe ist rothbraun geworden (73). Dasselbe findet sich sodann etwas mehr verändert, und mit Quarzpunkten durchsäet (74). Diese Punkte nehmen immer mehr überhand, so daß man bald das Quarzgestein der vier und funfzigsten und fünf und funfzigsten Nummer, bald Granitstücke durch das Feuer höchst verändert zu sehen glaubt (75. 76). Theilweise findet man es auch schiefrig (77), da es sich denn immer mehr der Erdschlacke nähert (78). Zuletzt geht es über in völlig blasige Erdschlacke, woran man kaum das Gestein, woraus sie entstanden, erkennen kann (79). Doch zeigt sich bald der Uebergang zum Porcellanjaspis an Mustern von mehrerer Härte und Schwere (80. 81); endlich der Porcellanjaspis selbst von gelber und Lilafarbe (82. 83),

der schwerste und härteste Körper dieser umgebildeten Folge. Manchmal findet sich auch versteintes durch Feuer verändertes Holz (84), das wir vorhin in seiner ursprünglichen Gestalt kennen gelernt.

An diese pseudovulcanischen Erzeugnisse scheinen sich die Erdschlacken von außerordentlicher Schwere unmittelbal anzuschließen, welche sich jedoch in ziemlicher Entfernung bei der Kobes-Mühle befinden (85. 86). Seltner und um deste interessanter ist der stängliche Eisenstein (87); Pseudo-Aetiten (88), und mit sehr kenntlichen Blätter durchzogener, oft aus denselben fast gänzlich bestehender Rasen-Eisenstein (89), welcher oft so fest und schwer als obige Erdschlacke gefunden wird, leiten unsere Betrachtung wieder zu den Erzeugnissen des Wassers hinüber.

An dem linken Ufer der Eger gegen Fischern findet sich der Basalt unmittelbar an dem Granit. Eine halbe Basaltkugel liegt hier bei (90), ingleichen basaltischer Mandelstein von daher (91), ferner Basalt mit gelbem Kalkstein durchzogen (92).

Ohne weiteren Zusammenhang sind nunmehr die letzten Nummern. Basaltischer Mandelstein aus der Gegend (93); Kalkspath von geradstänglichen abgesonderten Stücken aus dem Basalte von der Hard (94); Klingstein von Engelhaus (95); Pechstein von daher (96); Conglomerat, sogenanntes weißliegendes, zwischen Töpel und Theising, welches zu Mühlsteinen verwendet wird (97);

Basalt von dem sogenannten Schloßberge hinter dem Hammer (98), und Augitkrystalle in einer dem Basalt und Mandelstein ähnelnden grünlichen und röthlichen Masse (90, 100) mögen hier einzeln den Schluß machen, bis sie in der Folge an ihre Nachbarn und Verwandten näher anzuknüpfen sind.

Damit man diese Sammlung bequemer behandeln und leichter ordnen könne, fügen wir noch eine kurze Recapitulation hinzu, wobei wir die Gelegenheit ergreifen, schließlich zu bemerken, daß die einzelnen Nummern nicht immer vollkommen mit der Beschreibung übereintreffen können, weil vorzüglich von Uebergängen die Rede ist. Will man also die Beschreibung mit den Körpern zusammenhalten, so thut man wohl die jedesmalige Reihe vor sich zu legen: da denn, was an einem Exemplar nicht völlig zur Erscheinung kommt, an mehreren gewiß deutlich werden wird.

Recapitulation.

1) Feinkörniger Granit von Carlsbad.
2) Dergleichen daher.
3) Grobkörniger Granit eben daher.
4) Dergleichen.
5) Carlsbader Granit mit deutlichen Feldspathkrystallen.
6. 7. 8) Diese Krystalle isolirt.
9) Granit von Fischern.

10) Granit von Dallwitz.
11) Sonstige Abänderung.
12) Granit mit braunrothen Flecken.
13) Granit, in dem sich diese Flecken als braunrothe Krystalle zeigen.
14) Granit, in welchem diese Krystalle in Porcellanerde übergehen.
15) Granit mit ähnlichen Krystallen von speckſteinartigem Ansehen.
16) Diese Krystalle einzeln.
17) Feldspath von der Dorotheen-Aue.
18) Feldspath von Dallwitz.
19) Derselbe durch's Feuer verändert.
20) Schriftgranit von Engelhaus.
21) Dendritischer Feldspath von daher.
22) Dergleichen.
23) Glimmernester im Granit.
24) Schörlnester im Granit.
25) Granit mit Gängen von Hornstein.
26) Dergleichen mit stärkeren Gängen, die sich durchkreuzen.
27) Jaspisähnliches Thongestein.
28) Hornsteingänge, Granit enthaltend.
29) Hornsteinmasse, Granit enthaltend.
30) Voriges Gestein mit Kalkspath.
31) Kalkspath in Schichten.
32) Isabellgelber Kalkstein von körnigem Gefüge.

33) Schwarzbrauner Kalkſpath.
34) Hornſtein mit Schwefelkies.
35) Braunrother Kalkſinter vom Ablauf des Sprudels.
36) Weißer Kalkſinter aus dem Innern.
37) Kalkſinter mit einkryſtalliſirter Ulva.
38. 39. 40) Schalen von Sprudelſtein, bräunlich, mitunter feſtungsartig gezeichnet.
41. 42) Dergleichen mit abwechſelnden hell und dunkel fleiſchrothen Lagen.
43. 44. 45) Dergleichen von der härteſten Art.
46. 47. 48) Erbſenſteine.
49) Geſtein von porphyrartigem Anſehen.
50) Dergleichen, mehr breccienartig, grün.
51) Dergleichen, hellgelb.
52) Conglomerat, dem vorigen Geſtein verwandt.
53) Quarzgeſtein von ſplitterigem Bruch.
54) Dichtes Quarzgeſtein, grau, mit helleren Punkten.
55) Dergleichen, ſchwarz mit hellen Punkten.
56) Dergleichen, mit anſtehenden, durch ein ockerartiges Weſen verbundenen Quarzkörnern.
57) Dieſes ſcheinbare Conglomerat iſolirt.
58. 59) Quarzgeſtein mit vegetabiliſchen Reſten.
60) Dergleichen.
61) Quarzmaſſe durch Kohle völlig ſchwarz gefärbt, von Dallwitz.
62) Trumm, mit anſtehenden Amethyſtkryſtallen.
63) Mit vollkommen ausgebildeten Bergkryſtallen.

64) Reine Kohle aus der Gegend.
65) Conglomerat von Hohdorf.
66) Grober, leicht zerreiblicher Sandstein von daher.
67) Sandstein mit verwaltendem Thon.
68. 69) Thonarten aus der Gegend.
70. 71) Versteintes Holz von Lessau.
72) Ausgewitterte Chalcedongänge von daher.
73) Durch Feuer verändertes schiefriges Thongestein.
74) Dasselbe etwas mehr verändert, mit Quarzpunkten.
75. 76) Dasselbe noch mehr verändert.
77) Sehr verändert, von schiefriger Textur.
78) Annäherung an die Erdschlacke.
79) Völlig blasige Erdschlacke.
80. 81) Uebergang in den Porcellanjaspis.
82. 83) Porcellanjaspis selbst.
84) Versteintes, durch Feuer verändertes Holz.
85. 86) Sehr schwere Erdschlacken von der Kobesmühle.
87) Stänglicher Eisenstein.
88) Pseudo-Aetit. Geode.
89) Aus Blättern zusammengesinterter Thon-Eisenstein.
90) Halbe Basaltkugel vom linken Ufer der Eger.
91) Basaltischer Mandelstein von daher.
92) Gelber Kalkstein mit Basalt von daher.
93) Basaltischer Mandelstein.
94) Kalkspath aus dem Basalt von der Hard.
95) Klingstein von Engelhaus.

96) Pechstein von daher.
97) Weißliegendes.
98) Basalt vom Schloßberge über dem Hammer.
99. 100) Eisenthon mit Augit-Krystallen.

Nachträge.

I.

Merkwürdig ist die sehr nahe Verwandtschaft der, unter Nr. 88 aufgeführten Pseudo-Aetiten mit der schweren Erdschlacke Nr. 85 und 86; beide kommen zunächst der Kobes- (Jakobs-) Mühle vor. Erstere sind basaltischer Natur. Denn indem ein äußerlich mehrseitiger Basalt verwittert, so zeigen sich die Ecken immer abgestumpfter, bis die Mitte des Durchschnitts kreisförmig wird, und solche mehrschalige kugel- oder einförmige Körper zum Vorschein kommen.

Derselbe Basalt nun ward, durch einen Erdbrand geschmolzen, und gab jene merkwürdigen schweren Schlacken, die einzig in ihrer Art sind, als Erzeugnisse her, wovon man sich an Ort und Stelle überzeugen und bedeutende Beispiele, sowohl der beiden Extreme als der Uebergänge sammeln kann.

II.

Das nächste dessen wir gedenken müssen, sind die höchst bedeutenden Uebergänge des Granits in einen, durch

durch Glimmer modificirten, ramificirten Feldſpath, den wir in dem Augenblicke gewannen, als man, verwegen genug, den Felſen aus welchem der Neubrunnen entſpringt, abarbeitete, mehreren Raum, und beſſern Zugang für die Quellgäſte zu gewinnen.

Ferneres

über

Joseph Müller und dessen Sammlung.

Joseph Müller, gebürtig von Liebenau in Böhmen, hatte sich wahrscheinlich in Turnau, wo die edlern Gangarten des Riesengebirgs verarbeitet werden, zum Wappen- und Steinschneider gebildet und kam, seine Kunst auszuüben, nach Carlsbad, wo er auch gute Geschäfte machte. Seine Absicht war sich daselbst niederzulassen, als im May des Jahres 1759 ein unglückliches Feuer den größten Theil der Stadt in die Asche legte. Er miethete sich in Schlakenwerth ein und kam nur nach Carlsbad um Arbeit abzuliefern oder Bestellungen anzunehmen, woran es ihm nicht fehlen konnte.

Er zeigte im hohen Alter noch Abdrücke seiner Arbeiten vor und man erkannte daran eine große Fertigkeit, in dem ächten heraldischen Styl die complicirtesten Familienwappen darzustellen.

Als er hierauf 1760 sich in Carlsbad niederließ,

mußte es sich ereignen, daß, bei dem Grundgraben so vieler Häuser, gar manche Sorten Sprudelsteine zum Vorschein kamen, die er wegen ihrer Schönheit, sobald sie polirt waren, auch für eine Art von Edelsteinen ansprechen durfte, indem sie, bei vollkommener Glätte und Glanz, den Anschein von Chalcedon, Achat, Jaspis, und antikem Jaspis nachahmten und, bei viel geringerer Härte, sich der Bearbeitung bequemer darboten.

Von besondern Vorzügen waren die aus dem Grund der Kirche ausgegrabenen, die man, um die Stadt von den Schutthaufen zu befreien, hinabwärts nach der Tepelbrücke geschafft hatte, um zugleich die dorthinführende sehr üble Wegstrecke zu bessern. Sobald er dieß entdeckt hatte, bot er alles auf sich dieses Schatzes zu bemächtigen, und erlangte wirklich die Erlaubniß dort nachzugraben und das Verschüttete wieder in Ehre zu bringen.

Hier kam nun seine Steinschneidekunst zu Hülfe; er ließ mancherlei Kleinigkeiten daraus fertigen, brachte aber dieses Mineral den Naturforschern zur nähern Kenntniß, indem er die mannichfaltigsten Abwechselungen zu sondern, zu ordnen und in gätlichen viereckten Täfelchen den Liebhabern und Kennern vorzulegen wußte.

Seit jener Zeit wird nicht leicht eine Mineraliensammlung bestehen, welche nicht dergleichen vorzuweisen hätte. Auch kam diese Steinart in solchen Ruf,

13.

Schreckend ritt er allein,
Niemand begleitet ihn
Als das Schwert von Jemen
Mit Scharten geschmückt.

14.

Mittags begannen wir Jünglinge
Den feindseligen Zug,
Zogen die Nacht hindurch,
Wie schwebende Wolken ohne Ruh.

15.

Jeder war ein Schwert
Schwertumgürtet,
Aus der Scheide gerissen
Ein glänzender Blitz.

16.

Sie schlürften die Geister des Schlafes,
Aber wie sie mit den Köpfen nickten
Schlugen wir sie
Und sie waren dahin.

17.

Rache nahmen wir völlige;
Es entrannen von zwey Stämmen
Gar wenige,
Die wenigsten.

18.

Und hat der Hudseliite
Ihn zu verderben die Lanze gebrochen,
Weil er mit seiner Lanze
Die Hudseliiten zerbrach.

daß man ihrer in vielen Schriften gedacht, und ihr sogar eine eigene Abhandlung gewidmet, worin sie abgebildet und colorirt, auch näher beschrieben, in einem Heft klein 4., den Bibliotheken der Naturforscher willkommen gewesen, unter dem Titel: Uebelacker's System des Carlsbader Sinters, unter Vorstellung schöner und seltener Stücke. Mit illum. Kupfern. Erlangen 1782. 4.

Große Tafeln, an welchen man die Abwechselungen von Farbe, in zierlichen achatartigen Linien am deutlichsten ersehen kann, besitzt das Cabinet der mineralogischen Societät zu Jena.

Nachdem sich jener wackere Mann mehrere Jahre mit diesem reizenden Gegenstande beschäftigt, konnte es nicht fehlen, daß er seine aufmerksame Thätigkeit bis auf andere mineralogisch-geognostische Merkwürdigkeiten erstreckte. Die so höchst bedeutenden Zwillingskrystalle des Feldspathes war er zu sammeln und den Liebhabern zu überlassen bemüht. Hiebei konnte er nicht stehen bleiben, sondern er bemerkte die vielfachen Verschiedenheiten der Gebirgs- und Gangarten in der nähern Umgegend, und suchte sie nach seiner Weise zu ordnen. Wie er sie denn im Jahr 1807 nebst einem Katalog den dort sich aufhaltenden Naturfreunden vorlegte.

Freilich war es ihm hier, wie allen Autodidakten, gar wunderlich ergangen, zu selbsteigenen Erfahrungen zwar nicht zu verwerfende aber doch eigentlich abstruse

und nicht leicht zu enthüllende Gedanken hinzuzufügen; doch war er auf eine gewiſſe Weiſe leicht zu behandeln. Man ging die Sammlung nach dem Katalog mit ihm durch und ſuchte ſie nach geognoſtiſchen Einſichten erſt zu ſondern und dann an einander zu fügen, woraus denn zuletzt diejenige geordnete Sammlung entſtand, welche noch jetzt eifrigen Geognoſten, welcher Meinung ſie auch ſeyn mögen, als Leitfaden dienen kann, um die Gegend, wie ſie vor uns liegt, ſchneller kennen zu lernen und nach eigener Weiſe zu unterſuchen.

Dergleichen Sammlungen immerfort einzurichten hatte er ganze Laſten von Steinen bei ſich angehäuft, woraus er jederzeit die erforderlichen Exemplare, nach ihrem inſtructiven Werth, beſonders in der einmal angenommenen Größe zuſammenzuſtellen auf das ſorgſamſte verfuhr, indem er ſich dazu Bretter mit abgemeſſenen kleinen Quadraten hatte verfertigen laſſen.

Und ſo beſchäftigte er ſich unaufhörlich auch ſogar im hohen Alter, wo ihm die ſonſt ſo dienſtfertigen Füße verſagten und er, nur noch liegend, doch mit heiterm Geiſte, bei dem gleichen Beruf unermüdlich verharrte; bis im Jahre 1817, im 84ſten des Lebens, ſeinem ununterbrochenen eifrigen Bemühen ein Ziel geſteckt ward.

Gedachte ganze ungeſonderte Haufen, worin die merkwürdigſten Exemplare zu finden waren, hat der Handelsmann David Knoll käuflich an ſich gebracht und, um zu Aufſtellung gleicher Sammlungen immer

bereit zu seyn, nicht versäumt die Fundörter der einzelnen Exemplare, woraus Müller wohl ein Geheimniß machte, zu erforschen, wodurch er jeden abgängigen Artikel wieder zu ersetzen im Stande ist.

Daß die Wirkung des entspringenden heißen Wassers weiter oben in dem Flusse gewesen, hatte man daran erkannt, daß bei dem Grundgraben des Komödienhauses Erbsensteine gefunden wurden. Durch die Bemühung des gedachten gegenwärtigen Besitzers wird nun klar, daß sowohl die Tepel aufwärts bis zur gedachten Stelle, als rechts und links derselben in vorigen Zeiten die heiße Quelle gewaltet und diese Naturwirkung nach und nach sich den Fluß hinabgezogen. Wie denn ja auch schon die Entstehung der Hygieasquelle Andeutung gibt und man darauf wird zu achten haben, inwiefern dieser Herd sich an der rechten Seite des Flusses zwar langsam aber doch stetig hinabzieht.

Wenn nun schon in der Hauptsammlung von den Sprudelproducten Nr. 35 bis 48 incl. die Hauptunterschiede zu finden sind, so ist es doch erfreulich nunmehr diesen Gegenstand ganz insbesondere behandelt zu sehen. Es wird deßhalb, nach einem beigefügten Verzeichniß, den Liebhabern eine Sammlung von funfzig rohen Stücken des Sprudelsinters angeboten, auf welchen ihre Färbung vom dunkelsten Braun bis zum klaren Weiß mit allen Mittelfärbungen und Zeichnungen vorgelegt wird.

Damit aber auch eine solche Sammlung zu ihrem

ersten Interesse, in ihrer ganzen Anmuth zurückkehre, so ist dieselbe in Form kleiner halbirter Ovalsteine auf das vollkommenste polirt und edeln Steinen gleichgestellt, in welcher Art sie nun einem jeden Freunde der Natur nicht allein, sondern auch dem sich am Schmuck erfreuenden Auge vorgelegt werden, und wir ihnen denn zur Belohnung und Aufmunterung des so thätigen Unternehmers und Anordners viel günstige Kunden zu wünschen haben.

An Herrn von Leonhard.

Weimar, den 25 November 1807.

Sie haben die Gefälligkeit gehabt meinem Aufſatz über die Carlsbader geognoſtiſche Sammlung in Ihrem Taſchenbuche einen ſchönen Platz anzuweiſen; wofür ich meine Dankbarkeit dadurch ausdrücken möchte, daß ich gegenwärtig einigen Nachtrag überſende.

Unter Ihrer Anleitung tritt jene kleinere Schrift nunmehr vor ein anderes Publicum, vor das wiſſenſchaftliche, da ſie früher nur beſtimmt war, ein allgemeines Intereſſe zu erregen und gewiſſe Gegenſtände vor den Augen der Kenner und Nichtkenner in einer bequemern Ordnung aufzuführen, als ſie bisher mehr oder weniger bekannt betrachtet wurden. Vielleicht könnte man, da ich mich in einem neuen Fach mit dem Publicum zu unterhalten anfange, nach meiner Legitimation fragen; doch gibt vieljährige Neigung und Beobachtung wohl einiges Recht in einer Sphäre mitzuwirken, wo ein Jeder auch mit dem geringſten Beitrag willkommen iſt.

Um manches Mißverſtändniß zu vermeiden, ſollte ich freilich vor allen Dingen erklären, daß meine Art,

die Gegenstände der Natur anzusehen und zu behandeln, von dem Ganzen zu dem Einzelnen, vom Totaleindruck zur Beobachtung der Theile fortschreitet, und daß ich mir dabei recht wohl bewußt bin, wie diese Art der Naturforschung, so gut als die entgegengesetzte, gewissen Eigenheiten, ja wohl gar gewissen Vorurtheilen unterworfen sey.

So gestehe ich gern, daß ich da noch oft simultane Wirkungen erblicke, wo Andere schon eine successive sehen; daß ich in manchem Gestein, das Andere für ein Conglomerat, für ein aus Trümmern zusammengeführtes und zusammengebackenes halten, ein auf Porphyrweise aus einer heterogenen Masse in sich selbst geschiedenes und getrenntes und sodann durch Consolidation festgehaltenes zu schauen glaube. Hieraus folgt, daß meine Erklärungsart sich mehr zur chemischen als zur mechanischen hinneigt.

Gewiß würde man, nach meiner Ueberzeugung, über Gegenstände des Wissens, ihre Ableitung und Erklärung viel weniger streiten, wenn jeder vor allen Dingen sich selbst kennte und wüßte zu welcher Partey er gehöre, was für eine Denkweise seiner Natur am angemessensten sey. Wir würden alsdann die Maximen die uns beherrschen ganz unbewunden aussprechen und unsere Erfahrungen und Urtheile diesem gemäß ruhig mittheilen, ohne uns in irgend einen Streit einzulassen: denn bei allen Streitigkeiten kommt am Ende doch nichts weiter heraus,

als daß sich zwey entgegengesetzte nicht zu vereinigende Vorstellungsarten recht deutlich aussprechen, und jeder auf der seinigen nur desto fester und strenger beharrt. Sollte man also mit meinen geologischen Aeußerungen sich nicht durchaus vereinigen können, so wird man den Punkt in Betracht ziehen, von dem ich ausgehe und zu dem ich wieder zurückkehre. In diesem Sinne gedenke ich zu jenem Aufsatze einige Bemerkungen nachzubringen.

Die Mannichfaltigkeit des Granits kann man in Carlsbad neben einander in einem ziemlich engen Raume kennen lernen. Er wechselt groß-, grob- und feinkörnig mit verschiedener Proportion und Verbindungsweise der Bestandtheile öfters mit einander ab und läßt sich, sowohl durch Natur als durch Menschenhand entblößt, an vielen Stellen gut genug beobachten. Sieht man alsdann wie genau alles zusammenhängt, und wie eine durchgehend allgemeine Eigenschaft jenes Mannichfaltige verbindet; so mag man die großen Massen, die in Gestalt von Bänken, Schichten, Gängen, sich aneinander lehnen, neben und durcheinander erscheinen, gern als gleichzeitig aussprechen. Die Fragen, welcher Granit älter oder neuer sey? ob es wohl gar einen regenerirten Granit gebe? kommen uns immer bedenklicher vor: denn genau betrachtet, so entstehen solche Zweifelsfragen daher, daß man erst den Begriff des Granits zu eng gefaßt und ihn bei vielfacheren Erfahrungen nicht zu erweitern getraut, und lieber bei Erklärung der Phänomene zu äußern

Bedingungen und Nebenbestimmungen seine Zuflucht genommen.

Von Nummer 6, 7 und 8 kommen merkwürdige monstrose Exemplare vor. Es ist schwer über sie etwas auszusprechen; doch glaubt man folgendes daran zu bemerken. Der Feldspath fängt an sich auf die bekannte Weise innerhalb der Granitmasse zu gestalten. Sehr oft, ja meistens, finden sich die Krystalle völlig zusammen und bilden sich zur Hauptform aus; aber auch manchmal ergreift dieses werdende Bilden einen bildsamen Granit und nimmt ihn mit in sich auf, so daß er nunmehr als Gang, wenn man will, durch einen Krystall durchzugehen, oder zwey Krystalle, zu denen beiden er gehört, als intermediäre Masse zu verbinden scheint. Wie dem auch sey, und wie man dergleichen Stücke beschreiben mag, so gewähren sie dem Beschauer diesen Vortheil, daß man daran wie an allen monstrosen Ausgeburten der Natur, das Eintreten der ideellen Gestalt in die Wirklichkeit, das sich uns bei regelmäßigen vollendeten abgeschlossenen Formen geheimnißvoll verbirgt, wo nicht mit Augen sehen, doch mit dem Sinn und der Einbildungskraft einigermaßen erreichen kann.

Bei Nummer 12, 13 und 14 läßt sich anmerken, daß man über die rothen Krystalle, welche manchmal von einer weißen, entweder oberflächlichen oder tiefer eindringenden Schale umgeben sind, auf dreierlei Weise denken könne. Es läßt sich nämlich annehmen, daß der

Krystall von Natur weiß sey, nachher im Kerne roth werde, daß diese Röthe sich nach und nach von innen heraus verbreite, und endlich das Weiße gänzlich vertreibe. Man kann sich im Gegentheil vorstellen, daß der Krystall ursprünglich roth sey und das Weiße nur Zeichen einer Verwitterung, welche von außen hineinwärts wirkt. So kann man sich auch drittens denken, daß der Krystall sich gleich anfänglich, sowohl roth als weiß, eines mehr als das andere gebildet. Wir streiten mit niemand, halten aber die erste Vorstellung für ganz unzulässig. Der dritten sprechen wir nicht alle Wahrscheinlichkeit ab, sind jedoch der zweyten zugethan.

Bei Nummer 15 ist zu bemerken, daß die in dem Gestein disseminirten Quarzkörner sich bei genauerer Betrachtung zum größten Theil als doppelte sechsseitige Pyramiden zeigen.

Die Gesteinart Nummer 21 und 22 verdient eine besondere Aufmerksamkeit. Es ist ein Feldspath auf den der Glimmer besondern Einfluß ausgeübt, so daß eine Art von dendritischer Form daher entspringt. Sieht man gewisse Stücke davon einzeln, so kann man sie gar wohl als eine Abänderung von Gneis ansprechen. Ich mache daher auf frühere Bemerkung eines fleißigen Mitarbeiters in diesem Fache hier aufmerksam.

In des Dr. Reuß Lehrbuch der Geognosie steht im zweyten Band, Seite 590, folgende Stelle: „Merkwürdig ist das Vorkommen vollkommener Gneisgeschiebe

in dem Porphyrſchiefer des Billiner Steins, da wo er auf dem Gneis unmittelbar aufliegt, alſo an der Steinſcheidung."

Ich beſitze ein ſolches Stück Porphyrſchiefer und zugleich ein abgeſondertes Stück des hier ſogenannten Gneiſes von der Steinſcheidung. Es iſt aber kein Gneis, ſondern vollkommen das unter Nummer 21 und 22 aufgeführte Geſtein, welches wir ein Auslaufen des Granits nennen möchten; wobei uns noch folgender Umſtand bedeutend vorkommt. Dieſes unſer Geſtein findet ſich bei Engelhaus, wo bekanntlich der große Fels Porphyrſchiefer oder Klingſtein aufſitzt; und es iſt alſo hier derſelbe Fall wie in Billin, nur daß bei Engelhaus die Steinſcheidung noch nicht entdeckt iſt. Dieſe ſonderbare Connexion des Urgebirges aber mit dem Klingſtein an mehreren Orten zu entdecken, wäre um ſo wichtiger, als die Exemplare eines ſolchen Vorkommens ſelbſt in Billin ſelten ſind, und das in meinem Exemplar eingeſchloſſene ſogenannte Geſchiebe nicht deutlich genug iſt, um irgend eine vollſtändige Vorſtellung zu erregen.

Das Geſtein deſſen Folge wir von Nummer 25 bis 29 beſchrieben, iſt höchſt wichtig, und hat, obgleich ſchon Herr von Racknitz deſſelben in ſeinen Briefen gedenkt, doch in dieſer langen Zeit die Aufmerkſamkeit der Geognoſten nicht genugſam auf ſich gezogen. Ob man nun gleich gegenwärtig in der Müllerischen Sammlung ſehr inſtructive Exemplare davon findet, die um

19.

Auf rauhen Ruhplatz
Legten sie ihn,
An schroffen Fels, wo selbst Camele
Die Klauen zerbrachen.

20.

Als der Morgen ihn da begrüßt',
Am düstern Ort, den Gemordeten,
War er beraubt,
Die Beute entwendet.

21.

Nun aber sind gemordet von mir
Die Hudseliten mit tiefen Wunden.
Mürbe macht mich nicht das Unglück,
Es selbst wird mürbe.

22.

Des Speeres Durst ward gelöscht
Mit erstem Trinken,
Versagt war ihm nicht
Wiederholtes Trinken.

23.

Nun ist der Wein wieder erlaubt,
Der erst versagt war,
Mit vieler Arbeit
Gewann ich mir die Erlaubniß.

24.

Auf Schwert und Spieß
Und auf's Pferd erstreckt' ich
Die Vergünstigung,
Das ist nun alles Gemeingut.

ſo ſchätzenswerther ſind, als man es in der Natur nicht ganz bequem beobachten kann; ſo wird es doch einigermaßen problematiſch bleiben, weil es dem aufmerkſamen Beſchauer einen Widerſpruch auszudrücken ſcheint.

Betrachtet man es auf dem Wege, wie ihn unſere Nummern andeuten, fängt man an dem Punkte an, wo ganz ſchmale Hornſteinklüfte durch einen feinkörnigen Granit durchgehen, ſich nachher verbreiten, ſich theilen, wieder zuſammenfließen, und indem ſie den Granit auf tauſendfache Weiſe durchſchneiden, vereinzelte Theile deſſelben in ſich enthalten; betrachtet man nun weiter, wie die Hornſteinmaſſe zunimmt, und der Granit der vorher das Enthaltende, das Continens war, nunmehr das Enthaltene, das Contentum wird: ſo ſind wir freilich geneigt unſere ſimultane Erklärungsart hier anzuwenden, und wir dürfen es um ſo mehr, als diejenigen die ſich zu der ſucceſſiven Erklärungsart hinneigen, zwar wegen der ſcharfkantigen Form der Granittheile wohl eine Granitzertrümmerung annehmen, aber doch auch ein unmittelbares Eintreten der Hornſteinmaſſe zugeben. Ueberhaupt iſt dieſes ein Punkt wo ſich die beiden Vorſtellungsarten nähern, indem da, wo der eine Beobachter gleichzeitig ausſpricht, der andere wenigſtens gleich-nachzeitig zu ſetzen ſich bewogen findet.

Uebrigens könnte man vielleicht auch das gegenwärtige Geſtein ein Auslaufen des Granits nennen, indem man dadurch das Ende einer Epoche bezeichnet, anſtatt

daß man da, wo ein folgendes ſogleich nachzuweiſen iſt, das Auslaufen ganz ſchicklich einen Uebergang nennen kann.

Ueber die Art, wie der Kalk in dieſes dem Urgebirg ſo nah verwandte Geſtein ſich gefunden, wird man ſich vielleicht noch weniger vereinigen. Betrachtet man den Kalkſpath, wie wir ihn unter Nummer 30, 31 und 33 aufgeführt, ſo mag man ſich wohl vorſtellen, daß derſelbe in die Zwiſchenräume dieſes unregelmäßigen Geſteins ſich eingeſintert; wobei denn aber die Frage ſchwer zu beantworten bleibt, woher denn der Kalk gekommen, der ſich in die Tiefen dieſes Geſteins ſo reichlich eingeſenkt? Betrachtet man nun gar den iſabellfarbigen körnigen Kalkſtein, der bei uns mit Nummer 32 bezeichnet iſt, und die Art wie er ſich, keineswegs als Sinter, ſondern als ein derber Beſtandtheil zwiſchen den übrigen findet, ſo wird man wieder darauf gewieſen, daß wenigſtens ein Theil dieſes Kalks mit dem Geſteine ſelbſt urſprünglich gleichzeitig ſeyn möchte.

Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo ſteht dieſes Geſtein in der genauſten Verbindung mit den heißen und warmen Quellen, die alle daraus hervortreten. Und wenn man auch die in demſelben offenbar enthaltenen Beſtandtheile, den erſt erwähnten Kalk, den häufig vorkommenden Schwefelkies, nicht für hinreichend halten ſollte, die warmen Quellen mit ihren Ingredienzien und Bedingungen hervorzubringen; ſo wird man doch eine entſchiedene

Mitwirkung nicht läugnen können, welche schon früher, obgleich vielleicht nicht bestimmt genug anerkannt worden.

Möchte es doch den Geologen gefallen, zu untersuchen und gelegentlich anzuzeigen, ob sich irgend sonstwo ein Gestein demjenigen ähnlich, wie wir es von Nummer 24 bis 35 angezeigt, befinden möchte.

Was sonst noch bei jener Sammlung zu bemerken wäre, verspare ich auf ein andermal, und gebe nur noch einige Nachricht von ein paar geologischen Merkwürdigkeiten, die mir dieses Jahr bekannt geworden.

Die erste ist ein Gneis, dessen flasrige Textur durch deutliche fleischfarbene Feldspathkrystalle hervorgebracht wird. Diese sind jenen Doppelkrystallen ähnlich welche wir unter den Nummern 6, 7 und 8 eingeführt haben. Nur ist dabei merkwürdig, daß wie der Glimmer sich nach ihnen in seiner Lage bequemt, auch ihre Krystallisation nach ihm sich einigermaßen gerichtet hat. Auch lassen sie sich nicht abgesondert darstellen, sondern sind mit dem Glimmer und dem übrigen Gestein innig verbunden. Nicht gar einen Zoll lang, deuten sie, wie jene obgedachten Krystalle, auf die sechseitige Säule so wie auf ein rhombisch Tafelartiges, und machen durch Farbe und gleiche Austheilung in dem ganzen Gestein ein sehr angenehm in die Augen fallendes Mineral. Diese Steinart findet sich zwischen Tepel und Theising. Ich verdanke die Kenntniß derselben der Aufmerksamkeit und Gefälligkeit des Herrn Hofraths Sulzer in Ronneburg.

In

In den geognoſtiſchen Sammlungen der mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena findet ſich ein Aſchaffenburger Gneis, der einige Aehnlichkeit mit dem beſchriebenen, doch nicht ſein angenehmes Ausſehen hat.

Eine zweyte geologiſche Merkwürdigkeit findet ſich zwiſchen Hof und Schleitz, kurz vor dem letztern Ort, links an der Chauſſee. Es zeigt ſich daſelbſt Baſalt (Urgrünſtein) von der ſchwärzeſten und härteſten Sorte, theils in unregelmäßigen Maſſen, theils in deutlichen Säulen, vielfach bis in's Innerſte zerklüftet, und alle Klüfte ſelbſt die zarteſten mit Asbeſt ausgefüllt.

So ſetzt auch Asbeſt durch den anſtehenden Thonſchiefer, füllt die kleinſten Abtheilungen der Geſteinſcheidungen und verbindet ſich innig mit dem Geſtein. Die ſtarke Verwitterung verhinderte die nähere Einſicht bei einer flüchtigen Beobachtung; daher zu wünſchen iſt, daß dieſer Punkt die Aufmerkſamkeit reiſender Geologen auf ſich ziehe.

Manches andere verſpare ich für den nächſten Jahrgang und füge nur noch den Wunſch hinzu, daß die von mir nur im Allgemeinen angedeuteten Mineralien durch Oryktognoſten vom Metier nach und nach in der Kunſtſprache möchten beſchrieben werden. Inzwiſchen ſind zur Erleichterung der Kenntniß von dieſer Seite die bedeutendſten Exemplare in der Sammlung der mineralogiſchen Geſellſchaft zu Jena niedergelegt worden.

Freimüthiges Bekenntniß.

Die Natur, kraft ihrer Allthätigkeit, wirkt in und an der Nähe, so wie von fern her und in die Ferne; beide Wirkungen sind immerfort zu beachten, keine Beobachtungsweise darf und kann die andere verdrängen. Vorstehende Blätter, vor so viel Jahren geschrieben, sind der Nähe gewidmet; man sucht merkwürdige Naturerscheinungen aus nahe liegenden Bedingungen zu erklären, man thut es mit Recht, und wird es immerfort thun.

Wenn wir aber den Ursprung der heißen Quellen unmittelbar auf der Stelle suchen und zu finden glauben, so wird dadurch niemandem die Befugniß verkümmert, sie aus dem siedenden Abgrund unserer Erdkruste bis auf die höchsten Gebirge heiß und unverkühlt emporsprudeln zu lassen; und wenn letztere Vorstellungsart jetzt die herrschende geworden, so muß es erlaubt seyn daran bloß ein historisches Phänomen zu erblicken, und dagegen auch bei einer historisch-herkömmlichen, individuell-angemessenen Denkweise zu verharren, welche von ihrer Seite gewiß nicht minder die Erfahrung zu bereichern in Thätigkeit bleiben wird.

Man beachte nachgemeldeten Fall.

Auszug eines Schreibens

des

Herrn Barons v. Eschwege.

Lissaben den 2 Juny 1821.

„Das problematische Phänomen, wovon man das Nähere zu wissen wünscht, steht ausführlich beschrieben in dem Diario do Governo vom 22 Januar 1821 und ereignete sich am Rio Douro.

Der Besitzer eines Gartens daselbst ging um 10 Uhr Morgens aus, um den Schaden, durch heftigen Regen veranlaßt, in Augenschein zu nehmen; noch wenig Schritte vom Garten entfernt sieht er auf Einmal einen großen Fleck Landes sich erheben und aufthürmen, mit furchtbarem Getöse kommt eine Wassersäule emporgeströmt, Weinpflanzungen, Keller und Häuser welche dieser Ausbruch erreichte, wurden fortgerissen, und vier Menschen verloren dabei das Leben. Nachdem das Wasser sich verlaufen, war ein großes Loch entstanden von außerordentlicher Tiefe, welches stark rauchte, an drey andern Orten in der Nachbarschaft waren ebenfalls Ausbrüche gewesen.“

Häufig niedergegangenes Regenwaſſer ſammelt ſich in Gebirgshöhlen, es ſenkt ſich in Schluchten tief hinab und ſucht ſich endlich in der nachbarlichen Ebene einen möglichen Weg zu gewaltſamer Entladung durch leichten fruchtbaren Boden; dort ſteigt und wirkt es nach Verhältniß ſeiner Maſſe, ſeines Falles und Druckes.

Sollte hiedurch das Phänomen nicht genugſam aufgeklärt ſeyn? ſollte man auch hier Vulcane und Erdbeben zu Hülfe rufen?

Recht und Pflicht.

Wenn der Naturforscher sein Recht einer freien Beschauung und Betrachtung behaupten will, so mache er sich zur Pflicht die Rechte der Natur zu sichern; nur da wo sie frei ist, wird er frei seyn, da wo man sie mit Menschensatzungen bindet, wird auch er gefesselt werden.

Eins der größten Rechte und Befugnisse der Natur ist, dieselben Zwecke durch verschiedene Mittel erreichen zu können, dieselben Erscheinungen durch mancherlei Bezüge zu veranlassen. Nachstehendes diene zum Beispiel:

Schon im Jahre 1822 wurden die Naturfreunde, die sich im Marienbad geognostisch beschäftigten, auf den Einfluß hingewiesen, welchen die dort so stark wirkenden Dunstarten selbst auf das Urgestein ausübten, indem sie einige Theile desselben völlig aus- und aufzehrten, andere unverändert stehen ließen und so ein löchriges, oft blasenartiges Gestein darstellten. Feldspath und Glimmer war es eigentlich den sie feindselig behandelten, selbst die Almandine blieben nicht ausgeschlossen, der Quarz indessen blieb fest, starr und unberührt.

Im Jahre 1823 beachtete man dergleichen Vorkommen genauer; man veranlaßte eine Sammlung, welche schon an und für sich, besonders aber mit dem unverschrten Originalgestein in Vergleichung gebracht, höchst merkwürdig ist. Die aufgelösten Theile nähern sich der Porcellanerde, daher die Exemplare, indem auch Quarz weiß ist, meistentheils ein helles Ansehen haben. Der Katalog von dem vorliegenden Gestein bildete sich folgendermaßen:

Durch das Gas des Marienbrunnens angegriffenes Grundgebirg.

1) Grobkörniger Granit mit schwarzem Glimmer;
2) feinkörniger Granit;
3) feinkörniger Granit mit schiefriger Textur;
4) ein Stück von mittlerm Korn;
5) Quarzgang, woran die Zellen des Feldspaths noch zu sehen;
6) Granit, wo der Quarz überwiegend war;
7) drey kleinere dergleichen;
8) Gneis von mittlerm Korn;
9) deßgleichen etwas gröber;
10) deßgleichen noch gröber Korn;
11) beinahe dasselbe, nur feiner;
12) deßgleichen ganz leicht;
13) deßgleichen von dem allerfeinsten;
14) Hornblende mit Almandinen;

15) gesundes Gestein, nur von außen angegriffen;

16) deßgleichen mehr, und schon zellig;

17) deßgleichen, beinahe ganz aufgezehrt;

18) ganz zellig, die Almandine nur wenig bemerkbar;

19) ein kleines Stück, mit noch aufsitzenden Almandinen;

20) völlig bimsteinartig, ohne Kennzeichen des Originalgesteins;

21) ein dem Glimmerschiefer verwandtes Gestein, mit großen Almandinen, die im gesunden Zustande als schwarze Punkte sichtbar sind;

22) ausgefressener Gneis, von der rechten Seite der Straße nach Tepel;

23) porphyrartiges Gestein, als Gangart im Granit vorkommend, wo bloß die feinen Gänge vom Quarz stehen geblieben;

24) besondere Aufmerksamkeit verdient ein zelliger Quarz, dessen Entstehung dadurch deutlich wird, daß man sehen kann wie das Gas theilweise das in den Zwischenräumen noch hie und da sichtbare Eisen aufgelöst und weggenommen hat.

25.

Reiche den Becher denn
O! Sawad Ben Amre:
Denn mein Körper um des Oheims willen
Iſt eine große Wunde.

26.

Und den Todes-Kelch
Reichten wir den Hudſeliten,
Deſſen Wirkung iſt Jammer,
Blindheit und Erniedrigung.

27.

Da lachten die Hyänen
Beim Tode der Hudſeliten.
Und du ſaheſt Wölfe
Denen glänzte das Angeſicht.

28.

Die edelſten Geier flogen daher,
Sie ſchritten von Leiche zu Leiche,
Und von dem reichlich bereiteten Mahle
Nicht in die Höhe konnten ſie ſteigen.

Wenig bedarf es, um ſich über dieſes Gedicht zu verſtändigen. Die Größe des Charakters, der Ernſt, die rechtmäßige Grauſamkeit des Handelns ſind hier eigentlich das Mark der Poeſie. Die zwey erſten Strophen geben die klare Expoſition, in der dritten und vierten ſpricht der Todte und legt ſeinem Verwandten die Laſt auf ihn zu rächen. Die ſechste und ſiebente

Gestaltung
großer anorganischer Massen.

Von einer geringen, fast unscheinbaren Naturwirkung, die wir als Experiment täglich wiederholen können, von einer partiellen Zerstörung urweltlicher Gebirgsarten, gehen wir zu einer der ungeheuersten Wirkungen über, die unsern Geist erheben und durch Anschauung in die Vorzeit versetzen soll. Wir sprechen von der Gestaltung der Schneemassen auf den höchsten Gebirgen.

„Fischer: Bergreisen 2ter Thl. S. 153. Serac, eine große parallelepipedisch geformte Masse Schnee. In solche regelmäßige Formen theilen sich die Lavinen, wenn sie eine Zeit lang gelegen haben."

„Joseph Hamel: Beschreibung zweyer Reisen auf den Montblanc. Wien 1821. Zwanzig Minuten nach 7 Uhr erreichten wir die erste der drey Schnee-Ebenen, welche zwischen dem Dome du Goute und dem Mont Maudit (einer Felsenreihe, welche die südliche Schulter des Montblanc bildet) eine nach der andern von Norden nach Süden folgen. Hier hat man nahe zur Rechten auf

dem Dome die ungeheuren in die Luft ragenden Eismaſſen, Seracs genannt, welche man vom Chamounythal aus ſehr gut ſieht. Der Himmel, welcher dunkelblaue Farbe zeigt, erſchien neben dieſen blendend-weißen Eisthürmen faſt ſchwarz.

Dieſe Benennung Serac kommt von einer Art im Thal verfertigter weißer Molkenkäſe, der in parallelepipediſchen Formen gepreßt wird, und nachgehends bei m Trocknen an den Rändern Riſſe bekommt, wodurch er dieſen Eismaſſen in etwas ähnlich ſieht. Vielleicht kommt der Name des Käſes von Serum, Molke."

Bei dieſen, freilich nicht ganz hinreichenden, Relationen machten wir, in Gefolg vieljähriger Gebirgsbeobachtung, nachſtehende Betrachtung: Die Schneemaſſen, ſobald ſie ſolideſciren und aus einem ſtaub- und flockenartigen Zuſtande in einen feſten übergehen, trennen ſich in regelmäßige Geſtalten, wie es die Maſſen des Mineralreichs thaten und noch thun. Sie ſtehen als große Wände auf den Berggipfeln wie die mauer-, thurm- und ſäulenartigen Granitmaſſen auf den Bergreiben. Wahrſcheinlich aber ſind dieſe großen blanken Eiswände nicht in völlig ebenen, ununterbrochenen Flächen eingeſchloſſen, ſondern ſie haben, gleich jenen Käſen denen ſie verglichen werden, Riſſe, Einſchnitte, und nach unſerer Vorſtellungsart nicht zufällige, ſondern regelmäßige.

Betrachten wir am Harze die großen emporſtehenden

Klippen, z. B. Arendsklint und die Wernigerödder Feuersteine, so wird eine gemeine Einbildungskraft gar nicht zu schelten seyn, wenn sie solche als Käse oder Kuchen übereinandergethürmt anspräche. Nicht allein alle Felsarten des Urgebirgs, sondern bis herauf zum bunten Sandstein und weiter haben das Bedürfniß sich in mannichfachen, regelmäßigen Richtungen zu trennen, so daß Parallelepipeden entstehen, welche wieder in der Diagonale sich zu durchschneiden die Geneigtheit haben. Diesem allgemeinen Gesetze habe ich vor vierzig Jahren am Harze nachgespürt, und bewahre davon die schönsten Zeichnungen eines trefflichen Künstlers, und war schon damals nicht abgeneigt zu glauben, daß diese großen inneren Trennungen der Gebirgsmassen sich auf tellurische und kosmische Wirkungen beziehen möchten, wovon die süd-nördliche uns längst bekannt war, die westöstliche aber erst neuerlich offenbart worden ist.

Um sich aber von solcher Gestaltung der Steinmassen den Begriff zu erleichtern, so fingire man daß ein Gitterwerk durch sie durchgehe, und zwar sechsseitig, wodurch so viele einzelne Körper abgeschnitten werden, cubisch, parallelepipedisch, rhombisch, rhomboidisch, säulen- oder plattenförmig, welcher Art es auch wäre.

Hiebei muß man sich aber sagen: diese Trennung sey anzusehen als ideell, als potentiä, der Möglichkeit nach, und sey daher theilweise sowohl an eine ewige Ruhe gebunden, als einer früheren oder späteren Er-

ſcheinung anheim gegeben; da denn nicht alle intentionirten Sonderungen jedesmal zur Wirklichkeit gelangen und man ſie vielleicht nur hie und da actu in der Gegenwart vorzeigen kann, indem an großen Gebirgskörpern oben angedeutete Formen bald einzeln ausgebildet hervortreten, bald aber in große Maſſen verſchlungen und darin verſteckt gedacht werden müſſen.

Durch dieſen Begriff kommt auch der Zeichner ganz allein zur Fähigkeit, Felſenwände und Gipfel richtig und wahrhaft darzuſtellen, indem er das Unſichtbare durch das Sichtbare ſich verdeutlicht und den allgemeinen Charakter im Kleinen wie im Ungeheuren durchzuführen vermag. Die Urgeſtaltung wird ihm klar, er begreift wie daſſelbe Geſtein bald als Platte, Säule und doch auch als Wand erſcheinen könne, und wie allen dieſen Phänomenen eine verwandte Form zum Grunde liege.

Eine ſolche hypothetiſche Gebirgsdarſtellung haben wir auf einer Tafel verſucht, deren Raum mit gegitterten Linien durchzogen, ein landſchaftliches Bild aber, dem man dieſe Grundzüge kaum anmerkt, in dieſes Gewebe hinein gezeichnet iſt.

Von der oben erwähnten 1784 ſorgfältig, mit manchen Aufopferungen, durchgeführten Harzreiſe haben wir ſehr ſchöne, noch jetzt wohl erhaltene ſchwarze Kreidezeichnungen, meiſt in groß Folioblättern mitgebracht. Verkleinert können ſie nicht werden; der Aufwand ſie in Kupfer ſtechen zu laſſen war abſchreckend;

nun aber wären sie lithographisch vielleicht eher mitzutheilen, nur wird ein sehr gewandter, mit charakteristischem Geiste begabter Künstler, der Sache kundig, liebevoll sich damit zu beschäftigen haben.

Einstweilen stehe das Verzeichniß hier an passender Stelle.

1) Teufelskanzel und Hexenaltar auf dem Brocken; meisterhaft charakteristischer Umriß, hinreichend schattirt.

2) Arendsklint, eine Felsgruppe vom Brocken nordwestwärts, hievon stellt diese Nummer mit den drey folgenden einzelne Klippen vor Augen. Umriß einer großen Felsmasse, mit wenig verticalen und vielen horizontalen Abtheilungen.

3) Deßgleichen, doch von ganz anderer Naturconstruction als die vorhergehende; die Hauptmasse mit Aufmerksamkeit ausgeführt.

4) Kleinere Zeichnung, den Granit kugel- und säulenförmig zugleich vorstellend.

5) Abermals eine Felsmasse von Arendsklint; sorgfältiger Umriß und zur nöthigen Deutlichkeit schattirt.

6) Ein Schnarcher, einer der schönen Granitfelsen die auf dem Barenberge in der Nähe von Schierke stehen. Der Punkt ist bemerkt, wo dieser Fels die Magnetnadel verändert. Genauer Umriß, durch Schattirung hervorgehoben.

7) Wernigerödder Feuerstein; der Hauptgegenstand von oben herein charakteristisch ausgeführt.

8) Bei der Sufenburg an der Bude, quarzreiches porphyrartiges Geſtein; ſorgfältiger Umriß der Hauptpartien.

9) Der Punkt wo die Bude von oben herab aus dem Schiefergebirg auf den Granit ſtößt und durch denſelben hindurchdringt. Kleine Zeichnung, auf der Gränze beider Geſteinarten genommen, wenig colorirt. Der ſehr quarzhaltige Thonſchiefer iſt blaulich, der Granit röthlich angewaſchen.

10) Aus der Höhe in der Schlucht weiter abwärts, wo die Bude ſehr gedrängt ein Becken macht. Man bemerkt den bei hohem Waſſer durch das vorbeiſtrömende Floßholz ausgewaſchenen Granit.

11) Granitfelſen, vom linken Ufer der Bude, unter dem Roßtrapp; gehörig ſchattirte Zeichnung.

12) Deßgleichen. In der Höhe der Felſen des Roßtrapps ſelbſt, Umriß; der Vordergrund charakteriſtiſch ſchattirt.

13) Ein deßgleichen, aus dem Budethal emporſteigender Granitfelſen; vollkommen ausgeführte Zeichnung.

14) Granitklippe im Ockerthal, zum Begriff von verborgenen und offenbaren Zerklüftungen ſehr dienlich.

15) Kieſelſchieferklippe an der Ocker, merkwürdig wegen der horizontalen und verticalen Ablöſungen. Charakteriſtiſche Skizze.

16) Marmor mit Quarz durchzogen, die Kalktheile

wittern aus, der Quarz bleibt ſtehen; dieß gibt dem Fels ein ganz eigen ausgefreſſenes Anſehen. Aus der innern, unangegriffenen Maſſe laſſen ſich bedeutende Tafeln ſchneiden und ſchön poliren. Ockerthal?

17) Der Hübichenſtein, Kalkfelſen am Iberge in der Nähe der Bergſtadt Grund, eigentlich ein Korallenfels, an welchem auch die telluriſchen Trennungen, obgleich unregelmäßig, zu bemerken ſind. Vollkommen ausgeführte Zeichnung. Die zweyte Vignette in dem wichtigen Werke unſeres abgeſchiedenen Freundes von Trebra (Erfahrungen vom Innern der Gebirge. Deſſau und Leipzig 1785. Fol.) iſt eine leichte Skizze nach der mit der größten Sorgfalt vollkommen ausgeführten Zeichnung.

18) Haus-Kühnenburg: Sandſtein, völlig ausgeführte charakteriſtiſche Zeichnung.

19) Graue Wacke, in der Nähe von Wildemann, flötzartig gelagert; ſorgfältigſt ausgeführte Zeichnung.

20) Eingang zu der Baumannshöhle; klein Querfolio, angetuſcht, die Marmormaſſen in ihrem charakterloſen Charakter wohl ausgedruckt.

21) Eiſengrube in Thonſchiefer vom Tage herein; Eiſenſtein und Gebirgsart ſind ſo vermiſcht, daß gewiſſermaßen nur ein Raubbau ſtattfindet.

22) Feſtung auf dem Regenſtein, in den Sandſtein eingegraben; das Ganze zerſtört und verwittert, klein Querfolio.

23) Höhlen auf dem Regenſtein; ſkizzirt, nicht ſonderlich charakteriſtiſch.

24) Die alte Burg bei Langenſtein. Flüchtige aber klare Zeichnung, die Gebirgsart nicht charakteriſtiſch.

25) Die Clauſe bei Goslar; Sandſtein; charakteriſtiſch.

26) Teufelsmauer bei Thale gegen Quedlinburg; ſo merkwürdig als ſchön gezeichnet, die Nothwendigkeit des Einſtürzens mancher Gebirgsarten unter gewiſſen Umſtänden vor Augen geſtellt.

27) Gypswände bei Oſterode; reinlich umriſſen und angetuſcht, den ſchwachen Charakter dieſer Geſteinart glücklich ausſprechend.

Vorgemeldete Sammlung iſt wie man ſieht nach einer gewiſſen Ordnung gereiht, ſie führt vom Granit des Brockens bis zum Gypsfelſen von Oſterode, freilich weder vollkommen in geologiſcher noch geographiſcher Folge. Doch würde ſie in beiden Rückſichten ſchon vollſtändiger werden, wenn man eine vorräthige doppelte Anzahl von kleineren weniger ausgeführten Umriſſen, Skizzen und manchen flüchtigen Entwurf dazwiſchen legen wollte, welches um ſo inſtructiver ſeyn würde, weil jedes dieſer Blätter, wenn auch mit weniger Zeitaufwand doch immer zu jenem ausgeſprochenen Zwecke mit Ueberlegung gefertigt worden. Ein lakoniſches gleichfalls übrig gebliebenes Tagebuch würde dabei noch weiter behülflich ſeyn.

Von jenen kleineren Zeichnungen bemerke folgende:

a) Herenaltar auf dem Brocken, in geschichteter Lage; noch vor funfzig Jahren glaubte man hier eine durch Menschenhände aufgerichtete Mauer zu erblicken.

b) Arendsklint; eine auf regelmäßigem Natur-Piedestal aufgerichtete Felsensäule.

c) Unter dem Roßtrapp an der Bude; flüchtige Skizze, die steilaufstrebenden Felsenpartien sehr gut ausdrückend.

d) Treppenstein, an der Ocker; regelmäßig rechtwinklicht getrennte Granitmasse.

e) Unter dem Treppensteig am Wasser; an unförmliche Granitmassen anstoßende sanftgeneigte regelmäßige Bänke desselben Gesteins.

f) Ziegenrücken im Ockerthale; beinahe verticale Bänke, horizontal und diagonal durchschnitten.

g) Kalkhöhle von oben erleuchtet; mahlerischer Effect.

h) Versteinerungslagen unter Grauwackebänken, am Schulenberg auf dem Oberharz.

i) Kättelsthaler Gypsbrüche; kleines Musterstück, die horizontale und verticale schwankende Durchklüftung dieser Gesteinart darstellend.

k) Clause bei Goslar; in den Sandstein gegraben, merkwürdig wegen regelmäßiger doch schwankender Zerklüftung.

l) Rammelsberg bei Goslar; meisterhafte kleine Zeichnung, den ödesten trostlosesten Zustand, auf der Oberfläche metallischer Naturschätze, vergegenwärtigend.

Gebirgs-Geſtaltung
im Ganzen und Einzelnen.

Ehe wir auf unſerm bezeichneten Wege nunmehr weiter ſchreiten, faſſen wir in einem Rückblick dasjenige zuſammen wovon bisher gehandelt worden.

Große anorganiſche Maſſen geſtalten ſich ſolideſcirend und zwar regelmäßig. Wir gebrauchten ein Gitterwerk als Gleichniß, und gaben den Katalog einer Sammlung von Zeichnungen, zu dieſem Zwecke vor vielen Jahren aufgenommen und bis jetzt ſorgfältig aufbewahrt.

Den Augenblick der Solideſcenz hat man als höchſt bedeutend zu betrachten. Solideſcenz iſt der letzte Act des Werdens, aus dem Flüſſigen durch's Weiche zum Feſten hingeführt, das Gewordene abgeſchloſſen darſtellend.

Im Solideſciren, im Uebergang aus dem Weichen in das Starre, ergibt ſich eine Scheidung, ſie ſey nun dem Ganzen angehörig oder ſie ereigne ſich im Innerſten der Maſſen.

ſchließt ſich dem Sinne nach an die erſten, ſie ſtehen lyriſch verſetzt; die ſiebente bis dreizehnte erhebt den Erſchlagenen, daß man die Größe ſeines Verluſtes empfinde. Die vierzehnte bis ſiebzehnte Strophe ſchildert die Expedition gegen die Feinde; die achtzehnte führt wieder rückwärts; die neunzehnte und zwanzigſte könnte gleich nach den beiden erſten ſtehen. Die einundzwanzigſte und zweyundzwanzigſte könnten nach der ſiebzehnten Platz finden; ſodann folgt Siegesluſt und Genuß beim Gaſtmahl, den Schluß aber macht die furchtbare Freude die erlegten Feinde, Hyänen und Geiern zum Raube, vor ſich liegen zu ſehen.

Höchſt merkwürdig erſcheint uns bei dieſem Gedicht, daß die reine Proſa der Handlung durch Transpoſition der einzelnen Ereigniſſe poetiſch wird. Dadurch, und daß das Gedicht faſt alles äußern Schmucks ermangelt, wird der Ernſt deſſelben erhöht, und wer ſich recht hinein lieſt muß das Geſchehene, von Anfang bis zu Ende, nach und nach vor der Einbildungskraft aufgebaut erblicken.

Jene Urdurchgitterung, wie wir, das Obgesagte in's Kurze zu fassen, die Erscheinung actu, die Vermuthung potentiâ nennen wollen, geschah niemals ohne Sonderung: denn alle Gebirgsmassen sind mehr oder weniger zusammengesetzt; daher entstanden gleichzeitige Gänge (dieses unzulängliche Wort müssen wir einstweilen gebrauchen), Gänge die mit Gestein-Abtheilungen parallel gehen, diese mögen nun vertical aufgerichtet stehen und deßhalb als Wände gelten, oder unter verschiedenen Winkeln geneigt, bald mit dem Namen Bänke, und endlich wohl gar Lager bezeichnet werden. Diese Gänge sprechen wir als gleichzeitig mit der Gebirgsmasse an. Wer einen Schriftgranitgang in einer Granitmasse eingeschlossen, ihrem Fallen und Streichen genau folgend, mit Augen gesehen hat, der wird den Sinn begreifen den wir in diese Worte legen.

Jene Scheidung wird also von der Hauptgestaltung mit fortgerissen und fügt sich in die Richtungen jenes Gitterwerks.

So viel sey vorläufig von einer Angelegenheit gesagt, die schon tausendfach mit mehr oder weniger Glück ausgesprochen worden. Man erinnere sich der Füllungs-Theorie, welche so überhand nahm, daß eines werthen Mannes, von Charpentiers, verständige Bemühungen abgelehnt, beseitigt, mißgeachtet, vergessen und zuletzt gar nur durch Hohnrede wieder zur Erinnerung gebracht wurden. Eine Wiederaufnahme der Arbeiten

eines höchſt ſinnigen Vorfahrs würde gerade jetzt einen guten Eindruck machen und vielleicht von erfreulichen Folgen ſeyn.

Aber gleichzeitig mit jener Scheidung, die dem Ganzen folgen muß, geht im Innerſten der Maſſen noch eine beſondere vor, welche den eigentlichen Charakter der Gebirgsart ausſpricht, und dieſes iſt, was wir porphyrartig nennen. Auch hier wie dort ſondert ſich das Reinſte, oder vielmehr Homogenſte, nicht ſowohl vom Unreinen als vielmehr vom Fremdartigen, das Einfachere vom Zuſammengeſetzten, das Enthaltene vom Enthaltenden, und zwar ſo, daß man oft die Identität beider nachweiſen kann. Unzählige Beiſpiele, vom Granit bis zum letzten Gyps und Kalkſtein, ſind den Freunden dieſes Wiſſens bekannt. Sehr oft iſt das Enthaltene dem Enthaltenden nahe verwandt. Die Carlsbader und Ellbogner Zwillingskryſtalle ſind eigentlich kryſtalliſirter Granit; die großen Granaten oder Almandine von Tyrol ſind offenbar kryſtalliſirter Glimmerſchiefer, die Eiſengranaten kryſtalliſirter Eiſenglimmer.

Wie nun dieſe Geſtaltungen ſich ſelbſt in beengender Maſſe hervorthun, ſo werden noch mehr die durch geiſtige Auflöſung befreiten auf leeren Gebirgsklüften und Schluchten herumgeführten Ur-Theilchen ſich noch reiner abtrennen und die gleichartigen ſich einander zugeſellen. Hier haben wir alsdann die ganz reinen Kryſtallbildungen, an

denen wir uns höchlich erfreuen, unſer Wiſſen daran bilden und ordnen können.

Auch jene porphyrartigen Erſcheinungen habe ich ſorgfältig geſammelt, und wie ſich das oben Behauptete in einzelnen Beiſpielen ausſpricht verdient wohl eine beſondere Behandlung. Jedoch finde eine chemiſche Erfahrung hier einſtweilen Platz.

Ich erhielt ein Glas Opodeldok von gleichartiger trübdurchſcheinender Maſſe, worin aber runde weiße kryſtalliſirte Körperchen in kleiner Erbſengröße ſchwebend gehalten werden. Bei einer nähern Erkundigung vernahm ich, daß dieſes Glas erſt vor drey Wochen bereitet worden. Schon am zweyten und dritten Tage zeigen ſich Pünktchen, die ſich nach und nach vergrößern und eine kryſtalliniſche Form annehmen, an welchen jedoch im Verlauf der Zeit kein weiterer Wachsthum zu bemerken iſt.

Ferner hat ſich gefunden, daß in kleineren Gläſern die Kryſtällchen häufiger und kleiner als Hirſenkörner entſtehen, wodurch wir belehrt werden: daß ſogar das Maß der Räumlichkeiten auf die Kryſtallbildung entſchiedenen Einfluß hat, und zugleich auf manches orykognoſtiſche Vorkommen hingewieſen ſind.

Auf dieſem Wege jedoch begegnen wir einem andern Phänomen, das uns bei ſeiner Unerforſchlichkeit nicht losläßt. Solideſcenz iſt mit Erſchütterung

verbunden. Nur selten kommt dieß Ereigniß, seiner Zartheit wegen, zur unmittelbaren entschiedenen Anerkennung.

„Derjenige welcher bei dem Versuch das Queckſilber gefrieren zu machen die Glasröhre in der Hand hielt, fühlte in dem Augenblick als das Metall seinen flüssigen Zustand verlor eine plötzliche Erschütterung; und eine ganz ähnliche Erscheinung findet bei'm Festwerden des Phosphors statt."

So zeigt sich auch Solidescenz durch Erschütterung. Ein Glas Wasser nahe am Gefrieren durch einen Schlag erschüttert, krystallisirt sogleich.

Gedenken wir an dieser Stelle, wenn sie auch weit abzuliegen scheinen, der Chladnischen Versuche, wo die Erschütterung, regelmäßig geleitet, zugleich mit dem Ton eine Gestalt hervorbringt. Auf Glastafeln ist das Phänomen jederman bekannt, vielleicht nicht allen folgendes:

Wasser, auf flachen geränderten Glastellern, mit Semen lycopodii bestreut und durch einen Violinbogen angeregt, gibt, in vielfältigen Abtheilungen, die Erscheinung gegitterter Flächen und eines entschiedenen Gewebes, so daß der umsichtig thätige Heusinger dessen in seiner Histologie (Hyphologie) gedenken konnte. Purkinje, ein merkwürdiger Forscher unsrer Zeit, hat mir solches Gewebe durch eine scharfsinnige Vorrichtung auf Glastäfelchen fixirt und freundlichst mitgetheilt.

Die entoptiſchen Erſcheinungen laſſen ſich gleichfalls hier anſchließen; durch ſchnelle Veränderung der Temperatur ſolideſcirt ja in den Glastäfelchen eine ſonſt vorüberfliegende Geſtaltung.

Bedeutend hab' ich immer die Betrachtung gefunden, die uns das makro-mikromegiſche Verfahren der Natur einzuſehen fähig macht: denn dieſe thut nichts im Großen was ſie nicht auch im Kleinen thäte, bewirkt nichts im Verborgenen was ſie nicht auch am Tageslicht offenbarte.

Daß der Thonſchiefer im Großen von Quarzgängen häufig durchſetzt werde, iſt bekannt; nun aber traf ich eine dergleichen Gebirgsart, deren mäßige tragbare Maſſen nach einem gewiſſen Streichen von Quarzgängen durchzogen waren, indeſſen ſchiefrige Ablöſungen dieſe Maſſen rechtwinkelig auf die Richtung der Gänge zu ſchmalen Täfelchen trennten und ſo natürliche Durchſchnitte vor Augen legten.

Ich lege ein ſolches Thonſchiefer-Täfelchen vor mich, ſo daß der darauf ſich zeigende etwa ſechs Linien ſtarke Quarzgang in horizontaler Richtung ſey, ein ſchmälerer etwa eine Linie breiter Gang kommt auf dem erſteren im Winkel von etwa 45 Graden an, wird ſogleich nach dem Perpendikel zu gebrochen, geht ſichtlich durch den ſtärkeren hindurch, kehrt unterwärts in die erſte Richtung zurück und ſetzt parallel mit der Eintritts-Linie ſeinen Weg weiter fort. Hier gebrauche ich, wie man ſieht, eine

bekannte Terminologie, deren man ſich bedient um das Phänomen anzuzeigen, wenn das Licht, oder deſſen ſogenannter Strahl, aus dem dünneren Mittel in's dichtere und von da wieder in's dünnere übergeht.

Und fürwahr, wären unſere Täfelchen in Linearzeichnungen auf eine Kupferplatte gebracht, ſo würde jederman glauben es ſeyen aus einem phyſikaliſchen Compendium jene auf die Lehre von Brechung des Lichts bezüglichen Figuren copirt worden.

Doch wollen wir die Analogie nicht weiter treiben, ſondern nur erzählen was wir vor uns ſehen: der ſchwächere Gang auf dem ſtärkeren, vertical im rechten Winkel anlangend, ſcheint von ſeinem Wege nicht abgelenkt; doch gehen genau betrachtet zwey Gänge niemals durch einander, ohne daß ſie einigermaßen in ein Schwanken geriethen und eine leiſe Wirkung ſolches Zuſammentreffens andeuteten.

Der Fall welcher ſelten vorkommt, daß der ſchwächere Gang den ſtärkeren verſchiebt, deutet auf die Erfahrung, daß ein ganz leeres Klüftchen den Gang aus ſeiner Richtung bringt, ihn aber nicht rückwärts lenkt, ſondern vorwärts zu ſchieben die Eigenſchaft hat.

Einen einzigen Fall hab' ich gefunden, wo der ſchwächere Gang den ſtärkeren vertical durchkreuzend ihn beinahe um ſeine Breite niederdrückt.

Im Thonſchiefer finden wir durchaus die reinſten Beiſpiele zu dieſer Lehre; der Kieſelſchiefer hingegen iſt ſo

vielfach durchzogen und durchklüftet, daß bedeutende Beiſpiele nicht herauszuheben ſind. Der Marmor bietet uns ähnliche Betrachtungen dar, nur iſt alles leichtfertiger und unſicherer; doch fehlt es auch hier nicht an einer gewiſſen conſequenten Beſtimmtheit.

Ein merkwürdiges Beiſpiel, wodurch die Erſchütterung bei der Solideſcenz uns vor Augen gebracht wird, iſt der allbekannte Florentiniſche Ruinenmarmor. Wahrſcheinlich entſprang er aus einer eingeſinterten Gangart, die an einer Seite ſich bandartig zu bilden im Begriff war, als ein gewiſſes Zucken die zarten Streifen mit verticalen Klüftchen durchſchnitt und die horizontalen Linien bedeutend verrückte, daß die einen höher gehoben, die andern niedergehalten wurden, wodurch uns denn die Geſtalt einer lückenhaften Mauer vor Augen tritt. Indeſſen war am entgegengeſetzten Saalband die Maſſe breiartig in Bewegung; dieſe von jenen Erklüftungen wenig erleidend erſcheint nun bei geſchnittenen und polirten Tafeln über der Landſchaft als Bewölkung, wer es dafür will gelten laſſen; doch gleicht dieſe Stelle bei vorzüglichen Exemplaren ganz deutlich dem ſogenannten orientaliſchen Alabaſter, einem buntgeſtreiften durchſcheinenden Kalkſpath.

Ferner beſitz' ich andere Beiſpiele deſſelben Marmors, wie ſie mir nur einmal vorgekommen. Die Maſſe nämlich, wie ſie aus hellerem Grunde zu mehr oder weniger

hellern Beſtandtheilen ſich ſondert, hatte nicht die Tendenz wie vorige ſich bandartig zu bilden, ſondern mag unbeſtimmt durch Scheidung neben einander ſchwimmend, bei der Solideſcenz von Erſchütterung ergriffen, durch unzählige ſichtbare Klüftchen durchkreuzt worden ſeyn.

Nun ſieht man die verſchiedenfarbigen geſonderten Beſtandtheile geradlinig in beſtimmte Räumchen eingefaßt, in Dreyecken, Vierecken, alles meiſt rhombiſch ſpitz- und ſtumpfwinkelig.

Aehnliche Erſcheinungen finden wir im Großen: denn man darf den erſtbenannten Ruinenmarmor und deſſen Durchſchnittstäfelchen mit einem Durchſchnitt vom Riegelsdorfer Flötz vergleichen, ſo wird man die große Aehnlichkeit bewundern.

Alles dieſes iſt nur geſagt, daß die Natur nicht ſpäter gewaltſame Mittel anzuwenden braucht, um dergleichen Erſcheinungen mechaniſch hervorzubringen, ſondern daß ſie in ihren erſten Anlagen ewige, aber ruhende Kräfte beſitzt, die, in der Zeit hervorgerufen, bei genugſamer Vorbereitung das Ungeheure ſo wie das Zarteſte zu bilden vermögen.

Der bei Ilmenau vorkommende Bandjaſpis gibt uns von einer gleichen Naturwirkung ſchöne Beiſpiele. Die einzelnen dreyfingerbreiten Stücke zeigen eine ſehr regelmäßige Streifenbildung, graubräunlich dunkel auf helle-

rem Grunde. An vielen Stücken iſt dieſe Linearzeichnung unverrückt, an anderen aber bleibt zwar das parallele Verhältniß durchaus rein, allein die Linien ſind wie durch einen kleinen Schreck im Augenblicke der Solideſcenz verſchoben und alſo erſtarrt daß ſie nunmehr ein gelindes treppenartiges Steigen und Fallen vorweiſen. Was wir alſo vorher an einem leicht determinablen Kalkgeſtein geſehen haben, erblicken wir nunmehr an einem feſten quarzigen Thongeſtein.

Von einer heftigern Erſchütterung in einem ſolchen Augenblicke gibt uns der Trümmerachat einen bedeutenden Beleg. Hier iſt auch die erſte Tendenz zum Bandartigen unverkennbar, durch eine Störung jedoch ward ſie aufgehoben und in einzelne Stücke zertheilt; die Chalcedon-Maſſe jedoch, die allen Achaten zum Grunde liegt, in dem Augenblicke noch weich, erſtarrte zugleich mit den Trümmern die ſie enthielt, und ſo iſt uns ein ſchönes Mineral vorbereitet worden.

Ich beſitze eine Tafel Altdorfer Marmor, drey Fuß lang, zwey breit, deren ausgeſchweifte Form darauf hindeutet, daß ſie früher fürſtliche Gemächer verziert hat, und ſie verdiente dieſe Ehre wohl: denn auf einem grauen Grunde liegt Ammonshorn an Ammonshorn; die Schale des Ganzen iſt noch deutlich ſichtbar, der vordere Theil von der Grundmaſſe ausgefüllt, der hintere reiner weißer

Kalkſpath. Jedem Naturfreund iſt dieſer Marmor von Altdorf bekannt, mir aber wurde an dieſem Stücke zuerſt folgendes bedeutend. Es gehen zarte Klüfte quer durch das Ganze durch, die, wenn ſie auf ein Schneckengehäus treffen, ſolches um einige Linien verſchieben; an anderen einzelnen Muſterſtücken fand ſich auch wohl der Fall, daß die Schnecke auf vier Zwölftheile eines Pariſer Zolls verſchoben war.

Das was wir alſo am Bandjaſpis, am Florentiner Marmor erblickten, fordert uns hier abermals zur Betrachtung auf; hier liegt es dem Anblick deutlich vor, daß das Ganze noch weich, noch determinabel in einem gewiſſen Grade von Erharſchung muß geweſen ſeyn, als die ſchmalen mit einer gilblichen Maſſe ausgefüllten Klüfte in gerader Richtung, obgleich wellenförmig, durch das Ganze hindurch liefen und alles was ſie durchſchnitten von der Stelle ſchoben. Außer dieſer Haupttafel geben fünf kleinere, die ich durch Vermittelung des Herrn Profeſſors Schweigger einer alten wackern Freundin, der Frau Burgemeiſterin Baureis in Nürnberg verdanke, mit welcher, wie früher mit ihrem Garten, durch manche Zeit hindurch ein naturwiſſenſchaftlicher Verkehr ſtatt gefunden.

Von einem ſolchen Halbgewordenen, Geſtörten und wieder zum Ganzen Gefügten haben die Geognoſten ſchon manche Beiſpiele angeführt, und man wird mit einiger

Uebergang.

Wenn wir uns nun zu einem friedlichen, gesitteten Volke, den Persern, wenden, so müssen wir, da ihre Dichtungen eigentlich diese Arbeit veranlaßten, in die früheste Zeit zurückgehen, damit uns dadurch die neuere verständlich werde. Merkwürdig bleibt es immer dem Geschichtsforscher, daß, mag auch ein Land noch so oft von Feinden erobert, unterjocht, ja vernichtet seyn, sich doch ein gewisser Kern der Nation immer in seinem Charakter erhält, und, ehe man sich's versieht, eine alt bekannte Volkserscheinung wieder auftritt.

In diesem Sinne möge es angenehm seyn von den ältesten Persern zu vernehmen und einen desto sicherern und freieren Schritt, bis auf den heutigen Tag, eilig durchzuführen.

Aufmerkſamkeit noch viel mehrere finden, und manches ſogenannte Breccienartige wird hierher zu zählen ſeyn. Die Quarzfelſen am Rheinufer unmittelbar unter der Rochus-Capelle gehören hierher; ſcharfkantige Quarztrümmer ſind durch eine friſche flüſſige kräftige Quarzmaſſe zu dem feſteſten Geſtein verbunden, wie wir ja auch im Organiſchen erſehen, daß ein geheilter Knochen vor einem Bruche an derſelben Stelle ſicherer iſt als am benachbarten geſunden.

Deutſchland

geognoſtiſch-geologiſch dargeſtellt

von

Chr. Keferſtein.

Weimar 1821.

Eine Zeitſchrift, zwey Hefte, 1ſtes Heft: General-Charte von Deutſchland, zwey Durchſchnitte von Süd nach Nord. 2tes Heft: Zwey Durchſchnitte von Weſt nach Oſt. Charte von Tyrol.

Den Dank welchen Freunde der Geognoſie Herrn Keferſtein ſchuldig werden, kann ihm niemand froher und aufrichtiger abtragen als ich, da mir ſeine bedeutende Arbeit gerade zur rechten Zeit förderlich und nützlich wird. In einem Alter wo man Reſultate wünſcht, ohne daß man ſich ſelbſt im Stande fühlte in manchen Fächern zu einer Vollſtändigkeit von Erfahrung zu gelangen, das Längſtvorhandene mit dem Neuentdeckten überſehbar zu verknüpfen, iſt es höchſt willkommen, wenn Jüngere unſern Vorſatz leiſten, unſern Wunſch erfüllen.

Wenn ich gedenke was ich mich ſeit funfzig Jahren

in dieſem Fache gemüht, wie mir kein Berg zu hoch, kein Schacht zu tief, kein Stollen zu niedrig und keine Höhle labyrinthiſch genug war, und nun mir das Einzelne vergegenwärtigen, zu einem allgemeinen Bilde verknüpfen möchte; ſo kommt mir vorliegende Arbeit, inſofern ſich meine Forſchung auf Deutſchland bezog, ſehr günſtig zu ſtatten.

Wie ich alſo, theils zufällig, theils vorſätzlich, mit Land- und Gebirg-Strecken bekannt geworden, was ich von Erfahrungen notirt, von Zeichnungen trefflicher Künſtler aufbewahrt, an Gedanken fort und fort gehegt, das alles wird ſich jetzt deutlicher und kurzgefaßter entwickeln laſſen, wenn ich, Herrn Keferſteins Charten und geognoſtiſche Zeitſchrift immer vor Augen habend, Aelteres und Neueres darauf beziehe, wodurch ich denn, ohne daß ich ein zuſammengreifendes Ganzes zu liefern im Stande wäre, doch, indem ich mich an ein Ganzes anſchließe, zu einer gewiſſen Einheit gelangen kann.

Herrn Keferſteins Unternehmen, ſobald die wohlgelungene Arbeit mir zu Augen gekommen, erregte meinen ganzen Antheil und ich that zu Färbung der geognoſtiſchen Charte Vorſchläge; worauf ſich dieſe gründen, entwickeln wir folgendermaßen:

Man durfte ſich nicht ſchmeicheln eine dem Auge vollkommen gefällige äſthetiſche Wirkung hervorzubringen; man ſuchte nur die Aufgabe zu löſen: daß der Eindruck,

welcher immer bunt bleiben mußte, entſchieden bedeutend und nicht widerwärtig wäre. Der Hauptformation, welche Granit, Gneis, Glimmerſchiefer mit allen Abweichungen und Einlagerungen enthält, ertheilte man die Karminfarbe, das reinſte ſchönſte Roth; dem unmittelbar anſtoßenden Schiefer gab man das harmonirende reine Grün; darauf dem Alpenkalk das Violette, auch dem Rothen verwandt, dem Grünen nicht widerſtrebend.

Den rothen Sandſtein, eine höchſt wichtige, meiſt nur in ſchmalen Streifen erſcheinende Bildung, bezeichnete man mit einem hervorſtechenden Gelbroth; den Porphyr andeuten ſollte die bräunliche Farbe, weil ſie überall kenntlich iſt und nichts verdirbt. Dem Quaderſandſtein eignete man das reine Gelb zu; dem bunten Sandſtein ein angeröthetes Chamois; dem Muſchelkalk blieb das reine Blau; dem Jurakalk ein Spangrün und zuletzt ein kaum zu bemerkendes Blaßblau der Kreidebildung.

Dieſe Farben neben und durch einander machen keinen unangenehmern Eindruck als irgend eine illuminirte Charte, und vorausgeſetzt, daß man ſich immer der beſten Farbeſtoffe bediene, des reinſten Auftrags befleißige, werden ſie durchaus einen freundlichen zweckmäßigen Anblick gewähren. Auf der allgemeinen Charte von Deutſchland fühlt man die Totalität; die Charte von Tyrol, wo nicht alle Farben vorkommen, iſt charakteriſtiſch, man ſagt ſich gleich, daß man nichts Zerſtückeltes,

nur große Maſſen gewahre; andere Gegenden werden andere Eindrücke verleihen. Das auffallende Schwarz des Baſaltes läßt ſich, in Betracht der Bedeutſamkeit dieſer Formation, gar wohl vergeben.

Wird nun der intendirte geognoſtiſche Atlas auf ſolche Weiſe durchgeführt, ſo wäre zu wünſchen, daß die Freunde dieſer Wiſſenſchaft ſich vereinigten und dieſelben Farben zu Bezeichnung eben deſſelben Geſteins anwendeten, woraus eine ſchnellere Ueberſicht hervorträte und manche Bequemlichkeit entſtünde. Wir haben deßhalb umſtändlicher ausgeſprochen, daß die vorliegende Färbung urſächlich und nicht zufällig angeordnet worden. Ueberhaupt wäre noch manches zu beſprechen, ehe man Landcharten eigens zu geologiſchen Zwecken widmen und ſtechen ließe, da denn, durch gewiſſe, vom Kupferſtecher ſchon eingegrabene Zeichen, auch die Haupt-Epochen in ihren Unterabtheilungen kenntlich zu machen wären.

Der Kammerberg bei Eger.

Der Kammerbühl (Hügel), ſonſt auch der Kammerberg, hat ſeinen Namen von einem benachbarten Waldbezirke und einer dortigen Anlage weniger Häuſer, die Kammer genannt. Er zeigt ſich, wenn man von Franzenbrunn nach Eger geht, etwa eine halbe Stunde rechts vom Wege, wird kenntlich an einem offenen Luſthäuschen auf ſeiner Höhe und merkwürdig durch vulcaniſche Producte aus denen er beſteht. Ob ſie ächte oder pſeudovulcaniſche ſeyen, kann die Frage entſtehen; aber man neige ſich auf welche Seite man will, ſo wird bei dieſem Falle wegen beſonderer Umſtände manches problematiſch bleiben.

Wir gäben zu unſerer Darſtellung gerne ein Kupfer und legten dabei eine Sammlung zum Grunde. Denn wenn man gleich mit Worten vieles leiſten kann, ſo iſt es doch wohlgethan bei natürlichen Dingen die Sache ſelbſt oder ein Bild vor ſich zu nehmen, indem dadurch jederman ſchneller mit dem bekannt wird, wovon die Rede iſt.

Indeſſen ob uns gleich hier beides abgeht, ſo unterlaſſe ich doch nicht dieſen Aufſatz mitzutheilen. Vor-

gänger gehabt zu haben iſt immer vortheilhaft, und ſo benutzte auch ich ſpäter die Schrift des verewigten von Born. Wir ſehen aufmerkſamer wenn von uns gefordert wird zu ſehen was jene geſehen haben, und es iſt immer ſchon genug, wenn einer ſieht was der andere ſah, ob er es gleich vielleicht anders ſieht. Was das Denken und Meinen betrifft, ſo iſt über ſolche Gegenſtände ohnehin keine Uebereinſtimmung zu erwarten.

Wie viele Naturfreunde beſuchen jährlich dieſe Gegenden, beſteigen dieſe wunderſame Mittelhöhe und ohne große Schwierigkeit werden ſie, nach Anleitung des angefügten Verzeichniſſes, eine Sammlung zuſammentragen, vielleicht vollſtändiger als die unſrige. Beſonders empfehlen wir ihnen die Nummern 11 bis 14 aufzuſuchen. Bedeutend und recht ausgezeichnet, ſind ſie ſelten; aber das Glück begünſtigt den leidenſchaftlichen, unermüdlichen Liebhaber.

Läßt ſich Böhmen als ein großes Thal anſehen, deſſen Waſſer bei Außig abfließen, ſo kann man den Egerdiſtrict als ein kleineres denken, welches durch den Fluß dieſes Namens ſich ſeiner Waſſer entledigt. Betrachten wir endlich die Gegend von der zunächſt hier die Rede iſt, ſo erblickt unſre Einbildungskraft gar leicht an der Stelle des großen Franzenbrunner Moors einen vormaligen Gebirgsſee, umgeben von Hügeln und weiterhin von Bergen, deſſen gegenwärtig noch nicht völlig ausgetrockneter Boden mit einem Torflager bedeckt, mit minerali-

ſchem Alkali und andern chemiſchen Beſtandtheilen durchdrungen iſt, in welchem ſich mancherlei Gasarten häufig entwickeln, wovon die ſehr lebhaften und gehaltreichen mineraliſchen Quellen und andere phyſiſche Phänomene ein vollſtändiges Zeugniß ablegen.

Die Hügel und Gebirge welche dieſe Moorfläche umgeben, ſind ſämmtlich aus der Urzeit. Granit mit großen Feldſpathkryſtallen, dem Carlsbader ähnlich, findet ſich zunächſt bei der Einſiedelei von Liebenſtein. Ein feinkörniger mit gleichgemiſchten Theilen, der vorzüglich zum Bauen benutzt wird, bei Hohehäuſel. Nicht weniger bricht Gneis bei Roſſereit. Aus Glimmerſchiefer jedoch, der uns hier beſonders intereſſirt, beſteht der Rücken, welcher das Franzenbrunner Moor von dem Egerthale ſcheidet. Aus der Verwitterung dieſes Geſteins entſtand der Boden der meiſten Felder dieſer ſanften Anhöhen; deßwegen man auch allenthalben Ueberreſte von Quarz findet. Die Hohle hinter Dreſenhof iſt in den Glimmerſchiefer eingeſchnitten.

Auf dieſem Rücken, ſanft doch entſchieden erhoben, einzeln und abgeſondert, liegt der von allen Seiten her geſehene Kammerbühl. Seine Lage iſt an und für ſich ſchon hoch und um ſo bedeutender wird die Ausſicht auf ſeiner Höhe.

Man verſetze ſich in das offene Luſthäuschen und man findet ſich in einem Kreis näherer und fernerer Hügel und Gebirge. Im Nordweſten hat man die regelmäßigen

ſchönen und heitern Gebäude Franzenbrunns vor ſich. Wie man ſich nach der rechten wendet, erblickt man über einer weiten, wohlbebauten und bewohnten Landſchaft, in der Ferne den ſächſiſchen Fichtelberg, die Carlsbader Berge; ſodann näher die weit umherleuchtenden Thürme von Maria Culm, dann das Städtchen Königswart, wohin zu das Moor ſeinen Abfluß nach der Eger nimmt; dahinter den Königswarter Berg, weiter oſtwärts den Tillberg, wo der Glimmerſchiefer mit Granaten ſich findet. Ungeſehen in der Tiefe bleibt die Stadt Eger; auch der Fluß zeigt ſich nicht. Ueber dem Thale hingegen das er einſchneidet, ſteht das Kloſter Sanct Anna auf einer anſehnlichen Höhe, auf welcher ſchöne Feldfrüchte in verwittertem Glimmerſchiefer gebaut werden. Hierauf folgt ein waldbewachſener Berg, der eine Einſiedeley verbirgt, in der Ferne treten ſodann der Bayreuther Fichtelberg und die Wunſiedler Berge hervor. Herwärts ſieht man ſodann das Schloß Hohberg; völlig im Abend den Kappelberg, mehrere Anſiedlungen, Dörfer und Schlöſſer, bis ſich denn durch die Dörfer Ober- und Unter-Lohma der Kreis wieder an Franzenbrunn anſchließt.

Wir befinden uns alſo auf dem Gipfel eines länglichen nackten Hügels, der ſich von Südweſten nach Nordoſten zieht; rings umher läuft er gegen ſeine Baſe flach aus; nur iſt die Weſtſeite ſteiler. Eben dieſes flache Auslaufen macht ſeine Peripherie ungewiß; doch

kann man ſie über 2000 Schritte annehmen. Die Länge des Rückens von dem Luſthäuschen bis an den Hohlweg, in welchem noch ſchlackige Spuren zu finden ſind, beträgt 500 Schritte. Gegen Länge und Breite iſt die Höhe gering; die Vegetation behilft ſich dürftig unmittelbar auf verwitterter Schlacke.

Geht man von dem Luſthäuschen den Rücken gegen Nordoſten hinab, ſo trifft man ſogleich auf eine kleine Vertiefung die offenbar von Menſchenhänden ausgegraben iſt. Hat man auf dem ſanften Abhang etwa 150 Schritte zurückgelegt, ſo gelangt man an die Stelle, wo zum Gebrauch des Chauſſeebaues die Seite des Hügels aufgegraben, eine große Maſſe weggefördert, ſein Inneres aufgeſchloſſen und für den Betrachter ein bedeutendes Profil gewonnen worden. Der Durchſchnitt der ſich hier beobachten läßt, kann an ſeiner höchſten Stelle etwa 30 Fuß hoch ſeyn. Hier zeigen ſich Lagen vulcaniſcher Producte, regelmäßige Lagen welche ſanft doch etwas mehr als der Hügel nach Nordoſten abfallen und eine geringe Neigung von Süden nach Norden haben. Sie ſind an Farbe verſchieden, unten ſchwarz und braunroth; höher nimmt das Braunrothe überhand, weiter hinaufwärts zeigt ſich die Farbe weniger ausgeſprochen; da wo ſie ſich der Oberfläche nähern ziehen ſie ſich ins Graulichgelbe.

Höchſt merkwürdig iſt an dieſen ſämmtlichen Lagen, daß ſie ſo ſanft abfallen, daß ſie ohne eine Art

Aeltere Perſer.

Auf das Anſchauen der Natur gründete ſich der alten Parſen Gottes-Verehrung. Sie wendeten ſich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne, als der auffallend herrlichſten Erſcheinung. Dort glaubten ſie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieſes herzerhebenden Dienſtes konnte ſich jeder, auch der Geringſte täglich vergegenwärtigen. Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor und die religioſeſte aller Functionen war vollbracht. Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuertaufe in ſolchen Strahlen, und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, ſah der Parſe ſich von dem Urgeſtirne bei allen ſeinen Handlungen begleitet. Mond und Sterne erhellten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Gränzenloſen angehörig. Dagegen ſtellt ſich das Feuer ihnen zur Seite; erleuchtend, erwärmend, nach ſeinem Vermögen. In Gegenwart dieſes Stellvertreters Gebete zu verrichten, ſich vor dem unendlich Empfundenen zu beugen wird angenehme fromme Pflicht. Reinlicher iſt nichts als

von Bewegung oder Unordnung ganz ruhig auf einander folgen, daß sie eine geringe Höhe haben: denn man kann auf die 30 Fuß, welche das Ganze beträgt, ohne genau auf Schattirung zu sehen, bequem ihrer vierzig zählen.

Die Theile aus welchen diese Lagen bestehen, sind durchaus lose, von einander abgesondert, nirgends eine compacte zusammenhängende Masse. Das größte und seltenste Stück das man darin finden möchte, wird wenig über eine Elle betragen.

Manche Theile dieses wunderbaren Gemenges zeigen ihren Ursprung ganz deutlich. So findet man häufig genug Glimmerschiefer an Farbe und Form völlig unverändert, bald fester bald mürber. In den obern Lagen trift man denselben öfter als in den untern geröthet an.

Seltner sind jedoch solche Stücke, welche von einer leichtflüssigen zarten Schlacke zum Theil umgeben sind. Bei einigen dieser Art scheint der Stein selbst angegriffen und zum Theil in Schmelzung gerathen. Aller dieser Glimmerschiefer ist, wie gesagt, der Form nach unverändert; es zeigt sich keine Abrundung, ja kaum eine Abstumpfung. Die Schlacken die auf ihm aufsitzen, sind so scharf und frisch, als wenn sie eben erst erkaltet wären.

Gleichfalls ziemlich scharfkantig sind die Theile des Glimmerschiefers, die entweder einzeln oder in mehreren

Stücken, von feſter Schlacke völlig eingeſchloſſen, gänzlich überſchlackt ſind. Hieraus entſtehen die Kugeln, die ſich wiewohl ſeltner finden und deren Form uns verführen könnte, ſie für Geſchiebe zu halten. Vielmehr aber hat ſich die Schlacke um einen fremden Kern conſolidirt und mehr oder weniger regelmäßig kugelförmige Körper gebildet.

In den oberen Lagen, beſonders den rothen, findet ſich der Glimmerſchiefer geröthet, mürbe, zerreiblich und wohl gar in eine ſehr zarte, fettig anzufühlende, rothe Thonmaſſe verwandelt.

Den Antheil des Glimmerſchiefers, den Quarz, findet man gleichfalls unverändert, meiſtens von außen roth, welche Farbe ſich in die Klüfte hineingezogen hat. Noch verbunden mit dem Glimmerſchiefer kommt er überſchlackt vor, welches bei den abgeſonderten Stücken nicht der Fall iſt.

Nunmehr wenden wir unſre Aufmerkſamkeit zur vollkommenen Schlacke welche völlig durchgeſchmolzen, ziemlich leicht, ſchaumartig aufgebläht, breiartig gefloſſen, von außen uneben, ſcharf und voller Höhlungen, inwendig aber öfters dichter iſt. Aus ihr vorzüglich beſteht der ganze Hügel. Man findet ſie in einzelnen, für ſich fertig gewordenen, abgeſchloſſenen Stücken. Die größten von einer Elle und drüber ſind ſelten; die ſpannenlangen flachen, verdienen Muſterſtücke zu ſeyn, ſo wie

die faustgroßen unregelmäßig geballten. Alle sind scharf frisch, vollständig als wenn sie so eben erstarrt wären.

Hinabwärts finden sie sich von allen Größen und verlieren sich endlich in's Staubartige. Dieses letzte füllt alle Zwischenräume aus, so daß die ganze Masse zwar lose aber dicht auf einander liegt. Die schwarze Farbe ist die gewöhnliche. Auch sind die Schlacken inwendig alle schwarz. Die Röthe welche sie manchmal von außen überzieht, scheint sich von dem gerötheten, in eine Thonmasse veränderten, leicht auflöslichen Glimmerschiefer herzuschreiben der in den rothen Lagen häufig ist, in welchen auch lose Conglomerate von gleicher Farbe vorkommen.

Alle diese Körper sind leicht zu gewinnen, indem jeder einzelne aus der Masse herausgezogen werden kann. Die Beobachtung jedoch und Sammlung hat einige Unbequemlichkeit und Gefahr; indem man nämlich zum Behuf des Chausseebaus von der Masse unten wegnimmt, so stürzen die obern Theile nach, die Wände werden steil und überhängend, dabei denn der einströmende Regen große Partien zu nahem Sturze vorbereitet.

Auf der Oberfläche des Hügels sind die Schlacken alle von bräunlicher Farbe welche auch ziemlich in's Innere der kleineren Stücke eindringt. Das Aeußere ist durchaus stumpfer und würde auf eine andere Art von Schmelzung deuten, wenn man nicht diese Abstumpfung, so wie

die Farbe, der Witterung, welche hier seit undenklichen Zeiten gewükt, zuschreiben müßte.

Ob nun gleich in allen diesen Schlacken sich ihr Ursprüngliches völlig zu verlieren scheint, so findet man doch durchaus selbst in denen welche vollkommen geflossen sind, von der untersten bis zur obersten Schicht, deutliche Stücke von Glimmerschiefer und Quarz unverändert; daß man also an dem Material woraus sie entstanden nicht zweifeln kann.

Versetzen wir uns nunmehr in das Lusthäuschen zurück und begeben uns von oben herunter nach der Südwestseite; so zeigt sich ein zwar ähnliches, aber doch in einem gewissen Sinn ganz entgegengesetztes Gestein. Die Südwestseite ist im Ganzen abhängiger als die Nordostseite. Inwiefern sie flözartig sey, läßt sich nicht beurtheilen, weil hier keine Entblößung statt gefunden. Hingegen stehen besonders gegen Süden große Felspartien zu Tage, die sich in einer Direction von dem höchsten Punkte des Hügels bis an den Fuß desselben erstrecken. Diese Felsen sind von zweyerlei Art: die obern noch völlig schlackenähnlich, so daß die einzelnen Theile von jener erstgemeldeten obersten braunen Flözlage dem äußern Ansehen nach kaum zu unterscheiden sind, durchaus porös, jedoch keineswegs scharf, lückenhaft wie aus Knötchen zusammengesetzt. Daß dieses jedoch ihre ursprüngliche Natur sey und keine Abstumpfung obwalte, zeigt sich in den Höhlungen und Lücken, die sich hervor-

thun, wenn man Stücke vom Felsen trennt. Hier ist das Innere dem Aeußern gleich, das Innere wohin keine Verwitterung wirken können.

Der Hauptunterschied aber zwischen diesem als Fels anstehenden Gestein und allem vorigen ist seine größere Festigkeit und größere Schwere. So brücklicht und lose es aussieht, so schwer ist ihm etwas abzugewinnen, ob es gleich eher zu gewinnen ist als das Folgende.

Dieses liegt in großen Felsmassen am Fuße des Hügels. Zwischen diesem und den vorerwähnten findet sich eine Kluft, wahrscheinlich durch frühere Steinbrüche entstanden. Denn der alte viereckte Thurm auf der Citadelle von Eger, dessen Erbauung wohl in den Zeiten der Römer zu suchen seyn möchte, ist aus diesem Stein gebauen; ja man findet in dem gegenwärtigen Felsen hier und da mehrere Löcher in einer Reihe, welche auf das Einsetzen von gabel- und kammförmigen Werkzeugen hindeuten, die vielleicht zu Bewegung der nächstgelegenen Massen dienten.

Dieses untere Gestein von dem wir sprechen ist der Witterung, der Vegetation, dem Hammer fast unbezwinglich. Seine Kanten sind noch immer scharf, die verschiedenen Moosüberzüge uralt und nur mit tüchtigen Werkzeugen ist man im Stande bedeutende Theile davon zu trennen. Es ist schwer und fest, ohne jedoch auf dem Bruche durchaus dicht zu seyn. Denn ein großer Theil desselben ist auf das feinste porös: deßwegen auch der

frischeste Bruch rauh und unscheinbar ist. Ja das festeste und dichteste selbst, dessen Bruch sich uneben und splitterig zeigt, hat größere und kleine Höhlungen in sich, wie man sich selbst an kleinern Stücken überzeugen kann. Die Farbe ist durchaus lichtgrau, manchmal aus dem Blaulichen in's Gelbliche übergehend.

Nachdem wir dasjenige, was uns der äußere Sinn in dem gegenwärtigen Falle gewahr werden läßt, umständlich und deutlich vorgetragen, so ist es natürlich, daß wir auch unser Inneres zu Rathe ziehen und versuchen, was Urtheil und Einbildungskraft diesen Gegenständen wohl abgewinnen könnten.

Betrachtet man die Lage des Kammerbühls von seiner eigenen Höhe, oder von Sanct Annen herunter, so bemerkt man leicht, daß er noch lange unter Wasser gestanden, als die höhern das Thal umgebenden Gebirge schon längst aus demselben hervorragten. Stellen wir uns vor, wie sich die Wasser nach und nach vermindert, so sehen wir ihn als Insel erscheinen, umspült von den Gewässern; endlich bei weiterm Entweichen des Wassers als Vorgebirg, indem er auf der Nordostseite mit dem übrigen Rücken schon trocken zusammenhing, da auf der Südwestseite die Wasser des Egerthals noch mit den Wassern des gegenwärtigen Moors einen Zusammenhang hatten.

Finden wir nun bei seiner gegenwärtigen völligen Abtrocknung eine doppelte Erscheinung, ein Flözartiges und

ein Felsartiges; so sprechen wir billig von jenem zuerst, weil wir zu seiner Entstehung das Wasser nothwendig zu Hülfe rufen müssen.

Ehe wir doch zur Sache selbst gehen, bleibt uns noch eine Vorfrage zu erörtern, ob der Inhalt dieses flözartig sich zeigenden Hügels auf der Stelle entstanden, oder ob er von ferne hieher geführt worden. Wir sind geneigt, das Erste zu bejahen: denn es müßten ungeheure Massen ähnlichen Gesteins in der Nachbarschaft sich finden, wie doch der Fall nicht ist, wenn dieser Hügel durch Strömungen hier sollte zusammengetrieben sein. Ferner finden wir den Glimmerschiefer auf dem das Ganze ruht, noch unverändert in den Lagen. Die Producte sind alle scharf, und besonders der umschlackte Glimmerschiefer von so zartem Gewebe, daß er alles vorhergängige Treiben und Reiben ausschließt. Nichts findet man abgerundet als jene Kugeln, deren Aeußeres jedoch nicht glatt, sondern rauh überschlackt ist. Will man zu deren Entstehung eine fremde Gewalt zu Hülfe rufen; so findet ja, bei wiederholten Explosionen noch wirksamer Vulcane, ein solches Balloticren an manchen in den Krater zurückfallenden Materien statt.

Lassen wir also diesen Hügel an der Stelle die er einnimmt vulcanisch entstehen, so sind wir wegen der flachen, flözartigen Lage seiner Schichten genöthigt die Zeit der völligen Wasserbedeckung zu dieser Epoche anzunehmen. Denn alle Explosionen in freier Luft wirken mehr oder

weniger perpendicular und die zurückstürzenden Materialien werden, wo nicht unregelmäßigere, doch wenigstens viel steilere Schichten aufbauen. Explosionen unter dem Wasser, dessen Tiefe wir übrigens unbewegt und ruhig denken werden, müssen sowohl wegen des Widerstandes, als auch weil die entwickelte Luft mit Gewalt in der Mitte sich den Weg nach der Höhe bahnt, gegen die Seite treiben und das Niedersinkende wird sich in flacheren Schichten ausbreiten. Ferner geben uns die vorkommenden Umstände die Veranlassung zu vermuthen, daß das Geschmolzene augenblicklich explodirt worden. Der unveränderte Glimmerschiefer, die vollkommene Schärfe der Schlacken, ihre Abgeschlossenheit (denn von einem zusammenhängenden Geschmolzenen ist keine Spur) scheinen diese Vermuthung zu begünstigen.

Eine und dieselbe Wirkung muß von Anfang an bis zu völliger Vollendung des gegenwärtigen Hügels fortgedauert haben. Denn wir finden von unten hinauf die Lagen sich immer auf gleiche Weise folgend. Das Wasser mag entwichen seyn wann es will, genug es läßt sich nicht darthun, daß nachher etwa noch Explosionen in freier Luft statt gefunden.

Vielmehr findet man Anlaß zu vermuthen, daß die Fluthen noch eine Zeit lang den untern Theil des Hügels überspült, den ausgehenden Theil der Lagen auf den höchsten Punkten weggenommen und sodann noch lange den Fuß des Hügels umspült und die leichteren Schlacken

immer weiter ausgebreitet, ja zuletzt über dieſelben, ganz am Auslaufen der ſchiefen Fläche, den durch die Verwitterung des umherſtehenden Glimmerſchiefers entſtandenen Lehm darüber gezogen, in welchem ſich keine weiteren Spuren vulcaniſcher Producte finden.

Eben ſo ſcheint es uns, daß der eigentliche Krater, der Ort woher die Exploſionen gekommen, den wir ſüdlich am Fuße des Hügels ſuchen würden, durch die Gewäſſer zugeſpült und vor unſern Augen verdeckt worden.

Konnten wir auf dieſe Weiſe den flözartigen Theil dieſes Hügels einigermaßen in ſeinem Urſprunge vergegenwärtigen, ſo wird dieſes viel ſchwerer, wenn wir uns den felsartigen denken.

Stellen wir uns vor, er habe früher als der flözartige exiſtirt, dieſes Felsgeſtein habe uranfänglich baſaltähnlich auf dem Glimmerſchiefer aufgeſeſſen, ein Theil deſſelben habe, durch vulcaniſche Wirkung verändert und verſchmolzen, zu dem Inhalt jener Flözlage mit beigetragen; ſo ſteht entgegen, daß bei der genaueſten Unterſuchung keine Spur dieſes Geſteins in gedachten Lagen ſich gefunden. Geben wir ihm eine ſpätere Entſtehung, nachdem der übrige Hügel ſchon fertig geworden, ſo bleibt uns die Wahl, ihn von irgend einer baſaltähnlichen, dem Waſſer ihren Urſprung dankenden Gebirgsbildung abzuleiten, oder ihm gleichfalls einen vulcaniſchen Urſprung mit oder nach den Flözlagen zu geben.

Wir läugnen nicht daß wir uns zu dieſer letztern

Meinung hinneigen. Alle vulcaniſchen Wirkungen theilen ſich in Exploſionen des einzelnen Geſchmolzenen, und in zuſammenhängenden Erguß des in großer Menge flüſſig Gewordenen. Warum ſollten hier in dieſem offenbar, wenigſtens von einer Seite, vulcaniſchen Falle nicht auch beide Wirkungen ſtattgefunden haben? Sie können, wie uns die noch gegenwärtig thätigen Vulcane belehren, gleichzeitig ſeyn, auf einander folgen, mit einander abwechſeln, einander gegenſeitig aufheben und zerſtören, wodurch die complicirteſten Reſultate entſtehen und verſchwinden.

Was uns geneigt macht, auch dieſe Felsmaſſen für vulcaniſch zu halten, iſt ihre innere Beſchaffenheit, die ſich bei losgetrennten Stücken entdeckt. Die obern gleich unter dem Luſthäuschen hervortretenden Felſen nämlich unterſcheiden ſich von den ungezweifelten Schlacken der oberſten Schicht nur durch größere Feſtigkeit, ſo wie die unterſten Felsmaſſen auf dem friſcheſten Bruche ſich rauh und porös zeigen. Da ſich jedoch in dieſen Maſſen wenig oder keine Spur einer Abkunft vom Glimmerſchiefer und Quarz zeigt, ſo ſind wir geneigt zu vermuthen, daß nach niedergeſunkenem Waſſer die Exploſionen aufgehört, das concentrirte Feuer aber an dieſer Stelle die Flözſchichten nochmals durchgeſchmolzen und ein compacteres, zuſammenhängenderes Geſtein hervorgebracht habe, wodurch denn die Südſeite des Hügels ſteiler als die übrigen geworden.

ein heiterer Sonnen-Aufgang und so reinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn sie heilig, sonnenähnlich seyn und bleiben sollten.

Zoroaster scheint die edle reine Naturreligion zuerst in einen umständlichen Cultus verwandelt zu haben. Das mentale Gebet, das alle Religionen einschließt und ausschließt, und nur bei wenigen, gottbegünstigten Menschen den ganzen Lebenswandel durchdringt, entwickelt sich bei den meisten nur als flammendes, beseligendes Gefühl des Augenblicks; nach dessen Verschwinden sogleich der sich selbst zurückgegebene, unbefriedigte, unbeschäftigte Mensch in die unendlichste Langeweile zurückfällt.

Diese mit Ceremonien, mit Weihen und Entsühnen, mit Kommen und Gehen, Neigen und Beugen umständlich auszufüllen, ist Pflicht und Vortheil der Priesterschaft, welche denn ihr Gewerbe, durch Jahrhunderte durch, in unendliche Kleinlichkeiten zersplittert. Wer von der ersten kindlichfrohen Verehrung einer aufgehenden Sonne bis zur Verrücktheit der Guebern, wie sie noch diesen Tag in Indien statt findet, sich einen schnellen Ueberblick verschaffen kann, der mag dort eine frische, vom Schlaf dem ersten Tageslicht sich entgegenregende Nation erblicken, hier aber ein verdüstertes Volk, welches gemeine Langeweile durch fromme Langeweile zu tödten trachtet.

Wichtig ist es jedoch zu bemerken, daß die alten

Doch indem wir hier von erhitzenden Naturoperationen ſprechen, ſo bemerken wir, daß wir uns auch an einer heißen theoretiſchen Stelle befinden, da nämlich, wo der Streit zwiſchen Vulcaniſten und Neptuniſten ſich noch nicht ganz abgekühlt hat. Vielleicht iſt es daher nöthig ausdrücklich zu erklären, was ſich zwar von ſelbſt verſteht, daß wir dieſem Verſuch uns den Urſprung des Kammerbühls zu vergegenwärtigen, keinen dogmatiſchen Werth beilegen, ſondern vielmehr jeden auffordern, ſeinen Scharfſinn gleichfalls an dieſem Gegenſtand zu üben.

Möchte man doch bei dergleichen Bemühungen immer wohl bedenken, daß alle ſolche Verſuche die Probleme der Natur zu löſen, eigentlich nur Conflicte der Denkkraft mit dem Anſchauen ſind. Das Anſchauen gibt uns auf einmal den vollkommenen Begriff von etwas Geleiſtetem; die Denkkraft die ſich doch auch etwas auf ſich einbildet, möchte nicht zurückbleiben, ſondern auf ihre Weiſe zeigen und auslegen, wie es geleiſtet werden konnte und mußte. Da ſie ſich ſelbſt nicht ganz zulänglich fühlt, ſo ruft ſie die Einbildungskraft zu Hülfe und ſo entſtehen nach und nach ſolche Gedankenweſen (entia rationis), denen das große Verdienſt bleibt uns auf das Anſchauen zurückzuführen, und uns zu größerer Aufmerkſamkeit, zu vollkommnerer Einſicht hinzudrängen.

So könnte man auch in dem gegenwärtigen Falle, nach genauer Ueberlegung aller Umſtände, noch manches zur Aufklärung der Sache thun. Mit Erlaubniß des Grund-

Grundbeſitzers würden wenige Arbeiter uns gar bald zu erfreulichen Entdeckungen verhelfen. Wir haben indeß, was Zeit und Umſtände erlauben wollen, vorzuarbeiten geſucht, leider von allen Büchern und Hülfsmitteln entfernt, nicht bekannt mit dem, was vor uns über dieſe Gegenſtände ſchon öffentlich geäußert worden. Möchten unſre Nachfolger dieß alles zuſammenfaſſen, die Natur wiederholt betrachten, die Beſchaffenheit der Theile genauer beſtimmen, die Bedingungen der Umſtände ſchärfer angeben, die Maſſe entſchiedener bezeichnen und dadurch das was ihre Vorfahren gethan vervollſtändigen, oder wie man unhöflicher zu ſagen pflegt, berichtigen.

Sammlung.

Die hier zum Grunde gelegte Sammlung iſt in das Cabinet der mineralogiſchen Societät zu Jena gebracht worden, wo man ſie jedem Freunde der Natur mit Vergnügen vorzeigen wird, der ſich ſolche übrigens, wenn er den Kammerbühl beſucht, nach gegenwärtiger Anleitung leicht ſelbſt wird verſchaffen können.

1) Granit, kleinkörnig, von Hohehäuſel.

2) Gneis von Roſſereit.

3) Glimmerſchiefer ohne Quarz, von Dreſenhof.

4) Glimmerſchiefer mit Quarz, eben daher.

5) Glimmerſchiefer Nr. 3, durch das Feuer des Porcellanofens geröthet.

6) Glimmerschiefer Nro. 4, gleichfalls im Porcellanofen geröthet.

Man hat diesen Versuch angestellt, um desto deutlicher zu zeigen, daß der in den Schichten des Kammerbergs befindliche mehr oder weniger geröthete Glimmerschiefer durch ein starkes Feuer gegangen.

7) Glimmerschiefer ohne Quarz, aus den Schichten des Kammerbergs. Seine Farbe ist jedoch grau und unverändert.

8) Derselbe durch's Porcellanfeuer gegangen, wodurch er röthlich geworden.

9) Gerötheter Glimmerschiefer aus den Schichten des Kammerbergs.

10) Deßgleichen.

11) Deßgleichen mit etwas Schlackigem auf der Oberfläche.

12) Glimmerschiefer mit angeschlackter Oberfläche.

13) Quarz im Glimmerschiefer mit angeschlackter Oberfläche.

14) Glimmerschiefer mit vollkommner Schlacke theilweise überzogen.

Bedeutende Stücke dieser Art sind selten.

15) Unregelmäßig kugelförmiges umschlacktes Gestein.

16) Quarz von außen und auf allen Klüften gerötheter.

17) Glimmerschiefer einem zerreiblichen Thone sich nähernd.

18) Fett anzufühlender rother Thon, deſſen Urſprung nicht mehr zu erkennen.

19) In Schlacke übergehendes feſtes Geſtein.

20) Dergleichen noch unſcheinbarer.

21) Vollkommene Schlacke.

22) Dergleichen von außen gerdthet.

23) Dergleichen von außen gebräunt, unter der Vegetation.

24) Feſtes, ſchlackenähnliches Geſtein von den Felsmaſſen, unter dem Luſthäuschen.

25) Feſtes, baſaltähnliches Geſtein, am Fuße des Hügels.

Zur Geologie,

beſonders der böhmiſchen.

What is the inference? Only this, that geology partakes of the uncertainity which pervades every other departement of science.

Gib mir wo ich ſtehe!
Archimedes.
Nimm dir wo du ſtehen kannſt!
Roſe.

Zu der Zeit als der Erdkörper mich wiſſenſchaftlich zu intereſſiren anfing und ich ſeine Gebirgsmaſſen im Ganzen, wie in den Theilen, innerlich und äußerlich, kennen zu lernen mich beſtrebte, in jenen Tagen war uns ein feſter Punkt gezeigt wo wir ſtehen ſollten und wie wir ihn nicht beſſer wünſchten; wir waren auf den Granit, als das Höchſte und das Tiefſte angewieſen, wir reſpectirten ihn in dieſem Sinne und man bemühte ſich ihn näher kennen zu lernen. Da ergab ſich denn bald daß man, unter demſelben Namen, mannichfaltiges, dem Anſehen nach höchſt verſchiedenes Geſtein begreifen müſſe; der Syenit wurde abgeſondert, aber auch

alsdann blieben noch unüberſehbare Mannichfaltigkeiten übrig. Das Hauptkennzeichen jedoch ward feſt gehalten: daß er aus drey innig verbundenen, dem Gehalt nach verwandten, dem Anſehen nach verſchiedenen Theilen beſtehe, aus Quarz, Feldſpath und Glimmer, welche gleiche Rechte des Beiſammenſeyns ausübten; man konnte von keinem ſagen daß er das Enthaltende, von keinem daß er das Enthaltene ſey; doch ließ ſich bemerken daß, bei der großen Mannichfaltigkeit des Gebildes, ein Theil über den andern das Uebergewicht gewinnen könne.

Bei meinem öftern Aufenthalt in Carlsbad mußte beſonders auffallen daß große Feldſpathkryſtalle, die zwar ſelbſt noch alle Theile des Granits enthielten, in der dortigen Gebirgsart überhäuft, den größten Beſtandtheil deſſelben ausmachten. Wir wollen nur des Bezirks Ellbogen gedenken, wo man ſagen kann die Natur habe ſich mit der kryſtalliniſchen Feldſpath-Bildung übernommen und ſich in dieſem Antheile völlig ausgegeben. Sogleich erſcheint aber auch daß die beiden andern Theile ſich von der Gemeinſchaft losſagen. Der Glimmer beſonders ballt ſich in Kugeln und man ſieht daß die Dreyeinheit gefährdet ſey. Nun fängt der Glimmer an eine Hauptrolle zu ſpielen, er legt ſich zu Blättern und nöthigt die übrigen Antheile ſich gleichfalls zu dieſer Lage zu bequemen. Die Scheidung geht jedoch immer weiter; wir finden auf dem Wege nach Schlackenwalde Glimmer und Quarz in großen Steinmaſſen vollkommen getrennt,

bis wir endlich zu Felsmassen gelangen, die ganz aus Quarz bestehen, Flecken jedoch von einem dergestalt durchquarzten Glimmer enthalten, daß er als Glimmer kaum mehr zu erkennen ist.

Bei allen diesen Erscheinungen ist eine vollkommene Scheidung sichtbar. Jeder Theil maßt sich das Uebergewicht an, wo und wie er kann, und wir sehen uns an der Schwelle der wichtigsten Ereignisse. Denn wenn man auch dem Granit in seinem vollkommensten Urzustande einen Eisengehalt nicht abläugnen wird, so erscheint doch in der, von uns betretenen, abgeleiteten Epoche zuerst das Zinn und eröffnet auf einmal den übrigen Metallen die Laufbahn.

Wundersam genug tritt, zugleich mit diesem Metall, so manches andere Mineral hervor: der Eisenglanz spielt eine große Rolle, der Wolfram, das Scheel, der Kalk, verschieden gesäuert, als Flußspath und Apatit, und was wäre nicht noch alles hinzuzufügen! Wenn nun in dem eigentlichen Granit kein Zinn gefunden worden, in welcher abgeleiteten Gebirgsart treffen wir denn auf diese wichtige Erscheinung? Zuerst also in Schlackenwalde, in einem Gestein, welchem um Granit zu seyn nur der Feldspath fehlt, wo aber Glimmer und Quarz sich nach Granitweise dergestalt verbunden, daß sie, friedlich gepaart, im Gleichgewicht stehen, keins für das Enthaltende, keins für das Enthaltene geachtet werden kann. Die Bergleute haben solches Gestein Greißen

genannt, ſehr glücklich, mit einer geringen Abweichung von Gneis. Denke man nun daß man, über Schlackenwalde bei Einſiedeln, Serpentin anſtehend findet, daß Cöleſtin ſich in jener Gegend gezeigt, daß die feinkörnigen Granite, ſo wie Gneis mit bedeutenden Almandinen, ſich bei Marienbad und gegen die Quellen der Töpel finden, ſo wird man gern geſtehen, daß hier eine wichtige geognoſtiſche Epoche zu ſtudiren ſey.

Dieß alles möge hier im Beſondern geſagt ſeyn, um das Intereſſe zu legitimiren welches ich an der Zinnformation genommen: denn wenn es bedeutend iſt irgendwo feſten Fuß zu faſſen, ſo iſt es noch bedeutender den erſten Schritt von da aus ſo zu thun daß man auch wieder einen feſten Fleck betrete, der abermals zum Grund- und Stützpunkt dienen könne. Deßhalb habe die Zinnformation viele Jahre betrachtet. Da nun auf dem Thüringer Wald, wo ich meine Lehrjahre antrat, keine Spur davon zu finden iſt, ſo begann ich von den Seifen auf dem Fichtelberge. In Schlackenwalde war ich mehrmals, Geyer und Ehrenfriedrichsdorf kannte ich durch Charpentier und ſonſtige genaue Beſchreibung, die dort erzeugten Minern auf's genaueſte durch herrliche Stufen, die ich meinem verewigten Freunde Trebra verdanke. Von Graupen konnte ich mir genauere Kenntniß verſchaffen, von Zinnwalde und Altenberge flüchtige Ueberſichte, und, in Gedanken, bis an's Rieſengebirge, wo ſich Spuren finden ſollen, verfolgte ich die Vorkommenheiten. Von

allen genannten Hauptorten bedeutende Stufenfolgen zu verschaffen hatte ich das Glück. Der Mineralienhändler Hr. Mawe in London versorgte mich mit einer vollkommen befriedigenden Sammlung aus Cornwallis und Herrn Ritter von Giesecke bin ich, außer einem eingreifenden Nachtrag aus den englischen Zinnseifen, auch noch Malacca-Zinn schuldig geworden. Dieß alles liegt wohlgeordnet und erfreulich beisammen; der Vorsatz aber etwas Auslangendes hierüber zu liefern erlosch in einem frommen Wunsche, wie so vieles was ich für die Naturwissenschaft unternommen und so gerne geleistet hätte.

Soll nun nicht alles verloren gehen, so muß ich mich entschließen in diesen Heften, wie es mit andern wissenschaftlichen Zweigen geschehen, das Vorhandene mitzutheilen, um es möglichst an einander zu knüpfen und vielleicht mit einigen Hauptgedanken zu beleben.

Und so gebe ich denn hier vorerst das Wenige was ich auf einem Ausflug von Töplitz nach Zinnwalde notirt.

Ausflug

nach

Zinnwalde und Altenberg.

Den 10 July 1813 fuhr ich gegen Abend von Töplitz ab; bis Eichwald findet man gute Chauſſee, ich gelangte dahin in ¾ Stunden. Durch das Dorf ſelbſt iſt der Weg ſchlecht und enge Spur, hinter demſelben aber hat man, vor kurzem, den Weg bergauf dergeſtalt verbreitert und mit quergelegten Holzſtämmen zur Ableitung des Waſſers eingerichtet, daß er gar wohl verhältnißmäßig für gut gelten kann, wenigſtens leidet eine breitere Spur keinen Anſtoß, worauf doch eigentlich in Gebirgen alles ankommt.

Um halb 8 Uhr war ich auf der Höhe von Zinnwalde. Dieſer Ort, durch welchen die Gränze zwiſchen Böhmen und Sachſen durchgeht, iſt auf einem flachen Bergrücken, mit zerſtreuten Häuſern, weitläufig angelegt; die Wohnungen ſind durch Wieſen getrennt, die den anſtoßenden Beſitzern gehören; hier ſieht man wenig Bäume und die Berghalden kündigen

Parſen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion iſt durchaus auf die Würde der ſämmtlichen Elemente gegründet, in ſofern ſie das Daſeyn und die Macht Gottes verkündigen. Daher die heilige Scheu das Waſſer, die Luft, die Erde zu beſudeln. Eine ſolche Ehrfurcht vor allem was den Menſchen Natürliches umgibt leitet auf alle bürgerliche Tugenden: Aufmerkſamkeit, Reinlichkeit, Fleiß wird angeregt und genährt. Hierauf war die Landescultur gegründet; denn wie ſie keinen Fluß verunreinigten, ſo wurden auch die Canäle mit ſorgfältiger Waſſererſparniß angelegt und rein gehalten, aus deren Circulation die Fruchtbarkeit des Landes entquoll, ſo daß das Reich damals über das Zehnfache mehr bebaut war. Alles wozu die Sonne lächelte ward mit höchſtem Fleiß betrieben, vor andern aber die Weinrebe, das eigentlichſte Kind der Sonne, gepflegt.

Die ſeltſame Art ihre Todten zu beſtatten leitet ſich her aus eben dem übertriebenen Vorſatz, die reinen Elemente nicht zu verunreinigen. Auch die Stadtpolizey wirkt aus dieſen Grundſätzen: Reinlichkeit der Straßen war eine Religions-Angelegenheit, und noch jetzt, da die Guebern vertrieben, verſtoßen, verachtet ſind und nur allenfalls in Vorſtädten in verrufenen Quartieren ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender dieſes Bekenntniſſes irgend eine Summe, damit eine oder die andere Straße der Hauptſtadt ſogleich mbge völlig gereinigt werden. Durch eine ſo lebendige

sich von ferne an. Der bald auf-, bald absteigende Weg ist schlecht und hier findet man wieder enge Spur.

Der Abend war sehr schön, der Himmel klar, die Sonne ging rein unter und der Mond stand am Himmel. Ich kehrte in dem Gasthofe ein, der einem Fleischer gehört, und fand nothdürftiges Unterkommen, ging noch auf die Halden, untersuchte die daselbst befindlichen Gangarten und unterhielt mich mit dem Steinschneider Mende, mit dem ich schon früher meine Ankunft verabredet hatte.

Den 11 July ging die Sonne am klarsten Himmel schon sehr früh auf. Mich wunderte daß in einem, keineswegs reinlichen und durch eine Fleischerwirthschaft noch mehr verunreinigten Hause auch nicht eine Fliege zu finden war. Es scheint also daß diese Berghöhen ihnen nicht zusagen.

Ich ging auf die Grube Vereinigt-Zwittenfeld und fand daselbst den Steiger mit seinen Leuten, über Tage, mit Ausklauben beschäftigt. Hier sondern sie den Zinnstein von den anhängenden Gangarten, vorzüglich vom Wolfram, der häufig vorkömmt und beim Schmelzen Unheil macht. Der Schacht ist 48 Lachter tief, eben so viel bringt auch der Stollen ein. Sie bauen auf sogenannten Flötzen, welche aber völlig die Eigenschaft der Erzlager haben, meist ganz horizontal liegen und nur gegen das Ende einen mehreren Fall bekommen. Die Bergleute sagen: die Flötze richten sich nach der

Form des Berges; besser würde man sich ausdrücken: sie bringen die Form des Berges hervor. Sechs solche Hauptflötze liegen übereinander, von verschiedener Mächtigkeit. Das mächtigste ist $^{6}/_{4}$ Ellen, aber nicht durchaus von gleicher Stärke, die schmälsten, von 6 bis 8 Zoll, sind die reichsten. Die Flötze bestehen durchgängig aus Quarz, welcher von beiden Saalbändern herein, gleichsam strahlenweise krystallisirt erscheint, weil er aber wenig Räume zwischen sich läßt, für derb angesehen werden kann. Zerschlägt man ihn, so sondert er sich in stänglichte Stücke. Die beiden Saalbänder dieser Flötze, oder Horizontal-Lager, sind krystallisirter Glimmer, und in diesen Saalbändern, vorzüglich aber in dem untersten, findet sich der Zinnstein eingesprengt; der Quarz dagegen des Flötzes ist durchaus taub, so wie auch das obere Saalband keinen Gehalt hat. Zwischen diesen Flötzen liegen zwey verschiedene Bergarten, Greißen und Sandstein (sie sprechen Sandstein aus daß es klingt wie Sanften, oder Sanskeu) genannt. Die erste ist aus Quarz und Glimmer gemischt, derjenigen ähnlich woraus das Schlackenwalder Stockwerk besteht, die andere aus Quarz und Thon und daher leicht verwitterlich.

Durch diese ganze Masse nun schneiden stehende, seigere Gänge durch (sie sprechen daß es klingt wie Stehniche), meistens sehr schmal, höchstens 3 bis 4 Zoll breit. Sie streichen in der zweyten Stunde, sind an

ſich zinnhaltend und veredeln die Flötze, wo ſie ſolche durchſchneiden.

Noch eine andere Erſcheinung iſt das was ſie Klüfte nennen, man könnte ſie auch für Gänge anſprechen. Sie ſtreichen in der dritten Stunde, gleichfalls ſeiger und ſchneiden alles durch. Sie ſind ellenbreit, enthalten einen weichen thonartigen Schmant, den die Bergleute Beſteg nennen, und führen niemals Metall. Das Merkwürdigſte dabei iſt, daß ſie die Flötze verwerfen. Wie nämlich eine ſolche Kluft auf das Flötz trifft, es ſey von welcher Mächtigkeit es wolle, ſo ſchleppt ſie daſſelbe abwärts mit fort und verwirft es dergeſtalt, daß es erſt 3 — 4 — 6 Lachter tiefer wieder vorkommt, und auch wohl wieder zu ſeiner vorigen Stärke gelangt.

Nachdem ich mir dieſes alles erklären und die genannten Producte auf den Halden vorzeigen laſſen, auch von jedem Muſterſtücke abgeſchlagen, ſo begab ich mich mit dem Steinſchneider in ſein Haus. Außer einem kleinen Mineraliencabinet, das er für ſich geſammelt hat, findet man bei ihm kleinere und größere Muſterſtücke von den Producten des Leitmeritzer Kreiſes, beſonders von allem was ſich auf die Pſeudovulcane bezieht; er hat eine beſondere Geſchicklichkeit im Zuſchlagen ſeiner Muſter, die deßwegen ſauber und aperitlich ausſehen.

Nun ging ich mit ihm abwärts gegen Nord-Weſt, bis an das Stollen-Mundloch; unterwegs fanden wir

viel aufgeriſſenes Erdreich, in kleinen Hügeln. Hier wurden vor alten Zeiten die Tagflöze abgebaut, welche nah unter der Oberfläche lagen und zeigen daß der ganze Berg zinnig war, und das was man Dammerde nennt, in den älteſten Zeiten unbedeutend.

Wir wanderten nun den Berggraben hin, welcher das Waſſer dieſer Höhen, wie es hier von den Pochwerken kommt, nach Altenberg leitet; er zieht ſich, wie gewöhnlich, an dem Bergrücken her und der Weg iſt ſehr angenehm, weil es immer durch Waldung geht.

Iſt man ungefähr eine halbe Stunde, ſo überſchaut man die ſich abſtufenden Berge und Hügel, zwiſchen hier und der Elbe. Den Fluß ſieht man zwar nicht, aber die Bergreihen drüben, bei klarem Wetter, ganz deutlich.

Der kleine Ort Geißing wird zuerſt im Thale ſichtbar, die Häuſer ziehen ſich in dem engen Grunde herauf. Nun öffnet ſich der Blick nach Altenberg und zwar ſieht man zuerſt eine hohe ſteile Felswand; dieſe iſt aber nicht durch Natur, ſondern durch jenen großen Erdfall, Erdbruch entſtanden, wodurch ſo viele Gruben zu Grunde gegangen.

Man muß ſich vorſtellen, daß die ſämmtlichen Gruben an dem Abhange eines Berges gelegen, und da ſie zuſammengeſtürzt, ſo hat ſich ein Trichter gebildet, mit Wänden von ungleicher Höhe, die vordere viel niedriger

als die hintere. Sie nennen dieſen Trichter, nach dem gewöhnlichen bergmänniſchen Ausdruck, die Binge.

Punkt Neune hatten wir den untern Rand erreicht. Von dem obern bis in die Tiefe mag es viel über hundert Fuß betragen. Das Geſtein an den Wänden iſt ſowohl ſenkrecht, als auch nach allen Richtungen zerklüftet, hat äußerlich eine rothe Farbe, die ſich von dem Eiſengehalte des Geſteines herſchreiben mag.

Unſere Abſicht zu melden ging mein Führer zu dem Bergmeiſter; dieſer war nicht zu Hauſe, ſondern in der Bergpredigt, indem heute gerade das Quartal Crucis eintrat, mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten.

Das Städchen Altenberg liegt näher zuſammen als Zinnwalde, an einem ſanften Abhange des Berges, und iſt, nach ſächſiſcher Art, ſchon ſtädtiſcher gebaut als jenes. Man ſieht auch hier verſchiedene Giebel. Der mit Fichten wohl bewachſene Geißingsberg, welcher rechter Hand in einiger Entfernung hervorragt, gibt eine angenehme Anſicht.

Da ich auszuruhen wünſchte, trat ich in die Kirche und fand die ganze Knappſchaft im Putz und Ornat verſammelt. Der Diaconus predigte in hergebrachten bergmänniſchen Phraſen, der Auszug aus der Kirche war nicht feierlich wie ſonſt, man bemerkte aber ſchöne Männer, beſonders unter den Knappſchafts-Aelteſten, faſt zu groß für Bergleute.

Wir beſuchten einen Handelsmann, um ein Glas

Wein zu trinken, dieſen fanden wir in einer ſonderbaren Beſchäftigung. Er hatte nämlich einen Juden bei ſich, wie ſie mit Ferngläſern in dem Lande herumziehen, dieſer ſtellte ein Mikroſkop auf, weil der Kaufmann die Inſecten näher betrachten wollte, die ihm ſeine Käſe leichter machen, ſeinen Reiß mit Staub überziehen und die Roſinen verderben. Es kamen unter dem Vergrößerungsglas die abſcheulichſten Thiere zum Vorſchein. Mittelthiere zwiſchen Läuſen und Käfern, durchſcheinend am Leibe und den meiſten Gliedern, übrigens grau, ſie bewegten ſich mit vieler Behendigkeit und waren von verſchiedener Größe, man konnte auch ganz deutlich lange ſtilliegende Larven erkennen, aus denen ſie hervorgehen mögen.

Man verſicherte uns, daß dieſe Geſchöpfe einen großen holländiſchen Käſe in einigen Wochen um ein paar Pfund leichter machen; ein Mittel dagegen ſey, aus Ziegelmehl einen feinen Brei zu bereiten und damit die Käſe zu überſtreichen, ſo blieben ſie unangetaſtet. Die Urſache iſt wohl, weil die Luft abgehalten wird, welche dieſe Geſchöpfe zum Leben nöthig haben.

Nun nahmen wir unſern Weg gegen die Pochwerke. Ich konnte die Steinhaufen welche darneben aufgeſchüttet waren nicht begreifen; ſie ſchienen aus taubem Geſtein zu beſtehen, wovon ich Muſterſtücke mitnahm und mich nach gehaltreicheren Stufen umſah. Allein ich war ſehr verwundert, als ich bemerken

mußte, daß dieſe ſämmtlichen Steine, wie ſie durcheinander lagen, zum Pochen beſtimmt bieher gefahren worden.

Weil nun alle Bergleute nach dem Bergamte gezogen waren, und überhaupt heute nicht gearbeitet wurde, ſo war die Stadt wie ausgeſtorben und wir unſern eigenen Betrachtungen überlaſſen. Mein Führer hatte ziemliche Kenntniſſe dieſer Dinge und ein alter Mann der heranſchlich beſtätigte ſeine Ausſage, daß wirklich das ganze Gebirge zinnhaltig ſey und ſelten einige Theile deſſelben vor andern vorzuziehen. Es werde deßhalb alles auf die Pochwerke gebracht, deren ſehr viele hinunter in dem Thal gegen Geißing angebracht ſind.

Wir gingen von einer Halde zur andern und fanden ſehr viele Abweichungen deſſelben Geſteines, die wir ſo lange auflaſen und als Handſtufen zerſchlugen, bis wir zuletzt keine neue Abänderung mehr fanden. Wir traten darauf unſern Rückweg an, verfügten uns aber noch vorher an das Mundloch eines Verſuchsſtollens, den ſie in der Gegend der Schmelzhütte meiden; dort kommt ein ſchöner Porphyr vor, den ſie Syenit-Porphyr mit Recht nennen, weil röthliche Feldſpathkryſtalle in einem Grund von Hornblende liegen. Wir ſtiegen nun ſo weit wieder aufwärts, bis wir den Berggraben erreichten und gingen auf dem kühlen Wege ganz bequem zurück.

Vom

ten, jede so viel als möglich aus ihrem Felde herausnahm, ohne sich um das Allgemeine oder um die Nachbarn zu bekümmern, so ward der Berg nach und nach ausgehöhlt, daß er sich nicht mehr hielt, sondern zusammenstürzte.

Dieser Unfall jedoch gereichte dem Werke zum Nutzen, indem die Hauptgewerken, ausländische reiche Kaufleute, unter Beirath von klugen Sachverständigen, mit vieler Mühe es dahin brachten, daß die Theilnehmer der 36 zerstörten Gruben sich in eine Gewerkschaft vereinigten, deren Antheile durch eine verhältnißmäßige Anzahl der nunmehr beliebten 128 Kure wieder erstattet wurden.

Diese neue Gesellschaft theilt sich nun wieder in 3 Theile:

1) große Gewerkschaft, bestehend aus den Augsburger, Nürnberger und Dresdner Gewerken;
2) kleine Gewerkschaft;
3) Propre-Theile.

Da nun dieses Unternehmen groß und kühn war, so wußten sie sich zugleich von der Landesherrschaft viele Vortheile zu bedingen; sie stehen eigentlich nicht unter dem Bergamte, sondern unter einer Direction von drey Personen, die sich in Dresden aufhalten; am Orte haben sie einen eigenen Factor, der gegenwärtige heißt Ebbel, der alles besorgt. Die Kirche haben sie erbaut, die Glocken und die Uhr angeschafft, die Poch-

mühlen gehören ihnen zum größten Theil, auch haben ſie Waldungen und ein Rittergut angekauft, ſo daß ihnen zu den nothwendigſten Bedürfniſſen nichts abgeht. Auch beſitzen ſie noch einen Theil des Berges, der damals nicht zuſammenſtürzte, und bauen ſowohl unter als neben dem Bruche.

Der Bau unter dem Bruche iſt ſehr wunderbar, indem man ſich nur verſuchsweiſe der zuſammengeſtürzten und zerbröckelten Steine zu bemächtigen ſucht. Alles was man gewinnt wird zwar, wie oben geſagt, verpocht und das Zinn aus der ganzen Maſſe herausgewaſchen; aber man ſucht ſich doch auch im Einzelnen von dem mehr oder weniger Gehalt dieſer und jener Steinart durch den Sichertrog zu unterrichten. Sie wiſſen es zu einer großen Fertigkeit zu bringen, und haben ſich eine Terminologie gemacht, um zehn Grade der Bauwürdigkeit zu unterſcheiden; es ſind folgende:

1. Mauſebbrechen.
2. 3 er.
3. 6 pf.
4. 1 gl.
5. 2 gl.
6. 4 gl.
7. 8 gl.
8. 9 gl.
9. Species Thaler.
10. Fenſterſcheibe.

practische Gottesverehrung ward jene unglaubliche Bevölkerung möglich, von der die Geschichte ein Zeugniß gibt.

Eine so zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in seinen Werken der Sinnenwelt, muß einen eignen Einfluß auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar seyn! die Fruchtbarkeit dieser Lehren wird sich jeder Ethiker und Ascete leicht entwickeln. Denn eigentlich enthält das erste Verbot die beiden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entspringen; und daher mag der Teufel im Orient bloß unter Beziehung des ewigen Lügners angedeutet werden.

Da diese Religion jedoch zur Beschaulichkeit führt, so könnte sie leicht zur Weichlichkeit verleiten, so wie denn in den langen und weiten Kleidern auch etwas Weibliches angedeutet scheint. Doch war auch in ihren Sitten und Verfassungen die Gegenwirkung groß. Sie trugen Waffen, auch im Frieden und geselligen Leben, und übten sich im Gebrauch derselben auf alle mögliche Weise. Das geschickteste und heftigste Reiten war bei ihnen herkommlich, auch ihre Spiele, wie das mit Ballen und Schlägel, auf großen Rennbahnen, erhielt sie rüstig, kräftig, behend; und eine unbarmherzige Conscription machte sie sämmtlich zu Helden auf den ersten Wink des Königs.

Merkwürdig iſt es, daß ſie einen neuen Bruch befürchten müſſen, indem ſich um die große Binge her das Gebirg abermal abgelöſ't hat; weil aber dieſe Ablöſung ganz ſeiger iſt und alſo wenn auch der vordere Theil nach der Binge zu einſtürzen ſollte, doch die Rückwand ſtehen bleiben und von oben nichts nachſtürzen würde, ſo ſind ſie ohne Sorgen, ja ſie bedienen ſich des, durch die Ablöſung entſtandenen Raumes zu Schächten und ſonſtigen Bedürfniſſen.

Die verſchiedenen Gruben auf denen gebaut wird, haben ein ſchwerer oder leichter Geſchäft und können den Centner Zinn verkaufen von 34 bis 39 Thaler, nachdem es ihnen mehr oder weniger zu gewinnen koſtet.

Das Geſtein des Gebirgs iſt an und für ſich ſehr feſt, daher hat ihnen das Zuſammenſtürzen der ungeheuern Maſſe den Vortheil gebracht, daß es dadurch zerſplittert worden. Wie ſie nun aber unter dem Bruche dieſe Trümmer gewinnen iſt mir zwar beſchrieben worden, aber ſchwer zu begreifen und ohne Zeichnung nicht zu verſtehen.

Wo ſie im feſten Geſtein arbeiten, ſetzen ſie Feuer und machen dadurch das Geſtein brüchig, deſſen ungeachtet aber bleiben immer noch große Stücke; dieſe werden auf ungeheuren Scheiterhaufen neben den Pochwerken abermals durchgeglüht und auf dieſe Weiſe zer-

ſprengt, daß man ihrer durch's Pochen eher Herr werden kann.

Von ihrem Schmelzproceß wüßte ich wenig zu ſagen, ſie röſten die Schliche, um den Arſenik und Schwefel wegzutreiben; übrigens macht die Beimiſchung von Wolfram und Eiſen ihnen viel zu ſchaffen.

Sonntag den 12 July bereitete ich mich früh um ſechs Uhr zur Stollenfahrt, und dieſes um ſo lieber als der Steiger von der Grube Vereinigt-Zwitterfeld auch die Aufſicht über den Stollen hat. Ich fuhr bis zum Stollenmundloch im Wagen und fand daſelbſt den gedachten Steiger und Steinſchneider.

Das erſte Geſtein was man mit dem Stollen durchfahren hat, iſt Porphyr, der ſeine Gleichzeitigkeit oder wenigſtens ſein baldiges Nachfolgen auf die Zinnformation dadurch beweiſt, daß Zinnflötze noch in ihn hineinſetzen. Wir fuhren bis unter den Schacht von Vereinigt-Zwitterfeld, ungefähr 300 Lachtern. Der Stollen iſt leider nicht in gerader Linie angelegt, und ſo iſt er auch von verſchiedener Höhe, deßhalb unangenehm zu befahren. Auf dem Hin- und Herwege machte mich der Steiger auf alles dasjenige aufmerkſam was er mir geſtern über Tage von der Natur des Gebirgs erzählt hatte; er zeigte mir die Flötze, deren Gangart, den Quarz, die Saalbänder von Glimmer, die reichen unten, die tauben oben, das Durchſtreichen der ſteben-

den Gänge, besonders aber der Klüfte, wobei ich einen höchst merkwürdigen Fall, wo ein Flötz durch die Kluft verschleppt ward, zwar mit einiger Mühseligkeit, aber doch sehr deutlich zu sehen bekam. So zeigte er mir auch eine große Weitung, da wo die Gruben Vereinigt-Zwitterfeld und Reicher-Trost zusammenstoßen. Hier konnte die ganze Masse zu gute gemacht werden, weil die Greißen stockwerkartig metallhaltig waren. Als sie diese Räume abbauten, trafen sie auf eine große Druse, in welcher sich schöne Bergkrystalle, theils einzeln, theils in Gruppen fanden.

Ich konnte hiernach die gestern auf den Halden zusammengesuchten und bei dem Steinschneider angeschafften Stufen desto besser ordnen, welches sogleich geschah.

Hiebei bemerke ich noch, daß in Zinnwalde auf sächsischer Seite auf 14 Gruben sind, alle gangbar, auf der böhmischen mehrere, aber nur 6 gangbar.

Nachdem ich also vor Tische bei dem Steinschneider die Auswahl der mir interessanten Mineralien gemacht, so wurden selbe eingepackt. Ich fuhr um halb drey Uhr ab, und war dreyviertel auf fünfe in Töplitz. Ein starkes Gewitter, welches von der Gegend über der Elbe heranzog, erreichte mich nicht, indem die Gebirge dem Zug der Wetter Hindernisse in den Weg legen.

Wenn man das Datum bemerkt, wie ich den zwölften July 1813 von dieser Höhe schied, so wird man verzeihen daß ich einen mir so wichtigen Gegenstand nur

flüchtig, ja verstohlen betrachtet. Es war, während des Stillstandes, an welchem das Schicksal der Welt hing, ein Wagstück nicht ohne leichtsinnige Kühnheit. Die Gränze von Sachsen und Böhmen geht durch Zinnwalde durch; um den Mineralienhändler zu besuchen, mußte ich schon Sachsen betreten, alles was für mich bedeutend war lag auf dieser Seite. Und nun gar die Wanderung nach Altenberg, dem Anscheine nach geheimnißvoll unternommen, hätte mir eigentlich üble Händel zuziehen sollen. Von sächsischer Seite war jedoch kein Mann zu sehen, alles ruhte dort im tiefsten Frieden; die östreichischen Schildwachen mußten für unverfänglich halten, wenn man mit zwey Schimmeln über die Gränze führe; der Mauthner hatte auch nichts dagegen einzuwenden und so kam ich glücklich zurück durch den Weg den ich so gut fand, weil man ihn zum Transport der Artillerie gerade jetzt verbessert hatte. Abends spät gelangte ich nach Töplitz, frank und frei, zu einigem Mißvergnügen einer heitern Gesellschaft, welche schadenfroh gehofft hatte, mich, für meine Verwegenheit bestraft, als Gefangenen escortirt, vor den commandirenden General, meinen hohen Gönner und Freund, den Fürsten Moritz Lichtenstein und seine so lieb und werthe Umgebung gebracht zu sehen. Bedenke ich nun daß diese ruhige Berggegend, die ich in dem vollkommensten Frieden, der aus meinem Tagebuche hervorleuchtet, verließ, schon am 27 August von

dem fürchterlichsten Rückzuge überschwemmt, allen Schrecknissen des Krieges ausgesetzt, ihren Wohlstand auf lange Zeit zerstört sah; so darf ich den Genius segnen, der mich zu dem flüchtigen und doch unauslöschbaren Anschauen dieser Zustände trieb, die von so langer Zeit her das größte Interesse für mich gehabt hatten.

Problematisch.

Der im Vorigen ausgesprochenen Haupt-Maxime getreu, alle geologischen Betrachtungen vom Granit anzufangen, sodann aber auf die Uebergänge, wie mannichfaltig sie auch seyn mögen, fleißig zu schauen, ward vor mehreren Jahren das Gestein in Betracht gezogen, woraus die Carlsbader Quellen entspringen. Neuere Anbrüche desselben lassen uns darauf wieder zurückkehren, da wir denn um unsern Vortrag einzuleiten folgendes bemerken.

Die hohen Gebirge welche Carlsbad unmittelbar umgeben sind sämmtlich Granit und also auch der Hirschsprung und der Dreykreuzberg, welche einander gegenüberstehend eine Schlucht bilden, worin sich, bis auf eine gewisse Höhe, zu beiden Seiten ein Uebergangsgebirg bemerken läßt, und wovon in unserm Aufsatz zur Joseph Müllerischen Sammlung schon umständlicher gesprochen worden.

Musterstücke dieses Gesteins mit seinen Abänderungen waren in der letzten Zeit schwer zu erlangen, weil alles verbaut und durch Besitzungen umschlossen ist, die

freiſtehenden Felſen aber von der Witterung vieler Jahre angebräunt und verändert ſind. Nur in dieſem Frühling als man, um Platz zu gewinnen, ſich in die Felſen an mehreren Orten hineinarbeitete und oberhalb des Mühlbads, neben dem Hauſe zu den drey Sternen, nicht weniger auf dem Bernhardsfelſen Räume brach, fand ſich gute Gelegenheit bedeutend-belehrende Beiſpiele zu gewinnen, wovon wir, bezüglich auf die Nummern der Mülleriſchen Sammlung, hier einiges vorlegen und nachbringen.

Bei den drey Sternen zeigte ſich ein Granit, feinkörnig, worin der Feldſpath bald mehr, bald weniger aufgelöſ't erſcheint und deſſen Oberflächen mit Eiſen-Oxyd überzogen ſind; bei genaueſter Betrachtung fand ſich daß es derjenige ſey, durch welchen feine Haarklüfte, mit Hornſtein durchdrungen, hindurchgehen (Mülleriſche Sammlung Nr. 25). An manchen Ablöſungen gewahrte man Schwefelkies und hie und da zwiſchen dem Geſtein quarzartige Tafeln, nicht gar einen Zoll breit.

Auf dem Bernhardsfelſen, wo unmittelbar hinter den Sohlen des Heiligen eine Fläche gebrochen wurde, war die Ausbeute ſchon reicher; man beeilte ſich aus den vorliegenden Steinmaſſen die beſten Exemplare herauszuſchlagen, ehe ſie wieder eingemauert wurden. Das Geſtein (M. S. No. 27) welches bisher ſelten geweſen, fand ſich hier häufig und zeichnete ſich jaspisähnlich

aus. Es iſt gelblichgrau, hat einen muſcheligen Bruch und hie und da zarte ochergelbe Streifen, die an den Bandjaſpis erinnern; man fand es in einen feinkörnigen Granit verflochten und es ließen ſich Stellen bemerken wo es in den vollkommenen Hornſtein übergeht. Dieſer fand ſich denn auch in ſtarken, obgleich unregelmäßigen Gängen das Geſtein durchziehend, ſo daß bald der Hornſtein den Granit, bald Granit den Hornſtein zu enthalten ſcheint; auch fanden ſich Maſſen des Hornſteins, welcher größere oder kleine Granittheile enthält, ſo daß dadurch ein ſonderbares porphyrartiges Anſehen entſpringt.

Ferner traf man auf eine reine Maſſe Hornſtein, in grünem Thon, welcher wahrſcheinlich aus verwittertem Granit entſtanden war; von Schwefelkies wurden wenige Spuren bemerkt.

Der Kalkſpath jedoch, den wir früher in ſchmalen Klüften und manchmal ſchichtweiſe an dem Granit gefunden (M. S. 30, 31), war nicht anzutreffen, der iſabellgelbe Kalkſtein (M. S. 32) auch nicht; der braune jedoch (M. S. 33), obgleich nicht häufig, zeigte ſich wieder. Kein Stück indeſſen haben wir angetroffen, das, wie ſie ſonſt vorgekommen, mit dem Granit im Zuſammenhang geweſen wäre. Wir geben eine ausführliche Beſchreibung dieſes immer merkwürdigen Geſteins. Theils ocher-, theils nelkenbraun gefärbt, derb, durchlöchert, die größern oder kleinern Höhlungen mit

weißem Kalkſpath ausgefüllt. Iſt matt, und nur der nelkenbraun gefärbte nähert ſich dem Schimmernden, bis zum Pechglänzenden: im Bruche uneben, unbeſtimmt eckige, ziemlich ſtumpfkantige Bruchſtücke. Hält das Mittel zwiſchen weich und halbhart. Im Ganzen kann man dieß Geſtein für einen mit Kalk innig durchdrungenen Eiſenocher anſehen.

Ein neuer Fund jedoch eines bisher noch unbekannten Geſteins verdient alle Aufmerkſamkeit. Es war ein Klumpen Kalkſtein, etwa einen Viertels-Centner ſchwer, äußerlich ſchmutzig ochergelb, rauh und zerfreſſen. Inwendig ſchneeweiß und ſchimmernd. Im Bruche uneben, ſplittrig, unbeſtimmt eckige, nicht ſcharfkantige Bruchſtücke. Beſteht aus fein und eckigkörnig abgeſonderten Stücken, mit einer Neigung zum höchſt Zartſtänglichen. Das Ganze durchſetzen hell ochergelb gefärbte Adern; zerſpringt beim Schlagen das Bruchſtück an ſolcher Stelle, ſo findet man die Fläche gleichfalls hell ochergelb gefärbt, klein traubenförmig geſtaltet. Iſt in kleinen Stücken durchſcheinend, halbhart, ſpröde und leicht zerſprengbar.

Aus dieſer Beſchreibung iſt zu erſehen, daß dergleichen wohl ſelten vorkommen mag; wenigſtens befindet ſich in der großen Sammlung der mineralogiſchen Geſellſchaft, auch in andern Sammlungen der Nähe nichts Aehnliches: für Sinter kann man es nicht anſprechen, will man es für Marmor nehmen, ſo iſt es wenigſtens

eine noch unbekannte Art. Die Höhe des Bernhardsfelsens wo es zwiſchen dem andern Geſtein gefunden worden, läßt uns vermuthen, daß es auch aus der Uebergangsperiode ſey, und wenn wir auch nichts weiter hierüber beſtimmen; ſo deutet es doch abermals auf den Kalkantheil der Felſen überhaupt, daher uns denn nicht ſchwer fällt den großen Kalkgehalt des Carlsbader Waſſers, welcher täglich und ſtündlich abgeſetzt wird, bis zu ſeinem Urſprunge zu verfolgen.

Da wir nun ober- und unterhalb des Neubrunnens jenes Uebergangs-Geſtein gefunden, ſo bringen wir noch ein anderes zur Sprache, worauf wir ſchon früher hingedeutet (Nachträge II). Als man nämlich vor einigen Jahren, bei dem unternommenen Hauptbau am Neubrunnen, Raum um die Quelle gewinnen wollte, und den Felſen abarbeitete, aus dem ſie unmittelbar entſprang, traf man auf einen, durch Einfluß des Glimmers dendritiſch gebildeten Feldſpath, ebenfalls mit Hornſtein durchzogen. Nun iſt ſolcher verzweigter Feldſpath mit dem Schriftgranit nahe verwandt, beide vom Granit ausgehend und eine erſte Abweichung deſſelben. Hier brach nun unmittelbar die heiße Quelle hervor, und wir bemerken abermals, daß hier eine dem Granit zunächſt verwandte Epoche gar wohl angenommen werden kbnne.

Auf der rechten Seite der Tbpel, wohin wir uns nun wenden, brachte uns das Abarbeiten einer ganzen

Schauen wir zurück auf ihren Gottessinn. Anfangs war der öffentliche Cultus auf wenige Feuer eingeschränkt und daher deſto ehrwürdiger, dann vermehrte ſich ein hochwürdiges Prieſterthum nach und nach zahlreich, womit ſich die Feuer vermehrten. Daß dieſe innigſt verbundene geiſtliche Macht ſich gegen die weltliche gelegentlich auflehnen würde, liegt in der Natur dieſes ewig unverträglichen Verhältniſſes. Nicht zu gedenken daß der falſche Smerdis, der ſich des Königreichs bemächtigte, ein Magier geweſen, durch ſeine Genoſſen erhöht und eine Zeitlang gehalten worden, ſo treffen wir die Magier mehrmals den Regenten fürchterlich.

Durch Alexanders Invaſion zerſtreut, unter ſeinen parthiſchen Nachfolgern nicht begünſtigt, von den Saſſaniden wieder hervorgehoben und verſammelt bewieſen ſie ſich immer feſt auf ihren Grundſätzen, und widerſtrebten dem Regenten, der dieſen zuwiderhandelte. Wie ſie denn die Verbindung des Chosru mit der ſchönen Schirin, einer Chriſtin, auf alle Weiſe beiden Theilen widerſetzlich verleideten.

Endlich von den Arabern auf immer verdrängt und nach Indien vertrieben und was von ihnen oder ihren Geiſtesverwandten in Perſien zurückblieb bis auf den heutigen Tag verachtet und beſchimpft, bald geduldet, bald verfolgt nach Willkür der Herrſcher, hält ſich noch dieſe Religion hie und da in der früheſten Rein-

Granitwand ebenmäßig den Vortheil, daß wir zu gleicher Zeit auch hier eine große Masse ſchwarzen Hornſteins mit Schwefelkies vorfanden, demjenigen ähnlich, welchen wir drüben am Bernhardsfelſen gefunden. Wie wir denn ſchon vor mehreren Jahren den Berg höher hinauf ein Analogon des bisher ſo umſtändlich behandelten Uebergangs aus dem Granit entdeckt und ſolches (M. S. 49) beſchrieben; es findet ſich über der Andreascapelle, da wo gegenwärtig die Prager Straße an der Seite des Dreykreuzberges hergeht.

Vergebens haben wir uns dagegen bisher bemüht in der Nähe der eigentlichen Hauptſprudel-Quelle ſelbſt dieſes Geſtein, wo es ſich in ſeiner ganzen Entſchiedenheit zeigen ſollte, gleichfalls zu entdecken; die Nachbarſchaft iſt überbaut und die Kirche laſtet auf der ehemaligen Werkſtatt unſerer heißen Quellen; wir zweifeln jedoch nicht daß dieſes Geſtein auch hier zum Grunde liege, und zwar nicht in allzugroßer Tiefe.

Schon oben bemerkten wir vorläufig unſere Neigung zu glauben, daß der Tbpelfluß über dieſes Geſtein hingehe, und wir fügen hinzu, daß wir vermuthen, gerade das Tbpelwaſſer bewirke die heiße, heftige Naturerſcheinung. Die Gebirgsart welche uns bisher beſchäftigt, iſt ein differenziirter Granit; ein ſolcher in welchem eine Veränderung ſich entwickelte, wodurch Einheit und Uebereinſtimmung ſeiner Theile geſtört, ja aufgehoben ward. Wir ſehen alſo dieſes Geſtein als eine galvaniſche Säule

an, welche nur der Berührung des Waſſers bedurfte, um jene großen Wirkungen hervorzubringen, um mehrere irdiſch-ſaliniſche Subſtanzen, beſonders den Kalkantheil der Gebirgsart aufzulöſen und ſiedend an den Tag zu fördern.

Uns wenigſtens hat die Bemerkung wichtig geſchienen, daß bei trocknem Wetter der Sprudel weniger Heftigkeit äußere als bei angeſchwollenem Fluß; ja wir ſind nicht abgeneigt zu glauben, daß wenn man bei ganz dürrer Witterung das zurückſtauchende Wehr, welches das Waſſer zu den Mühlen bringt, ablaſſen und ſo das Bett oberhalb ſo gut wie trocken legen wollte, man ſehr bald einen merklichen Unterſchied in dem Hervorſprudeln der oberen heißen Waſſer bemerken würde.

Daß aber auch unterwärts die Töpel über Grund und Boden laufe, welcher ſich eignet dergleichen Wirkungen hervorzubringen, läßt ſich daran erkennen, daß man, auf der Mühlbadbrücke ſtehend, oder von den Galerien des Neubrunnens hinunter ſchauend, die Oberfläche des Fluſſes mit aufſteigenden Bläschen immerfort belebt ſieht.

Es ſey dieß alles hier niedergelegt, um die Wichtigkeit der erſten Uebergänge des Granits in ein anderes, mehr oder weniger ähnliches, oder unähnliches, ja ganz verſchiedenes Geſtein bemerklich zu machen. Eben dieſes Differenziiren der Urgeſtein-Art ſcheint die größten Wir-

kungen in der älteſten Zeit hervorgebracht zu haben und wohl manche derſelben im gewiſſen Sinne noch fortzuſetzen. Man gebe uns zu auch künftig die mannichfaltigen Erſcheinungen aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten.

Carl Wilhelm Noſe.

Dieſes werthen Mannes „hiſtoriſche Symbola, die Baſalt-Geneſe betreffend, zur Einigung der Parteyen dargeboten" erhielt ich, durch ein beſonderes Glück, zur Aufmunterung, als ich gerade mit Redaction einiger geologiſchen Papiere beſchäftigt war. Die vorſtehenden Aufſätze verläugnen den Einfluß nicht den dieſe wenigen Blätter auf mich ausgeübt; ich wagte mich über gewiſſe Naturgegenſtände und Verhältniſſe freier auszuſprechen als bisher, ja als ein ſo theurer Vorgänger und Mitarbeiter, welcher, wie es ſich gar leicht bemerken läßt, des neuſten Vulcanismus hereinbrechende Laven fürchtend, ſich auf einem alten bewährten Urfelsboden flüchten möchte, um von dort her ſeine Meinung, ohne ſich einer unerfreulichen Controvers auszuſetzen, Wiſſenden und Wohlwollenden vorzutragen.

Es iſt dieſes jedoch nicht ſo klar und entſchieden geſchehen wie es wohl zu wünſchen wäre, und indem wir uns mit Leſen und Wiederleſen, zu unſerm eignen Vortheil treulich beſchäftigt, ſo wollen wir, durch einen kurzen, geordneten Auszug den vielen Naturfreunden,

welche ſich gleichfalls darum bemühen dürften, einige Bequemlichkeit zu leichterer und freierer Anſicht vorbereiten.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaft iſt die Wiſſenſchaft ſelbſt, die Geſchichte des Individuums das Individuum, deßhalb ſoll auch hier das Geſchichtliche vorwalten.

1760 oder 1763 ſtritten Desmareſt und Monnet um die Ehre vermeintlicher Entdeckung: der Baſalt ſey ein vulcaniſches Product. Der erſte Gedanke gehört alſo den Franzoſen; auch leiſteten ſie nicht wenig ſchon früh genug für die Geſchichte des Baſaltes.

1771 und 1773 erſchienen Raſpe und Ferber als deutſche Vulcaniſten, der letztere jedoch ſehr mäßig geſinnt. In demſelbigen Decennio ſtimmten Charpentier, Reuß, Rößler gegen die Vulcanität, Baumer gleichfalls.

1771 erklärte ſich Brünich, 1777 Bergman, vom Auslande her, für die Neptunität, ſo wie ſpäter Kirwan. Die Gallier und Italiäner im Ganzen blieben dem Feuerſyſtem getreu, ſo auch bis jetzt.

Werner, in Sachſen, Schleſien, Böhmen, hauptſächlich nur auf Granit und Gneis den Baſalt aufgeſetzt findend, mußte ihn zu den Urgebirgsarten zählen. Im Verfolg der Zeit jedoch fand man ihn gelagert auf und in einer Menge Gebirgsarten von den verſchiedenſten Altern, bis zu den jüngſten hinab; dieß deutete auf ein ſpäteſtes Naturerzeugniß.

Es ergab ſich ferner daß die meiſten gleichnamigen, und in ſofern auch gleichgeltenden, Hauptgebirgsſtämme und Züge als ſolche angeſehen werden müſſen die zu ungleicher Zeit entſtanden ſind. Wem ſind wohl erſt die wahrgenommenen Unterſchiede von ältern und neuern Granit, Syenit, Gneis, Glimmerſchiefer, Trapp, Porphyr, Thonſchiefer, Grauwacke, Kalkſtein, Sandſtein, Steinkohlen, von Conglomeraten oder Breccien ſogar u. ſ. w. wieder vorzuzählen? Warum ſollte man denn dem Baſalt, wie er auch entſtanden ſeyn möge, ungleiche Zeitepochen ſeiner Bildung abläugnen? und warum ſollte dieß nicht eben zu genauerer Beobachtung führen, wie, wann, oder wo und unter welchen Bedingungen er erſcheint?

In den Jahren 1789 bis 1797 findet ſich Noſe gleichfalls veranlaßt dieſen Gegenſtand näher zu betrachten; ſpäterhin bis auf den heutigen Tag gewann die Vorſtellung, der Baſalt ſey in einer ſehr neuen Zeit gebildet, mächtig die Oberhand. Ueberhaupt jedoch, aufs Große und Ganze geſehen, überzeugt man ſich gern, daß der Baſalt, in Bezug auf ſein zeitliches Eintreten, auf ſein relatives Alter, mit anderen Gebirgsarten ſich wo nicht paralleliſiren, doch combiniren laſſe.

Eben ſo erſcheint der Baſalt, wenn auf Zuſtände und Geſtaltungen geſehen wird unter denen die Geſteine allerhand Art vorkommen, als friſch, urſprünglich, oder als verändert; ferner kommen die beſondern Geſtalten,

als einzelne Kuppen, in Pfeilern, Tafeln und Kugeln, dem Basalt nicht ausschließlich zu, Granite, Porphyre, Schiefer, Sandsteine, und was nicht alles gestalten sich gleichfalls; daß der Basalt diese Eigenschaft in eminentem Grade besitze, erregt die Aufmerksamkeit, gibt ihm aber kein ausschließliches Vorrecht.

An Uebergängen fehlt es ihm eben so wenig als andern Steinarten; unbezweifelt kennt man das Uebergehen der basaltischen Hauptmassen und Gemengtheile zum Ilyn, zu Thon und Kieselschiefer, zu Phonolith, zu Horn-, Grün- und Mandelstein, zur Wacke, Grauwacke und zu Porphyren.

Dieses Ueberschreiten, oder Annähern, führt uns auf die merklichen Mischungsverschiedenheiten der Basalte, indem sie bald thonige, bald quarzige, seltener talkige Grundmassen, in wechselnden Verhältnissen aufzeigen. Dagegen aber beschaue man die Identität der Formen der Basalte, welche an den Felsen der verschiedensten Klimate bemerkt wird; eine so große Analogie des Baues läßt aber auch dieselben Ursachen vermuthen, die in sehr verschiedenen Epochen, unter allen Klimaten gewirkt haben; denn die mit Thonschiefern und compacten Kalksteinen bedeckten Basalte müssen von ganz anderm Alter seyn, als die welche auf Lagen von Steinkohlen und auf Geschieben ruhen. Und wie sollten Basalte vulcanisch an allen Orten und Enden völlig gleichartig entsprungen seyn,

da das unterirdiſche Feuer verſchiedenartige Grundlagen zu verkochen hatte.

Ueber das erſte Entſtehen, über die primitive Bildung irgend einer Gebirgsart im Großen ſind keine Zeugniſſe vorhanden. Das vulcaniſche Hervorſteigen von Inſeln im Meere, von Bergen auf dem Lande dagegen geſchieht noch immer vor unſern Augen.

Es theilte ſich zuletzt dieſe Wiſſenſchaft in ein Zwiefaches: man nahm die älteſten Gebirgsarten als auf dem naſſen Weg entſtanden an, die neueren, die nicht Anſchwemmungen ſind und ſich durch Gewaltſamkeit ſo entſchieden auszeichnen, mußten für Producte unterirdiſchen Feuers gelten. Wenn aber beim Vulcanismus man nicht gerade Steinkohle und Entzündliches zum Grunde legt, nicht Brennendes, ſondern Hitze und Gährung Erzeugendes, zuletzt auch wohl in Flammen aufſchlagendes, feuerfähiges Weſen, ſo will man ſich auch gegen den kraſſen Neptunismus verwahren und nicht durchaus auf einen wellenſchlagenden Meeresraum, ſondern auf eine dichtere Atmoſphäre hindeuten, wo mannichfaltige Gasarten, mit mineraliſchen Theilen geſchwängert, durch elektriſch-magnetiſche Anregung, auf das Entſtehen der Oberfläche unſeres Planeten wirken.

Dieſes Appriſche wird nur poſtulirt, weil wir den erſten Ring zu dieſer unermeßlichen Gliederkette haben müſſen; um Fuß zu faſſen iſt dieſes der Punkt, ein ideel-

ler zwar, doch eben darum zur Um- und Ueberſicht hinreichend.

Das Geſchichtliche führt uns weiter. Wenn der Baſalt vulcaniſch ſeyn ſollte, ſo mußten Grundlagen geſucht werden, woraus er entſtehen können. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts reducirte Guettard ſeine Laven, mit Einſchluß der Baſalte, auf eine granitiſche, oder wenigſtens granitähnliche Baſis, veranlaßt durch die Wahrnehmungen in Auvergne; zehn Jahre etwa ſpäter geſchah das Nämliche von Desmareſt und Monnet. Auch kam noch ein Spath fusible hinzu. — Wiederum ſo viel Zeit nachher vermehrten beſonders Dolomieu und Faujas de St. Fond ſolche Baſen mit Roche de corne, Petrosilex, Feldspath fusible et refractaire, die nun ſchon auch porphyriſch und trappartig genannt wurden, wenn ſie mancherlei Gemengtheile, vorzüglich Feldſpath, bei ſich führten. Denſelben Weg ſchlug 1790 Gioeni ein und erweiterte ihn.

Wir Deutſchen blieben hinter den Ausländern ein wenig zurück. Was übrigens unſer Freund bedauerlich, ſo wie ganz beſcheidentlich erzählt, bequemt ſich keinem Auszug; man höre den Verfaſſer bei ſich zu Hauſe.

„Laſſet uns jedoch deſto entſchiedener und derber auftreten, wo einzig Rettung zu ſuchen iſt. Der hiſtoriſche Fingerzeig deutet genugſam auf das Bedürfniß, auf die Nothwendigkeit, für jedes vulcaniſche Product ein ur-

ſprüngliches Muttergeſtein aufzuſuchen und anzugeben; ohne Subſtrat bleibt alles räthſelhaft und dunkel.“

„Nehme man ein gutes Beiſpiel an einem andern mineralogiſchen Verfahren. Wie ſich nämlich in den Steinen und Gebirgen gewiſſe Pflanzen und Thierformen finden ließen, und dieß ſcientifiſch zu erwägen war, da betrachtete man die vegetabiliſchen und animaliſchen Organismen ebenmäßig als Grundlagen, welche vom Mineralreich aufgenommen, demſelben aſſimilirt und dadurch verändert, d. i. hier im Allgemeinen, verſteinert ſind. — Jemehr die Bekanntſchaft mit dergleichen Urſtoffen zunahm, je genauer und vollſtändiger man das Pflanzen- und Thierreich kennen lernte, je weiter und tiefer man darin forſchte, gerade deſto vollkommener bildete ſich dadurch die Petrefactenkunde aus, deſto ſchneller und erwünſchter verſchwanden die Nebel und Irrungen, welche früher dabei geblendet hatten; zu ſprechendem Beweiſe, daß es überall ein Erſtes geben, und als ſolches erkannt werden müſſe, wenn ein von ihm abhängiges Zweytes gehörig zu nehmen, vollſtändig aufzufaſſen, richtig zu beurtheilen und nach claſſiſcher, unanfechtbarer Manier zu behandeln ſtehen ſoll.“

„Wenn daher auch der Baſalt, als ſolcher und als Reiheführer gewiſſer Formationen, ebenfalls für eine urſprüngliche Gebirgsart anerkannt wird, entſtanden, gleich jeder andern, durch eine allgemeine Primordial-Urſache, — die immerhin für uns unergründlich ſeyn

heit, selbst in kümmerlichen Winkeln, wie der Dichter solches durch das Vermächtniß des alten Parsen auszudrücken gesucht hat.

Daß man daher dieser Religion durch lange Zeiten durch sehr viel schuldig geworden, daß in ihr die Möglichkeit einer höhern Cultur lag, die sich im westlichen Theile der östlichen Welt verbreitet, ist wohl nicht zu bezweifeln. Zwar ist es höchst schwierig einen Begriff zu geben, wie und woher sich diese Cultur ausbreitete. Viele Städte lagen als Lebenspunkte in vielen Regionen zerstreut; am bewundernswürdigsten aber ist mir daß die fatale Nähe des indischen Götzendienstes nicht auf sie wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte von Balck und Bamian so nah an einander lagen, hier die verrücktesten Götzen in riesenhafter Größe verfertigt und angebetet zu sehen, indessen sich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, große Klöster dieses Bekenntnisses entstanden und eine Unzahl von Mobeden sich versammelten. Wie herrlich aber die Einrichtung solcher Anstalten müsse gewesen seyn, bezeugen die außerordentlichen Männer die von dort ausgegangen sind. Die Familie der Barmekiden stammte daher, die so lange als einflußreiche Staatsdiener glänzten, bis sie zuletzt, wie ein ungefähr ähnliches Geschlecht dieser Art zu unsern Zeiten, ausgerottet und vertrieben worden.

und bleiben möge, — in irgend einer oder mehreren Erd-epochen, dann kann es nicht fehlen, man muß dabei ſicherer fußen, wie bei jedem Gegentheil, und in vollem reinerm Lichte einhergehen."

„Der Mineralogo überkömmt nunmehr ein für immer fixirtes Ob- oder Subject, ſeiner Familie rechtsbeſtändig beigeordnet, deſſen Beſchaffenheit und Verhältniſſe ſamm- und ſonders beobachtet, erforſcht und mitgetheilt, deſſen mannichfaltige Prädicate vollſtändig aufgezählt und ermeſſen werden können. Die kleinſte wie die größte Veränderung daran, durch Feuer, Waſſer, Gaſe u. ſ. w. bewirkt, ſieht alsdann gehörig wahrzunehmen, mit der primitiven Eigenſchaft genau zu vergleichen, und auf ihre Urſache mit Sicherheit zurückzuführen."

„Wie ſich, nach ſolcher Manier, die Mutationen eines Foſſils, auf dem ſogenannten naſſen Wege, in den verſchiedenſten Gradationen beſtimmt nachweiſen laſſen; wie der Baſalt klärlich von der erſten Stufe der Verwitterung bis zur wirklichen Auflöſung in einem ſpecifiſch gearteten Lehmen wahrgenommen und verfolgt iſt; eben ſo ſind ſeine Metamorphoſen, durch jeden modificirten Hitzegrad, theils erkenn- und reducirbar, theils durch eine Legion von angeſtellten Beobachtungen darüber in der Natur deutlichſt aufgezeichnet."

„Gerieth man bei dieſer oder jener einzelnen Vorkommenheit auf Schwierigkeiten, ſchien es zweifelhaft, welcher Urſache, ob der Hitze oder Näſſe, manche

Erſcheinung an den Baſalten zuzuſchreiben ſey, dann bot ſich ein entſcheidendes Auskunftsmittel dar in der Pyro-Technik. Bekanntlich iſt der Baſalt mehr oder weniger ſchmelzbar. Unterwirft man ihn nun der Hitze, vom Roth- und Weiß-Glühen an bis zum Schmelzen und Zerfließen hin, beobachtet man die graduirten Umformungen, welche er dadurch erhält; ſo ergibt ſich ein ſicherer Maßſtab, wornach jeder Feuer-Effect auf ihn genau zu beſtimmen und richtig zu beurtheilen ſteht, und der insbeſondere dazu geeignet iſt, ihn den Phänomenen derjenigen Baſalte anzupaſſen, welche die Natur in gewiſſen Gegenden des Erdkreiſes auffinden läßt."

„Zeigt ſich, bei der Vergleichung ſolcher Naturerzeugniſſe, mit den pyrotechniſch bewirkten Baſaltproducten, daß beide nicht bloß ähnlich, ſondern völlig gleich ſind, dann ſchließt man mit Zuverläſſigkeit, daß auf beide Arten von Producten eine und die nämliche Urſache, d. i. Hitze gewirkt habe."

„Dergleichen Experimente, Vergleichungen und Reſultate hat die mineralogiſche Baſalthiſtorie, ſeit dem Jahre 1792, aufzuweiſen und bis auf die neueſte Zeit geht noch die löbliche Betrachtung und Unterſuchung fort."

„Iſt man nun über die Bildung gewiſſer Laven aus Baſalt eins geworden mit ſich, wenn auch nicht mit jedem andern, ſo wird ſich das Ordnen und Benennen der Laven, die von andern Geſteinen abſtammen, ebenfalls ergeben. Nachgewieſen und anzuerkennen ſind be-

reits Laven aus Ihn (schmelzbarem Thonstein), Pech- und Perlstein, nebst Obsidian (welche sämmtlich den Eigennamen Bimstein führen) aus mehrern Basalt-, Porphyr- und Schieferarten, aus Conglomeraten und (verglasurten) Sandsteinen."

„Hierdurch ist dieser Gegenstand für uns erschöpft, folglich auch eine Regel vorhanden, woran man sich zu halten und auf seinem Wege unverrückt fortzuschreiten hat. Dagegen wird aber nicht geläugnet, daß eben diese Naturereignisse noch eine problematische Seite haben, inwiefern nämlich das in der Natur vorhandene, Wärme und Hitze erzeugende Princip, ohne gerad in Feuer und Flamme aufzuschlagen, höchst wirksam seyn und auf kryptovulcanische Ereignisse hindeuten möge. In solchen Fällen, wo das pyrotypische Aussehen des Basaltes zweifelhaft seyn könnte, erlaubte man sich die Frage, schon im Jahre 1790, aufzuwerfen: ob nicht etwa manches basaltische Gestein, im Großen und lagerweise ursprünglich feinklüftig, rissig oder löchrig gebildet worden, wie mancher Quarz und Kalkstein ebenfalls. Die Basalte der azorischen Insel Graziosa stellen etwas Aehnliches dar. Dort wechselt nämlich der dichte Basalt mit porösem und mit Mergel. Der in Mandelstein übergehende poröse Basalt hat längliche Höhlungen von zwey bis acht Linien im Durchmesser; man bemerkt nicht daß sie in einer Richtung liegen, noch daß der poröse Felsen auf compacten Schichten aufgelagert sey, wie dieß

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16280/406

bei den Lavaströmen des Aetna und des Vesuv der Fall ist. Der dasige Mergel wechselt übrigens mehr denn hundertmal mit dem Basalte, und laufen seine Lagen parallel mit denen des Basalts. Woraus geschlossen wird, daß beide Fossilien von einerlei Formation und von gemeinschaftlichem Ursprunge sind."

„Um sich die Entstehung jener Cavitäten einigermaßen zu erklären, erinnere man sich des bedeutenden Wortes: wenn große Massen von Materien aus dem flüssigen Zustand in den der Trockenheit übergehen, so kann dieses nicht ohne eine Entwickelung von Wärmestoff geschehen."

„Hier ist nun der mächtige Umfang des eigentlichen Vulcanitätsgebietes zu erwähnen. Der ganze bergige Theil des Königreichs Quito kann als ein ungeheurer Vulcan angesehen werden; eben so ist die ganze Gruppe der Canarischen Inseln auf einen unter dem Meer befindlichen Vulcan gestellt; sodann ist der merkwürdigste Punkt zu berühren, daß alle Thatsachen zu beweisen scheinen, daß sich die vulcanischen Feuer auf den americanischen Inseln, wie auf den Anden von Quito, in Auvergne, in Griechenland und auf dem größten Theile der Erde mitten durch primitive Gebirgsarten den Weg nach außen gebahnt haben."

Nachdem dieses alles nun so weit geführt worden, so geschieht ein Rückblick auf die Streitigkeiten selbst, welche über den Gegenstand sich erhoben: man deutet

auf das mehrfache menschliche Fehlsame, auf die Unzulänglichkeit der Individuen, die denn doch nach ihnen persönlich, oder ihren Zwecken gemäß ist, gern zu einer allgemeinen Ueberzeugung umwandeln möchten. Wie das nun von jeher bis auf den heutigen Tag geschehen, wird kürzlich durchgeführt und zuletzt die Anmaßlichkeit derer abgelehnt, welche verlangen daß man dasjenige worüber man urtheilen wolle, selbst müsse gesehen haben. Diese bedenken nicht, daß sie doch immer dem Object als Subject, als Individuum entgegen stehen und trotz ihrer Gegenwart nur mit ihren eigenen Augen und nicht mit dem allgemeinen menschlichen Blick, die Gegenstände sowohl, als den besonderen Zustand beschauen. Männern wie von Humboldt und von Buch wird unbedingter Dank gezollt, daß sie die Welt umreisen mochten, eben um uns eine solche Reise zu ersparen.

In den Anhängen kommt nun die wichtigste Frage vor: inwiefern wir ein Unerforschtes für unerforschlich erklären dürfen, und wie weit es dem Menschen vorwärts zu gehen erlaubt sey, ehe er Ursache habe vor dem Unbegreiflichen zurückzutreten oder davor stille zu stehen? Unsere Meinung ist: daß es dem Menschen gar wohl gezieme ein Unerforschliches anzunehmen, daß er dagegen aber seinem Forschen keine Gränze zu setzen habe; denn wenn auch die Natur gegen den Menschen im Vortheil steht und ihm manches zu verheimlichen scheint, so steht er wieder gegen sie im Vortheil, daß er, wenn auch

nicht durch ſie durch, doch über ſie hinaus denken kann. Wir ſind aber ſchon weit genug gegen ſie vorgedrungen, wenn wir zu den Urphänomenen gelangen, welche wir, in ihrer unerforſchlichen Herrlichkeit, von Angeſicht zu Angeſicht anſchauen, und uns ſodann wieder rückwärts in die Welt der Erſcheinungen wenden, wo das, in ſeiner Einfalt Unbegreifliche ſich in tauſend und aber tauſend mannichfaltigen Erſcheinungen bei aller Veränderlichkeit unveränderlich offenbart.

Der Horn.

Ein freier hoher Gebirgsrücken, der auf einer flachen Höhe aufsitzt, bleibt dem Reisenden nach Carlsbad rechts, und wird von dorther immer als ein ansehnlicher Berg beachtet. Seinen Gipfel habe nie bestiegen, Freunde sagen er sey Basalt, so wie die von der Fläche seines Fußes gewonnenen Steine. Sie werden zur Chausseebesserung angefahren und haben das Merkwürdige daß sie, ohne etwa zerschlagen zu seyn, einzeln klein sind, so daß eine Kinderhand die kleinern, die größern eine Knabenhand gar wohl zu fassen vermöchte. Sie werden also zwischen einem Tauben- und Gänse-Ei hin- und wiederschwanken.

Das Merkwürdigste aber hiebei darf wohl geachtet werden: daß sie sämmtlich, genau besehen, eine entschiedene Gestalt haben, ob sie sich gleich bis in's Unendliche mannichfaltig erweisen.

Die regelmäßigsten vergleichen sich dem Schädel eines Thiers, ohne untere Kinnlade; sie haben alle eine entschiedene Fläche auf die man sie legen kann. Alsdann stehen uns drey Flächen entgegen, wovon man die obere

für Stirn und Naſe, die beiden Seiten für Oberkiefer und Wangen, die zwey rückwärts für die Schläfe gelten läßt, wenn die hinterſte, letzte dem Hinterhaupt zugeſchrieben wird. Ein Modell in dieſem Sinne verfertigt, zeigt einen regelmäßigen Kryſtall, welcher nur ſelten in der Wirklichkeit erſcheint; der aber, ſobald man dieſe Grundform, dieſe Grundintention der Natur einmal anerkannt hat, überall, auch in den unförmlichſten Individuen wieder zu finden iſt. Sie ſtellen ſich nämlich von ſelbſt auf ihre Baſe und überlaſſen dem Beſchauer die übrigen ſechs Flächen herauszufinden. Ich habe die bedeutendern Abweichungen in Thon nachgebildet und finde daß ſelbſt die unregelmäßigſten ſich zu einer oder der andern Mittelgeſtalt hinneigen. Sie ſcheinen nicht von der Stelle gekommen zu ſeyn. Weder merklich abgeſtumpft noch abgewittert, liegen ſie auf den Aeckern um den Bergen wie hingeſchneit. Ein geiſtreicher junger Geolog ſagte: es ſähe aus wie ein Aërolithen-Haufen, aus einer frühern, prägnanten Atmoſphäre. Da wir im Grunde nicht wiſſen, woher dieſe Dinge kommen mögen, ſo iſt es gleichviel, ob wir ſie von oben oder von unten empfangen, wenn ſie uns nur immer zur Beobachtung reizen, Gedanken veranlaſſen und zu Beſcheidenheit freundlich nöthigen.

Est quaedam etiam nesciendi ars et scientia.

Godofr. Hermannus.

Kammerberg bei Eger.

Man wird aus unserer früheren Darstellung des Kammerbergs bei Eger sich wieder in's Gedächtniß rufen, was wir über einen so wichtigen Naturgegenstand gesprochen und wie wir diese Hügel-Erhöhung als einen reinen Vulcan angesehen, der sich unter dem Meere, unmittelbar auf und aus Glimmerschiefer gebildet habe.

Als ich am 26 April dieses Jahres, auf meiner Reise nach Carlsbad, durch Eger ging, erfuhr ich, von dem so unterrichteten als thätigen und gefälligen Herrn Polizeyrath Grüner, daß man auf der Fläche des großen, zum Behuf der Chausseen ausgegrabenen Raumes des Kammerberger Vulcans, mit einem Schacht niedergegangen, um zu sehen was in der Tiefe zu finden seyn möchte, und ob man nicht vielleicht auf Steinkohlen treffen dürfte.

Auf meiner Rückkehr, den 28 May, ward ich von dem wackern Manne auf's freundlichste empfangen; er legte mir die kurze Geschichte der Abräufung, welche doch schon sistirt worden, nicht weniger die gefundenen Mineralkörper vor. Man hatte beim Absinken von etwa 1½ Lachtern erst eine etwas festere Lava, dann die gewöhn

Regiment.

Wenn der Philoſoph aus Principien ſich ein Natur-, Völker- und Staatsrecht auferbaut, ſo forſcht der Geſchichtsfreund nach, wie es wohl mit ſolchen menſchlichen Verhältniſſen und Verbindungen von jeher geſtanden habe. Da finden wir denn im älteſten Oriente: daß alle Herrſchaft ſich ableiten laſſe von dem Rechte Krieg zu erklären. Dieſes Recht liegt, wie alle übrigen, anfangs in dem Willen, in der Leidenſchaft des Volkes. Ein Stammglied wird verletzt, ſogleich regt ſich die Maſſe unaufgefordert, Rache zu nehmen am Beleidiger. Weil aber die Menge zwar handeln und wirken, nicht aber ſich führen mag, überträgt ſie, durch Wahl, Sitte, Gewohnheit, die Anführung zum Kampfe einem Einzigen, es ſey für Einen Kriegszug, für mehrere; dem tüchtigen Manne verleiht ſie den gefährlichen Poſten auf Lebenszeit, auch wohl endlich für ſeine Nachkommen. Und ſo verſchafft ſich der Einzelne, durch die Fähigkeit Krieg zu führen, das Recht den Krieg zu erklären.

Hieraus fließt nun ferner die Befugniß jeden

wöhnliche völlig verſchlackte, in größeren und kleineren Stücken gefunden, als man auf eine loſe röthliche Maſſe traf, welche offenbar ein durch's Feuer veränderter feiner Glimmerſand war. Dieſer zeigte ſich theils mit kleinen Lavatrümmern vermiſcht, theils mit Lavabrocken feſt verbunden. Unter dieſem, etwa zwey Lachtern Täufe vom Tage herab, traf man auf den feinſten weißen Glimmerſand, deſſen man eine gute Partie ausförderte, nachher aber, weil weiter nichts zu erwarten ſchien, die Unterſuchung aufgab. Wäre man tiefer gegangen (wobei denn freilich der feine Sand eine genaue Zimmerung erfordert hätte), ſo würde man gewiß den Glimmerſchiefer getroffen haben, wodurch denn unſere früher geäußerte Meinung Beſtätigung gefunden hätte. Bei dem ganzen Unternehmen hatte ſich nur etwa ein fingerlanges Stück gefunden, welches allenfalls für Steinkohle gelten könnte.

Man beſprach die Sache weiter und gelangte bis zur Höhe des ehemaligen Luſthäuschens; hier konnte man, von oben herunter ſchauend, gar wohl bemerken daß am Fuße des Hügels, an der Seite nach Franzenbrunn zu, der weiße Glimmerſand, auf den man in dem Schacht getroffen, wirklich zu Tage ausgehe und man auf demſelben ſchon zu irgend einem Zwecke nachgegraben. Hieraus konnte man ſchließen, daß die vulcaniſche Höhe des Kammerbergs nur oberflächlich auf einem theils ſandigen, theils ſtaubartigen, theils

schiefrig festen Glimmergrunde aufgebreitet sey. Wollte man nun etwas Bedeutendes zur Einsicht in diese Naturerscheinung, mit einigem Kostenaufwand thun, so ginge man, auf der Spur des am Abhange sich manifestirenden Glimmersandes, mit einem Stollen gerade auf den Punkt des Hügels los, wo, gleich neben der höchsten Höhe des ehemaligen Sommerhauses, sich eine Vertiefung befindet die man jederzeit für den Krater gehalten hat. Ein solcher Stollen hätte kein Wasser abzuleiten, und man würde die ganze vulcanische Werkstätte unterfahren und, was so selten geschehen kann, die ersten Berührungspunkte des ältern natürlichen Gebirges mit dem veränderten, geschmolzenen, aufgeblähten Gestein beobachten. Einzig in seiner Art wäre dieses Unternehmen und wenn man zuletzt auf der hinteren Seite in der Gegend der festen Laven wieder ans Tageslicht käme, so müßte dieß für den Naturforscher eine ganz unschätzbare Ansicht seyn.

Hiezu macht man uns nun, eben als ich zu schließen gedenke, die beste Hoffnung, indem versichert wird, daß auf Anrathen und Antrieb des Herrn Grafen Caspar Sternberg, dem wir schon so viel schuldig geworden, ein solches Unternehmen wirklich ausgeführt werden solle. Ueberlege nunmehr jeder Forscher was für Fragen er in diesem Falle an die Natur zu thun habe, welche Beantwortung zu wünschen sey.

Producte böhmiſcher Erdbrände.

In meiner Auslegung der Joſeph-Müllerſchen Sammlung habe ich verſchiedener, damals bekannter, pſeudovulcaniſcher Producte gedacht und ſie von Nr. 73 — 87 aufgeführt; es waren diejenigen worauf, bei Hohdorf und Leſſau, zuerſt die Aufmerkſamkeit der Geologen ſich richtete; ſeit jener Zeit aber ſind mehrere Punkte des Vorkommens entdeckt worden, und zwar ein ſehr wichtiger, gleich über vorbenannten Orten, linker Hand unmittelbar an der Chauſſee, welche nach Schlackenwerth führt. Ich theile verſchiedene Betrachtungen mit, die ich bei dieſer Gelegenheit angeſtellt.

Und ſo kann man denn erſtlich annehmen, daß die in dieſer Gegend bekannt gewordenen Erdbrände am Ausgehenden ungeheurer Kohlenlager ſtatt gefunden: denn in den aufgeſchloſſenen Brüchen geht das durchgebrannte Geſtein, es ſey der leckere, gelbe, ſchiefrige Porcellanjaſpis, oder ein anderes verändertes Mineral, bis unmittelbar unter die Oberfläche des gegenwärtigen Bodens, ſo daß die Vegetation ihre ſchwächeren und ſtärkeren Wurzeln darin verſenkte; wor-

aus denn auch wohl zu schließen wäre, daß diese Erdbrände zu der spätesten Epoche der Weltbildung gehören, wo die Wasser sich zurückgezogen hatten, die Hügel abgetrocknet da lagen und nach geendigtem Brande keine neue Ueberschwemmung sich ereignete.

Zu einer zweyten Betrachtung führt uns die Frage, die jederman aufwirft, der jenen in den Hügel eingegrabenen Bruch betritt, wo er nicht allein in einem großen Umfang, sondern auch in einer Höhe von zwanzig bis dreyßig Fuß, alles unmittelbar auf einander liegende Gestein durch Feuergluth verändert, gebacken, verschlackt, angeschmolzen findet. Ich habe mir selbst diese Frage aufgeworfen, und auch andere ausrufen hören: was gehörte für eine Gluth dazu um eine solche Wirkung hervorzubringen? welch eine unterliegende Masse von Brennmaterial wäre wohl nöthig gewesen, um eine solche Steinmasse durchzuglühen? Hierauf erwidern wir, daß sich Anzeigen und Andeutungen finden, daß diese Gesteinlagen, sie mochten nun aus Schiefer-Thon oder aus sonstigen Mineralkörpern bestehen, mit vegetabilischen Resten, Braunkohlen und sonstigem, genugsam vertheilten Brennbaren durchschichtet gewesen, welches also, im Falle eines Erdbrandes, gar wohl von unten nach oben, von oben auf unten, nach allen Seiten hin glimmen, die einzelnen Gesteintheile mehr oder weniger angreifen, erfassen und verändern konnte. In dem Chausseegraben

links, wenn man, nach mehr gedachtem Bruche zu, die Schlackenwerther Chaussee hinauffährt, sieht man Kohlenstreifen durch den aufgeschwemmten Letten sich hindurchziehen; bei Lessau findet man eine, von dem Erdbrande nicht erreichte Kohlendecke, zwischen dem Porcellanjaspis und der Dammerde; auch haben wir im Innern gewisser bröcklichter Stücke noch wahrhaften, zerreiblichen, abfärbenden Kohlenantheil gefunden, der seinen Schwefelgeruch nicht verläugnet. Dahin deuten denn ebenfalls die im Innern von entschiedenen Schlacken zu findenden, zarten Gypskrystalle, welche auf den alten Kohlen- und Kalk-Gehalt der ursprünglichen Mineralien hindeuten. Daß in dieser Gegend überhaupt selbst die letzten Niederschläge der Thon- und sonst sich schiefernden Erden mit Vegetabilien imprägnirt gewesen, läßt sich an mehreren Orten nachweisen. Bei dem Dorfe Grünlaß, am Fuße des Sandbergs, findet sich ein Brandschiefer, welcher am Lichte so wie auf Kohlen brennt und einen erdigen Theil zurückläßt. Wie von später Formation dieser aber sey, läßt sich daran erkennen, daß sich Larven von Wasserinsecten, von etwa einem Zoll Größe, darin entdecken lassen; Blätterartiges aber nicht.

Hiernach wenden wir uns zu einer dritten Betrachtung, welche uns durch die große Mannichfaltigkeit der Producte unserer Erdbrände abgenöthigt wird, indem wir über dreyßig Exemplare zusammenlegen können, welchen man sämmtlich mehr oder weniger einen Un-

terschied zugestehen muß; dieß aber läßt sich daher gar wohl ableiten, daß der Erdbrand, auf das verschiedenste, zwischen, über, und neben Brennbarem liegende Gestein, zufällig wirkend, die mannichfaltigsten Erscheinungen hervorbringen mußte.

Hier steht uns aber noch eine Arbeit bevor, welche auch schon begonnen ist. Bei Vulcanen, so wie bei Erdbränden, ist für den Naturforscher die erste Pflicht sich umzusehen, ob es wohl möglich sey die ursprüngliche Steinart zu entdecken, aus welcher die veränderte hervorgegangen. Hiermit haben wir uns in der letzten Zeit sorgfältiger als sonst beschäftigt, deßhalb schon eine große Anzahl Gebirgsarten im Töpferfeuer geprüft worden, wodurch uns denn merkwürdige Erscheinungen von widerspenstigem und leicht angegriffenem Gestein vorgekommen. Wir haben davon eine Sammlung angeordnet, wobei die ursprünglichen sowohl, als die durch's Feuer gegangenen Exemplare zusammengelegt und ordnungsmäßig mit Nummern bezeichnet sind.

Diese Gegenstände sämmtlich, wie sie vorliegen, bekannt zu machen und zu beschreiben, würde zu unnützer und unerfreulicher Weitläufigkeit führen; wir werden daher nach den uns durch die Erfahrung gewordenen Andeutungen weiter schreiten und, unter Beistand des Herrn Hofrath Döbereiner, das Unterrichtende in überdachter Folge vorzulegen bemüht seyn.

Die Luiſenburg bei Alexanders-Bad.

Unter den verſchiedenen Abtheilungen des Fichtelgebirgs macht ſich beſonders merkwürdig ein hoher langgeſtreckter Rücken, von alten Zeiten her Lurburg genannt und von Reiſenden häufig beſucht, wegen zahlloſer, alle Beſchreibung und Einbildungskraft überragender, in ſich zuſammengeſtürzter und gethürmter Felsmaſſen. Sie bilden ein Labyrinth, welches ich vor vierzig Jahren mühſam durchkrochen, nun aber, durch architektiſche Gartenkunſt, ſpazierbar und im Einzelnen beſchaulich gefunden. Dieſe Gruppen zuſammen tragen gegenwärtig den Namen Luiſenburg, um anzudeuten: daß eine angebetete Königin, kurz vor großen Unfällen, einige frohe und ruhige Tage hier verlebt habe.

Die ungeheure Größe der ohne Spur von Ordnung und Richtung über einander geſtürzten Granitmaſſen gibt einen Anblick, deſſen Gleichen mir auf allen Wanderungen niemals wieder vorgekommen, und es iſt niemanden zu verargen der, um ſich dieſe, Erſtaunen, Schrecken und Grauen erregenden chaotiſchen Zuſtände zu erklären, Fluthen und Wolkenbrüche, Sturm und Erdbeben, Vul-

cane und was nur sonst die Natur gewaltsam aufreger mag, hier zu Hülfe ruft.

Bei näherer Betrachtung jedoch, und bei gründliche Kenntniß dessen was die Natur, ruhig und langsam wir kend, auch wohl Außerordentliches vermag, bot sich uns eine Auflösung dieses Räthsels dar, welche wir gegenwär tig mitzutheilen gedenken.

Dieses Granitgebirge hatte ursprünglich das Eigen thümliche vor andern, aus sehr großen, theils äußerst festen, theils leicht verwitterlichen Massen zu bestehen wie denn der Geolog gar oft gewahr wird, daß die kräf tige Solidescenz des einen Theils dem nachbarlichen das Vermögen zu einer entschiedenen Festigkeit und längeren Dauer zu gelangen völlig entzogen hat.

Von den ursprünglichen Felspartien, wie sie, der Granitbildung gemäß, aus einzelnen Blöcken, Platten und Lagern bestehen, sind noch mehrere aufrecht zu finden; die aber, weil sie nichts Sonderbares darbieten, nicht wie das übrige Wunderbare beachtet werden. Außer obgemeldeter ursprünglicher Eigenschaft höchst verschiedener Festigkeit und Verwitterns mag auch noch die schiefe gegen das Land zu einschießende Richtung und eine vom Perpendikel abweichende Neigung, gleichfalls gegen das Land hin, Ursache des Einstürzens gewesen seyn. Die Wirkung aller dieser zusammentreffenden Umstände denken wir nun bildlich darzustellen.

Man mache sich vor allen Dingen mit den Buchstaben

bekannt, wie ſie, in der obern, landſchaftlichen Zeichnung an die Felſen geſchrieben ſind, und denke vorerſt daß die verſchiedenen Steinmaſſen a. b. c. d. e. zuſammen eine aufrechtſtehende, gegen den Horizont etwas zugeneigte Felspartie bilden. Nun verwittere eine der mittleren Maſſen a, ſo wird die obere b herunterrutſchen und ſich ungefähr in bb niederlegen, ſodann verwittere die unterſte hintere c und der Obelisk d wird, ſeinem Uebergewicht nach, herunterſtürzen und ſich in dd aufſtellen, die Maſſe e wäre allein an ihrem Platz unverrückt und unverändert liegen geblieben.

Eine, nur wenig in ihrer Hauptform von der vorigen abweichende, aufrechtſtehende Granitpartie bringen wir dem Beſchauer in den kleineren Feldern gleichfalls vor Augen. Die vordere Spalte zeigt ſie in ihrer Integrität, die andere aber verwittert, verſchoben und verſtürzt. Hier bedienen wir uns des Vortheils ohne Buchſtaben zu verfahren, indem wir das Verwitternde mit Schattenſtrichen bedeckt, wodurch denn das Uebriggebliebene und Dislocirte ſogleich in der nächſten Columne in die Augen fällt.

Zur

Geognosie und Topographie von Böhmen.

Bei Betrachtung der Geognosie von Böhmen, eines Königreichs das sich vollkommen abgeschlossen zeigt, das, rings von Gebirgen umgeben, seine ausströmenden Gewässer fast alle nur eigenen Quellen verdankt, ist höchst merkwürdig zu beobachten, wo sich doch wohl irgend eine Ausnahme finden möchte? Wir wenden uns zuerst an die Eger, die, in Bayern entsprungen, schon als bedeutendes Wasser nach Böhmen eintritt; sodann zur Wondra, dem Bache, der, gleichfalls in Bayern entspringend, doch in Böhmen als der erste sich mit der Eger vereinigt.

Müssen nun bei allen Untersuchungen der jetzigen Erdoberfläche, und besonders des nutzbaren Theils, dessen Werth uns so nahe liegt, die Restagnationen des uralten Meers unsere Aufmerksamkeit reizen, so haben wir die Einbildungskraft bis zu jener Zeit zurückzuführen, wo das böhmische Binnenmeer bis an den Fichtelberg reichte und dort, mit Vor- und Zurücktreten, gar manche, jetzt reichlich fruchttragende Flächen bildete. Nachfolgendes möge hiezu eine Einleitung seyn.

Staatsbürger, der ohnehin als kampfluſtig und ſtreitfertig angeſehen werden darf, in die Schlacht zu rufen, zu fordern, zu zwingen. Dieſe Conſcription mußte von jeher, wenn ſie ſich gerecht und wirkſam erzeigen wollte, unbarmherzig ſeyn. Der erſte Darius rüſtet ſich gegen verdächtige Nachbarn, das unzählige Volk gehorcht dem Wink. Ein Greis liefert drey Söhne, er bittet den Jüngſten vom Feldzuge zu befreien, der König ſendet ihm den Knaben in Stücken zerhauen zurück. Hier iſt alſo das Recht über Leben und Tod ſchon ausgeſprochen. In der Schlacht ſelbſt leidet's keine Frage: denn wird nicht oft willkürlich, ungeſchickt ein ganzer Heerestheil vergebens aufgeopfert, und niemand fordert Rechenſchaft vom Anführer?

Nun zieht ſich aber bei kriegeriſchen Nationen derſelbe Zuſtand durch die kurzen Friedenszeiten. Um den König her iſt's immer Krieg, und niemandem bei Hofe das Leben geſichert. Eben ſo werden die Steuern fort erhoben, die der Krieg nöthig machte. Deshalb ſetzte denn auch Darius Codomannus, vorſichtig, regelmäßige Abgaben feſt, ſtatt freiwilliger Geſchenke. Nach dieſem Grundſatz, mit dieſer Verfaſſung, ſtieg die perſiſche Monarchie zu höchſter Macht und Glückſeligkeit, die denn doch zuletzt an dem Hochſinn einer benachbarten, kleinen, zerſtückelten Nation endlich ſcheiterte.

Fahrt nach Pograd.

Freitag, den 26sten July. Wir fuhren von Eger ab südwärts; der Weg geht durch aufgeschwemmtes Erdreich, worin sich neben den losen Kieseln auch Breccien finden. Zufällig trafen wir eine von weißen, größern und kleinern Quarzkieseln, durch ein Bindungsmittel von schmalem, zartem Brauneisenstein zusammengekittet.

Die Eisengruben, auf die wir unsere Fahrt gerichtet, sind unfern Pograd in einem aufgeschwemmten, von Glimmerschiefer herzuleitenden Gerölle. Die eine Grube war sechs Lachter tief. Erst trifft man auf ein weißgilbliches, thonartiges, gebröckeltes Gestein; in weniger Tiefe finden sich die Eisensteine, zufällig zerstreut. Ihre Entstehung erklärt man sich wohl: ein überall flüssig vorhandener Eisengehalt durchdringt das Aufgeschwemmte und verkörpert es zu größeren und kleineren Breccienmassen. Sie liegen als Knollen oft concentrisch anzusehen; der größte dießmal vorhandene ovale mochte im Durchschnitt eine Elle seyn, auch hier war das zum Grunde liegende zusammengebackene Con-

glomerat gar wohl erkennbar. Dieſer Eiſenſtein iſt hell- und dunkelbraun. Die Arbeiter zeigten aber auch einen eingeſchloſſenen weißen, den ſie für beſonders reichhaltig erklärten.

In dieſem Conglomerat und neben demſelben findet ſich Holz, zerſtückt, zerſtreut, mit dem Geſtein verwachſen, auch verſteint. Wenn nun in der frühſten Zeit ein ſolches braunkohlenartiges Holz vom Eiſengehalt ergriffen ward, ſo durchdrang er daſſelbe und verwandelte ſolches in ſeine Natur; wovon mir ſehr ſchöne Stücke ſchon in Marienbad zu Theil wurden. Es enthält in hundert Theilen 62,7 metalliſches Eiſen.

Man machte uns eine über dem Bach liegende Halde bemerklich; dort hatten ſie einen Stollen in den abhängigen Hügel getrieben und, in dem funfzehnten Lachter, einen quer liegenden Baum durchfahren, der noch zu beiden Seiten anſteht. Auch hievon ſind mir bedeutende Exemplare früher verehrt worden, die mich eigentlich auf dieſe Gegend aufmerkſam gemacht.

Pograd iſt eine Herrſchaft, Herrn Joſeph Gabler, Ritter von Adlersfeld, gehörig; das Flüßchen Wondra fließt vorbei, worin der Bach Kidron von Kinsberg herabkommend ſich einmündet. Die Gegend iſt ungleich, kleinhügelig, auf eingeſperrte ruhige Waſſer der Urzeit hindeutend.

— —

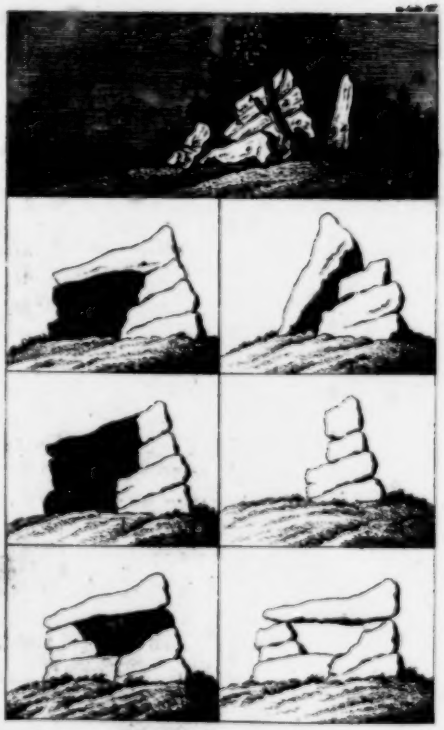

Das Flüßchen Wondra gibt uns bei geologiſchen Betrachtungen manchen Aufſchluß, es kömmt aus der Oberpfalz und zeiget an, daß der höchſte Rücken der europäiſchen Waſſerſcheide an dieſer Stelle durch Bayern gehe.

Der Bach Kidron hat wahrſcheinlich ſeinen Namen den zweyunddreyßig Stationen zu danken, die ſich hier dem linken Ufer nähern; dieſe, vor uralten Zeiten errichtet, nach aufgehobenen Klöſtern in Verfall gerathen, wurden, im Verlauf der letzten Jahre, durch eine alte Frau, die ein geſammeltes Almoſen hierzu verwendete, vollkommen wieder hergeſtellt. Schon im vorigen Jahre erzählte mir der Poſtillon von Eger auf Sandau mit frommer Bewunderung: wie das gute Mütterchen an der erſten Station bettelnd ſo lange verharrt und geſpart, bis ſie, dieſelbe herzuſtellen, Maurer, Tüncher, Mahler und Vergolder zu bezahlen im Stande geweſen. Eben ſo habe ſie bei der zweyten verfahren, da ſich denn ſchon reichlichere Gaben und Hülfsarbeiten hinzugeſellt, bis ſie nach und nach durchgereicht und nunmehr Anſtalten mache die letzte Hand daran zu legen.

Wir beſuchten alſo den Oelberg, welcher als Schluß und Gipfel der ganzen frommen Anſtalt zu betrachten iſt; auch dieſer wird bald fertig ſeyn, wie man denn alles ſchon dazu in Bereitſchaft hielt. Sauber zugehauene Granitpfoſten, worin die Latten des Geheges eingelaſſen werden ſollen, liegen umher, und man ſieht

an den Splittern, daß Steinhauer daran beſchäftigt ſind, ſie in's Reine zu arbeiten; auch finden ſich friſche Haufen Thonſchiefer zu irgend einem Mauerwerk. Offenbar iſt dieſes der Granit, welcher bei Sandau gebrochen wird (Nr. 28 unſers Marienbader Verzeichniſſes), wahrſcheinlich durch Bittfuhren herbeigebracht, wie denn auch der eigentliche Oelbergshügel bald wieder eingehegt und den Garten Gethſemane darzuſtellen geeignet ſeyn wird.

Die Jünger ſchlafen noch im Graſe von alten Zeiten her mit bunten Gewändern, fleiſchfarbenen Geſichtern, braunen und ſchwarzen Bärten, daß man davor erſchrecken könnte; der tröſtende Engel nimmt noch den Gipfel ein, aber den Rücken kehrt ihm der von ſeiner Stelle geſchobene Heiland; auch dieſer iſt von Stein und angemahlt, nur die betenden Hände fehlen, welche gewiß nächſtens reſtaurirt werden.

Indeſſen ſpricht in einer nächſten Halle Judas Verrath und Chriſti Gefangennehmung, ſchön aufgefriſcht, die Augen lebhaft an. Und ſo ſehen wir in frommer Beharrlichkeit eine bejahrte Bettlerin dasjenige wieder herſtellen, was Mönche mit dem Rücken anſahen, da ſie ſich ſelbſt nicht mehr erhalten konnten. Beobachten wir doch auch hier, wie alles zu ſeinem Anfange zurückkehrt! Die erſten Stifter vieler, nachher ſo hoch beglückten geiſtlichen Anſtalten, waren einzelne Einſiedler und Bettler, wer weiß was ſich hier für die Zukunft gründet?

Nächsten grünen Donnerstag wird sich gewiß ein großer Zulauf einfinden.

Unter diesen Betrachtungen sah man auf dem Berge gegenüber St. Laurette liegen; ein Nonnenkloster, das munter in der Gegend umherschaut, welches der Staat aber, wie so viele andere, zu sich genommen hat. Man sieht es weit und breit, denn es ist von außen frisch angeweißt.

Wir stiegen in die flache breite Tiefe hinab welche beide Höhen scheidet; sie hatte in uralten Zeiten ein See bedeckt, dessen Wasser, den aufgelösten Glimmerschiefer hin und her schlickend, einen den neuesten Bedürfnissen höchst willkommenen Thon absetzte. Sonst bediente man sich zu den Eger Sauerbrunnen-Flaschen eines ähnlichen Thons, der in der Tiefe unter Altenstein zu graben ist; nun wird er aber, sowohl für Franzenbrunnen als für Marienbad, von hier genommen, er steht oft 20 Fuß tief unter der Oberfläche und wechselt in weißen und grauen Lagen ab. Der letztere wird zu gedachten Flaschen oder Steingut verarbeitet, welches kein wiederholtes Feuer auszuhalten braucht, dahingegen der weiße zum Töpfergeschirr höchst brauchbar ist. Er wird in mäßigen Quadraten gewonnen, ungefähr wie der Torf; die Lagen sind ungleich und ungewiß, daher der unvermeidliche Raubbau, den man immer getadelt, beklagt und fortgesetzt hat.

Wir begaben uns auf das Schloß Kinsberg am

Fuße der Höhe von Laurette; es ist auf starkdurchquarzten Thonschiefer gegründet. Der ganz erhaltene, auf dem Fels unmittelbar aufruhende runde Thurm ist eines der schönsten architektonischen Monumente dieser Art, die ich kenne, und gewiß aus den besten römischen Zeiten. Er mag hundert Fuß hoch seyn und steht als prächtige toscanische Kolossal-Säule unmerklich kegelförmig abnehmend.

Er ist aus Thonschiefer gebaut, von welchem sich verschiedene Reihen gleichförmiger Steine horizontal herumschlingen, der Folge nach wie sie der Bruch liefern mochte; kleine röthliche, die man fast für Ziegel halten könnte, behaupten ringförmig die mittlere Region; graue plattenartige größere bilden gleichfalls ihre Cirkel oberwärts, und so geht es ununterbrochen bis an den Gipfel, wo die ungeschickt aufgesetzten Mauerzacken neuere Arbeit andeuten.

Den Diameter wage ich nicht zu schätzen, doch sage ich so viel, daß auf dem Oberboden des anstoßenden Wohnhauses durch eine ursprüngliche Oeffnung sich in den Thurm nothdürftig hineinschauen läßt, da man denn innerlich eine eben so schöne Steinsetzung wie außen gewahr wird, und die Mauer schätzen kann, welche zehn Fuß Leipziger Maß halten mag. Wenn man nun also den Mauern zwanzig Fuß zugesteht und den innern Raum zu vierzig annimmt, so hätte der Thurm in der Mittelhöhe etwa sechszig Fuß im Durchmesser; doch

doch hierüber wird uns ein reisender Architekt nächstens aufklären: denn ich sage nicht zu viel, stünde dieser Thurm in Trier, so würde man ihn unter die vorzüglichsten dortigen Alterthümer rechnen; stünde er in der Nähe von Rom, so würde man auch zu ihm wallfahrten.

Der Wolfsberg.

Die eigentliche Oertlichkeit dieser ansehnlichen ringsumher freien, nach dem Böhmer-Walde, nach dem Innern des Königreiches hinschauenden, höchst bedeutenden Höhe, ist in dem Pilsener Kreise zu suchen, unsern Czerlochin, einer Poststation auf dem Wege von Eger nach Prag.

Schon längst hatten merkwürdige Producte daher meine Aufmerksamkeit erregt, aber erst dieses Jahr ward ein so wichtiger Punkt, zu dem ich selbst nicht gelangen konnte, von den Gesellen meiner Studien eifrig bestiegen und vorläufig untersucht; die Größe des Raums jedoch, die Abwechselung des Bodens, die Mannichfaltigkeit des Gesteins, die problematische Erscheinung desselben werden noch manchem Beobachter und Forscher zu schaffen geben.

Nach unserer hergebrachten Weise liefern wir vor allen Dingen ein Verzeichniß derjenigen Körper die wir von dort gewonnen; wir ordnen sie nach unserer Art, einen jeden Nachfolger seiner eigenen Methode völlig anheimgebend. Hiebei bleibt immer unser erstes Au-

Geſchichte.

Die Perſer, nachdem außerordentliche Fürſten ihre Streitkräfte in eins verſammelt und die Elaſticität der Maſſe aufs höchſte geſteigert, zeigten ſich, ſelbſt entfernten Völkern, gefährlich, um ſo mehr den benachbarten.

Alle waren überwunden, nur die Griechen, uneinig unter ſich, vereinigten ſich gegen den zahlreichen, mehrmals heranbringenden Feind und entwickelten muſterhafte Aufopferung, die erſte und letzte Tugend, worin alle übrigen enthalten ſind. Dadurch ward Friſt gewonnen daß, in dem Maaße wie die perſiſche Macht innerlich zerfiel, Philipp von Macedonien eine Einheit gründen konnte, die übrigen Griechen um ſich zu verſammeln und ihnen für den Verluſt ihrer innern Freiheit den Sieg über äußere Dränger vorzubereiten. Sein Sohn überzog die Perſer und gewann das Reich.

Nicht nur furchtbar ſondern äußerſt verhaßt hatten ſich dieſe der griechiſchen Nation gemacht, indem ſie Staat und Gottesdienſt zugleich bekriegten. Sie, einer Religion ergeben, wo die himmliſchen Geſtirne,

genmerk das Archetypische vom Pyrotypischen zu trennen und, ohne Rücksicht auf andere Vorstellungsarten, den einmal eingeschlagenen Weg zu verfolgen. Um nun zu unserem Ziele hierin zu gelangen, bezeichnen wir vorerst mit wenigem die Gebirgsarten welche zwischen Marienbad und Czerlochin angetroffen wurden.

Bis zur Flaschenfabrik Hornblende-Schiefer, aufgeschwemmtes Erdreich bis gegen die Teiche und weiter; bei Plan Hornblende-Schiefer mit Granaten, auch ohne dieselben. Ueber Plan Granit, etwas feinkörniger als der bei Sandau und sehr verwitterlich; kurz vor Tein Thonschiefer.

Vorkommnisse des Wolfsbergs.

1) Thonschiefer, ursprünglicher;

2) derselbe, durch's Feuer gegangen, heller und dunkler geröthet;

3) derselbe ganz geröthet;

4) dergleichen;

4 a) schiefriger Quarzgang durch's Feuer verändert;

4 b) derselbe im natürlichen Zustande;

5) Quarzgestein aus keilförmigen Stücken bestehend;

6) dergleichen Keilchen allein, auf den Klüften sehr geröthet;

(diese Steinart schien sehr problematisch bis man sie in ihrem natürlichen Zustand gefunden, nämlich:)

7) stänglichter Quarz, oder vielmehr Amethystgang aus einem ursprünglichen Quarzgebirg;

8) dergleichen Kryſtalle einzeln;

9) urſprünglicher Baſalt;

10) urſprünglicher an Augit und Hornblende-Kryſtallen reicher Fels;

11) dergleichen;

12) dergleichen durch's Feuer verändert;

13) dergleichen mit anliegendem Thonſchiefer;

14) bis zur blaſigen Schlacke verändertes Augitgeſtein mit hervorſtehendem deutlichen Kryſtall;

15) dergleichen;

16) verſchlacktes und zuſammengebacknes Stück;

17) von außen verſchlackter inwendig noch zu erkennender Thonſchiefer;

18) dergleichen;

19) feinlöcherige Schlacke;

20) Schlacke mit größeren Löchern;

21) Augit- und Hornblende-Kryſtalle, ſchwarz;

22) ähnliche, aber roth und ſeltener zu finden.

Nachschrift.

Leidenschaftlichen Mineralogen war es nicht zu verdenken daß, als sie im Sommer 1823 den Wolfsberg bestiegen und dorten eine Anzahl ausgebildeter Augiten, Hornblende-Krystalle von ganz besonderer Größe, theils frei und lose, ohne Spur einer Feuer-Einwirkung, theils an- und eingeschmolzen vor sich sahen, daß sie, sag' ich, diese sonst nur einzeln gekannten hoch- und werthgeschätzten Körper ungenügsam zusammenrafften und solche metzenweis, um nicht zu sagen scheffelweis, in's Quartier brachten.

Von diesem Haufen sich zu trennen wäre gar zu empfindlich gewesen und daher führte man sie nicht ohne Unstatten nach Weimar, wo sie zerstreut und lästig nirgends unterzubringen waren.

Höchst erwünscht fand sich daher die Mitwirkung eines werthen Mannes, Herrn Hofraths Sorer, der, in Genf und Paris studirend, sich die Verdienste neuerer Krystallographie anzueignen gewußt. Ihm, der schon durch verschiedene würdige Aufsätze in diesem Fache rühm-

lich bekannt geworden, schien es verbehalten die ungefüge Menge zu durchspähen, zu sondern und ihre schätzbare Mannichfaltigkeit anerkennend zu ordnen. Ein Katalog, den er zu verfassen und selbst zum Druck zu befördern geneigt war, gibt von dieser Arbeit das beste Zeugniß.

Uralte neuentdeckte

Naturfeuer- und Gluthspuren.

Eine vorjährige Fahrt von Eger aus nach der bayerischen Gränze hin ist unsern Lesern in frischem Andenken. Wir erzählten sie unter dem Titel: Fahrt nach Pograd; nun folgte die Wiederholung am 23 August 1823. Erst führte derselbige Weg gerade nach Pograd, da denn die Eisensteingruben abermals am Wege beschaut und sehr schöne mineralisirte Holzmasern aufgefunden wurden. Weiter ging die Fahrt über die Brücke des Baches Kidron und wir gelangten abermals zum Oelberg. Wie zu vermuthen fanden wir die Einrichtung desselben weiter vorgerückt, ja beinahe vollendet, leider auf das allergeschmackloseste. Die Einhegung des Gartens Gethsemane mit Granitpfeilern und angemahltem Lattenwerk war durch eine unverschlossene Thüre abgerundet, der Heiland restaurirt am rechten Platze, der Engel gleichfalls; die Apostel schliefen ihren langen untheilnehmenden Schlaf; inwärts war das Stacket mit symbolischen, religios-ascetischen Bildern und Inschriften

dieſer Art auf vielen an einander gereihten Tafeln verziert.

Von dieſen kunſt- ja handwerksloſen Abſurditäten wandte man ſich gern auf das gegenüberſtehende ältere dreyſeitige Gebäude, wo hinter ſtarken Gittern die Ereigniſſe jener bänglichen Nacht nach guter Kunſtüberlieferung in Holz geſchnitzt und angemahlt dargeſtellt waren. Ein Engel herabſchwebend, der den in Seelenleiden vor ſich zur Erde geſunkenen Chriſtus aufzurichten im Begriff iſt, indeſſen der Kelch zwiſchen beiden auf einem Felſen in der Mitte ſteht, nimmt ſich gut aus, und das Ganze iſt kunſtreich componirt, daß ich wohl wiſſen möchte wornach dieſes Schnitzwerk gebildet ſey.

Die Ausſicht auf St. Lauretta in der Höhe gegenüber, auf die Thongruben in der Tiefe, ward zu freundlicher Erinnerung gern begrüßt. Ich erwähne dieſer Dinge umſtändlicher, um den Naturforſchern, die ſich von Eger oder von Franzenbrunn aus nach den Feuerſpuren begeben möchten, unterwegs einige Unterhaltung zu verſprechen.

Immer in mittägiger Richtung gelangt man nach Goßl; hier findet man ein reinliches Wirthshaus und eine hübſche Familie. Wir gaben die mitgebrachten Nahrungsmittel in Verwahrung und beſtellten was man gewähren konnte.

Von hier aus führt ein unangenehmer Weg durch einen Kieferwald, die Straße breit genug, aber ſo aus-

gefahren, daß sie bei feuchtem Wetter einen Wagen kaum durchlassen muß; endlich gewinnt man einen Aufstieg, gleichfalls durch ein Kieferwäldchen, wo der Thonschiefer sogleich hervortritt, und endlich auf der freien Höhe des Rehbergs gleichfalls ansteht, jedoch sich dadurch auszeichnet, daß häufige Quarzstreifen dem Ganzen ein wellenförmiges Ansehen geben.

In der Tiefe sieht man das Dorf Boden vor sich liegen; man stieg hinunter und traf die genannte Gebirgsart durchaus; man ging an dem gegen Mittag laufenden Wässerchen durch's Dorf hinauf und fand hier sehr bedeutende mit Quarz durchstaserte Thonschiefermassen, endlich große entschiedene Schlackenklumpen. An der rechten Seite des Bächleins zuoberst des Dorfes, findet sich ein kleiner doch merklicher Kegel ganz aus Schlacken bestehend, oben in der Mitte eine geringe Vertiefung, die Einwohner sagen es sey ein verschütteter Brunnen; die übrigen Seiten sind glatt und beras't, bei'm Aufhacken treten sogleich löchrige Schlacken hervor, so vorzüglich ausgezeichnete wie die obgemeldeten im Bache fanden sich nicht. Man brachte uns kugel- und eiartig geformte Klumpen, wovon die kleineren durch Feuer angeschmolzene mit ihrer Gebirgsrinde zusammengesinterte Hornblende-Krystalle inwendig sehen ließen; die größeren aber eine bis zum Unkenntlichen durch's Feuer veränderte Grundsteinart genannt werden mußten.

Man wendet sich nun, über den Abhang des Reh-

bergs, wieder nordwärts nach Altalbenreuth; unterwegs findet man in den mindesten Wasserrissen Spuren von zerstörten Hornblende-Krystallen, größer und kleiner bis zum Sande herab; übrigens ist alles flach abhängige Weide.

Bei Altalbenreuth selbst findet sich eine sogenannte Sandgrube, womit man den Hügel aufgeschlossen, wo sich ein aufgeschwemmter vulcanischer Tuff gar wohl erkennen läßt.

So weit gingen dießmal unsere vorläufigen Betrachtungen, die wir denn bei günstiger Sommerszeit weiter fortzusetzen gedenken.

Verzeichniß

der bei Boden und Altalbenreuth angetroffnen Mineralien.

1) Thonschiefer mit durchgehenden Quarzlagern, wellenförmigen Ansehens;

2) vollkommen durchgeschmolzene Schlacke, aus den Klumpen des Baches bei Boden;

3) breiartig geflossene Schlacke vom konischen Hügel am Ende des Dorfs;

4) deßgleichen;

5) bis zur Unkenntlichkeit verändertes Urgestein mit frischem Bruch;

6) deßgleichen in runder Kugel;

7) vom Feuer stark angegriffene Hornblende-Krystalle mit der thonigen Gebirgsart zusammen geschmolzen.

Diese Krystalle haben einen so gewaltsamen Grad des Feuers ausgestanden, daß im Innern kleine Höhlen wie vom Wurme gestochen gebildet sind.

8) Ein Stück von einem zusammengeschwemmten und gebacknen Tuff bei Albenreuth.

Nimmt man nun was wir über den Wolfsberg bei Czerlochin, sodann über den Fuß des Rehbergs und die Vorkommnisse bei Boden und Altalbenreuth gesprochen, endlich zusammen und vergleicht es mit demjenigen was wir früher von dem Kammerberg bei Eger gemeldet, so findet man übereinstimmende und abweichende Erscheinungen; das Wichtigste möchte seyn, daß alle unmittelbar auf dem Thonschiefer, oder an denselben anstoßend, zum Vorschein kommen; wie auch übrigens die Umgebung seyn möge.

An und auf dem Wolfsberge haben wir außer dem Thonschiefer als archetypisch annehmen müssen Basalt und ein an Hornblende-Krystallen sehr reiches Urgestein. Das Pyrotypische haben wir oben umständlich ausgeführt und zu bemerken gehabt, daß die Hornblende-Krystalle zwar vom Feuer angegriffen, aber eigentlich nicht im höchsten Grade verändert, die Augitkrystalle dagegen noch ganz frisch erhalten seyen.

Den Rehberg finden wir nur aus Thonschiefer be-

stehend, der quarzreich durch ein wellenförmiges Ansehen sich von dem des Pilsener Kreises unterscheidet. Hornblende finden wir zerstückt, zerstreut, eingeschmolzen, aber den Urfels können wir nicht nachweisen, so wenig als von dem Gestein No. 5 welches in grösserer Tiefe anstehen muß.

Wenden wir uns nun zum Kammerberg und nehmen vor uns was wir früher hierüber geäußert, so sagen wir, im Vergleich der beiden vorigen Erscheinungen, abweichend von unserm damaligen Vortrag: das archetypische Gestein suchen wir in jenen festen Basaltfelsen, wir nehmen an, daß Thonschiefer und Steinkohlen vermischt an dieselben angeschoben worden; dieses Gemenge, in der Folge entzündet, hat nicht nur sich selbst verschlackt und ist nach seiner früheren Schichtung auch so verändert übereinander liegen geblieben, sondern die Gluth hat auch die anstoßenden Basaltfelsen ergriffen und auf den obern Theil derselben starken Einfluß gehabt, dahingegen die untersten in ihrer archetypischen Starrheit sich befinden. Durch diese Vorstellungsart, wie man auch von ihr denken möge, kommen die drey angeführten Localitäten, obschon eine jede ihr Eigenthümliches, je nachdem an Ort und Stelle ein anderes Frühgebirg von der Gluth verändert worden, behauptet, in eine gewisse Uebereinstimmung. Bedenkt man nun ferner, daß solche Erscheinungen in Böhmen, denen man ihre pyrotypische Eigenschaft nicht absprechen kann, auf dem Ausgehenden der

das Feuer, die Elemente, als gottähnliche Wesen in freier Welt verehrt wurden, fanden höchst scheltenswerth, daß man die Götter in Wohnungen einsperrte, sie unter Dach anbetete. Nun verbrannte und zerstörte man die Tempel, und schuf dadurch sich selbst ewig Haß erregende Denkmäler, indem die Weisheit der Griechen beschloß diese Ruinen niemals wieder aus ihrem Schutte zu erheben, sondern, zu Anreizung künftiger Rache, ahndungsvoll liegen zu lassen. Diese Gesinnungen ihren beleidigten Gottesdienst zu rächen, brachten die Griechen mit auf persischen Grund und Boden; manche Grausamkeit erklärt sich daher, auch will man den Brand von Persepolis damit entschuldigen.

Die gottesdienstlichen Uebungen der Magier, die freilich, von ihrer ersten Einfalt entfernt, auch schon Tempel und Klostergebäude bedurften, wurden gleichfalls zerstört, die Magier verjagt und zerstreut, von welchen jedoch immer eine große Menge versteckt sich sammelten und, auf bessere Zeiten, Gesinnung und Gottesdienst aufbewahrten. Ihre Geduld wurde freilich sehr geprüft: denn als mit Alexanders Tode die kurze Alleinherrschaft zerfiel und das Reich zersplitterte, bemächtigten sich die Parther des Theils, der uns gegenwärtig besonders beschäftigt. Sprache, Sitten, Religion der Griechen ward bei ihnen einheimisch. Und so vergingen fünfhundert Jahre über der Asche der alten Tempel und Altäre, unter welchen das heilige

Steinkohlen- und Braunkohlenlager ſich finden, ſo wäre man am Ende wohl gar geneigt dieſe ſämmtlichen Phänomene für pſeudovulcaniſch anzuſprechen.

So viel ſey in einer Angelegenheit, die wohl ſobald nicht zur Entſcheidung kommen möchte, für den Augenblick geſprochen.

Geologische Probleme

und

Versuch ihrer Auflösung.

1.

Horizontal liegende Flötze, welche sich an steilen Felswänden oberhalb fortsetzen, werden durch Hebung einer solchen Bergwand erklärt.

Wir sagen: in frühster Zeit jener Entstehungen war alles Dynamische kräftiger als späterhin, die Anziehungskraft der Theile größer. Die niedergehenden Elemente des Flötzes senkten sich zwar nieder und belegten die Fläche, aber in gleicher Masse wurden sie angezogen von den Seitenwänden der nahestehenden Berge, so daß sie nicht allein an sehr steilen Flächen, sondern sogar an überhängenden sich festsetzen und die weitere Füllung des Raums abwarten konnten.

2.

Die auf großen Flächen weit entfernten Granitmassen haben auch zu vielem Nachdenken Gelegenheit gegeben.

Wir halten dafür, daß die Erklärung des Phänomens auf mehr als Eine Weise geschehen müsse.

Die, besonders an der savoyischen Seite, an dem Genfer See sich befindenden Blöcke, die nicht abgerundet, sondern scharfkantig sind, wie sie vom höchsten Gebirg losgerissen worden, erklärt man: daß sie bei dem tumultuarischen Aufstand der weit rückwärts im Land gelegenen Gebirge *seyen dahin geschleudert worden*.

Wir sagen: Es habe eine Epoche großer Kälte gegeben, etwa zur Zeit als die Wasser das Continent noch bis auf 1000 Fuß Höhe bedeckten und der Genfer See zur Thauzeit noch mit den nordischen Meeren zusammenhing.

Damals gingen die Gletscher des Savoyer Gebirgs weit tiefer herab, bis an den See, und die noch bis auf den heutigen Tag von den Gletschern niedergehenden langen Steinreihen, mit dem Eigennamen Goufferlinien bezeichnet, konnten eben so gut durch das Arfe- und Dranse-Thal herunterziehen und die oben sich ablösenden Felsen unabgestumpft und unabgerundet in ihrer natürlichen Schärfe bis an den See bringen, wo sie uns noch heut zu Tag bei *Thonon* schaarenweis in Verwunderung setzen.

3.

Die im nördlichen Deutschland umher liegenden Granit- und andere Urgebirgsblöcke haben einen verschiedenen Ursprung.

Der nunmehr zu einem bedeutenden Kunstwerk verarbeitete Landgrafenstein gibt uns das sicherste Zeugniß, daß es dem nördlichen Deutschland am Urgebirg nicht fehlte.

Wir behaupten: daß theils zusammenhängende, theils einzeln stehende Klippen in dieser weiten und breiten Landschaft wahrscheinlich aus dem Wasser hervorragten, daß besonders der heilige Damm die Ueberreste anzeigt einer solchen Urgebirgsreihe, welche so wie das Uebrige weiter in's Land hinein, zum größeren Theil auflöslich, nur in ihren festesten Theilen den zerstörenden Jahrtausenden entgangen ist. Daher sind die dort gefundenen seit geraumer Zeit bearbeiteten Steine von so großer Schönheit und Werth, weil sie uns das Festeste und Edelste geognostischer Gegenstände seit Jahrtausenden vorlegen.

4.

Wenn ich nun schon bisher zu meinen Ableitungen, oder wenn man will Erklärungen, hohen Wasserstand und starke Kälte bedurfte, so sieht man wohl, daß ich geneigt bin den Einfluß zuzugestehen, den man den nordischen Gewässern und Gewaltstürmen auf diese Phänomen bisher auszusprechen schon geneigt war.

Wenn eine große Kälte, bei tausend Fuß Höhe des allgemeinen Wasserstandes, einen großen Theil des nördlichen Deutschlands durch eine Eisfläche verband, so läßt sich denken, was bei'm Aufthauen die durcheinander getrie-

denen Eisschollen für eine Zerstörung anrichten und wie sie, bei nördlichen, nordwest- und östlichen Stürmen, die auf die Schollen niedergestürzten Granitblöcke weiter gegen Süden führen mußten.

Wenn nun zuerst diese erste Urgebirgsmasse im nördlichen Deutschland gerettet ist (welches vorzüglich durch die ägyptischen Verwitterungen, welche bis auf den heutigen Tag fortgehen und die Fläche immer mehr zur Fläche, die Wüste immer mehr zur Wüste machen, geschehen muß); so wird man sich zu erklären haben, daß man jenem Herüberführen auch aus den überbaltischen Regionen durch das Eis nicht abgeneigt ist; denn es gehen noch bis auf den heutigen Tag große Eismassen in den Sund ein, welche die von dem felsigen Ufer abgerissenen Urgebirgsmassen mit sich heranbringen.

Allein diese Wirkung ist nur als secundär anzusehen. Indem wir im nördlichen Deutschland die Urgebirgsarten der nördlichsten Reiche erkennen, so folgt noch nicht, daß sie dort hergekommen; denn dieselbigen Arten des Urgebirgs können so hüben wie drüben zu Tage ausgegangen seyn. Ist doch das Urgebirg eben deßhalb so respectabel, weil es sich überall gleichsieht und man Granit und Gneis aus Brasilien, wie mir die Exemplare zu Handen gekommen sind, von dem europäisch-nördlichen nicht zu unterscheiden vermöchte.

Wunderliche Art der Erklärungslustigen! Was fest und unerschütterlich ist, soll erst werden und sich bewegen,

was ewig fort sich bewegt und verändert, soll stationär seyn und bleiben, und das alles bloß, damit etwas gesagt werde.

Die Sache mag seyn wie sie will, so muß geschrieben stehen: daß ich diese vermaledeite Polterkammer der neuen Weltschöpfung verfluche! und es wird gewiß irgend ein junger geistreicher Mann aufstehen der sich diesem allgemeinen verrückten Consens zu widersetzen Muth hat.

Im Ganzen denkt kein Mensch, daß wir, als sehr beschränkte schwache Personen, uns um das Ungeheure beschäftigen ohne zu fragen wie man ihm gewachsen sey? Denn was ist die ganze Heberey der Gebirge zuletzt als ein mechanisches Mittel, ohne dem Verstand irgend eine Möglichkeit, der Einbildungskraft irgend eine Thulichkeit zu verleihen? Es sind bloß Worte, schlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben. Hiemit sey genug gesagt, wo nicht zu viel.

Das Schrecklichste was man hören muß ist die wiederholte Versicherung: die sämmtlichen Naturforscher seyen hierin derselben Ueberzeugung. Wer aber die Menschen kennt der weiß wie das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe putzen durch Wahrscheinlichkeiten sich eine solche Meinung heraus; sie machen sich Anhänger und Schüler, eine solche Masse gewinnt eine literarische Gewalt, man steigert die Meinung, übertreibt sie und führt sie, mit einer gewissen leidenschaftlichen

Bewegung durch. — Hundert und aber Hundert wohldenkende, vernünftige Männer, die in andern Fächern arbeiten, die auch ihren Kreis wollen lebendig wirksam, geehrt und respectirt sehen, was haben sie Besseres und Klügeres zu thun als jenen ihr Feld zu lassen und ihre Zustimmung zu dem zu geben, was sie nichts angeht. Das heißt man alsdann: allgemeine Uebereinstimmung der Forscher.

Ich habe dieses, was ich hier sage, in Concreto an ganz würdigen Männern gesehen; ihre Sache war: im Felde der Naturlehre ihr Fach, ihr Geschäft, ihre Erfahrungen und Wissen zu innigen, zu isoliren, zu vervollständigen und durchzuarbeiten. Hier waren sie vortrefflich, durch Unterscheiden und Ordnen belehrend, ihr Urtheil sicher, genug höchst schätzenswerth. In andern Fächern aber waren sie ganz gemein. Was der Tag hatte, was der Tag brachte, was allenfalls in Compendien und Zeitschriften stand, das wußten sie, das billigten sie; nahmen aber auch nicht den geringsten weitern Theil daran.

Verschiedene Bekenntnisse.

Wo der Mensch im Leben hergekommen, die Seite von welcher er in ein Fach hereingekommen, läßt ihm einen bleibenden Eindruck, eine gewisse Richtung seines Ganges für die Folge, welches natürlich und nothwendig ist.

Ich aber habe mich der Geognosie befreundet, veranlaßt durch den Flötzbergbau. Die Consequenz dieser übereinander geschichteten Massen zu studiren verwandte ich mehrere Jahre meines Lebens. Diesen Ansichten war die Wernerische Lehre günstig und ich hielt mich zu derselben, wenn ich schon recht gut zu fühlen glaubte, daß sie manche Probleme unaufgelöst liegen ließ.

Der Ilmenauer Bergbau veranlaßte nähere Beobachtung der sämmtlichen thüringischen Flötze; vom Todtliegenden bis zum obersten Flötzkalke, hinabwärts bis zum Granit.

Diese Art des Anschauens begleitete mich auf Reisen; ich bestieg die Schweizer und Savoyer hohen Gebirge, erstere wiederholt; Tyrol und Graubündten blieben mir nicht fremd und ich ließ mir gefallen, daß diese mächtigen Massen sich wohl dürften aus einem Lichtnebel

einer Kometen-Atmosphäre krystallisirt haben. Doch enthielt ich mich eigentlich allgemeinerer geologischen Betrachtungen, bestieg den Vesuv und Aetna, versäumte aber nicht die ungeheure gewaltsame Ausdehnung der Erdbrände, in Gefolg so gränzenloser Kohlenlager, zu beachten und war geneigt beide mehr oder weniger als Hauptschweren der Erdoberfläche anzusehen.

Ich legte doch hierauf keinen Werth, kehrte zu den thüringischen Flötzen zurück und habe nun das Vergnügen, daß im vergangenen October unser Salinendirector Glenck in der Tiefe eines Bohrlochs von 1170 Fuß Steinsalz und zwar in ganz reiner Gestalt dem Bruchstücke nach, theils körnig theils blättrig, angetroffen.

Die Sicherheit womit dieser treffliche Mann zu Werke ging, in Ueberzeugung, daß die Flötzlagen des nördlichen Deutschlands vollkommen jenen des südlichen gleich seyen, bestätigte meinen alten Glauben an die Consequenz der Flötzbildung und vermehrte den Unglauben in Betreff des Hebens und Drängens, Aufwälzens und Quetschens (Refoulement), Schleuderns und Schmeißens, welches mir nach meinem obigen Bekenntnisse durchaus widerwärtig von jeher erscheinen mußte.

Nun aber lese ich in den neuesten französischen Tagesblättern, daß dieses Heben und Schieben nicht auf einmal, sondern in vier Epochen geschehen. Voraus wird gesetzt, daß unter dem alten Meere alles ruhig und ordentlich zugegangen, daß aber zuerst der Jurakalk und

die älteſten Verſteinerungen in die Höhe gehoben worden, nach einiger Zeit denn das ſächſiſch-böhmiſche Erzgebirg, die Pyrenäen und Apenninen ſich erhoben haben, ſodann aber zum dritten und letzten Mal die höchſten Berge Savoyens und alſo der Montblanc hervorgetreten ſeyen. Dieſes von Herrn Elie de Beaumont vorgetragene Syſtem wird am 28 October 1829 der franzöſiſchen Akademie von der Unterſuchungs-Commiſſion zu beifälliger Aufnahme und Förderung beſtens empfohlen. Ich aber läugne nicht, daß es mir gerade vorkommt als wenn irgend ein chriſtlicher Biſchof einige Wedams für kanoniſche Bücher erklären wollte.

Da ich hier nur Confeſſionen niederſchreibe, ſo iſt nur von mir und meiner Denkweiſe die Rede. Es iſt nicht das erſte Mal in meinem Leben, daß ich das was andern denkbar iſt unmöglich in meine Denk- und Faſſungskraft aufzunehmen vermag.

Wenn ich aber zu meinem Anfang zurückkehre und nun ihr Werk betrachte, ſo ſeh' ich, daß ſie von der allgemeinſten Seite in dieſes Geſchäft hereingegangen ſind; Aſtronomie, phyſiſche Geographie, Phyſik, Chemie und was ſonſt noch allgemein iſt, waltet über das Ganze und dient zu Unterſtützung jeder ihrer Schritte. Ich hatte ſchon Kenntniß von der erſten Ausgabe und beſchäftige mich dankbar mit der gegenwärtigen, ungewiß, was ich daraus mir aneignen und in meine gegen dieſe ungeheuren Allgemeinheiten beinahe abgeſchloſſenen Rich-

Feuer immerfort glimmend ſich erhielt, ſo daß die Saſſaniden, zu Anfang des dritten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, als ſie die alte Religion wieder bekennend den frühern Dienſt herſtellten, ſogleich eine Anzahl Magier und Mobeden vorfanden, welche an und über der Gränze Indiens ſich und ihre Geſinnungen im Stillen erhalten hatten. Die altperſiſche Sprache wurde hervorgezogen, die griechiſche verdrängt und zu einer eignen Nationalität wieder Grund gelegt. Hier finden wir nun in einem Zeitraum von vierhundert Jahren die mythologiſche Vorgeſchichte perſiſcher Ereigniſſe, durch poetiſch-proſaiſche Nachklänge, einigermaßen erhalten. Die glanzreiche Dämmerung derſelben erfreut uns immerfort und eine Mannichfaltigkeit von Charakteren und Ereigniſſen erweckt großen Antheil.

Was wir aber auch von Bild- und Baukunſt dieſer Epoche vernehmen, ſo ging es damit doch bloß auf Pracht und Herrlichkeit, Größe und Weitläuftigkeit und unförmliche Geſtalten hinaus; und wie konnt' es auch anders werden? da ſie ihre Kunſt vom Abendlande hernehmen mußten, die ſchon dort ſo tief entwürdigt war. Der Dichter beſitzt ſelbſt einen Siegelring Sapor des Erſten, einen Onyx, offenbar von einem weſtlichen Künſtler damaliger Zeit, vielleicht einem Kriegsgefangenen, geſchnitten. Und ſollte der Siegelſchneider des überwindenden Saſſaniden geſchickter ge-

tungen werde benutzen können. Auf alle Fälle sind einige Capitel mir schon höchst belehrend gewesen, da ihre ausgebreiteten Studien sich über das neueste der Entdeckungen erstrecken, denen ich in meiner Lage nicht folgen kann.

Die Verlegenheit kann vielleicht nicht größer gedacht werden, als die in der sich gegenwärtig ein fünfzigjähriger Schüler und treuer Anhänger der sowohl gegründet scheinenden, als über die ganze Welt verbreiteten Wernerischen Lehre finden muß, wenn er, aus seiner ruhigen Ueberzeugung aufgeschreckt, von allen Seiten das Gegentheil derselben zu vernehmen hat.

Der Granit war ihm bisher die feste unerschütterte Basis auf welcher die ganze bekannte Erdoberfläche ihren Ruhestand nahm; er suchte sich die Einlagerungen und Ausweichungen dieses wichtigen Gesteins deutlich zu machen; er schritt über Schiefer und Urkalk, unterwegs auch wohl Porphyr antreffend, zum rothen Sandstein und musterte von da manches Flötz zeitgemäß wie es die Erscheinungen andeuten wollten. Und so wandelte er auf dem ehemals wasserbedeckten, nach und nach entwässerten Erdboden in folgerechter Beruhigung. Traf er auf die Gewalt der Vulcane, so erschienen ihm solche nur als noch immer fortdauernde aber oberflächliche Spärlingswirkung der Natur. Nun aber scheint alles ganz anders herzugehen; er vernimmt: Schweden und

Norwegen möchten sich wohl gelegentlich aus dem Meere eine gute Strecke emporgehoben haben; die ungarischen Bergwerke sollten ihre Schätze von untenauf einströmenden Wirkungen verdanken, und der Porphyr Tyrols solle den Alpenkalk durchbrochen und den Dolomit mit sich in die Höhe genommen haben; Wirkungen freilich der tiefsten Vorzeit, die kein Auge jemals in Bewegung gesehen, noch weniger irgend ein Ohr den Tumult den sie erregten vernommen hat.

Was sieht denn hier also ein Mitglied der alten Schule? Uebertragungen von einem Phänomen zum andern, sprungweis angewendete Inductionen und Analogien, Assertionen die man auf Treu und Glauben annehmen soll.

Wiederholt viele Jahre schaut' ich mir die Felsen des Harzes, des Thüringer Waldes, Fichtelgebirges, Böhmens, der Schweiz und Savoyens an, eh' ich auszusprechen wagte: unser Ur- oder Grundgebirg habe sich aus der ersten großen chaotischen Infusion krystallinisch gebildet und seyen also alle jene Zacken und Hörner, alle Bergrücken und die zwischen ihnen leer gebliebenen Thäler und Schluchten nicht zu bewundern, oder sonst woher abzuleiten, als aus jener ersten großen Naturwirkung. Eben so betrachtete ich ferner das Uebergangsgebirg und konnte durchaus das Bestreben selbst der größten Massen zu gewissen Gestaltungen nicht mehr zweifelhaft finden. Die dem Ursprung gleichzeitigen

Gänge und die Verruckungen derſelben klärten ſich auf; die Uebergänge, Anlagerungen und was ſonſt vorkommen konnte ward ſorgfältig und wiederholt beobachtet, bis zuletzt die Flötze, ſogar mit ihrem Inhalt von Kohlenverſteinerungen, ſich naturgemäß rationell anſchloſſen, wobei man freilich nicht übereilt verfahren durfte.

Alles was ich hier ausſpreche hab' ich wiederholt und anhaltend geſchaut; ich habe, damit ja die Bilder im Gedächtniß ſich nicht auslöſchen, die genauſten Zeichnungen veranſtaltet, und ſo hab' ich, bezüglich auf den Theil der Erde den ich beobachtet, immer Regelmäßigkeit und Folge, und zwar übereinſtimmend an mehreren Orten und Enden gefunden.

Nach dieſem Lebens- und Unterſuchungsgange, wo nur Beſtändiges zu meinem Anſchauen gekommen, da denn ſelbſt der problematiſche Baſalt als geregelt und in der Folge nothwendig erſcheinen mußte, kann ich denn meine Sinnesweiſe nicht ändern, zu Lieb einer Lehre, die von einer entgegengeſetzten Anſchauung ausgeht, wo von gar nichts Feſtem und Regelmäßigem mehr die Rede iſt, ſondern von zufälligen unzuſammenhängenden Ereigniſſen. Nach meinem Anſchauen baute ſich die Erde aus ſich ſelbſt aus; hier erſcheint ſie überall geborſten, und dieſe Klüfte aus unbekannten Tiefen von unten herauf ausgefüllt.

Durch dieſes Bekenntniß gedenk' ich keineswegs mich als Widerſacher der neuern Lehre zu zeigen, ſondern auch

hier die Rechte meines gegenständlichen Denkens zu behaupten, wobei ich denn wohl zugeben will, daß wenn ich von jeher, wie die Neueren, die mit so großer Uebereinstimmung ihre These behaupten, auch aus Auvergne oder wohl gar von den Anden meine Anschauung hätte gewinnen und das, was mir jetzt als Ausnahme in der Natur vorkommt, mir als Regel hätte eindrücken können, ich wohl auch in völligem Einklang mit der jetzt gangbaren Lehre mich befunden hätte.

Gar manches wäre noch zu sagen, allein ich schließe, indem ich die Meinung eines Wohlwollenden oder vielmehr die Art sich auszudrücken mir zu eigen gemacht; er hat mich über mich selbst mehr aufgeklärt, den Grund und die Folge meines Daseyns mich besser fühlen lassen, als ich ohne dieß kaum je erreicht hätte.

Unbeschadet des Glaubens an eine fortschreitende Cultur, ließ sich, wie in der Weltgeschichte, so in der Geschichte der Wissenschaften, gar wohl bemerken, daß der menschliche Geist sich in einem gewissen Kreise von Denk- und Vorstellungsarten herumbewege. Man mag sich noch so sehr bemühen, man kommt nach vielen Umwegen immer in demselben Kreise auf einen gewissen Punkt zurück.

Pater Kircher, um gewisse geologische Phänomene zu erklären, legt mitten im Erdball ein Pyrophylacium an, und daneben herum manche Hydrophyla-

cien. Da ist denn alles fertig und bei der Hand. Die kalten Quellen entspringen fern von der Feuergluth; die lauen schon etwas näher; die heißen ganz nahe, und diese müßten einen unendlichen Grad von Hitze annehmen, daß sie noch siedend bleiben, nachdem sie einige tausend Fuß sich durch das festeste Grundgestein durchgeschlungen haben. Braucht man einen Vulcan, so läßt man die Gluth selbst durch die geborstene Erde durchbrechen und alles geht seinen natürlichen Gang.

Dieser älteren anfänglichen Vorstellung ist die neuere ganz gleich. Man nimmt eine Feuergluth an unter unserm Ur- und Grundgebirge, die hie und da sich andeutet, ja hervorbricht, und überall hervorbrechen würde, wenn die Urgebirgsmassen nicht so schwer wären, daß sie nicht gehoben werden könnten. Und so sucht man überall problematische Data dahin zu deuten, daß dieses ein oder das andere Mal geschehen sey.

Kircher's Pyrophylacium ist in allen Ehren und Würden wieder hergestellt; das Hydrophylacium ist auch gleich wieder bei der Hand: die lauen und heißen Quellen sind oben schon erklärt, und diese Erklärung des Jesuiten im 17ten Jahrhundert ist so faßlich, daß in der ersten Hälfte des 18ten der Verfasser der Amusemens des eaux de Spa, zu Verständigung und Unterhaltung der dortigen Curgäste, sie zwischen Liebes- und Spielabenteuern und andern romanhaften Ereignissen mit der größten Gemüthsruhe und Sicherheit vorträgt.

King Coal.

Die englische Nation hat darin einen großen Vorzug vor andern, daß ihre wissenschaftlichen Männer das in's Ganze Versammelte, so wie das einzeln Gefundene, baldmöglichst in Thätigkeit zu bringen suchen; am sichersten kann dieß geschehen durch allgemeine Verbreitung des Gewußten. Hiezu verschmähen sie kein Mittel und es möchte vielleicht wunderlich scheinen, daß sie, indem andere Völkerschaften sich mit Streit und Zwist, was als Hypothese oder als Methode gelten soll, leidenschaftlich umhertreiben, sie durch Gedichte ernster und scherzhafter Art, das was jederman wissen sollte unter die Menge bringen.

Didaktische Gedichte sind in England wohl aufgenommen; ein neueres, durchaus munteres und glücklich humoristisches verdient näher gekannt zu seyn. Es soll die geognostischen Kenntnisse nicht etwa popular machen, sondern vielmehr geistreiche Menschen zur Annäherung berufen. Uebrigens nehmen sie den Gebirgsbau im Sinne der Wernerschen Schule, und mehr braucht auch ein frei umblickender Reisender nicht, um sich an vielen vorüber fliegenden Gegenständen zu interessiren. Das Gedicht ist

in drey Theilen geschrieben, der erste: King Coal's Levee, or geological etiquette. (By John Scafe.)

König Coal, der Beherscher, um seiner Gemahlin Pyrites zu gefallen, fordert die sämmtlichen Gebirgsarten von England und Wallis durch ein gebieterisches Erdbeben zusammen. Er, auf seinem schwarzen Throne sitzend, ernst und stattlich, sie, munter und glänzend, präsidiren in dem Audienzsaal, der, von Glimmer geschmückten Wänden, ein blendendes Gaslicht zurückwirft.

Die Gebirgsarten kommen, ihre Rangordnung ist festgesetzt. Herzog Granit kommt zuerst, angekündigt durch Gneis; jener mit Würde einher tretend, wird vom König Coal begrüßt, Gneis aber erscheint im verwitterten Zustande und prägt keinen Respect ein. Hierauf tritt Marquis Schiefer heran; er ist aber auch nicht in den besten Gesundheitsumständen. Hierauf kommt die Gräfin Porphyry als Wittwe, sie hat ihre Prachtgarderobe in Aegypten gelassen; die Königin spottet über ihre schlechte Tracht; der König erklärt sie für eine gelehrte Dame, die um ihren Anzug nicht genug besorgt sey.

Ein schöner Mann, grün gekleidet, vornehm, aber von geringen Besitzungen, Graf Serpentin, erscheint. Dann tritt Viscount Syenit hervor, jenem obengenannten Herzog Granit sehr ähnlich; er schien sich selbst zu gefallen, denn er besaß große Herrschaften, er war mit einem gewissen Hornblende verwandt, einem trocke-

nen Manne; sie waren aber beide so intime Freunde, daß wer den einen sah, den andern zu sehen glaubte.

Graf Grauwacke tritt kühnlich auf, tüchtigen Ansehens, mit sommerfleckigem Gesichte. Der Zauberer Werner in Sachsen hatte ihn auferzogen und nun mit großem Selbstvertrauen machte er Ansprüche auf die Besitzungen des Thonschiefers; der König meint jedoch, der Streit könne noch lange währen.

Nachbar Wasserblei, ein weitläufiger Verwandter des Königs, der über sein trauriges Schicksal, immer eingesperret zu werden, melancholisch geworden, zeigt sich nur wenig im Vorübergehen. Nun tritt ein bedeutender Mann, Sandstein der ältere, nachdem er lange vergebens auf seinen Vetter, Sandstein den jüngern, gewartet, allein in die Audienz. Ihm folgt sogleich Sir Lorenz Urkalk, ein reichbegüterter Herr, unverheirathet, aber Freund von Gypsum, die er ihres Reichthums wegen wohl geheirathet hätte; doch ihre süße Nichte Selenit macht gleichfalls Ansprüche an ihn, doch hat sie keine Reichthümer zu erben und dieß macht die Wahl zweifelhaft.

Die beiden Sandsteine machen auch Ansprüche an Miß Gypsum; der jüngere führt Salz in allen seinen Reden, wenn auch kein attisches; auch hat das Geschlecht Sandstein viele Seitenverwandte, wovon die meisten nicht präsentabel sind, aber alle stolz, weil sie sich von dem großen Pair, Lord Quarz, herschreiben.

Aber Sir Lorenz Urkalk ist bei Hofe wohlgesehen und von ausgebreiteten Besitzungen; seine vier Söhne werden gleichfalls aufgeführt und dabei Vetter Mergel nicht vergessen.

Nun aber entschuldigt Sir Lorenz seine Mutter, Lady Marmor, wegen ihrer entfernten Wohnung, worauf König Coal seine Gemahlin belehrt, was das für eine schöne Dame gewesen, ja wohl noch sey; zwar in England nicht einheimisch, doch in allen großen Häusern wohl aufgenommen. Er rühmt ihre hohe Politur und versichert: an welchen Hof sie käme, würde sie sich wohl zu Hause fühlen; ja es sey jetzt eine Intrigue im Werke sie so hoch als möglich zu erheben, denn man höre wiederholt Canova bezeige ihr große Aufmerksamkeit.

Der jüngere Sandstein, mit Miß Gypsum am Arme, treten vor; jedes von seiner Seite gar freundlich mit den Herren und Damen vom Hofe liebäugelnd.

Nun erscheint Tufstein, wunderlich bewaffnet; er war nicht er selbst, ja er schien betrunken; mit seltsamem Prunk hatte er mit Eidechsen und Fischen sein Haupt geziert. Sein Schild war eine calcinirte Schildkrötenschale, ein Ammonshorn brannte in der Mitte als Nabel, er ritt auf einem Krokodil und zeigte sich als Herr sämmtlicher Fossilien.

Nun kommt Flötzkalk und mit ihm der muntere hartherzige Bube Flint. Flötzkalk, im südlichen England wohnend, konnte niemals ohne diesen Kobold seyn.

Hans Mergel und Jakob Thon kommen von Scheppis-Eiland und waren bei Hof wohl empfangen; die Königin war eine Freundin von Muscheln und hatte dem Jacob Thon aufgetragen ihr eine Sammlung zu veranstalten. Auch die Botanik ward nicht hintangesetzt und die Pflanzen der Vorwelt sorgfältig gesammelt. Deßhalb erhält denn Jakob Thon eine gute Aufnahme, schmeichelt den Majestäten und sucht sich auch hier festzusetzen.

Nun kommt, zwar etwas spät, Baron Basalt, mit kühnem Auftreten, von Lady Grünstein und Page Zeolith begleitet. Der Baron sieht sich verächtlich um, und da er keine Säulen sieht, findet er den Saal unwürdig; Straffa und Fingalshöhlen seyen ganz was anderes, meint er. Er verbarg seine Verachtung nicht, und man muß ihm das nicht übel nehmen, da er als vollkommener Architekt berühmt war.

---

weſen ſeyn als der Stempelſchneider des überwundenen Valentinian? Wie es aber mit den Münzen damaliger Zeit ausſehe, iſt uns leider nur zu wohl bekannt. Auch hat ſich das Dichteriſch-mährchenhafte jener überbliebenen Monumente nach und nach, durch Bemühung der Kenner, zur hiſtoriſchen Proſa herabgeſtimmt. Da wir denn nun deutlich auch in dieſem Beiſpiel begreifen, daß ein Volk auf einer hohen ſittlich-religioſen Stufe ſtehen, ſich mit Pracht und Prunk umgeben und in Bezug auf Künſte noch immer unter die barbariſchen gezählt werden kann.

Eben ſo müſſen wir auch, wenn wir orientaliſche und beſonders perſiſche Dichtkunſt der Folgezeit redlich ſchätzen und nicht, zu künftigem eignem Verdruß und Beſchämung, ſolche überſchätzen wollen, gar wohl bedenken, wo denn eigentlich die werthe, wahre Dichtkunſt in jenen Tagen zu finden geweſen.

Aus dem Weſtlande ſcheint ſich nicht viel ſelbſt nach dem nächſten Oſten verloren zu haben, Indien hielt man vorzüglich im Auge; und da denn doch den Verehrern des Feuers und der Elemente jene verrückt-monſtroſe Religion, dem Lebemenſchen aber eine abſtruſe Philoſophie keineswegs annehmlich ſeyn konnte; ſo nahm man von dorther, was allen Menſchen immer gleich willkommen iſt, Schriften die ſich auf Weltklugheit beziehen; da man denn auf die Fabeln des Bidpai den höchſten Werth legte und dadurch ſchon eine

Meteorologie.

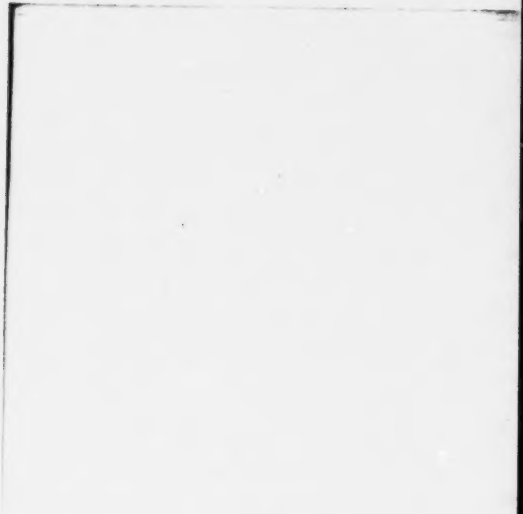

Wolkengeſtalt
nach Howard.

Vorwort.

Indem man ſich zu einem Vortrag über irgend einen Gegenſtand anſchickt, ſo iſt es wohlgethan zu bedenken und ſodann andern mitzutheilen, wie man auf die Betrachtung gerade dieſes Gegenſtandes gekommen und unter welchen Umſtänden man demſelben nach und nach mehrere Aufmerkſamkeit zu widmen angeregt worden.

Mit kindlichem, jugendlich-friſchem Sinn, bei einer ſtädtiſch-häuslichen Erziehung, blieb dem ſehnſuchtsvollen Blick kaum eine andere Ausflucht als gegen die Atmoſphäre. Der Sonnenaufgang war durch Nachbarshäuſer beſchränkt, deſto freier die Abendſeite, wie denn auch der Spaziergang ſich wohl eher in die Nacht verlängert, als daß er dem Tag zuvorkommen ſollte. Das Abglimmen des Lichtes bei heiteren Abenden, der farbige Rückzug der nach und nach verſinkenden Helle, das Andringen der Nacht beſchäftigte gar oft den einſamen Müßiggänger. Bedeutende Gewitterregen und Hagel-

ſtürme, die auch meiſt von der Weſtſeite heranziehen, erregten entſchiedene Aufmerkſamkeit und es ſind noch frühere Zeichnungen übrig in ſeltſamen Wolkengebilden verſchiedener Jahreszeiten. Weder dem Auge des Dichters noch des Mahlers können atmoſphäriſche Erſcheinungen jemals fremd werden, und auf Reiſen und Wanderungen ſind ſie eine bedeutende Beſchäftigung, weil von trocknem und klarem Wetter auf dem Lande, ſo wie zur See von einem günſtigen Winde, das ganze Schickſal einer Ernſt- oder Luſtfahrt oft allein abhängt.

In meinen Tagebüchern bemerkte ich daher manchmal eine Folge von atmoſphäriſchen Erſcheinungen, dann auch wieder einzelne bedeutende Fälle; das Erfahrne jedoch zuſammenzuſtellen fehlten mir Umſicht und wiſſenſchaftliche Verknüpfungszweige. Erſt als Se. k. H. der Großherzog einen eigenen Apparat zur Meteorologie auf dem Rücken des Ettersberges errichten ließen, machten Höchſtdieſelben mich aufmerkſam auf die von Howard bezeichneten und unter gewiſſe Rubriken eingetheilten Wolkengeſtaltungen. Ich verfehlte nicht aus der Erinnerung was mir früher bekannt geworden hervorzurufen, und erneuerte meine Aufmerkſamkeit auf alles was in der Atmoſphäre den Augen bemerkbar ſeyn konnte. Ich ergriff die Howardiſche Terminologie mit Freuden, weil ſie mir einen Faden darreichte den ich bisher vermißt hatte. Den ganzen Complex der Witterungskunde, wie er tabellariſch durch Zahlen und

Zeichen aufgeſtellt wird, zu erfaſſen oder daran auf irgend eine Weiſe Theil zu nehmen, war meiner Natur unmöglich; ich freute mich daher einen integrirenden Theil derſelben meiner Neigung und Lebensweiſe angemeſſen zu finden, und weil in dieſem unendlichen All alles in ewiger, ſicherer Beziehung ſteht, eins das andere hervorbringt oder wechſelsweiſe hervorgebracht wird, ſo ſchärfte ich meinen Blick auf das dem Sinne der Augen Erfaßliche, und gewöhnte mich die Bezüge der atmoſphäriſchen und irdiſchen Erſcheinungen mit Barometer und Thermometer in Einklang zu ſetzen, ohne dergleichen Inſtrumente jederzeit bei der Hand zu haben.

Howards Terminologie.

Wenn man die Lehre Howards bei'm Beobachten wohl nutzen will, ſo muß man die von ihm bezeichneten Unterſchiede feſt im Auge behalten, und ſich nicht irre machen laſſen wenn gewiſſe ſchwankende Erſcheinungen vorkommen; man übe ſich vielmehr dieſelben auf die Hauptrubriken zurück zu führen.

Howards Terminologie wird hier aufgeſtellt, in der Ordnung wie die verſchiedenen Wolkenformen Bezug auf die Erde, oder auf die höhern Regionen haben mögen.

Stratus.

Hierunter werden alle diejenigen Wolken begriffen, welche sich streifen- oder schichtenweise zunächst auf die Erde beziehen. Von dem Nebelstreif an, der sich vom Sumpf oder feuchten Wiesen erhebt, und darüber eine Zeit lang schweben bleibt, bis zu den Streifen und Schichten, welche theils die Seiten der Berge, theils ihre Gipfel bedecken, kann alles mit diesem Namen bezeichnet werden. Da nun, wie gesagt, die horizontalgelagerten Wolken eine nächste Beziehung auf die Erde haben, so läßt sich bemerken, daß sie diese Form nur bis auf eine gewisse atmosphärische Höhe behalten. Ich vermuthe daß sie nicht über 1200 Toisen, das heißt höchstens bis an unsere Schneelinie gelangen.

In dem Thal wo die Reuß nach dem Vierwaldstätter See fließt hab' ich sie gesehen, da denn diese Streifen, wie Soffiten von Coulisse zu Coulisse, so vom Felsen der einen Seite zum Fels der andern horizontal herübergezogen waren.

Eine bedeutende Zeichnung hievon ist noch in meiner Sammlung.

Wenn nun diese Wolkenschichten nur in einer gewissen Höhe statt haben, so müssen sie auch, sobald das Barometer steigt, eine Veränderung der Form erleiden. Wir sehen daher unterwärts die Wolke noch streifen- und schichtweise horizontal schweben, aufwärts

cher entwickeln sich gedrängte, geballte Massen in vertealer Richtung nach der Höhe.

Strato-cumulus

heißt diese Erscheinung wie sie hier beschrieben worden: wenn nämlich beide Wolkenbestimmungen, der schon abgehandelte Stratus und der folgende Cumulus, noch zusammen hängen und keine Absonderung zwischen ihnen stattfindet.

Cumulus

werden solche aufgethürmte Wolkenmassen genannt, wenn sie für sich am Horizont heraufziehen, und ihre eigene Bewegung verfolgen. Dieß sind freilich die herrlichen Erscheinungen, welche eigentlich den Namen Wolke verdienen. Sie sind es, welche in Indien, mit unendlicher Gestaltveränderung, von Süden nach Norden ziehen und über die ganze Halbinsel streifend, Schritt vor Schritt bis zu den Gebirgen hinan, die ungeheuren periodischen Regen ausschütten. Auf diesen Wolkenzug ist das vortreffliche Gedicht Mega Dhuta gerichtet, welches uns erst neuerlich von Kalkutta mitgetheilt worden. Auf den Gebirgen welche Sachsen und Böhmen trennen, läßt sich diese Erscheinung oft auf das vollständigste bemerken. Erreicht aber Cumulus die ihm gleichfalls vorgeschriebene Höhe der Atmosphäre, oder erhöht sich der Barometerstand, so zeigt sich eine neue Umwandlung. Wir bemerken, daß der obere Theil dieser Wolken, aufgezehrt und zu Flocken gekämmt, höheren Luftregio-

nen zugeführt wird. Wenn diese Flocken sich unmittelbar aus der starren Wolke entwickeln und noch nicht von ihr getrennt sind, erhält die Erscheinnung den Kunstnamen:

Cirro-cumulus.

Dagegen wenn diese leichten Wölkchen, die bei uns Schäfchen heißen, für sich am Himmel stehen oder hinziehen, werden sie

Cirrus

genannt. Dieser aber erscheint in vielerlei Gestalten, welche der Beobachter wohl kennen muß um nicht irre zu werden. Bekannt sind sie einem jeden, wenn sie wie eine Heerde hintereinander dahin ziehender Schäfchen, oder gelockter Baumwolle gleich, in mehr oder minder wiederholten Reihen sich zeigen. Manchmal aber scheint der Himmel wie mit Besemen gekehrt, und die luftigen Wolkenstreifen haben keine bestimmte Richtung gegen einander, sondern streichen zufällig und seltsam durch die höhere Atmosphäre. Ferner ist ein seltener, aber schöner Anblick, wenn ein großer Theil des Himmels gegittert erscheint. Alle diese Fälle lassen sich mit dem Namen Cirrus bezeichnen, so wie auch jene leicht hinschwebenden Wolken, die so gern am Mond vorüberziehen. In der Folge wird sich für alles dieses eine unterabtheilende Terminologie finden, nur muß man erst eine Weile beobachtet haben, damit man nicht voreilig mit Bestim-

mungen in's Unendliche gehe, und den ganzen Unterſchied wieder aufhebe.

Nachzuholen iſt nun

Strato-cirrus.

Es kann nämlich der Fall vorkommen, beſonders zur Winterzeit, daß die auf den Bergrücken, zum Beiſpiel auf dem Ettersberg, ruhenden Streifſchichten ohne ſich erſt zum Cumulus zu ballen, gleich lagig abgelöſt und als Cirrus in die obere Region abgeführt werden; alsdann tritt gedachte Benennung ein.

Zuletzt ſtehe:

Nimbus.

Mit dieſem Namen wird der Fall bezeichnet, wenn ſich im Sommer, gewitterhaft, über große Landesbreiten eine düſtere Wolke heranwälzt und unten ſchon abregnet, indeſſen ihr oberer Saum noch von der Sonne beſchienen wird.

So weit Howard!

Wenn ich nun zunächſt einen Terminus, der noch zu fehlen ſcheint, vorſchlagen ſollte, ſo wäre es:

Paries.

die Wand. Wenn nämlich ganz am Ende des Horizontes Schichtſtreifen ſo gedrängt über einander liegen, daß kein Zwiſchenraum ſich bemerken läßt, ſo ſchließen ſie den Horizont in einer gewiſſen Höhe, und laſſen den obern Himmel frei. Bald iſt ihr Umriß bergrückenartig.

ſo daß man eine entfernte Gebirgsreihe zu ſehen glaubt, bald bewegt ſich der Contur als Wolke, da denn eine Art Cumulo-stratus daraus entſteht.

Wenn ich nun die Howardiſche Terminologie und die von ihm ſelbſt ausgehende kurze belehrende Darſtellung mir zu eigen machte, ſogleich aber wieder an die Natur ging und die verſchiedenen Wolkenformen auf dem Papier nachzubilden ſuchte; ſo erweckte ich auch jüngere Männer, welche von der Zeit an mit geſchärfter Aufmerkſamkeit das Gleiche thaten. Forſter's Arbeiten durfte ich nicht vernachläſſigen und manches war daraus zu lernen; allein ſeine Figuren ſind meiſtens nur den Howardiſchen nachgebildet, keineswegs charakteriſtiſch, noch naturgemäß; auch wendet er ſich zu ſchnell gegen eine Theorie die, nach meiner Anſicht, doch immer nur ein idem per idem iſt.

Ich mußte daher bei meiner alten Art verbleiben, die mich nöthigt alle Naturphänomene in einer gewiſſen Folge der Entwickelung zu betrachten und die Uebergänge vor- und rückwärts aufmerkſam zu begleiten. Denn dadurch gelangte ich ganz allein zur lebendigen Ueberſicht, aus welcher ein Begriff ſich bildet, der ſodann in aufſteigender Linie der Idee begegnen wird.

Eine friſche Aufmunterung genoß ich zuletzt durch Herrn Braudes und deſſen Beiträge zur Witterungskunde. Hier zeigt ſich wie ein Mann, die Einzelnheiten

künftige Poeſie in ihrem tiefſten Grund zerſtörte. Zugleich hatte man aus derſelben Quelle das Schachſpiel erhalten, welches, in Bezug mit jener Weltklugheit, allem Dichterſinn den Garaus zu machen völlig geeignet iſt. Setzen wir dieſes voraus, ſo werden wir das Naturell der ſpäteren perſiſchen Dichter, ſobald ſie durch günſtige Anläſſe hervorgerufen wurden, höchlich rühmen und bewundern, wie ſie ſo manche Ungunſt bekämpfen, ihr ausweichen, oder vielleicht gar überwinden können.

Die Nähe von Byzanz, die Kriege mit den weſtlichen Kaiſern und daraus entſpringenden wechſelſeitigen Verhältniſſe bringen endlich ein Gemiſch hervor, wobei die chriſtliche Religion zwiſchen die der alten Parſen ſich einſchlingt, nicht ohne Widerſtreben der Mobeden und dortigen Religionsbewahrer. Wie denn doch die mancherlei Verdrießlichkeiten, ja großes Unglück ſelbſt, das den trefflichen Fürſten Chosru Parvis überfiel, bloß daher ſeinen Urſprung nahm, weil Schirin, liebenswürdig und reizend, am chriſtlichen Glauben feſthielt.

Dieſes alles, auch nur obenhin betrachtet, nöthigt uns zu geſtehen, daß die Vorſätze, die Verfahrungsweiſe der Saſſaniden alles Lob verdienen; nur waren ſie nicht mächtig genug, in einer von Feinden rings umgebenen Lage, zur bewegteſten Zeit ſich zu erhalten. Sie wurden, nach tüchtigem Widerſtand, von den Arabern unterjocht, welche Mahomet durch Einheit zur furchtbarſten Macht erhoben hatte.

in's Ganze verarbeitend, auch das Iſolirteſte zu nutzen weiß. Ich war dadurch angeregt manches aus meinen Papieren mitzutheilen das vielleicht, mit ſchon Vorhandenem zuſammengeknüpft, von Werth ſeyn könnte; da ich aber gleich darauf eine Badereiſe bei der glücklichſten eine ſchöne Dauer verſprechenden Witterung unternahm, ſo entſchloß ich mich die atmoſphäriſchen Erſcheinungen in der ſtrengſten Folge zu beobachten und zu verzeichnen, um zu ſehen und darzuſtellen wie es ſich mit dem Conflict der obern und untern Region, der austrocknenden und anfeuchtenden verhalte.

Sonntag den 23 April 1820, bis Schleiz.

Stand in Jena, früh des Morgens um 5 Uhr das Barometer 28′ 2″ 5‴.

Am ganz reinen Himmel, vor Sonnenaufgang, einige Streifen im Oſten, die ſich, wie ſie herankam, in Cirrus auflöſ'ten; eben ſo die übrigen, im Norden und Zenith ſchwebenden Streifen. Die Nebel aus der Saale verfloſſen ſogleich in die Luft, legten ſich an die Berge, ſchlugen als Thau nieder; das Wenige was empor kam zeigte ſich auch gleich als leichtere Streifen. Gegen Süden zu fahrend ſah man am Horizont, in der Gegend der böhmiſchen und Fichtelgebirge, gleiche Streifen, aber gedrängter über einander.

Der Wind war Nord-Oſt-Oſt. Aufmerkſamkeit verdiente nunmehr, daß alle dieſe Streifen die Neigung

zeigten in Cirrus überzugehen: denn sie lockerten und theilten sich in sich selbst, indem sie doch ihre horizontale Ausdehnung und Lage behielten. Bei wachsender Höhe des Sonnenstandes ließ sich ferner bemerken daß sie eine Art von Annäherung gegen einander ausübten, in Verbindung traten und Formen bildeten, die man für Stratus anzusprechen hatte. Diese, obgleich an ihrer Base ziemlich horizontal, als aufliegend auf einer Luftschichte die sie trug, fingen doch an, ihren oberen Umriß aufzublähen, in verschiedene Erhöhungen zu gestalten und dadurch das Recht zu erlangen für Cumulus zu gelten.

Hier sah man nun die drey Hauptbildungen gleichzeitig, und konnte die Möglichkeit ihrer Coëxistenz bei dem höchsten Barometerstand gar wohl begreifen.

Eine solche Schaar, von unten mehr oder weniger verflächten, oben ausgerundeten, geballten Luftkörpern hatte durchaus, vereinzelt und unzusammenhängend, gegen zwölf Uhr den ganzen Himmel eingenommen und schien bei fortdauerndem Nordost-Wind, mit geringer Bewegung gegen Süden, nicht abzunehmen.

Gegen Abend jedoch ließ sich ganz deutlich bemerken daß sie nach und nach von der Luft aufgezehrt wurden, und zwar, wie sie reihenweis sachte nach Süden zogen, entwickelte sich meist die unterhalb ziehende Wolke gegen die obere und verband sich mit ihr, indeß diese nichts dabei gewann, indem auch sie von ihren oberen Theilen

nach der höheren Luft, ſich einzeln auflöſend, abgab, und ſie ſich endlich alleſammt zerſtreuten.

So war nach Sonnenuntergang gar bald der ganze Himmel rein und hatte dieſe bedeutende Feuchtigkeit ſich in der Atmoſphäre aufgelöſ't.

Es war der vierte Tag nach dem erſten Viertel des Mondes. Dieſer Tag war auf der Fahrt bis Schleiz zugebracht.

Montag den 24 April, bis Hof.

War die Folge des geſtrigen Tages und der vergangenen Nacht gar wohl zu beobachten.

Die Luft hatte alle Feuchtigkeit in ſich aufgenommen, es entſtand daher bei Sonnenaufgang eine Art von Höherauch, den man an entfernten Gegenſtänden, auch an einem bläſſern Himmelsblau gar wohl bemerken konnte. Es zeigen ſich nach und nach zarte horizontale Streifen, in die ſich der Höherauch zuſammenzieht, ſie überdecken den ganzen Himmel, zugleich manifeſtiren ſie ihre cirröſe Tendenz, ſie lockern ſich auseinander und zeigen ſich als Reihen von Schäfchen. Ein Theil des Höherauchs iſt als Thau niedergegangen. Der Nordoſt-Wind ſtrömt heftig, ſchon löſ't ſich der obere Umriß aller Streifen flammig auf, ja es ſteigen aus demſelben einzelne Säulen, wie Rauch aus den Eſſen hervor, ſie aber doch oben ſich wieder zur Schicht legen, als wenn ſie ihren vorigen Zuſtand wieder annehmen wollten. Alle dieſe Bemühungen gelten aber nicht gegen den Nordoſt, der mit Heftigkeit

bläſt: keine Wolke vermag ſich mehr zu ballen, gegen Mittag ſchon iſt der ganze Himmel rein. Im Gaſthofe zum Hirſchen in Hof konnte man die bewegliche Wetterfahne vom ſcharfen Oſt ſtoßweiſe auf Norden deutend beobachten. Der Mond ſtand am Himmel, nur wenige Wolken erſchienen am Horizonte und der Nacht blieb kaum übrig das ſie aufzulöſen hätte.

Dienſtag den 25 April, bis Alexandersbad.

Vor Sonnenaufgang leichte Streifen an dem ganzen Horizont hin, die ſich erhoben und verſtockten ſobald ſie hervortrat. Die Fahne, vollkommen in Nord, ſtand unbeweglich; mit wachſendem Tag häuften ſich die Wolken. In Alexandersbad ſtand das Barometer 28 Zoll weniger 1¼ Linie, welches nach der Höhe des Orts ſchön Wetter andeutet. Nach Tiſche bewölkte ſich der Himmel immer mehr, die Wolken ſchienen in tieferer Region zu ſchweben, Natur und Geſtalt des Stratus anzunehmen, auch war das Barometer eine halbe Linie gefallen. Um 8 Uhr war der Himmel ziemlich klar; doch lag im Süden eine langgeſtreckte, dichte Wolke, die ſich aber nach und nach aufzuzehren ſchien.

Mittwoch den 26 April, bis Eger.

Das Barometer war etwas geſunken, deſſen ungeachtet war vor Sonnenaufgang der Himmel ganz rein, nur wenige Streifen am Horizont im Norden. Windſtille vor und nach Sonnenaufgang; die Hähne krähten. Den ganzen Morgen bis zu Mittag der Himmel völlig rein.

In Eger vernahmen wir das Barometer ſey gefallen, aber ohne nähere Beſtimmung. Der Himmel blieb den ganzen Tag rein und ſo auch vollkommen in der Nacht; der Mond ſchien hell und die Sterne funkelten; ein Nord-oſt-Wind hatte den ganzen Tag fortgedauert. Jedoch bei wachſender Nacht zeigte ſich eine große, obgleich nicht verdichtete Wolkenmaſſe, welche von Oſten heraufſteigend den ganzen Himmel mit einzelnem Gewölk überzog.

Donnerſtag den 27 April, bis Marienbad.

Eben ſo verhielt es ſich Morgens bei Sonnenaufgang. Der ganze Himmel war mit einzelnem, einander berührendem Gewölk bedeckt, davon ſich ein Theil in die obere Luft auflöſ'te, ein anderer aber ſo zottig und grau herunterhing, daß man jeden Augenblick erwartete ihn als Regen niederfallen zu ſehen.

Auf dem Wege nach Sandau, wo wir gegen Südoſt fuhren, ſahen wir die ſämmtlichen Wolken-Phänomene in ihrer charakteriſtiſchen Mannichfaltigkeit, Abgeſondertheit, Verbindung und Uebergängen, als ich ſie nie geſehen, und zwar in ſolcher Fülle, daß der ganze Himmel davon überdeckt war. Das leichteſte Geſpinnſt der Beſenſtriche des Cirrus ſtand ruhig am oberſten Himmel, ganze Reihen von Cumulus zogen, doppelt und dreyfach übereinander, parallel mit dem Horizonte, dahin, einige drängten ſich in ungeheure Körper zuſammen und indem ſie an ihrem oberen Umriß immer abgezupft und der allgemeinen Atmoſphäre zugeeignet wurden, ſo ward ihr

unterer Theil immer schwerer, stratusartiger, grau und undurchscheinend, sich niedersenkend und Regen drohend. Eine solche Masse zog sich uns über das Haupt hin, und es fielen wirklich einige Tropfen. Da nun alles dieses in der mittlern Luft vorging, war uns die Aussicht auf den Horizont nicht versagt. Wir sahen auf dem ganzen Halbkreis der entferntesten böhmischen Gebirge ein übereinander getürmtes Amphitheater von Cumulus liegen, davon die einzelnen wolligen Massen durch kräftigen Sonnenschein in Licht und Schatten gesetzt wurden. Der Wind hatte sich geändert, es war ein Südwest, der aber nun die untere Region zu afficiren schien. Und so dauerte der Conflict zwischen der Atmosphäre und den Wolken den ganzen Tag über. Nach Sonnenuntergang jedoch und Aufgang des Mondes hatte sich der Himmel ganz aufgeklärt, so daß nur ganz leichte Cirrusstreifen zu sehen waren.

Freitag den 28 April, bis Eger.

Bei Sonnenaufgang ganz klarer Himmel, in Westen Nebelwand, die sich nach und nach heranzog, indem sich der Ostwind in Westwind umlegte, der ganze Himmel überzog sich wieder, aber leicht.

Auf dem Wege nach Eger sahen wir abermals ein herrliches, höchst unterrichtendes Schauspiel vor uns, zu dessen Erinnerung ich folgendes allgemeiner bezeichne.

Der Cumulus kann seiner Natur gemäß vorerst in einer mittlern Region schwebend angesehen werden, eine

Menge

Menge deſſelben zieht in langen Reihen hinter einander hin, oben ausgezackt, in der Mitte bauchig, unten zerradlinig, als wenn ſie auf einer Luftſchicht auflägen. Steigt nun der Cumulus, ſo wird er von der obern Luft ergriffen, die ihn auflöſ't und in die Region des Cirrus überführt; ſenkt er ſich, ſo wird er ſchwerer, grauer, unempfänglicher dem Lichte, er ruht auf einer horizontalen, geſtreckten Wolkenbaſe und verwandelt ſich unten in Stratus. Dieſe Erſcheinung ſahen wir, in der größten Mannichfaltigkeit, an dem Halbkreiſe des weſtlichen Himmels vorgehen, bis die untere ſchwere Wolkenſchicht, von der Erde angezogen, genöthigt war in Regenſtrichen niederzugehen. Aber auch dieſe behielten einen leichten, luftigen Charakter, indem ſie, ſchief und in ſich ſelbſt gekrümmt, nach der Erde gerichtet, bald abzuregnen ſchienen, bald eine Zeit lang in der Höhe ſchwebend verweilten, endlich aber ſtrich- und ſtreifenweiſe vertical in die Höhe ſtiegen, ſich mit oberen ſtratusartigen Wolken verbanden und wieder zu ihrem erſten Urſprung zurückkehrten.

Indeſſen ſahen wir am ganzen weſtlichen Horizont unzählbare ſolche Regenſchauer einzeln über Felder und Hügel niedergehen, wie uns denn auch ein ſolcher, dem Landmann höchſt erwünſchter Regenſtrich vorüberſtreifend benetzte.

Durch den Flor, ſo wie durch die Zwiſchenräume dieſer wäſſerigen Ergießungen, ſahen wir den Fichtelberg,

mit allem was ihm angehört, von einer schweren Masse festliegender Wolkenballen überlagert. Im Egerkreise war der Regen allgemein gewesen. Gegen Abend klärte sich's wieder auf.

Sonnabend den 29 April, bis Carlsbad.

War der ganze Himmel überzogen; es mußte im Elbogner Kreise gestern und die Nacht viel geregnet haben, wie man am Weg und Aeckern sah, die Sonne zeigte sich im Mittag, der Wind war Nordwest und sodann ereignete sich das aufsteigende Spiel. Stratus verwandelte sich in Cumulus, Cumulus in Cirrus, wie wir in vorigen Tagen das niedersteigende beobachtet hatten. Der Himmel war mit Wolken aller Art bedeckt, jedoch der Abend freundlich.

Sonntag den 30 April, Carlsbad.

Das alte Spiel vom Auflösen und Verkörpern der Wolken, ohne Resultat.

Montag den 1 May.

Mit Nordwind zogen untere und obere Wolken, jede in ihrer Region gegen Süden, die untern stratus-, die obern cirrusartig. Diesen kam vom südlichen Berge ein Wolkenzug in einer mittleren Region entgegen, welches Phänomen ich der Anziehungskraft der oberen Wolkenreihe zuschreibe; denn der südliche Zug war, so wie er in die mittlere Region trat, sogleich an dem obern Umriß aufgelöst, mit den höheren Wolken vereinigt und mußte, zu ihnen gesellt, nach Süden zurückkehren. Es war merk-

würdig und seltsam anzuschauen. Dergleichen mag freilich nur in hohen Gebirgsgegenden vorkommen. Um Mittag leichter Schnee, gegen Abend gelinder Westwind.

Dienstag den 2 May.

Der Conflict der obern und untern Luftregion, der Trockne und Feuchte, endigte sich in ein leichtes Schneegestöber, von Zeit zu Zeit wiederholt.

Mittwoch den 3 May.

Es hatte gegen Morgen geschneit. Früh um 5 Uhr war der Schnee auf den Straßen, Platten und sonst Steinen geschmolzen, er hatte sich aber gehalten auf Holzstämmen, Brettern, Schindeln und auf den Planen der Fuhrleute. Den Tag über fortdauernder Wolkenconflict, sich manchmal in Schnee auflösend.

Donnerstag den 4 May.

Im Ganzen wie gestern, gegen Mittag starker, dichter Schneesturm, welcher wohl eine Stunde anhielt. Darauf wieder Sonnenblicke.

Freitag den 5 May.

Um die Phänomene des Wettstreits der obern und untern Luft in größerer Breite zu sehen, als die Carlsbader Himmelsenge erlaubt, erstieg ich den Schloßberg und ging sodann den Schlackenwalder Weg hinauf, bis zu Findlaters Monument.

Auf diesem Gange läßt sich der Ellbogner Kreis bis gegen das Egerland westlich und das Erzgebirge nördlich übersehen.

Es graupelte stark und der ganze Himmel war auf mannichfaltige ungleiche Weise überdeckt. Einherziehende Wolken die man wohl mußte für Stratus gelten lassen, obgleich von denen im Spätsommer und Herbst bemerkten sehr unterschieden; sie waren viel leichter anzusehen und zogen in einer höhern Region daher, welche sich nach dem Maßstabe jener frühern Bemerkungen an Ort und Stelle gar wohl hätte bezeichnen lassen. Sie mochten in der Region schweben, in welcher sonst die Cumulus einhergehen; sie löst'en sich, von Nordwest heranziehend, bald da bald dort in Graupelschauer auf, welche Land und Gebirge wechselsweise bedeckten und frei ließen. Von Süden stiegen mächtige Cumulus auf, die sich aber, sobald sie sich jenem Zuge näherten, mit demselben sogleich vereint offenbar mit fortzogen und als Graupelschauer mit niedergingen. Sonnenblicke erheiterten das Land. Sogleich aber waren bald von Westen, bald von Süden her ganze Himmelsgegenden bedeckt und solche graue, mehr Nebel- als Wolkenzüge in Anmarsch, wie ich solche vom Hammer her, das Tdpelthal herunter, auf der Rückseite des Carlsbader Gebirgs kommen sah.

Alles dieses aber ging dem Augenschein nach in einer höhern Region vor, als wir den wässerigen Nimbus zu sehen gewohnt sind. Welches sich auch dadurch erweis't daß von eben diesen nebelhaften Wolkenzügen immerfort Theile cirrusartig aufgenommen werden, wor-

Mahomet.

Da wir bei unſeren Betrachtungen vom Standpunkte der Poeſie entweder ausgehen oder doch auf denſelben zurückkehren, ſo wird es unſern Zwecken angemeſſen ſeyn von genanntem außerordentlichen Manne vorerſt zu erzählen, wie er heftig behauptet und betheuert: er ſey Prophet und nicht Poet und daher auch ſein Coran als göttliches Geſetz und nicht etwa als menſchliches Buch, zum Unterricht oder zum Vergnügen, anzuſehen. Wollen wir nun den Unterſchied zwiſchen Poeten und Propheten näher andeuten, ſo ſagen wir: beide ſind von einem Gott ergriffen und befeuert, der Poet aber vergeudet die ihm verliehene Gabe im Genuß, um Genuß hervorzubringen, Ehre durch das Hervorgebrachte zu erlangen, allenfalls ein bequemes Leben. Alle übrigen Zwecke verſäumt er, ſucht mannichfaltig zu ſeyn, ſich in Geſinnung und Darſtellung gränzenlos zu zeigen. Der Prophet hingegen ſieht nur auf einen einzigen beſtimmten Zweck; ſolchen zu erlangen, bedient er ſich der einfachſten Mittel. Irgend eine Lehre will er verkünden und, wie um eine Standarte, durch ſie

und

aus sich ergibt daß das Barometer hoch stehen muß. Ich will nun sehen ob meine Vermuthung sich bestätigt, daß nämlich dieser Conflict sich zu Gunsten der obern Luft und des trocknenden Princips entscheiden werde. Wie ich denn mich vielleicht hiezu verführen lasse, weil ich für meine übrige Badezeit schönes Wetter wünsche, zugleich aber auch das umgekehrte Phänomen von jenem was ich vom 23 April bis zum 28sten erlebt rückwärts zu erleben hoffe. Welches denn auch Abends 4½ Uhr geschah.

Denn als ich die Höhe des westlichen Berges bei Gottels Sommerwohnung erreicht hatte, erblickte ich in Westen über dem Erzgebirge eine Reihe Cumulus liegen, doch eher schwebend und von leichterer Natur. Im Nordosten über dem Gebirg eine von der Sonne beschienene Wolkenwand weiß leuchtend und glänzend; graue Streifen, die an ihr herabhingen, zeigten daß sie sich auch in Graupeln auflöste, so wie sie sich oben rauchartig in die Luft verlor. In Osten ragten bergartig hinter dem Horizont herauf einzelne und festgeballte Cumulus.

Von Süden zogen über den Scheitel hin charakterlose Wolken, an denen man theilweise die Gestalt der übrigen sehen konnte.

Alle das Gewölk jedoch, wie es oben beschrieben, verzog sich, oder versank, so daß bei Sonnenuntergang

der Himmel beinahe, zu Nacht aber völlig rein und wolkenlos war.

Sonnabend den 6 May.

Völlig klarer Himmel, aber nicht lange: denn der Wolkenzug von Norden her begann schon wieder und verbreitete sich nach und nach, jedoch in abgesonderten Partien, über den ganzen Himmel. Dergleichen den ganzen Tag über, Abend helle.

Sonntag den 7 May.

Prächtiger Windbaum vor der aufgehenden Sonne, bis in den Zenith sich erstreckend, nach oben und der Seite ast- und zweigartig verbreitete Schäfchen, flocken- und streifenartig über dem übrigen Himmel. Milde Luft, schöner Sonnenschein. Gegen Mittag, mit Südwestwind, schon der ganze Himmel mit Wolken überzogen. Nach Tische, auf dem Schlackenwerther Wege, einen kalten Westwind sehr unangenehm empfunden. Der Himmel war von Gebirg zu Gebirg überwölkt, aber hoch. Nachts um 11 Uhr gewaltsamer Regenguß, der wohl eine Stunde dauerte.

Montag den 8 May.

Luftbaum vor der Sonne. Der obere Himmel leicht bewölkt, der untere schwerer. Leichte Cumulus von Westen über den Dreykreuzberg herziehend. Der obere Himmel und die aufzehrende Gewalt der trocknenden Luft scheint die Uebergewalt zu behalten.

Dienstag den 9 May.

Heller Himmel, jedoch mit leichten Streifen, höherauchartig, bedeckt; Sonne sehr heiß, die Atmosphäre sich nach und nach bewölkend.

Mittag Wind, unzusammenhängend bewölkte Atmosphäre, wenige Regentropfen, klare Nacht.

Mittwoch den 10 May.

Höherauch, Schäfchen, dann wieder aufgeklärter Himmel, die Sonne brannte heiß, der Himmel überwölkte sich. Streifregen, es donnerte um 1 Uhr, sodann von Zeit zu Zeit, der Himmel reinigte sich. Vollkommen klarer Himmel bei Sonnenuntergang, obschon Südwestwind.

Donnerstag den 11 May.
Himmelfahrtfest.

Vollkommen heiterer Himmel, obschon Westwind. Einzelne Wolken, im Ganzen aber der höhere Himmel leicht gestreift. Gegen Abend ein Phänomen, welches ich noch nicht bemerkt. Gegen Westen in der Höhe Cirusstreifen, doch wahrscheinlich nicht so hoch als sonst gewöhnlich: denn kleine, leichte, wollige Wölkchen, vom östlichen Gebirge herziehend, wurden, wie sie sich jener Region näherten, aufgelöst und in verticale Streifen verwandelt, doch konnte man bemerken, daß sie sich auch unverwandelt zwischen jene Streifen hineinzogen, ihre wollige Gestalt noch eine Weile behaltend. Wahr-

ſcheinlich ging dieß auf der Gränze der obern und mittlern Region vor.

Mit einem ſo anhaltenden, aufmerkſamen Beſchauen des Himmels war auch bisher das Vergnügen an dem Zuſtand der Erde verbunden. Im Ganzen thut einen ſehr angenehm-bemerkbaren Effect der, bei einem ſo hohen Sonnenſtande, unter dem funfzigſten Grad, weit zurückgehaltene Frühling. Es iſt als wenn bei ihrem Erwachen die Bäume verwundert wären und beſchämt, ſich ſchon ſo weit im Jahre zu finden und von ihrer Seite noch ſo ſehr zurück zu ſeyn. Mit jedem Tag eröffnen ſich neue Knoſpen und die eröffneten entwickeln ſich weiter.

Sehr lieblich iſt es daher gegen Sonnenuntergang die Prager Straße hinab zu gehen; alle unbelaubten Bäume, bisher unbemerkbar, wenigſtens unbemerkt, kommen nach und nach zur Erſcheinung, wie ſie ihre Blätter entfalten und, vom Sonnenlichte vom Rücken her beſchienen, als völlig durchſcheinend in ihrer eigenthümlichen Form dargeſtellt und kenntlich werden. Das junge gelbliche Grün ſcheint völlig durchſichtig, und an dieſem ſtufenweiſe wachſenden Genuſſe kann man ſich gewiß noch vierzehn Tage ergehen; denn vor Pfingſten wird das völlige Grün kaum entwickelt ſeyn. Die Gemüſegärten beſchäftigen ſich gleichfalls noch mit Vorbereitungen, die Winterſaat ſteht ſchön, ob es gleich früher in vier Wochen nicht geregnet hatte, der ſpäte

Schnee ſcheint ihr genutzt zu haben und die Berge ſind niemals ohne Thau. Der verlängerte Tag gibt auch eine höchſt angenehme Empfindung, beſonders in dieſer Schlucht, die um fünf Uhr ſchon beſchattet iſt, wenn man auf der Höhe noch einige Stunden des freundlichen Sonnenſcheins genießt.

Dem hieſigen Frühling gewährt auch noch ein ganz eigenes angenehmes Anſehen, daß Blüthen und Blätter zugleich hervortreten; dadurch erſcheint der Schwarzdorn, die Kirſche, der Apfel als ganz anderer, fremder Buſch und Baum, die weißen Blüthen nehmen ſich zwiſchen dem munteren Laub gar anmuthig aus.

Freitag den 12 May.

Mit Streifen leicht bedeckter Himmel, kein reines Blau in der ganzen Atmoſphäre, Windſtille, mit einer Andeutung auf Südwind. Die geſtrige Beobachtung war heute viel entſchiedener. Die von Süden heranziehenden mehr flockig als geballten Wolken wurden in Streifen und lang ſich emporziehende Faden aufgelöſ't und auch dießmal ſchien die Operation viel niedriger als ſonſt vorzugehen, auch ſah man den hieraus entſtehenden Cirrus von anderer Art als den gewöhnlichen hohen; denn die emporſteigenden Fäden und gekrümmte leichte Streifen verwandelten ſich an ihrem obern Ende ſchon wieder in Wölkchen, bis ſich denn der Himmel auch und nach überzog. Nach Tiſche, auf einer Fahrt

über Hohdorf und Lessau, vermehrte sich, bei schwüler Luft, die Menge und Schwere der Wolken. Gegen Abend war in Westen, an dem Erzgebirge her, ein meilenlanger Nimbus, der in vielen Strömungen niederging. Ich habe davon sogleich einen Entwurf gemacht, welchem ich den Versuch einer beschreibenden Erklärung hinzufüge. Die Wetterwolke zog von Westen gegen Osten und zeigte an ihrem unteren Bauche deutliche kurze Streifen, welche in gleicher Richtung vorwärts den Strich führten. Die Wolke hingegen wie sie vorrückte unterlag im Einzelnen der Erd-Anziehung und es senkten sich ganz verticale Gußstrahlen herunter. Diese schienen jedoch mit der Erde in solchen Contact und Verbindung zu kommen, daß sie mit ihrem untern Ende an dem Boden festhielten, der die Feuchtigkeit an sich saugte, indeß die Wolke weiter zog und das obere Ende dieser Schläuche mit fort nahm, deßhalb sie zu einer schiefen Richtung genöthigt wurden. Nun hatten aber andere solche früher niedergegangene Strömungen durch das Fortziehen der Wolke ihren Zusammenhalt mit der Erde verloren und schwebten losgelassen, hoch über dem Horizont.

Das Merkwürdigste jedoch war ein solcher Schlauch der, obgleich der letzte, doch der stärkste, mit dem untern Theil entschieden an der Erde festhielt, indeß der obere fortgezogen wurde, wodurch ein gekrümmtes Aufsteigen bewirkt ward.

Sonnabend, den 13 May.

Wie gestern, schwül heranziehende Wolken, aufgelöst und sich wieder vereinigend; fortdauernde Abwechselung.

Sonntag, den 14 May.

Wie gestern, nur daß die Cumulus ihre eigenthümliche geballte Gestalt mehr behielten. Nicht unangenehme Schwüle.

Montag, den 15 May.

Ganz früh meist heiterer Himmel. Um sechs Uhr dichter, starker Nebelzug, der, über den ganzen Himmel hin, sich nach Norden bewegte, bald aber die Atmosphäre wieder völlig frei ließ. Leicht Gewölk, doppelter Wolkenzug. Abends in Westen Cumulus, Abendroth.

Dienstag, den 16 May.

Der ganze Himmel leicht, aber grau überwölkt, weder Sonne noch Atmosphäre zu sehen; gegen 7 Uhr Nordwind, getrennte Wolken, ein unterer, von Süden herankommender Zug in die höhere Region aufgelöst. Abwechselnde Bedeckung und Aufklärung des Himmels; nach 6 Uhr Sprühregen; sodann bei Untergang der Sonne im Südosten purpurgraue Regenwolken, in denen man die Iris theilweise stehen sah.

Mittwoch, den 17 May.

In der Nacht starker Regenguß, der Morgen bewölkt, von Zeit zu Zeit Streifregen. Wolkenzug nach Osten. Den Tag über mit Streifregen fortgesetzt, Abends der

Himmel völlig rein; doch war die Sonne mit Abendroth untergegangen.

Venus und der Mond über dem Hirschsprung.

Donnerstag, den 18 May.

Früh ganz klarer Himmel, nach und nach leichte Cirrus, um Mittag seltene höchst auffallende Erscheinung die mich aus der Enge auf eine freie Stätte rief. Von Westen herauf, mit entschiedenem Südwind, zogen lange zarte Cirrusstreifen, einzeln und vereinigt; im Vorwärtsziehen krümmten sie das vordere Ende zu kleinen Wölkchen, etwas niedriger zogen unbestimmte weiße Wölkchen, die von jenen Streifen mit aufgenommen wurden, sonst standen noch alle Arten von Cirrus am bläulichen Himmel, Schäfchen, gegitterte Streifen, alles in Bewegung und Verwandlung.

Der Himmel überwölkte sich nach und nach. Von der Prager Straße angesehen zeigten sich die Wolken in mancherlei Formen; doch immer Auflösung drohend. Abends 8 Uhr unter Blitz und Donner Regengüsse.

Freitag, den 19 May.

Klarer Morgen, doch bald wieder leicht bewölkt, fortgesetzte Bewölkung den ganzen Tag über. Abends, den Schlackenwerther Weg herabfahrend, vielfache, Gewitter drohende Wolkengestaltung. Um die untergehende Sonne trübe Atmosphäre und ein weißer, hie und da farbiger Kreis, theilweise deutlicher und undeutlicher zu

bemerken. Nachts gewaltiger Regenguß, mit Donner und Blitz.

Sonnabend, den 20 May.

Bedeckter Himmel, nach und nach gebrochen, Sonnenblicke, laue Luft.

Sonntag, den 21 May.

In der Nacht ſtärkſter Platzregen, des Morgens ſchwächer bis 9 Uhr; Regenwolken mit ſtarkem Nordoſtwind vorüberziehend, deßgleichen den ganzen Tag. Abends nach 7 Uhr gewaltſamer, allgemeiner Landregen, die ganze Nacht durch.

Montag, den 22 May.

Früh um 9 Uhr Andeutung einer Aufhellung, welche auch mit Abſätzen erfolgte; die untere Atmoſphäre ward durch vorüberziehende und aufſteigende Nebel immer getrübt. Bei durchbrochnen Momenten beobachtete man höhere Wolken, welche ſich ſteter zeigten. Daſſelbige abwechſelnd bis zur Nacht.

Dienſtag, den 23 May.

Cumulus, weit und hoch ſtehend, hellweiß und geballt. Regenwolken drunter herziehend, ſelten Donner, wenig Regen.

Mittwoch, den 24 May.

Wie geſtern; doch mehr zum Regen geneigt und von Zeit zu Zeit Regen mit Donner begleitet. So dauerte es über Mittag bis gegen 5 Uhr, wie wir auf einer Fahrt nach dem Horn erfuhren. Nun klärte es ſich auf und

Abends 8 Uhr stand der Mond hell am Himmel, später durch sehr leichte Wölkchen getrübt.

Donnerstag, den 25 May.

Heiterer Morgen, leichtes Gewölke den Tag über. Starker Wolkenzug in der höhern Region von Südwest her. Sehr warm, ruhiger Abend. Herrliche Mondnacht.

Freitag, den 26 May.

Heller Morgen. Windstöße. Mehr bewölkt. Um 3 Uhr sanfter Regen, Donner. Abwechselnd bis Abend. Schöne Mondnacht, nicht so klar wie gestern.

Sonnabend, den 27 May.

Wolliger Cumulus in Cirrus aufgelöst, dieser sich aneinander reihend und steigend, jener wieder sich ballend und sinkend. Diese Erscheinungen glaubte man in drey Etagen übereinander vorgehen zu sehen. Immer mehr zur Auflösung der Wolken und zur Heiterkeit geneigt.

Sonntag, den 28 May. Rückreise.

Früh 4 Uhr allgemeiner Landregen; um 6 Uhr bricht sich der Himmel, ohne jedoch Blau sehen zu lassen. Der Regen pausirt. Starker Wolkenzug vom Erzgebirge her, desgleichen über den Horn in die Töpelregion. 9 Uhr. Der Regen beginnt wieder, wird sehr stark mit Nordwest.

10 Uhr deckt er nebelartig ferne und, verhältnißmäßig, auch nahe Gegenstände. 11 Uhr. Auf der Höhe von Maria-Kulm bemerkte man daß die Himmelsgegend

und um ſie die Völker verſammeln. Hiezu bedarf es nur daß die Welt glaube; er muß alſo einhellig werden und bleiben, denn das Mannichfaltige glaubt man nicht, man erkennt es.

Der ganze Inhalt des Corans, um mit wenigem viel zu ſagen, findet ſich zu Anfang der zweyten Sura und lautet folgendermaßen: „Es iſt kein Zweifel in dieſem Buch. Es iſt eine Unterrichtung der Frommen, welche die Geheimniſſe des Glaubens für wahr halten, die beſtimmten Zeiten des Gebets beobachten und von demjenigen was wir ihnen verliehen haben Almoſen austheilen; und welche der Offenbarung glauben, die den Propheten vor dir herabgeſandt worden, und gewiſſe Verſicherung des zukünftigen Lebens haben: dieſe werden von ihrem Herrn geleitet und ſollen glücklich und ſelig ſeyn. Die Ungläubigen betreffend, wird es ihnen gleichviel ſeyn, ob du ſie vermahneſt oder nicht vermahneſt; ſie werden doch nicht glauben. Gott hat ihre Herzen und Ohren verſiegelt. Eine Dunkelheit bedecket ihr Geſicht und ſie werden eine ſchwere Strafe leiden.“

Und ſo wiederholt ſich der Coran Sure für Sure. Glauben und Unglauben theilen ſich in Oberes und Unteres; Himmel und Hölle ſind den Bekennern und Läugnern zugedacht. Nähere Beſtimmung des Gebotenen und Verbotenen, fabelhafte Geſchichten jüdiſcher und chriſtlicher Religion, Amplificationen aller Art,

über dem Fichtelgebirge ſich aufhellt. Mittag. Unendliche Nebel- und Regenwolken ziehen, vom Nordweſt herbeigebracht, am Erzgebirge hin, auch über den Horn in die Töpelregion. Ganz Böhmen überdeckt von Gewölk, niedrig ſchwebend, grau, flockig, zottig, ungeſtalt, in jedem Momente ſich in Waſſergüſſe aufzulöſen drohend. Indeſſen auf dem ſich aufklärenden langgeſtreckten Rücken des Fichtelgebirges ruhen gelagert Cumulus, nicht ganz feſt geballt. 3 Uhr. Im Nordweſten hellt ſich's immer mehr auf, nach und nach klärt ſich daſelbſt der Himmel; die Sonne tritt hervor. Auch im Süden wird's rein. Wenige Wölkchen, vom Weſt getrieben, ziehen leiſe auf ihrer Bahn. Cirrus in der obern blauen Luft.

Von da an unerfreulicher Weſt, bald gegen Norden, bald gegen Süden ſich umſetzend, Regenſchauer bringend, austrocknend, widerwärtig zu beobachten. Dieſer Zuſtand dauerte bis den 24 Juny, da ſich denn mit Nordoſt das Wetter beſtätigte und der Himmel ſich aufklärte.

Zu beſſerem Verſtändniß der in vorſtehendem Aufſatze gebrauchten Ausdrücke wird nachträglich angezeigt: daß, in Uebereinſtimmung mit Männern welche die Sache bisher bearbeitet, angenommen wird, es gebe drey Luft-Regionen, die obere, mittlere und untere, welcher man die vierte, die unterſte, noch hinzufügen

kann. Die Herrſchaft der obern Region manifeſtirt ſich durch trocknes helles Wetter, die Atmoſphäre iſt in einem Zuſtande daß ſie Feuchtigkeit in ſich aufnehmen, tragen, emporheben kann, es ſey nun daß ſie das Wäſſerige zertheilt in ſich enthalte, oder daß ſie ſolches verändert, in ſeine Elemente getrennt in ſich aufnehme. Dieſer Zuſtand der Atmoſphäre wird durch die größte Barometer-Höhe offenbart und wir erfreuen uns eines ſchönen, beſtändigen Wetters; der Himmel iſt klar, in gewiſſen Weltgegenden ganz wolkenlos und hochblau. In dieſe Region gehören alle Cirrusarten, die man mit verſchiedenen Namen bezeichnen kann.

Die mittlere Region iſt die des Cumulus; in ihr wird eigentlich der Conflict bereitet, ob die obere Luft oder die Erde den Sieg erhalten ſoll. Dieſe Region hat die Eigenſchaft daß ſie zwar viel Feuchtes in ſich aufnehmen kann, allein nicht in vollkommener Auflöſung; es vereinigt ſich zwar zu einer leichten, aber doch dichten Körperlichkeit und erſcheint uns geballt, gehäuft und nach oben in beſtimmten Formen ausgebogt und begränzt, unterwärts haben dieſe Wolkenhaufen eine horizontale Grundlinie, wodurch eine dritte Region angedeutet wird, auf welcher ſie wie auf einer Schicht auf einem Elemente ruhen und ſchweben.

Gewinnt nun die obere Region, ihre trocknende, Waſſer auflöſende, in ſich aufnehmende Gewalt, die Oberhand, ſo werden dieſe geballten Maſſen an ihrem obern

Saum

Saum aufgelöſt, aufgezupft, ſie ziehen ſich flockenweiſe in die Höhe und erſcheinen als Cirrus und verſchwinden zuletzt in dem unendlichen Raum. Ueberwindet nun aber die untere Region, welche die dichteſte Feuchtigkeit an ſich zu ziehen und in fühlbaren Tropfen darzuſtellen geneigt iſt, ſo ſenkt ſich die horizontale Baſis des Cumulus nieder, die Wolke dehnt ſich zum Stratus, ſie ſteht und zieht ſchichtweiſe und ſtürzt endlich im Regen zu Boden, welche Erſcheinung zuſammen Nimbus genannt wird.

Wie wir nun von oben herunter geſtiegen ſind, ſo kann man wieder von unten hinaufſteigen, ſo daß ſich dichte Nebel erheben und in der untern Luft ſchwere Schichten bilden, die ſich aber doch wieder an ihrem obern Theile ballen, höher dringen und zuletzt nach und nach in die obere Luft aufgelöſt werden.

Man nimmt dieſe drey Regionen als Norm an, bemerkt aber dabei, daß die Dispoſition der oberſten Luft alle Feuchtigkeit in ſich vollkommen aufnehmen, auch bis zur Erde herunter ſteigen könne, da denn jeder Dunſt- und Nebelſtreif ſogleich in Cirrus aufgelöſt und ſodann verflüchtigt wird.

Und ſo mag ſich auch der eigentliche Stratus, dieſe horizontal gebildete Maſſe, einmal höher erheben als das anderemal, der Jahreszeit, der Polhöhe und der Bergeshöhe gemäß. Auch der Cumulus ſchwebt bald höher bald tiefer; im Ganzen bleiben aber dieſe Wolken-

geſtalten immer ſtufenweiſe übereinander, wie man gar wohl ſehen kann, wenn ſich alle vier Erſcheinungen dem Beobachter auf einmal darbieten.

Dieſe vier Hauptbeſtimmungen, Cirrus, Cumulus, Stratus und Nimbus, habe unverändert beibehalten, überzeugt daß im Wiſſenſchaftlichen überhaupt eine entſchiedene lakoniſche Terminologie, wodurch die Gegenſtände geſtempelt werden, zum größten Vortheil gereiche. Denn wie ein Eigenname den Mann von einem jeden andern trennt, ſo trennen ſolche Termini technici das Bezeichnete ab von allem Uebrigen. Sind ſie einmal gut gefunden, ſo ſoll man ſie in alle Sprachen aufnehmen, man ſoll ſie nicht überſetzen, weil man dadurch die erſte Abſicht des Erfinders und Begründers zerſtört, der die Abſicht hatte etwas fertig zu machen und abzuſchließen. Wenn ich Stratus höre, ſo weiß ich daß wir in der wiſſenſchaftlichen Wolkengeſtaltung verſiren und man unterhält ſich darüber nur mit Wiſſenden. Eben ſo erleichtert eine ſolche beibehaltene Terminologie den Verkehr mit fremden Nationen. Auch bedenke man daß durch dieſen patriotiſchen Puriſmus der Styl um nichts beſſer werde: denn da man ohnehin weiß daß in ſolchen Aufſätzen dießmal nur von Wolken die Rede ſey, ſo klingt es nicht gut Haufenwolke ꝛc. zu ſagen und das Allgemeine beim Beſondern immer zu wiederholen. In andern wiſſenſchaftlichen Beſchreibungen iſt dieß ausdrücklich verboten.

Die Zwiſchen-Erſcheinungen dagegen, welche Howard durch Verbindung jener drey Benennungen bezeichnet, habe ich nicht gebraucht, auch nicht überſetzt, ſondern ſie nach ihrem Vorkommen und Erſcheinen jedesmal angedeutet und beſchrieben, weil die Mannichfaltigkeit ſo groß iſt daß ſolche zu beſtimmen keine Terminologie vermag und nur die Einbildungskraft mehr verwirrt als ihr nachzuhelfen. Wie man das gar oft bei meteorologiſchen Tabellen fühlt, bei denen eine Columne für die Wolkengeſtaltung angebracht iſt. Der Einſichtige, dem es um Anſchauung und nicht um Worte zu thun iſt, wird die Schwierigkeit in der Praxis ſelbſt gar leicht entdecken.

Schließlich bemerken wir noch den Hauptpunkt, daß der Sieg der oberen Region, die Herrſchaft der Trockniß, durch den Oſtwind und den ihm zugetheilten Nordwind, der Sieg der untern Region, der ſich auf die Erde beziehenden Feuchte, durch den Weſt- und den ihm verbündeten Südwind angedeutet, begleitet und bewirkt werde.

Und nun, da man von jeher die Poeſie als wohlgeſchickt zu ſummariſchen Darſtellungen gehalten, ſo folge noch zum Ehrengedächtniß unſers Meiſters die Grundlehre, damit ſie ſich immer mehr verbreite, in wohlmeinende Reime verfaßt.

Howards Ehrengedächtniſs.

Dich im Unendlichen zu finden,
Muſst unterscheiden und dann verbinden;
Drum danket mein beflügelt Lied
Dem Manne der Wolken unterschied.

Wenn Gottheit Camarupa, hoch und hehr,
Durch Lüfte schwankend wandelt leicht und schwer,
Des Schleiers Falten sammelt, sie zerstreut,
Am Wechsel der Gestalten sich erfreut,
Jetzt starr sich hält, dann schwindet wie ein Traum,
Da staunen wir und trau'n dem Auge kaum.

Nun regt sich kühn des eignen Bildens Kraft,
Die Unbestimmtes zu Bestimmtem schafft;
Da droht ein Leu, dort wogt ein Elephant,
Kameles Hals, zum Drachen umgewandt;
Ein Heer zieht an, doch triumphirt es nicht,
Da es die Macht am steilen Felsen bricht;
Der treuste Wolkenbote selbst zerstiebt,
Eh' er die Fern' erreicht, wohin man liebt.

Er aber, Howard, gibt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn;
Was sich nicht halten, nicht erreichen läſst,
Er faſst es an, er hält zuerst es fest;
Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
Benennt es treffend! — Sey die Ehre Dein! —
Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt,
Erinnre dankbar Deiner sich die Welt.

Stratus.

Wenn von dem stillen Wasserspiegel-Plan
Ein Nebel hebt den flachen Teppich an,
Der Mond, dem Wallen des Erscheins vereint,
Als ein Gespenst Gespenster bildend scheint,
Dann sind wir alle, das gestehn wir nur,
Erquickt', erfreute Kinder, o Natur!

Dann hebt sich's wohl am Berge, samm'lend breit
An Streife Streifen, so umdüstert's weit
Die Mittelhöhe, beidem gleich geneigt,
Ob's fallend wässert, oder luftig steigt.

Cumulus.

Und wenn darauf zu höhrer Atmosphäre
Der tüchtige Gehalt berufen wäre,
Steht Wolke hoch, zum herrlichsten geballt,
Verkündet, festgebildet, Machtgewalt,
Und was ihr fürchtet und auch wohl erlebt,
Wie's oben drohet, so es unten bebt.

Cirrus.

Doch immer höher steigt der edle Drang!
Erlösung ist ein himmlisch leichter Zwang.
Ein Aufgehäuftes flockig löst sich's auf,
Wie Schäflein tripplend, leichtgekämmt zu Hauf,
So fließt zuletzt was unten leicht entstand
Dem Vater oben still in Schofs und Hand.

Nimbus.

Nun lafst auch niederwärts, durch Erdgewalt
Herabgesogen was sich hoch geballt,
In Donnerwettern wüthend sich ergehn,
Heerschaaren gleich entrollen und verwehn! –

Der Erde thätig leidendes Geschick! —
Doch mit dem Bilde hebet euren Blick:
Die Rede geht herab, denn sie beschreibt;
Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt.

Und wenn wir unterschieden haben,
Dann müssen wir lebendige Gaben
Dem Abgesonderten wieder verleihen
Und uns eines Folge-Lebens erfreuen.

So, wenn der Mahler, der Poet,
Mit Howards Sondrung wohl vertraut,
Des Morgens früh, am Abend spät,
Die Atmosphäre prüfend schaut,

Da läßt er den Charakter gelten;
Doch ihm ertheilen luftige Welten
Das Uebergängliche, das Milde,
Daß er es fasse, fühle, bilde.

Luke Howard an Goethe.

Wie ſehr mich die Howardſche Wolkenbeſtimmung angezogen, wie ſehr mir die Formung des Formloſen, ein geſetzlicher Geſtalten-Wechſel des Unbegränzten erwünſcht ſeyn mußte folgt aus meinem ganzen Beſtreben in Wiſſenſchaft und Kunſt; ich ſuchte mich von dieſer Lehre zu durchdringen, befleißigte mich einer Anwendung derſelben zu Hauſe wie auf Reiſen, in jeder Jahreszeit und auf bedeutend verſchiedenen Barometer-Höhen; da fand ich denn durch jene ſondernde Terminologie immer Förderniß wenn ich ſie unter mannichfachen Bedingungen im Uebergange und Verſchmelzen ſtudirte. Ich entwarf manches Bild nach der Natur und ſuchte das Bewegliche, dem Begriff gemäß, auf Blättern zu fixiren; berief Künſtler dazu und bin vielleicht bald im Stande eine Reihe von charakteriſtiſch befriedigenden Abbildungen zu liefern, wovon bis jetzt ein durchgängiger Mangel bedauert wird.

Indeß bei wachſender Ueberzeugung: daß alles was durch Menſchen geſchieht in ethiſchem Sinne betrachtet werden müſſe, der ſittliche Werth jedoch nur aus dem

Lebensgange zu beurtheilen sey, ersuchte ich einen stets thätigen gefälligen Freund, Herrn Hüttner in London, mir, wo möglich, und wären es auch nur die einfachsten Linien, von Howards Lebenswege zu verschaffen, damit ich erkennte wie ein solcher Geist sich ausgebildet? welche Gelegenheit, welche Umstände ihn auf Pfade geführt die Natur natürlich anzuschauen, sich ihr zu ergeben, ihre Gesetze zu erkennen, und ihr solche naturmenschlich wieder vorzuschreiben?

Meine Strophen zu Howards Ehren waren in England übersetzt, und empfahlen sich besonders durch eine aufklärende rhythmische Einleitung; sie wurden durch den Druck bekannt und also durfte ich hoffen daß irgend ein Wohlwollender meinen Wünschen begegnen werde.

Dieses ist denn auch über mein Erwarten geschehen, indem ich einen eigenhändigen Brief von Luke Howard erhalte, welcher eine ausführliche Familien-, Lebens-, Bildungs- und Gesinnungs-Geschichte, mit der größten Klarheit, Reinheit und Offenheit geschrieben, freundlichst begleitet und mir davon öffentlichen Gebrauch zu machen vergönnt. Es gibt vielleicht kein schöneres Beispiel welchen Geistern die Natur sich gern offenbart, mit welchen Gemüthern sie innige Gemeinschaft fortdauernd zu unterhalten geneigt ist.

Gleich beim Empfang dieses liebenswürdigen Documentes ward ich unwiderstehlich angezogen und verschaffte mir durch Uebersetzung den schönsten Genuß, den ich

gränzenloſe Tautologien und Wiederholungen bilden den Körper dieſes heiligen Buches, das uns, ſo oft wir auch daran gehen, immer von neuem anwidert, dann aber anzieht, in Erſtaunen ſetzt und am Ende Verehrung abnöthigt.

Worin es daher jedem Geſchichtsforſcher von der größten Wichtigkeit bleiben muß, ſprechen wir aus mit den Worten eines vorzüglichen Mannes: „Die Hauptabſicht des Corans ſcheint dieſe geweſen zu ſeyn, die Bekenner der drey verſchiedenen, in dem volkreichen Arabien damals herrſchenden Religionen, die meiſtentheils vermiſcht unter einander in den Tag hinein lebten und ohne Hirten und Wegweiſer herum irrten, indem der größte Theil Götzendiener und die übrigen entweder Juden oder Chriſten eines höchſt irrigen und ketzeriſchen Glaubens waren, in der Erkenntniß und Verehrung des einigen, ewigen und unſichtbaren Gottes, durch deſſen Allmacht alle Dinge geſchaffen ſind, und die ſo es nicht ſind geſchaffen werden können, des allerhöchſten Herrſchers, Richters und Herrn aller Herren, unter der Beſtätigung gewiſſer Geſetze und den äußerlichen Zeichen gewiſſer Ceremonien, theils von alter und theils von neuer Einſetzung, und die durch Vorſtellung ſowohl zeitlicher als ewiger Belohnungen und Strafen eingeſchärft wurden, zu vereinigen und ſie alle zu dem Gehorſam des Mahomet, als des Propheten und Geſandten Gottes zu bringen, der

nun durch nachfolgende Mittheilung auch andern bereiten möchte.

Der gerühmte Schriftsteller, den ich so zum ersten Mal und ohne weitere Ceremonien anspreche, verlangt, wie ich von seinem Freund in London vernehme, zur Mittheilung an das deutsche Publicum, einige Nachricht über denjenigen, welcher den Versuch schrieb über die Wolkenbildung. Da niemand wahrscheinlich so gut vorbereitet ist dasjenige mitzutheilen, welches gegenwärtig zu diesem Zwecke dienlich seyn möchte, als ich selbst, und verschiedene Ursachen sich finden, jetzt wo man es verlangt hat damit nicht zurückzuhalten; so füge ich einen Aufsatz bei, welchen ich mir die Freiheit nahm, auf die natürlichste Weise wie mir scheint zu schreiben, nämlich in der ersten Person. Da mich jedoch drängende Geschäfte und die Nothwendigkeit Gegenwärtiges morgen abzusenden bestürmen, so habe ich der Hand eines nahen Freundes überlassen die reine Abschrift meines Manuscriptes zu fertigen.

Tottenham Green, bei London, den 21sten des 2ten Monats 1822.

In London ward ich geboren den 28sten des 11ten Monats (November), 1772 von achtbaren Voreltern; damit meine ich zuerst und vorzüglich, daß mein Vater, Robert Howard, mein Großvater desselbigen Namens, und, wie ich auch nur irgend habe erfahren

können, mein Urgroßvater, Personen von Rechtlichkeit und ehrwürdig in ihrem Stande waren, als Handelsleute nämlich und Manufacturisten. Sie waren verheirathet an Personen, welche an gleiche Hochachtung Anspruch machten; sodann aber soll mein Urgroßvater, Gravely Howard, nach einer Familien-Ueberlieferung, sein Vermögen zu Grunde gerichtet, oder auf irgend eine Weise seine Güter, in Berkshire gelegen, verloren haben, indem er sich an die Sache Jakobs des Zweyten hielt und ihm nach Irland folgte.

Sein Sohn, Stanley Howard, ward ein Quäker und ließ sich in England nieder, indem er sich an die Gesellschaft anschloß, die man nun gewöhnlich mit dem Namen der Freunde bezeichnet. Dadurch erhielten die Beschäftigungen seiner Abkömmlinge eine neue Richtung, wenn sie anders bei seinem Bekenntnisse bleiben wollten; denn die Gesetze der Freunde schließen die Glieder der Gesellschaft vom Kriegs- und Kirchenstande aus und also fast gänzlich von Staats-Stellen und Ehren; aber, meines Erachtens, entschädigen sie dieselben, indem sie ihnen mehr Muße und Anlaß geben, solche freiwillige Geschäfte zu übernehmen, wodurch in diesem Lande vernünftiger Freiheit ein Mann, der das Gemüth dazu hat, im Allgemeinen, nach Maßgabe seiner Kräfte, dem Vaterlande und der Menschheit hinreichende Dienste leisten kann.

Ich war sieben Jahre in einer großen lateinischen

Schule zu Burfort, nahe bei Orford, unter einem Freund, einem trefflichen Mann und guten Classiker, der aber von der alten Schule die Art hatte, diejenigen zu spornen, die nicht geschwind genug lernen konnten, und diejenigen die es vermochten zu sehr ihrem eigenen Schritt zu überlassen. Für mich hatte dieß die Folge, daß ich immer noch mehr Latein lernte als ich die Zeit her auch bei vernachläßigten Studien habe verlernen können; in der Mathematik aber war ich so vernachläßigt, daß ich in Mitte so mannichfaltiger Beschäftigungen zeither den Weg dahin niemals habe finden können.

Meine Ansprüche auf einen Mann von Wissenschaft sind daher nur gering; weil ich aber mit Beobachtungsfähigkeit geboren war, so fing ich an davon Gebrauch zu machen, so gut ich ohne Führer vermochte: denn Wissenschaft war damals noch nicht, wie gegenwärtig, ein Theil von jedes Kinds Vergnügen und Erholung, dessen Eltern ihm Bücher und Spielsachen zu verschaffen im Stande waren.

Hiernach also zogen die vielen Nordlichter jener Jahre meine Aufmerksamkeit auf sich; ich hielt merkwürdige seltene Wolkenbildung in der Einbildungskraft fest, machte Versuche über das Gefrieren des Wassers, welche sich mit dem Zerspringen meines Glasgefäßes endigten; ferner erinnere ich mich genau des merkwürdigen Hdherauchs von 1783, so wie auch ganz deutlich der vorüberziehenden Erscheinungen

des glänzenden Meteors im achten Monat gedachten Jahres.

Ich verließ die Schule und nach wenig Monaten ging ich in den mühsamen Lehrdienst eines Apothekers in einem Städtchen bei Manchester. Pharmacie war hier ein Theil meiner Hauptbeschäftigung; in den kurzen Zwischenstunden aber bemühte ich mich um französische Sprache, Chemie, Botanik u. s. w. Die Werke Lavoisiers und seiner Mitarbeiter wirkten auf viele von uns wie die aufgehende Sonne nach morgendlichem Mondschein; aber Chemie hat sich jetzt mit der Mathematik verlobt und beweis't sich nun etwas spröder gegen ihre vorigen Verehrer.

Nach London in meinem 22sten Jahre zurückgekehrt, fuhr ich auf derselbigen Linie des von mir einmal gewählten Geschäftes fort. Aber hier begegnete mir ein Unfall, welcher mir beinahe verderblich gewesen wäre: ich fiel von der Leiter auf eine Flasche, die ich in meiner linken Hand hielt, gefüllt mit einer Auflösung von Arsenik; die Arterie des Arms war getroffen durch einen tiefen und weiten Einschnitt in die Hand unter dem Gelenk, und das Gift drang ungehindert in die Wunde. Ich gedenke dieses Umstandes weil ich nicht gewiß bin noch manchmal davon zu leiden: denn es folgten mehrere Tage starke Blutflüsse periodisch zu gewisser Zeit des Nachmittags, da denn die Wundärzte sich nicht anders zu helfen wußten, als die Arterie zu unterbinden, wor-

auf denn die Heilung eintrat und eine Genesung nach einigen Jahren allmählich erfolgte.

In der Zwischenzeit meines unthätigen Lebens wozu ich nun genöthigt war, ward ich zwischen andern Untersuchungen aufmerksam auf die Eigenschaften des Blumenstaubs, wenn man ihn auf Wasser und Weingeist unter dem Mikroskop betrachtet. Ueber welchen Gegenstand im Jahre 1800 ein Aufsatz von mir vor der Linneischen Societät gelesen ward.

Im Jahre 1798 trat ich in Geschäftsverbindung mit meinem immer innigsten Freund William Allen; einem Manne, dessen Name überall geehrt wird, wo Wissenschaft und Bildung Aufnahme gefunden haben, und Gelegenheit gaben zwischen Menschen von verschiedenen Nationen Verkehr zu eröffnen. Mein eigentliches Geschäft in dieser Verbindung war, ein damals neu eingerichtetes Laboratorium in Plaistew, wenig Meilen von London, zu besorgen; da ich denn, meiner Pflicht nach von einem Werk zum andern gehend, oft unter freiem Himmel zu seyn genöthigt, die sonst gewohnten Beobachtungen wieder aufnahm, und über die Ansichten der Atmosphäre und meteorologische Register zu schreiben anfing.

Mein Freund Allen und ich gehörten zu einer auserlesenen philosophischen Gesellschaft, welche vierzehntägig im Winter in London zusammen kam; jedes Mitglied war verpflichtet, der Reihe nach einen Versuch zur

Prüfung vorzulegen, oder eine Buße zu bezahlen. Dieser Verpflichtung gemäß fand ich mich veranlaßt, der Gesellschaft, unter andern weniger originellen Papieren, den Versuch über die Wolken vorzulegen. Man hielt ihn öffentlicher Mittheilung werth, und er ward in Tillochs philosophischem Magazin abgedruckt, dessen Herausgeber zu unsern Mitgliedern gehörte. Umstände haben längst diese kleine Brüderschaft aufgelöst, die so lange sie bestand, sich die Askesian Society nannte, „von ἄσκησις, exercitatio," und ich glaube, daß manche, die sich dazu mit Eifer hielten, jenen Exercitien gar manchen Vortheil im wissenschaftlichen Charakter schuldig geworden.

Hier hat nun mein ehrwürdiger und allzu parteiischer Freund die Uebersicht des im Betracht der Wissenschaft thätigsten und bemerkenswerthesten Theils meines Lebens; und da er nun gesehen, wie die Perle, die er schätzt, aus der Muschel genommen worden und nun auch die Schale gesucht hat, um sie als Perlmutter in seinem Cabinet aufzustellen, so möchte er vielleicht unangenehm überrascht seyn, wenn es doch nur zuletzt eine Austerschale wäre.

Mein vorgemeldeter trefflicher Freund Allen und ich, nachdem wir sieben Jahre zusammen gearbeitet hatten, trennten uns mit wechselseitiger Zufriedenheit; er behielt sein Interesse in London in den dortigen Einrichtungen, und ich wählte zu Theilnehmern zwey Männer,

deren ungemeines Verdienst an ihren verschiedenen Stellen als Aufseher bei dem ersten Unternehmen ihnen das Recht gab als Principale zu erscheinen. Unter ihrer unmittelbaren Sorge nun, durch die Kraft ihres Fleißes und Geschicklichkeit, gewann das Laboratorium einen festen Charakter und ist bis auf den heutigen Tag vorwärts gegangen, nur mit verändertem Locale, das nunmehr in Straßfort, Grafschaft Esser gelegen. Es beschäftigt über dreyßig Arbeiter und liefert in großen Quantitäten verschiedene chemische Producte, deren der Apotheker und mancher andere Künstler bedarf.

Nun möcht' es aber wunderlich scheinen, daß ich bei so guter Gelegenheit nichts als Chemiker herausgegeben. Die Antwort auf eine solche Frage möchte kurz und entscheidend seyn: c'est notre metier! Wir leben von Ausübung der Chemie als einer Kunst, nicht um sie als Wissenschaft dem Publicum mitzutheilen. Der glückliche Erfolg unserer Arbeiten, bei der kräftigen Mitbewerbung, welcher der geistreiche Mann hier nicht entgehen kann, hängt davon ab, daß wir, so lange es nur thunlich ist, ausschließlich die neuen Vortheile und Handgriffe benutzen die uns im Praktischen bekannt werden. In solcher Lage und da wir Söhne haben, die in unsern Stellen dereinst folgen sollen, lehnen wir ab unsere Behandlungsweise irgend jemand mitzutheilen; dadurch erhalten und fördern wir eine Anstalt, die in der That nützlich und bedeutend für ein Land ist, das zum größten

Theil von ihrem Daseyn nichts weiß. Dabei darf man wohl behaupten, daß selbst die Fortschritte der chemischen Wissenschaft mehr gefördert als zurückgehalten worden durch ein solches Betragen, indem wir immerfort im Stande sind, dem experimentirenden Chemiker ein oder das andere Material im vollkommenen Zustand zu überliefern.

Gleiche Ursachen, mit einem unveränderten Gefallen an dem Gegenstande, haben meinen Zusammenhang mit der Wissenschaft auf den einzigen Zweig der Meteorologie begränzt. Ich habe neuerlich die Resultate von zehnjährigen Beobachtungen geordnet in einem Werk zwey Bände 8., betitelt: das Klima von London. Ich sende es nach Weimar und wünsche demselben bei seiner Ankunft eine freundliche Aufnahme. Darin bin ich so frei mit den Jahrszeiten umgegangen als früher mit den Wolken, und ich darf mir schmeicheln, daß auch hier eine zunehmende Aufmerksamkeit auf den Gegenstand das Resultat geworden. Es hat eine freundliche Aufnahme gefunden und seit seiner Erscheinung bin ich als Mitglied der königl. Societät, wohin ich noch andere Aufsätze gesendet habe, vorgeschlagen und aufgenommen worden.

Sollte man hier aber noch zu fragen bewogen seyn, wie ich, ohne ein Geschäft, das meine ganz besondere Aufmerksamkeit erfordere und wenig zur Wissenschaft beitrage, wie ich es einrichte meine Zeit zuzubringen; so

so könnt' ich wohl verschiedene Ursachen meiner Unthätigkeit anführen, noch außer einer schwachen Gesundheit wovon schon die Rede war.

Ich bin nämlich ein Mann von häuslichen Gewohnheiten, glücklich in meiner Familie und mit wenigen Freunden, die ich nur mit Widerstreben für andere Zirkel verlasse. Und hier scheint mir der Ort zu gedenken, daß ich 1796 in den verehlichten Stand trat mit Mariabella, Tochter von Johann Eliot von London, einem Ehrenmann, Mitglied der Gesellschaft der Freunde; wir haben fünf lebende Kinder, drey Söhne und zwey Töchter, wovon das älteste nahe ein und zwanzig Jahre zählt; sie sind alle bis daher zu Hause erzogen und in der Nachbarschaft, daß die Periode ihres Heranwachsens uns eine Quelle von Vergnügen und wechselseitigem Lieberwerden seyn mußte, welches meinen eigenen guten Eltern fehlte, da ihre Kinder so weit umher vertheilt waren; und dennoch bin ich sehr viel im Leben der Sorge und dem Schutz eines trefflichen Vaters schuldig geworden.

Da nun aber der Mann so deutlich vor Dir steht, so darf ich wohl auch mit Einem Mal die wahre Ursache aussprechen, warum er vergleichungsweise unfruchtbar für die Wissenschaft ist, zugleich aber die Quelle seiner größten Schmerzen und höchsten Vergnügungen aufdecken. — Mit Einem Wort nun: er ist ein Christ, und der praktische Sinn, in welchem er seine Religion

erfaßt, vergönnt ihm in der That nur wenig Zeit für ihn selbst.

Ich bitte, mein Freund, nicht zu stutzen, als wenn etwas Enthusiastisches folgen sollte; ich versuche vielmehr mich deutlich zu machen. Christenthum ist bei mir nicht eine Anzahl Begriffe, worüber man speculiren könnte, oder eine Reihe von Ceremonien, womit man sein Gewissen beschwichtigt, wenn man auch sonst an Handlungen nichts Gutes aufzuweisen hätte; es ist kein System durch Gewalt vorgeschrieben, durch menschliche Gesetze bekräftigt, zu dessen Bekenntniß man andere durch Zwang nöthigen, oder sie durch Kunst anlocken könnte, es ist vielmehr der gerade, reine Weg zum Frieden der Seele, zur Glückseligkeit, vorgezeichnet in der Schrift, besonders im neuen Testament, es ist die Methode wodurch der Mensch, welcher durch Sündigen ein Feind Gottes geworden ist, nach redlichem Bereuen ihm wieder versöhnt wird, durch Jesus Christ, dessen Opfer und Vermittelung; sodann aber, solcher Weise durch ihn erlöst, an ihn glaubend, fähig wird dem inwohnenden Bösen zu widerstehen, aufgelegt zu guten Werken, durch geheime Hülfe und Einfluß des heiligen Gottes-Geistes.

Betracht' ich nun meine Religion in diesem Lichte und fühle nach dieser Weise, daß sie Gesetz meines Lebens und meiner Neigungen geworden, so kann ich mich nicht entschließen um mein selbst willen zu leben, da

nach den wiederholten Erinnerungen, Verheißungen und Drohungen der vorigen Zeiten endlich Gottes wahre Religion auf Erden durch Gewalt der Waffen fortpflanzen und bestätigen sollte, um sowohl für den Hohenpriester, Bischof oder Papst in geistlichen als auch höchsten Prinzen in weltlichen Dingen erkannt zu werden."

Behält man diese Ansicht fest im Auge, so kann man es dem Muselmann nicht verargen, wenn er die Zeit vor Mahomet die Zeit der Unwissenheit benennt, und völlig überzeugt ist, daß mit dem Islam Erleuchtung und Weisheit erst beginne. Der Stil des Corans ist, seinem Inhalt und Zweck gemäß, streng, groß, furchtbar, stellenweis wahrhaft erhaben; so treibt ein Keil den andern und darf sich über die große Wirksamkeit des Buches niemand verwundern. Weshalb es denn auch von den ächten Verehrern für unerschaffen und mit Gott gleich ewig erklärt wurde. Dessenungeachtet aber fanden sich gute Köpfe, die eine bessere Dicht- und Schreibart der Vorzeit anerkannten und behaupteten: daß, wenn es Gott nicht gefallen hätte durch Mahomet auf einmal seinen Willen und eine entschieden gesetzliche Bildung zu offenbaren, die Araber nach und nach von selbst eine solche Stufe, und eine noch höhere würden erstiegen und reinere Begriffe in einer reinen Sprache entwickelt haben.

Andere, verwegener, behaupteten, Mahomet habe

die Freuden jenes Lebenslaufes zehnfach größer sind als alles was mir sonst angeboten werden könnte.

Auszubreiten daher gute Grundsätze, Moralität zu befördern und sorgfältige Erziehung der Jugend; auf Erhaltung der Ordnung und Disciplin in der Gesellschaft der Freunde, zu Beilegung aller Streitigkeiten mitzuwirken, zu Auferbauung der Bedrängten an Leib und Seele beizutragen, dieß ist die Natur des Bestrebens und der Vereine, welchen ich nun herkömmlich angehöre.

Da ich nun auch einige Leichtigkeit der Feder erworben habe, bin ich zufrieden, sie oft in solchen Diensten zu benutzen, woher weder Ruhm noch Vortheil entspringen kann und wobei wahrscheinlich die auf diese Weise entstandenen Hefte nach wenigen Jahren keinem gewissen Autor mehr zuzuschreiben sind.

Bin ich deßhalb ein Thor nach Goethe's Schätzung? Ich glaube nicht. Denn so gewiß als die gegenwärtige Welt wirklich ist, so gewiß wird nach diesem auch eine seyn, wo jeder gerichtet werden wird, nach den Thaten die er hier gethan hat. Auf dieser Zukunft beruhen meine Hoffnungen und daraus fließt die mäßige Schätzung des Gegenwärtigen, versichert, daß wenn ich bis an's Ende verharre, ich meinen Lohn empfangen werde.

Da ich nun recht gut weiß, daß die Welt in jedem andern Charakter mich wohl entbehren kann, so bin ich zufrieden, darin meistentheils als Christ beschäftigt zu seyn. Die Wissenschaft wird ohnehin vorwärts gehen,

denn es finden ſich viele Arbeiter; die nützlichen Künſte werden ſich der Vollkommenheit nähern (die ſchädlichen, denk' ich, ſind ſchon ganz daran, ihren Meridian zu verlaſſen); das Menſchengeſchlecht wird zunehmen, die Erde bevölkert werden, wie ſich es gegenwärtig nicht wohl von ihr behaupten läßt, und indeſſen Geſchlechter vorwärts gehen, wird der Verſtand der Menſchen erleuchteter werden, und der ſo die Welt regiert, wird nicht zugeben, daß ihre Herzen verdorben bleiben. Nein! die chriſtliche Religion, in aufrichtiger Ausübung wird ſich über die Nationen verbreiten und der Zuſtand der Menſchen überhaupt werden. Theilweiſe iſt dieß ſchon auf einen unberechenbaren Grad geſchehen, ſowohl im ſittlichen als bürgerlichen Sinne; Kriege werden aufhören, mit anderm erniedrigenden Aberglauben und verderblichen Pratiken, die Geſellſchaft wird eine neue Geſtalt gewinnen, allgemeines Uebereinſtimmen und wechſelſeitiges gutes Bedienen, zwiſchen Nationen und Individuen, wird an die Stelle treten der gegenwärtigen Selbſtheit und Mißſtimmung. Mag's doch ſeyn, daß zwiſchen alles dieſes irgend eine Periode von Gegenwirkung und Verfolgung der Guten eintrete, zuletzt wird immer über dieſe geprüfte und glückliche Geſellſchaft der Sohn Gottes, welcher ſein Leben hingab, als das Mittel die Welt zu bilden, in Frieden regieren bis das Ende kommt. Dann wird ein geringer Glaube, welcher in dieſem Leben zur Tugend reifte, die ſtolzeſten Denkmale

der Gewalt menſchlichen Verſtandes überwiegend gefunden werden. O welch ein edles Gedicht könnte ſich an einem ſolchen Gegenſtand entwickeln! Doch ich träume! Unſer eigener Milton, ſo hoch er ſich erhob, hatte keine Schwingen dorthin zu reichen. Und ſehr weislich wendete er „die Gedanken, die ſich freiwillig in harmoniſchen Maßen bewegten“ mehr die äußerlichen Umſtände zu imaginiren, als daß er verſucht hätte die Subſtanz göttlicher Dinge zu entwickeln. Denn dieſe begreift nach allem doch am beſten wer, mit demüthigem Herzen und Gebet zu Gott um ſein Licht in dieſer Angelegenheit, die klare kräftige Proſe des alten und neuen Teſtaments in ſich aufnimmt.

Hiernach wird es meinen Freund nicht wundern, daß ich mich für die allgemeine Verbreitung der heiligen Schriften erkläre und wirklich ſehr viele Zeit abwechſelnd den Geſchäften der brittiſchen und ausländiſchen Bibelſocietät zuwende, von deren Committirten in London ich ein Mitglied bin, wie auch mein Vater war, vom Urſprung dieſes Unternehmens bis zu ſeinem Tode.

Schließlich, ſollte ein Mann, wie dieſer, und ſo beſchäftigt, ferner den Antheil von Goethe ſich erhalten können, ſo werden Briefe freundlich aufgenommen und jede ſchuldige Genugthuung ſeinen Fragen und Wünſchen erfolgen.

Nachſchrift.

Was die zerſtreuten Aufſätze betrifft, auf die ich Anſpruch machen könnte, als Verſuche verſchiedener Art, ſo ſind die Artikel: Benn und Woolmann, beides biographiſch, und Quakers, hiſtoriſch, in Rees's Cyklopädie; dieſe, nebſt den Artikeln Wolken und Thau, waren meine Beiträge zu gedachtem Werk, mit deſſen ehrenwerthem Herausgeber ich lange das Vergnügen der Bekanntſchaft genoß.

L. H.

Versuch einer Witterungslehre. 1825.

Einleitendes und Allgemeines.

Das Wahre, mit dem Göttlichen identisch, läßt sich niemals von uns direct erkennen, wir schauen es nur im Abglanz, im Beispiel, Symbol, in einzelnen und verwandten Erscheinungen; wir werden es gewahr als unbegreifliches Leben und können dem Wunsch nicht entsagen, es dennoch zu begreifen.

Dieses gilt von allen Phänomenen der faßlichen Welt, wir aber wollen dießmal nur von der schwer zu fassenden Witterungslehre sprechen.

Die Witterung offenbart sich uns, insofern wir handelnde wirkende Menschen sind, vorzüglich durch Wärme und Kälte, durch Feuchte und Trockne, durch Maß und Uebermaß solcher Zustände, und das alles empfinden wir unmittelbar, ohne weiteres Nachdenken und Untersuchen.

Nun hat man manches Instrument ersonnen um eben

jene uns täglich anfechtenden Wirkungen dem Grade nach zu versinnlichen; das Thermometer beschäftiget jederman, und wenn er schmachtet oder friert, so scheint er in gewissem Sinne beruhigt, wenn er nur sein Leiden nach Réaumur oder Fahrenheit dem Grade nach aussprechen kann.

Nach dem Hygrometer wird weniger gesehen. Nässe und Dürre nehmen wir täglich und monatlich auf, wie sie eintreten. Aber der Wind beschäftiget jederman; die vielen aufgesteckten Fahnen lassen einen jeden wissen woher er komme und wohin er gehe, jedoch was es eigentlich im Ganzen heißen solle, bleibt hier, wie bei den übrigen Erscheinungen, ungewiß.

Merkwürdig ist es aber, daß gerade die wichtigste Bestimmung der atmosphärischen Zustände von dem Tagesmenschen am allerwenigsten bemerkt wird; denn es gehört eine kränkliche Natur dazu um gewahr zu werden, es gehört schon eine höhere Bildung dazu um zu beobachten diejenige atmosphärische Veränderung die uns das Barometer anzeigt.

Diejenige Eigenschaft der Atmosphäre daher, die uns so lange verborgen blieb, da sie bald schwerer bald leichter, in einer Folgezeit an demselbigen Ort, oder zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten und zwar in verschiedenen Höhen sich manifestirt, ist es, die wir denn doch in neuerer Zeit immer an der Spitze aller Witterungs-

beobachtungen ſehen und der auch wir einen beſondern Vorzug einräumen.

Hier iſt nun vor allen Dingen der Hauptpunkt zu beachten: daß alles was iſt oder erſcheint, dauert oder vorübergeht, nicht ganz iſolirt, nicht ganz nackt gedacht werden dürfe; eines wird immer noch von einem Anderen durchdrungen, begleitet, umkleidet, umhüllt; es verurſacht und es leidet Einwirkungen, und wenn ſo viele Weſen durch einander arbeiten, wo ſoll am Ende die Einſicht, die Entſcheidung herkommen, was das Herrſchende, was das Dienende ſey, was voranzugehen beſtimmt, was zu folgen genöthigt werde? Dieſes iſt's, was die große Schwierigkeit alles theoretiſchen Behauptens mit ſich führt, hier liegt die Gefahr: Urſache und Wirkung, Krankheit und Symptome, That und Charakter zu verwechſeln.

Da bleibt nun für den ernſt Betrachtenden nichts übrig, als daß er ſich entſchließe irgendwo den Mittelpunkt hinzuſetzen und alsdann zu ſehen und zu ſuchen, wie er das Uebrige peripheriſch behandle. Ein ſolches haben auch wir gewagt, wie ſich aus dem Folgenden weiter zeigen wird.

Eigentlich iſt es denn die Atmoſphäre in der und mit der wir uns gegenwärtig beſchäftigen. Wir leben darin als Bewohner der Meeresufer, wir ſteigen nach und nach hinauf bis auf die höchſten Gebirge, wo es zu leben ſchwer wird; allein mit Gedanken ſteigen wir

weiter, wir wagten den Mond, die Mitplaneten und ihre Monde, zuletzt die gegeneinander unbeweglichen Gestirne als mitwirkend zu betrachten, und der Mensch der alles nothwendig auf sich bezieht, unterläßt nicht, sich mit dem Wahne zu schmeicheln daß wirklich das All, dessen Theil er freilich ausmacht, auch einen besondern merklichen Einfluß auf ihn ausübe.

Daher wenn er auch die astrologischen Grillen: als regiere der gestirnte Himmel die Schicksale der Menschen, verständig aufgab, so wollte er doch die Ueberzeugung nicht fahren lassen, daß wo nicht die Fixsterne, doch die Planeten, wo nicht die Planeten, doch der Mond die Witterung bedinge, bestimme, und auf dieselbe einen regelmäßigen Einfluß ausübe.

Alle dergleichen Einwirkungen aber lehnen wir ab; die Witterungserscheinungen auf der Erde halten wir weder für kosmisch noch planetarisch, sondern wir müssen sie nach unsern Prämissen für rein tellurisch erklären.

Barometer.

Bei allen meteorologischen Beobachtungen wird der Barometerstand als Hauptphänomen, als Grund aller Wetterbetrachtungen angesehen. Auch ich bin der Ueberzeugung daß man darin ganz richtig verfahre.

Das Queckſilber, in der luftleeren, heberförmigen Glasröhre auf einer gewissen Höhe gehalten, überzeugt

uns längſt von einem entſchiedenen Druck, von einer Schwere, Elaſticität, oder wie man es nennen will, der durchſichtigen, durchſcheinenden Materie, welche den uns umgebenden Raum erfüllt.

An dem Meeresufer ſteht das Queckſilber am höchſten; wie wir uns aber bergaufwärts bewegen, wird es nach und nach fallen; in jeder Region aber, wo wir eine Zeit lang verweilen, iſt ein temporäres Steigen und Fallen bemerklich; dieſes beſchränkt ſich in einen kleinen Höheraum, welcher am Meeresufer etwa 30 Linien und auf hohen Gebirgen etwa 20 Linien beträgt. Dieſes geringe Steigen und Fallen iſt nun an jedem Orte der Gegenſtand unſerer unausgeſetzten Beobachtungen, deren unzählige angeſtellt und ſorgfältig aufgezeichnet worden, womit man denn tagtäglich auf das fleißigſte fortfährt. Dabei iſt allgemein bekannt, daß bei unveränderter Oertlichkeit das Steigen des Mercurs klares, heiteres, trockenes, das Sinken trübes, feuchtes, ſtürmiſches Wetter andeute.

Nach ſo vielen ſorgfältigen Bemühungen aber iſt man doch nicht dazu gelangt etwas Regelmäßiges in dieſem Ab- und Aufſteigen zu bemerken; es geſchieht zwar genau innerhalb der beſtimmten Raumeshöhe, aber Zeit und Augenblick der Wiederkehr auf denſelbigen Punkt iſt nicht vorauszuſehen.

Um aber hierin etwas feſtſetzen, ja vorherſagen zu können, hat man ſich nach allen Seiten umgethan;

Mond und Planeten, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Jahreszirkel zu Hülfe gerufen und sich dadurch nur immer in gröſsere Labyrinthe verwickelt; man spricht von Ebbe und Fluth in der Atmosphäre, welche an den barometrischen Bewegungen mit Ursache seyn sollen.

Nun hat sich aber erst neuerlich, bei genauer Betrachtung der auf der Jenaischen Sternwarte gefertigten vergleichenden Darstellungen bemerken lassen, daſs gedachtes Steigen und Fallen an verschiedenen, näher und ferner, nicht weniger in unterschiedenen Längen, Breiten und Höhen gelegenen Beobachtungsorten einen fast parallelen Gang habe.

(*Fr. Daniell* Meteorological Essays. London 1823. p. 112. Barometers, situated at great distances from each other, often rise and fall together with great regularity. — It has been observed, that this unison of action extent farther in the direction of the latitude, than in that of the longitude.)

Man nehme, um sich hievon zu überzeugen, die von Dr. Schrön ausgearbeitete graphische Darstellung vor Augen (siehe den 2ten Jahrgang der meteorologischen Beobachtungen im Groſsherzogthum Weimar, im Verlag des Industrie-Comptoirs 1824), wo die mittlern Barometerstände von Jena, Weimar, Schnaderf, Wartburg und Ilmenau vom Jahre 1823 übereinander gezeichnet

ihre Sprache und Literatur verdorben, ſo daß ſie ſich niemals wieder erholen werde. Der verwegenſte jedoch, ein geiſtvoller Dichter, war kühn genug zu verſichern: alles was Mahomet geſagt habe, wollte er auch geſagt haben, und beſſer, ja er ſammelte ſogar eine Anzahl Sectirer um ſich her. Man bezeichnete ihn deshalb mit dem Spottnamen Motanabbi, unter welchem wir ihn kennen, welches ſo viel heißt als: einer der gern den Propheten ſpielen möchte.

Ob nun gleich die muſelmänniſche Kritik ſelbſt an dem Coran manches Bedenken findet, indem Stellen die man früher aus demſelben angeführt gegenwärtig nicht mehr darin zu finden ſind, andere, ſich widerſprechend, einander aufheben und was dergleichen bei allen ſchriftlichen Ueberlieferungen nicht zu vermeidende Mängel ſind; ſo wird doch dieſes Buch für ewige Zeiten höchſt wirkſam verbleiben, indem es durchaus praktiſch und den Bedürfniſſen einer Nation gemäß verfaßt worden, welche ihren Ruhm auf alte Ueberlieferungen gründet und an herkömmlichen Sitten feſthält.

In ſeiner Abneigung gegen Poeſie erſcheint Mahomet auch höchſt conſequent, indem er alle Mährchen verbietet. Dieſe Spiele einer leichtfertigen Einbildungskraft, die vom Wirklichen bis zum Unmöglichen hin- und wiederſchwebt, und das Unwahrſcheinliche als ein Wahrhaftes und Zweifelloſes vorträgt, waren der

ſind, und es wird alſobald die Gleichheit ſolcher Bewegung augenfällig ſeyn.

Eben ſo haben wir ſpäter gefunden, daß die Bewegungslinien von Frankenhain und Ilmenau einander vollkommen decken, obgleich jenes 700 Fuß höher über der Meeresfläche liegt und die eine ſich einen Zoll höher als die andere bewegt. Ja die Bewegungslinie des Bernhardsberges iſt mit den unſrigen gleichmäßig und gleichzeitig gefunden worden. Auf dieſe Uebereinſtimmung iſt nun im allgemeinen hinzuarbeiten, da ſelbſt unter den verſchiedenſten Meridianen wie unter den verſchiedenſten Breiten die größte Uebereinſtimmung herrſcht.

Wenn nun die Barometerſtände der verſchiedenſten Orte das Aehnliche, wo nicht das Gleiche beſagen, ſo ſcheinen wir dadurch berechtigt allen außerirdiſchen Einfluß auf die Queckſilber-Bewegung abzulehnen, und wir wagen auszuſprechen: daß hier keine kosmiſche, keine atmoſphäriſche, ſondern eine telluriſche Urſache obwalte.

Denn es iſt anerkannt und beſtätigt daß alle Schwere von der Anziehungskraft der Erde abhängig ſey; übt nun die Luft, inſofern ſie körperlich iſt, eine Schwerkraft, einen verticalen Druck aus, ſo geſchieht es vermöge dieſer allgemeinen Attraction; vermindert und vermehrt ſich daher der Druck, dieſe Schwere, ſo folgt daraus, daß die allgemeine Anziehungskraft ſich vermehre, ſich vermindere.

Nehmen wir also mit den Physikern an, daß die Anziehungskraft der ganzen Erdmasse von der uns unerforschten Tiefe bis zu dem Meeresufer, und von dieser Gränze der uns bekannten Erdoberfläche bis zu den höchsten Berggipfeln und darüber hinaus erfahrungsgemäß nach und nach abnehme, wobei aber ein gewisses Auf- und Absteigen, Aus- und Einathmen sich ergebe; welches denn zuletzt vielleicht nur durch ein geringes Pulsiren ihre Lebendigkeit andeuten werde.

Thermometer.

Obgedachte Schrönische Tabelle legt uns vor Augen, wie das Thermometer seinen eigenen Gang geht, ohne mit dem Barometerstande auch nur die mindeste Gemeinschaft anzudeuten. Vom Januar bis in den August steigt es und senkt sich wieder bis in den December, ohne daß man mit dem Barometerstand irgend eine Spur von Wechselwirkung entdecken könnte.

Wird nun das Barometer durch die Schwere der Atmosphäre bedingt, das Thermometer hingegen durch den fernern oder nähern Bezug der Erde zur Sonne, läugnen wir daß beide Wirksamkeiten unmittelbar auf einander einfließen, so müssen wir doch zugestehen, daß wir sie bei Witterungserscheinungen nicht ohne Verhältniß denken können; dieses aber suchen wir darin, daß jedes von seiner Seite auf ein drittes wirkt, auf die

materielle, gleichfalls für sich bestehende Atmosphäre und hier liegt nun das Wichtigste, das Schwerste in Beurtheilung der Wetterbeobachtung.

Manometer.

Dieses Instrument, schon von Otto von Guericke erfunden, nachher auf mannichfache Weise verändert und verbessert, ward erst in seinen Wirkungen dem Barometer gleich geachtet, nachher von demselben getrennt und wird bei atmosphärischen Beobachtungen nicht mehr zu Rathe gezogen.

Außer dem verticalen, sogenannten Druck der Luft, wovon das Barometer uns Kenntniß gibt, kann dieselbe auch in einem verdichtetern oder verdünntern Zustande existiren. Auf das Barometer hat dieses keinen merklichen Einfluß, ob man gleich denken sollte, daß eine verdünnte Luftsäule weniger lasten sollte als eine verdichtete; man müßte sich denn die eine sehr viel höher und die andere sehr viel niedriger denken. So scheint mir, daß nach meinen Prämissen, die Sache folgendergestalt angesehen werden könnte.

Das Steigen und Fallen des Barometers, verursacht durch die vermehrte oder verminderte Anziehungskraft der Erde, hat eine allgemeine tellurische Ursache; dahingegen die Verdünnung und Verdichtung der Luft, durch

Erwärmung bewirkt, nur local ist und, in Bezug auf's große Ganze, von keiner Bedeutung.

Da jedoch auch bei uns die Verdunstung, so wie der Niederschlag, Wasserverneinung und Wasserbildung, von der höchsten Bedeutung bleibt: so beruhigt sich der Beobachter dabei, daß Thermometer und Hygrometer diesen Forschungen völlig genug thun, weil die Wärme, als Ursache der Verdunstung, das Feuchte hingegen als die entgegengesetzte zu betrachten ist; also dasjenige, was durch das Manometer gesucht wird, hierdurch genugsam offenbart wird.

Das Barometer gibt uns eine unmittelbare Andeutung von einer großen Naturerscheinung, von der ab- und zunehmenden Schwere der atmosphärischen Masse, daher darf dieses, was wir hier vor Augen sehen, ein Grundphänomen genannt werden; dagegen sind die Erscheinungen des Manometers als complicirt und abgeleitet zu betrachten, weßhalb über seine Andeutungen immerfort Zweifel entstehen.

Die möglichst luftfreie Kugel denke man sich in einem gewissen Gleichgewicht auf der atmosphärischen Masse ruhend und schwebend; sie hebt sich und senkt sich, je nachdem das Element schwerer und leichter wird. Ihre Bewegung entspringt aus derselbigen Ursache wie die des Barometers, aber, als abgeleitet, kann sie mit dem Original-Phänomen nicht Schritt halten und

wird

wird alſo mit dem Barometer gradweiſe nicht zu vergleichen ſeyn.

Es ſinkt mit dem ſinkenden Barometer; aber es iſt nicht ſenſibel genug, um gleich wieder mit ihm zu ſteigen. Es ſteigt und beſinnt ſich erſt wieder ehe es jenem nachſinkt.

Merken wir ja darauf, unter den Phänomenen iſt ein großer Unterſchied: das Ur-Phänomen, das reinſte, widerſpricht ſich nie in ſeiner ewigen Einfalt; das abgeleitete erduldet Stockungen, Frictionen und überliefert uns nur Undeutlichkeiten.

Die Windfahne.

In dieſem Sinne iſt die Windfahne gleichfalls ein unſicheres und ſehr wenig die augenblicklichſte Luftbewegung andeutendes Inſtrument. Wie man auch die Friction vermindern mag, ſo bleibt eine mechaniſche Reibung immer übrig. Das Schlimmſte aber iſt, daß ſie dem Weſtwinde immer mehr gehorcht als den übrigen Winden; denn er iſt der ſtärkſte, und mit den Jahren biegt ſich endlich durch die Gewalt die Spindel wenn die Fahne groß und ſchwer iſt; ſie ſenkt ſich deßwegen nach Oſten und der Wind kann ſich ſchon eine Weile umgelegt haben, ehe ſie ſich entſchließt ihre Stellung zu verändern. Den Wolkenzug anſtatt der Windfahne zu beobachten, wird immer das ſicherſte bleiben; denn man erfährt nicht

allein welcher Wind in der untern Region herrscht, sondern man wird zugleich aufmerksam auf das was in der obern vorgeht, wo man denn oft Ruhe und Stille bemerkt, wenn unterwärts Zug und Bewegung sich spüren läßt.

Atmosphäre.

Der aufmerksame Beobachter der Witterungsbegebenheiten wird von vielen Seiten her auf den Gedanken getrieben: die den Erdball umgebende Atmosphäre nehme nicht nur, wie das Barometer ausweist, von der Meeresfläche aufwärts an Dichtigkeit, Schwere, Elasticität in stetiger Folge nach und nach ab, hinunterwärts aber zu; sondern es seyen eben in diesem atmosphärischen Raume, gewisse geheime, concentrische Kreise abgeschlossen, die sich, als besonders geeigenschaftet, gelegentlich manifestiren. Was und wie es auch damit sey, wir bemerken folgendes:

Und zwar suchen wir Gelegenheit zuerst vor die große Wilbrandisch-Ritgenische Charte zu treten, indem diese solchen allgemeinen Betrachtungen besonders günstig ist; wir sehen darauf die Schneelinie bezeichnet, wie sie sich von ihrer Höhe unter dem Aequator nach Norden und Süden auf's Meer legt, und so über und neben sich das Eis ungeschmolzen bewahrt. Hier sehen wir also eine entschiedene Zone in welcher die auf dem höchstmöglichen

Punkt am Erdkreis wachſende Wärme die Solideſcenz des Waſſers nicht hindern kann, und wir werden darauf geführt unter und über derſelben noch mehrere dergleichen Luftgürtel aufzuſuchen.

Betrachten wir nun zu dieſem Zwecke das Verhältniß lebendiger Weſen zu derſelben, ſo finden wir daß Geſchöpfe bis an ſie herangehen und deßhalb aber auch Verkünder werden wenn dieſelbe nach Anlaß der Jahreszeiten herabſteigt. Ich nehme das Beiſpiel von den Finken und erinnere mich als wir im September 1797 auf Maria-Einſiedeln verweilten und ein in der Nacht gefallener Schnee in einer gewiſſen mittleren Höhe des Gebirges liegen geblieben war, ſogleich jene zarten Vögel um ſo viel herabweichend den Vogelſtellern unzählig in die Netze fielen, und Pilgern ſo wie Reiſenden als eine ſchmackhafte Speiſe zu Gute kamen.

Und ſo manifeſtirt ſich an allen gebirgigen Orten dem aufmerkſamen Beobachter eine mit der Jahreszeit nach und nach niederſinkende Schneelinie, die nach eintretenden Umſtänden eine gewiſſe Linearhöhe beobachtet. Eine dergleichen zieht ſich am großen Ettersberge über Weimar her, läßt Lützendorf unter ſich, die Marque in Obeliskenform über ſich und wird am kleinen Ettersberge unſcheinbar. Hier bleibt der erſte Schnee eine Zeit lang liegen, obgleich die Lage des Berghanges gegen Mittag geſenkt iſt.

Dieſes Phänomen wiederholte ſich mehrere Jahre

und mir wurden aus Thüringen andere Beispiele bekannt, wobei freilich zur Sprache kam: daß außer der barometrischen Höhe noch die Lage gegen diese oder jene Himmelsgegend, die Nachbarschaft zu andern Bergen, sonstige Expositionen, vielleicht die Gebirgsart, in Betracht zu ziehen sey.

Ohne diese Bemerkungen abzulehnen fand ich doch Ursache auf jene erste Lehre von den concentrischen Kreisen der Atmosphäre gar manches Phänomen zu beziehen.

So sey noch eins bemerkt: die gewaltsamen Stürme, die im letzten December nah an der Erde wütheten, wurden dem Beobachter zu Frankenhayn auf der Rhön, welcher über zweytausend Fuß über der Meeresfläche gestellt ist, keineswegs in dem in der Tiefe herrschenden Grade fühlbar; wie seine eingereichten genauen Tabellen beweisen. Und gerade mag der Sturm deßhalb so fürchterlich wüthen, weil er sich an die Oberfläche des Meeres und der Erde schmiegt, und in geringer Höhe allerwärts erzeugt, während er von weitem herzukommen und in undenkbarer Eile heranzuwüthen scheint.

Dergleichen atmosphärische Kreise lassen sich auch aus der Wolkengestaltung vermuthen; sehr selten wird ein Cumulus bei uns an seinem untern Rande geballt oder in einiger Auszackung gebildet erscheinen, vielmehr legt er sich gewöhnlich flach und ruht mit einer stratusähnlichen Basis gleichsam auf einem fremdartigen schwereren

Elemente, das ihn zu einer horizontalen Geſtaltung nöthigt; ſo wie umgekehrt in einer gewiſſen Höhe, etwa zwey tauſend Fuß über der Meeresfläche, der Cumulus unten wie oben ausgezackt iſt, auch bei ſteigendem Barometer ſogleich an allen Enden in Cirrus aufgelockert wird.

Wie dem auch ſey, ſo geht daraus hervor: daß die verſchiedenen atmoſphäriſchen Etagen auf Waſſerbildung und Verneinung, auf Wolkengeſtaltung, auf das Niedergehen derſelben als Regen, oder ihre Auflöſung zu Schäfchen, einen verſchiedenen Bezug haben.

So wenig man ſich nun anmaßen darf, die jedesmalige Höhe des Kreiſes über dieſem oder jenem Ort zu beſtimmen, ſo tragen wir doch kein Bedenken ſolche relative Atmoſphären anzunehmen, wenn wir uns in dem Labyrinthe der Witterungsbeobachtung mit einigem vernünftigen Behagen ergehen wollen.

Als einwirkend auf dieſe Atmoſphäre und deren vermuthliche Kreiſe werden nun die beiden großen Mächte gegen einander übergeſtellt, die ſich uns durch das Barometer und Thermometer offenbaren; ſie werden, nach jener oben ausgeſprochenen Maxime, als von einander vollkommen unabhängig erklärt, um deſto reiner zu faſſen, wie durch ſie die atmoſphäriſchen Zuſtände beſtimmt werden.

Man verzeihe Wiederholungen; dieſe ſind in ſolchem Falle unerläßlich, wo man am einfachen Grunde feſthal-

ten und die Mannichfaltigkeit der Erscheinung darauf zurückführen will.

Indessen stehe hier eine allgemeine Warnung, welche für alle Capitel der Naturforschung gilt, hier aber besonders beherzigt zu werden verdient: man hüte sich Ursache und Wirkung zu verwechseln, besonders aber das Barometer von atmosphärischen Ereignissen abhängig zu machen. Worauf man aber höchst aufmerksam zu seyn Ursache hat, das sind die Correlate, die Bezüge, die sich als Resultate neben- und zusammenwirkender Thätigkeiten hervorthun.

Wasserbildung.

In der Atmosphäre schwebt immerfort, durch Verdunstung und sonst, erzeugtes Wasser; es wird selbst bei den heitersten Tagen, als Dunst gleichmäßig ausgetheilt, in dem ätherischen Raume getragen, in den untern Regionen dichter, in den obern klarer; wie uns in den tiefern Localitäten das weißliche Himmelblau überzeugt, welche Farbe denn immer dunkler und gesättigter wird, je höher wir bergan steigen.

Diese fortdauernde Tendenz der Wasserbildung verschafft uns einen respirablen Luftraum; der niedere Barometerstand begünstigt sie, der höhere verneint sie; hier ist die erste am meisten in die Sinne fallende Erscheinung, auf die wir bei Wetterbeobachtungen zu merken pflegen.

orientaliſchen Sinnlichkeit, einer weichen Ruhe und bequemem Müßiggang, höchſt angemeſſen. Dieſe Luftgebilde über einem wunderlichen Boden ſchwankend, hatten ſich zur Zeit der Saſſaniden in's Unendliche vermehrt, wie ſie uns Tauſend und Eine Nacht, an einen loſen Faden gereiht, als Beiſpiele darlegt. Ihr eigentlicher Charakter iſt, daß ſie keinen ſittlichen Zweck haben und daher den Menſchen nicht auf ſich ſelbſt zurück, ſondern außer ſich hinaus in's unbedingte Freie führen und tragen. Gerade das Entgegengeſetzte wollte Mahomet bewirken. Man ſehe wie er die Ueberlieferungen des alten Teſtaments und die Ereigniſſe patriarchaliſcher Familien, die freilich auch auf einem unbedingten Glauben an Gott, einem unwandelbaren Gehorſam und alſo gleichfalls auf einem Iſlam beruhen, in Legenden zu verwandeln weiß, mit kluger Ausführlichkeit den Glauben an Gott, Vertrauen und Gehorſam immer mehr auszuſprechen und einzuſchärfen verſteht; wobei er ſich denn manches Mährchenhafte, obgleich immer zu ſeinen Zwecken dienlich, zu erlauben pflegt. Bewundernswürdig iſt er, wenn man in dieſem Sinne die Begebenheiten Noahs, Abrahams, Joſephs betrachtet und beurtheilt.

Wolkenbildung.

Durch Howards glücklichen Gedanken, die Wolkenbildungen zu sondern, zu charakterisiren, zu benennen, sind wir mehr als man glauben könnte gefördert; Cirrus deutet auf hohen Barometerstand, Cumulus auf mittleren, Stratus auf niedern, Nimbus auf den niedrigsten Zustand; wobei zugleich zu bemerken ist, daß die atmosphärische Höhe zugleich mit wirksam ist, wie denn wohl der Fall vorkommen kann, daß der Cumulus eben sich in Cirrus auflöst, unten zum Stratus sich verflächt, und dieser näher an der Erde zum Nimbus übergeht.

Elektricität.

Diese darf man wohl und im höchsten Sinne problematisch ansprechen. Wir betrachten sie daher vorerst unabhängig von allen übrigen Erscheinungen; sie ist das durchgehende allgegenwärtige Element, das alles materielle Daseyn begleitet, und eben so das atmosphärische; man kann sie sich unbefangen als Weltseele denken. Inwiefern sie sich nun ruhig verbirgt, sodann aber durch den geringsten Anlaß gestimmt wird sich bald von dieser, bald von jener Seite zu zeigen, einen oder den andern Pol herauszukehren, sich anzuhäufen und von da sich unbemerkt wieder zu zerstreuen, oder aber wohl mit den gewaltsamsten und wunderbarsten Explosionen sich zu

manifestiren, darüber möchte wohl schwer seyn durch Erfahrung nachzukommen, ob sich schon nicht läugnen läßt, daß Barometer- und Thermometerstände darauf bedeutend einfließen mögen.

Winderzeugung.

Ist gleichfalls vorerst, als von dem Barometerstand abhängig, zu achten; Ost und Nord haben Bezug auf hohen, West und Süd auf niedern Queckfilberstand.

Eben diese Hauptverhältnisse erscheinen oft in einem unerklärlichen Schwanken, aber auch hier muß uns das früher Festgesetzte als Regel zu Hülfe kommen, um uns durch die Irrwege der Erfahrung zu begleiten.

Der Wolkenzug läßt uns alle Windfahnen entbehren und bei demselben kommt vorerst wieder der Zustand verschiedener atmosphärischer Regionen in Betracht.

Der Westwind ist der untern Region besonders angehörig; bezeichnen wir einen Fall statt vieler.

Bei niederem Barometerstand sey der Himmel zum großen Theil überzogen, graue Regenwolken ziehen mit gelindem Westwind langsam einher, dieses kann bei gleich tiefem Barometerstande mehrere Tage anhalten; das Barometer steigt, der Wolkenzug von Westen nach Osten dauert langsam fort, doch bleibt von den oberen Wolkensäumen nach und nach etwas zurück, löst sich auf

und begibt ſich in höhere Regionen; endlich ſtocken ganze Maſſen, verharren als Cumulus, lehnen ſich als Wand an die Gebirge. Ueberdeckt auch manchmal eine Wolkenmaſſe den Himmel, ſo bleibt ſie getrennt, die Nacht iſt mondenklar, die Wolken ſtehen beinahe ſtill, ſie bewegen ſich nur ganz gelind unter einander.

Jahreszeiten.

Dieſe muß man von ſeinem Standpunkte aus beſonders beobachtet haben, um genugſame Prämiſſen zu künftiger Dijudicatur vorkommender Fälle ſich zu erwerben.

So ſehr auch zu jeder Jahreszeit Verdunſtung des Meeres und der Erdoberfläche, inſofern ſie beeiſ't oder frei iſt, vor ſich geht, ſo iſt ſie doch im Sommer bei uns ſtärker als im Winter; daher denn an langen Tagen das Phänomen nicht ſelten iſt, daß, bei'm höchſten Barometerſtande, ſich allmählich nach Aufgang der Sonne die Atmoſphäre mit Dünſten füllt, die ſich zu Wolkengeſtalten zuſammen geben, welche man als leichte, ſchwebende, ringsum ausgezackte Cumulus anſprechen möchte. Ich habe ſie um Mittag den ganzen Himmel einnehmen ſehen, allein ſie ſchweben jede für ſich und, obgleich mit nur geringen Zwiſchenräumen, verſchmelzen ſie nicht in einander; bald nach Sonnenuntergang aber iſt alles verſchwunden; es ſey nun daß ſie als Thau niedergegangen

oder sich physisch, vielleicht chemisch, in der Atmosphäre aufgelöst haben, um nach kurzer Nacht, bei frühem Morgen das vorige Spiel wieder anzufangen, welches die herrlichsten Ansichten kurz vor und gleich nach Sonnenaufgang gewährt. Man sieht leichte Nebelstreifen emporsteigen, sich bald in Cirrus auflösen, oder auch wohl einen Gebirgsrücken als Cumulus überthürmen, wozu das geringste Niedergehen des Barometers sogleich Anlaß geben kann.

Noch ein Beispiel ist nöthig um zu zeigen: wie verschiedene Jahreszeiten, verschiedene Phänomene, bei immer fortdauerndem Grundgesetz, zum Vorschein bringen.

Wir pflegen bei feuchten und unfreundlichem Sommermonaten uns gewöhnlich mit dem Herbst zu trösten; auch gibt die Erfahrung, daß wir im September und October die meisten, wo nicht schönen, doch regenlosen, für den Reisenden, Ackerbemühten, Spaziergänger und andere im Offenen beschäftigte Personen leidliche Tage haben. Schreiben wir nun dem Barometerstand auf die Witterung einen immer gleichen Einfluß zu, so scheint es wunderbar, daß, obschon in gedachten Monaten das Quecksilber wie in den übrigen sich über und unter der Mittellinie bewegt, doch die Witterung immer schön, gut und wenigstens leidlich bleibt.

Hier müssen wir nun mit unsern Betrachtungen gerade wieder zur untern Atmosphäre unsere Aufmerksamkeit wenden und aussprechen: sie selbst steht in verschie-

denem Verhältniß zu den verſchiedenen Jahreszeiten. Oben iſt dargeſtellt worden, wie im Sommer bei langen Tagen eine große überſchwengliche Ausdünſtung vor ſich gehe, worüber ſelbſt die höchſt elaſtiſche Luft kaum Herr werden kann.

Werden hingegen die Tage kürzer, wird die Ausdünſtung, durch Sonnenwärme verurſacht, immer geringer, ſo kämpft eine mehr oder weniger elaſtiſche Luft mit beſſerem Geſchick gegen die in der Atmoſphäre ſchwebenden Dünſte. Steht das Barometer über der Mittellinie, ſo iſt die Luft alſobald rein; ſteigt es höher, ſo haben wir die ſchönſten Tage; ſteigt es wieder herab unter die Mittellinie, ſo gehen die Wolken nicht gleich in Regen über: ſie ziehen vorbei, es zeigen ſich abwechſelnd freundliche Sonnenblicke; eine belebende Wärme, die mit dem niederen Barometerſtand ſich wohl verträgt, kann ſich verbreiten und man iſt in freier Luft noch immer behaglich; ſteigt aber das Barometer glücklicherweiſe, ſo iſt mit dem Oſtwind ein heiterer Himmel unverzüglich da, und wer im Freien lebt, genießt der ſchönſten Tage, die ſich an vergangene mäßig heitere und immer genießbare Stunden wohlthätig anſchließen.

Mittellinie.

Aus vorgemeldeten gar verſchiedenen auf die Witterung einfließenden Umſtänden, welche noch mit vielen

andern Bedenklichkeiten vermehrt werden könnten, ist ersichtlich, daß alle diejenigen, welche zu stillem Hausgebrauch sich das Barometer beschauen und dadurch von der nächsten Witterung einige Kenntniß zu erlangen wünschen, gar oft in Verworrenheit und Unsicherheit gerathen möchten. Bemerken wir daher folgendes:

Auf Barometern früherer Zeit, wie solche die sogenannten Italiäner herumtrugen und wie sie noch an manchen Orten gefunden werden, sehen wir auf dem Zolltäfelchen eine gewisse Linie gezogen, woneben geschrieben steht: unbeständig. Ueber derselben finden wir stufenweis' schön, und sodann beständig Wetter angezeigt, unterhalb ist trüb, Regen und Sturm angemerkt. Diese Bestimmungen sämmtlich hat man auf neuern Barometern als empirisch, unzuverlässig und unwürdig weggelassen, und zwar mit Recht: indem eine allgemeine, auf allen Barometern gleichmäßig bestimmte Linie für die verschiedensten Ortslagen nicht hinreichte und selten zutreffen konnte.

Gleichwohl ist es für den Tagesgebrauch solcher Personen, die einige allgemeine Kunde des nächst bevorstehenden Wetters zu erlangen wünschen, oder welche sich von der schon eingetretenen Witterung Rechenschaft zu geben gedenken, zweckmäßig, daß wenigstens die Mittellinie auf ihren Barometern bemerkt werde.

Es bezeichnet aber diese Linie den, aus mehrjährigen gehörig beobachteten Barometerständen eines Ortes

berechneten Durchschnitt, mithin die für diese Stände gezogene Mitte; deßwegen sie denn auch den Indifferenzpunkt gewissermaßen darstellt von wo alle Veränderungen ausgehen.

Wenn nun für jede höhere und tiefere Ortslage ein solcher Mittelstand erst auszuforschen ist, so gibt die Berechnung sowohl als auch die Erfahrung die Auskunft, daß bei uns in Weimar 27 Zoll 6 Linien ungefähr diese Gränze zu ziehen ist.

Sie kann mit Recht als den veränderlichen Zustand andeutend angesehen werden; denn da man nie voraus wissen kann, ob das Quecksilber darüber steigen oder darunter fallen werde, so kann man sich doch versichert halten, daß das Quecksilber im Steigen auf einen klaren, heitern, im Sinken auf einen bewölkten Zustand hindeute. Steht das Barometer sehr hoch, so hat man beständig Wetter angenommen, wenn schon Beständigkeit vom Barometer auf keiner Stufe zu erwarten steht; da jedoch von dieser Höhe (bei uns 28 Zoll) das Quecksilber mehrere Tage sich nieder senken und auf- und abbewegen kann, ohne daß es sich unter die Mittellinie herunterläßt, so ist das heitere Wetter, im gewissen Sinne, beständig; aber es ist nicht beständiger, als das trübe, regnerische, stürmische Wetter, wenn das Quecksilber *unter* gedachter Linie sich auf und ab bewegt ohne sie zu überschreiten.

Es ist leicht einzusehen, welche Vortheile ein solcher

Fingerzeig dem harmlosen Beobachter bringt, der keine Ansprüche an höhere wissenschaftliche Mittheilungen zu machen denkt, sondern sich nur in diesem Labyrinthe nach einem Leitfaden und nach einem festen Punkte umsieht woran er denselben heften kann.

Auf wohlgearbeiteten Barometern zu Ende des vorigen Jahrhunderts findet sich die Mittellinie noch; allein da, wie gesagt, eine allgemeine Linie für die verschiedensten Ortslagen nicht hinreicht, so muß dieser Indifferenzpunkt auf den Barometern eines jeden Ortes besonders bestimmt werden, worüber Folgendes zu sagen wäre:

„Am einfachsten gelangt man zum Zweck, wenn man, bei unbekanntem Höhen-Unterschied zweyer Orte, sich mit einem andern Beobachter in Rapport setzt, welcher die Mittellinie für sein Instrument schon besitzt. Bei dem bemerkten parallelen Gang des Barometers würden schon wenige während einiger Tage an verabredeten Stunden zu machende Beobachtungen genügen, um zu erkennen, um wie viel dort unter oder über der bekannten Mittellinie das Queckſilber ſtand, wonach man denn hier die Mittellinie um eben ſo viel unter oder über den hier beobachteten Ständen ziehen würde."

„Iſt aber der Höhen-Unterſchied beider Orte bekannt und zeigen beide Barometer neben einander hangend gleiche Stände, ſo iſt die neue Mittellinie nach der bereits bekannten unmittelbar zu beſtimmen. Denn läge

der Ort, wo die Mittellinie gesucht wird, etwa 80 Pariser Fuß höher als der andere Ort, wo man diese Linie bereits ausgemittelt hat, so würde die neue Mittellinie um 1 Pariser Linie tiefer zu bestimmen seyn. Und so nach Verhältniß an allen übrigen Orten."

„In Ermangelung dieser Hülfsmittel wird der Durchschnitt regelmäßiger Beobachtungen die Mittellinie ergeben, und zwar um so genauer, je länger man beobachtet; denn während nur Eines Jahres kann man sich bei drey täglichen Beobachtungen freilich um 1 Pariser Linie und mehr irren."

Haben wir nun das Vorgesagte gemerkt, wissen wir uns an die Mittellinie zu halten, haben wir beobachtet, wie hoch und wie tief auf unserm Barometer das Quecksilber zu steigen und dann auch auf eine Reihe von Zeit wieder zu fallen pflegt, so müssen wir folgendes im Auge behalten.

Das Steigen und Fallen des Barometers deutet auf eine Ursache, deren Wirkung erst später hervortritt, wie denn vieljährige in ein und demselben Local bei unverrücktem Barometer täglich und stündlich angestellte Beobachtungen zur Ueberzeugung hinführen, daß man vier und zwanzig Stunden vorher die Witterung voraussagen könne.

Nimmt man dieses auch nicht für so ganz entschieden an, da in der täglichen Erscheinung auch irgend

ein Schwanken gar wohl zum Vorschein kommen könnte, so kann man doch versichert seyn, daß es in der Hauptsache nie trügen werde.

Sogenannte Oscillation.

Außer der bisher behandelten, weder an Jahres- noch Tageszeit gebundenen Bewegung des Mercurs in der Glasröhre ist uns in der neuern Zeit durch mannichfache Beobachtungen eine andere Bewegung des Queckſilbers in der Röhre bekannt geworden, welche ihre Bestimmung in vier und zwanzig Stunden durchläuft.

Die verschiedenen in Europa angestellten Beobachtungen zeigen diese Bewegung nicht unmittelbar, wir übergehen sie jetzt und halten uns an Beobachtungen die unter dem Aequator auf dem Meer angestellt werden, wo das Phänomen auf's deutlichste hervorzutreten scheint.

Wir legen eine Stelle aus Simonow's Beschreibung einer Entdeckungsreise, Wien 1824, zum Grunde, welche folgendermaßen lautet:

S. 33. „Die Erscheinungen, die sich nach diesen Beobachtungen auf dem Barometer zeigten und die bisher selten untersucht wurden, bestehen darin, daß das Queckſilber an jedem Tage allmählich bis zum höchsten Grade des Barometers steigt und von diesem wieder langsam zu fallen anfängt. Dieses Steigen und Fallen des Queck-

Caliphen.

Um aber in unſern eigenſten Kreis zurückzukehren, wiederholen wir, daß die Saſſaniden bei vierhundert Jahre regierten, vielleicht zuletzt nicht mit früherer Kraft und Glanz; doch hätten ſie ſich wohl noch eine Weile erhalten, wäre die Macht der Araber nicht dergeſtalt gewachſen, daß ihr zu widerſtehen kein älteres Reich im Stande war. Schon unter Omar, bald nach Mahomet, ging jene Dynaſtie zu Grunde, welche die altperſiſche Religion gehegt und einen ſeltenen Grad der Cultur verbreitet hatte.

Die Araber ſtürmten ſogleich auf alle Bücher los, nach ihrer Anſicht nur überflüſſige oder ſchädliche Schreibereyen; ſie zerſtörten alle Denkmale der Literatur, ſo daß kaum die geringſten Bruchſtücke zu uns gelangen konnten. Die ſogleich eingeführte arabiſche Sprache verhinderte jede Wiederherſtellung deſſen was nationell heißen konnte. Doch auch hier überwog die Bildung des Ueberwundenen nach und nach die Rohheit des Ueberwinders und die mahometaniſchen Sieger gefielen ſich in der Prachtliebe, den angenehmen

Queckſilbers im Barometer geſchieht zweymal in vier und zwanzig Stunden. Nämlich um 9 Uhr in der Frühe und Abends um dieſelbe Stunde (ſteht es am höchſten), Nachmitternacht und Nachmittag auf dem niedrigſten Punkte.“

(Voyage d'Alexandre de Humboldt. Tom. III. p. 2. 3 — les oscillations du Mercure dans le barometre indiquent l'heure presque comme une horloge. p. 310. Les deux minima barométriques coincident presque avec les époques les plus chaudes et le plus froides du jour et de la nuit.)

Auch hier gedenken wir uns, nach gewohnter Art, an das Gewiſſeſte zu halten, um nach und nach dem Ungewiſſen deſto eher beizukommen.

Ganz deutlich iſt in Vorſtehendem ausgeſprochen, daß um Nachmittag und Nachmitternacht das Barometer auf dem niedrigſten Punkte ſtehe; daß um 9 Uhr früh, und Abends um dieſelbe Stunde, es am höchſten ſtehe, mußten wir durch eine Parentheſe ausſprechen, da es uns nur zufällig ausgelaſſen ſcheint.

Hierauf nun fußend lehnen wir alle äußern Einflüſſe abermals ab und ſagen: dieſe Erſcheinung iſt telluriſch. Wir ſtellen uns vor daß innerhalb der Erde eine rotirende Bewegung ſey, welche den ungeheuren Ball in vier und zwanzig Stunden um ſich ſelbſt herum nöthigt, und

die man sich als lebendige Schraube ohne Ende versinnlichen mag.

Aber dieses ist nicht genug; diese Bewegung hat ein gewisses Pulsiren, ein Zu- und Abnehmen, ohne welches keine Lebendigkeit zu denken wäre, es ist gleichfalls ein regelmäßiges Ausdehnen und Zusammenziehen, das sich in vier und zwanzig Stunden wiederholt, am schwächsten Nachmittag und Nachmitternacht wirkt, und Morgens 9 Uhr und Abends um dieselbe Stunde die höchste Stufe erreicht.

Wiederaufnahme.

Hiernach werden also zwey Grundbewegungen des lebendigen Erdkörpers angenommen und sämmtliche barometrische Erscheinungen als symbolische Aeußerung derselben betrachtet.

Zuerst deutet uns die sogenannte Oscillation auf eine gesetzmäßige Bewegung um die Axe, wodurch die Umdrehung der Erde hervorgebracht wird, woraus denn Tag und Nacht erfolgt. Dieses Bewegende senkt sich in vier und zwanzig Stunden zweymal und erhebt sich zweymal, wie solches aus mannichfaltigen bisherigen Beobachtungen hervorgeht; wir versinnlichen sie uns als lebendige Spirale, als belebte Schraube ohne Ende; sie bewirkt als anziehend und nachlassend das tägliche Steigen und Fallen des Barometers unter der Linie; dort wo die größte Erdmasse sich umrollt, muß sie am bemerklichsten

ſeyn, gegen die Pole ſich vermindern, ja Null werden, wie auch ſchon von Beobachtern ausgeſprochen iſt. Dieſe Rotation hat auf die Atmoſphäre entſchiedenen Einfluß, Klarheit und Regen erſcheinen taͤglich abwechſelnd, wie die Beobachtungen unter dem Aequator deutlich beweiſen.

Die zweyte allgemein bekannte Bewegung, die wir einer vermehrten oder verminderten Schwerkraft gleichfalls zuſchreiben, und ſie einem Ein- und Ausathmen vom Mittelpunkte gegen die Peripherie vergleichen; dieſe darzuthun haben wir das Steigen und Fallen des Barometers als Symptom betrachtet.

Bändigen und Entlaſſen der Elemente.

Indem wir nun Vorſtehendes unabläſſig durchzudenken, anzuwenden und zu prüfen bemüht ſind, werden wir durch manches eintretende Ereigniß immer weiter geführt; man laſſe uns daher in Betracht des Geſagten und Ausgeführten noch folgendes vertragen.

Es iſt offenbar, daß das, was wir Elemente nennen, ſeinen eigenen wilden wüſten Gang zu nehmen immerhin den Trieb hat. Inſofern ſich nun der Menſch den Beſitz der Erde ergriffen hat und ihn zu erhalten verpflichtet iſt, muß er ſich zum Widerſtand bereiten und wachſam erhalten. Aber einzelne Vorſichtsmaßregeln ſind keineswegs ſo wirkſam, als wenn man dem Regelloſen das Geſetz entgegen zu ſtellen vermöchte, und hier hat uns

die Natur auf's herrlichſte vorgearbeitet und zwar indem es ein geſtaltetes Leben dem Geſtaltloſen entgegen ſetzt.

Die Elemente daher ſind als koloſſale Gegner zu betrachten, mit denen wir ewig zu kämpfen haben, und ſie nur durch die höchſte Kraft des Geiſtes, durch Muth und Liſt, im einzelnen Fall bewältigen.

Die Elemente ſind die Willkür ſelbſt zu nennen; die Erde möchte ſich des Waſſers immerfort bemächtigen und es zur Solideſcenz zwingen, als Erde, Fels oder Eis, in ihren Umfang nöthigen. Eben ſo unruhig möchte das Waſſer die Erde die es ungern verließ, wieder in ſeinen Abgrund reißen. Die Luft die uns freundlich umhüllen und beleben ſollte, raſt auf einmal als Sturm daher uns niederzuſchmettern und zu erſticken. Das Feuer ergreift unaufhaltſam was von Brennbarem, Schmelzbarem zu erreichen iſt. Dieſe Betrachtungen ſchlagen uns nieder, indem wir ſolche ſo oft bei großem unerſetzlichem Unheil anzuſtellen haben. Herz und Geiſt erhebend iſt dagegen, wenn man zu ſchauen kommt was der Menſch ſeinerſeits gethan hat, ſich zu waffnen, zu wehren, ja ſeinen Feind als Sklaven zu benutzen.

Das Höchſte jedoch, was in ſolchen Fällen dem Gedanken gelingt, iſt: gewahr zu werden was die Natur in ſich ſelbſt als Geſetz und Regel trägt, jenem ungezügelten, geſetzloſen Weſen zu imponiren. Wie viel iſt nicht davon zu unſerer Kenntniß gekommen! Hier dürfen wir nur des Nächſten gedenken.

Die erhöhte Anziehungskraft der Erde, von der wir

durch das Steigen des Barometers in Kenntniß geſetzt ſind, iſt die Gewalt die den Zuſtand der Atmoſphäre regelt und den Elementen ein Ziel ſetzt; ſie widerſteht der übermäßigen Waſſerbildung, den gewaltſamſten Luftbewegungen; ja die Elektricität ſcheint dadurch in der eigentlichſten Indifferenz gehalten zu werden.

Niederer Barometerſtand hingegen entläßt die Elemente, und hier iſt vor allen Dingen zu bemerken, daß die untere Region der Continental-Atmoſphäre Neigung habe von Weſten nach Oſten zu ſtrömen; Feuchtigkeit, Regen, Güſſe, Wellen, Wogen, alles zieht milder oder ſtürmiſcher oſtwärts, und wo dieſe Phänomene unterwegs auch entſpringen mögen, ſo werden ſie ſchon mit der Tendenz nach Oſten zu dringen geboren.

Hiebei deuten wir noch auf einen wichtigen bedenklichen Punkt: wenn nämlich das Barometer lange tief geſtanden hat und die Elemente des Gehorſams ganz entwöhnt ſind, ſo kehren ſie nicht alſobald bei erhöhter Barometerbewegung in ihre Gränzen zurück; ſie verfolgen vielmehr noch einige Zeit das vorige Gleis und erſt nach und nach, wenn der obere Himmel ſchon längſt zu ruhiger Entſchiedenheit gekommen, gibt ſich das in den untern Räumen Aufgeregte in das erwünſchte Gleichgewicht. Leider werden wir auch von dieſer letzten Periode zunächſt betroffen und haben beſonders als Meeranwohner und Schiffahrende großen Schaden davon. Der Schluß des Jahres 1824, der Anfang des gegenwärtigen gibt davon die traurigſte Kunde; Weſt und

Südwest erregen, begleiten die traurigſten Meeres- und Küſtenereigniſſe.

Iſt man nun einmal auf dem Wege ſeine Gedanken in's Allgemeine zu richten, ſo findet ſich kaum eine Gränze; gar geneigt wären wir daher das Erdbeben als entbundene telluriſche Elektricität, die Vulcane als erregtes Elementarfeuer anzuſehen, und ſolche mit den barometriſchen Erſcheinungen im Verhältniß zu denken. Hiermit aber trifft die Erfahrung nicht überein, dieſe Bewegungen und Ereigniſſe ſcheinen beſonderen Localitäten, mit mehr oder minderer Wirkung in die Ferne, ganz eigens anzugehören.

Analogie.

Hat man ſich vermeſſen, wie man wohl gelegentlich verfährt wird, ein größeres oder kleineres wiſſenſchaftliches Gebäude aufzuführen, ſo thut man wohl, zu Prüfung deſſelben ſich nach Analogien umzuſehen; befolg' ich aber dieſen Rath im gegenwärtigen Falle, ſo finde ich, daß die vorſtehende Ausführung derjenigen ähnelt, welche ich bei dem Vortrag der Farbenlehre gebraucht.

In der Chromatik nämlich ſetze ich Licht und Finſterniß einander gegenüber; dieſe würden zu einander in Ewigkeit keinen Bezug haben, ſtellte ſich nicht die Materie zwiſchen beide; dieſe ſey nun undurchſichtig, durchſichtig oder gar belebt, ſo wird Helles und Dunkles an ihr ſich

manifeſtiren und die Farbe ſogleich in tauſend Bedingungen an ihr entſtehen.

Eben ſo haben wir nun Anziehungskraft und deren Erſcheinung, Schwere, an der einen Seite, dagegen an der andern Erwärmungskraft und deren Erſcheinen, Ausdehnung, als unabhängig gegeneinander übergeſtellt; zwiſchen beide hinein ſetzten wir die Atmoſphäre, den von eigentlich ſogenannten Körperlichkeiten leeren Raum, und wir ſehen, je nachdem obengenannte beide Kräfte auf die feine Luft-Materialität wirken, das was wir Witterung nennen entſtehen und ſo das Element, in dem und von dem wir leben, aufs mannichfaltigſte und zugleich geſetzlichſte beſtimmt.

Anerkennung des Geſetzlichen.

Bei dieſer, wie man ſieht, höchſt complicirten Sache glauben wir daher ganz richtig zu verfahren, daß wir uns erſt am Gewiſſeſten halten; dieß iſt nun dasjenige was in der Erſcheinung in gleichmäßigem Bezug ſich öfters wiederholt und auf eine ewige Regel hindeutet. Dabei dürfen wir uns nur nicht irre machen laſſen, daß das, was wir als zuſammenwirkend, als übereinſtimmend betrachtet haben, auch zu Zeiten abzuweichen und ſich zu widerſprechen ſcheint. Beſonders iſt ſolches nöthig in Fällen wie dieſer, wo man, bei vielfältiger Verwickelung, Urſache und Wirkung ſo leicht verwechſelt,

wo man Correlate als wechſelſeitig beſtimmend und bedingend anſieht. Wir nehmen zwar ein Witterungs-Grundgeſetz an, achten aber deſto genauer auf die unendlichen phyſiſchen, geologiſchen, topographiſchen Verſchiedenheiten, um uns die Abweichungen der Erſcheinung wo möglich deuten zu können. Hält man feſt an der Regel, ſo findet man ſich auch immer in der Erfahrung zu derſelben zurückgeführt; wer das Geſetz verkennt, verzweifelt an der Erfahrung, denn im allerhöchſten Sinne iſt jede Ausnahme ſchon in der Regel begriffen.

Selbſtprüfung.

Während man mit dem Wageſtück, wie vorſtehender Aufſatz, beſchäftigt iſt, kann man nicht unterlaſſen ſich auf mancherlei Weiſe ſelbſt zu prüfen, und es geſchieht dieß am allerbeſten und ſicherſten, wenn man in die Geſchichte zurückſieht.

Alle Forſcher, wenn man auch nur bei denjenigen ſtehen bleibt welche nach der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften gearbeitet haben, fanden ſich genöthigt mit demjenigen was die Erfahrung ihnen dargebracht, ſo gut als möglich zu gebaren. Die Summe des wahrhaft Bekannten ließ in ihrer Breite gar manche Lücken, welche denn, weil jeder zum Ganzen ſtrebt, bald mit Verſtand, bald mit Einbildungskraft auszufüllen dieſer und jener bemüht war. Wie die Erfahrung wuchs,

wurde

wurde das was die Einbildungskraft gefabelt, was der Verſtand voreilig geſchloſſen hatte, ſogleich beſeitigt; ein reines Factum ſetzte ſich an die Stelle und die Erſcheinungen zeigten ſich nach und nach immer mehr wirklich und zu gleicher Zeit harmoniſcher. Ein einziges Beiſpiel ſtehe hier ſtatt aller.

Von dem frühſten Unterricht meiner Lehrjahre bis auf die neuern Zeiten erinnere ich mich gar wohl, daß der große und unproportionirte Raum zwiſchen Mars und Jupiter jederman auffallend geweſen und zu gar mancherlei Auslegungen Gelegenheit gegeben. Man ſehe unſeres herrlichen Kants Bemühungen ſich über dieſes Phänomen einigermaßen zu beruhigen.

Hier lag alſo ein Problem, man darf ſagen am Tage, denn der Tag ſelbſt verbarg daß ſich hier mehrere kleine Geſtirne um ſich ſelbſt bewegten und die Stelle eines größeren dem Raum angehörigen Geſtirns auf die wunderſamſte Weiſe eingenommen hatten.

Dergleichen Probleme liegen zu Tauſenden innerhalb des Kreiſes der Naturforſchung, und ſie würden ſich früher auflöſen, wenn man nicht zu ſchnell verführe um ſie durch Meinungen zu beſeitigen und zu verdüſtern.

Indeſſen behauptet alles was man Hypotheſe nennt ihr altes Recht, wenn ſie nur das Problem, beſonders wenn es gar keiner Auflöſung fähig ſcheint, einigermaßen von der Stelle ſchiebt und es dahin verſetzt, wo das Beſchauen erleichtert wird. Ein ſolches Ver-

dienst hatte die antiphlogistische Chemie; es waren dieselben Gegenstände von denen gehandelt wurde, aber sie waren in andere Stellen, in andere Reihen gerückt, so daß man ihnen auf neue Weise von andern Seiten beikommen konnte.

Was meinen Versuch betrifft: die Hauptbedingungen der Witterungslehre für tellurisch zu erklären und einer veränderlichen pulsirenden Schwerkraft der Erde die atmosphärischen Erscheinungen in gewissem Sinne zuzuschreiben, so ist er von derselben Art. Die völlige Unzulänglichkeit: so constante Phänomene, den Planeten, dem Monde, einer unbekannten Ebbe und Fluth des Luftkreises, zuzuschreiben, ließ sich Tag für Tag mehr empfinden, und wenn ich die Vorstellung darüber nunmehr vereinfacht habe, so kann man dem eigentlichen Grund der Sache sich um so viel näher glauben.

Denn ob ich gleich mir nicht einbilde, daß hiemit alles gefunden und abgethan sey, so bin ich doch überzeugt: wenn man auf diesem Wege die Forschungen fortsetzt und die sich hervorthuenden nähern Bedingungen und Bestimmungen genau beachtet, so wird man auf etwas kommen, was ich selbst weder denke noch denken kann, was aber sowohl die Auflösung dieses Problems als mehrerer verwandten mit sich führen wird.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerey der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Sitten und den dichterischen Resten der Besiegten. Daher bleibt noch immer als die glänzendste Epoche berühmt die Zeit wo die Barmekiden Einfluß hatten zu Bagdad. Diese, vom Balch abstammend, nicht sowohl selbst Mönche als Patrone und Beschützer großer Klöster und Bildungsanstalten, bewahrten unter sich das heilige Feuer der Dicht- und Redekunst und behaupteten durch ihre Welt-Klugheit und Charakter-Größe einen hohen Rang auch in der politischen Sphäre. Die Zeit der Barmekiden heißt daher sprüchwörtlich: eine Zeit locales, lebendiges Wesens und Wirkens, von der man, wenn sie vorüber ist, nur hoffen kann, daß sie erst nach geraumen Jahren an fremden Orten unter ähnlichen Umständen vielleicht wieder aufquellen werde.

Aber auch das Caliphat war von kurzer Dauer; das ungeheure Reich erhielt sich kaum vierhundert Jahre; die entfernteren Statthalter machten sich nach und nach mehr und mehr unabhängig, indem sie den Caliphen, als eine geistliche, Titel und Pfründen spendende Macht, allenfalls gelten ließen.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Zweyundfunfzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Zwölfter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Zur Farbenlehre.

Didaktischer Theil.

Der

Durchlauchtigſten Herzogin und Frauen

Luiſen

regierenden Herzogin

von

Sachſen-Weimar und Eiſenach.

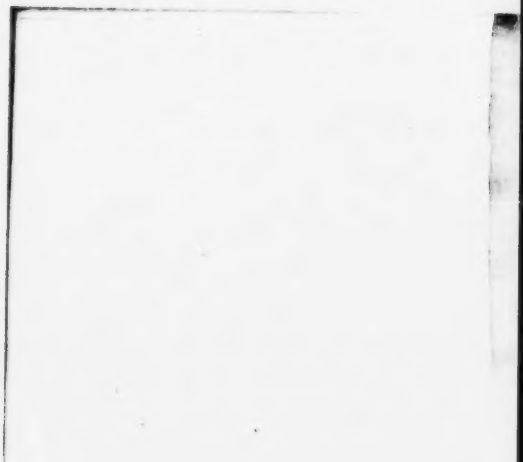

Durchlauchtigste Herzogin,
Gnädigste Frau.

Wäre der Inhalt des gegenwärtigen Werkes auch nicht durchaus geeignet Ew. Durchlaucht vorgelegt zu werden, könnte die Behandlung des Gegebenen bei schärferer Prüfung kaum genug thun; so gehören doch diese Bände Ew. Durchlaucht ganz eigentlich an, und sind seit ihrer früheren Entstehung Höchstdenenselben gewidmet geblieben.

Denn hätten Ew. Durchlaucht nicht die Gnade gehabt, über die Farbenlehre so wie über verwandte Naturerscheinungen einem mündlichen Vortrag Ihre Aufmerksamkeit zu schenken, so hätte ich mich wohl schwerlich im Stande gefunden, mir selbst manches klar zu machen, manches Auseinanderliegende zusammenzufassen und meine Arbeit, wo nicht zu vollenden, doch wenigstens abzuschließen.

Wenn es bei einem mündlichen Vortrage möglich wird die Phänomene sogleich vor Augen

zu bringen, manches in verſchiedenen Rückſichten wiederkehrend darzuſtellen, ſo iſt dieſes freilich ein großer Vortheil, welchen das geſchriebene, das gedruckte Blatt vermißt. Möge jedoch dasjenige, was auf dem Papier mitgetheilt werden konnte, Höchſtdieſelben zu einigem Wohlgefallen an jene Stunden erinnern, die mir unvergeßlich bleiben, ſo wie mir ununterbrochen alles das mannichfaltige Gute vorſchwebt, das ich ſeit längerer Zeit und in den bedeutendſten Augenblicken meines Lebens mit und vor vielen andern Ew. Durchlaucht verdanke.

Mit innigſter Verehrung mich unterzeichnend

Ew. Durchlaucht

Weimar
den 30 Januar 1805.

unterthänigſter
J. W. v. Goethe.

Fortleitende Bemerkung.

Physisch-klimatische Einwirkung auf Bildung menschlicher Gestalt und körperlicher Eigenschaften läugnet niemand, aber man denkt nicht immer daran, daß Regierungsform eben auch einen moralisch-klimatischen Zustand hervorbringe, worin die Charaktere auf verschiedene Weise sich ausbilden. Von der Menge reden wir nicht, sondern von bedeutenden, ausgezeichneten Gestalten.

In der Republik bilden sich große, glückliche, ruhig-rein thätige Charaktere; steigert sie sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, consequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Geräth ein Staat in Anarchie, sogleich thun sich verwegene, kühne, sittenverachtende Menschen hervor, augenblicklich gewaltsam wirkend, bis zum Entsetzen, alle Mäßigung verbannend. Die Despotie dagegen schafft große Charaktere; kluge, ruhige Uebersicht, strenge Thätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit, alles Eigenschaften die man braucht um den Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern und ver-

Vorwort.

Zur ersten Ausgabe von 1810.

Ob man nicht, indem von den Farben gesprochen werden soll, vor allen Dingen des Lichtes zu erwähnen habe, ist eine ganz natürliche Frage, auf die wir jedoch nur kurz und aufrichtig erwiedern: es scheine bedenklich, da bisher schon so viel und mancherlei von dem Lichte gesagt worden, das Gesagte zu wiederholen oder das oft Wiederholte zu vermehren.

Denn eigentlich unternehmen wir umsonst, das Wesen eines Dinges auszudrücken. Wirkungen werden wir gewahr, und eine vollständige Geschichte dieser Wirkungen umfaßte wohl allenfalls das Wesen jenes Dinges. Vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Thaten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.

Die Farben sind Thaten des Lichts, Thaten und Leiden. In diesem Sinne können wir von denselben

Aufschlüsse über das Licht erwarten. Farben und Licht stehen zwar unter einander in dem genauesten Verhältniß, aber wir müssen uns beide als der ganzen Natur angehörig denken: denn sie ist es ganz, die sich dadurch dem Sinne des Auges besonders offenbaren will.

Eben so entdeckt sich die ganze Natur einem andern Sinne. Man schließe das Auge, man öffne, man schärfe das Ohr, und vom leisesten Hauch bis zum wildesten Geräusch, vom einfachsten Klang bis zur höchsten Zusammenstimmung, von dem heftigsten leidenschaftlichen Schrei bis zum sanftesten Worte der Vernunft ist es nur die Natur, die spricht, ihr Daseyn, ihre Kraft, ihr Leben und ihre Verhältnisse offenbart, so daß ein Blinder, dem das unendlich Sichtbare versagt ist, im Hörbaren ein unendlich Lebendiges fassen kann.

So spricht die Natur hinabwärts zu andern Sinnen, zu bekannten, verkannten, unbekannten Sinnen; so spricht sie mit sich selbst und zu uns durch tausend Erscheinungen. Dem Aufmerksamen ist sie nirgends todt noch stumm; ja dem starren Erdkörper hat sie einen Vertrauten zugegeben, ein Metall, an dessen kleinsten Theilen wir dasjenige, was in der ganzen Masse vorgeht, gewahr werden sollten.

So mannichfaltig, so verwickelt und unverständlich uns oft diese Sprache scheinen mag, so bleiben doch ihre Elemente immer dieselbigen. Mit leisem Gewicht und Gegengewicht wägt sich die Natur hin und her, und so

entſteht ein Hüben und Drüben, ein Oben und Unten, ein Zuvor und Hernach, wodurch alle die Erſcheinungen bedingt werden, die uns im Raum und in der Zeit entgegentreten.

Dieſe allgemeinen Bewegungen und Beſtimmungen werden wir auf die verſchiedenſte Weiſe gewahr, bald als ein einfaches Abſtoßen und Anziehen, bald als ein aufblickendes und verſchwindendes Licht, als Bewegung der Luft, als Erſchütterung des Körpers, als Säurung und Entſäurung; jedoch immer als verbindend oder trennend, das Daſeyn bewegend und irgend eine Art von Leben befördernd.

Indem man aber jenes Gewicht und Gegengewicht von ungleicher Wirkung zu finden glaubt, ſo hat man auch dieſes Verhältniß zu bezeichnen verſucht. Man hat ein Mehr und Weniger, ein Wirken, ein Widerſtreben, ein Thun, ein Leiden, ein Vordringendes, ein Zurückhaltendes, ein Heftiges, ein Mäßigendes, ein Männliches, ein Weibliches überall bemerkt und genannt; und ſo entſteht eine Sprache, eine Symbolik, die man auf ähnliche Fälle als Gleichniß, als nahverwandten Ausdruck, als unmittelbar paſſendes Wort anwenden und benutzen mag.

Dieſe univerſellen Bezeichnungen, dieſe Naturſprache auch auf die Farbenlehre anzuwenden, dieſe Sprache durch die Farbenlehre, durch die Mannichfaltigkeit ihrer Erſcheinungen zu bereichern, zu erweitern und ſo die

Mittheilung höherer Anſchauungen unter den Freunden der Natur zu erleichtern, war die Hauptabſicht des gegenwärtigen Werkes.

Die Arbeit ſelbſt zerlegt ſich in drey Theile. Der erſte gibt den Entwurf einer Farbenlehre. In demſelben ſind die unzähligen Fälle der Erſcheinungen unter gewiſſe Hauptphänomene zuſammengefaßt, welche nach einer Ordnung aufgeführt werden, die zu rechtfertigen der Einleitung überlaſſen bleibt. Hier aber iſt zu bemerken, daß, ob man ſich gleich überall an die Erfahrungen gehalten, ſie überall zum Grunde gelegt, doch die theoretiſche Anſicht nicht verſchwiegen werden konnte, welche den Anlaß zu jener Anſtellung und Anordnung gegeben.

Iſt es doch eine höchſt wunderliche Forderung, die wohl manchmal gemacht, aber auch ſelbſt von denen, die ſie machen, nicht erfüllt wird: Erfahrungen ſolle man ohne irgend ein theoretiſches Band vortragen, und dem Leſer, dem Schüler überlaſſen, ſich ſelbſt nach Belieben irgend eine Ueberzeugung zu bilden. Denn das bloße Anblicken einer Sache kann uns nicht fördern. Jedes Anſehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und ſo kann man ſagen, daß wir ſchon bei jedem aufmerkſamen Blick in die Welt theoretiſiren. Dieſes aber mit Bewußtſeyn, mit Selbſtkenntniß, mit Freiheit, und um uns eines gewagten Wortes zu bedienen, mit Ironie zu thun und vorzunehmen, eine ſolche Gewandtheit iſt

nöthig, wenn die Abſtraction, vor der wir uns fürchten, unſchädlich, und das Erfahrungsreſultat, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden ſoll.

Im zweyten Theil beſchäftigen wir uns mit Enthüllung der Newtoniſchen Theorie, welche einer freien Anſicht der Farbenerſcheinungen bisher mit Gewalt und Anſehen entgegengeſtanden; wir beſtreiten eine Hypotheſe, die, ob ſie gleich nicht mehr brauchbar gefunden wird, doch noch immer eine herkömmliche Achtung unter den Menſchen behält. Ihr eigentliches Verhältniß muß deutlich werden, die alten Irrthümer ſind wegzuräumen, wenn die Farbenlehre nicht, wie bisher, hinter ſo manchem anderen beſſer bearbeiteten Theile der Naturlehre zurückbleiben ſoll.

Da aber der zweyte Theil unſres Werkes ſeinem Inhalte nach trocken, der Ausführung nach vielleicht zu heftig und leidenſchaftlich ſcheinen möchte; ſo erlaube man uns hier ein heiteres Gleichniß, um jenen ernſteren Stoff vorzubereiten, und jene lebhafte Behandlung einigermaßen zu entſchuldigen.

Wir vergleichen die Newtoniſche Farbentheorie mit einer alten Burg, welche von dem Erbauer anfangs mit jugendlicher Uebereilung angelegt, nach dem Bedürfniß der Zeit und Umſtände jedoch nach und nach von ihm erweitert und ausgeſtattet, nicht weniger bei Anlaß von Fehden und Feindſeligkeiten immer mehr befeſtigt und geſichert worden.

So verfuhren auch seine Nachfolger und Erben. Man war genöthigt, das Gebäude zu vergrößern, hier daneben, hier daran, dort hinaus zu bauen; genöthigt durch die Vermehrung innerer Bedürfnisse, durch die Zudringlichkeit äußerer Widersacher und durch manche Zufälligkeiten.

Alle diese fremdartigen Theile und Zuthaten mußten wieder in Verbindung gebracht werden durch die seltsamsten Galerien, Hallen und Gänge. Alle Beschädigungen, es sey von Feindes Hand, oder durch die Gewalt der Zeit, wurden gleich wieder hergestellt. Man zog, wie es nöthig ward, tiefere Gräben, erhöhte die Mauern, und ließ es nicht an Thürmen, Erkern und Schießscharten fehlen. Diese Sorgfalt, diese Bemühungen brachten ein Vorurtheil von dem hohen Werthe der Festung hervor, und erhielten's, obgleich Bau- und Befestigungskunst die Zeit über sehr gestiegen waren, und man sich in andern Fällen viel bessere Wohnungen und Waffenplätze einzurichten gelernt hatte. Vorzüglich aber hielt man die alte Burg in Ehren, weil sie niemals eingenommen worden, weil sie so manchen Angriff abgeschlagen, manche Befehdung vereitelt und sich immer als Jungfrau gehalten hatte. Dieser Name, dieser Ruf dauert noch bis jetzt. Niemanden fällt es auf, daß der alte Bau unbewohnbar geworden. Immer wird von seiner vortrefflichen Dauer, von seiner köstlichen Einrichtung gesprochen. Pilger wallfahrten dahin; flüchtige Abrisse

zeigt

zeigt man in allen Schulen herum und empfiehlt ſie der empfänglichen Jugend zur Verehrung, indeſſen das Gebäude bereits leer ſteht, nur von einigen Invaliden bewacht, die ſich ganz ernſthaft für gerüſter halten.

Es iſt alſo hier die Rede nicht von einer langwierigen Belagerung oder einer zweifelhaften Fehde. Wir finden vielmehr jenes achte Wunder der Welt ſchon als ein verlaſſenes, Einſturz drohendes Alterthum, und beginnen ſogleich von Giebel und Dach herab es ohne weitere Umſtände abzutragen, damit die Sonne doch endlich einmal in das alte Ratten- und Eulenneſt hineinſcheine und dem Auge des verwunderten Wanderers offenbare jene labyrinthiſch unzuſammenhängende Bauart, das enge Nothdürftige, das zufällig Aufgedrungene, das abſichtlich Gekünſtelte, das kümmerlich Geflickte. Ein ſolcher Einblick iſt aber alsdann nur möglich, wenn eine Mauer nach der andern, ein Gewölbe nach dem andern fällt und der Schutt, ſo viel ſich thun läßt, auf der Stelle hinweggeräumt wird.

Dieſes zu leiſten und wo möglich den Platz zu ebnen, die gewonnenen Materialien aber ſo zu ordnen, daß ſie bei einem neuen Gebäude wieder benutzt werden können, iſt die beſchwerliche Pflicht, die wir uns in dieſem zweyten Theile auferlegt haben. Gelingt es uns nun, mit froher Anwendung möglichſter Kraft und Geſchickes, jene Baſtille zu ſchleifen und einen freien Raum zu gewinnen, ſo iſt keineswegs die Abſicht, ihn etwa ſogleich

wieder mit einem neuen Gebäude zu überbauen und zu beläſtigen; wir wollen uns vielmehr deſſelben bedienen, um eine ſchöne Reihe mannichfaltiger Geſtalten vorzuführen.

Der dritte Theil bleibt daher hiſtoriſchen Unterſuchungen und Vorarbeiten gewidmet. Aeußerten wir oben, daß die Geſchichte des Menſchen den Menſchen darſtelle, ſo läßt ſich hier auch wohl behaupten, daß die Geſchichte der Wiſſenſchaft die Wiſſenſchaft ſelbſt ſey. Man kann dasjenige, was man beſitzt, nicht rein erkennen, bis man das, was andre vor uns beſeſſen, zu erkennen weiß. Man wird ſich an den Vorzügen ſeiner Zeit nicht wahrhaft und redlich freuen, wenn man die Vorzüge der Vergangenheit nicht zu würdigen verſteht. Aber eine Geſchichte der Farbenlehre zu ſchreiben oder auch nur vorzubereiten war unmöglich, ſo lange die Newtoniſche Lehre beſtand. Denn kein ariſtokratiſcher Dünkel hat jemals mit ſolchem unerträglichen Uebermuthe auf diejenigen herabgeſehen, die nicht zu ſeiner Gilde gehörten, als die Newtoniſche Schule von jeher über alles abgeſprochen hat, was vor ihr geleiſtet war und neben ihr geleiſtet ward. Mit Verdruß und Unwillen ſieht man, wie Prieſtley in ſeiner Geſchichte der Optik, und ſo manche vor und nach ihm, das Heil der Farbenwelt von der Epoche eines geſpalten ſeyn ſollenden Lichtes herdatiren, und mit hohem Augbraun auf die ältern und mittleren herabſehen, die auf dem

rechten Wege ruhig hingingen und im Einzelnen Beobachtungen und Gedanken überliefert haben, die wir nicht beſſer anſtellen können, nicht richtiger faſſen werden.

Von demjenigen nun, der die Geſchichte irgend eines Wiſſens überliefern will, können wir mit Recht verlangen, daß er uns Nachricht gebe, wie die Phänomene nach und nach bekannt geworden, was man darüber phantaſirt, gewähnt, gemeint und gedacht habe. Dieſes alles im Zuſammenhange vorzutragen, hat große Schwierigkeiten, und eine Geſchichte zu ſchreiben iſt immer eine bedenkliche Sache. Denn bei dem redlichſten Vorſatz kommt man in Gefahr unredlich zu ſeyn; ja wer eine ſolche Darſtellung unternimmt, erklärt zum voraus, daß er manches in's Licht, manches in Schatten ſetzen werde.

Und doch hat ſich der Verfaſſer auf eine ſolche Arbeit lange gefreut. Da aber meiſt nur der Vorſatz als ein Ganzes vor unſerer Seele ſteht, das Vollbringen aber gewöhnlich nur ſtückweiſe geleiſtet wird, ſo ergeben wir uns darein, ſtatt der Geſchichte, Materialien zu derſelben zu liefern. Sie beſtehen in Ueberſetzungen, Auszügen, eigenen und fremden Urtheilen, Winken und Andeutungen, in einer Sammlung, der, wenn ſie nicht allen Forderungen entſpricht, doch das Lob nicht mangeln wird, daß ſie mit Ernſt und Liebe gemacht ſey. Uebrigens mögen vielleicht ſolche Materialien, zwar nicht ganz unbearbeitet, aber doch unverarbeitet, dem denkenden

Leſer um deſto angenehmer ſeyn, als er ſelbſt ſich, nach eigener Art und Weiſe, ein Ganzes daraus zu bilden die Bequemlichkeit findet.

Mit gedachtem dritten hiſtoriſchen Theil iſt jedoch noch nicht alles gethan. Wir haben daher noch einen vierten ſupplementaren hinzugefügt. Dieſer enthält die Reviſion, um derentwillen vorzüglich die Paragraphen mit Nummern verſehen worden. Denn indem bei der Redaction einer ſolchen Arbeit einiges vergeſſen werden kann, einiges beſeitigt werden muß, um die Aufmerkſamkeit nicht abzuleiten, anderes erſt hinterdrein erfahren wird, auch anderes einer Beſtimmung und Berichtigung bedarf, ſo ſind Nachträge, Zuſätze und Verbeſſerungen unerläßlich. Bei dieſer Gelegenheit haben wir denn auch die Citate nachgebracht. Sodann enthält dieſer Band noch einige einzelne Aufſätze, z. B. über die atmoſphäriſchen Farben, welche, indem ſie in dem Entwurf zerſtreut vorkommen, hier zuſammen und auf Einmal vor die Phantaſie gebracht werden.

Führt nun dieſer Aufſatz den Leſer in das freie Leben, ſo ſucht ein anderer das künſtliche Wiſſen zu befördern, indem er den zur Farbenlehre künftig nöthigen Apparat umſtändlich beſchreibt.

Schließlich bleibt uns nur noch übrig der Tafeln zu gedenken, welche wir dem Ganzen beigefügt. Und hier werden wir freilich an jene Unvollſtändigkeit und

ſchaffen ihnen die erſten Stellen des Staats, wo ſie ſich zu Herrſchern ausbilden. Solche erwuchſen unter Alexander dem Großen, nach deſſen frühzeitigem Tode ſeine Generale ſogleich als Könige daſtanden. Auf die Caliphen häufte ſich ein ungeheures Reich, das ſie durch Statthalter mußten regieren laſſen, deren Macht und Selbſtſtändigkeit gedieh, indem die Kraft der oberſten Herrſcher abnahm. Ein ſolcher trefflicher Mann, der ein eigenes Reich ſich zu gründen und zu verdienen wußte, iſt derjenige, von dem wir nun zu reden haben, um den Grund der neueren perſiſchen Dichtkunſt und ihre bedeutenden Lebens-Anfänge kennen zu lernen.

Unvollkommenheit erinnert, welche unſer Werk mit allen Werken dieſer Art gemein hat.

Denn wie ein gutes Theaterſtück eigentlich kaum zur Hälfte zu Papier gebracht werden kann, vielmehr der größere Theil deſſelben dem Glanz der Bühne, der Perſönlichkeit des Schauſpielers, der Kraft ſeiner Stimme, der Eigenthümlichkeit ſeiner Bewegung, ja dem Geiſte und der guten Laune des Zuſchauers anheim gegeben bleibt; ſo iſt es noch viel mehr der Fall mit einem Buche, das von natürlichen Erſcheinungen handelt. Wenn es genoſſen, wenn es genutzt werden ſoll, ſo muß dem Leſer die Natur entweder wirklich oder in lebhafter Phantaſie gegenwärtig ſeyn. Denn eigentlich ſollte der Schreibende ſprechen, und ſeinen Zuhörern die Phänomene, theils wie ſie uns ungeſucht entgegenkommen, theils wie ſie durch abſichtliche Vorrichtungen nach Zweck und Willen dargeſtellt werden können, als Text erſt anſchaulich machen; alsdann würde jedes Erläutern, Erklären, Auslegen einer lebendigen Wirkung nicht ermangeln.

Ein höchſt unzulängliches Surrogat ſind hiezu die Tafeln, die man dergleichen Schriften beizulegen pflegt. Ein freies phyſiſches Phänomen, das nach allen Seiten wirkt, iſt nicht in Linien zu faſſen, und im Durchſchnitt anzudeuten. Niemand fällt es ein, chemiſche Verſuche mit Figuren zu erläutern; bei den phyſiſchen nah verwandten iſt es jedoch hergebracht, weil ſich eins und das andre dadurch leiſten läßt. Aber ſehr

oft ſtellen dieſe Figuren nur Begriffe dar; es ſind ſymboliſche Hülfsmittel, hieroglyphiſche Ueberlieferungsweiſen, welche ſich nach und nach an die Stelle des Phänomens, an die Stelle der Natur ſetzen und die wahre Erkenntniß hindern, anſtatt ſie befördern. Entbehren konnten auch wir der Tafeln nicht; doch haben wir ſie ſo einzurichten geſucht, daß man ſie zum didaktiſchen und polemiſchen Gebrauch getroſt zur Hand nehmen, ja gewiſſe derſelben als einen Theil des nöthigen Apparats anſehen kann.

Und ſo bleibt uns denn nichts weiter übrig, als auf die Arbeit ſelbſt hin zu weiſen, und nur vorher noch eine Bitte zu wiederholen, die ſchon ſo mancher Autor vergebens gethan hat, und die beſonders der deutſche Leſer neuerer Zeit ſo ſelten gewährt:

Si quid novisti rectius istis
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Inhalt.

		Seite
Zueignung		VII
Vorwort		XI
Einleitung		3

Erſte Abtheilung.

	Phyſiologiſche Farben.	§.	1
I.	Licht und Finſterniß zum Auge	—	5
II.	Schwarze und weiße Bilder zum Auge	—	15
III.	Graue Flächen und Bilder	—	35
IV.	Blendendes farbloſes Bild	—	39
V.	Farbige Bilder	—	47
VI.	Farbige Schatten	—	62
VII.	Schwächwirkende Lichter	—	81
VIII.	Subjective Höfe	—	89
	Pathologiſche Farben. Anhang	—	101

Zweyte Abtheilung.

	Phyſiſche Farben.	—	130
IX.	Dioptriſche Farben	—	143
X.	Dioptriſche Farben der erſten Claſſe	—	145
XI.	Dioptriſche Farben der zweyten Claſſe, Refraction	—	178
	Subjective Verſuche	—	191
XII.	Refraction ohne Farbenerſcheinung	—	195
XIII.	Bedingungen der Farbenerſcheinung	—	197
XIV.	Bedingungen unter welchen die Farbenerſcheinung zunimmt	—	209
XV.	Ableitung der angezeigten Phänomene	—	218
XVI.	Abnahme der farbigen Erſcheinung	—	243
XVII.	Graue Bilder durch Brechung verrückt	—	248
XVIII.	Farbige Bilder durch Brechung verrückt	—	258
XIX.	Achromaſie und Hyperchromaſie	—	285
XX.	Vorzüge der ſubjectiven Verſuche. Uebergang zu den objectiven	—	299

	Objective Verſuche	§.	303
XXI.	Refraction ohne Farbenerſcheinung	—	306
XXII.	Bedingungen der Farbenerſcheinung	—	309
XXIII.	Bedingungen des Zunehmens der Erſcheinung	—	323
XXIV.	Ableitung der angezeigten Phänomene	—	335
XXV.	Abnahme der farbigen Erſcheinung	—	359
XXVI.	Graue Bilder	—	511
XXVII.	Farbige Bilder	—	542
XXVIII.	Achromaſie und Hyperchromaſie	—	345
XXIX.	Verbindung objectiver und ſubjectiver Verſuche	—	350
XXX.	Uebergang	—	357
XXXI.	Katoptriſche Farben	—	366
XXXII.	Paroptiſche Farben	—	389
XXXIII.	Epoptiſche Farben	—	429

Dritte Abtheilung.

	Chemiſche Farben.	—	486
XXXIV.	Chemiſcher Gegenſatz	—	491
XXXV.	Ableitung des Weißen	—	494
XXXVI.	Ableitung des Schwarzen	—	498
XXXVII.	Erregung der Farbe	—	501
XXXVIII.	Steigerung	—	517
XXXIX.	Culmination	—	523
XL.	Balanciren	—	532
XLI.	Durchwandern des Kreiſes	—	534
XLII.	Umkehrung	—	541
XLIII.	Fixation	—	545
XLIV.	Miſchung, reale	—	551
XLV.	Miſchung, ſcheinbare	—	566
XLVI.	Mittheilung, wirkliche	—	572
XLVII.	Mittheilung, ſcheinbare	—	588
XLVIII.	Entziehung	—	595
XLIX.	Nomenclatur	—	605
L.	Mineralien	—	613
LI.	Pflanzen	—	617
LII.	Würmer, Inſecten, Fiſche	—	630
LIII.	Vögel	—	653
LIV.	Säugethiere und Menſchen	—	662
LV.	Phyſiſche und chemiſche Wirkungen farbiger Beleuchtung	—	675
LVI.	Chemiſche Wirkung bei der dioptriſchen Achromaſie.	—	682

Vierte Abtheilung.

Allgemeine Ansichten nach innen. . . §. 688

Wie leicht die Farbe entſteht . . . . . — 690
Wie energiſch die Farbe ſey . . . . . — 693
Wie entſchieden die Farbe ſey . . . . . — 695
Miſchung der beiden Seiten . . . . . — 697
Steigerung in's Rothe . . . . . — 699
Verbindung der geſteigerten Enden . . . . — 702
Vollſtändigkeit der mannichfaltigen Erſcheinung . — 706
Uebereinſtimmung der vollſtändigen Erſcheinung . — 708
Wie leicht die Farbe verſchwindet . . . . — 712
Wie feſt die Farbe bleibt . . . . . — 714

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältniſſe.

Verhältniß zur Philoſophie . . . . . — 716
Verhältniß zur Mathematik . . . . . — 722
Verhältniß zur Technik des Färbers . . . . — 730
Verhältniß zur Phyſiologie und Pathologie. . . — 733
Verhältniß zur Naturgeſchichte . . . . . — 735
Verhältniß zur allgemeinen Phyſik . . . . . — 737
Verhältniß zur Tonlehre . . . . . — 747
Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie — 751

Sechſte Abtheilung.

Sinnlich-ſittliche Wirkung der Farbe . . . . — 758

Gelb . . . . . — 765
Rothgelb . . . . . — 772
Gelbroth . . . . . — 774
Blau . . . . . — 778
Rothblau . . . . . — 786
Blauroth . . . . . — 790
Roth . . . . . — 792
Grün . . . . . — 801
Totalität und Harmonie . . . . . — 803
Charakteriſtiſche Zuſammenſtellungen . . . . — 816
Gelb und Blau . . . . . — 819

Gelb und Purpur . . . . . §. 820
Blau und Purpur . . . . . — 821
Gelbroth und Blauroth . . . . . — 822
Charakterlose Zusammenstellungen . . . . . — 826
Regeln der Zusammenstellungen zu Hell und Dunkel — 830
Historische Betrachtungen . . . . . — 833
Aesthetische Wirkung . . . . . — 848
Helldunkel . . . . . — 849
Streben zur Farbe . . . . . — 862
Haltung . . . . . — 867
Colorit . . . . . — 871
Colorit des Orts . . . . . — 872
Colorit der Gegenstände . . . . . — 873
Charakteristisches Colorit . . . . . — 880
Harmonisches Colorit . . . . . — 885
Aechter Ton . . . . . — 889
Falscher Ton . . . . . — 891
Schwaches Colorit . . . . . — 891
Das Bunte . . . . . — 896
Furcht vor dem Theoretischen . . . . . — 900
Letzter Zweck . . . . . — 901
Gründe . . . . . — 902
Pigmente . . . . . — 911
Allegorischer, symbolischer, mystischer Gebrauch der Farbe . . . . . — 915
Zugabe . . . . . S. 519
Schlußwort . . . . . — 551

Entwurf einer Farbenlehre.

Si vera nostra sunt aut falsa, erunt talia, licet nostra per vitam defendimus. Post fata nostra pueri qui nunc ludunt nostri judices erunt.

Einleitung.

Die Luft zum Wiſſen wird bei dem Menſchen zuerſt dadurch angeregt, daß er bedeutende Phänomene gewahr wird, die ſeine Aufmerkſamkeit an ſich ziehen. Damit nun dieſe dauernd bleibe, ſo muß ſich eine innigere Theilnahme finden, die uns nach und nach mit den Gegenſtänden bekannter macht. Alsdann bemerken wir erſt eine große Mannichfaltigkeit, die uns als Menge entgegendringt. Wir ſind genöthigt, zu ſondern, zu unterſcheiden und wieder zuſammenzuſtellen; wodurch zuletzt eine Ordnung entſteht, die ſich mit mehr oder weniger Zufriedenheit überſehen läßt.

Dieſes in irgend einem Fache nur einigermaßen zu leiſten, wird eine anhaltende ſtrenge Beſchäftigung nöthig. Deßwegen finden wir, daß die Menſchen lieber durch eine allgemeine theoretiſche Anſicht, durch irgend eine Erklärungsart die Phänomene bei Seite bringen, anſtatt ſich die Mühe zu geben, das Einzelne kennen zu lernen und ein Ganzes zu erbauen.

Der Verſuch, die Farbenerſcheinungen auf- und zuſammenzuſtellen iſt nur zweymal gemacht worden, das

erstemal von Theophrast, sodann von Boyle. Dem gegenwärtigen wird man die dritte Stelle nicht streitig machen.

Das nähere Verhältniß erzählt uns die Geschichte. Hier sagen wir nur so viel, daß in dem verflossenen Jahrhundert an eine solche Zusammenstellung nicht gedacht werden konnte, weil Newton seiner Hypothese einen verwickelten und abgeleiteten Versuch zum Grund gelegt hatte, auf welchen man die übrigen zudringenden Erscheinungen, wenn man sie nicht verschweigen und beseitigen konnte, künstlich bezog und sie in ängstlichen Verhältnissen umherstellte; wie etwa ein Astronom verfahren müßte, der aus Grille den Mond in die Mitte unseres Systems setzen möchte. Er wäre genöthigt, die Erde, die Sonne mit allen übrigen Planeten um den subalternen Körper herum zu bewegen, und durch künstliche Berechnungen und Vorstellungsweisen das Irrige seines ersten Annehmens zu verstecken und zu beschönigen.

Schreiten wir nun in Erinnerung dessen, was wir oben vorwortlich beigebracht, weiter vor. Dort setzten wir das Licht als anerkannt voraus, hier thun wir ein Gleiches mit dem Auge. Wir sagten: die ganze Natur offenbare sich durch die Farbe dem Sinne des Auges. Nunmehr behaupten wir, wenn es auch einigermaßen sonderbar klingen mag, daß das Auge keine Form sehe, indem Hell, Dunkel und Farbe zusammen allein dasjenige ausmachen, was den Gegenstand vom Gegenstand,

Mahmud von Gasna.

Mahmud, deſſen Vater im Gebirge gegen Indien ein ſtarkes Reich gegründet hatte, indeſſen die Caliphen in der Fläche des Euphrats zur Nichtigkeit verſanken, ſetzte die Thätigkeit ſeines Vorgängers fort und machte ſich berühmt wie Alexander und Friedrich. Er läßt den Caliphen als eine Art geiſtlicher Macht gelten, die man wohl, zu eigenem Vortheil, einigermaßen anerkennen mag; doch erweitert er erſt ſein Reich um ſich her, dringt ſodann auf Indien los, mit großer Kraft und beſonderm Glück. Als eifrigſter Mahometaner beweiſ't er ſich unermüdlich und ſtreng in Ausbreitung ſeines Glaubens und Zerſtörung des Götzendienſtes. Der Glaube an den einigen Gott wirkt immer geiſterhebend, indem er den Menſchen auf die Einheit ſeines eignen Innern zurückweiſ't. Näher ſteht der Nationalprophete, der nur Anhänglichkeit und Förmlichkeiten fordert und eine Religion auszubreiten befiehlt, die, wie eine jede, zu unendlichen Auslegungen und Mißdeutungen dem Secten- und Parteygeiſt Raum läßt und deſſenungeachtet immer dieſelbige bleibt.

die Theile des Gegenſtandes von einander, für's Auge unterſcheidet. Und ſo erbauen wir aus dieſen Dreyen die ſichtbare Welt und machen dadurch zugleich die Mahlerey möglich, welche auf der Tafel eine weit vollkommner ſichtbare Welt als die wirkliche ſeyn kann, hervorzubringen vermag.

Das Auge hat ſein Daſeyn dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen thieriſchen Hülfsorganen ruft ſich das Licht ein Organ hervor, das ſeines Gleichen werde; und ſo bildet ſich das Auge am Lichte für's Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.

Hierbei erinnern wir uns der alten ioniſchen Schule, welche mit ſo großer Bedeutſamkeit immer wiederholte: nur von Gleichem werde Gleiches erkannt; wie auch der Worte eines alten Myſtikers, die wir in deutſchen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär' nicht das Auge ſonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtſchaft des Lichtes und des Auges wird niemand läugnen, aber ſich beide zugleich als eins und daſſelbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit. Indeſſen wird es faßlicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindeſten Veranlaſſung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finſterniß durch Forderungen

der Einbildungskraft uns die hellſten Bilder hervorrufen. Im Traume erſcheinen uns die Gegenſtände wie am vollen Tage. Im wachenden Zuſtande wird uns die leiſeſte äußere Lichteinwirkung bemerkbar; ja wenn das Organ einen mechaniſchen Anſtoß erleidet, ſo ſpringen Licht und Farben hervor.

Vielleicht aber machen hier diejenigen, welche nach einer gewiſſen Ordnung zu verfahren pflegen, bemerklich, daß wir ja noch nicht einmal entſchieden erklärt, was denn Farbe ſey? Dieſer Frage möchten wir gar zu gern hier abermals ausweichen und uns auf unſere Ausführung berufen, wo wir umſtändlich gezeigt, wie ſie erſcheine. Denn es bleibt uns auch hier nichts übrig, als zu wiederholen: die Farbe ſey die geſetzmäßige Natur in Bezug auf den Sinn des Auges. Auch hier müſſen wir annehmen, daß jemand dieſen Sinn habe, daß jemand die Einwirkung der Natur auf dieſen Sinn kenne: denn mit dem Blinden läßt ſich nicht von der Farbe reden.

Damit wir aber nicht gar zu ängſtlich eine Erklärung zu vermeiden ſcheinen, ſo möchten wir das Erſtgeſagte folgendermaßen umſchreiben. Die Farbe ſey ein elementares Naturphänomen für den Sinn des Auges, das ſich, wie die übrigen alle, durch Trennung und Gegenſatz, durch Miſchung und Vereinigung, durch Erhöhung und Neutraliſation, durch Mittheilung und Vertheilung und ſo weiter manifeſtirt, und unter dieſen allgemeinen Na-

turformeln am beſten angeſchaut und begriffen werden kann.

Dieſe Art ſich die Sache vorzuſtellen, können wir niemand aufdringen. Wer ſie bequem findet, wie wir, wird ſie gern in ſich aufnehmen. Eben ſo wenig haben wir Luſt, ſie künftig durch Kampf und Streit zu vertheidigen. Denn es hatte von jeher etwas Gefährliches, von der Farbe zu handeln, dergeſtalt daß einer unſerer Vorgänger gelegentlich gar zu äußern wagt: hält man dem Stier ein rothes Tuch vor, ſo wird er wüthend; aber der Philoſoph, wenn man nur überhaupt von Farbe ſpricht, fängt an zu raſen.

Sollen wir jedoch nunmehr von unſerm Vortrag, auf den wir uns berufen, einige Rechenſchaft geben, ſo müſſen wir vor allen Dingen anzeigen, wie wir die verſchiedenen Bedingungen, unter welchen die Farbe ſich zeigen mag, geſondert. Wir fanden dreyerlei Erſcheinungsweiſen, dreyerlei Arten von Farben, oder wenn man lieber will, dreyerlei Anſichten derſelben, deren Unterſchied ſich ausſprechen läßt.

Wir betrachteten alſo die Farben zuerſt, inſofern ſie dem Auge angehören und auf einer Wirkung und Gegenwirkung deſſelben beruhen; ferner zogen ſie unſere Aufmerkſamkeit an ſich, indem wir ſie an farbloſen Mitteln oder durch deren Beihülfe gewahrten; zuletzt aber wurden ſie uns merkwürdig, indem wir ſie als den Gegenſtänden angehörig denken konnten. Die er-

ſten nannten wir phyſiologiſche, die zweyten phyſiſche die dritten chemiſche Farben. Jene ſind unaufhaltſam flüchtig, die andern vorübergehend, aber allenfalls verweilend, die letzten feſtzuhalten bis zur ſpäteſten Dauer.

Indem wir ſie nun in ſolcher naturgemäßen Ordnung zum Behuf eines didaktiſchen Vortrags, möglichſt ſonderten und aus einander hielten, gelang es uns zugleich ſie in einer ſtetigen Reihe darzuſtellen, die flüchtigen mit den verweilenden und dieſe wieder mit den dauernden zu verknüpfen, und ſo die erſt ſorgfältig gezogenen Abtheilungen für ein höheres Anſchauen wieder aufzuheben.

Hierauf haben wir in einer vierten Abtheilung unſerer Arbeit, was bis dahin von den Farben unter mannichfaltigen beſondern Bedingungen bemerkt worden, im Allgemeinen ausgeſprochen und dadurch eigentlich den Abriß einer künftigen Farbenlehre entworfen. Gegenwärtig ſagen wir nur ſo viel voraus, daß zur Erzeugung der Farbe Licht und Finſterniß, Helles und Dunkles, oder, wenn man ſich einer allgemeineren Formel bedienen will, Licht und Nichtlicht gefordert werde. Zunächſt am Licht entſteht uns eine Farbe, die wir Gelb nennen, eine andere zunächſt an der Finſterniß, die wir mit dem Worte Blau bezeichnen. Dieſe beiden, wenn wir ſie in ihrem reinſten Zuſtand dergeſtalt vermiſchen, daß ſie ſich völlig das Gleichgewicht halten, bringen eine dritte hervor, welche wir Grün heißen. Jene beiden erſten Farben können

aber auch jede an sich selbst eine neue Erscheinung hervorbringen, indem sie sich verdichten oder verdunkeln. Sie erhalten ein röthliches Ansehen, welches sich bis auf einen so hohen Grad steigern kann, daß man das ursprüngliche Blau und Gelb kaum darin mehr erkennen mag. Doch läßt sich das höchste und reine Roth, vorzüglich in physischen Fällen, dadurch hervorbringen, daß man die beiden Enden des Gelbrothen und Blaurothen vereinigt. Dieses ist die lebendige Ansicht der Farbenerscheinung und Erzeugung. Man kann aber auch zu dem specificirt fertigen Blauen und Gelben ein fertiges Roth annehmen, und rückwärts durch Mischung hervorbringen, was wir vorwärts durch Intensiren bewirkt haben. Mit diesen drey oder sechs Farben, welche sich bequem in einen Kreis einschließen lassen, hat die Elementare Farbenlehre allein zu thun. Alle übrigen in's Unendliche gehenden Abänderungen gehören mehr in das Angewandte, gehören zur Technik des Mahlers, des Färbers, überhaupt in's Leben.

Sollen wir sodann noch eine allgemeine Eigenschaft aussprechen, so sind die Farben durchaus als Halblichter, als Halbschatten anzusehen, weßhalb sie denn auch, wenn sie zusammengemischt ihre specifischen Eigenschaften wechselseitig aufheben, ein Schattiges, ein Graues hervorbringen.

In unserer fünften Abtheilung sollten sodann jene nachbarlichen Verhältnisse dargestellt werden, in welchen

unſere Farbenlehre mit dem übrigen Wiſſen, Thun und Treiben zu ſtehen wünſchte. So wichtig dieſe Abtheilung iſt, ſo mag ſie vielleicht gerade eben deßwegen nicht zum beſten gelungen ſeyn. Doch wenn man bedenkt, daß eigentlich nachbarliche Verhältniſſe ſich nicht eher ausſprechen laſſen, als bis ſie ſich gemacht haben, ſo kann man ſich über das Mißlingen eines ſolchen erſten Verſuches wohl tröſten. Denn freilich iſt erſt abzuwarten, wie diejenigen, denen wir zu dienen ſuchten, denen wir etwas Gefälliges und Nützliches zu erzeigen dachten, das von uns möglichſt Geleiſtete aufnehmen werden, ob ſie ſich es zueignen, ob ſie es benutzen und weiter führen, oder ob ſie es ablehnen, wegdrängen und nothdürftig für ſich beſtehen laſſen. Indeſſen dürfen wir ſagen, was wir glauben und was wir hoffen.

Vom Philoſophen glauben wir Dank zu verdienen, daß wir geſucht die Phänomene bis zu ihren Urquellen zu verfolgen, bis dorthin, wo ſie bloß erſcheinen und ſind, und wo ſich nichts weiter an ihnen erklären läßt. Ferner wird ihm vollkommen ſeyn, daß wir die Erſcheinungen in eine leicht überſehbare Ordnung geſtellt, wenn er dieſe Ordnung ſelbſt auch nicht ganz billigen ſollte.

Den Arzt, beſonders denjenigen, der das Organ des Auges zu beobachten, es zu erhalten, deſſen Mängeln abzuhelfen und deſſen Uebel zu heilen berufen iſt, glauben wir uns vorzüglich zum Freunde zu machen. In

der Abtheilung von den phyſiologiſchen Farben, in dem Anhange, der die pathologiſchen andeutet, findet er ſich ganz zu Hauſe. Und wir werden gewiß durch die Bemühungen jener Männer, die zu unſerer Zeit dieſes Fach mit Glück behandeln, jene erſte, bisher vernachläſſigte und man kann wohl ſagen wichtigſte Abtheilung der Farbenlehre ausführlich bearbeitet ſehen.

Am freundlichſten ſollte der Phyſiker uns entgegenkommen, da wir ihm die Bequemlichkeit verſchaffen, die Lehre von den Farben in der Reihe aller übrigen elementaren Erſcheinungen vorzutragen und ſich dabei einer übereinſtimmenden Sprache, ja faſt derſelbigen Worte und Zeichen, wie unter den übrigen Rubriken, zu bedienen. Freilich machen wir ihm, inſofern er Lehrer iſt, etwas mehr Mühe: denn das Capitel von den Farben läßt ſich künftig nicht wie bisher mit wenig Paragraphen und Verſuchen abthun; auch wird ſich der Schüler nicht leicht ſo frugal, als man ihn ſonſt bedienen mögen, ohne Murren abſpeiſen laſſen. Dagegen findet ſich ſpäterhin ein anderer Vortheil. Denn wenn die Newtoniſche Lehre leicht zu lernen war, ſo zeigten ſich bei ihrer Anwendung unüberwindliche Schwierigkeiten. Unſere Lehre iſt vielleicht ſchwerer zu faſſen, aber alsdann iſt auch alles gethan: denn ſie führt ihre Anwendung mit ſich.

Der Chemiker, welcher auf die Farben als Crite-

rien achtet, um die geheimern Eigenschaften körperlicher Wesen zu entdecken, hat bisher bei Benennung und Bezeichnung der Farben manches Hinderniß gefunden; ja man ist nach einer näheren und feineren Betrachtung bewogen worden, die Farbe als ein unsicheres und trügliches Kennzeichen bei chemischen Operationen anzusehen. Doch hoffen wir sie durch unsere Darstellung und durch die vorgeschlagene Nomenclatur wieder zu Ehren zu bringen, und die Ueberzeugung zu erwecken, daß ein Werdendes, Wachsendes, ein Bewegliches, der Umwendung Fähiges nicht betrüglich sey, vielmehr geschickt, die zartesten Wirkungen der Natur zu offenbaren.

Blicken wir jedoch weiter umher, so wandelt uns eine Furcht an, dem Mathematiker zu mißfallen. Durch eine sonderbare Verknüpfung von Umständen ist die Farbenlehre in das Reich, vor den Gerichtsstuhl des Mathematikers gezogen worden, wohin sie nicht gehört. Dieß geschah wegen ihrer Verwandtschaft mit den übrigen Gesetzen des Sehens, welche der Mathematiker zu behandeln eigentlich berufen war. Es geschah ferner dadurch, daß ein großer Mathematiker die Farbenlehre bearbeitete, und da er sich als Physiker geirrt hatte, die ganze Kraft seines Talents aufbot, um diesem Irrthum Consistenz zu verschaffen. Wird beides eingesehen, so muß jedes Mißverständniß bald gehoben seyn, und der Mathematiker wird gern, besonders

die physische Abtheilung der Farbenlehre, mit bearbeiten helfen.

Dem Techniker, dem Färber hingegen, muß unsere Arbeit durchaus willkommen seyn. Denn gerade diejenigen, welche über die Phänomene der Färberey nachdachten, waren am wenigsten durch die bisherige Theorie befriedigt. Sie waren die ersten, welche die Unzulänglichkeit der Newtonischen Lehre gewahr wurden. Denn es ist ein großer Unterschied, von welcher Seite man sich einem Wissen, einer Wissenschaft nähert, durch welche Pforte man herein kommt. Der ächte Praktiker, der Fabricant, dem sich die Phänomene täglich mit Gewalt aufdringen, welcher Nutzen oder Schaden von der Ausübung seiner Ueberzeugungen empfindet, dem Geld- und Zeitverlust nicht gleichgültig ist, der vorwärts will, von anderen Geleistetes erreichen, übertreffen soll; er empfindet viel geschwinder das Hohle, das Falsche einer Theorie, als der Gelehrte, dem zuletzt die hergebrachten Worte für baare Münze gelten, als der Mathematiker, dessen Formel immer noch richtig bleibt, wenn auch die Unterlage nicht zu ihr paßt, auf die sie angewendet worden. Und so werden auch wir, da wir von der Seite der Mahlerey, von der Seite ästhetischer Färbung der Oberflächen, in die Farbenlehre hereingekommen, für den Mahler das Dankenswertheste geleistet haben, wenn wir in der sechsten Abtheilung die sinnlichen und sittlichen Wirkungen der Farbe zu bestim-

men gesucht, und sie dadurch dem Kunstgebrauch annähern wollen. Ist auch hierbei, wie durchaus, manches nur Skizze geblieben, so soll ja alles Theoretische eigentlich nur die Grundzüge andeuten, auf welchen sich hernach die That lebendig ergehen und zu gesetzlichem Hervorbringen gelangen mag.

Eine ſolche einfache Gottesverehrung mußte mit dem indiſchen Götzendienſte im herbſten Widerſpruch ſtehen, Gegenwirkung und Kampf, ja blutige Vernichtungskriege hervorrufen, wobei ſich der Eifer des Zerſtörens und Bekehrens noch durch Gewinn unendlicher Schätze erhöht fühlte. Ungeheure, fratzenhafte Bilder, deren hohler Körper mit Gold und Juwelen ausgefüllt erfunden ward, ſchlug man in Stücke und ſendete ſie, geviertheilt, verſchiedene Schwellen mahometaniſcher Heilorte zu pflaſtern. Noch jetzt ſind die indiſchen Ungeheuer jedem reinen Gefühle verhaßt, wie gräßlich mögen ſie den bildloſen Mahometaner angeſchaut haben!

Nicht ganz am unrechten Orte wird hier die Bemerkung ſtehen, daß der urſprüngliche Werth einer jeden Religion erſt nach Verlauf von Jahrhunderten aus ihren Folgen beurtheilt werden kann. Die jüdiſche Religion wird immer einen gewiſſen ſtarren Eigenſinn, dabei aber auch freien Klugſinn und lebendige Thätigkeit verbreiten; die mahometaniſche läßt ihren Bekenner nicht aus einer dumpfen Beſchränktheit heraus, indem ſie, keine ſchweren Pflichten fordernd, ihm innerhalb derſelben alles Wünſchenswerthe verleiht und zugleich, durch Ausſicht auf die Zukunft, Tapferkeit und Religionspatriotismus einflößt und erhält.

Die indiſche Lehre taugte von Haus aus nichts, ſo wie denn gegenwärtig ihre vielen tauſend Götter,

Erſte Abtheilung.

Phyſiologiſche Farben.

1.

Dieſe Farben, welche wir billig obenan ſetzen, weil ſie dem Subject, weil ſie dem Auge, theils völlig, theils größtens zugehören, dieſe Farben, welche das Fundament der ganzen Lehre machen und uns die chromatiſche Harmonie, worüber ſo viel geſtritten wird, offenbaren, wurden bisher als außerweſentlich, zufällig, als Täuſchung und Gebrechen betrachtet. Die Erſcheinungen derſelben ſind von frühern Zeiten her bekannt, aber weil man ihre Flüchtigkeit nicht haſchen konnte, ſo verbannte man ſie in das Reich der ſchädlichen Geſpenſter und bezeichnete ſie in dieſem Sinne gar verſchiedentlich.

2.

Alſo heißen ſie colores adventicii nach Boyle, imaginarii und phantastici nach Rizzetti, nach Buffon couleurs accidentelles, nach Scherfer Scheinfarben, Augentäuſchungen und Geſichtsbetrug nach mehreren, nach Hamberger vitia fugitiva, nach Darwin ocular spectra.

3.

Wir haben sie physiologische genannt, weil sie dem gesunden Auge angehören, weil wir sie als die nothwendigen Bedingungen des Sehens betrachten, auf dessen lebendiges Wechselwirken in sich selbst und nach außen sie hinzudeuten.

4.

Wir fügen ihnen sogleich die pathologischen hinzu, welche, wie jeder abnorme Zustand auf den gesetzlichen, so auch hier auf die physiologischen Farben eine vollkommenere Einsicht verbreiten.

I.

Licht und Finsterniß zum Auge.

5.

Die Retina befindet sich, je nachdem Licht oder Finsterniß auf sie wirken, in zwey verschiedenen Zuständen, die einander völlig entgegenstehen.

6.

Wenn wir die Augen innerhalb eines ganz finstern Raums offen halten, so wird uns ein gewisser Mangel empfindbar. Das Organ ist sich selbst überlassen, es zieht sich in sich selbst zurück, ihm fehlt jene reizende befriedigende Berührung, durch die es mit der äußern Welt verbunden und zum Ganzen wird.

Wen-

7.

Wenden wir das Auge gegen eine ſtark beleuchtete weiße Fläche, ſo wird es geblendet und für eine Zeit lang unfähig, mäßig beleuchtete Gegenſtände zu unterſcheiden.

8.

Jeder dieſer äußerſten Zuſtände nimmt auf die angegebene Weiſe die ganze Netzhaut ein, und inſofern werden wir nur einen derſelben auf einmal gewahr. Dort (6) fanden wir das Organ in der höchſten Abſpannung und Empfänglichkeit, hier (7) in der äußerſten Ueberſpannung und Unempfindlichkeit.

9.

Gehen wir ſchnell aus einem dieſer Zuſtände in den andern über, wenn auch nicht von einer äußerſten Gränze zur andern, ſondern etwa nur aus dem Hellen in's Dämmernde; ſo iſt der Unterſchied bedeutend und wir können bemerken, daß die Zuſtände eine Zeit lang dauern.

10.

Wer aus der Tageshelle in einen dämmerigen Ort übergeht, unterſcheidet nichts in der erſten Zeit; nach und nach ſtellen ſich die Augen zur Empfänglichkeit wieder her, ſtarke früher als ſchwache, jene ſchon in einer Minute, wenn dieſe ſieben bis acht Minuten brauchen.

11.

Bei wiſſenſchaftlichen Beobachtungen kann die Unempfänglichkeit des Auges für ſchwache Lichteindrücke, wenn man aus dem Hellen in's Dunkle geht, zu ſonder-

baren Irrthümern Gelegenheit geben. So glaubte ein Beobachter, dessen Auge sich langsam herstellte, eine ganze Zeit, das faule Holz leuchte nicht um Mittag, selbst in der dunkeln Kammer. Er sah nämlich das schwache Leuchten nicht, weil er aus dem hellen Sonnenschein in die dunkle Kammer zu gehen pflegte und erst später einmal so lange darin verweilte, bis sich das Auge wieder hergestellt hatte.

Eben so mag es dem Doctor Wall mit dem elektrischen Scheine des Bernsteins gegangen seyn, den er bei Tage, selbst im dunkeln Zimmer, kaum gewahr werden konnte.

Das Nichtsehen der Sterne bei Tage, das Bessersehen der Gemählde durch eine doppelte Röhre ist auch hieher zu rechnen.

12.

Wer einen völlig dunkeln Ort mit einem, den die Sonne beschein, verwechselt, wird geblendet. Wer aus der Dämmerung in's nicht blendende Helle kommt, bemerkt alle Gegenstände frischer und besser; daher ein ausgeruhtes Auge durchaus für mäßige Erscheinungen empfänglicher ist.

Bei Gefangenen, welche lange im Finstern gesessen, ist die Empfänglichkeit der Retina so groß, daß sie im Finstern (wahrscheinlich in einem wenig erhellten Dunkel) schon Gegenstände unterscheiden.

13.

Die Netzhaut befindet sich bei dem, was wir sehen heißen, zu gleicher Zeit in verschiedenen, ja in entgegengesetzten Zuständen. Das höchste nicht blendende Helle wirkt neben dem völlig Dunkeln. Zugleich werden wir alle Mittelstufen des Helldunkeln und alle Farbenbestimmungen gewahr.

14.

Wir wollen gedachte Elemente der sichtbaren Welt nach und nach betrachten und bemerken, wie sich das Organ gegen dieselben verhalte, und zu diesem Zweck die einfachsten Bilder vernehmen.

II.

Schwarze und weiße Bilder zum Auge.

15.

Wie sich die Netzhaut gegen Hell und Dunkel überhaupt verhält, so verhält sie sich auch gegen dunkle und helle einzelne Gegenstände. Wenn Licht und Finsterniß ihr im Ganzen verschiedene Stimmungen geben, so werden schwarze und weiße Bilder, die zu gleicher Zeit in's Auge fallen, diejenigen Zustände neben einander bewirken, welche durch Licht und Finsterniß in einer Folge hervorgebracht wurden.

16.

Ein dunkler Gegenstand erscheint kleiner, als ein

heller von derselben Größe. Man sehe zugleich eine weiße Rundung auf schwarzem, eine schwarze auf weißem Grunde, welche nach einerlei Zirkelschlag ausgeschnitten sind, in einiger Entfernung an, und wir werden die letztere etwa um ein Fünftel kleiner, als die erste halten. Man mache das schwarze Bild um so viel größer, und sie werden gleich erscheinen.

17.

So bemerkte Tycho de Brahe, daß der Mond in der Conjunction (der finstere) um den fünften Theil kleiner erscheine, als in der Opposition (der volle helle). Die erste Mondsichel scheint einer größern Scheibe anzugehören, als der an sie gränzenden dunkeln, die man zur Zeit des Neulichtes manchmal unterscheiden kann. Schwarze Kleider machen die Personen viel schmäler aussehen, als helle. Hinter einem Rand gesehene Lichter machen in den Rand einen scheinbaren Einschnitt. Ein Lineal, hinter welchem ein Kerzenlicht hervorblickt, hat für uns eine Scharte. Die auf- und untergehende Sonne scheint einen Einschnitt in den Horizont zu machen.

18.

Das Schwarze, als Repräsentant der Finsterniß, läßt das Organ im Zustande der Ruhe, das Weiße, als Stellvertreter des Lichts, versetzt es in Thätigkeit. Man schlösse vielleicht aus gedachtem Phänomen (16), daß die ruhige Netzhaut, wenn sie sich selbst überlassen ist, in sich selbst zusammengezogen sey, und einen klei-

nern Raum einnehme, als in dem Zuſtande der Thätigkeit, in den ſie durch den Reiz des Lichtes verſetzt wird.

Keppler ſagt daher ſehr ſchön: certum est vel in retina caussâ picturae, vel in spiritibus caussâ impressionis exsistere dilatationem lucidorum. Paralip. in Vitellionem p. 220. Pater Scherfer hat eine ähnliche Muthmaßung.

19.

Wie dem auch ſey, beide Zuſtände, zu welchen das Organ durch ein ſolches Bild beſtimmt wird, beſtehen auf demſelben örtlich, und dauern eine Zeit lang fort, wenn auch ſchon der äußere Anlaß entfernt iſt. Im gemeinen Leben bemerken wir es kaum: denn ſelten kommen Bilder vor, die ſehr ſtark von einander abſtechen. Wir vermeiden diejenigen anzuſehn, die uns blenden. Wir blicken von einem Gegenſtand auf den andern, die Succeſſion der Bilder ſcheint uns rein, wir werden nicht gewahr, daß ſich von dem vorhergehenden etwas in's nachfolgende hinüberſchleicht.

20.

Wer auf ein Fenſterkreuz, das einen dämmernden Himmel zum Hintergrunde hat, Morgens bei'm Erwachen, wenn das Auge beſonders empfänglich iſt, ſcharf hinblickt und ſodann die Augen ſchließt, oder gegen einen ganz dunkeln Ort hinſieht, wird ein ſchwarzes Kreuz auf hellem Grunde noch eine Weile vor ſich ſehen.

21.

Jedes Bild nimmt ſeinen beſtimmten Platz auf der Netzhaut ein, und zwar einen größern oder kleinern, nach dem Maße, in welchem es nahe oder fern geſehen wird. Schließen wir das Auge ſogleich, wenn wir in die Sonne geſehen haben, ſo werden wir uns wundern, wie klein das zurückgebliebene Bild erſcheint.

22.

Kehren wir dagegen das geöffnete Auge nach einer Wand, und betrachten das uns vorſchwebende Geſpenſt in Bezug auf andere Gegenſtände; ſo werden wir es immer größer erblicken, je weiter von uns es durch irgend eine Fläche aufgefangen wird. Dieſes Phänomen erklärt ſich wohl aus dem perſpectiviſchen Geſetz, daß uns der kleine nähere Gegenſtand den größern entfernten zudeckt.

23.

Nach Beſchaffenheit der Augen iſt die Dauer dieſes Eindrucks verſchieden. Sie verhält ſich wie die Herſtellung der Netzhaut bei dem Uebergang aus dem Hellen in's Dunkle (10), und kann alſo nach Minuten und Secunden abgemeſſen werden, und zwar viel genauer, als es bisher durch eine geſchwungene, brennende Lunte, die dem hinblickenden Auge als ein Zirkel erſcheint, geſchehen konnte.

24.

Beſonders auch kommt die Energie in Betracht,

womit eine Lichtwirkung das Auge trifft. Am längſten bleibt das Bild der Sonne, andere mehr oder weniger leuchtende Körper laſſen ihre Spur länger oder kürzer zurück.

25.

Dieſe Bilder verſchwinden nach und nach, und zwar indem ſie ſowohl an Deutlichkeit als an Größe verlieren.

26.

Sie nehmen von der Peripherie herein ab, und man glaubt bemerkt zu haben, daß bei viereckten Bildern ſich nach und nach die Ecken abſtumpfen, und zuletzt ein immer kleineres rundes Bild vorſchwebt.

27.

Ein ſolches Bild, deſſen Eindruck nicht mehr bemerklich iſt, läßt ſich auf der Retina gleichſam wieder beleben, wenn wir die Augen öffnen und ſchließen und mit Erregung und Schonung abwechſeln.

28.

Daß Bilder ſich bei Augenkrankheiten vierzehn bis ſiebzehn Minuten, ja länger auf der Retina erhielten, deutet auf äußerſte Schwäche des Organs, auf deſſen Unfähigkeit ſich wieder herzuſtellen, ſo wie das Vorſchweben leidenſchaftlich geliebter oder verhaßter Gegenſtände aus dem Sinnlichen in's Geiſtige deutet.

29.

Blickt man, indeſſen der Eindruck obgedachten Fen-

sterbildes noch dauert, nach einer hellgrauen Fläche, so erscheint das Kreuz hell und der Scheibenraum dunkel. In jenem Falle (20) blieb der Zustand sich selbst gleich, so daß auch der Eindruck identisch verharren konnte; hier aber wird eine Umkehrung bewirkt, die unsere Aufmerksamkeit aufregt und von der uns die Beobachter mehrere Fälle überliefert haben.

30.

Die Gelehrten, welche auf den Cordilleras ihre Beobachtung anstellten, sahen um den Schatten ihrer Köpfe, der auf Wolken fiel, einen hellen Schein. Dieser Fall gehört wohl hieher: denn indem sie das dunkle Bild des Schattens fixirten und sich zugleich von der Stelle bewegten, so schien ihnen das geforderte helle Bild um das dunkle zu schweben. Man betrachte ein schwarzes Rund auf einer hellgrauen Fläche, so wird man bald, wenn man die Richtung des Blicks im geringsten verändert, einen hellen Schein um das dunkle Rund schweben sehen.

Auch mir ist ein Aehnliches begegnet. Indem ich nämlich auf dem Felde sitzend mit einem Manne sprach, der, in einiger Entfernung vor mir stehend, einen grauen Himmel zum Hintergrund hatte, so erschien mir, nachdem ich ihn lange scharf und unverwandt angesehen, als ich den Blick ein wenig gewendet, sein Kopf von einem blendenden Schein umgeben.

Wahrscheinlich gehört hieher auch das Phänomen, daß Personen, die bei Aufgang der Sonne an feuchten

und zwar nicht etwa untergeordnete, ſondern alle gleich unbedingt mächtige Götter, die Zufälligkeiten des Lebens nur noch mehr verwirren, den Unſinn jeder Leidenſchaft fördern und die Verrücktheit des Laſters, als die höchſte Stufe der Heiligkeit und Seligkeit, begünſtigen.

Auch ſelbſt eine reinere Vielgötterey, wie die der Griechen und Römer, mußte doch zuletzt auf falſchem Wege ihre Bekenner und ſich ſelbſt verlieren. Dagegen gebührt der chriſtlichen das höchſte Lob, deren reiner, edler Urſprung ſich immerfort dadurch bethätigt, daß nach den größten Verirrungen, in welche ſie der dunkle Menſch hinein zog, eh man ſich's verſieht ſie ſich in ihrer erſten lieblichen Eigenthümlichkeit, als Miſſion, als Hausgenoſſen- und Bruderſchaft, zu Erquickung des ſittlichen Menſchenbedürfniſſes, immer wieder hervorthut.

Billigen wir nun den Eifer des Götzenſtürmers Mahmud, ſo gönnen wir ihm die zu gleicher Zeit gewonnenen unendlichen Schätze, und verehren beſonders in ihm den Stifter perſiſcher Dichtkunſt und höherer Cultur. Er, ſelbſt aus perſiſchem Stamme, ließ ſich nicht etwa in die Beſchränktheit der Araber hineinziehen, er fühlte gar wohl daß der ſchönſte Grund und Boden für Religion in der Nationalität zu finden ſey; dieſe ruhet auf der Poeſie, die uns älteſte Geſchichte in fabelhaften Bildern überliefert, nach und nach ſo-

Wiesen hergehen, einen Schein um ihr Haupt erblicken, der zugleich farbig seyn mag, weil sich von den Phänomenen der Refraction etwas einmischt.

So hat man auch um die Schatten der Luftballone, welche auf Wolken fielen, helle und einigermaßen gefärbte Kreise bemerken wollen.

Pater Beccaria stellte einige Versuche an über die Wetterelektricität, wobei er den papiernen Drachen in die Höhe steigen ließ. Es zeigte sich um diese Maschine ein kleines glänzendes Wölkchen von abwechselnder Größe, ja auch um einen Theil der Schnur. Es verschwand zuweilen, und wenn der Drache sich schneller bewegte, schien es auf dem vorigen Platze einige Augenblicke hin und wieder zu schweben. Diese Erscheinung, welche die damaligen Beobachter nicht erklären konnten, war das im Auge zurückgebliebene, gegen den hellen Himmel in ein helles verwandelte Bild des dunkeln Drachen.

Bei optischen, besonders chromatischen Versuchen, wo man oft mit blendenden Lichtern, sie seyen farblos oder farbig, zu thun hat, muß man sich sehr vorsehen, daß nicht das zurückgebliebene Spectrum einer vorhergehenden Beobachtung sich mit in eine folgende Beobachtung mische und dieselbe verwirrt und unrein mache.

31.

Diese Erscheinungen hat man sich folgendermaßen zu erklären gesucht. Der Ort der Retina, auf welchen das Bild des dunkeln Kreuzes fiel, ist als ausgeruht und em-

pfänglich anzusehen. Auf ihn wirkt die mäßig erhellte Fläche lebhafter, als auf die übrigen Theile der Netzhaut, welche durch die Fensterscheiben das Licht empfingen, und nachdem sie durch einen so viel stärkern Reiz in Thätigkeit gesetzt worden, die graue Fläche nur als dunkel gewahr werden.

32.

Diese Erklärungsart scheint für den gegenwärtigen Fall ziemlich hinreichend; in Betrachtung künftiger Erscheinungen aber sind wir genöthigt das Phänomen aus höhern Quellen abzuleiten.

33.

Das Auge eines Wachenden äußert seine Lebendigkeit besonders darin, daß es durchaus in seinen Zuständen abzuwechseln verlangt, die sich am einfachsten vom Dunkeln zum Hellen und umgekehrt bewegen. Das Auge kann und mag nicht einen Moment in einem besondern, in einem durch das Object specificirten Zustande identisch verharren. Es ist vielmehr zu einer Art von Opposition genöthigt, die, indem sie das Extrem dem Extreme, das Mittlere dem Mittleren entgegensetzt, sogleich das Entgegengesetzte verbindet, und in der Succession sowohl als in der Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit nach einem Ganzen strebt.

34.

Vielleicht entsteht das außerordentliche Behagen, das wir bei dem wohlbehandelten Helldunkel farbloser Ge-

mählde und ähnlicher Kunſtwerke empfinden, vorzüglich aus dem gleichzeitigen Gewahrwerden eines Ganzen, das von dem Organ ſonſt nur in einer Folge mehr geſucht, als hervorgebracht wird, und wie es auch gelingen möge, niemals feſtgehalten werden kann.

III.

Graue Flächen und Bilder.

35.

Ein großer Theil chromatiſcher Verſuche verlangt ein mäßiges Licht. Dieſes können wir ſogleich durch mehr oder minder graue Flächen bewirken, und wir haben uns daher mit dem Grauen zeitig bekannt zu machen, wobei wir kaum zu bemerken brauchen, daß in manchen Fällen eine im Schatten oder in der Dämmerung ſtehende weiße Fläche für eine graue gelten kann.

36.

Da eine graue Fläche zwiſchen Hell und Dunkel innen ſteht, ſo läßt ſich das, was wir oben (29) als Phänomen vorgetragen, zum bequemen Verſuch erheben.

37.

Man halte ein ſchwarzes Bild vor eine graue Fläche und ſehe unverwandt, indem es weggenommen wird, auf denſelben Fleck; der Raum, den es einnahm, erſcheint um vieles heller. Man halte auf eben dieſe Art ein weißes Bild hin, und der Raum wird nach-

her dunkler als die übrige Fläche erſcheinen. Man verwende das Auge auf der Tafel hin und wieder, ſo werden in beiden Fällen die Bilder ſich gleichfalls hin und her bewegen.

38.

Ein graues Bild auf ſchwarzem Grunde erſcheint viel heller, als daſſelbe Bild auf weißem. Stellt man beide Fälle neben einander, ſo kann man ſich kaum überzeugen, daß beide Bilder aus Einem Topf gefärbt ſeyen. Wir glauben hier abermals die große Regſamkeit der Netzhaut zu bemerken und den ſtillen Widerſpruch, den jedes Lebendige zu äußern gedrungen iſt, wenn ihm irgend ein beſtimmter Zuſtand dargeboten wird. So ſetzt das Einathmen ſchon das Ausathmen voraus und umgekehrt; ſo jede Syſtole ihre Diaſtole. Es iſt die ewige Formel des Lebens, die ſich auch hier äußert. Wie dem Auge das Dunkle geboten wird, ſo fordert es das Helle; es fordert Dunkel, wenn man ihm Hell entgegenbringt und zeigt eben dadurch ſeine Lebendigkeit, ſein Recht das Object zu faſſen, indem es etwas, das dem Object entgegengeſetzt iſt, aus ſich ſelbſt hervorbringt.

IV.

Blendendes farbloſes Bild.

39.

Wenn man ein blendendes völlig farbloſes Bild anſieht, ſo macht ſolches einen ſtarken dauernden Eindruck, und das Abklingen deſſelben iſt von einer Farbenerſcheinung begleitet.

40.

In einem Zimmer, das möglichſt verdunkelt worden, habe man im Laden eine runde Oeffnung, etwa drey Zoll im Durchmeſſer, die man nach Belieben auf- und zudecken kann; durch ſelbige laſſe man die Sonne auf ein weißes Papier ſcheinen und ſehe in einiger Entfernung ſtarr das erleuchtete Rund an; man ſchließe darauf die Oeffnung und blicke nach dem dunkelſten Orte des Zimmers; ſo wird man eine runde Erſcheinung vor ſich ſchweben ſehen. Die Mitte des Kreiſes wird man hell, farblos, einigermaßen gelb ſehen, der Rand aber wird ſogleich purpurfarben erſcheinen.

Es dauert eine Zeit lang, bis dieſe Purpurfarbe von außen herein den ganzen Kreis zudeckt, und endlich den hellen Mittelpunkt völlig vertreibt. Kaum erſcheint aber das ganze Rund purpurfarben, ſo fängt der Rand an blau zu werden, das Blaue verdrängt nach und nach hereinwärts den Purpur. Iſt die Erſcheinung vollkommen blau, ſo wird der Rand dunkel und unfärbig. Es

währet lange, bis der unfärbige Rand völlig das Blaue vertreibt und der ganze Raum unfärbig wird. Das Bild nimmt ſodann nach und nach ab und zwar dergeſtalt, daß es zugleich ſchwächer und kleiner wird. Hier ſehen wir abermals, wie ſich die Netzhaut, durch eine Succeſſion von Schwingungen, gegen den gewaltſamen äußern Eindruck nach und nach wieder herſtellt. (25, 26).

41.

Die Verhältniſſe des Zeitmaßes dieſer Erſcheinung habe ich an meinem Auge, bei mehrern Verſuchen übereinſtimmend, folgendermaßen gefunden.

Auf das blendende Bild hatte ich fünf Secunden geſehen, darauf den Schieber geſchloſſen; da erblickt' ich das farbige Scheinbild ſchwebend, und nach drenzehn Secunden erſchien es ganz purpurfarben. Nun vergingen wieder neun und zwanzig Secunden, bis das Ganze blau erſchien, und acht und vierzig, bis es mir farblos vorſchwebte. Durch Schließen und Oeffnen des Auges belebte ich das Bild immer wieder (27), ſo daß es ſich erſt nach Verlauf von ſieben Minuten ganz verlor.

Künftige Beobachter werden dieſe Zeiten kürzer oder länger finden, je nachdem ſie ſtärkere oder ſchwächere Augen haben (28). Sehr merkwürdig aber wäre es, wenn man deſſen ungeachtet durchaus ein gewiſſes Zahlenverhältniß dabei entdecken könnte.

42.

Aber dieſes ſonderbare Phänomen erregt nicht ſobald unſre Aufmerkſamkeit, als wir ſchon eine neue Modification deſſelben gewahr werden.

Haben wir, wie oben gedacht, den Lichteindruck im Auge aufgenommen und ſehen in einem mäßig erleuchteten Zimmer auf einen hellgrauen Gegenſtand; ſo ſchwebt abermals ein Phänomen vor uns, aber ein dunkles, das ſich nach und nach von außen mit einem grünen Rande einfaßt, welcher eben ſo, wie vorher der purpurne Rand, ſich über das ganze Rund hineinwärts verbreitet. Iſt dieſes geſchehen, ſo ſieht man nunmehr ein ſchmutziges Gelb, das, wie in dem vorigen Verſuche das Blau, die Scheibe ausfüllt und zuletzt von einer Unfarbe verſchlungen wird.

43.

Dieſe beiden Verſuche laſſen ſich combiniren, wenn man in einem mäßig hellen Zimmer eine ſchwarze und weiße Tafel neben einander hinſetzt und, ſo lange das Auge den Lichteindruck behält, bald auf die weiße, bald auf die ſchwarze Tafel ſcharf hinblickt. Man wird alsdann im Anfange bald ein purpurnes, bald ein grünes Phänomen und ſo weiter das übrige gewahr werden. Ja, wenn man ſich geübt hat, ſo laſſen ſich, indem man das ſchwebende Phänomen dahin bringt, wo die zwey Tafeln an einander ſtoßen, die beiden entgegengeſetzten Farben zugleich erblicken; welches um ſo beque-

mer geschehen kann, als die Tafeln entfernter stehen, indem das Spectrum alsdann größer erscheint.

44.

Ich befand mich gegen Abend in einer Eisenschmiede, als eben die glühende Masse unter den Hammer gebracht wurde. Ich hatte scharf darauf gesehen, wendete mich um und blickte zufällig in einen offenstehenden Kohlenschoppen. Ein ungeheures purpurfarbnes Bild schwebte nun vor meinen Augen, und als ich den Blick von der dunkeln Oeffnung weg, nach dem hellen Bretterverschlag wendete, so erschien mir das Phänomen halb grün, halb purpurfarben, je nachdem es einen dunklern oder hellern Grund hinter sich hatte. Auf das Abklingen dieser Erscheinung merkte ich damals nicht.

45.

Wie das Abklingen eines umschriebenen Glanzbildes verhält sich auch das Abklingen einer totalen Blendung der Retina. Die Purpurfarbe, welche die vom Schnee Geblendeten erblicken, gehört hieher, so wie die ungemein schöne grüne Farbe dunkler Gegenstände, nachdem man auf ein weißes Papier in der Sonne lang hingesehen. Wie es sich näher damit verhalte, werden diejenigen künftig untersuchen, deren jugendliche Augen, um der Wissenschaft willen, noch etwas auszustehen fähig sind.

46.

Hieher gehören gleichfalls die schwarzen Buchstaben,

die

die im Abendlichte roth erſcheinen. Vielleicht gehört auch die Geſchichte hieher, daß ſich Blutstropfen auf dem Tiſche zeigten, an den ſich Heinrich der Vierte von Frankreich mit dem Herzog von Guiſe, um Würfel zu ſpielen, geſetzt hatte.

V.

Farbige Bilder.

47.

Wir wurden die phyſiologiſchen Farben zuerſt bei'm Abklingen farbloſer blendender Bilder, ſo wie auch bei abklingenden allgemeinen farbloſen Blendungen gewahr. Nun finden wir analoge Erſcheinungen, wenn dem Auge eine ſchon ſpecificirte Farbe geboten wird, wobei uns alles, was wir bisher erfahren haben, immer gegenwärtig bleiben muß.

48.

Wie von den farbloſen Bildern, ſo bleibt auch von den farbigen der Eindruck im Auge, nur daß uns die zur Oppoſition aufgeforderte, und durch den Gegenſatz eine Totalität hervorbringende Lebendigkeit der Netzhaut anſchaulicher wird.

49.

Man halte ein kleines Stück lebhaft farbigen Papiers, oder ſeidnen Zeuges, vor eine mäßig erleuchtete weiße Tafel, ſchaue unverwandt auf die kleine farbige

Fläche und hebe ſie, ohne das Auge zu verrücken, nach einiger Zeit hinweg; ſo wird das Spectrum einer andern Farbe auf der weißen Tafel zu ſehen ſeyn. Man kann auch das farbige Papier an ſeinem Orte laſſen, und mit dem Auge auf einen andern Fleck der weißen Tafel hinblicken; ſo wird jene farbige Erſcheinung ſich auch dort ſehen laſſen: denn ſie entſpringt aus einem Bilde, das nunmehr dem Auge angehört.

50.

Um in der Kürze zu bemerken, welche Farben denn eigentlich durch dieſen Gegenſatz hervorgerufen werden, bediene man ſich des illuminirten Farbenkreiſes unſerer Tafeln, der überhaupt naturgemäß eingerichtet iſt, und auch hier ſeine guten Dienſte leiſtet, indem die in demſelben diametral einander entgegengeſetzten Farben diejenigen ſind, welche ſich im Auge wechſelsweiſe fordern. So fordert Gelb das Violette, Orange das Blaue, Purpur das Grüne, und umgekehrt. So fordern ſich alle Abſtufungen wechſelsweiſe, die einfachere Farbe fordert die zuſammengeſetztere, und umgekehrt.

51.

Oefter, als wir denken, kommen uns die bisher gehörigen Fälle im gemeinen Leben vor, ja der Aufmerkſame ſieht dieſe Erſcheinungen überall, da ſie hingegen von dem ununterrichteten Theil der Menſchen, wie von unſern Vorfahren, als flüchtige Fehler angeſehen werden, ja manchmal gar, als wären es Vorbedeutungen von

dann in's Klare hervortritt und ohne Sprung die Vergangenheit an die Gegenwart heranführt.

Unter dieſen Betrachtungen gelangen wir alſo in das zehnte Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Man werfe einen Blick auf die höhere Bildung die ſich dem Orient, ungeachtet der ausſchließenden Religion, immerfort aufdrang. Hier ſammelten ſich, faſt wider Willen der wilden und ſchwachen Beherrſcher, die Reſte griechiſcher und römiſcher Verdienſte und ſo vieler geiſtreicher Chriſten, deren Eigenheiten aus der Kirche ausgeſtoßen worden, weil auch dieſe, wie der Islam, auf Einglaubigkeit los arbeiten mußte.

Doch zwey große Verzweigungen des menſchlichen Wiſſens und Wirkens gelangten zu einer freiern Thätigkeit!

Die Medicin ſollte die Gebrechen des Mikrokosmus heilen, und die Sternkunde dasjenige dolmetſchen, womit uns für die Zukunft der Himmel ſchmeicheln oder bedrohen möchte; jene mußte der Natur, dieſe der Mathematik huldigen, und ſo waren beide wohl empfohlen und verſorgt.

Die Geſchäftsführung ſodann unter deſpotiſchen Regenten blieb, auch bei größter Aufmerkſamkeit und Genauigkeit, immer gefahrvoll, und ein Canzlevermandter bedurfte ſo viel Muth ſich in den Divan zu bewegen als ein Held zur Schlacht; einer war nicht ſicherer ſeinen Herd wieder zu ſehn als der andere.

Augenkrankheiten, sorgliches Nachdenken erregen. Einige bedeutende Fälle mögen hier Platz nehmen.

52.

Als ich gegen Abend in ein Wirthshaus eintrat und ein wohlgewachsenes Mädchen mit blendend-weißem Gesicht, schwarzen Haaren und einem scharlachrothen Mieder zu mir in's Zimmer trat, blickte ich sie, die in einiger Entfernung vor mir stand, in der Halbdämmerung scharf an. Indem sie sich nun darauf hinwegbewegte, sah ich auf der mir entgegenstehenden weißen Wand ein schwarzes Gesicht, mit einem hellen Schein umgeben, und die übrige Bekleidung der völlig deutlichen Figur erschien von einem schönen Meergrün.

53.

Unter dem optischen Apparat befinden sich Brustbilder von Farben und Schattirungen, denen entgegengesetzt, welche die Natur zeigt, und man will, wenn man sie eine Zeit lang angeschaut, die Scheingestalt alsdann ziemlich natürlich gesehen haben. Die Sache ist an sich selbst richtig und der Erfahrung gemäß: denn in obigem Falle hätte mir eine Mohrin mit weißer Binde ein weißes Gesicht schwarz umgeben hervorgebracht; nur will es bei jenen gewöhnlich klein gemahlten Bildern nicht jederman glücken, die Theile der Scheinfigur gewahr zu werden.

54.

Ein Phänomen, das schon früher bei den Natur-

forſchern Aufmerkſamkeit erregt, läßt ſich wie ich überzeugt bin, auch aus dieſen Erſcheinungen ableiten.

Man erzählt, daß gewiſſe Blumen im Sommer bei Abendzeit gleichſam blitzen, phosphoreſciren oder ein augenblickliches Licht ausſtrömen. Einige Beobachter geben dieſe Erfahrungen genauer an.

Dieſes Phänomen ſelbſt zu ſehen hatte ich mich oft bemüht, ja ſogar, um es hervorzubringen, künſtliche Verſuche angeſtellt.

Am 19 Jun. 1799, als ich zu ſpäter Abendzeit, bei der in eine klare Nacht übergehenden Dämmerung, mit einem Freunde im Garten auf- und abging, bemerkten wir ſehr deutlich an den Blumen des orientaliſchen Mohns, die vor allen andern eine ſehr mächtig rothe Farbe haben, etwas Flammenähnliches, das ſich in ihrer Nähe zeigte. Wir ſtellten uns vor die Stauden hin, ſahen aufmerkſam darauf, konnten aber nichts weiter bemerken, bis uns endlich, bei abermaligem Hin- und Wiedergehen, gelang, indem wir ſeitwärts darauf blickten, die Erſcheinung ſo oft zu wiederholen, als uns beliebte. Es zeigte ſich, daß es ein phyſiologiſches Farbenphänomen, und der ſcheinbare Blitz eigentlich das Scheinbild der Blume, in der geforderten blaugrünen Farbe ſey.

Wenn man eine Blume gerad anſieht, ſo kommt die Erſcheinung nicht hervor; doch müßte es auch geſchehen, ſobald man mit dem Blick wankte. Schielt man aber mit dem Augenwinkel hin, ſo entſteht eine momentane

Doppelerscheinung, bei welcher das Scheinbild gleich neben und an dem wahren Bilde erblickt wird.

Die Dämmerung ist Ursache, daß das Auge völlig ausgeruht und empfänglich ist, und die Farbe des Mohns ist mächtig genug, bei einer Sommerdämmerung der längsten Tage, noch vollkommen zu wirken und ein gefordertes Bild hervorzurufen.

Ich bin überzeugt, daß man diese Erscheinung zum Versuche erheben und den gleichen Effect durch Papierblumen hervorbringen könnte.

Will man indessen sich auf die Erfahrung in der Natur vorbereiten, so gewöhne man sich, indem man durch den Garten geht, die farbigen Blumen scharf anzusehen und sogleich auf den Sandweg hinzublicken: man wird diesen alsdann mit Flecken der entgegengesetzten Farbe bestreut sehen. Diese Erfahrung glückt bei bedecktem Himmel, aber auch selbst beim hellsten Sonnenschein, der, indem er die Farbe der Blume erhöht, sie fähig macht die geforderte Farbe mächtig genug hervorzubringen, daß sie selbst bei einem blendenden Lichte noch bemerkt werden kann. So bringen die Päonien schön grüne, die Calendeln lebhaft blaue Spectra hervor.

55.

So wie bei den Versuchen mit farbigen Bildern auf einzelnen Theilen der Retina ein Farbenwechsel gesetzmäßig entsteht, so geschieht dasselbe, wenn die ganze Netzhaut

von Einer Farbe afficirt wird. Hievon können wir uns überzeugen, wenn wir farbige Glasscheiben vor's Auge nehmen. Man blicke eine Zeit lang durch eine blaue Scheibe, so wird die Welt nachher dem befreiten Auge, wie von der Sonne erleuchtet erscheinen, wenn auch gleich der Tag grau und die Gegend herbstlich farblos wäre. Eben so sehen wir, indem wir eine grüne Brille weglegen, die Gegenstände mit einem röthlichen Schein überglänzt. Ich sollte daher glauben, daß es nicht wohlgethan sey, zu Schonung der Augen sich grüner Gläser, oder grünen Papiers zu bedienen, weil jede Farbspecification dem Auge Gewalt anthut, und das Organ zur Opposition nöthigt.

56.

Haben wir bisher die entgegengesetzten Farben sich einander successiv auf der Retina fordern sehen, so bleibt uns noch übrig zu erfahren, daß diese gesetzliche Forderung auch simultan bestehen könne. Mahlt sich auf einem Theile der Netzhaut ein farbiges Bild, so findet sich der übrige Theil sogleich in einer Disposition, die bemerkten correspondirenden Farben hervorzubringen. Setzt man obige Versuche fort, und blickt z. B. vor einer weißen Fläche auf ein gelbes Stück Papier; so ist der übrige Theil des Auges schon disponirt, auf gedachter farbloser Fläche das Violette hervorzubringen. Allein das wenige Gelbe ist nicht mächtig genug jene Wirkung deutlich zu leisten. Bringt man aber auf eine gelbe Wand weiße

Papiere, ſo wird man ſie mit einem violetten Ton überzogen ſehen.

57.

Ob man gleich mit allen Farben dieſe Verſuche anſtellen kann, ſo ſind doch beſonders dazu Grün und Purpur zu empfehlen, weil dieſe Farben einander auffallend hervorrufen. Auch im Leben begegnen uns dieſe Fälle häufig. Blickt ein grünes Papier durch geſtreiften oder geblümten Muſſelin hindurch, ſo werden die Streifen oder Blumen röthlich erſcheinen. Durch grüne Schalkern ein graues Haus geſehen, erſcheint gleichfalls röthlich. Die Purpurfarbe an dem bewegten Meer iſt auch eine geforderte Farbe. Der beleuchtete Theil der Wellen erſcheint grün in ſeiner eigenen Farbe, und der beſchattete in der entgegengeſetzten purpurnen. Die verſchiedene Richtung der Wellen gegen das Auge bringt eben die Wirkung hervor. Durch eine Oeffnung rother oder grüner Vorhänge erſcheinen die Gegenſtände draußen mit der geforderten Farbe. Uebrigens werden ſich dieſe Erſcheinungen dem Aufmerkſamen überall, ja bis zur Unbequemlichkeit zeigen.

58.

Haben wir das Simultane dieſer Wirkungen bisher in den directen Fällen kennen gelernt, ſo können wir ſolche auch in den umgekehrten bemerken. Nimmt man ein ſehr lebhaft orange gefärbtes Stückchen Papier vor die weiße Fläche, ſo wird man, wenn man es ſcharf anſieht,

das auf der übrigen Fläche geforderte Blau ſchwerlich gewahr werden. Nimmt man aber das orange Papier weg, und erſcheint an deſſen Platz das blaue Scheinbild; ſo wird ſich in dem Augenblick, da dieſes völlig wirkſam iſt, die übrige Fläche, wie in einer Art von Wetterleuchten, mit einem röthlich gelben Schein überziehen, und wird dem Beobachter die productive Forderung dieſer Geſetzlichkeit zum lebhaften Anſchauen bringen.

59.

Wie die geforderten Farben, da wo ſie nicht ſind, neben und nach der fordernden leicht erſcheinen, ſo werden ſie erhöht, da wo ſie ſind. In einem Hofe, der mit grauen Kalkſteinen gepflaſtert und mit Gras durchwachſen war, erſchien das Gras von einer unendlich ſchönen Grüne, als Abendwolken einen röthlichen kaum bemerklichen Schein auf das Pflaſter warfen. Im umgekehrten Falle ſieht derjenige, der bei einer mittleren Helle des Himmels auf Wieſen wandelt, und nichts als Grün vor ſich ſieht, öfters die Baumſtämme und Wege mit einem röthlichen Scheine leuchten. Bei Landſchaftmahlern, beſonders denjenigen, die mit Aquarellfarben arbeiten, kommt dieſer Ton öfters vor. Wahrſcheinlich ſehen ſie ihn in der Natur, ahmen ihn unbewußt nach und ihre Arbeit wird als unnatürlich getadelt.

60.

Dieſe Phänomene ſind von der größten Wichtigkeit, indem ſie uns auf die Geſetze des Sehens hindeuten, und zu

künftiger Betrachtung der Farben eine nothwendige Vorbereitung sind. Das Auge verlangt dabei ganz eigentlich Totalität und schließt in sich selbst den Farbenkreis ab. In dem vom Gelben geforderten Violetten liegt das Rothe und Blaue; im Orange das Gelbe und Rothe, dem das Blaue entspricht; das Grüne vereinigt Blau und Gelb und fordert das Rothe, und so in allen Abstufungen der verschiedensten Mischungen. Daß man in diesem Falle genöthigt werde, drey Hauptfarben anzunehmen, ist schon früher von den Beobachtern bemerkt worden.

61.

Wenn in der Totalität die Elemente, woraus sie zusammenwächst, noch bemerklich sind, nennen wir sie billig Harmonie, und wie die Lehre von der Harmonie der Farben sich aus diesen Phänomenen herleite, wie nur durch diese Eigenschaften die Farbe fähig sey, zu ästhetischem Gebrauch angewendet zu werden, muß sich in der Folge zeigen, wenn wir den ganzen Kreis der Beobachtungen durchlaufen haben und auf den Punkt, wovon wir ausgegangen sind, zurückkehren.

VI.

Farbige Schatten.

62.

Ehe wir jedoch weiter schreiten, haben wir noch höchst merkwürdige Fälle dieser lebendig geforderten, neben ein-

ander beſtehenden Farben zu beobachten, und zwar indem wir unſre Aufmerkſamkeit auf die farbigen Schatten richten. Um zu dieſen überzugehen, wenden wir uns vorerſt zur Betrachtung der farbloſen Schatten.

63

Ein Schatten von der Sonne auf eine weiße Fläche geworfen gibt uns keine Empfindung von Farbe, ſo lange die Sonne in ihrer völligen Kraft wirkt. Er ſcheint ſchwarz, oder wenn ein Gegenlicht hinzu dringen kann, ſchwächer, halberhellt, grau.

64.

Zu den farbigen Schatten gehören zwey Bedingungen: erſtlich, daß das wirkſame Licht auf irgend eine Art die weiße Fläche färbe, zweytens, daß ein Gegenlicht den geworfenen Schatten auf einen gewiſſen Grad erleuchte.

65.

Man ſetze bei der Dämmerung auf ein weißes Papier eine niedrig brennende Kerze; zwiſchen ſie und das abnehmende Tageslicht ſtelle man einen Bleiſtift aufrecht, ſo daß der Schatten, welchen die Kerze wirft, von dem ſchwachen Tageslicht erhellt, aber nicht aufgehoben werden kann, und der Schatten wird von dem ſchönſten Blau erſcheinen.

66.

Daß dieſer Schatten blau ſey, bemerkt man alſobald; aber man überzeugt ſich nur durch Aufmerkſamkeit,

daß das weiße Papier als eine röthlich gelbe Fläche wirkt, durch welchen Schein jene blaue Farbe im Auge gefordert wird.

67.

Bei allen farbigen Schatten daher muß man auf der Fläche, auf welche er geworfen wird, eine erregte Farbe vermuthen, welche sich auch bei aufmerksamerer Betrachtung wohl erkennen läßt. Doch überzeuge man sich vorher durch folgenden Versuch.

68.

Man nehme zu Nachtzeit zwey brennende Kerzen und stelle sie gegen einander auf eine weiße Fläche; man halte einen dünnen Stab zwischen beiden aufrecht, so daß zwey Schatten entstehen; man nehme ein farbiges Glas und halte es vor das eine Licht, also daß die weiße Fläche gefärbt erscheine, und in demselben Augenblick wird der von dem nunmehr färbenden Lichte geworfene, und von dem farblosen Lichte beleuchtete Schatten die geforderte Farbe anzeigen.

69.

Es tritt hier eine wichtige Betrachtung ein, auf die wir noch öfters zurückkommen werden. Die Farbe selbst ist ein Schattiges (σκιερόν); deßwegen Kircher vollkommen recht hat, sie Lumen opacatum zu nennen; und wie sie mit dem Schatten verwandt ist, so verbindet sie sich auch gern mit ihm, sie erscheint uns gern in ihm und durch ihn, sobald der Anlaß nur gegeben ist; und so

müſſen wir bei Gelegenheit der farbigen Schatten zugleich eines Phänomens erwähnen, deſſen Ableitung und Entwickelung erſt ſpäter vorgenommen werden kann.

70.

Man wähle in der Dämmerung den Zeitpunkt, wo das einfallende Himmmelslicht noch einen Schatten zu werfen im Stande iſt, der von dem Kerzenlichte nicht ganz aufgehoben werden kann, ſo daß vielmehr ein doppelter fällt, einmal vom Kerzenlicht gegen das Himmelslicht, und ſodann vom Himmelslicht gegen das Kerzenlicht. Wenn der erſtere blau iſt, ſo wird der letztere hochgelb erſcheinen. Dieſes hohe Gelb iſt aber eigentlich nur der über das ganze Papier von dem Kerzenlicht verbreitete gelbröthliche Schein, der im Schatten ſichtbar wird.

71.

Hievon kann man ſich bei dem obigen Verſuche mit zwey Kerzen und farbigen Gläſern am beſten überzeugen, ſo wie die unglaubliche Leichtigkeit, womit der Schatten eine Farbe annimmt, bei der nähern Betrachtung der Widerſcheine und ſonſt mehrmals zur Sprache kommt.

72.

Und ſo wäre denn auch die Erſcheinung der farbigen Schatten, welche den Beobachtern bisher ſo viel zu ſchaffen gemacht, bequem abgeleitet. Ein jeder, der künftighin farbige Schatten bemerkt, beobachte nur, mit welcher Farbe die helle Fläche, worauf ſie erſcheinen,

Reisende Handelsleute brachten immer neuen Zuwachs an Schätzen und Kenntnissen herbei, das Innere des Landes, vom Euphrat bis zum Indus, bot eine eigne Welt von Gegenständen dar. Eine Masse wider einander streitender Völkerschaften, vertriebene, vertreibende, Herrscher, stellten überraschenden Wechsel von Sieg zur Knechtschaft, von Obergewalt zur Dienstbarkeit nur gar zu oft vor Augen, und ließen geistreiche Männer über die traumartige Vergänglichkeit irdischer Dinge die traurigsten Betrachtungen anstellen.

Dieses alles und noch weit mehr, im weitesten Umfange unendlicher Zersplitterung und augenblicklicher Wiederherstellung, sollte man vor Augen haben, um billig gegen die folgenden Dichter, besonders gegen die persischen zu seyn; denn jedermann wird eingestehen, daß die geschilderten Zustände keineswegs für ein Element gelten können, worin der Dichter sich nähren, erwachsen und gedeihen dürfte. Deswegen sey uns erlaubt schon das edle Verdienst der persischen Dichter des ersten Zeitalters als problematisch anzusprechen. Auch diese darf man nicht nach dem Höchsten messen, man muß ihnen manches zugeben indem man sie liest, manches verzeihen wenn man sie gelesen hat.

etwa tingirt ſeyn möchte. Ja man kann die Farbe des Schattens als ein Chromatoſkop der beleuchteten Flächen anſehen, indem man die der Farbe des Schattens entgegenſtehende Farbe auf der Fläche vermuthen und bei näherer Aufmerkſamkeit in jedem Falle gewahr werden kann.

73.

Wegen dieſer nunmehr bequem abzuleitenden farbigen Schatten hat man ſich bisher viel gequält und ſie, weil ſie meiſtentheils unter freiem Himmel beobachtet wurden und vorzüglich blau erſchienen, einer gewiſſen heimlich blauen und blaufärbenden Eigenſchaft der Luft zugeſchrieben. Man kann ſich aber bei jenem Verſuche mit dem Kerzenlicht im Zimmer überzeugen, daß keine Art von blauem Schein oder Widerſchein dazu nöthig iſt, indem man den Verſuch an einem grauen trüben Tag, ja hinter zugezogenen weißen Vorhängen anſtellen kann, in einem Zimmer, wo ſich auch nicht das mindeſte Blaue befindet, und der blaue Schatten wird ſich nur um deſto ſchöner zeigen.

74.

Sauſſure ſagt in der Beſchreibung ſeiner Reiſe auf den Montblanc:

„Eine zweyte nicht unintereſſante Bemerkung betrift die Farben der Schatten, die wir trotz der genauſten Beobachtung nie dunkelblau fanden, ob es gleich in der Ebene häufig der Fall geweſen war. Wir ſahen ſie im

Gegentheil von neun und funfzigmal einmal gelblich, sechsmal blaßbläulich, achtzehnmal farbenlos oder schwarz und vier und dreyßigmal blaßviolett."

„Wenn also einige Physiker annehmen, daß diese Farben mehr von zufälligen in der Luft zerstreuten, den Schatten ihre eigenthümlichen Nuancen mittheilenden Dünsten herrühren, nicht aber durch eine bestimmte Luft- oder reflectirte Himmelsfarbe verursacht werden: so scheinen jene Beobachtungen ihrer Meinung günstig zu seyn."

Die von de Saussure angezeigten Erfahrungen werden wir nun bequem einrangiren können.

Auf der großen Höhe war der Himmel meistentheils rein von Dünsten. Die Sonne wirkte in ihrer ganzen Kraft auf den weißen Schnee, so daß er dem Auge völlig weiß erschien, und sie sahen bei dieser Gelegenheit die Schatten völlig farbenlos. War die Luft mit wenigen Dünsten geschwängert und entstand dadurch ein gelblicher Ton des Schnees, so folgten violette Schatten und zwar waren diese die meisten. Auch sahen sie bläuliche Schatten, jedoch seltener; und daß die blauen und violetten nur blaß waren, kam von der hellen und heiteren Umgebung, wodurch die Schattenstärke gemindert wurde. Nur Einmal sahen sie den Schatten gelblich, welches, wie wir oben (70) gesehen haben, ein Schatten ist, der von einem farblosen Gegenlichte geworfen und von dem färbenden Hauptlichte erleuchtet worden.

75.

Auf einer Harzreiſe im Winter ſtieg ich gegen Abend vom Brocken herunter, die weiten Flächen auf- und abwärts waren beſchneit, die Heide von Schnee bedeckt, alle zerſtreut ſtehenden Bäume und vorragenden Klippen, auch alle Baum- und Felſenmaſſen völlig bereift, die Sonne ſenkte ſich eben gegen die Oberreiche hinunter.

Waren den Tag über, bei dem gelblichen Ton des Schnees, ſchon leiſe violette Schatten bemerklich geweſen, ſo mußte man ſie nun für rechtblau anſprechen, als ein geſteigertes Gelb von den beleuchteten Theilen widerſchien.

Als aber die Sonne ſich endlich ihrem Niedergang näherte, und ihr durch die ſtärkern Dünſte höchſt gemäßigter Strahl die ganze mich umgebende Welt mit der ſchönſten Purpurfarbe überzog, da verwandelte ſich die Schattenfarbe in ein Grün, das nach ſeiner Klarheit einem Meergrün, nach ſeiner Schönheit einem Smaragdgrün verglichen werden konnte. Die Erſcheinung ward immer lebhafter, man glaubte ſich in einer Feenwelt zu befinden, denn alles hatte ſich in die zwey lebhaften und ſo ſchön übereinſtimmenden Farben gekleidet, bis endlich mit dem Sonnenuntergang die Prachterſcheinung ſich in eine graue Dämmerung, und nach und nach in eine mond- und ſternhelle Nacht verlor.

76.

Einer der ſchönſten Fälle farbiger Schatten kann bei

dem Vollmonde beobachtet werden. Der Kerzen- und Mondenschein lassen sich völlig in's Gleichgewicht bringen. Beide Schatten können gleich stark und deutlich dargestellt werden, so daß beide Farben sich vollkommen balanciren. Man setzt die Tafel dem Scheine des Vollmondes entgegen, das Kerzenlicht ein wenig an die Seite, in gehöriger Entfernung, vor die Tafel hält man einen undurchsichtigen Körper; alsdann entsteht ein doppelter Schatten, und zwar wird derjenige, den der Mond wirft und das Kerzenlicht bescheint, gewaltig rothgelb, und umgekehrt der, den das Licht wirft und der Mond bescheint, vom schönsten Blau gesehen werden. Wo beide Schatten zusammentreffen und sich zu einem vereinigen, ist er schwarz. Der gelbe Schatten läßt sich vielleicht auf keine Weise auffallender darstellen. Die unmittelbare Nähe des blauen, der dazwischentretende schwarze Schatten machen die Erscheinung deste angenehmer. Ja, wenn der Blick lange auf der Tafel verweilt, so wird das geforderte Blau das fordernde Gelb wieder gegenseitig fordernd steigern und in's Gelbrothe treiben, welches denn wieder seinen Gegensatz, eine Art von Meergrün, hervorbringt.

77.

Hier ist der Ort zu bemerken, daß es wahrscheinlich eines Zeitmomentes bedarf, um die geforderte Farbe hervorzubringen. Die Retina muß von der fordernden Farbe erst

erſt recht afficirt ſeyn, ehe die geforderte lebhaft bemerklich wird.

78.

Wenn Taucher ſich unter dem Meere befinden und das Sonnenlicht in ihre Glocke ſcheint, ſo iſt alles Beleuchtete, was ſie umgibt, purpurfarbig (wovon künftig die Urſache anzugeben iſt); die Schatten dagegen ſehen grün aus. Eben daſſelbe Phänomen, was ich auf einem hohen Berge gewahr wurde (75), bemerken ſie in der Tiefe des Meers, und ſo iſt die Natur mit ſich ſelbſt durchaus übereinſtimmend.

79.

Einige Erfahrungen und Verſuche, welche ſich zwiſchen die Capitel von farbigen Bildern und von farbigen Schatten gleichſam einſchieben, werden hier nachgebracht.

Man habe an einem Winterabende einen weißen Papierladen inwendig vor dem Fenſter eines Zimmers: in dieſem Laden ſey eine Oeffnung, wodurch man den Schnee eines etwa benachbarten Daches ſehen könne; es ſey draußen noch einigermaßen dämmrig und ein Licht komme in das Zimmer; ſo wird der Schnee durch die Oeffnung vollkommen blau erſcheinen, weil nämlich das Papier durch das Kerzenlicht gelb gefärbt wird. Der Schnee, welchen man durch die Oeffnung ſieht, tritt hier an die Stelle eines durch ein Gegenlicht erhellten Schattens, oder, wenn man will, eines grauen Bildes auf gelber Fläche.

80.

Ein andrer sehr interessanter Versuch mache den Schluß.

Nimmt man eine Tafel grünen Glases von einiger Stärke und läßt darin die Fensterstäbe sich spiegeln; so wird man sie doppelt sehen, und zwar wird das Bild, das von der untern Fläche des Glases kommt, grün seyn, das Bild hingegen, das sich von der obern Fläche herleitet und eigentlich farblos seyn sollte, wird purpurfarben erscheinen.

An einem Gefäß, dessen Boden spiegelartig ist, welches man mit Wasser füllen kann, läßt sich der Versuch sehr artig anstellen, indem man bei reinem Wasser erst die farblosen Bilder zeigen, und durch Färbung desselben sodann die farbigen Bilder produciren kann.

VII.

Schwachwirkende Lichter.

81.

Das energische Licht erscheint rein weiß, und diesen Eindruck macht es auch im höchsten Grade der Blendung. Das nicht in seiner ganzen Gewalt wirkende Licht kann auch noch unter verschiedenen Bedingungen farblos bleiben. Mehrere Naturforscher und Mathematiker haben

die Stufen deſſelben zu meſſen geſucht. Lambert, Bouguer, Rumfort.

82.

Jedoch findet ſich bei ſchwächer wirkenden Lichtern bald eine Farbenerſcheinung, indem ſie ſich wie abklingende Bilder verhalten (39).

83.

Irgend ein Licht wirkt ſchwächer, entweder wenn ſeine Energie, es geſchehe wie es wolle, gemindert wird, oder wenn das Auge in eine Dispoſition geräth, die Wirkung nicht genugſam erfahren zu können. Jene Erſcheinungen, welche objectiv genannt werden können, finden ihren Platz bei den phyſiſchen Farben. Wir erwähnen hier nur des Uebergangs vom Weißglühen bis zum Rothglühen des erhitzten Eiſens. Nicht weniger bemerken wir, daß Kerzen, auch bei Nachtzeit, nach Maßgabe wie man ſie vom Auge entfernt, röther ſcheinen.

84.

Der Kerzenſchein bei Nacht wirkt in der Nähe als ein gelbes Licht: wir können es an der Wirkung bemerken, welche auf die übrigen Farben hervorgebracht wird. Ein Blaßgelb iſt bei Nacht wenig von dem Weißen zu unterſcheiden; das Blaue nähert ſich dem Grünen und ein Roſenfarb dem Orangen.

85.

Der Schein des Kerzenlichts bei der Dämmrung wirkt lebhaft als ein gelbes Licht, welches die blauen

Schatten am beſten beweiſen, die bei dieſer Gelegenheit im Auge hervorgerufen werden.

86.

Die Retina kann durch ein ſtarkes Licht dergeſtalt gereizt werden, daß ſie ſchwächere Lichter nicht erkennen kann (11). Erkennt ſie ſolche, ſo erſcheinen ſie farbig; daher ſieht ein Kerzenlicht bei Tage röthlich aus, es verhält ſich wie ein abklingendes; ja ein Kerzenlicht, das man bei Nacht länger und ſchärfer anſieht, erſcheint immer röther.

87.

Es gibt ſchwach wirkende Lichter, welche deſſen ungeachtet eine weiße, höchſtens hellgelbliche Erſcheinung auf der Retina machen, wie der Mond in ſeiner vollen Klarheit. Das faule Holz hat ſogar eine Art von bläulichem Schein. Dieſes alles wird künftig wieder zur Sprache kommen.

88.

Wenn man nahe an eine weiße oder grauliche Wand Nachts ein Licht ſtellt, ſo wird ſie von dieſem Mittelpunkt aus auf eine ziemliche Weite erleuchtet ſeyn. Betrachtet man den daher entſtehenden Kreis aus einiger Ferne, ſo erſcheint uns der Rand der erleuchteten Fläche mit einem gelben, nach außen rothgelben Kreiſe umgeben, und wir werden aufmerkſam gemacht, daß das Licht, wenn es ſcheinend oder widerſcheinend nicht in ſeiner größten Energie auf uns wirkt, unſerm Auge den Ein-

druck vom Gelben, Röthlichen, und zuletzt ſogar vom Rothen gebe. Hier finden wir den Uebergang zu den Höfen, die wir um leuchtende Punkte auf eine oder die andere Weiſe zu ſehen pflegen.

VIII.

Subjective Höfe.

89.

Man kann die Höfe in ſubjective und objective eintheilen. Die letzten werden unter den phyſiſchen Farben abgehandelt, nur die erſten gehören hieher. Sie unterſcheiden ſich von den objectiven darin, daß ſie verſchwinden, wenn man den leuchtenden Gegenſtand, der ſie auf der Netzhaut hervorbringt, zudeckt.

90.

Wir haben oben den Eindruck des leuchtenden Bildes auf die Retina geſehen und wie es ſich auf derſelben vergrößert; aber damit iſt die Wirkung noch nicht vollendet. Es wirkt nicht allein als Bild, ſondern auch als Energie über ſich hinaus; es verbreitet ſich vom Mittelpunkte aus nach der Peripherie.

91.

Daß ein ſolcher Nimbus um das leuchtende Bild in unſerm Auge bewirket werde, kann man am beſten in der dunkeln Kammer ſehen, wenn man gegen eine

mäßig große Oeffnung im Fensterladen hinblickt. Hier ist das helle Bild von einem runden Nebelschein umgeben.

Einen solchen Nebelschein sah ich mit einem gelben und gelbrothen Kreise umgeben, als ich mehrere Nächte in einem Schlafwagen zubrachte und Morgens bei dämmerndem Tageslichte die Augen aufschlug.

92.

Die Höfe erscheinen am lebhaftesten, wenn das Auge ausgeruht und empfänglich ist. Nicht weniger vor einem dunkeln Hintergrund. Beides ist die Ursache, daß wir sie so stark sehen, wenn wir Nachts aufwachen und uns ein Licht entgegengebracht wird. Diese Bedingungen fanden sich auch zusammen, als Descartes im Schiff sitzend geschlafen hatte und so lebhafte farbige Scheine um das Licht bemerkte.

93.

Ein Licht muß mäßig leuchten, nicht blenden wenn es einen Hof im Auge erregen soll, wenigstens würden die Höfe eines blendenden Lichtes nicht bemerkt werden können. Wir sehen einen solchen Glanzhof um die Sonne, welche von einer Wasserfläche in's Auge fällt.

94.

Genau beobachtet ist ein solcher Hof an seinem Rande mit einem gelben Saume eingefaßt. Aber auch hier ist jene energische Wirkung noch nicht geendigt,

Dichterkönige.

Viele Dichter verſammelten ſich an Mahmuds Hofe, man ſpricht von vierhunderten, die daſelbſt ihr Weſen getrieben. Und wie nun alles im Orient ſich unterordnen, ſich höheren Geboten fügen muß, ſo beſtellte ihnen auch der Fürſt einen Dichterfürſten, der ſie prüfen, beurtheilen, ſie zu Arbeiten, jedem Talent gemäß, aufmuntern ſollte. Dieſe Stelle hat man als eine der vorzüglichſten am Hofe zu betrachten: er war Miniſter aller wiſſenſchaftlichen, hiſtoriſch-poetiſchen Geſchäfte; durch ihn wurden die Gunſtbezeigungen ſeinen Untergebenen zu Theil, und wenn er den Hof begleitete, geſchah es in ſo großem Gefolge, in ſo ſtattlichem Aufzuge, daß man ihn wohl für einen Vezir halten konnte.

ſondern ſie ſcheint ſich in abwechſelnden Kreiſen weiter fort zu bewegen.

95.

Es gibt viele Fälle, die auf eine kreisartige Wirkung der Retina deuten, es ſey nun, daß ſie durch die runde Form des Auges ſelbſt und ſeiner verſchiedenen Theile, oder ſonſt hervorgebracht werde.

96.

Wenn man das Auge von dem innern Augenwinkel her nur ein wenig drückt, ſo entſtehen dunklere oder hellere Kreiſe. Man kann bei Nachtzeit manchmal auch ohne Druck eine Succeſſion ſolcher Kreiſe gewahr werden, von denen ſich einer aus dem andern entwickelt, einer vom andern verſchlungen wird.

97.

Wir haben ſchon einen gelben Rand um den von einem nah geſtellten Licht erleuchteten weißen Raum geſehen. Dieß wäre eine Art von objectivem Hof (88).

98.

Die ſubjectiven Höfe können wir uns als den Conflict des Lichtes mit einem lebendigen Raume denken. Aus dem Conflict des Bewegenden mit dem Bewegten entſteht eine undulirende Bewegung. Man kann das Gleichniß von den Ringen im Waſſer hernehmen. Der hineingeworfene Stein treibt das Waſſer nach allen Seiten, die Wirkung erreicht eine höchſte Stufe, ſie klingt ab und gelangt, im Gegenſatz, zur

Tiefe. Die Wirkung geht fort, culminirt auf's neue und ſo wiederholen ſich die Kreiſe. Erinnert man ſich der concentriſchen Ringe, die in einem mit Waſſer gefüllten Trinkglaſe entſtehen, wenn man verſucht, einen Ton durch Reiben des Randes hervorzubringen; gedenkt man der intermittirenden Schwingungen bei'm Abklingen der Glocken: ſo nähert man ſich wohl in der Vorſtellung demjenigen, was auf der Retina vorgehen mag, wenn ſie von einem leuchtenden Gegenſtand getroffen wird, nur daß ſie als lebendig ſchon eine gewiſſe kreisartige Dispoſition in ihrer Organiſation hat.

99.

Die um das leuchtende Bild ſich zeigende helle Kreisfläche iſt gelb mit Roth geendigt. Darauf folgt ein grünlicher Kreis, der mit einem rothen Rande geſchloſſen iſt. Dieß ſcheint das gewöhnliche Phänomen zu ſeyn bei einer gewiſſen Größe des leuchtenden Körpers. Dieſe Höfe werden größer, je weiter man ſich von dem leuchtenden Bilde entfernt.

100.

Die Höfe können aber auch im Auge unendlich klein und vielfach erſcheinen, wenn der erſte Anſtoß klein und mächtig iſt. Der Verſuch macht ſich am beſten mit einer auf der Erde liegenden, von der Sonne beſchienenen Goldflinter. In dieſen Fällen erſcheinen die Höfe in bunten Strahlen. Jene farbige Erſcheinung, welche die

Sonne im Auge macht, indem ſie durch Baumblätter dringt, ſcheint auch hieher zu gehören.

Pathologiſche Farben.

Anhang.

101.

Die phyſiologiſchen Farben kennen wir nunmehr hinreichend, um ſie von den pathologiſchen zu unterſcheiden. Wir wiſſen, welche Erſcheinungen dem geſunden Auge zugehören und nöthig ſind, damit ſich das Organ vollkommen lebendig und thätig erzeige.

102.

Die krankhaften Phänomene deuten gleichfalls auf organiſche und phyſiſche Geſetze: denn wenn ein beſonderes lebendiges Weſen von derjenigen Regel abweicht, durch die es gebildet iſt, ſo ſtrebt es in's allgemeine Leben hin, immer auf einem geſetzlichen Wege, und macht uns auf ſeiner ganzen Bahn jene Maximen anſchaulich, aus welchen die Welt entſprungen iſt und durch welche ſie zuſammengehalten wird.

103.

Wir ſprechen hier zuerſt von einem ſehr merkwürdigen Zuſtande, in welchem ſich die Augen mancher Perſonen befinden. Indem er eine Abweichung von

der gewöhnlichen Art die Farben zu ſehen anzeigt, ſo gehört er wohl zu den krankhaften; da er aber regelmäßig iſt, öfter vorkommt, ſich auf mehrere Familienglieder erſtreckt und ſich wahrſcheinlich nicht heilen läßt, ſo ſtellen wir ihn billig auf die Gränze.

104.

Ich kannte zwei Subjecte, die damit behaftet waren, nicht über zwanzig Jahr alt; beide hatten blaugraue Augen, ein ſcharfes Geſicht in der Nähe und Ferne, bei Tages- und Kerzenlicht, und ihre Art die Farben zu ſehen war in der Hauptſache völlig übereinſtimmend.

105.

Mit uns treffen ſie zuſammen, daß ſie Weiß, Schwarz und Grau nach unſrer Weiſe benennen; Weiß ſahen ſie Beide ohne Beimiſchung. Der Eine wollte bei Schwarz etwas Bräunliches und bei Grau etwas Röthliches bemerken. Ueberhaupt ſcheinen ſie die Abſtufung von Hell und Dunkel ſehr zart zu empfinden.

106.

Mit uns ſcheinen ſie Gelb, Rothgelb und Gelbroth zu ſehen; bei dem letzten ſagen ſie, ſie ſähen das Gelbe gleichſam über dem Roth ſchweben, wie laſirt. Carmin in der Mitte einer Untertaſſe dicht aufgetrocknet nannten ſie roth.

107.

Nun aber tritt eine auffallende Differenz ein. Man ſtreiche mit einem genetzten Pinſel den Carmin leicht über

die weiße Schale, ſo werden ſie dieſe entſtehende helle Farbe der Farbe des Himmels vergleichen und ſolche blau nennen. Zeigt man ihnen daneben eine Roſe, ſo nennen ſie dieſe auch blau, und können bei allen Proben, die man anſtellt, das Hellblau nicht von dem Roſenfarb unterſcheiden. Sie verwechſeln Roſenfarb, Blau und Violett durchaus; nur durch kleine Schattirungen des Helleren, Dunkleren, Lebhafteren, Schwächeren ſcheinen ſich dieſe Farben für ſie von einander abzuſondern.

108.

Ferner können ſie Grün von einem Dunkelorange, beſonders aber von einem Rothbraun nicht unterſcheiden.

109.

Wenn man die Unterhaltung mit ihnen dem Zufall überläßt und ſie bloß über vorliegende Gegenſtände befragt, ſo geräth man in die größte Verwirrung und fürchtet wahnſinnig zu werden. Mit einiger Methode hingegen kommt man dem Geſetz dieſer Geſetzwidrigkeit ſchon um vieles näher.

110.

Sie haben, wie man aus dem Obigen ſehen kann, weniger Farben als wir; daher denn die Verwechſelung von verſchiedenen Farben entſteht. Sie nennen den Himmel roſenfarb und die Roſe blau, oder umgekehrt. Nun fragt ſich: ſehen ſie beides blau, oder beides roſenfarb? ſehen ſie das Grün orange, oder das Orange grün?

111.

Dieſe ſeltſamen Räthſel ſcheinen ſich zu löſen, wenn man annimmt, daß ſie kein Blau, ſondern an deſſen Statt einen diluirten Purpur, ein Roſenfarb, ein helles reines Roth ſehen. Symboliſch kann man ſich dieſe Löſung einſtweilen folgendermaßen vorſtellen.

112.

Nehmen wir aus unſerm Farbenkreiſe das Blaue heraus, ſo fehlt uns Blau, Violett und Grün. Das reine Roth verbreitet ſich an der Stelle der beiden erſten, und wenn es wieder das Gelbe berührt, bringt es anſtatt des Grünen abermals ein Orange hervor.

113.

Indem wir uns von dieſer Erklärungsart überzeugt halten, haben wir dieſe merkwürdige Abweichung vom gewöhnlichen Sehen Akyanoblepſie genannt, und zu beſſerer Einſicht mehrere Figuren gezeichnet und illuminirt, bei deren Erklärung wir künftig das Weitere beizubringen gedenken. Auch findet man daſelbſt eine Landſchaft, gefärbt nach der Weiſe, wie dieſe Menſchen wahrſcheinlich die Natur ſehen, den Himmel roſenfarb und alles Grüne in Tönen vom Gelben bis zum Braunrothen, ungefähr wie es uns im Herbſt erſcheint.

114.

Wir ſprechen nunmehr von krankhaften ſowohl als allen widernatürlichen, außernatürlichen, ſeltenen Affectionen der Retina, wobei, ohne äußeres Licht, das Auge

zu einer Lichterſcheinung diſponirt werden kann, und behalten uns vor, des galvaniſchen Lichtes künftig zu erwähnen.

115.

Bei einem Schlag auf's Auge ſcheinen Funken umher zu ſprühen. Ferner, wenn man in gewiſſen körperlichen Diſpoſitionen, beſonders bei erhitztem Blute und reger Empfindlichkeit, das Auge erſt ſachte, dann immer ſtärker drückt, ſo kann man ein blendendes unerträgliches Licht erregen.

116.

Operirte Staarkranke, wenn ſie Schmerz und Hitze im Auge haben, ſehen häufig feurige Blitze und Funken, welche zuweilen acht bis vierzehn Tage bleiben, oder doch ſo lange, bis Schmerz und Hitze weicht.

117.

Ein Kranker, wenn er Ohrenſchmerz bekam, ſah jederzeit Lichtfunken und Kugeln im Auge, ſo lange der Schmerz dauerte.

118.

Wurmkranke haben oft ſonderbare Erſcheinungen im Auge, bald Feuerfunken, bald Lichtgeſpenſter, bald ſchreckhafte Figuren, die ſie nicht entfernen können. Bald ſehen ſie doppelt.

119.

Hypochondriſten ſehen häufig ſchwarze Figuren als Fäden, Haare, Spinnen, Fliegen, Weſpen. Dieſe Er-

ſcheinungen zeigen ſich auch bei anfangendem ſchwarzen Staar. Manche ſehen halbdurchſichtige kleine Röhren, wie Flügel von Inſecten, Waſſerbläschen von verſchiedener Größe, welche bei'm Heben des Auges niederſinken, zuweilen gerade ſo in Verbindung hängen, wie Froſchlaich, und bald als völlige Sphären, bald als Linſen bemerkt werden.

120.

Wie dort das Licht ohne äußeres Licht, ſo entſpringen auch dieſe Bilder ohne äußere Bilder. Sie ſind theils vorübergehend, theils lebenslänglich dauernd. Hiebei tritt auch manchmal eine Farbe ein: denn Hypochondriſten ſehen auch häufig gelbrothe ſchmale Bänder im Auge, oft heftiger und häufiger am Morgen, oder bei leerem Magen.

121.

Daß der Eindruck irgend eines Bildes im Auge einige Zeit verharre, können wir als ein phyſiologiſches Phänomen (23), die allzulange Dauer eines ſolchen Eindrucks hingegen kann als krankhaft angeſehen werden.

122.

Je ſchwächer das Auge iſt, deſto länger bleibt das Bild in demſelben. Die Retina ſtellt ſich nicht ſobald wieder her, und man kann die Wirkung als eine Art von Paralyſe anſehen (28).

123.

Von blendenden Bildern iſt es nicht zu verwundern.

Wenn man in die Sonne ſieht, ſo kann man das Bild mehrere Tage mit ſich herumtragen. Boyle erzählt einen Fall von zehn Jahren.

124.

Das Gleiche findet auch verhältnißmäßig von Bildern, welche nicht blendend ſind, ſtatt. Büſch erzählt von ſich ſelbſt, daß ihm ein Kupferſtich vollkommen mit allen ſeinen Theilen bei ſiebzehn Minuten im Auge geblieben.

125.

Mehrere Perſonen, welche zu Krampf und Vollblütigkeit geneigt waren, behielten das Bild eines hochrothen Cactus mit weißen Muſcheln viele Minuten lang im Auge und ſahen es wie einen Flor vor allem ſchweben. Nur nach langem Reiben des Auges verlor ſich's.

126.

Scherfer bemerkt, daß die Purpurfarbe eines abklingenden ſtarken Lichteindrucks einige Stunden dauern könne.

127.

Wie wir durch Druck auf den Augapfel eine Lichterſcheinung auf der Retina hervorbringen können, ſo entſteht bei ſchwachem Druck eine rothe Farbe und wird gleichſam ein abklingendes Licht hervorgebracht.

128.

Viele Kranke, wenn ſie erwachen, ſehen alles in der Farbe des Morgenroths, wie durch einen rothen Flor; auch wenn ſie am Abend leſen, und zwiſchendurch ein

nicken und wieder aufwachen, pflegt es zu geſchehen. Dieſes bleibt minutenlang und vergeht allenfalls, wenn das Auge etwas gerieben wird. Dabei ſind zuweilen rothe Sterne und Kugeln. Dieſes Rothſehen dauert auch wohl eine lange Zeit.

129.

Die Luftfahrer, beſonders Zamboccari und ſeine Gefährten, wollen in ihrer höchſten Erhebung den Mond blutroth geſehen haben. Da ſie ſich über die irdiſchen Dünſte empogeſchwungen hatten, durch welche wir den Mond und die Sonne wohl in einer ſolchen Farbe ſehen; ſo läßt ſich vermuthen, daß dieſe Erſcheinung zu den pathologiſchen Farben gehöre. Es mögen nämlich die Sinne durch den ungewohnten Zuſtand dergeſtalt afficirt ſeyn, daß der ganze Körper und beſonders auch die Retina in eine Art von Unrührbarkeit und Unreizbarkeit verfällt. Es iſt daher nicht unmöglich, daß der Mond als ein höchſt abgeſtumpftes Licht wirke, und alſo das Gefühl der rothen Farbe hervorbringe. Den Hamburger Luftfahrern erſchien auch die Sonne blutroth.

Wenn die Luftfahrenden zuſammen ſprechen und ſich kaum hören, ſollte nicht auch dieſes der Unreizbarkeit der Nerven eben ſo gut als der Dünne der Luft zugeſchrieben werden können?

130.

Die Gegenſtände werden von Kranken auch manchmal vielfärbig geſehen. Boyle erzählt von einer Dame, daß

ſie

ſie nach einem Sturze, wobei ein Auge gequetſcht worden, die Gegenſtände, beſonders aber die weißen, lebhaft bis zum Unerträglichen, ſchimmern geſehen.

131.

Die Aerzte nennen Chrupſie, wenn in typhiſchen Krankheiten, beſonders der Augen, die Patienten an den Rändern der Bilder, wo Hell und Dunkel an einander gränzen, farbige Umgebungen zu ſehen verſichern. Wahrſcheinlich entſteht in den Liquoren eine Veränderung, wodurch ihre Achromaſie aufgehoben wird.

132.

Beim grauen Staar läßt eine ſtarkgetrübte Kryſtalllinſe den Kranken einen rothen Schein ſehen. In einem ſolchen Falle, der durch Elektricität behandelt wurde, veränderte ſich der rothe Schein nach und nach in einen gelben, zuletzt in einen weißen, und der Kranke fing an wieder Gegenſtände gewahr zu werden; woraus man ſchließen konnte, daß der trübe Zuſtand der Linſe ſich nach und nach der Durchſichtigkeit nähere. Dieſe Erſcheinung wird ſich, ſobald wir mit den phyſiſchen Farben nähere Bekanntſchaft gemacht, bequem ableiten laſſen.

133.

Kann man nun annehmen, daß ein gelbſüchtiger Kranker durch einen wirklich gelbgefärbten Liquor hindurchſehe; ſo werden wir ſchon in die Abtheilung der chemiſchen Farben verwieſen, und wir ſehen leicht ein, daß wir das Capitel von den pathologiſchen Farben nur

dann erſt vollkommen ausarbeiten können, wenn wir uns mit der Farbenlehre in ihrem ganzen Umfang bekannt gemacht; deßhalb ſey es an dem gegenwärtigen genug, bis wir ſpäter das Angedeutete weiter ausführen können.

134.

Nur möchte hier zum Schluſſe noch einiger beſondern Dispoſitionen des Auges vorläufig zu erwähnen ſeyn.

Es gibt Mahler, welche, anſtatt daß ſie die natürliche Farbe wiedergeben ſollten, einen allgemeinen Ton, einen warmen oder kalten über das Bild verbreiten. So zeigt ſich auch bei manchen eine Vorliebe für gewiſſe Farben, bei andern ein Ungefühl für Harmonie.

135.

Endlich iſt noch bemerkenswerth, daß wilde Nationen, ungebildete Menſchen, Kinder eine große Vorliebe für lebhafte Farben empfinden; daß Thiere bei gewiſſen Farben in Zorn gerathen; daß gebildete Menſchen in Kleidung und ſonſtiger Umgebung die lebhaften Farben vermeiden und ſie durchgängig von ſich zu entfernen ſuchen.

Zweyte Abtheilung.

Physische Farben.

136.

Physische Farben nennen wir diejenigen, zu deren Hervorbringung gewisse materielle Mittel nöthig sind, welche aber selbst keine Farbe haben, und theils durchsichtig, theils trüb und durchscheinend, theils völlig undurchsichtig seyn können. Dergleichen Farben werden also in unserm Auge durch solche äußere bestimmte Anlässe erzeugt, oder, wenn sie schon auf irgend eine Weise außer uns erzeugt sind, in unser Auge zurückgeworfen. Ob wir nun schon hiedurch denselben eine Art von Objectivität zuschreiben, so bleibt doch das Vorübergehende, Nichtfestzuhaltende meistens ihr Kennzeichen.

137.

Sie heißen daher auch bei den frühern Naturforschern Colores apparentes, fluxi, fugitivi, phantastici, falsi, variantes. Zugleich werden sie speciosi und emphatici, wegen ihrer auffallenden Herrlichkeit, genannt. Sie schließen sich unmittelbar an die physiologischen an, und

ſcheinen nur um einen geringen Grad mehr Realität zu haben. Denn wenn bei jenen vorzüglich das Auge wirkſam war, und wir die Phänomene derſelben nur in uns, nicht aber außer uns darzuſtellen vermochten; ſo tritt nun hier der Fall ein, daß zwar Farben im Auge durch farbloſe Gegenſtände erregt werden, daß wir aber auch eine farbloſe Fläche an die Stelle unſerer Retina ſetzen und auf derſelben die Erſcheinung außer uns gewahr werden können; wobei uns jedoch alle Erfahrungen auf das beſtimmteſte überzeugen, daß hier nicht von fertigen, ſondern von werdenden und wechſelnden Farben die Rede ſey.

138.

Wir ſehen uns deßhalb bei dieſen phyſiſchen Farben durchaus im Stande, einem ſubjectiven Phänomen ein objectives an die Seite zu ſetzen, und öfters, durch die Verbindung beider, mit Glück tiefer in die Natur der Erſcheinung einzudringen.

139.

Bei den Erfahrungen alſo, wobei wir die phyſiſchen Farben gewahr werden, wird das Auge nicht für ſich als wirkend, das Licht niemals in unmittelbarem Bezuge auf das Auge betrachtet; ſondern wir richten unſere Aufmerkſamkeit beſonders darauf, wie durch Mittel, und zwar farbloſe Mittel, verſchiedene Bedingungen entſtehen.

140.

Das Licht kann auf dreyerlei Weiſe unter dieſen

Umständen bedingt werden. Erstlich, wenn es von der Oberfläche eines Mittels zurückstrahlt, da denn die katoptrischen Versuche zur Sprache kommen. Zweitens, wenn es an dem Rande eines Mittels herstrahlt. Die dabei eintretenden Erscheinungen wurden ehemals perioptrische genannt, wir nennen sie paroptrische. Drittens, wenn es durch einen durchscheinenden oder durchsichtigen Körper durchgeht, welches die dioptrischen Versuche sind. Eine vierte Art physischer Farben haben wir epoptrische genannt, indem sich die Erscheinung, ohne vorgängige Mittheilung (*tactu*), auf einer farblosen Oberfläche der Körper unter verschiedenen Bedingungen sehen läßt.

141.

Beurtheilen wir diese Rubriken in Bezug auf die von uns beliebten Hauptabtheilungen, nach welchen wir die Farben in physiologischer, physischer und chemischer Rücksicht betrachten; so finden wir, daß die katoptrischen Farben sich nahe an die physiologischen anschließen, die paroptischen sich schon etwas mehr ablösen und gewissermaßen selbstständig werden, die dioptrischen sich ganz eigentlich physisch erweisen und eine entschieden objective Seite haben; die epoptischen, obgleich in ihren Anfängen auch nur apparent, machen den Uebergang zu den chemischen Farben.

142.

Wenn wir also unsern Vortrag stetig nach Anleitung

der Natur fortführen wollten, so dürften wir nur in der jetzt eben bezeichneten Ordnung auch fernerhin verfahren; weil aber bei didaktischen Vorträgen es nicht sowohl darauf ankommt, dasjenige, wovon die Rede ist, an einander zu knüpfen, vielmehr solches wohl aus einander zu sondern, damit erst zuletzt, wenn alles Einzelne vor die Seele gebracht ist, eine große Einheit das Besondere verschlinge: so wollen wir uns gleich zu den dioptrischen Farben wenden, um den Leser alsbald in die Mitte der physischen Farben zu versetzen, und ihm ihre Eigenschaften auffallender zu machen.

IX.

Dioptrische Farben.

143.

Man nennt dioptrische Farben diejenigen, zu deren Entstehung ein farbloses Mittel gefordert wird, dergestalt daß Licht und Finsterniß hindurchwirken, entweder auf's Auge, oder auf entgegenstehende Flächen. Es wird also gefordert, daß das Mittel durchsichtig oder wenigstens bis auf einen gewissen Grad durchscheinend sey.

144.

Nach diesen Bedingungen theilen wir die dioptrischen Erscheinungen in zwey Classen, und setzen in die erste diejenigen, welche bei durchscheinenden trüben Mitteln entstehen, in die zweyte aber solche, die sich alsdann

zeigen, wenn das Mittel in dem höchst möglichen Grade durchsichtig ist.

X.

Dioptrische Farben.

Der ersten Classe.

145.

Der Raum, den wir uns leer denken, hätte durchaus für uns die Eigenschaft der Durchsichtigkeit. Wenn sich nun derselbe dergestalt füllt, daß unser Auge die Ausfüllung nicht gewahr wird; so entsteht ein materielles, mehr oder weniger körperliches, durchsichtiges Mittel, das luft- und gasartig, flüssig oder auch fest seyn kann.

146.

Die reine durchscheinende Trübe leitet sich aus dem Durchsichtigen her. Sie kann sich uns also auch auf gedachte dreyfache Weise darstellen.

147.

Die vollendete Trübe ist das Weiße, die gleichgültigste, hellste, erste undurchsichtige Raumerfüllung.

148.

Das Durchsichtige selbst, empirisch betrachtet, ist schon der erste Grad des Trüben. Die ferneren Grade des Trüben bis zum undurchsichtigen Weißen sind unendlich.

149.

Auf welcher Stufe wir auch das Trübe vor seiner

Undurchsichtigkeit festhalten, gewährt es uns, wenn wir es in Verhältniß zum Hellen und Dunkeln setzen, einfache und bedeutende Phänomene.

150.

Das höchstenergische Licht, wie das der Sonne, des Phosphors in Lebensluft verbrennend, ist blendend und farblos. So kommt auch das Licht der Fixsterne meistens farblos zu uns. Dieses Licht aber durch ein auch nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb. Nimmt die Trübe eines solchen Mittels zu, oder wird seine Tiefe vermehrt, so sehen wir das Licht nach und nach eine gelbrothe Farbe annehmen, die sich endlich bis zum Rubinrothen steigert.

151.

Wird hingegen durch ein trübes, von einem darauffallenden Lichte erleuchtetes Mittel die Finsterniß gesehen, so erscheint uns eine blaue Farbe, welche immer heller und blässer wird, jemehr sich die Trübe des Mittels vermehrt, hingegen immer dunkler und satter sich zeigt, je durchsichtiger das Trübe werden kann, ja bei dem mindesten Grad der reinsten Trübe, als das schönste Violett dem Auge fühlbar wird.

152.

Wenn diese Wirkung auf die beschriebene Weise in unserm Auge vorgeht und also subjectiv genannt werden kann; so haben wir uns auch durch objective Erscheinungen von derselben noch mehr zu vergewissern. Denn

ein so gemäßigtes und getrübtes Licht wirft auch auf die Gegenstände einen gelben, gelbrothen oder purpurnen Schein; und ob sich gleich die Wirkung der Finsterniß durch das Trübe nicht eben so mächtig äußert, so zeigt sich doch der blaue Himmel in der Camera obscura ganz deutlich auf dem weißen Papier neben jeder andern körperlichen Farbe.

153.

Wenn wir die Fälle durchgehn, unter welchen uns dieses wichtige Grundphänomen erscheint, so erwähnen wir billig zuerst der atmosphärischen Farben, deren meiste hieher geordnet werden können.

154.

Die Sonne, durch einen gewissen Grad von Dünsten gesehen, zeigt sich mit einer gelblichen Scheibe. Oft ist die Mitte noch blendend gelb, wenn sich die Ränder schon roth zeigen. Bei'm Heerrauch (wie 1794 auch im Norden der Fall war) und noch mehr bei der Dispositiou der Atmosphäre, wenn in südlichen Gegenden der Scirocco herrscht, erscheint die Sonne rubinroth mit allen sie im letzten Falle gewöhnlich umgebenden Wolken, die alsdann jene Farbe im Widerschein zurückwerfen.

Morgen- und Abendröthe entsteht aus derselben Ursache. Die Sonne wird durch eine Röthe verkündigt, indem sie durch eine größere Masse von Dünsten zu uns strahlt. Je weiter sie herauf kommt, desto heller und gelber wird der Schein.

155.

Wird die Finsterniß des unendlichen Raums durch atmosphärische vom Tageslicht erleuchtete Dünste hindurch angesehen, so erscheint die blaue Farbe. Auf hohen Gebirgen sieht man am Tage den Himmel königsblau, weil nur wenig feine Dünste vor dem unendlichen finstern Raum schweben; sobald man in die Thäler herabsteigt, wird das Blaue heller, bis es endlich, in gewissen Regionen und bei zunehmenden Dünsten, ganz in ein Weißblau übergeht.

156.

Eben so scheinen uns auch die Berge blau: denn indem wir sie in einer solchen Ferne erblicken, daß wir die Localfarben nicht mehr sehen, und kein Licht von ihrer Oberfläche mehr auf unser Auge wirkt; so gelten sie als ein reiner finsterer Gegenstand, der nun durch die dazwischen tretenden trüben Dünste blau erscheint.

157.

Auch sprechen wir die Schattentheile näherer Gegenstände für blau an, wenn die Luft mit feinen Dünsten gesättigt ist.

158.

Die Eisberge hingegen erscheinen in großer Entfernung noch immer weiß und eher gelblich, weil sie immer noch als hell durch den Dunstkreis auf unser Auge wirken.

Wie vieles mußte nicht auch in dem mittlern Orient, wie wir Persien und seine Umgebungen nennen dürfen, jeden Augenblick entstehen, und sich trotz aller Verwüstung und Zersplitterung erhalten! Denn wenn es zu höherer Ausbildung großer Landstrecken dienlich ist, daß solche nicht Einem Herrn unterworfen, sondern unter mehrere getheilt seyen, so ist derselbe Zustand gleichfalls der Erhaltung nütze, weil das, was an dem einen Ort zu Grunde geht, an dem andern fortbestehen, was aus dieser Ecke vertrieben wird, sich in jene flüchten kann.

Auf solche Weise müssen, ungeachtet aller Zerstörung und Verwüstung, sich manche Abschriften aus frühern Zeiten erhalten haben, die man von Epoche zu Epoche theils abgeschrieben, theils erneuert. So finden wir daß unter Jesdedschird, dem letzten Sassaniden, eine Reichsgeschichte verfaßt worden, wahrscheinlich aus alten Chroniken zusammengestellt, dergleichen sich schon Ahasverus in dem Buch Esther bei schlaflosen Nächten vorlesen läßt. Copien jenes Werkes, welches Bastannameh betitelt war, erhielten sich: denn vierhundert Jahre später wird unter Mansur I, aus dem Hause der Samaniden, eine Bearbeitung desselben vorgenommen, bleibt aber unvollendet und die Dynastie wird von den Gasnewiden verschlungen. Mahmud jedoch, genannten Stammes zweyter Beherrscher, ist von gleichem Triebe belebt, und

159.

Die blaue Erscheinung an dem untern Theil des Kerzenlichtes gehört auch hieher. Man halte die Flamme vor einen weißen Grund, und man wird nichts Blaues sehen; welche Farbe hingegen sogleich erscheinen wird, wenn man die Flamme gegen einen schwarzen Grund hält. Dieses Phänomen erscheint am lebhaftesten bei einem angezündeten Löffel Weingeist. Wir können also den untern Theil der Flamme für einen Dunst ansprechen, welcher, obgleich unendlich fein, doch vor der dunkeln Fläche sichtbar wird: er ist so fein, daß man bequem durch ihn lesen kann; dahingegen die Spitze der Flamme, welche uns die Gegenstände verdeckt, als ein selbstleuchtender Körper anzusehen ist.

160.

Uebrigens ist der Rauch gleichfalls als ein trübes Mittel anzusehen, das uns vor einem hellen Grunde gelb oder röthlich, vor einem dunkeln aber blau erscheint.

161.

Wenden wir uns nun zu den flüssigen Mitteln, so finden wir, daß ein jedes Wasser, auf eine zarte Weise getrübt, denselben Effect hervorbringe.

162.

Die Infusion des nephritischen Holzes (der Guilandina Linnaei), welche früher so großes Aufsehen machte, ist nur ein trüber Liquor, der im dunkeln hölzernen Becher blau aussehen, in einem durchsichtigen Glase aber

gegen die Sonne gehalten, eine gelbe Erscheinung hervorbringen muß.

163.

Einige Tropfen wohlriechender Wasser, eines Weingeistfirnisses, mancher metallischen Solutionen können das Wasser zu solchen Versuchen in allen Graden trübe machen. Seifenspiritus thut fast die beste Wirkung.

164.

Der Grund des Meeres erscheint den Tauchern bei hellem Sonnenschein purpurfarb, wobei das Meerwasser als ein trübes und tiefes Mittel wirkt. Sie bemerken bei dieser Gelegenheit die Schatten grün, welches die geforderte Farbe ist. (78.)

165.

Unter den festen Mitteln begegnet uns in der Natur zuerst der Opal, dessen Farben wenigstens zum Theil daraus zu erklären sind, daß er eigentlich ein trübes Mittel sey, wodurch bald helle, bald dunkle Unterlagen sichtbar werden.

166.

Zu allen Versuchen aber ist das Opalglas (vitrum astroides, girasole) der erwünschteste Körper. Es wird auf verschiedene Weise verfertigt und seine Trübe durch Metallkalke hervorgebracht. Auch trübt man das Glas dadurch, daß man gepülverte und calcinirte Knochen mit ihm zusammenschmelzt, deßwegen man es auch Beinglas

nennt; doch geht dieses gar zu leicht in's Undurchsichtige über.

167.

Man kann dieses Glas zu Versuchen auf vielerlei Weise zurichten: denn entweder man macht es nur wenig trüb, da man denn durch mehrere Schichten über einander das Licht vom hellsten Gelb bis zum tiefsten Purpur führen kann; oder man kann auch stark getrübtes Glas in dünnern und stärkeren Scheiben anwenden. Auf beide Arten lassen sich die Versuche anstellen; besonders darf man aber, um die hohe blaue Farbe zu sehen, das Glas weder allzutrüb noch allzustark nehmen. Denn da es natürlich ist, daß das Finstere nur schwach durch die Trübe hindurch wirke, so geht die Trübe, wenn sie zu dicht wird, gar schnell in das Weiße hinüber.

168.

Fensterscheiben durch die Stellen, an welchen sie blind geworden sind, werfen einen gelben Schein auf die Gegenstände, und eben diese Stellen sehen blau aus, wenn wir durch sie nach einem dunkeln Gegenstande blicken.

169.

Das angerauchte Glas gehört auch hieher, und ist gleichfalls als ein trübes Mittel anzusehen. Es zeigt uns die Sonne mehr oder weniger rubinroth; und ob man gleich diese Erscheinung der schwarzbraunen Farbe des Rußes zuschreiben könnte, so kann man sich doch überzeugen, daß hier ein trübes Mittel wirke, wenn

man ein solches mäßig angerauchtes Glas, auf der vordern Seite durch die Sonne erleuchtet, vor einen dunkeln Gegenstand hält, da wir denn einen blaulichen Schein gewahr werden.

170.

Mit Pergamentblättern läßt sich in der dunkeln Kammer ein auffallender Versuch anstellen. Wenn man vor die Oeffnung des eben von der Sonne beschienenen Fensterladens ein Stück Pergament befestigt, so wird es weißlich erscheinen; fügt man ein zweytes hinzu, so entsteht eine gelbliche Farbe, die immer zunimmt und endlich bis in's Rothe übergeht, je mehr man Blätter nach und nach hinzufügt.

171.

Einer solchen Wirkung der getrübten Krystallinse bei'm grauen Staar ist schon oben gedacht. (131.)

172.

Sind wir nun auf diesem Wege schon bis zu der Wirkung eines kaum noch durchscheinenden Trüben gelangt; so bleibt uns noch übrig, einer wunderbaren Erscheinung augenblicklicher Trübe zu gedenken.

Das Portrait eines angesehenen Theologen war von einem Künstler, welcher praktisch besonders gut mit der Farbe umzugehen wußte, vor mehrern Jahren gemahlt worden. Der hochwürdige Mann stand in einem glänzenden Sammtrocke da, welcher fast mehr als das Gesicht die Augen der Anschauer auf sich zog

und Bewunderung erregte. Indeſſen hatte das Bild nach und nach durch Lichterdampf und Staub von ſeiner erſten Lebhaftigkeit vieles verloren. Man übergab es daher einem Mahler, der es reinigen und mit einem neuen Firniß überziehen ſollte. Dieſer fängt nun ſorgfältig an zuerſt das Bild mit einem feuchten Schwamm abzuwaſchen; kaum aber hat er es einigemal überfahren und den ſtärkſten Schmutz weggewiſcht, als zu ſeinem Erſtaunen der ſchwarze Sammtrock ſich plötzlich in einen hellblauen Plüſchrock verwandelt, wodurch der geiſtliche Herr ein ſehr weltliches, obgleich altmodiſches Anſehn gewinnt. Der Mahler getraut ſich nicht weiter zu waſchen, begreift nicht, wie ein Hellblau zum Grunde des tiefſten Schwarzen liegen, noch weniger wie er eine Laſur ſo ſchnell könne weggeſcheuert haben, welche ein ſolches Blau, wie er vor ſich ſah, in Schwarz zu verwandeln im Stande geweſen wäre.

Genug er fühlte ſich ſehr beſtürzt, das Bild auf dieſen Grad verdorben zu haben: es war nichts Geiſtliches mehr daran zu ſehen, als nur die vielgelockte, runde Perücke, wobei der Tauſch eines verſchoſſenen Plüſchrocks gegen einen trefflichen neuen Sammtrock durchaus unerwünſcht blieb. Das Uebel ſchien indeſſen unheilbar, und unſer guter Künſtler lehnte mißmuthig das Bild gegen die Wand und legte ſich nicht ohne Sorgen zu Bette.

Wie erfreut aber war er den andern Morgen, als er das Gemählde wieder vornahm und den schwarzen Sammtrock in völligem Glanze wieder erblickte. Er konnte sich nicht enthalten, den Rock an einem Ende abermals zu benetzen, da denn die blaue Farbe wieder erschien, und nach einiger Zeit verschwand.

Als ich Nachricht von diesem Phänomen erhielt, begab ich mich sogleich zu dem Wunderbilde. Es ward in meiner Gegenwart mit einem feuchten Schwamme überfahren, und die Veränderung zeigte sich sehr schnell. Ich sah einen zwar etwas verschossenen aber völlig hellblauen Plüschrock, auf welchem an dem Aermel einige braune Striche die Falten andeuteten.

Ich erklärte mir dieses Phänomen aus der Lehre von den trüben Mitteln. Der Künstler mochte seine schon gemahlte schwarze Farbe, um sie recht tief zu machen, mit einem besondern Firniß lasiren, welcher beim Waschen einige Feuchtigkeit in sich sog und dadurch trübe ward, wodurch das unterliegende Schwarz sogleich als Blau erschien. Vielleicht kommen diejenigen, welche viel mit Firnissen umgehen, durch Zufall oder Nachdenken, auf den Weg, diese sonderbare Erscheinung, den Freunden der Naturforschung, als Experiment darzustellen. Mir hat es nach mancherlei Proben nicht gelingen wollen.

173.

Haben wir nun die herrlichsten Fälle atmosphärischer Er-

Erſcheinungen, ſo wie andre geringere, aber doch immer genugſam bedeutende, aus der Haupterfahrung mit trüben Mitteln hergeleitet; ſo zweifeln wir nicht, daß aufmerkſame Naturfreunde immer weiter gehen und ſich üben werden, die im Leben mannichfaltig vorkommenden Erſcheinungen auf eben dieſem Wege abzuleiten und zu erklären: ſo wie wir hoffen können, daß die Naturforſcher ſich nach einem hinlänglichen Apparat umſehen werden, um ſo bedeutende Erfahrungen den Wißbegierigen vor Augen zu bringen.

174.

Ja wir möchten jene im Allgemeinen ausgeſprochene Haupterſcheinung ein Grund- und Urphänomen nennen, und es ſey uns erlaubt hier, was wir darunter verſtehen, ſogleich beizubringen.

175.

Das was wir in der Erfahrung gewahr werden, ſind meiſtens nur Fälle, welche ſich mit einiger Aufmerkſamkeit unter allgemeine empiriſche Rubriken bringen laſſen. Dieſe ſubordiniren ſich abermals unter wiſſenſchaftliche Rubriken, welche weiter hinaufdeuten, wobei uns gewiſſe unerläßliche Bedingungen des Erſcheinenden näher bekannt werden. Von nun an fügt ſich alles nach und nach unter höhere Regeln und Geſetze, die ſich aber nicht durch Worte und Hypotheſen dem Verſtande, ſondern gleichfalls durch Phänomene dem Anſchauen offenbaren. Wir nennen ſie Urphänomene, weil nichts in der Erſchei-

nung über ihnen liegt, sie aber dagegen völlig geeignet sind, daß man stufenweise, wie wir vorhin hinaufgestiegen, von ihnen herab bis zu dem gemeinsten Falle der täglichen Erfahrung niedersteigen kann. Ein solches Urphänomen ist dasjenige, das wir bisher dargestellt haben. Wir sehen auf der einen Seite das Licht, das Helle, auf der andern die Finsterniß, das Dunkle, wir bringen die Trübe zwischen beide, und aus diesen Gegensätzen, mit Hülfe gedachter Vermittlung, entwickeln sich, gleichfalls in einem Gegensatz, die Farben, deuten aber alsbald, durch einen Wechselbezug, unmittelbar auf ein Gemeinsames wieder zurück.

176.

In diesem Sinne halten wir den in der Naturforschung begangenen Fehler für sehr groß, daß man ein abgeleitetes Phänomen an die obere Stelle, das Urphänomen an die niedere Stelle setzte, ja sogar das abgeleitete Phänomen wieder auf den Kopf stellte, und an ihm das Zusammengesetzte für ein Einfaches, das Einfache für ein Zusammengesetztes gelten ließ; durch welches Hinterstzuvörderst die wunderlichsten Verwicklungen und Verwirrungen in die Naturlehre gekommen sind, an welchen sie noch leidet.

177.

Wäre denn aber auch ein solches Urphänomen gefunden, so bleibt immer noch das Uebel, daß man es nicht als ein solches anerkennen will, daß wir hinter

ihm und über ihm noch etwas Weiteres aufſuchen, da wir doch hier die Gränze des Schauens eingeſtehen ſollten. Der Naturforſcher laſſe die Urphänomene in ihrer ewigen Ruhe und Herrlichkeit daſtehen, der Philoſoph nehme ſie in ſeine Region auf, und er wird finden, daß ihm nicht in einzelnen Fällen, allgemeinen Rubriken, Meinungen und Hypotheſen, ſondern in Grund- und Urphänomen ein würdiger Stoff zu weiterer Behandlung und Bearbeitung überliefert werde.

XI.

Dioptriſche Farben.

Der zweyten Claſſe.

Refraction.

178.

Die dioptriſchen Farben der beiden Claſſen ſchließen ſich genau an einander an, wie ſich bei einiger Betrachtung ſogleich finden läßt. Die der erſten Claſſe erſcheinen in dem Felde der trüben Mittel, die der zweyten ſollen uns nun in durchſichtigen Mitteln erſcheinen. Da aber jedes empiriſch Durchſichtige an ſich ſchon als trüb angeſehen werden kann, wie uns jede vermehrte Maſſe eines durchſichtig genannten Mittels zeigt; ſo iſt die nahe Verwandtſchaft beider Arten genugſam einleuchtend.

179.

Doch wir abstrahiren vorerst, indem wir uns zu den durchsichtigen Mitteln wenden, von aller ihnen einigermaßen beiwohnenden Trübe, und richten unsre ganze Aufmerksamkeit auf das hier eintretende Phänomen, das unter dem Kunstnamen der Refraction bekannt ist.

180.

Wir haben schon bei Gelegenheit der physiologischen Farben dasjenige, was man sonst Augentäuschungen zu nennen pflegte, als Thätigkeiten des gesunden und richtig wirkenden Auges gerettet (2) und wir kommen hier abermals in den Fall, zu Ehren unserer Sinne und zu Bestätigung ihrer Zuverlässigkeit einiges auszuführen.

181.

In der ganzen sinnlichen Welt kommt alles überhaupt auf das Verhältniß der Gegenstände untereinander an, vorzüglich aber auf das Verhältniß des bedeutendsten irdischen Gegenstandes, des Menschen, zu den übrigen. Hierdurch trennt sich die Welt in zwey Theile, und der Mensch stellt sich als ein Subject dem Object entgegen. Hier ist es, wo sich der Praktiker in der Erfahrung, der Denker in der Speculation abmüdet und einen Kampf zu bestehen aufgefordert ist, der durch keinen Frieden und durch keine Entscheidung geschlossen werden kann.

182.

Immer bleibt es aber auch hier die Hauptsache, daß die Beziehungen wahrhaft eingesehen werden. Da nun unsre

vertheilt ſieben Abtheilungen des Baſtannameh unter ſieben Hofdichter. Es gelingt Anſari ſeinem Herrn am meiſten zu befriedigen, er wird zum Dichterkönig ernannt und beauftragt das Ganze zu bearbeiten. Er aber, bequem und klug genug, weiß das Geſchäft zu verſpäten und mochte ſich im Stillen umthun, ob er nicht jemand fände, dem es zu übertragen wäre.

Sinne, in so fern sie gesund sind, die äußern Beziehungen am wahrhaftesten aussprechen; so können wir uns überzeugen, daß sie überall, wo sie dem Wirklichen zu widersprechen scheinen, das wahre Verhältniß desto sicherer bezeichnen. So erscheint uns das Entfernte kleiner, und eben dadurch werden wir die Entfernung gewahr. An farblosen Gegenständen brachten wir durch farblose Mittel farbige Erscheinungen hervor, und wurden zugleich auf die Grade des Trüben solcher Mittel aufmerksam.

183.

Eben so werden unserm Auge die verschiedenen Grade der Dichtigkeit durchsichtiger Mittel, ja sogar noch andre physische und chemische Eigenschaften derselben, bei Gelegenheit der Refraction, bekannt, und fordern uns auf, andre Prüfungen anzustellen, um in die von einer Seite schon eröffneten Geheimnisse auf physischem und chemischem Wege völlig einzudringen.

184.

Gegenstände durch mehr oder weniger dichte Mittel gesehen, erscheinen uns nicht an der Stelle, an der sie sich, nach den Gesetzen der Perspective, befinden sollten. Hierauf beruhen die dioptrischen Erscheinungen der zweyten Classe.

185.

Diejenigen Gesetze des Sehens, welche sich durch mathematische Formeln ausdrücken lassen, haben zum Grunde, daß, so wie das Licht sich in gerader Linie

bewegt, auch eine gerade Linie zwiſchen dem ſehenden Organ und dem geſehenen Gegenſtand müſſe zu ziehen ſeyn. Kommt alſo der Fall, daß das Licht zu uns in einer gebogenen oder gebrochenen Linie anlangt, daß wir die Gegenſtände in einer gebogenen oder gebrochenen Linie ſehen; ſo werden wir alsbald erinnert, daß die dazwiſchen liegenden Mittel ſich verdichtet, daß ſie dieſe oder jene fremde Natur angenommen haben.

186.

Dieſe Abweichung vom Geſetz des geradlinigen Sehens wird im Allgemeinen die Refraction genannt, und ob wir gleich vorausſetzen können, daß unſre Leſer damit bekannt ſind; ſo wollen wir ſie doch kürzlich von ihrer objectiven und ſubjectiven Seite hier nochmals darſtellen.

187.

Man laſſe in ein leeres cubiſches Gefäß das Sonnenlicht ſchräg in der Diagonale hineinſcheinen, dergeſtalt daß nur die dem Licht entgegengeſetzte Wand, nicht aber der Boden erleuchtet ſey; man gieße ſodann Waſſer in dieſes Gefäß und der Bezug des Lichtes zu demſelben wird ſogleich verändert ſeyn. Das Licht zieht ſich gegen die Seite, wo es herkommt, zurück, und ein Theil des Bodens wird gleichfalls erleuchtet. An dem Punkte, wo nunmehr das Licht in das dichtere Mittel tritt, weicht es von ſeiner geradlinigen Richtung ab und ſcheint gebrochen, deßwegen man auch dieſes Phänomen die Brechung genannt hat. So viel von dem objectiven Verſuche.

188.

Zu der ſubjectiven Erfahrung gelangen wir aber folgendermaßen. Man ſetze das Auge an die Stelle der Sonne; das Auge ſchaue gleichfalls in der Diagonale über die eine Wand, ſo daß es die ihm entgegenſtehende jenſeitige innre Wand-Fläche vollkommen, nichts aber vom Boden ſehen könne. Man gieße Waſſer in das Gefäß und das Auge wird nun einen Theil des Bodens gleichfalls erblicken, und zwar geſchieht es auf eine Weiſe, daß wir glauben, wir ſehen noch immer in gerader Linie: denn der Boden ſcheint uns heraufgehoben, daher wir das ſubjective Phänomen mit dem Namen der Hebung bezeichnen. Einiges, was noch beſonders merkwürdig hiebei iſt, wird künftig vorgetragen werden.

189.

Sprechen wir dieſes Phänomen nunmehr im Allgemeinen aus, ſo können wir, was wir oben angedeutet, hier wiederholen: daß nämlich der Bezug der Gegenſtände verändert, verrückt werde.

190.

Da wir aber bei unſerer gegenwärtigen Darſtellung die objectiven Erſcheinungen von den ſubjectiven zu trennen gemeint ſind, ſo ſprechen wir das Phänomen vorerſt ſubjectiv aus, und ſagen: es zeige ſich eine Verrückung des Geſehenen, oder des zu Sehenden.

191.

Es kann nun aber das unbegränzt Geſehene verrückt

werden, ohne daß uns die Wirkung bemerklich wird. Verrückt sich hingegen das begränzt Gesehene, so haben wir Merkzeichen, daß eine Verrückung geschieht. Wollen wir uns also von einer solchen Veränderung des Bezuges unterrichten, so werden wir uns vorzüglich an die Verrückung des begränzt Gesehenen, an die Verrückung des Bildes zu halten haben.

192.

Diese Wirkung überhaupt kann aber geschehen durch parallele Mittel: denn jedes parallele Mittel verrückt den Gegenstand und bringt ihn sogar im Perpendikel dem Auge entgegen. Merklicher aber wird dieses Verrücken durch nicht parallele Mittel.

193.

Diese können eine völlig sphärische Gestalt haben, auch als convexe, oder als concave Linsen angewandt werden. Wir bedienen uns derselben gleichfalls bei unsern Erfahrungen. Weil sie aber nicht allein das Bild von der Stelle verrücken, sondern dasselbe auch auf mancherlei Weise verändern; so gebrauchen wir lieber solche Mittel, deren Flächen zwar nicht parallel gegen einander, aber doch sämmtlich eben sind, nämlich Prismen, die einen Triangel zur Base haben, die man zwar auch als Theile einer Linse betrachten kann, die aber zu unsern Erfahrungen deßhalb besonders tauglich sind, weil sie das Bild sehr stark von der Stelle verrücken, ohne

jedoch an ſeiner Geſtalt eine bedeutende Veränderung hervorzubringen.

194.

Nunmehr, um unſre Erfahrungen mit möglichſter Genauigkeit anzuſtellen und alle Verwechslung abzulehnen, halten wir uns zuerſt an

Subjective Verſuche,

bei welchen nämlich der Gegenſtand durch ein brechendes Mittel von dem Beobachter geſehen wird. Sobald wir dieſe der Reihe nach abgehandelt, ſollen die objectiven Verſuche in gleicher Ordnung folgen.

XII.

Refraction ohne Farbenerſcheinung.

195.

Die Refraction kann ihre Wirkung äußern, ohne daß man eine Farbenerſcheinung gewahr werde. So ſehr auch durch Refraction das unbegränzt Geſehene, eine farbloſe oder einfach gefärbte Fläche verrückt werde, ſo entſteht innerhalb derſelben doch keine Farbe. Man kann ſich hievon auf mancherlei Weiſe überzeugen.

196.

Man ſetze einen gläſernen Cubus auf irgend eine Fläche und ſchaue im Perpendikel oder im Winkel darauf; ſo wird die reine Fläche dem Auge völlig entgegen

gehoben, aber es zeigt sich keine Farbe. Wenn man durch's Prisma einen rein grauen oder blauen Himmel, eine rein weiße oder farbige Wand betrachtet, so wird der Theil der Fläche, den wir eben in's Auge gefaßt haben, völlig von seiner Stelle gerückt seyn, ohne daß wir deßhalb die mindeste Farbenerscheinung darauf bemerken.

XIII.

Bedingungen der Farbenerscheinung.

197.

Haben wir bei den vorigen Versuchen und Beobachtungen alle reinen Flächen, groß oder klein, farblos gefunden, so bemerken wir an den Rändern, da wo sich eine solche Fläche gegen einen hellern oder dunklern Gegenstand abschneidet, eine farbige Erscheinung.

198.

Durch Verbindung von Rand und Fläche entstehen Bilder. Wir sprechen daher die Haupterfahrung dergestalt aus: es müssen Bilder verrückt werden, wenn eine Farbenerscheinung sich zeigen soll.

199.

Wir nehmen das einfachste Bild vor uns, ein helles Rund auf dunkelm Grunde A. An diesem findet eine Verrückung statt, wenn wir seine Ränder von dem Mittelpunkte aus scheinbar nach außen dehnen, indem wir

es vergrößern. Dieſes geſchieht durch jedes convere Glas, und wir erblicken in dieſem Falle einen blauen Rand B.

200.

Den Umkreis eben deſſelben Bildes können wir nach dem Mittelpunkte zu ſcheinbar hineinbewegen, indem wir das Rund zuſammenziehen; da alsdann die Ränder gelb erſcheinen C. Dieſes geſchieht durch ein concaves Glas, das aber nicht, wie die gewöhnlichen Lorgnetten, dünn geſchliffen ſeyn darf, ſondern einige Maſſe haben muß. Damit man aber dieſen Verſuch auf einmal mit dem converen Glas machen könne, ſo bringe man in das helle Rund auf ſchwarzem Grunde eine kleinere ſchwarze Scheibe. Denn vergrößert man durch ein converes Glas die ſchwarze Scheibe auf weißem Grund, ſo geſchieht dieſelbe Operation, als wenn man ein weißes Rund verkleinerte: denn wir führen den ſchwarzen Rand nach dem weißen zu; und wir erblicken alſo den gelblichen Farbenrand zugleich mit dem blauen D.

201.

Dieſe beiden Erſcheinungen, die blaue und gelbe, zeigen ſich an und über dem Weißen. Sie nehmen, inſofern ſie über das Schwarze reichen, einen röthlichen Schein an.

202.

Und hiermit ſind die Grundphänomene aller Farbenerſcheinung bei Gelegenheit der Refraction ausgeſprochen,

welche denn freilich auf mancherlei Weise wiederholt, variirt, erhöht, verringert, verbunden, verwickelt, verwirrt, zuletzt aber immer wieder auf ihre ursprüngliche Einfalt zurückgeführt werden können.

203.

Untersuchen wir nun die Operation, welche wir vorgenommen, so finden wir, daß wir in dem einen Falle den hellen Rand gegen die dunkle, in dem andern den dunkeln Rand gegen die helle Fläche scheinbar geführt, eins durch das andere verdrängt, eins über das andre weggeschoben haben. Wir wollen nunmehr sämmtliche Erfahrungen schrittweise zu entwickeln suchen.

204.

Rückt man die helle Scheibe, wie es besonders durch Prismen geschehen kann, im Ganzen von ihrer Stelle: so wird sie in der Richtung gefärbt, in der sie scheinbar bewegt wird, und zwar nach jenen Gesetzen. Man betrachte durch ein Prisma die in a befindliche Scheibe dergestalt, daß sie nach b verrückt erscheine, so wird der obere Rand, nach dem Gesetz der Figur B, blau und blauroth erscheinen, der untere, nach dem Gesetz der Scheibe C, gelb und gelbroth. Denn im ersten Fall wird das helle Bild in den dunkeln Rand hinüber, und in dem andern der dunkle Rand über das helle Bild gleichsam hineingeführt. Ein Gleiches gilt, wenn man die Scheibe von a nach c, von a nach d, und so im ganzen Kreise scheinbar herumführt.

205.

Wie sich nun die einfache Wirkung verhält, so verhält sich auch die zusammengesetzte. Man sehe durch das horizontale Prisma a b nach einer hinter demselben in einiger Entfernung befindlichen weißen Scheibe in e; so wird die Scheibe nach f erhoben und nach dem obigen Gesetz gefärbt seyn. Man hebe dieß Prisma weg und schaue durch ein verticales c d nach eben dem Bilde, so wird es in h erscheinen, und nach eben demselben Gesetze gefärbt. Man bringe nun beide Prismen über einander, so erscheint die Scheibe, nach einem allgemeinen Naturgesetz, in der Diagonale verrückt und gefärbt, wie es die Richtung e g mit sich bringt.

206.

Geben wir auf diese entgegengesetzten Farbenränder der Scheibe wohl Acht, so finden wir, daß sie nur in der Richtung ihrer scheinbaren Bewegung entstehen. Ein rundes Bild läßt uns über dieses Verhältniß einigermaßen ungewiß; ein viereckiges hingegen belehrt uns klärlich darüber.

207.

Das viereckte Bild a, in der Richtung a b oder a d verrückt, zeigt uns an den Seiten, die mit der Richtung parallel gehen, keine Farben; in der Richtung a c hingegen, da sich das Quadrat in seiner eignen Diagonale bewegt, erscheinen alle Gränzen des Bildes gefärbt.

208.

Hier bestätigt sich also jener Ausspruch (203 f.), ein Bild müsse dergestalt verrückt werden, daß seine helle Gränze über die dunkle, die dunkle Gränze aber über die helle, das Bild über seine Begränzung, die Begränzung über das Bild scheinbar hingeführt werde. Bewegen sich aber die geradlinigen Gränzen eines Bildes durch Refraction immerfort, daß sie nur neben einander, nicht aber über einander ihren Weg zurücklegen; so entstehen keine Farben, und wenn sie auch bis in's Unendliche fortgeführt würden.

XIV.

Bedingungen unter welchen die Farbenerscheinung zunimmt.

209.

Wir haben in dem Vorigen gesehen, daß alle Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraction darauf beruht, daß der Rand eines Bildes gegen das Bild selbst oder über den Grund gerückt, daß das Bild gleichsam über sich selbst oder über den Grund hingeführt werde. Und nun zeigt sich auch, bei vermehrter Verrückung des Bildes, die Farbenerscheinung in einem breitern Maße, und zwar bei subjectiven Versuchen, bei denen wir immer noch verweilen, unter folgenden Bedingungen.

Firdusi.

Starb 1030.

Die wichtige Epoche persischer Dichtkunst, die wir nun erreichen, gibt uns zur Betrachtung Anlaß, wie große Weltereignisse nur alsdann sich entwickeln, wenn gewisse Neigungen, Begriffe, Vorsätze hie und da, ohne Zusammenhang, einzeln ausgesäet sich bewegen und im Stillen fortwachsen, bis endlich früher oder später ein allgemeines Zusammenwirken hervortritt. In diesem Sinne ist es merkwürdig genug, daß zu gleicher Zeit, als ein mächtiger Fürst auf die Wiederherstellung einer Volks- und Stammes-Literatur bedacht war, ein Gärtnersohn zu Tus gleichfalls ein Exemplar des Bastannameh sich zueignete und das eingeborene schöne Talent solchen Studien eifrig widmete.

In Absicht über den dortigen Statthalter, wegen irgend einer Bedrängniß, zu klagen, begibt er sich nach Hofe, ist lange vergebens bemüht zu Ansari durchzudringen, und durch dessen Fürsprache seinen Zweck zu erreichen. Endlich macht eine glückliche, gehaltvolle Reimzeile, aus dem Stegreife gesprochen,

210.

Erſtlich, wenn das Auge gegen parallele Mittel eine ſchiefere Richtung annimmt.

Zweytens, wenn das Mittel aufhört, parallel zu ſeyn, und einen mehr oder weniger ſpitzen Winkel bildet.

Drittens, durch das verſtärkte Maß des Mittels; es ſey nun, daß parallele Mittel am Volumen zunehmen oder die Grade des ſpitzen Winkels verſtärkt werden, doch ſo, daß ſie keinen rechten Winkel erreichen.

Viertens, durch Entfernung des mit brechenden Mitteln bewaffneten Auges von dem zu verrückenden Bilde.

Fünftens, durch eine chemiſche Eigenſchaft, welche dem Glaſe mitgetheilt, auch in demſelben erhöht werden kann.

211.

Die größte Verrückung des Bildes, ohne daß deſſelben Geſtalt bedeutend verändert werde, bringen wir durch Prismen hervor, und dieß iſt die Urſache, warum durch ſo geſtaltete Gläſer die Farbenerſcheinung höchſt mächtig werden kann. Wir wollen uns jedoch bei dem Gebrauch derſelben von jenen glänzenden Erſcheinungen nicht blenden laſſen, vielmehr die oben feſtgeſetzten einfachen Anfänge ruhig im Sinne behalten.

212.

Diejenige Farbe, welche bei Verrückung eines Bildes

vorausgeht, iſt immer die breitere, und wir nennen ſie einen Saum; diejenige Farbe, welche an der Gränze zurückbleibt, iſt die ſchmälere, und wir nennen ſie einen Rand.

213.

Bewegen wir eine dunkle Gränze gegen das Helle, ſo gehe der gelbe breitere Saum voran, und der ſchmälere gelbrothe Rand folgt mit der Gränze. Rücken wir eine helle Gränze gegen das Dunkle, ſo geht der breitere violette Saum voraus und der ſchmälere blaue Rand folgt.

214.

Iſt das Bild groß, ſo bleibt deſſen Mitte ungefärbt. Sie iſt als eine unbegränzte Fläche anzuſehen, die verrückt, aber nicht verändert wird. Iſt es aber ſo ſchmal, daß unter obgedachten vier Bedingungen der gelbe Saum den blauen Rand erreichen kann, ſo wird die Mitte völlig durch Farben zugedeckt. Man mache dieſen Verſuch mit einem weißen Streifen auf ſchwarzem Grunde; über einem ſolchen werden ſich die beiden Extreme bald vereinigen und das Grün erzeugen. Man erblickt alsdann folgende Reihe von Farben:

Gelbroth
Gelb
Grün
Blau
Blauroth

215.

Bringt man auf weiß Papier einen ſchwarzen Streifen; ſo wird ſich der violette Saum darüber hinbreiten, und den gelbrothen Rand erreichen. Hier wird das dazwiſchen liegende Schwarz, ſo wie vorher das dazwiſchen liegende Weiß aufgehoben, und an ſeiner Stelle ein prächtig reines Roth erſcheinen, das wir oft mit dem Namen Purpur bezeichnet haben. Nunmehr iſt die Farbenfolge nachſtehende:

Blau
Blaureth
Purpur
Gelbroth
Gelb.

216.

Nach und nach können in dem erſten Falle (214) Gelb und Blau dergeſtalt über einander greifen, daß dieſe beiden Farben ſich völlig zu Grün verbinden, und das farbige Bild folgendermaßen erſcheint:

Gelbroth
Grün
Blauroth.

Im zweyten Falle (215) ſieht man unter ähnlichen Umſtänden nur:

Blau
Purpur
Gelb.

Welche Erscheinung am schönsten sich an Fensterstäben zeigt, die einen grauen Himmel zum Hintergrunde haben.

217.

Bei allem diesem lassen wir niemals aus dem Sinne, daß diese Erscheinung nie als eine fertige, vollendete, sondern immer als eine werdende, zunehmende, und in manchem Sinn bestimmbare Erscheinung anzusehen sey. Deßwegen sie auch bei Negation obiger fünf Bedingungen (210) wieder nach und nach abnimmt, und zuletzt völlig verschwindet.

XV.

Ableitung der angezeigten Phänomene.

218.

Ehe wir nun weiter gehen, haben wir die erstgedachten ziemlich einfachen Phänomene aus dem Vorhergehenden abzuleiten, oder wenn man will, zu erklären, damit eine deutliche Einsicht in die folgenden mehr zusammengesetzten Erscheinungen dem Liebhaber der Natur werden könne.

219.

Vor allen Dingen erinnern wir uns, daß wir im Reiche der Bilder wandeln. Beim Sehen überhaupt ist das begränzt Gesehene immer das, worauf wir vorzüglich merken, und in dem gegenwärtigen Falle, da wir von Farbenerscheinung bei Gelegenheit der Refraction spre-

chen, kommt nur das begränzt Geſehene, kommt nur das Bild in Betrachtung.

220.

Wir können aber die Bilder überhaupt zu unſern chromatiſchen Darſtellungen in primäre und ſecundäre Bilder eintheilen. Die Ausdrücke ſelbſt bezeichnen, was wir darunter verſtehen, und nachfolgendes wird unſern Sinn noch deutlicher machen.

221.

Man kann die primären Bilder anſehen, erſtlich als urſprüngliche, als Bilder, die von dem anweſenden Gegenſtande in unſerm Auge erregt werden, und die uns von ſeinem wirklichen Daſeyn verſichern. Dieſen kann man die ſecundären Bilder entgegenſetzen, als abgeleitete Bilder, die, wenn der Gegenſtand weggenommen iſt, im Auge zurückbleiben, jene Schein- und Gegenbilder, welche wir in der Lehre von phyſiologiſchen Farben umſtändlich abgehandelt haben.

222.

Man kann die primären Bilder zweytens auch als directe Bilder anſehen, welche wie jene urſprünglichen unmittelbar von dem Gegenſtande zu unſerm Auge gelangen. Dieſen kann man die ſecundären, als indirecte Bilder entgegenſetzen, welche erſt von einer ſpiegelnden Fläche aus der zweyten Hand uns überliefert werden. Es ſind dieſes die katoptriſchen Bilder, welche auch in gewiſſen Fällen zu Doppelbildern werden können.

223.

Wenn nämlich der ſpiegelnde Körper durchſichtig iſt und zwey hinter einander liegende parallele Flächen hat; ſo kann von jeder Fläche ein Bild in's Auge kommen, und ſo entſtehen Doppelbilder, in ſofern das obere Bild das untere nicht ganz deckt, welches auf mehr als Eine Weiſe der Fall iſt.

Man halte eine Spielkarte nahe vor einen Spiegel. Man wird alsdann zuerſt das ſtarke lebhafte Bild der Karte erſcheinen ſehen; allein den Rand des ganzen ſowohl als jedes einzelnen darauf befindlichen Bildes mit einem Saume verbrämt, welcher der Anfang des zweyten Bildes iſt. Dieſe Wirkung iſt bei verſchiedenen Spiegeln, nach Verſchiedenheit der Stärke des Glaſes und nach vorgekommenen Zufälligkeiten bei'm Schleifen, gleichfalls verſchieden. Tritt man mit einer weißen Weſte auf ſchwarzen Unterkleidern vor manchen Spiegel, ſo erſcheint der Saum ſehr ſtark, wobei man auch ſehr deutlich die Doppelbilder der Metallknöpfe auf dunkelm Tuche erkennen kann.

224.

Wer ſich mit andern, von uns früher angedeuteten Verſuchen (80) ſchon bekannt gemacht hat, der wird ſich auch hier eher zurecht finden. Die Fenſterſtäbe von Glastafeln zurückgeworfen zeigen ſich doppelt und laſſen ſich, bei mehrerer Stärke der Tafel und vergrößertem Zurückwerfungswinkel gegen das Auge, völlig trennen.

So zeigt auch ein Gefäß voll Waſſer mit flachem ſpiegelndem Boden die ihm vorgehaltenen Gegenſtände doppelt, und nach Verhältniß mehr oder weniger von einander getrennt; wobei zu bemerken iſt, daß da, wo beide Bilder einander decken, eigentlich das vollkommen lebhafte Bild entſteht, wo es aber auseinander tritt und doppelt wird, ſich nunmehr ſchwache, durchſcheinende und geſpenſterhafte Bilder zeigen.

225.

Will man wiſſen, welches das untere, und welches das obere Bild ſey; ſo nehme man gefärbte Mittel, da denn ein helles Bild, das von der untern Fläche zurückgeworfen wird, die Farbe des Mittels, das aber von der obern zurückgeworfen wird, die geforderte Farbe hat. Umgekehrt iſt es mit dunkeln Bildern; weßwegen man auch hier ſchwarze und weiße Tafeln ſehr wohl brauchen kann. Wie leicht die Doppelbilder ſich Farbe mittheilen laſſen, Farbe hervorrufen, wird auch hier wieder auffallend ſeyn.

226.

Drittens kann man die primären Bilder auch als Hauptbilder anſehen und ihnen die ſecundären als Nebenbilder gleichſam anfügen. Ein ſolches Nebenbild iſt eine Art von Doppelbild, nur daß es ſich von dem Hauptbilde nicht trennen läßt, ob es ſich gleich immer von demſelben zu entfernen ſtrebt. Von ſolchen iſt nun bei den prismatiſchen Erſcheinungen die Rede.

227.

Das unbegränzt durch Refraction Geſehene zeigt keine Farbenerſcheinung (195). Das Geſehene muß begränzt ſeyn. Es wird daher ein Bild gefordert; dieſes Bild wird durch Refraction verrückt, aber nicht vollkommen, nicht rein, nicht ſcharf verrückt, ſondern unvollkommen, dergeſtalt, daß ein Nebenbild entſtehet.

228.

Bei einer jeden Erſcheinung der Natur, beſonders aber bei einer bedeutenden, auffallenden, muß man nicht ſtehen bleiben, man muß ſich nicht an ſie heften, nicht an ihr kleben, ſie nicht iſolirt betrachten; ſondern in der ganzen Natur umherſehen, wo ſich etwas Aehnliches, etwas Verwandtes zeigt: denn nur durch Zuſammenſtellen des Verwandten entſteht nach und nach eine Totalität, die ſich ſelbſt ausſpricht und keiner weitern Erklärung bedarf.

229.

Wir erinnern uns alſo hier, daß bei gewiſſen Fällen Refraction unläugbare Doppelbilder hervorbringt, wie es bei dem ſogenannten Isländiſchen Kryſtalle der Fall iſt. Dergleichen Doppelbilder entſtehen aber auch bei Refraction durch große Bergkryſtalle und ſonſt; Phänomene, die noch nicht genugſam beobachtet ſind.

230.

Da nun aber in gedachtem Falle (227) nicht von Doppel-, ſondern von Nebenbildern die Rede iſt; ſo ge-

denken wir einer von uns ſchon dargelegten, aber noch nicht vollkommen ausgeführten Erſcheinung. Man erinnere ſich jener frühern Erfahrung, daß ein helles Bild mit einem dunkeln Grunde, ein dunkles mit einem hellen Grunde ſchon in Abſicht auf unſre Retina in einer Art von Conflict ſtehe (16). Das Helle erſcheint in dieſem Falle größer, das Dunkle kleiner.

231.

Bei genauer Beobachtung dieſes Phänomens läßt ſich bemerken, daß die Bilder nicht ſcharf vom Grunde abgeſchnitten, ſondern mit einer Art von grauem, einigermaßen gefärbtem Rande, mit einem Nebenbild erſcheinen. Bringen nun Bilder ſchon in dem nackten Auge ſolche Wirkungen hervor, was wird erſt geſchehen, wenn ein dichtes Mittel dazwiſchen tritt. Nicht das allein, was uns im höchſten Sinne lebendig erſcheint, übt Wirkungen aus und erleidet ſie; ſondern auch alles, was nur irgend einen Bezug auf einander hat, iſt wirkſam auf einander und zwar oft in ſehr hohem Maße.

232.

Es entſtehet alſo, wenn die Refraction auf ein Bild wirkt, an dem Hauptbilde ein Nebenbild, und zwar ſcheint es, daß das wahre Bild einigermaßen zurückbleibe und ſich dem Verrücken gleichſam widerſetze. Ein Nebenbild aber in der Richtung, wie das Bild durch Refraction über ſich ſelbſt und über den Grund hin be-

wegt wird, eilt vor und zwar schmäler oder breiter, wie oben schon ausgeführt worden (212 — 216).

233.

Auch haben wir bemerkt (224), daß Doppelbilder als halbirte Bilder, als eine Art von durchsichtigem Gespenst erscheinen, so wie sich die Doppelschatten jedesmal als Halbschatten zeigen müssen. Diese nehmen die Farbe leicht an und bringen sie schnell hervor (69). Ime gleichfalls (80). Und eben der Fall tritt auch bei den Nebenbildern ein, welche zwar von dem Hauptbilde nicht ab-, aber auch als halbirte Bilder aus demselben hervortreten, und daher so schnell, so leicht und so energisch gefärbt erscheinen können.

234.

Daß nun die prismatische Farbenerscheinung ein Nebenbild sey, davon kann man sich auf mehr als Eine Weise überzeugen. Es entsteht genau nach der Form des Hauptbildes. Dieses sey nun gerade oder im Bogen begränzt, gezackt oder wellenförmig, durchaus hält sich das Nebenbild genau an den Umriß des Hauptbildes.

235.

Aber nicht allein die Form des wahren Bildes, sondern auch andere Bestimmungen desselben theilen sich dem Nebenbilde mit. Schneidet sich das Hauptbild scharf vom Grunde ab, wie Weiß auf Schwarz, so erscheint das farbige Nebenbild gleichfalls in seiner höchsten Energie. Es ist lebhaft, deutlich und gewaltig. Am aller-

ihn dem Dichterkönige bekannt, welcher, Vertrauen zu seinem Talente faſſend, ihn empfiehlt und ihm den Auftrag des großen Werkes verſchafft. Firduſi beginnt das Schach Nameh unter günſtigen Umſtänden; er wird im Anfange theilweis hinlänglich belohnt, nach dreyßigjähriger Arbeit hingegen entſpricht das königliche Geſchenk ſeiner Erwartung keineswegs. Erbittert verläßt er den Hof und ſtirbt, eben da der König ſeiner mit Gunſt abermals gedenkt. Mahmud überlebt ihn kaum ein Jahr, innerhalb welches der alte Eſſedi, Firduſi's Meiſter, das Schach Nameh völlig zu Ende ſchreibt.

Dieſes Werk iſt ein wichtiges, ernſtes, mythiſch-hiſtoriſches National-Fundament, worin das Herkommen, das Daſeyn, die Wirkung alter Helden aufbewahrt wird. Es bezieht ſich auf frühere und ſpätere Vergangenheit, deshalb das eigentlich Geſchichtliche zuletzt mehr hervortritt, die früheren Fabeln jedoch manche uralte Traditions-Wahrheit verhüllt überliefern.

Firduſi ſcheint überhaupt zu einem ſolchen Werke ſich vortrefflich dadurch zu qualificiren, daß er leidenſchaftlich am Alten, ächt Nationellen, feſtgehalten und auch, in Abſicht auf Sprache, frühe Reinigkeit und Tüchtigkeit zu erreichen geſucht, wie er denn arabiſche Worte verbannt und das alte Pehlewi zu beachten bemüht war.

mächtigſten aber iſt es, wenn ein leuchtendes Bild ſich auf einem dunkeln Grunde zeigt, wozu man verſchiedene Vorrichtungen machen kann.

236.

Stuft ſich aber das Hauptbild ſchwach von dem Grunde ab, wie ſich graue Bilder gegen Schwarz und Weiß, oder gar gegen einander verhalten; ſo iſt auch das Nebenbild ſchwach, und kann bei einer geringen Differenz von Tinten beinahe unmerklich werden.

237.

So iſt es ferner höchſt merkwürdig, was an farbigen Bildern auf hellem, dunkeln oder farbigem Grunde beobachtet wird. Hier entſteht ein Zuſammentritt der Farbe des Nebenbildes mit der realen Farbe des Hauptbildes, und es erſcheint daher eine zuſammengeſetzte, entweder durch Uebereinſtimmung begünſtigte oder durch Widerwärtigkeit verkümmerte Farbe.

238.

Ueberhaupt aber iſt das Kennzeichen des Doppel- und Nebenbildes die Halbdurchſichtigkeit. Man denke ſich daher innerhalb eines durchſichtigen Mittels, deſſen innere Anlage nur halbdurchſichtig, nur durchſcheinend zu werden ſchon oben ausgeführt iſt (147); man denke ſich innerhalb deſſelben ein halbdurchſichtiges Scheinbild, ſo wird man dieſes ſogleich für ein trübes Bild anſprechen.

239.

Und ſo laſſen ſich die Farben bei Gelegenheit der Refraction aus der Lehre von den trüben Mitteln gar bequem ableiten. Denn wo der voreilende Saum des trüben Nebenbildes ſich vom Dunkeln über das Helle zieht, erſcheint das Gelbe; umgekehrt wo eine helle Gränze über die dunkle Umgebung hinaustritt, erſcheint das Blaue (150, 151).

240.

Die voreilende Farbe iſt immer die breitere. So greift die gelbe über das Licht mit einem breiten Saume; da wo ſie aber an das Dunkle gränzt, entſteht, nach der Lehre der Steigerung und Beſchattung, das Gelbrothe als ein ſchmälerer Rand.

241.

An der entgegengeſetzten Seite hält ſich das gedrängte Blau an der Gränze, der verſtrebende Saum aber, als ein leichtes Trübes über das Schwarze verbreitet, läßt uns die violette Farbe ſehen, nach eben denſelben Bedingungen, welche oben bei der Lehre von den trüben Mitteln angegeben worden, und welche ſich künftig in mehreren andern Fällen gleichmäßig wirkſam zeigen werden.

242.

Da eine Ableitung wie die gegenwärtige ſich eigentlich vor dem Anſchauen des Forſchers legitimiren muß; ſo verlangen wir von jedem, daß er ſich nicht auf eine

flüchtige, ſondern gründliche Weiſe mit dem bisher Vorgeführten bekannt mache. Hier werden nicht willkürliche Zeichen, Buchſtaben und was man ſonſt belieben möchte, ſtatt der Erſcheinungen hingeſtellt; hier werden nicht Redensarten überliefert, die man hundertmal wiederholen kann, ohne etwas dabei zu denken, noch jemanden etwas dadurch denken zu machen; ſondern es iſt von Erſcheinungen die Rede, die man vor den Augen des Leibes und des Geiſtes gegenwärtig haben muß, um ihre Abkunft, ihre Herleitung ſich und andern mit Klarheit entwickeln zu können.

XVI.

Abnahme der farbigen Erſcheinung.

243.

Da man jene vorſchreitenden fünf Bedingungen (210), unter welchen die Farbenerſcheinung zunimmt, nur rückgängig annehmen darf, um die Abnahme des Phänomens leicht einzuſehen und zu bewirken; ſo wäre nur noch dasjenige, was dabei das Auge gewahr wird, kürzlich zu beſchreiben und durchzuführen.

244.

Auf dem höchſten Punkte wechſelſeitiger Deckung der entgegengeſetzten Ränder erſcheinen die Farben folgendermaßen (216):

Gelbroth	Blau.
Grün	Purpur.
Blauroth	Gelb.

245.

Bei minderer Deckung zeigt sich das Phänomen folgendermaßen (214, 215):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Grün	Purpur
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier erscheinen also die Bilder noch völlig gefärbt, aber diese Reihen sind nicht als ursprüngliche, stetig sich auseinander entwickelnde stufen- und scalenartige Reihen anzusehen; sie können und müssen vielmehr in ihre Elemente zerlegt werden, wobei man denn ihre Natur und Eigenschaft besser kennen lernt.

246.

Diese Elemente aber sind (199, 200, 201):

Gelbroth	Blau
Gelb	Blauroth
Weißes	Schwarzes
Blau	Gelbroth
Blauroth	Gelb.

Hier tritt nun das Hauptbild, das bisher ganz zugedeckt und gleichsam verloren gewesen, in der Mitte der Erscheinung wieder hervor, behauptet sein Recht und

läßt uns die ſecundäre Natur der Nebenbilder, die ſich als Ränder und Säume zeigen, völlig erkennen.

247.

Es hängt von uns ab, dieſe Ränder und Säume ſo ſchmal werden zu laſſen, als es uns beliebt, ja noch Refraction übrig zu behalten, ohne daß uns deßwegen eine Farbe an der Gränze erſchiene.

Dieſes nunmehr genugſam entwickelte farbige Phänomen laſſen wir denn nicht als ein urſprüngliches gelten; ſondern wir haben es auf ein früheres und einfacheres zurückgeführt, und ſolches aus dem Urphänomen des Lichtes und der Finſterniß durch die Trübe vermittelt, in Verbindung mit der Lehre von den ſecundären Bildern abgeleitet, und ſo gerüſtet werden wir die Erſcheinungen, welche graue und farbige Bilder durch Brechung verrückt hervorbringen, zuletzt umſtändlich vortragen und damit den Abſchnitt ſubjectiver Erſcheinungen völlig abſchließen.

XVII.

Graue Bilder durch Brechung verrückt.

248.

Wir haben bisher nur ſchwarze und weiße Bilder auf entgegengeſetztem Grunde durch's Prisma betrachtet, weil ſich an denſelben die farbigen Ränder und Säume am deutlichſten ausnehmen. Gegenwärtig wiederholen

wir jene Verſuche mit grauen Bildern und finden abermals die bekannten Wirkungen.

249.

Nannten wir das Schwarze den Repräſentanten der Finſterniß, das Weiße den Stellvertreter des Lichts (18); ſo können wir ſagen, daß das Graue den Halbſchatten repräſentire, welcher mehr oder weniger an Licht und Finſterniß Theil nimmt und alſo zwiſchen beiden inne ſteht (36). Zu unſerm gegenwärtigen Zwecke rufen wir folgende Phänomene in's Gedächtniß.

250.

Graue Bilder erſcheinen heller auf ſchwarzem als auf weißem Grunde (33), und erſcheinen in ſolchen Fällen, als ein Helles auf dem Schwarzen, größer; als ein Dunkles auf dem Weißen, kleiner (16).

251.

Je dunkler das Grau iſt, deſto mehr erſcheint es als ein ſchwaches Bild auf Schwarz, als ein ſtarkes Bild auf Weiß, und umgekehrt; daher gibt Dunkelgrau auf Schwarz nur ſchwache, daſſelbe auf Weiß ſtarke, Hellgrau auf Weiß ſchwache, auf Schwarz ſtarke Nebenbilder.

252.

Grau auf Schwarz wird uns durch's Prisma jene Phänomene zeigen, die wir bisher mit Weiß auf Schwarz hervorgebracht haben; die Ränder werden nach eben der Regel gefärbt, die Säume zeigen ſich nur ſchwächer.

Bringen wir Grau auf Weiß, ſo erblicken wir eben die Ränder und Säume, welche hervorgebracht wurden, wenn wir Schwarz auf Weiß durch's Prisma betrachteten.

253.

Verſchiedene Schattirungen von Grau, ſtufenweiſe an einander geſetzt, werden, je nachdem man das Dunklere oben- oder unterhin bringt, entweder nur Blau und Violett, oder nur Roth und Gelb an den Rändern zeigen.

254.

Eine Reihe grauer Schattirungen, horizontal an einander geſtellt, wird, wie ſie oben oder unten an eine ſchwarze oder weiße Fläche ſtößt, nach den bekannten Regeln gefärbt.

255.

Auf der zu dieſem Abſchnitt beſtimmten, von jedem Naturfreund für ſeinen Apparat zu vergrößernden Tafel kann man dieſe Phänomene durch's Prisma mit einem Blicke gewahr werden.

256.

Höchſt wichtig aber iſt die Beobachtung und Betrachtung eines grauen Bildes, welches zwiſchen einer ſchwarzen und einer weißen Fläche dergeſtalt angebracht iſt, daß die Theilungslinie vertical durch das Bild durchgeht.

257.

An dieſem grauen Bilde werden die Farben nach der

bekannten Regel, aber nach dem verschiedenen Verhältniſſe des Hellen zum Dunkeln, auf einer Linie entgegengeſetzt erſcheinen. Denn indem das Graue zum Schwarzen ſich als hell zeigt, ſo hat es oben das Rothe und Gelbe, unten das Blaue und Violette. Indem es ſich zum Weißen als dunkel verhält, ſo ſieht man oben den blauen und violetten, unten hingegen den rothen und gelben Rand. Dieſe Beobachtung wird für die nächſte Abtheilung höchſt wichtig.

XVIII.

Farbige Bilder durch Brechung verrückt.

258.

Eine farbige groſſe Fläche zeigt innerhalb ihrer ſelbſt ſo wenig als eine ſchwarze, weiße oder graue, irgend eine prismatiſche Farbe; es müßte denn zufällig oder vorſätzlich auf ihr Hell und Dunkel abwechſeln. Es ſind alſo auch nur Beobachtungen durch's Prisma an farbigen Flächen anzuſtellen, inſofern ſie durch einen Rand von einer andern verſchieden tingirten Fläche abgeſondert werden, alſo auch nur an farbigen Bildern.

259.

Es kommen alle Farben, welcher Art ſie auch ſeyn mögen, darin mit dem Grauen überein, daß ſie dunkler als Weiß, und heller als Schwarz erſcheinen. Dieſes Schattenhafte der Farbe (σκιερόν) iſt ſchon früher angedeutet

deutet worden (69), und wird uns immer bedeutender werden. Wenn wir alſo vorerſt farbige Bilder auf ſchwarze und weiße Flächen bringen, und ſie durch's Prisma betrachten; ſo werden wir alles, was wir bei grauen Flächen bemerkt haben, hier abermals finden.

260.

Verrücken wir ein farbiges Bild, ſo entſteht, wie bei farbloſen Bildern, nach eben den Geſetzen, ein Nebenbild. Dieſes Nebenbild behält, was die Farbe betrifft, ſeine urſprüngliche Natur bei und wirkt auf der einen Seite als ein Blaues und Blaurothes, auf der entgegengeſetzten als ein Gelbes und Gelbrothes. Daher muß der Fall eintreten, daß die Scheinfarbe des Randes und des Saumes mit der realen Farbe eines farbigen Bildes homogen ſey; es kann aber auch im andern Falle das mit einem Pigment gefärbte Bild mit dem erſcheinenden Rand und Saum ſich heteregen finden. In dem erſten Falle identificirt ſich das Scheinbid mit dem wahren und ſcheint daſſelbe zu vergrößern; dahingegen in dem zweyten Falle das wahre Bild durch das Scheinbild verunreinigt, undeutlich gemacht und verkleinert werden kann. Wir wollen die Fälle durchgehen, wo dieſe Wirkungen ſich am ſonderbarſten zeigen.

261.

Man nehme die zu dieſen Verſuchen vorbereitete Tafel vor ſich, und betrachte das rothe und blaue Viereck auf ſchwarzem Grunde neben einander, nach der gewöhn-

lichen Weise durch's Prisma; so werden, da beide Farben heller sind als der Grund, an beiden, sowohl oben als unten, gleiche farbige Ränder und Säume entstehen, nur werden sie dem Auge des Beobachters nicht gleich deutlich erscheinen.

262.

Das Rothe ist verhältnißmäßig gegen das Schwarze viel heller als das Blaue. Die Farben der Ränder werden also an dem Rothen stärker als an dem Blauen erscheinen, welches hier wie ein Dunkelgraues wirkt, das wenig von dem Schwarzen unterschieden ist (251).

263.

Der obere rothe Rand wird sich mit der Zinnoberfarbe des Vierecks identificiren und so wird das rothe Viereck hinaufwärts ein wenig vergrößert erscheinen: der gelbe herabwärtsstrebende Saum aber gibt der rothen Fläche nur einen höhern Glanz und wird erst bei genauerer Aufmerksamkeit bemerkbar.

264.

Dagegen ist der rothe Rand und der gelbe Saum mit dem blauen Viereck heterogen; es wird also an dem Rande eine schmutzig rothe, und hereinwärts in das Viereck eine schmutzig grüne Farbe entstehen, und so wird bei'm flüchtigen Anblick das blaue Viereck von dieser Seite zu verlieren scheinen.

265.

An der untern Gränze der beiden Vierecke wird ein

Enweri.

Stirbt 1152.

Er ſtudirt zu Tus, einer wegen bedeutender Lehranſtalten berühmten, ja ſogar wegen Ueberbildung verdächtigen Stadt; und als er, an der Thüre des Collegiums ſitzend, einen, mit Gefolge und Prunk, vorbeireitenden Großen erblickt, zu ſeiner großen Verwunderung aber hört, daß es ein Hofdichter ſey, entſchließt er ſich zu gleicher Höhe des Glücks zu gelangen. Ein übernacht geſchriebenes Gedicht, wodurch er ſich die Gunſt des Fürſten erwirbt, iſt uns übrig geblieben.

Aus dieſem und aus mehreren Poeſien, die uns mitgetheilt worden, blickt ein heiterer Geiſt hervor, begabt mit unendlicher Umſicht und ſcharfem glücklichem Durchſchauen. Er beherrſcht einen unüberſehbaren Stoff. Er lebt in der Gegenwart, und wie er vom Schüler ſogleich zum Hofmann übergeht, wird er ein freier Enkomiaſt und findet daß kein beſſer Handwerk ſey, als mitlebende Menſchen durch Lob zu ergetzen. Fürſten,

blauer Rand und ein violetter Saum entſtehen und die entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen. Denn der blaue Rand, der mit der Zinnoberfläche heteregen iſt, wird das Gelbrothe beſchmutzen und eine Art von Grün hervorbringen, ſo daß das Rothe von dieſer Seite verkürzt und hinaufgerückt erſcheint, und der violette Saum nach dem Schwarzen zu kaum bemerkt wird.

266.

Dagegen wird der blaue Scheinrand ſich mit der blauen Fläche identificiren, ihr nicht allein nichts nehmen, ſondern vielmehr noch geben; und dieſelbe wird alſo dadurch und durch den violetten benachbarten Saum, dem Anſcheine nach, vergrößert und ſcheinbar herunter gerückt werden.

267.

Die Wirkung der homogenen und heterogenen Ränder, wie ich ſie gegenwärtig genau beſchrieben habe, iſt ſo mächtig und ſo ſonderbar, daß einem flüchtigen Beſchauer beim erſten Anblicke die beiden Vierecke aus ihrer wechſelſeitig horizontalen Lage geſchoben und im entgegengeſetzten Sinne verrückt ſcheinen, das Rothe hinaufwärts, das Blaue herabwärts. Doch niemand, der in einer gewiſſen Folge zu beobachten, Verſuche an einander zu knüpfen, aus einander herzuleiten verſteht, wird ſich von einer ſolchen Scheinwirkung täuſchen laſſen.

268.

Eine richtige Einſicht in dieſes bedeutende Phänomen

wird aber dadurch erleichtert, daß gewiſſe ſcharfe, ja ängſtliche Bedingungen nöthig ſind, wenn dieſe Täuſchung ſtattfinden ſoll. Man muß nämlich zu dem rothen Viereck ein mit Zinnober oder dem beſten Mennig, zu dem blauen ein mit Indig recht ſatt gefärbtes Papier beſorgen. Alsdann verbindet ſich der blaue und rothe prismatiſche Rand, da wo er homogen iſt, unmerklich mit dem Bilde; da wo er heterogen iſt, beſchmutzt er die Farbe des Vierecks, ohne eine ſehr deutliche Mittelfarbe hervorzubringen. Das Roth des Vierecks darf nicht zu ſehr in's Gelbe fallen, ſonſt wird eben der dunkelrothe Scheinrand zu ſehr bemerklich; es muß aber von der andern Seite genug vom Gelben haben, ſonſt wird die Veränderung durch den gelben Saum zu deutlich. Das Blaue darf nicht hell ſeyn, ſonſt wird der rothe Rand ſichtbar, und der gelbe Saum bringt zu offenbar ein Grün hervor, und man kann den untern violetten Saum nicht mehr für die verrückte Geſtalt eines hellblauen Vierecks anſehen oder ausgeben.

200.

Von allem dieſem wird künftig umſtändlicher die Rede ſeyn, wenn wir vom Apparate zu dieſer Abtheilung handeln werden. Jeder Naturforſcher bereite ſich die Tafeln ſelbſt, um dieſes Taſchenſpielerſtückchen hervorbringen zu können, und ſich dabei zu überzeugen, daß die farbigen Ränder ſelbſt in dieſem Falle einer geſchärften Aufmerkſamkeit nicht entgehen können.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16281/407

270.

Indessen sind andere mannichfaltige Zusammenstellungen, wie sie unsere Tafel zeigt, völlig geeignet, allen Zweifel über diesen Punkt jedem Aufmerksamen zu benehmen.

271.

Man betrachte dagegen ein weißes, neben dem blauen stehendes Viereck auf schwarzem Grunde; so werden an dem weißen, welches hier an der Stelle des rothen steht, die entgegengesetzten Ränder in ihrer höchsten Energie sich zeigen. Es erstreckt sich an demselben der rothe Rand fast noch mehr als oben am rothen selbst über die Horizontallinie des blauen hinauf; der untere blaue Rand aber ist an dem weißen in seiner ganzen Schöne sichtbar; dagegen verliert er sich in dem blauen Viereck durch Identification. Der violette Saum hinabwärts ist viel deutlicher an dem weißen, als an dem blauen.

272.

Man vergleiche nun die mit Fleiß über einander gestellten Paare gedachter Vierecke, das rothe mit dem weißen, die beiden blauen Vierecke mit einander, das blaue mit dem rothen, das blaue mit dem weißen, und man wird die Verhältnisse dieser Flächen zu ihren farbigen Rändern und Säumen deutlich einsehen.

273.

Noch auffallender erscheinen die Ränder und ihre Verhältnisse zu den farbigen Bildern, wenn man die

farbigen Vierecke und das schwarze auf weißem Grunde betrachtet. Denn hier fällt jene Täuschung völlig weg, und die Wirkungen der Ränder sind so sichtbar, als wir sie nur in irgend einem andern Falle bemerkt haben. Man betrachte zuerst das blaue und rothe Viereck durch's Prisma. An beiden entsteht der blaue Rand nunmehr oben. Dieser, homogen mit dem blauen Bilde, verbindet sich demselben und scheint es in die Höhe zu heben; nur daß der hellblaue Rand oberwärts zu sehr absticht. Der violette Saum ist auch herabwärts in's Blaue deutlich genug. Eben dieser obere blaue Scheinrand ist nun mit dem rothen Viereck heterogen, er ist in der Gegenwirkung begriffen und kaum sichtbar. Der violette Saum indessen bringt, verbunden mit dem Gelbrothen des Bildes, eine Pfirsichblüthfarbe zu Wege.

274.

Wenn nun aus der angegebenen Ursache die oberen Ränder dieser Vierecke nicht horizontal erscheinen, so erscheinen die untern desto gleicher: denn indem beide Farben, die rothe und die blaue, gegen das Weiße gerechnet, dunkler sind, als sie gegen das Schwarze hell waren, welches besonders von der letztern gilt; so entsteht unter beiden der rothe Rand mit seinem gelben Saume sehr deutlich. Er zeigt sich unter dem gelbrothen Bilde in seiner ganzen Schönheit, und unter dem dunkelblauen beinahe wie er unter dem schwarzen erschien; wie man bemerken kann, wenn man abermals die übereinan-

dergesetzten Bilder und ihre Ränder und Säume verglei-
cht.

275.

Um nun diesen Versuchen die größte Mannichfaltigkeit und Deutlichkeit zu geben, sind Vierecke von verschiedenen Farben in der Mitte der Tafel dergestalt angebracht, daß die Gränze des Schwarzen und Weißen vertical durch sie durchgeht. Man wird sie, nach jenen uns überhaupt und besonders bei farbigen Bildern genugsam bekannt gewordenen Regeln, an jedem Rand zwiefach gefärbt finden, und die Vierecke werden in sich selbst entzwey gerissen und hinauf- oder herunterwärts gerückt erscheinen. Wir erinnern uns hiebei jenes grauen, gleichfalls auf der Gränzscheidung des Schwarzen und Weißen beobachteten Bildes (257).

276.

Da nun das Phänomen, das wir vorhin an einem rothen und blauen Viereck auf schwarzem Grunde bis zur Täuschung gesehen haben, das Hinauf- und Hinabrücken zweyer verschieden gefärbten Bilder uns hier an zwey Hälften eines und desselben Bildes von einer und derselben Farbe sichtbar wird; so werden wir dadurch abermals auf die farbigen Ränder, ihre Säume und auf die Wirkungen ihrer homogenen und heterogenen Natur hingewiesen, wie sie sich zu den Bildern verhält, an denen die Erscheinung vorgeht.

Ich überlasse den Beobachtern die mannichfaltigen

Schattirungen der halb auf Schwarz, halb auf Weiß angebrachten farbigen Vierecke selbst zu vergleichen, und bemerke nur noch die widersinnige scheinbare Verzerrung, da Roth und Gelb auf Schwarz hinaufwärts, auf Weiß herunterwärts, Blau auf Schwarz herunterwärts, und auf Weiß hinaufwärts gezogen scheinen; welches doch alles dem bisher weitläuftig Abgehandelten gemäß ist.

277.

Nun stelle der Beobachter die Tafel dergestalt vor sich, daß die vorgedachten, auf der Gränze des Schwarzen und Weißen stehenden Vierecke sich vor ihm in einer horizontalen Reihe befinden, und daß zugleich der schwarze Theil oben, der weiße aber unten sey. Er betrachte durch's Prisma jene Vierecke, und er wird bemerken, daß das rothe Viereck durch den Ansatz zweyer rothen Ränder gewinnt; er wird bei genauer Aufmerksamkeit den gelben Saum auf dem rothen Bilde bemerken, und der untere gelbe Saum nach dem Weißen zu wird völlig deutlich seyn.

278.

Oben an dem gelben Viereck ist der rothe Rand sehr merklich, weil das Gelbe als hell gegen das Schwarz genugsam absticht. Der gelbe Saum identificirt sich mit der gelben Fläche, nur wird solche etwas schöner dadurch; der untere Rand zeigt nur wenig Roth, weil das helle

Gelb gegen das Weiße nicht genugsam absticht. Der untere gelbe Saum aber ist deutlich genug.

279.

An dem blauen Viereck hingegen ist der obere rothe Rand kaum sichtbar; der gelbe Saum bringt herunterwärts ein schmutziges Grün im Bilde hervor; der untere rothe Rand und der gelbe Saum zeigen sich in lebhaften Farben.

280.

Bemerkt man nun in diesen Fällen, daß das rothe Bild durch einen Ansatz auf beiden Seiten zu gewinnen, das dunkelblaue von einer Seite wenigstens zu verlieren scheint; so wird man, wenn man die Pappe umkehrt, so daß der weiße Theil sich oben, der schwarze sich unten befindet, das umgekehrte Phänomen erblicken.

281.

Denn da nunmehr die homogenen Ränder und Säume an den blauen Vierecken oben und unten entstehen, so scheinen diese vergrößert, ja ein Theil der Bilder selbst schöner gefärbt, und nur eine genaue Beobachtung wird die Ränder und Säume von der Farbe der Fläche selbst unterscheiden lehren.

282.

Das gelbe und rothe dagegen werden in dieser Stellung der Tafel von den heterogenen Rändern eingeschränkt und die Wirkung der Localfarbe verkümmert. Der obere blaue Rand ist an beiden fast gar nicht sichtbar. Der

violette Saum zeigt sich als ein schönes Pfirsichblüth auf dem rothen, als ein sehr blasses auf dem gelben; die beiden untern Ränder sind grün; an dem rothen schmutzig, lebhaft an dem gelben; den violetten Saum bemerkt man unter dem rothen wenig, mehr unter dem gelben.

283.

Ein jeder Naturfreund mache sich zur Pflicht, mit allen den vorgetragenen Erscheinungen genau bekannt zu werden, und halte es nicht für lästig, ein einziges Phänomen durch so manche bedingende Umstände durchzuführen. Ja diese Erfahrungen lassen sich noch in's Unendliche durch Bilder von verschiedenen Farben, auf und zwischen verschiedenfarbigen Flächen, vervielfältigen. Unter allen Umständen aber wird jedem Aufmerksamen deutlich werden, daß farbige Vierecke neben einander nur deßwegen durch das Prisma verschoben erscheinen, weil ein Ansatz von homogenen und heterogenen Rändern eine Täuschung hervorbringt. Diese ist man nur alsdann zu verbannen fähig, wenn man eine Reihe von Versuchen neben einander zu stellen und ihre Uebereinstimmung darzuthun genugsame Geduld hat.

Warum wir aber vorstehende Versuche mit farbigen Bildern, welche auf mehr als Eine Weise vorgetragen werden konnten, gerade so und so umständlich dargestellt, wird in der Folge deutlicher werden. Gedachte Phänomene waren früher zwar nicht unbekannt, aber sehr ver-

kannt; deßwegen wir ſie, zu Erleichterung eines künftigen hiſtoriſchen Vortrags, genau entwickeln mußten.

284.

Wir wollen nunmehr zum Schluſſe den Freunden der Natur eine Vorrichtung anzeigen, durch welche dieſe Erſcheinungen auf einmal deutlich, ja in ihrem größten Glanze geſehen werden können.

Man ſchneide aus einer Pappe fünf, ungefähr einen Zoll große, völlig gleiche Vierecke neben einander aus, genau in horizontaler Linie. Man bringe dahinter fünf farbige Gläſer, in der bekannten Ordnung, Orange, Gelb, Grün, Blau, Violett. Man befeſtige dieſe Tafel in einer Oeffnung der Camera obſcura, ſo daß der helle Himmel durch ſie geſehen wird, oder daß die Sonne darauf ſcheint, und man wird höchſt energiſche Bilder vor ſich haben. Man betrachte ſie nun durch's Prisma und beobachte die durch jene Verſuche an gemahlten Bildern ſchon bekannten Phänomene, nämlich die theils begünſtigenden, theils verkümmernden Ränder und Säume, und die dadurch bewirkte ſcheinbare Verrückung der ſpecifiſch gefärbten Bilder aus der horizontalen Linie.

Das was der Beobachter hier ſehen wird, folgt genugſam aus dem früher Abgeleiteten; daher wir es auch nicht einzeln abermals durchführen, um ſo weniger, als wir auf dieſe Erſcheinungen zurückzukehren noch öfteren Anlaß finden werden.

Vesire, edle und schöne Frauen, Dichter und Musiker schmückt er mit seinem Preis und weiß auf einen jeden etwas Zierliches aus dem breiten Weltvorrathe anzuwenden.

Wir können daher nicht billig finden, daß man ihm die Verhältnisse in denen er gelebt und sein Talent genutzt, nach so viel hundert Jahren, zum Verbrechen macht. Was sollt' aus dem Dichter werden, wenn es nicht hohe, mächtige, kluge, thätige, schöne und geschickte Menschen gäbe, an deren Vorzügen er sich auferbauen kann? An ihnen, wie die Rebe am Ulmenbaum, wie Epheu an der Mauer, rankt er sich hinauf, Auge und Sinn zu erquicken. Sollte man einen Juwelier schelten, der die Edelgesteine beider Indien zum herrlichen Schmuck trefflicher Menschen zu verwenden sein Leben zubringt? Sollte man von ihm verlangen daß er das, freilich sehr nützliche Geschäft eines Straßenpflasterers übernähme?

So gut aber unser Dichter mit der Erde stand, ward ihm der Himmel verderblich. Eine bedeutende, das Volk aufregende Weissagung: als werde an einem gewissen Tage ein ungeheurer Sturm das Land verwüsten, traf nicht ein und der Schach selbst konnte gegen den allgemeinen Unwillen des Hofes und der Stadt seinen Liebling nicht retten. Dieser floh. Auch in entfernter Provinz schützte ihn nur der entschiedene Charakter eines freundlichen Statthalters.

XIX.

Achromasie und Hyperchromasie.

285.

In der frühern Zeit, da man noch manches, was in der Natur regelmäßig und constant war, für ein bloßes Abirren, für zufällig hielt, gab man auf die Farben weniger Acht, welche bei Gelegenheit der Refraction entstehen, und hielt sie für eine Erscheinung, die sich von besondern Nebenumständen herschreiben möchte.

286.

Nachdem man sich aber überzeugt hatte, daß diese Farbenerscheinung die Refraction jederzeit begleite, so war es natürlich, daß man sie auch als innig und einzig mit der Refraction verwandt ansah, und nicht anders glaubte, als daß das Maß der Farbenerscheinung sich nach dem Maße der Brechung richten und beide gleichen Schritt mit einander halten müßten.

287.

Wenn man also nicht gänzlich, doch einigermaßen, das Phänomen einer stärkeren oder schwächeren Brechung der verschiedenen Dichtigkeit der Mittel zuschrieb; wie denn auch reinere atmosphärische Luft, mit Dünsten angefüllte, Wasser, Glas, nach ihren steigenden Dichtigkeiten, die sogenannte Brechung, die Verrückung des Bildes vermehren; so mußte man kaum zweifeln, daß auch in selbiger Maße die Farbenerscheinung sich steigern

müſſe, und man glaubte völlig gewiß zu ſeyn, daß bei verſchiedenen Mitteln, welche man im Gegenſinne der Brechung zu einander brachte, ſich, ſo lange Brechung vorhanden ſey, die Farbe zeigen, ſobald aber die Farbe verſchwände, auch die Brechung aufgehoben ſeyn müſſe.

288.

In ſpäterer Zeit hingegen ward entdeckt, daß dieſes als gleich angenommene Verhältniß ungleich ſey, daß zwey Mittel das Bild gleich weit verrücken, und doch ſehr ungleiche Farbenſäume hervorbringen können.

289.

Man fand, daß man zu jener phyſiſchen Eigenſchaft, welcher man die Refraction zuſchrieb, noch eine chemiſche hinzu zu denken habe (210); wie wir ſolches künftig, wenn wir uns chemiſchen Rückſichten nähern, weiter auszuführen denken, ſo wie wir die nähern Umſtände dieſer wichtigen Entdeckung in der Geſchichte der Farbenlehre aufzuzeichnen haben. Gegenwärtig ſey folgendes genug.

290.

Es zeigt ſich bei Mitteln von gleicher, oder wenigſtens nahezu gleicher, Brechungskraft der merkwürdige Umſtand, daß ein Mehr und Weniger der Farbenerſcheinung durch eine chemiſche Behandlung hervorgebracht werden kann; das Mehr wird nämlich durch Säuren, das Weniger durch Alkalien beſtimmt. Bringt man unter eine gemeine Glasmaſſe Metalloxyde, ſo

wird die Farbenerscheinung solcher Gläser, ohne daß die Refraction merklich verändert werde, sehr erhöht. Daß das Mindere hingegen auf der alkalischen Seite liege, kann leicht vermuthet werden.

291.

Diejenigen Glasarten, welche nach der Entdeckung zuerst angewendet worden, nennen die Engländer Flint- und Crownglas, und zwar gehört jenem ersten die stärkere, diesem zweyten die geringere Farbenerscheinung an.

292.

Zu unserer gegenwärtigen Darstellung bedienen wir uns dieser beiden Ausdrücke als Kunstwörter, und nehmen an, daß in beiden die Refraction gleich sey, das Flintglas aber die Farbenerscheinung um ein Drittel stärker als das Crownglas hervorbringe; wobei wir unserm Leser eine, gewissermaßen symbolische, Zeichnung zur Hand geben.

293.

Man denke sich auf einer schwarzen Tafel, welche hier, des bequemeren Vortrags wegen, in Casen getheilt ist, zwischen den Parallellinien a b und c d fünf weiße Vierecke. Das Viereck Nr. 1 stehe vor dem nackten Auge unverrückt auf seinem Platz.

294.

Das Viereck Nr. 2 aber sey, durch ein vor das Auge gehaltenes Prisma von Crownglas g. um drey Casen verrückt und zeige die Farbensäume in einer ge-

wissen Breite; ferner sey das Viereck Nr. 3, durch ein Prisma von Flintglas h, gleichfalls um drey Casen heruntergerückt, dergestalt daß es die farbigen Säume nunmehr um ein Drittel breiter als Nr. 2 zeige.

295.

Ferner stelle man sich vor, das Viereck Nr. 4 sey eben wie das Nr. 2, durch ein Prisma von Crownglas, erst drey Casen verrückt gewesen, dann sey es aber, durch ein entgegengestelltes Prisma h von Flintglas, wieder auf seinen vorigen Fleck, wo man es nun sieht, gehoben worden.

296.

Hier hebt sich nun die Refraction zwar gegen einander auf; allein da das Prisma h bei der Verrückung durch drey Casen um ein Drittel breitere Farbensäume, als dem Prisma g eigen sind, hervorbringt, so muß, bei aufgehobener Refraction, noch ein Ueberschuß von Farbensaum übrig bleiben, und zwar im Sinne der scheinbaren Bewegung, welche das Prisma h dem Bilde ertheilt, und folglich umgekehrt, wie wir die Farben an den herabgerückten Nummern 2 und 3 erblicken. Dieses Ueberschießende der Farbe haben wir Hyperchromasie genannt, woraus sich denn die Achromasie unmittelbar folgern läßt.

297.

Denn gesetzt es wäre das Viereck Nr. 5 von seinem ersten supponirten Platze, wie Nr. 2, durch ein Prisma

von Crownglas g, um drey Casen herunter gerückt werden; so dürfte man nur den Winkel eines Prisma's von Flintglas h verkleinern, solches im umgekehrten Sinne an das Prisma g anschließen, um das Viereck Nr. 5 zwey Casen scheinbar hinauf zu heben; wobei die Hyperchromasie des vorigen Falles wegfiele, das Bild nicht ganz an seine erste Stelle gelangte und doch schon farblos erschiene. Man sieht auch an den fortpunktirten Linien der zusammengesetzten Prismen unter Nr. 5, daß ein wirkliches Prisma übrig bleibt, und also auch auf diesem Wege, sobald man sich die Linien krumm denkt, ein Ocularglas entstehen kann; wodurch denn die achromatischen Ferngläser abgeleitet sind.

298.

Zu diesen Versuchen, wie wir sie hier vortragen, ist ein kleines aus drey verschiedenen Prismen zusammengesetztes Prisma, wie solche in England verfertigt werden, höchst geschickt. Hoffentlich werden künftig unsre inländischen Künstler mir diesem nothwendigen Instrumente jeden Naturfreund versehen.

XX.

Vorzüge der subjectiven Versuche. Uebergang zu den objectiven.

299.

Wir haben die Farbenerscheinungen, welche sich bei Gelegenheit der Refraction sehen lassen, zuerst durch subjective Versuche dargestellt, und das Ganze in sich dergestalt abgeschlossen, daß wir auch schon jene Phänomene aus der Lehre von den trüben Mitteln und Doppelbildern ableiteten.

300.

Da bei Vorträgen, die sich auf die Natur beziehen, doch alles auf Sehen und Schauen ankommt, so sind diese Versuche um desto erwünschter, als sie sich leicht und bequem anstellen lassen. Jeder Liebhaber kann sich den Apparat, ohne große Umstände und Kosten, anschaffen; ja wer mit Papparbeiten einigermaßen umzugehen weiß, einen großen Theil selbst verfertigen. Wenige Tafeln, auf welchen schwarze, weiße, graue und farbige Bilder auf hellem und dunkelm Grunde abwechseln, sind dazu hinreichend. Man stellt sie unverrückt vor sich hin, betrachtet bequem und anhaltend die Erscheinungen an dem Rande der Bilder; man entfernt sich, man nähert sich wieder und beobachtet genau den Stufengang des Phänomens.

301.

Ferner lassen sich auch durch geringe Prismen, die nicht von dem reinsten Glase sind, die Erscheinungen noch deutlich genug beobachten. Was jedoch wegen dieser Glasgeräthschaften noch zu wünschen seyn möchte, wird in dem Abschnitt, der den Apparat abhandelt, umständlich zu finden seyn.

302.

Ein Hauptvortheil dieser Versuche ist sodann, daß man sie zu jeder Tageszeit anstellen kann, in jedem Zimmer, es sey nach einer Weltgegend gerichtet nach welcher es wolle; man braucht nicht auf Sonnenschein zu warten, der einem nordischen Beobachter überhaupt nicht reichlich gewogen ist.

Die objectiven Versuche.

303.

verlangen hingegen nothwendig den Sonnenschein, der, wenn er sich auch einstellt, nicht immer den wünschenswerthen Bezug auf den ihm entgegengestellten Apparat haben kann. Bald steht die Sonne zu hoch, bald zu tief, und doch auch nur kurze Zeit in dem Meridian des am besten gelegenen Zimmers. Unter dem Beobachten weicht sie; man muß mit dem Apparat nachrücken, wodurch in manchen Fällen die Versuche unsicher werden. Wenn die Sonne durch's Prisma scheint, so offenbart sie alle Ungleichheiten, innere Fäden und Bläschen des Glases,

wodurch die Erſcheinung verwirrt, getrübt und mißfärbig gemacht wird.

304.

Doch müſſen die Verſuche beider Arten gleich genau bekannt ſeyn. Sie ſcheinen einander entgegengeſetzt und gehen immer mit einander parallel; was die einen zeigen, zeigen die andern auch, und doch hat jede Art wieder ihre Eigenheiten, wodurch gewiſſe Wirkungen der Natur auf mehr als Eine Weiſe offenbar werden.

305.

Sodann gibt es bedeutende Phänomene, welche man durch Verbindung der ſubjectiven und objectiven Verſuche hervorbringt. Nicht weniger gewähren uns die objectiven den Vortheil, daß wir ſie meiſt durch Linearzeichnungen darſtellen und die innern Verhältniſſe des Phänomens auf unſern Tafeln vor Augen legen können. Wir ſäumen daher nicht die objectiven Verſuche ſogleich dergeſtalt vorzutragen, daß die Phänomene mit den ſubjectiv vorgeſtellten durchaus gleichen Schritt halten; deßwegen wir auch neben der Zahl eines jeden Paragraphen die Zahl der früheren in Parentheſe unmittelbar anfügen. Doch ſetzen wir im Ganzen voraus, daß der Leſer ſich mit den Tafeln, der Forſcher mit dem Apparat bekannt mache, damit die Zwillings-Phänomene, von denen die Rede iſt, auf eine oder die andere Weiſe, dem Liebhaber vor Augen ſeyen.

XXI.

Refraction ohne Farbenerſcheinung.

306 (195, 196).

Daß die Refraction ihre Wirkung äußere, ohne eine Farbenerſcheinung hervorzubringen, iſt bei objectiven Verſuchen nicht ſo vollkommen als bei ſubjectiven darzuthun. Wir haben zwar unbegränzte Räume, nach welchen wir durch's Prisma ſchauen und uns überzeugen können, daß ohne Gränze keine Farbe entſtehe; aber wir haben kein unbegränzt Leuchtendes, welches wir könnten auf's Prisma wirken laſſen. Unſer Licht kommt uns von begränzten Körpern, und die Sonne, welche unſre meiſten objectiven prismatiſchen Erſcheinungen hervorbringt, iſt ja ſelbſt nur ein kleines begränzt leuchtendes Bild.

307.

Indeſſen können wir jede größere Oeffnung, durch welche die Sonne durchſcheint, jedes größere Mittel, wodurch das Sonnenlicht aufgefangen und aus ſeiner Richtung gebracht wird, ſchon inſofern als unbegränzt anſehen, indem wir bloß die Mitte der Flächen, nicht aber ihre Gränzen betrachten.

308 (197).

Man ſtelle ein großes Waſſerprisma in die Sonne, und ein heller Raum wird ſich in die Höhe gebrochen an einer entgegengeſetzten Tafel zeigen und die Mitte

dieſes erleuchteten Raumes farblos ſeyn. Eben daſſelbe erreicht man, wenn man mit Glasprismen, welche Winkel von wenigen Graden haben, den Verſuch anſtellt. Ja dieſe Erſcheinung zeigt ſich ſelbſt bei Glasprismen, deren brechender Winkel ſechzig Grad iſt, wenn man nur die Tafel nahe genug heran bringt.

XXII.

Bedingungen der Farbenerſcheinung.

309 (198).

Wenn nun gedachter erleuchteter Raum zwar gebrochen, von der Stelle gerückt, aber nicht gefärbt erſcheint, ſo ſieht man jedoch an den horizontalen Gränzen deſſelben eine farbige Erſcheinung. Daß auch hier die Farbe bloß durch Verrückung eines Bildes entſtehe, iſt umſtändlicher darzuthun.

Das Leuchtende, welches hier wirkt, iſt ein Begränztes, und die Sonne wirkt hier, indem ſie ſcheint und ſtrahlt als ein Bild. Man mache die Oeffnung in dem Laden der Camera obſcura ſo klein als man kann, immer wird das ganze Bild der Sonne hereindringen. Das von ihrer Scheibe herſtrömende Licht wird ſich in der kleinſten Oeffnung kreuzen und den Winkel machen, der ihrem ſcheinbaren Diameter gemäß iſt. Hier kommt ein Conus mit der Spitze außen an und inwendig verbreitert ſich dieſe Spitze wieder, bringt ein durch eine

Die Ehre der Aſtrologie kann jedoch gerettet werden, wenn man annimmt, daß die Zuſammenkunft ſo vieler Planeten in Einem Zeichen auf die Zukunft von Dſchengis Khan hindeute, welcher in Perſien mehr Verwüſtung anrichtete als irgend ein Sturmwind hätte bewirken können.

Tafel aufzufassendes rundes, sich durch die Entfernung der Tafel auf immer vergrößerndes Bild hervor, welches Bild nebst allen übrigen Bildern der äußeren Landschaft auf einer weißen gegengehaltenen Fläche im dunkeln Zimmer umgekehrt erscheint.

310.

Wie wenig also hier von einzelnen Sonnenstrahlen, oder Strahlenbündeln und Büscheln, von Strahlencolindern, Stäben und wie man sich das alles vorstellen mag, die Rede seyn kann, ist auffallend. Zu Bequemlichkeit gewisser Lineardarstellungen nehme man das Sonnenlicht als parallel einfallend an; aber man wisse, daß dieses nur eine Fiction ist, welche man sich gar wohl erlauben kann, da wo der zwischen die Fiction und die wahre Erscheinung fallende Bruch unbedeutend ist. Man hüte sich aber, diese Fiction wieder zum Phänomen zu machen, und mit einem solchen fingirten Phänomen weiter fort zu operiren.

311.

Man vergrößere nunmehr die Oeffnung in dem Fensterladen so weit man will, man mache sie rund oder viereckt, ja man öffne den Laden ganz und lasse die Sonne durch den völligen Fensterraum in das Zimmer scheinen; der Raum, den sie erleuchtet, wird immer so viel größer seyn, als der Winkel, den ihr Durchmesser macht, verlangt; und also ist auch selbst der ganze durch das größte Fenster von der Sonne erleuchtete Raum nur

das Sonnenbild plus der Weite der Oeffnung. Wir werden hierauf zurückzukehren künftig Gelegenheit finden.

312 (199).

Fangen wir nun das Sonnenbild durch convexe Gläser auf, so ziehen wir es gegen den Focus zusammen. Hier muß, nach den oben ausgeführten Regeln, ein gelber Saum und ein gelbrother Rand entstehen, wenn das Bild auf einem weißen Papiere aufgefangen wird. Weil aber dieser Versuch blendend und unbequem ist, so mache er sich am schönsten mit dem Bilde des Vollmonds. Wenn man dieses durch ein convexes Glas zusammenzieht, so erscheint der farbige Rand in der größten Schönheit: denn der Mond sendet an sich schon ein gemäßigtes Licht, und er kann also um desto eher die Farbe, welche aus Mäßigung des Lichts entsteht, hervorbringen; wobei zugleich das Auge des Beobachters nur leise und angenehm berührt wird.

313 (200).

Wenn man ein leuchtendes Bild durch concave Gläser auffaßt, so wird es vergrößert und also ausgedehnt. Hier erscheint das Bild blau begränzt.

314.

Beide entgegengesetzte Erscheinungen kann man durch ein convexes Glas sowohl simultan, als successiv hervorbringen, und zwar simultan, wenn man auf das convexe Glas in der Mitte eine undurchsichtige Scheibe klebt, und nun das Sonnenbild aufhängt. Hier wird nun

ſowohl das leuchtende Bild als der in ihm befindliche ſchwarze Kern zuſammengezogen, und ſo müſſen auch die entgegengeſetzten Farberſcheinungen entſtehen. Ferner kann man dieſen Gegenſatz ſucceſſiv gewahr werden, wenn man das leuchtende Bild erſt bis gegen den Focus zuſammenzieht; da man denn Gelb und Gelbroth gewahr wird: dann aber hinter dem Focus daſſelbe ſich ausdehnen läßt; da es denn ſogleich eine blaue Gränze zeigt.

315 (201).

Auch hier gilt, was bei den ſubjectiven Erfahrungen geſagt worden, daß das Blaue und Gelbe ſich an und über dem Weißen zeige, und daß beide Farben einen röthlichen Schein annehmen, inſofern ſie über das Schwarze reichen.

316 (202, 203).

Dieſe Grunderſcheinungen wiederholen ſich bei allen folgenden objectiven Erfahrungen, ſo wie ſie die Grundlage der ſubjectiven ausmachten. Auch die Operation, welche vorgenommen wird, iſt eben dieſelbe; ein heller Rand wird gegen eine dunkle Fläche, eine dunkle Fläche gegen eine helle Gränze geführt. Die Gränzen müſſen einen Weg machen, und ſich gleichſam über einander drängen, bei dieſen Verſuchen wie bei jenen.

317 (204).

Laſſen wir alſo das Sonnenbild durch eine größere oder kleinere Oeffnung in die dunkle Kammer, fangen

wir es durch ein Prisma auf, deſſen brechender Winkel hier wie gewöhnlich unten ſeyn mag: ſo kommt das leuchtende Bild nicht in gerader Linie nach dem Fußboden, ſondern es wird an eine vertical geſetzte Tafel hinaufgebrochen. Hier iſt es Zeit, des Gegenſatzes zu gedenken, in welchem ſich die ſubjective und objective Verrückung des Bildes befindet.

318.

Sehen wir durch ein Prisma, deſſen brechender Winkel ſich unten befindet, nach einem in der Höhe befindlichen Bilde, ſo wird dieſes Bild heruntergerückt, anſtatt daß ein einfallendes leuchtendes Bild von demſelben Prisma in die Höhe geſchoben wird. Was wir hier der Kürze wegen nur hiſtoriſch angeben, läßt ſich aus den Regeln der Brechung und Hebung ohne Schwierigkeit ableiten.

319.

Indem nun alſo auf dieſe Weiſe das leuchtende Bild von ſeiner Stelle gerückt wird, ſo gehen auch die Farbenſäume nach den früher ausgeführten Regeln ihren Weg. Der violette Saum geht jederzeit voraus, und alſo bei objectiven hinaufwärts, wenn er bei ſubjectiven herunterwärts geht.

320 (205).

Eben ſo überzeuge ſich der Beobachter von der Färbung in der Diagonale, wenn die Verrückung durch zwey Prismen in dieſer Richtung geſchieht, wie bei

dem subjectiven Falle deutlich genug angegeben: man schaffe sich aber hiezu Prismen mit Winkeln von wenigen, etwa funfzehn Graden.

321 (206, 207).

Daß die Färbung des Bildes auch hier nach der Richtung seiner Bewegung geschehe, wird man einsehen, wenn man eine Oeffnung im Laden von mäßiger Größe viereckt macht, und das leuchtende Bild durch das Wasserprisma gehen läßt, erst die Ränder in horizontaler und verticaler Richtung, sodann in der diagonalen.

322 (208).

Wobei sich denn abermals zeigen wird, daß die Gränzen nicht neben einander weg, sondern über einander geführt werden müssen.

XXIII.

Bedingungen des Zunehmens der Erscheinung.

323 (209).

Auch hier bringt eine vermehrte Verrückung des Bildes eine stärkere Farbenerscheinung zu Wege.

324 (210).

Diese vermehrte Verrückung aber hat statt:

1) durch schiefere Richtung des auffallenden leuchtenden Bildes auf parallele Mittel.

2) Durch Veränderung der parallelen Form in eine mehr oder weniger ſpitzwinkelige.

3) Durch verſtärktes Maß des Mittels, des parallelen oder winkelhaften, theils weil das Bild auf dieſem Wege ſtärker verrückt wird, theils weil eine der Maſſe angehörige Eigenſchaft mit zur Wirkung gelangt.

4) Durch die Entfernung der Tafel von dem brechenden Mittel, ſo daß das heraustretende gefärbte Bild einen längeren Weg zurücklegt.

5) Zeigt ſich eine chemiſche Eigenſchaft unter allen dieſen Umſtänden wirkſam, welche wir ſchon unter den Rubriken der Achromaſie und Hyperchromaſie näher angedeutet haben.

325 (211).

Die objectiven Verſuche geben uns den Vortheil, daß wir das Werdende des Phänomens, ſeine ſucceſſive Geneſe außer uns darſtellen und zugleich mit Linearzeichnungen deutlich machen können, welches bei ſubjectiven der Fall nicht iſt.

326.

Wenn man das aus dem Prisma heraustretende leuchtende Bild und ſeine wachſende Farbenerſcheinung auf einer entgegengehaltenen Tafel ſtufenweiſe beobachten, und ſich Durchſchnitte von dieſem Conus mit elliptiſcher Baſe vor Augen ſtellen kann; ſo läßt ſich auch das Phänomen auf ſeinem ganzen Wege zum ſchönſten folgendermaßen

sichtbar machen. Man errege nämlich in der Linie, in welcher das Bild durch den dunklen Raum geht, eine weiße feine Staubwolke, welche durch feinen recht trocknen Haarpuder am besten hervorgebracht wird. Die mehr oder weniger gefärbte Erscheinung wird nun durch die weißen Atomen aufgefangen und dem Auge in ihrer ganzen Breite und Länge dargestellt.

327.

Eben so haben wir Linearzeichnungen bereitet und solche unter unsre Tafeln aufgenommen, wo die Erscheinung von ihrem ersten Ursprunge an dargestellt ist, und an welchen man sich deutlich machen kann, warum das leuchtende Bild durch Prismen so viel stärker als durch parallele Mittel gefärbt wird.

328 (212).

An den beiden entgegengesetzten Gränzen steht eine entgegengesetzte Erscheinung in einem spitzen Winkel auf, die sich, wie sie weiter in dem Raume vorwärts geht, nach Maßgabe dieses Winkels verbreitert. So strebt in der Richtung, in welcher das leuchtende Bild verrückt worden, ein violetter Saum in das Dunkle hinaus, ein blauer schmalerer Rand bleibt an der Gränze. Von der andern Seite strebt ein gelber Saum in das Helle hinein und ein gelbrother Rand bleibt an der Gränze.

329 (213).

Hier ist also die Bewegung des Dunkeln gegen das Helle, des Hellen gegen das Dunkle wohl zu beachten.

330 (214).

Eines großen Bildes Mitte bleibt lange ungefärbt, beſonders bei Mitteln von minderer Dichtigkeit und geringerem Maße, bis endlich die entgegengeſetzten Säume und Ränder einander erreichen, da alsdann bei dem leuchtenden Bild in der Mitte ein Grün entſteht.

331 (215).

Wenn nun die objectiven Verſuche gewöhnlich nur mit dem leuchtenden Sonnenbilde gemacht wurden, ſo iſt ein objectiver Verſuch mit einem dunkeln Bilde bisher faſt gar nicht vorgekommen. Wir haben hierzu aber auch eine bequeme Vorrichtung angegeben. Jenes große Waſſerprisma nämlich ſtelle man in die Sonne und klebe auf die äußere oder innere Seite eine runde Pappenſcheibe; ſo wird die farbige Erſcheinung abermals an den Rändern vorgehen, nach jenem bekannten Geſetz entſpringen, die Ränder werden erſcheinen, ſich in jener Maße verbreitern und in der Mitte der Purpur entſtehen. Man kann neben das Rund ein Viereck in beliebiger Richtung hinzufügen und ſich von dem oben mehrmals Angegebenen und Ausgeſprochenen von neuem überzeugen.

332 (216).

Nimmt man von dem gedachten Prisma dieſe dunkeln Bilder wieder hinweg, wobei jedoch die Glastafeln jedesmal ſorgfältig zu reinigen ſind, und hält einen ſchwachen Stab, etwa einen ſtarken Bleiſtift, vor die

Mitte des horizontalen Prisma; so wird man das völlige Uebereinandergreifen des violetten Saums und des rothen Randes bewirken und nur die drey Farben, die zwey äußern und die mittlere, sehen.

333.

Schneidet man eine vor das Prisma zu schiebende Pappe dergestalt aus, daß in der Mitte derselben eine horizontale längliche Oeffnung gebildet wird, und läßt alsdann das Sonnenlicht hindurchfallen; so wird man die völlige Vereinigung des gelben Saumes und des blauen Randes nunmehr über das Helle bewirken und nur Gelbroth, Grün und Violett sehen; auf welche Art und Weise, ist bei Erklärung der Tafeln weiter aus einander gesetzt.

334 (217).

Die prismatische Erscheinung ist also keineswegs fertig und vollendet, indem das leuchtende Bild aus dem Prisma hervortritt. Man wird alsdann nur erst ihre Anfänge im Gegensatz gewahr; dann wächst sie, das Entgegengesetzte vereinigt sich und verschränkt sich zuletzt auf's innigste. Der von einer Tafel aufgefangene Durchschnitt dieses Phänomens ist in jeder Entfernung vom Prisma anders, so daß weder von einer stetigen Folge der Farben, noch von einem durchaus gleichen Maß derselben die Rede seyn kann; weßhalb der Liebhaber und Beobachter sich an die Natur und unsre naturgemäßen Tafeln wenden wird, welchen zum Ueberfluß eine aber-

malige Erklärung, ſo wie eine genugſame Anweiſung und Anleitung zu allen Verſuchen, hinzugefügt iſt.

XXIV.

Ableitung der angezeigten Phänomene.

335 (218).

Wenn wir dieſe Ableitung ſchon bei Gelegenheit der ſubjectiven Verſuche umſtändlich vorgetragen, wenn alles, was dort gegolten hat, auch hier gilt; ſo bedarf es keiner weitläufigen Ausführung mehr, um zu zeigen, daß dasjenige, was in der Erſcheinung völlig parallel geht, ſich auch aus eben denſelben Quellen ableiten laſſe.

336 (216).

Daß wir auch bei objectiven Verſuchen mit Bildern zu thun haben, iſt oben umſtändlich dargethan worden. Die Sonne mag durch die kleinſte Oeffnung hereinſcheinen, ſo dringt doch immer das Bild ihrer ganzen Scheibe hindurch. Man mag das größte Prisma in das freie Sonnenlicht ſtellen, ſo iſt es doch immer wieder das Sonnenbild, das ſich an den Rändern der brechenden Flächen ſelbſt begränzt und die Nebenbilder dieſer Begränzung hervorbringt. Man mag eine vielfach ausgeſchnittene Pappe vor das Waſſerprisma ſchieben, ſo ſind es doch nur die Bilder aller Art, welche, nachdem ſie durch Brechung von ihrer Stelle gerückt worden, farbige Rän-

Nisami.

Stirbt 1180.

Ein zarter, hochbegabter Geist, der, wenn Firdusi die sämmtlichen Heldenüberlieferungen erschöpfte, nunmehr die lieblichsten Wechselwirkungen innigster Liebe zum Stoffe seiner Gedichte wählt. Medschnun und Leila, Chosru und Schirin, Liebespaare, führt er vor; durch Ahnung, Geschick, Natur, Gewohnheit, Neigung, Leidenschaft für einander bestimmt, sich entschieden gewogen; dann aber durch Grille, Eigensinn, Zufall, Nöthigung und Zwang getrennt, eben so wunderlich wieder zusammengeführt und am Ende doch wieder auf eine oder die andere Weise weggerissen und geschieden.

Aus diesen Stoffen und ihrer Behandlung erwächst die Erregung einer ideellen Sehnsucht. Befriedigung finden wir nirgends. Die Anmuth ist groß, die Mannichfaltigkeit unendlich.

Auch in seinen andern unmittelbar moralischem Zweck gewidmeten Gedichten athmet gleiche liebenswürdige Klarheit. Was auch dem Menschen Zwey-

der und Säume, und in denselben durchaus vollkommene Nebenbilder zeigen.

337 (235).

Haben uns bei subjectiven Versuchen stark von einander abstechende Bilder eine höchst lebhafte Farbenerscheinung zu Wege gebracht, so wird diese bei objectiven Versuchen noch viel lebhafter und herrlicher seyn, weil das Sonnenbild von der höchsten Energie ist, die wir kennen, daher auch dessen Nebenbild mächtig und, ungeachtet seines secundären getrübten und verdunkelten Zustandes, noch immer herrlich und glänzend seyn muß. Die vom Sonnenlicht durch's Prisma auf irgend einen Gegenstand geworfenen Farben bringen ein gewaltiges Licht mit sich, indem sie das höchst energische Urlicht gleichsam im Hintergrunde haben.

338 (238).

In wiefern wir auch diese Nebenbilder trüb nennen und sie aus der Lehre von den trüben Mitteln ableiten dürfen, wird jedem, der uns bis hieher aufmerksam gefolgt, klar seyn, besonders aber dem, der sich den nöthigen Apparat verschafft, um die Bestimmtheit und Lebhaftigkeit, womit trübe Mittel wirken, sich jederzeit vergegenwärtigen zu können.

XXV.

Abnahme der farbigen Erſcheinung.

339 (243).

Haben wir uns bei Darſtellung der Abnahme unſerer farbigen Erſcheinung in ſubjectiven Fällen kurz faſſen können, ſo wird es uns erlaubt ſeyn, hier noch kürzer zu verfahren, indem wir uns auf jene deutliche Darſtellung berufen. Nur Eines mag wegen ſeiner großen Bedeutung, als ein Hauptmoment des ganzen Vortrags, hier dem Leſer zu beſonderer Aufmerkſamkeit empfohlen werden.

340 (244 — 247)

Der Abnahme der prismatiſchen Erſcheinung muß erſt eine Entfaltung derſelben vorangehen. Aus dem gefärbten Sonnenbilde verſchwinden, in gehöriger Entfernung der Tafel vom Prisma, zuletzt die blaue und gelbe Farbe, indem beide über einander greifen, völlig, und man ſieht nur Gelbroth, Grün und Blauroth. Nähert man die Tafel dem brechenden Mittel, ſo erſcheinen Gelb und Blau ſchon wieder, und man erblickt die fünf Farben mit ihren Schattirungen. Rückt man mit der Tafel noch näher, ſo treten Gelb und Blau völlig auseinander, das Grüne verſchwindet und zwiſchen den gefärbten Rändern und Säumen zeigt ſich das Bild farblos. Je näher man mit der Tafel gegen das Prisma zurückt, deſto

ſchmäler werden gedachte Ränder und Säume, bis ſie endlich an und auf dem Prisma null werden.

XXVI.

Graue Bilder.

341 (248).

Wir haben die grauen Bilder als höchſt wichtig bei ſubjectiven Verſuchen dargeſtellt. Sie zeigen uns durch die Schwäche der Nebenbilder, daß eben dieſe Nebenbilder ſich jederzeit von dem Hauptbilde herſchreiben. Will man nun die objectiven Verſuche auch hier parallel durchführen, ſo könnte dieſes auf eine bequeme Weiſe geſchehen, wenn man ein mehr oder weniger matt geſchliffenes Glas vor die Oeffnung hielte, durch welche das Sonnenbild hereinfällt. Es würde dadurch ein gedämpftes Bild hervorgebracht werden, welches nach der Refraction viel mattere Farben, als das von der Sonnenſcheibe unmittelbar abgeleitete, auf der Tafel zeigen würde; und ſo würde auch von dem höchſt energiſchen Sonnenbilde nur ein ſchwaches, der Dämpfung gemäßes Nebenbild entſtehen; wie denn freilich durch dieſen Verſuch dasjenige, was uns ſchon genugſam bekannt iſt, nur noch aber und abermal bekräftigt wird.

XXVII.

Farbige Bilder.

342 (260).

Es gibt mancherlei Arten, farbige Bilder zum Behuf objectiver Versuche hervorzubringen. Erstlich kann man farbiges Glas vor die Oeffnung halten, wodurch sogleich ein farbiges Bild hervorgebracht wird. Zweytens kann man das Wasserprisma mit farbigen Liquoren füllen. Drittens kann man die von einem Prisma schon hervorgebrachten emphatischen Farben durch proportionierte kleine Oeffnungen eines Bleches durchlassen, und also kleine Bilder zu einer zweyten Refraction vorbereiten. Diese letzte Art ist die beschwerlichste, indem, bei dem beständigen Fortrücken der Sonne, ein solches Bild nicht fest gehalten, noch in beliebiger Richtung bestätigt werden kann. Die zweyte Art hat auch ihre Unbequemlichkeiten, weil nicht alle farbigen Liquoren schön hell und klar zu bereiten sind. Daher die erste um so mehr den Vorzug verdient, als die Physiker schon bisher die von dem Sonnenlichte durch's Prisma hervorgebrachten Farben, diejenigen welche durch Liquoren und Gläser erzeugt werden, und die, welche schon auf Papier oder Tuch fixirt sind, bei der Demonstration als gleichwirkend gelten lassen.

343.

Da es nun also bloß darauf ankommt, daß das Bild gefärbt werde, so gewährt uns das schon eingeführte große

Wasserprisma hierzu die beste Gelegenheit: denn indem man vor seine großen Flächen, welche das Licht ungefärbt durchlassen, eine Pappe vorschieben kann, in welche man Oeffnungen von verschiedener Figur geschnitten, um unterschiedene Bilder und also auch unterschiedene Nebenbilder hervorzubringen; so darf man nur vor die Oeffnungen der Pappe farbige Gläser befestigen, um zu beobachten, welche Wirkung die Refraction im objectiven Sinne auf farbige Bilder hervorbringt.

344.

Man bediene sich nämlich jener schon beschriebenen Tafel (284) mit farbigen Gläsern, welche man genau in der Größe eingerichtet, daß sie in die Falzen des großen Wasserprisma's eingeschoben werden kann. Man lasse nunmehr die Sonne hindurchscheinen, so wird man die hinaufwärts gebrochenen farbigen Bilder, jedes nach seiner Art, gesäumt und gerändert sehen, indem sich diese Säume und Ränder an einigen Bildern ganz deutlich zeigen, an andern sich mit der specifischen Farbe des Glases vermischen, sie erhöhen oder verkümmern; und jederman wird sich überzeugen können, daß hier abermals nur von diesem von uns subjectiv und objectiv so umständlich vorgetragenen einfachen Phänomen die Rede sey.

XXVIII.

Achromasie und Hyperchromasie.

345 (285—290).

Wie man die hyperchromatischen und achromatischen Versuche auch objectiv anstellen könne, dazu brauchen wir nur, nach allem was oben weitläuftig ausgeführt worden, eine kurze Anleitung zu geben, besonders da wir voraussetzen können, daß jenes erwähnte zusammengesetzte Prisma sich in den Händen des Naturfreundes befinde.

346.

Man lasse durch ein spitzwinkeliges Prisma von wenigen Graden, aus Crownglas geschliffen, das Sonnenbild dergestalt durchgehen, daß es auf der entgegengesetzten Tafel in die Höhe gebrochen werde; die Ränder werden nach dem bekannten Gesetz gefärbt erscheinen, das Violette und Blaue nämlich oben und außen, das Gelbe und Gelbrothe unten und innen. Da nun der brechende Winkel dieses Prisma's sich unten befindet, so setze man ihm ein andres proportionirtes von Flintglas entgegen, dessen brechender Winkel nach oben gerichtet sey. Das Sonnenbild werde dadurch wieder an seinen Platz geführt, wo es denn durch den Ueberschuß der farberregenden Kraft des herabführenden Prisma's von Flintglas, nach dem Gesetze dieser Herabführung, wenig gefärbt seyn, das Blaue und Violette unten und außen, das Gelbe und Gelbrothe oben und innen zeigen wird.

347.

Man rücke nun durch ein proportionirtes Prisma von Crownglas das ganze Bild wieder um weniges in die Höhe; so wird die Hyperchromasie aufgehoben, das Sonnenbild vom Platze gerückt und doch farblos erscheinen.

348.

Mit einem aus drey Gläsern zusammengesetzten achromatischen Objectivglase kann man eben diese Versuche stufenweise machen, wenn man es sich nicht reuen läßt, solches aus der Hülse, worein es der Künstler eingenietet hat, herauszubrechen. Die beiden converen Gläser von Crownglas, indem sie das Bild nach dem Focus zusammenziehen, das concave Glas von Flintglas, indem es das Sonnenbild hinter sich ausdehnt, zeigen an dem Rande die hergebrachten Farben. Ein Converglas mit dem Concavglase zusammengenommen zeigt die Farben nach dem Gesetz des letztern. Sind alle drey Gläser zusammengelegt, so mag man das Sonnenbild nach dem Focus zusammenziehen oder sich dasselbe hinter dem Brennpunkte ausdehnen lassen, niemals zeigen sich farbige Ränder, und die von dem Künstler intendirte Achromasie bewährt sich hier abermals.

349.

Da jedoch das Crownglas durchaus eine grünliche Farbe hat, so daß besonders bei großen und starken

Objectiven etwas von einem grünlichen Schein mit unter laufen, und ſich daneben die geforderte Purpurfarbe unter gewiſſen Umſtänden einſtellen mag, welches uns jedoch, bei wiederholten Verſuchen mit mehreren Objectiven, nicht vorgekommen: ſo hat man hierzu die wunderbarſten Erklärungen erſonnen und ſich, da man theoretiſch die Unmöglichkeit achromatiſcher Ferngläſer zu beweiſen genöthigt war, gewiſſermaßen gefreut, eine ſolche radicale Verbeſſerung läugnen zu können; wovon jedoch nur in der Geſchichte dieſer Erfindungen umſtändlich gehandelt werden kann.

XXIX.

Verbindung objectiver und ſubjectiver Verſuche.

350.

Wenn wir oben angezeigt haben, daß die objectiv und ſubjectiv betrachtete Refraction im Gegenſinne wirken müſſe (318); ſo wird daraus folgen, daß wenn man die Verſuche verbindet, entgegengeſetzte und einander aufhebende Erſcheinungen ſich zeigen werden.

351.

Durch ein horizontal geſtelltes Prisma werde das Sonnenbild an eine Wand hinaufgeworfen. Iſt das Prisma lang genug, daß der Beobachter zugleich hindurch ſehen kann, ſo wird er das durch die objective Refraction hinaufgerückte Bild wieder heruntergerückt

und solches an der Stelle sehen, wo es ohne Refraction erschienen wäre.

352.

Hierbei zeigt sich ein bedeutendes, aber gleichfalls aus der Natur der Sache herfließendes Phänomen. Da nämlich, wie schon so oft erinnert worden, das objectiv an die Wand geworfene gefärbte Sonnenbild keine fertige noch unveränderliche Erscheinung ist; so wird bei obgedachter Operation das Bild nicht allein für das Auge heruntergezogen, sondern auch seiner Ränder und Säume völlig beraubt und in eine farblose Kreisgestalt zurückgebracht.

353.

Bedient man sich zu diesem Versuche zweyer völlig gleichen Prismen, so kann man sie erst neben einander stellen, durch das eine das Sonnenbild durchfallen lassen, durch das andere aber hindurchsehen.

354.

Geht der Beschauer mit dem zweyten Prisma nunmehr weiter vorwärts, so zieht sich das Bild wieder hinauf und wird stufenweise nach dem Gesetz des ersten Prisma's gefärbt. Tritt der Beschauer nun wieder zurück, bis er das Bild wieder auf den Nullpunkt gebracht hat und geht sodann immer weiter von dem Bilde weg, so bewegt sich das für ihn rund und farblos gewordene Bild immer weiter herab und färbt sich im entgegengesetzten Sinne, so daß wir dasselbe Bild, wenn

wir zugleich durch das Prisma hindurch und daran herſehen, nach objectiven und ſubjectiven Geſetzen gefärbt erblicken.

355.

Wie dieſer Verſuch zu vermannichfaltigen ſey, ergibt ſich von ſelbſt. Iſt der brechende Winkel des Prisma's, wodurch das Sonnenbild objectiv in die Höhe gehoben wird, größer als der des Prisma's, wodurch der Beobachter blickt; ſo muß der Beobachter viel weiter zurücktreten, um das farbige Bild an der Wand ſo weit herunterzuführen, daß es farblos werde, und umgekehrt.

356.

Daß man auf dieſem Wege die Achromaſie und Hyperchromaſie gleichfalls darſtellen könne, fällt in die Augen; welches wir weiter auseinander zu ſetzen und auszuführen dem Liebhaber wohl ſelbſt überlaſſen können, ſo wie wir auch andere complicirte Verſuche, wobei man Prismen und Linſen zugleich anwendet, auch die objectiven und ſubjectiven Erfahrungen auf mancherlei Weiſe durch einander miſcht, erſt ſpäterhin darlegen und auf die einfachen, uns nunmehr genugſam bekannten Phänomene zurückführen werden.

deutiges begegnen mag, führt er jederzeit wieder an's Praktiſche heran und findet in einem ſittlichen Thun allen Räthſeln die beſte Auflöſung.

Uebrigens führt er, ſeinem ruhigen Geſchäft gemäß, ein ruhiges Leben unter den Seldſchugiden und wird in ſeiner Vaterſtadt Gendſche begraben.

XXX.

Uebergang.

357.

Wenn wir auf die bisherige Darstellung und Ableitung der dioptrischen Farben zurücksehen, können wir keine Reue empfinden, weder daß wir sie so umständlich abgehandelt, noch daß wir sie vor den übrigen physischen Farben, außer der von uns selbst angegebenen Ordnung, vorgetragen haben. Doch gedenken wir hier an der Stelle des Uebergangs unsern Lesern und Mitarbeitern deßhalb einige Rechenschaft zu geben.

358.

Sollten wir uns verantworten, daß wir die Lehre von den dioptrischen Farben, besonders der zweyten Classe, vielleicht zu weitläuftig ausgeführt, so hätten wir folgendes zu bemerken. Der Vortrag irgend eines Gegenstandes unsres Wissens kann sich theils auf die innere Nothwendigkeit der abzuhandelnden Materie, theils aber auch auf das Bedürfniß der Zeit, in welcher der Vortrag geschieht, beziehen. Bei dem unsrigen waren wir genöthigt, beide Rücksichten immer vor Augen zu haben. Einmal war es die Absicht, unsre sämmtlichen Erfahrungen so wie unsre Ueberzeugungen, nach einer lange geprüften Methode, vorzulegen; sodann aber mußten wir unser Augenmerk darauf richten, manche

zwar bekannte, aber doch verkannte, besonders auch in falschen Verknüpfungen aufgestellte Phänomene in ihrer natürlichen Entwickelung und wahrhaft erfahrungsmäßigen Ordnung darzustellen, damit wir künftig, bei polemischer und historischer Behandlung, schon eine vollständige Vorarbeit zu leichterer Uebersicht in's Mittel bringen könnten. Daher ist denn freilich eine größere Umständlichkeit nöthig geworden, welche eigentlich nur dem gegenwärtigen Bedürfniß zum Opfer gebracht wird. Künftig, wenn man erst das Einfache als einfach, das Zusammengesetzte als zusammengesetzt, das Erste und Obere als ein solches, das Zweyte, Abgeleitete auch als ein solches anerkennen und schauen wird; dann läßt sich dieser ganze Vortrag in's Engere zusammenziehen, welches, wenn es uns nicht selbst noch glücken sollte, wir einer heiter thätigen Mit- und Nachwelt überlassen.

359.

Was ferner die Ordnung der Capitel überhaupt betrifft, so mag man bedenken, daß selbst verwandte Naturphänomene in keiner eigentlichen Folge oder stetigen Reihe sich an einander schließen; sondern daß sie durch Thätigkeiten hervorgebracht werden, welche verschränkt wirken, so daß es gewissermaßen gleichgültig ist, was für eine Erscheinung man zuerst, und was für eine man zuletzt betrachtet: weil es doch nur darauf ankommt, daß man sich alle möglichst vergegenwärtige, um sie zuletzt unter einem Gesichtspunkt, theils nach ihrer Natur,

theils nach Menschen-Weise und Bequemlichkeit zusammenzufassen.

360.

Doch kann man im gegenwärtigen besondern Falle behaupten, daß die dioptrischen Farben billig an die Spitze der physischen gestellt werden, sowohl wegen ihres auffallenden Glanzes und übrigen Bedeutsamkeit, als auch weil, um dieselben abzuleiten, manches zur Sprache kommen mußte, welches uns zunächst große Erleichterung gewähren wird.

361.

Denn man hat bisher das Licht als eine Art von Abstractum, als ein für sich bestehendes und wirkendes, gewissermaßen sich selbst bedingendes, bei geringen Anlässen aus sich selbst die Farben hervorbringendes Wesen angesehen. Von dieser Vorstellungsart jedoch die Naturfreunde abzulenken, sie aufmerksam zu machen, daß, bei prismatischen und andern Erscheinungen, nicht von einem unbegränzten bedingenden, sondern von einem begränzten bedingten Lichte, von einem Lichtbilde, ja von Bildern überhaupt, hellen oder dunkeln, die Rede sey. Dieß ist die Aufgabe, welche zu lösen, das Ziel, welches zu erreichen wäre.

362.

Was bei dioptrischen Fällen, besonders der zweyten Classe, nämlich bei Refractionsfällen vorgeht, ist uns

nunmehr genugsam bekannt, und dient uns zur Einleitung in's Künftige.

363.

Die katoptrischen Fälle erinnern uns an die physiologischen, nur daß wir jenen mehr Objectivität zuschreiben, und sie deßhalb unter die physischen zu zählen uns berechtigt glauben. Wichtig aber ist es, daß wir hier abermals nicht ein abstractes Licht, sondern ein Lichtbild zu beachten finden.

364.

Gehen wir zu den paroptischen über, so werden wir, wenn das Frühere gut gefaßt worden, uns mit Verwunderung und Zufriedenheit abermals im Reiche der Bilder finden. Besonders wird uns der Schatten eines Körpers, als ein secundäres, den Körper so genau begleitendes Bild, manchen Aufschluß geben.

365.

Doch greifen wir diesen fernern Darstellungen nicht vor, um, wie bisher geschehen, nach unserer Ueberzeugung regelmäßigen Schritt zu halten.

XXXI.

Katoptrische Farben.

366.

Wenn wir von katoptrischen Farben sprechen, so deuten wir damit an, daß uns Farben bekannt sind,

welche bei Gelegenheit einer Spiegelung erſcheinen. Wir ſetzen voraus, daß das Licht ſowohl, als die Fläche, wovon es zurückſtrahlt, ſich in einem völlig farbloſen Zuſtande befinde. In dieſem Sinne gehören dieſe Erſcheinungen unter die phyſiſchen Farben. Sie entſtehen bei Gelegenheit der Reflexion, wie wir oben die dioptriſchen der zweyten Claſſe, bei Gelegenheit der Refraction, hervortreten ſahen. Ohne jedoch weiter im Allgemeinen zu verweilen, wenden wir uns gleich zu den beſondern Fällen, und zu den Bedingungen, welche nöthig ſind, daß gedachte Phänomene ſich zeigen.

367.

Wenn man eine feine Stahlſaite vom Röllchen abnimmt, ſie ihrer Elaſticität gemäß verworren durch einander laufen läßt, und ſie an ein Fenſter in die Tageshelle legt; ſo wird man die Höhen der Kreiſe und Windungen erhellt, aber weder glänzend noch farbig ſehen. Tritt die Sonne hingegen hervor, ſo zieht ſich diſſe Hellung auf einen Punkt zuſammen, und das Auge erblickt ein kleines glänzendes Sonnenbild, das, wenn man es nahe betrachtet, keine Farbe zeigt. Geht man aber zurück und faßt den Abglanz in einiger Entfernung mit den Augen auf, ſo ſieht man viele kleine, auf die mannichfaltigſte Weiſe gefärbte Sonnenbilder; und ob man gleich Grün und Purpur am meiſten zu ſehen glaubt, ſo zeigen ſich doch auch bei genauerer Aufmerkſamkeit die übrigen Farben.

368.

Nimmt man eine Lorgnette, und ſieht dadurch auf die Erſcheinung, ſo ſind die Farben verſchwunden, ſo wie der ausgedehntere Glanz, in dem ſie erſcheinen, und man erblickt nur die kleinen leuchtenden Punkte, die wiederholten Sonnenbilder. Hieraus erkennt man, daß die Erfahrung ſubjectiver Natur iſt, und daß ſich die Erſcheinung an jene anſchließt, die wir unter dem Namen der ſtrahlenden Höfe eingeführt haben (100).

369.

Allein wir können dieſes Phänomen auch von der objectiven Seite zeigen. Man befeſtige unter eine mäßige Oeffnung in dem Laden der Camera obſcura ein weißes Papier, und halte, wenn die Sonne durch die Oeffnung ſcheint, die verworrene Drathſaite in das Licht, ſo daß ſie dem Papiere gegenüber ſteht. Das Sonnenlicht wird auf und in die Ringe der Drathſaite fallen, ſich aber nicht, wie im concentrirenden menſchlichen Auge, auf einem Punkte zeigen; ſondern, weil das Papier auf jedem Theile ſeiner Fläche den Abglanz des Lichtes aufnehmen kann, in haarförmigen Streifen, welche zugleich bunt ſind, ſehen laſſen.

370.

Dieſer Verſuch iſt rein katoptriſch: denn da man ſich nicht denken kann, daß das Licht in die Oberfläche des Stahls hineindringe und etwa darin verändert werde, ſo überzeugen wir uns leicht, daß hier bloß von einer rei-

nen Spiegelung die Rede sey, die sich, in so fern sie subjectiv ist, an die Lehre von den schwachwirkenden und abklingenden Lichtern anschließt, und insofern sie objectiv gemacht werden kann, auf ein außer dem Menschen Reales, sogar in den leisesten Erscheinungen hindeutet.

371.

Wir haben gesehen, daß hier nicht allein ein Licht, sondern ein energisches Licht, und selbst dieses nicht im Abstracten und Allgemeinen, sondern ein begränztes Licht, ein Lichtbild nöthig sey, um diese Wirkung hervorzubringen. Wir werden uns hiervon bei verwandten Fällen noch mehr überzeugen.

372.

Eine polirte Silberplatte gibt in der Sonne einen blendenden Schein von sich; aber es wird bei dieser Gelegenheit keine Farbe gesehen. Ritzt man hingegen die Oberfläche leicht, so erscheinen bunte, besonders grüne und purpurne Farben, unter einem gewissen Winkel, dem Auge. Bei ciselirten und guilloschirten Metallen tritt auch dieses Phänomen auffallend hervor; doch läßt sich durchaus bemerken, daß wenn es erscheinen soll, irgend ein Bild, eine Abwechselung des Dunkeln und Hellen, bei der Abspiegelung mitwirken müsse, so daß ein Fensterstab, der Ast eines Baumes, ein zufälliges oder mit Vorsatz aufgestelltes Hinderniß, eine merkliche Wirkung hervorbringt. Auch diese Erscheinung läßt sich in der Camera obscura objectiviren.

373.

373.

Läßt man ein polirtes Silber durch Scheidewaſſer dergeſtalt anfreſſen, daß das darin befindliche Kupfer aufgelöſ't und die Oberfläche gewiſſermaßen rauh werde, und läßt alsdann das Sonnenbild ſich auf der Platte ſpiegeln; ſo wird es von jedem unendlich kleinen erhöhten Punkte einzeln zurückglänzen, und die Oberfläche der Platte in bunten Farben erſcheinen. Eben ſo, wenn man ein ſchwarzes ungeglättetes Papier in die Sonne hält und aufmerkſam darauf blickt, ſieht man es in ſeinen kleinſten Theilen bunt in den lebhafteſten Farben glänzen.

374.

Dieſe ſämmtlichen Erfahrungen deuten auf eben dieſelben Bedingungen hin. In dem erſten Falle ſcheint das Lichtbild von einer ſchmalen Linie zurück; in dem zweyten wahrſcheinlich von ſcharfen Kanten; in dem dritten von ſehr kleinen Punkten. Bei allen wird ein lebhaftes Licht und eine Begränzung deſſelben verlangt. Nicht weniger wird zu dieſen ſämmtlichen Farbenerſcheinungen erfordert, daß ſich das Auge in einer proportionirten Ferne von den reflectirenden Punkten befinde.

375.

Stellt man dieſe Beobachtungen unter dem Mikroſkop an, ſo wird die Erſcheinung an Kraft und Glanz unendlich wachſen: denn man ſieht alsdann die kleinſten Theile der Körper, von der Sonne beſchienen, in dieſen

Reflexionsfarben schimmern, die, mit den Refractionsfarben verwandt, sich nun auf die höchste Stufe ihrer Herrlichkeit erheben. Man bemerkt in solchem Falle ein wurmförmig Buntes auf der Oberfläche organischer Körper, wovon das Nähere künftig vorgelegt werden soll.

376.

Uebrigens sind die Farben, welche bei der Reflexion sich zeigen, vorzüglich Purpur und Grün; woraus sich vermuthen läßt, daß besonders die streifige Erscheinung aus einer zarten Purpurlinie bestehe, welche an ihren beiden Seiten theils mit Blau, theils mit Gelb eingefaßt ist. Treten die Linien sehr nahe zusammen, so muß der Zwischenraum grün erscheinen: ein Phänomen, das uns noch oft vorkommen wird.

377.

In der Natur begegnen uns dergleichen Farben öfters. Die Farben der Spinneweben setzen wir denen, die von Stahlsaiten widerscheinen, völlig gleich, ob sich schon daran nicht so gut als an dem Stahl die Undurchdringlichkeit beglaubigen läßt, weßwegen man auch diese Farben mit zu den Refractionserscheinungen hat ziehen wollen.

378.

Bei'm Perlemutter werden wir unendlich feine, nebeneinanderliegende organische Fibern und Lamellen gewahr, von welchen, wie oben bei'm geritzten Silber, mannichfaltige Farben, vorzüglich aber Purpur und Grün, entspringen mögen.

379.

Die changeanten Farben der Vogelfedern werden hier gleichfalls erwähnt, obgleich bei allem Organischen eine chemische Vorbereitung und eine Aneignung der Farbe an den Körper gedacht werden kann, wovon bei Gelegenheit der chemischen Farben weiter die Rede seyn wird.

380.

Daß die Erscheinungen der objectiven Höfe auch in der Nähe katoptrischer Phänomene liegen, wird leicht zugegeben werden, ob wir gleich nicht läugnen, daß auch Refraction mit im Spiele sey. Wir wollen hier nur Einiges bemerken, bis wir, nach völlig durchlaufenem theoretischem Kreise, eine vollkommenere Anwendung des uns alsdann im Allgemeinen Bekannten auf die einzelnen Naturerscheinungen zu machen im Stande seyn werden.

381.

Wir gedenken zuerst jenes gelben und rothen Kreises an einer weißen oder graulichen Wand, den wir durch ein nah gestelltes Licht hervorgebracht (88). Das Licht indem es von einem Körper zurückscheint, wird gemäßigt, das gemäßigte Licht erregt die Empfindung der gelben und ferner der rothen Farbe.

382.

Eine solche Kerze erleuchte die Wand lebhaft in unmittelbarer Nähe. Je weiter der Schein sich verbreitet, desto schwächer wird er; allein er ist doch immer die Wirkung der Flamme, die Fortsetzung ihrer Energie, die ausge-

Dſchelâl-eddin Rumi.

Stirbt 1162.

Er begleitet ſeinen Vater, der, wegen Verdrießlichkeiten mit dem Sultan, ſich von Balch hinweg begibt, auf dem langen Reiſezug. Unterwegs nach Mekka treffen ſie Attar, der ein Buch göttlicher Geheimniſſe dem Jünglinge verehrt und ihn zu heiligen Studien entzündet.

Hiebei iſt ſo viel zu bemerken: daß der eigentliche Dichter die Herrlichkeit der Welt in ſich aufzunehmen berufen iſt und deshalb immer eher zu loben als zu tadeln geneigt ſeyn wird. Daraus folgt, daß er den würdigſten Gegenſtand aufzufinden ſucht, und, wenn er alles durchgegangen, endlich ſein Talent am liebſten zu Preis und Verherrlichung Gottes anwendet. Beſonders aber liegt dieſes Bedürfniß dem Orientalen am nächſten, weil er immer dem Ueberſchwenglichen zuſtrebt und ſolches bei Betrachtung der Gottheit in größter Fülle gewahr zu werden glaubt, ſo wie ihm denn bei jeder Ausführung niemand Uebertriebenheit Schuld geben darf.

dehnte Wirkung ihres Bildes. Man könnte diese Kreise daher gar wohl Gränzbilder nennen, weil sie die Gränze der Thätigkeit ausmachen und doch auch nur ein erweitertes Bild der Flamme darstellen.

383.

Wenn der Himmel um die Sonne weiß und leuchtend ist, indem leichte Dünste die Atmosphäre erfüllen, wenn Dünste oder Wolken um den Mond schweben, so spiegelt sich der Abglanz der Scheibe in denselben. Die Höfe, die wir alsdann erblicken, sind einfach oder doppelt, kleiner oder größer, zuweilen sehr groß, oft farblos, manchmal farbig.

384.

Einen sehr schönen Hof um den Mond sah ich den 15 November 1799 bei hohem Barometerstande und dennoch wolkigem und dunstigem Himmel. Der Hof war völlig farbig, und die Kreise folgten sich wie bei subjectiven Höfen um's Licht. Daß er objectiv war, konnte ich bald einsehen, indem ich das Bild des Mondes zuhielt und der Hof dennoch vollkommen gesehen wurde.

385.

Die verschiedene Größe der Höfe scheint auf die Nähe oder Ferne des Dunstes von dem Auge des Beobachters einen Bezug zu haben.

386.

Da leicht angehauchte Fensterscheiben die Lebhaftigkeit der subjectiven Höfe vermehren, und sie gewisser-

maßen zu objectiven machen; so ließe sich vielleicht mit einer einfachen Vorrichtung, bei recht rasch kalter Winterzeit, hiervon die nähere Bestimmung auffinden.

387.

Wie sehr wir Ursache haben, auch bei diesen Kreisen auf das Bild und dessen Wirkung zu dringen, zeigt sich bei dem Phänomen der sogenannten Nebensonnen. Dergleichen Nachbarbilder finden sich immer auf gewissen Punkten der Höfe und Kreise, und stellen das wieder nur begränzter dar, was in dem ganzen Kreise immerfort allgemeiner vorgeht. An die Erscheinung des Regenbogens wird sich dieses alles bequemer anschließen.

388.

Zum Schlusse bleibt uns nichts weiter übrig, als daß wir die Verwandtschaft der katoptrischen Farben mit den paroptischen einleiten.

Die paroptischen Farben werden wir diejenigen nennen, welche entstehen, wenn das Licht an einem undurchsichtigen farblosen Körper herstrahlt. Wie nahe sie mit den dioptrischen der zweyten Classe verwandt sind, wird jederman leicht einsehen, der mit uns überzeugt ist, daß die Farben der Refraction bloß an den Rändern entstehen. Die Verwandtschaft der katoptrischen und paroptischen aber wird uns in dem folgenden Capitel klar werden.

XXXII.

Paroptiſche Farben.

389.

Die pareptiſchen Farben wurden bisher perioptiſche genannt, weil man ſich eine Wirkung des Lichtes gleichſam um den Körper herum dachte, die man einer gewiſſen Biegbarkeit des Lichtes nach dem Körper hin und vom Körper ab zuſchrieb.

390.

Auch dieſe Farben kann man in objective und ſubjective eintheilen, weil auch ſie theils außer uns, gleichſam wie auf der Fläche gemahlt, theils in uns, unmittelbar auf der Retina, erſcheinen. Wir finden bei dieſem Capitel das vortheilhafteſte, die objectiven zuerſt zu nehmen, weil die ſubjectiven ſich ſo nah an andere uns ſchon bekannte Erſcheinungen anſchließen, daß man ſie kaum davon zu trennen vermag.

391.

Die pareptiſchen Farben werden alſo genannt, weil, um ſie hervorzubringen, das Licht an einem Rande herſtrahlen muß. Allein nicht immer, wenn das Licht an einem Rande herſtrahlt, erſcheinen ſie; es ſind dazu noch ganz beſondre Nebenbedingungen nöthig.

392.

Ferner iſt zu bemerken, daß hier abermals das Licht keineswegs in Abſtracto wirke (361); ſondern die Sonne

scheint an einem Rande her. Das ganze von dem Sonnenbild ausströmende Licht wirkt an einer Körpergränze vorbei und verursacht Schatten. An diesen Schatten, innerhalb derselben, werden wir künftig die Farbe gewahr werden.

393.

Vor allen Dingen aber betrachten wir die hieher gehörigen Erfahrungen in vollem Lichte. Wir setzen den Beobachter in's Freie, ehe wir ihn in die Beschränkung der dunklen Kammer führen.

394.

Wer im Sonnenschein in einem Garten oder sonst auf glatten Wegen wandelt, wird leicht bemerken, daß sein Schatten nur unten am Fuß, der die Erde betritt, scharf begränzt erscheint, weiter hinauf, besonders um das Haupt verfließt er sanft in die helle Fläche. Denn indem das Sonnenlicht nicht allein aus der Mitte der Sonne herströmt, sondern auch von den beiden Enden dieses leuchtenden Gestirnes über's Kreuz wirkt, so entsteht eine objective Parallare, die an beiden Seiten des Körpers einen Halbschatten hervorbringt.

395.

Wenn der Spaziergänger seine Hand erhebt, so sieht er an den Fingern deutlich das Auseinanderweichen der beiden Halbschatten nach außen, die Verschmälerung des Hauptschattens nach innen, beides Wirkungen des sich kreuzenden Lichtes.

396.

Man kann vor einer glatten Wand diese Versuche mit Stäben von verschiedener Stärke, so wie auch mit Kugeln wiederholen und vervielfältigen; immer wird man finden, daß, je weiter der Körper von der Tafel entfernt wird, desto mehr verbreitet sich der schwache Doppelschatten, desto mehr verschmälert sich der starke Hauptschatten, bis dieser zuletzt ganz aufgehoben scheint, ja die Doppelschatten endlich so schwach werden, daß sie beinahe verschwinden; wie sie denn in mehrerer Entfernung unbemerklich sind.

397.

Daß dieses von dem sich kreuzenden Lichte herrühre, davon kann man sich leicht überzeugen; so wie denn auch der Schatten eines zugespitzten Körpers zwey Spitzen deutlich zeigt. Wir dürfen also niemals außer Augen lassen, daß in diesem Falle das ganze Sonnenbild wirke, Schatten hervorbringe, sie in Doppelschatten verwandle und endlich sogar aufhebe.

398.

Man nehme nunmehr, statt der festen Körper, ausgeschnittene Oeffnungen von verschiedener bestimmter Größe nebeneinander, und lasse das Sonnenlicht auf eine etwas entfernte Tafel hindurch fallen; so wird man finden, daß das helle Bild, welches auf der Tafel von der Sonne hervorgebracht wird, größer sey als die Oeffnung; welches daher kommt, daß der eine Rand der

Sonne durch die entgegengesetzte Seite der Oeffnung noch hindurch scheint, wenn der andre durch sie schon verdeckt ist. Daher ist das helle Bild an seinen Rändern schwächer beleuchtet.

399.

Nimmt man viereckte Oeffnungen von welcher Größe man wolle, so wird das helle Bild auf einer Tafel, die neun Fuß von den Oeffnungen steht, um einen Zoll an jeder Seite größer seyn als die Oeffnung; welches mit dem Winkel des scheinbaren Sonnendiameters ziemlich übereinkommt.

400.

Daß eben diese Randerleuchtung nach und nach abnehme, ist ganz natürlich, weil zuletzt nur ein Minimum des Sonnenlichts vom Sonnenrande über's Kreuz durch den Rand der Oeffnung einwirken kann.

401.

Wir sehen also hier abermals, wie sehr wir Ursache haben, uns in der Erfahrung vor der Annahme von parallelen Strahlen, Strahlenbüscheln und Bündeln und dergleichen hypothetischem Wesen zu hüten (309, 310).

402.

Wir können uns vielmehr das Scheinen der Sonne, oder irgend eines Lichtes, als eine unendliche Abspiegelung des beschränkten Lichtbildes vorstellen; woraus sich denn wohl ableiten läßt, wie alle viereckten Oeffnungen, durch welche die Sonne scheint, in gewissen Entfernun-

gen, je nachdem sie größer oder kleiner sind, ein rundes Bild geben müssen.

403.

Obige Versuche kann man durch Oeffnungen von mancherlei Form und Größe wiederholen, und es wird sich immer dasselbe in verschiedenen Abweichungen zeigen; wobei man jedoch immer bemerken wird, daß im vollen Lichte, und bei der einfachen Operation des Herscheinens der Sonne an einem Rand, keine Farbe sich sehen lasse.

404.

Wir wenden uns daher zu den Versuchen mit dem gedämpften Lichte, welches nöthig ist, damit die Farbenerscheinung eintrete. Man mache eine kleine Oeffnung in den Laden der dunklen Kammer, man fange das über's Kreuz eindringende Sonnenbild mit einem weißen Papiere auf, und man wird, je kleiner die Oeffnung ist, ein desto matteres Licht erblicken; und zwar ganz natürlich, weil die Erleuchtung nicht von der ganzen Sonne, sondern nur von einzelnen Punkten, nur theilweise gewirkt wird.

405.

Betrachtet man dieses matte Sonnenbild genau, so findet man es gegen seine Ränder zu immer matter und mit einem gelben Saume begränzt, der sich deutlich zeigt, am deutlichsten aber, wenn sich ein Nebel, oder eine durchscheinende Wolke vor die Sonne zieht, ihr Licht mäßiget und dämpft. Sollten wir uns nicht gleich hiebei

jenes Hofes an der Wand und des Scheins eines nahe davorstehenden Lichtes erinnern? (88.)

406.

Betrachtet man jenes oben beschriebene Sonnenbild genauer, so sieht man, daß es mit diesem gelben Saume noch nicht abgethan ist; sondern man bemerkt noch einen zweyten blaulichen Kreis, wo nicht gar eine hofartige Wiederholung des Farbensaums. Ist das Zimmer recht dunkel, so sieht man, daß der zunächst um die Sonne erhellte Himmel gleichfalls einwirkt, man sieht den blauen Himmel, ja sogar die ganze Landschaft auf dem Papiere, und überzeugt sich abermals, daß hier nur von dem Sonnenbilde die Rede sey.

407.

Nimmt man eine etwas größere, viereckte Oeffnung, welche durch das Hineinstrahlen der Sonne nicht gleich rund wird, so kann man die Halbschatten von jedem Rande, das Zusammentreffen derselben in den Ecken, die Färbung derselben, nach Maßgabe obgemeldeter Erscheinung der runden Oeffnung, genau bemerken.

408.

Wir haben nunmehr ein parallaktisch scheinendes Licht gedämpft, indem wir es durch kleine Oeffnungen scheinen ließen, wir haben ihm aber seine parallaktische Eigenschaft nicht genommen, so daß es abermals Doppelschatten der Körper, wenn gleich mit gedämpfter Wirkung,

hervorbringen kann. Diese sind nunmehr diejenigen, auf welche man bisher aufmerksam gewesen, welche in verschiedenen hellen und dunkeln, farbigen und farblosen Kreisen auf einander folgen, und vermehrte, ja gewissermaßen unzählige Höfe hervorbringen. Sie sind oft gezeichnet und in Kupfer gestochen worden, indem man Nadeln, Haare und andre schmale Körper in das gedämpfte Licht brachte, die vielfachen, hefartigen Doppelschatten bemerkte und sie einer Aus- und Einbiegung des Lichtes zuschrieb, und dadurch erklären wollte, wie der Kernschatten aufgehoben, und wie ein Helles an der Stelle des Dunkeln erscheinen könne.

409.

Wir aber halten vorerst daran fest, daß es abermals parallaktische Doppelschatten sind, welche mit farbigen Säumen und Höfen begränzt erscheinen.

410.

Wenn man alles dieses nun gesehen, untersucht und sich deutlich gemacht hat, so kann man zu dem Versuche mit den Messerklingen schreiten, welches nur ein Aneinanderrücken und parallaktisches Uebereinandergreifen der uns schon bekannten Halbschatten und Höfe genannt werden kann.

411.

Zuletzt hat man jene Versuche mit Haaren, Nadeln und Drähten in jenem Halblichte, das die Sonne wirkt, so wie im Halblichte, das sich vom blauen Himmel

herschreibt und auf dem Papiere zeigt, anzustellen und zu betrachten; wodurch man der wahren Ansicht dieser Phänomene sich immer mehr bemeistern wird.

412.

Da nun aber bei diesen Versuchen alles darauf ankommt, daß man sich von der parallaktischen Wirkung des scheinenden Lichtes überzeuge; so kann man sich das, worauf es ankommt, durch zwey Lichter deutlicher machen, wodurch sich die zwey Schatten über einander führen und völlig sondern lassen. Bei Tage kann es durch zwey Oeffnungen am Fensterladen geschehen, bei Nacht durch zwey Kerzen; ja es gibt manche Zufälligkeiten in Gebäuden bei'm Auf- und Zuschlagen von Läden, wo man diese Erscheinungen besser beobachten kann, als bei dem sorgfältigsten Apparate. Jedoch lassen sich alle und jede zum Versuch erheben, wenn man einen Kasten einrichtet, in den man oben hinein sehen kann, und dessen Thüre man sachte zulehnt, nachdem man vorher ein Doppellicht einfallen lassen. Daß hierbei die von uns unter den physiologischen Farben abgehandelten farbigen Schatten sehr leicht eintreten, läßt sich erwarten.

413.

Ueberhaupt erinnre man sich, was wir über die Natur der Doppelschatten, Halblichter und dergleichen früher ausgeführt haben; besonders aber mache man Versuche mit verschiedenen neben einander gestellten Schattirungen von Grau, wo jeder Streif an seinem

Schon der ſogenannte mahomedaniſche Roſenkranz, wodurch der Name Allah mit neunundneunzig Eigenſchaften verherrlicht wird, iſt eine ſolche Lob- und Preis-Litaney. Bejahende, verneinende Eigenſchaften bezeichnen das unbegreiflichſte Weſen; der Anbeter ſtaunt, ergibt und beruhigt ſich. Und wenn der weltliche Dichter die ihm verſchwebenden Vollkommenheiten an vorzügliche Perſonen verwendet, ſo flüchtet ſich der Gottergebene in das unperſönliche Weſen, das von Ewigkeit her alles durchdringt.

So flüchtete ſich Attar vom Hofe zur Beſchaulichkeit, und Dſchelâl-eddin, ein reicher Jüngling, der ſich ſo eben auch vom Fürſten und der Hauptſtadt entfernte, war um deſto eher zu tieferen Studien zu entzünden.

Nun zieht er mit ſeinem Vater, nach vollbrachten Wallfahrten, durch Klein-Aſien; ſie bleiben zu Jconium. Dort lehren ſie, werden verfolgt, vertrieben, wieder eingeſetzt, und liegen daſelbſt, mit einem ihrer treuſten Lehrgenoſſen, begraben. Indeſſen hatte Dſchengis Khan Perſien erobert, ohne den ruhigen Ort ihres Aufenthaltes zu berühren.

Nach obiger Darſtellung wird man dieſem großen Geiſte nicht verargen, wenn er ſich in's Abſtruſe gewender. Seine Werke ſehen etwas bunt aus; Geſchichtchen, Mährchen, Parabeln, Legenden, Anekdoten, Beiſpiele, Probleme behandelt er, um eine geheimniß-

dunklen Nachbar hell, am hellen dunkel erſcheinen wird. Bringt man Abends mit drey oder mehreren Lichtern Schatten hervor, die ſich ſtufenweiſe decken, ſo kann man dieſes Phänomen ſehr deutlich gewahr werden, und man wird ſich überzeugen, daß hier der phyſiologiſche Fall eintritt, den wir oben weiter ausgeführt haben (38).

414.

Inwiefern nun aber alles, was von Erſcheinungen die paroptiſchen Farben begleitet, aus der Lehre vom gemäßigten Lichte, von Halbſchatten und von phyſiologiſcher Beſtimmung der Retina ſich ableiten laſſe, oder ob wir genöthigt ſeyn werden, zu gewiſſen innern Eigenſchaften des Lichts unſre Zuflucht zu nehmen, wie man es bisher gethan, mag die Zeit lehren. Hier ſey es genug, die Bedingungen angezeigt zu haben, unter welchen die paroptiſchen Farben entſtehen, ſo wie wir denn auch hoffen können, daß unſre Winke auf den Zuſammenhang mit dem bisherigen Vortrag von Freunden der Natur nicht unbeachtet bleiben werden.

415.

Die Verwandtſchaft der paroptiſchen Farben mit den dioptriſchen der zweyten Claſſe wird ſich auch jeder Denkende gern ausbilden. Hier wie dort iſt von Rändern die Rede; hier wie dort von einem Lichte, das an dem Rande herſcheint. Wie natürlich iſt es alſo, daß die paroptiſchen Wirkungen durch die dioptriſchen erhöht, verſtärkt und verherrlicht werden können. Doch kann hier

nur von den objectiven Refractionsfällen die Rede seyn, da das leuchtende Bild wirklich durch das Mittel durchscheint: denn diese sind eigentlich mit den paroptischen verwandt. Die subjectiven Refractionsfälle, da wir die Bilder durch's Mittel sehen, stehen aber von den paroptischen völlig ab, und sind auch schon wegen ihrer Reinheit von uns gepriesen worden.

416.

Wie die paroptischen Farben mit den katoptrischen zusammenhängen, läßt sich aus dem Gesagten schon vermuthen: denn da die katoptrischen Farben nur an Ritzen, Punkten, Stahlsaiten, zarten Fäden sich zeigen, so ist es ungefähr derselbe Fall, als wenn das Licht an einem Rande herschiene. Es muß jeder Zeit von einem Rande zurück scheinen, damit unser Auge eine Farbe gewahr werde. Wie auch hier die Beschränkung des leuchtenden Bildes, so wie die Mäßigung des Lichtes, zu betrachten sey, ist oben schon angezeigt worden.

417.

Von den subjectiven paroptrischen Farben führen wir nur noch weniges an, weil sie sich theils mit den physiologischen, theils mit den dioptrischen der zweyten Classe in Verbindung setzen lassen, und sie größtentheils kaum hieher zu gehören scheinen, ob sie gleich, wenn man genau aufmerkt, über die ganze Lehre und ihre Verknüpfung ein erfreuliches Licht verbreiten.

418.

Wenn man ein Lineal dergestalt vor die Augen hält, daß die Flamme des Lichts über dasselbe hervorscheint, so sieht man das Lineal gleichsam eingeschnitten und schartig an der Stelle, wo das Licht hervorragt. Es scheint sich dieses aus der ausdehnenden Kraft des Lichtes auf der Retina ableiten zu lassen (18).

419.

Dasselbige Phänomen im Großen zeigt sich beim Aufgang der Sonne, welche, wenn sie rein, aber nicht allzu mächtig, aufgeht, also daß man sie noch anblicken kann, jederzeit einen scharfen Einschnitt in den Horizont macht.

420.

Wenn man bei grauem Himmel gegen ein Fenster tritt, so daß das dunkle Kreuz sich gegen denselben abschneidet, wenn man die Augen alsdann auf das horizontale Holz richtet, ferner den Kopf etwas vorzubiegen, zu blinzen und aufwärts zu sehen anfängt; so wird man bald unten an dem Holze einen schönen gelbrothen Saum, oben über demselben einen schönen hellblauen entdecken. Je dunkelgrauer und gleicher der Himmel, je dämmernder das Zimmer und folglich je ruhiger das Auge, desto lebhafter wird sich die Erscheinung zeigen, ob sie sich gleich einem aufmerksamen Beobachter auch bei hellem Tage darstellen wird.

421.

421.

Man biege nunmehr den Kopf zurück und blinzle mit den Augen dergestalt, daß man den horizontalen Fensterstab unter sich sehe, so wird auch das Phänomen umgekehrt erscheinen. Man wird nämlich die obere Kante gelb und die untere blau sehen.

422.

In einer dunkeln Kammer stellen sich die Beobachtungen am besten an. Wenn man vor die Oeffnung, vor welche man gewöhnlich das Sonnen-Mikroskop schraubt, ein weißes Papier heftet, wird man den untern Rand des Kreises blau, den obern gelb erblicken, selbst indem man die Augen ganz offen hat, oder sie nur insofern zublinzt, daß kein Hof sich mehr um das Weiße herum zeigt. Biegt man den Kopf zurück, so sieht man die Farben umgekehrt.

423.

Diese Phänomene scheinen daher zu entstehen, daß die Feuchtigkeiten unsres Auges eigentlich nur in der Mitte, wo das Sehen vorgeht, wirklich achromatisch sind, daß aber gegen die Peripherie zu, und in unnatürlichen Stellungen, als Auf- und Niederbiegen des Kopfes, wirklich eine chromatische Eigenschaft, besonders wenn scharf absetzende Bilder betrachtet werden, übrig bleibe. Daher diese Phänomene zu jenen gehören mögen, welche mit den dioptrischen der zweyten Classe verwandt sind.

424.

Aehnliche Farben erscheinen, wenn man gegen schwarze und weiße Bilder durch den Nadelstich einer Charte sieht. Statt des weißen Bildes kann man auch den lichten Punkt im Bleche des Ladens der Camera obscura wählen, wenn die Vorrichtung zu den paroptischen Farben gemacht ist.

425.

Wenn man durch eine Röhre durchsieht, deren untere Oeffnung verengt, oder durch verschiedene Ausschnitte bedingt ist, erscheinen die Farben gleichfalls.

426.

An die paroptischen Erscheinungen aber schließen sich meines Bedünkens folgende Phänomene näher an. Wenn man eine Nadelspitze nah vor das Auge hält, so entsteht in demselben ein Doppelbild. Besonders merkwürdig ist aber, wenn man durch die zu paroptischen Versuchen eingerichteten Messerklingen hindurch und gegen einen grauen Himmel sieht. Man blickt nämlich wie durch einen Flor, und es zeigen sich im Auge sehr viele Fäden, welches eigentlich nur die wiederholten Bilder der Klingenschärfen sind, davon das eine immer von dem folgenden successiv, oder wohl auch von dem gegenüber wirkenden parallaktisch bedingt und in eine Fadengestalt verwandelt wird.

427.

So ist denn auch noch schließlich zu bemerken, daß

wenn man durch die Klingen nach einem lichten Punkt im Fenſterladen hinſieht, auf der Retina dieſelben farbigen Streifen und Höfe, wie auf dem Papiere, entſtehen.

428.

Und ſo ſey dieſes Capitel gegenwärtig um ſo mehr geſchloſſen, als ein Freund übernommen hat, daſſelbe nochmals genau durch zu experimentiren, von deſſen Bemerkungen wir, bei Gelegenheit der Reviſion, der Tafeln und des Apparats, in der Folge weitere Rechenſchaft zu geben hoffen.

XXXIII.

Epoptiſche Farben.

429.

Haben wir bisher uns mit ſolchen Farben abgegeben, welche zwar ſehr lebhaft erſcheinen, aber auch, bei aufgehobener Bedingung, ſogleich wieder verſchwinden, ſo machen wir nun die Erfahrung von ſolchen, welche zwar auch als vorübergehend beobachtet werden, aber unter gewiſſen Umſtänden ſich dergeſtalt fixiren, daß ſie, auch nach aufgehobenen Bedingungen, welche ihre Erſcheinung hervorbrachten, beſtehen bleiben, und alſo den Uebergang von den phyſiſchen zu den chemiſchen Farben ausmachen.

430.

Sie entspringen durch verschiedene Veranlassungen auf der Oberfläche eines farblosen Körpers, ursprünglich, ohne Mittheilung, Färbe, Taufe (βαφή); und wir werden sie nun, von ihrer leisesten Erscheinung bis zu ihrer hartnäckigsten Dauer, durch die verschiedenen Bedingungen ihres Entstehens hindurch verfolgen, welche wir zu leichterer Uebersicht hier sogleich summarisch anführen.

431.

Erste Bedingung. Berührung zweyer glatten Flächen harter durchsichtiger Körper.

Erster Fall, wenn Glasmassen, Glastafeln, Linsen an einander gedrückt werden.

Zweyter Fall, wenn in einer soliden Glas-, Krystall- oder Eismasse ein Sprung entsteht.

Dritter Fall, indem sich Lamellen durchsichtiger Steine von einander trennen.

Zweyte Bedingung. Wenn eine Glasfläche oder ein geschliffner Stein angehaucht wird.

Dritte Bedingung. Verbindung von beiden obigen, daß man nämlich die Glastafel anhaucht, eine andre darauf legt, die Farben durch den Druck erregt, dann das Glas abschiebt, da sich denn die Farben nachziehen und mit dem Hauche verfliegen.

Vierte Bedingung. Blasen verschiedener Flüssigkeiten, Seife, Chocolade, Bier, Wein, feine Glasblasen.

Fünfte Bedingung. Sehr feine Häutchen und Lamellen mineralischer und metallischer Auflösungen; das Kalkhäutchen, die Oberfläche stehender Wasser, besonders eisenschüssiger; ingleichen Häutchen von Oel auf dem Wasser, besonders von Firniß auf Scheidewasser.

Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt werden. Anlaufen des Stahls und andrer Metalle.

Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glases angegriffen wird.

432.

Erste Bedingung, erster Fall. Wenn zwey convere Gläser, oder ein Conver- und Planglas, am besten ein Conver- und Hohlglas, sich einander berühren, so entstehn concentrische farbige Kreise. Bei dem gelindesten Druck zeigt sich sogleich das Phänomen, welches nach und nach durch verschiedene Stufen geführt werden kann. Wir beschreiben sogleich die vollendete Erscheinung, weil wir die verschiedenen Grade, durch welche sie durchgeht, rückwärts alsdann desto besser werden einsehen lernen.

433.

Die Mitte ist farblos; daselbst, wo die Gläser durch den stärksten Druck gleichsam zu einem vereinigt sind, zeigt sich ein dunkelgrauer Punkt, um denselben ein silberweißer Raum, alsdann folgen in abnehmenden Entfernungen verschiedene isolirte Ringe, welche sämmtlich aus drey Farben, die unmittelbar miteinander verbunden

ſind, beſtehen. Jeder dieſer Ringe, deren etwa drey bis vier gezählt werden können, iſt inwendig gelb, in der Mitte purpurfarben und auswendig blau. Zwiſchen zwey Ringen findet ſich ein ſilberweißer Zwiſchenraum. Die letzten Ringe gegen die Peripherie des Phänomens ſtehen immer enger zuſammen. Sie wechſeln mit Purpur und Grün, ohne einen dazwiſchen bemerklichen ſilberweißen Raum.

434.

Wir wollen nunmehr die ſucceſſive Entſtehung des Phänomens vom gelindeſten Druck an beobachten.

435.

Bei'm gelindeſten Druck erſcheint die Mitte ſelbſt grün gefärbt. Darauf folgen bis an die Peripherie ſämmtlicher concentriſchen Kreiſe purpurne und grüne Ringe. Sie ſind verhältnißmäßig breit und man ſieht keine Spur eines ſilberweißen Raums zwiſchen ihnen. Die grüne Mitte entſteht durch das Blau eines unentwickelten Cirkels, das ſich mit dem Gelb des erſten Kreiſes vermiſcht. Alle übrigen Kreiſe ſind bei dieſer gelinden Berührung breit, ihre gelben und blauen Ränder vermiſchen ſich und bringen das ſchöne Grün hervor. Der Purpur aber eines jeden Ringes bleibt rein und unberührt, daher zeigen ſich ſämmtliche Kreiſe von dieſen beiden Farben.

436.

Ein etwas ſtärkerer Druck entfernt den erſten Kreis von dem unentwickelten um etwas weniges und iſolirt

ihn, ſo daß er ſich nun ganz vollkommen zeigt. Die Mitte erſcheint nun als ein blauer Punkt: denn das Gelbe des erſten Kreiſes iſt nun durch einen ſilberweißen Raum von ihr getrennt. Aus dem Blauen entwickelt ſich in der Mitte ein Purpur, welcher jederzeit nach außen ſeinen zugehörigen blauen Rand behält. Der zweyte, dritte Ring, von innen gerechnet, iſt nun ſchon völlig iſolirt. Kommen abweichende Fälle vor, ſo wird man ſie aus dem Geſagten und noch zu Sagenden zu beurtheilen wiſſen.

437.

Bei einem ſtärkern Druck wird die Mitte gelb, ſie iſt mit einem purpurfarbenen und blauen Rand umgeben. Endlich zieht ſich auch dieſes Gelb völlig aus der Mitte. Der innerſte Kreis iſt gebildet und die gelbe Farbe umgibt deſſen Rand. Nun erſcheint die ganze Mitte ſilberweiß, bis zuletzt bei dem ſtärkſten Druck ſich der dunkle Punkt zeigt und das Phänomen, wie es zu Anfang beſchrieben wurde, vollendet iſt.

438.

Das Maß der concentriſchen Ringe und ihrer Entfernungen bezieht ſich auf die Form der Gläſer, welche zuſammen gedrückt werden.

439.

Wir haben oben bemerkt, daß die farbige Mitte aus einem unentwickelten Kreiſe beſtehe. Es findet ſich aber oft bei dem gelindeſten Druck, daß mehrere

volle Lehre eingängig zu machen, von der er ſelbſt keine deutliche Rechenſchaft zu geben weiß. Unterricht und Erhebung iſt ſein Zweck, im Ganzen aber ſucht er durch die Einheitslehre alle Sehnſucht wo nicht zu erfüllen doch aufzulöſen, und anzudeuten, daß im göttlichen Weſen zuletzt alles untertauche und ſich verkläre.

unentwickelte Kreise daselbst gleichsam im Keime liegen, welche nach und nach vor dem Auge des Beobachters entwickelt werden können.

440.

Die Regelmäßigkeit dieser Ringe entspringt aus der Form des Converglases, und der Durchmesser des Phänomens richtet sich nach dem größern oder kleinern Kugelschnitt, wornach eine Linse geschliffen ist. Man schließt daher leicht, daß man durch das Aneinanderdrücken von Plangläsern nur unregelmäßige Erscheinungen sehen werde, welche wellenförmig nach Art der gewässerten Seidenzeuge erscheinen und sich von dem Punkte des Drucks aus nach allen Enden verbreiten. Doch ist auf diesem Wege das Phänomen viel herrlicher als auf jenem und für einen jeden auffallend und reizend. Stellt man nun den Versuch auf diese Weise an, so wird man völlig wie bei dem oben beschriebenen bemerken, daß bei gelindem Druck die grünen und purpurnen Wellen zum Vorschein kommen, bei'm stärkeren aber Streifen, welche blau, purpurn und gelb sind, sich isoliren. In dem ersten Falle berühren sich ihre Außenseiten, in dem zweyten sind sie durch einen silberweißen Raum getrennt.

441.

Ehe wir nun zur fernern Bestimmung dieses Phänomens übergehen, wollen wir die bequemste Art, dasselbe hervorzubringen, mittheilen.

Man lege ein großes Converglas vor sich auf den Tisch

gegen ein Fenſter, und auf daſſelbe eine Tafel wohlgeſchliffenen Spiegelglaſes, ungefähr von der Größe einer Spielkarte, ſo wird die bloße Schwere der Tafel ſie ſchon dergeſtalt andrücken, daß eines oder das andre der beſchriebenen Phänomene entſteht, und man wird ſchon durch die verſchiedene Schwere der Glastafel, durch andere Zufälligkeiten, wie z. B. wenn man die Glastafel auf die abhängende Seite des Converglaſes führt, wo ſie nicht ſo ſtark aufdrückt als in der Mitte, alle von uns beſchriebenen Grade nach und nach hervorbringen können.

442.

Um das Phänomen zu bemerken muß man ſchief auf die Fläche ſehen, auf welcher uns daſſelbe erſcheint. Aeußerſt merkwürdig iſt aber, daß, wenn man ſich immer mehr neigt, und unter einem ſpitzeren Winkel nach dem Phänomen ſieht, die Kreiſe ſich nicht allein erweitern, ſondern aus der Mitte ſich noch andre Kreiſe entwickeln, von denen ſich, wenn man perpendiculär auch durch das ſtärkſte Vergrößerungsglas darauf ſah, keine Spur entdecken ließ.

443.

Wenn das Phänomen gleich in ſeiner größten Schönheit erſcheinen ſoll, ſo muß man ſich der äußerſten Reinlichkeit zu befleißigen. Macht man den Verſuch mit Spiegelglasplatten, ſo thut man wohl, lederne Handſchuhe anzuziehen. Man kann bequem die innern Flächen, welche ſich auf das genaueſte berühren müſſen,

vor dem Versuche reinigen, und die äußern, bei dem Versuche selbst, unter dem Drücken rein erhalten.

444.

Man sieht aus obigem, daß eine genaue Berührung zweyer glatten Flächen nöthig ist. Geschliffene Gläser thun den besten Dienst. Glasplatten zeigen die schönsten Farben, wenn sie aneinander festhängen; und aus eben dieser Ursache soll das Phänomen an Schönheit wachsen, wenn sie unter die Luftpumpe gelegt werden, und man die Luft auspumpt.

445.

Die Erscheinung der farbigen Ringe kann am schönsten hervorgebracht werden, wenn man ein convexes und concaves Glas, die nach einerlei Kugelschnitt geschliffen sind, zusammenbringt. Ich habe die Erscheinung niemals glänzender gesehen, als bei dem Objectivglase eines achromatischen Fernrohrs, bei welchem das Crownglas mit dem Flintglase sich allzu genau berühren mochte.

446.

Merkwürdig ist die Erscheinung, wenn ungleichartige Flächen, z. B. ein geschliffner Krystall an eine Glasplatte gedrückt wird. Die Erscheinung zeigt sich keineswegs in großen fließenden Wellen, wie bei der Verbindung des Glases mit dem Glase, sondern sie ist klein und zackig und gleichsam unterbrochen, so daß es scheint, die Fläche des geschliffenen Krystalls, die aus unendlich kleinen Durchschnitten der Lamellen besteht, berühre das

Glas nicht in einer ſolchen Continuität, als es von einem andern Glaſe geſchieht.

447.

Die Farbenerſcheinung verſchwindet durch den ſtärkſten Druck, der die beiden Flächen ſo innig verbindet, daß ſie nur Einen Körper auszumachen ſcheinen. Daher entſteht der dunkle Punkt in der Mitte, weil die gedruckte Linſe auf dieſem Punkte kein Licht mehr zurückwirft, ſo wie eben derſelbe Punkt, wenn man ihn gegen das Licht ſieht, völlig hell und durchſichtig iſt. Bei Nachlaſſung des Drucks verſchwinden die Farben allmählich, und völlig, wenn man die Flächen von einander ſchiebt.

448.

Eben dieſe Erſcheinungen kommen noch in zwey ähnlichen Fällen vor. Wenn ganze durchſichtige Maſſen ſich von einander in dem Grade trennen, daß die Flächen ihrer Theile ſich noch hinreichend berühren, ſo ſieht man dieſelben Kreiſe und Wellen mehr oder weniger. Man kann ſie ſehr ſchön hervorbringen, wenn man eine erhitzte Glasmaſſe in's Waſſer taucht, in deren verſchiedenen Riſſen und Sprüngen man die Farben in mannichfaltigen Zeichnungen bequem beobachten kann. Die Natur zeigt uns oft daſſelbe Phänomen an geſprungenem Bergkryſtall.

449.

Häufig aber zeigt ſich dieſe Erſcheinung in der mineraliſchen Welt an ſolchen Steinarten, welche ihrer Na-

tur nach blättrig sind. Diese ursprünglichen Lamellen sind zwar so innig verbunden, daß Steine dieser Art auch völlig durchsichtig und farblos erscheinen können; doch werden die innerlichen Blätter durch manche Zufälle getrennt, ohne daß die Berührung aufgehoben werde; und so wird die uns nun genugsam bekannte Erscheinung öfters hervorgebracht, besonders bei Kalkspäthen, bei Frauneis, bei der Adularia und mehrern ähnlich gebildeten Mineralien. Es zeigt also eine Unkenntniß der nächsten Ursachen einer Erscheinung welche zufällig so oft hervorgebracht wird, wenn man sie in der Mineralogie für so bedeutend hielt und den Exemplaren, welche sie zeigten, einen besondern Werth beilegte.

450.

Es bleibt uns nur noch übrig, von der höchst merkwürdigen Umwendung dieses Phänomens zu sprechen wie sie uns von den Naturforschern überliefert worden. Wenn man nämlich, anstatt die Farben bei reflectirtem Lichte zu betrachten, sie bei durchfallendem Licht beobachtet, so sollen an derselben Stelle die entgegengesetzten, und zwar auf eben die Weise, wie wir solche oben physiologisch, als Farben, die einander fordern, angegeben haben, erscheinen. An der Stelle des Blauen soll man das Gelbe, und umgekehrt; an der Stelle des Rothen das Grüne u. s. w. sehen. Die näheren Versuche sollen künftig angegeben werden, um so mehr, als bei uns über diesen Punkt noch einige Zweifel obwalten.

451.

Verlangte man nun von uns, daß wir über diese bisher vorgetragenen epoptischen Farben, die unter der ersten Bedingung erscheinen, etwas Allgemeines aussprechen und diese Phänomene an die frühern physischen Erscheinungen anknüpfen sollten; so würden wir folgendermaßen zu Werke gehen.

452.

Die Gläser, welche zu den Versuchen gebraucht werden, sind als ein empirisch möglichst Durchsichtiges anzusehen. Sie werden aber, nach unsrer Ueberzeugung, durch eine innige Berührung, wie sie der Druck verursacht, sogleich auf ihren Oberflächen, jedoch nur auf das leiseste, getrübt. Innerhalb dieser Trübe entstehn sogleich die Farben, und zwar enthält jeder Ring das ganze System: denn indem die beiden entgegengesetzten, das Gelb und Blau, mit ihren rothen Enden verbunden sind, zeigt sich der Purpur. Das Grüne hingegen, wie bei dem prismatischen Versuch, wenn Gelb und Blau sich erreichen.

453.

Wie durchaus bei Entstehung der Farbe das ganze System gefordert wird, haben wir schon früher mehrmals erfahren, und es liegt auch in der Natur jeder physischen Erscheinung, es liegt schon in dem Begriff von polarischer Entgegensetzung, wodurch eine elementare Einheit zur Erscheinung kommt.

454.

Daß bei durchscheinendem Licht eine andre Farbe sich zeigt, als bei reflectirtem, erinnert uns an jene dioptrischen Farben der ersten Classe, die wir auf eben diese Weise aus dem Trüben entspringen sahen. Daß aber auch hier ein Trübes obwalte, daran kann fast kein Zweifel seyn: denn das Ineinandergreifen der glättesten Glasplatten, welches so stark ist, daß sie fest aneinander hängen, bringt eine Halbvereinigung hervor, die jeder von beiden Flächen etwas an Glätte und Durchsichtigkeit entzieht. Den völligen Ausschlag aber möchte die Betrachtung geben, daß in der Mitte, wo die Linse am festesten auf das andre Glas aufgedrückt und eine vollkommene Vereinigung hergestellt wird, eine völlige Durchsichtigkeit entstehe, wobei man keine Farbe mehr gewahr wird. Jedoch mag alles dieses seine Bestätigung erst nach vollendeter allgemeiner Uebersicht des Ganzen erhalten.

455.

Zweyte Bedingung. Wenn man eine angehauchte Glasplatte mit dem Finger abwischt und sogleich wieder anhaucht, sieht man sehr lebhaft durch einander schwebende Farben, welche, indem der Hauch abläuft, ihren Ort verändern und zuletzt mit dem Hauche verschwinden. Wiederholt man diese Operation, so werden die Farben lebhafter und schöner, und scheinen auch länger als die ersten Male zu bestehen.

456.

So schnell auch dieses Phänomen vorübergeht und so confus es zu seyn scheint, so glaub' ich doch folgendes bemerkt zu haben. Im Anfange erscheinen alle Grundfarben und ihre Zusammensetzungen. Haucht man stärker, so kann man die Erscheinung in einer Folge gewahr werden. Dabei läßt sich bemerken, daß, wenn der Hauch im Ablaufen sich von allen Seiten gegen die Mitte des Glases zieht, die blaue Farbe zuletzt verschwindet.

457.

Das Phänomen entsteht am leichtesten zwischen den zarten Streifen, welche der Strich des Fingers auf der klaren Fläche zurücklässt, oder es erfordert eine sonstige gewissermaßen rauhe Disposition der Oberfläche des Körpers. Auf manchen Gläsern kann man durch den bloßen Hauch schon die Farbenerscheinung hervorbringen, auf andern hingegen ist das Reiben mit dem Finger nöthig; ja ich habe geschliffene Spiegelgläser gefunden, von welchen die eine Seite angehaucht sogleich die Farben lebhaft zeigte, die andre aber nicht. Nach den überbliebenen Facetten zu urtheilen, war jene ehmals die freie Seite des Spiegels, diese aber die innere durch das Queckfilber bedeckte gewesen.

458.

Wie nun diese Versuche sich am besten in der Kälte anstellen lassen, weil sich die Platte schneller und reiner anhauchen läßt und der Hauch schneller wieder abläuft;

so kann man auch bei starkem Frost, in der Kutsche fahrend, das Phänomen im Großen gewahr werden, wenn die Kutschfenster sehr rein geputzt und sämmtlich aufgezogen sind. Der Hauch der in der Kutsche sitzenden Personen schlägt auf das zarteste an die Scheiben und erregt sogleich das lebhafteste Farbenspiel. In wie fern eine regelmäßige Succession darin sey, habe ich nicht bemerken können. Besonders lebhaft aber erscheinen die Farben, wenn sie einen dunklen Gegenstand zum Hintergrunde haben. Dieser Farbenwechsel dauert aber nicht lange; denn sobald sich der Hauch in stärkere Tropfen sammelt oder zu Eisnadeln gefriert, so ist die Erscheinung alsbald aufgehoben.

459.

Dritte Bedingung. Man kann die beiden vorhergehenden Versuche des Druckes und Hauches verbinden, indem man nämlich eine Glasplatte anhaucht und die andere sogleich darauf drückt. Es entstehen alsdann die Farben, wie bei'm Drucke zweyer unangehauchten, nur mit dem Unterschiede, daß die Feuchtigkeit hie und da einige Unterbrechung der Wellen verursacht. Schiebt man eine Glasplatte von der andern weg, so läuft der Hauch farbig ab.

460.

Man könnte jedoch behaupten, daß dieser verbundene Versuch nichts mehr als die einzelnen sage: denn wie es scheint, so verschwinden die durch den Druck erregten Far-

Farben in dem Maße, wie man die Gläſer von einander abſchiebt, und die bebauchten Stellen laufen alsdann mit ihren eigenen Farben ab.

461.

Vierte Bedingung. Farbige Erſcheinungen laſſen ſich faſt an allen Blaſen beobachten. Die Seifenblaſen ſind die bekannteſten und ihre Schönheit iſt am leichteſten darzuſtellen. Doch findet man ſie auch beim Weine, Bier, bei geiſtigen reinen Liqueren, beſonders auch im Schaume der Chocolade.

462.

Wie wir oben einen unendlich ſchmalen Raum zwiſchen zwey Flächen, welche ſich berühren, erforderten, ſo kann man das Häutchen der Seifenblaſe als ein unendlich dünnes Blättchen zwiſchen zwey elaſtiſchen Körpern anſehen: denn die Erſcheinung zeigt ſich doch eigentlich zwiſchen der innern, die Blaſe auftreibenden Luft und zwiſchen der atmoſphäriſchen.

463.

Die Blaſe, indem man ſie hervorbringt, iſt farblos; dann fangen farbige Züge, wie des Marmorpapieres, an ſich ſehen zu laſſen, die ſich endlich über die ganze Blaſe verbreiten, oder vielmehr um ſie herumgetrieben werden, indem man ſie aufbläſt.

464.

Es gibt verſchiedene Arten, die Blaſe zu machen; frei, indem man den Strohhalm nur in die Auflöſung

S a a d i.

Stirbt 1291, alt 102 Jahre.

Gebürtig von Schiras ſtudirt er zu Bagdad, wird als Jüngling durch Liebesunglück zum unſtäten Leben eines Derwiſch beſtimmt. Wallfahrtet funfzehnmal nach Mekka, gelangt auf ſeinen Wanderungen nach Indien und Klein-Aſien, ja als Gefangener der Kreuzfahrer in's Weſtland. Er überſteht wunderſame Abentheuer, erwirbt aber ſchöne Länder- und Menſchenkenntniß. Nach dreyßig Jahren zieht er ſich zurück, bearbeitet ſeine Werke, und macht ſie bekannt. Er lebt und webt in einer großen Erfahrungsbreite und iſt reich an Anekdoten, die er mit Sprüchen und Verſen ausſchmückt. Leſer und Hörer zu unterrichten iſt ſein entſchiedener Zweck.

Sehr eingezogen in Schiras erlebt er das hundert und zweyte Jahr und wird daſelbſt begraben. Dſchenſchis Nachkommen hatten Iran zum eignen Reiche gebildet, in welchem ſich ruhig wohnen ließ.

taucht und die hängende Blaſe durch den Athem auftreibt. Hier iſt die Entſtehung der Farbenerſcheinung ſchwer zu beobachten, weil die ſchnelle Rotation keine genaue Bemerkung zuläßt, und alle Farben durch einander gehen. Doch läßt ſich bemerken, daß die Farben am Strohhalm anfangen. Ferner kann man in die Auflöſung ſelbſt blaſen, jedoch vorſichtig, damit nur Eine Blaſe entſtehe. Sie bleibt, wenn man ſie nicht ſehr auftreibt, weiß; wenn aber die Auflöſung nicht allzu wäſſerig iſt, ſo ſetzen ſich Kreiſe um die perpendiculare Achſe der Blaſe, die gewöhnlich grün und purpurn abwechſeln, indem ſie nah an einander ſtoßen. Zuletzt kann man auch mehrere Blaſen neben einander hervorbringen, die noch mit der Auflöſung zuſammenhangen. In dieſem Falle entſtehen die Farben an den Wänden, wo zwey Blaſen einander platt gedrückt haben.

465.

An den Blaſen des Chocoladenſchaums ſind die Farben faſt bequemer zu beobachten, als an den Seifenblaſen. Sie ſind beſtändiger, obgleich kleiner. In ihnen wird durch die Wärme ein Treiben, eine Bewegung hervorgebracht und unterhalten, die zur Entwicklung, Succeſſion und endlich zum Ordnen des Phänomens nöthig zu ſeyn ſcheinen.

466.

Iſt die Blaſe klein, oder zwiſchen andern eingeſchloſſen, ſo treiben ſich farbige Züge auf der Oberfläche her-

um, dem marmorirten Papiere ähnlich; man sieht alle Farben unseres Schema's durcheinanderziehen, die reinen, gesteigerten, gemischten, alle deutlich hell und schön. Bei kleinen Blasen dauert das Phänomen immer fort.

467.

Ist die Blase größer, oder wird sie nach und nach isolirt, dadurch daß die andern neben ihr zerspringen, so bemerkt man bald, daß dieses Treiben und Ziehen der Farben auf etwas abzwecke. Wir sehen nämlich auf dem höchsten Punkte der Blase einen kleinen Kreis entstehen, der in der Mitte gelb ist; die übrigen farbigen Züge bewegen sich noch immer wurmförmig um ihn her.

468.

Es dauert nicht lange, so vergrößert sich der Kreis und sinkt nach allen Seiten hinab. In der Mitte behält er sein Gelb, nach unten und außen wird er purpurfarben und bald blau. Unter diesem entsteht wieder ein neuer Kreis von eben dieser Farbenfolge. Stehen sie nahe genug beisammen, so entsteht aus Vermischung der Endfarben ein Grün.

469.

Wenn ich drey solcher Hauptkreise zählen konnte, so war die Mitte farblos und dieser Raum wurde nach und nach größer, indem die Kreise mehr niedersanken, bis zuletzt die Blase zerplatzte.

470.

Fünfte Bedingung. Es können auf verschiedene Weise sehr zarte Häutchen entstehen, an welchen man ein sehr lebhaftes Farbenspiel entdeckt, indem nämlich sämmtliche Farben entweder in der bekannten Ordnung, oder mehr verworren durch einander laufend gesehen werden. Das Wasser, in welchem ungelöschter Kalk aufgelöst worden, überzieht sich bald mit einem farbigen Häutchen. Ein Gleiches geschieht auf der Oberfläche stehender Wasser, vorzüglich solcher, welche Eisen enthalten. Die Lamellen des feinen Weinsteins, die sich, besonders von rothem französischen Weine, in den Bouteillen anlegen, glänzen von den schönsten Farben, wenn sie auf sorgfältige Weise losgeweicht und an das Tageslicht gebracht werden. Oeltropfen auf Wasser, Branntwein und andern Flüssigkeiten bringen auch dergleichen Ringe und Flämmchen hervor. Der schönste Versuch aber, den man machen kann, ist folgender. Man gieße nicht allzustarkes Scheidewasser in eine flache Schale und tropfe mit einem Pinsel von jenem Firniß darauf, welchen die Kupferstecher brauchen, um während des Aetzens gewisse Stellen ihrer Platten zu decken. Sogleich entsteht unter lebhafter Bewegung ein Häutchen, das sich in Kreise ausbreitet, und zugleich die lebhaftesten Farbenerscheinungen hervorbringt.

471.

Sechste Bedingung. Wenn Metalle erhitzt

werden, ſo entſtehen auf ihrer Oberfläche flüchtig auf einander folgende Farben, welche jedoch nach Belieben feſt gehalten werden können.

472.

Man erhitze einen polirten Stahl, und er wird in einem gewiſſen Grad der Wärme gelb überlaufen. Nimmt man ihn ſchnell von den Kohlen weg, ſo bleibt ihm dieſe Farbe.

473.

Sobald der Stahl heißer wird, erſcheint das Gelbe dunkler, höher und geht bald in den Purpur hinüber. Dieſer iſt ſchwer feſt zu halten, denn er eilt ſehr ſchnell in's Hochblaue.

474.

Dieſes ſchöne Blau iſt feſt zu halten, wenn man ſchnell den Stahl aus der Hitze nimmt und ihn in Aſche ſteckt. Die blau angelaufenen Stahlarbeiten werden auf dieſem Wege hervorgebracht. Fährt man aber fort, den Stahl frei über dem Feuer zu halten, ſo wird er in kurzem hellblau und ſo bleibt er.

475.

Dieſe Farben ziehen wie ein Hauch über die Stahlplatte, eine ſcheint vor der andern zu fliehen; aber eigentlich entwickelt ſich immer die folgende aus der vorhergehenden.

476.

Wenn man ein Federmeſſer in's Licht hält, ſo wird

ein farbiger Streif quer über die Klinge entstehen. Der Theil des Streifes, der am tiefsten in der Flamme war, ist hellblau, das sich in's Blaurothe verliert. Der Purpur steht in der Mitte, dann folgt Gelbroth und Gelb.

477.

Dieses Phänomen leitet sich aus dem vorhergehenden ab; denn die Klinge nach dem Stiele zu ist weniger erhitzt, als an der Spitze, welche sich in der Flamme befindet; und so müssen alle Farben, die sonst nach einander entstehen, auf einmal erscheinen, und man kann sie auf das beste figirt aufbewahren.

478.

Robert Boyle gibt diese Farbensuccession folgendermaßen an: a florido flavo ad flavum saturum et rubescentem (quem artifices sanguineum vocant) inde ad languidum, postea ad saturiorem cyaneum. Dieses wäre ganz gut, wenn man die Worte languidus und saturior ihre Stellen verwechseln ließe. Inwiefern die Bemerkung richtig ist, daß die verschiedenen Farben auf die Grade der folgenden Härtung Einfluß haben, lassen wir dahingestellt seyn. Die Farben sind hier nur Anzeichen der verschiedenen Grade der Hitze.

479.

Wenn man Blei calcinirt, wird die Oberfläche erst graulich. Dieses grauliche Pulver wird durch größere Hitze gelb, und sodann orange. Auch das Silber zeigt

bei der Erhitzung Farben. Der Blick des Silbers beim Abtreiben gehört auch hieher. Wenn metallische Gläser schmelzen, entstehen gleichfalls Farben auf der Oberfläche.

480.

Siebente Bedingung. Wenn die Oberfläche des Glases angegriffen wird. Das Blindwerden des Glases ist uns oben schon merkwürdig gewesen. Man bezeichnet durch diesen Ausdruck, wenn die Oberfläche des Glases dergestalt angegriffen wird, daß es uns trüb erscheint.

481.

Das weiße Glas wird am ersten blind, desgleichen gegossenes und nachher geschliffenes Glas, das blauliche weniger, das grüne am wenigsten.

482.

Eine Glastafel hat zweyerlei Seiten, davon man die eine die Spiegelseite nennt. Es ist die, welche im Ofen oben liegt, an der man rundliche Erhöhungen bemerken kann. Sie ist glätter als die andere, die im Ofen unten liegt und an welcher man manchmal Ritzen bemerkt. Man nimmt deßwegen gern die Spiegelseite in die Zimmer, weil sie durch die von innen anschlagende Feuchtigkeit weniger als die andere angegriffen, und das Glas daher weniger blind wird.

483.

Dieses Blindwerden oder Trüben des Glases geht nach und nach in eine Farbenerscheinung über, die

ſehr lebhaft werden kann, und bei welcher vielleicht auch eine gewiſſe Succeſſion, oder ſonſt etwas Ordnungsgemäßes zu entdecken wäre.

484.

Und ſo hätten wir denn auch die phyſiſchen Farben von ihrer leiſeſten Wirkung an bis dahin geführt, wo ſich dieſe flüchtigen Erſcheinungen an die Körper feſtſetzen, und wir wären auf dieſe Weiſe an die Gränze gelangt, wo die chemiſchen Farben eintreten, ja gewiſſermaßen haben wir dieſe Gränze ſchon überſchritten, welches für die Stätigkeit unſeres Vortrags ein gutes Vorurtheil erregen mag. Sollen wir aber noch zu Ende dieſer Abtheilung etwas Allgemeines ausſprechen und auf ihren innern Zuſammenhang hindeuten, ſo fügen wir zu dem, was wir eben (451 — 454) geſagt haben, noch folgendes hinzu.

485.

Das Anlaufen des Stahls und die verwandten Erfahrungen könnte man vielleicht ganz bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten. Polirter Stahl wirft mächtig das Licht zurück. Man denke ſich das durch die Hitze bewirkte Anlaufen als eine gelinde Trübe; ſogleich müßte daher ein Hellgelb erſcheinen, welches bei zunehmender Trübe immer verdichteter, gedrängter und röther, ja zuletzt Purpur- und Rubinroth erſcheinen muß. Wäre nun zuletzt dieſe Farbe auf den höchſten Punkt des Dunkelwerdens geſtei-

gert, und man dächte ſich die immer fortwaltende Trübe; ſo würde dieſe nunmehr ſich über ein Finſteres verbreiten und zuerſt ein Violett, dann ein Dunkelblau und endlich ein Hellblau hervorbringen, und ſo die Reihe der Erſcheinungen beſchließen.

Wir wollen nicht behaupten, daß man mit dieſer Erklärungsart völlig auslange, unſere Abſicht iſt vielmehr, nur auf den Weg zu deuten, auf welchem zuletzt die alles umfaſſende Formel, das eigentliche Wort des Räthſels gefunden werden kann.

Dritte Abtheilung.

Chemiſche Farben.

486.

So nennen wir diejenigen, welche wir an gewiſſen Körpern erregen, mehr oder weniger fixiren, an ihnen ſteigern, von ihnen wieder wegnehmen und andern Körpern mittheilen können, denen wir denn auch deßhalb eine gewiſſe immanente Eigenſchaft zuſchreiben. Die Dauer iſt meiſt ihr Kennzeichen.

487.

In dieſen Rückſichten bezeichnete man früher die chemiſchen Farben mit verſchiedenen Beiwörtern. Sie hießen colores proprii, corporei, materiales, veri, permanentes, fixi.

488.

Wie ſich das Bewegliche und Vorübergehende der phyſiſchen Farben nach und nach an den Körpern fixire, haben wir in dem Vorhergehenden bemerkt, und den Uebergang eingeleitet.

489.

Die Farbe fixirt ſich an den Körpern mehr oder weniger dauerhaft, oberflächlich oder durchdringend.

490.

Alle Körper ſind der Farbe fähig, entweder daß ſie an ihnen erregt, geſteigert, ſtufenweiſe fixirt, oder wenigſtens ihnen mitgetheilt werden kann.

XXXIV.

Chemiſcher Gegenſatz.

491.

Indem wir bei Darſtellung der farbigen Erſcheinung auf einen Gegenſatz durchaus aufmerkſam zu machen Urſache hatten, ſo finden wir, indem wir den Boden der Chemie betreten, die chemiſchen Gegenſätze uns auf eine bedeutende Weiſe begegnend. Wir ſprechen hier zu unſern Zwecken nur von demjenigen, den man unter dem allgemeinen Namen von Säure und Alkali zu begreifen pflegt.

492.

Wenn wir den chromatiſchen Gegenſatz nach Anleitung aller übrigen phyſiſchen Gegenſätze durch ein Mehr oder Weniger bezeichnen, der gelben Seite das Mehr, der blauen das Weniger zuſchreiben; ſo ſchließen ſich dieſe beiden Seiten nun auch in chemiſchen Fällen an die Seiten des chemiſch Entgegengeſetzten an. Das Gelb und

Hafis.

Stirbt 1389.

Wer sich noch, aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, erinnert, wie unter den Protestanten Deutschlands nicht allein Geistliche, sondern auch wohl Laien gefunden wurden, welche mit den heiligen Schriften sich dergestalt bekannt gemacht, daß sie, als lebendige Concordanz, von allen Sprüchen, wo und in welchem Zusammenhange sie zu finden, Rechenschaft zu geben sich geübt haben, die Hauptstellen aber auswendig wußten und solche zu irgend einer Anwendung immerfort bereit hielten; der wird zugleich gestehen, daß für solche Männer eine große Bildung daraus erwachsen mußte, weil das Gedächtniß, immer mit würdigen Gegenständen beschäftigt, dem Gefühl, dem Urtheil reinen Stoff zu Genuß und Behandlung aufbewahrte. Man nannte sie bibelfest, und ein solcher Beiname gab eine vorzügliche Würde und unzweydeutige Empfehlung.

Das was nun bei uns Christen aus natürlicher Anlage und gutem Willen entsprang, war bei den Mahometanern Pflicht: denn indem es einem solchen

Gelbrothe widmet sich den Säuren, das Blau und Blaurothe den Alkalien; und so lassen sich die Erscheinungen der chemischen Farben, freilich mit noch manchen andern eintretenden Betrachtungen, auf eine ziemlich einfache Weise durchführen.

493.

Da übrigens die Hauptphänomene der chemischen Farben bei Säurungen der Metalle vorkommen, so sieht man, wie wichtig diese Betrachtung hier an der Spitze sey. Was übrigens noch weiter zu bedenken eintritt, werden wir unter einzelnen Rubriken näher bemerken; wobei wir jedoch ausdrücklich erklären, daß wir dem Chemiker nur im allgemeinsten vorzuarbeiten gedenken, ohne uns in irgend ein Besonderes, ohne uns in die zartern chemischen Aufgaben und Fragen mischen oder sie beantworten zu wollen. Unsere Absicht kann nur seyn, eine Skizze zu geben, wie sich allenfalls nach unserer Ueberzeugung die chemische Farbenlehre an die allgemeine physische anschließen könnte.

XXXV.

Ableitung des Weißen.

494.

Wir haben hiezu schon oben bei Gelegenheit der dioptrischen Farben der ersten Classe (155 ff.) einige Schritte gethan. Durchsichtige Körper stehen auf der höchsten

Stufe unorganischer Materialität. Zunächst daran fügt sich die reine Trübe, und das Weiße kann als die vollendete reine Trübe angesehen werden.

495.

Reines Wasser zu Schnee krystallisirt erscheint weiß, indem die Durchsichtigkeit der einzelnen Theile kein durchsichtiges Ganzes macht. Verschiedene Salzkrystalle, denen das Krystallisationswasser entweicht, erscheinen als ein weißes Pulver. Man könnte den zufällig undurchsichtigen Zustand des rein Durchsichtigen Weiß nennen; so wie ein zermalmtes Glas als ein weißes Pulver erscheint. Man kann dabei die Aufhebung einer dynamischen Verbindung und die Darstellung der atomistischen Eigenschaft der Materie in Betracht ziehn.

496.

Die bekannten unzerlegten Erden sind in ihrem reinen Zustand alle weiß. Sie gehen durch natürliche Krystallisation in Durchsichtigkeit über; Kieselerde in den Bergkrystall, Thonerde in den Glimmer, Bittererde in den Talk, Kalkerde und Schwererde erscheinen in so mancherlei Späthen durchsichtig.

497.

Da uns bei Färbung mineralischer Körper die Metallkalke vorzüglich begegnen werden, so bemerken wir noch zum Schlusse, daß angehende gelinde Säurungen weiße Kalke darstellen, wie das Blei durch die Essigsäure in Bleiweiß verwandelt wird.

XXXVI.

Ableitung des Schwarzen.

498.

Das Schwarze entſpringt uns nicht ſo uranfänglich, wie das Weiße. Wir treffen es im vegetabiliſchen Reiche bei Halbverbrennungen an, und die Kohle, der auch übrigens höchſt merkwürdige Körper, zeigt uns die ſchwarze Farbe. Auch wenn Holz, z. B. Bretter, durch Licht, Luft und Feuchtigkeit ſeines Brennlichen zum Theil beraubt wird; ſo erſcheint erſt die graue, dann die ſchwarze Farbe. Wie wir denn auch animaliſche Theile durch eine Halbverbrennung in Kohle verwandeln können.

499.

Eben ſo finden wir auch bei den Metallen, daß oft eine Halboxydation ſtattfindet, wenn die ſchwarze Farbe erregt werden ſoll. So werden durch ſchwache Säurung mehrere Metalle, beſonders das Eiſen, ſchwarz, durch Eiſig, durch gelinde ſaure Gährungen, z. B. eines Reißdecocts u. ſ. w.

500.

Nicht weniger läßt ſich vermuthen, daß eine Ab- oder Rückſäurung die ſchwarze Farbe hervorbringe. Dieſer Fall iſt bei der Entſtehung der Tinte, da das in der ſtarken Schwefelſäure aufgelöſ'te Eiſen gelblich wird,

durch die Gallusinfusion aber zum Theil entsäuert nunmehr schwarz erscheint.

XXXVII.

Erregung der Farbe.

501.

Als wir oben in der Abtheilung von physischen Farben trübe Mittel behandelten, sahen wir die Farbe eher, als das Weiße und Schwarze. Nun setzen wir ein gewordenes Weißes, ein gewordenes Schwarzes fixirt voraus, und fragen, wie sich an ihm die Farbe erregen lasse.

502.

Auch hier können wir sagen, ein Weißes, das sich verdunkelt, das sich trübt, wird gelb; das Schwarze, das sich erhellt, wird blau.

503.

Auf der activen Seite, unmittelbar am Lichte, am Hellen, am Weißen, entsteht das Gelbe. Wie leicht vergilbt alles, was weiße Oberflächen hat, das Papier, die Leinwand, Baumwolle, Seide, Wachs; besonders auch durchsichtige Liquoren, welche zum Brennen geneigt sind, werden leicht gelb, d. h. mit andern Worten, sie gehen leicht in eine gelinde Trübung über.

504.

So ist die Erregung auf der passiven Seite am Finstern, Dunkeln, Schwarzen sogleich mit der blauen,

oder vielmehr mit einer röthlich blauen Erscheinung begleitet. Eisen in Schwefelsäure aufgelöst und sehr mit Wasser diluirt bringt in einem gegen das Licht gehaltenen Glase, sobald nur einige Tropfen Gallus dazu kommen, eine schöne violette Farbe hervor, welche die Eigenschaften des Rauchtopases, das Orphninon eines verbrannten Purpurs, wie sich die Alten ausdrücken, dem Auge darstellt.

505.

Ob an den reinen Erden durch chemische Operationen der Natur und Kunst, ohne Beimischung von Metallkalken eine Farbe erregt werden könne, ist eine wichtige Frage, die gewöhnlich mit Nein beantwortet wird. Sie hängt vielleicht mit der Frage zusammen, inwiefern sich durch Oxydation den Erden etwas abgewinnen lasse.

506.

Für die Verneinung der Frage spricht allerdings der Umstand, daß überall, wo man mineralische Farben findet, sich eine Spur von Metall, besonders von Eisen zeigt, wobei man freilich in Betracht zieht, wie leicht sich das Eisen oxydire, wie leicht der Eisenkalk verschiedene Farben annehme, wie unendlich theilbar derselbe sey und wie geschwind er seine Farbe mittheile. Dessen ungeachtet wäre zu wünschen, daß neue Versuche hierüber angestellt, und die Zweifel entweder bestärkt oder beseitigt würden.

507.

507.

Wie dem auch ſeyn mag, ſo iſt die Receptivität der Erden gegen ſchon vorhandene Farben ſehr groß, worunter ſich die Alaunerde beſonders auszeichnet.

508.

Wenn wir nun zu den Metallen übergehen, welche ſich im unorganiſchen Reiche beinahe privativ das Recht farbig zu erſcheinen zugeeignet haben, ſo finden wir, daß ſie ſich in ihrem reinen, ſelbſtſtändigen, reguliniſchen Zuſtande ſchon dadurch von den reinen Erden unterſcheiden, daß ſie ſich zu irgend einer Farbe hinneigen.

509.

Wenn das Silber ſich dem reinen Weißen am meiſten nähert, ja das reine Weiß, erhöht durch metalliſchen Glanz, wirklich darſtellt, ſo ziehen Stahl, Zinn, Blei u. ſ. w. in's bleiche Blaugraue hinüber; dagegen das Gold ſich zum reinen Gelben erhöht, das Kupfer zum Rothen hinaurückt, welches unter gewiſſen Umſtänden ſich faſt bis zum Purpur ſteigert, durch Zink hingegen wieder zur gelben Goldfarbe hinabgezogen wird.

510.

Zeigen Metalle nun im gediegenen Zuſtande ſolche ſpecifiſche Determinationen zu dieſem oder jenem Farbenausdruck, ſo werden ſie durch die Wirkung der Oxydation gewiſſermaßen in eine gemeinſame Lage verſetzt. Denn die Elementarfarben treten nun rein hervor, und obgleich dieſes und jenes Metall zu dieſer oder jener Farbe

eine besondere Bestimmbarkeit zu haben scheint, so wissen wir doch von einigen, daß sie den ganzen Farbenkreis durchlaufen können, von andern, daß sie mehr als Eine Farbe darzustellen fähig sind; wobei sich jedoch das Zinn durch seine Unfärblichkeit auszeichnet. Wir geben künftig eine Tabelle, inwiefern die verschiedenen Metalle mehr oder weniger durch die verschiedenen Farben durchgeführt werden können.

511.

Daß die reine glatte Oberfläche eines gediegenen Metalles bei Erhitzung von einem Farbenhauch überzogen wird, welcher mit steigender Wärme eine Reihe von Erscheinungen durchläuft, deutet nach unserer Ueberzeugung auf die Fähigkeit der Metalle, den ganzen Farbenkreis zu durchlaufen. Am schönsten werden wir dieses Phänomen am polirten Stahl gewahr; aber Silber, Kupfer, Messing, Blei, Zinn lassen uns leicht ähnliche Erscheinungen sehen. Wahrscheinlich ist hier eine oberflächliche Säurung im Spiele, wie man aus der fortgesetzten Operation, besonders bei den leichter verkalklichen Metallen schließen kann.

512.

Daß ein geglühtes Eisen leichter eine Säurung durch saure Laugen erleidet, scheint auch dahin zu deuten, indem eine Wirkung der andern entgegenkommt. Noch bemerken wir, daß der Stahl, je nachdem er in verschiedenen Epochen seiner Farbenerscheinung gehärtet wird,

einigen Unterſchied der Elaſticität zeigen ſoll; welches ganz naturgemäß iſt, indem die verſchiedenen Farbenerſcheinungen die verſchiedenen Grade der Hitze andeuten.

513.

Geht man über dieſen oberflächlichen Hauch, über dieſes Häutchen hinweg, beobachtet man, wie Metalle in Maſſen penetrativ geſäuert werden, ſo erſcheint mit dem erſten Grade Weiß oder Schwarz, wie man bei'm Bleiweiß, Eiſen und Queckſilber bemerken kann.

514.

Fragen wir nun weiter nach eigentlicher Erregung der Farbe, ſo finden wir ſie auf der Plusſeite am häufigſten. Das oft erwähnte Anlaufen glatter metalliſcher Flächen geht von dem Gelben aus. Das Eiſen geht bald in den gelben Ocher, das Blei aus dem Bleiweiß in den Maſſicot, das Queckſilber aus dem Aethiops in den gelben Turbith hinüber. Die Auflöſungen des Goldes und der Platina in Säuren ſind gelb.

515.

Die Erregungen auf der Minusſeite ſind ſeltner. Ein wenig geſäuertes Kupfer erſcheint blau. Bei Bereitung des Berlinerblau ſind Alkalien im Spiele.

516.

Ueberhaupt aber ſind dieſe Farbenerſcheinungen von ſo beweglicher Art, daß die Chemiker ſelbſt, ſobald ſie in's Feinere gehen, ſie als trügliche Kennzeichen betrachten. Wir aber können zu unſern Zwecken dieſe Materie

nur im Durchschnitt behandeln, und wollen nur so viel bemerken, daß man vielleicht die metallischen Farbenerscheinungen, wenigstens zum didaktischen Behuf, einstweilen ordnen könne, wie sie durch Säurung, Aufsäurung, Absäurung und Entsäurung entstehen, sich auf mannichfaltige Weise zeigen und verschwinden.

XXXVIII.

Steigerung.

517.

Die Steigerung erscheint uns als eine in sich selbst Drängung, Sättigung, Beschattung der Farben. So haben wir schon oben bei farblosen Mitteln gesehen, daß wir durch Vermehrung der Trübe einen leuchtenden Gegenstand vom leisesten Gelb bis zum höchsten Rubinroth steigern können. Umgekehrt steigert sich das Blau in das schönste Violett, wenn wir eine erleuchtete Trübe vor der Finsterniß verdünnen oder vermindern (150, 151).

518.

Ist die Farbe specificirt, so tritt ein Aehnliches hervor. Man lasse nämlich Stufengefäße aus weißem Porcellan machen, und fülle das eine mit einer reinen gelben Feuchtigkeit, so wird diese von oben herunter bis auf den Boden stufenweise immer röther und zuletzt orange erscheinen. In das andere Gefäß gieße man eine blaue reine Solution, die obersten Stufen

werden ein Himmelblau, der Grund des Gefäßes ein schönes Violett zeigen. Stellt man das Gefäß in die Sonne, so ist die Schattenseite der obern Stufen auch schon violett. Wirft man mit der Hand, oder einem andern Gegenstande, Schatten über den erleuchteten Theil des Gefäßes, so erscheint dieser Schatten gleichfalls röthlich.

519.

Es ist dieses eine der wichtigsten Erscheinungen in der Farbenlehre, indem wir ganz greiflich erfahren, daß ein quantitatives Verhältniß einen qualitativen Eindruck auf unsere Sinne hervorbringe. Und indem wir schon früher, bei Gelegenheit der letzten epoptischen Farben (452), unsere Vermuthungen eröffnet, wie man das Anlaufen des Stahls vielleicht aus der Lehre von trüben Mitteln herleiten könnte, so bringen wir dieses hier abermals in's Gedächtniß.

520.

Uebrigens folgt alle chemische Steigerung unmittelbar auf die Erregung. Sie geht unaufhaltsam und stetig fort; wobei man zu bemerken hat, daß die Steigerung auf der Plusseite die gewöhnlichste ist. Der gelbe Eisenocher steigert sich sowohl durch's Feuer, als durch andere Operationen zu einer sehr hohen Röthe. Massicot wird in Mennige, Turbith in Zinnober gesteigert; welcher letztere schon auf eine sehr hohe Stufe des Gelbrothen gelangt. Eine innige Durchdringung des Metalls durch

Glaubensgenoſſen zum größten Verdienſt gereichte, Abſchriften des Korans ſelbſt zu vervielfältigen oder vervielfältigen zu laſſen, ſo war es kein geringeres denſelben auswendig zu lernen, um bei jedem Anlaß die gehörigen Stellen anführen, Erbauung befördern, Streitigkeit ſchlichten zu können. Man benannte ſolche Perſonen mit dem Ehrentitel Hafis, und dieſer iſt unſerm Dichter als bezeichnender Hauptname geblieben.

Nun ward, gar bald nach ſeinem Urſprunge, der Koran ein Gegenſtand der unendlichſten Auslegungen, gab Gelegenheit zu den ſpitzfindigſten Subtilitäten, und, indem er die Sinnesweiſe eines jeden aufregte, entſtanden gränzenlos abweichende Meinungen, verrückte Combinationen, ja die unvernünftigſten Beziehungen aller Art wurden verſucht, ſo daß der eigentlich geiſtreiche verſtändige Mann eifrig bemüht ſeyn mußte, um nur wieder auf den Grund des reinen guten Textes zurück zu gelangen. Daher finden wir denn auch in der Geſchichte des Islam Auslegung, Anwendung und Gebrauch oft bewundernswürdig.

Zu einer ſolchen Gewandtheit war das ſchönſte dichteriſche Talent erzogen und heran gebildet; ihm gehörte der ganze Koran, und was für Religionsgebäude man darauf gegründet war ihm kein Räthſel. Er ſagt ſelbſt:

„Durch den Koran hab' ich alles
Was mir je gelang gemacht."

die Säure, eine Theilung desselben in's empirisch Unendliche geht hierbei vor.

521.

Die Steigerung auf der Minusseite ist seltner, ob wir gleich bemerken, daß je reiner und gedrängter das Berlinerblau oder das Kobaltglas bereitet wird, es immer einen röthlichen Schein annimmt und mehr in's Violette spielt.

522.

Für diese unmerkliche Steigerung des Gelben und Blauen in's Rothe haben die Franzosen einen artigen Ausdruck, indem sie sagen, die Farbe habe einen Oeil de Rouge, welches wir durch einen röthlichen Blick ausdrücken könnten.

XXXIX.

Culmination.

523.

Sie erfolgt bei fortschreitender Steigerung. Das Rothe, worin weder Gelb noch Blau zu entdecken ist, macht hier den Zenith.

524.

Suchen wir ein auffallendes Beispiel einer Culmination von der Plusseite her, so finden wir es abermals beim anlaufenden Stahl, welcher bis in den Purpurzenith gelangt und auf diesem Punkte festgehalten werden kann.

525.

Sollen wir die vorhin (516) angegebene Terminologie hier anwenden, so würden wir sagen, die erste Säurung bringe das Gelbe hervor, die Aufsäurung das Gelbrothe; hier entstehe ein gewisses Summum, da denn eine Absäurung und endlich eine Entsäurung eintrete.

526.

Hohe Punkte von Säurung bringen eine Purpurfarbe hervor. Gold aus seiner Auflösung durch Zinnauflösung gefällt, erscheint purpurfarben. Das Oxod des Arseniks mit Schwefel verbunden bringt eine Rubinfarbe hervor.

527.

Wie fern aber eine Art von Absäurung bei mancher Culmination mitwirke, wäre zu untersuchen: denn eine Einwirkung der Alkalien auf das Gelbrothe scheint auch die Culmination hervorzubringen, indem die Farbe gegen das Minus zu in den Zenith genöthigt wird.

528.

Aus dem besten ungarischen Zinnober, welcher das höchste Gelbroth zeigt, bereiten die Holländer eine Farbe, die man Vermillon nennt. Es ist auch nur ein Zinnober, der sich aber der Purpurfarbe nähert, und es läßt sich vermuthen, daß man durch Alkalien ihn der Culmination näher zu bringen sucht.

529.

Vegetabilische Säfte sind, auf diese Weise behandelt, ein in die Augen fallendes Beispiel. Curcuma, Orlean, Safflor und andere, deren färbendes Wesen man mit Weingeist ausgezogen, und nun Tincturen von gelber, gelb- und hyacinthrother Farbe vor sich hat, gehen durch Beimischung von Alkalien in den Zenith, ja drüber hinaus nach dem Blaurothen zu.

530.

Kein Fall einer Culmination von der Minusseite ist mir im mineralischen und vegetabilischen Reiche bekannt. In dem animalischen ist der Saft der Purpurschnecke merkwürdig, von dessen Steigerung und Culmination von der Minusseite her wir künftig sprechen werden.

XL.

Balanciren.

531.

Die Beweglichkeit der Farbe ist so groß, daß selbst diejenigen Pigmente, welche man glaubt specificirt zu haben, sich wieder hin und her wenden lassen. Sie ist in der Nähe des Culminationspunktes am merkwürdigsten, und wird durch wechselsweise Anwendung der Säuren und Alkalien am auffallendsten bewirkt.

532.

Die Franzosen bedienen sich, um diese Erscheinung

bei der Färberey auszudrücken, des Wortes virer, welches von einer Seite nach der andern wenden heißt, und drücken dadurch auf eine sehr geschickte Weise dasjenige aus, was man sonst durch Mischungsverhältnisse zu bezeichnen und anzugeben versucht.

533.

Hievon ist diejenige Operation, die wir mit dem Lackmus zu machen pflegen, eine der bekanntesten und auffallendsten. Lackmus ist ein Farbematerial, das durch Alkalien zum Rothblauen specificirt werden. Es wird dieses sehr leicht durch Säuren in's Rothgelbe hinüber und durch Alkalien wieder herüber gezogen. Inwieferu in diesem Fall durch zarte Versuche ein Culminationspunkt zu entdecken und festzuhalten sey, wird denen, die in dieser Kunst geübt sind, überlassen, so wie die Färbekunst, besonders die Scharlachfärberey, von diesem Hin- und Herwenden mannichfaltige Beispiele zu liefern im Stande ist.

XLI.

Durchwandern des Kreises.

534.

Die Erregung und Steigerung kommt mehr auf der Plus- als auf der Minus-Seite vor. So geht auch die Farbe, bei Durchwanderung des ganzen Wegs, meist von der Plus-Seite aus.

535.

Eine ſtätige in die Augen fallende Durchwanderung des Wegs, vom Gelben durch's Rothe zum Blauen, zeigt ſich bei'm Anlaufen des Stahls.

536.

Die Metalle laſſen ſich durch verſchiedene Stufen und Arten der Oxydation auf verſchiedenen Punkten des Farbenkreiſes ſpecificiren.

537.

Da ſie auch grün erſcheinen, ſo iſt die Frage, ob man eine ſtetige Durchwanderung aus dem Gelben durch's Grüne in's Blaue, und umgekehrt, in dem Mineralreiche kennt. Eiſenkalk mit Glas zuſammengeſchmolzen bringt erſt eine grüne, bei verſtärktem Feuer eine blaue Farbe hervor.

538.

Es iſt wohl hier am Platz, von dem Grünen überhaupt zu ſprechen. Es entſteht vor uns vorzüglich im atomiſtiſchen Sinne und zwar völlig rein, wenn wir Gelb und Blau zuſammenbringen; allein auch ſchon ein unreines beſchmutztes Gelb bringt uns den Eindruck des Grünlichen hervor. Gelb mit Schwarz macht ſchon Grün; aber auch dieſes leitet ſich davon ab, daß Schwarz mit dem Blauen verwandt iſt. Ein unvollkommenes Gelb, wie das Schwefelgelb, gibt uns den Eindruck von einem Grünlichen. Eben ſo werden wir ein unvollkommenes Blau als grün gewahr. Das Grüne der Weinflaſchen

entsteht, so scheint es, durch eine unvollkommene Verbindung des Eisenkalks mit dem Glase. Bringt man durch größere Hitze eine vollkommenere Verbindung hervor, so entsteht ein schönes blaues Glas.

539.

Aus allem diesem scheint so viel hervorzugehen, daß eine gewisse Kluft zwischen Gelb und Blau in der Natur sich findet, welche zwar durch Verschränkung und Vermischung atomistisch gehoben, und zum Grünen verknüpft werden kann, daß aber eigentlich die wahre Vermittlung vom gelben und Blauen nur durch das Rothe geschieht.

540.

Was jedoch dem Unorganischen nicht gemäß zu seyn scheint, das werden wir, wenn von organischen Naturen die Rede ist, möglich finden, indem in diesem letzten Reiche eine solche Durchwanderung des Kreises vom Gelben durch's Grüne und Blaue bis zum Purpur wirklich vorkommt.

XLII.

Umkehrung.

541.

Auch eine unmittelbare Umkehrung in den geforderten Gegensatz zeigt sich als eine sehr merkwürdige Erscheinung, wovon wir gegenwärtig nur folgendes anzugeben wissen.

542.

Das mineralische Chamäleon, welches eigentlich ein Braunsteinoxyd enthält, kann man in seinem ganz trocknen Zustande als ein grünes Pulver ansehen. Streut man es in Wasser, so zeigt sich in dem ersten Augenblick der Auflösung die grüne Farbe sehr schön; aber sie verwandelt sich sogleich in die dem Grünen entgegengesetzte Purpurfarbe, ohne daß irgend eine Zwischenstufe bemerklich wäre.

543.

Derselbe Fall ist mit der sympathetischen Tinte, welche auch als ein röthlicher Liquor angesehen werden kann, dessen Austrocknung durch Wärme die grüne Farbe auf dem Papiere zeigt.

544.

Eigentlich scheint hier der Conflict zwischen Trockne und Feuchtigkeit dieses Phänomen hervorzubringen, wie, wenn wir uns nicht irren, auch schon von den Scheidekünstlern angegeben worden. Was sich weiter daraus ableiten, woran sich diese Phänomene anknüpfen lassen, darüber können wir von der Zeit hinlängliche Belehrung erwarten.

XLIII.

Fixation.

545.

So beweglich wir bisher die Farbe, selbst bei ihrer körperlichen Erscheinung gesehen haben, so fixirt sie sich doch zuletzt unter gewissen Umständen.

546.

Es gibt Körper, welche fähig sind ganz in Farbestoff verwandelt zu werden, und hier kann man sagen, die Farbe fixire sich in sich selbst, beharre auf einer gewissen Stufe und specificire sich. So entstehen Färbematerialien aus allen Reichen, deren besonders das vegetabilische eine große Menge darbietet, worunter doch einige sich besonders auszeichnen und als die Stellvertreter der andern angesehen werden können; wie auf der activen Seite der Krapp, auf der passiven der Indig.

547.

Um diese Materialien bedeutend und zum Gebrauch vortheilhaft zu machen, gehört, daß die färbende Eigenschaft in ihnen innig zusammengedrängt und der färbende Stoff zu einer unendlichen empirischen Theilbarkeit erhoben werde, welches auf allerlei Weise und besonders bei den genannten durch Gährung und Fäulniß hervorgebracht wird.

548.

Diese materiellen Farbenstoffe fixiren sich nun wieder

an andern Körpern. So werfen sie sich im Mineralreich an Erden und Metallkalke, sie verbinden sich durch Schmelzung mit Gläsern und erhalten hier bei durchscheinendem Licht die höchste Schönheit, so wie man ihnen eine ewige Dauer zuschreiben kann.

549.

Vegetabilische und animalische Körper ergreifen sie mit mehr oder weniger Gewalt und halten daran mehr oder weniger fest, theils ihrer Natur nach, wie denn Gelb vergänglicher ist als Blau, oder nach der Natur der Unterlagen. An vegetabilischen dauern sie weniger als an animalischen, und selbst innerhalb dieser Reiche gibt es abermals Verschiedenheit. Flachs- oder baumwollenes Garn, Seide oder Wolle zeigen gar verschiedene Verhältnisse zu den Färbestoffen.

550.

Hier tritt nun die wichtige Lehre von den Beizen hervor, welche als Vermittler zwischen der Farbe und dem Körper angesehen werden können. Die Färbebücher sprechen hievon umständlich. Uns sey genug dahin gedeutet zu haben, daß durch diese Operationen die Farbe eine nur mit dem Körper zu verwüstende Dauer erhält, ja sogar durch den Gebrauch an Klarheit und Schönheit wachsen kann.

XLIV.

Mischung.

Real.

551.

Eine jede Mischung setzt eine Specification voraus, und wir sind daher, wenn wir von Mischung reden, im atomistischen Felde. Man muß erst gewisse Körper auf irgend einem Punkte des Farbenkreises specificirt vor sich sehen, ehe man durch Mischung derselben neue Schattirungen hervorbringen will.

552.

Man nehme im Allgemeinen Gelb, Blau und Roth als reine, als Grundfarben, fertig an. Roth und Blau wird Violett, Roth und Gelb Orange, Gelb und Blau Grün hervorbringen.

553.

Man hat sich sehr bemüht, durch Zahl-, Maß- und Gewichtsverhältnisse diese Mischungen näher zu bestimmen, hat aber dadurch wenig Ersprießliches geleistet.

554.

Die Mahlerey beruht eigentlich auf der Mischung solcher specificirten, ja individualisirten Farbenkörper und ihrer unendlichen möglichen Verbindungen, welche allein durch das zarteste, geübteste Auge empfunden und unter dessen Urtheil bewirkt werden können.

Als Derwisch, Sofi, Scheich lebte er in seinem Geburtsorte Schiras, auf welchen er sich beschränkte, wohl gelitten und geschätzt von der Familie Mosaffer und ihren Beziehungen. Er beschäftigte sich mit theologischen und grammatikalischen Arbeiten, und versammelte eine große Anzahl Schüler um sich her.

Mit solchen ernsten Studien, mit einem wirklichen Lehramte stehen seine Gedichte völlig im Widerspruch, der sich wohl dadurch heben läßt, wenn man sagt: daß der Dichter nicht geradezu alles denken und leben müsse was er ausspricht, am wenigsten derjenige, der in spätere Zeit in verwickelte Zustände geräth, wo er sich immer der rhetorischen Verstellung nähern und dasjenige vortragen wird was seine Zeitgenossen gerne hören. Dieß scheint uns bei Hafis durchaus der Fall. Denn wie ein Mährchen-Erzähler auch nicht an die Zaubereyen glaubt die er vorspiegelt, sondern sie nur auf's beste zu beleben und auszustatten gedenkt, damit seine Zuhörer sich daran ergetzen, eben so wenig braucht gerade der lyrische Dichter dasjenige alles selbst auszuüben, womit er hohe und geringe Leser und Sänger ergetzt und beschmeichelt. Auch scheint unser Dichter keinen großen Werth auf seine so leicht hinfließenden Lieder gelegt zu haben, denn seine Schüler sammelten sie erst nach seinem Tode.

Nur wenig sagen wir von diesen Dichtungen, weil man sie genießen, sich damit in Einklang setzen sollte.

555.

Die innige Verbindung dieser Mischungen geschieht durch die reinste Theilung der Körper durch Reiben, Schlemmen u. s. w., nicht weniger durch Säfte, welche das Staubartige zusammenhalten, und das Unorganische gleichsam organisch verbinden; dergleichen sind die Oele, Harze u. s. w.

556.

Sämmtliche Farben zusammengemischt behalten ihren allgemeinen Charakter als στερόν, und da sie nicht mehr neben einander gesehen werden, wird keine Totalität keine Harmonie empfunden, und so entsteht das Grau, das, wie die sichtbare Farbe, immer etwas dunkler als Weiß, und immer etwas heller als Schwarz erscheint.

557.

Dieses Grau kann auf verschiedene Weise hervorgebracht werden. Einmal, wenn man aus Gelb und Blau ein Smaragdgrün mischt und alsdann so viel reines Roth hinzubringt, bis sich alle drey gleichsam neutralisirt haben. Ferner entsteht gleichfalls ein Grau, wenn man eine Scala der ursprünglichen und abgeleiteten Farben in einer gewissen Proportion zusammenstellt und hernach vermischt.

558.

Daß alle Farben zusammengemischt weiß machen, ist eine Absurdität, die man nebst andern Absurditäten schon

ſchon ein Jahrhundert gläubig und dem Augenſchein entgegen zu wiederholen gewohnt iſt.

559.

Die zuſammengemiſchten Farben tragen ihr Dunkles in die Miſchung über. Je dunkler die Farben ſind, deſto dunkler wird das entſtehende Grau, welches zuletzt ſich dem Schwarzen nähert. Je heller die Farben ſind, deſto heller wird das Grau, welches zuletzt ſich dem Weißen nähert.

XLV.

Miſchung.

Scheinbare.

560.

Die ſcheinbare Miſchung wird hier um ſo mehr gleich mit abgehandelt, als ſie in manchem Sinne von großer Bedeutung iſt, und man ſogar die von uns als real angegebene Miſchung für ſcheinbar halten konnte. Denn die Elemente, woraus die zuſammengeſetzte Farbe entſprungen iſt, ſind nur zu klein, um einzeln geſehen zu werden. Gelbes und blaues Pulver zuſammengerieben erſcheint dem nackten Auge grün, wenn man durch ein Vergrößerungsglas noch Gelb und Blau von einander abgeſondert bemerken kann. So machen auch gelbe und blaue Streifen in der Entfernung eine grüne Fläche, wel-

ches alles auch von der Vermiſchung der übrigen ſpecifi-cirten Farben gilt.

561.

Unter dem Apparat wird künftig auch das Schwung-rad abgehandelt werden, auf welchem die ſcheinbare Mi-ſchung durch Schnelligkeit hervorgebracht wird. Auf einer Scheibe bringt man verſchiedene Farben im Kreiſe neben einander an, dreht dieſelben durch die Gewalt des Schwunges mit gröſter Schnelligkeit herum, und kann ſo, wenn man mehrere Scheiben zubereitet, alle mög-lichen Miſchungen vor Augen ſtellen, ſo wie zuletzt auch die Miſchung aller Farben zum Grau naturgemäß auf oben angezeigte Weiſe.

562.

Phyſiologiſche Farben nehmen gleichfalls Miſchung an. Wenn man z. B. den blauen Schatten (65) auf einem leicht gelben Papiere hervorbringt, ſo erſcheint derſelbe grün. Ein Gleiches gilt von den übrigen Far-ben, wenn man die Vorrichtung darnach zu machen weiß.

563.

Wenn man die im Auge verweilenden farbigen Schein-bilder (39 ff.) auf farbige Flächen führt, ſo entſteht auch eine Miſchung und Determination des Bildes zu einer andern Farbe, die ſich aus beiden herſchreibt.

564.

Phyſiſche Farben ſtellen gleichfalls eine Miſchung dar.

Hieher gehören die Verſuche, wenn man bunte Bilder durch's Prisma ſieht, wie wir ſolches oben (258 — 284) umſtändlich angegeben haben.

565.

Am meiſten aber machten ſich die Phyſiker mit jenen Erſcheinungen zu thun, welche entſtehen, wenn man die prismatiſchen Farben auf gefärbte Flächen wirft.

566.

Das was man dabei gewahr wird, iſt ſehr einfach. Erſtlich muß man bedenken, daß die prismatiſchen Farben viel lebhafter ſind, als die Farben der Fläche, worauf man ſie fallen läßt. Zweytens kommt in Betracht, daß die prismatiſche Farbe entweder homogen mit der Fläche, oder heterogen ſeyn kann. Im erſten Fall erhöht und verherrlicht ſie ſolche und wird dadurch verherrlicht, wie der farbige Stein durch eine gleichgefärbte Folie. Im entgegengeſetzten Falle beſchmutzt, ſtört und zerſtört eine die andre.

567.

Man kann dieſe Verſuche durch farbige Gläſer wiederholen, und das Sonnenlicht durch dieſelben auf farbige Flächen fallen laſſen; und durchaus werden ähnliche Reſultate erſcheinen.

568.

Ein Gleiches wird bewirkt, wenn der Beobachter durch farbige Gläſer nach gefärbten Gegenſtänden hin-

sieht, deren Farben sodann nach Beschaffenheit erhöht, erniedrigt oder aufgehoben werden.

569.

Läßt man die prismatischen Farben durch farbige Gläser durchgehen, so treten die Erscheinungen völlig analog hervor: wobei mehr oder weniger Energie, mehr oder weniger Helle und Dunkle, Klarheit und Reinheit des Glases in Betracht kommt, und manchen zarten Unterschied hervorbringt, wie jeder genaue Beobachter wird bemerken können, der diese Phänomene durchzuarbeiten Lust und Geduld hat.

570.

So ist es auch wohl kaum nöthig zu erwähnen, daß mehrere farbige Gläser über einander, nicht weniger ölgetränkte, durchscheinende Papiere, alle und jede Arten von Mischung hervorbringen, und dem Auge, nach Belieben des Experimentirenden, darstellen.

571.

Schließlich gehören hieher die Lasuren der Mahler, wodurch eine viel geistigere Mischung entsteht, als durch die mechanisch atomistische, deren sie sich gewöhnlich bedienen, hervorgebracht werden kann.

XLVI.

Mittheilung,

wirkliche.

572.

Wenn wir nunmehr auf gedachte Weise uns Farbematerialien verschafft haben, so entsteht ferner die Frage, wie wir solche farblosen Körpern mittheilen können, deren Beautwortung für das Leben, den Gebrauch, die Benutzung, die Technik von der größten Bedeutung ist.

573.

Hier kommt abermals die dunkle Eigenschaft einer jeden Farbe zur Sprache. Von dem Gelben, das ganz nah am Weißen liegt, durch's Orange und Mennigfarbe zum Reinrothen und Carmin, durch alle Abstufungen des Violetten bis in das sattes'te Blau, das ganz am Schwarzen liegt, nimmt die Farbe immer an Dunkelheit zu. Das Blaue einmal specificirt läßt sich verdünnen, erhellen, mit dem Gelben verbinden, wodurch es Grün wird und sich nach der Lichtseite hinzieht. Keineswegs geschieht dieß aber seiner Natur nach.

574.

Bei den physiologischen Farben haben wir schon gesehen, daß sie ein Minus sind als das Licht, indem sie bei'm Abklingen des Lichteindrucks entstehen, ja zuletzt diesen Eindruck ganz als ein Dunkles zurücklassen. Bei physischen Versuchen belehrt uns schon der Gebrauch trüb

der Mittel, die Wirkung trüber Nebenbilder, daß hier von einem gedämpften Lichte, von einem Uebergang in's Dunkle die Rede sey.

575.

Bei der chemischen Entstehung der Pigmente werden wir dasselbe bei der ersten Erregung gewahr. Der gelbe Hauch, der sich über den Stahl zieht, verdunkelt schon die glänzende Oberfläche. Bei der Verwandlung des Bleiweißes in Massicot ist es deutlich, daß das Gelbe dunkler als Weiß sey.

576.

Diese Operation ist von der größten Zartheit, und so auch die Steigerung, welche immer fortwächst, die Körper, welche bearbeitet werden, immer inniger und kräftiger färbt, und so auf die größte Feinheit der behandelten Theile, auf unendliche Theilbarkeit hinweist.

577.

Mit den Farben, welche sich gegen das Dunkle hinbegeben, und folglich besonders mit dem Blauen können wir ganz an das Schwarze hinanrücken; wie uns denn ein recht vollkommnes Berlinerblau, ein durch Vitriolsäure behandelter Indig fast als Schwarz erscheint.

578.

Hier ist es nun der Ort, einer merkwürdigen Erscheinung zu gedenken, daß nämlich Pigmente in ihrem höchst gesättigten und gedrängten Zustande, besonders aus dem Pflanzenreiche, als erstgedachter Indig, oder auf seine

höchste Stufe geführter Krapp, ihre Farbe nicht mehr zeigen; vielmehr erscheint auf ihrer Oberfläche ein entschiedener Metallglanz, in welchem die physiologisch geforderte Farbe spielt.

579.

Schon jeder gute Indig zeigt eine Kupferfarbe auf dem Bruch, welches im Handel ein Kennzeichen ausmacht. Der durch Schwefelsäure bearbeitete aber, wenn man ihn dick aufstreicht, oder eintrocknet, so daß weder das weiße Papier noch die Porcellanschale durchwirken kann, läßt eine Farbe sehen, die dem Orange nahekommt.

580.

Die hochpurpurfarbne spanische Schminke, wahrscheinlich aus Krapp bereitet, zeigt auf der Oberfläche einen vollkommnen grünen Metallglanz. Streicht man beide Farben, die blaue und rothe, mit einem Pinsel auf Porcellan oder Papier aus einander; so hat man sie wieder in ihrer Natur, indem das Helle der Unterlage durch sie hindurchscheint.

581.

Farbige Liquoren erscheinen schwarz, wenn kein Licht durch sie hindurchfällt, wie man sich in parallelepipedischen Blechgefäßen mit Glasboden sehr leicht überzeugen kann. In einem solchen wird jede durchsichtige, farbige Infusion, wenn man einen schwarzen Grund unterlegt, schwarz und farblos erscheinen.

582.

Macht man die Vorrichtung, daß das Bild einer Flamme von der untern Fläche zurückstrahlen kann; so erscheint diese gefärbt. Hebt man das Gefäß in die Höhe und läßt das Licht auf druntergehaltenes weißes Papier fallen, so erscheint die Farbe auf diesem. Jede helle Unterlage durch ein solches gefärbtes Mittel gesehen, zeigt die Farbe desselben.

583.

Jede Farbe also, um gesehen zu werden, muß ein Licht im Hinterhalte haben. Daher kommt es, daß je heller und glänzender die Unterlagen sind, desto schöner erscheinen die Farben. Zieht man Lackfarben auf einen metallisch glänzenden weißen Grund, wie unsre sogenannten Folien verfertigt werden, so zeigt sich die Herrlichkeit der Farbe bei diesem zurückwirkenden Licht so sehr als bei irgend einem prismatischen Versuche. Ja die Energie der physischen Farben beruht hauptsächlich darauf, daß mit und hinter ihnen das Licht immerfort wirksam ist.

584.

Lichtenberg, der zwar seiner Zeit und Lage nach der hergebrachten Vorstellung folgen mußte, war doch ein zu guter Beobachter, und zu geistreich, als daß er das, was ihm vor Augen erschien, nicht hätte bemerken und nach seiner Weise erklären und zurecht legen sollen. Er sagt in der Vorrede zu Delaval: „Auch scheint es mir aus

andern Gründen — wahrſcheinlich, daß unſer Organ, um eine Farbe zu empfinden, etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfinden müſſe.“

585.

Sich weiße Unterlagen zu verſchaffen, iſt das Hauptgeſchäft des Färbers. Farbloſen Erden, beſonders dem Alaun, kann jede ſpecificirte Farbe leicht mitgetheilt werden. Beſonders aber hat der Färber mit Producten der animaliſchen und der Pflanzenorganiſation zu ſchaffen.

586.

Alles Lebendige ſtrebt zur Farbe, zum Beſondern, zur Specification, zum Effect, zur Undurchſichtigkeit bis in's Unendlichfeine. Alles Abgelebte zieht ſich nach dem Weißen (494), zur Abſtraction, zur Allgemeinheit, zur Verklärung, zur Durchſichtigkeit.

587.

Wie dieſes durch Technik bewirkt werde, iſt in dem Capitel von Entziehung der Farbe anzudeuten. Hier bei der Mittheilung haben wir vorzüglich zu bedenken, daß Thiere und Vegetabilien im lebendigen Zuſtande Farbe an ihnen hervorbringen, und ſolche daher, wenn ſie ihnen völlig entzogen iſt, um deſto leichter wieder in ſich aufnehmen.

Aus ihnen ſtrömt eine fortquellende, mäßige Lebendigkeit. Im Engen genügſam froh und klug, von der Fülle der Welt ſeinen Theil dahin nehmend, in die Geheimniſſe der Gottheit von fern hinein blickend, dagegen aber auch einmal Religionsübung und Sinnenluſt ablehnend, eins wie das andere; wie denn überhaupt dieſe Dichtart, was ſie auch zu befördern und zu lehren ſcheint, durchaus eine ſkeptiſche Beweglichkeit behalten muß.

XLVII.

Mittheilung, scheinbare.

588.

Die Mittheilung trifft, wie man leicht sehen kann, mit der Mischung zusammen, sowohl die wahre als die scheinbare. Wir wiederholen deßwegen nicht, was oben so viel als nöthig ausgeführt worden.

589.

Doch bemerken wir gegenwärtig umständlicher die Wichtigkeit einer scheinbaren Mittheilung, welche durch den Widerschein geschieht. Es ist dieses zwar sehr bekannte, doch immer ahnungsvolle Phänomen dem Physiker wie dem Mahler von der größten Bedeutung.

590.

Man nehme eine jede specificirte farbige Fläche, man stelle sie in die Sonne und lasse den Widerschein auf andre farblose Gegenstände fallen. Dieser Widerschein ist eine Art gemäßigten Lichts, ein Halblicht, ein Halbschatten, der außer seiner gedämpften Natur die specifische Farbe der Fläche mit abspiegelt.

591.

Wirkt dieser Widerschein auf lichte Flächen, so wird er aufgehoben, und man bemerkt die Farbe wenig, die er mit sich bringt. Wirkt er aber auf Schattenstellen, so zeigt sich eine gleichsam magische Verbin-

dung mit dem σκιερόν. Der Schatten iſt das eigentliche Element der Farbe, und hier tritt zu demſelben eine ſchattige Farbe beleuchtend, färbend und belebend. Und ſo entſteht eine eben ſo mächtige als angenehme Erſcheinung, welche dem Mahler, der ſie zu benutzen weiß, die herrlichſten Dienſte leiſtet. Hier ſind die Vorbilder der ſogenannten Reflexe, die in der Geſchichte der Kunſt erſt ſpäter bemerkt werden, und die man ſeltner als billig in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit anzuwenden gewußt hat.

592.

Die Scholaſtiker nannten dieſe Farben colores notionales und intentionales; wie uns denn überhaupt die Geſchichte zeigen wird, daß jene Schule die Phänomene ſchon gut genug beachtete, auch ſie gehörig zu ſondern wußte, wenn ſchon die ganze Behandlungsart ſolcher Gegenſtände von der unſrigen ſehr verſchieden iſt.

XLVIII.

Entziehung.

593.

Den Körpern werden auf mancherlei Weiſe die Farben entzogen, ſie mögen dieſelben von Natur beſitzen, oder wir mögen ihnen ſolche mitgetheilt haben. Wir ſind daher im Stande, ihnen zu unſerm Vortheil zweckmäßig

die Farbe zu nehmen, aber sie entflieht auch oft zu unserm Nachtheil gegen unsern Willen.

594.

Nicht allein die Grunderden sind in ihrem natürlichen Zustande weiß, sondern auch vegetabilische und animalische Stoffe können, ohne daß ihr Gewebe zerstört wird, in einen weißen Zustand versetzt werden. Da uns nun zu mancherlei Gebrauch ein reinliches Weiß höchst nöthig und angenehm ist, wie wir uns besonders gern der leinenen und baumwollenen Zeuge ungefärbt bedienen; auch seidene Zeuge, das Papier und anderes uns desto angenehmer sind, je weißer sie gefunden werden, weil auch ferner, wie wir oben gesehen, das Hauptfundament der ganzen Färberey weiße Unterlagen sind: so hat sich die Technik, theils zufällig, theils mit Nachdenken, auf das Entziehen der Farbe aus diesen Stoffen so emsig geworfen, daß man hierüber unzählige Versuche gemacht und gar manches Bedeutende entdeckt hat.

595.

In dieser völligen Entziehung der Farbe liegt eigentlich die Beschäftigung der Bleichkunst, welche von mehreren empirischer oder methodischer abgehandelt worden. Wir geben die Hauptmomente hier nur kürzlich an.

596.

Das Licht wird als eines der ersten Mittel, die Farbe den Körpern zu entziehen, angesehen, und zwar nicht allein das Sonnenlicht, sondern das bloße gewaltlose

Tageslicht. Denn wie beide Lichter, sowohl das directe von der Sonne, als auch das abgeleitete Himmelslicht, die Bononischen Phosphoren entzünden, so wirken auch beide Lichter auf gefärbte Flächen. Es sey nun, daß das Licht die ihm verwandte Farbe ergreife, sie, die so viel Flammenartiges hat, gleichsam entzünde, verbrenne, und das an ihr Specificirte wieder in ein Allgemeines auflöse, oder daß eine andre uns unbekannte Operation geschehe, genug das Licht übt eine große Gewalt gegen farbige Flächen aus und bleicht sie mehr oder weniger. Doch zeigen auch hier die verschiedenen Farben eine verschiedene Zerstörlichkeit und Dauer; wie denn das Gelbe, besonders das aus gewissen Stoffen bereitete hier zuerst davon fliegt.

597.

Aber nicht allein das Licht, sondern auch die Luft und besonders das Wasser wirken gewaltig auf die Entziehung der Farbe. Man will sogar bemerkt haben, daß wohl befeuchtete, bei Nacht auf dem Rasen ausgebreitete Garne besser bleichen, als solche, welche, gleichfalls wohl befeuchtet, dem Sonnenlicht ausgesetzt werden. Und so mag sich denn freilich das Wasser auch hier als ein Auflösendes, Vermittelndes, das Zufällige Aufhebendes, und das Besondre in's Allgemeine Zurückführendes beweisen.

598.

Durch Reagentien wird auch eine solche Entziehung

bewirkt. Der Weingeist hat eine besondre Neigung, dasjenige, was die Pflanzen färbt, an sich zu ziehen und sich damit, oft auf eine sehr beständige Weise, zu färben. Die Schwefelsäure zeigt sich, besonders gegen Wolle und Seide, als farbenziehend sehr wirksam; und wem ist nicht der Gebrauch des Schwefeldampfes da bekannt, wo man etwas vergilbtes oder beflecktes Weiß herzustellen gedenkt.

599.

Die stärksten Säuren sind in der neuern Zeit als kürzere Bleichmittel angerathen worden.

600.

Eben so wirken im Gegensinne die alkalischen Reagentien, die Laugen an sich, die zu Seife mit Lauge verbundenen Oele und Fettigkeiten u. s. w. wie dieses alles in den ausdrücklich zu diesem Zwecke verfaßten Schriften umständlich gefunden wird.

601.

Uebrigens möchte es wohl der Mühe werth seyn, gewisse zarte Versuche zu machen, inwiefern Licht und Luft auf das Entziehen der Farbe ihre Thätigkeit äußern. Man könnte vielleicht unter luftleeren, mit gemeiner Luft oder besondern Luftarten gefüllten Glocken solche Farbstoffe dem Licht aussetzen, deren Flüchtigkeit man kennt, und beobachten, ob sich nicht an das Glas wieder etwas von der verflüchtigten Farbe ansetzte, oder sonst ein Niederschlag sich zeigte; und ob alsdann dieses Wie-

dererſcheinende dem Unſichtbargewordnen völlig gleich ſey, oder ob es eine Veränderung erlitten habe. Geſchickte Experimentatoren erſinnen ſich hierzu wohl mancherlei Vorrichtungen.

602.

Wenn wir nun alſo zuerſt die Naturwirkungen betrachtet haben, wie wir ſie zu unſern Abſichten anwenden, ſo iſt noch einiges zu ſagen von dem, wie ſie feindlich gegen uns wirken.

603.

Die Mahlerey iſt in dem Falle, daß ſie die ſchönſten Arbeiten des Geiſtes und der Mühe durch die Zeit auf mancherlei Weiſe zerſtört ſieht. — Man hat daher ſich immer viel Mühe gegeben, dauernde Pigmente zu finden, und ſie auf eine Weiſe unter ſich, ſo wie mit der Unterlage zu vereinigen, daß ihre Dauer dadurch noch mehr geſichert werde; wie uns hiervon die Technik der Mahlerſchulen genugſam unterrichten kann.

604.

Auch iſt hier der Platz, einer Halbkunſt zu gedenken, welcher wir in Abſicht auf Färberey ſehr vieles ſchuldig ſind, ich meine die Tapetenwirkerey. Indem man nämlich in den Fall kam, die zarteſten Schattirungen der Gemählde nachzuahmen, und daher die verſchiedenſt gefärbten Stoffe oft neben einander zu bringen; ſo bemerkte man bald, daß die Farben nicht alle gleich dauerhaft waren, ſondern die eine eher als die andere dem

gewobenen Bilde entzogen wurde. Es entsprang daher das eifrigste Bestreben, den sämmtlichen Farben und Schattirungen eine gleiche Dauer zu versichern, welches besonders in Frankreich unter Colbert geschah, dessen Verfügungen über diesen Punkt in der Geschichte der Färbekunst Epoche machen. Die sogenannte Schönfärberey, welche sich nur zu einer vergänglichen Anmuth verpflichtete, ward eine besondere Gilde; mit desto größerm Ernst hingegen suchte man diejenige Technik, welche für die Dauer stehen sollte, zu begründen.

So wären wir, bei Betrachtung des Entziehens der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit glänzender Farbenerscheinungen, wieder auf die Forderung der Dauer zurückgekehrt, und hätten auch in diesem Sinne unsern Kreis abermals abgeschlossen.

XLIX.

Nomenclatur.

605.

Nach dem, was wir bisher von dem Entstehen, dem Fortschreiten und der Verwandtschaft der Farben ausgeführt, wird sich besser übersehen lassen, welche Nomenclatur künftig wünschenswerth wäre, und was von der bisherigen zu halten sey.

606.

Die Nomenclatur der Farben ging, wie alle Nomenclatu-

claturen, beſonders aber diejenigen, welche ſinnliche Gegenſtände bezeichnen, vom Beſondern aus in's Allgemeine und vom Allgemeinen wieder zurück in's Beſondere. Der Name der Species ward ein Geſchlechtsname, dem ſich wieder das Einzelne unterordnete.

607.

Dieſer Weg konnte bei der Beweglichkeit und Unbeſtimmtheit des frühern Sprachgebrauchs zurückgelegt werden, beſonders da man in den erſten Zeiten ſich auf ein lebhafteres ſinnliches Anſchauen verlaſſen durfte. Man bezeichnete die Eigenſchaften der Gegenſtände unbeſtimmt, weil ſie jederman deutlich in der Imagination feſthielt.

608.

Der reine Farbenkreis war zwar enge, er ſchien aber an unzähligen Gegenſtänden ſpecificirt und individualiſirt und mit Nebenbeſtimmungen bedingt. Man ſehe die Mannichfaltigkeit der griechiſchen und römiſchen Ausdrücke (53ſter Band, Seite 59—64) und man wird mit Vergnügen dabei gewahr werden, wie beweglich und läßlich die Worte beinahe durch den ganzen Farbenkreis herum gebraucht worden.

609.

In ſpäteren Zeiten trat durch die mannichfaltigen Operationen der Färbekunſt manche neue Schattirung ein. Selbſt die Modefarben und ihre Benennungen ſtellten ein unendliches Heer von Farbenindividualitäten dar.

Auch die Farbenterminologie der neuern Sprachen werden wir gelegentlich aufführen; wobei sich denn zeigen wird, daß man immer auf genauere Bestimmungen ausgegangen, und ein Fixirtes, Specificirtes auch durch die Sprache festzuhalten und zu vereinzelnen gesucht hat.

610.

Was die deutsche Terminologie betrifft, so hat sie den Vortheil, daß wir vier einsylbige, an ihren Ursprung nicht mehr erinnernde Namen besitzen, nämlich Gelb, Blau, Roth, Grün. Sie stellen nur das Allgemeinste der Farbe der Einbildungskraft dar, ohne auf etwas Specifisches hinzudeuten.

611.

Wollten wir in jeden Zwischenraum zwischen diesen vieren noch zwey Bestimmungen setzen, als Rothgelb und Gelbroth, Rothblau und Blaureth, Gelbgrün und Grüngelb, Blaugrün und Grünblau; so würden wir die Schattirungen des Farbenkreises bestimmt genug ausdrücken; und wenn wir die Bezeichnungen von Hell und Dunkel hinzufügen wollten, ingleichen die Beschmutzungen einigermaßen andeuten, wozu uns die gleichfalls einsylbigen Worte Schwarz, Weiß, Grau und Braun zu Diensten stehen; so würden wir ziemlich auslangen, und die vorkommenden Erscheinungen ausdrücken, ohne uns zu bekümmern, ob sie auf dynamischem oder atomistischem Wege entstanden sind.

612.

Man könnte jedoch immer hiebei die specifischen und individuellen Ausdrücke vortheilhaft benutzen; so wie wir uns auch des Worts Orange und Violett bedienten. Ingleichen haben wir das Wort Purpur gebraucht, um das reine in der Mitte stehende Roth zu bezeichnen, weil der Saft der Purpurschnecke, besonders wenn er feine Leinwand durchdrungen hat, vorzüglich durch das Sonnenlicht zu dem höchsten Punkte der Culmination zu bringen ist.

L.

Mineralien.

613.

Die Farben der Mineralien sind alle chemischer Natur, und so kann ihre Entstehungsweise aus dem, was wir von den chemischen Farben gesagt haben, ziemlich entwickelt werden.

614.

Die Farbenbenennungen stehen unter den äußern Kennzeichen oben an, und man hat sich, im Sinne der neuern Zeit, große Mühe gegeben, jede vorkommende Erscheinung genau zu bestimmen und festzuhalten; man hat aber dadurch, wie uns dünkt, neue Schwierigkeiten erregt, welche bei'm Gebrauch manche Unbequemlichkeit veranlassen.

Dschami.

Stirbt 1494, alt 82 Jahre.

Dschami faßt die ganze Ernte der bisherigen Bemühungen zusammen und zieht die Summe der religiosen, philosophischen, wissenschaftlichen, prosaisch-poetischen Cultur. Er hat einen großen Vortheil dreyundzwanzig Jahre nach Hafis Tode geboren zu werden und als Jüngling abermals ein ganz freies Feld vor sich zu finden. Die größte Klarheit und Besonnenheit ist sein Eigenthum. Nun versucht und leistet er alles, erscheint sinnlich und übersinnlich zugleich; die Herrlichkeit der wirklichen und Dichterwelt liegt vor ihm, er bewegt sich zwischen beiden. Die Mystik konnte ihn nicht anmuthen; weil er aber ohne dieselbe den Kreis des National-Interesses nicht ausgefüllt hätte, so gibt er historisch Rechenschaft von allen den Thorheiten, durch welche, stufenweis, der in seinem irdischen Wesen befangene Mensch sich der Gottheit unmittelbar anzunähern und sich zuletzt mit ihr zu vereinigen gedenkt; da denn doch zuletzt nur wider-

615.

Freilich führt auch dieſes, ſobald man bedenkt, wie die Sache entſtanden, ſeine Entſchuldigung mit ſich. Der Mahler hatte von jeher das Vorrecht, die Farbe zu handhaben. Die wenigen ſpecificirten Farben ſtanden feſt, und dennoch kamen durch künſtliche Miſchungen unzählige Schattirungen hervor, welche die Oberfläche der natürlichen Gegenſtände nachahmten. War es daher ein Wunder, wenn man auch dieſen Miſchungsweg einſchlug und den Künſtler aufrief, gefärbte Muſterflächen aufzuſtellen, nach denen man die natürlichen Gegenſtände beurtheilen und bezeichnen könnte. Man fragte nicht, wie geht die Natur zu Werke, um dieſe und jene Farbe auf ihrem innern lebendigen Wege hervorzubringen, ſondern wie belebt der Mahler das Todte, um ein dem Lebendigen ähnliches Scheinbild darzuſtellen. Man ging alſo immer von Miſchung aus und kehrte auf Miſchung zurück, ſo daß man zuletzt das Gemiſchte wieder zu miſchen vornahm, um einige ſonderbare Specificationen und Individualiſationen auszudrücken und zu unterſcheiden.

616.

Uebrigens läßt ſich bei der gedachten eingeführten mineraliſchen Farbenterminologie noch manches erinnern. Man hat nämlich die Benennungen nicht, wie es doch meiſtens möglich geweſen wäre, aus dem Mineralreich, ſondern von allerlei ſichtbaren Gegenſtänden genommen, da man doch mit größerem Vortheil auf eigenem Grund und Bo-

den hätte bleiben können. Ferner hat man zu viel einzelne, specifische Ausdrücke aufgenommen, und indem man, durch Vermischung dieser Specificationen, wieder neue Bestimmungen hervorzubringen suchte, nicht bedacht, daß man dadurch vor der Imagination das Bild und vor dem Verstand den Begriff völlig aufhebe. Zuletzt stehen denn auch diese gewissermaßen als Grundbestimmungen gebrauchten einzelnen Farbenbenennungen nicht in der besten Ordnung, wie sie etwa von einander sich ableiten; daher denn der Schüler jede Bestimmung einzeln lernen und sich ein beinahe todtes Positives einprägen muß. Die weitere Ausführung dieses Angedeuteten stände hier nicht am rechten Orte.

LI.

Pflanzen.

617.

Man kann die Farben organischer Körper überhaupt als eine höhere chemische Operation ansehen, weßwegen sie auch die Alten durch das Wort Kochung (πέψις) ausgedrückt haben. Alle Elementarfarben sowohl als die gemischten und abgeleiteten kommen auf der Oberfläche organischer Naturen vor; dahingegen das Innere, man kann nicht sagen, unfärbig, doch eigentlich mißfärbig erscheint, wenn es zu Tage gebracht wird. Da wir bald an einem andern Orte von unsern Ansichten über

organiſche Natur einiges mitzutheilen denken; ſo ſtehe nur dasjenige hier, was früher mit der Farbenlehre in Verbindung gebracht war, indeſſen wir zu jenen beſondern Zwecken das weitere vorbereiten. Von den Pflanzen ſey alſo zuerſt geſprochen.

618.

Die Samen, Bulben, Wurzeln und was überhaupt vom Lichte ausgeſchloſſen iſt, oder unmittelbar von der Erde ſich umgeben befindet, zeigt ſich meiſtentheils weiß.

619.

Die im Finſtern aus Samen erzogenen Pflanzen ſind weiß oder in's Gelbe ziehend. Das Licht hingegen, indem es auf ihre Farben wirkt, wirkt zugleich auf ihre Form.

620.

Die Pflanzen, die im Finſtern wachſen, ſetzen ſich von Knoten zu Knoten zwar lange fort; aber die Stängel zwiſchen zwey Knoten ſind länger als billig; keine Seitenzweige werden erzeugt und die Metamorphoſe der Pflanzen hat nicht ſtatt.

621.

Das Licht verſetzt ſie dagegen ſogleich in einen thätigen Zuſtand, die Pflanze erſcheint grün und der Gang der Metamorphoſe bis zur Begattung geht unaufhaltſam fort.

622.

Wir wiſſen, daß die Stängelblätter nur Vorbereitungen und Vorbedeutungen auf die Blumen- und Fruchtwerkzeuge ſind; und ſo kann man in den Stängelblättern ſchon Farben ſehen, die von weitem auf die Blume hindeuten, wie bei den Amaranthen der Fall iſt.

623.

Es gibt weiße Blumen, deren Blätter ſich zur größten Reinheit durchgearbeitet haben; aber auch farbige, in denen die ſchöne Elementarerſcheinung hin und wieder ſpielt. Es gibt deren, die ſich nur theilweiſe vom Grünen auf eine höhere Stufe losgearbeitet haben.

624.

Blumen einerlei Geſchlechts, ja einerlei Art, finden ſich von allen Farben. Roſen und beſonders Malven z. B. gehen einen großen Theil des Farbenkreiſes durch, vom Weißen in's Gelbe, ſodann durch das Rothgelbe in den Purpur, und von da in das dunkelſte, was der Purpur, indem er ſich dem Blauen nähert, ergreifen kann.

625.

Andere fangen ſchon auf einer höhern Stufe an, wie z. B. die Mohne, welche von dem Gelbrothen ausgehen und ſich in das Violette hinüberziehen.

626.

Doch ſind auch Farben bei Arten, Gattungen, ja Familien und Claſſen, wo nicht beſtändig, doch herr-

ſchend, beſonders die gelbe Farbe: die blaue iſt überhaupt ſeltner.

627.

Bei den ſaftigen Hüllen der Frucht geht etwas Aehnliches vor, indem ſie ſich von der grünen Farbe durch das Gelbliche und Gelbe bis zu dem höchſten Roth erhöhen, wobei die Farbe der Schale die Stufen der Reife andeutet. Einige ſind ringsum gefärbt, einige nur an der Sonnenſeite, in welchem letzten Falle man die Steigerung des Gelben in's Rothe durch größere An- und Uebereinanderdrängung ſehr wohl beobachten kann.

628.

Auch ſind mehrere Früchte innerlich gefärbt, beſonders ſind purpurrothe Säfte gewöhnlich.

629.

Wie die Farbe ſowohl oberflächlich auf der Blume, als durchdringend in der Frucht ſich befindet, ſo verbreitet ſie ſich auch durch die übrigen Theile, indem ſie die Wurzeln und die Säfte der Stängel färbt, und zwar mit ſehr reicher und mächtiger Farbe.

630.

So geht auch die Farbe des Holzes vom Gelben durch die verſchiedenen Stufen des Rothen bis in's Purpurfarbene und Braune hinüber. Blaue Hölzer ſind mir nicht bekannt; und ſo zeigt ſich ſchon auf dieſer Stufe der Organiſation die active Seite mächtig, wenn in dem

allgemeinen Grün der Pflanzen beide Seiten ſich balanciren mögen.

631.

Wir haben oben geſehen, daß der aus der Erde dringende Keim ſich mehrentheils weiß und gelblich zeigt, durch Einwirkung von Licht und Luft aber in die grüne Farbe übergeht. Ein Aehnliches geſchieht bei jungen Blättern der Bäume, wie man z. B. an den Birken ſehen kann, deren junge Blätter gelblich ſind und beim Auskochen einen ſchönen gelben Saft von ſich geben. Nachher werden ſie immer grüner, ſo wie die Blätter von andern Bäumen nach und nach in das Blaugrüne übergehen.

632.

So ſcheint auch das Gelbe weſentlicher den Blättern anzugehören, als der blaue Antheil: denn dieſer verſchwindet im Herbſte, und das Gelbe des Blattes ſcheint in eine braune Farbe übergegangen. Noch merkwürdiger aber ſind die beſonderen Fälle, da die Blätter im Herbſte wieder rein gelb werden, und andere ſich bis zu dem höchſten Roth hinaufſteigern.

633.

Uebrigens haben einige Pflanzen die Eigenſchaft, durch künſtliche Behandlung faſt durchaus in ein Farbematerial verwandelt zu werden, das ſo fein, wirkſam und unendlich theilbar iſt, als irgend ein anderes. Bei-

ſpiele ſind der Indigo und Krapp, mit denen ſo viel geleiſtet wird. Auch werden Flechten zum Färben benutzt.

634.

Dieſem Phänomen ſteht ein anderes unmittelbar entgegen, daß man nämlich den färbenden Theil der Pflanzen ausziehen und gleichſam beſonders darſtellen kann, ohne daß ihre Organiſation dadurch etwas zu leiden ſcheint. Die Farben der Blumen laſſen ſich durch Weingeiſt ausziehen und tingiren denſelben; die Blumenblätter dagegen erſcheinen weiß.

635.

Es gibt verſchiedene Bearbeitungen der Blumen und ihrer Säfte durch Reagentien. Dieſes hat Boyle in vielen Experimenten geleiſtet. Man bleicht die Roſen durch Schwefel und ſtellt ſie durch andere Säuren wieder her. Durch Tabaksrauch werden die Roſen grün.

LII.

Würmer, Inſecten, Fiſche.

636.

Von den Thieren, welche auf den niedern Stufen der Organiſation verweilen, ſey hier vorläufig folgendes geſagt. Die Würmer, welche ſich in der Erde aufhalten, der Finſterniß und der kalten Feuchtigkeit gewidmet ſind, zeigen ſich mißfärbig; die Eingeweidewürmer von warmer Feuchtigkeit im Finſtern ausgebrütet und genährt, unfär-

dig; zu Bestimmung der Farbe scheint ausdrücklich Licht zu gehören.

637.

Diejenigen Geschöpfe, welche im Wasser wohnen, welches als ein obgleich sehr dichtes Mittel dennoch hinreichendes Licht hindurch läßt, erscheinen mehr oder weniger gefärbt. Die Zoophyten, welche die reinste Kalkerde zu beleben scheinen, sind meistentheils weiß: doch finden wir die Corallen bis zum schönsten Gelbroth hinaufgesteigert, welches in andern Wurmgehäusen sich bis nahe zum Purpur hinanhebt.

638.

Die Gehäuse der Schalthiere sind schön gezeichnet und gefärbt; doch ist zu bemerken, daß weder die Landschnecken, noch die Schale der Muscheln des süßen Wassers mit so hohen Farben geziert sind, als die des Meerwassers.

639.

Bei Betrachtung der Muschelschalen, besonders der gewundenen, bemerken wir, daß zu ihrem Entstehen eine Versammlung unter sich ähnlicher, thierischer Organe sich wachsend vorwärts bewegte, und, indem sie sich um eine Achse drehten, das Gehäuse durch eine Folge von Riefen, Rändern, Rinnen und Erhöhungen, nach einem immer sich vergrößernden Maßstab, hervorbrachten. Wir bemerken aber auch zugleich, daß diesen Organen irgend ein mannichfaltig färbender Saft bei-

wohnen mußte, der die Oberfläche des Gehäuses, wahrscheinlich durch unmittelbare Einwirkung des Meerwassers, mit farbigen Linien, Punkten, Flecken und Schattirungen, epochenweis bezeichnete, und so die Spuren seines steigenden Wachsthums auf der Außenseite dauernd hinterließ, indeß die innere meistens weiß oder nur blaßgefärbt angetroffen wird.

640.

Daß in den Muscheln solche Säfte sich befinden, zeigt uns die Erfahrung auch außerdem genugsam, indem sie uns dieselben noch in ihrem flüssigen und färbenden Zustande darbietet, wovon der Saft des Tintenfisches ein Zeugniß gibt; ein weit stärkeres aber derjenige Purpursaft, welcher in mehreren Schnecken gefunden wird, der von Alters her so berühmt ist und in der neuern Zeit auch wohl benutzt wird. Es gibt nämlich unter den Eingeweiden mancher Würmer, welche sich in Schalgehäusen aufhalten, ein gewisses Gefäß, das mit einem rothen Safte gefüllt ist. Dieser enthält ein sehr stark und dauerhaft färbendes Wesen, so daß man die ganzen Thiere zerknirschen, kochen und aus dieser animalischen Brühe doch noch eine hinreichend färbende Feuchtigkeit herausnehmen konnte. Es läßt sich aber dieses farbgefüllte Gefäß auch von dem Thiere absondern, wodurch denn freilich ein concentrirterer Saft gewonnen wird.

641.

Dieser Saft hat das Eigene, daß er, dem Licht

und der Luft ausgesetzt, erst gelblich, dann grünlich erscheint, dann in's Blaue, von da in's Violette übergeht, immer aber ein höheres Roth annimmt, und zuletzt durch Einwirkung der Sonne, besonders wenn er auf Battist aufgetragen worden, eine reine hohe rothe Farbe annimmt.

642.

Wir hätten also hier eine Steigerung von der Minusseite bis zur Culmination, die wir bei den unorganischen Fällen nicht leicht gewahr wurden; ja wir können diese Erscheinung beinahe ein Durchwandern des ganzen Kreises nennen, und wir sind überzeugt, daß durch gehörige Versuche wirklich die ganze Durchwanderung des Kreises bewirkt werden könne: denn es ist wohl kein Zweifel, daß sich durch wohl angewendete Säuren der Purpur vom Culminationspunkte herüber nach dem Scharlach führen ließe.

643.

Diese Feuchtigkeit scheint von der einen Seite mit der Begattung zusammenzuhängen, ja sogar finden sich Eier, die Anfänge künftiger Schalthiere, welche ein solches färbendes Wesen enthalten. Von der andern Seite scheint aber dieser Saft auf das bei höher stehenden Thieren sich entwickelnde Blut zu deuten. Denn das Blut läßt uns ähnliche Eigenschaften der Farbe sehen. In seinem verdünntesten Zustande erscheint es uns gelb, verdichtet, wie es in den Adern sich befindet, roth,

natürliche und widergeiſtige, graſſe Geſtalten zum Vorſcheine kommen. Denn was thut der Myſtiker anders, als daß er ſich an Problemen vorbei ſchleicht, oder ſie weiter ſchiebt, wenn es ſich thun läßt?

und zwar zeigt das arterielle Blut ein höheres Roth, wahrscheinlich wegen der Säurung, die ihm bei'm Athemholen widerfährt; das venöse Blut geht mehr nach dem Violetten hin, und zeigt durch diese Beweglichkeit auf jenes uns genugsam bekannte Steigern und Wandern.

644.

Sprechen wir, ehe wir das Element des Wassers verlassen, noch einiges von den Fischen, deren schuppige Oberfläche zu gewissen Farben öfters theils im Ganzen, theils streifig, theils fleckenweis specificirt ist, noch öfter ein gewisses Farbenspiel zeigt, das auf die Verwandtschaft der Schuppen mit den Gehäusen der Schalthiere, dem Perlemutter, ja selbst der Perle hinweist. Nicht zu übergehen ist hierbei, daß heißere Himmelsstriche, auch schon in das Wasser wirksam, die Farben der Fische hervorbringen, verschönern und erhöhen.

645.

Auf Otaheiti bemerkte Forster Fische, deren Oberflächen sehr schön spielten, besonders im Augenblick, da der Fisch starb. Man erinnere sich hierbei des Chamäleons und anderer ähnlichen Erscheinungen, welche dereinst zusammengestellt diese Wirkungen deutlicher erkennen lassen.

646.

Noch zuletzt, obgleich außer der Reihe, ist wohl noch das Farbenspiel gewisser Mollusken zu erwähnen, so wie

die Phosphorescenz einiger Seegeschöpfe, welche sich auch in Farben spielend verlieren soll.

647.

Wenden wir nunmehr unsere Betrachtung auf diejenigen Geschöpfe, welche dem Licht und der Luft und der trocknen Wärme angehören; so finden wir uns freilich erst recht im lebendigen Farbenreiche. Hier erscheinen uns an trefflich organisirten Theilen die Elementarfarben in ihrer größten Reinheit und Schönheit. Sie deuten uns aber doch, daß eben diese Geschöpfe noch auf einer niedern Stufe der Organisation stehen, eben weil diese Elementarfarben noch unverarbeitet bei ihnen hervortreten können. Auch hier scheint die Hitze viel zu Ausarbeitung dieser Erscheinung beizutragen.

648.

Wir finden Insecten, welche als ganz concentrirter Farbenstoff anzusehen sind, worunter besonders die Coccusarten berühmt sind; wobei wir zu bemerken nicht unterlassen, daß ihre Weise, sich an Vegetabilien anzusiedeln, ja in dieselben hineinzunisten, auch zugleich jene Auswüchse hervorbringt, welche als Beizen zu Befestigung der Farben so große Dienste leisten.

649.

Am auffallendsten aber zeigt sich die Farbengewalt, verbunden mit regelmäßiger Organisation, an denjenigen Insecten, welche eine vollkommene Metamorphose zu

ihrer Entwickelung bedürfen, an Käfern, vorzüglich aber an Schmetterlingen.

650.

Diese letztern, die man wahrhafte Ausgeburten des Lichtes und der Luft nennen könnte, zeigen schon in ihrem Raupenzustand oft die schönsten Farben, welche, specificirt wie sie sind, auf die künftigen Farben des Schmetterlings deuten; eine Betrachtung, die wenn sie künftig weiter verfolgt wird, gewiß in manches Geheimniß der Organisation eine erfreuliche Einsicht gewähren muß.

651.

Wenn wir übrigens die Flügel des Schmetterlings näher betrachten und in seinem netzartigen Gewebe die Spuren eines Armes entdecken, und ferner die Art, wie dieser gleichsam verflächte Arm durch zarte Federn bedeckt und zum Organ des Fliegens bestimmt worden; so glauben wir ein Gesetz gewahr zu werden, wonach sich die große Mannichfaltigkeit der Färbung richtet, welches künftig näher zu entwickeln seyn wird.

652.

Daß auch überhaupt die Hitze auf Größe des Geschöpfes, auf Ausbildung der Form, auf mehrere Herrlichkeit der Farben Einfluß habe, bedarf wohl kaum erinnert zu werden.

LIII.

Vögel.

653.

Je weiter wir nun uns gegen die höhern Organisationen bewegen, deſto mehr haben wir Urſache, flüchtig und vorübergehend, nur einiges hinzuſtreuen. Denn alles, was ſolchen organiſchen Weſen natürlich begegnet, iſt eine Wirkung von ſo vielen Prämiſſen, daß ohne dieſelben wenigſtens angedeutet zu haben, nur etwas Unzulängliches und Gewagtes ausgeſprochen wird.

654.

Wie wir bei den Pflanzen finden, daß ihr Höheres, die ausgebildeten Blüthen und Früchte auf dem Stamme gleichſam gewurzelt ſind, und ſich von vollkommeneren Säften nähren, als ihnen die Wurzel zuerſt zugebracht hat; wie wir bemerken, daß die Schmarotzerpflanzen, die das Organiſche als ihr Element behandeln, an Kräften und Eigenſchaften ſich ganz vorzüglich beweiſen, ſo können wir auch die Federn der Vögel in einem gewiſſen Sinne mit den Pflanzen vergleichen. Die Federn entſpringen als ein Letztes aus der Oberfläche eines Körpers, der noch viel nach außen herzugeben hat, und ſind deßwegen ſehr reich ausgeſtattete Organe.

655.

Die Kiele erwachſen nicht allein verhältnißmäßig zu einer anſehnlichen Größe, ſondern ſie ſind durchaus

gedrängt, wodurch sie eigentlich zu Federn werden, und manche dieser Ausästungen, Befiederungen sind wieder subdividirt, wodurch sie abermals an die Pflanzen erinnern.

656.

Die Federn sind sehr verschieden an Form und Größe, aber sie bleiben immer dasselbe Organ, das sich nur nach Beschaffenheit des Körpertheiles, aus welchem es entspringt, bildet und umbildet.

657.

Mit der Form verwandelt sich auch die Farbe, und ein gewisses Gesetz leitet sowohl die allgemeine Färbung, als auch die besondere, wie wir sie nennen möchten, diejenige nämlich, wodurch die einzelne Feder scheckig wird. Dieses ist es, woraus alle Zeichnung des bunten Gefieders entspringt, und woraus zuletzt das Pfauenauge hervorgeht. Es ist ein ähnliches mit jenem, das wir bei Gelegenheit der Metamorphose der Pflanzen früher entwickelt, und welches darzulegen wir die nächste Gelegenheit ergreifen werden.

658.

Nöthigen uns hier Zeit und Umstände über dieses organische Gesetz hinauszugehen, so ist doch hier unsere Pflicht, der chemischen Wirkungen zu gedenken, welche sich bei Färbung der Federn auf eine uns nun schon hinlänglich bekannte Weise zu äußern pflegen.

659.

Das Gefieder iſt allfarbig, doch im Ganzen das gelbe, das ſich zum Rothen ſteigert, häufiger als das blaue.

660.

Die Einwirkung des Lichts auf die Federn und ihre Farben iſt durchaus bemerklich. So iſt z. B. auf der Bruſt gewiſſer Papageyen die Feder eigentlich gelb. Der ſchuppenartig hervortretende Theil, den das Licht beſcheint, iſt aus dem Gelben in's Rothe geſteigert. So ſieht die Bruſt eines ſolchen Thiers hochroth aus, wenn man aber in die Federn bläſt, erſcheint das Gelbe.

661.

So iſt durchaus der unbedeckte Theil der Federn von dem im ruhigen Zuſtand bedeckten höchlich unterſchieden, ſo daß ſogar nur der unbedeckte Theil, z. B. bei Raben, bunte Farben ſpielt, der bedeckte aber nicht; nach welcher Anleitung man die Schwanzfedern, wenn ſie durch einander geworfen ſind, ſogleich wieder zurecht legen kann.

LIV.

Säugethiere und Menſchen.

662.

Hier fangen die Elementarfarben an uns ganz zu verlaſſen. Wir ſind auf der höchſten Stufe, auf der wir nur flüchtig verweilen.

663.

Das Säugthier steht überhaupt entschieden auf der Lebensseite. Alles, was sich an ihm äußert, ist lebendig. Von dem Innern sprechen wir nicht, also hier nur einiges von der Oberfläche. Die Haare unterscheiden sich schon dadurch von den Federn, daß sie der Haut mehr angehören, daß sie einfach, fadenartig, nicht geästet sind. An den verschiedenen Theilen des Körpers sind sie aber auch, nach Art der Federn, kürzer, länger, zarter und stärker, farblos oder gefärbt, und dieß alles nach Gesetzen, welche sich aussprechen lassen.

664.

Weiß und Schwarz, Gelb, Gelbroth und Braun wechseln auf mannichfaltige Weise, doch erscheinen sie niemals auf eine solche Art, daß sie uns an die Elementarfarben erinnerten. Sie sind alle vielmehr gemischte, durch organische Kochung bezwungene Farben, und bezeichnen mehr oder weniger die Stufenhöhe des Wesens, dem sie angehören.

665.

Eine von den wichtigsten Betrachtungen der Morphologie, insofern sie Oberflächen beobachtet, ist diese, daß auch bei den vierfüßigen Thieren die Flecken der Haut auf die innern Theile, über welche sie gezogen ist, einen Bezug haben. So willkürlich übrigens die Natur dem flüchtigen Anblick hier zu wirken scheint, so consequent wird dennoch ein tiefes Gesetz beobachtet, dessen Ent-

wickelung und Anwendung freilich nur einer genauen Sorgfalt und treuen Theilnehmung vorbehalten ist.

666.

Wenn bei Affen gewisse nackte Theile bunt, mit Elementarfarben, erscheinen, so zeigt dieß die weite Entfernung eines solchen Geschöpfs von der Vollkommenheit an; denn man kann sagen, je edler ein Geschöpf ist, je mehr ist alles Stoffartige in ihm verarbeitet; je wesentlicher seine Oberfläche mit dem Innern zusammenhängt, desto weniger können auf derselben Elementarfarben erscheinen. Denn da, wo alles ein vollkommenes Ganzes zusammen ausmachen soll, kann sich nicht hier und da etwas Specifisches absondern.

667.

Von dem Menschen haben wir wenig zu sagen, denn er trennt sich ganz von der allgemeinen Naturlehre los, in der wir jetzt eigentlich wandeln. Auf des Menschen Inneres ist so viel verwandt, daß seine Oberfläche nur sparsamer begabt werden konnte.

668.

Wenn man nimmt, daß schon unter der Haut die Thiere mit Intercutanmuskeln mehr belastet als begünstigt sind; wenn man sieht, daß gar manches Ueberflüssige nach außen strebt, wie z. B. die großen Ohren und Schwänze, nicht weniger die Haare, Mähnen, Zotten: so sieht man wohl, daß die Natur vieles abzugeben und zu verschwenden hatte.

669.

Dagegen ist die Oberfläche des Menschen glatt und rein, und läßt, bei den vollkommensten, außer wenigen mit Haar mehr gezierten als bedeckten Stellen, die schöne Form sehen; denn im Vorbeigehen sey es gesagt, ein Ueberfluß der Haare an Brust, Armen, Schenkeln deutet eher auf Schwäche als auf Stärke: wie denn wahrscheinlich nur die Poeten, durch den Anlaß einer übrigens starken Thiernatur verführt, mitunter solche haarige Helden zu Ehren gebracht haben.

670.

Doch haben wir hauptsächlich an diesem Ort von der Farbe zu reden. Und so ist die Farbe der menschlichen Haut, in allen ihren Abweichungen, durchaus keine Elementarfarbe, sondern eine durch organische Kochung höchst bearbeitete Erscheinung.

671.

Daß die Farbe der Haut und Haare auf einen Unterschied der Charaktere deute, ist wohl keine Frage, wie wir ja schon einen bedeutenden Unterschied an blonden und braunen Menschen gewahr werden; wodurch wir auf die Vermuthung geleitet worden, daß ein oder das andere organische System vorwaltend eine solche Verschiedenheit hervorbringe. Ein Gleiches läßt sich wohl auf Nationen anwenden; wobei vielleicht zu bemerken wäre, daß auch gewisse Farben mit gewissen Bildungen zusammentreffen,

worauf wir schon durch die Mohrenphysiognomien aufmerksam geworden.

672.

Uebrigens wäre wohl hier der Ort, der Zweiflerfrage zu begegnen, ob denn nicht alle Menschenbildung und Farbe gleich schön, und nur durch Gewohnheit und Eigendünkel eine der andern vorgezogen werde. Wir getrauen uns aber in Gefolg alles dessen, was bisher vorgekommen, zu behaupten, daß der weiße Mensch, d. h. derjenige, dessen Oberfläche vom Weißen in's Gelbliche, Bräunliche, Röthliche spielt, kurz dessen Oberfläche am gleichgültigsten erscheint, am wenigsten sich zu irgend etwas Besonderem hinneigt, der schönste sey. Und so wird auch wohl künftig, wenn von der Form die Rede seyn wird, ein solcher Gipfel menschlicher Gestalt sich vor das Anschauen bringen lassen; nicht als ob diese alte Streitfrage hierdurch für immer entschieden seyn sollte: denn es gibt Menschen genug, welche Ursache haben, diese Deutsamkeit des Aeußern in Zweifel zu setzen, sondern daß dasjenige ausgesprochen werde, was aus einer Folge von Beobachtung und Urtheil einem Sicherheit und Beruhigung suchenden Gemüthe hervorspringe. Und so fügen wir zum Schluß noch einige auf die elementarchemische Farbenlehre sich beziehende Betrachtungen bei.

Uebersicht.

Man hat aus der sehr schicklich-geregelten Folge der sieben ersten römischen Könige schließen wollen, daß diese Geschichte klüglich und absichtlich erfunden sey, welches wir dahin gestellt seyn lassen; dagegen aber bemerken, daß die sieben Dichter, welche von dem Perser für die ersten gehalten werden, und innerhalb eines Zeitraums von fünfhundert Jahren nach und nach erschienen, wirklich ein ethisch-poetisches Verhältniß gegen einander haben, welches uns erdichtet scheinen könnte, wenn nicht ihre hinterlassenen Werke von ihrem wirklichen Daseyn das Zeugniß gäben.

Betrachten wir aber dieses Siebengestirn genauer, wie es uns aus der Ferne vergönnt seyn mag; so finden wir, daß sie alle ein fruchtbares, immer sich erneuendes Talent besaßen, wodurch sie sich über die Mehrzahl sehr vorzüglicher Männer, über die Unzahl mittlerer, täglicher Talente erhoben sahen; dabei aber auch in eine besondere Zeit, in eine Lage gelangten, wo sie eine große Ernte glücklich wegnehmen und gleich talentvollen Nachkommen sogar die Wirkung auf eine

LV.

Physische und chemische Wirkungen farbiger Beleuchtung.

673.

Die physischen und chemischen Wirkungen farbloser Beleuchtung sind bekannt, so daß es hier unnöthig seyn dürfte, sie weitläuftig aus einander zu setzen. Das farblose Licht zeigt sich unter verschiedenen Bedingungen, als Wärme erregend, als ein Leuchten gewissen Körpern mittheilend, als auf Säurung und Entsäurung wirkend. In der Art und Stärke dieser Wirkungen findet sich wohl mancher Unterschied, aber keine solche Differenz, die auf einen Gegensatz hinwiese, wie solche bei farbigen Beleuchtungen erscheint, wovon wir nunmehr kürzlich Rechenschaft zu geben gedenken.

674.

Von der Wirkung farbiger Beleuchtung als Wärme erregend wissen wir folgendes zu sagen: An einem sehr sensiblen, sogenannten Luftthermometer beobachte man die Temperatur des dunkeln Zimmers. Bringt man die Kugel darauf in das direct hereinscheinende Sonnenlicht, so ist nichts natürlicher, als daß die Flüssigkeit einen viel höhern Grad der Wärme anzeige. Schiebt man alsdann farbige Gläser vor, so folgt auch ganz natürlich, daß sich der Wärmegrad vermindere, erstlich weil die Wirkung des directen Lichts schon durch das Glas etwas gehindert

iſt, ſodann aber vorzüglich, weil ein farbiges Glas, als ein dunkles, ein wenigeres Licht hindurchläßt.

675.

Hiebei zeigt ſich aber dem aufmerkſamen Beobachter ein Unterſchied der Wärme-Erregung, je nachdem dieſe oder jene Farbe dem Glaſe eigen iſt. Das gelbe und gelbrothe Glas bringt eine höhere Temperatur, als das blaue und blaurothe hervor, und zwar iſt der Unterſchied von Bedeutung.

676.

Will man dieſen Verſuch mit dem ſogenannten prismatiſchen Spectrum anſtellen, ſo bemerke man am Thermometer erſt die Temperatur des Zimmers, laſſe alsdann das blaufärbige Licht auf die Kugel fallen, ſo wird ein etwas höherer Wärmegrad angezeigt, welcher immer wächſt, wenn man die übrigen Farben nach und nach auf die Kugel bringt. In der gelbrothen iſt die Temperatur am ſtärkſten, noch ſtärker aber unter dem Gelbrothen.

Macht man die Vorrichtung mit dem Waſſerprisma, ſo daß man das weiße Licht in der Mitte vollkommen haben kann, ſo iſt dieſes zwar gebrochne, aber noch nicht gefärbte Licht das wärmſte; die übrigen Farben verhalten ſich hingegen wie vorher geſagt.

677.

Da es hier nur um Andeutung, nicht aber um Ableitung und Erklärung dieſer Phänomene zu thun iſt, ſo

bemerken wir nur im Vorbeigehen, daß sich am Spectrum unter dem Rothen keineswegs das Licht vollkommen abschneidet, sondern daß immer noch ein gebrochnes, von seinem Wege abgelenktes, sich hinter dem prismatischen Farbenbilde gleichsam herschleichendes Licht zu bemerken ist, so daß man bei näherer Betrachtung wohl kaum nöthig haben wird zu unsichtbaren Strahlen und deren Brechung seine Zuflucht zu nehmen.

678.

Die Mittheilung des Lichtes durch farbige Beleuchtung zeigt dieselbige Differenz. Den Bononischen Phosphoren theilt sich das Licht mit durch blaue und violette Gläser, keineswegs aber durch gelbe und gelbrothe; ja man will sogar bemerkt haben, daß die Phosphoren, welchen man durch violette und blaue Gläser den Glühschein mitgetheilt, wenn man solche nachher unter die gelben und gelbrothen Scheiben gebracht, früher verlöschen, als die, welche man im dunkeln Zimmer ruhig liegen läßt.

679.

Man kann diese Versuche wie die vorhergehenden auch durch das prismatische Spectrum machen, und es zeigen sich immer dieselben Resultate.

680.

Von der Wirkung farbiger Beleuchtung auf Säurung und Entsäurung kann man sich folgendermaßen unter-

richten. Man ſtreiche feuchtes, ganz weißes Hornſilber auf einen Papierſtreifen; man lege ihn in's Licht, daß er einigermaßen grau werde und ſchneide ihn alsdann in drey Stücke. Das eine lege man in ein Buch, als bleibendes Muſter, das andre unter ein gelbrothes, das dritte unter ein blaurothes Glas. Dieſes letzte Stück wird immer dunkelgrauer werden und eine Entſäurung anzeigen. Das unter dem Gelbrothen Befindliche wird immer heller grau, tritt alſo dem erſten Zuſtand vollkommnerer Säurung wieder näher. Von beiden kann man ſich durch Vergleichung mit dem Muſterſtücke überzeugen.

681.

Man hat auch eine ſchöne Vorrichtung gemacht, dieſe Verſuche mit dem prismatiſchen Bilde anzuſtellen. Die Reſultate ſind denen bisher erwähnten gemäß, und wir werden das Nähere davon ſpäterhin vortragen und dabei die Arbeiten eines genauen Beobachters benutzen, der ſich bisher mit dieſen Verſuchen ſorgfältig beſchäftigte.

LVI.

Chemiſche Wirkung

bei der dioptriſchen Achromaſie.

682.

Zuerſt erſuchen wir unſre Leſer, dasjenige wieder nachzuſehen, was wir oben (285—298) über dieſe Materie

vorgetragen, damit es hier keiner weitern Wiederholung bedürfe.

683.

Man kann alſo einem Glaſe die Eigenſchaft geben, daß es, ohne viel ſtärker zu refrangiren als vorher, d. h. ohne das Bild um ein ſehr Merkliches weiter zu verrücken, dennoch viel breitere Farbenſäume hervorbringt.

684.

Dieſe Eigenſchaft wird dem Glaſe durch Metallkalke mitgetheilt. Daher Mennige mit einem reinen Glaſe innig zuſammengeſchmolzen und vereinigt, dieſe Wirkung hervorbringt. Flintglas (291) iſt ein ſolches mit Bleikalk bereitetes Glas. Auf dieſem Wege iſt man weiter gegangen und hat die ſogenannte Spießglanzbutter, die ſich nach einer neuern Bereitung als reine Flüſſigkeit darſtellen läßt, in linſenförmigen und prismatiſchen Gefäßen benutzt, und hat eine ſehr ſtarke Farbenerſcheinung bei mäßiger Refraction hervorgebracht, und die von uns ſogenannte Hyperchromaſie ſehr lebhaft dargeſtellt.

685.

Bedenkt man nun, daß das gemeine Glas, wenigſtens überwiegend alkaliſcher Natur ſey, indem es vorzüglich aus Sand und Laugenſalzen zuſammengeſchmolzen wird, ſo möchte wohl eine Reihe von Verſuchen belehrend ſeyn, welche das Verhältniß völlig alkaliſcher Laugen zu völligen Säuren auseinanderſetzten.

686.

Wäre nun das Maximum und Minimum gefunden, so wäre die Frage, ob nicht irgend ein brechend Mittel zu erdenken sey, in welchem die von der Refraction beinah unabhängig auf- und absteigende Farbenerscheinung, bei Verrückung des Bildes, völlig Null werden könnte.

687.

Wie sehr wünschenswerth wäre es daher für diesen letzten Punkt sowohl, als für unsre ganze dritte Abtheilung, ja für die Farbenlehre überhaupt, daß die mit Bearbeitung der Chemie, unter immer fortschreitenden neuen Ansichten, beschäftigten Männer auch hier eingreifen, und das, was wir beinahe nur mit rohen Zügen angedeutet, in das Feinere verfolgen und in einem allgemeinen, der ganzen Wissenschaft zusagenden Sinne bearbeiten möchten.

Vierte Abtheilung.

Allgemeine Ansichten nach innen.

688.

Wir haben bisher die Phänomene fast gewaltsam aus einander gehalten, die sich theils ihrer Natur nach, theils dem Bedürfniß unsres Geistes gemäß, immer wieder zu vereinigen strebten. Wir haben sie, nach einer gewissen Methode, in drey Abtheilungen vorgetragen, und die Farben zuerst bemerkt als flüchtige Wirkung und Gegenwirkung des Auges selbst, ferner als vorübergehende Wirkung farbloser, durchscheinender, durchsichtiger, undurchsichtiger Körper auf das Licht, besonders auf das Lichtbild; endlich sind wir zu dem Punkte gelangt, wo wir sie als dauernd, als den Körpern wirklich einwohnend zuversichtlich ansprechen konnten.

689.

In dieser thätigen Reihe haben wir, so viel es möglich seyn wollte, die Erscheinungen zu bestimmen, zu sondern, und zu ordnen gesucht. Jetzt, da wir nicht mehr fürchten, sie zu vermischen, oder zu verwirren,

können wir unternehmen, erstlich das Allgemeine, was sich von diesen Erscheinungen innerhalb des geschlossenen Kreises prädiciren läßt, anzugeben, zweytens, anzudeuten, wie sich dieser besondere Kreis an die übrigen Glieder verwandter Naturerscheinungen anschließt und sich mit ihnen verkettet.

Wie leicht die Farbe entsteht.

690.

Wir haben beobachtet, daß die Farbe unter mancherlei Bedingungen sehr leicht und schnell entstehe. Die Empfindlichkeit des Auges gegen das Licht, die gesetzliche Gegenwirkung der Retina gegen dasselbe bringen augenblicklich ein leichtes Farbenspiel hervor. Jedes gemäßigte Licht kann als farbig angesehen werden, ja wir dürfen jedes Licht, insofern es gesehen wird, farbig nennen. Farblose Licht, farblose Flächen sind gewissermaßen Abstractionen; in der Erfahrung werden wir sie kaum gewahr.

691.

Wenn das Licht einen farblosen Körper berührt, von ihm zurückprallt, an ihm her, durch ihn durchgeht, so erscheinen die Farben sogleich; nur müssen wir hierbei bedenken, was so oft von uns urgirt worden, daß nicht jene Hauptbedingungen der Refraction, der Reflexion u. s. w. hinreichend sind, die Erscheinung hervorzubrin-

gen. Das Licht wirkt zwar manchmal dabei an und für sich, öfters aber als ein bestimmtes, begränztes, als ein Lichtbild. Die Trübe der Mittel ist oft eine nothwendige Bedingung, so wie auch Halb- und Doppelschatten zu manchen farbigen Erscheinungen erfordert werden. Durchaus aber entsteht die Farbe augenblicklich und mit der größten Leichtigkeit. So finden wir denn auch ferner, daß durch Druck, Hauch, Rotation, Wärme, durch mancherlei Arten von Bewegung und Veränderung an glatten reinen Körpern, so wie an farblosen Liquoren, die Farbe sogleich hervorgebracht werde.

692.

In den Bestandtheilen der Körper darf nur die geringste Veränderung vor sich gehen, es sey nun durch Mischung mit andern, oder durch sonstige Bestimmungen, so entsteht die Farbe an den Körpern, oder verändert sich an denselben.

Wie energisch die Farbe sey.

693.

Die physischen Farben und besonders die prismatischen wurden ehemals wegen ihrer besondern Herrlichkeit und Energie colores emphatici genannt. Bei näherer Betrachtung aber kann man allen Farbenerscheinungen eine hohe Emphase zuschreiben; vorausgesetzt, daß sie unter

unter den reinſten und vollkommenſten Bedingungen dargeſtellt werden.

694.

Die dunkle Natur der Farbe, ihre hohe geſättigte Qualität iſt das, wodurch ſie den ernſthaften und zugleich reizenden Eindruck hervorbringt, und indem man ſie als eine Bedingung des Lichtes anſehen kann, ſo kann ſie auch das Licht nicht entbehren als der mitwirkenden Urſache ihrer Erſcheinung, als der Unterlage ihres Erſcheinens, als einer aufſcheinenden und die Farbe manifeſtirenden Gewalt.

Wie entſchieden die Farbe ſey.

695.

Entſtehen der Farbe und ſich entſcheiden iſt eins. Wenn das Licht mit einer allgemeinen Gleichgültigkeit ſich und die Gegenſtände darſtellt, und uns von einer bedeutungsloſen Gegenwart gewiß macht, ſo zeigt ſich die Farbe jederzeit ſpecifiſch, charakteriſtiſch, bedeutend.

696.

Im Allgemeinen betrachtet entſcheidet ſie ſich nach zwey Seiten. Sie ſtellt einen Gegenſatz dar, den wir eine Polarität nennen und durch ein + und — recht gut bezeichnen können.

Plus.	Minus.
Gelb.	Blau.

Zeit lang verkümmern durften, bis wieder ein Zeitraum verging, in welchem die Natur dem Dichter neue Schätze abermals aufschließen konnte.

In diesem Sinne nehmen wir die Dargestellten einzeln nochmals durch und bemerken: daß

Firdusi die ganzen vergangenen Staats- und Reichsereignisse, fabelhaft oder historisch aufbehalten, vorwegnahm, so daß einem Nachfolger nur Bezug und Anmerkung, nicht aber neue Behandlung und Darstellung übrig blieb.

Enweri hielt sich fest an der Gegenwart. Glänzend und prächtig, wie die Natur ihm erschien, freud- und gabenvoll erblickt er auch den Hof seines Schahs; beide Welten und ihre Vorzüge mit den lieblichsten Worten zu verknüpfen, war Pflicht und Behagen. Niemand hat es ihm hierin gleich gethan.

Nisami griff mit freundlicher Gewalt alles auf, was von Liebes- und Halbwunderlegende in seinem Bezirk vorhanden seyn mochte. Schon im Coran war die Andeutung gegeben, wie man uralte lakonische Ueberlieferungen zu eigenen Zwecken behandeln, ausführen und in gewisser Weitläuftigkeit kunst ergetzlich machen.

Dscheläl-eddin Rumi findet sich unbehaglich auf dem problematischen Boden der Wirklichkeit, und sucht die Räthsel der innern und äußern Erscheinungen auf geistige, geistreiche Weise zu lösen, daher sind

Wirkung.	Beraubung.
Licht.	Schatten.
Hell.	Dunkel.
Kraft.	Schwäche.
Wärme.	Kälte.
Nähe.	Ferne.
Abstoßen.	Anziehen.
Verwandtschaft mit Säuren.	Verwandtschaft mit Alkalien.

Mischung der beiden Seiten.

697.

Wenn man diesen specificirten Gegensatz in sich vermischt, so heben sich die beiderseitigen Eigenschaften nicht auf; sind sie aber auf den Punkt des Gleichgewichts gebracht, daß man keine der beiden besonders erkennt, so erhält die Mischung wieder etwas Specifisches für's Auge, sie erscheint als eine Einheit, bei der wir an die Zusammensetzung nicht denken. Diese Einheit nennen wir Grün.

698.

Wenn nun zwey aus derselben Quelle entspringende entgegengesetzte Phänomene, indem man sie zusammenbringt, sich nicht aufheben, sondern sich zu einem dritten angenehm Bemerkbaren verbinden, so ist dieß schon ein

Phänomen, das auf Uebereinſtimmung bindeutet. Das Vollkommnere iſt noch zurück.

Steigerung in's Rothe.

699.

Das Blaue und Gelbe läßt ſich nicht verdichten, ohne daß zugleich eine andre Erſcheinung mit eintrete. Die Farbe iſt in ihrem lichteſten Zuſtand ein Dunkles, wird ſie verdichtet, ſo muß ſie dunkler werden; aber zugleich erhält ſie einen Schein, den wir mit dem Worte röthlich bezeichnen.

700.

Dieſer Schein wächſ't immer fort, ſo daß er auf der höchſten Stufe der Steigerung prävalirt. Ein gewaltſamer Lichteindruck klingt purpurfarben ab. Bei dem Gelbrothen der prismatiſchen Verſuche, das unmittelbar aus dem Gelben entſpringt, denkt man kaum mehr an das Gelbe.

701.

Die Steigerung entſteht ſchon durch farbloſe trübe Mittel, und hier ſehen wir die Wirkung in ihrer höchſten Reinheit und Allgemeinheit. Farbige ſpecificirte durchſichtige Liquoren zeigen dieſe Steigerung ſehr auffallend in den Stufengefäßen. Dieſe Steigerung iſt unaufhaltſam ſchnell und ſtätig; ſie iſt allgemein und kommt

ſowohl bei phyſiologiſchen als phyſiſchen und chemiſchen Farben vor.

Verbindung der geſteigerten Enden.

702.

Haben die Enden des einfachen Gegenſatzes durch Miſchung ein ſchönes und angenehmes Phänomen bewirkt, ſo werden die geſteigerten Enden, wenn man ſie verbindet, noch eine anmuthigere Farbe hervorbringen, ja es läßt ſich denken, daß hier der höchſte Punkt der ganzen Erſcheinung ſeyn werde.

703.

Und ſo iſt es auch; denn es entſteht das reine Roth, das wir oft, um ſeiner hohen Würde willen, den Purpur genannt haben.

704.

Es gibt verſchiedene Arten, wie der Purpur in der Erſcheinung entſteht; durch Uebereinanderführung des violetten Saums und gelbrothen Randes bei prismatiſchen Verſuchen; durch fortgeſetzte Steigerung bei chemiſchen; durch den organiſchen Gegenſatz bei phyſiologiſchen Verſuchen.

705.

Als Pigment entſteht er nicht durch Miſchung oder Vereinigung, ſondern durch Fixirung einer Körperlichkeit auf dem hohen culminirenden Farbenpunkte. Daher der

Mahler Urſache hat, drey Grundfarben anzunehmen, indem er aus dieſen die übrigen ſämmtlich zuſammenſetzt. Der Phyſiker hingegen nimmt nur zwey Grundfarben an, aus denen er die übrigen entwickelt und zuſammenſetzt.

Vollſtändigkeit der mannichfaltigen Erſcheinung.

706.

Die mannichfaltigen Erſcheinungen auf ihren verſchiedenen Stufen fixirt und neben einander betrachtet bringen Totalität hervor. Dieſe Totalität iſt Harmonie für's Auge.

707.

Der Farbenkreis iſt vor unſern Augen entſtanden, die mannichfaltigen Verhältniſſe des Werdens ſind uns deutlich. Zwey reine urſprüngliche Gegenſätze ſind das Fundament des Ganzen. Es zeigt ſich ſodann eine Steigerung, wodurch ſie ſich beide einem dritten nähern; dadurch entſteht auf jeder Seite ein Tiefſtes und ein Höchſtes, ein Einfachſtes und Bedingteſtes, ein Gemeinſtes und ein Edelſtes. Sodann kommen zwey Vereinungen (Vermiſchungen, Verbindungen, wie man es nennen will) zur Sprache: einmal der einfachen anfänglichen, und ſodann der geſteigerten Gegenſätze.

Uebereinstimmung der vollständigen Erscheinung.

708.

Die Totalität neben einander zu sehen macht einen harmonischen Eindruck auf's Auge. Man hat hier den Unterschied zwischen dem physischen Gegensatz und der harmonischen Entgegenstellung zu bedenken. Der erste beruht auf der reinen nackten ursprünglichen Dualität, insofern sie als ein Getrenntes angesehen wird; die zweyte beruht auf der abgeleiteten, entwickelten und dargestellten Totalität.

709.

Jede einzelne Gegeneinanderstellung, die harmonisch seyn soll, muß Totalität enthalten. Hievon werden wir durch die physiologischen Versuche belehrt. Eine Entwicklung der sämmtlichen möglichen Entgegenstellungen um den ganzen Farbenkreis wird nächstens geleistet.

Wie leicht die Farbe von einer Seite auf die andre zu wenden.

710.

Die Beweglichkeit der Farbe haben wir schon bei der Steigerung und bei der Durchwanderung des Kreises zu bedenken Ursache gehabt; aber auch sogar hinüber und herüber werfen sie sich nothwendig und geschwind.

711.

Physiologische Farben zeigen sich anders auf dunkelm als auf hellem Grund. Bei den physikalischen ist die Verbindung des objectiven und subjectiven Versuchs höchst merkwürdig. Die epoptischen Farben sollen beim durchscheinenden Licht und beim aufscheinenden entgegengesetzt seyn. Wie die chemischen Farben durch Feuer und Alkalien umzuwenden, ist seines Orts hinlänglich gezeigt worden.

Wie leicht die Farbe verschwindet.

712.

Was seit der schnellen Erregung und ihrer Entscheidung bisher bedacht worden, die Mischung, die Steigerung, die Verbindung, die Trennung, so wie die harmonische Forderung, alles geschieht mit der größten Schnelligkeit und Bereitwilligkeit; aber eben so schnell verschwindet auch die Farbe wieder gänzlich.

713.

Die physiologischen Erscheinungen sind auf keine Weise festzuhalten; die physischen dauern nur so lange als die äußre Bedingung währt; die chemischen selbst haben eine große Beweglichkeit und sind durch entgegengesetzte Reagentien herüber und hinüber zu werfen, ja sogar aufzuheben.

Wie feſt die Farbe bleibt.

714.

Die chemiſchen Farben geben ein Zeugniß ſehr langer Dauer. Die Farben durch Schmelzung in Gläſern fixirt, ſo wie durch Natur in Edelſteinen, trotzen aller Zeit und Gegenwirkung.

715.

Die Färberey fixirt von ihrer Seite die Farben ſehr mächtig. Und Pigmente, welche durch Reagentien ſonſt leicht herüber und hinübergeführt werden, laſſen ſich durch Beizen zur größten Beſtändigkeit an und in Körper übertragen.

Fünfte Abtheilung.

Nachbarliche Verhältnisse.

Verhältniß zur Philosophie.

716.

Man kann von dem Physiker nicht fordern, daß er Philosoph sey; aber man kann von ihm erwarten, daß er so viel philosophische Bildung habe, um sich gründlich von der Welt zu unterscheiden und mit ihr wieder im höhern Sinne zusammenzutreten. Er soll sich eine Methode bilden, die dem Anschauen gemäß ist; er soll sich hüten, das Anschauen in Begriffe, den Begriff in Worte zu verwandeln, und mit diesen Worten, als wären's Gegenstände, umzugehen und zu verfahren; er soll von den Bemühungen des Philosophen Kenntniß haben, um die Phänomene bis an die philosophische Region hinanzuführen.

717.

Man kann von dem Philosophen nicht verlangen, daß er Physiker sey; und dennoch ist seine Einwirkung auf

den physischen Kreis so nothwendig und so wünschenswerth. Dazu bedarf er nicht des Einzelnen, sondern nur der Einsicht in jene Endpunkte, wo das Einzelne zusammentrifft.

718.

Wir haben früher (175 ff.) dieser wichtigen Betrachtung im Vorbeigehen erwähnt, und sprechen sie hier, als am schicklichen Orte, nochmals aus. Das Schlimmste, was der Physik, so wie mancher andern Wissenschaft, widerfahren kann, ist, daß man das Abgeleitete für das Ursprüngliche hält, und da man das Ursprüngliche aus Abgeleitetem nicht ableiten kann, das Ursprüngliche aus dem Abgeleiteten zu erklären sucht. Dadurch entsteht eine unendliche Verwirrung, ein Wortkram und eine fortdauernde Bemühung, Ausflüchte zu suchen und zu finden, wo das Wahre nur irgend hervortritt und mächtig werden will.

719.

Indem sich der Beobachter, der Naturforscher auf diese Weise abquält, weil die Erscheinungen der Meinung jederzeit widersprechen, so kann der Philosoph mit einem falschen Resultate in seiner Sphäre noch immer operiren, indem kein Resultat so falsch ist, daß es nicht, als Form ohne allen Gehalt, auf irgend eine Weise gelten könnte.

720.

Kann dagegen der Physiker zur Erkenntniß desjenigen

gelangen, was wir ein Urphänomen genannt haben, so ist er geborgen und der Philosoph mit ihm; Er, denn er überzeugt sich, daß er an die Gränze seiner Wissenschaft gelangt sey, daß er sich auf der empirischen Höhe befinde, wo er rückwärts die Erfahrung in allen ihren Stufen überschauen, und vorwärts in das Reich der Theorie, wo nicht eintreten, doch einblicken könne. Der Philosoph ist geborgen: denn er nimmt aus des Physikers Hand ein Letztes, das bei ihm nun ein Erstes wird. Er bekümmert sich nun mit Recht nicht mehr um die Erscheinung, wenn man darunter das Abgeleitete versteht, wie man es entweder schon wissenschaftlich zusammengestellt findet, oder wie es gar in empirischen Fällen zerstreut und verworren vor die Sinne tritt. Will er ja auch diesen Weg durchlaufen und einen Blick in's Einzelne nicht verschmähen, so thut er es mit Bequemlichkeit, anstatt daß er bei anderer Behandlung sich entweder zu lange in den Zwischenregionen aufhält, oder sie nur flüchtig durchstreift, ohne sie genau kennen zu lernen.

721.

In diesem Sinne die Farbenlehre dem Philosophen zu nähern, war des Verfassers Wunsch, und wenn ihm solches in der Ausführung selbst aus mancherlei Ursachen nicht gelungen seyn sollte, so wird er bei Revision seiner Arbeit, bei Recapitulation des Vorgetragenen, so wie in dem polemischen und historischen Theil, dieses Ziel immer im Auge haben, und später, wo manches deut-

ſeine Werke neue Räthſel, neuer Auflöſungen und Commentare bedürftig. Endlich fühlt er ſich gedrungen in die Alleinigkeits-Lehre zu flüchten, wodurch ſoviel gewonnen als verloren wird, und zuletzt das, ſo trößliche als untrößliche, Zero übrig bleibt. Wie ſollte nun alſo irgend eine Rede-Mittheilung poetiſch oder proſaiſch weiter gelingen? Glücklicherweiſe wird

Saadi, der Treffliche, in die weite Welt getrieben, mit gränzenloſen Einzelnheiten der Empirie überhäuft, denen er allen etwas abzugewinnen weiß. Er fühlt die Nothwendigkeit ſich zu ſammeln, überzeugt ſich von der Pflicht zu belehren, und ſo iſt er uns Weſtländern zuerſt fruchtbar und ſegenreich geworden.

Hafis, ein großes heiteres Talent, das ſich begnügt, alles abzuweiſen wonach die Menſchen begehren, alles bei Seite zu ſchieben was ſie nicht entbehren mögen, und dabei immer als luſtiger Bruder ihres Gleichen erſcheint. Er läßt ſich nur in ſeinem National- und Zeitkreiſe richtig anerkennen. Sobald man ihn aber gefaßt hat, bleibt er ein lieblicher Lebensgeleiter. Wie ihn denn auch noch jetzt, unbewußt mehr als bewußt, Kamel- und Maulthier-Treiber fortſingen, keineswegs um des Sinnes halben, den er ſelbſt muthwillig zerſtückelt, ſondern der Stimmung wegen, die er ewig rein und erfreulich verbreitet. Wer konnte denn nun auf dieſen folgen, da alles andere von den Vorgängern weggenommen war? als

licher wird auszusprechen seyn, auf diese Betrachtung zurückkehren.

Verhältniß zur Mathematik.

722.

Man kann von dem Physiker, welcher die Naturlehre in ihrem ganzen Umfange behandeln will, verlangen, daß er Mathematiker sey. In den mittleren Zeiten war die Mathematik das vorzüglichste unter den Organen, durch welche man sich der Geheimnisse der Natur zu bemächtigen hoffte: und noch ist in gewissen Theilen der Naturlehre die Meßkunst, wie billig, herrschend.

723.

Der Verfasser kann sich keiner Cultur von dieser Seite rühmen, und verweilt auch deßhalb nur in den von der Meßkunst unabhängigen Regionen, die sich in der neuern Zeit weit und breit aufgethan haben.

724.

Wer bekennt nicht, daß die Mathematik, als eins der herrlichsten menschlichen Organe, der Physik von einer Seite sehr vieles genutzt; daß sie aber durch falsche Anwendung ihrer Behandlungsweise dieser Wissenschaft gar manches geschadet, läßt sich auch nicht wohl läugnen, und man findet's, hier und da, nothdürftig eingestanden.

725.

Die Farbenlehre besonders hat sehr viel gelitten,

und ihre Fortschritte sind äußerst gehindert worden, daß man sie mit der übrigen Optik, welche der Meßkunst nicht entbehren kann, vermengte, da sie doch eigentlich von jener ganz abgesondert betrachtet werden kann.

726.

Dazu kam noch das Uebel, daß ein großer Mathematiker über den physischen Ursprung der Farben eine ganz falsche Vorstellung bei sich festsetzte, und durch seine großen Verdienste als Meßkünstler die Fehler, die er als Naturforscher begangen, vor einer in Vorurtheilen stets befangenen Welt auf lange Zeit sanctionirte.

727.

Der Verfasser des Gegenwärtigen hat die Farbenlehre durchaus von der Mathematik entfernt zu halten gesucht, ob sich gleich gewisse Punkte deutlich genug ergeben, wo die Beihülfe der Meßkunst wünschenswerth seyn würde. Wären die vorurtheilsfreien Mathematiker, mit denen er umzugehen das Glück hatte und hat, nicht durch andre Geschäfte abgehalten gewesen, um mit ihm gemeine Sache machen zu können, so würde der Behandlung von dieser Seite einiges Verdienst nicht fehlen. Aber so mag denn auch dieser Mangel zum Vortheil gereichen, indem es nunmehr des geistreichen Mathematikers Geschäft werden kann, selbst aufzusuchen, wo denn die Farbenlehre seiner Hülfe bedarf, und wie er zur Vollendung dieses Theils der Naturwissenschaft das Seinige beitragen kann.

728.

Ueberhaupt wäre es zu wünschen, daß die Deutschen, die so vieles Gute leisten, indem sie sich das Gute fremder Nationen aneignen, sich nach und nach gewöhnten, in Gesellschaft zu arbeiten. Wir leben zwar in einer diesem Wunsche gerade entgegengesetzten Epoche. Jeder will nicht nur original in seinen Ansichten, sondern auch im Gange seines Lebens und Thuns, von den Bemühungen anderer unabhängig, wo nicht seyn, doch daß er es sey, sich überreden. Man bemerkt sehr oft, daß Männer, die freilich manches geleistet, nur sich selbst, ihre eigenen Schriften, Journale und Compendien citiren, anstatt daß es für den Einzelnen und für die Welt viel vortheilhafter wäre, wenn mehrere zu gemeinsamer Arbeit gerufen würden. Das Betragen unserer Nachbarn, der Franzosen, ist hierin musterhaft, wie man z. B. in der Vorrede Cuvier's zu seinem Tableau élementaire de l'Histoire naturelle des animaux mit Vergnügen sehen wird.

729.

Wer die Wissenschaften und ihren Gang mit treuem Auge beobachtet hat, wird sogar die Frage aufwerfen: ob es denn vortheilhaft sey, so manche, obgleich verwandte, Beschäftigungen und Bemühungen in Einer Person zu vereinigen; und ob es nicht bei der Beschränktheit der menschlichen Natur gemäßer sey, z. B. den aufsuchenden und findenden von dem behandelnden und an-

wendenden Manne zu unterscheiden. Haben sich doch die himmelbeobachtenden und sternaufsuchenden Astronomen von den bahnberechnenden, das Ganze umfassenden und näher bestimmenden, in der neuern Zeit, gewissermaßen getrennt. Die Geschichte der Farbenlehre wird uns zu diesen Betrachtungen öfter zurückführen.

Verhältniß zur Technik des Färbers.

730.

Sind wir bei unsern Arbeiten dem Mathematiker aus dem Wege gegangen, so haben wir dagegen gesucht, der Technik des Färbers zu begegnen. Und obgleich diejenige Abtheilung, welche die Farben in chemischer Rücksicht abhandelt, nicht die vollständigste und umständlichste ist, so wird doch sowohl darin, als in dem, was wir Allgemeines von den Farben ausgesprochen, der Färber weit mehr seine Rechnung finden, als bei der bisherigen Theorie, die ihn ohne allen Trost ließ.

731.

Merkwürdig ist es, in diesem Sinne die Anleitungen zur Färbekunst zu betrachten. Wie der katholische Christ, wenn er in seinen Tempel tritt, sich mit Weihwasser besprengt und vor dem Hochwürdigen die Kniee beugt und vielleicht alsdann, ohne sonderliche Andacht, seine Angelegenheiten mit Freunden bespricht, oder Liebesabenteuern nachgeht, so fangen die sämmtlichen Färbelehren

mit einer respectvollen Erwähnung der Theorie geziemend an, ohne daß sich auch nachher nur eine Spur fände, daß etwas aus dieser Theorie herflösse, daß diese Theorie irgend etwas erleuchte, erläutere und zu praktischen Handgriffen irgend einen Vortheil gewähre.

732.

Dagegen finden sich Männer, welche den Umfang des praktischen Färbewesens wohl eingesehen, in dem Falle, sich mit der herkömmlichen Theorie zu entzweyen, ihre Blößen mehr oder weniger zu entdecken, und ein der Natur und Erfahrung gemäßeres Allgemeines aufzusuchen. Wenn uns in der Geschichte die Namen Castel und Gällich begegnen, so werden wir hierüber weitläuftiger zu handeln Ursache haben; wobei sich zugleich Gelegenheit finden wird zu zeigen, wie eine fortgesetzte Empirie, indem sie in allem Zufälligen umhergreift, den Kreis, in den sie gebannt ist, wirklich ausläuft und sich als ein hohes Vollendetes dem Theoretiker, wenn er klare Augen und ein redliches Gemüth hat, zu seiner großen Beruemlichkeit überliefert.

Verhältniß zur Physiologie und Pathologie.

733.

Wenn wir in der Abtheilung, welche die Farben in physiologischer und pathologischer Rücksicht betrachtet, fast nur allgemein bekannte Phänomene überliefert; so wer-

werden dagegen einige neue Anſichten dem Phyſiologen nicht unwillkommen ſeyn. Beſonders hoffen wir ſeine Zufriedenheit dadurch erreicht zu haben, daß wir gewiſſe Phänomene, welche iſolirt ſtanden, zu ihren ähnlichen und gleichen gebracht und ihm dadurch gewiſſermaßen vorgearbeitet haben.

734.

Was den pathologiſchen Anhang betrifft, ſo iſt er freilich unzulänglich und incohärent. Wir beſitzen aber die vortrefflichſten Männer, die nicht allein in dieſem Fache höchſt erfahren und kenntnißreich ſind, ſondern auch zugleich wegen eines ſo gebildeten Geiſtes verehrt werden, daß es ihnen wenig Mühe machen kann, dieſe Rubriken umzuſchreiben, und das, was ich angedeutet, vollſtändig auszuführen und zugleich an die höheren Einſichten in den Organismus anzuſchließen.

Verhältniß zur Naturgeſchichte.

735.

Inſofern wir hoffen können, daß die Naturgeſchichte auch nach und nach ſich in eine Ableitung der Naturerſcheinungen aus höhern Phänomenen umbilden wird, ſo glaubt der Verfaſſer auch hierzu einiges angedeutet und vorbereitet zu haben. Indem die Farbe in ihrer größten Mannichfaltigkeit ſich auf der Oberfläche lebendiger Weſen dem Auge darſtellt, ſo iſt ſie ein wichtiger Theil

der äußeren Zeichen, wodurch wir gewahr werden, was im Innern vorgeht.

736.

Zwar ist ihr von einer Seite wegen ihrer Unbestimmtheit und Versatilität nicht allzuviel zu trauen; doch wird eben diese Beweglichkeit, insofern sie sich uns als eine constante Erscheinung zeigt, wieder ein Kriterion des beweglichen Lebens, und der Verfasser wünscht nichts mehr, als daß ihm Frist gegönnt sey, das, was er hierüber wahrgenommen, in einer Folge, zu der hier der Ort nicht war, weitläuftiger auseinander zu setzen.

Verhältniß zur allgemeinen Physik.

737.

Der Zustand, in welchem sich die allgemeine Physik gegenwärtig befindet, scheint auch unserer Arbeit besonders günstig, indem die Naturlehre durch rastlose, mannichfaltige Behandlung sich nach und nach zu einer solchen Höhe erhoben hat, daß es nicht unmöglich scheint, die gränzenlose Empirie an einen methodischen Mittelpunkt heranzuziehen.

738.

Dessen, was zu weit von unserm besondern Kreise abliegt, nicht zu gedenken, so finden sich die Formeln, durch die man die elementaren Naturerscheinungen, wo

nicht dogmatisch, doch wenigstens zum didaktischen Behufe ausspricht, durchaus auf dem Wege, daß man sieht, man werde durch die Uebereinstimmung der Zeichen bald auch nothwendig zur Uebereinstimmung im Sinne gelangen.

739.

Treue Beobachter der Natur, wenn sie auch sonst noch so verschieden denken, werden doch darin mit einander übereinkommen, daß alles, was erscheinen, was uns als ein Phänomen begegnen solle, müsse entweder eine ursprüngliche Entzweyung, die einer Vereinigung fähig ist, oder eine ursprüngliche Einheit, die zur Entzweyung gelangen könne, andeuten, und sich auf eine solche Weise darstellen. Das Geeinte zu entzweyen, das Entzweyte zu einigen, ist das Leben der Natur; dieß ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausathmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.

740.

Daß dasjenige, was wir hier als Zahl, als Eins und Zwey aussprechen, ein höheres Geschäft sey, versteht sich von selbst; so wie die Erscheinung eines Dritten, Vierten sich ferner entwickelnden immer in einem höhern Sinne zu nehmen, besonders aber allen diesen Ausdrücken eine ächte Anschauung unterzulegen ist.

741.

Das Eisen kennen wir als einen besondern von an-

dern unterschiedenen Körper; aber es ist ein gleichgültiges, uns nur in manchem Bezug und zu manchem Gebrauch merkwürdiges Wesen. Wie wenig aber bedarf es, und die Gleichgültigkeit dieses Körpers ist aufgehoben. Eine Entzweyung geht vor, die, indem sie sich wieder zu vereinigen strebt und sich selbst aufsucht, einen gleichsam magischen Bezug auf ihres Gleichen gewinnt, und diese Entzweyung, die doch nur wieder eine Vereinigung ist, durch ihr ganzes Geschlecht fortsetzt. Hier kennen wir das gleichgültige Wesen, das Eisen; wir sehen die Entzweyung an ihm entstehen, sich fortpflanzen und verschwinden, und sich leicht wieder auf's neue erregen: nach unserer Meinung ein Urphänomen, das unmittelbar an der Idee steht und nichts Irdisches über sich erkennt.

742.

Mit der Elektricität verhält es sich wieder auf eine eigene Weise. Das Elektrische, als ein Gleichgültiges, kennen wir nicht. Es ist für uns ein Nichts, ein Null, ein Nullpunkt, ein Gleichgültigkeitspunkt, der aber in allen erscheinenden Wesen liegt, und zugleich der Quellpunkt ist, aus dem bei dem geringsten Anlaß eine Doppelerscheinung hervortritt, welche nur in so fern erscheint, als sie wieder verschwindet. Die Bedingungen, unter welchen jenes Hervortreten erregt wird, sind, nach Beschaffenheit der besondern Körper, unendlich verschieden. Von dem gröbsten mechanischen Reiben sehr unterschiede-

ner Körper an einander bis zu dem leiſeſten Nebeneinanderſeyn zweyer völlig gleichen, nur durch weniger als einen Hauch anders determinirten Körper, iſt die Erſcheinung rege und gegenwärtig, ja auffallend und mächtig, und zwar dergeſtalt beſtimmt und geeignet, daß wir die Formeln der Polarität, des Plus und Minus, als Nord und Süd, als Glas und Harz, ſchicklich und naturgemäß anwenden.

743.

Dieſe Erſcheinung, ob ſie gleich der Oberfläche beſonders folgt, iſt doch keineswegs oberflächlich. Sie wirkt auf die Beſtimmung körperlicher Eigenſchaften, und ſchließt ſich an die große Doppelerſcheinung, welche ſich in der Chemie ſo herrſchend zeigt, an Oxydation und Desoxydation unmittelbar wirkend an.

744.

In dieſe Reihe, in dieſen Kreis, in dieſen Kranz von Phänomenen auch die Erſcheinungen der Farbe heranzubringen und einzuſchließen, war das Ziel unſeres Beſtrebens. Was uns nicht gelungen iſt, werden andere leiſten. Wir fanden einen uranfänglichen ungeheuren Gegenſatz von Licht und Finſterniß, den man allgemeiner durch Licht und Nichtlicht ausdrücken kann; wir ſuchten denſelben zu vermitteln und dadurch die ſichtbare Welt aus Licht, Schatten und Farbe herauszubilden, wobei wir uns zu Entwickelung der Phänomene verſchiedener

Dschami, allem gewachsen, was vor ihm geschehen und neben ihm geschah; wie er nun dieß alles zusammen in Garben band, nachbildete, erneuerte, erweiterte, mit der größten Klarheit die Tugenden und Fehler seiner Vorgänger in sich vereinigte, so blieb der Folgezeit nichts übrig als zu seyn wie er, insofern sie sich nicht verschlimmerte; und so ist es denn auch drey Jahrhunderte durch geblieben. Wobei wir nur noch bemerken daß, wenn früher oder später das Drama hätte durchbrechen und ein Dichter dieser Art sich hervorthun können, der ganze Gang der Literatur eine andere Wendung genommen hätte.

Wagten wir nun mit diesem Wenigen fünfhundert Jahre persischer Dicht- und Rede-Kunst zu schildern; so sey es, um mit Quintilian unserm alten Meister zu reden, von Freunden aufgenommen in der Art wie man runde Zahlen erlaubt, nicht um genauer Bestimmung willen, sondern um etwas Allgemeines, bequemlichkeitshalber, annähernd auszusprechen.

Formeln bedienten, wie sie uns in der Lehre des Magnetismus, der Elektricität, des Chemismus überliefert werden. Wir mußten aber weiter gehen, weil wir uns in einer höhern Region befanden und mannichfaltigere Verhältnisse auszudrücken hatten.

745.

Wenn sich Elektricität und Galvanität in ihrer Allgemeinheit von dem Besondern der magnetischen Erscheinungen abtrennt und erhebt, so kann man sagen, daß die Farbe, obgleich unter eben den Gesetzen stehend, sich doch viel höher erhebe und, indem sie für den edeln Sinn des Auges wirksam ist, auch ihre Natur zu ihrem Vortheile darthue. Man vergleiche das Mannichfaltige, das aus einer Steigerung des Gelben und Blauen zum Rothen, aus der Verknüpfung dieser beiden höheren Enden zum Purpur, aus der Vermischung der beiden niedern Enden zum Grün entsteht. Welch ein ungleich mannichfaltigeres Schema entspringt hier nicht, als dasjenige ist, worin sich Magnetismus und Elektricität begreifen lassen. Auch stehen diese letzteren Erscheinungen auf einer niedern Stufe, so daß sie zwar die allgemeine Welt durchdringen und beleben, sich aber zum Menschen im höheren Sinne nicht heraufbegeben können, um von ihm ästhetisch benutzt zu werden. Das allgemeine einfache physische Schema muß erst in sich selbst erhöht und vermannichfaltigt werden, um zu höheren Zwecken zu dienen.

746.

Man rufe in dieſem Sinne zurück, was durchaus von uns bisher ſowohl im Allgemeinen als Beſondern von der Farbe prädicirt worden, und man wird ſich ſelbſt dasjenige, was hier nur leicht angedeutet iſt, ausführen und entwickeln. Man wird dem Wiſſen, der Wiſſenſchaft, dem Handwerk und der Kunſt Glück wünſchen, wenn es möglich wäre, das ſchöne Capitel der Farbenlehre aus ſeiner atomiſtiſchen Beſchränktheit und Abgeſondertheit, in die es bisher verwieſen, dem allgemeinen dynamiſchen Fluſſe des Lebens und Wirkens wieder zu geben, deſſen ſich die jetzige Zeit erfreut. Dieſe Empfindungen werden bei uns noch lebhafter werden, wenn uns die Geſchichte ſo manchen wackern und einſichtsvollen Mann vorführen wird, dem es nicht gelang, von ſeinen Ueberzeugungen ſeine Zeitgenoſſen zu durchdringen.

Verhältniß zur Tonlehre.

747.

Ehe wir nunmehr zu den ſinnlich-ſittlichen und daraus entſpringenden äſthetiſchen Wirkungen der Farbe übergehen, iſt es der Ort, auch von ihrem Verhältniſſe zu dem Ton einiges zu ſagen.

Daß ein gewiſſes Verhältniß der Farbe zum Ton ſtattfinde, hat man von jeher gefühlt, wie die öftern Vergleichungen, welche theils vorübergehend, theils

umständlich genug angestellt worden, beweisen. Der Fehler, den man hiebei begangen, beruhet nur auf folgendem:

74.

Vergleichen lassen sich Farbe und Ton unter einander auf keine Weise; aber beide lassen sich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höhern Formel beide, jedoch jedes für sich, ableiten. Wie zwey Flüsse, die auf einem Berge entspringen, aber unter ganz verschiedenen Bedingungen in zwey ganz entgegengesetzte Weltgegenden laufen, so daß auf dem beiderseitigen ganzen Wege keine einzelne Stelle der andern verglichen werden kann; so sind auch Farbe und Ton. Beide sind allgemeine elementare Wirkungen nach dem allgemeinen Gesetz des Trennens und Zusammenstrebens, des Auf- und Abschwankens, des Hin- und Wiederwägens wirkend, doch nach ganz verschiedenen Seiten, auf verschiedene Weise, auf verschiedene Zwischenelemente, für verschiedene Sinne.

749.

Möchte jemand die Art und Weise, wie wir die Farbenlehre an die allgemeine Naturlehre angeknüpft, recht fassen, und dasjenige, was uns entgangen und abgegangen durch Glück und Genialität ersetzen, so würde die Tonlehre, nach unserer Ueberzeugung, an die allgemeine Physik vollkommen anzuschließen seyn, da sie jetzt innerhalb derselben gleichsam nur historisch abgesondert steht.

750.

Aber eben darin läge die größte Schwierigkeit, die für uns gewordene positive, auf seltsamen empirischen, zufälligen, mathematischen, ästhetischen, genialischen Wegen entsprungene Musik zu Gunsten einer physikalischen Behandlung zu zerstören und in ihre ersten physischen Elemente aufzulösen. Vielleicht wäre auch hierzu, auf dem Punkte, wo Wissenschaft und Kunst sich befinden, nach so manchen schönen Vorarbeiten, Zeit und Gelegenheit.

Schlußbetrachtung über Sprache und Terminologie.

751.

Man bedenkt niemals genug, daß eine Sprache eigentlich nur symbolisch, nur bildlich sey und die Gegenstände niemals unmittelbar, sondern nur im Widerscheine ausdrücke. Dieses ist besonders der Fall, wenn von Wesen die Rede ist, welche an die Erfahrung nur herantreten und die man mehr Thätigkeiten als Gegenstände nennen kann, dergleichen im Reiche der Naturlehre immerfort in Bewegung sind. Sie lassen sich nicht festhalten, und doch soll man von ihnen reden; man sucht daher alle Arten von Formeln auf, um ihnen wenigstens gleichnißweise beizukommen.

752.

Metaphyſiſche Formeln haben eine große Breite und Tiefe, jedoch ſie würdig auszufüllen, wird ein reicher Gehalt erfordert, ſonſt bleiben ſie hohl. Mathematiſche Formeln laſſen ſich in vielen Fällen ſehr bequem und glücklich anwenden; aber es bleibt ihnen immer etwas Steifes und Ungelenkes, und wir fühlen bald ihre Unzulänglichkeit, weil wir, ſelbſt in Elementarfällen, ſehr früh ein Incommenſurables gewahr werden; ferner ſind ſie auch nur innerhalb eines gewiſſen Kreiſes beſonders hiezu gebildeter Geiſter verſtändlich. Mechaniſche Formeln ſprechen mehr zu dem gemeinen Sinne, aber ſie ſind auch gemeiner, und behalten immer etwas Rohes. Sie verwandeln das Lebendige in ein Todtes; ſie tödten das innere Leben, um von außen ein unzulängliches heranzubringen. Corpuſcularformeln ſind ihnen nahe verwandt; das Bewegliche wird ſtarr durch ſie, Vorſtellung und Ausdruck ungeſchlacht. Dagegen erſcheinen die moraliſchen Formeln, welche freilich zartere Verhältniſſe ausdrücken, als bloße Gleichniſſe und verlieren ſich denn auch wohl zuletzt in Spiele des Witzes.

753.

Könnte man ſich jedoch aller dieſer Arten der Vorſtellung und des Ausdrucks mit Bewußtſeyn bedienen, und in einer mannichfaltigen Sprache ſeine Betrach-

tungen über Naturphänomene überliefern; hielte man sich von Einseitigkeit frei, und faßte einen lebendigen Sinn in einen lebendigen Ausdruck, so ließe sich manches Erfreuliche mittheilen.

754.

Jedoch wie schwer ist es, das Zeichen nicht an die Stelle der Sache zu setzen, das Wesen immer lebendig vor sich zu haben und es nicht durch das Wort zu tödten. Dabei sind wir in den neuern Zeiten in eine noch größere Gefahr gerathen, indem wir aus allem Erkenn- und Wißbaren Ausdrücke und Terminologien herübergenommen haben, um unsre Anschauungen der einfachern Natur auszudrücken. Astronomie, Kosmologie, Geologie, Naturgeschichte, ja Religion und Mystik werden zu Hülfe gerufen; und wie oft wird nicht das Allgemeine durch ein Besonderes, das Elementare durch ein Abgeleitetes mehr zugedeckt, und verdunkelt, als aufgehellt und näher gebracht. Wir kennen das Bedürfniß recht gut, wodurch eine solche Sprache entstanden ist und sich ausbreitet: wir wissen auch, daß sie sich in einem gewissen Sinne unentbehrlich macht: allein nur ein mäßiger, anspruchsloser Gebrauch mit Ueberzeugung und Bewußtseyn kann Vortheil bringen.

755.

Am wünschenswerthesten wäre jedoch, daß man die Sprache, wodurch man die Einzelnheiten eines gewissen Kreises bezeichnen will, aus dem Kreise selbst nähme;

die einfachste Erscheinung als Grundformel behandelte, und die mannichfaltigern von daher ableitete und entwickelte.

756.

Die Nothwendigkeit und Schicklichkeit einer solchen Zeichensprache, wo das Grundzeichen die Erscheinung selbst ausdrückt, hat man recht gut gefühlt, indem man die Formel der Polarität, dem Magneten abgeborgt, auf Elektricität u. s. w. hinüber geführt hat. Das Plus und Minus, was an dessen Stelle gesetzt werden kann, hat bei so vielen Phänomenen eine schickliche Anwendung gefunden; ja der Tonkünstler ist, wahrscheinlich ohne sich um jene andern Fächer zu bekümmern, durch die Natur veranlaßt worden, die Hauptdifferenz der Tonarten durch Majeur und Mineur auszudrücken.

757.

So haben auch wir seit langer Zeit den Ausdruck der Polarität in die Farbenlehre einzuführen gewünscht; mit welchem Rechte und in welchem Sinne, mag die gegenwärtige Arbeit ausweisen. Vielleicht finden wir künftig Raum, durch eine solche Behandlung und Symbolik, welche ihr Anschauen jederzeit mit sich führen müßte, die elementaren Naturphänomene nach unsrer Weise an einander zu knüpfen, und dadurch dasjenige deutlicher zu machen, was hier nur im Allgemeinen, und vielleicht nicht bestimmt genug ausgesprochen werden.

Sechste Abtheilung.

Sinnlich-sittliche Wirkung der Farbe.

758.

Da die Farbe in der Reihe der uranfänglichen Naturerscheinungen einen so hohen Platz behauptet, indem sie den ihr angewiesenen einfachen Kreis mit entschiedener Mannichfaltigkeit ausfüllt: so werden wir uns nicht wundern, wenn wir erfahren, daß sie auf den Sinn des Auges, dem sie vorzüglich zugeeignet ist, und, durch dessen Vermittlung, auf das Gemüth, in ihren allgemeinsten elementaren Erscheinungen, ohne Bezug auf Beschaffenheit oder Form eines Materials, an dessen Oberfläche wir sie gewahr werden, einzeln eine specifische, in Zusammenstellung eine theils harmonische, theils charakteristische, oft auch unharmonische, immer aber eine entschiedene und bedeutende Wirkung hervorbringe, die sich unmittelbar an das Sittliche anschließt. Deßhalb denn Farbe, als ein Element der Kunst betrachtet, zu den höchsten ästhetischen Zwecken mitwirkend genutzt werden kann.

759.

Die Menschen empfinden im Allgemeinen eine groſse Freude an der Farbe. Das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichtes bedarf. Man erinnre sich der Erquickung, wenn an einem trüben Tage die Sonne auf einen einzelnen Theil der Gegend scheint und die Farben daselbst sichtbar macht. Daß man den farbigen Edelsteinen Heilkräfte zuschrieb, mag aus dem tiefen Gefühl dieses unaussprechlichen Behagens entstanden seyn.

760.

Die Farben, die wir an den Körpern erblicken, sind nicht etwa dem Auge ein völlig Fremdes, wodurch es erst zu dieser Empfindung gleichsam gestempelt würde: Nein. Dieses Organ ist immer in der Disposition, selbst Farben hervorzubringen, und genieſst einer angenehmen Empfindung, wenn etwas der eignen Natur Gemäßes ihm von außen gebracht wird; wenn seine Bestimmbarkeit nach einer gewissen Seite hin bedeutend bestimmt wird.

761.

Aus der Idee des Gegensatzes der Erscheinung, aus der Kenntniß, die wir von den besondern Bestimmungen desselben erlangt haben, können wir schlieſsen, daß die einzelnen Farbeindrücke nicht verwechselt werden können, daß sie specifisch wirken, und entschieden specifische Zustände in dem lebendigen Organ hervorbringen müssen.

762.

Eben auch so in dem Gemüth. Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben besondre Gemüthsstimmungen geben. Von einem geistreichen Franzosen wird erzählt: Il prétendoit que son ton de conversation avec Madame étoit changé depuis qu'elle avoit changé en cramoisi le meuble de son cabinet qui étoit bleu.

763.

Diese einzelnen bedeutenden Wirkungen vollkommen zu empfinden, muß man das Auge ganz mit einer Farbe umgeben, z. B. in einem einfarbigen Zimmer sich befinden, durch ein farbiges Glas sehen. Man identificirt sich alsdann mit der Farbe, sie stimmt Auge und Geist mit sich unisono.

764.

Die Farben von der Plusseite sind Gelb, Rothgelb (Orange), Gelbroth (Mennig, Zinnober). Sie stimmen regsam, lebhaft, strebend.

Gelb.

765.

Es ist die nächste Farbe am Licht. Sie entsteht durch die gelindeste Mäßigung desselben, es sey durch trübe Mittel, oder durch schwache Zurückwerfung von

Allgemeines.

Die Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit der perſiſchen Dichter entſpringt aus einer unüberſehbaren Breite der Außenwelt und ihrem unendlichen Reichthum. Ein immer bewegtes öffentliches Leben, in welchem alle Gegenſtände gleichen Werth haben, wogt vor unſerer Einbildungskraft, deswegen uns ihre Vergleichungen oft ſo ſehr auffallend und mißbeliebig ſind. Ohne Bedenken verknüpfen ſie die edelſten und niedrigſten Bilder, an welches Verfahren wir uns nicht ſo leicht gewöhnen.

Sprechen wir es aber aufrichtig aus: ein eigentlicher Lebemann, der frei und praktiſch athmet, hat kein äſthetiſches Gefühl und keinen Geſchmack, ihm genügt Realität im Handeln, Genießen, Betrachten, eben ſo wie im Dichten; und wenn der Orientale, ſeltſame Wirkung hervorzubringen, das Ungereimte zuſammenreimt, ſo ſoll der Deutſche, dem dergleichen wohl auch begegnet, dazu nicht ſcheel ſehen.

Die Verwirrung, die durch ſolche Productionen in der Einbildungskraft entſteht, iſt derjenigen zu ver-

weißen Flächen. Bei den prismatischen Versuchen erstreckt sie sich allein breit in den lichten Raum, und kann dort, wenn die beiden Pole noch abgesondert von einander stehen, ehe sie sich mit dem Blauen zum Grünen vermischt, in ihrer schönsten Reinheit gesehen werden. Wie das chemische Gelb sich an und über dem Weißen entwickelt, ist gehörigen Orts umständlich vorgetragen worden.

766.

Sie führt in ihrer höchsten Reinheit immer die Natur des Hellen mit sich, und besitzt eine heitere muntere, sanft reizende Eigenschaft.

767.

In diesem Grade ist sie als Umgebung, es sey als Kleid, Vorhang, Tapete, angenehm. Das Gold in seinem ganz ungemischten Zustande gibt uns, besonders wenn der Glanz hinzukommt, einen neuen und hohen Begriff von dieser Farbe; so wie ein starkes Gelb, wenn es auf glänzender Seide, z. B. auf Atlas erscheint, eine prächtige und edle Wirkung thut.

768.

So ist es der Erfahrung gemäß, daß das Gelbe einen durchaus warmen und behaglichen Eindruck mache. Daher es auch in der Mahlerey der beleuchteten und wirksamen Seite zukommt.

769.

Diesen erwärmenden Effect kann man am lebhaftesten

teſten bemerken, wenn man durch ein gelbes Glas, beſonders in grauen Wintertagen, eine Landſchaft anſieht. Das Auge wird erfreut, das Herz ausgedehnt, das Gemüth erheitert; eine unmittelbare Wärme ſcheint uns anzuwehen.

770.

Wenn nun dieſe Farbe, in ihrer Reinheit und hellem Zuſtande angenehm und erfreulich, in ihrer ganzen Kraft aber etwas Heiteres und Edles hat; ſo iſt ſie dagegen äußerſt empfindlich und macht eine ſehr unangenehme Wirkung, wenn ſie beſchmutzt, oder einigermaßen in's Minus gezogen wird. So hat die Farbe des Schwefels, die in's Grüne fällt, etwas Unangenehmes.

771.

Wenn die gelbe Farbe unreinen und unedeln Oberflächen mitgetheilt wird, wie dem gemeinen Tuch, dem Filz und dergleichen, worauf ſie nicht mit ganzer Energie erſcheint, entſteht eine ſolche unangenehme Wirkung. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der ſchöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Kothigen verwandelt, und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abſcheus und Mißbehagens umgekehrt. Daher mögen die gelben Hüte der Bankerottirer, die gelben Ringe auf den Mänteln der Juden entſtanden ſeyn;

ja die ſogenannte Hahnreihfarbe iſt eigentlich nur ein ſchmutziges Gelb.

Rothgelb.

772.

Da ſich keine Farbe als ſtillſtehend betrachten läßt, ſo kann man das Gelbe ſehr leicht durch Verdichtung und Verdunklung in's Röthliche ſteigern und erheben. Die Farbe wächſt an Energie und erſcheint im Rothgelben mächtiger und herrlicher.

773.

Alles was wir vom Gelben geſagt haben, gilt auch hier, nur im höhern Grade. Das Rothgelbe gibt eigentlich dem Auge das Gefühl von Wärme und Wonne, indem es die Farbe der höhern Gluth, ſo wie den mildern Abglanz der untergehenden Sonne repräſentirt. Deßwegen iſt ſie auch bei Umgebungen angenehm, und als Kleidung in mehr oder minderm Grade erfreulich oder herrlich. Ein kleiner Blick in's Rothe gibt dem Gelben gleich ein ander Anſehen, und wenn Engländer und Deutſche ſich noch an blaßgelben hellen Lederfarben genügen laſſen, ſo liebt der Franzoſe, wie Pater Caſtel ſchon bemerkt, das in's Roth geſteigerte Gelb; wie ihn überhaupt an Farben alles freut, was ſich auf der activen Seite befindet.

Gelbroth.

774.

Wie das reine Gelb sehr leicht in das Rothgelbe hinübergeht, so ist die Steigerung dieses letzten in's Gelbrothe nicht aufzuhalten. Das angenehme heitere Gefühl, das uns das Rothgelbe noch gewährt, steigert sich bis zum unerträglich Gewaltsamen im hohen Gelbrothen.

775.

Die active Seite ist hier in ihrer höchsten Energie, und es ist kein Wunder, daß energische, gesunde, rohe Menschen sich besonders an dieser Farbe erfreuen. Man hat die Neigung zu derselben bei wilden Völkern durchaus bemerkt. Und wenn Kinder, sich selbst überlassen, zu illuminiren anfangen, so werden sie Zinnober und Mennig nicht schonen.

776.

Man darf eine vollkommen gelbrothe Fläche starr ansehen, so scheint sich die Farbe wirklich in's Organ zu bohren. Sie bringt eine unglaubliche Erschütterung hervor und behält diese Wirkung bei einem ziemlichen Grade von Dunkelheit.

Die Erscheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt und erzürnt die Thiere. Auch habe ich gebildete Menschen gekannt, denen es unerträglich fiel, wenn ihnen

an einem sonst grauen Tage jemand im Scharlachrock begegnete.

777.

Die Farben von der Minusseite sind Blau, Rothblau, und Blaureth. Sie stimmen zu einer unruhigen, weichen und sehnenden Empfindung.

Blau.

778.

So wie Gelb immer ein Licht mit sich führt, so kann man sagen, daß Blau immer etwas Dunkles mit sich führe.

779.

Diese Farbe macht für das Auge eine sonderbare und fast unaussprechliche Wirkung. Sie ist als Farbe eine Energie; allein sie steht auf der negativen Seite und ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts. Es ist etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick.

780.

Wie wir den hohen Himmel, die fernen Berge blau sehen, so scheint eine blaue Fläche auch vor uns zurückzuweichen.

781.

Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor

uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht.

782.

Das Blaue gibt uns ein Gefühl von Kälte, so wie es uns auch an Schatten erinnert. Wie es vom Schwarzen abgeleitet sey, ist uns bekannt.

783.

Zimmer, die rein blau austapezirt sind, erscheinen gewissermaßen weit, aber eigentlich leer und kalt.

784.

Blaues Glas zeigt die Gegenstände im traurigen Licht.

785.

Es ist nicht unangenehm, wenn das Blau einigermaßen vom Plus participirt. Das Meergrün ist vielmehr eine liebliche Farbe.

Rothblau.

786.

Wie wir das Gelbe sehr bald in einer Steigerung gefunden haben, so bemerken wir auch bei dem Blauen dieselbe Eigenschaft.

787.

Das Blaue steigert sich sehr sanft in's Rothe und erhält dadurch etwas Wirksames, ob es sich gleich auf

der paſſiven Seite befindet. Sein Reiz iſt aber von ganz andrer Art, als der des Rothgelben. Er belebt nicht ſowohl, als daß er unruhig macht.

788.

So wie die Steigerung ſelbſt unaufhaltſam iſt, ſo wünſcht man auch mit dieſer Farbe immer fortzugehen, nicht aber, wie bei'm Rothgelben, immer thätig vorwärts zu ſchreiten, ſondern einen Punkt zu finden, wo man ausruhen könnte.

789.

Sehr verdünnt kennen wir die Farbe unter dem Namen Lila; aber auch ſo hat ſie etwas Lebhaftes ohne Fröhlichkeit.

Blaurothe.

790.

Jene Unruhe nimmt bei der weiter ſchreitenden Steigerung zu, und man kann wohl behaupten, daß eine Tapete von einem ganz reinen geſättigten Blauroth eine Art von unerträglicher Gegenwart ſeyn müſte. Deßwegen es auch, wenn es als Kleidung, Band, oder ſonſtiger Zierrath vorkommt, ſehr verdünnt und hell angewendet wird, da es denn ſeiner bezeichneten Natur nach einen ganz beſondern Reiz ausübt.

791.

Indem die hohe Geiſtlichkeit dieſe unruhige Farbe ſich

angeeignet hat, so dürfte man wohl sagen, daß sie auf den unruhigen Staffeln einer immer vordringenden Steigerung unaufhaltsam zu dem Cardinalpurpur hinaufstrebe.

Roth.

792.

Man entferne bei dieser Benennung alles, was im Rothen einen Eindruck von Gelb oder Blau machen könnte. Man denke sich ein ganz reines Roth, einen vollkommenen, auf einer weißen Porzellanschale aufgetrockneten Carmin. Wir haben diese Farbe, ihrer hohen Würde wegen, manchmal Purpur genannt, ob wir gleich wohl wissen, daß der Purpur der Alten sich mehr nach der blauen Seite hinzog.

793.

Wer die prismatische Entstehung des Purpurs kennt, der wird nicht paradox finden, wenn wir behaupten, daß diese Farbe theils actu, theils potentia alle andern Farben enthalte.

794.

Wenn wir beim Gelben und Blauen eine strebende Steigerung in's Rothe gesehen und dabei unsre Gefühle bemerkt haben, so läßt sich denken, daß nun in der Vereinigung der gesteigerten Pole eine eigentliche Beruhigung, die wir eine ideale Befriedigung nennen möchten,

ſtatt finden könne. Und ſo entſteht, bei phyſiſchen Phänomenen, dieſe höchſte aller Farbenerſcheinungen aus dem Zuſammentreten zweyer entgegengeſetzten Enden, die ſich zu einer Vereinigung nach und nach ſelbſt vorbereitet haben.

795.

Als Pigment hingegen erſcheint ſie uns als ein Fertiges und als das vollkommenſte Roth in der Cochenille; welches Material jedoch durch chemiſche Behandlung bald in's Plus, bald in's Minus zu führen iſt, und allenfalls im beſten Carmin als völlig im Gleichgewicht ſtehend angeſehen werden kann.

796.

Die Wirkung dieſer Farbe iſt ſo einzig wie ihre Natur. Sie gibt einen Eindruck ſowohl von Ernſt und Würde, als von Huld und Anmuth. Jenes leiſtet ſie in ihrem dunkeln verdichteten, dieſes in ihrem hellen verdünnten Zuſtande. Und ſo kann ſich die Würde des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in Eine Farbe kleiden.

797.

Von der Eiferſucht der Regenten auf den Purpur erzählt uns die Geſchichte manches. Eine Umgebung von dieſer Farbe iſt immer ernſt und prächtig.

798.

Das Purpurglas zeigt eine wohlerleuchtete Landſchaft in furchtbarem Lichte. So müßte der Farbeton

über Erd' und Himmel am Tage des Gerichts ausgebreitet seyn.

799.

Da die beiden Materialien, deren sich die Färberey zur Hervorbringung dieser Farbe vorzüglich bedient, der Kermes und die Cochenille, sich mehr oder weniger zum Plus und Minus neigen; auch sich durch Behandlung mit Säuren und Alkalien herüber und hinüber führen lassen: so ist zu bemerken, daß die Franzosen sich auf der wirksamen Seite halten, wie der französische Scharlach zeigt, welcher in's Gelbe zieht; die Italiäner hingegen auf der passiven Seite verharren, so daß ihr Scharlach eine Ahnung von Blau behält.

800.

Durch eine ähnliche alkalische Behandlung entsteht das Karmesin, eine Farbe, die den Franzosen sehr verhaßt seyn muß, da sie die Ausdrücke sot en cramoisi, méchant en cramoisi als das Aeußerste des Abgeschmackten und Bösen bezeichnen.

Grün.

801.

Wenn man Gelb und Blau, welche wir als die ersten und einfachsten Farben ansehen, gleich bei ihrem ersten Erscheinen, auf der ersten Stufe ihrer Wirkung zusam-

gleichen, wenn wir durch einen orientalischen Bazar, durch eine europäische Messe gehen. Nicht immer sind die kostbarsten und niedrigsten Waaren im Raume weit gesondert, sie vermischen sich in unsern Augen, und oft gewahren wir auch die Fässer, Kisten, Säcke, worin sie transportirt worden. Wie auf einem Obst- und Gemüsmarkt sehen wir nicht allein Kräuter, Wurzeln und Früchte, sondern auch hier und dort allerlei Arten Abwürflinge, Schalen und Strunke.

Ferner kostet's dem orientalischen Dichter nichts uns von der Erde in den Himmel zu erheben und von da wieder herunter zu stürzen oder umgekehrt. Dem Aas eines faulenden Hundes versteht Nisami eine sittliche Betrachtung abzulocken, die uns in Erstaunen setzt und erbaut.

Herr Jesus, der die Welt durchwandert,
Ging einst an einem Markt vorbei;
Ein todter Hund lag auf dem Wege,
Geschleppet vor des Hauses Thor,
Ein Haufe stand um's Aas umher,
Wie Geier sich um Aeser sammeln.
Der Eine sprach: mir wird das Hirn
Von dem Gestank ganz ausgelöscht.
Der Andre sprach: was braucht es viel,
Der Gräber Auswurf bringt nur Unglück.
So sang ein jeder seine Weise,
Des todten Hundes Leib zu schmähen.
Als nun an Jesus kam die Reih',

menbringt, so entsteht diejenige Farbe, welche wir Grün nennen.

802.

Unser Auge findet in derselben eine reale Befriedigung. Wenn beide Mutterfarben sich in der Mischung genau das Gleichgewicht halten, dergestalt, daß keine vor der andern bemerklich ist, so ruht das Auge und das Gemüth auf diesem Gemischten wie auf einem Einfachen. Man will nicht weiter und man kann nicht weiter. Deßwegen für Zimmer, in denen man sich immer befindet, die grüne Farbe zur Tapete meist gewählt wird.

Totalität und Harmonie.

803.

Wir haben bisher zum Behuf unires Vortrages angenommen, daß das Auge genöthigt werden könne, sich mit irgend einer einzelnen Farbe zu identificiren; allein dieß möchte wohl nur auf einen Augenblick möglich sern.

804.

Denn wenn wir uns von einer Farbe umgeben sehen, welche die Empfindung ihrer Eigenschaft in unserm Auge erregt und uns durch ihre Gegenwart nöthigt, mit ihr in einem identischen Zustande zu verharren, so ist es eine gezwungene Lage, in welcher das Organ ungern verweilt.

805.

Wenn das Auge die Farbe erblickt, so wird es gleich

in Thätigkeit geſetzt, und es iſt ſeiner Natur gemäß, auf der Stelle eine andre, ſo unbewußt als nothwendig, hervorzubringen, welche mit der gegebenen die Totalität des ganzen Farbenkreiſes enthält. Eine einzelne Farbe erregt in dem Auge, durch eine ſpecifiſche Empfindung, das Streben nach Allgemeinheit.

806.

Um nun dieſe Totalität gewahr zu werden, um ſich ſelbſt zu befriedigen, ſucht es neben jedem farbigen Raum einen farbloſen, um die geforderte Farbe an demſelben hervorzubringen.

807.

Hier liegt alſo das Grundgeſetz aller Harmonie der Farben, wovon ſich jeder durch eigene Erfahrung überzeugen kann, indem er ſich mit den Verſuchen, die wir in der Abtheilung der phyſiologiſchen Farben angezeigt, genau bekannt macht.

808.

Wird nun die Farbentotalität von außen dem Auge als Object gebracht, ſo iſt ſie ihm erfreulich, weil ihm die Summe ſeiner eignen Thätigkeit als Realität entgegen kommt. Es ſey alſo zuerſt von dieſen harmoniſchen Zuſammenſtellungen die Rede.

809.

Um ſich davon auf das leichteſte zu unterrichten, denke man ſich in dem von uns angegebenen Farbenkreiſe einen beweglichen Diameter und führe denſelben im gan-

zen Kreiſe herum, ſo werden die beiden Enden nach und nach die ſich fordernden Farben bezeichnen, welche ſich denn freilich zuletzt auf drey einfache Gegenſätze zurückführen laſſen.

§10.

Gelb fordert Rothblau
Blau fordert Rothgelb
Purpur fordert Grün

und umgekehrt.

§11.

Wie der von uns ſupponirte Zeiger von der Mitte der von uns naturmäßig geordneten Farben wegrückt, eben ſo rückt er mit dem andern Ende in der entgegengeſetzten Abſtufung weiter, und es läßt ſich durch eine ſolche Vorrichtung zu einer jeden fordernden Farbe die geforderte bequem bezeichnen. Sich hiezu einen Farbenkreis zu bilden, der nicht wie der unſre abgeſetzt, ſondern in einem ſteigen Fortſchritte die Farben und ihre Uebergänge zeigte, würde nicht unnütz ſeyn: denn wir ſtehen hier auf einem ſehr wichtigen Punkt, der alle unſre Aufmerkſamkeit verdient.

§12.

Wurden wir vorher bei dem Beſchauen einzelner Farben gewiſſermaßen pathologiſch afficirt, indem wir zu einzelnen Empfindungen fortgeriſſen, uns bald lebhaft und ſtrebend, bald weich und ſehnend, bald zum Edeln emporgehoben, bald zum Gemeinen herabgezogen fühlten,

so führt uns das Bedürfniß nach Totalität, welches unserm Organ eingeboren ist, aus dieser Beschränkung heraus; es setzt sich selbst in Freiheit, indem es den Gegensatz des ihm aufgedrungenen Einzelnen und somit eine befriedigende Ganzheit hervorbringt.

813.

So einfach also diese eigentlich harmonischen Gegensätze sind, welche uns in dem engen Kreise gegeben werden, so wichtig ist der Wink, daß uns die Natur durch Totalität zur Freiheit heraufzuheben angelegt ist, und daß wir dießmal eine Naturerscheinung zum ästhetischen Gebrauch unmittelbar überliefert erhalten.

814.

Indem wir also aussprechen können, daß der Farbenkreis, wie wir ihn angegeben, auch schon dem Stoff nach eine angenehme Empfindung hervorbringe, ist es der Ort zu gedenken, daß man bisher den Regenbogen mit Unrecht als ein Beispiel der Farbentotalität angenommen: denn es fehlt demselben die Hauptfarbe, das reine Roth, der Purpur, welcher nicht entstehen kann, da sich bei dieser Erscheinung so wenig als bei dem hergebrachten prismatischen Bilde das Gelbroth und Blauroth zu erreichen vermögen.

815.

Ueberhaupt zeigt uns die Natur kein allgemeines Phänomen, wo die Farbentotalität völlig beisammen wäre. Durch Versuche läßt sich ein solches in seiner

vollkommnen Schönheit hervorbringen. Wie sich aber die völlige Erscheinung im Kreise zusammenstellt, machen wir uns am besten durch Pigmente auf Papier begreiflich, bis wir, bei natürlichen Anlagen und nach mancher Erfahrung und Uebung, uns endlich von der Idee dieser Harmonie völlig penetrirt und sie uns im Geiste gegenwärtig fühlen.

Charakteristische Zusammenstellungen.

816.

Außer diesen rein harmonischen, aus sich selbst entspringenden Zusammenstellungen, welche immer Totalität mit sich führen, gibt es noch andre, welche durch Willkür hervorgebracht werden, und die wir dadurch am leichtesten bezeichnen, daß sie in unserm Farbenkreise nicht nach Diametern, sondern nach Chorden aufzufinden sind, und zwar zuerst dergestalt, daß eine Mittelfarbe übersprungen wird.

817.

Wir nennen diese Zusammenstellungen charakteristisch, weil sie sämmtlich etwas Bedeutendes haben, das sich uns mit einem gewissen Ausdruck aufdringt, aber uns nicht befriedigt, indem jedes Charakteristische nur dadurch entsteht, daß es als ein Theil aus einem Ganzen heraustritt, mit welchem es ein Verhältniß hat, ohne sich darin aufzulösen.

818.

Da wir die Farben in ihrer Entstehung, so wie deren harmonische Verhältnisse kennen, so läßt sich erwarten, daß auch die Charaktere der willkürlichen Zusammenstellungen von der verschiedensten Bedeutung seyn werden. Wir wollen sie einzeln durchgehen.

Gelb und Blau.

819.

Dieses ist die einfachste von solchen Zusammenstellungen. Man kann sagen, es sey zu wenig in ihr: denn da ihr jede Spur von Roth fehlt, so geht ihr zu viel von der Totalität ab. In diesem Sinne kann man sie arm und, da die beiden Pole auf ihrer niedrigsten Stufe stehen, gemein nennen. Doch hat sie den Vortheil, daß sie zunächst am Grünen und also an der realen Befriedigung steht.

Gelb und Purpur.

820.

Hat etwas Einseitiges, aber Heiteres und Prächtiges. Man sieht die beiden Enden der thätigen Seite neben einander, ohne daß das stetige Werden ausgedrückt sey.

Da man aus ihrer Mischung durch Pigmente das

Gelbrothe erwarten kann, so stehen sie gewissermaßen anstatt dieser Farbe.

Blau und Purpur.

821.

Die beiden Enden der passiven Seite mit dem Uebergewichte des obern Endes nach dem activen zu. Da durch Mischung beider das Blaurothe entsteht, so wird der Effect dieser Zusammenstellung sich auch gedachter Farbe nähern.

Gelbroth und Blauroth.

822.

Haben zusammengestellt, als die gesteigerten Enden der beiden Seiten, etwas Erregendes, Hohes. Sie geben uns die Vorahnung des Purpurs, der bei physikalischen Versuchen aus ihrer Vereinigung entsteht.

823.

Diese vier Zusammenstellungen haben also das Gemeinsame, daß sie, vermischt, die Zwischenfarben unseres Farbenkreises hervorbringen würden; wie sie auch schon thun, wenn die Zusammenstellung aus kleinen Theilen besteht und aus der Ferne betrachtet wird. Eine Fläche mit schmalen blau und gelben Streifen erscheint in einiger Entfernung grün.

824.

824.

Wenn nun aber das Auge Blau und Gelb neben einander ſieht, ſo befindet es ſich in der ſonderbaren Bemühung, immer Grün hervorbringen zu wollen, ohne damit zu Stande zu kommen, und ohne alſo im Einzelnen Ruhe, oder im Ganzen Gefühl der Totalität bewirken zu können.

825.

Man ſieht alſo, daß wir nicht mit Unrecht dieſe Zuſammenſtellungen charakteriſtiſch genannt haben, ſo wie denn auch der Charakter einer jeden ſich auf den Charakter der einzelnen Farben, woraus ſie zuſammengeſtellt iſt, beziehen muß.

Charakterloſe Zuſammenſtellungen.

826.

Wir wenden uns nun zu der letzten Art der Zuſammenſtellungen, welche ſich aus dem Kreiſe leicht herausfinden laſſen. Es ſind nämlich diejenigen, welche durch kleinere Chorden angedeutet werden, wenn man nicht eine ganze Mittelfarbe, ſondern nur den Uebergang aus einer in die andere überſpringt.

827.

Man kann dieſe Zuſammenſtellungen wohl die charakterloſen nennen, indem ſie zu nahe an einander liegen, als daß ihr Eindruck bedeutſam werden könnte. Doch behaupten die meiſten immer noch ein gewiſſes Recht,

da sie ein Fortschreiten andeuten, dessen Verhältniß aber kaum fühlbar werden kann.

828.

So drücken Gelb und Gelbroth, Gelbroth und Purpur, Blau und Blauroth, Blauroth und Purpur die nächsten Stufen der Steigerung und Culmination aus, und können in gewissen Verhältnissen der Massen keine üble Wirkung thun.

829.

Gelb und Grün hat immer etwas Gemein-heiteres, Blau und Grün aber immer etwas Gemein-widerliches; deßwegen unsre guten Vorfahren diese letzte Zusammenstellung auch Narrenfarbe genannt haben.

Bezug der Zusammenstellungen zu Hell und Dunkel.

830.

Diese Zusammenstellungen können sehr vermannichfaltigt werden, indem man beide Farben hell, beide Farben dunkel, eine Farbe hell, die andre dunkel zusammenbringen kann; wobei jedoch, was im Allgemeinen gegolten hat, in jedem besondern Falle gelten muß. Von dem unendlich Mannichfaltigen, was dabei statt findet, erwähnen wir nur folgendes:

831.

Die active Seite mit dem Schwarzen zusammenge-

ſtellt, gewinnt an Energie; die paſſive verliert. Die active mit dem Weißen und Hellen zuſammengebracht, verliert an Kraft; die paſſive gewinnt an Heiterkeit. Purpur und Grün mit Schwarz ſieht dunkel und düſter, mit Weiß hingegen erfreulich aus.

832.

Hierzu kommt nun noch, daß alle Farben mehr oder weniger beſchmutzt, bis auf einen gewiſſen Grad unkenntlich gemacht, und ſo theils unter ſich ſelbſt, theils mit reinen Farben zuſammengeſtellt werden können: wodurch zwar die Verhältniſſe unendlich variirt werden, wobei aber doch alles gilt, was von dem Reinen gegolten hat.

Hiſtoriſche Betrachtungen.

833.

Wenn in dem Vorhergehenden die Grundſätze der Farbenharmonie vorgetragen worden, ſo wird es nicht zweckwidrig ſeyn, wenn wir das dort Ausgeſprochene in Verbindung mit Erfahrungen und Beiſpielen nochmals wiederholen.

834.

Jene Grundſätze waren aus der menſchlichen Natur und aus den anerkannten Verhältniſſen der Farbenerſcheinungen abgeleitet. In der Erfahrung begegnet uns manches, was jenen Grundſätzen gemäß, manches, was ihnen widerſprechend iſt.

Sprach, ohne Schmäh'n, er gutes Sinns,
Er sprach aus gütiger Natur:
Die Zähne sind wie Perlen weiß.
Dieß Wort macht den Umstehenden,
Durchglühten Muscheln ähnlich, heiß.

Jedermann fühlt sich betroffen, wenn der, so liebevolle als geistreiche Prophet, nach seiner eigensten Weise, Schonung und Nachsicht fordert. Wie kräftig weiß er die unruhige Menge auf sich selbst zurück zu führen, sich des Verwerfens, des Verwünschens zu schämen, unbeachteten Vorzug mit Anerkennung, ja vielleicht mit Neid zu betrachten! Jeder Umstehende denkt nun an sein eigen Gebiß. Schöne Zähne sind überall, besonders auch im Morgenland, als eine Gabe Gottes hoch angenehm. Ein faulendes Geschöpf wird, durch das Vollkommene was von ihm übrig bleibt, ein Gegenstand der Bewunderung und des frömmsten Nachdenkens.

Nicht eben so klar und eindringlich wird uns das vortreffliche Gleichniß, womit die Parabel schließt; wir tragen daher Sorge dasselbe anschaulich zu machen.

In Gegenden, wo es an Kalklagern gebricht, werden Muschelschalen zu Bereitung eines höchst nöthigen Baumaterials angewendet und, zwischen dürres Reißig geschichtet, von der erregten Flamme durchgeglüht. Der Zuschauende kann sich das Gefühl nicht

835.

Naturmenschen, rohe Völker, Kinder haben große Neigung zur Farbe in ihrer höchsten Energie, und also besonders zu dem Gelbrothen. Sie haben auch eine Neigung zum Bunten. Das Bunte aber entsteht, wenn die Farben in ihrer höchsten Energie ohne harmonisches Gleichgewicht zusammengestellt werden. Findet sich aber dieses Gleichgewicht durch Instinct, oder zufällig beobachtet, so entsteht eine angenehme Wirkung. Ich erinnere mich, daß ein hessischer Officier, der aus America kam, sein Gesicht nach der Art der Wilden mit reinen Farben bemahlte, wodurch eine Art von Totalität entstand, die keine unangenehme Wirkung that.

836.

Die Völker des südlichen Europa's tragen zu Kleidern sehr lebhafte Farben. Die Seidenwaaren, welche sie leichten Kaufs haben, begünstigen diese Neigung. Auch sind besonders die Frauen mit ihren lebhaftesten Miedern und Bändern immer mit der Gegend in Harmonie, indem sie nicht im Stande sind, den Glanz des Himmels und der Erde zu überscheinen.

837.

Die Geschichte der Färberey belehrt uns, daß bei den Trachten der Nationen gewisse technische Bequemlichkeiten und Vortheile sehr großen Einfluß hatten. So sieht man die Deutschen viel in Blau gehen, weil es eine dauerhafte Farbe des Tuches ist; auch in manchen Ge-

genden, alle Landleute in grünem Zwillich, weil dieſer gedachte Farbe gut annimmt. Möchte ein Reiſender hierauf achten, ſo würden ihm bald angenehme und lehrreiche Beobachtungen gelingen.

838.

Farben, wie ſie Stimmungen hervorbringen, fügen ſich auch zu Stimmungen und Zuſtänden. Lebhafte Nationen, z. B. die Franzoſen, lieben die geſteigerten Farben, beſonders der activen Seite; gemäßigte, als Engländer und Deutſche, das Strohe oder Ledergelb, wozu ſie Dunkelblau tragen. Nach Würde ſtrebende Nationen, als Italiäner und Spanier, ziehen die rothe Farbe ihrer Mäntel auf die paſſive Seite hinüber.

839.

Man bezieht bei Kleidungen den Charakter der Farbe auf den Charakter der Perſon. So kann man das Verhältniß der einzelnen Farben und Zuſammenſtellungen zu Geſichtsfarbe, Alter und Stand beobachten.

840.

Die weibliche Jugend hält auf Roſenfarb und Meergrün; das Alter auf Violett und Dunkelgrün. Die Blondine hat zu Violett und Hellgelb, die Brünette zu Blau und Gelbroth Neigung, und ſämmtlich mit Recht.

Die römiſchen Kaiſer waren auf den Purpur höchſt eiferſüchtig. Die Kleidung des chineſiſchen Kaiſers iſt Orange mit Purpur geſtickt. Citronengelb dürfen auch ſeine Bedienten und die Geiſtlichen tragen.

zen Farben in Gefahr kommen, eine nicht ganz lebhafte Geſichtsfarbe noch unſcheinbarer zu machen; wie ſie denn überhaupt genöthigt ſind, ſobald ſie einer glänzenden Umgebung das Gleichgewicht halten ſollen, ihre Geſichtsfarbe durch Schminke zu erhöhen.

847.

Hier wäre nun noch eine artige Arbeit zu machen übrig, nämlich eine Beurtheilung der Uniformen, Livreen, Cocarden und andrer Abzeichen, nach den oben aufgeſtellten Grundſätzen. Man könnte im Allgemeinen ſagen, daß ſolche Kleidungen oder Abzeichen keine harmoniſchen Farben haben dürfen. Die Uniformen ſollten Charakter und Würde haben; die Livreen können gemein und in's Auge fallend ſeyn. An Beiſpielen von guter und ſchlechter Art würde es nicht fehlen, da der Farbenkreis eng und ſchon oft genug durchprobirt worden iſt.

Aeſthetiſche Wirkung.

848.

Aus der ſinnlichen und ſittlichen Wirkung der Farben, ſowohl einzeln als in Zuſammenſtellung, wie wir ſie bisher vorgetragen haben, wird nun für den Künſtler die äſthetiſche Wirkung abgeleitet. Wir wollen auch darüber die nöthigſten Winke geben, wenn wir vorher die allgemeine Bedingung mahleriſcher Darſtellung, Licht

und Schatten abgehandelt, woran ſich die Farbenerſcheinung unmittelbar anſchließt.

Helldunkel.

849.

Das Helldunkel, clair-obscur, nennen wir die Erſcheinung körperlicher Gegenſtände, wenn an denſelben nur die Wirkung des Lichtes und Schattens betrachtet wird.

850.

Im engern Sinne wird auch manchmal eine Schattenpartie, welche durch Reflexe beleuchtet wird, ſo genannt; doch wir brauchen hier das Wort in ſeinem erſten allgemeinern Sinne.

851.

Die Trennung des Helldunkels von aller Farbenerſcheinung iſt möglich und nöthig. Der Künſtler wird das Räthſel der Darſtellung eher löſen, wenn er ſich zuerſt das Helldunkel unabhängig von Farben denkt, und daſſelbe in ſeinem ganzen Umfange kennen lernt.

852.

Das Helldunkel macht den Körper als Körper erſcheinen, indem uns Licht und Schatten von der Dichtigkeit belehrt.

853.

Es kommt dabei in Betracht das höchſte Licht, die Mitteltinte, der Schatten, und bei dem letzten wieder

der eigene Schatten des Körpers, der auf andre Körper geworfene Schatten, der erhellte Schatten oder Reflex.

854.

Zum natürlichſten Beiſpiel für das Helldunkel wäre die Kugel günſtig, um ſich einen allgemeinen Begriff zu bilden, aber nicht hinlänglich zum äſthetiſchen Gebrauch. Die verfließende Einheit einer ſolchen Rundung führt zum Nebuliſtiſchen. Um Kunſtwirkungen zu erzwecken, müſſen an ihr Flächen hervorgebracht werden, damit die Theile der Schatten- und Lichtſeite ſich mehr in ſich ſelbſt abſondern.

855.

Die Italiäner nennen dieſes il piazzoso; man könnte es im Deutſchen das Flächenhafte nennen. Wenn nun alſo die Kugel ein vollkommenes Beiſpiel des natürlichen Helldunkels wäre, ſo würde ein Vieleck ein Beiſpiel des künſtlichen ſeyn, wo alle Arten von Lichtern, Halblichtern, Schatten und Reflexen bemerklich wären.

856.

Die Traube iſt als ein gutes Beiſpiel eines mahleriſchen Ganzen im Helldunkel anerkannt, um ſo mehr als ſie ihrer Form nach eine vorzügliche Gruppe darzuſtellen im Stande iſt; aber ſie iſt bloß für den Meiſter tauglich, der das, was er auszuüben verſteht, in ihr zu ſehen weiß.

857.

Um den erſten Begriff faßlich zu machen, der ſelbſt

von einem Vieleck immer noch schwer zu abstrahiren ist, schlagen wir einen Cubus vor, dessen drey gesehene Seiten das Licht, die Mitteltinte und den Schatten, abgesondert neben einander vorstellen.

858.

Jedoch um zum Helldunkel einer zusammengesetztern Figur überzugehen, wählen wir das Beispiel eines aufgeschlagenen Buches, welches uns einer größern Mannichfaltigkeit näher bringt.

859.

Die antiken Statuen aus der schönen Zeit findet man zu solchen Wirkungen höchst zweckmäßig gearbeitet. Die Lichtpartien sind einfach behandelt, die Schattenseiten desto mehr unterbrochen, damit sie für mannichfaltige Reflexe empfänglich würden; wobei man sich des Beispiels vom Vieleck erinnern kann.

860.

Beispiele antiker Mahlerey geben hierzu die Herculanischen Gemählde und die Aldobrandinische Hochzeit.

861.

Moderne Beispiele finden sich in einzelnen Figuren Raphaels, an ganzen Gemählden Correggio's, der niederländischen Schule, besonders des Rubens.

Streben zur Farbe.

862.

Ein Kunſtwerk ſchwarz und weiß kann in der Mahlerey ſelten vorkommen. Einige Arbeiten von Polydor geben uns davon Beiſpiele, ſo wie unſere Kupferſtiche und geſchabten Blätter. Dieſe Arten, inſofern ſie ſich mit Formen und Haltung beſchäftigen, ſind ſchätzenswerth; allein ſie haben wenig Gefälliges für's Auge, indem ſie nur durch eine gewaltſame Abſtraction entſtehen.

863.

Wenn ſich der Künſtler ſeinem Gefühl überläßt, ſo meldet ſich etwas Farbiges gleich. Sobald das Schwarze in's Blauliche fällt, entſteht eine Forderung des Gelben, das denn der Künſtler inſtinctmäßig vertheilt und theils rein in den Lichtern, theils geröthet und beſchmutzt als Braun in den Reflexen, zu Belebung des Ganzen anbringt, wie es ihm am räthlichſten zu ſeyn ſcheint.

864.

Alle Arten von Camayeu, oder Farb' in Farbe, laufen doch am Ende dahin hinaus, daß ein geforderter Gegenſatz oder irgend eine farbige Wirkung angebracht wird. So hat Polydor in ſeinen ſchwarz und weißen Frescogemählden ein gelbes Gefäß, oder ſonſt etwas der Art eingeführt.

865.

Ueberhaupt ſtrebten die Menſchen in der Kunſt inſtinctmäßig jederzeit nach Farbe. Man darf nur täglich beobachten, wie Zeichenluſtige von Tuſche oder ſchwarzer Kreide auf weiß Papier zu farbigem Papier ſich ſteigern; dann verſchiedene Kreiden anwenden und endlich in's Paſtell übergehen. Man ſah in unſern Zeiten Geſichter mit Silberſtift gezeichnet, durch rothe Bäckchen belebt und mit farbigen Kleidern angethan; ja Silhouetten in bunten Uniformen. Paolo Uccello mahlte farbige Landſchaften zu farbloſen Figuren.

866.

Selbſt die Bildhaueren der Alten konnte dieſem Trieb nicht wiederſtehen. Die Aegyptier ſtrichen ihre Basreliefs an. Den Statuen gab man Augen von farbigen Steinen. Zu marmornen Köpfen und Extremitäten fügte man porphyrne Gewänder, ſo wie man bunte Kalkſinter zum Sturze der Bruſtbilder nahm. Die Jeſuiten verfehlten nicht, ihren heiligen Aloyſius in Rom auf dieſe Weiſe zuſammen zu ſetzen, und die neueſte Bildhaueren unterſcheidet das Fleiſch durch eine Tinctur von den Gewändern.

Haltung.

867.

Wenn die Linearperſpective die Abſtufung der Gegenſtände in ſcheinbarer Größe durch Entfernung zeigt,

ſo läßt uns die Luftperſpective die Abſtufung der Gegenſtände in mehr oder minderer Deutlichkeit durch Entfernung ſehen.

868.

Ob wir zwar entfernte Gegenſtände nach der Natur unſres Auges nicht ſo deutlich ſehen als nähere, ſo ruht doch die Luftperſpective eigentlich auf dem wichtigen Satz, daß alle durchſichtigen Mittel einigermaßen trübe ſind.

869.

Die Atmoſphäre iſt alſo immer mehr oder weniger trüb. Beſonders zeigt ſie dieſe Eigenſchaft in den ſüdlichen Gegenden bei hohem Barometerſtand, trocknem Wetter und wolkenloſem Himmel, wo man eine ſehr merkliche Abſtufung wenig auseinanderſtehender Gegenſtände beobachten kann.

870.

Im Allgemeinen iſt dieſe Erſcheinung jederman bekannt; der Mahler hingegen ſieht die Abſtufung bei den geringſten Abſtänden, oder glaubt ſie zu ſehen. Er ſtellt ſie praktiſch dar, indem er die Theile eines Körpers, z. B. eines völlig vorwärts gekehrten Geſichtes, von einander abſtuft. Hiebei behauptet Beleuchtung ihre Rechte. Dieſe kommt von der Seite in Betracht, ſo wie die Haltung von vorn nach der Tiefe zu.

nehmen, daß dieſe Weſen, lebendig im Meere ſich nährend und wachſend, noch kurz vorher der allgemeinen Luſt des Daſeyns nach ihrer Weiſe genoſſen und jetzt, nicht etwa verbrennen, ſondern durchgeglüht, ihre völlige Geſtalt behalten, wenn gleich alles Lebendige aus ihnen weggetrieben iſt. Nehme man nunmehr an, daß die Nacht hereinbricht und dieſe organiſchen Reſte dem Auge des Beſchauers wirklich glühend erſcheinen, ſo läßt ſich kein herrlicheres Bild einer tiefen, heimlichen Seelenqual vor Augen ſtellen. Will ſich jemand hievon ein vollkommenes Anſchauen erwerben, ſo erſuche er einen Chemiker ihm Auſterſchalen in den Zuſtand der Phosphorescenz zu verſetzen, wo er mir uns geſtehen wird, daß ein ſiedend heißes Gefühl, welches den Menſchen durchdringt, wenn ein gerechter Vorwurf ihn, mitten in dem Dünkel eines zutraulichen Selbſtgefühls, unerwartet betrifft, nicht furchtbarer auszuſprechen ſey.

Solcher Gleichniſſe würden ſich zu Hunderten auffinden laſſen, die das unmittelbarſte Anſchauen des Natürlichen, Wirklichen vorausſetzen und zugleich wiederum einen hohen ſittlichen Begriff erwecken, der aus dem Grunde eines reinen ausgebildeten Gefühls hervorſteigt.

Höchſt ſchätzenswerth iſt, bei dieſer gränzenloſen Breite, ihre Aufmerkſamkeit auf's Einzelne, der ſcharfe liebevolle Blick der einem bedeutenden Gegenſtand ſein

Colorit.

871.

Indem wir nunmehr zur Farbengebung übergehen, ſetzen wir voraus, daß der Mahler überhaupt mit dem Entwurf unſerer Farbenlehre bekannt ſey und ſich gewiſſe Capitel und Rubriken, die ihn vorzüglich berühren, wohl zu eigen gemacht habe: denn ſo wird er ſich im Stande befinden, das Theoretiſche ſowohl als das Praktiſche, im Erkennen der Natur und im Anwenden auf die Kunſt, mit Leichtigkeit zu behandeln.

Colorit des Orts.

872.

Die erſte Erſcheinung des Colorits tritt in der Natur gleich mit der Haltung ein: denn die Luftperſpective beruht auf der Lehre von den trüben Mitteln. Wir ſehen den Himmel, die entfernten Gegenſtände, ja die nahen Schatten blau. Zugleich erſcheint uns das Leuchtende und Beleuchtete ſtufenweiſe Gelb bis zur Purpurfarbe In manchen Fällen tritt ſogleich die phyſiologiſche Forderung der Farben ein, und eine ganz farbloſe Landſchaft wird durch dieſe mit und gegen einander wirkenden Beſtimmungen vor unſerm Auge völlig farbig erſcheinen.

Colorit der Gegenstände.

873.

Localfarben sind die allgemeinen Elementarfarben, aber nach den Eigenschaften der Körper und ihrer Oberflächen, an denen wir sie gewahr werden, specificirt. Diese Specification geht bis in's Unendliche.

874.

Es ist ein großer Unterschied, ob man gefärbte Seide oder Wolle vor sich hat. Jede Art des Bereitens und Webens bringt schon Abweichungen hervor. Rauhigkeit, Glätte, Glanz kommen in Betrachtung.

875.

Es ist daher ein der Kunst sehr schädliches Vorurtheil daß der gute Mahler keine Rücksicht auf den Stoff der Gewänder nehmen, sondern nur immer gleichsam abstracte Falten mahlen müsse. Wird nicht hierdurch alle charakteristische Abwechselung aufgehoben, und ist das Portrait von Leo X. deßhalb weniger trefflich, weil an diesem Bilde Sammt, Atlas und Mohr neben einander nachgeahmt ward?

876.

Bei Naturproducten erscheinen die Farben mehr oder weniger modificirt, specificirt, ja individualisirt; welches bei Steinen und Pflanzen, bei den Federn der Vögel und den Haaren der Thiere wohl zu beobachten ist.

877.

Die Hauptkunſt des Mahlers bleibt immer, daß er die Gegenwart des beſtimmten Stoffes nachahme und das Allgemeine, Elementare der Farbenerſcheinung zerſtöre. Die höchſte Schwierigkeit findet ſich hier bei der Oberfläche des menſchlichen Körpers.

878.

Das Fleiſch ſteht im Ganzen auf der activen Seite; doch ſpielt das Blauliche der paſſiven auch mit herein. Die Farbe iſt durchaus ihrem elementaren Zuſtande entrückt und durch Organiſation neutraliſirt.

879.

Das Colorit des Ortes und das Colorit der Gegenſtände in Harmonie zu bringen, wird nach Betrachtung deſſen, was von uns in der Farbenlehre abgehandelt worden, dem geiſtreichen Künſtler leichter werden, als bisher der Fall war, und er wird im Stande ſeyn, unendlich ſchöne, mannichfaltige und zugleich wahre Erſcheinungen darzuſtellen.

Charakteriſtiſches Colorit.

880.

Die Zuſammenſtellung farbiger Gegenſtände ſowohl als die Färbung des Raumes, in welchem ſie enthalten ſind, ſoll nach Zwecken geſchehen, welche der Künſtler ſich vorſetzt. Hiezu iſt beſonders die Kenntniß der Wirkung

kung der Farben auf Empfindung, ſowohl im Einzelnen als in Zuſammenſtellung, nöthig. Deßhalb ſich denn der Mahler von dem allgemeinen Dualism ſowohl als von den beſondern Gegenſätzen penetriren ſoll; wie er denn überhaupt wohl inne haben müßte, was wir von den Eigenſchaften der Farben geſagt haben.

881.

Das Charakteriſtiſche kann unter drey Hauptrubriken begriffen werden, die wir einſtweilen durch das Mächtige das Sanfte und das Glänzende bezeichnen wollen.

882.

Das erſte wird durch das Uebergewicht der activen, das zweyte durch das Uebergewicht der paſſiven Seite, das dritte durch Totalität und Darſtellung des ganzen Farbenkreiſes im Gleichgewicht hervorgebracht.

883.

Der mächtige Effect wird erreicht durch Gelb, Gelbroth und Purpur, welche letzte Farbe auch noch auf der Plusſeite zu halten iſt. Wenig Violett und Blau, noch weniger Grün iſt anzubringen. Der ſanfte Effect wird durch Blau, Violett und Purpur, welcher jedoch auf die Minusſeite zu führen iſt, hervorgebracht. Wenig Gelb und Gelbroth, aber viel Grün, kann ſtattfinden.

884.

Wenn man alſo dieſe beiden Effecte in ihrer vollen Bedeutung hervorbringen will, ſo kann man die geforderten Farben bis auf ein Minimum ausſchließen und

nur ſo viel von ihnen ſehen laſſen, als eine Ahnung der Totalität unweigerlich zu verlangen ſcheint.

Harmoniſches Colorit.

885.

Obgleich die beiden charakteriſtiſchen Beſtimmungen, nach der eben angezeigten Weiſe, auch gewiſſermaßen harmoniſch genannt werden können; ſo entſteht doch die eigentliche harmoniſche Wirkung nur alsdann, wenn alle Farben neben einander im Gleichgewicht angebracht ſind.

886.

Man kann hierdurch das Glänzende ſowohl als das Angenehme hervorbringen, welche beide jedoch immer etwas Allgemeines und in dieſem Sinne etwas Charakterloſes haben werden.

887.

Hierin liegt die Urſache, warum das Colorit der meiſten Neuern charakterlos iſt; denn indem ſie nur ihrem Inſtinct folgen, ſo bleibt das Letzte, wohin er ſie führen kann, die Totalität, die ſie mehr oder weniger erreichen, dadurch aber zugleich den Charakter verſäumen, den das Bild allenfalls haben könnte.

888.

Hat man hingegen jene Grundſätze im Auge, ſo ſieht man, wie ſich für jeden Gegenſtand mit Sicherheit eine andre Farbenſtimmung wählen läßt. Freilich fordert die

Anwendung unendliche Modificationen, welche dem Genie allein, wenn es von diesen Grundsätzen durchdrungen ist, gelingen werden.

Aechter Ton.

889.

Wenn man das Wort Ton, oder vielmehr Tonart, auch noch künftig von der Musik borgen und bei der Farbengebung brauchen will, so wird es in einem bessern Sinne als bisher geschehen können.

890.

Man würde nicht mit Unrecht ein Bild von mächtigem Effect, mit einem musikalischen Stücke aus dem Dur-Ton; ein Gemählde von sanftem Effect, mit einem Stücke aus dem Moll-Ton vergleichen, so wie man für die Modification dieser beiden Haupteffecte andre Vergleichungen finden könnte.

Falscher Ton.

891.

Was man bisher Ton nannte, war ein Schleier von einer einzigen Farbe über das ganze Bild gezogen. Man nahm ihn gewöhnlich gelb, indem man aus Instinct das Bild auf die mächtige Seite treiben wollte.

892.

Wenn man ein Gemählde durch ein gelbes Glas an-

ſieht, ſo wird es uns in dieſem Ton erſcheinen. Es iſt der Mühe werth, dieſen Verſuch zu machen und zu wiederholen, um genau kennen zu lernen, was bei einer ſolchen Operation eigentlich vorgeht. Es iſt eine Art Nachtbeleuchtung, eine Steigerung, aber zugleich Verdüſterung der Plusſeite, und eine Beſchmutzung der Minusſeite.

893.

Dieſer unächte Ton iſt durch Inſtinct aus Unſicherheit deſſen, was zu thun ſey, entſtanden: ſo daß man anſtatt der Totalität eine Uniformität hervorbrachte.

Schwaches Colorit.

894.

Eben dieſe Unſicherheit iſt Urſache, daß man die Farben der Gemählde ſo ſehr gebrochen hat, daß man aus dem Grauen heraus, und in das Graue hinein mahlt, und die Farbe ſo leiſe behandelt als möglich.

895.

Man findet in ſolchen Gemählden oft die harmoniſchen Gegenſtellungen recht glücklich, aber ohne Muth, weil man ſich vor dem Bunten fürchtet.

Das Bunte.

896.

Bunt kann ein Gemählde leicht werden, in welchem man bloß empiriſch, nach unſichern Eindrücken, die Farben in ihrer ganzen Kraft neben einander ſtellen wollte.

897.

Wenn man dagegen ſchwache, obgleich widrige Farben neben einander ſetzt, ſo iſt freilich der Effect nicht auffallend. Man trägt ſeine Unſicherheit auf den Zuſchauer hinüber, der denn an ſeiner Seite weder loben noch tadeln kann.

898.

Auch iſt es eine wichtige Betrachtung daß man zwar die Farben unter ſich in einem Bilde richtig aufſtellen könne, daß aber doch ein Bild bunt werden müſſe, wenn man die Farben in Bezug auf Licht und Schatten falſch anwendet.

899.

Es kann dieſer Fall um ſo leichter eintreten, als Licht und Schatten ſchon durch die Zeichnung gegeben und in derſelben gleichſam enthalten iſt, dahingegen die Farbe der Wahl und Willkür noch unterworfen bleibt.

Furcht vor dem Theoretiſchen.

900.

Man fand bisher bei den Mahlern eine Furcht, ja eine entſchiedene Abneigung gegen alle theoretiſchen Betrachtungen über die Farbe und was zu ihr gehört; welches ihnen jedoch nicht übel zu deuten war. Denn das bisher ſogenannte Theoretiſche war grundlos, ſchwankend und auf Empirie hindeutend. Wir wünſchen, daß unſere Bemühungen dieſe Furcht einigermaßen vermindern und den Künſtler anreizen mögen, die aufgeſtellten Grundſätze praktiſch zu prüfen und zu beleben.

Letzter Zweck.

901.

Denn ohne Ueberſicht des Ganzen wird der letzte Zweck nicht erreicht. Von allem dem, was wir bisher vorgetragen, durchdringe ſich der Künſtler. Nur durch die Einſtimmung des Lichtes und Schattens, der Haltung, der wahren und charakteriſtiſchen Farbengebung kann das Gemählde von der Seite, von der wir es gegenwärtig betrachten, als vollendet erſcheinen.

Gründe.

902.

Es war die Art der ältern Künſtler, auf hellen Grund zu mahlen. Er beſtand aus Kreide und wurde auf Lein-

wand oder Holz ſtark aufgetragen und polirt. Sodann wurde der Umriß aufgezeich...t und das Bild mit einer ſchwärzlichen oder bräunlichen Farbe ausgetuſcht. Dergleichen auf dieſe Art zum Coloriren vorbereitete Bilder ſind noch übrig von Leornardo da Vinci, Fra Bartolomeo und mehrere von Guido.

903.

Wenn man zur Colorirung ſchritt und weiße Gewänder darſtellen wollte, ſo ließ man zuweilen dieſen Grund ſtehen. Tizian that es in ſeiner ſpätern Zeit, wo er die große Sicherheit hatte, und mit wenig Mühe viel zu leiſten wußte. Der weißliche Grund wurde als Mitteltinte behandelt, die Schatten aufgetragen und die hohen Lichter aufgeſetzt.

904.

Bei'm Coloriren war das untergelegte gleichſam getuſchte Bild immer wirkſam. Man mahlte z. B. ein Gewand mit einer Laſurfarbe, und das Weiße ſchien durch und gab der Farbe ein Leben, ſo wie der ſchon früher zum Schatten angelegte Theil die Farbe gedämpft zeigte, ohne daß ſie gemiſcht oder beſchmutzt geweſen wäre.

905.

Dieſe Methode hatte viele Vortheile. Denn an den lichten Stellen des Bildes hatte man einen hellen, an den beſchatteten einen dunkeln Grund. Das ganze Bild war vorbereitet; man konnte mit leichten Farben

eigenthümlichſtes abzugewinnen ſucht. Sie haben poetiſche Stillleben, die ſich den beſten niederländiſcher Künſtler an die Seite ſetzen, ja im Sittlichen ſich darüber erheben dürfen. Aus eben dieſer Neigung und Fähigkeit werden ſie gewiſſe Lieblingsgegenſtände nicht los; kein perſiſcher Dichter ermüdet die Lampe blendend, die Kerze leuchtend vorzuſtellen. Eben daher kommt auch die Eintönigkeit, die man ihnen vorwirft; aber genau betrachtet, werden die Naturgegenſtände bei ihnen zum Surrogat der Mythologie, Roſe und Nachtigall nehmen den Platz ein von Apoll und Daphne. Wenn man bedenkt was ihnen abging, daß ſie kein Theater, keine bildende Kunſt hatten, ihr dichteriſches Talent aber nicht geringer war als irgend eins von jeher, ſo wird man, ihrer eigenſten Welt befreundet, ſie immer mehr bewundern müſſen.

mahlen, und man war der Uebereinstimmung des Lichtes mit den Farben gewiß. Zu unsern Zeiten ruht die Aquarellmahlerey auf diesen Grundsätzen.

906.

Uebrigens wird in der Oelmahlerey gegenwärtig durchaus ein heller Grund gebraucht, weil Mitteltinten mehr oder weniger durchsichtig sind, und also durch einen hellen Grund einigermaßen belebt, so wie die Schatten selbst nicht so leicht dunkel werden.

907.

Auf dunkle Gründe mahlte man auch eine Zeitlang. Wahrscheinlich hat sie Tintoret eingeführt; ob Giorgione sich derselben bedient, ist nicht bekannt. Tizians beste Bilder sind nicht auf dunkeln Grund gemahlt.

908.

Ein solcher Grund war rothbraun, und wenn auf denselben das Bild aufgezeichnet war, so wurden die stärksten Schatten aufgetragen, die Lichtfarben impastirte man auf den hohen Stellen sehr stark und vertrieb sie gegen den Schatten zu; da denn der dunkle Grund durch die verdünnte Farbe als Mitteltinte durchsah. Der Effect wurde beim Ausmahlen durch mehrmaliges Uebergehen der lichten Partien und Aufsetzen der hohen Lichter erreicht.

909.

Wenn diese Art sich besonders wegen der Geschwin-

digkeit bei der Arbeit empfiehlt, ſo hat ſie doch in der Folge viel Schädliches. Der energiſche Grund wächſt und wird dunkler; was die hellen Farben nach und nach an Klarheit verlieren, gibt der Schattenſeite immer mehr und mehr Uebergewicht. Die Mitteltinten werden immer dunkler und der Schatten zuletzt ganz finſter. Die ſtark aufgetragenen Lichter bleiben allein hell und man ſieht nur lichte Flecken auf dem Bilde; wovon uns die Gemählde der Bologneſiſchen Schule und des Caravaggio genugſame Beiſpiele geben.

910.

Auch iſt nicht unſchicklich, hier noch zum Schluſſe des Laſirens zu erwähnen. Dieſes geſchieht, wenn man eine ſchon aufgetragene Farbe als hellen Grund betrachtet. Man kann eine Farbe dadurch für's Auge miſchen, ſie ſteigern, ihr einen ſogenannten Ton geben; man macht ſie dabei aber immer dunkler.

Pigmente.

911.

Wir empfangen ſie aus der Hand des Chemikers und Naturforſchers. Manches iſt darüber aufgezeichnet und durch den Druck bekannt geworden; doch verdiente dieſes Capitel von Zeit zu Zeit neu bearbeitet zu werden. Indeſſen theilt der Meiſter ſeine Kenntniſſe hierüber dem Schüler mit, der Künſtler dem Künſtler.

912.

Diejenigen Pigmente, welche ihrer Natur nach die dauerhafteſten ſind, werden vorzüglich ausgeſucht; aber auch die Behandlungsart trägt viel zur Dauer des Bildes bei. Deßwegen ſind ſo wenig Farbenkörper als möglich anzuwenden, und die ſimpelſte Methode des Auftrags nicht genug zu empfehlen.

913.

Denn aus der Menge der Pigmente iſt manches Uebel für das Colorit entſprungen. Jedes Pigment hat ſein eigenthümliches Weſen in Abſicht ſeiner Wirkung auf's Auge; ferner etwas Eigenthümliches, wie es techniſch behandelt ſeyn will. Jenes iſt Urſache, daß die Harmonie ſchwerer durch mehrere als durch wenige Pigmente zu erreichen iſt; dieſes, daß chemiſche Wirkung und Gegenwirkung unter den Farbekörpern ſtattfinden kann.

914.

Ferner gedenken wir noch einiger falſchen Richtungen, von denen ſich die Künſtler hinreißen laſſen. Die Mahler begehren immer nach neuen Farbekörpern, und glauben, wenn ein ſolcher gefunden wird, einen Vorſchritt in der Kunſt gethan zu haben. Sie tragen großes Verlangen, die alten mechaniſchen Behandlungsarten kennen zu lernen, wodurch ſie viel Zeit verlieren; wie wir uns denn zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Wachsmahlerey viel zu lange gequält haben. Andre gehen darauf aus, neue Behandlungsarten zu erfinden; wo-

durch denn auch weiter nichts gewonnen wird. Denn es iſt zuletzt doch nur der Geiſt, der jede Technik lebendig macht.

Allegoriſcher, ſymboliſcher, myſtiſcher Gebrauch der Farbe.

915.

Es iſt oben umſtändlich nachgewieſen worden, daß eine jede Farbe einen beſondern Eindruck auf den Menſchen mache, und dadurch ihr Weſen ſowohl dem Auge als Gemüth offenbare. Daraus folgt ſogleich, daß die Farbe ſich zu gewiſſen ſinnlichen, ſittlichen, äſthetiſchen Zwecken anwenden laſſe.

916.

Einen ſolchen Gebrauch alſo, der mit der Natur völlig übereinträfe, könnte man den ſymboliſchen nennen, indem die Farbe ihrer Wirkung gemäß angewendet würde, und das wahre Verhältniß ſogleich die Bedeutung ausſpräche. Stellt man z. B. den Purpur als die Majeſtät bezeichnend auf, ſo wird wohl kein Zweifel ſeyn, daß der rechte Ausdruck gefunden worden; wie ſich alles dieſes ſchon oben hinreichend auseinandergeſetzt findet.

917.

Hiermit iſt ein anderer Gebrauch nahe verwandt, den man den allegoriſchen nennen könnte. Bei dieſem iſt mehr Zufälliges und Willkürliches, ja man kann ſagen

etwas Conventionelles, indem uns erſt der Sinn des Zeichens überliefert werden muß, ehe wir wiſſen, was es bedeuten ſoll, wie es ſich z. B. mit der grünen Farbe verhält, die man der Hoffnung zugetheilt hat.

918.

Daß zuletzt auch die Farbe eine myſtiſche Deutung erlaube, läßt ſich wohl ahnen. Denn da jenes Schema, worin ſich die Farbenmannichfaltigkeit darſtellen läßt, ſolche Urverhältniſſe andeutet, die ſowohl der menſchlichen Anſchauung als der Natur angehören, ſo iſt wohl kein Zweifel, daß man ſich ihrer Bezüge, gleichſam als einer Sprache, auch da bedienen könne, wenn man Urverhältniſſe ausdrücken will, die nicht eben ſo mächtig und mannichfaltig in die Sinne fallen. Der Mathematiker ſchätzt den Werth und Gebrauch des Triangels; der Triangel ſteht bei dem Myſtiker in großer Verehrung; gar manches läßt ſich im Triangel ſchematiſiren und die Farbenerſcheinung gleichfalls, und zwar dergeſtalt, daß man durch Verdoppelung und Verſchränkung zu dem alten geheimnißvollen Sechseck gelangt.

919.

Wenn man erſt das Auseinandergehen des Gelben und Blauen wird recht gefaßt, beſonders aber die Steigerung in's Rothe genugſam betrachtet haben, wodurch das Entgegengeſetzte ſich gegen einander neigt, und ſich in einem Dritten vereinigt, dann wird gewiß eine beſondere geheimnißvolle Anſchauung eintreten, daß man die-

ſen beiden getrennten, einander entgegengeſetzten Weſen eine geiſtige Bedeutung unterlegen könne, und man wird ſich kaum enthalten, wenn man ſie unterwärts das Grün, und oberwärts das Roth hervorbringen ſieht, dort an die irdiſchen, hier an die himmliſchen Ausgeburten der Elohim zu gedenken.

920.

Doch wir thun beſſer, uns nicht noch zum Schluſſe dem Verdacht der Schwärmerey auszuſetzen, um ſo mehr als es, wenn unſre Farbenlehre Gunſt gewinnt, an allegoriſchen, ſymboliſchen und myſtiſchen Anwendungen und Deutungen, dem Geiſte der Zeit gemäß, gewiß nicht fehlen wird.

Zugabe.

Das Bedürfniß des Mahlers, der in der bisherigen Theorie keine Hülfe fand, ſondern ſeinem Gefühl, ſeinem Geſchmack, einer unſichern Ueberlieferung in Abſicht auf die Farbe völlig überlaſſen war, ohne irgend ein phyſiſches Fundament gewahr zu werden, worauf er ſeine Ausübung hätte gründen können, dieſes Bedürfniß war der erſte Anlaß, der den Verfaſſer vermochte, in eine Bearbeitung der Farbenlehre ſich einzulaſſen. Da nichts wünſchenswerther iſt, als daß dieſe theoretiſche Ausführung bald im Praktiſchen genutzt und dadurch geprüft und ſchnell weiter geführt werde; ſo muß es zu-

gleich höchſt willkommen ſeyn, wenn wir finden, daß Künſtler ſelbſt ſchon den Weg einſchlagen, den wir für den rechten halten.

Ich laſſe daher zum Schluß, um hiervon ein Zeugniß abzugeben, den Brief eines talentvollen Mahlers, des Herrn Philipp Otto Runge, mit Vergnügen abdrucken, eines jungen Mannes, der ohne von meinen Bemühungen unterrichtet zu ſeyn, durch Naturell, Uebung und Nachdenken ſich auf die gleichen Wege gefunden hat. Man wird in dieſem Briefe, den ich ganz mittheile, weil ſeine ſämmtlichen Glieder in einem innigen Zuſammenhange ſtehen, bei aufmerkſamer Vergleichung gewahr werden, daß mehrere Stellen genau mit meinem Entwurf übereinkommen, daß andere ihre Deutung und Erläuterung aus meiner Arbeit gewinnen können, und daß dabei der Verfaſſer in mehreren Stellen mit lebhafter Ueberzeugung und wahrem Gefühle mir ſelbſt auf meinem Gange vorgeſchritten iſt. Möge ſein ſchönes Talent praktiſch bethätigen, wovon wir uns beide überzeugt halten, und möchten wir bei fortgeſetzter Betrachtung und Ausübung mehrere gewogene Mitarbeiter finden.

Wolgaſt, den 5 July 1806.

Nach einer kleinen Wanderung, die ich durch unſere anmuthige Inſel Rügen gemacht hatte, wo der ſtille Ernſt des Meeres von den freundlichen Halbinſeln und Thälern, Hügeln und Felſen, auf mannichfaltige Art

unterbrochen wird, fand ich zu dem freundlichen Willkommen der Meinigen, auch noch Ihren werthen Brief; und es iſt eine große Beruhigung für mich, meinen herzlichen Wunſch in Erfüllung gehen zu ſehen, daß meine Arbeiten doch auf irgend eine Art anſprechen möchten. Ich empfinde es ſehr, wie Sie ein Beſtreben, was auch außer der Richtung, die Sie der Kunſt wünſchen, liegt, würdigen; und es würde eben ſo albern ſeyn, Ihnen meine Urſachen, warum ich ſo arbeite, zu ſagen, als wenn ich bereden wollte, die meinige wäre die rechte.

Wenn die Praktik für jeden mit ſo großen Schwierigkeiten verbunden iſt, ſo iſt ſie es in unſern Zeiten im höchſten Grade. Für den aber, der in einem Alter, wo der Verſtand ſchon eine große Oberhand erlangt hat, erſt anfängt, ſich in den Anfangsgründen zu üben, wird es unmöglich, ohne zu Grunde zu gehen, aus ſeiner Individualität heraus ſich in ein allgemeines Beſtreben zu verſetzen.

Derjenige, der, indem er ſich in der unendlichen Fülle von Leben, die um ihn ausgebreitet iſt, verliert, und unwiderſtehlich dadurch zum Nachbilden angereizt wird, ſich von dem totalen Eindrucke eben ſo gewaltig ergriffen fühlt, wird gewiß auf eben die Weiſe, wie er in das Charakteriſtiſche der Einzelnheiten eingeht, auch in das Verhältniß, die Natur und die Kräfte der großen Maſſen einzudringen ſuchen.

Wer in dem beſtändigen Gefühl, wie alles bis in's

kleinſte Detail lebendig iſt, und auf einander wirkt, die großen Maſſen betrachtet, kann ſolche nicht ohne eine beſondere Connexion oder Verwandtſchaft ſich denken, noch viel weniger darſtellen, ohne ſich auf die Grundurſachen einzulaſſen. Und thut er dieß, ſo kann er nicht eher wieder zu der erſten Freiheit gelangen, wenn er ſich nicht gewiſſermaßen bis auf den reinen Grund durchgearbeitet hat.

Um es deutlicher zu machen, wie ich es meine: ich glaube, daß die alten deutſchen Künſtler, wenn ſie etwas von der Form gewußt hätten, die Unmittelbarkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks in ihren Figuren würden verloren haben, bis ſie in dieſer Wiſſenſchaft einen gewiſſen Grad erlangt hätten.

Es hat manchen Menſchen gegeben, der aus freier Fauſt Brücken und Hängewerke und gar künſtliche Sachen gebaut hat. Es geht auch wohl eine Zeit lang, wenn er aber zu einer gewiſſen Höhe gekommen und er von ſelbſt auf mathematiſche Schlüſſe verfällt, ſo iſt ſein ganzes Talent fort, er arbeite ſich denn durch die Wiſſenſchaft durch wieder in die Freiheit hinein.

So iſt es mir unmöglich geweſen, ſeit ich zuerſt mich über die beſondern Erſcheinungen bei der Miſchung der drey Farben verwunderte, mich zu beruhigen, bis ich ein gewiſſes Bild von der ganzen Farbenwelt hatte, welches groß genug wäre, um alle Verwandlungen und Erſcheinungen in ſich zu ſchließen.

Es

Es iſt ein ſehr natürlicher Gedanke für einen Mahler, wenn er zu wiſſen begehrt, indem er eine ſchöne Gegend ſieht, oder auf irgend eine Art von einem Effect in der Natur angeſprochen wird, aus welchen Stoffen gemiſcht dieſer Effect wieder zu geben wäre. Dieß hat mich wenigſtens angetrieben, die Eigenheiten der Farben zu ſtudiren, und ob es möglich wäre, ſo tief einzudringen in ihre Kräfte, damit es mir deutlicher würde, was ſie leiſten, oder was durch ſie gewirkt wird, oder was auf ſie wirkt. Ich hoffe, daß Sie mit Schonung einen Verſuch anſehen, den ich bloß aufſchreibe, um Ihnen meine Anſicht deutlich zu machen, die, wie ich doch glaube, ſich praktiſch nur ganz auszuſprechen vermag. Indeß hoffe ich nicht, daß es für die Mahlerey unnütz iſt, oder nur entbehrt werden kann, die Farben von dieſer Seite anzuſehen; auch wird dieſe Anſicht den phyſikaliſchen Verſuchen, etwas Vollſtändiges über die Farben zu erfahren, weder widerſprechen, noch ſie unnöthig machen.

Da ich Ihnen hier aber keine unumſtößlichen Beweiſe vorlegen kann, weil dieſe auf eine vollſtändige Erfahrung begründet ſeyn müſſen, ſo bitte ich nur, daß Sie auf Ihr eignes Gefühl ſich reduciren möchten, um zu verſtehen, wie ich meinte, daß ein Mahler mit keinen andern Elementen zu thun hätte, als mit denen, die Sie hier angegeben finden.

1) Drey Farben, Gelb, Roth und Blau, gibt

Allgemeinſtes.

Der höchſte Charakter orientaliſcher Dichtkunſt iſt, was wir Deutſche Geiſt nennen, das Vorwaltende des oberen Leitenden; hier ſind alle übrigen Eigenſchaften vereinigt, ohne daß irgend eine, das eigenthümliche Recht behauptend, hervorträte. Der Geiſt gehört vorzüglich dem Alter, oder einer alternden Weltepoche. Ueberſicht des Weltweſens, Ironie, freien Gebrauch der Talente finden wir in allen Dichtern des Orients. Reſultat und Prämiſſe wird uns zugleich geboten, deshalb ſehen wir auch wie großer Werth auf ein Wort aus dem Stegreife gelegt wird. Jene Dichter haben alle Gegenſtände gegenwärtig und beziehen die entfernteſten Dinge leicht auf einander, daher nähern ſie ſich auch dem was wir Witz nennen; doch ſteht der Witz nicht ſo hoch, denn dieſer iſt ſelbſtſüchtig, ſelbſtgefällig, wovon der Geiſt ganz frei bleibt, deshalb er auch überall genialiſch genannt werden kann und muß.

Aber nicht der Dichter allein erfreut ſich ſolcher Verdienſte; die ganze Nation iſt geiſtreich, wie aus

es bekanntlich nur, wenn wir dieſe in ihrer ganzen Kraft annehmen, und ſtellen ſie uns wie einen Cirkel vor, z. B. (ſiehe die Tafeln).

Roth

Orange Violett

Gelb Blau

Grün

ſo bilden ſich aus den drey Farben, Gelb, Roth und Blau drey Uebergänge, Orange, Violett und Grün (ich heiße alles Orange, was zwiſchen Gelb und Roth fällt, oder was von Gelb oder Roth aus ſich nach dieſen Seiten hinneigt), und dieſe ſind in ihrer mittleren Stellung am brillanteſten und die reinen Miſchungen der Farben.

2) Wenn man ſich ein bläuliches Orange, ein röthliches Grün oder ein gelbliches Violett denken will, wird einem ſo zu Muthe wie bei einem ſüdweſtlichen Nordwinde. Wie ſich aber ein warmes Violett erklären läßt, gibt es im Verfolg vielleicht Materie.

3) Zwey reine Farben wie Gelb und Roth geben eine reine Miſchung Orange. Wenn man aber zu ſolcher Blau miſcht, ſo wird ſie beſchmutzt, alſo daß wenn ſie zu gleichen Theilen geſchieht, alle Farbe in ein unſcheinendes Grau aufgehoben iſt.

Zwey reine Farben laſſen ſich miſchen, zwey Mit-

telfarben aber heben ſich einander auf oder beſchmutzen ſich, da ein Theil von der dritten Farbe hinzugekommen iſt.

Wenn die drey reinen Farben ſich einander aufheben in Grau, ſo thun die drey Miſchungen, Orange, Violett und Grün daſſelbe in ihrer mittlern Stellung, weil die drey Farben wieder gleich ſtark darin ſind.

Da nun in dieſem ganzen Kreiſe nur die reinen Uebergänge der drey Farben liegen und ſie durch ihre Miſchung nur den Zuſatz von Grau erhalten, ſo liegt außer ihnen zur größern Vervielfältigung noch Weiß und Schwarz.

4) Das Weiß macht durch ſeine Beimiſchung alle Farben matter, und wenn ſie gleich heller werden, ſo verlieren ſie doch ihre Klarheit und Feuer.

5) Schwarz macht alle Farben ſchmutzig, und wenn es ſolche gleich dunkler macht, ſo verlieren ſie eben ſo wohl ihre Reinheit und Klarheit.

6) Weiß und Schwarz mit einander gemiſcht gibt Grau.

7) Man empfindet ſehr leicht, daß in dem Umfang von den drey Farben nebſt Weiß und Schwarz der durch unſre Augen empfundene Eindruck der Natur in ſeinen Elementen nicht erſchöpft iſt. Da Weiß die Farben matt, und Schwarz ſie ſchmutzig macht, werden wir daher geneigt, ein Hell und Dunkel anzunehmen. Die

folgenden Betrachtungen werden uns aber zeigen, inwiefern sich hieran zu halten ist.

8) Es ist in der Natur außer dem Unterschied von Heller und Dunkler in den reinen Farben noch ein andrer wichtiger auffallend. Wenn wir z. B. in einer Helligkeit und in einer Reinheit rothes Tuch, Papier, Taft, Atlas oder Sammet, das Rothe des Abendroths oder rothes durchsichtiges Glas annehmen, so ist da noch ein Unterschied, der in der Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit der Materie liegt.

9) Wenn wir die drey Farben, Roth, Blau und Gelb undurchsichtig zusammen mischen, so entsteht ein Grau, welches Grau eben so aus Weiß und Schwarz gemischt werden kann.

10) Wenn man diese drey Farben durchsichtig also mischt, daß keine überwiegend ist, so erhält man eine Dunkelheit, die durch keine von den andern Theilen hervorgebracht werden kann.

11) Weiß sowohl als Schwarz sind beide undurchsichtig oder körperlich. Man darf sich an den Ausdruck weißes Glas nicht stoßen, womit man Klares meint. Weißes Wasser wird man sich nicht denken können, was rein ist, so wenig wie klare Milch. Wenn das Schwarze bloß dunkel machte, so könnte es wohl klar seyn, da es aber schmutzt, so kann es solches nicht.

12) Die undurchsichtigen Farben stehen zwischen

dem Weißen und Schwarzen; sie können nie so hell wie Weiß und nie so dunkel wie Schwarz seyn.

13) Die durchsichtigen Farben sind in ihrer Erleuchtung wie in ihrer Dunkelheit gränzenlos, wie Feuer und Wasser als ihre Höhe und ihre Tiefe angesehen werden kann.

14) Das Product der drey undurchsichtigen Farben, Grau, kann durch das Licht nicht wieder zu einer Reinheit kommen, noch durch eine Mischung dazu gebracht werden; es verbleicht entweder zu Weiß oder verkohlt sich zu Schwarz.

15) Drey Stücke Glas von den drey reinen durchsichtigen Farben würden auf einander gelegt eine Dunkelheit hervorbringen, die tiefer wäre als jede Farbe einzeln, nämlich so: drey durchsichtige Farben zusammen geben eine farblose Dunkelheit, die tiefer ist, als irgend eine von den Farben. Gelb ist z. E. die hellste und leuchtendste unter den drey Farben, und doch, wenn man zu ganz dunklem Violett so viel Gelb mischt, bis sie sich einander aufheben, so ist die Dunkelheit in hohem Grade verstärkt.

16) Wenn man ein dunkles durchsichtiges Glas, wie es allenfalls bei den optischen Gläsern ist, nimmt, und von der halben Dicke eine polirte Steinkohle, und legt beide auf einen weißen Grund, so wird das Glas heller erscheinen; verdoppelt man aber beide, so muß die Steinkohle still: stehen, wegen der Undurchsichtig-

keit; das Glas wird aber bis in's Unendliche sich verdunkeln, obwohl für unsre Augen nicht sichtbar. Eine solche Dunkelheit können eben sowohl die einzelnen durchsichtigen Farben erreichen, so daß Schwarz dagegen nur wie ein schmutziger Fleck erscheint.

17) Wenn wir ein solches durchsichtiges Product der drey durchsichtigen Farben auf die Weise verdünnen und das Licht durchscheinen ließen, so wird es auch eine Art Grau geben, die aber sehr verschieden von der Mischung der drey undurchsichtigen Farben seyn würde.

18) Die Helligkeit an einem klaren Himmel bei Sonnenaufgang dicht um die Sonne herum, oder vor der Sonne her, kann so groß seyn, daß wir sie kaum ertragen können. Wenn wir nun von dieser dort vorkommenden farblosen Klarheit, als einem Product von den drey Farben auf diese schließen wollten, so würden diese so hell seyn müssen, und so sehr über unsere Kräfte weggerückt, daß sie für uns dasselbe Geheimniß blieben, wie die in der Dunkelheit versunkenen.

19) Nun merken wir aber auch, daß die Helligkeit oder Dunkelheit nicht in den Vergleich oder Verhältniß zu den durchsichtigen Farben zu setzen sey, wie das Schwarz und Weiß zu den undurchsichtigen. Sie ist vielmehr eine Eigenschaft und eins mit der Klarheit und mit der Farbe. Man stelle sich einen reinen Ru-

bin vor, ſo dick oder ſo dünn man will, ſo iſt das Roth eins und daſſelbe, und iſt alſo nur ein durchſichtiges Roth, welches hell oder dunkel wird, je nachdem es vom Licht erweckt oder verlaſſen wird. Das Licht entzündet natürlich eben ſo das Product dieſer Farben in ſeiner Tiefe und erhebt es zu einer leuchtenden Klarheit, die jede Farbe durchſcheinen läßt. Dieſe Erleuchtung, der ſie fähig iſt, indem das Licht ſie zu immer höherem Brand entzündet, macht, daß ſie oft unbemerkt um uns wogt und in tauſend Verwandlungen die Gegenſtände zeigt, die durch eine einfache Miſchung unmöglich wären, und alles in ſeiner Klarheit läßt und noch erhöht. So können wir über die gleichgültigſten Gegenſtände oft einen Reiz verbreitet ſehen, der meiſt mehr in der Erleuchtung der zwiſchen uns und dem Gegenſtand befindlichen Luft liegt als in der Beleuchtung ſeiner Formen.

20) Das Verhältniß des Lichts zur durchſichtigen Farbe iſt, wenn man ſich darein vertieft, unendlich reizend, und das Entzünden der Farben und das Verſchwimmen in einander und Wiederentſtehen und Verſchwinden iſt wie das Odemholen in großen Pauſen von Ewigkeit zu Ewigkeit vom höchſten Licht bis in die einſame und ewige Stille in den allertiefſten Tönen.

21) Die undurchſichtigen Farben ſtehen wie Blumen dagegen, die es nicht wagen, ſich mit dem Himmel zu meſſen, und doch mit der Schwachheit von

der einen Seite, dem Weißen, und dem Böſen, dem Schwarzen, von der andern zu thun haben.

22) Dieſe ſind aber gerade fähig, wenn ſie ſich nicht mit Weiß noch Schwarz vermiſchen, ſondern dünn darüber gezogen werden, ſo anmuthige Variationen und ſo natürliche Effecte hervorzubringen, daß ſich an ihnen gerade der praktiſche Gebrauch der Ideen halten muß, und die durchſichtigen am Ende nur wie Geiſter ihr Spiel darüber haben, und nur dienen, um ſie zu heben und zu erhöhen in ihrer Kraft.

Der feſte Glaube an eine beſtimmte geiſtige Verbindung in den Elementen kann dem Mahler zuletzt einen Troſt und Heiterkeit mittheilen, die er auf keine andre Art zu erlangen im Stande iſt, da ſein eignes Leben ſich ſo in ſeiner Arbeit verliert und Materie, Mittel und Ziel in eins zuletzt in ihm eine Vollendung hervorbringt, die gewiß durch ein ſtets fleißiges und getreues Beſtreben hervorgebracht werden muß, ſo daß es auch auf andere nicht ohne wohlthätige Wirkung bleiben kann.

Wenn ich die Stoffe, womit ich arbeite, betrachte und ich halte ſie an den Maßſtab dieſer Qualitäten, ſo weiß ich beſtimmt wo und wie ich ſie anwenden kann, da kein Stoff, den wir verarbeiten, ganz rein iſt. Ich kann mich hier nicht über die Praktik ausbreiten, weil es erſtlich zu weitläuftig wäre, auch ich

bloß im Sinne gehabt habe, Ihnen den Standpunkt zu zeigen, von welchem ich die Farben betrachte.

Schlußwort.

Indem ich dieſe Arbeit, welche mich lange genug beſchäftigt, doch zuletzt nur als Entwurf gleichſam aus dem Stegreife herauszugeben im Falle bin, und nun die vorſtehenden gedruckten Bogen durchblättere, ſo erinnere ich mich des Wunſches, den ein ſorgfältiger Schriftſteller vormals geäußert, daß er ſeine Werke lieber zuerſt in's Concept gedruckt ſähe, um alsdann auf's neue mit friſchem Blick an das Geſchäft zu gehen, weil alles Mangelhafte uns im Drucke deutlicher entgegen komme, als ſelbſt in der ſauberſten Handſchrift.

Um wie lebhafter mußte bei mir dieſer Wunſch entſtehen, da ich nicht einmal eine völlig reinliche Abſchrift vor dem Druck durchgehen konnte, da die ſucceſſive Redaction dieſer Blätter in eine Zeit fiel, welche eine ruhige Sammlung des Gemüths unmöglich machte.

Wie vieles hätte ich daher meinen Leſern zu ſagen, wovon ſich doch manches ſchon in der Einleitung findet. Ferner wird man mir vergönnen, in der Geſchichte der Farbenlehre auch meiner Bemühungen und der Schickſale zu gedenken, welche ſie erduldeten.

Hier aber ſtehe wenigſtens eine Betrachtung vielleicht

nicht am unrechten Orte, die Beantwortung der Frage, was kann derjenige, der nicht im Fall ist, sein ganzes Leben den Wissenschaften zu widmen, doch für die Wissenschaften leisten und wirken? was kann er als Gast in einer fremden Wohnung zum Vortheile der Besitzer ausrichten?

Wenn man die Kunst in einem höhern Sinne betrachtet, so möchte man wünschen, daß nur Meister sich damit abgäben, daß die Schüler auf das strengste geprüft würden, daß Liebhaber sich in einer ehrfurchtsvollen Annäherung glücklich fühlten. Denn das Kunstwerk soll aus dem Genie entspringen, der Künstler soll Gehalt und Form aus der Tiefe seines eigenen Wesens hervorrufen, sich gegen den Stoff beherrschend verhalten, und sich der äußern Einflüsse nur zu seiner Ausbildung bedienen.

Wie aber dennoch aus mancherlei Ursachen schon der Künstler den Dilettanten zu ehren hat, so ist es bei wissenschaftlichen Gegenständen noch weit mehr der Fall, daß der Liebhaber etwas Erfreuliches und Nützliches zu leisten im Stande ist. Die Wissenschaften ruhen weit mehr auf der Erfahrung als die Kunst, und zum Erfahren ist gar mancher geschickt. Das Wissenschaftliche wird von vielen Seiten zusammengetragen, und kann vieler Hände, vieler Köpfe nicht entbehren. Das Wissen läßt sich überliefern, diese Schätze können vererbt werden; und das von Einem Erworbene werden manche sich zu-

eignen. Es ist daher niemand, der nicht seinen Beitrag den Wissenschaften anbieten dürfte. Wie vieles sind wir nicht dem Zufall, dem Handwerk, einer augenblicklichen Aufmerksamkeit schuldig. Alle Naturen, die mit einer glücklichen Sinnlichkeit begabt sind, Frauen, Kinder sind fähig, uns lebhafte und wohlgefaßte Bemerkungen mitzutheilen.

In der Wissenschaft kann also nicht verlangt werden, daß derjenige, der etwas für sie zu leisten gedenkt, ihr das ganze Leben widme, sie ganz überschaue und umgehe, welches überhaupt auch für den Eingeweihten eine hohe Forderung ist. Durchsucht man jedoch die Geschichte der Wissenschaften überhaupt, besonders aber die Geschichte der Naturwissenschaft, so findet man, daß manches Vorzüglichere von Einzelnen in einzelnen Fächern, sehr oft von Laien geleistet worden.

Wohin irgend die Neigung, Zufall oder Gelegenheit den Menschen führt, welche Phänomene besonders ihm auffallen, ihm einen Antheil abgewinnen, ihn festhalten, ihn beschäftigen, immer wird es zum Vortheil der Wissenschaft seyn. Denn jedes neue Verhältniß, das an den Tag kommt, jede neue Behandlungsart, selbst das Unzulängliche, selbst der Irrthum ist brauchbar, oder aufregend und für die Folge nicht verloren.

In diesem Sinne mag der Verfasser denn auch mit einiger Beruhigung auf seine Arbeit zurücksehen; in dieser Betrachtung kann er wohl einigen Muth schöpfen zu

unzähligen Anekdoten hervortritt. Durch ein geistreiches Wort wird der Zorn eines Fürsten erregt, durch ein anderes wieder besänftigt. Neigung und Leidenschaft leben und weben in gleichem Elemente; so erfinden Behramgur und Dilara den Reim, Dschemil und Boteinah bleiben bis in's höchste Alter leidenschaftlich verbunden. Die ganze Geschichte der persischen Dichtkunst wimmelt von solchen Fällen.

Wenn man bedenkt, daß Nuschirwan, einer der letzten Sassaniden, um die Zeit Mahomets mit ungeheuern Kosten die Fabeln des Bidpai und das Schachspiel aus Indien kommen läßt, so ist der Zustand einer solchen Zeit vollkommen ausgesprochen. Jene, nach dem zu urtheilen, was uns überliefert ist, überbieten einander an Lebensklugheit und freieren Ansichten irdischer Dinge. Deshalb konnte vier Jahrhunderte später, selbst in der ersten besten Epoche persischer Dichtkunst, keine vollkommen-reine Naivetät statt finden. Die große Breite der Umsicht, die vom Dichter gefordert ward, das gesteigerte Wissen, die Hof- und Kriegsverhältnisse, alles verlangte große Besonnenheit.

dem, was zu thun noch übrig bleibt, und zwar nicht mit sich selbst zufrieden, doch in sich selbst getrost, das Geleistete und zu Leistende einer theilnehmenden Welt und Nachwelt empfehlen.

Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Zur Nachricht.

In einem Codicill Goethe's vom 22 Januar 1831 iſt die Beſtimmung getroffen worden, den polemiſchen Theil der Farbenlehre, auf den Fall des mangelnden Raumes, bei dieſer Ausgabe wegzulaſſen.

Von dieſer Verfügung Gebrauch zu machen, ſieht man ſich jetzt in dem Fall, indem man der Farbenlehre höchſt wichtigen hiſtoriſchen Theil, ſeiner Stärke wegen in zwey Bänden zu geben genöthigt war, wodurch denn der für dieſe letzte Lieferung ohnedin ſehr beſchränkte Raum hinwegegenommen worden. Uebrigens dürfte der Mangel eben dieſes polemiſchen Theils weniger empfunden werden, da derſelbe nicht ſowohl das größere Publicum, als vielmehr nur die Männer vom Fach zu intereſſiren geeignet iſt.

Um den Ankauf der erſten Ausgabe der Farbenlehre in 2 Theilen in gr. 8., hiſtoriſchen wie polemiſchen, nebſt Kupfertafeln in 4° für den Freund dieſes Faches zu erleichtern, hat die Verlagshandlung den Preis deſſelben von 8 Rthlr. 12 gr. oder 15 fl. — auf 6 Rthlr. — oder 10 fl. von heute an ermäßigt.

Weimar den 10 July 1835.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerey der
J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Drey und fünfzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Dreizehnter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Inhalt.

Seite

Einleitung. 3
Zur Geſchichte der Urzeit. 9

Erſte Abtheilung.

Griechen und Römer.

Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten. 14
Theophraſt oder Ariſtoteles von den Farben. . . . 30
Farbenbenennungen der Griechen und Römer. . . 59
Nachtrag. 65

Zweyte Abtheilung.

Zwiſchenzeit.

Lücke. 71
Ueberliefertes. 78
Autorität. 86
Roger Bacon. 89
Nachleſe. 105
Auguſtinus. 106
Themiſtius. 106
Luſt am Geheimniß. 107

Dritte Abtheilung.

Sechszehntes Jahrhundert.

Antonius Thyleſius. 113
Simon Portius. 116
Julius Cäſar Scaliger. 119

Zwiſchenbetrachtung. 123
Paracelſus. 124
Alchymiſten. 125
Zwiſchenbetrachtung. 131
Bernardinus Teleſius. 134
Hieronymus Cardanus. 137
Joh. Baptiſt Porta. 140
Bacon von Verulam. 143

Vierte Abtheilung.

Siebzehntes Jahrhundert.

Allgemeine Betrachtungen. 162
Galileo Galilei. 164
Johann Keppler. 166
Willebrord Snellius. 171
Antonius de Dominis. 174
Franciscus Aquillonius. 184
Intentionelle Farben. 186
Renatus Carteſius. 193
Athanaſius Kircher. 197
Marcus Marci. 205
De la Chambre. 208
Iſaac Voſſius. 214
Franciscus Maria Grimaldi. 225
Robert Boyle. 231
Hooke. 242
Nikolaus Malebranche. 243
Johann Chriſtoph Sturm. 248
Funccius. 248
Lazarus Ruguet. 250
Ruguet's Farbenſyſtem. 251
Betrachtungen über vorſtehende Abhandlung. . . . 262

Geſchichte der Farbenlehre.

Erſter Theil.

Von den Griechen und Römern bis auf Newton.

Neuere, Neueste.

Nach Weise von Dschami und seiner Zeit vermischten folgende Dichter Poesie und Prosa immer mehr, so daß für alle Schreibarten nur Ein Styl angewendet wurde. Geschichte, Poesie, Philosophie, Canzley- und Briefstyl, alles wird auf gleiche Weise vorgetragen und so geht es nun schon drey Jahrhunderte fort. Ein Muster des allerneusten sind wir glücklicherweise im Stande vorzulegen.

Als der persische Botschafter, Mirza Abul Hassan Khan, sich in Petersburg befand, ersuchte man ihn um einige Zeilen seiner Handschrift. Er war freundlich genug ein Blatt zu schreiben, wovon wir die Uebersetzung hier einschalten.

Ich bin durch die ganze Welt gereis't, bin lange mit vielen Personen umgegangen, jeder Winkel gewährte mir einigen Nutzen, jeder Halm eine Aehre, und doch habe ich keinen Ort gesehen dieser Stadt vergleichbar, noch ihren schönen Huris. Der Segen Gottes ruhe immer auf ihr! —

Einleitung.

Wird einer ſtrebenden Jugend die Geſchichte eher läſtig als erfreulich, weil ſie gern von ſich ſelbſt eine neue, ja wohl gar eine Urwelt-Epoche beginnen möchte; ſo haben die in Bildung und Alter Fortſchreitenden gar oft mit lebhaftem Danke zu erkennen, wie mannichfaltiges Gute, Brauchbare und Hülfreiche ihnen von den Vorfahren hinterlaſſen worden.

Nichts iſt ſtillſtehend. Bei allen ſcheinbaren Rückſchritten müſſen Menſchheit und Wiſſenſchaft immer vorſchreiten, und wenn beide ſich zuletzt auch wieder in ſich ſelbſt abſchließen ſollten. Vorzügliche Geiſter haben ſich immer gefunden, die ſich mittheilen mochten. Viel Schätzenswerthes hievon iſt auf uns gekommen, woraus wir uns überzeugen können, daß es unſern Vorfahren an treffenden Anſichten der Natur nie gefehlt habe.

Der Kreis, den die Menſchheit auszulaufen hat, iſt beſtimmt genug, und ungeachtet des großen Stillſtandes, den die Barbarey machte, hat ſie ihre Laufbahn ſchon mehr als einmal zurückgelegt. Will man ihr auch eine Spiralbewegung zuſchreiben, ſo kehrt ſie doch im-

mer wieder in jene Gegend, wo ſie ſchon einmal durchgegangen. Auf dieſem Wege wiederholen ſich alle wahren Anſichten und alle Irrthümer.

Um ſich von der Farbenlehre zu unterrichten, mußte man die ganze Geſchichte der Naturlehre wenigſtens durchkreuzen, und die Geſchichte der Philoſophie nicht außer Acht laſſen. Eine gedrängte Darſtellung wäre zu wünſchen geweſen; aber ſie war unter den gegebenen Umſtänden nicht zu leiſten. Wir mußten uns daher entſchließen nur Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre zu liefern, und hiezu das, was ſich bei uns aufgehäuft hatte, einigermaßen ſichten.

Was wir unter jenem Ausdrucke verſtehen, wird nicht ſchwer zu deuten ſeyn. Wer Materialien zu einem Gebäude liefert, bringt immer mehr und weniger als erforderlich iſt. Denn dem Herbeigeſchafften muß öfters ſo viel genommen werden, nur um ihm eine Form zu geben, und an dasjenige, was eigentlich zur letzten beſten Zierde gereicht, daran pflegt man zu Anfang einer Bauanſtalt am wenigſten zu denken.

Wir haben Auszüge geliefert und fanden uns hiezu durch mehrere Urſachen bewogen. Die Bücher, welche hier zu Rathe gezogen werden mußten, ſind ſelten zu haben, wo nicht in großen Städten und wohlausgeſtatteten Bibliotheken, doch gewiß an manchen mittlern und kleinen Orten, von deren theilnehmenden Bewohnern und Lehrern wir unſere Arbeit geprüft und genutzt wünſch-

ten. Deßhalb ſollten dieſe Bände eine Art Archiv werden, in welchem niedergelegt wäre, was die vorzüglichſten Männer, welche ſich mit der Farbenlehre befaßt, darüber ausgeſprochen.

Auch trat noch eine beſondere Betrachtung ein, welche ſowohl hier als in der Geſchichte der Wiſſenſchaften überhaupt gilt. Es iſt äußerſt ſchwer, fremde Meinungen zu referiren, beſonders wenn ſie ſich nachbarlich annähern, kreuzen und decken. Iſt der Referent umſtändlich, ſo erregt er Ungeduld und lange Weile; will er ſich zuſammenfaſſen, ſo kommt er in Gefahr, ſeine Anſicht für die fremde zu geben; vermeidet er zu urtheilen, ſo weiß der Leſer nicht, woran er iſt; richtet er nach gewiſſen Maximen, ſo werden ſeine Darſtellungen einſeitig und erregen Widerſpruch, und die Geſchichte macht ſelbſt wieder Geſchichten.

Ferner ſind die Geſinnungen und Meinungen eines bedeutenden Verfaſſers nicht ſo leicht auszuſprechen. Alle Lehren, denen man Originalität zuſchreiben kann, ſind nicht ſo leicht gefaßt, nicht ſo geſchwind epitomirt und ſyſtematiſirt. Der Schriftſteller neigt ſich zu dieſer oder jener Geſinnung; ſie wird aber durch ſeine Individualität, ja oft nur durch den Vortrag, durch die Eigenthümlichkeit des Idioms, in welchem er ſpricht und ſchreibt, durch die Wendung der Zeit, durch mancherlei Rückſichten modificirt. Wie wunderbar verhält ſich nicht Gaſſendi zu Epicur!

Ein Mann, der länger gelebt, iſt verſchiedene Epochen durchgegangen; er ſtimmt vielleicht nicht immer mit ſich ſelbſt überein; er trägt manches vor, davon wir das eine für wahr, das andere für falſch anſprechen möchten; alles dieſes darzuſtellen, zu ſondern, zu bejahen, zu verneinen, iſt eine unendliche Arbeit, die nur dem gelingen kann, der ſich ihr ganz widmet und ihr ſein Leben aufopfern mag.

Durch ſolche Betrachtungen veranlaßt, durch ſolche Nöthigungen gedrängt, laſſen wir meiſtens die Verfaſſer ſelbſt ſprechen; ja wir hätten die Originale lieber als die Ueberſetzung geliefert, wenn uns nicht eine gewiſſe Gleichförmigkeit und allgemeinere Brauchbarkeit zu dem Gegentheil bewogen hätte. Der einſichtsvolle Leſer wird ſich mit jedem beſonders unterhalten; wir haben geſucht ihm ſein Urtheil zu erleichtern, nicht ihm vorzugreifen. Die Belege ſind bei der Hand, und ein fähiger Geiſt wird ſie leicht zuſammenſchmelzen. Die Wiederholung am Schluſſe wird hiezu behülflich ſeyn.

Wollte man uns hier noch eine heitere Anmerkung erlauben, ſo würden wir ſagen: daß durch dieſe Art, jeden Verfaſſer ſeinen Irrthum wie ſeine Wahrheit frei ausſprechen zu laſſen, auch für die Freunde des Unwahren und Falſchen geſorgt ſey, denen hierdurch die beſte Gelegenheit verſchafft wird, dem Seltſamſten und am wenigſten Haltbaren ihren Beifall zuzuwenden.

Nach dieſem Erſten, welches eigentlich den Grund

unſerer Bemühung ausmacht, haben wir charakteriſtiſche Skizzen, einzelne biographiſche Züge, manchen bedeutenden Mann betreffend, aphoriſtiſch mitgetheilt. Sie ſind aus Notizen entſtanden, die wir zu künftigem unbeſtimmten Gebrauch, bei'm Durchleſen ihrer Schriften, bei Betrachtung ihres Lebensganges, aufgezeichnet. Sie machen keinen Anſpruch ausführlich zu ſchildern, oder entſchieden abzuurtheilen; wir geben ſie wie wir ſie fanden: denn nicht immer waren wir in dem Falle, bei Redaction dieſer Papiere, alles einer nochmaligen genauen Prüfung zu unterwerfen.

Mögen ſie nur daſtehen, um zu erinnern, wie höchſt bedeutend es ſey, einen Autor als Menſchen zu betrachten; denn wenn man behauptet hat: ſchon der Styl eines Schriftſtellers ſey der ganze Mann, wie vielmehr ſollte nicht der ganze Menſch den ganzen Schriftſteller enthalten. Ja eine Geſchichte der Wiſſenſchaften, inſofern dieſe durch Menſchen behandelt worden, zeigt ein ganz anderes und höchſt belehrendes Anſehen, als wenn bloß Entdeckungen und Meinungen an einander gereiht werden.

Vielleicht iſt auch noch auf eine andere Weiſe nöthig, dasjenige zu entſchuldigen, was wir zu viel gethan. Wir gaben Nachricht von Autoren, die nichts oder wenig für die Farbenlehre geleiſtet, jedoch nur von ſolchen, die für die Naturforſchung überhaupt bedeutend waren. Denn wie ſchwierig es ſey, die Farbenlehre, die ſich überall gleichſam nur durchſchmiegt, von dem übrigen Wiſſen

einigermaßen zu isoliren und sie dennoch wieder zusammen zu halten, wird jedem Einsichtigen fühlbar seyn.

Und so haben wir, um eines durchgehenden Fadens nicht zu ermangeln, allgemeine Betrachtungen eingeschaltet, den Gang der Wissenschaften in verschiedenen Epochen flüchtig bezeichnet, auch die Farbenlehre mit durchzuführen und anzuknüpfen gesucht. Daß hiebei mancher Zufall gewaltet, manches einer augenblicklichen Stimmung seinen Ursprung verdankt, kann nicht geläugnet werden. Indessen wird man einige Launen auch wohl einer ernsten Sammlung verzeihen, zu einer Zeit, in der ganze wetterwendische Bücher mit Vergnügen und Beifall aufgenommen werden.

Wie manches nachzubringen sey, wird erst in der Folge recht klar werden, wenn die Aufmerksamkeit mehrerer auf diesen Gegenstand sich richtet. Verschiedene Bücher sind uns ungeachtet aller Bemühungen nicht zu Handen gekommen; auch wird man finden, daß Memoiren der Akademien, Journale und andere dergleichen Sammlungen nicht genugsam genutzt sind. Möchten doch mehrere, selbst diejenigen, die, um anderer Zwecke willen, alte und neue Werke durchgehen, gelegentlich notiren, was ihnen für unser Fach bedeutend scheint und es gefällig mittheilen; wie wir denn schon bisher manchen Freunden für eine solche Mittheilung den besten Dank schuldig geworden.

Zur Geſchichte der Urzeit.

Die Zuſtände ungebildeter Völker, ſowohl der alten als der neuern Zeit, ſind ſich meiſtens ähnlich. Stark in die Sinne fallende Phänomene werden lebhaft aufgefaßt.

In dem Kreiſe metеoriſcher Erſcheinungen mußte der ſeltnere, unter gleichen Bedingungen immer wiederkehrende Regenbogen die Aufmerkſamkeit der Naturmenſchen beſonders an ſich ziehen. Die Frage, woher irgend ein ſolches Ereigniß entſpringe, iſt dem kindlichen Geiſte wie dem ausgebildeten natürlich. Jener löſ't das Räthſel bequem durch ein phantaſtiſches, höchſtens poetiſches Symboliſiren; und ſo verwandelten die Griechen den Regenbogen in ein liebliches Mädchen, eine Tochter des Thauma's (des Erſtaunens); beides mit Recht; denn wir werden bei dieſem Anblick das Erhabene auf eine erfreuliche Weiſe gewahr. Und ſo ward ſie dieſem Geſtalt liebenden Volke ein Individuum, Iris, ein Friedensbote, ein Götterbote überhaupt; andern, weniger Form bedürfenden Nationen, ein Friedenszeichen.

Die übrigen atmoſphäriſchen Farbenerſcheinungen, allgemein, weit ausgebreitet, immer wiederkehrend, wa-

ren nicht gleich auffallend. Die Morgenröthe nur noch erschien gestaltet.

Was wir überall und immer um uns sehen, das schauen und genießen wir wohl, aber wir beobachten es kaum, wir denken nicht darüber. Und wirklich entzog sich die Farbe, die alles Sichtbare bekleidet, selbst bei gebildeteren Völkern gewissermaßen der Betrachtung. Desto mehr Gebrauch suchte man von den Farben zu machen, indem sich färbende Stoffe überall vorfanden. Das Erfreuliche des Farbigen, Bunten wurde gleich gefühlt; und da die Zierde des Menschen erstes Bedürfniß zu seyn scheint und ihm fast über das Nothwendige geht, so war die Anwendung der Farben auf den nackten Körper und zu Gewändern bald im Gebrauch.

Nirgends fehlte das Material zum Färben. Die Fruchtsäfte, fast jede Feuchtigkeit außer dem reinen Wasser, das Blut der Thiere, alles ist gefärbt; so auch die Metallkalke, besonders des überall vorhandnen Eisens. Mehrere verfaulte Pflanzen geben einen entschiedenen Färbestoff, dergestalt daß der Schlick an seichten Stellen großer Flüsse als Farbematerial benutzt werden konnte.

Jedes Beflecken ist eine Art von Färben, und die augenblickliche Mittheilung konnte jeder bemerken, der eine rothe Beere zerdrückte. Die Dauer dieser Mittheilung erfährt man gleichfalls bald. Auf dem Körper bewirkte man sie durch Tatuiren und Eintreiben. Für die Gewänder fanden sich bald farbige Stoffe, welche auch die bei-

zende Dauer mit sich führen, vorzüglich der Eisenrost, gewisse Fruchtschalen, durch welche sich der Uebergang zu den Galläpfeln mag gefunden haben.

Besonders aber machte sich der Saft der Purpurschnecke merkwürdig, indem das damit Gefärbte nicht allein schön und dauerhaft war, sondern auch zugleich mit der Dauer an Schönheit wuchs.

Bei dieser jedem Zufall freigegebenen Anfärbung, bei der Bequemlichkeit das Zufällige vorsätzlich zu wiederholen und nachzuahmen, mußte auch die Aufforderung entstehen, die Farbe zu entfernen. Durchsichtigkeit und Weiße haben an und für sich schon etwas Edles und Wünschenswerthes. Alle ersten Gläser waren farbig; ein farbloses Glas mit Absicht darzustellen gelang erst spätern Bemühungen. Wenig Gespinnste, oder was sonst zu Gewändern benutzt werden kann, ist von Anfang weiß; und so mußte man aufmerksam werden auf die entfärbende Kraft des Lichtes, besonders bei Vermittlung gewisser Feuchtigkeiten. Auch hat man gewiß bald genug den günstigen Bezug eines reinen weißen Grundes zu der darauf zu bringenden Farbe in früheren Zeiten eingesehen.

Die Färberey konnte sich leicht und bequem vervollkommnen. Das Mischen, Sudeln und Manschen ist dem Menschen angeboren. Schwankendes Tasten und Versuchen ist seine Lust. Alle Arten von Infusionen gehen in Gährung oder in Fäulniß über; beide Eigen-

Wie wohl hat jener Kaufmann gesprochen, der unter die Räuber fiel die ihre Pfeile auf ihn richteten! Ein König, der den Handel unterdrückt, verschließt die Thüre des Heils vor dem Gesichte seines Heeres. Welcher Verständige möchte bei solchem Ruf der Ungerechtigkeit sein Land besuchen? Willst du einen guten Namen erwerben, so behandle mit Achtung Kaufleute und Gesandte. Die Großen behandeln Reisende wohl, um sich einen guten Ruf zu machen. Das Land das die Fremden nicht beschützt geht bald unter. Sey ein Freund der Fremden und Reisenden, denn sie sind als Mittel eines guten Rufs zu betrachten; sey gastfrei, schätze die Vorüberziehenden, hüte dich ungerecht gegen sie zu seyn. Wer diesen Rath des Gesandten befolgt, wird gewiß Vortheil davon ziehen.

Man erzählt, daß Omar ebn abd el asis ein mächtiger König war, und Nachts in seinem Kämmerlein voll Demuth und Unterwerfung, das Angesicht zum Throne des Schöpfers wendend, sprach: O Herr! Großes hast du anvertraut der Hand des schwachen Knechtes; um der Herrlichkeit der Reinen und Heiligen deines Reiches willen, verleihe mir Gerechtigkeit und Billigkeit, bewahre mich vor der Bosheit der Menschen; ich fürchte, daß das Herz eines Unschuldigen durch mich könne betrübt worden seyn, und Fluch

schaften begünstigen die Farbe in einem entgegengesetzten Sinne. Selbst untereinander gemischt und verbunden heben sie die Farbe nicht auf, sondern bedingen sie nur. Das Saure und Alkalische in seinem rohsten empirischen Vorkommen, in seinen absurdesten Mischungen wurde von jeher zur Färberey gebraucht, und viele Färberecepte bis auf den heutigen Tag sind lächerlich und zweckwidrig.

Doch konnte bei geringem Wachsthum der Cultur bald eine gewisse Absonderung der Materialien so wie Reinlichkeit und Consequenz statt finden, und die Technik gewann durch Ueberlieferung unendlich. Deßwegen finden wir die Färberey bei Völkern von stationären Sitten auf einem so hohen Grade der Vollkommenheit, bei Aegyptiern, Indiern, Chinesen.

Stationäre Völker behandeln ihre Technik mit Religion. Ihre Vorarbeit und Vorbereitung der Stoffe ist höchst reinlich und genau, die Bearbeitung stufenweise sehr umständlich. Sie gehen mit einer Art von Naturlangsamkeit zu Werke; dadurch bringen sie Fabricate hervor, welche bildungsfähigern, schnell vorschreitenden Nationen unnachahmlich sind.

Nur die technisch höchstgebildeten Völker, wo die Maschinen wieder zu verständigen Organen werden, wo die größte Genauigkeit sich mit der größten Schnelligkeit verbindet, solche reichen an jene hinan und übertreffen sie in vielem. Alles Mittlere ist nur eine Art von

Pfuscherey, welche eine Concurrenz, sobald sie entsteht, nicht aushalten kann.

Stationäre Völker verfertigen das Werk um sein selbst willen, aus einem frommen Begriff, unbekümmert um den Effect; gebildete Völker aber müssen auf schnelle augenblickliche Wirkung rechnen, um Beifall und Geld zu gewinnen.

Der charakteristische Eindruck der verschiedenen Farben wurde gar bald von den Völkern bemerkt, und man kann die verschiedene Anwendung in diesem Sinne bei der Färberey und der damit verbundenen Weberey, wenigstens manchmal, als absichtlich und aus einer richtigen Empfindung entspringend ansehen.

Und so ist alles, was wir in der frühern Zeit und bei ungebildeten Völkern bemerken können, praktisch. Das Theoretische begegnet uns zuerst, indem wir nunmehr zu den gebildeten Griechen übergehen.

Erſte Abtheilung.

Griechen und Römer.

Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten.

Wie irgend jemand über einen gewiſſen Fall denke, wird man nur erſt recht einſehen, wenn man weiß, wie er überhaupt geſinnt iſt. Dieſes gilt, wenn wir die Meinungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, es ſey nun einzelner Menſchen oder ganzer Schulen und Jahrhunderte, recht eigentlich erkennen wollen. Daher iſt die Geſchichte der Wiſſenſchaften mit der Geſchichte der Philoſophie innigſt verbunden, aber eben ſo auch mit der Geſchichte des Lebens und des Charakters der Individuen, ſo wie der Völker.

So begreift ſich die Geſchichte der Farbenlehre auch nur in Gefolg der Geſchichte aller Naturwiſſenſchaften.

Denn zur Einsicht in den geringsten Theil ist die Uebersicht des Ganzen nöthig. Auf eine solche Behandlung können wir freilich nur hindeuten; indessen wenn wir unter unsern Materialien manches mit einführen, was nicht unmittelbar zum Zwecke zu gehören scheint, so ist ihm doch eigentlich nur deßwegen der Platz gegönnt, um an allgemeine Bezüge zu erinnern, welches in der Geschichte der Farbenlehre um so nothwendiger ist, als sie ihre eigenen Schicksale gehabt hat und auf dem Meere des Wissens bald nur für kurze Zeit auftaucht, bald wieder auf längere niedersinkt und verschwindet.

In wiefern bei der ersten Entwickelung nachsinnender Menschen mystisch-arithmetische Vorstellungsarten wirklich statt gefunden, ist schwer zu beurtheilen, da die Documente meistens verdächtig sind. Manches andere, was man uns von jenen Anfängen gern möchte glauben machen, ist eben so unzuverlässig, und wenige werden uns daher verargen, wenn wir den Blick von der Wiege so mancher Nationen weg und dahin wenden, wo uns eine erfreuliche Jugend entgegen kommt.

Die Griechen, welche zu ihren Naturbetrachtungen aus den Regionen der Poesie herüberkamen, erhielten sich dabei noch dichterische Eigenschaften. Sie schauten die Gegenstände tüchtig und lebendig und fühlten sich gedrungen, die Gegenwart lebendig auszusprechen. Suchen sie sich darauf von ihr durch Reflexion loszuwinden, so kommen sie wie jederman in Verlegenheit, indem sie die Phä-

nomene für den Verstand zu bearbeiten denken. Sinnliches wird aus Sinnlichem erklärt, dasselbe durch dasselbe. Sie finden sich in einer Art von Cirkel und jagen das Unerklärliche immer vor sich her im Kreise herum.

Der Bezug zu dem Aehnlichen ist das erste Hülfsmittel, wozu sie greifen. Es ist bequem und nützlich, indem dadurch Symbole entstehen, und der Beobachter einen dritten Ort außerhalb des Gegenstandes findet; aber es ist auch schädlich, indem das, was man ergreifen will, sogleich wieder entwischt, und das, was man gesondert hat, wieder zusammen fließt.

Bei solchen Bemühungen fand man gar bald, daß man nothwendig aussprechen müsse, was im Subject vorgeht, was für ein Zustand in dem Betrachtenden und Beobachtenden erregt wird. Hierauf entstand der Trieb, das Aeußere mit dem Innern in der Betrachtuug zu vereinen; welches freilich mitunter auf eine Weise geschah, die uns wunderlich, abstrus und unbegreiflich vorkommen muß. Der Billige wird jedoch deßhalb nicht übler von ihnen denken, wenn er gestehen muß, daß es uns, ihren spätesten Nachkommen, oft selbst nicht besser geht.

Aus dem, was uns von den Pythagoräern überliefert wird, ist wenig zu lernen. Daß sie Farbe und Oberfläche mit Einem Worte bezeichnen, deutet auf ein sinnlich gutes, aber doch nur gemeines Gewahrwerden, das uns von der tiefern Einsicht in das Penetrative der Farbe ablenkt. Wenn auch sie das Blaue nicht nennen,

so

ſo werden wir abermals erinnert, daß das Blaue mit dem Dunklen und Schattigen dergeſtalt innig verwandt iſt, daß man es lange Zeit dazu zählen konnte.

Die Geſinnungen und Meinungen Demokrits beziehen ſich auf Forderungen einer erhöhten geſchärften Sinnlichkeit und neigen ſich zum Oberflächlichen. Die Unſicherheit der Sinne wird anerkannt; man findet ſich genöthigt, nach einer Controle umherzuſchauen, die aber nicht gefunden wird. Denn anſtatt bei der Verwandtſchaft der Sinne nach einem ideellen Sinn aufzublicken, in dem ſich alle vereinigten, ſo wird das Geſehene in ein Getaſtetes verwandelt, der ſchärfſte Sinn ſoll ſich in den ſtumpfſten auflöſen, uns durch ihn begreiflicher werden. Daher entſteht Ungewißheit anſtatt einer Gewißheit. Die Farbe iſt nicht, weil ſie nicht getaſtet werden kann, oder ſie iſt nur inſofern, als ſie allenfalls taſtbar werden könnte. Daher die Symbole von dem Taſten hergenommen werden. Wie ſich die Oberflächen glatt, rauh, ſcharf, eckig und ſpitz finden, ſo entſpringen auch die Farben aus dieſen verſchiedenen Zuſtänden. Auf welche Weiſe ſich aber hiermit die Behauptung vereinigen laſſe, die Farbe ſey ganz conventionell, getrauen wir uns nicht aufzulöſen. Denn ſobald eine gewiſſe Eigenſchaft der Oberfläche eine gewiſſe Farbe mit ſich führt, ſo kann es doch hier nicht ganz an einem beſtimmten Verhältniß fehlen.

Betrachten wir nun Epikur und Lucrez, ſo ge-

denken wir einer allgemeinen Bemerkung, daß die originellen Lehrer immer noch das Unauflösbare der Aufgabe empfinden, und sich ihr auf eine naive gelenke Weise zu nähern suchen. Die Nachfolger werden schon didaktisch, und weiterhin steigt das Dogmatische bis zum Intoleranten.

Auf diese Weise möchten sich Demokrit, Epikur und Lucrez verhalten. Bei dem Letztern finden wir die Gesinnung der Erstern, aber schon als Ueberzeugungsbekenntniß erstarrt und leidenschaftlich parteyisch überliefert.

Jene Ungewißheit dieser Lehre, die wir schon oben bemerkt, verbunden mit solcher Lebhaftigkeit einer Lehrüberlieferung, läßt uns den Uebergang zur Lehre der Pyrrhonier finden. Diesen war alles ungewiß, wie es jedem wird, der die zufälligen Bezüge irdischer Dinge gegen einander zu seinem Hauptaugenmerk macht; und am wenigsten wäre ihnen zu verargen, daß sie die schwankende, schwebende, kaum zu erhaschende Farbe für ein unsicheres, nichtiges Meteor ansehen: allein auch in diesem Punkte ist nichts von ihnen zu lernen, als was man meiden soll.

Dagegen nahen wir uns dem Empedokles mit Vertrauen und Zuversicht. Er erkennt ein Aeußeres an, die Materie; ein Inneres, die Organisation. Er läßt die verschiedenen Wirkungen der ersten, das mannichfaltig Verflochtene der andern, gelten. Seine πόροι machen uns nicht irre. Freilich entspringen sie aus der gemein-

ſinnlichen Vorſtellungsart. Ein Flüſſiges ſoll ſich beſtimmt bewegen; da muß es ja wohl eingeſchloſſen ſeyn, und ſo iſt der Canal ſchon fertig. Und doch läßt ſich bemerken, daß dieſer Alte gedachte Vorſtellung keineswegs ſo roh und körperlich genommen habe, als manche Neuere; daß er vielmehr daran nur ein bequemes faßliches Symbol gefunden. Denn die Art, wie das Aeußere und Innere eins für das andre da iſt, eins mit dem andern übereinſtimmt, zeugt ſogleich von einer höhern Anſicht, die durch jenen allgemeinen Satz: Gleiches werde nur von Gleichem erkannt, noch geiſtiger erſcheint.

Daß Zeno, der Stoiker, auch irgendwo ſichern Fuß faſſen werde, läßt ſich denken. Jener Ausdruck: die Farben ſeyen die erſten Schematiſmen der Materie, iſt uns ſehr willkommen. Denn wenn dieſe Worte im antiken Sinne auch das nicht enthalten, was wir hineinlegen könnten, ſo ſind ſie doch immer bedeutend genug. Die Materie tritt in die Erſcheinung, ſie bildet, ſie geſtaltet ſich. Geſtalt bezieht ſich auf ein Geſetz und nun zeigt ſich in der Farbe, in ihrem Beſtehen und Wechſeln, ein Naturgeſetzliches für's Auge, von keinem andern Sinne leicht unterſcheidbar.

Noch willkommner tritt uns bei Plato jede vorige Denkweiſe, gereinigt und erhöht, entgegen. Er ſondert, was empfunden wird. Die Farbe iſt ſein viertes Empfindbares. Hier finden wir die Poren, das Innere, das dem Aeußern antwortet, wie beim Em-

pedokles, nur geistiger und mächtiger; aber was vor allem ausdrücklich zu bemerken ist, er kennt den Hauptpunkt der ganzen Farben- und Lichtschatten-Lehre; denn er sagt uns: durch das Weiße werde das Gesicht entbunden, durch das Schwarze gesammelt.

Wir mögen anstatt der griechischen Worte συγκρίνειν und διακρίνειν in anderen Sprachen setzen was wir wollen: Zusammenziehen, Ausdehnen, Sammeln, Entbinden, Fesseln, Lösen, rétrécir und développer etc., so finden wir keinen so geistig-körperlichen Ausdruck für das Pulsiren, in welchem sich Leben und Empfinden ausspricht. Ueberdieß sind die griechischen Ausdrücke Kunstworte, welche bei mehreren Gelegenheiten vorkommen, wodurch sich ihre Bedeutsamkeit jedesmal vermehrt.

So entzückt uns denn auch in diesem Fall, wie in den übrigen, am Plato die heilige Scheu, womit er sich der Natur nähert, die Vorsicht, womit er sie gleichsam nur umtastet, und bei näherer Bekanntschaft vor ihr sogleich wieder zurücktritt, jenes Erstaunen, das, wie er selbst sagt, den Philosophen so gut kleidet.

Den übrigen Gehalt der Meinungen Plato's über die Farbe bringen wir in dem Folgenden nach, indem wir unter dem Namen des Aristoteles alles versammeln können, was den Alten über diesen Gegenstand bekannt gewesen.

Die Alten glaubten an ein ruhendes Licht im Auge; sie fühlten sodann als reine kräftige Menschen die Selbst-

thätigkeit dieſes Organs und deſſen Gegenwirken gegen das Aeußere, Sichtbare; nur ſprachen ſie dieſes Gefühl ſo wie des Faſſens, des Ergreifens der Gegenſtände mit dem Auge durch allzu krude Gleichniſſe aus. Die Einwirkung des Auges nicht auf's Auge allein, ſondern auch auf andere Gegenſtände erſchien ihnen ſo mächtig wunderſam, daß ſie eine Art von Bann und Zauber gewahr zu werden glaubten.

Das Sammeln und Entbinden des Auges durch Licht und Finſterniß, die Dauer des Eindrucks war ihnen bekannt. Von einem farbigen Abklingen, von einer Art Gegenſatz finden ſich Spuren. Ariſtoteles kannte den Werth und die Würde der Beachtung der Gegenſätze überhaupt. Wie aber Einheit ſich in Zweyheit ſelbſt auseinander lege, war den Alten verborgen. Sie kannten den Magnet, das Elektron, bloß als Anziehen; Polarität war ihnen noch nicht deutlich geworden. Und hat man bis auf die neueſten Zeiten nicht auch nur immer der Anziehung die Aufmerkſamkeit geſchenkt, und das zugleich geforderte Abſtoßen nur als eine Nachwirkung der erſten ſchaffenden Kraft betrachtet?

In der Farbenlehre ſtellten die Alten Licht und Finſterniß, Weiß und Schwarz, einander entgegen. Sie bemerkten wohl, daß zwiſchen dieſen die Farben entſpringen; aber die Art und Weiſe ſprachen ſie nicht zart genug aus, obgleich Ariſtoteles ganz deutlich ſagt, daß hier von keiner gemeinen Miſchung die Rede ſey.

des Unterdrückten meinem Nacken folge. Ein König ſoll immer an die Herrſchaft und das Daſeyn des höchſten Weſens gedenken, an die fortwährende Veränderlichkeit der irdiſchen Dinge, er ſoll bedenken, daß die Krone von einem würdigen Haupt auf ein unwürdiges übergeht und ſich nicht zum Stolze verleiten laſſen. Denn ein König, der hochmüthig wird, Freund und Nachbarn verachtet, kann nicht lange auf ſeinem Throne gedeihen; man ſoll ſich niemals durch den Ruhm einiger Tage aufblähen laſſen. Die Welt gleicht einem Feuer, das am Wege angezündet iſt; wer ſo viel davon nimmt als nöthig, um ſich auf dem Wege zu leuchten, erduldet kein Uebel, aber wer mehr nimmt verbrennt ſich.

Als man den Plato fragte, wie er in dieſer Welt gelebt habe, antwortete er: mit Schmerzen bin ich hereingekommen, mein Leben war ein anhaltendes Erſtaunen und ungern geh' ich hinaus, und ich habe nichts gelernt, als daß ich nichts weiß. Bleibe fern von dem, der etwas unternimmt und unwiſſend iſt, von einem Frommen, der nicht unterrichtet iſt; man könnte ſie beide einem Eſel vergleichen, der die Mühle dreht, ohne zu wiſſen warum. Der Säbel iſt gut anzuſehen, aber ſeine Wirkungen ſind unangenehm. Ein wohldenkender Mann verbindet ſich Fremden, aber der Bösartige entfremdet ſich ſeinem Nächſten. Ein König ſagte zu einem der Behloul hieß: gib mir einen

Derſelbe legt einen ſehr großen Werth auf die Erkenntniß des Diaphanen, als des Mittels, und kennt ſo gut als Plato die Wirkung des trüben Mittels zu Hervorbringung des Blauen. Bei allen ſeinen Schritten aber wird er denn doch durch Schwarz und Weiß, das er bald materiell nimmt, bald ſymboliſch oder vielmehr rationell behandelt, wieder in die Irre geführt.

Die Alten kannten das Gelbe, entſpringend aus gemäßigtem Licht; das Blaue bei Mitwirkung der Finſterniß; das Rothe durch Verdichtung, Beſchattung, obgleich das Schwanken zwiſchen einer atomiſtiſchen und dynamiſchen Vorſtellungsart auch hier oft Undeutlichkeit und Verwirrung erregt.

Sie waren ganz nahe zu der Eintheilung gelangt, die auch wir als die günſtigſte angeſehen haben. Einige Farben ſchrieben ſie dem bloßen Lichte zu, andere dem Licht und den Mitteln; andere den Körpern als inwohnend, und bei dieſen letztern kannten ſie das Oberflächliche der Farbe ſowohl als ihr Penetratives und hatten in die Umwandlung der chemiſchen Farben gute Einſichten. Wenigſtens wurden die verſchiedenen Fälle wohl bemerkt und die organiſche Kochung wohl beachtet.

Und ſo kann man ſagen, ſie kannten alle die hauptſächlichſten Punkte, worauf es ankommt; aber ſie gelangten nicht dazu, ihre Erfahrungen zu reinigen und zuſammen zu bringen. Und wie einem Schatzgräber, der durch die mächtigſten Formeln den mit Gold und

Juwelen gefüllten blinkenden Keſſel ſchon bis an den Rand der Grube heraufgebracht hat, aber ein Einziges an der Beſchwörung verſieht, das nah gehoffte Glück unter Gepraſſel und Gepolter und dämoniſchem Hohngelächter wieder zurückſinkt, um auf ſpäte Epochen hinaus abermals verſcharrt zu liegen; ſo iſt auch jede unvollendete Bemühung für Jahrhunderte wieder verloren, worüber wir uns jedoch tröſten müſſen, da ſogar von mancher vollendeten Bemühung kaum noch eine Spur übrig bleibt.

Werfen wir nun einen Blick auf das allgemeine Theoretiſche, wodurch ſie das Gewahrgewordne verbinden, ſo finden wir die Vorſtellung, daß die Elemente von den Farben begleitet werden. Die Eintheilung der urſprünglichen Naturkräfte in vier Elemente iſt für kindliche Sinnen faßlich und erfreulich, ob ſie gleich nur oberflächlich gelten kann; aber die unmittelbare Begleitung der Elemente durch Farben iſt ein Gedanke, den wir nicht ſchelten dürfen, da wir ebenfalls in den Farben eine elementare über alles ausgegoſſene Erſcheinung anerkennen.

Ueberhaupt aber entſprang die Wiſſenſchaft für die Griechen aus dem Leben. Beſchaut man das Büchelchen über die Farben genau, wie gehaltvoll findet man ſolches. Welch ein Aufmerken, welch ein Aufpaſſen auf jede Bedingung, unter welcher dieſe Erſcheinung zu beobachten iſt. Wie rein, wie ruhig gegen ſpätre Zeiten, wo die Theorien keinen andern Zweck zu haben

ſchienen, als die Phänomene bei Seite zu bringen, die Aufmerkſamkeit von ihnen abzulenken, ja ſie wo möglich aus der Natur zu vertilgen.

Das was man unter jenen Elementen verſtand, mit allen Zufälligkeiten ihres Erſcheinens, ward beobachtet: Feuer ſo gut als Rauch, Waſſer ſo gut als das daraus entſpringende Grün, Luft und ihre Trübe, Erde rein und unrein gedacht. Die apparenten Farben wechſeln hin und her; mannichfaltig verändert ſich das Organiſche; die Werkſtätten der Färber werden beſucht und das Unendliche, Unbeſtimmbare des engen Kreiſes recht wohl eingeſehen.

Wir läugnen nicht, daß uns manchmal der Gedanke gekommen, eben gedachtes Büchlein umzuſchreiben mit ſo wenig Abänderungen als möglich, wie es ſich vielleicht bloß durch Veränderung des Ausdrucks thun ließe. Eine ſolche Arbeit wäre wohl fruchtbarer, als durch einen weitläuftigen Commentar auseinander zu ſetzen, worin man mit dem Verfaſſer eins oder uneins wäre. Jedes gute Buch, und beſonders die der Alten, verſteht und genießt niemand, als wer ſie ſuppliren kann. Wer etwas weiß, findet unendlich mehr in ihnen, als derjenige, der erſt lernen will.

Sehen wir uns aber nach den eigentlichen Urſachen um, wodurch die Alten in ihren Vorſchritten gehindert worden, ſo finden wir ſie darin, daß ihnen die Kunſt fehlt, Verſuche anzuſtellen, ja ſogar der Sinn dazu.

Die Verſuche ſind Vermittler zwiſchen Natur und Begriff, zwiſchen Natur und Idee, zwiſchen Begriff und Idee. Die zerſtreute Erfahrung zieht uns allzuſehr nieder und iſt ſogar hinderlich auch nur zum Begriff zu gelangen. Jeder Verſuch aber iſt ſchon theoretiſirend; er entſpringt aus einem Begriff oder ſtellt ihn ſogleich auf. Viele einzelne Fälle werden unter ein einzig Phänomen ſubſummirt; die Erfahrung kommt in's Enge, man iſt im Stande weiter vorwärts zu gehen.

Die Schwierigkeit, den Ariſtoteles zu verſtehen, entſpringt aus der antiken Behandlungsart, die uns fremd iſt. Zerſtreute Fälle ſind aus der gemeinen Empirie aufgegriffen, mit gehörigem und geiſtreichem Raiſonnement begleitet, auch wohl ſchicklich genug zuſammengeſtellt; aber nun tritt der Begriff ohne Vermittlung hinzu, das Raiſonnement geht in's Subtile und Spitzfindige, das Begriffene wird wieder durch Begriffe bearbeitet, anſtatt daß man es nun deutlich auf ſich beruhen ließe, einzeln vermehrte, maſſenweiſe zuſammenſtellte, und erwartete, ob eine Idee daraus entſpringen wolle, wenn ſie ſich nicht gleich von Anfang an dazu geſellte.

Hatten wir nun bei der wiſſenſchaftlichen Behandlung, wie ſie von den Griechen unternommen worden, wie ſie ihnen geglückt, manches zu erinnern; ſo treffen wir nunmehr, wenn wir ihre Kunſt betrachten, auf einen vollendeten Kreis, der, indem er ſich in ſich ſelbſt

abſchließt, doch auch zugleich als Glied in jene Bemühungen eingreift und, wo das Wiſſen nicht Genüge leiſtete, uns durch die That befriedigt.

Die Menſchen ſind überhaupt der Kunſt mehr gewachſen als der Wiſſenſchaft. Jene gehört zur großen Hälfte ihnen ſelbſt, dieſe zur großen Hälfte der Welt an. Bei jener läßt ſich eine Entwickelung in reiner Folge, dieſe kaum ohne ein unendliches Zuſammenhäufen denken. Was aber den Unterſchied vorzüglich beſtimmt: die Kunſt ſchließt ſich in ihren einzelnen Werken ab; die Wiſſenſchaft erſcheint uns gränzenlos.

Das Glück der griechiſchen Ausbildung iſt ſchon oft und trefflich dargeſtellt worden. Gedenken wir nur ihrer bildenden Kunſt und des damit ſo nahe verwandten Theaters. An den Vorzügen ihrer Plaſtik zweifelt niemand. Daß ihre Mahlerey, ihr Helldunkel, ihr Colorit eben ſo hoch geſtanden, können wir in vollkommenen Beiſpielen nicht vor Augen ſtellen; wir müſſen das wenige Uebriggebliebene, die hiſtoriſchen Nachrichten, die Analogie, den Naturſchritt, das Mögliche zu Hülfe nehmen, und es wird uns kein Zweifel übrig bleiben, daß ſie auch in dieſem Punkte alle ihre Nachfahren übertroffen.

Zu dem geprieſenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß ſie durch keine äußere Einwirkung irre gemacht worden: ein günſtiges Geſchick, das in der neuern Zeit den Individuen ſelten, den Na-

tionen nie zu Theil wird; denn ſelbſt vollkommene Vorbilder machen irre, indem ſie uns veranlaſſen, nothwendige Bildungsſtufen zu überſpringen, wodurch wir denn meiſtens am Ziel vorbei in einen gränzenloſen Irrthum geführt werden.

Kehren wir nun zur Vergleichung der Kunſt und Wiſſenſchaft zurück, ſo begegnen wir folgender Betrachtung: Da im Wiſſen ſowohl als in der Reflexion kein Ganzes zuſammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieſer das Aeußere fehlt, ſo müſſen wir uns die Wiſſenſchaft nothwendig als Kunſt denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten. Und zwar haben wir dieſe nicht im Allgemeinen im Ueberſchwänglichen zu ſuchen, ſondern wie die Kunſt ſich immer ganz in jedem einzelnen Kunſtwerk darſtellt, ſo ſollte die Wiſſenſchaft ſich auch jedesmal ganz in jedem einzelnen Behandelten erweiſen.

Um aber einer ſolchen Forderung ſich zu nähern, ſo müßte man keine der menſchlichen Kräfte bei wiſſenſchaftlicher Thätigkeit ausſchließen. Die Abgründe der Ahnung, ein ſicheres Anſchauen der Gegenwart, mathematiſche Tiefe, phyſiſche Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verſtandes, bewegliche ſehnſuchtsvolle Phantaſie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunſtwerk, von welchem Gehalt es auch ſey, entſtehen kann.

Wenn dieſe geforderten Elemente wo nicht widerſprechend, doch ſich dergeſtalt gegenüberſtehend erſcheinen möchten, daß auch die vorzüglichſten Geiſter nicht hoffen dürften ſie zu vereinigen; ſo liegen ſie doch in der geſammten Menſchheit offenbar da, und können jeden Augenblick hervortreten, wenn ſie nicht durch Vorurtheile, durch Eigenſinn einzelner Beſitzenden, und wie ſonſt alle die verkennenden, zurückſchreckenden und tödtenden Verneinungen heißen mögen, in dem Augenblick, wo ſie allein wirkſam ſeyn können, zurückgedrängt werden und die Erſcheinung im Entſtehen vernichtet wird.

Vielleicht iſt es kühn, aber wenigſtens in dieſer Zeit nöthig zu ſagen: daß die Geſammtheit jener Elemente vielleicht vor keiner Nation ſo bereit liegt als vor der deutſchen. Denn ob wir gleich, was Wiſſenſchaft und Kunſt betrifft, in der ſeltſamſten Anarchie leben, die uns von jedem erwünſchten Zweck immer mehr zu entfernen ſcheint, ſo iſt es doch eben dieſe Anarchie, die uns nach und nach aus der Weite in's Enge, aus der Zerſtreuung zur Vereinigung drängen muß.

Niemals haben ſich die Individuen vielleicht mehr vereinzelt und von einander abgeſondert als gegenwärtig. Jeder möchte das Univerſum vorſtellen und aus ſich darſtellen; aber indem er mit Leidenſchaft die Natur in ſich aufnimmt, ſo iſt er auch das Ueberlieferte, das was andere geleiſtet, in ſich aufzunehmen genöthigt. Thut er es nicht mit Bewußtſeyn, ſo wird es ihm unbewußt

begegnen; empfängt er es nicht öffenbar und gewiſſenhaft, ſo mag er es heimlich und gewiſſenlos ergreifen; mag er es nicht dankbar anerkennen, ſo werden ihm andere nachſpüren: genug, wenn er nur Eigenes und Fremdes, unmittelbar und mittelbar aus den Händen der Natur oder von Vorgängern Empfangenes tüchtig zu bearbeiten und einer bedeutenden Individualität anzueignen weiß, ſo wird jederzeit für alle ein großer Vortheil daraus entſtehen. Und wie dieß nun gleichzeitig ſchnell und heftig geſchieht, ſo muß eine Uebereinſtimmung daraus entſpringen, das was man in der Kunſt Styl zu nennen pflegt, wodurch die Individualitäten im Rechten und Guten immer näher aneinander gerückt und eben dadurch mehr herausgehoben, mehr begünſtigt werden, als wenn ſie ſich durch ſeltſame Eigenthümlichkeiten carricaturmäßig von einander zu entfernen ſtreben.

Wem die Bemühungen der Deutſchen in dieſem Sinne ſeit mehreren Jahren vor Augen ſind, wird ſich Beiſpiele genug zu dem, was wir im Allgemeinen ausſprechen, vergegenwärtigen können, und wir ſagen getroſt in Gefolg unſerer Ueberzeugung: an Tiefe ſo wie an Fleiß hat es dem Deutſchen nie gefehlt. Nähert er ſich andern Nationen an Bequemlichkeit der Behandlung und übertrifft ſie an Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit; ſo wird man ihm früher oder ſpäter die erſte Stelle in Wiſſenſchaft und Kunſt nicht ſtreitig machen.

Theophraſt
oder
Ariſtoteles
von den Farben.

I.
Von den einfachen Farben, weiß, gelb und ſchwarz.

1.

Einfache Farben ſind diejenigen, welche die Elemente begleiten, das Feuer, die Luft, das Waſſer und die Erde. Die Luft und das Waſſer ſind ihrer Natur nach weiß, das Feuer und die Sonne aber gelb. Die Erde iſt urſprünglich gleichfalls weiß, aber wegen der Tingirung erſcheint ſie vielfärbig. Dieſes wird offenbar an der Aſche; denn ſobald nur die Feuchtigkeit ausgebrannt iſt, welche die Tinctur verurſachte, ſo wird der Ueberreſt weiß, nicht aber völlig; denn etwas wird wieder von dem Rauch gefärbt, welcher ſchwarz iſt. Deßwegen wird auch die Lauge gelb, weil etwas Flammenartiges und Schwarzes das Waſſer färbt.

2.

Die ſchwarze Farbe begleitet die Elemente, wenn ſie in einander übergehen.

3.

Die übrigen Farben aber entſtehen, wenn ſich jene einfachen vermiſchen und wechſelſeitig temperiren.

4.

Die Finſterniß entſteht, wenn das Licht mangelt.

5.

Schwarz erſcheint uns auf dreyerlei Weiſe: denn, erſtens, was durchaus nicht geſehen wird, wenn man den umgebenden Raum ſieht, erſcheint uns als ſchwarz, ſo auch, zweytens, dasjenige, wovon gar kein Licht in das Auge kommt. Drittens nennen wir aber auch ſolche Körper ſchwarz, von denen ein ſchwaches und geringes Licht zurückgeworfen wird.

6.

Deßwegen halten wir auch die Schatten für ſchwarz.

7.

Ingleichen das Waſſer, wenn es rauh wird, wie das Meer im Sturm. Denn da von der rauhen Oberfläche wenig Lichtſtrahlen zurückgeworfen werden, vielmehr das Licht ſich zerſtreut, ſo erſcheint das Schattige ſchwarz.

8.

Durchſichtige Körper, wenn ſie ſehr dick ſind, z. B. die Wolken, laſſen kein Licht durch und erſcheinen ſchwarz. Auch ſtrahlt, wenn ſie eine große Tiefe haben, aus Waſſer und Luft kein Licht zurück, daher die mittlern Räume ſchwarz und finſter erſcheinen.

Rath. Dieſer verſetzte: beneide keinen Geizigen, keinen ungerechten Richter, keinen Reichen, der ſich nicht auf's Haushalten verſteht, keinen Freigebigen, der ſein Geld unnütz verſchwendet, keinen Gelehrten, dem das Urtheil fehlt. Man erwirbt in der Welt entweder einen guten oder einen böſen Namen, da kann man nun zwiſchen beiden wählen, und da nun ein jeder ſterben muß, gut oder bös, glücklich der, welcher den Ruhm eines Tugendhaften vorzog.

Dieſe Zeilen ſchrieb, dem Verlangen eines Freundes gemäß, im Jahr 1231 der Hegire den Tag des Demaziul Snai, nach chriſtlicher Zeitrechnung am.. May 1816, Mirza Abul Haſſan Khan, von Schiraz, während ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt St. Petersburg, als außerordentlicher Abgeſandter Sr. Majeſtät von Perſien Fethali Schah Catſchar. Er hofft, daß man mit Güte einem Unwiſſenden verzeihen wird, der es unternahm einige Worte zu ſchreiben.

Wie nun aus Vorſtehendem klar iſt, daß, ſeit drey Jahrhunderten, ſich immer eine gewiſſe Proſa-Poeſie erhalten hat, und Geſchäfts- und Briefſtil öffentlich und in Privat-Verhandlungen immer derſelbige bleibt; ſo erfahren wir, daß in der neuſten Zeit am perſiſchen Hofe ſich noch immer Dichter befinden, welche die Chronik des Tages, und alſo alles was

9.

Daß aber die Finsterniß keine Farbe sey, sondern eine Beraubung des Lichts, dieses ist nicht schwer aus verschiedenen Umständen einzusehen; am meisten aber daher: daß sich nicht empfinden läßt, wie groß und von welcher Art das Gebilde derselben sey, wie es sich doch bei andern sichtbaren Dingen verhält.

10.

Daß aber das Licht zugleich die Farbe des Feuers sey, ist daraus deutlich, weil man an diesem keine andere Farbe findet und weil es durch sich allein sichtbar ist, so wie es alles Uebrige sichtbar macht.

11.

Das Gleiche gilt von einigem, was weder Feuer, noch feuerartig ist, und doch Licht von sich zu geben scheint.

12.

Die schwarze Farbe aber entsteht, wenn Luft und Wasser vom Feuer verbrannt werden, deßwegen alles Angebrannte schwarz wird, wie z. B. Holz und Kohlen, nach ausgelöschtem Feuer. Ja sogar der Rauch, der aus dem Ziegel aufsteigt, ist schwarz, indem die Feuchtigkeit, welche im Ziegel war, sich absondert und verbrennt.

13.

Deßwegen auch der Rauch am schwärzesten ist, der von Fett und harzigen Dingen aufsteigt, als von Oel, Pech

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16282408

Pech und Kien; weil dieſe am heftigſten brennen und von gedrängter Natur ſind.

14.

Woran aber Waſſer herfließt, auch dieſes wird ſchwarz; denn hierdurch entſteht etwas Moosartiges, deſſen Feuchtigkeit ſodann austrocknet und einen ſchwärzlichen Ueberzug zurück läßt, wie man am Bewurf der Wände, nicht weniger an Steinen, welche im Bache liegen, ſehen kann.

Und ſo viel war von den einfachen Farben zu ſagen.

II.

Von den mittlern oder gemiſchten Farben.

15.

Diejenigen Farben, welche aus der Miſchung (κράσις) der vorhergehenden, oder durch das Mehr und Weniger entſtehen, ſind viel und mannichfaltig. Durch's Mehr und Weniger erzeugen ſich die Stufen zwiſchen dem Scharlach und Purpur; durch die Miſchung aber, z. B. des Schwarzen und Weißen, entſteht das Grau.

16.

Auch wenn wir das Schwarze und Schattige mit dem Licht, welches von der Sonne oder dem Feuer her ſcheint, vermiſchen, ſo entſteht ein Gelbroth; ingleichen wird das Schwarze, das ſich entzündet, roth, z. B. rauchende Flamme und glühende Kohlen.

17

Eine lebhafte und glänzende Purpurfarbe aber erscheint, wenn, mit mäßigem und schattigem Weiß, schwache Sonnenstrahlen temperirt werden.

18.

Deßwegen auch, um die Gegend des Aufgangs und Untergangs, wenn die Sonne dahin tritt, die Luft purpurfarb aussieht; denn die schwachen Strahlen fallen alsdann meistentheils in die schattige Atmosphäre.

19.

Auch das Meer erscheint purpurähnlich, wenn die erregten Wellen bei'm Niederbeugen beschattet werden, indem die Sonnenstrahlen nur schwach in die Biegung einfallen können.

20.

Ein Gleiches erblicken wir auch auf den Federn, denn wenn sie in einem gewissen Sinne gegen das Licht ausgebreitet werden, so haben sie eine Purpurfarbe, wenn aber weniger Licht einfällt, eine dunkle, die man orphuinos nennt.

21.

Wird aber das Licht, durch ein häufiges und reines Schwarz, gemäßigt, so erscheint ein Gelbroth, das, so wie es lebhaft wird und leuchtet, in Flammenfarbe übergeht.

22.

Diese Erscheinungen können wir daher als die wech-

seitigen Wirkungen des gewissermaßen verkörperten Schwarzen und Weißen von der einen, und des Lichts von der andern Seite, recht wohl annehmen, ohne zu behaupten, daß gedachte Farben immer auf dieselbe Weise entstehen müssen.

23.

Denn es ist bei den Farben nicht allein das einfache Verhältniß zu betrachten, sondern es gibt auch zusammengesetzte, die sich verhalten wie die einfachen; jedoch, da ihre Mischungen einigen Spielraum haben, nicht eben eine entschiedene, voraus zu sagende Wirkung hervorbringen.

24.

Wenn wir z. B. von der Entstehung der blau- oder gelbrothen Farbe sprechen, so müssen wir auch die Erzeugung solcher Farben angeben, die aus diesen gemischt werden und eine ganz verschiedene Erscheinung verursachen, und zwar sollen wir immer aus den angezeigten Grundsätzen folgern. So erzeugt sich die Weinfarbe, wenn mit reinem und leuchtendem Schwarz sich lichte Strahlen verbinden. Dieß geschieht auch körperlich an den Weinbeeren; denn indem sie reifen, sind sie von weinhafter Farbe; wenn sie sich aber schwärzen, so geht das Gelbrothe in's Blaurothe hinüber.

25.

Nun muß man aber auf die angezeigte Weise alle Verschiedenheit der Farben betrachten, welche bei man-

nichfaltiger Bewegung ſich doch ſelber ähnlich bleiben, je nachdem ihre Miſchung beſchaffen iſt; und ſo werden wir uns von den Urſachen der Erſcheinung, welche ſie ſowohl bei'm Entſtehen, als bei'm wechſelſeitigen Wirken hervorbringen, völlig überzeugen. Allein man muß die Betrachtung hierüber nicht anſtellen, indem man die Farben vermiſcht wie der Mahler, ſondern indem man, wie vorgeſagt, die zurückgeworfenen Strahlen auf einander wirken läßt; denn auf dieſe Weiſe kann man am beſten die Verſchiedenheiten der Farben betrachten. Als Beweiſe aber muß man die einfacheren Fälle aufzuſuchen verſtehen, in welchen man den Urſprung der Farben deutlich erkennt; deßhalb muß man beſonders das Licht der Sonne, Feuer, Luft und Waſſer vor Augen haben; denn, indem dieſe mehr oder weniger auf einander wirken, vollenden ſie, kann man ſagen, alle Farben. Ferner muß man nach der Aehnlichkeit anderer, mehr körperlichen, Farben ſehen, welche ſich mit leuchtenden Strahlen vermiſchen. So bringen z. B. Kohlen, Rauch, Roſt, Schwefel, Federn, indem ſie theils von den Sonnenſtrahlen, theils von dem Glanze des Feuers temperirt werden, viele und mannichfaltige Farbenveränderungen hervor.

26.

Auch iſt zu betrachten, was durch (organiſche) Kochung in Pflanzen, Früchten, Haaren, Federn und dergleichen bewirkt wird.

III.

Von der Unbestimmbarkeit der Farben.

27.

Es darf uns aber nicht verborgen bleiben, woher das Vielfältige und Unbestimmbare der Farben entstehe, indem wir finden, daß die Verbindung des Lichts und des Schattens sich ungleich und unregelmäßig ereigne. Beide sind, durch das Mehr oder Weniger, gar sehr von einander unterschieden, daher sie, sowohl unter sich, als wenn sie mit den Farben vermischt werden, viele Farbenveränderungen hervorbringen; theils weil das, was nun zusammen wirkt, an Menge und an Kräften sich nicht gleich ist, theils weil sie gegen einander nicht dieselben Beziehungen haben. Und so haben denn auch die Farben in sich viel Verschiedenheiten, das Blaurothe, so wie das Gelbrothe, ingleichen das Weiße und so auch die übrigen, sowohl wegen des Mehr oder Weniger, als wegen wechselseitiger Mischung, oder Reinheit.

28.

Denn es macht einen Unterschied, ob dasjenige, was zugemischt wird, leuchtend und glänzend sey, oder im Gegentheil schmutzig und glanzlos. Das Glänzende aber ist nichts anderes als die Gedrängtheit und Dichtheit des Lichtes. So entsteht die Goldfarbe, wenn das Gelbe und Sonnenhafte, verdichtet, stark leuchtet, deß-

wegen auch die Hälse der Tauben und die Wassertropfen golden erscheinen, wenn das Licht zurückgeworfen wird.

29.

Es gibt auch Körper, welche, indem sie durch Reiben oder sonst eine Gewalt glatt werden, eine Veränderung verschiedener Farben zeigen, wie abgeriebenes Silber, Gold, Erz und Eisen.

30.

Auch bringen gewisse Steinarten mehrerlei Farben hervor, z. B. der Schiefer, der indem er schwarz ist, weiße Linien zieht. Bei solchen Körpern sind die Urtheile klein, dicht und schwarz, das Gewebe des Steins aber ward, bei seiner Entstehung, mit allen seinen Gängen, besonders gefärbt, daher man auch äußerlich entweder diese oder jene Farbe sieht. Das vom Körper Abgeriebene aber erscheint nicht mehr gold- oder kupferfarbig, noch auf irgend eine Weise gefärbt, sondern ganz schwarz, weil das anders gefärbte Gewebe zerrissen ist und nun die uranfängliche Natur der kleinsten Theile gesehen wird.

Streicht man aber einen solchen Körper an etwas Gleiches und Glattes, wie z. B. an einen Probirstein, so kommt seine Urfarbe, die schwarze nämlich, nicht zum Vorschein, sondern er zeigt die Farbe, womit sein Gewebe bei dessen erster Schichtung und Verbindung tingirt ward.

31.

Unter den brennenden, im Feuer sich auflösenden und schmelzenden Körpern zeigen solche, deren Rauch dünn und luftartig ist, die verschiedensten Farben, wie der Schwefel und die rostenden Kupfergefäße; auch Körper, welche dicht und glatt sind, wie das Silber.

32.

Auch andere Körper, welche schattige Farben zeigen, sind gleichfalls glatt wie z. B. das Wasser und die Wolken und die Federn der Vögel; denn weil hier die Strahlen auf die Glätte fallen, und bald so oder so temperirt werden, entstehen verschiedene Farben, wie auch durch die Finsterniß geschieht.

33.

Keine Farbe sehen wir aber rein, wie sie ist, sondern entweder durch den Einfluß fremder Farben, oder durch Licht und Schatten verändert; wir mögen daher einen Körper in den Sonnenstrahlen oder im Schatten sehen, bei starker oder schwacher Beleuchtung, bei der oder jener Neigung der Flächen, immer wird die Farbe anders erscheinen.

34.

Eben so geschieht es bei Feuer-, Monden- oder Lampenlicht; denn ein jedes von diesen hat eine eigene Farbe. Wenn sie nun mit der Farbe des Körpers durch

einander spielt, so entsteht die gemischte Farbe, die wir sehen.

35.

Wenn das Licht auf irgend einen Körper fällt und dadurch z. B. einen purpurnen oder grünen Schein annimmt, von da aber auf einen andern Körper geworfen wird und von der Farbe desselben abermals eine Veränderung erleidet; so geschieht dieß zwar in der That, doch nicht für die Empfindung: denn das Licht kommt zum Auge von vielerlei Farben getränkt, aber nur diejenige, welche vorzüglich wirkt, wird empfunden. So erscheint im Wasser alles wasserhaft, im Spiegel nach der Farbe des Spiegels, und wir können vermuthen, daß es in der Luft auch also geschehe.

36.

Wir finden also, daß alle gemischten Farben aus drey Ursprüngen erzeugt werden, aus dem Licht, durch das Mittel, wodurch das Licht erscheint, als Wasser oder Luft, und sodann von den untergelegten Farben, von denen das Licht zurück geworfen wird.

37.

Das Weiße und Durchscheinende, wenn es sehr dünn ist, erscheint luftfärbig, an allem Dichten aber erscheint eine gewisse Trübe, z. B. am Wasser, am Glas, an dunstiger Luft; denn wegen der Dichte nehmen die Strahlen überall ab, und wir können das, was in diesen Mitteln ist, nicht deutlich erkennen. Die Luft,

der Kaiſer vornimmt und was ſich ereignet, in Reime verfaßt und zierlich geſchrieben, einem hiezu beſonders beſtellten Archivarius überliefern. Woraus denn erhellt, daß in dem unwandelbaren Orient, ſeit Ahasverus Zeiten, der ſich ſolche Chroniken bei ſchlafloſen Nächten vorleſen ließ, ſich keine weitere Veränderung zugetragen hat.

Wir bemerken hiebei, daß ein ſolches Vorleſen mit einer gewiſſen Declamation geſchehe, welche mit Emphaſe, einem Steigen und Fallen des Tons vorgetragen wird, und mit der Art wie die franzöſiſchen Trauerſpiele declamirt werden, ſehr viel Aehnlichkeit haben ſoll. Es läßt ſich dieß um ſo eher denken, als die perſiſchen Doppelverſe einen ähnlichen Contraſt bilden, wie die beiden Hälften des Alexandriners.

Und ſo mag denn auch dieſe Beharrlichkeit die Veranlaſſung ſeyn, daß die Perſer ihre Gedichte ſeit achthundert Jahren noch immer lieben, ſchätzen und verehren; wie wir denn ſelbſt Zeuge geweſen, daß ein Orientale ein vorzüglich eingebundenes und erhaltenes Manuſcript des Mesnewi mit eben ſo viel Ehrfurcht als wenn es der Koran wäre, betrachtete und behandelte.

wenn wir sie nahe sehen, scheint keine Farbe zu haben, denn sie wird, weil sie dünn ist, von den Strahlen überwunden und getheilt, indem diese mächtiger sind und durch sie hindurchscheinen. Wenn man aber die Luft in einiger Tiefe sieht, so erscheint sie, wenn sie noch dünn genug ist, blau; denn wo das Licht abnimmt, wird die Luft von der Finsterniß aufgefaßt und erscheint blau; verdichtet aber ist sie, wie das Wasser, ganz weiß.

IV.

Von künstlichen Farben.

38.

Uebrigens was gefärbt wird (vorausgesetzt daß es ganz weiß sey), empfängt seine Farbe von dem Färbenden. So wird vieles durch Blumen, Wurzeln, Rinden, Hölzer, Blätter und Früchte gefärbt, sodann vieles mit Erde, Schaum und metallischen Tinten, auch mit thierischen Säften, wie das Blaurothe durch die Purpurschnecke. Einiges wird mit Wein, einiges mit Rauch, mit Lauge, ja sogar durch das Meer gefärbt, wie die Haare der Seeleute, denn diese werden roth, und überhaupt mit allen Körpern, welche eigene Farben enthalten.

Denn verbunden mit dem Feuchten und Warmen, dringen solche Farben in die Gänge der Körper ein, und wenn diese trocken sind, so haben sie die Farben

sich zugeeignet, ja man kann öfters die Farbe auswaschen, indem sie aus den Poren wieder ausfließt.

Auch macht der Gebrauch zusammenziehender Ingredienzien bei'm Färben großen Unterschied, sowohl der Mischung, als auch überhaupt dessen, was die Körper dabei erleiden.

Man färbt auch schwarze Felle; an diesen wird aber die Farbe nicht sonderlich scheinbar, indem sich zwar, sowohl die Farbe, als die innern Gänge der Wolle einander wechselsweise aufnehmen, aber das Gewebe der Haare selbst die Farbe nicht annimmt.

Das Weiße hat zu den Farben ein reines Verhältniß und bewirkt eine glänzendere Erscheinung der Blüthe; das Schwarze hingegen macht sich dunkel, obgleich die Farbe, welche sie Orphnics nennen, sich blühender auf Schwarz als auf Weiß ausnimmt, weil ihre Blüthe durch die Strahlen des Schwarzen gehoben wird.

Die Zwischenräume der Gänge sieht man aber an sich selbst nicht, wegen ihrer Kleinheit, so wie man die Theile des Zinnes und des Kupfers nicht unterscheiden kann, wenn beide Metalle gemischt sind.

Und so werden aus vorgemeldeten Ursachen die Farben der gefärbten Dinge verändert.

V.

Von Veränderung der Farben, an den Pflanzen, durch organische Kochung.

39.

Die Haare aber, die Federn, Blumen, Früchte und alle Pflanzen nehmen durch Kochung alle Veränderung der Farben an, wie solches aus vielerlei Fällen deutlich ist. Was aber die einzelnen Dinge, die aus der Erde wachsen, für Anfänge der Farben haben, was für Veränderungen mit ihnen vorgehen und warum sie solches leiden, darüber kann man, wenn auch einige Zweifel diese Betrachtungen begleiten sollten, folgendermaßen denken:

40.

In allen Pflanzen ist der Anfang der Farbe grün, und die Knospen, die Blätter und die Früchte sind im Anfange von dieser Farbe.

41.

Man kann auch ebendasselbe am Regenwasser sehen, denn wenn es eine Weile gestanden hat und sodann vertrocknet, so erhält es eine grüne Farbe.

42.

Auf diese Weise geschieht es, daß allem demjenigen, was aus der Erde wächst, die grüne Farbe zuerst angehört; denn altes Wasser, worauf die Sonnenstrahlen gewirkt haben, hat anfänglich diese Farbe, hernach wird sie allmählich schwarz; vermischt man sie

aber aufs neue mit dem Gelben, so erscheint sie wieder grün. Denn das Feuchte, wie schon gesagt ist, das in sich selbst veraltet und austrocknet, wird schwarz, wie der Bewurf von den Wasserbehältern, so wie alles, was sich immer unter dem Wasser befindet; weil die der Luft ausgesetzte Feuchtigkeit austrocknet. Schöpft man es aber und bringt es an die Sonne, so wird es grün, weil sich das Gelbe mit dem Schwarzen verbindet; wenn aber die Feuchtigkeit mehr in's Schwarze fällt, so gibt es ein sehr gesättigtes, lauchfarbes Grün.

43.

Deßwegen auch alle älteren Knospen schwärzer sind als die neuen; diese aber gelblicher, weil die Feuchtigkeit in ihnen sich noch nicht völlig geschwärzt hat. Wenn nun aber, bei langsamerem Wachsthum, die Feuchtigkeit lange in ihnen verweilt, so wird das der Luft ausgesetzte Feuchte nach und nach schwarz und die Farbe lauchartig, indem sie durch ein ganz reines Schwarz temperirt ist.

44.

Diejenigen Theile der Pflanzen aber, in denen das Feuchte nicht mit den Sonnenstrahlen gemischt wird, bleiben weiß, wenn sie nicht etwa schon veraltet und ausgetrocknet und daher schwarz geworden sind.

45.

Deßwegen auch an den Pflanzen alles, was über der Erde steht, zuerst grün ist, unter der Erde aber

Stengel, Wurzeln und Keime die weiße Farbe haben. So wie man sie aber von der Erde entblößt, wird, wie gesagt ist, alles grün, weil die Feuchtigkeit, welche durch die Keime zu den übrigen Theilen durchseiht, die Natur dieser Farbe hat und zu dem Wachsthum der Früchte sogleich verbraucht wird.

46.

Wenn die Früchte aber nicht mehr zunehmen, weil die Wärme die zufließende Nahrung nicht mehr beherrschen kann, sondern die Feuchtigkeit nur von der Wärme aufgelöst erhalten wird, so reifen alle Früchte, und indem, theils von der Sonnenwärme, theils von der Wärme der Luft, die Feuchtigkeit, die sich in den Früchten befindet, gar gekocht worden, nehmen sie nun andere Farben an, welche den Pflanzen eigen sind, wie wir ein Aehnliches bei'm Färben (38) gesehen haben; und so färben sie sich langsam; stark aber färben sich die Theile, welche gegen die Sonne und die Wärme stehen.

47.

Deßwegen verwandeln die Früchte ihre Farben mit den Jahreszeiten.

48.

Wie bekannt ist. Denn was vorher grün war, nimmt, wenn es reift, die Farbe an, die seiner Natur gemäß ist.

49.

Denn sie können weiß, schwarz, braun, gelb, schwärz-

lich, schattenfärbig, gelbroth, wein- und safranfarbig werden und beinahe alle Farbenunterschiede annehmen.

50.

Wenn nun aber überhaupt die Mannichfaltigkeit der Farben daher entsteht, daß mehrere wechselsweise Einfluß auf einander haben, so folgt auch, daß bei den Farben der Pflanzen derselbe Fall sey.

Die Feuchtigkeit, indem sie die Pflanzengefäße durchseihet und durchspület, nimmt alle Farbenkräfte in sich, und wenn sie nun, bei'm Reifen der Früchte, durch Sonnen- und Luft-Wärme durchgekocht wird, treten die einzelnen Farben in sich zusammen und erscheinen abgesondert, einige schneller, andere langsamer.

Etwas Aehnliches begegnet bei'm Purpurfärben. Denn wenn man die Schnecke zerstößt, ihre Feuchtigkeit auspreßt und im Kessel kocht, so ist in der Küpe zuerst keine bestimmte Farbe zu sehen, nach und nach aber trennen sich die eingebornen Farben und mischen sich wieder, wodurch denn die Mannichfaltigkeit entsteht, als Schwarz, Weiß, Schatten- und Luftfarbe. Zuletzt wird alles purpurfarbig, wenn die Farben gehörig zusammengekocht sind, so daß wegen ihrer Mischung und Uebergang aus einer in die andere keine der einzelnen Farben an sich mehr zu sehen ist.

51.

Dieses begegnet auch an Früchten. Denn bei vielen werden nicht alle Farben auf einmal gar gekocht, son-

dern einige zeigen sich früher, andere später, und eine wird in die andere verändert, wie man an den Trauben und Datteln sieht. Denn diese letzten werden zuerst roth; wenn aber das Schwarze in ihnen in sich zusammentritt, gehen sie in die Weinfarbe über. Zuletzt werden sie blau, wenn das Rothe mit vielem und reinem Schwarz gemischt ist.

52.

Denn die Farben, welche später entstehen, verändern, wenn sie vorwalten, die ersten Farben, welches besonders bei schwarzen Früchten deutlich ist. Denn die meisten, welche zuerst grün aussehen, neigen sich ein wenig in's Rothe und werden dann feuerfarb, aber bald verändern sie auch diese Farbe wieder, weil ein reines Schwarz sich ursprünglich in ihnen befindet.

53.

Es ist offenbar, daß auch die Reiser, die Härchen und die Blätter dieser Pflanzen einige Schwärze zeigen, weil sich eine solche Farbe häufig in ihnen befindet; daß aber die schwarzen Früchte beide Farben in sich haben, zeigt der Saft, welcher weinhaft aussieht.

54.

Bei der Entstehung aber ist die rothe Farbe später als die schwarze, wie man an dem Pflaster unter den Dachtraufen sieht und überall, wo an schattigen Orten mäßiges Wasser fließt; alles verwandelt sich da aus der grünen in die rothe Farbe und das Pflaster wird, als wenn

bei'm Schlachten frisches Blut ausgegossen worden wäre. Denn die grüne Farbe ist hier weiter durchgekocht worden, zuletzt aber wird's auch hier sehr schwarz und blau, wie es an den Früchten geschieht.

55.

Davon aber, daß die Farbe der Früchte sich verwandelt, wenn die ersten Farben durch die folgenden überwältigt werden, lassen sich Beispiele an der Frucht des Granatbaums und an den Rosenblättern zeigen; denn beide sind anfänglich weiß, zuletzt aber, wenn die Säfte älter und durch Kochung gefärbt werden, so verwandeln sie sich in Purpur und hochrothe Farbe.

56.

Manche Körper haben mehrere Farben in sich, wie der Saft des Mohns und die Neige des ausgepreßten Olivenöls; auch diese sind anfangs weiß, wie der Granatapfel, sodann gehen sie in's Hochrothe über, zuletzt aber, wenn viel Schwarzes dazu kommt, wird die Farbe blau, deßwegen auch die Blätter des Mohns oberhalb roth sind, weil die Kochung in ihnen sehr schnell vorgeht, gegen den Ansatz aber schwarz, da bereits diese Farbe in ihnen die Oberhand hat, wie auch bei der Frucht, die zuletzt schwarz wird.

57.

Bei solchen Pflanzen aber, in welchen nur Eine Farbe herrscht, etwa die weiße, schwarze, hochrothe oder violette,

lette, behalten auch die Früchte diejenige Farbe, in welche sie sich einmal aus dem Grünen verändert haben.

58.

Auch findet man bei einigen, daß Blüthe und Frucht gleiche Farbe hat, wie z. B. am Granatapfel; denn hier ist die Frucht so wie die Blüthe roth. Bei andern aber ist die Farbe beider sehr verschieden, wie bei'm Lorbeer und Epheu; denn an diesen sehen wir die Blüthe ganz gelb und die Frucht schwarz. Die Blüthe des Apfels neigt sich aus dem Weißen in's Purpurfarbne, die Frucht hingegen ist gelb. Die Blume des Mohns ist roth, aber die Frucht bald weiß, bald schwarz; weil die Kochung der einwohnenden Säfte zu verschiedenen Zeiten geschieht.

59.

Dieses bewährt sich aber auf vielerlei Weise. Denn einige Früchte verändern, mit der fortschreitenden Kochung, sowohl Farbe als Geruch und Geschmack. Auch ist hierin zwischen Blume und Frucht oft ein großer Unterschied.

Ja, an einer und derselben Blume bemerkt man eine solche Mannichfaltigkeit, indem das eine Blatt schwarz, das andere roth, das eine weiß, das andere purpurfarb seyn kann, welches auffallend an der Iris gesehen wird; denn, wegen mannichfaltiger Kochung, hat diese Blume die verschiedensten Farben.

Ein Gleiches geschieht an den Trauben, wenn sie reifen.

Auch werden die Enden der Blumenblätter am meisten ausgekocht, denn da, wo sie am Stiel ansitzen, sind sie weniger gefärbt.

60.

Fast wird auch an einigen das Feuchte gleichsam ausgebrannt, ehe es seine eigentliche Kochung erreicht; daher behalten die Blumen ihre Farbe, die Früchte aber bei fortschreitender Kochung verändern die ihrige. Denn die Blumenblätter sind, wegen der geringen Nahrung, gleich durchgekocht; die Früchte aber lassen sich, wegen der Menge Feuchtigkeit, die ihn ihnen wohnt, beim Auskochen, durch alle Farben durchführen, die ihrer Natur gemäß sind.

Etwas Aehnliches geschieht, wie schon vorher gesagt worden ist, auch bei'm Färben. Denn im Anfang, wenn die Purpurfärber die Blutbrühe ansetzen, wird sie dunkel, schwarz und luftfarbig; ist aber die Masse genug durchgearbeitet, so wird die Purpurfarbe blühend und glänzend.

Daher müssen auch die Blumen an Farbe von den Früchten sehr unterschieden seyn; einige übersteigen gleichsam das Ziel, das ihnen die Natur gesteckt hat, andere bleiben dahinter zurück, die einen, weil sie eine vollendete, die andern, weil sie eine unvollendete Kochung erfahren.

Zweifel.

Die perſiſche Dichtkunſt aber, und was ihr ähnlich iſt, wird von dem Weſtländer niemals ganz rein, mit vollem Behagen aufgenommen werden; worüber wir aufgeklärt ſeyn müſſen, wenn uns der Genuß daran nicht unverſehens geſtört werden ſoll.

Es iſt aber nicht die Religion, die uns von jener Dichtkunſt entfernt. Die Einheit Gottes, Ergebung in ſeinen Willen, Vermittlung durch einen Propheten, alles ſtimmt mehr oder weniger mit unſerm Glauben, mit unſerer Vorſtellungsweiſe überein. Unſere heiligen Bücher liegen auch dort, ob nur gleich legendenweis, zum Grund.

In die Mährchen jener Gegend, Fabeln, Parabeln, Anekdoten, Witz- und Scherzreden ſind wir längſt eingeweiht. Auch ihre Myſtik ſollte uns anſprechen, ſie verdiente wenigſtens, eines tiefen und gründlichen Ernſtes wegen, mit der unſrigen verglichen zu werden, die in der neuſten Zeit, genau betrachtet, doch eigentlich nur eine charakter- und talentloſe Sehnſucht ausdrückt; wie ſie ſich denn ſchon ſelbſt parodirt, zeuge der Vers:

Mir will ewiger Durſt nur frommen
Nach dem Durſte.

Dieß ſind nun die Urſachen, warum Blüthen und Früchte von einander unterſchiedene Farben zeigen.

61.

Die meiſten Blätter mehrerer Bäume aber werden zuletzt gelb, weil die Nahrung abnimmt und ſie eher welken, als ſie in die (höchſte) Farbe, die ihrer Natur möglich iſt, übergehen. Auch werden einige abfallende Früchte gelb, weil ihnen die Nahrung vor der vollkommenen Kochung ausgeht.

62.

Ferner wird ſowohl der Weizen, als alles was unmittelbar aus der Erde wächſt, zuletzt gelb; denn in ſolchen Pflanzen wird das Feuchte nicht ſchwarz, ſondern, weil ſie ſchnell trocknen, geſchieht ein Rückſchritt in der Farbe.

Denn das Schwarze, mit dem Gelbgrünen verbunden, wird, wie geſagt, grasgrün; wo aber das Schwarze immer ſchwächer wird, geht die Farbe wieder in's Gelbgrüne und dann in's Gelbe.

Zwar werden die Blätter des Apium und der Andrachne, auch einiger andern Pflanzen, wenn ſie vollkommen durchgekocht ſind, hochroth; aber was an ihnen geſchwind trocknet, wird gelb, weil ihm die Nahrung vor der vollkommenen Kochung abgeht.

Daher kann man ſchließen, daß der Unterſchied der Pflanzen-(Farben) ſich aus den vorgeſagten Urſachen herſchreibt.

VI.

Von den Farben der Haare, Federn und Häute.

63.

Auch die Haare, Federn und Häute der Pferde, Ochsen, Schafe und Menschen, so wie aller andern Thiere, werden weiß, grau, roth oder schwarz, aus derselben Ursache.

64.

Und zwar werden sie weiß, wenn das Feuchte, indem es vertrocknet, seine eigne Farbe behält.

65.

Schwarz hingegen werden sie, wenn das ursprüngliche Feuchte häufig genug vorhanden ist, so daß es langsam altern und zeitigen kann. Auf diese Weise werden Felle und Häute schwarz.

66.

Körper hingegen, welche eine braune, rothe, gelbe, oder sonst eine Farbe haben, sind solche, die früher austrocknen, ehe das Feuchte vollkommen in die schwarze Farbe übergeht.

67.

Wenn aber dieses (Austrocknen) ungleich geschieht, so werden auch die Farben verschieden, wobei sich die Farbe der Haare nach der Farbe der Haut richtet. So sind die Haare röthlicher Menschen hellroth, schwarzer Menschen aber schwarz. Bricht aber eine weiße Stelle

hervor, ſo ſind die Haare ebenfalls auf der Stelle weiß, wie man auch bei ſcheckigen Thieren ſieht, und ſo richten ſich Haare und Federn nach der Haut, entweder zum Theil, oder im Ganzen.

68.

So verhält ſich's auch mit dem Hufe, den Klauen, dem Schnabel und den Hörnern. An ſchwarzen Thieren werden ſie ſchwarz, an weißen aber weiß; weil auch bei dieſen Theilen die Nahrung, durch die Haut, nach der äußern Bedeckung durchſeihet.

69.

Daß aber die angegebene Urſache die richtige ſey, läßt ſich an mancherlei Fällen erkennen. Denn die Häupter aller Knaben ſind anfangs roth, wegen geringerer Nahrung, eben deßhalb ſind die Haare ſchwach, dünn und kurz; bei fortſchreitendem Alter hingegen werden ſie ſchwarz, wenn die Kinder durch die Menge der zufließenden Nahrung mehr Farbe gewinnen.

70.

So iſt es auch mit den Milchhaaren und dem Barte beſchaffen. Wenn dieſe ſich zu zeigen anfangen, ſo werden ſie geſchwind roth, wegen der wenigen Feuchtigkeit, die in ihnen austrocknet; wenn aber etwas mehr Nahrung zugeführt wird, ſo werden ſie gleichfalls ſchwarz.

71.

An dem Körper alſo bleiben die Haare ſo lange roth, als ihnen die Nahrung fehlt; wenn ſie aber wachſen, ſo

werden sie auch schwarz, sowohl am Bart, als auf der Scheitel.

Auch streitet für unsere Meinung der Umstand, daß bei solchen Geschöpfen, welche lange Haare haben, in der Nähe des Körpers die Haare schwärzer, gegen die Spitzen aber gelber werden, wie man bei Schafen, Pferden und Menschen sieht; weil gegen die Enden weniger Nahrung hingeführt wird und sie daselbst schneller vertrocknet.

72.

Auch die Federn schwarzer Vögel sind in der Nähe des Leibes am schwärzesten, an den Enden aber gelber. So verhalten sie sich auch um den Hals und überhaupt wo sie geringere Nahrung empfangen.

Imgleichen gehen alle Haare nach der Vollendung zurück und werden braunroth, weil die nun wieder abnehmende Nahrung schnell vertrocknet.

73.

Zuletzt aber werden sie weiß, wenn die Nahrung in denselben ausgekocht wird, ehe das Feuchte schwarz werden kann. Dieß ist am sichtbarsten bei Thieren, welche unter dem Joche gehen. An solcher Stelle werden die Haare durchaus weiß; denn es kann daselbst die Nahrung nicht gleichförmig angezogen werden, und bei einer schwachen Wärme vertrocknet die Feuchtigkeit zu geschwind und wird weiß.

74.

Um die Schläfe werden die Haare am früheſten grau, ſo wie überhaupt an ſchwachen und leidenden Stellen.

Vorzüglich aber gehen Geſchöpfe, wenn ſie ausarten, in dieſe Farbe hinüber. So gibt es weiße Haſen, weiße Hirſche und Bären, auch kommen weiße Wachteln, Rebhühner und Schwalben vor. Dieſes alles geſchieht bei einer ſchwachen Zeugung und wegen Mangel von nährendem Stoff, der zu früh austrocknet, und ſo werden ſie weiß.

75.

So ſind auch anfangs die Kopfhaare der Kinder weiß, die Augenbrauen und Wimpern. Nicht weniger erfährt auch jederman im Alter, daß ſich die Haare bleichen, wegen Schwäche und Mangel an Nahrung.

76.

Deßhalb ſind auch meiſtentheils die weißen Thiere ſchwächer als die ſchwarzen; denn ehe ihr Bau vollendet werden kann, iſt ſchon ihre mangelhafte Nahrung durchgekocht, und ſo werden ſie weiß. Eben dieſes begegnet den Früchten, welche kränkeln, denn dieſe ſind auch wegen ihrer Schwäche bald durchgekocht.

77.

Die Thiere aber, welche weiß werden und von andern auf dieſe Art ſich unterſcheiden, als Pferde und Hunde, gehen aus ihrer natürlichen Farbe in das Weiße

hinüber wegen reichlicher Nahrung; denn das Feuchte in ihnen veraltet nicht, ſondern wird zum Wachsthum verbraucht und weiß. Die meiſten dieſer Geſchöpfe ſind feucht und fruchtbar, wegen reichlicher Nahrung, daher auch die weiße Farbe in keine andere übergeht (weil ſie ſchon das Ende erreicht hat), ſo wie dagegen ſchwarze Haare, ehe ſie grau werden, durch das Rothe durchgehen und zuletzt weiß werden.

78.

Uebrigens glauben einige alles werde ſchwarz, weil die Nahrung von der Wärme verbrannt werde, ſo wie bei'm Blut und manchem andern geſchieht, worin ſie jedoch irren.

Denn einige Thiere werden gleich anfangs ſchwarz, als Hunde, Ziegen und Ochſen und überhaupt alle diejenigen, deren Häute und Haare von Anfang genugſame Nahrung haben, bei fortſchreitenden Jahren aber weniger. Doch ſollten (wenn jene Meinung wahr wäre) die Haare zu Anfang vielmehr weiß ſeyn und erſt, wenn das Thier auf dem Gipfel ſeiner Kraft ſteht, ſchwarz werden, als um welche Zeit auch ſeine Wärme den höchſten Punkt erreicht hat. Denn zu Anfang der Organiſation iſt die Wärme viel ſchwächer, als um die Zeit, wo (ſonſt) das Haar (wieder) weiß zu werden anfängt.

79.

Die Unrichtigkeit jener Meinung ergibt ſich auch an den weißen Thieren. Einige ſind nämlich gleich anfäng-

lich von der weißesten Farbe, denen gleich anfangs die meiste Nahrung zufließt, und in denen die Feuchtigkeit nicht vor der Zeit vertrocknet; hingegen bei fortschreitendem Alter, wenn ihnen mindere Nahrung zufließt, werden sie gelb. Andere sind von Anfang gelb und auf dem Gipfel ihres Wachsthums sehr weiß. Wie denn auch die Farbe der Vögel sich wieder verändert; wenn die Nahrung abnimmt, werden sie alle gelb, besonders um den Hals, und überhaupt an allen den Stellen, welche bei abnehmender Feuchtigkeit Mangel an Nahrung haben. Denn so wie das Röthliche in's Weiße sich verwandelt, und das Schwarze in's Röthliche, so geht auch das Weiße in's Gelbe über.

80.

Etwas Aehnliches begegnet auch mit den Pflanzen. Denn einige, wenn sie schon durch Kochung in eine andere Farbe übergegangen, kehren doch wieder zur ersten zurück. Dieses ist am deutlichsten am Granatapfel zu sehen; denn im Anfange sind die Kerne der Aepfel roth, so wie die Blätter, weil nur geringe Nahrung ausgekocht wird, dann werden sie grün, wenn viel Saft zuströmt und die Kochung nicht mit gleicher Kraft vor sich geht. Zuletzt aber, wenn die Kochung vollendet ist, entsteht wieder die rothe Farbe.

81.

Ueberhaupt aber gilt von den Haaren und Federn, daß sie sich verändern, theils, wenn ihnen die Nahrung

fehlt, theils, wenn sie zu reichlich ist. Deßhalb werden auf verschiedenen Stufen des Alters die Haare sehr weiß, so wie sehr schwarz. Manchmal gehen sogar die Rabenfedern in eine gelbe Farbe über, wenn ihnen die Nahrung mangelt.

82.

Unter den Haaren gibt es aber keine scharlach- noch purpurrothen, so wenig als lauchgrüne oder von sonst einer Farbe dieser Art, weil diese Farben zu ihrer Entstehung die Beimischung der Sonnenstrahlen bedürfen. Diese nehmen aber die feuchten Haare nicht an, sondern sie sind an innere Veränderungen gebunden. Dagegen sind die Federn zu Anfang nicht wie in der Folge gefärbt. Denn auch die bunten Vögel haben anfangs fast alle schwarze Federn, als der Pfau, die Taube und die Schwalbe. Nachher nehmen sie aber große Mannichfaltigkeit an, indem die Kochung außerhalb des Körpers vor sich geht, sowohl in den Kielen als in den Verzweigungen derselben, wie bei den Pflanzen außerhalb der Erde. (Daher können die Lichtstrahlen zu Entstehung mannichfaltiger Farben mitwirken.)

So haben auch die übrigen Thiere, die schwimmenden, kriechenden und beschalten, alle Arten der Farben, weil bei ihnen auch eine vielfache Kochung vorgeht.

Und so möchte einer wohl die Theorie der Farben aus dem Gesagten einzusehen im Stande seyn.

Farbenbenennungen der Griechen und Römer.

Die Alten lassen alle Farbe aus Weiß und Schwarz, aus Licht und Finsterniß entstehen. Sie sagen, alle Farben fallen zwischen Weiß und Schwarz und seyen aus diesen gemischt. Man muß aber nicht wähnen, daß sie hierunter eine bloß atomistische Mischung verstanden, ob sie sich gleich an schicklichen Orten des Wortes μίξις bedienen, dagegen sie an den bedeutenden Stellen, wo sie eine Art Wechselwirkung beider Gegensätze ausdrücken wollen, das Wort κρᾶσις, σύγκρισις gebrauchen; so wie sie denn überhaupt sowohl Licht und Finsterniß, als die Farben unter einander sich temperiren lassen, wofür das Wort κεράννυσθαι vorkommt; wie man sich davon aus den bisher übersetzten und mitgetheilten Stellen überzeugen kann.

Sie geben die Farbengeschlechter verschieden, Einige zu sieben, Andere zu zwölfen an, doch ohne sie vollständig aufzuzählen.

Aus der Betrachtung ihres Sprachgebrauchs, sowohl des griechischen als römischen, ergibt sich, daß sie generelle Benennungen der Farben statt der speciellen und umgekehrt diese statt jener setzen.

Ihre Farbenbenennungen sind nicht fix und genau bestimmt, sondern beweglich und schwankend, indem

sie nach beiden Seiten auch von angränzenden Farben gebraucht werden. Ihr Gelbes neigt sich einerseits in's Rothe, andererseits in's Blaue; das Blaue theils in's Grüne, theils in's Rothe; das Rothe bald in's Gelbe, bald in's Blaue; der Purpur schwebt auf der Gränze zwischen Roth und Blau und neigt sich bald zum Scharlach, bald zum Violetten.

Indem die Alten auf diese Weise die Farbe als ein nicht nur an sich Bewegliches und Flüchtiges ansehen, sondern auch ein Vorgefühl der Steigerung und des Rückganges haben: so bedienen sie sich, wenn sie von den Farben reden, auch solcher Ausdrücke, welche diese Anschauung andeuten. Sie lassen das Gelbe rötheln, weil es in seiner Steigerung zum Rothen führt; oder das Rothe gelbeln, indem es sich oft zu diesem seinem Ursprunge zurück neigt.

Die so specificirten Farben lassen sich nun wiederum ramificiren. Die in der Steigerung begriffene Farbe kann, auf welchem Punkte man sie festhalten will, durch ein stärkeres Licht dilutirt, durch einen Schatten verfinstert, ja in sich selbst vermehrt und zusammengedrängt werden. Für die dadurch entstehenden Nuancen werden oft nur die Namen der Species, auch wohl nur das Genus überhaupt, angewendet.

Die gesättigten, in sich gedrängten und noch dazu schattigen Farben werden zur Bezeichnung des Dunkeln, Finstern, Schwarzen überhaupt gebraucht, so wie im

Deſpotie.

Was aber dem Sinne der Weſtländer niemals eingehen kann, iſt die geiſtige und körperliche Unterwürfigkeit unter ſeinen Herren und Oberen, die ſich von uralten Zeiten herſchreibt, indem Könige zuerſt an die Stelle Gottes traten. Im alten Teſtament leſen wir ohne ſonderliches Befremden, wenn Mann und Weib vor Prieſter und Helden ſich auf's Angeſicht niederwirft und anbetet, denn daſſelbe ſind ſie vor den Elohim zu thun gewohnt. Was zuerſt aus natürlichem frommem Gefühl geſchah, verwandelte ſich ſpäter in umſtändliche Hofſitte. Der Ku-tou, das dreymalige Niederwerfen dreymal wiederholt, ſchreibt ſich dort her. Wie viele weſtliche Geſandtſchaften an öſtlichen Höfen ſind an dieſer Ceremonie geſcheitert, und die perſiſche Poeſie kann im Ganzen bei uns nicht gut aufgenommen werden, wenn wir uns hierüber nicht vollkommen deutlich machen.

Welcher Weſtländer kann erträglich finden, daß der Orientale nicht allein ſeinen Kopf neunmal auf die Erde ſtößt, ſondern denſelben ſogar wegwirft irgend wohin zu Ziel und Zweck.

Das Mailleſpiel zu Pferde, wo Ballen und Schlä-

Fall daß sie ein gedrängtes Licht zurückwerfen, für leuchtend, glänzend, weiß oder hell.

Jede Farbe, welcher Art sie sey, kann von sich selbst eingenommen, in sich selbst vermehrt, überdrängt, gesättigt seyn und wird in diesem Falle mehr oder weniger dunkel erscheinen. Die Alten nennen sie alsdann suasum πεπεισμένον, in se consumptum, plenum, saturum κατακορές, meracum ἄκρατον, pressum βαρύ, adstrictum, triste, austerum αὐστηρόν, amarum πικρόν, nubilum ἀμαυρόν, profundum βαθύ.

Sie kann ferner diluirt und in einer gewissen Bläße erscheinen, in so fern nennt man sie dilutum, liquidum, ὑδαρές, pallidum ἔκλευκον.

Bei aller Sättigung kann die Farbe dennoch von vielem Lichte strahlen und dasselbe zurückwerfen; dann nennt man sie clarum, λαμπρόν, candidum, acutum ὀξύ excitatum, laetum, hilare, vegetum, floridum εὐανθές, ἀνθηρόν. Sämmtliche Benennungen geben die besondern Anschauungen durch andere symbolische vermittelnd wieder.

Wir haben nunmehr noch die generellen Benennungen der Farbe, sammt den specifischen, die ihre Sphäre ausmachen, anzugeben.

Fangen wir von der untersten Stufe an, wo das Licht so alterirt erscheint, daß es die besondere Empfindung dessen, was wir Farbe nennen, erregt; so treffen wir daselbst zuerst ἀχρόν, dann ξανθόν, ferner πυῤῥόν,

dann ἐρυθρόν, ſodann φοινικοῦν, zuletzt πορφυροῦν an. Im gemeinen wie im poetiſchen Sprachgebrauch finden wir herauf- und herabwärts öfter ein Genus für das andere geſetzt. Das πορφυροῦν ſteigt abwärts in das ἀλουργές, κυανοῦν coeruleum, γλαυκόν caesium, und ſchließt ſich durch dieſes an das πράσινον porraceum, ποώδες herbidum, und zuletzt an das χλωρόν viride an, das ſowohl ein mit Blau vermiſchtes Gelb, d. i. ein Grünes, als das reine Gelb anzeigt und ſo das Ende des Farbenkreiſes mit dem Anfange verbindet und zuſchließt.

Die Farbenbenennungen, welche die weiteſte Sphäre haben, ſind vorzüglich folgende:

Ξανθόν geht vom Strohgelben und Hellblonden durch das Goldgelbe, Braungelbe bis in's Rothgelbe, Gelbrothe, ſogar in den Scharlach.

Darunter gehören als Species ὠχρόν, θάψινον, κιρρόν, κιτρινόν, κνηκόν, μήλινον, μίλτος, σιτόχρουν, ξοῦθον, πυῤῥόν, χρυσοειδές, ἠλιῶδες, φλογοειδές, οἰνῶδες, κροκοειδές etc. Im Lateiniſchen buxeum, melleum, cereum, flavum, fulvum, helvum, galbinum, aureum, croceum, igneum, luteum, melinum, gilvum, robeum, adustum, russum, rufum

Ἐρυθρόν, rufum, welches nach Gellius das Geſchlechtswort aller rothen Farbe iſt, begreift unter ſich, von ξανθόν, πυῤῥόν an, alles was roth iſt und braun, welches zum Gelben oder Rothen neigt, bis

zum Purpur. Im Lateiniſchen rufum, ruſſum, rubrum, rutilum, rubicundum spadix, badium, φοινικοῦν puniceum (*ponceau*, *coquelicot*, *nacarat*), coccineum Scharlach, ὕσγινον, welches nach Plinius zwiſchen purpureum und coccineum liegt und wahrſcheinlich *cramoisi*, Carmeſin, iſt; zuletzt purpureum πορφυροῦν, das vom Roſenrothen an durch's Blut- und Braunrothe bis in's Blaurothe ἁλουργές und Violette übergeht.

Κυάνεον geht vom Himmelblauen bis in's Dunkel- und Schwarzblaue, Violette und Violettpurpurne. Ebenſo coeruleum; das ſogar in's Dunkelgrüne und Blaugrüne γλαυκόν, wie in das caesium Katzengrüne übergeht.

Darunter fallen ἀερίζον, ἀεροειδές aërium, coelinum; οὐρανοειδές, ὑακίνθινον, ferrugineum, οἰνωπόν, ἀμεθύστινον, thalassinum, vitreum, venetum, γλαυκόν, das aus dem Blaugrünen und Katzengrünen in's bloße Graue übergeht und noch das χαροπόν und ravum unter ſich begreift.

Χλωρόν geht aus der einen Seite in's Gelbe, aus der andern in's Grüne. Eben ſo viride, das nicht nur in's Gelbe, ſondern auch in's Blaue geht.

Darunter fallen ποώδες herbidum, πράσινον porraceum, aerugineum ἰώδες, σμαράγδινον, vitreum ἰοειδές, venetum.

Aus der Miſchung von Schwarz und Weiß gehen,

nach Aristoteles und Platon, hervor: das φαιόν, welches auch μύϊνον erklärt wird, also Grau.

Ferner πελλός, πέλιος, πόλιος, pullus sowohl schwärzlich als weißlich, je nachdem die Anforderung an das Weiße oder an das Schwarze gemacht wird.

Ferner τεφρόν aschfarben, und σπόδιον, welches isabellfarben erklärt wird, wahrscheinlich gris cendré; drückt aber auch Eselsfarbe aus, welche an den Spitzen der Haare in ein πυῤῥόν, mehr oder weniger Gelbbraunes, ausläuft.

Aus verbranntem Purpur und Schwarz entsteht nach eben diesen beiden das ὄρφνινον, die Farbe des Rauchtopases, wie im Lateinischen das verwandte furvum, oft nur in der allgemeinen Bedeutung des Schwarzen und Dunkeln gebraucht wird.

In dieses, nach unsern theoretischen Einsichten, nunmehr im Allgemeinen aufgestellte Schema lassen sich die übrigen allenfalls noch vorzufindenden Ausdrücke leicht einordnen, wobei sich mehr und mehr ergeben wird, wie klar und richtig die Alten das Außerihnen gewahr worden, und wie sehr, als naturgemäß, ihr Aussprechen des Erfahrenen und ihre Behandlung des Gewußten zu schätzen sey.

Nachtrag.

Ehe wir uns zu jener traurigen Lücke wenden, die zwischen der Geschichte alter und neuer Zeit sich nun bald vor uns aufthut, so haben wir noch einiges nachzubringen, das uns den Ueberblick des Bisherigen erleichtert und uns zu weiterem Fortschreiten anregt.

Wir gedenken hier des Lucius Annäus Seneca nicht sowohl insofern er von Farben etwas erwähnt, da es nur sehr wenig ist und bloß beiläufig geschieht, als vielmehr wegen seines allgemeinen Verhältnisses zur Naturforschung.

Ungeachtet der ausgebreiteten Herrschaft der Römer über die Welt stockten doch die Naturkenntnisse eher bei ihnen, als daß sie sich verhältnißmäßig erweitert hätten. Denn eigentlich interessirte sie nur der Mensch, insofern man ihm mit Gewalt oder durch Ueberredung etwas abgewinnen kann. Wegen des letztern waren alle ihre Studien auf rednerische Zwecke berechnet. Uebrigens benutzten sie die Naturgegenstände zu nothwendigem und willkürlichem Gebrauch so gut und so wunderlich, als es gehen wollte.

Seneca war, wie er selbst bedauert, spät zur Naturbetrachtung gelangt. Was die Früheren in diesem Fache gewußt, was sie darüber gedacht hatten, war

ihm nicht unbekannt geblieben. Seine eigenen Meinungen und Ueberzeugungen haben etwas Tüchtiges. Eigentlich aber steht er gegen die Natur doch nur als ein ungebildeter Mensch: denn nicht sie interessirt ihn, sondern ihre Begebenheiten. Wir nennen aber Begebenheiten diejenigen zusammengesetzten auffallenden Ereigniſſe, die auch den rohesten Menschen erschüttern, seine Aufmerksamkeit erregen, und wenn sie vorüber sind, den Wunsch in ihm beleben, zu erfahren, woher so etwas denn doch wohl kommen möchte.

Im Ganzen führt Seneca dergleichen Phänomene, auf die er in seinem Lebensgange aufmerksam geworden, nach der Ordnung der vier Elemente auf, läßt sich aber doch, nach vorkommenden Umständen, bald da- bald dorthin ableiten.

Die meteorischen Feuerkugeln, Höfe um Sonn' und Mond, Regenbogen, Wettergallen, Nebensonnen, Wetterleuchten, Sternschnuppen, Kometen, beschäftigen ihn unter der Rubrik des Feuers. In der Luft sind Blitz und Donner die Hauptveranlassungen seiner Betrachtungen. Später wendet er sich zu den Winden, und da er das Erdbeben auch einem unterirdischen Geiste zuschreibt, findet er zu diesem den Uebergang.

Bei dem Wasser sind ihm, außer dem süßen, die Gesundbrunnen merkwürdig, nicht weniger die periodischen Quellen. Von den Heilkräften der Wasser geht er zu ihrem Schaden über, besonders zu dem, den sie

durch Ueberſchwemmung anrichten. Nach den Quellen des Nils und der weiſen Benutzung dieſes Fluſſes beſchäftigen ihn Hagel, Schnee, Eis und Regen.

Er läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, prächtige und, wenn man den rhetoriſchen Styl einmal zugeben will, wirklich köſtliche Beſchreibungen zu machen, wovon die Art, wie er den Nil und was dieſen Fluß betrifft, behandelt, nicht weniger ſeine Beſchreibung der Ueberſchwemmungen und Erdbeben, ein Zeugniß ablegen mag. Seine Geſinnungen und Meinungen ſind tüchtig. So ſtreitet er z. B. lebhaft gegen diejenigen, welche das Quellwaſſer vom Regen ableiten, welche behaupten, daß die Kometen eine vorübergehende Erſcheinung ſeyen.

Worin er ſich aber vom wahren Phyſiker am meiſten unterſcheidet, ſind ſeine beſtändigen, oft ſehr gezwungen herbeigeführten Nutzanwendungen und die Verknüpfung der höchſten Naturphänomene mit dem Bedürfniß, dem Genuß, dem Wahn und dem Uebermuth der Menſchen.

Zwar ſieht man wohl, daß er gegen Leichtgläubigkeit und Aberglauben im Kampfe ſteht, daß er den humanen Wunſch nicht unterdrücken kann, alles was die Natur uns reicht, möge dem Menſchen zum Beſten gedeihen; er will, man ſolle ſo viel als möglich in Mäßigkeit genießen und zugleich den verderblichen und zerſtörenden Naturwirkungen mit Ruhe und Ergebung entgegenſehen; inſofern erſcheint er höchſt ehrwürdig, und da er

einmal von der Redekunst herkommt, auch nicht außer seinem Kreise.

Unleidlich wird er aber, ja lächerlich, wenn er oft, und gewöhnlich zur Unzeit, gegen den Luxus und die verderbten Sitten der Römer loszieht. Man sieht diesen Stellen ganz deutlich an, daß die Redekunst aus dem Leben sich in die Schulen und Hörsäle zurückgezogen hat: denn in solchen Fällen finden wir meist bei ihm wo nicht leere doch unnütze Declamationen, die, wie man deutlich sieht, bloß daher kommen, daß der Philosoph sich über sein Zeitalter nicht erheben kann. Doch ist dieses das Schicksal fast seiner ganzen Nation.

Die Römer waren aus einem engen, sittlichen, bequemen, behaglichen, bürgerlichen Zustand zur großen Breite der Weltherrschaft gelangt, ohne ihre Beschränktheit abzulegen; selbst das, was man an ihnen als Freiheitsinn schätzt, ist nur ein bornirtes Wesen. Sie waren Könige geworden und wollten nach wie vor Hausväter, Gatten, Freunde bleiben; und wie wenig selbst die besseren begriffen, was Regieren heißt, sieht man an der abgeschmacktesten That, die jemals begangen worden, an der Ermordung Cäsars.

Aus eben dieser Quelle läßt sich ihr Luxus herleiten. Ungebildete Menschen, die zu großem Vermögen gelangen, werden sich dessen auf eine lächerliche Weise bedienen; ihre Wollüste, ihre Pracht, ihre Verschwendung werden ungereimt und übertrieben seyn. Daher denn

auch jene Luſt zum Seltſamen, Unzähligen und Ungeheuern. Ihre Theater, die ſich mit den Zuſchauern drehen, das zweyte Volk von Statuen, womit die Stadt überladen war, ſind wie der ſpätere koloſſale Napf, in welchem der große Fiſch ganz geſotten werden ſollte, alle Eines Urſprungs; ſogar der Uebermuth und die Grauſamkeit ihrer Tyrannen läuft meiſtens auf's Alberne hinaus.

Bloß indem man dieſe Betrachtungen anſtellt, begreift man, wie Seneca, der ein ſo bedeutendes Leben geführt, dagegen zürnen kann, daß man gute Mahlzeiten liebt, ſein Getränk dabei mit Schnee abkühlt, daß man ſich des günſtigen Windes bei Seeſchlachten bedient, und was dergleichen Dinge mehr ſeyn mögen. Solche Capuzinerpredigten thun keine Wirkung, hindern nicht die Auflöſung des Staates und können ſich einer eindringenden Barbarey keineswegs entgegenſetzen.

Schließlich dürfen wir jedoch nicht verſchweigen, wie er höchſt liebenswürdig in ſeinem Vertrauen auf die Nachwelt erſcheint. Alle jene verflochtenen Naturbegebenheiten, auf die er vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit wendet, ängſtigen ihn als eben ſo viele unergründliche Räthſel. Auf's Einfachere zu dringen, das Einfachſte durch eine Erfahrung, in einem Verſuch vor die Sinne zu ſtellen, die Natur durch Entwicklung zu enträthſeln, war noch nicht Sitte geworden. Nun bleibt ihm, bei dem großen Drange, den er in ſich fühlt, nichts übrig, als auf die

Nachkommen zu hoffen, mit Vorfreude überzeugt zu seyn, daß sie mehr wissen, mehr einsehen werden als er, ja ihnen sogar die Selbstgefälligkeit zu gönnen, mit der sie wahrscheinlich auf ihre unwissenden Vorfahren herabsehen würden.

Das haben sie denn auch redlich gethan und thun es noch. Freilich sind sie viel später dazu gelangt, als unser Philosoph sich vorstellen mochte. Das Verderbniß der Römer schwebt ihm fürchterlich vor; daß aber daraus nur allzubald das Verderben sich entwickeln, daß die vorhandene Welt völlig untergehen, die Menschheit über ein Jahrtausend verworren und hülflos irren und schwanken würde, ohne auf irgend einen Ausweg zu gerathen, das war ihm wohl unmöglich zu denken, ihm, der das Reich, dessen Kaiser von ihm erzogen ward, in übermäßiger Herrlichkeit vor sich blühen sah.

gel die große Rolle zugetheilt iſt, erneuert ſich oft vor dem Auge des Herrſchers und des Volkes, ja mit beiderſeitiger perſönlicher Theilnahme. Wenn aber der Dichter ſeinen Kopf als Ballen auf die Maillebahn des Schahs legt, damit der Fürſt ihn gewahr werde, und mit dem Schlägel der Gunſt zum Glück weiter fort ſpedire; ſo können und mögen wir freilich weder mit der Einbildungskraft noch mit der Empfindung folgen; denn ſo heißt es:

Wie lang' wirſt ohne Hand und Fuß
Du noch des Schickſals Ballen ſeyn!
Und überſpringſt du hundert Bahnen,
Dem Schlägel kannſt du nicht entfliehn.
Leg' auf des Schahes Bahn den Kopf,
Vielleicht daß er dich doch erblickt.

Ferner:

Nur dasjenige Geſicht
Iſt des Glückes Spiegelwand,
Das getrieben ward am Staub
Von dem Hufe dieſes Pferdes.

Nicht aber allein vor dem Sultan, ſondern auch vor Geliebten erniedrigt man ſich eben ſo tief und noch häufiger:

Mein Geſicht lag auf dem Weg,
Keinen Schritt hat er vorbeigethan.

Zweyte Abtheilung.

Zwischenzeit.

Lücke.

Jene früheren Geographen, welche die Charte von Afrika verfertigten, waren gewohnt, dahin, wo Berge, Flüsse, Städte fehlten, allenfalls einen Elephanten, Löwen oder sonst ein Ungeheuer der Wüste zu zeichnen, ohne daß sie deßhalb wären getadelt worden. Man wird uns daher wohl auch nicht verargen, wenn wir in die große Lücke, wo uns die erfreuliche, lebendige, fortschreitende Wissenschaft verläßt, einige Betrachtungen einschieben, auf die wir uns künftig wieder beziehen können.

Die Cultur des Wissens durch innern Trieb um der Sache selbst willen, das reine Interesse am Gegenstand, sind freilich immer das Vorzüglichste und Nutzbarste; und doch sind von den frühsten Zeiten an die Einsichten der Menschen in natürliche Dinge durch jenes weniger gefördert worden, als durch ein nahe liegendes Bedürfniß, durch einen Zufall, den die Aufmerksamkeit nutzte, und durch mancherlei Art von Ausbildung zu entschiedenen Zwecken.

Es gibt bedeutende Zeiten, von denen wir wenig wiſſen, Zuſtände, deren Wichtigkeit uns nur durch ihre Folgen deutlich wird. Diejenige Zeit, welche der Same unter der Erde zubringt, gehört vorzüglich mit zum Pflanzenleben.

Es gibt auffallende Zeiten, von denen uns weniges, aber höchſt merkwürdiges bekannt iſt. Hier treten außerordentliche Individuen hervor, es ereignen ſich ſeltſame Begebenheiten. Solche Epochen geben einen entſchiedenen Eindruck, ſie erregen große Bilder, die uns durch ihr Einfaches anziehen.

Die hiſtoriſchen Zeiten erſcheinen uns im vollen Tag. Man ſieht vor lauter Licht keinen Schatten, vor lauter Hellung keinen Körper, den Wald nicht vor Bäumen; die Menſchheit nicht vor Menſchen; aber es ſieht aus, als wenn jederman und allem Recht geſchähe und ſo iſt jederman zufrieden.

Die Exiſtenz irgend eines Weſens erſcheint uns ja nur, inſofern wir uns deſſelben bewußt werden. Daher ſind wir ungerecht gegen die ſtillen dunkeln Zeiten, in denen der Menſch, unbekannt mit ſich ſelbſt, aus innerm ſtarken Antrieb thätig war, trefflich vor ſich hin wirkte und kein anderes Document ſeines Daſeyns zurückließ als eben die Wirkung, welche höher zu ſchätzen wäre als alle Nachrichten.

Höchſt reizend iſt für den Geſchichtsforſcher der Punkt, wo Geſchichte und Sage zuſammengränzen. Es

iſt meiſtens der ſchönſte der ganzen Ueberlieferung. Wenn wir uns aus dem bekannten Gewordenen das unbekannte Werden aufzubauen genöthigt finden, ſo erregt es eben die angenehme Empfindung, als wenn wir eine uns bisher unbekannte gebildete Perſon kennen lernen und die Geſchichte ihrer Bildung lieber herausahnen als herausforſchen.

Nur müßte man nicht ſo griesgrämig, wie es würdige Hiſtoriker neuerer Zeit gethan haben, auf Dichter und Chronikenſchreiber herabſehen.

Betrachtet man die einzelne frühere Ausbildung der Zeiten, Gegenden, Ortſchaften, ſo kommen uns aus der dunkeln Vergangenheit überall tüchtige und vortreffliche Menſchen, tapfere, ſchöne, gute in herrlicher Geſtalt entgegen. Der Lobgeſang der Menſchheit, dem die Gottheit ſo gerne zuhören mag, iſt niemals verſtummt, und wir ſelbſt fühlen ein göttliches Glück, wenn wir die durch alle Zeiten und Gegenden vertheilten harmoniſchen Ausſtrömungen, bald in einzelnen Stimmen, in einzelnen Chören, bald fugenweiſe, bald in einem herrlichen Vollgeſang vernehmen.

Freilich müßte man mit reinem friſchen Ohre hinlauſchen, und jedem Vorurtheil ſelbſtſüchtiger Parteylichkeit, mehr vielleicht als dem Menſchen möglich iſt, entſagen.

Es gibt zwey Momente der Weltgeschichte, die bald auf einander folgen, bald gleichzeitig, theils einzeln und abgesondert, theils höchst verschränkt, sich an Individuen und Völkern zeigen.

Der erste ist derjenige, in welchem sich die Einzelnen neben einander frei ausbilden; dieß ist die Epoche des Werdens, des Friedens, des Nährens, der Künste, der Wissenschaften, der Gemüthlichkeit, der Vernunft. Hier wirkt alles nach innen, und strebt in den besten Zeiten zu einem glücklichen, häuslichen Auferbauen; doch löst sich dieser Zustand zuletzt in Parteysucht und Anarchie auf.

Die zweyte Epoche ist die des Benutzens, des Kriegens, des Verzehrens, der Technik, des Wissens, des Verstandes. Die Wirkungen sind nach außen gerichtet; im schönsten und höchsten Sinne gewährt dieser Zeitpunkt Dauer und Genuß unter gewissen Bedingungen. Leicht artet jedoch ein solcher Zustand in Selbstsucht und Tyranney aus, wo man sich aber keinesweges den Tyrannen als eine einzelne Person zu denken nöthig hat; es gibt eine Tyranney ganzer Massen, die höchst gewaltsam und unwiderstehlich ist.

Man mag sich die Bildung und Wirkung der Menschen, unter welchen Bedingungen man will, denken, so schwanken beide durch Zeiten und Länder, durch Einzelnheiten und Massen, die proportionirlich und unproportio-

nirlich auf einander wirken; und hier liegt das Incalculable, das Incommensurable der Weltgeschichte. Gesetz und Zufall greifen in einander, der betrachtende Mensch aber kommt oft in den Fall, beide mit einander zu verwechseln, wie sich besonders an parteyischen Historikern bemerken läßt, die zwar meistens unbewußt, aber doch künstlich genug, sich eben dieser Unsicherheit zu ihrem Vortheil bedienen.

Der schwache Faden, der sich aus dem manchmal so breiten Gewebe des Wissens und der Wissenschaften durch alle Zeiten, selbst die dunkelsten und verworrensten, ununterbrochen fortzieht, wird durch Individuen durchgeführt. Diese werden in einem Jahrhundert wie in dem andern von der besten Art geboren und verhalten sich immer auf dieselbe Weise gegen jedes Jahrhundert, in welchem sie vorkommen. Sie stehen nämlich mit der Menge im Gegensatz, ja im Widerstreit. Ausgebildete Zeiten haben hierin nichts voraus vor den barbarischen: denn Tugenden sind zu jeder Zeit selten, Mängel gemein. Und stellt sich denn nicht sogar im Individuum eine Menge von Fehlern der einzelnen Tüchtigkeit entgegen?

Gewisse Tugenden gehören der Zeit an, und so auch gewisse Mängel, die einen Bezug auf sie haben.

Die neuere Zeit schätzt sich selbst zu hoch, wegen der großen Masse Stoffes, den sie umfaßt. Der Haupt-

vorzug des Menſchen beruht aber nur darauf, in wie fern er den Stoff zu behandeln und zu beherrſchen weiß.

Es gibt zweyerlei Erfahrungsarten, die Erfahrung des Abweſenden und die des Gegenwärtigen. Die Erfahrung des Abweſenden, wozu das Vergangene gehört, machen wir auf fremde Autorität, die des Gegenwärtigen ſollten wir auf eigene Autorität machen. Beides gehörig zu thun, iſt die Natur des Individuums durchaus unzulänglich.

Die in einander greifenden Menſchen- und Zeitalter nöthigen uns, eine mehr oder weniger unterſuchte Ueberlieferung gelten zu laſſen, um ſo mehr als auf der Möglichkeit dieſer Ueberlieferung die Vorzüge des menſchlichen Geſchlechts beruhen.

Ueberlieferung fremder Erfahrung, fremden Urtheils ſind bei ſo großen Bedürfniſſen der eingeſchränkten Menſchheit höchſt willkommen, beſonders wenn von hohen Dingen, von allgemeinen Anſtalten die Rede iſt.

Ein ausgeſprochenes Wort tritt in den Kreis der übrigen, nothwendig wirkenden Naturkräfte mit ein. Es wirkt um ſo lebhafter, als in dem engen Raume, in welchem die Menſchheit ſich ergeht, die nämlichen Bedürfniſſe, die nämlichen Forderungen immer wiederkehren.

Und doch ist jede Wortüberlieferung so bedenklich. Man soll sich, heißt es, nicht an das Wort, sondern an den Geist halten. Gewöhnlich aber vernichtet der Geist das Wort, oder verwandelt es doch dergestalt, daß ihm von seiner frühern Art und Bedeutung wenig übrig bleibt.

Wir stehen mit der Ueberlieferung beständig im Kampfe, und jene Forderung, daß wir die Erfahrung des Gegenwärtigen auf eigene Autorität machen sollten, ruft uns gleichfalls zu einem bedenklichen Streit auf. Und doch fühlt ein Mensch, dem eine originelle Wirksamkeit zu Theil geworden, den Beruf, diesen doppelten Kampf persönlich zu bestehen, der durch den Fortschritt der Wissenschaften nicht erleichtert, sondern erschwert wird. Denn es ist am Ende doch nur immer das Individuum, das einer breiteren Natur und breiteren Ueberlieferung Brust und Stirn bieten soll.

Der Conflict des Individuums mit der unmittelbaren Erfahrung und der mittelbaren Ueberlieferung, ist eigentlich die Geschichte der Wissenschaften: denn was in und von ganzen Massen geschieht, bezieht sich doch nur zuletzt auf ein tüchtigeres Individuum, das alles sammeln, sondern, redigiren und vereinigen soll; wobei es wirklich ganz einerlei ist, ob die Zeitgenossen ein solch Bemühen begünstigen oder ihm widerstreben. Denn was heißt begünstigen, als das Vorhandene vermehren und allge-

mein machen. Dadurch wird wohl genutzt, aber die Hauptsache nicht gefördert.

Sowohl in Absicht auf Ueberlieferung als eigene Erfahrung muß nach Natur der Individuen, Nationen und Zeiten ein sonderbares Entgegenstreben, Schwanken und Vermischen entstehen.

Gehalt ohne Methode führt zur Schwärmerey; Methode ohne Gehalt zum leeren Klügeln; Stoff ohne Form zum beschwerlichen Wissen, Form ohne Stoff zu einem hohlen Wähnen.

Leider besteht der ganze Hintergrund der Geschichte der Wissenschaften bis auf den heutigen Tag aus lauter solchen beweglichen in einander fließenden und sich doch nicht vereinigenden Gespenstern, die den Blick dergestalt verwirren, daß man die hervortretenden, wahrhaft würdigen Gestalten kaum recht scharf in's Auge fassen kann.

Ueberliefertes.

Nun können wir nicht einen Schritt weiter gehen, ohne jenes Ehrwürdige, wodurch das Entfernte verbunden, das Zerrissene ergänzt wird, ich meine das Ueberlieferte, näher zu bezeichnen.

Weniges gelangt aus der Vorzeit herüber als vollständiges Denkmal, vieles in Trümmern; manches als Technik, als praktischer Handgriff; einiges, weil es dem Menschen nahe verwandt ist, wie Mathematik; anderes, weil es immer wieder gefordert und angeregt wird, wie Himmel- und Erd-Kunde; einiges, weil man dessen bedürftig bleibt, wie die Heilkunst; anderes zuletzt, weil es der Mensch, ohne zu wollen, immer wieder selbst hervorbringt, wie Musik und die übrigen Künste.

Doch von alle diesem ist im wissenschaftlichen Falle nicht sowohl die Rede als von schriftlicher Ueberlieferung. Auch hier übergehen wir vieles. Soll jedoch für uns ein Faden aus der alten Welt in die neue herüberreichen, so müssen wir dreyer Hauptmassen gedenken, welche die größte, entschiedenste, ja oft eine ausschließende Wirkung hervorgebracht haben, der Bibel, der Werke Plato's und Aristoteles.

Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem innern Werth. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volks zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwickelungen, nothwendiger und zufälliger

Ereigniſſe, bis in die entfernteſten Regionen der äußerſten Ewigkeiten hinausführt.

Wer das menſchliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede ſeyn, daß man einen trefflichen Menſchen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen als etwa Tſchudi's ſchweizeriſche, oder Aventins bayeriſche Chronik. Wie vielmehr muß alſo die Bibel zu dieſem Zwecke genügen, da ſie das Muſterbuch zu jenen erſtgenannten geweſen, da das Volk, als deſſen Chronik ſie ſich darſtellt, auf die Weltbegebenheiten ſo großen Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt.

Es iſt uns nicht erlaubt, hier in's Einzelne zu gehen; doch liegt einem Jeden vor Augen, wie in beiden Abtheilungen dieſes wichtigen Werkes der geſchichtliche Vortrag mit dem Lehrvortrage dergeſtalt innig verknüpft iſt, daß einer dem andern auf- und nachhilft, wie vielleicht in keinem andern Buche. Und was den Inhalt betrifft, ſo wäre nur wenig hinzuzufügen, um ihn bis auf den heutigen Tag durchaus vollſtändig zu machen. Wenn man dem alten Teſtamente einen Auszug aus Joſephus beifügte, um die jüdiſche Geſchichte bis zur Zerſtörung Jeruſalems fortzuführen; wenn man, nach der Apoſtelgeſchichte, eine gedrängte Darſtellung der Ausbreitung des Chriſtenthums und der Zerſtreuung des Judenthums durch die Welt, bis auf die letzten treuen Miſſionsbemühungen apoſtelähnlicher Männer,

bis

Bei'm Staube deines Wegs
Mein Hoffnungszeit!
Bei deiner Füße Staub
Dem Waſſer vorzuziehn.

Denjenigen, der meine Scheitel
Wie Staub zertritt mit Füßen,
Will ich zum Kaiſer machen,
Wenn er zu mir zurückkommt.

Man ſieht deutlich hieraus, daß eins ſo wenig als das andere heißen will, erſt bei würdiger Gelegenheit angewendet, zuletzt immer häufiger gebraucht und gemißbraucht. So ſagt Hafis wirklich poſſenhaft:

Mein Kopf im Staub des Weges
Des Wirthes ſeyn wird.

Ein tieferes Studium würde vielleicht die Vermuthung beſtätigen, daß frühere Dichter mit ſolchen Ausdrücken viel beſcheidener verfahren und nur ſpätere, auf demſelben Schauplatz in derſelben Sprache ſich ergehend, endlich auch ſolche Mißbräuche, nicht einmal recht im Ernſt, ſondern parodiſch beliebt, bis ſich endlich die Tropen dergeſtalt vom Gegenſtand weg verlieren, daß kein Verhältniß mehr weder gedacht noch empfunden werden kann.

Und ſo ſchließen wir denn mit den lieblichen Zeilen

bis auf den neusten Schacher- und Wucherbetrieb der Nachkommen Abrahams, einschaltete; wenn man vor der Offenbarung Johannis die reine christliche Lehre im Sinn des neuen Testaments zusammengefaßt aufstellte, um die verworrene Lehrart der Episteln zu entwirren und aufzuhellen: so verdiente dieses Werk gleich gegenwärtig wieder in seinen alten Rang einzutreten, nicht nur als allgemeines Buch, sondern auch als allgemeine Bibliothek der Völker zu gelten, und es würde gewiß, je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, immer mehr zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genutzt werden können.

Die Bibel an sich selbst, und dieß bedenken wir nicht genug, hat in der ältern Zeit fast gar keine Wirkung gehabt. Die Bücher des alten Testaments fanden sich kaum gesammelt, so war die Nation, aus der sie entsprungen, völlig zerstreut; nur der Buchstabe war es, um den die Zerstreuten sich sammelten und noch sammeln. Kaum hatte man die Bücher des neuen Testaments vereinigt, als die Christenheit sich in unendliche Meinungen spaltete. Und so finden wir, daß sich die Menschen nicht sowohl mit dem Werke als an dem Werke beschäftigten, und sich über die verschiedenen Auslegungsarten entzweyten, die man auf den Text anwenden, die man dem Text unterschieben, mit denen man ihn zudecken konnte.

Hier werden wir nun veranlaßt, jener beiden trefflichen Männer zu gedenken, die wir oben genannt. Es wäre Verwegenheit, ihr Verdienſt an dieſer Stelle würdigen, ja nur ſchildern zu wollen; alſo nicht mehr denn das Nothwendigſte zu unſern Zwecken.

Plato verhält ſich zu der Welt, wie ein ſeliger Geiſt, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es iſt ihm nicht ſowohl darum zu thun, ſie kennen zu lernen, weil er ſie ſchon vorausſetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr ſo noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um ſie mit ſeinem Weſen auszufüllen, als um ſie zu erforſchen. Er bewegt ſich nach der Höhe, mit Sehnſucht, ſeines Urſprungs wieder theilhaft zu werden. Alles was er äußert, bezieht ſich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, deſſen Forderung er in jedem Buſen aufzuregen ſtrebt. Was er ſich im Einzelnen von irdiſchem Wiſſen zueignet, ſchmilzt, ja man kann ſagen, verdampft in ſeiner Methode, in ſeinem Vortrag.

Ariſtoteles hingegen ſteht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeiſterlicher. Er iſt nun einmal hier und ſoll hier wirken und ſchaffen. Er erkundigt ſich nach dem Boden, aber nicht weiter als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde iſt ihm das Uebrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuren Grundkreis für ſein Gebäude, ſchafft Materialien von allen Seiten her, ordnet ſie, ſchichtet ſie auf und ſteigt

ſo in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato, einem Obelisken, ja einer ſpitzen Flamme gleich, den Himmel ſucht.

Wenn ein Paar ſolcher Männer, die ſich gewiſſermaßen in die Menſchheit theilten, als getrennte Repräſentanten herrlicher nicht leicht zu vereinender Eigenſchaften auftraten; wenn ſie das Glück hatten, ſich vollkommen auszubilden, das an ihnen Ausgebildete vollkommen auszuſprechen, und nicht etwa in kurzen lakoniſchen Sätzen gleich Orakelſprüchen, ſondern in ausführlichen, ausgeführten, mannichfaltigen Werken; wenn dieſe Werke zum Beſten der Menſchheit übrig blieben, und immerfort mehr oder weniger ſtudirt und betrachtet wurden: ſo folgt natürlich, daß die Welt, inſofern ſie als empfindend und denkend anzuſehen iſt, genöthigt war, ſich Einem oder dem Andern hinzugeben, Einen oder den Andern als Meiſter, Lehrer, Führer anzuerkennen.

Dieſe Nothwendigkeit zeigte ſich am deutlichſten bei Auslegung der heiligen Schrift. Dieſe, bei der Selbſtſtändigkeit, wunderbaren Originalität, Vielſeitigkeit, Totalität, ja Unermeßlichkeit ihres Inhalts, brachte keinen Maßſtab mit, wonach ſie gemeſſen werden konnte; er mußte von außen geſucht und an ſie angelegt werden, und das ganze Chor derer, die ſich deßhalb verſammelten, Juden und Chriſten, Heiden und Heilige, Kirchenväter und Ketzer, Concilien und Päpſte, Reformatoren und Widerſacher, ſämmtlich, indem ſie auslegen und

erklären, verknüpfen oder ſuppliren, zurechtlegen oder anwenden wollten, thaten es auf Platoniſche oder Ariſtoteliſche Weiſe, bewußt oder unbewußt, wie uns, um nur der jüdiſchen Schule zu erwähnen, ſchon die talmudiſtiſche und cabbaliſtiſche Behandlung der Bibel überzeugt.

Wie bei Erklärung und Benutzung der heiligen Schriften, ſo auch bei Erklärung, Erweiterung und Benutzung des wiſſenſchaftlich Ueberlieferten, theilte ſich das Chor der Wiß- und Kenntnißbegierigen in zwey Parteyen. Betrachten wir die afrikaniſchen, beſonders ägyptiſchen, neuern Weiſen und Gelehrten, wie ſehr neigt ſich dort alles nach der Platoniſchen Vorſtellungsart. Bemerken wir die Aſiaten, ſo finden wir mehr Neigung zur Ariſtoteliſchen Behandlungsweiſe, wie es ſpäter bei den Arabern beſonders auffällt.

Ja wie die Völker, ſo theilen ſich auch Jahrhunderte in die Verehrung des Plato und Ariſtoteles, bald friedlich, bald in heftigem Widerſtreit; und es iſt als ein großer Vorzug des unſrigen anzuſehen, daß die Hochſchätzung beider ſich im Gleichgewichte hält, wie ſchon Rafael, in der ſogenannten Schule von Athen, beide Männer gedacht und gegen einander über geſtellt hat.

Wir fühlen und wiſſen recht gut, was ſich gegen die von uns aphoriſtiſch entworfene Skizze einwenden läßt, beſonders wenn man von dem, was ihr mangelt, und von dem, was an ihr näher zu beſtimmen wäre,

reden wollte. Allein es war die Aufgabe, in möglichſter Kürze hinzuzeichnen, was von Hauptwirkungen über die durch Barbaren geriſſene Lücke in die mittlere und neuere Zeit vor allem andern bedeutend herüberreicht, was in die Wiſſenſchaften überhaupt, in die Naturwiſſenſchaften beſonders und in die Farbenlehre, die uns vorzüglich beſchäftigt, einen dauernden Einfluß ausübte.

Denn andere köſtliche Maſſen des unſchätzbar Ueberlieferten, wie z. E. die Maſſe der griechiſchen Dichter, hat erſt ſpät, ja ſehr ſpät, wieder lebendig auf Bildung gewirkt, ſo wie die Denkweiſen anderer philoſophiſchen Schulen, der Epikuräer, der Skeptiker, auch erſt ſpät für uns einige Bedeutung gewinnen.

Wenn wir nun oben ſchon ausgeſprochen und behauptet, daß die Griechen mit allem bekannt geweſen, was wir als Hauptgrund der Farbenlehre anerkennen, was wir als die Hauptmomente derſelben verehren, ſo bleibt uns nun die Pflicht, dem Natur- und Geſchichtsfreunde vor Augen zu legen, wie in der neuern Zeit die Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Ueberzeugungen wieder emporgehoben, wie ſie verdrängt oder genutzt, wie ſie vervollſtändigt oder verſtümmelt werden mochten, und wie, durch ein ſeltſames Schwanken älterer und neuerer Meinungsweiſen, die Sache von einer Seite zur andern geſchoben, und zuletzt am Anfang des vorigen Jahrhunderts völlig verſchoben worden.

Autorität.

Indem wir nun von Ueberlieferung sprechen, sind wir unmittelbar aufgefordert, zugleich von Autorität zu reden. Denn genau betrachtet, so ist jede Autorität eine Art Ueberlieferung. Wir lassen die Existenz, die Würde, die Gewalt von irgend einem Dinge gelten, ohne daß wir seinen Ursprung, sein Herkommen, seinen Werth deutlich einsehen und erkennen. So schätzen und ehren wir z. B. die edeln Metalle bei'm Gebrauch des gemeinen Lebens; doch ihre großen physischen und chemischen Verdienste sind uns dabei selten gegenwärtig. So hat die Vernunft und das ihr verwandte Gewissen eine ungeheure Autorität, weil sie unergründlich sind; ingleichen das was wir mit dem Namen Genie bezeichnen. Dagegen kann man dem Verstand gar keine Autorität zuschreiben: denn er bringt nur immer seines Gleichen hervor; so wie denn offenbar aller Verstandes-Unterricht zur Anarchie führt.

Gegen die Autorität verhält sich der Mensch, so wie gegen vieles andere, beständig schwankend. Er fühlt in seiner Dürftigkeit, daß er, ohne sich auf etwas Drittes zu stützen, mit seinen Kräften nicht auslangt. Dann aber, wenn das Gefühl seiner Macht und Herrlichkeit in ihm aufgeht, stößt er das Hülfreiche von sich, und glaubt für sich selbst und andre hinzureichen.

Das Kind bequemt sich meist mit Ergebung unter

die Autorität der Eltern; der Knabe sträubt sich dagegen; der Jüngling entflieht ihr, und der Mann läßt sie wieder gelten, weil er sich deren mehr oder weniger selbst verschafft, weil die Erfahrung ihn gelehrt hat, daß er ohne Mitwirkung anderer doch nur wenig ausrichte.

Eben so schwankt die Menschheit im Ganzen. Bald sehen wir um einen vorzüglichen Mann sich Freunde, Schüler, Anhänger, Begleiter, Mitlebende, Mitwohnende, Mitstreitende versammeln. Bald fällt eine solche Gesellschaft, ein solches Reich wieder in vielerlei Einzelnheiten auseinander. Bald werden Monumente älterer Zeiten, Documente früherer Gesinnungen, göttlich verehrt, buchstäblich aufgenommen; jederman gibt seine Sinne, seinen Verstand darunter gefangen; alle Kräfte werden aufgewendet, das Schätzbare solcher Ueberreste darzuthun, sie bekannt zu machen, zu commentiren, zu erläutern, zu erklären, zu verbreiten und fortzupflanzen. Bald tritt dagegen, wie jene bilderstürmende, so hier eine schriftstürmende Wuth ein; es thäte Noth, man vertilgte bis auf die letzte Spur das, was bisher so großen Werthes geachtet wurde. Kein ehemals ausgesprochenes Wort soll gelten, alles was weise war, soll als närrisch erkannt werden, was heilsam war, als schädlich, was sich lange Zeit als förderlich zeigte, nunmehr als eigentliches Hinderniß.

Die Epochen der Naturwissenschaften im Allgemeinen und der Farbenlehre insbesondere, werden uns ein

ſolches Schwanken auf mehr als Eine Weiſe bemerklich machen. Wir werden ſehen, wie dem menſchlichen Geiſt das aufgehäufte Vergangene höchſt läſtig wird zu einer Zeit, wo das Neue, das Gegenwärtige gleichfalls gewaltſam einzudringen anfängt; wie er die alten Reichthümer aus Verlegenheit, Inſtinct, ja aus Maxime wegwirft; wie er wähnt, man könne das Neuzuerfahrende durch bloße Erfahrung in ſeine Gewalt bekommen: wie man aber bald wieder genöthigt wird, Raiſonnement und Methode, Hypotheſe und Theorie zu Hülfe zu rufen; wie man dadurch abermals in Verwirrung, Controvers, Meinungenwechſel, und früher oder ſpäter aus der eingebildeten Freiheit wieder unter den ehernen Scepter einer aufgedrungenen Autorität fällt.

Alles was wir an Materialien zur Geſchichte, was wir Geſchichtliches einzeln ausgearbeitet zugleich überliefern, wird nur der Commentar zu dem Vorgeſagten ſeyn. Die Naturwiſſenſchaften haben ſich bewundernswürdig erweitert, aber keineswegs in einem ſtätigen Gange, auch nicht einmal ſtufenweiſe, ſondern durch Auf- und Abſteigen, durch Vor- und Rückwärtswandeln in gerader Linie oder in der Spirale; wobei ſich denn von ſelbſt verſteht, daß man in jeder Epoche über ſeine Vorgänger weit erhaben zu ſeyn glaubte. Doch wir dürfen künftigen Betrachtungen nicht vorgreifen. Da wir die Theilnehmenden durch einen labyrinthiſchen Garten zu führen haben, ſo müſſen wir ihnen und uns

das Vergnügen mancher überraschenden Aussicht vorbehalten.

Wenn nun derjenige, wo nicht für den Vorzüglichsten, doch für den Begabtesten und Glücklichsten zu halten wäre, der Ausdauer, Lust, Selbstverläugnung genug hätte, sich mit dem Ueberlieferten völlig bekannt zu machen, und dabei noch Kraft und Muth genug behielte, sein originelles Wesen selbstständig auszubilden und das vielfach Aufgenommene nach seiner Weise zu bearbeiten und zu beleben: wie erfreulich muß es nicht seyn, wenn dergleichen Männer in der Geschichte der Wissenschaften uns, wiewohl selten genug, wirklich begegnen. Ein solcher ist derjenige, zu dem wir uns nun wenden, der uns vor vielen andern trefflichen Männern, aus einer zwar regsamen, aber doch immer noch trüben Zeit, lebhaft und freudig entgegen tritt.

Roger Bacon

von 1216 — 1294.

Die in Britannien durch Römerherrschaft gewirkte Cultur, diejenige, welche früh genug durch das Christenthum daselbst eingeleitet worden, verlor sich nur gar zu bald, vernichtet durch den Zudrang wilder Insel-Nachbarn und seeräuberischer Schaaren. Bei zurückkehrender, obgleich oft gestörter Ruhe fand sich auch die Religion wieder ein und wirkte auf eine vorzügliche Weise

zum Guten. Treffliche Männer bildeten sich aus zu Aposteln ihres eignen Vaterlandes, ja des Auslandes. Klöster wurden gestiftet, Schulen eingerichtet und jede Art besserer Bildung schien sich in diese abgesonderten Länder zu flüchten, sich daselbst zu bewahren und zu steigern.

Roger Bacon war in einer Epoche geboren, welche wir die des Werdens, der freien Ausbildung der Einzelnen neben einander genannt haben, für einen Geist wie der seine, in der glücklichsten. Sein eigentliches Geburtsjahr ist ungewiß, aber die magna Charta war bereits unterzeichnet (1215), als er zur Welt kam, jener große Freiheitsbrief, der durch die Zusätze nachfolgender Zeiten das wahre Fundament neuer englischer Nationalfreiheit geworden. So sehr auch der Clerus und die Baronen für ihren Vortheil dabei mochten gesorgt haben, so gewann doch der Bürgerstand dadurch außerordentlich, daß freier Handel gestattet, besonders der Verkehr mit Auswärtigen völlig ungehindert seyn sollte, daß die Gerichtsverfassung verbessert ward, daß der Gerichtshof nicht mehr dem Könige folgen, sondern stets an Einem Orte Sitz haben, daß kein freier Mann sollte gefangen gehalten, verbannt oder auf irgend eine Weise an Freiheit und Leben angegriffen werden; es sey denn, Seinesgleichen hätten über ihn gesprochen, oder es geschähe nach dem Recht des Landes.

Was auch noch in der Verfassung zu wünschen übrig

Enveris, welcher, ſo anmuthig als ſchicklich, einen werthen Dichter ſeiner Zeit verehrt:

Dem Vernünft'gen ſind Lockſpeiſe Schedſchaal's Gedichte,
Hundert Vögel wie ich fliegen begierig darauf.
Geh mein Gedicht und küſſ' vor dem Herrn die Erde und ſag ihm:
Du, die Tugend der Zeit, Tugendepoche biſt du.

blieb, was in der Ausführung mangeln, was durch politische Stürme erschüttert werden mochte, die Nation war im Vorschreiten, und Roger brachte sein höheres Alter unter der Regierung Königs Eduard des Ersten zu, wo die Wissenschaften aller Art einen beträchtlichen Fortgang nahmen und großen Einfluß auf eine vollkommnere Justiz- und Polizeyverfassung hatten. Der dritte Stand wurde mehr und mehr begünstigt und einige Jahre nach Rogers Tode (1297) erhielt die magna Charta einen Zusatz zu Gunsten der Volksclasse.

Obgleich Roger nur ein Mönch war und sich in dem Bezirk seines Klosters halten mochte, so dringt doch der Hauch solcher Umgebungen durch alle Mauern, und gewiß verdankt er gedachten nationellen Anlagen, daß sein Geist sich über die trüben Vorurtheile der Zeit erheben und der Zukunft voreilen konnte. Er war von der Natur mit einem geregelten Charakter begabt, mit einem solchen, der für sich und andere Sicherheit will, sucht und findet. Seine Schriften zeugen von großer Ruhe, Besonnenheit und Klarheit. Er schätzt die Autorität, verkennt aber nicht das Verworrene und Schwankende der Ueberlieferung. Er ist überzeugt von der Möglichkeit einer Einsicht in Sinnliches und Uebersinnliches, Weltliches und Göttliches.

Zuvörderst weiß er das Zeugniß der Sinne gehörig anzuerkennen; doch bleibt ihm nicht unbewußt, daß die Natur dem bloß sinnlichen Menschen vieles verberge. Er

wünſcht daher tiefer einzudringen und wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel hiezu in ſeinem eigenen Geiſte ſuchen muß. Hier begegnet ſeinem kindlichen Sinne die Mathematik als ein einfaches, eingebornes, aus ihm ſelbſt hervorſpringendes Werkzeug, welches er um ſo mehr ergreift, als man ſchon ſo lange alles Eigene vernachläſſigt, die Ueberlieferung auf eine ſeltſame Weiſe über einander gehäuft und ſie dadurch gewiſſermaßen in ſich ſelbſt zerſtört hatte.

Er gebraucht nunmehr ſein Organ, um die Vorgänger zu beurtheilen, die Natur zu betaſten, und zufrieden mit der Weiſe, nach der ihm manches gelingt, erklärt er die Mathematik zu dem Hauptſchlüſſel aller wiſſenſchaftlichen Verborgenheiten.

Je nachdem nun die Gegenſtände ſind, mit welchen er ſich beſchäftigt, danach iſt auch das Gelingen. In den einfachſten phyſiſchen Fällen löſ't die Formel das Problem, in complicirteren iſt ſie wohl behülflich, deutet auf den Weg, bringt uns näher; aber ſie dringt nicht mehr auf den Grund. In den höhern Fällen und nun gar im Organiſchen und Moraliſchen bleibt ſie ein bloßes Symbol.

Ob nun gleich der Stoff, den er behandelt, ſehr gehaltvoll iſt, auch nichts fehlt, was den ſinnenden Menſchen intereſſiren kann, ob er ſich ſchon mit großer Ehrfurcht den erhabenen Gegenſtänden des Univerſums nähert; ſo muß er doch den einzelnen Theilen des Wiß-

baren und Ausführbaren, einzelnen Wissenschaften und Künsten, Unrecht thun, um seine These durchzusetzen. Was in ihnen eigenthümlich, fundamental und elementar gewiß ist, erkennt er nicht an; er beachtet bloß die Seite, die sie gegen die Mathematik bieten. So löst er die Grammatik in Rhythmik, die Logik in Musik auf, und erklärt die Mathematik wegen Sicherheit ihrer Demonstrationen für die bessere Logik.

Indem er nun zwar parteyisch, aber keinesweges Pedant ist, so fühlt er sehr bald, wo seine Grundmaximen (canones), mit denen er alles ausrichten will, nicht hinreichen, und es scheint ihm selbst nicht recht Ernst zu seyn, wenn er seinen mathematisch-physischen Maßstab geistigen und göttlichen Dingen anpassen und durch ein witziges Bilderspiel das, was nicht in einander greift, zusammenhängen will.

Bei alle dem läßt ihn sein großes Sicherheitsbedürfniß durchaus feste und entschiedene Schritte thun. Was die Alten erfahren und gedacht, was er selbst gefunden und ersonnen, das alles bringt er nicht gerade streng methodisch, aber doch in einem sehr faßlichen naiven Vortrag, uns vor Seel' und Gemüth. Alles hängt zusammen, alles hat die schönste Folge, und indem das Bekannte klar vor ihm liegt, so ist ihm auch das Unbekannte selbst nicht fremd; daher er denn voraussieht, was noch künftig zu leisten ist und was erst einige Jahrhunderte

nachher, durch fortschreitende Beobachtung der Natur und durch eine immer verfeinerte Technik, wirklich geleistet worden.

Wir lassen ihn seine allgemeinen Grundsätze selbst vortragen, sowohl weil es interessant ist, sie an und für sich kennen zu lernen, als auch weil wir dadurch Gelegenheit finden, unsere Ueberzeugungen in seinem Sinne auszusprechen.

„Es gibt mancherlei, das wir geradehin und leicht erkennen; anderes aber, das für uns verborgen ist, welches jedoch von der Natur wohl gekannt wird. Dergleichen sind alle höheren Wesen, Gott und die Engel, als welche zu erkennen die gemeinen Sinne nicht hinreichen. Aber es findet sich, daß wir auch einen Sinn haben, durch den wir das gleichfalls erkennen, was der Natur bekannt ist, und dieser ist der mathematische: denn durch diesen erkennen wir auch die höheren Wesen, als den Himmel und die Sterne, und gelangen auf diesem Wege zur Erkenntniß der übrigen erhabenen Naturen und zwar auch auf eine einfache und leichte Weise."

„Alle natürlichen Dinge werden zum Daseyn gebracht durch ein Wirksames und durch eine Materie, auf welche jenes seine Thätigkeit ausübt: denn diese beiden treffen zu allererst zusammen. Denn das Handelnde, durch seine Tugend, bewegt und verwandelt die Materie, daß

ſie eine Sache werde; aber die Wahrheit des Wirkſamen und der Materie können wir nicht einſehen, ohne große Gewalt der Mathematik, ja nicht einmal die hervorgebrachten Wirkungen. Dieſe drey ſind alſo zu beachten, das Wirkende, die Materie und das Gewirkte.“

„Alles Wirkſame handelt durch ſeine Tugend, die es in der untergelegten Materie zur Wirklichkeit bringt. Eine ſolche (abgeleitete) Tugend wird ein Gleichniß, ein Bild, ein Artiges genannt und ſonſt noch auf mancherlei Weiſe bezeichnet. Dieſes aber wird ſowohl durch die Weſenheit als durch das Zufällige, durch das Geiſtige wie durch das Körperliche hervorgebracht, durch die Weſenheit aber mehr, als durch das Zufällige, durch das Geiſtige mehr als durch das Körperliche; und dieſes Gleichartige macht alle Wirkungen dieſer Welt: denn es wirkt auf den Sinn, auf den Geiſt und auf die ganze Materie der Welt durch Erzeugung der Dinge. Und ſo bringt ein natürlich Wirkſames immer ein und daſſelbe hervor, es mag wirken, worauf es will; weil es hier nicht etwa überlegen und wählen kann, ſondern was ihm vorkommt macht es zu Seinesgleichen. Wirkt es auf Sinne und Verſtandeskräfte, ſo entſteht das Bild, das Gleichartige, wie ein jeder weiß, aber auch in der Materie wird dieſes Gleichniß gewirkt. Und diejenigen wirkſamen Weſen, welche Vernunft und Verſtand haben, wenn ſie gleich vieles aus Ueberlegung und Wahl des Willens thun, ſo iſt doch dieſe Wirkung, die Erzeugung

des Gleichnisses, ihnen so gut natürlich als andern Wesen, und so vervielfältigt die Wesenheit der Seele ihre Tugend im Körper und außerhalb des Körpers, und ein jeder Körper schafft auch außer sich seine Tugenden, und die Engel bewegen die Welt durch dergleichen Tugenden."

„Aber Gott schafft die Tugenden aus Nichts, die er alsdann in den Dingen vervielfältigt. Die erschaffenen wirksamen Wesen vermögen dieß nicht, sondern leisten das Ihre auf andere Weise, wobei wir uns gegenwärtig nicht aufhalten können. Nur wiederholen wir, daß die Tugenden wirksamer Wesen in dieser Welt alles hervorbringen. Dabei ist aber zweyerlei zu bemerken: erstlich die Vervielfältigung des Gleichnisses und der Tugend, von dem Ursprung ihrer Zeugung her; zweytens das mannichfaltige Wirken in dieser Welt, wodurch Fortzeugung und Verderbniß entsteht. Das Zweyte läßt sich nicht ohne das Erste begreifen; deßhalb wir uns zuerst an die Vervielfältigung wenden."

Wie er nun zu Werke geht, die Vervielfältigung der ursprünglichen Tugenden nach Linien, Winkeln, Figuren und so fort auf mathematische Weise zu bewirken, ist höchst bedeutend und erfreulich. Besonders gelingt es ihm, die fortschreitende Wirkung physischer und mechanischer Kräfte, die wachsende Mittheilung erster Anstöße, vorzüglich auch die Rückwirkungen, auf eine folgerechte und heitere Weise abzuleiten. So einfach seine Ma-

Maximen ſind, ſo fruchtbar zeigen ſie ſich in der Anwendung, und man begreift wohl, wie ein reines freies Gemüth ſehr zufrieden ſeyn konnte, auf ſolche Weiſe ſich von himmliſchen und irdiſchen Dingen Rechenſchaft zu geben.

Von Farben ſpricht er nur gelegentlich. Auch er ſetzt ſie voraus und erwähnt ihrer mehr beiſpielsweiſe und zu Erläuterung anderer Erſcheinungen, als daß er ſie ſelbſt zu ergründen ſuchte. Wir könnten es alſo hier bei dem Geſagten bewenden laſſen. Damit aber doch etwas geſchehe, ſo verſetzen wir uns im Geiſt an ſeine Stelle, nehmen an, das Büchlein von Theophraſt ſey ihm bekannt geweſen, was die Griechen eingeſehen, ſey auch ihm zur Ueberzeugung geworden, ihm wäre nicht entgangen, worauf es eigentlich bei der Sache ankomme, und ſo hätte er nachſtehende kurze Farbenlehre, ſeinen Maximen gemäß, verfaſſen können, die auch uns ganz willkommen ſeyn würde.

Das Licht iſt eine der urſprünglichen, von Gott erſchaffenen Kräfte und Tugenden, welches ſein Gleichniß in der Materie darzuſtellen ſich beſtrebt. Dieſes geſchieht auf mancherlei Weiſe, für unſer Auge aber folgendermaßen.

Das reine Materielle, inſofern wir es mit Augen erblicken, iſt entweder durchſichtig, oder undurchſichtig, oder halbdurchſichtig. Das letzte nennen wir Trübe.

Wenn nun die Tugend des Lichts durch das Trübe hindurchstrebt, so daß seine ursprüngliche Kraft zwar immer aufgehalten wird, jedoch aber immer fortwirkt, so erscheint sein Gleichniß Gelb und Gelbroth; setzt aber ein Finsteres dem Trüben Gränze, so daß des Lichts Tugend nicht fortzuschreiten vermag, sondern aus dem erhellten Trüben als ein Abglanz zurückkehrt, so ist dessen Gleichniß Blau und Blauroth.

Aehnliches begegnet bei durchsichtigen und undurchsichtigen Körpern, ja im Auge selbst.

Diese Wirkungen sind sehr einfach und beschränkt. Die Unendlichkeit und Unzähligkeit der Farben aber erzeugt sich aus der Mischung und daß die ursprünglichen Farben abermals ihr Gleichniß in der Materie und sonst hervorbringen, welches denn, wie alles Abgeleitete, unreiner und ungewisser erscheint; wobei wir jedoch zu bedenken haben, daß eben durch dieses Abgeleitete, durch dieses Bild vom Bilde, durch das Gleichniß vom Gleichniß, das Meiste geschieht und eben dadurch das völlige Verschwinden der ersten Tugend, Verderbniß und Untergang möglich wird.

Nachstehendes kann zum Theil als Wiederholung, zum Theil als weitere Aus- und Fortbildung des oben Gesagten angesehen werden; sodann aber mag man entschuldigen, daß hier abermals gelegentlich erregte Gedanken mit aufgeführt sind.

Die Schriften Bacons zeugen von großer Ruhe und Besonnenheit. Er fühlte sehr tief den Kampf, den er mit der Natur und mit der Ueberlieferung zu bestehen hat. Er wird gewahr, daß er die Kräfte und Mittel hiezu bei sich selbst suchen muß. Hier findet er die Mathematik als ein sicheres, aus seinem Innern hervorspringendes Werkzeug. Er operirt mit demselben gegen die Natur und gegen seine Vorgänger, sein Unternehmen glückt ihm und er überzeugt sich, daß Mathematik den Grund zu allem Wissenschaftlichen lege.

Hat ihm jedoch dieses Organ bei allem Meßbaren gehörige Dienste geleistet, so findet er bald bei seinem zarten Gefühle, daß es Regionen gebe, wo es nicht hinreicht. Er spricht sehr deutlich aus, daß sie in solchen Fällen als eine Art von Symbolik zu brauchen sey; aber in der Ausführung selbst vermischt er den reellen Dienst, den sie ihm leistet, mit dem symbolischen; wenigstens knüpft er beide Arten so genau zusammen, daß er beiden denselben Grad von Ueberzeugung zuschreibt, obgleich sein Symbolisiren manchmal bloß auf ein Witzspiel hinausläuft. In diesem Wenigen sind alle seine Tugenden und alle seine Fehler begriffen.

Man halte diese Ansicht fest und man wird sich überzeugen, daß es eine falsche Anwendung der reinen Mathematik und eben so eine falsche Anwendung der angewandten Mathematik gebe. Offenbar ist die Astrologie aus der Astronomie durch den eben gerügten Mißgriff

entſtanden, indem man aus den Wirkungen bekannter Kräfte auf die Wirkungen unbekannter ſchloß und beide als gleichgeltende behandelte.

Man ſehe, wie Bacon das Mathematiſche geiſtigen und geiſtlichen Dingen annähern will durch ein anmuthiges, heiteres Zahlenſpiel.

Ein großer Theil deſſen, was man gewöhnlich Aberglauben nennt, iſt aus einer falſchen Anwendung der Mathematik entſtanden, deßwegen ja auch der Name eines Mathematikers mit dem eines Wahnkünſtlers und Aſtrologen gleich galt. Man erinnere ſich der Signatur der Dinge, der Chiromantie, der Punktirkunſt, ſelbſt des Höllenzwangs; alle dieſes Unweſen nimmt ſeinen wüſten Schein von der klarſten aller Wiſſenſchaften, ſeine Verworrenheit von der exacteſten. Man hat daher nichts für verderblicher zu halten, als daß man, wie in der neuern Zeit abermals geſchieht, die Mathematik aus der Vernunft- und Verſtandes-Regien, wo ihr Sitz iſt, in die Region der Phantaſie und Sinnlichkeit freventlich herüberzieht.

Dunklen Zeiten ſind ſolche Mißgriffe nachzuſehen; ſie gehören mit zum Charakter. Denn eigentlich ergreift der Aberglaube nur falſche Mittel, um ein wahres Bedürfniß zu befriedigen, und iſt deßwegen weder ſo ſcheltenswerth als er gehalten wird, noch ſo ſelten in den ſogenannten aufgeklärten Jahrhunderten und bei aufgeklärten Menſchen.

Einrede.

Um uns nun über das Verhältniß der Deſpoten zu den Ihrigen, und wiefern es noch menſchlich ſey, einigermaßen aufzuklären, auch uns über das knechtiſche Verfahren der Dichter vielleicht zu beruhigen, möge eine und die andere Stelle hier eingeſchaltet ſeyn, welche Zeugniß gibt wie Geſchichts- und Weltkenner hierüber geurtheilt. Ein bedächtiger Engländer drückt ſich folgendermaßen aus:

„Unumſchränkte Gewalt, welche in Europa, durch Gewohnheiten und Umſicht einer gebildeten Zeit, zu gemäßigten Regierungen geſänftiget wird, behält bei aſiatiſchen Nationen immer einerlei Charakter und bewegt ſich beinahe in demſelben Verlauf. Denn die geringen Unterſchiede, welche des Menſchen Staatswerth und Würde bezeichnen, ſind bloß von des Deſpoten perſönlicher Gemüthsart abhängig und von deſſen Macht ja öfters mehr von dieſer als jener. Kann doch kein Land zum Glück gedeihen, das fortwährend dem Krieg ausgeſetzt iſt, wie es von der frühſten Zeit an das Schickſal aller öſtlichen ſchwächeren Königreiche

Denn wer kann ſagen, daß er ſeine unerläßlichen Bedürfniſſe immer auf eine reine, richtige, wahre, untadelhafte und vollſtändige Weiſe befriedige; daß er ſich nicht neben dem ernſteſten Thun und Leiſten, wie mit Glauben und Hoffnung, ſo auch mit Aberglauben und Wahn, Leichtſinn und Vorurtheil hinhalte?

Wie viel falſche Formeln zu Erklärung wahrer und unläugbarer Phänomene finden ſich nicht durch alle Jahrhunderte bis zu uns herauf. Die Schriften Luthers enthalten, wenn man will, viel mehr Aberglauben, als die unſers engliſchen Mönchs. Wie bequem macht ſich's nicht Luther durch ſeinen Teufel, den er überall bei der Hand hat, die wichtigſten Phänomene der allgemeinen und beſonders der menſchlichen Natur auf eine oberflächliche und barbariſche Weiſe zu erklären und zu beſeitigen; und doch iſt und bleibt er, der er war, außerordentlich für ſeine und für künftige Zeiten. Bei ihm kam es auf That an; er fühlte den Conflict, in dem er ſich befand, nur allzu läſtig, und indem er ſich das ihm Widerſtrebende recht häßlich, mit Hörnern, Schwanz und Klauen dachte, ſo wurde ſein heroiſches Gemüth nur deſto lebhafter aufgeregt, dem Feindſeligen zu begegnen und das Gehaßte zu vertilgen.

An jene Neigung Roger Bacons, das Unbekannte durch das Bekannte aufzuhellen, das Ferne durch das Nahe zu gewältigen, wodurch ſich eben ſein vorzüglicher Geiſt legitimirt, ſchließt ſich eine Eigenheit an, welche

genau beachtet zu werden verdient, weil sie schon früher historische Zweifel erregt hat. Aus gewissen Eigenschaften der Körper, die ihm bekannt sind, aus gewissen Folgen, die sich von ihrer Verbindung oder von einer gewissen bestimmten Form hoffen lassen, folgert er so richtig, daß er über das, was zu seiner Zeit geleistet war, weit hinausgeht und von Dingen spricht, als wenn sie schon geleistet wären. Das Schießpulver, besonders aber die Fernröhre, behandelt er so genau, daß wir uns überzeugt halten müssen, er habe sie vor sich gehabt, zumal da er ja schon geschliffene Kugeln, Abschnitte von Kugeln in Glas besessen.

Allein wem bekannt ist, wie der Menschengeist voreilen kann, ehe ihm die Technik nachkommt, der wird auch hier nichts Unerhörtes finden.

Und so wagen wir zu behaupten, daß es nur Folgerungen bei ihm gewesen. Auch hier bei der angewandten Mathematik geht es ihm, wie bei der reinen. Wie er jene anwendete, wo sie nicht hingehörte, so traut er dieser zu, was sie nicht leisten kann.

Durch die von ihm beschriebenen Gläser soll man nicht allein die entferntesten Gegenstände ganz nah, die kleinsten ungeheuer groß im eignen Auge wahrnehmen; sondern diese und andere Bilder sollen auch hinaus in die Luft, in die Atmosphäre geworfen, einer Menge zur Erscheinung kommen. Zwar ist auch dieses nicht ohne Grund. So mancherlei Naturerscheinungen, die auf

Refraction und Reflexion beruhen, die viel ſpäter erfundene Camera obscura, die Zauberlaterne, das Sonnenmikroſkop und ihre verſchiedenen Anwendungen haben ſein Vorausgeſagtes faſt buchſtäblich wahr gemacht, weil er alle dieſe Folgen vorausſah. Aber die Art, wie er ſich über dieſe Dinge äußert, zeigt, daß ſein Apparat nur in ſeinem Geiſte gewirkt und daß daher manche imaginäre Reſultate entſprungen ſeyn mögen.

Zunächſt bemerken wir, daß er, wie alle Erfinder, weit ſchauende und geiſtig lebhaft wirkende Menſchen, von ſeinen Zeitgenoſſen angegangen worden, auch unmittelbar etwas zu ihrem Nutzen zu thun. Der Menſch iſt ſo ein luſt- und hülfsbedürftiges Weſen, daß man ihm nicht verargen kann, wenn er ſich überall umſieht, wo er im Glück einigen Spaß und in der Bedrängtheit einigen Beiſtand finden kann.

Den Mathematikern ſind von jeher die Kriegshelden auf der Spur geweſen, weil man ſeine Macht gern mechaniſch vermehren und jeder Uebermacht große Wirkungen mit geringen Kräften entgegenſetzen möchte. Daher findet ſich bei Bacon die Wiederholung älterer und die Zuſicherung neuer dergleichen Hülfsmittel. Brennſpiegel, um in der Ferne die Sonnenſtrahlen zu concentriren, Vervielfältigungsſpiegel, wodurch dem Feinde wenige Truppen als eine große Anzahl erſchienen, und andere ſolche Dinge kommen bei ihm vor, die wunderbar genug ausſehen, und die dennoch bei erhöhter Technik, geübteſter

Taſchenſpielerkunſt, und auf andere Weiſe wenigſtens zum Theil möglich gemacht worden.

Daß man ihn der Irrlehre angeklagt, das Schickſal hat er mit allen denen gemein, die ihrer Zeit vorlaufen; daß man ihn der Zauberey bezüchtigt, war damals ganz natürlich. Aber ſeine Zeit nicht allein beging dieſe Uebereilung, daß ſie das, was tiefen, unbekannten, feſtgegründeten, conſequenten, ewigen Naturkräften möglich iſt, als dem Willen und der Willkür unterworfen, als zufällig herbeigerufen, im Widerſtreit mit Gott und der Natur gelten ließ.

Auch hierüber iſt der Menſch weder zu ſchelten noch zu bedauern: denn dieſe Art von Aberglauben wird er nicht los werden, ſo lange die Menſchheit exiſtirt. Ein ſolcher Aberglaube erſcheint immer wieder, nur unter einer andern Form. Der Menſch ſieht nur die Wirkungen, die Urſachen, ſelbſt die nächſten, ſind ihm unbekannt; nur ſehr wenige, tiefer dringende, erfahrene, aufmerkende werden allenfalls gewahr, woher die Wirkung entſpringe.

Man hat oft geſagt und mit Recht, der Unglaube ſey ein umgekehrter Aberglaube, und an dem letzten möchte gerade unſere Zeit vorzüglich leiden. Eine edle That wird dem Eigennutz, eine heroiſche Handlung der Eitelkeit, das unläugbare poetiſche Product einem fieberhaften Zuſtande zugeſchrieben; ja was noch wunderlicher iſt, das Allervorzüglichſte was hervortritt, das Aller-

merkwürdigſte was begegnet, wird, ſo lange als nur möglich iſt, verneint.

Dieſer Wahnſinn unſerer Zeit iſt auf alle Fälle ſchlimmer, als wenn man das Außerordentliche, weil es nun einmal geſchah, gezwungen zugab und es dem Teufel zuſchrieb. Der Aberglaube iſt ein Erbtheil energiſcher, großthätiger, fortſchreitender Naturen; der Unglaube das Eigenthum ſchwacher, kleingeſinnter, zurückſchreitender, auf ſich ſelbſt beſchränkter Menſchen. Jene lieben das Erſtaunen, weil das Gefühl des Erhabenen dadurch in ihnen erregt wird, deſſen ihre Seele fähig iſt, und da dieß nicht ohne eine gewiſſe Apprehenſion geſchieht, ſo ſpiegelt ſich ihnen dabei leicht ein böſes Princip vor. Eine unmächtige Generation aber wird durch's Erhabene zerſtört, und da man niemanden zumuthen kann, ſich willig zerſtören zu laſſen, ſo haben ſie völlig das Recht, das Große und Uebergroße, wenn es neben ihnen wirkt, ſo lange zu läugnen, bis es hiſtoriſch wird, da es denn aus gehöriger Entfernung in gedämpftem Glanze leidlicher anzuſchauen ſeyn mag.

Nachleſe.

Unter dieſer Rubrik mag das wenige Platz nehmen, was wir in unſern Collectaneen, den erſt beſprochenen Zeitpunkt betreffend, vorgefunden haben.

Von den Arabern iſt mir nicht bekannt geworden,

daß sie eine theoretische Aufmerksamkeit auf die Farbe geworfen hätten. Averroes und Avempaces mögen, wie aus einigen Citaten zu vermuthen ist, bei Gelegenheit, daß sie den Aristoteles commentirt, etwas beiläufig darüber geäußert haben. Das Büchlein des Theophrast scheint ihrer Aufmerksamkeit entgangen zu seyn. Alhazen, von dem ein optischer Tractat auf uns gekommen, beschäftigt sich mit den Gesetzen des Sehens überhaupt; doch war ihm der im Auge bleibende Eindruck eines angeschauten Bildes bekannt geworden.

Ueberhaupt war dieses physiologische Phänomen des bleibenden, ja des farbig abklingenden Lichteindruckes rein sinnlichen Naturen jener Zeit nicht verborgen geblieben, weßhalb wir eine Stelle des Augustinus und eine des Themistius als Zeugniß anführen.

Augustinus.

Wenn wir eine Zeit lang irgend ein Licht anschauen, und sodann die Augen schließen, so schweben vor unserm Blick gewisse leuchtende Farben, die sich verschiedentlich verändern und nach und nach weniger glänzen, bis sie zuletzt gänzlich verschwinden. Diese können wir für das Ueberbleibende jener Form halten, welche in dem Sinn erregt ward, indem wir das leuchtende Bild erblickten.

Themistius.

Wenn jemand den Blick von einem Gegenstande, den er aufs schärfste betrachtet hat, wegwendet, so

wird ihn doch die Gestalt der Sache, die er anschaute, begleiten, als wenn der frühere Anstoß die Augen bestimmt und in Besitz genommen hätte. Deßhalb, wenn jemand aus dem Sonnenschein sich in's Finstere begibt, sehen die vor großem Glanz irre gewordenen Augen nichts; auch wenn du etwas sehr Glänzendes oder Grünes länger angesehen, so wird alles, was dir hernach in die Augen fällt, gleichfarbig erscheinen. Nicht weniger, wenn du die Augen gegen die Sonne, oder sonst etwas Glänzendes richtest, und sodann zudrückst, so wirst du eine Farbe sehen, wie etwa Weiß oder Grün, welche sich alsdann in Hochroth verwandelt, sodann in Purpur, nachher in andere Farben, zuletzt in's Schwarze, von da an aber abnimmt und verschwindet. Gleichermaßen zerrüttet auch das, was sich schnell bewegt, unsere Augen, so daß, wenn du in einen reißenden Strom hinabsiehst, eine Art von Schäumen und Schwindel in dir entsteht, und auch das Stillstehende sich vor dir zu bewegen scheint.

Lust am Geheimniß.

Das Ueberlieferte war schon zu einer großen Masse angewachsen, die Schriften aber, die es enthielten, nur im Besitz von Wenigen; jene Schätze, die von Griechen, Römern und Arabern übrig geblieben waren, sah man nur durch einen Flor; die vermittelnden Kennt-

niſſe mangelten; es fehlte völlig an Kritik; apokryphiſche Schriften galten den ächten gleich, ja es fand ſich mehr Neigung zu jenen als zu dieſen.

Eben ſo drängten ſich die Beobachtungen einer erſt wieder neu und friſch erblickten Natur auf. Wer wollte ſie ſondern, ordnen und nutzen? Was jeder Einzelne erfahren hatte, wollte er auch ſich zu Vortheil und Ehre gebrauchen; beides wird mehr durch Vorurtheile als durch Wahrhaftigkeit erlangt. Wie nun die früheren, um die Gewandtheit ihrer dialektiſchen Formen zu zeigen, auf allen Kathedern ſich öffentlich hören ließen; ſo fühlte man ſpäter, daß man mit einem gehaltreichen Beſitz Urſach' hatte ſparſamer umzugehen. Man verbarg, was dem Verbergenden ſelbſt noch halb verborgen war, und weil es bei einem großen Ernſt an einer vollkommnen Einſicht in die Sache fehlte; ſo entſtand, was uns bei Betrachtung jener Bemühungen irre macht und verwirrt, der ſeltſame Fall, daß man verwechſelte, was ſich zu eſoteriſcher und was ſich zu exoteriſcher Ueberlieferung qualificirt. Man verhehlte das Gemeine und ſprach das Ungemeine laut, wiederholt und dringend aus.

Wir werden in der Folge Gelegenheit nehmen, die mancherlei Arten dieſes Verſteckens näher zu betrachten. Symbolik, Allegorie, Räthſel, Attrape, Chiffriren wurden in Uebung geſetzt. Apprehenſion gegen Kunſtverwandte, Marktſchreierey, Dünkel, Witz und

Geiſt hatten alle gleiches Intereſſe, ſich auf dieſe Weiſe zu üben und geltend zu machen, ſo daß der Gebrauch dieſer Verheimlichungskünſte ſehr lebhaft bis in das ſiebzehnte Jahrhundert hinübergeht, und ſich zum Theil noch in den Canzleyen der Diplomatiker erhält.

Aber auch bei dieſer Gelegenheit können wir nicht umhin, unſern Roger Bacon, von dem nicht genug Gutes zu ſagen iſt, höchlich zu rühmen, daß er ſich dieſer falſchen und ſchiefen Ueberlieferungsweiſe gänzlich enthalten, ſo ſehr, daß wir wohl behaupten können, der Schluß ſeiner höchſt ſchätzbaren Schrift de mirabili potestate artis et naturae gehöre nicht ihm, ſondern einem Verfälſcher, der dadurch dieſen kleinen Tractat an eine Reihe alchymiſtiſcher Schriften anſchließen wollen.

An dieſer Stelle müſſen wir manches, was ſich in unſern Collectaneen vorfindet, bei Seite legen, weil es uns zu weit von dem vorgeſteckten Ziele ablenken würde. Vielleicht zeigt ſich eine andere Gelegenheit, die Lücke, die auch hier abermals entſteht, auf eine ſchickliche Weiſe auszufüllen.

Dritte Abtheilung.

Sechszehntes Jahrhundert.

Eine geſchichtliche Darſtellung nach Jahrhunderten einzutheilen, hat ſeine Unbequemlichkeit. Mit keinem ſchneiden ſich die Begebenheiten rein ab; Menſchenleben und Handeln greift aus einem in's andere; aber alle Eintheilungsgründe, wenn man ſie genau beſieht, ſind doch nur von irgend einem Ueberwiegenden hergenommen. Gewiſſe Wirkungen zeigen ſich entſchieden in einem gewiſſen Jahrhundert, ohne daß man die Vorbereitung verkennen, oder die Nachwirkung läugnen möchte. Bei der Farbenlehre geben uns die drey nunmehr auf einander folgenden Jahrhunderte Gelegenheit, das was wir vorzutragen haben, in gehöriger Abſonderung und Verknüpfung darzuſtellen.

Daß wir in der ſo genannten mittlern Zeit für Farbe und Farbenlehre wenig gewonnen, liegt in dem Vorhergehenden nur allzudeutlich am Tage. Vielleicht glückt es denjenigen, die ſich mit den Denkmalen jener Zeit

gewesen. Daraus folgt daß die größte Glückseligkeit, deren die Masse unter unumschränkter Herrschaft genießen kann, sich aus der Gewalt und dem Ruf ihres Monarchen herschreibe, so wie das Wohlbehagen, worin sich dessen Unterthanen einigermaßen erfreuen, wesentlich auf den Stolz begründet ist, zu dem ein solcher Fürst sie erhebt."

„Wir dürfen daher nicht bloß an niedrige und verkäufliche Gesinnungen denken, wenn die Schmeicheley uns auffällt, welche sie dem Fürsten erzeigen. Fühllos gegen den Werth der Freiheit, unbekannt mit allen übrigen Regierungsformen, rühmen sie ihren eigenen Zustand, worin es ihnen weder an Sicherheit ermangelt noch an Behagen, und sind nicht allein willig, sondern stolz sich vor einem erhöhten Manne zu demüthigen, wenn sie in der Größe seiner Macht Zuflucht finden und Schutz gegen größeres unterdrückendes Uebel."

Gleichfalls läßt sich ein deutscher Recensent geist- und kenntnißreich also vernehmen:

„Der Verfasser, allerdings Bewunderer des hohen Schwungs der Panegyriker dieses Zeitraums, tadelt zugleich mit Recht die sich im Ueberschwung der Lobpreisungen vergeudende Kraft edler Gemüther, und die Erniedrigung der Charakterwürde, welche dieß gewöhnlich zur Folge hat. Allein es muß gleichwohl bemerkt werden, daß in dem, in vielfachem Schmucke reicher

genauer bekannt machen, noch einiges aufzufinden; vielleicht kann in der Geschichte des Colorits und der Färbekunst noch manches beigebracht werden. Für uns ging die Farbenlehre mit dem Glanz der übrigen Wissenschaften und Künste scheidend unter, um erst später wieder hervorzutreten. Wenn wir hier und da der Farbe erwähnt finden, so ist es nur gelegentlich; sie wird vorausgesetzt wie das Athemholen und Sprechen bei der Redekunst. Niemand beschäftigt sich mit ihren Elementen und Verhältnissen, bis endlich diese erfreuliche Erscheinung, die uns in der Natur so lebhaft umgibt, auch für das Bewußtseyn mit den übrigen Wissenschaften aus der Ueberlieferung wieder hervortritt.

Je mehrere und vorzüglichere Menschen sich mit den köstlichen überlieferten Resten des Alterthums beschäftigen mochten, desto energischer zeigte sich jene Function des Verstandes, die wir wohl die höchste nennen dürfen, die Kritik nämlich, das Absondern des Aechten vom Unächten.

Dem Gefühl, der Einbildungskraft ist es ganz gleichgültig, wovon sie angeregt werden, da sie beide ganz reine Selbstthätigkeiten sind, die sich ihre Verhältnisse nach Belieben hervorbringen, nicht so dem Verstande, der Vernunft. Beide haben einen entschiedenen Bezug auf die Welt; der Verstand will sich nichts Unächtes aufbinden lassen, und die Vernunft verabscheuet es.

Dieſer natürliche Abſcheu vor dem Unächten und das Sonderungsvermögen ſind nicht immer beiſammen. Jener fühlt wohl, was er will, aber vermag es nicht immer zu beweiſen: dieſes will eigentlich nichts, aber das Erkannte vermag es darzuthun. Es verwirft wohl ohne Abneigung und nimmt auf ohne Liebe. Vielleicht entſteht dadurch eine der Abſicht gemäße Gerechtigkeit. Wenn beides jedoch, Abſcheu und Sonderungsgabe, zuſammenträfe, ſtünde die Kritik wohl auf der höchſten Stufe.

Die Bibel, als ein heiliges unantaſtbares Buch, entfernte von ſich die Kritik, ja eine unkritiſche Behandlung ſchien ihr wohl angemeſſen. Den Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Schriften erging es anfänglich auf ähnliche Weiſe. Erſt ſpäter ſah man ſich nach einem Prüfſtein um, der nicht ſo leicht zu finden war. Doch ward man zuletzt veranlaßt, den Buchſtaben dieſer Werke näher zu unterſuchen; mehrere Abſchriften gaben zu Vergleichung Anlaß. Ein richtigeres Verſtehen führte zum beſſern Ueberſetzen. Dem geiſtreichen Manne mußten bei dieſer Gelegenheit Emendationen in die Hand fallen und der reine Wortverſtand immer bedeutender werden.

Die Farbenlehre verdankt auch dieſen Bemühungen ihre neuen Anfänge, obgleich das, was auf ſolche Weiſe geſchehen, für die Folge ohne ſonderliche Wirkung blieb. Wir werden unſere Leſer zuerſt mit Antonius Thyleſius etwas näher bekannt machen; ferner des

Si-

Simon Portius gedenken, welcher die kleine Aristotelische Schrift, deren Uebersetzung wir früher eingerückt, zuerst übersetzt und commentirt. Ihm folgt Julius Cäsar Scaliger, der im ähnlichen Sinne für uns nicht ohne Verdienst bleibt; so wie wir denn auch bei dieser Gelegenheit den obigen Aufsatz über Farbenbenennung wieder in Erinnerung zu bringen haben.

Antonius Thylesius.

Als uns in der Epoche der erneuerten Wissenschaften des Antonius Thylesius kleines Buch „de Coloribus" freundlich begegnete, war es uns eine angenehme Erscheinung, um so mehr, als es sich jenem des Aristoteles an die Seite und in gewissem Sinne entgegen stellte. Wir gedachten es zu übersetzen, fanden aber bald, daß man in einer Sprache nicht die Etymologie der andern behandeln könne. Es ist nicht selten, indem es öfter anderen größeren und kleineren Schriften beigefügt worden, und wir empfehlen es um so mehr, als uns aus demselben das Gefühl einer freien und heitern Zeit entgegenkommt, und die Tugenden des Verfassers wohl verdienen, daß ihre Wirkungen wiederholt empfunden werden.

Antonius Thylesius war zu Cosenza geboren, einer Stadt, die an der Cultur des untern Italien schon früher Theil nahm. In dem ersten Viertel des sechs-

zehnten Jahrhunderts war er Profeſſor zu Mailand. Er gehört unter diejenigen, welche man in der Literargeſchichte als Philologen, Redner und Poeten zugleich gerühmt findet. Ein gründliches und doch liberales Studium der Alten regte in ſolchen Männern die eigene Productivität auf, und wenn ſie auch eigentlich nicht zu Poeten geboren waren, ſo ſchärfte ſich doch am Alterthum ihr Blick für die Natur und für die Darſtellung derſelben.

Ein Büchelchen de coronis gab er 1526 heraus. Die Anmuth des gewählten Gegenſtandes zeugt für die Anmuth ſeines Geiſtes. Er führt in demſelben ſehr kurz und leicht alle Kränze und Kronen vor, womit ſich Götter und Heroen, Prieſter, Helden, Dichter, Schmauſende und Leidtragende zu ſchmücken pflegten, und man begreift ſehr leicht, wie bei ſolcher Gelegenheit ein geſunder Blick auf Farbe mußte aufmerkſam gemacht werden.

So finden wir denn auch in der kleinen Schrift über die Farben einen Mann, dem es um das Verſtändniß der Alten zu thun iſt. Es entgeht ihm nicht, daß die Farbenbenennungen ſehr beweglich ſind und von mancherlei Gegenſtänden gebraucht werden. Er dringt daher auf den erſten Urſprung der Worte, und ob wir gleich ſeinem Etymologiſiren nicht immer beiſtimmen, ſo folgen wir ihm doch gern und belehren uns an und mit ihm.

Beide oben benannte Aufſätze wurden mit ſeinen

übrigen poetiſchen Schriften von Conrad Geßner 1545 zu Baſel herausgegeben, wobei ſich bemerken läßt, daß ihm ſeine Zeitgenoſſen eine gewiſſe Originalität zugeſtanden, indem ſie ihn andern entgegenſetzen, die nur durch Zuſammenſtellung von Worten und Phraſen der Alten ein neues Gedicht, eine neue Rede hervorzubringen glaubten.

Eine Tragddie, der goldene Regen, kleinere Gedichte, der Cyklop, Galathea u. ſ. w. zeigen genugſam, daß wenn man ihn auch nicht eigentlich einen Poeten nennen darf, einen ſolchen, der einen Gegenſtand zu beleben, das Zerſtreute zur Einheit zwingen kann; ſo müſſen wir doch außer ſeiner antiquariſchen Bildung, einen aufmerkſamen Blick in die Welt, ein zartes Gemüth an ihm rühmen. Er behandelt die Spinne, den Leuchtwurm, das Rohr auf eine Weiſe, die uns überzeugt, daß er in der Mittelgattung von Dichtkunſt, in der beſchreibenden, noch manches Erfreuliche hätte leiſten können. Uns ſteht er als Repräſentant mancher ſeiner Zeitgenoſſen da, die das Wiſſen mit Anmuth behandelten, und der Anmuth etwas Gewußtes unterzulegen nöthig fanden.

Mit welchem freien, liebe- und ehrfurchtsvollen Blick er die Natur angeſehen, davon zeugen wenige Verſe, die wir zu ſeinem Angedenken hier einzurücken uns nicht enthalten können.

Omniparens natura, hominum rerumque creatrix,
Difficilis, facilis, similis tibi, dissimilisque,
Nulligena, indefessa, ferax, te pulchrior ipsa,
Solaque quae tecum certas, te et victa revincis,
Omnia me nimis afficiunt, quo lumina cunque
Verto libens, nihil est non mirum, daedala quod tu
Effingis, rebusque animam simul omnibus afflas,
Unde vigent, quaecunque videntur, pabula, frondes,
Et genus aligerum, pecudesque et squamea turba.

Simon Portius.

Das Büchlein von den Farben, welches dem Theophraſt zugeſchrieben wird, ſcheint in der mittlern Zeit nicht viel gekannt geweſen zu ſeyn; wenigſtens haben wir es auf unſerm Wege nicht citirt gefunden. In der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts nimmt Simon Portius ſich deſſelben an, überſetzt, commentirt es, und gibt ſtatt einer Vorrede eine kleine Abhandlung über die Natur der Farben.

Aus der Zueignung an Cosmus den Erſten, Großherzog von Florenz, lernen wir, daß er von demſelben als Gelehrter begünſtigt und unter den Seinen wohlaufgenommen war. Er hielt über die Ariſtoteliſchen Schriften öffentliche Lehrſtunden, und hatte auch über mehrgedachtes Büchlein in den Ferien geleſen. Später ward Ueberſetzung und Commentar eine Villeggiatur-Arbeit. So viel wir wiſſen, erſchien die erſte Ausgabe zu Rea-

pel 1537. Diejenige, deren wir uns bedienen, iſt zu Paris 1549 gedruckt.

Sogleich wie ſich einige Bildungsluſt auf der Welt wieder zeigt, treten uns die Ariſtoteliſchen Verdienſte friſch entgegen. Freilich ſtanden dieſe ſchriftlichen Ueberlieferungen von einer Seite der Natur zu nahe und von einer andern auf einem zu hohen Punkte der glücklichſten Bildung, als daß die Auffinder ihnen hätten gewachſen ſeyn können. Man verſtand ſie leider nicht genugſam, weder ihrer Abſicht nach, noch inſofern ſchon genug durch ſie geleiſtet war. Was alſo gegenwärtig an ihnen geſchah, war eine zwar lobenswerthe, aber meiſt unfruchtbare Mühe.

Sowohl in der von Portius vorausgeſchickten Vorrede, worin uns etwas über die Natur der Farben verſprochen wird, als auch in den Anmerkungen ſelbſt, welche dem Text beigefügt ſind, ſehen wir einen beleſenen und zugleich in der Ariſtoteliſchen Schulmethode wohlgeübten Mann, und können ihm daher unſere Achtung, ſo wie unſern Dank für das, was wir von ihm lernen, nicht verſagen. Allein der Gewinn, den wir aus einem mühſamen Studium ſeiner Arbeit ziehen, iſt doch nur hiſtoriſch. Wir erfahren, wie die Alten ſich über dieſen Gegenſtand ausgedrückt, wir vernehmen ihre Meinungen und Gegenmeinungen; wir werden von mancherlei Widerſtreit belehrt, den unſer Autor nach

ſeiner Art weder zu vergleichen noch zu entſcheiden ſich im Stande befindet.

Von einer eigentlichen Naturanſchauung iſt hier gar die Rede nicht. Das ausgeſprochene Wort, die gebildete Phraſe, die mehr oder weniger zulängliche Definition, werden zum Grund gelegt; das Original, die Ueberſetzung, eine Worterklärung, eine Umſchreibung ergreifen ſich wechſelsweiſe; bald wird etwas Verwandtes herbeigeholt, etwas Aehnliches oder Unähnliches citirt, Zweifel nicht verſchwiegen, Fragen beantwortet, dem Widerſpruch begegnet und bald beifällig, bald abfällig verfahren, wobei es nicht an Mißverſtändniſſen und Halbverſtändniſſen fehlt; da denn durchaus eine ſorgfältige und fleißige Behandlung an die Stelle einer gründlichen tritt. Die Form des Vortrags, Noten zu einem Text zu ſchreiben, nöthigt zum Wiederholen, zum Zurückweiſen, alles Geſagte wird aber und abermals durch und über einander gearbeitet, ſo daß es dem Ganzen zwar an innerer Klarheit und Conſequenz nicht fehlt, wie irgend einem Karten- und Stein-Spiel; hat man jedoch alles geleſen und wieder geleſen, ſo weiß man wohl etwas mehr als vorher, aber gerade das nicht, was man erwartete und wünſchte.

Solche ſchätzenswerthe und oft nur ſehr geringe Frucht tragende Arbeiten muß man kennen, wenn man in der Folge diejenigen Männer rechtfertigen will, welche von einem lebhaften Trieb zur Sache beſeelt,

dieſe Wortarbeiten als Hinderniſſe anſahen, die Ueberlieferung überhaupt anfeindeten und ſich gerade zur Natur wendeten, oder gerade zu ihr hinwieſen.

Wir geben den Vorſatz auf, einige überſetzte Stellen mitzutheilen, indem ſie weder belehrend noch erfreulich ſeyn könnten. Auch haben wir ſchon das Brauchbare in unſerm Aufſatze, worin wir die Meinungen und Lehren der Griechen behandeln, aufgeführt, und werden künftig Gelegenheit haben, Eins und Anderes am ſchicklichen Orte zu wiederholen.

Julius Cäſar Scaliger.

Von 1484 bis 1558.

Dieſer merkwürdige Mann brachte ſeine Jugend am Hof, ſein Jünglingsalter im Militärſtande zu, ſuchte ſpäter als Arzt ſeinen Lebensunterhalt und war wegen ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit vor vielen ſeiner Zeitgenoſſen berühmt. Ein ſtarkes Gedächtniß verhalf ihm zu vielem Wiſſen; doch thut man ihm wohl nicht Unrecht, wenn man ihm eigentlichen Geſchmack und Wahrheitſinn abſpricht. Dagegen war er, bei einem großen Vorgefühl ſeiner ſelbſt, von dem Geiſte des Widerſpruchs und Streitluſt unabläſſig erregt.

Cardan, deſſen wir ſpäter gedenken werden, publicirt eine ſeiner Arbeiten unter dem Titel: de subtilitate. Scaliger findet es gelegen, ſich daran zu üben

und verfaßte ein großes Buch gegen ihn, worin er ihm zeigt, daß man mehr wissen, genauer bemerken, subtiler unterscheiden und bestimmter vortragen könne. Dieses Werk ist seinem Inhalte nach schätzbar genug: denn es sind eigentlich nur in Streitform zusammengestellte Collectaneen, wodurch wir unterrichtet werden, wie manches damals bekannt war, und wie vieles die Wißbegierigen schon interessirte.

Was Scaliger über die Farben in der dreihundert fünf und zwanzigsten Exercitation vorzubringen weiß, läßt sich in zwey Hauptabschnitte theilen, in einen theoretischen und einen etymologischen. In dem ersten wiederholt er, was die Alten von den Farben gesagt, theils beifällig, theils mißfällig; er hält sich auf der Seite des Aristoteles, die Platonischen Vorstellungsarten wollen ihm nicht einleuchten. Da er aber keinen eigentlichen Standpunkt hat, so ist es auch nur ein Hin- und Wiederreden, wodurch nichts ausgemacht wird.

Bei dieser Gelegenheit läßt sich jene Betrachtung anstellen, die uns auch schon früher entgegendrang: welch eine andere wissenschaftliche Ansicht würde die Welt gewonnen haben, wenn die griechische Sprache lebendig geblieben wäre und sich anstatt der lateinischen verbreitet hätte.

Die weniger sorgfältigen arabischen und lateinischen Uebersetzungen hatten schon früher manches Unheil angerichtet, aber auch die sorgfältigste Uebersetzung bringt

Vollendung aufgeführten, Kunſtgebäude eines ächt poetiſchen Volkes panegyriſche Dichtung eben ſo weſentlich iſt, als die ſatiriſche, mit welcher ſie nur den Gegenſatz bildet, deſſen Auflöſung ſich ſodann entweder in der moraliſchen Dichtung, der ruhigen Richterin menſchlicher Vorzüge und Gebrechen, der Führerin zum Ziele innerer Beruhigung, oder im Epos findet, welches mit unparteiiſcher Kühnheit das Edelſte menſchlicher Trefflichkeit neben die nicht mehr getadelte, ſondern als zum Ganzen wirkende Gewöhnlichkeit des Lebens hinſtellt, und beide Gegenſätze auflöſ't und zu einem reinen Bilde des Daſeyns vereinigt. Wenn es nämlich der menſchlichen Natur gemäß, und ein Zeichen ihrer höheren Abkunft iſt, daß ſie das Edle menſchlicher Handlungen, und jede höhere Vollkommenheit mit Begeiſterung erfaßt, und ſich an deren Erwägung gleichſam das innere Leben erneuert, ſo iſt die Lobpreiſung auch der Macht und Gewalt, wie ſie in Fürſten ſich offenbart, eine herrliche Erſcheinung im Gebiete der Poeſie, und bei uns, mit vollſtem Rechte zwar, nur darum in Verachtung geſunken, weil diejenigen, die ſich derſelben hingaben, meiſtens nicht Dichter, ſondern nur feile Schmeichler geweſen. Wer aber, der Calderon ſeinen König preiſen hört, mag hier, wo der kühnſte Aufſchwung der Phantaſie ihn mit fortreißt, an Käuflichkeit des Lobes denken? oder wer hat ſein Herz noch gegen Pindars Siegeshym-

immer etwas Fremdes in die Sache, wegen Verſchiedenheit des Sprachgebrauchs.

Das Griechiſche iſt durchaus naiver, zu einem natürlichen, heitern, geiſtreichen, äſthetiſchen Vortrag glücklicher Naturanſichten viel geſchickter. Die Art, durch Verba, beſonders durch Infinitiven und Participien zu ſprechen, macht jeden Ausdruck läßlich; es wird eigentlich durch das Wort nichts beſtimmt, bepfählt und feſtgeſetzt; es iſt nur eine Andeutung, um den Gegenſtand in der Einbildungskraft hervorzurufen.

Die lateiniſche Sprache dagegen wird durch den Gebrauch der Subſtantiven entſcheidend und befehlshaberiſch. Der Begriff iſt im Wort fertig aufgeſtellt, im Worte erſtarrt, mit welchem nun als einem wirklichen Weſen verfahren wird. Wir werden ſpäter Urſache haben, an dieſe Betrachtungen wieder zu erinnern.

Was den zweyten, etymologiſchen Theil betrifft, ſo iſt derſelbe ſchätzenswerth, weil er uns mit vielen lateiniſchen Farbenbenennungen bekannt macht; wodurch wir den Thyleſius und andere ſuppliren können.

Wir fügen hier eine Bemerkung bei, jedoch mit Vorſicht, weil ſie uns leicht zu weit führen könnte. In unſerm kleinen Aufſatz über die Farbenbenennungen der Griechen und Römer haben wir auf die Beweglichkeit der Farbenbenennungen bei den Alten aufmerkſam gemacht; doch iſt nicht zu vergeſſen, wie viele derſelben bei ihrem Urſprunge ſogleich fixirt worden: denn gerade durch dieſen

Widerſtreit des Fixen und Beweglichen wird die Anwendung der Farbenbenennungen bis auf den heutigen Tag noch immer ſchwierig.

So einfach auch die Farben in ihrer erſten elementaren Erſcheinung ſeyn mögen, ſo werden ſie doch unendlich mannichfaltig, wenn ſie aus ihrem reinen und gleichſam abſtracten Zuſtande ſich in der Wirklichkeit manifeſtiren, beſonders an Körpern, wo ſie tauſend Zufälligkeiten ausgeſetzt ſind. Dadurch entſpringt eine Individualiſirung bis in's Gränzenloſe, wohin keine Sprache, ja alle Sprachen der Welt zuſammengenommen, nicht nachreichen.

Nun ſind aber die meiſten Farbenbenennungen davon ausgegangen, daß man einen individuellen Fall als ein Beiſpiel ergriffen, um, nach ihm und an ihm, andere ähnliche zu bezeichnen. Wenn uns nun das Alterthum dergleichen Worte ſchon genugſam überliefert, ſo iſt in der Folge der Zeit, durch eine ausgebreitetere Kenntniß der Welt, natürlicher Körper, ja ſo vieler Kunſtproducte, bei jeder Nation ein neuer Zuwachs von Terminologie entſtanden, die immer auf's neue wieder auf bekannte und unbekannte Gegenſtände angewendet, neue Bedenklichkeiten, neue Zweifel und Irrungen hervorbringt; wobei denn doch zuletzt nichts weiter übrig bleibt, als den Gegenſtand, von dem die Rede iſt, recht genau zu kennen, und ihn wo möglich in der Einbildungskraft zu behalten.

Zwiſchenbetrachtung.

Da wir durch erſtgedachte drey Männer in das Alterthum wieder zurückgeführt worden, ſo erinnern wir uns billig deſſen, was früher, die naturwiſſenſchaftlichen Einſichten der Alten betreffend, bemerkt ward. Sie wurden nämlich als tüchtige Menſchen von den Naturbegebenheiten aufgeregt und betrachteten mit Verwunderung die verwickelten Phänomene, die uns täglich und ſtündlich umgeben, und wodurch die Natur ihnen eher verſchleiert als aufgedeckt ward.

Wenn wir oben dem glücklichen theoretiſchen Bemühen mancher Männer volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß man ihren Theorien meiſtens einen empiriſchen Urſprung nur allzuſehr anſieht. Denn was war ihre Theilung natürlicher Uranfänge in vier Elemente anderes, als eine nothdürftige Topik, nach welcher ſich die erſcheinenden Erſcheinungen allenfalls ordnen und mit einiger Methode vortragen ließen? Die faßliche Zahl, die in ihr enthaltene doppelte Symmetrie, und die daraus entſpringende Bequemlichkeit machte eine ſolche Lehre zur Fortpflanzung geſchickt, und obgleich aufmerkſamere Beobachter mancherlei Zweifel erregen, manche Frage aufwerfen mochten; ſo blieb doch Schule und Menge dieſer Vorſtellungs- und Eintheilungs-Art genigt.

In der neuern Zeit brachte die Chemie eine Haupt-

veränderung hervor; sie zerlegte die natürlichen Körper und setzte daraus künstliche auf mancherlei Weise wieder zusammen; sie zerstörte eine wirkliche Welt, um eine neue, bisher unbekannte, kaum möglich geschienene, nicht geahnete wieder hervor zu bauen. Nun ward man genöthigt, über die wahrscheinlichen Anfänge der Dinge und über das daraus Entsprungene immer mehr nachzudenken, so daß man sich bis an unsere Zeit zu immer neuen und höheren Vorstellungsarten heraufgehoben sah, und das um so mehr, als der Chemiker mit dem Physiker einen unauflöslichen Bund schloß, um dasjenige, was bisher als einfach erschienen war, wo nicht in Theile zu zerlegen, doch wenigstens in den mannichfaltigsten Bezug zu setzen, und ihm eine bewundernswürdige Vielseitigkeit abzugewinnen. In dieser Rücksicht haben wir zu unsern Zwecken gegenwärtig nur eines einzigen Mannes zu gedenken.

Paracelsus,

geb. 1493, gest. 1543.

Man ist gegen den Geist und die Talente dieses außerordentlichen Mannes in der neuern Zeit mehr als in einer früheren gerecht, daher man uns eine Schilderung derselben gern erlassen wird. Uns ist er deßhalb merkwürdig, weil er den Reihen derjenigen anführt, welche auf den Grund der chemischen Farbenerscheinung und Veränderung zu dringen suchen.

Paracelſus ließ zwar noch vier Elemente gelten, jedes war aber wieder aus dreyen zuſammengeſetzt, aus Sal, Sulphur und Mercurius, wodurch ſie denn ſämmtlich, ungeachtet ihrer Verſchiedenheit und Unähnlichkeit, wieder in einen gewiſſen Bezug unter einander kamen.

Mit dieſen drey Uranfängen ſcheint er dasjenige ausdrücken zu wollen, was man in der Folge alkaliſche Grundlagen, ſäuernde Wirkſamkeiten, und begeiſtende Vereinigungsmittel genannt hat. Den Urſprung der Farben ſchreibt Paracelſus dem Schwefel zu, wahrſcheinlich daher, weil ihm die Wirkung der Säuren auf Farbe und Farbenerſcheinung am bedeutendſten auffiel, und im gemeinen Schwefel ſich die Säure im hohen Grade manifeſtirt. Hat ſodann jedes Element ſeinen Antheil an dem höher verſtandenen myſtiſchen Schwefel, ſo läßt ſich auch wohl ableiten, wie in den verſchiedenſten Fällen Farben entſtehen können.

So viel für dießmal; in der Folge werden wir ſehen, wie ſeine Schüler und Nachkommen dieſe Lehre erweitert und ihr durch mancherlei Deutungen zu helfen geſucht.

Alchymiſten.

Auf eben dieſem Wege gingen die Alchymiſten fort und mußten, weil darunter wenig originelle Geiſter, hingegen viele Nachahmer ſich befanden, immer tiefer zur Geheimnißkrämerey ihre Zuflucht nehmen, deren

Dunkelheiten aus dem vorigen Jahrhundert herüber gekommen waren. Daher die Monotonie aller dieser Schriften.

Betrachtet man die Alchymie überhaupt, so findet man an ihr dieselbe Entstehung, die wir oben bei anderer Art Aberglauben bemerkt haben. Es ist der Mißbrauch des Aechten und Wahren, ein Sprung von der Idee, vom Möglichen, zur Wirklichkeit, eine falsche Anwendung ächter Gefühle, ein lügenhaftes Zusagen, wodurch unsern liebsten Hoffnungen und Wünschen geschmeichelt wird.

Hat man jene drey erhabenen unter einander im innigsten Bezug stehenden Ideen, Gott, Tugend und Unsterblichkeit, die höchsten Forderungen der Vernunft genannt; so gibt es offenbar drey ihnen entsprechende Forderungen der höheren Sinnlichkeit, Gold, Gesundheit und langes Leben. Gold ist so unbedingt mächtig auf der Erde, wie wir uns Gott im Weltall denken. Gesundheit und Tauglichkeit fallen zusammen. Wir wünschen einen gesunden Geist in einem gesunden Körper. Und das lange Leben tritt an die Stelle der Unsterblichkeit. Wenn es nun edel ist, jene drey hohen Ideen in sich zu erregen und für die Ewigkeit zu cultiviren, so wäre es doch auch gar zu wünschenswerth, sich ihrer irdischen Repräser anten für die Zeit zu bemächtigen. Ja diese Wünsche müssen leidenschaftlich in der menschlichen Natur gleichsam wüthen und können nur durch

die höchste Bildung in's Gleichgewicht gebracht werden. Was wir auf solche Weise wünschen, halten wir gern für möglich; wir suchen es auf alle Weise, und derjenige, der es uns zu liefern verspricht, wird unbedingt begünstigt.

Daß sich hierbei die Einbildungskraft sogleich thätig erzeige, läßt sich erwarten. Jene drey obersten Erfordernisse zur höchsten irdischen Glückseligkeit scheinen so nahe verwandt, daß man ganz natürlich findet, sie auch durch ein einziges Mittel erreichen zu können. Es führt zu sehr angenehmen Betrachtungen, wenn man den poetischen Theil der Alchymie, wie wir ihn wohl nennen dürfen, mit freiem Geiste behandelt. Wir finden ein aus allgemeinen Begriffen entspringendes auf einen gehörigen Naturgrund aufgebautes Mährchen.

Etwas Materielles muß es seyn, aber die erste allgemeine Materie, eine jungfräuliche Erde. Wie diese zu finden, wie sie zu bearbeiten, dieses ist die ewige Ausführung alchymischer Schriften, die mit einem unerträglichen Einerlei, wie ein anhaltendes Glockengeläute, mehr zum Wahnsinn als zur Andacht hindrängen.

Eine Materie soll es seyn, ein Unorganisirtes, das durch eine der organischen ähnliche Behandlung veredelt wird. Hier ist ein Ey, ein Sperma, Mann und Weib, vierzig Wochen, und so entspringt zugleich der Stein der Weisen, das Universal-Recipe und der allzeit fertige Cassier.

Die Farbenerscheinungen, welche diese Operation begleiten, und die uns eigentlich hier am meisten interessiren müssen, geben zu keiner bedeutenden Bemerkung Anlaß. Das Weiße, das Schwarze, das Rothe und das Bunte, das bei chemischen Versuchen vorkommt, scheint vorzüglich die Aufmerksamkeit gefesselt zu haben.

Sie legten jedoch in alle diese Beobachtungen keine Folge, und die Lehre der chemischen Farben erhielt durch sie keine Erweiterung, wie doch hätte geschehen können und sollen. Denn da ihre Operationen sämmtlich auf Uebergänge, Metaschematismen und Verwandlungen hindeuteten, und man dabei eine jede, auch die geringste Veränderung des bearbeiteten Körpers zu beachten Ursache hatte; so wäre z. B. jene höchst bedeutende Wirkung der Farbennatur, die Steigerung, am ersten zu bemerken und, wenn auch nur irrig, als Hoffnungsgrund der geheimnißvollen Arbeit anzusehen gewesen. Wir erinnern uns jedoch nicht, etwas darauf Bezügliches gefunden zu haben.

Uebrigens mag ein Musterstück, wie sie ihr Geschäft überhaupt, besonders aber die Farbenerscheinung behandelt, in der Uebersetzung hier Platz finden.

Calid, ein fabelhafter König von Aegypten, unterhält sich mit einem palästinischen Einsiedler Morienus, um über das große Werk des wunderbaren Steins belehrt zu werden.

Der

Der König. Von der Natur und dem Weſen jenes großen Werkes haſt du mir genug eröffnet, nun würdige mich auch, mir deſſen Farbe zu offenbaren. Dabei möchte ich aber weder Allegorie noch Gleichniſſe hören.

Morienus. Es war die Art der Weiſen, daß ſie ihr Aſſos von dem Stein und mit dem Stein immer verfertigten. Dieſes aber geſchah, ehe ſie damit etwas anderes färbten. Aſſos iſt ein arabiſcher Ausdruck und könnte lateiniſch Alaun verdolmetſcht werden. O guter König, Dir ſey genug, was ich hier vorbringe. Laß uns zu ältern Zeugniſſen zurückkehren, und verlangſt Du ein Beiſpiel, ſo nimm die Worte Datin des Philoſophen wohl auf, denn er ſagt: Unſer Lato, ob er gleich zuerſt roth iſt, ſo iſt er doch unnütz; wird er aber nach der Röthe in's Weiße verwandelt, ſo hat er großen Werth. Deßwegen ſpricht Datin zum Euthices: O Euthices, dieſes wird alles feſt und wahrhaft bleiben; denn ſo haben die Weiſen davon geſprochen: Die Schwärze haben wir weggenommen, und nun mit dem Salz Anatron, d. i. Salpeter, und Almizadir, deſſen Eigenſchaft kalt und trocken iſt, halten wir die Weiße feſt. Deßwegen geben wir ihm den Namen Borreza, welches arabiſch Tinkar heißt. Das Wort aber Datin des Philoſophen wird durch Hermes Wort beſtätigt. Hermes aber ſagt: Zuerſt iſt die Schwärze, nachher mit dem Salz Anatron folgt die Weiße. Zuerſt war es roth und

zuletzt weiß, und so wird alle Schwärze weggenommen und sodann in ein helles leuchtendes Roth verwandelt. Maria sagt gleichfalls: Wenn Laton mit Alzebric, d. h. mit Schwefel, verbrennt, und das Weichliche drauf gegossen wird, so daß dessen Hitze aufgehoben werde, dann wird die Dunkelheit und Schwärze davon weggenommen und derselbe in das reinste Gold verwandelt. Nicht weniger sagt Datin der Philosoph: Wenn du aber Laton mit Schwefel verbrennst und das Weichliche wiederholt auf ihn gießest, so wird seine Natur aus dem Guten in's Bessere mit Hülfe Gottes gewendet. Auch ein anderer sagt: Wenn der reine Laton so lange gekocht wird, bis er wie Fischaugen glänzt, so ist seine Nützlichkeit zu erwarten. Dann sollst du wissen, daß er zu seiner Natur und zu seiner Farbe zurückkehrt. Ein anderer sagt gleichfalls: Jemehr etwas gewaschen wird, desto klarer und besser erscheint es. Wird er nicht abgewaschen, so wird er nicht rein erscheinen. noch zu seiner Farbe zurückkehren. Deßgleichen sagt Maria: Nichts ist, was vom Lato die Dunkelheit noch die Farbe wegnehmen könne, aber Azoc ist gleichsam seine Decke, nämlich zuerst, wenn er gekocht wird: denn er färbt ihn und macht ihn weiß; dann aber beherrscht Lato den Azoc, macht ihn zu Wein, d. i. roth.

Wie sehr der König Calid durch diese Unterhaltung sich erbaut und aufgeklärt gefunden habe, überlassen wir unsern Lesern selbst zu beurtheilen.

nen verwahren wollen? Die despotische Natur der Herrscherwürde Persiens, wenn sie gleich in jener Zeit ihr Gegenbild in gemeiner Anbetung der Gewalt bei den meisten, welche Fürstenlob sangen, gefunden, hat dennoch durch die Idee verklärter Macht, die sie in edlen Gemüthern erzeugte, auch manche, der Bewunderung der Nachwelt werthe Dichtungen hervorgerufen. Und wie die Dichter dieser Bewunderung noch heute werth sind, sind es auch diese Fürsten, bei welchen wir ächte Anerkennung der Würde des Menschen, und Begeisterung für die Kunst, welche ihr Andenken feyert, vorfinden. Enweri Chakani, Sahir Farjabi und Achestegi sind die Dichter dieses Zeitraums im Fache der Panegyrik, deren Werke der Orient noch heute mit Entzücken lies't, und so auch ihren edlen Namen vor jeder Verunglimpfung sicher stellt. Ein Beweis, wie nahe das Streben des panegyrischen Dichters an die höchste Forderung, die an den Menschen gestellt werden kann, gränze, ist der plötzliche Uebertritt eines dieser panegyrischen Dichter, Sanaji's, zur religiösen Dichtung: aus dem Lobpreiser seines Fürsten ward er ein nur für Gott und die ewige Vollkommenheit begeisterter Sänger, nachdem er die Idee des Erhabenen, die er vorher im Leben aufzusuchen sich begnügte, nun jenseits dieses Daseyns zu finden gelernt hatte."

Zwiſchenbetrachtung.

Wir befinden uns nunmehr auf dem Punkte, wo die Scheidung der ältern und neuern Zeit immer bedeutender wird. Ein gewiſſer Bezug auf's Alterthum geht noch immer ununterbrochen und mächtig fort; doch finden wir von nun an mehrere Menſchen, die ſich auf ihre eigenen Kräfte verlaſſen.

Man ſagt von dem menſchlichen Herzen, es ſey ein trotzig und verzagtes Weſen. Von dem menſchlichen Geiſte darf man wohl ähnliches prädiciren. Er iſt ungeduldig und anmaßlich und zugleich unſicher und zaghaft. Er ſtrebt nach Erfahrung und in ihr nach einer erweiterten reinern Thätigkeit, und dann bebt er wieder davor zurück, und zwar nicht mit Unrecht. Wie er vorſchreitet, fühlt er immer mehr, wie er bedingt ſey, daß er verlieren müſſe, indem er gewinnt: denn an's Wahre wie an's Falſche ſind nothwendige Bedingungen des Daſeyns gebunden.

Daher wehrt man ſich im Wiſſenſchaftlichen ſo lange als nur möglich für das Hergebrachte, und es entſtehen heftige, langwierige Streitigkeiten, theoretiſche ſowohl als praktiſche Retardationen. Hievon geben uns das funfzehnte und ſechszehnte Jahrhundert die lebhafteſten Beiſpiele. Die Welt iſt kaum durch Entdeckung neuer Länder unmäßig in die Länge ausgedehnt, ſo muß ſie ſich ſchon in ſich ſelbſt als rund abſchließen. Kaum

deutet die Magnetnadel nach entſchiednen Weltgegenden, ſo beobachtet man, daß ſie ſich eben ſo entſchieden zur Erde nieder neigt.

Im Sittlichen gehen ähnliche große Wirkungen und Gegenwirkungen vor. Das Schießpulver iſt kaum erfunden, ſo verliert ſich die perſönliche Tapferkeit aus der Welt, oder nimmt wenigſtens eine andere Richtung. Das tüchtige Vertrauen auf ſeine Fauſt und Gott löſt ſich auf in die blindeſte Ergebenheit unter ein unausweichlich beſtimmendes, unwiderruflich gebietendes Schickſal. Kaum wird durch Buchdruckerey Cultur allgemeiner verbreitet, ſo macht ſich ſchon die Cenſur nöthig, um dasjenige einzuengen, was bisher in einem natürlich beſchränkten Kreiſe frei geweſen war.

Doch unter allen Entdeckungen und Ueberzeugungen möchte nichts eine größere Wirkung auf den menſchlichen Geiſt hervorgebracht haben, als die Lehre des Copernicus. Kaum war die Welt als rund anerkannt und in ſich ſelbſt abgeſchloſſen, ſo ſollte ſie auf das ungeheure Vorrecht Verzicht thun, der Mittelpunkt des Weltalls zu ſeyn. Vielleicht iſt noch nie eine größere Forderung an die Menſchheit geſchehen: denn was ging nicht alles durch dieſe Anerkennung in Dunſt und Rauch auf: ein zweytes Paradies, eine Welt der Unſchuld, Dichtkunſt und Frömmigkeit, das Zeugniß der Sinne, die Ueberzeugung eines poetiſch-religiöſen Glaubens; kein Wunder, daß man dieß alles nicht wollte fahren laſſen, daß

man ſich auf alle Weiſe einer ſolchen Lehre entgegenſetzte, die denjenigen, der ſie annahm, zu einer bisher unbekannten, ja ungeahneten Denkfreiheit und Großheit der Geſinnungen berechtigte und aufforderte.

Wir fügen noch zwey Bemerkungen hinzu, die uns in der Geſchichte der Wiſſenſchaften überhaupt, und der Farbenlehre beſonders, leitend und nützlich ſeyn können.

In jedem Jahrhundert, ja in jedem Jahrzehent werden tüchtige Entdeckungen gemacht, geſchehen unerwartete Begebenheiten, treten vorzügliche Menſchen auf, welche neue Anſichten verbreiten. Weil aber ſolche Ereigniſſe ſich gewöhnlich nur auf partielle Gegenſtände beziehen, ſo wird die ganze Maſſe der Menſchen und ihre Aufmerkſamkeit dahin geleitet. Dergleichen mehr oder weniger ausſchließliche Beſchäftigungen ziehen ein ſolches Zeitalter von allem Uebrigen ab, ſo daß man weder an das Wichtige denkt, was ſchon da geweſen, noch an das, was noch zu thun ſey, bis denn endlich das begünſtigte Particulare genugſam durchgearbeitet in den allgemeinen Kreis des Bekannten mit eintritt und nunmehr ſtill fortwirkt, ohne ein beſonderes lebhaftes Intereſſe weiter zu erregen.

Alles iſt in der Natur auf's innigſte verknüpft und verbunden, und ſelbſt was in der Natur getrennt iſt, mag der Menſch gern zuſammenbringen und zuſammen-

halten. Daher kommt es, daß gewiſſe einzelne Naturerſcheinungen ſchwer vom Uebrigen abzulöſen ſind und nicht leicht durch Vorſatz didaktiſch abgeldſ't werden.

Mit der Farbenlehre war dieſes beſonders der Fall. Die Farbe iſt eine Zugabe zu allen Erſcheinungen, und obgleich immer eine weſentliche, doch oft ſcheinbar eine zufällige. Deßhalb konnte es kaum jemand beigehen, ſie an und für ſich zu betrachten, und beſonders zu behandeln. Auch geſchieht dieſes von uns beinahe zum erſten Mal, indem alle früheren Bearbeitungen nur gelegentlich geſchahen und von der Seite des Brauchbaren oder Widerwärtigen, des einzelnen oder eminenten Vorkommens, oder ſonſt, eingeleitet worden.

Dieſe beiden Umſtände werden wir alſo nicht aus dem Auge verlieren und bei den verſchiedenen Epochen anzeigen, womit die Naturforſcher beſonders beſchäftigt geweſen, wie auch bei welchem eigenen Anlaß die Farbe wieder zur Sprache kommt.

Bernardinus Teleſius,

geb. 1508, geſt. 1588.

Durch die Buchdruckerey wurden mehrere Schriften der Alten verbreitet. Ariſtoteles und Plato feſſelten nicht allein die Aufmerkſamkeit; auch andere Meinungen und theoretiſche Geſinnungen wurden bekannt, und ein guter Kopf konnte ſich die eine oder die andere zur Nachfolge wählen,

je nachdem sie ihm seiner Denkweise gemäß schien. Dennoch hatte Autorität im Allgemeinen so großes Gewicht, daß man kaum etwas zu behaupten unternahm, was nicht früher von einem Alten schon geäußert worden; wobei man jedoch zu bemerken nicht unterlassen kann, daß sie den abgeschlossenen Kreis menschlicher Vorstellungsarten völlig, wenn gleich oft nur flüchtig und genialisch, durchlaufen hatten, so daß der Neuere, indem er sie näher kennen lernt, seine geglaubte Originalität oft beschämt sieht.

Daß die Elemente, wonach Aristoteles und die Seinigen die Anfänge der Dinge darstellen und eintheilen wollen, empirischen, und wenn man will, poetischen Ursprungs seyen, war einem frei aufblickenden Geiste nicht schwer zu entdecken. Telesius fühlte, daß man, um zu Anfängen zu gelangen, in's Einfachere gehen müsse. Er setzt daher die Materie voraus und stellt sie unter den Einfluß von zwey empfindbaren, aber ungreiflichen Principien, der Wärme und der Kälte. Was er hiebei frühern Ueberlieferungen schuldig, lassen wir unausgemacht.

Genug, er faßte jene geheimnißvolle Systole und Diastole, aus der sich alle Erscheinungen entwickeln, gleichfalls unter einer empirischen Form auf, die aber doch, weil sie sehr allgemein ist, und die Begriffe von Ausdehnung und Zusammenziehung, von Solidescenz

und Liqueſcenz hinter ſich hat, ſehr fruchtbar iſt und eine höchſt mannichfaltige Anwendung leidet.

Wie Bernardinus dieſes geleiſtet und wie er denn doch zuletzt empfunden, daß ſich nicht alle Erſcheinungen unter ſeiner Formel ausſprechen laſſen, ob ſie gleich überall hindeutet, davon belehrt uns die Geſchichte der Philoſophie eines weitern. Was aber für uns höchſt merkwürdig iſt, er hat ein Büchelchen de colorum generatione geſchrieben, das 1570 zu Neapel in Quart herauskam. Wir haben es leider nie zu ſehen Gelegenheit gehabt und wiſſen nur ſo viel, daß er die Farben gleichfalls ſämmtlich aus den Principien der Wärme und Kälte ableitet. Da auch unſere Ableitung derſelben auf einem Gegenſatz beruht, ſo würde es intereſſant ſeyn zu ſehen, wie er ſich benommen und in wiefern ſich ſchon eine Annäherung an das, was wir für wahr halten, bei ihm zeige. Wir wünſchen dieſes um ſo mehr zu erfahren, als im achtzehnten Jahrhundert Weſtfeld mit dem Gedanken hervortritt, daß die Farbe, wenn ſie auch nicht der Wärme zuzuſchreiben ſey, doch wenigſtens mit derſelben und ihren Modificationen in genauer Verwandtſchaft ſtehe.

Hieronymus Cardanus,

geb. 1501, geſt. 1576.

Cardan gehört unter diejenigen Menſchen, mit denen die Nachwelt nie fertig wird, über die ſie ſich nicht leicht im Urtheil vereinigt. Bei großen angebornen Vorzügen konnte er ſich doch nicht zu einer gleichmäßigen Bildung erheben; es blieb immer etwas Wildes und Verworrenes in ſeinen Studien, ſeinem Charakter und ganzen Weſen zurück. Man mag übrigens an ihm noch ſo vieles Tadelnswerthe finden, ſo muß er doch des großen Lobes theilhaft werden, daß es ihm ſowohl um die äußern Dinge, als um ſich ſelbſt Ernſt und zwar recht bitterer Ernſt geweſen, weßhalb denn auch ſeine Behandlung ſowohl der Gegenſtände als des Lebens bis an ſein Ende leidenſchaftlich und heftig war. Er kannte ſein eigenes Naturell bis auf einen gewiſſen Grad, doch konnte er bis in's höchſte Alter nicht darüber Herr werden. Gar oft haben wir bei ihm, ſeiner Umgebung und ſeinem Beſtreben, an Cellini denken müſſen, um ſo mehr, als beide gleichzeitig gelebt. Auch die Biographien oder Confeſſionen beider, wie man ſie wohl nennen kann, treffen darin zuſammen, daß die Verfaſſer, obſchon mit Mißbilligung, doch auch zugleich mit einigem Behagen von ihren Fehlern ſprechen, und in ihre Reue ſich immer eine Art von Selbſtgefälligkeit über das Vollbrachte mit einmiſcht. Erinnern wir uns hiebei noch eines jüngern

Zeitgenoſſen, des Michael Montaigne, der mit einer unſchätzbar heitern Wendung ſeine perſönlichen Eigenheiten, ſo wie die Wunderlichkeiten der Menſchen überhaupt, zum Beſten gibt; ſo findet man die Bemerkung vielleicht nicht unbedeutend, daß dasjenige, was bisher nur im Beichtſtuhl als Geheimniß dem Prieſter ängſtlich vertraut wurde, nun mit einer Art von kühnem Zutrauen der ganzen Welt vorgelegt ward. Eine Vergleichung der ſogenannten Confeſſionen aller Zeiten würde in dieſem Sinne gewiß ſchöne Reſultate geben. So ſcheinen uns die Bekenntniſſe, deren wir erwähnten, gewiſſermaßen auf den Proteſtantismus hinzudeuten.

Wie Cardan die Farben behandelt, iſt nicht ohne Originalität. Man ſieht, er beobachtete ſie und die Bedingungen unter welchen ſie entſpringen. Doch that er es nur im Vorübergehen, ohne ſich ein eigenes Geſchäft daraus zu machen, deßhalb er auch allzu wenig leiſtet und Scaligern Gelegenheit gibt, ſich über Flüchtigkeit und Uebereilung zu beklagen.

Erſt führt er die Namen der vornehmſten und gewöhnlichſten Farben auf und erklärt ihre Bedeutung; dann wendet er ſich gegen das Theoretiſche, wobei man zwar eine gute Intention ſieht, ohne daß jedoch die Behandlung zulänglich wäre und dem Gegenſtand genug thäte. Bei Erörterung der Frage: auf wie mancherlei Weiſe die Farben entſpringen, gelangt er zu keiner

glücklichen Eintheilung. So hilft er sich auch an einigen bedeutenden Punkten, die er gewahr wird, mehr vorbei als drüber hinaus; und weil seine ersten Bestimmungen nicht umfassend sind, so wird er genöthigt Ausnahmen zu machen, ja das Gesagte wieder zurückzunehmen.

Es wäre leicht, die wenigen Spalten zu übersetzen, die Cardan dieser Materie widmet, aber schwer, ihre Mängel kürzlich anzudeuten, und zu weitläuftig, das Fehlende zu suppliren. Eigentlich Falsches findet sich nichts darin; inwiefern er das Rechte geahnet, werden diejenigen, welche unsern Entwurf der Farbenlehre wohl inne haben, künftig, wenn es sie interessirt, ohne große Mühe entwickeln.

Schließlich haben wir zu bemerken, daß bei Cardan eine naivere Art, die Wissenschaften zu behandeln, hervortritt. Er betrachtet sie überall in Verbindung mit sich selbst, seiner Persönlichkeit, seinem Lebensgange, und so spricht aus seinen Werken eine Natürlichkeit und Lebendigkeit, die uns anzieht, anregt, erfrischt und in Thätigkeit setzt. Es ist nicht der Doctor im langen Kleide, der uns vom Katheder herab belehrt; es ist der Mensch, der umherwandelt, aufmerkt, erstaunt, von Freude und Schmerz ergriffen wird und uns davon eine leidenschaftliche Mittheilung aufdringt. Nennt man ihn vorzüglich unter den Erneuerern der Wissenschaf-

ten, ſo hat ihm dieſer ſein angedeuteter Charakter ſo ſehr als ſeine Bemühungen zu dieſer Ehrenſtelle verholfen.

Johann Baptiſt Porta.

Wenn gleich Porta für unſer Fach wenig geleiſtet, ſo können wir ihn doch, wenn wir im Zuſammenhange der Naturwiſſenſchaften einigermaßen bleiben wollen, nicht übergehen. Wir haben vielmehr Urſache, uns länger bei ihm aufzuhalten, weil er uns Gelegenheit gibt, einiges, was wir ſchon berührt, umſtändlicher auszuführen.

Er iſt hauptſächlich bekannt durch ſein Buch von der natürlichen Magie. Der Urſprung dieſer Art von halbgeheimer Wiſſenſchaft liegt in den älteſten Zeiten. Ein ſolches Wiſſen, eine ſolche Kunſt war dem Aberglauben, von dem wir ſchon früher gehandelt, unentbehrlich. Es gibt ſo manches Wünſchenswerthe, möglich Scheinende; durch eine kleine Verwechſelung machen wir es zu einem erreichbaren Wirklichen. Denn obgleich die Thätigkeiten, in denen das Leben der Welt ſich äußert, begränzt, und alle Specificationen hartnäckig und zäh ſind; ſo läßt ſich doch die Gränze keiner Thätigkeit genau beſtimmen, und die Specificationen finden wir auch biegſam und wandelbar.

Die natürliche Magie hofft mit demjenigen, was

Nachtrag.

Dieſe Betrachtungen zweyer ernſter, bedächtiger Männer werden das Urtheil über perſiſche Dichter und Enkomiaſten zur Milde bewegen, indem zugleich unſere früheren Aeußerungen hiedurch beſtätigt ſind: in gefährlicher Zeit nämlich komme beim Regiment alles darauf an, daß der Fürſt nicht allein ſeine Unterthanen beſchützen, ſondern ſie auch perſönlich gegen den Feind anführen könne. Zu dieſer, bis auf die neuſten Tage, ſich beſtätigenden Wahrheit laſſen ſich uralte Beiſpiele finden; wie wir denn das Reichsgrundgeſetz anführen, welches Gott dem iſraelitiſchen Volke, mit deſſen allgemeiner Zuſtimmung, in dem Augenblick ertheilt, da es ein- für allemal einen König wünſcht. Wir ſetzen dieſe Conſtitution, die uns freilich heut zu Tag etwas wunderlich ſcheinen möchte, wörtlich hieher.

„Und Samuel verkündigte dem Volk das Recht des Königes den ſie von dem Herrn forderten: das wird des Königes Recht ſeyn, der über euch herrſchen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu ſeinen Wagen und Reitern, die vor ſeinem Wagen hertraben, und

wir für thätig erkennen, weiter als billig iſt zu wirken, und mit dem, was ſpecificirt vor uns liegt, mehr als thunlich iſt zu ſchalten. Und warum ſollten wir nicht hoffen, daß ein ſolches Unternehmen gelingen könne. Metaſchematiſmen und Metamorphoſen geben vor unſern Augen vor, ohne daß ſie von uns begriffen werden; mehrere und andere laſſen ſich vermuthen und erwarten, wie ihrer denn auch täglich neue entdeckt und bemerkt werden. Es gibt ſo viele Bezüge der ſpecificirten Weſen untereinander, die wahrhaft und doch wunderbar genug ſind, wie z. B. der Metalle beim Galvanism. Thun wir einen Blick auf die Bezüge der ſpecificirten organiſchen Weſen, ſo ſind dieſe von unendlicher Mannichfaltigkeit und oft erſtaunenswürdig ſeltſam. Man erinnere ſich, im gröberen Sinne, an Ausdünſtungen, Geruch; im zarteren, an Bezüge der körperlichen Form, des Blickes, der Stimme. Man gedenke der Gewalt des Wollens, der Intentionen, der Wünſche, des Gebetes. Was für unendliche und unerforſchliche Sympathien, Antipathien, Idioſynkraſien überkreuzen ſich nicht! Wie manches wird Jahre lang als ein wunderſamer einzelner Fall bemerkt, was zuletzt als ein allgemeiner durchgehendes Naturgeſetz erſcheint! Schon lange war es den Beſitzern alter Schlöſſer verdrießlich, daß die bleiernen und kupfernen Dachrinnen, da wo ſie auf den eiſernen Haken auflagen, vom Roſt früher aufgezehrt wurden, als an allen andern Stellen; jetzt wiſſen wir

die Urſache und wie auf eine ganz natürliche Weiſe zu helfen iſt. Hätte früher jemand bemerkt, daß ein zwiſchengeſchobenes Stückchen Holz die ganze Wirkung aufhebe, ſo hätte er vielleicht dieſem beſondern Holze die Wirkung zugeſchrieben und als ein Hausmittel bekannt gemacht.

Wenn uns nun die fortſchreitende Naturbetrachtung und Naturkenntniß, indem ſie uns etwas Verborgenes entdecken, auf etwas noch Verborgeneres aufmerkſam machen; wenn erhöhte Kunſt, verfeinerte Künſtlichkeit das Unmögliche in etwas Gemeines verwandeln; wenn der Taſchenſpieler täglich mehr alles Glaubwürdige und Begreifliche vor unſern Augen zu Schanden macht, werden wir dadurch nicht immerfort ſchwebend erhalten, ſo daß uns Erwartung, Hoffnung, Glaube und Wahn immer natürlicher, bequemer und behaglicher bleiben müſſen, als Zweifelſucht, Unglaube und ſtarres hochmüthiges Ablängnen?

Die Anläſſe zur Magie überhaupt finden wir bei allen Völkern und in allen Zeiten. Je beſchränkter der Erkenntnißkreis, je dringender das Bedürfniß, je höher das Ahnungsvermögen, je froher das poetiſche Talent, deſto mehr Elemente entſpringen dem Menſchen, jene wunderbare, unzuſammenhängende, nur durch ein geiſtiges Band zu verknüpfende Kunſt wünſchenswerth zu machen.

Betrachten wir die natürliche Magie, inſofern ſie ſich abſondern läßt, ſo finden wir, daß ſchon die Al-

ten viele ſolche einzelne Bemerkungen und Recepte aufbewahrt hatten. Die mittlere Zeit nahm ſie auf und erweiterte den Vorrath nach allen Seiten. Albert der Große, beſonders ſeine Schule, ſodann die Alchymiſten wirkten immer weiter fort. Roger Bacon, zu ſeinen Ehren ſey es geſagt, iſt, bei allem Wunderbaren, womit er ſich beſchäftigt, bei allem Seltſamen, das er verſpricht, faſt gänzlich frei von Aberglauben; denn ſein Vorahnen zukünftiger Möglichkeiten ruht auf einem ſichern Fundament, ſo wie ſein köſtliches Büchelchen de mirabili potestate artis et naturae gegen das Wüſte, Abſurde des Wahnes ganz eigentlich gerichtet iſt, nicht mit jener negirenden erkältenden Manier der Neuern, ſondern mit einem Glauben erregenden heiteren Hinweiſen auf ächte Kunſt und Naturkraft.

So hatte ſich manches bis zu Porta's Zeiten fortgepflanzt; doch lagen die Kenntniſſe zerſtreut. Sie waren mehr im Gedächtniſſe bewahrt als geſchrieben, und ſelbſt dauerte es eine Zeit lang, bis die Buchdruckerkunſt durch alle Fächer des Wiſſens durchwirkte und das Wiſſenswerthe durchaus zur Sprache förderte.

Porta gibt ſein Buch de magia naturali im Jahr 1560 heraus, eben als er das fünfzehnte ſeines Alters erreicht hatte. Dieſes Büchelchen mit beſtändiger Rückſicht auf jene Zeit und auf einen ſo jugendlichen Verfaſſer zu leſen, iſt höchſt intereſſant. Man ſieht deſſen Bildung in der Platoniſchen Schule, heitere, mannichfal-

tige Kenntniſſe, doch die entſchiedene Neigung zum Wahn, zum Seltſamen und Unerreichbaren.

Er wendet nun ſein übriges Leben an, dieſe Bemühungen fortzuſetzen. Er verſäumt nicht zu ſtudiren, Verſuche anzuſtellen, Reiſen zu machen; einer gelehrten Geſellſchaft, die er in Neapel in ſeinem Hauſe errichtet, verdankt er Beihülfe und Mitwirkung. Beſonders hat er ſich auch der Gunſt des Cardinals von Eſte zu rühmen.

Nach fünf und dreyßig Jahren gibt er das Buch zum zweytenmale heraus, da uns denn die Vergleichung beider Ausgaben einen ſchönen Blick verſchafft, wie in dieſer Zeit das Jahrhundert und er ſelbſt zugenommen.

Zwar von den abenteuerlichen Forderungen, Vorſchlägen und Recepten iſt noch immer mehr oder weniger die Rede; doch ſieht man hie und da, wo das gar zu Abgeſchmackte überliefert wird, den klugen Mann, der ſich eine Hinterthüre offen läßt.

Was die Farben betrifft, ſo werden ſie nur beiläufig angeführt, wenn verſchieden-gefärbte Blumen hervorgebracht, falſche Edelſteine verfertigt und die Tugenden natürlicher Edelſteine gerühmt werden ſollen.

Uebrigens bemerkt man wohl, daß in dieſen fünf und dreyßig Jahren die chemiſchen Kenntniſſe ſehr gewachſen, und was die phyſiſchen betrifft, beſonders die Eigenſchaften des Magnets viel genauer bekannt geworden ſind.

Ungern verlaſſen wir einen Mann, von dem noch vieles zu ſagen wäre: denn eine genauere Beachtung deſſen,

wo-

womit er sich beschäftigt, würde der Geschichte der Wissenschaften höchst förderlich seyn. Will man ihn auch nicht für einen solchen Geist erkennen, der fähig gewesen wäre, die Wissenschaften in irgend einem Sinne zur Einheit heran zu rufen; so muß man ihn doch als einen lebhaften, geistreichen Sammler gelten lassen. Mit unermüdlicher unruhiger Thätigkeit durchforscht er das Feld der Erfahrung; seine Aufmerksamkeit reicht überall hin, seine Sammlerlust kommt nirgends unbefriedigt zurück. Nähme man seine sämmtlichen Schriften zusammen, das physiognomische Werk und die Verheimlichungskunst, und was sonst noch von ihm übrig ist, so würden wir in ihm das ganze Jahrhundert abgespiegelt erblicken.

Bacon von Verulam.

Von den Schriften eines bedeutenden Mannes geben wir gewöhnlich nur insofern Rechenschaft, als sie auf uns gewirkt, unsre Ausbildung entweder gefördert, oder auch sich derselben entgegengesetzt haben. Nach solchen an uns selbst gemachten Erfahrungen beurtheilen wir unsre Vorgänger, und aus diesem Gesichtspunkte möchte auch wohl dasjenige zu betrachten seyn, was wir, indem das sechszehnte Jahrhundert sich schließt und das siebzehnte anfängt, über einen bewundernswürdigen Geist mitzutheilen uns erkühnen.

Was Bacon von Verulam uns hinterlassen, kann

man in zwey Theile ſondern. Der erſte iſt der hiſtoriſche, meiſtens mißbilligende, die bisherigen Mängel aufdeckende, die Lücken anzeigende, das Verfahren der Vorgänger ſcheltende Theil. Den zweyten würden wir den belehrenden nennen, den didaktiſch dogmatiſchen, zu neuen Tagewerken aufrufenden, aufregenden, verheißenden Theil.

Beide Theile haben für uns etwas Erfreuliches und etwas Unerfreuliches, das wir folgendermaßen näher bezeichnen. Im hiſtoriſchen iſt erfreulich die Einſicht in das, was ſchon da geweſen und vorgekommen, beſonders aber die große Klarheit, womit die wiſſenſchaftlichen Stockungen und Retardationen vorgeführt ſind; erfreulich das Erkennen jener Vorurtheile, welche die Menſchen im Einzelnen und im Ganzen abhalten vorwärts zu ſchreiten. Höchſt unerfreulich dagegen die Unempfindlichkeit gegen Verdienſte der Vorgänger, gegen die Würde des Alterthums. Denn wie kann man mit Gelaſſenheit anhören, wenn er die Werke des Ariſtoteles und Plato leichten Tafeln vergleicht, die eben, weil ſie aus keiner tüchtigen, gehaltvollen Maſſe beſtünden, auf der Zeitfluth gar wohl zu uns herüber geſchwemmt werden können? Im zweyten Theil ſind unerfreulich ſeine Forderungen, die alle nur nach der Breite gehen; ſeine Methode, die nicht conſtructiv iſt, ſich nicht in ſich ſelbſt abſchließt, nicht einmal auf ein Ziel hinweiſt, ſondern zum Vereinzeln Anlaß gibt. Höchſt erfreulich hingegen iſt ſein Aufregen, Aufmuntern und Verheißen.

Aus dem Erfreulichen iſt ſein Ruf entſtanden: denn wer läßt ſich nicht gern die Mängel vergangener Zeiten vorerzählen? wer vertraut nicht auf ſich ſelbſt, wer hofft nicht auf die Nachwelt? Das Unerfreuliche dagegen wird zwar von Einſichtsvolleren bemerkt, aber wie billig geſchont und verziehen.

Aus dieſer Betrachtung getrauen wir uns das Räthſel aufzulöſen, daß Bacon ſo viel von ſich reden machen konnte, ohne zu wirken, ja daß ſeine Wirkung mehr ſchädlich als nützlich geweſen. Denn da ſeine Methode, inſofern man ihm eine zuſchreiben kann, höchſt peinlich iſt, ſo entſtand weder um ihn noch um ſeinen Nachlaß eine Schule. Es mußten und konnten alſo wieder vorzügliche Menſchen auftreten, die ihr Zeitalter zu conſequenteren Naturanſichten emporhoben und alle Wiſſens- und Faſſensluſtigen um ſich verſammelten.

Da er übrigens die Menſchen an die Erfahrung hinwies, ſo geriethen die ſich ſelbſt Ueberlaſſenen in's Weite, in eine gränzenloſe Empirie; ſie empfanden dabei eine ſolche Methodenſcheu, daß ſie Unordnung und Wuſt als das wahre Element anſahen, in welchem das Wiſſen einzig gedeihen könne. Es ſey uns erlaubt, nach unſerer Art das Geſagte in einem Gleichniß zu wiederholen.

Bacon gleicht einem Manne, der die Unregelmäßigkeit, Unzulänglichkeit, Baufälligkeit eines alten Gebäudes recht wohl einſieht, und ſolche den Bewohnern

deutlich zu machen weiß. Er räth ihnen, es zu verlaſſen, Grund und Boden, Materialien und alles Zubehör zu verſchmähen, einen andern Bauplatz zu ſuchen und ein neues Gebäude zu errichten. Er iſt ein trefflicher Redner und Ueberreder; er rüttelt an einigen Mauern, ſie fallen ein, und die Bewohner ſind genöthigt, theilweiſe auszuziehen. Er deutet auf neue Plätze; man fängt an zu ebnen, und doch iſt es überall zu enge. Er legt neue Riſſe vor, ſie ſind nicht deutlich, nicht einladend. Hauptſächlich aber ſpricht er von neuen unbekannten Materialien, und nun iſt der Welt gedient. Die Menge zerſtreut ſich nach allen Himmelsgegenden und bringt unendlich Einzelnes zurück, indeſſen zu Hauſe neue Plane, neue Thätigkeiten, Anſiedelungen die Bürger beſchäftigen und die Aufmerkſamkeit verſchlingen.

Mit allem dieſem und durch alles dieſes bleiben die Baconiſchen Schriften ein großer Schatz für die Nachwelt, beſonders wenn der Mann nicht mehr unmittelbar, ſondern hiſtoriſch auf uns wirken wird; welches nun bald möglich ſeyn ſollte, da ſich zwiſchen ihn und uns ſchon einige Jahrhunderte geſtellt haben.

Daß dieſe gegen Ueberlieferung und Autorität anſtürmenden Geſinnungen Bacons ſchon zu ſeiner Zeit Widerſtand gefunden haben, läßt ſich denken. Auch

iſt eine im Namen des Alterthums und der bisherigen Cultur eingelegte Proteſtation eines trefflichen gelehrten Mannes übrig geblieben, die wir ſowohl wegen ihrer Mäßigung als wegen ihrer Derbheit theilweiſe überſetzen und einſchalten.

Der Ritter Bodley, der einen Theil ſeines Lebens an diplomatiſche Geſchäfte gewendet hatte, ſich ſodann zurückzog, und indem er ſich den Wiſſenſchaften widmete, eine große Bibliothek zuſammenbrachte, die noch jetzt zu Oxford aufbewahrt wird, war ein Freund Bacons und erhielt von dieſem den Aufſatz cogitata et visa, der einem Gelehrten und Alterthumsforſcher keineswegs erfreulich ſeyn konnte. Ein Brief Bodley's, bei dieſer Gelegenheit geſchrieben, iſt uns übrig, aus welchem folgende Stellen hier Platz finden mögen.

„Soll ich aufrichtig ſeyn, ſo muß ich offen bezeugen, daß ich unter diejenigen gehöre, welche unſre Künſte und Wiſſenſchaften für feſter gegründet halten, als Du gern zugeben möchteſt.“

„Wenn wir uns Deinem Rathe folgſam bezeigen und die allgemeinen Begriffe, die dem Menſchen eingeboren ſind, ablegen, alles was wir geleiſtet auslöſchen, und im Handeln und Denken Kinder werden, damit wir in's Reich der Natur eingehen dürfen, wie wir unter gleichen Bedingungen, nach bibliſcher Vor-

ſchrift, in's Himmelreich gelangen ſollen; ſo iſt nach meiner Ueberzeugung nichts gewiſſer, als daß wir uns jählings in eine Barbarey verlieren, aus der wir nach vielen Jahrhunderten, um nichts an theoretiſchen Hülfsmitteln reicher als jetzt, hervortauchen werden. Ja wohl würden wir eine zweyte Kindheit antreten, wenn wir zur tabula rasa geworden, und nach ausgetilgter Spur früherer Grundſätze, die Anfänge einer neuen Welt wieder hervorzulocken unternähmen. Und wenn wir aus dem was geſchieht, aus dem was uns die Sinne bringen, erſt wieder ſo viel zuſammen klauben ſollten, als im Verſtande zu einem allgemeinen Begriff hinreichend wäre, nach jenem Waidſpruch: im Verſtande ſey nichts, was nicht vorher in den Sinnen geweſen; ſo iſt mir wenigſtens wahrſcheinlich, daß wenn man, nach Umwälzung eines Platoniſchen Jahres, die Wiſſenſchaft unterſuchen wollte, ſie weit geringer erfunden werden möchte, als ſie gegenwärtig beſteht."

„Wenn Du uns eine herrlichere Lehre verſprichſt, als ſie jetzt unter uns blüht, die wir von Erfahrungen hernehmen ſollen, indem wir die Verborgenheiten der Natur erforſchen und eröffnen, um im Einzelnen recht gewiß zu werden: ſo will das weiter nichts heißen, als daß Du die Menſchen dazu anreizeſt, wozu ſie ihr innerer Trieb auch ohne äußre Anmahnung hinführt. Denn es iſt natürlich, daß unzählige Men-

zu Hauptleuten über Tauſend und über Funfzig, und zu Ackerleuten, die ihm ſeinen Acker bauen, und zu Schnittern in ſeiner Ernte, und daß ſie ſeinen Harniſch und was zu ſeinem Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß ſie Apothekerinnen, Köchinnen und Beckerinnen ſeyn. Eure beſten Aecker und Weinberge und Obſtgärten wird er nehmen und ſeinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnden nehmen und ſeinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feineſten Jünglinge, und eure Eſel wird er nehmen und ſeine Geſchäfte damit ausrichten. Von euren Heerden wird er den Zehenden nehmen: und ihr müſſet ſeine Knechte ſeyn."

Als nun Samuel dem Volk das Bedenkliche einer ſolchen Uebereinkunft zu Gemüthe führen und ihnen abrathen will, ruft es einſtimmig: „Mit nichten, ſondern es ſoll ein König über uns ſeyn; daß wir auch ſeyn wie alle andere Heiden, daß uns unſer König richte, und vor uns her ausziehe, wenn wir unſere Kriege führen."

In dieſem Sinne ſpricht der Perſer:

Mit Rath und Schwert umfaßt und ſchützet Er das Land;
Umfaſſende und Schirmer ſtehn in Gottes Hand.

Ueberhaupt pflegt man bei Beurtheilung der verſchiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten,

ſchen in allen Theilen der Welt ſich befinden, welche den Weg, auf den Du deutest, betreten, und zwar mit lebhaftem und dringendem Fleiß. Denn allen iſt das Verlangen zu wiſſen eingeboren, ſo daß man ihren Eifer gar nicht anzufachen noch zu reizen braucht; eben ſo wenig, als man nöthig hat, der Waſſerſucht nachzuhelfen, welche den Körper ohnehin übermäßig aufſchwellt."

„Ich glaube nicht, daß ſich derjenige betrügt, welcher überzeugt iſt, daß alle Wiſſenſchaften, wie ſie jetzt öffentlich gelehrt werden, jederzeit vorhanden geweſen, nicht aber an allen Orten in gleichem Maß, noch an einem Orte in gleicher Zahl, ſondern nach dem Geiſte der Zeit, auf mancherlei Weiſe verändert, bald belebt und blühend, bald unaufgeregt und auf eine finſtre und rohe Weiſe mitgetheilt."

„Haben alſo durch alle Jahrhunderte in allen Künſten und Wiſſenſchaften die Menſchen ſich fleißig bearbeitet und geübt, ſind ſie zu Erkenntniſſen gelangt, eben ſo wie zu unſerer Zeit, obgleich auf eine veränderliche und ſchwankende Weiſe, wie es Zeit, Ort und Gelegenheit erlauben mochten; wie könnten wir nun Dir Beifall geben, und unſre Wiſſenſchaft verwerfen als zweifelhaft und ungewiß? Sollten wir unſre Axiome, Maximen und allgemeinen Behauptungen abthun die wir von unſern Vorfahren erhalten, und welche

durch die scharfsinnigsten Menschen aller Zeiten sind gebilligt worden, und nun erst erwarten, daß eine Art und Weise ersonnen werde, welche uns, die wir indeß wieder zu Abcschützen geworden, durch die Umwegskrümmungen der besondern Erfahrungen, zur Erkenntniß gründlich aufgestellter allgemeiner Sätze hinführen, damit sodann wieder neue Grundfesten der Künste und Wissenschaften gelegt würden: was dürfte von allem diesem das Ende seyn, als daß wir entblößt von den Kenntnissen, die wir besitzen, ermüdet durch die im Cirkel wiederkehrenden Arbeiten, dahin gelangen, wo wir ausgegangen sind, glücklich genug, wenn wir nur in den vorigen Zustand wieder zurückversetzt werden. Mich däucht, so viele Bemühungen voriger Jahrhunderte könnten uns gleich jetzt eines Bessern überzeugen und uns wohl getrost machen, als am Ziel stehend, endlich zu verharren."

„Doch man glaube nicht, daß ich stolz das verwerfe, was durch neue Erfindungen den Wissenschaften für eine Vermehrung zuwächst: denn jenes Bemühen ist edel und mit großem Lob zu erkennen; auch bringt es jedesmal Frucht und Nutzen in der Gegenwart. Niemals hat der Welt ein großer Haufe solcher Menschen gefehlt, welche sich bemühen Neues aufzufinden und auszudenken; aber unsere Begriffe und Grundsätze sind immer sowohl von solchen, als von den höchsten Gelehrten dankbar aufgenommen worden."

Nicht leicht können ſich Meinungen ſo ſchnurſtracks entgegen ſtehen, als hier die Baconiſche und Bodleyiſche, und wir möchten uns zu keiner von beiden ausſchließlich bekennen. Führt uns jene in eine unabſehbare Weite, ſo will uns dieſe zu ſehr beſchränken. Denn wie von der einen Seite die Erfahrung gränzenlos iſt, weil immer noch ein Neues entdeckt werden kann; ſo ſind es die Maximen auch, indem ſie nicht erſtarren, die Fähigkeit nicht verlieren müſſen, ſich ſelbſt auszudehnen, um mehreres zu umfaſſen, ja ſich in einer höhern Anſicht aufzuzehren und zu verlieren.

Denn wahrſcheinlich verſteht hier Bodley nicht etwa die ſubjectiven Axiome, welche durch eine fortſchreitende Zeit weniger Veränderung erleiden, als ſolche, welche aus der Betrachtung der Natur entſpringen und ſich auf die Natur beziehen. Und da iſt es denn nicht zu läugnen, daß dergleichen Grundſätze der ältern Schulen, beſonders in Verbindung mit religiöſen Ueberzeugungen, dem Fortſchritt wahrer Naturanſichten ſehr unbequem im Wege ſtanden. Auch iſt es intereſſant zu bemerken, was eigentlich einem Manne wie Bacon, der ſelbſt wohl unterrichtet, gelehrt und nach älterem Herkommen cultivirt war, beſonders hinderlich geſchienen, daß er ſich gedrungen gefühlt, auf eine ſo zerſtörende Weiſe zu verfahren, und wie man im Sprüchworte ſagt, das Kind mit dem Bade auszuſchütten. Revolutionäre Geſinnungen werden bei einzelnen Men-

schen mehr durch einzelne Anläſſe als durch allgemeine Zuſtände erzeugt, und ſo ſind uns in Bacons Schriften einige ſolcher Axiome begegnet, die er mit beſonderm Verdruſſe immer wieder aufſucht und verfolgt; z. B. die Lehre von den Endurſachen die ihm höchlich zuwider iſt.

In der Denkweiſe Bacons findet ſich übrigens manches, was auf den Weltmann hindeutet. Eben dieſe Forderung einer gränzenloſen Erfahrung, das Verkennen, ja Verneinen gegenwärtiger Verdienſte, das Dringen auf Werkthätigkeit hat er mit denjenigen gemein, die im Wirken auf eine große Maſſe und im Beherrſchen und Benutzen ihrer Gegenwirkung das Leben zubringen.

Wenn Bacon ungerecht gegen die Vergangenheit war, ſo ließ ihm ſein immer vorſtrebender Geiſt auch eine ruhige Schätzung der Mitwelt nicht zu. Wir wollen hier nur Gilberts erwähnen, deſſen Bemühungen um den Magneten dem Canzler Bacon bekannt ſeyn konnten und waren: denn er erwähnt Gilberts ſelbſt mit Lob in ſeinen Schriften. Aber wie wichtig die Gegenſtände, Magnetismus und Elektricität, ſeyen, ſchien Bacon nicht zu faſſen, dem in der Breite der Erſcheinung alles gleich war. Denn ob er ſchon ſelbſt immer darauf hindeutet, man ſolle die Particularien nur deßwegen ſammeln, damit man aus ihnen wählen, ſie ordnen und endlich zu Univerſalien gelangen könne; ſo behalten doch bei ihm die einzelnen Fälle zu viele Rechte, und ehe man durch In-

duction, selbst diejenige, die er anpreist, zur Vereinfachung und zum Abschluß gelangen kann, geht das Leben weg und die Kräfte verzehren sich. Wer nicht gewahr werden kann, daß ein Fall oft Tausende werth ist, und sie alle in sich schließt, wer nicht das zu fassen und zu ehren im Stande ist, was wir Urphänomene genannt haben, der wird weder sich noch andern jemals etwas zur Freude und zum Nutzen fördern können. Man sehe die Fragen an, die Bacon aufwirft und die Vorschläge zu Untersuchungen im Einzelnen; man bedenke seinen Tractat von den Winden in diesem Sinne, und frage sich, ob man auf diesem Wege an irgend ein Ziel zu gelangen hoffen könne.

Auch halten wir es für einen großen Fehler Bacons, daß er die mechanischen Bemühungen der Handwerker und Fabricanten zu sehr verachtete. Handwerker und Künstler, die einen beschränkten Kreis zeitlebens durcharbeiten, deren Existenz vom Gelingen irgend eines Vorsatzes abhängt, solche werden weit eher vom Particularen zum Universalen gelangen, als der Philosoph auf Baconischem Wege. Sie werden vom Pfuschen zum Versuchen, vom Versuch zur Vorschrift, und was noch mehr ist, zum gewissen Handgriff vorschreiten, und nicht allein reden, sondern thun und durch das Thun das Mögliche darstellen: ja sie werden es darstellen müssen, wenn sie es sogar läugnen sollten, wie der außerordentliche Fall sich bei Entdeckung der achromatischen Fernröhre gefunden hat.

Technischen und artistischen abgeschlossenen Thätigkeitskreisen sind die Wissenschaften mehr schuldig, als hervorgehoben wird, weil man auf jene treufleißigen Menschen oft nur als auf werkzeugliche Thätler hinabsieht. Hätte jemand zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts sich in die Werkstätten der Färber und Mahler begeben und nur alles redlich und consequent aufgezeichnet, was er dort gefunden; so hätten wir einen weit vollständigeren und methodischeren Beitrag zu unserm gegenwärtigen Zweck, als er uns durch Beantwortung tausend Baconischer Fragen nicht hätte werden können.

Damit man aber nicht denke, daß dieses nur ein frommer Wunsch oder eine Forderung in's Blaue sey, so wollen wir unsers Landsmanns Georg Agricola gedenken, der schon in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, in Absicht auf das Bergwesen, dasjenige geleistet was wir für unser Fach hätten wünschen mögen. Er hatte freilich das Glück, in ein abgeschlossenes, schon seit geraumer Zeit behandeltes, in sich höchst mannichfaltiges und doch immer auf Einen Zweck hingeleitetes Natur- und Kunst-Wesen einzutreten. Gebirge aufgeschlossen durch Bergbau, bedeutende Naturproducte roh aufgesucht, gewältigt, behandelt, bearbeitet, gesondert, gereinigt und menschlichen Zwecken unterworfen: dieses war es, was ihn als einen Dritten, denn er lebte im Gebirg als Bergarzt, höchlich interessirte, indem er selbst eine tüchtige und wohl um sich her schauende Natur war,

dabei Kenner des Alterthums, gebildet durch die alten Sprachen, sich bequem und anmuthig darin ausdrückend. So bewundern wir ihn noch jetzt in seinen Werken, welche den ganzen Kreis des alten und neuen Bergbaus, alter und neuer Erz- und Stein-Kunde umfassen und uns als ein köstliches Geschenk vorliegen. Er war 1494 geboren und starb 1555, lebte also in der höchsten und schönsten Zeit der neu hervorbrechenden, aber auch sogleich ihren höchsten Gipfel erreichenden Kunst und Literatur. Wir erinnern uns nicht, daß Bacon des Agricola gedenke, auch nicht, daß er das, was wir an diesem Manne so höchlich schätzen, an andern zu würdigen gewußt habe.

Ein Blick auf die Umstände, unter welchen beide Männer gelebt, gibt zu einer heitern Vergleichung Anlaß. Der mittelländische Deutsche findet sich eingeladen, in dem abgeschlossenen Kreise des Bergwesens zu verweilen, sich zu concentriren und ein beschränktes Ganzes wissenschaftlich auszubilden. Bacon als ein meerumgebener Insulaner, Glied einer Nation, die sich mit der ganzen Welt im Rapport sah, wird durch die äußern Umstände bewogen, in's Breite und Unendliche zu gehen, und das unsicherste aller Naturphänomene, die Winde, als Hauptaugenmerk zu fassen, weil Winde den Schiffahrern von so großer Bedeutung sind.

Daß die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse, darüber ist in unsern Tagen wohl kein

Zweifel übrig geblieben. Eine ſolche Nothwendigkeit entſteht aber nicht etwa daher, weil viel Geſchehenes nachentdeckt worden, ſondern weil neue Anſichten gegeben werden, weil der Genoſſe einer fortſchreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von welchen ſich das Vergangene auf eine neue Weiſe überſchauen und beurtheilen läßt. Eben ſo iſt es in den Wiſſenſchaften. Nicht allein die Entdeckung von bisher unbekannten Naturverhältniſſen und Gegenſtänden, ſondern auch die abwechſelnden vorſchreitenden Geſinnungen und Meinungen verändern ſehr vieles und ſind werth von Zeit zu Zeit beachtet zu werden. Beſonders würde ſich's nöthig machen, das vergangene achtzehnte Jahrhundert in dieſem Sinne zu controliren. Bei ſeinen großen Verdienſten hegte und pflegte es manche Mängel und that den vorhergehenden Jahrhunderten, beſonders den weniger ausgebildeten, gar mannichfaltiges Unrecht. Man kann es in dieſem Sinne wohl das ſelbſtkluge nennen, indem es ſich auf eine gewiſſe klare Verſtändigkeit ſehr viel einbildete, und alles nach einem einmal gegebenen Maßſtabe abzumeſſen ſich gewöhnte. Zweifelſucht und entſcheidendes Abſprechen wechſelten mit einander ab, um eine und dieſelbe Wirkung hervorzubringen: eine dünkelhafte Selbſtgenügſamkeit, und ein Ablehnen alles deſſen, was ſich nicht ſogleich erreichen noch überſchauen ließ.

Wo findet ſich Ehrfurcht für hohe unerreichbare Forderungen? Wo das Gefühl für einen in unergründliche

Tiefe ſich ſenkenden Ernſt? Wie ſelten iſt die Nachſicht gegen kühnes mißlungenes Beſtreben! wie ſelten die Geduld gegen den langſam Werdenden! Ob hierin der lebhafte Franzoſe oder der trockne Deutſche mehr gefehlt, und inwiefern beide wechſelſeitig zu dieſem weit verbreiteten Tone beigetragen, iſt hier der Ort nicht zu unterſuchen. Man ſchlage diejenigen Werke, Hefte, Blätter nach, in welchen kürzere oder längere Notizen von dem Leben gelehrter Männer, ihrem Charakter und Schriften gegeben ſind; man durchſuche Dictionnaire, Bibliotheken, Nekrologen, und ſelten wird ſich finden, daß eine problematiſche Natur mit Gründlichkeit und Billigkeit dargeſtellt worden. Man kommt zwar den wackern Perſonen früherer Zeiten darin zu Hülfe, daß man ſie vom Verdacht der Zauberey zu befreien ſucht; aber nun thäte es gleich wieder Noth, daß man ſich auf eine andre Weiſe ihrer annähme und ſie aus den Händen ſolcher Exorciſten abermals befreite, welche, um die Geſpenſter zu vertreiben, ſich's zur heiligen Pflicht machen, den Geiſt ſelbſt zu verjagen.

Wir haben bei Gelegenheit, als von einigen verdienten Männern, Roger Bacon, Cardan, Porta, als von Alchymie und Aberglauben die Rede war, auf unſere Ueberzeugungen hingedeutet, und dieß mit ſo mehr Zuverſicht, als das neunzehnte Jahrhundert auf dem Wege iſt, gedachten Fehler des vorangegangenen wieder gut zu

machen, wenn es nur nicht in den entgegengesetzten sich zu verlieren das Schicksal hat.

Und sollten wir nun nochmals einen Blick auf das sechszehnte Jahrhundert zurückwerfen, so würden wir seine beiden Hälften von einander deutlich unterschieden finden. In der ersten zeigt sich eine hohe Bildung, die aus Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Gebundenheit und Ernst hervortritt. Sie ruht auf der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts. Was in dieser geboren und erzogen ward, glänzt nunmehr in seinem ganzen Werth, in seiner vollen Würde, und die Welt erlebt nicht leicht wieder eine solche Erscheinung. Hier zeigt sich zwar ein Conflict zwischen Autorität und Selbstthätigkeit, aber noch mit einem gewissen Maße. Beide sind noch nicht von einander getrennt, beide wirken auf einander, tragen und erheben sich.

In der zweyten Hälfte wird das Streben der Individuen nach Freiheit schon viel stärker. Schon ist es jedem bequem, sich an dem Entstandenen zu bilden, das Gewonnene zu genießen, die freigemachten Räume zu durchlaufen; die Abneigung vor Autorität wird immer stärker, und wie einmal in der Religion protestirt worden, so wird durchaus und auch in den Wissenschaften protestirt, so daß Bacon von Verulam zuletzt wagen darf, mit dem Schwamm über alles hinzufahren, was bisher auf die Tafel der Menschheit verzeichnet worden war.

---

daß in allen, wie ſie auch heißen, Freiheit und Knechtſchaft zugleich polariſch exiſtire. Steht die Gewalt bei Einem, ſo iſt die Menge unterwürfig, iſt die Gewalt bei der Menge, ſo ſteht der Einzelne im Nachtheil; dieſes geht denn durch alle Stufen durch, bis ſich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann. Dem Geſchichtsforſcher iſt es kein Geheimniß; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht in's Klare kommen. Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partey die andere unterjochen will und es auf weiter nichts angeſehen iſt, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen ſollen. Freiheit iſt die leiſe Parole heimlich Verſchworner, das laute Feldgeſchrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Loſungswort der Deſpotie ſelbſt, wenn ſie ihre unterjochte Maſſe gegen den Feind anführt, und ihr von auswärtigem Druck Erlöſung auf alle Zeiten verſpricht.

Vierte Abtheilung.

Siebzehntes Jahrhundert.

Wir haben den Bacon von Verulam am Ende des vorigen Jahrhunderts beſprochen, deſſen Leben noch in den vierten Theil des gegenwärtigen herüberdauert, und deſſen eigentlich wiſſenſchaftliche Bemühungen an das Ende ſeiner Laufbahn fallen. Doch hat ſich der in ſeinen Schriften aufbewahrte, gegen die Autorität anſtrebende, proteſtirende, revolutionäre Sinn im vorigen Jahrhundert bereits entwickelt und zeigt ſich nur bei Bacon, bezüglich auf Naturwiſſenſchaften, in ſeiner höchſten Energie.

Wie nun eben dieſe Wiſſenſchaften durch andere bedeutende Menſchen nunmehr eine entgegengeſetzte Richtung nehmen, iſt die Aufgabe zu zeigen, wenn wir einiges uns bei dieſer Gelegenheit Entgegentretende vorher mitgetheilt haben.

Allgemeine Betrachtungen.

Wenn die Frage: welcher Zeit der Mensch eigentlich angehöre? gewissermaßen wunderlich und müßig scheint, so regt sie doch ganz eigene Betrachtungen auf, die uns interessiren und unterhalten könnten.

Das Leben jedes bedeutenden Menschen, das nicht durch einen frühen Tod abgebrochen wird, läßt sich in drey Epochen theilen, in die der ersten Bildung, in die des eigenthümlichen Strebens, und in die des Gelangens zum Ziele, zur Vollendung.

Meistens kann man nur von der ersten sagen, daß die Zeit Ehre von ihr habe: denn erstlich deutet der Werth eines Menschen auf die Natur und Kraft der in seiner Geburtsepoche Zeugenden; das Geschlecht, aus dem er stammt, manifestirt sich in ihm öfters mehr als durch sich selbst, und das Jahr der Geburt eines jeden enthält in diesem Sinne eigentlich das wahre Nativitätsprognostikon mehr in dem Zusammentreffen irdischer Dinge, als im Aufeinanderwirken himmlischer Gestirne.

Sodann wird das Kind gewöhnlich mit Freundlichkeit aufgenommen, gepflegt, und jederman erfreut sich dessen was es verspricht. Jeder Vater, jeder Lehrer sucht die Anlagen nach seinen Einsichten und Fähigkeiten bestens zu entwickeln, und wenigstens ist es der gute Wille, der alle die Umgebungen des Knaben belebt.

Sein Fleiß wird gepriesen, seine Fortschritte werden belohnt, der größte Eifer wird in ihm erregt, und ihm zugleich die thörige Hoffnung vorgespiegelt, daß das immer stufenweise so fortgehen werde.

Allein er wird den Irrthum nur allzubald gewahr: denn sobald die Welt den einzelnen Strebenden erblickt, sobald erschallt ein allgemeiner Aufruf, sich ihm zu widersetzen. Alle Vor- und Mitwerber sind höchlich bemüht, ihn mit Schranken und Gränzen zu umbauen, ihn auf jede Weise zu retardiren, ihn ungeduldig, verdrießlich zu machen, und ihn nicht allein von außen, sondern auch von innen zum Stocken zu bringen.

Diese Epoche ist also gewöhnlich die des Conflicts, und man kann niemals sagen, daß diese Zeit Ehre von einem Manne habe. Die Ehre gehört ihm selbst an und zwar ihm allein und den wenigen die ihn begünstigen und mit ihm halten.

Sind nun diese Widerstände überwunden, ist dieses Streben gelungen, das Angefangene vollbracht, so läßt sich's denn die Welt zuletzt wohl auch gefallen; aber auch dieses gereicht ihr keineswegs zur Ehre. Die Vorwerber sind abgetreten, den Mitwerbern ist es nicht besser gegangen, und sie haben vielleicht doch auch ihre Zwecke erreicht und sind beruhigt; die Nachwerber sind nun an ihrer Reihe der Lehre, des Raths, der Hülfe bedürftig, und so schließt sich der Kreis, oder vielmehr,

so dreht sich das Rad abermals, um seine immer erneuerte wunderliche Linie zu beschreiben.

Man sieht hieraus, daß es ganz allein von dem Geschichtschreiber abhange, wie er einen Mann einordnen, wann er seiner gedenken will. So viel ist aber gewiß, wenn man bei biographischen Betrachtungen, bei Bearbeitung einzelner Lebensgeschichten, ein solches Schema vor Augen hat, und die unendlichen Abweichungen von demselben zu bemerken weiß; so wird man, wie an einem guten Leitfaden, sich durch die labyrinthischen Schicksale manches Menschenlebens hindurch finden.

Galileo Galilei,

geb. 1564, gest. 1642.

Wir nennen diesen Namen mehr um unsere Blätter damit zu zieren, als weil sich der vorzügliche Mann mit unserm Fache beschäftigt.

Schien durch die Verulamische Zerstreuungsmethode die Naturwissenschaft auf ewig zersplittert, so ward sie durch Galilei sogleich wieder zur Sammlung gebracht; er führte die Naturlehre wieder in den Menschen zurück und zeigte schon in früher Jugend, daß dem Genie Ein Fall für tausend gelte, indem er sich aus schwingenden Kirchenlampen die Lehre des Pendels und des Falles der Körper entwickelte. Alles kommt in der Wissenschaft auf das an, was man ein Aperçu nennt, auf ein Ge-

wahrwerden deſſen, was eigentlich den Erſcheinungen zum Grunde liegt. Und ein ſolches Gewahrwerden iſt bis in's Unendliche fruchtbar.

Galilei bildete ſich unter günſtigen Umſtänden und genoß die erſte Zeit ſeines Lebens des wünſchenswerthe-ſten Glückes. Er kam wie ein tüchtiger Schnitter zur reichlichſten Ernte und ſäumte nicht bei ſeinem Tage-werk. Die Fernröhre hatten einen neuen Himmel aufge-than. Viele neue Eigenſchaften der Naturweſen, die uns mehr oder weniger ſichtbar und greiflich umgeben, wurden entdeckt, und nach allen Seiten zu konnte der heitere mächtige Geiſt Eroberungen machen. Und ſo iſt der größte Theil ſeines Lebens eine Reihe von herr-lichen, glänzenden Wirkungen.

Leider trübt ſich der Himmel für ihn gegen das Ende. Er wird ein Opfer jenes edlen Strebens, mit welchem der Menſch ſeine Ueberzeugungen andern mitzutheilen gedrängt wird. Man pflegt zu ſagen, des Menſchen Wille ſey ſein Himmelreich; noch mehr findet er aber ſeine Seligkeit in ſeinen Meinungen, im Erkannten und Anerkannten. Vom großen Sinne des Copernicaniſchen Syſtems durchdrungen, enthält ſich Galilei nicht, dieſe von der Kirche, von der Schule verworfene Lehre, we-nigſtens indirect, zu beſtätigen und auszubreiten; und beſchließt ſein Leben in einem traurigen Halbmärty-rerthum.

Was das Licht betrifft, ſo iſt er geneigt es als et-

was gewiſſermaßen Materielles, Mittheilbares anzuſehen: eine Vorſtellungsart, zu der ihm die an dem Bononiſchen Stein gemachte Erfahrung Anlaß gibt. Sich über die Farbe zu erklären lehnt er ab, und es iſt nichts natürlicher, als daß er, geſchaffen ſich in die Tiefen der Natur zu ſenken, er, deſſen angebornes eindringendes Genie durch mathematiſche Cultur in's Unglaubliche geſchärft worden war, zu der oberflächlichen, wechſelnden, nicht zu haſchenden, leicht verſchwindenden Farbe wenig Anmuthung haben konnte.

Johann Keppler,

geb. 1571, geſt. 1630.

Wenn man Kepplers Lebensgeſchichte mit demjenigen was er geworden und geleiſtet zuſammenhält, ſo geräth man in ein frohes Erſtaunen, indem man ſich überzeugt, daß der wahre Genius alle Hinderniſſe überwindet. Der Anfang und das Ende ſeines Lebens werden durch Familienverhältniſſe verkümmert, ſeine mittlere Zeit fällt in die unruhigſte Epoche, und doch dringt ſein glückliches Naturell durch. Die ernſteſten Gegenſtände behandelt er mit Heiterkeit und ein verwickeltes mühſames Geſchäft mit Bequemlichkeit.

Gibt er ſchriftlich Rechenſchaft von ſeinem Thun, von ſeinen Einſichten, ſo iſt es als wenn es nur gelegentlich, im Vorbeigehen geſchähe, und doch findet er

immer die Methode, die von Grund aus anspricht. Andern sey es überlassen seine Verdienste anzuerkennen und zu rühmen, welche außer unserm Gesichtskreise liegen; aber uns ziemt es, sein herrliches Gemüth zu bemerken, das überall auf das freudigste durchblickt. Wie verehrt er seinen Meister und Vorgesetzten Tycho! Wie schätzt er die Verdienste dieses Mannes, der sich dem ganzen Himmel gewachsen fühlte, insofern er sich durch die Sinne fassen und durch Instrumente bezwingen ließ! Wie weiß er diesen seinen Lehrer und Vorgänger auch nach dem Tode gegen unfreundliche Angriffe zu vertheidigen! Wie gründlich und anmuthig beschreibt er, was an dem astronomischen Baue schon geleistet, was gegründet, was aufgeführt, was noch zu thun und zu schmücken sey! Und wie arbeitet er sein ganzes Leben unverrückt an der Vollendung!

Indeß war Tycho bei allen seinen Verdiensten doch einer von den beschränkten Köpfen, die sich mit der Natur gewissermaßen im Widerspruch fühlen und deßwegen das complicirte Paradore mehr als das einfache Wahre lieben und sich am Irrthum freuen, weil er ihnen Gelegenheit gibt ihren Scharfsinn zu zeigen, da derjenige, der das Wahre anerkennt, nur Gott und die Natur, nicht aber sich selbst zu ehren scheint; und von dieser letzten Art war Keppler. Jedes klare Verdienst klärt ihn selbst auf; durch freie Beistimmung eilt er es sich zuzueignen. Wie gern spricht er von Copernicus!

Wie fleißig deutet er auf das einzig schöne Aperçu, was uns die Geschichte noch ganz allein erfreulich machen kann, daß die ächten Menschen aller Zeiten einander voraus verkünden, auf einander hinweisen, einander vorarbeiten. Wie umständlich und genau zeigt Keppler, daß Euklides copernikisire!

Eben so verhält er sich zu seinen Zeitgenossen. Dem Joh. Bapt. Porta ertheilt er die anmuthigsten Lobsprüche, den herzlichsten Dank für die Entdeckung der Camera obscura, für die dadurch auf einmal erweiterte Einsicht in die Gesetze des Sehens.

Wie sein Sinn, so sein Ausdruck. Geübt im Griechischen und Lateinischen fehlt es ihm an keiner Kenntniß des Alterthums, des gründlichen sowohl als des schönen, und er weiß sich nach Belieben auszudrücken. Manchmal läßt er sich zu Unwissenden, ja zu Dummen herab; manchmal sucht er wenigstens allgemein verständlich zu werden. Bei Erzählung von natürlichen Ereignissen ist er klar und deutlich; bald aber, wenn er wirken, wenn er lebhaftere Eindrücke, entschiedenere Theilnahme hervorbringen will, dann fehlt es ihm nicht an Gleichnissen, Anspielungen und classischen Stellen.

Da er die Sprache völlig in seiner Gewalt hat, so wagt er gelegentlich kühne, seltsame Ausdrücke, aber nur dann, wenn der Gegenstand ihm unerreichbar scheint. So verfährt er bei Gelegenheit der Farbe, die er nur im Vorbeigehen behandelt, weil sie ihm, dem alles

Maß und Zahl iſt, von keiner Bedeutung ſeyn kann. Er bedient ſich ſo wunderbarer Worte, um ihrer Natur einigermaßen beizukommen, daß wir ſie nicht zu überſetzen wagen, ſondern im Original hier einſchalten: Color est lux in potentia, lux sepulta in pellucidi materia, si jam extra visionem consideretur; et diversi gradus in dispositione materiae, caussâ raritatis et densitatis, seu pellucidi et tenebrarum; diversi item gradus luculae, quae materiae est concreta, efficiunt discrimina colorum. Die Auslegung davon läßt ſich vielleicht eher in einer andern Sprache wiedergeben; ſie iſt folgende:

„Denn da die Farben, welche man im Regenbogen ſieht, von derſelben Art ſind, wie die der Körper, ſo müſſen ſie auch einen gleichen Urſprung haben; jene aber entſpringen nur aus den angeführten Urſachen. Denn wie das Auge ſeinen Platz verläßt, ſo verändert ſich auch die Farbe, und zwar entſpringen ſie alle an der Gränze des Lichts und des Schattens; woraus erhellet, daß ſie aus einer Schwächung des Lichtes und aus einem Ueberzug der wäſſerigen Materie entſtehen. Deßwegen werden auch die Farben der Körper auf gleiche Weiſe entſpringen, und es wird nur der Unterſchied zwiſchen ihnen ſeyn, daß bei dem Regenbogen das Licht hinzutretend iſt, bei den Farben aber eingeboren, auf die Weiſe wie in den Theilen vieler Thiere ſich Lichter wirklich befinden. Wie nun die Möglichkeit der Wärme im

Ingwer von der wirklichen Wärme im Feuer unterſchieden iſt, ſo ſcheint auch das Licht in der gefärbten Materie vom Licht in der Sonne verſchieden zu ſeyn. Denn dasjenige iſt nur der Fähigkeit nach da, was ſich nicht mittheilt, ſondern innerhalb der Gränzen ſeines Gegenſtandes gehalten wird, wie das Licht, das in den Farben verborgen iſt, ſo lange ſie nicht von der Sonne erleuchtet werden. Doch kann man nicht wiſſen, ob die Farben nicht in tiefer Nacht ihre Lichtlein umherſtreuen."

„Freilich hat dieſer Gegenſtand die Köpfe der ſcharfſinnigſten Philoſophen auf mancherlei Weiſe in Uebung geſetzt, und wir finden uns gegenwärtig weder im Falle noch im Stande ſeine Dunkelheit zu enthüllen. Wollteſt Du mir aber den Einwurf machen, die Finſterniß ſey eine Privation und könne deßhalb niemals etwas Poſitives, niemals eine active Eigenſchaft werden, welche nämlich zu ſtrahlen und ſich auf den Wänden abzubilden vermöchte; ſo erwähne ich der Kälte dagegen, welche auch eine reine Privation iſt und doch, bezüglich auf die Materie, als wirkſame Eigenſchaft erſcheint."

Das Uebrige werden diejenigen, welche bei der Sache intereſſirt ſind, bei ihm ſelbſt nachſehen; nur bemerken wir noch, daß ihm verſchiedene Hauptpunkte, die wir in der Rubrik von den phyſiologiſchen Farben behandelt haben, nicht unbekannt geweſen; daß nämlich helle und dunkle Bilder von gleichem Maß dem Auge als verſchieden groß erſcheinen, daß das Bild im Auge eine Dauer

Gegenwirkung.

Doch ſo verfänglich-allgemeiner Betrachtung wollen wir uns nicht hingeben, vielmehr in den Orient zurückwandern und ſchauen wie die menſchliche Natur, die immer unbezwinglich bleibt, ſich dem äußerſten Druck entgegen ſetzt, und da finden wir denn überall, daß der Frei- und Eigenſinn der Einzelnen ſich gegen die Allgewalt des Einen in's Gleichgewicht ſtellt; ſie ſind Sclaven, aber nicht unterworfen, ſie erlauben ſich Kühnheiten ohne gleichen. Bringen wir ein Beiſpiel aus den ältern Zeiten, begeben wir uns zu einem Abendgelag in das Zelt Alexanders, dort treffen wir ihn mit den Seinigen in lebhaften, heftigen, ja wilden Wechſelreden.

Klitus, Alexanders Milchbruder, Spiel- und Kriegsgefährte, verliert zwey Brüder im Felde, rettet dem König das Leben, zeigt ſich als bedeutender General, treuer Statthalter wichtiger Provinzen. Die angemaßte Gottheit des Monarchen kann er nicht billigen; er hat ihn herankommen ſehen, dienſt- und hülfsbedürftig gekannt; einen innern hypochondriſchen Widerwil-

habe, daß lebhafte Lichteindrücke farbig abklingen. Erwähnt er auch nur beiläufig dergleichen Erscheinungen, so bemerkt man mit Vergnügen, wie lebendig alles mit seinem Hauptgeschäft zusammenhängt, wie innig er alles was ihm begegnet auf sich zu beziehen weiß.

Willebrord Snellius,

geb. 1591, gest. 1626.

Nach Erfindung der Fernröhre drängte sich alles, um an ihrer Verbesserung zu arbeiten. Die Gesetze der Refraction, die man vorher nur empirisch und mühsam zu bestimmen wußte, wurden immer genauer untersucht; man kam immer mehr in Uebung, höhere mathematische Formeln auf Naturerscheinungen anzuwenden, und so näherte sich Snellius dem gegenwärtig allgemein bekannten Gesetze der Refraction, ob er es gleich noch nicht unter dem Verhältniß der Sinus des Einfalls- und Brechungs-Winkels aussprach.

Dieses in allen Lehrbüchern vorgetragene Gesetz brauchen wir hier nicht umständlicher auszuführen; doch machen wir zwey Bemerkungen, die sich näher auf die Gegenstände unserer Behandlung beziehen.

Snellius gründete seine Messungen und Berechnungen nicht auf den objectiven Versuch, da man nämlich das Licht durch das Mittel hindurchfallen läßt, wobei das, was man Brechung nennt, zum Vorschein kommt.

ſondern auf den ſubjectiven, deſſen Wirkung wir die Hebung genannt haben, weil ein durch das Mittel geſehener Gegenſtand uns entgegenzutreten ſcheint. Er ſchreibt daher ganz richtig dem perpendicularen Strahl (wenn es doch einmal Strahl ſeyn ſoll) die vollkommene Hebung zu, wie man denn bei jedem vollkommen perpendicularen Aufſchauen auf einen gläſernen Cubus ganz bequem erfahren kann, daß die darunterliegende Fläche dem Auge vollkommen entgegentritt.

Da man aber in der Folge ſich bloß an den objectiven Verſuch hielt, als der das Phänomen nur einſeitig, das Verhältniß der Sinus aber am beſten ausdrückt; ſo fing man an zu läugnen, daß der perpendiculare Strahl verändert werde, weil man dieſe Veränderung unter der Form der Brechung nicht gewahr wird und kein Verhältniß der Sinus dabei ſtatt haben kann.

Schon Hungens, durch den die Entdeckung des Snellius eigentlich bekannt wurde, proteſtirt gegen die Veränderung des perpendicularen Strahls und führt ſeine ſämmtlichen Nachfolger in Irrthum. Denn man kann ganz allein von der Wirkung der Mittel auf Licht und beleuchtete Gegenſtände ſich einen Begriff machen, wenn man beide Fälle, den objectiven und ſubjectiven, den Fall des Brechens und Hebens, das wechſelſeitige Verhältniß des dichten Mittels zum dünnen, des dünnen zum dichten, zugleich faßt und eins durch das andere

ergänzt und erklärt. Worüber wir an ſeinem Orte das Nothwendigſte geſagt haben. (E. 187. 188.)

Die andere Betrachtung, die wir hier nicht übergehen dürfen, iſt die, daß man die Geſetze der Brechung entdeckt, und der Farben, die doch eigentlich durch ſie manifeſtirt werden ſollen, gar nicht gedenkt; welches ganz in der Ordnung war. Denn in parallelen Mitteln, welche man zu jenem Grundverſuch der Brechung und Hebung benutzt, läßt ſich die Farben-Erſcheinung zwar an der Gränze von Licht und Schatten deutlich ſehen, aber ſo unbedeutend, daß man über ſie recht wohl hinausgehen konnte. Wir wiederholen hier was wir ſchon früher urgirt: (E. 195. 196.) Gäbe es eine wirklich verſchiedene Brechbarkeit, ſo müßte ſie ſich bei Brechung jeder Art manifeſtiren. Aber dieſe Lehre iſt, wie wir bereits geſehen haben und noch künftig ſehen werden, nicht auf einen einfachen natürlichen Fall, ſondern auf einen künſtlich zuſammengeſetzten gebaut, und ſie kann daher nur demjenigen wahr vorkommen, der ſich in einer ſolchen gemachten Verwirrung gefallen mag; jedem hingegen muß ſie falſch erſcheinen, der aus dem Freien kommt oder in's Freie gelangt.

Was ſonſt von Snellius und ſeiner Lehre zu ſagen iſt, findet ſich in allen Schriften, die von dieſer Materie handeln.

Vorstehendes war geschrieben, als uns zufälliger Weise bekannt wurde, Isaac Vossius, von welchem späterhin noch die Rede seyn wird, sey gleichfalls der Ueberzeugung gewesen, daß dasjenige, was man Refraction zu nennen pflegt, auch im Perpendikel wirke. Er hatte die drey optischen Bücher des Willebrord Snellius im Manuscripte gelesen und sich dessen Ansichten zu eigen gemacht. Dabei erzählt er, daß er zu Brüssel vor der Königin von Schweden diese seine Meinung vorgetragen, jedoch einen allgemeinen Widerspruch gefunden; ja man habe ihm vorgeworfen, daß er gegen die ersten Grundsätze sündige. Nachdem aber die Gesellschaft durch den Augenschein überzeugt worden, so habe man die Sache in einen Wortstreit gespielt und gesagt: incidi quidem radium, non tamen frangi. Er führt darauf aus den Werken des Snellius eine Demonstration des subjectiven Versuchs an, wodurch die stufenweise Hebung in's Klare gesetzt wird.

Antonius de Dominis,

umgekommen 1624.

De radiis visus et lucis in vitris perspectivis et iride tractatus Marci Antonii de Dominis, per Joannem Bartolum in lucem editus Venetiis 1611.

Durch dieses Werk von nicht großem Umfange ist der Verfasser unter den Naturforschern berühmt gewor-

den und zwar mit Recht: denn man erkennt hier die Arbeit eines unterrichteten, in mathematiſchen und phyſiſchen Dingen wohlgeübten Mannes, und was mehr iſt, eines originellen Beobachters. Hier wird ein Auszug an der rechten Stelle ſeyn.

Das Werk enthält im erſten Capitel die erſte öffentliche Bekanntmachung der Theorie der Ferngläſer. Nachdem ſodann der Verfaſſer verſchiedene allgemeine mathematiſche und phyſiſche Grundſätze vorausgeſchickt, welche das Licht und das Sehen betreffen, kommt er zu Ende des dritten Capitels auf der neunten Seite zu den Farben, welche bei der Refraction erſcheinen, und äußert ſich darüber folgendermaßen:

„Außer den eigenen Farben der Körper, welche in den Körpern ſelbſt verharren, ſie mögen nun aus welcher Urſache ſie wollen entſpringen und entſtehen, gibt es in der Natur einige wechſelbare und veränderliche Farben, welche man emphatiſche und erſcheinende nennt und welche ich die glänzenden zu nennen pflege. Daß dieſe Farben aus dem Lichte entſpringen, daran habe ich keinen Zweifel, ja ſie ſind nichts anderes als das Licht ſelbſt: denn wenn in einem Körper reines Licht ſich befindet, wie in den Sternen und dem Feuer, und er verliert aus irgend einer Urſache ſein Funkeln; ſo wird uns ein ſolcher Körper weiß. Miſcht man dem Licht irgend etwas Dunkles hinzu, wodurch jedoch das

ganze Licht nicht verhindert oder ausgelöscht wird, so entstehen die Farben dazwischen. Denn deßhalb wird unser Feuer roth, weil es Rauch bei sich führt, der es verdunkelt. Deßhalb auch röthen sich Sonn' und Gestirne nahe am Horizont, weil die dazwischen tretenden Dünste solche verdunkeln. Und solcher mittleren Farben können wir eigentlich drei zählen. Die erste Beimischung des Dunkeln, welche das Weiße einigermaßen verdunkelt, macht das Licht roth: und die rothe Farbe ist die leuchtendste der Mittelfarben zwischen den beiden Enden, dem Weißen und Schwarzen, wie man es deutlich in dem länglichen dreikantigen Glase sieht. Der Sonnenstrahl nämlich, der das Glas bei dem Winkel durchdringt, wo die geringste Dicke ist und also auch die geringste Dunkelheit, tritt hochroth heraus; zunächst folgt das Grün bei zunehmender Dicke; endlich das Violette bei noch größerer Dicke: und so nimmt nach Verhältniß der Stärke des Glases auch die Verdunklung zu oder ab."

„Eine etwas mehrere Dunkelheit bringt, wie gesagt, das Grüne hervor. Wächst die Dunkelheit, so wird die Farbe blau oder violett, welche die dunkelste ist aus allen Mittelfarben. Wächst nun die Dunkelheit noch mehr, so löscht sie das ganze Licht aus, und die Schwärze bleibt, obgleich die Schwärze mehr eine Beraubung des Lichts als eine wirkliche Farbe ist; deßwegen auch das Auge die Finsterniß selbst und sehr schwarze

schwarze Körper für eins hält. Die übrigen Farben aber sind aus diesen zusammengesetzt."

„Die Dunkelheit aber verwandelt das Licht in eine glänzende Farbe, nicht allein wenn sie sich mit dem leuchtenden Körper selbst vermischt, wie es bei'm Feuer geschieht, sondern auch wenn sie zwischen das Licht und das Auge gebracht wird, dergestalt, daß das Licht, wenn es durch einen etwas dunkeln Körper, dessen Durchsichtigkeit nicht ganz aufgehoben ist, durchgeht, nothwendig gefärbt wird, und so gefärbt, nicht allein vom Auge, sondern auch oft von jedem andern Körper, farbig aufgenommen wird. So erscheint uns die Sonne bei'm Auf- und Untergang roth, nicht weiß, wie im Mittage, und so wird das Licht, wenn es durch ein Glas von ungleicher Dicke, jedoch von bedeutender Masse, wie jene dreykantigen Prismen sind, oder durch ein gläsernes mit Wasser gefülltes Gefäß, oder durch ein gefärbtes Glas hindurch geht, gefärbt. Daher werden auch die fernliegenden Berge unter einer blauen Farbe gesehen. Denn die große Ferne verdunkelt, wegen der Menge des Mittels und durch das einigermaßen Körperliche des Dunkeln, alle Lichter, die nicht so mächtig sind als das der Sonne, verdunkelt auch die erleuchteten Gegenstände und macht sie blau. So scheint uns gleichfalls der Ferne wegen das Licht des Himmels blau. Was aber eine gar zu schwache Farbe hat, wird auch wohl schwarz."

Diejenigen unserer Leser, welche den Entwurf unserer

Farbenlehre wohl inne haben, werden selbst beurtheilen, in wiefern der Verfasser sich der Wahrheit genähert, in wiefern noch manches Hinderniß einer reinen Einsicht in die Dinge ihm entgegen gestanden. Merkwürdig ist, daß er im prismatischen Bild nur drey Farben gesehen, welches andeutet, daß er auch ein sehr kleines Bild gehabt und es verhältnißmäßig sehr weit von dem Ausfallen aus dem Prisma aufgefangen, wie er denn auch das Weiße zwischen den beiden Rändern nicht bemerkt. Das Uebrige wissen wir nun aus der Lehre vom Trüben weit besser zu entwickeln.

Hierauf trägt er im vierten Capitel noch verschiedene mathematische Propositionen vor, die ihm zu seiner Deduction nöthig scheinen. Endlich gelangt er zu einem runden durchsichtigen Körper und zeigt, erstlich wie von demselben das auffallende Licht zurückgeworfen werde, und nun geht er seinem Ziele entgegen, indem er auf der dreyzehnten und vierzehnten Seite umständlich anzeigt, was auf der innern hintern concaven Fläche des runden durchsichtigen Körpers, welche wie ein Hohlspiegel wirkt, vorgehe. Er fügt eine Figur hinzu, welche, wenn man sie recht versteht, das Phänomen in seinem Umfange und seiner Complication, wo nicht vollständig darstellt, jedoch sich demselben weit mehr nähert, als diejenigen einfacheren Figuren, welche Descartes theils aus ihm genommen, theils nach ihm gebildet. Uebrigens wird sich in der Folge zeigen, daß eben dasjenige, was auf

dem Grunde des durchsichtigen Körpers vorgeht, mit Linearzeichnung keinesweges dargestellt werden kann. Bei der Figur des de Dominis tritt überdieß noch ein sonderbarer Fall ein, daß gerade diese sehr complicirte Hauptfigur, die wegen ihrer Wichtigkeit viermal im Buche vorkommt, durch die Ungeschicklichkeit des Holzschneiders in ihren Hauptpunkten undeutlich und wahrscheinlich deßhalb für die Nachfolger des Verfassers unbrauchbar geworden. Wir haben sie nach seiner Beschreibung wieder hergestellt und werden sie unter unsern Tafeln beibringen, wie wir denn jetzt seine Erklärung derselben, worin das Verdienstliche seiner Beobachtung und Entdeckung ruht, übersetzt mittheilen.

„Jener sphärische durchsichtige Körper, solid oder ausgefüllt, außerdem daß er von seiner erhöhten Oberfläche die Strahlen gedachtermaßen zurückwirft, bewirkt noch einen andern Widerschein des Lichtes, der mit einiger Refraction verbunden ist: denn der Lichtstrahl aus dem Mittelpunkte des leuchtenden Körpers b dringt ungebrochen gerade bis nach v durch's Centrum a, da er perpendicular ist; die Strahlen aber bc und bd werden in c und d gebrochen, nach der Perpendiculare zu, und dringen gleichfalls nach dem Grunde g und weiter nach v; daselbst bringen sie viel Licht zusammen, vereint mit den innern Strahlen br und bo, welche an den Punkten r und o gebrochen nach g gelangen, auf dem Hohlgrunde der Kugel o; welches auch die übrigen Strahlen

thun, welche von b her auf die ganze erhöhte Fläche von c bis d fallen."

„Aber indessen dringen nicht nur die gebrochnen und um den Grund g versammelten Strahlen zum Theil hindurch und vereinigen sich in v, wo sie Feuer anzünden können; sondern sie werden auch großentheils, gleichfalls mit verstärktem Licht wegen ihrer Versammlung, vom Grunde g zurückgeworfen, welcher Grund g dieses vervielfältigte Licht, nach dem Gesetz der Widerscheine aus einer Hohlkugel, auf mancherlei Weise zurückwirft. Wobei zu bedenken ist, daß einige Abänderung stattfindet, weil die Zurückwerfung nach den eben erwähnten Brechungen geschieht und weil nicht allein die auf die Kugel a, aus dem Mittelpunkte des leuchtenden Körpers b, fallenden Strahlen, sondern auch unzählige andere von dem großen und leuchtenden Körper wie die Sonne ist, alle nämlich die aus t und p, ingleichen von dem ganzen Umfange t, q, p hervortreten, zurückgeworfen werden. Welche Abweichung aber hier mit Demonstrationen zu beweisen nicht die Mühe lohnte."

„Genug, daß ich durch die deutlichsten Versuche gefunden habe, sowohl in Schalen welche mit Wasser gefüllt worden, als auch in Glaskugeln gleichfalls gefüllt, welche ich zu diesem Endzwecke verfertigen lassen, daß aus dem Grunde g, welcher der Sonne gerade entgegensteht, außer der Refraction, welche nach v zu geschieht, eine doppelte Reflexion geschehe: einmal gleich gegen die

willen mag er nähren, ſeine Verdienſte vielleicht zu hoch anſchlagen.

Die Tiſchgeſpräche an Alexanders Tafel mögen immer von großer Bedeutung geweſen ſeyn, alle Gäſte waren tüchtige, gebildete Männer, alle zur Zeit des höchſten Rednerglanzes in Griechenland geboren. Gewöhnlich mochte man ſich nüchterner Weiſe bedeutende Probleme aufgeben, wählen, oder zufällig ergreifen und ſolche ſophiſtiſch-redneriſch mit ziemlichem Bewußtſeyn gegeneinander behaupten. Wenn denn aber doch ein jeder die Partey vertheidigte, der er zugethan war, Trunk und Leidenſchaft ſich wechſelsweiſe ſteigerten, ſo mußte es zuletzt zu gewaltſamen Scenen hinauslaufen. Auf dieſem Wege begegnen wir der Vermuthung, daß der Brand von Perſepolis nicht bloß aus einer rohen, abſurden Völlerey entglommen ſey, vielmehr aus einem ſolchen Tiſchgeſpräch aufgeflammt, wo die eine Partey behauptete, man müſſe die Perſer, da man ſie einmal überwunden, auch nunmehr ſchonen, die andere aber, das ſchonungsloſe Verfahren der Aſiaten in Zerſtörung griechiſcher Tempel wieder vor die Seele der Geſellſchaft führend, durch Steigerung des Wahnſinnes zu trunkener Wuth, die alten königlichen Denkmale in Aſche verwandelte. Daß Frauen mitgewirkt, welche immer die heftigſten, unverſöhnlichſten Feinde der Feinde ſind, macht unſere Vermuthung noch wahrſcheinlicher.

Seite f und e im Cirkel; sodann aber gegen die Sonne, nächst gegen die Perpendiculare b a, nach dem vordern Theile h und i, gleichfalls im Cirkel, und nicht durch eine einzige untheilbare Linie, sondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite (wie in der ersten Reflexion gf, gn, gm; in der andern aber gi, gk, gl;), welche Breite theils entspringt aus den Brechungen, welche innerhalb der Kugel geschehen, wodurch mehrere Strahlen versammelt werden, zum Theil aus der großen Breite des leuchtenden Körpers p, q, t, wie wir kurz vorher gesagt."

Da wir uns genöthigt sehen, in der Folge dem Regenbogen einen besondern Aufsatz zu widmen, um zu zeigen, daß bei diesem Meteor nichts anderes vorgehe, als das was wir in unserm Entwurf von den Farben, welche bei Gelegenheit der Refraction entstehen, umständlich ausgeführt haben; so muß das bisher Mitgetheilte als Material zu jenem Behuf ruhen und liegen bleiben; nur bemerken wir, daß dasjenige, was im Tropfen vorgeht, keineswegs durch eine Linearzeichnung, welche nur Grundrisse und Durchschnitte geben kann, sondern durch eine Perspectivische darzustellen ist, wie unser de Dominis zuletzt selbst andeutet in den Worten: „und nicht durch eine einzige untheilbare Linie, sondern durch mehrere nach allen Seiten hin mit einiger Breite." Wir geben nunmehr von seinem weitern Verfahren Rechenschaft.

Vom fünften Capitel bis zum neunten einschließlich handelt er von den Fernröhren und dem was sich darauf bezieht. Im zehnten von den vorzüglichsten Meinungen über den Regenbogen. Er trägt die Gesinnungen des Albertus Magnus aus dessen drittem Buch der Meteore und dessen vierzehntem Capitel, die des Cardanus aus dem vierten Buch de subtilitate, des Aristoteles aus den Meteoren vor. Alle nehmen an, daß die Farben aus einer Schwächung der Lichtstrahlen entstehen, welche nach jenen beiden, durch die Masse der Dünste, nach letzterem, durch mehr oder minder starke Reflexion der sich vom Perpendikel mehr oder weniger entfernenden Strahlen bewirkt werde. Vitellio hält sich nahe an den Aristoteles, wie auch Piccolomini.

Im eilften Capitel werden die vorgemeldeten Meinungen über die Farben bearbeitet und widerlegt. Im zwölften ausgeführt, woher die runde Gestalt des Regenbogens komme. Im dreyzehnten der wahre Ursprung des Regenbogens völlig erklärt: es werden nämlich Tropfen erfordert und durch eine Figur gezeigt, wie das Sonnenlicht aus dem Grunde des Tropfens nach dem Auge reflectirt werde. Hierauf wendet er sich zu den Farben und erklärt sie nach seiner sechsten und siebenten Proposition im dritten Capitel, die wir oben übersetzt haben, wonach die Farben in ihrer Lebhaftigkeit vom Rothen durch's Grüne bis zum Blauen abnehmen sollen. Hier wird sodann die Hauptfigur wiederholt,

und daraus, daß der Strahl gf nach der Reflexion durch eine geringere Glasmasse durchgehe, als die Strahlen gm und gn, die Farbenabstufung derselben dargethan. Zur Ursache der Breite des Regenbogens gibt er jene Breite der farbigen Reflexion an, die er schon oben nach der Erfahrung dargelegt.

Das vierzehnte Capitel beschäftigt sich mit dem äußern Regenbogen und mit Erzählung und Widerlegung verschiedener Meinungen darüber. Im funfzehnten Capitel jedoch sucht er denselben zu erklären. Er gebraucht hiezu wieder die Hauptfigur, leitet den zweyten Regenbogen von den Strahlen gi, gk, gl ab, und die verschiedene Färbung derselben von der mehr oder minder starken Reflexion. Man sieht also, daß er sich hier dem Aristoteles nähert, wie bei Erklärung der Farben des ersten Regenbogens dem Albertus Magnus und dem Cardan.

Das sechszehnte Capitel sammelt einige Corollarien aus dem schon Gesagten. Das siebzehnte trägt noch einige Fragen über den Regenbogen vor und beantwortet sie. Im achtzehnten wird abgehandelt, wie der Regenbogen mit den Höfen, Wettergallen und Nebensonnen übereintreffe und wie er von ihnen verschieden sey. In diesen drey Capiteln, den letzten der Abhandlung, steht noch manches Gute, das nachgesehen und genutzt zu werden verdient.

Franciscus Aguillonius,

geb. 1567, gest. 1617.

Er war Jesuit zu Brüssel und gab 1613 seine Optik in Folio heraus zu Antwerpen. Ihr sollten noch die Dioptrik und Katoptrik folgen, welches durch seinen Tod, der 1617, als er funfzig Jahre alt war, erfolgte, verhindert wurde.

Man sieht seinem Werke die Ruhe des Klosters an, die bei einer Arbeit bis in's Einzelnste zu gehen erlaubt; man sieht die Bedächtlichkeit eines Lehrers, der nichts zurücklassen will. Daher ist das Werk ausführlich, umständlich, ja überflüssig durchgearbeitet. Betrachtet man es aber als einen Discurs, als einen Vortrag, so ist es, besonders stellenweise, angenehm und unterhaltend, und weil es uns mit Klarheit und Genauigkeit in frühere Zeiten zurückführt, auf manche Weise belehrend.

Hier steht die Autorität noch in ihrer völligen Würde: die griechischen Urväter der Schulen, ihre Nachfolger und Commentatoren, die neueren Lichter und Forscher, ihre Lehre, ihre Controversen, bei welchen ein oder der andere Theil durch Gründe begünstiget wird. Indessen kann man nicht läugnen, daß der Verfasser, indem er seinem Nachfolger nichts zu thun übrig lassen möchte, im Theoretischen sich bis in's Kleinliche und im Praktischen bis in die Künsteley verliert; wobei wir ihn jedoch immer als einen ernsten und tüchtigen Mann zu schätzen haben.

Was die Farbe und das damit zunächſt Verwandte betrifft, ſo iſt ihm das vom Plato ſich herſchreibende und von uns ſo oft urgirte Disgregiren und Colligiren des Auges, jenes erſte durch das Licht und das Weiße, dieſes letztere durch Finſterniß und das Schwarze, wohl bekannt und merkwürdig, doch mehr im pathologiſchen Sinne, in ſo fern das Helle das Auge blendet, das Finſtere ihm auf eine negative Weiſe ſchadet. Der reine phyſiologiſche Sinn dieſer Erſcheinung mag ihm nicht aufgegangen ſeyn, worüber wir uns um ſo weniger wundern werden, als Hamberger ſolche der geſunden Natur gemäße, zum reinen Sehen unumgänglich nothwendige Bedingungen gleichfalls für krankhaft und für vitia fugitiva erklärt hat.

Das Weiße und Schwarze nun ſetzt er an die beiden Enden, dazwiſchen in eine Reihe Gelb, Roth und Blau, und hat alſo fünf Farben auf einer Linie, welches ein ganz hübſches Schema gibt, indem das Gelbe zunächſt an dem Weißen, das Blaue an dem Schwarzen und das Rothe in der Mitte ſteht, welche ſämmtlich mit einander durch Halbcirkel verbunden ſind, wodurch die Mittelfarben angedeutet werden.

Daß nach den verſchiedenen Erſcheinungsarten die Farben eingetheilt werden müſſen, kommt bei ihm auf eine entſchiedenere Weiſe als bisher zur Sprache. Er theilt ſie in wahre, apparente und intentionelle Farben. Da nun die intentionellen, wie wir nachher ſehen werden,

keinen richtigen Eintheilungsgrund hinter ſich haben, die phyſiologiſchen aber fehlen; ſo quält er ſich ab, die verſchiedenen Erſcheinungsfälle unter dieſe Rubriken zu bringen.

Die wahren Farben werden den Eigenſchaften der Körper zugeſchrieben, die apparenten für unerklärlich, ja als ein göttliches Geheimniß angeſehen, und doch gewiſſermaßen wieder als zufällig betrachtet. Er bedient ſich dabei eines ſehr artigen und unüberſetzlichen Ausdrucks: penduli in medio diaphano oberrant, ceu extemporaneae quaedam lucis affectiones.

Die Hauptfragen, wie ſie Ariſtoteles ſchon berührt, kommen zur Sprache, und gegen Plato wird polemiſirt. Was überhaupt hievon und ſonſt noch brauchbar iſt, haben wir am gehörigen Orte eingeſchaltet. Daß jede Farbe ihre eigene Wirkung aufs Geſicht habe, wird behauptet und ausgeführt; doch gleichfalls mehr pathologiſch als phyſiologiſch.

Intentionelle Farben.

Da wir der intentionellen Farben in unſerm Entwurf nicht beſonders gedacht haben, und dieſer Ausdruck in den Schriftſtellern, vorzüglich auch in dem gegenwärtigen, vorkommt; ſo iſt unſre Pflicht, wenigſtens hiſtoriſch, dieſer Terminologie zu gedenken, und anzuzeigen, wie ſie mit den übrigen Lehren und Geſinnungen jener Zeit zu-

ſammenhängt. Man verzeihe uns, wenn wir, der Deutlichkeit wegen, etwas weit auszuholen ſcheinen.

Die Poeſie hat in Abſicht auf Gleichnißreden und uneigentlichen Ausdruck ſehr große Vortheile vor allen übrigen Sprachweiſen, denn ſie kann ſich eines jeden Bildes, eines jeden Verhältniſſes nach ihrer Art und Bequemlichkeit bedienen. Sie vergleicht Geiſtiges mit Körperlichem und umgekehrt; den Gedanken mit dem Blitz, den Blitz mit dem Gedanken, und dadurch wird das Wechſelleben der Weltgegenſtände am beſten ausgedrückt. Die Philoſophie auf ihren höchſten Punkten bedarf auch uneigentlicher Ausdrücke und Gleichnißreden, wie die von uns oft erwähnte, getadelte und in Schutz genommene Symbolik bezeugt.

Nur leiden die philoſophiſchen Schulen, wie uns die Geſchichte belehrt, meiſtentheils daran, daß ſie, nach Art und Weiſe ihrer Stifter und Hauptlehrer, meiſt nur einſeitige Symbole brauchen, um das Ganze auszudrücken und zu beherrſchen, und beſonders die Einen durchaus das Körperliche durch geiſtige Symbole, die Andern das Geiſtige durch körperliche Symbole bezeichnen wollen. Auf dieſe Weiſe werden die Gegenſtände niemals durchdrungen; es entſteht vielmehr eine Entzweyung in dem, was vorgeſtellt und bezeichnet werden ſoll, und alſo auch eine Discrepanz in denen, die davon handeln, woraus alsbald ein Widerwille auf beiden Seiten entſpringt und ein Parteyſinn ſich befeſtigt.

Wenn man von intentionellen Farben ſpricht, ſo iſt es eigentlich eine Gleichnißrede, daß man den Farben wegen ihrer Zartheit und Wirkung eine geiſtige Natur zuſchreibt, ihnen einen Willen, eine Abſicht unterlegt.

Wer dieſes faſſen mag, der wird dieſe Vorſtellungsart anmuthig und geiſtreich finden, und ſich daran, wie etwa an einem poetiſchen Gleichniſſe, ergötzen. Doch wir müſſen dieſe Denkart, dieſen Ausdruck bis zu ihrer Quelle verfolgen.

Man erinnere ſich, was wir oben von der Lehre des Roger Bacon mitgetheilt, die wir bei ihm aufgegriffen haben, weil ſie uns da zunächſt im Wege lag, ob ſie ſich gleich von weit früheren Zeiten herſchreibt: daß ſich nämlich jede Tugend, jede Kraft, jede Tüchtigkeit, alles, dem man ein Weſen, ein Daſeyn zuſchreiben kann, in's Unendliche vervielfältigt und zwar dadurch, daß immerfort Gleichbilder, Gleichniſſe, Abbildungen als zweyte Selbſtheiten von ihm ausgehen, dergeſtalt, daß dieſe Abbilder ſich wieder darſtellen, wirkſam werden, und indem ſie immer fort und fort reflectiren, dieſe Welt der Erſcheinungen ausmachen. Nun liegt zwiſchen der wirkenden Tugend und zwiſchen dem gewirkten Abbild ein Drittes in der Mitte, das aus der Wirklichkeit des Erſten und aus der Möglichkeit des Zweyten zuſammengeſetzt ſcheint. Für dieſes Dritte, was zugleich iſt und nicht iſt, was zugleich wirkt und unwirkſam bleiben kann, was zugleich das allerhöchſte Schaffende und in demſelben

Augenblicke ein vollkommenes Nichts iſt, hat man kein ſchicklicheres Gleichniß finden können, als das menſchliche Wollen, welches alle jene Widerſprüche in ſich vereinigt. Und ſo hat man auch den wirkſamen Naturgegenſtänden, beſonders denjenigen, die uns als thätige Bilder zu erſcheinen pflegen, dem Lichte ſo wie dem Erleuchteten, welche beide nach allen Orten hin ſich zu äußern beſtimmt ſind, ein Wollen, eine Intention gegeben und daher das Abbild (species), inſofern es noch nicht zur Erſcheinung kommt, intentionell genannt, indem es, wie das menſchliche Wollen, eine Realität, eine Nothwendigkeit, eine ungeheure Tugend und Wirkſamkeit mit ſich führt, ohne daß man noch etwas davon gewahr würde. Vielleicht ſind ein Paar ſinnliche Beiſpiele nicht überflüſſig.

Es befinde ſich eine Perſon in einem großen von rohen Mauern umgränzten Saal, ihre Geſtalt hat die Intention, oder wie wir uns in unſerm Entwurfe mit einem gleichfalls ſittlichen Gleichniß ausgedrückt haben, das Recht, ſich an allen Wänden abzuſpiegeln; allein die Bedingung der Glätte fehlt. Denn das iſt der Unterſchied der urſprünglichen Tugenden von den abgebildeten, daß jene unbedingt wirken, dieſe aber Bedingniſſen unterworfen ſind. Man gebe hier die Bedingung der Glätte zu, man polire die Wand mit Gypsmörtel oder behänge ſie mit Spiegeln, und die Geſtalt der Perſönlichkeit wird in's Tauſendfältige vermehrt erſcheinen.

Man gebe nun dieſer Perſönlichkeit etwa noch einen eitlen Sinn, ein leidenſchaftliches Verlangen, ſich abgeſpiegelt zurückkehren zu ſehen, ſo würde man mit einem heiteren Gleichniſſe die intentionellen Bilder auch eitle Bilder nennen können.

Noch ein anderes Beiſpiel gebe endlich der Sache völlig den Ausſchlag. Man mache ſich auf den Weg zu irgend einem Ziele, es ſtehe uns nun vor den Augen, oder bloß vor den Gedanken; ſo iſt zwiſchen dem Ziel und dem Vorſatz etwas das beide enthält, nämlich die That, das Fortſchreiten.

Dieſes Fortſchreiten iſt ſo gut als das Ziel: denn dieſes wird gewiß erreicht, wenn der Entſchluß feſt und die Bedingungen zulänglich ſind; und doch kann man dieſes Fortſchreiten immer nur intentionell nennen, weil der Wanderer noch immer ſo gut vor dem letzten Schritt als vor dem erſten paralyſirt werden kann.

Intentionelle Farben, intentionelle Miſchungen derſelben ſind alſo ſolche, die innerhalb des Durchſichtigen der Bedingung ſich zu manifeſtiren entbehren. Die Bedingung aber, worunter jede Farbe nur erſcheinen kann, iſt eine doppelte: ſie muß entweder ein Helles vor ſich und ein Dunkles hinter ſich, oder ein Dunkles vor ſich und ein Helles hinter ſich haben, wie von uns anderwärts umſtändlich ausgeführt worden. Doch ſtehe hier noch ein Beiſpiel, um dem Geſagten die möglichſte Deutlichkeit zu geben.

Sollte man jedoch hierüber noch einigermaßen zweifelhaft bleiben, ſo ſind wir deſto gewiſſer, was bei jenem Gelag, deſſen wir zuerſt erwähnten, tödtlichen Zwieſpalt veranlaßt habe; die Geſchichte bewahrt es uns auf. Es war nämlich der immer ſich wiederholende Streit zwiſchen dem Alter und der Jugend. Die Alten, auf deren Seite Klitus argumentirte, konnten ſich auf eine folgerechte Reihe von Thaten berufen, die ſie, dem König, dem Vaterland, dem einmal vorgeſteckten Ziele getreu, unabläſſig mit Kraft und Weisheit ausgeführt. Die Jugend hingegen nahm zwar als bekannt an, daß das alles geſchehen, daß viel gethan worden, und daß man wirklich an der Gränze von Indien ſey; aber ſie gab zu bedenken wie viel zu thun noch übrig bliebe, erbot ſich das Gleiche zu leiſten, und, eine glänzende Zukunft verſprechend, wußte ſie den Glanz geleiſteter Thaten zu verdunkeln. Daß der König ſich auf dieſe Seite geſchlagen, iſt natürlich, denn bei ihm konnte vom Geſchehenen nicht mehr die Rede ſeyn. Klitus kehrte dagegen ſeinen heimlichen Unwillen heraus und wiederholte, in des Königs Gegenwart, Mißreden, die dem Fürſten, als hinter ſeinem Rücken geſprochen, ſchon früher zu Ohren gekommen. Alexander hielt ſich bewundernswürdig zuſammen, doch leider zu lange. Klitus verging ſich gränzenlos in widerwärtigen Reden, bis der König aufſprang, den ſeine Nächſten zuerſt feſthielten und

Das Sonnenlicht falle in ein reines Zimmer zu den offnen Fenstern herein und man wird in der Luft, in dem Durchsichtigen, den Weg des Lichtes nicht bemerken; man errege Staub und sogleich ist der Weg, den es nimmt, bezeichnet. Dasselbe gilt von den apparenten Farben, welche ein so gewaltsames Licht hinter sich haben. Das prismatische Bild wird sich auf seinem Wege vom Fenster bis zur Tafel kaum auszeichnen; man errege Staub und besonders von weißem Puder, so wird man es vom Austritt aus dem Prisma bis zur Tafel begleiten können: denn die Intention, sich abzubilden, wird jeden Augenblick erfüllt, eben so, als wenn ich einer Colonne Soldaten entgegen und alsdann gerade durch sie hindurch ginge, wo mir jedem Manne der Zweck, das Regiment zu erreichen, erfüllt und, wenn wir so sagen dürfen, ricochetirt wird. Und so schließen wir mit einem sinnlichen Gleichniß, nachdem wir etwas, das nicht in die Sinne fallen kann, durch eine übersinnliche Gleichnißrede begreiflich zu machen gesucht haben.

Wie man nun zu sagen pflegt, daß jedes Gleichniß hinke, welches eigentlich nur so viel heißen will, daß es nicht identisch mit dem Verglichenen zusammenfalle; so muß eben dieses sogleich bemerkt werden, wenn man ein Gleichniß zu lange und zu umständlich durchführt, da die Unähnlichkeiten, welche durch den Glanz des Witzes verborgen wurden, nach und nach in einer traurigen, ja sogar abgeschmackten Realität zum Vorschein kommen.

So ergeht es daher den Philosophen oft auf diese Weise, die nicht bemerken, daß sie mit einer Gleichnißrede anfangen und im Durch- und Ausführen derselben immer mehr in's Hinken gerathen. So ging es auch mit den intentionellen Bildern (speciebus); anstatt daß man zufrieden gewesen wäre, durch ein geistiges Gleichniß diese unfaßlichen Wesen aus dem Reiche der Sinnlichkeit in ein geistigeres herübergespielt zu haben, so wollte man sie auf ihrem Wege haschen; sie sollten seyn oder nicht seyn, je nachdem man sich zu einer oder der andern Vorstellung geneigt fühlte, und der durch eine geistreiche Terminologie schon geschlichtete Streit ging wieder von vorn an. Diejenigen, welche realer gesinnt waren, worunter auch Aguillonius gehört, behaupteten: die Farben der Körper seyen ruhig, müßig, träge; das Licht rege sie an, entreiße sie dem Körper, führe sie mit sich fort und streue sie umher, und so war man wieder bei der Erklärungsart des Epikur, die Lucrez so anmuthig ausdrückt:

Häufig bemerket man das an den röthlichen, blauen und gelben
Teppichen, welche gespannt hoch über das weite Theater
Wogend schweben, allda verbreitet an Masten und Balken.
Denn der Versammlung unteren Raum, den sämmtlichen Schauplatz,
Sitze der Väter und Mütter, der Götter erhabene Bilder,
Tünchen sie an, sie zwingend in ihrem Gefärbe zu schwanken.

Und

Und ſind enger umher des Theaters Wände verſchloſſen,
Dann lacht fröhlicher noch vom ergoſſenen Reize der Umfang,
Wenn genauer zuſammengefaßt der Schimmer des Tags iſt.
Laſſen die Tücher demnach von der oberſten Fläche die Schminke
Fahren; wie ſollte denn nicht ein zartes Gebilde der Dinge
Jedes entlaſſen, da, ähnlicher Art, ſie jedes vom Rand ſchießt?

Renatus Carteſius,

geb. 1596, geſt. 1650.

Das Leben dieſes vorzüglichen Mannes wie auch ſeine Lehre wird kaum begreiflich, wenn man ſich ihn nicht immer zugleich als franzöſiſchen Edelmann denkt. Die Vortheile ſeiner Geburt kommen ihm von Jugend auf zu ſtatten, ſelbſt in den Schulen, wo er den erſten guten Unterricht im Lateiniſchen, Griechiſchen und in der Mathematik erhält. Wie er in's Leben tritt, zeigt ſich die Facilität in mathematiſchen Combinationen bei ihm theoretiſch und wiſſenſchaftlich, wie ſie ſich bei andern im Spielgeiſt äußert.

Als Hof-, Welt- und Kriegsmann bildet er ſeinen geſelligen ſittlichen Charakter auf's höchſte aus. In Abſicht auf Betragen erinnere man ſich, daß er Zeitgenoſſe, Freund und Correſpondent des hyperboliſch-complimentöſen Balzac war, den er in Briefen und Antworten auf eine geiſtreiche Weiſe gleichſam parodirt. Außerordentlich zart behandelt er ſeine Mitlebenden, Freunde, Studiengenoſſen, ja ſogar ſeine Gegner. Reizbar und

voll Ehrgefühl entweicht er allen Gelegenheiten sich zu compromittiren; er verharrt im hergebrachten Schicklichen und weiß zugleich seine Eigenthümlichkeit auszubilden, zu erhalten und durchzuführen. Daher seine Ergebenheit unter die Aussprüche der Kirche, sein Zaudern, als Schriftsteller hervorzutreten, seine Aengstlichkeit bei den Schicksalen Galilei's, sein Suchen der Einsamkeit und zugleich seine ununterbrochene Geselligkeit durch Briefe.

Seine Avantagen als Edelmann nutzt er in jüngern und mittlern Jahren; er besucht alle Hof-, Staats-, Kirchen- und Kriegsfeste; eine Vermählung, eine Krönung, ein Jubiläum, eine Belagerung kann ihn zu einer weiten Reise bewegen; er scheut weder Mühe, noch Aufwand, noch Gefahr, um nur alles mit Augen zu sehen, um mit seines Gleichen, die sich jedoch in ganz anderm Sinne in der Welt herumtummeln, an den merkwürdigsten Ereignissen seiner Zeit ehrenvoll Theil zu nehmen.

Wie man nun dieses Aufsuchen einer unendlichen Empirie an ihm Verulamisch nennen könnte, so zeigt sich an dem stets wiederholten Versuch der Rückkehr in sich selbst, in der Ausbildung seiner Originalität und Productionskraft ein glückliches Gegengewicht. Er wird müde, mathematische Probleme aufzugeben und aufzulösen, weil er sieht, daß dabei nichts herauskommt; er wendet sich gegen die Natur und gibt sich im Einzelnen viele Mühe; doch mochte ihm als Naturforscher

manches entgegenstehen. Er scheint nicht ruhig und liebevoll an den Gegenständen zu verweilen, um ihnen etwas abzugewinnen; er greift sie als auflösbare Probleme mit einiger Hast an und kommt meistentheils von der Seite des complicirtesten Phänomens in die Sache.

Dann scheint es ihm auch an Einbildungskraft und an Erhebung zu fehlen. Er findet keine geistigen lebendigen Symbole, um sich und andern schwer auszusprechende Erscheinungen anzunähern. Er bedient sich, um das Unfaßliche, ja das Unbegreifliche zu erklären, der rudesten sinnlichen Gleichnisse. So sind seine verschiedenen Materien, seine Wirbel, seine Schrauben, Haken und Zacken, niederziehend für den Geist; und wenn dergleichen Vorstellungsarten mit Beifall aufgenommen wurden, so zeigt sich daraus, daß eben das Roheste, Ungeschickteste der Menge das Gemäßeste bleibt.

In dieser Art ist denn auch seine Lehre von den Farben. Das Mittlere seiner Elemente besteht aus Lichtkügelchen, deren directe gemessene Bewegung nach einer gewissen Geschwindigkeit wirkt. Bewegen sich die Kügelchen rotirend, aber nicht geschwinder als die gradlinigen, so entsteht die Empfindung von Gelb. Eine schnellere Bewegung derselben bringt Roth hervor, und eine langsamere als die der gradlinigen, Blau. Schon früher hatte man der mehrern Stärke des Stoßes auf's Auge die Verschiedenheit der Farben zugeschrieben.

Carteſius Verdienste um den Regenbogen sind nicht

zu läugnen. Aber auch hier, wie in andern Fällen, iſt er gegen ſeine Vorgänger nicht dankbar. Er will nun ein für allemal ganz original ſeyn; er lehnt nicht allein die läſtige Autorität ab, ſondern auch die förderliche. Solche Geiſter, ohne es beinahe ſelbſt gewahr zu werden, verläugnen was ſie von ihren Vorgängern gelernt und was ſie von ihren Mitlebenden genutzt. So verſchweigt er den Antonius de Dominis, der zuerſt die Glaskugel angewendet, um die ganze Erſcheinung des Regenbogens innerhalb des Tropfens zu beſchränken, auch den innern Regenbogen ſehr gut erklärt hat.

Descartes hingegen hat ein bedeutendes Verdienſt um den äußern Regenbogen. Es gehörte ſchon Aufmerkſamkeit dazu, die zweyte Reflexion zu bemerken, wodurch er hervorgebracht wird, ſo wie ſein mathematiſches Talent dazu nöthig war, um die Winkel zu berichtigen, unter denen das Phänomen in's Auge kommt.

Die Linearzeichnungen jedoch, welche er, um den Vorgang deutlich zu machen, ausſinnt, ſtellen keineswegs die Sache dar, ſondern deuten ſie nur an. Dieſe Figuren ſind ein abſtractes compendidſes Sapienti sat, belehren aber nicht über das Phänomen, indem ſie die Erſcheinung auf einfache Strahlen zurückführen, da doch eigentlich Sonnenbilder im Grunde des Tropfens verengt, zuſammengeführt und über einander verſchränkt werden. Und ſo konnten dieſe Carteſiſchen, einzelne Strahlen vor-

ſtellenden Linien der Newtoniſchen Erklärung des Regenbogens günſtig zum Grunde liegen.

Der Regenbogen als anerkannter Refractionsfall führt ihn zu den prismatiſchen einfacheren Verſuchen. Er hat ein Prisma von 30 bis 40 Graden, legt es auf ein durchlöchert Holz und läßt die Sonne hindurchſcheinen; das ganze colorirte Spectrum erblickt er bei kleiner Oeffnung: weil aber ſein Prisma von wenig Graden iſt, ſo kann er leicht, bei vergrößerter Oeffnung, den weißen Raum in der Mitte bemerken.

Hierdurch gelangt er zu der Haupteinſicht, daß eine Beſchränkung nöthig ſey, um die prismatiſchen Farben hervorzubringen. Zugleich ſieht er ein, daß weder die Ränder der Kugel, noch die Reflexion, zur Hervorbringung der Farbenerſcheinung beitrage, weil beides beim Prisma nicht ſtatt findet, und die Farbe doch mächtig erſcheint. Nun ſucht er auch im Regenbogen jene nöthige Beſchränkung und glaubt ſie in der Gränze der Kugel, in dem dahinter ruhenden Dunkel anzutreffen, wo ſie denn freilich, wie wir künftig zeigen werden, nicht zu ſuchen iſt.

Athanaſius Kircher,

geb. 1601, geſt. 1680.

Er gibt in dem Jahre 1646 ſein Werk Ars magna lucis et umbrae heraus. Der Titel ſo wie das Motto:

Sicut tenebrae ejus ita lumen ejus, verkündigen die glückliche Hauptmaxime des Buches. Zum erstenmal wird deutlich und umständlich ausgeführt, daß Licht, Schatten und Farbe als die Elemente des Sehens zu betrachten; wie denn auch die Farben als Ausgeburten jener beiden ersten dargestellt sind.

Nachdem er Licht und Schatten im Allgemeinen behandelt, gelangt er im dritten Theile des ersten Buches an die Farbe, dessen Vorrede wir übersetzt einschalten.

Vorrede.

„Es ist gewiß, daß in dem Umfange unseres Erdkreises kein dergestalt durchsichtiger Körper sich befinde, der nicht einige Dunkelheit mit sich führe. Daraus folgt, daß wenn kein dunkler Körper in der Welt wäre, weder eine Rückstrahlung des Lichtes, noch in den verschiedenen Mitteln eine Brechung desselben, und auch keine Farbe sichtbar seyn würde, als jene erste, die zugleich im Lichte mit geschaffen ist. Hebt man aber die Farbe auf, so wird zugleich alles Sehen aufgehoben, da alles Sichtbare nur vermöge der gefärbten Oberfläche gesehen wird: — der ganze Schmuck der Welt ist aus Licht und Schatten dergestalt bereitet, daß wenn man eins von beiden wegnähme, die Welt nicht mehr κόσμος heißen, noch die verwundernswürdige Schönheit der Natur auf irgend eine Weise dem Gesicht sich darstellen könnte. Denn alles was sichtlich in der Welt ist, ist es

nur durch ein ſchattiges Licht, oder einen lichten Schatten. Da alſo die Farbe die Eigenſchaft eines dunklen Körpers iſt, oder, wie Einige ſagen, ein beſchattetes Licht, des Lichts und des Schattens ächte Ausgeburt; ſo haben wir hier davon zu handeln, auf daß die größte Zierde der irdiſchen Welt und wie viel Wunderſames dadurch bewirkt werden kann, dem Leſer bekannt werde."

Erſtes Capitel. Unſer Verfaſſer möchte, um ſich ſogleich ein recht methodiſches Anſehen zu geben, eine Definition voraus ſchicken, und wird nicht gewahr, daß man eigentlich ein Werk ſchreiben muß, um zur Definition zu kommen. Auch iſt hier weiter nichts geleiſtet, als daß dasjenige angeführt und wiederholt wird, wie die Griechen ſich über dieſen Gegenſtand auszudrücken pflegten.

Zweytes Capitel. Von der vielfachen Mannichfaltigkeit der Farben. Er hält ſich hiebei an das Schema des Aguillonius, das er mit einiger Veränderung benutzt. Er behauptet, alle Farben ſeyen wahr, worin er in gewiſſem Sinne Recht hat, will von den andern Eintheilungen nichts wiſſen, worin er didaktiſch Unrecht hat. Genug, er gründet ſich darauf, daß jede Farbe, ſie möge an Körpern oder ſonſt erſcheinen, eine wahre entſchiedene Urſache hinter ſich habe.

Drittes Capitel. Chromatismus der Luft. Er handelt von den Farben des Himmels und des Meeres und bringt verſchiedene ältere Meinungen über die

Bläue der Luft vor. Wir überſetzen die Stelle, welche ſeine eigenen Gedanken enthält, um den Leſer urtheilen zu laſſen, wie nahe er an der ächten Erklärungsart ge- weſen. Denn er fühlt die Bedeutſamkeit des nicht völlig Durchſichtigen, wodurch wir ja zunächſt auf die Trübe hingeleitet werden.

Warum der Himmel blau erſcheint.

„Zuvörderſt muß man wiſſen, daß unſer Geſicht nichts ſehen könne, als was eine Farbe hat. Weil aber das Geſicht nicht immer auf dunkle Körper oder Körper von gefärbter Oberfläche gerichtet iſt, ſondern auch ſich in den unendlichen Luftraum und in die himmliſchen durchſichtigen Fernen, welche keine Düſternheit haben, verliert, wie wenn wir den heitern Himmel und entfernte hohe Gebirgsgipfel betrachten; ſo war, damit eine ſolche Handlung nicht ihres Zweckes beraubt werde und ſich im Gränzenloſen verliere, die Natur ſchuldig, jenem durchſichtigen unendlichen Mittel eine gewiſſe Farbe zu verleihen, auf daß der Blick eine Gränze fände, nicht aber in Finſterniß und Nichts ausliefe. Eine ſolche Farbe nun konnte weder Weiß, Gelb noch Roth ſeyn, indem dieſe, als dem Licht benachbart und verwandt, einen unterliegenden Gegenſtand verlangen, um geſehen werden zu können. Denn was nahe iſt, vergleicht ſich dem Lichte, und das Fernſte der Finſterniß. Deßwegen auch helle Farben, wenn man ſie in einem beſtimmten Raum gewahr wird, deſto mehr zum Schatten und zur

Klitus bei Seite brachten. Dieſer aber kehrt raſend mit neuen Schmähungen zurück, und Alexander ſtößt ihn, den Spieß von der Wache ergreifend, nieder.

Was darauf erfolgt gehört nicht hierher, nur bemerken wir, daß die bitterſte Klage des verzweifelnden Königs die Betrachtung enthält, er werde künftig, wie ein Thier im Walde, einſam leben, weil niemand in ſeiner Gegenwart ein freies Wort hervorzubringen wagen könne. Dieſe Rede, ſie gehöre dem König oder dem Geſchichtsſchreiber, beſtätigt dasjenige, was wir oben vermuthet.

Noch im vorigen Jahrhunderte durfte man dem Kaiſer von Perſien bei Gaſtmahlen unverſchämt widerſprechen, zuletzt wurde denn freilich der überkühne Tiſchgenoſſe bei den Füßen weg und am Fürſten nah vorbei geſchleppt, ob dieſer ihn vielleicht begnadige? Geſchah es nicht, hinaus mit ihm und zuſammengehauen.

Wie gränzenlos hartnäckig und widerſetzlich Günſtlinge ſich gegen den Kaiſer betrugen, wird von glaubwürdigen Geſchichtſchreibern anekdotenweis überliefert. Der Monarch iſt wie das Schickſal, unerbittlich, aber man trotzt ihm. Heftige Naturen verfallen darüber in eine Art Wahnſinn, wovon die wunderlichſten Beiſpiele vorgelegt werden könnten.

Der oberſten Gewalt jedoch, von der alles herfließt, Wohlthat und Pein, unterwerfen ſich mäßige,

Finſterniß ſich neigen, je mehr ſie ſich vom Lichte oder der Sehkraft entfernen. Der Blick jedoch, der in jene unendlichen ätheriſchen Räume dringt, ſollte zuletzt begränzt werden und war ſowohl wegen der unendlichen Ferne, als wegen der unendlichen Vermannichfaltigung der Luftſchichten nur durch Finſterniß zu begränzen, eine ſchwarze Farbe aber wollte ſich weder für die Augen, noch für die Welt ſchicken; deßwegen berieth ſich die Natur auf's weiſeſte, und zwiſchen den lichten Farben, dem Weißen, Gelben und Rothen und dem eigentlich Finſtern fand ſich eine Mittelfarbe, nämlich die blaue, die aus einer ungleichen Miſchung des Lichtes und der Finſterniß beſtand. Durch dieſe nun, wie durch einen höchſt angenehmen Schatten, ſollte der Blick begränzt ſeyn, daß er vom Hellen nicht ſo ſehr zerſtreut, vom Finſtern nicht zu ſehr zuſammengezogen oder von dem Rothen entzündet würde, und ſo ſtellte die Natur das Blaue dazwiſchen, zunächſt an der Finſterniß, ſo daß das Auge, ohne verletzt zu werden, die erfreulichen Himmelsräume durch ihre Vorſehung mit Vergnügen und Bewunderung betrachten kann."

Die Naivetät, womit Kircher um die Sache herumgeht, iſt merkwürdig genug. Man könnte ſie komiſch nennen, wenn man nicht dabei ein treues Beſtreben wahrnähme. Und iſt er es doch nicht allein, ſind doch bis auf den heutigen Tag noch Menſchen, denen die Vorſtellungsart der Endurſachen gefällt, weil ſie wirklich

etwas Geiſtiges hat und als eine Art von Anthropomorphism angeſehen werden kann. Dem Aufmerkſameren freilich wird nicht entgehen, daß man der Natur nichts abgewinnen kann, wenn man ihr, die bloß nothwendig handelt, einen Vorſatz unterſchiebt und ihren Reſultaten ein zweckmäßiges Anſehen verleihen möchte.

Viertes Capitel. Chromatismus der Brechung. Die Farben des Prisma's erklärt er wie Antonius de Dominis dadurch, daß die hellſten Farben bei'm Durchgang durch die ſchwächſte Seite des Glaſes, die dunkelſten bei'm Durchgang durch die ſtärkſten Seiten des Glaſes entſtehen.

Die Erfahrung mit dem nephritiſchen Holze trägt er weitläuftig vor.

Fünftes Capitel. Chromatismus der Metalle, Gefärbtheit durchſichtiger Steine, der Salze, der Metallkalke.

Sechstes Capitel. Chromatismus der Pflanzen. Beſonders wird gefragt: wie man Pflanzen färben könne.

Siebentes Capitel. Chromatismus der Thiere. Er bringt zur Sprache warum Pferde nicht grün und blau ſeyn können; warum die vierfüßigen Thiere nicht goldfarben ausſehen, warum hingegen die Vögel und Inſecten alle Arten von Farben annehmen. Auf welche Fragen durchaus er, wie man wohl erwarten kann, keine

befriedigende Antwort gibt. Von den Farben des Chamäleons werden eigene Erfahrungen beigebracht.

Achtes Capitel. Vom Urtheil nach Farben, und zwar zuerſt von den Farben des Himmels, der Wolken; Beurtheilung der Steine, Pflanzen und Thiere nach den Farben. Hiezu werden Regeln gegeben. Beurtheilung der Menſchen, ihre Complexion und ſonſtige Eigenſchaften betreffend, nach den verſchiedenen Farben der Haut, der Augen, der Haare. Der Farben des Urins wird gedacht, wobei zu bemerken iſt, daß bei Gelegenheit des Urins die Farben ſchon früher zur Sprache gekommen, und wenn wir nicht irren, ein Büchlein de Urinis der Abhandlung des Theophraſt über die Farben bei einer früheren Edition hinzugefügt iſt.

Kircher hat bei dem Vielen, was er unternommen und geliefert, in der Geſchichte der Wiſſenſchaften doch einen ſehr zweydeutigen Ruf. Es iſt hier der Ort nicht, ſeine Apologie zu übernehmen; aber ſo viel iſt gewiß: die Naturwiſſenſchaft kommt uns durch ihn fröhlicher und heiterer entgegen, als bei keinem ſeiner Vorgänger. Sie iſt aus der Studirſtube, vom Katheder in ein bequemes wohlausgeſtattetes Kloſter gebracht, unter Geiſtliche, die mit aller Welt in Verbindung ſtehen, auf alle Welt wirken, die Menſchen belehren, aber auch unterhalten und ergötzen wollen.

Wenn Kircher auch wenig Probleme auflöſt, ſo bringt er ſie doch zur Sprache und betaſtet ſie auf

seine Weise. Er hat eine leichte Fassungskraft, Bequemlichkeit und Heiterkeit in der Mittheilung, und wenn er sich aus gewissen technischen Späßen, Perspectiv- und Sonnenuhr-Zeichnungen gar nicht loswinden kann, so steht die Bemerkung hier am Platze, daß, wie jenes im vorigen Jahrhundert bemerkliche höhere Streben nachläßt, wie man mit den Eigenschaften der Natur bekannter wird, wie die Technik zunimmt, man nun das Ende von Spielereyen und Künsteleyen gar nicht finden, sich durch Wiederholung und mannichfaltige Anwendung eben derselben Erscheinung, eben desselben Gesetzes, niemals ersättigen kann; wodurch zwar die Kenntniß verbreitet, die Ausübung erleichtert, Wissen und Thun aber zuletzt geistlos wird. Witz und Klugheit arbeiten indessen jenen Forderungen des Wunderbaren entgegen und machen die Taschenspielerey vollkommner.

Es ist für uns nicht von geringer Bedeutung wenn wir erfahren, daß bildende Künstler diejenige Lehre, die wir zu verbreiten suchen, gleichfalls anerkannt und in ihren Nutzen zu verwenden gewußt haben. Wir besitzen ein Bildniß von Nicolaus Poussin, nach seinem Ableben gestochen von A. Clouet; er hält ein Buch im Arm, auf dessen Rücken oder Schnitt geschrieben steht: de Lum. et Umbr. Dieß kann kein anderes seyn, als Pater Kirchers Werk welches 1646 heraus kam.

Poussin lebte von 1594 bis 1672; wie werth muß

ihm, einem gebornen und höchſt gebildeten Künſtler, ein ſolches Buch im funfzigſten Jahre geworden ſeyn! Wahrſcheinlich hatte er mit dem Verfaſſer ſchon früher ein perſönliches Verhältniß und dieſe Lehre ſo lieb gewonnen daß er ſie hier an die Bruſt drückt. Beide hatten in Rom lange Jahre neben einander und wahrſcheinlich miteinander zugebracht.

Wir wollen hier noch zum Schluſſe des Pater Bonacurſius gedenken, der mit Kirchern auf die Dauer des Bildeindrucks im Auge aufmerkſam ward. Zufälligerweiſe war es das Fenſterkreuz, das ſie von jener merkwürdigen phyſiologiſchen Erſcheinung belehrte, und es iſt ihnen als Geiſtlichen nicht zu verargen, daß ſie zuerſt der Heiligkeit dieſer mathematiſchen Figur eine ſolche Wunderwirkung zuſchrieben. Uebrigens iſt dieß einer von den wenigen Fällen, wo eine Art von Aberglaube ſich zur Betrachtung der Farbenerſcheinung geſellt hat.

Marcus Marci,

geb. 1595, geſt. 1667.

Die großen Wirkungen, welche Keppler und Tycho de Brahe, in Verbindung mit Galilei, im ſüdlichen Deutſchland hervorgebracht, konnten nicht ohne Folge bleiben, und es läßt ſich bemerken, daß in den kaiſerlichen Staaten, ſowohl bei einzelnen Menſchen als

ganzen Gesellschaften, dieser erste kräftige Anstoß immer fortwirkt.

Marcus Marci, etliche und zwanzig Jahre jünger als Keppler, ob er sich gleich vorzüglich auf Sprachen gelegt hatte, scheint auch durch jenen mathematisch-astronomischen Geist angeregt worden zu seyn. Er war zu Landscron geboren und zuletzt Professor in Prag. Bei allen seinen Verdiensten, die von seinen gleichzeitigen Landsleuten höchlich geschätzt wurden, fehlte es ihm doch eigentlich, so viel wir ihn beurtheilen können, an Klarheit und durchdringendem Sinn. Sein Werk, das uns hier besonders angeht: Thaumantias, Liber de arcu coelesti, deque colorum apparentium natura, ortu et causis, zeugt von dem Ernst, Fleiß und Beharrlichkeit des Verfassers; aber es hat im Ganzen etwas Trübseliges. Er ist mit den Alten noch im Streit, mit den Neuern nicht einig, und kann die Angelegenheit, mit der er sich eigentlich beschäftigt, nicht in die Enge bringen; welches freilich eine schwere Aufgabe ist, da sie nach allen Seiten hindeutet.

Einsicht in die Natur kann man ihm nicht absprechen; er kennt die prismatischen Versuche sehr genau; die dabei vorkommende farblose Refraction, die Färbung sowohl in objectiven als subjectiven Fällen, hat er vollständig durchgearbeitet: es mangelt ihm aber an Sonderungsgabe und Ordnungsgeist. Sein Vortrag ist unbequem, und wenn man auch begreift, wie er auf seinem

Wege zum Zweck zu gelangen glaubte, ſo iſt es doch ängſtlich, ihm zu folgen.

Bald ſtellt er fremde Sätze auf, mit denen er ſtreitet, bald ſeine eigenen, denen er gleichfalls oppenirt, ſodann aber ſie wieder rechtfertigt, dergeſtalt daß nichts auseinander tritt, vielmehr eins über das andre hingeſchoben wird.

Die prismatiſchen Farben entſtehen ihm aus einer Condenſation des Lichts; er ſtreitet gegen die, welche den Schatten zu einer nothwendigen Bedingung dieſer Erſcheinung machen, und muß doch bei ſubjectiven Verſuchen sepimenta und interstitia umbrosa verlangen und hinzufügen: cujus ratio est, quod species lucis aut color se mediam infert inter umbrosa intervalla. Auch iſt zu bemerken, daß wir bei ihm ſchon eine diverſe Refraction finden.

So wie in Methode und Vortrag, alſo auch in Sprache und Styl iſt er Kepplern entgegengeſetzt. Wenn man bei dieſem mit Luſt Materien abgehandelt ſieht, die man nicht kennt, und ihn zu verſtehen glaubt; ſo wird bei jenem dasjenige, was man ſehr gut verſteht, wovon wir die genaueſte Kenntniß haben, durch eine düſtre Behandlung verworren, trüb, ja man darf ſagen ausgelöſcht. Um ſich hiervon zu überzeugen, leſe derjenige, dem die ſubjectiven prismatiſchen Verſuche vollkommen bekannt ſind, die Art, wie der Verfaſſer das Phänomen erklärt S. 177.

De la Chambre,

geb. 1591, geſt. 1669.

La Lumière, par le Sieur de la Chambre, Conseiller du Roy en Ses Conseils, et Son Médecin ordinaire. Paris 1657.

Kircher hatte ausgeſprochen, daß die Farben Kinder des Lichts und des Schattens ſeyen; Carteſius hatte bemerkt, daß zum Erſcheinen der prismatiſchen Farben eine Beſchränkung mitwirken müſſe; man war alſo von zwey Seiten her auf dem Wege, das Rechte zu treffen, indem man jenen dem Licht entgegengeſetzten Bedingungen ihren integrirenden und conſtituirenden Antheil an der Farbenerſcheinung zugeſtand.

Man warf ſich jedoch bald wieder auf die entgegengeſetzte Seite und ſuchte alles in das Licht hineinzulegen, was man hernach wieder aus ihm herausdemonſtriren wollte. Der einfache Titel des Buchs La Lumière, im Gegenſatz mit dem Kircheriſchen, iſt recht charakteriſtiſch. Es iſt dabei darauf angeſehen, alles dem Lichte zuzuſchieben, ihm alles zuzuſchreiben, um nachher alles wieder von ihm zu fordern.

Dieſe Geſinnung nahm immer mehr überhand, jemehr man ſich dem Ariſtoteles entgegenſtellte, der das Licht als ein Accidens, als etwas das einer bekannten oder verborgenen Subſtanz begegnen kann, angeſehen hatte. Nun wurde man immer geneigter, das Licht wegen ſeiner un-

ungeheuern Wirkungen nicht als etwas Abgeleitetes anzusehen; man schrieb ihm vielmehr eine Substanz zu, man sah es als etwas Ursprüngliches, für sich Bestehendes, Unabhängiges, Unbedingtes an; doch mußte diese Substanz, um zu erscheinen, sich materiiren, materiell werden, Materie werden, sich körperlich und endlich als Körper darstellen, als gemeiner Körper, der nun Theile aller Art enthalten, auf das verschiedenste und wunderlichste gemischt, und ungeachtet seiner anscheinenden Einfalt als ein heterogenes Wesen angesehen werden konnte. Dieß ist der Gang, den von nun an die Theorie nimmt, und die wir in der Newtonischen Lehre auf ihrem höchsten Punkte finden.

Jene frühere Erklärungsart aber, die wir durch Kirchern umständlicher kennen gelernt, geht neben der neuern bis zu Ende des Jahrhunderts immer parallel fort, bildet sich immer mehr und mehr aus und tritt noch einmal zuletzt ganz deutlich in Nuguet hervor, wird aber von der Newtonischen völlig verdrängt, nachdem sie vorher durch Boyle bei Seite geschoben war.

De la Chambre selbst erscheint uns als ein Mann von sehr schwachen Kräften: es ist weder Tiefe in seinen Conceptionen, noch Scharfsinn in seinen Controversen. Er nimmt vier Arten Licht in der Natur an: die erste sey das innere, radicale, gewissen Körpern wesentliche, das Licht der Sonne, der Sterne, des Feuers; das andere ein äußeres, abgeleitetes, vorübergehendes, das

Licht der von jenen Körpern erleuchteten Gegenstände. Nun gibt es, nach seiner Lehre, noch andere Lichter, die vermindert und geschwächt sind und nur einige Theile jener Vollkommenheit besitzen, das sind die Farben. Man sieht also, daß von einer Seite eine Bedingung zugegeben werden muß, die das Licht schwächt, und daß man von der andern wieder dem Lichte eine Eigenschaft zuschreibt, gleichsam ohne Bedingung geschwächt seyn zu können. Wir wollen übrigens dem Verfasser in seiner Deduction folgen.

Erster Artikel. Daß das äußere Licht von derselben Art sey wie das radicale. Nachdem er Wirkung und Ursache getrennt, welche in der Natur völlig zusammen fallen, so muß er sie hier wieder verknüpfen und also seine Eintheilung gewissermaßen wieder aufheben.

Zweyter Artikel. Daß die apparenten Farben nichts anderes als das Licht selbst seyen. Auch hier muß er das Mittel, wodurch das Licht durchgeht, als Bedingung voraussetzen; diese Bedingung soll aber nichts als eine Schwächung hervorbringen.

Dritter Artikel. Das Licht vermische sich nicht mit der Dunkelheit (obscurité). Es ist ja aber auch nicht von der Dunkelheit die Rede, sondern von dem Schatten, mit welchem das Licht sich auf manche Weise verbinden, und der unter gewissen Umständen zur

feste, folgerechte Naturen, um nach ihrer Weise zu leben und zu wirken. Der Dichter aber hat am ersten Ursache sich dem Höchsten, der sein Talent schätzt, zu widmen. Am Hof, im Umgange mit Großen, eröffnet sich ihm eine Weltübersicht, deren er bedarf, um zum Reichthum aller Stoffe zu gelangen. Hierin liegt nicht nur Entschuldigung, sondern Berechtigung zu schmeicheln, wie es dem Panegyristen zukommt, der sein Handwerk am besten ausübt, wenn er sich mit der Fülle des Stoffes bereichert, um Fürsten und Vesire, Mädchen und Knaben, Propheten und Heilige, ja zuletzt die Gottheit selbst, menschlicher Weise überfüllt auszuschmücken.

Auch unsern westlichen Dichter loben wir, daß er eine Welt von Putz und Pracht zusammengehäuft, um das Bild seiner Geliebten zu verherrlichen.

Bedingung werden kann, daß Farben erſcheinen, ſo wie bei den Doppelbildern ſchattengleiche Halbbilder entſtehen, welche eben in den Fall kommen können farbig zu ſeyn. Alles übrige ſchon oft Geſagte wollen wir hier nicht wiederholen.

Vierter Artikel. Das Licht vermiſche ſich nicht mit dem Düſtern (opacité). Bei dem prismatiſchen Falle, wovon er ſpricht, mag er zwar in gewiſſem Sinne Recht haben: denn die Farben entſtehen nicht aus dem einigermaßen Düſtern des Prisma's, ſondern an dem zugleich gewirkten Doppelbilde. Hat man aber die Lehre vom Trüben recht inne, ſo ſieht man, wie das, was man allenfalls auch düſter nennen könnte, nämlich das nicht vollkommen Durchſichtige, das Licht bedingen kann, farbig zu erſcheinen.

Fünfter Artikel. Daß das Licht, indem es ſich in Farbe verwandelt, ſeine Natur nicht verändere. Hier wiederholt er nur die Behauptung: die Farben ſeyen bloß geſchwächte Lichter.

Sechster Artikel. Welche Art von Schwächung das Licht in Farbe verwandle. Durch ein Gleichniß vom Ton hergenommen unterſcheidet er zwey Arten der Schwächung des Lichtes: die erſte vergleicht er einem Ton, der durch die Entfernung geſchwächt wird, und das iſt nun ſeine dritte Art Licht; die zweyte vergleicht er einem Ton, der von der Tiefe zur Höhe übergeht und durch dieſe Veränderung ſchwä-

cher wird, dieſes iſt nun ſeine vierte Art Licht, nämlich die Farbe. Die erſte Art möchte man eine quantitative und die zweyte eine qualitative nennen, und dem Verfaſſer eine Annäherung an das Rechte nicht abläugnen. Am Ende, nachdem er die Sache weitläuftig auseinander geſetzt, zieht er den Schluß, daß die Farben nur geſchwächte Lichter ſeyn können, weil ſie nicht mehr die Lebhaftigkeit haben, welche das Licht beſaß, woraus ſie entſpringen. Wir geben gern zu, daß die Farben als geſchwächte Lichter angeſehen werden können, die aber nicht aus dem Licht entſpringen, ſondern an dem Licht gewirkt werden.

Siebenter Artikel. Daß die apparenten und die firen Farben beide von einerlei Art ſeyen. Daß die ſämmtlichen Farben, die phyſiologiſchen, apparenten und firen, unter einander in der größten Verwandtſchaft ſtehen, wäre Thorheit zu läugnen. Wir ſelbſt haben dieſe Verwandtſchaft in unſerm Entwurfe abzuleiten und, wo es nicht möglich war ſie ganz durchzuführen, ſie wenigſtens anzudeuten geſucht.

Achter Artikel. Daß die firen Farben nicht vom Sonnenlichte herkommen. Er ſtreitet hier gegen diejenigen, welche die Oberfläche der Körper aus verſchieden geſtalteten Theilchen zuſammenſetzen und von dieſen das Licht verſchiedenfarbig zurückſtrahlen laſſen. Da wir den firen Farben einen chemiſchen Urſprung zugeſtehen und eine gleiche Realität wie andern chemiſchen Phänomenen, ſo können wir den Argumenten des Ver-

faſſers beitreten. Uns iſt Lakmus in der Finſterniß ſo gut gelbroth als der zugemiſchte Eſſig ſauer, eben ſo gut blaureth als das dazugemiſchte Alcali fade. Man könnte, um es hier im Vorbeigehen zu ſagen, die Farben der Finſterniß auch intentionell nennen: ſie haben die Intention eben ſo gut, zu erſcheinen und zu wirken, als ein Gefangener im Gefängniß, frei zu ſeyn und umher zu gehen.

Neunter Artikel. Daß die Farben keine Flammen ſeyen. Dieſes iſt gegen den Plato gerichtet, der indeſſen, wenn man ſeine Rede gleichnißweiſe nehmen will, der Sache nahe genug kommt: denn der Verfaſſer muß ja im

Zehnten Artikel behaupten: daß die firen Farben innerliche Lichter der Körper ſeyen. Was hier zur Sprache kommt, drückt ſich viel beſſer aus durch die ſpäter von Delaval hauptſächlich urgirte nothwendige Bedingung zum Erſcheinen der firen Farben, daß ſie nämlich einen hellen Grund hinter ſich haben müſſen, bis zu dem das auffallende Licht hindurchdringt, durch die Farbe zum Auge zurückkehrt, ſich mit ihr gleichſam tingirt und auf ſolche Weiſe ſpecifiſch fortwirkt. Das Gleiche geſchieht bei'm Durchſcheinen eines urſprünglich farbloſen Lichtes durch transparente farbige Körper oder Flächen. Wie nun aber dieß zugehe, daß die den Körpern angehörigen Lichter durch das radicale Licht aufgeweckt werden, darüber verſpricht uns der Verfaſſer in ſeinem Capitel von der Wirkung des Lichtes zu belehren, wohin wir ihm

jedoch zu folgen nicht rathſam finden. Wir bemerken nur noch, daß er in ſeinem

Eilften Artikel nun die vier verſchiedenen Lichter fertig hat: nämlich das Licht, das den leuchtenden Körpern angehört, dasjenige was ſie von ſich abſchicken, das Licht das in den fixen Farben ſich befindet, und das was von dieſen als Wirkung, Gleichniß, Gleichartiges, Species, espèce abgeſendet wird. Dadurch erhält er alſo zwey vollkommene und völlig radicale, den Körpern eigene, ſo wie zwey geſchwächte und verminderte äußerliche und vorübergehende Lichter.

Auf dieſem Wege glaubt er nun dem Licht oder den Lichtern, ihrem Weſen und Eigenſchaften näher zu dringen, und ſchreitet nun im zweyten Capitel des erſten Buchs zur eigentlichen Abhandlung. Da jedoch das was uns intereſſirt, nämlich ſeine Geſinnung über Farbe, in dem erſten Capitel des erſten Buchs völlig ausgeſprochen iſt, ſo glauben wir ihm nicht weiter folgen zu müſſen, um ſo weniger, als wir ſchon den Gewinn, den wir von der ganzen Abhandlung haben konnten, nach dem bisher Geſagten, zu ſchätzen im Stande ſind.

Iſaac Voſſius,

geb. 1618, geſt. 1689.

Sohn und Bruder vorzüglicher Gelehrten und für die Wiſſenſchaften thätiger Menſch. Frühe wird er in

alten Sprachen und den damit verbundenen Kenntnissen unterrichtet. In ihm entwickelt sich eine leidenschaftliche Liebhaberey zu Manuscripten. Er bestimmt sich zum Herausgeber alter Autoren und beschäftigt sich vorzüglich mit geographischen und astronomischen Werken. Hier mag er empfinden, wie nothwendig zu Bearbeitung derselben Sachkenntnisse gefordert werden; und so nähert er sich der Physik und Mathematik. Weite Reisen befördern seine Naturanschauung.

Wie hoch man seine eigenen Arbeiten in diesem Fache anzuschlagen habe, wollen wir nicht entscheiden. Sie zeugen von einem hellen Verstand und ernsten Willen. Man findet darin originelle Vorstellungsarten, welche uns Freude machen, wenn sie auch mit den unsrigen nicht übereinstimmen. Seine Zeitgenossen, meist Descartes Schüler, sind übel mit ihm zufrieden und lassen ihn nicht gelten.

Uns interessirt hier vorzüglich sein Werk de Lucis natura et proprietate. Amstelodami 1662; wozu er später einen polemischen Nachtrag herausgegeben. Wie er über die Farben gedacht, lassen wir ihn selbst vortragen.

Im drey und zwanzigsten Capitel.

Alle einfachen Körper seyen durchsichtig.

„Opak, d. h. undurchsichtig werden alle Körper genannt, die gefärbt sind und das Licht nicht durchlassen.

Mannichfaltigkeit der Farben. Was auch die Sonne mit ihren günstigen Strahlen beſcheint, dieſes nimmt ſogleich eine angenehme und erfreuliche Färbung an. Findet ſich auch in kalten Gegenden manchmal etwas Gefärbtes, ſo iſt es doch nur ſelten und ſchwach, und deutet mehr auf ein Beſtreben einer abnehmenden Natur, als ihre Macht und Gewalt an; wie denn ein einziges indiſches Vögelchen eine größere Farbenmannichfaltigkeit leiſtet, als das ſämmtliche Vögelgeſchlecht, das norwegiſche und ſchwediſche Wälder bevölkert. Eben ſo verhält ſich's mit den übrigen Thieren, Pflanzen und Blumen; denn in jenen Gegenden findeſt du nicht einmal die Thäler mit leuchtenden und lebhaften Farben geſchmückt, man müßte ſie denn durch Kunſt hervorbringen, oder der Boden müßte von einer beſondern Beſchaffenheit ſeyn. Gelangt man weiter nach Norden, ſo begegnet einem nichts als Graues und Weißes. Deßwegen nehmen wir an: die Urſache der Farben ſey das Verbrennen der Körper."

Fünf und zwanzigſtes Capitel.

Die Materie der Farben rühre von der Eigenſchaft des Schwefels her.

„Der Grundſtoff der Farben ſchreibt ſich nirgends anders her als von dem Schwefel, der einem jeden Körper beigemiſcht iſt. Nach dem verſchiedenen Brennen dieſes Elements entſtehen auch die verſchiedenen

Farben: denn der natürliche Schwefel, ſo lange er weder Wärme noch Feuer erfahren hat, iſt durchſichtig; wird er aufgelöſ't, dann nimmt er verſchiedene Farben an und verunreinigt die Körper, denen er beigemiſcht iſt. Und zwar erſcheint er zuerſt grün, dann gelb, ſodann roth, dann purpurfarb und zuletzt wird er ſchwarz. Iſt aller Schwefel erſchöpft und verzehrt, dann löſen ſich die Körper auf, alle Farbe geht weg und nichts bleibt als eine weiße oder durchſichtige Aſche; und ſo iſt die Weiße der Anfang aller Farben, und das Schwarze das Ende. Das Weiße iſt am wenigſten Farbe; das Schwarze hingegen am meiſten. Und nun wollen wir die einzelnen Arten und Stufen der Farbe durchgehen.“

Sechs und zwanzigſtes Capitel.

Die Ordnung der Farben.

„Die erſte Farbe daher, wenn man es Farbe nennen kann, iſt das Weiße. Dieſes tritt zunächſt an das Durchſichtige, und da alle Körper von Natur durchſichtig ſind, ſo kommt hier zuerſt das Düſtere (opacitas) hinzu und der Körper wird ſichtbar bei dem geringſten Lichte, auch wenn der Schwefel nicht ſchmilzt, den wir jedem Körper zugeſchrieben haben. Denn jeder durchſichtige Körper, wenn er zerrieben wird, ſo daß eine Verſchiedenheit der Oberflächen entſteht, erſcheint ſogleich als weiß, und es iſt ganz einerlei, ob die Materie feſt oder

flüssig gewesen. Man verwandle Wasser zu Schaum, oder Glas in Pulver, so wird sich die Durchsichtigkeit sogleich in das Weiße verwandeln. Und zwar ist dieses die erste Art des Weißen; und wenn du sie allein betrachtest, so kann man die Weiße nur uneigentlich zu den Farben zählen. Denn wenn du die einzelnen Körperchen und ihre kleinsten Oberflächen besonders ansiehst, so bleibt ihnen die Durchsichtigkeit, und bloß die Stellung, die Lage der Körper betrügt den Anblick."

„Aber eine andere Art des Weißen gibt es, wenn in einem durchsichtigen Körper durch Einwirkung des Lichtes und der Wärme die zarteren Theile des Schwefels schmelzen und angezündet werden: denn da auf diese Weise die Körper austrocknen und dünner werden, so folgt daraus, daß auch verschiedene neue Oberflächen entstehen; und auf diese Art werden durchsichtige Dinge, auch ehe die Tinctur des Schwefels hinzutritt, weiß. Denn es ist eine allgemeine Regel, daß jeder klein zerstückte Körper weiß werde, und umgekehrt, daß jeder weiße Körper aus kleinen durchsichtigen Theilen bestehe."

„Zunächst an der Weiße folgen zwey Farben, das blässere Grün und das Gelbe. Ist die Wärme schwach, die das, was schwefelicht ist, in den Körpern auflösen soll, so geht das Grüne voraus, welches roher und wässeriger ist als das Gelbe. Verursacht aber die Wärme eine mächtigere Kochung, so tritt sogleich nach dem Weißen ein Gelbes hervor, das reifer ist und feuriger. Folgt

aber auf diese Art das Gelbe dem Weißen, so bleibt kein Platz mehr für das Grüne. Denn auch in den Pflanzen wie in andern Körpern, wenn sie grün werden, geht das Grüne dem Gelben voraus."

„In welcher Ordnung man auch die Farben zählt, so ist die mittlere immer roth. Am mächtigsten ist hier das flammende Roth, und dieses entsteht nicht aus dem Weißen und Schwarzen, sondern es ist dem Schwefel seinen Ursprung schuldig. Und doch lassen sich aus dem Rothen, dem Weißen und dem Schwarzen alle Farben zusammensetzen."

„Entsteht nämlich eine größere Verbrennung der Körper und des Schwefels, so erscheint die Purpur- und blaue Farbe, deren Mischung bekannt ist. Die Gränze der Farbe jedoch, so wie die letzte Verbrennung ist die Schwärze. Dieses ist die letzte Tinctur des Schwefels und seine letzte Wirkung. Hierauf folgt die Auflösung der Körper. Wenn aber der Schwefel erschöpft und die Feuchtigkeit aufgezehrt ist, so bleibt nichts als die weiße und durchsichtige Asche. Gibst du dieser die Feuchtigkeit und den Halt wieder, so kehren die Körper in ihren ersten Zustand zurück."

„In denjenigen Flammen, wie sie täglich auf unserm Herde aufsteigen, ist die entgegengesetzte Ordnung der Farben. Denn je dunkler die Tinctur des Schwefels in der Kohle ist, desto reiner und weißer steigt die Flamme auf. Jedoch ist die Flamme, die zuerst aufsteigt, wegen

Eingeſchaltetes.

Die Beſonnenheit des Dichters bezieht ſich eigentlich auf die Form, den Stoff gibt ihm die Welt nur allzufreigebig, der Gehalt entſpringt freiwillig aus der Fülle ſeines Innern; bewußtlos begegnen beide einander und zuletzt weiß man nicht, wem eigentlich der Reichthum angehöre.

Aber die Form, ob ſie ſchon vorzüglich im Genie liegt, will erkannt, will bedacht ſeyn, und hier wird Beſonnenheit gefordert, daß Form, Stoff und Gehalt ſich zu einander ſchicken, ſich in einander fügen, ſich einander durchdringen.

Der Dichter ſteht viel zu hoch als daß er Partey machen ſollte. Heiterkeit und Bewußtſeyn ſind die ſchönen Gaben, für die er dem Schöpfer dankt: Bewußtſeyn, daß er vor dem Furchtbaren nicht erſchrecke, Heiterkeit, daß er alles erfreulich darzuſtellen wiſſe.

beigemischten Unraths, dunkel und finster; dann wird sie purpurfarb, dann röthet sie sich und wird gelb. Fängt sie an weiß zu werden, so ist es ein Zeichen, daß Schwefel und brennbare Materien zu Ende gehen."

„Es gibt aber weder eine völlig schwarze, noch völlig weiße Flamme. Wird sie zu sehr verdunkelt, dann ist es Rauch, nicht Flamme; wird sie zu sehr weiß, so kann sie auch nicht länger bestehen, da ihr der Schwefel ausgeht."

„Und so glaub' ich, ist deutlich genug, warum verschiedene Körper, nach der verschiedenen Tinctur des Schwefels, sich auf eine verschiedene Weise gefärbt sehen lassen, und ich hoffe, hier werden mir die Chemiker nicht entgegen seyn, die, ob sie gleich, wie überhaupt, also auch von den Farben, sehr verworren und räthselhaft sprechen, doch nicht viel von dem, was wir bisher ausgesprochen, abzuweichen scheinen."

Sieben und zwanzigstes Capitel.

Wie die apparenten Farben erzeugt werden.

„Nun ist aber eine andere Frage zu beantworten, welche verwickelter und schwerer ist: woher nämlich die Farben kommen, welche von ihren Körpern gewissermaßen abgesondert sind, welche man die apparenten nennt, wie die Farben des Regenbogens, der Morgenröthe und die, welche durch gläserne Prismen sich ausbreiten. Aus dem, was wir gesagt haben, erhellt, wie mich

dünkt, genugsam, daß die Flamme jederzeit der Farbe des Schwefels folgt und alle Farben zuläßt, außer dem Schwarzen und dem völlig Weißen. Denn der Schwefel enthält wohl die beiden Farben, aber eigentlich in der Flamme können sie nicht seyn. Weiß zwar erscheinen zarte Flämmchen; wenn sie es aber vollkommen wären, und nicht noch etwas von anderer Farbe zugemischt hätten, so wären sie durchsichtig und würden kein Licht oder ein sehr schwaches verbreiten. Daß aber eine Flamme schwarz sey, ist gegen die Vernunft und gegen die Sinne."

„Dieses festgesetzt, fahr' ich fort: wie die Farbe des Schwefels in der verbrennlichen Materie, so ist auch die Farbe der Flammen; wie aber die Flamme, so ist auch das Licht, das von ihr ausgebreitet wird; da aber die Flamme alle Farben enthält und begreift, so ist nothwendig, daß das Licht dieselbe Eigenschaft habe. Deßwegen sind auch in dem Licht alle Farben, obgleich nicht immer sichtbar. Denn wie eine mächtige Flamme weiß und einfärbig erscheint, wenn man sie aber durch einen Nebel oder andern dichten Körper sieht, verschiedene Farben annimmt, auf eben diese Weise bekleidet sich das Licht, ob es gleich unsichtbar oder weiß ist, wenn es durch ein gläsernes Prisma oder durch eine feuchte Luft durchgeht, mit verschiedenen Farben."

„Ob nun gleich in dem reinen Licht keine Farben erscheinen, so sind sie dessen ungeachtet wahrhaft in dem Licht enthalten. Denn wie ein gröberes Licht einem ge-

ringeren ſchadet, ſo verhindert auch ein reines Licht, das verdunkelte Licht zu ſehen. Daß aber ein jedes Licht Farben mit ſich führe, kann man daraus folgern, daß wenn man durch eine Glaslinſe oder auch nur durch eine Oeffnung Licht in eine dunkle Kammer fallen läßt, ſich auf einer entferntern Mauer oder Leinwand alle Farben deutlich zeigen, da doch an den Kreuzungspunkten der Strahlen und an den Stellen, die der Linſe allzunah ſind, keine Farbe, ſondern das bloße Licht erſcheint."

„Da nun aber das Licht Form und Bild des Feuers iſt, welche aus dem Feuer nach allen Seiten hinſtrahlen, ſo ſind auch die Farben, die das Licht mitbringt, Formen und Bilder der Farben, welche wahrhaft und auf eine materielle Weiſe ſich in dem Feuer befinden, von dem das Licht umhergeſendet wird."

„Wie aber Flamme und Feuer, je ſchwächer ſie ſind, ein deſto ſchwächeres Licht von ſich geben, ſo auch nach Geſetz und Verhältniß der wahren und materialiſirten Farbe, die in der Flamme iſt, wachſen und nehmen ab die apparenten Farben im Lichte."

„Und wie nun bei abnehmender Flamme auch das Licht geſchwächt wird, ſo verſchwindet auch die apparente Farbe, wenn die wahre Farbe abnimmt. Deßwegen wirft das gläſerne Prisma bei Nacht oder bei ſchwachem Lichte keine Farben umher, es gibt keine farbigen Phänomene, die Mondſcheinregenbogen ſind blaß, nichts

erscheint irgend feurig oder von einer andern deutlichen Farbe tingirt."

„So wie auch keine Flamme vollkommen schwarz oder weiß ist, so sind auch keine apparenten Farben weiß oder schwarz, sondern so wie bei der Flamme so auch im Lichte sind das Gelbe und Blaue die Gränzen der Farbe."

„Und hieraus, wenn ich nicht irre, ergibt sich deutlich, was die wahre, permanente und fixe Farbe sey, deßgleichen die vergängliche, unstäte, die sie auch apparent nennen. Denn die wahre Farbe ist ein Grad, eine Art der Verbrennung in irgend einem Körper; die apparente Farbe aber ist ein Bild einer wahren Farbe, das man außer seiner Stelle sieht. Wie man aber auch die wahren Farben mit den apparenten zusammenhalten und vergleichen will, so werden sie sich immer wie Ursache zu Ursache und wie Wirkung zu Wirkung verhalten, und was den fixen Farben begegnet, wird auch den Bildern, welche von denselben erzeugt werden, geschehen. Trifft dieses manchmal nicht vollkommen ein, so ereignet sich's wegen der Lage und Gestalt der Körper, wodurch die Bilder durchgeführt und fortgepflanzt werden."

Hier sehen wir also einige Jahre früher als Newton sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, seine Lehre völlig ausgesprochen. Wir streiten hier nicht mit Isaac Vossius, sondern führen seine Meinung nur historisch an. Die Tendenz jener Zeit, den äußeren Bedingungen ihren

ihren integrirenden Antheil an der Farbenerscheinung abzusprechen und ihnen nur einen anregenden, entwickelnden Anstoß zuzuschreiben, dagegen alles im Lichte schon im voraus zu syntheſiren, zuſammenzufaſſen, zu verſtecken und zu verheimlichen, was man künftig aus ihm hervorholen und an den Tag bringen will, ſpricht ſich immer deutlicher aus, bis zuletzt Newton mit ſeinen Idiotismen hervortritt, den Reihen ſchließt und, obgleich nicht ohne Widerſpruch, dieſer Vorſtellungsart den Ausſchlag gibt. Wir werden in der Folge noch Gelegenheit haben anzuzeigen, was noch alles vorausgegangen, um Newtons Lehre den Weg zu bahnen; können aber hier nicht unbemerkt laſſen, daß ſchon Matthäus Pankl, in ſeinem Compendium Institutionum physicarum, Posoniae 1793 unſern Iſaac Voſſius für einen Vorläufer Newtons erklärt, indem er ſagt: „Den Alten war das Licht das einfachſte und gleichartigſte Weſen. Zuerſt hat Iſaac Voſſius vermuthet, die Mannichfaltigkeit der Farben, die wir an den Körpern wahrnehmen, komme nicht von den Körpern, ſondern von Theilchen des Lichts her.“

Franciscus Maria Grimaldi,

geb. 1613, geſt. 1663.

Er ſtammte aus einem alten berühmten Geſchlechte und zwar von dem Zweige deſſelben, der zu Bologna blühte. Er ſcheint ſeine erſte Bildung in den Jeſuiten-

schulen erhalten zu haben; besonders befleißigte er sich der Mathematik und der damals innigst mit ihr verbundenen Naturlehre.

Nachdem er in den Orden getreten, ward er Professor der Mathematik zu Bologna und zeigte sich als einen in seinem Fache sehr geübten Mann, kenntnißreich, scharfsinnig, fleißig, pünktlich, unermüdet. Als einen solchen rühmt ihn Riccioli in der Dedication seines Amalgest und preis't ihn als einen treuen Mitarbeiter. Sein Werk, wodurch er uns bekannt, wodurch er überhaupt berühmt geworden, führt den Titel: Physico-Mathesis de Lumine, Coloribus et Iride. Bononiae 1665. Man bemerke, daß auch hier nur des Lichts und nicht des Schattens erwähnt ist, und erwarte, daß Grimaldi sich als ein solcher zeigen werde, der die Farbenerscheinungen aus dem Licht entwickelt.

Hier haben wir nun das dritte Werk in unserm Fache, das sich von einem jesuitischen Ordensgeistlichen herschreibt. Wenn Aguillonius sorgfältig und umständlich, Kircher heiter und weitläuftig ist, so muß man den Verfasser des gegenwärtigen Buchs höchst consequent nennen. Es ist reich in Absicht auf Erfahrungen und Experimente, ausführlich und methodisch in seiner Behandlung, und man sieht wohl, daß der Verfasser in allen Subtilitäten der Dialektik sehr geübt ist.

Vor allem aber ist zu bemerken, daß Form und Darstellung problematisch, ja ironisch sind, welches einer

ſo ernſten folgerechten Arbeit eine ganz wunderliche Wendung gibt. Galilei hatte ſich ſchon einer ähnlichen Wendung bedient, in den Dialogen, wegen welcher er von den Jeſuiten ſo heftig verfolgt wurde. Hier bedient ſich ein Jeſuit, nach etwa zwanzig Jahren, deſſelben Kunſtgriffs. Im erſten Buch, das 472 geſpaltene Quartſeiten ſtark iſt, thut er alles Mögliche, um zu zeigen, daß das Licht eine Subſtanz ſey; im zweyten Buch, welches nur 63 geſpaltene Seiten enthält, widerlegt er ſcheinbar ſeine vorige Meinung und verclauſulirt dieſe Widerlegung auf's neue dergeſtalt, daß er ſie völlig vernichtet. Auch darf man nur die Vorrede des Ganzen und den Schluß des erſten Theils leſen, ſo fällt ſeine Abſicht ſchon deutlich genug in die Augen. Bei allen dieſen Verwahrungen zaudert er, das Werk herauszugeben, das bei ſeinem Tode völlig fertig liegt, wie es denn auch drey Jahre nach demſelben, und ſo viel ſich bemerken läßt, ohne Verſtümmelung erſcheint.

Indem er nun das Licht als Subſtanz behandelt, ſo finden wir ihn auf dem Wege, auf dem wir Carteſius, de la Chambre und Voſſius wandeln ſahen, nur betritt er denſelben mit mehr Ernſt und Sicherheit und zugleich mit mehr Vorſicht und Zartheit. Seine Naturkenntniß überhaupt iſt höchſt ſchätzenswerth. Erfahrungen und Verſuche, dieſe Gegenſtände betreffend, ſind vor ihm von keinem ſo vollſtändig zuſammengebracht worden. Freilich ſtellt er ſie alle zurecht, um ſeine Erklärungsart

zu begründen; doch kann man ihm nachsagen, daß er keine Erfahrung, keinen Versuch entstelle, um ihn seiner Meinung anzupassen.

Das Licht ist ihm also eine Substanz, im physischen Sinne eine Flüssigkeit, die er jedoch auf's äußerste zu verfeinern sucht. Durch Beispiele und Gleichnisse will er uns von der Zartheit eines so subtilen materiellen Wesens, das gleichsam nur wie ein geistiger Ausbauch wirkt, überzeugen. Er führt die Lehre vom Magneten zu diesem Zwecke umständlich durch, bringt die Fälle von unendlicher Theilbarkeit der Farbe, äußerster Ductilität der Metalle und dergleichen vor, nimmt den Schall, und was er sonst noch brauchen kann, zu Hülfe, um unsere Kenntnisse durch Erinnerung auf einen Punkt zu sammeln und unsere Einbildungskraft anzuregen.

Man hatte bisher drey Arten, in welchen sich das Licht verbreite, angenommen: die directe, refracte, reflexe, wozu er noch die instere hinzusetzt, welche er sogleich in Rücksicht seiner hypothetischen Zwecke die diffracte nennt.

Jene verschiedenen Arten der Lichtfortpflanzung zu erklären und andere dabei vorkommende Phänomene auszulegen, gibt er seiner feinen Flüssigkeit eine verschiedene innere Disposition. Und so wird denn diesem wirksamen Wesen ein Fließen (fluitatio), ein Wogen (undulatio, undatio), ein Regen und Bewegen (agitatio), ein Wälzen (volutatio) zugeschrieben.

Durchsichtigen Körpern wird eine continua porosi-

tas zugeeignet, welches eigentlich eine contradictio in adjecto iſt, woran ſich erkennen läßt, wie leicht man mit Worten das Unmögliche und Ungehörige als ein Mögliches, Verſtändiges und Verſtändliches mittheilen konne. Die undurchſichtigen Körper haben auch mannichfaltige wunderliche Oberflächen, die das Licht verſchiedentlich zurückwerfen; deßhalb er ſich denn vertheidigen muß, daß ſeine Lehre mit der Lehre der Atomiſten nicht zuſammenfalle, welches ihm auch Ernſt zu ſeyn ſcheint.

In jenen Poren und Irrgängen, wunderlichen Aus- und Einwegen, Schlupflöchern und andern mannichfaltigen Beſtimmungen, mildet ſich nun das Licht auf oben beſchriebene Weiſe gewaltig ab und erleidet eine Zerſtreuung (dissipatio), Zerbrechung (diffractio), Zerreißung (discissio) und natürlicher Weiſe auch eine Trennung (separatio); dabei denn auch gelegentlich eine Anhäufung (glomeratio) ſtattfindet.

Wir bemerken hier im Vorbeigehen, daß unter Zerſtreuung des Lichtes ſchon bei den Griechen erwähnt wird. Dort iſt es aber nur ein empiriſcher naiver Ausdruck, der eine oft vorkommende Erſcheinung von hin und wiedergeworfenem, geſchwächtem Lichte ſo gut er kann bezeichnen ſoll. Bei Grimaldi hingegen ſollen die mannichfaltigen Verſuren des Lichtes, das Innere dieſes zarten, unbegreiflichen Weſens aufſchließen und uns von ſeiner Natur dogmatiſch belehren.

Die Farben werden alſo, nach Grimaldi, bei Gelegenheit der Refraction, Reflexion und Inflexion bemerkt; ſie ſind das Licht ſelbſt, das nur auf eine beſondere Weiſe für den Sinn des Geſichts fühlbar wird. Doch geht der Verfaſſer auch wohl ſo weit, daß er im Licht beſtimmte Arten der Farbe annimmt und alſo die Newtoniſche Lehre unmittelbar vorbereitet.

Alle Farben ſind ihm wahr und entſpringen auf einerlei Weiſe; doch läßt er, um ſie erklären zu können, den Unterſchied zwiſchen dauernden und vorübergehenden Farben einſtweilen zu, und um jene auch in vorübergehende zu verwandeln, benutzt er auf eine ſehr geſchickte Weiſe die Verſatilität der chemiſchen Farben.

Was übrigens den Apparat betrifft, ſo bedient er ſich öfters der kleinen Oeffnung im Fenſterladen, die ſich eigentlich von der die äußern Gegenſtände innerlich abbildenden Camera obscura herſchreibt. Die prismatiſchen Phänomene kennt er meiſtens, wie er denn auch auf die längliche Geſtalt des Farbenbildes unſere Aufmerkſamkeit hinlenkt. Unter ſeiner theoretiſchen Terminologie finden wir auch ſchon Strahlenbündel. Da ihm manche Erfahrungen und Verſuche, die erſt ſpäter bekannt geworden, in der Reihe ſeines Vortrags abgehen; ſo zeigen ſich in demſelben Lücken und Sprünge und gar manches Unzulängliche, das ihm aber nicht zu Schulden kommt. Den Regenbogen mit ſeinen Umſtänden und Bedingungen

Orientaliſcher Poeſie

Ur-Elemente.

In der arabiſchen Sprache wird man wenig Stamm- und Wurzelworte finden, die, wo nicht unmittelbar, doch mittelſt geringer An- und Umbildung ſich nicht auf Kameel, Pferd und Schaf bezögen. Dieſen allererſten Natur- und Lebensausdruck dürfen wir nicht einmal tropiſch nennen. Alles was der Menſch natürlich frei ausſpricht ſind Lebensbezüge; nun iſt der Araber mit Kameel und Pferd ſo innig verwandt als Leib mit Seele, ihm kann nichts begegnen, was nicht auch dieſe Geſchöpfe zugleich ergriffe und ihr Weſen und Wirken mit dem ſeinigen lebendig verbände. Denkt man zu den obengenannten noch andere Haus- und wilde Thiere hinzu, die dem frei umherziehenden Beduinen oft genug vor's Auge kommen, ſo wird man auch dieſe in allen Lebensbeziehungen antreffen. Schreitet man nun ſo fort und beachtet alles übrige Sichtbare: Berg und Wüſte, Felſen und Ebene, Bäume, Kräuter, Blumen, Fluß und Meer und das vielgeſtirnte Firmament, ſo findet man,

führt er sorgfältig aus; die Farben desselben weiß er nicht abzuleiten.

Robert Boyle,

geb. 1627, gest. 1691.

Die Scheidung zwischen Geist und Körper, Seele und Leib, Gott und Welt war zu Stande gekommen. Sittenlehre und Religion fanden ihren Vortheil dabei: denn indem der Mensch seine Freiheit behaupten will, muß er sich der Natur entgegensetzen; indem er sich zu Gott zu erheben strebt, muß er sie hinter sich lassen, und in beiden Fällen kann man ihm nicht verdenken, wenn er ihr so wenig als möglich zuschreibt, ja wenn er sie als etwas Feindseliges und Lästiges ansieht. Verfolgt wurden daher solche Männer, die an eine Wiedervereinigung des Getrennten dachten. Als man die teleologische Erklärungsart verbannte, nahm man der Natur den Verstand; man hatte den Muth nicht ihr Vernunft zuzuschreiben und sie blieb zuletzt geistlos liegen. Was man von ihr verlangte, waren technische, mechanische Dienste, und man fand sie zuletzt auch nur in diesem Sinne faßlich und begreiflich.

Auf diese Weise läßt sich einsehen, wie das zarte fromme Gemüth eines Robert Boyle sich für die Natur interessiren, sich zeitlebens mit ihr beschäftigen und doch ihr weiter nichts abgewinnen konnte, als daß sie ein We-

sen sey, das sich ausdehnen und zusammenziehen, mischen und sondern lasse, dessen Theile, indem sie durch Druck, Stoß gegen einander arbeiten und sich in die verschiedensten Lagen begeben, auch verschiedene Wirkungen auf unsere Sinne hervorbringen.

In die Farbenlehre war er von der chemischen Seite hereingekommen. Er ist der erste seit Theophrast, der Anstalt macht, eine Sammlung der Phänomene aufzustellen und eine Uebersicht zu geben. Er betreibt das Geschäft nur gelegentlich und zaudert seine Arbeit abzuschließen; zuletzt, als ihm eine Augenkrankheit hinderlich ist, ordnet er seine Erfahrungen, so gut es gehen will, zusammen, in der Form als wenn er das Unvollständige einem jungen Freunde zu weiterer Bearbeitung übergäbe. Dabei möchte er zwar gern von einer Seite das Ansehen haben, als wenn er nur Erfahrungen zusammenstellte, ohne eben dadurch eine Hypothese begründen zu wollen; allein er ist von der andern Seite aufrichtig genug, zu gestehen, daß er sich zur corpuscularen mechanischen Erklärungsart hinneige und mit dieser am weitesten auszulangen glaube. Er bearbeitet daher das Weiße und Schwarze am ausführlichsten, weil freilich bei diesem noch am ersten ein gewisser Mechanismus plausibel werden dürfte. Was aber die eigentlich farbigen Phänomene der Körper, so wie was die apparenten Farben betrifft, bei diesen geht er weniger methodisch zu Werke, stellt aber eine Menge Erfahrungen zusammen, welche

intereſſant genug ſind und nach ihm immer wieder zur Sprache gekommen. Auch haben wir ſie, inſofern wir es für nöthig erachtet, in unſerm Entwurfe, nach unſerer Weiſe und Ueberzeugung aufgeführt.

Der Titel dieſes Werkes in der lateiniſchen Ausgabe, der wir gefolgt ſind, iſt: Experimenta et considerationes de coloribus — seu initium historiae experimentalis de coloribus a Roberto Boyle. Londini 1665.

Seine ganze Denkart, ſeine Vorſätze, ſein Thun und Leiſten wird aus dem fünften Capitel des erſten Theiles am klärſten und eigentlichſten erkannt, welches wir denn auch überſetzt hier einſchalten.

Des erſten Theils

Fünftes Capitel.

I. „Es gibt, wie du weißt, mein Pyrophilus, außer jenen veralteten Meinungen von den Farben, die man ſchon längſt verworfen hat, gar verſchiedene Theorien, deren jede zu unſerer Zeit von bedeutenden Männern in Schutz genommen wird. 1) Denn die peripatetiſchen Schulen, ob ſie gleich wegen der beſonderen Farben unter ſich nicht ganz eins ſind, kommen doch alle darin überein: die Farben ſeyen einwohnende und wirkliche Eigenſchaften, welche das Licht nur offenbare, nicht aber ſie hervorzubringen etwas beitrage. 2) Als-

dann gibt es unter den Neueren einige, die mit geringer Veränderung die Meinung Platons annehmen; und wie er die Farbe für eine Art Flamme hält, die aus den kleinsten Körperchen bestehe, welche von dem Object gleichsam in's Auge geschleudert worden und deren Figur mit den Poren des Auges sich in Uebereinstimmung befinde: so lehren sie, die Farbe sey ein inneres Licht der helleren Theile des Gegenstandes, welches durch die verschiedenen Mischungen der weniger leuchtenden Theile verdunkelt und verändert worden. 3) Nun gibt es andere, welche einigen der alten Atomisten nachfolgen und die Farbe zwar nicht für eine leuchtende Emanation, aber doch für einen körperlichen Ausfluß halten, der aus dem gefärbten Körper hervortritt. Aber die gelehrteren unter ihnen haben neulich ihre Hypotheſe verbeſſert, indem ſie anerkannten und hinzufügten: es ſey etwas äußeres Licht nöthig, um dieſe Körperchen der Farbe zu reizen und anzuregen und ſie zum Auge zu bringen. 4) Eine bedeutendere Meinung der neuern Philoſophen iſt ſodann: die Farben entſpringen aus einer Miſchung des Lichts und der Finſterniß oder vielmehr des Lichts und der Schatten, und dieſe Meinung ließe ſich denn wohl gewiſſermaßen mit der vorhergehenden vereinigen. 5) Was die Chemiker betrifft, ſo ſchreibt die Menge derſelben den Urſprung der Farben dem Princip des Schwefels in den Körpern zu, ob ich gleich finde, daß einige ihrer Anführer die Farben mehr vom

Salz als vom Schwefel herleiten, ja andere sogar von dem dritten Elementarprincip, dem Mercur. 6) Von des Carteſius Nachfolgern brauch' ich dir nicht zu ſagen, daß ſie behaupten, die Empfindung des Lichtes werde von einem Anſtoß hervorgebracht, welcher auf die Organe des Sehens von ſehr kleinen und feſten Kügelchen gewirkt wird, welche durch die Poren der Luft und anderer durchſichtiger Körper durchdringen können. Daraus verſuchen ſie denn auch die Verſchiedenheit der Farben zu erklären, indem ſie die verſchiedenen Bewegungen dieſer Kügelchen und die Proportion der Bewegung zu der Rotation um ihren Mittelpunkt beachten, wodurch ſie nämlich geſchickt werden ſollen, den optiſchen Nerven auf mancherlei Weiſe zu treffen, ſo daß man dadurch verſchiedene Farben gewahr werden könne."

II. „Außer dieſen ſechs vornehmſten Hypotheſen kann es noch andere geben, mein Pyrophilus, die, obſchon weniger bekannt, doch eben ſo gut als dieſe deine Betrachtung verdienen. Erwarte aber nicht, daß ich ſie gegenwärtig umſtändlich durcharbeite, da du den Zweck dieſer Blätter und die mir vorgeſetzte Kürze kenneſt. Deßwegen will ich nur noch einiges im Allgemeinen bemerken, was ſich auf den Tractat, den du in Händen haſt, beſonders bezieht."

III. „Und zwar geſteh' ich dir zuerſt, daß ich, obgleich die Anhänger der gedachten verſchiedenen Hypotheſen durch eine jede beſonders und ausſchließlich die Farben

erklären und hiezu weiter keine Beihülfe annehmen wollen, was mich betrifft, zweifle: ob irgend eine dieser Hypothesen, wenn man alle andern ausschließt, der Sache genug thue. Denn mir ist wahrscheinlich, daß man das Weiße und Schwarze durch die bloße Reflexion, ohne Refraction anzunehmen, erklären könne, wie ich es in nachstehender Abhandlung vom Ursprunge des Schwarzen und Weißen zu leisten gesucht habe. Da ich aber nicht habe finden können, daß durch irgend eine Mischung des Weißen und wahrhaft Schwarzen (denn hier ist nicht von einem Blauschwarz die Rede, welches Viele für das ächte halten) — daß, sage ich, je daraus Blau, Gelb, Roth, geschweige denn die übrigen Farben könnten erzeugt werden; da wir ferner sehen, daß diese Farben durch's Prisma und andere durchsichtige Körper hervorzubringen sind mit Beihülfe der Brechung: so scheint es, man müsse die Brechung auch zu Hülfe nehmen, um einige Farben zu erklären, zu deren Entstehung sie beiträgt, weil sie auf eine oder die andere Weise den Schatten mit dem gebrochenen Lichte verbindet, oder auf eine Art, die wir gegenwärtig nicht abhandeln können. Scheint es nun einigen wahrscheinlich, daß die Poren der Luft und anderer durchsichtiger Körper durchaus mit solchen Kügelchen angefüllt sind, wie die Cartesianer voraussetzen, und daß zugleich die verschiedenen Bewegungsarten dieser Kügelchen in vielen Fällen von Bedeutung sind, um das verschiedene Gewahrwerden der Farbe bei uns zu be-

wirken; so läßt sich auch, ohne diese Kügelchen, die man nicht so leicht beweisen kann, vorauszusetzen, überhaupt mit Wahrscheinlichkeit annehmen: das Auge könne mannichfaltig afficirt werden nicht allein von ganzen Lichtstrahlen die darauf fallen, und zwar als solchen, sondern auch von der Ordnung derselben und dem Grade der Geschwindigkeit, und daß ich mich kurz fasse, nach der Art und Weise, wie die Theilchen woraus die einzelnen Strahlen bestehen zu dem Sinn gelangen, dergestalt daß, welche Figur auch jene kleinen Körper haben aus denen die Lichtstrahlen bestehen, sie nicht allein durch ihre Geschwindigkeit oder Langsamkeit der Entwicklung oder Rotation im Fortschreiten, sondern noch mehr durch ihre absolute Schnelligkeit, ihre directe oder wogende Bewegung und andere Zufälligkeiten, welche ihren Stoß auf's Auge begleiten können, geschickt sind, verschiedenartige Eindrücke zu erregen."

IV. „Zweytens muß ich dich, wegen dieser und ähnlicher Betrachtungen, mein Pyrophilus, bitten, daß du diese kleine Abhandlung ansehest, nicht als eine Dissertation, die geschrieben sey, um eine der vorstehenden Hypothesen ausschließlich vor allen andern zu vertheidigen, oder eine neue, welche mein wäre, dafür aufzustellen; sondern als einen Anfang einer Geschichte der Farben, worauf, wenn sie erst durch dich und deine geistreichen Freunde bereichert worden, eine gründliche Theorie könne aufgebaut werden. Weil aber diese Geschichte nicht

bloß als Katalog der darin überlieferten Sachen anzusehen ist, sondern auch als ein Apparat zu einer gründlichen und umfassenden Hypothese; hielt ich es der Sache gemäß, so meine ganze Dissertation zu stellen, daß ich sie zu jenem Zweck so brauchbar machte, als es sich wollte thun lassen. Deßwegen zweifelte ich nicht, dir zu bezeugen, ich sey geneigt gewesen, sowohl dir die Arbeit zu ersparen, verschiedene unzulängliche Theorien, die dich niemals zu deinem Zweck führen würden, selbst zu erforschen; als überhaupt deine Untersuchungen zu vereinfachen, weßhalb ich mir zweyerlei zum Augenmerk nahm: einmal daß ich gewisse Versuche aufzeichnete, welche durch Hülfe begleitender Betrachtungen und Erinnerungen dir dienen könnten, die Schwäche und Unzulänglichkeit der gemeinen peripatetischen Lehre und der gegenwärtig mit noch mehr Beifall aufgenommenen Theorie der Chemiker von den Farben einzusehen. Denn da diese beiden Lehren sich festgesetzt haben, und zwar die eine in den meisten Schulen, die andere aber bei den meisten Aerzten und andern gelehrten Männern, deren Leben und Berufsart nicht erlaubt, daß sie die eigentlichsten ersten und einfachsten Naturanfänge gewissenhaft untersuchten; so glaubt' ich wenig Nützliches zu leisten, wenn ich nicht etwas thäte, die Unzulänglichkeit dieser Hypothesen offenbar zu machen. Deßwegen ich denn zweytens unter meine Versuche diejenigen in größerer Zahl aufgenommen, welche dir zeigen

mögen, daß ich jener Meinung geneigt bin, welche behauptet, die Farbe sey eine Modification des Lichtes; wodurch ich dich anlocken wollen, diese Hypothese weiter auszubilden und dahin zu erheben, daß du vermittelst derselben die Erzeugung der besondern Farben erklären könnest, wie ich bemüht gewesen, sie zur Erklärung des Weißen und Schwarzen anzuwenden."

V. „Zum Dritten aber, mein Pyrophilus, ob dieses zwar gegenwärtig die Hypothese ist, die ich vorziehe, so schlage ich sie doch nur im allgemeinen Sinne vor, indem ich nur lehre: die Lichtstrahlen werden von den Körpern, woher sie zurückgeworfen oder gebrochen zum Auge kommen, modificirt und bringen so jene Empfindung hervor, welche wir Farbe zu nennen pflegen. Ob aber diese Modification des Lichts geschehe, indem es mit den Schatten gemischt wird, oder durch ein verschiedenes Verhältniß der Bewegung und Rotation der Kügelchen des Cartesius, oder auf irgend eine andere Weise, dieß unterstehe ich mich nicht hier auszumachen. Viel weniger unterstehe ich mich anzugeben, ja ich glaube nicht einmal alles Wissensnöthige zu wissen, um dir oder auch mir selbst eine vollkommene Theorie des Sehens und der Farben zu überliefern. Denn erstlich, um dergleichen zu unternehmen, müßte ich zuvor einsehen, was das Licht sey, und wenn es ein Körper ist, und das scheint es wohl oder doch die Bewegung eines Körpers zu seyn, aus was für einer Art Körperchen nach Größe und Figur es bestehe,

mit welcher Geschwindigkeit sie vorschreiten und sich um ihre Mittelpunkte bewegen; hernach möchte ich die Natur der Brechung erkennen, welche von den geheimsten ist, wenn du sie nicht scheinbar, sondern gründlich erklären willst, die ich nur in der Naturlehre gefunden habe. Dann möchte ich wissen, welche Art und welcher Grad der Vermischung der Finsterniß oder der Schatten bei Refractionen und Reflexionen oder durch beide geschehe, auf den oberflächlichen Theilen der Körper, welche erleuchtet immer nur Eine Farbe zeigen, die blaue, gelbe, rothe. Dann wünscht' ich unterrichtet zu seyn, warum die Verbindung des Lichtes und Schattens, welche z. B. von dem Häutchen einer reifen Kirsche gewirkt wird, eine rothe Farbe zeige, nicht aber eine grüne, und das Blatt desselben Baums mehr eine grüne als eine rothe Farbe. Zuletzt auch, warum das Licht, das zu solchen Farben modificirt ist, wenn es nur aus Körperchen besteht, welche gegen die Retina oder das Mark des optischen Nerven bewegt werden, nicht bloß ein Stechen, sondern eine Farbe hervorbringe, da doch die Nadel, wenn sie das Auge verwundet, keine Farbe, sondern einen Schmerz hervorbringen würde. Dieß und anderes wünscht' ich zu wissen, ehe ich glaubte die wahre und vollkommene Natur der Farben erkannt zu haben. Daher, ob ich gleich durch die Versuche und Betrachtungen, die ich in diesem Büchelchen überliefere, einigermaßen meine Unwissenheit in dieser Sache zu mindern gesucht habe

daß dem Orientalen bei allem alles einfällt, ſo daß er, über's Kreuz das Fernſte zu verknüpfen gewohnt, durch die geringſte Buchſtaben- und Sylbenbiegung Widerſprechendes aus einander herzuleiten kein Bedenken trägt. Hier ſieht man daß die Sprache ſchon an und für ſich productiv iſt und zwar, in ſo fern ſie dem Gedanken entgegen kommt, redneriſch, in ſo fern ſie der Einbildungskraft zuſagt, poetiſch.

Wer nun alſo, von den erſten nothwendigen Ur-Tropen ausgehend, die freieren und kühneren bezeichnete, bis er endlich zu den gewagteſten, willkürlichſten, ja zuletzt ungeſchickten, conventionellen und abgeſchmackten, gelangte, der hätte ſich von den Hauptmomenten der orientaliſchen Dichtkunſt eine freie Ueberſicht verſchafft. Er würde aber dabei ſich leicht überzeugen, daß von dem was wir Geſchmack nennen, von der Sonderung nämlich des Schicklichen vom Unſchicklichen, in jener Literatur gar nicht die Rede ſeyn könne. Ihre Tugenden laſſen ſich nicht von ihren Fehlern trennen, beide beziehen ſich auf einander, entſpringen aus einander und man muß ſie gelten laſſen ohne Mäkeln und Markten. Nichts iſt unerträglicher, als wenn Reiske und Michaelis jene Dichter bald in den Himmel heben, bald wieder wie einfältige Schulknaben behandeln.

Dabei läßt ſich jedoch auffallend bemerken, daß die älteſten Dichter, die zunächſt am Naturquell der

habe und es für viel beſſer halte, etwas als gar nichts zu entdecken; ſo nehme ich mir doch nur vor, durch die Verſuche welche ich darlege, wahrſcheinlich zu machen, daß ſich einige Farben ſehr wohl durch die hier überlieferte Lehre im Allgemeinen erklären laſſen. Denn ſo oft ich mich auf eine in's Einzelne gehende und genaue Erklärung des Beſondern einlaſſen ſoll, empfinde ich die große Dunkelheit der Dinge, ſelbſt die nicht ausgenommen, die wir nicht anders zu Geſicht bekommen als wenn ſie erleuchtet werden, und ich ſtimme Scaligern bei, wenn er von der Natur der Farbe handelnd ſpricht: die Natur verbirgt dieſe ſo wie andere Erſcheinungen in die tiefſte Dunkelheit des menſchlichen Unwiſſens."

So unverkennbar auch aus dem Vortrage Boyle's die Vorliebe, gewiſſe Farbenphänomene mechaniſch zu erklären, erhellt, ſo beſcheiden drückt er ſich doch gegen andere Theorien und Hypotheſen aus, ſo ſehr empfindet er, daß noch andere Arten von Erklärungen, Ableitungen möglich und zuläſſig wären; er bekennt, daß noch lange nicht genug vorgearbeitet ſey und läßt uns zuletzt in einem ſchwankenden, zweifelhaften Zuſtande.

Wenn er nun von einer Seite, durch die vielfachen Erfahrungen die er geſammelt, ſich bei den Naturforſchern Anſehen und Dank erwarb, ſo daß dasjenige was er mitgetheilt und überliefert, lange Zeit in der Naturlehre Werth und Gültigkeit behielt, in allen Lehrbüchern wiederholt und fortgepflanzt wurde; ſo war doch von der

andern Seite seine Gesinnung viel zu zart, seine Aeußerungen zu schwankend, seine Forderungen zu breit, seine Zwecke zu unabsehlich, als daß er nicht hätte durch eine neu eintretende ausschließende Theorie leicht verdrängt werden können, da ein lernbegieriges Publicum am liebsten nach einer Lehre greift, woran es sich festhalten und wodurch es aller weitern Zweifel, alles weitern Nachdenkens bequem überhoben wird.

Hooke,

geb. 1635, gest. 1703.

Er ist mehr ein emsiger als ein fleißiger Beobachter und Experimentator zu nennen. Er blickt überall um sich her und seine unruhige Thätigkeit verbreitet sich über die ganze Naturlehre. Man muß ihm zugestehen, daß er gute Entdeckungen gemacht, Entdecktes glücklich bearbeitet habe; doch ist er kein theoretischer Kopf, nicht einmal ein methodischer.

Die Lehre von Licht und Farben ist ihm manches schuldig. Er beobachtet die brechende Kraft des Eises, bemerkt mit Grimaldi die Ablenkung des Lichtes und thut Vorschläge, wie man die Sonne anschauen könne, ohne geblendet zu werden; richtet eine tragbare Camera obscura zu bequemerer Abzeichnung ein und bemüht sich um's reflectirende Teleskop.

Seine Farbenlehre ist freilich barok. Er nimmt

nur zwey Farben an, Blau und Roth; dieſe ſollen durch ſchiefe oder ungleiche Erſchütterung auf's Auge erregt werden. Seitdem Descartes die Lehre von dem Lichte materialiſirt und mechaniſirt hatte, ſo können ſich die Denker nicht wieder aus dieſem Kreiſe herausfinden: denn diejenigen welche Licht und Farben nicht materiell nehmen wollen, müſſen doch zur mechaniſchen Erklärung greifen, und ſo ſchwankt die Lehre immer fort in einem unfruchtbaren Raume, ſie mag ſich nach der dynamiſchen oder atomiſtiſchen Seite neigen.

Das Capitel der Farben, die wir exoterische genannt haben, iſt ihm mancherlei ſchuldig. Er macht auf den Verſuch mit den Seifenblaſen aufmerkſam, auf die farbigen Kreiſe im ruſſiſchen Glaſe und zwiſchen den an einander gedruckten Glasplatten. Doch konnte er dieſe Erſcheinungen nicht zuſammenbringen noch rubriciren.

Was von ihm als Secretär der Londner Societät und als Gegner Newtons zu ſagen iſt, wird künftig beigebracht werden.

Nicolaus Malebranche,

geb. 1638, geſt. 1715.

Réflexions sur la lumière et les couleurs et la génération du feu par le Père Malebranche. Mémoires de l'Académie royale 1699.

„Die Philoſophie hat das Joch der Autorität völlig abgeworfen und die größten Philoſophen überreden uns nur noch durch ihre Gründe. So ſcharfſinnig auch das Syſtem über das Licht von Herrn Descartes ſeyn mag, ſo hat es doch der Pater Malebranche verlaſſen, um ein anderes aufzuſtellen, das nach dem Syſtem des Tones gebildet iſt, und dieſe Aehnlichkeit ſelbſt kann für die Wahrheit deſſelben zeugen bei ſolchen, welchen bekannt iſt, wie ſehr die Natur, was die allgemeinen Principien betrifft, gleichförmig ſey.“

„Man iſt überzeugt, daß der Ton hervorgebracht wird durch das Zittern oder Schwingen unmerklicher Theile des klingenden Körpers. Größere oder kleinere Schwingungen, d. h. ſolche, welche größere oder kleinere Bogen deſſelben Kreiſes machen, begeben ſich für die Empfindung in gleichen Zeiten, und die Töne welche ſie hervorbringen, können nicht unterſchieden ſeyn, als daß ſie ſtärker oder ſchwächer ſind. Die ſtärkern werden durch die größern Schwingungen hervorgebracht, die ſchwachen durch die kleineren. Geſetzt aber, es entſtehe zu gleicher Zeit eine größere Anzahl Schwingungen in einem Körper als in einem andern, ſo werden diejenigen, welche in größerer Zahl entſtehen, weil ſie gedrängter und ſo zu ſagen lebhafter ſind, von einer verſchiedenen Art ſeyn als die andern. Die Klänge alſo ſind auch der Art nach verſchieden, und das iſt, was man die Töne nennt. Die ſchnellſten Vibratio-

nen bringen die hohen Töne hervor und die langſamſten die tiefen. Dieſe Grundſätze, welche von allen Philoſophen angenommen werden, laſſen ſich leicht auf das Licht und die Farben anwenden. Alle die kleinſten Theile eines leuchtenden Körpers ſind in einer ſehr ſchnellen Bewegung, welche von Augenblick zu Augenblick durch ſehr lebhafte Erſchütterungen die ganze äußerſt zarte, bis zum Auge reichende Materie zuſammendrückt und in ihr, nach Pater Malebranche, Schwingungen des Drucks hervorbringt. Sind dieſe Schwingungen größer, ſo erſcheint der Körper leuchtender oder mehr erhellt; ſind ſie ſchneller oder langſamer, ſo iſt er von dieſer oder jener Farbe, und daher kommt, daß der Grad des Lichtes gewöhnlich nicht die Art der Farben verändert, und daß ſie bei ſtärkerer oder ſchwächerer Beleuchtung immer als dieſelben erſcheinen, obgleich mehr oder weniger lebhaft. Können nun dieſe Schwingungen, welche zu gleicher Zeit hervorgebracht werden, aber an Zahl verſchieden ſind, nach aller möglichen Art von Zahlenverhältniſſen verſchieden ſeyn; ſo kann man deutlich erkennen, daß aus dieſer unendlichen Verſchiedenheit der Verhältniſſe auch die Verſchiedenheit der Farben entſtehen muß, und daß die verſchiedenſten Farben auch aus den verſchiedenſten und am weiteſten von der Gleichheit entfernten Verhältniſſen entſpringen müſſen; z. B. wenn ein gefärbter Körper vier Schwingungen des Drucks auf die zarte Materie hervorbringt, indeſſen ein anderer nur

zwey, so wird er an Farbe davon verschiedener seyn, als wenn er nur drey Schwingungen machte."

„Man hat in der Musik die Verhältnisse der Zahlen bestimmt, welche die verschiedenen Töne hervorbringen; aber es läßt sich nicht hoffen, daß dieses auch bei den Farben gelinge."

„Die Erfahrung belehrt uns, daß wenn man einige Zeit die Sonne oder einen andern sehr erleuchteten Gegenstand angesehen und darauf das Auge schließt, man erst Weiß sieht, sodann Gelb, Roth, Blau, endlich Schwarz; daher man denn folgerecht schließen kann, vorausgesetzt, daß diese Ordnung immer dieselbige sey, daß die Farben, welche zuerst erscheinen, durch schnellere Schwingungen hervorgebracht werden, weil die Bewegung welche auf der Netzhaut durch den leuchtenden Gegenstand gewirkt wird, sich immerfort vermindert."

„Bei dieser Gelegenheit erzählte Herr Homberg der Akademie eine Erfahrung, die er über die Ordnung und die Folge der verschiedenen Farben gemacht hatte. Er nahm nämlich ein Glas, das von beiden Seiten rauh und deßhalb wenig durchsichtig war. Er brachte es vor eine Oeffnung und ließ es vom Lichte beschein. Indem er nun durch das Glas hindurch sah, konnte er draußen nur die weißen Gegenstände bemerken, keineswegs aber die von einer andern Farbe. Nun polirte er ein wenig das Glas und sah nun das Weiße besser, wobei sich das Gelbe zu zeigen anfing. Je mehr er nun das Glas glättete,

wurden die übrigen Farben in folgender Ordnung sichtbar: Gelb, Grün, Roth, Blau und Schwarz."

„Nach dem System des Herrn Descartes wird das Licht durch die Kügelchen des zweyten Elements fortgepflanzt, welche die zarte Materie des leuchtenden Körpers in grader Linie fortstößt. Was aber die Farben bildet, ist der Umstand, daß diese Kügelchen, außer der directen Bewegung, bestimmt sind sich zu drehen, und daß aus der verschiedenen Verbindung der directen und zirkelnden Bewegung die verschiedenen Farben entstehen. Da aber diese Kügelchen nach gedachtem System hart seyn müßten, wie kann nun dasselbige Kügelchen zu gleicher Zeit sich auf verschiedene Art herumwälzen, welches doch nöthig seyn müßte, wenn die verschiedenen Strahlen, welche verschiedene Farben nach dem Auge bringen, sich in einem Punkte kreuzen sollten, ohne sich zu verwirren und zu zerstören, welches sie doch nicht thun, wie uns die Erfahrung lehrt."

„Deßwegen hat der Pater Malebranche an die Stelle dieser harten Kügelchen kleine Wirbel von subtiler Materie gesetzt, welche sich leicht zusammendrücken lassen und an ihren verschiedenen Seiten auf verschiedene Weise zusammengedrückt werden können: denn so klein man sie sich auch denkt, so haben sie Theile, denn die Materie ist in's Unendliche theilbar, und die kleinste Sphäre kann sich auf allen Punkten mit der größten, die man sich denken mag, berühren."

Johann Christoph Sturm,

geb. 1635, geſt. 1703.

Physica elective sive hypothetica. Norimbergae 1697.

Die Lehre von den Farben behandelt er wie die übrigen Rubriken. Erſt bringt er ohne ſonderliche Ordnung und Methode die Phänomene vor, wie ſie ihm die Schriftſteller überlieferten; dann die Meinungen der Alten und Neuern, jedoch keineswegs vollſtändig; zuletzt wählt er ſich aus alle dem bisher Geſagten und Theoretiſirten dasjenige, womit er ſich nothdürftig über die Erſcheinungen hinaus zu helfen glaubt. Es iſt überall nur Druck und Papier und nirgends Natur. Wie ſehr wäre zu wünſchen geweſen, daß ein geiſtreicher Mann dieſe Arbeit übernommen und ſeinen Nachfolgern durchgreifender vorgearbeitet hätte.

Funccius.

De coloribus coeli. Ulmae 1716. Eine frühere Ausgabe von 1705 iſt mir nicht zu Geſicht gekommen.

Daß etwas Schattiges zum Lichte oder zum Hellen hinzutreten müſſe, damit Farben entſtehen können, hatte Kircher ſehr umſtändlich zur Sprache gebracht. Einer ſeiner Zeitgenoſſen, Honoratus Fabri, gleichfalls Jeſuit, iſt von derſelben Ueberzeugung durchdrungen. Er wendet

sich aber, um die Sache näher zu bestimmen, und die verschiedenen Farben entstehen zu lassen, zu einer quantitativen Erklärung, auf welche Aristoteles schon hingedeutet, und nimmt an, daß vom Weißen das reine gedrängte Licht zurückstrahle, daß Roth aus gleichen Theilen von Licht und Schatten bestehe, Gelb aus zwey Theilen Licht und einem Theil Schatten, Blau aus zwey Theilen Schatten und einem Theil Licht.

Auf demselben Wege geht Funccius, indem er von den atmosphärischen Farben handelt. Unsere Leser, denen bekannt ist, wie sich die meisten farbigen Himmelserscheinungen kürzlich und bequem aus der Lehre von den trüben Mitteln herleiten lassen, möchten sich wohl wundern, wie ein ganzes Büchlein darüber zu schreiben gewesen.

Der Verfasser geht freilich etwas umständlich zu Werke. Erst leitet er, wie seine Vorgänger, die farbigen Erscheinungen von einer Verbindung des Hellen und Dunkeln, von einer Vermählung des Lichts mit dem Schatten, sodann die atmosphärischen von einer Wirkung der Sonne auf Nebel und Wolken her. Allein der nothwendige Gegensatz, wodurch an der einen Seite das Gelbe, an der andern das Blaue nahe bis an den Purpur gesteigert werden, war ihm nicht deutlich geworden. Er sah wohl ein, daß vom Gelben bis zum Purpur und rückwärts eine Art von quantitativem Verhältniß statt finde; aber er wollte auf eben diesem Wege über den Purpur

hinaus in's Blaue, um ſo mehr, als wirklich die Sonne auf der höchſten Stufe der Mäßigung ihres Lichtes durch trübe Dünſte eine Art von bläulichem Schein anzunehmen genöthigt werden kann. Allein es gelang ihm die Ableitung der ſchönen Himmelsbläue nicht, und ſein ganzes Werk wird dadurch unzulänglich. Er polemiſirt mit ſich ſelbſt und andern, keineswegs zwecklos und ungeſchickt, aber weder ſtringent noch glücklich.

Da er ſich von der quantitativen Steigerung überzeugt hat, ſo fängt er an, die Farben mit Zahlen und Brüchen auszudrücken, wodurch denn der Vortrag nur krauſer wird, ohne daß für die Behandlung ſelbſt der mindeſte Gewinn entſpränge.

Lazarus Muguet.

Franzöſiſcher Prieſter, wahrſcheinlich Jeſuit, beſchäftigte ſich überhaupt mit Phyſik und ließ in das ſogenannte Journal de Trevoux, April 1705 p. 675, einen Aufſatz über Farben einrücken, den wir überſetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet mittheilen. Das Wahre, was er enthält, iſt, wie ſo manches andere was in dieſem Journal Platz gefunden, bei Seite gedrängt worden, weil dieſe in vielen Stücken partheyiſche Zeitſchrift ſich einer mächtigern Parthey, der akademiſchen, entgegenſetzte.

Eindrücke lebten und ihre Sprache dichtend bildeten, sehr große Vorzüge haben müssen; diejenigen, die in eine schon durchgearbeitete Zeit, in verwickelte Verhältnisse kommen, zeigen zwar immer dasselbe Bestreben, verlieren aber allmälig die Spur des Rechten und Lobenswürdigen. Denn wenn sie nach entfernten und immer entfernteren Tropen haschen, so wird es baarer Unsinn; höchstens bleibt zuletzt nichts weiter als der allgemeinste Begriff, unter welchem die Gegenstände allenfalls möchten zusammen zu fassen seyn, der Begriff der alles Anschauen, und somit die Poesie selbst aufhebt.

So wird im Journal des Savans, im Supplement zum July 1707, der Beſchreibung eines neuen Thermometers gedacht, welche Nuguet 1706 herausgegeben, worin er ſich über die Erfindung vielleicht mit allzu großer Selbſtgefälligkeit mochte geäußert haben. Man perſiflirt ſein Thermometer, und bei dieſer Gelegenheit auch ſein Farbenſyſtem, wobei man, um ſeine etwanigen Verdienſte herabzuſetzen, ihm die Ehre der Erfindung abſpricht und bemerkt, daß Honoratus Fabri ſchon das Aehnliche behauptet, als wenn es nicht verdienſtlich genug wäre, ein richtiges Aperçu aufzufaſſen, das andere ſchon gehabt, und das, was ſie bis auf einen gewiſſen Grad gefördert, weiter auszuarbeiten und auf den rechten Punkt hinzuführen. Wir wollen ihn vor allen Dingen ſelbſt hören.

Nuguets Farbenſyſtem.

„Um mich einmal gründlich von der wahrhaften Urſache der Farben und von dem was ihren Unterſchied macht zu unterrichten, glaubte ich nichts Beſſeres thun zu können, als deßhalb die Natur zu befragen, indem ich mit Sorgfalt die vorzüglichſten Veränderungen bemerkte, die ſich zeigen, wenn Farben hervortreten und wechſeln, damit ich nachher ein Syſtem feſtſtellen könnte, das auf gründlichen Unterſuchungen ruhte, welche klar und unzweydeutig die Wahrheit bezeugten. Und ſo bemerkte ich"

„Erſtlich, daß alle Farben in der Finſterniß ver-

ſchwanden. Daraus war ich berechtigt zu ſchließen, daß das Licht zu den Farben weſentlich erforderlich ſey.“

„Zweytens, daß keine Farben entſtehen in einem völlig durchſichtigen Mittel, ſo ſehr es auch erleuchtet ſey, eben weil darin nichts zugegen iſt als Licht ohne Schatten. Daraus mußte ich ſchließen, daß der Schatten eben ſo weſentlich den Farben ſey als das Licht.“

„Drittens bemerkte ich, daß verſchiedene Farben entſtehen gerade in der Gegend, wo Licht und Schatten ſich verſchiedentlich vermiſchen, z. B. wenn die Lichtſtrahlen auf irgend einen dunklen Körper fielen oder durch das dreyſeitige Prisma durchgingen. Daher ſchloß ich ſogleich, daß die Farben einzig und allein aus der Vermiſchung des Lichtes und des Schattens, und ihre Verſchiedenheit aus der Verſchiedenheit dieſer beiden entſprängen.“

„Ferner um zu beſtimmen, worin jede Farbe beſonders beſtehe, ſo ſtellte ich mancherlei Verſuche an, aus denen man nicht allein erkennt, worin ganz genau jede Urfarbe von allen andern unterſchieden iſt, ſondern die auch zugleich ganz unumſtößlich beweiſen, daß die Farben nichts anderes ſind, als Schatten und Licht zuſammengemiſcht. Hier ſind nun die vorzüglichſten.“

1. „Wenn ich durch ein Brennglas mehrere Lichtſtrahlen auf ein ſchwarzes Tuch verſammelte, ſo bemerkte ich, daß der Ort, wo die Strahlen ſich vereinigten, merklich weiß erſchien; dagegen aber, wenn ich eine Flaſche

voll Waſſer zwiſchen ein angezündetes Licht und ein weiß Papier ſetzte, ſo erſchienen die Stellen des Papiers, wo nur wenig Strahlen zuſammenkamen, ſchwarz. Daraus zieh' ich die Folge, daß das Weiße aus Lichtſtrahlen beſtand, die wenig oder gar keinen Schatten enthielten; das Schwarze dagegen aus reinem Schatten oder doch nur mit wenig Licht vermiſcht; ſodann überzeugte ich mich, daß Schwarz und Weiß die erſte Materie aller Farben ſen, aber daß ſie, um eigentlich zu reden, ſelbſt nicht wirkliche Farben ſeyen."

II. „Wenn man ein Glas rothen Wein auf ein weiß Papier ſetzt und dann eine brennende Kerze dergeſtalt richtet, daß ihr Licht durch den Wein geht, und ſich auf irgend einem Fleck des Papiers endigt, ſo wird man daſelbſt ein ſehr glänzendes Roth ſehen; nähert man aber dieſem Roth ein andres brennendes Licht, ſo wird es merklich gelb. Eben ſo verwandelt ſich das Roth des prismatiſchen Farbenbildes, das glänzend und tief an einem ſchattigen Orte iſt, ſogleich in Gelb, wenn man das Bild auf einen Fleck fallen läßt, auf den die Strahlen der Sonne unmittelbar auffallen. Daraus konnte ich ſchließen, daß das Roth mehr Schatten und weniger Licht enthalte denn das Gelbe."

III. „Wenn man durch einen Brennſpiegel mehrere Sonnenſtrahlen zuſammenzieht und ſie auf ein prismatiſches Farbenbild wirft, das man vorher in einem mittelmäßig erhellten Zimmer durch ein Prisma ſehr glänzend

farbig hervorgebracht, ſo verſchwinden dieſe Farben ſogleich; welches ganz deutlich beweiſt, daß die urſprünglichen Farben nothwendigerweiſe einen gewiſſen Antheil Schatten mit ſich führen, der, wenn er durch die häufig auf dieſe Farbe verſammelten Strahlen zerſtreut und aufgehoben wird, ſie auch ſogleich verſchwinden läßt."

IV. „Nimmt man fünf Blätter Papier von fünf verſchiedenen Farben, nämlich ein violettes, blaues, rothes, grünes und gelbes, und man ſtellt ſie über einander in verſchiedenen Reihen an einen Ort, wohin man das prismatiſche Farbenbild bringen kann; ſo wird man deutlich ſehen, daß das Rothe dieſes Farbenbildes dunkler und tiefer iſt auf dem violetten Papier als auf dem blauen, auf dem blauen mehr als auf dem rothen, auf dem rothen mehr als auf dem grünen, auf dem grünen mehr als auf dem gelben. Dieſe Erfahrung, die ich ſehr oft mit demſelbigen Erfolg wiederholt habe, iſt ein überzeugender Beweis, daß das Violette mehr Schatten als das Blaue, das Blaue mehr als das Rothe, das Rothe mehr als das Grüne, das Grüne mehr als das Gelbe in ſich enthalte. Denn eine Farbe verfinſtert ſich nur nach Maßgabe des Schattens, mit dem ſie ſich vermiſcht."

V. „Hat man Acht auf die Art und Weiſe, wie die Lichtſtrahlen durch's Prisma hindurchgehen, auf die Brechungen, welche dieſe Strahlen erleiden, auf die Schatten, die eine natürliche Folge dieſer Brechungen

ſind; ſo bemerkt man, daß das Gelbe des prismatiſchen Farbenbildes mehr Licht und weniger Schatten als alle übrigen Farben enthält, das Grüne mehr Licht und weniger Schatten als das Blaue, das Blaue mehr Licht und weniger Schatten als das Violette, das Violette mehr Schatten und weniger Licht als alle übrigen Farben des Prisma's. Denn die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß das Rothe und Violette von beiden Seiten durch Strahlen hervorgebracht wurde, die unmittelbar von Schatten umgeben waren, verurſacht durch Brechungen, welche dieſe Strahlen bei'm Durchgang durch's Prisma erlitten hatten; mit dem einzigen Unterſchied, daß diejenigen Strahlen, welche das Violette verurſachten, durch die Brechung ſich dem Schatten näherten, an den ſie anſtießen, anſtatt daß diejenigen die das Rothe bildeten, ſich durch die Brechung vom Schatten entfernten, der ſie unmittelbar umgab. Daher ſchloß ich, a) daß die Strahlen welche das Violette hervorbringen, mehr Schatten enthalten als diejenigen die das Rothe bilden, weil dieſe ſich durch die Wirkung der Refraction vom Schatten entfernen, der ſie umgab, anſtatt daß ſich die andern dem Schatten annäherten, der ihnen unmittelbar nach der Brechung nahe lag. Ich folgerte, b) daß das Gelbe weniger Schatten enthalte als das Rothe, das Blaue weniger als das Violette; c) daß das Grüne, das nur ein Gemiſch des Gelben und Blauen iſt, weniger Schatten enthalte als das Blaue und mehr als das Gelbe;

d) endlich, daß das Violette mehr Schatten enthalte als keine andre Farbe, weil es durch Strahlen gebildet war, die sich der Brechung gemäß gegen den Schatten bewegten, der ihnen unmittelbar begegnete. Diese kurze und natürliche Erklärung der prismatischen Farben ist augenscheinlich bekräftigt durch folgenden Versuch, der so angenehm als leicht auszuführen ist."

VI. „Um diesen Versuch zu machen, wählte ich die Zeit, als die Sonne auf Häuser traf die dem Fenster einer ziemlich dunkeln Kammer, wo ich mich damals befand, entgegenstanden, dergestalt, daß die zurückgeworfenen Sonnenstrahlen die eine Seite des Fensters bedeutender erhellten als die andere. Auf einen Tisch, der nicht weit von der Oeffnung stand, legte ich sodann ein weißes Papier, worauf das Licht der zwey Zurückstrahlungen fiel. Nachdem ich das Fenster geschlossen hatte, erhob ich meine Hand ein wenig über das Papier, um auf beiden Seiten Schatten zu erregen, und sogleich bemerkte ich auf dem Papier vier deutliche Farben: Gelb, Blau, Grün und Violett. Das Gelbe erschien jedesmal an der Stelle, wo das stärkste Licht sich mit dem schwächsten Schatten verband, d. h. auf der Seite der stärksten Wiederstrahlung; das Blau dagegen zeigte sich nur an der Stelle, wo das schwächste Licht sich mit dem stärksten Schatten vereinigte, d. h. an der Seite der geringsten Wiederstrahlung; das Violette zeigte sich immer an der Stelle, wo die Schatten der zwey Wiederstrahlungen zu-

zuſammenliefen; und das Grüne entſtand durch die Vermiſchung des Gelben und Blauen. Alle dieſe Farben entſtanden nur aus den verſchiedenen Vermiſchungen von Licht und Schatten, wie es offenbar iſt, und ſie verſchwanden ſogleich, nachdem die Sonne aufgehört hatte auf die Häuſer zu leuchten, die dem Zimmer, wo ich den Verſuch machte, entgegenſtunden, obgleich ſonſt der Tag noch ſehr hell war. Um nun auf's neue dieſelben Farben wieder darzuſtellen, ohne daß man Zurückſtrahlungen der Sonne von ungleicher Kraft nöthig hätte, nahm ich ein angezündetes Licht und ein Buch in Quart, das mir Schatten auf das Papier gäbe, um verſchiedene Miſchungen des Tageslichts und ſeines Schattens mit dem Kerzenlicht und deſſen Schatten hervorzubringen: denn ich vermuthete, daß auch hier ſich Farben zeigen müßten; welches mir vollkommen gelang. Denn das Tageslicht und der Schatten des Kerzenlichtes bildeten Blau durch ihr Zuſammentreffen; der Schatten des Tageslichts und das Licht der Kerze brachten das Gelbe hervor, und wenn man ſodann das Gelbe mit dem Blauen verband, welches ſehr leicht war, ſo entſtand ein ſehr deutlich Grün."

„Dieſe drey letzten Verſuche beweiſen ganz klar: einmal, daß die Farben in nichts anderem beſtehen als in Miſchung von Licht und Schatten, und ihre Verſchiedenheit in der Verſchiedenheit der Miſchungen die man machen kann; ſodann, daß das Violette von den andern ur-

ſprünglichen Farben ſich dadurch unterſcheidet, daß es mehr Schatten hat als die übrigen; das Gelbe, daß es weniger Schatten hat als die andern; das Grüne, daß es mehr Schatten hat als das Gelbe und weniger als alle übrigen; das Rothe, daß es mehr Schatten enthält als Gelb und Grün, weniger als Blau und Violett; das Blaue zuletzt, daß es weniger Schatten enthält als das Violette und mehr als die übrigen urſprünglichen Farben. Und weil in dieſen drey Verſuchen dieſelbigen Farben immer entſprangen durch dieſelbigen Miſchungen von Schatten und Licht, und da ſie ſogleich verſchwanden, wenn jene beiden aufgehoben waren; ſo ſehen wir darin eine überzeugende Probe von der Wahrheit des vorgeſchlagenen Syſtems."

„Und da man in dieſem Syſtem eine ſichere Urſache der Natur der Farben überhaupt und einer jeden urſprünglichen beſonders angeben kann, ſo iſt es unnöthig, zu unbekannten Urſachen ſeine Zuflucht zu nehmen, wie z. B. die ſtärkeren oder ſchwächeren Schwingungen einer ſubtilen Materie oder die verſchiedenen Umdrehungen der kugelartigen Materie, welches bloße Fictionen des Geiſtes ſind, die keinen Grund in der Natur haben, und deren Exiſtenz weder vom Pater Malebranche, dem Erfinder der erſten, noch von Descartes, dem Erfinder der andern, iſt dargethan worden."

„Aus allem Vorhergeſagten folgt alſo, daß alle Farben aus Gelb und Blau zuſammengeſetzt ſind: denn das

Grüne iſt nur eine Vermiſchung von Gelb und Blau, wie denn gelbes und blaues Glas aufeinander gelegt ein Grünes hervorbringt; das Rothe iſt nur ein Gelb mit Schatten gemiſcht, wie es früher bewieſen worden; das Violette iſt nur eine Miſchung von vielem Blau mit wenig Roth, wie man erfahren kann, wenn man mehrere blaue Gläſer und ein rothes zuſammenlegt. Weil aber das Blau ſelbſt nur eine Miſchung von Schatten und wenigem Licht, das Gelbe eine Miſchung von vielem Licht und wenigem Schatten iſt, wie wir oben gezeigt haben; ſo iſt offenbar daß alle Farben urſprünglich von dem Schwarzen und Weißen herkommen, oder was einerlei iſt, von Licht und Schatten."

„Weil man aber das Wort Farbe in verſchiedenem Sinne nimmt, ſo betrachten wir, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden, die Farben unter vier verſchiedenen Bedingungen, nämlich im gefärbten Gegenſtande, im durchſichtigen Mittel, im Sehorgan und in der Seele."

„Die Farben in dem gefärbten Gegenſtande ſind nach dem aufgeſtellten Syſtem alles dasjenige, was Gelegenheit gibt, daß ſich auf erforderliche Weiſe Licht und Schatten zu Farben verbinden, es mögen nun die Körper, welche zu ſolchen Vermiſchungen Gelegenheit geben, durchſichtig oder undurchſichtig ſeyn."

„Die Farben betrachtet in dem Mittel wodurch ſie zu uns gelangen, beſtehen auch in Verbindung des Schattens und des Lichtes, oder welches daſſelbe iſt, in den ver-

ſchiedenen Entfernungen der Lichtſtrahlen bezüglich untereinander.“

„Die Farben von der Seite des Organs ſind nichts anderes als eine Erſchütterung von mehr oder weniger Nervenfaſern, die ſich in der Proportion von einander entfernen, wie die Entfernung der Lichtſtrahlen untereinander war, welche die Retina erſchütterten.“

„Endlich die Farben in Bezug auf die Seele beſtehen in verſchiedenen Perceptionen der Seele, welche verurſacht werden durch die Erſchütterungen von mehr oder weniger Nervenfaſern des Auges.“

„Dieſes vorausgeſetzt, ſo läßt ſich nach unſerm Syſtem gar leicht von einer Erfahrung Rechenſchaft geben, welche der Pater Malebranche vorbringt, um das ſeinige zu beſtärken, das auf nichts als auf die Analogie der Farbe mit den Tönen gegründet iſt. Dieſe Erfahrung beſteht darin, daß wenn jemand, nachdem er in die Sonne geſehen und alſo der optiſche Nerve ſtark erſchüttert worden, ſodann die Augen ſchließt oder ſich an einen dunkeln Ort begibt, ihm in einer Folge verſchiedene Farben erſcheinen, erſt Weiß, dann Gelb und ſo fort Roth, Blau und Schwarz. Denn die Erſchütterungen, welche auf verſchiedenen Faſern des optiſchen Nerven erregt worden, endigen nach und nach, eine nach der andern, und ſo wird der optiſche Nerv immer in weniger Theilen erſchüttert ſeyn, jemehr Zeit verfloſſen iſt als man die Augen zugedrückt hat; und darin beſteht die Folge und die Abwechſe-

Uebergang von Tropen zu Gleichniſſen.

Weil nun alles Vorgeſagte auch von den nahe verwandten Gleichniſſen gilt, ſo wäre durch einige Beiſpiele unſere Behauptung zu beſtätigen.

Man ſieht den im freien Felde aufwachenden Jäger, der die aufgehende Sonne einem Falken vergleicht:

That und Leben mir die Bruſt durchdringen,
Wieder auf den Füßen ſteh' ich feſt:
Denn der goldne Falke, breiter Schwingen,
Ueberſchwebet ſein azurnes Neſt.

Oder noch prächtiger einem Löwen:

Morgendämmrung wandte ſich in's Helle,
Herz und Geiſt auf einmal wurden froh,
Als die Nacht, die ſchüchterne Gazelle,
Vor dem Dräun des Morgenlöwens floh.

Wie muß nicht Marco Polo, der alles dieſes und mehr geſchaut, ſolche Gleichniſſe bewundert haben!

lung der Farben die man alsdann sieht. Ich weiß nicht, wie der Pater Malebranche dieses Beispiel anführen mochte, um die Verschiedenheit der Farben durch Analogie mit den Tönen zu erklären. Denn ein Ton bleibt immer derselbe, auf derselben Violinsaite, ob er gleich immer unmerklich schwächer wird."

„Zum Schlusse will ich hier zu bemerken nicht unterlassen, daß die Erfahrung, welche Boyle vom nephritischen Holze erzählt, und welche Herr Pourchot gleichfalls wiederholt, sehr unsicher, dabei aber nicht so selten sey, als diese Philosophen glauben."

„Die Erfahrung besteht darin, daß man, eine Nacht über, eine gewisse Portion nephritischen Holzes, mit reinem Brunnenwasser übergossen, stehen läßt und mit diesem Aufgusse sodann ein rundes gläsernes Gefäß anfüllt. Dieses Gefäß soll, nach dem Bericht obgedachter beider Beobachter, gelb erscheinen, wenn es sich zwischen dem Auge des Betrachters und dem äußern Lichte befindet; blau hingegen, wenn das Auge zwischen das Licht und die Flasche gebracht wird. Ich habe diesen Versuch öfters und fast auf alle mögliche Weise gemacht, ohne auch nur irgend etwas zu bemerken, was dem Blauen sich einigermaßen näherte. Wohl zeigte sich das Wasser gelb, aber auch Stroh würde es gelb machen, wenn man davon eine Infusion bereitete. Herr Poliniere, Doctor der Arzneikunst, hat mich versichert, daß er diesen Versuch gleichfalls ohne den mindesten Erfolg vorgenommen

habe. Aber wenn er auch richtig wäre, ſo wäre es nichts Außerordentliches: denn gewiſſe kleine gläſerne Geſchirre, deren man ſich bedient um Confituren hinein zu thun, haben alle jene Eigenſchaften, welche die Herren Boyle und Pourchot ihrem nephritiſchen Holze zuſchreiben. Vielleicht kamen dieſe verſchiedenen Farben, die ſie in ihrem Aufguſſe wollen geſehen haben, bloß von der Flaſche, welche vielleicht ein Glas von der Art war wie ich eben erwähnte; welches denn ein bedeutender Irrthum ſeyn würde."

Betrachtungen

über vorſtehende Abhandlung.

Wenn der denkende Geſchichtsforſcher mit Betrübniß bemerken muß, daß Wahrheit ſo wenig als Glück einen dauerhaften Sitz auf der Erde gewinnen können, da dieſes mit manchem Unheil, jene mit manchem Irrthum beſtändig abzuwechſeln hat; ſo iſt es ihm deſto erfreulicher zu ſehen wenn die Wahrheit auch in Zeiten wo ſie nicht durchdringen kann, nur gleichſam eine Proteſtation einlegt, um ihre Rechte, wo nicht zu behaupten, doch zu verwahren.

Mit dieſer vergnüglichen Empfindung leſen wir vorſtehende Schrift, die wir den Freunden der Wiſſenſchaft nicht genug empfehlen können. Sie iſt verfaßt von einem unbekannten, unbedeutenden franzöſiſchen Geiſtlichen,

der zu derſelben Zeit den ächten Fundamenten der Farbenlehre ganz nahe tritt und ſeine Ueberzeugungen einfach und naiv ausſpricht, als eben Newton von allem Glanze des Ruhms umgeben ſeine Optik bekannt macht, um mit dem wunderlichſten aller Irrthümer ein ganzes Jahrhundert zu ſtempeln.

Ein ſolcher Vorgang iſt keineswegs wunderbar: denn außerordentliche Menſchen üben eine ſolche Gewalt aus, daß ſie ganz bequem ihre zufälligen Irrthümer fortpflanzen, indeß weniger begabte und beglückte keine Mittel finden, ihren wohleingeſehenen Wahrheiten Raum zu machen.

Da ſich Nuguet jedoch dem rein Wahren nur anzunähern vermag, da ihm eine vollkommene Einſicht abgeht, da er hie und da in Schwanken und Irren geräth, ſo bedarf man gegen ihn einer durchgehenden Nachſicht. Hier muß man einen Schritt weiter gehen, hier ihn ſuppliren, hier ihn rectificiren. Indem wir dieſe unterhaltende und übende Bemühung unſern Leſern überlaſſen, machen wir nur auf einige Hauptmomente aufmerkſam.

In ſeinem fünften Punkte bemerkt er ganz richtig, daß im prismatiſchen Bilde Gelb und Blau mehr dem Lichte, Roth und Violett mehr dem Schatten angehören: daß das Rothe ſich von dem Schatten entfernt, daß das Violette ſich gegen den Schatten bewegt, der ihm unmittelbar begegnet. Freilich entſteht, nach unſrer gegenwärtigen Einſicht, das Rothe, weil ſich ein trübes Doppel-

bild über das Licht, das Violette, weil sich ein trübes Doppelbild über das Dunkle bewegt, und so sprechen wir die nächste Ursache dieser Farbenerscheinung aus; aber wir müssen doch Nuguet zugestehen, daß ihm die nothwendige Bedingung der Erscheinung vorgeschwebt, daß er auf dasjenige was dabei vorgeht, besser als einer seiner Vorgänger aufgemerkt.

Sein sechster Punkt enthält die sämmtlichen Elemente der farbigen Schatten. Hier ist ihm nicht aufgegangen, was dabei physiologisch ist; auch hat er nicht einmal die zufälligen Erscheinungen, welche ihm durch die seiner Camera obscura gegenüberstehenden Häuser geboten worden, genugsam in wiederholbare Versuche verwandelt.

Wenn ihm ferner der Versuch mit dem nephritischen Holze nicht gelingen wollen, so scheint uns die Ursache darin zu liegen, daß er kein ächtes erhalten können. Denn eben so ist es uns auch ergangen, ob wir uns gleich aus vielen Apotheken ein sogenanntes nephritisches Holz angeschafft haben. An dem Versuche, den Kircher und nach ihm andere so deutlich beschreiben, hat man keine Ursache zu zweifeln; allein darin hat Nuguet völlig Recht, daß er auf mehr als eine Art an festen und flüssigen Mitteln zu wiederholen ist: man darf ihnen nur, auf eine oder die andre Weise, eine reine Trübe mittheilen, wie wir in unserm Entwurfe umständlich angezeigt haben.

Nachdem wir nun am Ende des siebzehnten Jahrhun-

derts noch ganz unerwartet ein erfreuliches Wahre hervorblicken ſehen, bereiten wir uns zu einem verdrießlichen Durchwandern jener Irrgänge, aus welchen die Naturforſcher des achtzehnten Jahrhunderts ſich heraus zu finden weder vermochten noch geneigt waren.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerey der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Vier und fünfzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1833.

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Vierzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1833.

Unaufhörlich finden wir den Dichter wie er mit Locken ſpielt.

Es ſtecken mehr als funfzig Angeln
In jeder Locke deiner Haare;

iſt höchſt lieblich an ein ſchönes lockenreiches Haupt gerichtet, die Einbildungskraft hat nichts dawider ſich die Haarſpitzen hakenartig zu denken. Wenn aber der Dichter ſagt, daß er an Haaren aufgehängt ſey, ſo will es uns nicht recht gefallen. Wenn es nun aber gar vom Sultan heißt:

In deiner Locken Banden liegt
Des Feindes Hals verſtrickt;

ſo gibt es der Einbildungskraft entweder ein widerlich Bild oder gar keins.

Daß wir von Wimpern gemordet werden, möchte wohl angehn, aber an Wimpern geſpießt ſeyn, kann uns nicht behagen; wenn ferner Wimpern, gar mit Beſen verglichen, die Sterne vom Himmel herabkehren, ſo wird es uns doch zu bunt. Die Stirn der Schönen als Glättſtein der Herzen; das Herz des Liebenden als Geſchiebe von Thränenbächen fortgerollt und abgerundet; dergleichen mehr witzige als gefühlvolle Wagniſſe nöthigen uns ein freundliches Lächeln ab.

Höchſt geiſtreich aber kann genannt werden, wenn

Inhalt.

Fünfte Abtheilung.
Achtzehntes Jahrhundert.
Erste Epoche.
Von Newton bis auf Dolland.

	Seite
Londoner Societät	3
Thomas Sprat	4
Thomas Birch	6
Philosophische Transactionen	7
Ungewisse Anfänge der Societät	8
Naturwissenschaften in England	11
Aeußere Vortheile der Societät	14
Innere Mängel der Societät	15
Mängel der Umgebung und Zeit	23
Robert Hooke	24
Isaac Newton	26
Lectiones Opticae	28
Brief an den Secretair der londoner Societät	29
Die Optik	29
Newtons Verhältniß zur Societät	42
Erste Gegner Newtons	56
Mariotte	63
Joh. Theoph. Desaguliers	75
Desaguliers gegen Mariotte	78
Johannes Rizzetti	85
Desaguliers gegen Rizzetti	90
Gauger	91
Newtons Persönlichkeit	95
Erste Schüler und Bekenner Newtons	105
Wilh. Jacob 's Gravesande	108
Peter von Muschenbroek	109
Französische Akademiker	111
Mariotte	113
De Lahire	113
Joh. Mich. Conradi	114
Mallebranche	115
Fontenelle	116
Fontenelle's Lobrede auf Newton	120

Seite

Mairan. 126
Cardinal Polignac. 131
Voltaire. 133
Beispiele von Voltairens Vorurtheil für Newton. . 135
Algarotti. 136
Anglomanie. 139
Chemiker. 140
Dufay. 143
Castel. 145
Technische Mahlerey. 154
Le Blon. 156
Gautier. 157
Cominale. 168
Deutsche große thätige Welt. 169
Deutsche gelehrte Welt. 170
Akademie Göttingen. 183
Nachlese. 184
Tobias Mayer. 185
Lambert. 191
Scherffer. 192
Benjamin Franklin. 195

Achtzehntes Jahrhundert.

Zweyte Epoche.

Von Dollond bis auf unsere Zeit.

Achromasie. 197
Jos. Priestley. 204
Paolo Frisi. 205
Georg Simon Klügel. 205
Uebergang. 207
Westfield. 208
Dupor. 213
Mauclerc. 215
Marat. 216
H. F. T. 220
Diego de Carvalho e Sampayo. 228
Darwin. 235
Mengs. 240
J. F. Gülich. 242
Delaval. 245
Joh. Leonh. Hoffmann. 251
Robert Blair. 257
Confession des Verfassers. 277
Entschuldigung. Statt des supplementaren Theils . 305

Geſchichte der Farbenlehre.

Zweyter Theil.

Von Newton bis auf unſere Zeit.

Fünfte Abtheilung.

Achtzehntes Jahrhundert.

Erste Epoche.

Von Newton bis auf Dollond.

Bisher beschäftigten sich die Glieder mehrerer Nationen mit der Farbenlehre: Italiäner, Franzosen, Deutsche und Engländer; jetzt haben wir unsern Blick vorzüglich auf die letztere Nation zu wenden, denn aus England verbreitet sich eine ausschließende Theorie über die Welt.

Londoner Societät.

Wenn wir den Zustand der Naturwissenschaften in England während der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts uns vergegenwärtigen wollen, so ist es für unsere Zwecke hinreichend, mit flüchtiger Feder Ursprung und Wachsthum der Londner Akademie darzustellen. Hiezu geben uns hinlängliche Hülfsmittel Sprat, Birch und die philosophischen Transactionen. Nach

dieſen liefern wir eine Skizze der Geſchichte der Societät bis auf die königliche Confirmation, und den Umriß einer Geſchichte der Wiſſenſchaften in England, früherer Zeit.

Thomas Sprat,

geb. 1634, geſt. 1713.

History of the royal Society of London. Die Ausgabe von 1702, deren wir uns bedienen, ſcheint nicht die erſte zu ſeyn. Das Buch war für den Augenblick geſchrieben, und gewiß ſogleich gedruckt. Auch iſt die franzöſiſche Ueberſetzung ſchon 1669 zu Genf herausgekommen.

Thomas Sprat, nachmals Biſchof, war ein frühzeitiger guter Kopf, ein talentvoller, munterer, leidenſchaftlicher Lebemann. Er hatte das Glück als Jüngling von vielen Hoffnungen den frühern Verſammlungen der Geſellſchaft in Oxford beizuwohnen, wodurch er alſo Urſprung und Wachsthum derſelben aus eigener Theilnahme kennen lernte. Als man ſpäterhin etwas über die Societät in's Publicum bringen wollte, ward er zum Sprecher gewählt und wahrſcheinlich von Oldenburg, der das Amt eines Secretärs bekleidete, mit Nachrichten und Argumenten verſehen. So ſchrieb er die Geſchichte der-

ſelben bis zur königlichen Confirmation und etwas weiter, mit vielem Geiſt, guter Laune und Lebhaftigkeit.

Als Schriftſteller betrachtet finden wir ihn mehr geeignet, die Angelegenheiten einer Partey in Broſchüren muthig zu verfechten — wie er denn ſein Vaterland gegen die Zudringlichkeiten eines franzöſiſchen Reiſenden, Serbiere, in einem eigenen Bändchen mit großer Heftigkeit zu ſchützen ſuchte — als daß er ein Buch zu ſchreiben fähig geweſen wäre, welches man für ein bedächtiges Kunſtwerk anſprechen könnte. Wer ſolche Forderungen an ihn macht, wird ihn unbillig beurtheilen, wie es von Montucla geſchehen. (Histoire des Mathématiques. Paris 1758. Part. IV. Liv. 8 p. 486. Note a.)

Doch iſt auf alle Fälle die erſte Hälfte des Buchs ſorgfältiger geſchrieben und methodiſcher geordnet als die zweyte: denn leider wird ſeine Arbeit durch das doppelte große Unglück der Seuche und des Brandes zu London unterbrochen. Von da an ſcheint das Buch mehr aus dem Stegreife geſchrieben und ſieht einer Compilation ſchon ähnlicher. Doch hat er ein großes Verdienſt um ſeine Zeit wie um die Nachwelt.

Denn alle Hinderniſſe, welche der Societät im Wege ſtehen, ſucht er in's Klare zu bringen und zu beſeitigen; und gewiß hat er dazu beigetragen, daß manche Neigung erhöht und manches Vorurtheil ausgelöſcht worden. Was uns betrifft, ſo lernen wir den Gang der Geſellſchaft, ihre Lage, ihre Grundſätze, ihren Geiſt und Sinn aus

ihm recht wohl kennen. Ihre Handlungsweise nach innen, ihre Verhältniſſe nach außen, die Vorſtellung, die ſich das Publicum von ihren Mitgliedern machte, was man ihr entgegenſetzte, was ſie für ſich anzuführen hatte, das alles liegt in dem Werke theils klar und unbewunden ausgedrückt, theis redneriſch künſtlich angedeutet und verſteckt.

Glaubt man auch manchmal eine ſachwalteriſche Declamation zu hören, ſo müßten wir uns doch ſehr irren, wenn nicht auch öfters eine Ironie durchſchiene, daß er nämlich die Societät wegen verſchiedener Tugenden preiſ't, nicht ſowohl weil ſie ſolche beſitzt, als weil ſie ſolche zu erwerben denken ſoll.

Der Verfaſſer zeigt durchaus einen heitern lebhaften Geiſt, ein vordringendes leidenſchaftliches Gemüth. Er hat ſeine Materie recht wohl inne, ſchreibt aber nur mit laufender Feder, im Gefühl, daß ihm ſein Vorhaben leidlich gelingen müſſe.

Eine beſſere Ueberſetzung als die franzöſiſche iſt, hätte er auf alle Fälle verdient.

Thomas Birch.

History of the royal Society of London. Vier Bände in Quart, der erſte von 1666.

Dieſes Werk iſt eigentlich nur ein Abdruck der Protokolle der Societätsſeſſionen bis 1687, und wenn wir den erſt genannten Sprat als einen Sachwalter anſehen und

seine Arbeit nur mit einigem Mißtrauen nutzen; so finden wir dagegen hier die schätzbarsten und untrüglichsten Documente, welche, indem sie alle Verhandlungen der Sessionen unschuldig und trocken anzeigen, uns über das was geschehen den besten Aufschluß geben. Aus ihnen ist die zerstückelte Manier zu erkennen, womit die Secretär nach ihrer Ueberzeugung verfuhr und die Wissenschaften verspätete, indem sie für ihre Beförderung bemüht war.

Philosophische Transactionen.

Diese sind das Archiv dessen was man bei ihr niederlegte. Hier findet man Nachrichten von den Unternehmungen, Studien und Arbeiten der Forscher in manchen bedeutenden Weltgegenden. Dieses allgemein bekannte Werk hat nach und nach für die Freunde der Wissenschaft einen unschätzbaren Werth erhalten. Denn obgleich jedes zufällige und empirische Sammeln anfangs nur verwirrt und die eigentliche wahre Kenntniß verhindert, so stellt sich, wenn es nur immer fortgesetzt wird, nach und nach die Methode von selbst her, und das was ohne Ordnung aufbewahrt worden, gereicht dem der zu ordnen weiß, zum größten Vortheile.

Ungewiſſe Anfänge der Societät.

Der Urſprung wichtiger Begebenheiten und Erzeugniſſe tritt ſehr oft in eine undurchdringliche mythologiſche Nacht zurück. Die Anfänge ſind unſcheinbar und unbemerkt und bleiben dem künftigen Forſcher verborgen.

Der patriotiſche Engländer möchte den Urſprung der Societät gern früh feſtſetzen, aus Eiferſucht gegen gewiſſe Franzoſen, welche ſich gleichzeitig zu ſolchem Zwecke in Paris verſammelt. Der patriotiſche Londner gönnt der Univerſität Orford die Ehre nicht, als Wiege eines ſo merkwürdigen Inſtituts gerühmt zu werden.

Man ſetzt daher ihre frühſten Anfänge um das Jahr 1645 nach London, wo ſich namhafte Naturfreunde wöchentlich einmal verſammelten, um mit Ausſchließung aller Staats- und Religionsfragen, welche in der unglücklichen Zeit des bürgerlichen Kriegs die Nation leidenſchaftlich beſchäftigten, ſich über natürliche Dinge zu unterhalten. Boyle ſoll dieſer Zuſammenkünfte, unter dem Namen des unſichtbaren oder philoſophiſchen Collegiums, in ſeinen Briefen gedenken.

In den Jahren 1648 und 49 entſtand zu Orford ein ähnlicher Kreis, den die von London dahin verſetzten Glieder jener erſten Geſellſchaft entweder veranlaßten oder erweiterten. Auch hier verſammelte man ſich, um durch Betrachtung der ewig geſetzmäßigen Natur ſich über die

der Dichter die Feinde des Schahs wie Zeltenbehbr behandelt wiſſen will.

Seyen ſie ſtets wie Späne geſpalten, wie Lappen zerriſſen!
Wie die Nägel getlopft! und wie die Pfähle geſteckt!

Hier ſieht man den Dichter im Hauptquartier; das immer wiederholte Ab- und Aufſchlagen des Lagers ſchwebt ihm vor der Seele.

Aus dieſen wenigen Beiſpielen, die man in's Unendliche vermehren könnte, erhellet, daß keine Gränze zwiſchen dem was in unſerm Sinne lobenswürdig und tadelhaft heißen möchte, gezogen werden könne, weil ihre Tugenden ganz eigentlich die Blüthen ihrer Fehler ſind. Wollen wir an dieſen Productionen der herrlichſten Geiſter Theil nehmen, ſo müſſen wir uns orientaliſiren, der Orient wird nicht zu uns herüber kommen. Und obgleich Ueberſetzungen höchſt löblich ſind um uns anzulocken, einzuleiten, ſo iſt doch aus allem Vorigen erſichtlich, daß in dieſer Literatur die Sprache als Sprache die erſte Rolle ſpielt. Wer möchte ſich nicht mit dieſen Schätzen an der Quelle bekannt machen!

Bedenken wir nun, daß poetiſche Technik den größten Einfluß auf jede Dichtungsweiſe nothwendig ausübe; ſo finden wir auch hier, daß die zweyzeilig gereimten Verſe der Orientalen einen Parallelismus

geſetzloſen Bewegungen der Menſchen zu tröſten oder zu erheben.

Die Univerſitäten zu Cambridge und Oxford hatten ſich, als Verwandte der biſchöflichen Kirche, treu zu dem König gehalten und deßhalb von Cromwell und der republicaniſchen Partey viel gelitten. Nach der Hinrichtung des Königs 1649 und dem vollkommenen Siege der Gegenparten hatten die an beiden Akademien verſammelten Gelehrten alle Urſache ſtill zu bleiben. Sie hielten ſich an die unſchuldige Natur feſt, verbannten um ſo ernſtlicher aus ihren Zuſammenkünften alle Streitigkeiten ſowohl über politiſche als religiöſe Gegenſtände, und hegten bei ihrer reinen Liebe zur Wahrheit ganz im Stillen jene Abneigung gegen Schwärmerey, religiöſe Phantaſterey, daraus entſpringende Weiſſagungen und andere Ungeheuer des Tages.

So lebten ſie zehn Jahre nebeneinander, kamen anfangs öfter, nachher aber ſeltner zuſammen, wobei ein jeder das was ihn beſonders intereſſirte, das worauf er bei ſeinen Studien unmittelbar geſtoßen, treulich den Uebrigen mittheilte, ohne daß man deßhalb an eine äußere Form oder an eine innere Ordnung gedacht hätte.

Der größte Theil der Mitglieder dieſer Orforder Geſellſchaft ward 1659 nach London zurück und in verſchiedene Stellen geſetzt. Sie hielten immerfort mit hergebrachter vertraulicher Gewohnheit aneinander, verſammelten ſich regelmäßig jeden Donnerſtag in Greſham Col-

lege, und es dauerte nicht lange, so traten manche Londner Naturforscher hinzu, darunter sich mehrere aus dem hohen und niedern Adel befanden.

Beide Classen des englischen Adels waren mit zeitlichen Gütern reichlich gesegnet. Der hohe Adel besaß von Alters her große Güter und Bequemlichkeiten, die er stets zu vermehren im Fall war. Der niedere Adel war seit langer Zeit genöthigt worden, gut hauszuhalten und seine Glücksumstände zu verbessern, indem ihn zwey Könige, Jacob und Karl, auf seinen Gütern zu wohnen und Stadt- und Hofleben zu meiden angehalten hatten. Viele unter ihnen waren zur Naturforschung aufgeregt und konnten sich mit Ehren an die neuversammelten Gelehrten anschließen.

Nur kurze Zeit wurde der Wachsthum, die Mittheilung dieser Gesellschaft gestört, indem bei den Unruhen, welche nach der Abdankung von Cromwells Sohn entstanden, ihr Versammlungsort in ein Soldaten-Quartier verwandelt ward. Doch traten sie 1660 gleich wieder zusammen, und ihre Anzahl vermehrte sich.

Den 18 November dieses Jahrs bezeichnet die erste diese große Anstalt begründende Sitzung. Ungefähr funfzehn Personen waren gegenwärtig; sie bestimmten die Zeit ihrer Versammlung, die Eintritts- und wöchentlichen Zuschußgelder, erwählten einen Präsidenten, Schatzmeister und Secretär; zwanzig aufzunehmende Personen wurden vorgeschlagen. Bald darauf ordneten sie

als Männer, die Gelegenheit genug gehabt hatten über Conſtitutionen nachzudenken, die übrigen zur äußern Form gehörigen Einrichtungen, vortrefflich und zweckmäßig.

Kaum hatte König Karl II vernommen, daß eine Verſammlung ſolcher ihm von jeher zugethaner Männer ſich zu einer Geſellſchaft conſtituirt, ſo ließ er ihnen Beſtätigung, Schutz und allen Vorſchub anbieten, und bekräftigte 1662 auf die ehrenvollſte Weiſe die ſämmtlichen Statuten.

Naturwiſſenſchaften in England.

Die Theilnahme des Königs an den natürlichen Wiſſenſchaften kam eben zur rechten Zeit: denn wie bisher theils die Wiſſenſchaften überhaupt, theils die natürlichen verſpätet worden, davon ſoll uns der Biſchof Sprat eine flüchtige Ueberſicht geben.

„Bis zur Verbindung der beiden Häuſer York und Lancaſter wurden alle Kräfte unſeres Landes zu häuslichen Kriegen zwiſchen dem König und dem Adel, oder zu wüthenden Kämpfen zwiſchen jenen beiden getrennten Familien verwendet, wenn nicht irgend einmal ein muthiger Fürſt ihre Kräfte zu fremden Eroberungen zu gebrauchen wußte. Die zwey Roſen waren in der Perſon des Königs Heinrich des VII vereinigt, deſſen Regierung, wie ſeine Gemüthsart, heimlich, ſtreng, eiferſüchtig,

geizig, aber dabei siegreich und weise war. Wie wenig aber diese Zeit sich zu neuen Entdeckungen vorbereitet fand, sieht man daraus, wie gering er das Anerbieten des Christoph Columbus zu schätzen wußte. Die Regierung Heinrichs des VIII war kräftig, kühn, prächtig, freigebig und gelehrt, aber die Veränderung der Religion trat ein und dieß allein war genug, den Geist der Menschen zu beschäftigen."

„Die Regierung Königs Eduard des VI war unruhig wegen des Zwiespalts derer die während seiner Minderjährigkeit regierten, und die Kürze seines Lebens hat uns jener Früchte beraubt, die man nach den bewundernswerthen Anfängen dieses Königs hoffen konnte. Die Regierung der Königin Maria war schwach, melancholisch, blutdürstig gegen die Protestanten, verdunkelt durch eine fremde Heirath und unglücklich durch den Verlust von Calais. Dagegen war die Regierung der Königin Elisabeth lang, triumphirend, friedlich nach innen, und nach außen glorreich. Da zeigte sich, zu welcher Höhe die Engländer steigen können, wenn sie ein Fürst anführt, der ihren Herzen so gut als ihren Händen gebieten kann. In ihren Tagen setzte sich die Reformation fest; der Handel ward geregelt und die Schifffahrt erweiterte sich. Aber obgleich die Wissenschaft schon etwas Großes hoffen ließ, so war doch die Zeit noch nicht gekommen, daß den Naturerfahrungen eine öffentliche Aufmunterung hätte zu Theil werden können, indem die Schriften des Alter-

thums und die Streitigkeiten zwiſchen uns und der römiſchen Kirche noch nicht völlig ſtudirt und beſeitigt waren.“

„Die Regierung des Königs Jakob war glücklich in allen Vortheilen des Friedens und reich an Perſonen von tiefer Literatur; aber nach dem Beiſpiele des Königs wendeten ſie vorzüglich ihre Aufmerkſamkeit auf die Verhandlungen der Religion und der Streitigkeiten, ſo daß ſelbſt Mylord Bacon, mit allem Anſehen, das er im Staate beſaß, ſein Collegium Salomons nur als eine Schilderung, als einen Roman zu Stande bringen konnte. Zwar fing die Zeit Karls des I an, zu ſolchen Unternehmungen reifer zu werden, wegen des Ueberfluſſes und der glücklichen Zuſtände ſeiner erſten Jahre, auch wegen der Fähigkeit des Königs ſelbſt, der nicht nur ein unnachahmlicher Meiſter in Verſtand und Redekunſt war, ſondern der auch in verſchiedenen praktiſchen Künſten ſich über die gewöhnliche Weiſe der Könige, ja ſogar über den Fleiß der beſten Künſtler erhob. Aber ach! er wurde von den Studien, von Ruhe und Frieden hinweg zu der gefährlichern und rühmlichern Laufbahn des Märtyrers berufen.“

„Die letzten Zeiten des bürgerlichen Krieges und der Verwirrung haben, zum Erſatz jenes unendlichen Jammers, den Vortheil hervorgebracht, daß ſie die Geiſter der Menſchen aus einem langen Behagen, aus einer müßigen Ruhe herausriſſen und ſie thätig, fleißig und neu-

gierig machten. Und gegenwärtig, ſeit der Rückkehr des Königs, iſt die Verblendung vergangener Jahre mit dem Jammer der letzten verſchwunden. Die Menſchen überhaupt ſind müde der Ueberbleibſel des Alterthums und geſättigt von Religionsſtreitigkeiten. Ihre Augen ſind gegenwärtig nicht allein offen und bereitet zur Arbeit, ſondern ihre Hände ſind es auch. Man findet jetzo ein Verlangen, eine allgemeine Begierde nach einer Wiſſenſchaft, die friedlich, nützlich und nährend ſey und nicht wie die der alten Secten, welche nur ſchwere und unverdauliche Argumente gaben, oder bittere Streitigkeiten ſtatt Nahrung, und die, wenn der Geiſt des Menſchen Brod verlangte, ihm Steine reichten, Schlangen oder Gift."

Aeußere Vortheile der Societät.

Der Theilnahme des Königs folgte ſogleich die der Prinzen und reichen Barone. Nicht allein Gelehrte und Forſcher, ſondern auch Praktiker und Techniker mußten ſich für eine ſolche Anſtalt bemühen. Weit ausgebreitet war der Handel; die Gegenſtände deſſelben näher kennen zu lernen, neue Erzeugniſſe fremder Weltgegenden in Umlauf zu bringen, war der Vortheil ſämmtlicher Kaufmannſchaft. Wißbegierigen Reiſenden gab man lange Regiſter von Fragen mit; eben dergleichen ſendete man an die engliſchen Reſidenten in den fernſten Anſiedelungen.

Gar bald drängte ſich nunmehr von allen Seiten das Merkwürdige herzu. Durch Beantwortung jener Fragen, durch Einſendung von Inſtrumenten, Büchern und andern Seltenheiten ward die Geſellſchaft jeden Tag reicher und ihre Einwirkung bedeutender.

Innere Mängel der Societät.

Bei allen dieſen großen äußeren Vortheilen war auch manches das ihr widerſtand. Am meiſten ſchadete ihr die Furcht vor jeder Art von Autorität. Sie konnte daher zu keiner innern Form gelangen, zu keiner zweckmäßigen Behandlung desjenigen was ſie beſaß und was ſie ſich vorgenommen hatte.

Durch Bacons Anlaß und Anſtoß war der Sinn der Zeit auf das Reale, das Wirkliche gerichtet worden. Dieſer außerordentliche Mann hatte das große Verdienſt, auf die ganze Breite der Naturforſchung aufmerkſam gemacht zu haben. Bei einzelnen Erfahrungen drang er auf genaue Beobachtung der Bedingungen, auf Erwägung aller begleitenden Umſtände. Der Blick in die Unendlichkeit der Natur war geöffnet und zwar bei einer Nation, die ihn ſowohl nach innen als nach außen am lebhafteſten und weiteſten umherwenden konnte. Sehr viele fanden eine leidenſchaftliche Freude an ſolchen Verſuchen, welche die Erfahrungen wiederholten, ſicherten und mannichfal-

tiger machten; andere ergötzten ſich hingegen an der nächſten Ausſicht auf Anwendung und Nutzen.

Wie aber in der wiſſenſchaftlichen Welt nicht leicht ohne Trennung gewirkt werden kann, ſo findet man auch hier eine entſchiedene Spaltung zwiſchen Theorie und Praxis. Man hatte noch in friſchem Andenken, wie die weichende Scholaſtik durch eine ſeltſame Philoſophie, durch den Carteſianismus ſogleich wieder erſetzt worden. Hier ſah man auf's neue ein Beiſpiel, was ein einziger trefflicher Kopf auf andere zu wirken, wie er ſie nach ſeinem Sinne zu bilden im Stande iſt. Wie entfernt man ſey die Geſinnungen eines Einzelnen gelten zu laſſen, drückte die Societät unter ihrem Wappen durch den Wahlſpruch aus: Nullius in Verba; und damit man ja vor allem Allgemeinen, vor allem was eine Theorie nur von fern anzudeuten ſchien, ſicher wäre; ſo ſprach man den Vorſatz beſtimmt aus, die Phänomene, ſo wie die Experimente an und für ſich zu beobachten, und ſie neben einander, ohne irgend eine künſtlich ſcheinende Verbindung, einzeln ſtehen zu laſſen.

Die Unmöglichkeit, dieſen Vorſatz auszuführen, ſahen ſo kluge Leute nicht ein. Man bemerkte nicht, daß ſehr bald nach den Urſachen gefragt wurde, daß der König ſelbſt, indem er der Societät natürliche Körper verehrte, nach dem Wie der Wirkungen ſich erkundigte. Man konnte nicht vermeiden, ſich ſo gut und ſchlimm, als es gehen wollte, einige Rechenſchaft zu geben; und nun ent-

entſtanden partielle Hypotheſen, die mechaniſche und machiniſtiſche Vorſtellungsart gewann die Oberhand, und man glaubte noch immer, wenn man ein Gefolgertes ausgeſprochen hatte, daß man den Gegenſtand, die Erſcheinung ausſpreche.

Indem man aber mit Furcht und Abneigung ſich gegen jede theoretiſche Behandlung erklärte, ſo behielt man ein großes Zutrauen zu der Mathematik, deren methodiſche Sicherheit in Behandlung körperlicher Dinge ihr, ſelbſt in den Augen der größten Zweifler, eine gewiſſe Realität zu geben ſchien. Man konnte nicht läugnen, daß ſie, beſonders auf techniſche Probleme angewendet, vorzüglich nützlich war, und ſo ließ man ſie mit Ehrfurcht gelten, ohne zu ahnen daß, indem man ſich vor dem Ideellen zu hüten ſuchte, man das Ideellſte zugelaſſen und beibehalten hatte.

So wie das was eigentlich Methode ſey, den Augen der Geſellen faſt gänzlich verborgen war, ſo hatte man gleichfalls eine ſorgliche Abneigung vor einer Methode zu der Erfahrung. Die Unterhaltung der Geſellſchaft in ihren erſten Zeiten war immer zufällig geweſen. Was die Einen als eigenes Studium beſchäftigte, was die Andern als Neuigkeit intereſſirte, brachte jeder unaufgefordert und nach Belieben vor. Eben ſo blieb es nach der übrigens ſehr förmlich eingerichteten Conſtitution. Jeder theilt mit was gerade zufällig bereit iſt. Erſcheinungen der Naturlehre, Körper der Naturgeſchichte, Operatio-

nen der Technik, alles zeigt sich bunt durch einander. Manches Unbedeutende, anderes durch einen wunderbaren Schein Interessirende, anderes bloß Curiose findet Platz und Aufnahme; ja sogar werden Versuche mitgetheilt aus deren nähern Umständen man ein Geheimniß macht. Man sieht eine Gesellschaft ernsthafter würdiger Männer, die nach allen Richtungen Streifzüge durch das Feld der Naturwissenschaft vornehmen, und weil sie das Unermeßliche desselben anerkennen, ohne Plan und Maßregel darin herumschweifen. Ihre Sessionen sind öfters Quodlibets, über die man sich des Lächelns, ja des Lachens nicht enthalten kann.

Die Angst der Secretär vor irgend einer rationellen Behandlung war so groß, daß sich niemand getraute auch nur eine empirische Abtheilung und Ordnung in das Geschäft zu bringen. Man durfte nur die verschiedenen Classen der Gegenstände, man durfte Physik, Naturgeschichte und Technik von einander trennen und in diesen die nothwendigsten Unterabtheilungen machen, sodann die Einrichtung treffen, daß in jeder Session nur Ein Fach bearbeitet werden sollte: so war der Sache schon sehr geholfen.

Porta hatte schon hundert Jahre vorher die physikalischen Phänomene in Rubriken vorgetragen. Man konnte dieses Buch bequem zum Grunde legen, das alte Wunderbare nach und nach sichten und auslöschen, das in der Zwischenzeit Erfundene nachtragen, sodann das jedesmal bei der Secretär Vorkommende aus den Protokollen

fordern, welcher aber, ſtatt den Geiſt zu ſammeln, ſelben zerſtreut, indem der Reim auf ganz fremdartige Gegenſtände hinweiſ't. Dadurch erhalten ihre Gedichte einen Anſtrich von Quodlibet, oder vorgeſchriebenen Endreimen, in welcher Art etwas Vorzügliches zu leiſten freilich die erſten Talente gefordert werden. Wie nun hierüber die Nation ſtreng geurtheilt hat, ſieht man daran, daß ſie in fünfhundert Jahren nur ſieben Dichter als ihre Oberſten anerkennt.

an Ort und Stelle eintragen, ſo entging man wenigſtens der größten Verwirrung, und war ſicher, das ſich nichts verſteckte oder verlor, wie es z. B. mit Mayow's Erfahrungen ging, von welchen die Societät Notiz hatte, ſie aber vernachläſſigte und freilich das Genauere nicht erfuhr, weil ſie den von Hooke zum Mitglied vorgeſchlagenen Mayow nicht aufnahm.

In ſeiner neuen Atlantis hatte Bacon für das naturforſchende Salomoniſche Collegium einen ungeheuern romantiſchen Palaſt mit vielen Flügeln und Pavillons gebaut, worin ſich denn wohl auch mancher äußerſt phantaſtiſche Saal befand. Dieſe Andeutungen konnten freilich einer Geſellſchaft, die im wirklichen Leben entſprang, wenig Vortheil gewähren; aber beſtimmt genug hatte er am Ende jener Dichtung die Nothwendigkeit ausgeſprochen, die verſchiedenen Functionen eines ſolchen Unternehmens unter mehrere Perſonen zu theilen, oder wenn man will, dieſe Functionen als von einander abgeſondert, aber doch immer in gleichem Werthe neben einander fortſchreitend zu betrachten.

„Wir haben zwölf Geſellen, ſagte er, um uns Bücher, Materialien und Vorſchriften zu Experimenten anzuwerben. Drey haben wir, welche alle Verſuche, die ſich in Büchern finden, zuſammenbringen; drey welche die Verſuche aller mechaniſchen Künſte, der freien und praktiſchen Wiſſenſchaften, die noch nicht zu einer Einheit zuſammengefloſſen, ſammeln. Wir haben drey,

die ſich zu neuen Verſuchen anſchicken, wie es ihnen nützlich zu ſeyn ſcheint; drey welche die Erfahrungen aller dieſer ſchon genannten in Rubriken und Tafeln aufſtellen, daß der Geiſt zu Beobachtungen und Schlüſſen ſie deſto bequemer vor ſich finde. Drey haben wir, welche dieſe ſämmtlichen Verſuche in dem Sinne anſehen, daß ſie daraus ſolche Erfindungen ziehen, die zum Gebrauche des Lebens und zur Ausübung dienen; dann aber drey, die nach vielen Zuſammenkünften und Rathſchlüſſen der Geſellſchaft, worin das Vorhandene durchgearbeitet worden, Sorge tragen, daß nach dem was ſchon vor Augen liegt, neue, tiefer in die Natur dringende Verſuche eingeleitet und angeſtellt werden; dann drey, welche ſolche aufgegebene Experimente ausführen und von ihrem Erfolg Nachricht geben. Zuletzt haben wir drey, die jene Erfindungen und Offenbarungen der Natur durch Verſuche zu höheren Beobachtungen, Axiomen und Aphorismen erheben und befördern, welches nicht anders als mit Beirath der ſämmtlichen Geſellſchaft geſchieht.“

Von dieſer glücklichen Sonderung und Zuſammenſtellung iſt keine Spur in dem Verfahren der Societät, und eben ſo geht es auch mit ihren nach und nach ſich anhäufenden Beſitzungen. Wie ſie jeden Naturfreund ohne Unterſchied des Ranges und Standes für ſocietätsfähig erklärt hatte, eben ſo bekannt war es, daß ſie alles was ſich nur einigermaßen auf Natur bezog, an-

nehmen und bei ſich aufbewahren wolle. Bei der allgemeinen Theilnahme die ſie erregte, fand ſich ein groſſer Zufluß ein, wie es bei allen empiriſchen Anhäufungen und Sammlungen zu geſchehen pflegt. Der König, der Adel, Gelehrte, Oekonomen, Reiſende, Kaufleute, Handwerker, alles drängte ſich zu, mit Gaben und Merkwürdigkeiten. Aber auch hier ſcheint man vor irgend einer Ordnung Scheu gehabt zu haben, wenigſtens ſieht man in der frühern Zeit keine Anſtalt ihre Vorräthe zu rangiren, Katalogen darüber zu machen und dadurch auf Vollſtändigkeit auch nur von ferne hinzudeuten. Will man ſie durch die Beſchränktheit und Unſicherheit ihres Locals entſchuldigen, ſo laſſen wir dieſen Einwurf nur zum Theil gelten: denn durch einen wahren Ordnungsgeiſt wären dieſe Hinderniſſe wohl zu überwinden geweſen.

Jede einſeitige Maxime muß, wenn ſie auch zu gewiſſen Zwecken tauglich gefunden wird, ſich zu andern unzulänglich, ja ſchädlich erzeigen. Sprat mag mit noch ſo vieler Beredſamkeit den Vorſatz der Geſellſchaft, nicht zu theoretiſiren, nicht zu methodiſiren, nicht zu ordnen, rühmen und vertheidigen: hinter ſeinen vielen Argumenten glaubt man nur ſein böſes Gewiſſen zu entdecken; und man darf nur den Gang des Secretärsgeſchäftes in den Protokollen einige Jahre verfolgen, ſo ſieht man, daß ſie die aus ihrer Maxime entſpringenden Mängel gar wohl nach und nach bemerkt und

dagegen, jedoch leider unzulängliche, Anordnungen macht.

Die Experimente ſollen nicht aus dem Stegreife vorgelegt, ſondern in der vorhergehenden Seſſion angezeigt werden; man ordnet Verſuche in gewiſſen Folgen an, man ſetzt Comité's nieder, welche, im Vorbeigehen ſey es geſagt, in politiſchen und praktiſchen Fällen gut ſeyn mögen, in wiſſenſchaftlichen Dingen aber gar nichts taugen. Neigung oder Abneigung, vorgefaßte Meinung der Commiſſarien ſind hier nicht ſo leicht wie dort zu controliren. Ferner verlangt man Gutachten und Ueberſichten; da aber nichts zuſammenhängt, ſo wird eins über das andere vergeſſen. Selten geſchieht was man ſich vorgeſetzt hatte, und wenn es geſchieht, ſo iſt es meiſtentheils nicht auslangend noch hinreichend. Und nach welchem Maßſtab ſoll es gemeſſen, von wem ſoll es beurtheilt werden?

Vielleicht iſt hieran auch der im Anfang monatliche Präſidentenwechſel Schuld; ſo wie auch hier die Ungewißheit und Unzulänglichkeit des Locals, der Mangel eines Laboratoriums und was andere daraus entſpringende Hinderniſſe ſind, zur Entſchuldigung angeführt werden können.

Mängel die in der Umgebung und in der Zeit liegen.

Von manchem was ſich einem regelmäßigen und glücklichen Fortſchritt der Societät entgegenſetzte, haben wir freilich gegenwärtig kaum eine Ahnung. Man hielt von Seiten der Menge, und zwar nicht eben gerade des Pöbels, die Naturwiſſenſchaften und beſonders das Experimentiren auf mancherlei Weiſe für ſchädlich, ſchädlich der Schullehre, der Erziehung, der Religion, dem praktiſchen Leben und was dergleichen Beſchränktheiten mehr waren.

Ingleichen ſtellen wir uns nicht vor, wenn wir von jenen engliſchen Experimentalphiloſophen ſo vieles leſen, wie weit man überhaupt zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts noch im Experimentiren zurückſtand. Von der alchymiſtiſchen Zeit her war noch die Luſt am Geheimniß geblieben, von welchem man bei zunehmender Technik, bei'm Eingreifen des Wiſſens in's Leben, nunmehr manche Vortheile hoffen konnte. Die Werkzeuge mit denen man operirte, waren noch höchſt unvollkommen. Wer ſieht dergleichen Inſtrumente aus jener Zeit in alten phyſikaliſchen Rüſtkammern und ihre Unbehülflichkeit nicht mit Verwunderung und Bedauern?

Das größte Uebel aber entſprang aus einer gewiſſen Verfahrungsart ſelbſt. Man hatte kaum den Begriff, daß man ein Phänomen, einen Verſuch auf ſeine

Elemente reduciren könne; daß man ihn zergliedern, vereinfachen und wieder vermannichfaltigen müsse, um zu erfahren, wohin er eigentlich deute. Die fleißigsten Beobachter der damaligen Zeit geben Anlaß zu dieser Reflexion, und Newtons Theorie hätte nicht entstehen können, wenn er für diese Hauptmaxime, die den Experimentirenden leiten soll, irgend einen Sinn gehabt hätte. Man ergriff einen verwickelten Versuch und eilte sogleich zu einer Theorie die ihn unmittelbar erklären sollte; man that gerade das Gegentheil von dem was man in Mund und Wappen führte.

Robert Hooke.

Hooke, der Experimentator und Secretär der Societät, war in demselben Falle, und ob ihm gleich die Gesellschaft manches schuldig ist, so hat ihr doch sein Charakter viel Nachtheil gebracht. Er war ein lebhafter, unruhig thätiger Mann, von den ausgebreitetsten Kenntnissen; aber er wollte auch nichts für neu oder bedeutend gelten lassen, was irgend angebracht und mitgetheilt wurde. Er glaubte es entweder selbst schon zu kennen, oder etwas Anderes und Besseres zu wissen.

So viel er auch that, ja im Einzelnen durcharbeitete, so war er doch durchaus unstät und wurde es noch mehr durch seine Lage, da die ganze Erfahrungsmasse auf ihn eindrang und er, um ihr gewachsen zu

seyn, seine Kräfte bald dahin, bald dorthin wenden mußte. Dabei war er zerstreut, nachläßig in seinem Amte, obgleich auf seinem eigenen Wege immer thätig.

Viele Jahre müht sich die Societät vergebens mit ihm ab. Sehr ernstlich wird ihm auferlegt: er soll regelmäßig Versuche machen, sie vorher anzeigen, in den folgenden Sessionen wirklich darlegen; wobei die gute Societät freilich nicht bedenkt, daß Sessionen nicht dazu geeignet sind, Versuche anzustellen und sich von den Erscheinungen vollständig zu überzeugen. Wie ihnen denn auch einmal ein Vogel den Gefallen nicht thun will, unter der Manowschen Glocke, ehe die Versammlung auseinander geht, zu sterben.

Aehnliche Fälle benutzt Hooke zu allerlei Ausflüchten. Er gehorcht nicht, oder nur halb; man verkümmert ihm seine Pension, er wird nicht gefügsamer, und wie es in solchen Fällen geht, man ermüdet streng zu seyn, man bezahlt ihm zuletzt aus Gunst und Nachsicht seine Rückstände auf einmal. Er zeigt eine Anwandlung von Besserung, die nicht lange dauert, und die Sache schleppt sich ihren alten Gang.

So sah es mit der innern Verfassung eines Gerichtshofes aus, bei dessen Entscheidung über eine bedeutende und weit eingreifende Theorie sich die wissenschaftliche Welt beruhigen sollte.

Isaac Newton,

geb. 1642, geſt. 1727.

Unter denen welche die Naturwiſſenſchaften bearbeiten, laſſen ſich vorzüglich zweyerlei Arten von Menſchen bemerken.

Die erſten, genial, productiv und gewaltſam, bringen eine Welt aus ſich ſelbſt hervor, ohne viel zu fragen, ob ſie mit der wirklichen übereinkommen werde. Gelingt es, daß dasjenige was ſich in ihnen entwickelt, mit den Ideen des Weltgeiſtes zuſammentrifft, ſo werden Wahrheiten bekannt, wovor die Menſchen erſtaunen und wofür ſie Jahrhunderte lang dankbar zu ſeyn Urſache haben. Entſpringt aber in ſo einer tüchtigen genialen Natur irgend ein Wahnbild, das in der allgemeinen Welt kein Gegenbild findet, ſo kann ein ſolcher Irrthum nicht minder gewaltſam um ſich greifen und die Menſchen Jahrhunderte durch hinreißen und übervortheilen.

Die von der zweyten Art, geiſtreich, ſcharfſinnig, behutſam, zeigen ſich als gute Beobachter, ſorgfältige Experimentatoren, vorſichtige Sammler von Erfahrungen; aber die Wahrheiten welche ſie fördern, wie die Irrthümer welche ſie begehen, ſind gering. Ihr Wahres fügt ſich zu dem anerkannten Richtigen oft unbemerkt, oder geht verloren; ihr Falſches wird nicht aufgenommen, oder wenn es auch geſchieht, verlischt es leicht.

Zu der erſten dieſer Claſſen gehört Newton, zu der zweyten die beſſeren ſeiner Gegner. Er irrt, und zwar auf eine entſchiedene Weiſe. Erſt findet er ſeine Theorie plauſibel, dann überzeugt er ſich mit Uebereilung, ehe ihm deutlich wird, welcher mühſeligen Kunſtgriffe es bedürfen werde, die Anwendung ſeines hypothetiſchen Aperçu's durch die Erfahrung durchzuführen. Aber ſchon hat er ſie öffentlich ausgeſprochen, und nun verfehlt er nicht alle Gewandtheit ſeines Geiſtes aufzubieten, um ſeine Theſe durchzuſetzen; wobei er mit unglaublicher Kühnheit das ganz Abſurde als ein ausgemachtes Wahre der Welt in's Angeſicht behauptet.

Wir haben in der neuern Geſchichte der Wiſſenſchaften einen ähnlichen Fall an Tycho de Brahe. Dieſer hatte ſich gleichfalls vergriffen, indem er das Abgeleitete für das Urſprüngliche, das Untergeordnete für das Herrſchende in ſeinem Weltſyſtem geſtellt hatte. Auch er war zu geſchwind mit dieſer unhaltbaren Grille hervorgetreten; ſeine Freunde und gleichzeitigen Verehrer ſchreiben in ihren vertraulichen Briefen darüber ganz unbewunden und ſprechen deutlich aus, daß Tycho, wenn er nicht ſchon ſein Syſtem publicirt und eine Zeit lang behauptet hätte, das Copernicaniſche wahrſcheinlich annehmen und dadurch der Wiſſenſchaft großen Dienſt leiſten würde; dahingegen nunmehr zu fürchten ſey, daß er den Himmel öfter nach ſeiner Lehre ziehen und biegen werde.

Schon die Zeitgenoſſen und Mitarbeiter Tycho's be-

freiten sich von seiner ängstlichen verwirrenden Meinung. Aber Newton theilte seine Ueberzeugung, so wie seine Hartnäckigkeit, seinen Schülern mit, und wer den Partengeist kennt, wird sich nicht verwundern, daß diese keine Augen und Ohren mehr haben, sondern das alte Credo immerfort wiederholen, wie es ihnen der Meister eingelernt.

Der Charakter, die Fähigkeiten, das Benehmen, die Schicksale seiner Gegner, können nur im Einzelnen vorgetragen werden. Zum Theil begriffen sie nicht worauf es ankam, zum Theil sahen sie den Irrthum wohl ein; hatten aber weder Kraft, noch Geschick, noch Opportunität ihn zu zerstören.

Wir finden 1666 Newton als Studirenden zu Cambridge, mit Verbesserung der Teleskope und mit prismatischen Versuchen zu diesem Zweck beschäftigt, wobei er seine Farbentheorie bei sich festsetzt. Von ihm selbst haben wir hierüber drey Arbeiten, aus welchen wir seine Denkweise übersehen, dem Gange den er genommen, folgen können.

Lectiones Opticae.

Nachdem er 1667 Magister, 1669 Professor der Mathematik an Barrow's Stelle geworden, hält er in diesem und den beiden folgenden Jahren der studiren-

Warnung.

Auf alles was wir bisher geäußert, können wir uns wohl berufen, als Zeugniß beſten Willens gegen orientaliſche Dichtkunſt. Wir dürfen es daher wohl wagen, Männern, denen eigentlich nähere ja unmittelbare Kenntniß dieſer Regionen gegönnt iſt, mit einer Warnung entgegen zu gehen, welche den Zweck, allen möglichen Schaden von einer ſo guten Sache abzuwenden, nicht verläugnen wird.

Jedermann erleichtert ſich durch Vergleichung das Urtheil, aber man erſchwert ſich's auch: denn wenn ein Gleichniß, zu weit durchgeführt, hinkt, ſo wird ein vergleichendes Urtheil immer unpaſſender, je genauer man es betrachtet. Wir wollen uns nicht zu weit verlieren, ſondern im gegenwärtigen Falle nur ſo viel ſagen: wenn der vortreffliche Jones die orientaliſchen Dichter mit Lateinern und Griechen vergleicht, ſo hat er ſeine Urſachen, das Verhältniß zu England und den dortigen Altkritikern nöthigt ihn dazu. Er ſelbſt, in der ſtrengen klaſſiſchen Schule gebildet, begriff wohl das ausſchließende Vorurtheil, das nichts

den Jugend Vorlesungen, in welchen er das Physische der Farbenphänomene durch mathematische Behandlung soviel als möglich an dasjenige heranzuziehen sucht, was man von ihm in seiner Stelle erwartet. Er arbeiter diese Schrift nachher immer weiter aus, läßt sie aber liegen, so daß sie erst nach seinem Tode 1729 gedruckt wird.

Brief an den Secretär der Londner Societät.

Im Jahre 1671 wird er Mitglied der Londner Societät und legt ihr sein neues katoptrisches Teleskop vor und zugleich seine Farbentheorie, aus welcher gefolgert wird, daß die dioptrischen Fernröhre nicht zu verbessern seyen.

Dieser Brief eigentlich beschäftigt uns hier, weil Newton den Gang den er genommen sich von seiner Theorie zu überzeugen, darin ausführlich erzählt, und weil er überhaupt hinreichend wäre, uns einen vollkommenen Begriff von der Newtonischen Lehre zu geben.

An diesen Brief schließen sich auch die ersten Einwürfe gegen die Newtonische Lehre, welche nebst den Antworten des Verfassers bis 1676 reichen.

Die Optik.

Seit gedachtem Jahre läßt sich Newton in weiter keine Controvers ein, schreibt aber die Optik, welche 1705 herauskommt, da seine Autorität am höchsten ge-

ſtiegen und er zum Präſidenten der Societät ernannt war. In dieſem Werke ſind die Erfahrungen und Verſuche ſo geſtellt, daß ſie allen Einwendungen die Stirn bieten ſollen.

Um nunmehr dasjenige worauf es bei der Sache ankommt, hiſtoriſch deutlich zu machen, müſſen wir einiges aus der vergangenen Zeit nachholen.

Die Wirkung der Refraction war von den älteſten Zeiten her bekannt, ihre Verhältniſſe aber, bis in das ſechzehnte Jahrhundert, nur empiriſch beſtimmt. Snellius entdeckte das Geſetzliche daran und bediente ſich zur Demonſtration des ſubjectiven Verſuchs, den wir mit dem Namen der Hebung bezeichnet haben. Andere wählten zur Demonſtration den objectiven Verſuch, und das Kunſtwort Brechung wird davon ausſchließlich gebraucht. Das Verhältniß der beiden Sinus des Einfalls- und Brechungswinkels wird rein ausgeſprochen, als wenn kein Nebenumſtand dabei zu beobachten wäre.

Die Refraction kam hauptſächlich bei Gelegenheit der Fernröhre zur Sprache.

Diejenigen die ſich mit Teleſkopen und deren Verbeſſerung beſchäftigten, mußten bemerken, daß durch Objectivgläſer die aus Kugelſchnitten beſtehen, das Bild nicht rein in einen Punkt zu bringen iſt, ſondern daß eine gewiſſe Abweichung ſtatt findet, wodurch das Bild undeutlich

wird. Man schrieb sie der Form der Gläser zu und schlug deßwegen hyperbolische und elliptische Oberflächen vor.

So oft von Refraction, besonders seit Antonius de Dominis, die Rede ist, wird auch immer der Farbenerscheinung gedacht. Man ruft bei dieser Gelegenheit die Prismen zu Hülfe, welche das Phänomen so eminent darstellen. Als Newton sich mit Verbesserung der Teleskope beschäftigte und, um jene Aberration von Seiten der Form wegzuschaffen, hyperbolische und elliptische Gläser arbeitete, untersuchte er auch die Farbenerscheinung und überzeugte sich, daß diese gleichfalls eine Art von Abweichung sey wie jene, doch von weit größerer Bedeutung, dergestalt daß jene dagegen gar nicht zu achten sey, diese aber, wegen ihrer Größe, Beständigkeit und Untrennbarkeit von der Refraction, alle Verbesserung der dioptrischen Teleskope unmöglich mache.

Bei Betrachtung dieser die Refraction immer begleitenden Farbenerscheinung fiel hauptsächlich auf, daß ein rundes Bild wohl seine Breite behielt, aber in der Länge zunahm. Es wurde nunmehr eine Erklärung gefordert, welche im siebzehnten Jahrhundert oft versucht worden, niemanden aber gelungen war.

Newton scheint, indem er eine solche Erklärung aufsuchte, sich gleich die Frage gethan zu haben: ob die Ursache in einer innern Eigenschaft des Lichts, oder in einer äußern Bedingtheit desselben zu suchen sey? Auch läßt sich aus seiner Behandlung der Sache, wie sie uns bekannt

worden, schließen, daß er sich sehr schnell für die erstere Meinung entschieden habe.

Das erste was er also zu thun hatte, war, die Bedeutsamkeit aller äußern Bedingungen, die bei dem prismatischen Versuche vorkamen, zu schwächen, oder ganz zu beseitigen. Ihm waren die Ueberzeugungen seiner Vorgänger wohl bekannt, welche eben diesen äußern Bedingungen einen großen Werth beigelegt. Er führt ihrer sechs auf, um eine nach der andern zu verneinen. Wir tragen sie in der Ordnung vor, wie er sie selbst aufführt, und als Fragen wie er sie gleichfalls gestellt hat.

Erste Bedingung. Trägt die verschiedene Dicke des Glases zur Farbenerscheinung bei?

Diese hier nur im Allgemeinen und Unbestimmten aufgestellte Frage ward eigentlich dadurch veranlaßt: Antonius de Dominis, Kircher und andere hatten geglaubt, indem sie das Gelbe durch die Spitze des brechenden Winkels oder näher an ihm, das Blaue aber zu oberst, wo das Prisma mehrere Masse hat, hervorgebracht sahen, es sey die größere oder geringere Stärke des Glases Ursache der Farbenverschiedenheit. Sie hätten aber nur dürfen bei'm Gebrauch eines größeren Prisma's dasselbe von unten hinauf, oder von oben herunter nach und nach zudecken, so würden sie gesehen haben, daß an jeder mittleren Stelle jede Farbe entstehen kann. Und Newton hatte also ganz Recht, wenn er in diesem Sinne die Frage mit Nein beantwortet.

Doch

Doch haben weder er noch ſeine Nachfolger auf den wichtigen Umſtand aufmerkſam gemacht, daß die Stärke oder die Schwäche des Mittels überhaupt, zwar nicht zur Entſtehung der verſchiedenen Farben, aber doch zum Wachsthum oder zur Verminderung der Erſcheinung ſehr viel beitrage, wie wir am gehörigen Orte umſtändlich ausgeführt haben. (E. 209—217.) Dieſe Bedingung iſt alſo keineswegs als vollkommen beſeitigt anzuſehen, ſie bleibt vielmehr in einem Sinne, an den man freilich damals nicht gedacht, als höchſt bedeutend beſtehen.

Zweyte Bedingung. In wiefern tragen größere oder kleinere Oeffnungen im Fenſterladen zur Geſtalt der Erſcheinung, beſonders zum Verhältniß ihrer Länge zur Breite bei?

Newton will auch dieſe Bedingung unbedeutend gefunden haben, welches ſich auf keine Weiſe begreifen läßt, als daß man annimmt, er habe, indem er mit kleinen Prismen operirt, die Oeffnungen im Fenſterladen nicht von ſehr verſchiedener Größe machen können. Denn obgleich das Verhältniß der Länge zur Breite, im prismatiſchen Bilde, von mancherlei Urſachen abhängt, ſo iſt doch die Größe der Oeffnung eine der hauptſächlichſten: denn je größer die Oeffnung wird, deſto geringer wird das Verhältniß der Länge zur Breite. Man ſehe was wir hierüber im polemiſchen Theil (92) umſtändlich und genau ausgeführt haben. Dieſe zweyte

Frage wird also von uns auf das entschiedenste mit Ja beantwortet.

Dritte Bedingung. Tragen die Gränzen des Hellen und Dunkeln etwas zur Erscheinung bei?

Das ganze Capitel unseres Entwurfs, welches die Farben abhandelt, die bei Gelegenheit der Refraction entstehen, ist durchaus bemüht zu zeigen, daß eben die Gränzen ganz allein die Farbenerscheinung hervorbringen. Wir wiederholen hier nur das Hauptmoment.

Es entspringt keine prismatische Farbenerscheinung, als wenn ein Bild verrückt wird, und es kann kein Bild ohne Gränze seyn. Bei dem gewöhnlichen prismatischen Versuch geht durch die kleinste Oeffnung das ganze Sonnenbild durch, das ganze Sonnenbild wird verrückt; bei geringer Brechung nur an den Rändern, bei stärkerer aber völlig gefärbt.

Durch welche Art von Untersuchung jedoch Newton sich überzeugt habe, daß der Gränze kein Einfluß auf die Farbenerscheinung zuzuschreiben sey, muß jeden der nicht verwahrlos't ist, zum Erstaunen, ja zum Entsetzen bewegen, und wir fordern alle günstigen und ungünstigen Leser auf, diesem Punkte die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Bei jenem bekannten Versuche, bei welchem das Prisma innerhalb der dunkeln Kammer sich befindet, geht das Licht, oder vielmehr das Sonnenbild, zuerst durch die Oeffnung und dann durch das Prisma, da

denn auf der Tafel das farbige Spectrum erſcheint. Nun ſtellt der Experimentator, um gleichſam eine Probe auf ſeinen erſten Verſuch zu machen, das Prisma hinaus vor die Oeffnung und findet in der dunkeln Kammer, vor wie nach, ſein gefärbtes verlängertes Bild. Daraus ſchließt er, die Oeffnung habe keinen Einfluß auf die Färbung deſſelben.

Wir fordern alle unſere gegenwärtigen und künftigen Gegner auf dieſe Stelle. Hier wird von nun an um die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit des Newtoniſchen Syſtems gekämpft, hier, gleich am Eingange des Labyrinths und nicht drinnen in den verworrenen Irrgängen, hier, wo uns Newton ſelbſt aufbewahrt hat, wie er zu ſeiner Ueberzeugung gelangt iſt.

Wir wiederholen daher was ſchon oft von uns didaktiſch und polemiſch eingeſchärft worden: das gebrochene Licht zeigt keine Farbe als bis es begränzt iſt; das Licht nicht als Licht, ſondern inſofern es als ein Bild erſcheint, zeigt bei der Brechung eine Farbe, und es iſt ganz einerlei, ob erſt ein Bild entſtehe das nachher gebrochen wird, oder ob eine Brechung vorgehe, innerhalb welcher man ein Bild begränzt.

Man gewöhne ſich mit dem großen Waſſerprisma zu operiren, welches uns ganz allein über die Sache einen vollkommenen Aufſchluß geben kann, und man wird nicht aufhören ſich zu wundern, durch welch einen unglaublichen Fehlſchluß ſich ein ſo vorzüglicher Mann

nicht allein zu Anfang getäuſcht, ſondern den Irrthum ſo bei ſich feſtwurzeln laſſen, daß er wider allen Augenſchein, ja wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen, in der Folge dabei verharrt und einen ungehörigen Verſuch nach dem andern erſonnen, um ſeine erſte Unaufmerkſamkeit vor unaufmerkſamen Schülern zu verbergen. Man ſehe was von uns im polemiſchen Theile, beſonders zum zweyten Theil des erſten Buchs der Optik, umſtändlicher ausgeführt worden, und erlaube uns hier den Triumph der guten Sache zu feiern, den ihr die Schule, mit aller ihrer Halsſtarrigkeit, nicht lange mehr verkümmern wird.

Jene drey nunmehr abgehandelten Fragepunkte beziehen ſich auf Aeußerungen älterer Naturforſcher. Der erſte kam vorzüglich durch Antonius de Dominis, der zweyte und dritte durch Kircher und Descartes zur Sprache.

Außerdem waren noch andere Punkte zu beſeitigen, andere äußere Bedingungen zu läugnen, die wir nun der Ordnung nach vorführen, wie ſie Newton beibringt.

Vierte Bedingung. Sind vielleicht Ungleichheiten und Fehler des Glaſes Schuld an der Erſcheinung?

Noch in dem ſiebzehnten Jahrhunderte ſind uns mehrere Forſcher begegnet, welche die prismatiſchen Erſcheinungen bloß für zufällig und regellos hielten. Newton

beſtand zuerſt mit Macht darauf, daß ſie regelmäßig und beſtändig ſeyen.

Wenn Ungleichheiten und Fehler des Glaſes unregelmäßig ſcheinende Farben hervorbringen, ſo entſtehen ſie doch eben ſo gut dem allgemeinen Geſetze gemäß, als die entſchiedenen des reinſten Glaſes: denn ſie ſind nur Wiederholungen im Kleinen von der größern Farbenerſcheinung an den Rändern des Prisma's, indem jede Ungleichheit, jede undurchſichtige Faſer, jeder dunkle Punkt als ein Bildchen anzuſehen iſt, um welches her die Farben entſtehen. Wenn alſo die Haupterſcheinung geſetzlich und conſtant iſt, ſo ſind es dieſe Nebenerſcheinungen auch; und wenn Newton völlig Recht hatte, auf dem Geſetzlichen des Phänomens zu beſtehen, ſo beging er doch den großen Fehler, das eigentliche Fundament dieſes Geſetzlichen nicht anzuerkennen.

Fünfte Bedingung. Hat das verſchiedene Einfallen der Strahlen, welche von verſchiedenen Theilen der Sonne herabkommen, Schuld an der farbigen Abweichung?

Es war freilich dieſes ein Punkt, welcher eine genaue Unterſuchung verdiente. Denn kaum hatte man ſich an der durch Hungens bekannt gewordenen Entdeckung des Snellius, wodurch dem Einfallswinkel zu dem gebrochenen Winkel ein beſtändiges Verhältniß zugeſichert worden, kaum hatte man ſich daran erfreut und hierin ein großes Fundament zu künftigen Unterſuchungen und Ausübungen erblickt, als nun Newton auf Einmal die früher

kaum geachtete farbige Aberration ſo ſehr bedeutend finden wollte. Die Geiſter hielten feſt an jener Vorſtellung, daß Incidenz und Brechung in beſtimmtem Verhältniſſe ſtehen müſſe, und die Frage war natürlich: ob nicht etwa auch bei dieſer ſcheinbar aus der Regel ſchreitenden Erſcheinung eine verſchiedene Incidenz im Spiele ſey?

Newton wendete alſo hier ganz zweckmäßig ſeine mathematiſche Genauigkeit an dieſen Punkt und zeigte, ſo viel wir ihn beurtheilen können, gründlich, obgleich mit etwas zu viel Umſtändlichkeit, daß die Farbenerſcheinung keiner diverſen Incidenz zugeſchrieben werden könne; worin er denn auch ganz Recht hat und wogegen nichts weiter zu ſagen iſt.

Sechste Bedingung. Ob vielleicht die Strahlen nach der Refraction ſich in krummen Linien fortpflanzen und alſo das ſo ſeltſam verlängerte Bild hervorbringen?

Durch Descartes und andere, welche zu mechaniſchen Erklärungsarten geneigt waren, kam bei'm Lichte, bei'm Schall und bei andern ſchwer zu verſinnlichenden Bewegungen, das in mechaniſchen Fällen übrigens ganz brauchbare Beiſpiel vom Ballſchlag zur Sprache. Weil nun der geſchlagene Ball ſich nicht in gerader Linie, ſondern in einer krummen bewegt, ſo konnte man nach jener globularen Vorſtellungsart denken, das Licht erhalte bei der Refraction einen ſolchen Schub, daß es aus ſeiner geradlinigen Bewegung in eine krummlinige überzugehen

wollte gelten lassen als was von Rom und Athen her auf uns vererbt worden. Er kannte, schätzte, liebte seinen Orient und wünschte dessen Productionen in Alt-England einzuführen, einzuschwärzen, welches nicht anders als unter dem Stempel des Alterthums zu bewirken war. Dieses alles ist gegenwärtig ganz unnöthig, ja schädlich. Wir wissen die Dichtart der Orientalen zu schätzen, wir gestehen ihnen die größten Vorzüge zu, aber man vergleiche sie mit sich selbst, man ehre sie in ihrem eignen Kreise, und vergesse doch dabei, daß es Griechen und Römer gegeben.

Niemanden verarge man, welchem Horaz bei Hafis einfällt. Hierüber hat ein Kenner sich bewundrungswürdig erklärt, so daß dieses Verhältniß nunmehr ausgesprochen und für immer abgethan ist. Er sagt nämlich:

„Die Aehnlichkeit Hafisens mit Horaz in den Ansichten des Lebens ist auffallend, und möchte einzig nur durch die Aehnlichkeit der Zeitalter, in welchen beide Dichter gelebt, wo, bei Zerstörung aller Sicherheit des bürgerlichen Daseyns, der Mensch sich auf flüchtigen, gleichsam im Vorübergehen gehaschten Genuß des Lebens beschränkt, zu erklären seyn."

Was wir aber inständig bitten, ist, daß man Firdusi nicht mit Homer vergleiche, weil er in jedem Sinne, dem Stoff, der Form, der Behandlung nach, verlieren muß. Wer sich hiervon überzeugen will,

veranlaßt werde. Gegen dieſe Vorſtellung argumentirt und experimentirt Newton und zwar mit Recht.

Da nunmehr Newton dieſe ſechs äußern Bedingungen völlig removirt zu haben glaubt, ſo ſchreitet er unmittelbar zu dem Schluſſe: es ſey die Farbe dem Licht nicht nur eingeboren, ſondern die Farben in ihren ſpecifiſchen Zuſtänden ſeyen in dem Licht als urſprüngliche Lichter enthalten, welche nur durch die Refraction und andere äußere Bedingungen manifeſtirt, aus dem Lichte hervorgebracht und in ihrer Uranfänglichkeit und Unveränderlichkeit nunmehr dargeſtellt würden.

Daß an dieſen dergeſtalt entwickelten und entdeckten Lichtern keine weitere Veränderung vorgehe, davon ſucht er ſich und andere durch das Experimentum Crucis zu überzeugen; worauf er denn in dreyzehn Propoſitionen ſeine Lehre mit allen Clauſeln und Cautelen, wie ſie hernach völlig ſtehen geblieben, vorträgt, und da er die Farben zuerſt aus dem weißen Licht entwickelt, zuletzt ſich genöthigt ſieht, das weiße Licht wieder aus ihnen zuſammenzuſetzen.

Dieſes glaubt er vermittelſt der Linſe zu leiſten, die er ohne weitere Vorbereitung einführt und ſich für vollkommen befriedigt hält, wenn er das im Brennpunkt aufgehobene farbige Bild für das wieder zuſammengebrachte, vereinigte, gemiſchte ausgeben kann.

Die Folgerung die er aus allem dieſem zieht, iſt ſodann: daß es unnütz ſey, ſich mit Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhre abzugeben, daß man ſich vielmehr bloß an die katoptriſchen halten müſſe, wozu er eine neue Vorrichtung ausgeſonnen.

Dieſe erſten Confeſſionen und Behauptungen Newtons wurden in jenem von uns angezeigten Briefe an die königliche Societät der Wiſſenſchaften gebracht, und durch die Transactionen öffentlich bekannt. Sie ſind das erſte was von Newtons Lehre im Publicum erſcheint und uns in manchem Sinne merkwürdig, beſonders auch deßhalb, weil die erſten Einwendungen ſeiner Gegner vorzüglich gegen dieſen Brief gerichtet ſind.

Nun haben wir geſehen, daß ſein Hauptfehler darin beſtanden, daß er jene Fragen, die ſich hauptſächlich darauf beziehen: ob äußere Bedingungen bei der Farbenerſcheinung mitwirken? zu ſchnell und übereilt beſeitigt und verneint, ohne auf die näheren Umſtände genauer hinzuſehen. Deßwegen haben wir ihm bei einigen Punkten völlig, bei andern zum Theil, und abermals bei andern nicht widerſprechen müſſen und können; und wir haben deutlich zu machen geſucht, welche Punkte, und inwiefern ſie haltbar ſind oder nicht. Widerſtrebt nun einer ſeiner erſten Gegner irrigerweiſe den haltbaren Punkten, ſo muß er bei der Controvers verlieren, und es entſteht ein gutes Vorurtheil für das Ganze; widerſtrebt ein Gegner den un-

haltbaren Punkten, aber nicht kräftig genug und auf die unrechte Weiſe, ſo muß er wieder verlieren, und das Falſche erhält die Sanction des Wahren.

Schon in dieſem Briefe, wie in allen Beantwortungen die er gegen ſeine erſten Gegner richtet, findet ſich jene von uns in der Polemik angezeigte Behandlungsart ſeines Gegenſtandes, die er auf ſeine Schüler fortgepflanzt hat. Es iſt ein fortdauerndes Setzen und Aufheben, ein unbedingtes Ausſprechen und augenblickliches Limitiren, ſo daß zugleich alles und nichts wahr iſt.

Dieſe Art, welche eigentlich bloß dialektiſch iſt und einem Sophiſten ziemte, der die Leute zum beſten haben wollte, findet ſich, ſo viel mir bekannt geworden, ſeit der ſcholaſtiſchen Zeit wieder zuerſt bei Newton. Seine Vorgänger, von den wiederauflebenden Wiſſenſchaften an, waren, wenn auch oft beſchränkt, doch immer treulich dogmatiſch, wenn auch unzulänglich, doch redlich didaktiſch; Newtons Vortrag hingegen beſteht aus einem ewigen Hinterſtzuvörderſt, aus den tollſten Transpoſitionen, Wiederholungen und Verſchränkungen, aus dogmatiſirten und didaktiſirten Widerſprüchen, die man vergeblich zu faſſen ſtrebt, aber doch zuletzt auswendig lernt und alſo etwas wirklich zu beſitzen glaubt.

Und bemerken wir nicht im Leben, in manchen andern Fällen: wenn wir ein falſches Aperçu, ein eigenes oder fremdes, mit Lebhaftigkeit ergreifen, ſo kann

es nach und nach zur fixen Idee werden, und zuletzt in einen völligen partiellen Wahnsinn ausarten, der sich hauptsächlich dadurch manifestirt, daß man nicht allein alles einer solchen Vorstellungsart Günstige mit Leidenschaft festhält, alles zart Widersprechende ohne weiteres beseitigt, sondern auch das auffallend Entgegengesetzte zu seinen Gunsten auslegt.

Newtons Verhältniß zur Societät.

Newtons Verdienste, die ihm schon als Jüngling eine bedeutende Lehrstelle verschafft, wurden durchaus höchlich geachtet. Er hatte sich im Stillen gebildet und lebte meist mit sich selbst und seinem Geiste: eine Art zu seyn die er auch in spätern Zeiten fortsetzte. Er hatte zu mehreren Gliedern der königlichen Societät, die mit ihm beinahe von gleichem Alter war, besonders aber zu Oldenburg, ein sehr gutes Verhältniß.

Oldenburg, aus Bremen gebürtig, Bremischer Consul in London, während des langen Parlaments, verließ seine öffentliche Stelle und ward Hofmeister junger Edelleute. Bei seinem Aufenthalte in Oxford ward er mit den vorzüglichsten Männern bekannt und Freund, und als die Akademie sich bildete, Secretär derselben, eigentlich der auswärtigen Angelegenheiten, wenn Hooke die innern anvertraut waren.

Als Welt- und Geschäfts-Mann herangekommen,

war ſeine Thätigkeit und Ordnungsliebe völlig ausgebildet. Er hatte ſehr ausgebreitete Verbindungen, correſpondirte mit Aufmerkſamkeit und Anhaltſamkeit. Durch ein kluges folgerechtes Bemühen beförderte vorzüglich er den Einfluß und Ruhm der königlichen Societät, beſonders im Auslande.

Die Geſellſchaft hatte kaum einige Zeit beſtanden, als Newton in ſeinem dreyßigſten Jahre darin aufgenommen wurde. Wie er aber ſeine Theorie in einen Kreis eingeführt, der alle Theorien entſchieden verabſcheute, dieſes zu unterſuchen iſt wohl des Geſchichtforſchers werth.

Des Denkers einziges Beſitzthum ſind die Gedanken, die aus ihm ſelbſt entſpringen; und wie ein jedes Aperçu was uns anzehört, in unſerer Natur ein beſonderes Wohlbefinden verbreitet, ſo iſt auch der Wunſch ganz natürlich, daß es andere als das unſrige anerkennen, indem wir dadurch erſt etwas zu werden ſcheinen. Daher werden die Streitigkeiten über die Priorität einer Entdeckung ſo lebhaft; recht genau beſehen ſind es Streitigkeiten um die Exiſtenz ſelbſt.

Schon in früherer Zeit fühlte jeder die Wichtigkeit dieſes Punktes. Man konnte die Wiſſenſchaften nicht bearbeiten, ohne ſich Mehreren mitzutheilen, und doch waren die Mehreren ſelten groß genug, um das was ſie empfangen hatten, als ein Empfangenes anzuerkennen. Sie eigneten ſich das Verdienſt ſelbſt zu, und

man findet gar manchen Streit wegen ſolcher Prä-occupationen. Galilei, um ſich zu verwahren, legte ſeine Entdeckungen in Anagrammen mit beigeſchriebenem Datum bei Freunden nieder, und ſicherte ſich ſo die Ehre des Beſitzes.

Sobald Akademien und Societäten ſich bildeten, wurden ſie die eigentlichen Gerichtshöfe, die dergleichen aufzunehmen und zu bewahren hatten. Man meldete ſeine Erfindung; ſie wurde zu Protokoll genommen, in den Acten aufbewahrt, und man konnte ſeine Anſprüche darauf geltend machen. Hieraus ſind in England ſpäter die Patentdecrete entſtanden, wodurch man dem Erfinder nicht allein ſein geiſtiges Recht von Wiſſenſchaft wegen, ſondern auch ſein ökonomiſches von Staats wegen zuſicherte.

Bei der königlichen Societät bringt Newton eigentlich nur ſein neuerfundenes katoptriſches Teleſkop zur Sprache. Er legt es ihr vor und bittet, ſeine Rechte darauf zu wahren. Seine Theorie bringt er nur nebenher und in dem Sinne heran, daß er den Werth ſeiner teleſkopiſchen Erfindung dadurch noch mehr begründen will, weil durch die Theorie die Unmöglichkeit, dioptriſche Fernröhre zu verbeſſern, außer allen Zweifel geſetzt werden ſoll.

Die falſche Maxime der Societät, ſich mit nichts Theoretiſchem zu befaſſen, leidet hier ſogleich Gefahr. Man nimmt das Newtoniſche Eingeſendete mit Wohl-

wollen und Achtung auf, ob man ſich gleich in keine nähere Unterſuchung einläßt. Hooke jedoch widerſpricht ſogleich, behauptet, man komme eben ſo gut, ja beſſer mit ſeiner Lehre von den Erſchütterungen aus. Dabei verſpricht er neue Phänomene und andere bedeutende Dinge vorzubringen. Newtons Verſuche hingegen zu entwickeln fällt ihm nicht ein; auch läßt er die aufgeführten Erſcheinungen als Facta gelten, wodurch denn Newton im Stillen viel gewinnt, obgleich Hooke zuletzt doch die Tücke ausübt und das erſte Spiegelteleſkop, nach dem frühern Vorſchlag des Gregory, ſorgfältig zu Stande bringt, um den Werth der Newtoniſchen Erfindung einigermaßen zu verringern.

Boyle, der nach ſeiner ſtillen, zarten Weiſe in der Societät mitwirkt und bei dem monatlichen Präſidentenwechſel auch wohl einmal den Stuhl einnimmt, ſcheint von der Newtoniſchen Farbenlehre nicht die mindeſte Notiz zu nehmen.

So ſieht es im Innern der königlichen Societät aus, indeſſen nun auch Fremde, durch jenen Brief Newtons von ſeiner Theorie unterrichtet und dadurch aufgeregt, ſowohl gegen die Verſuche als gegen die Meinung manches einzuwenden haben. Auch hiervon das Detail einzuſehen iſt höchſt nöthig, weil das Recht und Unrecht der Gegner auf ſehr zarten Punkten beruht, die man ſeit vielen Jahren nicht mehr beachtet, ſondern alles nur zu

Gunsten der Newtonischen Lehre in Bausch und Bogen genommen hat.

Erste Gegner Newtons, denen er selbst antwortete.

Wenn wir uns von vergangenen Dingen eine rechte Vorstellung machen wollen, so haben wir die Zeit zu bedenken in welcher etwas geschehen, und nicht etwa die unsrige, in der wir die Sache erfahren, an jene Stelle zu setzen. So natürlich diese Forderung zu seyn scheint, so bleibt es doch eine größere Schwierigkeit als man gewöhnlich glaubt, sich die Umstände zu vergegenwärtigen, wovon entfernte Handlungen begleitet wurden. Deßwegen ist ein gerechtes historisches Urtheil über einzelnes persönliches Verdienst und Unverdienst so selten. Ueber Resultate ganzer Massenbewegungen läßt sich eher sprechen.

Den schlechten Zustand physikalischer Instrumente überhaupt in der zweyten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts haben wir schon erwähnt, so wie die Unzulänglichkeit der Newtonischen Vorrichtungen. Er bediente sich keines überdachten, ausgesuchten, fixirten Apparats; deßwegen er noch in der Optik fast bei jedem Versuche von vorn anfangen muß, seine Einrichtung umständlich zu beschreiben. Was ihm gerade zufällig zur Hand liegt, wird sogleich mit gebraucht und angewendet; daher seine

Verſuche voll unnützer Nebenbedingungen, die das Hauptintereſſe nur verwirren. Im polemiſchen Theile finde ſich genugſame Belege zu dieſer Behauptung, und wenn Newton ſo verfuhr, wie mag es bei andern ausgeſehen haben!

Wenden wir uns vom Techniſchen zum Innern und Geiſtigen, ſo begegnen uns folgende Betrachtungen. Als man bei'm Wiederaufleben der Wiſſenſchaften ſich nach Erfahrungen umſah und ſie durch Verſuche zu wiederholen trachtete, bediente man ſich dieſer zu ganz verſchiedenen Zwecken.

Der ſchönſte war und bleibt immer der, ein Naturphänomen das uns verſchiedene Seiten bietet, in ſeiner ganzen Totalität zu erkennen. Gilbert brachte auf dieſem Wege die Lehre vom Magneten weit genug, ſo wie man auch, um die Elaſticität der Luft und andere ihrer phyſiſchen Eigenſchaften kennen zu lernen, conſequent zu Werke ging. Manche Naturforſcher hingegen arbeiteten nicht in dieſem Sinne; ſie ſuchten Phänomene aus den allgemeinſten Theorien zu erklären, wie Descartes die Kügelchen ſeiner Materie, und Boyle ſeine Körperfacetten zur Erklärung der Farben anwendete. Andere wollten wieder durch Phänomene einen allgemeinen Grundſatz beſtätigen, wie Grimaldi durch unzählige Verſuche nur immer dahin deutete, daß das Licht wohl eine Subſtanz ſeyn möchte.

Newtons Verfahren hingegen war ganz eigen, ja un-

erhört. Eine tief verborgene Eigenſchaft der Natur an den Tag zu bringen, dazu bedient er ſich nicht mehr als dreyer Verſuche, durch welche keineswegs Urphänomene, ſondern höchſt abgeleitete dargeſtellt wurden. Dieſe, dem Brief an die Societät zum Grunde liegenden drey Verſuche, den mit dem Spectrum durch das einfache Prisma, den mit zwey Prismen, Experimentum Crucis, und den mit der Linſe, ausſchließlich zu empfehlen, alles andere aber abzuweiſen, darin beſteht ſein ganzes Manöuvre gegen die erſten Gegner.

Wir bemerken hiebei, daß jener, von uns oben ausgezogene Brief an die Societät eigentlich das erſte Document war, wodurch die Welt Newtons Lehre kennen lernte. Wir kennen uns, da ſeine Lectiones opticae, ſeine Optik nunmehr vor uns liegen, da die Sache ſo tauſendmal durchgeſprochen und durchgeſtritten worden, keinen Begriff machen, wie abrupt und abſtruß die Newtoniſche Vorſtellungsart in der wiſſenſchaftlichen Welt erſcheinen mußte.

Auch können die Gelehrten ſich in die Sache nicht finden. Im Praktiſchen will es niemanden in den Kopf, daß die dioptriſchen Fernröhre, denen man ſo viel verdankt, um die man ſich ſo viel Mühe gegeben, ganz verworfen werden ſollten. Im Theoretiſchen hängt man an allgemeinen Vorſtellungsarten, die man Newtonen entgegenſetzt; oder man macht beſondere Einwendungen. Mit ſeinen Verſuchen kann man entweder nicht zurecht kom-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16229355

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16283409

kommen, oder man ſchlägt andere vor, davon die wenigſten zum Ziel, zu irgend einer Entſcheidung führen.

Was uns nun von Newtons Controvers mit ſeinen erſten Gegnern überliefert iſt, tragen wir kürzlich auszugsweiſe vor, inſofern es überhaupt bedeutend ſeyn kann; wobei wir alles fallen laſſen, was die Ausſicht nur verwirren und eine weit umſtändlichere Abhandlung nöthig machen würde. Die Actenſtücke liegen aller Welt vor Augen; wir werden ſie unter Nummern und Buchſtaben ordnen, damit man was ſich auf die verſchiedenen Gegner bezieht, beſſer überſehen könne; wobei wir doch jedesmal die Nummer angeben, wie ſie in Newtons kleinen Schriften, aus den philoſophiſchen Transactionen abgedruckt, bezeichnet ſind.

Jenes Hauptdocument, der angeführte Brief, macht den erſten Artikel aus. Bis zum neunten folgen Bemerkungen und Verhandlungen über das katoptriſche Teleſkop, die uns hier weiter nicht berühren: die folgenden jedoch verdienen mehr oder weniger unſere Aufmerkſamkeit.

I. Ein Ungenannter. Kann eigentlich nicht als Widerſacher Newtons angeſehen werden.

A. Artikel X. Denn er ſchlägt noch einige Verſuche vor, deren Abſicht man nicht geradezu begreift, die aber auf mehrere Bewährung der Newtoniſchen Lehre zu dringen ſcheinen.

B. Art. XI. Newton erklärt ſich ganz freundlich

darüber, ſucht aber anzudeuten, daß er das hier Geforderte ſchon genugſam bei ſich bedacht habe.

II. Ignatius Gaſton Pardies, geboren 1636, geſtorben 1673.

C. Art. XII. Er will die Erſcheinung des verlängerten Bildes aus der verſchiedenen Incidenz erklären. Auch hat er gegen das Experimentum Crucis Einwendungen zu machen, wobei er gleichfalls die Incidenz zu Hülfe ruft. Zugleich gedenkt er des bekannten Hooke'ſchen Verſuchs mit den zwey keilförmigen aneinandergeſchobenen farbigen Prismen.

D. Art. XIII. Newton removirt die beiden erſten Punkte und erklärt das letztere Phänomen zu ſeinen Gunſten. Dabei nimmt er es übel, daß man ſeine Lehre eine Hypotheſe und nicht eine Theorie nennt.

E. Art. XIV. Newton unaufgefordert ſendet an den Herausgeber einen kleinen Aufſatz, welcher eigentlich ſeine Theorie, in acht Fragen eingeſchloſſen, enthält. Am Schluſſe verlangt er, daß man vor allen Dingen prüfen möge, ob ſeine Verſuche hinreichen, dieſe Fragen zu bejahen, und ob er ſich nicht etwa in ſeinen Schlußfolgen geirrt; ſodann auch, daß man Experimente, die ihm gerade entgegengeſetzt wären, aufſuchen ſolle. Hier fängt er ſchon an, ſeine Gegner auf ſeinen eigenen Weg zu nöthigen.

F. Art. XV. Pater Pardies antwortet auf das Schrei-

den des XIIIten Artikels und gibt höflich nach, ohne eigentlich überzeugt zu scheinen.

G. Art. XVI. Newton erklärt sich umständlich und verharrt bei seiner ersten Erklärungsart.

H. Pater Pardies erklärt sich für befriedigt, tritt von dem polemischen Schauplatze und bald nachher auch von dem Schauplatze der Welt ab.

III. Ein Ungenannter, vielleicht gar Hooke selbst, macht verschiedene Einwendungen gegen Newtons Unternehmung und Lehre. Der Aufsatz wird in den philosophischen Transactionen nicht abgedruckt, weil, wie eine Note bemerkt, der Inhalt desselben aus Newtons Antwort genugsam hervorgehe. Doch für uns ist der Verlust desselben höchlich zu bedauern, weil die sonst bequeme Einsicht in die Sache dadurch erschwert wird.

I. Art. XVII. Newtons umständliche Verantwortung gegen vorgemeldete Erinnerung. Wir referiren sie punktweise, nach der Ordnung der aufgeführten Nummern.

1) Newton vertheidigt sich gegen den Vorwurf, daß er an der Verbesserung der dioptrischen Fernröhre ohne genugsamen Bedacht verzweifelt habe.

2) Newton summirt was von seinem Gegner vorgebracht worden, welches er im Folgenden einzeln durchgeht.

3) Newton läugnet behauptet zu haben, das Licht sey ein Körper. Hier wird die von uns schon oben bemerkte eigene Art seiner Behandlung auffallender. Sie

besteht nämlich darin, sich ganz nahe an die Phänomene zu halten, und um dieselben herum soviel zu argumentiren, daß man zuletzt glaubt das Argumentirte mit Augen zu sehen. Die entfernteren Hypothesen, ob das Licht ein Körper, oder eine Energie sey, läßt er unerörtert, doch deutet er darauf, daß die Erscheinungen für die erstere günstiger seyen.

4) Der Widersacher hatte die Hypothese von den Schwingungen vorgebracht und ließ daher auf diese oder jene Weise, eine Farbe anders als die andere schwingen. Newton fährt nunmehr fort, zu zeigen, daß diese Hypothese auch noch leidlich genug zu seinen Erfahrungen und Enunciaten passe: genug, die colorifiken Lichter steckten im Licht und würden durch Refraction, Reflexion ꝛc. herausgelockt.

5) Hier wird, wo nicht gezeigt, doch angedeutet, daß jene Schwingungstheorie, auf die Erfahrungen angewendet, manche Unbequemlichkeit nach sich ziehe.

6) Es sey überhaupt keine Hypothese nöthig, die Lehre Newtons zu bestimmen oder zu erläutern.

7) Des Gegners Einwendungen werden auf drey Fragen reducirt.

8) Die Strahlen werden nicht zufällig getheilt oder auf sonst eine Weise ausgedehnt. Hier tritt Newton mit mehreren Versuchen hervor, die in den damals noch nicht gedruckten optischen Lectionen enthalten sind.

9) Der ursprünglichen Farben seyen mehr als zwey.

Hier wird von der Zerlegbarkeit oder Nichtzerlegbarkeit der Farben gehandelt.

10) Daß die weiße Farbe aus der Mischung der übrigen entspringe. Weitläuftig behauptet, auf die Weise die uns bei ihm und seiner Schule schon widerlich genug geworden. Er verspricht ewig Weiß und es wird nichts als Grau daraus.

11) Das Experimentum Crucis sey stringent beweisend und über alle Einwürfe erhoben.

12) Einige Schlußbemerkungen.

IV. Ein Ungenannter zu Paris.

K. Art. XVIII. Nicht durchaus ungereimte, doch nur problematisch vorgetragene Einwürfe: Man könne sich mit Blau und Gelb als Grundfarben begnügen; man könne vielleicht aus einigen Farben, ohne sie gerade alle zusammen zu nehmen, Weiß machen. Wenn Newtons Lehre wahr wäre, so müßten die Teleskope lange nicht die Bilder so deutlich zeigen als sie wirklich thäten.

Was das erste betrifft, so kann man ihm, unter gewissen Bedingungen, Recht geben. Das zweyte ist eine alberne nicht zu lösende Aufgabe, wie jedem gleich in's Gesicht fällt. Bei dem dritten aber hat er vollkommen Recht.

L. Art. XIX. Newton zieht sich, wegen des ersten Punktes, auf seine Lehre zurück. Was den zweyten betrifft, so wird es ihm nicht schwer sich zu vertheidigen. Den dritten, sagt er, habe er selbst nicht übersehen und

ſchon früher erwähnt, daß er ſich verwundert habe, daß die Linſen noch ſo deutlich zeigten als ſie thun.

Man ſieht, wie ſehr ſich Newton ſchon gleich anfangs verſtockt und in ſeinen magiſchen Kreis eingeſchloſſen haben müſſe, daß ihn ſeine Verwunderung nicht ſelbſt zu neuen Unterſuchungen und auf's Rechte geführt.

M. Art. XX. Der Ungenannte antwortet, aber freilich auf eine Weiſe, die nur zu neuen Weiterungen Anlaß gibt.

N. Art. XXI. Newton erklärt ſich abermals, und um die Sache wieder in's Enge und in ſein Gebiet zu bringen, verfährt er nun mit Definitionen und Propoſitionen, wodurch er alles dasjenige was noch erſt ausgemacht werden ſoll, ſchon als entſchieden aufſtellt und ſodann ſich wieder darauf bezieht und Folgerungen daraus herleitet. In dieſen fünf Definitionen und zehn Propoſitionen iſt wirklich abermals die ganze Newtoniſche Lehre verfaßt, und für diejenigen, welche die Beſchränktheit dieſer Lehre überſehen oder welche ein Glaubensbekenntniß derſelben auswendig lernen wollen, gleich nützlich und hinreichend. Wäre die Sache wahr geweſen, ſo hätte es keiner weiteren Ausführung bedurft.

V. Franciscus Linus, Jeſuit, geb. 1595 zu London, geſt. 1676 zu Lüttich, wo er am engliſchen Collegium angeſtellt hebräiſche Sprache und Mathematik gelehrt hatte. Die Schwäche ſeines theoretiſchen Vermögens zeigt ſich ſchon in früheren Controverſen mit Boyle;

nunmehr als Greis von achtzig Jahren, der zwar früher sich mit optischen Dingen beschäftigt und vor dreyßig Jahren die prismatischen Experimente angestellt hatte, ohne ihnen jedoch weiter etwas abzugewinnen, war er freilich nicht der Mann, die Newtonische Lehre zu prüfen. Auch beruht seine ganze Opposition auf einem Mißverständniß.

O. Art. XXII. Schreiben desselben an Oldenburg. Er behauptet, das farbige Bild sey nicht länger als breit, wenn man das Experiment bei hellem Sonnenschein anstelle und das Prisma nahe an der Oeffnung stehe; hingegen könne es wohl länger als breit werden, wenn eine glänzende Wolke sich vor der Sonne befinde und das Prisma so weit von der Oeffnung abstehe, daß das von der Wolke sich herschreibende Licht, in der Oeffnung sich kreuzend, das ganze Prisma erleuchten könne.

Diese salbaderische Einwendung kann man anfangs gar nicht begreifen, bis man endlich einsieht, daß er die Länge des Bildes nicht vertical auf dem Prisma stehend, sondern parallel mit dem Prisma angenommen habe, da doch jenes und nicht dieses Newtons Vorrichtung und Behauptung ist.

P. Art. XXIII. Der Herausgeber verweist ihn auf die zweyte Antwort Newtons an Pardies.

Q. Art. XXIV. Linus beharrt auf seinen Einwendungen und kommt von seinem Irrthum nicht zurück.

R. Art. XXV. Newton an Oldenburg. Die beiden Schreiben des Linus sind so stumpf und confus ge-

faßt, daß man Newtonen nicht verargen kann, wenn ihm das Mißverständniß nicht klar wird. Er begreift deßwegen gar nicht, wie sich Linus müsse angestellt haben, daß er bei hellem Sonnenscheine das prismatische Bild nicht länger als breit finden wolle. Newton gibt den Versuch nochmals genau an und erbietet sich, einem von der Societät, auf welchen Linus Vertrauen setze, das Experiment zu zeigen.

VI. Wilhelm Gascoigne. Wirkt in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Er hatte sich mit dioptrischen Fernröhren abgegeben und es mochte ihm nicht angenehm seyn, daß Newton sie so gar sehr heruntersetzte. Hier tritt er auf als Schüler und Anhänger des Linus, welcher indessen gestorben war. Newton hatte zu verstehen gegeben, der gute alte Mann möchte wohl die Versuche vor alten Zeiten einmal gemacht haben, und hatte ihn ersucht sie zu wiederholen.

S. Art. XXVI. Gascoigne, nach dem Tode des Linus, vermehrt die Confusion, indem er versichert: Linus habe das Experiment vor kurzem angestellt und jederman sehen lassen. Die beiderseitigen Experimente bestünden also, und er wisse kaum wie die Sache vermittelt werden solle.

T. Art. XXVII. Newton beruft sich auf sein vorhergehendes Schreiben, und weil ihm das obwaltende Mißverständniß noch verborgen bleibt, so gibt er sich abermals sehr ernstliche Mühe, den Gegnern zu zeigen, wie

sie sich eigentlich benehmen müßten, um das Experiment zu Stande zu bringen.

U. Art. XXVIII. Noch umständlicher wird Newton über diese Sache, als er jenen Brief des Linus Art. XXIV in den Transactionen abgedruckt liest. Er geht denselben nochmals auf das genauste durch und läßt keinen Umstand unerörtert.

VII. Antonius Lucas zu Lüttich, Schüler des Linus und Geselle des Gascoigne, der erste helle Kopf unter den Gegnern Newtons.

V. Art. XXIX. Er sieht das Mißverständniß welches obwalter ein und spricht zum erstenmal deutlich aus: Linus habe die Länge des Bildes parallel mit der Länge des Prisma's und nicht vertical auf derselben verstanden. Da es nun Newton auf die letztere Weise ansehe, so habe er vollkommen Recht und sey über diese Sache nichts weiter zu sagen. Nur habe er, Lucas, die Länge dieses verticalen Bildes niemals über drey Theile zu seiner Breite bringen können.

Sodann gibt er mehrere Versuche an, welche er der Newtonischen Lehre für schädlich und verderblich hält, wovon wir die bedeutendsten und klarsten ausziehn.

a) Er bringt zwey verschiedenfarbige seidene Bänder unter das Mikroskop. Nach Newtons Lehre dürften sie nicht zugleich deutlich erscheinen, sondern das eine früher, das andere später, je nachdem sie zu den mehr oder weniger refrangiblen Farben gehören. Er sieht aber beide zu-

vergleiche die furchtbare Monotonie der sieben Abenteuer des Isfendiar mit dem dreyundzwanzigsten Gesang der Ilias, wo, zur Todtenfeyer Patroklos, die mannichfaltigsten Preise, von den verschiedenartigsten Helden, auf die verschiedenste Art gewonnen werden. Haben wir Deutsche nicht unsern herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung den größten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und alles vertraulich und dankbar aufnimmt, so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anschlagen sollte.

Es gilt ja schon dasselbe von dem Werke eines einzigen Autors, der viel, mannichfaltig und lange geschrieben. Ueberlasse man doch der gemeinen unbehülflichen Menge vergleichend zu loben, zu wählen und zu verwerfen. Aber die Lehrer des Volks müssen auf einen Standpunkt treten, wo eine allgemeine deutliche Uebersicht reinem, unbewundenem Urtheil zu statten kommt.

gleich eines ſo deutlich als das andere, und concludirt mit Recht gegen die Newtoniſche Lehre. Man erinnere ſich was wir umſtändlich gegen das zweyte Experiment der Newtoniſchen Optik ausgeführt haben. Wahrſcheinlich iſt es durch dieſen Einwurf des Lucas veranlaßt worden: denn es findet ſich, wenn wir uns recht erinnern, noch nicht in den optiſchen Lectionen.

b) Bringt er ein ſehr geiſtreiches, der Newtoniſchen Lehre direct entgegenſtehendes Experiment vor, das wir folgendermaßen nachgeahmt haben:

Man verſchaffe ſich ein längliches Blech, das mit den Farben in der Ordnung des prismatiſchen Bildes der Reihe nach angeſtrichen iſt. Man kann an den Enden Schwarz, Weiß und verſchiedenes Grau hinzufügen. Dieſes Blech legten wir in einen viereckten blechnen Kaſten, und ſtellten uns ſo, daß es ganz von dem einen Rande deſſelben für das Auge zugedeckt war. Wir ließen alsdann Waſſer hineingießen und die Reihe der ſämmtlichen Farbenbilder ſtieg gleichmäßig über den Rand dem Auge entgegen, da doch, wenn ſie divers refrangibel wären, die einen vorauseilen und die andern zurückbleiben müßten. Dieſes Experiment zerſtört die Newtoniſche Theorie von Grund aus, ſo wie ein anderes, das wir hier, weil es am Platze iſt, einſchalten.

Man verſchaffe ſich zwey, etwa ellenlange, runde Stäbchen, von der Stärke eines kleinen Fingers. Das eine werde blau, das andere orange angeſtrichen; man

befeſtige ſie aneinander und lege ſie ſo neben einander in's Waſſer. Wären dieſe Farben divers refrangibel, ſo müßte das eine mehr als das andere, nach dem Auge zu, gebogen erſcheinen, welches aber nicht geſchieht; ſo daß alſo an dieſem einfachſten aller Verſuche die Newtoniſche Lehre ſcheitert. Die ſehr leichte Vorrichtung zu beiden darf künftig bei keinem phyſikaliſchen Apparat mehr fehlen.

c) Zuletzt kommt Lucas auf die Spur, daß die prismatiſche Farbe eine Randerſcheinung ſey, die ſich umkehre, je nachdem dem Bilde ein hellerer oder dunklerer Grund als es ſelbſt iſt, unterliegt. Man kann ihm alſo nicht abläugnen, daß er das wahre Fundament aller prismatiſchen Erſcheinungen erkannt habe, und es muß uns unendlich freuen, der Wahrheit die ſich aus England flüchten muß, in Lüttich zu begegnen. Nur bringt freilich Lucas die Sache nicht in's Enge, weil er immer noch mit Licht und Lichtſtrahl zu operiren glaubt; doch iſt er dem Rechten ſo nahe, daß er es wagt, den kühnen Gedanken zu äußern: wenn es möglich wäre, daß hinter der Sonne ein hellerer Grund hervorträte, ſo müßte das prismatiſche Bild umgekehrt erſcheinen. Aus dieſem wahrhaft grandioſen Aperçu iſt klar, daß Lucas für ſeine Perſon der Sache auf den Grund geſehen, und es iſt Schade, daß er nicht beharrlicher geweſen und die Materie, ohne weiter zu controvertiren, durchgearbeitet. Wie es zugegangen, daß er bei ſo ſchönen Einſichten die

Sache ruhen lassen, und weder polemisch noch didaktisch vorgetreten, ist uns leider ein Geheimniß geblieben.

V. Art. XXX. Eine Antwort Newtons auf vorgedachten Brief, an Oldenburg gerichtet. Den größten Theil nimmt der, in unsern Augen ganz gleichgültige, Nebenumstand ein, wie sich dem Maße nach das prismatische Bild in seiner Länge zur Breite verhalte. Da wir im didaktischen und polemischen Theil umständlich gezeigt haben, daß dieses Verhältniß durch mancherlei Bedingungen sich abändern kann, und eigentlich gar nicht der Rede werth ist, so bedarf es hier keiner Wiederholung.

Bedeutender hingegen ist die Art, wie sich Newton gegen die neuen Experimente benimmt. Denn hier ist gleichsam der Text, welchen die Newtonische Schule, ein ganzes Jahrhundert durch, theils nachgebetet, theils amplificirt und paraphrasirt hat. Wir wollen den Meister selbst reden lassen.

„Was des Herrn Lucas übrige Experimente betrifft, so weiß ich ihm vielen Dank für den großen Antheil den er an der Sache nimmt, und für die fleißigen Ueberlegungen derselben, ja ich bin ihm um so mehr verpflichtet, als er der erste ist, der mir Versuche zusendet, um die Wahrheit zu erforschen; aber er wird sich schneller und vollkommener genug thun, wenn er nur die Methode die er sich vorschrieb, verändert und statt vieler andern Dinge nur das Experimentum Crucis versucht:

denn nicht die Zahl der Experimente, ſondern ihr Gewicht muß man anſehen, und wenn man mit Einem ausreicht, was ſollen uns mehrere."

„Hätte ich mehrere für nöthig gehalten, ſo hätte ich ſie beibringen können: denn bevor ich meinen erſten Brief über die Farben an Dich ſchrieb, hatte ich die Verſuche ſehr umſtändlich bearbeitet, und ein Buch über dieſen Gegenſtand geſchrieben, in welchem die vornehmſten von mir angeſtellten Experimente ausführlich erzählt werden, und da trifft ſich's, daß unter ihnen ſich die vorzüglichſten, welche Lucas mir überſendet hat, mitbefinden. Was aber die Verſuche betrifft, die ich in meinem erſten Briefe vortrage, ſo ſind es nur die, welche ich aus meinem größern Aufſatz auszuwählen für gut befunden."

„Wenn aber auch in jenem an Dich gerichteten Briefe der ſämmtliche Vorrath meiner Verſuche enthalten wäre, ſo würde doch Lucas nicht wohl thun zu behaupten, daß mir Experimente abgehen, bis er jene wenigen ſelbſt verſucht: denn wenn einige darunter eine völlige Beweiskraft haben, ſo brauchen ſie keine weiteren Helfershelfer, noch laſſen ſie Raum, über dasjenige was ſie bewieſen haben, weiter zu ſtreiten."

Dieſes wären denn die Verhandlungen, welche zwiſchen Newton und ſeinen erſten Widerſachern vorgekommen und welcher die Schule ſtets mit großem Triumphe gedacht hat. Wie es ſich aber eigentlich damit verhalte, werden unſere Leſer nun wohl aus unſerer kurzen Erzäh-

lung übersehen können. Wir haben den Gang nur im Allgemeinen bezeichnet und uns auf die sogenannten merita causae nicht eingelassen, weil dieses in unserm didaktischen und polemischen Theil genugsam geschehen. Wen die Sache näher interessirt, der wird an dem von uns gezogenen Faden das Labyrinth sicherer und bequemer durchlaufen. Eine kurze Rückweisung wird hiebei nicht überflüssig seyn.

Unter den anonymen Gegnern zeichnet sich keiner auf eine vorzügliche Weise aus. Daß die dioptrischen Fernröhre nicht so ganz zu verwerfen seyen, fühlen und glauben sie wohl alle; allein sie treffen doch den Punkt nicht, warum diese in ihrem damaligen Zustande doch weit mehr leisten, als sie nach Newtons Lehre leisten dürften. Die übrigen Einwendungen dieser unbekannten Männer sind zwar zum Theil nicht ohne Grund, doch keineswegs gründlich vorgetragen und durchgeführt.

Pater Pardies und Linus, zwey alte Männer, ohne Scharfsinn und ohne theoretisches Vermögen, tasten nur an der Sache umher, ohne sie anzufassen, und ihre sämmtlichen Einwürfe verschwinden, sobald ihre Mißverständnisse sich offenbaren. Gascoigne, der in die Mängel des Linus succedirt, verdient kaum eine Erwähnung.

Dagegen kann Lucas, von dem wir übrigens wenig wissen, nicht hoch genug gepriesen werden. Seine Folgerung aus der Newtonischen Lehre, daß eine Reihe far-

biger Bilder ſich nach der Refraction ungleich über einen mit ihnen parallel ſtehenden Rand erheben müßten, zeugt von einem ſehr geiſtreichen Manne, ſo wie ſeine Gegenfolgerung, als das Experiment nicht erwartetermaßen abläuft, die Newtoniſche Lehre ſey nicht haltbar, ganz untadelig iſt. Seine Einſicht, daß die Sonne bloß als Bild wirke, ob er es gleich nicht ſo ausdrückt, iſt bewundernswerth, ſo wie der kühne Gedanke, ein helleres Licht hinter der Sonne hervortreten zu laſſen, um ſie zu einem halbdunkeln Körper zu machen, beneidenswerth. Das was er hier beabſichtigt, haben wir in unſerm didaktiſchen Theil durch graue Bilder auf ſchwarzem und weißem Grunde darzuthun geſucht.

Nun aber haben wir noch ſchließlich zu betrachten, wie ſich denn Newton gegen dieſe Widerſacher benommen. Er bringt in dem erſten Briefe an die Societät aus dem Vorrathe ſeiner Experimente, die in den optiſchen Lectionen enthalten ſind, nur drey vor, welche er ſeine Lehre zu begründen für hinreichend hält, und verlangt, daß die Gegner ſich nur mit dieſen beſchäftigen ſollen. Schweifen dieſe jedoch ab, ſo zeigt er noch eins und das andre von ſeinem heimlichen Vorrath, kehrt aber immer zu ſeinem Verfahren zurück, indem er ſeine Gegner auf die wenigen Verſuche beſchränken will, von welchen freilich das Experimentum Crucis jeden der die Sache nicht von Grund aus durchgearbeitet hat, zum lauten oder ſchweigenden Beiſtimmen nöthigt. Daher wiederholt Newton

aber und abermals: man solle zeigen, daß diese wenigen Versuche seine Lehre nicht beweisen, oder soll andere Versuche beibringen, die ihr unmittelbar entgegenstehen.

Wie benimmt er sich denn aber, als dieses von Lucas wirklich geschieht? Er dankt ihm für seine Bemühung, versichert, die vorzüglichsten von Lucas beigebrachten Versuche befänden sich in den optischen Lectionen, welches keineswegs der Wahrheit gemäß ist, beseitigt sie auf diese Weise, dringt immer wieder darauf, daß man nur den eingeleiteten Weg gehen, sich auf demselben vorgeschriebenermaßen benehmen solle, und will jede andere Methode, jeden andern Weg der Wahrheit sich zu nähern, ausschließen. Wenige Experimente sollen beweisen, alle übrigen Bemühungen unnöthig machen, und eine über die ganze Welt ausgebreitete Naturerscheinung soll aus dem Zauberkreise einiger Formeln und Figuren betrachtet und erklärt werden.

Wir haben die wichtige Stelle, womit sich diese Controvers schließt, übersetzt. Newton erscheint nicht wieder polemisch, außer insofern die Optik polemischer Natur ist. Aber seine Schüler und Nachfolger wiederholen diese Worte des Meisters immerfort. Erst setzen sie sub- und obrepticie was der Lehre günstig ist, fest, und dann verfahren sie ausschließend gegen Natur, Sinne und Menschenverstand. Erst lassen sich's Einzelne, dann läßt sich's die Menge gefallen. Newtons übrige große Verdienste erregen ein günstiges Vorurtheil auch für Farben-

bentheorie. Sein Ruf, ſein Einfluß ſteigt immer höher; er wird Präſident der Societät. Er gibt ſeine künſtlich geſtellte Optik heraus; durch Clarke's lateiniſche Ueberſetzung wird auch dieſe in der Welt verbreitet und nach und nach in die Schulen eingeführt. Experimentirende Techniker ſchlagen ſich auf ſeine Seite, und ſo wird dieſe enggefaßte, in ſich ſelbſt erſtarrte Lehre eine Art von Arche des Herrn, deren Berührung ſogleich den Tod bringt.

So verfährt nun auch, theils bei Newtons Leben, theils bei ſeinem Tode, Desaguliers gegen alles was die Lehre anzufechten wagt; wie nunmehr aus der geſchichtlichen Darſtellung, in der wir weiter fortſchreiten, ſich umſtändlicher ergeben wird.

Edme Mariotte,

Geboren zu oder bei Dijon. Akademiſt 1666, geſtorben 1684.

Traité de la nature des couleurs. Paris 1688. Schwerlich die erſte Ausgabe; doch iſt nach dieſer der Abdruck in ſeinen geſammelten Werken gemacht, welche zu Haag 1717 und 1740 veranſtaltet worden.

Wir haben wenig Nachrichten von ſeinem Leben. Seinen Arbeiten ſieht man die ungeſtörteſte Ruhe an. Er iſt einer der erſten, welche die Experimental-Phyſik in Frankreich einführen, Mathematiker, Mechaniker, Phyſiker,

wo nicht Philosoph, doch redlicher Denker, guter Beobachter, fleißiger Sammler und Ordner von Beobachtungen, sehr genauer und gewissenhafter Experimentator, ja gewissenhaft bis in's Uebertriebene: denn ihm in sein Detail zu folgen, wäre vielleicht nicht unmöglich, doch möchte es in unserer Zeit jedem höchst beschwerlich und fruchtlos erscheinen.

Durch Beobachten, Experimentiren, Messen und Berechnen gelangt er zu den allgemeinsten einfachsten Erscheinungen, die er Principien der Erfahrung nennt. Er läßt sie empirisch in ihrer reinsten Einfalt stehen, und zeigt nur, wo er sie in complicirten Fällen wiederfindet. Dieß wäre schön und gut, wenn sein Verfahren nicht andere Mängel hätte, die sich uns nach und nach entdecken, wenn wir an sein Werk selbst gehen und davon einige Rechenschaft zu geben suchen.

Er theilt die Farben in apparente und permanente. Unter den ersten versteht er bloß diejenigen die bei der Refraction erscheinen, unter den andern alle übrigen. Man sieht leicht, wie disproportionirt diese Haupteintheilung ist, und wie unbequem, ja falsch die Unterabtheilungen werden müssen.

Erſte Abtheilung.

Er hat Kenntniß von Newtons Arbeiten, wahrſcheinlich durch jenen Brief in den Transactionen. Er erwähnt nicht nur deſſen Lehre, ſondern man glaubt durchaus zu bemerken, daß er hauptſächlich durch ſie zu ſeiner Arbeit angeregt worden: denn er thut den Phänomenen der Refraction viel zu viel Ehre an und arbeitet ſie allein höchſt ſorgfältig durch. Er kennt recht gut die objectiven und ſubjectiven Erſcheinungen, gibt Rechenſchaft von unzähligen Verſuchen, die er anſtellt, um das Allgemeine dieſer Phänomene zu finden, welches ihm denn auch bis auf einen gewiſſen Punkt gelingt. Nur iſt ſein Allgemeines zu abſtract, zu kahl, die Art es auszudrücken nicht glücklich, beſonders aber iſt es traurig, daß er ſich vom Strahl nicht losmachen kann. Er nimmt leider bei ſeinen Erklärungen und Demonſtrationen einen dichten Strahl an (rayon solide). Wie wenig damit zu thun ſey, iſt allen deutlich, welche ſich die Lehre von Verruckung des Bildes eigen gemacht haben. Außerdem bleibt er dadurch zu nahe an Newtons Lehre, welcher auch mit Strahlen operirt und die Strahlen durch Refraction afficiren läßt.

Eine eigene Art dieſen dichten Strahl, wenn er refrangirt wird, anzuſehen, gibt den Grund zu Mariottens Terminologie. Man denke ſich einen Stab den man bricht, ein Rohr das man biegt, ſo wird an denſelben

Vergleichung.

Da wir nun so eben bei dem Urtheil über Schriftsteller alle Vergleichung abgelehnt, so möchte man sich wundern, wenn wir unmittelbar darauf von einem Falle sprechen, in welchem wir sie zulässig finden. Wir hoffen jedoch, daß man uns diese Ausnahme darum erlauben werde, weil der Gedanke nicht uns, vielmehr einem dritten angehört.

Ein Mann, der des Orients Breite, Höhen und Tiefen durchdrungen, findet daß kein deutscher Schriftsteller sich den östlichen Poeten und sonstigen Verfassern mehr als Jean Paul Richter genähert habe; dieser Ausspruch schien zu bedeutend, als daß wir ihm nicht gehörige Aufmerksamkeit hätten widmen sollen; auch können wir unsere Bemerkungen darüber um so leichter mittheilen, als wir uns nur auf das oben weitläufig Durchgeführte beziehen dürfen.

Allerdings zeugen, um von der Persönlichkeit anzufangen, die Werke des genannten Freundes von einem verständigen, umschauenden, einsichtigen, unterrichteten, ausgebildeten und dabei wohlwollenden, from-

ein einspringender und ausspringender Winkel, eine Concavität, eine Convexität zu sehen seyn. Nach dieser Ansicht spricht er in seinen Erfahrungssätzen die Erscheinung folgendermaßen aus:

An der convexen Seite erscheint immer Roth, an der concaven Violett. Zunächst am Rothen zeigt sich Gelb, zunächst am Violetten Blau. Folgen mehrere Refractionen im gleichen Sinne, so gewinnen die Farben an Lebhaftigkeit und Schönheit. Alle diese Farben erscheinen in den Halbschatten, bis an sie hinan ist keine Farbe im Lichte merklich. Bei starken Refractionen erscheint in der Mitte Grün, durch Vermischung des Blauen und Gelben.

Er ist also, wie man sieht, in so weit auf dem rechten Wege, daß er zwey entgegengesetzte Reihen als Randerscheinungen anerkennt. Auch gelingt es ihm, mehrere objective und subjective Farbenerscheinungen auf jene Principien zurückzuführen und zu zeigen, wie nach denselben die Farben in jedem besondern Falle entstehen müssen. Ein Gleiches thut er in Absicht auf den Regenbogen, wobei man, soweit man ihm folgen kann und mag, seine Aufmerksamkeit, Fleiß, Scharfsinn, Reinlichkeit und Genauigkeit der Behandlung bewundern muß.

Allein es wird einem doch dabei sonderbar zu Muthe, wenn man sieht, wie wenig mit so vielem Aufwande geleistet wird, und wie das Wahre, bei einer so treuen genauen Behandlung, so mager bleiben, ja werden kann,

daß es faſt null wird. Seine Principien der Erfahrung ſind natürlich und wahr, und ſie ſcheinen deßhalb ſo ſimpel ausgeſprochen, um die Newtoniſche Theorie, welche keineswegs, wie wir ſchon oft wiederholt, von den einfachen Erſcheinungen ausgegangen, ſondern auf das zuſammengeſetzte abgeleitete Geſpenſt gebaut iſt, verdächtig zu machen, ja in den Augen desjenigen, der eines Aperçu's mit allen ſeinen Folgerungen fähig wäre, ſogleich aufzuheben.

Das Aehnliche hatten wir in unſern Beiträgen zur Optik verſucht; es iſt aber uns ſo wenig als Mariotten gelungen, dadurch Senſation zu erregen.

Ausdrücklich von und gegen Newton ſpricht er wenig. Er gedenkt jener Lehre der diverſen Refrangibilität, zeigt gutmüthig genug, daß einige Phänomene ſich dadurch erklären laſſen, behauptet aber, daß andere nicht dadurch erklärbar ſeyen, beſonders folgendes:

Wenn man weit genug von ſeinem Urſprung das ſogenannte prismatiſche Spectrum auffange, ſo daß es eine anſehnliche Länge gegen ſeine Breite habe, und das Violette weit genug vom Rothen entfernt und durch andere Farben völlig von ihm getrennt ſey, ſo daß man es alſo für hinreichend abgeſchieden halten könne; wenn man alsdann einen Theil dieſes violetten Scheines durch eine Oeffnung gehen und durch ein zweytes Prisma in derſelben Richtung refrangiren laſſe: ſo erſcheine unten abermals Roth (Gelbroth), welches doch nach der Theorie

keineswegs statt finden könne; deßwegen sie nicht anzunehmen sey.

Der gute Mariotte hatte hierin freilich vollkommen Recht, und das ganze Räthsel löst sich dadurch daß ein jedes Bild, es sey von welcher Farbe es wolle, wenn es verrückt wird, gesäumt erscheint. Das violette Halblicht aber, das durch die kleine Oeffnung durchfällt, ist nur als ein violettes Bild anzusehen, an welchem der gelbrothe Rand mit einem purpurnen Schein gar deutlich zu bemerken ist; die übrigen Randfarben aber fallen entweder mit der Farbe des Bildes zusammen, oder werden von derselben verschlungen.

Der gute natürliche Mariotte kannte die Winkelzüge Newtons und seiner Schule nicht. Denn nach diesem lassen sich die Farben zwar sondern, aber nicht völlig; Violett ist zwar violett, allein es stecken die übrigen Farben auch noch darin, welche nun aus dem violetten Licht, bei der zweyten Refraction, wie die sämmtlichen Farben aus dem weißen Lichte, bei der ersten Refraction, geschieden werden. Dabei ist denn freilich das Merkwürdige, daß das Violett aus dem man nun das Roth geschieden, vollkommen so violett bleibt wie vorher; so wie auch an den übrigen Farben keine Veränderung vorgeht, die man in diesen Fall bringt. Doch genug hievon. Mehr als obiges bedarf es nicht, um deutlich zu machen, inwiefern Mariotte als Newtons Gegner anzusehen sey.

Zweyte Abtheilung.

In dieſer ſucht er alle übrigen Farben, welche nicht durch Refraction hervorgebracht werden, aufzuführen, zu ordnen, gegen einander zu halten, zu vergleichen, ſie auseinander abzuleiten und daraus Erfahrungsſätze abzuziehen, die er jedoch hier nicht Principien, ſondern Regeln nennt. Die ſämmtlichen Erſcheinungen trägt er in vier Discurſen vor.

Erſter Discurs. Von Farben, die an leuchtenden Körpern erſcheinen.

Verſchiedenfarbiges Licht der Sonne, der Sterne, der Flamme, des Glühenden, des Erhitzten; wobei recht artige und brauchbare Verſuche vorkommen. Die Erfahrungsregel wozu er gelangt, iſt ein Idem per Idem, womit man gar nichts ausrichten kann.

Zweyter Discurs. Von den changeanten Farben, die auf der Oberfläche der Körper entſtehen.

Hier führt er diejenigen Farben auf, welche wir die epoptiſchen nennen; aneinander gedruckte Glasplatten, angelaufenes Glas, Seifenblaſen. Er ſchreibt dieſe Phänomene durchaus einer Art von Refraction zu.

Dritter Discurs. Von fixen und permanenten Farben, deren Erſcheinungen er vorzüglich unter Regeln bringt.

Hier werden unſre chemiſchen Farben aufgeführt, und dabei etwas Allgemeines von Farben überhaupt. Weiß

und Schwarz, dazwiſchen Gelb, Roth und Blau. Er hat die Einſicht, daß jede Farbe etwas weniger hell als das Weiße und etwas mehr hell als das Schwarze ſeyn müſſe.

In den Erklärungen verfährt er allzu realiſtiſch, wie er denn das Blau zur eigenen Farbe der Luft macht; dann aber wieder zu unbeſtimmt: denn die körperlichen Farben ſind ihm modificirtes Licht. Das Licht muß nämlich in den Körper eindringen, dort zur beſondern Farbenwirkung modificirt in unſer Auge zurückkehren und darin die Wirkung hervorbringen.

Der chemiſche Gegenſatz von Acidum und Alkali iſt ihm ſehr bedeutend. Hier ſtehen wieder ſchöne und brauchbare Erfahrungen, doch ohne Ordnung untereinander, worauf denn ſchwache, nach Corpuscularvorſtellungsart ſchmeckende Erklärungen folgen. Ueber die Farben organiſcher Körper macht er feine Bemerkungen.

Vierter Discurs. Von Farbenerſcheinungen, die von innern Modificationen der Organe des Sehens entſpringen.

Hier wird aufgeführt was bei uns unter der Rubrik von phyſiologiſchen Farben vorkommt: Dauer des Eindrucks, farbiges Abklingen und dergleichen; zuletzt die Diakriſis des Auges durch Licht, die Synkriſis durch Finſterniß. Und ſomit hört er da auf, wo wir anfangen.

Die aus dem Capitel von den chemiſchen Farben ausgezogenen ſechs Regeln überſetzen wir, weil man daraus das vorſichtige Benehmen dieſes Mannes am beſten beurtheilen kann.

1) „Die fixen Farben erſcheinen uns, wenn das Licht durch die Materie, welche dieſe Farben hervorbringt, gedrungen, zu unſern Augen mit genugſamer Kraft zurückkehrt.“

Dieſes bezieht ſich auf die wahre Bemerkung, daß jede chemiſch ſpecificirte Farbe ein Helles hinter ſich haben muß, um zu erſcheinen. Nur iſt dieſes nothwendige Erforderniß von Mariotte nicht genug eingeſehen, noch deutlich genug ausgedrückt.

2) „Die Säfte von allen blauen und violetten Blumen werden grün durch die Alkalien und ſchön roth durch die Säuren.“

3) „Die Abſude rother Hölzer werden gelb durch die Säuren, violett durch die Alkalien; aber die Aufgüſſe gelber Pflanzen werden dunkel durch die Alkalien, und verlieren faſt gänzlich ihre Farbe durch die Säuren.“

4) „Die Vegetationen die in freier Luft vorgehen, ſind grün; diejenigen an unterirdiſchen Oertern, oder in der Finſterniß, ſind weiß oder gelb.“

5) „Es gibt viele gelbe oder dunkle Materien welche ſich bleichen, wenn man ſie wechſelsweiſe netzt und an der Sonne trocknet. Sind ſie ſodann weiß, und bleiben ſie lange unbefeuchtet an der Luft, ſo werden ſie gelb.“

6) „Irdische und schwefelichte Materien werden durch eine große Hitze roth und einige zuletzt schwarz."

Hiezu fügt der Verfasser eine Bemerkung, daß man sehr viele Farbenerscheinungen auf diese sechs Regeln zurückführen und bei der Färberey, so wie bei Verfertigung des farbigen Glases, manche Anwendung davon machen könne. Unsere Leser werden sich erinnern, wie das Bewährte von diesen Regeln in unserer Abtheilung von chemischen Farben beigebracht ist.

Im Ganzen läßt sich nicht abläugnen, daß Mariotte eine Ahnung des Rechten gehabt und daß er auf dem Wege dahin gewesen. Er hat uns manches gute Besondere aufbewahrt, für's Allgemeine aber zu wenig gethan. Seine Lehre ist mager, seinem Unterricht fehlt Ordnung, und bei aller Vorsichtigkeit spricht er doch wohl zuletzt, statt einer Erfahrungsregel, etwas Hypothetisches aus. Aus dem bisher Vorgetragenen läßt sich nunmehr beurtheilen, in wiefern Mariotte als ein Gegner von Newton anzusehen sey. Uns ist nicht bekannt geworden, daß er das was er im Vorbeigehen gegen die neue Lehre geäußert, jemals wieder urgirt habe. Sein Aufsatz über die Farben mag kurz vor seinem Tode herausgekommen seyn. Auf welche Weise jedoch die Newtonische Schule ihn angefochten und um seinen guten Ruf gebracht, wird sich sogleich des Nähern ergeben.

Johann Theophilus Desaguliers,

geboren 1683.

Die Philosophen des Alterthums, welche sich mehr für den Menschen als für die übrige Natur interessirten, betrachteten diese nur nebenher und theoretisirten nur gelegentlich über dieselbe. Die Erfahrungen nahmen zu, die Beobachtungen wurden genauer und die Theorie eingreifender; doch brachten sie es nicht zur Wiederholung der Erfahrung, zum Versuch.

Im sechzehnten Jahrhundert, nach frischer Wiederbelebung der Wissenschaften, erschienen die bedeutenden Wirkungen der Natur noch unter der Gestalt der Magie, mit vielem Aberglauben umhüllt, in welchen sie sich zur Zeit der Barbarey versenkt hatten. Im siebzehnten Jahrhundert wollte man, wo nicht erstaunen, doch sich immer noch verwundern, und die angestellten Versuche verloren sich in seltsame Künsteleyen.

Doch war die Sache immer ernsthafter geworden. Wer über die Natur dachte, wollte sie auch schauen. Jeder Denker machte nunmehr Versuche, aber auch noch nebenher. Gegen das Ende dieser Zeit traten immer mehr Männer auf, die sich mit einzelnen Theilen der Naturwissenschaft beschäftigten und vorzüglich diese durch Versuche zu ergründen suchten.

Durch diese lebhafte Verbindung des Experimentirens und Theoretisirens entstanden nun diejenigen Per-

sonen, welche man, besonders in England, Natural- und Experimental-Philosophen nannte, so wie es denn auch eine Experimental-Philosophie gab. Ein jeder der die Naturgegenstände nur nicht gerade aus der Hand zum Mund, wie etwa der Koch, behandelte, wer nur einigermaßen consequent aufmerksam auf die Erscheinungen war, der hatte schon ein gewisses Recht zu jenem Ehrennamen, den man freilich in diesem Sinne vielen beilegen konnte. Jedes allgemeine Raisonnement, das tief oder flach, zart oder krud, zusammenhängend oder abgerissen, über Naturgegenstände vorgebracht wurde, hieß Philosophie. Ohne diesen Mißbrauch des Wortes zu kennen, bliebe es unbegreiflich, wie die Londner Societät den Titel Philosophische Transactionen für die unphilosophischste aller Sammlungen hätte wählen können.

Der Hauptmangel einer solchen unzulänglichen Behandlung blieb daher immer, daß die theoretischen Ansichten so vieler Einzelnen vorwalteten, und dasjenige was man sehen sollte, nicht einem jeden gleichmäßig erschien. Uns ist bekannt, wie sich Boyle, Hooke und Newton benommen.

Durch die Bemühungen solcher Männer, besonders aber der Londner Societät, ward inzwischen das Interesse immer allgemeiner. Das Publicum wollte nun auch sehen und unterrichtet seyn. Die Versuche sollten zu jeder Zeit auf eines jeden Erfordern wieder dargestellt

werden, und man fand nun, daß Experimentiren ein Metier werden müsse.

Dieß ward es zuerst durch Hawksbee. Er machte in London öffentliche Versuche der Elektricität, Hydrostatik und Luftlehre, und enthielt sich vielleicht am reinsten von allem Theoretischen. Keill ward sein Schüler und Nachfolger. Dieser erklärte sich aber schon für Newtons Theorie. Hätte er die Farbenlehre behandelt, wie Hawksbee die Lehre von der Elektricität, so würde alles ein anderes Ansehen gewonnen haben. Er wirkte in Oxford bis 1710.

Auf Keill folgte Desaguliers, der von ihm, seinem Meister, die Fertigkeit Newtonische Experimente receptgemäß nachzubilden, so wie die Neigung zu dieser Theorie geerbt hatte, und dessen Kunstfertigkeit man anrief, wenn man Versuche sichten, durch Versuche etwas beweisen wollte.

Desaguliers ward berühmt durch sein Geschick zu experimentiren. s'Gravesande sagt von ihm: cujus peritia in instituendis experimentis nota est. Er hatte hinreichende mathematische Kenntnisse, so wie auch genugsame Einsicht in das was man damals Naturphilosophie nannte.

frommen Sinne. Ein so begabter Geist blickt, nach eigentlichst orientalischer Weise, munter und kühn in seiner Welt umher, erschafft die seltsamsten Bezüge, verknüpft das Unverträgliche, jedoch dergestalt, daß ein geheimer ethischer Faden sich mitschlinge, wodurch das Ganze zu einer gewissen Einheit geleitet wird.

Wenn wir nun vor kurzem die Natur-Elemente, woraus die älteren und vorzüglichsten Dichter des Orients ihre Werke bildeten, angedeutet und bezeichnet, so werden wir uns deutlich erklären, indem wir sagen: daß, wenn jene in einer frischen, einfachen Region gewirkt, dieser Freund hingegen in einer ausgebildeten, überbildeten, verbildeten, vertrakten Welt leben und wirken, und eben daher sich anschicken muß die seltsamsten Elemente zu beherrschen. Um nun den Gegensatz zwischen der Umgebung eines Beduinen und unseres Autors mit wenigem anschaulich zu machen, ziehen wir aus einigen Blättern die bedeutendsten Ausdrücke:

Barrieren-Tractat, Extrablätter, Cardinäle, Nebenreceß, Billard, Bierkrüge, Reichsbänke, Sessionsstühle, Prinzipalcommissarius, Enthusiasmus, Zepter-Queue, Brustslücke, Eichhornbauer, Agioteur, Schmutzfink, Incognito, Colloquia, kanonischer Billardsack, Gypsabdruck, Avancement, Hüttenjunge, Naturalisations-Acte, Pfingstprogramm, Maurerisch, Manual-Pantomime, Amputirt, Supranumerar, Bijouteriebude, Sabbaterweg u. s. f.

Desaguliers gegen Mariotte.

Die Acta eruditorum hatten 1706 S. 60 Nachricht von der Optik Newtons gegeben, durch einen gedrängten Auszug, ohne die mindeste Spur von Beifall oder Widerspruch.

Im Jahre 1713 S. 447 erwähnen sie, bei Gelegenheit von Rohaults Physik, jenes von Mariotte ausgesprochenen Einwurfs, und äußern sich darüber folgendermaßen: „Wenn es wahr ist, daß ein aus dem Spectrum abgesondertes einzelnes farbiges Licht, bei einer zweyten Brechung, aufs neue an seinen Theilen Farben zeigt; so periclitirt die Newtonische Lehre. Noch entscheidender würde das Mariottische Experiment seyn, wenn das ganze blaue Licht in eine andere Farbe verwandelt worden wäre."

Man sieht wohl, daß dieser Zweifel sich von einer Person herschreibt, die mit der Sache zwar genugsam bekannt ist, sie aber nicht völlig durchdrungen hat. Denn jedes einfärbige Bild kann so gut als ein schwarzes, weißes oder graues, durch die verbreiterten Säume zugedeckt und seine Farbe dadurch aufgehoben, keineswegs aber in eine einzelne andere Farbe verwandelt werden. Genug, ein Aufruf dieser Art war von zu großer Bedeutung für Newton selbst und seine Schule, als daß nicht dadurch hätten Bewegungen hervorgebracht werden sollen. Dieses geschah auch, und Desaguliers stellte 1715 die Ver-

ſuche gegen Mariotte an. Das Verfahren iſt uns in den philoſophiſchen Transactionen Nr. 348 S. 433 aufbewahrt.

Wir müſſen uns Gewalt anthun, indem wir von dieſem Aufſatz Rechenſchaft geben, aus der hiſtoriſchen Darſtellung nicht wieder in die polemiſche Behandlung zu verfallen. Denn eigentlich ſollte man Desaguliers gleichfalls Schritt vor Schritt, Wort vor Wort folgen, um zu zeigen, daß er wie ſein Meiſter, ja noch ſchlimmer als dieſer, ſich bei den Verſuchen benommen. Unbedeutende, unnütze Nebenumſtände werden hervorgehoben, die Hauptbedingungen des Phänomens ſpät und nur wie im Vorübergehen erwähnt; es wird verſichert daß man dieſes und jenes leiſten wolle, geleiſtet habe und ſodann, als wenn es nichts wäre, zum Schluſſe eingeſtanden, daß es nicht geſchehen ſey, daß eins und anderes noch beiher ſich zeige und gerade das wovon eben die Rede war, daß es ſich nicht zeigen dürfe.

Gegen Mariotte ſoll bewieſen werden, daß die Farben des Spectrums, wenn ſie recht geſondert ſeyen, keine weitere Veränderung erleiden, aus ihnen keine andern Farben hervorgehen, an ihnen keine andere Farbe ſich zeige. Um nun die prismatiſchen Farben auf dieſen hohen Grad zu reinigen, wird der Newtoniſche eilfte Verſuch des erſten Theils als genugthuend angeführt, die dort vorgeſchlagene umſtändliche Vorrichtung zwar als beſchwerlich und verdrießlich (troublesome) angegeben und, wie auch

Newton schon gethan, mit einer bequemern ausgetauscht, und man glaubt nun, es solle direct auf den Gegner losgehen, es werde dasjenige was er behauptet, umgestoßen, dasjenige was er geläugnet, bewiesen werden.

Allein Desaguliers verfährt völlig auf die Newtonische Manier und bringt ganz unschuldig bei: er wolle auch noch einige begleitende Versuche (concomitant) vorführen. Nun ist aber an diesem eilften Experiment gar nichts zu begleiten: wenn es bestehen könnte, müßte es für sich bestehen. Desaguliers Absicht aber ist, wie man wohl einsieht, die ganze Newtonische Lehre von vorn herein festzusetzen, damit das was am eilften Versuche fehlt, gegen die schon gegründete Lehre unbedeutend scheinen möge: eine Wendung, deren sich die Schule fortdauernd bedient hat. Er bringt daher nicht Einen, sondern neun Versuche vor, welche sämmtlich mit gewissen Versuchen der Optik correspondiren, die wir deßwegen nur kürzlich anzeigen, und unsern Lesern dasjenige was wir bei jedem einzelnen im polemischen Theile zur Sprache gebracht, zur Erinnerung empfehlen.

1) Versuch mit einem rothen und blauen Bande nebeneinander, durch's Prisma angesehn. Der erste Versuch des ersten Theils mit einigen Veränderungen. Dieser wegen seiner Scheinbarkeit Newtonen so wichtige Versuch, daß er seine Optik damit eröffnet, steht auch hier wieder an der Spitze. Der Experimentator hält sich bei ganz unnöthigen Bedingungen auf, versichert der

Ver-

Verſuch des Auseinanderrückens der beiden Bänder ſey vortrefflich gerathen, und ſagt erſt hinterdrein: wenn der Grund nicht ſchwarz iſt, ſo geräth der Verſuch nicht ſo gut. Daß der Grund hinter den Bändern ſchwarz ſey, iſt die unerläßliche Bedingung welche obenan ſtehen müßte. Iſt der Grund heller als die Bänder, ſo geräth der Verſuch nicht etwa nur nicht ſo gut, ſondern er geräth gar nicht; es entſteht etwas Umgekehrtes, etwas ganz Anderes. Man wird an dieſer ausflüchtenden Manier doch wohl ſogleich den ächten Jünger Newtons erkennen.

2) Ein ähnliches Experiment mit den beiden Papierſtreifen durch die Farben des Spectrums gefärbt, vergleicht ſich mit dem dreyzehnten Verſuche des erſten Theils.

3) Das Bild dieſer letzten, violetten und gelbrothen Streifen durch eine Linſe auf ein Papier geworfen, ſodann derſelbe Verſuch mit gefärbten Papieren, kommt mit dem zweyten Verſuche des erſten Theils überein.

4) Verſchiedene Längen und Directionen des prismatiſchen Bildes nach den verſchiedenen Einfallswinkeln des reinen Lichts auf's Prisma. Was hier ausgeführt und dargeſtellt iſt, würde zum dritten Verſuch des erſten Theils gehören.

5) Das objective Spectrum wird durch das Prisma angeſehen, es ſcheint heruntergerückt und weiß. Iſt der eilfte Verſuch des zweyten Theils.

6) Das Spectrum geht durch die Linſe durch und

erscheint im Focus weiß. Ist ein Glied des zehnten Versuchs des zweyten Theils.

7) Das eigentliche Experimentum Crucis, das sechste des ersten Theils. Hier gesteht er, was Mariotte behauptet hat, daß die zu einzelnen Bildchen separirten prismatischen Farben, wenn man sie mit dem Prisma ansieht, wieder Farbenränder zeigen.

8) Nun schreitet er zu der complicirten Vorrichtung des eilften Experiments des ersten Theils, um ein Spectrum zu machen, das seiner Natur nach viel unsicherer und schwankender ist als das erste.

9) Mit diesem macht er nun ein Experiment, welches mit dem vierzehnten des ersten Theils zusammenfällt, um zu zeigen, daß nunmehr die farbigen Lichter ganz gereinigt, einfach, homogen, gefunden worden. Dieß sagt er aber nur: denn wer ihm aufmerksam nachversucht, wird das Gegentheil finden.

Das was Desaguliers gethan, theilt sich also in zwey Theile: die sieben ersten Versuche sollen die diverse Refrangibilität beweisen und in dem Kopf des Schauenden festsetzen; unter der siebenten und achten Nummer hingegen, welche erst gegen Mariotte gerichtet sind, soll das wirklich geleistet seyn, was versprochen worden. Wie captios und unredlich auch er hier zu Werke gehe, kann man daraus sehen, daß er wiederholt sagt: mit dem Rothen gelang mir's sehr gut, und so auch mit den übrigen. Warum sagt er denn nicht: es gelang mir mit allen

Farben? oder warum fängt er nicht mit einer andern an? Alles dieses ist schon von uns bis zum Ueberdruß im polemischen Theile auseinandergesetzt. Besonders ist es in der supplementaren Abhandlung über die Verbindung der Prismen und Linsen bei Experimenten, ausführlich geschehen und zugleich das eilfte Experiment wiederholt beleuchtet worden.

Aber hier macht sich eine allgemeine Betrachtung nöthig. Das was Desaguliers gegen Mariotte und später gegen Rizzetti versucht und vorgetragen, wird von der Newtonischen Schule seit hundert Jahren als ein Schlußverfahren angesehn. Wie war es möglich, daß ein solcher Unsinn sich in einer Erfahrungswissenschaft einschleichen konnte? Dieses zu beantworten, müssen wir darauf aufmerksam machen, daß, wie sich in die Wissenschaften ethische Beweggründe mehr als man glaubt, einschlingen, eben so auch Staats- und Rechts-Motive und Maximen darin zur Ausübung gebracht werden. Ein schließliches Aburtheln, ohne weitere Appellation zuzulassen, gezieme wohl einem Gerichtshofe. Wenn vor hundert Jahren ein Verbrecher vor die Geschworenen gebracht, von diesen schuldig befunden, und sodann aufgehangen worden; so fällt es uns nicht leicht ein, die Revision eines solchen Processes zu verlangen, ob es gleich Fälle genug gegeben hat, wo das Andenken eines schmählich Hingerichteten durch Recht und Urtheil rehabilitirt worden. Nun aber Versuche, von einer Seite

so bedeutend, von der andern so leicht und bequem anzustellen, sollen, weil sie vor hundert Jahren, in England, vor einer zwar ansehnlichen aber weder theoretisirend noch experimentirend völlig tactfesten Gesellschaft angestellt worden, nunmehr als ein für allemal abgethan, abgemacht und fertig erklärt, und die Wiederholung derselben für unnütz, thöricht, ja anmaßlich ausgeschrien werden! Ist hierbei nur der mindeste Sinn, was Erfahrungswissenschaft sey, worauf sie beruhe, wie sie wachsen könne und müsse, wie sie ihr Falsches nach und nach von selbst wegwerfe, wie durch neue Entdeckungen die alten sich ergänzen und wie durch das Ergänzen die älteren Vorstellungsarten, selbst ohne Polemik, in sich zerfallen?

Auf die lächerlichste und unerträglichste Weise hat man von eben diesen Desaguliersschen Experimenten späterhin einsichtige Naturforscher weggeschreckt, gerade wie die Kirche von Glaubensartikeln die naseweisen Ketzer zu entfernen sucht. Betrachtet man dagegen, wie in der neuern Zeit Physiker und Chemiker die Lehre von den Luftarten, der Elektricität, des Galvanism, mit unsäglichem Fleiß, mit Aufwand und mancherlei Aufopferungen bearbeitet; so muß man sich schämen, im chromatischen Fach beinahe allein mit dem alten Inventarium von Traditionen, mit der alten Rüstkammer ungeschickter Vorrichtungen sich in Glauben und Demuth begnügt zu haben.

Johannes Rizzetti,

ein Venetianer und aufmerksamer Liebhaber der Dioptrik, faßte ein ganz richtiges Aperçu gegen Newton und fühlte, wie natürlich, einen großen Reiz andern seine Entdeckung mitzutheilen und einleuchtend zu machen. Er verbreitete seine Meinung durch Briefe und reisende Freunde, fand aber überall Gegner. In Deutschland wurden seine Argumente in die Acta Eruditorum eingerückt. Professor Georg Friedrich Richter in Leipzig setzte sich dagegen; in England experimentirte und argumentirte Desaguliers gegen ihn; in Frankreich Gauger; in Italien die Bolognesser Societät.

Er gab zuerst ein Diarium einer Reise durch Italien vor dem Jahre 1724 mit Nachträgen heraus, wovon man einen Auszug in die Acta Eruditorum setzte. (Supplemente derselben Tom. 8. p. 127.)

Bei Gelegenheit daß Rizzetti die Frage aufwirft, wie es möglich sey, daß man die Gegenstände mit bloßen Augen farblos sähe, wenn es mit der von Newton bemerkten und erklärten farbigen Aberration seine Richtigkeit habe, bringt er verschiedene Einwendungen gegen die Newtonischen Experimente so wie auch gegen die Theorie vor. Richter schreibt dagegen (Tom. eod. p. 226.). Darauf läßt sich Rizzetti wieder vernehmen und fügt noch einen Anhang hinzu (p. 303 f.). Aus einer neu veränderten Ausgabe des ersten Rizzettischen Aufsatzes fin-

der ſich gleichfalls ein Auszug (p. 234) und ein Auszug aus einem Briefe des Rizzetti an die Londner Societät (p. 236).

Richter vertheidigt ſich gegen Rizzetti (A. E. 1724, p. 27). Dieſer gibt heraus: Specimen physico-mathematicum de Luminis affectionibus, Tarvisii et Venet. 1727. 8. Einzelne Theile daraus waren früher erſchienen: De Luminis refractione, Auctore Rizzetto (ſiehe A. E. 1726. Nr. 10). De Luminis reflexione, Auctore Rizzetto (ſiehe A. E. supl. Tom. IX, Sect. 2. Nr. 4).

Gedachtes Werk darf keinem Freunde der Farbenlehre künftighin unbekannt bleiben. Wir machen zu unſern gegenwärtigen hiſtoriſchen Zwecken daraus einen flüchtigen Auszug.

Er nimmt an, das Licht beſtehe aus Theilen, die ſich ungern von einander entfernen, aber doch durch Refraction von einander getrennt werden; dadurch entſtehe die Diſperſion deſſelben, welche Grimaldi ſich ſchon ausgedacht hatte. Rizzetti nimmt leider auch noch Strahlen an, um mit denſelben zu operiren.

Man ſieht, daß dieſe Vorſtellungsart viel zu nahe an der Newtoniſchen liegt, um als Gegenſatz derſelben Glück zu machen.

Rizzetti's diſpergirtes Licht iſt nun ein Halblicht; es kommt in ein Verhältniß zum Hellen oder Dunkeln, daraus entſteht die Farbe. Wir finden alſo, daß er auf dem rechten Wege war, indem er eben daſſelbe

abzuleiten ſucht, was wir durch Doppelbild und Trübe ausgeſprochen haben.

Der mathematiſche Theil ſeines Werks, ſo wie das was er im Allgemeinen von Refraction, Reflexion und Diſperſion handelt, liegt außer unſerm Kreiſe. Das übrige was uns näher angeht, kann man in den polemiſchen und den didaktiſchen Theil eintheilen.

Die Mängel der Newtoniſchen Lehre, das Captioſe und Unzulängliche ihrer Experimente ſieht Rizzetti recht gut ein. Er führt ſeine Controvers nach der Ordnung der Optik und iſt den Newtoniſchen Unrichtigkeiten ziemlich auf der Spur; doch durchdringt er ſie nicht ganz und gibt z. B. gleich bei dem erſten Verſuch ungeſchickter Weiſe zu, daß das blaue und rothe Bild auf dunkelm Grunde wirklich ungleich verrückt werde, da ihm doch ſonſt die Erſcheinung der Säume nicht unbekannt iſt. Dann bringt er die beiden Papiere auf weißen Grund, wo denn freilich durch ganz andere Säume für den Unbefangenen die Unrichtigkeit, die ſich auf ſchwarzem Grunde verſteckt, augenfällig werden muß.

Aber ſein Widerſacher, Richter in Leipzig, erhaſcht ſogleich das Argument gegen ihn, daß die unter dieſen Bedingungen erſcheinenden Farben ſich vom weißen Grunde herſchreiben: eine ungeſchickte Behauptung, in welcher ſich jedoch die Newtonianer bis auf den heutigen Tag ſelig fühlen, und welche auch mit großer Selbſtgenügſamkeit gegen uns vorgebracht worden.

Wenn nun diese sämmtlichen Ausdrücke einem gebildeten deutschen Leser bekannt sind, oder durch das Conversations-Lexicon bekannt werden können, gerade wie dem Orientalen die Außenwelt durch Handels- und Wallfahrts-Caravanen; so dürfen wir kühnlich einen ähnlichen Geist für berechtigt halten dieselbe Verfahrungs-Art auf einer völlig verschiedenen Unterlage walten zu lassen.

Gestehen wir also unserm so geschätzten als fruchtbaren Schriftsteller zu, daß er, in späteren Tagen lebend, um in seiner Epoche geistreich zu seyn, auf einen, durch Kunst, Wissenschaft, Technik, Politik, Kriegs- und Friedensverkehr und Verderb so unendlich verclausulirten, zersplitterten Zustand mannichfaltigst anspielen müsse; so glauben wir ihm die zugesprochene Orientalität genugsam bestätigt zu haben.

Einen Unterschied jedoch, den eines poetischen und prosaischen Verfahrens, heben wir hervor. Dem Poeten, welchem Tact, Parallel-Stellung, Sylbenfall, Reim die größten Hindernisse in den Weg zu legen scheinen, gereicht alles zum entschiedensten Vortheil, wenn er die Räthselknoten glücklich löst, die ihm aufgegeben sind, oder die er sich selbst aufgibt; die kühnste Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims und freuen uns der Besonnenheit des Dichters, die er, in einer so nothgedrungenen Stellung, behauptet.

Seiner übrigen Controvers folgen wir nicht: sie trifft an vielen Orten mit der unsrigen überein, und wir gedenken nicht zu läugnen, daß wir ihm manches schuldig geworden, so wie noch künftig manches aus ihm zu nutzen seyn wird.

In seinem didaktischen Theile findet man ihn weiter vorgerückt als alle Vorgänger, und er hätte wohl verdient, daß wir ihn mit Theophrast und Boyle unter den wenigen genannt, welche sich bemüht, die Masse der zu ihrer Zeit bekannten Phänomene zu ordnen.

In seiner Eintheilung der Farben sind alle die Bedingungen beachtet, unter welchen uns die Farbe erscheint. Er hat unsere physiologischen Farben unter der Rubrik der phantastischen oder imaginären, unsere physischen unter der doppelten der variirenden, welche wir die dioptrischen der ersten Classe, und der apparenten, welche wir die dioptrischen der zweyten Classe genannt, vorgetragen. Unsere chemischen Farben finden sich bei ihm unter dem Titel der permanenten oder natürlichen.

Zum Grunde von allen Farbenerscheinungen legt er, wie schon oben bemerkt, dasjenige was wir unter der Lehre von trüben Mitteln begreifen. Er nennt diese Farben die variirenden, weil ein trübes Mittel, je nachdem es Bezug auf eine helle oder dunkle Unterlage hat, verschiedene Farben zeigt. Auf diesem Wege erklärt er auch die Farben der Körper, wie wir es auf eine ähnliche Weise gethan haben.

Die apparenten leitet er gleichfalls davon ab, und nähert sich dabei unserer Darstellung vom Doppelbild; weil er aber das Doppelbild nicht als Factum stehen läßt, sondern die Ursache desselben zugleich mit erklären will: so muß er seine Disperſion herbeibringen, wodurch denn die Sache sehr mühselig wird.

So sind auch seine Figuren höchst unerfreulich und beschwerlich zu entziffern; dahingegen die Newtonischen, obgleich meistens falsch, den großen Vortheil haben, bequem zu seyn und deßhalb faßlich zu scheinen.

Bei den physiologischen, seinen imaginären, bemerkt er recht gut den Unterschied der abklingenden Farbenerscheinung auf dunkelm und hellem Grunde; weil ihm aber das wichtige, von Plato anerkannte Fundament von allem, die Synkrisis durch's Schwarze, die Diakrisis durch's Weiße bewirkt, abgeht; weil er auch die Forderung der entgegengesetzten Farben nicht kennt: so bringt er das Ganze nicht auf eine Art zusammen die einigermaßen befriedigend wäre.

Uebrigens rechnen wir es uns zur Ehre und Freude, ihn als denjenigen anzuerkennen, der zuerst am ausführlichsten und tüchtigsten das wovon auch wir in der Farbenlehre überzeugt sind, nach Beschaffenheit der Erfahrung seiner Zeit, ausgesprochen hat.

Desaguliers gegen Rizzetti.

Als in den Leipziger Actis Eruditorum (Supplem. Tom. 8. §. 3. p. 130. 131) einiger Einwürfe Rizzetti's gegen Newton erwähnt ward, wiederholt Desaguliers das Experiment wovon die Rede ist, 1722 vor der Societät zu London, und gibt davon in den Philosophischen Transactionen Vol. 32, pag. 206 eine kurze Nachricht.

Es ist das zweyte Experiment des ersten Buchs der Optik, bei welchem ein hellrothes und ein dunkelblaues Papier, beide mit schwarzen Fäden umwunden, durch eine Linse auf einer weißen Tafel abgebildet werden; da denn das rothe Bild, oder vielmehr das Bild der schwarzen Fäden auf rothem Grunde, sich ferner von der Linse, und das blaue Bild, oder vielmehr das Bild der schwarzen Fäden auf blauem Grunde, sich näher an der Linse deutlich zeigen soll. Wie es damit stehe, haben wir im polemischen Theil umständlich genug auseinandergesetzt und hinlänglich gezeigt, daß hier nicht die Farbe, sondern das mehr oder weniger Abstechende des Hellen und Dunkeln Ursache ist, daß zu dem einen Bilde der Abbildungspunkt schärfer genommen werden muß, da bei dem andern ein larerer schon hinreichend ist.

Desaguliers, ob er gleich behauptet sein Experiment sey vortrefflich gelungen, muß doch zuletzt auf dasjenige worauf wir festhalten, in einem Notabene hindeuten; wie er denn, nach Newtonischer Art, die Hauptsachen in

Noten und Notabene nachbringt, und ſo ſagt er: Man muß Sorge tragen, daß die Farben ja recht tief ſind; denn indem ich zufälliger Weiſe von dem Blauen abgeſtreift hatte, ſo war das Weiße der Charte unter dem Blauen Schuld, daß auch dieſes Bild weiter reichte, faſt ſo weit als das Rothe.

Ganz natürlich! Denn nun ward das Blaue heller und die ſchwarzen Fäden ſtachen beſſer darauf ab, und wer ſieht nun nicht, warum Newton, bei Bereitung einer gleichen Pappe zu ſeinen zwey erſten Experimenten, einen ſchwarzen Grund unter die aufzuſtreichenden Farben verlangt?

Dieſes Experiment, deſſen ganzen Werth man in einem Notabene zurücknehmen kann, noch beſſer kennen zu lernen, erſuchen wir unſere Leſer beſonders dasjenige nachzuſehen, was wir im polemiſchen Theil zum ſechzehnten Verſuch (312 — 315) angemerkt haben.

Rizzetti hatte 1727 ſein Werk herausgegeben, deſſen einzelne Theile ſchon früher bekannt gemacht worden. Desaguliers experimentirt und argumentirt gegen ihn: man ſehe die Philoſophiſchen Transactionen Nr. 406. Monat December 1728.

Zuerſt beklagt ſich Desaguliers über die arrogante Manier, womit Rizzetti dem größten Philoſophen jetziger und vergangener Zeit begegne; über den triumphirenden Ton, womit er die Irrthümer eines großen Mannes darzuſtellen glaube. Darauf zieht er ſolche Stellen aus

die freilich nicht die höflichſten ſind, und von einem Schüler Newtons als Gotteslästerung verabſcheut werden mußten. Ferner tractirt er den Autor als some people, bringt noch mehrere Stellen aus dem Werke vor, die er theils kurz abfertigt, theils auf ſich beruhen läßt, ohne jedoch im mindeſten eine Ueberſicht über das Buch zu geben. Endlich wendet er ſich zu Experimenten, die ſich unter verſchiedene Rubriken begreifen laſſen.

a) Zum Beweiſe der diverſen Refrangibilität: 1) das zweyte Experiment aus Newtons Optik; 2) das erſte Experiment daher.

b) Refraction und Reflexion an ſich betreffend, meiſtens ohne Bezug auf Farbe, 3) 4) 5) 6). Ferner wird die Beugung der Strahlen bei der Refraction, die Beugung der Strahlen bei der Reflexion nach Newtoniſchen Grundſätzen entwickelt und dieſe Phänomene der Attraction zugeſchrieben. Die Darſtellung iſt klar und zweckmäßig, obgleich die Anwendung auf die divers refrangiblen Strahlen mißlich und peinlich erſcheint. In 7) und 8) wird die durch Berührung einer Glasfläche mit dem Waſſer auf einmal aufgehobene Reflexion dargeſtellt, wobei die Bemerkung gemacht wird, daß die durch Refraction und Reflexion geſehenen Bilder deutlicher ſeyn ſollen als die durch bloße Reflexion geſehenen, zum Beweis, daß das Licht leichter durch dichte als durch dünne Mittel gehe.

c) Als Zugabe 9) der bekannte Newtoniſche Verſuch,

der ſechzehnte des zweyten Theils: wenn man unter freiem Himmel auf ein Prisma ſieht, da ſich denn ein blauer Bogen zeigt. Wir haben an ſeinem Orte dieſen Verſuch umſtändlich erläutert und ihn auf unſere Erfahrungsſätze zurückgeführt.

Dieſe Experimente wurden vorgenommen vor dem damaligen Präſidenten der Societät Hans Sloane, vier Mitgliedern derſelben, Engländern, und vier Italiänern, welche ſämmtlich den guten Erfolg der Experimente bezeugten. Wie wenig aber hierdurch eigentlich ausgemacht werden können, beſonders in Abſicht auf Farbentheorie, läßt ſich gleich daraus ſehen, daß die Experimente 3 bis 8 incl. ſich auf die Theorie der Refraction und Reflexion im Allgemeinen beziehen, und daß die ſämmtlichen Herren von den drey übrigen Verſuchen nichts weiter bezeugen konnten, als was wir alle Tage auch bezeugen können: daß nämlich unter den gegebenen beſchränkten Bedingungen die Phänomene ſo und nicht anders erſcheinen. Was ſie aber ausſprechen und ausſagen, das iſt ganz was anderes, und das kann kein Zuſchauer bezeugen, am wenigſten ſolche, denen man die Verſuche nicht in ihrer ganzen Fülle und Breite vorgelegt hat.

Wir glauben alſo der Sache nunmehr überflüſſig genuggethan zu haben, und verlangen vor wie nach von einem Jeden, der ſich dafür intereſſirt, daß er alle Experimente, ſo oft als es verlangt wird, darſtellen könne.

Was übrigens Desaguliers betrifft, so ist der vollständige Titel des von ihm herausgegebenen Werkes: A Course of Experimental Philosophy by John Theophilus Desaguliers, L. L. D. F. R. S. Chaplain to his royal Highness Frederik Prince of Wales, formerly of Hart Hall (now Hertford College) in Oxford. London.

Die erste Auflage des ersten Theils ist von 1734 und die zweyte von 1745. Der zweyte Band kam 1744 heraus. In der Vorrede des zweyten Theils pag. VII ist eine Stelle merkwürdig, warum er die Optik und so auch die Licht- und Farben-Lehre nicht behandelt.

Gauger.

Gehört auch unter die Gegner Rizzetti's. Von ihm sind uns bekannt

Lettres de Mr. Gauger sur la différente Refrangibilité de la Lumière et l'immutabilité de leurs couleurs etc. etc. Sie sind besonders abgedruckt, stehen aber auch in der Continuation des Mémoires de Littérature et d'Histoire Tom. V, p. 1. Paris 1728 und ein Auszug daraus in den Mémoires pour l'histoire des Sciences et des beaux arts. Trevoux. Juillet 1728.

Im Ganzen läßt sich bemerken, wie sehr es Rizzetti muß angelegen gewesen seyn, seine Meinung zu verbrei-

ten und die Sache zur Sprache zu bringen. Was hingegen die Controvers betrifft, die Gauger mit ihm führt, so müßten wir alles das wiederholen, was wir oben schon beigebracht, und wir ersparen daher uns und unsern Lesern diese Unbequemlichkeit.

Newtons Persönlichkeit.

Die Absicht dessen was wir unter dieser Rubrik zu sagen gedenken, ist eigentlich die, jene Rolle eines Gegners und Widersachers, die wir so lange behauptet und auch künftig noch annehmen müssen, auf eine Zeit abzulegen, so billig als möglich zu seyn, zu untersuchen, wie so seltsam Widersprechendes bei ihm zusammengehangen und dadurch unsere mitunter gewissermaßen heftige Polemik auszusöhnen. Daß manche wissenschaftliche Räthsel nur durch eine ethische Auflösung begreiflich werden können, gibt man uns wohl zu, und wir wollen versuchen was uns in dem gegenwärtigen Falle gelingen kann.

Von der englischen Nation und ihren Zuständen ist schon unter Roger Bacon und Bacon von Verulam einiges erwähnt worden, auch gibt uns Sprats flüchtiger Aufsatz ein zusammengedrängtes historisches Bild. Ohne hier weiter einzugreifen, bemerken wir nur, daß bei den Engländern vorzüglich bedeutend und schätzenswerth ist die Ausbildung so vieler derber tüchtiger Individuen, eines jeden nach seiner Weise; und zugleich gegen das Oef-

sentliche, gegen das gemeine Wesen: ein Vorzug, den vielleicht keine andere Nation, wenigstens nicht in dem Grade, mit ihr theilt.

Die Zeit in welcher Newton geboren ward, ist eine der prägnantesten in der englischen, ja in der Weltgeschichte überhaupt. Er war vier Jahre alt, als Carl der I. enthauptet wurde, und erlebte die Thronbesteigung Georgs des I. Ungeheure Conflicte bewegten Staat und Kirche, jedes für sich und beide gegen einander, auf die mannichfaltigste und abwechselndste Weise. Ein König ward hingerichtet; entgegengesetzte Volks- und Kriegs-Parteyen stürmten wider einander; Regierungsveränderungen, Veränderungen des Ministeriums, der Parlamente, folgten sich gedrängt, ein wiederhergestelltes mit Glanz geführtes Königthum ward abermals erschüttert; ein König vertrieben, der Thron von einem Fremden in Besitz genommen, und abermals nicht vererbt, sondern einem Fremden abgetreten.

Wie muß nicht durch eine solche Zeit ein Jeder sich angeregt, sich aufgefordert fühlen! Was muß das aber für ein eigener Mann seyn, den seine Geburt, seine Fähigkeiten zu mancherlei Anspruch berechtigen, und der alles ablehnt und ruhig seinem von Natur eingepflanzten Forscherberuf folgt!

Newton war ein wohlorganisirter, gesunder, wohltemperirter Mann, ohne Leidenschaft, ohne Begierden. Sein Geist war constructiver Natur und zwar im abstractesten

teſten Sinne; daher war die höhere Mathematik ihm als das eigentliche Organ gegeben, durch das er ſeine innere Welt aufzubauen und die äußere zu gewältigen ſuchte. Wir maßen uns über dieſes ſein Hauptverdienſt kein Urtheil an, und geſtehen gern zu, daß ſein eigentliches Talent außer unſerm Geſichtskreiſe liegt; aber wenn wir aus eigener Ueberzeugung ſagen können: das von ſeinen Vorfahren Geleiſtete ergriff er mit Bequemlichkeit und führte es bis zum Erſtaunen weiter; die mittleren Köpfe ſeiner Zeit ehrten und verehrten ihn, die beſten erkannten ihn für ihres Gleichen, oder geriethen gar, wegen bedeutender Erfindungen und Entdeckungen, mit ihm in Conteſtation: ſo dürfen wir ihn wohl, ohne nähern Beweis, mit der übrigen Welt für einen außerordentlichen Mann erklären.

Von der praktiſchen, von der Erfahrungsſeite rückt er uns dagegen ſchon näher. Hier tritt er in eine Welt ein, die wir auch kennen, in der wir ſeine Verfahrungsart und ſeinen Succeß zu beurtheilen vermögen, um ſo mehr, als es überhaupt eine unbeſtrittene Wahrheit iſt, daß ſo rein und ſicher die Mathematik in ſich ſelbſt behandelt werden kann, ſie doch auf dem Erfahrungsboden ſogleich bei jedem Schritte periclitirt und eben ſo gut, wie jede andere ausgeübte Maxime, zum Irrthum verleiten, ja den Irrthum ungeheuer machen und ſich künftige Beſchämungen vorbereiten kann.

Wie Newton zu ſeiner Lehre gelangt, wie er ſich

Der Prosaist hingegen hat die Ellebogen gänzlich frei und ist für jede Verwegenheit verantwortlich, die er sich erlaubt; alles was den Geschmack verletzen könnte kommt auf seine Rechnung. Da nun aber, wie wir umständlich nachgewiesen, in einer solchen Dicht- und Schreibart das Schickliche vom Unschicklichen abzusondern unmöglich ist; so kommt hier alles auf das Individuum an, das ein solches Wagstück unternimmt. Ist es ein Mann, wie Jean Paul, als Talent von Werth, als Mensch von Würde, so befreundet sich der angezogene Leser sogleich; alles ist erlaubt und willkommen. Man fühlt sich in der Nähe des wohldenkenden Mannes behaglich, sein Gefühl theilt sich uns mit. Unsere Einbildungskraft erregt er, schmeichelt unseren Schwächen und festiget unsere Stärken.

Man übt seinen eigenen Witz, indem man die wunderlich aufgegebenen Räthsel zu lösen sucht, und freut sich in und hinter einer buntverschränkten Welt, wie hinter einer andern Charade, Unterhaltung, Erregung, Rührung, ja Erbauung zu finden.

Dieß ist ungefähr was wir vorzubringen wußten, um jene Vergleichung zu rechtfertigen; Uebereinstimmung und Differenz trachteten wir so kurz als möglich auszudrücken; ein solcher Text könnte zu einer gränzenlosen Auslegung verführen.

---

bei ihrer ersten Prüfung übereilt, haben wir umständlich oben auseinandergesetzt. Er baut seine Theorie sodann consequent auf, ja er sucht seine Erklärungsart als ein Factum geltend zu machen; er entfernt alles was ihr schädlich ist und ignorirt dieses, wenn er es nicht läugnen kann. Eigentlich controvertirt er nicht, sondern wiederholt nur immer seinen Gegnern: „greift die Sache an, wie ich; geht auf meinem Wege; richtet alles ein wie ich's eingerichtet habe; seht wie ich schließt wie ich, und so werdet ihr finden, was ich gefunden habe: alles andere ist vom Uebel. Was sollen hundert Experimente, wenn zwey oder drey meine Theorie auf das beste begründen?"

Dieser Behandlungsart, diesem unbiegsamen Charakter ist eigentlich die Lehre ihr ganzes Glück schuldig. Da das Wort Charakter ausgesprochen ist, so werde einigen zudringenden Betrachtungen hier Platz vergönnt.

Jedes Wesen das sich als eine Einheit fühlt, will sich in seinem eigenen Zustand ungetrennt und unverrückt erhalten. Dieß ist eine ewige nothwendige Gabe der Natur, und so kann man sagen, jedes Einzelne habe Charakter bis zum Wurm hinunter, der sich krümmt wenn er getreten wird. In diesem Sinne dürfen wir dem Schwachen, ja dem Feigen selbst Charakter zuschreiben: denn er gibt auf, was andere Menschen über alles schätzen, was aber nicht zu seiner Natur gehört: die Ehre, den Ruhm, nur damit er seine Persönlichkeit erhalte. Doch bedient man

ſich des Wortes Charakter gewöhnlich in einem höhern Sinne: wenn nämlich eine Perſönlichkeit von bedeutenden Eigenſchaften auf ihrer Weiſe verharret und ſich durch nichts davon abwendig machen läßt.

Einen ſtarken Charakter nennt man, wenn er ſich allen äußerlichen Hinderniſſen mächtig entgegenſetzt und ſeine Eigenthümlichkeit, ſelbſt mit Gefahr ſeine Perſönlichkeit zu verlieren, durchzuſetzen ſucht. Einen großen Charakter nennt man, wenn die Stärke deſſelben zugleich mit großen unüberſehlichen, unendlichen Eigenſchaften, Fähigkeiten, verbunden iſt und durch ihn ganz originelle unerwartete Abſichten, Plane und Thaten zum Vorſchein kommen.

Ob nun gleich jeder wohl einſieht, daß hier eigentlich das Ueberſchwängliche, wie überhaupt, die Größe macht; ſo muß man ſich doch ja nicht irren, und etwa glauben, daß hier von einem Sittlichen die Rede ſey. Das Hauptfundament des Sittlichen iſt der gute Wille, der ſeiner Natur nach nur auf's Rechte gerichtet ſeyn kann; das Hauptfundament des Charakters iſt das entſchiedene Wollen, ohne Rückſicht auf Recht und Unrecht, auf Gut und Böſe, auf Wahrheit oder Irrthum: es iſt das was jede Partey an den Übrigen ſo höchlich ſchätzt. Der Wille gehört der Freiheit, er bezieht ſich auf den innern Menſchen, auf den Zweck; das Wollen gehört der Natur und bezieht ſich auf die äußere Welt, auf die That: und weil das irdiſche Wol-

len nur immer ein beschränktes seyn kann, so läßt sich beinahe voraussetzen, daß in der Ausübung das höhere Rechte niemals oder nur durch Zufall gewollt werden kann.

Man hat, nach unserer Ueberzeugung, noch lange nicht genug Beiworte aufgesucht, um die Verschiedenheit der Charaktere auszudrücken. Zum Versuch wollen wir die Unterschiede, die bei der physischen Lehre von der Cohärenz stattfinden, gleichnißweise gebrauchen; und so gäbe es starke, feste, dichte, elastische, biegsame, geschmeidige, dehnbare, starre, zähe, flüssige und wer weiß was sonst noch für Charaktere. Newtons Charakter würden wir unter die starren rechnen, so wie auch seine Farbentheorie als ein erstarrtes Aperçu anzusehen ist.

Was uns gegenwärtig betrifft, so berühren wir eigentlich nur den Bezug des Charakters auf Wahrheit und Irrthum. Der Charakter bleibt derselbe, er mag sich dem einen oder der andern ergeben; und so verringert es die große Hochachtung, die wir für Newton hegen, nicht im geringsten, wenn wir behaupten: er sey als Mensch, als Beobachter in einen Irrthum gefallen und habe als Mann von Charakter, als Sectenhaupt, seine Beharrlichkeit eben dadurch am kräftigsten bethätigt, daß er diesen Irrthum, trotz allen äußern und innern Warnungen, bis an sein Ende fest behauptet, ja immer mehr gearbeitet und sich bemüht ihn auszubreiten, ihn zu befestigen und gegen alle Angriffe zu schützen.

Und hier tritt nun ein ethisches Haupträthsel ein, das aber demjenigen, der in die Abgründe der menschlichen Natur zu blicken wagte, nicht unauflösbar bleibt. Wir haben in der Heftigkeit des Polemisirens Newtonen sogar einige Unredlichkeit vorgeworfen; wir sprechen gegenwärtig wieder von nicht geachteten inneren Warnungen, und wie wäre dieß mit der übrigens anerkannten Moralität eines solchen Mannes zu verbinden?

Der Mensch ist dem Irren unterworfen, und wie er in einer Folge, wie er anhaltend irrt, so wird er sogleich falsch gegen sich und gegen andere; dieser Irrthum mag in Meinungen oder in Neigungen bestehen. Von Neigungen wird es uns deutlicher, weil nicht leicht jemand seyn wird, der eine solche Erfahrung nicht an sich gemacht hätte. Man widme einer Person mehr Liebe, mehr Achtung als sie verdient, sogleich muß man falsch gegen sich und andere werden: man ist genöthigt auffallende Mängel als Vorzüge zu betrachten und sie bei sich wie bei andern dafür gelten zu machen.

Dagegen lassen Vernunft und Gewissen sich ihre Rechte nicht nehmen. Man kann sie belügen, aber nicht täuschen. Ja wir thun nicht zu viel, wenn wir sagen: je moralischer, je vernünftiger der Mensch ist, desto lügenhafter wird er, sobald er irrt, desto ungeheurer muß der Irrthum werden, sobald er darin verharrt; und je schwächer die Vernunft, je stumpfer das Gewissen, desto mehr ziemt der Irrthum dem Menschen, weil er nicht

gewarnt ist. Das Irren wird nur bedauernswerth, ja es kann liebenswürdig erscheinen.

Aengstlich aber ist es anzusehen, wenn ein starker Charakter, um sich selbst getreu zu bleiben, treulos gegen die Welt wird, und um innerlich wahr zu seyn, das Wirkliche für eine Lüge erklärt und sich dabei ganz gleichgültig erzeigt, ob man ihn für halsstarrig, verstockt, eigensinnig, oder für lächerlich halte. Dessen ungeachtet bleibt der Charakter immer Charakter, er mag das Rechte oder das Unrechte, das Wahre oder das Falsche wollen und eifrig dafür arbeiten.

Allein hiermit ist noch nicht das ganze Räthsel aufgelöst; noch ein Geheimnißvolleres liegt dahinter. Es kann sich nämlich im Menschen ein höheres Bewußtseyn finden, so daß er über die nothwendige ihm einwohnende Natur, an der er durch alle Freiheit nichts zu verändern vermag, eine gewisse Uebersicht erhält. Hierüber völlig in's Klare zu kommen ist beinahe unmöglich; sich in einzelnen Augenblicken zu schelten, geht wohl an, aber niemanden ist gegeben, sich fortwährend zu tadeln. Greift man nicht zu dem gemeinen Mittel, seine Mängel auf die Umstände, auf andere Menschen zu schieben, so entsteht zuletzt aus dem Conflict eines vernünftig richtenden Bewußtseyns mit der zwar modificablen, aber doch unveränderlichen Natur eine Art von Ironie in und mit uns selbst, so daß wir unsere Fehler und Irrthümer, wie ungezogene Kinder, spielend behandeln, die uns vielleicht

nicht so lieb seyn würden, wenn sie nicht eben mit solchen Unarten behaftet wären.

Diese Ironie, dieses Bewußtseyn, womit man seinen Mängeln nachsieht, mit seinen Irrthümern scherzt und ihnen desto mehr Raum und Lauf läßt, weil man sie doch am Ende zu beherrschen glaubt oder hofft, kann von der klarsten Verruchtheit bis zur dumpfsten Ahnung sich in mancherlei Subjecten stufenweise finden, und wir getrauten uns eine solche Galerie von Charakteren, nach lebendigen und abgeschiedenen Mustern, wenn es nicht allzu verfänglich wäre, wohl aufzustellen. Wäre alsdann die Sache durch Beispiele völlig aufgeklärt, so würde uns niemand verargen, wenn er Newtonen auch in der Reihe fände, der eine trübe Ahnung seines Unrechts gewiß gefühlt hat.

Denn wie wäre es einem der ersten Mathematiker möglich, sich einer solchen Unmethode zu bedienen, daß er schon in den optischen Lectionen, indem er die diverse Refrangibilität feststetzen will, den Versuch mit parallelen Mitteln, der ganz an den Anfang gehört, weil die Farbenerscheinung sich da zuerst entwickelt, ganz zuletzt bringt; wie konnte einer, dem es darum zu thun gewesen wäre, seine Schüler mit den Phänomenen im ganzen Umfang bekannt zu machen, um darauf eine haltbare Theorie zu bauen, wie konnte der die subjectiven Phänomene gleichfalls erst gegen das Ende und keineswegs in einem gewissen Parallelismus mit den objectiven abhan-

deln; wie konnte er sie für unbequem erklären, da sie ganz ohne Frage die bequemeren sind: wenn er nicht der Natur ausweichen und seine vorgefaßte Meinung vor ihr sicher stellen wollte? Die Natur spricht nichts aus, was ihr selbst unbequem wäre; desto schlimmer wenn sie einem Theoretiker unbequem wird.

Nach allem diesem wollen wir, weil ethische Probleme auf gar mancherlei Weise aufgelöst werden können, noch die Vermuthung anführen, daß vielleicht Newton an seiner Theorie so viel Gefallen gefunden, weil sie ihm, bei jedem Erfahrungsschritte, neue Schwierigkeiten darbot. So sagt ein Mathematiker selber: C'est la coutume des Géomètres de s'élever de difficultés en difficultés, et même de s'en former sans cesse des nouvelles, pour avoir le plaisir de les surmonter.

Wollte man aber auch so den vortrefflichen Mann nicht genug entschuldigt halten, so werfe man einen Blick auf die Naturforschung seiner Zeiten, auf das Philosophiren über die Natur, wie es theils von Descartes her, theils durch andere vorzügliche Männer üblich geworden war, und man wird aus diesen Umgebungen sich Newtons eigenen Geisteszustand eher vergegenwärtigen können.

Auf diese und noch manche andere Weise möchten wir den Manen Newtons, in so fern wir sie beleidigt haben könnten, eine hinlängliche Ehrenerklärung thun. Jeder Irrthum der aus dem Menschen und aus den Bedingun-

gen die ihn umgeben, unmittelbar entspringt, ist verzeihlich, oft ehrwürdig; aber alle Nachfolger im Irrthum können nicht so billig behandelt werden. Eine nachgesprochene Wahrheit verliert schon ihre Grazie; ein nachgesprochener Irrthum erscheint abgeschmackt und lächerlich. Sich von einem eigenen Irrthum loszumachen, ist schwer, oft unmöglich bei großem Geist und großen Talenten; wer aber einen fremden Irrthum aufnimmt und halsstarrig dabei verbleibt, zeigt von gar geringem Vermögen. Die Beharrlichkeit eines original Irrenden kann uns erzürnen; die Hartnäckigkeit der Irrthumscopisten macht verdrießlich und ärgerlich. Und wenn wir in dem Streit gegen die Newtonische Lehre manchmal aus den Gränzen der Gelassenheit herausgeschritten sind, so schieben wir alle Schuld auf die Schule, deren Incompetenz und Dünkel, deren Faulheit und Selbstgenügsamkeit, deren Ingrimm und Verfolgungsgelüst miteinander durchaus in Proportion und Gleichgewicht stehen.

Erste Schüler und Bekenner Newtons.

Außer den schon erwähnten Experimentatoren, Keill und Desaguliers, werden uns folgende Männer merkwürdig.

Samuel Clarke, geb. 1675, gest. 1735, trägt zur Ausbreitung der Newtonischen Lehre unter allen am meisten bei. Zum geistlichen Stande bestimmt, zeigt er

in der Jugend großes Talent zur Mathematik und Physik, penetrirt früher als andere die Newtonischen Ansichten und überzeugt sich davon.

Er übersetzt Rohault's Physik, welche nach Cartesianischen Grundsätzen geschrieben, in den Schulen gebraucht wurde, in's Lateinische. In den Noten trägt der Uebersetzer die Newtonische Lehre vor, von welcher denn, bei Gelegenheit der Farben, gesagt wird: Experientia compertum est etc. Die erste Ausgabe ist von 1697. Auf diesem Wege führte man die Newtonische Lehre, neben der des Cartesius, in den Unterricht ein und verdrängte jene nach und nach.

Der größte Dienst jedoch, den Clarke Newtonen erzeigte, war die Uebersetzung der Optik in's Lateinische, welche 1706 heraus kam. Newton hatte sie selbst revidirt, und Engländer sagen, sie sey verständlicher als das Original selbst. Wir aber können dieß keineswegs finden. Das Original ist sehr deutlich, naiv ernst geschrieben; die Uebersetzung muß, um des lateinischen Sprachgebrauchs willen, oft umschreiben und Phrasen machen; aber vielleicht sind es eben diese Phrasen, die den Herren, welche sich nichts weiter dabei denken wollten, am besten zu Ohre gingen.

Uebrigens standen beide Männer in einem moralischen, ja religiösen Verhältniß zu einander, indem sie beide dem Arianismus zugethan waren: einer mäßigen

Lehre, die vielen vernünftigen Leuten der damaligen Zeit behagte und den Deismus der folgenden vorbereitete.

Wilhelm Molyneux, einer der ersten Newtonischen Bekenner. Er gab eine Dioptrica nova, London, 1692, heraus, woselbst er auf der vierten Seite sagt: „Aber Herr Newton in seinen Abhandlungen, Farben und Licht betreffend, die in den philosophischen Transactionen publicirt worden, hat umständlich dargethan, daß die Lichtstrahlen keineswegs homogen, oder von einerlei Art sind, vielmehr von unterschiedenen Formen und Figuren, daß einige mehr gebrochen werden als die andern, ob sie schon einen gleichen oder ähnlichen Neigungswinkel zum Glase haben."

Niemanden wird entgehen, daß hier, bei allem Glauben an den Herrn und Meister, die Lehre schon ziemlich auf dem Wege ist, verschoben und entstellt zu werden.

Regnault. Entretiens physiques Tom. 2. Entret. 23. p. 395 ff. und Entret. 22. p. 379 ff. trägt die Newtonische Lehre in der Kürze vor.

Maclaurin. Expositions des découvertes philosophiques de Mr. Newton.

Pemberton. A view of Sir Isaac Newton's philosophy. London 1728.

Wilhelm Whiston. Praelectiones mathematicae.

Dunch (Georg Pet. Domckius). Philosophia mathematica Newtoniana.

Verwahrung.

Wenn jemand Wort und Ausdruck als heilige Zeugnisse betrachtet und sie nicht etwa, wie Scheidemünze oder Papiergeld, nur zu schnellem, augenblicklichem Verkehr bringen, sondern im geistigen Handel und Wandel als wahres Aequivalent ausgetauscht wissen will; so kann man ihm nicht verübeln, daß er aufmerksam macht, wie herkömmliche Ausdrücke, woran niemand mehr Arges hat, doch einen schädlichen Einfluß verüben, Ansichten verdüstern, den Begriff entstellen und ganzen Fächern eine falsche Richtung geben.

Von der Art möchte wohl der eingeführte Gebrauch seyn, daß man den Titel: schöne Redekünste, als allgemeine Rubrik behandelt, unter welcher man Poesie und Prosa begreifen und eine neben der andern, ihren verschiedenen Theilen nach, aufstellen will.

Poesie ist, rein und ächt betrachtet, weder Rede noch Kunst; keine Rede, weil sie zu ihrer Vollendung Tact, Gesang, Körperbewegung und Mimik bedarf; sie ist keine Kunst, weil alles auf dem Naturell beruht, welches zwar geregelt, aber nicht künst-

Inwiefern dieſe letztern ſich auch um die Farbenlehre bekümmert und ſolche, mehr oder weniger dem Buchſtaben nach, vorgetragen, gedenken wir hier nicht zu unterſuchen; genug ſie gehören unter diejenigen, welche als die erſten Anhänger und Bekenner Newtons in der Geſchichte genannt werden.

Von auswärtigen Anhängern erwähnen wir zunächſt 'sGraveſande und Muſchenbroek.

Wilhelm Jakob 'sGraveſande,

geboren 1688.

Physices elementa mathematica, sive introductio ad philosophiam Newtonianam. Lugd. Batav. 1721.

Im zweyten Bande p. 78 Cap. 18 trägt er die Lehre von der diverſen Refrangibilität nach Newton vor; in ſeinen Definitionen ſetzt er ſie voraus. Die in's Ovale gezogene Geſtalt des runden Sonnenbildes ſcheint ſie ihm ohne weiteres zu beweiſen.

Merkwürdig iſt, daß Tab. XV. die erſte Figur ganz richtig gezeichnet iſt, und daß er §. 851 zur Entſchuldigung, daß im Vorhergehenden beim Vortrag der Refractions-Geſetze die weißen Strahlen als homogen behandelt worden, ſagt: satis est exigua differentia refrangibilitatis in radiis solaribus, ut in praecedentibus negligi potuit.

Freilich, wenn die Verſuche mit parallelen Mitteln

gemacht werden, ſind die farbigen Ränder unbedeutend, und man muß das Sonnenbild genug quälen, bis das Phänomen ganz farbig erſcheint.

Uebrigens ſind die perſpectiviſch, mit Licht und Schatten vorgeſtellten Experimente gut und richtig, wie es ſcheint, nach dem wirklichen Apparat gezeichnet. Aber wozu der Aufwand, da die Farbenerſcheinung als die Hauptſache fehlt? Reine Linearzeichnungen, richtig illuminirt, beſtimmen und entſcheiden die ganze Sache, da hingegen durch jene umſtändliche, bis auf einen gewiſſen Grad wahre und doch im Hauptpunkte mangelhafte Darſtellung der Irrthum nur deſto ehrwürdiger gemacht und fortgepflanzt wird.

Peter van Muſchenbroek,

geb. 1692, geſt. 1761.

Elementa physica 1734. Völlig von der Newtoniſchen Lehre überzeugt, fängt er ſeinen Vortrag mit der hypothetiſchen Figur an, wie ſie bei uns, Tafel VII, Figur 1 abgebildet iſt. Dann folgt: Si per exiguum foramen mit der bekannten Litaney.

Bei dieſer Gelegenheit erwähnen wir der Florentiniſchen Akademie, deren Tentamina von Muſchenbroek überſetzt und 1731 herausgegeben worden. Sie enthalten zwar nichts die Farbenlehre betreffend; doch iſt uns

die Vorrede merkwürdig, besonders wegen einer Stelle über Newton, die als ein Zeugniß der damaligen höchsten Verehrung dieses außerordentlichen Mannes mitgetheilt zu werden verdient. Indem nämlich Muschenbroek die mancherlei Hindernisse und Beschwerlichkeiten anzeigt, die er bei Uebersetzung des Werks aus dem Italiänischen in's Lateinische gefunden, fügt er folgendes hinzu: „Weil nun auch mehr als sechzig Jahre seit der ersten Ausgabe dieses Werkes verflossen, so ist die Philosophie inzwischen mit nicht geringem Wachsthum vorgeschritten, besonders seitdem der allerreichste und höchste Lenker und Vorsteher aller menschlichen Dinge, mit unendlicher Liebe und unbegreiflicher Wohlthätigkeit die Sterblichen unserer Zeit bedenkend, ihre Gemüther nicht länger in dem Druck der alten Finsterniß lassen wollte, sondern ihnen als ein vom Himmel gesandtes Geschenk jenes brittische Orakel, Isaac Newton, gewährt; welcher eine erhabene Mathesin auf die zartesten Versuche anwendend, und alles geometrisch beweisend, gelehrt hat, wie man in die verborgensten Geheimnisse der Natur dringen und eine wahre befestigte Wissenschaft erlangen könne. Deßwegen hat auch dieser mit göttlichem Scharfsinn begabte Philosoph mehr geleistet als alle die erfindsamsten Männer von den ersten Anfängen der Weltweisheit her zusammen. Verbannt sind nun alle Hypothesen; nichts als was bewiesen ist wird zugelassen; die Weltweisheit wird durch die gründlichste Lehre erweitert, und auf den menschlichen Nutzen über-

getragen, durch mehrere angesehene, die wahre Methode befolgende gelehrte Männer."

Französische Akademiker.

Die erste französische Akademie, schon im Jahre 1634 eingerichtet, war der Sprache im allgemeinsten Sinne, der Grammatik, Rhetorik und Poesie gewidmet. Eine Versammlung von Naturforschern aber hatte zuerst in England statt gefunden.

In einem Brief an die Londoner Societät preist Sorbiere die englische Nation glücklich, daß sie einen reichen Adel und einen König habe, der sich für die Wissenschaften interessire; welches in Frankreich nicht der Fall sey. Doch fanden sich auch in diesem Lande schon so viel Freunde der Naturwissenschaften in einzelnen Gesellschaften zusammen, daß man von Hof aus nicht säumen konnte, sie näher zu vereinigen. Man dachte sich ein weit umfassendes Ganzes und wollte jene erste Akademie der Redekünste und die neu einzurichtende der Wissenschaften mit einander vereinigen. Dieser Versuch gelang nicht; die Sprach-Akademiker schieden sich gar bald, und die Akademie der Wissenschaften blieb mehrere Jahre zwar unter königlichem Schutz, doch ohne eigentliche Sanction und Constitution, in einem gewissen Mittelzustand, in welchem sie sich gleichwohl um die Wissenschaften genug verdient machte.

Mit ihren Leistungen bis 1696 macht uns Du Hamel in seiner Regiae Scientiarum academiae historia auf eine stille und ernste Weise bekannt.

In dem Jahre 1699 wurde sie restaurirt und völlig organisirt, von welcher Zeit an ihre Arbeiten und Bemühungen ununterbrochen bis zur Revolution fortgesetzt wurden.

Die Gesellschaft hielt sich, ohne sonderliche theoretische Tendenz, nahe an der Natur und deren Beobachtung, wobei sich von selbst versteht, daß in Absicht auf Astronomie, so wie auf alles was dieser großen Wissenschaft vorausgehen muß, nicht weniger bei Bearbeitung der allgemeinen Naturlehre, die Mathematiker einen fleißigen und treuen Antheil bewiesen. Naturgeschichte, Thierbeschreibung, Thieranatomie beschäftigten manche Mitglieder und bereiteten vor, was später von Buffon und Daubenton ausgeführt werde.

Im Ganzen sind die Verhandlungen dieser Gesellschaft eben so wenig methodisch als die der englischen; aber es herrscht doch eher eine Art von verständiger Ordnung darin. Man ist hier nicht so confus wie dort, aber auch nicht so reich. In Absicht auf Farbenlehre verdanken wir derselben folgendes:

Mariotte.

Unter dem Jahre 1679 gibt uns die Geschichte der Akademie eine gedrängte, aber hinreichende Nachricht von den Mariottischen Arbeiten. Sie bezeigt ihre Zufriedenheit über die einfache Darstellung der Phänomene und äußert, daß es sehr wohl gethan sey, auf eine solche Weise zu verfahren, als sich in die Aufsuchung entfernterer Ursachen zu verlieren.

De Lahire.

Im Jahre 1678 hatte dieser in einer kleinen Schrift, Accidents de la vue, den Ursprung des Blauen ganz richtig gefaßt, daß nämlich ein dunkler schwärzlicher Grund, durch ein durchscheinendes weißliches Mittel gesehen, die Empfindung von Blau gebe.

Unter dem Jahre 1711 findet sich in den Memoiren der Akademie ein kleiner Aufsatz, worin diese Ansicht wiederholt und zugleich bemerkt wird, daß das Sonnenlicht durch ein angerauchtes Glas roth erscheine. Er war, wie man sieht, auf dem rechten Wege, doch fehlte es ihm an Entwickelung des Phänomens. Er drang nicht weit genug vor, um einzusehen, daß das angerauchte Glas hier nur als ein Trübes wirke, indem dasselbe, wenn es leicht angeraucht ist, vor einen dunkeln Grund gehalten, bläulich erscheint. Eben so

wenig gelang es ihm das Rothe auf's Gelbe zurück, und das Blaue auf's Violette vorwärts zu führen. Seine Bemerkung und Einsicht blieb daher unfruchtbar liegen.

Wegen übereinstimmender Gesinnungen schalten wir an dieser Stelle einen Deutschen ein, den wir sonst nicht schicklicher unterzubringen wußten.

Johann Michael Conradi.

Anweisung zur Optica. Coburg 1710 in 4.

Pag. 18 §. 16: „Wo das Auge nichts siehet, so meinet es, es sehe etwas Schwarzes; als wenn man des Nachts gen Himmel siehet, da ist wirklich nichts, und man meinet die Sterne hingen an einem schwarzen expanso. Wo aber eine durchscheinende Weiße vor dieser Schwärze, oder diesem Nichts stehet, so gibt es eine blaue Farbe; daher der Himmel des Tages blau siehet, weil die Luft wegen der Dünste weiß ist. Dahero je reiner die Luft ist, je hochblauer ist der Himmel, als wo ein Gewitter vorüber ist, und die Luft von denen vielen Dünsten gereinigt; je dünstiger aber die Luft ist, desto weißlicher ist diese blaue Farbe. Und daher scheinen auch die Wälder von weitem blau, weil vor dem schwarzen schattenvollen Grün die weiße und illuminirte Luft sich befindet."

Malebranche.

Wir haben ſchon oben den Entwurf ſeiner Lehre eingerückt. Er gehört unter diejenigen, welche Licht und Farbe zarter zu behandeln glaubten, wenn ſie ſich dieſe Phänomene als Schwingungen erklärten. Und es iſt bekannt, daß dieſe Vorſtellungsart durch das ganze achtzehnte Jahrhundert Gunſt gefunden.

Nun haben wir ſchon geäußert, daß nach unſerer Ueberzeugung damit gar nichts gewonnen iſt. Denn wenn uns der Ton deßwegen begreiflicher zu ſeyn ſcheint als die Farbe, weil wir mit Augen ſehen und mit Händen greifen können, daß eine mechaniſche Impulſion Schwingungen an den Körpern und in der Luft hervorbringt, deren verſchiedene Maßverhältniſſe harmoniſche und disharmoniſche Töne bilden; ſo erfahren wir doch dadurch keineswegs was der Ton ſey, und wie es zugehe, daß dieſe Schwingungen und ihre Abgemeſſenheiten das was wir im Allgemeinen Muſik nennen, hervorbringen mögen. Wenn wir nun aber gar dieſe mechaniſchen Wirkungen, die wir für intelligibel halten, weil wir einen gewiſſermaßen groben Anſtoß ſo zarter Erſcheinungen bemerken können, zum Gleichniß brauchen, um das was Licht und Farbe leiſten, uns auf eben dem Wege begreiflich zu machen; ſo iſt dadurch eigentlich gar nichts gethan. Statt der Luft, die durch den Schall bewegt wird, einen Aether zu ſupponiren, der durch die

Anregung des Lichts auf eine ähnliche Weise vibrire, bringt das Geschäft um nichts weiter: denn freilich ist am Ende Alles Leben und Bewegung, und beide können wir doch nicht anders gewahr werden, als daß sie sich selbst rühren und durch Berührung das Nächste zum Fortschritt anreizen.

Wie unendlich viel ruhiger ist die Wirkung des Lichts als die des Schalles. Eine Welt die so anhaltend von Schall erfüllt wäre, als sie es von Licht ist, würde ganz unerträglich seyn.

Durch diese oder eine ähnliche Betrachtung ist wahrscheinlich Malebranche, der ein sehr zart fühlender Mann war, auf seine wunderlichen Vibrations de pression geführt worden, da die Wirkung des Lichts durchaus mehr einem Druck als einem Stoß ähnlich ist. Wovon diejenigen welche es interessirt, die Memoiren der Akademie von 1699 nachsehen werden.

Bernard le Bovier de Fontenelle,

geb. 1657, gest. 1757.

Es war nicht möglich, daß die Franzosen sich lange mit den Wissenschaften abgaben, ohne solche in's Leben, ja in die Societät zu ziehen, und sie, durch eine gebildete Sprache, der Redekunst, wo nicht gar der Dichtkunst zu überliefern. Schon länger als ein halbes Jahrhundert war man gewohnt, über Gedichte und prosaische

Aufsätze, über Theaterstücke, Kanzelreden, Memoiren, Lobreden und Biographien in Gesellschaften zu dissertiren und seine Meinung, sein Urtheil gegenseitig zu eröffnen. Im Briefwechsel suchten Männer und Frauen der oberen Stände sich an Einsicht in die Welthändel und Charaktere, an Leichtigkeit, Heiterkeit und Anmuth bei der möglichsten Bestimmtheit, zu übertreffen; und nun trat die Naturwissenschaft als eine spätere Gabe hinzu. Die Forscher so gut als andere Literatoren und Gelehrte lebten in der Welt und für die Welt: sie mußten auch für sich Interesse zu erregen suchen, und erregten es leicht und bald.

Aber ihr Hauptgeschäft lag eigentlich von der Welt ab. Die Untersuchung der Natur durch Experimente, die mathematische oder philosophische Behandlung des Erfahrnen, erforderte Ruhe und Stille, und weder die Breite noch die Tiefe der Erscheinung sind geeignet vor die Versammlung gebracht zu werden, die man gewöhnlich Societät nennt. Ja manches Abstracte, Abstruse läßt sich in die gewöhnliche Sprache nicht übersetzen. Aber dem lebhaften, geselligen, mundfertigen Franzosen schien nichts zu schwer, und gedrängt durch die Nöthigung einer großen gebildeten Masse unternahm er eben Himmel und Erde mit allen ihren Geheimnissen zu vulgarisiren.

Ein Werk dieser Art ist Fontenelle's Schrift über die Mehrheit der Welten. Seitdem die Erde im Copernicanischen System auf einem subalternen Platz er-

leriſch geängſtiget werden darf; auch bleibt ſie immer wahrhafter Ausdruck eines aufgeregten erhöhten Geiſtes, ohne Ziel und Zweck.

Die Redekunſt aber, im eigentlichen Sinne, iſt eine Rede und eine Kunſt; ſie beruht auf einer deutlichen, mäßig leidenſchaftlichen Rede, und iſt Kunſt in jedem Sinne. Sie verfolgt ihre Zwecke und iſt Verſtellung vom Anfang bis zu Ende. Durch jene von uns gerügte Rubrik iſt nun die Poeſie entwürdigt, indem ſie der Redekunſt bei-, wo nicht untergeordnet wird, Namen und Ehre von ihr ableitet.

Dieſe Benennung und Eintheilung hat freilich Beifall und Platz gewonnen, weil höchſt ſchätzenswerthe Bücher ſie an der Stirne tragen, und ſchwer möchte man ſich derſelben ſobald entwöhnen. Ein ſolches Verfahren kommt aber daher, wei Iman, bei Claſſification der Künſte, den Künſtler nicht zu Rathe zieht. Dem Literator kommen die poetiſchen Werke zuerſt als Buchſtaben in die Hand, ſie liegen als Bücher vor ihm, die er aufzuſtellen und zu ordnen berufen iſt.

schien, so traten vor allen Dingen die übrigen Planeten in gleiche Rechte. Die Erde war bewachsen und bewohnt, alle Klimate brachten nach ihren Bedingungen und Eigenheiten eigene Geschöpfe hervor, und die Folgerung lag ganz nahe, daß die ähnlichen Gestirne, und vielleicht auch gar die unähnlichen, ebenfalls mit Leben überset und beglückt seyn müßten. Was die Erde an ihrem hohen Rang verloren, ward ihr gleichsam hier durch Gesellschaft ersetzt, und für Menschen die sich gern mittheilen, war es ein angenehmer Gedanke, früher oder später einen Besuch auf den umliegenden Welten abzustatten. Fontenelle's Werk fand großen Beifall und wirkte viel, indem es außer dem Hauptgedanken noch manches andere, den Weltbau und dessen Einrichtung betreffend, populariſiren mußte.

Dem Redner kommt es auf den Werth, die Würde, die Vollständigkeit, ja die Wahrheit seines Gegenstandes nicht an; die Hauptfrage ist, ob er interessant sey, oder interessant gemacht werde. Die Wissenschaft selbst kann durch eine solche Behandlung wohl nicht gewinnen, wie wir auch in neuerer Zeit durch das Feminiſiren und Infantiſiren so mancher höheren und profunderen Materie gesehen haben. Dasjenige wovon das Publicum hört, daß man sich damit in den Werkstätten, in den Studirzimmern der Gelehrten beschäftige, das will es auch näher kennen lernen, um nicht ganz albern zuzusehen, wenn die Wissenden davon sich laut unterhalten. Darum beschäf-

tigen sich so viele Redigirende, Epitomisirende, Auszichende, Urtheilende, Vorurtheilende; die launigen Schriftsteller verfehlen nicht, Seitenblicke dahin zu thun; der Komödienschreiber scheut sich nicht, das Ehrwürdige auf dem Theater zu versporten, wobei die Menge immer am freiesten Athem holt, weil sie fühlt, daß sie etwas Edles, etwas Bedeutendes los ist, und daß sie vor dem was andere für wichtig halten, keine Ehrfurcht zu haben braucht.

Zu Fontenelle's Zeiten war dieses alles erst im Werden. Es läßt sich aber schon bemerken, daß Irrthum und Wahrheit, so wie sie im Ganze waren, von guten Köpfen ausgebreitet, und eins wie das andere, wechselsweise mit Gunst oder Ungunst, behandelt wurden.

Dem großen Rufe Newtons, als derselbe in einem hohen Alter mit Tode abging, war niemand gewachsen. Die Wirkungen seiner Persönlichkeit erschienen durch ihre Tiefe und Ausbreitung der Welt höchst ehrwürdig, und jeder Verdacht, daß ein solcher Mann geirrt haben könnte, wurde weggewiesen. Das Unbedingte, an dem sich die menschliche Natur erfreut, erscheint nicht mächtiger als im Beifall und im Tadel, im Haß und der Neigung der Menge. Alles oder Nichts ist von jeher die Devise des angeregten Demos.

Schon von jener ersten, der Sprache gewidmeten Akademie ward der löbliche Gebrauch eingeführt, bei dem Todtenamte, das einem verstorbenen Mitgliede gehalten

wurde, eine kurze Nachricht von des Abgeſchiedenen Leben mitzutheilen. Pelliſſon, der Geſchichtſchreiber jener Akademie, gibt uns ſolche Notizen von den zu ſeiner Zeit verſtorbenen Gliedern, auf ſeine reine, natürliche, liebenswürdige Weiſe. Je mehr nachher dieſe Inſtitute ſelbſt ſich Anſehen geben und verſchaffen, je mehr man Urſache hat, aus den Todten etwas zu machen, damit die Lebendigen als etwas erſcheinen, deſto mehr werden ſolche Perſonalien aufgeſchmückt und treten in der Geſtalt von Elogien hervor.

Daß nach dem Tode Newtons, der ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie war, eine bedeutende, allgemein verſtändliche, von den Anhängern Newtons durchaus zu billigende Lobrede würde gehalten werden, ließ ſich erwarten. Fontenelle hielt ſie. Von ſeinem Leben und ſeiner Lehre, und alſo auch von ſeiner Farbentheorie wurde mit Beifall Rechenſchaft gegeben. Wir überſetzen die hierauf bezüglichen Stellen, und begleiten ſie mit einigen Bemerkungen, welche durch den polemiſchen Theil unſrer Arbeit beſtärigt und gerechtfertigt werden.

Fontenelle's Lobrede auf Newton.

Ausgezogen und mit Bemerkungen begleitet.

„Zu gleicher Zeit als Newton an ſeinem großen Werk der Principien arbeitete, hatte er noch ein anderes unter Händen, das eben ſo original und neu, weniger

allgemein durch ſeinen Titel, aber durch die Manier, in welcher der Verfaſſer einen einzelnen Gegenſtand zu behandeln ſich vornahm, eben ſo ausgebreitet werden ſollte. Es iſt die Optik, oder das Werk über Licht und Farbe, welches zum erſtenmal 1704 erſchien. Er hatte in dem Lauf von dreyßig Jahren die Experimente angeſtellt, deren er bedurfte."

In der Optik ſteht kein bedeutendes Experiment das ſich nicht ſchon in den optiſchen Lectionen fände, ja in dieſen ſteht manches was in jener ausgelaſſen ward, weil es nicht in die künſtliche Darſtellung paßte, an welcher Newton dreyßig Jahre gearbeitet hat.

„Die Kunſt Verſuche zu machen, in einem gewiſſen Grade, iſt keineswegs gemein. Das geringſte Factum, das ſich unſern Augen darbietet, iſt aus ſo viel andern Facten verwickelt, die es zuſammenſetzen oder bedingen, daß man ohne eine außerordentliche Gewandtheit nicht alles was darin begriffen iſt, entwickeln, noch ohne vorzüglichen Scharfſinn vermuthen kann was alles darin begriffen ſeyn dürfte. Man muß das Factum wovon die Rede iſt, in ſo viel andere trennen, die abermals zuſammengeſetzt ſind, und manchmal, wenn man ſeinen Weg nicht gut gewählt hätte, würde man ſich in Irrgänge einlaſſen, aus welchen man keinen Ausgang fände. Die urſprünglichen und elementaren Facta ſcheinen von der Natur mit ſo viel Sorgfalt wie die Urſachen verſteckt worden zu ſeyn; und gelangt man endlich dahin ſie

zu sehen, so ist es ein ganz neues und überraschendes Schauspiel."

Dieser Periode, der dem Sinne nach allen Beifall verdient, wenn gleich die Art des Ausdrucks vielleicht eine nähere Bestimmung erforderte, paßt auf Newton nur dem Vorurtheil, keinesweges aber dem Verdienst nach: denn eben hier liegt der von uns erwiesene, von ihm begangene Hauptfehler, daß er das Phänomen in seine einfachen Elemente nicht zerlegt hat; welches doch bis auf einen gewissen Grad leicht gewesen wäre, da ihm die Erscheinungen, aus denen sein Spectrum zusammengesetzt wird, selbst nicht unbekannt waren.

„Der Gegenstand dieser Optik ist durchaus die Anatomie des Lichts. Dieser Ausdruck ist nicht zu kühn, es ist die Sache selbst."

So weit war man nach und nach im Glauben gekommen! An die Stelle des Phänomens setzte man eine Erklärung: nun nannte man die Erklärung ein Factum, und das Factum gar zuletzt eine Sache.

Bei dem Streite mit Newton, da er ihn noch selbst führte, findet man, daß die Gegner seine Erklärung als Hypothese behandelten; er aber glaubte, daß man sie als eine Theorie, ja wohl gar ein Factum nennen könnte, und nun macht sein Lobredner die Erklärung gar zur Sache!

„Ein sehr kleiner Lichtstrahl,"

Hier iſt alſo der hypothetiſche Lichtſtrahl: denn bei dem Experiment bleibt es immer das ganze Sonnenbild.

„den man in eine vollkommen dunkle Kammer hereinläßt,“

In jedem hellen Zimmer iſt der Effect eben derſelbe.

„der aber niemals ſo klein ſeyn kann, daß er nicht noch eine unendliche Menge von Strahlen enthielte, wird getheilt, zerſchnitten, ſo daß man nun die Elementarſtrahlen hat,“

Man hat ſie! und wohl gar als Sache!

„aus welchen er vorher zuſammengeſetzt war, die nun aber von einander getrennt ſind, jeder von einer andern Farbe gefärbt, die nach dieſer Trennung nicht mehr verändert werden können. Das Weiße alſo war der geſammte Strahl vor ſeiner Trennung, und entſtand aus dem Gemiſch aller dieſer beſondern Farben der primitiven Lichtſtrahlen.“

Wie es ſich mit dieſen Redensarten verhalte, iſt anderwärts genugſam gezeigt.

„Die Trennung dieſer Strahlen war ſo ſchwer,“

Hinter die Schwierigkeit der Verſuche ſteckt ſich die ganze Newtoniſche Schule. Das was an den Erſcheinungen wahr und natürlich iſt, läßt ſich ſehr leicht darſtellen, was aber Newton zuſammengekünſtelt hat, um ſeine falſche Theorie zu beſchönigen, iſt nicht ſowohl ſchwer als beſchwerlich (troublesome) darzuſtellen. Einiges, und gerade das Hauptſächlichſte, iſt ſogar unmöglich.

Die Trennung der farbigen Strahlen in sieben runde, völlig von einander abstehende Bilder ist ein Mährchen, das bloß als imaginäre Figur auf dem Papier steht, und in der Wirklichkeit gar nicht darzustellen ist.

„daß Herr Mariotte, als er auf das erste Gerücht von Herrn Newtons Erfahrungen diese Versuche unternahm,"

Ehe Mariotte seinen Tractat über die Farben herausgab, konnte er den Aufsatz in den Transactionen recht gut gelesen haben.

„sie verfehlte, er der so viel Genie für die Erfahrung hatte und dem es bei andern Gegenständen so sehr geglückt ist."

Und so mußte der treffliche Mariotte, weil er das Hocuspocus, vor dem sich die übrigen Schulgläubigen beugten, als ein ehrlicher Mann, der Augen hatte, nicht anerkennen wollte, seinen wohlhergebrachten Ruf, als guter Beobachter, vor seiner eigenen Nation verlieren, den wir ihm denn hiermit auf das vollkommenste wiederherzustellen wünschen.

„Noch ein anderer Nutzen dieses Werks der Optik, so groß vielleicht als der, den man aus der großen Anzahl neuer Kenntnisse nehmen kann, womit man es angefüllt findet, ist, daß es ein vortreffliches Muster liefert der Kunst sich in der Experimentalphilosophie zu benehmen."

Was man sich unter Experimentalphilosophie gedacht,

ist oben schon ausgeführt, so wie wir auch gehörigen Orts dargethan haben, daß man nie verkehrter zu Werke gegangen ist, um eine Theorie auf Experimente aufzubauen, oder, wenn man will, Experimente an eine Theorie anzuschließen.

„Will man die Natur durch Erfahrungen und Beobachtungen fragen, so muß man sie fragen wie Herr Newton, auf eine so gewandte und dringende Weise."

Die Ausdrücke gewandt und dringend sind recht wohl angebracht, um die Newtonische künstliche Behandlungsweise auszudrücken. Die englischen Lobredner sprechen gar von nice Experiments, welches Beiwort alles was genau und streng, scharf, ja spitzfindig, behutsam, vorsichtig, bedenklich, gewissenhaft und pünktlich bis zur Uebertreibung und Kleinlichkeit einschließt. Wir können aber ganz kühnlich sagen: die Experimente sind einseitig, man läßt den Zuschauer nicht alles sehen, am wenigsten das, worauf es eigentlich ankommt; sie sind unnöthig umständlich, wodurch die Aufmerksamkeit zerstreut wird; sie sind complicirt, wodurch sie sich der Beurtheilung entziehen und also durchaus taschenspielerisch.

„Sachen die sich fast der Untersuchung entziehen, weil sie zu subtil (déliées) sind,"

Hier haben wir schon wieder Sachen, und zwar so ganz feine, flüchtige, der Untersuchung entwischende Sachen!

„versteht er dem Calcul zu unterwerfen, der nicht

allein das Wiſſen guter Geometer verlangt, ſondern was mehr iſt, eine beſondere Geſchicklichkeit."

Nun ſo wäre denn endlich die Unterſuchung in die Geheimniſſe der Mathematik gehüllt, damit doch ja niemand ſo leicht wage ſich dieſem Heiligthum zu nähern.

„Die Anwendung die er von ſeiner Geometrie macht, iſt ſo fein, als ſeine Geometrie erhaben iſt."

Auf dieſen redneriſchen Schwung und Schwank brauchen wir nur ſo viel zu erwidern, daß die Hauptformeln dieſer ſublim feinen Geometrie, nach Entdeckung der achromatiſchen Fernröhre, falſch befunden und dafür allgemein anerkannt ſind. Jene fameſe Meſſung und Berechnung des Farbenbildes, wodurch ihnen eine Art von Tonleiter angedichtet wird, iſt von uns auch anderweit vernichtet worden, und es wird von ihr zum Ueberfluß noch im nächſten Artikel die Rede ſeyn.

Jean-Jacques d'Ortous de Mairan,

geb. 1678, geſt. 1771.

Ein Mann gleichſam von der Natur beſtimmt mit Fontenellen zu wetteifern, unterrichtet, klar, ſcharfſinnig, fleißig, von einer ſocialen und höchſtgefälligen Natur. Er folgte Fontenellen im Secretariat bei der Akademie, ſchrieb einige Jahre die erforderlichen Lobreden, erhielt ſich die Gunſt der vornehmen und rührigen Welt bis in ſein Alter, das er beinahe ſo hoch als Fontenelle

brachte. Uns geziemt nur desjenigen zu gedenken was er gethan, um die Farbenlehre zu fördern.

Schon mochte bei den Physikern vergessen seyn, was Mariotte für diese Lehre geleistet; der Weg den er gegangen, den er eingeleitet, war vielleicht zum zweytenmal von einem Franzosen nicht zu betreten. Er hatte still und einsam gelebt, so daß man beinahe nichts von ihm weiß, und wie wäre es sonst auch möglich gewesen, den Erfahrungen mit solcher Schärfe und Genauigkeit bis in ihre letzten nothwendigsten und einfachsten Bedingungen zu folgen. Von Nuguet und demjenigen was er im Journal von Trevoux geäußert, scheint niemand die mindeste Notiz genommen zu haben. Eben so wenig von de Labire's richtigem Aperçu wegen des Blauen und Rothen. Alles das war für die Franzosen verloren, deren Blick durch die magische Gewalt des englischen Gestirns fascinirt worden. Newton war Präsident einer schon gegründeten Societät, als die französische Akademie in ihrer ersten Bildungsepoche begriffen war; sie schätzte sich's zur Ehre ihn zum Mitglied aufzunehmen, und von diesem Augenblick an scheinen sie auch seine Lehre, seine Gesinnungen adoptirt zu haben.

Gelehrte Gesellschaften, sobald sie vom Gouvernement bestätigt, einen Körper ausmachen, befinden sich in Absicht der reinen Wahrheit in einer mißlichen Lage. Sie haben einen Rang und können ihn mittheilen; sie haben Rechte und können sie übertragen; sie stehen gegen ihre

Dichtarten.

Allegorie, Ballade, Cantate, Drama, Elegie, Epigramm, Epistel, Epopöe, Erzählung, Fabel, Heroide, Idylle, Lehrgedicht, Ode, Parodie, Roman, Romanze, Satire.

Wenn man vorgemeldete Dichtarten, die wir alphabetisch zusammengestellt, und noch mehrere dergleichen, methodisch zu ordnen versuchen wollte, so würde man auf große, nicht leicht zu beseitigende Schwierigkeiten stoßen. Betrachtet man obige Rubriken genauer, so findet man, daß sie bald nach äußeren Kennzeichen, bald nach dem Inhalt, wenige aber einer wesentlichen Form nach benamst sind. Man bemerkt schnell, daß einige sich neben einander stellen, andere sich andern unterordnen lassen. Zu Vergnügen und Genuß möchte jede wohl für sich bestehen und wirken, wenn man aber, zu didaktischen oder historischen Zwecken, einer rationelleren Anordnung bedürfte, so ist es wohl der Mühe werth sich nach einer solchen umzusehen. Wir bringen daher Folgendes der Prüfung dar.

Glieder, sie stehen gegen gleiche Corporationen, gegen die übrigen Staatszweige, gegen die Nation, gegen die Welt in einer gewissen Beziehung. Im Einzelnen verdient nicht jeder den sie aufnehmen, seine Stelle; im Einzelnen kann nicht alles was sie billigen recht, nicht alles was sie tadeln falsch seyn: denn wie sollten sie vor allen andern Menschen und ihren Versammlungen das Privilegium haben, das Vergangene ohne hergebrachtes Urtheil, das Gegenwärtige ohne leidenschaftliches Vorurtheil, das Neuauftretende ohne mißtrauische Gesinnung, und das Künftige ohne übertriebene Hoffnung oder Apprehension, zu kennen, zu beschauen, zu betrachten, und zu erwarten.

So wie bei einzelnen Menschen, um so mehr bei solchen Gesellschaften, kann nicht alles um der Wahrheit willen geschehen, welche eigentlich ein überirdisches Gut, selbstständig und über alle menschliche Hülfe erhaben ist. Wer aber in diesem irdischen Wesen Existenz, Würde, Verhältniss jeder Art erhalten will, bei dem kommt manches in Betracht, was vor einer höhern Ansicht sogleich verschwinden müßte.

Als Glied eines solchen Körpers, der sich nun schon die Newtonische Lehre als integrirenden Theil seiner Organisation angeeignet hatte, müssen wir Mairan betrachten, wenn wir gegen ihn gerecht seyn wollen. Außerdem ging er von einem Grundsatze aus, der sehr löblich ist, wenn dessen Anwendung nur nicht so schwer und gefährlich wäre, von dem Grundsatze der Einförmigkeit der Na-

Natur, von der Ueberzeugung, es ſey möglich durch Betrachtung der Analogien ihrem Geſetzlichen näher zu kommen. Bei ſeiner Vorliebe für die Schwingungslehre erfreute ihn deßwegen die Vergleichung welche Newton zwiſchen dem Spectrum und dem Monochord anſtellte. Er beſchäftigte ſich damit mehrere Jahre: denn von 1720 finden ſich ſeine erſten Andeutungen, 1738 ſeine letzten Ausarbeitungen.

Rizzetti iſt ihm bekannt, aber dieſer iſt ſchon durch Desaguliers aus den Schranken getrieben; niemand denkt mehr an die wichtigen Fragen, welche der Italiäner zur Sprache gebracht; niemand an die große Anzahl von bedeutenden Erfahrungen die er aufgeſtellt: alles iſt durch einen wunderlichen Zauber in das Newtoniſche Spectrum verſenkt und an demſelben gefeſſelt, gerade ſo wie es Newton vorzuſtellen beliebt.

Wenn man bedenkt, daß Mairan ſich an die zwanzig Jahre mit dieſer Sache, wenigſtens von Zeit zu Zeit abgegeben, daß er das Phänomen ſelbſt wieder hervorgebracht, das Spectrum gemeſſen und die gefundenen Maße, auf eine ſehr geſchickte ja künſtlichere Art als Newton ſelbſt, auf die Molltonleiter angewendet; wenn man ſieht, daß er in nichts weder an Aufmerkſamkeit, noch an Nachdenken, noch an Fleiß geſpart, wie wirklich ſeine Ausarbeitung zierlich und allerliebſt iſt: ſo darf man es ſich nicht verdrießen laſſen, daß alles dieſes umſonſt geſchehen, ſondern man muß es eben als ein Beiſpiel

betrachten, daß falsche Annahmen so gut wie wahre, auf das genaueste durchgearbeitet werden können.

Beinahe unbegreiflich jedoch bleibt es, daß Mairan, welcher das Spectrum wiederholt gemessen haben muß, nicht zufällig seine Tafel näher oder weiter vom Prisma gestellt hat, da er denn nothwendig hätte finden müssen, daß in keinem von beiden Fällen die Newtonischen Maße treffen. Man kann daher wohl behaupten, daß er in der Dunkelheit seines Vorurtheils immer erst die Tafel so gerückt, bis er die Maße nach der Angabe richtig erfunden. So muß auch sein Apparat höchst beschränkt gewesen seyn: denn er hätte bei jeder größern Oeffnung im Fensterladen und beibehaltner ersten Entfernung abermals die Maße anders finden müssen.

Dem sey nun wie ihm wolle, so scheinet sich durch diese, im Grunde redlichen, bewundernswürdigen, und von der Akademie gebilligten Bemühungen die Newtonische Lehre nur noch fester gesetzt und den Gemüthern noch tiefer eingeprägt zu haben. Doch ist es sonderbar, daß seit 1738, als unter welchem Jahre die gedachte Abhandlung sich findet, der Artikel Farbe aus dem Register der Akademie verschwindet und kaum späterhin wieder zum Vorschein kommt.

Cardinal Polignac,

geb. 1661, geſt. 1741.

Im Gefolg der Akademiker führen wir dieſen Mann auf, der als Welt- und Staatsmann und Negociateur einen großen Ruf hinterlaſſen hat, deſſen weit umgreifender Geiſt aber ſich über andere Gegenſtände, beſonders auch der Naturwiſſenſchaft, verbreitete. Der Descartiſchen Lehre, zu der er in früher Jugend gebildet worden, blieb er treu, und war alſo gewiſſermaßen ein Gegner Newtons. Rizzetti dedicirte demſelben ſein Werk de Luminis affectionibus. Unſer Cardinal beſchäftigte ſich mit Prüfung der Newtoniſchen Lehre. Gauger behauptet in ſeinen Briefen, p. 40: der Cardinal ſey durch das Experimentum Crucis überzeugt worden. Eine Stelle aus den Anecdotes littéraires, Paris 1750. Tom. 2. p. 430 laſſen wir im Original abdrucken, welche ſich auf dieſe Unterſuchungen bezieht.

Les expériences de Newton avoient été tentées plusieurs fois en France, et toujours sans succès, d'où l'on commençoit à inférer, que le Système du docte Anglois ne pouvoit pas se soutenir. Le Cardinal de Polignac, qui n'a jamais été Newtonien, dit, qu'un fait avancé par Newton, ne devoit pas être nié légèrement, et qu'il falloit recommencer les expériences jusqu' à ce qu'on put s'assurer de les avoir bien faites. Il fit venir des Prismes d'Angle.

terre. Les expériences furent faites en sa présence aux Cordeliers, et elles réussirent. Il ne put jamais cependant parvenir à faire du blanc; par la réunion des rayons, d'où il conclut que le blanc n'est pas le résultat de cette réunion, mais le produit des rayons directs, non rompus et non réfrangibles. Newton, qui s'étoit plaint du peu d'exactitude et même du peu de bonne foi des Physiciens Français, écrivit au Cardinal, pour le remercier d'un procédé si honnête et qui marquoit tant de droiture.

Wir geſtehen gern, daß wir mit den geſperrt gedruckten Worten nichts anzufangen wiſſen. Wahrſcheinlich hat ſich der Cardinal mündlich über dieſe Sache anders ausgedrückt, und man hat ihn unrecht verſtanden.

Dem ſey nun wie ihm ſey, ſo haben wir nicht Urſache uns dabei aufzuhalten: denn es iſt außer Zweifel, daß der Cardinal die Newtoniſche diverſe Refrangibilität angenommen, wie aus einer Stelle ſeines Anti-Lucretius hervorgeht, wo er, im Begriff Newtonen in einigen Punkten zu widerſprechen, hiezu durch Lob und Beifall ſich gleichſam die Erlaubniß zu nehmen ſucht.

Lib. II. v. 874.

Dicam

Tanti pace viri, quo non solertior alter
Naturam rerum ad leges componere motûs,

Ac Mundi partes justâ perpendere librâ,
Et radium Solis transverso prismate fractum
Septem in primigenos permansurosque colores
Solvere; qui potuit Spatium sibi fingere vanum,
Quod nihil est, multisque prius nihil esse probatum est?

Voltaire,

geb. 1691, gest. 1778.

In der besten Zeit dieses außerordentlichen Mannes war es zum höchsten Bedürfniß geworden, Göttliches und Menschliches, Himmlisches und Irdisches vor das Publicum überhaupt, besonders vor die gute Gesellschaft zu bringen, um sie zu unterhalten, zu belehren, aufzuregen, zu erschüttern. Gefühle, Thaten, Gegenwärtiges, Vergangenes, Nahes und Entferntes, Erscheinungen der sittlichen und der physischen Welt, von allem mußte geschöpft, alles, wenn es auch nicht zu erschöpfen war, oberflächlich gekostet werden.

Voltaire's großes Talent, sich auf alle Weise, sich in jeder Form zu communiciren, machte ihn für eine gewisse Zeit zum unumschränkten geistigen Herrn seiner Nation. Was er ihr anbot, mußte sie aufnehmen: kein Widerstreben half; mit aller Kraft und Künstlichkeit wußte er seine Gegner bei Seite zu drängen, und was er dem Publicum nicht aufnöthigen konnte, das wußte er ihm aufzuschmeicheln, durch Gewöhnung anzueignen.

Als Flüchtling fand er in England die beste Aufnahme und jede Art von Unterstützung. Von dorther zurückgekehrt machte er sich's zur Pflicht, das Newtonische Evangelium, das ohnehin schon die allgemeine Gunst erworben hatte, noch weiter auszubreiten, und vorzüglich die Farbenlehre den Gemüthern recht einzuschärfen. Zu diesen physischen Studien scheint er besonders durch seine Freundin, die Marquise du Chatelet, geführt worden zu seyn; wobei jedoch merkwürdig ist, daß in ihren Institutions physiques, Amsterdam 1742 nichts von den Farben vorkommt. Es ist möglich, daß sie die Sache schon durch ihren Freund für völlig abgethan gehalten, dessen Bemühungen wir jedoch nicht umständlich recensiren, sondern nur mit wenigem einen Begriff davon zu geben suchen.

Elémens de la philosophie de Newton mis a la portée de tout le monde. Amsterdam 1738.

In der Epistel an die Marquise du Chatelet heißt es:

Il deploye à mes yeux par une main savante
De l'Astre des Saisons la robe étincelante.
L'Emeraude, l'azur, le pourpre, le rubis,
Sont l'immortel tissu dont brillent ses habits.
Chacun de ses rayons dans sa substance pure,
Porte en soi les couleurs dont se peint la Nature,
Et confondus ensemble, ils éclairent nos yeux,
Ils animent le Monde, ils emplissent les Cieux.

Der Vortrag selbst ist heiter, ja mitunter drollig, wie es sich von Voltairen erwarten läßt, dagegen aber

auch unglaublich ſeicht und ſchief. Eine nähere Entwicklung wäre wohl der Mühe werth. Facta, Verſuche, mathematiſche Behandlung deſſelben, Hypotheſe, Theorie ſind ſo durcheinander geworfen, daß man nicht weiß was man denken und ſagen ſoll; und das heißt zuletzt triumphirende Wahrheit!

Die beigefügten Figuren ſind äußerſt ſchlecht. Sie drücken als Linearzeichnungen allenfalls die Newtoniſchen Verſuche und Lehren aus; die Fenſterchen aber, wodurch das Licht hereinfällt, und die Puppen die zu ſehen, ſind ganz ſinn- und geſchmacklos.

Beiſpiele von Voltaire's Vorurtheilen für Newton.

Brief an Herrn Thiriot, den 7 Auguſt 1738.

„Wenn man Herrn Algarotti den behauptenden Ton vorwirft, ſo hat man ihn nicht geleſen. Viel eher könnte man ihm vorwerfen, nicht genug behauptet zu haben; ich meine, nicht genug Sachen geſagt und zu viel geſprochen zu haben. Uebrigens, wenn das Buch nach Verdienſt überſetzt iſt, ſo muß es Glück machen.“

„Was mein Buch betrifft (Elémens de la philosophie de Newton), ſo iſt es bis jetzt das erſte in Europa, das parvulos ad regnum coelorum berufen hat: denn regnum coelorum iſt Newton; die Franzoſen überhaupt ſind parvuli genug. Mit Euch bin ich

nicht einig, wenn Ihr sagt, es seyen neue Meinungen in Newtons Werken. Erfahrungen sind es und Berechnungen, und zuletzt muß die ganze Welt sich unterwerfen. Die Regnaults und Castels werden den Triumph der Vernunft auf die Länge nicht verhindern."

In demselben Briefe.

„Der Pater Castel hat wenig Methode, sein Geist ist das Umgekehrte vom Geiste des Jahrhunderts. Man könnte nicht leicht einen Auszug verworrener und unbelehrender einrichten.

Brief an Herrn de Formont, den 1 April 1740.

„Also habt Ihr den unnützen Plunder über die Färberey gelesen, den Herr Pater Castel seine Optik nennt. Es ist lustig genug, daß er sich beigehen läßt zu sagen: Newton habe sich betrogen, ohne es im mindesten zu beweisen, ohne den geringsten Versuch über die ursprünglichen Farben gemacht zu haben. Es scheint die Physik will nun drollig werden, seitdem es die Komödie nicht mehr ist."

Algarotti,

geb. 1713, gest. 1764.

Stammend aus einem reichen venetianischen Kaufmannshause, erhielt er bei sehr schönen Fähigkeiten seine erste Bildung in Bologna, reiste schon sehr jung, und kam im zwanzigsten Jahre nach Paris. Dort ergriff

auch er den Weg der Populariſation eines abſtrufen Gegenſtandes, um ſich bekannt und beliebt zu machen. Newton war der Abgott des Tages, und das ſiebenfarbige Licht ein gar zu luſtiger Gegenſtand. Algarotti betrat die Pfade Fontenelle's, aber nicht mit gleichem Geiſt, gleicher Anmuth und Glück.

Fontenelle ſteht ſowohl in der Conception als in der Ausführung ſehr viel höher. Bei ihm geht ein Abbe mit einer ſchönen Dame, die aber mit wenig Zügen ſo geſchildert iſt, daß Einem kein Liebesverhältniß einfallen kann, bei ſternhellem Himmel ſpazieren. Der Abbe wird über dieſes Schauſpiel nachdenklich; ſie macht ihm Vorwürfe, und er macht ihr dagegen die Würde dieſes Anblicks begreiflich. Und ſo knüpft ſich das Geſpräch über die Mehrheit der Welten an. Sie ſetzen es immer nur Abends fort und der herrlichſte Sternhimmel wird jedesmal für die Einbildungskraft zurückgerufen.

Von einer ſolchen Vergegenwärtigung iſt bei Algarotti keine Spur. Er befindet ſich zwar auch in der Geſellſchaft einer ſchönen Marcheſina, an welche viel Verbindliches zu richten wäre, umgeben von der ſchönſten italiäniſchen Gegend; allein Himmel und Erde mit allen ihren bezaubernden Farben bieten ihm keinen Anlaß dar, in die Materie hinein zu kommen; die Dame muß zufälliger Weiſe in irgend einem Sonett von dem ſiebenfachen Lichte geleſen haben, das ihr denn freilich etwas ſeltſam vorkommt. Um ihr nun dieſe Phraſe zu erklä-

Naturformen der Dichtung.

Es gibt nur drey ächte Naturformen der Poesie: die klar erzählende, die enthusiastisch aufgeregte und die persönlich handelnde: Epos, Lyrik und Drama. Diese drey Dichtweisen können zusammen oder abgesondert wirken. In dem kleinsten Gedicht findet man sie oft beisammen, und sie bringen eben durch diese Vereinigung im engsten Raume das herrlichste Gebild hervor, wie wir an den schätzenswerthesten Balladen aller Völker deutlich gewahr werden. Im älteren griechischen Trauerspiel sehen wir sie gleichfalls alle drey verbunden, und erst in einer gewissen Zeitfolge sondern sie sich. So lange der Chor die Hauptperson spielt, zeigt sich Lyrik oben an; wie der Chor mehr Zuschauer wird, treten die andern hervor, und zuletzt, wo die Handlung sich persönlich und häuslich zusammenzieht, findet man den Chor unbequem und lästig. Im französischen Trauerspiel ist die Exposition episch, die Mitte dramatisch, und den fünften Act, der leidenschaftlich und enthusiastisch ausläuft, kann man lyrisch nennen.

ren, holt der Geſellſchafter ſehr weit aus, indem er, als ein wohlunterrichteter Mann, von der Naturforſchung überhaupt und über die Lehre vom Licht beſonders, manches Hiſtoriſche und Dogmatiſche recht gut vorbringt. Allein zuletzt, da er auf die Newtoniſche Lehre übergehen will, geſchieht es durch einen Sprung, wie denn ja die Lehre ſelbſt durch einen Sprung in die Phyſik gekommen. Und wer ein Buch mit aufmerkſamer Theilnahme zu leſen gewohnt iſt, wird ſogleich das Unzuſammenhängende des Vortrags empfinden. Die Lehre kommt von nichts und geht zu nichts. Er muß ſie ſtarr und ſteif hinlegen, wie ſie der Meiſter überliefert hat.

Auch zeigt er ſich nicht einmal ſo gewandt, die ſchöne Dame in eine dunkle Kammer zu führen, wohin er ja allenfalls, des Anſtands und ſelbſt des beſſern Dialogs wegen, eine Vertraute mitnehmen konnte. Bloß mit Worten führt er ihr die Phänomene vor, erklärt ſie mit Worten, und die ſchöne Frau wird auf der Stelle ſo gläubig als hundert andere. Sie braucht auch über die Sache nicht weiter nachzudenken; ſie iſt über die Farben auf immer beruhigt. Denn Himmelblau und Morgenroth, Wieſengrün und Veilchenblau, alles entſpringt aus Strahlen und noch einmal Strahlen, die ſo höflich ſind ſich in Feuer, Waſſer, Luft und Erde, an allen lebendigen und lebloſen Gegenſtänden, auf jede Art und Weiſe, ſpalten, verſchlucken, zurückwerfen und bunt

herumſtreuen zu laſſen. Und damit glaubt er ſie genugſam unterhalten zu haben, und ſie iſt überzeugt, genugſam unterrichtet zu ſeyn.

Von jener Zeit an wird nun nicht leicht ein Dichter oder Redner, ein Verskünſtler oder Proſaiſt gefunden, der nicht einmal oder mehreremal in ſeinem Leben dieſe farbige Spaltung des Lichts zum Gleichniß der Entwicklung des Ungleichartigen aus dem Gleichartigen gebraucht hätte; und es iſt freilich niemand zu verargen, wenn einmal ſo eine wunderliche Syntheſe zum Behuf einer ſo wunderlichen Analyſe gemacht worden, wenn der Glaube daran allgemein iſt, daß er ſie auch zu ſeinem Behuf, es ſey nun des Belehrens und Ueberzeugens, oder des Blendens und Ueberredens, als Inſtanz oder Gleichniß beibringe.

Anglomanie.

Die Engländer ſind vielleicht vor vielen Nationen geeignet, Auswärtigen zu imponiren. Ihre perſönliche Ruhe, Sicherheit, Thätigkeit, Eigenſinn und Wohlhäbigkeit geben beinahe ein unerreichbares Muſterbild von dem was alle Menſchen ſich wünſchen. Ohne uns hier in ein Allgemeines einzulaſſen, bemerken wir nur, daß die Klage über Anglomanie von früher Zeit bis zur neueſten in der franzöſiſchen Litteratur vorkommt. Dieſer Enthuſiasmus der franzöſiſchen Nation für die

engliſche ſoll ſich beſonders gleich nach einem geſchloſſenen Frieden am lebhafteſten äußern: welches wohl daher kommen mag, weil alsdann nach wiederhergeſtellter Communication beider Nationen der Reichthum und die Comforts der Engländer dem, wenigſtens in früherer Zeit, geldarmen und genügſamen Franzoſen gar wünſchenswerth in den Augen leuchten müſſen.

Dieſes Vorziehen einer fremden Völkerſchaft, dieſes Hintanſetzen ſeiner eigenen kann doch wohl aber nicht höher getrieben werden, als wir es oben bei Voltairen finden, der die Newtoniſche Lehre zum regnum coelorum und die Franzoſen zu den parvulis macht. Doch hätte er es gewiß nicht gethan, wenn das Vorurtheil in ſeiner Nation nicht ſchon gäng und gäbe geweſen wäre. Denn bei aller Kühnheit hütet er ſich doch etwas vorzubringen, wogegen er die allgemeine Stimmung kennt, und wir haben ihn im Verdacht, daß er ſeinen Deismus überall und ſo entſchieden ausſpricht, bloß damit er ſich vom Verdacht des Atheismus reinige: einer Denkweiſe, die jederzeit nur wenigen Menſchen gemäß und den übrigen zum Abſcheu ſeyn mußte.

Chemiker.

Das Verhalten der Lackmustinctur gegen Säuren und Alkalien, ſo bekannt es war, blieb doch immer wegen ſeiner Eminenz und ſeiner Brauchbarkeit den Chemi-

kern merkwürdig, ja das Phänomen wurde gewiſſermaßen für einzig gehalten. Die frühern Bemerkungen des Paracelſus und ſeiner Schule, daß die Farben aus dem Schwefel und deſſen Verbindung mit den Salzen ſich herſchreiben möchten, waren auch noch in friſchem Andenken geblieben. Man gedachte mit Intereſſe eines Verſuchs von Mariotte, der einen rothen franzöſiſchen Wein durch Alkalien gebräunt und ihm das Anſehen eines ſchlechten verdorbenen Weins gegeben, nachher aber durch Schwefelgeiſt die erſte Farbe, und zwar noch ſchöner, hergeſtellt. Man erklärte damals daraus das Vortheilhafte des Aus- und Aufbrennens der Weinfäſſer durch Schwefel, und fand dieſe Erfahrung bedeutend.

Die Akademie intereſſirte ſich für die chemiſche Analyſe der Pflanzentheile, und als man die Reſultate bei den verſchiedenſten Pflanzen ziemlich einförmig und übereinſtimmend fand, ſo beſchäftigten ſich andere wieder die Unterſchiede aufzuſuchen.

Geoffroy, der jüngere, ſcheint zuerſt auf den Gedanken gekommen zu ſeyn die eſſentiellen Oele der Vegetabilien mit Säuren und Alkalien zu behandeln, und die dabei vorkommenden Farbenerſcheinungen zu beobachten.

Sein allgemeineres Theoretiſche gelingt ihm nicht ſonderlich. Er braucht körperliche Configurationen, und dann wieder beſondere Feuertheile und was dergleichen Dinge mehr ſind. Aber die Anwendung ſeiner chemiſchen Verſuche auf die Farben der Pflanzen ſelbſt, hat viel

Gutes. Er gesteht zwar selbst die Zartheit und Beweglichkeit der Criterien ein, gibt aber doch deßwegen nicht alle Hoffnungen auf; wie wir denn von dem was er uns überliefert, nähern Gebrauch zu machen gedenken, wenn wir auf diese Materie, die wir in unserm Entwurfe nur beiläufig behandelt haben, dereinst zurückkehren.

In dem animalischen Reiche hatte Reaumur den Saft einiger europäischen Purpurschnecken und dessen Färbungseigenschaften untersucht. Man fand, daß Licht und Luft die Farbe gar herrlich erhöhten. Andere waren auf die Farbe des Blutes aufmerksam geworden, und beobachteten, daß das arterielle Blut ein höheres, das venöse ein tieferes Roth zeige. Man schrieb der Wirkung der Luft auf die Lungen jene Farbe zu; weil man es aber materiell und mechanisch nahm, so kam man nicht weiter und erregte Widerspruch.

Das Mineralreich bot dagegen bequeme und sichere Versuche dar. Lemery, der jüngere, untersuchte die Metalle nach ihren verschiedenen Auflösungen und Präcipitationen. Man schrieb dem Queckſilber die größte Versatilität in Absicht der Farben zu, weil sie sich an demselben am leichtesten offenbart. Wegen der übrigen glaubte man eine Specification eines jeden Metalls zu gewissen Farben annehmen zu müssen, und blieb deßwegen in einer gewissen Beschränktheit, aus der wir uns noch nicht ganz haben herausreißen können.

Bei allen Versuchen Lemery's jedoch zeigt sich deut-

lich das von uns relevirte Schwanken der Farbe, das durch Säuren und Alkalien, oder wie man das was ihre Stelle vertritt, nennen mag, hervorgebracht wird. Wie denn auch die Sache ſo einfach iſt, daß wenn man ſich nicht in die Nüancen, welche nur als Beſchmutzung anzuſehen ſind, einläßt, man ſich ſehr wohl einen allgemeinen Begriff zu eigen machen kann.

Die Citate zu Vorſtehendem fügen wir nicht bei, weil man ſolche gar leicht in dem zu der Histoire und den Mémoires de l'académie française gefertigten Regiſtern auffinden kann.

Dufay.

Die franzöſiſche Regierung hatte unter Anleitung von Colbert, durch wohlüberdachte Verordnungen, das Gutfärben und Schönfärben getrennt, zum großen Vortheil aller, denen, es ſey zu welchem Gebrauch, zu wiſſen nöthig war, daß ſie mit haltbar gefärbten Zeugen oder Geſpinnſten gewiſſenhaft verſorgt würden. Die Polizey fand nun die Aufſicht über beiderlei Arten der Färberey bequemer, indem dem Gutfärber eben ſo wohl verboten war vergängliche Materialien in der Werkſtatt zu haben, als dem Schönfärber dauerhafte. Und ſo konnte ſich auch jeder Handwerker in dem ihm angewieſenen Kreiſe immer mehr und mehr vervollkommnen. Für die Technik und den Gebrauch war geſorgt.

Allein es ließ sich bald bemerken, daß die Wissenschaft, ja die Kunst selbst dabei leiden mußte. Die Behandlungsarten waren getrennt. Niemand blickte über seinen Kreis hinaus, und niemand gewann eine Uebersicht des Ganzen. Eine einsichtige Regierung jedoch fühlte diesen Mangel bald, schenkte wissenschaftlich gebildeten Männern ihr Zutrauen und gab ihnen den Auftrag, das was durch die Gesetzgebung getrennt war, auf einem höhern Standpunkte zu vereinigen. Dufay ist einer von diesen.

Die Beschreibungen auch anderer Handwerker sollten unternommen werden. Dufay bearbeitete die Färberey. Ein kurzer Aufsatz in den Memoiren der Akademie 1737 ist sehr verständig geschrieben. Wir übergehen was uns nicht nahe berührt, und bemerken nur folgendes:

Wer von der Färberey in die Farbenlehre kommt, muß es höchst drollig finden, wenn er von sieben, ja noch mehr Urfarben reden hört. Er wird bei der geringsten Aufmerksamkeit gewahr, daß sich in der mineralischen, vegetabilischen und animalischen Natur drey Farben isoliren und specificiren. Er kann sich Gelb, Blau und Roth ganz rein verschaffen; er kann sie den Geweben mittheilen und durch verschiedene, wirkende und gegenwirkende Behandlung, so wie durch Mischung die übrigen Farben hervorbringen, die ihm also abgeleitet erscheinen. Unmöglich wäre es ihm, das Grün zu einer Urfarbe zu machen. Weiß hervorzubringen, ist ihm durch Färbung nicht möglich; hingegen durch Entfärbung

bung leicht genug dargestellt, gibt es ihm den Begriff von völliger Farblosigkeit, und wird ihm die wünschenswertheste Unterlage alles zu Färbenden. Alle Farben zusammengemischt geben ihm Schwarz.

So erblickt der ruhige Sinn, der gesunde Menschenverstand die Natur, und wenn er auch in ihre Tiefen nicht eindringt, so kann er sich doch niemals auf einen falschen Weg verlieren, und er kommt zum Besitz dessen was ihm zum verständigen Gebrauch nothwendig ist. Jene drey Farben nennt daher Dufay seine Mutterfarben, seine ursprünglichen Farben, und zwar als Färber mit völligem Recht. Der Newtonischen Lehre gedenkt er im Vorbeigehen, verspricht etwas mehr darüber zu äußern; ob es aber geschehen, ist mir nicht bekannt.

Louis Bertrand Castel,

geb. 1688, gest. 1757.

L'optique des Couleurs, fondée sur les simples Observations et tournée sur toute la pratique de la Peinture avec figures, à Paris 1740.

Jesuit und geistreicher Mann, der indem er auf dem Wege Fontenelle's ging, die sogenannten exacten Wissenschaften durch einen lebendigen und angenehmen Vortrag in die Gesellschaft einzuführen, und sich dadurch den beiden gleichsam vorzüglich cultivirten Nationen, der englischen und der französischen, bekannt und beliebt zu machen

suchte. Er hatte deßhalb, wie alle die sich damals auf diese Weise beschäftigten, mit Newton und Descartes pro und contra zu thun; da er denn auch bald diesen bald jenen nach seiner Ueberzeugung begünstigte, oft aber auch seine eignen Vorstellungsarten mitzutheilen und durchzusetzen trachtete.

Wir haben hier nur das zu bedenken, was er in der Farbenlehre geleistet, weßhalb er, wie wir oben gesehen, von Voltairen so übel behandelt worden.

Eine Regierung darf nur auf einen vernünftigen Weg deuten, so wird dieß sogleich zur Aufforderung für viele, ihn zu wandeln und sich darauf zu bemühen. So scheint auch Pater Castel zu seiner Arbeit, nicht durch besondern Auftrag der Obern, wie Dufay, sondern durch Neigung und durch den Wunsch, dem Staate als Privatmann nützlich zu werden, in dieses Fach getrieben zu seyn, das er um so mehr cultivirte, als er neben seinen Studien eine große Lust zum Mechanischen und Technischen empfand.

Auch auf seinem Gange werden ihm die Newtonischen sieben Urfarben unerträglich; er führt sie auf drey zurück. Das Clair-obscur, das Schwarze und Weiße, das Erhellen und Verdunkeln der Haupt- und abgeleiteten Farben beschäftigen ihn um so mehr, als er auch dem Mahler entgegengehen will.

Man kann nicht läugnen, daß er die Probleme der Farbenlehre meist alle vorbringt, doch ohne sie gerade

aufzulöſen. Seinem Buche fehlt es nicht an einer gewiſſen Ordnung; aber durch Umſtändlichkeit, Kleinigkeitskrämerey und Weitſchweifigkeit verdirbt er ſich das Spiel gegen den billigſten Leſer. Sein größtes Unglück iſt, daß er ebenfalls die Farbe mit dem Tone vergleichen will, zwar auf einem andern Wege als Newton und Mairan, aber auch nicht glücklicher. Auch ihm hilft es nichts, daß er eine Art von Ahnung von der ſogenannten Sparſamkeit der Natur hat, von jener geheimnißvollen Urkraft, die mit wenigem viel, und mit dem Einfachſten das Mannichfaltigſte leiſtet. Er ſucht es noch, wie ſeine Vorgänger, in dem was man Analogie heißt, wodurch aber nichts gewonnen werden kann, als daß man ein paar ſich ähnelnde empiriſche Erſcheinungen einander an die Seite ſetzt, und ſich verwundert, wenn ſie ſich vergleichen und zugleich nicht vergleichen laſſen.

Sein Farben-Clavier, das auf eine ſolche Uebereinſtimmung gebaut werden ſollte, und woran er ſein ganzes Leben hin und her verſuchte, konnte freilich nicht zu Stande kommen; und doch ward die Möglichkeit und Ausführbarkeit eines ſolchen Farben-Claviers immer einmal wieder zur Sprache gebracht, und neue mißglückte Unternehmungen ſind den alten gefolgt. Worin er ſich aber vollkommen einſichtig bewies, iſt ſeine lebhafte Controvers gegen die Newtoniſche falſche Darſtellung der prismatiſchen Erſcheinung. Mit munterer franzöſiſcher Eigenthümlichkeit wagt er den Scherz: es ſey dem Newto-

Das Homeriſche Heldengedicht iſt rein epiſch; der Rhapſode waltet immer vor, was ſich ereignet erzählt er; niemand darf den Mund aufthun, dem er nicht vorher das Wort verliehen, deſſen Rede und Antwort er nicht angekündigt. Abgebrochene Wechſelreden, die ſchönſte Zierde des Drama's, ſind nicht zuläſſig.

Höre man aber nun den modernen Improviſator auf öffentlichem Markte, der einen geſchichtlichen Gegenſtand behandelt; er wird, um deutlich zu ſeyn, erſt erzählen, dann, um Intereſſe zu erregen, als handelnde Perſon ſprechen, zuletzt enthuſiaſtiſch auflodern und die Gemüther hinreißen. So wunderlich ſind dieſe Elemente zu verſchlingen, die Dichtarten bis in's Unendliche mannichfaltig; und deshalb auch ſo ſchwer eine Ordnung zu finden, wornach man ſie neben oder nach einander aufſtellen könnte. Man wird ſich aber einigermaßen dadurch helfen, daß man die drey Hauptelemente in einem Kreis gegen einander über ſtellt und ſich Muſterſtücke ſucht, wo jedes Element einzeln obwaltet. Alsdann ſammle man Beiſpiele, die ſich nach der einen oder nach der andern Seite hinneigen, bis endlich die Vereinigung von allen dreyen erſcheint und ſomit der ganze Kreis in ſich geſchloſſen iſt.

Auf dieſem Wege gelangt man zu ſchönen Anſichten, ſowohl der Dichtarten, als des Charakters der Nationen und ihres Geſchmacks in einer Zeitfolge. Und obgleich dieſe Verfahrungsart mehr zu eigener

nischen Spectrum eben so gefährlich, wenn man es ohne Grün, als einer hübschen Frau, wenn man sie ohne Roth ertappe. Auch nennt er mit Recht die Newtonische Farbenlehre eine Remora aller gesunden Physik.

Seine Invectiven gegen die Newtonische Darstellung des Spectrums übersetzen wir um so lieber, als wir sie sämmtlich unterschreiben können. Hätte Castels Widerspruch damals gegriffen und auch nur einen Theil der gelehrten Welt überzeugt, so wären wir einer sehr beschwerlichen Mühe überhoben gewesen.

„Da ich mich gar gern zu den Gegenständen meiner Aufmerksamkeit zurückfinde, so war mein erster oder zweyter Schritt in dieser Laufbahn mit einem Gefühl von Ueberraschung und Erstaunen begleitet, wovon ich mich noch kaum erholen kann. Das Prisma, das Herr Newton und ganz Europa in Händen gehabt hatte, konnte und sollte noch wirklich ein ganz neues Mittel zur Erfahrung und Beobachtung werden. Das Prisma auf alle mögliche Weise hin und wieder gedreht, aus allen Standpunkten angesehen, sollte das nicht durch so viel geschickte Hände erschöpft worden seyn? Wer hätte vermuthen können, daß alle diese Versuche, von denen die Welt geblendet ist, sich auf einen oder zwey zurückführen ließen, auf eine einzige Ansicht und zwar auf eine ganz gemeine, aus hundert andern Ansichten, wie man das Prisma fassen kann, und aus tausend Erfahrungen und

Beobachtungen, so tiefsinnig als man sie vielleicht nicht machen sollte."

„Niemals hatte Herr Newton einen andern Gegenstand als sein farbiges Gespenst. Das Prisma zeigte es zuerst auch ganz unphilosophischen Augen. Die ersten welche das Prisma nach ihm handhabten, handhabten es ihm nur nach. Sie setzten ihren ganzen Ruhm darein, den genauen Punkt seiner Versuche zu erhaschen, und sie mit einer abergläubischen Treue zu copiren. Wie hätten sie etwas anderes finden können, als was er gefunden hatte? Sie suchten was er gesucht hatte, und hätten sie was anderes gefunden, so hätten sie sich dessen nicht rühmen dürfen; sie würden sich selbst darüber geschämt, sich daraus einen heimlichen Vorwurf gemacht haben. So kostete es dem berühmten Herrn Mariotte seinen Ruf, der doch ein geschickter Mann war, weil er es wagte, weil er verstand den betretenen Weg zu verlassen. Gab es jemals eine Knechtschaft, die Künsten und Wissenschaften schädlicher gewesen wäre?"

„Und hätte Herr Newton das Wahre gefunden; das Wahre ist unendlich und man kann sich nicht darin beschränken. Unglücklicher Weise that er nichts, als auf einen ersten Irrthum unzählige Irrthümer häufen. Denn eben dadurch können Geometrie und scharfe Folgerungen schädlich werden, daß sie einen Irrthum fruchtbar und systematisch machen. Der Irrthum eines Ignoranten oder eines Thoren ist nur ein Irrthum; auch gehört er

ihm nicht einmal an, er adoptirt ihn nur. Ich werde mich hüten Herrn Newton einer Unredlichkeit zu beschuldigen: andre würden sagen, er hat sich's recht angelegen seyn lassen, sich zu betrügen und uns zu verführen."

„Zuerst selbst verführt durch das Prismengespenst sucht er es nur auszuputzen, nachdem er sich ihm einzig ergeben hat. Hätte er es doch als Geometer gemessen, berechnet und combinirt, dagegen wäre nichts zu sagen; aber er hat darüber als Physiker entscheiden, dessen Natur bestimmen, dessen Ursprung bezeichnen wollen. Auch dieses stand ihm frei. Das Prisma ist freilich der Ursprung und die unmittelbare Ursache der Farben dieses Gespenstes; aber man geht stromaufwärts, wenn man die Quelle sucht. Doch Herr Newton wendet dem Prisma ganz den Rücken, und scheint nur besorgt, das Gespenst in der größten Entfernung aufzufassen; und nichts hat er seinen Schülern mehr empfohlen."

„Das Gespenst ist schöner, seine Farben haben mehr Einheit, mehr Glanz, mehr Entschiedenheit, je mehr sie sich von der Quelle entfernen. Sollte aber ein Philosoph nur nach dem Spielwerk schöner Farben laufen? — Die vollkommensten Phänomene sind immer am entferntesten von ihren geheimen Ursachen, und die Natur glänzt niemals mehr, als indem sie ihre Kunst mit der größten Sorgfalt verbirgt."

„Und doch wollte Herr Newton die Farben trennen, entwirren, zersetzen. Sollte ihn hier die Geometrie nicht

betrogen haben? Eine Gleichung läßt ſich in mehrere Gleichungen auflöſen; je mehr Farben, der Zahl nach verſchieden, ihm das Geſpenſt zeigte, für deſto einfacher, für deſto zerſetzter hielt er ſie. Aber er dachte nicht daran, daß die Natur mannichfaltig und zahlreich in ihren Phänomenen, in ihren Urſachen ſehr einfach, faſt unitariſch, höchſtens und ſehr oft trinitariſch zu ſeyn pflege."

„Und doch iſt das Prisma, wie ich geſtehe, die unmittelbare und unläugbare Urſache des Geſpenſtes; aber hier hätte Herr Newton aufmerken und ſehen ſollen, daß die Farben nur erſt in gevierter Zahl aus dem Prisma hervortreten, ſich dann aber vermiſchen, um ſieben hervorzubringen, zwölfe wenn man will, ja eine Unzahl."

„Aber zu warten bis die Farben recht verwickelt ſind, um ſie zu entwirren, mit Gefahr ſie noch mehr zu verwirren, iſt das eine Unredlichkeit des Herzens, die ein ſchlechtes Syſtem bemäntelt, oder eine Schiefheit des Geiſtes, die es aufzuſtutzen ſucht?"

„Die Farben kommen faſt ganz getrennt aus dem Prisma in zwei Bündeln, durch einen breiten Streif weißen Lichtes getrennt, der ihnen nicht erlaubt ſich zuſammen zu begeben, ſich in eine einzige Erſcheinung zu vereinigen, als nach einer merklichen Entfernung, die man nach Belieben vergrößern kann. Hier iſt der wahre Standpunkt, günſtig für den, der die redliche Geſinnung hat, das zuſammengeſetzte Geſpenſt zu entwirren. Die Natur ſelbſt bietet einem Jeden dieſe Anſicht, den

das gefährliche Gespenst nicht zu sehr bezaubert hat. Wir klagen die Natur an, sie sey geheimnißvoll; aber unser Geist ist es, der Spitzfindigkeiten und Geheimnisse liebt.

Naturam expellas furca, tamen usque recurret."

„Herr Newton hat mit Kreuzesmarter und Gewalt hier die Natur zu beseitigen gesucht; tausendmal hat er dieses primitive Phänomen gesehen; die Farben sind nicht so schön, aber sie sind wahrer, sie sprechen uns natürlicher an. Von dieser Erscheinung spricht der große Mann, aber im Vorbeigehen und gleichsam vorsätzlich, daß nicht mehr davon die Rede sey, daß die Nachfolger gewissermaßen verhindert werden, die Augen für die Wahrheit zu eröffnen."

„Er thut mehr. Auch wider Willen würde man das rechte Verhältniß erkennen bei'm Gebrauch eines großen Prisma's, wo das weiße Licht, das die zwey ursprünglichen Farbensäume trennt, sehr breit ist. In einem kleinen Prisma sind die beiden Säume näher beisammen. Sie erreichen einander viel geschwinder und betrügen den unaufmerksamen Beobachter. Herr Newton gibt kleinen Prismen den Vorzug; die berühmtesten Prismen sind die englischen, und gerade diese sind auch die kleinsten."

„Ein geistreicher Gegner Newtons sagte mit Verdruß: diese Prismen sind sämmtlich Betrüger, alle zur

Theatererſcheinung des magiſchen Geſpenſtes zugerichtet. Aber das Uebermaß Newtoniſcher — Unredlichkeit ſage ich nicht, ſondern wohl nur Newtoniſchen Irrthums zeigt ſich darin, daß man ſich nicht mit kleinen Prismen begnügt, ſondern uns über alles anempfiehlt, ja nur den feinſten, leiſeſten Strahl hereinzulaſſen, ſo daß man über die Kleinheit der Oeffnung, wodurch der Sonnenſtrahl in eine dunkle Kammer fallen ſoll, recht ſpitzfindig verhandelt und ausdrücklich verlangt, das Loch ſoll mit einem feinen Nadelſtich in einer bleiernen oder kupfernen Platte angebracht ſeyn. Ein großer Mann und ſeine Bewunderer behandeln dieſe Kleinigkeiten nicht als geringfügig; und das iſt gewiß, hätte man uns Natur und Wahrheit vorſätzlich verhüllen wollen, was ich nicht glaube, ſo hätte man es nicht mit mehr Gewandtheit anfangen können. Ein ſo feiner Strahl kommt aus dem Prisma mit einem ſo ſchmalen weißen Licht, und ſeine beiden Säume ſind ſchon dergeſtalt genähert zu Gunſten des Geſpenſtes und zu Ungunſten des Beſchauers.“

„Wirklich zum Unheil deſſen, der ſich betrügen läßt. Das Publicum ſollte demjenigen höchlich danken, der es warnt: denn die Verführung kam dergeſtalt in Zug, daß es äußerſt verdienſtlich iſt, ihre Fortſchritte zu hemmen. Die Phyſik mit andern ihr verwandten Wiſſenſchaften und von ihr abhängigen Künſten war ohne Rettung verloren durch dieſes Syſtem des Irrthums und durch andere Lehren, denen die Autorität deſſelben ſtatt

Beweises diente. Aber in diesen wie in jenem wird man künftig das Schädliche einsehen."

„Sein Gespenst ist wahrhaft nur ein Gespenst, ein phantastischer Gegenstand, der an nichts geheftet ist, an keinen wirklichen Körper; es bezieht sich vielmehr auf das, wo die Dinge nicht mehr sind, als auf ihr Wesen, ihre Substanz, ihre Ausdehnung. Da wo die Körper endigen, da, ganz genau da, bildet es sich; und welche Größe es auch durch Divergenz der Strahlen erhalte, so gehen diese Strahlen doch nur von Einem Punkte aus, von diesem untheilbaren Punkte, der zwey angränzende Körper trennt, das Licht des einen von dem naheliegenden Schatten oder dem schwächern Licht des andern."

Friede mit seiner Asche! Uns aber verzeihe man, wenn wir mit einigem Behagen darauf hinsehen, daß wir einen solchen Mann, der zwar nicht unter die ersten Geister, aber doch unter die vorzüglichen seiner Nation gehört, gegen seine Landsleute in Schutz genommen, und seinem Andenken die verdiente Achtung wieder hergestellt haben.

Technische Mahlerey.

Die Nachahmung von braunen Zeichnungen durch mehrere Holzstöcke, welche in Italien zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts von Andreas Andreani und andern

verſucht wurde, iſt Liebhabern der Kunſt genugſam bekannt. Später thut ſich die Nachahmung der Mahlerey oder bunter Zeichnungen durch mehrere Platten hervor. Laſtmann, Rembrandts Lehrer, ſoll ſich damit beſchäftigt haben.

Ohne daß wir hierüber beſondere Nachforſchungen angeſtellt hätten, ſo ſcheint uns, daß die Erfindung der ſchwarzen Kunſt dem Abdruck bunter Bilder vorausgehen mußte. Sehr leicht fand ſich ſodann der Weg dahin. Durch Zufall, aus Scherz, mit Vorſatz konnte man eine ſchwarze Kunſtplatte mit einer andern Farbe abdrucken, und bei dem ewigen Streben der menſchlichen Natur von der Abſtraction, wie doch alle Monochromen angeſehen werden können, zu der Wirklichkeit und alſo auch zu der farbigen Nachahmung der Oberflächen, war ein wiederholter theilweiſer Abdruck derſelben Platte, ein Druck mit mehreren Platten, ja das Mahlen auf die Platte, ſtufenweiſe ganz wohl zu denken.

Daß jedoch dieſe Art von Arbeit zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch nicht bekannt und üblich war, läßt ſich daraus ſchließen, daß de Lahire in ſeinem ſehr ſchönen und unterrichtenden Tractat über die praktiſche Mahlerey dieſer bunten Drucke nicht erwähnt, ob er gleich ſonſt ſehr ausführlich iſt, und auch einiger ganz nahe verwandten Künſte und Künſteleyen gedenkt und uns mit dem Verfahren dabei bekannt macht.

Gegenwärtig haben wir zu unſern Zwecken zwey

Männer anzuführen, welche sich besonders in der Epoche, bei der wir verweilen, in diesem Fache mit Eifer bemüht haben.

Le Blon.

Gebürtig von Frankfurt am Main, steht nicht bloß hier seines Namens wegen unter den Franzosen, sondern weil er sich in Frankreich und England thätig bewiesen.

Er versuchte erst, nach der Newtonischen Lehre, mit sieben Platten zu drucken; allein er bringt bei großer Beschwerlichkeit nur einen geringen Effect hervor. Er reducirt sie deßhalb auf drei und verharrt bei dieser Methode, ohne daß ihm jedoch seine Arbeit, die er mehrere Jahre fortsetzt, sonderlich Vortheil verschafft. Er legt seinen Druckbildern kein Clair-obscur, etwa durch eine schwarze Platte, zum Grunde; sondern seine Schwärze, sein Schatten, soll ihm da entstehen, wo bei'm Abdruck die drei Farben zusammentreffen. Man wirft ihm vor, daß seine Behandlung unvollkommen gewesen, und daß er deßhalb viel retouchiren müssen. Indeß scheint er der erste zu seyn, der mit dieser Arbeit einiges Aufsehen erregt. Sein Programm, das er in London deßhalb herausgegeben, ist uns nicht zu Gesicht gekommen; es soll dunkel und abstrus geschrieben seyn.

Gautier.

Ein thätiger, raſcher, etwas wilder, zwar talentvoller, aber doch mehr als billig zudringlicher und Aufſehen liebender Mann. Er ſtudirte erſt die Mahlerey, dann die Kupferſtecherkunſt, und kommt gleichfalls auf den Gedanken, mit drey farbigen Platten zu drucken, wobei er eine vierte, die das Clair-obſcur leiſten ſoll, zum Grunde legt. Er behauptet, ſeine Verfahrungsart ſey eine ganz andere und beſſere als die des Le Blon, mit welchem er über die Priorität in Streit geräth. Seine Myologie kommt 1746, die Anatomie des Hauptes und ein Theil der Nervenlehre 1748 in Paris heraus. Die Arbeit iſt ſehr verdienſtvoll; allein es iſt überaus ſchwer über das eigentliche Verfahren, welches er bei'm Druck dieſer colorirten Tafeln angewendet, etwas Befriedigendes zu ſagen. Dergleichen Dinge laſſen ſich nicht ganz mechaniſch behandeln; und ob es gleich ausgemacht iſt, daß er mit mehrern Platten gedruckt, ſo ſcheint es doch, daß er weniger als vier angewendet, daß auf die Clair-obſcur-Platte ſtellenweiſe ſchon gemahlt worden, und daß ſonſt auch durch eine zärtere künſtleriſche Behandlung dieſe Abdrücke den Grad der Vollkommenheit erreicht haben, auf welchem wir ſie ſehen.

Indeſſen, da er auf dem praktiſchen und techniſchen Mahlerweg über die Farben zu denken genöthigt iſt; ſo muß er freilich darauf kommen, daß man aus drey Far-

Belehrung, Unterhaltung und Maaßregel, als zum Unterricht anderer geeignet seyn mag, so wäre doch vielleicht ein Schema aufzustellen, welches zugleich die äußeren zufälligen Formen und diese inneren nothwendigen Uranfänge in faßlicher Ordnung darbrächte. Der Versuch jedoch wird immer so schwierig seyn als in der Naturkunde das Bestreben den Bezug auszufinden der äußeren Kennzeichen von Mineralien und Pflanzen zu ihren inneren Bestandtheilen, um eine naturgemäße Ordnung dem Geiste darzustellen.

ben alle die übrigen hervorbringen kann. Er faßt daher, wie Caſtel und andere, ein richtiges Apercu gegen Newton und verfolgt es, indem er die prismatiſchen Verſuche durcharbeitet."

Im November des Jahres 1749 trägt er der Akademie ein umſtändliches Memoire vor, worin er ſowohl gegen Newton polemiſirt, als auch das was er theoretiſch für wahr hält, niederlegt. Dieſe gelehrte Geſellſchaft war nun ſchon ſo groß und mächtig, daß ſie der Wiſſenſchaft ſchaden konnte. Vorzügliche Mitglieder derſelben, wie Nollet und Buffon, hatten ſich der Newtoniſchen Lehre hingegeben. Gautiers Zudringlichkeit mag höchſt unbequem geweſen ſeyn. Genug, ſein Aufſatz ward nicht in die Memoiren der Akademie aufgenommen, ja man erwähnte deſſelben nicht einmal in der Geſchichte der Verhandlungen. Wir hätten auch nichts davon erfahren, wäre uns nicht eine wunderliche lateiniſche Ueberſetzung deſſelben zu Handen gekommen, welche ein Pariſer Chirurgus, Carl Nikolaus Jentv, London 1750, herausgegeben, unter dem Titel: *φοτογραφιας χροαγενικας* De optice Errores Isaaci Newtonis Aurati Equitis demonstrans. Dieſe, wie der Titel, fehlerhafte, ungrammatiſche, incorrecte, überhaupt barbariſche Ueberſetzung konnte freilich kein Glück machen, obgleich der Inhalt dieſes Werkchens ſehr ſchätzenswerth, mit Einſicht und Scharfſinn concipirt, und mit Lebhaftigkeit und Ordnung vorgetragen iſt. Wir haben uns

jedoch dabei nicht aufzuhalten, weil es eigentlich nur eine Art von Auszug aus dem größern Werke iſt, von dem wir umſtändlicher handeln werden. Uebrigens wollen wir nicht läugnen, daß wir faſt durchgängig mit ihm einig ſind, wenige Stellen ausgenommen, in welchen er uns verkünſtelnd zu verfahren ſcheint.

Sein ausführliches Werk führt den Titel: Chroagenesie ou Génération des Couleurs, contre le système de Newton, a Paris 1750. 51. II. Tomes in - 8. Die Darſtellung ſeiner Farbentheorie, ſo wie die Controvers gegen die Newtoniſche, gehen erſt im zweyten Bande Seite 49 an. Das Allgemeine von beiden findet ſich Seite 60 bis 68. Von da an folgen umſtändliche anti-Newtoniſche Verſuche.

1) Mit Pergamentblättchen vor der Oeffnung in der dunkeln Kammer. Steigerung dadurch von Gelb auf Roth (E. 170).

2) Er entdeckt, daß der untere blaue Theil der Flamme nur blau erſcheint, wenn ſich Dunkel, nicht aber wenn ein Helles ſich dahinter befindet (E. 159). Weil er aber das, was wir durch Trübe ausſprechen noch durch Licht ausſpricht, ſo geht er von dieſer Erfahrung nicht weiter; ſie thut ihm genug, ob es gleich nur ein einzelner Fall iſt.

3) Er hält feſt darauf, daß bei prismatiſchen Verſuchen die Farben nicht erſcheinen als nur da, wo eine dunkle Fläche an eine helle gränzt; ferner daß dieſe

durch Refraction gegen einander bewegt werden müſſen. und erklärt daher ganz richtig, warum die perpendiculären Gränzen nicht gefärbt werden (E. 197 ff).

4) Weil er aber immer noch mit Strahlen zu thun hat, ſo kann er damit nicht fertig werden, warum das Bild an der Wand und das im Auge, bei gleicher Lage des brechenden Winkels, umgekehrt gefärbt ſind. Er ſpricht von auf- und niederſteigenden Strahlen. Hätte er es unter der Formel des auf- und niedergerückten Bildes ausgeſprochen, ſo war alles abgethan. Bei dieſer Gelegenheit entwickelt er ganz richtig den erſten Verſuch der Newtoniſchen Optik, auf die Weiſe, wie es auch von uns geſchehen (P. 34 ff.).

5) Ein Waſſerprisma theilt er in der Mitte durch eine Wand, füllt die eine Hälfte mit einem ſchönen rothen, die andere mit einem ſchönen blauen Liquor, läßt durch jedes ein Sonnenbild durchfallen, und bemerkt dabei die Verruckung und Färbung. Es iſt dieſes ein ſehr guter Verſuch, der noch beſonders unterrichtend werden kann, wenn man durch eine etwas größere Oeffnung die Lichtſcheibe halb auf die eine, halb auf die andere Seite fallen läßt, da ſich denn nach der Refraction das wahre Verhältniß gar ſchön ausſpricht. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man ſucceſſiv mehrere Farben neben einander bringen kann.

Bei dieſer Gelegenheit wird das zweyte Experiment Newtons kritiſirt und auf die Weiſe, wie wir auch ge-

gethan haben, gezeigt, daß man nur Hellblau zu nehmen habe, um das wahre Verhältniß der Sache einzusehen (P. 47 ff.).

6) Versuch mit dem subjectiven Herunterrücken des objectiven Bildes, dessen Entfärbung und Umfärbung.

7) Versuch mit einem linsenförmigen Prisma, d. h. mit einem solchen dessen eine Seite conver ist. Wir sind nie dazu gelangt, mit einer solchen Vorrichtung zu operiren, und lassen daher diese Stelle auf sich beruhen.

8) Versuch gegen das sogenannte Experimentum Crucis. Wir glauben die Sache kürzer gefaßt zu haben (P. 114 ff.).

9) Diese Nummer ist übersprungen.

10) In Gefolg von Nummer 8. Bei der Entwicklung des Experimentum Crucis scheint uns der Verfasser die verschiedene Incidenz allzusehr zu urgiren. Zwar ist etwas daran; aber die Eminenz des Phänomens wird dadurch nicht zum Vorschein gebracht.

11) Versuch gegen die Newtonische Behauptung gerichtet: die different refrangiblen Strahlen seyen auch different resleribel. Der Gedanke, das Spectrum durch einen Planspiegel aufzufassen, und es nach allerlei Seiten hinzuwerfen, unter solchen Winkeln und Bedingungen, daß eine diverse Resleribilität sich darthun müßte, wenn sie existirte, ist lobenswerth. Man wende jedoch einen metallenen Spiegel an, damit keine Irrung durch

die untere Fläche entſtehe, und man wird, wie Gautier, finden, daß die Farben des Spectrums nach ihrem Einfalls-Winkel zurückgeworfen werden und keineswegs eine diverſe Reflexion erleiden. Bei dieſer Gelegenheit gedenkt er des neunten Newtoniſchen Verſuchs, den wir auf's genaueſte analyſirt (P. 196 — 203) und ihm eine beſondere Tafel, die achte, gewidmet haben. Der Verfaſſer ſieht denſelben an wie wir, ſo wie auch den zehnten.

12) Verſuch gegen das erſte Theorem des zweyten Theils des erſten Buchs der Optik, wo Newton behauptet: die Gränze des Lichtes und Schattens trage nichts zur Entſtehung der prismatiſchen Farbe bei. Gautier führt mit Recht über den mittleren weißen Theil der prismatiſchen Erſcheinung eines großen Prisma's ſeinen Finger oder einen Stab, und zeigt dadurch die bloß an der Gränze entſtehenden Farben. Dabei erzählt er, daß die Newtonianer ſich gegen dieſes Phänomen dadurch retten wollen, daß ſie behaupteten: erſt am Finger gehe die Brechung vor. Man ſieht, daß dieſer Secte ſchon vor ſechzig Jahren eben ſo unbedenklich war, Albernheiten zu ſagen, wie am heutigen Tag.

13) Er bringt zu Beſtätigung ſeiner Erklärung noch einen complicirten Verſuch vor, deſſen Werth wir andern zu prüfen überlaſſen.

14) Er läßt das Spectrum auf eine durchlöcherte Pappe fallen, ſo daß jede Farbe einzeln durchgeht.

Hier, durch eine zweyte Begränzung ohne wiederholte Refraction, erſcheinen die Farbenbildchen nach dem erſten Geſetz auf's neue geſäumt, und widerlegen die Lehre von Unveränderlichkeit der ſogenannten homogenen Lichter. Der Verfaſſer gedenkt mit Ehren Mariotte's, der dieſes Phänomen zuerſt vor ihm beobachtete.

15) Er wendet hier abermals das Prisma mit der converen Seite an, die mit einer Art von fein durchlöchertem ſiebartigen Deckel bedeckt iſt, und bringt dadurch mannichfaltige Abwechſelung der Erſcheinung hervor, wodurch er ſeine Behauptungen begünſtigt glaubt. Wir haben dieſen Verſuch nicht nachgebildet.

16) Verbindung der Linſe und des Prisma's, wodurch die Farben des Spectrums zum Weißen vereinigt werden ſollen. Hiebei Verſuch mit einem T, der an ſeinem Ort zu entwickeln iſt.

Hiermit endigen ſich die anti-Newtoniſchen Verſuche.

Ueber Newtons Erklärung des Regenbogens.

Ueber die Nebenſonnen, wobei die paroptiſchen Farben zur Sprache kommen.

Ueber die bleibenden Farben der Körper. Erſt gegen die Erklärungsart Newtons; dann leitet der Verfaſſer Weiß und Schwarz ungefähr wie Boyle ab.

Das Blaue bringt er durch das Helle über dem Dunkeln hervor; das Rothe umgekehrt, welches freilich nicht ganz so glücklich iſt; das Gelbe auf eben die Weiſe und mit mehrerem Recht. Er beſchreibt manche Verſuche, um dieſe Lehre zu beſtätigen. Der Kürze halber beziehen wir uns auf unſere Darſtellung der Sache (E. 501 ff.).

Hierauf folgt die Erklärung ſeiner Kupfertafeln und zugleich eine Zurückweiſung auf die Stellen des Werks, zu welchen ſie eigentlich gehören.

Hätte er ſeiner Controvers, an welcher wir wenig auszuſetzen finden, eine etwas ausführlichere Farbenlehre folgen laſſen, und ſich damit begnügt, ohne die ganze übrige Naturlehre umfaſſen zu wollen; ſo hätte er vielleicht mehr Wirkung hervorgebracht. Allein ſein Fehler, wie der ſeiner Vorgänger, beſteht darin, daß Newton, weil ſeine Farbenlehre unhaltbar befunden wird, auch in gar nichts Recht haben ſoll, daß man alſo unternimmt, auch alles übrige was er geleiſtet, zu kritiſiren, ja was noch ſchlimmer iſt, ein eigenes Syſtem dagegen aufzubauen, und ſich etwas das viel über ſeine Kräfte geht, anzumaßen.

In gedachtem Sinne hat leider Gautier ein zweytes Titelblatt ſeinem Buche vorgeſetzt: Nouveau système de l'Univers, sous le titre de Chroagenésie

ou Critique des prétendues découvertes de Newton. Und ſo enthält denn der erſte Theil nichts was ſich auf Farbe bezieht, ſondern behandelt die allgemeinſten phyſiſchen und damit verwandten metaphyſiſchen Gegenſtände, denen Gautier, ob er ſich gleich hiſtoriſch genugſam mit ihnen bekannt gemacht, dennoch weder als Philoſoph, noch als Naturforſcher gewachſen ſeyn mochte.

Erſt am Schluſſe des erſten Theils findet man etwas über die Geſchichte der Farbenlehre. Der Anfang des zweyten gibt einen kurzen Abriß der im erſten verhandelten allgemeinen, phyſiſch-metaphyſiſchen Principien, von denen der Verfaſſer zuletzt auf das Licht übergeht, und um Newtonen auch in der Behandlung keinen Vorzug zu laſſen, mit Definitionen und Axiomen gerüſtet auftritt, ſodann die Definitionen und Axiomen Newtons wiederholt, da denn erſt auf der neunundvierzigſten Seite des zweyten Theils die Hauptſache wirklich zur Sprache kommt, die wir oben ausführlich ausgezogen haben.

Hiernach mag man erkennen, warum dem Verfaſſer nicht geglückt iſt, Wirkung hervorzubringen. Seine Controvers, ſo wie ſeine theoretiſche Ueberzeugung hätte ſich ganz iſolirt darſtellen laſſen. Beide hatten mit Anziehen und Abſtoßen, mit Schwere und ſonſt dergleichen Allgemeinheiten gar nichts zu ſchaffen. Wollte er die Farbenlehre an die Phyſik überhaupt anſchließen, ſo mußte er einen andern Weg einſchlagen.

Außerdem begeht er noch einen Haupt- und Grund-

fehler, daß er mit Strahlen zu operiren glaubt, und also, wie seine Vorgänger, den Gegner ganz im Vortheil läßt. Auch sind seine Figuren nicht glücklich; es gilt von ihnen, was wir von den Rizzetrischen gesagt haben. Newton hatte seine falsche Lehre symbolisch auszudrücken verstanden; seine Gegner wissen für das Wahre keine entschiedene Darstellung zu finden.

Von dem mannichfaltigen Verdruß den er ausgestanden, so wie von allerlei Argumentationen die er gegen die Schule geführt, gibt uns der leidenschaftliche Mann selbst Nachricht, in einer Art von physikalischem Journal, das er aber nicht weit geführt. Die drey Hefte, welche den ersten Band ausmachen und zu Paris 1752 herausgekommen, liegen vor uns und führen den Titel: Observations sur l'histoire naturelle, sur la physique et sur la peinture, avec des planches imprimées en couleur. Sie enthalten ein wahres Quodlibet von Naturgeschichte und Naturlehre, jedoch, wie man gestehen muß, durchaus interessante Materien und Gegenstände. Sie sind auf bunte Tafeln gegründet, nach Art des großen anatomischen Werks.

In diesen Heften fehlt es nicht an verschiedenen Aufsätzen, seine Controvers mit Newton und der Newtonischen Schule betreffend. Er kann sich freilich dabei nur, wie wir auch gethan, immer wiederholen, sich verwundern und ärgern, da die Sache im Grunde so simpel ist, daß sie jedes verständige unbefangene Kind bald einsehen

müßte. Wie aber die gelehrte und naturforschende Welt damals durch das Newtoniſche Spectrum benebelt geweſen, ſo daß ſie ſich gar nichts anderes daneben denken können, und wie ihnen die Natur dadurch zur Unnatur geworden, iſt auch aus dieſen Blättern höchſt merkwürdig zu erſehen.

Nach allem dieſem bleibt uns nichts übrig als nochmals zu bekennen und zu wiederholen, daß Gautier unter denen, die ſich mit der Sache beſchäftigt, nach Rizzetti am weiteſten gekommen, und daß wir ihm, in Abſicht auf eine freiere Ueberſicht der Controvers ſowohl als der an die Stelle zu ſetzenden naturgemäßen Lehre, gar manches ſchuldig geworden.

Zu der Zeit, als dieſen tüchtigen Mann die franzöſiſche Akademie unterdrückte, lag ich als ein Kind von einigen Monaten in der Wiege. Er, umgeben von ſo vielen Widerſachern, die er nicht überwinden konnte, obgleich begünſtigt und penſionirt vom Könige, ſah ſich um eine gewünſchte Wirkung und eben ſo wie treffliche Vorgänger um ſeinen guten Ruf gebracht. Ich freue mich, ſein Andenken, obgleich ſpät, zu rehabilitiren, ſeine Widerſacher als die meinigen zu verfolgen und den von ihm, da er nicht durchdringen konnte, oft geäußerten Wunſch zu realiſiren:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Nachtrag.

Höchst merkwürdig ist, daß die persische Poesie kein Drama hat. Hätte ein dramatischer Dichter aufstehen können, ihre ganze Literatur müßte ein anderes Ansehn gewonnen haben. Die Nation ist zur Ruhe geneigt, sie läßt sich gern etwas vorerzählen, daher die Unzahl Mährchen und die gränzenlosen Gedichte. So ist auch sonst das orientalische Leben an sich selbst nicht gesprächig; der Despotismus befördert keine Wechselreden und wir finden, daß eine jede Einwendung gegen Willen und Befehl des Herrschers allenfalls nur in Citaten des Korans und bekannter Dichterstellen hervortritt, welches aber zugleich einen geistreichen Zustand, Breite, Tiefe und Consequenz der Bildung voraussetzt. Daß jedoch der Orientale die Gesprächsform so wenig als ein anderes Volk entbehren mag, sieht man an der Hochschätzung der Fabeln des Bidpai, der Wiederholung, Nachahmung und Fortsetzung derselben. Die Vogelgespräche des Feridedin Attar geben hievon gleichfalls das schönste Beispiel.

Celeſtin Cominale.

Er war Profeſſor der Philoſophie bei dem königlichen Gymnaſium zu Neapel. Von ſeinem Werke Anti-Newtonianismus kam daſelbſt der erſte Theil 1754, der zweyte 1756 in Quart heraus. Es iſt eigentlich eine Bearbeitung des Gautierſchen Werkes, welche wohlgerathen genannt werden kann.

Der Verfaſſer hat mehr Methode als ſein Vorgänger: denn er widmet den erſten Theil gleich ohne Umſchweife der Controvers gegen Newtons Farbenlehre, und den neu aufzuſtellenden theoretiſchen Anſichten. Er hat ſich vollkommen von den Ueberzeugungen ſeines Vorgängers durchdrungen, und auch außerdem die Materie, ſowohl theoretiſch als praktiſch, gut durchſtudirt, ſo daß er das Werk wohl ſein eigen nennen konnte. Der zweyte Theil behandelt die übrigen phyſiſch-metaphyſiſchen Gegenſtände, welche Gautier in ſeinem erſten Buche abgehandelt hatte. Die Tafeln, welche ſich alle auf den erſten Theil beziehen, ſtellen theils Newtoniſche, theils Gautierſche, theils eigene Figuren vor. Im Ganzen iſt es merkwürdig, daß Gautier, der unter ſeinen Landsleuten keine Wirkung hervorbringen konnte, aus der Ferne ſich eines ſo reinen Widerhalles zu erfreuen hatte.

Vielleicht geben uns diejenigen, welche mit der italiäniſchen Literatur bekannt ſind, Nachricht von dem, was man über Cominiale damals in ſeinem Vaterlande

geurtheilt. Seine Wirkung konnte jedoch sich nicht weit erstrecken: denn die Newtonische Lehre war schon in die Jesuiten-Schulen aufgenommen. Leseur und Jacquier hatten die Newtonischen Schriften schon mit einem durchgehenden Commentar versehen, und so war dem Anti-Newtonianism Rom so wie die übrige gelehrte Welt verschlossen, und die Flamme der Wahrheit, die sich wieder hervorthun wollte, abermals mit Schulasche zugedeckt.

Wir verlassen nunmehr Frankreich und das Ausland und wenden den Blick gegen das Vaterland.

Deutsche große und thätige Welt.

Wir setzen diese Rubrik hieher, nicht um sie auszufüllen, sondern nur anzudeuten, daß an diesem Platze eine ganz interessante Abhandlung stehen könnte.

Die deutschen Höfe hatten schon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts viele Verdienste um die Wissenschaften. Sowohl Fürsten als Fürstinnen waren aufgeregt, begünstigten gelehrte Männer, und suchten sich selbst zu unterrichten.

Johann Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz, nahm 1704 Hartsoekern in seine Dienste. Dieser hatte schon in seinem Essay de Dioptrique die diverse Refrangibilität anerkannt, doch auf seine Weise erklärt, und sie den verschiedenen Geschwindigkeiten der farbigen Strahlen zugeschrieben.

Was der Casselsche Hof, was die Höfe Niederdeutschlands gethan, und wie fern auch die Newtonische Lehre zur Sprache gekommen und Gunst erhalten, wird in der Folge zu untersuchen seyn. Nur Eins können wir anführen, daß Professor Hamberger 1743 nach Gotha berufen wird, um die Newtonischen Versuche, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, bei Hofe vorzuzeigen. Wahrscheinlich hat man das Zimmer recht dunkel gemacht, durch das foramen exiguum im Fensterladen erst den sogenannten Strahl hereingelassen, das fertige prismatische Bild an der Wand gezeigt, mit einem durchlöcherten Bleche die einzelnen Farben dargestellt, und durch eine zweyte ungleiche Verrückung, durch das sogenannte Experimentum Crucis, auf der Stelle die höchsten Herrschaften und den sämmtlichen Hof überzeugt, so daß Hamberger triumphirend zur Akademie zurückkehren konnte.

Deutsche gelehrte Welt.

Um die Thätigkeit derselben und was sie in dieser Sache gewirkt kennen zu lernen, haben wir uns vorzüglich auf Akademien umzusehen. Was und wie es gelehrt worden, davon geben uns die Compendien am besten und kürzesten Nachricht.

Jeder der ein Lehrbuch schreibt, das sich auf eine Erfahrungswissenschaft beziehr, ist im Falle eben so oft

Irrthümer als Wahrheiten aufzuzeichnen; denn er kann viele Verſuche nicht ſelbſt machen, er muß ſich auf anderer Treu und Glauben verlaſſen und oft das Wahrſcheinliche ſtatt des Wahren aufnehmen. Deßwegen ſind die Compendien Monumente der Zeit, in welcher die Data geſammelt wurden. Deßwegen müſſen ſie auch oft erneuert und umgeſchrieben werden. Aber indem ſie neue Entdeckungen geſchwind aufnehmen und einige Capitel dadurch verbeſſern, ſo erhalten ſie in andern falſche Verſuche und unrichtige Schlußfolgen deſto länger.

Wenn nun der Compendienſchreiber gewöhnlich das benutzt, was er ſchon völlig fertig vor ſich findet, ſo war die Boyliſche Bemühung viele Farben-Phänomene zuſammenzuſtellen und gewiſſermaßen zu erklären, ſolchen Männern ſehr angenehm, und man findet auch noch bis über das erſte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts dieſe Methode herrſchen, bis ſie endlich von der Newtoniſchen Lehre völlig verdrängt wird.

Wir wollen die Compendien, die uns bekannt geworden, beſonders die deutſchen, welche bei Mehrheit der Univerſitäten zu einer größern Anzahl als in andern Ländern anwuchſen, kürzlich anzeigen und das hierher Gehörige mit wenigem ausziehn.

Physica oder Naturwiſſenſchaft durch Scheuchzer, erſte Ausgabe 1703.

Ein würdiger, wohlgesinnter, fleißiger und unterrichteter Mann bringt in diesem Werke meistens die Geschichte der Meinungen mit vor, und geht von der Metaphysik seiner Zeit zur Physik über. Die Farbenlehre überliefert er nach Boyle, Hooke und Descartes.

In der zweyten Ausgabe von 1711 fügt er ein besonderes Capitel bei, worin er die Newtonische Lehre nach Anleitung der Optik genau und umständlich vorträgt, so wie er auch die Kupfertafeln nachstechen läßt. Die Newtonische Lehre steht, wie eine unverarbeitete Masse, gleichsam nur literarisch da; man sieht nicht, daß er irgend ein Experiment mit Augen gesehen, oder über die Sachen gedacht habe.

Hermann Friederich Teichmeyer. Amoenitates, Jena 1712. Hält sich noch an Hooke und Boyle. Man findet keine Newtonische Spur.

Deutsche Physik durch Theodor Hersfeld, 1714. Der wahre Name ist Conrad Mel. Ein pedantisches, philisterhaftes Werk. Die Farbenerscheinungen bringt er confus und ungeschickt genug hervor. Er will die Farben der Körper aus der verschiedenen Art ihrer Theile herleiten, so wie aus den von ihnen wunderlich zurückgeworfenen Lichtstrahlen. Die Newtonische Lehre scheint er gar nicht zu kennen.

Martin Gotthelf Löscher. Physica experimentalis, Wittenberg 1715. Scheint ein Schüler von Teich-

meyern zu seyn, wenigstens sind die Phänomene beinahe eben dieselben, so wie auch die Erklärung.

Bei ihm ist color, tertia affectio specialis corporum naturalium, seu ea lucis in poris ac superficiebus corporum modificatio, quae eadem nobis sistit colorata et diverso colore praedita. Man erkennt hier Boylen; Newtons wird nicht erwähnt.

Johannes Wenceslaus Kaschubius. Elementa Physicae. Jena 1718. Hier fängt schon der Refrain an, den man künftig immerfort hört: si per foramen rotundum etc.

Er thut die apparenten und körperlichen Farben in ein paar Paragraphen nach Newtonischer Art ab.

Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, von Christian Wolff 1723. Der Verf. beweist die Lehre von der Heterogeneität des Lichtes a priori.

Julius Bernhard von Rohr. Physikalische Bibliothek, Leipzig 1724. Seine Literatur ist sehr mager; mit Newton mag er nichts zu thun haben, weil er lieber künstliche und mechanische Zusammensetzungen, als mühsame Ausrechnungen befördert wünscht.

Johann Matthäus Barth. Physica generalior, Regensburg 1724. Ein Geistlicher und wohldenkender Mann, der dem Aberglauben entgegen arbeitet, und sich daher mit Naturlehre abgibt, doch nicht sowohl selbst versucht, als das was andere geleistet zusammenstellt. Im Paragraphen von den Farben folgt er Boy-

len, gedenkt der Lehre Newtons, läßt sich aber nicht darauf ein, und hat folgende merkwürdige Stelle: „Es hat mich Herr Baier, Professor Theologiae zu Altorf, einst im Discurs versichert, daß er in dergleichen Versuchen (den Newtonischen nämlich, von denen eben die Rede ist) betrügliche Umstände gefunden, welche er publicirt wünschte."

Dieses ist die erste Spur die ich finde, daß ein Deutscher gegen die Newtonische Lehre einigen Zweifel erregt. Ferner gedenkt Barth dessen, was Mariotte derselben entgegengesetzt.

Johann Friederich Wucherer. Institutiones philosophiae naturalis eclecticae. Jena 1725. Vom §. 238 an. Die Farbe sey nichts Reelles. Das Reelle sey, was existire, wenn es auch niemand dächte; aber es gebe keinen Schmerz, wenn ihn niemand fühlte. Darin kämen alle neueren Physiker überein. Wenn das Licht weggenommen ist, sieht man alles schwarz. Blinde können Farben fühlen, z. B. Boylens Vermaasen. Finch Tractatus de coloribus. Schmidii (Joh. Andr. Schmidt) dissertatio caecus de colore judicans. Sturm führt ein Exempel an, daß ein Blinder die verschiedenen Farben riechen konnte. vid. illius physicam hypotheticam. Die Farben kommen also von der Verschiedenheit der Oberfläche der Körper her, et hinc pendente reflexione, refractione, infractione, collectione, dissipatione radiorum solarium. Gründe die

Boyle angibt. Bei verändertem Licht verändern ſich die Farben. So auch bei veränderter Oberfläche, wie auch durch veränderte Lage. Hier bringt er nicht ſehr glücklich die Regentropfen und das Prisma vor. Nachdem er ſeine Lehre auf die verſchiedenen Farben angewendet, fährt er fort: Haec equidem non sine ratione dicuntur et ad colores supra dictos non sine specie veri accommodantur. At vero ad specialia ubi descendimus, difficultates omnino tales occurrunt, quibus solvendis spes ulla vix superest.

Er citirt Hamelius de corporum affectionibus. Weidlerus in Explicatione nova Experimentorum Newtonianorum. Er kennt Newtons Lehre, nimmt aber keine Notiz davon.

Hermann Friedrich Teichmeyer. Elementa Philosophiae naturalis. Jena 1733. Eine neue Auflage ſeines frühern Compendiums. Sein Vortrag iſt noch immer der alte.

Georg Erhard Hamberger. Elementa physices. Jena 1735. Auf der 339ſten Seite beruft er ſich auf Wolff, daß dieſer die Heterogeneität des Lichts a priori bewieſen habe und verweiſet auf ihn.

Er führt einen gewiſſen Complex der Newtoniſchen Verſuche an, und beginnt mit dem bekannten Liede: sit igitur conclave tenebrosum et admittatur per exiguum foramen radius lucis. Uebrigens ſind ſeine Figuren von den Newtoniſchen copirt und es findet ſich

keine Spur, daß er über die Sache nachgedacht oder kritiſch experimentirt habe.

Samuel Chriſt. Hollmann. Introductionis in universam Philosophiam Tom. II. Göttingen 1747 §. 147. Non id enim, quod rubicundum, flavum, caeruleum etc. appellamus. in rebus ipsis extra nos positis, sed in nostris solum perceptionibus, immo certa tantummodo perceptionum nostrarum modificatio est, a sola diversa lucis modificatione in nobis solum oriunda.

Er verwirft daher die alte Eintheilung in reales und apparentes. Trägt die Newtoniſche Lehre bündig, doch mehr überredend, als entſcheidend vor.

Die Note zum §. 150 enthält zur Geſchichte der Theorie ſehr brauchbare Allegate, woraus man ſieht, daß er die Entſtehung der Lehre ſowohl als die Controverſen dagegen recht gut kennt, nicht weniger den Beifall den ſie erhalten. Aus dem Tone des Vortrags im Texte bemerkt man, daß er ſein Urtheil in suspenso halten will.

Johann Heinrich Winkler. Institutiones mathematico-physicae, 1738. §. 1112, erwähnt er der Newtoniſchen Lehre im Vorbeigehen, bei Gelegenheit der undeutlichen Bilder durch die Linſen: praeterea Newtonus observavit, radium unum per refractionem in plures diversi coloris dispesci, qui cum catheto refractionis diversos angulos efficiunt.

Samuel

Samuel Chriſt. Hollmann. Primae physicae experimentalis lineae. Göttingen 1742. Die Newtoniſche Lehre lakoniſch, jedoch noch mit videtur vorgetragen. In den Ausgaben von 1749, 1753, 1765 lakoniſch und ganz entſchieden.

Vernünftige Gedanken von Chriſtian Wolff, fünfte Ausgabe von 1746. Im erſten Theile, §. 129 erklärt er die Farbenerſcheinung an den Körpern ganz nach Newtoniſcher Manier und beruft ſich auf den zweyten Theil ſeiner Experimenta.

Johann Andreas von Segner. Einleitung in die Naturlehre, erſte Auflage 1746, zweyte, Göttingen 1754, trägt die Newtoniſchen Verſuche ſo wie die Theorie kurz vor. Seine Figuren ſind nach Newton copirt. Es zeigt ſich keine Spur, daß er die Phänomene ſelbſt geſehen.

Georg Wolfgang Kraft. Praelectiones in Physicam theoreticam, Tübingen 1750. Er folgte, wie er ſelbſt ſagt, dem Muſchenbroek, läßt die Lehre von den Farben ganz aus, und verweiſt auf einen optiſchen Tractat, pag. 267.

Andreas Gordon. Physicae experimentalis elementa, Erfurt 1751. Ein Benedictiner im Schottenkloſter zu Erfurt, ein ſehr fleißiger Mann voller Kenntniſſe. Man ſieht, daß in katholiſchen Schulen man damals noch mit der Scholaſtik zu ſtreiten hatte.

Im §. 1220 ſind ihm die Farben auch Körper, die

Buch-Orakel.

Der in jedem Tag düster befangene, nach einer aufgehellten Zukunft sich umschauende Mensch greift begierig nach Zufälligkeiten, um irgend eine weissagende Andeutung aufzuhaschen. Der Unentschlossene findet nur sein Heil im Entschluß, dem Ausspruch des Looses sich zu unterwerfen. Solcher Art ist die überall herkömmliche Orakelfrage an irgend ein bedeutendes Buch, zwischen dessen Blätter man eine Nadel versenkt und die dadurch bezeichnete Stelle bei'm Aufschlagen gläubig beachtet. Wir waren früher mit Personen genau verbunden, welche sich auf diese Weise bei der Bibel, dem Schatzkästlein und ähnlichen Erbauungswerken zutraulich Raths erholten und mehrmals in den größten Nöthen Trost, ja Bestärkung für's ganze Leben gewannen.

Im Orient finden wir diese Sitte gleichfalls in Uebung; sie wird Fal genannt, und die Ehre derselben begegnete Hafisen gleich nach seinem Tode. Denn als die Strenggläubigen ihn nicht feyerlich beerdigen wollten, befragte man seine Gedichte, und als die be-

sich vom Licht herschreiben. Sein Vortrag der Newtonischen Lehre ist ein wenig confus; seine Figuren sind, wie die der ganzen Schule, falsch und mährchenhaft.

Die chemischen Experimente trägt er zuletzt vor und schließt: quae omnia pulchra quidem, suis tamen haud carent difficultatibus.

Johanne Charlotte Zieglerinn. Grundriß einer Naturlehre für Frauenzimmer, Halle 1751. P. 424 trägt sie die hergebrachte Lehre vor und verweist ihre Leserinnen auf Algarotti.

Johann Peter Eberhard. Erste Gründe der Naturlehre, Halle 1753. Die Newtonische Theorie, doch mit einiger Modification, die er schon in einer kleinen Schrift angegeben. Im §. 387 fängt er den ganzen Vortrag mit dem bekannten Refrain an: Man lasse durch eine kleine runde Oeffnung ꝛc. Seine Figuren sind klein, schlecht und wie alle aus dieser Schule, nicht nach dem Phänomen, sondern nach der Hypothese gebildet.

In seiner Sammlung der ausgemachten Wahrheiten der Naturlehre 1755 setzt er, wie natürlich, die Newtonische Theorie auch unter die ausgemachten Wahrheiten.

Man sey darüber einig, daß die Sonnenstrahlen nicht gleich stark gebrochen werden.

Er bringt etwas von der Geschichte der Farbenlehre

bei und citirt wegen des Beifalls den Newton faſt überall gefunden, die Schriften mehrerer Naturforſcher.

„Es hat zwar der bekannte Pater Caſtel Einwürfe dagegen gemacht, die aber auf ſolche Verſuche gegründet waren, bei welchen der gute Franzoſe keine mathematiſche Accurateſſe bewieſen.“

(Welche wunderlichen Redensarten! als wenn es keine andere Accurateſſe gäbe als die mathematiſche.)

„Man ſieht aus den Miscell. curios. p. 115 daß man auch ſchon damals in Paris Newtons Theorie angegriffen, welches aber aus einem Mißverſtändniß geſchehen.“

Florian Dalham. Institutiones physicae, Wien 1753. Ein Geiſtlicher, bringt etwas Weniges von der Geſchichte der Farbenlehre vor; dann intonirt er: radius solis per foramen A. Mit den Einwürfen iſt er bald fertig, dann folgen einige chemiſche Experimente.

Emanuel Swedenborg. Prodromus Principiorum rerum naturalium, Hildburghauſen 1754, p. 137. Wie er durch dieſe ganze Schrift die Körper aus Kugeln verſchiedener Größe und Art, aus Kreiſen und Kränzen und deren Interſtitien auf's wunderlichſte zuſammenſetzt, eben ſo macht er es mit der Transparenz, dem Weißen, Rothen und Gelben. Alles ſey transparent ſeinen kleinſten Theilen nach: Albedo; si anguli reflexionis variae confundantur in particulis transparentibus, albedinem oriri. Rubedo; si superficies particularum va-

rii generis particulis variegetur, oriri rubedinem. Flavedo; si albedo mixta sit cum rubedine, flavedinem oriri.

Jacob Friedrich Maiers Physik, Carlsruhe 1767. p. 225. Kurz und schlechtweg Newtons Lehre.

Bernard Grant. Praelectiones encyclopaedicae in physicam experimentalem. Erfurt 1770. p. 47. Newtons Lehre schlechtweg und kurz.

Johann Christian Polykarp Erxleben. Anfangsgründe der Naturlehre, 1772. „Wenn man durch ein kleines rundes Loch" ꝛc. Er trägt übrigens die Newtoniſche und Euleriſche Lehre in der böſen, halb hiſtoriſchen, halb didaktiſchen Manier vor, die ſich nicht compromittiren mag und immer noch eine Hinterthüre findet, wenn die Lehre auch falſch befunden würde.

Schmahlings Naturlehre für Schulen, Göttingen und Gotha 1774, p. 8. Das gewöhnliche Stoßgebet.

Johann Lorenz Böckmanns Naturlehre, Carlsruhe 1775, p. 321. Das alte Lied: „man laſſe durch eine mittelmäßige runde Oeffnung" ꝛc.

Matthias Gablers Naturlehre, drey Theile. München 1778, p. 319 item: „man laſſe einen Lichtſtrahl ꝛc." P. 323 läßt er ſich in Controvers ein, glaubt aber wie die Schule überhaupt viel zu geſchwind mit dem Gegner fertig zu werden. Einwand eines Anti-Newtonianers oder eigentlich Anti-Eulerianers von den

Trabanten des Jupiter hergenommen. Auch Herr Gabler fertigt Mariotten und Rizzetti'n leicht ab.

Wenceslaus Johann Guſtav Karſten. Naturlehre, 1781. Erſt wie gewöhnlich die Lehre von der Brechung für ſich: dann §. 399 „mit der Strahlenbrechung iſt noch ein Erfolg verbunden ꝛc.“ Merkwürdig iſt, daß der Verfaſſer ſeine Ausdrücke behutſamer als hundert andere ſtellt, z. E. „der Erfolg läßt ſich am beſten erklären, wenn man mit Herrn Newton annimmt ꝛc. wenn es wahr iſt, daß rothes Licht am wenigſten brechbar iſt ꝛc.“

C. G. Kratzenſtein. Vorleſungen über die Experimentalphyſik, Kopenhagen 1782, p. 134. „Das weiße Licht beſteht nach Newton aus ſieben Hauptfarben ꝛc.“

Johann Daniel Titius. Physicae experimentalis elementa. Lipsiae 1782. §. 111. Der Radius solaris, dann aber zwey Prismen, man weiß nicht warum: denn das Experimentum Crucis iſt es nicht. Auch dieſer macht einen Sprung: patet ex hoc experimento diversam radiorum solarium refrangibilitatem etc. Dann einige Folgerungen und etwas weniges Chemiſches.

W. J. G. Karſten. Anleitung zur gemeinnützlichen Kenntniß der Natur, Halle 1783, §. 1 und folgende, ungefähr in dem Sinne, wie in ſeiner Naturlehre.

Johann Philipp Hobert. Grundriß der Naturlehre, Berlin 1789, §. 221. Lichtſtrahl, enge Oeff-

nung, verfinſtertes Zimmer ꝛc. wie ſo viele andere, hinter der ganzen Heerde drein.

Anton Bruchhauſen. Institutiones physicae, überſetzt von Bergmann, Mainz 1790. Sonnenſtrahl, kleine Oeffnung und ſogar Lichtfäden.

Johann Baptiſta Horvath. Elementa physicae; Budae 1790. Die alte Lever. Stamina lucis, colore immutabili praedita.

Matthäus Pankl. Compendium institutionum physicarum Pars I. Posoniae 1793, p. 160, cap. 3. de lucis heterogeneitate. Veteribus lumen simplicissima et homogenea substantia fuit. Newtonus heterogeneam esse extra omnem dubitationem posuit.

A. W. Hauch. Anfangsgründe der Experimentalphyſik, aus dem Däniſchen von Tobieſen. Schleßwig 1795, 1ſter Theil §. 286. Das hergebrachte Lied wird abgeorgelt.

Wir ſind bei dieſer Anzeige der Compendien weit über die Epoche hinausgegangen in der wir uns gegenwärtig befinden, und haben die Recenſion ſolcher Schriften bis gegen das Ende des achtzehnten vorigen Jahrhunderts fortgeſetzt, indem wir auf dieſe Wiederholungen und Nachbeterenen nicht wieder zurückzukehren wünſchten.

Akademie Göttingen.

Es iſt intereſſant zu ſehen, durch welche Reihe von Perſonen auf einer beſuchten Akademie die Newtoniſche Lehre fortgepflanzt worden. Ein Göttinger Profeſſor hatte ohnehin, bei der nahen Verwandtſchaft mit England, keine Urſache, eine Meinung näher zu prüfen, welche ſchon durchgängig angenommen war, und ſo wird ſie denn auch bis auf den heutigen Tag noch dort ſo gut als auf andern Akademien gelehrt.

Hollmann, 1736, lieſt Phyſik als einen Theil des philoſophiſchen Curſus. Seine Institutiones werden 1738 gedruckt. Er lieſt weitläufige Experimentalphyſik, nachher dieſelbe zuſammengezogener. Fährt damit nach Abgang Segners fort bis gegen 1775; ſtirbt 1788, nachdem er ſchon mehrere Jahre der Phyſik, und ſpäter den übrigen Vorleſungen ſich entzogen.

von Segner, 1736, lieſt Phyſik über Hamberger, Wolf, Muſchenbroek, nach Dictaten, von 1744 an; ſodann über ſeine Anfangsgründe, von 1746 bis zu ſeinem Abgang 1754.

Käſtner, lieſt 1759 Phyſik nach Winkler, ſpäter nach Eberhards erſten Gründen der Naturlehre. Er hat als Mathematiker den beſondern Tick, die Phyſiker anzufeinden.

Meiſter lieſt Perſpective und Optik.

Errleben, Professor extraordinarius seit 1770. Erste Ausgabe seines Compendii 1772; stirbt 1777.

Lichtenberg, Professor extraordinarius seit 1770. Anfangs viel abwesend und mit mathematicis beschäftigt, liest von 1778 an über Errleben und gibt sieben vermehrte Auflagen heraus.

Mayer, nach Lichtenbergs Tod, stimmt in einem neuen Compendium das alte Lied an.

Nachlese.

Smith und Martin, Engländer, bringen die Lehre Newtons im Auszuge in ihre Lehrbücher.

Leseur und Jaquier, geistliche Väter zu Rom, commentiren Newtons Werke und verbreiten seine Lehre.

Encyklopädisten. Da ein Lexikon, so wie ein Compendium einer Erfahrungswissenschaft, eigentlich nur eine Sammlung des cursirenden Wahren und Falschen ist; so wird man auch von dieser Gesellschaft nichts weiter erwarten. Man konnte ihr nicht zumuthen, daß sie jede Wissenschaft sollte neu durcharbeiten lassen. Und so haben sie denn auch die alte Confession mit Ernst und Vollständigkeit dergestalt abgelegt, daß sie vor den sämmtlichen Glaubensgenossen mit Ehren bestehen können. Die Artikel, unter welchen solches aufzusuchen, verstehen sich von selbst.

Montucla. In der ersten Hälfte des achtzehn-

ten Jahrhunderts hatten ſich, wie wir wiſſen, die Formeln und Redensarten völlig ausgebildet, welche man zu Gunſten Newtons und zu Ungunſten ſeiner Gegner wiederholte und einander nachſagte. In Montucla's histoire de mathématiques, Paris 1758, findet man auch nichts anderes. Nicht allein Auswärtige, wie Rizzetti, behalten Unrecht, ſondern es geſchieht auch Franzoſen, Marietten, Caſtel, Duſay, von dem Franzoſen Unrecht. Da ſich dieſe ſo ſehr auf Ehre haltende Nation gegen das einmal eingewurzelte Vorurtheil nicht wieder erholen konnte, ſo wird man ja wohl andern, nicht ſo lebhaften und nicht ſo eigenwilligen Völkern verzeihen, wenn ſie auch bei dem einmal angenommenen ruhig verharrten.

Tobias Mayer.

De affinitate colorum commentatio, lecta in conventu publico, Gottingae 1758, in den kleinen, nach deſſen Tod, von Lichtenberg herausgegebenen Schriften.

Der Newtoniſche Wortkram wurde nunmehr von allen deutſchen Kathedern ausgeboten. Man freute ſich die Urfarben aus dem Licht hervorgelockt zu haben; es ſollten ihrer unzählige ſeyn. Dieſe erſten homogenen, einfachen Farben hatten aber die wunderliche Eigenſchaft, daß ein großer Theil derſelben von den zuſammengeſetzten nicht zu unterſcheiden war.

Betrachtete man jedoch das sogenannte Spectrum genauer, so konnte nicht verborgen bleiben, daß theils der Natur der Sache nach, theils der Bequemlichkeit des Vortrags wegen, sich diese unendlichen Farben auf eine geringere Zahl reduciren ließen. Man nahm ihrer fünf an, oder sieben. Weil aber das höchste, im völligen Gleichgewicht stehende Roth dem prismatischen Farbenbild abging, so fehlte auch hier die sechste oder die achte Farbe; das Ganze blieb unvollständig und die Sache confus.

Alle diejenigen, die von der Mahlerey und Färberey an die Farbenlehre herantraten, fanden dagegen, wie uns die Geschichte umständlich unterrichtet, naturgemäß und bequem, nur drey Grundfarben anzunehmen. Dieses hatte schon Boyle im zwölften Experiment des dritten Theils seines bekannten Werks kurz und bündig ausgesprochen, und den Mahlern das Recht ertheilt, nur drey primäre Farben zu statuiren: weil man denn doch wohl diejenigen so nennen dürfe, die aus keinen andern entspringen, alle übrigen aber erzeugen.

In diesem Sinne ist denn auch Mayers Aufsatz geschrieben. Es herrscht darin der gerade gesunde Menschenverstand. Er operirt zwar mit Pigmenten, wählt aber unter ihnen diejenigen aus, die er als Repräsentanten jener durch den Begriff bestimmten, einfachen Farben ansehen darf. Durch Combination und

Berechnung will er nun die möglichen, unterscheidbaren Zusammensetzungen ausmitteln.

Allein weil er atomistisch zu Werke geht, so ist seine Behandlung keineswegs zulänglich. Die einfachen, die Grundfarben, mögen dem Verstande bestimmbar seyn, aber wo sollen sie in der Erfahrung als Körper aufgefunden werden? Jedes Pigment hat seine besondern Eigenschaften und verhält sich, sowohl färbend als körperlich, gegen die übrigen, nicht als ein Allgemeines, sondern als ein Specifisches. Ferner entsteht die Frage: soll man die Pigmente nach Maß, oder nach Gewicht zusammenbringen? Beides kann hier nicht frommen. Alle Mischung der Pigmente zu malerischen Zwecken ist empirisch-ästhetisch, und hängt von Kenntniß der unterliegenden Körper und von dem zarten Gefühle des Auges ab. Hier wie in allen Künsten, gilt ein geistreiches, incalculables Eingreifen in die Erfahrung.

Noch manches wäre hier beizubringen, doch wird es demjenigen, der unserm Vortrage bisher aufmerksam gefolgt ist, gewiß gegenwärtig seyn. Wir geben daher, ohne weiteres, die Summe des Mayerischen Aufsatzes nach seiner Paragraphenzahl.

1) Es seyen nur drey einfache primitive Farben, aus denen durch Mischung die übrigen entstehen.

2) Schwarz und Weiß sey nicht unter die Farben zu rechnen, hingegen dem Licht und der Finsterniß zu vergleichen.

zeichnete Stelle ſeines Grabes erwähnt, das die Wanderer dereinſt verehren würden, ſo folgerte man daraus, daß er auch müſſe ehrenvoll begraben werden. Der weſtliche Dichter ſpielt ebenfalls auf dieſe Gewohnheit an und wünſcht, daß ſeinem Büchlein gleiche Ehre widerfahren möge.

3) Die secundären Farben seyen gemischt aus zwey oder drey einfachen.

4) Mischung von Roth und Gelb.

5) Mischung von Gelb und Blau.

6) Mischung von Roth und Blau.

7) Weitere Ausführung.

8) Mischung der drey Farben in verschiedenen Proportionen.

9) Weiß und Schwarz zu den Farben gemischt, macht sie nur heller und dunkler. Die drey Urfarben, in gehörigem Maße zusammengemischt, machen Grau, so wie jene beiden.

10) Von chemischen Mischungen ist nicht die Rede. Die Versuche zu dem gegenwärtigen Zweck sind mit trocknen Pulvern anzustellen, die auf einander nicht weiter einwirken.

11) Die Portion der einer andern zuzumischenden Farbe muß nicht zu klein seyn, sonst ist das Resultat nicht bestimmbar.

12) Man kann zwölf Theile einer jeden Farbe festsetzen, bezüglich auf Musik und Architektur, welche auch nur so viel Theile für sensibel halten.

13) Bezeichnung mit Buchstaben und Zahlen.

14) Durch gemeinsame Factoren multiplicirt oder dividirt, ändert sich das Resultat nicht.

15) Die einfachen Farben werden erst zu zwey, dann zu drey, zwölfmal combinirt.

16) Durch weitere Operation entstehen ein und neunzig Veränderungen,

17) die in einem Dreyeck aufgestellt werden können.

18) Die Felder dieses Dreyecks sollen nun nach ihren Zahlbezeichnungen colorirt werden. Dieß soll durch einen Mahler geschehen. Dadurch wird also das Fundament der Sache dem Auge, dem Gefühl des Künstlers überlassen.

19) Ein Pigment stelle die Farbe nicht rein dar. Dieses ist freilich ganz natürlich, weil sie an irgend einem Körper besonders bedingt wird. Die reine Farbe ist eine bloße Abstraction, die wohl manchmal, aber selten zur Wirklichkeit kommt. So nimmt Mayer z. B. den Zinnober als ein vollkommenes Roth an, der doch durchaus einen gelben Schein mit sich führt.

20) Vier Pigmente werden angegeben mit ihren Buchstaben und Ziffern des Dreyecks. Nun wird berechnet, welche Farbe aus diesen Pigmenten entstehen soll. Diese Pigmente müssen also doch erst mit den Feldern des Dreyecks verglichen werden, und wer vergleicht sie, als ein geübtes Auge? und wer wird die zusammengesetzte Farbe mit der durch das Zeichen des Resultats der Berechnung angegebenen Farbe vergleichen?

21) Die Aufgabe wird umgekehrt. Man verlangt eine gewisse Farbe: wie viel Theile der übrigen sollen dazu genommen werden?

22) Mehr als drey Pigmente dürfe man nicht annehmen, sonst werde die Aufgabe unbestimmt.

23) Mischung der vollkommenen, gehörig beleuchteten, mit Licht versehenen Farben mit Weiß,

24) wodurch sie heller werden, und zugleich unkenntlicher, d. i. weniger unterscheidbar. Des Weißen werden auch zwölf Theile angenommen, und so entstehen dreyhundert vier und sechzig Farben. Diese Zahl deutet auf eine Pyramidalfläche, deren je eine Seite zwölf enthält.

25) Dieselbige Operation mit Schwarz.

26) Vollkommene Farben sollen immer etwas Weiß oder Licht bei sich haben.

27) Weitere Ausführung.

28) Schwarz betrachtet als die Privation des Weißen.

29) Sämmtliche auf diesem Wege hervorgebrachte Farben belaufen sich auf achthundert neunzehn.

30) Schlußbetrachtung über diese bestimmte große Mannichfaltigkeit und über die noch weit größere der verschiedenen Abstufungen, die dazwischen liegen.

Mayer hatte, wie natürlich war, seine Unzufriedenheit mit der Newtonischen Terminologie zu erkennen gegeben. Dieses zog ihm nicht den besten Willen seiner Collegen und der gelehrten Welt überhaupt zu. Schon in der Vorlesung selbst machte Abderer eine unbedeutende und unrichtige Bemerkung, welche aber begierig aufgefaßt und durch Kästnern fortgepflanzt wurde. Was die-

ser, und nachher Errleben, Lichtenberg, Johann Tobias Mayer, Mollweide und andere, wenn die Sache zur Sprache kam, für Sandweben über diesen Gegenstand hingetrieben und ihn damit zugedeckt, wäre allzu umständlich auseinander zu setzen. Der besser Unterrichtete wird es künftig selbst leisten können.

Johann Heinrich Lambert.

Beschreibung einer mit dem Calauischen Wachse ausgemahlten Farbenpyramide. Berlin 1772 in 4.

Der Mayerischen Abhandlung war eine colorirte Tafel beigefügt, welche die Farbenmischung und Abstufung in einem Dreyeck, freilich sehr unzulänglich, vorstellt. Dieser Darstellung mehr Ausdehnung und Vielseitigkeit zu geben, wählte man später die körperliche Pyramide. Die Calauische Arbeit und die Lambertische Erklärung ist gegenwärtig nicht vor uns; doch läßt sich leicht denken, was dadurch geleistet worden. Ganz neuerlich hat Philipp Otto Runge, von dessen schönen Einsichten in die Farbenlehre, von der mahlerischen Seite her, wir schon früher ein Zeugniß abgelegt, die Abstufungen der Farben und ihr Abschattiren gegen Hell und Dunkel auf einer Kugel dargestellt, und wie wir glauben, diese Art von Bemühungen völlig abgeschlossen.

Lamberts Photometrie berühren wir hier nur insofern, als wir uns nicht erinnern, daß er, bei Messung

der verſchiedenen Lichtſtärken, jene Farbenerſcheinungen gewahr geworden, welche doch bei dieſer Gelegenheit ſo leicht entſpringen, wie vor ihm Bouguer und nach ihm Rumford wohl bemerkt. Sie ſind theils phyſiſch, indem ſie aus der Mäßigung des Lichtes entſpringen, theils phyſiologiſch, inſofern ſie ſich an die farbigen Schatten anſchließen.

Carl Scherffer.

Abhandlung von den zufälligen Farben. Wien 1765.

Bouguer und Buffon hatten bei Gelegenheit des abklingenden Bildes im Auge und der farbigen Schatten, dieſe, wie es ſchien, unweſentlichen Farben, denen wir jedoch unter der Rubrik der phyſiologiſchen den erſten Platz zugeſtanden, zur Sprache gebracht und ſie zufällig genannt, weil es noch nicht gelungen war, ihre Geſetzmäßigkeit anzuerkennen.

Scherffer, ein Prieſter der Geſellſchaft Jeſu, beſchäftigte ſich mit dieſen Erſcheinungen und vermannichfaltigte die Verſuche, wobei er ſich als einen ſcharfſinnigen und redlichen Beobachter zeigt. Da er jedoch der Lehre Newtons zugethan iſt, ſo ſucht er die Phänomene nach derſelben zu erklären, oder vielmehr ſie ihr anzupaſſen. Die Umkehrung eines hellen Bildes im Auge in ein dunkles, eines dunkeln in ein helles, nach verſchiedenen gegebenen Bedingungen (S. 15 ff.), er-

erklärte man, wie am angeführten Orte erſichtlich iſt. Nun ſchlug Pater Scherffer zu Erklärung der farbig mit einander abwechſelnden Erſcheinungen folgenden Weg ein.

Er legt jenen mangelhaften Newtoniſchen Farbenkreis (P. 592—594) zum Grunde, deſſen Zuſammenmiſchung Weiß geben ſoll. Dann fragt er, was für eine Farbe z. B. entſtehen würde, wenn man aus dieſem Kreiſe das Grün hinwegnähme? Nun fängt er an zu rechnen, zu operiren, Schwerpunkte zu ſuchen, und findet, daß ein Violett entſtehen müſſe, welches zwar, wie er ſelbſt ſagt, in der Erfahrung nicht entſteht, wohl aber ein Roth, das er dann eben auch gelten läßt.

Nun ſoll das Auge, wenn es von den grünen Strahlen afficirt worden, der grüne Gegenſtand aber weggehoben wird, ſich in einer Art von Nothwendigkeit befinden, von dem Reſultat der ſämmtlichen übrigen Strahlen afficirt zu werden.

Da nun aber dieſe Reſultate niemals rein zutreffen — und wie wäre es auch möglich, indem das vollkommene Roth, welches eigentlich der Gegenſatz des Grünen iſt, jenem Kreiſe fehlt! — ſo muß der gute Pater auch in die Hetmanns-Manier fallen, worin ihm denn freilich ſein Herr und Meiſter weidlich vorgegangen, ſo daß er Ausflüchte, Ausnahmen, Einſchränkungen, überall finden und nach ſeinem Sinne gebrauchen kann.

Darwin, der in der letzten Zeit dieſe Erſcheinungen ausführlich vorgenommen, erklärt ſie zwar auch nach der Newtoniſchen Lehre, hält ſich aber weniger dabei auf, in wiefern dieſe zu den Erſcheinungen paſſe oder nicht.

Unſer einfacher, naturgemäßer Farbenkreis, Taf. I. Fig. 1 dient jedoch dazu, dieſe Gegenſätze, indem man bloß die Diameter zieht, bequem aufzufinden.

Weil übrigens jeder tüchtige Menſch, ſelbſt auf dem Wege des Irrthums, das Wahre ahnet, ſo hat auch Scherffer dasjenige was wir unter der Form der Totalität ausgeſprochen, zwar auf eine ſchwankende und unbeſtimmte, aber doch ſehr anmuthige Weiſe ausgedrückt, wie folgt:

„Bei Erwägung dieſer und mehr dergleichen Muthmaßungen glaub' ich nicht, daß ich mich betrüge, wenn ich dafür halte, es habe mit dem Auge eine ſolche Beſchaffenheit, daß es nach einem empfindlichern Drucke des Lichtes nicht allein durch die Ruhe, ſondern auch durch den Unterſchied der Farben, wiederum müſſe gleichfalls erfriſcht werden. Jener Ekel, den wir durch das längere Anſehen einer Farbe verſpüren, rühre nicht ſo viel von dem uns angebornen Wankelmuthe her, als von der Einrichtung des Auges ſelbſt, vermöge welcher auch die ſchönſte Farbe durch den allzulang anhaltenden Eindruck ihre Annehmlichkeit verliert. Und vielleicht hat die vorſichtige Natur dieſes zum Abſehen gehabt,

damit wir einen ſo edlen Sinn nicht immer mit einer Sache beſchäftigen, indem ſie unſerer Unterſuchung eine ſo große Menge darbietet, da ſie den Unterſchied in Abwechſelung der Farben weit reizender machte, als alle Schönheit einer jeden insbeſondere."

Wir enthalten uns manche intereſſante Beobachtung und Betrachtung hier auszuziehen, um ſo mehr als dieſe Schrift in jedes wahren Liebhabers der Farbenlehre eigene Hände zu gelangen verdient.

Benjamin Franklin.

Kleine Schriften, herausgegeben von G. Schatz 1794. Zweyter Theil S. 324 f.

„Der Eindruck, den ein leuchtender Gegenſtand auf die Sehnerven macht, dauert zwanzig bis dreyßig Secunden. Sieht man an einem heitern Tage, wenn man im Zimmer ſitzt, eine Zeit lang in die Mitte eines Fenſters, und ſchließt ſodann die Augen, ſo bleibt die Geſtalt des Fenſters eine Zeit lang im Auge, und zwar ſo deutlich, daß man im Stande iſt, die einzelnen Fächer zu zählen. Merkwürdig iſt bei dieſer Erfahrung der Umſtand, daß der Eindruck der Form ſich beſſer erhält, als der Eindruck der Farbe. Denn ſobald man die Augen ſchließt, ſcheinen die Glasfächer, wenn man das Bild des Fenſters anfängt wahrzunehmen, dunkel, die Querhölzer der Kreuze aber, die Rahmen und die Wand

umher weiß oder glänzend. Vermehrt man jedoch die Dunkelheit der Augen dadurch, daß man die Hände über sie hält, so erfolgt sogleich das Gegentheil. Die Fächer erscheinen leuchtend und die Querhölzer dunkel. Zieht man die Hand weg, so erfolgt eine neue Veränderung, die alles wieder in den ersten Stand setzt. Ein Phänomen, das ich so wenig zu erklären weiß, als folgendes. Hat man lange durch eine gemeine, grüne, oder sogenannte Conservationsbrille gesehn, und nimmt sie nun ab, so sieht das weiße Papier eines Buchs röthlich aus, so wie es grünlich aussieht, wenn man lange durch rothe Brillen gesehen hat. Dieß scheint eine noch nicht erklärte Verwandtschaft der grünen und rothen Farbe anzuzeigen."

Noch manches was sich hier anschließt, ist von Buffon, Mazeas, Beguelin, Melville beobachtet und überliefert worden. Es findet sich beisammen in Priestley's Geschichte der Optik, Seite 327, woselbst es unsre Leser aufzusuchen belieben werden.

Achtzehntes Jahrhundert.

Zweyte Epoche,

von Dollond bis auf unſere Zeit.

Achromaſie.

Die Geſchichte dieſer wichtigen Entdeckung iſt im Allgemeinen bekannt genug, indem ſie theils in beſondern Schriften, theils in Lehr- und Geſchichtsbüchern öfters wiederholt worden. Uns geziemt daher nur das Hauptſächliche zu ſagen; vorzüglich aber, zu zeigen, wie dieſe bedeutende Aufklärung einer ungeahneten Natureigenſchaft auf das Praktiſche einen großen, auf das Theoretiſche gar keinen Einfluß gewinnen können.

Von uralten Zeiten her war bekannt und außer Frage, daß Brechung auf mannichfaltige Weiſe, ohne Farbenerſcheinung, ſtatt finden könne. Man ſah daher dieſe, welche ſich doch manchmal dazu geſellte, lange Zeit als zufällig an. Nachdem aber Newton ihre Urſache in der Brechung ſelbſt geſucht und die Beſtändigkeit des Phänomens dargethan; ſo wurden beide für unzertrennlich gehalten.

Deſſen ungeachtet konnte man ſich nicht läugnen, daß ja unſer Auge ſelbſt durch Brechung ſieht, daß alſo, da wir mit nacktem Auge nirgends Farbenſäume oder ſonſt eine apparente Färbung der Art erblicken, Brechung und

Blumen- und Zeichenwechsel.

Um nicht zu viel Gutes von der sogenannten Blumensprache zu denken, oder etwas Zartgefühltes davon zu erwarten, müssen wir uns durch Kenner belehren lassen. Man hat nicht etwa einzelnen Blumen Bedeutung gegeben, um sie im Strauß als Geheimschrift zu überreichen, und es sind nicht Blumen allein, die bei einer solchen stummen Unterhaltung Wort und Buchstaben bilden, sondern alles Sichtbare, Transportable wird mit gleichem Rechte angewendet.

Doch wie das geschehe, um eine Mittheilung, einen Gefühl- und Gedankenwechsel hervorzubringen, dieses können wir uns nur vorstellen, wenn wir die Haupteigenschaften orientalischer Poesie vor Augen haben: den weit umgreifenden Blick über alle Welt-Gegenstände, die Leichtigkeit zu reimen, sodann aber eine gewisse Lust und Richtung der Nation Räthsel aufzugeben, wodurch sich zugleich die Fähigkeit ausbildet Räthsel aufzulösen, welches denjenigen deutlich seyn wird, deren Talent sich dahin neigt Charaden, Logogriphen und dergleichen zu behandeln.

Farbenerſcheinung bei dieſer Gelegenheit von einander unabhängig gedacht werden können.

Rizzetti hatte das ſchon zur Sprache gebracht; weil aber ſeine Zeit in manchem noch zurück war, weil er den nächſten Weg verfehlte und in ſeiner Lage verfehlen mußte, ſo werde auch dieſes Verhältniſſes nicht weiter gedacht. Indeſſen war es anatomiſch und phyſiologiſch bekannt, daß unſer Auge aus verſchiedenen Mitteln beſtehe. Die Folgerung, daß durch verſchiedene Mittel eine Compenſation möglich ſey, lag nahe, aber niemand fand ſie.

Dem ſey wie ihm wolle, ſo ſtellte Newton ſelbſt den ſo oft beſprochenen Verſuch, den achten ſeines zweyten Theils, mit verſchiedenen Mitteln an, und wollte gefunden haben, daß wenn in dieſem Fall der ausgehende Strahl nur dahin gebracht würde, daß er parallel mit dem eingehenden ſich gerichtet befände, die Farbenerſcheinung alsdann aufgehoben ſey.

Zuerſt kann es auffallen, daß Newton, indem ihm, bei parallelen ſogenannten Strahlen, Brechung übrig geblieben und die Farbenerſcheinung aufgehoben worden, nicht weiter gegangen, ſondern daß es ihm vielmehr beliebt, wunderliche Theoreme aufzuſtellen, die aus dieſer Erfahrung herfließen ſollten.

Ein Vertheidiger Newtons hat in der Folge die artige Vermuthung geäußert, daß in dem Waſſer, deſſen ſich Newton bedient, Bleizucker aufgelöſ't geweſen, den

er auch in andern Fällen angewendet. Dadurch wird allerdings das Phänomen möglich, zugleich aber die Betrachtung auffallend, daß dem vorzüglichsten Menschen etwas ganz deutlich vor Augen kommen kann, ohne von ihm bemerkt und aufgefaßt zu werden. Genug, Newton verharrte bei seiner theoretischen Ueberzeugung, so wie bei der praktischen Behauptung: die dioptrischen Fernröhre seyen nicht zu verbessern. Es kam daher ein Stillstand in die Sache, der nur erst durch einen andern außerordentlichen Menschen wieder konnte aufgehoben werden.

Euler, einer von denjenigen Männern, die bestimmt sind, wieder von vorn anzufangen, wenn sie auch in eine noch so reiche Ernte ihrer Vorgänger gerathen, ließ die Betrachtung des menschlichen Auges, das für sich keine apparenten Farben erblickt, ob es gleich die Gegenstände durch bedeutende Brechung sieht und gewahr wird, nicht aus dem Sinne und kam darauf, Menisken, mit verschiedenen Feuchtigkeiten angefüllt, zu verbinden, und gelangte durch Versuche und Berechnung dahin, daß er sich zu behaupten getraute: die Farbenerscheinung lasse sich in solchen Fällen aufheben und es bleibe noch Brechung übrig.

Die Newtonische Schule vernahm dieses, wie billig, mit Entsetzen und Abscheu; im Stillen aber, wir wissen nicht, ob auf Anlaß dieser Eulerischen Behauptung, oder aus eigenem Antriebe, ließ Chester-Morehall in

England heimlich und geheimnißvoll achromatiſche Fernröhre zuſammenſetzen, ſo daß 1754 ſchon dergleichen vorhanden, obgleich nicht öffentlich bekannt waren.

Dollond, ein berühmter optiſcher Künſtler, widerſprach gleichfalls Eulern aus Newtoniſchen Grundſätzen, und fing zugleich an praktiſch gegen ihn zu operiren; allein zu ſeinem eignen Erſtaunen entdeckt er das Gegentheil von dem was er behaupter; die Eigenſchaften des Flint- und Crownglaſes werden gefunden, und die Achromaſie ſteht unwiderſprechlich da.

Bei alledem widerſtrebt die Schule noch eine Zeit lang; doch ein trefflicher Mann, Klingenſtierna, macht ſich um die theoretiſche Ausführung verdient.

Niemanden konnte nunmehr verborgen bleiben, daß der Lehre eine tödtliche Wunde beigebracht ſey. Wie ſie aber eigentlich nur in Worten lebte, ſo war ſie auch durch ein Wort zu heilen. Man hatte die Urſache der Farbenerſcheinung in der Brechung ſelbſt geſucht; ſie war es, welche dieſe Ur-Theile aus dem Licht entwickelte, denen man zu dieſem Behuf eine verſchiedene Brechbarkeit zuſchrieb. Nun war aber bei gleicher Brechung dieſe Brechbarkeit ſehr verſchieden, und nun faßte man ein Wort auf, den Ausdruck Zerſtreuung, und ſetzte hinter dieſe Brechung und Brechbarkeit noch eine von ihr **unabhängige Zerſtreuung und Zerſtreubarkeit**, welche im Hinterhalt auf Gelegenheit warten mußte, ſich zu manifeſtiren; und ein ſolches Flickwerk wurde in der wiſſen-

ſchaftlichen Welt, ſo viel mir bekannt geworden, ohne Widerſpruch aufgenommen.

Das Wort Zerſtreuung kommt ſchon in den älteſten Zeiten, wenn vom Licht die Rede iſt, vor. Man kann es als einen Trivial-Ausdruck anſehen, wenn man dasjenige, was man als Kraft betrachten ſollte, materiell nimmt, und das was eine gehinderte, gemäßigte Kraft iſt, als eine zerſtückelte, zermalmte, zerſplitterte anſieht.

Wenn ein blendendes Sonnenlicht gegen eine weiße Wand fällt, ſo wirkt es von dort nach allen entgegengeſetzten Enden und Ecken zurück, mit mehr oder weniger geſchwächter Kraft. Führt man aber mit einer gewaltſamen Feuerſpritze eine Waſſermaſſe gegen dieſe Wand; ſo wirkt dieſe Maſſe gleichfalls zurück, aber zerſtiebend und in Millionen Theile ſich zerſtreuend. Aus einer ſolchen Vorſtellungsart iſt der Ausdruck Zerſtreuung des Lichts entſtanden.

Je mehr man das Licht als Materie, als Körper anſah, für deſto paſſender hielt man dieſe Gleichnißrede. Grimaldi wird gar nicht fertig das Licht zu zerſtreuen, zu zerbrechen und zu zerreißen. Bei Rizzetti findet auch die Diſperſion der Strahlen mit denen er operirt, jedoch wider ihren Willen und zu ihrem höchſten Verdruſſe, ſtatt. Newton, bei dem die Strahlen ja auch auseinander gebrochen werden, brauchte dieſen und ähnliche Ausdrücke, aber nur diſcurſiv, als erläuternd,

verſinnlichend; und auf dieſe Weiſe wird jenes Wort herangetragen, bis es endlich in dem neu eintretenden unerwarteten Nothfalle aufgeſchnappt und zum Kunſtworte geſtempelt wird.

Mir ſind nicht alle Documente dieſes wichtigen Ereigniſſes zu Handen gekommen, daher ich nicht ſagen kann, wer ſich zuerſt ſo ausgedrückt. Genug, dieſes Kunſtwort ward bald ohne Bedenken gebraucht, und wird es noch, ohne daß irgend jemanden einfiele, wie durch jene große Entdeckung das Alte völlig verändert und aufgehoben worden. Man hat mit dieſem Pflaſter den Schaden zugedeckt; und wer in der Kürze einen eminenten Fall ſehen will, wie man mit der größten Gemüthsruhe und Behaglichkeit einen neuen Lappen auf ein neues Kleid flickt, der leſe in den Anfangsgründen der Naturlehre von Johann Tobias Mayer, die kurze Darſtellung von der Theorie der Farben, beſonders vergleiche man den 630ſten und 635ſten Paragraphen. Wäre dieß ein alter Autor, ſo würden die Kritiker ſich mit der größten Sorgfalt nach andern Codicibus umſehen, um ſolche Stellen, die gar keinen Sinn haben, mit Bedacht und Vorſicht zu emendiren.

Die Lehre mag ſich indeſſen ſtellen wie ſie will, das Leben geht ſeinen Gang fort. Achromatiſche Fernröhre werden verfertigt, einzelne Männer und ganze Nationen auf die Eigenſchaften der verſchiedenen Glasarten aufmerkſam. Clairaut in Frankreich bedient ſich der ſoge-

nannten Pierres de Stras ſtatt des Flintglaſes, und die Entdeckung lag ganz nahe, daß der Bleikalk dem Glaſe jene Eigenſchaft, die Farbenſäume disproportionirlich gegen die Brechung zu verbreitern, mittheilen könne. Zeiher in Petersburg machte ſich um die Sache verdient. Was Boscovich und Steiner gethan, um dieſe Angelegenheit theoretiſch und praktiſch zu fördern, bleibt unvergeſſen.

Le Baude erhielt in Frankreich 1773 den Preis für eine Glasart, die dem Flint nahe kam. Dufougerais hat zu unſerer Zeit, in ſeiner Manufactur zu Mont-Cenis, ein Glas verfertigt, wovon ein Prisma zu zehn Graden, mit einem Prisma von Crownglas zu achtzehn Graden zuſammengeſtellt, die Farbenerſcheinung aufhebt.

Von dieſer Glasart liegt noch eine große Maſſe vorräthig, und es iſt zu wünſchen, daß ein Theil derſelben von den franzöſiſchen Optikern zu Prismen von allen Winkeln genutzt, und zum Beſten der Wiſſenſchaft in einen allgemeinen Handelsartikel verwandelt werde.

Das Weitere und Nähere was dieſe wichtige Epoche betrifft, iſt in Prieſtley's Geſchichte der Optik nachzuſchlagen; wobei die Klügelſchen Zuſätze von großer Bedeutung ſind. Uebrigens iſt Prieſtley, hier wie durchaus, mit Vorſicht zu leſen. Er kann die Erfahrung, er kann die großen, gegen Newton daraus entſpringenden Reſultate nicht läugnen, gibt aber ganz gewiſſenlos zu verſtehen: Euler ſey durch einen Wink Newtons angeregt

worden; als wenn jemand auf etwas hinwinken könnte, was er auf's hartnäckigste läugnet, ja was noch schlimmer iſt, von deſſen Möglichkeit er gar keine Spur hat! Unſer, in dieſem Falle ſo wie in andern geradſinnige Klügel läßt es ihm auch nicht durchgehen, ſondern macht in einer Note aufmerkſam auf dieſe Unredlichkeit.

Joſeph Prieſtley.

The history and present state of discoveries relating to vision, light and colours, London 1772 in Quart.

Ohne dieſem Werk ſein Verdienſt verkümmern, oder ihm denjenigen Nutzen abläugnen zu wollen, den wir ſelbſt daraus gezogen haben, ſind wir doch genöthigt auszuſprechen, daß dadurch beſonders die anbrüchige Newtoniſche Lehre wiederhergeſtellt worden. Der Verfaſſer braucht die eingeführten Phraſen wieder ruhig fort. Alles was im Alterthum und in der mittlern Zeit geſchehen, wird für nichts geachtet. Newtons Verſuche und Theorien werden mit großem Bombaſt ausgekramt. Die achromatiſche Entdeckung wird ſo vorgetragen, als ſey jene Lehre dadurch nur ein wenig modificirt worden. Alles kommt wieder in's Gleiche, und der theoretiſche Schlendrian ſchleift ſich wieder ſo hin.

Da man dieſes Werk, genau betrachtet, gleichfalls mehr als Materialien denn als wirkliche Geſchichtserzäh-

lung anzuſehen hat; ſo verweiſen wir übrigens unſere Leſer gern darauf, weil wir auf manches, was dort ausführlich behandelt worden, nur im Vorbeigehen hingedeutet haben.

Paolo Friſi.

Wir erwähnen hier dieſes Mannes, ob er gleich erſt ſpäter, 1778, eine Lobſchrift auf Newton herausgegeben, um nur mit wenigem zu bemerken, daß immer noch die ältere Lehre, wie ſie Newton vorgetragen, Desaguliers ſie vertheidigt, wie ſie in die Schulen aufgenommen worden, ihre unbedingten Lobredner findet, ſelbſt in der neuern Epoche, die ihren Untergang entſchieden hätte herbeiführen müſſen, wenn die Menſchen, unter dem Druck einer beſchränkten Gewohnheit hinlebend, zu einem neuen Aperçu Augen und Geiſt entſchieden froh hinaufheben könnten.

Wird übrigens ein Muſter verlangt, wie ein ächter Newtonianer gedacht und geſprochen, und ſich die Sache vorgeſtellt; ſo kann dieſe übrigens ſehr gut geſchriebene und mit heiterm Enthuſiaſmus vorgetragene Lobſchrift zur Hand genommen und beherzigt werden.

Georg Simon Klügel.

Die Lehre von der Achromaſie war wie ein fruchtbarer und unzerſtörlicher Samen über das Feld der Wiſſen-

ſicht dergeſtalt walten ließ, daß ſeine wiſſenſchaftlichen Behandlungen, ſicher ohne dogmatiſch, warnend ohne ſkeptiſch zu ſeyn, uns mit dem Vergangenen bekannt machen, das Gegenwärtige wohl einprägen, ohne den Blick für die Zukunft zu verſchließen.

Uebergang.

Die Newtoniſche Schule mochte ſich indeſſen gebärden, wie ſie wollte. Es war nun ſo oft von vielen bedeutenden Männern, in ſo vielen Schriften, welche gleichſam jeden Tag wirkſam waren: denn die Sache wurde lebhaft betrieben; es war ausgeſprochen worden, daß Newton ſich in einem Hauptpunkte geirrt habe, und mehr als alle Worte ſprachen dieß die dioptriſchen Fernröhre auf Sternwarten und Maſtbäumen, in den Händen der Forſcher und der Privatleute, immer lauter und unwiderſprechlicher aus.

Der Menſch, wir haben ſchon früher darauf appuyirt, unterwirft ſich eben ſo gern der Autorität, als er ſich derſelben entzieht; es kommt bloß auf die Epochen an, die ihn zu dem einen oder dem andern veranlaſſen. In der gegenwärtigen Epoche der Farbenlehre erhielten nunmehr jüngere, geiſtreichere, ernſt und treu geſinnte Menſchen eine gewiſſe Halbfreiheit, die weil ſie keinen Punkt der Vereinigung vor ſich ſah, einen jeden auf ſich ſelbſt zurückwies, eines jeden eigene Anſichten, Lieblingsmei-

Hiebei iſt nun zu bemerken: wenn ein Liebendes dem Geliebten irgend einen Gegenſtand zuſendet, ſo muß der Empfangende ſich das Wort ausſprechen, und ſuchen was ſich darauf reimt, ſodann aber ausſpähen, welcher unter den vielen möglichen Reimen für den gegenwärtigen Zuſtand paſſen möchte? Daß hiebei eine leidenſchaftliche Divination obwalten müſſe, fällt ſogleich in die Augen. Ein Beiſpiel kann die Sache deutlich machen und ſo ſey folgender kleine Roman in einer ſolchen Correſpondenz durchgeführt.

Die Wächter ſind gebändiget
Durch ſüße Liebesthaten;
Doch wie wir uns verſtändiget,
Das wollen wir verrathen;
Denn, Liebchen, was uns Glück gebracht
Das muß auch andern nutzen,
So wollen wir der Liebesnacht
Die düſtern Lampen putzen.
Und wer ſodann mit uns erreicht
Das Ohr recht abzufeimen,
Und liebt wie wir, dem wird es leicht
Den rechten Sinn zu reimen.
Ich ſchicke dir, du ſchickteſt mir,
Es war ſogleich verſtanden.

Amarante — Ich ſah und brannte
Raute — Wer ſchaute?
Haar vom Tiger — Ein kühner Krieger.
Haar der Gazelle — An welcher Stelle?
Büſchel von Haaren — Du ſollt's erfahren.

nungen, Grillen hervorrief, und so zwar manchem Guten förderlich war, dagegen aber auch eine Art von Anarchie weissagte und vorbereitete, welche in unsern Tagen völlig erschienen ist.

Was Einzelne gethan, die Natur der Farbe auf diese oder jene Weise mehr zu ergründen und zu erklären, ohne auf die Newtonische Lehre besonders Rücksicht zu nehmen, ist jetzt die Hauptaufgabe unsers fernern Vortrags. Wir nehmen mit, was wir sonst noch auf unserm Wege finden, lassen aber dazwischen manches Einzelne liegen, welches nicht frommt und fördert.

C. F. G. Westfeld.

Die Erzeugung der Farben, eine Hypothese. Göttingen 1767.

Dieser einzelne Bogen verdiente wohl, wenn man eine Anzahl kleiner, auf die Farbenlehre bezüglicher, sich verlierender Schriften sammeln und der Vergessenheit entziehen wollte, mit abgedruckt zu werden.

Des Verfassers Vortrag ist zwar nicht luminos, und weil er sich gleich in Controvers verwickelt, keineswegs erfreulich; doch ist seine Ueberzeugung guter Art. Erst drückt er sie im Allgemeinen folgendermaßen aus: „Die Verschiedenheit der Farben ist nur eine Verschiedenheit der Bewegung in den nervigen Fasern der Netzhaut;“ dann aber tritt er der Sache näher und schreibt die Farben-

benwirkung auf's Auge einer mehr oder minder erregten Wärme auf der Netzhaut zu.

Mit einer vergnüglichen Zufriedenheit sehen wir dasjenige geahnet und vorbereitet, was später von Herscheln entdeckt und zu unserer Zeit weiter ausgeführt worden. Wir wollen ihn selbst hören:

„Das Licht ist ein ausgedehntes Feuer, das man nur in einen engen Raum zusammendrängen darf, um sich von der Heftigkeit seiner Wirkungen zu überführen. Die Netzhaut des Auges hat die natürliche Wärme des Körpers. Die Lichtstrahlen, die auf sie fallen, müssen ihre natürliche Wärme vermehren, und ihre Fasern desto mehr ausdehnen, je dichter sie sind. Diese Verschiedenheit der Ausdehnung der nervigen Fasern muß eine verschiedene Empfindung in der Seele hervorbringen, und diese verschiedenen Empfindungen nennen wir Farben. Mit den Empfindungen, wenn sie zu heftig sind, ist bisweilen ein gewisses Gefühl verbunden, das wir Schmerz heißen. Wenn die Lichtstrahlen solche Empfindungen erregen, so haben sie einen zu heftigen Grad der Ausdehnung hervorgebracht. Die Empfindungen, die wir Farben nennen, müssen von einem geringern Grad der Ausdehnung herrühren, und unter diesen ist die heftigste Empfindung gelbe Farbe, weniger heftige die rothe, grüne, blaue Farbe."

„Ein einzelner Lichtstrahl dehnt die Stelle der Netzhaut auf die er fällt, so aus, daß dadurch die Empfin-

dung in der Seele entsteht, die wir gelbe Farbe nennen. Man zerlege diesen Lichtstrahl durch das Prisma in sieben Theile, wovon einer immer dichter ist als der andere, so werden diese sieben Theile, nach Verhältniß ihrer Dichtigkeit, verschiedene Ausdehnungen erzeugen, wovon wir jede mit einem eigenen Namen belegen. Schwarze Körper saugen die meisten Lichtstrahlen ein; folglich bringen sie auch die geringste Ausdehnung auf der Netzhaut hervor; violette etwas mehr, und dieß steigt bis zu den gelben und weißen Körpern, die, weil sie am dichtesten sind, die meisten Lichtstrahlen zurückwerfen, und dadurch die heftigste Ausdehnung auf der Netzhaut erregen."

„Man merke es wohl, was wir vorhin gesagt haben, daß die natürliche Wärme der Netzhaut vermehrt werden muß, wenn wir Farben sehen, oder überhaupt, wenn wir sehen sollen. So können wir lange in einem warmen finstern Zimmer seyn, worinnen wir durch die Wärme nicht sehen. Der ganze Körper empfindet in diesem Falle, und deßwegen lassen sich die Empfindungen an einzelnen Theilen nicht unterscheiden. Wir sehen im Winter bei einer heftigen Kälte gefärbte und ungefärbte Körper, weil sie Lichtstrahlen in unser Auge werfen, und dadurch eine größere Wärme oder größere Ausdehnung erregen."

„Die Dichtigkeit der Lichtstrahlen, die die gelbe oder weiße Farbe in uns erzeugt, kann sehr verschieden seyn, ohne daß sie eine andere Farbe hervorbringt. Das Licht,

das in der Nähe gelb brennt, brennt auch noch in einer großen Entfernung ſo. Kreide ſieht in der Nähe und in der Ferne weiß aus. Ganz anders verhält es ſich mit den Farben, die von einer viel mindern Dichtigkeit der Lichtſtrahlen entſtehen: dieſe werden ſchon in einer kleinen Entfernung ſchwarz."

„Ich ſehe nicht, wie ein Newtonianer verantworten kann, daß Körper von ſchwachen Farben in der Entfernung ſchwarz zu ſeyn ſcheinen. Wenn ſie z. B. nur die blauen Lichttheilchen zurückwerfen, warum bleiben denn dieſe auf der entfernten Netzhaut nicht eben ſo wohl blaue Lichttheilchen als auf der nahen? Es iſt ja nicht, wie mit dem Geſchmacke eines Salzes, das man mit zu vielem Waſſer verdünnt hat. Die blauen Lichttheilchen werden auch in der Entfernung mit nichts vermiſcht, das ihre Wirkungen verändern könnte. Sie gehen zwar durch die Atmoſphäre, die voll fremder Körper und anderer Farbetheilchen iſt, aber ſie leiden doch dadurch keine Veränderung."

„Die ſcheinbaren Farben laſſen ſich aus dieſer Hypotheſe noch leichter als aus den übrigen erklären. Wenn die Netzhaut, indem das Auge lange in das Licht ſah, oder einen andern gefärbten Körper einige Zeit betrachtete, nach Verhältniß der Dichtigkeit der empfangenen Lichtſtrahlen erwärmt wurde, ſo konnte ſich dieſe Wärme nur nach und nach verlieren. So wird ein warmes Metall nicht auf einmal kalt. Mit der Fortdauer der

Wärme dauerte die Ausdehnung fort, und folglich die Farben, die allmählich so wie sich die Wärme verlor, in andere Farben übergingen."

Ich mag diese Hypothese jetzt nicht weitläuftiger ausführen, und deßwegen will ich nur noch das Wahre derselben, von dem Wahrscheinlichen abgesondert, herausetzen. Wahr ist es, „daß die Lichtstrahlen, so einfach sie auch seyn mögen, Wärme und Ausdehnung auf der Netzhaut hervorbringen müssen," daß die Seele diese Ausdehnung empfinden muß. Denn man erkläre auch die Farben wie man will, so muß man mir doch allezeit zugeben, daß das, was z. B. die blaue Farbe erzeugt, nicht heftiger wirken kann, als die Wärme eines solchen blauen Lichttheilchens wirkt."

„Hätte Weißfeld statt des Mehr und Minder, wodurch doch immer nur eine Abstufung ausgedrückt wird, von der man nicht weiß wo sie anfangen und wo sie aufhören soll, seine Meinung als Gegensatz ausgesprochen, und die Farbenwirkungen als erwärmend und erkältend angenommen, so daß die von der einen Seite die natürliche Wärme der Retina erhöhen, die von der andern sie vermindern; so wäre nach ihm diese Ansicht nicht viel mehr zu erweitern gewesen. Sie gehört in das Capitel von der Wirkung farbiger Beleuchtung, wo wir theils das Nöthige schon angegeben haben, theils werden wir das allenfalls Erforderliche künftig suppliren.

Guyot.

Nouvelles Récréations physiques et mathématiques, à Paris, 1769 — 70. 4 Bände in 8.

Man kann nicht oft genug wiederholen, daß eine Theorie sich nicht besser bewährt, als wenn sie dem Praktiker sein Urtheil erleichtert und seine Anwendungen fördert. Bei der Newtonischen ist gerade das Gegentheil: sie steht jedem im Wege, der mit Farben irgend etwas beginnen will; und dieß ist auch hier der Fall, bei einem Manne, der sich unter andern physischen Erscheinungen und Kräften auch der Farben zu mancherlei Kunststücken und Erheiterungen bedienen will.

Er findet bald, daß er, um alle Farben hervorzubringen, nur drey Hauptfarben bedarf, die er also auch wohl Ur- und Grundfarben nennen mag. Er bringt diese in helleren, sich nach und nach verdunkelnden Reihen auf durchscheinendes, über Quadrat-Rahmen gespanntes Papier, bedient sich dieser erst einzeln, nachher aber dergestalt mit einander verbunden, daß die hellern und dunklern Streifen über's Kreuz zu stehen kommen: und so entspringen wirklich alle Farbenschattirungen, sowohl in Absicht auf Mischung als auf Erhellung und Verdunkelung, zu welchem letztern Zwecke er jedoch noch eine besondere Vorrichtung macht.

Sich dieser Rahmen zu bedienen, verfertigt er ein Kästchen worein sie passen, wovon die eine Seite ganz

offen und nach der Sonne gerichtet ist, die andere aber mit einer hinreichenden Oeffnung versehen, daß man die gefärbten Flächen überschauen könne.

Bei diesen Operationen, die so einfach sind, und eben weil sie so einfach sind, steht ihm die Newtonische Theorie im Wege, worüber er sich, zwar mit vorhergeschickten Protestationen, daß er dem scharfsinnigen und curiosen System keineswegs zu widersprechen wage, folgendermaßen äußert:

„Die Wirkung, welche von diesen gefärbten durchscheinenden Papieren hervorgebracht wird, scheint nicht mit dem gegenwärtigen System von der Bildung der Farben übereinzustimmen. Denn das Papier worauf man z. B. die blaue Farbe angebracht hat, wirft die blauen Strahlen zurück, wenn man es durch die große Oeffnung des Kastens betrachtet, indeß die andere geschlossen ist. Schaut man aber durch die kleinere, indeß die größere gegen die Sonne gewendet ist, so erblickt man durch das Papier hindurch eben dieselben blauen Strahlen. Dieses aber wäre, dem System nach, ein Widerspruch, weil ja dasselbe Papier dieselben Strahlen zurückwirft und durchläßt. Man kann auch nicht sagen, das Papier werfe nur einen Theil zurück und lasse den andern durchgehen: denn bei dieser Voraussetzung müßte das Papier, indem es nur einen Theil der blauen Strahlen durchließe, die Kraft haben alle übrigen zu verschlingen, da man doch, wenn man den gelben Rahmen hin-

ter den blauen ſtellt, nichts ſieht als grüne Strahlen, welche vielmehr der blaue Rahmen verſchlingen ſollte. Ja man dürfte gar keine Farbe ſehen: denn die einzigen blauen Strahlen, welche durch den blauen Rahmen durchzugehen im Stande ſind, müßten ja durch den zweyten Rahmen verſchluckt werden, der nur die gelben durchläßt. Dieſelbe Betrachtung kann man bei allen übrigen Farben machen, welche durch die verſchiedenen Stellungen dieſer farbigen Rahmen hervorgebracht werden."

Und ſo hat auch dieſer verſtändige, im Kleinen thätige Mann, nach ſeiner Weiſe und auf ſeinem Wege, die Abſurdität des Newtoniſchen Syſtems eingeſehen und ausgeſprochen: abermals ein Franzoſe, der gleichfalls die umſichtige Klugheit und Gewandtheit ſeiner Nation beurkunder.

M a u c l e r c.

Traité des Couleurs et Vernis, à Paris 1773.

Die Farbenkörper haben gegen einander nicht gleichen Gehalt, und das Gelbe ſey ausgiebiger als das Blaue, ſo daß, wenn man ihre Wirkung mit einander in's Gleichgewicht zu einem Grün ſetzen wolle, man drey Theile Blau gegen zwey Theile Gelb nehmen müſſe. So ſey auch das hohe Roth ſtärker als das Blaue, und man müſſe fünf Theile Blau gegen vier Theile Roth nehmen, wenn das Gemiſch gerade in die Mitte von beiden fallen ſolle.

Marat.

Découvertes sur le Feu, l'électricité et la lumière, a Paris 1779. 8vo.

Découvertes sur la Lumière. à Londres et à Paris 1780. 8vo.

Notions élémentaires d'Optique. à Paris 1784. 8vo.

Ohne uns auf die große Anzahl Verſuche einzulaſſen, worauf Marat ſeine Ueberzeugungen gründet, kann es hier bloß unſere Abſicht ſeyn, den Gang, den er genommen, anzudeuten.

Die erſte Schrift liefert umſtändliche Unterſuchungen über das was er feuriges Fluidum, fluide igné, nennt. Er bringt nämlich brennende, glühende, erhitzte Körper in das Sonnenlicht, und beobachtet den Schatten ihrer Ausflüſſe und was ſonſt bei dieſer Gelegenheit ſichtbar wird.

Da er ſich nun das Vorgehende noch deutlicher machen will, ſo bedient er ſich in einer dunkeln Kammer des Objectivs von einem Sonnenmikroſkop, und bemerkt dadurch genauer die Schatten der Körper, der Dünſte, die verſchiedenen Bewegungen und Abſtufungen.

Den Uebergang zu dem was uns eigentlich intereſſirt, werden wir hier gleich gewahr, und da er auch erkaltende, ja kalte Körper auf dieſe Weiſe beobachtet; ſo findet er, daß auch etwas Eignes um ſie vorgeht. Er bemerkt Schatten und Lichtſtreifen, hellere und dunk-

lere Linien, welche das Schattenbild des Körpers begleiten.

War die feurige Flüssigkeit bei jenen ersten Versuchen aus dem Körper herausdringend sichtbar geworden; so wird ihm nunmehr eine Eigenschaft des Lichtes anschaulich, welche darin bestehen soll, daß es sich von den Körpern anziehen läßt, indem es an ihnen vorbeigeht. Er beobachtet die Phänomene genau und will finden, daß diese Anziehung, woraus jene von Grimaldi früher schon sogenannte Beugung entsteht, nach der verschiedenen Natur der Körper, verschieden sey. Er beobachtet und mißt die Stärke dieser Anziehungskräfte, und wie weit sich die Atmosphäre dieser Anziehung erstrecken möchte.

Bei dieser Gelegenheit bemerkt er jene uns auch schon bekannten Farbensäume. Er findet nur zwey Farben, die blaue und die gelbe, an welche beiden sich die dritte, die rothe, nur anschließend sehen läßt.

Das Licht ist nun einmal angezogen, es ist von seinem Wege abgelenkt; dieß deutet ihm gleichfalls auf die Eigenschaft eines Fluidums. Er verharrt auf dem alten Begriff der Decomposition des Lichtes in farbige Lichttheile: aber diese sind ihm weder fünf, noch sieben, noch unzählige, sondern nur zwey, höchstens drey.

Da er nun bei diesen Versuchen, welche wir die paroptischen nannten, auch wie bei jenen, die feurige Flüssigkeit betreffenden, das Objectivglas eines Sonnen-Mikroskops anwendet; so verbinden sich ihm die dioptri-

Kreide	Meide.
Stroh	Ich brenne lichterloh.
Trauben	Will's erlauben.
Corallen	Kannſt mir gefallen.
Mandelkern	Sehr gern.
Rüben	Willſt mich betrüben.
Carotten	Willſt meiner ſpotten.
Zwiebeln	Was willſt du grübeln.
Trauben, die weißen	Was ſoll das heißen?
Trauben, die blauen	Soll ich vertrauen?
Quecken	Du willſt mich necken.
Nelken	Soll ich verwelken!
Narciſſen	Du mußt es wiſſen.
Veilchen	Wart' ein Weilchen.
Kirſchen	Willſt mich zerknirſchen.
Feder vom Raben	Ich muß dich haben.
Vom Papageyen	Mußt mich befreien.
Maronen	Wo wollen wir wohnen?
Bley	Ich bin dabei.
Roſenfarb	Die Freude ſtarb.
Seide	Ich leide.
Bohnen	Will dich ſchonen.
Majoran	Geht mich nichts an.
Blau	Nimm's nicht genau.
Traube	Ich glaube.
Beeren	Will's verwehren.
Feigen	Kannſt du ſchweigen?
Gold	Ich bin dir hold.
Leder	Gebrauch die Feder.
Papier	So bin ich dir.
Maßlieben	Schreib nach Belieben.

schen Erfahrungen der zweyten Classe, die Refractionsfälle, sogleich mit den paroptischen, deren Verwandtschaft freilich nicht abzuläugnen ist, und er widerspricht also von dieser Seite der Newtonischen Lehre, indem er ungefähr diejenigen Versuche aufführt, die auch wir und andere vorgelegt haben. Er spricht entschieden aus, daß die Farbenerscheinung nur an den Rändern entspringe, daß sie nur in einem einfachen Gegensatz entstehe, daß man das Licht hin und wieder brechen könne so viel man wolle, ohne daß eine Farbenerscheinung statt finde. Und wenn er auch zugesteht, daß das Licht decomponirt werde, so behauptet er steif und fest: es werde nur auf dem paroptischen Wege durch die sogenannte Beugung decomponirt, und die Refraction wirke weiter nichts dabei, als daß sie die Erscheinung eminent mache.

Er operirt nunmehr mit Versuchen und Argumenten gegen die diverse Refrangibilität, um seiner diversen Infleribilität das erwünschte Ansehen zu verschaffen; sodann fügt er noch einiges über die gefärbten Schatten hinzu, welches gleichfalls seine Aufmerksamkeit und Sagacität verräth, und verspricht, diese und verwandte Materien weiter durchzuarbeiten.

Wer unserm Entwurf der Farbenlehre und dem historischen Faden unserer Bemühung gefolgt ist, wird selbst übersehen, in welchem Verhältniß gegen diesen Forscher wir uns befinden. Paroptische Farben sind, nach unserer eigenen Ueberzeugung, ganz nahe mit den

bei der Refraction erſcheinenden verwandt (E. 415). Ob man jedoch, wie wir glaubten, dieſe Phänomene allein aus dem Doppelſchatten herleiten könne, oder ob man zu geheimnißvolleren Wirkungen des Lichtes und der Körper ſeine Zuflucht nehmen müſſe, um dieſe Phänomene zu erklären, laſſen wir gern unentſchieden, da für uns und andere in dieſem Fache noch manches zu thun übrig bleibt.

Wir bemerken nur noch, daß wir die paroptiſchen Fälle mit den Refractionsfällen zwar verwandt, aber nicht identiſch halten. Marat hingegen, der ſie völlig identificiren will, findet zwar bei den objectiven Verſuchen, wenn das Sonnenbild durch's Prisma geht, ziemlich ſeine Rechnung; allein bei ſubjectiven Verſuchen, wo ſich nicht denken läßt, daß das Licht an der Gränze eines, auf einer flachen Tafel aufgetragenen Bildes hergehe, muß er ſich freilich wunderlich gebärden, um auch hier eine Beugung zu erzwingen. Es iſt merkwürdig genug, daß den Newtonianern bei ihrem Verfahren die ſubjectiven Verſuche gleichfalls im Wege ſind.

Wie wenig Gunſt die Maratiſchen Bemühungen bei den Naturforſchern, beſonders bei der Akademie fanden, läßt ſich denken, da er die hergebrachte Lehre, ob er gleich ihr letztes Reſultat, die Decompoſition des Lichtes, zugab, auf dem Wege den ſie dahin genommen, ſo entſchieden angriff. Das Gutachten der Commiſſarien iſt als ein Muſter anzuſehen, wie grimaſſirend ein böſer

Wille sich gebärdet, um etwas das sich nicht ganz verneinen läßt, wenigstens zu beseitigen.

Was uns betrifft, so halten wir dafür, daß Marat mit viel Scharfsinn und Beobachtungsgabe die Lehre der Farben, welche bei der Refraction und sogenannten Inflexion entstehen, auf einen sehr zarten Punkt geführt habe, der noch fernerer Untersuchung werth ist, und von dessen Aufklärung wir einen wahren Zuwachs der Farbenlehre zu hoffen haben.

Schließlich bemerken wir noch, daß die beiden letztern oben benannten Schriften, welche uns eigentlich interessiren, gewissermaßen gleichlautend sind, indem die zweite nur als eine Redaction und Epitome der ersten angesehen werden kann, welche von Christ. Ehrenfried Weigel in's Deutsche übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet, Leipzig 1783, herausgekommen ist.

H. F. T.

Observations sur les ombres colorées, a Paris 1782.

Dieser, übrigens so viel wir wissen unbekannt gebliebene, Verfasser macht eine eigene und artige Erscheinung in der Geschichte der Wissenschaft. Ohne mit der Naturlehre überhaupt, oder auch nur mit diesem besondern Capitel des Lichts und der Farben bekannt zu seyn, fallen ihm die farbigen Schatten auf, die er denn, da

er ſie einmal bemerkt hat, überall gewahr wird. Mit ruhigem und geduldigem Antheil beobachtet er die mancherlei Fälle, in welchen ſie erſcheinen, und ordnet zuletzt in dieſem Buche zwey und neunzig Erfahrungen, durch welche er der Natur dieſer Erſcheinungen näher zu kommen denkt. Allein alle dieſe Erfahrungen und ſogenannten Expériences ſind immer nur beobachtete Fälle, durch deren Anhäufung die Beantwortung der Frage immer mehr in's Weite geſpielt wird. Der Verfaſſer hat keineswegs die Gabe mehreren Fällen ihr Gemeinſames abzulernen, ſie in's Enge zu bringen, und in bequeme Verſuche zuſammenzufaſſen. Da dieſes letztere von uns geleiſtet iſt (S. 62 — 80), ſo läßt ſich nunmehr auch leichter überſehen, was der Verfaſſer eigentlich mit Augen geſchaut, und wie er ſich die Erſcheinungen ausgelegt hat.

Bei der Seltenheit des Buches halten wir es für wohlgethan, einen kurzen Auszug davon, nach den Rubriken der Capitel, zu geben.

Einleitung. Hiſtoriſche Nachricht, was Leonardo da Vinci, Buffon, Millot und Nollet über die farbigen Schatten hinterlaſſen.

Erſter Theil. Was nöthig ſey um farbige Schatten hervorzubringen. Nämlich zwey Lichter, oder Licht von zwey Seiten; ſodann eine entſchiedene Proportion der beiderſeitigen Helligkeit.

Zweyter Theil. Von den verſchiedenen Mitteln

farbige Schatten hervorzubringen, und von der Verschiedenheit ihrer Farben.

I. Von farbigen Schatten, welche durch das directe Licht der Sonne hervorgebracht werden. Hier werden sowohl die Schatten bei Untergang der Sonne, als bei gemäßigtem Licht den Tag über, beobachtet.

II. Farbige Schatten, durch den Widerschein des Sonnenlichtes hervorgebracht. Hier werden Spiegel, Mauern und andere Licht zurückwerfende Gegenstände mit in die Erfahrung gezogen.

III. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmosphäre hervorgebracht, und erleuchtet durch die Sonne. Es werden diese seltener gesehen, weil das Sonnenlicht sehr schwach werden muß, um den von der Atmosphäre hervorgebrachten Schatten nicht völlig aufzuheben. Sie kommen daher gewöhnlich nur dann vor, wenn die Sonne schon zum Theil unter den Horizont gesunken ist.

IV. Farbige Schatten, durch das Licht der Atmosphäre allein hervorgebracht. Es muß, wo nicht von zwey Seiten, doch wenigstens über's Kreuz fallen. Diese Versuche sind eigentlich nur in Zimmern anzustellen.

V. Farbige Schatten, hervorgebracht durch künstliche Lichter. Hier bedient sich der Verfasser zweyer oder mehrerer Kerzen, die er sodann mit dem Kaminfeuer in Verhältniß bringt.

VI. Farbige Schatten, hervorgebracht durch das atmosphärische Licht und ein künstliches. Dieses sind die

bekannteſten Verſuche mit der Kerze und dem Tageslicht, unter den mannichfaltigſten empiriſchen Bedingungen angeſtellt.

VII. Farbige Schatten, hervorgebracht durch den Mondenſchein und ein künſtliches Licht. Dieſes iſt ohne Frage die ſchönſte und eminenteſte von allen Erfahrungen.

Dritter Theil. Von der Urſache der verſchiedenen Farben der Schatten. Nachdem er im Vorhergehenden das obige Erforderniß eines Doppellichtes und ein gewiſſes Verhältniß der beiderſeitigen Helligkeit nunmehr völlig außer Zweifel geſetzt zu haben glaubt; ſo ſcheint ihm bei'm weitern Fortſchritt beſonders bedenklich, warum daſſelbe Gegenlicht nicht immer die Schatten gleich färbe.

I. Vom Licht und den Farben. Er hält ſich vor allen Dingen an die Newtoniſche Lehre, kann jedoch ſeine farbigen Schatten nicht mit der Refraction verbinden. Er muß ſie in der Reflexion ſuchen, weiß aber doch nicht recht wie er ſich gebärden ſoll.

Er kommt auf Gautier's Syſtem, welches ihn mehr zu begünſtigen ſcheint, weil hier die Farben aus Licht und Schatten zuſammengeſetzt werden. Er gibt auch einen ziemlich umſtändlichen Auszug; aber auch dieſe Lehre will ihm ſo wenig als die Newtoniſche genügen, die farbigen Schatten zu erklären.

II. Von verſchiedenen Arten der farbigen Schatten. Er bemerkt, daß dieſe Erſcheinungen ſich nicht gleich ſind,

indem man den einen eine gewisse Wirklichkeit, den andern eine gewisse Apparenz zuschreiben könne. Allein er kann sich doch, weil ihm das Wort des Räthsels fehlt, aus der Sache nicht finden. Daß die rothen Schatten von der untergehenden Sonne und den sie begleitenden Wolken herkommen, ist auffallend: aber warum verwandelt sich der entgegengesetzte Schatten, bei dieser Gelegenheit, aus dem Blauen in's Grüne? Daß diese Farben, wenn die Schatten auf einen wirklich gefärbten Grund geworfen werden, sich nach demselben modificiren und mischen, zeigt er umständlich.

III. Ueber die Farbe der Luft. Enthält die confusen und dunkeln Meinungen der Naturforscher über ein so leicht zu erklärendes Phänomen (E. 151).

IV. Bemerkungen über die Hervorbringung der farbigen Schatten. Die Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten, auf diesem Wege die farbigen Schatten zu erklären, vermehren sich nur. Der Verfasser nähert sich jedoch dem Rechten, indem er folgert: die Farben dieser Schatten sey man sowohl dem Lichte schuldig welches den Schatten verursacht, als demjenigen das ihn erleuchtet.

Der Verfasser beobachtet so genau und wendet die Sache so oft hin und wieder, daß er immer sogleich auf Widersprüche stößt, sobald er einmal etwas festgesetzt hat. Er sieht wohl, daß das früher von ihm aufgestellte Erforderniß einer gewissen Proportion der Lichter gegen einander nicht hinreicht; er sucht es nun in gewissen Eigen-

genſchaften der leuchtenden Körper, beſonders der Flammen, und berührt auch den Umſtand, daß verſchiedene Lichter nicht einerlei gleiche Farben verbreiten.

V. Beobachtungen über die Urſachen der verſchiedenen Schattenfarben. Er vermannichfaltigt die Verſuche abermals, beſonders um zu erkennen, auf welchem Wege eine Schattenfarbe in die andere übergeht, und ob dieſer Uebergang nach einer gewiſſen Ordnung geſchehe. Dabei beharrt er immer auf dem Begriff von der verſchiedenen Intenſität des Lichtes, und ſucht ſich damit durchzuhelfen, ob es gleich nur kümmerlich gelingt. Und weil er durchaus redlich zu Werke geht, begegnen ihm immer neue Widerſprüche, die er eingeſteht und dann wieder mit dem was er ſchon feſtgeſetzt zu vereinigen ſucht. Seine letzten Reſultate ſind folgende:

Farbige Schatten entſpringen:

1) durch das ſtärkere oder ſchwächere Licht, das die Schatten empfangen;

2) durch die größere oder geringere Klarheit des Lichts, welches die Schatten hervorbringt;

3) durch die größere oder kleinere Entfernung der Lichter von den Schatten;

4) von der größern oder geringern Entfernung der ſchattenwerfenden Körper von dem Grunde, der ſie empfängt;

5) von der größern oder geringern Incidenz, ſowohl

der Schatten als des Lichtes, das sie erleuchtet, gegen den Grund, der sie aufnimmt.

6) Man könnte noch sagen von der Farbe des Grundes, welcher die Schatten aufnimmt.

Auf diese Weise beschließt der Verfasser seine Arbeit, die ich um so besser beurtheilen kann, als ich, ohne seine Bemühungen zu kennen, früher auf dem selbigen Wege gewesen; aus welcher Zeit ich noch eine kleine in diesem Sinne geschriebene Abhandlung besitze.

An Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit fehlt es diesem ruhig theilnehmenden Beobachter nicht. Die geringsten Umstände zeigt er an: das Jahr, die Jahreszeit, den Tag, die Stunde; die Höhen der himmlischen, die Stellung der künstlichen Lichter; die größere oder geringere Klarheit der Atmosphäre; Entfernung und alle Arten von Bezug: aber gerade die Hauptsache bleibt ihm verborgen, daß das eine Licht den weißen Grund, worauf es fällt und den Schatten projicirt, einigermaßen färben müsse. So entgeht ihm, daß die sinkende Sonne das Papier gelb und sodann roth färbt, wodurch im ersten Fall der blaue, sodann der grüne Schatten entsteht. Ihm entgeht, daß bei einem von Mauern zurückstrahlenden Lichte leicht ein gelblicher Schein auf einen weißen Grund geworfen und daselbst ein violetter Schatten erzeugt wird; daß die dem Tageslicht entgegengesetzte Kerze dem Papier gleichfalls einen gelblich rothen Schein mittheilt, wodurch der blaue Schatten gefordert wird. Er

überſieht, daß wenn er ein atmoſphäriſches Licht von zwey Seiten in ſein Zimmer fallen läßt, von einem benachbarten Hauſe abermals ein gelblicher Schein ſich hereinmiſchen kann. So darf, ſelbſt wenn bei Nachtzeit mit zwey Kerzen operirt wird, die eine nur näher als die andere an einer gelblichen Wand ſtehen. So iſt ein Kaminfeuer nicht ſowohl ſtärker und mächtiger als eine Kerze, ſondern es bringt, beſonders wenn viele glühende Kohlen ſich dabei befinden, ſogar einen rothen Schein hervor; deßwegen, wie bei'm Untergang der Sonne, leicht grüne Schatten entſtehen. Das Mondlicht färbt jede weiße Fläche mit einem entſchieden gelben Schein; und ſo entſpringen alle die Widerſprüche, die dem Verfaſſer begegnen, bloß daher, daß er die Nebenumſtände auf's genaueſte beachtet, ohne daß ihm die Hauptbedingung deutlich geworden wäre.

Daß indeſſen ſchwach wirkende Lichter ſelbſt ſchon als farbig und färbend anzuſehen, darauf haben wir auch ſchon hingedeutet (E. 81 ff.). Daß ſich alſo, in einem gewiſſen Sinne, die mehr oder mindere Intenſität des Lichts an die Erſcheinung der farbigen Schatten anſchließe, wollen wir nicht in Abrede ſeyn; nur wirkt ſie nicht als eine ſolche, ſondern als eine gefärbte und färbende. Wie man denn überhaupt das Schattenhafte und Schattenverwandte der Farbe, unter welchen Bedingungen ſie auch erſcheinen mag, hier recht zu beherzigen abermals aufgefordert wird.

Nacht-Violen	Ich laß es holen.
Ein Faden	Bist eingeladen.
Ein Zweig	Mach keinen Streich.
Strauß	Ich bin zu Haus.
Winden	Wirst mich finden.
Myrten	Will dich bewirthen.
Jasmin	Nimm mich hin.
Meliſſen	* * * auf einem Kiſſen.
Cypreſſen	Will's vergeſſen.
Bohnenblüthe	Du falſch Gemüthe.
Kalk	Bist ein Schalk.
Kohlen	Mag der * * * dich holen.

Und hätte mit Voteinah ſo
Nicht Dſchemil ſich verſtanden,
Wie wäre denn ſo friſch und froh
Ihr Name noch vorhanden?

Vorſtehende ſeltſame Mittheilungsart wird ſehr bald unter lebhaften, einander gewogenen Perſonen auszuüben ſeyn. Sobald der Geiſt eine ſolche Richtung nimmt, thut er Wunder. Zum Beleg aus manchen Geſchichten nur Eine.

Zwey liebende Paare machen eine Luſtfahrt von einigen Meilen, bringen einen frohen Tag mit einander zu; auf der Rückkehr unterhalten ſie ſich Charaden aufzugeben. Gar bald wird nicht nur eine jede, wie ſie vom Munde kommt, ſogleich errathen, ſondern zuletzt ſogar das Wort, das der andere denkt und eben

zum

Diego de Carvalho e Sampayo.

Tratado das Cores. Malta, 1787.

Dissertação sobre as cores primitivas. 1788.

Dieſem iſt beigefügt:

Breve Tratado sobre a composição artificial das cores.

Elementos de agricultura. Madrid. 1790. 1791.

Memoria sobre a formação natural das Cores. Madrid, 1791.

Der Verfaſſer, ein Malteſer-Ritter, wird zufälliger Weiſe auf die Betrachtung farbiger Schatten geleitet. Nach wenigen Beobachtungen eilt er gleich zu einer Art Theorie, und ſucht ſich von derſelben durch mehrere Verſuche zu überzeugen. Seine Erfahrungen und Geſinnungen finden ſich in den vier erſten oben benannten Schriften aufgezeichnet und in der letzten epitomirt. Wir ziehen ſie noch mehr in's Enge zuſammen, um unſern Leſern einen Begriff von dieſen zwar redlichen, doch ſeltſamen und unzulänglichen Bemühungen zu geben.

Theoretiſche Grundſätze.

„Die Farben manifeſtiren und formiren ſich durch's Licht. Das Licht, welches von leuchtenden Körpern ausfließt, oder das von dunkeln Körpern zurückſtrahlt, enthält die nämlichen Farben und producirt eben dieſelben Phänomene. Die Lebhaftigkeit des Lichts iſt eben

so zerstörend für die Farben, als die Tiefe des Schattens. Bei einem Mittellicht erscheinen und bilden sich die Farben."

„Primitive Farben gibt es zwey: Roth und Grün. Blau und Gelb sind keine primitiven Farben. Schwarz ist eine positive Farbe, sie entsteht aus Roth und Grün. Weiß ist eine positive Farbe, und entsteht durch die äußerste Trennung der primitiven Farben, Roth und Grün."

Erfahrungen

die den Verfasser auf seine Theorie geleitet.

„Der Anlaß, Roth und Grün als primitive Farben anzunehmen und zu sehen, gab sich mir durch einen Zufall im December 1788, zu Lamego. Ich kam in ein Zimmer und sah an der Wand grüne und rothe Reflexe. Als ich das Licht suchte, welches dieselben hervorbrachte, fand ich daß es von der Sonne kam, die durch das Fenster drang und auf die entgegengesetzte Wand und das grüne Tuch fiel, mit welchem ein Tisch bedeckt war. Dazwischen stand ein Stuhl, mit dessen Schatten die farbigen Reflexe von Roth und Grün zusammentrafen."

„Ich zog den Stuhl weg, daß kein Körper dazwischen stehen möchte, und sogleich verschwanden die Farben. Ich stellte mein spanisches Rohr, das ich in der Hand hatte, dazwischen, und sogleich bildeten sich dieselben Farben, und ich bemerkte, daß die rothe Farbe

mit der Zurückstrahlung des grünen Tuchs correspondirte, und die grüne mit dem Theile der Wand, auf welchen die Sonne fiel."

„Ich nahm das Tuch vom Tische, so daß die Sonne bloß auf die Wand fiel, und auch da verschwanden die Farben, und aus den dazwischen liegenden Körpern resultirte nur ein dunkler Schatten. Ich machte daß die Sonne bloß auf das Tuch fiel, ohne auf die Wand zu fallen, und ebenfalls verschwanden die Farben, und aus den zwischenliegenden Körpern resultirte der dunkle Schatten, den das von der Wand reflectirende Licht hervorbrachte."

„Indem ich diese Experimente anstellte, beobachtete ich daß die Farben lebhafter erschienen, wenn das Zimmer dunkel und die Reflexe stärker waren als das natürliche Licht; und daß sie sogar endlich verschwanden, wenn das natürliche Licht, welches man durch Fenster oder Thüre eingehen ließ, die Reflexe an Stärke übertraf."

„Bei der Wiederholung der Versuche stellte ich mich so, daß ein Theil der Sonne auf die weiße Wand fiel und ein anderer auf einen Theil meiner scharlachrothen Malteser-Uniform, und indem ich die Reflexe der Wand beobachtete, sah ich sie nochmals roth und grün, so daß die grüne Farbe mit dem rothen Reflex, und die rothe mit dem Lichte an der Wand correspondirte."

„So oft ich diese Observationen machte, so oft ergaben sich die nämlichen Resultate. Es ergibt sich also,

daß das Licht der Sonne eine achromatiſche Flüſſigkeit iſt, mit der Eigenſchaft wie das Waſſer, ſich mit allen Farben färben zu können, und daß in dieſer Flüſſigkeit einige farbige und ſehr feine Theilchen ſchwimmen, welche, das Licht verſchiedentlich färbend, durch Refraction, Reflexion und Inflexion alle diejenigen Farben bilden, die wir auf den natürlichen Körpern und in dem gefärbten Lichte erblicken."

„Das Licht, als Element angeſehen, iſt kein einfacher Körper, ſondern aus unter ſich verſchiedenen Principien zuſammengeſetzt. Eine achromatiſche, höchſt feine durchſichtige Flüſſigkeit bildet ſeine Baſis, und eine farbige, heterogene dunkle Materie ſchwimmt beſtändig in dieſer Flüſſigkeit."

„Wenn nicht in dem Lichte eine achromatiſche Flüſſigkeit exiſtirte, ſo würde die Intenſität der Farben des Lichts in jeder ſeiner Arten immer dieſelbe ſeyn; z. B. das Rothe würde immer dieſelbe Stärke behalten, ohne ſich zum Hellern diluiren, oder zum Dunklern concentriren zu können. Nun aber zeigt die Erfahrung, daß die Farben des Lichts ſich concentriren und diluiren, ohne ihre Natur zu verändern; alſo folgt, daß in demſelben Lichte eine achromatiſche Materie exiſtiren muß, die dergleichen Modificationen hervorzubringen vermögend iſt."

„So muß auch die farbige Materie des Lichts nicht homogen ſeyn: denn wäre ſie bloß von Einer Natur, z. B. roth; ſo würde man in allen Körpern nichts mehr

ſehen als dieſe Farbe, hell oder dunkel, nach dem Grade der Intenſität oder der Verdünnung des Lichts. Nun aber ſieht man in den Körpern eine erſtaunliche Mannichfaltigkeit verſchiedener Farben, nicht nur der Intenſität, ſondern auch der Qualität nach; folglich iſt die farbige Materie, welche in der achromatiſchen Flüſſigkeit ſchwimmt, nicht homogen, ſondern von verſchiedenen Beſchaffenheiten."

„Durch eine Reihe neuer und entſchiedener Experimente, die von mir über das Licht gemacht worden, iſt es hinlänglich bewieſen, daß es eine farbige Materie von zweyerlei Art gebe: eine die vermögend iſt, in uns ein Gefühl der rothen Farbe zu erwecken, und eine andere die ein Gefühl der grünen Farbe hervorbringen kann. Alle die andern Farben die man im Lichte ſieht, ſind aus dieſen beiden zuſammengeſetzt, und ſind anzuſehen als bloße Reſultate ihrer wechſelſeitigen Verbindung mit der achromatiſchen Materie zu einem Zuſtand von größerer oder kleinerer Dichtigkeit. Denn das Licht hat eine Kraft ſich zu concentriren, daß es einen Glanz und eine unerträgliche Stärke für das Geſichtsorgan erhält; und zugleich die Fähigkeit, ſich ſo ſehr zu verdünnen, daß es demſelben Organ nicht mehr merklich iſt, und die Gegenſtände nicht mehr ſichtbar macht."

„Endlich iſt die farbige Materie des Lichts von Natur dunkel, weil ſie, indem ſie ſich vermittelſt ſchicklicher Vorrichtungen verbindet, entweder den freien Durch-

gang der achromatiſchen Strahlen verhindert, oder uns die Oberfläche der Gegenſtände verdeckt, über welche ſich dieſe farbige Materie verbreitet.“

Verſuche.

Seine Vorrichtung iſt nicht ungeſchickt farbige Schatten hervorzubringen. Er bereitet hohle Röhren, beſpannt das eine Ende mit leichten ſeidenen Zeugen, theils weißen theils von verſchiedenen Farben. Dieſe bringt er in dem Laden einer Camera obſcura dergeſtalt an, daß er auf eine entgegengeſtellte Tafel, entweder ſein achromatiſches oder ſeine verſchieden gefärbten Lichter hereinbringen kann. Dazwiſchen ſtellt er irgend einen Körper, um einen einfachen oder Doppelſchatten hervorzubringen. Da er ſeine ſeidenen Ueberzüge Objective nennt, ſo wollen wir der Kürze wegen dieſen Ausdruck beibehalten.

Ein weißes Objectiv gibt farbloſes Licht und ſchwarzen Schatten.

Zwey weiße Objective geben farbloſes Licht und farbloſe Halbſchatten.

Ein rothes und ein weißes Objectiv geben ein helles Licht und rothen Schein, den er Reflex nennt, ſodann rothe und grüne Halbſchatten.

Ein grünes und ein weißes Objectiv geben ein ſchwaches grünes Licht und ſodann grüne und rothe Halbſchatten.

Ein rothes und ein grünes Objectiv geben ein verdunkeltes Licht, ohne einige Farbe, sodann rothe und grüne Halbschatten.

So weit ist alles in der Ordnung. Nun verbindet er aber mit dem rothen und grünen Objectiv noch ein weißes, und will dadurch auf mancherlei Art Blau, Gelb, so wie Orange und Violett erhalten haben.

Nun fährt er fort ein Objectiv von Orangefarbe und ein weißes zusammen zu stellen. Er erhält ein schwaches Orangelicht, sodann orange und blaue Schatten. Ein weißes und blaues Objectiv geben ihm ein schwachblaues Licht und blaue und gelbe Schatten. (Soll wohl rothgelbe heißen.) Ein gelbes und weißes Objectiv geben ihm ein hellgelbes Licht und gelbe und violette Schatten. Ein violettes und weißes Objectiv zusammen geben ihm nunmehr violette und grünliche Schatten.

Dieses Violett that hier, wie man sieht, die Wirkung vom reinen Roth; der Verfasser glaubt aber hier wieder an dem Anfange zu seyn, wo er ausgegangen ist. Anstatt jedoch die richtigen Erfahrungen, die ihm die Natur von dem Gegensatz der Farben darbot, zu beachten und weiter zu verfolgen, hielt er die geforderten Scheinfarben für reale, wirklich aus dem Licht hervorgelockte Farben, und getäuscht durch jenen mittleren Versuch, bei welchem ein nicht beachteter Nebenumstand, den wir jedoch zu entwickeln noch nicht Gelegenheit gehabt, eintreten mochte, bestand er auf seinem ersten wun-

derlichen Aperçu in Lamego, Roth und Grün, vielleicht seiner Malteser-Uniform und dem Teppich zu Ehren, als die einzigen Urfarben anzusprechen.

Seine Bemühungen sind redlich, seine Aufmerksamkeit genau und anhaltend. Er wird die dunkle Eigenschaft der Farbe gewahr, die Nothwendigkeit eines farblosen Lichts zur Erscheinung der Farbe, und führet die sämmtlichen Paare der sich fordernden Farben ganz richtig durch; nur übereilt er sich im Urtheil, und kommt so wenig als H. F. T. auf das Aperçu, daß die zweyte Farbe eine physiologische sey.

Das letzte der oben benannten Werke, sehr schön auf 32 Seiten in klein Quart gedruckt, verdiente wohl ganz übersetzt, und mit der ihm beigefügten Kupfertafel begleitet zu werden, indem nur zweyhundert Exemplare davon existiren, und alle aufrichtigen Versuche zu dem Wahren zu gelangen, schätzbar und selbst die Mißgriffe belehrend sind.

Robert Waring Darwin.

On the Ocular Spectra of Light and Colours. Abgedruckt in den Philosophischen Transactionen, Volum. 76 pag. 313 datirt vom November 1785. Nochmals abgedruckt in Erasmus Darwins Zoonomie.

Dieser Aufsatz von den Augengespenstern ist ohne Zweifel der ausführlichste unter allen die erschienen sind,

ob ihm gleich die oben angezeigte Schrift des Pater Scherffer an die Seite gestellt werden dürfte. Nach der Inhaltsanzeige folgt eine kurze Einleitung, welche eine Eintheilung dieser Gespenster und einige Literarnotizen enthält. Die Ueberschriften und Summarien seiner Capitel sind folgende:

1) Thätigkeit der Netzhaut bei'm Sehen.

2) Von Gespenstern aus Mangel von Empfindlichkeit.

Die Retina wird nicht so leicht durch geringere Reizung in Thätigkeit gesetzt, wenn sie kurz vorher eine stärkere erlitten.

3) Von Gespenstern aus Uebermaß von Empfindlichkeit.

Die Retina wird leichter zur Thätigkeit erregt durch einen größeren Reiz, wenn sie kurz vorher einen geringern erfahren.

4) Von directen Augengespenstern.

Eine Reizung über das natürliche Maß erregt die Retina zu einer krampfhaften Thätigkeit, welche in wenig Secunden aufhört.

5) Ein Reiz, stärker als der letzterwähnte, erregt die Retina zu krampfhafter Thätigkeit, welche wechselsweise sich verliert und wiederkehrt.

6) Von umgekehrten Augengespenstern.

Die Netzhaut, nachdem sie zur Thätigkeit durch einen Reiz aufgeregt worden, welcher abermals etwas größer

iſt als der letzterwähnte, fällt in eine entgegengeſetzte krampfhafte Thätigkeit.

7) Die Netzhaut, nachdem ſie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, welcher abermals größer iſt als der letzterwähnte, fällt in verſchiedene aufeinander folgende krampfhafte Thätigkeiten.

8) Die Netzhaut, nachdem ſie zur Thätigkeit durch einen Reiz erregt worden, der einigermaßen größer iſt als der letzterwähnte, fällt in eine fixe krampfhafte Thätigkeit, welche mehrere Tage anhält.

9) Ein Reiz, größer als der vorhergehende, bringt eine temporäre Paralyſe in dem Geſichtsorgan hervor.

10) Vermiſchte Bemerkungen. Hier bringt der Verfaſſer ſolche Beobachtungen an, welche aus einem ganz natürlichen Grunde zu den vorhergehenden nicht paſſen.

a) Von directen und umgekehrten Geſpenſtern die zu gleicher Zeit exiſtiren. Von wechſelſeitigen directen Geſpenſtern. Von einer Verbindung directer und umgekehrter Geſpenſter. Von einem geſpenſterhaften Hofe. Regeln die Farben der Geſpenſter voraus zu ſagen.

b) Veränderlichkeit und Lebhaftigkeit der Geſpenſter, durch fremdes Licht bewirkt.

c) Veränderlichkeit der Geſpenſter in Abſicht auf Zahl, Geſtalt und Nachlaſſen.

d) Veränderlichkeit der Geſpenſter in Abſicht auf Glanz. Die Sichtbarkeit der Circulation des Blutes im Auge.

zum Worträthſel umbilden will, durch die unmittelbarſte Divination erkannt und ausgeſprochen.

Indem man dergleichen zu unſern Zeiten erzählt und betheuert, darf man nicht fürchten lächerlich zu werden, da ſolche pſychiſche Erſcheinungen noch lange nicht an dasjenige reichen, was der organiſche Magnetismus zu Tage gebracht hat.

e) Veränderlichkeit der Gespenster in Absicht auf Deutlichkeit und Größe, mit einer neuen Art die Gegenstände zu vergrößern.

f) Schluß.

Jedem der diese Summarien und Rubriken mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, wird in die Augen fallen, was an dem Vortrag des Verfassers zu tadeln sey. Waring Darwin, wie sein Blut- oder Namensvetter, Erasmus Darwin, begehen, bei allem Verdienst einer heitern und sorgfältigen Beobachtung, den Fehler, daß sie als Aerzte alle Erscheinungen mehr pathologisch als physiologisch nehmen. Waring erkennt in seinem ersten Artikel, daß wohl alles Sehen von der Thätigkeit der Netzhaut abhängen möchte, und nimmt nun nicht etwa den naturgemäßen Weg, die Gesetze wornach ein solches gesundes Organ wirkt und gegenwirkt, auszumitteln und zu bezeichnen; sondern er führt sie unter der künstlichen, ärztlichen Form auf, wie sie sich gegen schwächere und stärkere Reize verhalten; welches in diesem Falle von geringer Bedeutung, ja in der Erfahrung, wie man aus seinen Rubriken wohl sehen kann, gar nicht zu bestimmen ist.

Wir haben den Gehalt dieser Abhandlung, so wie der übrigen uns bekannt gewordenen, gesondert und an der Natur selbst, zum Nachtheil unserer eigenen Augen, wiederholt geprüft, und in unserer Abtheilung von physio-

logiſchen, nicht weniger in dem Anhang von pathologiſchen Farben, die allgemeinen Umriſſe zu ziehen geſucht, in welchen ſich alles einſchließt, die beſte Ordnung auszufinden getrachtet, nach welcher ſich die Phänomene darſtellen und einſehen laſſen.

Anſtatt alſo den Darwiniſchen Aufſatz Artikel vor Artikel durchzugehen, anſtatt Beifall und Mißfallen im Einzelnen zu bezeigen, erſuchen wir unſere Leſer, die es beſonders intereſſiren könnte, dieſe Abhandlung mit unſerer erſtgemeldeten Abtheilung des Entwurfs zuſammenzuhalten und ſich durch eigene Anſicht von dem dort Geleiſteten zu überzeugen.

Wir haben bei Recenſion des Darwiniſchen Aufſatzes den Ausdruck Augengeſpenſt mit Fleiß gewählt und beibehalten, theils weil man dasjenige was erſcheint ohne Körperlichkeit zu haben, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nach, ein Geſpenſt nennt, theils weil dieſes Wort, durch Bezeichnung der prismatiſchen Erſcheinung, das Bürgerrecht in der Farbenlehre ſich hergebracht und erworben. Das Wort Augentäuſchungen, welches der ſonſt ſo verdienſtvolle Ueberſetzer der Darwiniſchen Zoonomie dafür gebraucht hat, wünſchten wir ein für allemal verbannt. Das Auge täuſcht ſich nicht; es handelt geſetzlich und macht dadurch dasjenige zur Realität, was man zwar dem Worte, aber nicht dem Weſen nach, ein Geſpenſt zu nennen berechtigt iſt.

Wir fügen die obengemeldeten literariſchen Notizen

hiuzu, die wir theils dem Verfaſſer, theils dem Ueberſetzer ſchuldig ſind.

Doctor Jurin in Smiths Optik, zu Ende. Aepinus in den Petersburger neuen Commentarien Vol. X. Beguelin in den Berliner Memoiren Vol. II, 1771. D'Arcy, Geſchichte der Akademie der Wiſſenſchaften 1765. De Labire, Buffon, Memoiren der franz. Akademie 1743. Chriſt. Ernſt Wünſch Visus phaenomena quaedam. Lips. 1776. 4. Joh. Eichel Experimenta circa sensum videndi, in Collectaneis societatis medicae Havniensis. Vol. I, 1774. 8.

Anton Raphael Mengs.

Lezioni pratiche di pittura, in ſeinen Werken, herausgekommen zu Parma 1780 in Quart.

Den Grund der Harmonie, welche wir bei einem Gemählde empfinden, ſetzte Mengs in das Helldunkel, ſo wie er denn auch dem allgemeinen Ton die vorzüglichſte Wirkung zuſchrieb. Die Farben waren ihm dagegen nur einzelne Töne, womit man die Oberflächen der Körper ſpecificirte, welche ſich dem Helldunkel und dem allgemeinen Ton ſubordiniren ſollten, ohne eben gerade für ſich und unter ſich einen Anſpruch an Uebereinſtimmung und Ganzheit zu machen.

Er bemerkte jedoch, daß eine Farbe, wenn ſie in ihrer vollen Lebhaftigkeit gebraucht werde, durch eine andere ge-

gewiſſermaßen aufgewogen werden müſſe, um erträglich zu ſeyn. Und ſo fand ſein offner Sinn und guter Geſchmack die einfachen Geſetze der Farbenharmonie, ohne jedoch ihren phyſiologiſchen Grund einzuſehen.

„Bei dem Gebrauch der Farben iſt es nöthig ihr Gleichgewicht zu beobachten, wenn wir die Art und Weiſe finden wollen, ſie mit Anmuth anzuwenden, und gut zu begleiten. Eigentlich gibt es nur drey Farben, Gelb, Roth und Blau. Dieſe darf man nie an und für ſich in einem Werke gebrauchen; doch wenn man ja eine davon, und zwar rein anwenden wollte, ſo ſuche man die Art und Weiſe eine andere aus zweyen gemiſcht, an die Seite zu ſetzen: z. E. das reine Gelb begleite man mit Violett, weil dieſes aus Roth und Blau beſteht. Hat man ein reines Roth angewendet, ſo füge man aus derſelben Urſache das Grüne hinzu, das ein Gemiſch von Blau und Gelb iſt. Beſonders iſt die Vereinigung des Gelben und Rothen, wodurch die dritte Miſchung entſteht, ſchwer mit Vortheil anzuwenden, weil dieſe Farbe zu lebhaft iſt, deßwegen man das Blau zu ſeiner Begleitung hinzufügen muß.“

Man ſehe was wir hierüber im naturgemäßen Zuſammenhange am gehörigen Orte vorgetragen haben. (E. 803 ff.)

Jeremias Friedrich Gülich.

Vollständiges Färbe- und Bleichbuch ꝛc. ꝛc. Sechs Bände. Ulm, 1779 bis 1793.

Dieser Mann, welcher zu Sindelfingen bei Stuttgart ansässig und zuletzt im Badenschen angestellt war, dessen Lebensgang wohl mehr verdiente bekannt zu seyn, war in seinem Handwerk, in seiner Halbkunst, wie man es nennen will, so viel wir ihn beurtheilen können, wohl zu Hause. Alle Erfordernisse bei der Färberey, sowohl insofern sie vorbereitend als ausführend und vollendend gedacht werden, lagen ihm zur Hand, so wie die verschiedensten Anwendungen, welche man von Farben technisch auf alle Arten von Zeugen und Stoffen nach und nach ersonnen hat.

Bei der großen Breite, bei dem genauen Detail seiner Kenntnisse sah er sich nach einem Leitfaden um, an welchem er sich durch das Labyrinth der Natur- und Kunst-Erscheinungen durchwinden könnte. Da er aber weder gelehrte, noch philosophische, noch literarische Bildung hatte, so wurde es seinem übrigens tüchtigen Charakter sehr schwer, wo nicht unmöglich, sich überall zurecht zu finden.

Er sah wohl ein, daß bei allem Verfahren des Färbers nur sehr einfache Maximen zum Grunde lagen, die sich aber unter einem Wust von einzelnen Recepten und

zufälligen Behandlungen verbargen und kaum gefaßt werden konnten.

Daß mit einer klugen Anwendung von Säuren und Alkalien viel, ja beinahe alles gethan ſey, ward ihm klar, und bei dem Drange zum Allgemeinen, den er in ſich fühlte, wollte er dem Material ſeines Geſchäfts und deſſen Anwendung nicht allein, ſondern zugleich der ganzen Natur, einen eben ſo einfachen Gegenſatz zum Grunde legen. Deßhalb wurden ihm Feuer und Waſſer die zwey Hauptelemente. Jenem geſellte er die Säuren, dieſem die Alkalien zu. In jenem wollte er zugleich die hochrothe, in dieſem die blaue Farbe finden, und hiermit war ſeine Theorie abgeſchloſſen; das Uebrige ſollte ſich hieraus entwickeln und ergeben.

Da die eminenteſten und beſtändigſten Farben aus den Metallen hervorzubringen waren, ſo ſchenkte er auch dieſen vorzügliche Aufmerkſamkeit und eine beſondere Ehrfurcht. Dem Feuer, den Säuren, dem Hochrothen ſoll Gold und Eiſen, dem Waſſer, den Alkalien, dem Blauen ſoll vorzüglich Kupfer antworten und gemäß ſeyn; und überall wo man dieſe Farben finde, ſoll etwas wo nicht gerade wirklich Metalliſches, doch dem Metalliſchen nahe Verwandtes und Analoges angetroffen werden.

Man ſieht leicht, daß dieſe Vorſtellungsart ſehr beſchränkt iſt und bei der Anwendung oft genug unbequem werden muß. Weil jedoch ſeine Erfahrung ſehr ſicher und ſtät, ſeine Kunſtbehandlung meiſterhaft iſt; ſo kom-

men bei dieser seltsamen Terminologie Verhältnisse zur Sprache, an die man sonst nicht gedacht hätte, und er muß die Phänomene selbst recht deutlich machen, damit sie vielseitig werden, und er ihnen durch seine wunderliche Theorie etwas abgewinnen kann. Uns wenigstens hat es geschienen, daß eine Umarbeitung dieses Buchs, nach einer freiern theoretischen Ansicht, von mannichfaltigem Nutzen seyn müßte.

Da, wie der Titel seines Buches ausweist, die erste Sorge des Färbers, die Farblosigkeit und Reinigkeit der Stoffe auf welche er wirken will, ihm niemals aus den Augen gekommen: da er die Mittel sorgfältig angibt, wie solchen Stoffen alle Farbe und Unreinigkeit zu entziehen: so muß ihm freilich der Newtonische siebenfarbige Schmutz, so wie bei seiner einfachern Ansicht, die siebenfache Gesellschaft der Grundfarben höchst zuwider seyn; deßwegen er sich auch gegen die Newtonische Lehre sehr verdrießlich und unfreundlich gebärdet.

Mit den Chemikern seiner Zeit, Meyer, Justi und andern, verträgt er sich mehr oder weniger. Das acidum pingue des ersten ist ihm nicht ganz zuwider; mit dem zweyten steht er in mancherlei Differenz. So ist er auch in dem was zu seiner Zeit über die Färbekunst geschrieben worden, und was man sonst über die Farbenlehre geäußert, nicht unbekannt.

So viel sey genug, das Andenken eines Mannes aufzufrischen, der ein laborioses und ernstes Leben geführt,

und dem es nicht allein darum zu thun war, für sich und die Seinigen zu wirken und zu schaffen; sondern der auch dasjenige was er erfahren, und wie er sich's zurecht gelegt, andern zu Nutz und Bequemlichkeit, emsig mittheilen wollte.

Eduard Hussey Delaval.

Versuch und Bemerkungen über die Ursache der dauerhaften Farben undurchsichtiger Körper. Uebersetzt und herausgegeben von Crell. Berlin und Stettin 1788. 8.

Der eigentliche Gehalt dieser Schrift, ob er gleich in der Farbenlehre von großer Bedeutung ist, läßt sich doch mit wenigen Worten aussprechen. Des Verfassers Hauptaugenmerk ruht auf dem σκιερόν, auf der dunkeln Eigenschaft der Farbe, wohin wir auch wiederholt gedeutet haben.

Er behandelt vorzüglich färbende Stoffe aus dem Mineralreiche, sodann auch aus dem vegetabilischen und animalischen; er zeigt, daß diese Stoffe in ihrem feinsten und concentrirtesten Zustande keine Farbe bei auffallendem Lichte sehen lassen, sondern vielmehr schwarz erscheinen.

Auch in Feuchtigkeiten aufgelöste reine Farbestoffe, so wie farbige Gläser, zeigen, wenn ein dunkler Grund hinter ihnen liegt, keine Farbe, sondern nur, wenn ein heller hinter ihnen befindlich ist. Alsdann aber lassen sie

ihre farbige Eigenschaft eben so gut als bei durchfallendem Lichte sehen.

Was sich auch vielleicht gegen des Verfassers Verfahrungsart bei seinen Versuchen einwenden läßt; so bleibt doch das Resultat derselben für denjenigen, der sie nachzuahmen und zu vermannichfaltigen weiß, unverrückt stehen, in welchem sich das ganze Fundament der Färberey und Mahlerey ausdrückt.

Des Verfassers Vortrag hingegen ist keiner von den glücklichsten. Seine Ueberzeugung trifft mit der Newtonischen nicht zusammen, und doch kann er sich von dieser nicht losmachen, so wenig als von der Terminologie, wodurch sie sich ausspricht. Man sieht ferner durch seine Deduction wohl den Faden durch, an welchen er sich hält, allein er verschlingt ihn selbst und macht dadurch den Leser verworren.

Da er vorzüglich in dem chemischen Felde arbeitet, so steht ihm freilich die Vorstellungsart seiner Zeit und die damalige Terminologie entgegen, wo das Phlogiston so wunderbar Widersprechendes wirken sollte. Die Kenntniß der verschiedenen Luftarten ist auf dem Wege; aber der Verfasser entbehrt noch die großen Vorzüge der neuern französischen Chemie und ihres Sprachgebrauchs, wodurch wir denn freilich gegenwärtig viel weiter reichen. Es gehört daher eine Ueberzeugung von seinem Hauptgrundsatze und ein guter Wille dazu, um das Aechte

und Verdienſtliche ſeiner Arbeit auszuziehen und anzuerkennen.

Wir haben ihn ſeit langen Jahren geſchätzt und daher auch ſchon (E. 572 ff.) ſeine Ueberzeugung, verbunden mit der unſern, aufgeführt.

Bei den Pflanzen geräth es ihm am beſten. Er entzieht ihnen das Färbende und es bleibt eine weiße Structur übrig. Dieſes ausgezogene Färbende verfinſtert ſich immer mehr bei'm Verdichten, manifeſtirt ſeine ſchattenhafte Natur, nähert ſich dem Schwarzen, Ununterſcheidbaren, und kann wieder einer andern weißen Fläche mitgetheilt und in ſeiner vorigen Specification und Herrlichkeit dargeſtellt werden. Im Thierreich iſt es ſchon ſchwieriger. Im Mineralreiche finden ſich noch mehr Hinderniſſe, wenn man den Grundſatz durchführen will. Jedoch beharrt er feſt bei demſelben und wendet ihn, wo er empiriſch anwendbar iſt, glücklich an.

In der Vorrede ſind zwey kurze Aufſätze, die jedoch dem Verfaſſer nicht beſonders günſtig ſind, vom Herausgeber eingeſchaltet, der eine von Klügel, der andere von Lichtenberg. In dem erſten finden wir einen gemüthlichen und redlichen, in dem zweyten einen geiſtreichen und gewandten Skepticismus. Wir mögen hierbei eine Bemerkung äußern, welche wohl verdiente geſperrt gedruckt zu werden: daß nämlich auf eine ſolche Weiſe, wie von beiden Männern hier geſchehen, alle Erfahrungswiſſenſchaft vernichtet werden könne; denn weil nichts

Chiffern.

Eine andere Art aber sich zu verständigen ist geistreich und herzlich! Wenn bei der vorigen Ohr und Witz im Spiele war, so ist es hier ein zartliebender, ästhetischer Sinn, der sich der höchsten Dichtung gleich stellt.

Im Orient lernte man den Koran auswendig und so gaben die Suren und Verse, durch die mindeste Anspielung, ein leichtes Verständniß unter den Geübten. Das Gleiche haben wir in Deutschland erlebt, wo vor funfzig Jahren die Erziehung dahin gerichtet war, die sämmtlichen Heranwachsenden bibelfest zu machen; man lernte nicht allein bedeutende Sprüche auswendig, sondern erlangte zugleich von dem übrigen genugsame Kenntniß. Nun gab es mehrere Menschen, die eine große Fertigkeit hatten auf alles was vorkam biblische Sprüche anzuwenden und die heilige Schrift in der Conversation zu verbrauchen. Nicht zu läugnen ist, daß hieraus die witzigsten, anmuthigsten Erwiederungen entstanden, wie denn noch heutiges Tags gewisse ewig anwendbare Hauptstellen hie und da im Gespräch vorkommen.

was uns in der Erfahrung erscheint, absolut angesprochen und ausgesprochen werden kann, sondern immer noch eine limitirende Bedingung mit sich führt, so daß wir Schwarz nicht Schwarz, Weiß nicht Weiß nennen dürften, insofern es in der Erfahrung vor uns steht: so hat auch jeder Versuch, er sey wie er wolle und zeige was er wolle, gleichsam einen heimlichen Feind bei sich, der dasjenige was der Versuch a potiori ausspricht, begränzt und unsicher macht. Dieß ist die Ursache, warum man im Lehren, ja sogar im Unterrichten, nicht weit kommt; bloß der Handelnde, der Künstler entscheidet, der das Rechte ergreift und fruchtbar zu machen weiß.

Der Delavalischen Ueberzeugung, die wir kennen, wird die Lehre von Newtons Lamellen an die Seite gesetzt, und freilich sind sie sehr verwandt. Bei Newton kommt auch die Farbe nicht von der Oberfläche, sondern das Licht muß durch eine Lamelle des Körpers eindringen und decomponirt zurückkehren. Bei Delaval ist die Farbe dieser Lamelle specificirt und wird nicht anders gesehen, als wenn hinter ihr ein heller, weißer Grund sich befinder, von dem das Licht alsdann gleichfalls specifisch gefärbt zurückkehrt.

Merkwürdig ist besonders in dem Lichtenbergischen Aufsatz, wie man der Newtonischen Lehre durch chemische Hülfstruppen in jener Zeit wieder beigestanden. Man hatte eine latente Wärme ausgemittelt, warum sollte es nicht auch ein latentes Licht geben? und warum sollten

die, nach der Theorie, dem Licht angehörigen farbigen Lichter nicht auch der Reihe nach Versteckens spielen, und wenn es den gelben beliebte hervorzugucken, warum sollten die übrigen nicht neckisch im Hinterhalte lauschen können?

Zwey merkwürdige, unserer Ueberzeugung günstige Stellen aus gedachtem Aufsatz jedoch, wovon wir die eine schon früher angeführt (S. 584), mögen hier Platz nehmen:

„Ich bemerke hier im Vorbeigehen, daß vielleicht die Lehre von den Farben eben deßwegen bisher so viele Schwierigkeiten hatte, weil alles auf Einem Wege, z. B. Brechung, erklärt werden sollte."

Wir haben oft genug wiederholt, daß alles auf den Weg ankommt, auf welchem man zu einer Wissenschaft gelangt. Newton ging von einem Phänomen der Brechung aus, von einem abgeleiten Complicirten. Dadurch ward Brechung das Hauptaugenmerk, das Hauptkunstwort, und was bei einem einzelnen Falle vorging, die Grundregel, das Grundgesetz für's Allgemeine. Hatte man hier mehrere, ja unzählige Grundfarben angenommen, so bedurften die, welche von der Mahlerey und Färberey herkamen, nur drey Farben; noch mehr Auspassende und Sondernde gar nur zwey, und so veränderte sich alles nach den verschiedenen Ansichten.

Carvalho und der Franzose H. F. T. fanden die farbigen Schatten höchst bedeutend und legten den ganzen Grund der Farbenlehre dahin. Aber alle diese

Phänomene, sie mögen Namen haben wie sie wollen, haben ein gleiches Recht Grundphänomene zu seyn. Die von uns aufgeführten physiologischen, physischen, chemischen Farben sind alle gleich befugt, die Aufmerksamkeit der Beobachtenden und Theoretisirenden anzusprechen. Die Natur allein hat den wahren republicanischen Sinn, da der Mensch sich gleich zur Aristokratie und Monarchie hinneigt, und diese seine Eigenheit überall, besonders auch theoretisirend stattfinden läßt.

„Auch scheint es mir aus andern Gründen wahrscheinlich, daß unser Organ um eine Farbe zu empfinden, etwas von allem Licht (weißes) zugleich mit empfangen müsse."

Was hier Lichtenberg im Vorbeigehen äußert, ist denn das etwas anderes als was Delaval behauptet? nur daß dieser das Helle hinter das Dunkle bringt und die Specification des Dunkeln dadurch erscheinen macht, und daß jener das Helle unter das Dunkle mischt; welches ja auch nichts weiter ist, als daß eins mit und durch das andere erscheint. Ob ich ein durchsichtiges Blau über Gelb lasire, oder ob ich Gelb und Blau vermische, ist in gewissem Sinne einerlei: denn auf beide Weise wird ein Grün hervorgebracht. Jene Behandlungsart aber steht viel höher, wie wir wohl nicht weiter auszuführen brauchen.

Uebrigens wird Delaval's Vortrag, besonders indem er auf die trüben Mittel gelangt, unsicher und unscheinbar. Er kehrt zu der Newtonischen Lehre zurück, ohne

sie doch in ihrer ganzen Reinheit beizubehalten; dadurch entsteht bei ihm, wie bei so vielen andern, ein unglückliches eklektisches Schwanken. Denn man muß sich zu Newton ganz bekennen, oder ihm ganz entsagen.

Johann Leonhard Hoffmann.

Versuch einer Geschichte der mahlerischen Harmonie überhaupt und der Farbenharmonie insbesondere, mit Erläuterungen aus der Tonkunst, und vielen praktischen Anmerkungen, Halle 1786.

Dieser Mann, dessen Andenken fast gänzlich verschwunden ist, lebte um gedachtes Jahr in Leipzig als privatisirender Gelehrter, war als guter Physiker und rechtlicher Mann geschätzt, ohne sich jedoch einer ärmlichen Existenz entwinden zu können. Er nahm beträchtlichen Antheil an physikalischen, technologischen, ökonomischen Journalen und anderen Schriften dieses Inhalts. Mehr ist uns von ihm nicht bekannt geworden.

Seine obgemeldete Schrift zeigt ihn uns als einen durch Studien wohl gebildeten Mann. Kenntniß der Sprachen, des Alterthums, der Kunstgeschichte und recht treue Theilnahme an der Kunst selbst, ist überall sichtbar. Ohne selbst Künstler zu seyn, scheint er sich mit der Mahlerey, besonders aber mit dem Mahlen, als ein guter Beobachter und Aufmerker beschäftigt zu haben,

indem er die Erfordernisse der Kunst und Technik recht wohl einsieht und venetirt.

Da er jedoch in allem dem, was von dem Mahler verlangt wird und was er leistet, kein eigentliches Fundament finden kann; so sucht er durch Vergleichung mit der Tonkunst eine theoretische Ansicht zu begründen, und die mahlerischen und musikalischen Phänomene, so wie die Behandlungsweise der beiden Künste, mit einander zu parallelisiren.

Eine solche, von Aristoteles schon angeregte, durch die Natur der Erscheinungen selbst begünstigte, von mehreren versuchte Vergleichung kann uns eigentlich nur dadurch unterhalten, daß wir mit gewissen schwankenden Aehnlichkeiten spielen, und indem wir das Eine fallen lassen, das Andere ergreifen und immer so fortfahren, uns geistreich hin und wieder zu schaukeln.

Auf dem empirischen Wege, wie wir schon früher bemerkt (S. 748 ff.), werden sich beide Künste niemals vergleichen lassen, so wenig als zwey Maßstäbe von verschiedenen Längen und Eintheilungen neben einander gehalten. Wenn auch irgendwo einmal ein Einschnitt paßt, so treffen die übrigen nicht zusammen; rückt man nach, um jene neben einander zu bringen, so verschieben sich die ersten wieder, und so wird man auf eine höhere Berechnungsart nothwendig getrieben.

Wir können dieß nicht anschaulicher machen, als

wenn wir diejenigen Erſcheinungen und Begriffe, die er paralleliſirt, neben einander ſtellen.

Licht	Laut
Dunkelheit	Schweigen
Schatten	
Lichtſtrahlen	Schallſtrahlen
Farbe	Ton
Farbenkörper	Inſtrument
Ganze Farben	Ganze Töne
Gemiſchte Farben	Halbe Töne
Gebrochene Farbe	Abweichung des Tons
Helle	Höhe
Dunkel	Tiefe
Farbenreihe	Octave
Wiederholte Farbenreihe	Mehrere Octaven
Helldunkel	Uniſono
Himmliſche Farben	Hohe Töne
Irdiſche (braune) Farben	Contra-Töne
Herrſchender Ton	Soloſtimme
Licht und Halbſchatten	Prime u. Secundſtimme
Indig	Violoncell
Ultramarin	Viole und Violine
Grün	Menſchenkehle
Gelb	Clarinette
Hochroth	Trompete
Roſenroth	Hoboë
Kermesroth	Querflöte

Purpur	Waldhorn
Violett	Fagott
Zurichtung der Palette	Stimmung der Instrumente
Tractement	Applicatur
Bunte lavirte Zeichnung	Clavier-Concert
Impastirtes Gemählde.	Symphonie.

Bei dieser Art von strengem Nebeneinandersetzen, welches im Buche theils wirklich ausgesprochen, theils durch Contert und Styl nur herbeigeführt und eingeleitet ist, sieht jederman das Gezwungene, Willkürliche und Unpassende zweyer großen in sich selbst abgeschlossenen Naturerscheinungen, insofern sie theilweise mit einander verglichen werden sollen.

Es ist zu verwundern, daß der Verfasser, der sich sehr lebhaft gegen das Farbenclavier erkläret und dasselbe für unausführbar und unnütz hält, ein solches Vergnügen fand, sich aus Verschlingung der beiden Künste gleichsam selbst ein Labyrinth zu erschaffen. Dieses wird denn in seinen letzten Capiteln recht kraus, indem er den motus rectus und contrarius. Intervalle, Consonanzen und Dissonanzen, den modus major und minor. Accord und Disharmonie, aneinandergereihte Octaven und was noch alles sonst der Musik eigen ist, auch in der Farbenlehre und der sie anwendenden Mahlerkunst finden will.

Er muß freilich, als ein im Grunde scharfsinniger

Mann, ſich zuletzt daran ſtoßen, daß die Mahlerey eine ſimultane Harmonie, die Muſik eine ſucceſſive fordere. Er findet natürlich die Intervalle der Farben nicht ſo beſtimm- und meßbar, wie die der Töne. Da er ſeine Farbenſcala nicht in ihr ſelbſt abſchließt, ſondern ſie, ſtatt in einem Cirkel, in einer Reihe vorſtellt, um ſie an eine hellere Octave wieder anſchließen zu können; ſo weiß er nicht, welche er zur erſten und welche zur letzten machen, und wie er dieſes Anſchließen am natürlichſten bewirken ſoll. Ihm ſteht entgegen daß er von einem gewiſſen Gelb auf geradem Wege durch Roth und Blau hindurch niemals zu einem helleren Gelb gelangen kann, und er muß fühlen, daß es ein unendlicher Unterſchied iſt zwiſchen der Operation wodurch man eine Farbe verdünnt, und zwiſchen der wodurch man zu einem höheren Tone vorſchreitet.

Eben ſo traurig iſt es anzuſehen, wenn er glaubt, man könne jede Farbe durch gewiſſe Modificationen in den Minor ſetzen, wie man es mit den Tönen vermag, weil die einzelnen Töne ſich gegen den ganzen muſikaliſchen Umfang viel gleichgültiger verhalten, als die einzelnen Farben gegen den Umkreis in welchem ſie aufgeſtellt ſind: denn die Farben machen in dieſem Kreiſe ſelbſt das majus und minus, ſie machen ſelbſt dieſen entſchiedenen Gegenſatz, welcher ſichtbar und empfindbar iſt und der nicht aufzuheben geht, ohne daß man das Ganze zerſtört.

Die Töne hingegen sind, wie gesagt, gleichgültiger Natur, sie stehen jedoch unter dem geheimen Gesetz eines gleichfalls entschiedenen Gegensatzes, der aber nicht an sich, wie bei der Farbe, nothwendig und unveränderlich empfindbar wird, sondern, nach Belieben des Künstlers, an einem jeden Tone und seiner von ihm herfließenden Folge hörbar und empfindbar gemacht werden kann.

Es ist uns angenehm, indem wir gegen das Ende zueilen, nochmals Gelegenheit gefunden zu haben, uns über diesen wichtigen Punkt zu erklären, auf welchen schon im Laufe unseres Vortrags auf mehr als eine Weise hingedeutet worden.

Das Büchelchen selbst verdient eine Stelle in der Sammlung eines jeden Natur- und Kunstfreundes, sowohl damit das Andenken eines braven, beinah völlig vergessenen Mannes erhalten, als damit die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung einem jeden deutlicher gemacht werde. Geistreiche Personen werden an den künstlichen, aber redlich gemeinten, und so weit es nur gehen wollte, ernstlich durchgeführten Bemühungen des Verfassers Unterhaltung und Vergnügen finden.

Robert

Robert Blair.

Experiments and Observations on the unequal Refrangibility of Light, in den Transactionen der königlichen Societät zu Edinburg, Vol. 3, 1794.

Das Phänomen der Achromaſie war nun allgemein bekannt und beſonders durch die einfachen prismatiſchen Verſuche außer allen Zweifel geſetzt worden; doch ſtand der Anwendung dieſes Naturgeſetzes auf Objectivgläſer manches im Wege, ſowohl von der chemiſchen als von der mechaniſchen Seite, indem es ſeine Schwierigkeiten hat, ein innerlich vollkommen reines Flintglas zu bereiten und genau zuſammenpaſſende Gläſer zu ſchleifen. Beſonders aber ſtellten ſich manche Hinderniſſe ein, wenn man die Weite der Objectivgläſer über einen gewiſſen Grad vermehren wollte.

Daß nicht allein feſte, ſondern auch allerlei flüſſige Mittel die Farbenerſcheinung zu erhöhen im Stande ſeyen, war bekannt. Doctor Blair beſchäftigte ſich mit dieſen letzten, um ſo mehr als er wollte gefunden haben, daß bei der gewöhnlichen Art, durch Verbindung von Flint- und Crownglas, die Achromaſie nicht vollkommen werden könne.

Er hatte dabei die Newroniſche Vorſtellungsart auf ſeiner Seite: denn wenn man ſich das Spectrum als eine fertige, in allen ihren einzelnen Theilen ungleich gebrochene Strahlenreihe denkt; ſo läßt ſich wohl hof-

Gleicherweise bedient man sich classischer Worte, wodurch wir Gefühl und Ereigniß als ewig wiederkehrend bezeichnen und aussprechen.

Auch wir vor funfzig Jahren, als Jünglinge, die einheimischen Dichter verehrend, belebten das Gedächtniß durch ihre Schriften und erzeigten ihnen den schönsten Beifall, indem wir unsere Gedanken durch ihre gewählten und gebildeten Worte ausdrückten und dadurch eingestanden, daß sie besser als wir unser Innerstes zu entfalten gewußt.

Um aber zu unserm eigentlichen Zweck zu gelangen, erinnern wir an eine, zwar wohlbekannte, aber doch immer geheimnißvolle Weise, sich in Chiffern mitzutheilen; wenn nämlich zwey Personen, die ein Buch verabreden und, indem sie Seiten- und Zeilenzahl zu einem Briefe verbinden, gewiß sind, daß der Empfänger mit geringem Bemühen den Sinn zusammen finden werde.

Das Lied, welches wir mit der Rubrik Chiffer bezeichnet, will auf eine solche Verabredung hindeuten. Liebende werden einig Hafisens Gedichte zum Werkzeug ihres Gefühlwechsels zu legen; sie bezeichnen Seite und Zeile die ihren gegenwärtigen Zustand ausdrückt, und so entstehen zusammengeschriebene Lieder vom schönsten Ausdruck; herrliche zerstreute Stellen des unschätzbaren Dichters werden durch Leidenschaft und Gefühl verbunden, Neigung und Wahl verleihen dem

fen, daß ein entgegengeſetztes Mittel allenfalls einen Theil derſelben, aber nicht alle aufheben und verbeſſern könne. Dieſes war ſchon früher zur Sprache gekommen und Dr. Blairs Verſuche, ſo wie die daraus gezogenen Folgerungen, wurden von den Newtonianern mit Gunſt aufgenommen.

Wir wollen ihn erſt ſelbſt hören und ſodann dasjenige, was wir dabei zu erinnern im Fall ſind, nachbringen.

Verſuche des Dr. Blair

über die chromatiſche Kraft verſchiedener Flüſſigkeiten und Auflöſungen.

„Verſchiedene Auflöſungen von Metallen und Halbmetallen in verſchiedenen Geſtalten fanden ſich immer chromatiſcher als Crownglas. Die Auflöſungen einiger Salze in Waſſer, z. B. des rohen Ammoniakſalzes, vermehren die Erſcheinung ſehr. Die Salzſäure hat auch dieſe Kraft, und je concentrirter ſie iſt, deſto ſtärker wirkt ſie. Ich fand daher, daß diejenigen Flüſſigkeiten die allerhöchſte chromatiſche Kraft haben, in welchen die Salzſäure und die Metalle verbunden ſind. Die chemiſche Präparation, genannt Causticum antimoniale oder Butyrum Antimonii, beſitzt in ihrem concentrirteſten Zuſtande, wenn ſie eben genug Feuchtigkeit an ſich gezogen hat, um flüſſig zu ſeyn, dieſe Kraft

in einem erſtaunlichen Grade, ſo daß drey Keile Crownglas nöthig ſind, um die Farbe aufzuheben, die durch einen entgegengeſetzten Keil von gleichem Winkel hervorgebracht worden. Die große Menge des in dieſer Solution enthaltenen Halbmetalls, und der concentrirte Zuſtand der Salzſäure, ſcheinen dieſen kaum glaublichen Effect hervorzubringen."

„Aetzendes ſublimirtes Queckſilber, mit einer Auflöſung von rohem Ammoniakſalz im Waſſer, iſt an Stärke die nächſte Auflöſung. Man kann ſie ſo ſtark machen, daß der Winkel eines Prisma's von Crownglas, welches ihre Farbenerſcheinung aufwiegen ſoll, doppelt ſo groß ſeyn muß. Hier ſind auch offenbar das Queckſilber und die Salzſäure an der Erſcheinung Urſache: denn weder das Waſſer, noch das flüchtige Laugenſalz, als die übrigen Theile der Zuſammenſetzung, zeigen, wenn man ſie einzeln unterſucht, eine ſolche Wirkung."

„Die weſentlichen Oele folgen zunächſt. Diejenigen welche man aus harzigen Mineralien erhält, wirken am ſtärkſten: als aus natürlichem Bergöl, Steinkohle und Ambra. Ihr Verhältniß zu dem Crownglas iſt ungefähr wie zwey zu drey. Das weſentliche Oel des Saſſafras wirkt nicht viel geringer. Weſentliches Citronenöl, ganz ächt, verhält ſich wie drey zu vier, Terpenthinöl wie ſechs zu ſieben, und im weſentlichen Rosmarinöl iſt die Kraft noch etwas geringer."

„Ausgepreßte Oele unterscheiden sich nicht sonderlich vom Crownglas, so auch rectificirte Geister, und der Aether des Salpeters und Vitriols.“

Vorlesung des Dr. Blair.

I. „Die ungleiche Refrangibilität des Lichts, wie sie Isaak Newton entdeckt und umständlich erörtert hat, steht nur in sofern unwidersprochen gegründet, als die Refraction an der Gränze irgend eines Mediums und eines leeren Raumes vorgeht. Alsdann sind die Strahlen von verschiedenen Farben ungleich gebrochen, die rothmachenden Strahlen sind die am wenigsten, die violettmachenden die am meisten brechbaren Strahlen.“

II. „Die Entdeckung von demjenigen was man die verschieden zerstreuende Kraft in den verschieden brechenden Medien nannte, zeigt, daß die Newtonischen Theoreme nicht allgemein sind, wenn er schließt: daß der Unterschied der Brechung zwischen den meist und geringst brechbaren Strahlen immer in einem gegebenen Verhältnisse zu der Refraction der mittelst refrangiblen stehe. Man zweifelt nicht, daß dieser Satz wahr sey, bezüglich auf die Mittel, an welchen diese Erfahrungen gemacht sind; aber es finden sich manche Ausnahmen desselben.“

III. „Denn die Erfahrungen des Herrn Dollond beweisen, daß der Unterschied der Brechung zwischen den

rothen und violetten Strahlen, im Verhältniß zu der Refraction des ganzen Strahlenpinsels, größer ist in gewissen Glasarten als im Wasser, und größer im Flintglas als im Crownglas.“

IV. „Die erste Reihe der obenerwähnten Versuche zeigt, daß die Eigenschaft, die farbigen Strahlen in einem höheren Grade als Crownglas zu zerstreuen, nicht auf wenige Mittel begränzt ist, sondern einer großen Mannichfaltigkeit von Flüssigkeiten angehört, und einigen derselben in ganz außerordentlichem Grade. Metallauflösungen, wesentliche Oele, mineralische Säuren, mit Ausnahme der vitriolischen, sind in diesem Betracht höchst merkwürdig.“

V. „Einige Folgerungen, die sich aus Verbindung solcher Mittel, welche eine verschiedene zerstreuende Kraft haben, ergeben und bisher noch nicht genug beachtet worden, lassen sich auf diese Weise erklären. Obgleich die größere Refrangibilität der violetten vor den rothen Strahlen, wenn das Licht aus irgend einem Mittel in einen leeren Raum geht, als ein Gesetz der Natur betrachtet werden kann; so sind es doch gewisse Eigenschaften der Mittel, von denen es abhängt, welche von diesen Strahlen, bei'm Uebergang des Lichtes aus einem Mittel in's andere, die meist refrangiblen seyn sollen, oder in wiefern irgend ein Unterschied in ihrer Brechbarkeit statt finde.“

VI. „Die Anwendung von Hungens Demonstratio-

nen auf die Verbeſſerung jener Abweichung, die ſich von der ſphäriſchen Figur der Linſen herſchreibt, ſie mögen feſt oder flüſſig ſeyn, kann als der nächſte Schritt, die Theorie der Ferngläſer zu verbeſſern, angeſehen werden.“

VII. „Sodann bei Verſuchen, welche mit Objectivgläſern von ſehr weiter Oeffnung gemacht, und in welchen beide Abweichungen, in ſofern es die Grundſätze erlauben, verbeſſert worden, findet ſich, daß die Farbenabweichung durch die gemeine Verbindung zweyer Mittelvon verſchiedener Diſperſivkraft nicht vollkommen zu verbeſſern ſey. Die homogenen grünen Strahlen ſind alsdann die meiſt refrangirten, zunächſt bei dieſen Blau und Gelb vereinigt, dann Indigo und Orange vereinigt, dann Violett und Roth vereinigt, welche am wenigſten refrangirt ſind.“

VIII. „Wenn dieſe Farbenhervorbringung beſtändig, und die Länge des ſecundären Spectrums dieſelbe wäre, in allen Verbindungen der Mittel wo die ganze Brechung des Pinſels gleich iſt; ſo würde die vollkommene Verbeſſerung jener Abweichung, die aus der Verſchiedenheit der Refrangibilität entſteht, unmöglich ſeyn und als ein unüberſteigliches Hinderniß der Verbeſſerung dioptriſcher Inſtrumente entgegenſtehen.“

IX. „Der Zweck meiner Experimente war daher, zu unterſuchen, ob die Natur ſolche durchſichtige Mittel gewähre, welche dem Grade nach, in welchem ſie die Strahlen des prismatiſchen Spectrums zerſtreuen, verſchieden wären, zugleich aber die mancherlei Reihen der Strahlen

in derſelben Proportion aus einander hielten. Denn wenn ſich ſolche Mittel fänden, ſo würde das obengemeldete ſecundäre Spectrum verſchwinden, und die Abweichung welche durch die verſchiedene Refrangibilität entſteht, könnte aufgehoben werden. Der Erfolg dieſer Unterſuchung war nicht glücklich in Betracht ihres Hauptgegenſtandes. In jeder Verbindung die man verſuchte, bemerkte man dieſelbe Art von nicht beſeitigter Farbe, und man ſchloß daraus, daß es keine directe Methode gebe, die Aberration wegzuſchaffen."

X. „Aber es zeigte ſich in dem Verlauf der Verſuche, daß die Breite des ſecundären Spectrums geringer war in einigen Verbindungen als in anderen, und da eröffnete ſich ein indirecter Weg, jene Verbeſſerung zu finden, indem man nämlich eine zuſammengeſetzte hohle Linſe von Materialien welche die meiſte Farbe hervorbringen, mit einer zuſammengeſetzten converen Linſe von Materialien welche die wenigſte Farbe hervorbringen, verband und nun beobachtete, auf was Weiſe man dieß durch drey Mittel bewirken könnte, ob es gleich ſchien, daß ihrer viere nöthig wären."

XI. „Indem man ſich nun nach Mitteln umſah, welche zu jenem Zweck am geſchickteſten ſeyn möchten; ſo entdeckte man eine wunderbare und merkwürdige Eigenſchaft in der Salzſäure. In allen Mitteln, deren Zerſtreuungskräfte man bisher unterſucht hatte, waren die grünen Strahlen, welche ſonſt die mittlern refrangiblen

im Crownglas sind, unter den weniger refrangiblen, und daher verursachten sie jene nicht beseitigte Farbe, welche vorher beschrieben worden. In der Salzsäure hingegen machen dieselben Strahlen einen Theil der mehr refrangiblen, und in Gefolg davon ist die Ordnung der Farben in dem secundären Spectrum, welches durch eine Verbindung von Crownglas mit dieser Flüssigkeit hervorgebracht war, umgekehrt, indem das homogene Grün das wenigst refrangible und das verbundene Roth und Violett das meist refrangible war."

XII. „Diese merkwürdige Eigenschaft, die man in der Salzsäure gefunden, führt zu dem vollkommensten Erfolg, dem großen Mangel der optischen Instrumente abzuhelfen, nämlich der Zerstreuung oder Abweichung der Strahlen, welche sich von ihrer ungleichen Refrangibilität herschrieb, und wodurch es bisher unmöglich ward, sie alle zusammen auf einen Punkt zu bringen, sowohl bei einfachen als bei entgegengesetzten Brechungen. Eine Flüssigkeit, in welcher Theile der Salzsäure mit metallischen in gehörigem Verhältniß stehen, trennt die äußersten Strahlen des Spectrums weit mehr als Crownglas, bricht aber alle Reihen der Strahlen genau in demselben Verhältniß, wie dieß Glas thut; und daher können die Strahlen aller Farben, welche durch die Brechung des Glases divergent geworden, wieder parallel werden, entweder durch eine folgende Refraction auf der Gränze des Glases und gedachter Flüssigkeit, oder indem die bre-

chende Dichtigkeit derſelben geſchwächt wird. Die Brechung, welche an der Gränze derſelben und des Glaſes ſtatt findet, kann ſo regelmäßig, als wäre es Reflexion, gemacht werden, indeſſen die Mängel, welche von unvermeidlicher Unvollkommenheit des Schleifens entſpringen müſſen, hier viel weniger anſtößig ſind als bei der Reflexion, und die Maſſe Licht, welche durch gleiche Oeffnung der Teleſkope durchfällt, viel größer iſt."

XIII. „Dieſes ſind die Vortheile, welche unſere Entdeckung anbietet. In der Ausführung mußte man bei'm erſten Angreifen der Sache mancherlei Schwierigkeiten erwarten und deren manche überwinden, ehe die Erfahrungen vollſtändig wirken konnten. Denn zur Genauigkeit der Beobachtungen gehört, daß die Objectivgläſer ſehr ſorgfältig gearbeitet werden, indem die Phänomene viel auffallender ſind, wenn die vergrößernden Kräfte wachſen. Die Mathematiker haben ſich viel Mühe zu geringem Zwecke gegeben, indem ſie die Radien der Sphären ausrechneten, welche zu achromatiſchen Teleſkopen nöthig ſind: denn ſie bedachten nicht, daß Objectivgläſer viel zartere Prüfmittel ſind für die optiſchen Eigenſchaften brechender Medien als die groben Verſuche durch Prismen, und daß die Reſultate ihrer Demonſtrationen nicht über die Genauigkeit der Beobachtungen hinausgehen, wohl aber dahinter zurückbleiben können."

XIV. „Ich ſchließe dieſen Vortrag, der ſchon länger geworden als ich mir vorſetzte, indem ich die verſchiede-

nen Fälle ungleicher Brechbarkeit des Lichts erzähle, damit ihre Mannichfaltigkeit auf einmal deutlich eingesehen werde."

XV. „Bei der Brechung, welche an der Gränze eines jeden bekannten Mittels und eines leeren Raums statt findet, sind die verschiedenfarbigen Strahlen ungleich brechbar, die rothmachenden am wenigsten, die violettmachenden am meisten. Dieser Unterschied der Brechbarkeit der rothen und violetten Strahlen ist jedoch nicht derselbige in allen Mitteln. Solche Mittel, in welchen der Unterschied am größten ist, und welche daher die verschiedenfarbigen Strahlen am meisten trennen oder zerstreuen, hat man durch den Ausdruck disperssive unterschieden, und diejenigen welche die Strahlen am wenigsten von einander trennen, sind indisperssive genannt worden. Diese Mittel sind also dadurch von einander unterschieden, und mehr noch durch einen andern höchst wesentlichen Umstand."

XVI. „Es zeigt sich durch Versuche, welche man auf indisperssive Mittel gemacht hat, daß das mittlere refrangible Licht immer dasselbe und zwar von grüner Farbe ist."

XVII. „Hingegen in der weitläuftigen Classe disperssiver Mittel, wozu Flintglas, metallische Auflösungen und wesentliche Oele gehören, macht das grüne Licht nicht die mittlere refrangible Reihe, sondern bildet eine von den weniger refrangiblen Reihen, indem man solches im pris-

matiſchen Spectrum näher am tiefen Roth als an dem äußerſten Violett findet.“

XVIII. „In einer andern Claſſe diſperſiver Mittel, welche die Salz- und Salpeterſäure enthält, wird daſſelbe grüne Licht eines der mehr refrangiblen, indem es ſich näher am letzten Violett, als am tiefſten Roth zeigt.“

XIX. „Dieſes ſind die Verſchiedenheiten in der Brechbarkeit des Lichtes, wenn die Refraction an der Gränze eines leeren Raumes ſtatt findet, und die Phänomene werden nicht merklich unterſchieden ſeyn, wenn die Brechungen an der Gränze des dichten Mittels und der Luft geſchehen. Aber wenn Licht aus einem dichten Mittel ins andere übergeht, ſind die Fälle der ungleichen Refrangibilität viel verwickelter.“

XX. „Bei Refractionen, welche auf der Gränze von Mitteln geſchehen, welche nur an Stärke und nicht an Eigenſchaft verſchieden ſind, als Waſſer und Crownglas, oder an der Gränze von verſchieden diſperſiven Flüſſigkeiten, welche mehr oder weniger verdünnt ſind, wird der Unterſchied der Refrangibilität derſelbe ſeyn, der oben an der Gränze dichter Mittel und der Luft bemerkt worden, nur daß die Refraction geringer iſt.“

XXI. „An der Gränze eines indiſperſiven und eines dünnern Mittels, das zu irgend einer Claſſe der diſperſiven gehört, können die rothen und violetten Strahlen gleich refrangibel gemacht werden. Wenn die diſperſive Gewalt des dünneren Mittels ſich vermehrt, ſo werden

Ganzen ein inneres Leben, und die Entfernten finden ein tröſtliches Ergeben, indem ſie ihre Trauer mit Perlen ſeiner Worte ſchmücken.

Dir zu eröffnen
Mein Herz verlangt mich;
Hört' ich von deinem,
Darnach verlangt mich;
Wie blickt ſo traurig
Die Welt mich an.

In meinem Sinne
Wohnet mein Freund nur,
Und ſonſten keiner
Und keine Feindſpur.
Wie Sonnenaufgang
Ward mir ein Vorſatz!

Mein Leben will ich
Nur zum Geſchäfte
Von ſeiner Liebe
Von heut an machen.
Ich denke ſeiner,
Mir bluter's Herz.

Kraft hab' ich keine
Als ihn zu lieben,
So recht im Stillen.
Was ſoll das werden!
Will ihn umarmen
Und kann es nicht.

die violetten Strahlen die wenigſt refrangiblen, und die rothen die meiſt refrangiblen. Wenn die mittlere refractive Dichtigkeit zweyer Mittel gleich iſt, ſo werden die rothen und violetten Strahlen in entgegengeſetzten Richtungen gebrochen, die einen zu, die andern von dem Perpendikel."

XXII. „Dieſes begegnet den rothen und violetten Strahlen, welche Art von diſperſiven Mitteln man auch brauche; aber die Refrangibilität der mittleren Strahlenordnung und beſonders der grünen Strahlen wird verſchieden ſeyn, wenn die Claſſe der diſperſiven Mittel verändert wird."

XXIII. „So in dem erſten Fall, wenn rothe und violette Strahlen gleich refrangibel gemacht werden, werden die grünen Strahlen als die meiſt refrangiblen heraustreten, ſobald man die erſte Claſſe der diſperſiven Mittel gebraucht, und als die wenigſt refrangiblen, ſobald die zweyte Claſſe angewendet wird. So in den zwey andern Fällen, wo das Violette das am wenigſten und das Rothe das am meiſten refrangible wird, und wo dieſe beiden in entgegengeſetzten Directionen gebrochen werden; alsdann werden die grünen Strahlen zu den rothen gelangen, wenn die erſte Claſſe der diſperſiven Mittel gebraucht wird, und werden ſich zu den violetten geſellen, wenn man die zweyte Claſſe braucht."

XXIV. „Nur noch ein anderer Fall ungleicher Refraction bleibt übrig zu bemerken, und das iſt der, wenn

Licht gebrochen wird an der Gränze von Mitteln, die zu den zwey verſchiedenen Claſſen diſperſiver Flüſſigkeiten gehören. Bei dem Uebergang z. B. von einem weſentlichen Oel, oder einer metalliſchen Solution in die Salzſäuren, läßt ſich die refractive Dichtigkeit dieſer Flüſſigkeiten ſo zurichten, daß die rothen und violetten Strahlen keine Refraction erdulden, wenn ſie aus einer Flüſſigkeit in die andere gehen, wie ſchief auch ihre Incidenz ſeyn mögе. Aber die grünen Strahlen werden alsdann eine merkliche Brechung erleiden, und dieſe Brechung wird ſich vom Perpendikel wegbewegen, wenn das Licht aus der Salzſäure in das weſentliche Oel übergeht, und gegen den Perpendikel, wenn es von dem weſentlichen Oel in die Salzſäure übergeht. Die andern Reihen der Strahlen erleiden ähnliche Brechungen, welche am gröſſeſten ſind bei denen die dem Grün am nächſten kommen, und abnehmen, wie ſie ſich dem tiefen Rothen an der einen Seite, und dem letzten Violetten an der andern nähern, wo Refraction vollkommen aufhört."

Bemerkungen über das Vorhergehende.

Wir können vorausſetzen, daß unſere Leſer die Lehre von der Achromaſie überhaupt, theils wie wir ſolche in unſerm Entwurf, theils im hiſtoriſchen Theile vorgetragen, genugſam gegenwärtig haben. Was die Blairiſchen Bemühungen betrifft, ſo findet ſich über dieſelben

ein Aufsatz in den Gilbertischen Annalen der Physik (sechster Bd., S. 129 ff.); auch kommen in dem Reichsanzeiger (1794, Nr. 152 und 1795, Nr. 4 und 14) einige Notizen vor, welche zur Erläuterung der Sache dienen. Wir haben den Autor selbst reden lassen, und seine einzelnen Paragraphen numerirt, um einige Bemerkungen darauf beziehen zu können.

Die Blairischen Versuche sind mit Prismen und Objectivgläsern gemacht, aber beide Arten sind nicht deutlich von einander abgesondert, noch ist die Beschreibung so gefaßt, daß man wissen könnte, wann die eine oder die andere Weise zu versuchen eintritt. Er nennt die prismatischen Versuche grob. Wir finden dieß eine des Naturforschers unwürdige Art sich auszudrücken. Sie sind wie alle ähnlichen einfachen Versuche keineswegs grob, sondern rein zu nennen. Die reine Mathematik ist nicht grob, verglichen mit der angewandten, ja sie ist vielmehr zarter und zuverlässiger.

Das größte Uebel jedoch, das den Blairischen Versuchen beiwohnt, ist, daß sie nach der Newtonischen Theorie beschrieben sind. Versuche nach einer falschen Terminologie ausgesprochen, sind, wenn man sie nicht wiederholen kann, sehr schwer durch eine Conjectural-Kritik auf den rechten Fuß zu stellen. Wir fanden uns nicht in dem Fall, die Blairischen Versuche zu wiederholen; doch werden wir möglichst suchen ihnen auf die Spur zu kommen.

Ad VII.

Es ſollen Verſuche mit achromatiſchen Objectivgläſern von ſehr weiter Oeffnung gemacht worden ſeyn; was für Verſuche aber, iſt nicht deutlich. Man kann durch ſolche Objectivgläſer das Sonnenlicht fallen laſſen, um zu ſehen, ob es bei ſeinem Zuſammenziehen oder Ausdehnen Farben zeige; man kann ſchwarze und weiße kleine Scheiben auf entgegengeſetzten Gründen dadurch betrachten, ob ſich Ränder an ihnen zeigen oder nicht. Wir nehmen an, daß er den Verſuch auf die erſte Weiſe angeſtellt; nun ſagt er, in dieſen Objectivgläſern wären die beiden Abweichungen gewiſſermaßen verbeſſert geweſen. Dieß heißt doch wohl von Seiten der Form und von Seiten der Farbe. Iſt dieſes letztere auch nur einigermaßen geſchehen, wie können denn die wunderlichen Farbenerſcheinungen noch übrig bleiben, von denen der Schluß des Paragraphen ſpricht?

Wir finden uns bei Betrachtung dieſer Stelle in nicht geringer Verlegenheit. Homogene grüne Strahlen, die wir nach unſerer Lehre gar nicht kennen, ſollen die meiſt refrangirten ſeyn. Das müßte alſo doch wohl heißen: ſie kommen zuerſt im Focus an. Hier wäre alſo irgend etwas Grünes geſehen worden. Wie ſoll man nun aber das folgende verſtehen? wo immer je zwey und zwey farbige Strahlen vereinigt ſeyn ſollen. Hat man ſie geſehen oder nicht geſehen? Im erſten Fall müßten ſie jedesmal an einander gränzen und doppelfarbige Kreiſe

bilden. Oder hat man sie nicht gesehen, und heißt das vereinigt hier, nach der unglückseligen Newtonischen Theorie, wieder zu Weiß verbunden, wie erkennt man denn, daß sie da waren, und wie erfährt man, wo sie geblieben sind?

Wir dachten uns aus dieser Verwirrung allenfalls durch eine doppelte Vermuthung zu helfen. Bei achromatischen Fernröhren kommt manchmal der Fall vor, daß die Conver- und Concavlinse so genau passen, daß sie sich unmittelbar berühren und drücken, wodurch die lebhaftesten epoptischen Farben entstehen. Trat vielleicht bei jenem Objectiv dieser Umstand ein, und Blair ließ das Sonnenlicht hindurchfallen, so konnten solche Farbenkreise entstehen, wie er sie bezeichnet, aber von einer ganz andern Seite. Sie gehören unter eine ganz andere Rubrik, als wohin er sie zieht. Noch ein anderer Umstand konnte statt finden, daß nämlich das zu diesem Objectiv angewandte Crownglas nicht vollkommen rein war, und sich also mit Refraction verbundene paroptische Farbenkreise zeigten; doch bleibt es uns unmöglich, etwas Gewisses hierüber festzusetzen.

Ad VI.

Die Versuche von denen hier die Rede ist, müssen mit Prismen gemacht worden seyn. Er hält sich besonders bei dem Grünen des prismatischen Spectrums auf, welches, wie bekannt, ursprünglich darin gar nicht existirt. Die Redensart, daß grüne Strahlen die mittleren

ren brechbaren ſeyn ſollen, iſt grundfalſch. Wir haben es tauſendmal wiederholt: die Mitte des Geſpenſtes iſt zuerſt weiß.

Man nehme unſere fünfte Tafel zur Hand. Wo Gelb und Blau ſich berühren, entſteht das Grün und erſcheint einen Augenblick ungefähr in der Mitte des Spectrums. Wie aber bei Anwendung eines jeden Mittels, es ſey von welcher Art es wolle, das Violette wächſt, ſo gehört Grün freilich mehr dem untern als dem obern Theile zu.

Weil nun ſogenannte mehr diſperſive Mittel einen längern violetten Schweif bilden, ſo bleibt das Grün, obgleich immer an ſeiner Stelle, doch weiter unten, und nun rechnet es der Verfaſſer gar zu den minder refrangiblen Strahlen. Es ſteckt aber eigentlich nur in der Enge des hellen Bildes, und der violette Saum geht weit darüber hinaus. Hiermit wären wir alſo im Reinen.

Daß es aber ſtark diſperſe Mittel geben ſoll, durch welche das Grün mehr nach oben gerückt wird, oder nach jener Terminologie zu den mehr refrangiblen Reihen gehört, ſcheint ganz unmöglich, weil die Säume in's helle Bild hinein ſtärker wachſen müßten, als aus dem Hellen hinaus; welches ſich nicht denken läßt, da beide Randerſcheinungen ſich jederzeit völlig auf gleiche Weiſe ausdehnen.

Was hingegen Dr. Blair geſehen haben mag, glauben wir indeß durch eine Vermuthung auslegen zu kön-

nen. Er bedient ſich zu dieſen Verſuchen ſeiner hohlen Prismen. Dieſe ſind aus Meſſing und Glas zuſammengeſetzt. Wahrſcheinlich haben Salz- und Salpeterſäure etwas von dem Meſſing aufgelöſ't, und einen Grünſpan in ſich aufgenommen. Durch dieſes nunmehr grün gefärbte Mittel wurde das Grün des Spectrums erhöht, und der violette Theil deſſelben deprimirt. Ja es iſt möglich, daß der äuſerſte zarte Theil des Saums völlig aufgehoben worden. Auf dieſe Weiſe rückt freilich das Grün ſcheinbar weit genug hinauf, wie man ſich dieß Reſultat ſchon durch jedes grüne Glas vergegenwärtigen kann.

ad XXII und XXIV.

Durch dieſe beiden Paragraphen wird jene Vermuthung noch beſtärkt: denn hier kommen Verſuche vor, durch welche, nach aufgehobenen Randſtrahlen, die grünen mittleren Strahlen in ihrem Werth geblieben ſeyn ſollen. Was kann das anders heißen, als daß zuletzt ein grünes Bild noch übrig blieb? Aber wie kann dieſes entſtehen, wenn die Reihen der entgegengeſetzten Enden aufgehoben ſind, da es bloß aus dieſen zuſammengeſetzt iſt? Schwerlich kann es etwas Anderes ſeyn und heißen, als daß ein an ſeinen Rändern wirklich achromatiſirtes, durch ein grünes Mittel aber grün gefärbtes gebrochnes Bild noch übrig geblieben.

So viel von unſern Vermuthungen, denen wir noch manches hinzufügen könnten. Allein es iſt eine trau-

rige Aufgabe mit Worten gegen Worte zu ſtreiten; und die Verſuche anzuſtellen, um der Sache genau auf die Spur zu kommen, mangelt uns gegenwärtig Zeit und Gelegenheit. Sie verdient wegen Erweiterung der theoretiſchen Anſicht vielleicht künftig noch eine nähere Prüfung. Denn was das Praktiſche betrifft, ſo ſieht man leicht, daß dieſen aus Glas und ſaliniſchen Flüſſigkeiten zuſammengeſetzten ſogenannten aplanatiſchen Gläſern in der Ausführung noch mehr Hinderniſſe entgegenſtanden, als jenen aus zwey Glasarten verbundenen achromatiſchen. Auch ſcheint das Unternehmen nicht weiter geführt worden zu ſeyn. Ob wir hierüber nähere Nachricht erhalten können, muß die Zeit lehren.

Uns ſey indeſſen vergönnt, da wir uns dem Schluſſe unſerer Arbeit immer mehr nähern, eine allgemeine, hieher wohl paſſende Anmerkung beizubringen.

In phyſiſchen ſowohl als andern Erfahrungswiſſenſchaften kann der Menſch nicht unterlaſſen in's Minutiöſe zu gehen, theils weil es etwas Reizendes hat, ein Phänomen in's unendlich Kleine zu verfolgen, theils weil wir im Praktiſchen, wenn einmal etwas geleiſtet iſt, das Vollkommnere zu ſuchen immer aufgefordert werden. Beides kann ſeinen Nutzen haben; aber der daraus entſpringende Schaden iſt nicht weniger merklich. Durch jenes erſtgenannte Bemühen wird ein unendlicher Wiſſenswuſt aufgehäuft und das Würdige mit dem Unwür-

digen, das Werthe mit dem Unwerthen durcheinander gerüttelt und eins mit dem andern der Aufmerksamkeit entzogen.

Was die praktischen Forderungen betrifft, so mögen unnütze Bemühungen noch eher hingehen, denn es springt zuletzt doch manchmal etwas Unerwartetes hervor. Aber der, dem es Ernst um die Sache ist, bedenke doch ja, daß der Mensch in einen Mittelzustand gesetzt ist, und daß ihm nur erlaubt ist das Mittlere zu erkennen und zu ergreifen. Der Natur, um ganz zunächst bei der Materie zu bleiben, von der wir eben handeln, war es selbst nicht möglich, das Auge ganz achromatisch zu machen. Es ist achromatisch nur insofern als wir frei, gerade vor uns hin sehen. Bücken wir den Kopf nieder, oder heben ihn in die Höhe, und blicken in dieser gezwungenen Stellung nach irgend einem entschiedenen hellen oder dunkeln Bilde, nach einem zu diesen Erfahrungen immer bereiten Fensterkreuz; so werden wir mit bloßen Augen die prismatischen Säume gewahr. Wie sollte es also der Kunst gelingen, die Natur in einem solchen Grade zu meistern, da man ja nicht mit abstracten, sondern mit concreten Kräften und Körpern zu thun hat, und es sich mit dem Höchsten, der Idee, eben so verhält, daß man sie keineswegs in's Enge noch in's Gleiche bringen kann.

Keineswegs werde jedoch, wie schon gesagt, der Forscher und Techniker abgeschreckt, in's Feinere und Genauere zu gehen; nur thue er es mit Bewußtseyn,

um nicht Zeit und Fähigkeiten zu vertändeln und zu verſchwenden.

Confeſſion des Verfaſſers.

Da uns, wenn wir an irgend einem Geſchehenen Theil nehmen, nichts willkommener ſeyn kann, als daß Perſonen welche mitgewirkt, uns die beſondern Umſtände offenbaren mögen, wie dieſes oder jenes Ereigniß ſeinen Urſprung genommen, und dieß ſowohl von der politiſchen als wiſſenſchaftlichen Geſchichte gilt; auch in beiden nichts ſo klein geachtet werden mag, das nicht irgend einem Nachkommenden einmal bedeutend ſeyn könnte: ſo habe ich nicht unterlaſſen wollen, nachdem ich dem Lebensgange ſo mancher andern nachgeſpürt, gleichfalls aufzuzeichnen, wie ich zu dieſen phyſiſchen und beſonders chromatiſchen Unterſuchungen gelangt bin; welches um ſo mehr erwartet werden darf, weil eine ſolche Beſchäftigung ſchon Manchem als meinem übrigen Lebensgange fremd erſchienen iſt.

Die Menge mag wohl jemanden irgend ein Talent zugeſtehen, worin er ſich thätig bewieſen und wobei das Glück ſich ihm nicht abhold gezeigt; will er aber in ein andres Fach übergehen und ſeine Künſte vervielfältigen, ſo ſcheint es als wenn er die Rechte verletze, die er einmal der öffentlichen Meinung über ſich eingeräumt, und es werden daher ſeine Bemühungen in

Künftiger Divan.

Man hat in Deutschland zu einer gewissen Zeit manche Druckschriften vertheilt, als Manuscript für Freunde. Wem dieses befremdlich seyn könnte, der bedenke daß doch am Ende jedes Buch nur für Theilnehmer, für Freunde, für Liebhaber des Verfassers geschrieben sey. Meinen Divan besonders möcht' ich also bezeichnen, dessen gegenwärtige Ausgabe nur als unvollkommen betrachtet werden kann. In jüngeren Jahren würd' ich ihn länger zurückgehalten haben, nun aber find' ich es vortheilhafter ihn selbst zusammenzustellen, als ein solches Geschäft, wie Hafis, den Nachkommen zu hinterlassen. Denn eben daß dieses Büchlein so da steht, wie ich es jetzt mittheilen konnte, erregt meinen Wunsch ihm die gebührende Vollständigkeit nach und nach zu verleihen. Was davon allenfalls zu hoffen seyn möchte, will ich Buch für Buch der Reihe nach andeuten.

einer neuen Region ſelten freundlich und gefällig aufgenommen.

Hierin kann die Menge wohl einigermaßen Recht haben: denn es hat jedes einzelne Beginnen ſo viele Schwierigkeiten, daß es einen ganzen Menſchen, ja mehrere zuſammen braucht, um zu einem erwünſchten Ziele zu gelangen. Allein dagegen hat man wieder zu bedenken, daß die Thätigkeiten, in einem höhern Sinne, nicht vereinzelt anzuſehen ſind, ſondern daß ſie einander wechſelsweiſe zu Hülfe kommen, und daß der Menſch, wie mit andern alſo auch mit ſich ſelbſt, öfters in ein Bündniß treten und daher ſich in mehrere Tüchtigkeiten zu theilen und in mehreren Tugenden zu üben hat.

Wie es mir hierin im Ganzen ergangen, würde nur durch eine umſtändliche Erzählung mitgetheilt werden können, und ſo mag das Gegenwärtige als ein einzelnes Capitel jenes größern Bekenntniſſes angeſehen werden, welches abzulegen mir vielleicht noch Zeit und Muth übrig bleibt.

Indem ſich meine Zeitgenoſſen gleich bei dem erſten Erſcheinen meiner dichteriſchen Verſuche freundlich genug gegen mich erwieſen, und mir, wenn ſie gleich ſonſt mancherlei auszuſetzen fanden, wenigſtens ein poetiſches Talent mit Geneigtheit zuerkannten; ſo hatte ich ſelbſt gegen die Dichtkunſt ein eignes wunderſames Verhältniß, das bloß praktiſch war, indem ich einen Gegenſtand der mich ergriff, ein Muſter das mich aufregte,

einen Vorgänger der mich anzog, ſo lange in meinem innern Sinn trug und hegte, bis daraus etwas entſtanden war, das als mein angeſehen werden mochte, und das ich, nachdem ich es Jahre lang im Stillen ausgebildet, endlich auf einmal, gleichſam aus dem Stegreife und gewiſſermaßen inſtinctartig, auf das Papier fixirte. Daher denn die Lebhaftigkeit und Wirkſamkeit meiner Productionen ſich ableiten mag.

Da mir aber, ſowohl in Abſicht auf die Conception eines würdigen Gegenſtandes, als auf die Compoſition und Ausbildung der einzelnen Theile, ſo wie was die Technik des rhythmiſchen und proſaiſchen Styls betraf, nichts Brauchbares, weder von den Lehrſtühlen noch aus den Büchern entgegen kam, indem ich manches Falſche zwar zu verabſcheuen, das Rechte aber nicht zu erkennen wußte und deßhalb ſelbſt wieder auf falſche Wege gerieth; ſo ſuchte ich mir außerhalb der Dichtkunſt eine Stelle, auf welcher ich zu irgend einer Vergleichung gelangen, und dasjenige was mich in der Nähe verwirrte, aus einer gewiſſen Entfernung überſehen und beurtheilen könnte.

Dieſen Zweck zu erreichen, konnte ich mich nirgends beſſer hinwenden als zur bildenden Kunſt. Ich hatte dazu mehrfachen Anlaß: denn ich hatte ſo oft von der Verwandtſchaft der Künſte gehört, welche man auch in einer gewiſſen Verbindung zu behandeln anfing. Ich war in einſamen Stunden früherer Zeit auf die Natur aufmerkſam geworden, wie ſie ſich als Landſchaft zeigt, und hatte,

da ich von Kindheit auf in den Werkſtätten der Mahler aus- und einging, Verſuche gemacht, das was mir in der Wirklichkeit erſchien, ſo gut es ſich ſchicken wollte, in ein Bild zu verwandeln; ja ich fühlte hiezu, wozu ich eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größern Trieb als zu demjenigen was mir von Natur leicht und bequem war. So gewiß iſt es, daß die falſchen Tendenzen den Menſchen öfters mit größerer Leidenſchaft entzünden, als die wahrhaften, und daß er demjenigen weit eifriger nachſtrebt was ihm mißlingen muß, als was ihm gelingen könnte.

Je weniger alſo mir eine natürliche Anlage zur bildenden Kunſt geworden war, deſto mehr ſah ich mich nach Geſetzen und Regeln um; ja ich achtete weit mehr auf das Techniſche der Mahlerey, als auf das Techniſche der Dichtkunſt: wie man denn durch Verſtand und Einſicht dasjenige auszufüllen ſucht, was die Natur Lückenhaftes an uns gelaſſen hat.

Je mehr ich nun durch Anſchauung der Kunſtwerke, inſofern ſie mir im nördlichen Deutſchland vor die Augen kamen, durch Unterredung mit Kennern und Reiſenden, durch Leſen ſolcher Schriften, welche ein lange pedantiſch vergrabenes Alterthum einem geiſtigern Anſchaun entgegen zu heben verſprachen, an Einſicht gewiſſermaßen zunahm, deſtomehr fühlte ich das Bodenloſe meiner Kenntniſſe, und ſah immer mehr ein, daß nur von einer Reiſe nach Italien etwas Befriedigendes zu hoffen ſeyn möchte.

Als ich endlich nach manchem Zaudern über die Alpen gelangt war, so empfand ich gar bald, bei dem Zudrang so vieler unendlichen Gegenstände, daß ich nicht gekommen sey, um Lücken auszufüllen und mich zu bereichern, sondern daß ich von Grund aus anfangen müsse alles bisher Gewähnte wegzuwerfen und das Wahre in seinen einfachsten Elementen aufzusuchen. Zum Glück konnte ich mich an einigen von der Poesie herüber gebrachten, mir durch inneres Gefühl und langen Gebrauch bewährten Maximen festhalten, so daß es mir zwar schwer, aber nicht unmöglich ward, durch ununterbrochenes Anschauen der Natur und Kunst, durch lebendiges wirksames Gespräch mit mehr oder weniger einseitigen Kennern, durch stetes Leben mit mehr oder weniger praktischen oder denkenden Künstlern, nach und nach mir die Kunst überhaupt einzutheilen, ohne sie zu zerstückeln, und ihre verschiedenen lebendig in einander greifenden Elemente gewahr zu werden.

Freilich nur gewahr zu werden und festzuhalten, ihre tausendfältigen Anwendungen und Ramificationen aber einer künftigen Lebenszeit aufzusparen. Auch ging es mir, wie jedem der reisend oder lebend mit Ernst gehandelt, daß ich in dem Augenblicke des Scheidens erst einigermaßen mich werth fühlte, hereinzutreten. Mich trösteten die mannichfaltigen und unentwickelten Schätze, die ich mir gesammelt; ich erfreute mich an der Art wie ich sah, daß Poesie und bildende Kunst

wechſelſeitig auf einander einwirken konnten. Manches war mir im Einzelnen deutlich, manches im ganzen Zuſammenhange klar. Von einem einzigen Punkte wußte ich mir nicht die mindeſte Rechenſchaft zu geben: es war das Colorit.

Mehrere Gemählde waren in meiner Gegenwart erfunden, componirt, die Theile, der Stellung und Form nach, ſorgfältig durchſtudirt worden, und über alles dieſes konnten mir die Künſtler, konnte ich mir und ihnen Rechenſchaft, ja ſogar manchmal Rath ertheilen. Kam es aber an die Färbung, ſo ſchien alles dem Zufall überlaſſen zu ſeyn, dem Zufall der durch einen gewiſſen Geſchmack, einen Geſchmack der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit die durch Vorurtheil, ein Vorurtheil das durch Eigenheiten des Künſtlers, des Kenners, des Liebhabers beſtimmt wurde. Bei den Lebendigen war kein Troſt, eben ſo wenig bei den Abgeſchiedenen, keiner in den Lehrbüchern, keiner in den Kunſtwerken. Denn wie beſcheiden ſich über dieſen Punkt z. B. Laireſſe ausdrückt, kann Verwunderung erregen. Und wie wenig ſich irgend eine Maxime aus der Färbung, welche neuere Künſtler in ihren Gemählden angebracht, abſtrahiren laſſe, zeigt die Geſchichte des Colorits, verfaßt von einem Freunde, der ſchon damals mit mir zu ſuchen und zu unterſuchen geneigt war, und bis jetzt dieſem gemeinſam eingeſchlagenen Weg auf die löblichſte Weiſe treu geblieben.

Je weniger mir nun bei allen Bemühungen etwas erfreulich Belehrendes entgegenſchien, deſto mehr brachte ich dieſen mir ſo wichtigen Punkt überall wiederholt, lebhaft und dringend zur Sprache, dergeſtalt daß ich dadurch ſelbſt Wohlwollenden faſt läſtig und verdrießlich fiel. Aber ich konnte nur bemerken, daß die lebenden Künſtler bloß aus ſchwankenden Ueberlieferungen und einem gewiſſen Impuls handelten, daß Helldunkel, Colorit, Harmonie der Farben immer in einem wunderlichen Kreiſe ſich durcheinander drehten. Keins entwickelte ſich aus dem andern, keins griff nothwendig ein in das andere. Was man ausübte, ſprach man als techniſchen Kunſtgriff, nicht als Grundſatz aus. Ich hörte zwar von kalten und warmen Farben, von Farben die einander heben, und was dergleichen mehr war; allein bei jeder Ausführung konnte ich bemerken, daß man in einem ſehr engen Kreiſe wandelte, ohne doch denſelben überſchauen oder beherrſchen zu können.

Das Sulzeriſche Wörterbuch wurde um Rath gefragt. Aber auch da fand ſich wenig Heil. Ich dachte ſelbſt über die Sache nach, und um das Geſpräch zu beleben, um eine oft durchgedroſchene Materie wieder bedeutend zu machen, unterhielt ich mich und die Freunde mit Paradoxen. Ich hatte die Ohnmacht des Blauen ſehr deutlich empfunden, und ſeine unmittelbare Verwandtſchaft mit dem Schwarzen bemerkt; nun gefiel es mir zu behaupten: das Blaue ſey keine Farbe! und ich freute

mich eines allgemeinen Widerspruches. Nur Angelica, deren Freundschaft und Freundlichkeit mir schon öfters in solchen Fällen entgegen gekommen war — sie hatte z. B. auf mein Ersuchen erst ein Bild, nach Art älterer Florentiner, Grau in Grau gemahlt und es bei völlig entschiedenem und fertigem Helldunkel mit durchscheinender Farbe überzogen, wodurch eine sehr erfreuliche Wirkung hervorgebracht wurde, ob man es gleich von einem auf die gewöhnliche Weise gemahlten Bilde nicht unterscheiden konnte — Angelica gab mir Beifall und versprach eine kleine Landschaft ohne Blau zu mahlen. Sie hielt Wort und es entsprang ein sehr hübsches harmonisches Bild, etwa in der Art wie ein Akyanobleps die Welt sehen würde; wobei ich jedoch nicht läugnen will, daß sie ein Schwarz anwendete, welches nach dem Blauen hinzog. Wahrscheinlich findet sich dieses Bild in den Händen irgend eines Liebhabers, für den es durch diese Anekdote noch mehr Werth erhält.

Daß hierdurch nichts ausgemacht wurde, ja vielmehr die Sache in einen geselligen Scherz ablief, war ganz natürlich. Indessen versäumte ich nicht, die Herrlichkeit der atmosphärischen Farben zu betrachten, wobei sich die entschiedenste Stufenfolge der Luftperspective, die Bläue der Ferne so wie naher Schatten, auffallend bemerken ließ. Bei'm Scirocco-Himmel, bei den purpurnen Sonnenuntergängen waren die schönsten meergrünen Schatten zu sehen, denen ich um so mehr Aufmerksamkeit

ſchenkte, als ich ſchon in der erſten Jugend bei frühem Studiren, wenn der Tag gegen das angezündete Licht heranwuchs, dieſem Phänomen meine Bewunderung nicht entziehen konnte. Doch wurden alle dieſe Beobachtungen nur gelegentlich angeſtellt, durch ſo viel andres mannichfaltiges Intereſſe zerſtreut und verdrängt, ſo daß ich meine Rückreiſe unternahm und zu Hauſe, bei manchem Zudrang fremdartiger Dinge, die Kunſt und alle Betrachtung derſelben faſt gänzlich aus dem Auge verlor.

Sobald ich nach langer Unterbrechung endlich Muße fand, den eingeſchlagenen Weg weiter zu verfolgen, trat mir in Abſicht auf Colorit dasjenige entgegen, was mir ſchon in Italien nicht verborgen bleiben konnte. Ich hatte nämlich zuletzt eingeſehen, daß man den Farben, als phyſiſchen Erſcheinungen, erſt von der Seite der Natur beikommen müſſe, wenn man in Abſicht auf Kunſt etwas über ſie gewinnen wolle. Wie alle Welt war ich überzeugt, daß die ſämmtlichen Farben im Licht enthalten ſeyen; nie war es mir anders geſagt worden, und niemals hatte ich die geringſte Urſache gefunden, daran zu zweifeln, weil ich bei der Sache nicht weiter intereſſirt war. Auf der Akademie hatte ich mir Phyſik wie ein anderer vortragen und die Experimente vorzeigen laſſen. Winkler in Leipzig, einer der erſten der ſich um Elektricität verdient machte, behandelte dieſe Abtheilung ſehr umſtändlich und mit Liebe, ſo daß mir die ſämmtlichen Verſuche mit ihren Bedingungen faſt noch jetzt durchaus

gegenwärtig ſind. Die Geſtelle waren ſämmtlich blau angeſtrichen; man brauchte ausſchließlich blaue Seidenfäden zum Anknüpfen und Aufhängen der Theile des Apparats: welches mir auch immer wieder, wenn ich über blaue Farbe dachte, einfiel. Dagegen erinnere ich mich nicht, die Experimente, wodurch die Newtoniſche Theorie bewieſen werden ſoll, jemals geſehen zu haben; wie ſie denn gewöhnlich in der Experimental-Phyſik auf gelegentlichen Sonnenſchein verſchoben, und außer der Ordnung des laufenden Vortrags gezeigt werden.

Als ich mich nun von Seiten der Phyſik den Farben zu nähern gedachte, las ich in irgend einem Compendium das hergebrachte Capitel; und weil ich aus der Lehre wie ſie daſtand, nichts für meinen Zweck entwickeln konnte, ſo nahm ich mir vor, die Phänomene wenigſtens ſelbſt zu ſehen, zu welchen Hofrath Büttner, der von Göttingen nach Jena gezogen war, den nöthigen Apparat mitgebracht und mir ihn nach ſeiner freundlich mittheilenden Weiſe ſogleich angeboten hatte. Es fehlte nur alſo noch an einer dunklen Kammer, die durch einen wohlverſchloſſenen Fenſterladen bewirkt werden ſollte; es fehlte nur noch am Foramen exiguum, das ich mit aller Gewiſſenhaftigkeit, nach dem angegebenen Maß, in ein Blech einzubohren im Begriff ſtand. Die Hinderniſſe jedoch, wodurch ich abgehalten ward die Verſuche nach der Vorſchrift, nach der bisherigen Methode anzuſtellen, waren Urſache daß ich von einer ganz andern Seite

zu den Phänomenen gelangte und dieſelben durch eine umgekehrte Methode ergriff, die ich noch umſtändlich zu erzählen gedenke.

Eben zu dieſer Zeit kam ich in den Fall meine Wohnung zu verändern. Auch dabei hatte ich meinen frühern Vorſatz vor Augen. In meinem neuen Quartier traf ich ein langes ſchmales Zimmer mit einem Fenſter gegen Südweſt; was hätte mir erwünſchter ſeyn können! Indeſſen fand ſich bei meiner neuen Einrichtung ſo viel zu thun, ſo manche Hinderniſſe traten ein, und die dunkle Kammer kam nicht zu Stande. Die Prismen ſtanden eingepackt wie ſie gekommen waren in einem Kaſten unter dem Tiſche, und ohne die Ungeduld des Jenaiſchen Beſitzers hätten ſie noch lange da ſtehen können.

Hofrath Büttner, der alles was er von Büchern und Inſtrumenten beſaß, gern mittheilte, verlangte jedoch, wie es einem vorſichtigen Eigenthümer geziemt, daß man die geborgten Sachen nicht allzu lange behalten, daß man ſie zeitig zurückgeben und lieber einmal wieder auf's neue borgen ſolle. Er war in ſolchen Dingen unvergeſſen und ließ es, wenn eine gewiſſe Zeit verfloſſen war, an Erinnerungen nicht fehlen. Mit ſolchen wollte er mich zwar nicht unmittelbar angehen; allein durch einen Freund erhielt ich Nachricht von Jena: der gute Mann ſey ungeduldig, ja empfindlich, daß ihm der mitgetheilte Apparat nicht wieder zuge-

Buch des Dichters. Hierin, wie es vorliegt, werden lebhafte Eindrücke mancher Gegenstände und Erscheinungen auf Sinnlichkeit und Gemüth enthusiastisch ausgedrückt und die näheren Bezüge des Dichters zum Orient angedeutet. Fährt er auf diese Weise fort, so kann der heitere Garten auf's anmuthigste verziert werden; aber höchst erfreulich wird sich die Anlage erweitern, wenn der Dichter nicht von sich und aus sich allein handeln wollte, vielmehr auch seinen Dank, Gönnern und Freunden zu Ehren, ausspräche, um die Lebenden mit freundlichem Wort fest zu halten, die Abgeschiedenen ehrenvoll wieder zurück zu rufen.

Hiebei ist jedoch zu bedenken, daß der orientalische Flug und Schwung, jene reich und übermäßig lobende Dichtart, dem Gefühl des Westländers vielleicht nicht zusagen möchte. Wir ergehen uns hoch und frei, ohne zu Hyperbeln unsre Zuflucht zu nehmen: denn wirklich nur eine reine, wohlgefühlte Poesie vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahin gegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt. Einen Theil dieser Schuld hatte der Dichter vor kurzem, bei einem herrlichen Feste in Allerhöchster Gegenwart, das Glück nach seiner Weise gemüthlich abzutragen.

sendet werde. Ich ließ dringend um einige Frist bitten, die ich auch erhielt, aber auch nicht besser anwendete: denn ich war von ganz anderem Interesse festgehalten. Die Farbe, so wie die bildende Kunst überhaupt, hatte wenig Theil an meiner Aufmerksamkeit, ob ich gleich ungefähr in dieser Epoche, bei Gelegenheit der Saussurischen Reisen auf den Montblanc und des dabei gebrauchten Kyanometers, die Phänomene der Himmelsbläue, der blauen Schatten u. s. w. zusammenschrieb, um mich und andre zu überzeugen, daß das Blaue nur dem Grade nach von dem Schwarzen und dem Finstern verschieden sey.

So verstrich abermals eine geraume Zeit, die leichte Vorrichtung des Fensterladens und der kleinen Oeffnung ward vernachlässigt, als ich von meinem Jenaischen Freunde einen dringenden Brief erhielt, der mich aufs lebhafteste bat, die Prismen zurückzusenden, und wenn es auch nur wäre, daß der Besitzer sich von ihrem Daseyn überzeugte, daß er sie einige Zeit wieder in Verwahrung hätte; ich sollte sie alsdann zu längerm Gebrauch wieder zurück erhalten. Die Absendung aber möchte ich ja mit dem zurückkehrenden Boten bewerkstelligen. Da ich mich mit diesen Untersuchungen sobald nicht abzugeben hoffte, entschloß ich mich das gerechte Verlangen sogleich zu erfüllen. Schon hatte ich den Kasten hervorgenommen, um ihn dem Boten zu übergeben, als mir einfiel, ich wolle doch noch geschwind durch

durch ein Prisma ſehen, was ich ſeit meiner frühſten Jugend nicht gethan hatte. Ich erinnerte mich wohl, daß alles bunt erſchien, auf welche Weiſe jedoch, war mir nicht mehr gegenwärtig. Eben befand ich mich in einem völlig geweißten Zimmer; ich erwartete, als ich das Prisma vor die Augen nahm, eingedenk der Newtoniſchen Theorie, die ganze weiße Wand nach verſchiedenen Stufen gefärbt, das von da in's Auge zurückkehrende Licht in ſo viel farbige Lichter zerſplittert zu ſehen.

Aber wie verwundert war ich, als die durch's Prisma angeſchaute weiße Wand nach wie vor weiß blieb, daß nur da, wo ein Dunkles dran ſtieß, ſich eine mehr oder weniger entſchiedene Farbe zeigte, daß zuletzt die Fenſterſtäbe am allerlebhafteſten farbig erſchienen, indeſſen am lichtgrauen Himmel draußen keine Spur von Färbung zu ſehen war. Es bedurfte keiner langen Ueberlegung, ſo erkannte ich, daß eine Gränze nothwendig ſey, um Farben hervorzubringen, und ich ſprach wie durch einen Inſtinct ſogleich vor mich laut aus, daß die Newtoniſche Lehre falſch ſey. Nun war an keine Zurückſendung der Prismen mehr zu denken. Durch mancherlei Ueberredungen und Gefälligkeiten ſuchte ich den Eigenthümer zu beruhigen, welches mir auch gelang. Ich vereinfachte nunmehr die mir in Zimmern und im Freien durch's Prisma vorkommenden zufälligen Phänomene, und erhob ſie, indem ich mich bloß ſchwarzer und weißer Tafeln bediente, zu bequemen Verſuchen.

Die beiden sich immer einander entgegengesetzten Ränder, die Verbreiterung derselben, das Uebereinandergreifen über einen hellen Streif und das dadurch entstehende Grün, wie die Entstehung des Rothen bei'm Uebereinandergreifen über einen dunkeln Streif, alles entwickelte sich vor mir nach und nach. Auf einen schwarzen Grund hatte ich eine weiße Scheibe gebracht, welche, in einer gewissen Entfernung durch's Prisma angesehen, das bekannte Spectrum vorstellte, und vollkommen den Newtonischen Hauptversuch in der Camera obscura vertrat. Eine schwarze Scheibe auf hellem Grund machte aber auch ein farbiges und gewissermaßen noch prächtigeres Gespenst. Wenn sich dort das Licht in so vielerlei Farben auflöst, sagte ich zu mir selbst, so müßte ja hier auch die Finsterniß als in Farben aufgelöst angesehen werden.

Der Apparat meiner Tafeln war sorgfältig und reinlich zusammengeschafft, vereinfacht so viel wie möglich und so eingerichtet, daß man die sämmtlichen Phänomene in einer gewissen Ordnung dabei betrachten konnte. Ich wußte mir im Stillen nicht wenig mit meiner Entdeckung, denn sie schien sich an manches bisher von mir Erfahrene und Geglaubte anzuschließen. Der Gegensatz von warmen und kalten Farben der Mahler zeigte sich hier in abgesonderten blauen und gelben Rändern. Das Blaue erschien gleichsam als Schleier des Schwarzen, wie sich das Gelbe als ein Schleier des Weißen bewies.

Ein Helles mußte über das Dunkle, ein Dunkles über das Helle geführt werden, wenn die Erſcheinung eintreten ſollte: denn keine perpendiculare Gränze war gefärbt. Das alles ſchloß ſich an dasjenige an, was ich in der Kunſt von Licht und Schatten, und in der Natur von apparenten Farben gehört und geſehen hatte. Doch ſtand alles dieſes mir ohne Zuſammenhang vor der Seele und keineswegs ſo entſchieden, wie ich es hier ausſpreche.

Da ich in ſolchen Dingen gar keine Erfahrung hatte und mir kein Weg bekannt war, auf dem ich hätte ſicher fortwandeln können, ſo erſuchte ich einen benachbarten Phyſiker, die Reſultate dieſer Vorrichtungen zu prüfen. Ich hatte ihn vorher bemerken laſſen, daß ſie mir Zweifel in Abſicht auf die Newtoniſche Theorie erregt hätten, und hoffte ſicher, daß der erſte Blick auch in ihm die Ueberzeugung von der ich ergriffen war, aufregen würde. Allein wie verwundert war ich, als er zwar die Erſcheinungen in der Ordnung wie ſie ihm vorgeführt wurden, mit Gefälligkeit und Beifall aufnahm, aber zugleich verſicherte, daß dieſe Phänomene bekannt und aus der Newtoniſchen Theorie vollkommen erklärt ſeyen. Dieſe Farben gehörten keineswegs der Gränze, ſondern dem Licht ganz allein an; die Gränze ſey nur Gelegenheit, daß in dem einen Fall die weniger refrangiblen, im andern die mehr refrangiblen Strahlen zum Vorſchein kämen. Das Weiße in der Mitte ſey aber noch ein zu-

ſammengeſetztes, durch Brechung nicht ſeparirtes Licht, das aus einer ganz eigenen Vereinigung farbiger, aber ſtufenweiſe übereinandergeſchobener Lichter entſpringe; welches alles bei Newton ſelbſt und in den nach ſeinem Sinn verfaßten Büchern umſtändlich zu leſen ſey.

Ich mochte dagegen nun einwenden was ich wollte, daß nämlich das Violette nicht refrangibler ſey als das Gelbe, ſondern nur, wie dieſes in das Helle ſo jenes in das Dunkle hineinſtrahle; ich mochte anführen, daß bei wachſender Breite der Säume das Weiße ſo wenig als das Schwarze in Farben zerlegt, ſondern in dem einen Falle nur durch ein zuſammengeſetztes Grün, in dem andern durch ein zuſammengeſetztes Roth zugedeckt werde; kurz ich mochte mich mit meinen Verſuchen und Ueberzeugungen gebärden wie ich wollte: immer vernahm ich nur das erſte Credo, und mußte mir ſagen laſſen, daß die Verſuche in der dunkeln Kammer weit mehr geeignet ſeyen, die wahre Anſicht der Phänomene zu verſchaffen.

Ich war nunmehr auf mich ſelbſt zurückgewieſen; doch konnte ich es nicht ganz laſſen und ſetzte noch einigemal an, aber mit eben ſo wenig Glück, und ich wurde in nichts gefördert. Man ſah die Phänomene gern; die Ununterrichteten amuſirten ſich damit, die Unterrichteten ſprachen von Brechung und Brechbarkeit, und glaubten ſich dadurch von aller weitern Prüfung loszuzählen. Nachdem ich nun dieſe, in der Folge von mir ſubjectiv

genannten Verſuche in's Unendliche, ja Unnöthige vervielfältigte, Weiß, Schwarz, Grau, Bunt in allen Verhältniſſen an und über einander auf Tafeln gebracht hatte, wobei immer nur das erſte ſimple Phänomen, bloß anders bedingt, erſchien; ſo ſetzte ich nun auch die Prismen in die Sonne, und richtete die Camera obſcura mir ſchwarz ausgeſchlagenen Wänden ſo genau und finſter als möglich ein. Das Foramen exiguum ſelbſt wurde ſorgfältig angebracht. Allein dieſe beſchränkten Taſchenſpieler-Bedingungen hatten keine Gewalt mehr über mich. Alles was die ſubjectiven Verſuche mir leiſteten, wollte ich auch durch die objectiven darſtellen. Die Kleinheit der Prismen ſtand mir im Wege. Ich ließ ein größeres aus Spiegelſcheiben zuſammenſetzen, durch welches ich nun, vermittelſt vorgeſchobener ausgeſchnittener Pappen, alles dasjenige hervorzubringen ſuchte, was auf meinen Tafeln geſehen wurde, wenn man ſie durch's Prisma betrachtete.

Die Sache lag mir am Herzen, ſie beſchäftigte mich; aber ich fand mich in einem neuen unabſehlichen Felde, welches zu durchmeſſen ich mich nicht geeignet fühlte. Ich ſah mich überall nach Theilnehmern um; ich hätte gern meinen Apparat, meine Bemerkungen, meine Vermuthungen, meine Ueberzeugungen einem andern übergeben, wenn ich nur irgend hätte hoffen können, ſie fruchtbar zu ſehen.

All mein dringendes Mittheilen war vergebens. Die

Folgen der franzöſiſchen Revolution hatten alle Gemüther aufgeregt und in jedem Privatmann den Regierungsdünkel erweckt. Die Phyſiker, verbunden mit den Chemikern, waren mit den Gasarten und mit dem Galvanismus beſchäftigt. Ueberall fand ich Unglauben an meinen Beruf zu dieſer Sache; überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die ſich, je gelehrter und kenntnißreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte.

Höchſt undankbar würde ich hingegen ſeyn, wenn ich hier nicht diejenigen nennen wollte, die mich durch Neigung und Zutrauen förderten. Der Herzog von Weimar, dem ich von jeher alle Bedingungen eines thätigen und frohen Lebens ſchuldig geworden, vergönnte mir auch dießmal den Raum, die Muße, die Bequemlichkeit zu dieſem neuen Vorhaben. Der Herzog Ernſt von Gotha eröffnete mir ſein phyſikaliſches Cabinet, wodurch ich die Verſuche zu vermannichfaltigen und in's Größere zu führen in Stand geſetzt wurde. Der Prinz Auguſt von Gotha verehrte mir aus England verſchriebene köſtliche, ſowohl einfache als zuſammengeſetzte achromatiſche Prismen. Der Fürſt Primas, damals in Erfurt, ſchenkte meinen erſten und allen folgenden Verſuchen eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit, ja er begnadigte einen umſtändlichen Aufſatz mit durchgehenden Randbemerkungen von eigner Hand, den ich noch als eine höchſt ſchätzbare Erinnerung unter meinen Papieren verwahre.

Unter den Gelehrten, die mir von ihrer Seite Beiſtand leiſteten, zähle ich Anatomen, Chemiker, Literatoren, Philoſophen, wie Loder, Sömmering, Göttling, Wolf, Forſter, Schelling; hingegen keinen Phyſiker.

Mit Lichtenberg correſpondirte ich eine Zeit lang und ſendete ihm ein paar auf Geſtellen bewegliche Schirme, woran die ſämmtlichen ſubjectiven Erſcheinungen auf eine bequeme Weiſe dargeſtellt werden konnten, ingleichen einige Aufſätze, freilich noch roh und ungeſchlacht genug. Eine Zeit lang antwortete er mir; als ich aber zuletzt dringender ward und das ekelhafte Newtoniſche Weiß mit Gewalt verfolgte, brach er ab über dieſe Dinge zu ſchreiben und zu antworten; ja er hatte nicht einmal die Freundlichkeit, ungeachtet eines ſo guten Verhältniſſes, meiner Beiträge in der letzten Ausgabe ſeines Erlebens zu erwähnen. So war ich denn wieder auf meinen eigenen Weg gewieſen.

Ein entſchiedenes Aperçu iſt wie eine inoculirte Krankheit anzuſehen: man wird ſie nicht los bis ſie durchgekämpft iſt. Schon längſt hatte ich angefangen über die Sache nachzuleſen. Die Nachbeterey der Compendien war mir bald zuwider und ihre beſchränkte Einförmigkeit gar zu auffallend. Ich ging nun an die Newtoniſche Optik, die ſich doch zuletzt jederman bezog, und freute mich, das Captioſe, Falſche ſeines erſten Experiments mir ſchon durch meine Tafeln anſchaulich gemacht zu haben und mir das ganze Räthſel bequem

auflöſen zu können. Nachdem ich dieſe Vorpoſten glücklich überwältigt, drang ich tiefer in das Buch, wiederholte die Experimente, entwickelte und ordnete ſie, und fand ſehr bald, daß der ganze Fehler darauf beruhe, daß ein complicirtes Phänomen zum Grunde gelegt und das Einfachere aus dem Zuſammengeſetzten erklärt werden ſollte. Manche Zeit und manche Sorgfalt jedoch bedurfte es, um die Irrgänge alle zu durchwandern, welche Newton ſeine Nachfolger zu verwirren beliebt hat. Hierzu waren mir die Lectiones opticae höchſt behülflich, indem dieſe einfacher, mit mehr Aufrichtigkeit und eigener Ueberzeugung des Verfaſſers geſchrieben ſind. Die Reſultate dieſer Bemühungen enthält ein polemiſcher Theil.

Wenn ich nun auf dieſe Weiſe das Grundloſe der Newtoniſchen Lehre, beſonders nach genauer Einſicht in das Phänomen der Achromaſie, vollkommen erkannte; ſo half mir zu einem neuen theoretiſchen Weg jenes erſte Gewahrwerden, daß ein entſchiedenes Auseinandertreten, Gegenſetzen, Vertheilen, Differenziren, oder wie man es nennen wollte, bei den prismatiſchen Farbenerſcheinungen ſtatt habe, welches ich mir kurz und gut unter der Formel der Polarität zuſammenfaßte, von der ich überzeugt war, daß ſie auch bei den übrigen Farben-Phänomenen durchgeführt werden könne.

Was mir inzwiſchen als Privatmann nicht gelingen mochte, bei irgend jemand Theilnahme zu erregen, der

ſich zu meinen Unterſuchungen geſellt, meine Ueberzeugungen aufgenommen und darnach fortgearbeitet hätte, das wollte ich nun als Autor verſuchen, ich wollte die Frage an das gröſsere Publicum bringen. Ich ſtellte daher die nothwendigſten Bilder zuſammen, die man bei den ſubjectiven Verſuchen zum Grunde legen mußte. Sie waren ſchwarz und weiß, damit ſie als Apparat dienen, damit ſie jederman ſogleich durch's Prisma beſchauen könnte. Andere waren bunt, um zu zeigen, wie dieſe ſchwarzen und weißen Bilder durch's Prisma verändert würden. Die Nähe einer Kartenfabrik veranlaßte mich das Format von Spielkarten zu wählen, und indem ich Verſuche beſchrieb und gleich die Gelegenheit ſie anzuſtellen gab, glaubte ich das Erforderliche gethan zu haben, um in irgend einem Geiſte das Aperçu hervorzurufen, das in dem meinigen ſo lebendig gewirkt hatte.

Allein ich kannte damals, ob ich gleich alt genug war, die Beſchränktheit der wiſſenſchaftlichen Gilden noch nicht, dieſen Handwerksſinn, der wohl etwas erhalten und fortpflanzen, aber nichts fördern kann, und es waren drey Punkte die für mich ſchädlich wirkten. Erſtlich hatte ich mein kleines Heft: Beiträge zur Optik, betitelt. Hätte ich Chromatik geſagt, ſo wäre es unverfänglicher geweſen; denn da die Optik zum gröſsten Theil mathematiſch iſt, ſo konnte und wollte niemand begreifen, wie einer der keine Anſprüche an Meßkunſt machte, in der Optik wirken könne. Zweytens hatte

Das Buch Hafis. Wenn alle diejenigen, welche sich der arabischen und verwandter Sprachen bedienen, schon als Poeten geboren und erzogen werden, so kann man sich denken, daß unter einer solchen Nation vorzügliche Geister ohne Zahl hervorgehen. Wenn nun aber ein solches Volk in fünfhundert Jahren nur sieben Dichtern den ersten Rang zugesteht, so müssen wir einen solchen Ausspruch zwar mit Ehrfurcht annehmen, allein es wird uns zugleich vergönnt seyn nachzuforschen, worin ein solcher Vorzug eigentlich begründet seyn könne.

Diese Aufgabe in sofern es möglich ist zu lösen, möchte wohl auch dem künftigen Divan vorbehalten seyn. Denn, um nur von Hafis zu reden, wächst Bewunderung und Neigung gegen ihn, jemehr man ihn kennen lernt. Das glücklichste Naturell, große Bildung, freie Facilität und die reine Ueberzeugung, daß man den Menschen nur alsdann behagt, wenn man ihnen vorsingt was sie gern, leicht und bequem hören, wobei man ihnen denn auch etwas schweres, schwieriges, unwillkommenes gelegentlich mit unterschieben darf. Wenn Kenner im nachstehenden Liede Hafisens Bild einigermaßen erblicken wollen, so würde den Westländer dieser Versuch ganz besonders erfreuen.

ich, zwar nur ganz leise, angedeutet, daß ich die Newtonische Theorie nicht zulänglich hielte, die vorgetragenen Phänomene zu erklären. Hierdurch regte ich die ganze Schule gegen mich auf und nun verwunderte man sich erst höchlich, wie jemand, ohne höhere Einsicht in die Mathematik, wagen könne, Newton zu widersprechen. Denn daß eine Physik unabhängig von der Mathematik existire, davon schien man keinen Begriff mehr zu haben. Die uralte Wahrheit, daß der Mathematiker sobald er in das Feld der Erfahrung tritt, so gut wie jeder andere dem Irrthum unterworfen sey, wollte niemand in diesem Falle anerkennen. In gelehrten Zeitungen, Journalen, Wörterbüchern und Compendien sah man stolz mitleidig auf mich herab, und keiner von der Gilde trug Bedenken, den Unsinn nochmals abdrucken zu lassen, den man nun fast hundert Jahre als Glaubensbekenntniß wiederholte. Mit mehr oder weniger dünkelhafter Selbstgefälligkeit betrugen sich Gren in Halle, die Gothaischen gelehrten Zeitungen, die allgemeine Jenaische Literaturzeitung, Gehler und besonders Fischer, in ihren physikalischen Wörterbüchern. Die Göttingischen gelehrten Anzeigen, ihrer Aufschrift getreu, zeigten meine Bemühungen auf eine Weise an, um sie sogleich auf ewig vergessen zu machen.

Ich gab, ohne mich hierdurch weiter rühren zu lassen, das zweyte Stück meiner Beiträge heraus, welches die

ſubjectiven Verſuche mit bunten Papieren enthält, die mir um ſo wichtiger waren als dadurch für jeden, der nur einigermaßen in die Sache hätte ſehen wollen, der erſte Verſuch der Newtoniſchen Optik vollkommen enthüllt und dem Baum die Art an die Wurzel gelegt wurde. Ich fügte die Abbildung des großen Waſſerprisma's hinzu, die ich auch wieder unter die Tafeln des gegenwärtigen Werkes aufgenommen habe. Es geſchah damals, weil ich zu den objectiven Verſuchen übergehen und die Natur aus der dunkeln Kammer und von den winzigen Prismen zu befreien dachte.

Da ich in dem Wahn ſtand, denen die ſich mit Naturwiſſenſchaften abgeben, ſey es um die Phänomene zu thun, ſo geſellte ich wie zum erſten Stücke meiner Beiträge ein Paket Karten, ſo zum zweyten eine Foliotafel, auf welcher alle Fälle von hellen, dunkeln und farbigen Flächen und Bildern dergeſtalt angebracht waren, daß man ſie nur vor ſich hinſtellen, durch ein Prisma betrachten durfte, um alles wovon in dem Hefte die Rede war, ſogleich gewahr zu werden. Allein dieſe Vorſorge war gerade der Sache hinderlich, und der dritte Fehler den ich beging. Denn dieſe Tafel, vielmehr noch als die Karten, war unbequem zu packen und zu verſenden, ſo daß ſelbſt einige aufmerkſam gewordne Liebhaber ſich beklagten, die Beiträge nebſt dem Apparat durch den Buchhandel nicht erhalten zu können.

Ich ſelbſt war zu andern Lebensweiſen, Sorgen

und Zerſtreuungen hingeriſſen. Feldzüge, Reiſen, Aufenthalt an fremden Orten, nahmen mir den größten Theil mehrerer Jahre weg; dennoch hielten mich die einmal angefangenen Betrachtungen, das einmal übernommene Geſchäft, denn zum Geſchäft war dieſe Beſchäftigung geworden, auch ſelbſt in den bewegteſten und zerſtreuteſten Momenten feſt; ja ich fand Gelegenheit in der freien Welt Phänomene zu bemerken, die meine Einſicht vermehrten und meine Anſicht erweiterten.

Nachdem ich lange genug in der Breite der Phänomene herumgetaſtet und mancherlei Verſuche gemacht hatte, ſie zu ſchematiſiren und zu ordnen, fand ich mich am meiſten gefördert, als ich die Geſetzmäßigkeit der phyſiologiſchen Erſcheinungen, die Bedeutſamkeit der durch trübe Mittel hervorgebrachten, und endlich die verſatile Beſtändigkeit der chemiſchen Wirkungen und Gegenwirkungen erkennen lernte. Hiernach beſtimmte ſich die Eintheilung, der ich, weil ich ſie als die beſte befunden, ſtets treu geblieben. Nun ließ ſich ohne Methode die Menge von Erfahrungen weder ſondern noch verbinden; es wurden daher theoretiſche Erklärungsarten rege, und ich machte meinen Weg durch manche hypothetiſche Irrthümer und Einſeitigkeiten. Doch ließ ich den überall ſich wieder zeigenden Gegenſatz, die einmal ausgeſprochene Polarität nicht fahren, und zwar um ſo weniger, als ich mich durch ſolche Grundſätze im Stand fühlte, die Farbenlehre an manches Benachbarte anzu-

ſchließen und mit manchem Entfernten in Reihe zu ſtellen. Auf dieſe Weiſe iſt der gegenwärtige Entwurf einer Farbenlehre entſtanden.

Nichts war natürlicher, als daß ich aufſuchte was uns über dieſe Materie in Schriften überliefert worden, und es von den älteſten Zeiten bis zu den unſrigen nach und nach auszog und ſammelte. Durch eigene Aufmerkſamkeit, durch guten Willen und Theilnahme mancher Freunde kamen mir auch die ſeltnern Bücher in die Hände; doch nirgends bin ich auf einmal ſo viel gefördert worden, als in Göttingen durch den mit großer Liberalität und thätiger Beihülfe geſtatteten Gebrauch der unſchätzbaren Bücherſammlung. So häufte ſich allmählich eine große Maſſe von Abſchriften und Excerpten, aus denen die Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre redigirt worden und wovon noch manches zu weiterer Bearbeitung zurückliegt.

Und ſo war ich, ohne es beinahe ſelbſt bemerkt zu haben, in ein fremdes Feld gelangt, indem ich von der Poeſie zur bildenden Kunſt, von dieſer zur Naturforſchung überging, und dasjenige was nur Hülfsmittel ſeyn ſollte, mich nunmehr als Zweck anreizte. Aber als ich lange genug in dieſen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunſt durch die phyſiologiſchen Farben und durch die ſittliche und äſthetiſche Wirkung derſelben überhaupt.

Ein Freund, Heinrich Meyer, dem ich ſchon frü-

her in Rom manche Belehrung ſchuldig geworden, unterließ nicht, nach ſeiner Rückkehr, zu dem einmal vorgeſetzten Zweck, den er ſelbſt wohl in's Auge gefaßt hatte, mitzuwirken. Nach angeſtellten Erfahrungen, nach entwickelten Grundſätzen machte er manchen Verſuch gefärbter Zeichnungen, um dasjenige mehr in's Licht zu ſetzen und wenigſtens für uns ſelbſt gewiſſer zu machen, was gegen das Ende meines Entwurfs über Farbengebung mitgetheilt wird. In den Propyläen verſäumten wir nicht, auf manches hinzudeuten, und wer das dort Geſagte mit dem nunmehr umſtändlicher Ausgeführten vergleichen will, dem wird der innige Zuſammenhang nicht entgehen.

Höchſt bedeutend aber ward für das ganze Unternehmen die fortgeſetzte Bemühung des gedachten Freundes, der ſowohl bei wiederholter Reiſe nach Italien, als auch ſonſt bei anhaltender Betrachtung von Gemählden, die Geſchichte des Colorits zum vorzüglichen Augenmerk behielt und dieſelbige in zwey Abtheilungen entwarf: die ältere, hypothetiſch genannt, weil ſie, ohne genugſame Beiſpiele, mehr aus der Natur des Menſchen und der Kunſt, als aus der Erfahrung zu entwickeln war; die neuere, welche auf Documenten beruht, die noch von jederman betrachtet und beurtheilt werden können.

Indem ich mich nun auf dieſe Weiſe dem Ende meines aufrichtigen Bekenntniſſes nähere, ſo werde ich durch einen Vorwurf angehalten, den ich mir mache, daß

ich unter jenen vortrefflichen Männern, die mich geistig gefördert, meinen unersetzlichen Schiller nicht genannt habe. Dort aber empfand ich eine Art von Scheu, dem besonderen Denkmal, welches ich unserer Freundschaft schuldig bin, durch ein voreiliges Gedenken, Abbruch zu thun. Nun will ich aber doch in Betrachtung menschlicher Zufälligkeiten, auf's kürzeste bekennen, wie er an meinem Bestreben lebhaften Antheil genommen, sich mit den Phänomenen bekannt zu machen gesucht, ja sogar mit einigen Vorrichtungen umgeben, um sich an denselben vergnüglich zu belehren. Durch die große Natürlichkeit seines Genie's ergriff er nicht nur schnell die Hauptpunkte worauf es ankam, sondern wenn ich manchmal auf meinem beschaulichen Wege zögerte, nöthigte er mich durch seine reflectirende Kraft vorwärts zu eilen, und riß mich gleichsam an das Ziel wohin ich strebte. Und so wünsche ich nur, daß mir das Besondere dieser Verhältnisse, die mich noch in der Erinnerung glücklich machen, bald auszusprechen vergönnt seyn möge.

Aber alle diese Fortschritte wären durch die ungeheuren Ereignisse dieser letzten Jahre noch kurz vor dem Ziel aufgehalten und eine öffentliche Mittheilung unmöglich geworden, hätte nicht unsere verehrteste Herzogin, mitten unter dem Drang und Sturm gewaltsamer Umgebungen, auch mich in meinem Kreise nicht allein gesichert und beruhigt, sondern zugleich auf's höchste aufge-

muntert, indem ſie einer Experimentaldarſtellung der ſämmtlichen, ſich nach meiner Einſicht nunmehr glücklich aneinanderſchließenden Naturerſcheinungen beizuwohnen und eine aufmerkſame Verſammlung durch ihre Gegenwart zu concentriren und zu beleben geruhte. Hierdurch allein wurde ich in den Stand geſetzt, alles Aeußere zu vergeſſen und mir dasjenige lebhaft zu vergegenwärtigen, was bald einem größern Publicum mitgetheilt werden ſollte. Und ſo ſey denn auch hier am Schluſſe, wie ſchon am Anfange geſchehen, die durch Ihren Einfluß glücklich vollbrachte Arbeit dieſer nicht genug zu verehrenden Fürſtin dankbar gewidmet.

Statt des verſprochenen

ſupplementaren Theils.

Wir ſtammen unſer ſechs Geſchwiſter
Von einem wunderſamen Paar,
Die Mutter ewig ernſt und düſter,
Der Vater fröhlich immerdar;
Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz:
So drehn wir uns in ewiger Jugend
Um Dich herum im Zirkeltanz.
Gern meiden wir die ſchwarzen Höhlen
Und lieben uns den heitern Tag,
Wir ſind es, die die Welt beſeelen
Mit unſers Lebens Zauberſchlag.
Wir ſind des Frühlings luſt'ge Boten
Und führen ſeinen muntern Reihn;
Drum fliehen wir das Haus der Todten,
Denn um uns her muß Leben ſeyn.
Uns mag kein Glücklicher entbehren,
Wir ſind dabei, wo man ſich freut,
Und läßt der Kaiſer ſich verehren,
Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

Schiller.

In der Vorrede des erſten Bandes haben wir zu den drey nunmehr beendigten Theilen unſres Werkes, dem didaktiſchen, polemiſchen, hiſtoriſchen, noch einen vierten ſupplementaren verſprochen, welcher ſich bei einer ſolchen Unternehmung allerdings nöthig macht; und es wird daher, in doppeltem Sinne, einer Entſchuldigung bedürfen, daß derſelbe nicht gegenwärtig mit den übrigen zugleich erſcheint.

Ohne zu gedenken, wie lange dieſe Bände, die man hier dem Publicum übergibt, vorbereitet waren, dürfen wir wohl bemerken, daß ſchon vor vier Jahren der Druck derſelben angefangen und durch ſo manche öffentliche und häusliche, durch geiſtige und körperliche, wiſſenſchaftliche und techniſche Hinderniſſe verſpätet worden.

Abermals nähert ſich mit dem Frühjahr derjenige Termin, an welchem die ſtillen Früchte gelehrten Fleißes durch den Buchhandel verbreitet werden, eben zu der Zeit als die drey erſten Theile unſerer chromatiſchen Arbeit die Preſſe verlaſſen, und mit den dazu gehörigen Tafeln ausgeſtattet worden. Der dritte Theil iſt zur Stärke eines ganzen Bandes herangewachſen,

An Hafis.

Was alle wollen weißt du ſchon
Und haſt es wohl verſtanden:
Denn Sehnſucht hält, von Staub zu Thron,
Uns all' in ſtrengen Banden.

Es thut ſo weh, ſo wohl hernach,
Wer ſträubte ſich dagegen?
Und wenn den Hals der eine brach,
Der andre bleibt verwegen.

Verzeihe Meiſter, wie du weißt
Daß ich mich oft vermeſſe,
Wenn ſie das Auge nach ſich reißt
Die wandelnde Cypreſſe.

Wie Wurzelfaſern ſchleicht ihr Fuß
Und buhlet mit dem Boden;
Wie leicht Gewölk verſchmilzt ihr Gruß
Wie Oſt-Gekos ihr Oden.

Das alles drängt uns ahndevoll,
Wo Lock' an Locke kräuſelt,
In brauner Fülle ringelnd ſchwoll,
So dann im Winde ſäuſelt.

Nun öffnet ſich die Stirne klar
Dein Herz damit zu glätten,
Vernimmſt ein Lied ſo froh und wahr
Den Geiſt darin zu betten.

deſſen größere Hälfte er eigentlich nur ausmachen ſollte, und es ſcheint daher wohl räthlich, die Herausgabe des ſo weit Gediehenen nicht aufzuſchieben, indem die vorliegende Maſſe groß genug iſt, um als eine nicht ganz unwerthe Gabe der theilnehmenden Welt angeboten zu werden.

Was jedoch von einem ſupplementaren Theile zu erwarten ſtehe, wollen wir hier mit wenigem bemerken. Eine Reviſion des Didaktiſchen kann auf mancherlei Weiſe ſtattfinden. Denn wir werden im Laufe einer ſolchen Arbeit mit Phänomenen bekannt, die wenn auch nicht neu oder von ſolcher Bedeutung, daß ſie unerwartete Aufſchlüſſe geben, doch mehr als andere ſich zu Repräſentanten von vielen Fällen qualificiren, und ſich daher gerade in ein Lehrbuch aufgenommen zu werden vorzüglich eignen, weil man das Didaktiſche von allen Einzelnheiten, allem Zweydeutigen und Schwankenden ſo viel als möglich zu reinigen hat, um daſſelbe immer ſicherer und bedeutender zu machen.

Hierdurch wird auch dasjenige was allein Methode zu nennen iſt, immer vollkommener. Denn jemehr die einzelnen Theile an innerem Werthe wachſen, deſto reiner und ſicherer ſchließen ſie an einander und das Ganze iſt leichter zu überſehen, dergeſtalt daß zuletzt die höhern theoretiſchen Einſichten von ſelbſt und unerwartet hervor- und dem Betrachter entgegentreten.

Die Beſchreibung des Apparats wäre ſodann das

Nothwendigſte. Denn obgleich die Haupterforderniſſe bei den Verſuchen ſelbſt angegeben ſind, und eigentlich nichts vorkommt was außerhalb der Einſicht eines geſchickten Mechanikers und Experimentators läge; ſo würde es gut ſeyn, auf wenigen Blättern zu überſehen, was man denn eigentlich bedürfe, um die ſämmtlichen Phänomene, auf welche es ankommt, bequem hervorzubringen. Und freilich ſind hiezu Hülfsmittel der verſchiedenſten Art nöthig. Auch hat man dieſen Apparat, wenn er ſich einmal beiſammen befindet, ſo gut als jeden andern, ja vielleicht noch mehr, in Ordnung zu halten, damit man zu jeder Zeit die verlangten Verſuche anſtellen und vorlegen könne. Denn es wird künftig nicht wie bisher die Ausrede gelten, daß durch gewiſſe Verſuche, vor hundert Jahren in England angeſtellt, alles hinlänglich auch für uns bewieſen und abgethan ſey. Nicht weniger iſt zu bedenken, daß, ob wir gleich die Farbenlehre der freien Natur wiederzugeben ſo viel als möglich bemüht geweſen, doch ein geräumiges Zimmer, welches man nach Belieben erhellen und verfinſtern kann, nöthig bleibt, damit man für ſich und andere ſowohl die Lehre, als die Controvers, befriedigend durch Verſuche und Beiſpiele belegen könne. Dieſe ganz unerläßliche Einrichtung iſt von der Art, daß ſie einem Privatmanne beſchwerlich werden müßte; deßwegen darf man ſie wohl Univerſitäten und Akademien der Wiſſenſchaften zur Pflicht machen, damit ſtatt des alten Wortkrams die

Erſcheinungen ſelbſt und ihre wahren Verhältniſſe dem Wißbegierigen anſchaulich werden.

Was den polemiſchen Theil betrifft, ſo iſt demſelben noch eine Abhandlung hinzuzufügen über dasjenige was vorgeht, wenn die ſo nahe verwandten Werkzeuge, Prismen und Linſen, vereinigt gebraucht werden. Es iſt zwar höchſt einfach und wäre von einem jeden leicht einzuſehen, wenn nicht Newton und ſeine Schüler auch hier einen völlig willkürlichen Gebrauch der Werkzeuge zu ganz entgegengeſetzten Zwecken eingeführt hätten. Denn einmal ſollen auf dieſem Wege die farbigen Lichter völlig ſeparirt, ein andermal wieder völlig vereinigt werden: welches denn beides nicht geleiſtet wird noch werden kann.

An dieſe Betrachtungen ſchließt ſich unmittelbar eine andere. Es iſt nämlich die Frage, was in einer Glas- oder Waſſerkugel durch Refraction oder Reflexion gewirkt werde, damit wir das ſo merkwürdige als ſchöne Phänomen des Regenbogens erblicken. Auch mit dieſem hat man, wie mit ſo vielem andern, fertig und in's Reine zu ſeyn geglaubt. Wir hingegen ſind überzeugt, daß man den Hauptpunkt vernachläſſigt, welchen Antonius de Dominis bei ſeiner Behandlung dieſes Gegenſtandes ſchon ſicher und entſchieden ausgeſprochen.

Zu dem hiſtoriſchen Theile ließen ſich auch mancherlei Supplemente geben. Zuerſt wären Citate und mancherlei Verbeſſerungen nachzubringen; bei manchem Ar-

tikel konnte sogar eine neue Bearbeitung stattfinden, wie wir z. B. das über Kepplern Gesagte gegenwärtig bedeutender und zweckgemäßer auszuführen uns getrauten.

Auch mit Rubriken und kurzen Inhaltsanzeigen kleinerer Schriften ließen sich diese historisch-literarischen Materialien um vieles vermehren, von denen hier manches weggeblieben, was uns einen gewissen Bezug verstreckt hätte, der aus einer Hintereinanderstellung bedeutender Schriften Eines Zeitraums von sich selbst, ohne weiteres Raisonniren und Pragmatisiren, hervorzugehen schien.

Soll jedoch dereinst das Geschichtliche einen unmittelbaren Einfluß auf das Didaktische erlangen, so wäre jenes einmal nach den Abtheilungen, Rubriken, Capiteln des Entwurfs gedrängt aufzuführen, wodurch die Zeitenfolge zwar aufgehoben, die Folge und Uebereinstimmung des Sinnes hingegen sich desto deutlicher zeigen würde. Der liberal Gesinnte, nicht auf seiner Persönlichkeit und Eigenheit Verharrende, würde mit Vergnügen auch hier bemerken, daß nichts Neues unter der Sonne, daß das Wissen und die Wissenschaft ewig sey, daß das wahrhaft Bedeutende darin von unsern Vorfahren, wo nicht immer erkannt und ergriffen, doch wenigstens geahnet, und das Ganze der Wissenschaft so wie jeder Tüchtigkeit und Kunst, von ihnen empfunden, geschätzt und nach ihrer Weise geübt worden.

Doch wäre vielleicht vor allem andern noch das Geſchichtliche der letzten zwanzig Jahren nachzubringen, obgleich keine ſonderliche Ausbeute davon zu hoffen ſteht. Das Bedeutende darunter, die Wirkung farbiger Beleuchtung betreffend, welche Herſchel wieder zur Sprache gebracht, findet ſich in einem Aufſatze, den wir Herrn Doctor Seebeck in Jena verdanken. Das ſeltſam Unerfreuliche, durch welches Wünſch neue Verwirrung in der Farbenlehre angerichtet, iſt bei Erklärung der Tafeln in ſeine erſten Elemente aufgelöſ't und dabei das Nöthige erinnert worden.

Der andern, minder wirkſamen Aeußerungen möchte ich überhaupt gegenwärtig nicht gerne, ſo wenig als deſſen was ſich auf mich bezieht, gedenken. Theils hat man geſucht, durch ein mißwollendes Verſchweigen, meine frühern Bemühungen gänzlich auszulöſchen, welches um ſo mehr thulich ſchien, als ich ſelbſt ſeit vielen Jahren nichts direct deßhalb zur Sprache brachte. Theils hat man von meinen Anſichten, die ich ſeit eben ſo langer Zeit im Leben und Geſpräch gern mittheilte, in größern und kleinern Schriften eine Art von Halbgebrauch gemacht, ohne mir die Ehre zu erzeigen, meiner dabei zu gedenken. Dieſes alles zu rügen, deutlich zu machen, wie auf dieſe Weiſe die gute Sache retardirt und discreditirt worden, würde zu unfreundlichen Erklärungen Anlaß geben, und ich konnte denn doch, da ich mit meinen Vorfahren und

mit mir ſelbſt ſtreng genug umgegangen, die Mit lebenden nicht wohl ſchonender behandeln.

Viel beſſer und auch wohl gelinder macht ſich dieß in der folgenden Zeit, wenn ſich erſt ergeben wird, ob dieſes Werk ſich Eingang verſchafft und was für Wirkungen es hervorbringt. Die Farbenlehre ſcheint überhaupt jetzt an die Tagesordnung zu kommen. Außerdem was Runge in Hamburg als Mahler bereits gegeben, verſpricht Klotz in München gleichfalls von der Kunſtſeite her einen anſehnlichen Beitrag. Placidus Heinrich zu Regensburg läßt ein ausführliches Werk erwarten, und mit einem ſchönen Aufſatz über die Bedeutung der Farben in der Natur hat uns Steffens beſchenkt. Dieſem möchten wir vorzüglich die gute Sache empfehlen, da er in die Farbenwelt von der chemiſchen Seite hereintritt und alſo mit freiem unbefangenem Muth ſein Verdienſt hier bethätigen kann. Nichts von allem ſoll uns unbeachtet bleiben: wir bemerken, was für und gegen uns, was mit und wider uns erſcheint, wer den antiquirten Irrthum zu wiederholen trachtet, oder wer das alte und vorhandene Wahre erneut und belebt, und wohl gar unerwartete Anſichten durch Genie oder Zufall eröffnet, um eine Lehre zu fördern, deren abgeſchloſſener Kreis ſich vielleicht vor vielen andern ausfüllen und vollenden läßt.

Was dieſen frommen Wünſchen und Hoffnungen entgegenſteht, iſt mir nicht unbekannt. Der Sache

würde nicht dienlich seyn, es hier ausdrücklich auszusprechen. Einige Jahre belehren uns hierüber am besten, und man vergönne mir nur Zeit zu überlegen, ob es vortheilhafter sey, die theils nothwendigen, theils nutzbaren Supplemente zusammen in einem Bande, oder heftweise nach Gelegenheit herauszugeben.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerey der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Fünfundfunfzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1834.

B. [illegible]
B. [illegible]
[illegible]ON. CENSIS.

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Funfzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1834

Und wenn die Lippen ſich dabei
Auf's niedlichſte bewegen,
Sie machen dich auf einmal frei
In Feſſeln dich zu legen.

Der Athem will nicht mehr zurück
Die Seel' zur Seele fliehend,
Gerüche winden ſich durch's Glück
Unſichtbar wolkig ziehend.

Doch wenn es allgewaltig brennt
Dann greifſt du nach der Schale:
Der Schenke läuft, der Schenke kömmt
Zum erſt- und zweytenmale.

Sein Auge blitzt, ſein Herz erbebt,
Er hofft auf deine Lehren,
Dich, wenn der Wein den Geiſt erhebt,
Im höchſten Sinn zu hören.

Ihm öffnet ſich der Welten Raum
Im Innern Hell und Orden,
Es ſchwillt die Bruſt, es träumt der Pflaum,
Er iſt ein Jüngling worden.

Und wenn dir kein Geheimniß blieb
Was Herz und Welt enthalte,
Dem Denker winkſt du treu und lieb,
Daß ſich der Sinn entfalte.

Auch daß vom Throne Fürſtenhert
Sich nicht für uns verliere,
Gibſt du dem Schah ein gutes Wort
Und gibſt es dem Vezire.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Inhalt.

Nachträge zur Farbenlehre.

Seite

Entoptiſche Farben. 5

Anſprache. I. Woher benannt. II. Wie ſie entdeckt worden. III. Wie die entoptiſchen Eigenſchaften dem Glaſe mitzutheilen. IV. Aeußere Grundbedingung. V. Einfachſter Verſuch. VI. Zweyter geſteigerter Verſuch. VII. Warum ein geſchwärzter Spiegel? VIII. Polarität. IX. Nordländiſche Atmoſphäre, ſelten klar. X. Beſtändiger Bezug auf den Sonnenſtand. XI. Theilung des Himmels in vier gleiche oder ungleiche Theile. XII. Höchſter Sonnenſtand. XIII. Tiefe Nacht. XIV. Umwandlung durch trübe Mittel. XV. Rückkehr zu den entoptiſchen Gläſern. XVI. Nähere Bezeichnung der entoptiſchen Erſcheinung. XVII. Abermalige Steigerung. Vorrichtung mit zwey Spiegeln. XVIII. Wirkung der Spiegel in Abſicht auf Hell und Dunkel. XIX. Wirkung der Spiegel in Abſicht auf irgend ein Bild. XX. Identität und Umkehrung durch klare Spiegel. XXI. Abgeleiteter Widerſchein. XXII. Doppelt refrangirende Körper. XXIII. Glimmerblättchen. XXIV. Frauenеis. XXV. Doppelſpath. XXVI. Apparat, vierfach geſteigert. XXVII. Warnung. XXVIII. Von der innern Beſchaffenheit des entoptiſchen Glaſes. XXIX. Umſicht. XXX. Chladni's Tonfiguren. XXXI. Atmoſphäriſche Meteore. XXXII. Paradoxer Seitenblick auf die Aſtrologie. XXXIII. Mechaniſche Wirkungen. XXXIV. Damaſt-Weberey. XXXV. Aehnelnde theoretiſche Anſicht. XXXVI. Gewäſſertes Seidenzeug. XXXVII. Gemodelte Zinn-Oberfläche. XXXVIII. Oberflächen natürlicher Körper. XXXIX. Rückkehr und Wiederholung. XL. Wichtige Bemerkung eines Mahlers. XLI. Fromme Wünſche. XLII. Schlußanwendung, praktiſch.

Seite

Physikalische Preisaufgabe der Petersburger Akademie der Wissenschaften. 67
Ueber den Regenbogen. 83

Zur Pflanzenlehre.

Ueber die Spiral-Tendenz der Vegetation. . . . 97

Osteologie.

Ueber den Zwischenknochen. 131
Specimen anatomico pathologicum. 180
Das Schädelgerüst aus sechs Wirbelknochen auferbaut. 182
Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie. 185
Vorträge über die drey ersten Capitel des eben genannten Entwurfs. 259
Die Faulthiere und die Dickhäutigen, abgebildet, beschrieben und verglichen von Dr. E. d'Alton. . . 266
Fossiler Stier. 276
Zweyter Urstier. 287
Die Knochen der Gehörwerkzeuge. 289
Ulna und Radius. 291
Tibia und Fibula. 297
Die Skelette der Nagethiere, abgebildet und verglichen von d'Alton. 305
Die Lepaden. 312

Nachträge

zur

Farbenlehre,

zur

Pflanzenlehre, Osteologie.

Nachträge zur Farbenlehre.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Entoptiſche Farben.

Anſprache.

Bei dieſem Geſchäft erfuhr ich, wie mehrmals im Leben, günſtiges und ungünſtiges Geſchick, fördernd und hindernd. Nun aber gelange ich, nach zwey Jahren, an demſelben Tage zu eben demſelben Ort, wo ich, bei gleich heiterer Atmoſphäre, die entſcheidenden Verſuche nochmals wiederholen kann. Möge mir eine hinreichende Darſtellung gelingen, wozu ich mich wenigſtens wohl zubereitet fühle. Ich war indeſſen nicht müßig und habe immerfort verſucht, erprobt und eine Bedingung nach der andern ausgeforſcht, unter welchen die Erſcheinung ſich offenbaren möchte.

Hiebei muß ich aber jener Beihülfe dankbar anerkennend gedenken, die mir von vorzüglichen wiſſenſchaftlichen Freunden bisher gegönnt worden. Ich erfreute mich des beſondern Antheils der Herren Oberreiner, Hegel, Körner, Lenz, Nour, Schultze, Seebeck, Schweigger, Voigt. Durch gründlich motivirten Beifall, warnende Bemerkungen, Beitrag eingreifender Erfahrung, Mittheilung natür-

licher, Bereitung künstlicher Körper, durch Verbesserung und Bereicherung des Apparats und genaueste Nachbildung der Phänomene, wie sie sich steigern, und Schritt vor Schritt vermannichfaltigen, ward ich von ihrer Seite höchlich gefördert. Von der meinen verfehlte ich nicht die Versuche fleißig zu wiederholen, zu vereinfachen, zu vermannichfaltigen, zu vergleichen, zu ordnen und zu verknüpfen. Und nun wende ich mich zur Darstellung selbst, die auf vielfache Weise möglich wäre, sie aber gegenwärtig unternehme, wie sie mir gerade zum Sinne paßt, früher oder später wäre sie anders ausgefallen.

Freilich müßte sie mündlich geschehen bei Vorzeigung aller Versuche wovon die Rede ist, denn Wort und Zeichen sind nichts gegen sicheres, lebendiges Anschauen. Möchte sich der Apparat, diese wichtigen Phänomene zu vergegenwärtigen, einfach und zusammengesetzt durch Thätigkeit geschickter Mechaniker von Tag zu Tag vermehren.

Uebrigens hoff ich, daß man meine Ansicht der Farben überhaupt, besonders aber der physischen kenne; denn ich schreibe Gegenwärtiges als einen meiner Farbenlehre sich unmittelbar anschließenden Aufsatz, und zwar am Ende der zweyten Abtheilung, hinter dem 485sten Paragraphen, Seite 201.

Jena den 20 July 1820.

G.

I.

Woher benannt?

Die entoptiſchen Farben haben bei ihrer Entdeckung dieſen Namen erhalten nach Analogie der übrigen, mehr oder weniger bekannten und anerkannten, phyſiſchen Farben, wie wir ſolche in dem Entwurf zu einer allgemeinen Chromatologie ſorgfältig aufgeführt. Wir zeigten nämlich daſelbſt zuerſt dioptriſche Farben ohne Refraction, die aus der reinen Trübe entſpringen; dioptriſche mit Refraction, die prismatiſchen nämlich, bei welchen zur Brechung ſich noch die Begränzung eines Bildes nöthig macht; katoptriſche, die auf der Oberfläche der Körper durch Spiegelung ſich zeigen; paroptriſche, welche ſich zu dem Schatten der Körper geſellen; epoptiſche, die ſich auf der Oberfläche der Körper unter verſchiedenen Bedingungen flüchtig oder bleibend erweiſen; die nach der Zeit entdeckten wurden entoptiſche genannt, weil ſie innerhalb gewiſſer Körper zu ſchauen ſind, und damit ſie, wie ihrer Natur alſo auch dem Namensklange nach, ſich an die vorhergehenden anſchlöſſen. Sie erweiterten höchſt erfreulich unſeren Kreis, gaben und empfingen Aufklärung und Bedeutung innerhalb des herrlich ausgeſtatteten Bezirks.

II.

Wie ſie entdeckt worden?

In Gefolg der Entdeckungen und Bemühungen franzöſiſcher Phyſiker, Malus, Biot und Arrago im

Das alles kennst und singst du heut
Und singst es morgen eben:
So trägt uns freundlich dein Geleit
Durch's rauhe, milde Leben.

Buch der Liebe würde sehr anschwellen, wenn sechs Liebespaare in ihren Freuden und Leiden entschiedener aufträten und noch andere neben ihnen aus der düsteren Vergangenheit mehr oder weniger klar hervorgingen. Wamik und Asra z. B. von denen sich außer den Namen keine weitere Nachricht findet, könnten folgendermaßen eingeführt werden:

Ja! Lieben ist ein groß Verdienst!
Wer findet schöneren Gewinnst? —
Du wirst nicht mächtig, wirst nicht reich;
Jedoch den größten Helden gleich.
Man wird, so gut wie vom Propheten,
Von Wamik und von Asra reden. —
Nicht reden wird man, wird sie nennen:
Die Namen müssen alle kennen.
Was sie gethan, was sie geübt,
Das weiß kein Mensch! Daß sie geliebt
Das wissen wir. Genug gesagt!
Wenn man nach Wamik und Asra fragt.

Nicht weniger ist dieses Buch geeignet zu symbolischer Abschweifung, deren man sich in den Feldern des Orients kaum enthalten kann. Der geistreiche Mensch,

Jahr 1809, über Spiegelung und doppelte Strahlenbrechung, stellte Seebeck, im Jahr 1812, sorgfältige Versuche wiederholend und fortschreitend an. Jene Beobachter hatten schon bei den ihrigen, die sich auf Darstellung und Aufhebung der Doppelbilder des Kalkspaths hauptsächlich bezogen, einige Farbenerscheinungen bemerkt. Auch Seebeck hatte dergleichen gesehen, weil er sich aber eines unbequemen Spiegelapparates mit kleiner Oeffnung bediente, so ward er die einzelnen Theile der Figuren gewahr, ohne ihr Ganzes zu überschauen. Er befreite sich endlich von solchen Beschränkungen und fand daß es Gläser gebe, welche die Farbe hervorbringen, andere nicht, und erkannte daß Erhitzung bis zum Glühen und schnelles Abkühlen den Gläsern die entoptische Eigenschaft verleihe.

Die ihm zugetheilte Hälfte des franzöſischen Preises zeugte von parteyloser Anerkennung von Seiten einer fremden, ja feindlichen Nation; Brewster, ein Engländer, empfing die andere Hälfte. Er hatte sich mit demselben Gegenstand beschäftigt und manche Bedingungen ausgesprochen, unter welchen jene Phänomene zum Vorschein kommen.

III.

Wie die entoptischen Eigenschaften dem Glase mitzutheilen.

Das Experiment in seiner größten Einfalt ist folgendes: man zerschneide eine mäßig starke Spiegelscheibe in

mehrere anderthalbzöllige Quadrate, dieſe durchglühe man und verkühle ſie geſchwind. Was davon bei dieſer Behandlung nicht zerſpringt iſt nun fähig entoptiſche Farben hervorzubringen.

IV.

Aeußere Grundbedingung.

Bei unſerer Darſtellung kommt nun alles darauf an, daß man ſich mit dem Körper, welcher entoptiſche Farben hervorzubringen vermag, unter den freien Himmel begebe, alle dunklen Kammern, alle kleinen Löchlein (foramina exigua) abermals hinter ſich laſſe. Eine reine, wolkenloſe, blaue Atmoſphäre, dieß iſt der Quell wo wir eine auslangende Erkenntniß zu ſuchen haben!

V.

Einfachſter Verſuch.

Jene bereiteten Tafeln lege der Beſchauer bei ganz reiner Atmoſphäre flach auf einen ſchwarzen Grund, ſo daß er zwey Seiten derſelben mit ſich parallel habe, und halte ſie nun, bei völlig reinem Himmel und niedrigem Sonnenſtand, ſo nach der der Sonne entgegengeſetzten Himmelsgegend, richte ſein Auge dermaßen auf die Platten, daß von ihrem Grunde die Atmoſphäre ſich ihm zurückſpiegele und er wird ſodann, in den vier Ecken eines hellen Grundes, vier dunkle Punkte gewahr werden. Wendet er ſich darauf gegen die Himmelsgegenden welche rechtwinklicht zu der vorigen Richtung ſtehen, ſo erblickt er vier helle Punkte auf einem dunklen Grund; dieſe bei-

den Erſcheinungen zeigen ſich auf dem Boden der Glasplatte. Bewegt man die gedachten Quadrate zwiſchen jenen entſchiedenen Stellungen, ſo gerathen die Figuren in ein Schwanken.

Die Urſache warum ein ſchwarzer Grund verlangt wird iſt dieſe: daß man vermeiden ſolle, entweder durch eine Localfarbe des Grundes die Erſcheinung zu ſtören, oder durch allzugroße Hellung wohl gar aufzuheben. Uebrigens thut der Grund nichts zur Sache, indem der Beſchauer ſein Auge ſo zu richten hat, daß von dem Grunde der Platte ſich ihm die Atmoſphäre vollkommen ſpiegele.

Da es nun aber ſchon eine gewiſſe Uebung erfordert, wenn der Beſchauer dieſe einfachſte Erſcheinung gewahr werden ſoll, ſo laſſen wir ſie vorerſt auf ſich beruhen und ſteigern unſern Apparat und die Bedingungen deſſelben, damit wir mit größerer Bequemlichkeit und Mannichfaltigkeit die Phänomene verfolgen können.

VI.

Zweyter, geſteigerter Verſuch.

Von dieſer inneren, einfachen Spiegelung gehen wir zu einer nach außen über, welche zwar noch einfach genug iſt, das Phänomen jedoch ſchon viel deutlicher und entſchiedener vorlegt. Ein ſolider Glascubus, an deſſen Stelle auch ein, aus mehreren Glasplatten zuſammengeſetzter Cubus zu benutzen iſt, werde, bei

Sonnenaufgang oder Untergang, auf einen ſchwarz belegten Spiegel geſtellt, oder etwas geneigt darüber gehalten. Man laſſe den atmoſphäriſchen Widerſchein nunmehr durch den Cubus auf den Spiegel fallen, ſo wird ſich jene obgemeldte Erſcheinung, nur viel deutlicher darſtellen; der Widerſchein von der der Sonne gegenüberſtehenden Himmelsregion gibt die vier dunkeln Punkte auf hellem Grund; die beiden Seiten-Regionen geben das Umgekehrte, vier helle Punkte auf dunkelm Grund, und wir ſehen bei dieſem geſteigerten Verſuch, zwiſchen den pfauenaugig ſich bildenden Eckpunkten, einmal ein weißes, das anderemal ein ſchwarzes Kreuz, mit welchem Ausdruck wir denn auch künftig das Phänomen bezeichnen werden. Vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang bei ſehr gemäßigter Hellung erſcheint das weiße Kreuz auch an der Sonnenſeite.

Wir ſagen daher, der directe Widerſchein der Sonne, der aus der Atmoſphäre zu uns zurückkehrt, gibt ein erhelltes Bild, das wir mit dem Namen des weißen Kreuzes bezeichnen. Der oblique Widerſchein gibt ein verdüſtertes Bild, das ſogenannte ſchwarze Kreuz. Geht man mit dem Verſuch um den ganzen Himmel herum, ſo wird man finden daß in den Achtelsregionen ein Schwanken entſteht; wir gewahren eine undeutliche, aber, bei genauer Aufmerkſamkeit, auf eine regelmäßige Geſtalt zurückzuführende Erſcheinung. Zu bemerken iſt

daß wir das helle Bild dasjenige nennen dürfen, welches auf weißem Grund farbige Züge ſehen läßt, und umgekehrt das dunkle, wo ſich zum dunkeln Grunde hellere farbige Züge geſellen.

VII.

Warum ein geſchwärzter Spiegel?

Bei phyſikaliſchen Verſuchen ſoll man mit jeder Bedingung ſogleich die Abſicht derſelben anzeigen, weil ſonſt die Darſtellung gar leicht auf Taſchenſpielerey hinausläuft. Das Phänomen womit wir uns beſchäftigen iſt ein ſchattiges, beſchattetes, ein Skieron und wird durch allzugroße Helle vertrieben, kann nicht zur Erſcheinung kommen; deßwegen bedient man ſich zu den erſten Verſuchen billig verdüſterter Spiegelflächen, um einem jeden Beſchauer die Erſcheinung ſogleich vor Augen zu ſtellen. Wie es ſich mit klaren und abgeſtumpften Spiegelflächen verhalte, werden wir in der Folge zeigen.

VIII.

Polarität.

Wenn wir den entoptiſchen Phänomenen Polarität zuſchreiben, ſo geſchieht es in dem Sinne wie ich in meiner Farbenlehre alle Chroageneſie zu entwickeln bemüht geweſen. Finſterniß und Licht ſtehen einander uranfänglich entgegen, eins dem andern ewig fremd, nur die Materie, die in und zwiſchen beide ſich ſtellt, hat, wenn ſie körperhaft undurchſichtig iſt, eine beleuchtete und eine

finſtere Seite, bei ſchwachem Gegenlicht aber erzeugt ſich erſt der Schatten. Iſt die Materie durchſcheinend, ſo entwickelt ſich in ihr, im Helldunkeln, Trüben, in Bezug auf's Auge, das was wir Farbe nennen.

Dieſe, ſo wie Hell und Dunkel, manifeſtirt ſich überhaupt in polaren Gegenſätzen. Sie können aufgehoben, neutraliſirt, indifferenziirt werden, ſo daß beide zu verſchwinden ſcheinen; aber ſie laſſen ſich auch umkehren, und dieſe Umwendung iſt allgemein bei jeder Polarität die zarteſte Sache von der Welt. Durch die mindeſte Bedingung kann das Plus in Minus, das Minus in Plus verwandelt werden. Daſſelbe gilt alſo auch von den entoptiſchen Erſcheinungen. Durch den geringſten Anlaß wird das weiße Kreuz in das ſchwarze, das ſchwarze in das weiße verwandelt und die begleitenden Farben gleichfalls in ihre geforderten Gegenſätze umgekehrt. Dieſes aber auseinander zu legen iſt gegenwärtig unſere Pflicht. Man laſſe den Hauptbegriff nicht los und man wird, bei aller Veränderlichkeit, die Grunderſcheinung immer wieder finden.

IX.

Nordländiſche Atmoſphäre ſelten klar.

Iſt nun die uranfängliche Erſcheinung an dem klarſten, reinſten Himmel zu ſuchen, ſo läßt ſich leicht einſehen daß wir in unſeren Gegenden nur ſelten eine vollkommene Anſchauung zu gewinnen im Falle ſind. Nur langſam entdeckte man die Hauptbedingung, langſamer

die Nebenumstände welche das Grundgesetz abermals gesetzmäßig bedingen und mehrfach irreführende Ab- und Ausweichungen verursachen.

X.

Beständiger Bezug auf den Sonnenstand.

Die Sonne, welche hier weder als leuchtender Körper, noch als Bild in Betracht kommt, bestimmt, indem sie den, auch in seinem reinsten Zustande immer für trüb zu haltenden Luftkreis erhellt, die erste Grundbedingung aller entoptischen Farben; der directe Widerschein der Sonne gibt immer das weiße, der rechtwinkelige, oblique das schwarze Kreuz; dieß muß man zu wiederholen nicht müde werden, da noch manches dabei in Betracht zu ziehen ist.

XI.

Theilung des Himmels in vier gleiche oder ungleiche Theile.

Daraus folgt nun daß nur in dem Moment der Sonnengleiche, bei Aufgang und Untergang, die oblique Erscheinung genau auf den Meridian einen rechten Winkel bilde. Im Sommer, wo die Sonne nordwärts rückt, bleibt die Erscheinung in sich zwar immer rechtwinkelig, bildet aber mit dem Meridian und, im Verlauf des Tages mit sich selbst, geschobene Andreas-Kreuze.

XII.

Höchster Sonnenstand.

Zu Johanni, um die Mittagsstunde, ist der hellste

Moment. Bei Culmination der Sonne erſcheint ein weißes Kreuz rings um den Horizont. Wir ſagen deßhalb: daß in ſolcher Stellung die Sonne rings um ſich her directen Widerſchein in dem Luftkreis bilde. Da aber bei polaren Erſcheinungen der Gegenſatz immer ſogleich ſich manifeſtiren muß, ſo findet man, da wo es am wenigſten zu ſuchen war, das ſchwarze Kreuz unfern von der Sonne. Und es muß ſich in einem gewiſſen Abſtand von ihr ein unſichtbarer Kreis obliquen Lichts bilden, den wir nur dadurch gewahr werden, daß deſſen Abglanz im Cubus das ſchwarze Kreuz hervorbringt.

Sollte man in der Folge den Durchmeſſer dieſes Ringes meſſen wollen und können, ſo würde ſich wohl finden, daß er mit jenen ſogenannten Höfen um Sonne und Mond in Verwandtſchaft ſtehe. Ja, wir wagen auszuſprechen: daß die Sonne, am klarſten Tage, immer einen ſolchen Hof potentia um ſich habe, welcher, bei nebelartiger, leichtwolkiger Verdichtung der Atmoſphäre ſich, vollſtändig oder theilweiſe, größer oder kleiner, farblos oder farbig, ja zuletzt gar mit Sonnenbildern geſchmückt, meteoriſch wiederholt und durchkreuzt, mehr oder weniger vollkommen darſtellt.

XIII.

Tiefe Nacht.

Da unſere entoptiſchen Erſcheinungen ſämmtlich auf dem Widerſchein der Sonne, den uns die Atmoſphäre zuſendet, beruhen, ſo war zu folgern: daß ſie ſich in

den kürzesten Nächten sehr spät noch zeigen würden, und so fand sich's auch. Am 18 July Nachts halb 10 Uhr war das schwarze Kreuz des Versuches VI noch sichtbar; am 23 August schon um 8 Uhr nicht mehr. Das weiße Kreuz, welches ohnehin im zweifelhaften Falle etwas schwerer als das schwarze darzustellen ist, wollte sich mir nicht offenbaren; zuverlässige Freunde versichern mich aber es zu gleicher Zeit gesehen zu haben.

XIV.

Umwandlung durch trübe Mittel.

Zu den ersten Beobachtungen und Versuchen haben wir den klarsten Himmel gefordert: denn es war zu bemerken daß durch Wolken aller Art das Phänomen unsicher werden könne. Um aber auch hierüber zu einiger Gesetzlichkeit zu gelangen, beobachtete man die verschiedensten Zustände der Atmosphäre; endlich glückte folgendes. Man kennt die zarten, völlig gleich ausgetheilten Herbstnebel, welche den Himmel mit reinem leichten Schleier, besonders des Morgens, bedecken und das Sonnenbild entweder gar nicht, oder doch nur strahlenlos durchscheinen lassen. Bei einer auf diese Weise bedeckten Atmosphäre gibt sowohl die Sonnenseite, als die gegenüberstehende das schwarze Kreuz, die Seitenregionen aber das weiße.

An einem ganz heitern, stillen Morgen in Karlsbad, Anfangs May 1820, als der Rauch, aus allen Oefen aufsteigend, sich über dem Thal sanft zusammenzog und nebel-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 16284/410

nicht zufrieden mit dem was man ihm darstellt, betrachtet alles was sich den Sinnen darbietet, als eine Vermummung, wohinter ein höheres geistiges Leben sich schalkhaft-eigensinnig versteckt, um uns anzuziehen und in edlere Regionen aufzulocken. Verfährt hier der Dichter mit Bewußtseyn und Maß, so kann man es gelten lassen, sich daran freuen und zu entschiedenerem Auffluge die Fittige versuchen.

Buch der Betrachtungen erweitert sich jeden Tag demjenigen der im Orient hauset; denn alles ist dort Betrachtung, die zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen hin und her wogt, ohne sich für eins oder das andere zu entscheiden. Dieses Nachdenken, wozu man aufgefordert wird, ist von ganz eigner Art; es widmet sich nicht allein der Klugheit, obgleich diese die stärksten Forderungen macht, sondern es wird zugleich auf jene Puncte geführt, wo die seltsamsten Probleme des Erde-Lebens strack und unerbittlich vor uns stehen und uns nöthigen dem Zufall, einer Vorsehung und ihren unerforschlichen Rathschlüssen die Kniee zu beugen und unbedingte Ergebung als höchstes politisch-sittlich-religioses Gesetz auszusprechen.

---

nebelartig vor der Sonne ſtand, konnte ich bemerken, daß auch dieſer Schleier an der Sonnenſeite das weiße Kreuz in das ſchwarze verwandelte, anſtatt daß auf der reinen Weſtſeite über dem Hirſchſprung das weiße Kreuz in völliger Klarheit bewirkt wurde.

Ein Gleiches erfuhr ich, als ein veräſteter, verzweigter Luftbaum ſich, vor und nach Aufgang der Sonne, im Oſten zeigte, er kehrte die Erſcheinung um wie Nebel und Rauch.

Völlig überzogener Regenhimmel kehrte die Erſcheinung folgendermaßen um: die Oſtſeite gab das ſchwarze Kreuz, die Süd- und Nordſeite das weiße, die Weſtſeite, ob ſie gleich auch überzogen war, hielt ſich dem Geſetz gemäß und gab das weiße Kreuz.

Nun hatten wir aber auch, zu unſerer großen Zufriedenheit, einen uralten, ſehr getrübten Metallſpiegel gefunden, welcher die Gegenſtände zwar noch deutlich genug, aber doch ſehr verdüſtert wieder gibt. Auf dieſen brachte man den Cubus und richtete ihn bei dem klarſten Zuſtand der Atmoſphäre gegen die verſchiedenen Himmelsgegenden. Auch hier zeigte ſich das Phänomen umgekehrt, der directe Widerſchein gab das ſchwarze, der obliaue das weiße Kreuz; und, daß es ja an Mannichfaltigkeit der Verſuche nicht fehle, wiederholte man ſie bei rein verbreitetem Nebel; nun gab die Sonnenſeite und ihr directer Widerſchein das weiße, die Seitenregionen aber das

schwarze Kreuz. Von großer Wichtigkeit scheinen uns diese Betrachtungen.

XV.

Rückkehr zu den entoptischen Gläsern.

Nachdem wir nun die entoptischen Körper zuerst in ihrem einfachen Zustand benutzt und, vor allen Dingen, in den Höhen und Tiefen der Atmosphäre den eigentlichen Urquell der Erscheinungen zu entdecken, auch die polare Umkehrung derselben, theils auf natürlichem, theils auf künstlichem Wege, zu verfolgen gesucht; so wenden wir uns nun abermals zu gedachten Körpern, an denen wir die Phänomene nachgewiesen, um nun auch die mannichfaltigen Bedingungen, welchen diese Vermittler unterworfen sind, zu erforschen und aufzuzählen.

XVI.

Nähere Bezeichnung der entoptischen Erscheinung.

Um vorerst das Allgemeinste auszusprechen, so läßt sich sagen: daß wir Gestalten erblicken, von gewissen Farben begleitet und wieder Farben, an gewisse Gestalten gebunden, welche sich aber beiderseits nach der Form des Körpers richten müssen.

Sprechen wir von Tafeln, und es sey ein Viereck gemeint, gleichseitig, länglich, rhombisch; es sey ein Dreyeck jeder Art; die Platte sey rund oder oval; jede regelmäßige, so wie jede zufällige Form nöthige das erscheinende Bild sich nach ihr zu bequemen, welchem denn

jedesmal gewiſſe geſetzliche Farben anhängen. Von Körpern gilt daſſelbige was von Platten.

Das einfachſte Bild iſt dasjenige was wir ſchon genugſam kennen; es wird in einer einzelnen viereckten Glasplatte hervorgebracht.

Vier dunkle Punkte erſcheinen in den Ecken des Quadrats, die einen weißen, kreuzförmigen Raum zwiſchen ſich laſſen; die Umkehrung zeigt uns helle Punkte in den Ecken des Quadrats, der übrige Raum ſcheint dunkel.

Dieſer Anfang des Phänomens iſt nur wie ein Hauch, zwar deutlich und erkennbar genug, doch größerer Beſtimmtheit, Steigerung, Energie und Mannichfaltigkeit fähig, welches alles zuſammen durch Vermehrung aufeinandergelegter Platten hervorgebracht wird.

Hier merke man nun auf ein bedeutendes Wort: die dunkeln und hellen Punkte ſind wie Quellpunkte anzuſehen, die ſich aus ſich ſelbſt entfalten, ſich erweitern, ſich gegen die Mitte des Quadrats hindrängen, erſt beſtimmtere Kreuze, dann Kreuz nach Kreuzen, bei Vermehrung der aufeinander gelegten Platten, vielfach hervorbringen.

Was die Farben betrifft, ſo entwickeln ſie ſich nach dem allgemeinen, längſt bekannten, noch aber nicht durchaus anerkannten, ewigen Geſetz der Erſcheinungen in und an dem Trüben, die hervortretenden Bilder werden unter eben denſelben Bedingungen gefärbt. Der

dunkle Quellpunkt, der sich nach der Mitte zu bewegt, und also über hellen Grund geführt wird, muß Gelb hervorbringen, da aber wo er den hellen Grund verläßt, wo ihm der helle Grund nachrückt, sich über ihn erstreckt, muß er ein Blau sehen lassen. Bewegen sich im Gegenfalle die hellen Punkte nach dem innern, düstern, so erscheint vorwärts, gesetzlich, Blauroth, am hinteren Ende hingegen Gelb und Gelbroth. Dieß wiederholt sich bei jedem neuentstehenden Kreuze, bis die hintereinander folgenden Schenkel nahe rücken, wo alsdann, durch Vermischung der Ränder, Purpur und Grün entsteht.

Da nun durch Glasplatten, übereinander gelegt, die Steigerung gefördert wird, so sollte folgen daß ein Cubus schon in seiner Einfachheit gesteigerte Figuren hervorbringe; doch dieß bewahrheitet sich nur bis auf einen gewissen Grad. Und obgleich derjenige, welcher sämmtliche Phänomene Zuschauern und Zuhörern vorlegen will, einen soliden, guten entoptischen Cubus nicht entbehren kann, so empfiehlt sich doch ein Cubus von übereinander befestigten Platten dem Liebhaber dadurch, weil er leichter anzuschaffen, und noch überdieß die Phänomene auffallender darzustellen geschickt ist. Was von dreieckigen und runden Platten zu sagen wäre, lassen wir auf sich beruhen; genug, wie die Form sich ändert, so ändert sich auch die Erscheinung; der Naturfreund wird sich dieses alles gar leicht selbst vor Augen führen können.

XVII.

Abermalige Steigerung.

Vorrichtung mit zwey Spiegeln.

Die im Vorhergehenden angezeigte gesteigerte, vermannichfaltigte Erscheinung können wir jedoch auf obige einfache Weise kaum gewahr werden; es ist daher eine dritte zusammengesetztere Vorrichtung nöthig.

Wir bilden unsern Apparat aus zwey angeschwärzten, zu einander gerichteten, einander antwortenden Spiegeln, zwischen welchen der Cubus angebracht ist. Der untere Spiegel ist unbeweglich, so gestellt daß er das Himmelslicht aufnehme und es dem Cubus zuführe; der obere ist aufgehängt, um eine perpendiculare Achse beweglich, so daß er das Bild des von unten erleuchteten Cubus dem Zuschauer in's Auge bringe. Hängt er gleichnamig mit dem untern, so wird man die helle Erscheinung sehen; wendet man ihn nach der Seite, so obliquirt er das Licht, zeigt es obliquirt und wir sehen das schwarze Kreuz, sodann aber bei der Achtelswendung schwankende Züge.

Manche andere spiegelnde Flächen die wir durchversucht, Fensterscheiben, farbiges Glas, geglättete Oberflächen jeder Art, bringen die Wirkung des unteren Spiegels hervor; auch wird sie wenig geschwächt oder verändert, wenn wir die atmosphärische Beleuchtung erst auf eine Glastafel, von da aber auf den einfachen oder zusammengesetzten Apparat fallen lassen.

Das klarste Licht des Vollmonds erhellt die Atmosphäre zu wenig, um von dorther die nöthige Beleuchtung erhalten zu können; läßt man es aber auf eine Glastafel fallen, von da auf den Apparat, so thut es Wirkung und hat genugsame Kraft das Phänomen hervorzubringen.

XVIII.

Wirkung der Spiegel in Absicht auf Hell und Dunkel.

Wir entfernen die entoptischen Körper nunmehr, um die Spiegel und ihre einzelne oder verbündete Wirksamkeit näher zu betrachten. Einem jeden Kunst- und Naturfreunde, der auf einer, durch Anschwärzung der einen Seite, zum verkleinernden Converspiegel verwandelten Glaslinse Landschaften betrachtet hat, ist wohl bekannt, daß sowohl Himmel als Gegenstände um ein Bedeutendes dunkler erscheinen, und so wird ihm nicht auffallen, wenn er, von unserm Doppelapparat den obern Spiegel wegnehmend, unmittelbar auf den untern blickt, die heiterste Atmosphäre nicht schön blau, sondern verdüstert gewahr zu werden. Daß bei parallel wieder eingehängtem oberen Spiegel, bei verdoppelter Reflexion, abermals eine Verdüsterung vor sich gehe, ist gleichfalls eine natürliche Folge. Das Blau hat sich in ein Aschgrau verwandelt.

Aber noch weit stärker ist die Verdüsterung bei Seitenstellung des oberen Spiegels. Der nunmehr obliquirte

Widerſchein zeigt ſich merklich dunkler als der directe und hierin legt ſich die nächſte Urſache der erhellenden und verdunkelnden Wirkung auf entoptiſche Gläſer vor Augen.

XIX.

Wirkung der Spiegel in Abſicht auf irgend ein Bild.

Um ſich hiervon auf's kürzeſte in Kenntniß zu ſetzen, ſtelle man eine Kerze dergeſtalt daß das Bild der Flamme auf den untern Spiegel falle; man betrachte daſſelbe ſodann durch den obern, parallel mit dem unteren hängenden Spiegel; die Kerze wird aufgerichtet und die Flamme, als durch zwey verdüſterte Spiegel zum Auge gelangend, um etwas verdunkelt ſeyn.

Man führe den Spiegel in den rechten Winkel, die Kerze wird horizontal liegend erſcheinen und die Flamme bedeutend verdunkelt.

Abermals führe man den Spiegel weiter in die Gegenſtellung der erſten Richtung, die Flamme wird auf dem Kopfe ſtehen und wieder heller ſeyn. Man drehe den Spiegel ferner um ſeine Achſe, die Kerze ſcheint horizontal und abermals verdüſtert, bis ſie denn endlich, in die erſte Stellung zurückgeführt, wieder hell wie vom Anfang erſcheint. Ein jedes helles Bild auf dunklem Grunde, das man an die Stelle der Kerze bringt, wird dem aufmerkſamen Beobachter dieſelbe Erſcheinung gewähren. Wir wählen dazu einen hellen Pfeil auf dunkelm Grunde, woran ſowohl die Veränderung der Stel-

lung des Bildes als dessen Erhellung und Verdüsterung deutlich gesehen wird.

XX.

Identität durch klare Spiegel.

Bisher wäre also nichts Verwunderungswürdiges vorgekommen; bei der größten Mannichfaltigkeit bleibt alles in der Regel; so ist auch folgende Erscheinung ganz dem Gesetz gemäß, ob sie uns gleich bei der ersten Entdeckung wunderſam überraschte.

Bei dem Apparat mit zwei Spiegeln nehme man zum untersten, der das Himmelslicht aufnimmt, einen mit Queckſilber belegten und richte ihn, bei dunkelblauer Atmoſphäre, gegen den Seitenſchein, der im Würfel das ſchwarze Kreuz erzeugt; dieſes wird nun auch erſcheinen und identiſch bleiben, wenn ſchon der Oberſpiegel gleichnamig geſtellt iſt: denn die Eigenſchaft des atmoſphäriſchen Scheins wird durch den klaren Spiegel vollkommen überliefert, eben ſo wie es bei jener Erfahrung mit Einem Spiegel unmittelbar geſchieht.

Wir haben zur Bedingung gemacht, daß der Himmel ſo blau ſeyn müſſe als es in unſern Gegenden möglich iſt; und hier zeigt ſich abermals der Himmel als eine verſchleierte Nacht, wie wir ihn immer anſehen. Er iſt es nun, der ſein verdüſtertes Licht in den klaren Spiegel ſendet, welches alsdann, dem Cubus mitgetheilt, ſich gerade in dem mäßigen Gleichgewicht befindet, das zur Erſcheinung unumgänglich nöthig iſt.

XXI.

Abgeleiteter Schein und Widerschein.

Wir haben den unmittelbaren Widerschein von den verschiedenen Himmelsgegenden her als den ersten und ursprünglichen angenommen, aber auch abgeleiteter Schein und Widerschein bringt dieselben Phänomene hervor.

Weißer Battist, vor ein besonntes Fenster gezogen, gibt zwar mit dem einfachen Apparat keine Erscheinung, wahrscheinlich weil das davon herkommende Licht noch allzustark und lebhaft ist; der Cubus aber, zwischen die Doppelspiegel gelegt, gibt sowohl das weiße als schwarze Kreuz, denn der helle Schein der Battistfläche wird durch die beiden Spiegel gemäßigt.

Vom abgeleiteten Widerschein wäre vielleicht nur folgendes zu sagen: haben wir, durch unsern zweiten Apparat (VI) von irgend einer Himmelsgegend her, die entoptische Erscheinung bewirkt, so stelle man derselben atmosphärischen Region eine unbelegte spiegelnde Glastafel entgegen, wende sich mit dem Apparat nun zu ihr und man wird die abgeleitete Erscheinung mit der ursprünglichen gleich finden.

XXII.

Doppelt refrangirende Körper.

Der durchsichtige rhombische Kalkspath, dessen Eigenschaft Bilder zu verdoppeln, ja zu vervielfachen, schon lange Zeit Forscher und Erklärer beschäftiget, gab immerfort, bei Unzulänglichkeit früheren Bemühens, zu

neuen Untersuchungen Anlaß. Hier wurde nach und nach entdeckt: daß mehrere krystallinisch gebildete Körper eine solche Eigenschaft besitzen, und nicht allein dieses ward gefunden, sondern auch, bei vielfachster Behandlung solcher Gegenstände, noch andere begleitende Erscheinungen. Da man nun bei'm rhombischen Kalkspath gar deutlich bemerken konnte: daß der verschiedene Durchgang der Blätter und die deßhalb gegen einander wirkenden Spiegelungen die nächste Ursache der Erscheinung sen; so ward man auf Versuche geleitet das Licht, durch spiegelnde, auf verschiedene Weise gegen einander gerichtete Flächen, dergestalt zu bedingen, daß künstliche Wirkungen, jenen natürlichen ähnlich, hervorgebracht werden konnten.

Hiebei war freilich sehr viel gewonnen, man hatte einen äußern, künstlichen Apparat, wodurch man den innern, natürlichen nachahmen, controliren und beide gegeneinander vergleichen konnte.

Nach dem Gange unserer Darstellung haben wir zuerst den künstlichen Apparat, in seiner größten Einfalt, mit der Natur in Rapport gesetzt, wir haben den Urquell aller dieser Erscheinungen in der Atmosphäre gefunden, sodann unsere Vorrichtungen gesteigert um das Phänomen in seiner größten Ausbildung darzustellen; nun geben wir zu den natürlichen, durchsichtigen, krystallisirten Körpern über, und sprechen also von ihnen aus: daß die Natur, in das Innerste solcher Körper, einen gleichen

Buch des Unmuths. Wenn die übrigen Bücher anwachsen, so erlaubt man auch wohl diesem das gleiche Recht. Erst müssen sich anmuthige, liebevolle, verständige Zuthaten versammeln, eh die Ausbrüche des Unmuths erträglich seyn können. Allgemein menschliches Wohlwollen, nachsichtiges hülfreiches Gefühl verbindet den Himmel mit der Erde und bereitet ein den Menschen gegönntes Paradies. Dagegen ist der Unmuth stets egoistisch, er besteht auf Forderungen, deren Gewährung ihm außen blieb; er ist anmaßlich, abstoßend und erfreut niemand, selbst diejenigen kaum die von gleichem Gefühl ergriffen sind. Dessenungeachtet aber kann der Mensch solche Explosionen nicht immer zurückhalten, ja er thut wohl, wenn er seinem Verdruß, besonders über verhinderte, gestörte Thätigkeit, auf diese Weise Luft zu machen trachtet. Schon jetzt hätte dieß Buch viel stärker und reicher seyn sollen; doch haben wir manches, um alle Mißstimmung zu verhüten, bei Seite gelegt. Wie wir denn hierbei bemerken, daß dergleichen Aeußerungen, welche für den Augenblick bedenklich scheinen, in der Folge aber, als unverfänglich, mit Heiterkeit und Wohlwollen aufgenommen werden, unter der Rubrik Paralipomena künftigen Jahren aufgespart worden.

Dagegen ergreifen wir diese Gelegenheit von der Anmaßung zu reden, und zwar vorerst, wie sie im Orient zur Erscheinung kommt. Der Herrscher selbst

Spiegelapparat aufgebaut habe, wie wir es mit äußerlichen, physisch-mechanischen Mitteln gethan, und es bleibt uns noch zu zeigen Pflicht: wie die doppelt refrangirenden Körper gerade die sämmtlichen, uns nun schon bekannten Phänomene gleichfalls hervorbringen, daß wir daher, wenn wir ihren natürlichen Apparat mit unserm künstlichen verbinden, die anmuthigsten Erscheinungen vor Augen zu stellen fähig sind. Auch hier werden wir aufs einfachste verfahren und nur drey Körper in Anspruch nehmen, da sich die Erscheinung bei andern ähnlichen immerfort wiederholen muß und wiederholt. Diese drey Körper aber sind der Glimmer, das Frauneis und der rhombische Kalkspath.

XXIII.

Glimmerblättchen.

Die Glimmerblätter haben von der Natur den Spiegelungsapparat in sich und zugleich die Fähigkeit entoptische Farben hervorzubringen; deßhalb ist es so bequem als lehrreich sie mit unsern künstlichen Vorrichtungen zu verbinden.

Um nun das Glimmerblättchen an und für sich zu untersuchen wird es allein zwischen beide, vorerst parallel gestellte Spiegel gebracht und hier entdecken sich nach und nach die für uns so merkwürdigen Eigenschaften.

Man bewege das Blättchen hin und her und der Beschauer wird sogleich bemerken daß ihm das Gesichtsfeld bald heller bald dunkler erscheine; ist er recht aufmerksam

und die Eigenschaft des Glimmerblättchens vollkommen zusagend, so wird er gewahr werden, daß die helle Erscheinung von einem gelblichen, die dunkle von einem bläulichen Hauch begleitet ist. Wir greifen nun aber zu einer Vorrichtung, welche uns dient genauere Versuche vorzunehmen.

Wir stellen den entoptischen Cubus zwischen die zwey parallelen Spiegel an den gewohnten Ort, legen das Glimmerblatt darauf und bewegen es hin und her; auch hier findet die Abänderung vom Hellen in's Dunkle, vom Gelblichen in's Bläuliche statt, dieses aber ist zugleich mit einer Umkehrung der Formen und der Farben in dem Cubus verbunden. Ein solches nun geschieht durch innere Spiegelung des Glimmers, da unsere äußeren Spiegel unbewegt bleiben. Um nun hierüber ferner in's Klare zu kommen, verfahre man folgendermaßen: man wende das auf dem Cubus liegende Blättchen so lange hin und her, bis die Erscheinung des weißen Kreuzes vollkommen rein ist, als wenn sich nichts zwischen dem Cubus und unsern Augen befände. Nun zeichne man, mit einer scharf einschneidenden Spitze, auf das Glimmerblatt einen Strich an der Seite des Cubus, die mit uns parallel ist, her, und schneide mit der Scheere das Glimmerblatt in solcher Richtung durch. Hier haben wir nun die Basis unserer künftigen Operationen. Man drehe nun das Glimmerblatt immer horizontal auf dem Cubus bedächtig herum und man wird erst Figur und Farbe im

Schwanken, endlich aber die völlige Umkehrung, das schwarze Kreuz erblicken. Nun zeichne man die gegenwärtige Lage des Glimmerblattes zu der uns immer noch parallelen Seite des Cubus und schneide auch in dieser Richtung das Glimmerblatt durch, so wird man einen Winkel von 135 Graden mit der Grundlinie finden; hiernach läßt sich nun, ohne weiteres empirisches Herumtasten, sogleich die Form der Tafel angeben, welche uns künftig sämmtliche Phänomene gesetzlich zeigen soll, es ist die welche wir einschalten.

Hier sehen wir nun ein größeres Quadrat, aus dem sich zwey kleinere entwickeln und sagen, um bei'm Bezeichnen unsrer Versuche alle Buchstaben und Zahlen zu vermeiden: der Beschauer halte die längere Seite parallel mit sich, so wird er die lichte Erscheinung erblicken; wählt man die schmale Seite, so haben wir die finstere Erscheinung.

Die etwas umständliche Bildung solcher Tafeln können wir uns dadurch erleichtern, wenn wir, nach obiger Figur, eine Karte ausschneiden und sie unter die Spiegel, die lange Seite parallel mit uns haltend, bringen, auf derselben aber das Glimmerblatt hin und her bewe-

gen, bis wir die helle Erscheinung vollkommen vor uns sehen. Klebt man in diesem Moment das Blättchen an die Karte fest, so dient uns der Ausschnitt als sichere Norm bei allen unsern Versuchen.

Wenn wir nun die Erscheinungen sämmtlich mehrmals durchgehen, so finden wir Blättchen, welche uns entschiedenen Dienst leisten und das Phänomen vollkommen umkehren; andere aber bringen es nicht völlig dazu, sie erregen jedoch ein starkes Schwanken. Dieses ist sehr unterrichtend, indem wir nun daraus lernen, daß die bekannten Kreuze nicht etwa aus zwey, sich durchschneidenden Linien entstehen, sondern aus zwei Haken, welche sich, aus den Ecken hervor, gegen einander bewegen, wie es bei den Chladnischen Tonfiguren der Fall ist, wo solche Haken gleichfalls von der Seite hereinstreben, um das Kreuz im Sande auszubilden.

Ferner ist zu bemerken, daß es auch Glimmerblättchen gebe, welche kaum eine Spur von allen diesen Erscheinungen bemerken lassen. Diese Art ist, da die übrigen meist farblos wie Glastafeln anzusehen sind, auch in ihren feinsten Blättern tombackbraun; die meinigen sind von einer großen Glimmersäule abgetrennt.

Schließlich haben wir nun noch einer sehr auffallenden Farbenerscheinung zu gedenken, welche sich unter folgenden Bedingungen erblicken läßt. Es gibt Glimmerblätter, vorgeschriebener Maßen als sechsseitige Tafeln zugerichtet, diese zeigen in der ersten Hauptrichtung, das

heißt die längere Seite parallel mit dem Beobachter gelegt, keine besondere Farbe als allenfalls einen gelblichen, und wenn wir den obern Spiegel zur Seite richten, blaulichen Schein; legen wir aber die schmale Seite parallel mit uns, so erscheinen sogleich die schönsten Farben, die sich bei Seitenwendung des Spiegels in ihre Gegensätze verwandeln und zwar

Hell	Dunkel
Gelb	Violett
Gelbroth	Blau
Purpur	Grün.

Wobei zu bemerken, daß wenn man dergleichen Blätter auf den entoptischen Cubus bringt, die Erscheinung des hellen und dunkeln Kreuzes mit den schönsten bezüglichen Farben begleitet und überzogen wird.

Und hier stehe denn eine Warnung eingeschaltet am rechten Platze: wir müssen uns wohl in Acht nehmen diese Farben, von denen wir gegenwärtig handeln, nicht mit den epoptischen zu vermischen. Wie nahe sie auch verwandt seyn mögen, so besteht doch zwischen ihnen der große Unterschied, daß die epoptischen unter dem Spiegelapparat nicht umgekehrt werden, sondern, gleichviel ob direct oder von der Seite angeschaut, immer dieselbigen bleiben, dagegen die im Glimmerblättchen erscheinenden beweglicher Art sind und also auf einer höhern Stufe stehen.

Ferner bringen wir den Umstand zur Sprache: daß der stumpfe Winkel der sechsseitigen Tafel, welcher auf unserer Basis aufgerichtet wird und das Umkehren des Phänomens entscheidet, zusammengesetzt ist aus 90 Graden des rechten Winkels und aus 45, welche dem kleinen Quadrat angehören, zusammen 135 Grade. Es wird uns also, auf eine sehr einfache Weise, auf jene 35 bis 36 Grade gedeutet, unter welchen bei allen Spiegelungen die Erscheinung erlangt wird.

Ferner fügen wir bemerkend hinzu: daß uns noch nicht gelingen wollen zu erfahren, wie unsere, empirisch-theoretische sechsseitige, Tafel mit den von Natur sechsseitig gebildeten Glimmersäulen und deren Blättern in Uebereinstimmung trete. Leider sind unsere wirksamen Glimmertafeln schon in kleine Fensterscheiben geschnitten, deren Seiten zu unseren Phänomenen in keinem Bezug stehen. Die einzelnen Glimmerblätter aber, an welchen die sechsseitige Krystallisation nachzuweisen ist, sind gerade diejenigen, welche die Umkehrung hartnäckig verweigern.

XXIV.

Frauenei s.

Mit durchsichtigen Gypsblättchen verhält es sich gleichermaßen, man spaltet sie so fein als möglich und verfährt mit ihnen auf dieselbe Weise wie bei dem Glimmer gezeigt worden.

Man

Man untersuche ein solches Blättchen an und für sich zwischen den beiden Spiegeln und man wird eine Richtung finden wo es vollkommen klar ist, diese bezeichne man als Basis der übrigen Versuche; man bilde sodann ein Sechseck und richte eine der kürzeren Seiten parallel mit sich und man wird das Gesichtsfeld mit Farben von der größten Schönheit begabt sehen. Bei der Seitenstellung des Spiegels wechseln sie sämmtlich und es kommen an derselben Stelle die geforderten Gegensätze hervor. Gesellt man ein solches Blättchen zum Cubus, so wird jene erste Richtung die entoptische Erscheinung völlig identisch lassen, in dem zweyten Falle aber das Bild verändert seyn. Es werfen sich nämlich die beiden Farben, Purpur und Grün, an die hellen oder dunkeln Züge der Bilder, so daß die Umkehrung als Umkehrung nicht deutlich wird, die Färbung jedoch auf eine solche Veränderung hinweist; denn sobald man den Spiegel nunmehr seitwärts wendet, so erscheint zwar das Bild noch immer vollkommen farbig, allein die Züge die man vorher grün gesehen erscheinen purpur und umgekehrt.

Man sieht hieraus daß schon bei den zartesten Tafeln das Bild einige Undeutlichkeit erleiden müsse; werden nun gar mehrere übereinander gelegt, so wird das Bild immer undeutlicher, bis es zuletzt gar nicht mehr zu erkennen ist. Ich sehe daher das Verschwinden der Erscheinung bei dem Umkehren nur als eine materielle Ver-

düsterung an, die ganz allein der Unklarheit des angewendeten Mittels zuzuschreiben ist.

XXV.

Doppelspath.

Von diesem bedeutenden, so oft besprochenen, beschriebenen, bemessenen, berechneten und bemeinten Naturkörper haben wir nur so viel zu sagen als seine Eigenschaften sich in unserm Kreise manifestiren. Er verhält sich gerade wie die vorhergehenden beiden; nur daß seine rhombische Figur und die Dicke seiner Krystalle einigen Unterschied machen mögen. Legen wir ihn übrigens zwischen die beiden Spiegel so, daß die längere oder kürzere Achse auf dem Beschauer perpendicular steht, so erscheint das Gesichtsfeld helle und wir dürften alsdann nur den zu uns gekehrten Winkel abstutzen, so hätten wir, wenn die Operation an der langen Seite geschah, ein Sechseck mit zwey stumpfern Winkeln, und wenn wir die kürzere Diagonale abstutzen, ein etwas spitzwinkeligeres Sechseck als unser regelmäßiges erhalten; aber doch immer ein Sechseck, dessen kürzere Seiten gegen uns gekehrt das Gesichtsfeld dunkler machen. Hierbei ist es aber keineswegs nöthig daß wir unsere Krystalle verderben, sondern wir heften unsere ausgeschnittene Karte, nach bekannter Weise, über den Krystall, oder zeichnen unsere Intention durch einen leichten Federstrich.

Nun sprechen wir aber mit den vorigen Fällen völlig übereinstimmend aus: die erste Richtung die das helle

Sehfeld bewirkt läßt die Erscheinung identisch, die Seitenwendung jedoch des bekannten Winkels kehrt die Erscheinung um, welches noch ganz deutlich, jedoch mehr der Farbe als der Form nach, an der Umkehrung der blauen Augen in gelbe bemerkt werden kann. Also ist auch hier ein Verschwinden, welches durch vermehrte Körperlichkeit des Mittels hervorgebracht würde, kein physischer, sondern ein ganz gemeiner Effect der zunehmenden Undurchsichtigkeit.

Nun aber erwartet uns eine höchst angenehme Erscheinung. Läßt man einen solchen rhombischen isländischen Krystall durch Kunst dergestalt zurichten, daß zwey, der langen Achsenfläche parallele Abschnitte der Ecken verfügt und geschliffen werden, so wird man, wenn der Körper in dieser Lage zwischen die zwey Spiegel gebracht wird, einmal ein helles, das anderemal ein dunkles Bild gewahr werden, analog jenen uns bekannten gefärbten entoptischen Bildern; vier helle Punkte stehen zuerst innerhalb eines Kreises, um den sich mehr Kreise versammeln, und es gehen vier pinselartige Strahlungen aus von den Punkten, als hell und durchscheinend. Bei der Seitenwendung zeigt sich der Gegensatz; wir sehen, in Ringe gefaßt, ein schwarzes Kreuz, von welchem gleichfalls vier schwarze büschelartige Strahlungen sich entfernen.

Hier hätten wir nun die sämmtlichen Erscheinungen beisammen; klare, helle Spiegelung und Identität, dunkle Spiegelung mit Umkehrung, letztere besonders

von inwohnenden, aber formloſen Farben begleitet; nun aber den Körper ſelbſt, durch künſtliche Bereitung, in ſeinem Innern aufgeſchloſſen und eine bewundernswürdige Erſcheinung zum Anſchauen gebracht.

So wäre denn alſo dieſer höchſt problematiſche Körper durch Unterſuchung nur noch immer problematiſcher geworden und mit ihm ſo mancher andere. Freilich iſt es wunderbar genug, daß ihm dreyerlei Arten der Farbenerſcheinung zugetheilt ſind; die prismatiſchen bei der Brechung und zwar doppelt und vielfach, die epoptiſchen zwiſchen ſeinen zarten Lamellen, wenn ſich dieſe nur im mindeſten, mit beibehaltener Berührung, auseinander geben und die entoptiſchen durch künſtliche Vorbereitung aus ſeinem Innern aufgeſchloſſen. Viel iſt hiervon geſagt, viel iſt zu ſagen, für unſere Zwecke ſey das Wenige hinreichend.

XXVI.

Apparat, vierfach geſteigert.

Was man bei allen Experimenten beobachten ſollte, wollten wir, wie ſonſt auch geſchehen, bei dem unſrigen zu leiſten ſuchen. Zuerſt ſollte das Phänomen in ſeiner ganzen Einfalt erſcheinen, ſein Herkommen ausſprechen und auf die Folgerung hindeuten.

Unſer einfachſter Apparat (V) beſteht aus einer entoptiſchen Glastafel horizontal auf einen dunkeln Grund gelegt und gegen die klare Atmoſphäre in verſchiedenen Richtungen gehalten; da ſich denn der ätheriſche Urſprung

iſt der erſte Anmaßliche, der die übrigen alle auszuſchließen ſcheint. Ihm ſtehen alle zu Dienſt, er iſt Gebieter ſein ſelbſt, niemand gebietet ihm, und ſein eigner Wille erſchafft die übrige Welt, ſo daß er ſich mit der Sonne, ja mit dem Weltall vergleichen kann. Auffallend iſt es jedoch, daß er eben dadurch genöthigt iſt ſich einen Mitregenten zu erwählen, der ihm in dieſem unbegränzten Felde beiſtehe, ja ihn ganz eigentlich auf dem Weltenthrone erhalte. Es iſt der Dichter, der mit und neben ihm wirkt und ihn über alle Sterbliche erhöht. Sammeln ſich nun an ſeinem Hofe viele dergleichen Talente, ſo gibt er ihnen einen Dichterkönig, und zeigt dadurch, daß er das höchſte Talent für ſeines Gleichen anerkenne. Hierdurch wird der Dichter aber aufgefordert ja verleitet, eben ſo hoch von ſich zu denken als von dem Fürſten, und ſich im Mitbeſitz der größten Vorzüge und Glückſeligkeiten zu fühlen. Hierin wird er beſtärkt durch die gränzenloſen Geſchenke, die er erhält, durch den Reichthum, den er ſammelt, durch die Einwirkung, die er ausübt. Auch ſetzt er ſich in dieſer Denkart ſo feſt, daß ihn irgend ein Mißlingen ſeiner Hoffnungen bis zum Wahnſinn treibt. Firduſi erwartet für ſein Schah Nameh, nach einer früheren Aeußerung des Kaiſers, ſechzigtauſend Goldſtücke; da er aber dagegen nur ſechzigtauſend Silberſtücke erhält, eben da er ſich im Bade befindet, theilt er die Summe in drey Theile, ſchenkt einen

der Erſcheinungen und die Wirkung des directen und obliquen Widerſcheins ſogleich ergibt, dergeſtalt daß wenn wir dieß recht eingeſehen, wir keiner ferneren Verſuche bedürften.

Aber es iſt nöthig daß wir weiter gehen, die Abhängigkeit von äußeren Umſtänden zu mindern ſuchen, um das Phänomen bequemer, auffallender und nach Willen öfter darſtellen zu können.

Hierzu bahnt nun unſer zweyter Verſuch (VI) den Weg, wir bedienen uns eines entoptiſchen Cubus und eines ſchwarzen Spiegels; durch jenen laſſen wir die atmoſphäriſche Wirkung hindurchgehen und erblicken die farbigen Bilder außerhalb demſelben auf dem Spiegel; allein hierbei ſind wir immer noch von der Atmoſphäre abhängig; ohne einen völlig reinblauen Himmel bringen wir die Erſcheinung nicht hervor.

Wir ſchreiten daher zu dem dritten zuſammengeſetzteren Apparat (XVII). Wir richten zwey Spiegel gegen einander, von welchen der untere die allſeitige Atmoſphäre vorſtellt, der obere hingegen die jedesmalige beſondere Richtung, ſie ſey direct, oblique, oder in der Diagonale. Hier verbirgt ſich nun ſchon das wahre Naturverhältniß, das Phänomen als Phänomen iſt auffallender; aber wenn man von vorn herein nicht ſchon fundirt iſt, ſo wird man ſchwerlich rückwärts zur wahren anſchauenden Erkenntniß gelangen. Indeſſen dient uns dieſer Apparat täglich und ſtündlich und wird uns deß-

halb so werth, weil wir die Zusammenwirkung desselben mit den natürlichen Körpern und ihr wechselseitiges Betragen höchst belehrend finden.

Nun aber haben wir noch einen vierten Apparat, dessen zu erwähnen wir nun Gelegenheit nehmen, er ist zwar der bequemste und angenehmste, dagegen verbirgt er aber noch mehr das Grund-Phänomen, welches sich niemand rückwärts daraus zu entwickeln unternehmen würde. Er ist höchst sauber und zierlich gearbeitet, von dem Glasschleifer Niggl in München, und durch die Gunst des Herrn Professor Schweigger in meinen Besitz gekommen; er besteht aus vier Spiegeln, welche, sich auf einander beziehend, sämmtliche Phänomene leicht und nett hervorbringen. Der erste Spiegel außerhalb des Apparats, fast horizontal gelegen, nimmt das Tageslicht unmittelbar auf und überliefert solches dem zweyten, welcher, innerhalb des Instrumentes schief gestellt, wie der untere erste Spiegel des vorigen Apparats das empfangene Licht aufwärts schickt; unmittelbar über ihm wird der entoptische Cubus eingeschoben, auf welchen man, perpendicular, durch ein Sehrohr hinunter blickt; in diesem nun sind, statt des Oculars, zwey Spiegel angebracht, wovon der eine das Bild des Cubus von unten aufnimmt, der andere solches dem Beschauer in's Auge führt. Kehrt man nun die mit den beiden verbundenen Spiegeln zusammen bewegliche Hülse in die directe oder Seitenstellung, so verwandeln sich die Bilder gar

bequem und erfreulich Farb' und Form nach, und um deſto auffallender, da durch das viermal wiederholte Abſpiegeln das Licht immer mehr gedämpft und gemäßigt worden. Noch ein anderes höchſt erfreuendes Phänomen läßt ſich zugleich darſtellen, wenn man nämlich an die Stelle des Oculars ein kleines Prisma von Doppelſpath ſetzt, wodurch man die gleichzeitige Erhellung und Verdunkelung, bei fortgeſetzter Kreisbewegung der Hülſe, höchſt angenehm und überraſchend beſchauen und wiederholen kann.

Sieht man nun zurück und vergegenwärtigt ſich Schritt vor Schritt wie jene Steigerung vorgegangen, was dazu beigetragen, was ſie uns aufgeklärt, was ſie verbirgt; ſo kann man uns in dieſem ganzen Felde nichts Neues mehr vorzeigen, indem wir mit den Augen des Leibes und Geiſtes ungehindert methodiſch vor- und rückwärts blicken.

XXVII.

Warnung.

Wie nahe wir, durch unſern vierfach geſteigerten Apparat, an den Punkt gekommen, wo das Inſtrument, anſtatt das Geheimniß der Natur zu entwickeln, ſie zum unauflöslichen Räthſel macht, möge doch jeder naturliebende Experimentator beherzigen. Es iſt nichts dagegen zu ſagen daß man, durch mechaniſche Vorrichtung, ſich in den Stand ſetze gewiſſe Phänomene bequemer und auffallender, nach Willen und Belieben, vorzuzeigen;

eigentliche Belehrung aber befördern sie nicht, ja es gibt unnütze und schädliche Apparate, wodurch die Naturanschauung ganz verfinstert wird; worunter auch diejenigen gehören welche das Phänomen theilweise oder außer Zusammenhang vorstellen. Diese sind es eigentlich worauf Hypothesen gegründet, wodurch Hypothesen Jahrhunderte lang erhalten werden: da man aber hierüber nicht sprechen kann, ohne in's Polemische zu fallen, so darf davon bei unserm friedlichen Vortrag die Rede nicht seyn.

XXVIII.

Von der innern Beschaffenheit des entoptischen Glases.

Wir haben vorhin, indem wir von den entoptischen Eigenschaften gewisser Gläser gesprochen, welche in ihrem Innern Formen und Farben zeigen, uns nur an's Phänomen gehalten, ohne weiter darauf einzugehen, ob sich ausmitteln lasse, wodurch denn diese Erscheinung eigentlich bewirkt werde. Da wir nun jedoch erfahren, daß gleiche Phänomene innerhalb natürlicher Körper zu bemerken sind, deren integrirende Theile, durch eigenthümliche Gestalt und wechselseitige Richtung, gleichfalls Formen und Farben hervorbringen; so dürfen wir nun auch weiter gehen und aufsuchen: welche Veränderung innerhalb der Glasplatten, bei schnellem Abkühlen, sich ereignen und ihnen jene bedeutend-anmuthige Fähigkeit ertheilen möchte.

Es läßt ſich beobachten daß in Glastafeln, indem ſie erhitzt werden, eine Undulation vorgehe, die bei allmählichem Abkühlen verklingt und verſchwindet. Durch einen ſolchen geruhigen Uebergang erhält die Maſſe eine innere Bindung, Conſiſtenz und Kraft, um, bis auf einen gewiſſen Grad, äußerer Gewalt widerſtehen zu können. Der Bruch iſt muſchelig und man könnte dieſen Zuſtand, wenn auch uneigentlich, zäh nennen.

Ein ſchnelles Abkühlen aber bewirkt das Gegentheil, die Schwingungen ſcheinen zu erſtarren, die Maſſe bleibt innerlich getrennt, ſpröde, die Theile ſtehen neben einander und, obgleich vor wie nach durchſichtig, behält das Ganze etwas das man Punktualität genannt hat. Durch den Demant geritzt bricht die Tafel reiner als eine des langſam abgekühlten Glaſes, ſie braucht kaum nachgeſchliffen zu werden.

Auch zerſpringen ſolche Gläſer entweder gleich oder nachher, entweder von ſich ſelbſt oder veranlaßt. Man kennt jene Flaſchen und Becher, welche durch hineingeworfene Steinchen riſſig werden, ja zerſpringen.

Wenn von geſchmolzenen Glastropfen, die man, zu ſchnellſter Verkühlung, ins Waſſer fallen ließ, die Spitze abgebrochen wird, zerſpringen ſie und laſſen ein pulverartiges Weſen zurück; darunter findet ein aufmerkſamer Beobachter einen noch zuſammenhängenden kleinen Bündel ſtänglichter Kryſtalliſation, die ſich um das, in der

Mitte eingeſchloſſene Luftpünktchen bildete. Eine gewiſſe Solutio continui iſt durchaus zu bemerken.

Zugleich mit dieſen Eigenſchaften gewinnt nun das Glas die Fähigkeit Figuren und Farben in ſeinem Innern ſehen zu laſſen. Denke man ſich nun jene bei'm Erhitzen beobachteten Schwingungen unter dem Erkalten fixirt, ſo wird man ſich, nicht mit Unrecht, dadurch entſtehende Hemmungspunkte, Hemmungslinien einbilden können und dazwiſchen freie Räume, ſämmtlich in einem gewiſſen Grade trüb, ſo daß ſie, bezugsweiſe, bei veränderter Lichteinwirkung, bald hell bald dunkel erſcheinen können.

Kaum aber haben wir verſucht uns dieſe wunderſame Naturwirkung einigermaßen begreiflich zu machen, ſo werden wir abermals weiter gefordert; wir finden unter andern veränderten Bedingungen wieder neue Phänomene. Wir erfahren nämlich daß dieſe Hemmungspunkte, dieſe Hemmungslinien in der Glastafel nicht unauslöſchlich fixirt und für immer befeſtigt dürfen gedacht werden: denn obſchon die urſprüngliche Figur der Tafel vor dem Glühen den Figuren und Farben die innerhalb erſcheinen ſollen, Beſtimmung gibt, ſo wird doch auch, nach dem Glühen und Verkühlen, bei veränderter Form die Figur verändert. Man ſchneide eine viereckte Platte mitten durch und bringe den parallelepipediſchen Theil zwiſchen die Spiegel, ſo werden abermals vier Punkte in den Ecken erſcheinen, zwey und zwey weit von einan-

der getrennt und, von den langen Seiten herein, der helle und dunkle Raum viel breiter als von den ſchmalen. Schneidet man eine viereckte Tafel in der Diagonale durch, ſo erſcheint eine Figur derjenigen ähnlich die ſich fand, wenn man Dreyecke glühte.

Suchten wir uns nun vorhin mit einer mechaniſchen Vorſtellungsart durchzuhelfen, ſo werden wir ſchon wieder in eine höhere, in die allgemeine Region der ewig lebenden Natur gewieſen; wir erinnern uns daß das kleinſte Stück eines zerſchlagenen magnetiſchen Eiſenſteins eben ſo gut zwey Pole zeigt als das Ganze.

XXIX.

Umſicht.

Wenn es zwar durchaus räthlich, ja höchſt nothwendig iſt das Phänomen erſt an ſich ſelbſt zu betrachten, es in ſich ſelbſt ſorgfältig zu wiederholen und ſolches von allen Seiten aber und abermals zu beſchauen, ſo werden wir doch zuletzt angetrieben uns nach außen zu wenden und, von unſerm Standpunkte aus, allenthalben umher zu blicken, ob wir nicht ähnliche Erſcheinungen zu Gunſten unſeres Vernehmens auffinden möchten; wie wir denn ſo eben an den ſo weit abgelegenen Magneten zu gedenken unwillkürlich genöthigt worden.

Hier dürfen wir alſo die Analogie, als Handhabe, als Hebel die Natur anzufaſſen und zu bewegen gar wohl empfehlen und anrühmen. Man laſſe ſich nicht irre machen, wenn Analogie manchmal irre führt, wenn

ſie, als zu weit geſuchter willkürlicher Witz, völlig in Rauch aufgeht. Verwerfen wir ferner nicht ein heiteres, humoriſtiſches Spiel mit den Gegenſtänden, ſchickliche und unſchickliche Annäherung, ja Verknüpfung des Entfernteſten, womit man uns in Erſtaunen zu ſetzen, durch Contraſt auf Contraſt zu überraſchen trachtet. Halten wir uns aber zu unſerm Zweck an eine reine, methodiſche Analogie, wodurch Erfahrung erſt belebt wird, indem das Abgeſonderte und entfernt Scheinende verknüpft, deſſen Identität entdeckt und das eigentliche Geſammtleben der Natur auch in der Wiſſenſchaft nach und nach empfunden wird.

Die Verwandtſchaft der entoptiſchen Figuren mit den übrigen phyſiſchen haben wir oben ſchon angedeutet, es iſt die nächſte, natürlichſte und nicht zu verkennen. Nun müſſen wir aber auch der phyſiologiſchen gedenken welche hier in vollkommener Kraft und Schönheit hervortreten. Hieran finden wir abermals ein herrliches Beiſpiel daß alles im Univerſen zuſammenhängt, ſich auf einander bezieht, einander antwortet. Was in der Atmoſphäre vorgeht begibt ſich gleichfalls in des Menſchen Auge, und der entoptiſche Gegenſatz iſt auch der phyſiologe. Man ſchaue, in dem obern Spiegel des dritten Apparats, das Abbild des unterliegenden Cubus; man nehme ſodann dieſen ſchnell hinweg, ohne einen Blick vom Spiegel zu verwenden, ſo wird die Erſcheinung, die helle wie die dunkle, als geſpenſtiges

Bild, umgekehrt im Auge ſtehen und die Farben zugleich ſich in ihre Gegenſätze verwandeln, das Bräunlichgelb in Blau und umgekehrt, dem naturſinnigen Forſcher zu groſſer Freude und Kräftigung.

Sodann aber wenden wir uns zur allgemeinen Naturlehre und verſichern nach unſerer Ueberzeugung folgendes: ſobald die verſchiedene Wirkung des directen und obliquen Widerſcheins eingeſehen, die Allgemeinheit jenes Geſetzes anerkannt ſeyn wird, ſo muß die Identität unzähliger Phänomene ſich alſobald bethätigen; Erfahrungen werden ſich an einander ſchließen, die man als unzuſammenhängend bisher betrachtet und vielleicht mit einzelnen hypothetiſchen Erklärungsweiſen vergebens begreiflicher zu machen geſucht. Da wir aber gegenwärtig nur die Abſicht haben können, den Geiſt zu befreien und anzuregen, ſo blicken wir rings umher, um näher oder ferner auf gewiſſe Analogien zu deuten, die ſich in der Folge aneinander ſchließen, ſich aus und gegen einander entwickeln mögen. Weiter kann unſer Geſchäft nicht gehen, denn wer will eine Arbeit übernehmen, die der Folgezeit noch manche Bemühung zumuthen wird.

XXX.

Chladni's Tonfiguren.

Alle geiſtreichen, mit Naturerſcheinungen einigermaßen bekannten Perſonen, ſobald ſie unſern entoptiſchen Cubus zwiſchen den Spiegeln erblickten, rieſen jedesmal die Aehnlichkeit mit den Chladniſchen Figuren,

ohne ſich zu beſinnen, lebhaft aus, und wer wollte ſie auch verkennen? Daß nun dieſe äußeren, auffallenden Erſcheinungen ein gewiſſes inneres Verhältniß und in der Entſtehungsart viel Uebereinſtimmung haben iſt gegenwärtig darzuthun.

Figuren	
Chladni's	Seebecks
entſtehen	
1) durch Schwingungen.	1) durch Schwingungen.
Dieſe werden bewirkt	
2) durch Erſchüttern der Glas.. ſeln;	2) durch Glühen der Glastafeln, durch Druck ꝛc.
verharren	
3) in Ruhe;	3) durch ſchnelle Verkühlung;
verſchwinden	
4) durch neues Erſchüttern;	4) durch neues Glühen und langſame Erkaltung;
ſie richten ſich	
5) nach der Geſtalt der Tafel;	5) nach der Geſtalt der Tafel;
ſie bewegen ſich	
6) von außen nach innen;	6) von außen nach innen;
ihre Anfänge ſind	
7) paraboliſche Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander ſtreben,	7) paraboliſche Linien, welche mit ihren Gipfeln gegen einander ſtreben,

dem Boten, einen dem Bademeister und den dritten dem Sorbetschenken, und vernichtet sogleich, mit wenigen ehrenrührigen Schmähzeilen, alles Lob was er seit so vielen Jahren dem Schah gespendet. Er entflieht, verbirgt sich, widerruft nicht, sondern trägt seinen Haß auf die Seinigen über, so daß seine Schwester ein ansehnliches Geschenk, vom begütigten Sultan abgesendet, aber leider erst nach des Bruders Tode ankommend, gleichfalls verschmäht und abweist.

Wollten wir nun das alles weiter entwickeln, so würden wir sagen, daß vom Thron, durch alle Stufen hinab, bis zum Derwisch an der Straßenecke, alles voller Anmaßung zu finden sey, voll weltliches und geistliches Hochmuths, der auf die geringste Veranlassung sogleich gewaltsam hervorspringt.

Mit diesem sittlichen Gebrechen, wenn man's dafür halten will, sieht es im Westlande gar wunderlich aus. Bescheidenheit ist eigentlich eine gesellige Tugend, sie deutet auf große Ausbildung; sie ist eine Selbstverläugnung nach außen, welche, auf einem großen innern Werthe ruhend, als die höchste Eigenschaft des Menschen angesehen wird. Und so hören wir, daß die Menge immer zuerst an den vorzüglichsten Menschen die Bescheidenheit preist, ohne sich auf ihre übrigen Qualitäten sonderlich einzulassen. Bescheidenheit aber ist immer mit Verstellung verknüpft und eine Art Schmeichelen, die um desto wirksamer ist als

bei'm Quadrat von der Seite, um ein Kreuz zu bilden;	bei m Quadrat aus den Ecken, um ein Kreuz zu bilden;
sie vermannichfaltigen sich	
8) bei Verbreiterung der Tafel;	8) bei Vermehrung der übereinander gelegten Tafeln;
sie beweisen sich	
9) als oberflächlich.	9) als innerlichst.

Mögen vorerst diese Bezüge hinreichen, um die Verwandtschaft im Allgemeinen anzudeuten; gewiß wird dem Forscher nichts angenehmer seyn als eine hierüber fortgesetzte Betrachtung. Ja die reale Vergleichung beider Versuche, die Darstellung derselben neben einander, durch zwey Personen, welche solchen Experimenten gewachsen wären, müßte viel Vergnügen geben und dem innern Sinn die eigentliche Vergleichung überlassen, die freilich mit Worten nie vollkommen dargestellt werden kann, weil das innere Naturverhältniß, wodurch sie, bei himmelweiter Verschiedenheit, einander ähnlich werden, immer von uns nur geahnet werden kann.

XXXI.

Atmosphärische Meteore.

Da nach unserer Ueberzeugung die nähere Einsicht in die Effecte des directen und obliquen Widerscheins auch zur Erklärung der atmosphärischen Meteore das Ihrige beitragen wird, so gedenken wir derselben gleichfalls an

dieſer Stelle. Der Regenbogen, ob wir ihn gleich als durch Refraction gewirkt anerkennen, hat doch das Eigene, daß wir die dabei entſpringenden Farben eigentlich innerhalb der Tropfen ſehen, denn auf dem Grunde derſelben ſpiegelt ſich die bunte Verſchiedenheit.

Nun kommen die Farben des untern Bogens nach einem gewiſſen Geſetze zu unſerm Auge und auf eine etwas complicirtere Weiſe die Farben des oberen Bogens gleichfalls; ſobald wir dieß eingeſehen, ſo folgern wir: daß aus dem Raum zwiſchen den zwey Bogen kein Licht zu unſerm Auge gelangen könne, und dieſes bethätigt ſich dem aufmerkſamen Beobachter durch folgenden Umſtand: wenn wir auf einer reinen, vollkommen dichten Regenwand, welcher die Sonne klar und mächtig gegenüber ſteht, die beiden Bogen vollkommen ausgedrückt finden, ſo ſehen wir den Raum zwiſchen beiden Bogen dunkelgrau und zwar entſchieden dunkler als über und unter der Erſcheinung.

Wir ſchöpften daher die Vermuthung, daß auch hier ein, in gewiſſem Sinne obliquirtes Licht bewirkt werde und richteten unſern zweyten entoptiſchen Apparat gegen dieſe Stelle, waren aber noch nicht ſo glücklich zu einem entſchiedenen Reſultate zu gelangen. So viel konnten wir bemerken, daß wenn der Regenbogen ſelbſt durch unſern entoptiſchen Cubus durchſchien, das weiße Kreuz erſchien und er ſich alſo dadurch als directen Widerſchein erwies. Der Raum unmittelbar drüber, welcher nach

der

der Vermuthung das ſchwarze Kreuz hätte hervorbringen ſollen, gab uns keine deutliche Erſcheinung, da wir, ſeit wir auf dieſen Gedanken gekommen, keinen entſchieden vollkommenen doppelten Regenbogen und alſo auch keinen geſättigten dunkeln Raum zwiſchen beiden beobachten konnten. Vielleicht gelingt es andern Naturfreunden beſſer.

Die Höfe, in deren Mitte Sonne und Mond ſtehen, die Nebenſonnen und anderes, erhalten durch unſere Darſtellung gewiß in der Folge manche Aufklärung. Die Höfe, deren Diameter vierzig Grad iſt, coincidiren wahrſcheinlich mit dem Kreiſe, in welchem man bei dem höchſten Stand der Sonne um ſie her das ſchwarze Kreuz bemerkt, ehe die enteptiſche Erſcheinung von dem gewaltſamen Lichte aufgehoben wird. Hier wäre nun der Platz mit Inſtrumenten zu operiren; Zahlen und Grade würden ſehr willkommen ſeyn. Richtet ſich dereinſt die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf dieſe Punkte, gewinnt unſer Vortrag ſich mit der Zeit Vertrauen, ſo wird auch hiezu Rath werden, wie zu ſo vielem andern.

Ein auffallendes Meteor, welches offenbar durch directen Widerſchein hervorgebracht worden, beſchreibt uns der aufmerkſame Reiſende Bory de St. Vincent folgendermaßen:

Le soir du 2 Germinal l'an X. nous vîmes un très-beau phénomène lumineux. Le ciel était pur, surtout vers le couchant; et au moment où le soleil ap-

prochait de l'horizon, on distingua du cote diamétralement opposé cinq ou six faisceaux de rayons lumineux. Ils partaient, en divergeant, d'un demi-disque pareil à un grand globe, dont l'horizon sensible eût caché la moitié. Ce demi-disque était de la couleur du ciel, quand son azur brille du plus grand éclat. Les rayons paraissaient d'autant plus vifs, que le soleil était le plus près de disparaître.

Le couchant s'étant rempli de nuages, qui dérobaient la vue du soleil, le phénomène lumineux ne cessa pas; l'instant où il fut le plus sensible, fut celui où l'astre du jour dût être descendu sous l'horizon; dès-lors son éclat diminua, et disparut peu-à-peu.

XXXII.

Paradoxer Seitenblick auf die Aſtrologie.

Ein phantaſtiſches Analogen der Wirkſamkeit unſere directen und obliquen Widerſcheins finden wir ſchon in der Aſtrologie, doch mit dem Unterſchiede daß von ihren Eingeweihten der directe Widerſchein, den wir als heilſam erkennen, für ſchädlich geachtet wird, mit dem Gevierтſchein jedoch, welcher mit unſerm obliquirten zuſammenfällt und den auch wir als deprimirend anſprechen, haben ſie es getroffen, wenn ſie denſelben für widerwärtig und unglücklich erklärten. Wenn ſodann der Gedritтſchein und Geſechsтſchein, welchen wir für ſchwankend erklären, von ihnen als heilſam angenommen wird, ſo

möchte dieß allenfalls gelten und würde die Erfahrung nicht sehr widersprechen: denn gerade an dem Schwankenden, Gleichgültigen beweis't der Mensch seine höhere Kraft und wendet es gar leicht zu seinem Vortheil.

Durch diese Bemerkungen wollen wir nur so viel sagen daß gewisse Ansichten der irdischen und überirdischen Dinge, dunkel und klar, unvollständig und vollkommen, gläubig und abergläubisch, von jeher vor dem Geiste der Menschen gewaltet, welches kein Wunder ist, da wir alle auf gleiche Weise gebaut sind und wohlbegabte Menschen sämmtlich die Welt aus einem und demselben Sinne anschauen; daher denn, es werde entdeckt was da wolle, immer ein Analogon davon in früherer Zeit aufgefunden werden kann.

Und so haben die Astrologen, deren Lehre auf gläubige unermüdete Beschauung des Himmels begründet war, unsere Lehre von Schein, Rück-, Wider- und Nebenschein vorempfunden, nur irrten sie darin, daß sie das Gegenüber für ein Widerwärtiges erklärten, da doch der directe Rück- und Widerschein für eine freundliche Erwiderung des ersten Scheins zu achten. Der Vollmond steht der Sonne nicht feindlich entgegen, sondern sendet ihr gefällig das Licht zurück, das sie ihm verlieh; es ist Artemis die freundlich und sehnsuchtsvoll den Bruder anblickt.

Wollte man daher diesem Wahnglauben fernerhin einige Aufmerksamkeit schenken, so müßte man, nach un-

fern Angaben und Bestimmungen, bedeutende Horoskope, die schon in Erfüllung gegangen sind, rectificiren und beachten inwiefern unsere Auslegungsart besser als jene Annahme mit dem Erfolg übereintreffe.

So würde z. B. eine Geburt die gerade in die Zeit des Vollmondes fiele für höchst glücklich anzusehen seyn: denn der Mond erscheint nun nicht mehr als Widersacher den günstigen Einfluß der Sonne hemmend, und sogar aufhebend, sondern als ein freundlich milder, nachhelfender Beistand, als Lucina, als Hebamme. Welche große Veränderung der Sterndeutekunst durch diese Auslegungsart erwüchse, fällt jedem Freund und Gönner solcher Wunderlichkeiten alsobald in die Augen.

XXXIII.

Mechanische Wirkung.

Sollten wir nun vielleicht den Vorwurf hören, daß wir mit Verwandtschaften, Verhältnissen, mit Bezügen, Analogien, Deutungen und Gleichnissen zu weit umher gegriffen, so erwidern wir daß der Geist sich nicht beweglich genug erhalten könne, weil er immer fürchten muß an diesem oder jenem Phänomen zu erstarren; doch wollen wir uns sogleich zur nächsten Umgebung zurückwenden und die Fälle zeigen, wo wir jene allgemeinen kosmischen Phänomene mit eigner Hand technisch hervorbringen und also ihre Natur und Eigenschaft näher einzusehen glauben dürfen. Aber im Grunde sind wir doch nicht wie wir wünschen durchaus gefördert, denn selbst was

wir mechanisch leisten, müssen wir nach allgemeinen Naturgesetzen bewirken und die letzten Handgriffe haben immer etwas Geistiges, wodurch alles körperlich Greifbare eigentlich belebt und zum Unbegreiflichen erhoben wird.

Man spanne ein starkes Glastäfelchen, das keine entoptischen Eigenschaften hat, in einen metallnen Schraubstock dergestalt, daß zwey entgegengesetzte Punkte der Peripherie vorzüglich afficirt werden, man bringe diese Vorrichtung unter die Spiegel, so wird man eine von jenen beiden Punkten ausgehende Erscheinung erblicken; sie ist büschelförmig, theils hell, theils dunkel, nach dem Gesetz gefärbt, und sucht sich, durch eine ovale Neigung gegen einander, zu verbinden. Durch den Druck geht also eine Veränderung der Textur der Bestandtheile vor, ihre Lage gegen einander wird verändert, und wir dürfen eine Solutio continui, wie bei dem schnell verkühlten Glase vorgeht, annehmen.

Eine ähnliche Erfahrung gibt uns hierüber abermals einiges Licht. Es fand sich ein knopfartig gearbeitetes Stück Bernstein, vollkommen klar, in der Mitte durchbohrt; zwischen die Spiegel gebracht zeigten sich vier aus dem Mittelpunkt ausgehende weiße und bei der Umkehrung schwarze Strahlenbüschel. Hier scheint der Bohrer aus der Mitte gegen die Seite drückend eben dieselbe Wirkung hervorgebracht zu haben als die Zwinge auf die Seiten der Glastafel, nur daß hier immanent geblieben war was bei der Glastafel, wenn die Zwinge geöffnet

wird, sogleich vorüber ist. Wir ließen, um der Sache mehr beizukommen, einige Stücke Bernstein durchbohren, das Phänomen gelang aber nicht zum zweytenmal.

XXXIV.

Damast-Weberey.

Wo wir aber diese Erscheinung mit Händen greifen können, indem wir sie selbst technisch hervorbringen, ist bei dem Damastweben. Man nehme eine gefaltete Serviette, von schön gearbeitetem, wohl gewaschenem und geglättetem Tafelzeuge, und halte sie, flach, vor sich gegen das Licht; man wird Figuren und Grund deutlich unterscheiden. In einem Fall sieht man den Grund dunkel und die Figuren hell; kehre man die Serviette im rechten Winkel nunmehr gegen das Licht, so wird der Grund hell, die Figuren aber dunkel erscheinen; wendet man die Spitze gegen das Licht daß die Fläche diagonal erleuchtet wird, so erblickt man weder Figuren noch Grund, sondern das Ganze ist von einem gleichgültigen Schimmer erleuchtet.

Diese Erscheinung beruht auf dem Princip der Damast-Weberey, wo das, nach Vorschrift, abwechselnde Muster darzustellen, die Fäden auf eine eigene Weise über's Kreuz gerichtet sind, so daß die Gestalten hell erscheinen wenn das Licht der Fadenlänge nach zu unserm Auge kommt, dunkel aber von denen Fäden welche quer gezogen sind. Die auf den Beschauer gerichteten Fäden leiten das Licht bis zu den Augen und bringen solches

direct zur Erscheinung; die durchkreuzenden dagegen führen das Licht zur Seite und müssen daher als dunkel, oder beschattet gesehen werden. In der Diagonale beleuchtet führen sie beide das Licht vom Auge abwärts und können sich nur als gleichgültigen Schein manifestiren.

Hier geht nun eben dasselbe hervor was sich am großen Himmel ereignet, und des Webers Geschicklichkeit verständigt uns über die Eigenschaften der Atmosphäre. Zu meinem Apparat ließ ich, durch eine geschickte Nätherin, erst ein Damenbret-Muster, woran sich die Erscheinung am entschiedensten zeigt, mit den zartesten Fäden sticken, sodann aber das entoptische Kreuz mit den Punkten in den Ecken, das man denn, je nachdem die Fläche gegen das Licht gerichtet ist, hell oder dunkel schauen kann.

XXXV.

Aehnelnde theoretische Ansicht.

Da wir uns bemühen in dem Erfahrungskreise analoge Erscheinungen aufzusuchen, so ist es nicht weniger wichtig, wenn wir auf Vorstellungsarten treffen, welche, theoretisch ausgesprochen, auf unsere Absicht einiges Licht werfen können.

Ein geistreicher Forscher hat die entoptischen Erscheinungen, und die damit nahe verwandten Phänomene der doppelten Refraction, dadurch aufzuklären getrachtet, daß er longitudinale und transversale Schwingun-

gen des Lichtes annahm. Da wir nun in der Damaſtweberey den Widerſchein des Lichtes durch Fäden bedingt ſehen, welche theils der Länge, theils der Quere nach zu unſerm Auge gerichtet ſind, ſo wird uns niemand verargen wenn wir in dieſer Denkart eine Annäherung an die unſrige finden; ob wir gleich gern bekennen, daß wir jene Bedingungen nach unſerer Weiſe nicht im Licht als Licht, ſondern am Lichte finden, das uns nur mit der erfüllten Räumlichkeit, mit der zarteſten und dichteſten Körperlichkeit zuſammentreffend erſcheinen kann.

XXXVI.

Gewäſſertes Seidenzeug.

Dieſes wird erſt in Riefen oder Maſchen gewoben, oder geſtrickt, und alsdann, durch einen ungleich glättenden Druck, dergeſtalt geſchoben daß Höhen und Tiefen mit einander abwechſeln, wodurch, bei verſchiedener Richtung des Seidenzeuges gegen den Tag, der Widerſchein bald unſerm Auge zugewendet, bald abgewendet wird.

XXXVII.

Gemodelte Zinn-Oberfläche.

Hierher gehört gleichfalls die mannichfaltige und wunderſam erfreuliche Erſcheinung, wenn eine glatte Zinn-Oberfläche durch verdünnte Säuren angegriffen und dergeſtalt behandelt wird, daß dendritiſche Figuren darauf entſtehen. Der Beobachter ſtelle ſich mit dem Rücken

ſie ohne Zudringlichkeit dem andern wohlthut, indem ſie ihn in ſeinem behaglichen Selbſtgefühle nicht ſtöre macht. Alles aber was man gute Geſellſchaft nennt, beſteht in einer immer wachſenden Verneinung ſein ſelbſt, ſo daß die Societät zuletzt ganz Null wird; es müßte denn das Talent ſich ausbilden, daß wir, indem wir unſere Eitelkeit befriedigen, der Eitelkeit des andern zu ſchmeicheln wiſſen.

Mit den Anmaßungen unſers weſtlichen Dichters aber möchten wir die Landsleute gern verſöhnen. Eine gewiſſe Aufſchneiderey durfte dem Divan nicht fehlen, wenn der orientaliſche Charakter einigermaßen ausgedrückt werden ſollte.

In die unerfreuliche Anmaßung gegen die höheren Stände konnte der Dichter nicht verfallen. Seine glückliche Lage überhob ihn jedes Kampfes mit Despotismus. In das Lob, das er ſeinen fürſtlichen Gebietern zollen konnte, ſtimmt ja die Welt mit ein. Die hohen Perſonen, mit denen er ſonſt in Verhältniß geſtanden, pries und preiſ't man noch immer. Ja man kann dem Dichter vorwerfen, daß der ökonomiaſtiſche Theil ſeines Divans nicht reich genug ſey.

Was aber das Buch des Unmuths betrifft, ſo möchte man wohl einiges daran zu tadeln finden. Jeder Unmuthige drückt zu deutlich aus, daß ſeine perſönliche Erwartung nicht erfüllt, ſein Verdienſt nicht anerkannt ſey. So auch er! Von oben herein iſt er

gegen das Fenſter und laſſe das Licht von der einen Seite auf die verticale Tafel fallen, ſo wird man den einen Theil der Zweige hell und erhöht, den andern dunkel und vertieft erblicken; nun kehre man ſich leiſe herum, bis das Licht zur rechten Seite hereintritt, das erſt Helle wird nun dunkel, das Dunkle hell, das Erhöhte vertieft und beſchattet, das Vertiefte erhöht und erleuchtet in erfreulicher Mannichfaltigkeit erſcheinen. Solche Bleche, mit farbigem Lackfirniß überzogen, haben ſich durch ihren anmuthigen Anblick zu mancherlei Gebrauch empfohlen. Auch an ſolchen lackirten Flächen läßt ſich der Verſuch gar wohl anſtellen, doch iſt es beſſer, bei'm entoptiſchen Apparat, der Deutlichkeit wegen ungefirnißte Bleche vorzuzeigen.

XXXVIII.

Oberflächen natürlicher Körper.

Alle diejenigen Steinarten, welche wir ſchillernde nennen, ſchließen ſich hier gleichfalls an. Mehreres was zum Feldſpath gerechnet wird, Adular, Labrador, Schriftgranit, bringen das Licht durch Widerſchein zum Auge, oder anders gerichtet leiten ſie es ab. Man ſchleift auch wohl dergleichen Steine etwas erhaben, damit die Wirkung auffallender und abwechſelnder werde, und die helle Erſcheinung gegen die dunkle ſchneller und kräftiger contraſtire. Das Katzenauge ſteht hier obenan; doch laſſen ſich Asbeſte und Selenite gleichmäßig zurichten.

XXXIX.

Rückkehr und Wiederholung.

Nachdem wir nun die Bahn die sich uns eröffnete nach Kräften zu durchlaufen gestrebt, kehren wir zum Anfang, zum Ursprung sämmtlicher Erscheinungen wieder zurück. Der Urquell derselben ist die Wirkung der Sonne auf die Atmosphäre, auf die unendliche blaue Räumlichkeit. In frei'ster Welt müssen wir immer wieder unsere Belehrung suchen.

Bei heiterem Himmel, vor Aufgang der Sonne sehen wir die Seite wo sie sich ankündigt heller als den übrigen Himmel, der uns rein und gleich blau erscheint, eben dasselbe gilt vom Untergange. Die Bläue des übrigen Himmels erscheint uns völlig gleich. Tausendmal haben wir das reine heitere Gewölb des Himmels betrachtet und es ist uns nicht in die Gedanken gekommen, daß es je eine ungleiche Beleuchtung herunter senden könne, und doch sind wir hierüber nunmehr, durch Versuche und Erfahrungen belehrt.

Da wir nun aber über diese Ungleichheit der atmosphärischen Wirkung schon aufgeklärt waren, versuchten wir mit Augen zu sehen was wir folgern konnten: es müsse nämlich, im directen Gegenschein der Sonne, der Himmel ein helleres Blau zeigen als zu beiden Seiten; dieser Unterschied war jedoch nie zu entdecken, auch dem Landschaftsmahler nicht, dessen Auge wir zum Beistand anriefen.

Daß aber die, durch enteptische Gläser entdeckte ungleiche Beleuchtung, für ein glücklich gebornes geübtes Mahlerauge bemerklich sey, davon gibt Nachstehendes sichere Kunde.

XL.

Wichtige Bemerkung eines Mahlers.

Ein vorzüglicher, leider allzufrüh von uns geschiedener Künstler, Ferdinand Jagemann, dem die Natur, nebst andern Erfordernissen, ein scharfes Auge für Licht und Schatten, Farbe und Haltung gegeben, erbaut sich eine Werkstatt zu gröſseren und kleineren Arbeiten; das einzige hohe Fenster derselben wird nach Norden, gegen den freiesten Himmel gerichtet, und nun dachte man allen Bedingungen dieser Art genug gethan zu haben.

Als unser Freund jedoch eine Zeit lang gearbeitet, wollte ihm, bei'm Portraitmahlen, scheinen, daß die Physiognomien, die er nachbildete, nicht zu jeder Stunde des Tags gleich glücklich beleuchtet seyen, und doch war an ihrer Stellung nicht das Mindeste verrückt, noch die Beschaffenheit einer vollkommen hellen Atmosphäre irgend verändert worden.

Die Abwechselung des günstigen und ungünstigen Lichts hielt ihre Tagesperioden; am frühsten Morgen erschien es am widerwärtigsten grau und unerfreulich; es verbesserte sich, bis endlich, etwa eine Stunde vor Mittag, die Gegenstände ein ganz anderes Ansehen gewannen, Licht, Schatten, Farbe, Haltung, alles in

seiner größten Vollkommenheit, sich dem Künstlerauge darbot, so wie er es der Leinwand anzuvertrauen nur wünschen konnte. Nachmittag verschwindet diese herrliche Erscheinung; die Beleuchtung verschlimmert sich, auch am klarsten Tage, ohne daß in der Atmosphäre irgend eine Veränderung vorgegangen wäre.

Als mir diese Bemerkung bekannt ward, knüpfte ich solche sogleich in Gedanken an jene Phänomene, mit denen wir uns so lange beschäftigten und eilte, durch einen physischen Versuch dasjenige zu bestätigen und zu erläutern was ein hellsehender Künstler, ganz für sich, aus eingeborner Gabe, zu eigner Verwunderung, ja Bestürzung entdeckt hatte. Ich schaffte unsern zweyten entoptischen Apparat herbei und dieser verhielt sich wie man nach obigem vermuthen konnte. Zur Mittagszeit, wenn der Künstler seine Gegenstände am besten beleuchtet sah, gab der nördliche directe Widerschein das weiße Kreuz, in Morgen- und Abendstunden hingegen, wo ihm das widerwärtige, obliquirte Licht beschwerlich fiel, zeigte der Cubus das schwarze Kreuz, in der Zwischenzeit erfolgten die Uebergänge.

Unser Künstler also hatte, mit zartem geübten Sinn, eine der wichtigsten Naturwirkungen entdeckt, ohne sich davon Rechenschaft zu geben. Der Physiker kommt ihm entgegen und zeigt wie das Besondere auf dem Allgemeinen ruhe.

Wir gedenken ähnlicher Fälle die uns überraschten

lange vorher, ehe die Kenntniß dieser Erscheinung uns erfreute. In Rom wo wir zehn Wochen des allerreinsten Himmels, ohne die mindeste Wolke genossen, war es überhaupt gute Zeit Gemählde zu sehen. Ich erinnere mich aber daß eine in meinem Zimmer aufgestellte Aquarellzeichnung mir auf einmal so unendlich schön vorkam, als ich sie niemals gesehen. Ich schrieb es damals eben dem reinen Himmel und einer glücklichen augenblicklichen Disposition der Augen zu; nun, wenn ich der Sache wieder gedenke, erinnere ich mich daß mein Zimmer gegen Abend lag, daß diese Erscheinung mir des Morgens zuerst auffiel, den ganzen Tag aber wegen des hohen Sonnenstandes Platz greifen konnte.

Da nun aber gegenwärtig diese entschiedene Wirkung zum Bewußtseyn gekommen ist, so können Kunstfreunde bei'm Beschauen und Vorzeigen ihrer Bilder sich und andern den Genuß gar sehr erhöhen, ja Kunsthändler den Werth ihrer Bilder durch Beobachtung eines glücklichen Widerscheins unglaublich steigern.

Wenn uns nun kein Geheimniß blieb wie wir ein fertiges Bild stellen müssen, um solches in seinem günstigsten Lichte zu zeigen, so wird der Künstler um so mehr, wenn er etwas nachbildet, das obliaue Licht vermeiden und seine Werkstatt allenfalls mit zwey Fenstern versehen, eines gegen Abend, das andere gegen Norden. Das erste dient ihm für die Morgenstunden, das zweyte bis zwey, drey Uhr Nachmittag und dann mag er wohl

billig feiern. Es ſagte jemand im Scherz: der fleißigſte Mahler müſſe ſeine Werkſtatt wie eine Windmühle beweglich anlegen, da er denn, bei leichtem Drehen um die Achſe, wo nicht gar durch ein Uhrwerk wie ein umgekehrtes Helioſkop, dem guten Licht von Augenblick zu Augenblick folgen könne.

Ernſthafter iſt die Bemerkung, daß im hohen Sommer, wo der Himmel ſchon vor zehn Uhr rings umher das weiße Kreuz gibt und ſich bis gegen Abend bei dieſem günſtigen Licht erhält, der Mahler, wie durch die Jahreszeit, ſo auch durch dieſen Umſtand aufgefordert, am fleißigſten zu ſeyn Urſache habe.

Leider muß ich jedoch bei unſerer oft umhüllten Atmoſphäre zugleich bekennen, daß die Wirkungen ſich oft umkehren und gerade das Gegentheil von dem Gehofften und Erwarteten erfolgen könne; denn ſo wird z. B. bei den Nebelmorgen die Nordſeite das weiße Kreuz und alſo ein gutes Licht geben und der Mahler der hierauf achtete würde ſich einiger guten Stunden getröſten können. Deßwegen ſollte jeder Künſtler unſern zweyten Apparat in ſeiner Werkſtatt haben, damit er ſich von den Zuſtänden und Wirkungen der Atmoſphäre jederzeit unterrichten und ſeine Maßregeln darnach nehmen könne.

XLI.

Fromme Wünſche.

Aus dem Bisherigen folgt daß man, bei einer ſo mühſamen Bearbeitung dieſes Gegenſtandes, eine

lebhaftere Theilnahme als bisher hoffen und wünschen muß.

An die Mechaniker ergeht zuerst unsere Bitte daß sie sich doch möchten auf die Bereitungen entoptischer Tafeln legen. Die reinste Glasart aus Quarz und Kali ist hiezu die vorzüglichste. Wir haben Versuche mit verschiedenen Glasarten gemacht und zuletzt auch mit dem Flintglas, fanden aber daß diese nicht allein häufiger sprangen als andere, sondern auch durch die Reduction des Bleies innerlich f[illegible]g wurden, obgleich die wenigen Platten welche an beiden Fehlern nicht litten, die Erscheinung vollkommen sehen ließen.

Ferner bitten wir die Mechaniker, aus solchen Tafeln die nur 1½ Zoll im Viereck zu haben brauchen, über einander gelegt, einen Cubus zu bilden und ihn in eine messingene Hülse zu fassen, oben und unten offen, an deren einem Ende sich ein schwarz angelaufener Spiegel im Charnier gleichsam als ein Deckelchen bewegte. Diesen einfachen Apparat, womit die eigentlichen Haupt- und Urversuche können angestellt werden, empfehlen wir jedem Naturfreunde; uns wenigstens kommt er nicht von der Seite. Reisenden würden wir ihn besonders empfehlen, denn wie angenehm müßte es seyn, in einem Lande wo der Himmel Monate lang blau ist, diese Versuche von der frühesten Morgendämmerung bis zur letzten Abenddämmerung zu wiederholen. Man würde alsdann in den längsten Tagen auch schon mit einem einfachen Ap-

parat den Bezirk um die Sonne, wo der schwarze Kreis erscheint, näher bestimmen können; ferner würde, jemehr man sich der Linie nähert, zu Mittage rings um den Horizont der weiße Kreis vollkommen sichtbar seyn. Auf hohen Bergen, wo der Himmel immer mehr ein tieferes Blau zeigt, würde sehr interessant seyn zu erfahren, daß die Atmosphäre, auch aus dem dunkelsten Blau den directen Widerschein zu uns herabsendend, immer noch das weiße Kreuz erzeugt; ferner müßte in nördlichen Ländern, wo die Nächte kurz, oder wo die Sonne gar nicht untergeht, dieses allgemeine Naturgesetz wieder auf eine besondere Weise sich bethätigen. Auch wären bei leichten oder dichtern Nebeln die Beobachtungen nicht zu versäumen, und wer weiß was nicht alles für Gelegenheiten einem geistreichen Beobachter die anmuthigste Belehrung darböten, nicht gerechnet daß er sogar ein heiteres Spielzeug in der Tasche trägt, wodurch er jederman überraschen, unterhalten und zugleich ein Phänomen allgemeiner bekannt machen kann, welches, als eine der wichtigsten Entdeckungen der neuesten Zeit, immer mehr geachtet werden wird. Wenn nun solche muntere Männer in der weiten Welt auf diesen Punkt ihre Thätigkeit im Vorübergehen wendeten, so würde es Akademien der Wissenschaften wohl geziemen, den von uns angezeigten vierfachen Apparat fertigen zu lassen, und in gleicher Zeit alle übrigen Körper und Einrichtungen, die wir in der Farbenlehre, zu einfacheren und zusammen-

mengesetzteren Versuchen angedeutet, aufzustellen, damit die entoptischen Farben in Gefolg der physiologischen, physischen und chemischen vorgezeigt, und die Farbenlehre, welche doch eigentlich auf die Augen angewiesen ist, endlich einmal methodisch könne vor Augen gestellt werden.

Es würde sodann auch der Vortrag akademischer Lehrer in diesem Fache mehr Klarheit gewinnen und dem frischen Menschenverstande der Jugend zu Hülfe kommen, anstatt daß man jetzt noch immer die Köpfe verderben muß um sie belehren zu können. Und gerade in diesem Fache, vielleicht mehr als in irgend einem andern, drohet der Physik eine Verwirrung, die mehrere Lustra anhalten kann; denn indem man das alte Unhaltbare immer noch erhalten und fortpflanzen will, so dringt sich doch auch das neue Wahrhaftige, und wär' es auch nur in einzelnen Theilen, den Menschen auf; nun kommt die Zeit, wo man jenes nicht ganz verwerfen, dieses nicht ganz aufnehmen will, sondern beides einander zu accommodiren sucht, wodurch eine Halbheit und Verderbtheit in den Köpfen entsteht, durch keine Logik wieder herzustellen.

XLII.

Schluß-Anwendung, praktisch.

Zum Schlusse wiederholen wir was nicht genug zu wiederholen ist, daß eine jede ächte, treu beobachtete und redlich ausgesprochene Naturmaxime sich in tausend

und aber tausend Fällen bewahrheiten und, insofern sie prägnant ist, ihre Verwandtschaft mit eben so fruchtbaren Sätzen bethätigen müsse, und eben dadurch überall ins Praktische eingreifen werde, weil ja das Praktische eben in verständiger Benutzung und klugem Gebrauch desjenigen besteht was uns die Natur darbietet.

Aus dieser Ueberzeugung fließt unsere Art die Naturlehre zu behandeln; hierauf gründet sich unsere Gewissenhaftigkeit, erst die Phänomene in ihrem Urstande aufzusuchen und sie sodann in ihrer mannichfaltigsten Ausbreitung und Anwendung zu verfolgen.

Nach dieser Ueberzeugung haben wir unsere ganze Chromatik und nun auch das Capitel der entoptischen Farben aufgestellt; die Art unseres Verfahrens ist mit großem Bedacht unternommen, auch die Stellung und Folge der Phänomene naturgemäß vorgetragen worden, wodurch wir unsere Arbeit den Freunden der Naturwissenschaft auf's beste zu empfehlen hoffen; andern welche mit unserer Verfahrungsart unzufrieden, eine Umstellung des Vorgetragenen wünschen, we impose the easiest of all tasks, that of undoing what has been done.

Jena, den 1 August 1820.

nicht beengt, aber von unten und von der Seite leidet er. Eine zudringliche, oft platte, oft tückische Menge, mit ihren Chorführern, lähmt seine Thätigkeit: erst waffnet er sich mit Stolz und Verdruß, dann aber, zu scharf gereizt und gepreßt, fühlt er Stärke genug sich durch sie durchzuschlagen.

Sodann aber werden wir ihm zugestehen, daß er mancherlei Anmaßungen dadurch zu mildern weiß, daß er sie, gefühlvoll und kunstreich, zuletzt auf die Geliebte bezieht, sich vor ihr demüthigt, ja vernichtet. Herz und Geist des Lesers wird ihm dieses zu gute schreiben.

Buch der Sprüche, sollte vor andern anschwellen; es ist mit den Büchern der Betrachtung und des Unmuths ganz nahe verwandt. Orientalische Sprüche jedoch behalten den eigenthümlichen Charakter der ganzen Dichtkunst, daß sie sich sehr oft auf sinnliche, sichtbare Gegenstände beziehen; und es finden sich viele darunter, die man mit Recht lakonische Parabeln nennen könnte. Diese Art bleibt dem Westländer die schwerste, weil unsere Umgebung zu trocken, geregelt und prosaisch erscheint. Alte deutsche Sprüchwörter jedoch, wo sich der Sinn zum Gleichniß umbildet, können hier gleichfalls unser Muster seyn.

Physikalische Preis-Aufgabe

der

Petersburger-Akademie der Wissenschaften.

Die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Petersburg hat am 29 December 1826, als bei ihrer hundertjährigen Stiftungsfeier, mehrere Ehren- und correspondirende Mitglieder ausgerufen und zugleich nachstehende bedeutende physikalische Aufgabe, mit ausgesetztem anständigen Preise, den Naturforschern vorgelegt.

Question de Physique.

La nature nous offre dans la Physique de la lumière quatre problèmes à resoudre, dont la difficulté n'a échappé aucun Physicien: la diffraction de la lumière, les anneaux colorés, la polarisation et la double réfraction.

Newton a imaginé pour la solution des deux premiers son hypothèse des accès de facile transmission et de facile réflexion, hypothèse que M. Biot a reprise, modifiée et soumise au calcul avec une sa-

gacité, qui semble ne laisser rien à désirer. La découverte de la polarisation de la lumière, due à M. Malus, a jeté un nouveau jour sur le phénomène de la double réfraction, traité surtout par Newton, et Huyghens, et nous devons aux travaux de M. Biot un plus grand développement de ces deux objets, aussi étendu que l'observation et le calcul peuvent l'offrir de nos jours.

Malgré tous ces travaux qui nous font pénétrer dans les opérations les plus délicates de la nature, nous ne nous trouvons dans ce champ semé de difficultés que vis-à-vis de considérations mathématiques, qui nous laissent dans l'obscurité sur la cause physique de ces phénomènes. Nous sentons confusément qu'ils doivent tous se réduire à un phénomène simple, celui de la réfraction ordinaire. Car d'un côté l'on peut, sans s'appuyer sur une hypothèse quelconque, considérer la diffraction et les anneaux colorés comme des décompositions de la lumière et des déviations des rayons simples, et de l'autre nous savons par les travaux de M. Brewster, que l'angle de polarisation est entièrement dépendant de l'angle de réfraction, et par ceux de M. Biot, que la lumière se polarise en traversant plusieurs lames d'un même milieu, séparées par des couches d'air ou d'un autre milieu hétérogène.

Ainsi nous ne connaissons ces phénomènes que

mathématiquement, les deux premiers en supposant une qualité occulte dans la lumière, qui ne s'est point manifestée par des phénomènes simples, les autres en les ramenant à des forces attractives et répulsives, dont l'analyse a réduit l'action à des axes mathématiques donnés de position. Mais cette qualité occulte et ces forces qui semblent partir d'une ligne géométrique, ne peuvent suffire au Physicien, ni satisfaire à son devoir, de ne rapporter les phénomènes compliqués qu'à des phénomènes simples bien constatés.

M. Young a cru atteindre ce but pour la diffraction et les anneaux colorés, trouver la cause de ces phénomènes mystérieux dans la loi simple du mouvement, en abandonnant le système d'émanation créé par Newton pour celui des vibrations imaginé par Descartes, travaillé par Huyghens, complété par Euler et abandonné depuis, et en substituant à l'hypothèse des accès le principe des interférences, qui est parfaitement fondé dans la théorie mathématique des ondes ou des vibrations.

Tout Physicien se rendrait volontiers à l'évidence de ces explications aussi physiques que mathématiques, s'il n'était arrêté par les considérations suivantes :

Les rayons de lumière, introduits par une petite ouverture dans un espace obscur, ne se transmettent

que dans leur direction primitive, et non comme le son dans toutes les directions. M. Young n'a admis de regle que la premiére espéce de transmission. mais cependant il a dû, ou plutôt M. Fresnel à sa place, avoir recours à la seconde pour expliquer certaines parties du phénoméne de le diffraction; ce qui certainement est une contradiction, aucune raison ne pouvant être alleguée, pour que la lumiére garde sa direction dans la plûpart des cas, et se disperse en tous sens dans d'autres cas.

Dans le système des ondes la vitesse de la lumière au travers de milieux transparents est en raison réciproque des densités, plus petite dans les plus denses et plus grande dans les moins denses. principe qu'Euler avait déjà déduit de sa théorie. Or ce principe contredit formellement la simple et satisfaisante explication de la réfraction que Newton a appuyée de tant d'expériences, renforcées par celle de M. Parrot. dans laquelle on voit une petite bande de rayons solaires se flechir. dans un milieu. dont les couches ont des densités variables vers les couches plus denses, et, au sortir hors de ces couches. produire à quelques pieds de distance l'image des couleurs prismatiques aussi prononcée que dans l'image même du prisme. Comme cette explication de Newton, si rigoureusement demontrée, et qui se prête à tous les phénomènes connus

de réfraction, met évidemment en principe, que la vitesse de la lumiere est plus grande dans les milieux plus denses, il est clair que le système des ondes ne peut pas être le système de la nature.

Enfin les propriétés chimiques de la lumière, si généralement constatées, répugnent à ce système, en ce qu'il n'est pas concevable que l'éther en repos, ne puisse pas agir chimiquement, et qu'il faille qu'il se forme en ondes pour faire cet effet. L'exemple de l'air atmosphérique, dont on emprunte les phénomènes des sons pour étayer le système optique des ondes, réfute directement l'idée, que les operations chimiques de l'éther n'aient lieu qu'en vertu du mouvement ondoyant, puisqu'il est bien connu que l'air atmosphérique n'a pas besoin de former des sons pour déployer ses affinités.

Il existe un troisième système de la lumière, connu depuis 1809, mais moins répandu que les autres et que l'on pourrait nommer système chimique d'optique, où M. Parrot fait dériver les phénomènes d'Optique des propriétés chimiques de la lumiere. Ce système explique les détails uniquement par le principe d'une plus grande réfraction dans les milieux plus denses, principe qui offre une marche analogue à celle du principe des transférences imaginé depuis par M. Young. Mais, appuyé dans ses applications uniquement sur quelques constructions

géométriques et dénué de calculs analytiques, il n'a par cette raison pas ce degré d'évidence qui résulte de l'accord des résultats de calcul avec ceux de l'observation. En outre il n'a pas encore été appliqué à la polarisation de la lumière.

Vu cet état des choses, l'Académie propose au choix des Concurrens les trois problèmes suivans:

Ou de trouver et bien établir la cause physique des quatre phénomènes ci-dessus nommés dans le système de l'émanation et des accès.

Ou de délivrer le système optique des ondes de toutes les objections qu'on lui a faites, à ce qu'il paraît de droit, et d'en faire l'application à la polarisation de la lumière et à la double réfraction.

Ou d'étayer le système chimique d'Optique sur les calculs et les expériences nécessaires pour l'élever à la dignité d'une théorie, qui embrasse tous les phénomènes qui se rapportent à la diffraction, aux anneaux colorés, à la polarisation de la lumière et à la double réfraction.

L'Académie, qui désire réunir enfin par ce concours les idées des Physiciens sur ces objets aussi délicats qu'importans, fixe le terme du concours à deux ans, c'est à dire au 1 Janvier 1829, et décernera un prix de 200 ducats à celui qui aura complétement réussi à fonder d'une manière irréprochable une des trois hypothèses qui viennent d'être nommées.

Pour le cas où aucun des Mémoires ne remplirait les vues de l'Académie, celui qui en aura le plus approché et qui contiendra de nouvelles et importantes recherches, obtiendra un accesit de 100 ducats.

Kritik

vorstehender Preisaufgabe.

In der physikalischen Wissenschaft, insofern sie sich mit dem Lichte beschäftigt, wurde man im Verlauf der Zeit auf vier Erscheinungen aufmerksam, welche sich bei verschiedenen Versuchen hervorthun:

1) auf das Farbengespenst des prismatischen Versuches;
2) auf die farbigen Ringe bei'm Druck zweyer durchsichtiger Platten aufeinander;
3) auf das Erhellen und Verdunkeln bei doppelter verschiedener Reflexion und
4) auf die doppelte Refraction.

Diese vier Erscheinungen bietet uns keineswegs die Natur, sondern es bedarf vorsätzlicher, künstlich zusammenbereiteter Vorrichtungen um gedachte Phänomene, welche freilich in ihrem tiefsten Grunde natürlich sind, nur gerade auf diese Weise, wie es im wissenschaftlichen Vortrage gefordert wird, abgeschlossen darzustellen.

Ferner ist es nicht rathsam von vier Problemen

zu reden; denn hier werden zwey Hypotheſen ausgeſprochen; die Diffraction des Lichtes und die Polariſation; dann aber zwey augenfällige reine Erſcheinungen: die farbigen Ringe und die doppelte Refraction.

Nachdem nun die Societät, das was unter dieſen vier Rubriken im wiſſenſchaftlichen Kreiſe geſchehen, uns vorgelegt hat, ſo geſteht ſie, daß alle dieſe Bemühungen der Mathematiker nicht hinreichend ſeyen eine gründliche befriedigende Naturanſicht zu fördern; ſie ſpricht zugleich ſehr beſcheiden aus, daß ſie bis jetzt ein verworrenes unklares Gefühl vor ſich habe, und verlangt deßhalb dieſe ſämmtlichen Erſcheinungen auf ein einfaches einzelnes Phänomen zurückgeführt zu ſehen.

Dieſes Gefühl iſt vollkommen richtig, möge es nur nicht in dem herkömmlichen Labyrinth ſich irre führen laſſen, wie es beinahe den Anſchein hat. Denn wenn man ſich überreden will, daß die gewöhnliche Refraction ein ſolches einfaches Phänomen ſey, ſo thut man einen großen Mißgriff; denn das farbige Phänomen der Refraction iſt ein abgeleitetes, und, wie es in dem Newtoniſchen Verſuche zugeſtutzt wird, iſt es ein doppelt und dreyfach zuſammengeſetztes, das erſt ſelbſt wieder auf ein einfacheres zurückgebracht werden muß, wenn es einigermaßen verſtanden, oder wie man zu ſagen pflegt, erklärt werden ſoll.

Alle vier Erſcheinungen alſo, ohne von den bisher ihnen beigefügten Hypotheſen Kenntniß zu nehmen, er-

klären wir als völlig gleiche, auf einer Linie ſtehende, mit einander von einem höhern Princip abhängige.

Ehe wir aber weiter gehen, müſſen wir ein Verſäumniß anklagen, deſſen ſich das Pregramm der Aufgabe ſchuldig macht. Jene genannten vier Phänomene ſind durchaus von Farbe begleitet und zwar dergeſtalt, daß in dem reinen Naturzuſtande die Farbe nicht von ihnen zu trennen iſt, ja daß wenn ſie nicht Farbe mit ſich führten kaum von ihnen würde geſprochen worden ſeyn.

Hieraus geht nun hervor, daß von dieſen Erſcheinungen als rein und ohne von Farben begleitet gar nichts prädicirt werden kann und daß alſo das Ziel weiter geſteckt werden muß als es der Akademie beliebt hat; man muß bis zur Farbenerzeugung vordringen, wenn man ſich einen folgerechten Begriff von demjenigen machen will, welches bisher unmöglich war, weil man mit Linien zu operiren hinreichend hielt.

Hier aber treffen wir auf den wichtigen Punkt wo wir ſtatt vom Beobachteten zu reden, vom Beobachter ſelbſt ſprechen müſſen. Hier wie überall behauptet der menſchliche Geiſt ſeine Rechte, welches bei der beſtimmt verſchiedenen Denkart nur in einem Widerſtreit geſchehen kann. Auch hier hat die atomiſtiſche Vorſtellung als die bequemſte die Oberhand erworben und ſich zu erhalten gewußt; man gewöhnte ſich zu denken: das reine weiße Licht ſey zuſammengeſetzt aus dunklen Lichtern, aus welchen es wieder zuſammengeſetzt ſey.

Dieſe grobe Vorſtellungsart wollte feineren Geiſtern nicht gefallen; man verlieh dem Lichte Schwingungen und fühlte nicht, daß man auch hier ſehr materiell verfuhr; denn bei etwas was ſchwingen ſoll, muß doch etwas ſchon da ſeyn das einer Bewegung fähig iſt. Man bemerkte nicht, daß man eigentlich ein Gleichniß als Erklärung anwendete, das von den Schwingungen einer Saite hergenommen war, deren Bewegung man mit Augen ſehen, deren materielle Einwirkung auf die Luft man mit dem Ohr vernehmen kann.

Wenn nun die Akademie ausſpricht, daß die bisherigen mathematiſchen Bemühungen das Räthſel aufzulöſen nicht hinlänglich geweſen, ſo haben wir ſchon viel gewonnen, indem wir dadurch aufgefordert werden uns anderwärts umzuſehen; allein wir kommen in Gefahr uns in die Metaphyſik zu verlieren, wenn wir uns nicht beſcheiden, innerhalb des phyſiſchen Kreiſes unſere Bemühungen zu beſchränken.

Wie wir uns dieſe Beſchränkung denken, ſuchen wir folgendermaßen auszudrücken: die Pflicht des Phyſikers beſteht nach uns darin, daß er ſich von den zuſammengeſetzten Phänomenen zu den einfachen, von den einfachen zu den zuſammengeſetzten bewege, um dadurch ſowohl jene in ihrer einfachen Würde kennen zu lernen, als dieſe in ihren auffallenden Erſcheinungen ſich verdeutlichen zu können. Von dem einfachſten Phänomen des blauen Himmels bis zu dem zuſammengeſetzteſten des Regenbo-

Buch des Timur. Sollte eigentlich erst gegründet werden, und vielleicht müßten ein paar Jahre hingehen, damit uns die allzunah liegende Deutung ein erhöhtes Anschaun ungeheurer Weltereignisse nicht mehr verkümmerte. Erheitert könnte diese Tragödie werden, wenn man des fürchterlichen Weltverwüsters launigen Zug- und Zeltgefährten Nussreddin Chodscha von Zeit zu Zeit auftreten zu lassen sich entschlösse. Gute Stunden, freier Sinn werden hiezu die beste Förderniß verleihen. Ein Musterstück der Geschichtchen die zu uns herüber gekommen, fügen wir bei.

* * *

Timur war ein häßlicher Mann; er hatte ein blindes Auge und einen lahmen Fuß. Indem nun eines Tags Chodscha um ihn war, kratzte sich Timur den Kopf, denn die Zeit des Barbierens war gekommen, und befahl, der Barbier solle gerufen werden. Nachdem der Kopf geschoren war, gab der Barbier, wie gewöhnlich, Timur den Spiegel in die Hand. Timur sah sich im Spiegel und fand sein Ansehn gar zu häßlich. Darüber fing er an zu weinen, auch der Chodscha hub an zu weinen, und so weinten sie ein paar Stunden. Hierauf trösteten einige Gesellschafter den Timur und unterhielten ihn mit sonderbaren Erzählungen, um ihn alles vergessen zu machen. Timur hörte auf zu weinen, der Chodscha aber hörte nicht auf,

gens, die wir beide in der reinen Natur an der Himmelswölbung gewahr werden, ist ein unendlicher und verschlungener Weg, den noch niemand zurückgelegt hat. Mit wenig Worten läßt sich die Ursache der Himmelsbläue aussprechen, mit vielen Vorrichtungen und Bemühungen kaum das Ereigniß des Regenbogens faßlich machen, und eben die Schritte zu bezeichnen, wie von dem einen zu dem andern zu gelangen sey, ist die Schwierigkeit. Es gehört hiezu kein weitläufiger und kostbarer Apparat, aber ein vollständiger, damit man alles worvon die Rede ist dem Auge darlegen könne. Mit bloßen Worten, gesprochenen noch viel weniger geschriebenen, mit linearen Zeichnungen, ist nichts zu thun; denn ehe man sich's versieht, kommt man auf die eine wie auf die andere Weise zu einer Symbolik, mit der man alsdann verfährt wie Kartenspieler mit gestempelten Blättern; man versteht sich, aber es kommt weiter nichts dabei heraus, als daß man sich verstanden hat; es war ein Spiel innerhalb eines gegebenen und angenommenen Kreises, das aber außerdem ohne Wirkung bleibt.

Die Aufgabe der Akademie setzt die vier bisher mehr oder weniger gangbaren Hypothesen:

1) der Emanation,
2) der Schwingungen,
3) der Polarisation,
4) der doppelten Refraction,

als Wesen voraus, welche, wie irdische Staatsmächte, das Recht haben mit einander Krieg zu führen und zu fordern, daß sie sich wechselsweise, wie das Glück gut ist, einander subordiniren.

Dieser Krieg dauert schon eine Weile fort, sie haben sich von einander unabhängig erklärt, und bei jeder neuen Entdeckung hat man eine neue unabhängige Hypothese vorgebracht. Die Diffraction hat die ältesten Rechte behauptet; die Undulation hat viel Widerspruch gefunden; die Polarisation hat sich eingedrungen und steht für sich eigentlich am unabhängigsten von den andern; die doppelte Refraction ist so nah mit ihr verwandt, niemand wird sie läugnen, aber niemand weiß recht was er damit machen soll. Die chemische Ansicht tritt denn auch für sich auf, und, wie man die neuesten Compendien der Physik ansieht, so werden sie zusammen historisch vorgetragen; die Phänomene, wie sie nach und nach bemerkt worden, die Meinungen, die man bei dieser Gelegenheit ausgesprochen, werden aufgeführt, wobei an keine eigentliche Verknüpfung zu denken ist, wenn sie auch zum Schein versucht wird, und alles läuft zuletzt hinaus auf das Voltairische: Demandez à Monsieur Newton, il vous dira etc.

Daß dieses sich so verhalte, gibt die Aufgabe der Akademie selbst an den Tag, ja sie spricht es aus und thut uns dadurch einen großen Dienst. Wie sie oben bekannt, daß die Mathematiker der Sache nicht genug

gethan, so bezeugt sie nun auch, daß die Physiker noch keinen Vereinigungspunkt der verschiedenen Vorstellungsarten gefunden haben.

Wie sollte dieß aber auch auf dem bisherigen Wege möglich gewesen seyn! Wer der Mathematik entgehen wollte, fiel der Metaphysik in die Netze und dort kommt es ja darauf an zu welcher Gesinnung sich dieser oder jener hinneigt. Der Atomist wird alles aus Theilchen zusammengesetzt sehen und aus dem Dunkeln das Helle entspringen lassen, ohne im mindesten einen Widerspruch zu ahnen; der Dynamiker, wenn er von Bewegung spricht, bleibt immer noch materiell, denn es muß doch etwas da seyn was bewegt wird. Da gibt es denn hypothetische Schwingungen und was versucht nicht jeder nach seiner Art!

Deßhalb sind die Schriften welche dießmal um den Preis concurriren aller Aufmerksamkeit werth; er mag gewonnen oder ausgesetzt werden, es wird immer Epoche machen.

Sollen wir aber die Hauptfrage geistreich mit Einfalt und Freimüthigkeit anfassen, so sey verziehen wenn wir sagen: die Aufgabe wie sie von der Akademie gestellt worden, ist viel zu beschränkt; man stellt vier Erscheinungen als die merkwürdigsten, ja den Kreis abschließenden, den Hauptgegenstand erschöpfenden auf; sie sollen untereinander verglichen, wenn es möglich, einander sub-

ordinirt werden. Aber es gibt noch gar manche Phänomene von gleichem, ja höherem Werth und Würde, die zur Sprache kommen müßten, wenn eine gedeihliche Abrundung dieſes Geſchäfts möglich ſeyn ſollte. Gegenwärtig wäre nur an Vorarbeiten zu denken, wovon wir vorerſt zwey aufführen und näher bezeichnen wollen, ehe wir weiter fortſchreiten.

Das erſte wäre die Verknüpfung jener anzuſtellenden Unterſuchungen mit der Farbenlehre. Das oben Geſagte ſchärfen wir nochmals ein: die ſämmtlichen ausgeſprochenen Phänomene ſind durchaus von Farben begleitet, ſie können ohne Farbe kaum gedacht werden. Allein wir könnten auf unſerm Wege zu gar nichts gelangen, wenn wir uns nicht vorerſt der herkömmlichen Denkweiſe entſchlagen, der Meinung, die Farben ſeyen als Lichter im urſprünglichen Licht enthalten und werden durch mancherlei Umſtände und Bedingungen hervorgelockt. Alles dieſes und was man ſonſt noch gewähnt haben mag, müſſen wir entfernen und uns erſt ein Fundament unabhängig von jeder Meinung verſchaffen, worunter wir eine methodiſche Aufſtellung aller Phänomene verſtehen, wo das Auge Farbe gewahr wird.

Dabei nun werden die oben wiederholt genannten Phänomene ſämmtlich an Ort und Stelle ihren Platz finden und ſich durch Nachbarſchaft und Folge wechſelſeitig aufklären.

Hiezu aber müßte die zweyte Vorarbeit geſchehen,

eine

eine Reviſion ſämmtlicher Verſuche wäre anzuſtellen und nicht allein aller derjenigen auf welche gedachte Hypotheſen gegründet ſind, ſondern auch aller andern, welche noch irgend gefordert werden könnten.

Eine ſolche Reviſion mit Einſicht unternommen, würde eigentlich keinen bedeutenden Geldaufwand erfordern; aber da das Geſchäft größer und ſchwieriger iſt als man denken mö[illegible]te, ſo gehört ein Mann dazu der ſich mit Liebe daſ[illegible] hergäbe und ſein Leben darin verwendete. Gelegenheit und Localität müßte ihm zu Gebote ſtehen, wo er, einen Mechaniker an der Seite, ſeinen Apparat aufſtellen könnte. Die Erforderniſſe ſämmtlich müßten methodiſch aufgeſtellt ſeyn, damit alles und jedes zur rechten Zeit bei der Hand wäre; er müßte ſich in den Stand ſetzen alle Verſuche, wenn es verlangt würde, zu wiederholen, die einfachſten wie die verſchränkteſten, diejenigen auf die man bisher wenig Werth gelegt und die wichtigſten worauf ſich die Theorien des Tags begründen, alles was vor, zu und nach Newtons Zeit beobachtet und beſprochen worden. Alsdann würde ſich wunderbar hervorthun, welch ein Unterſchied es ſey zwiſchen den kümmerlichen Linearzeichnungen in welchen dieſes Capitel erſtarrt iſt, und der gegenwärtigen lebendigen Darſtellung der Phänomene.

Derjenige aber, der mit freiem Sinn und durchdringendem Geiſte dieſes Geſchäft unternimmt, wird erſtaunen und bei ſeinen Zuhörern Erſtaunen erregen, wenn

unwiderſprechlich hervorgeht, daß ſeit hundert und mehr Jahren aus dieſem herrlichſten Capitel der Naturlehre alle Kritik verbannt und jeder ſorgfältige Beobachter, ſobald er auf das Wahre hingedeutet, ſogleich beſeitigt und geächtet worden. Deſto größere Freude aber wird er empfinden, wenn er überſchaut in welche Ernte er berufen ſey und daß es Zeit ſey das Unkraut zu ſondern von dem Weizen.

Wir ſehen uns als Vorläufer eines ſolchen Mannes an, ja ſolcher Männer, denn die Sache iſt nicht mit einmal und ſogleich abzuthun; die Akademie hat ein neues Jahrhundert vor ſich und im Laufe deſſelben muß das ganze Geſchäft von Grund aus eine andere Anſicht gewonnen haben.

Ueber den Regenbogen.

I.

Goethe an Sulpiz Boiſſerée.

Für Ihren werthen Brief im Allgemeinen und zum allerſchönſten dankend, will ich nur eiligſt die wichtige Frage wegen des Regenbogens zu erwiedern anfangen. Hier iſt mit Worten nichts ausgerichtet, nichts mit Linien und Buchſtaben, unmittelbare Anſchauung iſt Noth und eigenes Thun und Denken. Schaffen Sie ſich alſo augenblicklich eine hohle Glaskugel a, etwa 5 Zoll, mehr oder weniger im Durchmeſſer, wie ſie Schuſter und Schneider überall brauchen um das Lampenlicht auf den Punkt ihrer Arbeit zu concentriren,

füllen solche mit Wasser durch das Häkchen und verschließen sie durch den Stöpsel b, stellen sie auf ein festes Gestelle gegen ein verschlossenes Fenster d, treten alsdann mit dem Rücken gegen das Fenster gekehrt in e, etwas zur Seite um das in der Rückseite der Kugel sich präsentirende umgekehrte verkleinerte Fensterbild zu schauen, fixiren solches und bewegen sich ganz wenig nach Ihrer rechten Hand zu, wo Sie denn sehen werden daß die Glastafeln zwischen den Fensterleisten sich verengen und zuletzt von den dunkeln Kreuzen völlig zusammengedrängt, mit einer, schon vorher bemerkbaren, Farbenerscheinung verschwinden und zwar ganz am äußersten Rande g, die rothe Farbe glänzend zuletzt.

Diese Kugel entfernen Sie nicht aus Ihrer Gegenwart, sondern betrachten Sie hin- und hergehend bei'm hellsten Sonnenschein, Abends bei Licht; immer werden Sie finden, daß ein gebrochenes Bild an der einen Seite der Kugel sich abspiegelt und so, nach innen gefärbt, sich, wie Sie Ihr Auge nach dem Rande zu bewegen, verengt und, bei nicht ganz deutlicheren mittlern Farben, entschieden roth verschwindet.

Es ist also ein Bild, und immer ein Bild, welches refrangirt und bewegt werden muß; die Sonne selbst ist hier weiter nichts als ein Bild. Von Strahlen ist gar die Rede nicht; sie sind eine Abstraction, die erfunden wurde um das Phänomen in seiner größten Einfalt allenfalls darzustellen, von welcher Abstraction aber fortge-

rirt, auf welche weiter gebaut, oder vielmehr aufgehäuft, die Angelegenheit zuletzt in's Unbegreifliche gespielt worden. Man braucht die Linien zu einer Art von mathematischer Demonstration; sie sagen aber wenig oder gar nichts, weil von Massen und Bildern die Rede ist, wie man sie nicht darstellen und also im Buche nicht brauchen kann.

Haben Sie das angegebene ganz einfache Experiment recht zu Herzen genommen, so schreiben Sie mir auf welche Weise es Ihnen zusagt und wir wollen sehen, wie wir immer weiter schreiten, bis wir es endlich im Regenbogen wieder finden.

Mehr nicht für heute, damit Gegenwärtiges als das Nothwendigste nicht aufgehalten werde.

Weimar den 11 Januar 1832.

II.

Erwiederung.

Die Glaskugel, verehrtester Freund, steht nun schon seit vielen Tagen vor meinen Augen; und ich habe noch nicht dazu gelangen können, Ihnen zu sagen, was ich darin gesehen.

Ihrem Rath gemäß habe ich sie bei gewöhnlichem Tageslicht, wie bei Sonnen- und Kerzen-Licht vielfach betrachtet und immer habe ich bei der Bewegung meines Auges nach der Seite gesehen, daß das hintere

Bild des Fenſters, der Sonne oder der Kerze am Rande der Kugel roth verſchwindet. Bei'm Sonnen- und Kerzen-Licht habe ich bemerkt, daß das hintere Bild ſich auch nach der Seite in der Kugel bei h abſpiegelt, und daß die Farben erſcheinen, wenn man ſo weit zur Seite ſchreitet, daß beide Bilder ſich (bei g) übereinander ſchieben, und zwar löſt ſich die ganze Erſcheinung in Roth auf, ſobald beide Bilder ſich decken; bei fernerem Fortſchreiten verſchwindet damit das Phänomen.

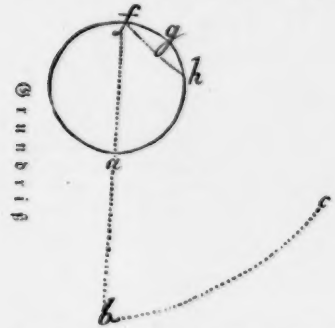

Es iſt offenbar, daß bei dem gewöhnlichen Tageslicht daſſelbe vorgeht, nur erſcheint hierbei das zweyte Spiegelbild h nicht recht deutlich, weil das Fenſter ein zu großes Bild macht, und daher das zweyte Spiegelbild bei dieſem Exveriment auf der gebogenen Kugel-

sondern fing erst recht an stärker zu weinen. Endlich sprach Timur zum Chodscha: höre! ich habe in den Spiegel geschaut und habe mich sehr häßlich gesehen, darüber betrübte ich mich, weil ich nicht allein Kaiser bin, sondern auch viel Vermögen und Sclavinnen habe, daneben aber so häßlich bin, darum habe ich geweint. Und warum weinst du noch ohne Aufhören? Der Chodscha antwortete: wenn du nur einmal in den Spiegel gesehen und bei Beschauung deines Gesichts es gar nicht hast aushalten können dich anzusehen, sondern darüber geweint hast, was sollen wir denn thun, die wir Nacht und Tag dein Gesicht anzusehen haben? Wenn wir nicht weinen, wer soll denn weinen! deshalb habe ich geweint. — Timur kam vor Lachen außer sich.

Buch Suleika. Dieses, ohnehin das stärkste der ganzen Sammlung, möchte wohl für abgeschlossen anzusehen seyn. Der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nicht leicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahres, in Hoffnung und Demuth zu erwarten.

Ueber das Betragen des westlichen Dichters aber, in diesem Buche, dürfen wir einige Betrachtungen anstellen. Nach dem Beispiele mancher östlichen Vor-

fläche ſich in einen unförmlichen Lichtſchimmer auflöſ't. Die Sonnenſcheibe und die Kerzenflamme hingegen erſcheinen in ganz entſchiedenen Bildern. Man ſieht das vordere a, welches ſich bei dem zur Seite Schreiten nur wenig bewegt, und die beiden hintern Bilder f und h, welche ſich, je nachdem man fortſchreitet, gegeneinander bewegen und endlich farbig übereinander ſchieben, bis ſie ſich gänzlich decken und roth verſchwinden.

Ferner habe ich die Kugel auf die Erde geſtellt und das Bild der Sonne oder der daneben geſtellten Kerze darauf fallen laſſen, indem ich im rechten Winkel nahe an die Kugel trat.

Grundriß.

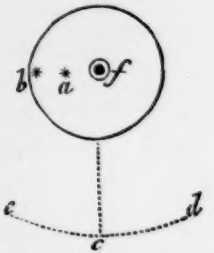

Das weiße Bild a erſchien dann nicht weit von dem Hals der Kugel f, und in b zeigte ſich ein farbiges Spectrum, welches bei der Bewegung nach d blau und

bei der Bewegung nach c roth verschwand. Um das Experiment am bequemsten zu machen, stellte ich mich in die Nähe eines Tisches, auf dessen Ecke ich mich stützen konnte, so daß ich stehen bleiben durfte, und nur den Oberleib nach den beiden Seiten hin oder leise vorwärts und rückwärts zu bewegen brauchte. Das Spectrum scheint auch hier nicht auf einem einfachen Bilde zu beruhen, welches durch einen Theil der Glaskugel gebrochen wird; sondern es scheint, daß man hier gleich zwey übereinander geschobene Bilder sieht; denn als ich das Experiment mit Kerzenlicht machte, zeigten sich nach dem Verschwinden des blauen Lichts zwey auseinandergehende schwache Bilder. Daß ich dieses bei'm Sonnenlicht nicht gesehen, mag daher rühren, weil bei dem weißeren Licht der Sonne die reflectirten Spiegelbilder im Gegensatz gegen das sehr glänzende Spectrum weniger ansprechend erscheinen, als bei dem orangefarbenen Kerzenlicht.

Genug, ich habe mich mit der Glaskugel vielfältig befreundet, und erkenne darin einen sehr belehrenden Repräsentanten des Regentropfens, so daß die Gedanken nun schon zum Regenbogen eilen. Ich halte sie zurück, um Ihrer Belehrung nicht vorzugreifen, die mir erst die gehörige Sicherheit zum Weiterschreiten geben, oder mir zeigen wird, daß ich auf dem Weg des Irrthums bin. Es wird mich unendlich freuen, wenn Sie mich über diese wunderbar anziehende Naturerscheinung einmal zur

Klarheit bringen. Was die gewöhnlichen Naturforscher darüber zu sagen wissen, ist gar unbefriedigend.

München am 2 Februar 1832.

Sulpiz Boisserée.

III.

Goethe an Sulpiz Boisserée.

Es ist ein großer Fehler, dessen man sich bei der Naturforschung schuldig macht, wenn wir hoffen ein complicirtes Phänomen, als solches, erklären zu können, da schon viel dazu gehört dasselbe auf seine ersten Elemente zurückzubringen; es aber durch alle verwickelten Fälle, mit eben der Klarheit durchführen zu wollen, ist ein vergebenes Bestreben. Wir müssen einsehen lernen, daß wir dasjenige was wir im Einfachsten geschaut und erkannt, im Zusammengesetzten supponiren und glauben müssen. Denn das Einfache verbirgt sich im Mannichfaltigen, und da ist's wo bei mir der Glaube eintritt, der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens ist.

Der Regenbogen ist ein Refractionsfall und vielleicht der complicirteste von allen, wozu sich noch Reflexion gesellt. Wir können uns also sagen: daß das Besondere dieser Erscheinung alles, was von dem Allgemeinen der Refraction und Reflexion erkennbar ist, enthalten muß.

Nehmen Sie ferner das Heft meiner Tafeln und deren Erklärung vor sich, und betrachten auf der zweyten die vier Figuren in der obersten Reihe, bezeichnet mit A, B, C, D. Lesen Sie was Seite 5 zur Erklärung gesagt ist und gehen Sie nun drauf los Sich mit diesen Anfängen völlig zu befreunden. Und zwar würde ich vorschlagen zuerst die objectiven Versuche bei durchfallendem Sonnenlichte vorzunehmen.

Versehen Sie sich mit verschiedenen Linsen, besonders von bedeutendem Durchmesser und ziemlich ferner Brennweite, so werden Sie, wenn Sie Lichtmasse hindurch und auf ein Papier fallen lassen, sehen wie sich ein abgebildeter Kreis verengt und einen gelben, zunächst am dunklen einen gelbrothen Saum erzeugt. Wie Sie nun die Erscheinung näher betrachten, so bemerken Sie, daß sich ein sehr heller Kreis an den farbigen anschließt, aus der Mitte des Bildes jedoch sich ein graulich dunkler Raum entwickelt. Dieser läßt nun nach dem Hellen zu einen blauen Saum sehen, welcher violett das mittlere Dunkel umgränzt, welches sich hinter dem Focus über das ganze Feld ausbreitet und durchaus blaugesäumt erscheint.

Lassen Sie sich diese Phänomene auf das wiederholteste angelegen seyn, so werden Sie alsdann zu weiteren Fortschritten hingerissen werden.

Hängen Sie nunmehr Ihre mit Wasser gefüllte Kugel (die Sie als eine gesetzlich aufgeblasene Linse ansehen

können) in's freie Sonnenlicht, ſtellen Sie ſich alsdann, gerade wie in meiner Zeichnung des erſten Verſuchs angegeben iſt, ſchauen Sie in die Kugel, ſo werden Sie, ſtatt jenes reflectirten Fenſters, die auf die Kugel fallende Lichtmaſſe in einen Kreis zuſammengezogen ſehen, indeſſen derſelbige Kreis durch das Glas durchgeht, um hinter der äußern Fläche einen Brennpunkt zu ſuchen. Der Kreis aber innerhalb der Kugel, welcher durch Reflexion und Refraction nunmehr in Ihr Auge kommt, iſt der eigentliche Grund jener Zurückſtrahlung wodurch der Regenbogen möglich werden ſoll.

Bewegen Sie ſich nunmehr, wie in den andern bisherigen Fällen, ſo werden Sie bemerken, daß, indem Sie eine ſchiefere Stellung annehmen, der Kreis ſich nach und nach oval macht, bis er ſich dergeſtalt zuſammenzieht daß er Ihnen zuletzt auf der Seite ſichtbar zu werden ſcheint und endlich als ein rother Punkt verſchwindet. Zugleich wenn Sie aufmerkſam ſind werden Sie bemerken, daß das Innere dieſes rothgeſäumten Kreiſes dunkel iſt und mit einem blau-violetten Saum, welcher mit dem Gelben des äußeren Kreiſes zuſammentreffend zuerſt das Grüne hervorbringt, ſich ſodann als Blau manifeſtirt und zuletzt bei völligem Zuſammendrängen als roth erſcheint.

Dabei müſſen Sie ſich nicht irre machen laſſen, daß noch ein paar kleine Sonnenbilder ſich an den Rand des Kreiſes geſellen, die ebenfalls ihre kleineren Höfe um ſich

haben, die denn auch bei obenbewirktem Zuſammenziehen ihr Farbenſpiel gleichfalls treiben und deren zuſammengedrängte Kreiſe, als an ihren nach außen gekehrten halben Rändern gleichfalls roth, das Roth des Hauptkreiſes kurz vor dem Verſchwinden noch erhöhen müſſen. Haben Sie alles dieſes Sich bekannt und durch wiederholtes Schauen ganz zu eigen gemacht, ſo werden Sie finden daß doch noch nicht alles gethan iſt, wobei ich denn auf den allgemein betrachtenden Anfang meiner unternommenen Mittheilung hinweiſen muß, Ihnen Gegenwärtiges zur Beherzigung und Ausübung beſtens empfehlend, worauf wir denn nach und nach in unſern Andeutungen fortzufahren und des eigentlichen reinen Glaubens uns immer würdiger zu machen ſuchen werden.

Nun aber denken Sie nicht daß Sie dieſe Angelegenheit jemals los werden. Wenn ſie Ihnen das ganze Leben über zu ſchaffen macht, müſſen Sie ſich's gefallen laſſen. Entfernen Sie die Kugel den Sommer über nicht aus Ihrer Nähe, wiederholen Sie an ihr die ſämmtlichen Erfahrungen, auch jene mit Linſen und Prismen; es iſt immer eins und eben daſſelbe, das aber in Labyrinthen Verſteckens ſpielt, wenn wir täppiſch, hypothetiſch, mathematiſch, linearifch, angulariſch, darnach zu greifen wagen. Ich kehre zu meinem Anfang zurück und ſpreche noch aus wie folgt.

Ich habe immer geſucht das möglichſt Erkennbare, Wißbare, Anwendbare zu ergreifen und habe es, zu

eigener Zufriedenheit, ja auch zu Billigung Anderer, darin weit gebracht. Hiedurch bin ich für mich an die Gränze gelangt, dergestalt, daß ich da anfange zu glauben, wo andere verzweifeln, und zwar diejenigen die vom Erkennen zu viel verlangen und, wenn sie nur ein gewisses dem Menschen Beschiedenes erreichen können, die größten Schätze der Menschheit für nichts achten. So wird man aus dem Ganzen in's Einzelne und aus dem Einzelnen in's Ganze getrieben, man mag wollen oder nicht.

Für freundliche Theilnahme dankbar,
Fortgesetzte Geduld wünschend,
Ferneres Vertrauen hoffend.

Weimar, den 25 Februar 1832.

Zur

Pflanzenlehre.

gänger hält er sich entfernt vom Sultan. Als genügsamer Derwisch darf er sich sogar dem Fürsten vergleichen; denn der gründliche Bettler soll eine Art von König seyn. Armuth gibt Verwegenheit. Irdische Güter und ihren Werth nicht anzuerkennen, nichts oder wenig davon zu verlangen ist sein Entschluß, der das sorgloseste Behagen erzeugt. Statt einen angstvollen Besitz zu suchen, verschenkt er in Gedanken Länder und Schätze, und spottet über den der sie wirklich besaß und verlor. Eigentlich aber hat sich unser Dichter zu einer freiwilligen Armuth bekannt, um desto stolzer aufzutreten, daß es ein Mädchen gebe, die ihm deswegen doch hold und gewärtig ist.

Aber noch eines größern Mangels rühmt er sich: ihm entwich die Jugend; sein Alter, seine grauen Haare schmückt er mit der Liebe Suleikas, nicht geckenhaft zudringlich, nein! ihrer Gegenliebe gewiß. Sie, die Geistreiche, weiß den Geist zu schätzen, der die Jugend früh zeitigt und das Alter verjüngt.

Das Schenken-Buch. Weder die unmäßige Neigung zu dem halbverbotenen Weine, noch das Zartgefühl für die Schönheit eines heranwachsenden Knaben durfte im Divan vermißt werden; letzteres wollte jedoch unseren Sitten gemäß in aller Reinheit behandelt seyn.

Ueber

die Spiral-Tendenz der Vegetation.

Vorarbeit. Aphoriſtiſch.

Wenn ein Fall in der Naturbetrachtung vorkommt, der uns ſtutzig macht, wo wir unſre gewöhnliche Vorſtellungs- und Denkweiſe nicht ganz hinlänglich finden, um ſolchen zu gewältigen; ſo thun wir wohl uns umzuſehen, ob nicht in der Geſchichte des Denkens und Begreifens ſchon etwas Aehnliches verhandelt worden.

Dießmal wurden wir nun an die Homoiomerien des Anaxagoras erinnert, obgleich ein ſolcher Mann zu ſeiner Zeit ſich begnügen mußte daſſelbige durch daſſelbige zu erklären. Wir aber, auf Erfahrung geſtützt, können ſchon etwas dergleichen zu denken wagen.

Laſſen wir bei Seite, daß eben dieſe Homoiomerien ſich bei urelementaren einfachen Erſcheinungen eher anwenden laſſen; allein hier haben wir auf einer hohen Stufe wirklich entdeckt, daß ſpirale Organe durch die ganze Pflanze im kleinſten durchgehen, und wir ſind zugleich von einer ſpiralen Tendenz gewiß, wodurch die

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Pflanze ihren Lebensgang vollführt und zuletzt zum Abschluß und Vollkommenheit gelangt.

Lehnen wir also jene Vorstellung nicht ganz als ungenügend ab und beherzigen dabei: was ein vorzüglicher Mann einmal denken konnte, hat immer etwas hinter sich, wenn wir das Ausgesprochene auch nicht gleich uns zuzueignen und anzuwenden wissen.

Nach dieser neu eröffneten Ansicht wagen wir nun folgendes auszusprechen: hat man den Begriff der Metamorphose vollkommen gefaßt, so achtet man ferner, um die Ausbildung der Pflanze näher zu erkennen, zuerst auf die vertikale Tendenz. Diese ist anzusehen wie ein geistiger Stab, welcher das Daseyn begründet und solches auf lange Zeit zu erhalten fähig ist. Dieses Lebensprincip manifestirt sich in den Längenfasern, die wir als biegsame Fäden zu dem mannichfaltigsten Gebrauch benutzen; es ist dasjenige was bei den Bäumen das Holz macht, was die einjährigen, zweyjährigen aufrecht erhält, ja selbst in rankenden kriechenden Gewächsen die Ausdehnung von Knoten zu Knoten bewirkt.

Sodann aber haben wir die Spiralrichtung zu beobachten, welche sich um jene herumschlingt.

Das vertical aufsteigende System bewirkt bei vegetabilischer Bildung das Bestehende, seiner Zeit Soli-

deſcirende, Verharrende; die Faden bei vorübergehenden Pflanzen, den größten Antheil am Holz bei dauernden.

Das Spiralſyſtem iſt das Fortbildende, Vermehrende, Ernährende, als ſolches vorübergehend, ſich von jenem gleichſam iſolirend. Im Uebermaß fortwirkend, iſt es ſehr bald hinfällig, dem Verderben ausgeſetzt; an jenes angeſchloſſen, verwachſen beide zu einer dauernden Einheit als Holz oder ſonſtiges Solide.

Keines der beiden Syſteme kann allein gedacht werden; ſie ſind immer und ewig beiſammen; aber im völligen Gleichgewicht bringen ſie das Vollkommenſte der Vegetation hervor.

Da das Spiralſyſtem eigentlich das Nährende iſt und Auge nach Auge ſich in demſelben entwickelt, ſo folgt daraus, daß übermäßige Nahrung demſelben zugeführt, ihm das Uebergewicht über das verticale gibt, wodurch das Ganze ſeiner Stütze, gleichſam ſeines Knochenbaues beraubt, in übermäßiger Entwickelung der Augen ſich übereilt und verliert.

So z. B. hab' ich die geplatteten, gewundenen Aeſchenzweige, welche man in ihrer höchſten Abnormität Biſchofſtäbe nennen kann, niemals an ausgewachſenen hohen Bäumen gefunden, ſondern an geköpften, wo den neuen Zweigen von dem alten Stamm übermäßige Nahrung zugeführt wird.

Auch andere Monſtroſitäten, die wir zunächſt um-

ständlicher vorführen werden, entstehen dadurch, daß jenes aufrechtstrebende Leben mit dem spiralen aus dem Gleichgewicht kommt, von diesem überflügelt wird, wodurch die Vertical-Construction geschwächt und an der Pflanze, es sey nun das fadenartige System oder das Holz hervorbringende, in die Enge getrieben und gleichsam vernichtet wird, indem das Spirale, von welchem Augen und Knospen abhängen, beschleunigt, der Zweig des Baums abgeplattet und des Holzes ermangelnd, der Stängel der Pflanze aufgeblähet und sein Inneres vernichtet wird; wobei denn immer die spirale Tendenz zum Vorschein kommt und sich im Winden und Krümmen und Schlingen darstellt. Nimmt man sich Beispiele vor Augen, so hat man einen gründlichen Text zu Auslegungen.

Die Spiral-Gefäße, welche längst bekannt und deren Existenz völlig anerkannt ist, sind also eigentlich nur als einzelne der ganzen Spiral-Tendenz subordinirte Organe anzusehen; man hat sie überall aufgesucht und fast durchaus, besonders im Splint gefunden, wo sie sogar ein gewisses Lebenszeichen von sich geben; und nichts ist der Natur gemäßer, als daß sie das, was sie im Ganzen intentionirt, durch das Einzelnste in Wirksamkeit setzt.

Diese Spiral-Tendenz, als Grundgesetz des Lebens, muß daher allererst bei der Entwickelung aus dem Samen sich hervorthun. Wir wollen sie zuerst beachten wie sie sich bei den Dikotyledonen manifestirt, wo die ersten

Samenblätter entschieden gepaart erscheinen; denn obgleich bei diesen Pflanzen nach dem Dikotyledonen-Paar abermals ein Pärchen schon mehr gebildeter Blätter sich über's Kreuz lagert und auch wohl eine solche Ordnung eine Zeit lang fortgehen mag, so ist es doch offenbar, daß bei vielen das aufwärts folgende Stängelblättchen und das potentia oder actu hinter ihnen wohnende Auge sich mit einer solchen Societät nicht wohl verträgt, sondern immer eins dem andern vorzueilen sucht, woraus denn die allerwunderbarsten Stellungen entspringen und zuletzt, durch eilige Annäherung aller Theile einer solchen Reihe, die Annäherung zur Fructification in der Blüthe und zuletzt die Entwickelung der Frucht erfolgen muß.

An der Calla entwickeln sich sehr bald die Blattrippen zu Blattstielen, ründen sich nach und nach, bis sie endlich ganz geründer als Blumenstiel hervortreten. Die Blume ist offenbar ein Blattende, das alle grüne Farbe verloren hat und indem seine Gefäße, ohne sich zu verästeln, vom Ansatz zur Peripherie gehen, sich von außen nach innen um den Kolben windet, welcher nun die verticale Stellung als Blüthen- und Fruchtstand behauptet.

Die Verticaltendenz äußert sich von den ersten Anfängen des Keimens an; sie ist es, wodurch die Pflanze in der Erde wurzelt und zugleich sich in die Höhe

hebt. Inwiefern sie ihre Rechte im Verfolg des Wachsthums behauptet, wird wohl zu beachten seyn indem wir die rechtwinklichte alterne Stellung der dikotyledonischen Blätterpaare ihr durchaus zuschreiben, welches jedoch problematisch erscheinen möchte, da eine gewisse spirale Einwirkung im Fortsteigen nicht zu läugnen seyn wird! Auf alle Fälle, wo letztere sich auch möchte zurückgezogen haben, tritt sie im Blüthenstande hervor, da sie die Achse jeder Blumen-Gestaltung bildet, am deutlichsten aber im Kolben und in der Spatha sich manifestirt.

Die Spiralgefäße, welche den vegetabilen Organismus allgemein durchdringen, sind durch anatomische Forschungen, so wie die Abweichung ihrer Gestalt nach und nach in's Klare gesetzt worden. Von ihnen, als solchen, ist gegenwärtig nicht zu handeln, da selbst angehende Pflanzenfreunde durch Compendien davon unterrichtet sind und der zunehmende Kenner sich durch Hauptwerke, auch wohl durch Anschauung der Natur selbst, belehren kann.

Daß diese Gefäße den Pflanzenorganismus beleben, war längst vermuthet, ob man schon das eigentliche Wirken derselben sich nicht genug zu erklären wußte.

In der neuern Zeit nunmehr hat man ernstlich darauf gedrungen sie als selbst lebendige anzuerkennen und darzustellen; hievon mag folgender Aufsatz ein Zeugniß geben.

Edinbourgh new philosophical Journal October — December 1828.

(Seite 21.)

Ueber die allgemeine Gegenwart der Spiralgefäße in dem Pflanzenbau ꝛc. durch David Don.

„Man hat allgemein geglaubt, daß man die Spiralgefäße selten in den Theilen der Fructification finde, aber wiederholte Beobachtungen überzeugten mich, daß man ihnen faſt in jedem Theile des Pflanzenbaues begegnet. Ich fand ſie in dem Kelch, der Krone, den Staubfäden, dem Griffel, der Scabiosa atro-purpurea und Phlox, in dem Kelch und den Kronenblättern des Geranium sanguineum, in dem Perianthium von Sisyrinchium striatum, in den Capſeln und dem Stiel der Nigella hispanica; auch ſind ſie in dem Pericarpium der Anagrien, Compoſiten und Malvaceen gegenwärtig."

„Zu dieſen Betrachtungen bin ich durch die geiſtreichen Bemerkungen des Herrn Lindley geführt worden, die er in der letzten Nummer des Botanical Register mittheilet: über den Bau der Samen der Collomia, welche er durch ein Geflecht von Spiralgefäßen eingewickelt uns darſtellt. Dieſe Gefäße in den Polemoniaceen ſcheinen analog zu ſeyn den Haaren oder Pappus, mit welchen die Samen gewiſſer Bignoniaceen, Apocineen und Malvaceen verſehen ſind. Aber fernere Beobachtungen wären noch nöthig, ehe wir ſchlie-

ßen können, daß es wahrhafte Spiralgefäße seyen. Spiralgefäße sind sehr häufig in den Stängeln der Urtica nivea, Centaurea atro-purpurea, Heliopsis laevis, Helianthus altissimus, Aster Novi Belgii und salicifolius, in welchen allen sie dem nackten Auge sichtbar sind, und wonach diese Pflanzen den Liebhabern der Botanik als auffallende Beispiele der Spiralgefäße zu empfehlen wären. Die Stängel, auf zarte Weise der Länge nach gespalten, und mit einem kleinen Keil am obern Ende auseinander gehalten, zeigen diese Gefäße viel deutlicher als bei einem Querbruch. Manchmal findet man diese Gefäße ihren Sitz habend in der Höhlung (pith) sowohl in Malope trifida als im Heliopsis laevis; aber man kann ihren Ursprung zwischen den Holzfasern gar wohl verfolgen. In der äußern Rinde hat man keine Spur gefunden, aber in dem Splint der innern Rinde des Pinus finden sie sich sowohl als in dem Albumen. Es ist mir jedoch nie gelungen sie in den Blättern dieses Geschlechts zu entdecken noch auch des Podocarpus, und sie scheinen überhaupt seltner in den Blättern von immer grünen Bäumen vorzukommen. Die Stängel und Blätter der Polemoniaceen, Irideen und Malvaceen sind gleichfalls mit Spiralgefäßen häufig versehen, doch aber kommen sie wohl nirgends so häufig vor als in den Compositae. Selten sind sie in Cruciferae, Leguminosae und Gentianeae."

„Oefters hab' ich bemerkt, wenn ich die Spiralgefäße von den jungen mächtigen Schößlingen krautartiger Pflanzen absonderte, daß sie sich heftig bewegten. Diese Bewegung dauerte einige Secunden und schien mir eine Wirkung des Lebensprincips zu seyn, dem ähnlich, welches in der thierischen Haushaltung stattfindet, und nicht eine bloß mechanische Action."

„Indem ich zwischen meinem Finger einen kleinen Abschnitt der Rinde von Urtica nivea hielt, den ich so eben von dem lebenden Stamm getrennt hatte, ward meine Aufmerksamkeit auf eine besondere spiralähnliche Bewegung augenblicklich angezogen. Der Versuch ward öfter mit andern Theilen der Rinde wiederholt, und die Bewegung war in jedem Fall der ersten gleich. Es war offenbar die Wirkung einer zusammenziehenden Gewalt der lebenden Fiber, denn die Bewegung hörte auf, nachdem ich die Stückchen Rinde einige Minuten in der Hand gehalten hatte. Möge diese kurze Notiz die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf dieses sonderbare Phänomen hinleiten."

Bulletin des sciences naturelles Nro. 2. Février 1829, p. 242.

Lupinus polyphyllus. Eine neue Art, welche Herr Douglas im Nordwesten von America gefunden hat. Sie ist krautartig, lebhaft-kräftig und nähert sich Lu-

pinus perennis et Nootkatensis, ist aber in allen Dimensionen größer und die Stängelblätter, an Zahl eilf bis fünfzehn, lanzettförmig; auch findet sich noch einiger Unterschied von jenen in der Bildung des Kelches und der Krone.

Durch diese Pflanze veranlaßt, macht Herr Lindley aufmerksam, daß ihr Blüthenstand ein bedeutendes Beispiel gibt zu Gunsten nachfolgender Theorie: daß nämlich alle Organe einer Pflanze wirklich im Wechsel gestellt sind und zwar in einer spiralen Richtung um den Stängel her, der die gemeinsame Achse bildet, und dieses gelte selbst wenn es auch nicht überall genau zutreffen sollte.

Recherches anatomiques et physiologiques sur la structure intime des animaux et des végétaux, et sur leur motilité; par M. H. Dutrochet 1824. (S. Revue française 1830. Nro. 16. pag. 100 sq.)

„Vorzüglich auf die Sensitive, welche im höchsten Grad die Phänomene der Reizbarkeit und Beweglichkeit der Pflanzen darstellt, hat der Autor seine Erfahrungen gerichtet. Das eigentliche Princip der Bewegung dieser Pflanze ruht in der Aufschwellung welche sich an der Base des Blattstieles befindet, und an der Einfügung der Blätter durch die pinnules. Dieses Wülstchen

Die Wechselneigung des früheren und späteren Alters deutet eigentlich auf ein ächt pädagogisches Verhältniß. Eine leidenschaftliche Neigung des Kindes zum Greise ist keineswegs eine seltene, aber selten benutzte Erscheinung. Hier gewahre man den Bezug des Enkels zum Großvater, des spätgebornen Erben zum überraschten zärtlichen Vater. In diesem Verhältniß entwickelt sich eigentlich der Klugsinn der Kinder; sie sind aufmerksam auf Würde, Erfahrung, Gewalt des Aelteren; rein geborne Seelen empfinden dabei das Bedürfniß einer ehrfurchtsvollen Neigung; das Alter wird hievon ergriffen und festgehalten. Empfindet und benutzt die Jugend ihr Uebergewicht um kindliche Zwecke zu erreichen, kindische Bedürfnisse zu befriedigen, so versöhnt uns die Anmuth mit frühzeitiger Schalkheit. Höchst rührend aber bleibt das heranstrebende Gefühl des Knaben, der, von dem hohen Geiste des Alters erregt, in sich selbst ein Staunen fühlt, das ihm weissagt, auch dergleichen könne sich in ihm entwickeln. Wir versuchten so schöne Verhältnisse im Schenkenbuche anzudeuten und gegenwärtig weiter auszulegen. Saadi hat jedoch uns einige Beispiele erhalten, deren Zartheit, gewiß allgemein anerkannt, das vollkommenste Verständniß eröffnet.

Folgendes nämlich erzählt er in seinem Rosengarten: „Als Mahmud der König zu Chuaresm mit dem König von Chattaj Friede machte, bin ich zu

wird gebildet durch die Entwickelung des Rinden-Parenchyms und enthält eine große Menge kugeliger Zellen, deren Wände mit Nervenkörperchen bedeckt sind; dergleichen sind auch sehr zahlreich in den Stängelblättern und man findet sie häufig wieder in dem Safte, welcher abfließt, wenn man einen jungen Zweig der Sensitive wegschneidet."

„Die Entwickelung aber des Rinden-Parenchyms, welches den bedeutendsten Antheil an dem Wülstchen der Sensitive hat, umgibt eine Mitte die durch einen Röhrenbündel gebildet wird. Es war bedeutend zu erfahren, welcher der beiden Theile das eigentliche Organ der Bewegung sey; das Parenchym war weggenommen, das Blatt fuhr fort zu leben, aber es hatte die Fähigkeit verloren sich zu bewegen. Diese Erfahrung zeigt also, daß in dem Rindentheil der Aufblähung die Beweglichkeit vorhanden ist, welche man, wenigstens durch ihre Functionen, dem Muscularsystem der Thiere vergleichen kann."

„Herr Dutrochet hat überdieß erkannt, daß kleine hievon abgeschnittene Theile, in's Wasser geworfen, sich auf die Weise bewegen, daß sie eine krumme Linie beschreiben, deren tiefe Seite jederzeit sich nach dem Mittelpunkte des Wülstchens richtet. Diese Bewegung belegt er mit dem allgemeinen Namen der Incurvation, welche er ansieht als das Element aller Bewegungen, welche in den Vegetabilien, ja in den Thieren vorgehen.

Diese Incurvation zeigt sich übrigens auf zwey verschiedene Weisen; die erste nennt der Verfasser oscillirende Incurvation, also benannt, weil sie einen Wechsel von Beugung und Anziehung bemerken läßt; die zweyte aber, die fixe Incurvation, welche keinen solchen Wechsel von Bewegungen zeigt; jene ist die, die man in der Sensitive bemerkt, und diese bemerkt man in den Brillen und in den schlänglichen Stängeln der Convolveln, der Clematis, der Bohnen u. s. w. Aus diesen Beobachtungen schließt Herr Dutrochet, daß die Reizbarkeit der Sensitive aus einer vitalen Incurvation ihren Ursprung nehme."

Vorstehende, diese Angelegenheit immer mehr in's Klare setzende Aeußerungen kamen mir dennoch später zur Kenntniß, als ich schon an den viel weiter schauenden Ansichten unsres theuren Ritter von Martius lebhaften Antheil genommen hatte. In zweyen nach Jahresfrist auf einander folgenden Vorlesungen hatte er in München und Berlin sich umständlich und deutlich genug hierüber erklärt. Ein freundlicher Besuch desselben, als er von dem letztern Orte zurückkam, gewährte mir in dieser schwierigen Sache eine mündliche Nachweisung, welche sich durch charakteristische, wenn schon flüchtige Zeichnung noch mehr in's Klare setzte. Die in der Isis, Jahrgang 1828 und 1829 abgedruckten Aufsätze wurden mir nun zugänglicher, und die Nachbildung eines an je-

nem Orte vorgewiesenen Modells ward mir durch die Geneigtheit des Forschers und zeigte sich zur Versinnlichung, wie Kelch, Krone und die Befruchtungswerkzeuge entstehen, höchst dienlich.

Auf diese Weise war die wichtige Angelegenheit auf dem Weg einer praktisch-didaktischen Ausarbeitung und Anwendung geführt, und wenn der immerfortschreitende Mann, wie er mir vertrauen wollen, um die Anfänge einer solchen allgemeinen Tendenz zu entdecken, sich bis zu den ersten Elementen der Wissenschaft, zu den Akotyledonen gewendet hat; so werden wir den ganzen Umfang der Lehre, von ihm ausgearbeitet, nach und nach zu erwarten haben.

Ich erlaubte mir indessen nach meiner Weise in der mittlern Region zu verharren und zu versuchen, wie durch allgemeine Betrachtung der Anfang mit dem Ende und das Erste mit dem Letzten, das Längstbekannte mit dem Neuen, daß Feststehende mit dem Zweifelhaften in Verbindung zu bringen sey. Für diesen Versuch darf ich wohl, da er nicht abzuschließen, sondern bloß zu fördern die Absicht hat, den Antheil der edlen Naturforscher mir erbitten.

Wir mußten annehmen: es walte in der Vegetation eine allgemeine Spiraltendenz, wodurch, in Verbindung mit dem verticalen Streben, aller Bau, jede Bildung

der Pflanzen, nach dem Gesetze der Metamorphose, vollbracht wird.

Die zwey Haupttendenzen also, oder wenn man will, die beiden lebendigen Systeme, wodurch das Pflanzenleben sich wachsend vollendet, sind das Verticalsystem und das Spiralsystem; keins kann von dem andern abgesondert gedacht werden, weil eins durch das andere nur lebendig wirkt. Aber nöthig ist es, zur bestimmteren Einsicht, besonders aber zu einem deutlichern Vortrag, sie in der Betrachtung zu trennen, und zu untersuchen wo eins oder das andere walte; da es denn bald ohne seinen Gegensatz zu überwältigen von ihm überwältigt wird, oder sich in's Gleiche stellt, wodurch uns die Eigenschaften dieses unzertrennlichen Paares desto anschaulicher werden müssen.

Das Verticalsystem, mächtig aber einfach, ist dasjenige wodurch die offenbare Pflanze sich von der Wurzel absondert und sich in gerader Richtung gegen den Himmel erhebt; es ist vorwaltend bei Monokotyledonen, deren Blätter schon sich aus geraden Fasern bilden, die unter gewissen Bedingungen sich leicht von einander trennen und als starke Fäden zu mancherlei Gebrauch haltbar sind. Wir dürfen hier nur der Phormium tenax gedenken; und so sind die Blätter der Palme durchgängig aus geraden Fasern bestehend, welche nur in frühster Jugend zusammenhängen, nachher aber, den Gesetzen

der Metamorphoſe gemäß, in ſich ſelbſt getrennt und durch fortgeſetzten Wachsthum vervielfältigt erſcheinen.

Aus den Blättern der Monokotyledonen entwickeln ſich öfters unmittelbar die Stängel, indem das Blatt ſich aufbläht und zur hohlen Röhre wird, alsdann aber tritt an der Spitze deſſelben ſchon die Achſenſtellung dreyer Blattſpitzen und alſo die Spiraltendenz hervor, woraus ſodann der Blumen- und Fruchtbüſchel ſich erhebt, wie ſolcher Fall im Geſchlechte der Allien ſich ereignet.

Merklich jedoch iſt die Verticaltendenz auch über die Blume hinaus, und des Blüthen- und Fruchtſtandes ſich bemächtigend. Der gerad aufſteigende Stängel der Calla aethiopica zeigt oben ſeine Blattnatur zugleich mit der Spiraltendenz, indem ſich die Blume einblättrig um die Spitze windet, durch welche jedoch die blüthen- und fruchttragende Säule vertical hervorwächſt. Ob nun um dieſe Säule, nicht weniger um die der Arum, des Mais und anderer, ſich die Früchte in ſpiraler Bewegung an einander ſchließen, wie es wahrſcheinlich iſt, möge fernerweit unterſucht werden.

Auf alle Fälle iſt dieſe Columnartendenz als Abſchluß des Wachsthums wohl zu beachten.

Denn wir treffen, indem wir uns bei den Dikotyledonen umſehen, dieſe Verticaltendenz, wodurch die ſucceſſive Entwickelung der Stängelblätter und Augen in einer Folge begünſtigt wird, mit dem Spiralſyſtem wodurch die Fructification abgeſchloſſen werden ſollte,

im Conflict; eine durchgewachsene Rose gibt hievon das schönste Zeugniß.

Dagegen haben wir eben in dieser Classe die entschiedensten Beispiele von einer durchgesetzten Verticaltendenz und möglichster Beseitigung der gegentheiligen Einwirkung. Wir wollen nur von dem gewöhnlichsten Lein reden, welcher durch die entschiedenste Verticalbildung sich zur allgemeinen Nutzbarkeit qualificirt. Die äußere Hülle und der innere Faden steigen stracks und innigst vereint hinauf; man gedenke welche Mühe es kostet eben diese Spreu vom Faden zu sondern, wie unverweslich und unzerreißbar derselbe ist, wenn die äußere Hülle, selbst mit dem größten Widerstreben, den durch die Natur bestimmten Zusammenhang aufgeben soll. Zufällig hat sich das Rösten der Pflanze einen ganzen Winter unter dem Schnee fortgesetzt und der Faden ist dadurch nur schöner und dauerhafter geworden.

Ueberhaupt aber, was braucht es mehr Zeugniß, da wir ja unser ganzes Leben hindurch von Leinwand umgeben sind, welche durch Waschen und Wiederwaschen, durch Bleichen und Wiederbleichen endlich das elementare Ansehen reiner irdischer Materien als ein blendendes Weiß gewinnt und wiedergewinnt.

Hier nun auf dem Scheidepunkte, wo ich die Betrachtung der Verticaltendenz zu verlassen und mich zu der Spirale zu wenden gedenke, begegnet mir die Frage: ob die alterne Stellung der Blätter, die wir an dem em-

per-

vorwachſenden Stängel der Dikotyledonen bemerken, dieſem oder jenem Syſtem angehöre? und ich will geſtehen, daß mir ſcheine als ob ſie jenem, dem Verticalſyſtem zuzuſchreiben ſey, und daß eben durch dieſe Art des Hervorbringens das Streben nach der Höhe in ſenkrechter Richtung bewirkt werde. Dieſe Stellung nun kann in einer gewiſſen Folge, unter gegebenen Bedingungen und Einflüſſen, von der Spiraltendenz ergriffen werden, wodurch aber jene unbeſtändig erſcheint und zuletzt gar unmerklich wird, ja verſchwindet.

Doch wir treten nun auf den Standpunkt, wo wir die Spiraltendenz ohne weiteres gewahr werden.

Ob wir gleich oben die ſo viel beobachteten Spiralgefäße zu betrachten abgelehnt haben, ob wir ſie gleich als Homoiomerien oder das Ganze verkündende und conſtituirende Theile zu ſchätzen wußten; ſo wollen wir doch hier nicht unterlaſſen der elementaren mikroſkopiſchen Pflanzen zu gedenken, welche als Oscillarien bekannt und uns durch die Kunſt höchſt vergrößert dargeſtellt worden: ſie erweiſen ſich durchaus ſchraubenförmig und ihr Daſeyn und Wachsthum in ſolcher merkwürdigen Bewegung, daß man zweifelhaft iſt, ob man ſie nicht unter die Thiere zählen ſolle. Wie denn die erweiterte Kenntniß und tiefere Einſicht in die Natur uns erſt vollkommen von dem, Allen vergönnten, gränzenloſen und unverwüſtlichen Leben ein entſchiedeneres Anſchauen gewäh-

ren wird; daher wir denn obenerwähntem Beobachter gar gerne glauben wollen, daß die frische Rinde einer Nessel ihm eine besondere spirale Bewegung angedeutet habe.

Um uns nun aber zur eigentlichen Spiraltendenz zu wenden, so verweisen wir auf obiges, was von unserm Freunde von Martius ausgeführt worden, welcher diese Tendenz in ihrer Machtvollkommenheit als Abschluß des Blüthenstandes dargestellt, und begnügen uns einiges hierher Gehörige theils auf das Allgemeine, theils auf das Intermediäre bezüglich beizubringen, welches methodisch vorzutragen erst künftigen denkenden Forschern möchte anheimgegeben seyn.

Auffallend ist das Uebergewicht der Spiraltendenz bei den Convolveln, welche von ihrem ersten Ursprung an weder steigend noch kriechend ihre Existenz fortsetzen können, sondern genöthigt sind irgend ein Gradaufsteigendes zu suchen, woran sie immer fort sich windend hin in die Höhe klimmen können.

Gerade aber diese Eigenschaft gibt Gelegenheit unsern Betrachtungen durch ein sinnliches Beispiel und Gleichniß zu Hülfe zu kommen.

Man trete zur Sommerzeit vor eine im Gartenboden eingesteckte Stange, an welcher eine Winde von unten an sich fortschlängelnd in die Höhe steigt, sich festanschließend ihren lebendigen Wachsthum verfolgt. Man denke sich nun Convolvel und Stange, beide

gleich lebendig, aus einer Wurzel aufſteigend, ſich wechſelsweiſe hervorbringend und ſo unaufhaltſam fortſchreitend. Wer ſich dieſen Anblick in ein inneres Anſchauen verwandeln kann, der wird ſich den Begriff ſehr erleichtert haben. Die rankende Pflanze ſucht das außer ſich was ſie ſich ſelbſt geben ſollte, und nicht vermag.

Das Spiralſyſtem iſt für den erſten Anblick offenbarer in den Dikotyledonen. Solches in den Monokotyledonen und weiter hinab aufzuſuchen, bleibt vorbehalten.

Wir haben die rankende Convolvel gewählt. Gar manches Andere dergleichen wird ſich finden.

Nun ſehen wir jene Spiraltendenz in den Gäbelchen, in den Brillen.

Dieſe erſcheinen auch wohl an den Enden zuſammengeſetzter Blätter, wo ſie ihre Tendenz, ſich zu rollen, gar wohl manifeſtiren.

Die eigentlichen völlig blattloſen Brillen ſind als Zweige anzuſehen, denen die Solideſcenz abgeht, die voll Saft und biegſam eine beſondere Irritabilität zeigen.

Brille der Paſſionsblume, ſich für ſich ſelbſt zuſammenrollend.

Andere müſſen durch äußern Reiz angeregt und aufgefordert werden.

Mir iſt der Weinſtock das höchſte Muſterbild.

Man sehe wie die Gäbelchen sich ausstrecken, von irgend woher eine Berührung suchend; irgendwo angelehnt, fassen sie, klammern sie sich an.

Es sind Zweige, dieselbigen welche Trauben tragen.

Einzelne Beeren findet man wohl an den Böcklein.

Merkwürdig ist es, daß der dritte Knoten an der Weinranke keine Brille hervorbringt; wohin das zu deuten sey, ist uns nicht klar geworden.

Die Spiralgefäße betrachten wir als die kleinsten Theile, welche dem Ganzen dem sie angehören vollkommen gleich sind, und, als Homoiomerien angesehen, ihm ihre Eigenheiten mittheilen und von demselben wieder Eigenschaft und Bestimmung erhalten. Es wird ihnen ein Selbstleben zugeschrieben, die Kraft sich an und für sich einzeln zu bewegen und eine gewisse Richtung anzunehmen. Der vortreffliche Dutrochet nennt sie eine vitale Incurvation. Diesen Geheimnissen näher zu treten, finden wir uns hier weiter nicht aufgefordert.

Gehen wir in's Allgemeine zurück: das Spiralsystem ist abschließend, den Abschluß befördernd.

Und zwar auf gesetzliche, vollendende Weise.

Sodann aber auch auf ungesetzliche, voreilende und vernichtende Weise.

Wie die gesetzliche wirke, um Blumen, Blüthen und Keime zu bilden, hat unser hochbelobter von Martius

Kaschker (einer Stadt der Usbeken oder Tartern) in die Kirche gekommen, woselbst, wie ihr wißt, auch Schule gehalten wird, und habe allda einen Knaben gesehen, wunderschön von Gestalt und Angesicht. Dieser hatte eine Grammatik in der Hand um die Sprache rein und gründlich zu lernen; er las laut und zwar ein Exempel von einer Regel: Saraba Seidon Amran. Seidon hat Amran geschlagen oder bekriegt. Amran ist der Accusativus. (Diese beiden Namen stehen aber hier zu allgemeiner Andeutung von Gegnern, wie die Deutschen sagen: Hinz oder Kunz.) Als er nun diese Worte einigemal wiederholt hatte, um sie dem Gedächtniß einzuprägen, sagte ich: es haben ja Chuaresm und Chattaj endlich Friede gemacht, sollen denn Seidon und Amran stets Krieg gegen einander führen? Der Knabe lachte allerliebst und fragte was ich für ein Landsmann sey? und als ich antwortete: von Schiras, fragte er: ob ich nicht etwas von Saadis Schriften auswendig könnte, da ihm die persische Sprache sehr wohl gefalle?

Ich antwortete: gleichwie dein Gemüth aus Liebe gegen die reine Sprache sich der Grammatik ergeben hat, also ist auch mein Herz der Liebe zu dir völlig ergeben, so daß deiner Natur Bildniß das Bildniß meines Verstandes entraubet. Er betrachtete mich mit Aufmerksamkeit, als wollt' er forschen, ob das was ich sagte Worte des Dichters, oder meine eignen

umständlich ausgeführt. Dieſes Geſetz entwickelt ſich unmittelbar aus der Metamorphoſe, aber es bedurfte eines ſcharfſinnigen Beobachters um es wahrzunehmen und darzuſtellen. Denn wenn wir uns die Blume als einen herangezogenen, als um eine Achſe ſich umherſchlängelnden Zweig denken, deſſen Augen hier in die Enge der Einheit gebracht werden, ſo folgt daraus, daß ſie hinter einander und nach einander im Kreiſe ſich einfinden, und ſich alſo einfach oder vervielfacht um einander ordnen müſſen.

Die unregelmäßige Spiralwirkung iſt als ein übereilter unfruchtbarer Abſchluß zu denken: irgend ein Stängel, ein Zweig, ein Aſt, wird in den Zuſtand verſetzt, daß der Splint, in welchem eigentlich das Spiralleben wirkſam iſt, vorwaltend zunimmt und daß die Holz- oder ſonſtige Dauerbildung nicht ſtattfinden kann.

Nehmen wir einen Aeſchenzweig vor uns, der ſich in dieſem Fall befindet; der Splint, der durch das Holz nicht auseinander gehalten wird, drängt ſich zuſammen und bewirkt eine flache vegetabiliſche Erſcheinung; zugleich zieht ſich das ganze Wachsthum zuſammen und die Augen, welche ſich ſucceſſiv entwickeln ſollten, erſcheinen nun gedrängt und endlich gar in ungetrennter Reihe; indeſſen hat ſich das Ganze gebogen; das übrig gebliebene Holzhafte macht den Rücken, und die einwärts ge-

kehrte, einem Bischofsstabe ähnliche Bildung stellt eine höchst merkwürdige abnorme Monstrosität vor.

Wie wir uns nun aus dem Bisherigen überzeugen können: das eigentliche Pflanzenleben werde durch die Spiraltendenz vorzüglich gefördert, so läßt sich auch nachweisen, daß die Spur derselben in dem Fertigen, Dauernden zurückbleibe.

Die in ihrer völligen Freiheit herunterhangenden frischen Fadenzweige des Lycium europaeum zeigen nur einen geraden fadenartigen Wuchs. Wird die Pflanze älter, trockner, so bemerkt man deutlich, daß sie sich von Knoten zu Knoten zu einer Windung hinneigt.

Sogar starke Bäume werden im Alter von solcher Richtung ergriffen; hundertjährige Castanienbäume findet man an der Belvedere'schen Chaussee stark gewunden, und die Starrheit der geradaufsteigenden Tendenz auf die sonderbarste Weise besiegt.

In dem Park hinter Belvedere finden sich drei schlanke hochgewachsene Stämme von Crataegus torminalis so deutlich von unten bis oben spiralgewandt, daß es nicht zu verkennen ist. Diese empfiehlt man besonders dem Beobachter.

Blumen, die vor dem Aufblühen gefaltet und spiral sich entwickelnd vorkommen; andere, die beim Vertrocknen eine Windung zeigen.

Pandanus odoratissimus windet ſich ſpiral von der Wurzel auf.

Ophrys spiralis, windet ſich dergeſtalt, daß alle Blüthen auf eine Seite kommen.

Die Flora subterranea gibt uns Anlaß ihre en échiquier gereihten Augen als aus einer ſehr regelmäßigen Spiraltendenz hervorgehend zu betrachten.

An einer Kartoffel, welche auf eines Fußes Länge gewachſen war, die man an ihrer dickſten Stelle kaum umſpannen konnte, war von dem Punkte ihres Anſatzes an auf's deutlichſte eine Spiralfolge der Augen bis auf ihren höchſten Gipfel von der Linken zur Rechten hinaufwärts zu bemerken.

Bei den Farrn iſt bis an ihre letzte Vollendung alles Treiben, vom horizontalliegenden Stamme ausgehend, ſeitlich nach oben gerichtet, Blatt und Zweig zugleich, deßhalb auch die Fruchttheile tragend und aus ſich entwickelnd. Alles was wir Farrn nennen, hat ſeine eigenthümliche ſpiralige Entwickelung. In immer kleinere Kreiſe zuſammengerollt erſcheinen die Zweige jenes horizontalliegenden Stockes, und rollen ſich auf, in doppelter Richtung, einmal aus der Spirale der Rippe, dann aber aus den eingebogenen Fiedern der ſeitlichen Richtung von der Rippe, die Rippchen nach außen.

Siehe Reichenbach: Botanik für Damen Seite 288.

Die Birke wächst gleich vom untersten Stammende an, und zwar ohne Ausnahme, spiralförmig in die Höhe. Spaltet man den Stamm nach seinem natürlichen Wachsthum, so zeigt sich die Bewegung von der Linken zur Rechten bis in den Gipfel, und eine Birke welche 60 bis 80 Fuß Höhe hat, dreht sich ein- auch zweymal der ganzen Länge nach um sich herum. Das weniger oder mehr Spirale, behauptet der Böttcher, entstehe daher, wenn ein Stamm der Witterung mehr oder minder ausgesetzt sey; denn ein Stamm der frei stehe, z. E. außen an einer Brane die besonders der Westseite ausgesetzt ist, manifestire die Spiralbewegung weit augenfälliger und deutlicher, als bei einem Stamme, welcher im Dickicht des Holzes wachse. Vernehmlich aber kann diese Spiralbewegung an den sogenannten Reifbirken wahrgenommen werden. Eine junge Birke die zu Reifen verbraucht werden soll, wird in Mitten getrennt; folgt das Messer dem Holze, so wird der Reif unbrauchbar: denn er dreht sich, wie bei älteren Stämmen schon bemerkt worden, ein- auch zweymal um sich herum. Deßwegen braucht der Böttcher auch eigene Instrumente dieselben gut und brauchbar zu trennen; und dieß gilt auch von Seiten der Scheite des älteren Holzes, welches zu Dauben oder sonst verbraucht wird: denn bei Trennung desselben müs-

ſen Keile von Eiſen angewendet werden, die das Holz mehr ſchneiden als ſpalten, ſonſt wird es unbrauchbar.

Daß das Wetter, Wind, Regen, Schnee große Einwirkung auf die Entwickelung der Spiralbewegung haben mag, geht daraus hervor daß eben dieſe Reifbirken, aus dem Dickicht geſchlagen, weit weniger der Spiralbewegung unterworfen ſind als die, ſo einzeln und nicht durch Gebüſch und größere Bäume ſtehen.

Herr Oberlandjägermeiſter von Fritſch äußerte Ende Auguſt in Ilmenau, als die Spiraltendenz zur Sprache kam, daß unter den Kiefern Fälle vorkämen, wo der Stamm von unten bis oben eine gedrehte gewundene Wirkung annehme; man habe geglaubt, da man dergleichen Bäume an der Brane gefunden, eine äußere Wirkung durch heftige Stürme ſey die Veranlaſſung; man finde aber dergleichen auch in den dichteſten Forſten und es wiederhole ſich der Fall nach einer gewiſſen Proportion, ſo daß man ein bis etwa anderthalb Procent im Ganzen das Vorkommen rechnen könnte.

Solche Stämme würden in mehr als Einer Hinſicht beachtet, indem das Holz derſelben nicht wohl zu Scheiten geſchnitten in Klaftern gelegt werden könnte; auch ein ſolcher Stamm zu Bauholz nicht zu brauchen ſey, weil ſeine Wirkung immer fortdauernd durch ein heimliches Drehen eine ganze Contignation aus ihren Fugen zu rücken die Gewalt habe.

Aus dem Vorigen erhellet daß, während dem Aus-

trocknen des Holzes, die Krümmung sich fortsetzt und sich bis zu einem hohen Grade steigert, wie wir im vorigen gar manche durch Vertrocknung zuerst entstehende und sichtbar werdende Spiralbewegung erkennen werden.

Die vertrockneten Schoten des Lathyrus furens, nach vollkommen abgeschlossener Reife der Frucht, springen auf und rollen sich jede nach auswärtser Richtung streng zusammen. Bricht man eine solche Schote auf, ehe sie vollkommen reif ist, so zeigt sich gleichfalls diese Schraubenrichtung, nur nicht so stark und nicht so vollkommen.

Die grade Richtung ähnlicher Pflanzentheile wird verschiedentlich gleichermaßen abgelenkt. Die Schoten der im feuchten Sommer wachsenden Schwertbohnen fangen an sich zu winden, einige schneckenartig, andere in vollkommener Spirale.

Die Blätter der italiänischen Pappel haben sehr zarte straffe Blattstiele. Diese, von Insecten gestochen, verlieren ihre gerade Richtung und nehmen die Spirale alsobald an, in zwey oder auch mehreren Windungen.

Schwillt das Gehäus des eingeschlossenen Insects hiernach auf, so drängen sich die Seiten des erweiterten Stiels dergestalt an einander, daß sie zu einer Art von Vereinigung gelangen. Aber an diesen Stellen kann man das Nest leicht auseinander brechen und die frühere Gestaltung des gewundenen Stiels gar wohl bemerken.

Pappus am Samen des Erodium gruinum; der bis zur völligen Reife und Vertrocknung vertical an der Stütze, um welche die Samen versammelt sind, sich strack gehalten, nunmehr aber sich schnell elastisch ringelt und sich dadurch selbst umherwirft.

Wir haben zwar abgelehnt von den Spiralgefäßen als solchen besonders zu handeln, finden uns aber doch genöthigt noch weiter zu der mikroskopischen Elementar-Botanik zurückzugehen und an die Oscillarien zu erinnern, deren ganze Existenz spiral ist. Merkwürdiger vielleicht sind noch die unter den Namen Salmacis aufgeführten, wo die Spirale aus lauter sich berührenden Kügelchen besteht.

Solche Andeutungen müssen auf's leiseste geschehen, um uns an die ewige Congruenz zu erinnern.

Wenn man die Stiele des Löwenzahns an einem Ende aufschlitzt, die beiden Seiten des hohlen Röhrchens sachte von einander trennt, so rollt sich jede in sich nach außen und hänget in Gefolg dessen als eine gewundene Locke spiralförmig zugespitzt herab; woran sich die Kinder ergötzen und wir dem tiefsten Naturgeheimniß näher treten.

Da diese Stängel hohl und saftig sind, folglich ganz als Splint angesehen werden können, die Spiraltendenz aber dem Splint als dem lebendig Fortschreitenden angehört, so wird uns hier zugleich mit der strackſten verti-

calen Richtung noch das verborgenste Spiralbestreben vor die Augen gebracht. Vielleicht gelänge es durch genauere, auch wohl mikroskopische Behandlung das Verflechten der Vertical- und Spiral-Textur näher kennen zu lernen.

Ein glückliches Beispiel wie beide Systeme, mit denen wir uns beschäftigen, sich nebeneinander höchst bedeutend entwickeln, gibt uns die Valisneria, wie wir solche aus den neuesten Untersuchungen des Custoden am königlichen botanischen Garten zu Mantua, Paulo Barbieri, kennen lernen. Wir geben seinen Aufsatz auszugsweise übersetzt, mit unsern eingeschalteten und angefügten Bemerkungen, insofern wir den beabsichtigten Zwecken dadurch näher zu treten hoffen.

Die Valisneria wurzelt im Grunde eines nicht allzutiefen stehenden Wassers, sie blüht in den Monaten Junn, Julx und August, und zwar in getrennten Geschlechtern. Das männliche Individuum zeigt sich auf einem grad aufstrebenden Schaft, welcher, sobald er die Oberfläche des Wassers erreicht, an seiner Spitze eine vierblättrige (vielleicht dreyblättrige) Scheide bildet, worin sich die Fruchtwerkzeuge angeheftet an einem konischen Kolben befinden.

Wenn die Stamina noch nicht genugsam entwickelt sind, so ist die Hälfte der Scheide leer, und beobachtet man sie alsdann mikroskopisch, so findet man, daß die innere Feuchtigkeit sich regt, um das Wachsthum der

Scheide zu befördern, und zu gleicher Zeit im Stiele sich kreisförmig bewegend zum Kolben, der die Stamina trägt, hinaufstrebt, wodurch Wachsthum und Ausdehnung des Kolbens zugleich mit dem Wachsthum der Befruchtungs-Werkzeuge erzweckt wird.

Durch diese Zunahme des Kolbens jedoch ist die Scheide nicht mehr hinreichend die Stamina zu umhüllen; sie theilt sich daher in vier Theile, und die Fruchtwerkzeuge, sich von dem Kolben zu Tausenden ablösend, verbreiten sich schwimmend auf dem Wasser, anzusehen wie silberweiße Flocken, welche sich nach dem weiblichen Individuum gleichsam bemühen und bestreben. Dieses aber steigt aus dem Grunde der Wasser, indem die Federkraft seines spiralen Stängels nachläßt, und erhöhet sodann auf der Oberfläche eine dreigetheilte Krone, worin man drey Narben bemerkt. Die auf dem Wasser schwimmenden Flocken streuen ihren Staminalstaub gegen jene Stigmen und befruchten sie; ist dieses geleistet, so zieht sich der Spiralstängel des Weibchens unter das Wasser zurück, wo nun die Samen, in einer cylindrischen Capsel enthalten, zur endlichen Reife gelangen.

Alle die Autoren welche von der Valisneria gesprochen haben, erzählten die Art der Befruchtung auf verschiedene Weise. Sie sagten, der ganze Complex der männlichen Blume löse sich los von dem kurzen unter dem Wasser beharrlichen Stängel, von welchem er sich durch heftige Bewegung absondere und befreie. Unser

Beobachter versuchte Knospen der männlichen Blumen von ihrem Stängel abzulösen und fand daß keine auf dem Wasser hin und wieder schwamm, daß alle vielmehr zu Grund sanken. Von größerer Bedeutung aber ist die Structur, wodurch der Stängel mit der Blume verbunden wird. Hier ist keine Articulation zu sehen, welche sich doch bei allen Pflanzenorganen findet, die sich trennen lassen. Derselbe Beobachter untersuchte die silberweißen Flocken und erkannte sie als eigentliche Antheren; indem er den Kolben leer von allen solchen Gefäßen fand, so bemerkte er an denselben zarte Fäden, worau noch einige Antheren befestigt waren, die auf einem kleinen dreygetheilten Discus ruhten, welches gewiß die dreygetheilten Corollen sind, worin die Antheren eingeschlossen waren.

Indem wir nun dieses merkwürdige, vielleicht an anderen Pflanzen sich wiederholende Beispiel der Betrachtung nachdenkender Naturforscher empfehlen, so können wir nicht unterlassen diese augenfällige Erscheinung, einiges wiederholend, ferner zu besprechen.

Die Verticaltendenz ist hier dem männlichen Individuum eigen; der Stängel steigt ohne weiteres gerade in die Höhe, und wie er die Oberfläche des Wassers erreicht, entwickelt sich unmittelbar die Scheide aus dem Stängel selbst, genau mit ihm verbunden, und hüllt den Kolben ein, nach Analogie der Calla und ähnlicher.

Gefühle seyen; ich aber fuhr fort: du hast das Herz eines Liebhabers in dein Netz gefangen, wie Seidon. Wir gingen gerne mit dir um, aber du bist gegen uns, wie Seidon gegen Amran, abgeneigt und feindlich. Er aber antwortete mir mit einiger bescheidenen Verlegenheit in Versen aus meinen eignen Gedichten und ich hatte den Vortheil ihm auf eben die Weise das allerschönste sagen zu können, und so lebten wir einige Tage in anmuthigen Unterhaltungen. Als aber der Hof sich wieder zur Reise beschickt und wir willens waren den Morgen früh aufzubrechen, sagte einer von unsern Gefährten zu ihm: das ist Saadi selbst nach dem du gefragt hast.

Der Knabe kam eilend gelaufen, stellte sich mit aller Ehrerbietung gar freundlich gegen mir an und wünschte, daß er mich doch eher gekannt hätte, und sprach: warum hast du diese Tage her mir nicht offenbaren und sagen wollen, ich bin Saadi, damit ich dir gebührende Ehre nach meinem Vermögen anthun und meine Dienste vor deinen Füßen demüthigen können. Aber ich antwortete: indem ich dich ansah, konnte ich das Wort, ich bin's, nicht aus mir bringen, mein Herz brach auf gegen dir als eine Rose, die zu blühen beginnt. Er sprach ferner, ob es denn nicht möglich wäre, daß ich noch etliche Tage daselbst verharrte, damit er etwas von mir in Kunst und Wissenschaft lernen könnte; aber ich antwortete: es kann

Wir werden dadurch das Mährchen los von einem Gelenke, das ganz unnatürlich zwiſchen dem Stängel und der Blume angebracht, ihr die Möglichkeit verſchaffen ſollte ſich abzulöſen und lüſtern auf die Freithe zu gehen. An Luft und Licht und ihren Einflüſſen entwickelt ſich erſt die männliche Blüthe, aber feſt mit ihrem Stängel verbunden; die Antheren ſpringen von ihren Stielchen und ſchwimmen luſtig auf dem Waſſer umher. Indeſſen mildert der Spiralſtängel des Weibchens ſeine Federkraft, die Blume erreicht die Oberfläche des Waſſers, entfaltet ſich und nimmt den befruchtenden Einfluß auf. Die bedeutende Veränderung, welche nach der Befruchtung in allen Pflanzen vorgeht, und welche immer etwas auf Erſtarrung hindeutet, wirkt auch hier. Die Spiralität des Stängels wird angeſtrengt, und dieſer bewegt ſich wieder zurück, wie er gekommen iſt, worauf denn der Samen zur Reife gedeiht.

Gedenken wir an jenes Gleichniß, das wir oben von Stab und Convolvel gewagt haben, gehen wir einen Schritt weiter und vergegenwärtigen uns die Rebe, die ſich um den Ulmbaum ſchlingt, ſo ſehen wir hier das Weibliche und Männliche, das Bedürftige, das Gewährende, neben einander in verticaler und ſpiraler Richtung, von der Natur unſern Betrachtungen empfohlen.

Kehren wir nun in's Allgemeinſte zurück und erin-

nern an das was wir gleich Anfangs aufſtellten: das vertical- ſo wie das ſpiralſtrebende Syſtem ſey in der lebendigen Pflanze auf's innigſte verbunden; ſehen wir nun hier jenes als entſchieden männlich, dieſes als entſchieden weiblich ſich erweiſen: ſo können wir uns die ganze Vegetation von der Wurzel auf Androgyniſch ingeheim verbunden vorſtellen; worauf denn in Verfolg der Wandlungen des Wachsthums, die beiden Syſteme ſich im offenbaren Gegenſatz auseinander ſondern, und ſich entſchieden gegeneinander über ſtellen, um ſich in einem höhern Sinne wieder zu vereinigen.

Weimar, im Herbſt 1831.

Osteologie.

Freudig war, vor vielen Jahren,
Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechselnd, fest sich haltend,
Nah und fern und fern und nah;
So gestaltend, umgestaltend. —
Zum Erstaunen bin ich da.

Dem Menschen
wie den Thieren
ist ein
Zwischenknochen der obern Kinnlade
zuzuschreiben.

Jena, 1786.

Einige Versuche osteologischer Zeichnungen sind hier in der Absicht zusammen geheftet worden, um Kennern und Freunden vergleichender Zergliederungskunde eine kleine Entdeckung vorzulegen, die ich glaube gemacht zu haben.

Bei Thierschädeln fällt es gar leicht in die Augen, daß die obere Kinnlade aus mehr als einem Paar Knochen bestehet. Ihr vorderer Theil wird durch sehr sichtbare Näthe und Harmonien mit dem hintern Theile verbunden und macht ein Paar besondere Knochen aus.

Dieser vorderen Abtheilung der oberen Kinnlade ist der Name Os intermaxillare gegeben worden. Die Al-

ten kannten schon diesen Knochen *) und neuerdings ist er besonders merkwürdig geworden, da man ihn als ein Unterscheidungszeichen zwischen dem Affen und Menschen angegeben. Man hat ihn jenem Geschlechte zugeschrieben, diesem abgeläugnet, **) und wenn in natürlichen Dingen nicht der Augenschein überwiese, so würde ich schüchtern seyn aufzutreten und zu sagen, daß sich diese Knochenabtheilung gleichfalls bei dem Menschen finde.

Ich will mich so kurz als möglich fassen, weil durch bloßes Anschauen und Vergleichen mehrerer Schädel eine ohnedieß sehr einfache Behauptung geschwinde beurtheilt werden kann.

Der Knochen von welchem ich rede hat seinen Namen daher erhalten, daß er sich zwischen die beiden Hauptknochen der obern Kinnlade hinein schiebt. Er ist selbst aus zwey Stücken zusammengesetzt, die in der Mitte des Gesichtes an einander stoßen.

Er ist bei verschiedenen Thieren von sehr verschiedener Gestalt und verändert, je nachdem er sich vorwärts streckt oder sich zurückzieht, sehr merklich die Bildung. Sein vorderster, breitester und stärkster Theil, dem ich den Namen des Körpers gegeben, ist nach der Art des Fut-

*) Galenus Lib. de ossibus. Cap. III.

**) Campers sämmtliche kleinere Schriften, herausgegeben von Herbell. Ersten Bandes zweytes Stück. S. 93 und 94.

Blumenbach de varietate generis humani nativa, pag. 33.

ters eingerichtet, das die Natur dem Thiere beſtimmt hat: denn es muß ſeine Speiſe mit dieſem Theile zuerſt anfaſſen, ergreifen, abrupfen, abnagen, zerſchneiden, ſie auf eine oder andere Weiſe ſich zueignen; deßwegen iſt er bald flach und mit Knorpeln verſehen, bald mit ſtumpfern oder ſchärfern Schneidezähnen gewaffnet, oder erhält eine andere, der Nahrung gemäße Geſtalt.

Durch einen Fortſatz an der Seite verbindet er ſich aufwärts mit der obern Kinnlade, dem Naſenknochen und manchmal mit dem Stirnbeine.

Innwärts, von dem erſten Schneidezahn oder von dem Orte aus den er einnehmen ſollte, begibt ſich ein Stachel oder eine Spina hinterwärts, legt ſich auf den Gaumenfortſatz der oberen Kinnlade an und bildet ſelbſt eine Rinne, worin der untere und vordere Theil des Vomers oder Pflugſcharbeins ſich einſchiebt. Durch dieſe Spina, den Seitentheil des Körpers dieſes Zwiſchenknochens, und den vordern Theil des Gaumenfortſatzes der obern Kinnlade werden die Canäle (Canales incisivi oder naso-palatini) gebildet, durch welche kleine Blutgefäße und Nervenzweige des zweyten Aſtes des fünften Paares gehen.

Deutlich zeigen ſich dieſe drey Theile mit Einem Blicke an einem Pferdeſchädel auf der erſten Tafel.

A) Corpus.

B) Apophysis maxillaris.

C) Apophysis palatina.

An dieſen Haupttheilen ſind wieder viele Unterabtheilungen zu bemerken und zu beſchreiben. Eine lateiniſche Terminologie, die ich mit Beihülfe des Herrn Hofrath Loder verfertiget habe und hier beilege, wird dabei zum Leitfaden dienen können. Es hatte ſolche viele Schwierigkeiten, wenn ſie auf alle Thiere paſſen ſollte. Da bei dem einen gewiſſe Theile ſich ſehr zurückziehen, zuſammenfließen und bei andern gar verſchwinden; ſo wird auch gewiß, wenn man mehr in's Feinere gehen wollte, dieſe Tafel noch manche Verbeſſerung zulaſſen.

Os intermaxillare.

A. Corpus.

a. Superficies anterior,

1. Margo superior in quo Spina nasalis.
2. Margo inferior seu alveolaris.
3. Angulus inferior exterior corporis.

b. Superficies posterior, qua Os intermaxillare jungitur Apophysi palatinae Ossis maxillaris superioris.

c. Superficies lateralis exterior, qua Os intermaxillare jungitur Ossi maxillari superiori.

d. Superficies lateralis interior, qua alterum Os intermaxillare jungitur alteri.

e. Superficies superior.
Margo anterior, in quo Spina nasalis. vid. 1.

4. Margo posterior sive Ora superior canalis naso-palatini.

f. Superficies inferior.

5. Pars alveolaris.

6. Pars palatina.

7. Ora inferior canalis naso-palatini.

B. Apophysis maxillaris.

g. Superficies anterior.

h. Superficies lateralis interna.

8. Eminentia linearis.

i. Superficies lateralis externa.

k. Margo exterior.

l. Margo interior.

m. Margo posterior.

n. Angulus apophyseos maxillaris.

C. Apophysis palatina.

o. Extremitas anterior.

p. Extremitas posterior.

q. Superficies superior.

r. Superficies inferior.

s. Superficies lateralis interna.

t. Superficies lateralis externa.

Die Buchſtaben und Zahlen, durch welche auf vorſtehender Tafel die Theile bezeichnet werden, ſind bei den Umriſſen und einigen Figuren gleichfalls angebracht. Vielleicht wird es hier und da nicht ſogleich in die Augen fallen, warum man dieſe und jene Eintheilung feſtgeſetzt

und eine oder die andere Benennung gewählt hat. Es ist nichts ohne Ursache geschehen, und wenn man mehrere Schädel durchsieht und vergleicht, so wird die Schwierigkeit deren ich oben schon gedacht noch mehr auffallen.

Ich gehe nun zu einer kurzen Anzeige der übrigen Tafeln. Uebereinstimmung und Deutlichkeit der Figuren wird mich einer weitläuftigen Beschreibung überheben, welche ohnedieß Personen, die mit solchen Gegenständen bekannt sind, nur unnöthig und verdrießlich seyn würde. Am meisten wünschte ich, daß meine Leser Gelegenheit haben möchten, die Schädel selbst dabei zur Hand zu nehmen.

Die IIte Tafel stellt den vorderen Theil der oberen Kinnlade des Ochsen von oben vor, ziemlich in natürlicher Größe, dessen flacher und breiter Körper keine Schneidezähne enthält.

Die IIIte Tafel das Os intermaxillare des Pferdes, und zwar n. 1 um Ein Drittel, n. 2 und 3 zur Hälfte verkleinert.

Tab. IV ist die Superficies lateralis interior ossis intermaxillaris eines Pferdes, an dem der vordere Schneidezahn ausgefallen war, und der nachschießende Zahn noch in dem hohlen Körper des Ossis intermaxillaris liegt.

Tab. V ist ein Fuchsschädel von dreyen Seiten. Die Canales naso-palatini sind hier länglich und schon besser geschlossen wie bei'm Ochsen und Pferde.

nicht seyn: denn ich sehe hier vortreffliche Leute zwischen großen Bergen sitzen, mir aber gefällt, mich vergnügt nur eine Höhle in der Welt zu haben und daselbst zu verweilen. Und als er mir darauf etwas betrübt vorkam, sprach ich: warum er sich nicht in die Stadt begebe, woselbst er sein Herz vom Bande der Traurigkeit befreien und fröhlicher leben könnte. Er antwortete: da sind zwar viel schöne und anmuthige Bilder, es ist aber auch kothig und schlüpfrig in der Stadt, daß auch wohl Elephanten gleiten und fallen könnten; und so würd' auch ich, bei Anschauung böser Exempel, nicht auf festem Fuße bleiben. Als wir so gesprochen, küßten wir uns darauf Kopf und Angesicht und nahmen unsern Abschied. Da wurde denn wahr was der Dichter sagt: Liebende sind im Scheiden dem schönen Apfel gleich; Wange die sich an Wange drückt wird vor Lust und Leben roth; die andere hingegen ist bleich wie Kummer und Krankheit."

An einem andern Orte erzählt derselbige Dichter:

„In meinen jungen Jahren pflog ich mit einem Jüngling meines Gleichen aufrichtige beständige Freundschaft. Sein Antlitz war meinen Augen die Himmelsregion, wohin wir uns, im Beten, als zu einem Magnet wenden. Seine Gesellschaft war von meines ganzen Lebens Wandel und Handel der beste Gewinn. Ich halte dafür, daß keiner unter den Menschen, (unter den Engeln möchte es allenfalls seyn,) auf der

Tab. VI. Das Os intermaxillare des Löwen von oben und unten. Man bemerke besonders bei n. 1 die Sutur, welche Apophysin palatinam maxillae superioris von dem Osse intermaxillari trennt.

Tab. VII. Superficies lateralis interior des Ossis intermaxillaris eines jungen Trichechus rosmarus, größerer Deutlichkeit wegen mit rother Farbe angelegt, zugleich mit dem größten Theile der Maxillae superioris.

Tab. VIII zeigt einen Affenschädel von vorn und von unten. Man sehe bei n. 2 wie die Sutur aus den Canalibus incisivis herauskommt, gegen den Hundszahn zuläuft, sich an seiner Alveole vorwärts wegschleicht und zwischen dem nächsten Schneidezahne und dem Hundszahne, ganz nah an diesem letzteren, durchgeht und die beiden Alveolen trennt.

Tab. IX und X sind diese Theile eines Menschenschädels.

Am sichtbarsten fällt das Os intermaxillare vom Menschen bei n. 1 in die Augen. Man sieht ganz deutlich die Sutur, die das Os intermaxillare von der Apophysi palatina maxillae superioris trennt. Sie kommt aus den Canalibus incisivis heraus, deren untere Oeffnung in ein gemeinschaftliches Loch zusammenfließt, das den Namen des Foraminis incisivi oder palatini anterioris oder gustativi führt, und verliert sich zwischen dem Hunds- und zweyten Schneidezahn.

Bei n. 2 ist es schon etwas schwerer zu bemerken,

wie dieſelbe Sutur ſich in dem Naſengrunde zeigt. Es iſt dieſe Zeichnung nicht die glücklichſte; allein an den meiſten Schädeln, beſonders jüngeren, kann man ſolche ſehr deutlich ſehen.

Jene erſte Sutur hatte ſchon Veſalius bemerkt *) und in ſeinen Figuren deutlich angegeben. Er ſagt, ſie reiche bis an die vordere Seite der Hundszähne, dringe aber nirgends ſo tief durch, daß man dafür halten könne, der obere Kinnladenknochen werde dadurch in zwey getheilt. Er weiſet, um den Galen zu erklären, der ſeine Beſchreibung bloß nach einem Thiere gemacht hatte, auf die erſte Figur pag. 46, wo er dem menſchlichen Schädel einen Hundeſchädel beigefügt hat, um den an dem Thiere gleichſam deutlicher ausgeprägten Revers der Medaille dem Leſer vor Augen zu legen. Die zweite Sutur, die ſich im Naſengrunde zeigt, aus den Canalibus naso-palatinis herauskommt und bis in die Gegend der Conchae inferioris verfolgt werden kann, hat er nicht bemerkt. Hingegen finden ſich beide in der großen Oſteologie des Albinus bezeichnet. Er nennt ſie Suturas maxillae superiori proprias.

In Cheſelden's Osteographia finden ſie ſich nicht, auch in John Hunter's Natural history of the human teeth iſt keine Spur davon zu ſehen; und dennoch

*) Veſalius de humani corporis fabrica (Basil. 1558) Libr. I. Cap. IV. Fig. II. pag. 48, 52, 53.

sind sie an einem jeden Schädel mehr oder weniger sichtbar, und wenn man aufmerksam beobachtet, ganz und gar nicht zu verkennen.

Tab. X ist ein halber Oberkiefer eines gesprengten Menschenschädels und zwar dessen inwendige Seite, durch welche beide Hälften mit einander verbunden werden. Es fehlten an dem Knochen, wornach er gezeichnet worden, zwey Vorderzähne, der Hunds- und erste Backenzahn. Ich habe sie nicht wollen suppliren lassen, besonders da das Fehlende hier von keiner Bedeutung war, vielmehr kann man das Os intermaxillare ganz frei sehen. Auf der Pictura lineari habe ich was unstreitig Os intermaxillare ist mit Roth getuscht. Man kann die Sutur von den Alveolen des Schneide- und Hundezahnes bis durch die Canäle verfolgen. Jenseits der Spinae oder Apophysi palatinae, die hier eine Art von Kamm macht, kommt sie wieder hervor und ist bis an die Eminentiam linearem sichtbar, wo sich die Conchae inferior anlegt.

Ich habe in der pictura lineari ein rothes Sternchen dahin gezeichnet.

Man halte diese Tafel gegen Tab. VII, und man wird es bewundernswürdig finden, wie die Gestalt des ossis intermaxillaris eines solchen Ungeheuers wie der Trichechus rosmarus ist, lehren muß denselben Knochen am Menschen zu erkennen und zu erklären. Auch Tab. VI n. 1 gegen Tab. IX n. 1 gehalten, zeigt die-

selbe Sutur bei'm Löwen wie bei'm Menschen auf das deutlichste. Ich sage nichts vom Affen, weil bei diesem die Uebereinstimmung zu auffallend ist.

Es wird also wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß diese Knochenabtheilung sich sowohl bei Menschen als Thieren findet, ob wir gleich nur einen Theil der Gränzen dieses Knochens an unserm Geschlechte genau bestimmen können, da die übrigen verwachsen und mit der oberen Kinnlade auf das genaueste verbunden sind. So zeigt sich an den äußern Theilen der Gesichtsknochen nicht die mindeste Sutur oder Harmonie, wodurch man auf die Muthmaßung kommen könnte, daß dieser Knochen bei dem Menschen getrennt sey.

Die Ursache scheint mir hauptsächlich darin zu liegen: dieser Knochen, der bei Thieren so außerordentlich vorgeschoben ist, zieht sich bei dem Menschen in ein sehr kleines Maß zurück. Man nehme den Schädel eines Kindes, oder Embryonen vor sich, so wird man sehen, wie die keimenden Zähne einen solchen Drang an diesen Theilen verursachen und die Beinhäutchen so spannen, daß die Natur alle Kräfte anwenden muß, um diese Theile auf das innigste zu verweben. Man halte einen Thierschädel dagegen, wo die Schneidezähne so weit vorwärts gerückt sind und der Drang sowohl gegen einander als gegen den Hundszahn nicht so stark ist. Inwendig in der Nasenhöhle verhält es sich eben so. Man kann, wie schon oben bemerkt, die Sutur des ossis intermaxillaris

aus den canalibus incisivis bis dahin verfolgen, wo die ossa turbinata oder conchae inferiores ſich anlegen. Hier wirkt alſo der Trieb des Wachsthumes dreyer verſchiedenen Knochen gegen einander und verbindet ſie genauer.

Ich bin überzeugt, daß denjenigen die dieſe Wiſſenſchaft tiefer durchſchauen, dieſer Punkt noch erklärbarer ſeyn wird. Ich habe verſchiedene Fälle, wo dieſer Knochen auch bei Thieren zum Theil oder ganz verwachſen iſt, bemerken können und es wird ſich vielleicht in der Folge mehr darüber ſagen laſſen. Auch gibt es mehrere Fälle daß Knochen, die ſich bei erwachſenen Thieren leicht trennen laſſen, ſchon bei Kindern nicht mehr abgeſondert werden können.

Die Tafeln die ich beifüge ſind meiſtens nur die erſten Verſucharbeiten eines jungen Künſtlers, der ſich unter dem Arbeiten gebeſſert hat. Es iſt eigentlich nur die dritte und ſiebente Tafel völlig nach der Camperiſchen Methode gearbeitet; doch habe ich nachher das os intermaxillare verſchiedener Thiere nach ſelbiger auf das beſtimmteſte zeichnen laſſen; und ſollte ein ſolcher Beitrag zur vergleichenden Knochenlehre den Kennern intereſſant ſeyn, ſo wäre ich nicht abgeneigt eine Folge dieſer Abbildungen in Kupfer ſtechen zu laſſen.

Bei den Cetaceis, Amphibien, Vögeln, Fiſchen, habe ich dieſen Knochen theils auch entdeckt, theils ſeine Spuren gefunden.

Die außerordentliche Mannichfaltigkeit, in der er sich an den verschiedenen Geschöpfen zeigt, verdient wirklich eine ausführliche Betrachtung und wird auch selbst Personen auffallend seyn, die an dieser so dürr scheinenden Wissenschaft sonst kein Interesse finden.

Man könnte alsdann mehr in's Einzelne gehen und bei genauer stufenweiser Vergleichung mehrerer Thiere, vom Einfachsten auf das Zusammengesetztere, vom Kleinen und Eingeengten auf das Ungeheure und Ausgedehnte fortschreiten.

Welch eine Kluft zwischen dem os intermaxillare der Schildkröte und des Elephanten! und doch läßt sich eine Reihe Formen dazwischen stellen die beide verbindet. Das was an ganzen Körpern niemand läugnet, könnte man hier an einem kleinen Theile zeigen.

Man mag die lebendigen Wirkungen der Natur im Ganzen und Großen übersehen, oder man mag die Ueberbleibsel ihrer entflohenen Geister zergliedern: sie bleibt immer gleich, immer mehr bewundernswürdig.

Auch würde die Naturgeschichte einige Bestimmungen dadurch erhalten. Da es ein Hauptkennzeichen unseres Knochens ist, daß er die Schneidezähne enthält: so müssen umgekehrt auch die Zähne die in denselben eingefügt sind als Schneidezähne gelten. Dem Trichechus rosmarus und dem Kamele hat man sie bisher abgesprochen, und ich müßte mich sehr irren, wenn man nicht jenem vier und diesem zwey zueignen könnte.

Und ſo beſchließe ich dieſen kleinen Verſuch mit dem Wunſche, daß er Kennern und Freunden der Naturlehre nicht mißfallen und mir Gelegenheit verſchaffen möge, näher mit ihnen verbunden, in dieſer reizenden Wiſſenſchaft, ſo viel es die Umſtände erlauben, weitere Fortſchritte zu thun.

Galens Büchlein von den Knochen iſt, wenn man es auch noch ſo ernſtlich angreift, für uns ſchwer zu leſen und zu nutzen; man kann ihm zwar eine ſinnliche Anſchauung nicht abläugnen; das Skelett wird zu unmittelbarer Beſichtigung vorgezeigt, aber wir vermiſſen einen durchdachten methodiſchen Vortrag. Was in eine Einleitung gehörte, ſchaltet er zwiſchen die Darſtellung ein; z. B. in wiefern man Sutur und Harmonie unterſcheiden oder für eins nehmen ſolle; er wendet ſich von der regelmäßigen Structur ſchnell zu den abweichenden; ſo hat er z. B. kaum von den Stirn- und Schädelknochen geredet, als er gleich die Difformität der Spitz- oder Kegelköpfe umſtändlich abhandelt; er wiederholt ſich in Verſchränkungen, welches bei mündlichem Vortrag, in Gegenwart des zu demonſtrirenden Körpers, wohl angehen möchte, jedoch die Einbildungskraft des Leſers verwirrt; er breitet ſich in Controverſen mit Vorfahren und Gleichzeitigen aus: denn weil man damals die Knochen partienweiſe als ein Ganzes zuſammennahm, und die Theile deſſelben durch Zahlen unterſchied, ſo konnte

man weder einig werden was man zusammenfassen, noch wie viel Theile man zählen solle; wie man sich denn auch noch ferner über Eigenschaft, Beziehung, Verwandtschaft entzweyen mochte.

Alles dieses soll die Ehrfurcht für einen außerordentlichen Mankeineswegs vermindern, sondern uns nur rechtfertigen, wenn wir so kurz als möglich das was uns hier berührt, zusammenfassen; dieses aber ist gegenwärtig nur: daß Galen bei Beschreibung des Schädels, und zwar offenbar des Menschenschädels, unsres Zwischenknochens gedenkt. Er sagt, im dritten Capitel: das Wangenbein (bei uns die obere Kinnlade) enthalte die Alveolen aller Zähne, außer der Schneidezähne; er wiederholt dasselbe im vierten, indem er spricht: die zwey großen Wangenbeine enthalten fast alle Zähne, wie wir schon gemeldet. Im fünften Capitel, bei Aufzählung der Zähne, nennt er die vier vordern als Schneidezähne, thut aber des besondern Knochens nicht Erwähnung, in welchem sie eingefügt sind. Im dritten Capitel spricht er von einer Sutur, die von der Nasenwurzel anfängt, ihren Weg an der Nase her abwärts verfolgt und zwischen dem Hundszahn und Schneidezähnen ausläuft.

Hieraus ist nun auf das deutlichste ersichtlich, daß er den Zwischenknochen gekannt und gemeint; ob er aber solchen am Menschen gesehen, wird wohl immer zweifelhaft bleiben.

Hierüber sind denn in der Folge manche Streitigkeiten

ten entſtanden, die ſich kaum in den letzten Tagen entſchieden haben; einiges zur Literargeſchichte dieſer Differenzen lege aus ältern Collectaneen hier zu.

Vesalius de humani corporis fabrica (Basil. 1555.) Lib. I, cap. IX, fig. 11, pag. 48 hat eine Zeichnung von der basi cranii von untenauf anzuſehen und auf dieſer ganz deutlich die Sutur, welche das Os intermaxillare mit dem Osse maxillari super. an der apophysi palatina des letztern Knochens verbindet, und die bei uns A c oder superficies lateralis exterior corporis, qua os intermaxillare jungitur ossi maxillari superiori, heißt. Um die von ihm angeführte Stelle deutlich zu machen, merke ich noch an, daß bei'm Veſal das os zygomaticum den Namen des ossis primi maxillae superioris, das os unguis den Namen des ossis secundi max. super., das os ethmoideum den Namen des ossis tertii max. sup., und das os maxillare superius den Namen des ossis quarti maxillae superioris führt. Die Stelle bei ihm heißt ſo:

z privatim indicatur foramen in anteriori palati sede posteriorique dentium incisoriorum regione apparens (dieß iſt nämlich der Ausgang von den canalibus naso-palatinis, wo ſie gleichſam ein orificium commune bilden): ad cujus latus interdum obscura occurrit sutura, transversim aliquousque in quarto superioris maxillae osse prorepens, et *a* insignita.

Dieſe von ihm mir *a* bezichnete ganz deutlich abge-

bildete Sutur iſt die Sutur quaest. Cap. XII. fig. 11, pag. 60 hat er ebenfalls eine ſolche Zeichnung von der basi cranii, an welcher er die foramina baseos cranii beſchrieben hat. Auch da kommt die Sutur vor, aber nicht ſo deutlich.

Leveling in ſeiner anatomiſchen Erklärung der Original-Figuren von Andreas Veſal (Ingolſtadt) 1783, hat die erſte Veſalius'ſche Figur Buch I. pag. 13. fig. 11 und erklärt pag. 14 das z und a ſo:

z das andere Gaumenloch oder Schneideloch. a eine bei dieſem Loch öfters befindliche Nath, welche vorwärts an dem Gaumen, gleich hinter den Schneidezähnen in die Quere fortläuft. Die zweyte Figur von Veſal hat Leveling pag. 16.

Die Sutur, welche Veſalius mit a bezeichnet hat, beſchreibt er Lib. I. cap. IX. p. 52 ſo: ad hujus foraminis (nämlich des canalis naso-palatini) latera interdum sutura apparet, aut potius linea, in pueris cartilagine oppleta. quae quasi ad caninorum dentium anterius latus pertingit, nusquam tamen adeo penetrans, ut hujus suturae beneficio, quartum maxillae os in plura divisum censeri queat (am Rande citirt er hier Fig. 1. canina calvaria lit. n. p. 46, wo die Sutur zwiſchen dem osse intermaxillari und den ossibus max. super., die wir mit keinem beſondern Namen bezeichnet haben und die margo exterior superficiei anterioris corporis heißen könnte, an einem Hundeſchädel deut-

Welt gewesen, der sich ihm hätte vergleichen können an Gestalt, Aufrichtigkeit und Ehre. Nachdem ich solcher Freundschaft genossen, hab' ich es verredet und es däucht mir unbillig zu seyn nach seinem Tode meine Liebe einem andern zuzuwenden. Ohngefähr gerieth sein Fuß in die Schlinge seines Verhängnisses, daß er schleunigst in's Grab mußte. Ich habe eine gute Zeit auf seinem Grabe als ein Wächter gesessen und gelegen und gar viele Trauerlieder über seinen Tod und unser Scheiden ausgesprochen, welche mir und andern noch immer rührend bleiben."

Buch der Parabeln. Obgleich die westlichen Nationen vom Reichthum des Orients sich vieles zugeeignet, so wird sich doch hier noch manches einzuernten finden, welches näher zu bezeichnen wir folgendes eröffnen.

Die Parabeln sowohl als andere Dichtarten des Orients, die sich auf Sittlichkeit beziehen, kann man in drey verschiedene Rubriken nicht ungeschickt eintheilen: in ethische, moralische und ascetische. Die ersten enthalten Ereignisse und Andeutungen, die sich auf den Menschen überhaupt und seine Zustände beziehen, ohne daß dabei ausgesprochen werde was gut oder bös sey. Dieses aber wird durch die zweyten vorzüglich herausgesetzt und dem Hörer eine vernünftige Wahl

ne parle pas ici de la séparation de cet os (de l'os maxillare supérieur) par une petite suture transversale, derriere le trou incisif, parcequ'elle ne se trouve pour l'ordinaire que dans la jeunesse et avant l'ossification achevée.

Eustachius hat in ſeinen tabulis anatomicis die Albinus edirt hat, tab. 46. fig. 2 einen Affenſchädel von vorn her anzuſehen, neben einem Menſchenſchädel gezeichnet, und bei erſtem das os intermaxillare ſehr deutlich ausgedrückt. Albinus ſagt in der Erklärung der zweyten Figur von dem osse intermaxillari des Affen, das er bezeichnet, bloß: os quod dentes incisores continet.

Sue im Traité d'Ostéologie de M. Monro hat weder die Sutur des ossis intermaxillaris an der Apophysi palatina ossis maxillaris superioris gezeichnet, noch beſchrieben.

Die Haſenſcharte, beſonders die doppelte, deutet gleichfalls auf das os incisivum: bei der einfachen ſpaltet ſich die mittlere Sutur, welche beide Seiten vereinigt, bei der doppelten trennt ſich der Zwiſchenknochen von der obern Kinnlade, und weil ſich alle Theile auf einander beziehen, ſo ſpaltet ſich zugleich die Lippe. Sieht man nun das os intermaxillare als ein abgeſondertes an, ſo begreift man, wie es, um die Cur zu bewirken, herausgekneipt werden kann, ohne daß die

obere Kinnlade beſchädigt, zerſplittert oder krankhaft afficirt werde. Die wahre Anſicht der Natur nützt jeder Praxis.

Selbſt an den Schädeln ungeborner oder junger Kinder findet ſich doch eine Spur, quasi rudimentum, des ossis intermaxillaris; je unreifer die Embryonen, deſto deutlicher. An einem hydrocephalo ſah ich zwey völlig abgeſonderte kleine Knochenkerne, und bei erwachſenen jugendlichen Köpfen iſt doch oft noch vorn am Gaum eine Sutura spuria zu merken, welche die vier incisores gleichſam vom übrigen limbus dentium abſondert.

Jac. Sylvius ſagt gar: Cranium domi habeo, in quo affabre est expressa sutura in gena superna ab osse frontis secundum nasum, per dentium caninorum alveolos, in palatum tendentem, quam praeterea aliquoties absolutissimam conspexi et spectandam auditoribus circiter 400 exhibui; und, um ſeinen armen Galen gegen Veſal zu retten, glaubt er: vor Alters hätten die Menſchen alle ein ſeparates os intermaxillare gehabt, das ſich nach der Hand, durch Debauchen und zunehmenden Luxus der Nachwelt, verloren. Das iſt zwar arg, aber noch ärger iſt daß Ren. Hener in apologia, aus der ganz alten Geſchichte umſtändlich und mühſelig erweiſt: die alten Römer hätten damals eben ſo liederlich gelebt, als

die jetzige Welt. Er führt zu dem Behuf alle römischen Leges sumtuarias an.

Ueber die vel quasi Spur eines rudimenti ossis intermaxillaris bei Foetibus habe ich mich wohl nicht deutlich genug ausgedrückt. Auf der Außenseite (im Gesicht) ist sie nicht leicht merklich. Aber unten am Gaum und bei einzelnen ossib. maxill., auch an der einen Nasenfläche bald mehr bald minder kenntlich. Zuweilen erhalten sich die Vestigia am Gaum auch noch bei Adolescentibus und in einem schönen Hydrocephalo ist es von der einen Seite (aber freilich praeter naturam) ganz separat, als ein einzelnes Knöchelchen. Fallopius beschreibt es Obs. anat. p. 35.b Dissentio ab iis qui publice testantur reperiri suturam sub palato per transversum ad utrumque caninum pertinentem, quae in pueris pateat, in adultis vero ita obliteretur, ut nullum ipsius relinquatur vestigium. Nam reperio hanc divisionem vel rimam potius esse quam suturam, cum os ab osse non separetur, neque in exterioribus appareat.

Dem widerspricht der bärbeißige Eustach. Ossium exam. p. 194 sq. die Sutur sey auch in Erwachsenen da: et palatum supra infraque dirimit. Aber er scheint Fallopium nicht zu verstehen oder nicht verstehen zu wollen, und von der Harmonia zwischen parte

palatina ossis maxillaris und den ossibus palati ſelbſt zu ſprechen.

Albinus icon. oss. fetus p. 36. os maxillare superius in parrulis saepe inveni constans ex aliquot frustulis, quae tamen cito confluunt in os unum. tab. V. f. 33.m fissura quae palatum ex transverso secat, pone dentes incisores; abiens deinde in suturae speciem.

Und ſelbſt bei Adultis in Tab. ossium t. 1. 2. f. 1.b Sutura ossis maxillaris propria. Aber wie geſagt, es iſt noch himmelweit vom wahren osse intermaxillari verſchieden; etwa wie membrana semilunaris oculi humani von membrana nictitans des Kibitz, der ſie erſtaunlich groß hat.

Vorſtehende Auszüge aus alten und neuen Schriften, auch aus brieflichen Mittheilungen lebender Naturfreunde, geben uns ein auffallendes Beiſpiel, wie dieſelbe Sache von mehr als Einer Seite betrachtet, und etwas das in Zweifel ſchwebt ſo gut bejaht als verneint werden kann. Was uns betrifft, ſo ſind wir völlig beruhigt, wenn wir eine vieljährige fruchtbare Ueberzeugung zum Schluſſe nochmals wiederholen: dem Menſchen wie den Thieren ſey ein Zwiſchenknochen der obern Kinnlade zuzuſchreiben.

Jena 1819.

Die beiden nach vieljährigem Zaudern mitgetheilten Aufsätze, so wie die darauf folgenden Literar-Notizen, wurden abgedruckt wie sie sich in den Papieren gefunden; nun bleibt zu besserem Verständniß noch einiges zu sagen übrig, welches in verschiedenen Abtheilungen geschehen soll.

I. Erste Anregung zu diesen Studien, durch Versetzung des Weimarischen Kunst- und Naturalien-Cabinets nach Jena. Naturwissenschaftliche Anstalten daselbst; wissenschaftliches und praktisches Bemühen, unausgesetzte, folgerechte Behandlung.

II. Entschuldigung wegen fehlender Zeichnungen bei'm zweyten Aufsatz; wie es damit ergangen, und von den Mitteln diesen Mangel zu ersetzen.

III. Von schriftlichen ausführlichen Beschreibungen und was daraus erfolgt.

IV. Später, verneinender Nachklang zu Ende des Jahrhunderts.

V. Wie man im Bearbeiten des Hauptschema weiter verfahren.

VI. Wie man verschiedene einzelne Theile in Wirklichkeit parallel gestellt.

VII. Probeblatt einer Tabelle, um die osteologischen Erfahrungen gleich methodisch einzutragen und zweckmäßig zu sammeln.

VIII. Inwiefern von den Wirbelknochen die Schädel-

knochen abzuleiten seyen, und auch Gestalt und Function dorther zu erklären seyn möchte?

I.

Die Weimarische Kunstkammer, vom Herzog Wilhelm Ernst im Jahre 1700 angelegt, enthielt unter andern Merkwürdigkeiten, auch manche bedeutende Naturseltenheit. Wie das Erstaunen immer den ersten Reiz zur Wissenschaft gibt, so war damals das Interesse an der Thiergeschichte durch das Seltsam-Ungeheure erregt. Dieser Neigung verdanken wir die Grundlage und auffallend merkwürdige Körper unseres osteologischen Museums.

Und so drangen dergleichen Gegenstände gar bald in das Mittelland, da man kaum funfzig Jahre vorher erst in den Küstenländern, nachdem man sich mit Gold, Gewürz und Elfenbein überfüllt hatte, auch in naturhistorischem Sinne anfing, obgleich noch sehr verworren und unvollständig, fremde Naturproducte zu sammeln und aufzubewahren.

Wir besitzen einen völlig ausgewachsenen, wohl erhaltenen Elephanten-Schädel, zugleich mit der Unterkinnlade und einigen einzelnen Eckzähnen.

Die zu einer stumpfen Säule zusammengewachsenen Halswirbelknochen des Wallfisches, auch Schulterblätter des Ungeheuers, mit Schiffen bemahlt, um das Wundersame dieser breiten Knochenfläche zu erhö-

hen. Ferner sieht man zwei Rippen und eine Unterkinnlade des Riesenhauptes; sie hat eine Länge von zwey und zwanzig Leipziger Fuß, wornach man die Größe des Thiers ermessen kann.

Große Schildkröten-Decken hatte man anzuschaffen auch nicht verfehlt; sodann richtete sich die Aufmerksamkeit auf andere thierische Theile, merkwürdig durch Abweichung und Umbildung solcher Gestalten, die uns gewöhnlich umgeben; Antilopenhörner aller Art und Verwandtschaft; ferner die langen, vorwärts gesenkten spitzen Hörner des indischen Büffels, welche uns durch Capitain Thomas Williamson's indische Jagdstücke erst recht merkwürdig geworden. Alles dieses, nebst manchen andern Dingen, als einem Krokodil, einer Riesenschlange u. s. f., wurden nach Jena gebracht, als bedeutender Grund einer größern Sammlung.

Die Vermehrung geschah nach und nach, indem die Skelette von Haus-, Feld- und Waldthieren der Umgegend angeschafft wurden. Die Geschicklichkeit des Custos Dürrbaum, der sich mit dergleichen Dingen gern beschäftigte, förderte die Anstalt in kurzer Zeit.

Da nach Entfernung des von Loderischen Cabinets sogleich Anstalt getroffen wurde eine künftig bleibende Sammlung in demselben Lokal einzurichten, so geschah dieses durch die Sorgfalt der Herren Ackermann und Fuchs, welche sich der Geschicklichkeit des

Prosectors Homburg zu diesem Zweck zu bedienen wußten, indem sie neben der menschlichen Anatomie auch manches für Thierzergliederung Bedeutende zugleich mit ausarbeiten ließen.

Bisher hatten alle fremden und einheimischen Knochenpräparate in dem zoologischen Cabinet, neben ausgestopften und in Spiritus aufbewahrten Geschöpfen, Platz genommen; bei wachsender Menge jedoch fand sich Gelegenheit einen großen Saal einzurichten, welcher jetzt fast wieder zu klein scheint: denn durch immer wirkende Sorgfalt Ihro k. H. des Großherzogs von Sachsen-Weimar und Eisenach wurde, was von vorzüglich gebildeten Pferden dem fürstlichen Stalle, oder von bedeutenden seltenen Hausthieren den ökonomischen Anstalten verloren ging, für Wissenschaft zum Vortheil verwendet und die Skelette zu genannter Anstalt eingebracht; nicht weniger was den mit Thieren herumziehenden Fremden hie und da verunglückte, sowohl in der Nähe als auch aus der Ferne herbeigeschafft: wie denn einst, bei großer Kälte, ein zu Nürnberg verendeter Tiger, mit der fahrenden Post, stark gefroren anlangte und noch jetzt, ausgestopft und skelettirt, unsern Museen zu vorzüglichem Schmuck gereicht.

In der neuesten Zeit jedoch brachte Ihro k. Hoh. Aufenthalt in Wien, wie andern Anstalten, also auch den unsrigen die bedeutendsten Vortheile. Herr Director von Schreibers ward unserm Vorhaben ge-

neigt und dieſer eben ſo kenntnißreiche als thätige und gefällige Freund hat nicht aufgehört uns mit den wünſchenswertheſten Körpern zu verſehen. Wir verdanken ihm die Skelette der Gemſe, des Bibers und Känguru; den Strauß und Reiher, die Gehörwerkzeuge mehrerer Vögel, wie ſolche in Wien auf das netteſte ausgearbeitet werden; die Skelette der Eidechſe im Ganzen und in die kleinſten Theile geſondert, ſo wie der Schildkröte; unzählige Einzelnheiten und alle bedeutend und unterrichtend.

Der Gebrauch dieſer Sammlungen war, ſogleich von ihrer erſten Einrichtung an, bei Vorleſungen über menſchliche Anatomie eingeleitet; weil auf die ſich immer mehr ausbildende Zootomie nothwendig Rückſicht genommen werden mußte. Auch ich von meiner Seite verfehlte nicht belehrende Exemplare und Präparate um mich zu ſammeln; in manchem Sinn zerſägte und zerſplitterte Schädel und andere Knochen, um ſowohl vorſätzliche als zufällige Einſicht in den innern Bau des wichtigen Knochengebäudes zu erlangen.

Die eigentliche Beſtimmung aber der, ſowohl zu meinem eignen beſondern, als zum öffentlichen und allgemeinen Zweck verſammelten Gegenſtände ward erſt erfüllt, als nach allgemeinen Wünſchen und längſt tief gefühltem Bedürfniß die Einrichtung einer Veterinär-Schule beliebt wurde. Herr Profeſſor Renner ward berufen und trat ſein Amt an, ehe noch die nöthige Einrichtung ge-

vorbereitet. Die dritte hingegen fügt noch eine entschiedene Nöthigung hinzu: die sittliche Anregung wird Gebot und Gesetz. Diesen läßt sich eine vierte anfügen: sie stellen die wunderbaren Führungen und Fügungen dar, die aus unerforschlichen unbegreiflichen Rathschlüssen Gottes hervorgehen; lehren und bestätigen den eigentlichen Islam, die unbedingte Ergebung in den Willen Gottes, die Ueberzeugung, daß niemand seinem einmal bestimmten Loose ausweichen könne. Will man noch eine fünfte hinzuthun, welche man die mystische nennen müßte: sie treibt den Menschen aus dem vorhergehenden Zustand, der noch immer ängstlich und drückend bleibt, zur Vereinigung mit Gott schon in diesem Leben und zur vorläufigen Entsagung derjenigen Güter, deren allenfallsiger Verlust uns schmerzen könnte. Sondert man die verschiedenen Zwecke bei allen bildlichen Darstellungen des Orients, so hat man schon viel gewonnen, indem man sich sonst in Vermischung derselben immer gehindert fühlt, bald eine Nutzanwendung sucht, wo keine ist, dann aber eine tieferliegende Bedeutung übersieht. Auffallende Beispiele sämmtlicher Arten zu geben, müßte das Buch der Parabeln interessant und lehrreich machen. Wohin die von uns dießmal vorgetragenen zu ordnen seyn möchten, wird dem einsichtigen Leser überlassen.

macht werden konnte, und nun sah ich mit Vergnügen meine sonstigen, bisher unter Staub und Moder beseitigten Präparate wieder lebendig und nützlich werden und meine Anfänge den Anfängen einer höchst bedeutenden Anstalt zu Gute kommen. Eine obgleich unterbrochene, doch nie getilgte Thätigkeit fand hierin ihre angemessenste Belohnung: denn bei jedem redlichen, ernstlichen Handeln, wenn auch Anfangs Zweck und Beruf zweifelhaft scheinen sollten, finden sich beide zuletzt klar und erfüllt. Jedes reine Bemühen ist auch ein Lebendiges, Zweck sein selbst, fördernd ohne Ziel, nützend wie man es nicht voraussehen konnte.

Und von diesen vielfachen und in einander greifenden Anstalten sey noch so viel gesagt: Für die Veterinär-Schule, für eine so weit aussehende Unternehmung, wurde ein hinreichendes Local, der sogenannte Heinrichsberg, angekauft, die nöthigen Baulichkeiten besorgt, und da glücklicherweise, unter Anleitung des Herrn Hofrath Fuchs, sich ein junger Mann Namens Schröter herangebildet hatte und sich im Besitz der nöthigen Eigenschaften eines Prosectors befand; so ist, bei unermüdlicher Direction des Vorstehers, schon jetzt auf dem Heinrichsberge gleichfalls ein zootomisches Cabinet der übrigen Systeme des Thierkörpers, in Bezug auf jenes osteologische, im glücklichen Werden und Gedeihen; die Hauptpräparate zu didaktischen Zwecken sind, sorgfältig ausgeführt, vorhanden.

Es unterscheiden sich also in Jena drey Museen, deren Inhalt, nach ihrer successiven, gewissermaßen zufälligen Entstehung, nicht streng abgetheilt ist; sie greifen aber dergestalt in einander, daß sowohl Directoren als Custoden sich wechselsweise, bei vorkommenden wissenschaftlichen Bedürfnissen, an Handen gehen und das Nöthige einander mittheilen. Das eine Cabinet jedoch enthält vorzüglich menschliche Anatomie, das zweyte thierische Osteologie, beide befinden sich innerhalb der Räume des fürstlichen Schlosses; das dritte, bei der Veterinär-Schule, enthält, was sich Osteologisches vorzüglich auf Hausthiere bezieht, auch die übrigen Systeme des thierischen Körpers, Muskeln, Arterien, Venen, Lymphatisches, Nerven u. s. w.

II.

Als ich mich zu Anfang der achtziger Jahre, unter Hofrath Loders Anleitung und Belehrung, viel mit Anatomie beschäftigte, war mir die Idee der Pflanzenmetamorphose noch nicht aufgegangen; allein ich arbeitete eifrig auf einen allgemeinen Knochen-Typus los und mußte deßhalb annehmen: daß alle Abtheilungen des Geschöpfes, im Einzelnen wie im Ganzen, bei allen Thieren aufzufinden seyn möchten, weil ja auf dieser Voraussetzung die schon längst eingeleitete vergleichende Anatomie beruht. Hier trat nun der seltsame Fall ein, daß man den Unterschied zwischen Affen und Menschen darin

finden wollte, daß man jenem ein os intermaxillare, diesem aber keines zuschrieb; da nun aber genannter Theil darum hauptsächlich merkwürdig ist, weil die oberen Schneidezähne darin gefaßt sind, so war nicht begreiflich, wie der Mensch Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln sollte, worin sie eingefugt stehen. Ich suchte daher nach Spuren desselben und fand sie gar leicht, indem die canales incisivi vorwärts die Gränze des Knochens bezeichnen, und die von da aus, nach den Seiten zu, auslaufenden Suturen gar wohl auf eine Absonderung der maxilla superior hindeuten. Loder gedenkt dieser Beobachtung in seinem anatomischen Handbuch 1788 S. 89, und man dünkte sich viel bei dieser Entdeckung. Umrisse wurden gemacht, die das Behauptete klar vor Augen bringen sollten, jene kurze Abhandlung dazu geschrieben, in's Lateinische übersetzt und Campern mitgetheilt; und zwar Format und Schrift so anständig daß sie der treffliche Mann mit einiger Verwunderung aufnahm, Arbeit und Bemühung lobte, sich freundlich erwies, aber nach wie vor versicherte: der Mensch habe kein os intermaxillare.

Nun zeugt es freilich von einer besondern Unbekanntschaft mit der Welt, von einem jugendlichen Selbstsinn, wenn ein laienhafter Schüler den Gildemeistern zu widersprechen wagt, ja was noch thörigter ist, sie zu überzeugen gedenkt. Fortgesetzte vieljährige Versuche haben mich eines Andern belehrt, mich belehrt: daß immerfort

wiederholte Phrasen sich zuletzt zur Ueberzeugung verknöchern und die Organe des Anschauens völlig verstumpfen. Indessen ist es heilsam daß man dergleichen nicht allzu zeitig erfährt, weil sonst jugendlicher Frei- und Wahrheitssinn durch Mißmuth gelähmt würde. Sonderbar schien es daß nicht nur die Meister auf dieser Redensart beharrten, sondern auch gleichzeitige Mitarbeiter sich zu diesem Credo bequemten.

Wir dürfen indessen nicht ermangeln das Andenken eines jungen geschickten Zeichners, Namens Waitz, zu erneuern, der, in dergleichen Arbeiten geübt, sowohl Umrisse als ausgeführte Nachbildungen fortsetzte, indem wir entschlossen waren kleine Abhandlungen dieser Art, die etwas Bedeutendes im anatomischen Felde berühren und erregen sollten, mit sorgfältigen Kupfern drucken zu lassen. Hier sollte der bestrittene Knochen von seiner größten Einfalt und Schwäche bis zu seiner Gedrängtheit und Kraft in einer reinen Folge dargestellt werden, und wie er sich zuletzt im edelsten Geschöpfe, dem Menschen, aus Furcht thierische Gefräßigkeit zu verrathen, schamhaft verberge.

Was aber von Zeichnungen jener Zeit übrig geblieben, werde zunächst bemerkt. Da man von dem Einfachsten zum Zusammengesetzteren, vom Schwächeren zum Stärkeren überzugehen die Absicht hatte, so wählte man zuerst das Reh, wo der fragliche Knochen schwach, bügelartig und zahnlos erscheint; man ging zum Ochsen über, wo

er

er sich verstärkt, verflächt und verbreitet. Das Kamel war seiner Zweydeutigkeit wegen merkwürdig, das Pferd entschiedener, in Absicht der Schneidezähne, der Eckzahn klein. Dieser ist groß und stark am Schweine, monstros an Sus babirussa, und doch behauptet überall der Zwischenknochen seine vollkommenen Rechte. Am Löwen vollgedrängt und körperhaft, mächtig durch sechs Zähne: stumpfer am Bären; vorgestreckter am Wolf; das Wallroß, wegen seiner perpendicularen Gesichtslinie, wird dem Menschen ähnlich, der Affe erhebt sich noch mehr, wenn er schon artenweise in die Bestie zurücktritt, und endlich stellt der Mensch sich ein, wo sich nach allem Vorgekannten diese Knocheneintheilung nicht verkennen läßt. Diese mannichfaltigen Knochengestalten hatte man zu besserer Ein- und Uebersicht meist von oben, unten und von der Seite zeichnen lassen, sie sind reinlich und deutlich schattirt, unter Rahmen und Glas gebracht und stehen in dem Jenaischen Museum einem Jeden zur Ansicht frei. Von den an obiger Sammlung fehlenden waren zum Theil schon Skizzen gemacht, andere Körper wurden angeschafft; aber der Tod des jungen Künstlers, der sich in die Sache zu fügen gewußt, und andere Zwischenfälle störten die Vollendung des Ganzen, wie man denn bei fortdauerndem Widerspruch die Lust verlor von einer so klaren und deutlichen Sache immerfort tauben Ohren zu predigen.

Was man aber unter den Jenaischen Abbildungen den

Freunden der Wissenschaft gar wohl empfehlen darf, sind vier Zeichnungen nach dem Kasseler Elephanten-Schädel, den ich durch Sömmerings Gunst und Gefälligkeit zu benutzen in den Stand gesetzt war. Dieses junge Subject, das in Deutschland sein Leben nicht fristen konnte, zeigt uns in seinen Resten die meisten Suturen, wenigstens an einer Seite unverwachsen; die Zeichnungen, und zwar des ganzen Schädels, sind nach gleichem Maßstabe verkleinert und von vier Seiten genommen, so daß man den Zusammenhang des Ganzen gar wohl daran erkennen kann, und was uns hier am meisten berührt, so spielt vor allen das os intermaxillare eine große Rolle; es schlägt sich wirklich um den Eckzahn herum, daher denn auch, bei flüchtiger Beobachtung, der Irrthum entstanden seyn mag: der ungeheure Eckzahn sey im os intermaxillare enthalten. Allein die Natur, die ihre großen Maximen nicht fahren läßt, am wenigsten in wichtigen Fällen, ließ hier eine dünne Lamelle, von der obern Kinnlade ausgehend, die Wurzel des Eckzahns umgeben, um diese organischen Uranfänge vor den Anmaßungen des Zwischenknochens zu sichern.

Zu fernerer Vergleichung ließ man den großen ausgewachsenen Elephanten-Schädel des Museums gleichfalls zeichnen, da denn sehr wunderbar auffällt: wenn bei dem jungen Subject die obere Kinnlade und das os intermaxillare schnabelartig hervorstreben, und der ganze Kopf in die Länge gezogen erscheint, dagegen am ausgewach-

senen das Ganze in ein beinahe regelmäßiges Quadrat inzuschließen ist.

Wie ernst es aber überhaupt mit diesen Arbeiten gewesen, erhellet auch daraus: daß, nach gedachten Zeichnungen, zwey Kupferplatten in klein Folio von Lips auf das sauberste gestochen worden, zum Behuf ausführlicher Abhandlungen, die man sich vorgesetzt hatte. Abdrücke davon hat man gleichfalls, Wissenschaftsfreunden zu Liebe, aufgestellt.

Nach allem diesem wird man uns verzeihen, wenn der erste Entwurf unserer Arbeit ohne die darin beschriebenen Tafeln vorgelegt worden; besonders wenn man betrachtet, daß diese edle Wissenschaft seit jener Zeit erst recht ausgebreitet und belebt ist. Kaum wird sich ein Liebhaber finden, der nicht entweder in öffentlichen Museen, oder in seiner Privatsammlung, alle diejenigen Körper und Präparate besäße, von denen hier die Rede war; sollte es aber ja daran fehlen, so kann man sich aus dem bedeutenden Werke der Craniologie des Herrn Spix auf's beste belehren, wo Abbildung und Beschreibung die Frage völlig außer Zweifel setzen.

Wir finden zuerst Seite 19 klar und unbewunden ausgesprochen: daß auch am Schädel des Menschen das os intermaxillare nicht zu läugnen sey. Ferner wird daſselbe auf den Linear-Zeichnungen beim Menschen sowohl als den Thieren mit No. 13 bezeichnet. Dadurch wäre

nun die Sache für ewig abgethan, wenn nicht der unserem Geschlecht eingeborne Widerspruchsgeist, wo nicht in der Sache, doch wenigstens in Ansicht und Wort, Anlaß zu Verneinung des anerkanntesten Wahren zu finden wüßte. In der Methode selbst des Vortrags liegt schon der Grund des Gegensatzes: wo der eine anfängt hört der andere auf, wo der eine trennt verbindet der andere, so daß zuletzt bei dem Hörer ein Schwanken entsteht, ob nicht beide recht haben? So darf auch endlich nicht unbemerkt bleiben daß, in dem Laufe des Sprechens über diesen Gegenstand, bedeutende Männer zuletzt die Frage aufwarfen: ob es denn wirklich der Mühe werth sey darauf immer wieder zurückzukommen? Sollen wir auch hierüber aufrichtig sprechen, so ist dieses Ablehnen schlimmer als Widerspruch, denn es enthält ein Verneinen des Interesse's, wodurch jedes wissenschaftliche Streben völlig aufgehoben wird.

Doch fehlte auch Aufmunterung keineswegs. So sagte Freund Sömmering in seiner Knochenlehre 1791 S. 160: „Goethe's sinnreicher Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre, daß der Zwischenknochen der Oberkinnlade dem Menschen mit den übrigen Thieren gemein sey, von 1785 mit sehr richtigen Abbildungen, verdiente öffentlich bekannt zu seyn." (Siehe auch Goethe's Werke 50ster Band Seite 222, wo mit Dank erwähnt wird, daß die mehrgedachten Tafeln in den Verhandlungen der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Na-

turforſcher zu Bonn aufgenommen worden, und zwar in der erſten Abtheilung des 15ten Bandes.)

III.

Aber nicht allein mit bildlichen Darſtellungen, ſondern auch mit wörtlichen Beſchreibungen wollte man die Arbeit ausſtatten; denn Bild und Wort wetteifern unabläſſig Naturgeſchichte näher zu beſtimmen und weiter zu verbreiten. Nun diente jenes oben aufgeſtellte Schema zur Grundlage und man beſchrieb den Zwiſchenknochen nach allen ſeinen Theilen durchaus in jener Ordnung, es mochte ein Thierſchädel vorkommen welcher wollte. Dadurch häufte ſich aber gar vieles Papier, das man bei näherer Anſicht zu einer freien und anſchaulichen Mittheilung unbrauchbar fand; hartnäckig jedoch auf dem gefaßten Vorſatz beharrend behandelte man dieß als Vorarbeit und fing an nach derſelben zwar genaue, aber fließende und dem Styl nach wohlgefälligere Beſchreibungen auszuarbeiten.

Aber alle dieſe Hartnäckigkeit führte nicht zum Ziel, indem die Arbeiten, mehrmals unterbrochen, keinen klaren Begriff gaben, wie dasjenige zu vollenden ſey, von deſſen Wahrhaftigkeit und Intereſſe man ſich ſo lebhaft überzeugt hatte. Zehn Jahre waren verfloſſen und mehr, als meine Verbindung mit Schillern mich aus dieſem wiſſenſchaftlichen Beinhaus in den freien Garten des Lebens rief. Meine Theilnahme an ſeinen Unternehmungen, an den Horen, den Muſenalmanachen, den

dramatiſchen Vorſätzen und aus mir ſelbſt hervorgerufene eigene Arbeiten, als Hermann und Dorothea, Achilleis, Cellini, eine neue Ausſicht nach Italien und endlich eine Reiſe nach der Schweiz, entfernten mich entſchieden von jenen Arbeiten und Vorarbeiten, ſo daß von der Zeit an Staub und Moder ſich über Präparaten und Papieren aufhäuften, denen ich eine fröhliche Auferſtehung an der Hand eines jüngern Freundes zu wünſchen nicht unterließ. Auch hätte ich dieſe Hoffnung wohl erfüllt geſehen, wenn nicht gleichzeitige Menſchen, oft durch Umſtände oder Eigenheiten, anſtatt mit einander zu wirken, gegen einander zu arbeiten veranlaßt würden.

IV.

Gotthelf Fiſcher, ein jüngerer Mann, der mir in dieſem Fache rühmlich bekannt war, gab im Jahr 1800 eine Schrift heraus: Ueber die verſchiedene Form des Intermarillarknochens in verſchiedenen Thieren. Seite 17 erwähnt er meine Bemühung, indem er ſpricht: „Goethens ſinnreicher Verſuch aus der Knochenlehre, daß der Zwiſchenknochen der Obermarille dem Menſchen mit den übrigen Thieren gemein ſey, iſt mir unbekannt geblieben, und ich muß beſonders bedauern, daß mir entgangen iſt, ſeine ſchönen Zeichnungen über dieſen Gegenſtand zu ſehen. Ueberhaupt wäre es zu wünſchen, daß dieſer feine Beobachter ſeine ſcharfſinnigen Ideen über die thieriſche Oekonomie, mit philoſophiſchen durchwebt, bald der gelehrten Welt mittheilen möchte.“

Buch des Parsen. Nur vielfache Ableitungen haben den Dichter verhindert die so abstract scheinende und doch so praktisch eingreifende Sonn- und Feuer-Verehrung in ihrem ganzen Umfange dichterisch darzustellen, wozu der herrlichste Stoff sich anbietet. Möge ihm gegönnt seyn, das Versäumte glücklich nachzuholen.

Buch des Paradieses. Auch diese Region des mahometanischen Glaubens hat noch viele wunderschöne Plätze, Paradiese im Paradiese, daß man sich daselbst gern ergehen, gern ansiedeln möchte. Scherz und Ernst verschlingen sich hier so lieblich in einander, und ein verklärtes Alltägliche verleiht uns Flügel zum Höheren und Höchsten zu gelangen. Und was sollte den Dichter hindern, Mahomets Wunderpferd zu besteigen und sich durch alle Himmel zu schwingen? warum sollte er nicht ehrfurchtsvoll jene heilige Nacht feyern, wo der Koran vollständig dem Propheten von obenher gebracht ward? Hier ist noch gar manches zu gewinnen.

Hätte dieser kenntnißreiche, thätige Mann nun, in Gefolg einer allgemeinen Nachricht, sich mit mir in nähere Beziehung gesetzt und sich von meinen Ueberzeugungen durchdringen können, so würde ich ihm gerne Manuscripte, Zeichnungen und Kupfer abgetreten haben und die Sache wäre schon damals in's Gleiche gekommen, anstatt daß noch mehrere Jahre hingingen ehe eine nützliche Wahrheit konnte anerkannt werden.

V.

Als, in Gefolg einer treuen und fleißigen Behandlung der Pflanzenmetamorphose, das Jahr 1790 mich mit erfreulichen und neuen Aussichten auch über thierische Organisation beglückte, wandte sich mein ganzes Bestreben gegen diesen Theil, ich fuhr unermüdet fort zu beobachten, zu denken und zu ordnen, wodurch sich die Gegenstände immer mehr vor mir aufklärten. Dem Seelenkenner wird es, ohne weiteren geschichtlichen Beleg, einleuchtend seyn: daß ich durch eine productive Leidenschaft in diese schwerste aller Aufgaben getrieben ward. Der Geist übte sich an dem würdigsten Gegenstande, indem er das Lebendige nach seinem innersten Werth zu kennen und zu zergliedern suchte; aber wie sollte ein solches Streben einen glücklichen Erfolg haben, wenn man ihm nicht seine ganze Thätigkeit hingäbe?

Da ich aber aus eignem Willen und zu eignen Zwecken in diese Region gelangt, so mußte ich mit eignen frischen Augen sehen, und da konnt' ich bald bemerken:

daß die vorzüglichsten Männer vom Handwerk wohl einmal nach Ueberzeugung aus dem herkömmlichen Gleis auf die Seite bogen, aber den eingeschlagenen Hauptweg nicht verlassen, sich auf eine neue Fahrt nicht einlassen durften, weil sie ja die gebahnte Straße und zugängliche Gegenden ihrem und anderer Vortheil gemäß zu befahren am bequemsten fanden. Gar manche andere wunderbare Entdeckung konnte mir nicht entgehen, z. B. daß man sich auch im Sonderbaren und Schwierigen gefiel, damit nur einigermaßen etwas Merkwürdiges zum Vorschein käme.

Ich aber verharrte auf meinem Vorsatz und Gang und suchte alle Vortheile ohne Rücksicht zu nutzen, die sich bei'm Absondern und Unterscheiden gern und willig darbieten und unsäglich fördern, wenn wir nur nicht zu weit gehen und zu rechter Zeit wieder zu verknüpfen wissen. Die Behandlung unserer Urväter, wie wir sie bei Galen und Vesal finden, konnte hier nicht in Betrachtung gezogen werden: denn wenn man Knochenpartien, wie sie gelegentlich auseinander fallen oder zusammenbleiben, willkürlich als ein Ganzes behandelt und die Theile dieser größeren Massen durch Zahlen unterscheidet, wer kann sich, dem Sinn und Geiste nach, nur einigermaßen gefördert finden? welche Umsicht konnte daraus erfolgen? Von dieser freilich unreifen Weise war man nach und nach abgekommen, hatte sie aber nicht aus Vorsatz, aus Maxime verlassen; deßhalb hing noch oft

zusammen was wohl nachbarlich verwachsen, aber doch nicht Theil vom Theile war, ja man verknüpfte mit wunderlichem Eigensinn was die Zeit, die doch auch wohl das Vernünftige zuläßt, geschieden hatte, wieder auf's neue.

Indem ich nun, ihrer Natur nach innerlich gleiche, in der Erscheinung aber völlig ungleiche organische Theile paralleliſiren sollte, hielt ich an dem Gedanken fest: man solle die Bestimmung jedes Theils für sich und sein Verhältniß zum Ganzen zu erforschen trachten, das eigene Recht jedes Einzelnen anerkennen und die Einwirkung auf's Uebrige zugleich im Auge behalten, wodurch denn zuletzt Nothwendiges, Nützliches und Zweckmäßiges am lebendigen Wesen müßte zum Vorschein kommen.

Man erinnert sich noch der vielen Schwierigkeiten, welchen die Demonstration des menschlichen Keilbeins ausgesetzt war, und wie man weder die Form recht zu fassen, noch die Terminologie dem Gedächtniß einzuprägen so leicht fähig gewesen; sobald man aber einsah daß es aus zwey gleichen, nur in der Form wenig von einander abweichenden Knochen zusammengesetzt sey, so vereinfachte sich alles und zugleich belebte sich das Ganze.

Gleicherweise ward man durch die verwickeltste aller Darstellungen, wodurch die Gehörwerkzeuge mit ihrer Umgebung zugleich demonstrirt werden sollten, an eine Trennung zu denken veranlaßt, welche sich bei Thieren gar wohl bewirken ließ; wo man die drei Theile, die man sonst als consolidirt und in einen Körper verschmol-

zen betrachtete, nunmehr in drey wirklich separirte und öfter sogar zu separirende Theile auseinander fallen sah.

Die untere Kinnlade betrachtete ich von dem Schädel ganz getrennt und zu den Hülfsorganen gehörig, sie ward auch deßhalb den Armen und Beinen gleich gestellt. Nun, ob sie schon bei den Mammalien nur aus zwey Theilen zu bestehen schien, führte doch ihre Gestalt, ihre merkwürdige Beugung, die Verbindung mit dem Oberhaupt, die aus ihr sich entwickelnden Zähne, auf die Vermuthung daß auch hier ein Complex einzelner Knochen zu finden sey, welche, zusammengewachsen, die merkwürdige Bildung erzeugen, die einen so wundervollen Mechanismus ausübt. Diese Vermuthung ward bestätigt durch Zergliederung eines jungen Krokodils, wobei sich zeigte, daß jede Seite aus fünf in und über einander geschobenen Knochentheilen, das Ganze also aus zehn Theilen zusammengesetzt sey. Es war belehrend und erfreulich nach den Spuren dieser Abtheilungen auch bei Mammalien zu forschen und, wie man sie mit den Augen des Geistes zu entdecken glaubte, auf manche Kinnladen in- und auswendig aufzuzeichnen und so bestimmt den Sinnen darzubringen, was vorher die Einbildungskraft zu bezeichnen und festzuhalten kaum im Stande war.

So bereitete ich mir immer mehr eine freie Uebersicht über die Natur und machte mich fähiger an jedem redli-

chen Bemühen in dieſem Fach freudig und aufrichtig Theil zu nehmen. Ich erhöhte nach und nach meinen Standpunkt zu Beurtheilung wiſſenſchaftlicher und ethiſcher Behandlung auch in dieſen Regionen menſchlicher Geſchäftigkeit.

So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir ſchon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längeren Aufenthalt in Jena beliebten. Auch bei dieſer Gelegenheit ſtrömte der Mund über wovon das Herz voll war, und ich trug die Angelegenheit meines Typus ſo oft und zudringlich vor daß man, beinahe ungeduldig, zuletzt verlangte: ich ſolle das in Schriften verfaßen was mir in Geiſt, Sinn und Gedächtniß ſo lebendig vorſchwebte. Glücklicherweiſe fand ſich zu ſelbiger Zeit ein junger, dieſen Studien geneigter Freund, Maximilian Jacobi, daſelbſt, dem ich jenen Aufſatz, ziemlich wie er noch vorliegt, aus dem Stegreif dictirte und jene Methode mit wenig Abweichung als Grundlage meiner Studien beibehielt, wenn ich ſie gleich nach und nach auf gar mancherlei Weiſe hätte modificiren können. Die drey erſten Capitel, die gegenwärtig als Entwurf daliegen, ſchrieb ich ausführlicher. Auch dieſe Bearbeitung verdiente vielleicht in der Folge mitgetheilt zu werden: denn ſollte das Meiſte gegenwärtig für Kundige überflüſſig ſeyn, ſo bedenke man daß es immer friſche Anfänger gibt, für welche ältere Anfänge immer noch neu genug ſind.

VI.

In einem so weitläufigen und unübersehlichen Felde den unmittelbaren Anblick zu vervielfältigen, bequemer, ja zudringlicher zu machen, stellte man verschiedene Theile mehrerer Thiere neben einander, aber jedesmal nach anderer Ordnung. Die Halsknochen z. B. ordnete man von den längsten bis zu den kürzesten, wodurch zugleich das Gesetz ihrer Abweichung von einander sich deutlicher offenbarte: von der Giraffe bis zum Wallfisch war ein bedeutender Weg, man verirrte sich aber nicht in Vielem, sondern man suchte die wenigen Flügelmänner, die man zu diesem Zwecke bedeutend fand. Wo die natürlichen Körper fehlten, füllte man die Lücke durch Zeichnungen. Merk hatte von der Giraffe, die sich in Haag befand und befindet, eine lobenswürdige Nachbildung geliefert.

Ingleichen wurden Arm und Hände von dem Punkt an, wo sie nur einer Säule, einer Stütze zu vergleichen sind, nur zu der nothwendigsten Bewegung geschickt, bis zur Pronation und Supination, jenem den höher gestellten Thieren gegönnten nicht genug zu bewundernden organischen Mechanismus, hingestellt.

So geschah auch mit den Beinen und Füßen von dem Punkte an, da sie als unbewegliche Tragsäulen anzusehen sind, bis dahin wo sie in die leichtesten Schwungfedern verwandelt erscheinen, ja sogar eine Vergleichung mit den Armen in Gestalt und Function zulassen. Ferner sollte

die Verlängerung des Armes und Beines bis zur engsten Verkürzung derselben, vom Affen bis zur Phoca, das Auge und den Geist zugleich befriedigen. Manches hievon ist geleistet, anderes vorbereitet, anderes zerstört und verwirrt worden. Vielleicht sehen wir unter gegenwärtiger Constellation diesen löblichen Wunsch erfüllt und bestätigt, da solche Zusammenstellungen dadurch leicht möglich werden, daß jedes Museum unvollständige Skelette besitzt, die zu diesem Gebrauch glücklich und vortheilhaft anzuwenden sind.

Gleicherweise gab es zu bedeutenden Betrachtungen Gelegenheit das os ethmoideum zu vergleichen, von da an, wo es in seiner größten Breite und Freiheit wirkt, wie bei'm Dasypus, bis dahin, wo es durch die näher an einander stehenden und in beträchtlicher Größe ausgebildeten Augenhöhlen, wie bei'm Affen, zusammengedrängt und der Raum der Nasenwurzel beinahe vernichtet wird.

Da man nun hiezu die gemachten und zu machenden Beobachtungen in einiger Ordnung aufzuzeichnen gedachte, damit solche Collectaneen näher bei der Hand und nach Bedürfniß leichter zu finden und anzuordnen seyn möchten, hat man eine Tabelle nach obgedachtem Schema entworfen und sie mit sich auf Reisen geführt und dadurch manches mit spätern Beobachtungen Uebereinstimmendes, oder durch dieselben zu Rectificirendes gewonnen, wodurch eine allgemeinere

Uebersicht erleichtert und eine künftige General-Tabelle vorbereitet wurde.

Wollte man sodann ein Thier in sich selbst vergleichen, so durfte man nur die Columne perpendicular herunter lesen; sollte die Vergleichung mit andern Thieren geschehen, so las man in horizontaler Richtung, und die Gestalten wechselten ohne Beschwerde vor unserer Einbildungskraft. Wie man dabei verfahren, mag nachstehende Probe ausweisen, wie solche an Ort und Stelle aufgenommen worden, ohne weitere Revision, deßwegen für den Inhalt nicht zu stehen ist.

Bei dieser Gelegenheit muß ich dankbar erkennen wie mir in Dresden, durch die Herren Vorsteher des Naturalien-Cabinets, große Gefälligkeit erzeigt, und meine Tabelle zu füllen die bequemste Gelegenheit gegeben worden. Früher wurden mir die Merk'schen Fossilien zu Nutze, gegenwärtig in dem reichen Großherzoglich Darmstädtischen Museum aufbewahrt; Herrn von Sömmerings schöne Sammlung hatte mir manchen Aufschluß gegeben, und durch Hülfe meiner Tabelle konnt' ich überall einzelne Merkwürdigkeiten theils zu Ausfüllung, theils zu Revision benutzen. Die höchst schätzenswerthe Sammlung des Herrn von Froriep kam leider erst zu einer Zeit nach Weimar, da ich diesen Studien schon entfremdet war, befindet sich noch daselbst, jetzt da ich von solchen früheren Lieblingsbeschäftigungen für immer Abschied nehmen muß.

(Nach S. 174.)

VII. Tabelle,

um die osteologischen Erfahrungen gleich methodisch einzutragen und zweckmäßig zu sammeln.

	Löwe.	Biber.	Dromedar.
Vertebrae, genereller Charakter und was überhaupt zu bemerken.	Sehr bestimmt in ihren Formen. Die verschiedenen Abtheilungen sehr deutlich und gesondert. Die Gradationen sanft und doch ausgesprochen.	Wie das ganze Thier unbestimmt und unproportionirt in ihren Formen.	Die Rückenwirbel gedrängt und kurz, die Halswirbel lang wie die übrigen Extremitäten des Thieres.
colli.		Im Ganzen schwach.	
1. atlas.	Breite Lateralfortsätze, tiefe cavitates glenoidales.	Beide groß verhältnißmäßig.	Klein verhältnißmäßig. Lateralfortsätze, gleichfalls schmal, wohl proportionirt. Uebermäßig lang.
2. Epistropheus.	Hoher Rückenfortsatz Proces. lat. posterior. spitz und schmal nach hinten gerichtet. Es zeigt sich eine Neigung zu flügelartigen Fortsätzen, sie entstehen von der dritten Vertebra an, indem der Proces. lat. unten einen flachen Ansatz vorwärts nach und nach gewinnt. Dieser Ansatz ist an der sechsten Vertebra am meisten ausgesprochen, verliert sich aber an der siebenten, deren Proces. lat. seitwärts steht. Alle Processus spinosi der vier letzten Halsknochen stehen seitwärts.	Der Processus spinosus ist mit dem Rückenfortsatze des Epistropheus verwachsen.	3. 4. 5. an Länge abnehmend, an Stärke gewinnend, keine Proc. spinosi, aber rauhe Erhöhungen von tendinösen Insertionen, beim fünften knopfartig; haben Proc. lateral. anterior. lang und abwärts stehend, anfangs spitz. Sie werden nach unten und hinten breiter und geben zuletzt unter den Proc. lateral. post. hinunter und bilden den Flügelfortsatz des atlas sehr ansehnlich. Dieser Knochen ist kurz und stark, hat einen kammartigen breiten Fortsatz; der 7te Wirbel kleiner, hat einen laminösen Fortsatz.
3.			
4.		Die vier übrigen schwächlich, die Proc. spin. spongiös.	
5. ꝛc.			

	Löwe.	Biber.	Dromedar.
dorsi. bis zur Mitte.	Eilfe, die vier erſten Processus spinosi ſtehen perpendiculär, die ſechs folgenden rückwärts, der eilfte perpendiculär. Der zweyte iſt der höchſte, der eilfte ſehr klein und der Schluß des Rückens wird dadurch ſicher und zierlich.	Eilfe, die vier erſten Proc. spin. klein und vorwärts gebogen, die neun folgenden faſt gleiche Höhe, der eilfte ſchon flach wie die der lumborum.	Die Mitte nicht zu beſtimmen, nach der 10ten oder 11ten, die Körper der Vertebrarum werden ſehr klein, die Proc. spin. ſehr groß. Der 4te iſt der höchſte, daher die Veranlaſſung des Höckers; die Proc. spin. haben ſeparirte ſpongiöſknochige Epiphyſen.
lumborum.	Neun, zwey haben Rippen; die Proc. spin. laminosi gehen alle vorwärts, die Proc. later. auch, beide nehmen in ſchöner Proportion wie die Wirbelknochen im Ganzen hinterwärts zu.	Achte, drey haben Rippen; die Proc. laminosi wachſen wie auch der Proc. later. nicht in ſchönen merklichen Stufen.	Neun oder achte, die Rippen betreffend nicht klar. Die Proc. lam. niedrig, die Proc. later. ſehr groß, die Körper klein.
pelvis.	Drey, vielleicht nur zwey verwachſen, ſehr ſchmal und klein; der letzte hat rückwärts fortgeſetzte Seitenfortſätze.	Viere mit perpendicularen Fortſätzen, die wahrſcheinlich oben alle verwachſen ſind, an dieſem Exemplar waren die zwey erſten abgebrochen.	Viere verwachſen.
caudae.	Vier bis fünfe mit Seitenfortſätzen, rückwärts ſtehend ohne perpendiculären Fortſatz. dreyzehn bis vierzehn in's Phalangenartige übergehend, endlich ganz Phalange. Die letzte ſehr kleine Phalange iſt mit der vorletzten verwachſen.	Eilfe, an dieſem Exemplar, das incomplet iſt, ſämmtlich mit ſehr großen Seitenfortſätzen, die nach hinten abnehmen, die fünf, ſechs erſten haben perpendiculäre Fortſätze, die übrigen Spuren davon.	Funfzehn, aus dem Beckenknochen ſehr natürlich und zierlich, mit allerley Geſtalten und Epiphyſen in's Phalangenartige übergehend. Bey'm Kamel iſt es überhaupt eben daſſelbe, nur daß bey'm Dromedar die Art und Weiſe des Geſchlechts nach ſeinem Haben und Sollen mehr bezeichnet iſt.
Sternum. vertebrae.	Achte, lang, ſchlank, ſcheinen poröſe Knochen, wenigſtens nicht feſte. Haben knorpelige Epiphyſes nach unten. Länge und Schlankheit nimmt von oben herunter ab.	Fünfe, jede anders geſtaltet; die erſte manubrienartig, die zweyte und dritte phalangenartig, die vierte hat unten breite Apophyſen, die fünfte wie die Spitze des Enſis geſtaltet, es iſt als wenn das Menſchliche ſich von weitem ſehen ließe.	Fünf bis ſechſe, die oberſte ſpitz, nach unten breiter, haben ſämmtlich knochenartige Lateralanſätze, welche den Knorpeln und Rippen entgegen gehen.

Alt-Testamentliches.

Nachdem ich mir nun mit der süßen Hoffnung geschmeichelt sowohl für den Divan als für die beigefügten Erklärungen in der Folge noch manches wirken zu können, durchlaufe ich die Vorarbeiten, die, ungenutzt und unausgeführt, in zahllosen Blättern vor mir liegen; und da find' ich denn einen Aufsatz, vor fünfundzwanzig Jahren geschrieben, auf noch ältere Papiere und Studien sich beziehend.

Aus meinen biographischen Versuchen werden sich Freunde wohl erinnern, daß ich dem ersten Buch Mosis viel Zeit und Aufmerksamkeit gewidmet, und manchen jugendlichen Tag entlang in den Paradiesen des Orients mich ergangen. Aber auch den folgenden historischen Schriften war Neigung und Fleiß zugewendet. Die vier letzten Bücher Mosis nöthigten zu pünktlichen Bemühungen, und nachstehender Aufsatz enthält die wunderlichen Resultate derselben. Mag ihm nun an dieser Stelle ein Platz gegönnt seyn. Denn wie alle unsere Wanderungen im Orient durch

VIII.

Wir wenden uns nun zu einer Angelegenheit die, wenn darin etwas zu entscheiden wäre, großen Einfluß auf alles vorher Gesagte ausüben müßte. Es entsteht nämlich, da so viel von Gestaltung und Umgestaltung gesprochen worden, die Frage: ob man denn wirklich die Schädelknochen aus Wirbelknochen ableiten und ihre anfängliche Gestalt, ungeachtet so großer und entschiedener Veränderungen, noch anerkennen solle und dürfe? Und da bekenne ich denn gerne, daß ich seit dreyßig Jahren von dieser geheimen Verwandtschaft überzeugt bin, auch Betrachtungen darüber immer fortgesetzt habe. Jedoch ein dergleichen Apperçu, ein solches Gewahrwerden, Auffassen, Vorstellen, Begriff, Idee, wie man es nennen mag, behält immerfort, man gebärde sich wie man will, eine esoterische Eigenschaft; im Ganzen läßt sich's aussprechen, aber nicht beweisen, im Einzelnen läßt sich's wohl vorzeigen, doch bringt man es nicht rund und fertig. Auch würden zwey Personen, die sich von dem Gedanken durchdrungen hätten, doch über die Anwendung desselben im Einzelnen sich schwerlich vereinigen, ja, um weiter zu gehen, dürfen wir behaupten, daß der einzelne, einsame, stille Beobachter und Naturfreund mit sich sebst nicht immer einig bleibt und einen Tag um den andern klärer oder dunkler sich zu dem problematischen Gegenstande verhält, je nachdem sich die

Geisteskraft reiner und vollkommner dabei hervorthun kann.

Ich hatte, um hier mich durch ein Gleichniß zu erklären, vor einiger Zeit Interesse genommen an Manuscripten des fünfzehnten Jahrhunderts, durchaus in Abbreviaturen verfaßt. Ob nun gleich eine solche Entzifferung niemals mein Geschäft gewesen, so ging ich doch, aufgeregt, mit Leidenschaft an die Sache und las zu meiner Verwunderung unbekannte Schriftzüge frisch weg, die mir hätten lange räthselhaft bleiben sollen. Aber diese Zufriedenheit dauerte nicht fort: denn als ich nach einiger Zeit das unterbrochene Geschäft wieder aufnahm, bemerkte ich erst daß ich irrthümlich eine Arbeit auf dem gewöhnlichen Gang der Aufmerksamkeit zu vollenden strebte, die mit Geist und Liebe, mit Licht und Freiheit begonnen war: und daß im Stillen nur darauf zu hoffen sey wie jene glücklichen Eingebungen des Augenblicks sich wieder erneuern möchten.

Finden wir solchen Unterschied bei Betrachtung alter Pergamente, deren Züge doch entschieden fixirt vor uns daliegen, wie sehr muß die Schwierigkeit sich steigern, wenn wir der Natur etwas abzugewinnen gedenken, welche, ewig beweglich, das Leben das sie verleiht nicht erkannt wissen will. Bald zieht sie in Abbreviaturen zusammen was in klarer Entwickelung gar wohl faßlich gewesen wäre, bald macht sie, durch

reihen-

reihenhafte Aufzählung weitläufiger Currentschrift, unerträgliche lange Weile; sie offenbart was sie verbarg und verbirgt was sie eben jetzt offenbarte. Und wer darf sich einer so liebevollen Schärfe, einer so bescheidenen Kühnheit rühmen, daß sie ihm gern an jeder Stelle, in jedem Augenblick zu Willen wäre?

Gelangt nun aber ein solches, aller exoterischen Behandlung durchaus widerstrebendes Problem in die bewegte, ohnehin mit sich selbst beschäftigte Welt, geschehe dieß auf eine methodisch-bescheidene oder geistreich-kühne Weise; so erfährt das Mitgetheilte gar oft eine kalte, vielleicht widerwärtige Aufnahme, und man sieht ein so zartes, geistiges Wesen gar nicht an seinem Platze. Macht aber auch ein neuer, vielleicht erneuter, einfacher, edler Gedanke einigen Eindruck; so wird er doch niemals rein, wie es zu wünschen wäre, fortgeführt und entwickelt. Erfinder und Theilnehmer, Lehrer und Schüler, Schüler unter einander, die Gegner gar nicht gerechnet, widerstreiten, verwirren, entfernen sich in vielspältiger Behandlung immer mehr und mehr, und zwar dieß alles deßwegen, weil jeder Einzelne sich das Ganze wieder kopf- und sinnrecht machen will, und es schmeichelhafter ist irrend Original zu seyn, als, die Wahrheit anerkennend, sich einer höhern Art und Weise unterzuordnen.

Wer nun, ein langes Leben hindurch, diesen Welt- und Wissensgang, so wie in der Geschichte also auch um

ſich her, bis auf den heutigen Tag beobachtet hat, ein ſolcher kennt genau jene Hinderniſſe, weiß wie und warum eine tiefe Wahrheit ſo ſchwer zu entwickeln und zu verbreiten iſt; daher mag ihm wohl zu verzeihen ſeyn, wenn er ſich nicht abermals in einen Wuſt von Widerwärtigkeiten hinein zu wagen Luſt fühlt.

Deßwegen ich denn auch nur kürzlich meine vieljährig gehegte Ueberzeugung wiederhole: daß das Oberhaupt des Säugethiers aus ſechs Wirbelknochen abzuleiten ſey. Drey gelten für das Hinterhaupt, als den Schatz des Gehirns einſchließend, und die zarten Lebensenden, fein verzweigt, in und über das Ganze und zugleich nach außen hin verſendend; drey hinwieder bilden das Vorderhaupt, gegen die Außenwelt ſich aufſchließend, ſie aufnehmend, ergreifend, erfaſſend.

Jene drey erſten ſind anerkannt:

das Hinterhauptbein,
das hintere Keilbein und
das vordere Keilbein;

die drey letzteren aber noch anzuerkennen:

das Gaumbein,
die obere Kinnlade und
der Zwiſchenknochen.

Erfreut ſich einer der vorzüglichen Männer, die ſich bisher ſchon eifrig mit dieſem Gegenſtande befaßten, der aufgeſtellten Anſicht auch nur problemsweiſe und wendet ein paar Figuren daran, um mit wenigen Zah-

len und Zeichen jeden auszumittelnden wechselseitigen Bezug und geheimes Verhältniß übersehbar zu machen; so erhielte die ohnehin nicht mehr abzuwendende Publicität sogleich eine entschiedene Richtung, und wir wagten vielleicht auch noch einiges auszusprechen über die Art und Weise solche Naturgeheimnisse zu beschauen und zu behandeln, um sie zuletzt, vielleicht allgemein faßlich, auf praktische Resultate hinzuleiten, wodurch denn Werth und Würde eines Gedankens doch endlich erst im Allgemeinen geschätzt und anerkannt werden kann.

Specimen

anatomico-pathologicum inaugurale de labii leporini congeniti naturâ et origine, auctore Constant. Nicati 1822.

„Wenn gleich die meisten Anatomen gegenwärtig nicht mehr daran zweifeln mögen, daß sich bei Embryonen ossa intermaxillaria finden (wie Goethe bereits im Jahre 1786 zu beweisen sich bemühte), so gibt es doch noch immer einige Schriftsteller, welche sich nicht davon überzeugen können; und für diese sind denn die aus treuer Naturbeobachtung entnommenen Gründe zum Beweise für die Richtigkeit jener Annahme bestimmt, die der Verfasser mit Klarheit und vollständiger Sachkenntniß anführt, auch eine genaue, durch eine instructive Zeichnung erläuterte, Beschreibung des Zwischenknochens beifügt."

(Siehe Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1823. No. 175.)

In dem vorhin Mitgetheilten habe ich die Angelegenheit des Zwischenknochens umständlich behandelt, und es sey zum Abschluß wohl aufgenommen, wenn ich eine Stelle hier einrücke, die der ganzen Sache ein Ende

macht. Merkwürdig iſt, daß hier abermals beinahe vierzig Jahre nöthig waren, um ein einfaches, zwar unſcheinbares, aber folgereiches Enunciat rein und freudig anerkannt zu ſehen. Ich habe nun über dieſen Punkt weiter nichts zu ſagen und drücke mit Vergnügen die Hoffnung aus die ich hege, von den vielfachen zu dieſem Zwecke veranſtalteten Zeichnungen einiges durch die erfreuliche Thätigkeit der angeſehenen naturforſchenden Geſellſchaft, gegenwärtig zu Bonn, wohlwollend benutzt zu finden. (S. die Anmerkung auf Seite 164—165.)

Sehr oft mußt' ich im Gange meines Lebens nicht nur von gewöhnlicher Umgebung, ſondern von bedeutenden Menſchen Vorwürfe hören, daß ich zu viel Werth und Gewicht auf dieſes oder jenes Ereigniß des Tages, auf irgend ein Vorkommen der Natur zu legen geneigt ſey. Ich konnte mich jedoch keineswegs irre machen laſſen, denn ich fühlte wohl daß ich mich auf irgend einer prägnanten Stelle befand, von wo aus gar manches zu erwarten, auch wohl zu thun ſeyn möchte, und der Erfolg hat mich nicht getäuſcht. So ging es mir mit der Halsbandgeſchichte, mit dem Zwiſchenknochen und ſo manchem Andern, bis auf die neuſten Zeiten.

Das Schädelgerüst

aus

sechs Wirbelknochen auferbaut.

Die Anerkennung des Zwischenknochens auch beim Menschen war deßhalb von so großer Bedeutung, weil zugleich die Consequenz des osteologischen Typus durch alle Gestalten hindurch zugestanden wurde. Eben so war der Aufbau des Schädelgerüstes aus Wirbelknochen, einmal zugegeben, von wichtigen Folgen, denn die Identität aller noch so entschieden geformten Einzelnheiten des Typus war hiedurch gleichfalls gesichert; hier lagen die zwey Hauptpunkte auf deren Einsicht und Anwendung bei Betrachtung organischer Naturen alles ankam.

Unter dem Titel: Bedeutende Förderniß durch ein einziges geistreiches Wort (Goethe's Werke 50 Band S. 94) steht ein Bekenntniß: wie ich erst drey, dann sechs Wirbelknochen anzuschauen und anzuerkennen veranlaßt worden. Hierin fand ich nun Hoffnung und

Aussicht auf die schönste Beruhigung, bedachte möglichst die Ausbildung dieses Gedankens in's Einzelne, konnte jedoch nichts Durchgreifendes bewirken. Zuletzt sprach ich hievon vertraulich unter Freunden, welche bedächtig zustimmten und auf ihre Weise die Betrachtung verfolgten.

Im Jahre 1807 sprang diese Lehre tumultuarisch und unvollständig in's Publicum, da es ihr denn an vielem Widerstreit und einigem Beifall nicht fehlen konnte. Wie viel ihr aber die unreife Art des Vortrags geschadet, möge die Geschichte dereinst aus einander setzen; am schlimmsten wirkte der falsche Einfluß auf ein würdiges Prachtwerk, welches Unheil sich in der Folgezeit leider immer mehr und mehr offenbaren wird.

Mir aber bleibt gegenwärtig nur das Vergnügen Zeuge zu werden des fortschreitenden reinen Bestrebens, womit Herr Dr. Carus das ganze organische Gebäude verfolgt und uns in dessen Geheimniß einzuweihen das Glück und die Freude haben wird. Es liegen vor mir Probedrücke der Platten zu seinem unternommenen Werke, ferner eine große Tabelle des ganzen organischen Baues vollkommnerer Thiere, sodann aber besonders noch die genetische Entwickelung des Schädels aus einer complicirten und problematischen Bildung.

Hier fühle ich mich nun erſt vollkommen beruhigt, erwarte die fernere Ausbildung mit Zutrauen und ſehe den Hauptgedanken an den ſich ſo vieles anſchließt für alle Zeiten geſichert, indem hier die vereinzelnde Auslegung immer auf's Ganze hinweiſt, nicht zertheilen kann, ohne zuſammen zu ſetzen, und in Uebereinſtimmung das Differenteſte verweiſt. Hier geſchehen die höchſten Operationen des Geiſtes, an deren Uebung und Steigerung wir gewieſen ſind.

die heiligen Schriften veranlaßt worden, so kehren wir immer zu denselben zurück, als den erquicklichsten, obgleich hie und da getrübten, in die Erde sich verbergenden, sodann aber rein und frisch wieder hervorspringenden Quellwassern.

Erſter Entwurf

einer

allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Oſteologie.

Jena, im Januar 1796.

I.

Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hinderniſſen die ihr entgegenſtehen.

Naturgeſchichte beruht überhaupt auf Vergleichung.

Aeußere Kennzeichen ſind bedeutend, aber nicht hinreichend, um organiſche Körper gehörig zu ſondern und wieder zuſammenzuſtellen.

Anatomie leiſtet am organiſirten Weſen, was Chemie am unorganiſirten.

Die vergleichende Anatomie beſchäftigt den Geiſt mannichfaltig, gibt uns Gelegenheit die organiſchen Naturen aus vielen Geſichtspunkten zu betrachten.

Neben Zergliederung des menſchlichen Körpers geht die der Thiere immer ſachte fort.

Die Einsicht in den Körperbau und in die Physiologie des Menschen ist durch Entdeckungen, die man an Thieren gemacht, sehr erweitert worden.

Die Natur hat verschiedene Eigenschaften und Bestimmungen unter die Thiere vertheilt, jedes zeigt sich charakteristisch ausgesprochen. Ihr Bau ist einfach, nothdürftig, oft in ein großes, weitschichtiges Volum ausgedehnt.

Des Menschen Bau ist in zartere Ramificationen vermannichfaltiget, reich und gedrängt ausgestattet, bedeutende Stellen in die Enge gezogen, abgesonderte Theile durch Anastomose verbunden.

Dem Beobachter liegt im Thiere das Thierische mit allen unmittelbaren Forderungen und Bedürfnissen vor Augen.

Im Menschen ist das Thierische zu höhern Zwecken gesteigert und für das Auge, wie für den Geist, in Schatten gestellt.

Die Hindernisse, welche der vergleichenden Anatomie bisher im Wege standen, sind mannichfaltig. Sie hat keine Gränzen und jede bloß empirische Behandlung mildet sich ab in dem weiten Umfang.

Die Beobachtungen blieben einzeln wie sie gemacht wurden stehen. Man konnte sich über Terminologie nicht vereinigen. Gelehrte, Stallmeister, Jäger, Fleischer ꝛc. hatten verschiedene Benennungen hergebracht.

Niemand glaubte an einen Vereinigungspunkt, an

den man die Gegenstände hätte anschließen können, oder einen Gesichtspunkt, aus dem man sie anzusehen hätte.

Man wendete, wie in andern Wissenschaften, so auch hier, nicht genug geläuterte Vorstellungsarten an. Entweder man nahm die Sache zu trivial und haftete bloß an der Erscheinung, oder man suchte sich durch Endursachen zu helfen, wodurch man sich denn nur immer weiter von der Idee eines lebendigen Wesens entfernte. Eben so sehr und auf gleiche Weise hinderte die fromme Denkart, da man jedes Einzelne zur Ehre Gottes unmittelbar verbrauchen wollte. Man verlor sich in leere Speculationen, z. B. über die Seele der Thiere u. s. w.

Die Anatomie des Menschen bis in die feinsten Theile zu verfolgen, ward eine unendliche Arbeit gefordert. Ja sogar diese, der Medicin untergeordnet, konnte nur von wenigen als ein besonderes Studium betrieben werden. Noch wenigere hatten Neigung, Zeit, Vermögen und Gelegenheit in der vergleichenden Anatomie etwas Bedeutendes und Zusammenhängendes zu leisten.

II.

Ueber einen aufzustellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie.

Die Aehnlichkeit der Thiere unter einander und mit dem Menschen ist in die Augen fallend und im Allgemeinen anerkannt, im Besondern schwerer zu bemerken, im Einzelnen nicht immer sogleich darzuthun, öfters ver-

kannt und manchmal gar geläugnet. Die verſchiedenen Meinungen der Beobachter ſind daher ſchwer zu vereinigen. Denn es fehlt an einer Norm, an der man die verſchiedenen Theile prüfen könnte, es fehlt an einer Folge von Grundſätzen, zu denen man ſich bekennen müßte.

Man verglich die Thiere mit dem Menſchen und die Thiere unter einander, und ſo war bei vieler Arbeit immer nur etwas Einzelnes erzweckt und, durch dieſe vermehrten Einzelnheiten, jede Art von Ueberblick immer unmöglicher. Beiſpiele aus Buffon würden ſich manche vorlegen laſſen. Joſephi's Unternehmen und Anderer wäre in dieſem Sinne zu beurtheilen. Da man nun auf ſolche Weiſe alle Thiere mit jedem, und jedes Thier mit allen vergleichen mußte; ſo ſieht man die Unmöglichkeit ein, je auf dieſem Wege eine Vereinigung zu finden.

Deßhalb geſchieht hier ein Vorſchlag zu einem anatomiſchen Typus, zu einem allgemeinen Bilde, worin die Geſtalten ſämmtlicher Thiere, der Möglichkeit nach, enthalten wären, und wornach man jedes Thier in einer gewiſſen Ordnung beſchriebe. Dieſer Typus müßte ſo viel wie möglich in phyſiologiſcher Rückſicht aufgeſtellt ſeyn. Schon aus der allgemeinen Idee eines Typus folgt, daß kein einzelnes Thier als ein ſolcher Vergleichungskanon aufgeſtellt werden könne; kein Einzelnes kann Muſter des Ganzen ſeyn.

Der Menſch, bei ſeiner hohen organiſchen Vollkom-

menheit, darf, eben dieser Vollkommenheit wegen, nicht als Maßstab der unvollkommenen Thiere aufgestellt werden. Man verfahre vielmehr folgendermaßen.

Die Erfahrung muß uns vorerst die Theile lehren, die allen Thieren gemein sind, und worin diese Theile verschieden sind. Die Idee muß über dem Ganzen walten und auf eine genetische Weise das allgemeine Bild abziehen. Ist ein solcher Typus auch nur zum Versuch aufgestellt, so können wir die bisher gebräuchlichen Vergleichungsarten zur Prüfung desselben sehr wohl benutzen.

Man verglich: Thiere unter einander, Thiere zum Menschen, Menschenracen unter einander, die beiden Geschlechter wechselseitig, Hauptheile des Körpers, z. B. obere und untere Extremitäten, untergeordnete Theile, z. B. einen Wirbelknochen mit den andern.

Alle diese Vergleichungen können nach aufgestelltem Typus noch immer statt finden, nur wird man sie mit besserer Folge und größerm Einfluß auf das Ganze der Wissenschaft vornehmen. Ja dasjenige was bisher schon geschehen beurtheilen und die wahrgefundenen Beobachtungen an gehörigen Orten einreihen.

Nach aufgebautem Typus verfährt man bei Vergleichung auf doppelte Weise. Erstlich daß man einzelne Thierarten nach demselben beschreibt. Ist dieses geschehen, so braucht man Thier mit Thier nicht mehr zu vergleichen, sondern man hält die Beschreibungen nur gegen einander und die Vergleichung macht sich von selbst.

Sodann kann man aber auch einen besondern Theil durch alle Hauptgattungen durch beschreiben, wodurch eine belehrende Vergleichung vollkommen bewirkt wird. Beide Arten von Monographien müßten jedoch so vollständig als möglich seyn, wenn sie fruchten sollten, besonders zur letztern könnten sich mehrere Beobachter vereinigen. Doch müßte man vorerst über ein allgemeines Schema sich verständigen, worauf das Mechanische der Arbeit durch eine Tabelle befördert werden könnte, welche jeder bei seiner Arbeit zu Grunde legte. Und so wäre er gewiß, daß er bei der kleinsten, specialsten Arbeit für alle, für die Wissenschaft gearbeitet hätte. Bei der jetzigen Lage der Dinge ist es traurig, daß jeder wieder von vorne anfangen muß.

III.

Allgemeinste Darstellung des Typus.

Im Vorhergehenden war eigentlich nur von comparirter Anatomie der Säugethiere gesprochen und von den Mitteln, welche das Studium derselben erleichtern könnten; jetzt aber, da wir die Erbauung des Typus unternehmen, müssen wir uns weiter in der organischen Natur umsehen, weil wir ohne einen solchen Ueberblick kein allgemeines Bild der Säugethiere aufstellen könnten, und weil sich dieses Bild, wenn wir bei dessen Construction die ganze Natur zu Rathe ziehen, künftighin rückwärts

dergeſtalt modificiren läßt, daß auch die Bilder unvollkommener Geſchöpfe daraus herzuleiten ſind.

Alle einigermaßen entwickelten Geſchöpfe zeigen ſchon am äußern Gebäude drey Hauptabtheilungen. Man betrachte die vollendeten Inſecten! Ihr Körper beſteht in drey Theilen, welche verſchiedene Lebensfunctionen ausüben, durch ihre Verbindung unter einander und Wirkung auf einander die organiſche Exiſtenz auf einer hohen Stufe darſtellen. Dieſe drei Theile ſind das Haupt, der Mittel- und Hintertheil; die Hülfsorgane findet man unter verſchiedenen Umſtänden an ihnen befeſtigt.

Das Haupt iſt ſeinem Platze nach immer vorn, iſt der Verſammlungsort der abgeſonderten Sinne und enthält die regierenden Sinneswerkzeuge, in einem oder mehreren Nervenknoten, die wir Gehirn zu nennen pflegen, verbunden. Der mittlere Theil enthält die Organe des innern Lebensantriebes und einer immer fortdauernden Bewegung nach außen; die Organe des innern Lebensanſtoßes ſind weniger bedeutend, weil bei dieſen Geſchöpfen jeder Theil offenbar mit einem eignen Leben begabt iſt. Der hinterſte Theil enthält die Organe der Nahrung und Fortpflanzung, ſo wie der gröbern Abſonderung.

Sind nun die benannten drey Theile getrennt und oft nur durch fadenartige Röhren verbunden, ſo zeigt dieß einen vollkommenen Zuſtand an. Deßhalb iſt der Hauptmoment der ſucceſſiven Raupenverwandlung zum

Insect eine successive Separation der Systeme, welche im Wurm noch unter der allgemeinen Hülle verborgen lagen, sich theilweis in einem unwirksamen, unausgesprochenen Zustand befanden; nun aber, da die Entwicklung geschehen ist, da die letzten besten Kräfte für sich wirken, so ist die freie Bewegung und Thätigkeit des Geschöpfs vorhanden und durch mannichfaltige Bestimmung und Absonderung der organischen Systeme die Fortpflanzung möglich.

Bei den vollkommenen Thieren ist das Haupt von der zweyten Abtheilung mehr oder weniger entschieden abgesondert, die dritte aber durch Verlängerung des Rückgrats mit der vordern verbunden und in eine allgemeine Decke gehüllt; daß sie aber durch eine Scheidewand von dem mittlern System der Brust abgetheilt sey, zeigt uns die Zergliederung.

Hülfsorgane hat das Haupt, insofern sie zur Aneignung der Speisen nöthig sind; sie zeigen sich bald als getheilte Zangen, bald als ein mehr oder weniger verbundenes Kinnladenpaar.

Der mittlere Theil hat bei unvollkommenen Thieren sehr vielfache Hülfsorgane, Füße, Flügel und Flügeldecken; bei den vollkommenen Thieren sind an diesem mittlern Theile auch die mittlern Hülfsorgane, Arme oder Vorderfüße, angebracht. Der hintere Theil hat bei den Insecten in ihrem entwickelten Zustand keine Hülfsorgane, hingegen bei vollkommenen Thieren, wo die beiden

den Syſteme angenähert und zuſammengedrängt ſind, ſtehen die letzten Hülfsorgane, Füße genannt, am hinteren Ende des dritten Syſtemes, und ſo werden wir die Säugethiere durchgängig gebildet finden. Ihr letzter oder hinterſter Theil hat mehr oder weniger noch eine Fortſetzung, den Schwanz, die aber eigentlich nur als eine Andeutung der Unendlichkeit organiſcher Exiſtenzen angeſehen werden kann.

IV.

Anwendung der allgemeinen Darſtellung des Typus auf das Beſondere.

Die Theile des Thieres, ihre Geſtalt unter einander, ihr Verhältniß, ihre beſondern Eigenſchaften, beſtimmen die Lebensbedürfniſſe des Geſchöpfs. Daher die entſchiedene, aber eingeſchränkte Lebensweiſe der Thiergattungen und Arten.

Betrachten wir nach jenem, erſt im Allgemeinſten aufgeſtellten Typus die verſchiedenen Theile der vollkommenſten, die wir Säugethiere nennen; ſo finden wir, daß der Bildungskreis der Natur zwar eingeſchränkt iſt, dabei jedoch, wegen der Menge der Theile und wegen der vielfachen Modificabilität, die Veränderungen der Geſtalt in's Unendliche möglich werden.

Wenn wir die Theile genau kennen und betrachten, ſo werden wir finden daß die Mannichfaltigkeit der Geſtalt

daher entſpringt, daß dieſem oder jenem Theil ein Uebergewicht über die andern zugeſtanden iſt.

So ſind, zum Beiſpiel, Hals und Extremitäten auf Koſten des Körpers bei der Giraffe begünſtigt, dahingegen bei'm Maulwurf das Umgekehrte ſtatt findet.

Bei dieſer Betrachtung tritt uns nun gleich das Geſetz entgegen: daß keinem Theil etwas zugelegt werden könne, ohne daß einem andern dagegen etwas abgezogen werde, und umgekehrt.

Hier ſind die Schranken der thieriſchen Natur, in welchen ſich die bildende Kraft auf die wunderbarſte und beinahe auf die willkürlichſte Weiſe zu bewegen ſcheint, ohne daß ſie im mindeſten fähig wäre den Kreis zu durchbrechen oder ihn zu überſpringen. Der Bildungstrieb iſt hier in einem zwar beſchränkten, aber doch wohl eingerichteten Reiche zum Beherrſcher geſetzt. Die Rubriken ſeines Etats, in welche ſein Aufwand zu vertheilen iſt, ſind ihm vorgeſchrieben, was er auf jedes wenden will, ſteht ihm, bis auf einen gewiſſen Grad, frei. Will er der einen mehr zuwenden, ſo iſt er nicht ganz gehindert, allein er iſt genöthigt an einer andern ſogleich etwas fehlen zu laſſen; und ſo kann die Natur ſich niemals verſchulden, oder wohl gar bankrutt werden.

Wir wollen verſuchen uns durch das Labyrinth der thieriſchen Bildung an dieſem Leitfaden durchzuhelfen, und wir werden künftig finden, daß er auch bis zu den formloſeſten organiſchen Naturen hinabreicht. Wir

Israel in der Wüste.

„Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joseph.“ Wie dem Herrscher so auch dem Volke war das Andenken seines Wohlthäters verschwunden, den Israeliten selbst scheinen die Namen ihrer Urväter nur wie alt herkömmliche Klänge von weitem zu tönen. Seit vierhundert Jahren hatte sich die kleine Familie unglaublich vermehrt. Das Versprechen, ihrem großen Ahnherren von Gott unter so vielen Unwahrscheinlichkeiten gethan, ist erfüllt; allein was hilft es ihnen! Gerade diese große Zahl macht sie den Haupteinwohnern des Landes verdächtig. Man sucht sie zu quälen, zu ängstigen, zu belästigen, zu vertilgen, und so sehr sich auch ihre hartnäckige Natur dagegen wehrt, so sehen sie doch ihr gänzliches Verderben wohl voraus, als man sie, ein bisheriges freies Hirtenvolk, nöthiget in und an ihren Gränzen mit eignen Händen feste Städte zu bauen, welche offenbar zu Zwing- und Kerkerplätzen für sie bestimmt sind.

Hier fragen wir nun, ehe wir weiter gehen und

wollen ihn an der Form prüfen, um ihn nachher auch bei den Kräften brauchen zu können.

Wir denken uns alſo das abgeſchloſſene Thier als eine kleine Welt, die um ihrer ſelbſt willen und durch ſich ſelbſt da iſt. So iſt auch jedes Geſchöpf Zweck ſeiner ſelbſt, und weil alle ſeine Theile in der unmittelbarſten Wechſelwirkung ſtehen, ein Verhältniß gegen einander haben und dadurch den Kreis des Lebens immer erneuern, ſo iſt auch jedes Thier als phyſiologiſch vollkommen anzuſehen. Kein Theil deſſelben iſt, von innen betrachtet, unnütz, oder wie man ſich manchmal vorſtellt, durch den Bildungstrieb gleichſam willkürlich hervorgebracht; obgleich Theile nach außen zu unnütz erſcheinen können, weil der innere Zuſammenhang der thieriſchen Natur ſie ſo geſtaltete, ohne ſich um die äußeren Verhältniſſe zu bekümmern. Man wird alſo künftig von ſolchen Gliedern, wie z. B. von den Eckzähnen des Sus babirussa, nicht fragen, wozu dienen ſie? ſondern, woher entſpringen ſie? Man wird nicht behaupten, einem Stier ſeyen die Hörner gegeben daß er ſtoße, ſondern man wird unterſuchen, wie er Hörner haben könne um zu ſtoßen. Jenen allgemeinen Typus, den wir nun freilich erſt conſtruiren und in ſeinen Theilen erſt erforſchen wollen, werden wir im Ganzen unveränderlich finden, werden die höchſte Claſſe der Thiere, die Säugethiere ſelbſt, unter den verſchiedenſten Geſtalten in ihren Theilen höchſt übereinſtimmend antreffen.

Nun aber müssen wir, indem wir bei und mit dem Beharrlichen beharren, auch zugleich mit und neben dem Veränderlichen unsere Ansichten zu verändern und mannichfaltige Beweglichkeit lernen, damit wir den Typus in aller seiner Versatilität zu verfolgen gewandt seyen und uns dieser Proteus nirgend hin entschlüpfe.

Fragt man aber nach den Anlässen, wodurch eine so mannichfaltige Bestimmbarkeit zum Vorschein komme, so antworten wir vorerst: das Thier wird durch Umstände zu Umständen gebildet; daher seine innere Vollkommenheit und seine Zweckmäßigkeit nach außen.

Um nun jene Idee eines haushälterischen Gebens und Nehmens anschaulich zu machen, führen mir einige Beispiele an. Die Schlange steht in der Organisation weit oben. Sie hat ein entschiedenes Haupt, mit einem vollkommenen Hülfsorgan, einer vorne verbundenen unteren Kinnlade. Allein ihr Körper ist gleichsam unendlich und er kann es deßwegen seyn, weil er weder Materie noch Kraft auf Hülfsorgane zu verwenden hat. Sobald nun diese in einer andern Bildung hervortreten, wie z. B. bei der Eidechse nur kurze Arme und Füße hervorgebracht werden, so muß die unbedingte Länge sogleich sich zusammenziehen und ein kürzerer Körper stattfinden. Die langen Beine des Frosches nöthigen den Körper dieser Creatur in eine sehr kurze Form, und die ungestaltete Kröte ist nach eben diesem Gesetze in die Breite gezogen.

Hier kommt es nun darauf an, wie weit man dieses

Princip durch die verschiedenen naturhistorischen Classen, Geschlechter und Arten, cursorisch durchführen und durch Beurtheilung des Habitus und der äußerlichen Kennzeichen die Idee im Allgemeinen anschaulich und angenehm machen wollte, damit die Lust und der Muth gereizt würde, mit Aufmerksamkeit und Mühe das Einzelne zu durchsuchen.

Zuerst wäre aber der Typus in der Rücksicht zu betrachten, wie die verschiedenen elementaren Naturkräfte auf ihn wirken, und wie er den allgemeinen äußern Gesetzen, bis auf einen gewissen Grad, sich gleichfalls fügen muß.

Das Wasser schwellt die Körper die es umgibt, berührt, in die es mehr oder weniger hineindringt, entschieden auf. So wird der Rumpf des Fisches, besonders das Fleisch desselben aufgeschwellt, nach den Gesetzen des Elements. Nun muß nach den Gesetzen des organischen Typus auf diese Aufschwellung des Rumpfes das Zusammenziehen der Extremitäten oder Hülfsorgane folgen, ohne was noch weiter für Bestimmungen der übrigen Organe daraus entstehen, die sich später zeigen werden.

Die Luft, indem sie das Wasser in sich aufnimmt, trocknet aus. Der Typus also, der sich in der Luft entwickelt, wird, je reiner, je weniger feucht sie ist, desto trockener inwendig werden, und es wird ein mehr oder weniger magerer Vogel entstehen, dessen Fleisch und Knochengerippe reichlich zu bekleiden, dessen Hülfsorgane hinläng-

lich zu versorgen, für die bildende Kraft noch Stoff genug übrig bleibt. Was bei dem Fische auf das Fleisch gewandt wird, bleibt hier für die Federn übrig. So bildet sich der Adler durch die Luft zur Luft, durch die Berghöhe zur Berghöhe. Der Schwan, die Ente, als eine Art von Amphibien, verrathen ihre Neigung zum Wasser schon durch ihre Gestalt. Wie wundersam der Storch, der Strandläufer ihre Nähe zum Wasser und ihre Neigung zur Luft bezeichnen, ist anhaltender Betrachtung werth.

So wird man die Wirkung des Klima's, der Berghöhe, der Wärme und Kälte, nebst den Wirkungen des Wassers und der gemeinen Luft, auch zur Bildung der Säugethiere sehr mächtig finden. Wärme und Feuchtigkeit schwellt auf und bringt selbst innerhalb der Gränzen des Typus unerklärlich scheinende Ungeheuer hervor, indessen Hitze und Trockenheit die vollkommensten und ausgebildetsten Geschöpfe, so sehr sie auch der Natur und Gestalt nach dem Menschen entgegen stehen, z. B. den Löwen und Tiger, hervorbringen, und so ist das heiße Klima allein im Stande selbst der unvollkommenen Organisation etwas Menschenähnliches zu ertheilen, wie z. B. im Affen und Papageyen geschieht.

Man kann auch den Typus verhältnißmäßig gegen sich selbst betrachten und die Vergleichung innerhalb desselben anstellen, z. B. die Vergleichung der harten und weichen Theile gegen einander. So scheinen z. B. die

Ernährungs- und Zeugungs-Organe weit mehr Kraft wegzunehmen als die Bewegungs- und Antriebsorgane. Herz und Lunge ſitzen in einem knöchernen Gehäuſe feſt, anſtatt daß Magen, Gedärme und Gebärmutter in einem weichen Behältniſſe ſchwanken. Man ſieht daß, der Bildungs-Intention nach, ſo gut ein Bruſtgrat als ein Rückgrat ſtatt findet. Aber das Bruſtgrat, bei den Thieren das untere, iſt, gegen das Rückgrat betrachtet, kurz und ſchwach. Seine Wirbelknochen ſind länglich, ſchmal oder breit gedrückt, und wenn das Rückgrat vollkommene oder unvollkommene Rippen zu Nachbarn hat, ſo ſtehen am Bruſtgrate nur Knorpel gegenüber. Das Bruſtgrat ſcheint alſo den ſämmtlichen oberen Eingeweiden einen Theil ſeiner Feſtigkeit, den untern hingegen ſeine völlige Exiſtenz aufzuopfern; ſo wie ſelbſt das Rückgrat diejenigen Rippen, welche an den Lendenwirbeln ſtehen könnten, der vollkommenen Ausbildung der benachbarten wichtigen weichen Theile aufopfert.

Wenden wir nun ſofort das von uns ausgeſprochene Geſetz auf verwandte Naturerſcheinungen an, ſo möchte manches intereſſante Phänomen erklärbar ſeyn. Der Hauptpunkt der ganzen weiblichen Exiſtenz iſt die Gebärmutter. Sie nimmt unter den Eingeweiden einen vorzüglichen Platz ein, und äußert, entweder in der Wirklichkeit oder Möglichkeit, die höchſten Kräfte, in Anziehung, Ausdehnung, Zuſammenziehung u. ſ. w. Nun ſcheint die Bildungskraft auf dieſen Theil, durch alle

vollkommneren Thiere, so viel verwenden zu müssen daß sie genöthigt ist bei andern Theilen der Gestalt kärglich zu verfahren, daher möchte ich die mindere Schönheit des Weibchens erklären; auf die Eierstöcke war so viel zu verwenden, daß äußerer Schein nicht mehr stattfinden konnte. In der Ausführung der Arbeit selbst werden uns viele solche Fälle vorkommen, die wir hier im Allgemeinen nicht voraus nehmen dürfen.

Durch alle diese Betrachtungen steigen wir zuletzt zum Menschen herauf und es wird die Frage seyn: ob? und wann wir den Menschen auf der höchsten Stufe der Organisation antreffen? Hoffentlich wird uns unser Faden durch dieses Labyrinth durchbringen und uns auch über die verschiedenen Abweichungen der menschlichen Gestalt und zuletzt über die schönste Organisation Aufschlüsse geben.

V.

Vom osteologischen Typus insbesondere.

Ob nun aber diese Vorstellungsart dem zu behandelnden Gegenstande völlig gemäß sey, kann nur dann erst geprüft und entschieden werden, wenn durch umsichtige Anatomie die Theile der Thiere gesondert und wieder mit einander verglichen worden. Auch die Methode, nach welcher wir nunmehr die Ordnung der Theile betrachten, wird künftig erst durch Erfahrung und Gelingen gerechtfertiget.

Das Knochengebäude iſt das deutliche Geräſt aller Geſtalten. Einmal wohl erkannt, erleichtert es die Erkenntniß aller übrigen Theile. Hier ſollte nun freilich, ehe wir weiter gehen, manches beſprochen werden, z. B. wie es mit der Oſteologie des Menſchen gegangen? Auch ſollte man über partes proprias et improprias einiges verhandeln; doch iſt uns dießmal nur gegönnt lakoniſch und aphoriſtiſch zu verfahren.

Ohne Widerrede zu befürchten, dürfen wir vorerſt behaupten, daß die Eintheilung des menſchlichen Knochengebäudes bloß zufällig entſtanden; daher man denn bei Beſchreibungen bald mehr bald weniger Knochen annahm, auch jeder ſie nach Belieben und eigner Ordnung beſchrieb.

Wie es ferner nach ſo vielfältigen Bemühungen um die Knochenlehre des Säugethieres überhaupt ausſehe, wäre ſorgfältig auszumitteln, wobei denn Campers Urtheil über die wichtigſten Schriften der vergleichenden Oſteologie jeder Prüfung und Benutzung zu Statten käme.

Im Ganzen wird man ſich auch bei der allgemeinen vergleichenden Oſteologie überzeugen, daß ſie eben aus Mangel eines erſten Vorbildes und deſſen genau beſtimmter Abtheilung in große Verworrenheit gerathen ſey; Volcher Coiter, Duverney, Daubenton und andere ſind nicht frei von Verwechſelung der Theile; ein

Fehler der bei'm Beginnen jeder Wiſſenſchaft unvermeidlich, bei dieſer aber ſehr verzeihlich iſt.

Gewiſſe beſchränkende Meinungen ſetzten ſich feſt, man wollte z. B. dem Menſchen ſeinen Zwiſchenknochen abſtreiten. Was man dabei zu gewinnen glaubte, war wunderlich genug: hier ſollte das Unterſcheidungszeichen zwiſchen uns und dem Affen ſeyn. Dagegen bemerkte man nicht, daß man durch indirecte Läugnung des Typus die ſchönſte Ausſicht verlor.

Ferner behauptete man eine Zeit lang: der Eckzahn des Elephanten ſtehe im Zwiſchenknochen; da er doch unabänderlich der obern Kinnlade angehört, und ein genauer Beobachter gar wohl bemerken kann, daß von der obern Kinnlade ſich eine Lamelle um den ungeheuren Zahn herumſchlingt und die Natur keineswegs duldet daß hier etwas gegen Geſetz und Ordnung geſchehe.

Wenn wir nun ausgeſprochen, daß der Menſch nicht könne für's Thier, das Thier nicht für den Menſchen als Typus aufgeſtellt werden, ſo müſſen wir nunmehr das Dritte was ſich zwiſchen beide hineinſetzt, ungeſäumt hinſtellen und die Urſache unſeres Verfahrens nach und nach zur Sprache bringen.

Nothwendig iſt es daher alle Knochenabtheilungen, welche nur vorkommen können, aufzuſuchen und zu bemerken; hiezu gelangen wir durch Betrachtung der verſchiedenſten Thierarten, ja durch Unterſuchung des Fötus.

Wir nehmen das vierfüßige Thier wie es vor uns ſteht und das Haupt vorreckt, von vorn nach hinten, und bauen erſt den Schädel, dann das Uebrige zuſammen; die Begriffe, Gedanken, Erfahrungen die uns hiebei leiteten, ſprechen wir zum Theil aus, wir laſſen ſie vermuthen und theilen ſie in der Folge mit; ohne weiteres alſo zur Darlegung des erſten allgemeinſten Schema.

VI.

Der oſteologiſche Typus in ſeiner Eintheilung zuſammengeſtellt.

A. Das Haupt.

a. Ossa intermaxillaria,

b. Ossa maxillae superioris,

c. Ossa palatina.

Dieſe Knochen laſſen ſich in mehr als Einem Sinne mit einander vergleichen: ſie bilden die Baſe des Geſichts und Vorderhauptes; ſie machen zuſammen den Gaumen aus; ſie haben in der Form vieles gemein, und ſtehen deßhalb voran, weil wir das Thier von vornen nach hinten zu beſchreiben und die beiden erſten nicht allein offenbar die vorderſten Theile des Thierkörpers ausmachen, ſondern auch den Charakter des Geſchöpfs vollkommen ausſprechen, weil ihre Form die Nahrungsweiſe des Geſchöpfes beſtimmt.

d. Ossa zygomatica,

e. Ossa lacrymalia

ſetzen wir auf die vorhergehenden und bilden das Geſicht mehr aus; auch wird der untere Rand der Augenhöhle fertig.

f. Ossa nasi,

g. Ossa frontis

ſetzen wir als Decke über jene, erzeugen den oberen Rand der Augenhöhlen, die Räume für die Geruchsorgane und das Gewölbe des Vorderhirnes.

h. Os sphenoideum anterius

fügen wir dem Ganzen von unten und hinten als Baſe zu, bereiten dem Vorderhirne das Bette und mehreren Nerven ihre Ausgänge. Der Körper dieſes Knochens iſt mit dem Körper des Os posterius bei'm Menſchen immer verwachſen.

i. Os ethmoideum,

k. Conchae,

l. Vomer

und ſo kommen die Werkzeuge des Geruchs an ihren Ort.

m. Os sphenoideum posterius

ſchließt ſich an das vordere an. Die Baſis des Gehirnbehälters nähert ſich ihrer Vollkommenheit.

n. Ossa temporum

bilden die Wände über demſelben, verbinden ſich vorwärts.

o. Ossa pregmatis

decken dieſe Abtheilung des Gewölbes.

uns durch sonderbar, ja unglücklich redigirte Bücher mühsam durcharbeiten: was wird uns denn als Grund, als Urstoff von den vier letzten Büchern Mosis übrig bleiben, da wir manches dabei zu erinnern, manches daraus zu entfernen für nöthig finden?

Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen in welchen der Unglaube, in welcher Form es sey, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag.

Die vier letzten Bücher Mosis haben, wenn uns das erste den Triumph des Glaubens darstellte, den Unglauben zum Thema, der, auf die kleinlichste Weise, den Glauben, der sich aber freilich auch nicht in seiner ganzen Fülle zeigt, zwar nicht bestreitet und bekämpft, jedoch sich ihm von Schritt zu Schritt in den Weg schiebt, und oft durch Wohlthaten, öfter aber noch durch greuliche Strafen nicht geheilt, nicht ausgerottet, sondern nur augenblicklich beschwichtigt wird, und deshalb seinen schleichenden Gang dergestalt immer

p. Basis ossis occipitis

vergleicht ſich den beiden Sphenoideis.

q. Ossa lateralia

machen die Wände, vergleichen ſich den Ossibus temporum.

r. Os lambdoideum

ſchließt das Gebäude, vergleicht ſich den Ossibus bregmatis.

s. Ossa petrosa

enthalten die Gehörwerkzeuge und werden an dem leeren Platze eingefügt.

Hier endigen ſich die Knochen die das Gebäude des Hauptes ausmachen und gegen einander unbeweglich ſind.

t. Kleine Knochen des Gehörwerkzeuges.

Bei der Ausführung wird gezeigt, wie dieſe Knochenabtheilungen wirklich exiſtiren, wie ſie noch Unterabtheilungen haben. Es wird die Proportion und das Verhältniß derſelben unter einander, Wirkung auf einander, Wirkung der äußern und innern Theile dargeſtellt und der Typus conſtruirt und mit Beiſpielen erläutert.

B. Der Rumpf.

I. Spina dorsalis.

a. Vertebrae colli.

Nähe des Hauptes wirkt auf die Halswirbel, beſonders die erſten.

b. dorsi,

die Wirbelknochen, an denen die Rippen angeſetzt ſind, kleiner als die

c. lumborum,

Lendenwirbel die frei ſtehen,

d. pelvis,

dieſe werden durch die Nähe der Beckenknochen mehr oder weniger verändert,

e. caudae,

ſind an Zahl ſehr verſchieden.

Costae

verae,

spuriae,

II. Spina pectoralis,

Sternum,

Cartilagines.

Die Vergleichung des Rück- und Bruſtgrates, der Rippen und der Knorpel führt uns auf intereſſante Punkte.

C. Hülfsorgane.

1. Maxilla inferior.

2. Brachia

affixa sursum vel retrorsum,

Scapula

deorsum vel antrorsum,

Clavicula.

Humerus,

Ulna, radius,

Carpus,
Metacarpus,
Digiti,

Form, Proportion, Zahl.

3. Pedes
affixi sursum vel advorsum,
Ossa ilium,
Ossa ischii
deorsum vel antrorsum,
Ossa pubis,
Femur, patella,
Tibia, fibula,
Tarsus,
Metatarsus,
Digiti.

Innere:
Os hyoides
Cartilagines, plus, minus ossificatae.

VII.

Was bei Beschreibung der einzelnen Knochen vorläufig zu bemerken sey.

Beantwortung zweyer Fragen ist nothwendig:

I. Finden wir die im Typus aufgestellten Knochenabtheilungen in allen Thieren?

II. Wann erkennen wir daß es dieselben seyen?

Hindernisse.

Die Knochenbildung ist unbeständig:

a. in ihrer Ausbreitung oder Einschränkung;

b. in dem Verwachsen der Knochen;

c. in den Gränzen der Knochen gegen die Nachbarn;

d. in der Zahl;

e. in der Größe;

f. in der Form.

Die Form ist:

einfach oder ausgebildet, zusammengedrängt oder entwickelt;

bloß nothdürftig oder überflüssig begabt;

vollkommen und isolirt oder zusammen verwachsen und verringert.

Vortheile:

Die Knochenbildung ist beständig,

a) daß der Knochen immer an seinem Platze steht;

b) daß er immer dieselbe Bestimmung hat.

Die erste Frage läßt sich also nur unter der Hinsicht auf die Hindernisse und unter den angezeigten Bedingungen mit Ja beantworten.

Die zweyte Frage können wir auflösen, wenn wir uns der ebengenannten Vortheile bedienen. Und zwar werden wir dabei folgendermaßen zu Werke gehen:

1) Wer-

1) Werden wir den Knochen an ſeinem Platze aufſuchen;

2) nach dem Platze, den er in der Organiſation einnimmt, ſeine Beſtimmung kennen lernen;

3) die Form die er nach ſeiner Beſtimmung haben kann, und im Allgemeinen haben muß, determiniren;

4) die mögliche Abweichung der Form theils aus dem Begriff, theils aus der Erfahrung herleiten und abſtrahiren;

5) und bei jedem Knochen dieſe Abweichungen in einer gewiſſen anſchaulichen Ordnung möglichſt vortragen.

Und ſo können wir hoffen, wenn ſie ſich unſerm Blick entziehen, ſie aufzufinden, ihre verſchiedenſten Bildungen unter einen Hauptbegriff zu bringen und auf dieſe Art die Vergleichung zu erleichtern.

A. Verſchiedenheit der Einſchränkung und Ausbreitung des ganzen Knochenſyſtems.

Wir haben ſchon den oſteologiſchen Typus im Ganzen dargeſtellt und die Ordnung feſtgeſetzt, nach welcher wir ſeine Theile durchgehen wollen. Ehe wir nun aber zum beſonderen ſchreiten, ehe wir es wagen die Eigenſchaften auszuſprechen, welche jedem Knochen im allgemeinſten Sinne zukommen, dürfen wir uns die Hinderniſſe nicht verbergen, welche unſeren Bemühungen entgegen ſtehen könnten.

Indem wir jenen Typus aufſtellen und als eine all-

gemeine Norm, wonach wir die Knochen der sämmtlichen Säugethiere zu beschreiben und zu beurtheilen denken, setzen wir in der Natur eine gewisse Consequenz voraus, wir trauen ihr zu daß sie in allen einzelnen Fällen nach einer gewissen Regel verfahren werde. Auch können wir darinnen nicht irren. Schon oben sprachen wir unsere Ueberzeugung aus, in der uns jeder flüchtige Blick auf das Thierreich bestärkt: daß ein gewisses allgemeines Bild allen diesen einzelnen Gestalten zu Grunde liege.

Allein die lebendige Natur könnte dieses einfache Bild nicht in das Unendliche vermannichfaltigen, wenn sie nicht einen großen Spielraum hätte, in welchem sie sich bewegen kann, ohne aus den Schranken ihres Gesetzes herauszutreten. Wir wollen also zuerst zu bemerken suchen, worin die Natur bei Bildung der einzelnen Knochen sich unbeständig zeigt, sodann worin sie sich beständig erweis't, und es wird uns möglich seyn auf diesem Wege die allgemeinen Begriffe festzusetzen, nach welchen jeder einzelne Knochen durch das ganze Thierreich zu finden ist.

Die Natur ist unbeständig in der Ausbreitung und Einschränkung des Knochensystems.

Das Knochengebäude kann als Theil eines organischen Ganzen nicht isolirt betrachtet werden. Es steht mit allen übrigen Theilen, den halbharten und weichen, in Verbindung. Die übrigen Theile sind mehr oder we-

niger mit dem Knochensyſtem verwandt und fähig in den feſten Zuſtand überzugehen.

Wir ſehen dieſes deutlich bei der Erzeugung der Knochen, vor und nach der Geburt eines wachſenden Thieres, wo die Membranen, Knorpel und nach und nach die Knochenmaſſen gebildet werden; wir ſehen es bei alten Perſonen, im kranken Zuſtande, wo mehrere Theile, welche die Natur nicht mit zum Knochenſyſtem beſtimmt hat, verknöchern und zu demſelben hinüber gezogen werden und daſſelbe dadurch gleichſam ausgebreitet wird.

Eben dieſes Verfahren hat ſich die Natur vorbehalten bei Bildung der Thiere hie und da anzuwenden, und die Knochenmaſſe dorthin zu bringen, wo bei anderen nur Sehnen und Muskeln ſich befinden. So hängt z. B. bei einigen Thieren (bis jetzt iſt es mir vom Pferd und Hund bekannt) mit dem Knorpel des Processus styloideus ossis temporum ein länglicher, flacher, faſt wie eine kleine Rippe geſtalteter Knochen zuſammen, deſſen weitere Beſtimmung und Verbindung aufzuſuchen iſt. So iſt bekannt, daß z. B. der Bär, einige Fledermäuſe, einen Knochen in der männlichen Ruthe haben, und es werden ſich ſolcher Fälle noch mehrere finden.

Es ſcheint aber auch im Gegentheile die Natur ihr Knochenſyſtem manchmal einzuſchränken und hie und da etwas fehlen zu laſſen, wie z. B. das Schlüſſelbein mehreren Thieren völlig abgeht.

Es drängen ſich uns bei dieſer Gelegenheit mehrere

Betrachtungen auf, bei denen aber hier zu verweilen außer der Zeit seyn würde, z. B. wie der Verknöcherung gewisse Gränzen gesetzt sind, welche sie nicht überschreitet, ob man gleich nicht bemerken kann was sie zurückhält. Ein auffallendes Beispiel zeigt sich an den Knochen, Knorpeln und Membranen des Schlundes.

So wird es uns, um nur einen Seitenblick in die weite Natur zu thun, künftig merkwürdig werden, wenn wir sehen, wie, bei Fischen und Amphibien, sich oft große Knochenmassen auf die Haut werfen und, wie wir bei der Schildkröte wahrnehmen, die äußeren gewöhnlich weichen und zarten Theile in einen harten und starren Zustand übergehen.

Doch müssen wir uns vorerst in unsern engen Kreis einschließen und nur das nicht außer Acht lassen, was oben angezeigt worden, daß nämlich flüssige, weiche und ganz harte Theile in einem organischen Körper als Eins angesehen werden müssen, und daß es der Natur frei stehe bald da bald dorthin zu wirken.

B. Verschiedenheit des Verwachsens.

Wenn wir jene Knochenabtheilungen bei verschiedenen Thieren aufsuchen, so finden wir daß sie nicht überall dieselbigen zu seyn scheinen, sondern daß sie manchmal zusammen verwachsen, manchmal von einander getrennt, in verschiedenen Gattungen und Arten, ja sogar in verschiedenen Individuen derselben Art, besonders auch von

verſchiedenen Altern dieſer Individuen gefunden werden, ohne daß man eben ſogleich eine Urſache dieſer Mannichfaltigkeit anzugeben wüßte.

Es iſt dieſer Punkt, ſo viel mir bewußt iſt, noch niemals recht durchgearbeitet worden, und es ſind daher die Differenzen bei Beſchreibung des menſchlichen Körpers entſtanden, wo ſie zwar, wenn ſie auch nicht förderlich ſind, dennoch wegen der Beſchränktheit des Gegenſtandes allenfalls nicht hinderlich ſeyn mögen.

Wollen wir nun aber unſere oſteologiſchen Kenntniſſe über die ſämmtlichen Säugethiere ausbreiten, wollen wir dabei ſo zu Werke gehen, daß wir durch unſere Methode ſelbſt den anderen Thierclaſſen, den Amphibien und Vögeln, uns nähern, ja zuletzt an eben dem Faden uns durch die ganze Reihe der organiſchen Körper durchfinden können; ſo müſſen wir freilich anders zu Werke gehen und, wie das alte Sprüchwort ſagt, um gut zu lehren gut unterſcheiden.

Es iſt bekannt daß ſchon bei'm menſchlichen Fötus und bei einem neugebornen Kinde ſich mehrere Knochenabtheilungen finden als bei einem Halberwachſenen, und bei dieſem wieder mehr als bei einem ausgewachſenen oder veralteten Menſchen.

Wie empiriſch man aber zu Werke gegangen, um die menſchlichen Knochen, beſonders die Knochen des Kopfes, zu beſchreiben, würde auffallender ſeyn, wenn uns nicht die Gewohnheit dieſe fehlerhafte Methode erträglich ge-

macht hätte. Man versucht nämlich in einem gewissen, nicht ganz bestimmten Alter durch mechanische Hülfsmittel den Kopf auseinander zu treiben und was sich alsdann separirt, nimmt man als Theile an, die nun wie sie sich zusammen befinden als ein Ganzes beschrieben werden.

Es scheint sehr sonderbar, daß man bei anderen Systemen, z. B. bei den Muskeln, Nerven, Gefäßen, bis auf die kleinsten Abtheilungen vorgedrungen ist, und bei dem Knochengebäude sich mit einem oberflächlichen Begriff theils lange befriedigt hat, theils noch befriedigt. Was ist z. B. der Idee sowohl als der Bestimmung des Os temporum und des Os petrosum mehr zuwider, als wenn man beide zusammen beschreibt, und doch ist es lange geschehen, da uns doch die vergleichende Knochenlehre zeigen wird, daß wir um einen deutlichen Begriff von der Bildung des Gehörorgans zu erhalten, nicht allein das Os petrosum ganz abgesondert vom Os temporum betrachten, sondern jenes sogar in zwey verschiedene Theile theilen müssen.

Werden wir nun in der Folge sehen, daß diese verschiedenen Verwachsungen der Knochen, wo nicht zufälligen, denn im organischen Körper kann nichts zufällig seyn, doch solchen Gesetzen unterworfen sind, die nicht leicht zu erkennen, oder wenn man sie erkannt hat, nicht leicht anzuwenden sind; so bleibt uns wohl nichts übrig als, da wir durch die Ausarbeitung jenes Typus nun

fortsetzt, daß ein großes, edles, auf die herrlichsten Verheißungen eines zuverlässigen Nationalgottes unternommenes Geschäft gleich in seinem Anfange zu scheitern droht, und auch niemals in seiner ganzen Fülle vollendet werden kann.

Wenn uns das Ungemüthliche dieses Inhalts, der, wenigstens für den ersten Augenblick, verworrene, durch das Ganze laufende Grundfaden unlustig und verdrießlich macht, so werden diese Bücher durch eine höchst traurige, unbegreifliche Redaction ganz ungenießbar. Den Gang der Geschichte sehen wir überall gehemmt durch eingeschaltete zahllose Gesetze, von deren größtem Theil man die eigentliche Ursache und Absicht nicht einsehen kann, wenigstens nicht warum sie in dem Augenblick gegeben worden, oder, wenn sie späteres Ursprungs sind, warum sie hier angeführt und eingeschaltet werden. Man sieht nicht ein, warum bei einem so ungeheuern Feldzuge, dem ohnehin so viel im Wege stand, man sich recht absichtlich und kleinlich bemüht, das religiose Ceremonien-Gepäck zu vervielfältigen, wodurch jedes Vorwärtskommen unendlich erschwert werden muß. Man begreift nicht, warum Gesetze für die Zukunft, die noch völlig im Ungewissen schwebt, zu einer Zeit ausgesprochen werden, wo es jeden Tag, jede Stunde an Rath und That gebricht, und der Heerführer, der auf seinen Füßen stehen sollte, sich wiederholt auf's Angesicht wirft, um Gnaden und Strafen von oben

dazu gelangen alle mögliche Knochenabtheilungen zu kennen, nunmehr bei Unterſuchung der Skelette einer jeglichen Gattung, Art und ſogar der Individuen, bei unſerer Beſchreibung anzugeben, welche Abtheilungen verwachſen, welche noch bemerkbar und welche trennbar ſind. Wir erhalten dadurch den großen Vortheil, daß wir die Theile auch alsdann noch erkennen, wenn ſie uns ſelbſt keine ſichtbaren Zeichen ihrer Abſonderungen mehr geben, daß uns das ganze Thierreich unter einem einzigen großen Bilde erſcheint, und daß wir nicht etwa glauben was in einer Art, ja was in einem Individuum verborgen iſt, müſſe demſelben fehlen. Wir lernen mit Augen des Geiſtes ſehen, ohne die wir, wie überall, ſo beſonders auch in der Naturforſchung, blind umher taſten.

So gut wir z. B. wiſſen daß bei'm Fötus das Hinterhauptbein aus mehreren Theilen zuſammengeſetzt iſt und uns dieſe Kenntniß die Bildung des vollkommen zuſammengewachſenen Hinterhauptbeines begreifen und erklären hilft: ſo wird uns auch die Erfahrung die bei manchen Thieren noch deutlichen Knochenabtheilungen und die oft ſeltſame, ſchwer zu begreifende, und ſelbſt ſchwer zu beſchreibende Form deſſelbigen Knochens an andern Thieren und vorzüglich am Menſchen erläutern; ja wir werden, wie oben ſchon bemerkt worden, um die ſchon ſehr complicirte Bildung der Säugethiere zu erklären, weiter hinabſteigen und ſelbſt von den Amphibien, von

den Fiſchen und weiter hinab uns Hülfsmittel zu unſerer Einſicht zu verſchaffen haben. Ein merkwürdiges und auffallendes Beiſpiel wird die untere Kinnlade geben.

C. Verſchiedenheit der Gränzen.

Noch ein anderer, obgleich ſeltener Fall macht uns einige Hinderniſſe bei Aufſuchung und Anerkennung der einzelnen Knochen. Wir finden nämlich, daß ſie manchmal andere Gränzen zu haben und andere Nachbarn als gewöhnlich zu berühren ſcheinen. — So reicht z. B. der Seitenfortſatz des Zwiſchenkiefernknochens beim Katzengeſchlecht bis an den Stirnknochen hinauf und trennt die obere Kinnlade von dem Naſenknochen.

Dagegen wird beim Ochſen die Maxilla superior vom Naſenbeine durch's Thränenbein getrennt.

Beim Affen verbinden ſich die Ossa bregmatis mit dem Osse sphenoideo und trennen das Os frontis und temporum von einander.

Dieſe Fälle ſind genauer mit ihren Umſtänden zu unterſuchen, denn ſie können nur ſcheinbar ſeyn und zwar auf eine bei Beſchreibung der Knochen näher anzugebende Weiſe.

D. Verſchiedenheit der Zahl.

Daß die äußerſten Glieder der Extremitäten auch in der Zahl verſchieden ſind iſt bekannt, und es folgt, daß die Knochen, welche dieſen Gliedern zum Grunde liegen,

gleichfalls der Zahl nach verſchieden ſeyn müſſen; ſo finden wir die Knochenzahl der Hand- und Fußwurzel, der Mittelhand und des Mittelfußes, eben ſo wie die Zahl der Fingerglieder bald mehr, bald minder, und zwar dergeſtalt, daß, wie die einen ſich vermindern, die andern auch weniger werden müſſen, wie bei der einzelnen Betrachtung dieſer Theile gezeigt wird.

Eben ſo vermindert ſich die Zahl der Wirbelknochen, ſowohl des Rückens, der Lenden, des Beckens, als des Schwanzes; ſo auch die Zahl der Rippen, der wirbelförmig oder flach geſtalteten Theile des Sternum; ſo vermindert oder vermehrt ſich die Anzahl der Zähne, durch welchen letzten Unterſchied ſehr große Diverſität in den Bau des Körpers gebracht zu ſeyn ſcheint.

Doch macht uns die Beobachtung welche die Zahl betrifft die wenigſte Mühe, weil ſie die leichteſte von allen iſt und uns, wenn wir genau ſind, nicht leicht mehr überraſchen kann.

E. Verſchiedenheit der Größe.

Da die Thiere von einander an Größe ſehr verſchieden ſind, ſo müſſen es auch ihre Knochentheile ſeyn. Dieſe Verhältniſſe ſind dem Maß unterworfen und ſind die Meſſungen hier brauchbar, welche von mehreren Anatomen, beſonders von Daubenton gemacht worden. Wären dieſe Knochentheile nicht auch oft in ihrer Form verſchieden, wie wir im Folgenden ſehen werden, ſo würde

uns der Unterſchied der Größe wenig irre machen, weil z. B. ein Femur des größeren Thieres mit dem des kleinſten leicht zu vergleichen iſt.

Bei dieſer Gelegenheit iſt eine Bemerkung zu machen, welche in das Allgemeine der Naturgeſchichte eingreift. Es entſteht nämlich die Frage: ob Größe auf Bildung, auf Form Einfluß habe? und inwiefern?

Wir wiſſen daß alle ſehr großen Thiere zugleich unförmlich ſind, daß nämlich entweder die Maſſe über die Form zu herrſchen ſcheint, oder daß das Maß der Glieder gegen einander kein glückliches Verhältniß habe.

Dem erſten Anblick nach ſollte man denken, es müſſe eben ſo möglich ſeyn daß ein Löwe von zwanzig Fuß entſtehen könnte, als ein Elephant von dieſer Größe, und daß ſich derſelbe ſo leicht müſſe bewegen können als die jetzt auf der Erde befindlichen Löwen, wenn alles verhältnißmäßig proportionirt wäre; allein die Erfahrung lehrt uns, daß vollkommen ausgebildete Säugethiere über eine gewiſſe Größe nicht hinausſchreiten, und daß daher bei zunehmender Größe auch die Bildung anfange zu wanken und Ungeheuer auftreten. Selbſt am Menſchen will man behaupten, daß übermäßig großen Individuen etwas an Geiſte abgehe, daß kleine hingegen ihn lebhafter zeigen. Man hat ferner die Bemerkung gemacht, daß ein Geſicht im Hohlſpiegel ſehr vergrößert geſehen geiſtlos ausſehe. Eben als wenn auch in der Erſcheinung nur die körperliche Maſſe,

nicht aber die Kraft des belebenden Geiſtes hier vergrößert werden könnte.

F. Verſchiedenheit der Form.

Es tritt nun aber die größte Schwierigkeit ein, welche daher entſpringt, daß auch die Knochen verſchiedener Thiere einander in der Form höchſt unähnlich ſind. Daher geräth der Beobachter, mag er ganze Skelette vor ſich haben oder nur einzelne Theile, gar oft in Verlegenheit. Findet er die Theile außer dem Zuſammenhange, ſo weiß er oft nicht wofür er ſie erklären ſoll; hat er ſie aber auch erkannt, ſo weiß er nicht wie er ſie beſchreiben, und inſonderheit wie er ſie vergleichen kann, da ihm, bei völliger Verſchiedenheit der äußeren Bildung, das Tertium comparationis zu mangeln ſcheint. Wer würde z. B. den Oberarm eines Maulwurfs und des Haſens für eben denſelben Theil verwandter organiſcher Weſen halten? Von den Arten jedoch wie gleiche Glieder verſchiedener Thiere in der Form ſo ſehr von einander abweichen können, und die uns erſt bei der Ausführung ganz deutlich werden dürften, wollen wir uns vorerſt folgende vorzüglich merken.

Bei dem einen Thiere kann der Knochen einfach ſeyn und nur gleichſam das Rudiment dieſes Organes vorſtellen, bei andern hingegen derſelbe Knochen in ſeiner völligen Ausbildung und in ſeiner möglichen Vollkommenheit ſich finden. — So iſt z. B. der Zwiſchenknochen des

Rehes von dem Zwischenknochen des Löwen so unterschieden, daß beim ersten Anblick keine Vergleichung statt zu haben scheint.

So kann ein Knochen zwar in einem gewissen Sinne ausgebildet, aber durch die übrige Bildung zusammengedrängt und mißgestaltet seyn, daß man gleichfalls kaum wagen würde ihn für denselbigen Knochen zu erkennen. In diesem Fall sind die Ossa bregmatis der Hörner und Geweihe tragenden Thiere gegen die Ossa bregmatis des Menschen, der Zwischenknochen des Wallrosses gegen den irgend eines Raubthieres.

Ferner: aller Knochen, der bloß nothdürftig seine Bestimmung erfüllt, hat auch eine bestimmtere und kenntlichere Form als derselbe Knochen, der mehr Knochenmasse zu haben scheint als er zu eben dieser Bestimmung braucht; daher er seine Gestalt auf eine sonderbare Weise verändert, besonders aber aufgeblähet wird. So machen ungeheure Sinnosiräten die Flächenknochen beim Ochsen und Schweine völlig unkenntlich, da hingegen dieselben bei den Katzenarten außerordentlich schön und deutlich gefunden werden.

Noch eine Art wodurch ein Knochen sich unseren Augen beinahe völlig verlieren kann, ist wenn er mit einem Nachbar zusammenwächst, und zwar dergestalt daß, wegen besonderer Umstände der Nachbar mehr Knochenmaterie braucht, als ihm bei einer regelmäßigen Bildung bestimmt wäre. Dadurch wird dem andern verwachse-

nen Knochen so viel entzogen, daß er sich fast gänzlich verzehrt. So verwachsen die sieben Halswirbelknochen des Wallfisches mit einander, und zwar dergestalt daß man fast nur den Atlas mit einem Anhange zu sehen glaubt.

Dagegen ist das Beständigste der Platz, in welchem der Knochen jedesmal gefunden wird, und die Bestimmung wozu er sich in einem organischen Gebäude bequemt. Wir werden daher bei unserer Ausarbeitung den Knochen jederzeit zuerst an seinem Platze aufsuchen, und finden daß er auf demselben, wenn auch verschoben, gedrückt und verrückt gefunden wird, manchmal auch zu großer Ausdehnung gelangt. Wir wollen sehen was er dem Platze nach, den er in der Organisation einnimmt, für einer Bestimmung dienen muß. Es wird sich hieraus erkennen lassen was er nach seiner Bestimmung für eine Form haben müsse, von der er wenigstens im Allgemeinen nicht abweichen kann.

Man wird alsdann die möglichen Abweichungen dieser Form theils aus dem Begriff, theils aus der Erfahrung herleiten und abstrahiren können.

Man wird bei jedem Knochen versuchen, die Abweichungen in denen er sich zeigt in einer gewissen anschaulichen Ordnung vorzutragen, dergestalt daß man sich vom Einfachen zum Vielfachen und Ausgebildeten, oder umgekehrt, eine Reihe darlegt, je nachdem die besondern Umstände der Deutlichkeit am günstigsten scheinen. Man

ſieht leicht ein, wie wünſchenswerth vollſtändige Monographien einzelner Knochen durch die ganze Claſſe der Säugethiere wären, ſo wie wir oben vollſtändigere und genauere Beſchreibung mit Rückſicht auf den auszubildenden Typus gewünſcht haben.

Bei gegenwärtiger Bemühung werden wir verſuchen, ob nicht ein Vereinigungspunkt ſey, um welchen wir die gemachten und noch zu machenden Erfahrungen über dieſen Gegenſtand in einen überſehbaren Kreis vereinigen können.

VIII.

Nach welcher Ordnung das Skelett zu betrachten und was bei den verſchiedenen Theilen deſſelben zu bemerken ſey.

In der Abhandlung über dieſen Gegenſtand müſſen die allgemeinen Bemerkungen ſchon vorgelegt und dem Beobachter im Ganzen bekannt ſeyn, worauf er überhaupt zu ſehen hat und wie die Bemerkung vorzüglich anzuſtellen iſt, damit bei der Beſchreibung, wozu gegenwärtiges Schema dienen ſoll, nichts vorkomme was allen Thieren gemein iſt, ſondern dasjenige worin ſie von einander abweichen. So werden z. B. in der allgemeinen Beſchreibung die Knochen des Hauptes, wie ſie neben einander ſtehen und wie ſie mit einander verbunden ſind, beſchrieben. Bei dieſer einzelnen Beſchreibung hin-

gegen wird nur bemerkt, wenn ſie ihre Nachbarſchaft, wie manchmal geſchieht, verändern.

So wird z. B. ein Beobachter wohl thun wenn er bemerkt, ob ein Knochen des Hauptes oder ein Theil deſſelben ſinuos ſey und dieſes am Ende in der allgemeinen Anmerkung über denſelben allenfalls beibringen. Mehrere ſolcher Momente der Beſchreibung werden ſich im Folgenden ergeben.

Caput.

Os intermaxillare.

Pars horizontalis s. palatina,

Pars lateralis s. facialis,

Margo anterior.

N. B. Man kann bei dieſem ſo wie bei den übrigen Geſichts- und anderen Knochen, deren Geſtalt ſich ſehr verändert, erſt etwas über die allgemeine Geſtalt vorausſchicken, ehe man an die Geſtalt der Theile geht, weil alsdann dieſe ſich von ſelbſt geben.

Dentes,

ſpitzige,

ſtumpfe,

flache,

flache und gekrönte.

Canales incisivi.

Hiebei fragt ſich, ob der Raum zwiſchen dem Os intermax. groß oder klein iſt.

Maxilla superior.

Pars palatina s. horizontalis,

Pars lateralis s. perpendicularis,

Margo s. pars alveolaris,

Dentes.

Eckzahn,

proportionirlich klein oder groß;

ſpitz,

ſtumpf,

gebogen,

nach oben oder nach unten gerichtet,

Backzähne,

einfach und ſpitz,

zuſammengeſetzt und breit,

mit Kronen, deren innere Knochenblättchen mit den äußern nach einer Richtung gehen,

mit labyrinthartigen Kronen,

mit ſehr gedrängten Labyrinthen,

dreyſpitzige,

flache.

Foramen infraorbitale.

Nur foramen:

mehr oder weniger langer Canal, deſſen Austritt im Geſichte zu bemerken;

iſt manchmal doppelt.

Os palatinum.

Pars horizontalis s. palatina.

zu erflehen, die beide nur verzettelt gereicht werden, so daß man mit dem verirrten Volke den Hauptzweck völlig aus den Augen verliert.

Um mich nun in diesem Labyrinthe zu finden, gab ich mir die Mühe, sorgfältig zu sondern, was eigentliche Erzählung ist, es mochte nun für Historie, für Fabel, oder für beides zusammen, für Poesie gelten. Ich sonderte dieses von dem was gelehret und geboten wird. Unter dem ersten verstehe ich das, was allen Ländern, allen sittlichen Menschen gemäß seyn würde, und unter dem zweyten, was das Volk Israels besonders angeht und verbindet. In wiefern mir das gelungen, wage ich selbst kaum zu beurtheilen, indem ich gegenwärtig nicht in der Lage bin, jene Studien nochmals vorzunehmen, sondern was ich hieraus aufzustellen gedenke, aus früheren und späteren Papieren, wie es der Augenblick erlaubt, zusammentrage. Zwey Dinge sind es daher, auf die ich die Aufmerksamkeit meiner Leser zu richten wünschte. Erstlich auf die Entwickelung der ganzen Begebenheit dieses wunderlichen Zugs aus dem Charakter des Feldherrn, der anfangs nicht in dem günstigsten Lichte erscheint, und zweytens auf die Vermuthung, daß der Zug keine vierzig, sondern kaum zwey Jahre gedauert; wodurch denn eben der Feldherr, dessen Betragen wir zuerst tadeln mußten, wieder gerechtfertigt und zu Ehren gebracht, zugleich aber auch die Ehre des Nationalgot-

Pars lateralis,

Pars posterior,

Processus hamatus.

Canalis palatinus.

Wollte man ja einmal meſſen und auf dieſe Weiſe eine Vergleichung anſtellen, ſo könnte man vorgemeldete drey Knochen, die zuſammen den Gaumen ausmachen, meſſen und ihre Länge untereinander, ſo wie auch die Breite zur allgemeinen Länge vergleichen.

Os zygomaticum.

Seine mehr oder weniger zuſammengedrängte Geſtalt.

Seine Verbindung mit den benachbarten Knochen, die nicht immer gleich iſt. In welchen Fällen er ſinuos iſt und wohin ſich der Sinus verbindet.

Os lacrymale.

Pars facialis,

Pars orbitalis,

Canalis.

Os nasi.

Verhältniß der Länge zur Breite. In wiefern ſie als länglich viereckige Blättchen oder mit anderen Eigenſchaften erſcheinen. Ihre Verbindung und Nachbarſchaft mit anderen Knochen, welche nicht immer gleich iſt.

Die große Fontanelle, die mit der Membran zugeſchloſſen iſt, zwiſchen ihm und dem benachbarten Knochen.

Os frontis.

Bei demſelben iſt vorzüglich wegen der Sinuum auf die innere und äußere Lamelle des Knochens zu ſehen. Die äußere Lamelle geht in einer Fläche oder in einem Bogen fort, macht nach außen zu den obern Theil der Stirne, inwendig aber verläßt die innere Lamelle, indem ſie ſich an das Os ethmoideum feſtſetzt, die äußere und bildet die ſogenannten Sinus frontales. Die Sinus des übrigen ganzen Knochens, die ſich mit den vorhergehenden verbinden und die Sinuoſität der Fortſätze.

Die Hörner als Fortſetzung der Sinuum ſind gewunden oder gerade. — Hörner die nicht ſinuos ſind und auch nicht auf Sinus aufſitzen.

Der Processus zygomaticus knöchern oder membranos.

Wie die Nachbarſchaft des Augapfels auf die innere Geſtalt des Gehirnes wirkt und das Os ethmoideum zuſammendrückt oder frei läßt.

Os ethmoideum.

Gedrückt.

In freier Ausbreitung.

Merkwürdig das Maß zur Breite der ganzen Hirnhöhle.

Beſchaffenheit der Lamellen des Körpers des ganzen Siebbeines.

Vomer.

Conchae.

Einfach gewunden, ſehr mannichfaltig gewunden.

Os sphenoideum anterius.

Corpus.

Seine Sinuositäten merkwürdig in Vergleich mit den Lamellen des Ossis ethmoidei.

Alae. Fragte sich, ob man sie nicht irgends wie im menschlichen Foetus getrennt fände.

Os sphenoideum posterius.

Corpus.

Alae.

Sinuositates.

Vergleichung der beiden Knochen unter einander, besonders der Flügel und der Ausdehnung derselben.

Os temporum.

Die Form der Partis squamosae. Process. zygomaticus mehr oder weniger lang und kurz. Merkwürdige Sinuositäten dieses Knochens.

Os bregmatis.

Die verschiedenen Gestalten; Verhältniß ihrer Größe gegen den Stirnknochen.

Os Occipitis.

Basis. Vergleicht sich im Durchschnitte den beiden Oss. sphenoideis und dem Os ethmoideum.

Partes laterales.

Processus styloidei, manchmal gerade, bisweilen krumm.

Pars lambdoidea.

Bulla.

Collum.

Bulla sive marsupium. nimmt manchmal die Gestalt eines Processus mastoidei an, muß aber nicht mit demselben verwechselt werden.

Os petrosum.

Pars externa ist öfters spongios, öfters sogar sinuos, setzt sich nach außen zwischen das Os temporum und Os occipitis.

Pars interna. In diesen gehen die Gehörnerven. Schnecke ꝛc.

Ist ein sehr fester, elfenbeinartiger Knochen.

Kleine bewegliche Knochen der Gehörwerkzeuge.

Truncus.

Vertebrae colli.

Ueberhaupt ist ihre Länge, Breite und Stärke zu bemerken.

Atlas besonders in die Breite gebildet. Deutet auf Verwandtschaft mit den Schädelknochen.

Epistropheus. Hoher und breiter Rückenfortsatz.

Vertebra tertia. Bemerken der Gestalt der Seiten und Dornfortsätze.

Vertebra quarta. Abweichungen dieser Gestalt.

Vertebra quinta. Weitere Abweichung.

Vertebra sexta. An dieser entstehen die flügelarti-

gen Fortsätze, von denen die stufenweisen Abweichungen der vorigen gleichsam Vorboten waren.

Vertebra septima. Kleiner knopfartiger Seitenfortsatz. Articularfläche für die Knöpfchen der ersten Rippe.

Vertebrae dorsi.

Sie zu zählen.

Worauf bei ihnen zu sehen und wie sie von einander abweichen ist noch näher zu bestimmen.

Die Größe und Richtung der Processuum spinosorum anzugeben.

Vertebrae lumborum.

Sie zu zählen.

Die Gestalt und Richtung der Processuum lateralium et horizontalium ist anzugeben.

Von den regelmäßigen Abweichungen ihrer Gestalt ist umständlicher zu handeln.

N. B. Wir bleiben zwar bei der gewöhnlichen Eintheilung, daß wir die Vertebrae, an welche Rippen anstoßen, Vertebrae dorsi, die übrigen aber lumborum nennen; — allein wir bemerken bei den Thieren noch eine andere Eintheilung; — der Rücken hat nämlich eine gewisse Mitte, von welcher sowohl die Processus spinosi sich hinterwärts, als die breiteren Processus sich vorwärts neigen. Diese Mitte ist gewöhnlich vor der dritten falschen Rippe.

Die Vertebrae bis zur Mitte und von da nach hin-

ten sind zu zählen und wenn etwas Merkwürdiges vorkommt ist es zu notiren.

Vertebrae pelvis.

Ihre mehr und wenigere Verwachsung ist zu bemerken.

Sie sind zu zählen.

Vertebrae caudae.

Sie sind zu zählen.

Ihre Gestalt zu bemerken.

Oft haben sie flügelartige Seitenfortsätze, die sich nach und nach verlieren, da denn der Wirbelknochen endlich in den phalangenartigen übergeht.

Costae.

Verae.

Sind zu zählen.

Ihre Länge und Stärke zu beobachten.

Ihre Beugung mehr oder weniger.

Die Abweichung ihres oberen Theiles ist zu bemerken und was davon allgemein ist.

Der Hals nämlich wird nach und nach kürzer, das Tuberculum breiter und nähert sich mehr dem Capitulum.

Spuriae.

Wie bei den vorigen.

Sternum.

Vertebrae sterni.

Sind zu zählen.

Phalangenartig.

Flach gedrückt.

Ueberhaupt die Gestalt des Sterni, ob es lang oder kurz sey, ob die Vertebrae von vorne nach hinten sich ähnlich bleiben, oder ob in der Gestalt Abweichungen zu bemerken sind.

In wiefern sie fest oder poros sind u. s. w.

Adminicula.

Anteriora.

Maxilla inferior.

Bei dieser hat man sich zuerst aus Beispielen an Fischen und Amphibien, aus was für Theilen sie zusammengesetzt sey, bekannt zu machen und sich allenfalls auf einer thierischen Kinnlade die Suturen und Harmonien zu zeichnen. Bei Mammalien besteht sie immer aus zwei Theilen, die manchmal sogar in der Mitte verwachsen sind.

In wiefern es nöthig sey von der bei'm Menschen gewöhnlichen Eintheilung und Terminologie abzugehen, wird noch zu überlegen seyn.

Dentes.

Fehlen,

oder sind gegenwärtig.

Schneidezähne.

Eckzahn. Dessen Größe.

Backzähne. Siehe obere Kinnlade.

Media.

Scapula.

Wird die Eintheilung des menschlichen Schulterblattes zuerst beizubehalten seyn.

Gestalt.

Proportion von der Länge zur Breite.

Clavicula.

Ob sie da ist oder fehlt.

Verhältniß ihrer Länge zur Breite.

Humerus.

Bei diesem und bei allen langen Knochen zu bemerken, ob die Epiphyses verwachsen sind oder nicht.

Bei'm Humerus zu bemerken, in wiefern seine Neigung sich dehnen zu lassen mehr oder weniger erscheint.

Länge.

Kürze und was sonst noch in die Augen fallen möchte.

Ulna.

Hat ihren stärksten Theil oben und ihren schwächsten unten. In wiefern die Röhre an Stärke dem Radius gleich kommt oder nach Art einer Fibula sich an ihn anlegt und mehr oder weniger mit ihm verwächst.

Radius.

Hat seinen stärksten Theil unten, und seinen schwächsten oben, erhält ein Uebergewicht über die Ulna und wird Fulcrum. Zugleich geht die Supination verloren und das Thier bleibt zuletzt in beständiger Pronation stehen.

Siehe Ulna.

Carpus.

Die Zahl der Knochen und wenn sie sich vereiniget. Wo möglich zu unterscheiden, welche Knochen bleiben und welche sich verlieren. Wahrscheinlich sind die beständig, welche an den Radius und die Ulna stoßen. Wahrscheinlich sind die unbeständig, welche mit den Phalangen sich verbinden.

Ossa metacarpi.

Zahl.

Verhältniß der Länge.

Digiti.

Zahl der Phalangen; werden wahrscheinlich immer drey gefunden. Solche bei den Solidungulis und Bisulcis zu verfolgen und zu beschreiben.

Ungues; Ungulae.

Postica.

Werden mit dem Trunco verbunden durch das

Os ilium.

Os ischii.

Os pubis.

Ihre Gestalt.

Das Verhältniß der Länge zur Breite zu bemerken.

Die Theile konnten nach den menschlichen einstweilen beschrieben werden. Wäre auf die Synchondroses zu sehen, ob sie verknöchern oder durch Suturen zusammenhängen.

Femur.

Der Knochen ist oft gerade, manchmal wenig gebogen, manchmal gedreht. Dabei zu bemerken, ob die Epiphyses verwachsen oder lose sind. Bei einigen Thieren scheint noch ein dritter Trochanter zu existiren. Uebrigens werden auch hier die Theile wie bei der Beschreibung des menschlichen Femur beibehalten werden können.

Patella.

Tibia.

Selten mit der Fibula von gleicher oder annahender Stärke der Röhre.

Bei rudernden Thieren ist zu bemerken ihre grösere Verstärkung und ihr völliges Uebergewicht über die Fibula bei andern.

Frage wegen der Epiphyses.

Fibula.

Steht nach außen und innen zu, wird immer schmäler bei verschiedenen Thieren, verwächst zuletzt ganz bei einigen mit der Tibia.

Die Gradationen zu bemerken und zu beschreiben, z. B. ob sie sich glatt anlegt, ob sie eine Lücke oder runde Oeffnung noch dazwischen läßt.

Tarsus.

Sind dessen Knochen zu zählen und wie oben bei'm Carpus geschehen, welche allenfalls fehlen und welche vorhanden sind. Wahrscheinlich werden auch hier die

gottes gegen den Unglimpf einer Härte, die noch unerfreulicher iſt als die Halsſtarrigkeit eines Volks, gerettet und beinah in ſeiner früheren Reinheit wieder hergeſtellt wird.

Erinnern wir uns nun zuerſt des israelitiſchen Volkes in Aegypten, an deſſen bedrängter Lage die ſpäteſte Nachwelt aufgerufen iſt Theil zu nehmen. Unter dieſem Geſchlecht, aus dem gewaltſamen Stamme Levi, tritt ein gewaltſamer Mann hervor; lebhaftes Gefühl von Recht und Unrecht bezeichnen denſelben. Würdig ſeiner grimmigen Ahnherren erſcheint er, von denen der Stammvater ausruft: „Die Brüder Simeon und Levi! ihre Schwerter ſind mörderiſche Waffen, meine Seele komme nicht in ihren Rath und meine Ehre ſey nicht in ihrer Verſammlung! denn in ihrem Zorn haben ſie den Mann erwürgt und in ihrem Muthwillen haben ſie den Ochſen verderbt! Verflucht ſey ihr Zorn, daß er ſo heftig iſt, und ihr Grimm, daß er ſo ſtörrig iſt! Ich will ſie zerſtreuen in Jakob und zerſtreuen in Israel.“

Völlig nun in ſolchem Sinne kündigt ſich Moſes an. Den Aegypter, der einen Israeliten mißhandelt, erſchlägt er heimlich. Sein patriotiſcher Meuchelmord wird entdeckt und er muß entfliehen. Wer, eine ſolche Handlung begehend, ſich als bloßen Naturmenſchen darſtellt, nach deſſen Erziehung hat man nicht Urſache zu fragen. Er ſey von einer Fürſtin als Knabe des

Nachbarn der Tibia und Fibula beständig und Calcaneus und Astragalus vorhanden seyn.

Metatarsus.

Zahl der Knochen, ihre Länge oder Kürze.

Digiti.

Zahl.

Besonders zu bemerken, welcher Digitus allenfalls fehlt und ob man darüber ein allgemeines Gesetz finden könnte. Wahrscheinlich verschwindet der Daumen zuerst. Auch vermuthe ich daß manchmal der Ringfinger oder Mittelfinger fehlt. Wie die Zahl der Zehen sich zu der Zahl der Finger verhält.

Phalanges.

Werden wahrscheinlich noch immer drey gefunden.

Ungues, Ungulae.

Da der Charakter, der im Allgemeinen allen Thierknochen durch alle Geschlechter durch zukommt, erstlich als Resultat der Untersuchung wird aufgestellt werden können, so wird es bei den Beschreibungen, die zur Uebung vorgenommen werden, eher nützlich als schädlich seyn, so zu beschreiben wie man vor sich sieht. Hält man alsdann die Beschreibungen zusammen, so findet sich in dem was man wiederholt hat das Gemeinsame und, bei vielen Arbeiten, der allgemeine Charakter.

ΑΘΡΟΙΣΜΟΣ.

Wagt ihr, also bereitet, die letzte Stufe zu steigen
Dieses Gipfels, so reicht mir die Hand und öffnet den freien
Blick in's weite Feld der Natur. Sie spendet die reichen
Lebensgaben umher, die Göttin; aber empfindet
Keine Sorge wie sterbliche Fraun um ihrer Gebornen
Sichere Nahrung; ihr ziemet es nicht: denn zwiefach bestimmte
Sie das höchste Gesetz, beschränkte jegliches Leben,
Gab ihm gemessnes Bedürfniß, und ungemessene Gaben,
Leicht zu finden, streute sie aus, und ruhig begünstigt
Sie das muntre Bemühn der vielfach bedürftigen Kinder;
Unerzogen schwärmen sie fort nach ihrer Bestimmung.

Zweck sein selbst ist jegliches Thier, vollkommen entspringt es
Aus dem Schoß der Natur und zeugt vollkommene Kinder.
Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen,
Und die seltenste Form bewahrt im Geheimen das Urbild.
So ist jeglicher Mund geschickt die Speise zu fassen,
Welche dem Körper gebührt, es sey nun schwächlich und zahnlos
Oder mächtig der Kiefer gezähnt, in jeglichem Falle
Fördert ein schicklich Organ den übrigen Gliedern die Nahrung.
Auch bewegt sich jeglicher Fuß, der lange, der kurze,
Ganz harmonisch zum Sinne des Thiers und seinem Bedürfniß.
So ist jedem der Kinder die volle reine Gesundheit
Von der Mutter bestimmt: denn alle lebendigen Glieder
Widersprechen sich nie und wirken alle zum Leben.
Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres,
Und die Weise zu leben sie wirkt auf alle Gestalten
Mächtig zurück. So zeigt sich fest die geordnete Bildung

Welche zum Wechſel ſich neigt durch äußerlich wirkende Weſen.
Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geſchöpfe
Sich im heiligen Kreiſe lebendiger Bildung beſchloſſen.
Dieſe Gränzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur ſie:
Denn nur alſo beſchränkt war je das Vollkommene möglich.

Doch im Innern ſcheint ein Geiſt gewaltig zu ringen,
Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu ſchaffen den Formen
Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
Denn zwar drängt er ſich vor zu dieſen Gliedern, zu jenen,
Stattet mächtig ſie aus, jedoch ſchon darben dagegen
Andere Glieder, die Laſt des Uebergewichtes vernichtet
Alle Schöne der Form und alle reine Bewegung.
Siehſt du alſo dem einen Geſchöpf beſonderen Vorzug
Irgend gegönnt, ſo frage nur gleich, wo leidet es etwa
Mangel anderswo, und ſuche mit forſchendem Geiſte,
Finden wirſt du ſogleich zu aller Bildung den Schlüſſel.
Denn ſo hat kein Thier, dem ſämmtliche Zähne den obern
Kiefer umzäunen, ein Horn auf ſeiner Stirne getragen,
Und daher iſt den Löwen gehörnt der ewigen Mutter
Ganz unmöglich zu bilden und böte ſie alle Gewalt auf:
Denn ſie hat nicht Maſſe genug die Reihen der Zähne
Völlig zu pflanzen und auch Geweih und Hörner zu treiben.

Dieſer ſchöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
Und Geſetz, von Freiheit und Maß, von beweglicher Ordnung,
Vorzug und Mangel erfreue dich hoch; die heilige Muſe
Bringt harmoniſch ihn dir mit ſanftem Zwange belehrend,
Keinen höhern Begriff erringt der ſittliche Denker,
Keinen der thätige Mann, der dichtende Künſtler; der Herrſcher

Der verdient es zu ſeyn, erfreut nur durch ihn ſich der Krone.
Freue dich höchſtes Geſchöpf der Natur, du fühleſt dich fähig,
Ihr den höchſten Gedanken, zu dem ſie ſchaffend ſich aufſchwang,
Nachzudenken. Hier ſtehe nun ſtill und wende die Blicke
Rückwärts, prüfe, vergleiche, und nimm vom Munde der Muſe
Daß du ſchaueſt, nicht ſchwärmſt, die liebliche volle Gewißheit.

Vorträge,

über die drey ersten Capitel

des Entwurfs

einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie.

1796.

I.

Von den Vortheilen der vergleichenden Anatomie und von den Hindernissen, die ihr entgegen stehen.

Durch ein genaues Betrachten der Aeußerlichkeiten organischer Wesen hat die Naturgeschichte an Ausbreitung und Anordnung nach und nach gränzenlos gewonnen, und es ist nun jedem anheim gegeben, durch Aufmerksamkeit und Anstrengen, sich Ueberblick des Ganzen, oder Einsicht in das Besondere zu verschaffen.

Dieser glückliche Erfolg wäre aber nicht möglich gewesen, wenn die Naturforscher sich nicht bemüht hätten die äußeren Kennzeichen reihenweis aufzustellen, welche den organischen Körpern, nach ihren verschiedenen Clas-

ſen und Ordnungen, Gattungen und Arten, irgend zukommen mögen.

So hat Linné die botaniſche Terminologie muſterhaft ausgearbeitet und geordnet dargeſtellt, daß ſie durch nachfolgende Entdeckungen und Bemühungen immer vollſtändiger werden konnte. So haben uns beide Forſter die Kennzeichen der Vögel, Fiſche und Inſecten vorgezeichnet und dadurch die Möglichkeit genauer und übereinſtimmender Beſchreibungen erleichtert.

Man wird aber nicht lange mit Beſtimmung der äußern Verhältniſſe und Kennzeichen ſich beſchäftigen, ohne das Bedürfniß zu fühlen, durch Zergliederung mit den organiſchen Körpern gründlicher bekannt zu werden. Denn wie es zwar löblich iſt, die Mineralien, auf den erſten Blick, nach ihren äußern Kennzeichen zu beurtheilen und zu ordnen; ſo muß doch die Chemie zu einer tiefern Kenntniß das Beſte beitragen.

Beide Wiſſenſchaften aber, die Zergliederung ſowohl als die Chemie, haben für diejenigen die nicht damit vertraut ſind, eher ein widerliches als anlockendes Anſehen. Bei dieſer denkt man ſich nur Feuer und Kohlen, gewaltſame Trennung und Miſchung der Körper; bei jener nur Meſſer, Zerſtückelung, Fäulniß und einen ekelhaften Anblick auf ewig getrennter organiſcher Theile. Doch ſo verkennt man beide wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen. Beide üben den Geiſt auf mancherlei Art und wenn die eine, nachdem ſie getrennt hat, wirklich wieder verbin-

den,

den, ja durch dieſe Verbindung eine Art von neuem Leben wieder hervorbringen kann, wie zum Beiſpiel bei der Gährung geſchieht; ſo kann die andere zwar nur trennen, ſie gibt aber dem menſchlichen Geiſte Gelegenheit das Todte mit dem Lebenden, das Abgeſonderte mit dem Zuſammenhängenden, das Zerſtörte mit dem Werdenden zu vergleichen, und eröffnet uns die Tiefen der Natur mehr als jede andere Bemühung und Betrachtung.

Wie nöthig es war den menſchlichen Körper zu zergliedern, um ihn näher kennen zu lernen, ſahen die Aerzte nach und nach wohl ein, und immer ging das Zergliedern der Thiere neben dem Zergliedern des Menſchen, obſchon mit ungleichem Schritte, fort. Theils wurden einzelne Bemerkungen aufgezeichnet, man verglich gewiſſe Theile verſchiedener Thiere; allein ein übereinſtimmendes Ganzes zu ſehen blieb nur immer ein frommer Wunſch, *) und wird es vielleicht noch lange bleiben.

Sollten wir aber nicht bewogen werden dieſen Wünſchen, dieſen Hoffnungen der Naturforſcher entgegen zu gehen, da wir ſelbſt, wenn wir das Ganze nicht aus den Augen verlieren, auf jedem Schritte ſo viel Befriedigung und ſelbſt Vortheil für die Wiſſenſchaft zu erwarten haben?

*) Welsh: Somnium Vindiciani sive desiderata medicinae. Aug. Vind. 1676. 4.

Wem iſt unbekannt, welche Entdeckungen im Körperbau des Menſchen wir der Zootomie ſchuldig ſind? So wären die Milch- und lymphatiſchen Gefäße, ſo wie der Umlauf des Bluts, vielleicht noch lange unbekannt geblieben, wenn ihr Entdecker ſie nicht zuerſt an Thieren bemerkt hätte. Und wie vieles von Wichtigkeit wird ſich nicht auf dieſem Wege künftigen Beobachtern offenbaren.

Denn das Thier zeigt ſich als Flügelmann, indem die Einfachheit und Einſchränkung ſeines Baues den Charakter deutlicher ausſpricht, die einzelnen Theile größer und charakteriſtiſch in die Augen fallender ſind.

Die menſchliche Bildung aus ſich ſelbſt kennen zu lernen iſt anderſeits faſt unmöglich, weil die Theile derſelben in einem eignen Verhältniſſe ſtehen, weil manches in einander gedrängt und verborgen iſt was bei den Thieren ſehr deutlich am Tage liegt, weil dieſes und jenes Organ, bei den Thieren ſehr einfach, bei den Menſchen in einer unendlichen Complication oder Subdiviſion gefunden wird, ſo daß niemand zu ſagen vermöchte, ob jemals einzelnen Entdeckungen und Bemerkungen ein Abſchluß werden könne.

Allein noch wäre zu wünſchen, daß, zu einem ſchnellern Fortſchritte der Phyſiologie im Ganzen, die Wechſelwirkung aller Theile eines lebendigen Körpers ſich niemals aus den Augen verlöre; denn bloß allein durch den Begriff, daß in einem organiſchen Körper

alle Theile auf Einen Theil hinwirken und jeder auf alle wieder ſeinen Einfluß ausübe, können wir nach und nach die Lücken der Phyſiologie auszufüllen hoffen.

Die Kenntniß der organiſchen Naturen überhaupt, die Kenntniß der vollkommneren, welche wir, im eigentlichen Sinn, Thiere und beſonders Säugethiere nennen; der Einblick, wie die allgemeinen Geſetze bei verſchieden beſchränkten Naturen wirkſam ſind; die Einſicht zuletzt, wie der Menſch dergeſtalt gebaut ſey, daß er ſo viele Eigenſchaften und Naturen in ſich vereinige und dadurch auch ſchon phyſiſch als eine kleine Welt, als ein Repräſentat der übrigen Thiergattungen exiſtire, alles dieſes kann nur dann am deutlichſten und ſchönſten eingeſehen werden, wenn wir, nicht wie bisher leider nur zu oft geſchehen, unſere Betrachtungen von oben herab anſtellen und den Menſchen im Thiere ſuchen, ſondern wenn wir von unten herauf anfangen und das einfachere Thier im zuſammengeſetzten Menſchen endlich wieder entdecken.

Es iſt hierin ſchon unglaublich viel gethan; allein es liegt ſo zerſtreut, ſo manche falſche Bemerkungen und Folgerungen verdüſtern die wahren und ächten; täglich kommt zu dieſem Chaos wieder neues Wahre und Falſche hinzu, ſo daß weder des Menſchen Kräfte, noch ſein Leben hinreichen, alles zu ſondern und zu ordnen, wenn wir nicht den Weg, den uns die Naturhiſtoriker äußerlich vorgezeichnet, auch bei der Zerglie-

derung verfolgen und es möglich machen das Einzelne in übersehbarer Ordnung zu erkennen, um das Ganze, nach Gesetzen die unserm Geiste gemäß sind, zusammen zu bilden.

Was wir zu thun haben wird uns erleichtert, wenn wir die Hindernisse betrachten, welche der vergleichenden Anatomie bisher im Wege gestanden.

Da schon beim Bestimmen äußerer Merkmale organischer Wesen der Naturfreund in einem unendlichen Felde zu thun hat und mit so vielen Schwierigkeiten streitet; da schon die äußere Kenntniß der vollkommneren Thiere, die über den Erdboden verbreitet sind, so viele mühsame Betrachtung erfordert und ein immer zudringendes Neue uns zerstreut und ängstigt; so konnte der Trieb, auf innere Kenntniß der Geschöpfe gleichfalls zu dringen, nicht eher allgemein werden, als bis eine äußerliche Zusammenstellung weit genug gediehen war. Inzwischen häuften sich einzelne Beobachtungen, indem man theils absichtlich untersuchte, theils die Erscheinungen, wie sie sich zufällig aufdrangen, festzuhalten wußte; da dieß aber ohne Zusammenhang, ohne allgemeine Uebersicht geschah, so mußte mancher Irrthum sich einschleichen.

Noch mehr verwirrten sich aber die Beobachtungen, da sie oft einseitig aufgenommen, und die Terminologie ohne Rücksicht auf gleich- oder ähnlich gebaute Geschöpfe festgesetzt wurde. So ist durch die Stall-

günstigt, er sey am Hofe erzogen worden; nichts hat auf ihn gewirkt; er ist ein trefflicher, starker Mann geworden, aber unter allen Verhältnissen roh geblieben. Und als einen solchen kräftigen, kurz gebundenen, verschlossenen, der Mittheilung unfähigen finden wir ihn auch in der Verbannung wieder. Seine kühne Faust erwirbt ihm die Neigung eines midianitischen Fürstenpriesters, der ihn sogleich mit seiner Familie verbindet. Nun lernt er die Wüste kennen, wo er künftig in dem beschwerlichen Amte eines Heerführers auftreten soll.

Und nun lasset uns vor allen Dingen einen Blick auf die Midianiten werfen, unter welchen sich Moses gegenwärtig befindet. Wir haben sie als ein großes Volk anzuerkennen, das, wie alle nomadischen und handelnden Völker, durch mannichfaltige Beschäftigung seiner Stämme, durch eine bewegliche Ausbreitung, noch größer erscheint als es ist. Wir finden die Midianiten am Berge Horeb, an der westlichen Seite des kleinen Meerbusens und sodann bis gegen Moab und den Arnon. Schon zeitig fanden wir sie als Handelsleute, die selbst durch Canaan caravanenweis nach Aegypten ziehn.

Unter einem solchen gebildeten Volke lebt nunmehr Moses, aber auch als ein abgesonderter, verschlossener Hirte. In dem traurigsten Zustande, in welchem ein trefflicher Mann sich nur befinden mag, der, nicht zum Denken und Ueberlegen geboren, bloß nach That strebt,

meister, Jäger und Fleischer eine Discrepanz in Benennung der äußern und innern Theile der Thiere gekommen, die uns noch bis in die besser ordnende Wissenschaft verfolgt.

Wie sehr es an einem Vereinigungspunkte gefehlt, um welchen man die große Menge Beobachtungen hätte versammeln können, wird zunächst deutlicher werden.

Auch wird der Philosoph gar bald entdecken, daß sich die Beobachter selten zu einem Standpunkte erhoben, aus welchem sie so viele bedeutend bezügliche Gegenstände hätten übersehen können.

Man wendete auch hier, wie in andern Wissenschaften, nicht genug geläuterte Vorstellungsarten an. Nahm die eine Partey die Gegenstände ganz gemein und hielt sich ohne Nachdenken an den bloßen Augenschein, so eilte die andere sich durch Annahme von Endursachen aus der Verlegenheit zu helfen; und wenn man auf jene Weise niemals zum Begriff eines lebendigen Wesens gelangen konnte, so entfernte man sich auf diesem Wege von eben dem Begriffe, dem man sich zu nähern glaubte.

Eben so viel und auf gleiche Weise hinderte die fromme Vorstellungsart, da man die Erscheinungen der organischen Welt zur Ehre Gottes unmittelbar deuten und anwenden wollte. Ferner verlor man sich, anstatt bei der durch unsere Sinne verbürgten Erfahrung zu bleiben, in leere Speculationen, wie z. B.

über die Seele der Thiere und was dem ähnlich seyn mag.

Wenn man nun bei der Kürze des Lebens bedenkt, daß die menschliche Anatomie eine unendliche Arbeit erheischt; daß das Gedächtniß kaum hinreicht das Bekannte zu fassen und zu behalten; daß überdieß noch Anstrengung genug gefordert wird, um das in diesem Kreise einzeln Neu-Entdeckte zu kennen, auch wohl persönlich durch glückliche Aufmerksamkeit neue Entdeckungen zu machen: so sieht man deutlich, daß auch schon hierzu einzelne Menschen ihr ganzes Leben widmen müssen.

II.

Ueber einen aufzustellenden Typus zu Erleichterung der vergleichenden Anatomie.

Die Aehnlichkeit der Thiere, besonders der vollkommenen unter einander, ist in die Augen fallend und im Allgemeinen auch stillschweigend von jederman anerkannt. Daher ließen sich, dem bloßen Augenschein nach, die vierfüßigen Thiere leicht in eine Classe begreifen.

Bei der Aehnlichkeit des Affen und Menschen, bei dem Gebrauch den einige geschickte Thiere von ihren Gliedern aus natürlichem Antrieb machen, oder nach vorgängiger künstlicher Uebung machen lernen, konnte man auf die Aehnlichkeit des vollkommensten Geschöpfes mit unvollkommneren Brüdern gar leicht geführt werden, und es fanden von jeher bei Naturforschern und Zergliederern

solche Vergleichungen statt. Die Möglichkeit der Verwandlung des Menschen in Vögel und Gewild, welche sich der dichterischen Einbildungskraft gezeigt hatte, wurde durch geistreiche Naturforscher nach endlicher Betrachtung der einzelnen Theile auch dem Verstande dargestellt. So trat nun Camper lebhaft hervor, die Uebereinstimmung der Gestalt noch weiter hinaus und bis in's Reich der Fische zu verfolgen.

Dieß also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen: daß alle vollkommnern organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugethiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach Einem Urbilde geformt seyen, das nur in seinen sehr beständigen Theilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet.

Eingenommen von der aufgefaßten Idee, wagte Camper, auf der schwarzen Lehrtafel, durch Kreidestriche, den Hund in ein Pferd, das Pferd in einen Menschen, die Kuh in einen Vogel zu verwandeln. Er drang darauf, daß man im Hirn des Fisches das Gehirn des Menschen erblicken solle, und erreichte durch diese geistreichen, sprungweise gewagten Vergleichungen die Absicht, den innern Sinn des Beobachters aufzuschließen, der nur allzuoft von Aeußerlichkeiten gefangen gehalten wird. Nun betrachtete man das Glied eines organischen Körpers nicht nur an und für sich, sondern gewöhnte sich in dem-

ſelben das Bild eines ähnlichen Gliedes einer verwandten organiſchen Natur, wo nicht zu ſehen, doch zu ahnen, und begann der Hoffnung zu leben, daß ältere ſowohl als neuere Beobachtungen dieſer Art geſammelt, durch neuermunterten Fleiß ergänzt und zu einem Ganzen aufgeſtellt werden könnten.

Allein wenn man auch im Allgemeinen übereinſtimmend nach Einem Zweck zu arbeiten ſchien, ſo war doch manche Verwirrung im Einzelnen unvermeidlich: denn ſo ähnlich im Ganzen die Thiere einander auch ſeyn mögen, ſo ſind doch gewiſſe einzelne Theile bei verſchiedenen Geſchöpfen an Geſtalt äußerſt verſchieden, und es mußte daher begegnen, daß öfters ein Theil für den andern gehalten, an einer unrechten Stelle geſucht, oder geläugnet wurde. Die ſpeciellere Ausführung wird mehrere Beiſpiele darlegen und die Verwirrung zeigen, die uns in früheren Zeiten umfing und noch umfängt.

An dieſer Verwirrung ſcheint beſonders die Methode ſchuld zu ſeyn, welcher man ſich gewöhnlich bediente, weil Erfahrung und Gewohnheit nichts weiter an die Hand gab. Man verglich z. B. einzelne Thiere unter einander, wobei für das Ganze wenig oder nichts gewonnen war. Denn geſetzt auch, man hätte den Wolf mit dem Löwen recht gut verglichen, ſo wären beide deßhalb noch nicht mit dem Elephanten in Parallele gebracht. Und wem fällt nicht auf, daß man, nach dieſer Weiſe, alle Thiere mit jedem, jedes Thier mit allen hätte vergleichen

müssen? Eine Arbeit, die unendlich, unmöglich und, würde sie durch ein Wunder geleistet, unübersehbar und fruchtlos wäre.

(Hier sind Beispiele aus Buffon anzuführen, und das Unternehmen Josephi's zu beurtheilen.)

Sollte es denn aber unmöglich seyn, da wir einmal anerkennen daß die schaffende Gewalt nach einem allgemeinen Schema die vollkommneren organischen Naturen erzeugt und entwickelt, dieses Urbild, wo nicht den Sinnen, doch dem Geiste darzustellen, nach ihm, als nach einer Norm unsere Beschreibungen auszuarbeiten und, indem solche von der Gestalt der verschiedenen Thiere abgezogen wäre, die verschiedensten Gestalten wieder auf sie zurückzuführen?

Hat man aber die Idee von diesem Typus gefaßt, so wird man erst recht einsehen, wie unmöglich es sey eine einzelne Gattung als Kanon aufzustellen. Das Einzelne kann kein Muster vom Ganzen seyn, und so dürfen wir das Muster für alle nicht im Einzelnen suchen. Die Classen, Gattungen, Arten und Individuen verhalten sich wie die Fälle zum Gesetz; sie sind darin enthalten, aber sie enthalten und geben es nicht.

Am wenigsten ist der Mensch, bei seiner hohen organischen Vollkommenheit, eben dieser Vollkommenheit wegen, als Maßstab der übrigen unvollkommneren Thiere aufzustellen. Man darf die sämmtlichen Geschöpfe weder nach der Art, noch in der Ordnung, noch in den Rück-

ſichten unterſuchen und beſchreiben, wie man den Menſchen, ſobald man bloß auf ihn Rückſicht nimmt, betrachten und behandeln muß.

Alle Anmerkungen der vergleichenden Anatomie, welche bei Gelegenheit der menſchlichen beigebracht werden, mögen, einzeln genommen, nützlich und dankenswerth ſeyn; im Ganzen aber bleiben ſie unvollſtändig und, genau betrachtet, eher zweckwidrig und verwirrend.

Wie nun aber ein ſolcher Typus aufzufinden, zeigt uns der Begriff deſſelben ſchon ſelbſt an: die Erfahrung muß uns die Theile lehren die allen Thieren gemein und worin dieſe Theile bei verſchiedenen Thieren verſchieden ſind, alsdann tritt die Abſtraction ein ſie zu ordnen und ein allgemeines Bild aufzuſtellen.

Daß wir hierbei nicht bloß hypothetiſch verfahren, ſind wir durch die Natur des Geſchäfts verſichert. Denn indem wir uns nach Geſetzen umſehen, wornach lebendige, aus ſich ſelbſt wirkende, abgeſonderte Weſen gebildet werden, ſo verlieren wir uns nicht in's Weite, ſondern belehren uns im Innern. Daß die Natur, wenn ſie ein ſolches Geſchöpf hervorbringen will, ihre größte Mannichfaltigkeit in die abſoluteſte Einheit zuſammenſchließen müſſe, ergibt ſich aus dem Begriff eines lebendigen, entſchiedenen, von allen andern abgeſonderten und mit einer gewiſſen Spontaneität wirkenden Weſens. Wir halten uns alſo ſchon der Einheit, Mannichfaltigkeit, Zweck- und Geſetzmäßigkeit unſers

Objects verſichert; ſind wir nun bedächtig und kräftig genug, mit einer einfachen, aber weitumfaſſenden, mit einer geſetzmäßig-freien, lebhaften aber regulirten Vorſtellungsart, unſerm Gegenſtande zu nahen, ihn zu betrachten und zu behandeln; ſind wir im Stande mit dem Complex von Geiſteskräften, den man Genie zu nennen pflegt, der aber oft ſehr zweydeutige Wirkungen hervorbringt, dem gewiſſen und unzweydeutigen Genie der hervorbringenden Natur entgegen zu dringen; könnten mehrere in Einem Sinne auf den ungeheuren Gegenſtand loswirken: ſo müßte denn doch etwas entſtehen, deſſen wir uns als Menſchen zu erfreuen hätten.

Ob wir nun aber ſchon unſere Bemühung bloß für anatomiſch erklären; ſo müßte ſie doch, wenn ſie fruchtbar, ja wenn ſie in unſerm Falle überhaupt auch nur möglich ſeyn ſollte, ſtets in phyſiologiſcher Rückſicht unternommen werden. Man hat alſo nicht bloß auf das Nebeneinanderſeyn der Theile zu ſehen, ſondern auf ihren lebendigen, wechſelſeitigen Einfluß, auf ihre Abhängigkeit und Wirkung.

Denn wie die Theile, wenn ſie im geſunden und lebendigen Zuſtand ſich alle in einer wechſelſeitigen unaufhörlichen Wirkung umfaſſen und die Erhaltung der ſchon gebildeten Theile nur durch gebildete Theile möglich iſt ſo muß die Bildung ſelbſt, wie in ihrer Grundbeſtimmung, ſo auch in ihren Abweichungen, durch einen wechſelſeitigen Einfluß hervorgebracht und determinirt

werden, worüber uns aber nur eine sorgfältige Ausführung Aufschluß und Deutlichkeit geben kann.

Bei unserer Vorarbeit zur Construction des Typus werden wir vor allen Dingen die verschiedenen Vergleichungsarten, deren man sich bedient, kennen lernen, prüfen und anwenden, so wie wir auch die angestellten Vergleichungen selbst, jedoch mit großer Vorsicht, wegen der darin oft vorkommenden Irrthümer, mehr nach aufgebautem Typus als zu Aufbauung desselben benutzen können.

Der Vergleichungsarten aber, deren man sich mit mehr und minderm Glücke bedient, finden sich folgende:

Vergleichung der Thiere unter einander und zwar entweder einzeln oder theilweis.

(Anführung verschiedener Schriftsteller und Beurtheilung derselben. Buffon, Daubenton, Duvernen, Unzer, Camper, Sömmering, Blumenbach, Schneider.)

Eben so wurden auch Thiere zum Menschen, zwar nie im Ganzen und absichtlich, doch theilweise und zufällig verglichen.

(Hierbei abermals Autoren und Bemerkungen.)

Ferner ist man in Vergleichung der Menschenracen unter einander fleißig und aufmerksam gewesen, und man hat dadurch über die Naturgeschichte des Menschen ein heiteres Licht verbreitet.

Die Vergleichung der beiden Geschlechter mit einander ist, zu tieferer Einsicht in das Geheimniß der Fortpflan-

zung, als des wichtigsten Ereignisses, der Physiologie unentbehrlich. Beider Objecte natürlicher Parallelismus erleichtert sehr das Geschäft, bei welchem unser höchster Begriff: die Natur könne identische Organe dergestalt modificiren und verändern, daß dieselben nicht nur in Gestalt und Bestimmung völlig andere zu seyn scheinen, sondern sogar, in gewissem Sinne, einen Gegensatz darstellen, bis zur sinnlichen Anschauung heranzuführen ist. Ferner hat man bei Beschreibung des menschlichen Körpers schon früher darin eine große Erleichterung gefunden, wenn man Hauptheile desselben untereinander, z. B. obere und untere Extremitäten verglich.

Kleinere Theile, z. B. Wirbel-Knochen, lassen sich gleichfalls mit großem Vortheile der Wissenschaft gegeneinander halten, weil die Verwandtschaft der verschiedensten Gestalten sich dabei dem Beobachter auf das lebhafteste aufdringt.

Alle diese Vergleichungsarten werden uns bei unserer Arbeit leiten und sie mögen nach aufgestelltem Typus immer noch fort zu brauchen seyn; nur wird der Beobachter alsdann den Vortheil haben, daß er seine Forschungen mehr in Bezug auf ein Ganzes anstellen kann.

III.

Ueber die Gesetze der Organisation überhaupt, insofern wir sie bei Construction des Typus vor Augen haben sollen.

Um uns den Begriff organischer Wesen zu erleichtern, werfen wir einen Blick auf die Mineralkörper. Diese, in ihren mannichfaltigen Grundtheilen so fest und unerschütterlich, scheinen in ihren Verbindungen, die zwar auch nach Gesetzen geschehen, weder Gränze noch Ordnung zu halten. Die Bestandtheile trennen sich leicht, um wieder neue Verbindungen einzugehen; diese können abermals aufgehoben werden und der Körper, der erst zerstört schien, liegt wieder in seiner Vollkommenheit vor uns. So vereinen und trennen sich die einfachen Stoffe, zwar nicht nach Willkür, aber doch mit großer Mannichfaltigkeit, und die Theile der Körper, welche wir unorganisch nennen, sind, ungeachtet ihrer Anneigung zu sich selbst, doch immer wie in einer suspendirten Gleichgültigkeit, indem die nächste, nähere, oder stärkere Verwandtschaft sie aus dem vorigen Zusammenhange reißt und einen neuen Körper darstellt, dessen Grundtheile, zwar unveränderlich, doch wieder auf eine neue, oder, unter andern Umständen, auf eine Rückzusammensetzung zu warten scheinen.

Zwar bemerkt man, daß die mineralischen Körper, insofern sie ähnliche oder verschiedene Grundtheile enthal-

sehen wir ihn einsam in der Wüste, stets im Geiste beschäftigt mit den Schicksalen seines Volks, immer zu dem Gott seiner Ahnherren gewendet, ängstlich die Verbannung fühlend, aus einem Lande, das, ohne der Väter Land zu seyn, doch gegenwärtig das Vaterland seines Volks ist; zu schwach durch seine Faust in diesem großen Anliegen zu wirken, unfähig einen Plan zu entwerfen, und, wenn er ihn entwürfe, ungeschickt zu jeder Unterhandlung, zu einem, die Persönlichkeit begünstigenden, zusammenhangenden mündlichen Vortrag. Kein Wunder wär' es, wenn in solchem Zustande eine so starke Natur sich selbst verzehrte.

Einigen Trost kann ihm in dieser Lage die Verbindung geben, die ihm, durch hin- und wiederziehende Caravanen, mit den Seinigen erhalten wird. Nach manchem Zweifel und Zögern entschließt er sich zurückzukehren und des Volkes Retter zu werden. Aaron, sein Bruder, kommt ihm entgegen, und nun erfährt er, daß die Gährung im Volke auf's höchste gestiegen sey. Jetzt dürfen es beide Brüder wagen, sich als Repräsentanten vor den König zu stellen. Allein dieser zeigt sich nichts weniger als geneigt, eine große Anzahl Menschen, die sich seit Jahrhunderten in seinem Lande, aus einem Hirtenvolk, zum Ackerbau, zu Handwerken und Künsten gebildet, sich mit seinen Unterthanen vermischt haben, und deren ungeschlachte Masse wenigstens bei Errichtung ungeheurer Monumente,

ten, auch in ſehr abwechſelnden Geſtalten erſcheinen; aber eben dieſe Möglichkeit, daß der Grundtheil einer neuen Verbindung unmittelbar auf die Geſtalt wirke und ſie ſogleich beſtimme, zeigt das Unvollkommene dieſer Verbindung, die auch eben ſo leicht wieder aufgelöſ't werden kann.

So ſehen wir gewiſſe Mineralkörper bloß durch das Eindringen fremder Stoffe entſtehen und vergehen; ſchöne durchſichtige Kryſtalle zerfallen zu Pulver, wenn ihr Kryſtalliſationswaſſer verraucht und (ein entfernter liegendes Beiſpiel ſey erlaubt) die zu Borſten und Haaren durch den Magnet vereinigten Eiſenſpäne zerfallen wieder in ihren einzelnen Zuſtand, ſobald der mächtig verbindende Einfluß entzogen wird.

Das Hauptkennzeichen der Mineralkörper, auf das wir hier gegenwärtig Rückſicht zu nehmen haben, iſt die Gleichgültigkeit ihrer Theile in Abſicht auf ihr Zuſammenſeyn, ihre Co- oder Subordination. Sie haben nach ihrer Grundbeſtimmung gewiſſe ſtärkere oder ſchwächere Verhältniſſe, die, wenn ſie ſich zeigen, wie eine Art von Neigung ausſehen, deßwegen die Chemiker auch ihnen die Ehre einer Wahl bei ſolchen Verwandtſchaften zuſchreiben, und doch ſind es oft nur äußere Determinationen, die ſie da oder dort hin ſtoßen oder reißen, wodurch die Mineralkörper hervorgebracht werden, ob wir ihnen gleich den zarten Antheil, der ihnen an dem allge-

meinen Lebenshauche der Natur gebührt, keineswegs absprechen wollen.

Wie sehr unterscheiden sich dagegen organische Wesen, auch nur unvollkommene! Sie verarbeiten zu verschiedenen bestimmten Organen die in sich aufgenommene Nahrung und zwar, das Uebrige absondernd, nur einen Theil derselben. Diesem gewähren sie etwas Vorzügliches und Eigenes, indem sie manches mit manchem auf das innigste vereinen und so den Gliedern, zu denen sie sich hervorbilden, eine das mannichfaltigste Leben bezeugende Form verleihen, die wenn sie zerstört ist aus den Ueberresten nicht wieder hergestellt werden kann.

Vergleichen wir nun diese unvollkommenen Organisationen mit den vollkommneren; so finden wir, daß jene, wenn sie auch die elementaren Einflüsse mit einer gewissen Gewalt und Eigenheit verarbeiten, doch die daraus entstandenen organischen Theile nicht zu der hohen Determination und Festigkeit erheben können, als es von den vollkommneren Thiernaturen geschieht. So wissen wir, um nicht tiefer herabzusteigen, daß z. B. die Pflanzen, indem sie sich in einer gewissen Folge ausbilden, ein und dasselbe Organ unter höchst verschiedenen Gestalten darstellen.

Die genaue Kenntniß der Gesetze, wornach diese Metamorphose geschieht, wird die botanische Wissenschaft, sowohl insofern sie nur beschreibt, als insofern sie

in

in die innere Natur der Pflanzen einzudringen gedenkt, gewiß weiter bringen.

Hier iſt davon nur ſo viel zu bemerken: die uns in die Sinne fallenden organiſchen Theile der Pflanze, Blätter und Blumen, Staubfäden und Stempel, die verſchiedenſten Hüllen und was ſonſt an ihr bemerkt werden mag, ſind alles identiſche Organe, die, durch eine Succeſſion von vegetativen Operationen, nach und nach ſo ſehr verändert und bis zum Unkenntlichen hinausgetrieben werden.

Einerlei Organ kann als zuſammengeſetztеſtes Blatt ausgebildet und als Stipula in die größte Einfalt zurückgezogen werden. Eben daſſelbe Organ kann ſich nach verſchiedenen Umſtänden zu einer Tragknoſpe, oder zu einem unfruchtbaren Zweige entwickeln. Der Kelch, indem er ſich übereilt, kann zur Krone werden, und die Krone kann ſich rückwärts dem Kelche nähern. Dadurch werden die mannichfaltigſten Bildungen der Pflanzen möglich, und derjenige der bei ſeinen Beobachtungen dieſe Geſetze immer vor Augen hat, wird davon große Erleichterung und Vortheil ziehen.

Daß man bei der Geſchichte der Inſecten auf die Metamorphoſe derſelben genau Rückſicht zu nehmen habe, und daß man ohne dieſen Begriff die Oekonomie der Natur in dieſem Reiche keineswegs überſehen könne, war auffallender und iſt früher beherzigt worden. Die Verwandlung der Inſecten an und für ſich genau zu

betrachten und mit der Pflanzen-Verwandlung zu vergleichen, wird ein sehr angenehmes Geschäft seyn, gegenwärtig davon nur so viel als zu unserm Zwecke dient.

Die Pflanze erscheint fast nur einen Augenblick als Individuum und zwar da, wenn sie sich als Samenkorn von der Mutterpflanze loslöst. In dem Verfolg des Keimens erscheint sie schon als ein Vielfaches, an welchem nicht allein ein identischer Theil aus identischen Theilen entspringt, sondern auch diese Theile durch Succession verschieden ausgebildet werden, so daß ein mannichfaltiges, scheinbar verbundenes Ganzes zuletzt vor unsern Augen dasteht.

Allein daß dieses scheinbare Ganze aus sehr unabhängigen Theilen bestehe, gibt theils der Augenschein, theils die Erfahrung: denn Pflanzen, in viele Theile getrennt und zerrissen, werden wieder als eben so viele scheinbare Ganze aus der Erde hervorsprossen.

An dem Insect hingegen zeigt sich uns ein anderer Fall. Das von der Mutter losgetrennte abgeschlossene Ei manifestirt sich schon als Individuum; der herauskriechende Wurm ist gleichfalls eine isolirte Einheit; seine Theile sind nicht allein verknüpft, nach einer gewissen Reihe bestimmt und geordnet, sondern sie sind auch einander subordinirt; sie werden, wo nicht von einem Willen geleitet, doch von einer Begierde angeregt. Hier ist ein ausgesprochenes Oben und Unten, ein entschiedenes Vorn und Hinten, die sämmtlichen Organe sind nach einer

gewiſſen Reihe entwickelt, ſo daß keins an die Stelle des andern treten kann.

Indeſſen iſt die Raupe ein unvollkommenes Geſchöpf; ungeſchickt zur nothwendigſten aller Functionen, zur Fortpflanzung, wohin ſie auf dem Wege der Verwandlung nur gelangen kann.

Bei der Pflanze bemerken wir Succeſſionen der Zuſtände mit Zuſammenſeyn verknüpft. Die Stängel beſtehen von der Wurzel auf, indem ſich die Blume ſchon entwickelt; das Zeugungs-Geſchäft geht vor ſich und die früheren, vorbereitenden Organe zeigen ſich noch kräftig und lebendig; nur alsdann erſt, wenn der befruchtete Same ſeiner Reife ſich nähert, welkt das Ganze zuſammen.

Bei dem Inſect iſt es ganz anders. Eine jede Haut die es abwirft läßt es alsbald hinter ſich, und aus der letzten Raupenhülle ſchlüpft ein entſchieden abgeſondertes Geſchöpf; jeder folgende Zuſtand iſt von dem vorhergehenden getrennt; kein Rückſchritt möglich. Der Schmetterling kann ſich nur aus der Raupe, die Blume hingegen aus und an der Pflanze entwickeln.

Betrachten wir nun die Geſtalt der Raupe gegen die Geſtalt des Schmetterlings; ſo finden wir folgenden Hauptunterſchied zwiſchen beiden: die Raupe beſteht, wie ein anderer gegliederter Wurm, aus Theilen die einander ziemlich ähnlich ſind, wenn ſich auch Kopf und Hintertheil einigermaßen auszeichnen. Die vorderen

Füße ſind wenig von den hinteren Wärzchen verſchieden, und die Körper in ziemlich gleiche Ringe getheilt.

Durch das fortſchreitende Wachsthum wird eine Haut nach der andern zerſprengt und abgelegt. Die folgende ſcheint ſich erſt wieder zu erzeugen, um, wenn ſie, zu weit ausgedehnt, keine Elaſticität mehr hat, abermals zu zerſpringen und abzufallen. Die Raupe wird immer größer, ohne ihre Geſtalt eigentlich zu verändern. Nun kömmt ihr Wachsthum endlich auf den Punkt, auf dem es nicht weiter kann, und ſo geht eine ſonderbare Veränderung vor in dem Geſchöpf. Es ſucht ſich eines gewiſſen Geſpinnſtes zu entledigen, das zu den Syſtemen ſeines Körpers gehörte, wobei das Ganze, wie es ſcheint, zugleich von allem Ueberflüſſigen des der Verwandlung in edlere Organe Entgegenſtehenden gereinigt wird.

Nach Maßgabe dieſer Ausleerung nimmt der Körper an Länge ab, an Breite jedoch nicht verhältnißmäßig zu, und indem er in dieſem Zuſtande ſeine Haut abwirft, befindet ſich darunter, nicht wie ſonſt ein dem ehemaligen Thiere ähnliches, ſondern ein ganz verſchiedenes Geſchöpf.

Bei einer weitern Ausführung der Metamorphoſe der Inſecten müſſen nun auch die unterſchiedenen Charaktere beider Zuſtände umſtändlicher angezeigt werden. Hier wenden wir uns, unſerer Abſicht gemäß, ſogleich zu den Schmetterlingen, und finden einen ſehr wichtigen Unter-

ſchied gegen die Raupe. Der Körper beſteht nicht mehr aus ähnlichen Theilen; die verſchiedenen Ringe haben ſich in Syſteme zuſammengeordnet, theils ſind ſie völlig verſchwunden, theils noch kenntlich. Wir ſehen drey entſchiedene Abtheilungen, das Haupt mit ſeinen Hülfsorganen, die Bruſt mit den ihrigen und den Leib, an welchem ebenfalls die Organe ſeiner Beſtimmung ſich ausgebildet haben. Ob wir nun gleich dem Wurme ſeine Individualität nicht abſprechen konnten; ſo erſchien er uns deßwegen doch ſo unvollkommen, weil ſeine Theile gegen einander in einem gleichgültigen Verhältniſſe ſtanden, einer ungefähr an Werth und Würde ſo viel als der andere beſaß und vermochte, woraus denn nichts als höchſtens Nahrung und Wachsthum und gemeine Abſonderung entſprang; dagegen jene Abſonderungen der Gefäße und Säfte, wodurch ein neues Individuum erſt hervorſpringen kann, in dieſem Zuſtande nicht möglich war. Nur erſt dann, wenn durch eine langſame heimliche Wirkung die verwandlungsfähigen Organe zu ihrer höchſten Vollkommenheit gediehen, wenn bei der gehörigen Temperatur die nöthige Ausleerung und Austrocknung vor ſich gegangen, dann ſind die Glieder geeignet ſich zu entſcheiden, aus ihrem früheren Verhältniß tretend, ſich von einander aufs möglichſte abzuſondern, ungeachtet ihrer innerlichen Verwandtſchaft beſtimmte entgegengeſetzte Charaktere anzunehmen, und indem ſie ſich in Syſteme zuſammendrängen die mannichfal-

tigen energiſchen Operationen des Lebens möglich zu machen.

So ein unvollkommenes und vergängliches Geſchöpf ein Schmetterling in ſeiner Art, verglichen mit den Säugethieren, auch ſeyn mag, ſo zeigt er uns doch durch ſeine Verwandlung, die er vor unſern Augen vornimmt, den Vorzug eines vollkommneren Thieres vor einem unvollkommneren; die Entſchiedenheit iſt es ſeiner Theile, die Sicherheit, daß keiner für den andern geſetzt, noch genommen werden kann, jeder vielmehr zu ſeiner Function beſtimmt und bei derſelben auf immer feſtgehalten bleibt.

Nun wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf diejenigen Erfahrungen thun, die uns belehren, daß manche Thiere ganze verlorne Gliedmaßen wieder erſetzen können. Dieſer Fall kann jedoch nur bei Geſchöpfen deren Glieder gleichgültig ſind, wo eins in die Wirkung und Würde des andern nachrücken kann, eintreten, oder bei ſolchen, deren Natur, wie der Amphibien, durch das Element in welchem ſie leben, weicher, ſchwebender, nachgiebiger erhalten wird.

Daher entſpringt aus der völligen Entſchiedenheit der Glieder die Würde der vollkommenſten Thiere und beſonders des Menſchen. Hier hat, in der regelmäßigſten Organiſation, alles beſtimmte Form, Stelle, Zahl, und was auch die mannichfaltige Thätigkeit des Lebens für Abweichungen hervorbringen mag, wird das Ganze ſich immer wieder in ſein Gleichgewicht ſtellen.

Hätten wir aber nöthig gehabt uns durch die Betrach-

tung der Pflanzen- und Insecten-Metamorphose herauf zu winden, wenn wir nicht hoffen könnten, dadurch auch über die Gestalt der vollkommnern Thiere einigen Aufschluß zu erhalten?

Wir haben dort gesehen, daß aller Betrachtung über Pflanzen und Insecten der Begriff einer successiven Verwandlung identischer Theile, neben oder nach einander, zum Grunde liegen müsse, und nun wird es uns beim Untersuchen des Thierkörpers zum größten Vortheil gereichen, wenn wir uns den Begriff einer gleichzeitigen, von der Zeugung an schon bestimmten Metamorphose aneignen können.

So ist z. B. in die Augen fallend, daß sämmtliche Wirbelknochen eines Thieres einerlei Organe sind, und doch würde, wer den ersten Halsknochen mit einem Schwanzknochen unmittelbar vergliche, nicht eine Spur von Gestalts-Aehnlichkeit finden.

Da wir nun hier identische und doch so sehr verschiedene Theile vor Augen sehen und uns ihre Verwandtschaft nicht läugnen können, so haben wir, indem wir ihren organischen Zusammenhang betrachten, ihre Berührung untersuchen und nach wechselseitiger Einwirkung forschen, sehr schöne Aufschlüsse zu erwarten.

Denn eben dadurch wird die Harmonie des organischen Ganzen möglich, daß es aus identischen Theilen besteht, die sich in sehr zarten Abweichungen modificiren. In ihrem Innersten verwandt, scheinen sie sich in Ge-

ſtalt, Beſtimmung und Wirkung auf's weiteſte zu entfernen, ja ſich einander entgegen zu ſetzen, und ſo wird es der Natur möglich die verſchiedenſten und doch nahe verwandten Syſteme, durch Modification ähnlicher Organe, zu erſchaffen und in einander zu verſchlingen.

Die Metamorphoſe jedoch wirkt bei vollkommneren Thieren auf zweierlei Art: erſtlich daß, wie wir oben bei den Wirbelknochen geſehen, identiſche Theile, nach einem gewiſſen Schema, durch die bildende Kraft auf die beſtändigſte Weiſe verſchieden umgeformt werden, wodurch der Typus im Allgemeinen möglich wird; zweytens daß die in dem Typus benannten einzelnen Theile durch alle Thiergeſchlechter und Arten immerfort verändert werden, ohne daß ſie doch jemals ihren Charakter verlieren können.

Zum Beiſpiel des erſten wiederholen wir das von den Wirbelknochen hergenommene, deren jeder von den Halsknochen bis zu den Schwanzknochen ſeinen eigenen Charakter hat. Zum Beiſpiel des andern führen wir an, daß den erſten und zweyten Halsknochen jederman durch alle Thiere unerachtet der außerordentlichen Abweichung erkennen werde, ſo wie der aufmerkſame und fleißige Beobachter ſich auch auf eben dieſe Weiſe durch alle Wechſelgeſtalten durchzufinden hat.

Wir wiederholen alſo, daß die Beſchränktheit, Beſtimmtheit und Allgemeinheit der durch die Fortpflanzung ſchon entſchiedenen ſimultonen Metamorphoſe den

bei Erbauung neuer Städte und Festen, frohmweis wohl zu gebrauchen ist, nunmehr so leicht wieder von sich, und in ihre alte Selbstständigkeit zurückzulassen.

Das Gesuch wird also abgewiesen, und, bei einbrechenden Landplagen immer dringender wiederholt, immer hartnäckiger versagt. Aber das aufgeregte hebräische Volk, in Aussicht auf ein Erbland, das ihm eine uralte Ueberlieferung verhieß, in Hoffnung der Unabhängigkeit und Selbstbeherrschung, erkennt keine weiteren Pflichten. Unter dem Schein eines allgemeinen Festes lockt man Gold- und Silbergeschirre den Nachbarn ab, und in dem Augenblick da der Aegypter den Israeliten mit harmlosen Gastmahlen beschäftigt glaubt, wird eine umgekehrte sicilianische Vesper unternommen; der Fremde ermordet den Einheimischen, der Gast den Wirth, und, geleitet durch eine grausame Politik, erschlägt man nur den Erstgebornen, um, in einem Lande, wo die Erstgeburt so viele Rechte genießt, den Eigennutz der Nachgebornen zu beschäftigen, und der augenblicklichen Rache durch eine eilige Flucht entgehen zu können. Der Kunstgriff gelingt, man stößt die Mörder aus, anstatt sie zu bestrafen. Nur spät versammelt der König sein Heer, aber die den Fußvölkern sonst so fürchterlichen Reiter und Sichelwagen streiten auf einem sumpfigen Boden einen ungleichen Kampf mit dem leichten und leicht bewaffneten Nachtrab; wahrscheinlich mit demselben

Typus möglich macht, daß aber aus der Versatilität dieſes Typus, in welchem die Natur, ohne jedoch aus dem Hauptcharakter der Theile herauszugehen, ſich mit großer Freiheit bewegen kann, die vielen Geſchlechter und Arten der vollkommneren Thiere die wir kennen, durchgängig abzuleiten ſind.

Die
Faulthiere und die Dickhäutigen

abgebildet, beſchrieben und verglichen

von

Dr. E. d'Alton.

Das erſte Heft von ſieben, das zweyte von zwölf Kupfertafeln begleitet. Bonn 1821.

Indem wir dieſe treffliche Arbeit vor uns ſehen, gedenken wir mit beſonderm Vergnügen jener Zeit, da der Verfaſſer noch zu den unſrigen gehörte und eine bedeutende Geſellſchaft durch geiſt- und kenntnißvolle Geſpräche zu unterhalten, nicht weniger durch wiſſenſchaftliche und artiſtiſche Mittheilungen zu fördern wußte. Dadurch blieb denn auch ſein nachfolgendes Leben und Bemühen mit dem unſern verſchlungen und vereiniget, ſo daß er uns auf ſeiner fortſchreitenden Bahn niemals aus den Augen gekommen.

Sein bedeutendes Werk über die Anatomie der Pferde ward ſchon damals bearbeitet; und wie einem

denkenden Manne bei dem Beſondern das Allgemeine ſich immer aufdringt, die Idee Gedanken erzeugt und der Gedanke die Ausführung erleichtert, ſo ſind wir ihm zeither wichtige, das Ganze möglichſt fördernde Arbeiten ſchuldig geworden.

So iſt in der Entwickelungs-Geſchichte des Hähnchens aus dem Ei, woran er ſo treulichen Theil genommen, nicht etwa ein einzeln aufgegriffener Gedanke, eine abgeſonderte Bemerkung vorgelegt; das Dargeſtellte fließt vielmehr aus der Idee und gibt uns Erfahrungsbelege zu dem was wir mit dem höchſten Begriff kaum zu erfaſſen getrauen. Gleichermaßen ſind die gegenwärtigen beiden oſteologiſchen Hefte ganz in dem Sinne der tiefſten Betrachtung, die ſich durch proteiſche Wandelbarkeit der Formen, worin ſich Gottheit Camarupa ewig gefällt, nicht einen Moment irre machen läßt, ſondern immer fortfährt die mannichfaltigſten Erſcheinungen zu deuten, ja ſogar zu fordern.

Was die Einleitungen betrifft, ſind wir mit dem Verfaſſer vollkommen einſtimmig und ihm zugleich höchlich verpflichtet, daß er uns nicht allein in langgehegten und längſt anerkannten Grundſätzen beſtärkt, ſondern auch zugleich Wege führt die wir ſelbſt zu betreten nicht unternehmen konnten, auf Pfade hindeutet, worauf noch das Allerbeſte zu hoffen iſt.

Eben ſo haben wir Urſache mit der Darſtellung und Ableitung des Einzelnen übereinzuſtimmen, und ergreifen

nun die Gelegenheit einige Bemerkungen die bei uns vorzüglich aufgeregt worden kürzlich beizubringen.

Wir theilen mit dem Verfaſſer die Ueberzeugung von einem allgemeinen Typus, ſo wie von den Vortheilen einer ſinnigen Nebeneinanderſtellung der Bildungen; wir glauben auch an die ewige Mobilität aller Formen in der Erſcheinung.

Hier kommt jedoch zur Sprache, daß gewiſſe Geſtalten, wenn ſie einmal generiſirt, ſpecificirt, individualiſirt ſind, ſich hartnäckig lange Zeit durch viele Generationen erhalten und ſich auch ſelbſt bei den größten Abweichungen immer im Hauptſinne gleichbleiben.

Wir machen dieſe Betrachtung um zu dem Bradypus zu kommen, von welchem Geſchlecht er uns drey Arten vorführt, die in Abſicht auf Proportion der Glieder keine Aehnlichkeit und alſo müßte man ſagen keine Aehnlichkeit der Geſtalt im Ganzen haben; aber ſie haben dennoch eine Aehnlichkeit der Theile, dem Sinne nach, und wir möchten hier die Worte Trorlers wiederholen: „Das Skeleton iſt überhaupt das wichtigſte und gültigſte phyſiognomiſche Zeichen, welch' ein ſchaffender Geiſt und welch' eine geſchaffene Welt ſich im irdiſchen Leben durchdrangen.“

Wie wollte man nun aber den Geiſt benennen der ſich im Geſchlechte Bradypus offenbart? Wir möchten ihn einen Ungeiſt ſchelten, wenn man ein ſolches lebensläſterliches Wort brauchen dürfte; auf alle Weiſe jedoch iſt

es ein Geiſt der ſich in ſeiner Haupterſcheinung nicht manifeſtiren kann, in mehr oder weniger reinem Bezug nämlich gegen die Außenwelt.

Man erlaube uns einigen poetiſchen Ausdruck, da überhaupt Proſe wohl nicht hinreichen möchte. Ein ungeheurer Geiſt, wie er im Ocean ſich wohl als Wallfiſch darthun konnte, ſtürzt ſich in ein ſumpfig-kieſiges Ufer einer heißen Zone; er verliert die Vortheile des Fiſches, ihm fehlt ein tragendes Element, das dem ſchwerſten Körper leichte Beweglichkeit, durch die mindeſten Organe verleiht. Ungeheure Hülfsglieder bilden ſich heran, einen ungeheuren Körper zu tragen. Das ſeltſame Weſen fühlt ſich halb der Erde halb dem Waſſer angehörig und vermißt alle Bequemlichkeit die beide ihren entſchiedenen Bewohnern zugeſtehen. Und es iſt ſonderbar genug, daß dieſe Sklaverey, „das innere Unvermögen ſich den äußern Verhältniſſen gleich zu ſtellen,“ auch auf ſeine Abkömmlinge übergeht, die, obgleich im entgegengeſetzten Sinne, ihre Herkunft nicht verläugnen. Man lege die Abbildungen des Rieſenfaulthiers und des Ai neben einander, ſo wird man, überzeugt von der wechſelſeitigen Verwandtſchaft, etwa folgendes ausſprechen:

Jener ungeheure Koloß, der Sumpf und Kies nicht beherrſchen, ſich darin nicht zum Herrn machen konnte, überliefert, durch welche Filiationen auch, ſeiner Nachkommenſchaft, die ſich auf's trockene Land begibt, eine gleiche Unfähigkeit, ja ſie zeigt ſich erſt

recht deutlich, da das Geſchöpf in ein reines Element gelangt, das einem inneren Geſetz ſich zu entwickeln nicht entgegen ſteht. Aber wenn je ein geiſtloſes ſchwaches Leben ſich manifeſtirt hat, ſo geſchah es hier; die Glieder ſind gegeben, aber ſie bilden ſich nicht verhältnißmäßig, ſie ſchießen in die Länge, die Extremitäten, als wenn ſie, ungeduldig über den vorigen ſtumpfen Zwang, ſich nun in Freiheit erholen wollten, dehnen ſich gränzenlos aus und ihr Abſchluß in den Nägeln ſogar ſcheint keine Gränze zu haben. Die Halswirbel vermehren ſich und indem ſie ſich aus einander ſelbſt erzeugen, deuten ſie auf den völligen Mangel von innerem Halt; wie denn auch der Kopf ſich klein und hirnlos erweiſt. Daher man denn wohl ſagen dürfte, daß in Bezug auf den eigentlichen inneren höheren Typus das Rieſenfaulthier weit weniger ein Ungeheuer ſey als der Ai. Merkwürdig dagegen iſt, wie im Unau der animaliſche Geiſt ſich ſchon mehr zuſammengenommen, ſich der Erde näher gewidmet, ſich nach ihr bequemt und an das bewegliche Affengeſchlecht herangebildet habe; wie man denn unter den Affen gar wohl einige findet, welche nach ihm hinweiſen mögen.

Läßt man vorſtehendes in's Allgemeine Deutende einigermaßen gelten, ſo möge hier auch noch eine beſondere Betrachtung Platz finden. Schon auf dem Umſchlag unſres zweyten Heftes zur Morphologie findet ſich folgendes bemerkt:

In der Tabelle, Seite 128 unter Vertebrae dorsi, iſt einer Mitte gedacht, worüber einige Auskunft zu geben wäre. Es war nämlich an dem Rückgrat entſchieden-geſtalteter Mammalien zu bemerken, daß die processus spinosi von vornen nach hinten zu ſich rückwärts beugten, ſodann aber von hinten nach vornen zu eben dieſe processus vorwärts, und alſo jenen entgegen gebogen waren. Wo nun beide zuſammentrafen, nahm man die Mitte an und zählte von da die Rückenwirbel vorwärts und die Lendenwirbel hinterwärts. Man iſt jedoch über die Bedeutung dieſer Mitte in der Folge nicht ganz zur Klarheit gekommen.

Indeſſen erneuerte ich dieſe Betrachtung als die bedeutende Anzahl Skelette neben einander vor mir lagen und übergebe folgendes weiterem Bedenken.

Die Dornfortſätze des Rieſenfaulthiers verdienen dieſen Namen nicht, denn ſie ſind ſämmtlich platt gedrückt und zugleich alle von vorn nach hinten gerichtet; hier iſt alſo von einer Mitte des Rückgrats gar nicht die Rede.

Dieſelben Fortſätze bei'm Rhinoceros ſind ſchlanker, beugen ſich aber auch ſämmtlich von vornen nach hinten.

Bei'm Ohio-Elephanten iſt merkwürdig daß die vordern Fortſätze unverhältnißmäßig groß erſcheinen, nach hinten zu alle kleiner werden, doch auch ſämmtlich rückwärts gebeugt ſind, welche Richtung ſelbſt die

drey letzteren behalten, ob ſie gleich einigermaßen verbreitet und verflächt erſcheinen.

Der afrikaniſche Elephant erweiſ't ſich ähnlichermaßen, doch in mehrerer Proportion; die vier letzten Fortſätze verflächen ſich.

Bei'm Nilpferd iſt ſchon mehr Unterſchied zu bemerken; die vorderen Fortſätze theils lang und ſtabartig, theils kurz und verflächt, deuten alle hinterwärts; ſechſe aber von hinten an gezählt, ſtärker verflächt, deuten vorwärts.

Der Tapir hat wie überhaupt, alſo auch in einzelnen Theilen ſchöne Proportionen, die vordern längern Dornfortſätze deuten, indem ſie ſich verkleinern und verflächen nach hinten, von hinten aber gezählt finden ſich acht bis neun ſehr ſtark verflächte Fortſätze welche, wo nicht vorwärts, doch aufwärts deuten.

Bei'm Schweine biegen ſich die längeren vorderen Fortſätze aufwärts und hinterwärts, von hinten hervor aber zählt man ſchon neune, welche ſich verflächen und vorwärts deuten.

Mit dieſem Verflächen und Vorwärtsſteigen der hintern Dornfortſätze ſcheint die Verminderung der falſchen Rippen vor ſich zu gehen, wie es beſonders bei Vergleichung des Ohio-Elephanten und des Schweins augenfällig iſt; vielleicht daß bei'm näheren Beſchauen ſich noch mehr bedeutende Verhältniſſe und Bezüge hervorthun.

Ich

Ich habe übrigens das Bemerkte nur flüchtig ausgeſprochen, weil ja die trefflichen charakteriſtiſchen Tafeln vor Augen liegen und überhaupt auch an andern Gliedern ſolche Vergleichungen nunmehr leicht anzuſtellen ſind.

Ueber die künſtleriſchen, aus den Tafeln hervorleuchtenden Verdienſte ſprechen ſich die Weimariſchen Kunſtfreunde folgendermaßen aus.

Das Rieſenfaulthier, VII Kupfertafeln, zu drei Arten.

So hinſichtlich auf Geſtalt der Knochen, wie auf die Ausführung derſelben zeugt alles von ungemeinem Fleiß, äußerſter Sorgfalt, von ernſtem Bemühen nach Deutlichkeit. Wir haben nicht leicht Abbildungen von Knochen geſehen, wo der Charakter derſelben ſo gelungen dargeſtellt, ſo außerordentlich viel Aufmerkſamkeit auf das Detail der Geſtalt derſelben verwendet geweſen wäre.

Höhen und Vertiefungen, Kanten und Rundungen ſind überall mit großer Kunſtfertigkeit und meiſterhaftem Fleiß treulich dargeſtellt, die Behandlung im Ganzen überaus zart. Vornehmlich verdienen die Tafeln Nro. III. IV. V., einzelne Knochenſtücke des Rieſenfaulthiers enthaltend, dieſes Lob.

Die dickhäutigen Thiere, neuſtes Heft XII Tafeln zu ſechs Arten.

Man kann von dieſem alles Gute wiederholen was

von dem vorigen geſagt worden; ja zum Theil iſt die Ausführung noch beſſer gelungen; eben ſo zart und reinlich und dabei von höchſter Deutlichkeit. Tafel VII. beſonders iſt ſo kräftig und klar als man es nur wünſchen kann; ſo auch einzelne Knochenſtücke aus Tafel IV und IX.

Ferner muß der Gedanke, hinter den Skeletten der Pachydermen ein Schattenbild des lebenden Thiers auftreten zu laſſen, als höchſt geiſtreich gerühmt werden. Hierdurch wird erſt augenfällig, warum dieſe Geſchöpfe dickhäutig genannt ſind, indem Haut und Fett, ſelbſt im reinen Naturſtand, die innere Bildung verhüllen und verſtecken. Zugleich aber wird anſchaulich, daß innerhalb dieſer plump ſcheinenden Maſſe doch ein durchaus gegliedertes, bewegliches, manchmal zierliches Knochengeſtelle ſich verberge und dadurch bei einigen eine gewandte, kluge, anmuthige Bewegung möglich werde.

Und ſo erinnert uns denn auch der letzte Blick auf dieſe Tafeln, durch einige Beiſchriften, an die bedeutenden Reiſen, welche der gelehrte Künſtler unternommen um eine Arbeit zu liefern, die im Einzelnen ſo vielen Werth mit ſich bringt und auf's Ganze ſo großen Einfluß verſpricht.

Womit wir uns denn dem alten Freunde aus der Ferne, als wäre er gegenwärtig, empfehlen und ihm beſtens danken, daß er ſowohl durch Text als Gebild unſere Wünſche und Hoffnungen übertroffen. Wir werden dieſe wichtige

entschlossenen, kühnen Haufen, der sich bei dem Wagestück des allgemeinen Mordes schon vorgeübt, und den wir in der Folge an seinen grausamen Thaten wieder zu erkennen, und zu bezeichnen, nicht verfehlen dürfen.

Ein so zu Angriff und Vertheidigung wohlgerüsteter Heeres- und Volkszug konnte mehr als einen Weg in das Land der Verheißung wählen; der erste am Meere her, über Gaza, war kein Caravanenweg und mochte, wegen der wohlgerüsteten, kriegerischen Einwohner, gefährlich werden; der zweyte, obgleich weiter, schien mehr Sicherheit und mehr Vortheile anzubieten. Er ging an dem rothen Meere hin bis zum Sinai, von hier an konnte man wieder zweyerlei Richtung nehmen. Die erste, die zunächst zum Ziel führte, zog sich am kleinen Meerbusen hin durch das Land der Midianiter und der Moabiter zum Jordan; die zweyte, quer durch die Wüste, wies auf Kades; in jenem Falle blieb das Land Edom links, hier rechts. Jenen ersten Weg hatte sich Moses wahrscheinlich vorgenommen, den zweyten hingegen einzulenken scheint er durch die klugen Midianiter verleitet zu seyn, wie wir zunächst wahrscheinlich zu machen gedenken, wenn wir vorher von der düsteren Stimmung gesprochen haben, in die uns die Darstellung der diesen Zug begleitenden äußeren Umstände versetzt.

Der heitere Nachthimmel, von unendlichen Sternen glühend, auf welchen Abraham von seinem Gott hin-

Arbeit bei unſern Studien immer vor Augen haben und ſie zugleich als Fundament und Aufbau ſchätzen und ehren. Möge uns gegönnt ſeyn öfters wieder darauf zurückzukommen, zum Zeugniß wie ſehr wir in unſerem Maße dadurch gefördert worden.

Eben als wir hiermit zu ſchließen gedachten, kommt uns das herrliche Werk unſers Verfaſſers über Pferde-Anatomie und Geſtaltung abermals vor Augen, und indem wir uns daran auf's neue vergnügen, glauben wir zu bemerken, wie durch das ſanfte Zurückbiegen der vorderen ſtabartigen Dornfortſätze und das ihnen entgegen gerichtete Beſtreben der niedrigen flachen Fortſätze eigentlich der ſchöne natürliche Sattel und mit ihm das Pferd zu ſeiner vollkommenen Geſtalt und höchſten Brauchbarkeit gebildet werde.

Foſſiler Stier.

Herr Dr. Jäger theilt in den würtembergiſchen Jahrbüchern, für 1820. S. 147 Nachrichten mit über foſſile Knochen welche in den Jahren 1819 und 1820 zu Stuttgart gefunden worden.

Bei Kellerausgrabung entdeckte man das Stück eines Stoßzahns vom Mammut, es lag unter einer neun Fuß hohen Schicht von rothem Lehm und einer etwa zwey Fuß hohen Gartenerde, welches auf eine Vorzeit hinweiſt, da der Neckar noch hoch genug ſtand, um dergleichen Reſte nicht nur fluthend niederzulegen, ſondern ſie auch noch in ſolchem Grade zu überdecken. An einer andern Stelle in gleicher Tiefe fand ſich abermals ein großer Backzahn vom Mammut, nicht weniger Backzähne vom Nashorn. Nun zeigten ſich aber auch, neben gedachten Foſſilien, Bruchſtücke von einer großen Ochſenart, die man alſo wohl als jenen gleichzeitig anſprechen durfte. Sie wurden von Herrn Dr. Jäger gemeſſen und mit Skeletten jetztzeitiger Thiere verglichen; da fand er nun, um nur eins anzuführen, daß der Hals eines foſſi-

len Schulterblattes hundert und zwey Pariſer Linien maß, eines Schweizer Stiers dagegen nur neun und achtzig.

Hierauf gibt uns derſelbe Nachricht von früher gefundenen und in Cabinetten aufbewahrten Stierknochen, aus deren Vergleichung unter ſich und mit Skeletten von noch lebenden Geſchöpfen dieſer Art er ſich zu folgern getraut, daß der Alt-Stier eine Höhe von ſechs bis ſieben Fuß wohl erreicht habe, und alſo bedeutend größer geweſen ſey als die noch vorhandenen Arten. Welche nun aber von dieſen ſich der Geſtalt nach jenem am meiſten annähern, wird man bei dem Berichtenden gern ſelbſt nachſehen. Auf allen Fall läßt ſich der alte Stier als eine weit verbreitete untergegangene Stamm-Race betrachten wovon der gemeine und indiſche Stier als Abkömmlinge gelten dürften.

Als wir nun dieſe Mittheilungen überdacht, kamen uns drey ungeheure Hornkerne zu Statten, welche ſchon vor mehreren Jahren, im Kies der Ilm, bei Mellingen gefunden worden. Sie ſind auf dem Jenaiſchen oſteologiſchen Muſeum zu ſehen. Der größte mißt der Länge nach 2 Fuß 6 Zoll, und deſſen Umkreis, da wo er auf dem Schädelſtücke aufſitzt, 1 Fuß 3 Zoll Leipziger Maß.

Nun aber kam uns unter dieſen Betrachtungen Nachricht, daß im May 1820 auf der Torfgräberey zu Froſe im Halberſtädtiſchen, etwa 10 bis 12 Fuß tief, ein ſol-

ches Skelett gefunden, davon aber nur der Kopf aufbewahrt worden.

Hievon gibt uns Herr Dr. Körte (in Ballenstedts Archiv für die Urwelt B. 3. Heft 2) eine sehr charakteristische Zeichnung, verglichen mit dem Skelettkopfe eines voigtländischen Stieres, welchen derselbe sich, mit eigner besonderer Mühe und Sorgfalt, zu bereiten wußte. Wir lassen diesen denkenden Beobachter selbst sprechen.

„Wie zwey Urkunden liegen sie nun beide vor mir; der des Urstiers als Zeugniß dessen, was die Natur von Ewigkeit her gewollt; der des Ochsen als Zeugniß dessen, wie weit sie es bisher mit dieser Formation gebracht. — Ich betrachte die gewaltigen Massen des Urstiers, seine kolossalen Hornkerne, seine tief eingesenkte Stirn, seine weit zur Seite herausgebauten Augenhöhlen, seine flachen, engen Gehörkammern und die tiefen Furchen, welche die Stirnsehnen eingeschnitten haben. Man vergleiche damit des neuen Schädels weit mehr nach vorn gestellte größere Augenhöhlen, sein überall mehr gewölbtes Stirn- und Nasen-Bein, seine weitern, mehr und reiner geschwungenen Gehörkammern, die flacheren Furchen seiner Stirn, und überhaupt das viel mehr Ausgearbeitete seiner einzelnen Theile.“

„Der Ausdruck des neuen Schädels ist besonnener, williger, gutmüthiger, ja verständiger; die Form im Ganzen edler; der des Urstiers roher, trotziger, starrsinniger, stumpfer. Das Profil des Urstiers, besonders

in der Stirn, iſt offenbar mehr ſchweiniſch, während ſich das Profil des neuen mehr dem des Pferdes nähert.“

„Zwiſchen dem Urſtier und Ochſen liegen Jahrtauſende, und ich denke mir, wie das Jahrtauſende hindurch von Geſchlecht zu Geſchlecht immer ſtärkere thieriſche Verlangen, auch nach vorn hin, bequem zu ſehen, die Lage der Augenhöhlen des Urſtierſchädels und ihre Form allmählich verändert; wie das Beſtreben, leichter, klarer und noch weiter hin zu hören, die Gehörkammern dieſer Thierart erweitert und mehr nach innen gewölbt; und wie der mächtige thieriſche Inſtinct, für Wohlſeyn und Nahrung immer mehr Eindrücke der ſinnlichen Welt in ſich aufzunehmen, die Stirn allmählich mehr gehoben hat. — Ich denke mir, wie dem Urſtier unbegränzte Räume offen ſtanden und wie ſeiner rohen Gewalt das wild-verſchränkte Geſtrüpp der Urwildniß weichen mußte; wie hinwiederum der jetzige Stier ſich reichlicher, wohlgeordneter Weiden und ausgebildeter Vegetabilien erfreut; ich begreife, wie die allmählich thieriſche Ausbildung den jetzigen dem Joch und der Stallfütterung aneignete, wie ſein Ohr der wunderbaren Menſchenſtimme horchte und unwillkürlich folgte, und wie ſein Auge der aufrechten Menſchengeſtalt gewohnt und geneigt ward. — Ehe der Menſch war, war der Urſtier; er war wenigſtens, ehe der Menſch für ihn da war. Der Umgang, die Pflege des Menſchen hat des Urſtiers Organiſation unſtreitig geſteigert. Die Cultur

hat ihn als unfreies, d. i. vernunftloſes und der Hülfe bedürftiges Thier, zum Freſſen an der Kette und im Stalle, zum Weiden unter Hund, Knüttel und Peitſche, und bis zum Ochſeſeyn thieriſch veredelt, d. i. gezähmt."

Um uns aber an ſo ſchönen Betrachtungen unmittelbaren Antheil zu gönnen, ereignete ſich der glückliche Fall, daß in dem Torfmoore bei Haßleben, Amt Großrudeſtedt, das ganze Skelett eines ſolchen Thiers im Frühjahr 1821 ausgeſtochen worden, welches man alſobald nach Weimar ſchaffte und auf einem Fußboden naturgemäß zuſammenlegte, da ſich denn fand, daß noch eine Anzahl von Theilen fehle; auch dieſe wurden auf alsbaldige neue Unterſuchungen auf derſelben Stelle meiſt entdeckt und nunmehr die Anſtalt getroffen, das Ganze in Jena aufzuſtellen, welches mit Sorgfalt und Bemühung geſchah. Die wenigen noch fehlenden Theile wurden, weil bei fortdauernder naſſer Witterung die Hoffnung ſie zu erlangen verſchwand, einſtweilen künſtlich ergänzt, und ſo ſteht es nun der Betrachtung und Beurtheilung für gegenwärtig und künftig anheim gegeben.

Von dem Kopfe ſey nachher die Rede, vorläufig ſetzen wir die Maße des Ganzen nach dem Leipziger Fuß hierher.

Länge von der Mitte des Kopfs bis zu Ende des Beckens 8 Fuß 6½ Zoll, Höhe vordere 6 Fuß 5½ Zoll hintere Höhe 5 Fuß 6½ Zoll.

Herr Dr. Jäger, da er kein ganzes Skelett vor ſich hatte, verſuchte durch Vergleichung einzelner Knochen des foſſilen Stiers mit denen unſerer gegenwärtigen Zeit dieſen Mangel zu erſetzen, da er denn für das Ganze ein etwas größeres Maß fand als das unſrige, das wir angegeben.

Was den Kopf unſeres Exemplars betrifft, dürfen auch wir Herrn Körte's charakteriſtiſche Zeichnung als gleichlautend annehmen, nur fehlt bei dem unſrigen außer dem os intermaxillare noch ein Theil der obern Maxille und die Thränenbeine, welche an jenen vorhanden ſind. Eben ſo können wir uns auf Herrn Körte's Vergleichung mit einem voigtländiſchen Stier, in Bezug auf den vor uns liegenden ungariſchen berufen.

Denn wir haben durch die beſondere Gefälligkeit des Herrn Directors von Schreiber zu Wien das Kopfſkelett eines ungariſchen Ochſen erhalten, dieſes iſt dem Maße nach etwas größer als das voigtländiſche, da hingegen unſer foſſiler Kopf etwas kleiner zu ſeyn ſcheint als der von Froſe. Alles dieſes wird ſich bei genauerer Behandlung, Meſſung und Vergleichung finden.

Hiernach kehren wir nun zu jenen Körtiſchen Betrachtungen wieder zurück und indem wir ſie unſerer Ueberzeugung ganz gemäß finden, fügen wir noch einiges Beſtätigende hinzu und erfreuen uns bei dieſer Gelegenheit abermals der vor uns liegenden d'Alton'ſchen Blätter.

Alle einzelnen Glieder der wildeſten, rohſten, völlig

ungebildeten Thiere haben eine kräftige vita propria; beſonders kann man dieſes von den Sinneswerkzeugen ſagen: ſie ſind weniger abhängig vom Gehirn, ſie bringen gleichſam ihr Gehirn mit ſich und ſind ſich ſelbſt genug. Man ſehe auf der 12ten d'Alton'ſchen Tafel Fig. b das Profil des äthiopiſchen Schweines und betrachte die Stellung des Auges, das, als wären die Schädelbeine ausgeſchloſſen, ſich unmittelbar mit dem Hinterhauptsknochen zu verbinden ſcheint.

Hier fehlt das Gehirn beinahe ganz, wie auch in Fig. a zu bemerken iſt, und das Auge hat gerade ſo viel Leben für ſich als zu ſeiner Function nöthig ſeyn mag. Betrachte man nun dagegen einen Tapir, Babiruſſa, Pecari, das zahme Schwein, ſo ſieht man, wie das Auge ſchon heruntergerückt und zwiſchen ihm und dem Hinterhauptsknochen noch ein mäßiges Gehirn zu ſupponiren wäre.

Gehen wir nun wieder zu dem foſſilen Stier zurück und nehmen die Körtiſche Tafel vor uns, ſo finden wir daß bei demſelben die Capſel des Augapfels, wenn wir ſie ſo nennen dürfen, weit zur Seite heraus getrieben iſt, ſo daß der Augapfel als ein abgeſondertes Glied an einem etwaigen Nervenapparat erſcheinen müßte. Bei dem unſrigen iſt es derſelbe Fall, obgleich nur eine Capſel völlig erhalten iſt, dagegen ſich die Augenhöhlen des voigtländiſchen ſowohl als ungariſchen mit ihren etwas

größeren Oeffnungen an den Kopf heranziehen und im Umriß nicht bedeutend erscheinen.

Worin aber der größte und bedeutendste Unterschied zu finden seyn möchte, sind die Hörner, deren Richtung sich in der Zeichnung nicht ganz darstellen läßt. Bei dem Urstier gehen sie zur Seite, etwas rückwärts, man bemerkt aber von ihrem Ursprung an in den Kernen gleich eine Richtung nach vorn, welche sich erst recht entscheidet, als sie sich etwa bis auf 2 Fuß 3 Zoll entfernten; nun krümmen sie sich einwärts und laufen in einer solchen Stellung aus, daß, wenn man auf die Hornkerne sich die Hornschale denkt, die als sechs Zoll länger anzunehmen ist, sie in solcher Richtung wieder bis gegen die Wurzel der Hornkerne gelangen würden, in welcher Stellung also diese sogenannten Waffen dem Geschöpfe eben so unnütz werden müssen als die Hauzähne dem Sus Babirussa.

Vergleicht man nun hiemit den ungarischen Ochsen, den wir vor uns haben, so sieht man die Riesen der Kerne gleich eine etwas auf- und hinterwärtse Richtung nehmen und mit einer sehr graciosen Wendung sich endlich zuspitzen.

Im Allgemeinen werde hier bemerkt: das Lebendige wenn es ausläuft, so daß es wo nicht abgestorben doch abgeschlossen erscheint, pflegt sich zu krümmen, wie wir an Hörnern, Klauen, Zähnen gewöhnlich erblicken krümmt nun und wendet sich's schlängelnd zugleich, so

entſteht daraus das Anmuthige, das Schöne. Dieſe fixirte, obgleich noch immer beweglich ſcheinende Bewegung iſt dem Auge höchſt angenehm; Hogarth mußte bei'm Aufſuchen der einfachſten Schönheitslinie darauf geführt werden, und welchen Vortheil die Alten bei Behandlung der Füllhörner auf Kunſtwerken aus dieſem Gebilde gezogen iſt jederman bekannt. Schon einzeln auf Basreliefen, Gemmen, Münzen, ſind ſie erfreulich; unter ſich und mit andern Gegenſtänden componirt, höchſt zierlich und bedeutend; und wie allerliebſt ſchlingt ſich ein ſolches Horn um den Arm einer wohlthätigen Göttin!

Hatte nun Hogarth die Schönheit bis in dieſes Abſtracte verfolgt, ſo iſt nichts natürlicher als daß dieß Abſtracte, wenn es dem Auge wirklich erſcheint, mit einem angenehmen Eindruck überraſchen müſſe. Ich erinnere mich in Sicilien auf der großen Plaine von Catanea eine kleine, nette, reinbraune Art Rindvieh auf der Weide geſehen zu haben, deren Gehörn, wenn das Thier mit freiem Blick den niedlichen Kopf empor hob, einen höchſt angenehmen, ja unauslöſchlichen Eindruck machte.

Daher folgt denn, daß der Landmann, dem ein ſo herrliches Geſchöpf zugleich nützlich iſt, höchſt erfreut ſeyn muß, den Kopfſchmuck ganzer Heerden, deſſen Schönheit er unbewußt empfindet, ſich lebendig durcheinander bewegen zu ſehen. Wünſchen wir nicht immer mit dem Nützlichen auch das Schöne verbunden und umge-

gewiesen worden, breitet nicht mehr sein goldenes Gezelt über uns aus; anstatt jenen heiteren Himmelslichtern zu gleichen, bewegt sich ein unzählbares Volk mißmuthig in einer traurigen Wüste. Alle fröhlichen Phänomene sind verschwunden, nur Feuerflammen erscheinen an allen Ecken und Enden. Der Herr, der aus einem brennenden Busche Mosen berufen hatte, zieht nun vor der Masse her, in einem trüben Gluthqualm, den man Tags für eine Wolkensäule, Nachts als ein Feuermeteor ansprechen kann. Aus dem umwölkten Gipfel Sinai's schrecken Blitz und Donner, und bei gering scheinenden Vergehen brechen Flammen aus dem Boden und verzehren die Enden des Lagers. Speise und Trank ermangeln immer auf's neue, und der unmuthige Volkswunsch nach Rückkehr wird nur bänglicher, je weniger ihr Führer sich gründlich zu helfen weiß.

Schon zeitig, ehe noch der Heereszug an den Sinai gelangt, kommt Jethro seinem Schwiegersohn entgegen, bringt ihm Tochter und Enkel, die zur Zeit der Noth im Vaterzelte verwahrt gewesen, und beweis't sich als einen klugen Mann. Ein Volk wie die Midianiter, das frei seiner Bestimmung nachgeht, und seine Kräfte in Uebung zu setzen Gelegenheit findet, muß gebildeter seyn als ein solches, das unter fremdem Joche in ewigem Widerstreit mit sich selbst und den Umständen lebt; und wie viel höherer Ansichten

kehrt, dasjenige womit wir uns nothgedrungen beſchäftigen, zugleich auch geſchmückt zu finden?

Wenn wir nun aus dem Vorigen geſehen haben, daß die Natur aus einer gewiſſen ernſten, wilden Concentration die Hörner des Urſtiers gegen ihn ſelbſt kehrt, und ihn dadurch der Waffe gewiſſermaßen beraubt, deren er in ſeinem Naturzuſtande ſo nöthig hätte; ſo ſahen wir zugleich, daß im gezähmten Zuſtand eben dieſen Hörnern eine ganz andere Richtung zu Theil wird, indem ſie ſich zugleich aufwärts und auswärts mit großer Eleganz bewegt. Dieſer ſchon den Kernen eigenthümlichen Anlage fügt ſich denn die äußere Hornſchale mit gefälliger Nachgiebigkeit und Zierlichkeit; erſt den noch kleinen Hornkern verdeckend, muß ſie mit ihm bei dem Wachsthum ſich ausdehnen, da ſich denn eine ring- und ſchuppenförmige Structur ſehen läßt. Dieſe verſchwindet, wie der Kern ſich wieder zuzuſpitzen anfängt; die Hornſchale concentrirt ſich immer mehr bis ſie zuletzt, wo ſie ſelbſtſtändig über den Kern hinausragt, als conſolidirtes organiſches Weſen zum Abſchluß gelangt.

Hat es nun die Cultur ſo weit gebracht, ſo iſt nichts natürlicher als daß der Landmann, bei ſonſtiger ſchöner Geſtalt ſeiner Thiere, auch regelmäßige Bildung der Hörner verlangt. Da nun dieſes ſchöne, herkömmliche Wachsthum öfters ausartet, die Hörner ſich ungleich vor-, rückwärts, auch wohl hinab ziehen; ſo muß einer

ſolchen für Kenner und Liebhaber unangehmen Bildung mdglichſt vorgebeugt werden.

Wie dieſes zu leiſten ſey, konnte ich in dem Egeriſchen Kreiſe bei meinem letzten Aufenthalte bemerken; die Zucht des Hornviehs, als des wichtigſten Geſchöpfs zum dortigen Feldbau, war ſonſt höchſt bedeutend und wird noch immer, beſonders in einigen Ortſchaften, wohl betrieben.

Kommen nun ſolche Geſchöpfe in den Fall gewiſſem krankhaften oder unregelmäßigen Wachsthum der Hörner nachzugeben und den Beſitzer mit einer falſchen Richtung zu bedrohen; ſo bedient man ſich, um dieſem Hauptſchmuck ſeine vollkommene Zierde zu verleihen, einer Maſchine, womit die Hörner gezügelt werden, dieß iſt der gebräuchliche Ausdruck dieſe Operation zu bezeichnen.

Von dieſer Maſchine ſo viel: ſie iſt von Eiſen, auch wohl von Holz; die eiſerne beſteht aus zwey Ringen, welche, durch verſchiedene Kettenglieder und ein ſteifes Gelenk verbunden, vermittelſt einer Schraube einander genähert oder entfernt werden können; die Ringe mit etwas Weichem überzogen, legt man an die Hörner und weiß alsdann, durch Zuſchrauben und Nachlaſſen, dem Wuchs derſelben die beliebige Richtung zu geben. Im Jenaiſchen Muſeum iſt ein ſolches Inſtrument zu ſehen.

Zweyter Urſtier.

Wir haben ſo eben von einem foſſilen Stiere gehandelt, der im Frühjahr 1821 in dem Torfmoore bei Haßleben in Thüringen ausgeſtochen worden. In der Mitte des Sommers 1823 wurden abermals die Reſte eines ſolchen Geſchöpfes entdeckt. Wir ſchalten den Bericht ein, womit dieſe nicht ſehr bedeutenden Ueberreſte von dem ſorgfältigen Beamten eingeſendet worden:

„Das Gerippe lag 6 Fuß tief auf Thon oder Leeden zerſtreut und nicht auf einem Platze, ſo daß ich den Umfang von 8 □ Fuß angeben kann; wo die Ueberbleibſel vom Kopfe lagen, war anſichtlich ein eichener Stamm geweſen. Einige aus Thon gebrannte Scherben lagen etwa 4 bis 5 Fuß in eben der Tiefe davon; das Gehirn iſt zerſtochen worden, da es ſchon in Torf übergegangen. Die beifolgende Aſche und Kohlen wurden in Tiefungen von 5 Fuß gefunden auf Thon und weißem Sand.“

Hiernach wäre alſo auf eine uralte Zeit einiger Cultur zu ſchließen, wo man ſolche ungeheure Geſchöpfe zum Opfer gebracht hätte; wie denn ſogar die vermuthete Eiche auf einen heiligen Platz deuten könnte.

Daß der Torf in einer Niederung wieder ſo hoch angewachſen wäre, läßt ſich als naturgemäß ganz wohl zugeben, doch enthalten wir uns aller weiteren Folgerungen; vielleicht aber trifft dieſes Ereigniß mit andern Erfahrungen glücklich zuſammen um in den düſtern Regionen der Geſchichte einen ſchwachen Schein leuchten zu laſſen.

Wer übrigens in dieſer Angelegenheit ſich völlig aufzuklären denkt, der ſchlage Cuvier Recherches sur les Ossemens fossiles. Nouvelle Edition. Tome IV. p. 150 nach, wo er den zweyten Artikel finden wird der von ausgegrabenen Schädeln handelt, welche dem Ochſengeſchlecht anzugehören ſcheinen, aber an Größe unſere zahmen Ochſen ſehr übertreffen, deren Gehörn auch ganz eine andere Richtung hat.

Betrachtet er dann die eilfte Tafel, wo die Figuren 1, 2, 3 und 4 einen Schädel vorſtellen welcher mit dem unſrigen und den Körtiſchen vollkommene Aehnlichkeit hat, ſo würde hierüber nicht viel weiter zu ſagen ſeyn; bis wir hoffentlich das Glück haben, bei einem Beſuch des Herrn d'Alton, von dem ganzen in Jena aufgeſtellten Skelett eines ſolchen Urſtiers genaue Rechenſchaft zu geben. Wobei denn auch über die zunächſt an der Stadt Weimar, nicht weniger in der Umgegend, beſonders im Tuffſtein ſich findenden foſſilen Knochen ein endlicher Abſchluß ſich ergeben wird.

Die

Die Knochen der Gehörwerkzeuge.

Aeltere Eintheilung da man ſie als einen Theil (partem petrosam) des ossis temporum beſchrieb. Nachtheil dieſer Methode. Nachfolgende Eintheilung als man partem petrosam vom osse temporum trennte und als os petrosum beſchrieb. Nicht genau genug. Die Natur zeigt uns eine dritte Art durch die wir bei der großen Complication der Theile allein zum deutlichen Begriff kommen können. Nach dieſer beſteht das os petrosum aus zwey beſonders zu betrachtenden, in ihrem Weſen höchſt verſchiedenen, Knochen: der Bulla und dem osse petroso proprie sic dicendo.

Wir haben das Schläfebein ſchon ganz davon ſeparirt, auch das Hinterhauptsbein ſchon beſchrieben und fügen die Knochen welche die Gehörwerkzeuge enthalten, nunmehr in die zwiſchen dem Schläfebein und dem Hinterhauptsbein befindliche Oeffnung.

Wir unterſcheiden hier:

I. Bulla und

II. Os petrosum.

Sie hängen unter sich zusammen:

a) durch Verwachsung,

b) durch das Uebergreifen des processus styloidei,

c) oder durch beides.

Sie hängen mit dem osse temporum und dem osse occipitis zusammen.

Mehrere Figuren.

1. Bulla.

An ihr ist zu bemerken:

a) meatus auditorius externus, collum, orificium bullae.

1) Collum, Röhre
sehr lang bei'm Schwein,
nimmt ab bei'm Ochsen.
. . . Pferde.
. . . Ziege, Schaf.

Orificium kann sie genannt werden, wenn die Oeffnung nur einem Ring gleicht.

Bei der Katze,
dem Hunde.

Verwachsen mit der Bulla, doch eine Spur der Separation.

? Junge Katzen, Hunde.

Bei'm Embryo des Menschen wo der Ring sichtbar und getrennt ist.

Bei'm erwachſenen Menſchen wird es eine Rinne die vom Schlafbein bedeckt wird.

Man kann ſich alſo den meatus audit. externus als eine nach oben oder hinten gekehrte Rinne und in andern Fällen als einen nach oben oder hinten gekehrten Ring denken. Die Rinne ſchließt ſich bei obgenannten Thieren, doch iſt bemerklich, daß der nach vorn gerichtete Rand immer der ſtärkere iſt.

Der Ring ſchließt ſich oberwärts gleichfalls, und man merkt, das von vorn ſich anſchließende Ende iſt gleichfalls das ſtärkere.

Dieſer Meatus audit. externus verbindet ſich außen mit den knorpeligen und tendinoſen Theilen des äußren Ohres, noch immer mit der Bulla und da zeigt er jederzeit einen Rand, einen mehr oder weniger rückwärts gebogenen Limbum. An dieſen legt ſich das Paukenfell an und ſchließt das innere Ohr.

b) Bulla ſelbſt.

Verdient dieſen Namen ganz:

Bei Katzen,

Luchs.

Sie hat ſo wenig Knochenmaterie als mbglich (Ausnahme Lapis manati), iſt rund wie aufgeblaſen, durch äußern Druck nicht gehindert.

Von ihr ſelbſt geht nur ein ſchwacher ſpitzer processus aus, um ſich mit den nächſten tendinibus zu verbinden. Hund.

Bei Schafen und ſchafartigen Thieren

ſchon ſackartiger, zwar noch wenig Knochenmaterie, dünn wie Papier, inwendig glatt. Von außen durch den Processus styloideus gedrückt.

Es gehen von dieſem Sacke ſtrahlige Processus aus, die mit tendinibus zuſammenhängen.

Bei Pferden

iſt die Bulla noch dünn genug, aber vom processu styloideo influencirt.

Auf dem Grunde derſelben ziehen ſich halbmondförmige Scheidewände (Dissepimenta) hinüber und herüber und machen von oben offne kleine Zellen. Ob vom Osse petroso zu trennen bei Fohlen.

Bei Ochſen.

II. Os petrosum.

a) pars externa

ſetzt ſich zwiſchen das os temporum und os occipitis. Enchaſſirt befeſtigt. (Iſt manchmal ſehr gering. Z. B. bei Schweinen.)

Von ihr geht der processus styloideus ab.

Iſt von keiner ſehr feſten Knochenmaſſe, eher bei gewiſſen zellig.

b) pars interna.

1) facies cerebrum spectans

nimmt die aus dem Hirn kommenden Nerven auf. Der Rand verbunden mit dem oſſificirten tentorio cerebelli.

foramina.

α) inferius, constans, necessarium, perrium.

β) superius, accidentale, cœcum.

2) facies bullam spectans.

foramina.

Erhöhungen und Vertiefungen.

Sobald dieſe Theile einzeln durchgegangen, beſchrieben und verglichen ſind, zu beſtimmen was aus ihrer Zuſammenſetzung und Verbindung erfolge.

Der Raum zwiſchen der Bulla und dem osse petroso. Vorhof.

Processus mastoideus vom osse temporum und der parte externa ossis petrosi kann nicht mit der zitzengeſtalteten zelligen Bulla der Thiere beſonders der Schweine verglichen werden. Bei Thieren kommt er nicht vor. Sein Platz, ſein Charakter.

Die Zitze der Thiere ſteht unter dem auditorio externo.

Hinter dem processu styloideo, wenn er da iſt, iſt die untere Continuatio der Bulla.

Der processus mastoideus hängt nur von vorn und den Seiten mit dem innern osse zuſammen. Das genau zu unterſuchen.

Ulna und Radius.

Betrachtet man die Bildung beider langen Knochen im Allgemeinen, so ist die gröſste Stärke der Ulna nach oben, wo sie durch das Olekranon die Verbindung mit dem Oberarme hat. Die gröſste Stärke des Radius ist unten, wo er sich mit dem Carpus verbindet.

Wenn beide Knochen am Menschen durch Supination neben einander gebracht sind, so liegt die Ulna inwärts nach dem Körper zu, der Radius nach auſsen; bei den Thieren bei denen diese Knochen in der Pronation verharren, befindet sich die Ulna nach unten und hinten, der Radius nach vorn und oben, beide Knochen sind getrennt, nach einem gewissen Gleichgewicht gebildet und sehr geschickt beweglich.

Beim Affen lang und schwank; wie denn dessen Knochen überhaupt als verhältnisſsmäſsig zu lang und zu schmal angesehen werden können.

Bei fleischfressenden Thieren zierlich, proportionirlich und beweglich; sie lieſsen sich wohl nach einer Stufenreihe anordnen, da denn das Katzengeschlecht wohl den Vorzug behaupten möchte. Löwe und Tiger haben eine sehr

mußte ein Führer jenes Volkes fähig seyn, als ein trübsinniger, in sich selbst verschlossener, rechtschaffener Mann, der sich zwar zum Thun und Herrschen geboren fühlt, dem aber die Natur zu solchem gefährlichen Handwerke die Werkzeuge versagt hat.

Moses konnte sich zu dem Begriff nicht erheben, daß ein Herrscher nicht überall gegenwärtig seyn, nicht alles selbst thun müsse; im Gegentheil machte er sich durch persönliches Wirken seine Amtsführung höchst sauer und beschwerlich. Jethro gibt ihm erst darüber Licht, und hilft ihm das Volk organisiren und Unter-Obrigkeiten bestellen; worauf er freilich selbst hätte fallen sollen.

Allein nicht bloß das Beste seines Schwähers und der Israeliten mag Jethro bedacht, sondern auch sein eigenes und der Midianiten Wohl erwägt haben. Ihm kommt Moses, den er ehemals als Flüchtling aufgenommen, den er unter seine Diener, unter seine Knechte noch vor kurzem gezählt, nun entgegen, an der Spitze einer großen Volksmasse, die, ihren alten Sitz verlassend, neuen Boden aufsucht und überall, wo sie sich hinlenkt, Furcht und Schrecken verbreitet.

Nun konnte dem einsichtigen Manne nicht verborgen bleiben, daß der nächste Weg der Kinder Israel durch die Besitzungen der Midianiter gehe, daß dieser Zug überall den Heerden seines Volkes begegnen, dessen Ansiedelungen berühren, ja auf dessen schon wohl-

ſchöne ſchlanke Bildung, bei'm Bären wird ſie ſchon breit und ſchwer. Hund und Fiſchotter ließen ſich beſonders bezeichnen; alle haben Pronation und Supination mehr oder weniger beweglich und zierlich.

Getrennt zwar ſind Ulna und Radius noch bei verſchiedenen Thieren, bei'm Schwein, Biber, Marder, allein ſie liegen doch feſt auf einander und ſcheinen durch Ligamente, ja manchmal durch Verzahnung an und in einander gefügt zu ſeyn, daß man ſie faſt für unbeweglich halten möchte.

Bei Thieren, die nur auf Stehen, Gehen, Laufen eingerichtet ſind, gewinnt der Radius das Uebergewicht, er wird zum Fulcrum, die Ulna iſt gleichſam bloß Articulation mit dem Oberarm. Ihr Stab wird ſchwach und lehnt ſich nur an der Hinterſeite nach außen zu an den Radius an, man könnte ſie mit Recht eine Fibula nennen. So findet ſich's an der Gemſe, den Antilopen und Ochſen. Auch verwachſen beide ſchon manchmal, wie ich das Beiſpiel an einem alten Bock geſehen habe.

Bei dieſen Thieren hat der Radius ſchon eine doppelte Verbindung mit dem Humerus durch zwey Gelenkflächen, denen der Tibia ähnlich.

Bei'm Pferde ſind beide Knochen verwachſen, doch läßt ſich unter dem Olekranon noch eine kleine Separation und ein Interſtitium zwiſchen beiden Knochen bemerken.

Endlich, wo die Körperlaſt des Thieres groß wird,

daß es viel an ſich ſelbſt zu tragen hat, und Steh n, Gehen, allenfalls Laufen ſeine Beſtimmung iſt, verwachſen beide Knochen faſt ohne Spur, wie bei'm Kamel. Man ſieht, der Radius gewinnt immer mehr Uebergewicht, die Ulna wird bloß Proceſſus anconäus des Radius, und ihre zarte Röhre verwächſ't nach dem bekannten Geſetze.

Recapituliren wir das Geſagte auf umgekehrte Weiſe: verwachſen und einfach, ſtark und ſchwer ſind beide Knochen, wenn das Thier genug an ſich ſelbſt zu tragen hat, hauptſächlich nur ſteht und ſchreitet. Iſt das Geſchöpf leicht, läuft und ſpringt es, ſo ſind beide Knochen zwar getrennt, doch die Ulna iſt gering und beide gegen einander unbeweglich. Wenn das Thier ergreift und hantiert, ſind ſie getrennt, mehr oder weniger von einander entfernt und beweglich, bis vollendete Pronation und Supination dem Menſchen die vollkommen zierlichſte und geſchickteſte Bewegung erlauben.

Tibia und Fibula

haben ungefähr ein Verhältniß gegen einander, wie Ulna und Radius; doch iſt folgendes zu bemerken.

Bei Thieren die ſich der Hinterfüße mannichfaltiger bedienen, z. B. der Phoca, ſind dieſe beiden Knochen nicht ſo ungleich an Maſſe als bei andern. Zwar bleibt auch hier Tibia immer der ſtärkſte Knochen, aber Fibula nähert ſich ihr, beide articuliren mit einer Epiphyſe und dieſe ſodann mit dem Femur.

Bei'm Biber, der durchaus ein eigen Geſchöpf ausmacht, entfernen ſich Tibia und Fibula in der Mitte und bilden eine ovale Oeffnung, unten verwachſen ſie. Bei fünfzehigen, fleiſchfreſſenden, heftig ſpringenden Thieren iſt Fibula ſehr fein; höchſt zierlich bei'm Löwen.

Bei leichtſpringenden Thieren und bei allen bloß ſchreitenden verliert ſie ſich ganz. Am Pferde ſind die Extremitäten derſelben, das obere und untere Knöpfchen, noch knöchern, das Uebrige iſt tendinos.

Bei'm Affen ſind dieſe beiden Knochen, wie ſein übri-

ges Knochengebäude, charakterlos, ſchwankend und ſchwach.

Zu näherem Verſtändniß des Vorgeſagten ſey noch folgendes hinzugefügt. Als ich im Jahr 1795 den allgemeinen oſteologiſchen Typus nach meiner Art vollbracht hatte, regte ſich der Trieb nun auch, dieſer Anleitung zufolge, die Knochen der Säugethiere einzeln zu beſchreiben. Wollte mir hiebei zu Statten kommen, daß ich den Zwiſchenknochen von der oberen Kinnlade geſondert hatte, ſo gereichte mir gleichfalls zum Vortheil, das inextricable Flügelbein als zwiefach, als ein vorderes und hinteres anzuerkennen. Auf dieſem Weg ſollte mir denn gelingen, das Schlafbein, das nach bisheriger Art weder Bild noch Begriff zuließ, in verſchiedene Theile naturgemäß zu trennen.

Nun aber hatte ich mich ſchon Jahre lang auf dem bisherigen Wege vergebens abgequält: ob nicht ein anderer, vielleicht der rechte, ſich vor mir aufthun wollte. Ich geſtand gern, daß der menſchlichen Knochenlehre eine unendliche Genauigkeit in Beſchreibung aller Theile des einzelnen Knochens, in der mannichfaltigſten Verſchiedenheit ſeiner Anſichten nöthig ſey. Der Chirurg muß mit Geiſtesaugen, oft nicht einmal vom Taſtſinn unterſtützt, die innen verletzte Stelle zu finden wiſſen und ſieht ſich daher genöthigt, durch ſtrengſte Kenntniß des Ein-

zelnen ſich eine Art von durchdringender Allwiſſenheit zu erwerben.

Daß jedoch eine ſolche Weiſe bei der vergleichenden Anatomie nicht zuläſſig ſey, bemerkte ich nach manchem verfehlten Streben. Der Verſuch einer ſolchen Beſchreibung (Morphologie S. 204) läßt uns gleich deſſen Anwendung auf das ganze Thierreich als unmöglich erſcheinen, indem einem jeden auffällt, daß weder Gedächtniß noch Schrift dergleichen zu faſſen, noch irgend eine Einbildungskraft ſolches geſtaltet wieder zu vergegenwärtigen fähig ſeyn möchte.

Noch eine Bezeichnungs- und Beſchreibungsart die man durch Zahl und Maß zu bewirken gedachte, ließ für den lebendigen Vortrag ſich eben ſo wenig benutzen. Zahl und Maß in ihrer Nacktheit heben die Form auf und verbannen den Geiſt der lebendigen Beſchauung. Ich verſuchte daher eine andere Art des Beſchreibens einzelner Knochen, jedoch im conſtructiven, in einander greifenden Zuſammenhang, wovon der erſte Verſuch Felsbein und Bulla von einander und zugleich vom Schlafbein zu trennen als Beiſpiel gelten mag.

Wie ich ſodann die Vergleichung anzuſtellen geneigt geweſen, und zwar auf eine curſoriſche Weiſe, davon mag der kurze zweyte Aufſatz, Ulna und Radius, Tibia und Fibula darſtellend, Zeugniß geben. Hier war das Skelett als lebendig, als Grundbedingung aller lebendigen höhern Geſtalt gedacht, und deßhalb die Be-

ziehung und Bestimmung der einzelnen Theile fest in's Auge gefaßt. Cursorisch verfuhr ich, um mich erst einigermaßen zu orientiren, und sollte diese Arbeit nur erst gleichsam einen Katalog liefern, wobei im Hintergrunde die Absicht lag, bei glücklicher Gelegenheit, die zu vergleichenden Glieder in einem Museum wirklich zusammen zu stellen; woraus sich von selbst ergeben müßte, daß jede Gliederreihe einen andern Vergleichungsmoment erfordern würde.

Wie bei den Hülfsorganen, Armen und Füßen, zu verfahren, darauf deutet obige Skizze. Man ging vom Starren, fast Unbeweglichen, nur in Einem Sinne Brauchbaren zum mannichfaltigst und geschicktest-Beweglichen, wie denn solches, noch durch mehrere Geschöpfe verfolgt, höchst erwünschte Ansichten verleihen müßte.

Wäre nun aber vom Hals die Rede, so würde man vom längsten zum kürzesten schreiten, von der Giraffe zum Wallfisch. Die Betrachtung des Siebbeins ginge von dem weitesten, unbedingtesten aus bis zum verengtesten, gedrängtesten, vom Schuppenthier bis zum Affen, vielleicht zum Vogel, da denn der Gedanke sogleich weiter gedrängt wird, wenn man sieht, wie vergrößerte Augäpfel jenen Knochen immer mehr in die Enge treiben.

Ungern brechen wir ab; wer aber erkennt nicht, welche unendliche Mannichfaltigkeit der Ansichten auf diese Weise sich ergebe und wie wir veranlaßt, ja ge-

zwungen werden alle übrigen Syſteme zugleich mitzudenken?

Führen wir unſere Phantaſie noch einen Augenblick zu den eben näher betrachteten Extremitäten zurück, vergegenwärtigen wir uns, wie ſich der Maulwurf zum lockern Erdboden, die Phoca zum Waſſer, die Fledermaus zur Luft bildet, und wie uns das Knochengerüſt, ſo gut wie das lebendige umhäutete Thier, hievon in Kenntniß zu ſetzen vermag; ſo werden wir auf's neue die organiſche Welt mit erhöhtem leidenſchaftlichem Sinne zu faſſen trachten.

Wenn Vorſtehendes den Naturfreunden dieſer unſerer Tage vielleicht weniger bedeutend ſcheint als mir vor dreyßig Jahren, — denn hat uns nicht zuletzt Herr d'Alton über alle unſre Wünſche hinausgehoben? — ſo will ich nur geſtehen, daß ich es eigentlich nur dem Pſychologen widme. Ein Mann wie Herr Ernſt Stiedenroth ſollte ſeine erlangte hohe Einſicht in die Functionen des menſchlichen Geiſtkörpers und Körpergeiſtes treulich anwenden, um die Geſchichte irgend einer Wiſſenſchaft zu ſchreiben, welche denn ſymboliſch für alle gelten würde.

Die Geſchichte der Wiſſenſchaft nimmt immer auf dem Punkte wo man ſteht ein gar vornehmes Anſehen; man ſchätzt wohl ſeine Vorgänger und dankt ihnen gewiſſermaßen für das Verdienſt das ſie ſich um uns erworben; aber es iſt doch immer, als wenn wir mit einem gewiſſen Achſelzucken die Gränzen bedauerten worin ſie oft

unnütz, ja rückſchreitend ſich abgequält; niemand ſieht ſie leicht als Märtyrer an, die ein unwiederbringlicher Trieb in gefährliche, kaum zu überwindende Lagen geführt, und doch iſt oft, ja gewöhnlich, mehr Ernſt in den Altvätern die unſer Daſeyn gegründet, als unter den genießenden, meiſtentheils vergeudenden Nachkommen.

Doch von ſolchen gewiſſermaßen hypochondriſchen Betrachtungen wenden wir uns zu höchſt erfreulichen Thätigkeiten, wo Kunſt und Wiſſenſchaft, Erkennen und Bilden ſich auf ſehr hohem Punkte gemeinſam wirkend, zutraulich die Hände bieten.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16285/11

Die Skelette der Nagethiere,

abgebildet und verglichen

von

d' A l t o n.

Erste Abtheilung: zehn Tafeln, zweyte: acht Tafeln.

Bonn 1823 und 1821.

Die erste Absicht meiner morphologischen Hefte war: von älteren Papieren einiges aufzubewahren, wo nicht zum Nutzen der Gegenwart und Zukunft, doch zum Andenken eines redlichen Strebens in Betrachtung der Natur. Diesem Sinne zufolge nahm ich vor kurzem abermals gewisse osteologische Fragmente zur Hand und fühlte, besonders bei Revision des Abdrucks, wo uns gewöhnlich alles klarer vorkommt, auf das lebhafteste, daß es nur Vorahnungen, nicht Vorarbeiten gewesen.

In eben dem Augenblick gelangte nun obgemeldetes Werk zu mir und versetzte mich aus der ernsten Region des Staunens und Glaubens in die behaglichen Gegenden des Schauens und Begreifens.

eingerichtete Städte treffen würde. Die Grundsätze eines dergestalt auswandernden Volks sind kein Geheimniß, sie ruhen auf dem Eroberungsrechte. Es zieht nicht ohne Widerstand, und in jedem Widerstand sieht es Unrecht; wer das Seinige vertheidigt ist ein Feind, den man ohne Schonung vertilgen kann.

Es brauchte keinen außerordentlichen Blick um das Schicksal zu übersehen, dem die Völker ausgesetzt seyn würden über die sich eine solche Heuschrecken-Wolke herabwälzte. Hieraus geht nun die Vermuthung zunächst hervor, daß Jethro seinem Schwiegersohn den geraden und besten Weg verleidet, und ihn dagegen zu dem Wege quer durch die Wüste beredet; welche Ansicht dadurch mehr bestärkt wird, daß Hobab nicht von der Seite seines Schwagers weicht, bis er ihn den angerathenen Weg einschlagen sieht, ja ihn sogar noch weiter begleitet, um den ganzen Zug von den Wohnorten der Midianiter desto sicherer abzulenken.

Vom Ausgange aus Aegypten an gerechnet erst im vierzehnten Monat geschah der Aufbruch, von dem wir sprechen. Das Volk bezeichnete unterwegs einen Ort, wo es wegen Lüsternheit große Plage erlitten, durch den Namen Gelüstgräber, dann zogen sie gen Hazaroth, und lagerten sich ferner in der Wüste Paran. Dieser zurückgelegte Weg bleibt unbezweifelt. Sie waren nun schon nah an dem Ziel ihrer Reise, nur stand ihnen das Gebirg entgegen, wodurch

Ueberdenk' ich nun das Nagergeschlecht, dessen Knochengestalt, mit angedeuteter äußerer Hülle, meisterhaft auf das mannichfaltigste gebildet vor mir liegt; so erkenn' ich daß es zwar generisch von innen determinirt und festgehalten sey, nach außen aber zügellos sich ergehend, durch Um- und Umgestaltung sich specificirend auf das allervielfachste verändert werde.

Woran die Natur das Geschöpf eigentlich fesselt, ist sein Gebiß; was es ergreifen kann und muß, soll es zermalmen vor allen Dingen. Der unbeholfene Zustand der Wiederkäuer entspringt aus der Unvollkommenheit des Kauens, aus der Nothwendigkeit wiederholten Zermalmens des schon halb Gekochten.

Die Nager dagegen sind in diesem Betracht höchst merkwürdig gebildet. Scharfes, aber geringes Erfassen, eilige Sättigung, auch nachher wiederholtes Abraspeln der Gegenstände, fortgesetztes fast krampfhaft leidenschaftliches, absichtslos zerstörendes Knuspern, welches denn doch wieder in den Zweck sich Lager und Wohnungen aufzubauen und einzurichten, unmittelbar eingreift und dadurch abermals bewährt: daß im organischen Leben selbst das Unnütze, ja das Schädliche selbst, in den nothwendigen Kreis des Daseyns aufgenommen, in's Ganze zu wirken und als wesentliches Bindemittel disparater Einzelnheiten gefordert wird.

Im Ganzen hat das Nagergeschlecht eine wohl proportionirte erste Anlage; das Maß in welchem es sich bewegt

wegt ist nicht allzugroß; die ganze Organisation ist Eindrücken aller Art geöffnet und zu einer nach allen Seiten hin richtungsfähigen Versatilität vorbereitet und geeignet.

Wir möchten dieses unstete Schwanken von einer mangelhaften, relativ-schwächlichen, wenn auch sonst in sich kräftigen Zahnung ableiten, wodurch dieses Geschlecht sich einer gewissen Willkür der Bildung bis zur Unform hinzugeben in Lockerheit gelassen ist, wenn dagegen bei Raubthieren, die mit sechs Schneidezähnen abgeschlossen und einem Eckzahn begünstigt sind, alle Monstrosität unmöglich wird.

Wer aber, der sich mit solchen Untersuchungen ernstlich abgab, hat nicht erfahren daß eben dieses Schwanken von Form zu Unform, von Unform zu Form, den redlichen Beschauer in eine Art von Wahnsinn versetzt? denn für uns beschränkte Geschöpfe möchte es fast besser seyn den Irrthum zu fixiren als im Wahren zu schwanken.

Versuchen wir jedoch in diesem weiten und breiten Felde ein und den andern Pfahl einzuschlagen! Ein Paar Capitalthiere, der Löwe, der Elephant, erreichen durch das Uebergewicht der vordern Extremitäten einen besonders hohen, eigentlichen Bestien-Charakter; denn sonst bemerkt man überhaupt an den vierfüßigen Thieren eine Tendenz der hintern Extremitäten sich über die vordern zu erheben, und wir glauben hierin die Grundlage zum reinen, aufrechten Stande des Menschen zu erblicken.

Wie sich solches Bestreben jedoch nach und nach zur Disproportion steigern könne, ist bei dem Geschlecht der Nager in die Augen fallend.

Wollen wir aber diese Gestaltsveränderungen gründlich beurtheilen und ihren eigentlichen Anlaß zunächst erkennen, so gestehen wir den vier Elementen, nach guter alter Weise, den besondern Einfluß zu. Suchen wir nun das Geschöpf in der Region des Wassers, so zeigt es sich schweinartig im Ufersumpfe, als Biber sich an frischen Gewässern anbauend; alsdann, immer noch einige Feuchtigkeit bedürfend, gräbt sich's in die Erde und liebt wenigstens das Verborgene, furchtsam-neckisch vor der Gegenwart der Menschen und anderer Geschöpfe sich versteckend. Gelangt endlich das Geschöpf auf die Oberfläche, so ist es hupf- und sprunglustig, so daß sie aufgerichtet ihr Wesen treiben und sogar zweyfüßig, mit wundersamer Schnelle, sich hin und her bewegen.

In's völlig Trockne gebracht finden wir zuletzt den Einfluß der Lufthöhe und des alles belebenden Lichtes ganz entscheidend. Die leichteste Beweglichkeit wird ihnen zu Theil, sie handeln und wirken auf das behendeste, bis sogar ein vogelartiger Sprung in einen scheinbaren Flug übergeht.

Warum gibt uns die Betrachtung unseres einheimischen Eichhörnchens soviel Vergnügen? Weil es als die höchste Ausbildung seines Geschlechtes eine ganz besondere Geschicklichkeit vor Augen bringt. Gar zierlich be-

handelt es ergreiflich kleine appetitliche Gegenstände, mit denen es muthwillig zu spielen scheint, indem es sich doch nur eigentlich den Genuß dadurch vorbereitet und erleichtert. Dieß Geschöpfchen, eine Nuß eröffnend, besonders aber einen reifen Fichtenzapfen abspeisend, ist höchst gracios und liebenswürdig anzuschauen.

Nicht aber nur die Grundgestalt verändert sich bis zum Unkenntlichen, auch die äußere Haut verhüllt diese Geschöpfe auf das verschiedenste. Am Schwanze zeigen sich schuppen- und knorpelartige Ringe, am Körper Borsten und Stacheln, sich zum zartesten sanftesten Felle mit bemerklichen Uebergängen endlich ausgleichend.

Bemüht man sich nun die ferneren Ursachen solcher Erscheinungen zu entdecken, so sagt man sich: nicht allein sind es jene elementaren Einflüsse die eine durchdringende Gewalt hier ausüben, man wird auch auf andere bedeutende Anlässe gar bald hingewiesen.

Diese Geschöpfe haben einen lebhaften Nahrungstrieb, das Organ des Ergreifens. Die zwey Vorderzähne im Ober- und Unterkiefer nahmen schon früher unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, sie sind alles und jedes anzukneipen geschickt; daher denn auch dieses Geschöpf auf die verschiedenste Weise und Wege für seine Erhaltung besorgt ist. Ihr Genuß ist vielfach, einige sind auf animalische Nahrung begierig, auf vegetabilische die meisten, wobei das Nagen als ein schnoperndes Vorkosten und außer dem eigentlichen Sättigungsgeschäft in

gar mancher Rücksicht zu betrachten ist. Es befördert ein überflüssiges Aneignen der Nahrung zu materieller Anfüllung des Magens und kann auch wohl als fortgesetzte Uebung, als unruhiger Beschäftigungstrieb, der zuletzt in Zerstörungskampf ausartet, angesehen werden.

Nach Befriedigung des nächsten Bedürfnisses haschen sie demnach sehr lebhaft, aber sie möchten dennoch gern in sicherer Fülle wohnen; daher der Sammlertrieb und zunächst gar manche Handlung die einer überlegten Kunstfertigkeit ganz ähnlich sehen möchte.

Wie sich nun das Gebilde der Nagethiere hin und her wiegt und keine Gränzen zu kennen scheint, so findet es zuletzt sich doch eingeschlossen in der allgemeinen Animalität und muß diesem oder jenem Thiergeschlecht sich annähern; wie es sich denn sowohl gegen die Raubthiere als gegen die Wiederkäuer hinneigt, gegen den Affen wie gegen die Fledermaus, und noch gar andern dazwischen liegenden Geschlechtern sich anähnelt.

Wie könnten wir aber solche weitumsichtige Betrachtungen mit Bequemlichkeit anstellen, wären uns nicht Herrn d'Altons Blätter vorgelegt, bei deren Anblick Bewunderung und Benutzung immerfort einander die Hände bieten? Und wie sollen wir Lob und Dank genugsam ausdrücken, wenn diese durch so viel bedeutende Geschlechter nunmehr durchgeführte, an Reinheit und Richtigkeit sich immer gleichbleibende, an hervortretender Kraft und Ausführlichkeit sich immer steigernde Darstellung so große

Dienste leistet? Sie enthebt uns auf einmal aus dem sinneverwirrenden Zustande, in den uns frühere Bemühungen gar oft versetzten, wenn wir Gerippe im Ganzen oder Einzelnen zu vergleichen suchten. Es sey nun daß wir sie auf Reisen mehr oder weniger flüchtig, oder durch ein successives Ansammeln bedächtig um uns gestellt ansahen, immer mußten wir unser Bestreben in Bezug auf ein Ganzes als unzulänglich und unbefriedigend bedauern.

Jetzo hängt es von uns ab, so große Reihen als wir nur wünschen vor uns zu legen, das Gemeinsame, wie das Widersprechende nebeneinander zu betrachten und so die Fähigkeit unseres Anschauens, die Fertigkeit unserer Combinationen und Urtheile mit Gemächlichkeit und Ruhe zu prüfen, auch insofern es dem Menschen gegeben ist, uns mit der Natur wie mit uns selbst mehr und mehr in Einklang zu setzen.

Aber jene bildlichen Darstellungen überlassen uns nicht etwa nur einem einsamen Nachdenken, sondern ein genugsamer Text dient uns zugleich als geistreiches Gespräch; wie wir denn ohne solche Mitwirkung das Vorstehende nicht mit einer gewissen Leichtigkeit und Zeitersparniß würden gewonnen haben.

Und so möchte es überflüssig seyn die wichtigen hinzugefügten Druckblätter den Freunden der Natur noch besonders zu empfehlen. Sie enthalten eine allgemeine Vergleichung der Nagethier-Gerippe und sodann all-

gemeine Bemerkungen über die äußeren Einflüsse auf die organische Entwicklung der Thiere. Wir haben sie oben bei unsrer flüchtigen Darstellung treulich genutzt, aber lange nicht erschöpft, und fügen nur noch folgende Resultate hinzu.

Eine innere und ursprüngliche Gemeinschaft aller Organisation liegt zum Grunde; die Verschiedenheit der Gestalten dagegen entspringt aus den nothwendigen Beziehungsverhältnissen zur Außenwelt, und man darf daher eine ursprüngliche, gleichzeitige Verschiedenheit und eine unaufhaltsam fortschreitende Umbildung mit Recht annehmen, um die eben so constanten als abweichenden Erscheinungen begreifen zu können.

Ein beigelegter Schmutztitel läßt uns vermuthen daß hier eine Abtheilung des Ganzen gemeint sey, eine Vorrede spricht deutlich aus, daß nichts Ueberflüssiges aufgenommen, daß das Werk nicht über Gebühr und Vermögen der Naturfreunde solle ausgedehnt werden: eine Zusage die durch das bisher Geleistete schon vollkommen erfüllt ist.

Nun aber finden wir dieser Sendung noch einige Druckblätter beigelegt, welche allerdings voranzusetzen sind, indem wir derselben zuletzt erwähnen, sie enthalten die Dedication an Ihro des Königs von Preußen Majestät.

Hier ist mit schuldigstem Dank anerkannt, daß diese Unternehmung vom Throne her sich bedeutender Unter-

stützung zu erfreuen habe, ohne welche sie kaum denkbar gewesen wäre. Deßhalb vereinigen sich denn auch alle Naturfreunde in ein solches dankbares Anerkennen. Und wenn wir schon lobenswerth und nützlich finden, daß die Großen der Erde dasjenige, was ein Privatmann mit Neigung und Sorgfalt gesammelt, nicht zerstreuen lassen, sondern weislich zusammengehalten dem Oeffentlichen widmen; wenn mit höchstem Dank anerkannt werden muß, Anstalten gegründet zu sehen, wo die Talente erforscht, die Fähigern gefördert und zum Zwecke geführt werden können: so ist es doch vielleicht am preiswürdigsten, wenn eine vorkommende seltene Gelegenheit genutzt wird; wenn die Leistungen des Einzelnen, der sein ganzes Leben mühsam, vielleicht oft mühselig zubrachte, um das ihm eingeborne Talent auszubilden, um etwas als Einzelner zu schaffen, was Mehreren unmöglich gewesen wäre, gerade im rechten Augenblick der kräftigen That Anerkennung finden; wenn sogleich die höchsten Oberen und die ihnen nachgesetzten hohen Beamten die beneidenswerthe Pflicht ausüben, zur dringenden Zeit den entscheidenden Moment zu begünstigen und eine schon im Beschränkten so weit gediehene Frucht mit einer allersprießlichen Reife zu beglücken.

Die Lepaden.

Die tiefgeschöpften und fruchtreichen Mittheilungen des Herrn Dr. Carus sind mir von dem größten Werthe; eine Region nach der andern des gränzenlosen Naturreiches, in welchem ich Zeit meines Lebens mehr im Glauben und Ahnen, als im Schauen und Wissen mich bewege, klärt sich auf und ich erblicke was ich im Allgemeinen gedacht und gehofft, nunmehr im Einzelnen und gar manches über Denken und Hoffen. Hierin finde ich nun die größte Belohnung eines treuen Wirkens und mich erheitert es gar öfters, wenn ich hie und da erinnert werde an Einzelnheiten, die ich wie im Fluge wegfing und sie niederlegte in Hoffnung, daß sie sich einmal irgendwo lebendig anschließen würden, und gerade diese Hefte (zur Morphologie) sind geeignet derselben nach und nach zu gedenken.

Einige Betrachtungen über die Lepaden bring' ich dar, wie ich sie in meinen Papieren angedeutet finde.

Jede zweischalige Muschel, die sich in ihren Wänden von der übrigen Welt absondert, sehen wir billig als ein Indi-

Individuum an; ſo lebt ſie, ſo bewegt ſie ſich allenfalls, ſo nährt ſie ſich, pflanzt ſich fort und ſo wird ſie verzehrt. Die Lepas anatifera, die ſogenannte Entenmuſchel, erinnert uns gleich mit ihren zwey Hauptdecken an eine Bivalve; allein ſchnell werden wir bedeutet, hier ſey von einer Mehrheit die Rede; wir finden noch zwey Hülfſchalen, nöthig um das vielgliedrige Geſchöpf zu bedecken; wir ſehen an der Stelle des Schloſſes eine fünfte Schale um dem Ganzen rückgratsweiſe Halt und Zuſammenhang zu geben. Das hier Geſagte wird jedem deutlich der Cuviers Anatomie dieſes Geſchöpfes: Mémoires du Muséum d'Histoire naturelle. Tom. II. p. 100, vor ſich nimmt.

Wir ſehen aber hier kein iſolirtes Weſen, ſondern verbunden mit einem Stiele oder Schlauch, geſchickt ſich irgendwo anzuſaugen, deſſen unteres Ende ſich ausdehnt wie ein Uterus, welche Hülle des wachſenden Lebendigen ſich ſogleich von außen mit unerläßlichen Schalendecken zu ſchützen geeignet iſt.

Auf der Haut dieſes Schlauches alſo finden ſich an regelmäßigen Stellen, die ſich auf die innere Geſtalt, auf beſtimmte Theile des Thieres beziehen, präſtabilirte fünf Schalenpunkte, welche, ſobald ſie in die Wirklichkeit eingetreten, ſich bis auf einen beſtimmten Grad zu vergrößern nicht ablaſſen.

Hierüber würde nun eine noch ſo lange Betrachtung der Lepas anatifera uns nicht weiter aufklären; da hin-

das Land Canaan von der Wüste getrennt wird. Man beschloß Kundschafter auszuschicken und rückte indessen weiter vor bis Kades. Hierhin kehrten die Botschafter zurück, brachten Nachrichten von der Vortrefflichkeit des Landes, aber leider auch von der Furchtbarkeit der Einwohner. Hier entstand nun abermals ein trauriger Zwiespalt und der Wettstreit von Glauben und Unglauben begann aufs neue.

Unglücklicher Weise hatte Moses noch weniger Feldherren- als Regententalente. Schon während des Streites gegen die Amalekiter begab er sich auf den Berg um zu beten, mittlerweile Josua an der Spitze des Heers den lange hin- und wieder schwankenden Sieg endlich dem Feinde abgewann. Nun zu Kades befand man sich wieder in einer zweydeutigen Lage. Josua und Kaleb, die beherztesten unter den zwölf Abgesandten, rathen zum Angriff, rufen auf, getrauen sich das Land zu gewinnen. Indessen wird durch übertriebene Beschreibung von bewaffneten Riesen-Geschlechtern allenthalben Furcht und Schrecken erregt; das verschüchterte Heer weigert sich hinauf zu rücken. Moses weiß sich wieder nicht zu helfen, erst fordert er sie auf, dann scheint auch ihm ein Angriff von dieser Seite gefährlich. Er schlägt vor nach Osten zu ziehen. Hier mochte nun einem biedern Theil des Heeres gar zu unwürdig scheinen, solch einen ernstlichen, mühsam verfolgten Plan, auf diesem ersehnten

gegen die Beschauung einer andern Art, die zu mir unter dem Namen Lepas polliceps gekommen, in uns die tiefsten allgemeinsten Ueberzeugungen erweckt. Hier ist nämlich, bei derselben Hauptbildung, die Haut des Schlauches nicht glatt, und etwa nur runzlicht wie bei jener, sondern rauh mit unzähligen kleinen erhabenen, sich berührenden, rundlichen Punkten dicht besäet. Wir aber nehmen uns die Freiheit zu behaupten, eine jede dieser kleinen Erhöhungen sey von der Natur mit Fähigkeit begabt eine Schale zu bilden, und weil wir dieß denken, so glauben wir es wirklich, bei mäßiger Vergrößerung, vor Augen zu sehen. Diese Punkte jedoch sind nur Schalen in der Möglichkeit, welche nicht wirklich werden, so lange der Schlauch sein anfängliches natürliches Eugenmaß behält. Sobald aber am untern Ende das wachsende Geschöpf seine nächste Umgebung ausdehnt, so erhalten sogleich die möglichen Schalen einen Antrieb wirklich zu werden; bei Lepas anatifera in Regel und Zahl eingeschränkt.

Nun waltet zwar bei Lepas polliceps dieses Gesetz immer noch vor, aber ohne Zahleinschränkung; denn hinter den fünf Hauptpunkten der Schalenwerdung entstehen abermals eilige Nachschalen, deren das innere wachsende Geschöpf, bei Unzulänglichkeit und allzufrüher Stockung der Hauptschalen, zu fernerer Hülfe des Zudeckens und Sicherns bedarf.

Hier bewundern wir die Geschäftigkeit der Natur den

Mangel der ausreichenden Kraft durch die Menge der Thätigkeiten zu ersetzen. Denn da, wo die fünf Hauptschalen nicht bis an die Verengerung reichen, entstehen sogleich in allen, durch ihr Zusammenstoßen gebildeten Winkeln neue Schalreihen, die, stufenweise kleiner, zuletzt eine Art von winziger Perlenschnur um die Gränze der Ausdehnung bilden, wo sodann aller Uebertritt aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit durchaus versagt ist.

Wir erkennen daran, daß die Bedingung dieses Schalwerdens der freie Raum sey, welcher durch die Ausdehnung des untern Schlauchtheils entsteht; und hier, bei genauer Betrachtung, scheint es als wenn jeder Schalpunkt sich eile, die nächsten aufzuzehren, sich auf ihre Kosten zu vergrößern, und zwar in dem Augenblicke ehe sie zum Werden gelangen. Eine schon gewordene noch so kleine Schale kann von einem herankommenden Nachbar nicht aufgespeis't werden, alles Gewordene setzt sich mit einander in's Gleichgewicht. Und so sieht man das in der Entenmuschel regelmäßig gebundene, gesetzliche Wachsthum, in der andern zum freiern Nachrücken aufgefordert, wo mancher einzelne Punkt so viel Besitz und Raum sich anmaßt als er nur gewinnen kann.

So viel aber ist auch bei diesem Naturproduct mit Bewunderung zu bemerken: daß selbst die, gewissermaßen aufgelöste, Regel doch im Ganzen keine Verwirrung zur Folge hat, sondern daß die in Lepas anatifera so löblich und gesetzlich entschiedenen Hauptpunkte des

Werdens und Wirkens sich auch im polliceps genau nachweisen lassen, nur daß man sodann oberwärts von Stelle zu Stelle kleine Welten sieht, die sich gegen einander ausdehnen ohne hindern zu können, daß nach ihnen sich ihres Gleichen, obgleich beengt und im geringeren Maßstabe, bilden und entwickeln.

Wer das Glück hätte, diese Geschöpfe im Augenblick, wenn das Ende des Schlauches sich ausdehnt, und die Schalenwerdung beginnt, mikroskopisch zu betrachten, dem müßte eines der herrlichsten Schauspiele werden, die der Naturfreund sich wünschen kann. Da ich nach meiner Art zu forschen, zu wissen und zu genießen, mich nur an Symbole halten darf, so gehören diese Geschöpfe zu den Heiligthümern welche fetischartig immer vor mir stehen und durch ihr seltsames Gebilde, die nach dem Regellosen strebende, sich selbst immer regelnde und so im Kleinsten wie im Größten durchaus Gott- und menschenähnliche Natur sinnlich vergegenwärtigen.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerey der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Inhalts-

und

Namen-Verzeichnisse

über

sämmtliche Goethe'sche Werke

nach der

Ausgabe letzter Hand und dem Nachlasse,

verfertigt

von

Christian Theodor Musculus

unter

Mitwirkung des Hofraths und Bibliothekars

Dr. Riemer.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1835.

Vorerinnerung.

Da in der Ausgabe der Goethe'schen Werke letzter Hand und in dem Nachlasse das Zusammengehörige nicht immer zusammengestellt werden konnte, wodurch das Aufsuchen oft sehr erschwert ist; so hat der Unterzeichnete es für nöthig gehalten ein alphabetisches Inhalts-Verzeichniß über die 55 Bände anzufertigen, worin er die größeren Gedichte und einzelnen Aufsätze namentlich, die kleineren hingegen unter der Rubrik: Gedichte; Literatur; Architektur; Mahlerey; Plastik, und Naturwissenschaft aufnahm. Bei dieser Arbeit wurde auch noch auf die Fragmente und Plane vorgehabter, aber nicht zu Stande gekommener Werke, dadurch besondere Rücksicht genommen, daß nicht nur auf die in den sämmtlichen Werken darüber vorkommenden Stellen, sondern auch auf das, was im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Ausgabe 1828—1829, VI Bände in Octav) davon gesagt ist, hingewiesen wird.

Auch empfand der Unterzeichnete bei früherer mehrfacher Beschäftigung mit den Goethe'schen Werken das Bedürfniß, die Urtheile Goethe's über bedeutende Männer und deren Einfluß auf ihn durch Rede und Schrift, sich besonders anzumerken. Dabei machte er aber die Erfahrung, daß sehr viele Namen unrichtig geschrieben sind, daher es wohl eine dankenswerthe Arbeit seyn möchte, die sämmtlichen Namen aus den Goethe'schen Werken auszuziehen, dieselben so viel möglich zu berichtigen und alphabetisch geordnet, mit Hinweisung auf die Stellen, wo sie vorkommen, den Freunden der Goethe'schen Werke zu übergeben. Denn gewiß ist es einem jeden eifrigen Leser bequem und angenehm, alles was Goethe über diesen oder jenen bedeutenden Mann gesagt hat, ohne Zeitverlust sogleich auffinden zu können und zusammengestellt zu sehen.

Die freie Benutzung Großherzogl. Bibliothek erleichterte diese mühsame Arbeit, die vorzüglich darin bestand, bei jedem Namen, auch dem unbedeutendsten der hier im Verzeichniß vorkommenden, zu forschen, ob er richtig geschrieben und ob zu näherer Bezeichnung etwa der Vorname oder auch der Charakter der Person aufzufinden wäre. Die vielen Namen aus Cellini's Lebensbeschreibung wurden nach der neuesten Originalausgabe (Vita di Benvenuto Cellini etc. dal Dottor Francesco Tassi, Vol. I. e II. Firenze 1829.) berichtigt.

Indem dieſe Arbeit ſchon einige Jahre vor Goethe's Tod angefangen wurde, ſo konnte demſelben mehreres, wobei Zweifel entſtanden waren, noch zur Entſcheidung vorgelegt werden, der er jedesmal ſehr bereitwillig ſich unterzog.

Zu mehrerer Beförderung des beabſichtigten Zwecks, den Einfluß bedeutender Menſchen und ausgezeichneter Werke auf Goethe, durch dieſe Arbeit leichter kennen zu lernen, erſchien es auch nöthig die Namen der nicht genannten Schriftſteller auszumitteln, und dieſe im Regiſter als Verfaſſer der an der betreffenden Stelle genannten Werke anzugeben. Bei einigen der am meiſten vorkommenden Namen iſt durch die den Seitenzahlen beigefügten Angaben der bedeutendſten Stellen das Aufſuchen erleichtert worden.

Nachdem nun über Entſtehung und Einrichtung der vorliegenden Inhalts- und Namen-Verzeichniſſe das Nöthige beigebracht worden, wünſcht Unterzeichneter, der ſeine Arbeit dem Publicum nur ſchüchtern vorlegt, daß dieſelbe den Freunden der Goethe'ſchen Muſe die beabſichtigten Dienſte leiſten, von ihnen aber die an derſelben noch vorkommenden Mängel mit Nachſicht betrachtet werden möchten, indem der erſte Verſuch ſolcher umfänglichen Verzeichniſſe nicht ſogleich vollkommen gelingen kann, und es öfters auch an den nöthigen Mitteln fehlte um überall Genüge

leiſten zu können. Berichtigungen und Beiträge zu einer ſich vielleicht nöthig machenden zweyten Ausgabe werden daher zu jeder Zeit ſehr willkommen ſeyn.

Weimar, im Auguſt 1834.

Ch. Th. Musculus.

I.

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichnis

der

Goethe'schen Werke,

Ausgabe 1827—1834, LV Bände in Octav,

und

Nachweisung der Fragmente und Pläne

vorgehabter und nicht zu Stande gekommener Werke.

Punct, aufzugeben. Sie rotten sich zusammen und ziehen wirklich das Gebirg hinauf. Moses aber bleibt zurück, das Heiligthum setzt sich nicht in Bewegung, daher ziemt es weder Josua noch Kaleb sich an die Spitze der Kühneren zu stellen. Genug! der nicht unterstützte, eigenmächtige Vortrab wird geschlagen, Ungeduld vermehrt sich. Der so oft schon ausgebrochene Unmuth des Volkes, die mehreren Meuterenen, an denen sogar Aaron und Miriam Theil genommen, brechen auf's neue desto lebhafter aus, und geben abermals ein Zeugniß, wie wenig Moses seinem großen Berufe gewachsen war. Es ist schon an sich keine Frage, wird aber durch das Zeugniß Kaleb's unwiderruflich bestätigt, daß an dieser Stelle möglich, ja unerläßlich gewesen in's Land Canaan einzudringen, Hebron, den Hain Mamre in Besitz zu nehmen, das heilige Grab Abrahams zu erobern und sich dadurch einen Ziel-, Stütz- und Mittelpunkt für das ganze Unternehmen zu verschaffen. Welcher Nachtheil mußte dagegen dem unglücklichen Volk entspringen, wenn man den bisher befolgten, von Jethro zwar nicht ganz uneigennützig, aber doch nicht ganz verrätherisch vorgeschlagenen Plan auf einmal so freventlich aufzugeben beschloß!

Das zweyte Jahr, von dem Auszuge aus Aegypten an gerechnet, war noch nicht vorüber und man hätte sich vor Ende desselben, obgleich noch immer spät

Inhalts-Verzeichniſs.

(Die kleinern Gedichte und Aufſätze findet man unter: Gedichte; Literatur; Architektur; Mahlerey; Plaſtik; Naturwiſſenſchaft. Auch iſt zu bemerken, daß vielleicht mancher Aufſatz leichter durch den Namen der Perſon, die denſelben veranlaßt, im zweyten Regiſter, dem Namen-Verzeichniſſe, aufzufinden ſeyn möchte. Der Band iſt durch die römiſche und die Seite durch die arabiſche Zahl bezeichnet.)

A.

Abendmahl von Leonardo da Vinci XXXIX, 89 ff.

Achilleis XL, 271 ff. (Vergl. XXXI, 79. XXXII, 27 und Schillers und Goethe's Briefwechſel Nro. 395—397. 419. 434. 435. 437. 458. 464—467. 561. 564—567. 569—575.)

Ahasverus, der ewige Jude (Nachricht von dem nicht zu Stande gekommenen epiſchen Gedichte) XXIV, 51. XXVI, 302 ff. XXVII, 192. XXXI, 3. XLVIII, 12.

Alcinous (der neue) XLVII, 215 ff.

Alexis und Dora, Elegie I, 267 ff.

Altdeutſche Baukunſt XXXIX, 339 ff.

Altgriechiſche Literatur XLVI, 3 ff.

Amalia (zum Andenken der D. F. und F. Anna), Herzogin zu S. Weimar und E. XXXII, 221 ff. S. auch Gelegenheitsgedichte.

Anatomie (Plaſtiſche) XLIV, 58 ff.

Antik und modern, Verhältniß deſſelben XXXIX, 76 ff.

Antonelli (die Sängerin) und die Stimme des Unſichtbaren, Novelle XV, 115 ff.

Aphorismen, Maximen, Betrachtungen und Einzelnes XVII, 239 ff. 259 ff. 292 ff. 310 ff. XXXVIII, 215 ff. XLIV, 236 ff. XLV, 120 ff. XLIX, 21 ff. L, 62 ff. 119 ff.

Arabesken (von) XXXVIII, 183 ff.

Architektur XXXVIII, 161 ff. XXXIX, 339 ff. XLIV, 161 ff. 267. 273, 278.
Aufgeregten (die), Luſtſpiel XV, 1 ff.
Ausgewanderten (Unterhaltungen deutſcher) XV, 79 ff.

B.

Bakis (Weiſſagungen des) I, 333 ff.
Balladen I, 161 ff. III, 5 ff.
Baſſompierre und die ſchöne Krämerin, Novelle XV, 158 ff.
Baſſompierre (nach): das Fruchtmaß, der Ring und der Becher, Novelle XV, 113 ff.
Baukunſt (altdeutſche) XXXIX, 339 ff. S. auch Architektur.
Bekenntniſſe Goethe's, ſ. Leben.
Bekenntniſſe einer ſchönen Seele XIX, 261 ff.
Belagerung von Mainz XXX, 273 ff.
Berlichingen (Götz von), Schauſpiel VIII, 1 ff. XLII, 1 ff.
Betrachtungen, ſ. Aphorismen.
Bildhauerey, ſ. Plaſtik.
Büchers Denkmal XXXIX, 299 ff. XLIV, 18 ff.
Blumen-Mahlerey XXXIX, 231 ff.
Böhmiſchen Gebirge (zur Kenntniß der) LI, 5 ff.
Brey (Pater), Faſtnachtsſpiel XIII, 53 ff.
Briefe aus der Schweiz XVI, 195 ff.
Brüder (Nachricht von dem nicht zu Stande gekommenen Roman: die ſieben) XXX, 192, 196.
Bürgergeneral (der), Luſtſpiel XIV, 255 ff.

C.

Campagne in Frankreich, und Belagerung von Mainz XXX.
Cantaten II. 21 ff.
Carlsbader Gedichte XIII, 225 ff.
Carneval (das Römiſche) XXIX, 224 ff.
Cellini (Benvenuto) XXXIV und XXXV, 1 ff. Anhang zur Lebensbeſchreibung des B. Cellini, bezüglich auf Sitten, Kunſt und Technik XXXV, 297 ff.

Chineſiſch-deutſche Jahres- und Tages-Zeiten XLVII, 43 ff.
Chineſiſche Gedichte XLVI, 361 ff.
Chriſtus (über) und die zwölf Apoſtel, nach Raphael von Marc-Anton geſtochen, und copirt von Lange XLIV, 15 ff.
Chriſtus nebſt zwölf Figuren, den Bildhauern vorgeſchlagen XLIV, 23 ff.
Ciccio (Don) XXXVIII, 229 ff.
Claudine von Villa Bella, Singſpiel X, 199 ff.
Clavigo, Trauerſpiel X, 35 ff.

D.

Denk- und Sendeblätter IV, 85 ff. XLVII, 161 ff.
Deutſcher (von) Baukunſt XXXIX, 359 ff.
Deutſche Literatur XXV, 71 ff. XXXIII, 1 ff. XLV, 125 ff. XLIX, 131 ff. 166 ff.
Deutſches Theater XXVI, 191 ff. XLV, 1 ff. XLIX, 160. 170 ff.
Dichtkunſt (über epiſche und dramatiſche) XLIX, 149 ff.
Dichtung und Wahrheit, ſ. Leben.
Diderots Verſuch über die Mahlerey XXXVI, 215 ff.
Dilettantismus in den Künſten XLIV, 255 ff.
Divan (weſt-öſtlicher) V. Noten und Abhandlungen zu beſſerem Verſtändniß des weſt-öſtlichen Divans VI.
Dramatiſches, ſ. Theaterſtücke, und Dichtkunſt.

E.

Egmont, Trauerſpiel VIII, 175 ff.
Einzelnes, ſ. Aphorismen.
Elegien I, 233 ff. III, 19 ff. 83 ff.
Elpenor, Fragment eines Trauerſpiels X, 1 ff.
Engliſche Literatur XXVI, 211 ff. XLVI, 203 ff.
Epigramme von Venedig I, 307 ff. S. auch Gedichte.
Epiloge, ſ. Theaterreden.
Epimenides (des) Erwachen XIII, 247 ff.
Epiſche (über) und dramatiſche Dichtkunſt XLIX, 149 ff.
Epiſches, ſ. Hermann und Dorothea; Reineke Fuchs; Abas-

verus; Achilleis; die Geheimnisse; die Jagd; Joseph; (Wilhelm) Tell.
Epistel des Herrnhuters Gregor, und Goethe's Nachbildung XLVII, 105 ff.
Episteln I, 297 ff.
Erfinden und Entdecken L, 159 ff.
Erinnerungsblätter, s. Inschriften.
Erwin und Elmire, Singspiel X, 281 ff.
Erzählungen, s. Novellen und Erzählungen.
Eugenie, die natürliche Tochter, Trauerspiel IX, 231 ff.
Euphrosyne, Elegie I, 252 ff.
Externsteine (l. Extersteine) XXXIX, 300 ff.

F.

Familiengemählde (das), Erzählung XV, 178 ff.
Farbenlehre (zur):
Entwurf einer Farbenlehre LII.
Geschichte der Farbenlehre, 1. und 2. Thl. LIII und LIV
Nachträge zur Farbenlehre LV, 1 ff.
Fastnachtsspiele, s. (Pater) Brey, und Satyros.
Faust. Erster Theil XII.
Zweyter Theil XLI.
(Zu Faust IV, 211 ff.)
Feldzug in Frankreich, s. Campagne.
Festgedichte XLVII, 113 ff. S. auch Gelegenheitsgedichte.
Fischerin (die), Singspiel XI, 91 ff.
Förderniß (bedeutende) durch ein geistreiches Wort L, 99 ff.
Französische Literatur XXVI, 57 ff. XXXVI, 157 ff. XLVI, 63 ff. XLIX, 151 ff. 161.
Friedrich den Großen (Joh. v. Müllers Rede über) XLIX, 189 ff.

G.

Gallitzinisch-Hemsterhuis'sche Gemmensammlung XXX, 239. 245. 254 ff. XXXIX, 315 ff.
Gebirge (zur Kenntniß der böhmischen) LI, 5 ff.

Gedichte:
(S. auch Lieder; Sonette; Legenden; Balladen; Elegien; Episteln; Epigramme; Jahres- und Tageszeiten; Xenien; Divan.)
(Antiker Form ſich nähernd) II, 121 ff.
(Zu Bildern) XLVII, 145 ff.
(Epigrammatiſch) II, 255 ff. III, 133 ff. S. auch Epigramme von Venedig; Xenien; Weiſſagungen des Bakis; Jahreszeiten; Sonette; Divan.
(Aus fremden Sprachen) II, 49. III, 195 ff. XLVI, 205. 215. 271. XLVII, 82 ff. 97.
(Gott, Gemüth und Welt) II, 215 ff.
(Gott und Welt) III, 71 ff.
(Jugendgedichte) XLVII, 1 ff.
(Kunſt) II, 169 ff. III, 109 ff.
(Lege) III, 59 ff.
(Lyriſche) III, 1 ff.
(Aus Wilhelm Meiſter) II, 111 ff. III, 58. 111.
(Parabeliſch) II, 199 ff. III, 167 ff. S. auch Parabeln, und ähnliches im Divan.
(Parodiſtiſche auf Perſonen)
Auf Ch. A. Clodius XXV, 139.
Auf den Buchhändler Himburg in Berlin XLVIII, 16.
Auf A. v. Kotzebue: der neue Antinous XLVII, 215 ff.
Auf F. W. A. Schmidt in Berneuchen: Muſen und Grazien in der Mark I, 118 ff.
Auf Wieland: Götter, Helden und Wieland XXXIII, 257 ff. S. auch Faſtnachtsſpiele; Plundersweilern; (Bahrdts) Prolog.
(An Perſonen) II, 139 ff. IV, 83 ff. XIII, 225 ff. XLVII, 115 ff. S. auch Howard, Iffland, Mieding, Sachs, Schiller, und Gelegenheitsgedichte.
(Politiſche) XLVII, 207 ff.
(Sprüchwörtlich) II, 235 ff. XXVI, 317 f.
(Vermiſchte) II, 47 ff. XLVII, 59 ff.
Geheimniſſe (die) XIII, 165 ff. Ueber dieſes Fragment XLV, 326 ff.

Gelegenheitsgedichte, ſ. Gedichte an Perſonen; Feſtgedichte; Inſchriften; Carlsbader Gedichte; Maskenzüge; Theaterreden; Vorſpiele.
Gemählde, ſ. Mahlerey.
Geoffroy de St. Hilaire Principes etc. L, 196 ff.
Geognoſie, ſ. Mineralogie.
Gerards hiſtoriſche Portraits XXXIX, 241 ff.
Geſchwiſter (die), Schauſpiel VII, 109 ff.
Geſchwiſter (Plan eines Romans: die ſieben) XXIV, 195 ff.
Gewerbſchulen (preußiſche) XLIV, 56.
Goethe's Handzeichnungen III, 127 ff. XXXIX, 213 ff.
Götter, Helden und Wieland XXXIII, 257 ff.
Granitarbeiten in Berlin XLIV, 52.
Griechiſche Literatur, ſ. Altgriechiſche Literatur, und Volkspoeſie.
Groß-Cophta (der), Luſtſpiel XIV, 119 ff.

H.

Hackert (Philipp) XXXVII, 101 ff.
Handzeichnungen von Goethe III, 127 ff. XXXIX, 213 ff.
Hanswurſts Hochzeit, Plan eines Luſtſpiels XLVIII, 84 ff.
Harzreiſe im Winter II, 61 ff. XXX, 216. 218. XLV, 314 ff.
Hausgenoſſen (Nachricht von einem nicht zu Stande gekommenen Singſpiele: die ungleichen) XXXI, 12.
Helena, claſſiſch-romantiſche Phantasmagorie. Zwiſchenſpiel zu Fauſt IV, 225 ff. XLI, 167 ff.
Hermann und Dorothea XL, 189 ff.
Hermann und Dorothea, Elegie I, 294.
Howards Ehrengedächtniß III, 93 ff. LI, 228 ff.

J.

Jagd (Ueber ein nicht zu Stande gekommenes epiſches Gedicht: die), ſ. Novelle, und vergl. Schillers und Goethe's Briefwechſel Nr. 293. 294. 296 — 299. 322. 326. 327.
Jahreszeiten (vier) I, 343 ff.
Jahres- und Tageszeiten (Chineſiſch Deutſche) XLVII, 43 ff.

Jahrmarktsfest zu Plundersweilern XIII, 1 ff.
Jery und Bätely, Singspiel XI, 1 ff.
Iffland's (zu) Andenken XLV, 77 ff.
Indische Dichtung, s. Orientalische Literatur.
Inschriften, Denk- und Sendeblätter IV, 83 ff. XLVII, 161 f.
Joseph (Nachricht von dem epischen Gedichte:) XXIV, 222 ff.
Joseph II (St.), Novelle XXI, 1 — 9. u. 13 — 36.
Iphigenie auf Tauris, Schauspiel IX, 1 ff.
Iphigenie in Delphi, Plan eines Schauspiels XXVII, 167 ff. 246. 269.
Italien (über), Fragmente XXXVIII, 153 ff.
Italiänische Literatur XXXVIII, 229 ff. XLVI, 271 ff. XLIX, 160.
Italiänische Reise XXVII — XXIX.
Jude (der ewige), s. Ahasverus.

K.

Kind (das) mit dem Löwen, s. Novelle.
King Coal LI, 188 ff.
Knabe (der ertrunkene), s. Pfingstfest.
Kunst im Allgemeinen:
Aphorismen und Einzelnes XLIV, 236 ff.
Ueber den Dilettantismus in den Künsten XLIV, 255 ff.
Einleitung in die Propyläen XXXVIII, 1 ff.
Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl XXXVIII, 178 ff.
Naivetät und Humor XLIX, 206 ff.
Der Sammler XXXVIII, 51 ff.
Verschiedenes über Kunst XLIV, 1 ff.
Ueber Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke XXXVIII, 141 ff. S. ferner: Architektur; Mahlerey; Plastik; Cellini; Winckelmann.
Kunstgedichte, s. Gedichte.
Künstlers Erdewallen, und Apotheose XIII, 137 ff.
Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar XLIII, 303 ff.
Kupferstiche, s. Mahlerey, Kupferstiche ꝛc.

L.

Laokoon (über) XXXVIII, 31 ff.

Laune (die) des Verliebten, Schäferspiel VII, 4 ff.

Leben (aus meinem). Dichtung und Wahrheit XXIV—XXVI, und XLVIII. S. ferner: Italiänische Reise; Campagne in Frankreich und Belagerung von Mainz; Briefe aus der Schweiz; Schweizerreise; Reise am Rhein, Main und Neckar; Tag- und Jahres-Hefte.

Legenden XIII, 111 ff. XVI, 281 ff. XLIII, 267 ff.

Lehrgedicht (über das) XLIX, 151 ff.

Lieder I, 9 ff. VIII, 55. 119 (vergl. XLII, 378). 198. 234. XII, 48. 51. 99. 104. 184. XLI, 26. 29. XLII, 66. XLVII, 15 ff. S. auch Gedichte; Sonette; Divan.

Lila XI, 41 ff.

Literatur, s. Altgriechische, Deutsche, Englische, Französische, Italiänische, und Oriental. Literatur; ferner: Antik und modern; Aphorismen; Dichtkunst; Lehrgedicht; Weltliteratur.

Lithographien, s. Mahlerey, Kupferstiche ꝛc.

Loge, s. Gedichte.

Lustspiele, s. die Aufgeregten; der Bürgergeneral; der Groß-Cophta; die Mitschuldigen; der Triumph der Empfindsamkeit; die Vögel; Hanswurst's Hochzeit; Sie kommt nicht.

Lyrische Gedichte, s. Gedichte.

M.

Mahomet, Trauerspiel nach Voltaire VII, 139 ff.

Mahomet, Plan eines Trauerspiels XXVI, 292 ff.

Mährchen:

Der neue Paris XXIV, 78 ff.

Das Mährchen XV, 215 ff.

Die neue Melusine XXIII, 71 ff.

Mainz (Belagerung von) XXX, 273 ff.

Mahlerey (Antike) XXXVIII, 185 ff. XXXIX, 1 ff. XLIV. 92 ff. 188 ff. 214.

(Moderne), Kupferstiche, Lithographien, Skizzen und Zeich-

nungen. XXXV, 306 ff. XXXVI, 215 ff. XXXVII, 338 ff. XXXVIII, 190. 215 ff. XXXIX, 79 ff. 331 ff. XLIV, 13 ff. 45 ff. 51 ff. 75 ff. 209 ff. 216 ff. XLIX, 165 ff. 206 ff.
Mann (der) von funfzig Jahren, Novelle XXII, 32—121. 131—147. XXIII, 200—202.
Mantegna's Triumphzug XXXIX, 145 ff.
Maskenzüge IV, 1 ff. XIII, 181 ff.
Mathematik (über) und deren Mißbrauch L, 165 ff.
Maximen, s. Aphorismen.
Medaillen, s. Münzen ꝛc.
Meisters (Wilhelm) Lehr- und Wanderjahre XVIII—XXIII
Melusine (die neue), Mährchen XXIII, 71 ff.
Metamorphose der Pflanzen, Elegie I, 291 ff. III, 83 ff.
Metamorphose der Thiere, Elegie III, 87 ff. LV, 256 ff.
Meteore des literarischen Himmels L, 110 ff.
Meteorologie LI, 193 ff.
Miedings (auf) Tod XIII, 127 ff.
Mineralogie und Geologie LI, 1 ff.
Mitschuldigen (die), Lustspiel VII, 37 ff.
Müllers (Joh. von) Rede über Friedrich den Großen XLIX, 189 ff.
Münzen, Medaillen, geschnittene Steine XXX, 239 ff. 245. 254 ff. XXXIX, 313 ff.
Münzkunde der deutschen Mittelzeit XXXIX, 327 ff.
Myrons Kuh XXXIX, 283 ff.

N.

Nachahmung (einfache) der Natur, Manier, Styl XXXVIII, 178 ff.
Nachbarskinder (die wunderlichen), Novelle XVII, 325 ff.
Nachspiel zu den Hagestolzen XLV, 77 ff.
Natürliche (die) Tochter, Trauerspiel IX, 251 ff.
Naturwissenschaft (zur) im Allgemeinen L, 1 ff.
Naturwissenschaft, s. Farbenlehre; Meteorologie; Osteologie; Pflanzenlehre; Mineralogie und Geologie.

genug, im Besitz des schönsten Theils des erwünschten Landes gesehen; allein die Bewohner, aufmerksam, hatten den Riegel vorgeschoben, und wohin nun sich wenden? Man war nordwärts weit genug vorgerückt, und nun sollte man wieder ostwärts ziehen um jenen Weg endlich einzuschlagen, den man gleich anfangs hätte nehmen sollen. Allein gerade hier in Osten lag das von Gebirgen umgebene Land Edom vor; man wollte sich einen Durchzug erbitten, die klügeren Edomiter schlugen ihn rund ab. Sich durchzufechten war nicht räthlich, man mußte sich also zu einem Umweg, bei dem man die edomitischen Gebirge links ließ, bequemen, und hier ging die Reise im Ganzen ohne Schwierigkeit von Statten, denn es bedurfte nur wenige Stationen, Oboth, Jiim, um an den Bach Sared, den ersten der seine Wasser in's todte Meer gießt, und ferner an den Arnon zu gelangen. Indessen war Miriam verschieden, Aaron verschwunden, kurz nachdem sie sich gegen Mosen aufgelehnt hatten.

Vom Bache Arnon an ging alles noch glücklicher wie bisher. Das Volk sah sich zum zweitenmale nah am Ziele seiner Wünsche, in einer Gegend die wenig Hindernisse entgegensetzte; hier konnte man in Masse vordringen, und die Völker, welche den Durchzug verweigerten, überwinden, verderben und vertreiben. Man schritt weiter vor, und so wurden Midianiter, Moabiter, Amoriter in ihren schönsten Besitzungen ange-

Nauſikaa, Fragment eines Trauerſpiels IV, 219 ff. Vergl. XXVIII, 106. 145 ff. 196 ff.
Nicht zu weit, Novelle XXIII, 132 ff.
Novelle (die Jagd oder das Kind mit dem Löwen) XV, 301 ff. S. auch die Jagd.
Novellen und Erzählungen, ſ. (die Sängerin) Antonelli; Baſſompierre; Bekenntniſſe einer ſchönen Seele; das Familiengemählde; (St.) Joſeph der Zweyte; der Mann von funfzig Jahren; (die wunderlichen) Nachbarskinder; Nicht zu weit; das nußbraune Mädchen; das Pfingſtfeſt; der Procurator; (die vilgernde) Thörin; Wer iſt der Verräther? (die guten) Weiber; (die gefährliche) Wette; (der unachtſame) Wirth.
Nußbraune (das) Mädchen, Novelle XXI, 196—220. XXII, 122—133. 148. XXIII, 66—68. 165—197. 211—218.

O.

Opern, ſ. Singſpiele.
Optik, ſ. Farbenlehre.
Orientaliſche Literatur VI, 1 ff. XLVI, 281 ff. 361 ff. XLIX, 145 ff.
Orphiſch (Urworte) III, 91 ff. XLIX, 7 ff.
Oſteologie (zur) LV, 129 ff.

P.

Paläophron und Neoterve XI, 225 ff. Neuer Schluß zu Paläophron und Neoterve IV, 208.
Pandora, Feſtſpiel XL, 297 ff.
Parabeln XIII, 107 ff. S. auch Gedichte, und Divan.
Paris (der neue), Mährchen XXIV, 78 ff.
Pauſias (der neue), Elegie I, 273 ff.
Pfingſtfeſt (das) oder der ertrunkene Knabe, Novelle XXII, 192 ff.
Pflanzenlehre (zur) LV, 95 ff. S. auch das Gedicht: die Metamorphoſe der Pflanzen.
Philoſophie im Allgemeinen, und über Deutſche XLIX, u. L.
Philoſtrats Gemählde XXXIX, 1 ff. XLIV, 128 ff.
Plaſtik XXX, 259 ff. 215. 254 ff. XXXV, 327 ff. XXXVIII, 51 ff. XXXIX, 281 ff. XLIV, 23 ff. 58 ff. 175 ff. 196 ff.

Plundersweilern (das Jahrmarktsfeſt zu) XIII, 1 ff.
Plundersweilern (das Neueſte von) XIII, 39 ff.
Poeſie (über), ſ. Literatur.
Politiſche Gedichte XLVII, 207 ff.
Polygnots Gemählde in der Leſche zu Delphi XLIV, 92 ff.
Preisaufgabe (Phyſikaliſche) der Petersburger Akademie der Wiſſenſchaften LV, 67 ff.
Problem und Erwiederung L, 71 ff.
Procurator (der) [und die junge Strohwitwe], Novelle XV, 117 ff.
Prolog zu den neuſten Offenbarungen, verdeutſcht durch Dr. C. F. Bahrdt XIII, 101 ff.
Prolog zu Clodius's Medon (Ueber den verloren gegangenen) XXV, 140.
Prologe, ſ. Theaterreden, und Vorſpiele.
Prometheus, dramatiſches Fragment XXXIII, 233 ff.
Propyläen (Einleitung in die) XXXVIII, 1 ff.
Proſerpina, Melodrama XIV, 41 ff. Vergl. XLV, 64 ff.
Pſychologie (Ernſt Stiedenroths) L, 11 ff.
Puppenſpiel, ſ. Plundersweilern.

R.

Rameau's Neffe, ein Dialog von Diderot, nebſt Anmerkungen darüber XXXVI, 1 ff.
Recenſionen: in die Frkfter. gel. Anzeigen, und in die Jen. allg. Lit. Ztg. XXXIII, 1 ff. S. auch Literatur und Kunſt.
Reflexionen, ſ. Aphorismen.
Regenbogen (über den) LV, 83 ff.
Reineke Fuchs XL, 1 ff.
Reiſe am Rhein, Main und Neckar XLIII, 239 ff.
Rembrandt der Denker XLIV, 216 ff.
Rochus-Feſt (Sanct-) zu Bingen XLIII, 241 ff.
Rom (erſter und zweyter Aufenthalt in) XXVII, 195 ff. XXIX, 1 ff.
Romane, ſ. (die Leiden des jungen) Werther; die Wahlverwandtſchaften; (Wilhelm) Meiſters Lehr- und Wanderjahre; (die ſieben) Geſchwiſter; (die Reiſe der ſieben) Brüder.

Römische (das) Carneval XXIX, 224 ff.
Römische Elegien I, 235 ff.
Römisches Theater, Frauenrollen durch Männer gespielt XXXVIII, 172 ff.
Rupsdael als Dichter XXXIX, 263 ff.

S.

Sachs (Hans) XII, 117 ff.
Sammler (der) XXXVIII, 51 ff.
Satyros oder der vergötterte Waldteufel XIII, 71 ff.
Schauspiele, s. die Geschwister; (Götz von) Berlichingen; Iphigenie auf Tauris; Iphigenie in Delphi; Künstlers Erdewallen und Apotheose; (Torquato) Tasso; Prometheus.
Schauspielkunst. Regeln für Schauspieler XLIV, 286 ff.
Scherz, List und Rache, Singspiel XI, 121 ff.
Schiller: An Schiller XLVII, 166.
Bei Betrachtung von Schillers Schädel XXIII, 283. XLVII, 71.
Epilog zu Schillers Glocke, s. Theaterreden.
Schmidt (Georg Friedrich) XLIV, 219 ff.
Schweizerreise im Jahr 1775. XLVIII, 92 ff.
Schweizerreise im Jahr 1797. XLIII, 1 ff. S. auch Briefe aus der Schweiz.
Sehen (über das) in subjectiver Hinsicht I, 25 ff.
Sendeblätter IV, 85 ff. XLVII, 161 ff.
Shakspeare und kein Ende XLV, 38 ff.
Sie kommt nicht (Nachricht von einem verloren gegangenen Lustspiele:) XLVIII, 51 ff.
Singspiele, s. Claudine von Villa Bella; Erwin und Elmire; die Fischerin; Jery und Bätely; Lila; Scherz, List und Rache; der Zauberflöte zweyter Theil; (die ungleichen) Hausgenossen.
Skizzen zu Carli's redenden Thieren XXXIX, 221 ff.
Sonette II, 1 ff. 257. IV, 85. 95. IX, 271. XI, 302. XIII, 250. XLVII, 101.
Spiegelungen (wiederholte) XLIX, 19 f.

Spiral-Tendenz LV, 97 ff.
Sprüchwörtlich, ſ. Gedichte.
Steine (geſchnittene), ſ. Münzen ꝛc.
Stella, Trauerſpiel X, 125 ff.

T.

Tag- und Jahres-Hefte XXXI und XXXII, 1 ff.
Tancred, Trauerſpiel nach Voltaire VII, 225 ff.
Tarantella XXXVIII, 209 ff.
Taſſo (Torquato), Schauſpiel IX, 93 ff.
Tell (Nachricht von einem nicht zu Stande gekommenen epiſchen Gedichte: Wilhelm) XXXI, 75. 185 ff. 216 f. XLIII, 185. 196. 205. 209 und Schillers und Goethe's Briefwechſel Nr. 563. 567. 572. 586. 587. 472. 480.
Theater und Schauſpielkunſt XXVI, 191 ff. XXXVIII, 172 ff. XLIV, 271. 277. 281. 286 ff. XLV, 1 ff. XLIX, 169. 171 ff. S. auch viele Stellen im Wilhelm Meiſter.
Theaterreden XI, 353 ff.
Epilog zu Schillers Glocke XIII, 159 ff. Vergl. XLV, 77 ff.
Zu Iffands Andenken: Nachſpiel zu den Hageſtolzen XLV, 77 ff.
Finale zu Johann von Paris IV, 203 ff.
Zu Wallenſteins Lager IV, 210 ff.
Proloq zu Eröffnung des Berliner Theaters im Mai 1821. IV. 191 ff.
Nachricht von dem verloren gegangenen Prolog zu Medon von Clodius XXV, 110. S. auch Vorſpiele.
Theaterſtücke, ſ. Luſtſpiele; Schauſpiele; Trauerſpiele; Singſpiele; Faſtnachtsſpiele; Vorſpiele; Theaterreden.
Thörin (die pilgernde), Novelle XXI, 72 ff.
Tiſchbeins Idyllen III, 118 ff. XXXIX, 185 ff.
Tiſchbeins Ammazzement der Schweine in Rom XLIV, 209 ff.
Tochter (die natürliche), Trauerſpiel IX, 251 ff.
Trauerſpiele, ſ. Clavigo; Egmont; Eugenie, die natürliche Tochter; Fauſt; Mahomet; Stella; Tancred; Elpenor; Nauſikaa.
Triumph (der) der Empfindſamkeit XIV, 1 ff.

U.

Unterhaltungen Deutſcher Ausgewanderten XV, 79 ff.
Urworte Orphiſch III, 91 ff. XLIX, 7 ff.

V.

Verräther? (wer iſt der), Novelle XXI, 127 ff.
Verſuch (der) als Vermittler von Object und Subject L, 8 ff.
Vinci's (Leonardo da) Abendmahl XXXIX, 89 ff.
Vögel (die), nach dem Ariſtophanes XIV, 77 ff.
Volksgeſang, Venedig XXXVIII, 191 ff.
Volkspoeſie XXXIII, 175 ff. XXXVIII, 195 ff. XLVI, 289 ff.
Vorbilder für Fabricanten und Handwerker XXXIX, 331 ff.
Vorſpiele:
Paläophron und Neoterpe XI, 225 ff. Neuer Schluß zu Paläophron und Neoterpe IV, 208.
Vorſpiel zu Eröffnung des Weimariſchen Theaters am 19 Septbr. 1807. XI, 231 ff.
Was wir bringen, Vorſpiel bei Eröffnung des neuen Schauſpielhauſes zu Lauchſtädt, (1802.) XI, 255 ff.
Was wir bringen, Fortſetzung, Halle 1814. XI, 311 ff.
S. auch Theaterreden.

W.

Wahlverwandtſchaften (die), Roman XVII.
Wahrheit und Dichtung, ſ. Leben.
Wahrheit (über) und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke XXXVIII, 141 ff.
Was wir bringen, Vorſpiel XI, 255 ff.
Weiber (die guten), Erzählung XV, 263 ff.
Weiſſagungen des Bakis I, 333 ff.
Weltliteratur und Weltſprache XLVI, 141 ff. 233. 252. 256. 260. 315 f. 322 f. XLIX, 127. 137 ff.
Wer iſt der Verräther? Novelle XXI, 127 ff.
Werther (die Leiden des jungen), Roman XVI, 1 ff.
Werther (an), Elegie III, 19 ff.
Wette (die gefährliche), Novelle XXIII, 108 ff.

Wieland (zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes) XXXII, 231 ff.
Wieland (Götter, Helden und) XXXIII, 257 ff.
Winckelmann XXXVII, 1 ff.
Wirth (der unachtſame), Novelle XV, 290 ff.

X.

Xenien (zahme) III, 225 ff. IV, 293 ff. XLVII, 227 ff.

Z.

Zahns Ornamente und Gemählde aus Pompeji, Herculanum und Stabiä XLIV, 135 ff.
Zauberflöte (der zweyter Theil XI, 185 ff.
Zeichnungen, ſ. Mahlerey, Kupferſtiche ꝛc.
Zueignung I, 1 ff.
Zuſchriften, ſ. Inſchriften.
Zwiſchenknochen (über den) LV, 131 ff.

II.

Alphabetisches

Namen-Verzeichniſs

der in

Goethe's Werken,

Ausgabe 1827—1834, LV Bände in Octav,

erwähnten Perſonen,

ingleichen

einiger Schriften von anonymen Verfaſſern.

Namen-Verzeichniſs.

A.

Abälard XXIV, 298.

Abällino, Schauſpiel; ſ. Zſchokke.

Abbas II, der Große, König von Perſien V, 153. VI, 193—209. 215.

Abbaye (L') aux Bois, Aufſatz in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I; ſ. Abrantes.

Abbt (Thomas) XXVI, 111. XXXIII, 103.

Abel (Carl Friedrich), Muſiker auf der Gambe XXV, 165.

Abel (Conradinus), Hof- und Legationsrath, und deſſen Gattin, zu Stuttgart XLIII, 102. 104. 107. 128.

Aberli (Joh. Ludwig), Landſchaftmahler XXXVII, 317.

Abraham a Sancta Clara XLVIII, 141.

Abrantes (Laurette, Herzogin v.), Wittwe des Marſchalls Junot, Herzogs v. A., Verfaſſerin des Aufſatzes l'Abbaye aux Bois in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I. XLVI, 190.

Acerra philologica, Hiſtorien und Diſcurſe aus griechiſchen und lateiniſchen Scribenten zuſammengetragen XX, 225. XXIV, 49.

Acheſtegi (Eſireddin), perſiſcher Dichter VI, 92.

Ackermann (Jacob Fidelis), Hofrath und Profeſſor der Anatomie und Chirurgie zu Jena XXXI, 155. 178. LV, 154.

Acta Sanctorum XLI, 317. XLV, 198.

Acton (Joſeph), General und Miniſter zu Neapel XXXVII, 236. 255. 274—277. 280. 298.

Adalbert II, Erzbiſchof zu Magdeburg XXXI, 206.

Adam (Pierre), Kupferſtecher zu Paris XXXIX, 243. 261.

Addiſon (Joſeph) XXXII, 212.

Admiranda Romanarum Antiquitatum, ſ. Bellori.

griffen, ja die ersten sogar, was Jethro vorsichtig abzuwenden gedachte, vertilgt, das linke Ufer des Jordans wurde genommen und einigen ungeduldigen Stämmen Ansiedelung erlaubt, unterdessen man abermals, auf hergebrachte Weise, Gesetze gab, Anordnungen machte und den Jordan zu überschreiten zögerte. Unter diesen Verhandlungen verschwand Moses selbst, wie Aaron verschwunden war, und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht Josua und Kaleb die seit einigen Jahren ertragene Regentschaft eines beschränkten Mannes zu endigen, und ihn so vielen Unglücklichen, die er vorausgeschickt, nachzusenden für gut gefunden hätten, um der Sache ein Ende zu machen und mit Ernst sich in den Besitz des ganzen rechten Jordanufers und des darin gelegenen Landes zu setzen.

Man wird der Darstellung, wie sie hier gegeben ist, wohl gerne zugestehen, daß sie uns den Fortschritt eines wichtigen Unternehmens so rasch als consequent vor die Seele bringt; aber man wird ihr nicht sogleich Zutrauen und Beifall schenken, weil sie jenen Heereszug, den der ausdrückliche Buchstabe der heiligen Schrift auf sehr viele Jahre hinausdehnt, in kurzer Zeit vollbringen läßt. Wir müssen daher unsere Gründe angeben, wodurch wir uns zu einer so großen Abweichung berechtigt glauben, und dieß kann nicht besser geschehen, als wenn wir über die Erdfläche, welche jene Volksmasse zu durchziehen hatte, und über die

Adolph Friedrich, König von Schweden, und deſſen Gemahlin Louiſe Ulrike, Tochter Friedrich Wilhelms I, Königs von Preußen XXXVII, 116.
Adrian VI (Papſt) XXXIV, 85.
Aepinus (Franz Ulrich Theodos) LIV, 240.
Aetius, römiſcher Feldherr XXX. 91.
Agathokles, Beherrſcher von Sicilien XXXVII, 177.
Agincourt (Seroux d') XXIX, 59. XXXIX, 311. XLIII, 397.
Aglaophon, Mahler von Thaſus XXXVII, 41. XLIV, 107.
Agnolo (Fra Giovanni), Bildhauer XXXV, 246.
Agnolo (Julian von Baccio d'), ſ. Julian.
Agoſtini (Leonardo) XLIV, 197.
Agricola (Cnejus Julius), römiſcher Conſul, XLVI, 240.
Agricola (Georg) XXX, 29. XXXI, 255. LIII, 156.
Agrippa (Henricus Cornelius) von Nettesheim XXIV, 255.
Agrippa (Marcus) XXVII, 136.
Aguillonius oder Aquilonius (Franciscus) XXXII, 31. LIII, 181—186. 192. 199. 226.
Ahasverus (König) VI, 49. 83.
Alamanni (Ludovico) XXXIV, 120. 127. XXXV, 10—14. 39. 76. 106.
Albacini (Carlo), Bildhauer zu Rom XXIX, 53. XXXVII, 261. 262.
Albani (Aleſſandro), Cardinal I. 242. XXVII, 252. 255. XXXVII, 45—47. 49. 65. 73.
Albani (Francesco), Mahler aus Bologna XXIX, 176. XLIV, 228.
Albani (Gräfin . . . v.), Tochter des Prätendenten von England Carl Eduard Stuart XXVII. 226.
Albert, Herzog von Sachſen-Teſchen, und deſſen Gemahlin Marie Chriſtine, Tochter Kaiſers Franz I. XXXVII, 221. 231. 234.
Alberti (Domenico), Dilettant, großer Sänger und Clavierſpieler aus Venedig XXXVI, 38. 142. 160.
Albertolli (Giocondo), Mahler, Bildhauer und Architekt zu Mailand XXXII, 203. XXXV, 362. XLIII, 30.
Albertus Magnus XXXII, 22. LIII, 145. 182. 185.
Albinus (Bernhard Siegfried), urſprünglich Weiß, Anatom

aus Frankfurt a. d. O., Profeſſor zu Leyden I., 100. LV, 138. 148. 151.
Albizzi (Girolamo di Luca degli) XXXV, 255. 256. 258.
Albrecht (Joh. Georg), Rector am Gymnaſium zu Frankfurt a. M. XXIV, 197—204. XXV. 199.
Alcibiades XLIX, 194.
Alcudia (Don Manuel de Godoy, Herzog v.), Friedensfürſt XLV, 261. XLVI, 88. 89.
Aldobrandi anſtatt Altrovandi (Bertino) XXXIV, 139.
Aldobrandini, ſ. Borgheſe-Aldobrandini.
Alembert (Jean le Rond d') XXXVI, 44. 45. 82. 160. 178. 186. 189—194. 199. XLIX. 210. L, 164—168. 179.
Aleſſandri (...), florentiniſcher Rath XXXV, 289.
Aleſſina-Schweizeriſche Familie zu Frankfurt a. M. XXVI, 221. XXVII, 48. XLIII, 22. 45.
Alexander der Große I, 247. II, 129. V, 153. 191. VI, 23. 27. 28. 41. 42. 96—99. 252. IX, 116. XX, 222. XXVII, 132. XXXII, 117. XXXVII, 42. 153. XXXVIII, 190. XLIV, 195. XLV, 193. XLIX, 191. 192. 194. 195.
Alexander, Kaiſer von Rußland XXXII, 261. XXXIX, 215.
Alexander VI (Papſt), Rodrigo Borgia XXXIV, 338.
Alexandra Feodorowna, Großfürſtin (nachmals Kaiſerin) von Rußland, Gemahlin Nicolaus I, Tochter Friedrich Wilhelms III, Königs von Preußen IV, 87. 176. XXXII, 187.
Alexis (der heilige) XVI, 281.
Alfieri (Graf Vittorio) XXIII, 17. XXXII, 49. 65. XXXIII, 222. XXXVIII, 273—278.
Alfieri (...), Steinſchneider zu Rom XXXVII, 356.
Algarotti (Graf Francesco) LIV, 135—139. 178.
Alhazen, Abu, Ali al Hacan ben al Hacan, arabiſcher Aſtronom von Baſſra LIII, 106.
Ali, Paſcha von Janina III, 213.
Ali, der vierte Caliph der Moslemin VI, 203—204.
Alianus (Claudius) XXXVII, 198.
Alicorno (Trajano), Kämmerer des Papſtes Clemens VII. XXXIV, 128. 130. 170. 210.
Alkamenes, griechiſcher Bildhauer XXXVII, 43.

Alkmaion von Krotone, Schüler des Pythagoras XLIX, 99.
Allegretti (Antonio) XXXIV, 137. 238. 239.
Allegri (Gregorio), großer Sänger und Componist aus Rom XXIX, 297.
Allemant (François l'), Herr von Marmagna, Secretär Franz I, Königs von Frankreich XXXV, 47.
Allen (William) LI, 237. 238.
Allori, Angelo di Cosimo, genannt Bronzino, Mahler zu Florenz XXXV, 233. 259. 303. 311.
Almeni (Sforza), Kämmerer Cosmus I, Großherzogs von Florenz XXXV, 189. 223. 245. 246.
Aloja (Vicenzio), Kupferstecher zu Neapel XXXVII, 279.
Alosino — Schweizerische Familie zu Frankfurt a. M., s. Alessino.
Aloysius (der heilige), Gonzaga, Marchese von Castiglione LII, 332.
Altdorfer (Albrecht), Stadtbaumeister, Formschneider und Mahler zu Regensburg XLIII, 420.
Alton (Eduard d'), Professor zu Bonn XXXII, 313. 317. L, 97—107. 157. 225. 230—234. LV, 266—268. 271—275. 281. 282. 288. 301. 305. 308.
Alton (E. d'), des vorhergehenden Sohn L, 234.
Altoviti (Bindo d'Antonio) XXXV, 7. 217—220. 222. 223.
Alvensleben (Philipp Karl v.) XXX, 46.
Amalia (Anna), Herzogin zu Sachsen-Weimar; s. Weimar.
Amann, s. Ammon.
Amastini (...), Steinschneider XXXVII, 386.
Amatori (Francesco), genannt Urbino, Lehrling bei Michel Angelo XXXV, 221. 223.
Amerigo Amerighi, Emailleur aus Florenz XXXIV, 72.
Aemilius (Paulus) mit dem Zunamen Macedonicus XLIX, 71.
Ammanati (Bartolommeo), Bildhauer und Baumeister zu Florenz XXXV, 267. 275. 276. 285. 287. 364.
Ammon oder Amann (Jost). Mahler, Zeichner, Kupferstecher und Formschneider aus Zürich XXXIX, 225, 226.
Amralkais, arabischer Dichter VI. 11.
Amru, arabischer Dichter VI, 11.
Amusemens des eaux de Spa XXXI, 105. LI, 187.

Ampet (Jacques) XXVI, 52.
Anakreon II, 70. 110. 124. XXIV, 225. XXV, 92. XXXII 234. XXXIII, 9. XLV, 226.
Anatole, franzöſiſcher Roman; ſ. Gay.
Anaxagoras III, 103. XLI, 139—141. XLVI, 52. 53. XLIX, 99. LV, 97.
Anaximenes III, 105.
Anderloni (Pietro), Kupferſtecher XXXIX, 335.
Anders oder Andres (Friedrich), ein Deutſcher, Reſtaurator zu Rom XXVIII, 31. XXXVII, 265—267. 282. 378. 380.
Anders (Ignaz), des vorhergehenden Sohn XXXVII, 267.
André (Johann), Componiſt aus Offenbach XLVIII, 43—45. 52. 53. 57.
Andreä (Johann), Handelsmann zu Frankfurt a. M. XXXII, 214.
Andreani (Andreas), Formſchneider und Kupferſtecher aus Mantua XXXII, 161. XXXIX, 149. 163. 168. 170. 173. 177. LIV, 154.
Andreas del Sarto, ſ. Sarto.
Andres, ſ. Anders.
Anfoſſi (Paſquale) aus Neapel, Capellmeiſter zu Venedig XXVII, 247.
Angelio da Barga, ſ. Barga.
Angelis (Domenico de), Mahler aus Sicilien XXXVII, 288. 289. 291.
Angelo (Michel) Buonarotti, Mahler, Bildhauer und Architekt XXVII, (Sixtiniſche Capelle 221. 229. 271—272.) XXIX, (A. u. Raphael 42. 54.) (Sixtiniſche Capelle 62.) (A. u. Raphael 68—70.) 175. 288. XXXII, (Moſes 77.) XXXIII, 9. XXXIV, (Carton 37. 38.) 53. 75. 118—120. 224. XXXV, 149. 177. 193. 218—223. 244. 259. 269. 272. 302. (Carton 305—310. 312—316.) 331. 352. 366. 383. 386. 388. 389. 391. XXXIX, (Plaſtiker 80.) 95. XLIII, 418. XLIV, (Moſes 23.) 26. 166. XLVI, 101. L, (Zeichnungen 40.)
Angelo (Michel), Bildhauer von Siena XXXIV, 77—83. 91. XXXV, 354.

Anguillara, ſ. Orſini (Virginio).
Anguillotto von Lucca XXXIV, 159.
Aennchen, Goethe's Geliebte zu Leipzig; ſ. Goethe's Geliebte Aennchen.
Annebaud (Claude d'), franzöſiſcher Admiral XXXV, 110. 123.
Anquetil du Perron (Abraham Hyacinthe) XXXII, 156.
Anſari, perſiſcher Dichter VI, 50. 51.
Anſon (Lord George) XXIV, 50.
Antäa, eine Römerin XXXIV, 147.
Antara, arabiſcher Dichter VI, 11.
Anterigoli (d'), Filippo di Peſpaſiano XXXV, 274—291.
Anterigoli (d') Pietro Maria di Peſpaſiano, genannt Sdietta, des vorhergehenden Bruder XXXV, 277—292.
Antinori (...), Bali zu Rom XXXVII, 140. 145.
Antiphilus, Mahler XXXVII, 42.
Antiquitates Nordgavienses XXXII, 52.
Antoinette (Marie), Königin von Frankreich XXV, 236—240. XXX, 129. XXXI, 25.
Antoniano (Sylvius) IX, 199.
Antoninus (Marcus Aurelius) XXVII, 135. XXIX, 57. 338. XXX, 149. XXXVI, 10. XXXVII, 153. XLIV, 176. 179.
Antonio von St. Marino, Goldſchmied zu Rom XXXIV, 43.
Antonio Sandro, ſ. Sandro.
Antonius (der heilige), der Abt XXVII, 255—256.
Apa, lies Fare (de la).
Apel (...), zu Leipzig XXV, 102. 112.
Apelles, Mahler VI, 255.
Appian XXXII, 191.
April (Dr....), kaiſerlicher Notarius zu Regensburg XXIV, 290.
Aquilonius, ſ. Aguilonius.
Arago (Dominique François Jean) XXXII, 207. L. 231. LV, 7.
Arbeiter (...), Künſtler und Gemählehändler zu Mainz XLIII, 331.
Archenholz (Joh. Wilhelm v.) XXVII, 174. 229.

Archimedes XLIX, 70. LI, 100.
Arcy (Patrice d') LIV, 240.
Argenſon (...) XXXVI, 3.
Argent (Jean Baptiſte de Boyer, Marquis d') XLIX, 188.
Argenville (Antoine Joſeph Dezallier d') XXV, 157.
Arioſto (Ludovico) VI, 240. IX, 95. 96. 98. (Schilderung A's. 123—124.) 126. XXVII, (Geſang der Schiffer 129.) (Grabmal 156.) XXIX, (A. u. Taſſo 52.) XXXII, 191. XXXIII, 13. XXXVIII, (Geſang der Schiffer 191.) XLII, 70. XLVI, 110.
Ariſtides aus Athen, genannt der Gerechte XLVII, 222.
Ariſtipp III, 105. XXXII, 217.
Ariſtophanes XIV, 77. 117. XXV, 151. XXXII, 174. 191. 248. XLVI, 7. 23. 24. 27. 28. 113. 182.
Ariſtoteles XXII, 247. XXIII, 252. XXIV, 169. XXV, 12. XXVI, 147. XXXIII, 20. XXXV, 319. XXXVI, 32. XXXVII, 160. XXXVIII, (A. — Kant 248.) XLVI, (Nachleſe zur Poetik 16—20.) (Meteorſteine 51.) XLIX, (Verhältniß zur Natur 114.) 158. L, (Gabe des Bemerkens 144.) 230. LIII, (Schwierigkeit d. A. zu verſtehen 20—22. 25.) (Von den Farben 30. 61.) (Wirkung des A. 79.) (Verhältniß zur Welt 82—85.) 106. (Kritik der Werke 112.) 113. 116. 117. 120. 131. 135. 146. 182. 183. 186. 208. 219. LIV, 252.
Arkadiſche Geſellſchaft in Rom XXIX, 216—223.
Arnaud (François Thomas Marie Baculard d') XXXVI, 69. 161.
Arnaud, franzöſiſche Schauſpielerin; ſ. Arnoud.
Arndt (Ernſt Moriz) XXXII, 45.
Arnim (Ludwig Achim v.) XXXI, 96. XXXII, 71. 88. 185. XXXIII, 175. 197. 198.
Arnold (Franz Maria), Gaſtgeber zum ſchwarzen Löwen in Altorf im Kanton Uri XLIII, 186. 187.
Arnold (Georg Daniel), Profeſſor der Rechte zu Straßburg XXXII, 129. XLV, 185.
Arnold (Gottfried) lutheriſcher Theolog aus Annaberg und k. preuß. Hiſtoriograph XXV, 215.
Arnoud (...), franzöſiſche Schauſpielerin XXXVI, 46.

Arrighini (Buonaventura) XXXVIII, 231—237.
Arsago (Paul), Goldschmied aus Mailand XXXIV, 42.
Artemisia, Königin von Karien, Schwester und Gemahlin des Mausolus XVII, 232.
Artois (Robert, Graf v.), Bruder Ludwigs des Heiligen, Königs von Frankreich XXX, 90.
Ascanio di Giovanni da Tagliacozzo, Gesell bei Cellini XXXIV, 273—286. 293. 312. 320—322. XXXV, 9. 14. 16. 28. 33. 34. 40. 42—44. 48. 85. 88. 117. 120. 138. 139. 143. 153.
Aschenbrenner (...), Schauspielerin XLIII, 32.
Aeschylus XXXI, 259. XXXII, 113. XXXVII, 98. XLV, 50. XLIX, 57.
Asmodée, Aufsatz in Le Livre des Cent-et un, Tom. I; s. Janin.
Aesop XXIV, 198. XXV, 79. XXXIX, 14. XLIV, 2. 131.
Asra, s. Wamik.
Asselyn (Johann), Landschaftmahler zu Antwerpen XXXVII, 111.
Attar (Feridedin), persischer Dichter VI, 58. 59. 122.
Attendulo (Michael) aus Florenz XXXV, 308.
Attila, König der Hunnen XXX, 91. 165.
Aubenton (d'), s. Daubenton.
Aubuisson de Voisins (J. Fr. d') XXXII, 209. L, 123.
Aue (Hartmann von der), Verfasser des Gedichts „Der arme Heinrich" XXXII, 73.
Aufresne (J. — Rival), französischer Schauspieler XXVI, 66.
Aufruf an alle Völker Europens sammt ernste Winke an die Deutschen zur Vertheidigung der Rheinufer XXXI, 26.
August II, Kurfürst von Sachsen und König von Polen XXV, 80. 81. 147.
August, Herzog zu Sachsen-Gotha; s. Gotha.
August (Friedrich Wilhelm Heinrich), Prinz von Preußen XXXII, 85.
Auguste, Prinzessin von Sachsen-Weimar; s. Weimar.
Auguste Friederike Ebristiane, Kurprinzessin von Hessen-Cassel; s. Hessen-Cassel.
Augustin, Schneider des Herzogs Alexander von Medicis XXXIV, 251.
Augustinus (der heilige Aurelius) LIII, 106.

Augustus (Cajus Julius Cäsar Octavius) I, 518. XV, 67. XXVII, 70. 181. XXIX, 53. 75. 91. 332. XXXVII, 155. XL, 223. XLV, 211.
Aurea Catena Homeri oder Beschreibung von dem Ursprung der Natur und natürlichen Dinge XXV, 202.
Aurelius von Ascoli, zu Rom XXXIV, 81.
Auvergne (Antoine d'), General-Director der Akademie der Musik zu Paris XXXVI, 155. 161.
Avempace, eigentlich Mohammed Ebn Bajjah oder Badjeh, arabischer Philosoph aus Cordova in Spanien LIII, 106.
Aventinus (Joannes), eigentlich Thur- oder Thurnmayr aus Abendsberg LIII, 80.
Averrhoes, eigentlich Abul Walid Mohammed, Ebn Achmed, Ebn Mohammed, Ebn Roshd, arabischer Philosoph aus Cordova in Spanien LIII, 106.
Ayrer (Gottfried), Stallmeister zu Göttingen XXXI, 96.

B.

Bado (Franz Maria) XXX, 253.
Babil (Dietrich Georg), Natur- und Nationaldichter XXXII, 188.
Bach (Sebastian) XXXII, 89.
Bachelier (J. J.), französischer Mahler XXXVI, 261. 266.
Bachiacca (Francesco d'Ubertino Verti, genannt), Mahler, oder dessen Bruder Antonio, Sticker XXXIV, 78. 91. 93. XXXV, 169.
Bacon (Roger) XXXII, 19. 31. LIII, 89—105. 109. 143. 159. 188. LIV, 95.
Bacon von Verulam (Francis) XXXIII, 6. LIII, 145—157. 160. 161. 164. LIV, 13. 15. 19. 95.
Baculard, s. Arnaud.
Baden (Karl Friedrich, Markgraf v.), nachmals Großherzog XXVI, 111—112. XLVIII, 17. 96.
Baden (Caroline Louise, Markgräfin v.), des vorhergehenden Gemahlin und Tochter Ludwigs VIII, Landgrafen von Hessen-Darmstadt XLVIII, 18. 96.
Baden, s. ferner Hochberg.

Bagge (Ernſt, Baron v.) XXXVI, 49. 161.
Baggeſen (Jens), und deſſen Sohn XXXII, 152.
Baglioni (Orazio) XXXIV, 102. 104—107. 112. 115.
Bagration (Fürſtin...), Gemahlin des in der Schlacht bei Borodino gebliebenen ruſſiſchen Generals gleiches Namens XXXII, 17.
Bahrdt (Karl Friedrich) XIII, 101. XXVI, 235. 236. 256. XXXI, 5. XXXIII, 78.
Bater (Joh. Wilhelm) LIV, 174.
Balabja (Artom), der indiſche Gaukler XXXII, 182.
Baldani (...) zu Rom XXXVII, 45.
Balde (Jacob) XXXI, 56. XLV, 137.
Baldini (Bernardone), Goldſchmied zu Florenz XXXV, 166—169. 179—181. 229. 241. 275.
Baldinucci (Filippo) XXXIX, 168.
Balechou (Jean Jacques), Kupferſtecher XXXVII, 122.
Balkis, Königin von Saba; ſ. Salomo.
Ballenſtedt (Joh. Georg Juſtus), evangeliſcher Prediger zu Pabſtorf LV, 278.
Balſamo (Joſeph) XXVIII, 125—142. XXXI, 11. 229. XLVI, 112.
Balzac (Jean Louis Guez de) LIII, 193.
Bambus (...), Schauſpielerin XLIII, 116.
Bancroft (Eduard) XXXII, 121.
Bandello (Matteo) XXXII, 73.
Bandinelli (Michel Angelo), Goldſchmied zu Florenz XXXIV, 21.
Bandinelli (Baccio), des vorhergehenden Sohn, Mahler und Bildhauer XXXIV, 21. 133. XXXV, 152. 156. 160. 161. 176. 177. 181. 186—188. 191—198. 232. 242. 241. 259—262. 266—270. 271. 275. 285. 313. 331. 352. 361.
Bandini (Johann) XXXIV, 148.
Bandini (Joh. Baptiſta) von Volterra, lies Brandini.
Banks (Joſeph) II. 195.
Barante (A. G. Proſper Brugière de) XLVI. 117.
Barbarelli (Georg), ſ. Giorgione.
Barbier (...) XXXVI, 15.

Barbieri (Francesco), ſ. Guercino.
Barbieri (Paolo), Cuſtos am k. botaniſchen Garten zu Mantua LV, 124.
Barclay de Tolly (Graf...) XXXII, 102.
Barga (Angelio da) IX, 199.
Barnave (Antoine Pierre Joſeph Marie) III. 195. XLVI, 205.
Barre (...), Graveur zu Paris XXXII, 211.
Barrow (Iſaac), Profeſſor der Mathematik zu Oxford LIV, 28.
Bartas (Guillaume de Saluſte du) XXXVI. 170 — 172.
Bartels (Joh. Heinrich) XXVIII, 187. 277. XXXVII, 325.
Barth (Chriſtian Karl), Finanz-Miniſterialrath zu München XXXII, 129.
Barth (Joh. Matthäus) LIV, 173. 174.
Barthélemy (A.) und Méry, Verfaſſer des Gedichts Le Jardin des Plantes XLVI, 186.
Barthélemy (François) XLIII, 214.
Bartolini (Onofrio), Erzbiſchof von Piſa XXXV, 260.
Bartolommeo di San Marco (Fra), Mahler XXXV, 302. 305. LII, 343.
Bartolus (Joannes) LIII, 174.
Bartſch (Adam), Zeichner und Kupferſtecher und Aufſeher über die k. Kupferſtichſammlung zu Wien XXXII, 148. 165. XXXIX, 161. 167. 168. 170. 176—177. XLIV, 216.
Baſedow (Joh. Bernhard) II, 268. XXVI, 269—279. 285. 291. XXXVII, 90.
Baſſano (Jacob da Ponte, genannt), Mahler aus Baſſano XXXV, 303.
Baſſeville (N. J. Huſſon), franzöſiſcher Geſandter zu Rom XXXVII, 382.
Baſſompierre (François de), Marſchall von Frankreich XV, 138 — 143.
Baſtiano, Mahler aus Venedig; ſ. Piombo.
Bateman (Lord... und Lady...) XXXVII, 334.
Batſch (Auguſt Johann Georg Karl), Profeſſor der Philoſophie und Medicin zu Jena XXXI, 33. 54. 69. 138. 253. XXXII, 134.
Batſch (Friedrich), des vorhergehenden Sohn XXXII, 134.

Zeit, welche jede Caravane zu einem ſolchen Zuge bedürfen würde, unſere Betrachtungen anſtellen und zugleich was uns in dieſem beſonderen Falle überliefert iſt gegen einander halten und erwägen.

Wir übergehen den Zug vom rothen Meer bis an den Sinai, wir laſſen ferner alles, was in der Gegend des Berges vorgegangen, auf ſich beruhen, und bemerken nur, daß die große Volksmaſſe am zwanzigſten Tage des zweyten Monats, im zweyten Jahr der Auswanderung aus Aegypten, vom Fuße des Sinai aufgebrochen. Von da bis zur Wüſte Paran hatten ſie keine vierzig Meilen, die eine beladene Caravane in fünf Tagen bequem zurücklegt. Man gebe der ganzen Colonne Zeit um jedesmal heranzukommen, genugſame Raſttage, man ſetze anderen Aufenthalt, genug, ſie konnten auf alle Fälle in der Gegend ihrer Beſtimmung in zwölf Tagen ankommen, welches denn auch mit der Bibel und der gewöhnlichen Meinung übereintrifft. Hier werden die Botſchafter ausgeſchickt, die ganze Volksmaſſe rückt nur um weniges weiter vor bis Kades, wohin die Abgeſendeten nach vierzig Tagen zurückkehren, worauf denn ſogleich, nach ſchlecht ausgefallenem Kriegsverſuch, die Unterhandlung mit den Edomitern unternommen wird. Man gebe dieſer Negotiation ſo viel Zeit als man will, ſo wird man ſie nicht wohl über dreyßig Tage ausdehnen dürfen. Die Edomiter ſchlagen den Durchzug rein ab, und für

Batteux (Charles) XVI, 13. XXXVI, 82. 162.
Baude (le), ſ. Le Baude.
Bauer (Ferdinand) XXXIX, 237.
Baumann (Franz), Hofgärtner zu Jena XXXII, 210.
Baumer (Joh. Wilhelm), Profeſſor der Medicin und Phyſik zu Erfurt LI, 130.
Bäumert (Heinrich), Stiftsbotanikus des Senckenbergiſchen Stifts zu Frankfurt a. M. XLIII, 357.
Baureis (...), Bürgermeiſter in Nürnberg, und deſſen Gattin LI, 75.
Bauſe (Joh. Friedrich), Kupferſtecher aus Halle in Sachſen XLVIII, 109.
Bayle (Pierre) XXV, 39. XLVIII, 8.
Bazin (A.), Verfaſſer des Aufſatzes Le Bourgeois de Paris in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I. XLVI, 184.
Beauharnais (Eugen), Vicekönig von Italien XXXIX, 111, 118.
Beaumarchais (Pierre Auguſtin Caron de) XXV, 115. XXVI, 341.
Beaumont (Elie de) LI, 182.
Beauregard Pandin, ſ. Jariges.
Beaurepaire (N. de), Commandant von Verdun XXX, 37. 41.
Beccaria (Ceſare Beneſana, Marcheſe de) XXI, 96. XXVIII, 27.
Beccaria (Giov. Battiſta), Profeſſor der Naturkunde zu Turin LII, 25.
Bechhard (Baroneſſe...n.) XXXVII, 285.
Beck Chriſtian Daniel), Hofrath und Profeſſor der Philologie zu Leipzig XLVI, 53.
Beck (Joh. Chriſtoph), Schauſpieler XXX, 266. XXXI, 21.
Beck (Henriette), geb. Heitheim, Schauſpielerin XI, 256. 294 — 298. 314. XXXI, 30. XXXII, 75.
Beck (Louiſe), nachmals verehelichte Hartknoch, Schauſpielerin XIII, 219.
Beckenkamm (Benedict), Mahler zu Köln XLIII, 312.
Becker (Georg), Oberforſtrath zu Darmſtadt; ſ. Bekker.
Becker (Heinrich), Schauſpieler XI, 256.
Becker (Chriſtiane Amalie Louiſe), geb. Neumann, Schauſpielerin, von Goethe als Euphroſyne beſungen. (Geb. zu Kroſſen d.

15 Decbr. 1778, geſt. zu Weimar d. 22 Septbr. 1797.] I, 282—287. XI, 341. 345. 345. XXXI, 18. 20. 75. 76. XLIII. 217—223. 227.
Becker (Hofrath...) zu Offenbach XXXII, 97.
Becker (...), Botaniker zu Offenbach XLIII, 366.
Becker (...), Medailleur zu Frankfurt a. M. XLIII, 341.
Bedemar (Graf Vargas) XXXII, 139.
Beer (Michael) XLV, 357. 341.
Beethoven (Ludwig v.) XLV, 395.
Beguelin (Nicolas) LIV, 196. 240.
Behr (Iſaſchar Falkenſohn), Verfaſſer der „Gedichte von einem Polniſchen Juden" XXXIII, 38—42.
Behramgur, Fürſt der Saſſaniden, und deſſen Geliebte Dilaram V, 176. VI, 78.
Behrends (Karl Auguſt Wilhelm), ſ. Berends.
Behrends (Joh. Bernh. Jacob), Profeſſor an der Medicinalſchule und ausübender Arzt zu Frankfurt a. M. XLIII, 361.
Behrendt (...), Hofrath zu Berlin XXXVII, 580.
Behriſch (...) XXV, 130—136. 138. 142—145. 148. 151. 158. 187—189. 192. 214. 258. XXVI, 12. 137.
Beiling (...) und deſſen Gattin, zu Stuttgart XLIII, 104.
Beireis (Gottfried Chriſtoph) XXXI, 205. 210—224. 227—232.
Bekker (Georg), Oberforſtrath zu Darmſtadt XLIII, 385.
Bella (Stephano della), Mahler und Kupferſtecher aus Florenz XLIV, 220.
Bellarmato (Hieronymus Hippolyt) XXXV, 123.
Bellin (Jacob), Mahler zu Venedig XXXIX, 146.
Bellin (Gentile), des Vorhergehenden Sohn XXXV, 302. XXXIX, 146.
Bellin (Johann), des Vorhergehenden Bruder I, 318. XXXV, 302. XXXVIII, 216. 217. XXXIX, 146.
Bellomo (Joſeph), Schauſpieldirector zu Weimar XXX, 251. XXXI. 17. 19. 132. XLV, 3.
Bellori (Joh. Peter), Erklärer der Admiranda Romanarum Antiquitatum XXIX, 137.
Bellotti (Bernh.) ſ. Canaletto.

Bellotti (Michel Angelo), Mahler zu Mailand XXXIX, 108. 109.
Bembo (Pietro), Cardinal XXVII, 89. 279—281.
Bendidio (Alberto) XXXIV, 76. XXXV, 27. 28. 30. 31. 33.
Bene (Albertaccio del) XXXIV, 205. 279.
Bene (Alessandro del) XXXIV, 99—101. 191.
Bene (Baccio del) XXXV, 293—295.
Bene (Ricciardo del) XXXIV, 292. XXXV, 106.
Benedetto (...), Notar aus Florenz XXXIV, 191.
Benedict XIV (Papst), Lambertini XXXVII, 57.
Bengel (Joh. Albrecht), würtembergischer Consistorialrath und Prälat zu Kloster Alpirsbach XXV, 98.
Benintendi (Niccolo und Piero) XXXIV, 219—223. 225.
Benn (...) LI, 246.
Benner (Joh. Hermann), Professor der Theologie zu Gießen XXIV, 115.
Benvenuti (Pietro), Director der Akademie zu Florenz XXXVII, 385.
Benvenuto von Perugia, Kämmerer des Papstes Clemens VII XXXIV, 93—97.
Béranger (Pierre Jean), französischer Liederdichter XLVI, 177. 191. 325.
Berendis (Hieronymus Dietrich) XXXI, 180. XXXVII, 3. 9. 13. XLVIII, 172.
Berends (Karl August Wilhelm), geh. Medicinalrath und Professor zu Berlin XXXII, 150.
Berengario (Jacob) von Carpi, Chirurgus XXXV, 32.
Beretini (Pietro) von Cortona, Mahler XXIX, 176. 330. XXXII, 171.
Berger (Anton), Schauspieler XXIX, 145.
Berger (Daniel), Kupferstecher zu Berlin XXXVII, 138.
Berger (Ferdinand), jun., Kupferstecher XXXIX, 35.
Berghem (Nicaus), Landschaftmahler aus Harlem XXXVII, 111. XLIV, 226.
Bergier (Nicolas Sylvestre [?]) XXXVI, 29.
Bergler anstatt Langer (Joseph), Mahler und Director der Akademie bildender Künste zu Prag XXXII, 173. XLIII, 358.
Bergman (Torbern), Professor der Chemie zu Upsal LI, 150.

Bergmann (Joſeph), Profeſſor der Phyſik und Naturgeſchichte zu Mainz LIV, 182.
Bertini (Antonio), Steinſchneider XXXVII, 386.
Berio (Marcheſe...) XXVIII, 76.
Berlichingen (Familie v.) XLVIII, 72.
Berlichingen (Götz v.) mit der eiſernen Hand XXVI, 132. 135. 197 ff. XLVIII, 72.
Bernadotte, Prinz von Ponte-Corvo, Marſchall von Frankreich, nachmals Karl XIV, Johann, König von Schweden und Norwegen XXXII, 42.
Bernard (Samuel) XXXVI, 34.
Bernard (...), zu Offenbach XLVIII, 42. 51.
Bernardaccio, ſ. Baldini (Bernardone).
Bernardi (Giovanni) da Caſtel Bolognese, Medailleur XXXIV, 190.
Bernardin, Arzt; ſ. Lilii da Todi.
Bernardin de St. Pierre (Jacques Henri) XLVI, 174. 175.
Bernardone, ſ. Baldini.
Berneaud (...), Emailmahler zu Hanau XLIII, 378.
Bernhard (der heilige) XXIX, 191.
Bernhard der Große, ſ. Weimar.
Bernhard, Herzog zu Sachſen-Weimar; ſ. Weimar.
Bernhard Erich Freund, Herzog zu Sachſen-Meiningen; ſ. Meiningen.
Bernis (François Joachim de Pierres, Comte de Lyon und de), Cardinal XXXVII, 115.
Bernſtorff (Joh. Hartwig Ernſt, Graf v.) XXV, 296.
Bernſtorff (Chriſtian), Graf v.), k. preußiſcher Staatsminiſter XXXI, 49. XXXII, 119.
Berry (Charles Ferdinand, Herzog v.) XXXII, 180.
Berry (Caroline Ferdinande Louiſe, Herzogin v.), des Vorhergehenden Gemahlin, Tochter Franz I, Königs beider Sicilien XXXIX, 215.
Berthold, Peter Franciscus Bartoldi, Notar zu Florenz XXXV, 278.
Bertin (...) XXXVI, 16. 81. 87. 98—99. 119.
Bertoldo (...), Bildhauer zu Florenz XXXV, 306.

Bertuch (Friedr. Joh. Juſtin), Weimariſcher Legationsrath und Gründer des Induſtrie-Comptoirs zu Weimar XXX, 221. XXXII, 8. XLVIII, 171.
Beſchorner (...), Bergmeiſter zu Schlackenwalde XXXII, 140.
Beſer (Johann v.) XLV, 279.
Bethmann (Friederike), ſ. Unzelmann.
Bethmann (...) XLVIII, 68.
Bethmann (Simon Moriz v.), Banquier und k. ruſſiſcher Staatsrath zu Frankfurt a. M. XLIII, 27. 346.
Bettini (Baccio) XXXIV, 258. 259.
Beudant (F. S.), Profeſſor der Mineralogie zu Paris L, 168.
Beuil (Frau ... v.) XXX, 205.
Beukelaar (...), Mahler aus Köln XLIII, 420.
Beuth (R. C. W.), geh. Ober-Regierungs-Rath und Director der Abtheilung für Handel, Gewerbe und das geſammte Bauweſen zu Berlin XXXIX, 334. XLIV, 56. 88.
Beuther (Friedrich), Decorationsmahler XIII, 250. XXXII, 101.
Bevilacqua (...) italiäniſcher Fechter XXXIV, 70.
Bevel (...), Pfarrer in Hütten im Kanton Zürich XLIII, 178.
Bianchi (Andrea), genannt Veſpino, Mahler aus Mailand XXXIX, 117. 118. 122. 123. 127—137.
Bibel II, 197. IV, 350. V, 31. VI, (Buch Ruth; d. hohe Lied 7—9.) 37. 48. (Bibelfeſt 62.) 84. 85. 93. 125. (Bibelfeſte Erziehung 130.) (Iſrael in der Wüſte 155—184.) (Propheten 223.) (Luthers Bibelüberſetzung 238.) XVI, 297—299. XIX, 264—265. 316—317. XXII, (Bildliche Darſtellungen; die Bibel ein täuſchendes Ganzes: verſchiedene Eigenſchaften derſelben 18 ff.) XXIII, 254. XXIV, 43. 48. 49. 140. 142. 197. (1. Buch Moſis 202—228.) 230. 249. 294. XXV, 12. 39. 58. (Bibliſche Forſchungen 95—99.) 124. 126. 167. 191. 249. 295. XXVI, (Voltaire 60.) (Luthers Bibelüberſetzung 73.) (Goethe's Anſicht der Bibel 99—104.) 144. 260. 271. 302. XXVII, 192. XXXI, 72. XXXII, 76. 204. XXXIII, 74—95. XXXVIII, (Bildung durch d. B. 215.) XL, 191. XLI, 235. 236. 244. 286. 317. XLIII, 392. XLIV, (Bildliche Darſtellungen 25—32.) 254. XLVI, 218. 511. XLVII, 3.

XLVIII, 141. XLIX, 65. (Ewige Wirkſamkeit d. B. 79.) (Nutzen und Schaden der Bibelverbreitung 86.) (Schönheit d. B. 117.) LI, 245. LIII, Charakteriſtiſches über d. B. — (Das Buch der Völker 79 – 81. 112.)

Bibliomane(le). Aufſatz in le Livre des Cent-et-un, Tom. I; ſ. Nodier.

Bibliothèques (les) publiques. Aufſatz in le Livre des Cent-et-un, Tom. I; ſ. Lacroix.

Bidpai, indiſcher Weltweiſer VI. 30. 78. 122. XXXII, 136.

Biehl (Charlette Dorothea), däniſche Dichterin XXXIII, 66.

Bielefeld, ties Sonnenberg.

Biot (Jean Baptiſte XXXII; 121. 161. 207. L, 168. 169. LV, 7. 67. 68.

Birch (Thomas) XXXI, 180. LIV, 3. 6.

Birckenſtock (Joh. Melchior, Edler v.), Hofrath und General-Referendär im Studienweſen zu Wien XLIII, 340.

Biron (Fürſt) von Curland, ſ. Curland.

Birrmann oder Biermann (Peter), Landſchaftmahler aus Baſel XLIII, 108.

Biscaris (Prinz...) zu Catania XXVIII, 184 — 188. 195. XXXVII, 194. 204 — 209.

Biscaris (Fürſtin...), des Vorhergehenden Mutter XXVIII, 186 — 187.

Biſchof (...), Salinen-Inſpector zu Dürrenberg XXXII, 212.

Biſhop (John) XLIV, 63 — 65.

Bitaubé (Paul Jeremie) XLVI, 176.

Blachierre (Gebrüder), Teppichfabricanten zu Hanau XLIII, 379.

Blair (Hugh) XXXIII, 20.

Blair (Robert) LIV, 257 — 275.

Blaire (...) zu Genf XVI, 249.

Blanc (le), ſ. Leblanc.

Blon (Jacob Chriſtoph le), Mahler und Kupferſtecher aus Frankfurt a. M. LIV, 156. 157.

Blondel (François), Architekt zu Paris XXV, 257. XXXIX, 355 — 357.

Blücher (Lebrecht v.), Fürſt von Wahlſtadt XXXII, 103. 153. XXXIX, 299 — 305. XLIV, 48. 51. XLVII, 219.

Blum (Joachim Chriſtian) XXXIII, 34.
Blumauer (Aloys) XXXII, 176. XLVI, 208.
Blumenbach (Joh. Friedrich) XXXI, 96. 98. 108. 141. XXXII, 184. L, 59. 60. 224. LV, 132. 252.
Blumenbach (Eduard), des Vorhergehenden Sohn XXXI, 108.
Blumenſtein (...), k. preußiſcher Hauptmann, nachmals (1824) Generalmajor und Commandant von Erfurt XXXI, 271. XXXII, 16.
Blümner (Heinrich), Oberhofgerichtsrath und Senator zu Leipzig XLV, 50.
Bobadilla (Francesco de), Biſchof von Salamanca XXXIV, 52 — 68.
Beck (Oberſtlieutenant v.) XLVII, 168.
Böckmann (Joh. Lorenz), Hofrath und Profeſſor zu Karlsruhe XLIII, 165. LIV, 180.
Bode (Auguſt) XXXI, 142.
Bodley (Thomas) LIII, 149 — 155.
Bodmer (Joh. Jacob) XXIV, 223. XXV, 79. 92. XXVII, 208. XXXII, 28. 256. XXXIII, 9 — 19. 152. XLV, 205. XLVIII, 107 — 109.
Boerhave (Hermann) XXV, 206. XXVI, 335. XXXIX, 321. XLVIII. 11.
Boguet (...), franzöſiſcher Landſchaftmahler XXIX, 71. XXXVII, 381.
Böhlendorf (Kaſimir Ulrich) XXXIII, 204 — 209.
Böhme (Jacob) XXVII, 135.
Böhme (Joh. Gottlob), Hofrath und Profeſſor der Geſchichte zu Leipzig XXV, 49. 50. 62. 116.
Böhme (...), des Vorhergehenden Gattin XXV, 49. 51. 62 — 65. 116. 208. 209. 245.
Böhmen (Frau ... v.), zu Neapel XXXVII, 250.
Bojanus (Ludwig), k. ruſſiſcher Staatsrath und Profeſſor der Medicin zu Wilna L, 244.
Bojardo (Matteo Maria, Graf von Scandiano) XXXIII, 192.
Boie (Heinrich Chriſtian) XXVI, 138. XXXIII, 57. 58. 60.

Boiſſerée (Sulpiz und Melchior) und Joh. Bertram II, 158. XXXII. 59. 90. 197. 201. XXXIX, 358 – 363. 372. XLIII, 505. 514. 516. 587 – 590. 402. 415. 420.
Boiſſerée (Sulpiz) IV, 184. XXV, 276. XXXII, 65. 95. 99. 203. 211. XXXIX, 363. XLIII, 586. 420. XLVII, 172. LV, 83 – 95.
Bologna (Francesco di), ſ. Grimaldi.
Bologna (Johann v.), Flammingo [Flämänder], Bildhauer und Baumeiſter XXXV, 276. 366.
Bolongaro (...), zu Frankfurt a. M. XXVII, 48.
Bolza (Graf...), Gaſtwirth zum goldenen Schilde zu Karlsbad XLVII, 112.
Bombelles (Marc-Marie, Marquis v.) XXX. 65.
Bombelles (Louis), Marquis v.) des Vorhergehenden Sohn, k. k. öſterreichiſcher Geſandter zu Dresden XXXII, 150.
Bonaccorſi (Pernio), ſ. Vaga.
Bonacurſius (Pater) LIII, 205.
Bonanni (Filippo) XXXI, 159.
Bonaparte (Eliſa), die Schweſter Napoleons, ehemalige Großherzogin von Toscana, und deren Tochter Napoleon Eſa XXXIX, 256.
Bonaparte (Hieronymus), ſ. Napoleon.
Bonaparte (Lucian), Prinz von Canino XLVI, 175.
Bonaparte (Ludwig), ſ. Napoleon.
Bonaparte (Napoleon), ſ. Napoleon.
Bondelli (Julie) XXVI, 178.
Bondi (Abbate Clemente) IV, 95. 177.
Bonifacius (der heilige), Deutſchlands Apoſtel XLV, 372.
Bonito (Joſeph), Director der Akademie zu Neapel XXXVII, 282. 288. 290. 297.
Bonnet (Charles) XXX, 198. XXXIII, 87. L, 59.
Boquet, ſ. Boguet.
Borch (Graf... v.) XXVIII, 112. 190. XXXVII, 525.
Borelli (...), Kammerdiener des Königs von Neapel XXXVII, 241. 283.
Borghese, Marco Antonio IV, Francesco, Fürſt von Sulmona und Roſſano XXVII, 255. XXXVII, 221.

Borghese-Aldobrandini (Paolo, Fürſt v.) XXIX, 60. 100. 291. XXXVII, 111. 223.
Borgia (Camillo), Cavaliere XXVIII, 6.
Borgia (Stefano), des Vorhergehenden Bruder, Cardinal XXVIII, 6. XXIX, 12.
Born (Ignaz v.), Bergrath zu Prag, nachmals zu Wien LI, 82.
Börnſtett, lies Bröndſted.
Boromini (Franz), Architekt XXXVII, 300.
Borromäus (der heilige) XX, 279.
Borromeo (Friedrich), Cardinal XXXIX, 106. 117. 130.
Bory de Saint-Vincent (J. B. G. M.) LV, 49.
Bos (Jean Bartiſte du) XXXIII, 7.
Boscovich (Roger Joſeph) LIV, 203.
Boſio (Antonio) XXIX, 329. XLIV, 200.
Boſſe (Abraham), Kupferſtecher aus Tours XXXVII, 116.
Boſſi (Joſeph) XXXII, 125. 136. XXXIX, 91. 92. 111. 116—124. 127. 128. 135. 137.
Boſſu (René le) XXXIII, 20.
Boteinah, ſ. Dſchemil.
Both (Johann), der italiäniſche Both genannt, Landſchaftmahler aus Utrecht XLIII, 82. XLIV, 226. 228.
Both (...v.), und deſſen Gemahlin aus Roſtock XXXII, 185.
Botticelli (Sandro), eigentlich Aleſſandro Filipepi XXXV, 305.
Böttcher (Charlette Chriſtiane), geb. Wollmar, Schauſpielerin XLIII, 35.
Böttiger (Karl Auguſt), Director des Gymnaſiums und Oberconſiſtorialrath zu Weimar, nachmals Hofrath und Studiendirector zu Dresden XLIII, 17. 226 — 229.
Boucher (Alexander), franzöſiſcher Violiniſt und deſſen Gattin XXXII, 205.
Boucher (François), franzöſiſcher Mahler XXXVII, 121. XLVIII, 168.
Boudet (Sophie), Schauſpielerin XLIII, 32.
Bouguer (Pierre) LII, 31. LIV, 192.
Bouillé (François Claude Amour, Marquis de) XXX. 16.
Bouvoi, ſ. Buzuor.

Bourbon (François v.), Graf von Sanct Paul XXXV, 150.
Bourbon (Karl, Herzog v.) XXXIV, 99. 100.
Bourbon-Conti (Stephanie Louiſe de) XXXI, 83.
Bourbon (Pariſs), Mahler XXIX, 276.
Bourbon (Sebaſtian), Mahler und Kupferſtecher XXXII, 147. XXXIX, 85—87. XLIV, 230.
Bouret (...) XXXVI, 73—74. 76. 102. 150. 163.
Bourgeois (le) de Paris, Aufſatz in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I; ſ. Bazin.
Bourrit (Theodor) XVI, 218.
Bouterweck (Friedrich) XXXI, 107. XLVI, 261.
Bouvillon (Madame de) XXXVI, 68.
Bower (Archibald) XXIV, 229.
Bowring (John) XLVI, 353.
Boye (...), zu Frankfurt a. M. XLIII, 343.
Boyle (Richard) XXXV, 369.
Boyle (Robert) XXXII, 31. LII, 4. 15. 63. 64. 193. 250. LIII, 209. 251—252. 261. 262. LIV, 8. 45. 47. 51. 76. 88. 165. 172—175. 186.
Bracci (Abbé Dominic Auguſtin) XXXVII, 69. 71. 384.
Bramante, ſ. Lazzari.
Bran (Friedrich Alexander), Buchhändler zu Jena XLIV, 62.
Brand (Sebaſtian), ſ. Brant.
Brand (...), Schauſpieler XLIII, 116.
Brandes (Heinrich Wilhelm), Profeſſor der Mathematik zu Breslau, nachmals Profeſſor der Phyſik zu Leipzig XXXII, 151. LI, 202.
Brandini anſtatt Pandini (Joh. Baptiſta) von Volterra XXXV, 258.
Brandis (Joachim) Dietrich), nachmals k. däniſcher Leibarzt und Conferenzrath zu Kopenhagen XXXI, 61.
Brant (Sebaſtian) XLV, 181.
Brantome (Pierre de Bourdeilles, Herr der Abtei v.) XV, 280.
Braſchi (Duca Nemi) XXXVII, 141. 142.
Braſchi (Joh. Angelus), Cardinal XXXVII, 144.
Braun (Heinrich) XXXIII, 36—38.
Braun XXXII, 155; lies Brown (Robert).

Israel war es keineswegs räthlich in einer so gefährlichen Lage lange zu verweilen: denn wenn die Cananiter mit den Edomitern einverstanden, jene von Norden, diese von Osten, aus ihren Gebirgen hervorgebrochen wären, so hätte Israel einen schlimmen Stand gehabt.

Auch macht hier die Geschichtserzählung keine Pause, sondern der Entschluß wird gleich gefaßt um das Gebirge Edom herum zu ziehen. Nun beträgt der Zug um das Gebirge Edom, erst nach Süden, dann nach Norden gerichtet, bis an den Fluß Arnon abermals keine vierzig Meilen, welche also in fünf Tagen zurückzulegen gewesen wären. Summirt man nun auch jene vierzig Tage, in welchen sie den Tod Aarons betrauert, hinzu, so behalten wir immer noch sechs Monate des zweyten Jahrs für jede Art von Retardation und Zaudern und zu den Zügen übrig, welche die Kinder Israel glücklich bis an den Jordan bringen sollen. Wo kommen aber denn die übrigen achtunddreyßig Jahre hin?

Diese haben den Auslegern viel Mühe gemacht, so wie die einundvierzig Stationen, unter denen funfzehn sind von welchen die Geschichtserzählung nichts meldet, die aber, in dem Verzeichnisse eingeschaltet, den Geographen viel Pein verursacht haben. Nun stehen die eingeschobenen Stationen mit den überschüssigen Jahren in glücklich fabelhaftem Verhältniß; denn

Braunſchweig (Ferdinand, Herzog v.) III, 195. XXIV, 152 — 153. XLVI, 205.
Braunſchweig (Karl, Herzog v.), des Vorhergehenden älteſter Bruder XXVI, 62. XXXVII, 66.
Braunſchweig-Oels (Friedrich Auguſt, Herzog v.), des Vorhergehenden Sohn XXXI, 248. XXXII, 228.
Braunſchweig (Albrecht Heinrich, Prinz v.), des Vorhergehenden Bruder XXXII, 228.
Braunſchweig (Wilhelm Adolph, Prinz v.), des Vorhergehenden Bruder XXXII, 228.
Braunſchweig (Max. Jul. Leopold, Prinz v.), des Vorhergehenden Bruder II, 123. XXXII, 228.
Braunſchweig (Karl Wilh. Ferd., Herzog v.), des Vorhergehenden älteſter Bruder XXX, 16. 18 — 21. 44. 45. 56. 62. 74. 82. 93. 104. 120 — 121. 148. 158. XXXII, 228 — 229. XXXVII, 63.
Braunſchweig-Oels (Friedrich Wilhelm, Herzog v.) des Vorhergehenden Sohn XXX, 110. 121. XXXII, 44.
Braunſchweig (Friederike Louiſe Wilhelmine, Herzogin v.) Prinzeſſin von Oranien XXXIX, 324.
Brap (Graf François Gabriel de), k. bayeriſcher Geſandter in Petersburg. Paris und Wien XLV, 387.
Bredow (Gabriel Gottfried) IV, 305. XXXI, 209.
Bree (M. J. van), Director bei der Zeichen-Akademie zu Antwerpen XXXII, 219.
Breitenbauch (Georg Auguſt v.), Verfaſſer der „Jüdiſchen Schäfergedichte" XXV, 92.
Breitinger (Joh. Jacob) XXV, 77. 79.
Breitkopf (Bernhard Chriſtoph) XXV, 85. 175. XXVI, 115.
Breitkopf (Joh. Gottlob Immanuel), und deſſen Familie XXV, 176. 183.
Brennus XIII, 262.
Brentano (Familie) zu Frankfurt a. M. XLIII, 284.
Brentano (Franz), Handelsmann, Schöff, Senator und Beſitzer von Kunſtſchätzen zu Frankfurt a. M. XXXII, 96. XLIII, 340.
Brentano (Clemens), des Vorhergehenden jüngerer Stiefbruder XXXII, 88. XXXIII, 175. 197. 198.

Brentano (Sophie), des Vorhergehenden Schweſter, XXXI, 82.
Breslau (Fürſtbiſchof v.), ſ. Hohenlohe Bartenſtein.
Bret (Antoine) XXXVI, 81. 161. 209.
Breteuil (L. A. Le Tonnelier, Baron v.) XXX, 129. XXXVII, 123.
Breteuil (... Baron v.) XXXVII, 571.
Breßner (Chriſtoph) XXX, 253.
Breughel (Johann), genannt Sammet-Breughel, Mahler XLIV, 224. 228 233.
Breughel (Peter), des Vorhergehenden Bruder, genannt Höllen-Breughel, Mahler I, 319.
Brewſter (David) XXXII, 121. 138. LV, 8. 68.
Briaſſon (...) XXXVI, 15.
Brière (J. L. J.), Buchhändler zu Paris XLVI, 67—69. 80—84.
Brill (Paul), Landſchaftmahler aus Antwerpen XLIV, 224. 228. 233.
Brinckmann (Philipp Hieronymus), Mahler XXIV, 40. 138
Briſſot de Warville (Jean Pierre) III, 195. XLVI, 205.
Briſtol (Lord...), Biſchof von Derby XXXI, 73.
Brizzi (...), Sänger XXXII, 58. 65. 79.
Brocchi (Giovanni) XXXII, 120. 139.
Brockes (Barthold Heinrich) XXV, 294.
Brockmann (Franz Karl), Schauſpieler XLIX, 175.
Broglio (Victor François), Marſchall von Frankreich XXIV, 152. 153. 289.
Brömſer von Rüdesheim, alt-adeliges Geſchlecht XLIII, 285.
Bröndſted anſtatt Börnſtett (Peter Oluf) XXXII, 83. XLV, 403.
Bronkhorſt (Johann), Mahler aus Leyden XXXIX, 235.
Brönner (Joh. Karl), Senator und Buchhändler zu Frankfurt a. M. XLIII, 337.
Brönner (Heinrich Karl Remigius), des Vorhergehenden Neffe, Buchhändler zu Frankfurt a. M. XLIII, 351.
Bronzino (Angelo), ſ. Allori.
Broſchi (Carlo), ſ. Farinelli.
Brown (John) XXXI, 88. 106. XLVII, 250.
Brown (Robert) XXXII, 155. L, 86.
Brown XXXI, 209; lies Bruns.

Bruchhauſen (Anton) LIV, 182.
Brucker (Jacob) XXV, 12. L, 48.
Brückmann (Urban Friedr. Benedict), H. braunſchweigiſcher Leibarzt, Profeſſor und Canonicus zu Braunſchweig XXXII, 215.
Brühl (Heinrich, Graf v.) XXV, 147.
Brühl (C. F. Moriz, Graf v.) XXXII, 85. 186. 203.
Brumoy (Pierre) XXXIII, 7.
Brun (Auguſtine), Savojardin zu London XLIV, 65.
Brun (Charles le), ſ. Lebrun.
Brunelleschi (Filippo), Goldſchmied, Bildhauer und Baumeiſter aus Florenz XXXV, 305. 350. 390.
Brünich (Morten Thrane), Oberberghauptmann in Norwegen LI, 130.
Bruns anſtatt Brown (Paul Jacob), Profeſſor der Literaturgeſchichte und Bibliothekar zu Helmſtädt XXXI, 309.
Brunus (Jordan) von Nola XXXII, 78.
Brüſſel (... van), Mahler XXXIX, 235.
Brutus (Marcus Junius) XXV, 308.
Brupère (Jean de la) XXXVI, 84.
Bryant (James) XXXIII, 21.
Brydone (Patrick) XXVIII, 100. 190. XXXVII, 325. XXXVIII, 155.
Buch (Joh. Jacob Caſimir), Doct. Med. zu Frankfurt a. M. XLIII, 364.
Buch (Leopold v.) XXXII, 312. LI, 140.
Büchler (J. Lambert), badiſcher Legationsrath bei der Bundestagsgeſandtſchaft und beſtändiger Secretär der Geſellſchaft für ältere deutſche Geſchichtskunde zu Frankfurt a. M. XXXII, 164.
Bucholz (Chriſtian Friedrich) XXXI, 69.
Bückeburg (Graf), ſ. Lippe.
Buder (Chriſtian Gottlieb), Hofrath, Bibliothekar und Profeſſor der Rechte zu Jena XXXII, 117. 162.
Buffon (G. L. L. Graf v.) II, 163. XXV, 67. XXXVI, 55. 81. L, 211 — 217. 239. LII, 15. LIV, 112. 158. 192. 196. 221. 240. LV, 188. 249. 252.

Bugiardini (Julius), Mahler zu Florenz XXXIV, 120.
Bukovallas (Joannis), Klerdte III, 212. 222.
Bulla (Ebemunda), geb. Fiedler, Schauſpielerin XLIII, 32.
Bülow (Friedrich Wilhelm, Graf) von Dennewitz, k. preußiſcher General von der Infanterie XLIV, 18.
Bülow (Ludwig Friedrich Victor Hans, Graf v.), k. preußiſcher Staatsminiſter XXXIX, 334.
Bünau (Heinrich, Graf v.) XXXVII, 12. 13. 28. 30. 41. 86. 88. 89. 91. 92.
Bünau (... Graf v.), des Vorhergehenden Sohn XXXVII, 13.
Buonaccorſi (Julian) XXXIV, 292. XXXV, 164. 173.
Buoncampagni (Ignaz Ludwig, Fürſt), Cardinal XXIX, 61. 73.
Buquoy (Georg Longueval, Graf v.) XXXII, 127.
Bürckli (...), Hauptmann zu Zürich XLIII, 162. 224.
Burde (Joſeph), Gallerieconſtos zu Prag XLV, 395.
Bürger (Gottfried Auguſt) XXVI, 138. 204. XXXIII, 57. 152. XLIII, 77. XLIV, 269. XLVIII, 44. 89. XLIX, 42.
Burgoyne (...), engliſcher General III, 195. XLVI, 205.
Burk (William) aus Irland, Schuhmacher zu Edinburg XLIV, 63. 66.
Burnet (Gilbert) XXXIII, 4.
Burns (Robert) XLVI, 243—250.
Burtin (François Xavier de) XXXII, 105.
Bury (Friedrich), Mahler aus Hanau XXIX, 49. 69. 317. 325. XXXI, 14. XXXII, 37. 58. XLIII, 378.
Bury (Iſaac), des Vorhergehenden Bruder, Bijouteriefabricant zu Hanau XLIII, 378.
Busbacca, florentiniſcher Courier XXXIV, 281—288.
Büſch (Joh. Georg), Profeſſor der Mathematik zu Hamburg LII, 63.
Büſching (Joh. Guſtav), Profeſſor zu Breslau XXXII, 72. 103. XXXIX, 363. XLIII, 427.
Buſſi (...v.) XXXVI, 8.
Buti (Cecchino) XXXV, 282. 283.
Butler (Samuel), Verfaſſer des Gedichts: „Hudibras" XV, 282.
Büttner (Chriſtian Wilhelm), Weimariſcher Hofrath zu Jena

und ehemaliger Profeſſor der Philoſophie zu Göttingen XXXI, 130—132. 142. 177. 217. XXXII, 117. 142. 169 XLVI, 188. LIV, 286—289.

Byleveld (...), Präſident des hohen Gerichtshofes im Haag XXXIX, 324.

Byron (Georg Noël Gordon, Lord) III, 195. 197. 199. IV, (Gedicht an B. 101. 176. 178—179.) 286. XXII, 232. XXXII, (Antheil Goethe's an B's. Gedichten 108. 128. 187. 192.) XLI, (Trauergeſang auf B's Tod 226.) XLVI, 98. (Don Juan; Manfred; Cain; Goethe's Verhältniß zu B. 205—225.) XLVII, (Gedicht auf B. 94.) 243. XLIX, (B's Talent 34.) (Medwins Unterhaltungen 90.) 136.

C.

Cades (Aleſſandro), Steinſchneider XXXVII, 386.

Caffarelli's Palaſt in Rom, wo im Jahre 1819 die deutſche Kunſtausſtellung war XXXII, 149. XLVII, 235.

Cagli anſtatt Galli (Benedetto da), Criminalrichter zu Rom XXXIV, 305. 350.

Cagliostro (Graf), ſ. Balſamo.

Cagnoli (Antonio), Aſtronom zu Verona XLIII, 25.

Cahlmann (Julius), Buchhändler zu London XLVI, 250.

Cajo (...), Juwelier zu Rom XXXIV, 267—270.

Calanus II, 129.

Calas (Jean) XXVI, 139. XXXVI, 60.

Calau (Benjamin) aus Friedrichſtadt in Holſtein, Hofmahler zu Berlin LIV, 191.

Calderon de la Barca (Don Pedro) V, 128. VI, 91. 230. XXIII, 270. 271. XXXI, (erſte Bekanntſchaft mit C. 150.) XXXII, (der ſtandhafte Prinz 5. 59.) 63. 75. 100. 108. 193. XXXVI, (C. untadelig 173.) (Die Anbetung des Kreuzes; der ſtandhafte Prinz 174.) XLV, (die Tochter der Luft; Shakeſpeare und C. — Schlimmer Einfluß 115—119. 121. 122.) 221.

Caligula (Cajus Cäſar Auguſtus Germanicus) XXVII, 70. XXXVII, 263.

Callais (...), franzöſiſcher Mahler XXXVII, 131.

Calmet (Auguſt) VI, 179.
Calogero (der heilige) XXXVII, 168. 185.
Camarupa, die Wolkengöttin in dem Gedicht „Mega Dhuta“: ſ. Kalidas.
Cambyſes, König der Perſer XLVIII, 90.
Camoccini (...), Mahler und Kunſthändler zu Rom XXIX, 123.
Camoens (Luis de) XLVI, 110.
Campanella (Thomas) XXXVII, 127.
Camper (Andr. Gilles), des Folgenden Sohn XXIX, 114. 212.
Camper (Peter) XXIX, 114. XXXI, 61. L, 109. 101. 217—219. 222—224. LV, 132. 131. 159. 201. 247. 252.
Campo Santo di Piſa, ſ. Laſſinio.
Campra (André), k. Capellmeiſter zu Paris XXXVI, 112. 121.
Canaletto, eigentlich Bernhard Bellotti, Mahler XXVII, 81.
Canaye (Abbé Etienne de) XXXVI, 155.
Cancino, lies Concino.
Candolle (Auguſt Pyramus de) XXXII, 155.
Canicof (Baſil v.), k. ruſſiſcher Geſandter an den ſächſiſchen Höfen XXXII, 150.
Canitz (Friedr. Rud. Ludwig, Freiherr v.) XXIV, 122. XLV, 279.
Canova (Antonio), Bildhauer XLIII, 332. XLIV, 206. LI, 191.
Cantian (J. G. C.), Stadtrath und Bauinſpector zu Berlin XLIV, 33.
Capperoni (Gaſpare) della Guardia, Steinſchneider aus Abruzzo XXXVII, 386.
Capra (Marcheſe...) XXVII, 82.
Caprara (Giambattiſta), Cardinal XXXIII, 125.
Capua (Nicolaus Schomberg, Erzbiſchof v.) XXXIV, 126.
Capuciner (Pater) auf Kealy XVI, 293—290.
Capuciner (der), ſ. Goethe's Freund, genannt der Capuciner.
Caracalla (M. Aurelius Pius Baſſianus Britannicus) XXVII, 213. XXIX, 170. 171.
Caraccioli (Marcheſe...), k. neapel'ſcher Miniſter XXXVII, 262. 267. 281.
Caradoſſo, ſ. Foppa.

Caramanica (Prinz...), Vicekönig von Sicilien XXXVII, 308.
Caravaggio (Polidor Caldara, genannt de), Mahler XXXII, 220. XXXV, 303. 383. XXXIX, 295. XLIV, 196. LII. 331. 345.
Carcani (...), Director der königl. Druckerey zu Neapel XXXVII, 275. 276.
Cardanus (Hieronymus) LIII, 119. 137—140. 159. 182. 183.
Cardegna (...), Cardinal XXXVIII. 231.
Carelli (Cicio), Secretär des Vicekönigs von Sicilien XXXVII, 366.
Carl der Große XIII, 215. XXIV, 22. 27. 319. 322. XXXI, 102. XXXIX, 308. XLIII, 296. 401.
Carl IV, römisch-deutscher Kaiser XIII, 210. XXIV, 27. XLIII, 296. XLV, 371.
Carl V, römisch-deutscher Kaiser VIII, 180. 213. 235. XXIV, 27. XXVI, 130. XXXIII, 180. XXXIV, 260. 263—266. XXXV, 68. 108. 109. 122. 123. 131. 335. 355. XXXVII, 167.
Carl VII, römisch-deutscher Kaiser XXIV, 29. 60. 70. 288.
Carl I, König von England XVII, 70. XXX, 271. XXXII, 165. XXXIX, 161. 162. 164—167. LIV, 9. 10. 15. 96.
Carl II, König von England L, 69. LIV, 11. 14.
Carl IX, König von Frankreich XXXV, 364.
Carl X, König von Frankreich XXX, 49. 203. 206. XXXIX, 246. XLVI, 191.
Carl III, König von Spanien XLVI, 88. 91.
Carl IV, König von Spanien, und dessen Gemahlin Marie Louise, Prinzessin von Parma XLVI, 88.
Carl der Kühne, Herzog von Burgund VIII, 213.
Carl XII, König von Schweden XLIV, 116.
Carl August, Großherzog von Sachsen-Weimar; s. Weimar.
Carl Ludwig, Erzherzog von Oesterreich XXXII, 98. 102. XLIII, 103.
Carl Theodor, Kurfürst von der Pfalz XLVIII, 188.
Carl (Eugen), Herzog von Würtemberg; s. Würtemberg.
Carl, Markgraf von Baden; s. Baden.
Carl, Landgraf von Hessen; s. Hessen.
Carl, Herzog von Braunschweig; s. Braunschweig.

Carl (Peter), Baumeiſter aus Helling bei Nürnberg XLV, 390.
Carlyle (Thomas) XLVI, 251—255.
Carlyle (...), des Vorhergehenden Gattin XLVI, 256. XLVII, 194.
Carmagnola (Graf Francesco) XXXVIII, 251.
Carmontel (L. C. de), franzöſiſcher Mahler und Zeichner, beſonders von Carricaturen XXXVI, 28.
Carmontelle (...) XXXVI, 161.
Carneſecchi (Piero) XXXIV, 205.
Caro (Annibal) XXXII, 168. XXXIV, 137. 194. 238. 242.
Caroline Auguſte, Kaiſerin von Oeſterreich, Tochter Maximilian Joſephs, Königs von Bayern XXXII, 147.
Caroline, Landgräfin von Heſſen-Darmſtadt; ſ. Darmſtadt.
Caroline, Prinzeſſin von Mecklenburg; ſ. Mecklenburg.
Carpi (Giacomo Berengario da), Arzt u. Chirurgus XXXIV, 75.
Carracci (die), Mahler aus Bologna XXVII, 163. XXIX, 99. XXXVII, 121. XXXIX, 47. 81. XLIV, 226. 228. 234.
Carraccio (Annibal) XXVII, 163. 216. XXIX, 7. 99. XXXI, 215. XXXVII, 264. 367. 380. XXXIX, 14. 295.
Carraccio (Auguſtin) XLIII, 107.
Carraccio (Ludovico) XLIII, 107.
Carſtens (Asmus) Jacob), Mahler aus St. Jürgen bei Schleswig XXXI, 156. 219. XXXII, 172.
Carteret (Antoine), Mahler zu Hanau XLIII, 378.
Carteſius, ſ. Descartes.
Cartouche (Louis Dominique) IV, 169. XIX, 315.
Carucci (Jacob) von Pontormo, Mahler zu Florenz XXXV, 243.
Carus (Karl Guſtav), Hof- und Medicinalrath, Leibarzt des Königs von Sachſen XXXII, 155. 217. 220. L, 157. 244. LV, 183. 312.
Carvalho e Sampayo (Diego [illegible]) LIV, 228—235. 249.
Caſa (Cecchino della) XXXII[illegible]
Cäſar (Julius) I, 217. 234. [illegible] IV, 304. XXXIV, 13. XXXV, 60. XXXVI, 10. 76. XLI, 105. XLIX, 191. 197. LIII, 68.
Caſcio (Francesco) XXXVII, 221.

Caspers (...), Schauſpielerin XXXI, 90.
Caſſas (Louis François), franzöſiſcher Architekt XXIX, 82. 87—91.
Caſſel (Auguſte Friederike Chriſtiane, Kurprinzeſſin von Heſſen), Tochter Friedrich Wilhelms II, Königs von Preußen II, 152. XXXII, 37. 38. 83. 132.
Caſtel (Louis Bertrand) LII, 288. 306. LIV, 136. 145—154. 158. 179. 185.
Caſtel Pagano (Duca di) XXXVII, 234.
Caſtello, ſ. Bernardi.
Caſti (Abbate Giovanni Battiſta) XXIX, 54. 81. XXXII, 73. XXXIX, 221—225.
Caſtiglione (Giovanni Benedetto), Thiermahler XXXIX, 229. XLIV, 220.
Caſtoro (Francesco), Goldſchmied zu Siena XXXIV, 27.
Catalani (Angelica), verehelichte Valabrègue, Sängerin XLVII, 174.
Catel (Ludwig), Architekt und akademiſcher Künſtler zu Berlin XXXI, 117.
Catharina, ſ. Katharina.
Cathcart (Frau...v.), und deren Sohn und Tochter XLIII, 63.
Cato IV, 316. XXXVI, 55. 65.
Catullus (Cajus Valerius) XXXIII, 72.
Cavaceppi (Bartholo), Bildhauer zu Rom XXIX, 292.
Cavaletti (Scipio), Miniaturmahler zu Bologna XXXIV, 28.
Cavino (Giovanni), Medailleur aus Padua XLVI, 132.
Caylus (Anne Claude Philippe de Tubières, Graf v.) XXV, 158. XXXI, 98. XXXVII, 70—71. 75. 92. 93. XLIV, 125. 149.
Cecco (Meiſter) von Ascoli, eigentlich Francesco Stabili XXXV, 358.
Cellarius (Chriſtoph) XXIV, 46. 48.
Cellini (Benvenuto) XXXI, 66. 72. 79. 144. 158. 159. XXXIV. XXXV, 1—297. 301—304. 306. 307. 316—318. 320. 326. 327. 330—333. 336. 349—391. XLIII, 83. 89. XLV, 420. LIII, 137.
Cellini's Vater Johann XXXIV, 12—35. 39. 42. 49. 50. 59. 62. 112—114. 116. 117.

Cellini's Mutter Eliſabeth, Tochter des Stephan Granacci XXXIV, 17. 18. 21.
Cellini's Bruder Franciscus, genannt Cecchino XXXIV, 26. 31. 113. 117. 118. 138—148.
Cellini's Schweſter Coſa XXXIV, 18. 114.
Cellini's Schweſter Liberata oder Reparata XXXIV, 18. 117. 251. XXXV, 15. 23. 140. 146. 156. 160. 171. 172. 174.
Cencio, Sohn der Gambetta, Cellini's Lehrling XXXV, 160. 170. 171.
Cencio oder Vincenzio Romoli, Cellini's Diener; ſ. Romoli.
Centano (Andrea) XXXIV, 315. 311.
Cervantes Saavedra (Miguel de) XLVI, 362.
Ceſano (Gabriel Maria da) XXXV, 10—13.
Ceſarini (Gabriel), Gonfaloniere von Rom XXXIV, 68.
Ceſi (Agnolo von) XXXIV, 291.
Ceſtius (Cajus) I, 241. XXVII, 211. XXIX, 171.
Chaban (François Louis René Mouchard, Graf v.), General-Intendant der Finanzen von Frankreich XLVI, 76.
Chabanon (Mich. Paul Guy de) XLVI, 76.
Chakani Hakaiki, eigentlich Effaleddin Hakaiki, perſiſcher Dichter VI, 92.
Chambre (Marin Cureau de la) LIII, 208—214. 227.
Championnet (Jean Etienne), franzöſiſcher General XXXVII, 312. 313.
Chaptal (Jean Antoine), Graf von Chanteloup XXXVII, 318.
Chardin (Jean) VI, 216. 217. XXXII, 92.
Chardin (Jean Baptiſte Simeon) franzöſiſcher Mahler XXXVI, 258. 261. 275. 276. 283.
Charlotte (Werthers Lotte) zu Wetzlar, ſ. Goethe's Freundin Charlotte.
Charpentier (Joh. Friedr. Wilhelm v.), Berghauptmann zu Freiberg XXXII. 84. 119. LI, 66. 103. 130.
Chaſles (Ph.), Verfaſſer des Aufſatzes La Conciergerie in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I. XLVI, 183.
Chateaubriand (François Auguſte, Vicomte de) XXXIX, 259. 260. XLVI, 175. 191.
Chatelet (du), ſ. Du Chatelet.

sechszehn Orte, von denen man nichts weiß, und achtunddreyßig Jahre, von denen man nichts erfährt, geben die beste Gelegenheit, sich mit den Kindern Israel in der Wüste zu verirren.

Wir setzen die Stationen der Geschichtserzählung, welche durch Begebenheiten merkwürdig geworden, den Stationen des Verzeichnisses entgegen, wo man dann die leeren Orts-Namen sehr wohl von denen unterscheiden wird, welchen ein historischer Gehalt inwohnt.

Stationen der Kinder Israel in der Wüste.

Geschichtserzählung nach dem II. III. IV. V. Buch Mose.	Stationen-Verzeichniß nach dem IV. Buch Mose 33. Capitel.
	Raemses.
	Suchoth.
	Etham.
Hahiroth.	Hahiroth.
	Migdol.
	durch's Meer
Mara, Wüste Sur.	Mara, Wüste Etham.
Elim.	Elim. 12 Brunnen.
	Am Meer.
Wüste Sin.	Wüste Sin.
	Daphka.
	Alus.
Raphidim.	Raphidim.
Wüste Sinai	Wüste Sinai.
Lustgräber.	Lustgräber.

Chettaj (der König von) VI, 148.
Chaucer (Geoffroy) XXXIII, 62.
Chauffiel, lies Gauffier.
Chaumeix (Abraham Joſeph de) XXXVI, 193. 194.
Chauſſée (Pierre Claude Nivelle de la) XXIV, 143.
Chenier (Marie Joſeph de) XLVI, 160.
Cherubino (...), Goldſchmied XXXV, 15. 20—23.
Cheſelden (William) LV, 138.
Cheſter-Morehall (...) LIV, 199.
Chiabran (...) XXXVI, 36.
Chiavelluzzi (Pietro) XXXIV, 338.
Chigi (Auguſtin) von Siena XXXIV, 53.
Chigi (Gismondo), des Vorhergehenden Bruder XXXIV, 53.
Chigi (Portia), des Vorhergehenden Gattin XXXIV, 53—58. 68. XXXV, 353.
Chigi (Sigismund Maria Joſeph, Fürſt) XXVIII, 5.
Childerich, König der Franken XXXIX, 329.
Chioccia (Bartholomäus), ſ. Perini.
Chladni (Ernſt Florenz Friedrich) XXXII, 115. 123. 161. L, 31. 32. LI, 69. LV, 30. 45. 46.
Chlodowig, König der Franken XXXIX, 365.
Chlumcansky (Wenzel Leopold) Ritter von Preſtawlk und Chlumcan, Fürſt-Erzbiſchof von Prag in den J. 1814—1830. XLV, 395.
Chodowiecki (Daniel Nicolaus) Mahler und Kupferſtecher XV, 283. XXVI, 228. XXXIX, 79.
Chosru II, mit dem Beinamen Nuſchirvan, der 22ſte König aus dem Stamme der Saſſaniden VI, 78.
Chosru Parvis, des Vorhergehenden Enkel, und Schirin VI, 23. 31. 56. 237.
Chriſt (Joh. Friedrich), Profeſſor der Dichtkunſt zu Leipzig XXV, 158. XXXVII, 53. 88.
Chriſten (Karl Andreas), Specereyhändler in Urſern an der Matt XLIII, 193.
Chriſtian VII, König von Dänemark XXVI, 62.
Chriſtine (Marie), Erzherzogin von Oeſterreich; ſ. Albert, Herzog von Sachſen-Teſchen.

Chryſoſtomus (St. Johannes) XXXI, 204. XLIX, 197.
Cibo Malaſpina (Innocenz), Cardinal XXXIV, 67.
Cibo (Lorenz), des Vorhergehenden Bruder XXXIV, 218.
Ciccio (Don), ſ. Arrighini.
Ciccolini (Ludovico), vormaliger Malteſer-Ritter, Director der Sternwarte zu Bologna, dann zu Rom L, 174—179. 182.
Cicero (Marcus Tullius) XIV, 95. XXV, 66. 208. XXVI, 147. XXIX, 14. 15. XXXI, 196. XXXII, 249. XXXIII, 30. XXXVI, 183. 191. XXXVII, 96. 161. 169. 187. 199. XXXIX, 285. XLVI, 93. XLIX, 200.
Cicognara (Graf Leopold) XXXII, 105.
Cid, Trauerſpiel; ſ. Corneille.
Cimabue (Giovanni), Mahler zu Florenz XXXV, 304.
Cimarosa (Domenico), Componiſt aus Neapel XXIX, 19. XXX, 251. XXXI, 19.
Cirillo (...), Arzt zu Neapel XXXVII, 127. 128.
Ciſti (...), italiäniſcher Hauptmann XXXIV, 139.
Clairaut (Alexis Claude) LIV, 202.
Clairfait, ſ. Clerfayt.
Clairon (Claire Joſephe Legris de la Tude), franzöſiſche Schauſpielerin XXXVI. 8. 47. 77—79.
Clam-Martinitz (Karl, Graf von und zu), k. k. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer XLV, 378.
Clariſſa Roman; ſ. Richardſon.
Clarke (Samuel) XXVI, 167. LIV, 65. 105. 106.
Claude Gelée, genannt Lorrain, Landſchaftmahler XXVII, 276. XXVIII, 91. XXIX, 7. XXXI, 248. XXXII, 108. XXXVII, 111. 126. 150. 346. 369—371. 373. 379. XLIII, 102. 101. XLIV, 226. 228—230. 235.
Claudius (Matthias), genannt Aſmus oder der Wandsbecker Bote XXIX, 106. 112. XXXIII, 58. XLIV, 269.
Claudius (Tiberius) Druſus Cäſar XXXVII, 139. XLIV, 196.
Clavijo y Flarardo (Don Joſeph) XXVI, 341.
Clavius (Chriſtoph), Mathematiker aus Bamberg, Profeſſor zu Rom L, 177.

Cleaveland (Parker), Profeſſor der Mathematik, Chemie und Mineralogie zu Boſton L, 123.
Clemens VII, (Papſt) Julius von Medicis XXXIV, 37. 54. 55. 61. 67. 98. 101—111. 120. 121. 174. 137. 146. 148—164. 167—179. 193—195. 202—207. 252. 256. 260. 265. 266. 270. 305. 308. 310. XXXV, 182. 348. 349. 385.
Clemens VIII, (Papſt) Hippolyt Aldobrandini XXIX, 204—208.
Clemens XI, (Papſt) Joh. Franz Albani XXXI, 159.
Clemens XIII, (Papſt) Rezzonico XXIX, 285. XXXVII, 134.
Clemens Wenzel, Kurfürſt von Trier, Sohn Friedrich Auguſts II, Kurfürſten von Sachſen XXX, 181.
Cleobulus III, 105.
Cleopatra XXVI, 218. XXVII, 135.
Clerfayt (François Sebaſtian Charles Joſeph de Croix, Graf) XXX, 52. XXXI, 52.
Cleriſeau (Charles Louis), franzöſiſcher Architekt und Landſchaftmahler XXVII, 267.
Cleveland XLVIII, 22; lies Cumberland (Richard).
Clitus, Alexanders des Großen Milchbruder VI, 96—99.
Clodius (Chriſtian Auguſt), Profeſſor der Philoſophie zu Leipzig, Verfaſſer des Luſtſpiels: „Medon oder die Rache des Weiſen" XXV, 136. 138—141. 241.
Cloots (Baron v.), unter dem Namen Anacharſis Cloots bekannt III, 195. XLVI, 205.
Clouet (Albert), Kupferſtecher aus Antwerpen LIII, 204.
Cluver (Philipp) XXXVII, 193.
Coburg (Ernſt, Herzog zu Sachſen-) XXXII, 17.
Cochem (Pater Martin v.) XVI, 285.
Cochin (Karl Nicolaus), Sohn, Kupferſtecher zu Paris XXXVII, 122.
Coiter (Volcher) Arzt und Anatom zu Gröningen in Friesland LV, 201.
Colbert (Jean Baptiſte) LII, 340. LIV, 143.
Cölla, ſ. Kölla.
Collicini (...), Architekt zu Neapel XXXVII, 245. 258. 300. 301. 304.
Collin (Heinrich Joſeph v.) XXXIII, 199—204.

Collin (...), Bijouterie-Fabricant zu Hanau XLIII, 378.
Colloredo-Mannsfeld (Hieronymus Graf), k. k. Feldzeugmeiſter XLV, 378.
Cöln (Wilhelm v.), ſ. Köln.
Colomba (Joh. Baptiſt Innocenz), Baumeiſter und Decorationsmahler zu Stuttgart XLIII, 105.
Colonna (Fürſt) XLIV, 196.
Colonna (Stephan), Herr von Paleſtrina XXXV, 190.
Columbus XXXIII, 6. XXXVII, 38. L, 161. LIV, 12.
Comazzo, luc's Lomazzo.
Comenius (Joh. Amos) XXIV, 49. XXVI, 271. XXVII, 280.
Cominale (Celeſtine) LIV, 168.
Compter (Joh. David Gottlob) XXXII, 142. 165.
Conciergerie (la), Aufſatz in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I; ſ. Ebasles.
Concino (Bartholomäus), Secretär Cosmus I, Großherzogs von Florenz XXXV, 291.
Condé (Louis de Bourbon, Prinz v.), mit dem Zunamen der Große XXX, 275.
Condé (Louis Henri Joſeph, Herzog von Bourbon) XXX, 3.
Condorcet (Marie Jean Antoine Nicolas Caritat Marquis v.) III, 198. XLVI, 205.
Configliacchi (Luigi), Profeſſor der Phyſik zu Pavia XXXII, 110.
Conradi (Joh. Michael) LIV, 114.
Conradin von Schwaben XXIX, 14.
Conſtant de Rebecque (Benjamin) XXXI, 173. 174.
Conſtantia, Gemahlin Kaiſer Heinrichs VI, XXXVII, 190.
Conſtantin (C. Flavius Valerius Aurelius Claudius) der Große, griechiſcher Kaiſer, und deſſen Mutter Helena XXXVIII, 215. XLIII, 398. XLIV, 171. XLV, 195. XLIX, 191.
Conſtantin XI, Monomachus, griechiſcher Kaiſer XXXVII, 173.
Conſtantin, Prinz zu Sachſen-Weimar; ſ. Weimar.
Conſtanzi (Cavaliere...), Steinſchneider XXXVII, 386.
Conta (Karl Friedr. Anton v.), geh. Legationsrath, nachmals Vicepräſident der Landes-Direction zu Weimar XXXII, 152. 181.

Conteſſa der jüngere (Karl Wilhelm Salice), Verfaſſer des Luſtſpiels: „Das Räthſel" XLV, 30.
Conti (Innocentio), kaiſerlicher General XLV, 370.
Contogiakupis, ſ. Kontogiakupis.
Converſini (Benedetto) Gouverneur von Rom und Biſchof von Jeſi XXXIV, 305. 339. 340.
Cooper (James Fenimore) XLV, 421. XLVI, 98.
Copernicus (Nicolaus) II, 235. III, 65. LIII, 133. 165. 167. LIV, 27. 117.
Coran, ſ. Koran.
Corap, ſ. Koraïs.
Corbié (...) XXXVI, 88.
Corbière (...), Commandant von Verdun XXX, 127.
Cordap d'Armans (Marie Anne Charlotte) XLVI, 188.
Cornaro (Francesco), Cardinal XXXIV, 210—211. 225. 349. 335—337. 343—345. 353. XXXV, 7.
Cornaro (Marco), des Vorhergehenden Bruder, Cardinal XXXIV, 68.
Corneillan (Pierre, Graf v.), k. preußiſcher Kammerherr XXXI, 248. XXXII, 17.
Corneille (Pierre) XVIII, 288. XXIV, 170. 171. XXVI, 58. 66. XXXI, 245. XXXIII, 218. XLV, 181. XLVI, 160. 163. 179. 216. XLIX, 45.
Cornelius Nepos XXIV, 37.
Cornelius (Peter), Mahler aus Düſſeldorf, nachmals Director der Akademie zu München XXXII, 66. 104. XLIII, 331. XLVI, 169.
Corpus Juris VIII, 37. XXIV, 230. XXVI, 44. XXXVII, 89. XLII, 43.
Correggio (Antonio Allegri), Mahler XXVIII, 68. XXIX, 291. XXXI, 215. XXXV, 303. XXXVI, 285. XLIII, 418. LII, 330.
Cort (Cornelius), Kupferſtecher aus Hornes in Holland XXXIX, 181. XLIV, 228.
Corteſi (Tommaſo) von Prato, päpſtlicher Kanzler XXXIV, 133.
Cortona (Peter von), ſ. Berettini.
Cosmas, böhmiſcher Geſchichtſchreiber XLV, 380.

Cosmus von Medicis, ſ. Mediceer.
Cotin (Charles) XXXVI, 195.
Cotta (Heinrich), Forſtmeiſter zu Eiſenach, nachmals Oberforſtrath und Director der Forſt-Akademie zu Tharandt XXXI, 255. XXXII, 85.
Cotta von Cottendorf (Johann Friedrich Freiherr) XXXI, 74. XXXII, 33. 45. XLIII, 89. 118. 119. 134. 135. 172. 215—217. XLIV, 78.
Coudenhoven (...v.), geb. Gräfin von Hatzfeld XXX, 203. 204. XXXI, 67.
Coudray (Clemens Wenzeslaus) Oberbaudirector zu Weimar XXXII, 125. 203. XLIV, 161—165.
Couſin (Victor) XLVI, 261. XLIX, 142. L, 191.
Cowper (Lord...) XXXVII, 223. 332.
Cramer (Karl Friedrich), Profeſſor der Philoſophie zu Kiel XXXIII, 60.
Cramer (Ludwig Wilhelm), naſſau-uſingiſcher Oberbergrath XXXII, 90. 99. XLIII, 334.
Cranach (Lucas Müller, genannt), Mahler XXXIX, 277—278. 280. XLIII, 341. XLV, 393.
Cranach (Lucas Müller, genannt), des Vorhergehenden Sohn, Mahler XXXIX, 278—280.
Cranz, ſ. Kranz.
Crates III, 105.
Crebillon (Proſper Jolyot de) XXVII, 127.
Crebillon (Claude Proſper Jolyot de), des Vorhergehenden Sohn XXXIII, 53. XXXVI, 8.
Crell (Lorenz Florenz Friedrich v.), Profeſſor der Medicin zu Helmſtädt XXXI, 209. LIV, 245.
Crescimbeni (Giovanni Maria) XXIX, 218.
Cretzſchmar (Philipp Jacob) Doct. Med. und praktiſcher Arzt zu Frankfurt a. M. XLIII, 365.
Creuz anſtatt Kreutz (Friedr. Karl Caſimir, Freiherr v.) XXIV, 122. XXXIII, 114.
Creuzer (Georg Friedrich), Profeſſor der Beredſamkeit und Dichtkunſt zu Heidelberg XXXI, 261.
Croce (Baccino della) XXXIV, 138. 179.

Croix (C. G. J. C. de St.) XXXII, 71.
Cromwell (Oliver) LIV, 9.
Cromwell (Richard), des Vorhergehenden Sohn LIV, 18.
Cronegk (Joh. Friedrich, Freiherr v.) XXV, 141.
Crusius (Christian August) XXV, 98.
Cumberland (Heinrich Friedrich, Herzog v.) Bruder Georgs III, Königs von England XXXVII, 331.
Cumberland (Wilhelm August, Herzog v.), Sohn Georgs II, Königs von England III, 195. XLVI, 205.
Cumberland (Ernst August, Herzog v.), Sohn Georgs III, Königs von England IV, 166. 186. XXXII, 102.
Cumberland (Friederike Caroline Sophie Alexandrine, Herzogin v.), des Vorhergehenden Gemahlin, Tochter des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz. Wittwe 1) des Prinzen Ludwig von Preußen, und 2) des Prinzen Fr. Wilhelm von Solms IV, 166. 186. XXX, 277. XXXII, 15. 102.
Cumberland anstatt Cleveland (Richard), Verfasser des Lustspiels „Der Westindier" XLVIII, 22.
Cuper (Gilbert) XLIV, 196.
Curland (Anne Charlotte Dorothea, Herzogin v.) XXXII, 31. 169. 181.
Curland (Fürst Biron v.) IV, 109. 180.
Custine (Adam Philipp, Graf v.) XXX, 158. 159. XLIII, 56.
Cuvier (Georg Leopold Christian Friedrich Dagobert, Baron v.) XXXII, 14. XLIII, 120. XLIV, 68. L, 197—244. LII, 286. LV, 283. 313.
Czernitscheff (...), k. russischer Vice-Admiral XXXVII, 226.
Czerny Georg (Georg Petrowitsch, genannt), Fürst von Serbien XLVI, 307. 327—329.

D.

Dacheröden (Karl Friedrich, Freiherr v.), und dessen Familie zu Erfurt XXVIII, 107.
Dädalus, Bildhauer XXXVII, 183. XLIV, 242.
Dagobert I, König von Frankreich XXXIX, 365.
Dalberg (Karl Theodor Anton Maria, Freiherr von und zu), Coadjutor, und dann Kurfürst zu Mainz, Fürst Primas

und Großherzog von Frankfurt XXVIII, 107. XXXII, 337. XLIII, 366. 372. LIV, 294.
Dalberg (Joh. Friedr. Hugo, Freiherr von und zu) XXIX, 133.
Dalberg (Wolfgang Heribert, Freiherr von und zu) XXXI, 46.
Dalham a S. Thereſia (Florian) LIV, 179.
Damiens (Robert François) XIX, 315.
Damme (... van.) XXXIX, 322.
Dan (...), engliſcher Landſchaftmahler XXXVII, 373.
Dangeville (Marie Anne Botot) franzöſiſche Schauſpielerin XXXVI, 77—79. 93.
Daniell (Fr.) LI, 252.
Danielle (Ciccio), k. neapel'ſcher Miniſter-Secretär XXXVII, 272. 289. 291. 292. 297.
Dannecker (Joh. Heinrich), Bildhauer, Hofrath und Profeſſor zu Stuttgart XXXI, 74. 124. XLIII, 82. 87. 89. 93. 103. 114. 129. 134.
Dante Alighieri III, 273. XXIX, (Goethe über die Divina Commedia 53.) 219. XXXII, 194. XXXIII, 205. XXXIV, 242. XXXV, 84. 304. XXXVI, 166. XXXVIII, 242. XLV, 291. 292. 410. XLVI, (Ueberſetzung von Streckfuß 273—277. XLVIII, 170. XLIX, 45.
Danti (Vincenzio) von Perugia, Bildhauer, Erzgießer, Architekt und Goldſchmied zu Florenz XXXV, 276.
Danton (George Jacques) III, 195. XLVI, 205.
Dapper (Olivier) XXVI, 143.
Darius I, König von Perſien VI, 26. 252.
Darius III, Codomannus, König von Perſien VI, 26. XXVII, 132.
Darjes (Joachim Georg) XXV, 10.
Darmſtadt (Ludwig, Erbprinz von Heſſen-) XXXVII, 107. 108.
Darmſtadt (Chriſtian Ludwig, Landgraf von Heſſen-) XXXIX, 320.
Darmſtadt (Ludwig VIII, Landgraf von Heſſen-) XXIV, 309.
Darmſtadt (Ludwig X, Landgraf von Heſſen-) II, 143. XXX, 277. 288. XXXI, 67. XLIII, 385.
Darmſtadt (Caroline, Landgräfin von Heſſen-, Pfalzgräfin zu Zweibrücken, des Vorhergehenden Mutter XXVI, 113. 203.

Darnſtedt (Joh. Adolph), Kupferſtecher zu Dresden XLIII, 314.
Darwin (Erasmus) LIV, 235. 238.
Darwin (Robert Waring) LII, 15. LIV, 194. 235—239.
Daßdorf (Karl Wilhelm), Bibliothekar zu Dresden XXXVII, 13.
Datt (Joh. Philipp) XXVI, 123.
Daub (Karl), Profeſſor der Theologie zu Heidelberg XXXI, 361.
Daubenton (Louis Jean Marie) L, 207. 214—217. LIV, 112. LV, 201. 217. 252.
Daun (Leopold Joſeph Maria, Reichsgraf v.) XXIV, 73.
Dauthe (Joh. Karl), Baumeiſter und Kupferſtecher, Baudirector zu Dresden XLIII, 225.
David (Jacques Louis), franzöſiſcher Mahler XXIX, 70. XXXV, 313. XXXVII, 383. XXXIX, 244. XLVI, 190.
Davila (Arrigo Caterino) XXXVII, 222.
Dawe (George), engliſcher Mahler XXXII, 199.
Decandolle, ſ. Candolle.
De Dominis, ſ. Dominis.
Deffant (Marie de Vichy Chamroud, Marquiſe du) XXXVI, 211.
Degerando, ſ. Gerando.
Dehn (...) XXIX, 92. XLIV, 73.
Deiker (Friedrich), Mahler aus Hanau XLIII, 378.
Delacroix (Eugène), franzöſiſcher Mahler XLVI, 129. 165—169.
De Lahire, ſ. Lahire.
Delane (Salomon) engliſcher Landſchaftmahler XXXVII, 372.
Delaval (Eduard Huſſey) LII, 232. LIII, 213. LIV, 245—251.
Delavigne (Jean François Caſimir), Verfaſſer der Tragödie Le Paria XLV, 342.
Delbrück (Friedrich Ferdinand), Profeſſor der ſchönen Literatur zu Bonn XLV, 315.
Delf (Demoiſelle...) zu Heidelberg XXX, 327. 329. XLIII, 62. XLVIII, 60—63. 187—192.
Delille (Jacques) VI, 339.
Delphin (...), Ballettänzerin XXXIII, 66.
Demetrius, Bildhauer von der Inſel Aloperia XXXVII, 43.
Demmer (...), Schauſpieler XLIII, 34.
Demokrit III, 106. L, 39. LIII, 17. 18.

Demoſthenes XXXVI, 122.
Denis (Michael) XXXIII, 68—75.
Denkmals (Verfertiger der bronzenen Abbildung des) bei Igel, ſ. Zumpft und C. Oſterwald.
Denzel (Georg Friedrich), franzöſiſcher General XXXII, 3.
Deny (Wilhelm), Schauſpieler XIII, 249. XXXII, 75.
Derones, Goethe's Geſpiele; ſ. Goethe's Geſpiele Derones.
Derſchau (Karl Friedrich v.) XXXIII, 66.
Desaguliers (Joh. Theophilus) LIV, 63. 75—85. 90—94. 105. 129. 205.
Deſair de Voygour (Louis Charles Antoine) III, 195. XLVI, 206.
Descartes (René) XLVIII, 11. L, 126. LII, 54. LIII, 178. 193—197. 208. 215. 227. 235. 236. 239. 243. 244. 247. 258. LIV, 16. 36. 38. 47. 104. 106. 131. 146. 172. LV, 69.
Deſchamps (...), franzöſiſche Schauſpielerin XXXVI, 53.
Deſeſſart (...) XXXVI, 211.
Desmareſt (Nicolas) LI, 130. 134.
Desmarets, ſ. Marés.
Despretz (C.), Profeſſor der Phyſik zu Paris L, 168.
Deſſau (Franz Leopold Friedrich, Herzog v.) XXV, 141. 181. XXXVII, 62. 66.
Destouches (André Cardinal), General-Inſpector der Oper zu Paris XXXVI, 112.
Destouches (Pierre Néricault) XXIV, 143. XXVI, 62. XXXVI, 164.
Devonſhire (... Herzogin v.) XXXII, 168.
Devrient (Ludwig), Schauſpieler XLV, 106.
Dibbetz (A. H.), zu Leyden XXXIX, 323.
Diderot (Denys) [auch als Verfaſſer von „Rameau's Neffe"] XXIV, 148. XXVI, 62. 195. XXX, 195. XXXI, 79. 181. XXXII, 189. XXXVI, 1 ff. 157 ff. 182. 190—194. 204 ff. 215 ff. XLV, 155. XLVI, 65—74. 80—84.
Diede (...v.) auf Ziegenberg, Geſandter zu Regensburg, und deſſen Gattin XXIX, 283—285.
Diego, ein Knabe zu Rom XXXIV, 78—82.
Diego (Don...), ſpaniſcher Edelmann XXXIV, 275—277.

Hazeroth.	Hazeroth.
	Rithma.
Kades in Paran.	Rimmon Parez.
	Libna.
	Riſſa.
	Kehelata.
	Gebirg Sapher.
	Harada.
	Makheloth.
	Tahath.
	Tharah.
	Mithka.
	Haſmona.
	Moſeroth.
	Bnejaekon.
	Horgidad.
	Jathbatha.
	Abrona.
	Ezeongaber.
Kades, Wüſte Zin.	Kades, Wüſte Zin.
Berg Hor. Gränze Edom.	Berg Hor, Gränze Edom.
	Zalmona.
	Phunon.
Oboth.	Oboth.
	Jijm.
	Diben Gad.
	Almon Diblathaim.
Gebirg Abarim.	Gebirg Abarim, Nebo.
Bach Sared,	
Arnon dieſſeits.	
Mathana.	

Na-

Dies (Albert Christoph), Landschaftmahler aus Hannover XXIX, 39.
Dieterich (... v.) zu Reichshofen im Elsaß XXV, 335—336.
Dietrich (Christian Wilhelm Ernst), Mahler aus Weimar, Professor bei der Akademie der Künste zu Dresden und Director der Zeichen- und Mahlerschule zu Meissen XXXVII, 33. 379.
Dietrich, Professor zu Kommothau; s. Dittrich.
Diez Heinrich Friedrich v.) VI, 225—235. XXXII, 93. 106.
Dilaram, s. Behramgur.
Dillon (...), geb. d'Alston, und deren Tochter XLIII, 165.
Dio Cassius XXIX, 201.
Diocletian (C. Valerius), römischer Kaiser XXIX, 65.
Diodorus, genannt Siculus XXXVII, 165. 168. 182. 185. 186. 190.
Diogenes Laertius XLVI, 52. 53.
Diogenes aus Sinope II, 129. 274. III, 104. XXI, 45. XXXVI, 10. 150—152.
Diogg (...), Mahler aus Ursern im Kanton Uri XLIII, 163.
Dionys der ältere, Beherrscher von Syrakus XXXVII, 198. 200. 201.
Dionys von Halikarnaß XXXII, 192.
Ditters von Dittersdorf (Carl), Componist XXX, 254. XXXI, 19. 20.
Dittmar (Sigismund Gottfried), Professor und Consistorial-Secretär zu Berlin XXXII, 154. 209.
Dittrich (Anton), Professor am Gymnasium zu Kommothau XXXII, 85. 150.
Dlabatsch, eigentlich Dlabac (Joseph), Professor am Gymnasium zu Pisek XLV, 378.
Dlask (Laur. Albert) XXXII, 213.
Döbereiner (Joh. Wolfgang), Hofrath und Professor der Chemie zu Jena XXXII, 67. 79. 99. 109. 111. 137. 218. LI, 150. LV, 5.
Dobrowsky (Abbé Joseph), zu Prag XLV, 379. 380. 385. 400.
Dodd (...) XXVI, 72.
Dohm (Christian Wilhelm v.), und dessen Gattin XXX, 203.

Dollond (John) XXXVII, 213. LIV, 5. 197. 200. 260.
Dolomieu (Deodat Guy Silvain Tancrede Gratet de LI, 151.
Dombild zu Köln, ſ. Wallraf.
Dominichino, eigentlich Dom. Zampieri, Mahler aus Bologna XXVII, 163. 216. XXXI, 215. XXXVII, 367. 380. XLIV, 228. 234. XLIX, 57.
Dominis (Marcus Antonius de) LIII, 174—183. 196. 202. LIV, 31. 32. 36. 310.
Domitianus (Titus Flavius Sabinus) XXXII, 83.
Don (David) LV, 103.
Donatello (Donat di Betto Bardi, genannt), Bildhauer und Baumeiſter zu Florenz XXXV, 149. 176. 305. 350.
Donati (Bartolus), genannt Venezjano, Mahler XXXVIII, 216.
Dönhoff (Graf...) auf Dönhoffſtadt, zu Berlin XXXVII, 234.
Donnino anſtatt Domino (...), Goldſchmied aus Parma XXXIV, 155.
Dorat (Claude Joſeph) XXXVI, 89. 164. 165.
Doria (Joh. Andreas), Fürſt von Landi, Pamfili und Melfi XXIX, 296.
Dorigny (Nicolas), franzöſiſcher Kupferſtecher XXIX, 25. 27.
Döring (Heinrich) XXXII, 192.
Douglas (D.) LV, 105.
Dow (Gerard), Mahler aus Leyden XXVIII, 61.
Dreyßig (Karl Ehrenfried), Kaufmann und Handelsgärtner zu Tonndorf bei Weimar III. 51.
Drollinger (Karl Friedrich) XXIV, 122.
Drouais (Jean Germain), franzöſiſcher Mahler XXIX, 71. 277.
Drouet (Jean Baptiſte), Poſtmeiſter von St. Ménéhould XXX, 43. 94.
Drouineau (Guſtave), Verfaſſer des Aufſatzes Une Maison dans la Rue de l'école de Médecine in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I. XLVI, 187.
Druſus Nero Claudius, römiſcher Conſul XXX, 322.
Dſchami (Mewlana) perſiſcher Dichter V, 174. VI, 66. 68. 71. 79. 108. XXXII, 136.
Dſchelal-eddin Rumi (Mewlana) eigentlich Mohammed, Sohn

Mohammeds von Balch, perſiſcher Dichter, Verfaſſer des Gedichts „Mesnewi“ V, 90. VI, 58—60. 68—69. 83. 108. XXXII, 136.
Dſchemil und Boteinah V, 49. VI, 78. 128.
Dſchemſchid, König der Perſer VI, 253.
Dſchengis Chan VI, 55. 59. 61. 187.
Du Bartas, ſ. Bartas.
Du Chatelet (Gabrielle Emilie de Preteuil, Marquiſe LIV, 134.
Duclos (Charles Pineau) XXXVI, 18. 81. 190. 191.
Duſay (Charles François de Ciſternay) LIV, 143—146. 185.
Duſougerais (Baron Benjamin François la Douepe) LIV, 203.
Dughet (Kaſpar), genannt Pouſſin, Landſchaftmahler XXXVII, 346. 367. 372. XL, 299. XLIV, 226. 229. 230.
Duhamel de Monceau (Henri Louis) XXXVI, 116.
Du Hamel (Jeb. Baptiſte), ſ. Hamel.
Dujardin, ſ. Jardin.
Dumanoir (Graf...) XXXI, 44.
Dumeitz (Friedrich Damian) Dechant von St. Leonhard zu Frankfurt a. M. XXVI, 221.
Dumenil (Marie Françoiſe), franz. Schauſpielerin XXXVI, 47.
Dumont (Pierre Joſeph) XXXII, 176.
Dumouriez (Charles François) III, 195. XXX, 44. 54. 57. 58. 67. 79. 93. 100. 178. XXXI, 55. XXXV, 370. XLIII, 10. XLVI, 205.
Duncan (Lord Viscount Adam), engliſcher Admiral III, 196. XLVI, 206.
Dunch, Georg Petr. Domcius LIV, 107.
Duni (Egidio Romuald) XXXVI, 109. 113. 124. 137. 142. 166.
Dunker (drei Gebrüder) XXXVII, 116.
Dunker (Balth. Ant.), Landſchaftmahler und Kupferätzer XXXVII, 117—120.
Dupré (...), Schauſpieler XLIII, 35.
Durand (Auguſt) Schauſpieler XXXII, 74. 75.
Durand (Jean Nicolas Louis), Profeſſor der Baukunſt zu Paris XXXII, 203.
Durante (Duranti) von Breſcia, Kämmerer des Papſtes Paul III. XXXIV, 265. 266. 371—373.

Dürer (Albrecht), Mahler I, 319. XIII, 131. XXVII, 161. XXIX, 287. XXXI, 216. XXXII, 39. 50. XXXV, 302. 384. XXXIX, 355. XLIII, 380. 417. 420. 421. XLIV, 21. 224. 259. 240.
Düring (...), Director des muſikaliſchen Kunſtvereins zu Frankfurt a. M. XLIII, 352.
Dürkheim (Franz Chriſtian Eckbrecht, Freiherr v.), meiningiſcher Geheimerath und Oberhofmeiſter XLVIII, 180. 181.
Dürr, lies Storr.
Dürrbaum (Joh. Martin) Cuſtos des oſteologiſchen Muſeums zu Jena LV, 154.
Duſch (Joh. Jacob) XXXIII, 15.
Dutrochet (R. H. Joach.) LV, 106—108. 116.
Duttenhofer (Chriſtian Friedrich), Kupferſtecher zu Stuttgart XLIII, 314.
Duval (Alexandre) XLVI, 135—139.
Duval (Madame Bonne), und deren Tochter Marie, zu Cartigny im Kanton Genf XLVII, 196.
Duvernoy (Joſeph Guichard) LV, 201. 252.
Duck (Joh. Gottfried), Buchhändler zu Leipzig XXXI, 70.
Dyk (Anton van), Mahler aus Antwerpen XVII, 252. XXXIX, 164.

E.

E., ſ. Eckermann.
Eberhard (Joh. Peter) LIV, 178. 183.
Ebert (Carl Egon) XLV, 396. XLVI, 336.
Eberwein (Franz Carl Adalbert), Muſikdirector zu Weimar XXXII, 49. 57. 89. 100. 180. 205. XLV, 61. 76. 283. 313.
Eberwein (Henriette), des Vorhergehenden Gattin, geb. Häſler, Theaterſängerin XIII, 249. XXXII, 49. 75. 130. 205. XLV, 313.
Ebnſund, Muſti V, 36. 37.
Eckermann (Joh. Peter) XLV, 311.
Eckhof (Conrad), Schauſpieler XXVI, 195. XLIX, 171.
Edda XXVI, 142.
Edelinck (Gerard), Kupferſtecher XXXV, 311.
Eduard I, König von England LIII, 91.

Eduard VI, König von England LIV, 12.
Eduard (Carl), Enkel Jacobs II, Königs von England, bekannt unter dem Namen des Prätendenten XXIX, 227—228. 247.
Egerton (Francis Henry), Herzog von Bridgewater XXXII, 145.
Egloffstein (Caroline v.), geb. von Jussieu XLVII, 181.
Egloffstein (Gräfin Julie v.) III, 97. IV, 125—128. 183—184. XXXII, 202. 205. 220.
Ehlers (Wilhelm), Schauspieler und Sänger XXXI, 90.
Ehrenreich (Joh. Benjamin), Mahler und Kupferstecher XXVI, 187.
Ehrmann (Joh. Christian), Professor der Anatomie zu Strasburg XXV, 255. XXVI, 9. 19.
Ehrmann (Johann Friedrich), des Vorhergehenden Sohn XXV, 255.
Ehrmann (Johann Christian), Medicinalrath und ausübender Arzt zu Frankfurt a. M. XLIII. 427.
Eichel (Johann) LIV, 240.
Eichenbergische Buchhandlung zu Frankfurt a. M. XXVI, 105.
Eichhorn (Johann Gottfried), Hofrath und Professor der morgenländischen Literatur zu Jena, nachmals zu Göttingen VI, 7. 185. 223. XXXII, 238.
Eichstädt (Heinrich Carl Abraham), geb. Hofrath, Professor und Oberbibliothekar zu Jena XXXI, 164.
Einsiedel (Friedrich Hildebrand v.), weimarischer Geheimerath und Oberhofmeister, Uebersetzer einiger Lustspiele des Terenz XI, 300. XXXI, 19. 90. 118.
Einsiedel (Gräfin Maria v.) IV, 137. 185.
Eisen (Franz oder Carl [?]), Mahler zu Paris XXXIII, 53.
Elgin (Lord...) XXXII, 105. 124. 170. XLIV, 53. L, 106. 107.
Elisa, ehemalige Großherzogin von Toscana; s. Bonaparte (Elisa).
Elisabeth, Kaiserin von Rußland XXXII, 102. 148. XLIV, 220.
Elisabeth, Königin von England XI, 355—359. XXXIX, 163. XLV, 233. LIV, 12.
Elisabeth (Philippine Marie Helene) von Frankreich, Schwester Ludwigs XVI. XXXI, 25.
Eloisa to Abelard, Epistel; s. Pope.

Elphinston (...), Admiral in k. russischen Diensten XXXVII, 340. 341.
Elphinstone (Mountstuart) XXXII, 129.
Elsholz (Franz v.) XLV, 345 - 352.
Elstershofen (Rudolph Nagel v.) VIII, 145. XLII, 184.
Elzheimer (Adam), deutscher Mahler zu Rom IV, 90. 177. XLIV, 9. 170.
Embry* (Arthus Thomas Sieur d') XLIV, 149.
Emilie, des Tanzmeisters Tochter zu Straßburg; s. Goethe's Tanz-Lehrerinnen.
Emmerich Joseph, Freiherr von Breitbach, Kurfürst von Mainz XXIV, 293—295. 299. 301. XXXII, 237.
Emo (Angelo), venetianischer Admiral XXVII, 107.
Empedokles XXXVII, 189. XLIX, 99. LIII, 18—20.
Empfindsame Reisen durch Deutschland, s. Schummel.
Engelbach (...), aus dem Elsaß XXV, 321.
Engelhard (D.), Architekt zu Cassel XXXII, 70.
Engels (Erneſtine), nachmals verehelichte Durand, Schauspielerin XIII, 249. XXXII, 25. 75.
Ens (Fauſtine), Professor zu Treppau XLV, 380.
Enſe (v.), s. Varnhagen.
Enweri (Ewhadeddin), persischer Dichter V, 119. VI, 55—55. 68. 69. 88. 92. 108. XXXII, 136. XLIX, 167.
Epaminondas XLIX, 191.
Epiktet III, 107. XXV, 12. XXXIX, 309.
Epikur III, 106. LIII, 3. 17. 18. 192.
Epimenides III, 103.
Epp (...), Mahler XLIII, 315.
Eranti (...), Mahler aus Sicilien XXXVII, 283.
Erasmus (Deſiderius) von Rotterdam III, 162.
Erdmannsdorf (Friedrich Wilhelm, Freiherr v.) XXV, 181.
Erneſti (Joh. August), Professor der alten Literatur und der Theologie zu Leipzig XVI, 79. XXV, 43. 66. 98.
Erneſti (Joh. Chriſt. Gottlieb), Professor der Beredsamkeit zu Leipzig XXXII, 86. 109.
Ernſt, Erzbischof von Magdeburg, dritter Sohn des Kurfürſten Ernſt zu Sachsen XXXI, 206.

Ernſt, Herzog zu Sachſen-Coburg; ſ. Coburg.
Ernſt, Herzog zu Sachſen-Gotha; ſ. Gotha.
Erthal (Baron v.) ſ. Friedrich C. J., Kurfürſt von Mainz.
Erwin von Steinbach XXV, 273. XXVI, 99. XXXIX, 341—345. 346—349. 352. 370. 371. XLIV, 11.
Erxleben (Joh. Chriſtian Polykarp), Profeſſor der Philoſophie zu Göttingen LIV, 180. 184. 191. 295.
Erzbiſchof von Prag in den Jahren 1625—1667, ſ. Harrach (Ernſt Albrecht, Graf v.)
Erzbiſchof von Prag im Jahr 1826, ſ. Chlumcansky.
Eſchenbach (Wolfram v.) XLIII, 405.
Eſchenburg (Joh. Joachim), geb. Juſtizrath und Profeſſor zu Braunſchweig XXV, 179. XXVI, 72. XXXII, 238.
Eſcher (...), Kaufmann zu Zürich XLIII, 163. 223. 224.
Eſcher (...) des Vorhergehenden Sohn XLIII, 163. 164. 223.
Eſchwege (Wilhelm Ludwig v.), portugieſiſcher Oberſt und General-Berg-Director der Bergwerke in Braſilien XXXII, 213. 214. LI, 51.
Eſpinaſſe (J. J. E. de l') XXXVI, 311.
Eſſedi aus Tus, perſiſcher Dichter VI, 52.
Eſtampes (Anna de Piſſeleu, Herzogin v.) XXXV, 51. 66—68. 73—75. 77—81. 95. 113—118. 123—125. 130. 139.
Eſte (Haus) IX, 97 ff.
Eſte (Hippolyt I. v.), Sohn Hercules I, Cardinal IX, 98.
Eſte (Hippolyt II v.), Sohn Alphons I, Cardinal XXXIV, 292. 298. 299. 301. 316. XXXV, 5. 9—16. 22. 24. 27. 34—44. 48. 50. 53. 54. 66. 68. 107. 108. 110. 124. 130. 132. 139. 140. 143. 166.
Eſte, Alphons I, Herzog von Ferrara XXXV, 26.
Eſte, Hercules II, Herzog von Ferrara XXXV, 26. 28—30.
Eſterhazy von Galantha (Nicolaus Joſeph, Fürſt) XXIV, 289. 329. 330.
Eſterhazy von Galantha (Nicolaus, Graf) XLIV, 220.
Ettling (...), Schöff und Beſitzer einer Gemäldeſammlung zu Frankfurt a. M. XXVI, 187. XLIII, 341.
Eugen, Herzog von Würtemberg; ſ. Würtemberg (Friedr. Eugen.

Eugen (Prinz), ſ. Beauharnois.
Euklides XXIII, 249. XLIX, 112. LIII, 168.
Euler (Leonhard) XXX, 327. LIV, 180. 199. 200. 203. LV. 69. 70.
Euphranor, Mahler und Bildhauer zu Athen XXXVII, 42.
Euripides I, 286. XXXII, 101. XXXIII, 259–275. XXXVII, 98. 218. XXXVIII, 162. XLIV, 116. XLV, 10. XLVI, 5. 7. 29–60. 106. XLIX, 158. L, 128.
Euſtachius (Bartholomäus) LV, 148. 150.
Euſtathius XIII, 49.
Everdingen (Albert v.), Landſchaftmahler XXVII, 32. XXXIX, 225. 227–228.
Ewald (Joh. Ludwig) XLVIII, 44. 49. 54.
Exeter (Lord...) XXXVII, 124. 125.
Eyck (Johann van), Mahler aus Brugges III, 117. XXXII, 103. XLIII, 409–416.

F.

Fabre (....), franzöſiſcher Mahler XXXVII, 382.
Fabre d'Olivet (Antoine) XLVI, 215.
Fabri (Honoratus) LIII, 218. 251.
Fabroni (Angelo) XXXVIII, 91.
Facius (Friedrich Wilhelm) Hof-Medailleur und Steinſchneider zu Weimar XXXII, 158.
Fahlmer (Demoiſelle...), von Düſſeldorf XXVI, 279.
Fahrenheit (Gabriel Daniel) LI, 248.
Falconet (Stephan), Bildhauer und Profeſſor der Akademie der Mahler- und Bildhauerkunſt zu Paris XLIV, 3.
Falconieri (Giulia), geb. von Mellini XXXVII, 141. 142.
Falconieri, Unterhändler des Cardinals Albani I, 242.
Fallopius (Gabriel) LV, 150.
Famin (A.), Architekt, Penſionär der franzöſiſchen Akademie zu Rom XLIV, 166.
Fano (Ludovico da) XXXIV, 137. 238. 241.
Färber (Joh. Michael) XXXII, 142.
Farinelli (Carlo Broschi, genannt), großer Sänger XXXVI, 160.
Farneſe (Alexander), Cardinal; ſ. Paul III.

Farneſe (Peter Ludwig), natürlicher Sohn von Papſt Paul III, Herzog von Caſtro, und ſpäter Herzog von Parma und Piacenza XXXIV, 213. 316. 235. 301—304. 310. 340. 351. 361. 370. XXXV, 6. 7. 143.
Farneſe (Hieronyma), des Vorhergehenden Gemahlin, geb. Orſini XXXIV, 351.
Farneſe (Alexander), der Vorhergehenden Sohn, Cardinal XXXIV, 375.
Fäſi (Joh. Kaſpar), Profeſſor zu Zürich XLIII, 224.
Faujas de St. Fond (Barthelemi) LI, 134.
Fauriel (C.) XXXVIII, 296. 305. XLVI, 120.
Fauſtina, Tochter des Kaiſers Antoninus Pius, Gemahlin des Marcus Aurelius Antoninus XXVII, 135.
Favillier (...), XXXVI, 49.
Faye anſtatt Apa (Guillaume de la) XXXV, 127.
Fazello (Thomas) XXXVII, 160. 167. 173. 195.
Fea (Carlo) XXVII, 232.
Fehr (...), Münzmeiſter zu Darmſtadt XLIII, 385.
Felix, Geſell bei Cellini; ſ. Guadagni.
Fellenberg (Philipp Emanuel v.) XXXII, 133. 185.
Fellenberg (W. v.), des Vorhergehenden Sohn XXXII, 183.
Felſenburg (die Inſel), ſ. Schnabel.
Fenelon (François de Salignac de la Motte) XXIV, 50. 122. XXV, 266. XLVI, 108.
Ferber (Joh. Jacob), Profeſſor der Naturgeſchichte und Phyſik zu Mitau XXVII, 53. 54. LI, 130.
Ferber (...). Schauſpielerin XLIII, 116.
Ferdinand I, römiſch-deutſcher Kaiſer XLV, 373.
Ferdinand II, römiſch-deutſcher Kaiſer XLIII, 296. XLV, 374.
Ferdinand III, römiſch-deutſcher Kaiſer XLV, 376.
Ferdinand IV, König von Neapel; ſ. Sicilien.
Ferdinand, Prinz von Aſturien, nachmals der VII dieſes Namens, König von Spanien XLVI, 88.
Ferdinand, Erzherzog von Oeſterreich XXXV, 364.
Ferdinand, Großherzog von Toscana XXXVII, 315.
Ferdinand, Herzog von Braunſchweig; ſ. Braunſchweig.
Ferduſi, ſ. Firduſi.

Ferguſon (Robert) XLVI, 215.
Ferhad und Schirin V, 49. VI, 237.
Feriddin Attar, ſ. Attar.
Feridun, König von Perſien VI, 252.
Fernow (Carl Ludwig) XXXI, 155. 156. 181. 249. 261. XXXII, 41.
Ferrara (Cardinal v.), ſ. Eſte.
Ferrari (Domenico), italiäniſcher Violiniſt XXXVI, 36.
Ferrari (Joſeph), Savojarde zu London XLIV, 63—66.
Ferrari (...), italiäniſcher Componiſt XXXII, 61.
Feſt im Palais Royal, Aufſatz in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I; ſ. Salvandy.
Fête (une) aux Environs de Paris, Aufſatz in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I; ſ. Kock.
Feth Ali, Schah von Perſien, und deſſen Gemahlin VI, 82. 244. 248—254.
Feti (Domenico), Mahler XXV, 309—310.
Fettmilch (Vincenz), Lebkächler zu Frankfurt a. M. XXIV, 235.
Feyerabend, Künſtler- und Literatoren-Familie zu Frankfurt a. M. XLIII, 347.
Fiammingo (Joh.), ſ. Bologna.
Fiaſchino anſtatt Fraſchino, Kämmerer des Herzogs Hercules II von Ferrara XXXV, 29.
Fichard (Joh. Carl v.), Bürgermeiſter von Frankfurt a. M. XXVI, 319.
Fichte (Joh. Gottlieb) XXXI, 31. 53. 51. 72. 151—153. XLV, 144. XLVII, 230. L, 54.
Fidanza (Paul), Mahler und Kupferätzer zu Rom XXIX, 187.
Fielding (Henry), Verfaſſer des Romans „Tom Jones“ XIX, 180.
Fierrabras XXXII, 45.
Filangieri (Gaetan) XXI, 96. XXVIII, 26. 35. 43—45.
Filangieri's Schweſter, die Prinzeſſin zu Neapel XXVIII, 35. 41—46. 240—242.
Filippo (Filippo di Fra), Mahler zu Florenz XXXIV, 39.
Filippo (Francesco di Fra), des Vorhergehenden Sohn, Goldſchmied XXXIV, 39. 44.

Mahalel.
Rameth.
Berg Pisga
Jahzah.
Hesbon.
Sihan.
Basan.

Gefild der Moabiter am Jordan.

Gefild der Moabiter am Jordan.

Worauf wir nun aber vor allen Dingen merken müssen, ist, daß uns die Geschichte gleich von Hazeroth nach Kades führt, das Verzeichniß aber hinter Hazeroth das Kades ausläßt und es erst nach der eingeschobenen Namenreihe hinter Ezeon-Gaber aufführt, und dadurch die Wüste Zin mit dem kleinen Arm des arabischen Meerbusens in Berührung bringt. Hieran sind die Ausleger höchst irre geworden, indem einige zwey Kades, andere hingegen, und zwar die meisten, nur eines annehmen, welche letztere Meinung wohl keinen Zweifel zuläßt.

Die Geschichtserzählung, wie wir sie sorgfältig von allen Einschiebseln getrennt haben, spricht von einem Kades in der Wüste Paran, und gleich darauf von einem Kades in der Wüste Zin; von dem ersten werden die Botschafter weggeschickt und von dem zweyten zieht die ganze Masse weg, nachdem die Edomiter den Durchzug durch ihr Land verweigern. Hieraus geht von selbst hervor, daß es ein und eben derselbe Ort

Fimbria (Cajus Flavius) XLIX, 194.
Finch (John), Anatom bei Ferdinand II, Großherzog von Florenz LIV, 174.
Findlater, Lord; James Earl of Findlater and Seafield LI, 211.
Finiguerra (Thomas), Goldschmied und Metallschneider zu Florenz XXXV, 32¹.
Fiora (Cardinal von Santa), s. Sforza.
Fiorillo (Joh. Dominik) XXXI, 108.
Firduſi aus Tus, perſiſcher Dichter V, 89. 161. VI, 51—52. 56. 68. 69. 108. 110. 141. 228. 241. XXXII, 136.
Firenzuola di Lombardia, Goldſchmied zu Rom XXXIV, 41—44.
Fiſcher (Chriſtian Auguſt), Legationsrath und Profeſſor der ſchönen Literatur zu Würzburg LI, 56.
Fiſcher (Franz Joſeph), Schauſpieler XXX, 253.
Fiſcher (Gotthelf), nachmals k. ruſſiſcher Staatsrath und Vicepräſident der k. mediciniſch-chirurgiſchen Akademie zu Moskau LV, 166.
Fiſcher (Joh. Carl), Profeſſor der Philoſophie zu Jena, nachmals Profeſſor der Mathematik zu Greifswalde LIV, 298.
Fiſcher (Joh. Friedrich), Profeſſor und Rector an der Thomasſchule zu Leipzig XXXVII, 97.
Fiſcher XXX, 106. 134. XXXI, 21; lies Gehler.
Fiſchetti (...), Mahler XXXVII, 282. 303.
Flachsland (Maria Carolina) XXVI, 97. 107.
Flaccus (Cajus Valerius) XXXVII, 161. 162.
Flaminio di Nobili IX, 199.
Fleck (Louiſe), nachmals verehelichte Schröck, Schauſpielerin XLIX, 175.
Fleiſcher (Gerhard), Buchhändler zu Leipzig XLIX, 163.
Fleiſcher (Joh. Georg), Buchhändler zu Frankfurt a. M., und deſſen Gattin, geb. Triller XXV, 41. 47. 49. 50.
Flemming (Paul) XLV, 279.
Florian (der heilige) XLIII, 252.
Florian (Jean Pierre Claris de) XXX, 266.
Florian (...), Arzt zu Manetin XXXII, 18.
Floris (Franz), Mahler aus Antwerpen XLIII, 90.

Florus, der Dichter I, 254.
Flotho (... v.), k. preußischer Lieutenant XXX, 180.
Flüe (Nicolaus von der), genannt Bruder Claus XLIII, 199.
Fochem (Rector), zu Köln XLIII, 305.
Foe (Daniel de), Verfaſſer des Romans „Robinſon Cruſoe" XXIV, 50.
Fojano (Benedetto da) XXXIV, 359. 361.
Fontaine (Pierre François Louis), Architekt zu Paris XLIV, 166.
Fontan (L. M.) XLVI, 172.
Fontana (Domenico), Goldſchmied zu Neapel XXXIV, 198.
Fontenelle (Bernard le Bovier de) XXXVI, 50. 124. 211. LIV, 116—126. 137. 145.
Fonvielle (B. F. A. de) XLV, 420.
Foppa (Ambroſius), genannt Caradoſſa, Bildhauer, Goldſchmied und Medailleur aus Pavia XXXIV, 72. 86. 127. XXXV, 322.
Formont (... de) LIV, 136.
Fornarina, Raphaels Geliebte XXXVIII, 191.
Forreſter (...), engliſcher Landſchaftmahler XXXVII, 372.
Förſter (Friedrich), Hofrath und Cuſtos bei der k. Kunſtkammer zu Berlin und deſſen Gattin Laura, geb. Gedike XXXII, 184.
Forſter (Joh. Reinhold) LV, 210.
Forſter (Joh. Georg Adam), des Vordergehenden Sohn XXIX, 110. 114. XXX, 4. LII, 254. LIV, 295. LV, 240.
Forſter (Th.) LI, 202.
Fortis (Abbate Giov. Battiſta, genannt Albert) XLVI, 313.
Fouqué (Friedrich, Baron de la Motte) IV, 123. 180. XXXII, 88. XLVI, 241.
Fox (Charles James) XV, 271.
Franceſchini (...), Seidenfabricant zu Vicenza XXVII, 84.
Franceſco Francia von Bologna, Mahler XXVII, 161.
Franceſco (...), ſpaniſcher Goldſchmied zu Rom XXXIV, 273. 275—277.
Franciſcus, Sohn Matthäus des Schmiedes (Franceſco di Matteo Fabbro), Bildhauergeſelle bei Bandinelli XXXV, 188. 197.

Franck (...), Schauſpielerin und Sängerin XXXII, 63.
Francoeur (François), Obercapellmeiſter des Königs und Director der großen Oper zu Paris XXXVI, 113.
Frankenberg (Sylvius Friedrich Ludwig, Freiherr v.), Geheimerath zu Gotha, Jubilarius am 2 Januar 1815. II, 155. XXXI, 113.
Frankenberg (... v.), des Vorhergehenden Gattin II, 156. XXXI, 46. 113.
Franklin (Benjamin) XXVI, 240. XXXII, 129. XLV, 383. XLVIII, 68. LIV, 193.
Franz I, Stephan, römiſch-deutſcher Kaiſer XVI, 104. XXIV, 29. 70. 73. 241. 301. 307—310. 317—327. 340.
Franz I, Kaiſer von Oeſterreich XIII, 237—239. XXXII, 119. XLIII, 128. XLV, 382. 389. 392.
Franz I, König von Frankreich XXIV, 27. XXXIV, 127. 168. 29*. 298. 299. 311. 318. 322. XXXV, 5. 14. 21. 27. 35—133. 138. 139. 144. 148. 158. 163—165. 182. 186. 202. 246. 325. 355. 363. XLIX, 193.
Franz Leopold Friedrich, Herzog von Deſſau; ſ. Deſſau.
Fraschino, lies Fiaschino.
Frauenhofer (Joſeph v.) L, 184.
Frauenſtein (Hochadeliges Haus), hochadelige Geſellſchaft zu Frankfurt a. M. XXIV, 235. 319. XLVIII, 77.
Freiesleben (Joh. Carl), Bergrath zu Freiberg XXXII, 119.
Freron (Erie Catherine), der Vater XXXVI, 22. 69. 89. 167—169.
Freron (Stanislas), des Vorhergehenden Sohn XXXVI, 22.
Freſenius (Joh. Philipp), Senior des evangeliſch-lutheriſchen Prediger-Miniſteriums zu Frankfurt a. M. XXIV, 226.
Freſnel (Auguſte Jean) LV, 70.
Freytag (G. W. F.), Profeſſor der morgenländiſchen Sprachen zu Bonn XXXII, 136.
Freitag (...), k. preußiſcher Reſident zu Frankfurt a. M. XXIV, 116. XXVI, 219.
Friderici (Chriſtian Ernſt) XXIV, 190.
Friedensfürſt (der), ſ. Alcudia.
Friederike, Goethe's Geliebte; ſ. Goethe's Geliebte Friederike.

Friedrich I, der Rothbart, römiſch-deutſcher Kaiſer XXXII, 164. XLIII, 333.
Friedrich III, römiſch-deutſcher Kaiſer IV, 316. VIII, 213. XXVI, 135.
Friedrich VI, Markgraf v. Brandenburg, Fürſt zu Anſpach und Culmbach VIII, 23. 34. XLII, 36. 257.
Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt von Brandenburg XLIX, 204.
Friedrich Wilhelm I, König von Preußen XXXVII, 107.
Friedrich II, König von Preußen I, 247. IV, 352. VI, 42. 195. XIII, 27. 294. XV, 16 – 18. 59. XXI, 154. XXIII, 277. XXIV, (Theilnahme und Verehrung für F. 69 — 73. 113.) (Voltaire 115 — 116.) 290. 300. 330. XXV, (F's. Einfluß auf die deutſche Literatur 104 — 106.) (Stimmen gegen F. 129 — 130.) 147. XXVI, (F's. Uebergewicht; franz. Literatur; Voltaire 56. 62.) 132. (Ehrenrettung der Deutſchen durch F. 141.) 311. (Voltaire 319.) XXVII, (F. katholiſch 180.) (F's. Tod 257.) XXVIII, (F's. Ruhm in Sicilien 172.) XXX, 93. XXXI, 210. XXXII, (Ueber J. v. Müllers Rede 27.) 223 — 225. XXXIII, 219. XXXVII, (Winckelmann 66.) 110. 320. XLIV, 73. XLV, 388. XLVII (Gedicht zu einer Handſchrift F's. 178.) XLVIII, 67. XLIX, (Deutſche Literatur 126.) (J. v. Müllers Rede 189 — 205.)
Friedrich Wilhelm II, König von Preußen XXX, 19. 20. 40. 45. 49. 56. 60. 62. 100. 104. 126. 148. 151. 177. 178. 205. 277. 286. 290. 314. 325. 326. XXXI, 68.
Friedrich Wilhelm III, König von Preußen IV, 201. 202. XI, 291. 332. XXX, 104. 117. 137. 294. XXXII, 87. 152. XXXIX, 335. 338. XLIII, 303. 428. XLIX, 182. LV, 310.
Friedrich der Weiſe, Kurfürſt von Sachſen XVI, 299.
Friedrich Auguſt, König von Sachſen XI, 290 — 291. XXXIX, 248.
Friedrich, Prinz zu Sachſen-Gotha; ſ. Gotha.
Friedrich, Graf von Beichlingen, Erzbiſchof von Magdeburg XXXI, 206.

Friedrich Carl Joſeph, Freiherr von und zu Erthal, Kurfürſt von Mainz XXIV, 289. XXXI, 67. XXXIII, 128.
Friedrich I, Eugen, Herzog von Würtemberg; ſ. Würtemberg.
Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig-Oels; ſ. Braunſchweig-Oels.
Friedrich (Kaſpar David), Landſchaftmahler, Profeſſor an der Akademie der Künſte zu Dresden XXXII, 39. XLIII, 345.
Fries (Ernſt), Landſchaftmahler aus Heidelberg XXIX, 285.
Frieß (Graf...) XXXVIII, 247. XXIX, 54. 58. 51. 52. 69. XXXVII, 142. XLIII, 4.
Frieß (Graf Moriz), und deſſen Gemahlin XXXIX, 254.
Friſi (Paolo) LIV, 205.
Fritſch (Gräfin Conſtanze v.), Hof- und Stiftsdame zu Weimar XLVII, 176. 177.
Fritſch (Friedrich Auguſt, Freiherr v.), Oberjägermeiſter zu Weimar XXXII, 130. LV, 121.
Fritſch (Ludwig, Frhr. v.), k. preußiſcher Lieutenant XXX, 7. 150.
Fritz XXIX, 159.
Frommann (Carl Heinrich), Regierungsrath zu Stuttgart XLIII, 106.
Froriep (Ludwig Friedrich v.), Obermedicinalrath zu Weimar LV, 174.
Fuchs (Joh. Friedrich), geh. Hofrath und Profeſſor der Anatomie zu Jena LV, 154. 157.
Fuchs (M. H.), Mahler zu Köln XLIII, 311. 314.
Fuentes (G.), Decorationsmahler aus Mailand, zu Frankfurt a. M. XXXII, 104. XLIII, 28—30. 38.
Funccius, Joh. Kaſpar Funck, Prediger und Profeſſor der Mathematik zu Ulm LIII, 248—250.
Funcke (...), Zeichner und Kupferſtecher XXXIX, 335.
Fürnſtein (Anton), deutſcher Naturdichter XLV, 230—243.
Fürſt (Walter) aus Uri XV, 53.
Fürſtenberg (Carl Egon v.), kaiſerlicher Principal-Commiſſarius beim Viſitations-Congreſſe zu Wetzlar, nachmals Oberſtburggraf zu Prag XXVI, 130.
Fürſtenberg (Friedrich Wilhelm Franz, Freiherr v.), Domherr zu Münſter XXX, 198. 231. 232. 234. 241.

Fuscini (Franciscus) von Norcia, Arzt von Hadrian VI, Clemens VII und Paul III. XXXIV, 240. 243 — 250.
Füßli (Joh. Kaſpar), Mahler zu Zürich XXXIII, 5.
Füßli (Heinrich), des Vorhergehenden Sohn, Mahler und Profeſſor an der k. Akademie zu London XXXV, 314. 315. XXXVIII, 69. XLIII, 224.
Fuſt von Stromberg, Schauſpiel; ſ. Maier (Jacob).

G.

Gabler (Ambroſius [?]), Kupferſtecher zu Nürnberg XLIII, 370.
Gabler (Joſeph), Ritter von Adlersfeld LI, 156.
Gabler (Matthias) LIV, 180. 181.
Gaddi (Agnolino) XXXIV, 186 — 188.
Gaddi (Giovanni), Kämmerer des Papſtes Clemens VII. XXXIV, 136. 156. 234. 237. 241 — 245.
Gaddi (Niccolo), Cardinal XXXIV, 104. 303. 304.
Gaddi (Taddäus), Baumeiſter und Mahler zu Florenz XXXV, 304.
Gagern (Hans Chriſtoph Ernſt, Freiherr v.) XXXII, 130.
Gagneraux (Ben.), franzöſiſcher Mahler XXIX, 71.
Galenus (Claudius) XI, 161. L, 230. LV, 132. 138. 143 — 144. 147. 149. 168.
Galeotto (Pietro Paolo) von Monterotondo, Goldſchmied und Medailleur XXXIV, 229 231. 233. 255.
Galiani (Berardo) XXVII, 151.
Galiani (Abbè Ferdinand) XXXVI, 148.
Galilei (Galileo) XXVII, 91. L, 160, LIII, 161 — 166. 194. 205. 227. LIV, 44.
Gall (Joh. Joſeph) XXV, 371. XXIX, 339. XXXI, 146 — 147. 201 — 205.
Gall (Ludwig) XLV, 421.
Gallestruzzi (Giov. Battiſta), Mahler und Kupferſtecher aus Florenz XLIV, 196.
Galli (Benedetto), ſ. Cagli.
Gallitzin (Dimitri III, Fürſt v.) XXXI, 138. 155. XXXIX, 392.

Gallitzin (Amalie, Fürstin v.), geb. Gräfin Schmettau XXX, 195. 198. 206. 231 — 246. 255. 261. XXXI, 37. 40. 49. XXXIX, 315 — 318. 320.
Gallo (San), ſ. Giamberti, und Pizconi.
Galuppi (Baldaſar), italiäniſcher Componiſt XXXVI. 38.
Galluzzi (Bernhard) XXXV, 7.
Gambare (Graf . . .) XXXVIII. 273.
Gardel (. . .), franzöſiſcher Tänzer XXXVI, 241.
Gärtner (Gottfried), Director der wetterauiſchen Geſellſchaft für Naturkunde zu Hanau XLIII, 370. 375.
Gärtner (Carl Ludwig), des Vorhergehenden Neffe, Apotheker zu Hanau, Secretär der wetteraniſchen Geſellſchaft für Naturkunde XLIII, 371.
Garve (Chriſtian) XXV, 100. XXVIII, 271. XXXIII, 100. XLIX, 175.
Gascoigne (Wilhelm) LIV, 56. 57. 62.
Gasparinetti (. . .) XXXVIII, 271.
Gaſſendi (Pierre) LIII, 5.
Gatti (Ritter . . .), zu Neapel XXXVII, 236.
Gattinaro (Giovan Bartolommeo) XXXIV, 308. 309.
Gauffier (Louis), franzöſiſcher Mahler XXIX, 71. XXXVII, 385.
Gauffier (Pauline) des Vorhergehenden Gattin, geb. Chatillon XXXVII, 385.
Gauger (Nicolas) LIV, 85. 94. 131.
Gautier d'Agoty (Jacques), Mahler, Kupferſtecher und Anatom aus Marſeille XXXI, 258. LIV, 157 — 168. 223.
Gay (Sophie Lavalette, Dame), Verfaſſerin des Romans „Anatole" XXXII, 108. 175.
Gayot (. . .), Intendant zu Straßburg XXV, 257.
Gebler (Philipp, Freiherr v.) XXVI, 193. XXXIII, 61. 67.
Gedichte von einem polniſchen Juden, ſ. Behr.
Gehler anſtatt Fiſcher (Joh. Samuel Traugott), Rathsherr zu Leipzig, und Beiſitzer des Oberhofgerichts XXX, 106. 154. XXXI, 21. LIV, 298.
Geiler von Keiſersberg (Johann) XXV, 53. XLV, 181.
Geismar (. . . v.), k. ruſſiſcher Oberſt, nachmals General XLVII 170.

Gelée, ſ. Claude Gelée.
Gellert (Chriſtian Fürchtegott) II, 149. XXIV, 132. XXV, 42. 50. 52. 65. 79. 87. 117. 127—129. 136—137. 207. 213. XXVI, 113. XXXIII, 10—13. 73.
Gellius (Aulus) LIII, 62.
Gelzer (...) XLIII, 152.
Gemmingen (Otto Heinrich, Freiherr v.) XXVI, 193.
Genaſt (Anton), Schauſpieler und Regiſſeur des Hoftheaters zu Weimar XIII, 249. XXXI, 148. XXXII, 75.
Geniés (Saint), ſ. Saint Geniés.
Genſerich, König der Vandalen XXIX, 14.
Genz (Friedrich v.) XXXI, 262. XXXII, 17.
Genz (...), des Vorhergehenden Bruder, Profeſſor und Bau-Inſpector zu Berlin XXXI, 117. 133. 157. 160. XXXII, 48.
Geoffrin (Marie Thereſe), geb. Rodet XXXVI, 211.
Geoffroy (Claude Joſeph) LIV, 141.
Geoffroy Saint-Hilaire L, 196—214.
Georg I, König von England LIV, 96.
Georg Friedrich Auguſt, Prinz von Wales, nachmals Georg IV, König von England III, 196. XLVI, 206.
Geraci (Abbate Gennaro) XXXVII, 145—147.
Gerando (Joſeph Marie, Baron de) XXXII, 71.
Gerard (François), erſter Mahler des Königs von Frankreich XXXIX, 241—262. XLVI, 190.
Gerhard (Wilhelm) aus Weimar, Legationsrath, Kaufmann zu Leipzig XLVI, 325. 326. 328—330.
Germanicus (Cäſar) und deſſen Gemahlin Agrippina XLIII, 398.
Gerning (Joh. Iſaak v.), großherzoglich und landgräflich heſſiſcher Geheimerath, auch heſſen-homburgiſcher Bundestagsgeſandter zu Frankfurt a. M. XLIII, 16. 335. 340.
Gerock (Familie) zu Frankfurt a. M. XLVIII, 101.
Gerſtenberg (Heinrich Wilhelm) XXV, 89. XXXIII, 12. 59. 60. (Ugolino 61.) 152. 205. 208.
Geßler, Hermann von Brunneck, Reichsvogt in den Waldſtätten XLIII, 202.
Geßner (Conrad) LIII, 115.

Geßner (Joh. Matthias), Hofrath und Profeſſor der Philologie zu Göttingen XXV, 38.
Geßner (Salomon) XXIII, 177. XXV, 89. 92. XXVI, 155. XXXIII, 13. XLIV, 269. XLVIII, 82. 134.
Geyſer (Chriſtian Gottlieb), Kupferſtecher zu Leipzig XXV, 153. 177.
Ghiberti (Lorenz), genannt di Bartolo, Goldſchmied, Bildhauer und Me[illegible]leur zu Florenz XXXV, 305. 350. XXXIX, 233.
Ghilan Schach, Sohn des Kjeljawus, Königs der Dilemiten VI, 230. 233.
Ghirlandajo (Benedict del), Mahler aus Florenz XXXV, 305.
Giacomelli (Michel Angelo) XXXVII, 45. 97.
Giamberti da San Gallo (Francesco), genannt Margolla, Bildhauer aus Florenz XXXV, 232.
Giannotto Giannotti, Goldſchmiedsgeſell zu Rom XXXIV, 41.
Gieſe (...) XXXVII, 119.
Gieſecke (... v.) LI, 104.
Gigliolo (Hieronymus) XXXV, 26. 29.
Gika (Johann), ein Grieche, geb. zu Conſtantinopel, Stud. jur. zu Jena XXXII, 152.
Gilbert (Ludwig Wilhelm), Profeſſer der Chemie zu Halle, nachmals zu Leipzig LIV, 270.
Gilbert (William) LIII, 154. LIV, 47.
Gil-Blas, franzöſiſcher Roman; ſ. Leſage.
Gil-Blas (der deutſche), ſ. Sachſe (Joh. Chriſtoph).
Gildemeiſter (Friedrich) XXXI, 81.
Gimbernat (Charles de) XXXII, 119.
Ginori (Carlo di Lionardo) XXXIV, 196.
Ginori (Friedrich) XXXIV, 119. 120. 137.
Gioeni (Joſeph), Profeſſor der Naturwiſſenſchaft zu Catania XXVIII, 189. 192. LI, 134.
Giordano (Luca), genannt Fa Preſto, Mahler aus Neapel XXVIII, 25.
Giordano (Paolo), Duca di Bracciano XXXIV, 299.
Giorgetto, ſ. Vaſari (Georg).
Giorgi (... de), Mahler XXXIX, 108.

Giorgione (Georg Barbarelli, genannt), Mahler aus Caſtelfranco XXXV, 303. LII, 344.
Giotto, Mahler, Bildhauer und Baumeiſter aus Vespignano XXXV, 81. 304. XLIV, 227. XLVI, 273.
Giovane (Juliane, Herzogin), geb. Freiin von Manderſbach XXVIII, 271 — 274.
Giovinazzi (...), italiäniſcher Sprachmeiſter zu Frankfurt a. M. XXIV, 18.
Girard (Jean Baptiſte) XIX, 315.
Giraud (Graf...), zu Rom XLIV, 175.
Gita-Govinda, indiſches Gedicht; ſ. Jajadeva.
Glauber (Johann), genannt Polydor, Landſchaftmahler aus Utrecht XLIV, 230.
Gleim (Joh. Wilh. Ludw.) XXV, 89. 103. 105. 297 — 299. XXVI, 279. XXXI, 39. 238 — 241. 261. XXXII, 236. XXXIII, 9. 12. 60. 68. 71. 132. 191. XXXVII, 113. XLIX, 187.
Gleim (Sophie Dorothee), des Vorhergehenden Nichte XXXI, 241.
Glenarvon, engliſcher Roman XXXII, 126. 128.
Glenck (Carl), Hofrath und Salinen-Director zu Gotha XLVII, 123. LI, 181.
Gloceſter (Wilhelm Heinrich, Herzog v.), Bruder Georgs III, Königs von England XXXVII, 351.
Glorier, lies Grollier.
Glöckle (...), Poſtmeiſterin zu Ingelheim XLIII, 297.
Gluck (Chriſtoph, Ritter v.) XXXVI, 181. XLVI, 75. XLVII, 191.
Glume (Joh. Georg), Bildhauer zu Berlin XXXVII, 109.
Gmelin (Carl Chriſtian), geh. Hofrath und Director beim Naturalien-Cabinet zu Carlsruhe XXXII, 97.
Gmelin (Wilhelm Friedrich), des Vorhergehenden Bruder, Zeichner und Kupferſtecher XXXI, 248. XXXII, 168.
Gmelin (Chriſtian), Profeſſor der Rechte zu Tübingen XLIII, 119.
Gmelin (Chriſtian Gottlieb), Profeſſor der Rechte zu Tübingen XLIII, 119.

ist; denn der vorgehabte Zug durch Edom war eine Folge des fehlgeschlagenen Versuchs von dieser Seite in das Land Canaan einzudringen, und so viel ist noch aus anderen Stellen deutlich, daß die beiden öfters genannten Wüsten an einander stoßen, Zin nördlicher, Paran südlicher lag, und Kades in einer Oase als Rastplatz zwischen beiden Wüsten gelegen war.

Niemals wäre man auch auf den Gedanken gekommen sich zwey Kades einzubilden, wenn man nicht in der Verlegenheit gewesen wäre, die Kinder Israel lange genug in der Wüste herumzuführen. Diejenigen jedoch, welche nur Ein Kades annehmen und dabei von dem vierzigjährigen Zug und den eingeschalteten Stationen Rechenschaft geben wollen, sind noch übler dran, besonders wissen sie, wenn sie den Zug auf der Charte darstellen wollen, sich nicht wunderlich genug zu gebärden, um das Unmögliche anschaulich zu machen. Denn freilich ist das Auge ein besserer Richter des Unschicklichen, als der innere Sinn. Sanson schiebt die vierzehn unächten Stationen zwischen den Sinai und Kades. Hier kann er nicht genug Zickzacks auf seine Charte zeichnen, und doch beträgt jede Station nur zwey Meilen, eine Strecke die nicht einmal hinreicht, daß sich ein solcher ungeheurer Heerwurm in Bewegung setzen könnte.

Wie bevölkert und bebaut muß nicht diese Wüste seyn, wo man alle zwey Meilen, wo nicht Städte und

Gmelin (Chriſtian Gottlob), Apotheker zu Tübingen XLIII, 118.
Godoy, Friedensfürſt; ſ. Alcudia.
Goethe (Friedrich Georg), Goethe's Großvater XXIV, 103. 107—108.
Goethe (Cornelia) geb. Walter, Goethe's Großmutter XXIV, 14. 19. 74. 107—108.
Goethe's Großeltern mütterlicher Seite, ſ. Textor.
Goethe's Großtante mütterlicher Seite, ſ. Loen.
Goethe's Tanten mütterlicher Seite, ſ. Melber und Stark.
Goethe (Joh. Kaſpar), Goethe's Vater IV, 377. XXIV, 16—21. 38—41. 44—47. 54. 70—72. 106. 112—113. 118. 122—125. 131—135. 142. 153—167. 170. 176. 182—184. 186. 189—197. 202. 224—230. 238—247. 283. 288—291. 313. 314. 332. 338. XXV, 18—21. 38. 41. 42. 53. 55—57. 108. 161. 171. 191—196. 207—210. 225—227. 277. 278. 309. 345. 370—371. XXVI, 39—42. 44. 91—92. 105. 189. 272. 315. 316—320. 324. 338. 345. XXVII, 97. 105. 198. XXVIII, 18. XXXI, 27. 28. 53. XLV, 276. 277. 279. XLVIII. 24. 31. 46. 47. 61. 63. 64. 89. 92. 102. 155. 161—163. 179—185. 191.
Goethe (Katharina Eliſabetha), geb. Textor, Goethe's Mutter IV, 377. XXIV, 17. 60. 72. 124. 133. 134. 142. 153. 155—164. 184. 196. 226. 240. 242. 315. 331. 339. XXV, 21. 195. 196. 202. 205. 370—371. XXVI, 91—93. 313. 316. 320. 326. 332. 344—346. XXX, 5. 159. 160. 163. XXXI, 27—29. 46. 52. 67. XXXII, 41. 62. XLIII, 7. 8. 11. 12. 15. 18. 27. XLVIII, 21. 24. 31. 61. 63. 64. 89. 102. 161. 181. 183. 187.
Goethe (Cornelia), Goethe's Schweſter, nachmals Gattin Joh. Georg Schloſſers XXIV, 12. 46. 103. 124—125. 185. 186. 191. 194. 250. 282. 338. 339. XXV, 20—27. 32. 41. 194—196. 207. 213. 277. XXVI, 92. 166—168. 197. 226. 280. 297. 339. 345. XXXI, 53. XLVIII, 97—102. 157.
Goethe (Chriſtiane v.), geb. Vulpius, Goethe's Gattin IV, 158. 186.
Goethe (Julius Auguſt Walther v.), Goethe's Sohn XXXI, 43. 94. 98. 102. 108. 109. 111. 156. 205. 213. 227.

XXXII, 23—25. 40. 150. XLIII, 165. 171. XLVII, 181. 198.

Goethe (Ottilie v.), geb. von Pogwisch, des Vorhergehenden Gattin IV, 102. 179.

Goethe (Walther Wolfgang v.), der Vorhergehenden Sohn IV, 158. 185.

Goethe (Wolfgang Max v.), des Vorhergehenden Bruder XXXII, 184.

Goethe's Geliebte Gretchen, zu Frankfurt a. M. XXIV, 266—286. 295—298. 311—313. 328—342. XXV, 5—10. 15. 40. 87. 109. 113. 278. XXVI, 118. XLVI, 111.

Goethe's Geliebte Annchen, zu Leipzig XXV, 87. 103. 109—112. XXVI, 118.

Goethe's Tanzlehrerinnen Lucinde und Emilie, zu Straßburg XXV, 280—289. XXVI, 13. 22.

Goethe's Geliebte Friederike und deren Familie zu Sesenheim I, 68. 74. XXV, 321. 333. 336—357. 365—369. XXVI, 5—39. 79—83. 117. 119. 149. 171. XLVIII, 187. XLIX, 19. 20.

Goethe's liebevoller Genius, zu Frankfurt a. M. XXVI, 119.

Goethe's Freundin Charlotte (Werther's Lotte), zu Wetzlar XXVI, 150—154. 157. 165. 170—172. 232.

Goethe's ungenannte Geliebte, zu Frankfurt a. M. XXVI, 339—346. XLVIII, 64. 161.

Goethe's Geliebte Lilli, zu Frankfurt a. M. I, 70. 71. 79. 97. II, 87. XXXI, 4. XXXII, 188. XLVIII, 23. 37—42. 44—46. 48—65. 91. 92. 100—102. 110. 112. 115. 130. 156—163. 177—179. 183—184. 187—189. 191.

Goethe's Freundin, die Prinzessin zu Neapel; s. Zillangieri's Schwester.

Goethe's Freundin, die Mailänderin, zu Rom XXIX, 131—132. 178—180. 281—282. 335—337.

Goethe's Freund, genannt der Capuciner, zu Frankfurt a. M. XXV, 29—34. XXVI, 339—341.

Goethe's Tischgenosse, der Ludwigsritter, zu Straßburg XXV, 251. 260—267.

Goethe's Gespiele Pylades, zu Frankfurt a. M. XXIV, 76.

361. 368. 372. 376. 379. 395. 311. 312. 328. 351. 333. 338. XXV, 8.
Goethe's Geſpiele Decorees, beim franzöſiſchen Theater zu Frankfurt a. M. XXIV, 143—146. 149. 168—170.
Goldoni (Carlo) XI, 345. XXVII, 145. XXXVIII, 176. 273. 275. XLVI, 14.
Goldſmith (Oliver), Verfaſſer des Romans „Der Landprieſter von Wakefield" XVI, 30. XIX, 180. XXV, 338—345. 350—351. 353. XXVI, 17. 26. 155—156. 215. XXXII, 74. XLV, 421. XLVIII, 161.
Gonzaga (Federigo II), Marcheſe, und ſpäter Herzog von Mantua XXXIV, 84. 114—116.
Gonzaga (Hercules), des Vorhergehenden Bruder, Cardinal XXXIV, 115.
Gonzaga (Hippolyt) XXXV, 137. 143.
Gonzaga (Ludovico), Herzog von Mantua XXXIX, 161. 162. 164. 166. 171.
Gonzaga (Scipio), Cardinal IX, 199. 206.
Gonzaga (...), italiäniſcher Decorationsmahler XLIII, 38.
Gordon (Andreas) LIV, 177.
Gore (Charles), und deſſen Familie XXX, 287. 291. 302—303. 313. 316. 322. XXXVII, 147—148. 223. 224. 326—338.
Gori (Antonio Francesco) XXXVII, 69. 71.
Gorini (Lattantio) XXXV, 152. 151. 185. 232.
Goro (Ludwig v.), Hauptmann im k. k. Genie-Corps XLIV, 136.
Görres (Joh. Joſeph) VI, 190.
Görz (Joh. Euſtach, Graf v.) XXVI, 311. XLVIII, 96.
Göſchen (Georg Joachim), Buchhändler zu Leipzig XXVII, 25. 268. XXIX, 93. XXXI, 9. 10. 181. XLVI, 65.
Gotha (Ernſt II, Herzog zu Sachſen-) XXVIII, 274. XXXI, 34. 35. 46. 113. XXXIX, 316. XLVI, 68. 82. LIV, 294.
Gotha (Emil Leopold Auguſt, Herzog zu Sachſen-), des Vorhergehenden Sohn XXXI, 35. 46. 113—118. XXXII, 34. LIV, 294.
Gotha (Friedrich, Prinz zu Sachſen-), des Vorhergehenden Bruder XXXII, 65.

Grambs (Joh. Georg), Advocat und Beſitzer einer Gemäldeſammlung zu Frankfurt a. M. XXXII, 97. XXXIX, 235. XLIII, 339. 344. 347. 369.
Grandjean de Montigny (A.), franzöſiſcher Architekt XLIV, 166.
Grandiſſon, Roman; ſ. Richardſon.
Grant (Bernard), ein Schotte, Profeſſor der Philoſophie zu Erfurt LIV, 180.
Graſſi (Johann), Mahler und Profeſſor an der Akademie der Künſte zu Dresden XLIII, 345.
Grave (...) XXIV, 24.
Gravelot (Hubert), eigentlich Hubert Franz Danville, Zeichner und Kupferätzer zu Paris XXXIII, 53.
Graveſande (Wilhelm Jacob s') LIV, 77. 108.
Gravina (Bartolommeo), Steinſchneider XXXVII, 386.
Gravina (Janus Vincentius) XXXIII, 7.
Gravert (... v.) k. preußiſcher General-Lieutenant XXXI, 271.
Gray (Thomas) XXVI, 214.
Greco (Giovanni), genannt Vergezio XXXIV, 137. 238.
Greenough (G. B.) XXXII, 159.
Gregoire (Henri, Graf), Biſchof von Blois XXXI, 208.
Gregor XIII (Papſt), Hugo Buoncampagni IX, 118—121.
Gregor, ein Herrnhuter, und deſſen Tochter Chriſtiane XLVII, 105—110.
Gregorio zu Malteſine XXVII, 47—49—51.
Gregory (James) LIV, 45.
Greifenklau (freiherrliche Familie) von Vollrath am Rhein XLIII, 287—290. 294.
Greigh (...), ein Schotte, k. ruſſiſcher Contre-Admiral XXXVII, 150. 132. 342.
Gren (Friedrich Albrecht Carl (Profeſſor der Medicin zu Halle LIV, 298.
Grenée, ſ. Lagrenée.
Gretchen, Goethe's Geliebte zu Frankfurt a. M. ſ. Goethe's Geliebte Gretchen.
Gretry (André Ernest Modeſte), franzöſiſcher Componiſt XLV, 139. XLVIII, 43.

Greuze (Jean Baptiste), französischer Mahler XXXVI, 19. 283. XLVIII. 163.
Gries (Joh. Dietrich), weimarischer Hofrath zu Jena XXXII, 75. 108. XLV, 118.
Griesbach (Frau...), zu Frankfurt a. M. XXV, 198.
Griesbach (Joh. Jacob), Professor der Theologie zu Jena XXIV, 257. XXV, 45. XXXI, 99. 187. XLIII, 170.
Griethuysen (Frau W. A. A. v.) XXXIX, 522.
Grieux und Manon Lescaut, s. Prevost.
Grimaldi (Franciscus Maria) LIII, 225—231. 242. LIV 47. 86 201. 317.
Grimaldi (Giovanni Francesco), genannt Bolognese, Mahler XXXVII, 381. XLIV, 226. 228. 229.
Grimm (Albert Ludwig), Bürgermeister zu Weinheim in Baden XLVI, 267.
Grimm von Grimmhoff (Friedrich Melchior, Baron v.) XXVI. 53. XXX, 203. 204. XXXI, 111. XXXII, 126. XXXVI, 265. XXXVII, 119. XLV, 153. 154. XLVI, 70. XLVIII, 168.
Grimm (Jacob), Bibliothekar zu Cassel, nachmals Professor und Bibliothekar zu Göttingen XLVI, 314. 317. 318. 324. 335. 339.
Grimm (Wilhelm Carl), des Vorhergehenden Bruder, Unterbibliothekar zu Göttingen XXXII, 45.
Grimmer (...), Schauspieler XXXI, 149.
Grollier anstatt Glorier (Jean), Schatzmeister Franz I, Königs von Frankreich XXXV, 113.
Gröning (...), aus Bremen XXV, 187.
Groschlag (Baron... v.), kurmainzischer Botschafter zu Frankfurt a. M. XXIV, 289.
Grossi (Tomm.) XXXII, 194.
Großmann (Gustav Friedrich Wilhelm), Schauspieler und Theaterdichter XXVI, 196. XXXI, 50.
Grothhus (...) XXX, 37.
Grotius (Hugo) IV, 301. XXV, 39. XXXVI, 129. 194.
Grübel (Joh. Conrad), Bürger und Stadtkaschner zu Nürnberg XXXIII, 171—175.

Grund (...), Steinſchneider XXXVII, 386.
Gruner (Chriſtian Gottfried), Hofrath, Leibarzt und Profeſſor zu Jena XXXII, 142. 143.
Grüner (Franz), Schauſpieler XXXI, 148.
Grüner (Sebaſtian), Magiſtrats- und Criminalrath zu Eger XXXII, 213. LI, 141.
Grüner (Siegmund), Schauſpieler XLIII, 35.
Grünewald (Matthäus), Mahler aus Aſchaffenburg XLIII, 380.
Gryphius (Andreas) XX, 235.
Guadagni (Felix), Geſell bei Cellini XXXIV, 179. 191. 193. 241—245. 247—248. 251. 253. 256. 257. 278. 297. 318.
Guadagni (Thomas) XXXV, 86.
Guarini (Giovanni Battiſta), Verfaſſer des Schäferdrama's „Paſtor fido" XVIII, 136. XXXVII, 125.
Guasconti (Gherardo), Goldſchmied zu Florenz XXXIV, 45—49.
Guaſto (Alfonſo Davalos Marcheſe del) XXXIV, 269.
Guekas (Veli), Dervenaga Ali's, Paſcha's von Janina III, 213. 214.
Guercino da Cento (Franceſco Barbieri, genannt), Mahler XXVII, 157—159. 166. 202. XLIII, 108. XLIV, 46. 228.
Guericke (Otto v.) LI, 255.
Guerino, genannt Meſchino, italiäniſches Mährchen XXXV, 358.
Guettard (Jean Etienne) LI, 134.
Guglielmi (Pietro), italiäniſcher Componiſt XXX, 254.
Guibal (Niclaus), der jüngere, aus Lüneville, Hofmahler zu Stuttgart XLIII, 108.
Guidi (Jacob) von Volterra, Secretär Cosmus I, Großherzogs von Florenz XXXV, 253.
Guido Guidi, aus Florenz, Arzt Franz I, Königs von Frankreich XXXV, 76. 106. 138. 139. 158. 278.
Guido Reni, Mahler XXVII, 163—166. 203. XXX, 202. XXXI, 215. XXXVI, 271. LII, 343.
Guillemard (Robert), franzöſiſcher Sergeant XLV, 367—374.
Guimard (...) XXXVI, 53.
Guiolett (Jacob), Senator zu Frankfurt a. M. XLIII, 336.
Guiſchard (Carl Gottlieb), der unter dem Namen Quintus

Jeſſus bekannte Liebling Friedrichs II, Königs von Preußen XLIX, 188.
Guiſe (Heinrich I von Lothringen, Herzog v.) LII, 35.
Guizot (François) XLVI, 117. 120. XLIX, 142.
Gülbenapfel (Georg Gottlieb), Bibliothekar zu Jena XXXII, 142.
Gülich (Jeremias Friedrich) LII, 288. LIV, 242—245.
Günderode (Caroline v.), Stiftsdame aus Carlsruhe XLIII, 301.
Günderode (Präſident... v.), zu Saarbrücken XXV, 327.
Gundling (Jacob Paul, Freiherr v.) XLIX, 187.
Günther XXI, Graf von Schwarzburg, römiſch-deutſcher Kaiſer XXIV, 37. 38.
Günther (Joh. Chriſtian) XXV, 80—81. 293.
Guſtav II, Adolph, König von Schweden XXVII, 91. XLIX, 205.
Guſtav III, König von Schweden XXVI, 62. XXVII, 91. XXXVII, 232. XLVIII, 67.
Guyot (Guillaume Germain) LIV, 213—215.
Guys (Pierre Auguſtin) XXVI, 144. XXXIII, 20.

H.

Haberle (Carl Conſtantin) aus Erfurt, Privatgelehrter zu Weimar XXXII, 8.
Hackert (...), Mahler XXXVII, 108.
Hackert (...), des Vorhergehenden Sohn, Mahler XXXVII, 108.
Hackert (Philipp), des Vorhergehenden Bruder, Portraitmahler aus Berlin XXXVII, 107. 108. 125. 376.
Hackert (Philipp), des Vorhergehenden Sohn, Landſchaftmahler XXVII, 215. 216. XXVIII, 18. 49—51. 163. 171. 182. 219. XXIX, 4—7. 12. 15—17. 57. XXXI, 252. XXXII, 11. 30. 60. 61. XXXVII, 101—386. XLIV, 250. XLVIII, 167.
Hackert (Joh. Gottlieb), des Vorhergehenden Bruder, Landſchaftmahler XXXVII, 119—128. 137. 138. 319. 372. 380.
Hackert (Carl), des Vorhergehenden Bruder, Landſchaftmahler XXXVII, 138. 333. 319.

Hackert (Wilhelm), des Vorhergehenden Bruder, Geſchichts- und Portraitmahler XXXVII, 138. 319.
Hackert (Georg), des Vorhergehenden Bruder, Kupferſtecher XXXVII, 138—146. 238. 273—279. 298. 310. 312—318. 317—319. 378. 384.
Hacquet (Balthaſar) XXVII, 13. 53. 54.
Haddik (Andreas), k. k. Feldmarſchall General XXXVII, 114.
Hadrian (P. Aelius), römiſcher Kaiſer XXIII, 126.
Hadrian VI (Papſt), Hadrian Florent von Utrecht XXXV, 385.
Hafis (Mohammed Schems-eddin, mit dem Beinamen), perſiſcher Dichter V, 6. 15. 16. 21. 26. 31. 33—36. 39—45. 53. 54. 99. 101. 128. 174. 201. VI, 62—66. 68. 70. 86. 103. 110. 123. 131. 133. 135. 234. XXXII, 91. 136.
Hagbold (...), Wachsboſſirer zu Köln XLIII, 318.
Hagedorn (Chriſtian Ludwig v.) XXV, 173. XXXIII, 5. XXXVII, 33.
Hagedorn (Friedrich v.) XXIV, 122. XXV, 41. 294. XXXIII, 152. 231.
Hagemann (Friedrich Guſtav) XXX, 255. XXXI, 20. 50.
Hagemeiſter (Joh. Gottfried) XXX, 253. XXXI, 20.
Hagen (Auguſt), Verfaſſer des Gedichts „Olfried und Liſena" XXXII, 175. XLV, 223—229.
Hagen (Friedrich Heinrich von der), Profeſſor und Bibliothekar zu Breslau XXXII, 72. XLV, 401. 414.
Hagen (der tolle) XXXI, 232—237.
Hahn (Ph. Matth.) XXXI, 212.
Hahnemann (Samuel Chriſtian Friedrich) XXXII, 183.
Haide (Friedrich), Schauſpieler XIII, 249. XXXI, 25. XXXII, 75.
Haidinger (...), Porzellan-Fabricant zu Ellbogen XXXII, 139.
Haimonskinder (die vier) XXVI, 136. 137.
Haim (Ludwig) XXXI, 142.
Häkel (Baron ... v.), zu Frankfurt a. M. XXIV, 114.
Haldenwang (Chriſtian), Kupferſtecher zu Carlsruhe XXXII, 168.
Hallé (Natalis), franzöſiſcher Mahler XXXVII, 119.
Haller (Albrecht v.) [auch als Verfaſſer des Romans „Uſong

eine morgenländiſche Geſchichte“] XXIII, 179. XXIV, 132. XXV, 67. 88. 99. 291. XXVI, 355. XXXIII, 74. XLII, 1. XLIII, 354. L, 59.
Halter (...), Arzt in Uſern an der Matt XLIII, 395.
Hamann (Joh. Georg) XXV, 311. XXVI, 8. 99. 105—110. XXVIII, 27. XXX, 232. XXXI, 40. 260. XXXIII, 55. XLV, 254. XLIX, 59. 91.
Hamberger (Georg Albrecht), Profeſſor der Mathematik und Phyſik zu Jena LII, 15. LIII, 185.
Hamberger (Georg Erhard), des Vorhergehenden Sohn. Profeſſor der Phyſik und Medicin zu Jena XXXVII, 87. LIV, 170. 175. 183.
Hamel (Jean Baptiſte du) LIV, 112. 175.
Hamel (Joſeph), Hofrath zu Petersburg LI, 56.
Hamilton (Gavinus), Mahler aus England XLIV, 152.
Hamilton (Sir William und [Miß Harte] Lady) XXVIII, 54. 66. 248—251. XXIX, 17. 18. 21. 54—58. XXXVII, 127. 245. 246—248. 309. 378.
Hamlet, Trauerſpiel; ſ. Shakeſpear.
Hammer (Joſeph v.) VI, 234—237. 240. XXXII, 91. 93. 106. 136. 138. XLVI, 261.
Hämmling, ſ. Hemling.
Hanau (Joh. Reinhard, Graf v.) XXV, 325.
Hanau (Ludwig, Graf v.) VIII, 26. 117. XLII, 30. 261.
Hand (Ferdinand), Hofrath und Profeſſor der helleniſchen Sprache und Literatur zu Jena XXXII, 83.
Händel (Georg Friedrich) XLV, 282. 283. XLVI, 19.
Händel (...), Kuchenbäcker zu Leipzig XXV, 139—141. 241.
Hanka (Wenzel), Bibliothekar des vaterländiſchen Muſeums zu Prag XLV, 385. 396. 397.
Hänke (Thäddäus) aus Böhmen, Botaniker in ſpaniſchen Dienſten XLV, 378.
Hannibal, Feldherr der Carthager XIV, 103. XXVIII, 94. XXXVII, 188. 180. 181.
Hannibal, franzöſiſcher Admiral; ſ. Annebaut.
Hardenberg (Carl Auguſt, Fürſt v.) IV, 100. 178. XXXI, 27. XXXII, 85.

Ortschaften, doch mit Namen bezeichnete Ruheplätze findet! Welcher Vortheil für den Heerführer und sein Volk! Dieser Reichthum der inneren Wüste aber wird dem Geographen bald verderblich. Er findet von Kades nur fünf Stationen bis Ezeongaber, und auf dem Rückwege nach Kades, wohin er sie doch bringen muß, unglücklicherweise gar keine; er legt daher einige seltsame, und selbst in jener Liste nicht genannte Städte dem reisenden Volk in den Weg, so wie man ehemals die geographische Leerheit mit Elephanten zudeckte. Kalmet sucht sich aus der Noth, durch wunderliche Kreuz- und Querzüge zu helfen, setzt einen Theil der überflüssigen Orte gegen das mittelländische Meer zu, macht Hazeroth und Moseroth zu Einem Orte, und bringt, durch die seltsamsten Irrsprünge, seine Leute endlich an den Arnon. Well, der zwey Kades annimmt, verzerrt die Lage des Landes über die Maaßen. Bei Rolin tanzt die Caravane eine Polonaise, wodurch sie wieder an's rothe Meer gelangt und den Sinai nordwärts im Rücken hat. Es ist nicht möglich weniger Einbildungskraft, Anschauen, Genauigkeit und Urtheil zu zeigen, als diese frommen, wohldenkenden Männer.

Die Sache aber auf's genaueste betrachtet, wird es höchst wahrscheinlich, daß das überflüssige Stationen-Verzeichniß zu Rettung der problematischen vierzig Jahre eingeschoben worden. Denn in dem Texte, welchem wir bei unserer Erzählung genau folgen, steht:

Hardy (Bernhard Kaſpar) Domvicar zu Köln XLIII, 316.
Hareth, arabiſcher Dichter VI, 11.
Harper (Adolph Friedrich), Hofmahler, Galeriedirector und Profeſſor zu Stuttgart XLIII, 91.
Harrach (Carl, Graf v.), Dr. Med. IV, 110. 180. XXXII, 169.
Harrach (Ernſt Albrecht, Graf v.), Cardinal, Erzbiſchof von Prag in d. J. 1625—1667. XLV, 374.
Harrach (Marie Joſephine, Gräfin v.), geb. Fürſtin von Liechtenſtein XXVII, 223.
Hartmann (Ferdinand), Mahler aus Stuttgart, Director der Akademie der Künſte zu Dresden XXXI, 83. XLIII, 345.
Hartſoeker (Nicolaus) LIV, 169.
Has (Joſt) von Luzern XLIII, 192.
Haſenkamp (Joh. Gerh.), Rector am Gymnaſium zu Duisburg XXXIII, 92.
Häsler (Henriette), ſ. Ebermein.
Haſſe (Joh. Adolph) XXXVI. 121. 142. XLV, 284. XLVII, 140.
Hatem Thai, ein ſehr freigebiger Araber V, 143.
Hatem Zograi V, 143.
Hauch (A. W. v.) LIV, 182.
Hauenſchild (Joh. Heinrich Conrad), Kammerdiener und Leibſchneider des Herzogs von Weimar XIII, 129.
Haug (Joh. Chriſtoph Friedrich) III, 187.
Haugwitz (Chriſtian Heinrich Carl, Graf v.) XXX, 134. XXXI, 268. XLVIII, 89. 92. 95.
Hauſen (Carl Renatus) XXXIII, 110—113.
Hausmann (Joh. Fr. Ludwig) XXXII, 19.
Hauy (René Juſt, Abbé), Profeſſor der Mineralogie und Phyſik zu Paris L, 164.
Hawich (Chriſtoph), Mahler und Zeichenlehrer zu Trier XLIV, 179.
Hawke (Lord Edward), engliſcher Admiral III, 195. XLVI, 205.
Hawksbee (Franz) LIV, 77.
Harthauſen (... v.) XXXII, 94. XLVI, 292.
Haydon (B. R.), Mahler zu London XXXII, 145. L, 106.
Hebel (Joh. Peter) XXVI, 13. XXXII, 72. 102. XXXIII, 160—171. XLIII, 432. XLV, 184—186.

Hecker oder Höckner (Carl Wilhelm), Steinſchneider zu Dresden XXXVII, 386.
Hederich (Benjamin) XLIII, 230.
Heblinger (Joh. Carl), Stempelſchneider XXVII, 226.
Heem (Joh. Davids de), Mahler aus Utrecht XLIII, 106.
Heeren (Arnold Hermann Ludwig), Hofrath und Profeſſor der Geſchichte zu Göttingen VI, 185. XXXII, 71. XXXIX, 326.
Hegel (Georg Wilhelm Friedrich), zuletzt Profeſſor der Philoſophie zu Berlin XXXI, 269. XXXII, 126. L, 55. LV, 5.
Hegeſias, griechiſcher Bildhauer XXXVII, 42.
Heideloff (Victor), Profeſſor, Hof- und Theatermahler zu Stuttgart XLIII, 107.
Heidler (Carl Joſeph), Arzt zu Marienbad XXXII, 212.
Heigelin (Chriſtian), k. däniſcher General-Conſul zu Neapel XXXVII, 315. 316.
Heim (Joh. Ludwig II), Geheimerath zu Meiningen XXXII, 110.
Heineccius (Joh. Gottlieb) XXV, 51.
Heinecken (Carl Heinrich v.) XXV, 158. XXXIII, 5. XXXVII, 33.
Heinrich III, römiſch-deutſcher Kaiſer XLIII, 296.
Heinrich VI, römiſch-deutſcher Kaiſer XXXIII, 58.
Heinrich, Markgraf von Meiſſen XXXIII, 58.
Heinrich II, König von Frankreich XXXV, 51. 78. 117. 294.
Heinrich IV, König v. Frankreich I, 247. XXV, 344. XLIX, 193. LII, 33.
Heinrich, Prinz von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen XXVI, 63. XLVI, 68. 82.
Heinrich VII, König von England LIV, 11.
Heinrich VIII, König von England XXXIX, 163. XLV, 233. LIV, 12.
Heinrich Friedrich, Prinz von Wales, Sohn Jacobs I, Königs von England XXXIX, 164. 166.
Heinrich (Placidus), Benedictiner zu Regensburg, Profeſſor der Naturlehre zu Ingolſtadt LIV, 315.
Heinrich (der arme), ſ. Aue (Hartmann von der).
Heinroth (Joh. Chriſtian Auguſt), Hofrath und Profeſſor der

pischen Heilkunde zu Leipzig XXXII, 218. XLIX, 190. L, 90—94.
Heinse (Wilhelm) XXX, 201.
Held (Joh. Theobald), Rector der Universität und praktischer Arzt zu Prag XLV, 380.
Heldenbuch (das) XIII, 217. XXXII, 72.
Helena, die Mutter Constantins des Großen; s. Constantin.
Helfenstein (Graf Ludwig v.) VIII, 143. XLII, 184. 185. 198. 412. 424.
Helldorf (Carl Heinrich A., Freiherr v.) IV, 156.
Heller (Joseph) XLV, 391.
Hellig, lies Hillig.
Helmont (Joh. Baptist und Franz Mercur) XXV, 202.
Heloise (die neue), s. Rousseau.
Helvetius (Claude Adrian) XXXIII, 85. XXXVI, 97—98. 189—191. 254.
Helvig (Amalie v.), geb. von Imhoff, Verfasserin des Gedichts „Die Schwestern von Lesbos" XXXI, 85. XXXII, 483. XLIII, 16. 18. XLVI, 293. 295.
Hem (de), s. Heem.
Hemling (Hans), Mahler aus Damme bei Brügge II, 158. XLIII, 418.
Hemsterk (Martin van), Mahler XLIII, 418.
Hemsterhuis (Franz) XXX, 195. 198. 231. 232. 234—240. XXXIX, 315. 320. 322. 325.
Hemsterhuis (Friedrich) XXXIX, 321.
Hendel, Kuchenbäcker zu Leipzig; lies Händel.
Hendel-Schütz, s. Schütz.
Hendrich (Franz Ludwig v.), weimarischer Major XXXI, 262.
Hendricus (Wilhelm), Mahler XXXIX, 235.
Hener (Renatus), ein Medicus von Lindau LV, 149.
Henke (Heinrich Philipp Conrad), Abt, Professor der Theologie zu Helmstädt XXXI, 209. 232. 236. 237.
Henning (Leopold v.), Professor der Philosophie zu Berlin XXXII, 207. 216.
Hennings (August), k. dänischer Kammerherr, Ober-Handels-

Intendant zu Schleswig und Herausgeber des Journals „Der Genius der Zeit" XII, 216.
Henschel (August), praktischer Arzt und Privatdocent zu Breslau XXXII, 155.
Henschel (Gebrüder...) Zeichner u. Kupferstecher zu Berlin IV, 178.
Hensel (Madame), Schauspielerin; s. Seiler (Sophie Friederike).
Henstenburgh (Hermann), Mahler XXXIX, 235.
Hephästion, der Freund Alexanders des Großen XXVII, 152.
Herbell (J. F. Mich.) LV, 132.
Herbelot (Barthol. d') VI, 256.
Herbert (Thomas) VI, 215.
Herder (Joh. Gottfried v.) IV, 6. 27. 31. 32. 38—44. VI, 7. 134. XXV, 270. (Goethe's Bekanntschaft mit H. 300—313. 315—320.) (H. als Vorleser 337—338.) 341—343. XXVI, (H's. Einfluß auf Goethe 8. 42.) (H. über Shakespear 75.) 94. 97. 99. (H. und Hamann 107.) 110—111. 142. (H. über Götz v. Berlichingen 198.) 256. 279. XXVII, (H's. Mitwirkung bei der Ausgabe der G. Schriften 25. 26.) 151. 238. (Zerstreute Blätter 241.) 248. 275. XXVIII, 47. 74. 235—238. (Ideen zur Philosophie der Menschheit 251.) 272. XXIX, 35. 64. (Ueber Gott und göttliche Dinge 74.) 77. 91. (Zerstreute Blätter; Ideen 105—108.) (Ueber Gott u. s. w. 110—114.) (Ideen 116.) (H. will nach Italien 133—134.) (Ueber den Ursprung der Sprachen 183.) 211. (Ideen 213.) 275. 288. 290. XXX, 268. XXXI, 10. (H's. Wirksamkeit 39.) (Baldi's Gedichte 56.) (H. als Gegner Kants 59.) 85. 90. 94. 186. 238. XXXII, 50. XXXIII, 6. XLVI, (Ideen, ins Französische übersetzt 173. 236.) 356. L, (H. als Gegner Kants 58.)
Herder (Siegmund August Wolfgang v.), des Vorhergehenden Sohn, Oberberghauptmann zu Freiberg XXXI, 57. 266. XXXII, 35. 150.
Hergenröder (Matth.), Thiermahler zu Offenbach, und dessen Schwester XLIII, 370.
Herkules der Pfeifer, Goldschmied zu Bologna XXXIV, 28.
Herkules (des christlichen teutschen Großfürsten) und der böhmi-

ſchen königl. Fräulein Valiſka Wundergeſchichte [Verfaſſer: Andr. Heinr. Buchholz] XIX, 263—268.
Hermann (Joh. Gottfried), Oberhofprediger zu Dresden XXV, 87.
Hermann (Chriſtian Gottfried), des Vorhergehenden Sohn, Rathsherr, nachmals Bürgermeiſter zu Leipzig XXV, 87. 165. 185—187.
Hermann (Gottfried), Profeſſor der Beredſamkeit und Dichtkunſt zu Leipzig XXXII, 129. 173. 181. 191. XLVI, 11. 46. XLIX, 3. LI, 145.
Hermogenes, Architekt XXXVIII, 163.
Hermſtedt (Joh. Simon), Capellmeiſter zu Sondershauſen XXXII, 111.
Herodes der Große, König von Judäa VI, 30ᵉ. XXI, 22. XLV, 192.
Herodot XXXXII, 178. XLV, 203. 379.
Herold (...) Dr. Med. zu Marburg XXXII, 119.
Herostratus XXXIX, 109.
Herſchel (Wilhelm) XXXI, 87. LIV, 209. 312.
Herſfeld (Theodor), eigentlich Conrad Mei LIV, 172.
Hertel (...), Papierhändler zu Jena, und deſſen Gattin XLVII, 183.
Herzensergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders, ſ. Wackenroder.
Heſiod XXV, 12.
Heß (David) aus Zürich XXXII, 177 (anſtatt Weiß). 199.
Heß (Georg Chriſtian), Baurath zu Frankfurt a. M. XLIII, 336.
Heß (Joh. Friedrich Chriſtian), des Vorhergehenden Sohn, Baurath und Stadtbaumeiſter zu Frankfurt a. M. XLIII, 336.
Heß (Joh. Jacob), Oberpfarrer und Antiſtes der Geiſtlichkeit des Kantons Zürich XLIII, 226.
Heſſe (Andreas Peter v.), Geheimerath zu Darmſtadt und deſſen Gattin XXVI, 97.
Heſſen (Carl, Landgraf v.), k. däniſcher General-Feldmarſchall XXXI, 267.
Heſſen (Ludwig Chriſtian, Landgraf v.), ſ. Darmſtadt.

Hetſch (...), Hofmahler und Galleriedirector zu Stuttgart, und deſſen Gattin XLIII, 84. 91. 108.
Heufeld (Franz) XXXIII, 68.
Heuſinger (Karl Friedrich), Profeſſor der Medicin zu Jena, nachmals zu Würzburg und Marburg LI, 69.
Heymann (...), k. preußiſcher General XXX, 60. 79.
Heyne (Chriſtian Gottlob), Hofrath und Profeſſor der Beredſamkeit und Dichtkunſt zu Göttingen XVI, 13: XXV, 42. XXXI, 97. 180. XXXII, 83. XXXIII, 5. 23.
Hiero II, König von Syrakus XXIX, 332. XXXVII, 187. 188. 200. 201.
Hieronymus von Perugia, ſ. Pascucci.
Hildegard (die Viſionen der heiligen) XLIII, 333.
Hildesheim (Johannes v.) XLX, 201.
Hiller (Ferdinand), Pianiſt aus Frankfurt a. M. XLVII, 185.
Hiller (Gottlieb), Naturdichter XXXI, 259. XLIX, 180—188.
Hiller (Joh. Adam), Concertdirector zu Leipzig XXV, 179. XLV, 285.
Hillig anſtatt Hellig (Chriſtian Gottfried), Doctor der Rechte zu Leipzig XXXIX, 275.
Himburg (Chriſtian Friedrich), Buchhändler zu Berlin XLVIII, 15—16.
Himilcon, Feldherr der Carthager XXXVII, 189.
Himly (Carl Guſtav), nachmals Hofrath und Profeſſor der Medicin zu Göttingen XXXI, 137.
Himmel (Friedrich Heinrich), k. preußiſcher Capellmeiſter II, 139. XXXI, 269.
Hippokrates XI, 161. XXVI, 9. 334. XLIX, 99. L, 350.
Hirt (Aloys Ludwig), Hofrath und Profeſſor zu Berlin XXIX, 152—153. XXXI, 73. XXXII, 51. 134. XLIII, 14.
Hirth (Wilhelm Friedrich), Mahler zu Frankfurt a. M. XXIV, 40. 137. 139.
Hittorf (J.) aus Köln, Architekt zu Paris XLIV, 166. 168.
Hobert (Joh. Philipp) LIV, 181.
Hoborsky (...), Gärtner zu Prag XLV, 385.
Hochberg (die Grafen v.):
1) Leopold (Carl Friedrich), nachmals Großherzog von Baden;

2) Wilhelm (Ludwig August) und
3) Maximilian (Friedrich Joh. Ernſt), des Erſteren Brüder, nachmals Markgrafen von Baden XXXII, 102.
Hoche (Lazare), franzöſiſcher General III, 195. XLVI, 306.
Höckner, ſ. Hecker.
Hofdame (die), Luſtſpiel; ſ. Elsholz.
Hoff (Carl Ernſt Adolf v.), geh. Conferenzrath zu Gotha XXXII, 152. 215.
Hoffmann aus Stuttgart XXXI, 165; lies Wagner (Martin) aus Würzburg.
Hoffmann (Chriſtoph Ludwig), Geheimerath und Director des mediciniſchen Collegiums zu Mainz XXX, 205.
Hoffmann (Ernſt Theodor Amadeus oder eigentlich E. T. Wilhelm) XLVI, 241. 254. 263—266.
Hoffmann (Georg Franz), Profeſſor der Botanik zu Göttingen XXXI, 108.
Hoffmann (Joh. Leonhard) LIV, 251—256.
Hoffmann (Joſeph), Mahler aus Köln XXXI, 87. 116. 117. XLIII, 311.
Hogarth (William) XXXI, 56. LV, 281.
Hohe (das) Lied, ſ. Lied der Liebe.
Hohenlohe-Bartenſtein (Joſeph Chriſtian Franz Carl Janaz, Fürſt v.), Fürſtbiſchof von Breslau XXXII, 34.
Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürſt v.) XXXI, 255. 269. 271.
Hohenwart (...), Untervorſteher am Thereſianum zu Wien XXXIII, 79.
Holbach (Paul Thierry, Baron v.), Verfaſſer des Buches Le Système de la nature XXVI, 68—70. XXXIII, 101.
Holbein (Hans), Mahler und Formſchneider aus Augsburg XXXV, 303. XXXIX, 163. 276. XLIII, 98. 337.
Holberg (Eleutherie) XXXIII, 215.
Holland (Georg Jonathan, Freiherr v.) XXXIII, 100. 101.
Hollmann (Samuel Chriſtian) LIV, 176. 177. 183.
Holſtein-Eutin (Peter Fr. Wilhelm, Prinz v.) XXV, 300. 305.
Hölty (Ludwig Heinrich Chriſtoph) XXVI, 138. XXXIII, 57. 152. 234. XLV, 342.

Holzhauſen auf der Orde (Georg, Freiherr v.) XLIII, 341.
Homann (Joh. Baptiſt) XXI, 150.
Homberg (Wilhelm) LIII, 246.
Homburg (Carl Friedrich), Profeſſor zu Jena LV, 445.
Homer I, (Penelopeia 288.) 295. 301. II, 180. III, 113. (Einheit H's. 156.) IV, 23. VI, (H. und Firdauſi 110.) (H. rein erhalten 190.) IX, 116. 146. XI, 48. XIV, 98. XVI, 10. 17. 30. 79. 105. 112. 126. XXIII, 251. 273. XXIV, 61. XXV, 93. XXVI, (Proſaiſche Ueberſetzung des H. 73.) (Aufklärung d. H. 144—145.) 167. 339. XXVII, 187. 209. 244. XXVIII, (Odyſſee 106.) (Nauſikaa 145. 183. 196—198.) (Charybdis und Scylla 220.) (Natürlichkeit im H. 236.) XXIX, 78. XXX, 108. XXXI, (Ilias von Voß 68.) 79. (H. v. Tiſchbein 97—98.) XXXII, 32. (H. v. Tiſchbein 170.) Wolfs Prolegomena 174.) 179. (Einheit H's. 189—191.) XXXIII, 9. (Stolberg und Voß über d. H. 13—23.) 159. 277. XXXVI, 90. 260. XXXVII, 35. 42. (Charybdis 232.) XXXVIII, 234. 245. (Anachronismen 297.) XXXIX, 11. 32. 47. 48. 187. 349. XLIV, 107. 111. 116. (Helena 119.) 136. 191. 196. XLV, (Ilias u. d. Nibelungen 150.) 226. XLVI, (Ilias und Troilus und Creſſida 9. 10.) 25—25. (Einheit H's. 61.) XLVIII, 151. XLIX, (Kraft der H. Geſänge 114.) Authenticität 125.)
Hood (Thomas), Verfaſſer der Gedichte Whims and Oddities XLVI, 268.
Hooke (Robert) LIII, 242. LIV, 19. 24—25. 42. 45. 50. 51. 76. 172.
Hoorn (Baron... van) von Vlooswyck XXXIX, 395.
Hopfgarten (Graf und Gräfin v.) aus Berlin XXXII, 184.
Höpfner (Ludwig Julius Friedrich), Profeſſor der Rechte zu Gießen XXVI, 137—163. 165—166. 169. 170.
Hopp (Joachim) XXIV, 230. XXV, 38. 234.
Horaz I, 255 (anſtatt Properz). III, 225. VI, (H. u. Haſſ 110.) XXII, 80. XXV, (Dichtkunſt 77.) 95. XXVII, (Satyren 153.) XXXI, (Epiſtel 260. XXXII, (H. und Wieland 249.) XXXIII, 9. 16. 35. XXXVII, 56. 126. 224. 375.

XXXVIII, H. u. Pindar 299.) XLV, 149. 393. XLVI, 7. 22. 78.
Horn (Franz) XLVI, 242. 262.
Horn (Joh. Adam) Gerichtsſchreiber zu Frankfurt a. M. XXV, 35—37. 141. 187. 241. XXVI, 93.
Horner (Jacob), Profeſſor und Bibliothekar zu Zürich XLIII, 165.
Horſtig (Carl Gottlieb), Conſiſtorialrath zu Bückeburg XXXI, 103.
Horvath (Joh. Baptiſta) LIV, 182.
Hoſt (Nicolaus Thomas) XXXII, 214.
Hottinger (Jacob) Chorherr und Profeſſor zu Zürich XLIII, 224.
Hotze (...), Arzt in Richtenſchwyl XLVIII, 111.
Houdon (Joh. Anton), Bildhauer zu Paris XXX, 202.
Houel (Johann), Mahler und Kupferſtecher XXXVII, 325.
Houwald (Chriſtoph Ernſt, Freiherr v.) XXXII, 175.
Hövel (Fr. v.) XXXII, 97.
Howard (Luke) III, 93—96. 98. IV, 117. XXXII, 100. 111. 127. 138. 186. 189. 212. XXXIX, 209—210. LI, 195—197. 201. 202. 227—246. 263.
— — deſſen Familie LI, 233. 234. 241. 245.
Howe (Richard Graf), k. engliſcher Admiral III, 195. 196. XLVI, 205. 206.
Howen (...), k. niederländiſcher Generalmajor XLIV, 179.
Howett (Samuel) XXXII, 129.
Huber (Johann aus Genf) XVI, 241. 261.
Huber (Ludwig Ferdinand) XXX, 4. XXXI, 31. 261.
Huber (Thereſe), des Vorhergehenden Gattin, geb. Heyne XXXI, 261.
Huber (Michael) XXV, 160.
Hubertus (der heilige) XLIII, 252.
Hübſch, ſ. Hüpſch.
Hudemann (Ludwig Friedrich) XXXIII, 66.
Hudibras, ſ. Butler.
Hufeland (Chriſtian Wilhelm), Staatsrath zu Berlin XXXI, 69. 151. XXXII, 115. 134.
Hufeland (Gottlieb), Profeſſor der Rechte zu Jena XXXI, 153.
Hügel (... Freiherr v.), k. k. öſterreichiſcher Legationsſecretär,

Verfaſſer der Schrift „Spanien und die Revolution" XXXII, 193.
Hugo (Guſtav), Profeſſor der Rechte zu Göttingen XXXI, 109.
Hugo (Victor) XLVI, 162—164.
Hullmann (...), ehemals Gouverneur des nördlichen Brabants XXXIX, 322.
Humbert (J. E.) XXXIX, 325.
Humboldt (Carl Wilhelm Freiherr v.) XXXI, 32. 45. 46. 50. 72. 156. XXXII, 81. 85. 113. 132. XXXVII, (Verfaſſer des Aufſatzes über Rom 35—37.) XLIII, 16. 170. 254. L, 54. LV, 171.
Humboldt (Friedrich Heinrich Alexander, Freiherr v.) XVII, 295. XXXI, 32. 45. 46. 72. 254. XXXII, (Ideen zu einer Geographie der Pflanzen 8.) 81. 110. XXXIII, (Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe 132—139.) XLIII, 16. 170. XLVII, 171. L, 54. 69. LI, 140. 273. LV, 171.
Hume (David) XXXIII, 4. 85.
Hummel (Joh. Nepomuk), Capellmeiſter zu Weimar XXXII, 206. XLVII, 185.
Hummel (Ludwig), Mahler aus Neapel XXXI, 117. 140.
Hundeshagen (Bernhard), Bibliothekar zu Wiesbaden XLIII, 333.
Hunter (John) XXXII, 128. L, 160. LV, 138.
Hunter (William), des Vorhergehenden älterer Bruder L, 160.
Hüpſch (Joh. Wilh. Carl Adolph, Freiherr v.), geh. Legationsrath zu Köln XLIII, 308. 385.
Huſ (...), franz. Schauſpielerin XXXVI, 28. 29. 77. 78. 119.
Hüsgen (...), Hofrath zu Frankfurt a. M. XXIV, 254—257.
Hüsgen (Heinrich Sebaſtian), des Vorhergehenden Sohn XXIV, 254—255.
Huß (Johann) XXXII, 162. XLV, 373. 380. XLIX, 76.
Hutten (Ulrich v.) III, 162. IV, 330. 355. V, 99. XLVIII, 73—77.
Hüttner (Joh. Chriſtian), zu London XXXII, 192. LI, 332.
Huygens (Chriſtian) LIII, 172. LIV, 37. 261. LV, 68. 69.
Huyſum (Johann van), Blumen- und Fruchtmahler aus Amſterdam XXXVIII, 182. XXXIX, 235. 236. XLIII, 106.
Hyde (Thomas) XXXII, 106. XXXIX, 312.

daß das Volk, da es von den Cananitern geschlagen, und ihm der Durchzug durch's Land Edom versagt worden, auf dem Wege zum Schilfmeer, gegen Ezeon-Gaber, der Edomiter Land umzogen. Daraus ist der Irrthum entstanden, daß sie wirklich an's Schilfmeer nach Ezeon-Gaber, das wahrscheinlich damals noch nicht existirte, gekommen, obgleich der Text von dem Umziehen des Gebirges Seir auf genannter Straße spricht, so wie man sagt der Fuhrmann fährt die Leipziger Straße, ohne daß er deshalb nothwendig nach Leipzig fahren müsse. Haben wir nun die überflüssigen Stationen bei Seite gebracht, so möchte es uns ja wohl auch mit den überflüssigen Jahren gelingen. Wir wissen, daß die alttestamentliche Chronologie künstlich ist, daß sich die ganze Zeitrechnung in bestimmte Kreise von neunundvierzig Jahren auflösen läßt, und daß also diese mystischen Epochen herauszubringen manche historische Zahlen müssen verändert worden seyn. Und wo ließen sich sechs bis achtunddreyßig Jahre die etwa in einem Cyklus fehlten, bequemer einschieben, als in jene Epoche, die so sehr im Dunkeln lag, und die auf einem wüsten unbekannten Flecke sollte zugebracht worden seyn.

Ohne daher an die Chronologie, das schwierigste aller Studien, nur irgend zu rühren, so wollen wir den poetischen Theil derselben hier zu Gunsten unserer Hypothese kürzlich in Betracht ziehen.

J.

Jabach (Everd), Banquier, Kunſtliebhaber und Sammler aus Köln XXVI, 283. XLIII, 304.
Jaci (Prinzeſſin...), zu Neapel XXXVII, 254.
Jackſon (Joh. Baptiſt), engliſcher Mahler und Formſchneider XXXII, 146.
Jacob I, König von England XXXIX, 165. LIV, 10. 15.
Jacob II, König von England LI, 234.
Jacob, Chirurgus von Carpi; ſ. Berengario.
Jacob von Ceſena, Muſiker zu Rom XXXIV, 69.
Jacob (Meiſter) vom Kahn, zu Rom; ſ. Sciorina.
Jacob (Meiſter) von Perugia, Chirurgus zu Rom; ſ. Raſtelli.
Jacobi (Joh. Georg) XXVI, 279. 284. 308. XXXIII, 9. 265.
Jacobi (Friedrich Heinrich), des Vorhergehenden Bruder XXVI, (Erſtes Zuſammentreffen mit Goethe 279—290.) (J. und Leſſing 308.) 311. XXIX, (Zwieſpalt 108—408. 412—415.) XXX, 183. 188. (Goethe's Beſuch in Pempelfort 191—206.) XXXI, (Differenz im Denken zwiſchen Goethe und J. 21.) 30. 37. 40. 48. 49. XXXII, (J. von den göttlichen Dingen 73.) XXXIII, 263. XXXIX, 315. XLV, (J's. Briefwechſel 290. 291.) XLVI, (J's. Gefühlslehre 261.)
— — deſſen Familie XXVI, 280. 281. 289. XXX, 191—206.
Jacobi (Maximilian), des Vorhergehenden Sohn, nachmals Obermedicinalrath zu Düſſeldorf XXXI, 30. 45. 48. XXXII, 115. L, 247. LV, 171.
Jacobſen (Friedrich Johann), Advocat zu Altona XXXII, 193.
Jacquier (Pater François) XXVII, 265. LIV, 169. 184.
Jagemann (Chriſtian Joſeph), Rath und Bibliothekar der Herzogin Amalia von Sachſen-Weimar XXX, 231. XXXI, 156. XXXII, 41. XLIV, 255.
Jagemann (Ferdinand), des Vorhergehenden Sohn, Mahler XXXII, 180. LV, 59—60.
Jagemann (Caroline), des Vorhergehenden Schweſter XI, 256. XXXI, 70. 76. 90. 110.
Jäger (Georg Friedrich), Arzt zu Stuttgart XXXII, 110. 155. LV, 276. 281.

Jäger (J. G. A.), Capitän-Lieutenant von der Artillerie und Zeugwart zu Frankfurt a. M. XXX, 3. 26. 27.

Jahdeva, indischer Dichter, Verfaſſer des Gedichts „Gita-Govinda" XLIX, 145.

Jakardowsky (...), k. k. öſterreichiſcher Hauptmann XLIII, 105.

Jakob (Heinrich Ludwig v.), Profeſſor der Rechte zu Halle XXXI, 147.

Jakob (Thereſe v.), des Vorhergehenden Tochter, (ſeit 1828) Gattin des Abjuncts Robinſon am theologiſchen Seminar zu Andover bei Boſton in Nordamerica XLVI, 315. 317—319. 321. 324. 325. 329. 332.

Jal (A.), Verfaſſer des Aufſatzes Les Soirées d'Artistes in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I. XLVI, 190.

Janin (Jules), Verfaſſer des Aufſatzes Asmodée in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I. XLVI, 187.

Jappach, ſiehe Jabach.

Jaraczewska (Gräfin...) IV, 108. 180.

Jardin (Carl du), genannt Bocksbart, Mahler aus Amſterdam XLIV, 226.

Jardin (le) des Plantes, Gedicht in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I; ſ. Barthélemy und Méry.

Jariges (Friedrich Carl v.), zu Berlin; ſein Schriftſtellername iſt Beauregard Pandin XLVI, 360.

Jaſſoy (L. Daniel), Advocat zu Frankfurt a. M. XLIII, 359.

Jaucourt (Louis de) XXXVI, 191—194.

Jcilius, ſ. Guiſchard.

Jeniſch (Daniel), Prediger an der Nicolaikirche zu Berlin XLV, 106.

Jenkins (...), engliſcher Kunſthändler zu Rom XXIX, 50. 120. 124. 130. XXXVII, 261.

Jenky (Carl (Nicolaus) LIV, 158.

Jeruſalem (Joh. Friedrich Wilhelm) XXV, 99. XXVI, 154. 231. XXXIII, 83.

Jeruſalem (Carl Wilhelm), des Vorhergehenden Sohn XXVI, 154. 230. 233. 231.

Jeſdedſchird III, der letzte Saſſanide VI, 49.

Jesus Christus II, 136. 211. III, 248. V, 231. 247. 358. 365. VI, (Christliche Religion 44.) 75. 74. 181. 306. XIII (Legende 113—115.) XVI, 41—42. XXII, (Leben und Lehre 22—27.) XXIII, 254. XXIV, 62. XXV, (J. und Sokrates 12.) 167. 239. (Klopstocks Messiade 294.) XXVI, (Christusbilder 235. 256.) 266—267. (Goethe's Christenthum 298—305.) XXVII, (J. und die heutige römische Kirche 192. 201.) XXVIII, 228—229. XXIX, 25. (Abbildung 166.) XXXIII, 79. 85. 88. 165. XXXIX, (Abbildung 133.) XLIII, 391. 406. XLIV, (Abbildungen 15. 19. 26. 27. 31. 32. 253.) XLVIII, (Christusbilder 140—142.) XLIX, 116.

Iffland (August Wilhelm), Schauspieler und Theaterdichter XI, 294. 345. XXX, 252. XXXI, 19. 20. 30. 50. (Gastrollen in Weimar 63. 77—78.) 103. 118. 245. 246. XXXII, (Gastrollen in Weimar 75. 80.) 89. (Zu J's Andenken 100.) XLV, (J's Spiel 4—6.) (Egmont 32.) (Zu J's. Andenken 77—97.) 100. XLIX, 147. (J's., Schröders und Eckhofs Wirkung auf das deutsche Theater 173—174.) (Theater-Almanach 175—179.)

Igel (die Verfertiger der bronzenen Abbildung des Denkmals bei), s. Zumpft und C. Osterwald.

Iken (Carl Jacob Ludwig) XXXII, 176. XLVI, 283. 284. 355.

Ilias, s. Homer.

Imecourt (Ferdinand d') XXXIX, 253.

Imhof (Amalie v.), s. Helvig.

Imthurn (Georg Friedrich), Landvogt in Schaffhausen XLIII, 161.

Ingelheim (Graf...) XLIII, 249.

Ingratitude (L') politique, Aufsatz in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I; s. Jouy.

Innocens XI, (Papst), Benedict Odescalchi XXXVIII, 234.

Insel Felsenburg, Roman; s. Schnabel.

Isch (Alexander v.) XXXIII, 96—100.

Johann von Bologna, s. Bologna.

Johann Wilhelm, Kurfürst von der Pfalz LIV, 169.

Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orleans XXXII, 176.

Johannes von Hildesheim XLV, 204.
John (Joh. Friedrich), Dr. Med. zu Berlin XXXII, 85.
Johnſon (Ben) XXXI, 85.
Johnſon (Samuel) XXXIII, 43. XXXVIII, 283.
Johnſton (. . .) XLIII, 193.
Joinville (Jean Sire de) XXX, 91.
Jomelli (Nicolo), italiäniſcher Componiſt XXXVI, 116. XLIII, 104.
Jon, Trauerſpiel; ſ. (A. W. v.) Schlegel.
Jones (William) VI, 11. 109. 221 — 225. XLIX, 146.
Jonge (J. C. de), niederländiſcher Reichsarchivar XXXIX, 320. 322. 326.
Jordan (Camille) XXX, 270. XXXIII, 125. XXXIX, 259.
Jordanus Brunus von Nola, ſ. Brunus.
Joſeph I., römiſch-deutſcher Kaiſer XXVII, 59.
Joſeph II., römiſch-deutſcher Kaiſer XV, 59. XXIV, (Krönung 240. 241. 283. 291. 300 — 304. 307. 309. 310. 317. 319 — 327. 340.) XXVI, (Voltaire 62.) (Reichs-Kammergericht 132.) (Klopſtocks Zueignung der Hermannsſchlacht 140.) XXVII, 47. 59. XXVIII, (Furcht vor J. 27.) XXIX, (Brabanter Händel 211.) XXXIII, 71. XXXVII, (Hackert 232.) XLVIII, (Büchernachdruck 17.)
Joſephi (Wilhelm), Profeſſor der Medicin, Anatomie und Geburtshülfe zu Roſtock LV, 188. 249.
Joſephus (Flavius), jüdiſcher Geſchichtſchreiber LIII, 80.
Joubert (Barthélemi Catherine), franzöſiſcher Obergeneral III, 195. XLVI, 206.
Jourdan (Jean Baptiſte), Graf, Marſchall und Pair von Frankreich XXXI, 68.
Joup (Victor Etienne de), Verfaſſer des Aufſatzes L'ingratitude politique in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I. XLVI, 192. 195.
Iſabey (Jean Baptiſte), franzöſiſcher Mahler XXXIX, 253.
Jſcatinaro (Cäſar), ſ. Gattinaro (Giovan Bartolommeo).
Iſenburg (die Grafen v.) XXVI, 300.
Iſermann (. . .), Gärtner im Senckenbergiſchen Stiftsgarten zu Frankfurt a. M. XLIII, 357.

Ifopi (Anton), Mahler und Hofbildhauer zu Stuttgart XLIII, 83. 84. 89. 96. 97. 103. 110. 136.
Ihenbliz (... v.), k. preußischer Lieutenant XXX, 375.
Jüdische Schäfergedichte, ſ. Breitenbuch.
Julian von Florenz, römischer Bombardier XXXIV, 101.
Julian, Sohn von Baccio d'Agnolo, Formschneider, Zimmermann und Architekt zu Florenz XXXV, 352. 362.
Julius II. (Papſt), Julian della Rovere di Savone XXXIV, 25. 38. 131. 159. XLIV, 25.
Julius III. (Papſt), Giovanni Maria del Monte XXXV, 216. 220.
Julius Romanus, eigentlich Giulio Pippi, Mahler XXXIII, 53. XXXIV, 77—83. 114. XXXV, 303. XXXVII, 264. XXXIX, (Philoſtratus 5. 9. 10. 12. 13. 16.) XLIII, 206. XLIV, (Philoſtratus 128.)
Jung (Joh. Heinrich), genannt Stilling XXV, 248—251. 319. XXVI, 289. XLVIII, 25—34.
Jünger (Joh. Friedrich) XXX, 253.
Jünger (...), Bijouterie-Fabricant zu Hanau XLIII. 378.
Junius (Franz) XXXIII, 7.
Junker (Juſtus), Mahler zu Frankfurt a. M. XXIV, 40. 137 — 139. 243 — 245.
Jurin (James), LIV, 240.
Juſſieu (Bernard und Ant. Laurent de) XXXI, 87. XXXIII, 132. L, 86.
Juſuph und Suleika V, 49. 242. 459. 247.
Juſti (Joh. Heinrich Gottlob v.) LIV, 245.
Juſtina (die heilige), die Türkenbeſiegerin XXVII, 158.
Juſtinian I., der Große, griechiſcher Kaiſer VIII, 37. XXXVII, 90. XLII, 43. XLIX, 191.
Juvenale (Latino) XXXIV, 242. 260. 282. 270.
Juvenalis (Decimus Junius) XXXVII, 190.

K.

Kaaz (Carl), Landſchaftmahler zu Dresden XXXII, 37. 50. 66. XXXIX, 216. XLV, 69.

Kabus (des Buch), ſ. Kiekjawus.
Kaberi (Mohammed), perſiſcher Dichter, Bearbeiter des Toutinameh des Nechſchebi XLVI, 294.
Kae-Yuen, chineſiſche Dichterin XLVI, 367.
Käferſtein, ſ. Keferſtein.
Kalamis, griechiſcher Bildhauer XXXVII, 42.
Kalidas, indiſcher Dichter, Verfaſſer der Gedichte „Sakontala" und „Menga Dhuta" III, 94. 349. VI, 341 — 342. XXVIII, 20. XXXII, 127. 193. XLIX, 143. 146. LI, 199. 228.
Kalkreuth (Friedrich Adolph, Graf v.), k. preußiſcher General-Lieutenant, nachmals Feldmarſchall XXX, 78. 274. 275. 280. 281. 284.
Kalmet, ſ. Calmet.
Kalon, griechiſcher Bildhauer XXXVII, 42.
Kannegieſſer (Carl Friedrich Ludwig), Rector des Gymnaſiums zu Prenzlau, nachmals Director des Friedrichs-Gymnaſiums zu Breslau XXXII, 196. XLV, 314 — 316. 320. 325.
Kant (Immanuel) XXII, 221. XXIII, 205. XXX, (Kritik d. Urtheilskraft 155. (Naturwiſſenſchaft 197.) XXXI, (K. u. Herder 59.) XXXII, (K. u. Wieland 259.) XXXIII, 100. XXXVII, (Philoſophiſche Bewegung durch K. 53.) XXXVIII, 244. 248. XLIII, (Schrift gegen Schloſſer 130. 135.) XLIV, (Kritik der Vernunft; Kritik der Sinne 249.) XLV, 357. XLVII, 250. L, (Kritik der Vernunft; Kritik der Urtheilskraft 49 — 56. 59.) (Mars u. Jupiter 136.) LI, (Mars und Jupiter 281.)
Kapodiſtrias (Joannis Antonios, Graf), Regent von Griechenland XLVI, 347.
Kapp (Chriſtian Ehrhard), Arzt zu Leipzig XXXII, 18. 85.
Karadſchitſch, ſ. Wuk.
Karl, ſ. Carl.
Karſten (Wenceslaus Joh. Guſtav) LIV, 181.
Karſtens, ſ. Carſtens.
Kaſchubius (Joh. Wenceslaus) LIV, 173.
Käſtner (Abraham Gotthelf), XXXIII, 13. LIV, 183. 190.

Käſtner, ſ. auch Keſtner.
Katharina von Medicis XXXV, 51. 117. 204. 205.
Katharina II., Kaiſerin von Rußland XXVI, 62. XXIX, 96. XXXVII, 105. 128. 129. 136. 226. 237. XLVI, 69. XLVIII, 67.
Katharina, Großfürſtin von Rußland; ſ. Würtemberg.
Katharina, Prinzeſſin von Würtemberg, Königin von Weſtphalen; ſ. Würtemberg.
Kaufmann (Angelica), Mahlerin XXVII, 260. 267. XXVIII, 48. XXIX, 5. 8. 18. 29. 31. 33. 34. 39. 40. 49. 60. 66. 70. 80. 93. 110. 111. 115. 116. 118. 121. 126. 138. 158. 276. 278. 281 — 282. 291. 325. 327. 332. 333. 335. XXXVII, 137. 261. LIV, 284.
Kaufmann (Julie), geb. Schubart, Schauſpielerin XLIII, 116.
Kaufmann (Peter), Hofbildhauer zu Weimar XXXII, 106. 166. 204.
Kaunitz (Graf ...) XXXII, 149.
Kayſer (Chriſtoph), Componiſt aus Frankfurt a. M. XXIX, 74. 86. 103. 116. 118. 136. 138. 141 — 147. 159. 210. 211. 276. 279. 283. 287 — 288. 293. 294. 297. 317. 318. XXXI, 9.
Kayßler (Adalbert), Profeſſor der Philoſophie zu Breslau XLV, 307.
Keferſtein (Chriſtian), Juſtizcommiſſar zu Halle XXXII, 208. 215. LI, 77. 78.
Keill (John) LIV, 77. 105.
Kellermann (François Chriſtophe), Marſchall von Frankreich XXX, 67. 70. 74. 79.
Kennicot (Benjamin) XVI, 125.
Keppel (Auguſt Vicomte de), erſter Lord der Admiralität Großbritanniens III, 195. XLVI, 205.
Keppler (Johann), LII, 21. LIII, 166 — 171. 205. 207. LIV, 311.
Kerſting (Georg Friedrich), Vorſteher der Mahlerey bei der Porzellan-Fabrik in Meiſſen XXVI, 297. XXXII, 84.
Keſſelſtädt (Graf . .), zu Mainz XLIII, 331.

Keſtner (Hofräthin Charlotte) zu Hannover, geb. Buff aus Wetzlar XXXII, 115.
Keſtner (...), der Vorhergehenden Sohn XXXII, 96.
Keſtner (Theodor Friedrich Arnold), Profeſſor der Medicin zu Frankfurt a. M. XLIII, 359.
Kepßler (Joh. Georg), XXIV, 38. XLVIII, 129.
Kiekſamus, König der Dilemiten, Verfaſſer des Buches Kabus VI, 225—233. XXXII, 92.
Kielmannsegg (... Graf v.) XXVI, 135.
Kielmeyer (Karl Friedrich), Profeſſor der Chemie zu Tübingen, nachmals Staatsrath zu Stuttgart XLIII, 130. L, 206. 210. 344.
Kind (Theodor), Advocat zu Leipzig XLVI, 354.
King (Frau), zu London XLIV, 64.
King Coal's Levee, ſ. Scaſe.
Kinsky (Franz, Graf v.), k. k. Feldzeugmeiſter XLV, 378.
Kircher (Athanaſius), IV, 369. XLIV, 196. LI, 186. LII, 43. LIII, 197—205. 208. 236. 248. 264. LIV, 32. 36.
Kirms (Franz), Hofrath und Mitglied der Theater-Commiſſion zu Weimar XXXI, 30. 147. XLVIII, 172.
Kirwan (Richard) LI, 130.
Klaproth (Heinrich Julius v.) XXXI, 143.
Kleiſt (Ewald Chriſtian v.) XXIII, 177. XXV, 101. XXXIII, 12. 35. 152. 231.
Kleiſt (Heinrich v.) (auch als Verfaſſer des Luſtſpiels „der zerbrochene Krug“) XXXII, 5. XLV, 110.
Klemm (Chriſtian Gottlob), XXXIII, 68.
Klengel (Joh. Chriſtian), Mahler und Profeſſor an der Akademie der Künſte zu Dresden XLIII, 345.
Klenze (Leo v.), k. bayeriſcher Hofban-Intendant und Oberbaurath XLIV, 169.
Klettenberg (Suſanna Katharina v.) XXV, 197—199. 201—203. XXVI, 166. 266. 297—300. 320. 324.
Klingemann (Auguſt), Director des Nationaltheaters zu Braunſchweig XLVI, 242. 261.
Klingenſtierna (Samuel) LIV, 200.

Klinger (Friedrich Maximilian v.), k. ruſſiſcher General und Director der Cadettenſchule XXVI, 350—356. XXIX, 142. XXXII, 86. XLVII, 187.

Klinglin (Franz Chriſtoph Honorius v.) XXV, 339. XXVI, 46.

Klöden (K. F.), Director der Gewerbſchule zu Berlin XLIV, 55. 56.

Klopſtock (Friedrich Gottlieb) II, 136. XVI, 37. XXIV, (Meſſiade 122—126. 223.) XXV, (K's. Styl 88.) 89. 106. (K's. Charakter; Meſſiade 294—299.) XXVI, (K's. Anſehn und Würde 111—115.) (Schlittſchuhfahren 120—122.) 138. (Hermannsſchlacht; nordiſche Mythologie 140—142.) (K. bei Goethe; Perſönlichkeit 327—330.) XXX, (Hexameter 268. 269.) XXXI, (Hexameter 22.) (Perſönlichkeit 39.) 61. XXXIII, 11. 12. 57. 59. 60. (Hermannsſchlacht 64.) 69. 71. 73. (Bardenchor 149.) 152. 270. XLIII, (Gemählde aus der Meſſiade 85.) XLIV, (Reimloſer Vers 240.) (Oden 269.) XLV, (Hermannsſchlacht 31.) (Der deutſche Hermanns-Geiſt 312.) XLVII, (Schul-Pforte 182.) XLVIII, (Reimloſer Vers 81.) 82. (K. in Carlsruhe 95.) (K. über Goethe's Fauſt 97.)

Klotz (Chriſtian Adolph), Geheimerath und Profeſſor der Beredſamkeit zu Halle XXV, 181. XXXI, 98. XXXIII, 111—113.

Kloß (Matth.), Hofmahler zu München LIV, 313.

Kluge (Carl Aler. Ferdinand) XXXII, 85.

Klügel (Georg Simon) LIV, 303—307. 247.

Knaben (Des) Wunderhorn, ſ. Wunderhorn.

Knapp (Georg Chriſtian) XXXI, 261.

Knebel (Carl Ludwig v.) II, 143. IV, 135. 136. 185. XXVI, 311. XXVII, 11. XXXII, 49. 63. 166. 191. XLIII, 17. 237. XLV, 210.

Knebel (Bernhard v.), des Vorhergehenden Sohn IV, 136. 185.

Kniep (Chriſtoph Heinrich), Landſchaftmahler XXVIII, 60. 68—74. 82. 83. 85. 86. 89. 90. 95. 106. 115. 124. 147. 148. 162—164. 168. 179. 183. 191. 193. 195. 196.

214 — 216. 219. 231. 233. 234. 235. 239. 251. 267. 274 — 276. XXIX, 19. 298. 322.
Knight (Richard Payne) XXXVII, 147 — 149. 334 — 338. 345.
Knoll (David), Handelsmann zu Carlsbad LI, 37 — 39.
Knox (Robert) XXXII, 106.
Kobell (Franz), Mahler aus Mannheim XLV, 68.
Kobler (die Familie), Ballettänzer XXXII, 74.
Koch (Chriſtoph Wilhelm), Profeſſor der Rechte zu Straßburg XXVI, 48 — 50.
Koch (Heinrich Gottfried), Schauſpieler XXVI, 195.
Kock (C. Paul de), Verfaſſer des Aufſatzes Une Fête aux Environs de Paris in Le Livre des Cent et-un, Tom. I. XLVI, 184.
Köhler (Heinrich Carl Ernſt v.), k. ruſſiſcher Staatsrath XXXII, 148.
Kolbe (Heinrich), Mahler aus Düſſeldorf XXXII, 220.
Kölla (Heinrich), Mahler aus der Schweiz XXVII, 205.
Kollar (Johann) XLV, 385. 396. XLVI, 336.
Koller (Franz, Freiherr v.), k. k. Feldmarſchallieutenant XLV, 378.
Koller (W. H.), Buchhändler zu London XLVI, 250.
Köln (Wilhelm von), Mahler XLIII, 406.
Köln (Das Dombild zu), ſ. Wallraf.
Kolowrat (Johann, Graf), k. k. Feldmarſchallieutenant XLV, 378.
Kolowrat-Liebſteinsky (Franz Anton, Graf), Oberſtburggraf (1810 — 1826) zu Prag, nachmals k. k. Staats- und Conferenzminiſter XLV, 382.
König (F. N.), Mahler aus Bern XXXII, 169.
König (Joh. Ulrich v.) XXV, 80. 81.
Königinhofer Handſchrift XLV, 397. XLVI, 335.
Königseck (Gräfin v.), zu Stuttgart XLIII, 101.
Königsthal (Baron v.), nürnbergiſcher Geſchäftsträger zu Frankfurt a. M. XXIV, 387. 389. 314.
Konrad II., Fürſt von Znaim XLV, 380.
Kontogiakupis III, 213.

Mehrere runde, heilig, symboliſch, poetiſch zu nennende Zahlen kommen in der Bibel ſo wie in anderen alterthümlichen Schriften vor. Die Zahl Sieben ſcheint dem Schaffen, Wirken und Thun, die Zahl Vierzig hingegen dem Beſchauen, Erwarten, vorzüglich aber der Abſonderung gewidmet zu ſeyn. Die Sündfluth, welche Noah und die Seinen von aller übrigen Welt abtrennen ſollte, nimmt vierzig Tage zu; nachdem die Gewäſſer genugſam geſtanden, verlaufen ſie während vierzig Tagen, und ſo lange noch hält Noah den Schalter der Arche verſchloſſen. Gleiche Zeit verweilt Moſes zweymal auf Sinai, abgeſondert von dem Volke; die Kundſchafter bleiben eben ſo lange in Canaan, und ſo ſoll denn auch das ganze Volk durch ſo viel mühſelige Jahre abgeſondert von allen Völkern, gleichen Zeitraum beſtätigt und geheiligt haben. Ja in's neue Teſtament geht die Bedeutung dieſer Zahl in ihrem vollen Werth hinüber; Chriſtus bleibt vierzig Tage in der Wüſte um den Verſucher abzuwarten.

Wäre uns nun gelungen die Wanderung der Kinder Iſrael vom Sinai bis an den Jordan in einer kürzeren Zeit zu vollbringen, ob wir gleich hiebei ſchon viel zu viel auf ein ſchwankendes, unwahrſcheinliches Retardiren Rückſicht genommen; hätten wir uns ſo vieler fruchtloſer Jahre, ſo vieler unfruchtbarer Stationen entledigt, ſo würde ſogleich der große Heerführer, gegen das was wir an ihm zu erinnern gehabt,

Kopp (Joh. Heinrich), Medicinalrath zu Hanau XLIII, 370. 371.
Koppe (J. F.) XVIII, 34. XXIV, 122.
Koraïs (Adamantius), Arzt und gelehrter Hellenist XLVI, 346.
Koran V, 33. 111. 199. 227. 243. VI, 32—37. 63. 122. 130. 154. XXI, 99. XLVI, 257.
Körner (Christian Gottfried), Appellationsrath zu Dresden, nachmals Staatsrath zu Berlin, und dessen Familie XXXI, 76.
Körner (Theodor), des Vorhergehenden Sohn XXXII, 74.
Körner (Friedrich), Hofmechanikus zu Jena XXXII, 79. 116. 207. 209. LV, 5.
Körte (Wilhelm) XXXI, 258. 261. XXXII, 208. 218. LV, 278—282. 288.
Kosegarten (Ludwig Theobul) IV, 159. 186.
Kosegarten (Joh. Gottfried Ludwig), des Vorhergehenden Sohn VI, 242. 256. XXXII, 139. 176. 193. XLVI, 283. 284. 286. XLIX, 147.
Koster (...), Mahler XLIII, 415.
Kotzebu: (August Friedrich Ferdinand v.) XXX, 252. XXXI, 29. 30. 59. 77. 103. (K's. Feier zu Ehren Schillers 121—127.) (Der Freimüthige 154.) XXXII, (K's. Ermordung 148.) XLV, (Gajard 6.) XLVII, (Der neue Antinous 247—252.) XLVIII, (Der heitere Knabe 172.)
Kotzebue (Christine), des Vorhergehenden Mutter, geb. Krüger, und deren Tochter Amalie, nachmals verehlichte Gildemeister XLVIII, 172.
Koudelka (... v.), k. k. östreichischer Oberlieutenant XLIII, 107.
Krafft (Peter), Mahler aus Hanau, Professor an der Akademie zu Wien XLIII, 378.
Kraft (Georg Wolfgang) LIV, 177.
Krämer (Joh. Paul), Instrumentenmacher zu Göttingen XXXI, 106.
Krämer (...), des Vorhergehenden Tochter XXXI, 111.
Kranz (Joh. Friedrich), Concertmeister zu Weimar XXIX, 49. 81. XXXI, 18.

Krafenſtein (Chriſtian Gottlieb) LIV, 181.
Kraus (Georg Melchior), Director des freien Zeichen-Inſtituts zu Weimar XIII, 41. XXIX, 281. XXX, 321. 287. 291. 302. 303. 322. XXXI, 72. XXXVII, 350. XLVIII, 167—172.
Krauſe (Joh. Friedrich), Oberhofprediger, Oberconſiſtorial- und Kirchen-Rath und General-Superintendent zu Weimar XXXII, 150.
Kräuter (Theodor), Bibliotheks-Secretär zu Weimar, und Archivar bei Goethe XXXII, 219. XLVII, 155.
Krebel (Gottlob Friedrich) XXV, 87. 165.
Krebs (Franz Xaver), Schauſpieler XLIII, 116.
Kretſchmann (Carl Friedrich) XXXIII, 59.
Kretſchmar, ſ. Cretzſchmar.
Kreuchauf (Franz Wilhelm), Kaufmann zu Leipzig XXV, 160.
Kreuz, ſ. Creuz.
Kronenburg oder Cronberg (Die Herren v.), alt-adeliges Geſchlecht XLIII, 285.
Kropf (Wolfgang), gräflich Thun'ſcher Wirthſchaftsrath zu Tetſchen XLV, 380.
Krtom Baladja, ſ. Baladja.
Krug (Der zerbrochene), Luſtſpiel; ſ. Kleiſt (Heinrich v.).
Kröger (Joh. Chriſtian) XXV, 110.
Kublai Chan, König von Perſien VI, 187.
Küchelbecker (Wilhelm), aus Petersburg XXXII, 185.
Kügelgen (Gerhard v.), Mahler und Profeſſor an der Akademie der Künſte zu Dresden XXXII, 39. 50. XLIII, 345.
Kummer (Paul Gotthelf), Buchhändler zu Leipzig XLVII, 348.
Kunckel (Johann) XXXII, 218.
Küttner (Carl Auguſt) XXXII, 238.

L.

Labeo (Q. Tabius), Quäſtor zu Rom XXXVII, 160.
Laborde (Alexander L. J., Graf de) XXXII, 176.

La Chauſſée, ſ. Chauſſée.
Lacroix (Paul), der Pſeudonymus P. L. Jacob, Verfaſſer des Aufſatzes Les Bibliothèques publiques in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I. XLVI, 189.
Lacroix (De), ſ. Delacroix.
Ladvocat (...), Buchhändler zu Paris XLVI, 181.
Lafayette (Gilbert Mottier, Marquis de) III, 195. XXX, 43. 55. 177. 202. XLVI, 205.
Laffert (Friedrich v.), Hof- und Kanzlei-Rath zu Celle XXXII, 115.
Lafontaine (Auguſt Heinrich Julius) XXXI, 147.
Lafontaine (Jean) XXXIII, 218.
Lafrerius (Ant.), Verfaſſer d. Romanae magnificentiae speculum. XXIX, 147.
Lagrange (Joſeph Louis) XXII, 253. L, 135. 176. 177. 183. 185.
Lagrénée (Louis Jean François), der ältere, franzöſiſcher Mahler XXXVI, 283.
Lahire (Philipp de) LIV, 113. 127. 155. 230.
Laireſſe (Gerard de), Mahler und Kupferſtecher aus Lüttich LIV, 282.
Lais XXXVI, 152.
Lamberg (... Graf), k. k. Geſandter zu Neapel XXXVII, 229.
Lambert (Aylmer Burke) XXXIX, 237.
Lambert (Joh. Heinrich) LII, 51. LIV, 191.
Lamettrie, ſ. Mettrie.
Lamotte, ſ. Motte.
Lampsakos, griechiſcher Kapitany III, 216.
Lampridius (Aelius) XXXI, 261.
Landi (Antonio di Vittorio), von der Familie Landi in Florenz XXXV, 166. 180. 181.
Landi (Auguſtin), von der Familie Landi in Piacenza XXXV, 141.
Landi (Piero di Giovanni), von der Familie Landi in Florenz XXXIV, 50. 118. 123. 251.
Landolt (Salomon) XXXII, 177. XLIII, 149.

Landprieſter von Wakefield, Roman; ſ. Goldſmith.
Langer XXXII, 173; ſ. Bergler.
Langer (Ernſt Theodor) XXV, 188 — 192. 309.
Langer (Joh. Peter), Profeſſor zu Düſſeldorf, nachmals Director der Akademie der Künſte zu München XLIV, 15. 20 — 22.
Langermann (Joh. Gottfried), geh. Obermedicinalrath zu Berlin XXXII, 134.
Lannes, Herzog von Montebello, franzöſiſcher Marſchall III, 195. XXXIX, 250. XLVI, 206.
Lanthieri (... Gräfin) XXVII, 40.
Laporte, ſ. Porte.
Laroche, ſ. Roche.
Laſinio (Paolo) der Sohn, Kupferſtecher des Werks Raccolta di Sarcofagi Urne et Altri Monumenti di Scultura del Campo Santo di Pisa XXXII, 147.
Laſtmann (Peter), Mahler aus Harlem LIV, 155.
Laſtricati (Aleſſandro), Bildhauer und Erzgießer zu Florenz XXXV, 210.
Latour, ſ. Tour.
Lauri (Filippo), Mahler XXXVII, 370.
Lausberg (Joh. Heinrich Gerhard), Kaufmann und Beſitzer einer Gemäldeſammlung zu Frankfurt a. M. XLIII, 341.
Lautenſack (H.), Goldſchmied, Mahler und Mechaniker zu Frankfurt a. M. XXIV, 240 — 241.
Lauterbach (Frau ... v.), aus Frankfurt a. M. XXXI, 226.
Lautizio aus Perugia, Siegelſtecher zu Rom XXXIV, 71. XXXV, 11.
Lavater (Dietheim), Arzt zu Zürich XLIII, 224.
Lavater (Joh. Kaſpar) II, 268. 270. XVI, 46. 125. XXIV, 294 — 295. XXVI, 95. 139. (Briefwechſel; Phyſiognomik; Reiſe mit Goethe 255 — 279.) 285. (Es höhere Zwecke 291.) XXIX, (Zwieſpalt 106 — 108. 112 — 114.) XXX, (Phyſiognomik 210 — 212. 241.) XXXI, 39. 147. XXXIII, (Ausſichten in die Ewigkeit; Predigten 85 — 95.) XLVIII, (Goethe's Beſuch bei L. — Phyſiognomik 103 — 107. 110 — 112.) (Beobachtungsgabe; Chriſtus;

Schriften 136—146.) (Stolberge 148—155.) (Physiognomische Hetzerey 170.)
Lavater (Anna), des Vorhergehenden Gattin, geb. Schinz XLVIII, 103.
La Viere, ſ. Viere.
Lavoiſier (Antoine Laurent), franzöſiſcher Chemiker LI, 336.
Law (John) XXXVI, 214.
Lawrence (James) XXXII, 108.
Lazzarelli (Giovanni Francesco) XXXVIII, 231—237.
Lazzari (Donat Bramante), Baumeiſter zu Rom XXIX, 176. XXXIV, 158. XXXV, 389. 390. XLIV, 172. 175.
Le Baude (...) LIV, 203.
Lebid, arabiſcher Dichter VI, 11.
Leblanc (Jean Bernard) XXXVI, 82. 138. 162. 265.
Le Blon, ſ. Blon.
Lebrun (Charles), franzöſiſcher Mahler XXIV, 185. XXXIII, 53. XLIII, 304.
Lebrun (Ponce Denis Ecouchard) XXXVI, 97.
Leen (... van), Mahler XXXIX, 235.
Leerſe (Jacob Philipp), Banquier zu Frankfurt a. M. XLIII, 341.
Lefebvre (François Joſeph), Herzog von Danzig, franzöſiſcher Marſchall XXXIX, 253.
Lefevre (...), franzöſiſcher Legations-Secretär XXXII, 71.
Légal (...) XXXVI, 3. 4. 8.
Legende der heiligen drey Könige XXXII, 196.
Lehmann (F. C.) XXXIX, 276.
Lehne (Friedrich), Profeſſor zu Mainz XLIII, 330.
Lehr (Georg Philipp), Stiftsarzt zu Frankfurt a. M. XLIII, 357. 359. 366.
Leibniz (Gottfried Wilhelm, Freiherr v.) XXXIII, 86. XXXIX, 215. XLVIII, 11. XLIX, 198. L, 114.
Leila, ſ. Medſchnun.
Leiningen (Die Grafen v.) XXV, 336.
Leisler (J. D.) und Comp., Teppichfabricanten zu Hanau XLIII, 379.

Leisler (Joh. Philipp), Obermedicinalrath zu Hanau XLIII, 370. 373. 374.
Leisler (W.), des Vorhergehenden Bruder, Kaufmann und Beſitzer einer Gemäldeſammlung zu Hanau XLIII, 378.
Lekain (Henri Louis), franzöſiſcher Schauſpieler XXVI, 66.
Lemercier (Népomucène Louis) XLVI, 155.
Lémery, genannt der jüngere LIV, 142.
Lemière (...) franzöſiſche Schauſpielerin XXXVI, 46.
Lemierre (Antoine Maria) XXIV, 143.
Lenz (Jacob Michael Reinhold) XXVI, 75—77. 137. 243—250. 322—323. XLIV, 13.
Lenz (Joh. Georg), Bergrath und Profeſſor zu Jena XXXI, 155. 269. XXXII, 12. XLVII, 117. LV, 5.
Leo X. (Papſt), Joh. von Medicis XXIX, 23. 204. XXXIV, 23. 134. XXXV, 313. 346. 347. 348. 585. XXXIX, 334. LII, 335.
Leo (Leonardo), italiäniſcher Componiſt XXXVI, 137.
Leonardo da Vinci, ſ. Vinci.
Leone Leoni, Goldſchmied zu Rom XXXIV, 379.
Leonhard (Carl Cäſar v.), Geheimerath, Profeſſor der Mineralogie und Geologie zu Heidelberg XXXII, 90. 111. 120. XLIII, 361. 371. 376. 377. L, 123. LI, 40.
Leopold von Braunſchweig, ſ. Braunſchweig.
Leopold (Peter), Großherzog von Toscana, Erzherzog von Oeſterreich, nachmals römiſch-deutſcher Kaiſer XXVII, 91. XXXV, 366. XXXVII, 134. 223. 252.
Lepel (Wilhelm, Graf v.) XXXI, 248.
Le Prince, ſ. Prince.
Lerſe (Franz), nachmals Hofrath und Director der Kriegsſchule zu Kolmar XXV, 251—253. 266. XXVI, 55. XXXI, 73.
Lerſner (Achill. Auguſt) XXIV, 234. 291.
Lerſner (... v.), zu Frankfurt a. M. XLVIII, 25—27. 30. 33.
Leſage (Alain René), Verfaſſer des Romans „Gil-blas von Santillana“ XLV, 248.
Leſeur (Pater Thomas) LIV, 169. 184.

Lebrun (...), Kupferſtecher XXXIX, 333.
Leſſing (Gotthold Ephraim) XVI, (Emilie Galotti 194.) XIX, (Emilie Galotti 251—254.) XXIV, (Miß Sara Sampſon 166.) XXV, 79. (Pſ. Styl 88.) Minna v. Barnhelm 106.) (Laokoon 163.) (L. in Leipzig 180.) 181. (Minna v. Barnhelm 214.) 315. XXVI, 78. 84. (Miß Sara Sampſon 193.) (Emilie Galotti 193.) 308. XXXI, 50. 98. (Nathan 118.) XXXIII, 5. 6. 12. (Emilie Galotti 67.) 152. XXXV, 370. XXXVII, 99. XXXVIII, 93. XLV, (Nathan; L. Galotti; M. v. Barnhelm 8. 21.) (L. u. Möſer 294.) XLIX, 40.
L'Eſtocq (Fräulein ... v.) XXXII, 15. 23.
Leſueur (Euſtache), franzöſiſcher Mahler XXXVI, 244. 345. XLIII, 275.
Leſueur (Nicolaus Blaſius), franzöſiſcher Mahler, Director der Akademie zu Berlin XXXVII, 110—114.
Leuchſenring (Franz Michael), aus Langenkandel, heſſen-darmſtädtiſcher Rath XXVI, 178.
Leveling (Heinrich Palmaz v.), Profeſſor der Anatomie und Chirurgie zu Ingolſtadt LV, 116.
Leybold (Joh. Friedrich), Profeſſor der Kupferſtecherkunſt zu Stuttgart, nachmals zu Wien XLIII, 127.
Leybold (Carl), des Vorhergehenden Sohn, Mahler XLIV, 86—89.
Leyden (Lucas van), Mahler und Kupferſtecher XLIII, 418.
Leyſer (Auguſtin v.), Erbherr auf Rudersdorf, Profeſſor der Rechte zu Wittenberg XXVI, 39.
Leyſſer (Friedrich Wilhelm v.), k. preußiſcher Kriegs- und Domainenrath, Präſes der naturforſchenden Geſellſchaft zu Halle XXXI, 147.
Liakos, Klephte III, 213.
Lichtenberg (Georg Chriſtoph) XXIII, 265. XXXI, 36. XLVI, 208. L, 136. LII, 253. LIV, 184. 185. 191. 247. 250. 295.
Lichtenſtein (Anton Auguſt Heinrich), Profeſſor der Theologie und General-Superintendent zu Helmſtädt XXXI, 209.

Lichtenſtein (Georg Rudolph), Hofrath und Profeſſor der Arzneigelehrſamkeit zu Helmſtädt XXXI, 209.
Lichtwer (Magnus Gottfried) XXV, 79.
Liebenkühn (Joh. Nath.) XXXI, 212.
Liechtenſtein (Joſeph Wenzel Lorenz, Fürſt v.) XXIV, 288.
Liechtenſtein (Moritz Joſeph Johann Baptiſt, Fürſt v.) LI, 119.
Liechtenſtein (... Fürſt v.) XXVII, 223. 225.
Lied der Liebe oder das hohe Lied VI, 8. XXV, 12. XLVI, 287.
Lieven (... v.), Attaché bei der k. ruſſiſchen Geſandtſchaft zu Stuttgart XLIII, 103.
Lieversberg (...), Kaufmann und Beſitzer einer Gemählde-ſammlung zu Köln XLIII, 305.
Ligne (Carl Joſeph, Fürſt v.) XXXII, 17. XLVII, 167.
Ligne (Carl Joſeph Emanuel, Prinz v.), des Vorhergeben-den Sohn XXX, 51.
Lilii da Todi (Fernardino), Arzt zu Rom XXXIV, 248.
Lilli, Goethe's Geliebte; ſ. Goethe's Geliebte Lilli.
Limpurg (Hoch-Adeliges Haus Alten-), zu Frankfurt a. M. XXIV, 255. XLVIII, 77.
Lindau (... v.), aus Hannover XLVIII, 132.
Lindenau (Heinrich Gottlieb, Graf v.), und deſſen Sohn XXV, 131. 142. 145. 188.
Lindley (John), Profeſſor der Botanik zu London LV, 105. 106.
Linné (Carl v.) XIV, 102. XXV, 67. XXVII, 22. 238. XXXIII, 132. XXXIX, 237. L, 76. 77. 206. LV, 240.
Linus (Franciscus) LIV, 51—57. 62.
Lionet, ſ. Lyonet.
Lippe (Eh.) aus Braunſchweig, Erzieher zu Hofwyl, nach-mals Vorſteher eines Erziehungs-Inſtituts zu Lenzburg XXXII, 133.
Lippe-Bückeburg-Schaumburg (Friedrich Wilhelm Ernſt, Graf v.) XXVI, 111. XLV, 275—277.
Lippert (Philipp Daniel), Profeſſor bei der Akademie der

Künſte zu Dresden XXV, 159. 177. XXXIII, 9. XXXVII, 33. XLIV, 73.
Lippi (Fra Filippo), Mahler XXXV, 305. 317.
Lips (Joh. Heinrich), Zeichner und Kupferſtecher XXVI, 365. 377. XXIX, 69. 133. XXX, 210. XLVIII, 105. LV, 163.
Lipſius (Juſtus) XXXII, 302.
Liscow (Chriſtian Ludwig) XXV, 73—74.
Liſeur aus Arlon, weimariſcher Huſar XXX, 112. 122. 134. 151. 153. 137—139. 141. 146.
Livius (Titus) XXXVII, 96.
Löbel (...), Factor bei dem Bergwerk zu Altenberg LI, 114.
Lobſtein (Joh. Friedrich) XXV, 255. 303. 304. 312.
Lobwaſſer (Ambroſius) XXIII, 65.
Locatelli (Pietro), Violinſpieler aus Bergamo XXXVI, 35. 114. 142.
Loder (Juſtus Chriſtian) XXXI, 16. 32. 60. 80. 90. 137. 178. 202. XLVII, 247. LIV, 295. LV, 134. 154. 158. 159.
Loeben (Otto Heinrich, Graf v.) XLVII, 173.
Loen (Die Familie v.), zu Deſſau XXXI, 70.
Loen (Joh. Michael v.) XXIV, 61. 114—115. 121.
Loen (... v.), des Vorhergehenden Gattin, geb. Lindheimer, Goethe's Großtante XXIV, 115.
Lokmann V, 138.
Lomazzo anſtatt Comazzo (Giovanni Paolo), Mahler aus Mailand XXIX, 147.
Longhi (Joſeph), Kupferſtecher XXXII, 198. XLIV, 217. 221.
Longinus (Der heilige) XXXIV, 115.
Longinus (Dionyſius) XXVI, 147. XXXVII, 94.
Loon (Peter van), ſ. Vanloo.
Löpel (Graf), ſ. Lepel.
Lorenz von Medicis, ſ. Mediceer.
Lorenz (Pater), Capuciner bei dem Hoſpiz auf dem St. Gotthardt XVI, 301. XLIII, 192. 214. XLVIII, 127. 129. 131.

Lorsbach (Georg Wilhelm), Conſiſtorialrath und Profeſſor der orientaliſchen Literatur zu Jena VI, 234. XXXII, 92.
Lorzing (Joh. Friedrich), Schauſpieler XIII, 249. XXXII, 75.
Lorzing (Beata), des Vorhergehenden Gattin, geb. Elſermann, Schauſpielerin XIII, 249. XXXII, 75. XLV, 79.
Löſcher (Martin Gotthelf) LIV, 172.
Lothringen (Johann, Cardinal v.) XXXV, 51—53. 74. 75.
Lotte (Werthers Lotte), ſ. Goethe's Freundin Charlotte.
Louis Bonaparte, ſ. Napoleon (Ludwig).
Louiſe (Auguſte Wilhelmine Amalie), Königin von Preußen, Tochter des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz XXX, 277. XLIX, 56. 182. LI, 151.
Louiſe (Marie Amalie Thereſe), Gemahlin Ferdinands, Erzherzogs von Oeſterreich und Großherzogs von Toscana, Tochter Ferdinands IV, Königs beider Sicilien XXXVII, 285—288.
Louiſe Beatrice, Kaiſerin von Oeſterreich; ſ. Marie Ludovike.
Louiſe, Großherzogin von S. Weimar; ſ. Weimar.
Lovino (Peter), Mahler XXXIX, 117.
Lowe (S. M.) XXXIII, 126. 130.
Löwen (Joh. Friedrich) XXV, 38.
Löwenicht (...), Kaufmann aus Aachen XXV, 55.
Lowth (Robert) XXV, 310.
Lucä (Samuel Chriſtian), Medicinalrath und Profeſſor der Therapie zu Marburg XLIII, 361.
Lucagnolo von Jeſi, Goldſchmied aus Mailand XXXIV, 52. 55—58. 63. 71.
Lucas (Antonius) LIV, 57—64.
Lucheſini (Marquis v.), k. preußiſcher Staatsminiſter XXVIII, 268. XXIX, 14. 39. XXX, 171—173.
Lucian XXIV, 199. 200. 204. XXXII, 147.
Lucian Bonaparte, ſ. Bonaparte.
Lucinde, des Tanzmeiſters Tochter zu Straßburg; ſ. Goethe's Tanz-Lehrerinnen.
Luck (F. v.), k. preußiſcher Major XXXII, 151.
Luckner (Nicolaus), Marſchall von Frankreich XXX, 89.

in ſeinem ganzen Werthe wieder hergeſtellt. Auch würde die Art wie in dieſen Büchern Gott erſcheint uns nicht mehr ſo drückend ſeyn als bisher, wo er ſich durchaus grauenvoll und ſchrecklich erzeigt; da ſchon im Buch Joſua und der Richter, ſogar auch weiter hin, ein reineres patriarchaliſches Weſen wieder hervortritt und der Gott Abrahams nach wie vor den Seinen freundlich erſcheint, wenn uns der Gott Moſis eine Zeitlang mit Grauen und Abſcheu erfüllt hat. Uns hierüber aufzuklären ſprechen wir aus: wie der Mann ſo auch ſein Gott. Daher alſo von dem Charakter Moſis noch einige Schlußworte!

Ihr habt, könnte man uns zurufen, in dem Vorhergehenden mit allzu großer Verwegenheit einem außerordentlichen Manne diejenigen Eigenſchaften abgeſprochen, die bisher höchlich an ihm bewundert wurden, die Eigenſchaften des Regenten und Heerführers. Was aber zeichnet ihn denn aus? Wodurch legitimirt er ſich zu einem ſo wichtigen Beruf? Was gibt ihm die Kühnheit ſich, trotz innerer und äußerer Ungunſt, zu einem ſolchen Geſchäfte hinzudrängen, wenn ihm jene Haupterforderniſſe, jene unerläßlichen Talente fehlen, die ihr ihm mit unerhörter Frechheit abſprecht? Hierauf laſſe man uns antworten: Nicht die Talente, nicht das Geſchick zu dieſem oder jenem machen eigentlich den Mann der That, die Perſönlichkeit iſt's von der in ſolchen Fällen alles abhängt. Der Charak-

Lucretius (Titus) Carus XXII, 191. XXXVIII, 254. XLV, 210—214. LIII, 17. 18. 192.
Lucullus (L. Licinius) I, 273. XXVII, 266.
Ludecus (Joh. August), Rath und Secretair zu Weimar XLVIII, 172.
Ludwig der Fromme, deutscher Kaiser XLIII, 296.
Ludwig IX, der Heilige, König von Frankreich XXX, 90.
Ludwig XI, König Frankreich XLV, 368.
Ludwig XIV, König von Frankreich XVIII, 289. XXI, 134. XXXVI, 172. 212. XXXVII, 221. XLIX, 193. 201.
Ludwig XV, König von Frankreich XXXVI, 164. 184. XXXVII, 121. XLVI, 72.
Ludwig XVI, König von Frankreich XXX, 22. 41. 79. 88. 139. 178. 267. 271. XXXI, 25. 111. XXXVII, 307. XLIII, 86. 138. XLVIII, 68.
Ludwig XVIII, König von Frankreich XXX, 49. 203. 206. XXXI, 103.
Ludwig, König von Bayern XXIX, 329
Ludwig, König von Holland; s. Napoleon (Ludwig).
Ludwig V, der Friedfertige, Kurfürst und Pfalzgraf am Rhein VIII, 26. 91. 94. XLII, 30. 111. 114. 261. 335.
Ludwig Ferdinand, Prinz von Preußen XXX, 52—54. 81. 104. 280—282. 284. 305. 325. XXXI, 271.
Ludwig Philipp, Herzog von Orleans; s. Orleans.
Ludwig, Herzog von Würtemberg; s. Würtemberg.
Ludwig, Landgraf von H. Darmstadt; s. Darmstadt.
Ludwig (Christian Gottlieb), Hofrath und Professor der Medicin zu Leipzig XXV, 65. 67. 87. 235.
Ludwig (Joh. Peter v.), Professor der Rechte, Geheimerath und Kanzler zu Halle XXXVII, 87.
Ludwigsritter (der) zu Straßburg, s. Goethe's Tischgenosse.
Lulli (Jean Baptiste) XXXVI, 7. 112. 121. 166. 175—176. 183. 200. 201.
Lusieri (Tito), Landschaftmahler XXXVII, 373.
Luther (Martin) IV, 109. 180. VI, (Bibelübersetzung 238.) XII, 99. XXIV, 202. XXVI, (Wirkung der Bibelübersetzung 73.) 99—100. XXVII, 156. XXVIII, (Neri u.

L. 244.) XXXII, (Cantate zum Lutherfeſt 107.) (Reformationsfeſt 132.) XXXVII, (L's. Kirchenlieder 54.) XLIV, 52. XLVI, (Wirkung der Bibelüberſetzung 257.) LIII, (Aberglauben; Teufel 101.)
Luther (Martin) oder die Weihe der Kraft, Tragödie; ſ. Werner (Zacharias).
Lütke (...), Profeſſor und Landſchaftmahler zu Berlin XLV, 68.
Lützenkirchen (...), Miniaturmahler zu Köln XLIII, 318.
Lur (...), Schauſpieler XLIII, 34.
Luzac (Johann) XLIII, 24.
Lykurgus, der lacedämoniſche Geſetzgeber XXI, 121. XXXIII, 103.
Lykurgus, König der Edoner in Thracien XLVIII, 90.
Lyonnet (Pierre) XXXII, 119.
Lyſippus, griechiſcher Bildhauer XXXVII, 43. XLVI, 8.

M.

Maas (Wilhelmine), Schauſpielerin XI, 256. XXXI, 128.
Maduſe (Johann von), Mahler aus Brabant XLIII, 121.
Macaroni anſtatt Macherani (Paul), Goldſchmiedsgeſell bei Cellini XXXV, 86—88. 91.
Macbeth, Trauerſpiel; ſ. Shakeſpear.
Mäcenas (Cajus Cilinius) I, 318.
Machatſchek, eigentlich Machacek (S. K.) XLV, 385.
Machiavelli (Niccolo) XXXV, 316. 336. XLIX, 77.
Macklot (Carl Friedrich), Buchhändler zu Carlsruhe XLVIII, 17. 18. 87—88. 96.
Maclaurin (Colin) LIV, 107.
Maçon (Antoine), Secretär der Königin Margaretha von Navarra XXXV, 65.
Madeweiß (Georg v.), k. preußiſcher geh. Legationsrath und Geſandter im ſchwäbiſchen Kreiſe XLIII, 101. 104. 128.
Maffei (Marcheſe Franz Scipio) XXVII, 62. XXXI, 252.
Magalotti (Gregorio), Gouverneur von Rom XXXIV, 172—177.
Magalotti (...) XXXIV, 222—223.
Mahmud, König zu Chuaresm VI, 148.

Mahmud von Gasna, König von Persien VI, 41. 42. 44. 47. 49. 52. 141—142. 338. 355.
Mahomet V, 112. 244. 247. 253. VI, 10. 11. 31—38. 78. 154. 204. XXVI, 292. XXXII, 92.
Mahr (Johann Christian), Rentamtmann zu Ilmenau XXXII, 215.
Maier (Jacob), Hofgerichtsrath zu Mannheim, Verfasser der Schauspiele „Fust von Stromberg" und der Sturm von Borberg" XXXI, 51.
Majer (Friedrich) XXXII, 45.
Majer (Joh. Christian), Professor des Staatsrechts zu Tübingen XLIII, 121.
Mailand (Philipp Marie Visconti, Herzog v.) XXXV, 307. 316.
Mailand (Herzoge v.), s. Sforza, und Visconti.
Mailänderin (die) zu Rom, s. Goethe's Freundin, die Mailänderin.
Mainz (Kurfürsten v.), s. Emmerich Joseph, und Friedrich Carl Joseph.
Major (Isaac), Landschaftmahler und Kupferstecher aus Frankfurt a. M. XLIV, 224.
Mairan (Jean Jacques d'Ortous de) LIV, 126—130. 147.
Maison (une) de la Rue de l'Ecole de Médecine, Aufsatz in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I; s. Dreuineau.
Maison (une) du Marais, Aufsatz in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I; s. Monnier.
Mako (...) zu Zürich XLIII, 224.
Malapart (... v.), zu Frankfurt a. M. XXIV, 252—254.
Malebranche (Nicolaus) LIII, 243—247. 258. 260. 261. LIV, 115—116.
Maler (Jacob Friedrich) LIV, 180.
Malerey (ein Buch über) und Bildhauerkunst in Rom, von einem deutschen Cavalier; s. v. Rumohr.
Malfi oder Amalfi (Alphons Piccolomini, Herzog v.) XXXV, 32.
Malin (...), k. englischer Unter-Admiral VIII, 132.
Malkolmi (...), Schauspieler IV, 159. 186. XI, 256. 294—298. 344. XXX, 266. XXXI, 18. 24. XXXII, 75.

Malkolmi (Amalie), des Vorhergehenden Tochter; ſ. Wolff.
Mallet (Paul Henri) XXVI, 142.
Malsburg (Ernſt Friedrich Georg Otto, Freiherr von der) XXXII, 185.
Malus (Etienne Louis), Phyſiker zu Paris L, 67. LV, 7. 68.
Mammäa (Julia), Mutter des Kaiſers Alexander Severus XXXVII, 191.
Mämpel (Joh. Chriſtian), Sohn des Pfarrers M. zu Gutenbach im Weimariſchen, Verfaſſer des jungen Feldjägers und ſeiner Cameraden, und Ueberſetzer der Memoiren von Robert Guillemard XLV, 258—268.
Mandelsloh (Clementine v.), geb. von Milkau XLVII, 205.
Mandeville (Johann v.), ſ. Montevilla.
Manes, Sectenhaupt der Manichäer, ein Mahler VI, 253. XXXIX, 309.
Mangili (Giuſeppe) XXXVIII, 273
Maniaces (Georgius), griechiſcher Feldherr XXXVII, 173.
Mannellini (Bernardino) von Mugello, Goldſchmiedsgeſell bei Cellini XXXV, 161. 208.
Manſo (Joh. Kaſpar Friedrich), Rector am Gymnaſium zu Breslau XXXII, 238.
Manſtein (Joh. Wilhelm v.), k. preußiſcher Generalmajor XXX, 79.
Manſur I, der Samanide VI, 49.
Mantegna (Andrea), Mahler XXVII, 92. XXXII, 164. 165. 191. 201. 220. XXXV, 302. XXXIX, 142—178. XLIV, 225.
Mantua (Herzog v.), ſ. Gonzaga.
Manzoni (Alexander) III, 202. XXXII, 179. 195. XXXVIII, 244. 249—306. XLVI, 98. 207.
Mara (Gertrud Eliſabeth), geb. Schmeling XLV, 283. 284. XLVII, 140. 141.
Marat (Jean Paul) III, 195. XLVI, 188. 205. LIV, 216—220.
Maratti (Carl), Mahler XXVII, 201. XXIX, 175.
Marc Anton (Raimondi genannt) von Bologna, Kupferſtecher XXIX, 25. 27. 165. XLIII, 340. XLIV, 15.
Marc Aurel, ſ. Antoninus.

Marcello (Benedetto), italiänischer Componiſt XXIX, 248.
Marcellus (M. Claudius), römiſcher Feldherr XXXVII, 160. 200. 202.
Marchand (Nathanael), engliſcher Steinſchneider XXXVII, 386.
Marchand (...), Director einer deutſchen Schauſpielergeſellſchaft XLV, 139. XLVIII, 42.
Marchiſio (Staniſlao) XXXVIII, 274.
Marci (Marcus) LIII, 205—207.
Marco (... Marcheſe di), k. neapel'ſcher Miniſter XXXVII, 271. 272. 290. 291.
Marcone, ſ. Sandro.
Marées (... des), franzöſiſcher Mahler XXIX, 71. XXXVII, 383.
Margolla, ſ. Giamberti (Francesco).
Maria I, Königin von England LIV, 12.
Marie von Frankreich, franzöſiſche Dichterin XXXII, 175.
Marie Chriſtine, Erzherzogin von Oeſterreich; ſ. Albert, Herzog von Sachſen-Teſchen.
Maria Thereſia, ſ. Thereſia (Maria).
Marie Antoinette, ſ. Antoinette (Maria).
Marie Ludovike Beatrix Antonie Joſephine, Kaiſerin von Oeſterreich, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich-Eſte IV, 91. 95. 177. XIII, 227—234. XXXII, 60. 114.
Maria Joſepha Louiſe, Gemahlin Ludwigs XVIII, Königs von Frankreich, Tochter Victor Amadeus III, Königs von Sardinien XXXI. 105.
Marie Thereſe Charlotte, Tochter Ludwigs XVI, Königs von Frankreich XXXI, 67.
Marie Louiſe, Kaiſerin von Frankreich XIII, 237. 245.
Marie Louiſe, Königin von Spanien; ſ. Carl IV, König von Spanien.
Maria Feodorowna, Kaiſerin von Rußland IV, 1—75. 92. 175. 177. VI, 134. 235—245. XXXII, 137. XXXVII, 105. 325—327.
Maria Paulowna, Großfürſtin von Rußland und Großherzogin von S. Weimar; ſ. Weimar.

Maria, Prinzessin von S. Weimar; ſ. Weimar.
Marino (Antonio von St.), ſ. Antonio.
Mariotte (Edme) LIV, 63—73. 78—81. 113. 134. 137. 141. 149. 163. 174. 181. 185.
Marius (Cajus) XXIX, 14.
Marivaux (Pierre Carlet de Chamblain de) XXIV, 145. XXXVI, 8. 166. 176—176.
Markland (Jeremiah) XXXVII, 97. XLVI, 53.
Marlborough (John Churchil, Herzog v.) I, 236. XXVII, 73. XXXVII, 329. XXXVIII, 196.
Marmagna (v.), ſ. Allemant.
Marmontel (Jean François) XXXVI, 211.
Maron (Antonio de), Mahler XXIX, 110. XXXVII, 282.
Marot (Clement) XXVI, 52. XXXVI, 170.
Marquart (...), Hofrath zu Pyrmont XXXI, 103.
Marretti anſtatt Mazetti (Girolamo) XXXIV, 118.
Martens (Georg Friedrich v.), Hofrath und Profeſſor der Rechte zu Göttingen XXXI, 109.
Martialis (Marcus Valerius) I, 293.
Martin V (Papſt), Colonna XXXI, 159.
Martin (Benjamin) LIV, 184.
Martini (Lucas) XXXIV, 255.
Martini (Peter), Goldſchmied zu Florenz XXXV, 183.
Martins (Carl Friedrich v.) LV, 108. 114. 116.
Marum (Martin van) XXXI, 81.
Maſaccio (Thomas) Mahler XXXIV, 38. XXXV, 304. 305.
Maſcov (Joh. Jacob) XXV, 49.
Maſſenbach (Carl Auguſt v.) XXXI, 269—271.
Maſſene, lies Maſſone.
Maſſimi, Commenthur des Maltheſerordens XXXVII, 130.
Maſſone, ſ. Maçon (Antoine le).
Maſſow (... v.), k. preußiſcher Oberſt XXXI, 271.
Maſtalier (Carl) XXXIII, 73.
Mathieu (David), Portraitmahler zu Berlin XXXVII, 115.
Matſcheck, eigentlich Macek (Johann), Profeſſor der Logik und Metaphyſik zu Wien XLV, 378.

Mattei (Familie), zu Rom XXIX, 301.
Matthäi (Joh. Friedrich), Mahler und Professor an der Akademie der Künste zu Dresden XLIII, 345.
Matthiſſon (Friedrich v.) XXXIII, 231.
Maturino, Mahler aus Florenz XXXV, 385.
Mauch (Joh. Matthäus), Perſpectiv-, Architektur- und Ornamenten-Zeichner, Lehrer an d. k. Gewerbe-Inſtitut zu Berlin XXXIX, 335.
Mauclerc (...) LIV, 215.
Maupeou (René Charles de), Kanzler von Frankreich XXXVI, 21.
Maurigenus (Hieronymus) XXVII, 60.
Mauſolus, König von Karien XVII, 232. XX, 221.
Mawe (John) XXXII, 120. LI, 104.
Maximilian I, römiſch-deutſcher Kaiſer XXIV, 27. 186. XXVI, 125. XXVII, 16.
Maximilian, Prinz von Zweybrücken, nachmals König von Bayern XXX, 273. 285.
Mayer (Aloys), k. k. Straßenbau-Commiſſär XLV, 390.
Mayer (Joh. Tobias), Hofrath und Profeſſor der Mathematik und Phyſik zu Göttingen XXXII, 122. LIV, 181. 191. 202.
Mayer (Tobias), Profeſſor der Mathematik und Aufſeher der Sternwarte zu Göttingen LIV, 185—191.
Mayot (...) XXXVI, 3. 4.
Mayow (John), Arzt zu London LIV, 19. 25.
Mazeas (Guillaume) LIV, 196.
Mazetti, ſ. Marretti.
Mazza (...), Mahler XXXIX, 109. 110.
Mazzuchelli (Giovanni Maria, Conte) XXXI, 159.
Mazzuoli (Francesco), genannt il Parmigianino XXXV, 305.
Meaupeou, ſ. Maupeou.
Mecheln (Iſrael van), der jüngere, Mahler und Kupferſtecher XLIII, 418.
Meckel (Philipp Friedrich Theodor), Profeſſor der Chirurgie und Entbindungskunſt zu Halle XXXI, 136.
Meckel (Friedrich), des Vorhergehenden Sohn, Profeſſor der Anatomie und Chirurgie zu Halle L, 210. 241.

Mecklenburg-Schwerin (Friedrich Franz, Großherzog v.) XXXIX, 299. 300.
Mecklenburg-Schwerin (Friedrich Ludwig, Erbgroßherzog v.) XXXII, 102. 148.
Mecklenburg-Schwerin (Caroline Louise, Erbgroßherzogin v.), des Vorhergehenden Gemahlin und Tochter Carl Augusts, Großherzogs von S. Weimar III, 65. XXXII, 66. XXXIX, 299. XLVII, 163.
Mecklenburg-Schwerin (Paul Friedrich, Erbgroßherzog v.) XXXII, 149.
Mecklenburg-Strelitz (Carl Ludwig Friedrich, Großherzog v.) XXXVII, 63. XXXIX, 299.
Mecklenburg-Strelitz (Prinzessinnen v.), s. Louise, Königin von Preußen, und Cumberland (Herzogin v.).
Mediceer IX, 190. 210. XXXIV, 21—25. XXXV, 306. 313. 342—349.
Medicis (Johann v.) XXXV, 342.
Medicis (Cosmus v), des Vorhergehenden Sohn XXXV, 343—345.
Medicis (Peter I v.), des Vorhergehenden Sohn XXXV, 345.
Medicis (Lorenz v.) XXXIV, 21. XXXV, 306. 345—349. XXXVII, 317.
Medicis (Peter II v.), des Vorhergehenden Sohn XXXIV, 21. 22. XXXV, 347—349. XXXIX, 94.
Medicis (Hippolytus Nothus v.), Cardinal XXXIV, 118. 194. 195. 199. 201. 210—211. 252. 261.
Medicis (Julius v.), s. Clemens VII, Papst.
Medicis (Alexander v.), erster Herzog von Florenz XXXIV, 118. 138. 142. 147—149. 217. 228—235. 239. 252—258. 533. XXXV, 173. 182.
Medicis (Lorenz v.) XXXIV, 230. 232. 233. 256. 258. XXXV, 173.
Medicis (Johann v.), der Brave XXXIV, 26. 31. 98. 116. 138.
Medicis (Cosmus v.), des Vorhergehenden Sohn, der erste Großherzog von Florenz IX, 206. XXXIV, 218. 259. 297. 299. XXXV, 147—205. 214—216. 219. 221—277. 287. 290—296. 349. 364. 365. LIII, 116.

Medicis (Eleonora v.), des Vorhergehenden Gemahlin XXXV, 147. 149. 151. 162. 179. 181. 183. 184. 189. 216. 224 — 230. 237 — 241. 254 — 256. 258. 261. 266 — 272. 275. 276. 285. 292. 293.
Medicis (Francesco v.), der Vorhergehenden Sohn XXXV, 288.
Medicis (Johann v.), des Vorhergehenden Bruder, Cardinal XXXV, 295.
Medicis (Octavian v.) XXXIV, 230. 253. 255. XXXV, 276.
Medon oder die Rache des Weisen, Lustspiel; s. Clodius.
Medschnun und Leila V, 49. 61. 146. VI, 56. XXXII, 92.
Medwin (Thomas) IV, 179. XLIX, 90.
Mega Dhuta, s. Kalidas.
Meier (Georg Friedrich), Professor der Philosophie zu Halle XXXVII, 90.
Meil (Joh. Wilhelm), Zeichner und Kupferstecher XXXIII, 60.
Meiners (Christoph), Hofrath und Professor zu Göttingen XXXI, 107.
Meiningen (die Prinzen Carl und Georg zu Sachsen-) XLVIII, 180.
Meiningen (Bernhard Erich Freund, Herzog zu Sachsen-) XXXII, 149.
Meister (Albrecht Ludwig Friedrich), Professor der Philosophie zu Göttingen LIV, 183.
Mel (Conrad), s. Hersfeld.
Melanthius, Mahler von Sycion XXXVII, 42.
Melber (Georg Adolph), Handelsmann zu Frankfurt XXIV, 59 — 60. 71.
Melber (Johanna Maria), des Vorhergehenden Gattin, geb. Textor, Goethe's Tante XXIV, 59 — 60. 71.
Melem (Johann v.), Mahler aus Köln XLIII, 130.
Melfi, s. Malfi.
Mellish (Joseph Charles), großbritannischer Generalconsul in Niedersachsen und den freien Hansestädten IV, 113. 181. XXXII, 115. 165.
Mellisch (...), des Vorhergehenden Sohn XXXII, 165.
Melville (...) LIV, 196.
Menage (Gilles) XXVI, 56. XXXVI, 193. XXXIX, 293.

Mende (...), Steinſchneider in Zinnwalde LI, 106. 108. 110. 112.
Mendelsſohn (Moſes) XXV, 100. XXVI, 257. 309. XXXIII, 100.
Mendelsſohn-Bartholdy (Felix) XXXII, 205—206. XLVII, 190.
Menehould (der Poſtmeiſter von St.), ſ. Drouet.
Mengden, lies Menken.
Mengs (Anton Raphael), Mahler XXVII, 219. XXIX, 36. 110. 148. 285. 290. XXXVII, 37. 50. 73. 80. 138. XLIV, 73. LIV, 210.
Menken (Joh. Heinrich), Mahler, Zeichner und Kupferſtecher aus Bremen XXXII, 125. XXXIX, (Zeichner der Skizzen zu Caſti's Fabelgedicht 225.)
Mennechet (.. v.) XLIX, 162.
Mercier (Louis Sebaſtien) XLVI, 73—80.
Mercier (le), ſ. Lemercier.
Merian (Matth.), der ältere, Kupferſtecher aus Baſel, zu Frankfurt a. M. XXIV, 49. XXVIII, 229. XLIII, 347. XLIV, 250.
Merian (Maria Sibylla) Mahlerin XXXIX, 235. XLIII, 347.
Mérimée (Proſper) XLVI, 135.
Merk (Joh. Heinrich) XXVI, 94—97. 111. 145. 157—163. 169—172. 175. 177. 183—187. 198. 200—205. 335. 265. 343. XLIII, 384. XLVIII, 92—95. 155. L, 219. 220. LV, 172. 174.
Merkel (Garlieb), in d. J. 1803—1806 Mitredacteur der Berliner Zeitſchrift „Der Freimüthige" XLVII, 248. 252.
Merlin von Thionville (Antoine Chriſtophe) XXX, 310. 325.
Merola (Stefano) XXXVII, 273—277.
Merrem (Blaſius), Hofrath und Profeſſor der Naturgeſchichte und Cameralwiſſenſchaften zu Marburg XXX, 230.
Merville (Pierre François Camus, genannt), Verfaſſer des Aufſatzes Une première Repréſentation in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I. XLVI, 189.
Méry, ſ. Barthélemy und Méry.
Merz (Carl Friedr.), Pfarrer zu Bruchköbel bei Hanau XLIII, 371.

ter ruht auf der Perſönlichkeit, nicht auf den Talenten. Talente können ſich zum Charakter geſellen, er geſellt ſich nicht zu ihnen; denn ihm iſt alles entbehrlich außer er ſelbſt. Und ſo geſtehen wir gern, daß uns die Perſönlichkeit Moſis, von dem erſten Meuchelmord an, durch alle Grauſamkeiten durch, bis zum Verſchwinden, ein höchſt bedeutendes und würdiges Bild gibt, von einem Manne, der durch ſeine Natur zum Größten getrieben iſt. Aber freilich wird ein ſolches Bild ganz entſtellt, wenn wir einen kräftigen, kurz gebundenen, raſchen Thatmann, vierzig Jahre ohne Sinn und Noth, mit einer ungeheuern Volksmaſſe, auf einem ſo kleinen Raum, im Angeſicht ſeines großen Zieles, herum taumeln ſehen. Bloß durch die Verkürzung des Wegs und der Zeit, die er darauf zugebracht, haben wir alles Böſe, was wir von ihm zu ſagen gewagt, wieder ausgeglichen und ihn an ſeine rechte Stelle gehoben.

Und ſo bleibt uns nichts mehr übrig, als dasjenige zu wiederholen, womit wir unſere Betrachtungen begonnen haben. Kein Schade geſchieht den heiligen Schriften, ſo wenig als jeder anderen Ueberlieferung, wenn wir ſie mit kritiſchem Sinne behandeln, wenn wir aufdecken, worin ſie ſich widerſpricht, und wie oft das Urſprüngliche, Beſſere, durch nachherige Zuſätze, Einſchaltungen und Accommodationen verdeckt, ja entſtellt worden. Der innerliche, eigentliche Ur- und

Mèſenge (...) XXXVI, 81. 99.
Mesnewi, ſ. Dſchelal-eddin Rumi.
Meſſis (Quintin), genannt der Schmied von Antwerpen, Mahler XLIII, 418.
Meſſud von Gasna, Sohn des Mahmud VI, 228. 229.
Metaſtaſio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura) XXXVI, 121.
Metella (Cäcilia), Tochter des Metellus Creticus und Gemahlin des Triumvirs Craſſus XXVII, 213. XXIX, 171.
Metternich (Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharie, Fürſt v.) XXXII, 85. 149.
Mettrie (Julien Offroy de la) XXXIII, 83. XXXVI, 194.
Metzler (...), Geheimerath zu Frankfurt a. M. XLIII, 359.
Meulen (Anton Franz van der), Mahler aus Brüſſel XXX, 56.
Meyer (Aloys), ſ. Mayer.
Meyer (Bernhard), Hofrath und Doctor der Medicin zu Offenbach XXXII, 97. XLIII, 369. 374.
Meyer (Ernſt Friedrich Heinrich), nachmals Profeſſer in Königsberg und Director der dortigen botaniſchen Anſtalt XXXII, 214. L, 71. 75—89.
Meyer (Felix), Landſchaftmahler aus Winterthur XLIV, 229.
Meyer (Heinrich), ein Schweizer, Hofrath und Director des freien Kunſt-Inſtituts zu Weimar [einer der weimariſchen Kunſtfreunde] XXVII, (Erſte Bekanntſchaft mit Goethe 205.) XXIX, 5. 6. 29. 155. (Betrachtung der Kunſtwerke bei Fackelſchein 118—132.) (Einfluß auf Goethe 161.) (Ueber ein Bildniß von Mengs 286.) 295. 317—318. 350. 352. XXX, 250. 261. XXXI, 14. 53. (M. Hausgenoſſe Goethe's 40.) (M. in Italien 45. 66.) 75. (Zuſammenkunft mit Goethe in Stäfa 75.) (Propyläen 79.) 113. 139. (M's Heirath 141.) (Cellini 158.) 165. 181. 182. 198. XXXII, (Colorit der Alten 10.) (Kunſtgeſchichte 65. 76. 85.) 112. 114. (M's. Tagebuch ſeines Aufenthaltes in Berlin 167.) (Kunſtgeſchichte 220.) XXXVII, 14. 15. (Verfaſſer des Aufſatzes über Winckelmann 69—81.) (Hackert 346 ff. 378.) XXXIX, 297. 298. 315. XLIII,

3—18. 37. 57. 88. (Zusammenkunft mit Goethe in Stäfa 151. 161—164.) (Kunstschätze 168.) 172. 194. 205—209. (Aldobrandinische Hochzeit 215. 216. 227.) (Abhandlungen über Kunst 228.) 234. XLIV, (Denkmal bei Isel 181.) (Landschaftl. Mahlerey 222.) XLV, 135. (Tabellen zur Kunstgeschichte 406.) XLVI, (Faust von Delacroix 167.) LIV, (Geschichte des Colorits 282. 301—302.)

Meyer (Joh. Friedrich), Chemiker und Apotheker zu Osnabrück LIV, 214.

Meyer (...), zu Stuttgart XLIII, 106.

Meyer (...) aus Lindau, Student zu Straßburg, nachmals Arzt zu London XXV, 230. XXVI, 55.

Meyer, Hofrath zu Göttingen; s. Mayer (Joh. Tobias).

Meyer, Professor zu Tübingen; s. Majer.

Miccieri (Paul) aus Florenz, Goldschmiedsgesell bei Cellini XXXV, 86. 100—103. 105.

Miccieri (Gatta), des Vorhergehenden Bruder XXXV, 86.

Michaelis (Joh. Benjamin) XXXIII, 60.

Michaelis (Joh. David) VI, 105. 185. XVI, 135. XXV, 42. 97. XXXII, 136. XXXIII, 23.

Michelette (...), Goldschmied und Steinschneider zu Rom XXXIV, 128. 129. 321.

Mieding (Joh. Martin), Hof- Ebenist und Theatermeister zu Weimar XII, 213. XIII, 127—136. XXIX, 378. XXXI, 129.

Mière (Le), s. Lemière.

Mignard (Pierre), französischer Mahler XLIV, 220.

Miholé (...), Entrepeneur des Stuttgarter Theaters XLIII, 92. 124.

Mikan (Joh. Christian), Professor der Botanik zu Prag XLV, 385.

Milder-Hauptmann (Anna), Theatersängerin XLVII, 191.

Milet (Joh. Franz), genannt Franciscque, Landschaftmahler XLIV, 230.

Millauer (Maximilian), Professor der Theologie zu Prag XLV, 378. 380.

Miller (Joh. Martin), Verfasser des Romans „Siegwart" XIV, 58—61. XXIV, 196. XXXIII, 152.

Miller (Joh. Peter) XXXIII, 178.
Millin (Aubin Louis) XXXI, 76.
Millot (...) LIV, 221.
Miloſch Obrenowitſch, erſter Fürſt und chriſtlicher Regent von Serbien XLVI, 327.
Milton (John) VI, 225. XXV, 93. XXVI, 344. 389. XXXI, 85. XXXIII. 11. 13. XLVI, 317. LI, 345.
Milutinowitſch (Simeon), ſerbiſcher Dichter XLVI, 327–339.
Mimnerus III, 104.
Mini (Paolo) XXXV, 365.
Minneſinger (Die) XLVIII, 83.
Miollis (Sextus Alexandre François, Graf), franzöſiſcher General-Lieutenant XXXVII, 347.
Mionnet (Theodore Edme) XXXII, 38. 65.
Mirabeau (Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf v.) III, 195. XXX, 202. XLVI, 205.
Miranda (Duca della) XXXVII, 300.
Mirandola (... Herzog v.) XXXVIII, 232.
Mirandola (Graf Galeotto Pico v.) XXXV, 137. 142.
Mirza, perſiſcher Dichter V, 35.
Mirza Abul Haſſan Chan, von Schiraz, perſiſcher Botſchafter zu St. Petersburg VI, 79–89. 245–251.
Miſri Efendy, türkiſcher Dichter V, 38.
Mithridates der Große XLIX, 192.
Mitterbacher (...), Arzt zu Carlsbad XXXII, 18.
Moallakat, arabiſche Preisgeſänge VI, 10. 11. XXXII, 93.
Mochetti (Joſeph), Mahler XXXIX, 141.
Mohammed, ſ. Mahomet.
Mola (Joh. Baptiſte), Mahler XLIV, 228.
Mola (Peter Franz), Mahler XLIV, 228. 229.
Molière (Jean Baptiſte Pocquelin de) XXIV, 143. 171. XXXI, 4. 189. XXXVI, 84. 85. 164. 185–186. 193. 197. XLVI, 152–155. 164.
Moller (Georg), Oberbaurath zu Darmſtadt XXXII, 90. 96. 211. XXXIX, 359. 363. 371–373. XLIII, 314. 386. 420.
Mollweide (Carl Brandan), Profeſſor der Mathematik zu Leipzig LIV, 191.

Moltke (Carl Melchior Jacob), Kammer- und Theater Tenorſänger zu Weimar XIII, 249. XXXII, 49.
Molyneux (Wilhelm) LIV, 107.
Momper (Jodocus), genannt Cervrught, Landſchaftmahler aus Antwerpen XXVIII, 221. XLIV, 224. 228.
Monaco (Fürſtin Grimaldi), geb. Choiſeul-Stainville XXX, 3.
Monaco Grimaldi, Biſchof von Mans XXXVII, 129.
Monaldi (Sandrino) XXXIV, 356. 359.
Monnet (Antoine Grimsald) LI, 130. 134.
Monnier (Henri), Verfaſſer des Aufſatzes Une Maison du Marais in Le Livre des Cent-et-un, Tom I. XLVI, 185.
Monro (Alexander), Profeſſor der Anatomie zu Edinburg LV, 148.
Montaigne (Michel de) XXVI, 52. XXXVI, 170. L, 210. LIII, 138.
Montamy (Didier François d'Arclais, Herr v.) XXXVI, 46.
Monte Acuto (Niccolo da) XXXIV, 218. 251. 255.
Montebello (Herzog v.), ſ. Lannes.
Montelupo (Raphael da), Bildhauer XXXIV, 309.
Monterotondo, ſ. Galeotto.
Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brede et de) XXVI, 217. XXVIII, 27. XXXVI, 55. 81. 178.
Montevarchi (Francesco Catani da), Arzt zu Florenz XXXIV, 253. XXXV, 285. 286.
Montevilla oder Mandeville (Johann v.) VI, 190. XLV, 198. 203. 204.
Montfaucon (Bernard de) XVIII, 276.
Monti (Cäſar), Cardinal XXXIX, 120.
Monti (Vincenzo) XXVII, 224. 253. 260. 263. XXXII, 82. XXXVIII, 245. XLVI, 121.
Monti (...), Mahler XXXVII, 289—292.
Montluc anſtatt Morluc (Jean de), Geſandter Franz I, Königs von Frankreich, zu Rom XXXIV, 311. 318. 375.
Montucla (Joſeph) XXXI, 254. LIV, 5. 184—185.
Moore (Jacob), Landſchaftmahler XXIX, 31.
Morales (Chriſtoph de), ſpaniſcher Componiſt XXIX, 287.

Morandi (Maria), Maßler XXIX, 176.
Moreau (Charles), Architekt XXXII, 203.
Moreau (Jean Victor), franzöſiſcher General III, 195. XXXI, 68. 171. XLIII, 102. XLVI, 206.
Morel (J.), Mahler aus Antwerpen XXXIX, 335.
Morellet (Abbé André) XXXVI, 210.
Morgenſtern (Joh. Ludwig Ernſt), Mahler zu Frankfurt a. M. XXV, 210. XLIII, 342.
Morgenſtern (Salomo Jacob), Hofrath bei Friedrich Wilhelm I, König von Preußen XLIX, 188.
Morghen (Raphael), Kupferſtecher XXXV, 315. XXXIX, 95. 137.
Morghen (Wilhelm), Kupferſtecher XXXVII, 271.
Morgue (La), Aufſatz in Le Livre des Cent-et-un, Tom I: ſ. Gozlan.
Morhard (...), Tenorſänger XXXII, 25.
Morhof (Daniel Georg) XXV, 38.
Moriconi (...) XXVIII, 15.
Möris XXXVII, 97.
Moritz (Carl Philipp), Verfaſſer des Romans „Anton Reiſer" XXI, 137. 166. XXVII, 227. 235. 244. 248—249. 271. XXIX, 29. 60. 71. 71. 77. 86. 94. 104. 183—186. 213. 303. XLV, 315. L, 48.
Moritz (...), Kanzleidirector zu Frankfurt a. M. XXIV, 181.
Moritz (Joh. Friedrich), des Vorhergehenden Bruder, Legationsrath XXIV, 182. XXVI, 300.
Morliere (Ritter de la) XXXVI, 64.
Morlus, ſ. Mentlus.
Moro (Rafaello del), Goldſchmied zu Rom, und deſſen Tochter XXXIV, 123. 135—137. 149. 268. XXXV, 353.
Morus (Samuel Friedrich Nathanael) XXV, 43. 63. 67.
Moschino (Francesco, genannt), Sohn des Simone Mosca, Bildhauer und Baumeiſter XXXV, 276.
Moſer (Carl Friedrich v.) XXIV, 120—122. 223. XXV, 100. XXVI, 106. XXXI, 60. XLVIII, 96.
Moſer (Joh. Jacob) XXXIII, 108.

Möſer (Juſtus) XXVI, 236—240. 513—515. XXXII, 36. XLV, 294—297.
Möſer (J. W. J.), des Vorhergehenden Tochter; ſ. Voigt.
Moſes VI, 158.—171. 181—185. XXVI, 104.
Moſes (Henry), Zeichner und Kupferſtecher XXXIX, 335.
Motanabbi oder Motenebbi, arabiſcher Dichter V, 161. VI, 36.
Motta, genannt Raſaelino da Reggio; ſ. Raſaelino.
Motte (Antoine Houdar de la) XXXVI, 121. 211.
Motté anſtatt Moette (...), Theater-Director zu Paris XXXVI, 88.
Moucheron (Iſaac), genannt Ordonnanz, Landſchaftmahler XXXVII, 111.
Mounier (Jean Joſeph) XXX, 270.
Mounier (Baron Claude Edouard Philippe), des Vorhergehenden Sohn XXXII, 3.
Mounſey (Jakob), k. ruſſiſcher Geheimerath und erſter Arzt XLIV, 220.
Mouret (Jean Joſeph), königl. Kammermuſicus und Director des Concert ſpirituel zu Paris XXXVI, 112.
Mozart (Joh. Chryſoſtomus Wolfgang Amadeus) XXIX, 146. XXX, 254. XXXI, 19. 20.
Mugnai (Johann), Steinſchneider XXXVII, 386.
Muley V, 198.
Müller (Adam), Ritter von Nitterdorf XXXI, 260.
Müller (Anton), Profeſſor der Aeſthetik zu Prag XLV, 396. XLVI, 336.
Müller (Auguſt Eberhard), Capellmeiſter zu Weimar XXXII, 49.
Müller (Doctor Chriſtian), aus Eiſenach XLVI, 347.
Müller oder Myller (Chriſtoph Heinrich), Profeſſor am Gymnaſium zu Berlin XXXII, 28. XLV, 205.
Müller (Friedrich v.), Geheimerath und Kanzler zu Weimar IV, 129. 184. L, 235.
Müller (Friedrich), Mahler XXXIX, 137.
Müller (Heinrich), Profeſſor, Mahler und Lithograph zu Weimar, nachmals zu Eiſenach XXXII, 172.

Müller (Johannes v.) XXXI, 261. XXXII, 97. XXXIII, 126—131. XLII, 162. XLIX, 189.
Müller (Joh. Gottfr. v.), Professor und Ritter zu Stuttgart, Kupferstecher XLIII, 85. 127.
Müller (Joh. Heinrich Friedrich), Schauspieler in Wien XXXIII, 64.
Müller (Joseph), Wappen- und Steinschneider zu Carlsbad XXXI, 265. XXXII, 11. 12. 36. 68. 69. 140. 157. LI, 6—9. 34—38. 45. 121—123. 126. 147.
Müller (J. L.), Bijouterie-Fabricant zu Hanau XLIII, 378.
Müller (...), Glasmahler zu Berlin XLIX, 165.
Müller (...), Gastwirth zum Adler in Thüringen XLIII, 146.
Müller (...) XXXIII, 63.
Müllner (Adolph) XXXII, 87.
Münchhausen (Gerlach Adolph, Freiherr v.), hannoverscher Minister XXXVII, 66.
Münster (Sebastian) XLIII, 396. XLV, 204.
Münter (Balthasar) XXXIII, 81—85.
Münter (Friedrich), Professor der Theologie zu Kopenhagen XXVII, 237. XXVIII, 187. 277. XXXVII, 325.
Murat (Joachim), Prinz des französischen Reichs XLV 261.
Musäus (Joh. Carl August) II, 266. XXX, 221. XLVI, 98. 241. 254. XLVIII, 172.
Muschenbroek (Peter van) LIV, 108—110. 177. 185.
Musgrave (Samuel), Arzt und Philolog zu Exeter XLVI, 47.
Muzian (Hieronymus), Mahler aus Brescia XLIV, 238.
Mylius (Christlob) XXXIII, 63.
Myron, griechischer Bildhauer XXXII, 76. 136. XXXVII, 42. XXXIX, 69. 283—293. XLIV, 157. XLVI, 8.

N.

Nager (...), Landammann in Ursern an der Matt XLIII, 193.
Nahl (Joh. August), der jüngere, Mahler und Professor an der Akademie zu Cassel XXXI, 87. 113. 116. 117. XXXII, 168.

Nala, Epiſode aus dem Gedicht „Mahabharata"; ſ. Vyaſa.
Napoleon, Kaiſer der Franzoſen III, 195. (Ode von Manzoni 202—206.) XIII, (Gedicht an die Kaiſerin 245—245. 247.) XXXI, 255. 267. 270. XXXII, 8. 13. 87. (Rückkehr von Elba 101.) (Accpt. de St. Helène 139.) (Wieland 261.) XXXIII, (Conſulat 122—124.) XXXVIII, (Ode von Manzoni 304.) XXXIX, Vinci's Abendmahl 110.) XLIII, Aſtronom Cagnoli 25.) 226. XLV, 260. 286. XLVI, 91. 138. 160. 175. 205. (N's. Leben von W. Scott 226. 227.) XLVII. (N. vor Gottes Thron 212.) 214. 218. XLIX, (N. gegen alles Jdeelle 91.) L, (Cuvier 207.)
Napoleon II, König von Rom XIII, 244—245.
Napoleon (Hieronymus), König von Weſtphalen XI, 331. XXXII, 44.
Napoleon (Ludwig), König von Holland XXXII, 87. XXXIX, 247. XLVI, 175.
Napoleon Eliſe, Prinzeſſin von Piombino; ſ. Bonaparte (Eliſe).
Nardi (Jacopo) XXXIV, 219.
Naſſaro (Matteo del) XXXV, 88. 103.
Natter (Lorenz), Steinſchneider XXX, 235. 239. 240.
Nahmer (... v.) XXXII, 94. XLVI, 292.
Nauendorf (Kammerherr v.), zu Biberich XLIII, 335.
Nauwerk (Ludwig Gottlieb Carl), mecklenburg-ſtrelitziſcher Rath zu Ratzeburg XXXII, 66.
Navarra (Heinrich II, d'Albret, König v.) XXXV, 51. 53. 117.
Navarra (Margaretha von Valois, Königin v.), des Vorhergehenden Gemahlin XV, 250. XXXV, 51. 79. 117.
Neapel (König v.), ſ. Sicilien.
Nechſchebi (Haſret Sijai eddin), perſiſcher Dichter, Verfaſſer der Mährchen „Tuti Nameh" XXXII, 176. XLVI, 283—286.
Neeff (Chriſtian Ernſt), Profeſſor und Stiftsarzt zu Frankfurt a. M. XLIII, 357.
Neer (Arthus van der), Landſchaftmahler zu Amſterdam XXVIII, 267. XLIII, 341. XLIV, 237.

Nees von Esenbeck (Christian Gottfried), Professor der Naturgeschichte zu Bonn XXXII, 110. 130. 155.
Negri (Domenico), Kunsthändler zu Livorno XXXVII, 384.
Nelson (Horatio), Lord Viscount III, 196. XXXII, 108. XXXVII, 309. XLVI, 206.
Nemeitz (Joachim Christoph) XXIV, 38.
Nepomuk (Johann v.) II, 211. III, 48.
Neri (Philipp) XXVIII, 243—247. XXIX, 187—208. 300.
Nero (Claudius Druſus), römiſcher Kaiſer XIV, 25. XXVII, 218.
Nero (Francesco del) XXXIV, 152.
Neubinger, ſ. Neuwinger.
Neuburg (J. G.), praktiſcher Arzt zu Frankfurt a. M. XLIII, 357. 363.
Neufville (Sophie de), geb. Gontard, zu Frankfurt a. M. XLIII, 341.
Neuhof (Theodor, Freiherr v.), König von Corſica XLV, XLV, 275—278.
Neukirch (Benjamin) XXIV, 50. 122.
Neumann (Amalie), nachmals Haitzinger, geb. Morſtadt, Schauſpielerin XLV, 105.
Neumann (Carl Auguſt), Gubernialrath zu Prag XLV, 380.
Neumann (Joh. Chriſtian), Schauſpieler XXXI, 18.
Neumann (Chriſtiane Amalie Louiſe), des Vorhergehenden Tochter; ſ. Becker.
Neurohr (Joh. Matthias), Arzt zu Trier XLIV, 179.
Neuwied (Maximilian Alexander Philipp, Prinz v.) XXXII, 199.
Neuwinger (Victor), franzöſiſcher General XXX, 272. XLIII, 56.
Neve (Franz van), Mahler aus Antwerpen XLIV, 230.
Newton (Iſaak) I, 327. XXXI, 44. 259. XXXII, 9. 43. 77. 160. XXXIII, 86. XLIX, 54. L, 67. (Händel mit Leibnitz 114.) 128. 181. 183. 192. 193. LII, (N's. Farbentheorie verglichen mit einer alten Burg XV ff.) 4. 11—13. 285. LIII, 197. 209. 224. 225. 230. 243. 263. LIV, 3. 24. (N. als Optiker 26 ff.) (N's. Perſönlichkeit 95—105.) 106 ff. LV. 67. 69. 70. 74. 78. 81.

Nibelungenlied VI, 111. 238. XIII, 214. XXXI, 259. XXXII, 28—30. 45. 66. XLV, 150. 205—209.
Nicati (Conſtantinus) LV, 180.
Nickel (Franz), Email-Mahler zu Hanau XLIII, 378.
Nicolai (Chriſtoph Friedrich) XXVI, 228—231. XLVI, 265. XLIX, 175.
Nicolaus, Großfürſt (nachmals Kaiſer) von Rußland IV, 87. 179. XXXII, 187.
Nicolaus von Mailand, Goldſchmied zu Mantua XXXIV, 111.
Nicolovius (Ludwig), nachmals geh. Ober-Regierungs-Rath und Director im Miniſterium der geiſtlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu Berlin XXXI, 53.
Nicolovius (Franz), des Vorhergehenden Sohn XXXII, 151.
Niebuhr (Barthold Georg), k. preußiſcher geh. Staatsrath XLVI, 252. XLIX, 135.
Niebuhr (Julius Fronto v.) XXXII, 113.
Niederlande (König der), ſ. Wilhelm.
Niemeyer (Auguſt Hermann) XXXI, 136. 147.
Niethammer (Friedrich Immanuel) XXXII, 30. L, 54.
Niggl (...), Glasſchleifer zu München LV, 38.
Niſami aus Gendſch, perſiſcher Dichter V, 51. 174. VI, 56. 68. 69. 73. 108. 241. XXXII, 136.
Nobili (Antonio de), genannt Schiaccia, Schatzmeiſter Cosmus I, Großherzogs von Florenz XXXV, 256.
Nodier (Charles), Verfaſſer des Aufſatzes Le Bibliomane in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I. XLVI, 188.
Noël (Pater), Benedictiner XXXVI, 67.
Noehden (Georg Heinrich) XXXII, 165. 189. XXXIX, 139—142. 163. 167. 170. 173.
Nolin (Jean Baptiſte), franzöſiſcher Kupfer- und Landkartenſtecher VI, 179.
Nollet (Abbé Jean Antoine) LIV, 158. 221.
Nonnus, griechiſcher Dichter aus Panopolis XLV, 150. XLVI, 29. 41. 53.
Norcia (Franciscus v.) ſ. Fusconi.
Noſe (Carl Wilhelm), Legationsrath zu Endenich bei Bonn XXXII, 139. XLIII, 308. XLIX, 70. LI, 100. 129—141.

Grundwerth gehr nur desto lebhafter und reiner hervor, und dieser ist es auch, nach welchem jedermann, bewußt oder bewußtlos, hinblickt, hingreift, sich daran erbaut und alles übrige, wo nicht wegwirft, doch fallen oder auf sich beruhen läßt.

Summarische Wiederholung.

Zweytes Jahr des Zugs.

Verweilt am Sinai . .	Monat	1	Tage 20
Reise bis Kades . . .	—	:	— 5
Rasttage	—	:	— 5
Aufenthalt wegen Myriams Krankheit	—	:	— 7
Außenbleiben der Kundschafter .	—	:	— 40
Unterhandlung mit den Edomitern	—	:	— 30
Reise an den Arnon . .	—	:	— 5
Rasttage	—	:	— 5
Trauer um Aaron . .	—	:	— 40
			Tage 157

Zusammen also sechs Monate. Woraus deutlich erhellt, daß der Zug, man rechne auf Zaudern und Stockungen, Widerstand so viel man will, vor Ende des zweyten Jahrs gar wohl an den Jordan gelangen konnte.

Noſtradamus (Michael) XII, 29.
Nothnagel (Joh. Andr. Benj.), Tapetenfabricant zu Frankfurt a. M. XXIV, 137. 245. XXVI, 187.
Noverre (Jean Georges) XXXIII, 66. XXXVI, 147.
Nugent (Thomas) XXXV, 369.
Nuguet (Lazare) XXXII, 10. LIII, 309. 350—365. LIV, 127.
Nuſchirwan, ſ. Chosru Nuſchirwan.
Numa Pompilius XXXIII, 103.
Nuſreddin Chodſcha, Timurs Zeitgefährte VI, 145. 236.

O.

Oberlin (Jeremias Jacob), Profeſſor und Bibliothekar zu Straßburg XXVI, 48—50.
Oberſtburggraf zu Prag, ſ. Kolowrat-Liebſteinsky.
Ochſenſtein (Die Brüder v.), zu Frankfurt a. M. XXIV, 13. 117.
O'Connell (Daniel) XLV, 356.
Octavia (Die römiſche), Roman [Verfaſſer: Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig] XIX, 264.
Odeleben (Ernſt Gottfried, Freiherr v.) XXXII, 139.
O'Donell (Joh., Graf), k. k. Kämmerer XXXII, 115.
O'Donell (Joſephine, Gräfin), des Vorhergehenden Gemahlin, geb. Gräfin Clary-Aldringen IV, 94. 96. 97. 177—178. XXXII, 115.
O'Donell (Titine, Gräfin), geb. Gräfin Clary IV, 106. 107. 180.
Odyſſee, ſ. Homer.
Oggione (Marcus v.), Mahler XXXIX, 116. 137—137.
O-Hara (Ant.), Malteſerritter, 70.
Oehlenſchläger (Adam) XXXI, 245. 259.
Oken (Laurentius) Profeſſor der Medicin und Naturgeſchichte zu Jena, Herausgeber der Zeitſchrift „Iſis“ XXXII, 115. L, 210. 211.
Oldenburg (Peter Fr. Wilhelm, Herzog v.) XXXI, 249. XXXIX, 211.
Oldenburg (Heinrich) LIV, 4. 43. 55. 60.

Olearius (Adam) VI, 215.
Olenſchlager (Joh. Daniel v.), Schöff und Senator zu Frankfurt a. M. XXIV, 170. 218. 249. 256.
Olfried und Liſena, Gedicht; ſ. Hagen (Auguſt).
Olivet (Joſeph Thoulier d') XXXVI, 18. 82. 185.
Oels (Herzog von Braunſchweig-), ſ. Braunſchweig-Oels.
Oels (Carl), Schauſpieler XIII, 249. XXXII, 75.
Oelsner (Carl Ernſt), k. preußiſcher Legationsrath zu Paris XXXII, 92.
Olthoff (Baron ...) XXXVII, 115—117. 119. 122.
Omar I, der zweyte Caliph der Moslemin VI, 58.
Omar ebn abd el aſis VI, 80.
Oppen (... v.), k. preußiſcher Lieutenant XXX, 304.
Oranien (Philibert, der letzte Prinz v.) aus dem Hauſe Chalons XXXIV, 110. 310.
Oranien (Friederike Sophie Wilhelmine, Prinzeſſin v.), Gemahlin Wilhelms V, von Oranien, und Schweſter Friedrich Wilhelms II, Königs von Preußen XXXIX, 321.
Orbec (Vicomte d') XXXV, 48. 55.
Orbetz (Alexander Turchi, genannt), Mahler XXVII, 68.
Orbis pictus, ſ. Comenius.
Orgagna (Andrea di Cione), genannt di Jacopo, Bildhauer, Baumeiſter und Mahler aus Florenz XXXV, 304. XLIV, 227. XLVI, 274.
Origines, mit dem Zunamen Adamantius XLV, 296.
Orleans (Louis Joſeph Philipp, Herzog v.) XXX, 3.
Orleans (Louis Philipp, Herzog v.), des Vorhergehenden Sohn, nachmals König der Franzoſen XXXIX, 219. XLVI, 187.
Orleans (Johanna v.), ſ. Johanna.
Orlow (Graf Alexis), General-Admiral der k. ruſſiſchen Flotte XXXVII, 129—135. 339—345.
Oroſius (Paul) XXXVII, 160.
Orpheus IV, 343. XXI, 121. XXV, 12. XXXIX, 11. XLIV, 122. 132. 213.
Orſini (Domenico), Gravina, Cardinal XXXVII, 124.
Orſini (Francesco), Herr von Monterotondo, Cardinal XXXIV, 111.

Orſini (Giovanni Francesco), Graf von Pitigliano, Nola und Sovana XXXV, 67.
Orſini (Hieronymus), Herr von Bracciano XXXIV, 299.
Orſini (Virginio), Herr von Bracciano und Graf von Anguillara XXXV, 67.
Oerſted (Joh. Chriſtian), Profeſſor zu Kopenhagen XXXII, 161. 218.
Orth (Joh. Philipp), aus der Patricier-Familie des Hauſes Frauenſtein zu Frankfurt a. M. XXIV, 116. 248.
Orville (... d') XLVIII, 42. 51—54.
Os (Johann van), Mahler XXXIX, 235.
Osborn (....) XXXI, 262.
Oſer (Adam Friedrich), Mahler II, 149. IV, 178. XXV, 90. 151—161. 176. 177. 180—182. 238. XXVI, 84. 86. XXXVII, 33.
Oſiander (Friedrich Benjamin), Beiſitzer der mediciniſchen Facultät zu Göttingen XXXI, 98.
Oſſian XVI, 82. 126. 168—179. XXVI, 122. 133. 216. XXXIII, 11. 20. 69. 70. XLIII, 102. 149. XLVI, 319.
Oſſuna (Don Pedro Tellez y Giron, Herzog v.) XXIV, 136.
Oſtade (Hadrian van), Mahler und Kupferſtecher XXV, 169.
Oeſterreich (Matth.), Director der Gemählde galerie zu Sansſouci XXXVII, 33. 110.
Oſterwald (E.), ſ. Zumpft.
Oſterwald (J. F. d') XLIV, 169.
Otho (Marcus Salvius), römiſcher Kaiſer XXVI, 219.
Otnit, ſ. Heldenbuch.
Ott (....), Rittmeiſter und Gaſtgeber zum Schwert in Zürich XLIII, 161. 171.
Ottavio (Herzog), ſ. Parma.
Otto II, deutſcher Kaiſer und deſſen Gemahlin Theophania, Tochter des griechiſchen Kaiſers Nicephorus II, mit dem Zunamen Phocas XLIII, 398.
Otto von Freiſingen XXXII, 163.
Otto (Eberhard) XXV, 51.
Otto (...), Oberſt XXXII, 69.
Ottoboni (Marco) XXXVII, 334.

Ours (Paul de S.), Mahler aus Genf XXIX, 71.
Owaroff (S. v.), ſ. Uwaroff.
Overbeck (Friedrich), Mahler aus Lübeck XLIII, 351.
Ovid, Publius Ovidius Naſo XXII, 80—81. XXIV, 49. 167. 249. XXV, 223. 317. XXIX. 339. 340. XLVI, 39. 51. 39. 40. 41. 53. XLIX, 57.
Oxford (Lord...) XXXVII, 329.
Oyre (... d'), franzöſiſcher General und Commandant von Mainz XXX, 305. 300.

P.

Paer (Johann, Graf), IV, 104. 105. 179. XXXII, 183.
Paccalli (Julian), Notar XXXV, 220.
Pagno (Zanobi v.), Glockengießer zu Florenz XXXV, 175.
Paiſiello (Giovanni), Componiſt XXX, 254. XXXVI, 182. XXXVII, 243. 305.
Palacky (Franz) XLV, 367. 385.
Palais (le) Royal, Aufſatz in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I; ſ. Roch.
Paleſtrina (Giovanni Pietro Aloiſio da), Componiſt XXIX, 294.
Paleſtrina (Stephan v.), ſ. Colonna.
Palliſot (Charles) de Montenoy XXIV, 148. XXXVI, 22. 23. 69. 72. 81. 82. 89. 97. 102. 184—194. 206. 209. 210. XLVI, 74.
Palladio (Andrea), Architekt XXVII, 77—79. 81. 83—85. 87—88. 108—111. 125—127. 135. 138. 150. 181—183.
Pallagonia (Prinz), zu Palermo XXVIII, 108—116. 121. 143. XXXIII, 214. XXXVII, 169. 170. 206. XLIV, 168.
Pallas (Peter Simon) aus Berlin, k. ruſſiſcher Staatsrath I., 161.
Pallavicini (Lazarus Opitius), Cardinal XXXVII, 143—147.
Pallavicini, ein Mönch XXXIV, 313—318.
Pallone, italiäniſcher Hauptmann XXXIV, 100.
Palmaroli (Pietro), italiäniſcher Gemäldereſtaurator XLIV, 160.
Palmerius (Matth.) XXXV, 316.

Pamela, Roman; ſ. Richardſon.
Pamphilus, Mahler von Amphipolis XXXVII, 42.
Pancratius (Pater) XXXVII, 75.
Pankl (Matthäus) LIII, 225. LIV, 182.
Paoli (Paſcal) XXXIII, 129. XLV, 278. XLVI, 237. XLVIII, 68.
Papadopulos (Johann) XXXII, 132.
Pappenheim (Graf...), Erbmarſchall XXIV, 316. 325.
Paracelſus (Theophraſtus) XXV, 202. XXVI, 336. LIII, 124. LIV, 141.
Pardies (Ignatius Gaſton) LIV, 30. 31. 35. 62.
Paria, Tragödie; ſ. Delavigne, und Beer (Michael).
Parma (Ottavio Farneſe, Herzog v.), und deſſen Gemahlin Margaretha, natürliche Tochter Kaiſer Carls V. XXXIV, 333. 351.
Parmegianino, ſ. Mazzuoli.
Parmenides III, 104.
Parrhaſius, griechiſcher Mahler XXXVII, 41. 42.
Parrot (Georg Friedrich), k. ruſſiſcher Staatsrath LV, 70. 71.
Particino (Antonio), Zimmermann zu Florenz XXXV, 232.
Paſcal (Blaiſe) XXXIII, 88. XXXVI, 122.
Paſcucci (Hieronymus) von Perugia, Goldſchmied zu Rom XXXIV, 321.
Paſor (Georg) XXIV, 48.
Paſqualino von Ancona, Architekt XXXV, 232.
Paſquay (Peter), Dr. Med. zu Frankfurt a. M. XXXI, 75.
Paſſavant (Jacob Ludwig), reformirter Pfarrer und Conſiſtorialrath zu Frankfurt a. M. XLVIII, 110—132. 186.
Paſſeri (Giovanni Battiſta) XXXVII, 69. 71.
Paſſero (Familie) zu Venedig XXXVIII, 218.
Paſſionei, Cardinal XXXVII, 41.
Paſſow (Franz), Profeſſor der Philologie zu Breslau XLV, 137.
Paſtor fido, Schäferdrama; ſ. Guarini.
Paterculus (Velleius), ſ. Velleius.
Paul I, Kaiſer von Rußland XXXVII, 105. 225—226.
Paul III (Papſt), Alexander Farneſe XXXIV, 105. 106. 211. 231. 238. 239. 260—272. 277. 301—304. 310. 311. 318.

319. 332. 337—351. 361. 362. 368. 389. 375. XXXV, 5. 25. 26. 141. 145.
Paul V (Papſt), Camille Borgheſe XXIX, 172.
Paul Friedrich, Prinz von Mecklenburg; ſ. Mecklenburg.
Paul, Goldſchmiedsgeſell bei Cellini XXXV, 10. 14. 18—23. 28. 33. 34. 40. 43. 44. 48. 85. 88.
Pauli (...), Schauſpielerin und Tänzerin XLIII, 105. 125.
Paulin, Cellini's Aufwärter XXXIV, 59. 63. 73.
Paulus (Heinrich Eberhard Gottlob), Profeſſor und geh. Kirchenrath zu Heidelberg VI, 185. XXXI, 92. 153.
Pauſanias, lacedämoniſcher Feldherr XLVI, 212.
Pauſanias, der Schriftſteller XXXVII, 178. XXXIX, 176. XLIII, 228. XLIV, 94—96. 110. 115. 117. 124—121.
Pauſias, der Mahler I, 273. 275. XXXIX, 255.
Pauw (Cornelius de) XXVIII, 258. XXX, 195.
Pavia (Biſchof v.), ſ. Roſſi (Giov. Girolamo de').
Pecci anſtatt Tecci (Pier Antonio) XXXIV, 202.
Peglow (...), ruſſiſcher Chirurg zu Straßburg XXV, 304. 308. 312. 342.
Pelagius III, 106. XXVI, 301.
Pelliſſon-Fontanier (Paul) LIV, 120.
Pemberton (Henry) LIV, 107.
Penn (William) XXI, 120.
Penni (Giovanni Francesco), genannt il Fattore, Mahler aus Florenz XXXIV, 53. 58. 66. 77—82. XXXV, 303.
Pennyleß (Peter) [Pſeudonymus] XXXIII, 33.
Peragalli (Joſeph) XLIV, 65.
Percier (Charles), franzöſiſcher Architekt XLIV, 166.
Pergoleſi (Giovanni Battiſta), Componiſt XXIX, 145. XXXVI, 113. 137. 142.
Periander III, 105.
Pericoli (Niccolo de'), genannt Tribolo, Bildhauer aus Florenz XXXIV, 217—228.
Perignon (Nicolas), Mahler und Kupferſtecher zu Paris XXXVII, 119.
Perikles XXXVI, 152. XXXIX, 81. XLIX, 194.
Perillus XXXVII, 189.

Perini (Bartholomäus), genannt Chioccia, Goldſchmied aus Ferrara XXXV, 86. 88. 100. 101.
Perſius, Aulus Perſius Flaccus XLV, 211.
Perthes (Friedrich), Buchhändler zu Hamburg XXXII, 194.
Pertz (Georg Heinrich), Archivar zu Hannover XLV, 379.
Perugino (Pietro Vannucci, genannt il), Mahler XXVII, 161. XXXV, 302. XXXIX, 80.
Peruzzi (Balthaſar), Mahler und Baumeiſter aus Siena XXXV, 302. 391.
Peſtel (Friedrich Wilhelm) XXXIII, 109.
Peter I Alexiewitſch, der Große, Czar von Rußland VI, 195. XXXVII, 136.
Peter Fr. Wilhelm von Holſtein-Eutin, ſ. Holſtein.
Peter (Pierino), Pfeifer zu Bologna XXXIV, 28—31.
Peters (Wenceslaus), Thiermahler XLIV, 151.
Peterſen (Georg Wilhelm), Hofdiaconus zu Darmſtadt, Mitarbeiter an den Frankfurter gelehrten Anzeigen XXVI, 97.
Peterſen (Joh. Wilhelm), des Vorhergehenden Bruder, Bibliothekar zu Stuttgart XLIII, 101.
Petion de Villeneuve (Jerome), Maire von Paris III, 195. XLVI, 205.
Petrarca (Francesco) II, 18. IX, 98. 171. XXVII, 91. XXIX, 219. XXXIII, 57. XXXVII, 375. XLVI. 237.
Peucer (Heinrich Carl Friedrich), Oberconſiſtorial-Director zu Weimar XXXII, 58. 100. XLV, 97. XLVII, 169.
Pfaff (Chriſtoph Heinrich), Profeſſor der Phyſik zu Kiel XXXII, 111.
Pfeffel (Gottlieb Conrad) XLV, 171. XLVI, 67. 81.
Pfeffel (...), des Vorhergehenden Sohn XLVI, 67. 81.
Pfeil (Joh. Gottlob Benjamin), nachmals freiherrlich Frieſen'ſcher Juſtizamtmann zu Rammelsburg XXV, 87. 88. 198.
Pfeil (...), Inhaber einer Penſionsanſtalt zu Frankfurt a. M. XXIV, 189—191. XXV. 26
Pfenſer (Benignus) XXXIII, 66.
Phalaris, Beherrſcher von Agrigent XXXVII. 189. 191.
Phidias, griechiſcher Bildhauer III, 113. 117. XXIII, 246.

XXIX, 64. 70. XXXI, 197. XXXII, 124. XXXVII, 38. 43. XXXIX, 284. 295. XLIV, 35. 36. XLIX, 108.
Philibert anſtatt Philipp R.... (J. C.) XXXII, 110.
Philidor (François André Danican, genannt), franzöſiſcher Componiſt und berühmter Schachſpieler XXXVI, 5. 8.
Philipp, König von Macedonien VI, 27. XXXVII, 42. XLIX, 192.
Philipp II, König von Spanien VIII, 179 f. XXXV, 189. 365.
Philipp IV, König von Spanien XLIII, 296.
Philiſtis, Königin auf der Inſel Coſſura oder Melita XXXVII, 197.
Philoſtratus (Flavius) XXXII, 83. 137. XXXIX, 3 ff. 176. 211. XLIV, 126. 128. 148. 149. 195.
Philorenos XXXVII, 198.
Phintias, Beherrſcher von Agrigent XXXVII, 191.
Phryne XXXVI, 10. 152.
Piaſtrini (Camillo), Steinſchneider XXXVII, 386.
Piazzetta (Giovanni Battiſta), Mahler aus Venedig XXIV, 185. XXVII, 92.
Piccini (Niccolo), Componiſt XXXVI, 181. XLVI, 75.
Piccinini (Niccolo), Feldherr des Herzogs Philipp von Mailand XXXV, 307. 308. 310. 316. 317.
Piccolomini (Alexander) LIII, 182.
Picconi (Antonio di Bartolommeo), genannt Sangallo, Baumeiſter aus Florenz XXXIV, 291. 292. XXXV, 390. XLIV, 172.
Pichler (Antonius), Steinſchneider XXXVII, 386.
Pichler (Johann), des Vorhergehenden Sohn XXXVII, 386.
Pichler (Ludwig), des Vorhergehenden Bruder XXXVII, 386.
Pick (F.), Kanonikus zu Bonn XXXII, 164. XLIII, 322—325.
Pier-Antonio, ſ. Spoſini.
Pierino, ſ. Peter.
Pigburn (Frau Frances) XLIV, 66.
Pignatelli (Prinz Belmonte) XXXVII, 265. 268. 297.
Piles (Roger de) XVI, 13.
Pilli (Raphael), Chirurgus zu Florenz XXXV, 200. 285.

Piloto, Goldſchmied zu Rom XXXIV, 38.
Piloty (Ferdinand), Lithograph zu München XXXII, 220.
Pindar I, 69. 71. VI, 91. XXV, 93. XXXVII, 193. XXXVIII, 287. 299. XXXIX, 15. XLV, 385. XLIX, 195.
Pindar (Peter) XXXII, 128.
Piombino (Prinz ...) XXIX, 38. 52.
Piombo (Sebaſtian del), Mahler aus Venedig XXXIV, 137. 139.
Pipin der Kleine XIII, 215.
Piraneſi (Giovanni Battiſta), Mahler, Baumeiſter und Kupferätzer aus Venedig XXIV, 17. XXIX, 171. 328.
Pirkheimer (Bilibald) XLVIII, 71.
Piron (Alexis) XXIV, 167. XXXVI, 85. 195—198.
Pitigliano (Giovanni Francesco, Graf), ſ. Orſini.
Pitt (William) XV, 270.
Pitteri (Joh. Marcus), Kupferſtecher aus Venedig XLV, 277.
Pittura (Della) Venetiana, ſ. Zanetti.
Pius V (Papſt), Michael Ghisleri XLIX, 195.
Pius VI (Papſt), Giovanni Angelo, aus dem Hauſe Braſchi XXVII, 59. 200. 222. 247. XXXVII, 138. 140. 142. 327.
Pius VII (Papſt), Gregor Barnabas, aus dem Hauſe Chiaramonti XLIII, 428.
Plantinus (Chriſtoph), Buchdrucker zu Antwerpen XXXII, 202.
Platen (Graf Auguſt v.) XLV, 343. XLVI, 242.
Plato III, 107. IV, 361. VI, 81. IX, 103. XXIII, 252. XXV, 12. XXX, 195. XXXII, 210. XXXIII, 5. 51. XXXV, 341. XXXVI, 32. XXXVII, 84. 97. 172. XLIV, 238. XLV, 307. XLVI, (P. als Mitgenoſſe einer chriſtlichen Offenbarung 21—28.) 106. XLIX, (P's Verhältniß zur Natur 111. 115.) 158. LIII, (Von den Farben 19—22. 61.) Wirkung P's. 79.) (Verhältniß zur Welt 82—85.) (Kritik der Werke P's. 112.) 120. 134. 146. 185. 186. 213. 234. LIV, 89.
Plautus (Marcus Accius) XXVI, 249. XLV, 36.
Pleſſing (Friedrich Victor Lederecht), Profeſſor zu Duisburg XXX, 209—230. XLV, 317—319. 324.
Plinius (Cajus Secundus), der ältere I, 273. XXVIII, 261.

XXXI, 256. XXXVII, 162. XXXIX, 55. XLIV, 126. 148. XLVI, 53. LIII, 63.
Plitt (Joh. Jacob), Senior des evangelisch-lutherischen Prediger-Ministeriums zu Frankfurt a. M. XXIV, 227.
Plotho (Erich Christoph, Baron v.), k. preußischer Gesandter zu Frankfurt a. M. XXIV, 289. 300. 329—330.
Plotinus (hier ein alter Mystiker, genannt) LII, 5.
Plouquet (Wilhelm Gottfried), Professor der Medicin zu Tübingen XLIII, 119.
Plummer (Charles) XXXIX, 235.
Plutarch IV, 316. XXXII, 70. 191. XLV, 253. 275. L, 180.
Podiebrad (Georg v.), König von Böhmen XLV, 367.
Podmanitzky (... v.), k. k. Bergrath zu Schemnitz XXXI, 139.
Poggini (Joh. Paul und Domenico), Gebrüder, Goldschmiede zu Florenz XXXV, 161. 168. 178. 180. 182.
Pogwisch (Ulrike v.) XLVII, 195.
Poinsinet (Antoine Alexandre Henri) XXXVI, 22. 69. 97. 198.
Poelemburg (Cornelius), Mahler aus Utrecht XLIV, 228.
Polidor, s. Caravaggio.
Polignac (Melchior de), Cardinal LIV, 131—133.
Polinière (Pierre) LIII, 261.
Pollajuolo (Antonio del), Goldschmied, Gießer, Bildhauer und Mahler aus Florenz XXXV, 350.
Pöllnitz (Carl Ludwig, Freiherr v.) XLIX, 188.
Polo (Marco) VI, 105. 187—189.
Polverini (Jacob) da Prato XXXV, 258.
Polybius XXXIII, 4.
Polyclet, griechischer Bildhauer XXXII, 76. XXXVII, 42. 43. XXXIX, 281.
Polygnot, griechischer Mahler XXXI, 165. 218. XXXVII, 41. XXXIX, 4. XLIV, 94—127. 143. 149.
Pomey (Franz) XXIV, 167.
Pompadour (Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de) XXXVI, 138.
Pompejus (Cneius) der Große XLI, 105. 138. XLIX, 192. 197. 201.

Nähere Hülfsmittel.

Wenn uns die heiligen Schriften uranfängliche Zustände und die allmähliche Entwickelung einer bedeutenden Nation vergegenwärtigen; Männer aber, wie Michaelis, Eichhorn, Paulus, Heeren, noch mehr Natur und Unmittelbarkeit in jenen Ueberlieferungen aufweisen als wir selbst hätten entdecken können; so ziehen wir, was die neuere und neuste Zeit angeht, die größten Vortheile aus Reisebeschreibungen und andern dergleichen Documenten, die uns mehrere, nach Osten vordringende Westländer, nicht ohne Mühseligkeit, Genuß und Gefahr, nach Hause gebracht und zu herrlicher Belehrung mitgetheilt haben. Hievon berühren wir nur einige Männer, durch deren Augen wir jene weit entfernten, höchst fremdartigen Gegenstände zu betrachten, seit vielen Jahren beschäftigt gewesen.

Pompejus (Sextus), des Vorhergehenden Sohn XXXVII, 207.
Pompeo (...), Goldschmied aus Mailand XXXIV, 128. 129. 170. 177. 178. 193. 195. 206—209. 212. 213. 216. 303. 341.
Poniatowski (Stanislaus, Graf v.) XXVI, 62.
Ponte (Jacob da), ſ. Baſſano.
Ponte-Corvo (Prinz v.), ſ. Bernadotte.
Pontormo (Jacob v.), ſ. Carucci.
Pope (Alexander), Verfaſſer der Epiſtel Eloisa to Abelard VI, 223. XXIV, 298. XXV, 37. 84. 95. XXXIII, 11. 22.
Pordenone (Joh. Anton Regillo, genannt), Mahler XXVII, 264.
Porporati (Carl Anton), Kupferſtecher aus Turin XXXVII, 269. 270.
Porſon (Richard), Profeſſor der griechiſchen Sprache zu Cambridge XLVI, 53.
Porta (Joh. Baptiſt della) LIII, 140—145. 159. 168. LIV, 18.
Porta (Wilhelm della), Bildhauer XXVII. 255. XXIX, 6.
Portalis (Graf Jean Etienne Marie) XXIX. 72.
Portalis (Graf Joſeph Marie), des Vorhergehenden Sohn XXXII, 61.
Porte (Abbé Joſeph de la) XXXVI, 22.
Porth (...), Schauſpieler XXXI, 25.
Portius (Simon) LIII, 113. 116—119.
Poſſelt (Joh. Friedrich), Profeſſor der Mathematik zu Jena XXXII, 154. 209. 212.
Pott (David Julius), Profeſſor der Theologie zu Helmſtädt XXXI, 209.
Potter (Paul), Landſchaftmahler XXXIX, 225. 228—229. XLIV, 226.
Pourchot (Edme) LIII, 261. 262.
Pouſſin (Kaſpar), ſ. Dughet.
Pouſſin (Nicolas), Mahler XVII, (Ahasverus u. Eſther 251.) XXVIII, 180. XXIX, 7. 71. XXX, 146. XXXII, (die Sacramente 167). XXXVI, 285. XXXVII, (P's. Kunſtcharakter 367—370.) 375. 380. 381. 383. XLIII, 101. 216. XLIV, 4. 226. 228. 250. XLV, 67. 73. LIII, (P's. Bildniß 304.)

Prandt (...), Schauſpieler XLIII, 35.
Prado, ſ. Corteſi.
Prätorius (Johann) XXXI, 242.
Praxiteles, griechiſcher Bildhauer XXXVII, 43. XXXIX, 293.
Preen (Kammerherr A. v.), zu Roſtock XXXII, 120. 159. 183. XXXIX, 300.
Preller (Friedrich), Mahler, Lehrer am Zeichen-Inſtitut zu Weimar XXXII, 209.
Pretre (...), Kupferdrucker XXXIX, 335.
Preville (Madelaine Angelique Michel Drouin), franzöſiſche Schauſpielerin XXXVI, 46.
Prevoſt d'Exiles (François Antoine), Verfaſſer der Histoire du chevalier des Grieux et de Manon Lescaut XXXII, 73.
Prieſtley (Joſeph) LII, XVIII. LIV, 196. 203—206.
Primas (Fürſt), ſ. Dalberg (Carl Th. A. M. v.).
Primaticcio (Francesco), genannt Bologna, Mahler XXXV, 81. 95—99. 103. 105. 115. 116. 132. 137. 303.
Primaveſi (Georg), Mahler und Kupferſtecher aus Heidelberg, zu Darmſtadt XLIII, 386.
Prince (H. S. le), XXXII, 160.
Prince (Jean Baptiſte le), Mahler XXXVI, 283.
Prinzeſſin (Die), Filangieri's Schweſter, zu Neapel; ſ. Filangieri's Schweſter.
Prior (Matthew) XXXIII, 63.
Procopius aus Cäſarea XXXIX, 283.
Prokeſch (Anton), Ritter von Oſten, Adjutant des Fürſten von Schwarzenberg, nachmals k. k. öſterreichiſcher Oberſtlieutenant und Geſandter am k. griechiſchen Hofe XXXII, 183.
Propertius (Sextus Aurelius) I, 294.
Protogenes, griechiſcher Mahler XXXVII, 42.
Pucci (Robert), nachmals Cardinal XXXIV, 160. 336. 337.
Pückler-Muskau (Hermann Heinrich Ludwig, Fürſt v.), Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen" XLV, 353—361.
Puente (Don Pedro Antonio de la) XXXV, 365.

Pufendorf (Samuel, Freiherr v.) XXXIII, 107. XXXVI, 129.
Pulci (Ludwig), Verfaſſer des epiſchen Gedichts „Morgante" XXXIV, 88—97.
Purkinje (Johannes Evangeliſta), Profeſſor der Phyſiologie zu Breslau XXXII, 160. 206. 218. L, 35—41. LI, 69.
Puſtkuchen-Glanzow (Friedrich Wilhelm), Pfarrer zu Lieme bei Lemgo, Verfaſſer der (pſeudo) Wilhelm Meiſters Wanderjahre IV, 353—358.
Pütter (Joh. Stephan) XXV, 100. XXXI, 107.
Pylades, ſ. Goethe's Geſpiele Pylades.
Pyne (W. H.) XXXIX, 163.
Pyrkheymer, ſ. Pirkheimer.
Pythagoras XXVII, 207. XXXII, 241. XLVII, 77. XLIX, 99.

Q.

Quaglio (Angelo), Mahler XLIII, 314.
Quandt (Joh. Gottlob v.) XXXII, 185. XXXIX, 275.
Quaquarelli (Gaetano) XXXVIII, 274.
Quatremère-de-Quincy (E. 2.) XXXII, 105.
Quednow (Carl Friedrich), Regierungs-Regiſtrator und Baurath zu Trier XLIV, 179.
Querfurt (Auguſt), Landſchaftmahler XXXVII, 111.
Quinault (Philipp) XXXVI, 121. 176. XLVI, 163.
Quinet (Edgar) XLVI, 173.
Quintilianus (Marcus Fabius) VI, 71. XXVI, 147. XXXVII, 31. XLIX, 200.
Quiſtelli (Alfonſo) von Mirandola XXXV, 258. 289.

R.

R., ſ. Riemer.
R.... (Philipp), lies Philibert.
Raabe (Friedrich), Hauptmann, Mahler aus Breslau XXXII, 70. 170—171. 200. XLIII, 313.
Rabanus (Der heilige) XLIII, 295.

Rabe (Friedrich), Profeſſor der Architektur zu Berlin XXXI, 117. 133. 157. 160. 252. XXXII, 48.
Rabelais (François) XV, 282. XXVI, 52. XXXVI, 11. 148. 170.
Rabener (Gottlieb Wilhelm) XXV, 74—76. 294. XXVI, 113. 195. XLIX, 168.
Racine (Jean) XVIII, 287—289. XXIV, 142. 170. 171. 250. XXVI, 66. XXXIII, 248. XXXVI, 15. XLVI, 108. 160. 179.
Racknitz (Joſeph Friedrich, Freiherr zu) XXXI, 264. LI, 5. 7. 45.
Raczinsky (Graf Eduard) XLV, 401.
Radl (Anton), Mahler und Kupferſtecher zu Frankfurt a. M. XLIII, 347.
Radziwill (Fürſt Anton Heinrich) XXXII, 88.
Rafaelino da Reggio (Motta, genannt), Mahler XXXII, 167.
Rafaelli (...), Steinſchneider zu Rom XXXVII, 386.
Raffles (Thomas Stamford) XXXII, 129.
Rahn (Heinrich), Chorherr und Profeſſor zu Zürich XLIII, 224.
Raimondi, ſ. Marc Anton.
Raleff (Frau...) XXXI, 100.
Ram (...), Miniaturmahler XXXVII, 269—271.
Ramberg (Heinrich), Hofmahler zu Hannover XXXI, 248.
Rambor (Carl Auguſt), Dr. Med. zu Beichlingen XXXII, 77.
Ramdohr (Friedrich Wilhelm Baſilius v.), Verfaſſer des Buchs „Ueber Mahlerey und Bildhauerey in Rom" XXIX, 117.
Rameau (Jean Philippe), Componiſt XXXVI, 7. 10. 15. 21. 38. 45. 52. 112. 115. 121. 137. 142. 166—167. 183. 199—204. 209. XLVI, 74—76.
Rameau (...), des Vorhergehenden Neffe XXXVI, 1 ff. XLVI, 74—80.
Ramler (Carl Wilhelm) XXV, 88. 89. 104. 139. XXVI, 311. XXXIII, 5. 71. 72. 152. XXXVII, 113. XLVIII, 82.

Ramſay (Allan) XLVI, 245.
Raphael da Montelupo, ſ. Montelupo.
Raphael Sanzio II, 153. IV, 89. VI, 253. XXV, 236. 242. XXVII, 63. (Cäcilia 160) (Agathe 166.) (Loge; Schule von Athen 209.) (Verklärung 217.) 219. (Logen 230.) XXVIII, 267. XXIX, (Teppiche 3. 33—37.) 39. (R. u. M. Angelo 43. 54. 68.) 96. 99. (Chriſtus u. ſ. Apoſtel 165—170.) (Transfiguration 173.) (Sibyllen 175—176.) (R's. Schädel 291.) (R's Geliebte 295 — 296.) 329 — 330. XXXI, 215. XXXII, 198. XXXIII, 222. XXXIV, 53. 54. 291. XXXV, 303. 305. 389. XXXVI, 245. 246. 277. 285. XXXVII, 52. 264. XXXVIII, (Arabesken 190—192.) XXXIX, 47. (R's. ſchönes Talent zu glücklicher Stunde entwickelt 80. 81.) 132. 162. XLIII, 230. XLIV, 7. 8. (Chriſtus u. ſ. Apoſtel 15—35.) 84. 251. XLIX, 207. L, (Zeichnungen 40.) LII, 330. 335. LIII, 84.
Rapp (Gräfin Albertine), geb. von Rothberg XLVII, 184.
Rapp (Heinrich), Kaufmann, nachmals geh. Hof- und Domainenrath zu Stuttgart XXXI, 74. XLIII, 82. 86. 107. 114. 129. 134.
Raſpe (Rudolph Erich) LI, 130.
Raſtelli (Jacob) von Perugia, Chirurgus zu Rom XXXIV, 136. 335.
Raſumowsky (Andreas, Graf v.), k. ruſſiſcher Geſandter zu Neapel XXXVII, 227—235.
Raſumowsky (Cyrillus, Graf v.) XLIV, 220.
Räthſel (Das), Luſtſpiel; ſ. Conteſſa.
Rauch (Chriſtian), Profeſſor der Bildhauerkunſt zu Berlin XXXII, 166. XXXIX, 307. XLIV, 48.
Rauch (Guſtav v.), k. preußiſcher General-Lieutenant XLIII, 311.
Raumer (Friedrich v.), Profeſſor der Geſchichte zu Berlin XLV, 388. 413. XLIX, 92. 95.
Ravenna (Benedetto Accolti, Cardinal v.) XXXIV, 104. XXXV, 33.
Raynal (Guillaume Thomas François) XLIII, 201.
Raynouard (François Juſte Marie) XXXII, 139.

Reade (Joſeph) XXXII, 121. 160. L, 67.
Réaumur (René Antoine Ferchault de) XXXVI, 146. LI, 248. LIV, 142.
Rebel (François), Director der großen Oper zu Paris XXXVI, 113.
Recamier (Madame ...) XXXIX, 258 — 261. XLVI, 191.
Recke (Eliſe Charlotte Conſtantia von der), geb. Reichsgräfin von Medem XXXII, 31. 181.
Recupero, Kanonikus zu Catania XXXVII, 213.
Rees (Abraham) LI, 246.
Rega (Antonio), Künſtler und Kunſthändler zu Neapel XXIX, 330 — 332.
Rega (Filippo), Steinſchneider zu Neapel XXXVII, 386.
Reges (Joh. Andreas Benjamin), Mahler zu Frankfurt a. M. XLIII, 344.
Regnault (Noel) LIV, 107. 136.
Regulus (Marcus Attilius) XIV, 95.
Rehbein (Wilhelm), Hofrath und Leibarzt des Großherzogs von Weimar XXXII, 150.
Reichard (Joh. Jacob), Stiftsarzt zu Frankfurt a. M. XLIII, 356.
Reichardt (Joh. Friedrich), Componiſt XXX, 264. XXXI, 11. 47. 48. 136. XXXIII, 121 — 123.
Reichardt (Louiſe), des Vorhergehenden Tochter XXXI, 156.
Reichel (...), Arzt zu Leipzig XXV, 177. 184.
Reichenbach (Heinrich Gottlieb Ludwig), Profeſſor der Naturgeſchichte an der mediciniſch-chirurgiſchen Akademie und Inſpector des Naturalien- und Mineralien-Cabinets zu Dresden LV, 120.
Reid (Thomas), ſchottiſcher Philoſoph XLIX, 144.
Reiffenſtein (Joh. Friedrich), ſachſen-gothaiſcher und ruſſiſcher Hofrath, Director des Erziehungs-Inſtituts für ruſſiſche Künſtler zu Rom XXVII, 211. 215. 228. 260. 267. XXIX, 18. 28. 48. 50. 70. 73. 80. 85. 95 — 97. 99. 108. 121. 329. XXXVII, 126. 139. 225. 261. 293. 294. 373.
Reil (Joh. Chriſtian), geh. Oberbergrath und Profeſſor der

Medicin zu Halle XI, 316—337. XXXI, 447. 904. XXXII, 88. XLV, 97.
Reimarus (Joh. Albert Heinrich) XXXII, 44.
Reineck (... v.), zu Frankfurt a. M. XXIV, 250—254. 256.
Reinhard (Carl Friedrich, Graf) XXXII, 13—14. 17. 44. 74.
Reinhard (Christine, Gräfin), des Vorhergehenden Gemahlin, geb. Reimarus XXXII, 13—14.
Reinhard (Franz Volkmar), Oberhofprediger und Kirchenrath zu Dresden XXXII, 15.
Reinhard von Hanau (Graf), s. Hanau.
Reinhardt (Carl Gottlieb) aus Halberstadt, Hof-Bau-Depot-Verwalter zu Berlin XLIV, 70. 74.
Reinhold (Carl Leonhard), Professor der Philosophie zu Jena XXXI, 31. 59.
Reise in die mittägigen Provinzen von Frankreich, s. Thümmel.
Reiser (Anton), s. Moriz (Carl Philipp).
Reisig (Carl), Professor der Philosophie zu Halle XXXII, 174. 185.
Reisle (Joh. Jacob), Professor der arabischen Sprache zu Leipzig VI, 103.
Reiterholm (... v.) XXXII, 31.
Reiz (Friedrich Wolfgang), Professor der Dichtkunst zu Leipzig XXXVII, 88.
Rembrandt van Rhyn (Paul), Mahler und Kupferstecher XXIV, 40. XLIII, 418. XLIV, 4. 7. 8. 10. 216—218. 220. 226. 242. LIV, 155.
Remus XXVII, 257.
Reni, s. Guido.
Renner (Theobald), Professor der Anatomie und Thierheilkunde zu Jena XXXII, 109. 118. LV, 156.
Représentation (Une première), Aufsatz in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I; s. Merville.
Resenius (Peter) XXVI, 142.
Retzsch (F. A. Moriz), Professor der Mahlerey zu Dresden XXXII, 104. 169. XLVI, 169. XLIX, 163.
Reubel, s. Rewbell.

Reuchlin (Johann) IV, 350.
Reupel (...) XXXII, 139.
Reuß, Fürſt Heinrich XIII, von Plauen (Greiz) XXX, 31 — 33. 56. XXXI, 265.
Reuß, Fürſt Heinrich XLIII, von Plauen (Köſtritz) XXXII, 52.
Reuß (Franz Ambroſius), Bergrath und Arzt zu Bilin XXXII, 35 — 36. 84. 157. LI, 44. 130.
Reuß (Jeremias David), Bibliothekar zu Göttingen XXXI, 107.
Reuter (...), Schauſpieler XLIII, 116.
Reutern (Oberſtlieutenant Baron v.), zu Willingshauſen in der Grafſchaft Ziegenhayn in N. Heſſen XLVII, 201.
Reventlau (... Graf v.) XXXI, 48.
Rewbell (Jean Baptiſte) XXX, 325.
Rey (Baron Antoine Gabriel Venance), franzöſiſcher General XXXVII, 311 — 315. 317.
Rey (Abbé...) XXXVI, 97.
Rey (...) XXXVI, 3.
Rezzonico (Fürſt Abondio Fauſtino), Senator von Rom XXIX, 246. 283. 285.
Rheſa (Ludwig Jedemin), Profeſſor der Theologie zu Königsberg XLVI, 356 — 359.
Rhode (Joh. Gottlieb), Profeſſor an der Kriegsſchule zu Breslau XXXII, 208.
Riario (Duca di) XXXVII, 234. 300.
Ribera (Joſeph), genannt Spagnolet, Mahler XXXVI, 271. XXXVII, 264 — 266.
Riccardi (Giovanni) XXXVII, 268.
Ricci (De'), Federigo di Roberto XXXV, 289.
Ricci, Pier Francesco di Roberto de Prato, Haushofmeiſter bei Cosmus, dem erſten Großherzog von Florenz XXXV, 152 — 156. 169. 171. 214. 216. 222. 223.
Ricciarelli, ſ. Volterra.
Riccioli (Giov. Battiſta) LIII, 226.
Richardſon (Georg), Architekt XXXII, 203.
Richardſon (Samuel), Verfaſſer der Romane: „Clariſſa,“

„Pamela“ und „Grandiſon“ I, 52. XIX, 180. XXV, 23. XXVI, 193. XXXIII, 48. 50.
Richelieu (Armand du Pleſſis, Cardinal, Herzog v.) XXIV, 170. XLIX, 45. 171. 203. L, 69.
Richter (Auguſt Gottlieb), Hofrath und Profeſſor der Medicin zu Göttingen XXXI, 99.
Richter (Georg Friedrich), Profeſſor der Mathematik zu Leipzig LIV, 85—87.
Richter (Jean Paul Friedrich) VI, 112—115. XLVI, 241. 254.
Richter (Joh. Thomas), Bergrath zu Leipzig XXV, 161.
Richter (Joſeph v.), k. k. öſterreichiſcher General-Major XXXI, 263.
Ridolfi (Niccolo), Cardinal XXXIV, 68.
Riedel (Friedrich Juſt) XXXI, 98.
Riedel (Joh. Anton), Inſpector der Gemählegalerie zu Dresden XXV, 170. XXXVII, 378.
Riedeſel (Joh. Hermann, Freiherr v.) XXVIII, 152. 165. 187. XXXVII, 63. 325. XXXVIII, 210.
Riedinger (Joh. Elias), Mahler und Kupferſtecher aus Ulm XXXIX, 229.
Riemann (Wilhelmine), nachmals verehlichte Müller, Schauſpielerin XIII, 249.
Riemer (Friedrich Wilhelm), Hofrath und Bibliothekar zu Weimar XI, 311. XXXI, 156. 262. XXXII, 7. 55. 63. 70. 75. 83. 89. XLV, 97. 237. XLVI, 46. LI, 7.
Riemer (Caroline), des Vorhergehenden Gattin, geb. Ulrich XLVII, 197.
Rienzo da Ceri, italiäniſcher Feldhauptmann XXXIV, 70. 100.
Rieyenhauſen (Johann und Franz), zwey Brüder und deutſche Mahler zu Rom XXXI, 166. 248. XLIII, 351. XLIV, 92. 93. 112. 125—127. 149.
Rieſe (Joh. Jacob), Actuar des Kaſten-Amts zu Frankfurt a. M. XXVI, 93.
Rieſe (Familie v.), zu der Patrizier-Familie des Hauſes Frauenſtein gehörig XLIII, 27.

Rietz (...), Kämmerier Friedrich Wilhelms II, Königs von Preußen XXX, 326.
Rigaud (Hyacinthe), franz. Mahler XXXVI, 265. XLIV, 220.
Rinaldo von Capua, Componiſt XXXVI, 142.
Ritgen (Ferdinand Auguſt), Medicinalrath und Profeſſor der Wundarzney- und Entbindungskunſt zu Gießen XXXII, 215. LI, 258.
Ritter (Joh. Wilhelm), Phyſiker zu Jena, nachmals Mitglied der Akademie zu München XXXI, 92.
Rixingen (Pleickard v.) VIII, 144.
Rizo Neruleo (Jacovalo) XLVI, 339. 347—351.
Rizzetti (Johannes) LII, 93. LIV, 83. 85—91. 129. 131. 166. 167. 181. 185. 198. 201.
Robb (...), Mahler XXXIX, 235.
Robbé de Beauveſet (Pierre Honoré) XXXVI, 26. 85.
Robbia (Luca della), Mahler XXXIX, 231.
Robert (Ludwig) XXXII, 49. 65.
Robespierre (Maximilian Joſeph) XXXI, 25.
Robinſon Cruſoe, ſ. Foe.
Robuſti (Jacob), ſ. Tintoretto.
Roch (C.), Verfaſſer des Aufſatzes Le Palais Royal in Le Livre des Cent-et-un, Tom. I. XLVI, 186.
Roche (Georg Michael von la) XXVI, 177. 179—183.
Roche (Marie Sophie von la), des Vorhergehenden Gattin, geb. von Gutermann XXVI, 173. 177. 182—183. 186. 221. 275. 279. XXXI, 29. 82.
Roche (... von la), der Vorhergehenden Tochter XXVI, 177. 181—182. 183. 186. 220—225.
Rochefoucauld (Franz VI, Herzog v.), Prinz von Marſillac XXXVI, 122.
Rochlitz (Friedrich v.) XXXI, 142. XXXII, 49. 85. 109. 135. 205. XLV, 282—286.
Rochus (Der heilige) XXXII, 105. XLIII, 231—283.
Rodawn, ſ. Auſtan.
Rodde (Dorothea v.), geb. von Schlözer XXXII, 182.
Röderer (Joh. Georg), Profeſſor der Anatomie zu Göttingen LIV, 190.

Wallfahrten und Kreuzzüge.

Deren zahllose Beschreibungen belehren zwar auch in ihrer Art; doch verwirren sie über den eigentlichsten Zustand des Orients mehr unsere Einbildungskraft, als daß sie ihr zur Hülfe kämen. Die Einseitigkeit der christlich-feindlichen Ansicht beschränkt uns durch ihre Beschränkung, die sich in der neuern Zeit nur einigermaßen erweitert, als wir nunmehr jene Kriegsereignisse durch orientalische Schriftsteller nach und nach kennen lernen. Indessen bleiben wir allen aufgeregten Wall- und Kreuzfahrern zu Dank verpflichtet, da wir ihrem religiosen Enthusiasmus, ihrem kräftigen, unermüdlichen Widerstreit gegen östliches Zudringen doch eigentlich Beschützung und Erhaltung der gebildeten europäischen Zustände schuldig geworden.

Roebig (...), Mahler XXXIX, 235.
Roger I, König von Sicilien XXXVII, 174. 330.
Rohan-Guémené (Louis René Edouard), Cardinal XXX, 129.
Rohault (Jacques) LIV, 78. 106.
Rohden (J. Martin v.), Landschaftmahler aus Cassel XXXI, 140.
Röhr (Joh. Friedrich), Oberhofprediger, Oberconsistorial- und Kirchenrath und General-Superintendent zu Weimar XXXII, 184.
Rohr (Julius Bernhard v.) LIV, 173.
Roland (Jeanne Marie Philpon) XXXII, 175. XLIX, 89.
Rollin (Charles) XLIX, 200.
Romanae magnificentiae speculum, s. Lafrerius.
Romano (Giulio), s. Julius Romanus.
Romanus (Carl Franz) XXXIII, 66.
Romé de Lisle (Jean Baptiste Louis) XLIV, 68.
Romoli (Vincenzio), Cellini's Diener XXXIV, 185. 238. 247.
Romulus XXVII, 257.
Röntgen (David), Mechaniker und künstlicher Ebeniſt, k. preußischer geh. Commerzienrath zu Neuwied XV, 155. XXIII, 99.
Roob, s. Robb.
Roos (Joh. Heinrich), Thier- und Landschaftmahler zu Frankfurt a. M. XXVII, 35. XLIII, 347.
Roos (Melchior und Philipp), des Vorhergehenden Söhne XLIII, 347.
Rosa (Salvador), Landschaftmahler XXIX, 7. XXXVII, 128. 346. 377.
Rosalie (Die heilige) XXVIII, 100—104. XXXVII, 172. 306. XXXVIII, 155—160.
Röschlaub (Andreas), Hofrath und Professor der Medicin zu Landshut XLVII, 250.
Röse (Joh. Friedrich), Kaufmann zu Eisenach XXXI, 113.
Rösel (Gottlob Samuel), Landschaftmahler, Professor an der Zeichen-Akademie zu Berlin XLVII, 199. 300.

Roſelli oder Roſegli (Mariano) XXXV, 384.
Roſenberg (Guſtiniana Wynne, Gräfin von Urſin-) XLVI, 312.
Roſſi (Francesco de), ſ. Salviati.
Roſſi (Giovanni Girolamo de'), Biſchof von Pavia XXXIV, 374. XXXV, 37. 137—139.
Roſſi (Graf San Secundo, genannt de) von Parma, des Vorhergehenden Bruder XXXIV, 374. XXXV, 76.
Roſſi (Marianne), Mahler XXXVII, 304.
Rößler (Carl Anton), Oberbergwerks-Inſpector in Böhmen LI, 130.
Roſſo de Roſſi oder del Roſſe, Mahler aus Florenz XXXIV, 69. 290—292. XXXV, 81. 303.
Roſt (Joh. Chriſtoph) XXV, 141. XLIX, 172.
Rothe, lies Rhode.
Rother (König) IV, 183. XIII, 215. XXXII, 45.
Rottondo (Giov. Battiſta) XLIII, 24.
Rouſſeau (Jean Jacques) XIV, (Die n. Heloiſe 59.) XXV, 83. 184. XXVI, 63. 64. 67. (Die n. Heloiſe 154.) 179. 252. XXVII, 130. XXVIII, 57. XXX, 196. 233. XXXI, 169. XXXIII, 83. XXXVI, 82. 184. 186. 190. 199. XXXVIII, 191. XLVI, 107. 237. 359.
Roux (Jacob), Mahler aus Jena XXXII, 125. XLIV, 139. LV, 5.
Roxane, des Oxyartes Tochter, Gemahlin Alexanders des Großen XXXVIII, 190.
Rubens (Peter Paul), Mahler XXVI, 280. XXVII, 10. XXX, 202. XXXI, 217. XXXII, 202. XXXVI, 283. XXXIX, 82. 164. XLIII, 91. 303. 317. XLIV, 4. 7. 9. 223. 226. LII, 330.
Rucellai (Ludwig) XXXIV, 310.
Rückert (Friedrich), Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Erlangen XLV, 312.
Ruckſtuhl (Carl), Oberlehrer am Gymnaſium zu Bern XXXII, 109. XLV, 135.
Rüdinger, ſ. Riedinger.
Rudolph I, römiſch-deutſcher Kaiſer XXIV, 27. XXXIX, 365.

Rudolph II, römisch-deutscher Kaiser XLV, 374.
Rudolphi (Carl Asmund), geh. Medicinalrath und Professor zu Berlin XXXII, 184.
Rudolphi, Cardinal; s. Ridolfi.
Rueff, s. Ruoff.
Ruffa da Tropea (Francesco) XXXVIII, 274. 277—279.
Ruhl (J. Eugenius), Architekt zu Cassel XLIV, 171. 174.
Ruhl (Ludwig Sigismund), Mahler zu Cassel XXXII, 185. 201.
Rumford (Benjamin Tompson, Graf v.) LII, 51. LIV, 192.
Runge (Friedrich Ferdinand), Chemicus XXXII, 152.
Runge (Philipp Otto), Mahler zu Hamburg XXXI, 258. XXXII, 39. 43. LII, 350—361. LIV, 191. 313.
Ruoff (Adolf Carl Maximilian), Consistorial-Director zu Stuttgart XLIII, 86.
Rupprecht (Der heilige) XLIII, 256.
Rusca (Carl Franz), Mahler aus Lauis XLV, 277.
Ruschewey (Ferdinand), Kupferstecher aus Mecklenburg XLIII, 351.
Rustan und Rodawu V, 49.
Rustici (Giovanni Francesco), Bildhauer, Baumeister, Gießer und Mahler aus Florenz XXXV, 302.
Rutland (Elisabeth, Herzogin v.) XLIV, 179.
Ruysch (Rachel), Blumen- und Frucht-Mahlerin XXXVIII, 182. XXXIX, 256.
Ruysdael (Jacob), Landschaftmahler XXXII, 83. XXXIX, 263—271. XLIV, 226.
Ryland (William Wynne), Zeichner und Kupferstecher zu London XXXIX, 111.

S.

Saadi (Scheich Moslihheddin), persischer Dichter V, 171. VI, 61. 68. 70. 108. 118—152. 215. XXXII, 136.
Saarbrücken (Wilhelm Heinrich der Nachgeborne, und dessen Sohn Ludwig, Herzoge von Nassau-) XXV, 327. 353.

Sabatier (Abbé Antoine), Verfaſſer der Geſchichte Les trois siècles litteraires XXXVI, 22.
Sacchi (...), italiäniſcher Komiker XXVII, 147.
Sacchini (Antonio Maria Gasparo), Componiſt XLVI, 75.
Sachs (Hans) XIII, 117—125. XXVI, 303. XXIX, 278. XXXII, 104. XXXIII, 171. XLIV, 240. XLVIII, 83.
Sachſe (Joh. Chriſtoph), Bibliothekdiener zu Weimar, Verfaſſer des Buchs „Der deutſche Gil-Blas" XLV, 244—247. 254—257.
Sachſen-Teſchen (Herzog v.), ſ. Albert.
Sachſenſpiegel (Der) XXXII, 82.
Sachtleeven (Hermann), Landſchaftmahler aus Rotterdam XLIII, 317.
Sacy (Baron Antoine Iſaac Silveſtre de) VI, 261. XXXII, 92.
Sadeler (Johann), Kupferſtecher aus Brüſſel XLIV, 254.
Sadeler (Raphael), des Vorhergehenden Bruder, Kupferſtecher XLIV, 234.
Sage (Le), ſ. Leſage.
Sahir Farſabi, perſiſcher Dichter VI, 92.
Saint Geniés (...) XLVI, 66. 72—74. 83.
Saint-Non (Jean Claude Richard Abbé de), Verfaſſer d. Voyage pittoresque de Naples et de Sicile XXXVIII, 155. 160.
Saint-Pierre (Bernardin de), ſ. Bernardin.
Sakontala, ſ. Kalidas.
Salamanca (Biſchof v.), ſ. Bobadilla.
Salimbeni (Francesco), Goldſchmied zu Florenz XXXIV, 39. 44.
Salis (Joh. Gaudenz, Freiherr v.) XXVI, 337. XLV, 240.
Saliti (Bernhard) XXXV, 29.
Salm-Reiferſcheid-Krautheim (Fürſt und Altgraf Franz Wilhelm v.) und deſſen Gemahlin Marianne Dorothea, geb. Fürſtin Gallitzin XXXIX, 322.
Salm (Graf), zu Prag [Ob Graf Franz von Salm-Reiferſcheid?] XLV, 386.

Salomo und Balkis, Königin von Saba V, 49. 59. 170.
Salvandy (N. A. de) [auch als Verfaſſer des Aufſatzes Une Fête au Palais Royal in Le Livre des Cent-et-un, Tom I.] XLVI, 85—87. 91—95. 191.
Salviati (Francesco de Roſſi, genannt Cecchino de), Mahler aus Florenz XXXV, 303.
Salviati (Jacopo), Gonfaloniere zu Florenz XXXIV, 24. 98. 105. 124.
Salviati (Alamanno), des Vorhergehenden Sohn XXXV, 256.
Salviati (Giovanni), des Vorhergehenden Bruder, Cardinal XXXIV, 161—164. 167. XXXV, 53.
Salviati (Pietro), Senator zu Florenz, Sohn des Alamanno d'Averardo Salviati XXXV, 263.
Salzmann (...), Actuarius zu Straßburg XXV, 231. 242—245. 248. 251. 252. XXVI, 49. 55.
Salzwedel (Peter), Apotheker zu Frankfurt a. M. XLIII, 358.
Sambucca (Marcheſe ...), k. neapel'ſcher Miniſter XXXVII, 251. 256.
Sanaji, ſ. Senaji.
Sanct Paul, ſ. Bourbon.
Sander (Johann Daniel), Buchhändler zu Berlin XLVII, 248.
Sander (...), des Vorhergehenden Gattin XXXI, 160.
Sandro (Antonio), genannt Marcone, Goldſchmied zu Florenz XXXIV, 25. 32—35. 41.
Sanga (Battiſta), Secretär des Papſtes Clemens VII, XXXIV, 138.
San Gallo (Antonio da), ſ. Picconi.
San Gallo (Francesco da), genannt Margolla; ſ. Giamberti.
Sanguszko (Fürſt ...) XXXI, 97. 99.
Sannazaro (Jacopo) XXVI, 267.
Sanſon (Nicol.) VI, 178.
Sanſovino (Jacopo Tatti, genannt), Bildhauer, Gießer und Architekt aus Florenz XXXIV, 217. 221. XXXV, 173. 302.

Santa Croce (Antonio), päpſtlicher Artillerie-Officier XXXIV, 102—103. 110. 111.
Santa Fiora (Cardinal v.), ſ. Sforza.
Santarelli (...), Architekt zu Neapel XXXVII, 296—297.
Santarelli (...), Steinſchneider aus Abruzzo XXXVII, 386.
Santaſila (Ritter ...) XXXVII, 283. 284.
Santi (...), Goldſchmied zu Rom XXXIV, 53.
Santini (Joh. Baptiſta) XXXV, 282.
Sapor I, König von Perſien VI, 29.
Saraſin (Jean George), zu Frankfurt a. M. XLIII, 71.
Sardanapal, letzter König von Aſſyrien XLI, 238.
Sardella (Giovanni) XXXV, 281. 284.
Sarti (Giuſeppe), Componiſt aus Faenza XLIII, 116.
Sarto (Andrea Vannucchi, genannt del), Mahler XXIX, 34. XXXV, 305. XLIII, 206.
Sartorius (Georg), Hofrath und Profeſſor der Philoſophie zu Göttingen XXXI, 109. 142.
Sartorius (Georg Chriſtian), Baurath zu Eiſenach XXXII, 208.
Saur (... Vicomte de) XLVI, 66. 72—74. 81. 83.
Sauſſure (Horace Benoit de) XVI, 240. 257. LII, 45. 46. LIV, 288.
Savelli (Giovanni Battiſta) XXXIV, 195.
Savery (Roland), Landſchaftmahler aus Courtray XLIV, 224. 228.
Savigny (Friedrich Carl v.), k. preußiſcher Staatsrath XLIX, 135.
Savonarola (Geronimo) XXXIV, 514. XXXV, 547.
Samad Ben Amre VI, 16.
Sbietta, ſ. Anterigoli.
Scafe (John), Beſitzer einer Steinkohlengrube zu Alnwick in der Grafſchaft Northumberland, Verfaſſer des Gedichts King Coal's Levee or geological Etiquette. London 1819. XLIX, 156. LI, 189.
Scaliger (Julius Cäſar) LIII, 113. 119—125. 138. 241.
Scamozzi (Octavio Bertotti), Baumeiſter zu Vicenza XXVII, 81.

Sch. (C.), ſ. Schubarth (Carl Ernſt).
Schädelkenner (Der), Luſtſpiel XXXI, 145.
Schadow (Joh. Gottfried), Profeſſor, Vicedirector der Akademie der Künſte zu Berlin XXXII, 103. XXXIX, 300. 304. XLIV, 147.
Schalken (Gottfried), Mahler aus Dortrecht XXV, 172.
Schall (Carl), zu Breslau, Verfaſſer einiger Luſtſpiele XLV, 28.
Scharnhorſt (Gebhardt David v.), k. preußiſcher Generallieutenant XLIV, 18.
Schatz (Georg) LIV, 195.
Schatzkäſtlein (Das) VI, 125.
Schaumburg (Joh. Heinrich), Hofintendant zu Hanau XLIII, 370. 373.
Schebſchaai, perſiſcher Dichter VI, 88.
Scheffauer (Philipp Jacob v.), Profeſſor und Hofbildhauer zu Stuttgart XXXI, 74. XLIII, 84. 107.
Schehab-eddin Sohrawerdy, Scheich und Oberer der Soſis V, 63.
Scheibe (Joh. Adolph), däniſcher Capellmeiſter XXXIII, 66.
Schellhorn (Franz Wilhelm), Rath und Kammer-Archivar zu Weimar XLVII, 118.
Schelling (Friedrich Wilhelm Joſeph v.) XXXI, 80. 84. 89. 93. 153. 369. XLVII, 250. L, 34. LIV, 295.
Schelver (Friedrich Joſeph), Profeſſor der Medicin zu Jena, nachmals zu Heidelberg XXXI, 135. 251.
Schems-eddin (Mohammed), ſ. Hafis.
Schenk (Peter), Kupferſtecher zu Amſterdam XXIV, 118.
Scherer (Alexander Nicolaus), weimariſcher Bergrath XXXI, 72.
Scherffer (Carl) LII, 15. 21. 63. LIV, 192—195. 256.
Scheuchzer (Joh. Jacob) LIV, 171.
Schiavone (Andrea), ſ. Sclavone.
Schidone (Bartolommeo), Mahler XXXVII, 264.
Schiebeler (Daniel) XXV, 179. XXXIII, 62.
Schiller (Friedrich v.) IV, 8—11. 27. 31. 32. 56—63. 310. VI, 141. XIII, (Epilog zur Glocke 159—161.)

XXX, 253. XXXI, 20. (Goethe's Verhältniß zu S. 41.) 42. 50. 59. 63. 64. 66. 71—74. 77—80. (Theater 82—84. 86.) 90—92. 118. (Kotzebue's Feier zu Ehren S's. 120—128.) 145. 149. (S. über Frau v. Staël 162.) 181. (W. Tell; Phädra; Demetrius; S's. Tod 184—194.) 199. 245. (W. Tell 247.) 260. XXXII, 14. 50. 100. 107. 124. XXXIII, (Wallenstein 206—209.) XLIII, (Wallenstein 9.) 13. 14. 16—18. (S's. Büste von Danneckr 83.) 92. 134. (d. Taucher 150.) 168—172. 205—211. 229. 234. 237. XLV, (Wallenstein 6.) (Turandot 13.) (Redaction mehrerer Theaterstücke: Carlos; Egmont u. a. m. 17—22. 24. 25. 30. 51. 59.) (Zu Schillers u. Iffland's Andenken 77—79.) (Tieck über Wallenstein 115.) XLVI, (Wallenstein 15.) 65. 97. 117. (Carlos in Frankreich 170—172.) (Schillers Leben von Carlyle 230—235. 241. 243. 249. 251. 254. (Wallenstein in England 258. 259.) XLVII, (S's. Schädel 71.) (An S. 166.) XLIX, (Goethe's Verhältniß zu S. 97. 98.) 102. (Die Räuber 178.) L, Goethe's Verhältniß zu S. 53.) LIV, (Theilnahme an der Farbenlehre 305.) 306. LV, (Goethe's Verhältniß zu S. 165.)

Schiller (Charlotte v.), des Vorhergehenden Gattin, geb. v. Lengefeld XLIII, 171. 207.

Schiller (Ernst v.), der Vorhergehenden Sohn XXXII, 152.

Schiller (Kreishauptmann Joseph v.), zu Carlsbad XXXII, 16. 35.

Schinkel (Carl Friedrich), geh. Oberbaurath, Professor an der Akademie der Künste zu Berlin XXXII, 125. 162. 166. XXXIX, 336. 369. XLV, 68.

Schirach (Gottlob Benedict v.) XXXIII, 67. 73.

Schirin, s. Ferhad, und Chosru.

Schlegel (Joh. Elias) XXIV, 225—226. 249. XXV, 92.

Schlegel (August Wilhelm v.) XXXI, 85. 92. 120. (Jon 121.) XXXVIII, 255. XLV, (Jon 8—10.) XLVI, (S's. Urtheil über Molière 152.) XLVII, 250. L, 54.

Schlegel (Friedrich v.), des Vorhergehenden Bruder XXXI, (Alarcos 120. 121. 141.) XLVII, 250. L, 54.

Schlegel (...), Schauſpieler XLIII, 34.
Schleiermacher anſtatt Schlichtegroll (Ernſt Chriſtian Friedrich Adam), geh. Cabinetsrath zu Darmſtadt, und deſſen Söhne XXXII, 110. XLIII, 383. L, 220.
Schlichtegroll XXXII, 110; lies Schleiermacher.
Schlieffen (Martin Ernſt v.) XXXIII, 128.
Schloſſer (Friedrich Chriſtoph), nicht aus Frankfurt, wie hier angegeben, ſondern aus Jever in Oſtfriesland, Profeſſor und Bibliothekar zu Frankfurt a. M., nachmals geh. Hofrath, Profeſſor und Bibliothekar zu Heidelberg XLIII, 336. XLV, 405.
Schloſſer (Friedrich), Sohn des Folgenden, großherzoglicher Ober-Schul- und Studien-Rath zu Frankfurt a. M., und deſſen Gattin Sophia Johanna, geb. du Fay XXXII, 184.
Schloſſer (Hieronymus Peter), Schöff und Senator zu Frankfurt a. M. XXIV, 257. XXVI, 93—94. 189.
Schloſſer (Joh. Georg), des Vorhergehenden Bruder und Goethe's Schwager, markgräflich badiſcher Geheimerath, zuletzt Syndicus zu Frankfurt a. M. XXIV, 257. XXV, 83—88. 185. 208. XXVI, 93. 94. 137—165. 166. 168. 169. 189. 191. 226. XXVIII, 44. XXX, 327—329. XXXI, 23. 29. 33. 46. 53. 59. XLIII, 120. 135. XLVIII, 97. 99. 100.
Schlözer (August Ludwig v.) XXXII, 182. XXXIII, 128. XXXVII, 83.
Schmahling (Ludwig Chriſtoph) LIV, 180.
Schmalz (Theodor Anton Heinrich), Geheimerath und Profeſſor der Rechte zu Berlin XXXI, 147.
Schmehling, ſ. Mara.
Schmid (Chriſtian Heinrich), Profeſſor der Poeſie und Beredſamkeit zu Gießen XXVI, 159—165.
Schmid (Sebaſtian), Profeſſor der Theologie zu Straßburg XXIV, 202. XXVI, 100.
Schmidburg (...) XXXIV, 278.
Schmidt (Clamer Ehrh. Carl), Vicarius und Commiſſarius am Dom zu Halberſtadt XXXIII, 57.
Schmidt (Fried. Aug.), Bergamts-Aſſeſſor zu Altenberg LI, 113.

Schmidt (Georg Friedrich), Kupferſtecher zu Berlin XLIV, 219 – 221.
Schmidt (Joh. Andreas), Adjunctus der philoſophiſchen Facultät zu Jena, dann Profeſſor der Theologie zu Helmſtadt, zuletzt Abt zu Marienthal LIV, 174.
Schmidt (Joh. Chriſtian Lebrecht), Bergmeiſter zu Biber im Hanauiſchen XXXII, 98.
Schmidt (...), Muſikdirector zu Frankfurt a. M. XLIII, 353.
Schmidt (...), Schauſpieler XLIII, 34.
Schnabel (Georg Norbert), Profeſſor zu Prag XLV, 377.
Schnabel (...), Kammerſecretär zu Stollberg, Verfaſſer des Romans „Die Inſel Felſenburg" XXIV, 50.
Schneider (Joh. Gottlob), Profeſſor der Beredſamkeit zu Breslau LV, 252.
Schneider (Kaſpar), Landſchaftmahler zu Mainz XLIII, 331.
Schneider (...), Rath zu Frankfurt a. M. XXIV, 108. 123 – 124. 228. 332 – 339.
Schnurrer (Chriſtian Friedrich), Profeſſor der orientaliſchen Sprachen zu Tübingen XLIII, 121.
Scholin (Frau ...) XXXI, 100.
Schön oder Schöngauer (Martin), Mahler und Kupferſtecher XLIII, 180. 420. XLIV, 240. XLVIII, 116.
Schönberg (Roth-Schönberg (Baron ... v.) XXXII, 67.
Schönberger (...), Schauſpielerin und Sängerin XXXII, 75.
Schönborn zu Heuſenſtamm (Graf Eugen Franz Erw. Wilh. Anſelm) XXIV, 301.
Schönkopf (...), Gaſtwirth zu Leipzig XXV, 81.
Schopenhauer (Johanna), geb. Troſina XLV, 217 – 222.
Schopenhauer (Adele), der Vorhergehenden Tochter IV, 148. XXXII, 205. XLVII, 200.
Schopenhauer (Arthur), der Vorhergehenden Bruder XXXII, 112. 151.
Schöpflin (Joh. Daniel) XXVI, 34 – 49. 53.
Schoppe (Julius), Mahler XLIV, 51.
Schorrel (Johann v.), Mahler XLIII, 418. 420.
Schott (Conrad v.) VIII, 91. 94. XLII, 111. 114. 335.

Marco Polo.

Dieser vorzügliche Mann steht allerdings oben an. Seine Reise fällt in die zweyte Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts; er gelangt bis in den fernsten Osten, führt uns in die fremdartigsten Verhältnisse, worüber wir, da sie beinahe fabelhaft aussehen, in Verwunderung, in Erstaunen gerathen. Gelangen wir aber auch nicht sogleich über das Einzelne zur Deutlichkeit, so ist doch der gedrängte Vortrag dieses weitausgreifenden Wanderers höchst geschickt das Gefühl des Unendlichen, Ungeheuren in uns aufzuregen. Wir befinden uns an dem Hof des Kublai Chan, der, als Nachfolger von Gengis, gränzenlose Landstrecken beherrschte. Denn was soll man von einem Reiche und dessen Ausdehnung halten, wo es unter andern heißt: „Persien ist eine große Provinz, die aus neun Königreichen besteht;" und nach einem solchen Maaßstab wird alles übrige gemessen. So die Residenz, im Norden von China, unübersehbar; das Schloß des Chans, eine Stadt in der Stadt; daselbst aufgehäufte Schätze und Waffen; Beamte, Soldaten und Hofleute unzählbar;

Schott (Andreas Heinrich), Bibliothekar und Profeſſor der Logik und Metaphyſik zu Tübingen XLIII, 119.
Schott (Joh. Gottlieb), Hofrath und Oberbibliothekar zu Stuttgart XLIII, 101.
Schreiber XXXII, 205; lies Streicher.
Schreibers (Carl v.) XXXII, 158. 159. LV, 155. 281.
Schricker (...) XLIII, 190.
Schröder (Friedrich Ludwig), Schauſpieler und Theaterdichter XXVI, 194. XXX, 253. XXXI, 50. XLV, 37. 55. 56. XLIX, 174. 175.
Schröder (...), Schauſpieler XLIII, 53.
Schrön (Ludwig), Inſpector bei der Sternwarte zu Jena XXXII, 209. LI, 252. 254.
Schroter (Corona Eliſabetha Wilhelmina), Schauſpielerin und Sängerin XIII, 135. XXXI, 129.
Schröter (Friedrich), Profector zu Jena LV, 157.
Schubart (Chriſtian Friedrich Daniel) XXIX, 143.
Schubarth (Carl Ernſt) XXXII, 178. 190. 195. XXXIX, 76. XLV, 225—228.
Schukowsky (Waſſili Andrejewitſch), k. ruſſiſcher wirklicher Staatsrath, Erzieher des Großfürſten Thronfolger Alexander Nicolajewitſch XLVI, 333.
Schulenburg (Matthias Johann, Graf von der) XLV, 275—277.
Schultheſius (...), evangeliſcher Prediger zu Livorno XXXVII, 378.
Schultheß (Frau ...) XLIII, 161. 224.
Schultz (Chriſtoph Ludwig Friedrich), geh. Ober-Regierungs-Rath zu Berlin, dann zu Wetzlar und Bonn XXXII, 124. 160. 166. LV, 5.
Schulze (Carl Adolph), Bürgermeiſter von Weimar XXXI, 126.
Schulz (Friedrich), Juſtitiarius zu Berlin, von Goethe der Dramaturg genannt XLV, 103—107.
Schulz (Joachim Chriſtoph Friedrich), weimariſcher Hofrath, Profeſſor der Geſchichte zu Mitau XXXI, 13.
Schulze (Ernſt) XLV, 312. XLVI, 249. 261.

Schulze (Joh. Abraham Peter), däniſcher Capellmeiſter zu Kopenhagen XXXIII, 156.
Schumacher (...), aus Holſtein XXXI, 96.
Schumann (Joh. Ehrenfried), Hofmahler zu Weimar XIII, 129.
Schummel (Joh. Gottlieb), Verfaſſer des Romans „Empfindſame Reiſen durch Deutſchland" XXXIII, 32—35. 60—61.
Schuſter (Der) in Dresden XXV, 168—173.
Schütz (Chriſtian Georg), Landſchaftmahler zu Frankfurt a. M. XXIV, 40. 137. 138. XLIII, 347.
Schütz (Joh. Georg), des Vorhergehenden Sohn, Portrait- und Hiſtorien-Mahler XXIX, 93—100. 280. XLIII, 347.
Schütz (Chriſtian Georg), Brudersſohn von obigem Chriſt. Georg, Landſchaftmahler XXXII, 90. XLIII, 337. 347.
Schütz (Chriſtian Gottfried), Profeſſor zu Halle (vorher zu Jena), Redacteur der allgemeinen Literaturzeitung XXXI, 154.
Schütz (...), des Vorhergehenden Bruder, Prediger zu Frille bei Bückeburg XXXI, 99.
Schütz (Friedrich Heinrich), Organiſt zu Berka a. d. Ilm XXXII, 89.
Schütz (Henriette Hendel-), geb. Schüler XXXII, 58.
Schütz (Wilhelm v.) XXXII, 55. 133. 134. XLV, 309—305.
Schütze (Stephan) XXXII, 181.
Schuwaloff (Iwan), k. ruſſiſcher General Lieutenant XXXVII, 129. 132.
Schuylenburch (Frau ... v.) von Bommenede, im Haag XXXIX, 323.
Schwab (Guſtav), Profeſſor am Gymnaſium zu Stuttgart XXXII, 19. XLV, 202.
Schwabenau (Julius Wilhelm v.) XLV, 380.
Schwanenfeld (Franz v.), k. preußiſcher Rittmeiſter XXXII, 85.
Schwanenfeld oder Swaneſeld (Hermann), Landſchaftmahler XXV, 171. XXIX, 171. XXXVII, 111. XLIV, 228.

Schwarz (...), Kaufmann XXXVII, 316. 317.
Schwarzburg-Sondershausen (Johann Carl Günther, Prinz v.) XXXII, 181.
Schwarzenberg (Carl Philipp, Fürst v.), k. k. österreichischischer General-Feldmarschall IV, 179. XXXII, 183.
Schwarzkopf (Joachim v.), geb. Legationsrath, braunschweigischer, auch mecklenburg-strelitzischer Minister-Resident bei dem kur- und oberrheinischen Kreise in der Reichsstadt Frankfurt XLIII, 27.
Schweden (Könige v.), s. Gustav.
Schwedenborg, s. Swedenborg.
Schwedt (Markgraf, Prinz Heinrich von Brandenburg-) XXXVII, 107.
Schweigger (Joh. Salamon Christoph), Professor der Physik und Chemie zu Halle XXXII, 139. LI, 75. LV, 5. 38.
Schweinichen (Ritter Hans v.) XLV, 419. XLIX, 60.
Schweizer zu Frankfurt a. M., s. Aleffina-Schweizerische Familie.
Schwendimann (Kaspar Joseph), Medailleur aus der Schweiz XXVII, 226.
Schwerdgeburth (Carl August), Hofkupferstecher zu Weimar XXXII, 51. XXXIX, 161. 177. 215. XLIV, 161. 161. L, 30.
Schwestern (Die) von Lesbos, Gedicht; s. Helwig.
Sciavone (Andrea), genannt Medola, Mahler XXXV, 305.
Scierina (Jacopo dello), genannt Jacob vom Kahn, zu Rom XXXV, 121. 123. 126.
Scipio Africanus I (Publius Cornelius) XX, 222. XXXVII, 168. 189. XLIX, 205. 205.
Scopas, griechischer Bildhauer XXXIX, 290.
Scott (Walter), auch als Verfasser des Aufsatzes On the Supernatural in Fictitious Composition XXXII, 192. XLVI, 86. 98. 226—229. 265.
Scuda (Baron della) XXXVII, 163.
Sebastian (Der heilige) XLIII, 252.
Sebus (Johanna) II, 36.
Seckendorf (Leo, Freiherr v.) XXXII, 26.

Seckendorf (Frau ... v.), geb. von Uechtritz XXXII, 32.
Secundiner (L. Secundinius Aventinus und Secundinius Securus) XLIV, 175.
Secundus (Johannes oder Janus), Sohn von Nicolaus Everard XLV, 137. XLIX, 85.
Sedlatschek, eigentlich Sedlacek (Adalbert), Professor der Philosophie zu Pilsen XLV, 385.
Sedschan (Schedschaa), Schah von Persien, der Nachfolger Mohammeds aus der Familie Mosaffer V, 87.
Seebach (Friedr. Joh. Christoph Heinrich v.), nachmals General-Major und Oberstallmeister zu Weimar XXX, 87.
Seebeck (Thom. Joh.), Dr. Med. XXXI, 253. 258. XXXII, 43. 56. 77. 100. 138. 151. 161. 207. L, 67. LIV, 512. LV, 5. 8. 46.
Seelatz (Joh. Conrad), Hofmahler zu Darmstadt XXIV, 40. 137. 138. 141. 173—176. XXV, 18. 165.
Seel (Heinrich J...), k. bayerischer Secretär bei der Kreisadministration zu Kempten XXXIX, 312.
Segers oder Seghers (Daniel), Blumen- und Frucht-Mahler aus Antwerpen XXXIX, 236.
Segner (Joh. Andreas v.) LIV, 177. 185.
Seidelmann (Jacob Crescentius), Mahler und Professor an der Akademie der Künste zu Dresden XXIX, 148. XLIII, 345.
Seiler (...), Director einer Schauspielergesellschaft XLV, 3.
Seiler (Friedrike Sophie), des Vorhergehenden Gattin, vorher verehlichte Hensel, geb. Sparmann XXXIII, 58. 68. XLV, 29.
Selli (...), Steinschneider XXXVII, 386.
Sellier (...), Kupferstecher XXXIX, 355.
Sellius (Gottfried) XXXVII, 86.
Semler (Johann (Salomo) XVI, 125.
Senaji, persischer Dichter VI, 92.
Senckenberg (Familie), zu Frankfurt a. M. XXIV, 119—120.
Senckenberg (Joh. Christian), Arzt zu Frankfurt a. M. XXIV, 119—120. XXXII, 97. XLIII, 353—359. 363. 366 367.

Seneca (Lucius Annäus) XLIX, 49. LIII, 65 — 70.
Seraphim (Pater), Capuciner beim Hofrit auf dem St. Gotthardt XVI, 300.
Sergel (Joh. Tobias), Bildhauer aus Schweden XXXVII, 124.
Serriſtori (Averardo), florentiniſcher Geſandter zu Rom XXXV, 216. 289.
Servières (Frau ...), zu Frankfurt a. M. XXVI, 221.
Seſenheim (Die Pfarrerfamilie zu), ſ. Goethe's Geliebte Friederike.
Seſoſtris, Beherrſcher von Aegypten XXIX, 75.
Seume (Joh. Gottlieb) XLV, 257.
Severus (Alexander) XXXVII, 191.
Severus (Lucius Septimius) XXIX, 117. 285. 338. XLIV, 162.
Seybold (David Chriſtoph), Profeſſor zu Jena XXXIII, 13 — 18.
Seyffer (Carl Felix), Profeſſor zu Göttingen, nachmals Director der Sternwarte zu München XXXI, 109.
Seyffer (Joh. Friedrich), des Vorhergehenden Bruder, Hofrath und Oberamtmann zu Kannſtadt XLIII, 105.
Sforza (Francesco), Herzog von Mailand XXXIX, 94.
Sforza (Ludovico), mit dem Zunahmen il More, Herzog v. Mailand XXXIX, 93. 101. 118.
Sforza (Guido Aſcanio), Cardinal von Santa Fiora, Sohn von Boſio Conte di Santa Fiora und von Conſtanze Farneſe, natürlicher Tochter von Papſt Paul III, XXXIV, 340 — 343. XXXV, 270.
Sforza Sforza, des Vorhergehenden Bruder XXXIV, 272.
Sforza Almeni, ſ. Almeni.
Signazzella (Andreas), Mahler aus Florenz XXXIV, 292.
Shaftesbury (Anton Aſhley Cooper, dritter Graf v.) XXXII, 242 — 244.
Shakeſpear (William) I, (Arthur in König Johann 283.) II, 113. III, 35. 16. 132. 256. VI, 240. XVIII, 289 — 290. (Erſte Wirkung S's. 298. 309 — 310.) XIX, 9. 14. 19. (Hamlet 25 — 28. 37. 72 — 79. 89 — 93. 95.

157—168. 171—178. 181. 186. 189—194. 200—203. 215. 220—221.) XXII, 253. XXIII, 270. 271. 274. XXV, 92. 155. 224. XXVI, (Hamlet 57.) (Erſte Bekanntſchaft mit S. — Ueberſetzungen: Herder; Lenz 71—78.) (Einfluß S's. 196.) (Hamlet; Lebensüberdruß 215.) 249. (Verehrung 321.) 343. XXX, 253. XXXI, (König Johann 19.) (Macbeth 85.) 85. XXXII, (Romeo u. Julia, für's Theater bearbeitet 65.) 81. (Wielands Ueberſetzung 245—246.) XXXIII, (Hamlet 9.) 11. 20. (Cymbeline 43—44.) 48. 58. 64. 67. 218. 274. XXXVI, (S. untadelig 173.) (Hamlet; Lear 174.) XXXVIII, 281. 283. XXXIX, (Schubarth: Goethe u. S. 77.) XLIV, 266. XLV, 6. (S. u. kein Ende 36—63.) (Unantaſtbarkeit S's. — Lady Macbeth 111—113.) (S. u. Calderon 117. 118. 121.) (Schlimmer Einfluß 122.) 149. XLVI, (Troilus u. Creſſida 9.) 105. 109. 117. (Lady Macbeth 147—150.) 163. 213. 239. XLIX, (S. gefährlich für aufkeimende Talente 35.) (Tropen; Gleichniſſe 59.) (Mangel an Facilität 84.) 124. (Retzſch's Umriſſe 165.) (Hamlet 175)

Sherley (Anton) VI, 201. 315.

Shiel (Richard) XLV, 356.

Sicilien (Ferdinand IV, König beider) XXVII, 254. 255. XXVIII, 15. 18. 26. 50. 51. 53. XXIX, 6. XXXVII, 227—315. 327.

Sicilien (Marie Caroline Ludovike Joſephe, Königin beider), Tochter Kaiſer Franz I, XXVIII, 15. 18. 50—51. XXXVII, 224—307.

Sicilien (Franz I, König beider), der Vorhergehenden Sohn XLVI, 191.

Sicilien (Marie Thereſe Caroline), des Vorhergehenden Schweſter XXXVII, 285—288. 307.

Sicilien (Louiſe Marie Amalie Thereſe), der Vorhergehenden Schweſter XXXVII, 285—288. 307.

Sickingen (Freiherrliche Familie v.) XLIII, 289.

Sickingen (Franz v.) IV, 350. 355. XXVI, 205.

Sickler (Joh. Valentin), Pfarrer zu Kleinſahnern in Thüringen XLVII, 248.

Siegwart, eine Klostergeschichte; ſ. Miller.
Signorelli (Luca), Mahler XXXV, 302.
Signenza (Joſeph de) XXXV, 365.
Silberberg (C. W.), Kunſthändler zu Frankfurt a. M. XLIII, 343.
Silberſchlag, lies Süßmilch.
Silveſtre de Sacy ſ. Sacy.
Simonow (Ritter J.) LI, 272.
Simplicius XXXIX, 309—310.
Simrock (Carl) XLV, 205.
Siries (Ludovico), Steinſchneider XXXVII, 386.
Sirletti (Flavius), Steinſchneider aus Rom XXXVII, 386.
Sloane (Hans) LIV, 93.
Smerdis, der Magus VI, 23.
Smeth (Theodor de), Präſident der Schöffen der Stadt Amſterdam XXXIX, 323.
Smeth (Baron ... v.) von Deurne XXXIX, 323.
Smith (Robert) LIV, 184. 230.
Smith (...), engliſcher Conſul zu Venedig XXVII, 88. 158.
Snellius (Willebrord), Profeſſor der Mathematik zu Leiden LIII, 171—174. LIV, 30. 37.
Soden (Friedrich Julius Heinrich, Graf v.), Director des Theaters zu Würzburg XLVII, 248.
Soderini (Francesco) XXXIV, 255. 258.
Soderini (Peter), Gonfaloniere zu Florenz XXXIV, 22. 23. XXXV, 306.
Sogliani (Giov. Battiſta), Goldſchmied zu Florenz XXXIV, 45.
Soirées (Les) d'Artistes, Aufſatz in Le Livre des Cent-et-un. Tom. I; ſ. Jal.
Soiſſons (Jean, Graf v.) XXX, 91.
Sokrates XI, 161. XXI, 54. XXIII, 251. 252. XXV, 12. XXVI, 105. 107. 361. 303. XXXIII, 267. XXXVI, 10. 14. XLIX, 10. 76. 113. 114. 181. 185. 186.
Solander (Daniel) II, 193.

Solger (Carl Wilhelm Ferdinand), Profeſſor der Philoſophie zu Berlin XLV, 287—289.
Solms (Fürſtin zu), ſ. Cumberland.
Solms-Laubach (Graf ... v.) XXXIX, 374.
Solon XXXIII, 103.
Soloſmeo (Antonio) da Settignano, Bildhauer XXXIV, 195. 196. 200.
Sömmering (Samuel Thomas v.) XXX, 4. 306. 307. 318. XXXI, 29. 34. 36. 61. 74. 254. XXXII, 139. XLIII, 361. L, 219. 220. LIV, 295. LV, 162. 164. 174. 252.
Sonnenberg anſtatt Bielefeld (Franz Anton v.) XXXI, 61.
Sonnenfels (Joſeph v.) XXXIII, 67. 101—105.
Sontag (Henriette), nachmals verehlichte Gräfin Roſſi XLVII, 188.
Sophokles I, 286. XXV, 154. XXX, 195. XXXII, 49. XXXIII, 43. 44. XXXVII, 89. 98. 218. XXXVIII, 100. XXXIX, 15. XLV, 47. XLVI, 18. 108.
Sorbière (Samuel) LIV, 5. 111.
Soret (Friedrich), Hofrath und Erzieher des Erbgroßherzogs Carl Alexander Auguſt Johann zu S. Weimar XXXII, 213. 216. LI, 165.
Sorriot de l'Hoſt (Andr.), k. k. öſterreichiſcher General-Major XXXII, 120. 209.
Soubiſe (Charles von Rohan, Prinz v.), Marſchall von Frankreich XXIV, 132. XXXVI, 26.
Souchai (...), Pijouterie-Fabricant zu Hanau XLIII, 378.
Soumet (Alexandre) XLVI, 170.
Sowerby (James) XXXII, 121.
Spagnolet, ſ. Ribera.
Spalding (Joh. Joachim) XXV, 99. XXXVII, 115.
Spalding (Georg Ludwig), des Vorhergehenden Sohn XXXVII, 116.
Spallanzani (Lazarus) XXXVII, 325. 326.
Spanien und die Revolution, ſ. v. Hügel.
Speculum romanae magnificentiae, ſ. Lafrerius.
Speroni (Sperone) IX, 199.

Spiegel (Emilie Freifrau) von und zu Pickelsheim, geb. von Rothberg IV, 121. 182.
Spiegel (Melanie v.), der Vorhergehenden Tochter XLVII, 264.
Spielmann (Jacob Reinhold), Profeſſor der Chemie zu Straßburg XXV, 255.
Spinelli (Domenico) XXXVII, 258.
Spinoza (Baruch oder Benedikt) XXVI, 285—287. XXVII, 151. XXXII, 72. XLVIII, 7—11. XLIX, 77.
Spiridow (...), k. ruſſiſcher Admiral XXXVII, 339. 341.
Spir (Joh. Bartiſt v.) XXXII, 118. L, 210. 244. LV, 163.
Spontini (Gaspare), General-Muſik-Director zu Berlin XLVI, 195.
Sposini (Pier-Antonio, genannt), Bildhauer zu Rom XXXVII, 261.
Sprat (Thomas) XXXI, 180. LIV, 3—7. 11. 21. 95.
Sprengel (Kurt), Profeſſor der Botanik zu Halle XXXI, 136.
Squarcione (Francesco), Mahler XXXIX, 146—148.
Stackelberg (Otto Magnus, Freiherr v.) XLIV, 204.
Stada, ſ. Stathas.
Städel (Joh. Friedrich), zu Frankfurt a. M. XXXII, 96. 97. XLIII, 330. 368. XLIV, 38.
Stadion (Friedrich, Graf v.), kurmainziſcher Miniſter XXVI, 180—181. XXXII, 236. 251.
Staël-Holſtein (Anne Germaine v.), geb. Necker XXXI, 162—164. 168—174. XXXIX, 259. 260. XLVI, 113.
Staff (Albertine Auguſte v.) aus Weimar, Hofdame bei der Markgräfin Amalie von Baden XLIII, 166.
Staff (Hermann v.), genannt von Reitzenſtein, k. preußiſcher Major XXXII, 211.
Stallburg (Familie v.), zu Frankfurt a. M. XXIV, 25.
Stanislaus I, Leczinski, König von Polen, nachmals Herzog von Lothringen und Bar XXXVI, 184.
Stapfer (Albert) XLVI, 116—120. 129. 165.
Starkey (Georg) XXV, 202.
Stark (Joh. Chriſtian) der ältere, weimar. geh. Hofrath und Leibarzt, Profeſſor der Medicin zu Jena XXXI, 89. XXXII, 162.

Stark (Joh. Jacob), lutherischer Pfarrer und Consistorialrath, und dessen Gattin Anna Maria, geb. Textor, Goethe's Tante zu Frankfurt a. M. XXIV, 61.
Ekathas (Joannis), Klephte III, 212.
Statius (Publius Papirius) XXXII, 83.
Stauf (...), der Kohlenphilosoph zu Dutweiler XXV, 328. 330—332.
Stauffacher (Werner), aus Schwyz XV, 33.
Steele (Sir Richard) XXXII, 242.
Steevens (George) XLV, 62.
Steffens (Heinrich) XXXI, 231. LIV, 313.
Stengelesch (August, Freiherr v.), XXXII, 49.
Stein (Carl, Freiherr v.), k. preußischer Staatsminister XXXII, 95. XXXIX, 360.
Stein (..., Freiherr v.), des Vorhergehenden älterer Bruder, k. preußischer Kammerherr, Oberforstmeister und Oberst XXX, 3. 28. 274. 284. 286.
Stein (..., Freifrau v.), des Vorhergehenden Mutter XXVI, 275.
Stein (Charlotte Albine Erneſtine, Freifrau v.), geb. von Schardt [Weihnachts-Kind] XLVII, 198.
Stein (Friedrich, Freiherr v.), der Vorhergehenden Sohn, General-Landschafts-Repräsentant zu Breslau XXXI, 57. XXXII, 150. XLIII, 46.
Stein (J. C.), Apotheker zu Frankfurt a. M. XLIII, 365.
Steinbach (Erwin v.), s. Erwin.
Steiner (J. L.) LIV, 205.
Steinmetz (Joh. Adam), Abt des Klosters Bergen XXXI, 207. XXXII, 236. 240.
Stelzig (Franz Aloys), Physicus der Altstadt Prag XLV, 364.
Stenzsch (...), Schauspieler XLIII, 35.
Stephanie (Christian Gottlieb und Gottlieb), der ältere und der jüngere, Schauspieler beim National-Theater in Wien, Verfasser mehrerer Theaterstücke XXVI, 196. XXXIII, 64.
Stephanie von Bourbon, s. Bourbon.
Stergios, Klephte III, 211.

zu wiederholten Festmahlen jeder mit seiner Gattin berufen. Eben so ein Landaufenthalt. Einrichtung zu allem Vergnügen, besonders ein Heer von Jägern, und eine Jagdlust in der größten Ausbreitung. Gezähmte Leoparden, abgerichtete Falken, die thätigsten Gehülfen der Jagenden, zahllose Beute gehäuft. Dabei das ganze Jahr Geschenke ausgespendet und empfangen. Gold und Silber; Juwelen, Perlen, alle Arten von Kostbarkeiten im Besitz des Fürsten und seiner Begünstigten; indessen sich die übrigen Millionen von Unterthanen wechselseitig mit einer Scheinmünze abzufinden haben.

Begeben wir uns aus der Hauptstadt auf die Reise, so wissen wir vor lauter Vorstädten nicht, wo die Stadt aufhört. Wir finden sofort Wohnung an Wohnungen, Dorf an Dörfern, und den herrlichen Fluß hinab eine Reihe von Lustorten. Alles nach Tagereisen gerechnet und nicht wenigen.

Nun zieht, vom Kaiser beauftragt, der Reisende nach andern Gegenden; er führt uns durch unübersehbare Wüsten, dann zu heerdenreichen Gauen, Bergreihen hinan, zu Menschen von wunderbaren Gestalten und Sitten, und läßt uns zuletzt, über Eis und Schnee, nach der ewigen Nacht des Poles hinschauen. Dann auf einmal trägt er uns, wie auf einem Zaubermantel, über die Halbinsel Indiens hinab. Wir sehen Ceylon unter uns liegen, Madagascar, Java;

Sterling (Charles), Sohn des engliſchen Conſuls in Genua XLVI, 225.
Sternberg (Graf Kaſpar v.) XXXII, 207. XLIII, 338. XLV, 383. 386. 387. XLVII, 192. LI, 146.
Sterne (Lorenz), Verfaſſer von „Yoriks Reiſen" XXIII, 122. 271. 275. 278—280. XXX, 209. XXXI, 12. XXXIII, 32. XLV, 298. XLIX, 121. 125. 127—130.
Steſichorus XXXVII, 169. XLIV, 116
Steube (Joh. Kaſpar), Schuhmacher und italiäniſcher Sprachmeiſter zu Gotha XLV, 255.
Stewart (Dugald), Profeſſor der Moralphiloſophie zu Edinburg XLIX, 144.
Stich (Auguſte), nachmals Crelinger, geb. Düring, Schauſpielerin XLV, 106.
Stiedenroth (Ernſt), Profeſſor der Philoſophie zu Greifswalde XLIX, 96. L, 41—45. LV, 301.
Stieglitz (Chriſtian Ludwig), Stadtrichter und Proconſul zu Leipzig XXXII, 51. XXXIX, 275.
Stiels (J. J.), ehemaliger Pfarrer zu Maeſtricht XXXIX, 325.
Stock (Joh. Michael), Kupferſtecher zu Leipzig, und deſſen Familie XXV, 177—178. 188. 211.
Stockhauſen (Joh. Chriſtoph), Conſiſtorialrath und Superintendent zu Hanau XXV, 52. XXXIII, 9.
Stolberg (Chriſtian, Graf zu) XXVI, 138. XXXIII, 152. XLVIII, 88—97. 106. 110. 133—136. 148—155.
Stolberg (Friedrich Leopold, Graf zu), des Vorhergehenden Bruder XXVI, 138. XXXI. 120. XXXII, 177. XXXIII, 152. 153. XXXVII, 325. XXXIX, 318. XLVIII, 88—97. 106. 110. 133—136. 148—155.
Stolberg (Agnes, Gräfin zu), des Vorhergehenden Gemahlin, geb. von Witzleben XXXII, 178.
Stoll (Joſeph Ludwig) XXXII, 26.
Stolz (Johannes), weimariſcher Medicinalrath und Arzt zu Töplitz XXXII, 78. 84. 99.
Storr anſtatt Dürr (Gottlieb Conrad Chriſtian), Profeſſor der Medicin und Naturgeſchichte zu Tübingen XXXI, 74.

Stosch (Philipp v.) XXXVII, 11. 48. 49. XLIV, 70. 72. 206.
Stosch (Philipp Muzell-), des Vorhergehenden Neffe XXXVII, 48. 49. XLIV, 73.
Stourdza (Alexander) XXXII, 148.
Strabo XXXVII, 153. 160—162. 181. 201.
Strange (Robert), Kupferstecher XXVII, 158.
Stransky (P. de Sapenska) XXXII, 196.
Streckfuß (Adolph Friedrich Carl), Ober-Regierungs-Rath zu Berlin, [auch als Ueberseßer von Dante's Divina commedia] XXXVIII, 304. XLVI, 273.
Streicher anstatt Schreiber (Nanette Streicher, geb. Stein zu Wien) XXXII, 205.
Stricker Christiane Philippine Friederike), Mahlerin zu Frankfurt a. M. XLIII, 370.
Strixner (Joh. Nepomuk), Lithograph zu München XXXII, 197. 220.
Strobach (Paul), k. k. Straßenbau-Director XLV, 390.
Stromeyer (Heinrich), Kammer- und Theater-Baßsänger zu Weimar XIII, 249.
Strozzi (Aleris), Klosterbruder zu Florenz XXXIV, 49. 50.
Strozzi (Bernardo), mit dem Zunamen Cattivanza XXXIV, 139.
Strozzi (Philipp) XXXIV, 109. 282.
Strozzi (Leone), des Vorhergehenden Sohn, Prior von Capua XXXV, 175.
Strozzi (Peter), des Vorhergehenden Bruder XXXV, 64—67. 131. 235. 251.
Struenſee (Johann Friedrich, Graf v.) XXXIII, 81—85.
Strutt (Joſeph), Zeichner und Kupferstecher zu London XXXIX, 168.
Struve (Georg Adam), Geheimerath und Präſident zu Jena XXIV, 230.
Struve (Joh. Chriſtian v.), k. ruſſiſcher Legationsrath XXXI, 265.
Stuſa (Pandolfo di Luigi della) XXXV, 260.

Sturm (Joh. Chriſtoph), Profeſſor der Mathematik und Phyſik zu Altdorf LIII, 248. LIV, 174.
Sturm (Der) von Borberg, Schauſpiel; ſ. Maier (Jacob).
Sturz (Helfrich Peter) XXXIII, 66.
Sue (Jean Joſeph), Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie zu Paris LV, 148.
Suetonius (Cajus Tranquillus) XIV, 25.
Sueur, ſ. Leſueur.
Sugherello, Parfumeur zu Rom XXXIV, 298.
Suleika, ſ. Juſſuph.
Sulzer (Friedrich Gabriel) Hofrath zu Rounеburg XXXII, 18. LI, 48.
Sulzer (Joh. Georg) XVI, 15. XXVI, 147. 337. XXVII, 216. XXVIII, 51. XXXIII, 3—10. 23—31. 65. 100. XXXVI, 256. 269. XXXVII, 113—115. 354. LIV, 283.
Supernatural (On the) in Fictitious Composition, ſ. Scott.
Süßmilch anſtatt Silberſchlag (Joh. Peter) XXV, 307.
Swanefeld, ſ. Schwanenfeld.
Swedenborg (Emanuel v.) XXXI, 229. LIV, 179.
Swift (Jonathan) XXVI, 8. 96. 111. XXXIII, 9.
Swinburne (Henry) XXXVII, 325.
Swoboda (Wenzel Aloys), Profeſſor zu Neuhaus in Böhmen XLV, 385. 396.
Sylla (Lucius Cornelius) XLIX, 194.
Sylvius (Jacob) LV, 119.
Système (Le) de la nature, ſ. Holbach.
Szymanowska (Marie), geb. Wotowska IV, 120. 181. 182.

T.

T. (H. F.), Verfaſſer der Schrift Observations sur les ombres colorées LIV, 220—227. 235. 249.
Tacca (Francesco della), Goldſchmied aus Mailand XXXIV, 342.

Tacitus (Cajus Cornelius) XXV, 14. 89. XXVII, 191. XXXVII, 96. XLIX, 193.
Tacquet (Andreas), Mathematiker aus Antwerpen L, 177.
Talani (Thereſe), geb. Moor, Steinſchneiderin aus Venedig XXXVII, 386.
Talbot (Manzel) XXXVII, 137.
Talleyrand (Charles Maurice de), Fürſt von Benevent XXXIII, 125. XXXIX, 252.
Talma (François Joſeph), franzöſiſcher Schauſpieler XLVI, 159. 160.
Tarafa, arabiſcher Dichter VI, 11.
Targhetta (Miliano), Juwelier aus Venedig XXXIV, 267. 268.
Tarquinius Superbus, der ſiebente und letzte der alten römiſchen Könige XLVII, 252.
Tarricelli (Ludovico), Steinſchneider XXXVII, 386.
Tartini (Giuſeppe), Componiſt XXXVI, 142.
Taſchereau (J.) XLVI, 133.
Taſſo (Gion. Battiſta), Holzſchneider und Architekt aus Florenz XXXIV, 39—42. XXXV, 153. 232.
Taſſo (Torquato) VI, 191. 240. XVIII, (D. befreite Jeruſalem 34—35.) XXIV, 38. (D. befreite Jeruſalem 122.) XXVII, (Geſang der Schiffer 129. 131.) (Gefängniß 156.) 369. (Büſte; Grab 272.) XXIX, (T. u. Arioſt 52.) XXXII, 191. XXXIII, 168. XXXVII, 333. XXXVIII, (Geſang der Schiffer 191. 194.) XLVI, 136. 139. 140. 237.
Tatti (Jacob), ſ. Sanſovino.
Taubmann (Friedrich) XLIX, 187—188.
Tauenzien (Bogislaus Friedrich v.), k. preußiſcher General XXV, 107.
Tauſend und Eine Nacht, morgenländiſche Erzählungen XII, 295. XV, 145. XXVI, 315. XXXIII, 245. XLI, 59. XLV, 114. XLVI, 101.
Tauſend und Ein Tag, morgenländiſche Erzählungen XLV, 114.
Tavernier (Jean Baptiſte) VI, 216. 217. XXXII, 92.

Tecci, lies Pecci.
Tedaldi (Leonardo) XXXV, 137. 141.
Tedaldi-Fores (Carl) XLVI, 121. 122.
Tegnér (Esaias) XLVI, 293. 295.
Teichmeyer (Hermann Friedrich) LIV, 172—173. 175.
Teleſius (Bernardinus) XXXII, 207. LIII, 134—136.
Tell (Wilhelm) XV, 53. XXXI, 75. 183. XLIII, 185. 196. 205. 209. XLVIII, 119. 132. XLIX, 194.
Tempeltei (J.), Lithograph XLIV, 54.
Tencin (Claudine Alexandrine Guerin de), Schweſter des Folgenden XXXVI, 76. 210. 211.
Tencin (Pierre Guerin de), Cardinal XXXVI, 76. 211.
Terburg (Gerhard), Mahler XVII, 251.
Terenz, Publius Terentius Afer IV, 301. XXIV, 167. XXV, 39. XXXI, 118. 136. 145. 147. XLV, 4. 36. 308.
Terradeglias (Domenico) aus Barcellona, zuletzt Capellmeiſter an der Jacobs-Kirche der Spanier zu Rom XXXVI, 121. 122.
Tevoli (...), Steinſchneider XXXVII, 386.
Terier (... le) XXXI, 189.
Textor (Joh. Wolfgang), Goethe's Großvater XXIV, 11. 35. 54—59. 70—72. 105. 129. 141. 280—281. 291. 333. XXV, 7. 40. XXVI, 189. 338. XXX, 160. 161.
Textor (Anna Margaretha), des Vorhergehenden Gattin, geb. Lindheimer XXIV, 35. 115.
Textor (Joh. Joſt), der Vorhergehenden Sohn, Schöff und Senator zu Frankfurt a. M. XXV, 137. XXVI, 189. 338. XXX, 160. 161.
Thales XLI, 159 ff.
Thaer (Albrecht) IV, 130. 184.
Theatrum Europäum oder wahrhafte Beſchreibung aller denkwürdigen Geſchichten, ſo fürnehmlich in Europa und an andern Orten der Welt ſich zugetragen XV, 53. XX, 225.
Themiſtius, griechiſcher Philoſoph LIII, 106.

Themiſtokles XXXIII, 103.
Theobaldus (Zacharias) XXXII, 196.
Theodor, König von Corſika; ſ. Neuhof.
Theognis, griechiſcher Dichter XLV, 409. 410.
Theokrit II, 70. XXV, 93. XXXVII, 196. XXXIX, 187.
Theon, Mahler von Samos XXXVII, 42.
Theophraſtus XII, 259. XXXI, 89. 100. XXXVI, 84. XLI, 21. LII, 4. LIII, 30. 97. 106. 116. 203. 232. LIV, 88.
Thereſe (Marie), Caroline, Kaiſerin von Oeſterreich, Tochter Ferdinands IV, Königs beider Sicilien XXXVII, 285—288.
Thereſia (Maria), römiſch-deutſche Kaiſerin XXIV, 29. 70. 73. 307—309. 319. XXXIII, 70.
Thero, Beherrſcher von Agrigent XXVIII, 162.
Theuerdank, ein Gedicht, deſſen Verfaſſer Melchior Pfinzing, Probſt an der St. Sebalds-Kirche zu Nürnberg ſeyn ſoll VIII, 68. XLII, 83.
Thibaut (Anton Friedrich Juſtus), geh. Hofrath und Profeſſor der Rechte zu Heidelberg XXXII, 40.
Thiel (Joh. Franz), Hofſchneider zu Weimar XIII, 129.
Thiele (Joh. Alexander), Landſchaftmahler zu Dresden XXV, 178.
Thielmann (Joh. Adolph, Freiherr v.), k. preußiſcher General der Cavallerie XXXII, 85.
Thierſch (Friedrich) XXXII, 71.
Thiriot (...) LIV, 135.
Thomas (Der heilige) XLV, 191. 199.
Thomas (Arthus), Sieur d'Embry; ſ. Embry.
Thomas Magiſter XXXVII, 97.
Thompſon (...), engliſcher Schiffscapitän XXXVII, 332.
Thoms (Graf ... de) XXXIX, 321.
Thorane (Graf ...) XXIV, 131—141. 152—165. 171—177. 287.
Thorwaldſen (Albert), Bildhauer aus Kopenhagen XLIII, 352.

Thou (Jacques Auguſte de) XXXVI, 194.
Thouret (Nicolaus Friedrich v.), Mahler und Architekt aus Stuttgart XXXI, 71. 78. 135. XLIII, 94. 96. 97. 101. 103. 106—108. 112. 126.
Thucydides XXXIII, 4. XXXVII, 160. 168.
Thümmel (Moritz Auguſt v.), Verfaſſer des Romans „Reiſe in die mittägigen Provinzen von Frankreich" XXVI, 195. XXXI, 46. 235.
Thun und Hohenſtein (Leopold Leonhard, Graf v.), Fürſtbiſchof von Paſſau XLV, 378.
Thürmer (Joſeph), Architekt aus München, Profeſſor an der Bauſchule zu Dresden XXIX, 285.
Thurn und Taxis (Carl Alexander, Fürſt v.) XXXII, 151. 156. 181.
Thurneiſen (Carl), aus Frankfurt a. M. XXIX, 160.
Thyleſius (Antonius) LIII, 112—116. 121.
Tiberius Claudius Nero XXXVII, 172.
Tibullus (Aulus Albius) III, 268. XLV, 385.
Tieck (Friedrich), Profeſſor der Bildhauerkunſt zu Berlin XXXI, 117. 247. XXXII, 166.
Tieck (Ludwig), des Vorhergehenden Bruder XXXI, 85. 92. XXXII, 88. XLV, (Dramat. Blätter; Lady Macbeth 110—113.) 288. 293. XLVI, (Lady Macbeth 147.) 341. 254. XLVII, 250.
Tiedemann (Friedrich), Hofrath und Profeſſor der Medicin zu Heidelberg L, 210. 244.
Tiedemann (...), Mechanicus zu Stuttgart XLIII, 90.
Tiedge (Chriſtoph Auguſt) XXXII, 51. 150.
Tilloch (Alexander) LI, 238.
Timon, der Menſchenfeind, ein Athenienſer XLVI, 154. XLIX, 58.
Timur V, 112. 133. 154. 226. VI, 145.
Tintoretto (Jacob Robuſti, genannt), Mahler aus Venedig XXVII, 69. XXXV, 303. XXXVIII, 217—225. LII, 344.
Tippo Saibb, Sultan von Myſore XXXIX, 297.
Tiſchbein (Heinrich Wilhelm), Mahler zu Hanau XLIII, 378.

Tiſchbein (Joh. Heinrich Wilhelm), Mahler II, 160—163. III, (Idyllen 118—124.) XXVII, 200. 201. (T's Talent 207—210. 215.) 217. (Idyllen 220.) 221. (T's Bildung 240.) (Goethe's Portrait 241.) (Iphigenie 249.) (Goethe's Portrait 275.) 277. 279. XXVIII, 8. 17. 19. 20. 27—32. 36. 48. 51. 55. 60. 185. 238. XXIX, 5. (Goethe's Portrait 8.) 10—21. 28. 34. (Iphigenie 54.) (Hector 71.) (T's. Charakter 103. 138. 293. 320.) 325. XXXI, (Homer 97.) (Federzeichnungen 249—251.) XXXII, (Homer 170.) (Idyllen 187.) 211. (Homer 220.) XXXVII, 286—293. 315. XXXIX, (Idyllen 185—211. 217.) XLIV, 127. (Ammazzement der Schweine in Rom 209—211.)
Tiſſot (Simon André) XXV, 99.
Titius oder Tietz (Joh. Daniel) LIV, 181.
Tito Luſieri, ſ. Luſieri.
Titus Veſpaſianus XXIX, 285. XXXVIII, 189. XLIII, 216.
Tizian (Tiziano Vecellio), Mahler XXVII, (Himmelfahrt Mariä 68.) 92. 93. 134. (Ermordung des Petrus Martyr 136.) (Herrliches Bild 202.) XXIX, 276. XXXI, 215. XXXII, (St. Georg mit dem Drachen 220.) XXXV, 173. 303. XXXVI, 258. 277. 285. XXXVII, 261. XXXVIII, 218. 219. 222. (Ermordung des Petrus Martyr; Mahlen auf Damaſt 225. 226.) XXXIX, Herodias 165.) (St. Georg mit dem Drachen 179—181.) XLIII, 418. XLIV, (Landſchaften 225. 227. 252.) LII, 343. 344.
Tobias (...), Goldſchmied aus Mailand XXXIV, 167—169.
Tobiesen (Ludolph Hermann) LIV, 182.
Tocqué (Louis), Mahler aus Paris XLIV, 220.
Tolſtoy (Graf Theodor) XXXII, 147. 167.
Tomaſchek (Wenzel Johann), Capellmeiſter zu Prag XLV, 395.
Tom Jones, Roman; ſ. Fielding.
Toppert (...), Rector zu Stendal XXXVII, 84.
Torelli (Celio) XXXV, 261.
Tornon, ſ. Tournon.
Torremuzza (Prinz...), zu Palermo XXVIII, 119. 185.
Torrigiani (Peter), Bildhauer XXXIV, 56—58.

Torti (Giovanni) XXXVIII, 244.
Tottleben (Graf... v.), k. ruſſiſcher General XXXVII, 114.
Tour (Maurice Quentin de la), Portraitmahler XXXVI, 264 — 266. XLIV, 320.
Tournefort (Joſeph Pitton de) XXXI, 230.
Tournon (Franz v.), Cardinal XXXV, 14.
Touſſaint (Gebrüder) Bijouterie-Fabricanten zu Hanau XLIII, 378.
Touti Nameh, ſ. Nechſchebi, und Kaderi.
Traetta (Tomaſo), Capellmeiſter zu Neapel XXXVI, 131.
Trajano, ſ. Alicorno.
Trajanus (Marcus Ulpius) XXIX, 37. XLIX, 191. 201. 205.
Trattner (Joſeph, Edler v.), Buchhändler zu Wien XLVIII, 17.
Trautmann (Joh. Georg), Mahler zu Frankfurt a. M. XXIV, 40. 137. 139.
Travers, Baron de Jever, franzöſiſcher General XXXII, 87.
Trebra (Friedrich Wilhelm Heinrich v.), Oberberghauptmann zu Freiberg XXXII, 79. 84. 150. LI, 62. 103.
Trebra (... v.), des Vorhergehenden Gattin XXXII, 150.
Trenck (Friedrich, Freiherr v. d.) XXIX, 83.
Treviranus (Gottfried Reinhold), Profeſſor der Medicin aus Bremen L, 98.
Tribolo, ſ. Pericolo.
Trier (Kurfürſt v.), ſ. Clemens Wenzel.
Trippel (Alexander), Bildhauer aus Schaffhauſen XXIX, 65. 71. 81. XXXII, 182. XLIII, 153.
Trippel (...), Hofrath zu Berlin XXXVII, 110. 111.
Trippel (...), Steinmetzmeiſter zu Berlin XLIV, 52.
Triſtan und Iſalde XXXII, 45.
Troilus und Creſſida, Luſtſpiel; ſ. Shakſpear.
Trombul, ſ. Trumbul.
Tronci (Pasio) XXXV, 316.
Trotti (Alfonſo de) XXXV, 31 — 33.
Troxler (Ignaz Paul Vital), Dr. Med. aus Münſter, Vorſteher einer Erziehungsanſtalt zu Aarau, nachmals Profeſſor zu Bern LV, 268.
Trublet (Nicolas Charles Joſeph) XXXVI, 18. 76. 211. 285.

Truchſeß (Erhard v.) VIII, 94. XLII, 114. 336.
Truchſeß (Chriſtian, genannt Gottfried oder Götz v.), heſſiſcher Major, fränkiſcher Reichsritter und Beſitzer der Bettenburg bei Schweinfurt XXXI, 113.
Trumbul (Johann), nordamericaniſcher Oberſt und Mahler XLIII, 86.
Tſchelakowsky, eigentlich Celakowsky (F. L.) XLV, 385. 397.
Tſchudi (Egidius), von Glarus XLIII, 205. 223. LIII, 80.
Tura (Dr...), zu Vicenza XXVII, 80.
Turchi (Alexander), ſ. Orbetto.
Turenne (Henri de la Tour d'Auvergne, Vicomte v.) XXX, 275. XXXVI, 76.
Tycho (Tyge) Brahe XLIX, 39. L, 181. LII, 30. LIII, 167. 205. LIV, 27.

U.

Uebelacker (Franz) LI, 36.
Uccello (Paolo Mazzocchi, genannt) Mahler aus Florenz LII, 332.
Udine (Giovanni da), Mahler XXXIX, 231.
Uffenbach (Joh. Friedrich v.), Schöff zu Frankfurt a. M. XXIV, 113.
Ugolini (Georg), Caſtellan der Engelsburg in Rom XXXIV, 312—319. 322—326. 328. 336—338. 353. 356—359. 361—363. 368. 370. 374. 375. XXXV, 6.
Ugolini (Antonio), des Vorhergehenden Bruder XXXIV, 371. 374. 375. XXXV, 6.
Ugolini (Peter), des Vorhergehenden Neffe XXXIV, 370.
Ulrich (Joh. Auguſt Heinrich), Hofrath und Profeſſor der Philoſophie zu Jena IV, 145.
Umbreit (Friedrich Carl Wilhelm), Profeſſor der Theologie zu Heidelberg XLVI, 287.
Unger (Joh. Friedr.), Buchhändler zu Berlin XXXI, 36. 47. 48.
Unterberger (Chriſtoph), Mahler aus Tyrol XXIX, 96.
Unzelmann (Friederike), nachmals Bethmann, geb. Flittner, Schauſpielerin XXXI, 119. 128. XLV, 6. XLIX, 175.

unſer Blick irrt auf wunderlich benamſte Inſeln, und doch läßt er uns überall von Menſchengeſtalten und Sitten, von Landſchaft, Bäumen, Pflanzen und Thieren, ſo manche Beſonderheit erkennen, die für die Wahrheit ſeiner Anſchauung bürgt, wenn gleich vieles mährchenhaft erſcheinen möchte. Nur der wohlunterrichtete Geograph könnte dieß alles ordnen und bewähren. Wir mußten uns mit dem allgemeinen Eindruck begnügen; denn unſern erſten Studien kamen keine Noten und Bemerkungen zu Hülfe.

Unzelmann (Carl), der Vorhergehenden Sohn, Schauſpieler XIII, 249. XXXI, 128. XXXI, 73.
Unzelmann (Chriſtiane), des Vorhergehenden Gattin, geb. Genaſt XIII, 249.
Unger (Joh. Auguſt), Arzt zu Altona XXV, 99. LV, 252.
Unger (Ludwig Auguſt), Candidat der Theologie zu Iſenburg XXXIII, 60.
Urbino (Francesco Maria I von Rovere, Herzog v.) IX, 130.
Urbino (Guidobald von Rovere, Herzog v.), des Vorhergehenden Sohn XXXV, 252.
Urbino, Lehrling bei Michel Angelo; ſ. Amatori.
Urſel (Herzog und Herzogin v.), aus Brüſſel XXVIII, 243.
Uſong, eine morgenländiſche Geſchichte; ſ. Haller.
Uwaroff (Sergius v.), k. ruſſiſcher Geheimerath und Präſident der k. Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg XXXII, 73. XLV, 150.
Uz (Joh. Peter) XXV, 291. XXXIII, 13. 231.

V.

Vaga (Perino Bonaccorſi, genannt Perin del), Mahler aus Florenz XXXV, 303.
Valckenaer (Ludwig Kaſpar) XXXVII, 97.
Valentinian, lies Valerian.
Valentinus (Baſilius) XXV, 302.
Valerian anſtatt Valentinian (Publius Licinius) römiſcher Kaiſer VI, 30.
Valle (Pietro della), und deſſen Familie VI, 191—214. XXXII, 93.
Valori (Bartholemäus) XXXIV, 159. 160.
Vandeuil (... Marquiſe de), Tochter Diderots XLVI, 68. 81. 82.
Vanloo (Peter), Mahler XXXIX, 335.
Vanni (Raphael), Cavalier und Mahler aus Siena XXIX, 178.
Vanucci, ſ. Perugino.
Vanvitelli (Ludovico), Architekt XXXVII, 300.
Varchi (Benedetto) XXXIV, 243. 245.

Varchimont (Herr und Frau v.) XLIII, 101.
Varnhagen von Enſe (Carl Auguſt), geh. Legationsrath zu Berlin XXXII, 134. XLV, 275 — 281. 307.
Varus (Quintilius), römiſcher Feldherr XLIV, 162.
Vaſari (Georg) XXXII, 165. XXXIV, 252. 254. XXXV, 276. 303. 311. 316. XXXIX, 161. 171 — 176.
Vauban (Sebaſtian le Preſtre de), Marſchall von Frankreich XXXVI, 76.
Vaucanſon (Jacques de) XXXI, 211.
Vater (Joh. Severin), Profeſſor der Theologie zu Halle XLVI, 315. 317.
Veiro (...), Arzt zu Neapel XXXVII, 300.
Veli Gueſas, ſ. Gueſas.
Vella (Michael), Antiquar zu Sirgenti XXVIII, 165.
Velleius Paterculus XXXVII, 39 — 40.
Velten, ſiehe Welden.
Veltheim (Auguſt Ferdinand und Rötger, Grafen v.) auf Harble XXXI, 224 — 227. LI, 7.
Vent (Chriſtoph Gottlob), weimariſcher Hauptmann XXX, 121. 275.
Ventenat (Etienne Pierre) XXXI, 255.
Ventignano (Ceſare della Valle, Herzog v.) XXXVIII, 274.
Venuti (Cavaliere . . .), zu Neapel XXVIII, 270. XXIX, 15. XXXVII, 261 — 265. 281. 297.
Vermaaſen (Johann), ein Blinder in der Gegend von Maeſtricht, der durchs Gefühl die Farben unterſcheiden konnte LIV, 174.
Vernet (Joſeph), franzöſiſcher Mahler XXXVI, 258. 275. 276. XXXVII, 122. 223. 347.
Vernon (Edward), engliſcher Admiral III, 195. XLVI, 205.
Veroneſe (Paul), Mahler I, 318. XXVII, 70. 132. 134. XXXVI, 285. XXXVIII, 219 — 223. 227. XLIV, 213.
Verres (Cajus), römiſcher Prätor in Sicilien XXXVII, 164. 169. 183. 201.
Verri (Graf...) XXXIX, 124.
Verrocchio (Andrea del), Goldſchmied, Gießer, Baumeiſter, Mahler, Kupferſtecher, Formſchneider, Bildhauer und Tonkünſtler aus Florenz XXXV, 244. 350. XXXIX, 93.

Verrocchio (P. Atanaſio) XXXII, 73.
Verſchaffeldt (Peter v.), Director der Zeichen-Akademie und erſter Bildhauer zu Mannheim XXVI, 84.
Verſchaffeldt (Maximilian v.), des Vorhergehenden Sohn, Bildhauer und Architekt XXIX, 58. 72.
Verſalius (Andreas) LV, 138. 145 — 147. 149. 168.
Veſpino, ſ. Bianchi.
Veſtris (Gaetano Apoline Balthaſar), franzöſiſcher Tänzer XXXVI, 241.
Vetrarino (...), Steinſchneider XXXVII, 386.
Vico (Joh. Baptiſta) XXVIII, 27.
Vicorati (Franciſcus v.) XXXIV, 15.
Vica d'Azyr (Felix) XXXI, 205.
Vieillard (...) XXXVI, 28.
Vien (Joſeph Marie), franzöſiſcher Mahler XXXVII, 118.
Vien (Marie), des Vorhergehenden Gattin, geb. Reboul XXXVI, 264.
Viere (... de la), k. preußiſcher Major XXX, 279. 282. 284.
Villa, Page des Cardinals Hippolyt II von Eſte XXXV, 134.
Villani (Giovanni) XXXIV, 354.
Villemain (Abel François) XLIX, 142.
Villemorin (...) XXXVI, 81.
Villeroi (Nicolas de Neufville, Herr v.) XXXV, 46. 47. 127.
Vinci (Leonardo da), Mahler XXVII, (Abendmahl 262.) XXIX, 39. 42. 60. (Chriſtus unter den Phariſäern 70.) (Buch über d. Mahlerey 275.) XXXI, (Charitas 166.) XXXII, (Aufſatz über d. farbigen Schatten 123.) (Abendmahl 125. 136. 189.) XXXIV, (Carton 37. 38.) XXXV, 43. 177. 302. (Carton 305 — 307. 310 — 316.) (Ueber Mahlerey 571. 591.) XXXIX, (Zu mühevolle Studien 80.) (Abendmahl 89 — 142.) XLIII, 418. XLIV, (Landſchaften 227.) LII, 343. LIV, (Ueber d. farbigen Schatten 221.)
Vinci (Leonardo da), Operncomponiſt zu Neapel XXXVI, 137.
Viola (Giov. Battiſta), Landſchaftmahler aus Bologna XLIV, 228.
Virgilius (Publius) Maro I, 309. VI, 11. IX, 93. 96. 113. 146. XXIII, 273. XXIV, (Aeneis 61. 249.) XXV,

93. XXVII, 40. XXXII, (Kupfer z. B. 108.) XXXIII, 13. 37. XXXV, 84. XXXVII, 150—151. 155. 161. 162. 176. 182. 193. 196. 222. XXXVIII, (Lexicon 48—49.) XLIV, 126. XLVI, 140. XLIX (Antheilsrecht 133.)

Bischer (Peter), berühmter Kunstgießer zu Nürnberg IV, 130. XXXI, 207. XXXII, 82.

Visconti (Anton Eugen), Cardinal XXIX, 292.

Visconti (Ennio Quirino) XXIX, 535. XXXII, 83.

Visconti (Hermes) XXXVIII, 244.

Visconti (Joh. Maria), Herzog von Mailand XXXVIII, 254.

Vitellio (...) LIII, 182.

Vitruvius (Marcus Pollio) XXVII, 88. 150. 187. XXXVIII, 161. 183. XLIV, 142.

Vivarini's (die), Mahler zu Venedig XXXVIII, 217.

Vivenzio (Carolina) XXXVII, 284. 286.

Vivenzio (Marchese...) XXXVII, 267. 297. 298.

Vogel (Christian Georg Carl), geh. Kanzlei-Secretär, nachmals Kanzlei-Rath zu Weimar XXVII, 25. XXX, 50.

Vohs (...), Schauspieler XXXI, 20. 30.

Vohs (Friederike), des Vorhergehenden Gattin, geb. Porth, Schauspielerin XXXI, 25. 30.

Voigt (Christian Gottlob v.), weimarischer Staatsminister IV, 98. 178. XXXI, 32. 36. 69. 90. 178. 268. XXXII, 46. 114. 148. XLIII, 163—166. 211—213. 224—226.

Voigt (Joh. Heinrich), geh. Hofrath und Professor der Mathematik und Physik zu Jena LV, 3.

Voigt (Friedrich Sigismund), des Vorhergehenden Sohn, Hofrath und Professor der Botanik zu Jena XXXII, 6. 48. 56. 100. 126. 210.

Voigt (Joh. Carl Wilhelm), Bergrath zu Ilmenau XXVII, 54. LI, 5.

Voigt (J. W. J. v.), geb. Möser XXVI, 236. XLV, 294.

Volaire (Jean Antoine), Landschaftmahler XXXVII, 372.

Voltmann (Joh. Jacob) XXVII, 40. 111. 160. 181. 272. XXVIII, 252. XXIX, 175—176.

Volksbücher (deutsche) XXIV, 50—51. XXXIII, 47.

Volpato (Johann), Zeichner und Kupferſtecher zu Rom XXIX, 50. 124. XXXVII, 140.
Voltaire (François Marie Arouet de) IV, 7. 47. VII, (Mahomet 139.) (Tancred 225.) XXIV, (Verhaftung 116.) 147. XXVI, (V's. Verhältniß zur Societät 57—62.) 102. (Calas 139.) (Verhaftung 319.) XXVII, 363. XXX, 194. 195. XXXI, Mahomet 85.) Tancred (86. 88.) XXXII, (Zaire 58.) XXXIII, (Semiramis 9.) 85. 101. XXXVI, 15. 19. 47. 55. 60. 82. 83. 142. 167—169. 182. (V. an Paliſſot 190—191.) 197. (Charakteriſtik von V. 212—214.) XLVI, 75. (V. an Paliſſot 74.) 75. 76. 160. 164. XLVIII, 22. XLIX, (V. u. Friedrich II. 198. 200.) LIV, (V's. Vielſeitigkeit 133—136.) 140. 146. LV, 78.
Volterra (Daniel v.), eigentlich Ricciarelli, Mahler XXIX, 5. 553. XXXV, 294. 305. XXXIX, 514.
Vos (Martin de), Mahler aus Antwerpen XLIV, 254.
Vosmaer (...) XXXIX, 321.
Voß (Joh. Heinrich) I, (Louiſe 295.) VI, (Verdienſt als Ueberſetzer 240.) XXVI, 158. XXX, (Louiſe 344.) 288. (Hexameter 265. 269.) XXXI, (V. u. Klopſtock; Hexameter 22. 35.) 46. (Ilias 68.) (V. in Jena 137.) 182. (Hexameter 247.) XXXII, 40. (V. u. Stolberg 177.) (Ariſtophanes 191.) XXXIII, (Gedichte v. V. 140—160.) 211. XLIV, 240. XLVI, (Louiſe 568.)
Voß (Joh. Heinrich), des Vorhergehenden Sohn XXXI, 247.
Voß (... v.), k. preußiſcher Rittmeiſter und Adjutant des Generals Kalkreuth XXX, 279. 282—284.
Voſſius (Iſaac) LIII, 174. 214—225. 227.
Voyage pittoresque de Naples et de Sicile, ſ. Saint-Non.
Vulkannen (Florenz v.), Biſchof XLV, 197.
Vulpius (Chriſtian Auguſt), Goethe's Schwager, Rath und Bibliothekar zu Weimar XXXI, 18—19. 50. XXXII, 142. 163. 165.

W.

W. (... v.), Oberforstmeister zu Heidelberg und dessen Tochter XLVIII, 187—189.
Wachler (Joh. Friedrich Ludwig), Professor der Geschichte und Oberbibliothekar an der Universität zu Breslau XLIX, 94. 95. 98.
Wachsmann (Anton), Kupferstecher XXXIX, 535.
Wackenroder (Wilhelm Heinrich), Verfasser der „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" XXXI, 141. XLV, 135.
Wagner (Heinrich Leopold), Advocat zu Frankfurt a. M. XXVI, 249. 326.
Wagner (Joh. Conrad), Kämmerier des Herzogs von S. Weimar XXX, 15. 50. 51. 80. 104. 122. 128. 179.
Wagner (Joh. Friedrich), Professor der Mathematik an der Kunstakademie zu Berlin XXXVII, 115.
Wagner (Joh. Georg), Landschaftmahler zu Dresden XXXVII, 120. 121.
Wagner anstatt Hoffmann aus Stuttgart (Martin), Mahler aus Würzburg, nachmals Generalsecretär der Akademie der bildenden Künste zu München, wohnhaft in Rom XXXI, 165.
Waitz (W.), Zeichner und Kupferstecher zu Weimar LV, 160. 161.
Wakefield (Der Landpriester von), s. Goldsmith.
Walch (Joh. Ernst Immanuel), Hofrath, Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst zu Jena XXXI, 252.
Walch (J. J.), Mahler aus Nürnberg XLIII, 410.
Waldeck (Christian August, Fürst v.) XXVIII, 18—19. 34. 77. XXIX, 65. 71.
Waldstein (Joh. Heinrich, Freiherr v.) IV, 132. 134—135.
Wall (Anton), mit seinem wahren Namen: Christian Leberecht Heyne XXX, 266.
Wall (John), Dr. Med. und Physiker zu Worchester LII, 18.
Wallenstein (Albrecht, Graf v.), Herzog von Friedland IV, 59. XXXII, 173. XLIII, 391.

Wallraf (Ferdinand Franz), Professor zu Köln, [auch als Verfasser der Beschreibung des Dombildes zu Köln, in dem Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst für das Jahr 1816.] XXXII, 95. XXXIX, 374. XLIII, 305. 308. 309. 317. 319. 408.
Walpole (Horatio Lord) XXXI, 86.
Walther (...), Commerzienrath und Hofbuchhändler zu Dresden XXXVII, 86.
Wamik und Asra V, 50. VI, 158.
Wangenheim (Carl August, Freiherr v.), k. würtembergischer Staatsminister XXXII, 44.
Warburton (William) XXIII, 278. XLIX, 128.
Warton (Thomas) XXXIII, 11.
Washington (George) XLVIII, 68.
Wateau (Anton), französischer Mahler XXXIII, 54. XLVIII, 168.
Weber (Bernhard Anselm), Capellmeister zu Berlin XIII, 249. XXXII, 89.
Weber (Wilhelm Ernst) aus Weimar, Professor am Gymnasium zu Frankfurt a. M., nachmals Director der Gelehrtenschule zu Bremen XLV, 408—410.
Weberling (...), Schauspieler XLIII, 116.
Wedder (Johann), Steinschneider XXXVII, 386.
Weenix (Johann), Mahler aus Amsterdam XXVI, 288.
Wehle (Heinrich Theodor), Landschaftmahler XXXII, 66.
Weidler (Joh. Friedrich), Professor der Rechte zu Wittenberg LIV, 175.
Weigel (Christian Ehrenfried) LIV, 220.
Weiler (Dietrich v.) VIII, 143.
Weimar (Bernhard der Große, Herzog zu Sachsen-) XXXI, 6.
Weimar (Wilhelm Ernst, Herzog zu Sachsen-) LV, 153.
Weimar (Anna Amalia, Herzogin zu Sachsen-), geb. Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel [Geb. d. 24. Octbr. 1739, gest. d. 10. April 1807.] III, 64. IV, (Wieland S. 35.) 70. XI, (Palaophron und Neoterpe 227. 239—240.) 254. 340. XIII, (Das Neueste von Plundersweilern 41.) XXVI, (A. A. Fremdin der Künste und Wis-

senschaften 312.) XXVIII, (T. Taſſo, ein Denkmal den Freunden in Weimar 92.) XXIX, (A. A. will nach Italien 58. 84. 108. 132—134. 138.) XXX, 65—66. (Denkmal bei Jgel; Geburtstag der A. A. 153.) 162. 261. XXXI, (A. A. und Goethe in Venedig 14.) 69. 86. 90. 145. (Fernow 156.) 173. 175. 176. (Tiſchbein 250. 251.) 269. XXXII, (Zum Andenken der A. A. 5. 231—250.) (Wieland 237. 258. 261.) XXXVII, (Dedication 3—6.) 13. 303. XLIII, 16. XLVIII, (Zuſtand Weimars im J. 1775. 173.) L, 245.

Weimar (Carl Auguſt, Großherzog zu Sachſen:) [Geb. d. 3. Septbr. 1757, geſt. d. 14. Juny 1828.] I, (Goethe u. C. A. 317.) II, (Geburtstag C. A's. 141—148.) III, (Jubiläum 67—70.) IV, 71. 72. 87. 88. 176—177. (Rückkehr von Wien 205—207.) V, (Goethe u. C. A. 88. VI, 143. XI, (Erbauung des Schauſpielhauſes in Lauchſtädt 290—291.) 340. 341. XVI, 299. XXVI, (Goethe's erſte Bekanntſchaft mit C. A. 312—316. 319—324.) XXVIII, (T. Taſſo, ein Denkmal den Freunden in Weimar 92.) 218. XXIX, 75. 87. 222. 277. 291. XXX, 16. 26. 45. 47. 60. 67. 76. 80. 89. 93. 99. 101. 119. 122. 128. (Goethe's Dankbarkeit gegen C. A. 157. 162.) 167—169. 171. 177. 180. 183. 190. (Weimar. Geſellſchaft; Beſchäftigung 212.) 211. (Goethe's Haus 250.) 273. 277. 282. 284—286. 294. 305. 315. 329. XXXI, (Goethe's erſter Beſuch in Weimar 5.) 52. 59. 60. (Vorleſung bei Hufeland 68—70.) 89. 90. 106. (Ausſchmückung des Schloſſes in Weimar 116. 126. 128.) (Wirkſamkeit C. A's. 155. 178.) 268. XXXII, 17. 31. 46. 47. 89. 114. 116. 119. 125. 131. (Vinci's Abendmahl 136.) 143. 147. 154. 161. 162. 204. 209. 211. 213. 218. (C. A. u. Amalie 224—226. 237.) XXXVII, 3. (Charles Gore 335. 337.) XXXIX, (Vinci's Abendmahl 93.) 141. XLIII, 12. 15. 131. 164. 166. 215—215. XLIV, (Jubiläum 161. 165.) XLV, (Schiller 17.) 97. XLVII, 117. 137. XLVIII, (Ehebündniß v. C. A. u. Louiſe 98.) (Zuſtand Weimars im J. 1775. 171. 172.) (Goethe's Anhänglichkeit an

C. W. 179—181.) 190. LI, 8. 196. LIV, 294. LV, 155.

Weimar (Louise, Großherzogin zu Sachsen-), geb. Landgräfin von Hessen-Darmstadt [Geb. d. 30 Januar 1757, gest. d. 14 Februar 1830.] IV, 71. 72. 92. V, 88. XI, 246. 340. XIII, (Geburtstagsfeste 185—219.) XXVIII, (T. Taſſo, ein Denkmal den Freunden in Weimar 92.) XXX, 162. XXXI, 60. (Geburtstag d. 30 Jan. 86.) 116. (dſgl. 214.) XXXII, (Geburtstag 60.) 185. 226. XLIII, 109. 215. XLVII, (Geburtstag 125.) XLVIII, (Ehebündniß von Louise u. Carl August 96.) 175. 179—181. LII, (Dedication VII.) LIV, (Wiederholte Widmung 305—308.)

Weimar (Carl Friedrich, Großherzog zu Sachsen-) [Geb. d. 2 Februar 1783.] IV, 52. 73. 86. 155. XI, 234. XIII, 161. 195. 199. XXXI, (Reiſe nach Frankreich; Tiſchlied 126.) XXXII, (Vermählung 227.)

Weimar (Maria Paulowna, Großherzogin zu Sachsen-), Großfürſtin von Rußland [Geb. d. 16 Februar 1786.] IV, 2. 26. 52. 73. 85. 95. 151. 176. 177. XI, 234. XIII, (Ankunft in Weimar 162.) (Geburtstagsfeſt d. 16 Febr. 220.) XXXII, (dſgl. 60.) (Muſeen in Jena 79.) 85. 164. (Vermählung 227.) XXXVII, (Dedication 103—106.) XXXIX, 142.

Weimar (Marie Louise Alexandrine, Herzogin zu Sachsen-), nachmals Gemahlin des Prinzen Carl von Preußen [Geb. d. 3 Februar 1808.] IV, 74. 89. 177. 208. XXXII, 40. 149. 154. XLVII, 157.

Weimar (Marie Louise Auguste Katharine, Herzogin zu Sachsen-), nachmals Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen [Geb. d. 30 Septbr. 1811.] IV, 71. 90. 177. XXXII, 149. 151.

Weimar (Carl Alexander August Johann, Erbgroßherzog zu Sachsen-) [Geb. d. 24 Juny 1818.] IV, 52. 74.

Weimar (Friedrich Ferdinand Constantin, Prinz zu Sachsen-) [Geb. d. 8 Septbr. 1758, gest. d. 8 Septbr. 1793.] XXVI, 312. 313. XXXII, 225. 228. 237.

Weimar (Carl Bernhard, Herzog zu Sachsen-) [Geb. d. 30 Mai 1792.] XXX, 17. XXXII, 114. 148. 185. XLVII 130 — 122.
Weimar (Ida, Herzogin zu Sachsen-), geb. Herzogin zu Sachsen-Meiningen [Geb. d. 25 Juny 1794.] XXXII, 114. 185.
Weimar (Louise Wilhelmine Adelheid, Prinzessin zu Sachsen-) [Geb. d. 31 März 1817.] XXXII, 185.
Weimar (Wilhelm Carl, Prinz zu Sachsen-) [Geb. d. 25 Juny 1819.] XXXII, 148. 185.
Weinbrenner (Friedrich), Baudirector zu Carlsruhe XXXII, 102.
Weinheim (Frau ... v.), ehemalige Generalin von Bauer XXXI, 100.
Weiß XXXII, 177; lies Heß.
Weiß (Christian Samuel), Professor der Mineralogie zu Berlin XXXII, 140. 184.
Weiße (Christian Felix), Kreissteuereinnehmer zu Leipzig XXV, 64. 179. 294. XXXIII, 67. 71.
Weisser (Carl Gottlob), Hofbildhauer zu Weimar XXXI, 247.
Weißhuhn (Friedrich August) XXXI, 54.
Welden (Constantin Ludwig, Freiherr v.), Präsident der Kreis-Regierung zu Bayreuth XXXII, 152.
Weller (Ernst), bei der Bibliothek zu Jena XXXII, 142. 162.
Wellesley, s. Wellington.
Welling (Georg v.) XXV, 201. 203.
Wellington (Arthur Wellesley, Herzog v.) III, 195. XLVI, 205. XLVII, 222.
Wells (Eduard) VI, 179.
Welsch (Georg Hieronymus) LV, 241.
Wenceslaus, deutscher Kaiser und König von Böhmen XLV, 373. 380.
Wenck (Helfrich Bernhard) XXVI, 97. 161.
Wendel (... v.), französischer Emigrant XXXI, 58.
Wendelstädt (Carl Friedrich), Mahler und Inspector der

Johannes von Montevilla.

Dessen Reise beginnt im Jahre 1320 und ist uns die Beschreibung derselben als Volksbuch, aber leider sehr umgestaltet, zugekommen. Man gesteht dem Verfasser zu daß er große Reisen gemacht, vieles gesehen und gut gesehen, auch richtig beschrieben. Nun beliebt es ihm aber nicht nur mit fremdem Kalbe zu pflügen, sondern auch alte und neue Fabeln einzuschalten, wodurch denn das Wahre selbst seine Glaubwürdigkeit verliert. Aus der lateinischen Ursprache erst in's Niederdeutsche, sodann in's Oberdeutsche gebracht, erleidet das Büchlein neue Verfälschung der Namen. Auch der Uebersetzer erlaubt sich auszulassen und einzuschalten, wie unser Görres in seiner verdienstlichen Schrift über die deutschen Volksbücher anzeigt, auf welche Weise Genuß und Nutzen an diesem bedeutenden Werke verkümmert werden.

Kunſtſammlungen und Zeichenlehrer am Städeliſchen Inſtitut zu Frankfurt a. M. XLIII, 340.
Wenner (Joh. Friedrich), Kunſt- und Buchhändler zu Frankfurt a. M. XLIII, 351. 352.
Wenzel IV, ſ. Wenceslaus.
Werdmüller (Joh. Rudolph), Mahler aus Zürich XLIV, 229.
Werner (Abraham Gottlob), Bergrath zu Freiberg IV, 368. XXXI, 93. 266. XXXII, 19—22. 35. 98. 119. 139. 159. XLIII, 364. LI, 130. 180. 183. 188. 190.
Werner (Friedrich Ludwig Zacharias) [auch als Verfaſſer der Tragödie „Martin Luther, oder die Weihe der Kraft“] XXXI, 245. XXXII, 49. 58. 175. XLVI, 232. 262.
Werner (...), Rector zu Pyrmont XXXI, 102.
Werther (Graf ... v.), und deſſen Gemahlin, geb. Freyin von Stein XLVIII, 169.
Weſtermayr (Conrad), Hofrath und Director der Zeichenſchule zu Hanau XLIII, 377.
Weſtermayr (Chriſtiana Henriette Dorothee), des Vorhergehenden Gattin, geb. Stölzer aus Weimar, Mahlerin und Kupferſtecherin XLIII, 377.
Weſtfeld (Chriſtian Friedrich Gotthard), Oberamtmann zu Wehnde bei Göttingen XXXI, 107. LIV, 208—212.
Wetzſtein (Joh. Rudolph) XVI, 79.
Wetzel (Joh. Ludwig) XXXIII, 100. 101.
Weygand (Chriſtian Friedrich), Buchhändler zu Leipzig XXVI, 226.
Wieland (Friedrich Leopold), Student zu Straßburg, nachmals darmſtädtiſcher Hofrath und Arzt zu Buchsweiler XXV, 321. 323—337. 343. 346—365. XXVI, 5—7. 10. 26.
Wieland (Philipp Chriſtian), des Vorhergehenden Bruder, nachmals Präſident des Landſchafts-Collegiums zu Weimar XXX, 124.
Wierach (... v.), k. preußiſcher Major XXX, 17. 52.
Whims and oddities, ſ. Hood.
Whiſton (Wilhelm) LIV, 107.
Wiclef (Johann) XLV, 372.

Wiebeking (Carl Friedrich v.), Waſſerbaumeiſter zu Düſſeldorf XLV, 390.
Wieland (Chriſtoph Martin) IV, 5. 27. 33—37. VI, 134. (W. als Ueberſetzer; Repräſentant ſeiner Zeit 239.) XIII, (Merkur 49—50.) XIX, 165. (Agathon 314.) XXIII, 268. XXV, 66. (W's Styl 88.) (Schönes Naturell 90—92.) (Muſarion 155.) 224. XXVI, (Ueberſ. d. Shakeſpear 72.) (Ueber Götz v. Berlichingen 203.) (Weimar 312.) 319. (Götter, Helden und W. 321—324.) 325—326. XXVII, 152. XXVIII, 41. XXX, 268. XXXI, (W. u. Frau v. La Roche 29.) (Literariſches Zutrauen zu W. 39.) 59. 75. 81. (Frau v. La Roche 82.) 143. 207. 258. 260. XXXII, 50. (Rede zum Andenken W's 231—266.) XXXIII, 9. 10. 12. 15. (Fräulein v. Sternheim; der goldene Spiegel 48—56.) 59. 115. 211. 231. 232. (Götter, Helden u. W. 257—282.) XLIII, 16. 151. 212. 228. XLIV, 269. XLV, (Vergleichung d. ſämmtl. Ausgaben W's 130.) (Kleine Erzählungen 229.) XLVI, 32. (E. Schulze 261.) XLVII, 249. XLVIII, (Reime 82.) (W's. Charakter und Thätigkeit 171.) (W. u. Goethe 179.) XLIX, 121.
Wielands Tochter Charlotte, Gattin des Heinrich Geßner in Zürich XLIII, 228—229.
Wiemann (Joh. Gottlieb), Calculator bei der Kriegsverwaltungskammer zu Dresden L, 125.
Wilbrand (Joh. Bernhard), Profeſſor der Chirurgie und Geburtshülfe zu Gießen XXXII, 215. LI, 258.
Wilhelm III, Erbſtatthalter von Holland und König von England XXI, 154.
Wilhelm I, König der Niederlande XXXIX, 318—324.
Wilhelm IV, Fürſt von Oranien und Naſſau, Erbſtatthalter XXXIX, 321.
Wilhelm V, des Vorhergehenden Sohn XXXIX, 321.
Wilhelm I, König von Sicilien XXXVII, 175.
Wilhelm, Graf von der Lippe; ſ. Lippe.
Wilhelm von Köln, Mahler; ſ. Köln.
Wilhelmi (Imman. Chriſtian), Apotheker zu Jena XXXI, 271.

Wilken (Friedrich), Oberbibliothekar und Professor zu Berlin XXXII, 115.
Wilkina-Saga XXXII, 45.
Wille (Joh. Georg), Kupferstecher XVII, 254. XXXVII, 119. XLVIII, 167.
Willemer (Joh. Jacob v.), k. preußischer Geheimerath, Banquier zu Frankfurt a. M. IV, 103. 179. XXXII, 152.
Williamson (Thomas) LV, 154.
Willigis, Erzbischof von Mainz XXVI, 255.
Wilmans (Gebrüder), Kunst- und Buchhändler zu Frankfurt a. M. XLIII, 352.
Wimmel (...), Steinmetzmeister zu Berlin XLIV, 52.
Wimpfen (... v.) XLIII, 101.
Winckel (Therese Emilie Henriette aus dem) XXXII, 49.
Winckelmann (Joh. Joachim) XVI, 13. XXV, 153. 159. (Oeser u. W. — Verehrung; Tod 160. 180—183.) XXVI, 84. XXVII, 219. 226. 232. (Briefe 231. 235.) 250. 251. 253. 264. XXVIII, 33. 165. 186. XXIX, 148. XXXI, 85. (W. u. s. Jahrhundert 180. 195.) XXXVII, (Schilderung W's. 1—100.) 584. XXXVIII, 93. XXXIX, 4. XLIV, 70. 73.
Winckler (Gottfried), Banquier und Senator zu Leipzig XXV, 160. 161.
Winckler (Joh. Heinrich), Professor der Physik, nachmals Decemvir und Senior der Universität zu Leipzig XXV, 83. LIV, 176. 183. 285.
Windischmann (Carl Joseph), Professor der Physiologie zu Bonn XLIX, 98.
Wing (...), würtembergischer Oberstlieutenant XLIII, 90.
Winckelried (Arnold Struthan) XLIII, 199. XLIX, 194.
Winslow (Jacob Benignus) LV, 147.
Winter (Peter v.), Capellmeister zu München XXXII, 65.
Wlokka (Wilhelm Matthäus), ein Pole, Dr. Med. zu Jena XXXII, 162.
Wohlgemuth (Michel), Mahler und Kupferstecher zu Nürnberg XLIII, 420.
Wolf (Christian, Freiherr v.) LIV, 173. 175. 177. 183.

Wolf (Ernſt Wilhelm), Capellmeiſter zu Weimar XXX, 321. XLVIII, 171.
Wolf (Caroline), des Vorhergehenden Gattin, geb. Benda XLVIII, 171. 172.
Wolf (Friedrich Auguſt) I, 295. XXXI, 46. 76. 136. 147. 181. 193—200. 205—210. 215. 226. 236. XXXII, 114. 174. 185. XXXVII, 11. 15. (Verfaſſer des Aufſatzes über Winckelmann 82—100. LIV, 295.
Wolf (Kaſpar Friedrich) XXXII, 6. 110. L, 59.
Wolfe (James), engliſcher General III, 195. XLVI, 305.
Wolff (Pius Alexander), Schauſpieler und Theaterdichter XIII, 249. XXXI, 148. XXXII, 59. 63. 75. XLV, 106.
Wolff (Amalie), des Vorhergehenden Gattin, geb. Malkolmi XI, 256. 347. XIII, 249. XXXII, 75. 86. 89. XLV, 70. 79. 106. XLVII, 167.
Wolffermann (...), Mahler XLIII, 106.
Woltmann (Carl Ludwig v.) XXXI, 72.
Woltmann (Caroline v.), des Vorhergehenden Gattin, geb. Stoſch XLIX, 161.
Wolzogen (Wilhelm Ernſt Friedrich, Freiherr v.) XLIII, 83. 89.
Wood (Robert) XVI, 13. XXVI, 144. XXXIII, 30—23.
Woolman (John) LI, 246.
Woralek (...), Schauſpielerin und Sängerin XLIII, 31.
Worthley (Eh. v.) XXIX, 64. 70.
Wotowska (Caſimira) IV, 114. 181.
Wouvermann (Philipp), Mahler aus Harlem XLIII, 102.
Wucherer (Joh. Friedrich) LIV, 174.
Wuk Stephanowitſch Karadſchitſch aus Serbien XLVI, 313. 314. 316. 327.
Wunderhorn (Des Knaben) XXXI, 259. XXXII, 45. XXXIII, 175—198. XLVI, 331. XLIX, 180.
Wünſch (Chriſtian Ernſt) LIV, 240. 312.
Würtemberg (Carl Eugen, Herzog v.) XXXI, 74. XLIII, 84. 87. 93. 104. 123. 125—127.
Würtemberg (Friedrich I, Eugen [anſtatt Ludwig und Eugen],

Herzog v.), des Vorhergehenden Bruder XXV, 83. XXVI, 94. XLIII, 82. 84. 101. 108. 128.
Würtemberg (Friederike Dorothee Sophie, Herzogin v.), des Vorhergehenden Gemahlin, Tochter des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt XLIII, 84.
Würtemberg (Ludwig *) Friedrich Alexander, Prinz v.), des Vorhergehenden Sohn XXXVII, 225.
Würtemberg (Friedrich Wilhelm Carl, Erbprinz v.), des Vorhergehenden älterer Bruder, nachmals König Friedrich I, XLIII, 128.
Würtemberg (Charlotte Auguste Mathilde, Erbprinzeß v.), des Vorhergehenden Gemahlin, geb. Kronprinzeß von Großbritannien XLIII, 128.
Würtemberg (Wilhelm I, König v.) XXXII, 180.
Würtemberg (Katharina Paulowna, Königin v.), Großfürstin von Rußland XXXII, 85. 107. 148.
Würtemberg (Paul Carl Fried. Auguſt, Herzog v.) XXXII, 85.
Würtemberg (Katharine Friederike Sophie Dorothee, Prinzeſſin v.), Königin von Weſtphalen XXXIX, 255.
Wurz (Ignaz) XXXIII, 71.
Wyaſa, indiſcher Dichter, angeblicher Verfaſſer des epiſchen Gedichts „Mahabharata," worin Nala als Epiſode III, 249. XXXII, 193.
Wyne (Oswald), Mahler XXXIX, 255.
Wyttenbach (Jacob Samuel), Hoſpital-Prediger zu Bern XVI, 305.

X.

Xaverius (Der heilige) XXIX, 202.
Xenophon XXXIII, 4.
Xerxes I, König von Perſien XXXIII, 267.

*) Hier iſt wahrſcheinlich nicht Ludwig, ſondern deſſen älterer Bruder Friedrich Wilhelm Carl, der nachmalige König von Würtemberg gemeint, welcher mit dem Großfürſten und deſſen Gemahlin, ſeiner Schweſter die Reiſe durch Italien gemacht hat. S. d. Biographie Friedrichs, König von Würtemberg, in den Zeitgenoſſen 2 Bds. 3 Abth. S. 8. und die Schrift: Du Sejour des Comtes du Nord à Venise. Janvier 1782, pag. 7, 12 et 19.

Y.

Ygel, ſ. Igel.
Yoriks Reiſen, ſ. Sterne.
York (Eduard Auguſt, Herzog v.), Bruder Georgs III, Königs von England XXXVII, 351.
Young (Eduard) XXVI, 213.
Young (Thomas) LV, 69—71.

Z.

Zach (Franz, Freiherr v.) L, 174. 180.
Zacharia (Juſtus Friedrich Wilhelm) II, 150. XXV, 37. 38. 60. 110. 179. XXVI, 195.
Zacharia (...), des Vorhergehenden Bruder XXV, 87. 179.
Zahn (Wilhelm), Architekt und Ornamenten-Mahler aus Caſſel XLIV, 135. 139. 156. 157. 159.
Zais (...), Bauinſpector zu Wiesbaden XLIII, 334.
Zambeccari, der Luftfahrer LII, 61.
Zampieri, ſ. Dominichino.
Zanetti (Anton Maria, Graf), der jüngere, Verfaſſer des Werkes della pittura Venetiana XXXI, 11.
Zanobi von Pagno, ſ. Pagno.
Zanth (L.), Architekt XLIV, 166. 168.
Zauner (Joſeph Stanislaus), Chorherr und Profeſſor zu Pilſen XXXII, 195—196.
Zeiher (Joh. Ernſt), Profeſſor der Mechanik zu S. Petersburg, nachmals Profeſſor der Mathematik zu Wittenberg LIV, 201.
Zell (Carl), Profeſſor am Lyceum zu Raſtadt XLV, 411.
Zeller (Maximilian Friedrich), Pfarrer zu Neckar-Rems XLIII, 103.
Zelter (Carl Friedrich) IV, 184. 185. XXXI, 156. XXXII,

57. 89. 115. 176. 180. 205. XLV, 308. 310. 515. XLVII, 128—134.

Zeno, der Stoiker III, 106. LIII, 19.

Zenobio (Graf ...), aus Venedig XXXI, 186.

Zeuris, griechischer Mahler XXXVII, 41. 42. XXXIX, 290. XLIV, 191.

Ziegesar (Die Familie v.) XXXII, 31.

Ziegesar (Louise v.), geb. von Stein IV, 134. 184—185.

Ziegler (Friedrich Wilhelm), Schauspieler und Theaterdichter XXX, 253. XLIX, 175.

Ziegler (Johanne Charlotte), nachmals Gattin des Joh. August Unger, Arzt zu Altona LIV, 178.

Ziethen (Hans Joachim v.), k. preußischer General der Cavallerie XXXVII, 108.

Zimmer (J. G.), Buchhändler zu Heidelberg, nachmals Prediger bei der reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. XXXII, 59.

Zimmermann (Joh. Georg, Ritter v.) XXV, 99. XXVI, 330—337. XXXI, 103. XXXIII, 85. 105. XLVIII, 146.

Zimmermann (...), des Vorhergehenden Tochter XXVI, 332.

Zingg (Adrian), Mahler aus St. Gallen, Professor an der Akademie der Künste zu Dresden XLIII, 315.

Zinzendorf (Nicolaus Ludwig, Graf v.) XIX, 321—333. 349. XX, 179. XXV, 198.

Zobeir oder Zobair, arabischer Dichter VI, 11.

Zöllner (Franz), Juwelier aus Prag XXXII, 19.

Zollikofer (Georg Joachim) XXV, 99.

Zoroaster VI, 20.

Zschokke (Joh. Heinrich), Verfasser des Schauspiels „Abällino" XXXI, 50.

Zucchi (Antonie), Gatte der Angelica Kauffmann, Mahler aus Venedig XXVII, 360. 367. XXIX, 34. 50. 61. 70. 124. 332. 333. 335.

Zumpft (Heinrich), Modelleur, und C. Oſterwald, Mah'er u. Zeichner, beide Beamte bei der Sayner Hütte bei Coblenz u. Verfertiger der bronzenen Abbildung des Denkmals zu Igel XLIV, 176. 180.

Zumſteeg (Joh. Rudolph), Concertmeiſter und Director der Oper in Stuttgart XXXI, 71. XLIII, 102.

Zwicki (...), Bannerherr von Glarus XLIII, 163.

Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Goethe

in seinem sieben und zwanzigsten Jahre

Pietro della Valle.

Aus einem uralten römischen Geschlechte das seinen Stammbaum bis auf die edlen Familien der Republik zurückführen durfte, ward Pietro della Valle geboren, im Jahre 1586, zu einer Zeit da die sämmtlichen Reiche Europens sich einer hohen geistigen Bildung erfreuten. In Italien lebte Tasso noch, obgleich in traurigem Zustande; doch wirkten seine Gedichte auf alle vorzügliche Geister. Die Verskunst hatte sich so weit verbreitet, daß schon Improvisatoren hervortraten und kein junger Mann von freiern Gesinnungen des Talents entbehren durfte sich reimweis auszudrücken. Sprachstudium, Grammatik, Red- und Stilkunst wurden gründlich behandelt, und so wuchs in allen diesen Vorzügen unser Jüngling sorgfältig gebildet heran.

Waffenübungen zu Fuß und zu Roß, die edle Fecht- und Reitkunst dienten ihm zu täglicher Entwickelung körperlicher Kräfte und der damit innig verbundenen Charakterstärke. Das wüste Treiben früherer Kreuzzüge hatte sich nun zur Kriegskunst und zu

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Sechsundfunfzigſter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Sechzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1842.

Inhalt.

Vermiſchte Gedichte.

	Seite
Drei Oden an Bahrdt 1767	5
Einſamm. An Uranien	8
Pilgers Morgenlied. An Lila	10
Die Höllenfahrt Jeſu Chriſti	12
Der ewige Jude	19
Dreifaltigkeit	30
Kefner's Agape	30
Etymologie	31
Aus den Leiden des jungen Werther	32
Erinnerung	32
Mamſell M. M.	33
Beruf des Storchs	33
Mit dem Wanderjahren	34
Feldlager	35
An die Knappſchaft zu Tarnowitz	35
Sakontala	36
Diſtichen	37

An Perſonen.

Ein Zug Lappländer	41
Dem Herzog Carl Auguſt 1778	42
An den Herzog Carl August 1780	43
Den achtzehn Frankfurter Freiſterunden	45
Dem Paſavant- und Schüler'ſchen Brautpaare	46
Geburtsſtunde des Erbprinzen Carl Friedrich	48
Requiem, dem Fürſten von Ligne	49

Seite

An Madem. Oeser zu Leipzig 59
Auf einen Baum bei Seidenheim 61
Friederike 61
Nach Sesenheim 62
Ueber Tisch 62
Stammbuch Joh. Peter Reynier's 63
Goethe an Gotter 65
Gotter an Goethe 66
An Schlosser 69
Dem Großherzog Carl August 70
In das Stammbuch der Gräfin Tina Brühl . . 70
Herrn Grafen Caspar Sternberg 71
An Hofrath Förster 71
Als kleinen Knaben ꝛc. 71
Meinen Enkel Walter v. G. 72
Wenn das Talent verständig waltet ꝛc. . . . 72
Blumen sah ich ꝛc. 72
Das Kleinod, das Vergißmeinnicht ꝛc. . . . 72
Schön und köstlich ist die Gabe ꝛc. 73
Wenn ich mir in stiller Seele ꝛc. 73
Eile zu ihr ꝛc. 73
An 74
An Gräfin Rapp 74
Mit einem Blatt Bryopsillum calycinum . . . 74
Mit einem Blatt derselbigen Pflanze 75
Flora, welche Jena's Auen ꝛc. 75
Frühlingsblüthen und vergangen ꝛc. 75
Der Heiden-Kaiser Valerian ꝛc. 75

Seite

Wahrheit 76
Herrn Krüger 76
An 77
An die neunzehn Freunde in England . . . 77
Die Wittwe dem Sohne 79

Invectiven.

Journal der Moden 81
B. und K. 81
Triumvirat 82
* . . . und * 83
Gottheiten zwei ꝛc. 83
Welch ein verehrendes Gedränge ꝛc. . . . 84
Zugabe 85
Demselben 85
Bist du Gemündisches Silber ꝛc. 86
Ultimatum 86
Es hatte ein junger Mann ꝛc. 87
B. . . . . r 88
Voß contra Stolberg 88
Antikritik 89
Dem Weißmacher 89
Dem Buchstabensparer 90
Herrn Schön 90
Auf Müllner 90
Auf denselben 91
„Goethe und Pustkuchen" 91
Faunisten und Consorten 92

Seite

An Frau K. in E. 93
Erwiederungen 93

Zahme Xenien.

Gegen siebzig 97–112

Zum Westöstlichen Divan.

Mit der deutschen Freundschaft ꝛc. 115
Mich nach- und umzubilden ꝛc. 115
An Hafis 116
An Suleika 116
Hudhud sprach ꝛc. 118
Die Liebende 119
Die Liebende abermals 120
Hatem 120
Nicht mehr auf Seidenblatt ꝛc. 120
Laßt mich weinen 121

Maximen und Reflexionen.

Gegen zweihundert 125–160

Verschiedenes Einzelne.

Nachträgliches zu Philostrat's Gemälden . . . 163
Epoche der forcirten Talente 167
Krummacher's Predigten 171
Rede bei Eröffnung des Bergbaues zu Ilmenau . 175

Reise der Söhne Megaprazon's 179
Brief des Paulus an seinen Amtsbruder . . . 207
Zwo wichtige bisher nicht gelöste Fragen 229

Vermiſchte Gedichte.

ritterlichem Wesen herangebildet, auch die Galanterie in sich aufgenommen. Wir sehen den Jüngling wie er mehreren Schönen, besonders in Gedichten, den Hof macht, zuletzt aber höchst unglücklich wird als ihn die eine, die er sich anzueignen, mit der er sich ernstlich zu verbinden gedenkt, hintansetzt und einem unwürdigen sich hingibt. Sein Schmerz ist gränzenlos und um sich Luft zu machen beschließt er, im Pilgerkleide, nach dem heiligen Lande zu wallen.

Im Jahre 1614 gelangt er nach Constantinopel, wo sein adeliches, einnehmendes Wesen die beste Aufnahme gewinnt. Nach Art seiner früheren Studien wirft er sich gleich auf die orientalischen Sprachen, verschafft sich zuerst eine Uebersicht der türkischen Literatur, Landesart und Sitten, und begibt sich sodann, nicht ohne Bedauern seiner neu erworbenen Freunde, nach Aegypten. Seinen dortigen Aufenthalt nutzt er ebenfalls um die alterthümliche Welt und ihre Spuren in der neueren auf das ernstlichste zu suchen und zu verfolgen: von Cairo zieht er auf den Berg Sinai, das Grab der heiligen Catharina zu verehren, und kehrt, wie von einer Lustreise, zur Hauptstadt Aegyptens zurück: gelangt, von da zum zweytenmale abreisend, in sechzehn Tagen nach Jerusalem, wodurch das wahre Maaß der Entfernung beider Städte sich unserer Einbildungskraft aufdrängt. Dort, das heilige Grab verehrend, erbittet er sich vom Erlöser, wie

frü-

Drei Oden

an meinen Freund Behrisch.

Erste.

Verpflanze den schönen Baum.
Gärtner! er jammert mich;
Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm.

Noch hat seiner Natur Kraft
Der Erde aussaugendem Geize,
Der Luft verderbender Fäulnis,
Ein Gegengift, widerstanden.

Sieh! wie er im Frühling
Lichtgrüne Blätter schlägt.
Ihr Orangenduft
Ist dem Geschmeiße Gift.

Der Raupe tückischer Zahn
Wird stumpf an ihnen.
Es blinkt ihr Silberglanz
Im Sonnenscheine.

Von seinen Zweigen
Wünscht das Mädchen
Im Brautkranze;
Früchte hoffen Jünglinge.

Aber sieh! der Herbst kommt.
Da geht die Raupe,
Klagt der listigen Spinne
Des Baums Unverwelklichkeit.

Schwebend zieht sich
Von ihrer Taruswohnung
Die Prachtfeindin herüber
Zum wohlthätigen Baum.

Und kann nicht schaden;
Aber die Vielkünstliche
Ueberzieht mit grauem Ekel
Die Silberblätter;

Sieht triumphirend,
Wie das Mädchen schauernd,
Der Jüngling jammernd
Vorübergeht.

Verpflanze den schönen Baum.
Gärtner! er jammert mich.
Baum, danke dem Gärtner,
Der dich verpflanzt!

Zweite.

Du gehst! ich murre. —
Geh! laß mich murren.
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land!

Todte Sümpfe,
Dampfende Octobernebel
Verweben ihre Ausflüsse
Hier unzertrennlich.

Gebärort
Schädlicher Insecten.
Mörderhöhle
Ihrer Bosheit!

Am schilfichten Ufer
Liegt die wollüstige,
Flammengezüngte Schlange,
Gestreichelt vom Sonnenstrahl.

Fliehe sanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung,
Dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.

Schaden sie nicht,
Werden sie schrecken. —
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land!

Dritte.

Sey gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Iſt ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Behrisch! des Frühlings Lächeln
Erheitre deine Stirne nie;
Nie trübt ſie dann mit Verdruß
Des Winters ſtürmiſcher Ernſt.

Lehne dich nie an des Mädchens
Sorgenverwiegende Bruſt.
Nie auf des Freundes
Elendtragenden Arm.

Schon verſammelt
Von ſeiner Klippenwarte.
Der Neid auf dich
Den ganzen luchsgleichen Blick;

Dehnt die Klauen,
Stürzt und ſchlägt
Hinterliſtig ſie
Dir in die Schultern.

Stark ſind die magern Arme
Wie Panther-Arme.
Er ſchüttelt dich
Und reißt dich los.

Tod iſt Trennung!
Dreifacher Tod
Trennung ohne Hoffnung
Wiederzuſehn.

Gerne verließeſt du
Dieſes gehaßte Land,
Hielte dich nicht Freundſchaft
Mit Blumenfeſſeln an mir.

Zerreiß ſie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangnen,
Der fliehen kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit
Iſt ihm Freiheit
Im Kerker.

Du gehſt, ich bleibe.
Aber ſchon drehen
Des letzten Jahres Flügelſpeichen
Sich um die rauchende Achſe.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads.
Segne den letzten,
Da ſpringen die Riegel, frei bin ich wie du!

Elyſium.

An Uranien.

Uns gaben die Götter
Auf Erden Elyſium!

Wie du das erſtemal
Liebahnend dem Fremdling
Entgegentratſt
Und deine Hand ihm reichteſt,
Fühlt' er alles voraus
Was ihm für Seligkeit
Entgegen keimte!

Wie du den liebenden Arm
Um den Freund ſchlangſt,
Wie ihm Lila's Bruſt
Entgegenbebte,
Wie ihr, euch rings umfaſſend,
In heil'ger Wonne ſchwebtet,
Und ich, im Anſchaun ſelig,
Ohne ſterblichen Neid
Daneben ſtand!

Wie durch heilige Thäler wir
Händ' in Hände wandelten,
Und des Fremdlings Treu'
Sich euch verſiegelte;

Daß du dem liebenden,
Stille sehnenden,
Die Wange reichtest
Zum himmlischen Kuß!

Wenn du fern wandelst
Am Hügelgebüsch,
Wandeln Liebesgestalten
Mit dir den Bach hinab;
Wenn mir auf meinem Felsen
Die Sonne niedergeht,
Seh' ich Freundesgestalten
Mir winken
Durch wehende Zweige
Des dämmernden Hains;

Seh' ich, verschlagen
Unter schauernden Himmels
Oede Gestade,
In der Vergangenheit
Goldener Myrtenhainsdämmerung
Lila'n an deiner Hand;
Seh' mich Schüchternen
Eure Hände fassen,
Bittend blicken,
Eure Hände küssen —
Eure Augen sich begegnen,
Auf mich blicken;
Werfe den hoffenden Blick
Auf Lila;

Sie nähert ſich mir,
Himmliſche Lippe!
Und ich wanke, nahe mich.
Blicke, ſeufze, wanke —
Seligkeit! Seligkeit!
Eines Kuſſes Gefühl!

Mir gaben die Götter
Auf Erden Elyſium!
Ach, warum nur Elyſium!

Pilgers Morgenlied.

An Lila.

Morgennebel, Lila,
Hüllen deinen Thurm ein,
Soll ich ihn
Zum letztenmal nicht ſehn!
Doch mir ſchweben tauſend Bilder
Seliger Erinnerung
Heilig warm ums Herz.

Wie er da ſtand,
Zeuge meiner Wonne,
Als zum erſtenmal
Du dem Fremdling
Aengſtlich liebevoll
Begegnetеſt,
Und mit einemmal

Ew'ge Flammen
In die Seel' ihm warfſt! —
Fiſche, Nord!
Tauſend-ſchlangenzüngig
Mir ums Haupt!
Beugen ſollſt du's nicht!
Beugen magſt du
Kind'ſcher Zweige Haupt,
Von der Sonne
Muttergegenwart geſchieden.

Allgegenwärt'ge Liebe!
Durchglühſt mich;
Beutſt dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Bruſt;
Haſt mir gegoſſen
Ins frühwelkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu leben
Und Muth!

Poetiſche Gedanken

über die

Höllenfahrt Jeſu Chriſti.

Auf Verlangen entworfen

von

J. W. E.

1765.

Welch ungewöhnliches Getümmel!
Ein Jauchzen tönet durch die Himmel.
Ein groſses Heer zieht herrlich fort,
Gefolgt von tauſend Millionen.
Steigt Gottes Sohn von ſeinen Thronen,
Und eilt an jenen finſtern Ort.
Er eilt, umgeben von Gewittern,
Als Richter kommt er und als Held;
Er geht und alle Sterne zittern,
Die Sonne bebt, es bebt die Welt.

Ich ſehe ihn auf dem Siegeswagen,
Von Feuerrädern fortgetragen,
Den, der für uns am Kreuze ſtarb.
Er zeigt den Sieg auch jenen Fernen,
Weit von der Welt, weit von den Sternen,
Den Sieg, den er für uns erwarb.

früher ſchon von der heiligen Catharina, Befreiung von ſeiner Leidenſchaft; und wie Schuppen fällt es ihm von den Augen, daß er ein Thor geweſen, die bisher Angebetete für die einzige zu halten, die eine ſolche Huldigung verdiene; ſeine Abneigung gegen das übrige weibliche Geſchlecht iſt verſchwunden, er ſieht ſich nach einer Gemahlin um und ſchreibt ſeinen Freunden, zu denen er bald zurückzukehren hofft, ihm eine würdige auszuſuchen.

Nachdem er nun alle heiligen Orte betreten und bebetet, wozu ihm die Empfehlung ſeiner Freunde von Conſtantinopel, am meiſten aber ein ihm zur Begleitung mitgegebener Capighi, die beſten Dienſte thun, reiſ't er mit dem vollſtändigen Begriff dieſer Zuſtände weiter, erreicht Damaſkus, ſodann Aleppo, woſelbſt er ſich in ſyriſche Kleidung hüllt und ſeinen Bart wachſen läßt. Hier nun begegnet ihm ein bedeutendes, ſchickſal-beſtimmendes Abentheuer. Ein Reiſender geſellt ſich zu ihm, der von der Schönheit und Liebenswürdigkeit einer jungen georgiſchen Chriſtin, die ſich mit den Ihrigen zu Bagdad aufhält, nicht genug zu erzählen weiß, und Valle verliebt ſich, nach ächt orientaliſcher Weiſe, in ein Wortbild, dem er begierig entgegen reiſ't. Ihre Gegenwart vermehrt Neigung und Verlangen, er weiß die Mutter zu gewinnen, der Vater wird beredet, doch geben beide ſeiner ungeſtümen Leidenſchaft nur ungerne nach; ihre geliebte,

Er kommt, die Hölle zu zerstören.
Die schon sein Tod darnieder schlug;
Sie soll von ihm ihr Urtheil hören:
Hört! jetzt erfüllet sich der Fluch.

Die Hölle sieht den Sieger kommen,
Sie fühlt sich ihre Macht genommen,
Sie bebt und scheut sein Angesicht;
Sie kennet seines Donners Schrecken, —
Sie sucht umsonst sich zu verstecken,
Sie sucht zu fliehn und kann es nicht;
Sie eilt vergebens sich zu retten
Und sich dem Richter zu entziehn —
Der Zorn des Herrn, gleich ehrnen Ketten,
Hält ihren Fuß, sie kann nicht fliehn.

Hier lieget der zertretne Drache,
Er liegt und fühlt des Höchsten Rache,
Er fühlet sie und knirscht vor Wuth;
Er fühlt der ganzen Hölle Qualen.
Er ächzt und heult bei tausendmalen;
Vernichte mich, o heiße Gluth!
Da liegt er in dem Flammen-Meere,
Ihn foltern ewig Angst und Pein;
Er flucht, daß ihn die Qual verzehre,
Und hört, die Qual soll ewig seyn.

Auch hier sind jene großen Schaaren,
Die mit ihm gleichen Lasters waren.

Doch lange nicht ſo bös als er.
Hier liegt die ungezählte Menge,
In ſchwarzem, ſchrecklichem Gedränge,
Im Feuer-Orkan um ihn her;
Er ſieht, wie ſie den Richter ſcheuen,
Er ſieht, wie ſie der Sturm zerfleißt,
Er ſieht's und kann ſich doch nicht freuen,
Weil ſeine Pein noch größer iſt.

Des Menſchen Sohn ſteigt im Triumphe
Hinab zum ſchwarzen Höllen-Sumpfe,
Und zeigt dort ſeine Herrlichkeit,
Die Hölle kann den Glanz nicht tragen,
Seit ihren erſten Schöpfungs-Tagen
Beherrſchte ſie die Dunkelheit,
Sie lag entfernt von allem Lichte,
Erfüllt von Qual im Chaos hier;
Den Strahl von ſeinem Angeſichte
Verwandte Gott auf ſtets von ihr.

Jetzt ſiehet ſie in ihren Gränzen
Die Herrlichkeit des Sohnes glänzen,
Die fürchterliche Majeſtät!
Sie ſieht mit Donnern ihn umgeben,
Sie ſieht das alte Felſen beben,
Wie Gott im Grimme vor ihr ſteht.
Sie ſieht's, er kommet ſie zu richten.
Sie fühlt den Schmerzen der ſie plagt.
Sie wünſcht umſonſt ſich zu vernichten;
Auch dieſer Troſt bleibt ihr verſagt.

Nun denkt sie an ihr altes Glücke,
Voll Pein an jene Zeit zurücke,
Da dieser Glanz ihr Lust gebar;
Da noch ihr Herz im Stand der Tugend,
Ihr froher Geist in frischer Jugend
Und stets voll neuer Wonne war.
Sie denkt mit Muth an ihr Verbrechen,
Wie sie die Menschen kühn betrog,
Sie dachte sich an Gott zu rächen,
Jetzt fühlt sie was es nach sich zog.

Gott ward ein Mensch, er kam auf Erden,
Auch dieser soll mein Opfer werden,
Sprach Satanas und freute sich.
Er suchte Christum zu verderben.
Der Welten Schöpfer sollte sterben;
Doch weh dir, Satan, ewiglich!
Du glaubtest ihn zu überwinden,
Du freutest dich bei seiner Noth;
Doch siegreich kommt er, dich zu binden:
Wo ist dein Stachel hin, o Tod?

Sprich, Hölle! sprich, wo ist dein Siegen?
Sieh nur, wie deine Mächte liegen;
Erkennst du bald des Höchsten Macht?
Sieh, Satan! sieh dein Reich zerstöret,
Von tausendfacher Qual beschweret
Liegst du in ewig finstrer Nacht.
Da liegst du wie vom Blitz getroffen,

Kein Schein vom Glück erfreuet dich,
Es iſt umſonſt! Du darfſt nichts hoffen.
Meſſias ſtarb allein für mich!

Es ſteigt ein Heulen durch die Lüfte.
Schnell wanken jene ſchwarzen Grüfte.
Als Chriſtus ſich der Hölle zeigt.
Sie knirſcht aus Wuth; doch ihrem Würden
Kann unſer großer Held gebieten;
Er winkt — die ganze Hölle ſchweigt.
Der Donner rollt vor ſeiner Stimme.
Die hohe Siegesfahne webt;
Selbſt Engel zittern vor dem Grimme.
Wenn Chriſtus zum Gerichte bebt.

Jetzt ſpricht er; Donner iſt ſein Sprechen.
Er ſpricht und alle Felſen brechen.
Sein Athem iſt dem Feuer gleich.
So ſpricht er: zittert, ihr Verruchte!
Der, der in Eden euch verfluchte.
Kommt und zerſtöret euer Reich.
Seht auf! Ihr waret meine Kinder.
Ihr habt euch wider mich empört.
Ihr fielt und wurdet freche Sünder.
Ihr habt den Lohn der euch gehört.

Ihr wurdet meine größten Feinde.
Verführtet meine liebſten Freunde.
Die Menſchen fielen ſo wie ihr.

Ihr wolltet ewig sie verderben,
Des Todes sollten alle sterben;
Doch, heulet! Ich erwarb sie mir.
Für sie bin ich herabgegangen,
Ich litt, ich bat, ich starb für sie,
Ihr sollt nicht euren Zweck erlangen;
Wer an mich glaubt, der stirbet nie.

Hier lieget ihr in ew'gen Ketten,
Nichts kann euch aus dem Pfuhl erretten,
Nicht Reue, nicht Verwegenheit.
Da liegt, krümmt euch in Schwefel-Flammen!
Ihr eilter euch selbst zu verdammen,
Da liegt und klagt in Ewigkeit!
Auch ihr, so ich mir auserkoren,
Auch ihr verscherztet meine Huld;
Auch ihr seyd ewiglich verloren,
Ihr murret? Gebt mir keine Schuld.

Ihr solltet ewig mit mir leben,
Euch ward hierzu mein Wort gegeben,
Ihr sündigtet und folgtet nicht.
Ihr lebtet in dem Sünden-Schlafe;
Nun quält euch die gerechte Strafe,
Ihr fühlt mein schreckliches Gericht.
So sprach er, und ein furchtbar Wetter
Gebt von ihm aus, die Blitze glühn,
Der Donner faßt die Uebertreter
Und stürzt sie in den Abgrund hin.

Der Gott-Mensch schließt der Höllen Pforten,
Er schwingt sich aus den dunklen Orten
In seine Herrlichkeit zurück.
Er sitzet an des Vaters Seiten,
Er will noch immer für uns streiten.
Er will's! O Freunde, welches Glück!
Der Engel feierliche Chöre
Die jauchzen vor dem großen Gott,
Daß es die ganze Schöpfung höre:
Groß ist der Herr, Gott Zebaoth!

Der ewige Jude.

Fragmentarisch.

Des ewigen Juden

erster Fetzen.

Um Mitternacht wohl fang' ich an,
Spring' aus dem Bette wie ein Toller;
Nie war mein Busen seelevoller,
Zu singen den gereis'ten Mann,
Der Wunder ohne Zahl gesehn,
Die, trutz der Lästrer Kinderspotte,
In unserm unbegriffnen Gotte
Per omnia tempora in Einem Punkt geschehn.
Und hab' ich gleich die Gabe nicht
Von wohlgeschliffnen leichten Reimen,
So darf ich doch mich nicht versäumen;
Denn es ist Drang und so ist's Pflicht.
Und wie ich dich, geliebter Leser, kenne —
Den ich von Herzen Bruder nenne —
Willst gern vom Fleck und bist so faul,
Nimmst wohl auch einen Ludergaul;
Und ich, mir fehlt zu Nacht der Kiel,
Ergreif' wohl einen Besenstiel.
Drum hör' es denn, wenn dir's beliebt,
So rauderwälsch wie mir der Geist es gibt.

In Judäa, dem heiligen Land,
War einst ein Schuster, wohl bekannt
Wegen seiner Herzfrömmigkeit
Zur gar verderbten Kirchenzeit,
War bald Essener, bald Methodist,
Herrnhuter, mehr Separatist;
Denn er hielt viel auf Kreuz und Qual,
Genug er war Original
Und aus Originalität
Er andern Narren gleichen thät.

Die Priester vor so vielen Jahren
Waren als wie sie immer waren
Und wie ein jeder wird zuletzt,
Wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt,
War er vorher wie ein' Ameis trabblig
Und wie ein Schlänglein schnell und zabblig,
Wird er hernach in Mantel und Kragen
In seinem Sessel sich wohlbehagen,
Und ich schwöre bei meinem Leben!
Hätte man Sanct Paulen ein Bisthum geben:
Poltrer wär' worden ein fauler Bauch
Wie cæteri confratres auch.

Der Schuster aber und seines Gleichen
Verlangten täglich Wunder und Zeichen,
Das einer pred'gen sollt' für Geld,
Als hätt' der Geist ihn hingestellt.
Nickten die Köpfe sehr bedenklich
Ueber die Tochter Zion kränklich.

Daß, ach! auf Kanzel und Altar
Kein Moſes und kein Aaron war;
Daß es dem Gottesdienſte ging,
Als wär's ein Ding wie ein ander Ding,
Das einmal nach dem Lauf der Welt
Im Alter dürr zuſammenfällt.

„O weh der großen Babylon!
„Herr tilge ſie von deiner Erden,
„Laß ſie im Pfuhl gebraten werden,
„Und Herr, dann gib uns ihren Thron!“
So ſang das Häuflein, troch zuſammen,
Theilten ſo Geiſt's- als Liebesflammen,
Gafften und langeweilten nun,
Hätten das auch können im Tempel thun,
Aber das Schöne war dabei,
Es kam an jeden auch die Reih,
Und wie ſein Bruder wälſcht' und ſprach,
Durft' er auch wälſchen eins hernach;
Denn in der Kirche ſpricht erſt und leyt
Der, den man hat hinaufgeſetzt,
Und gläubigt euch und thut ſo groß,
Und ſchließt euch an und macht euch los,
Und iſt ein Sünder wie andre Leut',
Ach und nicht einmal ſo geſcheut!

Der größte Menſch bleibt ſtets ein Menſchenkind,
Die größten Köpfe ſind das nur was andre ſind.
Allein das merkt, ſie ſind es umgekehrt:

Sie wollen nicht mit andern Excentrikern
Auf ihren Füßen gehn, sie gehn auf ihren Köpfen.
Verachten was ein jeder ehrt;
Und was gemeinen Sinn empört,
Das ehren unbefangne Weisen.
Doch trachten sie's nicht allzuweit:
Ihr non plus ultra jeder Zeit
War: Gott zu lästern und den Dreck zu preisen.

Behalten auch zu unsern Zeiten
Die Gabe, Geister zu unterscheiden:
Cap und Champagner und Burgunder
Von Hoch- nach Rüdesheim hinunter.

Die Priester schrien weit und breit:
Es ist, es kommt die letzte Zeit.
Bekehr' dich, sündiges Geschlecht!
Der Jude sprach, mir ist's nicht bang.
Ich hör' vom jüngsten Tag so lang.

Es waren, die den Vater auch gekannt.
Wo sind sie denn? Ey, man hat sie verbrannt.

O Freund, der Mensch ist nur ein Thor.
Stellt er sich Gott als seines Gleichen vor.

Der Vater saß auf seinem Thron.
Da rief er seinen lieben Sohn.
Mußt' zwei bis dreimal schreien.

anmuthige Tochter von sich zu lassen, scheint ein allzu großes Opfer. Endlich wird sie seine Gattin und er gewinnt dadurch für Leben und Reise den größten Schatz. Denn ob er gleich mit adelichem Wissen und Kenntniß mancher Art ausgestattet die Wallfahrt angetreten und in Beobachtung dessen was sich unmittelbar auf den Menschen bezieht so aufmerksam als glücklich, und im Betragen gegen jedermann in allen Fällen musterhaft gewesen; so fehlt es ihm doch an Kenntniß der Natur, deren Wissenschaft sich damals nur noch in dem engen Kreise ernster und bedächtiger Forscher bewegte. Daher kann er die Aufträge seiner Freunde, die von Pflanzen und Hölzern, von Gewürzen und Arzneyen Nachricht verlangen, nur unvollkommen befriedigen; die schöne Maani aber, als ein liebenswürdiger Hausarzt, weiß von Wurzeln, Kräutern und Blumen, wie sie wachsen, von Harzen, Balsamen, Oelen, Samen und Hölzern, wie sie der Handel bringt, genugsam Rechenschaft zu geben und ihres Gatten Beobachtung, der Landes-Art gemäß, zu bereichern.

Wichtiger aber ist diese Verbindung für Lebens- und Reisethätigkeit. Maani, zwar vollkommen weiblich, zeigt sich von resolutem, allen Ereignissen gewachsenem Charakter; sie fürchtet keine Gefahr, ja sucht sie eher auf und beträgt sich überall edel und ruhig: sie besteigt auf Mannsweise das Pferd, weiß es zu

Da kam der Sohn ganz überraſcht
Geſtolpert über Sterne her
Und fragt: was zu befehlen?
Der Vater frägt ihn, wo er ſtieß —
„Ich war im Stern, der dorten blinkt,
Und half dort einem Weibe
Vom Kind in ihrem Leibe.“
Der Vater war ganz aufgebracht
Und ſprach; das haſt du dumm gemacht.
Sieh einmal auf die Erde.
Es iſt wohl ſchön und alles gut.
Du haſt ein menſchenfreundlich Blut
Und hilfſt Bedrängten gerne;
— — — — — — — —

Du fühlſt nicht, wie es mir durch Mark und Seele geht
Wenn ein geängſtet Herz bei mir um Rettung fleht.
Wenn ich den Sünder ſeh mit glühenden Thränen. . .

Als er ſich nun hernieder ſchwung
Und näher die weite Erde ſah,
Und Meer und Länder weit und nah:
Ergriff ihn die Erinnerung,
Die er ſo lange nicht gefühlt,
Wie man da drunten ihm mitgeſpielt.

Er auf dem Berge ſtille hält,
Auf den in ſeiner erſten Zeit
Freund Satanas ihn aufgeſtellt
Und ihm gezeigt die volle Welt
Mit aller ihrer Herrlichkeit.

Wie man zu einem Mädchen fliegt,
Das lang an unserm Blute sog
Und endlich treulos uns betrog:
Er fühlt in vollem Himmelsflug,
Der irdischen Atmosphäre Zug,
Fühlt wie das reinste Glück der Welt
Schon eine Ahnung von Weh enthält,
Er denkt an jenen Augenblick,
Da er den letzten Todesblick
Vom Schmerzenhügel herabgethan,
Fing vor sich hin zu reden an:
Sey, Erde, tausendmal gegrüßt!
Gesegnet all', ihr meine Brüder!
Zum erstenmal mein Herz ergötzt
Sich nach dreitausend Jahren wieder,
Und wonnevolle Zähre fließt
Von meinem trüben Auge nieder.
O mein Geschlecht, wie sehn' ich mich nach dir!
Und du mit Herz- und Liebesarmen
Flehst du aus tiefem Drang zu mir!
Ja komm', ich will mich dein erbarmen!
O Welt! voll wunderbarer Wirrung,
Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
Du Kettenring von Wonn' und Wehe,
Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar,
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im Ganzen doch nicht sonderlich verstehe,
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich nach meinem Tage drangst,

Die ſchlangenknotige Begier, in der du beſteſt,
Von ihr dich zu befreien ſtrebteſt,
Und dann befreit, dich wieder neu umſchlangſt:
Das rief mich her aus meinem Sternenſaal,
Das läßt mich nicht an Gottes Buſen ruhn;
Ich komme nun zu dir zum zweitenmal,
Ich ſäete dann und ernten will ich nun.
Er ſieht begierig rings ſich um.
Sein Auge ſcheint ihn zu betrügen:
Im ſcheint die Welt noch um und um
In jener Sauce da zu liegen,
Wie ſie an jener Stunde lag,
Da ſie bei hellem lichten Tag
Der Geiſt der Finſterniß, der Herr der alten Welt,
Im Sonnenſchein ihm glänzend dargeſtellt,
Und angemaßt ſich ohne Scheu,
Daß er hier Herr im Hauſe ſey.
Wo, rief der Heiland, iſt das Licht,
Das hell von meinem Wort entbrennen!
Weh! und ich ſeh' den Faden nicht,
Den ich ſo rein vom Himmel rab geſponnen,
Wo haben ſich die Zungen hingewandt,
Die treu aus meinem Mut entſprungen!
Und ach, wohin der Geiſt, den ich geſandt,
Sein Wehn, ich fühl's, iſt all verſtummen!
Schleicht nicht mit ew'gem Hunger-Sinn,
Mit halbgekrümmten Klauen-Händen,
Verfluchten eingebornen Lenden
Der Geiz nach tückiſchem Gewinn,

Mißbraucht die ſorgenloſe Freude
Des Nachbars auf der reichen Flur
Und hemmt in dürrem Eingeweide
Das liebe Leben der Natur?
Verſchließt der Fürſt mit ſeinen Sklaven
Sich nicht in jenes Marmorhaus
Und brütet ſeinen irren Schafen
Die Wölfe ſelbſt im Buſen aus?
Ihm wird zu grillenhafter Stillung
Der Menſchen Mark verbeigeraft;
Er ſpeiſ't in ekelhafter Ueberfüllung
Von Tauſenden die Nahrungskraft,
In meinem Namen weiht dem Bauche
Ein Armer ſeiner Kinder Brod;
Mich ſchmäht auf dieſem faulen Schlauche
Das goldne Zeichen meiner Reih.

Er war nunmehr der Länder ſatt.
Wo man ſo viele Kreuze hat,
Und man, für lauter Kreuz und Chriſt,
Ihn eben und ſein Kreuz vergißt,
Er trat in ein benachbart Land,
Wo er ſich nur als Kirchſalm fand.
Man aber ſonſt nicht merkte ſehr,
Als ob ein Gott im Lande wär',
Wie man ihm denn auch bald beibenert,
Aller Sauerteig ſey hier ausgefeuert;
Befurcht' er, daß das Brod ſo lieb
Wie ein Maykuchen ſitzen blieb

Davon ſprach ihm ein geiſtlich Schaf,
Das er auf hohem Wege traf.
Das eine mattige Frau im Bett,
Viel Kinder und viel Zehnten hätt,
Der alſo Gott ließ im Himmel ruhn
Um ſich auch was zu gut zu thun.
Unſer Herr ſtützt' ihm auf den Zahn,
Fing etlich'mal von Chriſto an:
Da war der ganze Menſch Reſpect,
Hätte faſt nie das Haupt bedeckt;
Aber der Herr ſah ziemlich klar,
Daß er drum nicht im Herzen war.
Daß er dem Mann im Hirne ſtand
Als wie ein Holzſchnitt an der Wand.
Sie waren bald der Stadt ſo nah,
Daß man die Thürme ſtärklich ſah.
Ach, ſprach mein Mann, hier iſt der Ort.
Aller Wünſche ſichrer Friedensport.
Hier iſt des Landes Mittelthron;
Gerechtigkeit und Religion
Spedirem, wie der Seigerbrunn,
Perfekt, ihren Einfluß rings herum.

Sie kamen immer näher an,
Sah immer der Herr nichts Seinigs dran.
Sein innres Zutraun war gering,
Als wie er einſt zum Feigbaum ging,
Wollt' aber doch eben weiter gehn
Und ihm recht unter die Aeſte ſehn.

So kamen ſie denn unters Thor.
Chriſtus kam ihnen ein Fremdling vor.
Hätt ein edel Geſicht und einfach Kleid.
Sprachen: der Mann kommt gar wohl weit.
Fragt ihn der Schreiber wie er hieß?
Er gar demüthig die Worte ließ;
„Kinder, ich bin des Menſchen Sohn.“
Und ganz gelaſſen ging davon.
Seine Worte hatten von jeher Kraft.
Der Schreiber ſtande wie vergafft.
Der Wache war, ſie wußt nicht wie.
Fragt keiner: was bedienen Sie?
Er ging grad durch und war vorbei.
Da fragten ſie ſich übertei.
Als in Rapport ſie's wollten tragen:
Was thät der Mann Curioſes ſagen?
Sprach er wohl unſrer Naſe Hohn?
Er ſagt': er wär' des Menſchen Sohn!
Sie dachten lang, doch auf einmal
Sprach ein branntwein'ger Corporal
Was mögt ihr euch den Kopf zerreißen.
Sein Vater hat wohl Menſch geheißen.

Chriſt ſprach zu ſeinem Gleiter dann:
So führet mich zum Gottesmann,
Den ihr als einen ſolchen kennt
Und ihn Herr Oberpfarrer nennt.
Dem Herren Pfaff das trabeln thät,
War ſelber nicht ſo hoch am Bret.

Hätt ſo viel Häut' ums Herze ring.
Daß er nicht ſpürt, mit wem er ging,
Auch nicht einmal einer Erbſe groß;
Doch war er gar nicht liebelos,
Und dacht': kommt alles rings herum,
Verlangt er ein Viaticum.

Kamen aus Oberpfarrers Haus.
Stand von uralters noch im Ganzen.
Reformation hätt ihren Schmaus
Und nahm den Pfaffen Hof und Haus,
Um wieder Pfaffen 'nein zu pflanzen.
Die nur in allem Grund der Sachen
Mehr ſchwätzen, weniger Grimaſſen machen.
Sie klopften an, ſie ſchellten an.
Weiß nicht beſtimmt, was ſie gethan.
Genug, die Köchin kam hervor,
Aus der Schürz' ein Krautkaupt verlor.
Und ſprach der Herr iſt im Convent,
Ihr heut nicht mit ihm ſprechen könnt.
Wo iſt denn das Convent? ſprach Chriſt.
Was hilft es euch, wenn ihr's auch wißt.
Verſetzt die Köchin porriſch drauf.
Dahin geht nicht eines jeden Lauf.
Möcht's doch gern wiſſen! thät' er fragen.
Sie hätt nicht Herz, es zu verſagen.
Wie er den Weg zur Weiblein Bruſt,
Von alten Zeiten wohl noch wußt'.
Sie zeigt's ihm an und er thät gehn,
Wie ihr's bald weiter werdet ſehn.

Dreifaltigkeit.

Der Vater ewig in Ruhe bleibt.
Er hat der Welt ſich einverleibt.

Der Sohn hat Großes unternommen.
Die Welt zu erlöſen iſt er gekommen;
Hat gut gelehrt und viel ertragen,
Wunder noch heut in unſern Tagen.

Nun aber kommt der heil'ge Geiſt.
Er wirkt am Pfingſten allermeiſt.
Woher er kommt, wohin er weht,
Das hat noch niemand ausgeſpäht.
Sie geben ihm nur eine kurze Friſt.
Da er doch Erſt- und Letzter iſt.

Deßwegen wir treulich, unverdrohlen,
Das alte Credo wiederholen:
Anbetend ſind wir all' bereit
Die ewige Dreifaltigkeit.

Keſtner's Agape.

1819.

Von deinem Liebesmahl
Will man nichts wiſſen;
Für einen Chriſten iſt's
Ein böſer Biſſen.

Denn kaum verläßt der Herr
Die Grabesrücher.
Gleich ſchreibt ein Schelmenvolk
Abſurde Bücher.

Gewinnen gegen dich
Die Philologen;
Das hilft uns alles nichts,
Wir ſind betrogen.

Etymologie.

(Spricht Mephiſtopheles.)

Ars Ares wird der Kriegesgott genannt,
Ars heißt die Kunſt und . . . . iſt auch bekannt.
Welch ein Geheimniß liegt in dieſen Wunderthnen!
Die Sprache bleibt ein reiner Himmelshauch,
Empfunden nur von ſtillen Erdenſöhnen;
Feſt liegt der Grund, bequem iſt der Gebrauch.
Und wo man wohnt da muß man ſich gewöhnen.
Wer fühlend ſpricht, beſchwägt nur ſich allein;
Wie anders, wenn der Glocke Bimbam bammelt,
Drängt alles zur Verſammlung ſich hinein.
Von Können kommt die Kunſt, die Schönheit kommt vom Schein.
So wird erſt nach und nach die Sprache feſt gerammelt,
Und was ein Volk zuſammen ſich geſammelt,
Muß ewiges Geſetz für Herz und Seele ſeyn.

Ein ewiges Kochen ſtatt fröhlichem Schmaus.
Was ſoll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei allem dem kommt nichts heraus,
Als daß wir keine Hexameter machen ſollen;
Und ſollen uns patriotiſch fügen,
An Knittelverſen uns zu begnügen.

Aus den Leiden des jungen Werther.

1775.

Jeder Jüngling ſehnt ſich ſo zu lieben,
Jedes Mädchen ſo geliebt zu ſeyn;
Ach der heiligſte von unſern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du beweinſt, du liebſt ihn, liebe Seele,
Rettest ſein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt ſein Geiſt aus ſeiner Höhle;
Sey ein Mann, und folge mir nicht nach.

Erinnerung.

Er.

Gedenkſt du noch der Stunden,
Wo eins zum andern drang?

Sie.

Wenn ich dich nicht gefunden,
War mir der Tag ſo lang.

bezähmen und anzutreiben, und ſo bleibt ſie eine munntere aufregende Gefährtin. Eben ſo wichtig iſt es, daß ſie unterwegs mit den ſämmtlichen Frauen in Berührung kommt, und ihr Gatte daher von den Männern gut aufgenommen, bewirthet und unterhalten wird, indem ſie ſich auf Frauenweiſe mit den Gattinnen zu bethun und zu beſchäftigen weiß.

Nun genießt aber erſt das junge Paar eines, bei den bisherigen Wanderungen im türkiſchen Reiche unbekannten Glücks. Sie betreten Perſien im dreyßigſten Jahre der Regierung Abbas des zweyten, der ſich, wie Peter und Friedrich, den Namen des Großen verdiente. Nach einer gefahrvollen, bänglichen Jugend wird er ſogleich beim Antritt ſeiner Regierung auf's deutlichſte gewahr, wie er, um ſein Reich zu beſchützen, die Gränzen erweitern müſſe, und was für Mittel es gebe auch innerliche Herrſchaft zu ſichern; zugleich geht Sinnen und Trachten dahin das entvölkerte Reich durch Fremdlinge wieder herzuſtellen und den Verkehr der Seinigen durch öffentliche Wege- und Gaſtanſtalten zu beleben und zu erleichtern. Die größten Einkünfte und Begünſtigungen verwendet er zu gränzenloſen Bauten. Iſpahan, zur Hauptſtadt gewürdigt, mit Palläſten und Gärten, Caravanſereyen und Häuſern, für königliche Gäſte überſäet; eine Vorſtadt für die Armenier erbaut, die, ſich dankbar zu beweiſen, ununterbrochen Gelegenheit finden, indem ſie,

Er.

Dann herrlich! ein Selbander,
Wie es mich noch erfreut.

Sie.

Wir irrten uns an einander;
Es war eine ſchöne Zeit.

Mamſell N. N.

Ihr Herz iſt gleich
Dem Himmelreich;
Weil die geladnen Gäſte
Nicht kamen,
Ruft ſie zum Feſte
Krüppel und Lahmen.

Beruf des Storchs.

Der Storch, der ſich von Froſch und Wurm
An unſerm Teiche nähret,
Was niſtet er auf dem Kirchenthurm?
Wo er nicht hingehöret.

Dort klappt und klappert er genung,
Verdrießlich anzuhören;
Doch wagt es weder Alt noch Jung
Ihm in das Neſt zu ſtören.

Wodurch — geſagt mit Reverenz —
Kann er ſein Recht beweiſen?
Als durch die löbliche Tendenz
Aufs Kirchendach zu . . . . . .

Mit den Wanderjahren.

Und ſo heb' ich alte Schätze,
Wunderlichſt in dieſem Falle;
Wenn ſie nicht zum Golde ſetze,
Sind's doch immerfort Metalle.
Man kann ſchmelzen, man kann ſcheiden,
Wird gebiegen, läßt ſich wägen,
Möge mancher Freund mit Freuden
Sich's nach ſeinem Bilde prägen!

Wüßte kaum genau zu ſagen.
Ob ich es noch ſelber bin;
Will man mich im Ganzen fragen,
Sag' ich: ja, ſo iſt mein Sinn!
Iſt ein Sinn, der uns zuweilen
Bald beängſtet, bald ergetzt,
Und in ſo viel tauſend Zeilen
Wieder ſich ins Gleiche ſetzt.

Feldlager.

1790.

Grün iſt der Boden der Wohnung, die Sonne ſcheint durch die Wände
Und das Vögelchen ſingt über dem leinenen Dach;
Kriegeriſch reiten wir aus, beſteigen Sileſiens Höhen,
Schauen mit gierigem Blick vorwärts nach Böhmen hinein;
Aber es zeigt ſich kein Feind — und keine Feindin; o bringe,
Wenn uns Mavors betrügt, bring' uns Cupido den Krieg!

An die Knappſchaft zu Tarnowitz.

Den 4 September 1790.

Fern von gebildeten Menſchen, am Ende des Reiches, wer hilft euch
Schätze finden und ſie glücklich zu bringen ans Licht?
Nur Verſtand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden Schlüſſel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.

Sakontala.

1792.

Willſt du die Blüthen des frühen, die Früchte des ſpäteren Jahres,
Willſt du was reizt und entzückt, willſt du was ſättigt und nährt,
Willſt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakontala dich, und ſo iſt alles geſagt.

Diſtichen.

Selbſt erfunden iſt ſchön; doch glücklich von Andern Gefundnes
Fröhlich erkannt und geſchätzt, nennſt du das weniger kein?

Was den Jüngling ergreift, den Mann hält, Greiſe noch labet,
Liebenswürdiges Kind, bleibe dein glückliches Theil.

Alter geſellet ſich gern zur Jugend, Jugend zum Alter;
Aber am liebſten bewegt Gleiches dem Gleichen ſich zu.

Halte das Bild der Würdigen feſt! Wie leuchtende Sterne
Theilte ſie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

Wer iſt der glücklichſte Menſch? Der fremdes Verdienſt zu empfinden
Weiß und an fremdem Genuß ſich wie am eignen zu freun.

Vieles gibt uns die Zeit und nimmt's auch, aber der Bessern
Holde Neigung, sie sey ewig dir froher Genuß.

Was in Frankreich vorbei ist, das spielen Deutsche noch immer.
Denn der stolzeste Mann schmeichelt dem Pöbel und kriecht.

„Pöbel!" wagst du zu sagen, wo ist der Pöbel? Ihr machtet,
Ging' es nach euerm Sinn, gerne die Völker dazu.

An Perſonen.

Zuſchriften und Erinnerungs-Blätter.

Ein Zug Lappländer.

Zum 30 Januar 1781.

dem Geburtstag der Herzogin Louiſe.

Wir kommen in vereinten Chören,
Vom fernen Pol in kalter Nacht,
Und hätten gerne Dir zu Ehren
Den ſchönſten Nordſchein mitgebracht.

Wir preiſen jene Luſterſcheinung,
Sie weiht die Nacht zu Freuden ein,
Und muß, nach unſrer aller Meinung,
Der Abglanz einer Gottheit ſeyn.

Von Bergen ſtrömt ſie uns entgegen,
Wo bange Finſterniß erſt lag,
Auf einmal wird vor unſern Wegen
Die grauenvolle Nacht zum Tag.

O ſtünd' es jetzt am hohen Himmel,
Wir bäten Dich, verlaß den Scherz,
Sieh weg vom glänzenden Getümmel,
Sieh auf, ſo brennet unſer Herz!

So führen Wünſche, licht wie Flammen,
Für Dich den ſchönſten Himmelslauf,
Bald falten ſie ſich ſtill zuſammen
Und lodern jauchzend wieder auf.

Doch jenem hochverehrten Lichte
Raubt Deine Gegenwart die Pracht.
Es glänzt von Deinem Angeſichte
Die Huld, die uns Dir eigen macht.

Dem Herzog Carl Auguſt

bei deſſen Beſuch auf dem v. Steiniſchen Rittergute Kochberg überreicht von Goethe, in der Verkleidung eines Landmanns.

(Etwa 1778.)

Durchlauchtigſter!

Es nahet ſich
Ein Bäuerlein demüthiglich,
Da Ihr mit Eurem Roß und Heer
Zum Schloſſe thut ſtolziren ſehr.
Gebt auch mir einen gnädigen Blick,
Das iſt ſchon Unterthanen-Glück;
Denn Haus und Hof und Freud' und Leid
Hab' ich ſchon ſeit geraumer Zeit.
Haben Euch ſofern auch lieb und gern,
Wie man eben lieb hat ſeinen Herrn,
Den man wie unſern Herr Gott nennt.
Und ihn auch meiſtens nicht beſſer kennt.
Geb' Euch Gott allen guten Segen.
Nur laßt Euch ſeyn uns angelegen;
Denn wir bäuriſch treues Blut
Sind doch immer Euer beſtes Gut.

für eigene und für königliche Rechnung handelnd, Profit und Tribut dem Fürsten zu gleicher Zeit abzutragen klug genug sind. Eine Vorstadt für Georgier, eine andere für Nachfahren der Feueranbeter, erweitern abermals die Stadt, die zuletzt so gränzenlos als eine unserer neuen Reichsmittelpunkte sich erstreckt. Römisch-katholische Geistliche, besonders Carmeliten sind wohl aufgenommen und beschützt; weniger die griechische Religion die unter dem Schutz der Türken stehend, dem allgemeinen Feinde Europens und Asiens anzugehören scheint.

Ueber ein Jahr hatte sich della Valle in Ispahan aufgehalten und seine Zeit ununterbrochen thätig benutzt, um von allen Zuständen und Verhältnissen genau Nachricht einzuziehen. Wie lebendig sind daher seine Darstellungen! wie genau seine Nachrichten! Endlich, nachdem er alles ausgekostet, fehlt ihm noch der Gipfel des ganzen Zustandes, die persönliche Bekanntschaft des von ihm so hoch bewunderten Kaisers, der Begriff wie es bei Hof, im Gefecht, bei der Armee zugehe.

In dem Lande Mazenderan, der südlichen Küste des caspischen Meers, in einer, freilich sumpfigen, ungesunden Gegend, legte sich der thätige unruhige Fürst abermals eine große Stadt an, Ferhabad benannt, und bevölkerte sie mit beorderten Bürgern; sogleich in der Nähe erbaut er sich manchen Berg-

Und könnt Euch mehr an uns erfreun
Als an Pferden und Stuterei'n,
Dieß reich' ich Euch im fremden Land,
Bliebe Euch übrigens gern unbekannt.
Zieht ein und nehmet Speis' und Kraft
Im Zauberſchloß in der Nachbarſchaft,
Wo eine gute Fee regiert,
Die einen goldnen Scepter führt
Und um ſich eine kleine Welt
Mit holdem Blick beiſammen hält.

Sed. Simpel.

An den Herzog Carl Auguſt.

Abſchied

im Namen der Engelhäuſer Bäuerinnen.

1786.

Iſt es denn wahr, was man ſagt? —
Dem lieben Himmel ſey's geklagt! —
Verläſſeſt Du die Königsſtadt?
Die Dir ſo viel zu danken hat.
Denn bis zu uns nach Engelhaus
Erſchallet lang Dein Ruhm heraus,
Daß Deine Freundlichkeit und Gnad'
Allen dreifach geſegnet das Bad:
Denn nicht der Pole freut ſich Dein,

Es freut ſich nicht der Jud' allein;
Es freut ſich Dein auch jeder Chriſt
Daß Du ſo mild geweſen biſt,
Und wer das nicht erkennen wollt,
Für einen Heiden gelten ſollt'.
Doch die nach Dir am meiſten ſchaun,
Sind gewiß alle ſchöne Frauen,
Die Du, o edler Brunnengaſt!
Löblich und fein gewartet haſt;
Die beißen alle mit Verdruß
Aufs Muß als eine harte Nuß,
Es ſcheinet ihnen alles alt,
Das Thal zu weit, der Sprudel kalt;
Ein Strom aus ihren Augen quillt,
Der ärger als die Tepel ſchwillt;
Und flöß' der Strom den Berg hinauf,
Er hielte Dich im Reifen auf.
In deren Namen ſtehen wir,
Von Engelhaus die Nymphen, hier
Und wünſchen Dir zur frühen Zeit
Von allen Heiligen das Geleit.
So viel Kanonenſchüſſe geſchwind
Vorm Elephanten gefallen ſind,
So manchen Fall G ..... y erzählt
Und keuſcher Frauen Ohren quält,
So manche Collatſchen man früh und ſpat
Bei dem Kurfürſten gebacken hat:
So vielen Segen nimm mit fort
Von dem heilſamen ſchönen Ort;

Und wie vom heißen Sprudel-Trieb
Dir niemals was im Leibe blieb,
So laß in Deines Herzens Schrein
Die Freunde deſto feſter ſeyn!

Den verehrten
achtzehn Frankfurter Feſtfreunden
am 28 Auguſt 1831.

Heitern Weinbergs Luftgewimmel,
Frauen und Männer, thätig, bunt,
Laut ein fröhliches Getümmel,
Macht den Schatz der Rebe kund.

Dann, der Kelter trübes Fließen
Abgewartet, hellen Moſt,
Jahresgabe zu genießen,
Hoffnungsreiche Lebenskoſt.

Doch im Keller wird's bedenklich,
Dem Gefäß entquillt ein Schaum,
Und erſtickend ziehn verſänglich
Dünſte durch den düſtern Raum.

Edle Kraft in ſich bewahret
Wächſt im Stillen unvermerkt,
Bis, geſteigert und bejahret,
Sie des Freundes Feſt verſtärkt.

Großes, redliches Bemühen
Emsig, still sich fördern mag;
Jahre kommen, Jahre fliehen,
Freudig tritt es auf zum Tag.

Künste so und Wissenschaften
Wurden ruhig ernst genährt,
Bis die ewig Musterhaften
Endlich aller Welt gehört.

Dem Passavant- und Schüblerischen Brautpaare.

Die Geschwister des Bräutigams

zum 25 July 1774.

Er fliegt hinweg dich zu umfangen
Und unsre Seele jauchzt Ihm laut!
Mit innig heißerem Verlangen
Flog nie der Bräutigam zur Braut.
O Schwester, wilst Du länger weilen?
Auf, bring uns bereelt Ihn zurück!
Wir wollen alles mit Dir theilen,
Und unser Herz und unser Glück.

Die besten Eltern zu verlassen,
Die Freunde, denen Du verschwindst,
Ist traurig; doch, um Dich zu fassen,
Bedenke, was Du wiederfindst.

Dein Glück, o Freundin, wird nicht minder,
Und unſers wird durch Dich vermehrt:
Sieh, dich erwarten muntre Kinder,
Die werthen Eltern Gott beſchert.

Komm zu dem täglich neuen Feſte,
Wo warme Liebe ſich ergießt,
Ringsum die brüderlichen Gäſte,
Da eins des andern Glück genießt.
Im langgehofften Sommerregen
Reicht Gott dem früchtevollen Land
Erquickung, tauſendfält'gen Segen! —
Reich' Du dem Bruder Deine Hand.

Und mit der Hand ein künftig Glücke
Für Ihn und Dich und uns zugleich;
Dann werden jede Augenblicke
An neuem Lebensfreuden reich.
Ja es ſind wonnevolle Schmerzen,
Was aus der Eltern Auge weint:
Sie ſehen Dich mit warmem Herzen
Mit Deiner Schweſter neu vereint.

Wie Freud' und Tanz Ihn Dir ergeben,
Und Jugendwonne Euch verknüpft:
So ſehe einſt Euer ganzes Leben
Am ſchönen Abend hingeſchlüpft.

Und war das Band, das Euch verbanden,
Gefühlvoll warm und heilig rein,
So laßt die letzte Eurer Stunden
Wie Eure erste heiter seyn.

Feier der Geburtsstunde
des
Erbprinzen Carl Friedrich,
den 15 Februar 1783,
gegen Morgen.

Vor vierzehn Tagen harrten wir
In dieser nächtigen Stunde,
Noch zweifelhaft auf unser Glück,
Mit zugeschloss'nem Munde.

Nach vierzehn Tagen kommen wir,
Die Stimme zu erheben,
Zu rufen: endlich ist Er da!
Er lebt und Er wird leben! —

Nach vierzehn Jahren wollen wir
Dies Ständchen wieder bringen,
Zu Seiner ersten Jünglingszeit
Ein Segenslied zu singen.

Nach vierzehnhundert Jahren wird
Zwar mancher von uns fehlen,
Doch soll man dann Carl Friedrichs Glück
Und Güte noch erzählen.

Requiem,

dem frohſten Manne des Jahrhunderts,

dem Fürſten von Ligne.

Geſt. den 13 Dec. 1814.

(Fragment.)

Chor.

Alle ruhen, die gelitten,
Alle ruhen, die geſtritten;

Aber auch die ſich ergötzten,
Heiterkeit im Leben ſchätzten,
Ruhm in Frieden;
So biſt du von uns geſchieden.

Genius. Tenor.

Wem hoher Ahnen Geiſt im alten Sange
Das Kinderhaupt durchſchwebt,
Wem früh von Waffenklange
Die Erde bebt,
Er wird ſich nie Gefahren beugen,
Und Heiterkeit, ſie bleibt ſein eigen.

Holder Knabe, froh geſinnet,
Alles ſey dein Eigenthum:
Zwar die brave Fauſt gewinnet,
Doch der Geiſt bewährt den Ruhm.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 16286/412

Erdgeiſt. Baß.

So ſoll dem Jüngling denn, vor allen,
Der Schlachten Ruf,
Der Prüfung Ruf erſchallen;
Wie die Alten, ſo die Neuen,
Eiferſucht wird ſie entzweien.
Nur voran mit Glücksgewalt.
Der Beſitzer wird nicht alt.

Das Entſetzen wie das Grauen,
Das Zerſtören als ein Bauen,
Nur voran mit Geiſtsgewalt.
Wirbel- Pauke, Drommete ſchallt.

Zwei Sylphen.

Wetklinge, wilder unwillkommner Ton.

Sylphe des Hofs.

Und ſollten wir ihn nicht umgarnen?
Er läßt ſich vor Gefahr nicht warnen.

Sylphe der Geſellſchaft.

Doch ſind wir liebenswürdig Paar.
So liebenswürdig als Gefahr.

Erſter Sylphe.

Locke du!

Zweiter Sylphe.

Locke du!

Erſter Sylphe.

Zu, nur zu!

Zweiter Sylphe.
Zu, nur zu!

Beide.
Sieh, ſchon herrſcht der Kriegsgenoſſe,

Erſter Sylphe.
Auf das Schmeicheln,

Zweiter Sylphe.
Auf die Poſſe.

Erſter Sylphe.
Locke du!

Zweiter Sylphe.
Nur zu, nur zu!

Genius.
Nicht nur leichtſinnig zu, nur zu!
In ſeinem Weſen iſt ein ander Weſen.
Ihn hab' ich mir zum Beiſpiel auserleſen.
Unglück das ſinket, Glück es ſteigt,
In beiden ſey er froh und leicht.
Und was wollt ihr, frohe Seelen?

Sylphen.
Für die Freude nur den Raum.

Genius.
Kann euch das? es kann nicht fehlen.

Sylphen.
Luſt'ges Leben, luſt'ger Traum,

ſitz auf den Höhen des amphitheatraliſchen Keſſels, nicht allzuweit von ſeinen Gegnern, den Ruſſen und Türken, in einer durch Bergrücken geſchützten Lage. Dort reſidirt er gewöhnlich und della Valle ſucht ihn auf. Mit Maani kommt er an, wird wohl empfangen, nach einem orientaliſch klugen, vorſichtigen Zaudern, dem Könige vorgeſtellt, gewinnt deſſen Gunſt und wird zur Tafel und Trinkgelagen zugelaſſen, wo er vorzüglich von europäiſcher Verfaſſung, Sitte, Religion dem ſchon wohlunterrichteten, wiſſensbegierigen Fürſten Rechenſchaft zu geben hat.

Im Orient überhaupt, beſonders aber in Perſien, findet ſich eine gewiſſe Naivetät und Unſchuld des Betragens durch alle Stände bis zur Nähe des Throns. Zwar zeigt ſich auf der obern Stufe eine entſchiedene Förmlichkeit, bei Audienzen, Tafeln und ſonſt; bald aber entſteht in des Kaiſers Umgebung eine Art von Carnevals-Freiheit, die ſich höchſt ſcherzhaft ausnimmt. Erluſtiat ſich der Kaiſer in Gärten und Kiosken, ſo darf niemand in Stiefeln auf die Teppiche treten worauf der Hof ſich befindet. Ein tartariſcher Fürſt kömmt an, man zieht ihm den Stiefel aus; aber er, nicht geübt auf Einem Beine zu ſtehen, fängt an zu wanken; der Kaiſer ſelbſt tritt nun hinzu und hält ihn, bis die Operation vorüber iſt. Gegen Abend ſteht der Kaiſer in einem Hofzirkel in welchem goldene, weingefüllte Schalen herumkreiſen; mehrere

Genius.

Der Sonne herrlich Licht, des Aethers freier Raum,
Dort wohnt das Ewige, das Wahre;
Wie ernst das Leben auch gebahre
Das Menschenglück, es iſt ein Traum.
Raſch knatternd ſchlägt ein Wetter auf dich ein;
Was hilft euch eurer Thaten Lohn.
Ein Ungefähr, es ſchmettert drein —
Verwaiſ't der Vater, todt der Sohn!

Vater. Baß.

Nein, es iſt kein Troſt dem Tage,
Der dem Vater nahm den Sohn.

Mutter. Alt.

Hemme, ſtille deine Klage!
Er iſt auch der Mutter Sohn.

Schweſter. Sopran.

Den Geſchwiſtern iſt verloren,
Der mit ihnen war geboren.

Geſchwiſter und Verwandte.

Und doch ſind wir neugeboren,
Sind dem Vater wie der Sohn.

Vater.

Nein, es bleibt kein Troſt dem Tage,
Der dem Vater nahm den Sohn;
Einet meiner bittern Klage
Liebevollen Trauerton.

Chor.

Ja, wir einen Jammerklage
Mit dem Vater für den Sohn.

Chorführer.

So ward es Nacht, ein unermeßlich Trauern
Umgibt uns mit der Gräber Schauern,
Der Morgen kommt von jenen Höhn,
Wer kann dem Troſt, der Freude widerſtehn!

Fremde Länder.

Sollten wir dich nicht umgaukeln,
Denen du gehuldigt haſt?
Laß dich holde Bilder ſchaukeln,
Von der Hütte zum Palaſt.

Italien.

Auch mich haſt du beſucht,
Du mußt's bedenken!
Was ich vergeude,
Niemand kann es ſchenken.

Das Lachen der Himmelsküſte,
Dem Paradieſe gleich,
Des Blumenfelds Gedüfte
Das iſt mein weites Reich.

Das Leben aus dem Grabe
Jahrhunderte beſchließt;
Das iſt der Schatz, die Habe,
Die man mit mir genießt.

Chor.

Sollten wir dich nicht umgaukeln,
Denen du gehuldigt haſt?
Laß dich holde Bilder ſchaukeln,
Blumenwälder und Palaſt.

An Mademoiſelle Oeſer zu Leipzig.

Frankfurt am 6 Nov. 1765.

Mamſell!

So launiſch wie ein Kind, das zahnt,
Bald ſchüchtern, wie ein Kaufmann den man mahnt,
Bald ſtill, wie ein Hypochondriſt,
Und ſittig, wie ein Mennoniſt,
Und folgſam wie ein gutes Lamm,
Bald luſtig, wie ein Bräutigam,
Leb' ich, und bin halb krank und halb geſund.
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halſe wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht ſo viel Athem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht, wenn ſie mit Stolz erzählt,
Was ich bei Euch gehabt, und was mir jezt hier fehlt.

Da ſucht man nun mit Macht mir neues Leben
Und neuen Muth und neue Kraft zu geben;
Drum reichet mir mein Doctor Medicinä
Extracte aus der Cortex Chinä.

Die junger Herrn erſchlaffte Nerven
An Augen, Fuß und Hand
Aufs neue ſtärken, den Verſtand
Und das Gedächtniß ſchärfen.

Beſonders iſt er drauf bedacht,
Durch Ordnung wieder einzubringen
Was Unordnung ſo ſchlimm gemacht,
Und heißt mich meinen Willen zwingen:
„Bei Tag und ſonderlich bei Nacht
Nur an nichts Reizendes gedacht!“
Welch ein Befehl für einen Zeichnergeiſt,
Den jeder Reiz bis zum Entzücken reißt!
Des Boucherts Mädchen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau,
Mit rieſigem Geſicht, mit halbzerbrochnem Zahne,
Vom fleißig kalten Gerhard Dow
An meine Wand, langweilige Tiſane
Setzt er mir ſtatt des Weins dazu.
O ſage Du,
Kann man was Traurigers erfahren?
An Körper alt und jung an Jahren,
Halb ſiech und halb geſund zu ſeyn?
Das gibt ſo melancholiſche Laune,
Und ihre Pein
Würd' ich nicht los, und hätt' ich ſechs Alraune.
Was nützte mir der ganzen Erde Geld?
Kein kranker Menſch genießt die Welt.

Und dennoch wollt' ich gar nicht klagen,
Denn ich bin schon im Leiden sehr geübt;
Hätt' ich nur das, was uns die Plagen,
Die Last der Krankheit zu ertragen,
Mehr Kraft als selbst die Tugend gibt,
Verkürzung grauer Regenstunden,
Balsam'sches Pflaster aller Wunden;
Gesellschaftsgeister, die man liebt,

Zwar hab' ich hier an meiner Seite
Beständig rechte gute Leute,
Die mit mir leiden, wenn ich leide,
Sie sorgen mir für manche Freude,
Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu seyn:
Und dennoch kenn' ich niemand, der die Pein
Des Schmerzens so behende stillt, die Ruh
Mit einem Blick der Seele schenkt, wie Du.

Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweitenmal begräbt;
Und wenn er nur einmal recht nah ums Haupt geschwebt
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß so lang er lebt,
Ich weiß, wie ich gezittert habe;
Doch machtest Du mit Deiner süßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzähltest mir, wie schön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie süß Dein selig Leben sey,
Mit einem Ton von solcher Schmeichelei,

Daß ich, was mir das Elend jetzt raubte,
Weil Du's beſaß'ſt, ſelbſt zu beſitzen glaubte,
Zufrieden reiſt' ich fort, und was noch mehr iſt, froh,
Und ganz war meine Reiſe ſo.

Ich kam hieher, und fand das Frauenzimmer
Ein bißchen — ja man ſagt's nicht gern — wie immer;
Genug! bis hieher hat keine mich gerührt.
Zwar ſag' ich nicht, was einſt Herr Schübler
Von Hamburgs Schönen prädicirt.
Doch bin ich auch ein ſtarker Grübler,
Seitdem Ihr Mädchen mich verführt,
Die ich wohl ſchwerlich je vergeſſe;
Und da begreif'ſt Du wohl, daß jede leicht verliert,
Die ich nach Eurem Maßſtab meſſe.
Du lieber Gott! an Munterkeit iſt hie
An Einſicht und an Witz Dir keine ein'ge gleich,
Und Deiner Stimme Harmonie
Wie käme die heraus ins Reich!

So ein Geſpräch wie unſers war im Garten,
Und in der Loge noch, mit dieſem ſelnen Zug,
So aufgeweckt und doch ſo klug,
Ja darauf kann ich warten!
Bin ich bei Mädchen launiſch froh,
So ſehn ſie ſittenrichtriſch ſträflich,
Da heißt's: Der Herr iſt wohl aus Bergamo?
Sie ſagen's nicht einmal ſo höflich.

Zeigt man Verſtand, ſo iſt auch das nicht recht;
Denn will ſich einer nicht brauchen laſſen,
Des Grandiſons ergebner Knecht
Zu ſeyn, und alles blindlings anzunehmen,
Was der Dictator ſpricht,
Den lacht man aus, den hört man nicht.

Wie ſeyd Ihr nicht ſo gut, ſo Euch zu beſſern wiſſen,
Auf eigne Fehler ſtreng und gegen fremde billig;
Und, zu gefallen unbemüht,
Iſt niemand, den Ihr nicht gewönnet.
Ah, man iſt Euer Freund, ſo wenig man Euch kennet,
Man liebt Euch, eh man ſich's verſieht.
Mit einem Mädchen hier zu Lande
Iſt's aber ein langweilig Spiel;
Zur Freundſchaft fehlt's ihr am Verſtande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Draufging ich ganz gewiß, hätt' ich nicht ſo viel Laune,
Bräch' ich mir nicht gar manche Luſt vom Zaune,
Lacht' ich nicht da, wo keine Seele lacht,
Und dächt' ich nicht, daß Ihr ſchon oft an mich gedacht.
Ja, denken müßt Ihr oft an mich, das ſage
Ich Euch, beſonders an dem Tage,
Wenn Ihr auf Euerm Landgut ſeyd,
Dem Ort, der mir ſo manche Plage
Gemacht, dem Ort, der mich ſo ſehr erfreut.

Doch du verſtehſt mich nicht, ich will es Dir erklären,
Ich weiß doch, Du verzeihſt es mir;
Die Lieder, die ich Dir gegeben, die gehören
Als wahres Eigenthum dem ſchönen Ort und Dir.

Wenn mich mein böſes Mädchen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte,
War ich verwegen gnug und wagte
Dich aufzuſuchen, eh es tagte,
Auf Deinen Feldern, die Du liebſt,
Die Du mir oft ſo ſchön beſchriebſt.

Da ging ich nun in Deinem Paradieſe,
In jedem Holz, auf jeder Wieſe,
Am Fluß, am Bach, das hoffende Geſicht
Vom Morgenſtrahl geſchmücket, und ſuchte und — fand
Dich nicht.

Dann ſchlug ich, angereizt vom launiſchen Verdruſſe,
Den armen Froſch am ſonnebeſtrahlten Fluſſe,
Dann jagt' ich rings umher und fing
Bald einen Reim, bald einen Schmetterling.

Und mancher Reim und mancher Schmetterling
Entging
Der ausgeſtreckten Hand, die mitten
In ihrem Haſchen ſtille ſtand,
Wenn aus dem Wald von Stimmen oder Tritten
Den Schall mein lauſchend Ohr empfand.

Am Tage sang ich diese Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,
Nahm meine Feder, schrieb sie nieder
Den guten und den schlechten Reim.

Oft kehrt' ich noch mit immer schlechterm Glücke
Auf die fatale Flur zurücke,
Bis mir zuletzt das günstige Geschicke
Noch einen Tag, den ich nicht hoffte, gab.

Doch ich genoß sie kaum, die süßen letzten Stunden,
Sie waren gar zu nah am Grab.
Ich sage nichts, was ich empfunden,
Denn mein prosaisches Gedicht
Stimmt diesesmal sehr zur Empfindung nicht.

Du hast die Lieder nun und, zur Belohnung
Für alles was ich für Dich litt,
Besuchst Du Deine sel'ge Wohnung,
So nimm sie mit.
Und sing sie manchmal an den Orten
Mit Lust, wo ich aus Schmerz sie sang;
Dann denk' an mich und sage: dorten
Am Flusse wartete er lang,
Der Arme, der so oft mit ungewognem Glücke
Die schönen Felder fühllos sah!
Käm' er in diesem Augenblicke —
Eh nun, jetzt wär' ich da.

Jetzt, dächt' ich nun, wär's hohe Zeit zum Schließen;
Denn wenn man so zwei Bogen Reime schreibt,
Da wollen sie zuletzt nicht fließen.
Doch warte nur, wenn mich die Laune treibt,
Und Deine Gunst mir sonst versichert bleibt,
So schreib' ich Dir noch manchen Brief wie diesen,
Willst Du mir die Geschwister grüßen,
So schließe Richtern auch mit ein.
Leb wohl! Und wird das Glück Dein Freund beständig seyn
Wie ich, so wirst Du stets des schönsten Glücks genießen.

Auf einen Baum

in dem Wäldchen bei Sesenheim.

Dem Himmel wachst entgegen
Der Baum, der Erde Stolz.
Ihr Wetter, Stürm' und Regen,
Verschont das heil'ge Holz!
Und soll ein Name verderben,
So nehmt die obern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht.

Friederike.

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,

von mäßigem Gewicht, einige aber durch einen verstärkten Boden so schwer, daß der ununterrichtete Gast den Wein verschüttet, wo nicht gar den Becher, zu höchster Belustigung des Herrn und der Eingeweihten, fallen läßt. Und so trinkt man im Kreise herum, bis einer, unfähig länger sich auf den Füßen zu halten, weggeführt wird, oder zur rechten Zeit hinwegschleicht. Beim Abschied wird dem Kaiser keine Ehrerbietung erzeigt, einer verliert sich nach dem andern, bis zuletzt der Herrscher allein bleibt, einer melancholischen Musik noch eine Zeitlang zuhört und sich endlich auch zur Ruhe begibt. Noch seltsamere Geschichten werden aus dem Harem erzählt, wo die Frauen ihren Beherrscher kitzeln, sich mit ihm balgen, ihn auf den Teppich zu bringen suchen, wobei er sich, unter großem Gelächter, nur mit Schimpfreden zu helfen und zu rächen sucht.

Indem wir nun dergleichen lustige Dinge von den innern Unterhaltungen des kaiserlichen Harems vernehmen, so dürfen wir nicht denken, daß der Fürst und sein Staats-Divan müssig oder nachlässig geblieben. Nicht der thätig-unruhige Geist Abbas des Großen allein war es, der ihn antrieb eine zweyte Hauptstadt am caspischen Meer zu erbauen; Ferhabad lag zwar höchst günstig zu Jagd- und Hoflust, aber auch, von einer Bergkette geschützt, nahe genug an der Gränze, daß der Kaiser jede Bewegung der Rus-

Und ſie iſt nun von Herzen mein.
Du gabſt mir, Schickſal, dieſe Freude,
Nun laß mich morgen ſeyn wie heute,
Und lehr' mich ihrer würdig ſeyn.

Nach Sesenheim.

Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!
Vergebens ſperret uns der Winter
In unſre warmen Stuben ein.

Wir wollen uns zum Feuer ſetzen,
Und tauſendfältig uns ergötzen,
Uns lieben wie die Engelein.

Wir wollen kleine Kränzchen winden,
Wir wollen kleine Sträußchen binden,
Wir wollen kleine Kinder ſeyn.

Ueber Tiſch.

Nun ſitzt der Ritter an dem Ort,
Den ihr ihm nanntet, lieben Kinder.
Sein Pferd ging ziemlich langſam fort,
Und ſeine Seele nicht geſchwinder.

Da ſitz' ich nun vergnügt bei Tiſch,
Und endige mein Abenteuer
Mit einem Paar geſottner Eier
Und einem Schnitt gebacknen Fiſch.

Die Nacht war wahrlich ziemlich düſter,
Mein Falber ſtolperte wie blind;
Und doch fand ich den Weg ſo gut, als ihn der Küſter
Des Sonntags früh zur Kirche findt.

Stammbuch
Johann Peter Reyniers
von Frankfurt am Main. 1680.

„Wer einen Baum will wachſen laſſen,
Der hüte, daß er bruſt' zu laſſen."

Ein theures Büchlein ſiehſt du hier
Voll Pergament und weiß Papier,
Das wohl ſchon an die hundert Jahr
Zum Stammbuch eingeweihet war.
Prädeſtination iſt ein Wunderding —
Wie es dem ſieben Büchlein ging,
So ging es auch, wie's Jeder ſchaut,
Dem König von Garba ſeiner Braut.
Davon ich die Hiſtoriam
Hier nicht erzähl' aus Sitt' und Scham,
Wie ſolches auf dem vor'gen Blatt
Herr Reyniers ſich ausgebeten hat.
Möcht' er wohl vorgeſehen haben,
Was drüber kämen für ſeine Knaben.

Genug er das Buch für gutes Geld
Für seine Freunde weiß bestellt.
Drei, vier Blätter die sind beschrieben,
Die andern sind auch weiß geblieben.
Hat sie das Geschick mir zugedacht.
Nach Erbschaftsmoder und langer Nacht,
Zog es endlich der Jungfrauen Flor;
Aus Schutt und Staub und Graus hervor,
Und gab es mir, und schenkt' es mir
Als wohlbekannt wegen viel Geschmier,
Daß ich Papier und Pergament
Erfüllt mit Werken meiner Händ';
Dazu bei Schnee und Winternacht
Der Anfang alsobald gemacht.
Da wir wohl hinterm Ofen saßen,
Borsdorfer Aepfel weidlich fraßen,
Zugegen war die Jungfrau lieb,
Von Post und Kirch' zwei große Dieb,
Dadurch Weihung nicht gering
Ihre rechte Würdigkeit empfing.
Da es nach Christ Ein tausend Jahr
Siebenhundert und vier und siebzig war,
Zwei Tage nach Martini Tag,
Abends mit dem achten Glockenschlag,
Frankfurt am Main des Wipes Flor,
Nicht weit vom Eschenheimer Thor,
Findest das Haus nach dem ABC,
Hundert sieben und funfzig Lit. D.
Und hiermit mach' ich den Beschluß;

Hab' freilich alles nicht beſchrieben,
Genug, was wir zuſammen trieben
War nicht Actus continuus.

*

Den Abend drauf, nach Schrittſchuhfahrt,
Mit Jungfräulein von edler Art,
Staats-Kirſchentort, gemeinem Bier
Den Abend zugebracht allhier,
Und Aeugelein und Lichter Glanz,
Ram, Sitzha, Hannemann und ſein Schwanz.

Goethe an Gotter

bei Ueberſendung ſeines Götz von Berlichingen.

Schicke dir hier den alten Götzen,
Magſt ihn nun zu Deinen Heiligen ſetzen,
Oder magſt ihn in die Zahl
Der Ungeblätterten ſtellen zumal.
Hab's geſchrieben in guter Zeit,
Tag's, Abends und Nachtsherrlichkeit;
Und ſind' nicht halb die Freude mehr,
Da nun gedruckt iſt ein ganzes Heer.
Find', daß es wie mit den Kindern iſt,
Bei denen doch immer die ſchönſte Friſt
Bleibt, wenn man in der ſchönen Nacht
— 7 — — — — —.

Mögt Euch nun auch ergötzen dran,
So habt Ihr doppelt wohlgethan.
Läss'st, wie ich höre, auch allda
Agiren, tragiren Komödia,
Vor Stadt und Land, vor Hof und Herrn;
Die säh'n das Trauerstück wohl gern,
So such Dir denn in Deinem Haus
Einen recht tüchtigen Bengel aus,
Dem gib die Roll' von meinem Götz
In Panzer, Bleychaub' und Geschwätz.
Dann nimm den Weislling vor Dich hin,
Mit breitem Kragen, stolzem Sinn,
Mit Spada wohl nach Spanier Art,
Mit Weinaslöchern, Stutzleinsbart,
Und sey ein Falscher an den Frauen,
Läßt sich zuletzt vergiften schauen.
Und bring, da hast Du meinen Dank,
Mich vor die Weiblein ohn' Gestank.
Mußt all' die garstigen Wörter lindern,
Aus Sch—kerl Schurk, aus — mach' Hintern;
Und gleich' das Alles so fortan,
Wie Du schon einmals wohl gethan.

Gotter an Goethe.

Ich schon bis an den neunten Tag
Am Röthlein krank darnieder lag.
Wobei von Weislein jung und zart,
Wie Weislingen, gewartet ward, —

Als mir dein Göz zu Händen kam;
Den alsobald ein Mägdlein nahm,
Und mir's, weil selbſt nicht leſen ſollt',
Mit ſüßer Stimm' vorleſen wollt'.

Als aber kaum das Werk begann,
Sie wider einen Sch—keł rann;
Und wurde flugs wie Scharlach roth,
Drob ich mich lachen thät halb todt.
Sie ließ ſich drum nicht ſchrecken ab,
Marien ein gutes Zeugniß gab,
Auch Gözens Hausfrau liebgewann,
Die ihrem rauhen Panzermann
Stets unbedingt Gehorſam weiſ't.
Was man an Luther's Käth' nicht preiſ't.
Die Adelheit nicht konnt' ausſtehn;
Doch Georgen gern hätt' leben ſehn;
Auch Weislingen ein beſſer End'
Aus Chriſtenliebe hätt' gegönnt.
Den Gözen nicht genug verſtand,
Ihn etwas Donquixotiſch fand;
Dafür ſoll ſie verurtheilt ſeyn,
Des Herrn Jacobi's Liebelein
Und Köbler's frommes Judenkind
Stracks herzubeten für ihre Sünd'.

Ob aber nun gleich geſonnen wär',
Den Göz zu ſpielen zu Deiner Ehr',
Auch einen Bub, der läſtig iſt,
Von Schweizerblut, für Gözen wär',

So thut mir's doch im Kopf rumgehn,
Wie ich die Thäler und die Höhn,
Die Wälder, Wieſen und Moräſt,
Die Warten und die Schlöſſer feſt,
Und Bambergs Biſchofs Zimmer fein,
Und des Thurnwärters Gärtlein klein —
Soll nehmen her und ſo ſtaffiren,
Daß Hexenpoem all' changiren,
Auch möchte wohl wem grau'n, daß nicht
Der Reiter ſeine Roth verrieth',
Und Götz, dem Feind zur Schur und Graus
Streckt' ſeinen — zum Fenſter 'naus.

Das Weibsvolk hier ganz ſpröriſch iſt,
Weil's Tag und Nacht franzöſiſch lieſt;
Das Mannsvolk, in Paris geweſt,
Nur das Theatrum hält fürs beſt'
Wo Alles züchtiglich geſchieht
Und Alles in Sentenzen ſpricht.
Drum laß Dir nur die Luſt vergehn,
Bei ihnen in der Gnad' zu ſtehn,
Nimm dann mit meinem Dank vorlieb,
Was Dich den Götz zu ſchreiben trieb,
Das zwickt auch mich ſo lange, bis
Ich mich vom Böſen blenden ließ.

Da haſt Du die Epiſtel mein;
Sollt's was für Deine Mädel ſeyn,
So freute doppelt mich der Spaß,
Ich liebe Dich ohn' Unterlaß.

Du nächstens im Mercurius
Wirst finden was von meiner Muß,
Und freut mich recht von Herzens Grund,
Wenn Dir der Dreck gefallen kunt.
Schick mir dafür den Doctor Faust,
Sobald dein Kopf ihn ausgerauft.

An Schloſſer,

als dieſer in lateiniſchen Verſen dem Dichter für ein Gemälde gedankt hatte.

1776.

Du, dem die Muſen von den Aktenſtöcken
Die Affenhände willig ſtrecken,
Der zweenen Herren Diener iſt,
Die dritte Feinde ſind als Mammonas und Chriſt,
Den Weg zum Richter ſelbſt mit Blumen Dir beſtreuet,
Dem Winter Lieblichkeit und Dichterfreude leihet,
Kein Wunder, daß auch deine Gunſt
Zu meinem Vortheil dießmal ſchwärmet,
Das flache Denkmal unſrer Kunſt
Mit freundlicher Empfindung wärmet.
Laß es an Deiner Seite ſtehn!
Schenk ihm, auch unverdient, die Ehre!
Und möchteſt Du an dem Verſuche ſehn,
Was ich gern Dir und Deinen Muſen wäre!

Dem Großherzog Carl August

zum neuen Jahr 1828.

Fehlt der Gabe gleich das Neue,
Sey das Alte nicht veraltet,
Wie Verehrung, Lieb' und Treue
Immer frisch im Busen waltet.

Sey auch noch so viel bezeichnet
Was man fürchtet, was begehrt,
Nur weil es dem Dank sich eignet
Ist das Leben schätzenswerth.

In das Stammbuch
der Gräfin Tina Brühl.

Carlsbad, den 24 Juli 1785.

Warum siehst du Tina verdammt, den Syrudel zu trinken?
Wohl hat sie es verdient an allen, die sie beschädigt.
Und zu heilen vergessen, die an der Quelle der Lethe
Becher auf Becher nun schlürfen, die gichtischen Schmerzen der Liebe
Aus den Gliedern zu spülen, und, will es ja nicht gelingen,
Bis zum Rheumatismus der Freundschaft sich zu curiren.

Herrn Grafen Caspar Sternberg

Wenn mit jugendlichen Scharen
Wir bekränzte Wege gehn,
Iſt die Welt doch gar zu ſchön!
Aber wenn bei hohen Jahren
Sich ein Edler uns geſellt,
O wie herrlich iſt die Welt!

An Herrn Hofrath Förſter in Berlin.

Jena, den 27 September 1820.

Als an der Elb' ich die Waffen ihm ſegnete,
Dem Befreyten am Neckar begegnete
Da ſetzte ihm noch das Dritte,
Der Gegenſatz zur ſiebenten Bitte.
Sie heißt: von allem Böſen
Mögeſt, Herr, uns gnädigſt erlöſen;
Hier heißt es: gib das Beſte
Und mach' das Leben zum Feſte!
Da er nun auch das erfahren,
Möge Gott ihn lange bewahren.

Als kleinen Knaben hab' ich Dich geſehn,
Mit höchſtem Selbſtvertraun der Welt entgegengehn;
Und wie ſie Dir im Künftigen begegnet,
So ſey getroſt, von Freundes Blick geſegnet.

Jena, den 29 März 1817.

---

sen und Türken, seiner Erbfeinde, zeitig vernehmen und Gegenanstalten treffen konnte. Von den Russen war gegenwärtig nichts zu fürchten, das innere Reich, durch Usurpatoren und Trugfürsten zerrüttet, genügte sich selbst nicht; die Türken hingegen hatte der Kaiser, schon vor zwölf Jahren in der glücklichsten Feldschlacht, dergestalt überwunden, daß er in der Folge von dort her nichts mehr zu befahren hatte, vielmehr noch große Landsstrecken ihnen abgewann. Eigentlicher Friede jedoch konnte zwischen solchen Nachbarn sich nimmer befestigen, einzelne Neckereyen, öffentliche Demonstrationen weckten beide Parteyen zu fortwährender Aufmerksamkeit.

Gegenwärtig aber sieht sich Abbas zu ernsteren Kriegesrüstungen genöthigt. Völlig im urältesten Stil ruft er sein ganzes Heeresvolk in die Flächen von Aderbijan zusammen, es drängt sich in allen seinen Abtheilungen, zu Roß und Fuß, mit den mannichfaltigsten Waffen herbei; zugleich ein unendlicher Troß. Denn jeder nimmt, wie bei einer Auswanderung, Weiber, Kinder und Gepäcke mit. Auch della Valle führt seine schöne Maani und ihre Frauen, zu Pferd und Sänfte, dem Heer und Hofe nach, weshalb ihn der Kaiser belobt, weil er sich hiedurch als einen angesehnen Mann beweist.

Einer solchen ganzen Nation, die sich massenhaft in Bewegung setzt, darf es nun auch an gar nichts

In das Stammbuch
meinem lieben Enkel
Walter von Goethe,
unter folgende Worte Jean Paul's:

„Der Mensch hat dreißig Minuten, eine zu lachen, eine zu seufzen, und eine halbe zu lieben: denn mitten in dieser Minute stirbt er."

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Ueber tausend hat der Tag;
Söhnchen, werde Dir die Kunde
Was man alles leisten mag.

Wenn das Talent verständig waltet,
Wirksame Tugend nie veraltet.
Wer Menschen gründlich kennt' erfreun;
Der darf sich vor der Zeit nicht scheun;
Und möchtet ihr ihm Beifall geben,
So gebt ihn uns, die wir ihn frisch beleben.

Blumen sah ich, Edelsteine,
Ihr beim Lebewohl zu Handen:
Segnet sie die Gute, Reine
Hier am Orte, wo wir standen.

Den 17 Mai 1828.

Das Kleinod, das Vergißmeinnicht
Als gegenwärtiges künftiges Glück,
Sie kehren gern zu dir zurück.

Zwei Schätze ſind's von großem Werth,
Die alt und junger Sinn begehrt;
Wenn Kleinod unſern Blick beſticht,
Zum Herzen reicht: Vergißmeinnicht!

Schön und köſtlich iſt die Gabe,
Wohl enträthſelt das Verlangen;
Daß die Weihe ſie empfangen,
Bleibet aber ungewiß.
Wäre das nicht nachzubringen?
Was Er ſittſam nicht entraubte,
Wenn Sie ſich's nun ſelbſt erlaubte!?
Hudhud geh und melde dieß.

Wenn ich mir in ſtiller Seele
Singe leiſe Lieder vor:
Wie ich fühle, daß ſie fehle,
Die ich einzig auserkohr;
Möcht ich hoffen, daß ſie ſänge,
Was ich ihr ſo gern vertraut;
Ach! aus dieſer Bruſt und Enge
Drängen frohe Lieder laut.

Eile zu Ihr,
Klein und gedrängt!
Ach was an dir
Für Erinnerung hängt!

An . . .

Du! ſchweige künftig nicht ſo lange,
Tritt freundlich oft zu mir herein;
Und laß bei jedem frommen Sange
Dir Glänzendes zur Seite ſeyn.

An Gräfin Rapp, geb. v. Rothberg.

Im Mai 1828.

Nach dem Tode ihres einzigen Sohnes.

Weimar! das von vielen Freuden
Wie ein Frühlingshimmel grünt,
Warum gabſt du Ihr die Leiden?
Ihr, die reinſtes Glück verdient.

Mit einem Blatt Bryophyllum calycinum.

Was erſt ſtill gekeimt in Sachſen
Soll am Maine freudig wachſen;
Flach auf guten Grund gelegt.
Merke wie es Wurzel ſchlägt;
Dann der Pflänzlein friſche Menge
Steigt in luſtigem Gedränge.
Mäßig warm und mäßig feucht
Iſt was ihnen heilſam däucht;
Wenn Du's gut mit ihnen meinſt,
Blühen ſie dir wohl dereinſt.

Mit einem Blatt derſelbigen Pflanze.

Wie aus Einem Blatt unzählig
Friſche Lebenszweige ſprießen;
Mögſt in Einer Liebe ſelig
Tauſendfaches Glück genießen!

Flora, welche Jena's Gauen
Reich mit Blum' und Früchten ſchmückt,
Iſt verwundert anzuſchauen
Was ein fremder Himmel ſchickt.

Sorget nun, in dichten Häuſern,
Daß auch hier der Wachsthum frei,
Daß den allerzartſten Reiſern
Hier ein ewiger Sommer ſey.

Frühlingsblüthen ſind vergangen,
Nun dem Sommer Früchte ſprießen;
Roſ' und Lilie ſoll erlangen
Den erhabnen Freund zu grüßen.

Der Heiden-Kaiſer Valerian
Hat es mir niemals angethan;
In ſeinen ſehr confuſen Zeiten
Mögt' ich ihn keinesweges begleiten:

Denn ob ihn ſchon, durch göttlich Walten, —
Die Münze ſagt's — Apoll erhalten,
So ſehen wir doch allzuklar
Wie jammervoll ſein Phöbus war.

Da er nun aber, zu meinem Frommen,
Soll von ſo lieben Händen kommen,
So mach' ich ihm ein freundlich Geſicht;
Gute Chriſten die thäten's nicht.
Mutter und Tochter mögen's entſchuld'gen,
Beiden werd' ich für ewig huld'gen.

Einſiedelei Jena, den 10 Juli 1820.

Wohnhaus.

Warum ſtehen ſie davor?
Iſt nicht Thüre da und Thor?
Kämen ſie getroſt herein,
Würden wohl empfangen ſeyn.

Herrn Krüger,

nach der trefflichen Darſtellung des Oreſt in ein Prachtexemplar meiner Iphigenie.

Weimar, den 31 März 1827.

Was der Dichter dieſem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreiſe deutſcher Lande
Durch des Künſtlers Wirken laut.

So im Handeln, ſo im Sprechen
Liebevoll verſtand' es weit:
Alle menſchliche Gebrechen
Sühnet reine Menſchlichkeit.

An ....

Weimar, den 23 Juli 1824.

Welch hoher Dank iſt Dem zu ſagen,
Der friſch uns an das Buch gebracht,
Das allem Forſchen, allem Klagen
Ein grandioſes Ende macht.

An die Neunzehn Freunde in England

am 28 Auguſt 1831.

Worte, die der Dichter ſpricht
Treu in heimiſchen Bezirken,
Wirken gleich, doch weiß er nicht
Ob ſie in der Ferne wirken.

Britten! habt ſie aufgefaßt:
„Thät'ger Sinn, das Thun gezügelt;
Stetig Streben, ohne Haſt."
Und ſo wollt Ihr's denn beſiegelt.

Die Wittwe dem Sohne.

Ein raſcher Sinn, der keinem Zweifel hegt,
Stets denkt und thut und niemals überlegt,
Ein treues Herz, das wie empfangt ſo giebt,
Genießt und mittheilt, lebt indem es liebt;
Froh glänzend Auge, Wange friſch und roth,
Nie ſchön geprieſen, hübſch bis in den Tod.

Da blickt' ich ihn noch manchmal freundlich an
Und habe leidend viel für ihn gethan.
Indeß mein armes Herz im Stillen brach,
Da ſagt' ich mir: bald folgſt du ihnen nach!
Ich trug des Hauſes nur zu ſchwere Laſt,
Um ſeinetwillen nur ein Erdengaſt.

Invectiven.

Journal der Moden.

Der Redacteur ſpricht.

Wir ſollten denn doch auch einmal
Was Conſequentes ſprechen.
Und nicht, wie immer, Haub' und Shawl
Und Hut vom Zaune brechen;

Erwähnen, was des Menſchen Geiſt
So, aus ſich ſelbſt, entwickelt,
Und nicht, wie Fall und Zufall weiſ't,
Confus zuſammenſtückelt;

Ein Wiſſen, das ins Ganze ſtrebt,
Und Kunſt auf Fundamenten,
Nicht, wie man Tag' um Tage lebt,
Von fremden Elementen.

Allein wie richten wir es ein?
Wir ſinnen uns zu Tode.

Mitarbeiter ſpricht.

Beim Zeus! was kann bequemer ſeyn?
So macht es doch nur Mode!

B. und K.

Ihr möchtet gern den brüderlichen Schlegeln
Mit Beil und Axt den Reiſe-Kahn zerſtücken;
Allein ſie laſſen euch ſchon weit im Rücken,
Und ziehen fort mit Rudern und mit Segeln.

fehlen was sie zu Hause allenfalls bedürfen könnte; weshalb denn Kauf- und Handelsleute aller Art mitziehen, überall einen flüchtigen Bazar aufschlagen, eines guten Absatzes gewärtig. Man vergleicht daher das Lager des Kaisers jederzeit einer Stadt, worin denn auch so gute Polizey und Ordnung gehandhabt wird, daß niemand, bei grausamer Strafe, weder fouragiren noch requiriren, viel weniger aber plündern darf, sondern von Großen und Kleinen alles baar bezahlt werden muß; weshalb denn nicht allein alle auf dem Wege liegenden Städte sich mit Vorräthen reichlich versehen, sondern auch aus benachbarten und entfernteren Provinzen Lebensmittel und Bedürfnisse unversiegbar zufließen.

Was aber lassen sich für strategische, was für taktische Operationen von einer solchen organisirten Unordnung erwarten? besonders wenn man erfährt, daß alle Volks-, Stamm- und Waffenabtheilungen sich im Gefecht vermischen und, ohne bestimmten Vorder-, Neben- und Hintermann, wie es der Zufall gibt, durcheinander kämpfen; daher denn ein glücklich errungener Sieg so leicht umschlagen und eine einzige verlorne Schlacht auf viele Jahre hinaus das Schicksal eines Reiches bestimmen kann.

Dießmal aber kommt es zu keinem solchen furchtbaren Faust- und Waffengemenge. Zwar dringt man mit undenkbarer Beschwerniß, durch's Gebirge; aber

Zwar wär' es billig, dieſen frechen Vögeln
Auch tüchtig was am bunten Zeug zu flicken;
Doch euch, ihr Muſenloſen, wird's nicht glücken.
Drum, Flegel, bleibt zu Haus mit euern Flegeln.

Dramatiſch tanzt ein Eſel vor Apollen.
Und reichet traulich ſeinem Freund die Pratſchen,
Dem Häßlichzerrer beſſerer Naturen.

Der liefert Hexen, jener Huren,
Und beide hören ſich aus einer vollen
Parterreloak bejubeln und beklatſchen.

Schämt euch, ihr Beſſern, auch mit einzupatſchen!
Die Müh', uns zu vernichten, iſt verloren:
Wir kommen neugebärend, neugeboren.

Triumvirat.

Den Gott der Pluſcherien zu begrüßen
Kam Leichtfuß, Genius der Zeit, gegangen:
Laß uns, mein Theurer, aneinander hangen
Wie Kleit und Kleid; Pedanten mag's verdrießen.

Wir ruhen bald von unſrer ein'gen, ſüßen,
Planloſen Arbeit mit genährten Wangen;
Wenn Dilettanten-Skizzen einzig prangen,
Sey ernſte Kunſt ins Fabelreich gewieſen.

An Schmierern fehlt's nicht, nicht am Los der Schmierer;
Der rühmt ſich ſelbſt, den preiſet ein Verleger,
Der Gleiche Den, der Pöbel einen Dritten:

Doch fehlt im Ganzen noch ein Rädelsführer,
Ein unermüdlich unverſchämter Präger
Papierner Münze. Da trat in die Mitten

Herr Ueberall, in Tag- und Monatstempeln
Den Lumpenbrei der Pfuſcher und der Schmierer
Mit B†r zum Meiſterwerk zu ſtempeln.

---

* . . . und * . . .

Die gründlichſten Schuften, die Gott erſchuf,
Und zwar zu eigenſtem Beruf,
Auf Deutſchlands angebauten Gauen
Die Menge zu ſtren und zu trauen,
Indem ſie ſagen Tag für Tag,
Was jeder gerne hören mag:
Der Nachbar ſey brav in vielen Stücken,
Doch könne man ihm auch am Zeuge flicken,
Vor ihnen beiden, wie vor Gott,
Sey alle Menſchen-Tugend Spott;
Ja, wenn man's recht nimmt, gar ein Laſter,
Das machte die Herren nicht verhaßter;
Denn Hinz und Kunz, an ihren Stellen,
Glaubten doch auch was vorzuſtellen.

Gottheiten zwei, ich weiß nicht wie ſie heißen —
Denn ich bin nicht des Heidenthums befliſſen —
Von böſer Art Gottheiten! wie wir wiſſen,
Die gern, was Gott und Menſch verband, zerreißen.

Die beiden alſo ſagten: laß verſuchen,
Wie wir dem Deutſchen Volk ein Unheil bringen;
Sie mögen reden, ſchwätzen, tanzen, ſingen,
Sie müſſen ſich und all ihr Thun verfluchen.

Sie lachten gräßlich, fingen an zu formen
Schlecht ſchlechten Teig, und kneteten befliſſen.
Figuren waren's; aber wie . . . . .
Das ſind nun * . . . , * . . . , die Enormen!

Welch ein verehrendes Gedränge
Schließt den verfluchten * . . . ein?
Natürlich! Jeder aus der Menge
Wünſcht ſehnlich, ſo ein Mann zu ſeyn.

Er ſah fürwahr die Welt genau;
Doch ſchaut er ſie aus ſeinen Augen:
Deßwegen kannte Mann und Frau
Auch nicht das Allerminderſte taugen,

Daß er aus Bosheit ſchaden mag,
Das iſt ihm wohl erlaubt;
Doch fluch' ich, daß er Tag für Tag
Auch noch zu nützen glaubt.

Kotzebue.

Februar, 1816.

Natur gab dir ſo ſchöne Gaben,
Als tauſend andre Menſchen nicht haben;
Sie verſagte dir aber den ſchönſten Gewinnſt,
Zu ſchätzen mit Freude fremdes Verdienſt.

Könnteſt du dich deiner Nachbarn freuen,
Du ſtelltest dich ehrenvoll mit in den Reihen;
Nun aber hat dich das Rechte verdroſſen,
Und haſt dich ſelber ausgeſchloſſen.

Und wenn nach hundert Jahren ein Meiner
Deiner Werke gedenkt und Deiner,
So darf er es nicht anders ſagen;
Du kannſt ihn beim jüngſten Gericht verklagen.

Demſelben.

Eiſenach, den 18 Oktober 1817.

Du haſt es lange genug getrieben,
Niederträchtig vom Hohen geſchrieben,
Hätteſt gern die tiefſte Niederacht
Dem Allerhöchſten gleichgebracht.
Das hat denn deine Zeitgenoſſen,
Die Tüchtigen mein' ich, das verdroſſen;
Haſt immer doch Ehr' und Glück genoſſen.

St. Peter hat es dir aber gedacht,
Daß du ihn hätteſt gern klein gemacht.
Hat dir einen böſen Geiſt geſchickt,
Der dir den heimiſchen Sinn verrückt,
Daß du dein eignes Volk geſcholten.
Die Jugend hat es dir vergolten:
Aller End' her kamen ſie zuſammen,
Dich haufenweiſe zu verdammen;
St. Peter freut ſich deiner Flammen.

Biſt du Gemündiſches Silber, ſo fürchte den ſchwarzen Probirſtein;
Kotzebue, ſage, warum haſt du nach Rom dich verfügt?

Ultimatum.

Wollt', ich lebte noch hundert Jahr
Geſund und froh, wie ich meiſtens war;
Merkel, Spazier und Kotzebue
Hätten auch ſo lange keine Ruh,
Müßten's collegialiſch treiben,
Täglich ein Pasquill auf mich ſchreiben.
Das würde nun fürs nächſte Leben
Sechsundreißigtauſend fünfhundert geben,
Und bei der ſchönen runden Zahl
Rechn' ich die Schalttäg' nicht einmal.

Gern wärt' ich dieſes holde Weſen
Zu Abend auf dem . . . . . leſen,
Grobe Worte, gelind Papier
Nach Würdigkeit bedienen hier;
Dann legt' ich ruhig, nach wie vor,
Zu Gottes Namen mich aufs Ohr.

Es hatte ein junger Mann
Pfeile geſchiftet,
Dann wie er konnte und kann
Flügel gelüftet;
Doch im ikariſchen Flug
Kam er zu Sinnen,
Er hatte Zeit genug
Land zu gewinnen.
Da ſieht er, gelaſſen und nah,
Verworrene Thaten,
Und kann dem lieben Papa
Vernünftiges rathen.

Und warum geht es nicht
In ſolchen Sachen?
Es meinet Jedermann,
Er könn' es machen;
Und wenn er's machen ſoll,
Kann er's nicht machen.

---

v. . . . . r.

Den 4 April 1818.

Junge Huren, alte Nonnen
Hatten sonst schon viel gewonnen,
Wenn, von Pfaffen wohlberathen,
Sie im Kloster Wunder thaten.
Jetzt geht's über Land und Leute
Durch Europens edle Weite!
Hofgemäße Löwen schranzen,
Affen, Hund' und Bären tanzen —
Neue leid'ge Zauberstücken —
Hurenpack, zuletzt Propheten!

Voß contra Stolberg.

1820.

Voß contra Stolberg! ein Proceß
Von ganz besonderm Wesen.
Ganz eigner Art; mir ist indeß,
Das hätt' ich schon gelesen.
Mir wird unfrei, mir wird unfroh,
Wie zwischen Gluth und Welle.
Als läs ich ein Capitolo
In Dante's grauser Hölle.

Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren,
Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.

Antikritik.

Armer Tobis, tappst am Stabe
Siebenfarbiger Drösseleien,
Kannst dich jener Himmelsgabe
Reinen Lichtes nicht erfreuen!

Nicht erlustigen dich im Schatten,
Wo mit urgebornr Liebe
Licht und Finsterniß sich gatten,
Zu verherrlichen die Trübe.

Werd' ihm doch die kräft'ge Salbe,
Diesem Armen, bald gesendet!
Dem die theoretische Schwalbe
Augenkraft und Lust geblendet

Dem Weißmacher.

Newtonisch Weiß den Kindern vorzuzeigen,
Die pädagogischem Ernst sogleich sich neigen,
Trat einst ein Lehrer auf, mit Schwungrads Possen,
Auf seidem war ein Farbenkreis geschlossen.
Das dorlte nun. „Betracht' es mir genau!
Was siehst du, Knabe?" Nun, was seh' ich? Grau!
„Du siehst nicht recht! Glaubst du, daß ich das leide:
Weißdummer Junge, Weiß! so sagt's Mollweide."

Dem Buchſtabenſparer.

1812.

So ſoll die orthographiſche Nacht
Doch endlich auch ihren Tag erfahren;
Der Freund, der ſo viel Worte macht,
Er will es an den Buchſtaben ſparen.

Herr Schöne.

1823.

Dem Dummen wird die Ilias zur Fibel;
Wie uns vor ſolchem Leſer grauſt!
Er lieſ't ſo ungefähr die Bibel,
Als wie Herr Schöne meinen Fauſt.

Der du ſo nach Erfindung bangſt,
Du ſollteſt dich ſo ſehr nicht plagen;
Wenn du eine weiſe Antwort verlangſt,
Mußt du vernünftig fragen.

Auf Müllner.

1818.

Ein ſtrenger Mann, von Stirne kraus,
Herr Doctor Müllner heißt er,
Wirft alles gleich zum Fenſter hinaus,
Sogar den Wilhelm Meiſter;

Er ganz allein verſteht es recht,
Daran iſt gar kein Zweifel:
Denn geht es ſeinen Helden ſchlecht,
Ergibt er ſie dem Teufel.

Auf denſelben.

Wir litten ſchon durch Kotzebue
Gemeines Räſonniren,
Nun kommt Herr Müllner auch dazu,
Das Ober-Wort zu führen;
Im Dichten raſch, im Lobe faul,
Iſt er mit nichts zufrieden:
Der Edle mault nur, um das Maul
Den Andern zu verbieten.

„Goethe und Puſtkuchen."

(Haude und Spener Berlin. Nachrichten, Nro. 249. 1822.)

Puſten, grobes deutſches Wort!
Niemand — wohl erzogen —
Wird am reinanſtändigen Ort
Solchem Wort gewogen.

Puſterich, ein Gbyenbild,
Gräßlich anzuſchauen,
Puſtet über klar Gefild
Wuſt, Geſtank und Grauen.

man zaudert, weicht zurück, macht sogar Anstalten die eigenen Städte zu zerstören, damit der Feind in verwüsteten Landstrecken umkomme. Panischer Allarm, leere Siegesbotschaften schwanken durch einander; freventlich abgelehnte, stolz verweigerte Friedensbedingungen, verstellte Kampflust, hinterlistiges Zögern verspäten erst und begünstigen zuletzt den Frieden. Da zieht nun ein jeder, auf des Kaisers Befehl und Strafgebot, ohne weitere Noth und Gefahr als was er von Weg und Gedränge gelitten ungesäumt wieder nach Hause.

Auch della Valle finden wir zu Casbin in der Nähe des Hofes wieder, unzufrieden, daß der Feldzug gegen die Türken ein so baldiges Ende genommen. Denn wir haben ihn nicht bloß als einen neugierigen Reisenden, als einen vom Zufall hin und wieder getriebenen Abentheurer zu betrachten; er hegt vielmehr seine Zwecke die er unausgesetzt verfolgt. Persien war damals eigentlich ein Land für Fremde; Abbas vieljährige Liberalität zog manchen muntern Geist herbei; noch war es nicht die Zeit förmlicher Gesandtschaften; kühne, gewandte Reisende machen sich geltend. Schon hatte Sherley, ein Engländer, früher sich selbst beauftragt und spielte den Vermittler zwischen Osten und Westen; so auch della Valle, unabhängig, wohlhabend, vornehm, gebildet, empfohlen, findet Eingang bei Hofe und sucht gegen die Türken zu reizen. Ihn treibt eben dasselbe christliche Mitgefühl, das die ersten Kreuz-

Will der Pusterich nun gar
Pfaffenkuchen pusten,
Teufelsjungen-Küchenschaar
Wird den Teig behusten.

Fauntleroy und Conforten.

December 1824.

Will in Albions Bezirken
Man den Schriftverfälscher hängen;
Herrschers Gnade zu erwirken,
Sieht man Tausende sich drängen.

Hängt man diesen – denken viele –
Sollten wir im Sichern wandeln?
Die im Ernst, so wie im Spiele
Immerfort betrüglich handeln.

Einerlei ist's ganz und gar,
Ob man raube, fälsche, stehle;
Und dem schändlichsten Falsar
Juckt im ..... die Kehle.

An Frau K. in C.

Erwiderung.

Wenn ſchönes Mädchen ſorgen will
Für meine Seligkeit,
So iſt ihr zartes Herzchen ſtill
Der Liebe ſchon geweiht;
Doch Pfarrers Mittib mahnt mich an
Aus ihrem Ofenwinkel!
Fürwahr ich ſehe nichts daran,
Als Eitelkeit und Dünkel. —
Beim Heiland möcht' ich euch nicht gern
Für die Empfehlung danken,
Geſunde kennen unſern Herrn
Weit beſſer als ihr Kranken.

An . . .

Erwiederungen.

Wie mir dein Buch gefällt? —
Will dich nicht kränken:
Um alles in der Welt
Möchte nicht ſo denken.

Wie mir dein Buch gefällt?
Ich laſſe mir's ſchenken;
Hie und da in der Welt
Mag man wohl ſo denken.

Es iſt nicht zu ſchelten,
Man laſſ' es gelten;
Ich aber bin kein Haar
Weiter als ich war.

Zahme Xenien.

Zahme Xenien.

Freund, wer ein Lump iſt, bleibt ein Lump,
Zu Wagen, Pferd' und Fuße;
Drum glaub' an keinen Lumpen je,
An keines Lumpen Buße.

Bin ich für 'ne Sache eingenommen,
Die Welt, denk' ich, muß mit mir kommen;
Doch welch ein Gräuel muß mir erſcheinen,
Wenn Lumpe ſich wollen mit mir vereinen.

„Warum bekämpfſt du nicht den Kotzebue,
Der ſcharfe Pfeile, dir zu ſchaden, richtet?"
Ich ſehe ſchadenfroh im Stillen zu,
Wie dieſer Feind ſich ſelbſt vernichtet.

Schilt nicht den Schelmen, der eifrig bemüht
Bald ſo, bald ſo ſich zu wenden:
Wenn er den Teufel am Schwanze zieht,
Ihm bleibt ein Haar in den Händen.
So ſehr es auch widert, ſo ſehr es auch ſtinkt —
Man kann es immer nicht wiſſen —
Es wird vielleicht, wenn es glückt und gelingt,
Für Moſchus gelten müſſen.

Ist erst eine dunkle Kammer gemacht,
Und finster als eine ägyptische Nacht,
Durch ein gar winzig Löchlein dringe
Den feinsten Sonnenstrahl herein,
Daß er dann durch das Prisma dringe,
Alsbald wird er gebrochen seyn.
Auseinanderfelt bei meiner Ehr'
Siehst ihn als eb's ein Strichlein wär,
Siebenfarbig statt weiß, oval statt rund,
Glaube hierbei des Lehrers Mund:
Wo sich hier auseinander reckt,
Das hat alles in einem gesteckt,
Und dir, wie manchem seit hundert Jaor,
Wächst darüber kein graues Haar.

Ins Teufels Namen,
Was sind denn eure Namen:
Im deutschen Merkur
Ist keine Spur
Von Vater Wieland,
Der steht auf dem blauen Einband;
Und hinter dem verfluchtesten Reim
Der Name Gleim.

Denk' an die Menschen nicht,
Denk' an die Damen!
Da kommt ein junger Mensch,
Wird was braus machen;

Das alte Volk es iſt
Ja ſelbſt nur Sache;
Ich bin nur immer jung,
Daß ich was mache;
Wer jung verbleiben will,
Denk' daß er mache,
Und wenn's nicht *** ſind,
Im andern Fache.

Anſtatt daß ihr bedächtig ſteht,
Verſucht's zuſammen eine Strecke;
Wißt ihr auch nicht wohin es geht,
So kommt ihr wenigſtens vom Flecke.

Sage mir, mit wem zu ſprechen
Dir genehm, gemüthlich iſt;
Ohne mir den Kopf zu brechen
Weiß ich deutlich wie du biſt.

Jeder geht zum Theater hinaus.
Dießmal war es ein volles Haus;
Er lobt und ſchilt was er gefühlt,
Er denkt, man habe für ihn geſpielt.

Ob ich liebe, ob ich haſſe!
Nur ſoll ich nicht ſchelten.
Wenn ich die Leute gelten laſſe,
Läßt man mich gelten.

Du Narr! begünstige die Pfuscherei.
So bist du überall zu Hause.

Was waren das für schöne Zeiten!
In Ecclesia mulier taceat!
Jetzt, da eine Jedliche Stimme hat,
Was will Ecclesia bedeuten.

Was die Weiber lieben und hassen,
Das wollen wir ihnen gelten lassen;
Wenn sie aber urtheilen und meinen,
Da will's oft wunderlich erscheinen.

Und sie in ihrer warmen Sphäre
Fühlt sich behaglich, zierlich, fein:
Da sie nicht ohne den Menschen wäre,
So dünkt sie sich ein Mensch zu seyn.

Todtengräbers Tochter sah ich gehn.
Ihre Mutter hatte sich an keiner Leiche versehn.

Was helfen den Jungfern alle Gaben:
Weder Augen noch Ohren sollten sie haben.

Sich läßt die junge Frau als Heloise malen.
Will sie mit ihrem Manne prahlen?

Die ſchönen Frauen jung und alt,
Sind nicht gemacht ſich abzuhärmen;
Und ſind einmal die edlen Helden kalt,
So kann man ſich an Schlucken wärmen.

Ich ehre mir die Würde der Frauen;
Aber damit ſie Würde hätten,
Sollten ſie ſich nicht alleine betten,
Sollten ſich an Männerwürde erbauen.

„Wir haben dir Klatſch auf Geklatſche gemacht,
Wie ſchief!
Und haben dich ſchnell in die Patſche gebracht,
Wie tief!
Wir lachen dich aus,
Nun hilft dir heraus!
Ade.“

Und red' ich dagegen, ſo wird nur der Klatſch
Verſchlimmert.
Mein liebliches Leben, im nichtigen Patſch,
Verkümmert.
Schon bin ich heraus;
Ich mach' mir nichts draus.
Ade.

---

fahrer aufregte; er hatte die Mißhandlungen frommer Pilger am heiligen Grabe gesehen, zum Theil mit erduldet, und allen westlichen Nationen war daran gelegen, daß Constantinopel von Osten her beunruhigt werde: aber Abbas vertraut nicht den Christen, die, auf eignen Vortheil bedacht, ihm zur rechten Zeit niemals von ihrer Seite beigestanden. Nun hat er sich mit den Türken verglichen; della Valle läßt aber nicht nach und sucht eine Verbindung Persiens mit den Kosaken am schwarzen Meer anzuknüpfen. Nun kehrt er nach Ispahan zurück, mit Absicht sich anzusiedeln und die römisch-katholische Religion zu fördern. Erst die Verwandten seiner Frau, dann noch mehr Christen aus Georgien zieht er an sich, eine georgianische Waise nimmt er an Kindesstatt an, hält sich mit den Carmeliten, und führt nichts weniger im Sinne als vom Kaiser eine Landstrecke, zu Gründung eines neuen Roms, zu erhalten.

Nun erscheint der Kaiser selbst wieder in Ispahan, Gesandte von allen Weltgegenden strömen herbei. Der Herrscher zu Pferd, auf dem größten Platze, in Gegenwart seiner Soldaten, der angesehnsten Dienerschaft, bedeutender Fremden, deren Vornehmste auch alle zu Pferd mit Gefolge sich einfinden, ertheilt er launige Audienzen; Geschenke werden gebracht, großer Prunk damit getrieben, und doch werden sie bald hochfahrend verschmäht, bald darum jüdisch gemarktet, und so

Ich habe nie mit euch gestritten,
Philister-Pfaffen! Neider-Brut!
Unartig seyd ihr wie die Britten,
Doch zahlt ihr lange nicht so gut.

Der Gottes-Erde lichten Saal
Verdüstern sie zum Jammerthal;
Daran entdecken wir geschwind
Wie jämmerlich sie selber sind.

Den Vereinigten Staaten.

Amerika, du hast es besser
Als unser Continent, das alte.
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergebliche Streit.

Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten.

Da loben sie den Faust
Und was noch sunsten
In meinen Schriften braust
Zu ihren Gunsten;

Das alte Mick und Mack
Das freut sie sehr;
Es meint das Lumpenpack
Man wär's nicht mehr!

„Wie bist du so ausgeartet?
Sonst warst du am Abend so herrlich und hehr!"
Wenn man kein Liebchen erwartet,
Gibt's keine Nacht mehr.

Unbesonnenheit ziert die Jugend,
Sie will eben vorwärts leben;
Der Fehler wird zur Tugend,
Im Alter muß man auf sich Acht geben.

„Meinst du es redlich mit solchem Schmerz? —
Geh! Heuchlerisch ist dein Bemühn."
Der Schauspieler gewinnt das Herz,
Aber er gibt nicht seines hin.

Welch ein wunderlich Exempel! —
Hör' ich, daß man sich mouire
Wie man mir den hehren Tempel,
Vesta's Tempel, dedicire;
Doch ich übergehe diesen
Vorwurf mit gefaßter Miene:
Denn es muß mich sehr verdrießen,
Daß ich's nur zu wohl verdiene.

„Zu Goethe's Denkmal was zahlst du jetzt?“
Fragt dieser, jener und der. —
Hätt' ich mir nicht selbst ein Denkmal gesetzt,
Das Denkmal wo käm' es denn her?

Ihr könnt mir immer ungescheut,
Wie Blüchern, Denkmal setzen;
Von Franzen hat Er euch befreit,
Ich von Philister-Netzen.

Was ist ein Philister?
Ein hohler Darm,
Mit Furcht und Hoffnung ausgefüllt,
Daß Gott erbarm!

Bist undankbar, so hast nicht recht,
Bist du dankbar, so geht dir's schlecht:
Den rechten Weg wirst nie vermissen,
Handle nur nach Gefühl und Gewissen.

Wen die Dankbarkeit genirt
Der ist übel dran;
Denke, wer dich erst geführt,
Wer für dich gethan!

Für und wider zu dieser Stunde
Quängelt ihr schon seit vielen Jahren:
Was ich gethan, ihr Lumpenhunde!
Werdet ihr nimmermehr erfahren.

„So ſey doch höflich!“ — Höflich mit dem Pack?
Mit Seide näht man keinen groben Sack.

Wie mancher Mißwillige ſchnuffelt und wittert
Um das von der Muſe verliehne Gedicht;
Sie haben Leſſing das Ende verbittert,
Mir ſollen ſie's nicht! —

„Was will von Quedlinburg heraus
Ein zweiter Wandrer traben!“ —
Hat doch der Wallfiſch ſeine Laus,
Muß ich auch meine haben.

Der freudige Werther, Stella dann
In Criminal-Verhören,
Vom Libanon der heilige Mann
Sind göttlich zu verehren.
So iſt von Quedlinburg auch der
Falſchmünzer hoch zu preiſen:
Gemünzter Silber präget er,
Uns Korn und Schrot zu weiſen.

Der Weihrauch, der euch Göttern glüht,
Muß Prieſtern lieblich duften:
Sie ſchufen euch, wie jeder ſieht,
Nach ihrem Bild zu Schuften.

So ist denn Tieck aus unsrer Mitten
In die Schranken hervorgeritten.
Heil ihm! — Es gilt nicht Wanderjahre,
Noch eines Dichters graue Haare,
Noch seine Meister und seine Gesellen,
Die sich vor Mit- und Nachwelt stellen;
Es gilt, ihr mögt es leicht erproben,
Die Paare wie sie sich verloben.

Jedem redlichen Bemühn
Sey Beharrlichkeit verliehn.

Jeder Weg zum rechten Zwecke
Ist auch recht in jeder Strecke.

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht!
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer ein Knecht.

Gut verloren — etwas verloren!
Muß rasch dich besinnen
Und neues gewinnen.
Ehre verloren — viel verloren!
Muß Ruhm gewinnen,
Da werden die Leute sich anders besinnen.
Muth verloren — alles verloren!
Da wär' es besser nicht geboren.

Willſt du dir ein hübſch Leben zimmern,
Mußt ums Vergangne dich nicht bekümmern,
Und wäre dir auch was verloren.
Mußt immer thun wie neu geboren;
Was jeder Tag will, ſollſt du fragen,
Was jeder Tag will, wird er ſagen;
Mußt dich an eignem Thun ergötzen,
Was andre thun, das wirſt du ſchätzen;
Beſonders keinen Menſchen haſſen,
Und das Uebrige Gott überlaſſen.

„Sag', was enthält die Kirchengeſchichte?
Sie wird mir in Gedanken zu nichte;
Es giebt unendlich viel zu leſen,
Was iſt denn aber das alles geweſen?" —
Zwei Gegner ſind es, die ſich boxen,
Die Arianer und Orthodoxen.
Durch viele Säcla dasſelbe geſchicht,
Es dauert bis an das jüngſte Gericht.

Mit Kirchengeſchichte was hab' ich zu ſchaffen?
Ich ſehe weiter nichts als Pfaffen;
Wie's um die Chriſten ſteht, die Gemeinen,
Davon will mir gar nichts erſcheinen.

Ich hätt' auch können Gemeinde ſagen,
Eben ſo wenig wäre zu erfragen.

Glaubt nicht, daß ich faſele, daß ich dichte,
Seht hin und findet mir andere Geſtalt!
Es iſt die ganze Kirchengeſchichte
Miſchmaſch von Irrthum und von Gewalt.

Ihr Gläubigen! rühmt nur nicht euren Glauben
Als einzigen, wir glauben auch wie ihr;
Der Forſcher läßt ſich keineswegs berauben
Des Erdtheils, aller Welt gegönnt — und mir.

Ein Sadducäer will ich bleiben! —
Das könnte mich zur Verzweiflung treiben,
Daß von dem Volk, das hier mich bedrängt,
Auch würde die Ewigkeit eingeengt;
Das wäre doch nur der alte Patſch,
Droben gäb's nur verklärten Klatſch.

Sey nicht ſo heftig, ſey nicht ſo dumm!
Da drüben bildet ſich alles um.

Ich habe nichts gegen die Frömmigkeit,
Sie iſt zugleich Bequemlichkeit;
Wer ohne Frömmigkeit will leben,
Muß großer Mühe ſich ergeben:
Auf ſeine eigne Hand zu wandern,
Sich ſelbſt genügen und den andern,
Und freilich auch dabei vertraun:
Gott werde wohl auf ihn niederſchaun.

Wer Wiſſenſchaft und Kunſt beſitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht beſitzt,
Der habe Religion.

Niemand ſoll ins Kloſter gehn,
Als er ſey denn wohl verſehn
Mit gehörigem Sünden-Vorrath;
Damit es ihm ſo früh als ſpat
Nicht mög' am Vergnügen fehlen
Sich mit Reue durchzuquälen.

Laßt euch nur von Pfaffen ſagen
Was die Kreuzigung eingetragen!
Niemand kommt zum höchſten Flor
Von Kranz und Orden,
Wenn einer nicht zuvor
Derb gedroſchen worden.

Den deutſchen Mannen gereicht's zum Ruhm,
Daß ſie gehaßt das Chriſtenthum.
Bis Herrn Carolus leidigem Degen
Die edlen Sachſen unterlegen.
Doch haben ſie lange genug gerungen,
Bis endlich die Pfaffen ſie bezwungen
Und ſie ſich unters Joch gebuckt;
Doch haben ſie immer einmal gemuckt,
Sie lagen nur im halben Schlaf
Als Luther die Bibel verdeutſcht ſo brav.

Sanct Paulus, wie ein Ritter derb,
Erſchien den Rittern minder herb,
Freiheit erwacht in jeder Bruſt,
Wir proteſtiren alle mit Luſt.

„Iſt Concordat und Kirchenplan
Nicht glücklich durchgeführt?“ —
Ja fangt einmal mit Rom nur an,
Da ſeyd ihr angeführt.

Ein lutheriſcher Geiſtlicher ſpricht:

Heiliger, lieber Luther,
Du ſchadteſt die Butter
Deinen Collegen vom Brod:
Das verzeihe dir Gott!

Geburt und Tod betrachtet' ich
Und wollte das Leben vergeſſen;
Ich armer Teufel konnte mich
Mit einem König meſſen.

„Der alte reiche Fürſt
Blieb doch vom Zeitgeiſt weit,
Sehr weit?“ —
Wer ſich aufs Geld verſteht,
Verſteht ſich auf die Zeit,
Sehr auf die Zeit!

„Geld und Gewalt, Gewalt und Geld,
Daran kann man sich freuen,
Gerecht- und Ungerechtigkeit
Das sind nur Lumpereien."

Wenn auch der Held sich selbst genug ist,
Verbunden geht es doch geschwinder!
Und wenn der Ueberwundne klug ist,
Gesellt er sich zum Ueberwinder.

Die reitenden Helden vom festen Land
Haben jetzt gar viel zu bedeuten;
Doch stünd es ganz in meiner Hand,
Ein Meerpferd möcht' ich reiten.

Was haben wir nicht für Kränze gewunden!
Die Fürsten, sie sind nicht gekommen;
Die glücklichen Tage, die himmlischen Stunden
Wir haben voraus sie genommen.
So geht es wahrscheinlich mit meinem Bemühn,
Den lyrischen Siebensachen;
Erimenides, denk' ich, wird in Berlin
Zu spät zu früh erwachen.
Ich war vom reinen Gefühl durchdrungen;
Bald schein' ich ein schmeichelnder Lober:
Ich habe der Deutschen Juni gesungen,
Das hält nicht bis in October.

---

schwankt die Majestät immer zwischen dem Höchsten und Tiefsten. Sodann, bald geheimnißvoll verschlossen im Harem, bald vor aller Augen handelnd, sich in alles Oeffentliche einmischend, zeigt sich der Kaiser in unermüdlicher, eigenwilliger Thätigkeit.

Durchaus auch bemerkt man einen besondern Freisinn in Religionssachen. Nur keinen Muhamedaner darf man zum Christenthum bekehren; an Bekehrungen zum Islam, die er früher begünstigt, hat er selbst keine Freude mehr. Uebrigens mag man glauben und vornehmen was man will. So feyern z. B. die Armenier gerade das Fest der Kreuzestaufe, die sie in ihrer prächtigen Vorstadt, durch welche der Fluß Senderud läuft, feyerlichst begehen. Dieser Function will der Kaiser nicht allein mit großem Gefolge beiwohnen, auch hier kann er das Befehlen, das Anordnen nicht lassen. Erst bespricht er sich mit den Pfaffen, was sie eigentlich vorhaben, dann sprengt er auf und ab, reitet hin und her, und gebietet dem Zug Ordnung und Ruhe, mit Genauigkeit wie er seine Krieger behandelt hätte. Nach geendigter Feyer sammelt er die Geistlichen und andere bedeutende Männer um sich her, bespricht sich mit ihnen über mancherlei Religionsmeinungen und Gebräuche. Doch diese Freiheit der Gesinnung gegen andere Glaubensgenossen ist nicht bloß dem Kaiser persönlich, sie findet bei den Schiiten überhaupt statt. Diese, dem Ali anhängend, der, erst

Calan empfahl sich Alexandern,
Um jenen Negus zu besteigen;
Der König fragte, so die Andern
Des Heeres auch: Was willst du zeigen? —
„Nichts zeigen will ich, aber zeigen,
Daß vor dem Könige, dem Heere,
Vor blinkend blitzendem Gewehre,
Dem Weisen sich's geziemt zu schweigen."

Zum West-östlichen Divan.

Mit der Deutschen Freundschaft
Hat's keine Noth,
Aergerlichster Feindschaft
Steht Höflichkeit zu Gebot;
Je sanfter sie sich erwiesen,
Has' ich immer frisch gedroht,
Ließ mich nicht verdrießen
Trübes Morgen- und Abendroth;
Ließ die Wasser fließen
Fließen zu Freud und Noth,
Aber mit allem diesen
Blies ich mir selbst zu Gebot:
Sie alle wollten genießen
Was ihnen die Stunde bot;
Ihnen hab' ichs nicht verwiesen,
Jeder hat seine Noth.
Sie lassen mich alle grüßen
Und hassen mich bis in Tod.

Mich nach- und umzubilden, mißzubilden
Versuchten sie seit vollen fünfzig Jahren;
Ich dächte doch, da konntest du erfahren,
Was an dir sey in Vaterlands-Gefilden.
Du hast getollt zu deiner Zeit mit wilden
Dämonisch genialen jungen Schaaren,
Dann sachte schlossest du von Jahr zu Jahren
Dich näher an die Weisen, göttlich-milden.

An Hafis,

Hafis, dir ſich gleich zu ſtellen,
Welch ein Wahn!
Rauſcht doch wohl auf Meeres-Wellen
Raſch ein Schiff hinan.
Fühlet ſeine Segel ſchwellen,
Wandelt kühn und ſtolz;
Will's der Ocean zerſchellen,
Schwimmt's ein morſches Holz.
Dir in Liedern, leichten, ſchnellen,
Wallet kühle Fluth.
Siedet auf zu Feuerwellen;
Mich verſchlingt die Gluth!
Doch mir will ein Dünkel ſchwellen,
Der mir Kühnheit gibt;
Hab' doch auch im ſonnenhellen
Land geliebt, geliebt!

An Suleika.

Süßes Kind, die Perlenreihen,
Wie ich irgend nur vermochte,
Wollte traulich dir verleihen
Als der Liebe Lampendochte.

Und nun kommſt du, haſt ein Zeichen
Dran gehängt, das, unter allen
Den Amuras ſeines Gleichen,
Mir am ſchlechſten will gefallen.

Dieſe ganz moderne Narrheit
Magſt du mir nach Schiras bringen?
Soll ich wohl, in ſteter Starrheit,
Hölzchen auf Hölzchen ſingen?

Abraham, den Herrn der Sterne,
Hat er ſich zum Ahn erleſen;
Moſes iſt, in wüſter Ferne,
Durch den Einen groß geweſen.

David auch, durch viel Gebrechen,
Ja Verbrechen durchgewandelt,
Wußte doch ſich loszuſprechen:
Einem hab' ich recht gehandelt.

Jeſus fühlte rein und dachte
Nur den Einen Gott im Stillen;
Wer ihn ſelbſt zum Gotte machte
Kränkte ſeinen heil'gen Willen.

Und ſo muß das Rechte ſcheinen
Was auch Mahomet gelungen:
Nur durch den Begriff des Einen
Hat er alle Welt bezwungen.

Wenn du aber dennoch Huld'gung
Dieſem leid'gen Ding verlangeſt;
Diene mir es zur Entſchuld'gung,
Daß du nicht alleine prangeſt. —

Doch allein! — Da viele Frauen
Salomonis ihn verehrten,
Götter, betend anzuſchauen,
Wie die Närrinnen verehrten:

Iſis Horn, Anubis Rachen
Boten ſie dem Judenſtolze; —
Mir wilſt du zum Gotte machen
Solch ein Jammerbild am Holze!

Und ich will nicht beſſer ſcheinen
Als es ſich mit mir ereignet.
Salomo verſchwur den Seinen,
Meinen Gott hab' ich verleugnet.

Laß die Renegatenbürde
Mich in dieſem Kuß verſchmerzen:
Denn ein Vipſipuzli würde
Talisman an Deinem Herzen.

Hubhub ſprach: mit Einem Blicke
Hat ſie alles mir verraten
Und ich bin von eurem Glücke
Immer, wie ich's war, erbaut.
Liebt ihr doch! — In Trennungs-Nächten
Seht, wie ſich's in Sternen ſchreibt:
Daß, geſtellt zu ewigen Mächten,
Glanzreich eure Liebe bleibt.

Hubsch auf dem Palmen-Stechen,
Hier im Eschen.
Nistet äugelnd, wie charmant!
Und ist immer vigilant.

Die Liebende

spricht.

Und warum sendet
Der Reiterhauptmann
Nicht seine Boten
Von Tag zu Tage?
Hat er doch Pferde,
Versteht die Schrift.

Er schreibt ja Talik;
Auch Nesti weiß er
Zierlich zu schreiben
Auf Seidenblätter.
An seiner Stelle
Sey mir die Schrift.

Die Kranke will nicht,
Will nicht genesen
Vom süßen Leiden,
Sie, an der Kunde
Von ihrem Liebsten
Gesundend, krankt.

Die Liebende

abermals.

Schreibt er in Nesti,
So sagt er's treulich;
Schreibt er in Talis,
'S ist gar erfreulich:
Eins wie das andre,
Genug er liebt! —

Hatem.

Sprich! unter welchem Himmelszeichen
Der Tag liegt,
Wo mein Herz, das doch mein eigen,
Nicht mehr wegfliegt?
Und, wenn es flöge, zum Erreichen
Mir ganz nah liegt?
Auf dem Polster, dem süßen, dem weichen,
Wo mein Herz an ihrem liegt.

Nicht mehr auf Seidenblatt
Schreib' ich symmetrische Reime,
Nicht mehr faß' ich sie
In goldne Ranken;
Dem Stand, dem beweglichen, eingezeichnet,
Ueberweht sie der Wind, aber die Kraft besteht
Bis zum Mittelpunkt der Erde,
Dem Boden angebannt.

Und der Wandrer wird kommen,
Der Liebende. Betritt er
Dieſe Stelle, ihm zuckt's
Durch alle Glieder.
„Hier! Vor mir liebte der Liebende.
War es Medſchnun der zarte?
Ferhad der kräftige? Dſchemil der dauernde?
Oder von jenen tauſend
Glücklichunglücklichen Einer?
Er liebte! Ich liebe wie er,
Ich ahnd' ihn!"
Suleika, du aber ruhſt
Auf dem zarten Polſter,
Das ich dir bereitet und geſchmückt,
Auch dir zuckt's aufweckend durch die Glieder:
„Er iſt's, der mich ruft, Hatem.
Auch ich rufe dir, o Hatem! Hatem!"

Laßt mich weinen! umſchränkt von Nacht,
In unendlicher Wüſte,
Kamele ruhn, die Treiber deßgleichen,
Rechnend ſtill wacht der Armenier;
Ich aber neben ihm berechne die Meilen,
Die mich von Suleika trennen, wiederhole
Die wegverlängernden ärgerlichen Krümmungen.

Laßt mich weinen! das iſt keine Schande:
Weinende Männer ſind gut.
Weinte doch Achill um ſeine Briſeis!
Xerxes beweinte das unerſchlagene Heer!

vom Caliphate verdrängt und als er endlich dazu gelangte, bald ermordet wurde, können in manchem Sinne als die unterdrückte mahometanische Religionspartey angesehen werden; ihr Haß wendet sich daher hauptsächlich gegen die Sunniten, welche die zwischen Mahomet und Ali eingeschobenen Caliphen mitzählen und verehren. Die Türken sind diesem Glauben zugethan und eine sowohl politische als religiöse Spaltung trennt die beiden Völker; indem nun die Schiiten ihre eigenen verschieden denkenden Glaubensgenossen auf's äußerste hassen, sind sie gleichgültig gegen andere Bekenner und gewähren ihnen weit eher als ihren eigentlichen Gegnern eine geneigte Aufnahme.

Aber auch, schlimm genug! diese Liberalität leidet unter den Einflüssen kaiserlicher Willkür! Ein Reich zu bevölkern oder zu entvölkern ist dem despotischen Willen gleich gemäß. Abbas, verkleidet auf dem Lande herumschleichend, vernimmt die Mißreden einiger armenischen Frauen und fühlt sich dergestalt beleidigt, daß er die grausamsten Strafen über die sämmtlichen männlichen Einwohner des Dorfes verhängt. Schrecken und Bekümmerniß verbreiten sich an den Ufern des Senderuds, und die Vorstadt Chalfa, erst durch die Theilnahme des Kaisers an ihrem Feste beglückt, versinkt in die tiefste Trauer.

Und so theilen wir immer die Gefühle großer, durch

Ueber den ſelbſtgemordeten Liebling
Alexander weinte.
Laßt mich weinen! Thränen beleben den Staub,
Schon grunelt's.

Maximen und Reflexionen.

Das erſte und lezte, was vom Genie gefordert wird, iſt Wahrheitsliebe.

Wer gegen ſich ſelbſt und andere wahr iſt und bleibt, beſizt die ſchönſte Eigenſchaft der gröſten Talente.

Groſe Talente ſind das ſchönſte Verſöhnungsmittel.

Das Genie übt eine Art Ubiquität aus, ins Allgemeine vor —, ins Beſondere nach der Erfahrung.

Eine thätige Skepſis iſt die, welche unabläſſig bemüht iſt ſich ſelbſt zu überwinden, und durch geregelte Erfahrung zu einer Art von bedingter Zuverläſſigkeit zu gelangen.

Das Allgemeine eines ſolchen Geiſtes iſt die Tendenz, zu erforſchen ob irgend einem Object irgend ein Prädicat wirklich zukomme? und geſchieht dieſe Unterſuchung in der Abſicht, das als geprüft Gefundene in Praxis mit Sicherheit anwenden zu können.

Der lebendig begabte Geiſt, ſich in praktiſcher Abſicht aus Allernächſte haltend, iſt das Vorzüglichſte auf Erden.

„Vollkommenheit iſt die Norm des Himmels; Vollkommenes wollen die Norm des Menſchen.“

Nicht allein das Angeborne, ſondern auch das Erworbene iſt der Menſch.

Der Menſch iſt genugſam ausgeſtattet zu allen wahren irdiſchen Bedürfniſſen, wenn er ſeinen Sinnen traut und ſie dergeſtalt ausbildet, daß ſie des Vertrauens werth bleiben.

Die Sinne trügen nicht, aber das Urtheil trügt.

Man läugnet dem Geſicht nicht ab, daß es die Entfernung der Gegenſtände, die ſich neben und übereinander befinden, zu ſchätzen wiſſe; das Hintereinander will man nicht gleichmäßig zugeſtehen.

Und doch iſt dem Menſchen, der nicht ſtationär, ſondern beweglich gedacht wird, hierin die ſicherſte Lehre durch Parallaxe verliehen.

Die Lehre von dem Gebrauch der correſpondirenden Winkel iſt, genau beſehen, darin eingeſchloſſen.

Das Thier wird durch ſeine Organe belehrt; der Menſch belehrt die ſeinigen und beherrſcht ſie.

Anaxagoras lehrt, daß alle Thiere die thätige Vernunft haben, aber nicht die leidende, die gleichſam der Dolmetſcher des Verſtandes iſt.

Jüdisches Wesen. Einzig der Grund von allem. Unmittelbare Zwecke. Keiner, auch nur der kleinste geringste Jude, der nicht entschiednes Bestreben verriethe, und zwar ein irdisches, zeitliches, augenblickliches.

Juden-Sprache hat etwas Pathetisches

Alle unmittelbare Aufforderung zum Ideellen ist bedenklich, besonders an die Weiblein. Wie es auch sey, umgibt sich der einzelne bedeutende Mann mit einem mehr oder weniger religios-moralisch-ästhetischen Serail.

Jede große Idee, die als ein Evangelium in die Welt tritt, wird dem stockenden pedantischen Volke ein Aergerniß und einem Viel- aber Leichtgebildeten eine Thorheit.

Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung und wie sie sich zu realisiren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden.

Dieß ist es, was man Ideologie im guten und bösen Sinne genannt hat, und warum der Ideolog den lebhaft wirkenden praktischen Tagesmenschen so sehr zuwider war.

Frage.

Was iſt Prädeſtination?

Antwort.

Gott iſt mächtiger und weiſer als wir, darum macht er es mit uns nach ſeinem Gefallen.

Apokrypha. Wichtig wäre es das hierüber hiſtoriſch ſchon Bekannte nochmals zuſammenzufaſſen und zu zeigen, daß gerade jene apokryphiſchen Schriften, mit denen die Gemeinden ſchon die erſten Jahrhunderte unſerer Aera überſchwemmt wurden, und woran unſer Kanon noch jetzt leidet, die eigentliche Urſache ſind, warum das Chriſtenthum in keinem Momente der politiſchen und Kirchen-Geſchichte in ſeiner ganzen Schönheit und Reinheit hervortreten konnte.

Das unheilbare Uebel dieſer religiöſen Streitigkeiten beſteht darin, daß der eine Theil auf Mährchen und leere Worte das höchſte Intereſſe der Menſchheit zurückführen will, der andere aber es da zu begründen denkt, wo ſich Niemand beruhigt.

Toleranz ſollte eigentlich nur eine vorübergehende Geſinnung ſeyn; ſie muß zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.

Glaube, Liebe, Hoffnung fühlten einſt in ruhiger geſelliger Stunde einen plaſtiſchen Trieb in

ihrer Natur, sie befleißigten sich zusammen und schufen ein liebliches Gebilde, eine Pandora im höhern Sinne, die Geduld.

„Ich bin über die Wurzeln des Baums gestolpert, den ich gepflanzt hatte.“ Das muß ein alter Forstman gewesen seyn, der dieß gesagt hat.

Ein Blatt vom Winde hingetrieben, sieht öfters einem Vogel gleich.

Ein schäbiges Kamel trägt immer noch die Lasten vieler Esel.

Weiß denn der Sperling wie's dem Storch zu Muthe sey?

Wo Lampen brennen, gibt's Oelflecken; wo Kerzen brennen, gibt's Schnuppen; die Himmelslichter allein erleuchten rein und ohne Makel.

Wer das erste Knopfloch verfehlt, kommt mit dem Zuknöpfen nicht zu Rande.

Ein gebranntes Kind scheut das Feuer, ein oft versengter Greis scheut sich zu warmen.

Die gegenwartige Welt ist nicht werth, daß wir etwas für sie thun: denn die bestehende kann

in dem Augenblick abscheiden. Für die vergangene und künftige müssen wir arbeiten; für jene, daß wir ihr Verdienst anerkennen, für diese, daß wir ihren Werth zu erhöhen suchen.

Frage sich doch jeder, mit welchem Organ er allenfalls in seine Zeit einwirken kann und wird.

Denke nur niemand, daß man auf ihn als den Heiland gewartet habe.

Charakter im Großen und Kleinen ist, daß der Mensch demjenigen eine stete Folge gibt, dessen er sich fähig fühlt.

Wer thätig seyn will und muß, hat nur das Gehörige des Augenblicks zu bedenken, und so kommt er ohne Weitläufigkeit hindurch. Das ist der Vortheil der Frauen, wenn sie ihn verstehen.

Der Augenblick ist eine Art von Publicum: man muß ihn betrügen, daß er glaube, man thue was, dann läßt er uns gewähren und im Geheimen fortführen, worüber seine Enkel erstaunen müssen.

Menschen die ihre Kenntnisse an die Stelle der Einsicht setzen.

In einigen Staaten ist in Folge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine

den Despotismus wechselsweise erhöhter und erniedrigter Völker. Nun bewundern wir auf welchen hohen Grad von Sicherheit und Wohlstand Abbas, als Selbst- und Alleinherrscher das Reich erhoben und zugleich diesem Zustand eine solche Dauer verliehen, daß seiner Nachfahren Schwäche, Thorheit, folgelosses Betragen erst nach neunzig Jahren, das Reich völlig zu Grunde richten konnten; dann aber müssen wir freilich die Kehrseite dieses imposanten Bildes hervorwenden.

Da eine jede Alleinherrschaft allen Einfluß ablehnet und die Persönlichkeit des Regenten in größter Sicherheit zu bewahren hat, so folgt hieraus, daß der Despot immerfort Verrath argwöhnen, überall Gefahr ahnen, auch Gewalt von allen Seiten befürchten müsse, weil er ja selbst nur durch Gewalt seinen erhabenen Posten behauptet. Eifersüchtig ist er daher auf jeden, der außer ihm Ansehn und Vertrauen erweckt, glänzende Fertigkeiten zeigt, Schätze sammelt und an Thätigkeit mit ihm zu wetteifern scheint. Nun muß aber in jedem Sinn der Nachfolger am meisten Verdacht erregen. Schon zeugt es von einem großen Geist des königlichen Vaters, wenn er seinen Sohn ohne Neid betrachtet, dem die Natur, in kurzem, alle bisherigen Besitzthümer und Erwerbnisse, ohne die Zustimmung des mächtig Wollenden, unwiderruflich übertragen wird. Anderseits wird vom Sohne verlangt, daß er, edelmüthig, gebildet und geschmackvoll, seine

gewiſſe Uebertreibung im Unterrichtsweſen eingetreten, deſſen Schädlichkeit in der Folge allgemeiner wird eingeſehen werden, aber jetzt ſchon von tüchtigen redlichen Vorſtehern vollkommen anerkannt iſt. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß ſie dasjenige, was ſie amts- und vorſchriftsmäßig lehren und überliefern müſſen, für unnütz und ſchädlich halten.

Es iſt nichts trauriger anzuſehen als das unvermittelte Streben ins Unbedingte in dieſer durchaus bedingten Welt; es erſcheint im Jahr 1830 vielleicht ungehöriger als je.

Vor der Revolution war Alles *Beſtreben*, nachher verwandelte ſich Alles in *Forderung*.

Ob eine Nation reif werden könne, iſt eine wunderliche Frage. Ich beantworte ſie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter aber kleinlaut ewig ſeyn wird, ſo iſt der eigentlich reife Mann immer zwiſchen beiden geklemmt und wird ſich auf eine wunderliche Weiſe behelfen und durchhelfen müſſen.

Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt ſich nicht gut aus: denn die Macht ſoll handeln und nicht reden. Was die Liberalen vorbringen, läßt ſich immer leſen: denn

der Uebermächtigte, weil er nicht handeln kann, mag ſich wenigſtens redend äußern. „Laßt ſie ſingen, wenn ſie nur bezahlen!“ ſagte Mazarin als man ihm die Spottlieder auf eine neue Steuer vorlegte.

Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht geleſen hat, und man lieſ't ſie alsdann zuſammen; ſo zeigt ſich erſt wie viel Zeit man mit dieſen Papieren verdirbt. Die Welt war immer in Parteien getheilt, beſonders iſt ſie es jetzt, und während jedes zweifelhaften Zuſtandes irrt der Zeitungsſchreiber eine oder die andere Partei mehr oder weniger, und nährt die innere Neigung und Abneigung von Tag zu Tag, bis zuletzt Entſcheidung eintritt und das Geſchehene wie eine Gottheit angeſtaunt wird.

Welcher Gewinn wäre es fürs Leben, wenn man dieß früher gewahr würde, zeitig erführe, daß man mit ſeiner Schönen nie beſſer ſteht, als wenn man ſeinen Rivalen lobt. Alsdann geht ihr das Herz auf, jede Sorge euch zu verletzen, die Furcht euch zu verlieren iſt verſchwunden; ſie macht euch zum Vertrauten und ihr überzeugt euch mit Freuden, daß ihr es ſeyd, dem die Frucht des Baumes gehört, wenn ihr guten Humor genug habt, andern die abfallenden Blätter zu überlaſſen.

Eitelkeit iſt eine perſönliche Ruhmſucht; man will nicht wegen ſeiner Eigenſchaften, ſeiner Verdienſte, Thäten geſchätzt, geehrt, geſucht werden; ſondern

um ſeines individuellen Daſeyns willen. Am beſten kleidet die Eitelkeit deßhalb eine frivole Schöne.

Ein lebhafter Mann, unwillig über das Betragen eines Frauenzimmers, ruft aus: ich möchte ſie beirathen, nur um ſie prügeln zu dürfen.

Man hat ſich auf eine dringend-liebevolle und anmuthige Weiſe beklagt, daß ich meine Gedanken über auswärtige Literaturen lieber mittheile als über die unſrige; und es iſt doch ganz natürlich. Die Fremden erfahren entweder nicht, was ich von ihnen ſage, ſie kümmern ſich nicht darum, oder laſſen ſich's gefallen. Man iſt nicht unhöflich in die Ferne. Aber in der Nähe ſoll man, wie in guter Geſellſchaft, nichts Verletzendes vorbringen, und doch wird jede Mißbilligung als eine Verletzung angeſehen.

Claſſiſch iſt das Geſunde, Romantiſch das Kranke.

Ovid blieb claſſiſch auch im Exil, er ſucht ſein Unglück nicht in ſich, ſondern in ſeiner Entfernung von der Hauptſtadt der Welt.

Das Romantiſche iſt ſchon in ſeinen Abgrund verlaufen, das Gräßlichſte der neuern Productionen iſt kaum noch geſunkener zu denken.

Engländer und Franzosen haben uns darin überboten. Körper, die bei Leibesleben verfaulen und sich in detaillirter Betrachtung ihres Verwesens erbauen; Todte, die zum Verderben anderer am Leben bleiben und ihren Tod am Lebendigen ernähren — dahin sind unsere Producenten gelangt.

Im Alterthum spuken dergleichen Erscheinungen nur vor wie seltene Krankheitsfälle, bei den Neueren sind sie endemisch und epidemisch geworden.

Die Literatur verdirbt sich nur in dem Maaße als die Menschen verdorbener werden.

Was ist das für eine Zeit, wo man die Begrabenen beneiden muß.

Das Wahre, Gute und Vortreffliche ist einfach und sich immer gleich, wie es auch erscheine. Das Irren aber, das den Tadel hervorruft, ist höchst mannichfaltig, in sich selbst verschieden; und nicht allein gegen das Gute und Wahre, sondern auch gegen sich selbst kämpfend, mit sich selbst in Widerspruch. Daher müssen in jeder Literatur die Ausdrücke des Tadels die Worte des Lobes überwiegen.

Bei den Griechen, deren Poesie und Rhetorik einfach und positiv war, erscheint die Billigung öfter als die Mißbilligung; bei den Lateinern hingegen ist es umgekehrt, und jemehr sich Poesie und Redekunst verdirbt, destomehr wird der Tadel wachsen und das Lob sich zusammenziehen.

Es gibt empirische Enthusiasten, die, obgleich mit Recht, an neuen guten Producten, aber mit einer Ekstase sich erweisen, als wenn sonst in der Welt nichts Vorzügliches zu sehen gewesen wäre.

Sakontala. Hier erscheint der Dichter in seiner höchsten Function; als Repräsentant des natürlichsten Zustandes, der feinsten Lebensweise, des reinsten sittlichen Bestrebens, der würdigsten Majestät und der ernstesten Gottesverehrung wagt er sich in gemeine und lächerliche Gegensätze.

Heinrich der Vierte, von Shakspeare. Wenn alles verloren wäre was je dieser Art geschrieben zu uns gekommen, so könnte man Poesie und Rhetorik daraus vollkommen wiederherstellen.

Eulenspiegel. Alle Hauptspäße des Buchs beruhen darauf, daß alle Menschen figürlich sprechen und Eulenspiegel es eigentlich nimmt.

Mythologie = Luxe de Croyance. Beim

Ueberſetzen muß man bis ans Unüberſetzliche herangehen, alsdann wird man aber erſt die fremde Nation und die fremde Sprache gewahr.

Ueber die wichtigſten Angelegenheiten des Gefühls wie der Vernunft, der Erfahrung wie des Nachdenkens, ſoll man nur mündlich verhandeln. Das ausgeſprochene Wort iſt ſogleich todt, wenn es nicht durch ein folgendes dem Hörer gemäßes am Leben erhalten wird. Man merke nur auf ein geſelliges Geſpräch! Gelangt das Wort nicht ſchon todt zu dem Hörer, ſo ermordet er es alſogleich durch Widerſpruch, Beſtimmen, Bedingen, Ablenken, Abſpringen, und wie die tauſendfaltigen Unarten des Unterhaltens auch heißen mögen. Mit dem Geſchriebenen iſt es noch ſchlimmer. Niemand mag leſen als das, woran er ſchon einigermaßen gewöhnt iſt; das Bekannte, das Gewohnte verlangt er unter veränderter Form. Doch hat das Geſchriebene den Vortheil, daß es dauert und die Zeit abwarten kann, wo ihm zu wirken gegönnt iſt.

Vernünftiges und Unvernünftiges haben gleichen Widerſpruch zu erleiden.

Was man mündlich ausſpricht muß der Gegenwart, dem Augenblick gewidmet ſeyn; was man ſchreibt widme man der Ferne, der Folge.

Die Dialektik iſt die Ausbildung des Widerſpruchsgeiſtes, welcher dem Menſchen gegeben, damit er den Unterſchied der Dinge erkennen lerne.

Mit wahrhaft Gleichgeſinnten kann man ſich auf die Länge nicht entzweien, man findet ſich immer wieder einmal zuſammen; mit eigentlich Widergeſinnten verſucht man umſonſt Einigkeit zu halten, es bricht immer wieder einmal auseinander.

Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn ſie ihre Meinung wiederholen und auf die unſrige nicht achten.

Diejenigen, welche widerſprechen und ſtreiten, ſollten mitunter bedenken, daß nicht jede Sprache Jedem verſtändlich ſey.

Es hört doch Jeder nur was er verſteht.

Ich erwarte wohl, daß mir mancher Leſer widerſpricht, aber er muß doch ſtehen laſſen was er ſchwarz auf weiß vor ſich hat. Ein andrer ſtimmt vielleicht mir bei, eben dasſelbe Exemplar in der Hand.

Die wahre Liberalität iſt Anerkennung.

Die ſchwer zu löſende Aufgabe ſtrebender Menſchen iſt die Verdienſte älterer Mitlebenden anzuerkennen und ſich von ihren Mängeln nicht hindern zu laſſen.

Es gibt Menſchen, die auf die Mängel ihrer Freunde ſinnen; dabei kommt nichts heraus. Ich habe immer auf die Verdienſte meiner Widerſacher Acht gehabt und davon Vortheil gezogen.

Es gibt viele Menſchen, die ſich einbilden, was ſie erfahren, das verſtünden ſie auch.

Das Publicum will wie Frauenzimmer behandelt ſeyn: man ſoll ihnen durchaus nichts ſagen als was ſie hören möchten.

Jedem Alter des Menſchen antwortet eine gewiſſe Philoſophie; das Kind erſcheint als Realiſt, denn es findet ſich ſo überzeugt von dem Daſeyn der Birnen und Aepfel als von dem ſeinigen. Der Jüngling, von inneren Leidenſchaften beſtürmt, muß auf ſich ſelbſt merken, ſich vorfühlen, er wird zum Idealiſten umgewandelt. Dagegen ein Skeptiker zu werden hat der Mann alle Urſache; er thut wohl zu zweifeln, ob das Mittel, das er zum Zwecke gewählt hat, auch das rechte ſey. Vor dem Handeln, im Handeln hat er alle Urſache den Verſtand beweglich zu er-

halten, damit er nicht nachher ſich über eine falſche Wahl zu betrüben habe. Der Greis jedoch wird ſich immer zum Myſticismus bekennen; er ſieht, daß ſo vieles vom Zufall abzuhangen ſcheint das Unvernünftige gelingt, das Vernünftige ſchlägt fehl, Glück und Unglück ſtellen ſich unerwartet ins Gleiche; ſo iſt es, ſo war es und das hohe Alter beruhigt ſich in Dem der da iſt, der da war und der da ſeyn wird.

Wenn man alter wird, muß man mit Bewußtſeyn auf einer gewiſſen Stufe ſtehen bleiben.

Es ziemt ſich dem Bejahrten weder in der Denkweiſe noch in der Art ſich zu kleiden der Mode nachzugehen.

Aber man muß wiſſen wo man ſteht und wohin die Andern wollen.

Was man Mode heißt iſt augenblickliche Ueberlieferung. Alle Ueberlieferung führt eine gewiſſe Nothwendigkeit mit ſich, ſich ihr gleich zu ſtellen.

Man hat ſich lange mit der Kritik der Vernunft beſchäftigt; ich wünſchte eine Kritik des Menſchenverſtandes. Es wäre eine wahre Wohlthat fürs Menſchengeſchlecht, wenn man dem Gemein-Verſtand bis zur Ueberzeugung nachweiſen

kannte, wie weit er reichen kann, und das iſt gerade ſo viel als er zum Erdenleben vollkommen bedarf.

„Genau beſehen iſt alle Philoſophie nur der Menſchenverſtand in amphiguriſcher Sprache.“

Der Menſchenverſtand, der eigentlich aufs Praktiſche angewieſen iſt, irrt nur alsdann, wenn er ſich an die Auflöſung höherer Probleme wagt; dagegen weiß aber auch eine höhere Theorie ſich ſelten in den Kreis zu finden wo jener wirkt und weſt.

Denn eben wenn man Probleme, die nur dynamiſch erklärt werden können, bei Seite ſchiebt, dann kommen mechaniſche Erklärungsarten wieder zur Tagesordnung.

In Rückſicht aufs Praktiſche iſt der unerbittliche Verſtand Vernunft; weil, vis-à-vis des Verſtandes, es der Vernunft Höchſtes iſt, den Verſtand unerbittlich zu machen.

Alle Empiriker ſtreben nach der Idee und können ſie in der Mannichfaltigkeit nicht entdecken; alle Theoretiker ſuchen ſie im Mannichfaltigen und können ſie darin nicht auffinden.

Hoffnungen mäßige, seinen Wunsch verberge und dem väterlichen Schicksal auch nicht dem Scheine nach vorgreife. Und doch! wo ist die menschliche Natur so rein und groß, so gelassen abwartend, so, unter nothwendigen Bedingungen, mit Freude thätig? daß in einer solchen Lage sich der Vater nicht über den Sohn, der Sohn nicht über den Vater beklage. Und wären sie beide engelrein, so werden sich Ohrenbläser zwischen sie stellen, die Unvorsichtigkeit wird zum Verbrechen, der Schein zum Beweis. Wie viele Beispiele liefert uns die Geschichte! wovon wir nur des jammervollen Familienlabyrinths gedenken, in welchem wir den König Herodes befangen sehen. Nicht allein die Seinigen halten ihn immer in schwebender Gefahr, auch ein durch Weissagung merkwürdiges Kind erregt seine Sorgen, und veranlaßt eine allgemein verbreitete Grausamkeit, unmittelbar vor seinem Tode.

Also erging es auch Abbas dem Großen; Söhne und Enkel machte man verdächtig und sie gaben Verdacht; einer ward unschuldig ermordet, der andere halb schuldig geblendet. Dieser sprach: mich hast du nicht des Lichts beraubt, aber das Reich.

Zu diesen unglücklichen Gebrechen der Despotie fügt sich unvermeidlich ein anderes, wobei noch zufälliger und unvorgesehener sich Gewaltthaten und Verbrechen entwickeln. Ein jeder Mensch wird von seinen Gewohnheiten regiert, nur wird er, durch äußere Be-

Beide jedoch finden ſich im Leben, in der That, in der Kunſt zuſammen. Das iſt ſo oft geſagt, wenige aber verſtehen es zu nutzen.

Der denkende Menſch irrt beſonders, wenn er ſich nach Urſach und Wirkung erkundigt; ſie beide zuſammen machen das untheilbare Phänomen. Wer das zu erkennen weiß iſt auf dem rechten Wege zum Thun, zur That. Das genetiſche Verfahren leitet uns ſchon auf beſſere Wege, ob man gleich damit auch nicht ausreicht.

Alle praktiſchen Menſchen ſuchen die Welt bandrecht zu machen, alle Denker wollen ſie kopfrecht haben. Wie weit es jedem gelingt, mögen ſie zuſehen.

Die Realen.

Was nicht geleiſtet wird, wird nicht verlangt.

Die Idealen.

Was verlangt wird, iſt nicht gleich zu leiſten.

Daß man gerade nur denkt, wenn man das worüber man denkt nicht ausdenken kann.

Was iſt das Erfinden?
Es iſt der Abſchluß des Geſuchten.

Was iſt der Unterſchied zwiſchen Axiom und Enthymem? Axiom, was wir von Haus aus ohne

Beweis anerkennen; Enthymem, was uns an ähnliche Fälle erinnert und das zusammenknüpft was wir schon einzeln erkannten.

Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur, wie mit allem Profunden, es sey vergangen, gegenwärtig oder zukünftig; je tiefer man ernstlich eindringt, desto schwierigere Probleme thun sich hervor. Wer sie nicht fürchtet, sondern kühn darauf losgeht, fühlt sich, indem er weiter gedeiht, höher gebildet und behaglicher.

Jedes Phänomen ist zugänglich wie ein planum inclinatum, das bequem zu ersteigen ist, wenn der hintere Theil des Keiles schroff und unerreichbar dasteht.

Wer sich in ein Wissen einlassen soll, muß betrogen werden oder sich selbst betrügen, wenn äußere Nöthigungen ihn nicht unwiderstehlich bestimmen. Wer würde Arzt werden, wenn er alle Unbilden auf einmal vor sich sähe, die seiner warten?

Wie viele Jahre muß man nicht thun, um nur einigermaßen zu wissen, was und wie es zu thun sey.

Falsche sinnliche Tendenzen sind eine Art realer

Sehnſucht, immer noch vortheilhafter als die falſche Tendenz, die ſich als ideelle Sehnſucht ausdrückt.

Minor. Harmonie der Sehnſucht.

Die Sehnſucht, die nach außen in die Ferne ſtrebt, ſich aber melodiſch in ſich ſelbſt beſchränkt, erzeugt den Minor.

Lüſternheit iſt ein Spiel mit dem zu Genieſſenden und mit dem Genoſſenen.

Wer Bedingung früh erfährt, gelangt bequem zur Freiheit; wem Bedingung ſich ſpät aufdringt, gewinnt nur bittere Freiheit.

Pflicht; wo man liebt was man ſich ſelbſt befiehlt.

Ueber Abgeſchiedene eigentlich Gericht halten wollen, möchte niemals der Billigkeit gemäß ſeyn. — Wir leiden alle am Leben; — wer will uns, außer Gott, zur Rechenſchaft ziehen! — Nicht was ſie gefehlt und gelitten, ſondern was ſie geleiſtet und gethan, beſchäftige die Hinterbliebenen.

An den Fehlern erkennt man den Menſchen, an den Vorzügen den Einzelnen; — Mängel

und Schickſale haben wir alle gemein, die Tugenden gehörem jedem beſonders.

„An meinen Bildern müßt ihr nicht ſchnuffeln, die Farben ſind ungeſund.“

Rembrandt.

In allen Künſten gibt es einen gewiſſen Grad, den man mit den natürlichen Anlagen ſo zu ſagen allein erreichen kann. Zugleich aber iſt es unmöglich denſelben zu überſchreiten wenn nicht die Kunſt zu Hülfe kommt.

Man ſagt wohl zum Lobe des Künſtlers, er hat alles aus ſich ſelbſt. Wenn ich das nur nicht wieder hören müßte! Genau beſehen ſind die Productionen eines ſolchen Original-Genie's meiſtens Reminiscenzen; wer Erfahrung hat, wird ſie einzeln nachweiſen können.

Selbſt das mäßige Talent hat immer Geiſt in Gegenwart der Natur; deßwegen einigermaßen ſorgfältige Zeichnungen der Art immer Freude machen.

Aus vielen Skizzen endlich ein Ganzes hervorbringen gelingt ſelbſt den Beſten nicht immer.

Die Allegorie verwandelt die Erſcheinung in

einen Begriff, den Begriff in ein Bild, doch so daß der Begriff im Bilde immer noch begränzt und vollständig zu halten und zu haben und an demselben auszusprechen sey.

Die Symbolik verwandelt die Erscheinung in Idee, die Idee in ein Bild und so daß die Idee im Bild immer unendlich wirksam und unerreichbar bleibt, und selbst in allen Sprachen ausgesprochen doch unaussprechlich bliebe.

Einen wundersamen Anblick geben des Aristoteles Fragmente des Tractats über die Dichtkunst. Wenn man das Theater in- und auswendig kennt, wie unsereiner, der einen bedeutenden Theil des Lebens auf diese Kunst verwendet und selbst viel darin gearbeitet hat; so sieht man erst das man sich vor allen Dingen mit der philosophischen Denkart des Mannes bekannt machen müßte, um zu begreifen, wie er diese Kunsterscheinung angesehen habe; außerdem verwirrt er unser Studium nur, wie denn die moderne Poetik das Alleräußerlichste seiner Lehre nur zu ihrem Verderben anwendet und angewendet hat.

Des tragischen Dichters Aufgabe und Thun ist nichts anders als: ein psychisch-sittliches Phänomen, in einem sinnlichen Experiment dargestellt, in der Vergangenheit nachzuweisen.

Was man Motive nennt, ſind alſo eigentlich Phänomene des Menſchengeiſtes, die ſich wiederholt haben und wiederholen werden und die der Dichter nur als hiſtoriſche nachweiſt.

Ein dramatiſches Werk zu verfaſſen, dazu gehört Genie. Am Ende ſoll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfang der Verſtand vorwalten und alles gleichmäßig durch eine lebhafte klare Einbildungskraft vorgetragen werden.

Es iſt etwas unbekanntes Geſetzliches im Object, welches dem unbekannten Geſetzlichen im Subject entſpricht.

Zum Schönen wird erfordert ein Geſetz, das in die Erſcheinung tritt.

Beiſpiel von der Roſe.

In den Blüthen tritt das vegetabiliſche Geſetz in ſeine höchſte Erſcheinung, und die Roſe wäre nur wieder der Gipfel dieſer Erſcheinung.

Pericarpien können noch ſchön ſeyn.

Die Frucht kann nie ſchön ſeyn: denn da tritt das vegetabiliſche Geſetz in ſich (ins bloße Geſetz) zurück.

Das Geſetz, das in die Erſcheinung tritt, in der größten Freiheit, nach ſeinen eigenſten Bedingungen, bringt das Objectiv-Schöne hervor, welches freilich würdige Subjecte finden muß, von denen es aufgefaßt wird.

Die Unmöglichkeit, Rechenschaft zu geben von dem Natur- und Kunstschönen: denn

ad 1. müßten wir die Gesetze kennen, nach welchen die allgemeine Natur handeln will und handelt, wenn sie kann; und

ad 2. die Gesetze kennen, nach denen die allgemeine Natur unter der besondern Form der menschlichen Natur productiv handeln will und handelt, wenn sie kann.

Schönheit der Jugend aus obigem abzuleiten. Alter, stufenweises Zurücktreten aus der Erscheinung. In wiefern das Alternde schön genannt werden kann.

Ewige Jugend der griechischen Götter.

Beharren eines Jeden im Charakter, bis zum Gipfel des menschlichen Daseyns, ohne an die Rückkehr zu denken.

Die Natur füllt mit ihrer grenzenlosen Productivität alle Räume. Betrachten wir nur bloß unsre Erde: alles was wir bös, unglücklich nennen kommt daher, daß sie nicht allem Entstehenden Raum geben, noch weniger ihm Dauer verleihen kann.

Alles, was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deßwegen verdrängt es ein anderes vom Platz und verkurzt seine Dauer.

Das Lebendige hat die Gabe sich nach den vielfältigsten Bedingungen äußerer Einflüsse zu bequemen, und doch eine gewisse errungene entschiedene Selbstständigkeit nicht aufzugeben.

Man gedenke der leichten Erregbarkeit aller Wesen, wie der mindeste Wechsel einer Bedingung, jeder Hauch, gleich in den Körpern Polarität manifestirt, die eigentlich in ihnen allen schlummert.

Spannung ist der indifferent scheinende Zustand eines energischen Wesens in völliger Bereitschaft sich zu manifestiren, zu differenziren, zu polarisiren.

In der Phanerogamie ist noch so viel Kryptogamisches, daß Jahrhunderte es nicht entziffern werden.

Licht und Geist, jenes im Physischen, dieser im Sittlichen herrschend, sind die höchsten denkbaren untheilbaren Energien.

Und gehört die Farbe nicht ganz eigentlich dem Gesicht an?

Ich habe nichts dagegen, wenn man die Farbe sogar zu fühlen glaubt; ihr eigenes Eigenschaftliche würde nur dadurch noch mehr bethätigt.

Auch zu ſchmecken iſt ſie. Blau wird alkaliſch, gelbroth ſauer ſchmecken. Alle Manifeſtationen der Weſenheiten ſind verwandt.

Alles iſt einfacher als man denken kann, zugleich verſchränkter als zu begreifen iſt.

Diejenigen, die das einzige grundklare Licht aus farbigen Lichtern zuſammenſetzen, ſind die eigentlichen Obſcuranten.

Wer ſich an eine falſche Vorſtellung gewöhnt, dem wird jeder Irrthum willkommen ſeyn.

Die Mathematiker ſind eine Art Franzoſen; redet man zu ihnen, ſo überſetzen ſie es in ihre Sprache, und dann iſt es alſobald ganz etwas anderes.

Wer das Falſche vertheidigen will, hat alle Urſache leiſe aufzutreten und ſich zu einer feinen Lebensart zu bekennen. Wer das Recht auf ſeiner Seite fühlt, muß derb auftreten, ein höfliches Recht will gar nichts heißen.

Deswegen ſagte man ganz richtig: „Wer die Menſchen betrugen will, muß vor allen Dingen das Abſurde plauſibel machen.“

Man datirt von Bacon von Verulam eine Epoche der Erfahrungs-Naturwiſſenſchaften. Ihr Weg iſt jedoch durch theoretiſche Tendenzen oft durchſchnitten und ungangbar gemacht worden. Genau beſehen kann und ſoll man von jedem Tag eine neue Epoche datiren.

Schon jetzt erklären die Meiſter der Naturwiſſenſchaften die Nothwendigkeit monographiſcher Behandlung und alſo das Intereſſe an Einzelnheiten. Dieß iſt aber nicht denkbar ohne eine Methode, die das Intereſſe an der Geſammtheit offenbart. Hat man das erlangt, ſo braucht man freilich nicht in Millionen Einzelnheiten umherzutaſten.

Begriff iſt Summe, Idee Reſultat der Erfahrung: jene zu ziehen wird Verſtand, dieſes zu erfaſſen Vernunft erfordert.

Nicht alles Wünſchenswerthe iſt erreichbar, nicht alles Erkennungswerthe erkennbar.

Je weiter man in der Erfahrung fortrückt, deſto näher kommt man dem Unerforſchlichen; jemehr man die Erfahrung zu nutzen weiß, deſto mehr ſieht man, daß das Unerforſchliche keinen praktiſchen Nutzen hat.

---

dingungen eingeschränkt, sich mäßig verhalten und Mäßigung wird ihm zur Gewohnheit. Gerade das Entgegengesetzte findet sich bei dem Despoten; ein uneingeschränkter Wille steigert sich selbst und muß, von außen nicht gewarnt, nach dem völlig Gränzenlosen streben. Wir finden hiedurch das Räthsel gelöst wie aus einem löblichen jungen Fürsten, dessen erste Regierungsjahre gesegnet wurden, sich nach und nach ein Tyrann entwickelt, der Welt zum Fluch, und zum Untergang der Seinen; die auch deshalb öfters dieser Qual eine gewaltsame Heilung zu verschaffen genöthigt sind.

Unglücklicherweise nun wird jenes, dem Menschen eingeborne, alle Tugenden befördernde Streben in's Unbedingte seiner Wirkung nach schrecklicher wenn physische Reize sich dazu gesellen. Hieraus entsteht die höchste Steigerung, welche glücklicherweise zuletzt in völlige Betäubung sich auflöst. Wir meinen den übermäßigen Gebrauch des Weins, welcher die geringe Gränze einer besonnenen Gerechtigkeit und Billigkeit, die selbst der Tyrann als Mensch nicht ganz verneinen kann, augenblicklich durchbricht und ein gränzenloses Unheil anrichtet. Wende man das Gesagte auf Abbas den Großen an, der durch seine funfzigjährige Regierung sich zum einzigen, unbedingt Wollenden seines ausgebreiteten, bevölkerten Reichs erhoben hatte; denke man sich ihn freimüthiger Na-

Das schönste Glück des denkenden Menschen ist das Erforschliche erforscht zu haben, und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Derjenige, der sich um Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten.

Was die Wissenschaften am meisten retardirt, ist: daß diejenigen, die sich damit beschäftigen, ungleiche Geister sind.

Es ist ihnen wohl Ernst, aber sie wissen nicht was sie mit dem Ernst machen sollen.

Vor zwei Dingen kann man sich nicht genug in Acht nehmen: beschränkt man sich in seinem Fache, vor Starrsinn; tritt man heraus, vor Unzulänglichkeit.

Das Unzulängliche widerstrebt mehr als man denken sollte dem Auslangenden.

Die Menschen, da sie zum Nothwendigen nicht hinreichen, bemühen sich ums Unnütze.

Im sechzehnten Jahrhundert gehören die Wissenschaften nicht diesem oder jenem Menschen, sondern der Welt. Diese hat sie, besitzt sie und der Mensch ergreift nur den Reichthum.

Das Jahrhundert iſt vorgerückt; jeder Einzelne aber fängt doch von vorne an.

Nachträgliches.

Das Höchſte was wir von Gott und der Natur erhalten haben iſt das Leben, die rotirende Bewegung der Monas um ſich ſelbſt, welche weder Raſt noch Ruhe kennt; der Trieb das Leben zu hegen und zu pflegen iſt einem jeden unverwüſtlich eingeboren, die Eigenthümlichkeit deſſelben jedoch bleibt uns und andern ein Geheimniß.

Die zweite Gunſt der von oben wirkenden Weſen iſt das Erlebte, das Gewahrwerden, das Eingreifen der lebendig-beweglichen Monas in die Umgebungen der Außenwelt, wodurch ſie ſich erſt ſelbſt als innerlich Gränzenloſes, als äußerlich Begränztes gewahr wird. Ueber dieſes Erlebte können wir, obgleich Anlage, Aufmerkſamkeit und Glück dazu gehört, in uns ſelbſt klar werden; andern bleibt aber auch dieß immer ein Geheimniß.

Als Drittes entwickelt ſich nun dasjenige was wir als Handlung und That, als Wort und Schrift gegen die Außenwelt richten; dieſes gehört derſelben

mehr an als uns ſelbſt, ſo wie ſie ſich darüber auch eher verſtändigen kann als wir es ſelbſt vermögen; jedoch fühlt ſie, daß ſie, um recht klar darüber zu werden, auch von unſerm Erlebten ſo viel als möglich zu erfahren habe. Weßhalb man auch auf Jugend-Anfange, Stufen der Bildung, Lebens-Einzelnheiten, Anekdoten und dergleichen höchſt begierig iſt.

Dieſer Wirkung nach Außen folgt unmittelbar eine Rückwirkung, es ſey nun daß Liebe uns zu fördern ſuche, oder Haß uns zu hindern wiſſe. Dieſer Conflict bleibt ſich im Leben ziemlich gleich, indem ja der Menſch ſich gleich bleibt und eben ſo alles dasjenige was Zuneigung oder Abneigung an ſeiner Art zu ſeyn empfinden muß.

Was Freunde mit und für uns thun, iſt auch ein Erlebtes; denn es ſtärkt und fördert unſere Perſönlichkeit. Was Feinde gegen uns unternehmen, erleben wir nicht, wir erfahren's nur, lehnen's ab und ſchützen uns dagegen, wie gegen Froſt, Sturm Regen und Schloßenwetter, oder ſonſt äußere Uebel die zu erwarten ſind.

Man mag nicht mit jedem leben, und ſo kann man auch nicht für jeden leben; wer das recht

einſieht wird ſeine Freunde höchlich zu ſchätzen wiſſen, ſeine Feinde nicht haſſen noch verfolgen, vielmehr erlangt der Menſch nicht leicht einen größern Vortheil, als wenn er die Vorzüge ſeiner Widerſacher gewahr werden kann, dieß gibt ihm ein entſchiedenes Uebergewicht über ſie.

Gehen wir in die Geſchichte zurück, ſo finden wir überall Perſönlichkeiten mit denen wir uns vertrügen, andere mit denen wir uns gewiß in Widerſtreit befanden.

Das Wichtigſte bleibt jedoch das Gleichzeitige, weil es ſich in uns am reinſten abſpiegelt, wir uns in ihm.

Cato ward in ſeinem Alter gerichtlich angeklagt, da er denn in ſeiner Vertheidigungsrede hauptſächlich hervorhob: man könne ſich vor niemand vertheidigen, als vor denen mit denen man gelebt habe. Und er hat vollkommen Recht; wie will eine Jury aus Prämiſſen urtheilen, die ihr ganz abgehen? wie will ſie ſich über Motive berathen, die längſt ſchon hinter ihr liegen?

Das Erlebte weiß jeder zu ſchätzen, am meiſten der Denkende und Nachſinnende im Alter: er fühlt mit Zuverſicht und Behaglichkeit, daß ihm das niemand rauben kann.

So ruhen meine Natur-Studien auf der reinen Baſis des Erlebten; wer kann mir nehmen daß ich 1749 geboren bin, daß ich (um vieles zu überſpringen) mich aus Erleben's Naturlehre erſter Ausgabe treulich unterrichtet, daß ich den Zuwachs der übrigen Editionen, die ſich durch Lichtenberg's Aufmerkſamkeit gränzenlos anhäuften, nicht etwa im Druck zuerſt geſehen, ſondern jede neue Entdeckung im Fortſchreiten ſogleich vernommen und erfahren; daß ich Schritt vor Schritt folgend, die großen Entdeckungen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag, wie einen Wunderſtern nach dem andern vor mir aufgehen ſehn. Wer kann mir die heimliche Freude nehmen, wenn ich mir bewußt bin, durch fortwährendes, aufmerkſames Beſtreben, mancher großen, weltüberraſchenden Entdeckung ſelbſt ſo nahe gekommen zu ſeyn, daß ihre Erſcheinung gleichſam aus meinem eignen Innern hervorbrach, und ich nun die wenigen Schritte klar vor mir liegen ſah, welche zu wagen ich in düſterer Forſchung verſäumt hatte.

Wer die Entdeckung der Luftballone mit erlebt hat, wird ein Zeugniß geben, welche Weltbewegung daraus entſtand, welcher Antheil die Luftſchiffer begleitete, welche Sehnſucht in ſo viel tauſend Gemüthern hervordrang an ſolchen längſt vorausgeſetzten, vorausgeſagten, immer geglaubten und

immer unglaublichen, gefahrvollen Wanderungen Theil zu nehmen; wie frisch und umständlich jeder einzelne glückliche Versuch die Zeitungen füllte, zu Tagesheften und Kupfern Anlaß gab; welchen zarten Antheil man an den unglücklichen Opfern solcher Versuche genommen. Dieß ist unmöglich selbst in der Erinnerung wieder herzustellen, so wenig als wie lebhaft man sich für einen vor dreißig Jahren ausgebrochenen höchst bedeutenden Krieg interessirte.

Die schönste Metempsychose ist die wenn wir uns im andern wieder auftreten sehn.

Professor Zauper's deutsche Poetik aus Goethe, so wie der Nachtrag zu derselben, Wien 1822, darf dem Dichter wohl einen angenehmen Eindruck machen; es ist ihm als wenn er an Spiegeln vorbeiginge und sich im günstigsten Lichte dargestellt erblickte.

Und wäre es denn anders? Was der junge Freund an uns erlebt ist ja gerade Handlung und That, Wort und Schrift, die von uns in glücklichen Momenten ausgegangen sind, zu denen wir uns immer gern bekennen.

Gar ſelten thun wir uns ſelbſt genug, deſto tröſtender iſt es andern genug gethan zu haben.

Wir ſehen in unſer Leben doch nur als in ein zerſtückeltes zurück, weil das Verſäumte, Mißlungene uns immer zuerſt entgegentritt und das Geleiſtete, Erreichte in der Einbildungskraft überwiegt.

Davon kommt dem theilnehmenden Jüngling nicht zur Erſcheinung; er ſieht, genießt, benutzt die Jugend eines Vorfahren und erbaut ſich ſelbſt daran aus dem Innerſten heraus, als wenn er ſchon einmal geweſen wäre was er iſt.

Auf ähnliche, ja gleiche Weiſe erfreuen mich die mannichfaltigen Anklange die aus fremden Landern an mich gelangen. Fremde Nationen lernen erſt ſpäter unſere Jugend-Arbeiten kennen; ihre Jünglinge, ihre Manner, ſtrebend und thatig, ſehen ihr Bild in unſerm Spiegel, ſie erfahren daß wir das was ſie wollen auch wollten, ziehen uns in ihre Gemeinſchaft und tauſchen mit dem Schein einer rückkehrenden Jugend.

Die Wiſſenſchaft wird dadurch ſehr zurückgehalten daß man ſich abgibt mit dem, was nicht wiſſenswerth, und mit dem, was nicht wißbar iſt.

Die höhere Empirie verhält sich zur Natur, wie der Menschenverstand zum praktischen Leben.

Vor den Urphänomenen, wenn sie unseren Sinnen enthüllt erscheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angst. Die sinnlichen Menschen retten sich ins Erstaunen; geschwind aber kommt der thätige Kuppler Verstand und will auf seine Weise das Edelste mit dem Gemeinsten vermitteln.

Die wahre Vermittlerin ist die Kunst. Ueber Kunst sprechen heißt die Vermittlerin vermitteln wollen, und doch ist uns daher viel Köstliches erfolgt.

Es ist mit den Ableitungsgründen wie mit den Eintheilungsgründen, sie müssen durchgehen oder es ist gar nichts dran.

Auch in Wissenschaften kann man eigentlich nichts wissen, es will immer gethan seyn.

Alles wahre Aperçu kömmt aus einer Folge und bringt Folge. Es ist ein Mittelglied einer großen productiv aufsteigenden Kette.

Die Wissenschaft hilft uns vor allem, daß sie das Staunen, wozu wir von Natur berufen sind, einigermaßen erleichtere, sodann aber, daß sie dem immer gesteigerten Leben neue Fertigkeiten erwecke,

zur Abwendung des Schädlichen und Einleitung des Nutzbaren.

Man klagt über wissenschaftliche Akademien daß sie nicht frisch genug ins Leben eingreifen; das liegt aber nicht an ihnen, sondern an der Art die Wissenschaft zu behandeln überhaupt.

Verſchiedenes Einzelne.

tur, gesellig und guter Laune, dann aber durch Verdacht, Verdruß und, was am schlimmsten ist, durch übel verstandene Gerechtigkeitsliebe irre geführt, durch heftiges Trinken aufgeregt, und, daß wir das Letzte sagen, durch ein schnödes, unheilbares körperliches Uebel gepeinigt und zur Verzweiflung gebracht: so wird man gestehen, daß diejenigen Verzeihung, wo nicht Lob verdienen, welche einer so schrecklichen Erscheinung auf Erden ein Ende machten. Selig preisen wir daher gebildete Völker, deren Monarch sich selbst durch ein edles sittliches Bewußtseyn regiert; glücklich die gemäßigten, bedingten Regierungen, die ein Herrscher selbst zu lieben und zu fördern Ursache hat, weil sie ihn mancher Verantwortung überheben, ihm gar manche Reue ersparen.

Aber nicht allein der Fürst, sondern ein jeder der durch Vertrauen, Gunst oder Anmaßung, Theil an der höchsten Macht gewinnt, kommt in Gefahr den Kreis zu überschreiten, welchen Gesetz und Sitte, Menschen-Gefühl, Gewissen, Religion und Herkommen, zu Glück und Beruhigung um das Menschengeschlecht gezogen haben. Und so mögen Minister und Günstlinge, Volksvertreter und Volk auf ihrer Hut seyn, daß nicht auch sie, in den Strudel unbedingtes Wollens hingerissen, sich und andere unwiederbringlich in's Verderben hinabziehen.

Kehren wir nun zu unserm Reisenden zurück, so fin-

Nachträgliches zu Philoſtrats Gemälden.

Natürliche, naive und doch weit ausdeutende Behandlung Griechiſcher Mythologie findet ſich in den alten Kunſtwerken.

Theſeus, als Knabe, der auf des Hercules Löwenhaut kühn losgeht, indeß die andern Kinder ſchüchtern fliehn, iſt ein ſchöner und erfreulicher Gedanke.

Orpheus, auf einem bezweigten Baumſtamm ſitzend, hat durch ſeine Melodien manche Thiere herbeigezogen, deren herandringende Menge ihn zu ängſtigen ſcheint. Die Hand iſt ihm von den Saiten herabgefallen, er ſtützt ſich auf ſie. Gebückt und gleichſam zurückweichend drückt er ſich gegen die linke Seite des geſchnittenen Steines. Das Angeſicht iſt ſcheu, die Haare wild. Seine zuſam-

mengezogene Stellung ziert den Raum aufs vollkommenſte und gibt Gelegenheit daß Leyer und Thiere das übrige Leere geſchmack- und bedeutungsvoll ausfüllen. Die Thiere ſind klein gehalten; und höchſt geiſtreich iſt der Gedanke daß ein Schmetterling, gleichfalls angezogen, wie nach einem Lichte, ſo nach den Augen des Sängers hinflattert.

Von neuerer Kunſt, aber doch auch zu beachten und zu ſchätzen, iſt eine geſchnittene Muſchel: der junge Hercules von der Tugend, als einer Matrone, die Keule empfangend. Dieſer Gedanke ſcheint uns glücklich: denn, wohl überlegt, ſo iſt ein Hercules, der ſchon mit der Keule an den Scheideweg kommt, von ſelbſt entſchieden etwas Tüchtiges vorzunehmen; denken wir ihn aber daß er frank und frei, als muthiger Wanderer, den Thorſus, die Blumenkränze und Weinkrüge der lockenden Wolluſt verſchmähe, und ſich die Keule von der ernſten derben Tugend erbitte, ſo möchte dieß wohl mehr folgerecht ſeyn. Auf unſerer Camee correſpondiren nur die zwei Figuren mit einander; wie allenfalls die dritte hinzuzufügen, davon kann die Rede ſeyn, wenn wir auf dieſen Gegenſtand zurückkehren, der alle Betrachtung verdient, indem er, eigentlich rhetoriſchen Urſprungs, gleichfalls der Poeſie und bildenden Kunſt gewiſſermaßen zuſagt.

Penens, der Flußgott, über den Verluſt ſeiner Tochter Daphne betrübt, wird von ſeinen untergeordneten Quellen und Bächen getröſtet. Wenn man fragt, wie denn eigentlich ein Flußgott traure? ſo wird jedermann antworten: indem er ſeicht fließt; getröſtet wird er dagegen, wenn ihm friſche Waſſer zugeführt werden. Das erſte, als nicht bildneriſch, vermied Julius Roman. Penens liegt, traurig ausgeſtreckt, über ſeiner noch reichlich fließenden Urne; aber das zweite Motiv des Tröſtens, des Ermuthigens, Friſchbelebens, iſt dadurch, ſo köſtlich als deutlich, ausgedrückt, daß vier untergeordnete Flußgötter, zunächſt hinter ihm, ihre Urnen reichlich ausgießen, ſo daß ihre Waſſer ihm ſelbſt über die Füße ſchwellen und er alſo aufgefordert iſt ſtolzer und muthiger als ſonſt ſich ſtrömend zu ergießen. Der eminente Geiſt des Julius Roman zeigt ſich hier auch in ſeiner Glorie.

Die fromme, liebevolle Freude einer Mutter an ihrem jungen Knaben iſt ſchon tauſendmal, mehr oder weniger ehrwürdig und heilig, vorgeſtellt und kann in Ewigkeit variirt werden.

Die heitere, muntere Luſt einer jungfräulichen Wärterin an einem Kinde, deſſen erſte menſchliche Bewegungen ſie leitet und fördert, gibt zu

den mannichfaltigſten, anmuthigſten Darſtellungen Anlaß.

Der Jüngling, der Mann, der Greis ſey von dieſem hohen Lebensgenuß nicht ausgeſchloſſen. Mercur, der einen Knaben eilig wegträgt und, zurückgewendet, ihn freundlich betrachtet; Hercules und Telephus, den wir ſchon gerühmt; Chiron und Achill; Phönix und Achill; Pan und Olympus; Niobe's Knabe und der, ihn vor den Pfeilen des Apolls ſchützende, Padagog, und was ſonſt noch Vaterliches und Lehrhaftes dieſer Art gefunden werden kann, geben köſtliche kunſtgerechte und zugleich den ſittlichen Sinn rein anſprechende Bilder.

Das Höchſte dieſer Art vielleicht iſt Simeon, entzückt über das ihm dargebrachte Jeſuskind. Ein ſchön motivirtes Bild davon iſt uns vorgekommen. Der Prieſter überläßt ſich ſeinem prophetiſchen Entzücken, das Kind, gleichſam davon erregt, wendet ſich von ihm ab, und indem es naiv die Hand ausſtreckt, ſcheint es die Gemeinde zu ſegnen. Die knieende Mutter biegt ſich vor und breitet die Arme aus, den Wunderknaben wieder zu empfangen. Die reiche Umgebung erlaubt, von den ernſt betrachtenden Prieſtern und

Madonna, bis zur gleichgültigsten Gegenwart Gestalten tragender Kinder, eine vollkommene Stufenreihe darzustellen. Glücklicherweise hat Raphael diesen Gegenstand nicht behandelt und so bleibt dem Künstler die Gelegenheit ohne Vorbild nach dem Höchsten zu streben.

Epoche der forcirten Talente.

Entsprang aus der philosophischen. Höhere theoretische Ansichten wurden klar und allgemeiner. Die Nothwendigkeit eines entschiedenen Gehaltes, man nenne ihn Idee oder Begriff, ward allgemein anerkannt; daher konnte der Verstand sich in die Erfindung mischen, und wenn er den Gegenstand klug entwickelte, sich dünken, er dichte wirklich.

Hiezu gaben den ersten theoretischen Anstoß Schillers ästhetische Briefe in den Horen, seine Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst; kritisch und folglich praktisch seine Recension über Bürger in der Allgemeinen Literatur-Zeitung. Die Gebrüder Schlegel theoretisirten und kritisirten im ähnlichen Sinne, denn auch ihre Lehre, sowie ihr Streben, trat aus der Kantischen Philosophie hervor.

Dieß wäre die Ableitung dieser Epoche was den Gehalt betrifft.

Die äußere und letzte Form der Ausführung

ward durch eine verbeſſerte Rhythmik ſehr erleichtert. Voß, obgleich ſeine Bemühungen mit Undank belohnt wurden, zerſtörte lieber den Effect, den ſeine Arbeiten durch eine natürliche Behaglichkeit gemacht hatten, als daß er ſeinen Ueberzeugungen entſagt hätte. Demungeachtet aber war jedermann aufmerkſam auf ſeine Lehren und ſein Beiſpiel; und ſo fand dieſe neue Epoche einen großen Vortheil vor ſich an einer verbeſſerten Rhythmik.

Außer dieſem ahmte man Italiäniſche und Spaniſche Syldenmaße mit größerer Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit nach, indem man die Octaven-, Terzinen- und Sonettform auch im Deutſchen ausbildete. Die beiden Enden der Dichtkunſt waren alſo gegeben, entſchiedener Gehalt dem Verſtande, Technik dem Geſchmack, und nun erſchien das ſonderbare Phänomen, daß jedermann glaubte, dieſen Zwiſchenraum ausfüllen und alſo Poet ſeyn zu können.

Die Philoſophen begünſtigten dieſen Irrthum; denn nachdem ſie der Kunſt einen ſo hohen Rang angewieſen, daß ſie ſogar die Philoſophie unter die Kunſt geſetzet, ſo wollten ſie wenigſtens perſönlich jenes Vorrangs nicht entbehren und behaupteten: jedermann, wenigſtens der Philoſoph, müſſe ein Poet ſeyn können, wenn er nur wolle.

Durch dieſe Maximen wurde die Menge auf-

gefordert und die Masse der Dichtenden nahm überhand.

Selbst Schiller, der ein wahrhaft poetisches Naturell hatte, dessen Geist sich aber zur Reflexion stark hinneigte und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, zog viele junge Leute auf seinem Weg mit fort, die aber eigentlich nur seine Sprache ihm nachlernen konnten.

Jene große Kluft aber, zwischen dem gewählten Gegenstande und der lezten technischen Ausführung, suchte man auf mancherlei Weise auszufüllen:

1) Durch religiose Gesinnungen;
   a) christliche,
      pietistische und katholische.
   b) Heidnische,
      den Schicksalsbegriff.
   c) Romantische
      schlossen sich an a an.
2) Durch Kunstgegenstände und Gesinnungen:
   a) heidnische,
   b) christliche.

Die lezteren nehmen überhand, Poesie und bildende Kunst verderben einander wechselsweise.

Blicke ins Reich der Gnade.

Sammlung evangelischer Predigten,

von Dr. Krummacher,

Pfarrer zu Gemarke.

Elberfeld, 1825.

Gemarke iſt ein anſehnlicher Marktflecken von 380 Häuſern mit Stadtfreiheiten, im Wupper-Thale und Amte Barmen des Herzogthumes Berg, wenig über Elberfeld gelegen. Die Einwohner haben anſehnliche Leinen-, Band-, Bettdrillich-, und Zwirnmanufacturen, und treiben mit dieſen Waaren, ſo wie mit gebleichtem Garne einen ausgebreiteten Handel. Der Ort hat eine reformirte und eine kleine katholiſche Kirche.

In dieſem Orte ſteht Hr. Krummacher als Prediger. Sein Publicum beſteht aus Fabricanten, Verlegern und Arbeitern, denen Weberei die Hauptſache iſt. Sie ſind in ihrem engen Bezirke als ſittliche Menſchen anzuſehen, denen alles daran gelegen ſeyn muß, daß nichts Excentriſches vorkomme, deßhalb denn auch von auffallenden Verbrechen unter ihnen kaum die Rede ſeyn wird. Sie leben in mehr oder weniger beſchränkten häuslichen Zuſtänden, allem ausgeſetzt, was der Menſch als Menſch im Sittlichen, im Leidenſchaftlichen und im Körperlichen zu erdulden hat. Daher im Durchſchnitte viele kranke und gedrückte Gemüther un-

ter denſelben zu finden ſind. Im Allgemeinen aber ſind ſie unbekannt mit Allem, was die Einbildungskraft und das Gefühl erregt und obgleich auf den Hausverſtand zurückgeführt, doch für Geiſt und Herz einiger aufregender Nahrung bedürftig.

Die Weber ſind von jeher als ein abſtrus religiöſes Volk bekannt, wodurch ſie ſich im Stillen wohl unter einander genugthun mögen. Der Prediger ſcheint das Seelenbedürfniß ſeiner Gemeinde dadurch befriedigen zu wollen, daß er ihren Zuſtand behaglich, ihre Mangel erträglich darſtellt, auch die Hoffnung auf ein gegenwärtiges und künftiges Gute zu beleben gedenkt. Dieß ſcheint der Zweck dieſer Predigten zu ſeyn, bei denen er folgendes Verfahren beliebt.

Er nimmt die deutſche Ueberſetzung der Bibel, wie ſie daliegt, ohne weitere Kritik, buchſtäblich geltend, als kanoniſch an und deutet ſie wie ein ungelehrter Kirchenvater nach ſeinem ſchon fertigen Syſteme willkürlich aus. Sogar die Ueberſchriften der Capitel dienen ihm zum Texte, und die herkömmlichen Parallel-Stellen als Beweiſe; ja er zieht daſſelbe Wort, wo es auch und in welchem Sinne es vorkommt, zu ſeinem Gebrauche heran, und findet dadurch für ſeine Meinungen eine Quelle von überfließenden Gründen, die er beſonders zu Beruhigung und Troſt anwendet.

Er ſetzt voraus, der Menſch tauge von Haus aus nichts, droht auch wohl einmal mit Teufeln

finden wir ihn in einer unbequemen Lage. Bei aller ſeiner Vorliebe für den Orient muß della Valle doch endlich fühlen, daß er in einem Lande wohnt, wo an keine Folge zu denken iſt, und wo mit dem reinſten Willen und größter Thätigkeit kein neues Rom zu erbauen wäre. Die Verwandten ſeiner Frau laſſen ſich nicht einmal durch Familien-Bande halten; nachdem ſie eine Zeitlang, zu Iſpahan, in dem vertraulichſten Kreiſe gelebt, finden ſie es doch gerathener, zurück an den Euphrat zu ziehen, und ihre gewohnte Lebensweiſe dort fortzuſetzen. Die übrigen Georgier zeigen wenig Eifer, ja die Carmeliten, denen das große Vorhaben vorzüglich am Herzen liegen mußte, können von Rom her weder Antheil noch Beiſtand erfahren.

Della Valle's Eifer ermüdet und er entſchließt ſich nach Europa zurückzukehren, leider gerade zur ungünſtigſten Zeit. Durch die Wüſte zu ziehen ſcheint ihm unleidlich, er beſchließt über Indien zu gehen; aber jetzt eben entſpinnen ſich Kriegshändel zwiſchen Portugieſen, Spaniern und Engländern wegen Ormus, dem bedeutendſten Handelsplatz, und Abbas findet ſeinem Vortheil gemäß, Theil daran zu nehmen. Der Kaiſer beſchließt die unbequemen portugieſiſchen Nachbarn zu bekämpfen, zu entfernen und die hülfreichen Engländer zuletzt, vielleicht durch Liſt und Verzögerung, um ihre Abſichten zu bringen und alle Vortheile ſich zuzueignen.

und ewiger Hölle; doch hat er stets das Mittel der Erlösung und Rechtfertigung bei der Hand. Daß jemand dadurch rein und besser werde, verlangt er nicht, zufrieden, daß es auch nicht schade, weil, das Vorhergesagte zugegeben, auf oder ab die Heilung immer bereit ist, und schon das Vertrauen zum Arzte als Arznei betrachtet werden kann.

Auf diese Weise wird sein Vortrag tropisch und bilderreich, die Einbildungskraft nach allen Seiten hingewiesen und zerstreut, das Gefühl aber concentrirt und beschwichtigt. Und so kann sich ein jeder dünken, er gehe gebessert nach Hause, wenn auch mehr sein Ohr als sein Herz in Anspruch genommen wurde.

Wie sich nun diese Behandlungsart des Religiösen zu den schon bekannten ähnlichen aller separatistischen Gemeinden, Herrnhuter, Pietisten ꝛc. verhalte, ist offenbar und man sieht wohl ein, wie ein Geistlicher solcher Art willkommen seyn mag, da die Bewohner jener Gegenden, wie Anfangs bemerkt, sämmtlich operose, in Handarbeit versunkene, materialem Gewinne hingegebene Menschen sind, die man eigentlich über ihre körperlichen und geistigen Unbilden nur in Schlaf zu lullen braucht. Man könnte deßhalb diese Vorträge narkotische Predigten nennen; welche sich denn freilich am klaren Tage, dessen sich das mittlere Deutschland erfreut, höchst wunderlich ausnehmen.

Rede

bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau,

am 24 Februar 1784.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute diesen Tag. Sie zogen versammelt zu dem Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß dereinst die Vorsicht an diesen Ort das Leben und die Freude voriger Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen sie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit und eine Anzahl für den Bergbau wohlgesinnte Männer hier versammelt, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem jeden, der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat, ich danke einem jeden, der an unserer Freude auch nur entfernteren Antheil nimmt.

Denn endlich erscheint der Augenblick auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegensehe. Das Fest, was wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unsers gnadigsten Herrn bei dem Antritte Seiner Regierung, und wir freuen uns um des gu-

ten Herrn, so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser Sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet; wer von den Hindernissen nur einen Begriff hat, die sich dessen Wiederaufnahme entgegensetzten, sich gleichsam als ein neuer Berg auf unser edles Flöz häuften, und, wenn ich so sagen darf, es in eine noch größere Tiefe drückten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach so manchem Aufwande, erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hatte geschehen können. Er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen, daß man diesen Bergbau wieder in Umtrieb werde setzen können. Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäft nicht erleichtert; waren die Kunstverständigen, die wir um Rath gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer; wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht zusammen antreten.

Doch Glück auf! wir eilen einem Platze zu, den unsere Vorfahren sich schon ausersehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte der durch die Sorgfalt unsers Geschwornen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen Johannisschacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an, und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten guten Rath, denn man sah von jeher, selbst da noch das Sturmbender Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für unentbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flötze in einem tiefern Punkte beikommen, den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchsten ins Tiefste ging, verbessern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmbender Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlornen Werks. Nunmehr aber, da wir jene ersoffenen abgebauten Tiefen dem Wasser und der Finsterniß auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen frischen Felde führen, wo wir gewisse unangetastete Reichthümer zu erwarten hoffen können.

Lassen Sie uns also die geringe Oeffnung, die wir heute in die Oberfläche der Erde machen werden, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen; lassen Sie uns die ersten Hiebe der Keilhaue nicht

als eine unbedeutende Ceremonie betrachten. Nein, wir wollen vielmehr, die Wichtigkeit dieser Handlung lebhaft empfindend, uns herzlich freuen, daß wir bestimmt waren sie zu begehen und Zeugen derselben zu seyn.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren, und das was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sey aber auch unsere Vorsicht und unser Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Muthe gleich, mit welchem wir dazu gehen. Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst fühlbar werden müssen. Ich bin von einem jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also niemanden mit weitläuftigen Worten an seine Pflicht; ich schildre nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamten dem alten Werke zugezogen haben. Ich will und kann das Beste hoffen. Denn welcher innere Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande sind, zum Wohl dieser Stadt, ja

eines Theils dieſer Gegend, vieles mit leichter Mühe zu wirken; daß Glück und Ruf eines ſo vortrefflichen, ſo vernachläſſigten Werkes von unſerm Betragen abhängt und daß wir alle Bewohner der Staaten unſers Fürſten, unſre Nachbarn, zu einen großen Theil von Deutſchland zu Beobachtern und Richtern unſerer Handlungen haben werden. Laſſen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genug thun, das unſer gnädigſter Herr auf uns geſetzt hat, der Zuverſicht, womit ſo viele Gewerken eine anſehnliche Summe Geldes in unſere Hände legen. Möge ſich zu dieſem ſchönen und guten Zwecke das ganze hieſige Publicum vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Ilmenauer Bürger und Unterthan kann dem aufzunehmenden Bergwerke nutzen und ſchaden. Jede neue Anſtalt iſt wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachſener nicht danken würde, und ſo wünſche ich daß ein jeder die unſrige anſehen möge. Es thue ein jeder, auch der Geringſte, dasjenige was er in ſeinem Kreiſe zu deren Beförderung thun kann, und ſo wird es gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzo mein Herren, iſt es Zeit dem Werke aufzuhelfen, es zu ſchützen, Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, Mißverſtändniſſe aufzuklären, widrige Leidenſchaften zu unterdrücken und dadurch zu dem gemeinen Beſten mitzuwirken. Kommt

dereinſt der Bergbau in einen lebendigen Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in dieſen Gegenden ſtarker, erhebt ſich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flor; ſo kann ein jeder, er ſey wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu ſich ſagen: auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieſes Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift iſt, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen, ich habe es nahren, ſchutzen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude uns die Nachkommenſchaft für das, was wir von heute an thun werden, ſegnen, und die unſrigen dieſen Segen genießen! —

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, ſondern uns einem Orte, auf den alle unſere Wünſche gegenwärtig gerichtet ſind, nahern, vorher aber noch in dem Hauſe des Herrn einkehren, des Gottes der die Berge gegrundet, die Schatze in ihre Tiefe verborgen, und dem Menſchen den Verſtand gegeben hat, ſie an das Licht des Tages hervor zu bringen. Laßen Sie uns ihn bitten, daß er unſerm Vorhaben beiſtehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Boſen als zum Guten angewendet wird, nur zu Seiner Ehre und zum Nutzen der Menſchheit gefördert werde.

Reiſe
der Söhne Megaprazon's.

Fragmente.

Erſtes Capitel.

Die Söhne Megaprazon's überſtehen eine harte Prüfung.

Die Reiſe ging glücklich von Statten, ſchon mehrere Tage ſchwellte ein günſtiger Wind die Segel des kleinen, wohlausgerüſteten Schiffes, und in der Hoffnung bald Land zu ſehen beſchäftigten ſich die trefflichen Brüder ein jeder nach ſeiner Art. Die Sonne hatte den größten Theil ihres täglichen Laufes zurückgelegt; Epiſtemon ſaß an dem Steuerruder und betrachtete mit Aufmerkſamkeit die Windroſe und die Charten; Panurg ſtrickte Netze mit denen er ſchmackhafte Fiſche aus dem Meere hervorzuziehen hoffte; Euphemon hielt ſeine Schreibtafel und ſchrieb, wahrſcheinlich eine Rede die er bei der erſten Landung zu halten gedachte; Alkides lauerte am Vordertheil, mit dem Wurfſpieß in der Hand, Delphinen auf, die das Schiff von Zeit zu Zeit begleiteten; Aleiphron

In solchen bedenklichen Zeitläuften überrascht nun unsern Reisenden das wunderbare Gefühl eigner Art, das den Menschen mit sich selbst in den größten Zwiespalt setzt, das Gefühl der weiten Entfernung vom Vaterlande, im Augenblick wo wir, unbehaglich in der Fremde, nach Hause zurückzuwandern, ja schon dort angelangt zu seyn wünschten. Fast unmöglich ist es in solchem Fall sich der Ungeduld zu erwehren; auch unser Freund wird davon ergriffen, sein lebhafter Charakter, sein edles tüchtiges Selbstvertrauen täuschen ihn über die Schwierigkeiten die im Wege stehen. Seiner zu Wagnissen aufgelegten Kühnheit ist es bisher gelungen alle Hindernisse zu besiegen, alle Plane durchzusetzen, er schmeichelt sich fernerhin mit gleichem Glück und entschließt sich, da eine Rückkehr ihm durch die Wüste unerträglich scheint, zu dem Weg über Indien, in Gesellschaft seiner schönen Maani und ihrer Pflegetochter Mariuccia.

Manches unangenehme Ereigniß tritt ein, als Vorbedeutung künftiger Gefahr; doch zieht er über Persepolis und Schiras, wie immer aufmerkend, Gegenstände, Sitten und Landesart genau bezeichnend und aufzeichnend. So gelangt er an den persischen Meerbusen, dort aber findet er, wie vorauszusehen gewesen, die sämmtlichen Häfen geschlossen, alle Schiffe, nach Kriegsgebrauch, in Beschlag genommen. Dort am Ufer, in einer höchst ungesunden Gegend, trifft er

trocknete Meerpflanzen und Eutyches, der jüngſte, lag auf einer Matte in ſanftem Schlafe.

Wecket den Bruder! rief Epiſtemon, und verſammelt euch bei mir; unterbrecht einen Augenblick eure Geſchäfte, ich habe euch etwas Wichtiges vorzutragen. Eutyches erwache! Setzt euch nieder, ſchließt einen Kreis.

Die Brüder gehorchten dem Worte des älteſten und ſchloſſen einen Kreis um ihn. Eutyches, der ſchöne, war ſchnell auf den Füßen, öffnete ſeine großen blauen Augen, ſchüttelte ſeine blonden Locken und ſetzte ſich mit in die Reihe.

Der Compaß und die Charte, fuhr Epiſtemon fort, deuten mir einen wichtigen Punkt unſerer Fahrt an: wir ſind auf die Höhe gelangt die unſer Vater beim Abſchied anzeichnete, und ich habe nun einen Auftrag auszurichten den er mir damals anvertraute. Wir ſind neugierig zu hören, ſagten die Geſchwiſter untereinander.

Epiſtemon eröffnete den Buſen ſeines Kleides und brachte ein zuſammengefaltetes buntes ſeidnes Tuch hervor. Man konnte bemerken daß etwas darein gewickelt war, an allen Seiten hingen Schnüre und Franzen herunter, künſtlich genug in viele Knoten geſchlungen, farbig, prachtig, und lieblich anzuſehen.

Es eröffne jeder ſeinen Knoten, ſagte Epiſtemon. wie es ihn der Vater gelehrt hat. Und ſo ließ er das Tuch herumgehen, jeder küßte es, jeder öffnete den Knoten den er allein zu löſen ver-

stand, der älteste küßte es zuletzt, zog die letzte Schleife auseinander, entfaltete das Tuch und brachte einen Brief hervor den er auseinanderschlug und las:

Megapraxon an seine Söhne. Glück und Wohlfahrt, guten Muth und frohen Gebrauch eurer Kräfte! Die großen Güter, mit denen mich der Himmel gesegnet hat, würden mir nur eine Last seyn, ohne die Kinder die mich erst zum glücklichen Manne machen. Jeder von euch hat, durch den Einfluß eines eignen günstigen Gestirns, eigne Gaben von der Natur erhalten. Ich habe jeden nach seiner Art von Jugend auf gepflegt, ich habe es euch an nichts fehlen lassen, ich habe den ältesten zur rechten Zeit eine Frau gegeben, ihr seyd wackere und brave Leute geworden. Nun habe ich euch zu einer Wanderschaft ausgerüstet, die euch und eurem Hause Ehre bringen muß. Die merkwürdigen und schönen Inseln und Länder sind berühmt, die mein Urgroßvater Pantagruel theils besucht theils entdeckt hat: als da ist die Insel der Papimanen, Papefiguen; die Laternen-Insel und die Orakel der heiligen Flasche, daß ich von den übrigen Ländern und Völkern schweige. Denn sonderbar ist es: berühmt sind jene Länder, aber unbekannt, und scheinen jeden Tag mehr in Vergessenheit zu gerathen. Alle Völker Europens schiffen aus, Entdeckungsreisen zu machen, alle Gegenden des Oceans sind durchsucht, und auf keiner Charte finde ich

die Inseln bezeichnet, deren erste Kenntniß wir meinem unermüdlichen Urgroßvater schuldig sind; entweder also gelangten die berühmtesten neuen Seefahrer nicht in jene Gegenden, oder sie haben, uneingedenk jener ersten Entdeckungen, die Küsten mit neuen Namen belegt, die Inseln umgetauft, die Sitten der Völker nur obenhin betrachtet und die Spuren veränderter Zeiten unbemerkt gelassen. Euch ist es vorbehalten, meine Söhne, eine glänzende Nachlese zu halten, die Ehre eures Aeltervaters wieder aufzufrischen und euch selbst einen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Euer kleines künstlich gebautes Schiff ist mit allem ausgerüstet und euch selbst kann es an nichts fehlen: denn vor eurer Abreise gab ich einem jeden zu bedenken, daß man sich auf mancherlei Art in der Fremde angenehm machen, daß man sich die Gunst der Menschen auf verschiedenen Wegen erwerben könne. Ich rieth euch daher, wohl zu bedenken, womit ihr außer dem Proviant, der Munition, den Schiffsgeräthschaften euer Fahrzeug beladen, was für Waare ihr mitnehmen, mit was für Hülfsmitteln ihr euch versehen wolltet. Ihr habt nachgedacht, ihr habt mehr als Eine Kiste auf das Schiff getragen, ich habe nicht gefragt was sie enthalten. — — Zuletzt verlangtet ihr Geld zur Reise und ich ließ euch sechs Fäßchen einschiffen, ihr nahmt sie in Verwahrung und fuhrt unter meinen Segenswünschen, unter den Thränen eurer

Mutter und eurer Frauen, in Hoffnung glücklicher Rückkehr, mit günstigem Winde davon.

Ihr habt, hoffe ich, den langweiligsten Theil eurer Fahrt durch das hohe Meer glücklich zurückgelegt, ihr nahet euch den Inseln auf denen ich euch freundlichen Empfang, wie meinem Urgroßvater, wünsche.

Nun aber verzeiht mir, meine Kinder, wenn ich euch einen Augenblick betrübe — es ist zu eurem Besten.

Epistemon hielt inne, die Brüder horchten auf.

Daß ich euch nicht mit Ungewißheit quale, so sey es gerade herausgesagt: es ist kein Geld in den Fäßchen.

Kein Geld! riefen die Brüder wie mit einer Stimme. Es ist kein Geld in den Fäßchen, wiederholte Epistemon mit halber Stimme und ließ das Blatt sinken. Stillschweigend sahen sie einander an und jeder wiederholte in seinem eigenen Accente: kein Geld! kein Geld?

Epistemon nahm das Blatt wieder auf und las weiter: kein Geld ruft ihr aus und kaum halten eure Lippen einen harten Tadel eures Vaters zurück. Faßt euch! Geht in euch und ihr werdet die Wohlthat preisen die ich euch erzeige. Es steht Geld genug in meinen Gewölben, da mag es stehen bis ihr zurückkommt und der Welt gezeigt habt, daß ihr der Reichthümer werth seyd die ich euch hinterlasse.

Epiſtemon las wohl noch eine halbe Stunde, denn der Brief war lang: er enthielt die trefflichſten Gedanken, die richtigſten Bemerkungen, die heilſamſten Ermahnungen, die ſchönſten Ausſichten; aber nichts war im Stande die Aufmerkſamkeit der Geſchwiſter an die Worte des Vaters zu feſſeln; die ſchöne Beredſamkeit ging verloren, jeder kehrte in ſich ſelbſt zurück, jeder überlegte was er zu thun, was er zu erwarten habe.

Die Vorleſung war noch nicht geendigt als ſchon die Abſicht des Vaters erfüllt war: jeder hatte ſchon bei ſich die Schätze gemuſtert womit ihn die Natur ausgerüſtet, jeder fand ſich reich genug, einige glaubten ſich mit Waaren und andern Hülfsmitteln wohl verſehen; man beſtimmte ſchon den Gebrauch voraus, und als nun Epiſtemon den Brief zuſammenfaltete, ward das Geſpräch laut und allgemein; man theilte einander Plane, Projecte mit, man widerſprach, man fand Beifall, man erdichtete Mährchen, man erſann Gefahren und Verlegenheiten, man ſchwätzte bis tief in die Nacht und eh man ſich niederlegte mußte man geſtehen, daß man ſich auf der ganzen Reiſe noch nicht ſo gut unterhalten hatte.

Zweites Capitel.

Man entdeckt zwei Inseln; es entsteht ein Streit, der durch Mehrheit der Stimmen beigelegt wird.

Des andern Tages war Eutyches kaum erwacht und hatte seinen Brüdern einen guten Morgen geboten, als er ausrief: ich sehe Land! — Wo? riefen die Geschwister. — Dort, sagte er, dort! und deutete mit dem Finger nach Nord-Osten. Der schöne Knabe war vor seinen Geschwistern, ja vor allen Menschen, mit scharfen Sinnen begabt; und so machte er überall wo er war ein Fernrohr entbehrlich. Bruder, versetzte Epistemon, du siehst recht, erzähle uns weiter was du gewahr wirst. Ich sehe zwei Inseln, fuhr Eutyches fort, eine rechts, lang, flach, in der Mitte scheint sie gebirgig zu seyn; die andre links, zeigt sich schmäler und hat höhere Berge. — Richtig! sagte Epistemon und rief die übrigen Brüder an die Charte. Sehet, diese Insel rechter Hand ist die Insel der Papimanen, eines frommen wohlthätigen Volkes. Möchten wir bei ihnen eine so gute Aufnahme als unser Aeltervater Pantagruel erleben. Nach unsres Vaters Befehl landen wir zuerst daselbst, erquicken uns mit frischem Obste, Feigen, Pfirschen, Trauben, Pomeranzen, die zu jeder Jahreszeit daselbst wachsen; wir genießen des guten frischen

Waſſers, des köſtlichen Weines; wir verbeſſern unſre Säfte durch ſchmackhafte Gemüſe: Blumenkohl, Broccoli, Artiſchoken und Carden; denn ihr müßt wiſſen, daß durch die Gnade des göttlichen Statthalters auf Erden nicht allein alle gute Frucht von Stunde zu Stunde reift, ſondern daß auch Unkraut und Diſteln eine zarte und ſäftige Speiſe werden. — Glückliches Land! riefen ſie aus: wohlverſorgtes, wohlbelohntes Volk! Glückliche Reiſende die in dieſem irdiſchen Paradieſe eine gute Aufnahme finden! — Haben wir uns nun völlig erholt und wiederhergeſtellt, alsdann beſuchen wir im Vorbeigehen die andere leider auf ewig verwünſchte und unglückliche Inſel der Papefiguen, wo wenig wächst und das wenige noch von böſen Geiſtern zerſtört oder verzehrt wird. Saat uns nichts von dieſer Inſel! rief Panurg, nichts von ihren Kohlrüben und Kohlrabis, nichts von ihren Weibern, ihr verderbt uns den Appetit, den ihr uns ſo eben erregt habt.

Und ſo lenkte ſich das Geſpräch wieder auf das ſelige Wohlleben, das ſie auf der Inſel der Pyrimanen zu finden hofften; ſie laſen in den Tagebüchern ihres Aeltervaters was ihm dort begegnet, wie er faſt göttlich verehrt worden war, und ſchmeichelten ſich ähnlicher glücklicher Begebenheiten.

Indeſſen hatte Eutyches von Zeit zu Zeit nach den Inſeln hingeblickt, und als ſie nun auch den andern Brüdern ſichtbar waren, konnte er ſchon

die Gegenſtände genau und immer genauer darauf unterſcheiden je näher man ihnen kam. Nachdem er beide Inſeln lange genau betrachtet und mit einander verglichen, rief er aus: es muß ein Irrthum obwalten, meine Brüder. Die beiden Landſtrecken, die ich vor mir ſehe, kommen keineswegs mit der Beſchreibung überein die Bruder Epiſtemon davon gemacht hat; vielmehr finde ich gerade das Umgekehrte, und mich dünkt ich ſehe gut.

Wie meinſt du das? Bruder, ſagte einer und der andere.

Die Inſel zur rechten Seite auf die wir zuſchiffen, fuhr Eutyches fort, iſt ein langes flaches Land mit wenigen Hügeln und ſcheint mir gar nicht bewohnt; ich ſehe weder Wälder auf den Höhen, noch Bäume in den Gründen; keine Dörfer, keine Gärten, keine Saaten, keine Heerden an den Hügeln, die doch der Sonne ſo ſchön entgegen liegen.

Ich begreife das nicht, ſagte Epiſtemon. —

Eutyches fuhr fort: hie und da ſeh' ich ungeheure Steinmaſſen, von denen ich mich nicht zu ſagen unterfange ob es Städte oder Felſenwände ſind. Es thut mir herzlich leid, daß wir nach einer Küſte fahren die ſo wenig verſpricht.

Und jene Inſel zur Linken? rief Alkides. — Sie ſcheint ein kleiner Himmel, ein Elyſium, ein Wohnſitz der zierlichſten häuslichſten Götter. Alles

ist grün, alles gebaut, jedes Eckchen und Winkelchen genutzt. Ihr solltet die Quellen sehen, die aus den Felsen sprudeln, Mühlen treiben, Wiesen wässern, Teiche bilden. Büsche auf den Felsen, Wälder auf den Bergrücken, Häuser in den Gründen, Gärten, Weinberge, Aecker und Ländereien in der Breite wie ich nur sehen und sehen mag.

Man stutzte, man zerbrach sich den Kopf. Endlich rief Panurg: wie können sich ein halbduzend kluge Leute so lang bei einem Schreibfehler aufhalten! weiter ist es nichts. Der Copiste hat die Namen der beiden Inseln auf der Charte verwechselt, jenes ist Papimanie, diese da ist Papefigue, und ohne das gute Gesicht unseres Bruders waren wir im Begriff einen schnöden Irrthum zu begehen. Wir verlangen nach der gesegneten Insel und nicht nach der verwünschten; laßt uns also den Lauf dahin richten wo uns Fülle und Fruchtbarkeit zu empfangen verspricht.

Epistemon wollte nicht sogleich seine Charten eines so groben Fehlers beschuldigen lassen, er brachte viel zum Beweise ihrer Genauigkeit vor; die Sache war aber den übrigen zu wichtig, es war die Sache des Gaumens und des Magens die jeder vertheidigte. Man bemerkte, daß man mit dem gegenwärtigen Winde noch bequem nach beiden Inseln kommen könne, daß man aber, wenn er anhielte, nur schwer von der ersten zur zweiten segeln würde. Man bestand darauf, daß man das

Gläubiger für das Unſichere nehmen und nach der fruchtbaren Inſel fahren müſſe.

Epiſtemon gab der Mehrheit der Stimmen nach, ein Geſetz das ihnen der Vater vorgeſchrieben hatte.

Ich zweifle gar nicht, ſagte Panurg, daß meine Meinung die richtige iſt und daß man auf der Charte die Namen verwechſelt hat. Laßt uns fröhlich ſeyn! wir ſchiffen nach der Inſel der Panimanen. Laßt uns vorſichtig ſeyn und die nöthigen Anſtalten treffen.

Er ging nach einem Kaſten, den er öffnete und allerlei Kleidungsſtücke daraus hervorholte. Die Brüder ſahen ihm mit Verwunderung zu und konnten ſich des Lachens nicht erwehren, als er ſich auskleidete und, wie es ſchien, Anſtalt zu einer Maskerade machte. Er zog ein Paar violetſeidne Strümpfe an, und als er die Schuhe mit großen ſilbernen Schnallen geziert hatte, kleidete er ſich übrigens ganz in ſchwarze Seide. Ein kleiner Mantel flog um ſeine Schultern, einen zuſammengedrückten Hut mit einem violet und goldnen Bande nahm er in die Hände, nachdem er ſeine Haare in runde Locken gekräuſelt hatte. Er begrüßte die Geſellſchaft ehrerbietig, die in ein lautes Gelächter ausbrach.

Ohne ſich aus der Faſſung zu geben beſuchte er den Kaſten zum zweitenmale. Er brachte eine rothe Uniform hervor mit weißem Kragen, Auf-

Engländer gelagert, deren Caravane gleichfalls aufgehalten, einen günstigen Augenblick erpassen möchte. Freundlich aufgenommen, schließt er sich an sie an, errichtet seine Gezelte nächst den ihrigen und eine Palmhütte zu besserer Bequemlichkeit. Hier scheint ihm ein freundlicher Stern zu leuchten! Seine Ehe war bisher kinderlos, und zu größter Freude beider Gatten erklärt sich Maani guter Hoffnung; aber ihn ergreift eine Krankheit, schlechte Kost und böse Luft zeigen den schlimmsten Einfluß auf ihn und leider auch auf Maani, sie kommt zu früh nieder und das Fieber verläßt sie nicht. Ihr standhafter Charakter, auch ohne ärztliche Hülfe, erhält sie noch eine Zeitlang, sodann aber fühlt sie ihr Ende herannahen, ergibt sich in frommer Gelassenheit, verlangt aus der Palmenhütte unter die Zelte gebracht zu seyn, woselbst sie, indem Mariuccia die geweihte Kerze hält und della Valle die herkömmlichen Gebete verrichtet, in seinen Armen verscheidet. Sie hatte das dreyundzwanzigste Jahr erreicht.

Einem solchen ungeheuren Verluste zu schmeicheln beschließt er fest und unwiderruflich den Leichnam in sein Erbbegräbniß mit nach Rom zu nehmen. An Harzen, Balsamen und kostbaren Specereyen fehlt es ihm, glücklicherweise findet er eine Ladung des besten Kampfers, welcher, kunstreich durch erfahrne Personen angewendet, den Körper erhalten soll.

Hiedurch aber übernimmt er die größte Beschwerde

schlagen und Klappen; ein großes weißes Kreuz sah man auf der linken Brust. Er verlangte, Bruder Alkides solle diese Uniform anziehen, und da sich dieser weigerte, fing er folgendergestalt zu reden an: Ich weiß nicht was ihr Uebrigen in den Kasten gepackt und verwahrt haltet die ihr von Hause mitnahmt, als der Vater unsrer Klugheit überließ womit wir uns den Völkern angenehm machen wollten; so viel kann ich euch gegenwärtig sagen, daß meine Ladung vorzüglich in alten Kleidern besteht, die, hoffe ich, uns nicht geringe Dienste leisten sollen. Ich habe drei bankrutte Schauspielunternehmer, zwei aufgehobne Klöster, sechs Kammerdiener und sieben Trödler ausgekauft, und zwar habe ich mit den letzten nur getauscht und meine Doubletten weggegeben. Ich habe mit der größten Sorgfalt meine Garderobe completirt, ausgebessert, gereinigt und geräuchert; — — —

von der großen und merkwürdigen Insel der Monarchomanen gehört, die eine Tagreise von uns nordwärts gelegen war.

Wir haben nichts davon gehört, sagte Epistemon, und es wundert mich um so mehr, als einer unserer Abderiten in diesen Meeren auf Entdeckungen ausging. Erzählt uns von dieser Insel was ihr wißt, damit wir beurtheilen ob es der Mühe werth ist selbst hin zu segeln und uns nach ihr und ihrer Verfassung zu erkundigen.

Es wird schwer seyn sie zu finden, versetzte der Parimane.

Ist sie versunken? fragte Alcipbron.

Sie hat sich auf und davon gemacht, versetzte jener.

Wie ist das zugegangen? fragten die Brüder fast mit Einer Stimme.

Die Insel der Monarchomanen, fuhr der Erzähler fort, war eine der schönsten, merkwürdigsten und berühmtesten Inseln unseres Archipelagus; man konnte sie füglich in drei Theile theilen, auch sprach man gewöhnlich nur von der Residenz, der steilen Küste, und dem Lande. Die Residenz, ein Wunder der Welt, war auf dem Vorgebirge angelegt, und alle Künste hatten sich vereinigt dieses Gebäude zu verherrlichen. Saget ihr seine Fundamente, so waret ihr zweifelhaft ob es auf Mauern oder auf Felsen stand: so oft und viel hatten Menschenhände der Natur nachgeholfen. Saget

ihr ſeine Säulen, ſo glaubtet ihr alle Tempel der Götter waren hier ſymmetriſch zuſammengeſtellt, um alle Völker zu einer Wallfahrt hierher einzuladen. Betrachtetet ihr ſeine Gipfel und Zinnen, ſo mußtet ihr denken die Rieſen hatten hier zum zweitenmal Anſtalt gemacht den Himmel zu erſteigen; man konnte es eine Stadt, ja man konnte es ein Reich nennen. Hier thronte der König in ſeiner Herrlichkeit, und niemand ſchien ihm auf der ganzen Erde gleich zu ſeyn.

Nicht weit von da fing die ſteile Küſte an ſich zu erſtrecken; auch hier war die Kunſt der Natur mit unendlichen Bemühungen zu Hülfe gekommen, auch hier hatte man Felſen gebauet um Felſen zu verbinden, die ganze Höhe war terraſſenweiſe eingeſchnitten, man hatte fruchtbar Erdreich auf Maulthieren hingeſchafft. Alle Pflanzen, beſonders der Wein, Citronen und Pomeranzen, fanden ein glückliches Gedeihen, denn die Küſte lag der Sonne wohl ausgeſetzt. Hier wohnten die Vornehmen des Reichs und bauten Palaſte; der Schiffer verſtummte der ſich der Küſte näherte.

Der dritte Theil und der größte war meiſtentheils Ebene und fruchtbarer Boden, dieſen bearbeitete das Landvolk mit vieler Sorgfalt.

Es war ein altes Reichsgeſetz, daß der Landmann für ſeine Mühe einen Theil der erzeugten Früchte wie billig genießen ſollte; es war ihm aber bei ſchwerer Strafe unterſagt ſich ſatt zu eſſen,

und ſo war dieſe Inſel die glücklichſte von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Luſt zur Arbeit. Die Vornehmen, deren Magen ſich meiſt in ſchlechten Umſtänden befanden, hatten Mittel genug ihren Gaumen zu reizen, und der König that oder glaubte wenigſtens immer zu thun was er wollte.

Dieſe paradieſiſche Glückſeligkeit ward auf eine Weiſe geſtört die höchſt unerwartet war, ob man ſie gleich längſt hatte vermuthen ſollen. Es war den Naturforſchern bekannt, daß die Inſel vor alten Zeiten durch die Gewalt des unterirdiſchen Feuers ſich aus dem Meer emporgehoben hatte. So viel Jahre auch vorüber ſeyn mochten, fanden ſich doch noch häufige Spuren ihres alten Zuſtandes: Schlacken, Bimsſtein, warme Quellen und dergleichen Kennzeichen mehr; auch mußte die Inſel von innerlichen Erſchütterungen oft vieles leiden. Man ſah hier und dort an der Erde bei Tage Dünſte ſchweben, bei Nacht Feuer düpfen, und der lebhafte Charakter der Einwohner ließ auf die feurigen Eigenſchaften des Bodens ganz natürlich ſchließen.

Es ſind nun einige Jahre, daß nach wiederholten Erdbeben an der Mittagsſeite des Landes, zwiſchen der Ebene und der ſteilen Küſte, ein gewaltſamer Vulcan ausbrach, der viele Monate die Nachbarſchaft verwüſtete, die Inſel im Innerſten erſchütterte und ſie ganz mit Aſche bedeckte.

Wir konnten von unſrem Ufer bei Tag den Rauch, bei Nacht die Flamme gewahr werden. Es war entſetzlich anzuſehen, wenn in der Finſterniß ein brennender Himmel über ihrem Horizont ſchwebte; das Meer war in ungewöhnlicher Bewegung und die Stürme ſausten mit fürchterlicher Wuth.

Ihr könnt euch die Größe unſeres Erſtaunens denken, als wir eines Morgens, nachdem wir in der Nacht ein entſetzlich Gepraſſel gehört und Himmel und Meer gleichſam in Feuer geſehn, ein großes Stück Land auf unſre Inſel zuſchwimmend erblickten. Es war, wie wir uns bald überzeugen konnten, die ſteile Küſte ſelbſt die auf uns zukam. Wir konnten bald ihre Palaſte, Mauern und Garten erkennen, und wir fürchteten daß ſie an unſere Küſte, die an jener Seite ſehr ſandig und untief iſt, ſtranden und zu Grunde gehen möchten. Glücklicherweiſe erhob ſich ein Wind und trieb ſie etwas mehr nordwärts. Dort laßt ſie ſich, wie ein Schiffer erzahlt, bald da bald dorten ſetzen, hat aber noch keinen feſten Stand gewinnen können.

Wir erfuhren bald, daß in jener ſchrecklichen Nacht die Inſel der Monarchomanen ſich in drei Theile gefpalten, daß ſich dieſe Theile gewaltſam einander abſtoßen, und daß die beiden andern Theile, die Reſidenz und das Land, nun gleichfalls auf dem offenen Meere herum ſchwammen, und von allen Stürmen wie ein Schiff ohne Steuer hin

und wieder getrieben würden. Von dem Lande, wie man es nennt, haben wir nie etwas wieder geſehen; die Reſidenz aber konnten wir noch vor einigen Tagen in Nord-Oſten ſehr deutlich am Horizont erkennen.

Es läßt ſich denken daß unſere Reiſenden durch dieſe Erzählung ſehr in Feuer geſetzt wurden. Ein wichtiges Land, das ihr Ahnherr unentdeckt gelaſſen, ob er gleich ſo nahe vorbei gekommen, in dem ſonderbarſten Zuſtande von der Welt ſtückweiſe aufzuſuchen, war ein Unternehmen, das ihnen von mehr als Einer Seite Nutzen und Ehre verſprach. Man zeigte ihnen von weitem die Reſidenz am Horizont als eine große blaue Maſſe, und zu ihrer größten Freude ließ ſich weſtwärts in der Entfernung ein hohes Ufer ſehen, welches die Papimanen ſogleich für die ſteile Küſte erkannten, die mit günſtigem Wind, obgleich langſam, gegen die Reſidenz zu ihre Richtung zu nehmen ſchien. Man faßte daher den Entſchluß gleichfalls dahin zu ſteuern, zu ſehen ob man nicht die ſchöne Küſte unterwegs abſchneiden und in ihrer Geſellſchaft, oder wohl gar in einem der ſchönen Paläſte, den Weg nach der Reſidenz vollenden könne. Man nahm von den Papimanen Abſchied, hinterließ ihnen einige Roſenkränze, Scapuliere und Agnus Dei, die von ihnen, ob ſie gleich deren genug hatten, mit großer Ehrfurcht und Dankbarkeit angenommen wurden.

Die Brüder ſaßen friedlich bei einander, ſie unterhielten ſich von den neueſten Begebenheiten die ſie erlebt, von den neueſten Geſchichten die ſie erfahren hatten. Das Geſpräch wandte ſich auf einen ſeltſamen Krieg der Kraniche mit den Pygmaen; jeder machte eine Anmerkung über die Urſachen dieſer Händel, und über die Folgen welche aus der Hartnackigkeit der Pygmaen entſtehen konnten. Jeder ließ ſich von ſeinem Eifer hinreißen, ſo daß in kurzer Zeit die Menſchen, die wir bisher ſo einträchtig kannten, ſich in zwei Parteien ſpalteten, die aufs heftigſte gegen einander zu Felde zogen. Alkides, Alciphron, Eutyches behaupteten: die Zwerge ſeyen eben ein ſo häßliches als unverſchämtes Geſchöpf; es ſey in der Natur doch einmal eins für das andre geſchaffen, die Wieſe bringe Gras und Kräuter hervor damit ſie der Stier genieße, und der Stier werde wie billig wieder vom edleren Menſchen verzehrt. So ſey es denn auch ganz wahrſcheinlich, daß die Natur den Zwerg zum Heil des Kranichs hervorgebracht habe, welches ſich um ſo weniger laugnen laſſe, als der Kranich durch den Genuß des ſogenannten eßbaren Goldes um ſo viel vollkommener werde.

Die andern Brüder dagegen behaupteten, daß ſolche Beweiſe, aus der Natur und von ihren Abſichten hergenommen, ſehr ein geringes Gewicht hätten, und daß deßwegen ein Geſchöpf nicht

geradezu für das andere gemacht ſey, weil eines bequem fände ſich des andern zu bedienen.

Dieſe mäßigen Argumente wurden nicht lange gewechſelt, als das Geſpräch heftig zu werden anfing und man von beiden Seiten mit Scheingründen erſt, dann mit anzüglichem bittern Spott die Meinung zu vertheidigen ſuchte welcher man zugethan war. Ein wilder Schwindel ergriff die Brüder, von ihrer Sanftmuth und Verträglichkeit erſchien keine Spur mehr in ihrem Betragen; ſie unterbrachen ſich, erhoben die Stimmen, ſchlugen auf den Tiſch, die Bitterkeit wuchs, man enthielt ſich kaum jählicher Schimpfreden, und in wenigen Augenblicken mußte man fürchten das kleine Schiff als einen Schauplatz trauriger Feindſeligkeiten zu erblicken.

Sie hatten in der Lebhaftigkeit ihres Wortwechſels nicht bemerkt, daß ein anderes Schiff von der Größe des ihrigen, aber von ganz verſchiedener Form, ſich nahe an ſie gelegt hatte; ſie erſchracken daher nicht wenig als ihnen, wie mitten aus dem Meere, eine ernſthafte Stimme zurief: was gibt's, meine Herren! — Wie können Manner, die in einem Schiffe wohnen, ſich bis auf dieſen Grad entzweien?

Ihre Streitſucht machte einen Augenblick Pauſe. Allein welche ſeltſame Erſcheinung! weder der überraſchende Anblick des fremdartigen Schiffes, noch die ehrwürdige Geſtalt dieſes Mannes konnte

einen neuen Ausbruch verhindern. Man ernannte ihn zum Schiedsrichter und jede Partei ſuchte ſchon eifrig ihn auf ihre Seite zu ziehen, noch ehe ſie ihm die Streitſache ſelbſt deutlich gemacht hatten. Er bat ſie alsdann lächelnd um einen Augenblick Gehör, und ſobald er es erlangt hatte, ſagte er zu ihnen: die Sache iſt von der größten Wichtigkeit und Sie werden mir erlauben daß ich erſt morgen früh meine Meinung darüber eröffne. Trinken Sie mit mir vor Schlafengehen noch eine Flaſche Madera, den ich ſehr ächt mit mir führe, und der Ihnen gewiß wohl bekommen wird. Die Brüder, ob ſie gleich aus einer der Familien waren die den Wein nicht verſchmähen, hätten dennoch lieber Wein und Schlaf und Alles entbehrt, um die Materie nochmals von vorn durchzuſprechen; allein der Fremde wußte ihnen ſeinen Wein ſo artig aufzudringen, daß ſie ſich unmöglich erwehren konnten ihm Beſcheid zu thun. Kaum hatten ſie die letzten Gläſer von den Lippen geſetzt, als ſie ſchon alle ein ſtilles Vergeſſen ihrer ſelbſt ergriff, und eine angenehme Hinfälligkeit ſie auf die unbereiteten Lager ausſtreckte. Sie verſchliefen das herrliche Schauſpiel der aufgehenden Sonne und wurden endlich durch den Glanz und die Wärme ihrer Strahlen aus dem Schlaf geweckt. Sie ſahen ihren Nachbar beſchäftigt an ſeinem Schiffe etwas auszubeſſern, ſie grüßten einander und er erinnerte ſie lächelnd an den Streit des

vorigen Abends. Sie wußten ſich kaum noch darauf zu beſinnen und ſchämten ſich, als er in ihrem Gedächtniß die Umſtände wie er ſie gefunden nach und nach hervorrief. Ich will meiner Arzenei, fuhr er fort, nicht mehr Werth geben als ſie hat, die ich Ihnen geſtern in der Geſtalt einiger Gläſer Madera beibrachte; aber Sie können von Glück ſagen daß Sie ſo ſchnell einer Sorge losgeworden, von der ſo viele Menſchen jetzt heftig, ja bis zum Wahnſinn ergriffen ſind.

Sind wir krank geweſen? fragte einer, das iſt doch ſonderbar. Ich kann Sie verſichern, verſetzte der fremde Schiffer, Sie waren vollkommen angeſteckt, ich traf Sie in einer heftigen Kriſis.

Und was für eine Krankheit ware es denn geweſen? fragte Alcibron, ich verſtehe mich doch auch ein wenig auf die Medicin.

Es iſt das Zeitfieber, ſagte der Fremde, das einige auch das Fieber der Zeit nennen, indem ſie glauben ſich noch beſtimmter auszudrücken; andere nennen es das Zeitungsfieber, denen ich auch nicht entgegen ſeyn will. Es iſt eine böſe anſteckende Krankheit, die ſich ſogar durch die Luft mittheilt; ich wollte wetten Sie haben ſie geſtern Abend in der Atmoſphare der ſchwimmenden Inſeln gefangen.

Was ſind denn die Symptome dieſes Uebels? fragte Alcibron.

Sie ſind ſonderbar und traurig genug, verſetzte

indem er so fortan den Aberglauben der Cameeltreiber, die habsüchtigen Vorurtheile der Beamten, die Aufmerksamkeit der Zollbedienten auf der ganzen künftigen Reise zu beschwichtigen oder zu bestechen hat.

Nun begleiten wir ihn nach Lar, der Hauptstadt des Laristan, wo er bessere Luft, gute Aufnahme findet, und die Eroberung von Ormus durch die Perser abwartet. Aber auch ihre Triumphe dienen ihm zu keiner Fördernis. Er sieht sich wieder nach Schiras zurückgedrängt, bis er denn doch endlich mit einem englischen Schiffe nach Indien geht. Hier finden wir sein Betragen dem bisherigen gleich; sein standhafter Muth, seine Kenntnisse, seine adlichen Eigenschaften verdienen ihm überall leichten Eintritt und ehrenvolles Verweilen, endlich aber wird er doch nach dem persischen Meerbusen zurück und zur Heimfahrt durch die Wüste genöthigt.

Hier erduldet er alle gefürchteten Unbilden. Von Stammhäuptern decimirt, tarirt von Zollbeamten, beraubt von Arabern und selbst in der Christenheit überall verirt und verspätet, bringt er doch endlich Curiositäten und Kostbarkeiten genug, das Seltsamste und Kostbarste aber, den Körper seiner geliebten Maani nach Rom. Dort, auf Ara Coeli, begeht er sein herrliches Leichenfest und als er in die Grube hinabsteigt, ihr die letzte Ehre zu erweisen, finden wir zwey Jungfräulein neben ihm, Silvia, eine während seiner Ab-

der Fremde: der Menſch vergißt ſogleich ſeine nächſten Verhältniſſe, er mißkennt ſeine wahrſten, ſeine klarſten Vortheile, er opfert Alles, ja ſeine Neigungen und Leidenſchaften einer Meinung auf, die nun zur gröſten Leidenſchaft wird. Kommt man nicht bald zu Hülfe, ſo hält es gewöhnlich ſehr ſchwer, es ſetzt ſich die Meinung im Kopfe feſt und wird gleichſam die Achſe um die ſich der blinde Wahnſinn herumdreht. Nun vergißt der Menſch die Geſchäfte die ſonſt den Seinigen und dem Staate nutzen, er ſieht Vater und Mutter, Brüder und Schweſtern nicht mehr. Ihr, die ihr ſo friedfertige, vernünftige Menſchen ſchienet, ehe ihr in dem Falle waret — — —

unleidlicher iſt, je mehr uns die übrigen Umſtände begünſtigt haben. Auf Reiſen, im Lager, bei Geſchäften und Handelſchaften und was ſonſt den unternehmenden Geiſt der Manner zu beſchäftigen pflegt, vergeſſen wir eine Zeit lang der liebenswürdigen Geſpielinnen unſeres Lebens, und wir ſcheinen die unentbehrliche Gegenwart der Schönen einen Augenblick nicht zu vermiſſen. Haben wir aber nur wieder Grund und Boden erreicht, bedeckt uns ein Dach, ſchließt uns ein Saal in ſeine vier Wände, gleich entdecken wir was uns fehlt: ein freundliches Auge der Gebieterin, eine Hand die ſich traulich mit der unſern zuſammenſchließt.

Ich habe, ſagte Panurg, den alten Wirth über dieſen Punkt erſt auf die feinſte Weiſe ſondirt, und da er nicht hören wollte, auf die gradeſte Weiſe befragt, und ich habe nichts von ihm erfahren können. Er läugnet daß ein weibliches Geſchöpf in dem Palaſte ſey. Die Geliebte des Königs ſey mit ihm; ihre Frauen ſeyen ihr gefolgt und die übrigen ermordet oder entflohen.

Er redet nicht wahr, verſetzte Epiſtemon, die traurigen Reſte, die uns den Eingang der Burg verwehrten, waren die Leichname tapferer Männer, und er ſagte ja ſelbſt daß noch niemand weggeſchafft oder begraben ſey.

Weit entfernt, ſagte Panurg, ſeinen Worten zu trauen, habe ich das Schloß und ſeine vielen Flügel betrachtet und im Zuſammenhange überlegt.

Gegen die rechte Seite, wo die hohen Felſen ſenkrecht aus dem Meere hervorſtehen, liegt ein Gebäude das mir ſo prächtig als feſt zu ſeyn ſcheint, es hängt mit der Reſidenz durch einen Gang zuſammen der auf ungeheuern Bogen ſteht. Der Alte, da er uns Alles zu zeigen ſchien, hat uns immer von dieſer Seite weggehalten, und ich wette dort findet ſich die Schatzkammer, an deren Eröffnung uns viel gelegen wäre.

Die Brüder wurden einig daß man den Weg dahin ſuchen ſolle. Um kein Aufſehen zu erregen, ward Panurg und Alciphron abgeſandt, die in weniger als einer Stunde mit glücklichen Nachrichten zurückkamen. Sie hatten nach jener Seite zu geheime Tapetenthüren entdeckt, die ohne Schlüſſel durch künſtlich angewandten Druck ſich eröffneten. Sie waren in einige große Vorzimmer gekommen, hatten aber Bedenken getragen weiter zu gehen, und kamen, um den Brüdern, was ſie ausgerichtet, anzuzeigen.

Ein vorgefundenes Stück des Planes.

Megaprazon erwacht und ruft Epiſtemon. Nachricht von den Söhnen. Sie kommen an. Anrede. Sie haben ſich proviantirt. Lobrede auf die Häuslichen. Es wird alles eingeſchifft. Man geht zu Schiffe.

Golfo von Neapel. Weitere Reiſe. Faſchen und Rede des Megaprazon. Gedanken der ſechs Brüder. Megaprazon wirft das Faſchen ins Meer. Entſetzen. Weitere Reiſe. Der Steuermann behauptet ſie ſeyen bei der Inſel Papimanie. Streit darüber. Entſcheidung.

Sie fahren nach der anderen Inſel. Panurgs Vorſchlag. Wird bewundert. Er ſteigt aus, mit ihm X. und Y. Er kriegt Schläge. X. rettet ihn; entſchuldigt ihn. Man entdeckt den Irrthum. Sie werden gut aufgenommen. Die Papefiguen erzählen den Zuſtand ihrer Inſel. Offerte ob ſie bleiben wollen. Bedingungen; gefallen nicht. Gehen ab.

Fahrt nach Papimanie. Kommen Nachts an. Steigen aus. Maskerade. Machen ſich auf den Weg. Nacht. Fangen den Pygmäen. Bringen ihn ans Feuer. Erzählung des Pygmäen. Morgens nach Papimanie. Werden feindſelig empfangen. Die Maskerade trägt nichts ein. Erkundigen ſich nach der näheren Inſel. Erzählung von der Inſel der Monarchomanen. Vulcan. Zerſpalten der Inſel in drei ſchwimmende Theile. Reſidenz. Man zeigt ſie von fern. Abſchied.

Sie fahren fort, legen ſich bei Windſtille vor Anker. Politiſiren des Nachts. Schlafen ein. Erwachen, ſehen die Inſel nicht mehr. Schwimmende Einſiedler. Erzählung. Verſuche. Anzeige der Reſidenz. Abſchied.

Finden die Reſidenz. Beſchrieben. Tafel des Lebens ꝛc. Abſteigen. Cadavers. Caſtellan. Beſehen ſich. Unleidiger Geſtank. Einfall Panurgs. Werden in die See geworfen. Die Reſidenz gereinigt. Man genießt.

Entdeckung des Panurg. Paris. Eiferſucht der Brüder. Prätenſion. Bedingung des Vaters. Sechſe bereiten ſich. Morgen. Entdeckung. Beſchreibung. Venus und Mars. Troſt der andern.

Brief

des

Paſtors zu *** an den neuen Paſtor zu ***

Aus dem Franzöſiſchen.

Lieber Herr Amtsbruder!

Da die Veränderung in meiner Nachbarſchaft vorging, daß der alte Paſtor ſtarb, an deſſen Stelle Ihr kommt, freute ich mich von ganzem Herzen. Denn ob ich gleich kein unleidſamer Mann bin, und meinem Nächſten nichts mehr gönne als ſein bißchen Leben, das bei manchen, wie beim Vieh, das einzige iſt was ſie haben; ſo muß ich doch aufrichtig geſtehen, daß Eures Vorfahren Todtengeläut mir eben ſo eine freudige Wallung ins Blut brachte, als das Geläute Sonntags früh, wenn es mich zur Kirche ruft, da mein Herz vor Liebe und Neigung gegen meine Zuhörer überfließt.

Er konnte niemanden leiden, Euer Vorfahr, und Gott wird mir vergeben, daß ich ihn auch nicht leiden konnte. Ich hoffe, Ihr ſollt mir ſo viel Freude machen, als er mir Verdruß gemacht hat; denn ich höre ſo viel Gutes von Euch, als man von einem Geiſtlichen ſagen kann, das heißt: Ihr treibt Euer Amt ſtill, und mir nicht mehr

Eifer als nöthig ist, und seyd ein Feind von Controversen. Ich weiß nicht, ob's Euerm Verstand oder Euerm Herzen mehr Ehre macht, daß Ihr so jung und so friedfertig seyd, ohne deßwegen schwach zu seyn; denn freilich ist's auch kein Vortheil für die Heerde, wenn der Schäfer ein Schaf ist.

Ihr glaubt nicht, lieber Herr Amtsbruder, was mir Euer Vorfahrer für Noth gemacht hat. Unsere Sprengel liegen so nah beisammen, und da fiechten seine Leute meine Leute an, daß die zuletzt haben wollten, ich sollte mehr Menschen verdammen, als ich thate; es wäre keine Freude, meinten sie, ein Christ zu seyn, wenn nicht alle Heiden ewig gebraten würden. Ich versichre, lieber Bruder, ich wurde manchmal ganz muthlos; denn es gibt gewisse Materien, von denen anzufangen ich so entfernt bin, daß ich vielmehr jedesmal am Ende der Woche meinem Gott von ganzem Herzen danke, wenn mich niemand darumgefragt hat, und wenn's geschehen ist, ihn bitte, daß er's inskünftige abwenden möge; und so wird's jedem rechtschaffnen Geistlichen seyn, der gutdenkende Gemüther nicht mit Worten bezahlen will, und doch weiß, wie gefährlich es ist, sie baldbefriedigt wegzuschicken, oder sie gar abzuweisen.

Ich muß Euch gestehen, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich wie über glühendes Eisen eile. Ich bin

alt geworden, und habe die Wege des Herrn betrachtet, so viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr eben so alt seyn werdet als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind, wenigstens wünsche ich's Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe. Das ist bei allen Eiferern für ihre Secte ein machtiger Behuf der Redekunst, daß sie mit Worten um sich werfen, die sie nicht verstehen. So wenig die ewige einzige Quelle der Wahrheit indifferent seyn kann, so tolerant sie auch ist, so wenig kann ein Herz, das sich seiner Seligkeit versichern will, von der Gleichgültigkeit Profession machen. Die Nachfolger des Pyrrho waren Elende. Wer möchte zeitlebens auf dem Meer von Stürmen getrieben werden? Unsere Seele ist einfach und zur Ruhe geboren, so lang sie zwischen Gegenständen getheilt ist, so fühlt sie was, das jeder am besten weiß, wer zweifelt.

Also, lieber Bruder, danke ich Gott für nichts mehr, als für die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. Und so lieb' ich Jesum Christum, und so glaub' ich an ihn, und danke Gott, daß

weſenheit anmuthig herangewachſene Tochter, und Tinatin di Ziba, die wir bisher unter dem Namen Mariuccia gekannt, beide ungefähr funfzehnjährig. Letztere, die ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin eine treue Reiſegefährtin und einziger Troſt geweſen, nunmehr zu heirathen entſchließt er ſich, gegen den Willen ſeiner Verwandten, ja des Papſtes, die ihm vornehmere und reichere Verbindungen zudenken. Nun bethätigt er, noch mehrere Jahre glanzreich, einen heftig-kühnen und muthigen Charakter, nicht ohne Händel, Verdruß und Gefahr, und hinterläßt bei ſeinem Tode, der im ſechsundſechzigſten Jahre erfolgt, eine zahlreiche Nachkommenſchaft.

ich an ihn glaube; denn wahrhaftig es iſt meine Schuld nicht daß ich glaube.

Es war eine Zeit da ich Saulus war; Gottlob, daß ich Paulus geworden bin; gewiß, ich war ſehr erwiſcht, da ich nicht mehr läugnen konnte. Man fühlt Einen Augenblick, und der Augenblick iſt entſcheidend für das ganze Leben, und der Geiſt Gottes hat ſich vorbehalten, ihn zu beſtimmen. So wenig bin ich indifferent; darf ich deßwegen nicht tolerant ſeyn? Um wie viel Millionen Meilen verrechnet ſich der Aſtronom? Wer der Liebe Gottes Gränzen beſtimmen wollte, würde ſich noch mehr verrechnen. Weiß ich wie mancherlei ſeine Wege ſind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Weg gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er andern auch auf dem ihrigen hineinhelfen wird.

Unſre Kirche behauptet, daß Glauben und nicht Werke ſelig machen, und Chriſtus und ſeine Apoſtel lehren das ungefähr auch. Das zeugt nun von der groſſen Liebe Gottes, denn für die Erbſünde können wir nichts, und für die wirkliche auch nichts. Das iſt ſo natürlich, als daß einer geht, der Füße hat; und darum verlangt Gott zur Seligkeit keine Thaten, keine Tugenden, ſondern den einfaltigen Glauben; und durch den Glauben allein wird uns das Verdienſt Chriſti mitgetheilt, ſo daß wir die Herrſchaft der Sünde einigermaßen los werden hier im Leben; und nach unſerm Tode,

Gott weiß wie, auch das eingeborene Verderben im Grabe bleibt.

Wenn nun der Glaube das Einzige iſt, wodurch wir Chriſti Verdienſt uns zueignen, ſo ſagt mir, wie iſt's denn mit den Kindern? Die ſprecht ihr ſelig, nicht wahr? Warum denn? Weil ſie nicht geſündigt haben! Das iſt ein ſchöner Satz, man wird ja nicht verdammt, weil man ſündigt. Und das eingeborene Verderben haben ſie ja doch an ſich, und werden alſo nicht aus Verdienſt ſelig. Nun ſo ſagt mir die Art, wie die Gerechtigkeit der menſchgewordenen Liebe ſich den Kindern mittheilt. Seht, ich finde in dem Beiſpiel einen Beweis, daß wir nicht wiſſen, was Gott thut, und daß wir nicht Urſache haben, an jemandes Seligkeit zu verzweifeln.

Ihr wißt, lieber Herr Amtsbruder, daß viele Leute, die ſo barnberzig waren wie ich, auf die Wiederbringung gefallen ſind; und ich verſichre Euch, es iſt die Lehre, womit ich mich insgeheim tröſte. Aber das weiß ich wohl, es iſt keine Sache, davon zu predigen. Uebers Grab geht unſer Amt nicht, und wenn ich ja einmal ſagen muß, daß es eine Hölle gibt, ſo red' ich davon, wie die Schrift davon redet, und ſage immerhin: Ewig! Wenn man von Dingen ſpricht die niemand begreift, ſo iſt's einerlei was für Worte man braucht. Uebrigens hab' ich gefunden, daß ein rechtſchaffner Geiſtlicher in dieſer Zeitlichkeit ſo viel zu thun hat

daß er gern Gott überläßt, was in der Ewigkeit zu thun seyn möchte. So, mein lieber Herr Confrater, sind meine Gesinnungen über diesen Punkt. Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor so viel hundert Jahren, unter dem Namen Jesus Christus, auf einem kleinen Stückchen Welt, eine kleine Zeit als Mensch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit; und das sage ich meiner Gemeinde, so oft Gelegenheit dazu ist. Ich subtilisire die Materie nicht; denn da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme sinnliche Creaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.

Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viel von denen Leuten um Euch gehabt, die sich Philosophen nennen, und eine sehr lächerliche Person in der Welt spielen. Es ist nichts jammerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist, beweist, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut, lieber Herr Bruder, zu hören, daß Ihr Euch niemals mit ihnen gezankt, noch Euch Mühe gegeben habt sie eines Bessern zu überweisen. Man hält einen Aal am Schwanze fester, als einen Locker mit Gründen. Es geschah dem Portugie-

ſiſchen Juden recht, der den Spötter von Ferney Vernunft hören machen wollte; ſeine Gründe mußten einer Sottiſe weichen, und anſtatt ſeinen Gegner überführt zu ſehen, fertigte ihn dieſer ſehr tolerant ab, und ſagte: Bleibt denn Jude, weil ihr es einmal ſeyd.

Bleibt denn Philoſoph, weil ihr's einmal ſeyd, und Gott habe Mitleiden mit euch! So pflege ich zu ſagen, wenn ich mit ſo einem zu thun habe.

Ich weiß nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel einem beweiſen kann, der ſie nicht fühlt, wenigſtens halte ich es für unnöthig. Denn wenn Ihr fertig ſeyd, und es antwortet Euch einer wie der Saveriſche Vicar: „es iſt meine Schuld nicht, daß ich keine Gnade am Herzen fühle," ſo ſeyd Ihr geſchlagen und könnt nichts antworten, wenn Ihr Euch nicht in Weitläuftigkeiten vom freien Willen und von der Gnadenwahl einlaſſen wollt, wovon Ihr doch, alles zuſammengenommen, zu wenig wißt, um davon diſputiren zu können.

Wer die Süßigkeit des Evangelii ſchmecken kann, der mag ſo was Herrliches niemanden aufdringen. Und gibt uns unſer Herr nicht das excellenteſte Beiſpiel ſelbſt? Ging er nicht gleich von Gergeſa, ohne böſe zu werden, ſobald man ihn darum bat. Und vielleicht war's ihm ſelbſt um die Leute nicht zu thun, die ihre Schweine nicht drum geben wollten, um den Teufel los zu werden. Denn man mag ihnen vorſagen was man will, ſo

bleiben ſie auf ihrem Kopfe. Was wir thun können iſt die Heilsbegierigen zurecht zu weiſen, und den andern läßt man, weil ſie's nicht beſſer haben wollen, ihre Teufel und ihre Schweine.

Da habt Ihr alſo die eine Urſache, warum und wie tolerant ich bin, ich überlaſſe wie Ihr ſeht, alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe, und habe das Zutrauen zu ihr, daß ſie am beſten wiſſen wird, den unſterblichen und unbefleckten Funken, unſre Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen, und mit einem neuen und unſterblich reinen Kleide zu umgeben. Und dieſe Seligkeit meiner friedfertigen Empfindung vertauſchte ich nicht mit dem höchſten Anſehen der Infallibilitat. Welche Wonne iſt es, zu denken, daß der Turke der mich für einen Hund, und der Jude der mich für ein Schwein halt, ſich einſt freuen werden, meine Brüder zu ſeyn.

So weit davon, mein lieber Bruder! und gleichſam im Vorbeigehen; denn das Hauptelend der Intoleranz offenbart ſich doch am meiſten in den Unentigkeiten der Chriſten ſelbſt, und das iſt was Trauriges. Nicht daß ich meine, man ſollte eine Vereinigung ſuchen; das iſt eine Sottiſe, wie die Republik Heinrichs des Vierten. Wir ſind alle Chriſten, und Augsburg und Dortrecht machen ſo wenig einen weſentlichen Unterſchied der Religion, als Frankreich und Deutſchland in dem Weſen des Menſchen. Ein Franzoſe iſt vom Kopf bis auf die

Füße eben ein Mensch wie ein Deutscher; das andre sind politische Considerationen, die fürtrefflich sind, und die niemand ungestraft einreißen soll.

Wer die Geschichte des Wortes Gottes unter den Menschen mit liebevollem Herzen betrachtet, der wird die Wege der ewigen Weisheit anbeten. Aber wahrhaftig, weder Bellarmin noch Seckendorff wird euch eine reine Geschichte erzählen. Warum sollte ich laugnen, daß der Anfang der Reformation eine Mönchszankerei war, und daß es Luther's Intention im Anfang gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete. Was sollte mich antreiben, die Augsburgische Confession für was anders als eine Formel auszugeben, die damals nöthig war, und noch nöthig ist, etwas fest zu setzen, das mich aber nur äußerlich verbindet, und mir übrigens meine Bibel läßt. Kommt aber ein Glaubensbekenntniß dem Worte Gottes näher als das andre, so sind die Bekenner desto besser dran; aber das bekümmert niemand anders.

Luther arbeitete, uns von der geistlichen Knechtschaft zu befreien; möchten doch alle seine Nachfolger so viel Abscheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand.

Er arbeitete sich durch verjährte Vorurtheile durch, und schied das Göttliche vom Menschlichen, so viel ein Mensch scheiden kann; und was noch mehr war: er gab dem Herzen seine Freiheit wieder, und machte es der Liebe fähiger. Aber man

laſſe ſich nicht blenden, als hätte er das Reich erworben, davon er einen andern herunter warf. Man bilde ſich nicht ein, die alte Kirche ſey deßwegen ein Gegenſtand des Abſcheu's und der Verachtung. Hat ſie doch wenige menſchliche Satzungen, die nicht auf etwas göttlich Wahres gegründet waren. Laßt ſie, leider ſie, und ſegnet ſie. Warum laſtert ihr ihre Meſſe? Sie thun zu viel, das weiß ich, aber laßt ſie thun, was ſie wollen. Verflucht ſey der, der einen Dienſt Abgötterei nennt, deſſen Gegenſtand Chriſtus iſt.

Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römiſchen Kirche, ob's aber Gottes Werk iſt, wird die Zeit ausweiſen. Vielleicht proteſtirt ſie bald mehr, als gut iſt. Luther hatte die Schwarmerei zur Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zum Verſtand. Dieſe Trennung war unvermeidlich, und daß ſie politiſch geworden iſt, lag in den Umſtänden. Ich bin ſo fern, eine Vereinigung zu wünſchen, daß ich ſie vielmehr äußerſt gefährlich halte. Jeder Theil, der ſich ein Haar vergäbe, hatte Unrecht. Doch, es iſt gut, daß politiſche Betrachtungen der Sache im Wege ſtehen, ſonſt würde man vielleicht den Gewiſſen ihre Freiheit rauben. Beides läuft auf eins hinaus, ob ein Sacrament ein Zeichen oder mehr iſt, und wie könnte ich böſe ſeyn, daß ein andrer nicht empfinden kann, wie ich?

Ich kenne die Seligkeit zu gut, es für mehr zu halten, als ein Zeichen, und doch habe ich unter

meiner Gemeinde eine groſse Anzhl Menſchen, die die Gnade nicht haben, es auch zu fühlen. Es ſind Leute, wo der Kopf das Herz überwiegt. Mit dieſen leb' ich in ſo zartlicher Eintracht, und bitte Gott, daß er jedem Freude und Seligkeit gebe nach ſeinem Maaß; denn der Geiſt Gottes weiß am beſten was einer faſſen kann. Eben ſo iſt's mit der Gnadenwahl; davon verſtehen wir ja alle nichts, und ſo iſt's mit tauſend Dingen. Denn wenn man's bei Lichte beſiehet, ſo hat jeder ſeine eigne Religion, und Gott muß mit unſerm armſeligen Dienſte zufrieden ſeyn, aus übergroſser Güte: denn das müßte mir ein rechter Mann ſeyn, der Gott diente, wie ſich's gehört.

Ach, es iſt unwiderſprechlich, lieber Bruder, daß keine Lehre uns von Vorurtheilen reiniget, als die vorher unſern Stolz zu erniedrigen weiß; und welche Lehre iſt's, die auf Demuth baut, als die aus der Höhe. Wenn wir das immer bedachten und recht im Herzen fühlten, was das ſey, Religion, und jeden auch fühlen lieſsen, wie er könnte und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Secten und Parteien traten, wie würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf ſo vielerlei Weiſe Frucht bringen zu ſehen. Dann würden wir ausrufen: Gottlob, daß das Reich Gottes auch da zu finden iſt, wo ich's nicht ſuchte.

Unſer lieber Herr wollte nicht, daß es ein Ohr koſten ſollte, dieſes Reich auszubreiten; er wußte,

daß es damit nicht ausgerichtet wäre; er wollte anklopfen an der Thüre und sie nicht einschmeißen. Wenn wir das nur recht bedächten und Gott dankten, daß wir in diesen schlimmen Zeiten noch ungestört lehren dürfen. Und einmal für allemal, eine Hierarchie ist ganz und gar wider den Begriff einer ächten Kirche. Denn, mein lieber Bruder, betrachtet nur selbst die Zeiten der Apostel gleich nach Christi Tode, und Ihr werdet bekennen müssen, es war nie eine sichtbare Kirche auf Erden.

Es sind wunderliche Leute, die Theologen. Da prätendiren sie, was nicht möglich ist. Die christliche Religion in ein Glaubensbekenntniß bringen, o ihr guten Leute! Petrus meinte schon, in Bruder Pauli Briefen wäre vieles schwer zu verstehen; und Petrus war doch ein anderer Mann als unsre Superintendenten. Aber er hatte Recht. Paulus hat Dinge geschrieben, die die ganze Christliche Kirche in corpore bis auf den heutigen Tag nicht versteht. Da sieht's denn schon gewaltig scheu um unsre Lehre aus, wenn wir alles, was in der Bibel steht, in Ein System zerren wollen, und mit dem Wandel läßt sich eben so wenig Gewisses bestimmen. Petrus that schon Sachen, die Paulus nicht gefielen, und ich möchte wissen, mit was für Titeln der große Apostel unsre Geistlichen beehren würde, die noch eine weit ungegründetere und verwerflichere Praedilection für ihre Seele haben, als Petrus für die Juden.

Daß bei der Einsetzung des Abendmahls die Jünger das Brod und den Wein genossen, wie die reformirte Kirche, ist unläugbar; denn ihr Meister, den sie viel kannten, der saß bei ihnen; sie versprachen's gleichsam zu seinem Gedachtniß zu wiederholen, weil sie ihn liebten, und mehr prätendirte er auch nicht. Wahrhaftig, Johannes, der an seinem Busen lag, brauchte nicht erst das Brod, um sich von der Existenz seines Herrn lebendig zu überzeugen; genug, es mag den Jüngern dabei der Kopf gedreht haben, wie sie den ganzen Abend, denn sie verstanden nicht eine Sylbe von dem, was der Herr sagte.

Kaum war der Herr von der Erde weg, als zärtliche, liebesgesinnte Leute sich nach einer innigen Vereinigung mit ihm sehnten, und weil wir immer nur halb befriedigt sind, wenn unsre Seele genossen hat, so verlangten sie auch was für den Körper, und hatten nicht Unrecht; denn der Körper bleibt immer ein merkwürdiger Theil des Menschen, und dazu gaben ihnen die Sacramente die erwünschteste Gelegenheit. Durch die sinnliche Handlung der Taufe, oder des Handeauflegens gerührt, gab vielleicht ihr Körper der Seele eben denjenigen Ton, der nöthig ist, um mit dem Wehen des heiligen Geistes zu sympathisiren, das uns unaufhörlich umgibt. Ich sage vielleicht, und ich darf sagen gewiß. Eben das fühlten sie beim Abendmahl, und glaubten, durch

Entschuldigung.

Es läßt sich bemerken, daß ein jeder den Weg, auf welchem er zu irgend einer Kenntniß und Einsicht gelangt, allen übrigen vorziehen und seine Nachfolger gern auf denselben einleiten und einweihen möchte. In diesem Sinne hab' ich Peter della Valle umständlich dargestellt, weil er derjenige Reisende war, durch den mir die Eigenthümlichkeiten des Orients am ersten und klarsten aufgegangen, und meinem Vorurtheil will scheinen, daß ich durch diese Darstellung erst meinem Divan einen eigenthümlichen Grund und Boden gewonnen habe. Möge dieß andern zur Aufmunterung gereichen, in dieser Zeit, die so reich an Blättern und einzelnen Heften ist, einen Folianten durchzulesen, durch den sie entschieden in eine bedeutende Welt gelangen, die ihnen in den neusten Reisebeschreibungen zwar oberflächlich umgeändert, im Grund aber als dieselbe erscheinen wird, welche sie dem vorzüglichen Manne zu seiner Zeit erschien.

Wer den Dichter will verstehen
Muß in Dichters Lande gehen;
Er im Orient sich freue
Daß das Alte sey das Neue.

die Worte Chriſti geleitet, es für das halten zu können, was ſie ſo ſehr wünſchten. Beſonders da die Unarten ihres Körpers ſich durch dieſe Heiligung am beſten heilen ließen, ſo blieb ihnen kein Zweifel übrig, daß ihr verherrlichter Bruder ihnen von dem Weſen ſeiner göttlichen Menſchheit durch dieſe ſinnlichen Zeichen mittheile. Aber das waren unausſprechliche Empfindungen, die ſie wohl im Anfang zur gemeinſchaftlichen Erbauung einander communicirten, die aber leider nachher zum Geſetz gemacht wurden. Und da konnte es nicht fehlen, daß die, deren Herz keiner ſolchen Empfindung fähig war, und die mit einer bedächtigen geiſtlichen Vereinigung ſich genügten, daß die ſich trennten, und ſich zu behaupten getrauten, eine Empfindung, die nicht allgemein ſey, könne kein allgemein verbindendes Geſetz werden.

Ich denke, daß das der ehrlichſte Status causae iſt, den man erwarten kann, und wenn man wohl thun will, ſo verfährt man mit ſeiner Gemeinde ſo billig von der Seite als möglich. Einem Meinungen aufzwingen, iſt ſchon grauſam; aber von einem verlangen, er müſſe empfinden, was er nicht empfinden kann, das iſt tyranniſcher Unſinn.

Noch was, lieber Bruder! Unſre Kirche hat ſich nicht allein mit der reformirten gezankt, weil die zu wenig empfindet, ſondern auch mit andern ehrlichen Leuten, weil ſie zu viel empfanden.

Die Schwärmer und Inſpiranten haben ſich oft unglücklicherweiſe ihrer Erleuchtung überhoben, man hat ihnen ihre eingebildete Offenbarung vorgeworfen. Aber wehe uns, daß unſre Geiſtlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wiſſen, und wehe dem Chriſten, der aus Commentaren die Schrift verſtehen lernen will.

Wollt ihr die Wirkungen des heiligen Geiſtes ſchmälern? Beſtimmet mir die Zeit, wenn er aufgehöret hat an die Herzen zu predigen, und euern ſchalen Discurſen das Amt überlaſſen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen. Unverſtändlich nennt ihr unnütz! Was ſah der Apoſtel im dritten Himmel? Nicht wahr, unausſprechliche Dinge? Und was waren denn das für Leute, die in der Gemeine Sachen redeten, die einer Auslegung bedurften? O meine Herren, eure Dogmatik hat noch viel Lücken. Lieber Bruder, der heilige Geiſt gibt Allen Weisheit, die ihn darum bitten, und ich habe Schneider gekannt, die Mosheimen zu rathen aufgegeben hätten.

Genug, die Wahrheit ſey uns lieb, wo wir ſie finden. Laßt uns unſer Gewiſſen nicht beflecken, daß wir an jenem Tage rein ſeyn mögen, wenn an das Licht kommen wird, daß die Lehre von Chriſto nirgends gedrückter war, als in der chriſtlichen Kirche. Und wem darum zu thun iſt die Wahrheit dieſes Satzes noch bei ſeinem Leben zu erfahren, der wage, ein Nachfolger Chriſti

öffentlich zu seyn, der wage sich's merken zu lassen, daß ihm um seine Seligkeit zu thun ist! Er wird einen Unnamen am Halse haben, eh er sich's versieht, und eine christliche Gemeine macht ein Kreuz vor ihm.

Laßt uns also darauf arbeiten, lieber Bruder, nicht daß unsere, sondern daß Christi Lehre lauter gepredigt werde. Laßt uns unbekümmert um andere Reiche seyn; nur laßt uns für unser Reich sorgen, und besonders hüter Euch vor den falschen Propheten. Diese nichtswürdigen Schmeichler nennen sich Christen, und unter ihrem Schafspelz sind sie reißende Wölfe; sie predigen eine glänzende Sittenlehre und einen tugendhaften Wandel; und schmälern das Verdienst Christi, wo sie können. Wahrhaftig, alle Religionsspötter sind wenigstens ehrliche Leute, die über das lachen, was sie nicht fühlen, und einen öffentlichen Feind hat man wenig zu fürchten. Aber diese heimlichen sucht aus Eurer Gemeinde zu scheiden, nicht daß Ihr sie in Eurem Sprengel nicht leiden wollt, sondern nur, daß Ihr sie als ehrliche Leute verlangt, die bekennen, was sie sind.

Der liebe Johannes lehrt uns ganz kurz allen Religionsunterschied; das sey der einzige, den wir kennen. Ich habe in meinem Amt Jesum so laut gepredigt, daß sich die Widerchristen geschieden haben, und weiter braucht's keine Scheidung. Wer Jesum einen Herrn heißt, der sey

uns willkommen; können die andern an ſihre eigene Hand leben und ſterben, wohl bekomme es ihnen. Wenn der Geiſtliche ein Mann iſt, der nicht vom Hauptpunkte abweicht, ſo wird unter der Gemeine auch kein Zwiſt entſtehen. Hier habt Ihr mein und meiner ganzen Gemeine Glaubensbekenntniß.

Wir ſind elend! Wie wir's ſind, und warum wir's ſind, das kann uns ſehr einerlei ſeyn; wir ſehnen uns nur nach einem Wege auf dem uns geholfen werden könnte. Wir glauben, daß die ewige Liebe darum Menſch geworden iſt, um uns das zu verſchaffen, wornach wir uns ſehnen; und alles was uns dient, uns mit ihr näher zu vereinigen, iſt uns liebenswürdig; was zu dieſem Zwecke nicht zielt, gleichgültig, und was davon entfernt, verhaßt. Ihr könnet Euch denken Herr Confrater, in was für einem Credit die Controverſen bei uns ſtehen.

Laßt uns Friede halten, lieber Herr Amtsbruder! Ich weiß nicht, wie ein Paſtor ſich unterſtehen kann, mit Haß im Herzen auf einen Stuhl zu treten, wo nur Liebe erſchallen ſollte; und um keinem Zwiſt Gelegenheit zu geben, Laßt uns alle Kleinigkeiten ſtechen, wo man Grillen für Wahrheit, und Hyperbeſen für Grundlehren verkauft. Es iſt immer lächerlich, wenn ein Paſtor ſeine Gemeine belehrt, daß die Sonne nicht um die Erde geht, und doch kommt ſo was vor.

Noch eins, Herr Bruder! Laßt Eure Gemeine

ja die Bibel lesen, so viel sie wollen; wenn sie sie gleich nicht verstehen, das thut nichts; es kommt doch immer viel Gutes dabei heraus; und wenn Eure Leute Respect vor der Bibel haben, so habt Ihr viel gewonnen. Doch bitt' ich euch nichts vorzubringen, was Ihr nicht jedem an seinem Herzen beweisen könnt, und wenn's hundertmal geschrieben stünde. Ich habe sonst auch gesorgt, die Leute möchten Anstoß an Dingen nehmen, die hier und da in der Bibel vorkommen, aber ich habe gefunden, daß der Geist Gottes sie gerade über die Stellen wegführt, die ihnen nichts nützen dürften. Ich weiß zum Exempel, kein zärtliches Herz, das an Salomons Discursen, die freilich herzlich trocken sind, einigen Geschmack hätte finden können.

Ueberhaupt ist es ein eignes Ding um die Erbauung. Es ist oft nicht die Sache, die einen erbaut; sondern die Lage des Herzens, worin sie uns überrascht, ist das, was einer Kleinigkeit den Werth gibt.

Darum kann ich die Liederverbeserungen nicht leiden. Das möchte für Leute seyn, die dem Verstand viel und dem Herzen wenig geben. Was ist daran gelegen, was man singt, wenn sich nur meine Seele hebt, und in den Flug kommt, in dem der Geist des Dichters war. Aber wahrhaftig, das wird einem bei denen gedrechselten Liedern sehr einerlei bleiben, die mit aller kritisch

richtigen Kälte hinter dem Schreibepult mühsam polirt worden sind.

Adieu, lieber Herr Confrater! Gott gebe Eurem Amte Segen! Prediget Liebe, so werdet Ihr Liebe haben. Segnet alles, was Christi ist, und seyd übrigens in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch so schelten will. So oft ich an Euerm Geläute höre, daß Ihr auf die Kanzel geht, so oft will ich für euch beten. Und wenn Euer allgemeiner Vortrag nach Aller Maaß eingerichtet ist, und Ihr die Seelen die sich Euch besonders vertrauen, insbesondere belehret, so daß Ihr sie doch alle auf den großen Mittelpunkt unsres Glaubens, die ewige Liebe, hinweiset; wenn Ihr dem Starken genug, und dem Schwachen so viel gebt als er braucht; wenn Ihr die Gewissensscrupel vermindert, und allen die Süßigkeit des Friedens wünschenswerth macht, so werdet Ihr dereinst mit der Ueberzeugung, Euer Amt wohl geführt zu haben, vor den Richterstuhl des Herrn treten können, der über Hirten und Schafe als Oberhirt allein zu richten das Recht hat. Ich bin mit aller Zartlichkeit

Euer Bruder

* * *

Pastor zu * * *

Zwo wichtige,

bisher unerörterte

Bibliſche Fragen,

zum erſtenmal

gründlich beantwortet.

Von einem Landgeiſtlichen in Schwaben.

M. den 6 Febr. 1773.

Es iſt betrübt, die langen Winterabende ſo allein zu ſeyn. Mein Sohn, der Magiſter, iſt in der Stadt. Ich kann's ihm nicht verdenken; er findet bei mir ſo wenig Unterhaltung für ſeine Gelehrſamkeit, als ich an ihm Liebeswärme für meine Empfindung; und die Collegen um mich her, ſind und bleiben meine letzte Geſellſchaft. Wer nach einem kurzen Benedicte von Gewiſſensfragen und andern Paſtoralkleinigkeiten ſich nicht zur ausgelaſſenen Spiel- und Trinkcollation hinſetzen, und das Gratias gegen Mitternacht mit Zoten intoniren mag, der muß wegbleiben, wiſſen Sie, lieber Herr Bruder.

Unſere letzte wichtige Unterredung, als ich das Vergnügen hatte, in ſo guter Geſellſchaft bei Ihnen zu ſeyn, hat mich auf allerlei Gedanken, und endlich gar zu dem Entſchluſſe gebracht, Ihnen Beiliegendes zu ſenden.

Ich hatte damals noch viel zu ſagen, aber das Geſpräch wurde auf einmal zu gelehrt, und da ich niemals ein Freund von Büchern, am wenigſten von exegetiſchen, war, bleib' ich meiſtentheils zurück, wenn meine Geſellen einen Ausritt in das ſo verwachſene Dickicht wagen.

Olearius.

Die Bogenzahl unserer, bis hierher abgedruckten Arbeiten erinnert uns vorsichtiger und weniger abschweifend von nun an fortzufahren. Deswegen sprechen wir von dem genannten trefflichen Manne nur im Vorübergehen. Sehr merkwürdig ist es, verschiedene Nationen als Reisende zu betrachten. Wir finden Engländer, unter welchen wir Sherley und Herbert ungern vorbeigingen; sodann aber Italiäner; zuletzt Franzosen. Hier trete nun ein Deutscher hervor in seiner Kraft und Würde. Leider war er auf seiner Reise nach dem persischen Hof an einen Mann gebunden, der mehr als Abentheurer, denn als Gesandter erscheint; in beidem Sinne aber sich eigenwillig, ungeschickt, ja unsinnig benimmt. Der Geradsinn des trefflichen Olearius läßt sich dadurch nicht irre machen; er gibt uns höchst erfreuliche und belehrende Reiseberichte, die um so schätzbarer sind, als er nur wenige Jahre nach della Valle und kurz nach dem Tode Abbas des Großen nach Persien kam, und bei seiner Rückkehr die Deutschen mit Saadi dem Trefflichen, durch eine tüchtige

Was kann einem Geiſtlichen zwar angelegener ſeyn, als die Auslegung der Sammlung Schriften woran ſein zwiefaches Leben hangt. Bei alle dem hab' ich mich nie genug über Männer wundern können, die ſich hinſetzen, ein ganzes Buch, ja viele Bücher unſrer Bibel, an einem Faden weg zu exegeſiren, da ich Gott danke, wenn mir hier und da ein brauchbarer Spruch aufgeht, und das iſt wahrhaftig alles, was man nöthig hat.

Der Magiſter, mein Sohn, wie er vor anderthalb Jahren von Akademien zurückkam, verſtund er gewiſſe Bücher des Alten und Neuen Teſtaments, über die er hatte Collegia leſen hören, aus dem Fundament; und zu den übrigen, ſagte er, habe er einen Univerſalſchlüſſel, daß es ihm bei Gelegenheit, meint' er, nicht fehlen könnte.

Meine Wißbegierde wurde rege, und ich bat ihn, mich in die Schule zu nehmen. Das that er gerne, denn er ſticht gewaltig auf einen Profeſſor, conſultirte hier und da ſeine Hefte, und das Deciren ſtund ihm gar gravitatiſch an. Nur merkt' ich bald, daß die ganze Kunſt auf eine kalte Reduction hinaus lief. Das that mir leid, und ich wollt' ihn überzeugen: im Lebens- und Amtsgange allein lerne man Kernbücher verſtehen; gelehrte Prediger ſeyen juſt nicht die beſten, weil ſie niemals fragen: was brauchen meine Zuhörer? ſondern: was konnt' ich ihnen aus der Fülle meiner Weisheit, doch unbeſchadet

der geheimen Sparbüchſe (die nun freilich einer wie der andere bei Seite verwahrt) noch alles mittheilen? Ferner ſagt' ich ihm: die einzige brauchbare Religion muß einfach und warm ſeyn; von der einzigen wahren haben wir nicht zu urtheilen. Wer will das achte Verhältniß der Seele gegen Gott beſtimmen, als Gott ſelbſt.

Darüber wurd' er mürriſch, und ich merkte ganz deutlich, daß er von meiner Urtheilskraft nicht das Beſte dachte. Mag er! bis er ſelbſt geſcheidter wird. Die Erkenntniß wächſt in jedem Menſchen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben ſoll, noch kann; und den biel' ich für den geſchickteſten Gartner, der für jede Epoche jeder Pflanze die erforderliche Wartung verſtünde.

Doch alles das wollt' ich nicht ſagen. Beikommende Auslegungen fordern einen Vorbericht.

Zur Zeit da ich ſtudirte, erklarte man die Bibel zu univerſal; die ganze Welt ſollte an jedem Spruche Theil haben. Dieſer Meinung war ich immer feind, weil ſie ſo viele Inconvenienzen und Anſtöße in den Weg legte. Nun wie mein Magiſter zurücklam, wunderte ich mich, ihn von denen ſchweren Vorurtheilen ſo frei zu ſehn; mein Herz ging mir recht auf, wie ich gerade mit ihm reden konnte, wie er meine Ahnungen durch gelehrte Beweiſe beſtätigte. Doch die Freude dauerte nicht lange. Ich ſah ihn mit der entgegengeſetzten Thorheit behaftet, alle dunklen, alle ſeinem

System widrigen Stellen zu Localkleinigkeiten zu drechseln. Darüber kamen wir abermals auseinander.

Ich glaube die Mittelstraße getroffen zu haben. Hier ist der Deutpfahl dahin.

Das jüdische Volk seh' ich für einen wilden unfruchtbaren Stamm an, der in einem Kreis von wilden unfruchtbaren Baumen stund; auf den pflanzte der ewige Gartner das edle Reis Jesum Christum, daß es, darauf bekleibend, des Stammes Natur veredelte, und von dannen Propfreiser zur Befruchtung aller übrigen Baume geholt würden.

Die Geschichte und Lehre dieses Volks, von seinem ersten Keime bis zur Pfropfung, ist allerdings particular, und das wenige Universelle, das etwa in Rücksicht der zukünftigen großen Handlung mit ihm möchte vorgegangen seyn, ist schwer und vielleicht unnöthig aufzusuchen.

Von der Pfropfung an wendet sich die ganze Sache. Lehre und Geschichte werden universell. Und obgleich jeder von daher veredelte Baum seine Specialgeschichte, und nach Beschaffenheit der Umstande seine Speciallehre hat, so ist doch meine Meinung: hier sey so wenig Particulares als dort Universelles zu vermuthen und zu deuten.

Beikommende zwei Erklarungen, die mir schon vor langer Zeit vom guten Geiste zugewinkt worden, und die ich, je langer ich sie umschaue, desto wah-

ter finde, werden Ihnen Tiefen der Erkenntniß und Empfindung eröffnen.

Erſte Frage.

Was ſtund auf den Tafeln des Bundes?

Antwort:

Nicht die zehn Gebote, das erſte Stück unſeres Katechismus!

Laßt es euch Moſen ſelbſt ſagen. Hier lieſre ich einen Auszng ſeines zweiten Buchs.

Die Geſetzgebung beginnt majeſtätiſch fürchterlich, und der Herr ſpricht vom Sinai den Eingang von meiſtens allgemeinen Wahrheiten, die er bei ihnen wie bei andern Völkern, gleichſam vorausſetzt; *) das Volk erſchrickt, und überträgt Moſe, den weiteren Willen des Herrn zu vernehmen, dem dann Gott fortfährt **) ſeine Geſetze vorzulegen. Moſes kehrt zum Volke zurück, ***) ohne daß der Tafeln Erwähnung geſchehn, ſchreibt alle die Worte des Herren in ein Buch, das das Buch des Bundes genannt wird, und lieſet es ihnen vor. Dann erſt ſpricht der Herr zu Moſe: †) Komm herauf zu mir auf den Berg, daß ich dir gebe ſteinerne Tafeln,

* 2. B. Moſ. 20. 1 — 17.

** Vom 22. V. des 20. Cap. bis zu Ende des 23.

*** 24, 3. ꝛc.

† 24, 12

und Gesetz und Gebot, die ich geschrieben habe. Er begibt sich hinauf, und ihm wird die Einrichtung der Stiftshütte vorgelegt; *) ganz zuletzt **) aber erst gemeldet: und da der Herr ausgeredt hatte — gab er ihm die Tafeln. Was drauf gestanden, erfährt niemand. Das Unwesen mit dem Kalb entsteht, und Moses zerschlägt sie, ehe wir ihren Inhalt nur muthmaßen können. ***)

Nach Reinigung des reuigen Volks, spricht der versöhnte Herr zum Propheten: †) Haue dir zwo steinerne Tafeln, wie die ersten waren, daß ich die Worte drauf schreibe, die in den ersten waren.

Moses, gehorchend, tritt vor den Herrn, preist dessen Barmherzigkeit und ruft sie an. Der Herr spricht: ††) Siehe ich will einen Bund machen vor alle deinem Volk.

Halte, was ich dir heute gebiete!

1.

Du sollst keinen andern Gott anbeten.

Darum hüte dich, daß du nicht einen Bund mit den Einwohnern des Landes machest; noch

*) 25 — 31.
**) 31, 18.
***) 32, 19.
†) 34, 1.
††) 34, 10 ꝛc.

deinen Söhnen ihre Töchter zu Weibern nehmeſt, ſie würden dich zu falſchen Göttern lehren. Eben ſo wenig ſollſt du mit irgend einem Bilde was zu thun haben.

2.

Das Feſt der ungeſauerten Brode ſollſt du halten.

Sieben Tagen ſollſt du ungeſauert Brod eſſen, um die Zeit des Monats Abib, zur Erinnerung, daß ich dich um dieſe Zeit aus Aegypten geführt habe.

3.

Alles was ſeine Mutter am erſten bricht, iſt mein, was männlich ſeyn wird in deinem Vieh, es ſey Ochſe oder Schaf.

Aber ſtatt dem Erſtling des Eſels ſollſt du ein Schaf erlegen ꝛc. Die Erſtgeburt deiner Söhne ſollſt du löſen, und daß niemand vor mir leer erſcheine.

4.

Sechs Tage ſollſt du arbeiten, am ſiebenten Tage ſollſt du feiern, beides mit Pflügen und Ernten.

5.

Das Feſt der Woche ſollſt du halten mit den Erſtlingen der Weizenernte, und das Feſt der Einſammlung, wenn das Jahr um iſt.

6.

Dreimal im Jahr sollen alle Mannsnamen erscheinen vor dem Herrn.

Und es soll niemand deines Landes begehren, so lang du diesem Gebote gehorchst.

7.

Du sollst das Blut meines Opfers nicht opfern auf dem gesäuerten Brod.

8.

Das Opfer des Osterfests soll nicht über Nacht bleiben.

9.

Das Erstling der Früchte deines Ackers sollst du in das Haus des Herrn bringen.

10.

Du sollst das Böcklein nicht kochen, wenn's noch an seiner Mutter Milch ist.

Und der Herr sprach zu Mose: schreibe diese Worte, denn nach diesen Worten hab' ich mit dir und mit Israel einen Bund gemacht. Und er war allda bei dem Herren vierzig Tag und vierzig Nachte, und aß kein Brod und trank kein Wasser. Und er schrieb auf die Tafeln solchen Bund, die zehen Worte.

Mit den deutlichsten Worten sieht es hier verzeichnet, und der Menschenverstand freut sich darüber. Die Tafeln waren ein Zeugniß des Bundes, mit dem sich Gott ganz besonders Israel verpflichtete. Wie gehörig, lesen wir also die Go-

ſetze darauf, die ſie von allen Völkern auszeichnen, die Vorſchriften, wonach ſie die Epochen ihrer Geſchichte theils feiern, theils die Grundgeſetze ihrer Verfaſſung als heilig ehren ſollten. Wie gerne wirft man den beſchwerlichen alten Irrthum weg: es habe der particularſte Bund auf Univerſalverbindlichkeiten (denn das ſind doch die meiſten der ſogenannten zehn Gebote) gegründet werden können.

Kurz! das Proömium der Geſetzgebung enthält, wie ich ſchon oben, obgleich unbeſtimmter geſagt, Lehren, die Gott bei ſeinem Volke als Menſchen, und als Iſraeliten vorausſetzte. Als Menſchen dahin gehören die allgemeinen moraliſchen; als Iſraeliten, die Erkenntniß eines einzigen Gottes und die Sabbathfeier.

Wenn es aber ſo evident iſt, warum hat die Kirche ſo viele Jahrhunderte in der entgegengeſetzten Meinung geſtanden?

Das wird niemanden wundern, wer ihre Geſchichte nur einigermaßen kennt.

Der Verfaſſer des fünften Buchs Moſis verfiel zuerſt in den Irrthum. Es iſt wahrſcheinlich, und ich glaube es irgendwo einmal geleſen zu haben, daß dieſes Buch in der Babyloniſchen Gefangenſchaft aus der Tradition zuſammengeſtoppelt worden ſey. Die Unordnung deſſelben macht es faſt gewiß. Und unter ſolchen Umſtänden iſt ein Mißgriff, wie gegenwärtiger, ſehr natürlich. Die Tafeln waren ſammt der Lade verloren, die ächten

Abschriften der heiligen Bücher in wenig Händen, die zehn Gebote schliefen und wurden vergessen, die Lebensregeln hatte jeder im Herzen, wenigstens im Gedächtniß. Und wer weiß, was noch alles zu dieser ungeschickten Combination Gelegenheit gegeben.

Es ließ sich noch viel sagen, das will ich aber Gelehrteren hinterlassen, und nur das anfügen. Nicht weiß ich, ob jemand diese Wahrheit vor mir gefunden oder gelehrt. So viel kann ich sagen, daß die Kirche den Irrthum über diese Stelle heilig bewahrt, und viele fatale Consequenzen daraus gezogen hat.

Andere Frage.

Was heißt mit Zungen reden? *)

Vom Geist erfüllt, in der Sprache des Geistes, des Geistes Geheimnisse verkündigen.

Το γαρ ἐνθουζειν, ἀντι γλωσσαν ἐπαρχειν, διαλλαττειν.
Diodorus quidam. **)

Wer Ohren hat zu hören, der höre.

Fragt ihr, wer ist der Geist? So sag' ich euch:

*) *γλωσσαις λαλειν.*

**) Ich weiß nicht wer eigentlich der Diodorus war. Im ersten Theil von Fabricii Bibl. Gr. findet sie die Stelle mit ein paar gelehrten schlechten Erklärungen derselben.

der Wind blaset, du fühlest sein Sausen, aber von wannen er kommt und wohin er geht, weißt du nicht. Was willst du uns von der Sprache des Geistes sagen, wenn du den Geist nicht kennst! Ist dir gegeben worden mit Zungen zu reden? Darauf antwort' ich: Ihr habt Mosen und die Propheten! Ich will euch nur hindeuten, wo von dieser Sprache geschrieben steht.

Der verheißene Geist erfüllt die versammelten Jünger mit der Kraft seiner Weisheit. *) Die göttlichste Empfindung strömt aus der Seele in die Zunge, und flammend verkündigt sie die großen Thaten Gottes in einer neuen Sprache **), und das war die Sprache des Geistes. ***)

Das war jene einfache allgemeine Sprache, die aufzufinden mancher große Kopf vergebens gerungen. In der Einschränkung unsrer Menschlichkeit ist nicht mehr als eine Ahnung davon zu tappen.

Hier tönt sie in ihrer vollen Herrlichkeit! Parther, Meder und Elamiter entsetzen sich; jeder glaubt seine Sprache zu hören, weil er die Wundermänner versteht; er hört die großen Thaten Gottes verkündigen, und weiß nicht, wie ihm geschieht.

*) A. G. 2, 1.

**) ἑτεραις γλωσσαις.

***) καθως το πνευμα εδιδε αυτοις αποφθεγγεσθαι.

und erfreuliche Ueberſetzung bekannt machte. Ungern brechen wir ab, weil wir auch dieſem Manne, für das Gute, das wir ihm ſchuldig ſind, gründlichen Dank abzutragen wünſchten. In gleicher Stellung finden wir uns gegen die beiden folgenden, deren Verdienſte wir auch nur oberflächlich berühren dürfen.

Es waren aber nicht allen die Ohren geöffnet zu hören. Nur fühlbare Seelen *) nahmen an dieser Glückseligkeit Theil. Schlechte Menschen, kalte Herzen stunden spottend dabei und sprachen: sie sind voll süßen Weins!

Kam in der Folge der Geist über eine Seele, so war das Ausdauchen seiner Fülle das erste nothwendigste Athmen eines so gewürdigten Herzens. **) Es floß vom Geiste selbst über, der so einfach wie das Licht, auch so allgemein ist, und nur wenn die Wogen verbraust hatten, floß aus diesem Meere der sanfte Lehrstrom ***) zur Erweckung und Lenderung der Menschen.

Wie aber jede Quelle, wenn sie von ihrem reinen Ursprung weg durch allerlei Gänge zieht, und vermischt mit irdischen Theilen zwar ihre selbstständige innerliche Reinigkeit erhält, doch dem Auge trüber scheint, und sich wohl gar zuletzt in einen Sumpf verliert: so ging's hier auch.

Schon zu Paulus Zeiten ward diese Gabe in der Gemeine gemißbraucht.

Die Fülle der heiligsten, tiefsten Empfindung drangte für einen Augenblick den Menschen zum überirdischen Wesen; er redete die Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit flammte

---

*) ανθρωπος ενλογειος.
**) A. G. 19, 6.
***) Das προφητευειν.

ſeine Zunge Leben und Licht. Auf der Höhe der Empfindung erhält ſich kein Sterblicher. Und doch mußte denen Jüngern die Erinnerung jenes Augenblicks Wonne durch ein ganzes Leben nachvibriren. Wer fühlt nicht in ſeinem Buſen, daß er ſich unaufhörlich wieder dahin ſehnen würde? Auch thaten ſie das. Sie verſchloſſen ſich in ſich ſelbſt, hemmten den reinen Fluß der Lebenslehre *), um die Waſſer zu ihrer erſten Höhe zu dammen, brüteten dann mit ihrem eignen Geiſte über der Finſterniß, und bewegten die Tiefe. Vergebens! Es konnte dieſe geſchraubte Kraft nichts als dunkle Ahnungen hervordrängen; ſie lallten ſie aus, niemand verſtund ſie, und ſo verdarben ſie die beſte Zeit der Verſammlung.

Gegen dieſes arbeitet Paulus mit allem Ernſt in dem vierzehnten Capitel der erſten Epiſtel an die Corinthiſche Gemeinde.

Abtreten könnt' ich nun, jeden ſich ſelbſt dieſes Capitel auslegen, jeden empfinden laſſen daß es nimmer eine andre Erklarung annimmt. Auch will ich nur einige Blicke hinwerfen.

Mehr als Pantomime, doch unarticulirt, muß die Sprache geweſen ſeyn. Paulus ſetzt die zur Empfindung des Geiſtes bewegte Seele **)

*) το προφητευειν.

**) πνευμα.

dem ruhigen Sinn*) entgegen, neben einander vielmehr, nach einander! Wie ihr wollt! Es ist Vater und Sohn, Keim und Pflanze. πνευμα πνευμα! was wäre νους ohne dich!

Genug! Wie gern, ohne paraphrastische Foltern geben die Sprüche ihren Sinn!

„Der wie ihr mit der Geistessprache redet, „redet nicht den Menschen, sondern Gott; denn „ihn vernimmt niemand; er redet im Geist „Geheimnisse. So ich mit der tiefen Sprache bete, „betet mein Geist, mein Sinn bringt niemanden „Frucht. Dieses Reden ist nur ein auffallendes, „Aufmerksamkeit erregendes Zeichen**) für Un„gläubige, keine Unterweisung für sie, keine Unter„haltung in der Gesellschaft der Glaubigen."

Sucht ihr nach diesem Bache; ihr werdet ihn nicht finden. Er ist in Sümpfe verlaufen, die von allen wohlgekleideten Personen vermieden werden. Hier und da wässert er eine Wiese insgeheim, dafür danke einer Gott in der Stille. Denn unsre theologischen Cameralisten haben das Principium, man müßte dergleichen Flecke all' einteichen, Landstraßen durchführen und Spaziergange darauf anlegen. Mögen sie denn! Ihnen ist Macht gegeben! Für uns Haushalter im Verborgnen bleibt doch der wahre Trost: Dämmt ihr! Drängt ihr! Ihr

*) νους.
**) σημειον.

drängt nur die Kraft des Waſſers zuſammen, daß es von euch weg auf uns deſto lebendiger fließe.

* * *

Und wir, lieber Herr Bruder, laſſen Sie uns in der Fühlbarkeit gegen das ſchwache Menſchengeſchlecht, dem einzigen Glück der Erde, und der einzigen wahren Theologie, gelaſſen fortwandeln, und den Sinn des Apoſtels fleißig beherzigen: Trachtet ihr, daß ihr Lebenskenntniß erlanget, euch und eure Brüder aufzubauen. Das iſt euer Weinberg, und jeder Abend reicht dem Tage ſeinen Lohn. Wirft aber der ewige Geiſt einen Blick ſeiner Weisheit, einen Funken ſeiner Liebe, einem Erwählten zu, der trete auf, und lalle ſein Gefühl.

Er trete auf; und wir wollen ihn ehren! Geſegnet ſeyſt du, woher du auch kommſt! Der du die Heiden erleuchteſt! Der du die Völker erwärmſt!

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Siebenundfunfzigſter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1842.

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Siebzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1842.

Tavernier und Chardin.

Erſterer, Goldſchmied und Juwelenhändler, dringt mit Verſtand und klugem Betragen, koſtbar kunſtreiche Waaren zu ſeiner Empfehlung vorzeigend, an die orientaliſchen Höfe und weiß ſich überall zu ſchicken und zu finden. Er gelangt nach Indien zu den Demantgruben, und, nach einer gefahrvollen Rückreiſe, wird er im Weſten nicht zum freundlichſten aufgenommen. Deſſen hinterlaſſene Schriften ſind höchſt belehrend, und doch wird er von ſeinem Landsmann, Nachfolger und Rival Chardin nicht ſowohl im Lebensgange gehindert, als in der öffentlichen Meinung nachher verdunkelt. Dieſer, der ſich gleich zu Anfang ſeiner Reiſe durch die größten Hinderniſſe durcharbeiten muß, verſteht denn auch die Sinnesweiſe orientaliſcher Macht- und Geldhaber, die zwiſchen Großmuth und Eigennutz ſchwankt, trefflich zu benutzen, und ihrer, bei'm Beſitz der größten Schätze, nie zu ſtillenden Begier nach friſchen Juwelen und fremden Goldarbeiten vielfach zu dienen; deshalb er denn auch nicht ohne Glück und Vortheil wieder nach Hauſe zurückkehrt.

Inhalt

	Seite
Die Wette. Luſtſpiel in einem Act	1
Iphigenie in Proſa	25
Erwin und Elmire in der früheſten Geſtalt	101
Claudine von Villa Bella, deßgl.	143
Die ungleichen Hausgenoſſen. Ein Singſpiel	219
Zwei ältere Scenen aus dem Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern	235
Hanswurſts Hochzeit	237
Paralipomena zu Fauſt	254
Fragmente einer Tragödie	285
Die natürliche Tochter. Schema der Fortſetzung	296
Pandora, deßgl.	348
Nauſikaa	360

Die Wette.

Luſtſpiel in einem Act.

Teplitz, 1812.

Perſonen.

Dorn.
Förſter.
Eduard.
Leonore.
Johann.
Friederike.

Erſter Auftritt.

Dorn, nachher Förſter.

Dorn. Habe ich es doch ſo oft geſagt und wem iſt es nicht bekannt, daß man etwas leicht unternimmt, und nachher mit großer Unbequemlichkeit ausführt! Was hilft es, wenn man noch ſo verſtändig denkt und ſpricht! nun laſſ' ich mich wieder in einen Handel ein, der mich ganz aus dem Geſchicke bringt. Zur ſchönſten Jahrszeit verlaſſe ich meinen Landſitz; ich eile in die Stadt, dort wird mir die Zeit lang und die Ungeduld treibt mich wieder hierher. Nun ſehe ich aus den Fenſtern dieſes ſchlechten Wirthshauſes mein Schloß, meine Gärten und darf nicht hin. Wenn's nur hier nicht gar zu unbequem wäre. Jeder Stuhl wackelt, auf den ich mich ſetzen will, ich finde für meinen Hut keinen Haken, und wahrhaftig kaum eine Ecke für meinen Stock. Doch alles mag hingehen! wenn ich nur meine Abſicht erreiche, wenn das junge Paar glücklich wird.

Förſter (außen). Kann man hier unterkommen? Iſt Niemand vom Hauſe da?

Dorn. Hör' ich recht? Förſter! Da finde ich doch wenigſtens einen Gefährten in meiner ſeltſamen Lage.

Förſter (eintretend). Dorn! Iſt's möglich, biſt du's? warum nicht auf dem Schloſſe? warum hier im Wirthshauſe? Man ſagte mir, du ſey'ſt in der Stadt. In deinem Schloſſe fand ich alles einſam und öde.

Dorn. Nicht ſo öde als du glaubſt. Die Liebenden ſind drinnen.

Förſter. Wer!

Dorn. Leonore und Eduard, feſtgebannt.

Förſter Die zwei jungen Leute? zuſammen?

Dorn. Zuſammen oder getrennt, wie du willſt.

Förſter. Erklare mir das Räthſel.

Dorn. So höre denn. Es gilt eine Wette, ſie müſſen eine Probe beſtehn, die ihr künftiges Glück befeſtigen ſoll.

Förſter. Du machſt mich immer neugieriger.

Dorn. Eduard und Leonore lieben ſich, und ich nährte gern dieſe keimenden Gefühle, da eine engere Verbindung mir ſehr willkommen wäre.

Förſter. Ich gab hierzu von jeher meinen Beifall.

Dorn. Eduard iſt ein edler Junge, voll Geiſt und Fähigkeiten, ſehr gebildet, vom beſten Herzen, vom lebhafteſten Gefühl, doch etwas raſch und eigendünklig.

Förſter. Geſteh's nur; dieſe Zuſammenſetzung macht einen ganz liebenswürdigen jungen Mann.

Dorn. Nun, wir hatten auch etwas davon. Leonore iſt ſanft und gefühlvoll, dabei tharig, häuslich, doch nicht ohne Eitelkeit; ſie liebt ihn wahrhaft, doch überläßt ſie ſich manchmal einem Hang zur üblen Laune; ſie zeigt ein mürriſches Weſen, das mit der Haſtigkeit Eduards nicht vereinbarlich iſt, und ſo entſtand in der angenehmen Liebes- und Brautzeit öfters Zwietracht, Widerwärtigkeit und gegenſeitige Unzufriedenheiten.

Förſter. Das wird ſich nach der Trauung ſchon geben.

Dorn. Ich wollte es gabe ſich vorher, und das iſt grade die Abſicht dieſer wunderlichen Anſtalt. Oft machte ich die jungen Leute auf ihre Fehler aufmerkſam und verlangte daß jeder Theil den ſeinigen anerkenne, daß ſie ſich nachgeben, ſich wechſelſeitig ausgleichen ſollten. Ich predigte in die Luft. Und doch konnte ich's nicht laſſen meine Ermahnungen zu wiederholen, und vor acht Tagen, da ich ſie hartnäckiger fand als ſonſt, erklärte ich ihnen ernſtlich die Unart und Unſchicklichkeit ihres Betragens, da ſie doch ein für allemal ohne einander nicht ſeyn und leben könnten. Dieß nahmen ſie etwas hoch auf und verſicherten, es dürfte doch wohl möglich ſeyn auch ohne einander zu exiſtiren, und auch abgeſondert für ſich zu leben.

Förſter. Dergleichen Reden kommen wohl vor, ſo trotzt man aber nicht lange.

Dorn. So nahm ich's auch, ſcherzte darüber, drehte ihre Neigung auf die Probe zu ſetzen, um zu ſehen wer das andere am erſten anflehen, ſich dem andern am erſten wieder nähern würde? Nun kam die Eitelkeit ins Spiel, und jedes verſicherte in einem ſolchen Fall die ſtärkſte Beharrlichkeit.

Förſter. Worte, nichts als Worte.

Dorn. Um zu erfahren, ob es etwas mehr wäre, that ich folgenden Vorſchlag: Ihr kennt, ſagte ich, die beiden an einander ſtoßenden Zimmer, die ich mit meiner ſel'gen Frau bewohnte; eine Thüre, die beide verbindet, hat ein Gitter, welches durch einen Vorhang bedeckt iſt, der ſowohl drüben als drüben aufgezogen werden kann; wenn wir Eheleute uns ſprechen wollten, ſo zog bald das eine bald das andere dieſen Vorhang. Nun ſollt ihr Brautleute dieſe beiden Zimmer bewohnen, und es gilt eine Wette, welcher von beiden Theilen die Entbehrung ſchmerzlicher fühlt, das andere mehr vermißt und den erſten Schritt zum Wiederſehen thut. Nun wurde mit gegenſeitiger Einwilligung zur Probe geſchritten, ſie zogen ein, ich zog den Vorhang zu. So ſteht die Sache.

Förſter. Und wie lange?

Dorn. Seit acht Tagen.

Förſter. Und noch nichts vorgefallen?

Born. Ich glaube nicht. Denn Johann und Friederike, welche ihre Herrſchaften aufmerkſam bewachen, hatten Befehl mir es gleich in die Stadt melden zu laſſen. Ich hörte nichts und nun komm ich aus Ungeduld zurück, um in der Nähe das Weitere zu vernehmen.

Förſter. Und ich komme gerade recht zu dieſem wunderlichen Abenteuer, und laſſe mir wegen der Sonderbarkeit gern gefallen, mit dir in einem ſchlechten Wirthshauſe anſtatt in einem wohleingerichteten Schloſſe zu verweilen.

Born. Ich hoffe die Unbequemlichkeit ſoll nicht lange dauern, richte dich ein ſo gut du kannſt. Indeſſen werden wohl auch unſere Aufpaſſer heran kommen.

Förſter. Ich bin ſelbſt neugierig auf den Ausgang; denn im Ganzen will mir der Spaß nicht recht gefallen. Es laſſen ſich ja wohl bedenkliche Folgen erwarten.

Born. Keineswegs! ich bin überzeugt daß alles zum Vortheil beider Liebenden enden muß. Welcher Theil ſich auch als der ſchwächſte zeigt, verliert nichts, denn er beweiſ't zugleich die Stärke ſeiner Liebe. Bildet ſich der Stärkere etwas ein, ſo wird er ſich bei einigem Nachdenken durch den Schwächern beſchämt halten. Sie werden fühlen wie liebenswürdig es ſey nachzugeben und ſich in einander zu finden, ſie

An diesen beiden Männern ist Verstand, Gleichmuth, Gewandtheit, Beharrlichkeit, einnehmendes Betragen und Standhaftigkeit nicht genug zu bewundern, und könnte jeder Weltmann sie auf seiner Lebensreise als Muster verehren. Sie besaßen aber zwey Vortheile, die nicht einem jeden zu statten kommen; sie waren Protestanten und Franzosen zugleich. — Eigenschaften, die, zusammen verbunden, höchst fähige Individuen hervorzubringen im Stande sind.

werden sich tief überzeugen, wie sehr man eines gegenseitigen Umgangs, einer wahren Seelen-Vertraulichkeit bedarf, und wie thöricht es ist zu glauben daß Beschäftigungen, Unterhaltungen ein liebevolles Herz entschädigen könnten. Man wird ihnen eindringlicher vorstellen dürfen, wie sehr üble Laune das häusliche Glück stört, allzugroße Naschheit trübe Stunden nach sich zieht. Sind diese Fehler beseitigt, so wird jedes den Werth des andern rein anerkennen und schätzen, und gewiß jede Gelegenheit zu ernsteren Trennungen vermeiden.

Forster. Wir wollen das Beste hoffen. Indessen bleibt das Mittel immer sonderbar, doch vielleicht lernen wir alten Weltersahrnen auch etwas dabei. Wir wollen sehen, welcher Theil den Druck der Langenweile und des unbefriedigten Gefühls am längsten aushält.

Born. Da poltern sie mit deinen Sachen die Treppe herauf; komm ich muß dich einrichten helfen. (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Johann. Friederike.

Johann. Auch hier ist der gnadige Herr nicht! Nicht im Garten, und wo denn? Ich habe ihm manches Drollige zu erzählen.

Friederike. Vom jungen Paar? Nun gut, wenn du gesprochen hast, kommt die Reihe an mich. Das Fraulein macht mir viel Kummer.

Johann. Wie so?

Friederike. Ja, sieh einmal. Die ersten Tage ihres neuen Lebenswandels, da ging es still und ruhig zu; sie schien vergnügt, beschäftigte sich, frohlockte des jungen Herrn nicht zu bedurfen und fröhlich zu seyn, glaubte sich gegen Liebesanfälle wohl gerüstet; auch hatt' ich nie merken können, welches Gefühl sie für ihn hegt, wenn sie nicht auf künstliche Weise das Gespräch auf dich gelenkt hätte.

Johann. Nun was braucht es da viel Kunst, ich find' es vielmehr ganz natürlich, daß man an mich denkt und gelegentlich von mir spricht.

Friederike. Sey nur ruhig, dießmal gehst du leer aus, dießmal zielte sie nur dahin, um unbemerkt zu erfahren, ob du viel um deinen Herrn seyst, und wie es ihm gehe? Wenn ich nicht darauf zu achten schien, so wurde sie anfangs anhaltender im Fragen; schien ich Liebe zu vermuthen, einen Wunsch nach Wiedersehen zu ahnen, so schwieg sie rasch, ward mürrisch und sprach kein Wort.

Johann. Die schöne Unterhaltung!

Friederike. So vergingen die ersten Tage. Jetzt spricht sie gar nichts, ißt und schlaft eben so wenig, verläßt eine Beschäftigung um die

andere, und ſieht ſo krank aus daß ſie einen angſtet.

Johann. Geh, was wird es nun wieder ſeyn? Launen! nichts als Launen! Da ſcheinen die Weiber immer krank. Sie ſind alle ſo.

Friederike. Meinſt du mich auch, Johann? Ich will nicht hoffen!

Johann. Seo nicht böſe, ich ſpreche nur von den vornehmen Frauen, die haben alle ſolche Grillen, wenn man ihren Eitelkeiten nicht recht ſchmeichelt.

Friederike. Nein! mein Fräulein iſt nicht unter dieſer Zahl, es iſt nur zu wahrſcheinlich daß die Liebe an ihr zehrt.

Johann. Die Liebe! warum verbirgt ſie ſelbe?

Friederike. Ja! es gilt aber eine Wette.

Johann. Was Wette! wenn man ſich einmal liebt.

Friederike. Aber die Eitelkeit!

Johann. Die taugt bei der Liebe nichts. Da ſind wir gemeinen Leute weit glücklicher, wir kennen jenes Raffinement nicht. Ich ſage: Friederike, liebſt du mich? Du ſagſt: Ja! und nun bin ich dein — (er umarmt ſie).

Friederike. Wenn das Schickſal unſerer jungen Herrſchaft entſchieden iſt, wenn das Heirathsgut ausgezahlt iſt, das wir durch die Aufmerkſamkeit auf unſere jungen Liebenden verdienen ſollen.

Dritter Auftritt.

Horn. Förſter. Die Vorigen.

Horn. Willkommen, ihr Leute! Sprecht, was iſt vorgefallen?

Johann. Nichts Beſonderes, gnädiger Herr! Nur iſt mein Gefangener bald bewegt und aufbrauſend, bald nachdenkend und in ſich gekehrt. Jetzt bleibt er ſtill, ſinnt, ſcheint ſich zu entſchließen, eilt gegen die verſchloſſene Thüre; jetzt kehrt er wieder zurück und verſchmäht den Gedanken.

Horn. Förſter, hörſt du?

Förſter. Nur weiter!

Horn. Erzählt uns, Johann, wie's ging ſeit ich abreiſ'te

Johann. Ach Gott, wie ſollt' ich mir das alles merken! die hundertfältigen Sachen, die ich geſehen, gehört — ich weiß nicht wo mir der Kopf ſteht. Wenn das lieben heißt! wenn das bei vornehmen Leuten Gebrauch iſt, ſo gelobe ich der arme Johann immer und ewig zu bleiben, und meiner Friederike ganz einfach zu betheuern, daß ich ſie lieb habe.

Horn. Nun was gab's denn für Wunderdinge?

Förſter. Erkläre dich.

Johann. Ich will erzählen, ſo gut ich's vermag. Als Sie abreiſ'ten, verſperrte ſich der junge Herr, las und ſchrieb und beſchäftigte ſich. Nur fand

ich ihn sehr gefrannt; er ging in der Gegend spazieren, kam spat nach Hause, war fröblich und so zog sich's einige Tage. Nun ging er auf die Jagd, und wechselte mit Beschaftigungen. Da konnt' ich leicht bemerken, daß er bei keiner verblieb. Er schritt im Zimmer auf und ab, warf ein Buch weg und holte das andere, und wenn er schmahlte, so mochte es wohl manchmal mit Grund geschehen. Aber gewiß und wahrhaftig, oft ohne Grund, er wollte nur den heftigen Empfindungen Raum schaffen, die in ihm vorgingen.

Dorn. Schon gut.

Johann. So verstrichen die Tage. Vom Spaziergang sehnt er sich nach dem Schlosse, er kürzte die Jagd ab und kam nach Hause, aber auch da zauderte er auf dem Wege, ward immer unbestimmter und sprach mit sich allein; er machte Gesichter, die mich erschreckten, nun stand er starr, nun schien er im Zweifel — nahert sich dem gefahrlichen Vorhang, schnell kehrt er wieder zurück, über sich selbst erzurnt. Ungeduld und Ungewißheit foltern ihn, er wird kleinmuthig und ich besorge Wahnsinn.

Dorn. Genug, genug!

Johann. Was! soll ich nicht mehr erzahlen?

Dorn. Für diesmal bedarf's nicht mehr. Geh und besorge den Jungling, und melde ferner was vorgeht.

Johann. Ich hätte noch gar viel zu sagen

Dorn. Ein andermal, gehe!

Johann. Wenn's nicht anders iſt. Ich kam ſo eben recht in Zug und glaube, daß wenn ich ſolche Dinge oft ſehe, und oft erzähle, ſo könnte ich ſelbſt ſo wunderlich werden. Was meinſt du, Friederike?

Friederike. Wir wollen's beim Alten belaſſen.

Johann. Topp! (Er reicht ihr die Hand und zieht ſie, indem er abgeht, in den Hintergrund, wo ſie ſtehen bleibt.)

Dorn. Nun, Förſter, was ſagen Sie zu dieſem Anfang?

Förſter. Nicht viel. Es läßt ſich nichts Beſtimmtes ſagen.

Dorn. Verzeihen Sie, mein Freund, wir ſind dem Ziele näher als Sie glauben. Eduard ſcheint ſeinen Stolz gemäßigt zu haben, das Gefühl bemeiſtert ſich ſeiner, es wird bald die Oberhand behalten.

Förſter. Woraus ſchließen Sie das?

Dorn. Aus allem was Johann erzählt, aus dem Einzelnen wie dem Ganzen.

Förſter. Er wird gewiß derjenige nicht ſeyn, der den erſten Schritt thut, ich kenne ihn zu gut, er iſt zu eitel dazu. Er hat einen zu hohen Begriff von ſeinem Werth und gibt nicht nach.

Dorn. Das wäre mir leid; er müßte meine Tochter wenig lieben, wenig Seele und lebhaftes Gefühl, keine Energie haben, um länger in dieſem peinlichen Zuſtande zu verharren.

Förſter. Und Leonore, könnte ſie nicht gleichfalls? —

Dorn. Nein, mein Beſter! Die Frauen haben eine gewiſſe Zurückhaltung aus Beſcheidenheit, die ihre größte Zierde iſt; ſie hindert ſie ihre Gefühle frei zu äußern, und dieſe werden ſie am wenigſten zu Tage legen, wenn Eitelkeit im Spiel iſt, wie bei dieſer Wette. Sie können das Aeußerſte dulden, ehe ſie dieſen Stolz beſeitigen, ſie finden es unter ihrer Würde einem Manne zu zeigen wie ſehr ſie an ihm hängen, ihn zartlich lieben, ſie fühlen im Verborgenen eben ſo lebhaft, wie wir, vielleicht anhaltender, aber ſie ſind ihrer Neigung mehr Meiſter.

Förſter. Du kannſt Recht haben; aber laß uns erſt erfahren was Leonore macht, dann können wir in unſern Vermuthungen ſchon ſicherer fortſchreiten.

Dorn. Sprich alſo, Friederike.

Friederike. Gnädige Herren, ich fürchte ſehr für die Geſundheit der Fräulein.

Dorn (raſch). Iſt ſie krank?

Friederike. Das nicht gerade, aber ſie kann weder eſſen noch ſchlafen, ſie ſchleicht herum wie ein Halbgeiſtesk, verſchmäht ihre Lieblingsbeſchäftigungen, rührt die Guitarre nicht an, auf der ſie Eduard ſonſt accompagnirte, ſingt auch nicht wie ſonſt ein freies Liedchen vor ſich hin.

Dorn. Spricht ſie was?

Friederike. Nur wenig Worte.

Born. Was ſagt ſie denn?

Friederike. Faſt gar nichts. Manchmal fragt ſie nach Johann, dabei denkt ſie aber immer an Eduarden, merk' ich wohl.

Born. War das die ganzen acht Tage ſo?

Friederike. O nein! Anfangs war ſie fröhlich, mehr als ſonſt, beſchäftigte ſich mit häuslichen Arbeiten, mit Muſik und dergleichen; ſie entbehrte den Geliebten nicht, ſie freute ſich ihm beweiſen zu können wie ſtark ſie ſey.

Born. Siehſt du, Förſter, was ich ſagte? hier beſtimmte ſie der weibliche Stolz.

Förſter. Aber wie kommt's, daß ſie anfangs die Beſchäftigung liebte und ſie jetzt vernachläſſigt?

Born. Auch dieß iſt mir erklärbar. Frauen ſind zur Arbeitſamkeit gewöhnt. Mit dem Bewußtſeyn geliebt zu werden ſcheuen ſie die Einſamkeit nicht, ein einziger froher Augenblick der Gegenwart gewährt ihnen reichlichen Troſt; nur der gänzliche Abgang eines Mitgefühls wird ihnen ſchwer und zehrt an ihnen, dann verſinken ſie in einen grämlichen leidenden Zuſtand, der jemehr ſie ihn zu verbergen trachten, deſtomehr an ihrer Exiſtenz nagt. Sie verblühen.

Friederike. Richtig, ſo wird es auch bei Fräulein Leonore ſeyn. Denn daß ſie Eduarden liebt, davon habe ich viele Beweiſe. Oft tritt ſie wie zufällig an die Thüre, und zaudert ſchamhaft

ſich wieder zu entfernen. Ihre Augen ſind voll Thranen, ſie ſcheint ihn beborchen, ſeine Schritte, ſeine Gedanken errathen zu wollen, ſie kampft zwiſchen Liebe und Feſtigkeit.

Förſter. Aber warum fragt ſie dich nicht um ihn? Sagte nicht Johann, Eduard ſpreche ſehr oft mit Feſtigkeit von Leonoren? Er liebt ſie folglich mehr als ſie ihn.

Dorn. Da ſiehſt man daß du die Frauen wenig kennſt. Wann nehmen ſie Vertraute zu ihren Gfuhlen? Sie wachen ſorgfaltig darüber, und ſuchen dieſelben vor allen Augen zu verbergen; uber alles fürchten ſie den eiteln Triumph der anmaßlichen mannlichen Herrſchaft. Allem wollen ſie lieber entſagen, als ſich verrathen. Im Stillen konnen ſie für ſich allein lieben, und um ſo heftiger ſind ihre Gefuhle und um ſo dauerhafter. Die Manner hingegen ſind raſcher, keine Beſcheidenheit verwehrt ihnen laut zu denken, darum verbarg auch Eduard ſich vor Johann nicht.

Friederike. Wollen Sie noch einen Beweis daß ſie ihn liebe? Sie kennen das hübſche Garten-Plaschen, das Eduard zu Eleonorens Namenstag ausſchmuckte. Dieſes beſucht ſie taglich. Stillſchweigend, die Augen an den Boden geheftet, bleibt ſie Stunden lang dort, und jede Kleinigkeit, die er ihr ſchenkte, liegt immer auf ihrem Tiſch. Oft ſcheint ſie in einiger Unruhe, die ſich in Seufzern äußert. Ja! ſie iſt aus Liebe krank, ich

verharre dabei, und wird ſie nicht aus dieſer Lage befreit—

Dorn. Laß es gut ſeyn, Friederike! Es wird ſich alles zur rechten Zeit auflöſen.

Friederike. Wär' ich an der Stelle, es wäre ſchon lange aufgelöſ't. (ab.)

Vierter Auftritt.

Dorn. Förſter.

Dorn. Ich bin zufrieden, Alles geht nach Wunſch.

Förſter. Aber wenn die Tochter erkrankt?

Dorn. Glaub' es nicht, es wird nicht lange mehr währen.

Förſter. Das meinſt du?

Dorn. Sie werden nachgeben, ſich ſehen, ſich lieben, und geprüfter lieben.

Förſter. Ich möchte doch wiſſen, was dich ſo heiter ſtimmt!

Dorn. Daß ich mein Werk vollendet ſehe. Sie ſind beide, wo ich ſie wollte, wie ich ſie wollte. Ihre wenigen Reden, alle ihre Handlungen ſind ihrer Lage, ihren Gefühlen angemeſſen.

Förſter. Wie das?

Dorn. Eduard, ein feuriger junger Menſch, zeigt ſich noch unmuthig, er kämpft zwiſchen Eitelkeit und Liebe, allein die Liebe wird ſiegen. Er fühlt die Pein des Alleinſeyns. Die Geſtalt,

Neuere und neuſte Reiſende.

Was wir dem achtzehnten und ſchon dem neunzehnten Jahrhundert verdanken, darf hier gar nicht berührt werden. Die Engländer haben uns in der letzten Zeit über die unbekannteſten Gegenden aufgeklärt. Das Königreich Kabul, das alte Gedroſien und Caramanien ſind uns zugänglich geworden. Wer kann ſeine Blicke zurückhalten, daß ſie nicht über den Indus hinüber ſtreifen und dort die große Thätigkeit anerkennen, die täglich weiter um ſich greift; und ſo muß denn, hiedurch gefördert, auch im Occident, die Luſt nach ferner und tieferer Sprachkenntniß ſich immer erweitern. Wenn wir bedenken, welche Schritte Geiſt und Fleiß Hand in Hand gethan haben um aus dem beſchränkten hebräiſch-rabbiniſchen Kreiſe bis zur Tiefe und Weite des Sanscrit zu gelangen; ſo erfreut man ſich, ſeit ſo vielen Jahren, Zeuge dieſes Fortſchreitens zu ſeyn. Selbſt die Kriege die, ſo manches hindernd, zerſtören, haben der gründlichen Einſicht viele Vortheile gebracht. Von den Himelaja-Gebirgen herab ſind uns die Länderreyen zu beiden Seiten des Indus,

die Reize Eleonorens ſtellen ſich lebhaft ihm vor die Augen, er duldet es nicht länger. Keiner Zerſtreuung mehr fähig, wird er die Pforte öffnen, er wird als überwunden ſich erklären.

Förſter (vor ſich). Dieß ſcheint mir noch nicht ganz gewiß.

Dorn. Leonore, ein edles beſcheidenes Mädchen, nur etwas launig, dachte anfangs durch Beſchäftigung ſeiner zu vergeſſen, ſtandhaft die Probezeit auszuharren; allein es verſtrich ein Tag um den andern. Von Seiten ihres Geliebten mußte ſie Kälte beſorgen, fragen wollte ſie nicht, ſie blieb alſo in ſich gekehrt, der bangen Ungewißheit überlaſſen. Die Leere, den Abgang zartlichen Mitgefühls empfand ſie lebhaft; bei ihr iſt kein Mittel vorhanden, wie ſie den erſten Schritt beginne, Zurückhaltung verwehrt es ihr, und ſie wählt zu leiden; daher entſtehen Seufzer, Thränen, Mangel an Schlaf und Eßluß; ſie denkt ſich durch Betrachtung lebloſer Sachen zu entſchädigen, die den einzigen Gegenſtand ihrer Sehnſucht zurückrufen. Leonore liebt Eduarden vielleicht noch zartlicher als vorher, ſie erwartet nur den Augenblick um in ihre vorigen Rechte zurückzutreten.

Förſter. Das wird ſich zeigen!

Dorn. Nun ſo laßt uns beide beobachten. An der Decke jener Zimmer iſt eine geheime Oeffnung, laßt uns dahin gehen und uns ſelbſt überzeugen.

(Gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Getheilte Zimmer, wohl meublirt, mit allerlei Gegenſtänden zur Unterhaltung verſehen, als: Pulte, Bücher, Inſtrumente und dgl. Thür, Gitter und Vorhang wie oben beſchrieben.

Eleonore an der rechten Seite, **Eduard** an der linken. **Horn** und **Förſter** in der Höhe. Zuletzt **Johann** und **Friederike.**

(Eduard geht ſchnell auf und ab, ſpricht heftig mit ſich ſelbſt, ſteht bald verwirrt, bald unentſchloſſen aus. Leonore traurig, eine Arbeit in der Hand, blickt bald ſeufzend nach der Thür, dann beſieht ſie eine Briefſtaſche mit Eduards Chiffer und benetzt ſie mit heißen Thränen.)

Eduard. Nein, ich gehe nicht aus! wo ſoll ich hin, was anfangen, nichts freut mich, alles iſt mir zuwider, ſie mangelt mir! Leonore, du das edelſte, wärmſte, liebevollſte Geſchöpf! Wo ſind die frohen Augenblicke, die ich bei ihr zubrachte? wo ſie mich durch ihre herrliche Geſtalt, durch ihr ſanftes Weſen ankettete? Sie war mein erſter und letzter Gedanke, ihre Theilnahme, ihre Zärtlichkeit erhöheten mir jedes Vergnügen, bei ihr fand ich Erholung nach der Arbeit; jetzt bin ich unmuthig! Wie oft erheiterte ſie trübe Stunden durch lieblichen Geſang, und jedes Wort, das nach Liebe lautete, vereinigte ſich wohlthätig mit meinem Herzen. Welcher Wonne war ich fähig!

ſelbſt ihre augenblicklichen Launen ſind nicht ſo arg, als ich ungeduldig mir einbildete. Warum war ich ſo raſch, wie konnte ich aus Eitelkeit in die Probe willigen! — Nun wer wird nachgeben? Sie nicht — Ich? — Ja! (mit Heiterkeit) und warum zögre ich? Die Thüre geöffnet, zu ihr, der göttlichen, an ihren Füßen ewige Liebe beſchworen, geſtehend, daß ich ohne ſie nicht leben kann! — Doch was wird man ſagen? Dich für feig und ſchwach halten? Deine Freunde werden ſich über dich luſtig machen — was thut's! — Aber Leonore, du ſelbſt könnteſt frohlocken, mich für überwunden halten, herrſchen wollen, und dann wehe mir, wenn ich will Mann ſeyn! Ich kann es wohl, warum bleib' ich müßig, hier iſt noch Arbeit genug! (Er ſetzt ſich an den Schreibtiſch, nimmt die Feder, doch ſtatt zu ſchreiben, verliert er ſich in Gedanken.)

Leonore. Schon wieder ein Tag verfloſſen und Eduard erſcheint nicht. O welche Pein! Er hat mich vergeſſen und er kann mich nicht ſo zärtlich lieben, als ich glaubte; fühlte er nur die Hälfte meiner Qualen, er würde eilen die Wette zu verlieren, ich wäre ihm eine reiche Entſchädigung für die gekränkte Eitelkeit, und was iſt dieſes Gefühl im Vergleich mit warmer Liebe, mit Glückſeligkeit, die man nur in der Gegenliebe findet? Da vergehen die Tage, die Stunden wie ſüße Träume; da fühlt' ich mich glücklich, als

nach geendigten häuslichen Geſchäften ich durch ſein Geſpräch erheitert wurde. Grauſamer Vater, wie konnteſt du mich durch eine Probe ſo unglücklich machen! wollt' ich nicht lieber Eduards Anmaßungen dulden. Jetzt kann ich den erſten Schritt nicht thun. Mein Herz ſtimmt dafür, aber die Beſcheidenheit, der Mädchen Zierde, lehrt es und ich muß gehorchen, dulden — und wie lange noch! (Sie läßt die Arbeit fallen und ſeufzt.)

Eduard (vom Pulte haſtig aufſtehend). Schreiben kann ich nicht. Wo Sinn und Muth holen! Wenn nur Johann käme, daß ich von Leonoren ſprechen könnte. Freilich verſteht er wenig von meinem Gefühl, aber er meint es doch gut und Leonoren verehrt er wie eine Gottheit, wie jeder, der ſie kennt. Mir ſcheint, ich höre ihn!

Leonore (indem ſie das Portefeuille mit Anmuth anſieht und an ihr Herz drückt). Ja, hier iſt das Pfand deiner Liebe, hier dein Name, und du konnteſt mich vergeſſen, Eduard? — — Was ſoll ich machen, wie ihn zurückführen — Ach, herrlich, vielleicht wirkt es. (Sie eilt ihre Guitarre zu nehmen, ſetzt ſich ganz nahe an die Wand, neben die Thüre, ſo daß man ſie von dem Gitter aus nicht ſehen kann.)

(**Eduard**, tiefſinnig ſitzend, belebt ſich bei dieſen Tönen, erkennt die Stimme, die ihn ſo oft bezaubert, läßt ſich zum Denken keine Zeit, zieht den Vorhang, ſucht ſie zu erblicken, aber vergebens. **Leonore** geht zur Thür um zu horchen,

ſie ſieht den Vorhang weggezogen, erblickt den Geliebten, Schrecken, Entzücken ſpricht ſie aus. Die Thüre öffnet ſich, ſie iſt in ſeinen Armen ehe ſie ſich's verſieht.)

Beide. Ich habe dich wieder, ich bleibe dein!

Dorn und **Förſter** (hereintretend). Bravo! bravo!

(Leonore und Eduard ſtehen verzagt.)

Dorn. Kinder, was hab' ich geſagt!

Leonore. Eduard war's der zu mir kam.

Eduard. Nein, ſie war es, die ſehen wollte ob ich horchte.

Dorn. Ihr habt beide Recht. Keines hat im Grund die Wette verloren. Gleiches Gefühl hat euch beſeelt, eure Handlungen waren einem Jüngling, einem Mädchen angemeſſen. Leonore ſuchte dich durch Feinheit dahin zu bewegen, daß du den Vorhang zogſt; lebhafter haſt du dem Gefühl angehört, Leonore wollte bloß im Verborgenen dich prüfen. Ihr habt bewieſen, daß bei edlen gefühlvollen Herzen gleiche Bewegungen vorgehen, nur äußern ſich dieſelben verſchieden und angemeſſen. Ihr ſeyd euch werth! Liebt euch! und verzeiht euch kleine Schwachheiten, und trachtet daß euch die gegenſeitige Liebe alles erſetzt.

Leonore. Dieſer Tag ſoll uns heilig ſeyn!

Eduard. Du haſt uns wirklich lieben gelehrt.

Förſter. Und ich habe heute mehr erfahren als durch mein ganzes Leben.

Friederike. Und ich auch.

Johann. Du! und was haſt du denn erfahren? Geh! das iſt alles zu erhaben und zu ſtudirt für uns. Laßt uns einfach lieben und glücklich, und dazu iſt nichts Einfacheres in der Welt, gnädiger Herr, als ein hübſches Heirathsgut.

Born. Das ſollt Ihr haben!

Iphigenie auf Tauris.

Erſter Entwurf.

1779.

Perſonen.

Iphigenie.
Thoas, König der Taurier.
Oreſt.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz:
Hain vor Dianens Tempel.

Erſter Act.

Erſter Auftritt.

Iphigenie (allein). Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel des heiligen Hains, wie in das Heiligthum der Göttin der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauder, und meine Seele gewöhnt ſich nicht hierher! So manche Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich wie im erſten fremd. Denn mein Verlangen ſteht hinüber nach dem ſchönen Lande der Griechen, und immer möcht' ich übers Meer hinüber, das Schickſal meiner Vielgeliebten theilen. Weh dem! der fern von Eltern und Geſchwiſtern ein einſam Leben führt; ihn läßt der Gram des ſchönſten Glückes nicht genießen; ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken nach ſeines Vaters Wohnung, an jene Stelle, wo die

die bisher noch mährchenhaft genug geblieben, klar, mit der übrigen Welt im Zusammenhang erschienen. Ueber die Halbinsel hinunter bis Java können wir nach Belieben, nach Kräften und Gelegenheit unsere Uebersicht ausdehnen und uns im Besondersten unterrichten; und so öffnet sich den jüngern Freunden des Orients eine Pforte nach der andern, um die Geheimnisse jener Urwelt, die Mängel einer seltsamen Verfassung und unglücklichen Religion, so wie die Herrlichkeit der Poesie kennen zu lernen, in die sich reine Menschheit, edle Sitte, Heiterkeit und Liebe flüchtet, um uns über Castenstreit, phantastische Religions-Ungeheuer und abstrusen Mysticismus zu trösten und zu überzeugen, daß doch zuletzt in ihr das Heil der Menschheit aufbewahrt bleibe.

goldne Sonne zum erstenmal den Himmel vor ihm aufschloß, wo die Spiele der Mitgebornen die sanften, liebsten Erdenbande knüpften.

Der Frauen Zustand ist der schlimmste vor allen Menschen. Will dem Manne das Glück, so herrscht er und erficht im Felde Ruhm; und haben ihm die Götter Unglück zubereitet, fällt er, der Erstling von den Seinen, in den schönen Tod. Allein des Weibes Glück ist eng gebunden, sie dankt ihr Wohl stets Andern, öfters Fremden, und wenn Zerstörung ihr Haus ergreift, führt sie aus rauchenden Trümmern, durchs Blut erschlagener Liebsten, ein Ueberwinder fort.

Auch hier an dieser heiligen Stätte hält Thoas mich in ehrenvoller Sklaverei! Wie schwer wird mir's, dir wider Willen dienen, ewig reine Göttin! Retterin! Dir sollte mein Leben zu ewigem Dienste geweiht seyn. Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe noch, Diana, die du mich verstoßne Tochter des größten Königs in deinen heiligen, sanften Arm genommen. Ja, Tochter Jovis, hast du den Mann, dessen Tochter du fordertest, hast du den göttergleichen Agamemnon, der dir sein Liebstes zum Altar brachte, hast du vom Felde der umgewandten Troja ihn glücklich und mit Ruhm nach seinem Vaterlande zurück begleitet, hast du meine Geschwister, Elektren und Oresten, den Knaben, und unsere Mutter ihm zu Hause den schönen Schatz bewahrt,

ſo rette mich, die du vom Tod gerettet, auch von dem Leben hier, dem zweiten Tod.

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas. Der König ſendet mich und beut der Prieſterin Dianens Gruß und Heil. Es nahr der Tag, da Tauris ſeiner Göttin für wunderbare neue Siege dankt, ich komme vor dem König und dem Heer, ſie dir zu melden.

Iphigenie. Wir ſind bereit, und unſre Göttin ſieht willkommnem Opfer von Thoas Hand mit Gnadenblick entgegen.

Arkas. O! fänd' ich auch den Blick der Prieſterin, der werthen, der vielgeehrten, deinen Blick! o heilige Jungfrau, leuchtender, uns allen gutes Zeichen. Denn noch bedeckt der Gram geheimnißvoll dein Innerſtes, vergebens harren wir auf irgend ein lächelnd Vertrauen. So lang' ich dich an dieſer Stätte kenne, iſt dieß der Blick, vor dem ich immer ſchaudre, und wie mit Eiſenbanden iſt deine Seele ins Innerſte des Buſens angeſchmiedet.

Iphigenie. Wie's der Vertriebnen, der Verwaiſten ziemt.

Arkas. Scheinſt du dir hier vertrieben und verwaiſt?

Iphigenie. Die süß'ste Fremde ist nicht Vaterland.

Arkas. Und dir ist Vaterland mehr als die Fremde fremd.

Iphigenie. Dieß ist's, warum mein blutend Herz nicht heilt. In erster Jugend, da sich kaum die Seele an Vater, Mutter und Geschwister band, die neuen Schößlinge in lieblicher Gesellschaft vor den Füßen der alten Stämme gen Himmel strebten, da, leider in das Elend meines Hauses früh verwickelt, von einer gütigen Gottheit gerettet, und durch ein Wunderwerk hierher geführt — — So tiefe Narben blieben von jenem alten Schaden in der Brust, daß weder neue Freude noch Hoffnung drinn gedeihen kann.

Arkas. Wenn du dich so unglücklich nennst, so darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie. Dank habt ihr stets.

Arkas. Doch nicht den schönen Dank, um dessentwillen man die Wohlthat thut, ich meine Fröhlichkeit, und das zufriedne Leben. Seitdem du dich durch ein geheimes Schicksal vor so vielen Jahren hier im Tempel fandst, nahm Thoas dich als ein Geschenk der Göttin mit Ehrfurcht und mit seltner Freundschaft auf, und dieses Ufer ward dir freundlich, das jedem Fremden sonst von Altars her voll Angst und Grausens ist, weil vor dir Niemand unser Reich betrat,

der an Dianens Stufen nicht, ein unvermeidlich Opfer, blutete.

Iphigenie. Der freie Athem macht das Leben nicht allein. Welch Leben iſt's, das an der heiligen Stätte, gleich einem Schatten um ein geweihtes Grab, ich vertrauern muß? Glaubſt du, es ließe ſich ein fröhlich Leben führen, wenn dieſe Tage, die man unnütz durchſchleicht, nur Vorbereitung zu jenem Schattenleben ſind, das an dem Ufer Lethe's, vergeſſend ihrer ſelbſt, die Trauerſchaar der Abgeſchiednen feiert? Unnütz ſeyn iſt todt ſeyn. Gewöhnlich iſt dieß eines Weibes Schickſal, und vor allen meins.

Arkas. Den edlen Stolz, daß du dich unnütz nennſt, verzeih' ich dir, ſo ſehr ich ihn bedaure. Er raubt dir den Genuß des Lebens. Du haſt hier nichts gethan ſeit deiner Ankunft? Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert? wer hat das harte Geſetz, daß am Altar Dianens jeder Fremde ſein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr mit ſanfter Ueberredung aufgehalten und die Unglücklichen aus dem gewiſſen Tod ins liebe Vaterland ſo oft zurück geſchickt? Hat nicht Diana, ſtatt ſich zu erzürnen daß ſie der langgewohnten blutigen Opfer mangelt, dein ſanft Gebet mit reichem Maaß erhört? Sind unſere Waffen nicht glänzend dieſe Zeit an Segen, Stärk' und Glück, und fühlt nicht Jeglicher ein beſſer Loos, ſeitdem der rauhe Sinn des Königs

mild durch deinen göttergleichen heiligen Rath sich bildet? Das nennst du unnütz, wenn von deinem Wesen auf Tausende herab ein Balsam träufelt? wenn du dem Volk, zu dem ein Gott dich führte, des neuen Glückes ewige Quelle wirst, und durch die süße Milde an dem unwirthbaren Ufer dem fremden Strandenden Rückkehr und Heil bereitest?

Iphigenie. Das Wenige verschwindet leicht dem Blick, der vorwärts sieht wie viel zu thun noch überbleibt.

Arkas. Doch, lobst du den, der, was er thut, nicht schätzt?

Iphigenie. Man tadelt den, der seine Thaten wägt.

Arkas. Auch den, der wahren Werth, zu stolz, nicht achtet, wie den, der falschen Werth zu eitel hebt. Glaub' mir und hör' auf eines Menschen Wort, der dir mit Treue zugethan ist. Der König hat beschlossen, heut' mit dir zu reden. Ich bitte mach's ihm leicht.

Iphigenie. Du ängstest mich. Oft bin ich schon dem Antrag, den ich fürchtete, mühsam ausgewichen.

Arkas. Sey klug und denke, was du thust. Seitdem der König seinen Sohn verloren, scheint er keinem von uns mehr recht zu trauen. Die jungen Edlen seines Volks sieht er mißgünstig an, und fürchtet sich vor einem einsamen, hülflosen

Alter. Wir ſehen, er wirft Gedanken in ſich herum. Die Scythen ſetzen keinen Vorzug ins Reden, der König am wenigſten. Er, der nur gewohnt iſt zu befehlen und zu thun, kennt nicht die Kunſt, von weitem ein Geſpräch nach ſeiner Abſicht fein zu lenken. Erſchwer's ihm nicht durch Rückhalt, Weigern und verſaßlich Mißverſtehen. Geh ihm gefällig halben Wegs entgegen.

Iphigenie. Soll ich beſchleunigen was mich bedroht?

Arkas. Willſt du ſein Werben eine Drohung nennen?

Iphigenie. Es iſt's, und mir die ſchrecklichſte von allen.

Arkas. Gib ihm für ſeine Neigung nur Vertraun.

Iphigenie. Wenn er von Furcht erſt meine Seele löſ't.

Arkas. Warum verſchweigſt du deine Herkunft ihm.

Iphigenie. Weil einer Prieſterin Geheimniß ziemt.

Arkas. Dem König ſollte nichts Geheimniß ſeyn. Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch, und fühlt es doch, daß du ſorgfältig dich vor ihm verwahreſt.

Iphigenie. Sag' mir, iſt er unmuthig gegen mich?

Arkas. Er ſcheint's zu ſeyn. Zwar ſpricht

er nichts von dir, doch hab' ich bei ganz fremdem Anlaß aus hingeworf'nen Worten gespürt, daß es in seiner Seele gährt. O überlaß ihn nicht sich selbst, damit du nicht zu spät an meinen Rath mit Reue denkst.

Iphigenie. Wie? sinnt der König, was kein Mann, der seinen Namen liebt und die Olympier verehrt, je denken soll, sinnt er, mich mit Gewalt von dem Altar in sein verhaßtes Bett zu ziehn? so ruf' ich alle Götter an, und Dianen vor andern, die mir ihren Schutz gedoppelt schuldig ist.

Arkas. Sey ruhig! solch rasche Jünglingsthat herrscht nicht in Thoas' Blut. Allein ich fürchte harten Schluß von ihm und unaufhaltbar dessen Vollendung; denn seine Seele ist fest und unbeweglich! drum bitt' ich dich, vertrau' ihm, sey ihm dankbar, wenn du ihm weiter nichts gewähren kannst.

Iphigenie. O sag' mir, was dir weiter noch bekannt ist.

Arkas. Erfahr's von ihm. Ich seh' den König kommen. Da du ihn ehrst, kann dir's nicht Mühe seyn, ihm freundlich und vertraulich zu begegnen. Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort gar weit geführt. (Geht ab.)

Iphigenie. Ich seh' zwar nicht, wie ich dem Rath des Redlichen folgen soll, doch will ich gern dem König für seine Wohlthat gute Worte geben.

Verleih' Minerva mir, daß ich ihm ſage, was ihm gefällt.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie. Diana ſegne dich mit königlichen Gütern, mit Sieg und Ruhm und Reichthum und dem Wohl der Deinen, daß, der du unter Vielen gnädig und freundlich biſt, du auch vor Vielen glücklich und herrlich ſeyſt.

Thoas. Der Ruhm des Menſchen hat enge Gränzen, und den Reichthum genießt oft der Beſitzer nicht. Der hat's am beſten, König oder Geringer, dem es zu Hauſe wohl geht. Es wird die Nachricht zu dir kommen ſeyn, daß in der Schlacht mit meinen Nachbarn ich meinen einz'gen, letzten Sohn verloren. So lang' die Rache noch meinen Geiſt beſaß, empfand ich nicht den Schmerz, empfand nicht, wie leer es um den Beraubten ſey. Doch jetzt, da ich ihr Reich von Grund aus umgekehrt, bleibt mir zu Hauſe nichts was mich ergötze. Mein Volk ſcheint nur mit Ungeduld einem Einſamen zu folgen. Denn, wo nicht Hoffnung iſt, da bleibt kein Leben und kein Zutraun. Nun komm' ich hierher in dieſen Tempel, wo ich ſo oft um Sieg gebeten und für Sieg gedankt, mit einem Verlangen, das ſchon alt in meiner Seele iſt, und

wünſche zum Segen mir und meinem Volk, dich als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie. Der Unbekannten, Flüchtigen biet'ſt du zu große Ehre an, o König. Ich habe nichts gewünſcht an dieſem Ufer, als Schutz und gute Ruh, die du mir gabſt, zu finden.

Thoas. Daß du dich in das Geheimniß deiner Abkunft vor mir, gleich einem Fremden, ſtets ſorgfaltig hülleſt, wird unter keinem Volke wohl gebilligt werden. Wir ſind hier weder gaſtfrei noch glimpflich gegen Fremde, das Geſetz verbietet's und die Noth; allein von dir, die ſich deß rühmen kann, worum vergebens an dem rauhen Ufer der Fremde ſeufzt, von dir konnt' ich's erwarten. Man ehrt den Wirth freiwillig mit Vertrauen.

Iphigenie. Wenn ich mein Haus und meiner Eltern Namen verbarg, o König, war es Verlegenheit, nicht Mißtrauen. Vielleicht, ach! wenn du wüßteſt, wer ich bin, welch eine Verwünſchte du nährſt und ſchützeſt, würdeſt du dich entſetzen vor der Götter Zorn, du würdeſt, ſtatt mir die Seite deines Throns zu bieten, mich vor der Zeit von deinem Hauſe treiben, und eh' noch bei den Meinen mir ein glücklich Leben zubereitet wäre, in ſchweifendes, hausloſes Elend mich verſtoßen.

Thoas. Was auch der Rath der Götter mit dir ſey, und was ſie dir und deinem Haus gedenken, ſeh' ich doch nicht am Segen, den ſie mir gewähren, ſeitdem ich dich gaſtfreundlich aufnahm,

daß ich an dir ein ſchuldvoll verruchtes Haupt beſchütze.

Iphigenie. Der Segen kommt um deiner Wohlthat, nicht um meinetwillen.

Thoas. Was man Verruchten thut, wird nicht geſegnet. Drum ſprich! ich fordere jetzt des Weigerns Ende, denn du haſt mit keinem ungerechten Mann zu thun. Diana hat in meine Hände dich gegeben; wie du ihr heilig warſt, ſo warſt du's mir. Auch ſey ihr Wink noch künftig mein Geſetz. Iſt es, daß du nach Hauſe Rückkehr hoffen kannſt, ſo ſprech' ich dich von aller Forderung los; doch iſt der Weg dir ganz verſperrt und iſt dein Stamm durch irgend ein ungeheures Unheil ausgelöſcht, ſo biſt du mein durch mehr als Ein Geſetz. Sprich und ich halte Wort.

Iphigenie. Ungern löſ't ſich die Zunge, ein lang' verſchwiegen Geheimniß zu entdecken. Einmal vertraut, verläßt's unwiederbringlich die Tiefe des Herzens und ſchadet oder nützt, wie es die Götter wollen. Ich bin aus Tantals merkwürdigem Geſchlecht.

Thoas. Du ſprichſt ein großes Wort. Nennſt du den deinen Ahnherrn, den die Welt als einen ehmals Hochbegnadigten der Götter kennt? Iſt's jener Tantal, den Jupiter zu Rath und Tafel zog, an deſſen alterfahrnen, vielverknüpfenden Geſprächen die Götter wie an einem reichen Orakelſinne ſich ergötzten?

Lehrer;

Abgeschiedene, Mitlebende.

Sich selbst genaue Rechenschaft zu geben von wem wir, auf unserem Lebens- und Studiengange, dieses oder jenes gelernt, wie wir nicht allein durch Freunde und Genossen, sondern auch durch Widersacher und Feinde gefördert worden, ist eine schwierige, kaum zu lösende Aufgabe. Indessen fühl' ich mich angetrieben einige Männer zu nennen, denen ich besonderen Dank abzutragen schuldig bin.

Jones. Die Verdienste dieses Mannes sind so weltbekannt und an mehr als einem Orte umständlich gerühmt, daß mir nichts übrig bleibt als nur im allgemeinen anzuerkennen, daß ich aus seinen Bemühungen von jeher möglichsten Vortheil zu ziehen gesucht habe; doch will ich eine Seite bezeichnen, von welcher er mir besonders merkwürdig geworden.

Er, nach ächter englischer Bildungsweise, in griechischer und lateinischer Literatur dergestalt gegründet, daß er nicht allein die Producte derselben zu würdern, sondern auch selbst in diesen Sprachen zu arbeiten

Iphigenie. Er iſt's. Doch Götter ſollten nicht mit Menſchen wandeln; das ſterbliche Geſchlecht iſt viel zu ſchwach, in dieſer Ungleichheit ſich gleich zu halten. Unedel war er nicht und kein Verräther; allein zum Knecht zu groß und zum Geſellen des Donnerers nur Menſch. Menſchlich war ſein Vergehen, ſtreng' ihr Gericht; und ihre Prieſter ſagen: Uebermuth und Untreue ſtürzten ihn von Jovis Tiſch zur Schmach des Tartarus.

Thoas. Wie? büßte ſein Geſchlecht des Ahnherrn Schuld?

Iphigenie. Zwar die gewaltige Bruſt und das Mark der Titanen erbten Söhne und Enkel, doch um die Stirne ſchmiedete ihnen ein ehernes Band der Vater der Götter. Mäßigung, Rath und Weisheit war ihnen verborgen. Zur Wuth ward jede Begier, und ihre Wuth war unendlich. Pelops, ſein Sohn, entreißt verrätheriſch dem Oenomaus Leben und Tochter, die ſchöne Hippodamia; aus ihnen entſpringen Thyeſt und Atreus, denen noch ein Bruder aus einem andern Bette im Wege ſteht, Chryſipp an Namen; ſie führen einen Anſchlag auf ſein Leben aus, und der erzürnte Vater fordert verdachtvoll von Hippodamien ihres Stiefſohnes Blut, und ſie entleibt ſich ſelbſt.

Thoas. Es waltet böſe That vermehrend ſich weiter durchs Geſchlecht.

Iphigenie. Ein Haus erzeugt nicht gleich den

Halbgott, noch das Ungeheuer; eine Reihe von Edlen oder Bösen bringt zuletzt die Freude oder das Entsetzen der Welt hervor. — Atreus und Thyest beherrschten nach ihres Vaters Tode gemeinschaftlich die Stadt. Nicht lange, so entehrt Thyest des Bruders Bett, und Atreus, sich zu rächen, vertreibt ihn von dem Reich. Thyest, der tückisch lange schon einen Sohn des Bruders entwandt, und als wie seinen heimlich auferzogen hatte, schickt diesen Sohn, sein Name war Plisthenes, daß er dem Atreus nach dem Leben stehe, und seinen eignen Vater im Oheim ermorden sollte. Des Jünglings Vorsatz wird entdeckt, und Atreus tödtet den gesandten Mörder, wähnend, er tödte seines Bruders Sohn. Zu spät erfährt er, wen er umgebracht, und, an dem Bruder sich zu rächen, sinnt er still auf unerhörte Thaten. Versöhnt stellt er sich an, und lockt Thyesten mit seinen beiden Söhnen zurück ins Reich, ergreift die Knaben, schlachtet sie heimlich und setzt sie ihrem Vater zur schaudervollen Speise vor; und da Thyest an seinem eignen Fleische sich gesättigt, wirft Atreus, der entsetzliche, ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin. Du wendest schaudernd dein Gesicht, so wendete die Sonne ihr Antlitz weg und ihren Wagen aus dem ewigen Gleise. Dieß sind meine Ahnherrn, und die finstre Nacht hat noch viel schreckliches Geschick und Thaten dieser Unseligen gebrütet.

Thoas. Verbirg sie auch in Schweigen; laß

des Grauels ein Ende seyn, und sag' mir, wer du bist.

Iphigenie. Atreus zeugte Agamemnon, und dieser mich mit Klytemnestren. Einige Rast schien dem Hause Tantals gewahret zu seyn. Ruhig waren unsre Hallen, als ich mit Elektren, meiner Schwester, heranwuchs. Eine Weile war dem Vater ein Sohn versagt, und kaum war gnädig dieser Wunsch erfüllt, daß meine Mutter einen Knaben brachte, sie nannten ihn Orest, als neues Uebel schon bereitet war. Auch hierher ist der Ruf des Kriegs erschollen, den alle Fürsten Griechenlands vor Trojens Mauern mit unerhörter Macht getragen. Ob er noch dauert, oder die Stadt verderbt ist, hab' ich nie vernommen. Dahin führte mein Vater der Griechen versammelt Heer. In Aulis harrten sie vergebens auf günstigen Wind; Diana, meinem Vater erzürnt, hielt ihn zurück, und forderte durch Calchas Mund zum Opfer des Königs älteste Tochter, mich. Sie lockten meine Mutter mit mir listig ins Lager, zwangen mich vor den Altar, wo die Göttin barmherzig mich vom Tod errettete und wundervoll hierher versetzte. Iphigenie, Agamemnons und Klytemnestrens Tochter ist's, die mit dir spricht.

Thoas. Der Königs-Tochter kann ich nicht mehr als der Vertriebenen Ehre geben. Auch jetzo wiederhol' ich meinen Antrag, folge mir und theile was ich habe.

Iphigenie. Wie darf ich dieſen Schritt, o König, wagen! Hat nicht die Göttin die mich rettete, ein ganzes Recht auf mein geweihtes Leben? Sie hat für mich den Schutzort ausgeſucht, und einem Vater, den ſie durch den Schein nur ſtrafen wollte, mich gewiß zur unverhofften Freude ſeines Alters aufbewahrt. Vielleicht bereitet ſie mir Verſtoßenen ſolche Rückkehr, und ich, indeß auf ihre Wege nicht achtend, hatte mich ihr wider Willen hier angebaut? Wenn ich hier bleiben ſollte, bat ich ſie längſt um Zeichen.

Thoas. Das Zeichen iſt, daß du noch hier verweilſt. Such' ſolche Ausflucht nicht ängſtlich auf. Man ſpricht vergebens viel, wenn man verſagen will; der andre hört von allem nur das Nein.

Iphigenie. Es ſind nicht Worte, leer und künſtlich ſcheinend, zuſammengeſetzt. Ich habe nichts geſagt, als was mein Geiſt mich hieß. Soll ich nicht meinen Vater und meine Mutter gerne wiederſehn, die mich als todt beweinen, und in den alten Hallen von Mycene meine Geſchwiſter! daß wenn du mich dorthin auf leichten Schiffen ſenden wollteſt, du mir ein neu und doppelt Leben gäbeſt.

Thoas. So kehr' zurück! Thu' was dein Herz dich heißt und höre nicht die Stimme guten Raths und der Vernunft, ſey ganz ein Weib und gib dich hin dem Triebe, der zügellos dich dahin oder

dorthin reißt. Wenn ihnen eine Luſt im Buſen brennt, dann halt kein heilig Band ſie vom Verrather ab, der ſie dem Vater oder dem Gemahl aus lang bewährten treuen Armen lockt; und ſchweigt in ihrer Bruſt das raſche Feuer, ſo ſtürmt vergebens aus dem treuſten Herzen mit tauſend geölnen Zungen die Ueberredung auf ſie los.

Iphigenie. Brich zürnend deinen Schwur, o König, nicht. Soll ich mein Zutraun ſo entgelten? du ſcheinſt bereitet auf was ich ſagen könnte.

Thoas. Aufs Ungehoffte war ich nicht bereitet; doch hätt' ich alles erwarten ſollen, wußt' ich denn nicht, daß ich mit einem Weibe zu handeln ging.

Iphigenie. Schilt nicht, o König, unſer arm Geſchlecht. Das, was du an mir tadelſt, ſind alle meine Waffen. Glaub' mir, darin bin ich dir vorzuziehen, daß ich dein Glück mehr als du ſelber kenne. Du wähneſt, unbekannt mit dir und mir, daß uns ein näheres Band zum Glück vereinen werde; voll guten Muthes wie voll guten Willens dringſt du in mich, daß ich mich füge. Und hier danke ich den Göttern, daß ſie mir die Feſtigkeit gegeben, ein Bündniß zu verſagen, das ſie nicht billigen.

Thoas. Du nennſt das Götterwort, was dir im Herzen ſchlägt?

Iphigenie. Sie reden nur durch unſer Herz zu uns.

Thoas. Hab' ich kein Recht, ſie auch zu hören?

Iphigenie. Es überbrauſ't der Sturm der Leidenſchaft die zarte Stimme.

Thoas. Die Prieſterin vernimmt ſie wohl allein?

Iphigenie. Der König ſollte ſie vor allen andern merken.

Thoas. Dein heilig Amt und dein geehrtes Recht auf Jovis Tiſch bringt dich den Göttern näher, als einen erdgebornen Wilden.

Iphigenie. Ich trage nun die Schuld des Vertrauens zu dir.

Thoas. Ich bin ein Menſch, und beſſer iſt's, wir enden. So ſey mein Wort denn feſt: ſey Prieſterin Dianens, wie ſie dich auserkoren, und mir verzeih' die Göttin, daß ich bisher mit Unrecht und oft mit innrem Vorwurf die alten Opfer ihr vorenthalten habe. Kein Fremder landet glücklich an unſerm Ufer: von Alters her iſt ihm der Tod gewiß; nur du haſt mich bisher mit einer Freundlichkeit, in der ich bald die Liebe einer Tochter, bald einer ſtillen Braut zu ſehn mich freute, zurückgehalten und mich bewegt, zum Schaden vielleicht mir und den Meinen, ſie zu entlaſſen. Oft hat mein Volk gemurrt und ich hab's nicht geachtet; nun ſchieben ſie mir den Verluſt des

Sohnes auf den Zorn der Göttin. Sie klagen laut der alten Opfer Verſäumniß. Länger halt' ich die Menge nicht um deinetwillen.

Iphigenie. Um meinetwillen hab' ich's nie gefordert. Es iſt ein Mißverſtand, wenn man die Himmliſchen blutgierig glaubt. Verſöhnt die Unterirdiſchen mit Blut, und dieſen iſt das Blut der Thiere Labſal. Hat mich die Göttin nicht ſelbſt der Griechen Eifer entzogen? ihr war mein Dienſt willkommner als mein Tod.

Thoas. Es ziemt ſich nicht für uns, die heiligen alten Gebräuche mit leicht beweglicher Vernunft zu deuten und zu wenden. Thu' deine Pflicht, ich werde meine thun. Zwei Fremde, die wir in den Höhlen an der See verſteckt gefunden, und die nichts Gutes meinem Lande bringen, halt' ich gefangen. Mit dieſen empfange deine Göttin ihr erſtes, rechtes, langentbehrtes Opfer wieder. Ich ſende ſie hierher, du weißt den Dienſt. (ab.)

Iphigenie. Du haſt Wolken, gnädige Retterin, den Unſchuldigen einzuhüllen und auf Winden ihn dem ehrnen Geſchick aus dem ſchweren Arm über Meer und Erde, und wohin dir's gut dünkt, zu tragen. Du biſt weiſe und ſiehſt das Zukünftige, und das Vergangne iſt dir nicht vorbei. Enthalte vom Blut meine Hände, denn es bringt keinen Segen, und die Geſtalt des Ermordeten erſcheint auch dem zufälligen Mörder zur böſen Stunde. Denn ſie haben ihr Menſchengeſchlecht

lieb, ſie wollen ihm ſein kurzes Leben gern friſten, und gönnen ihm auf eine Weile den Mitgenuß des ewigen leuchtenden Himmels, die hohen Unſterblichen.

Zweiter Act.

Erſter Auftritt.

Oreſt. Pylades.

Oreſt. So nahen wir uns dem gewiſſen Tode. Mit jedem Schritt wird meine Seele ſtiller. Als ich Apollen bat, das fürchterliche Geleit der Rachegeiſter von mir zu nehmen, ſchien er mir Hülfe, im Tempel ſeiner Schweſter, die über Tauris herrſcht, mit hoffnungsreichen Götterworten zu verſprechen, und nun erfüllt ſich's, daß alle Noth mit meinem Leben enden ſoll. Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand das Herz zuſammendrückt, dem ſchönen Licht der Sonne zu entſagen! Und iſt es im Geſchick von Atreus Hauſe, nicht in der Schlacht ein ehrenvolles Ende zu gewinnen; ſoll ich, wie meine Ahnen, wie mein Vater, als Opferthier im Jammertode bluten; ſo ſey es! Beſſer hier vorm Altar der Göttin, als im verborgnen Winkel, wo die Netze der Meuchelmörder

ſtellt. Laßt mir ſo lange Ruh, ihr Unterirdiſchen, die ihr nach dem Blute, das von meinen Tritten träuft, wie losgelaſſ'ne Hunde ſpürend heult. Ich komme zu euch hinunter, denn das Licht des Tages ſoll euch nicht ſehen, noch mich: die grüne Erde iſt kein Tummelplatz für Larven des Erebus. Dort unten ſuch' ich euch, dort ſind wir dann von gleichem Schickſal in matte Nacht gebunden. Nur dich, mein Polades, ſo ungern ich dich in meine Schuld und meinen Bann gezogen, ſo ungern nehm' ich dich in jenes Trauerland frühzeitig mit. Dein Leben oder Tod iſt einzig was ich hoffe oder fürchte.

Polades. Ich bin noch nicht, Oreſt, wie du, bereit, in jenes Schattenreich hinabzugehen. Ich ſinne noch, durch die verworrnen Pfade, durch die uns das Geſchick zum Tod zu führen ſcheint, uns zu dem Leben wieder aufzuwinden. Ich denke nicht den Tod; ich ſinn' und horche, ob nicht zu irgend einer Flucht die Götter Rath und Wege zubereiten? Der Tod kommt unaufhaltſam, unfürchtet oder ungefürchtet. Wenn die Prieſterin ſchon unſre Locken weihend abzuſchneiden die Hand erhebt, ſoll dein und meine Rettung noch mein Gedanke ſeyn. Unmuth beſchleuniat die Gefahr. Tauſend Ränke gehen jeden Tag durch meine Seele. Ich habe das Wort Apolls vor mir, daß in Dianens Heiligthum du Troſt und Hülf' und Rückkehr finden ſollſt. Der Götter Worte ſind ſo zweideutig nicht, als der Elende ſie unmuthig wähnt.

Oreſt. Mir lag die dunkle Decke des Lebens von Kindheit an ſchon um das zarte Haupt. Unter einer Mutter, die des abweſenden Gemahls vergaß, wuchs ich gedrückt herauf in meiner Unſchuld, ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen. Wie oft, wenn ich Elektren, meine liebe Schweſter, am Feuer in der tiefen Halle ſitzen ſah, drängt ich mich hin auf ihren Schooß, und ſtarrte, wenn ſie weinte, ſie mit großen Augen an. Dann ſagte ſie von unſerm Vater viel. Ach wie verlangt' ich ihn zu ſehn! Mich wünſcht' ich bald nach Troja, ihn bald her. Es kam der Tag —

Pylades. Laß von jenen Geſchichten ſich Höllengeiſter nächtlich unterhalten. Wir aber wollen mit Erinnerung ſchöner Zeiten unſre Seele im friſchen Heldenlaufe ſtärken. Die Götter brauchen gute Menſchen auf dieſer Welt, und haben noch auf dich gezählt. Sie gaben dich dem großen Vater zum Geleit nicht mit, da er unwillig nach dem Orcus ging.

Oreſt. O wär' ich, ſeinen Saum ergreifend, ihm nachgegangen!

Pylades. So haben die, die dich erhielten, für mich geſorgt: denn was ich worden wäre, wenn du nicht lebteſt, weiß ich nicht, da ich ſeit meiner erſten Zeit allein um deinetwillen leben mag.

Oreſt. Erinnere mich nicht jener ſchönen Tage, da mir dein Haus zum holden Freiort ward; da deine Eltern in mir, aus Liebe mehr als aus

weiß, mit den europäiſchen Literaturen gleichfalls bekannt, in den orientaliſchen bewandert, erfreut er ſich der doppelt ſchönen Gabe, einmal eine jede Nation in ihren eigenſten Verdienſten zu ſchätzen, ſodann aber das Schöne und Gute, worin ſie ſämmtlich einander nothwendig gleichen, überall aufzufinden.

Bei der Mittheilung ſeiner Einſichten jedoch findet er manche Schwierigkeit, vorzüglich ſtellt ſich ihm die Vorliebe ſeiner Nation für alte claſſiſche Literatur entgegen und wenn man ihn genau beobachtet, ſo wird man leicht gewahr, daß er, als ein kluger Mann, das Unbekannte an's Bekannte, das Schätzenswerthe an das Geſchätzte anzuſchließen ſucht; er verſchleiert ſeine Vorliebe für aſiatiſche Dichtkunſt und gibt mit gewandter Beſcheidenheit meiſtens ſolche Beiſpiele, die er lateiniſchen und griechiſchen hochbelobten Gedichten gar wohl an die Seite ſtellen darf, er benutzt die rhythmiſchen antiken Formen, um die anmuthigen Zartheiten des Orients auch Claſſiciſten eingänglich zu machen. Aber nicht allein von alterthümlicher, ſondern auch von patriotiſcher Seite mochte er viel Verdruß erlebt haben, ihn ſchmerzte Herabſetzung orientaliſcher Dichtkunſt; welches deutlich hervorleuchtet aus dem hart-ironiſchen, nur zweyblättrigen Aufſatz: Arabs, sive de Poësi Anglorum Dialogus, am Schluſſe ſeines Werkes: über aſiatiſche Dichtkunſt. Hier ſtellt er uns mit offenbarer Bitterkeit vor Augen, wie ab-

Verwandtſchaft, die halberſtarrte junge Blüthe pflegten; da du leichtſinniger Geſelle, gleich einem bunten Schmetterling um eine dunkle Blume, immer quellend von gutem Muth und Freude, um mich an jedem Tage mit neuer Thorheit gaukelteſt, deine Luſt in meine Seele ſpielteſt, daß ich ſchwerfällig zwar und mit gebundnem Herzen, doch oft vergeſſend meiner Noth, mit dir in raſcher Jugend dingeriſſen ſchwarmte.

Pylades. Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.

Oreſt. Mit deiner Liebe zu mir begann dein Elend. Dieß iſt das Schwerſte von meinem Schickſal, daß ich wie ein verpeſteter Flüchtling geheimen zehrenden Gift um mich verbreite, daß, wo ich einen geſunden Ort betrete, gar bald um mich die blühenden Geſichter den Schmerzenszug langſamen Tods verrathen.

Pylades. Ich war' der nächſte dieſen Tod zu ſterben, wenn je dein Hauch, Oreſt, vergiftete. Bin ich nicht immer noch voll Muth und Luſt? und Luſt und Liebe ſind die Fittige zu großen Thaten.

Oreſt. Ja große Thaten! Ich weiß die Zeit wohl noch, da wir ſie vor uns ſahn, wenn wir zuſammen auf der Jagd dem Wilde nach durch Berg' und Thaler rannten und unſerm Ahnherrn gleich mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer ſo, dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften, und

dann wir Abends ruhig an der weiten See uns aneinander lehnend ſaßen, und die Welt ſo weit, ſo offen vor uns lag; da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert und unſre künft'gen Thaten gingen wie die Sterne unzählig über unſern Häuptern auf.

Pylades. Die That, die zu vollführen unſre Seele dringt, iſt ein unendlich Werk. Wir möchten ſie ſo groß gleich thun, als wie ſie wird, wenn Jahre lang durch ferne Länder und Geſchlechter der Mund der Dichter ſie vermehrend walzt. Es klingt ſo ſchön, was unſre Väter thaten, wenn es im ſtillen Abendſchatten der Jüngling mit dem Ton der goldnen Harfe ſchlürft. Und was wir thun, iſt, wie es ihnen war, voll Müh' und eitel Stückwerk. So laufen wir nach dem, was vor uns flieht, und achten nicht des Weges den wir treten, und ſehen nicht die Tapfen unſrer Ahnherrn neben uns, und eilen immer ihrem Schatten nach, der göttergleich in einer weiten Ferne der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt. Ich halte nichts von dem, der von ſich denkt wie ihn vielleicht das Volk erheben möchte; allein du darfſt den Göttern reichlich danken für das, was ſie durch dich den Jüngling ſchon gethan.

Oreſt. Wenn ſie dem Menſchen frohe That beſcheeren, daß er gewaltig von ſeinem Haus das bittre Schickſal wendet, daß er ſein Reich vermehrt und durch des Jünglings Fauſt lang' feſt gebückt,

bewährte Feinde fallen, dann dank' er. Mich haben ſie zum Schlachter auserkoren, zum Mörder meiner Mutter, zum unerhörten Rächer unerhörter Schandthat. O nein! ſie haben's ſchon auf Tantals Haus gerichtet, und ich, der letzte, ſollte nicht ſchuldlos noch ehrenvoll vergehn.

Pylades. Die Götter rachen an den Söhnen nicht der Väter Miſſethat; ein Jeder, er ſey gut oder böſe, hat ſeinen Lohn. Segen iſt erblich, nicht Fluch.

Oreſt. Der Väter Segen hat uns nicht hierher geführt.

Pylades. So wenigſtens der hohen Götter Wille.

Oreſt. So wiſſen wir, durch weſſen Willen wir verderben.

Pylades. Apoll gebeut dir, vom Tauriſchen Geſtad' Dianen, die geliebte Schweſter, nach Delphos hin zu bringen. Wie ehrenvoll, daß er uns dieß Geſchäft vertraut! Dann ſollſt du, durch die Bitte der keuſchen Göttin, befreit von den Erinnen werden, die dich umſchließen. Schon hier in dieſen heil'gen Hain wagt keine ſich.

Oreſt. So hab' ich wenigſtens geruhigen Tod.

Pylades. Ich denke anders, und nicht ungeſchickt habe ich das ſchon Geſchehene und das Künftige verbunden und mir ausgeleat. Vielleicht reift in der Götter Rath ſchon lang' das große Werk. Diana ſehnt ſich lange von dieſem Ufer

der Barbaren, die Menſchenblut ein jungfräuliches Opfer wähnen. Uns war es aufbehalten, das heilige Bild von dieſem Ort zu holen, uns wird es auferlegt, und ſeltſam ſind wir bis an die Pforte ſchon geführt.

Oreſt. Mit ſeltner Kunſt flichſt du der Götter Rath und Menſchen Witz zuſammen.

Pylades. Dann iſt der Witz nur werth, wenn, was geſchieht, ihn auf den Willen jener droben aufmerkſam macht. Schwere Thaten müſſen gethan ſeyn, und dem, der viel verbrach, wird auferlegt mit dem Unmöglichen zu kämpfen, damit er büßend Göttern noch und Menſchen diene. Bringſt du die Schweſter zu Apollen hin, und wohnen beide dann vereint zu Delphos im geſitteten Griechenlande, ſo wird für dieſe That Apoll dir und Diana gnädig ſeyn, dich aus der Hand der alten Unterirdiſchen retten.

Oreſt. Wenn ich beſtimmt bin, noch zu leben und zu thun, ſo mögen ſie von meiner Seele den Schwindel nehmen, der unaufhaltſam auf dem Pfade des Bluts mich zu den Todten reißt; die Quelle vertrocknen, die meine Seele, wie aus der Mutter Wunden, ewig ſprudelnd färbt.

Pylades. Erwart' es ruhiger! Du mehrſt das Uebel und nimmſt das Amt der Furien auf dich. Ich ſinn' auf tauſend Ränke, und zuletzt, das Unternehmen zu vollführen, bedarf ich dein, und beiden hilft nur ruhige, wohl überlegte Kühnheit.

Oreſt. Ich hör' Ulyſſen.

Pylades. Spotte nicht! Ein jeder hat ſeinen Helden, dem er die Wege zum Olymp hinauf ſich nacharbeitet. Ich läugn' es nicht, Kühnheit und Liſt ſcheint mir gar würdige Zierde dem tapfern Mann.

Oreſt. Ich ſchätze den, der tapfer iſt und grad'.

Pylades. Drum heiß' ich dich auch nicht auf Wege ſinnen; das iſt für mich. Von unſern rauhen Wächtern hab' ich bisher gar vieles ausgelockt. Ich weiß, das blutige Geſetz, das jeden Fremden an Dianens Stufen opfert, ſchläft, ſeitdem ein fremdes göttergleiches Weib als Prieſterin mit Weihrauch und Gebet den Göttern dankt. Sie glauben, daß es eine der geflüchteten Amazonen ſey und rühmen ihre Güte hoch.

Oreſt. Es ſcheint, mit unſerm Tode ſoll das Geſetz ins Leben wiederkehren, und bei dem widerwärtigen Sinn des Königs wird uns ein Weib nicht retten.

Pylades. Wohl uns, daß es ein Weib iſt! Der beſte Mann gewöhnt ſich endlich an Grauſamkeit und macht ſich ein Geſetz aus dem, was er verabſcheut, wird aus Gewohnheit hart und faſt unkenntlich. Allein ein Weib bleibt ſtät auf ihrem Sinn, du rechneſt ſichrer auf ſie im Guten wie im Böſen. Sie kommt! Laß mich mit ihr allein.

Ich ſag' ihr nicht geradezu die Wahrheit und eh' ſie mit dir ſpricht, treff' ich dich noch.

(Oreſt geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie. Woher du ſeyſt und kommſt, o Fremdling, ſprich! Ich weiß nicht, ob ich dich mehr dem Geſchlecht der Scythen, ob ich dich einem Griechen vergleichen ſoll! (Sie nimmt ihm die Ketten ab.) Die Freiheit, die ich dir gewähre, iſt gefährlich. Wenden die Götter was euch bevorſteht!

Pylades. O ſüße Stimme! o willkommner Ton der Mutterſprache in einem fremden Lande! Gefangen, wie ich bin, ſeh' ich die blauen Berge des Vaterhafens neu willkommen in meinem Auge! An dieſer Freud' erkenne, daß ich ein Grieche bin. Einen Augenblick hab' ich vergeſſen, wie ſehr ich dein bedarf und mich der unerwarteten Erſcheinung rein gefreut. O ſag' mir an, wenn ein Verhängniß dir's nicht verbeut, aus welchem Stamme du deine göttergleiche Herkunft zählſt. —

Iphigenie. Dianens Prieſterin, von ihr, der Göttin, ſelbſt gewählt, und im Verborgnen hier erzogen und geheiligt, ſpricht mit dir. Das laß dir genug ſeyn, und ſag' mir, wer du ſeyſt und

welch unſeliges Geſchick mit dem Gefährten dich hierher geführt?

Pylades. Leicht zu erzählen iſt unſer Elend, ſchwer zu tragen. Wir ſind aus Kreta, Adraſtus Söhne, der jüngſte ich, mein Nam' iſt Amphion, Laodamas der ſeine; vom Haus' iſt er der älteſte, ein mittler Bruder ſtand zwiſchen beiden. Gelaſſen folgten wir den Worten unſrer Mutter, ſo lang' der Vater noch vor Troja ſtritt; doch als der mit viel Beute rückwärts kam, und bald darauf verſchied, begann der Streit um Reich und Erbe unter uns. Ich war dem älteſten immer mehr gewogen, und im unſeligen Zwiſt erſchlug Laodamas den Bruder; ihn verfolgen nun um der Blutſchuld willen die Furien, und hierher leitete das Delphiſche Orakel unſre Schritte, das uns verhieß, er ſollte hier im Tempel der Diana Ruh' und Rettung finden. Gefangen ſind wir an dem unwirthbaren Ufer und dir als Opfer dargeſtellt, das weißt du.

Iphigenie. Iſt Troja umgekehrt? verſichr' es mir.

Pylades. Es liegt. O führe du uns Rettung zu, und eilig! hab' Erbarmen mit meinem Bruder! Auch hin' ich dich, ſchon' ihn, wenn du ihn ſprichſt; gar leicht wird er durch traurige Erinnerung zu ſehr bewegt und jede Freud' und Schmerz zerrüttet ihn mit fieberhaftem Wahnſinn.

Iphigenie. So groß dein Unglück iſt, be-

ſchwör' ich dich, vergiß es, bis du meiner Neugier genug gethan.

Pylades. Die hohe Stadt, die zehen Jahre ſich dem geſammten Heer der Griechen widerſetzt, liegt nun zerſtört. Doch viele Gräber unſrer Helden machen das Ufer der Barbaren weit berühmt. Achill liegt dort mit ſeinem Freund.

Iphigenie. So ſeyd ihr ſchöne Götterbilder auch zu Staub!

Pylades. Palamedes und Ajax Telamons hat keiner ſeines Vaterlandes freyen Tag geſehn.

Iphigenie (vor ſich). Er nennt den Vater nicht unter den Erſchlagnen, er lebt mir noch! o hoffe, liebes Herz!

Pylades. Doch ſelig ſind die Tauſende in bitter ſüßem Tod vorm Feind! denn wüſte Schrecknisse hat den Rückkehrenden ein feindlich aufgebrachter Gott bewahrt. Kommt denn die Stimme der Menſchen nicht zu euch? So weit ſie reicht, trägt ſie den Ruf umher von unerhörten Thaten, böſ' und gut. So iſt der Jammer, der durch Mycenens Hallen tönt, dir ein Geheimniß? Klytemneſtra hat, gebolfen von Aegiſth, den Agamemnon am Tag' der Rückkehr umgebracht. — Ich ſeh' an deinem Blick und an der Bruſt, die gegen die ungeheure Nachricht vergebens kämpft, daß du des Atreus hohes Haus verehrſt. Vielleicht bist du die Tochter eines Gaſtfreunds oder Nachbars.

Verbirg mir's nicht und rechne mir's nicht zu, daß ich der erſte bin, der dieſe Gräuel meldet.

Iphigenie. Sag' mir, wie ward die ſchwere That vollbracht?

Pylades. Am Tag der Ankunft, da der König, aus dem Bade ſteigend, ſein Gewand verlangte, warf die Verderbliche ein künſtlich ſich verwirrend Kleid ihm über, und da er drunter ſich abarbeitend gefangen war, erſtach Aegiſth ihn.

Iphigenie. Und welcher Lohn der Mitverſchwörung ward Aegiſthen?

Pylades. Des Königs Reich und Bett, das er ſchon eh' beſaß.

Iphigenie. So ſtammt die Schandthat aus der böſen Luſt?

Pylades. Und aus dem Trieb ſich am Gemahl zu rächen.

Iphigenie. Was that der König, ſolcher Rache werth?

Pylades. Nach Aulis lockt' er ehmals ſie, und ſeine älteſte Tochter, Iphigenien, bracht' er dort als Dianens Opfer um. Das, ſagt man, hat ſie niemals dem Gemahl vergeſſen, und grauſam an dem Wiederkehrenden gerächt.

Iphigenie. Es iſt genug! Du wirſt mich wiederſehn. (ab.)

Pylades. Sie ſcheint von dem Geſchick in Atreus Hauſe tief gerührt. Wer ſie auch ſey, ſo bat ſie, ſcheint es mir, den König wohl gekannt

und iſt zu unſerm Glück aus hohem Haus hierher verkauft. Steh' du, Minerva, mir mit Weisheit bei, und laß dem Stern der Hoffnung, den ich wiederſehe, mit frohem Muth mich klug entgegenſteuern.

Dritter Act.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie. Unglücklicher! ich löſe deine Bande zum Zeichen eines ſchmerzlichern Geſchicks. Die Freiheit, die ich gebe, iſt wie der letzte lichte Augenblick des ſchwer Erkrankten, Vorbote des Todes. Noch kann und darf ich mir's nicht ſagen, daß ihr verloren ſeyd. Wie könnt' euch meine Hand dem Tode weihen? und keine andere darf euer Haupt, ſo lange ich Prieſterin Dianens bin, berühren. Allein das Prieſterthum hängt von dem König ab; der zürnt mir, und ſeine Gnade mit theurem Löſegelde zu erhandeln, verſagt mein Herz. O werther Landsmann, jeder Knecht, der an den Herd der Vatergötter nur geſtreift, iſt uns in fremdem Land ſo doch willkommen! Wie ſoll ich euch genug mit Ehr' und Lieb' umfaſſen,

ſurd ſich Milton und Pope im orientaliſchen Gewand ausnähmen; woraus denn folgt, was auch wir ſo oft wiederholen, daß man jeden Dichter in ſeiner Sprache und im eigenthümlichen Bezirk ſeiner Zeit und Sitten aufſuchen, kennen und ſchätzen müſſe.

Eichhorn. Mit vergnüglicher Anerkennung bemerke ich, daß ich bei meinen gegenwärtigen Arbeiten noch daſſelbe Exemplar benutze, welches mir der hochverdiente Mann, von ſeiner Ausgabe des Jones'ſchen Werks vor zweyundvierzig Jahren verehrte, als wir ihn noch unter die Unſeren zählten und aus ſeinem Munde gar manches Heilſam-Belehrende vernahmen. Auch die ganze Zeit über bin ich ſeinem Lehrgange im Stillen gefolgt, und in dieſen letzten Tagen freute ich mich höchlich abermals von ſeiner Hand das höchſt wichtige Werk, das uns die Propheten und ihre Zuſtände aufklärt, vollendet zu erhalten. Denn was iſt erfreulicher, für den ruhig-verſtändigen Mann, wie für den aufgeregten Dichter, als zu ſehen, wie jene gottbegabten Männer mit hohem Geiſte ihre bewegte Zeitumgebung betrachteten und auf das Wunderſam-Bedenkliche was vorging ſtrafend, warnend, tröſtend und herzerhebend hindeuteten.

Mit dieſem Wenigen ſey mein dankbarer Lebensbezug zu dieſem würdigen Manne treulich ausgeſprochen.

---

die ihr von keinem niedern Haus entſprungen, durch Blut und Stand an jene Helden gränzt, die ich von Eltern her verehre!

Oreſt. Verbirgſt du deinen Namen mit Fleiß, oder darf ich wiſſen, mit wem ich rede.

Iphigenie. Du ſollſt es wiſſen. Jetzo ſag' mir an, was ich von deinem Bruder nur bald gehöret, das Schickſal derer, die von Troja zurück mit ungnädigem Gott ihre Heimath betraten. Jung bin ich hierher gekommen, doch alt genug, mich jener Helden zu erinnern, die gleich den Göttern in ihrer Herrlichkeit gerüſtet, dem ſchönſten Ruhm entgegen gingen. Sag' mir, es fiel der große Agamemnon in ſeinem eignen Haus durch ſeiner Frauen Liſt?

Oreſt. So iſt es, wie du ſagſt.

Iphigenie. Unſeliges Mycen! So haben Tantals Enkel den Fluch, gleich einem unvertilgbar'n Unkraut, mit voller Hand geſät, und jedem ihrer Kinder wieder einen Mörder zur ewigen Wechſelwuth erzeugt! O ſag' mir an, was ich verwirrt von dieſer Nachricht verhört, wenn's mir dein Bruder auch geſagt, wie iſt des großen Stammes letzte Pflanze, den Mordgeſinnten ein aufkeimender, gefährlicher Rächer, wie iſt Oreſt dem Schreckenstag entgangen? Hat ihn ein gleich Geſchick in des Avernus ſchwarzes Netz verwickelt, hat ihn ein Gott gerettet? lebt er? lebt Elektra?

Oreſt. Sie leben!

Iphigenie. O goldne Sonne, nimm deine ſchönſten Strahlen und lege ſie zum Dank vor Jovis Thron! denn ich bin arm und ſtumm.

Oreſt. Wenn du gaſtfreundlich dieſem Hauſe verbunden biſt, wie ich aus deiner ſchönen Freude ſchließe, ſo halte dein Herz feſt, denn dem Fröhlichen iſt unerwarteter Rückfall in die Schmerzen unerträglich. Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

Iphigenie. Hab' ich an dieſer Nachricht nicht genug?

Oreſt. Du haſt des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie. Was fürcht' ich noch? Es lebt Oreſt, Elektra lebt.

Oreſt. Haſt du für Klytemneſtren nichts zu fürchten?

Iphigenie. Die ſey den Göttern überlaſſen. Hoffnung und Furcht hilft dem Verbrecher nicht.

Oreſt. Sie iſt auch aus dem Lande der Hoffnung abgeſchieden.

Iphigenie. Hat ſie in Wuth ihr eigen Blut vergoſſen?

Oreſt. Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie. Sprich deutlicher, damit ich's bald erfahre, die Ungewißheit ſchlägt mit tauſendfältigem Verdacht mir an das Haupt.

Oreſt. So haben mich die Götter zum Boten

anſehen, der That, die ich in jene unfruchtbaren klangloſen Höhlen der alten Nacht verbergen möchte. Wider Willen zwingſt du mich, allein dein holder Mund darf auch was Schmerzlich's fordern und erhalt's. Elektra rettete am Tage, da der Vater fiel, Oreſten glücklich. Strophius, des Vaters Schwager, erzog ihn ſtille neben ſeinem Sohne Pylades, und da die beiden aufgewachſen waren, brannte ihnen die Seele, des Königs Tod zu rächen. Sie kamen nach Mycen, gering an Tracht, als brächten ſie die Nachricht von Oreſtens Tode mit ſeiner Aſche. Wohl empfangen von der Königin, gehn ſie ins Haus. Elektren gibt Oreſt ſich zu erkennen; ſie bläſt der Rache Feuer in ihm auf, das vor der Mutter heiliger Gegenwart in ſich zurückgebrannt war. Und hier am Orte, wo ſein Vater fiel, wo eine alte leichte Spur von Blut aus den oft geſcheuerten Steinen noch heraus zu leuchten ſchien, hier malte Elektra die grauenvolle That und ihre Knechtſchaft und die glücklichen, das Reich beſitzenden Verräther und die Gefahren mit ihrer Feuerzunge: und Klytemneſtre fiel durch ihres Sohnes Hand.

Iphigenie. Unſterbliche! auf euren reinen Wolken! Habt ihr nur darum dieſe Jahre her von Menſchen mich geſondert, die kindliche Beſchäftigung, auf dem Altar das reine Feuer zu erhalten, mir aufgetragen, und meine Seele dieſem Feuer gleich in ew'ger Klarheit zu euch aufgezogen,

daß ich ſo ſpät die ſchweren Thaten erfahren ſoll! O ſag' mir vom Unglücklichen, ſag' von Oreſten!

Oreſt. Es war' ihm wohl, wenn man von ſeinem Tode auch ſagen könnte. Wie gährend fließt aus der Erſchlagnen Blut der Mutter Geiſt, und ruft der Nacht uralten Töchtern zu: Laßt nicht den Muttermörder entfliehen! Verfolgt den Verbrecher, euch iſt er geweiht! Sie horchen auf! — Ihr hohler Blick ſchaut mit der Gier des Adlers um ſich her. Sie rühren ſich aus ihren ſchwarzen Höhlen, und aus den Winkeln ſchleichen ihre Gefährten, der Zweifel und die Reue leis herbei. Ein Dampf vom Acheron ſteigt vor ihnen herauf, in ſeinen wolkigen Kreiſen walzt ſich die ewige Betrachtung und Ueberlegung der geſchehenen That verwirrend um des Schuldigen Haupt. Und ſie, berechtigt zum Verderben, treten den ſchönen Boden der gottbeſaeten Erde, wovon ſie längſt hinweggebannt ſind. Den Flüchtigen verfolgt ihr ſchneller Fuß, und geben keine Raſt, als wieder neu zu ſchrecken.

Iphigenie. Unſeliger! du biſt im gleichen Fall! und fühleſt, was der arme Flüchtling leidet.

Oreſt. Was ſagſt du mir, was wähnſt du gleichen Fall?

Iphigenie. Dein jüngſter vertraute mir den Brudermord, der dich, auch Schuld'gen, drückt.

Oreſt. Ich kann nicht leiden, daß du große Seele betrogen wirſt. Ein lügenhaft Gewebe mag mißtrauiſch ein Fremder dem andern zur Falle vor

die Füße knüpfen: zwischen uns sey Wahrheit. Ich bin Oreſt! und dieſes ſchuldige Haupt ſenkt nach der Grube ſich und ſucht den Tod. In jeglicher Geſtalt ſey er willkommen. Wer du auch ſeyſt, ſo wünſch' ich dir Errettung und meinem Freund, nicht mir. Du ſcheinſt hier ungern zu verweilen: erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier. Laß meinen vorm Altar der Göttin entſeelten Körper vom Fels ins Meer geſtürzt, mein drüber rauchend Blut Fluch auf das Ufer der Barbaren bringen, und geht daheim im ſchönen Griechenland ein neues Leben freundlich anzufangen. (Er entfernt ſich.)

Iphigenie. Deinen Rath ewig zu verehren, Tochter Latonens, war mir ein Geſetz dir mein Schickſal ganz zu vertrauen; aber ſolche Hoffnung hatt' ich nicht auf dich, noch auf deinen weit regierenden Vater. Soll der Menſch die Götter wohl bitten? ſein kühnſter Wunſch reicht der Gnade, der ſchönſten Tochter Jovis, nicht an die Knie, wann ſie mit Segen die Hände gefüllt, von den Unſterblichen freiwillig herabkommt. Wie man den König an ſeinen Geſchenken erkennt, — denn er iſt reich vor Tauſenden, — ſo erkennt man die Götter an lang' bereiteten, lang' aufgeſparten Gaben, denn ihre Weisheit ſieht allein die Zukunft, und jedes Abends geſtirnte Hülle verdeckt ſie den Menſchen. Sie hören alaſſen das Flehn, das um Beſchleunigung kindiſch bittet, aber unreif bricht eine Gottheit nie der Erfüllung goldne Früchte, und wehe

dem Menſchen, der ungeduldig ſie ertrotzend, an dem ſauren Genuß ſich den Tod iſt! Aus dem Blute Hyacinths ſproßte die ſchönſte Blume, die Schweſtern Phaëtons weinten lieblichen Balſam, und mir ſteigt aus der Eltern Blut ein Reis der Errettung, das zum ſchattenreichen Baume Knoſpen und Wuchs hat. Was es auch ſey, laßt mir dieſes Glück nicht wie das Geſpenſt eines geſchiedenen Geliebten eitel vorübergehn.

Oreſt (zurückkommend). Wenn du die Götter anrufſt für dich und Pylades, ſo nenne mich nicht. Sey gegen die Geſellſchaft des Verbrechers auf deiner Hut! Dem Böſen iſt's kein Vortheil, und dem Guten Schade.

Iphigenie. Mein Schickſal iſt an deines feſt gebunden.

Oreſt. Mit nichten! Laß allein mich zu den Todten gehn! Verhülltеſt du in deinen Schleier den Schuldigen, du birgſt mich nicht vorm Blick der Furien, und deine unſträfliche Geſellſchaft hält ſie nur ſeitwärts und verſcheucht ſie nicht. In dieſen heiligen geweihten Hain ſcheut ihr verfluchter Fuß zu treten; doch hör' ich unter der Erde hier und da ihr gräßliches Gelächter. Wie Wölfe um den Baum, auf den ein Reiſender ſich rettete, harren ſie nur hungriger; ſie horchen auf den erſten Tritt, der dieſes Ufers ungeweihten Boden berührt; ſie ſtehen, den Staub von ihren Häu-

tern ſchüttelnd, auf, und treiben ihre Beute vor ſich her.

Iphigenie. Kannſt du, Oreſt, ein freundlich Wort vernehmen?

Oreſt. Spar' es für einen, dem die Götter freundlich ſind.

Iphigenie. Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt. Den gelben matten Schein des Todtenfluſſes ſeh' ich nur durch Rauch und Qualm.

Iphigenie. Haſt du nur Eine Schweſter, die Elektra heißt?

Oreſt. Die eine kannt' ich. Eine andre nahm ihr gut Geſchick bei Zeiten aus dem Elend unſres Hauſes. O! laß dein Fragen! und geſelle dich nicht auch zu den Erinnen. Sie blaſen ewig mir die Aſche von der Seele und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen vom Schreckensbrande unſeres Hauſes in mir ſtill verglimmen. Soll die Gluth denn ewig angefacht, mit Höllenſchwefel genährt, mir auf der Seele brennen!

Iphigenie. Süßes Rauchwerk bring' ich drauf. O, laß den Hauch der Liebe nicht unwillkommen dir den Buſen treffen! Oreſt! — mein Theurer! hat das Geleit der Schreckensgötter ſo jede Ader in dir aufgetrocknet? Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone, verſteinernd dir ein Zauber durch die Glieder? Ruft des vergoſſenen Mutterblutes Stimme zur Höll' hinab; o

ſollte einer reinen Schweſter Wort hülfreiche Götter nicht vom Olympus rufen?

Oreſt. Es ruft! es ruft! So willſt du mein Verderben! Hat eine Rachegottheit ſich in dich verkleidet? Wer biſt du, daß du mir entſetzlicher Stimme mein Innerſtes in ſeinen Tiefen wendeſt!

Iphigenie. Es zeigt ſich dir im tiefen Herzen an. Oreſt, ich bin's! Sieh Iphigenien! ich lebe!

Oreſt. Du!

Iphigenie. Mein Bruder! — —

Oreſt. Laß! ich rathe dir's, o rühre mich nicht an! Wie von Kreuſa's Brautkleid zündet ein unauslöſchlich Feuer ſich von mir fort. Laß mich! wie Herkul will ich Unwürdiger den Tod voll Schmach in mich verſchloſſen ſterben.

Iphigenie. Du wirſt nicht untergehen, laß mich ein ruhig Wort von dir vernehmen! Löſ' meine Zweifel und gib mir eine treue glückliche Gewißheit. Es wälzt ein Rad von Freud' und Schmerz ſich durch meine Seele, mich ſchaudert vor dem fremden Manne, und mich reißt mein Innerſtes zum Bruder.

Oreſt. Iſt hier Lyäens Tempel, daß der unbändige Gott mit ſeiner Wuth die Prieſterin ergreift?

Iphigenie. O höre mich! o ſieh mich an! Wie mir es iſt, nach einer langen Reihe von Jahren, zum erſtenmal dem Liebſten was die Welt noch für mich trägt, das Haupt zu küſſen!

und meine Arme, sonst den Winden nur ausgebreitet, um dich zu schließen! O laß mich! laß mich! denn es quillt heller nicht vom Parnaß die ewige Quelle sprudelnd, so von Fels zu Fels ins goldne Thal hinab, wie Freude mir vom Herzen wallend fließt und wie ein selig Meer mich rings umfangt! Orest, mein Bruder!

Orest. Schöne Nymphe, ich traue dir nicht! Spotte nicht des Unglücklichen und wende deine Liebe irgend einem Gott zu. Diana rächt ein Vergehen hart. Wie sie der Männer Liebkosen verachtet, fordert sie strenge Nymphen, und viele Helden haben ihre Rache schwer gefühlt. Wenn du gefällig bist, so rette meinen Freund, der mit mir irrt. Auf jenem Pfade such' ihn auf, weis' ihn zurecht und schone meiner.

Iphigenie. Fasse dich, Orest! erkenne mich! Schilt einer Schwester reine Himmelsfreude nicht unbesonnene strafbare Lust. O, nehmt den Wahn ihm von dem starren Aug' und macht uns nicht im Augenblick des höchsten Glückes elend. Die lange verlorne Iphigenie ist hier, sie ward in Aulis nicht geopfert! die Gnadenhand der Göttin rettete mich hieher und du Gefangner, Verurtheilter, sieh! die Priesterin ist deine Schwester.

Orest. Unselige! so mag die Sonne denn die letzten Gräuel von Tantals Enkeln sehen! Wär' nur Elektra hier, damit nicht sie zu einem grausamen Geschick ihr Leben friste. Gut Priesterin!

ich folg' dir zum Altar! der Brudermord iſt hergebracht in unſerm Stamm; und, Götter, nehmet Dank, daß ihr mich ohne Kinder auszurotten beſchloſſen habt. Und laß dir rathen! habe nicht den Tag zu lieb, noch die fröhlichen Sterne, und folge mir in Proſerpinens Reich hinab. Verderblicher als das Gewürm, das aus dem ſiedenden Schwefelſchlamm ſich zeugt, iſt, was von uns entſpringt. O! komm kinderlos und ſchuldlos mir hinab! Du ſiehſt mich voll Erbarmen an. Laß ab! Mit ſolchen Blicken ſuchte Klytemneſtra auch einen Weg nach ihres Sohnes Herzen; allein ſein Arm war aufgehoben und ſie fiel. — Tritt auf, unwilliger Geiſt! Im Kreis geſchloſſen tretet an, ihr Furien, und wohnet dem willkomm'nen Schauſpiel bei! Es iſt das letzte und das gräßlichſte. Bisher vergoſſen wir das Blut aus Haß und Rache, nun wird zu dieſer That die Schweſterliebe gezwungen. Weine nicht! Leb' wohl! Seit meinen erſten Jahren hab' ich nichts geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schweſter. Doch ich bin reif. Ja! heb' das Meſſer hoch, reiße den Buſen auf, und öffne dieſen Strömen, die hier ſieden, einen Weg.

(Er ſinkt in Ermattung.)

Iphigenie. Allein zu tragen dieſes Glück und Elend vermag ich nicht. Wo ſind' ich Pylades, den theuren Mann.

(ab.)

Lorsbach. Schuldigkeit iſt es hier auch des wackern Lorsbach zu gedenken. Er kam betagt in unſern Kreis, wo er, in keinem Sinne, für ſich eine behagliche Lage fand; doch gab er mir gern über alles worüber ich ihn befragte treuen Beſcheid, ſobald es innerhalb der Gränze ſeiner Kenntniſſe lag, die er oft mochte zu ſcharf gezogen haben.

Wunderſam ſchien es mir anfangs ihn als keinen ſonderlichen Freund orientaliſcher Poeſie zu finden; und doch geht es einem jeden auf ähnliche Weiſe, der auf irgend ein Geſchäft mit Vorliebe und Enthuſiasmus Zeit und Kräfte verwendet und doch zuletzt eine gehoffte Ausbeute nicht zu finden glaubt. Und dann iſt ja das Alter die Zeit, die des Genuſſes entbehrt, da wo ihn der Menſch am meiſten verdiente. Sein Verſtand und ſeine Redlichkeit waren gleich heiter und ich erinnere mich der Stunden, die ich mit ihm zubrachte, immer mit Vergnügen.

Zweiter Auftritt.

Oreſt (allein; wie erwachend). Noch einen! reiche mir aus Lethe's Fluthen den letzten Becher! bald iſt der böſe Krampf des Lebens aus meinem Buſen weggeſpült, bald fließt mein Geiſt, wie in die Quelle des Vergeſſens ſelbſt verwandelt, zu euch ihr Schatten in die ewigen Nebel. In eurer Stille labt gefällige Ruhe den umgetriebnen Sohn der Erde! — Sie kommen ſchon, den neuen Gaſt zu ſehn. Wer iſt die Schaar? Sie gehen friedlich mit einander, Alte und Junge, und Männer mit den Weibern. Sie ſind es, meine Ahnherrn! ja, ſie ſind's! Mit Thyeſten geht Atreus, und die Knaben ſchlüpfen vermiſcht um ſie herum. Iſt keine Feindſchaft mehr unter euch? iſt alle Rache mit dem Licht der Sonne vor euch verloſchen? ſo bin ich auch willkommen, ſo darf ich auch in euren feierlichen Zug mich miſchen. Willkommen Vater! euch grüßt Oreſt, von eurem Stamme der letzte Mann. Was ihr geſa't, hat er geerntet, mit Fluch beladen ſtieg er herab. Doch leichter wird hier jede Bürde, nehmt ihr ihn auf in euren Kreis. Dich Atreus ehr' ich, auch dich Thyeſten, wir ſind hier alle der Feindſchaft los. Zeigt mir den Vater, den ich nur Einmal im Leben ſah. Biſt du's, mein Vater? und führſt die Mutter vertraut mit dir? Darf Klytemneſtra die Hand dir reichen, ſo darf Oreſt auch zu ihr treten, und darf ihr ſagen:

ſieh deinen Sohn! Seht euren Sohn! heißt ihn willkommen! Auf Erden war's in unſerm Haus ein Gruß zum Tod! und das Geſchlecht des alten Tantals hat ſeine Freuden jenſeit der Nacht. Willkommen! willkommen! o ſchließt mich um und führt zum Alten, zum Ahnherrn mich! Wo iſt der Alte? daß ich ihn ſehe, das theure Haupt, das mit den Göttern zu Rathe ſaß. Ihr ſcheint zu zaudern! wollt ihr dem Enkel die Schmerzen ſparen? ſoll er nicht ſehen des Ahnherrn Qual, durch übermächtige Götter der Heldenbruſt mit ehrnen Ketten feſt aufgeſchmiedet?

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt. Pylades.

Oreſt. Seyd ihr auch ſchon herabgekommen! Wohl Schweſter dir! Noch fehlt Elektra. Ein gütiger Gott ſend' uns die eine mit ſanften Pfeilen auch ſchnell herab. Dich, armer Freund, muß ich bedauren. Kommt mit, kommt mit zu Pluto's Thron! es ziemt den Gäſten, den Wirth mit Gruß zu ehren.

Iphigenie. Geſchwiſter! die ihr an dem weiten Himmel das ſchöne Licht bei Tag und Nacht heraufbringt, und den Abgeſchiedenen nimmer leuchtet, erbarmt euch unſer! Du weißt, Diana, wie du deinen Bruder vor allem liebſt, was Erd'

und Himmel faßt, und sehnend immer dein Angesicht nach seinem ew'gen Lichte wendest. Laß meinen einzigen, Spatgefundenen nicht in der Finsterniß des Wahnsinns rasen, und ist dein Wille, daß du hier mich bargst, nunmehr vollendet; willst du mir durch ihn und ihm durch mich die sel'ge Hülfe geben: so lös' ihn von den Banden der Furien, daß nicht die theure Zeit der Rettung uns entgehe.

Pylades. Erkennst du uns, und diesen heiligen Hain, und dieses Licht, das nicht den Todten leuchtet? Fühlst du den Arm des Freundes und der Schwester, die dich fest, noch lebend halten? Faß uns an! wir sind nicht leere Schatten. Merke auf das Wort, und raffe dich zusammen, denn jeder Augenblick ist theuer: unsre Rückkehr hängt an einem zarten Faden. —

Orest. Laß mich zum erstenmale seit meinen Kinderjahren in deinen Armen ganz reine Freude haben. Ihr Götter, die ihr mit entsetzlichen Flammen die schweren Wetterwolken aufzehrt und eure Gnadengaben, euren fruchtbaren Regen, mit fürchterlichen Donnerschlagen auf die Erde schmettert, und so die grausende Erwartung der Menschen sich in heilsamen Segen auflös't, wenn die Sonne wieder mit den Blätterropfen spielt und jeden grauen Rest getrennter Wolken mit bunter Freundlichkeit die leichte Iris forttreibt! — Laßt mich auch so in euren Armen danken. — Mir deucht, ich höre der

Erinnen fliehend Chor die Thore des Tartarus hinter ſich fernab donnernd zuſchlagen. Die Erde dampft mir wieder erquickenden Geruch, und ladet mich ein, auf ihren Flächen nach Lebensfreude und großer That zu jagen.

Pylades. Verſäumt die Zeit nicht, die uns übrig bleibt, und laßt den Wind der unſre Segel ſchwellt, erſt unſre volle Freude zum Olympus bringen! Kommt! es bedarf die ſchnellen Rath und Schluß.

Vierter Act.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Wem die Himmliſchen viel Verwirrung zugedacht haben, wem ſie erſchütternde ſchnelle Wechſel der Freude und des Schmerzes bereiten, dem geben ſie kein höher Geſchenk, als einen ruhigen Freund. Segnet unſern Pylades und ſein Vorhaben! Er iſt wie der Arm des Jünglings in der Schlacht, wie des Greiſen leuchtend Auge in der Verſammlung: denn ſeine Seele iſt ſtill, er bewahrt die Ruhe wie einen heiligen Schatz, und aus ihren Tiefen holt er für den Umgetriebenen Rath und Hülfe. Er hat mich vom Bruder losgeriſſen; den ſtaunt' ich immerfort an, hielt ihn in meinen Armen und dachte an keine Gefahr.

Jetzt gehn sie, listig ihren Anschlag auszuführen, nach der See, wo das Schiff mit den treuen Gefährten an irgend einer Felsenbucht aufs Zeichen lauert, und haben mir in den Mund gegeben, was ich sagen soll, wenn der König sendet, das Opfer zu beschleunigen. Ich muß mich leiten lassen wie ein Kind, denn ich habe nicht gelernt, hinterhaltig zu seyn, noch jemand etwas abzulisten. — O weh' der Lüge! Die Brust wird nicht wie von einem andern, wahrgesprochenen Worte getrost und frei. Wer sie heimlich schmiedet, den ängstet sie, und wie ein versagender Pfeil kehrt sie, losgedrückt, verwundend auf den Schützen zurück. Auch fürcht' ich immer für meinen Bruder, daß ihn die Furien, wenn er aus dem heiligen Haine hervortritt, gewaltsam anfallen und unsre Rettung vereiteln. Den Arkas seh' ich kommen, o! dürft' ich ihm sagen, was mir im Herzen ist.

Zweiter Auftritt.

Arkas. Iphigenie.

Arkas. Im Namen des Königs soll ich dir, Priesterin, Beschleunigung des Opfers gebieten.

Iphigenie. Es ist an mir zu gehorchen, doch hat ein unvermuthet Hinderniß sich in den Weg gestellt.

Arkas. Was iſt's, das den Befehl des Königs hindern kann?

Iphigenie. Der Zufall, über den wir keine Meiſter ſind.

Arkas. So ſag' mir's an, daß ich's ihm ſchnell vermelde. Denn er beſchloß bei ſich der Beiden Tod.

Iphigenie. Die Götter haben ihn noch nicht beſchloſſen. Der älteſte dieſer Männer iſt ein verwünſchtes Haupt! Um einer Blutſchuld willen von Furien verfolgt und in des Wahnſinns abſcheuliche Bande gefeſſelt. Durch ſeine Gegenwart, und daß im Heiligthum das böſe Uebel ihn ergriff, ſind wir verunreint. Der Göttin Bild muß mit geheimer Weihung am Meer von mir und meinen Jungfrau'n erſt entſühnt und unſer Heiligthum gereinigt werden. Das ſag' dem König, ſag' ihm, daß er ſo lang' das Heer in Schranken halte, und Niemand aus dem Lager ſich in unſre Gränzen wage.

Arkas. Eh' du das heilige Werk beginnſt, ziemt ſich's, dem König es zu melden; darum bis ich mit ſeinem Willen wiederkehre, ſo lang' halte noch den heiligen Zug zurück.

Iphigenie. Dieß iſt allein der Prieſt'rin überlaſſen.

Arkas. Solch ſeltnen Fall ſoll auch der König wiſſen!

Iphigenie. Hier kann ſein Rath nicht helfen, ſein Befehl nicht hindern.

Arkas. Doch will die Ehrfurcht, daß es alſo ſcheine.

Iphigenie. Erdringe nicht, was ich verſagen ſollte.

Arkas. Verſage nicht, was gut und nützlich iſt.

Iphigenie. Ich gebe nach, wenn du nicht ſäumen willſt.

Arkas. Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager, und ſchnell mit ſeinem Wort bei dir zurück. O könnt' ich ihm noch eine Botſchaft bringen, die alles löste, was uns jetzt verwirrt. Denn leider! haſt du nicht des Treuen Rath geachtet.

Iphigenie. Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.

Arkas. Noch wär' es Zeit, den Sinn zu ändern.

Iphigenie. Das ſteht nun einmal nicht in unſrer Macht.

Arkas. Du hält'ſt unmöglich, was dir Mühe koſtet.

Iphigenie. Du hält'ſt das möglich, was dein Wunſch dir möglich macht.

Arkas. Um dein und unſertwillen wünſch' ich es.

Iphigenie. Dir ſey für deine gute Meinung Dank.

Arkas. Willſt du nun alles ſo gelaſſen wagen?

Iphigenie. Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arkas. Sie pflegen Menſchen menſchlich zu erretten.

Iphigenie. Auf ihren Fingerzeig kommt alles an.

Arkas. Ich ſage dir, es liegt in deiner Hand! Des Königs aufgebrachter Sinn iſt es allein, der dieſen Fremden bittren Tod bereitet. Das Heer iſt lang' entwöhnt der harten Opfer. Und manche von uns, bisher an fremde Ufer verſchlagen, haben freundlicher Aufnahme hohen Werth dem Vaterlande verkündigt. Zwar ſind nicht Viele geneigt zu nachbarlicher Freundſchaft, doch Jeder ehrt dein Wort; denn vom Himmel gekommen achten ſie dich und vertrau'n, daß dir der Götter Wille bekannt iſt.

Iphigenie. Erſchütt're meine Seele nicht, da du ſie nicht bewegen kannſt.

Arkas. So lang es Zeit iſt, ſoll man keine Mühe ſchonen.

Iphigenie. Du machſt dir Müh' und mir vergebne Schmerzen.

Arkas. Die Schmerzen ſind's, die ich erregen möchte.

Iphigenie. Durch ſie wird Widerwille nicht getilgt.

Arkas. Gibt eine ſchöne Seele für Wohlthat Widerwillen?

Iphigenie. Ja, wenn für Wohlthat mehr als Dank verlangt wird. Hat Thoas mich durch ſeine Wohlthat erkaufen wollen, weiß ich ihm keinen Dank.

Arkas. Wer keine Neigung fühlt, iſt an Entſchuldigung reich. Dem König will ich deine Worte bringen. Und könnteſt du indeß in deiner Seele wiederholen, wie vortheilhaft ſein ganz Betragen zu dir ſpricht, von deiner Ankunft an bis dieſen Tag. (ab.)

Dritter Auftritt.

Iphigenie (allein). Sehr zur ungelegenen Zeit hat dieſer Mann meine Seele mit gefälligen Worten angegriffen. — Wie die hereinſtrömende Fluth das Ufer weither deckt und die Felſen überſpült, die im Sande liegen, kam die unerwartete Freude und raſches Glück über mich. Wolken umgaben mich in lebendigem Traume; das Unmögliche hielt ich mit den Händen gefaßt. Wie von jenem Schlummer betäubt, da in ſanften Armen Diana mich vom gewiſſen Tode hierher trug. Nur meinem Bruder zog das Herz ſich nach, nur horcht' ich auf ſeines Freundes Rath, nach ihrer Rettung ging vorwärts meine Seele, Tauris lag wie der Boden

einer unfruchtbaren Insel hinter dem Schiffenden. Jetzt hat dieser Mann meine Gedanken auf das Vergangene geleitet, durch seine Gegenwart mich wieder erinnert, daß ich auch Menschen hier verlasse, und seine Freundlichkeit macht mir den Betrug zwiefach verhaßt. — Ruhig meine Seele! Warum beginnst du zu schwanken? Doppelte Sorgen wenden dich hierhin und dorthin, und machen zweifelhaft, ob gut ist, was du vorhast. Zum erstenmal seit langer Zeit fühl' ich mich wieder eingeschifft und von den Wogen geschaukelt, taumelnd mich und die Welt verkennen.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie. Welche Nachricht von meinem Bruder?

Pylades. Die beste und schönste. Von hier begleitet' ich ihn, gesteh' ich, mit einiger Sorge, denn ich traute den Unterirdischen nicht, und fürchtete auf des Gestades ungeweihtem Boden ihren Hinterhalt. Aber Orest ging, die Seele frei, wie ich ihn nie gesehn, immer unsrer Errettung nachdenkend, vorwärts, und bemerkte nicht, daß er aus des heiligen Haines Gränzen sich entfernte. Wir waren dem Vorgebirge näher gekommen, das

Von Diez.

Einen bedeutenden Einfluß auf mein Studium, den ich dankbar erkenne, hatte der Prälat von Diez. Zur Zeit da ich mich um orientalische Literatur näher bekümmerte, war mir das Buch des Kabus zu Handen gekommen, und schien mir so bedeutend, daß ich ihm viele Zeit widmete und mehrere Freunde zu dessen Betrachtung aufforderte. Durch einen Reisenden bot ich jenem schätzbaren Manne, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, einen verbindlichen Gruß. Er sendete mir dagegen freundlich das kleine Büchlein über die Tulpen. Nun ließ ich, auf seidenartiges Papier, einen kleinen Raum mit prächtiger goldner Blumen-Einfassung verzieren, worin ich nachfolgendes Gedicht schrieb:

Wie man mit Vorsicht auf der Erde wandelt,
Es sey bergauf, es sey hinab vom Thron,
Und wie man Menschen, wie man Pferde handelt
Das alles lehrt der König seinen Sohn.
Wir wissen's nun, durch dich der uns beschenkte;
Jetzt fügest du der Tulpe Flor daran,
Und wenn mich nicht der goldne Rahm beschränkte,
Wo endete was du für uns gethan!

wie ein Widderhaupt in die See ſteht. Dort hielten wir inne und beſchloſſen unſern Rath. Mit freiem Geiſte dacht' er kühnen Thaten nach; der Jugend ſchönes Feuer umloderte ſein Haupt; ich hielt ihn feſt und ſah ihn fröhlich an, vergaß der Noth, der dringenden Gefahr, und pries der ſchnellen Retter gnadig Walten.

Iphigenie. Was habt ihr beſchloſſen?

Pylades. Auf dem Vorgebirge zündet er ein Feuer an, das Zeichen unſern lang' harrenden Freunden zur See.

Iphigenie. Wenn ſie nicht aufmerken oder vorüber gefahren ſind?

Pylades. Dann wäre neue Sorge. Jetzt iſt nur dieſe. Und wenn ſie's merken und landen in der beſtimmten Bucht, kommt er zurück und holt uns ab; wir nehmen ſtill das Bild der Göttin mit und ſtechen rudernd nach der vielgeliebten Küſte! Uns bleibet Raum, wenn auch nicht alles glückte, und ſchützet dein Verbot, das die Barbaren von dieſen Gränzen halt. Haſt du dem König was wir abgeredet, vermelden laſſen?

Iphigenie. Ich habe, theurer Mann; doch wirſt du ſchelten? Dein Anblick iſt mir gleich ein ſchweigender Verweis. Dem Arkas ſagt' ich, was du mir in den Mund gelegt, und er verlangte, der ſeltenen Entſühnung Feier dem König erſt zu melden.

Pylades. Weh' uns! Haſt du dich nicht ins Prieſterrecht gehüllt?

Iphigenie. Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades. So wirſt du, reine Seele, dich und uns verderben! O! warum mußt' ich dich dir überlaſſen! du warſt nicht gegenwärtig genug, dem Unerwarteten durch gewandte Liſt zu entgehn. Des Boten Wiederkunft erneuert die Gefahr. Laß uns bereit ſeyn, jede wegzuwenden. Verlangt' er uns zu ſehn, und jenen Mann, der von dem Wahnſinn ſchwer belaſtet iſt, ſo weiſ' ihn ab, als hieltest du uns in dem Tempel wohl verwahrt. O! warum ſann ich nicht auf dieſen Fall voraus.

Iphigenie. Du haſt, erinnere dich, und ich geſteh', an mir liegt alle Schuld. Doch konnt' ich anders dem Manne nichts ſagen, denn er verlangt' es mit Ernſt und Güte.

Pylades. Gefährlicher zieht ſich's zuſammen; doch unverzagt! Erwarte du des Königs Wort. Jetzt würde jede Eile Verdacht erwecken. Und dann ſteh' feſt! denn ſolche Weihung anzuordnen, gehört der Prieſterin, und nicht dem König. So ſchaff' uns Luft, daß, wenn die Freunde glücklich landen, wir ohne Aufſchub mit dem Bilde der Göttin entfliehn. Gutes prophezeit uns Apoll, denn eh' wir die Bedingung erfüllen daß wir die Schweſter ihm nach Delphos bringen, erfüllt ſich das Verſprechen ſchon. Oreſt iſt frei! Mit dem

Befreiten o! führt uns günſt'ge Winde hinüber nach dem lang' gewünſchten Hafen. Lebendig wird Mycen, und du, o Heilige, wendeſt durch deine unbeſcholtne Gegenwart den Segen auf Atreus Haus zurück.

Iphigenie. Hör' ich dich, o Beſter: ſo wendet meine Seele, wie eine Blume der Sonne ſich nachwendet, deinen fröhlichen muthigen Worten ſich nach. O köſtliche Gabe iſt des Freundes tröſtliche Rede, die der Einſame nicht kennt; denn langſam reift in ſeinem Buſen verengt Gedank' und Entſchluß, den die glückliche Gegenwart des Liebenden bald entwickelt. Doch zieht, wie ſchnelle leichte Wolken über die Sonne, mir noch eine Bangigkeit vor der Seele vorüber.

Pylades. Zage nicht. Nur in der Furcht iſt die Gefahr.

Iphigenie. Nicht Furcht, ein edler Gefühl macht mir bange. Den König, der mich gaſtfreundlich aufnahm, beraub' ich und betrüg' ich.

Pylades. Den beraub'ſt du, der deinen Bruder zu ſchlachten gebot?

Iphigenie. Es iſt eben der, und eine Wohlthat wird durch übles Bezeigen nicht ausgelöſcht.

Pylades. Das iſt nicht Undank, was die Noth erheiſcht.

Iphigenie. Es bleibt wohl Undank, nur die Noth entſchuldigt's.

Pylades. Die gültigſte Entſchuldigung haſt du.

Iphigenie. Vor andern wohl, doch mich beruhiget ſie nicht. Ganz unbefleckt iſt nur die Seele ruhig.

Pylades. So haſt du ſie im Tempel wohl bewahrt. Vor Menſchen iſt das Halbbefleckte rein. So wunderbar iſt dieß Geſchlecht gebildet und verknüpft, daß keiner mit ihm ſelbſt noch andern ſich rein und unverworren halten kann. Auch ſind wir nicht beſtellt, uns ſelbſt zu richten. Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehn, iſt der Menſch beſtimmt. Denn ſelten ſchätzt er, was er gethan hat, recht, und was er thut, faſt nie.

Iphigenie. So fährt der wohl, der ſeine Seele fragt.

Pylades. Wenn ſie den nächſten Weg zur That ihm zeigt, dann hör' er ſie. Halt ſie ihn aber mit Zweifeln und Verdacht, dann geb' er anderm feſten Rath ein Ohr.

Iphigenie. Faſt überred'ſt du mich zu deiner Meinung.

Pylades. Mich wundert, daß es Ueberredung noch bedarf. Den Bruder, dich zu retten, iſt nur Ein Weg; fragt ſich's ob wir ihn gehn?

Iphigenie. O laß mich zaudern! denn du thäteſt wohl ein ſolches Unrecht keinem Mann gelaſſen, dem du für Wohlthat dich verpflichtet hielteſt.

Pylades. Wenn wir verloren ſind, wem iſt das Unrecht? O wäge nicht, beſeſſ'ge deine Seele.

Man ſieht, du biſt nicht an Verluſt gewöhnt, da du, dem großen Uebel zu entgehn, ein falſches Wort nicht einmal opfern willſt.

Iphigenie. O! hätt' ich doch ein männlich Herz, das, wenn es einen kühnen Vorſatz hegt, vor jeder andern Stimme widrig ſich verſchließt.

Pylades. Vergebens ſträubſt du dich gegen die Nothwendigkeit, die dir auferlegt, was du zu thun haſt. Weiſ' Jedermann zurück aus dieſem Hain, die geheimnißvolle Entſühnung iſt ein gültiger Vorwand. In den Tiefen des alten Waldes geh' ich Oresten halben Wegs entgegen, vielleicht bedarf er mein. Vorſichtig will ich wiederkehren und vernehmen, was weiter geſchehen iſt. Bedenke, daß hier außer dir Niemand gebietet, und gebrauch's. Du haltſt das Schickſal aller noch in Händen. Daß nicht aus Weichlichkeit es dir entſchlüpfe!

Fünfter Auftritt.

Iphigenie (allein). Folgen muß ich ihm, denn der Meinigen große Gefahr ſeh' ich vor Augen. Doch will mir's bange werden über mein eigen Schickſal. Vergebens hofft' ich ſtill verwahrt bei meiner Göttin den alten Fluch über unſer Haus verklingen zu laſſen, und durch Geber und Reinheit die Olympier zu verſöhnen. Kaum wird mir

in Armen ein Bruder geheilt, kaum naht ein Schiff, ein lang' erflehtes, mich an die Statte der lebenden Vaterwelt zu leiten, wird mir ein doppelt Laſter von der tauben Noth geboren. Das heilige, mir anvertraute Schutzbild dieſes Ufers wegzurauben, und den König zu hintergehn. Wenn ich mit Betrug und Raub beginne, wie will ich Segen bringen, und wo will ich enden? Ach, warum ſcheint der Undank mir, wie tauſend Andern, nicht ein leichtes unbedeutendes Vergehn! Es ſangen die Parzen ein grauſend Lied, als Tantal fiel vom goldnen Stuhl; die Alten litten mit ihrem Freund. Ich hört' es oft! In meiner Jugend ſang's eine Amme uns Kindern vor.

„Es fürchte die Götter das Menſchengeſchlecht! ſie haben Macht und brauchen ſie, wie's ihnen gefällt; der fürchte ſie mehr, den ſie erheben! Auf ſchroffen Klippen ſtehn ihre Stühle um den goldenen Tiſch. Erhebt ſich ein Zwiſt, ſo ſtürzt der Gaſt unwiederbringlich ins Reich der Nacht, und ohne Gericht liegt er gebunden in der Finſterniß. Sie aber laſſen ſich's ewig wohl ſeyn am goldnen Tiſch. Von Berg zu Bergen ſchreiten ſie weg, und aus der Tiefe dampft ihnen des Rieſen erſtickter Mund, gleich andern Opfern, ein leichter Rauch. Von ganzen Geſchlechtern wenden ſie weg ihr ſegnend Aug' und haſſen im Enkel die ehmals geliebten und nun verworfnen Züge des Ahnherrn." —

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16287413

So ſangen die Alten, und Tantal horcht in ſeiner Höhle, denkt ſeiner Kinder und ſeiner Enkel, und ſchüttelt das Haupt.

Fünfter Act.

Erſter Auftritt.

Arkas. Thoas.

Arkas. Verwirrt geſteh' ich, o Herr, daß ich meinem Verdacht keine Richtung zu geben weiß, ob dieſe Gefang'nen auf ihre Flucht heimlich ſinnen, oder ob die Prieſterin ihnen Vorſchub thut? Es geht ein Gerücht: man habe am Ufer Gewaffnete geſehn, und der Wahnſinn des Menſchen, die Weihe und der Aufſchub, ſind verſchiedentlich auszulegen, nachdem man gewöhnt, ſtreng' oder gelind.

Thoas. Ruf mir die Prieſterin herbei! dann geh' und durchſuche ſorgfältig das Ufer, wo es an den Hain gränzt. Schont ſeine heiligen Tiefen, aber in Hinterhalt ums Vorgebirge legt bewährte Männer, und faßt ſie, wie ihr pflegt. (Arkas ab.)

Zweiter Auftritt.

Thoas (allein). Entſetzlich wechſelt mir der Grimm im Buſen, erſt gegen ſie, die ich ſo heilig hielt, dann gegen mich, der ich ſie zum Verrath durch meine Güte bildete. Zur Sklaverei gewöhnt der Menſch ſich gut, und lernt gar leicht gehorchen, wenn man ihn der Freiheit ganz beraubt. Ja, wäre ſie in meiner Vorfahren rohe Hände gefallen, ſie wäre froh geweſen, und hätte für ihr eigen Schickſal gedankt, und hätte ſich gar gern mit fremdem Blut zum Leben jährlich wieder aufgewaſchen. Güte lockt jeden verwegnen Wunſch herauf. Vergebens daß du Menſchen durch ſie dir zu verbinden hoffſt; ein jeder ſinnt ſich nur ein eigen Schickſal aus. Zur Schmeichelei verwöhnt man ſie, und widerſteht man der zuletzt, ſo ſuchen ſie den Weg durch Liſt und Trug. Verjährte Güte gibt ein Recht und Niemand glaubt, daß er dafür zu danken hat.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie. Du forderſt mich! Was bringt dich zu uns her?

Thoas. Des Opfers Aufſchub iſt wichtig genug, daß ich dich ſelbſt darum befrage.

Iphigenie. Ich hab' an Arkas alles klar erzählt.

Thoas. Von dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.

Iphigenie. Was hab' ich mehr zu sagen, als daß die Göttin dir Frist gibt, zu bedenken, was du thust.

Thoas. Sie scheint dir selbst gelegen diese Frist.

Iphigenie. Wenn du mit festem grausamen Entschluß die Seele verhärtet hast, so solltest du nicht kommen! Ein König, der das Unmenschliche verlangt, find't Diener genug, die gegen Gnad' und Lohn den halben Fluch der That mit gierigen Händen fassen. Doch seine Gegenwart bleibt unbefleckt; er sinnt den Tod wie eine schwere Wolke, und seine Diener bringen flammend Verderben auf des Armen Haupt; er aber schwebt durch seine Höhen im Sturme fort.

Thoas. Wie ist die sanfte heil'ge Harfe umgestimmt!

Iphigenie. Nicht Priesterin! nur Agamemnons Tochter. Du ehrtest die Unbekannte, und der Fürstin willst du rasch gebieten? Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen; erst meinen Eltern, und dann einer Gottheit, und diese Folgsamkeit ist meiner Seele schönste Freiheit. Allein dem Ausspruch eines rauhen Mannes bin ich mich zu fügen nicht gewohnt.

Und so entspann sich eine briefliche Unterhaltung, die der würdige Mann, bis an sein Ende, mit fast unleserlicher Hand, unter Leiden und Schmerzen getreulich fortsetzte.

Da ich nun mit Sitten und Geschichte des Orients bisher nur im Allgemeinen, mit Sprache so gut wie gar nicht bekannt gewesen, war eine solche Freundlichkeit mir von der größten Bedeutung. Denn weil es mir, bei einem vorgezeichneten, methodischen Verfahren, um augenblickliche Aufklärung zu thun war, welche in Büchern zu finden Kraft und Zeit verzehrenden Aufwand erfordert hätte, so wendete ich mich in bedenklichen Fällen an ihn, und erhielt auf meine Frage jederzeit genügende und fördernde Antwort. Diese seine Briefe verdienten gar wohl wegen ihres Gehalts gedruckt und als ein Denkmal seiner Kenntnisse und seines Wohlwollens aufgestellt zu werden. Da ich seine strenge und eigene Gemüthsart kannte, so hütete ich mich ihn von gewisser Seite zu berühren; doch war er gefällig genug, ganz gegen seine Denkweise, als ich den Charakter des Nassreddin Chodscha, des lustigen Reise- und Zeitgefährten des Welteroberers Timur, zu kennen wünschte, mir einige jener Anekdoten zu übersetzen. Woraus denn abermal hervorging, daß gar manche verfängliche Mährchen, welche die Westländer nach ihrer Weise behandelt, sich vom Orient herschreiben, jedoch die eigentliche Farbe,

Thoas. Nicht ich, ein alt Geſetz gebietet dieſes Opfer.

Iphigenie. Wir faſſen jed' Geſetz begierig an, das unſrer Leidenſchaft zur Waffe dient. Mir gebietet ein ander Geſetz, ein älteres, mich dir zu widerſetzen, das Geſetz, dem jeder Fremde heilig iſt.

Thoas. Es ſcheinen die Gefangnen dir beſonders angelegen; denn du verräthſt, daß man den Mächtigen nicht reizen ſoll.

Iphigenie. Ob ich rede oder ſchweige, kannſt du doch wiſſen, was ich denke. Löst die Erinnerung des gleichen Schickſals nicht ein verſchloſſen Herz zum Mitleid auf? Wie mehr denn meins! In ihnen ſeh' ich mich. Ich habe vorm Altare ſelbſt gezittert, des Todes Feierlichkeit umgab die Kniende. Schon zuckte das Meſſer, den lebevollen Buſen zu durchbohren, mein Innerſtes entſetzte wirbelnd ſich, mein Auge brach, und ich fand mich gerettet. Sind wir, was uns die Götter gnadig gewährt, Unglücklichen nicht zu erſtatten ſchuldig? Du weißt es, kennſt mich, und du willſt mich zwingen?

Thoas. Gehorche deinem Dienſte, nicht dem König!

Iphigenie. Laß ab! Beſchöne nicht die Gewalt, womit du ein wehrloſes Weib zu zwingen denkſt. Ich bin ſo frei, als einer von euch! Ha!

ſtünde hier Agamemnons Sohn dir gegenüber und du verlangteſt, was ſich nicht gebührt, ſo hat auch er ein Schwert, und kann die Rechte ſeines Buſens vertheidigen; ich habe nichts als Worte, und es iſt edel, doch einer Frauen Wort zu achten.

Thoas. Ich achte ſie mehr als des Bruders Schwert.

Iphigenie. Das Loos der Waffen wechſelt hin und her. Doch ohne Hülfe gegen euren Trutz und Härte hat die Natur uns nicht gelaſſen. Sie gab dem Schwachen Liſt und eine Menge von Künſten, bald auszuweichen, zu verſpäten, umzugehn, und der Gewaltige verdient, daß man ſie übt.

Thoas. Wache Vorſicht vereitelt wohl die Liſt.

Iphigenie. Und eine reine Seele bedarf nicht ihrer, ich hab' ſie nicht gebraucht und werd' es nie.

Thoas. Verſprich nicht mehr als du zu halten denkſt.

Iphigenie. Könnteſt du ſehen, wie meine Seele durch einander kämpft, ein böſ' Geſchwür, das ſie ergreifen will, im erſten Anfang muthig abzutreiben! So ſteh' ich denn hier wehrlos gegen dich! Denn die ſchöne Bitte, ein anmuthiger Zweig in einer Frauen Hand gegeben ſtatt des Schwerts, iſt auch von dir unluſtig weggewieſen. Was bleibt mir nun, die Rechte meiner Freiheit zu vertheidigen? Soll ich die Göttin um ein

Wunder rufen? Iſt in den Tiefen meiner Seele keine Kraft mehr?

Thoas. Du ſcheinſt mir wegen der Fremden übermäßig beſorgt. Wer ſind ſie? denn nicht gemeines Verlangen, ſie zu retten, ſchwingt deine Seele.

Iphigenie. Sie ſind — ſie ſcheinen — für Griechen muß ich ſie halten.

Thoas. Landsleute! Du wünſcheſt deine Rückkehr wohl mit ihrer?

Iphigenie. Haben denn Männer allein das Recht, unerhörte Thaten zu thun und an die gewaltige Bruſt das Unmögliche zu drücken? Was nennt man groß? Was hebt die Seele ſchaudernd dem Erzähler? als was mit unwahrſcheinlichem Ausgang muthig begonnen ward. Der einſam in der Nacht ein Heer überfällt und in den Schlafenden, Erwachenden wie eine unverſehne Flamme wüthet, und endlich von der ermunterten Menge gedrängt, mit Beute doch, auf feindlichen Pferden wiederkehrt, wird der allein geprieſen? Wird's der allein, der einen ſichern Weg verachtend, den unſichern wählt, von Ungeheuern und Raubern eine Gegend zu befreien? Iſt uns nichts übrig? Und muß ein Weib, wie jene Amazonen, ihr Geſchlecht verläugnen, das Recht des Schwerts euch rauben und in eurem Blut die Unterdrückung rächen? Ich wende im Herzen auf und ab ein kühnes Unternehmen. Dem Vorwurf der Thorheit werd' ich

nicht entgehn, noch großem Uebel, wenn es fehlschlägt; aber euch leg' ichs auf die Knie, und wenn ihr die wahrhaftigen seyd, wie ihr gepriesen werdet, so zeigt's durch euren Beistand und verherrlicht die Wahrheit! — Vernimm, o König. Ja, ein Betrug gegen dich ist auf der Bahn; ich habe die Gefangenen, statt sie zu bewachen, hinweggeschickt, den Weg zur Flucht zu suchen. Ein Schiff harrt in den Felsenbuchten an der See, das Zeichen ist gegeben und es naht sich wohl. Dann kommen sie zurück, hierher, wir haben abgeredet, zusammen mit dem Bilde deiner Göttin zu entfliehn. Der eine, den der Wahnsinn hier ergriff und nun verließ, ist mein Bruder Orest, der andere sein Freund mit Namen Pylades. Apoll schickt sie von Delphos, das heilige Bild der Schwester hier zu rauben und dorthin zu bringen; dafür verspricht er meinem Bruder, den um der Mutter Mord die Furien verfolgen, von diesen Qualen Befreiung. Nun hab' ich uns alle, den Rest von Tantals Haus, in deine Hand gelegt. Verdirb uns, wenn du darfst.

Thoas. Du weißt, daß du mit einem Barbaren sprichst, und traust ihm zu, daß er der Wahrheit Stimme vernimmt?

Iphigenie. Es hört sie Jeder unter jedem Himmel, dem ein edles Herz, von Göttern entsprungen, den Busen warmt. — Was sinnst du mir, o König, tief in der Seele? Ist's Verderben,

ſo tödte mich zuerſt! denn nun fühl' ich, in welche Gefahr ich die Geliebten geſtürzt habe, da keine Rettung überbleibt. Soll ich ſie gebunden ſehn vor mir! Mit welchen Blicken kann der Bruder von der Schweſter Abſchied nehmen! Ach ſie darf ihm nicht mehr in die geliebten Augen ſehn.

Thoas. Haben die Betrüger der langverſchloßnen, leichtgläubigen ein ſolch Geſpinnſt über die Seele geworfen.

Iphigenie. Mein König! Ich könnte hintergangen werden, dießmal bin ich's nicht. Wenn ſie Betrüger ſind, ſo laß ſie fallen. Verſtoße mich, verbanne auf irgend eine wüſte Inſel die thöricht Verwegene. Iſt aber dieß der langerflehte, geliebte Bruder, ſo laß uns! Sey uns freundlich. Mein Vater iſt dahin durch ſeiner Frauen Hand, ſie iſt durch ihren Sohn gefallen. In ihm liegt noch die letzte Hoffnung von Atreus Stamm. Laß mich mit reinen Händen, wie mit reinem Herzen hinübergehn, und unſer Haus entſühnen. Halte Wort! Wenn zu den Meinen mir Rückkehr zubereitet wäre, ſchwurſt du, mich zu laſſen! Sie iſt's! Ein König verſpricht, um Bittende los zu werden, nicht wie gemeine Menſchen auf den Fall, den er nicht hofft; ihn freut es, wenn er ein Verſprechen erfüllen kann.

Thoas. Unwillig, wie Feuer ſich gegen Waſſer wehrt, und ziſchend ſeinen Feind zu verzehren

ſucht, ſo ordnet in meinem Buſen der Zorn gegen deine freundlichen Worte.

Iphigenie. O! laß die Gnade, wie eine ſchöne Flamme des Altars, umkränzt von Lobgeſang und Dank und Freude lodern.

Thoas. Ich erkenne die Stimme, die mich ſo oft beſänftigt hat.

Iphigenie. O! reiche mir die Hand zum ſchönen Zeichen.

Thoas. Du forderſt viel in einer kurzen Zeit.

Iphigenie. Um Guts zu thun, braucht's keiner Ueberlegung.

Thoas. Sehr viel, ob aus dem Guten Böſes nicht entſpringe!

Iphigenie. Zweifel ſchader dem Guten mehr, als das Böſe ſelbſt. Bedenke nicht, gewahre wie du fühlſt.

Vierter Auftritt.

Oreſt gewaffnet. **Vorige.**

Oreſt. Haltet ſie zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht der Menge nicht, deckt mir und der Schweſter den Weg zum Schiffe! Irgend ein Zufall hat uns verrathen! Komm! der Arm unſerer Freunde hält uns zur Flucht geringen Raum.

Thoas. In meiner Gegenwart führt Keiner ungeſtraft das nackte Schwert.

Iphigenie. Entheiligt diesen Hain durch Wuth nicht mehr. Gebietet den Eurigen Stillstand und hört mich an.

Oreſt. Wer iſt er, der uns drohen darf?

Iphigenie. Verehr' in ihm den König, meinen väterlichen Beſchützer. Verzeih' mir, Bruder, aber mein kindlich Herz hat unſer ganz Geſchick in ſeine Hand gelegt; ich hab' ihm euren Anſchlag rein bekannt, und meine Seele vom Verrath gerettet.

Oreſt. Gewährt er dir und den Deinen Rückkehr?

Iphigenie. Dein gezogenes Schwert verbietet mir die Antwort.

Oreſt. So ſag'! Du ſiehſt ich horche deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pylades, bald nach ihm **Arkas.**

Pylades. Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen die Unſrigen zuſammen. Schon werden ſie nach der See langſam zurückgedrängt. Welch eine Unterredung find' ich hier! und ſehe des Königs heiliges Haupt!

Arkas. Gelaſſen, wie ſich's dir ziemt, ſeh' ich dich, o König! den Feinden gegenüber. Wenig fehlt, ſo iſt ihr Anhang überwaltigt. Ihr Schiff

ist unser und ein Wort von dir, so steht's in Flammen.

Thoas. Geh' und gebiete den Meinen Stillstand! Es harre Jeder ohne Schwertstreich auf mein Wort. (Arkas ab.)

Orest. Und du den Unsern! Versammle den Rest und harr't, welch einen Ausgang die Götter unsern Thaten zubereiten. (Pylades ab.)

Sechster Auftritt.

Thoas. Iphigenie. Orest.

Iphigenie. Befreit mich von Sorge, eh' ihr beginnt zu reden, denn ich muß unter euch bösen Zwist befürchten, wenn du, o König! nicht der Billigkeit Stimme vernimmst und du, mein Bruder, nicht der raschen Jugend gebeutst.

Thoas. Vor allen Dingen, denn dem Aeltern ziemt's den ersten Zorn anzuhalten, womit bezeugst du, daß du Agamemnons Sohn und dieser Bruder bist?

Orest. Dieß ist das Schwert, mit dem er Troja umgekehrt, dieß nahm ich seinem Mörder ab, und bat die Götter um seinen Muth und Arm, und das Glück seiner Waffen und einen schönren Tod. Wähl einen von den Edlen deines Heers heraus und stelle mir ihn gegenüber. So

weit die Erde Heldenſöhne nährt, iſt dem Ankömmling nicht dieß Geſuch verweigert.

Thoas. Unſere Sitte geſtattet dieſes Vorrecht dem Fremden nicht.

Orest. So laß die edle Sitte durch uns hier beginnen. Seine Thaten werden durch Jahrhunderte nachahmend zum Geſetz geheiligt.

Thoas. Nicht unwerth ſcheinen deine Geſinnungen der Ahnherrn, deren du dich rühmſt, zu ſeyn. Ich habe keine Söhne, die ich dir ſtellen kann. Meiner Edlen und Tapfern Schaar iſt groß, doch auch in meinen Jahren weich' ich keinem, und bin bereit, mit dir das Loos der Waffen zu verſuchen.

Iphigenie. Mit nichten, König; es braucht des blutigen Beweiſes nicht. Enthaltet die Hand vom Schwert um meinetwillen. Denn raſch gezogen, bereitet's irgend einen rühmlichen Tod, und der Name des Gefall'nen wird auch gefeiert unter den Helden. Aber des zurückbleibenden Verwaiſ'ten unendliche Thränen zählt keine Nachwelt, und der Dichter ſchweigt von tauſend durchweinten Tagen und Nächten, wo eine große Seele den einzigen Abgeſchiedenen vergebens zurückruft. Mir iſt ſelbſt viel daran gelegen, daß ich nicht betrogen werde, daß mich nicht irgend ein frevelhafter Räuber vom ſichern Schutzort in die böſe Knechtſchaft bringe. Ich habe Beide um den mindeſten

Umstand ausgefragt und redlich sie befunden. Auch hier auf seiner rechten Hand das Maal wie von drei Sternen, das am Tage seiner Geburt zwar unvollkommen sich schon zeigte, und das Weissager auf schwere Thaten mit dieser Faust zu üben deuteten. Dann zwischen seinen Augenbraunen zeigt sich noch die Schramme von einem harten Fall. Elektra, die immer heftige und unvorsichtige, ließ ihn als Kind auf eine Stufe aus ihren Armen stürzen. Ich will dir nicht das betrügliche Jauchzen meines innersten Herzens auch als ein Zeichen der Versicherung geben.

Siebenter Auftritt.

Pylades kommt zurück; bald nach ihm **Arkas. Vorige.**

Thoas. Wenn auch dies allen Zweifel hübe, seh' ich doch nicht, wie ohne der Waffen Ausspruch wir enden können. Du hast bekannt, daß sie das Bild der Göttin mir zu rauben gekommen sind. Es möchte nun wohl schwer fallen, den Anschlag zu vollführen. Den Griechen lüstet's öfter nach der Barbaren Gütern, dem goldnen Vließe, und den schönen Pferden. Doch haben sie nicht immer durch Gewalt und List gesiegt.

Orest. Das Bild, o König! soll uns nicht entzweien; es war ein Irrthum, den wir, und

den wahren angemeſſenen Ton bei der Umbildung meiſtentheils verloren.

Da von dieſem Buche das Manuſcript ſich nun auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet, wäre es ſehr zu wünſchen daß ein Meiſter dieſes Faches uns eine Ueberſetzung gäbe. Vielleicht wäre ſie in lateiniſcher Sprache am füglichſten zu unternehmen, damit der Gelehrte vorerſt vollſtändige Kenntniß davon erhielte. Für das deutſche Publicum ließe ſich alsdann recht wohl eine anſtändige Ueberſetzung im Auszug veranſtalten.

Daß ich an des Freundes übrigen Schriften, den Denkwürdigkeiten des Orients u. ſ. w. Theil genommen und Nutzen daraus gezogen, davon möge gegenwärtiges Heft Beweiſe führen; bedenklicher iſt es zu bekennen, daß auch ſeine, nicht gerade immer zu billigende, Streitſucht mir vielen Nutzen geſchafft. Erinnert man ſich aber ſeiner Univerſitäts-Jahre, wo man gewiß zum Fechtboden eilte, wenn ein paar Meiſter oder Senioren Kraft und Gewandtheit gegen einander verſuchten, ſo wird niemand in Abrede ſeyn, daß man bei ſolcher Gelegenheit Stärken und Schwächen gewahr wurde, die einem Schüler vielleicht für immer verborgen geblieben wären.

Der Verfaſſer des Buches Kabus, Kjekjawus, König der Dilemiten, welche das Gebirgs-Land Ghian, das gegen Mittag den Pontus euxinus abſchließt,

beſonders mein Freund, in unſrer Seele befeſtigt. Als nach der Mutter unglücklichem Tode mich die Furien unabläſſig verfolgten, fragt' ich beim Delphiſchen Apoll um Rath und um Befreiung. „Bringſt du die Schweſter, ſo war ſeine Antwort, vom Tauriſchen Geſtade mir her nach Delphos, ſo wird Diana dir gnädig ſeyn, dich aus der Hand der Unterirdiſchen retten.“ Wir legten's von Apollens Schweſter aus, und er verlangte dich. Diana löſ't nunmehr die alten Bande, und gibt dich uns zurück. Durch deine Berührung ſollt ich wunderbar geheilt ſeyn. In deinen Armen faßte noch das gottgeſandte Uebel mich mit allen ſeinen Klauen und ſchüttelte zum letztenmal entſetzlich mir das Mark, und dann entfloh's wie eine Schlange zu ſeinen Höhlen, und ich genieße neu durch dich das Licht des Tags. Schön löſ't ſich der verhüllte Rathſchluß der Göttin auf. Gleich einem heil'gen Bilde, woran der Stadt Geſchick durch ein geheimes Götterwort gebannt iſt, nahm ſie dich weg, dich Schützerin des Hauſes, und hub dich fern in ihrer eignen Wohnung, zum Segen deines Bruders und der Deinen auf, wo alle Rettung auf der weiten Erde verbannt ſchien. Wenn du friedlich geſinnt biſt, o König, ſo halte ſie nicht auf, daß ſie mit reiner Weihe mich ins entſühnte Haus der Väter bringe und die ererbte Krone auf das Haupt mir drücke. Vergilt den Segen, den ſie dir gebracht, und laß mich meines

nahern Rechts genießen. Vergib uns unsern Anschlag, unsre Künste. Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm, sind durch die schöne Wahrheit, durch das kindliche Vertrauen beschämt.

Iphigenie. Denk' an dein Wort und höre diese Rede, die aus einem Munde kommt, der treu ist und grad. Versagen kannst du's nicht; gewähr's uns bald.

Thoas. So geht!

Iphigenie. Nicht so, mein König! Ohne deinen Segen, in Unzufriedenheit will ich nicht scheiden. Verbann' uns nicht, laß zwischen den Deinen und uns ein freundlich Gastrecht künftig walten, so sind wir nicht auf ewig abgeschieden. Ich halte dich so werth, als man den zweiten Vater halten kann, und so soll's bleiben. Kommt der Geringste deines Volks einmal zu uns, der nur den Ton der Stimme hat, die ich an euch gewohnt bin; seh' ich eure Tracht auch an dem Aermsten wieder: so will ich ihn empfangen wie einen Gott, ich will ihm selbst ein Lager zubereiten, ihn auf einen schönen Stuhl ans Feuer zu mir setzen, und nur nach dir und deinem Schicksal fragen. O! geben dir's die Götter leuchtend, wie du's verdienst! Leb' wohl!

O wende dich, und gib für unsern Segen den deinigen zurück: ein holdes Wort des Abschieds!

Sanfter ſchwellt der Wind die Segel, und lindernde Thranen löſen ſich gefälliger vom Auge des Scheidenden. Leb' wohl und reiche zum Pfand der alten Freundſchaft mir deine Rechte!

Thoas. Lebt wohl!

Erwin und Elmire.

Ein Schauſpiel mit Geſang.

Den kleinen Strauß, den ich dir binde,
Pflückt' ich aus dieſem Herzen hier.
Nimm ihn gefällig auf, Belinde!
Der kleine Strauß, er iſt von mir.

Personen.

Olimpia.
Elmire, ihre Tochter.
Bernardo.
Erwin.

Der Schauplatz iſt nicht in Spanien.

Olimpia tritt herein, und findet **Elmiren** traurig an einem Tiſche ſitzen, auf den ſie ſich ſtemmt. Die Mutter bezeigt ein zärtliches Mißvergnügen, und ſucht ſie zu ermuntern.

Olimpia.

Liebes Kind, was haſt du nieder?
Welch ein Kummer drückt dich nieder?
Sieh! wie iſt der Tag ſo ſchön;
Komm, laß uns in Garten gehn.

War das ein Sehnen,
War das ein Erwarten:
Blühten doch die Blumen!
Grünte doch mein Garten!

Sieh! die Blumen blühen all,
Hör! es ſchlägt die Nachtigall.

Was haſt du? ich bitte dich, was haſt du? — Klage, ſo lange du willſt, nur das Schweigen iſt mir unausſtehlich.

Elmire. Liebe Mama, man gibt ſich den Humor nicht ſelbſt.

Olimpia. Wenn's Humor wäre, wollt' ich kein Wort sagen. Wenn dir eine Ratte durch den Kopf läuft, daß du einen Morgen nichts reden magst, oder bei Tische das Maul hängst, sag' ich da was drüber? Hat man jemals eine schönere Haushaltung gesehen, als unsre, da man einander aus dem Wege geht, wenn man üblen Humors ist? Nein Liebchen, du sollst nicht lachen, wenn dir's weinerlich ist; aber ich wollte, daß dir's nicht weinerlich wäre. Was ist dir, was fehlt dir? Sag's! Rede!

Elmire. Mir? Nichts, Mama.

Olimpia. Da sey Gott vor, daß du so ohne Ursache den Kopf hängst. Nein, das ist nichts. Und doch begreif' ich nicht — Daß ein Mädel den Kopf hängt, die auf Erlösung paßt, wenn die nicht kommen will, das ist natürlich! daß eine verdrießlich ist, die nach allen Mannsleuten angelt und keinen fängt, sehr natürlich. — Ist denn das dein Fall? Du, die du sechse haben kannst für einen, die du eine Mutter hast, die sagt: nimm, welchen du willst von den sechsen, und wenn dir ein siebenter etwa in die Augen sticht, dir etwa am Herzen liegt, sag' mir ihn! nenn' mir ihn! Wir wollen sehn, wie wir ihm ankommen. Und doch immer Thränen in den Augen! Bist du krank, willst mir's nicht sagen?

Elmire. Ich bin ja lustig.

(Sie lachelt, und wischt sich die Augen.)

Olimpia. Das iſt eine aparte Art von Luſtbarkeit. Unterdeß ich will's ſo annehmen. (Treffend.) Ich weiß wohl, wo dir's ſticht!

Elmire (weinend). Liebe Mama!

Olimpia (nach einer Pauſe). An all dem Mißvergnügen, der üblen Laune unſrer Kinder ſind wir ſelber Schuld, iſt die neumodiſche Erziehung Schuld. Ich fühl's ſchon lang!

Elmire. Liebe Mama, daß Sie doch nie die Sorge gereuen möchte, die Sie auf mich verwendet haben!

Olimpia. Nicht das, meine Tochter. Ich ſagt's deinem Vater oft; er wollte nun einmal ein kleines Meerwunder aus dir gemacht haben, du wurdeſt's und biſt nicht glücklicher.

Elmire. Sie ſchienen doch ſonſt mit mir zufrieden zu ſeyn.

Olimpia. Und bin's noch, und hatte gar nichts zu klagen, wenn du nur mit dir ſelbſt zufrieden warſt. Wie ich jung war, ich weiß nicht, es war alles ganz anders. Zwar wirft man den Alten vor: ſie lobten thöricht das Vergangene, und verachteten das Gegenwärtige, weil ſie kein Gefühl dafür haben. Aber wahr bleibt wahr. Wie ich jung war, man wußte von all den Verfeinerungen nichts, ſo wenig man von dem Staate was wußte, zu dem man jetzt die Kinder gewöhnt. Man ließ uns leſen lernen und ſchreiben, und übrigens hatten wir alle Freiheit und Freuden

der ersten Jahre. Wir vermengten uns mit Kindern von geringem Stand, ohne daß das unsre Sitten verderbt hätte. Wir durften wild seyn, und die Mutter fürchtete nicht für unsern Anzug, wir hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben; unsre leinene Kleidchen waren bald gewaschen. Keine hagere Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihren bösen Humor an uns aus, und prätendirte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern thun, wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf und ab treiben sehn. Nicht anders sieht's aus, als wenn ein Kerl in der Messe seine Hunde und Affen mit Reifröcken und Fantangen mit der Peitsche vor sich her in Ordnung und auf zwei Beinen hält, und es ihnen mit derben Schlägen segnet, wenn die Natur wiederkehrt, und sie Lust kriegen, einmal à leur aise auf allen vieren zu trappeln.

Elmire. Darf ich sagen Mama, daß Sie ungerecht sind, ein wenig übertreiben, und die gute Seite nicht sehen wollen. Welche Vorzüge gibt uns die gegenwärtige Erziehung! die doch noch lang nicht allgemein ist.

Olimpia. Desto besser! Vorzüge? Ich dächte, der größte Vorzug in der Welt wäre, glücklich und zufrieden zu seyn. So war unsere Jugend. Wir spielten, sprangen, larmten, und waren schon ziemlich große Jungfern, da uns noch eine Scha-

bewohnten, wird uns bei näherer Bekanntschaft doppelt lieb werden. Als Kronprinz höchst sorgfältig zum freisten, thätigsten Leben erzogen, verließ er das Land, um weit in Osten sich auszubilden und zu prüfen.

Kurz nach dem Tode Mahmuds, von welchem wir so viel Rühmliches zu melden hatten, kam er nach Gasna, wurde von dessen Sohne Messud freundlichst aufgenommen und, in Gefolg mancher Kriegs- und Friedensdienste, mit einer Schwester vermählt. An einem Hofe, wo vor wenigen Jahren Firdusi das Schach Nameh geschrieben, wo eine große Versammlung von Dichtern und talentvollen Menschen nicht ausgestorben war, wo der neue Herrscher, kühn und kriegerisch wie sein Vater, geistreiche Gesellschaft zu schätzen wußte, konnte Kjekjawus auf seiner Irrfahrt den köstlichsten Raum zu fernerer Ausbildung finden.

Doch müssen wir zuerst von seiner Erziehung sprechen. Sein Vater hatte, die körperliche Ausbildung aufs höchste zu steigern, ihn einem trefflichen Pädagogen übergeben. Dieser brachte den Sohn zurück, geübt in allen ritterlichen Gewandtheiten: zu schießen, zu reiten, reitend zu schießen, den Speer zu werfen, den Schlägel zu führen und damit den Ball aufs geschickteste zu treffen. Nachdem dieß alles vollkommen gelang und der König zufrieden schien, auch deshalb den Lehrmeister höchlich lobte, fügte er hinzu:

kel, ein Ballspiel ergötzte, und nahmen Männer, ohne kaum was von einer Assemblee, von Kartenspiel, und Geld zu wissen. Wir liefen in unsern Hauskleidern zusammen, und spielten um Nüsse und Stecknadeln, und waren herrlich dabei; und eh man sich's versah, paff! hatten wir einen Mann.

Elmire. Man kriegt heut zu Tage auch Männer, und ist auch lustig.

Olimpia. Aber wie? Da führen sie ihre Kinder zusammen. Sie sitzen im Kreis, wie die Damen: trinken ihren Kaffee aus der Hand, wie die Damen, statt daß man sie sonst um einen Tisch setzte und es ihnen bequem machte; so müssen sie anständig seyn, wie die Damen; und auch Langeweile haben, wie die Damen; und sind doch Kinder von innen, und werden durchaus verdorben, weil sie gleich von Anfang ihres Lebens nicht sein dürfen, was sie sind.

Elmire. Unterdessen, unsre Lebensart verlangt's doch jetzt. Wenn wir erzogen würden, wie vor Alters, was für eine Figur würden wir in der Gesellschaft spielen.

Olimpia. Was für eine Figur, Mädchen? die Figur, die eure Mütter gespielt haben, und deren ihr euch nicht zu schämen haben würdet. Glaubst du denn nicht, daß man ein angenehmes Mädchen, eine rechtschaffne Frau werden könne, wenn man die Erlaubniß gehabt hat, ein Kind zu seyn? Dein Vater hat weder Schande an mir in

der großen Welt erlebt, noch hatte er sich über mein häuslich Leben zu beklagen. Ich sage dir, die Kinderschuhe treten sich von selbst aus, wenn sie einem zu eng werden; und wenn ein Weib Menschenverstand hat, kann sie sich in alles fügen. Gewiß! die besten, die ich unter unserm Geschlecht habe kennen gelernt, waren eben die, auf deren Erziehung man am wenigsten gewendet hatte.

Elmire. Unsre Kenntniße, unsre Talente!

Olimpia. Das ist eben das verfluchte Zeug, das euch entweder nichts hilft, oder euch wohl gar unglücklich macht. Wir wußten von all der Firlfanzerei nichts; wir tappelten unser Liedchen, unsern Menuet auf dem Clavier, und sangen und tanzten dazu; jetzt vergeht den armen Kindern das Singen und Tanzen bei ihren Instrumenten, sie werden auf die Geschwindigkeit dressirt, und müßen, statt einfacher Melodien, ein Geklimpere treiben, das sie angstigt und nicht unterhalt; und wozu? Um sich zu produciren! Um bewundert zu werden! Vor wem? wo? — Vor Leuten, die's nicht verstehen, oder plaudern, oder nur herzlich gaffen, bis ihr fertig seyd, um sich auch zu produciren, und auch nicht geachtet, und doch am Ende, aus Gewohnheit oder Spott, beklatscht zu werden.

Elmire. Das ist nie meine Art gewesen. Ich habe immer mehr für mich gelebt, als für andre, und meine Gefühle, meine Ideen, die sich durch

eine frühzeitige Bildung entwickelten, machten von jeher das Glück meines Lebens.

Olimpia. Und machen jetzt dein Elend. Was sind alle die edelsten Triebe und Empfindungen, da ihr in einer Welt lebt, wo sie nicht befriedigt werden können, wo alles dagegen zu arbeiten scheint! Gibt das nicht Anlage zum tiefsten Mißvergnügen, Anlaß zum ewigen Klagen?

Elmire. Ich beklage mich nicht.

Olimpia. Nicht mit Worten, doch leider mit der That. Was hat ein Mädchen zu wünschen? Jugendliche Freuden zu haben? Die erlaub' ich dir. Ihre kleine Eitelkeit zu befriedigen? Ich lasse dir's an nichts fehlen. Zu gefallen? Mich dauchte, du gefielst. Freier zu haben? Daran fehlt dir's nicht. Einen gefälligen rechtschaffnen wohlhabenden Mann zu bekommen? Du darfst nur wählen! Und hernach ist es deine Sache, eine brave Frau zu seyn, Kinder zu kriegen, zu erziehen, und deiner Haushaltung vorzustehn; und das gibt sich dunkt mich alles von selbst. Also Summa Summarum (sie stößt ihr auf die Backen) bist du ein Närrchen! Nicht wahr, Elmire?

Elmire (in Bewegung). Ich möchte — —

Olimpia. Nur nicht aus der Welt laufen, das verbitt' ich mir. Ich glaube, du gingst jetzo ins Kloster, wenn man dir die Freiheit ließe.

Elmire. Warum nicht?

Olimpia. Liebes Kind, ich versichre dich, es

würde dir dort nicht besser werden, als dir's hier ist. Ein bischen schwer ist's, sich mit sich selbst vertragen, und doch im Grund das einzige, worauf's ankäme. Jetzt da der junge Erwin; der hatte auch solche Knöpfe, es war ihm nirgends wohl. Und verzeih' ihm Gott den dummen Streich, und die Noth, die er seiner Mutter macht. Ich begreif's nicht, was ihn bewogen haben kann, auf einmal durchzugehen. Keine Schulden hatte er nicht, war sonst auch ein Mensch nicht zur Ausschweifung geneigt. Nur die Unruhe, die Unzufriedenheit mit sich selbst ist's, die ihn ins Elend stürzt.

Elmire (bewegt). Glauben Sie, Mama!

Olimpia. Was ist natürlicher? Er wird herumirren, er wird Mangel leiden, er wird in tiefe Noth kommen, er wird kümmerlich sein Brod verdienen, wird unter die Soldaten gehn.

Elmire. Gott im Himmel!

Olimpia. Ich versichre dich, wenn dadraußen in der weiten Welt das Paradies der Dichter zu finden wäre, wir hatten uns in die Stadte nicht eingesperrt.

Elmire (verlegen). Erwin!

Olimpia. Es war ein lieber, guter Junge. Sonst so still, so sanft! Wie beliebt war er bei Hofe! Seine Geschicklichkeit, sein Fleiß ersetzte den Mangel eignes Vermögens. Hatte er warten

können! Er iſt von gutem Hauſe, ihm würd' es an Verſorgung nicht gefehlt haben. Ich begreife nicht, was ihn zu dieſer Entſchließung gebracht hat. — Höre Liebchen! Wenn du nicht in Garten willſt, ſo geh' ich allein.

Elmire. Erlauben Sie, Mama —

Olimpia. Ich will dich nicht irren. Komm nach, wenn du willt. (ab.)

Elmire (allein). Liebſte, beſte Mutter! Wie viel Eltern verkennen das Wohl ihrer Kinder, und ſind für ihre dringendſten Empfindungen taub; und dieſe Mutter vermöchte mir nicht zu helfen mit all dem wahren Antheil an meinem innerſten Herzen. Wo bin ich? Was will ich? Warum vertraut' ich ihr nicht ſchon lang meine Liebe und meine Qual? Warum nicht eh? Armer Erwin! Sie wiſſen nicht, was ihn quälte, ſie kannten ſein Herz nicht! — Weh dir Elende, die du ihn zur Verzweiflung brachteſt! Wie rein, wie zärtlich war ſeine Liebe! War er nicht der edelſte von allen, die mich umgaben, und liebt' ich ihn nicht vor allen? Und doch konnt' ich ihn kränken, konnte ihm mit Kaltſinn, mit anſcheinender Verachtung begegnen, bis ſein Herz brach, bis er, in dem Ueberfall des heftigſten Schmerzes, ſeine Mutter, ſeine Freunde, und ach! vielleicht die Welt verließ — Schrecklicher Gedanke! er wird mich ums Leben bringen.

Erwin! o ſchau', du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gib mir den Tod.

So jung, ſo ſittſam zum Entzücken!
Die Wangen! Welches friſche Blut!
Und ach! in ſeinen naſſen Blicken,
Ihr Götter! welche Liebesglut.

Erwin! o ſchau', du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gib mir den Tod.

Bernardo (kommt). Gnädiges Fräulein, wie ſteht's? Ums Himmelswillen, welche Miene! Verſprachen Sie mir nicht, ſich zu beruhigen?

Elmire. Habt ihr Nachricht von ihm, Bernardo? habt ihr Nachricht?

Bernardo. Mein Fräulein —

Elmire. Ihr habt keine, ich ſeh's, ich fühl's euch an; das iſt wieder das unerträgliche Alltagsgeſicht, das ihr macht.

Bernardo. Sonſt war Ihnen doch mein Geſicht nicht unerträglich! Sie ſchienen die Ruhe der Seele zu ſchätzen, die mich begleitet.

Elmire. Schätzt man doch alles, was man nicht hat. Und einem jungen wühlenden Herzen,

wie beneidenswerth muß ihm der ewige Sonnenschein über euern Augenbraunen ſeyn!

Bernardo. Iſt's denn nichts?

Elmire. Stille nur, du erbarmſt mich. Wenn man euch kennen lernt, und ſo ſieht, daß all eure Weisheit Mangel an Theilnehmung iſt, und daß ihr in mitleidigem Erbarmen auf uns herabſieht, weil euch das mangelt, was wir doch haben —

Bernardo. Ein allerliebſter Humor!

Elmire. Erwin?

(Bernardo ſchweigt.)

Elmire. Er iſt verloren, und ich bin elend auf ewig!

Bernardo. Ueberlaſſen Sie der Zeit dieſen Schmerz zu lindern. Glauben Sie mir, alle Empfindungen werden nach und nach ſchwächer, und wie eine Wunde verwächst, ſchwindet auch der Kummer aus der Seele.

Elmire. Abſcheulich! abſcheulich!

Bernardo. Was hab' ich verbrochen, daß Sie auf mich zürnen? Weil ich Ihnen Muth zuſpreche, ſind Sie aufgebracht? Nehm' ich nicht am wärmſten Antheil an Erwinens Schickſal, liebt' ich den Knaben nicht, wie meinen Sohn? — Nun, daß wir am Ende alle ſterblich ſind —

Elmire. Unglücksvogel!

Bernardo.

Hin iſt hin,
Und todt iſt todt!
Spare die vergebne Noth;
Wirſt ihn nicht dem Grab entziehn.
Todt iſt todt!
Und hin iſt hin!

Verwirre nicht die ſchönſten Zeiten;
Ich wett', ich freie dir den zweiten,
Jung, ſchön und reich; keine Gefahr!
Wie manche trüge kein Bedenken,
Dem Andern Herz und Hand zu ſchenken,
So nöthig auch der Erſte war!

Hin iſt hin,
Und todt iſt todt!
Spare die vergebne Noth;
Wirſt ihn nicht dem Grab entziehn.
Todt iſt todt!
Und hin iſt hin!

Elmire. Ich erkenne dich nicht, Bernardo. Es fällt mir von den Augen, wie ein Schleier. So hab' ich dich noch nie geſehen. Oder biſt du betrunken? ſo geh', und laß deinen Rauſch bei einem Kammermädchen aus.

Bernardo. Mir das, Fräulein?

Elmire. Du ſiehſt, ich möchte dich vertheidigen. Biſt du nicht der Mann, der in meiner erſten Jugend

mir das Herz zu beſſern Empfindungen öffnete; der nicht nur mein franzöſiſcher Sprachmeiſter, ſondern auch mein Freund und Vertrauter war? Du kommſt, meines Schmerzes zu ſpotten, ungefähr, wie ein reicher wollüſtiger Eſel ſeine Gemeinſprüche bei ſo einer Gelegenheit auskramen würde.

Bernardo. Soll ich Sie verderben? Soll ich Ihnen mit leerer Hoffnung ſchmeicheln? Handl' ich nicht nach meinem Gewiſſen, wenn ich Sie auf alle Weiſe zu bewegen ſuche, ſich dem Schickſal zu ergeben?

Elmire. Wenn ihr nur begreifen könnter, daß das gar nicht angeht. Schmerzenvolle Erinnerung, du biſt das Labſal meiner Seele! Wäre er nicht ſo ſittſam, ſo gut, ſo demüthig geweſen, ich hätte ihn nicht ſo geliebt, und er wäre nicht unglücklich; er hatte merken müſſen, daß ich mich oft nach ihm umſah, wenn er vor dem Schwarm unleidlicher eitler Verehrer zurücktrat. Nahm ich nicht ſeine Blumen mit Gefälligkeit an, aß ich nicht ſeine Früchte — doch immer fällt's über mich, unerwartet fällts über mich in dem Augenblick, da ich mich ſehnlichſt entſchuldigen möchte! Ich habe ihn gepeinigt, ich hab' ihn unglücklich gemacht.

Bernardo. Wenn das ſo fort geht, will ich mich empfehlen. Das iſt nicht auszuſtehen, wie Sie ſich ſelbſt quälen!

Elmire. Und ihn, ich hab' ihn nicht gequält?

Habe nicht durch eitle leichtſinnige Launen ihm den tiefſten Verdruß in die Seele gegraben? Wie er mir die zwei Pfirſchen brachte, auf die er ſo lang ein wachſames Auge gehabt hatte, die ein ſelbſt gepfropftes Bäumchen zum erſtenmale trug! Er brachte mir ſie, mir klopfte das Herz; ich fühlte, was er mir zu geben glaubte, was er mir gab. Und doch hatte ich Leichtſinn genug, nicht Leichtſinn, Bosheit! auch das drückt's nicht aus! Gott weiß, was ich wollte — ich präſentirte ſie an die gegenwärtige Geſellſchaft. Ich ſah ihn zurückweichen, erblaſſen, ich hatte ſein Herz mit Füßen getreten.

Bernardo. Er hatte ſo ein Liedchen, mein Fräulein; ein Liedchen, das er wohl in ſo einem Augenblick dichtete.

Elmire. Erinnerſt du mich daran! Schwebt mir's nicht immer vor Seel' und Sinn! Sing' ich's nicht den ganzen Tag? Und jedesmal da ich's ende, iſt mir's als hätt' ich einen Gifttrank eingeſogen.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand,
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzig's Veilchen.
Da kam eine junge Schäferin,
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn,
Daher, daher,
Die Wieſe her und ſang.

Ich habe doch noch eins zu erinnern. Du haſt meinen Sohn in allem unterrichtet, wozu er fremder Werkzeuge bedarf: ohne Pferd kann er nicht reiten, nicht ſchießen ohne Bogen, was iſt ſein Arm wenn er keinen Wurfſpieß hat, und was wäre das Spiel ohne Schlägel und Ball. Das Einzige haſt du ihn nicht gelehrt, wo er ſein ſelbſt allein bedarf, welches das Nothwendigſte iſt und wo ihm niemand helfen kann. Der Lehrer ſtand beſchämt und vernahm daß dem Prinzen die Kunſt zu ſchwimmen fehle. Auch dieſe wurde, jedoch mit einigem Widerwillen des Prinzen, erlernt und dieſe rettete ihm das Leben, als er auf einer Reiſe nach Mekka, mit einer großen Menge Pilger, auf dem Euphrat ſcheiternd nur mit wenigen davon kam.

Daß er geiſtig in gleich hohem Grade gebildet geweſen beweiſt die gute Aufnahme, die er an dem Hofe von Gaſna gefunden, daß er zum Geſellſchafter des Fürſten ernannt war, welches damals viel heißen wollte, weil er gewandt ſeyn mußte, verſtändig und angenehm von allem Vorkommenden genügende Rechenſchaft zu geben.

Unſicher war die Thronfolge von Ghilan, unſicher der Beſitz des Reiches ſelbſt, wegen mächtiger, eroberungsſüchtiger Nachbarn. Endlich nach dem Tode ſeines erſt abgeſetzten, dann wieder eingeſetzten königlichen Vaters beſtieg Kjekjawus mit großer Weisheit

Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach, nur ein kleines Veilchen!
Bis mich das Liebchen abgepflückt,
Und an den Buſen matt gedrückt,
Ach nur! Ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Ach! aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.
Und ſank und ſtarb und freut' ſich noch:
Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie! durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!

Bernardo. Das wäre denn nun wohl recht gut und ſchön, nur ſeh' ich kein End' in der Sache. Daß Sie, mein Fräulein, ein zärtliches liebes Herz haben, das weiß ich lange. Daß Sie es unter dieſer gleichgültigen manchmal ſpottenden Außenſeite verbergen können, das iſt Ihr Glück; denn dieß hat Sie doch von manchem Windbeutel gerettet, der im Anfang vielleicht durch ſcheinende gute Eigenſchaften einigen Eindruck auf Sie gemacht hatte. Daß nun der arme Erwin drüber unglücklich geworden iſt, haben Sie ſich nicht zuzuſchreiben.

Elmire. Ich weiß, daß du Unrecht haſt, und kann dir doch nicht widerſprechen; heißt man das

nicht einen Sophiſten, Bernardo? Mit all deinen Vernünfteleien wirſt du mein Herz nicht bereden, mir zu vergeben.

Bernardo. Gut, wenn Sie von mir nicht abſolvirt ſeyn wollen, ſo nehmen Sie ihre Zuflucht zu einem Beichtiger, zu dem Sie mehr Vertrauen haben.

Elmire. Spotteſt du? Ich ſage dir Alter, daß in ſolcher Lage der Seele nirgends Troſt zu hoffen iſt, als den uns der Himmel durch ſeine heiligen Diener gewährt. Gebet, thranenvolles Gebet, das mich auf meine Knie wirft, wo ich mein ganzes Herz drinne ausgießen kann, iſt das einzige Labſal meines gequalten Herzens, der einzige troſtvolle Augenblick, den ich noch genieße.

Bernardo. Beſtes edelſtes Mädchen! mein ganzes Herz wird neu, mein Blut bewegt ſich ſchneller, wenn ich Sie ſehe, wenn ich Ihre Stimme höre. Ich bitte Sie, verkennen Sie mich nicht. Alles in der Welt, wo ich Güte des Herzens, Größe der Seele finde, erinnert mich an Sie. Jede gute Stunde wünſcht' ich mit Ihnen zu theilen. Ach! ehegeſtern, wie hab' ich an Sie gedacht, wie hab' ich Sie zu mir gewünſcht!

Elmire. Iſt Ihnen auf Ihrer Spazierreiſe eine treffliche Gegend aufgeſtoßen? Haben Sie ein Schauſpiel reizender Unſchuld, einfachen natürlichen Glücks begegnet?

Bernardo. O meine Beſte! wie ſoll ich's

Ihnen ausdrücken, wie soll ich's Ihnen erzählen! Ich ritt früh von meinem Freunde dem Pfarrer weg, um zeitig in der Stadt zu seyn. Allein bald nach Sonnenaufgang kam ich in das schöne Thal, wo der kleine Fluß lieblich im Morgennebel hinunter wallte; ich ritt über die Furth, und sollte nun quer weiter meinen Weg. Da war's nun, wie ich hinab sah, gar zu schön! gar zu schön das Thal hin; ich denke: du hast Zeit, findest dich unten schon wieder, und so weiter — ritt ich am Fluß ganz gelassen hinunter.

Elmire. Du wünschtest mich gewiß zu dir; so ein Morgen im Thale!

Bernardo. Hören Sie, mein Fräulein! ja, ich dachte an Sie, an Ihre Trauer, und murrte heimlich über das Schicksal, das die besten Herzen zu solcher Noth geschaffen hat. Ritte dann ein Wäldchen hinein, kam wieder an den Fluß, dann über Hügel, und wollte auf meinen Weg wieder links einlenken, und fand, daß ich meine Direction verloren hatte. Ich zerstudirte mich nach der Sonne, stieg ab, führte mein Pferd durch unwegsames Gebüsch, zerkratzte mich in den Sträuchen, zerstolperte mich, und stund, eh ich mich's versah, wieder mit der Nase vor dem Fluß, der mit wunderbaren Krümmungen dahinlauft. Es wurde felsiger, steiler; ich konnte weder auf noch ab; weder hinter mich noch vor mich.

Elmire. Armer Ritter!

Bernardo. An meiner Stelle hätten Sie gewiß auch nicht gelacht. Aber wie war's mir, als ich aus dem Gebüsche mit freundlicher trauriger Stimme einen Gesang schallen hörte! Es war ein stilles andächtiges Lied. Ich rufe! ich gehe darauf los, ich schleppe mein Pferd hinter mir drein. Siehe! da erscheint mir ein Mann, voll Würde, edlen Ansehens, mit langem weißem Bart; und Jahre und traurige Erfahrung haben seine Gesichtszüge in unzählige bedeutende Falten gepreßt.

Elmire. Wie wurd's Ihnen bei dem Anblick?

Bernardo. Wohl! sehr wohl! ich glaubte an Engel und Geister mehr als jemals in diesem Augenblick. Als er den Verirrten sah, bat er mich, in seine Hütte einzukehren; ich bedurfte einiger Erholung, und er versprach mir die Pfade durchs Gebüsch zu zeigen, die mich der Stadt gar bald nahe bringen sollten, und so folgt' ich ihm. O meine Beste, welche Empfindung fiel über mich her! alles, was wir von romantischen Gegenden getraumt haben, hält dieses Plätzchen in einem. Zwischen Felsen, etwas erhaben über den gedrängten Fluß ein sanftsteigender Wald, tiefer hinab eine Wiese, und sein Gärtchen, das alles überschaut, und seine Hütte, die Reinlichkeit, die Armuth, seine Zufriedenheit! — Was beschreib' ich! Was red' ich! Sie sollen ihn sehn.

Elmire. Wenn's möglich wäre.

Bernardo. Sie sollen! Sie müssen! Nie

wird aus meinem Herzen der Eindruck verlöſchen, den er drinne zurückließ. Ich mag die goldnen Worte nicht wiederholen, die aus ſeinem Munde floſſen. Sie ſollen ihn ſelbſt hören, Sie ſollen entzückt werden, und beruhigt in Ihrem Herzen zurückkehren.

Elmire. Du mußt meine Mutter bereden, ja Bernardo. Aber allein mit dir will ich hin! Will hin! die Wirklichkeit des Traums, der Hoffnung zu ſehen, die ich mir in einſamen Stunden mache; ſo entfernt der Welt in mich ſelbſt gekehrt mein Leben auszuweinen, und an dem Buſen der Natur eine freundliche Nahrung für meinen Kummer einzuſaugen.

Ich muß, ich muß ihn ſehen
Den götterglichen Mann!

Bernardo.

Ich will, ich will nur ſehen,
Ob er nicht tröſten kann.

Elmire.

Keinen Troſt aus ſeinem Munde,
Nur Nahrung meinem Schmerz!

Bernardo.

Er heilet deine Wunde,
Beſeliget dein Herz. (Elmire ab.)

Bernardo (allein). Wie's uns Alten ſo wohl wird, wenn wir eine feine Ausſicht haben, ein paar

gute junge Leute zusammen zu bringen! Weine nur noch ein Weilchen, liebes Kind! weine nur! es soll dir wohl werden. — Hab' ich ihn doch wieder! und die Mutter ist's zufrieden, wenn ich ihm ein Amt schaffe; und das gibt der Minister gern, wenn ich ihm nur Erwinen wieder schaffe. Sie mag ihm dann noch eine hübsche Aussteuer dazugeben. Die Sache ist richtig. Schön! trefflich schön! wenn's auch so ein paar Geschörschen drum zu thun ist, sich zu haben, soll man nicht alles dazu beitragen? So ein alter Kerl ich bin, wo ich Liebe sehe, ist mir's immer, als wär' ich im Himmel.

Ein Schauspiel für Götter,
Zwei Liebende zu sehn!
Das liebste Frühlingswetter
Ist nicht so warm, so schön.

Wie sie flehn!
Nach einander sehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele strebt!
In schwebendem Entzücken
Zieht sich Hand nach Hand,
Und ein schauervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

Wie um sie ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!

Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Ihr Götter, euer Bild!

Zwiſchen Felſen eine Hütte, davor ein Garten.

Erwin im Garten arbeitend. Er bleibt vor einem Roſenſtock ſtehen, an dem die Blumen ſchon abfallen.

Erwin.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach! dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöſpchen lauernd,
Früh zu meinem Garten ging;

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hoffnungsvoll die Seele ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach! dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht.

Was hab' ich gethan! Welchen Entſchluß hab' ich gefaßt! Was hab' ich gethan! — Sie nicht mehr ſehn! Abgeriſſen von ihr! Und fühlſt du

nicht, Armſeliger, daß der beſte Theil deines Lebens zurückgeblieben iſt, und das übrige nach und nach traurig abſterben wird! O mein Herz! wohin! wo treibſt du mich hin! Wo willſt du Ruhe finden, da du von dem Himmel ausgeſchloſſen biſt, der ſie umgibt? Tauſche mich, Phantaſie! wohlthatige Zauberin, tauſche mich! Ich ſehe ſie hier, ſie iſt immer gegenwartig vor meiner Seele. Die liebliche Geſtalt ſchwebt vor mir Tag und Nacht. Ihre Augen blinken mich an! Ihre heiligen reinen Augen! in denen ich manchmal Güte, Theilnehmung zu leſen glaubte — und ſollte meine Geſtalt nicht auch ihr vorſchweben, ſollte ich, den ſie ſo oft ſah, nicht auch in zufalliger Verbindung ihrer Einbildungskraft erſcheinen! — Elmire, und achteſt du nicht auf dieſen Schatten? Haltſt du ihn nicht freundlich einen Augenblick feſt? Fragſt du nicht: was haſt du angefangen, Erwin? wo biſt du hin, Junge? — Fragt man doch nach einer Katze, die einem entläuft. — Vergebens! vergebens! In den Zerſtreuungen ihrer bunten Welt vergißt ſie den Abgeſchiednen, und mich umgibt die ewig einfache, die ewig neue Qual, dumpfer und peinigender, als die mich in ihrer Gegenwart faßte. Abwechſelnde Hoffnung und Verzweiflung beſtürmen meine raſtloſe Seele.

Inneres Wühlen
Ewig zu fühlen

Immer verlangen,
Nimmer erlangen;
Fliehen und ſtreben,
Sterben und leben,
Hölliſche Qual,
Ewig' einmal.

Bernardo (kommt). Erwin!

Erwin. Bernardo! grauſamer Bernardo! verſchonſt du mich nicht mit deiner Gegenwart! Iſt es nicht genug, daß du meine einſame Wohnung ausſpähteſt, daß ich nicht mehr ruhig und einſam hier bleiben kann; mußt du mir ſo oft wieder erſcheinen, jedes verklungene, jedes halb eingeſchlafene Gefühl auf das menſchenfeindlichſte wecken! Was willſt du? Was haſt du mit mir? Laß mich, ich bitte dich!

Bernardo. Immer noch in deiner Klauſe, immer noch feſt entſchloſſen, der Welt abzuſagen?

Erwin. Der Welt? wie lieb iſt mir's, daß ich mich heraus gerettet habe. Es hat mich gekoſtet; nun bin ich geborgen. Mein Schmerz iſt Labſal gegen das, was ich in dem verfluchten Neſte von allen Seiten auszuſtehen hatte.

Auf dem Land und in der Stadt
Hat man eitel Plagen!
Muß ums Bißchen, was man hat,
Sich mit'm Nachbar ſchlagen.

Rings auf Gottes Erde weit
Iſt nur Hunger, Kummer, Neid,
Dich hinaus zu treiben.

Bernardo.

Erdenroth iſt keine Noth,
Als dem Feig' und Matten.
Arbeit ſchafft dir täglich Brod,
Dach und Fach und Schatten.
Rings, wo Gottes Sonne ſcheint,
Findſt ein Mädchen, findſt einen Freund,
Laß uns immer bleiben!

Erwin. Sehr glücklich! Sehr weiſe!

Bernardo. Junge! Junge! Wenn ich dich nicht ſo lieb hätte —

Erwin. Haſt du mich lieb, ſo ſchone mich!

Bernardo. Daß du zu Grunde gehſt!

Erwin. Nur nicht, daß ich dir folgen ſoll, daß ich zurückkehren ſoll. Ich habe geſchworen, ich kehre nicht zurück!

Bernardo. Und weiter?

Erwin. Habe Mitleiden mit mir. Du weißt, wie mein Herz in ſich kämpft und bangt, daß Wonne und Verzweiflung es unaufhörlich beſtürmen. Ach! warum bin ich ſo zärtlich, warum bin ich ſo treu!

Bernardo. Schilt dein Herz nicht, es wird dein Glück machen.

Erwin. In dieſer Welt, Bernardo?

und entschiedener Ergebenheit in die mögliche Folge der Ereignisse den Thron, und, in hohem Alter, da er voraussah, daß der Sohn Ghilan Schach noch einen gefährlichern Stand haben werde als er selbst, schreibt er dieß merkwürdige Buch, worin er zu seinem Sohne spricht: „daß er ihn mit Künsten und Wissenschaften aus dem doppelten Grunde bekannt mache, um entweder durch irgend eine Kunst seinen Unterhalt zu gewinnen, wenn er durch's Schicksal in die Nothwendigkeit versetzt werden möchte, oder im Fall er der Kunst zum Unterhalt nicht bedürfte, doch wenigstens vom Grunde jeder Sache wohl unterrichtet zu seyn, wenn er bei der Hoheit verbleiben sollte."

Wäre in unsern Tagen den hohen Emigrirten, die sich oft mit musterhafter Ergebung von ihrer Hände Arbeit nährten, ein solches Buch zu Handen gekommen, wie trostlich wäre es ihnen gewesen.

Daß ein so vortreffliches, ja unschätzbares Buch nicht mehr bekannt geworden, daran mag hauptsächlich Ursache seyn, daß es der Verfasser auf seine eigenen Kosten herausgab und die Firma Nicolai solches nur in Commission genommen hatte, wodurch gleich für ein solches Werk im Buchhandel eine ursprüngliche Stockung entsteht. Damit aber das Vaterland wisse, welcher Schatz ihm hier zubereitet liegt, so setzen wir den Inhalt der Capitel hierher und ersuchen die schätzbaren Tagesblätter, wie das Morgenblatt und der

Bernardo. Wenn ich's nun garantire?

Erwin. Leichtſinniger!

Bernardo. Denn glaub' mir, die Mädchen haben alle eine herzliche Neigung nach ſo einem Herzen.

Sie ſcheinen zu ſpielen,
Voll Leichtſinn und Trug;
Doch glaub' mir! ſie fühlen;
Doch glaub', ſie ſind klug.

Ein feuriges Weſen!
Ein trauriger Blick!
Sie ahnden, ſie leſen
Ihr künftiges Glück.

Erwin. Die Mädchen! — Ha! was kennen, was fühlen die! Ihre Eitelkeit iſt's die ſie etwa höchſtens einigen Antheil an uns nehmen läßt, uns an ihrem Triumphwagen auf und ab zu ſchleppen! — Wenn ſie Langeweile haben, wenn ſie nicht wiſſen, was ſie wollen, da ſehnen ſie ſich freilich nach etwas; und dann iſt ein Liebhaber oder ein Hund ein willkommnes Geſchöpf. Den ſtreicheln und halten ſie wohl, bis es ihnen einfällt, ihn zu necken, und von ſich zu ſtoßen; da denn der arme Teufel ein lautes Gebelfere verführt, und mit allen Pfötchen kratzt, wieder gnädig aufgenommen zu werden — und dann läßt ihnen einen andern Gegenſtand in die Sinnen fallen, auf und davon

sind sie, und vergessen alles, was man auch glaubte, daß ihnen noch so nah am Herzen läge.

Bernardo. Wohl gesprochen.

Erwin. Unterhalten, amüsirt wollen sie seyn, das ist alles. Sie schätzen dir einen Menschen, der an einem fatalen Abende in der Karte mit ihnen spielt, so hoch, als den, der Leib und Leben für sie hingibt.

Bernardo. Wichtiger Mensch! Was hast du denn noch für ein Mädchen gethan, daß du dich über sie beklagen darfst. Nimm ein liebenswürdig Weib, versorge sie, und ihre Kinder, trage Freud' und Leid des Lebens mit ihr; und ich versichre dich sie wird dankbar seyn, wird jeden Tag mit neuer Liebe und Treue dir um den Hals fallen.

Erwin. Nein! Nein! Sie sind kalt, sie sind flatterhaft.

Bernardo. Ist's nicht schlimm für eine, wenn sie warm, wenn sie beständig ist; wenn sie da, wo ein junger Herr achttägigen Zeitvertreib bei ihr suchte, eine dauernde Verbindung hofft, dem lügenhaften Schein traut, und sich einbildet, eine Aussicht von ganzem Glück ihres Lebens vor sich zu haben?

Erwin. Ich will nichts hören! all deine Weisheit paßt nicht auf mich. Ich liebte sie für ewig! Ich gab mein ganzes Herz dahin. Aber daß ich arm bin, war ich verachtet. Und doch hofft' ich durch meinen Fleiß sie so anständig zu versorgen,

als einer von den übertünchten Windbeuteln. — Alles hätte ich gethan, um ſie zu beſitzen.

Bernardo. Alles gethan? — Ja — unter andern gingſt du auch auf und davon.

Erwin. Wenn ich nicht umkommen, nicht an meiner ewig zurückgetriebenen Leidenſchaft erſticken wollte!

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und Götter ſo verachtet ſeyn!
Das untergräbt das innre Leben,
Das iſt die tiefſte Höllenpein.

Bernardo. Hier gilt nun freilich nicht, was man ſonſt zu ſagen pflegt: daß Verliebte ſo ein feines Gefühl haben, wie die Schnecken an den Hörnern, um zu ſpüren, ob man ihnen wohl will, oder nicht.

Erwin. Wem auch das ſein Herz nicht ſagte, der wäre —

Bernardo. Nur kein Eſel, ſonſt kämſt du in Gefahr —

Erwin. Was?

Bernardo. Einen Sack nach der Mühle zu tragen.

Erwin. Ich kann nicht ſagen: leb' wohl! denn ich bin zu Hauſe.

Bernardo. Alſo wenn ich mich zu Gnaden empfohle —

Erwin. Bernardo —

Bernardo. Nähmst du's nicht übel.

Erwin. Mensch ohne Gefühl! der du dieß Heiligthum meines Schmerzes mit kalten Sophismen und Spott entweihst; hier, wo eine anhaltende reine Trauer umherschwebt und mich erhält und verzehrt —

Bernardo. Und damit wir des Wesens ein Ende machen — zög' er nicht den Kopf aus dem schwarzen Loche des Todes wieder zurück, wenn einer ihn zupfte, und rief: sie liebt dich?

Erwin. Es ist falsch!

Bernardo.

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und wieder ganz geliebt zu seyn,
Ist das nicht reines Himmelsleben?
Und welch ein Thor macht sichs zur Pein?

Erwin.

Sein ganzes Herz dahin zu geben,
Und Götter so verachtet seyn!
Das untergräbt das saure Leben,
Das ist die tiefste Höllenpein.

Bernardo. Erwin!

Erwin. Bernardo!

Bernardo. Sieh mich an!

Erwin. Nein!

Bernardo. Nicht wild, nicht wirre! sieh mich starr an, und gut, und fest! Erwin! — Erkennst du deinen Bernardo?

Erwin. Was willſt du mit mir?

Bernardo. Sey ruhig und ſieh mich an! — Bin ich Bernardo, der dein ganzes Zutrauen, dein ganzes Herz hatte? Bin ich Bernardo, der dich nie betrog, nie deiner Empfindung ſpottete, ſie nie täuſchte — willſt du mir glauben?

Erwin. Wer widerſtünde dieſer Stimme, dieſem Ausdruck des edelſten Herzens! Rede, Bernardo! rede!

Bernardo. Erwin! — Sie liebt dich.

Erwin (in äußerſter Bewegung ſich wegwendend). Nein! Nein!

Bernardo. Sie liebt dich!

Erwin (ihm um den Hals fallend). Ich bitte dich, laß mich ſterben!

(Nach einer Pauſe hört man von weiten Elmiren ſingen, Erwin fährt auf.)

Bernardo. Horch!

Erwin. Ich vergehe! — das iſt ihre Stimme! Wie mir der Ton durch alle Sinnen läuft! Rede! Rede! — Sie iſt's!

Bernardo. Sie kommt.

Erwin. Weh mir! Wohin? wohin?

Bernardo. Geſchwind in die Hütte. Du ſollſt mit eignen Ohren hören, mit eignen Augen ſehen, Ungläubiger! (Er hebt einen Pack auf, den er zu Anfang der Szene an einen Baum geworfen.) Hier hab' ich

deine Maske mitgebracht. Komm, heiliger Mann, Erhole dich, du bist außer dir.

(Er führt Erwinen ab, der ihm in der größten Verwirrung folgt.)

Elmire (kommt singend das Thal her).

Mit vollen Athemzügen
Sang' ich, Natur, aus dir
Ein schmerzliches Vergnügen.
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie strebt
Das Herz in mir!

Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde,
Blühende Freuden,
Ach! säuseln im Winde,
Fassen die bebende,
Strebende
Brust.

Himmlische Zeiten!
Ach! wie so gräßlich!
Dämmert und blicket
Und schwindet die Luft!

Du lachst mir, liebes Thal,
Und du, o reine Himmelssonne,
Erfüllst mich wiederum einmal
Mit aller süßen Frühlingswonne.

Weh mir! Ach! sonst war meine Seele rein,
Genuß so friedlich deinen Segen.
Verbirg dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre dich, Natur, und stürme mir entgegen!

Die Winde sausen,
Die Ströme brausen,
Die Blätter rascheln
Dürr ab ins Thal.
Auf steiler Höhe,
Am nackten Felsen,
Lieg' ich und flehe;
Im tiefen Schnee,
Auf öden Wegen,
Gestöber und Regen,
Fühl' ich und sieh' ich
Und suche die Qual.

Bernardo. Ach! sind Sie da, mein Fräulein?

Elmire. Ich schlenderte so das Thal herauf, wie du es haben wolltest.

Bernardo. Was haben Sie? Wie ist Ihnen?

Elmire (sich erholend). Gut, recht gut. — Wie im Paradiese! — und die Hütte — sie ist's! kann ich ihn sehen! — Ein Schauer überfällt mich, da ich ihm nahen soll.

Bernardo. Gleich. Er kommt gleich. — Ich fand ihn im Gebet begriffen — aber was übel ist: er gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß er ein

Gelübde gethan habe, einige Monate kein Wort zu reden.

Elmire. Eben, da wir kommen?

Bernardo. Indessen treten Sie keklich zu ihm, eröffnen Sie ihm Ihr Herz. Er wird Ihre Leiden fühlen, und sein Schweigen selbst wird Ihnen Trost seyn, seine Gegenwart. Vielleicht gibt er Ihnen schriftlich ein tröstend Wörtchen, und wenn wir ihn wieder besuchen, so ist die Bekanntschaft gemacht.

Erwin, mit langem Kleide, weißem Bart verhüllt, tritt aus der Hütte.

Bernardo. Er kommt, ich lasse Sie.

Elmire. Mir vergeht Himmel und Erde bei seinem Anblick!

(Erwin tritt näher; sie grüßt ihn; er ist in der äußersten Verlegenheit, die er zu verbergen sucht.)

Elmire.

Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.
Angst und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieses arme Herz.
Sieh mich vor dir unverstellt,
Herr, die Schuldigste der Welt.

Ach! es war ein junges Blut,
War so lieb, er war so gut!

Ach! ſo redlich liebt er mich,
Ach! ſo heimlich quält er ſich —
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

Ich vernahm ſein ſtummes Flehn,
Und ich konnt' ihn ſehren ſehn,
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick.
Sieh mich vor die unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach! ſo neid'ſcht' und quält' ich ihn;
Und ſo iſt der Arme hin!
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verloren! er iſt todt!
Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

(Erwin zieht eine Schreibtafel heraus, ſchreibt mit zitternder Hand einige Worte, faltet ſie zuſammen und gibt ſie ihr. Sie will es aufmachen, er hält ſie ab, und macht ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen.)

Elmire. Ich verſtehe dich, würdiger Sterblicher; ich ſoll weg, ſoll dich deinen heiligen Gefühlen überlaſſen, ſoll dieſe Tafel in deiner Gegenwart nicht eröffnen. Wann darf ich es thun? Wann darf ich dieſe heiligen Züge ſchauen, küſſen, in mich trinken?

(Erwin deutet in die Ferne.)

Gesellschafter, die so erbaulichen als erfreulichen Anekdoten und Geschichten, nicht weniger die großen unvergleichlichen Maximen, die dieses Werk enthält, vorläufig allgemein bekannt zu machen.

Inhalt des Buches Kabus capitelweise.

1) Erkenntniß Gottes.
2) Lob des Propheten.
3) Gott wird gepriesen.
4) Fülle des Gottesdienstes ist nothwendig und nützlich.
5) Pflichten gegen Vater und Mutter.
6) Herkunft durch Tugend zu erhöhen.
7) Nach welchen Regeln man sprechen muß.
8) Die letzten Regeln Nuschirwans.
9) Zustand des Alters und der Jugend.
10) Wohlanständigkeit und Regeln bei'm Essen.
11) Verhalten bei'm Weintrinken.
12) Wie Gäste einzuladen und zu bewirthen.
13) Auf welche Weise gescherzt, Stein und Schach gespielt werden muß.
14) Beschaffenheit der Liebenden.
15) Nutzen und Schaden der Beiwohnung.
16) Wie man sich baden und waschen muß.
17) Zustand des Schlafens und Ruhens.
18) Ordnung bei der Jagd.
19) Wie Ballspiel zu treiben.
20) Wie man dem Feind entgegen gehen muß.
21) Mittel das Vermögen zu vermehren.

Stieß du, die Seele
Haß du betrübet;
Immer, ach immer
Hat ſie dich geliebet.

Erwin.

Ich bin ſo freudig,
Fühle ſo mein Leben!
Götter, ſelbſt Götter
Würden mir vergeben.

Bernardo.

Ach, ihre Thränen!
Thuſt ihr nicht gut.

Erwin.

Sie zu verſöhnen
Aließe mein Blut!
Sie liebt mich.

Bernardo.

Sie liebt dich!
Wo iſt ſie hin?

Erwin. Ich habe ſie den Weg hinab geſchickt, um nicht von Füll' und Freude des Tods zu ſeyn. Ich ſchrieb ihr auf ein Täfelchen: Er iſt nicht weit.

Bernardo. Sie kömmt! Nur einen Augenblick in dieß Geſträuch.

(Sie verbergen ſich.)

Elmire.

Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder.
O Hoffnung! O Glück!
Wo geh' ich, wo ſuch' ich,
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich!
O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin (ſpringt hervor). Elmire!
Elmire. Weh mir!
Erwin (zu ihrem Füßen). Ich bin's.
Elmire (an ſeinem Hals). Du biſt's!

(Die Muſik wage es, die Gefühle dieſer Pauſen auszudrücken.)

Bernardo.

O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!
Da haſt du ihn wieder!
Da nimm ſie zurück!

Erwin.

Ich habe dich wieder!
Hier bin ich zurück.
O ſchauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück!

Elmire.

Ich habe dich wieder!
Mir trübt sich der Blick.
Ich sinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Bernardo. Empfindet, meine Kinder, empfindet den ganzen Umfang eurer Glückseligkeit! Dieser Augenblick heilet alle Wunden eurer Herzen, die Welt wird wieder neu für euch, und ihr schaut in eine gränzenlose Aussicht von liebevoller ungetrennter Freude.

Erwin. Mein Vater! Hier halt' ich sie in meinen Armen! Sie ist mein!

Elmire. Ich hab' eine Mutter, zwar eine liebevolle Mutter; doch, wird sie in unser Glück willigen?

Erwin. Kann ich ihr werth scheinen? —

Bernardo. Da seyd unbesorgt vor! Es war ihr so angelegen, als mir, euch Närrchen zusammen zu bringen. Und wir beide haben mit größter Sorgfalt auch schon euern häuslichen und politischen Zustand in Ordnung gebracht, woran sich's meistentheils bei so idealischen Leutchen zu stoßen pflegt.

Erwin. Himmel und Erde, was soll ich sagen?

Bernardo. Nichts! das ist das sicherste Zeichen, daß dir's wohl ist, daß du dankbar bist! Nun kommt! unser Wagen hält eine Strecke das

Thal droben. Ich bring' euch an das Herz eurer Mutter, welcher Jubel für die rechtſchaffne liebevolle Alte! kommt.

Erwin. Kommt!

(Sie gehen, Erwin bleibt auf einmal, und kehrt ſich nach der Hütte.)

Ich gehe, und ſchaue mich nicht nach dir um! danke dir nicht! ehre dich nicht! ſage dir kein Lebewohl, du freundlichſte Wirthin meines Elends — (Entzückt zu Elmiren.) O Mädchen, Mädchen, was macht ihr uns nicht vergeſſen!

(Gegen die Hütte.)

Verzieh mir die Eile!
Ich weile
Nicht länger hier.
Verzeihe!
Ich weihe
Noch dieſe Thräne dir.

(Zu Elmiren.)

Engel des Himmels!
Deinem ſanften Blicke
Dank' ich all mein Glücke,
Mein Leben dank' ich dir!

(Gegen die Hütte.)

Verzeihe!
Ich weihe
Noch dieſe Thräne dir.

Elmire.

Ach! ich athme freier,
Du haſt mir vergeben.
All mein künftig Leben,
Liebſter! weih' ich dir.

Bernardo.

Zu dem heil'gen Orte
Kehrt ihr einſt zurücke.
Fühlet alles Glücke
Alles Leben hier.

Erwin.

Engel des Himmels!
Deinem ſanften Blicke
Dank ich all mein Glücke,
Mein Leben dank ich dir!

Claudine von Villa Bella.

Ein Schauſpiel mit Geſang.

Personen.

Don Gonzalo, Herr von Villa Bella.
Donna Claudina, seine Tochter.
Sibylla und Camilla } seine Nichten.
Don Sebastian von Rovero, ein Freund des Hauses.
Don Pedro von Castelvecchio, ein Fremder.
Cruzandino, Basko, } Vagabunden.

Die Muſik kündigt einen Wirrwarr, einen fröhlichen Tumult an, einen Zuſammenlauf des Volks zu einem feſtlichen Pompe.

Eine geſchmückte Gartenſcene ſtellt ſich dar. Unter einem feurigen Marſche naht ſich der Zug.

Kleine Kinder gehen voran mit Blumenkörben und Kränzen; ihnen folgen **Mädchen** und **Jünglinge** mit Früchten; darauf kommen **Alte** mit allerlei Gaben. **Sibylla** und **Camilla** tragen Geſchmeide und köſtliche Kleider. Sodann gehen die beiden Alten, **Don Gonzalo** und **Don Sebaſtian.** Gleich hinter ihnen erſcheint, getragen von vier **Jünglingen,** auf einem mit Blumen geſchmückten Seſſel, **Donna Claudina.** Die herabhangenden Kränze tragen vier andere Jünglinge, deren erſter, rechter Hand, **Don Pedro,** iſt. Während des Zugs ſingt der Chor:

Chor.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen!
Biſt uns, ſo glücklich,
Uns wieder erſchienen!

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Der Zug theilt sich auf beiden Seiten. Die Träger halten in der Mitte; und die Begleiter bringen ihre Gaben an.)

Ein Kleines.

Sieh, es erscheinen
Alle die Kleinen;
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen!
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an!

Chor.

Nimm sie, die herzlichen
Gaben, sie an.

Eine Jungfrau.

Alten und Jungen
Kommen gesungen;
Männer und Greise,
Jeder nach Weise,
Bringet ein jeder
Dir was er vermag.

Chor.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

22) Wie anvertraut Gut zu bewahren und zurück zu geben.
23) Kauf der Sclaven und Sclavinnen.
24) Wo man Besitzungen ankaufen muß.
25) Pferdekauf und Kennzeichen der besten.
26) Wie der Mann ein Weib nehmen muß.
27) Ordnung bei Auferziehung der Kinder.
28) Vortheile sich Freunde zu machen und sie zu wählen.
29) Gegen der Feinde Anschläge und Ränke nicht sorgles zu seyn.
30) Verdienstlich ist es zu verzeihen.
31) Wie man Wissenschaft suchen muß.
32) Kaufhandel.
33) Regeln der Aerzte und wie man leben muß.
34) Regeln der Sternkundigen.
35) Eigenschaften der Dichter und Dichtkunst.
36) Regeln der Musiker.
37) Die Art Kaisern zu dienen.
38) Stand der Vertrauten und Gesellschafter der Kaiser.
39) Regeln der Canzley-Aemter.
40) Ordnung des Vesirats.
41) Regeln der Heerführerschaft.
42) Regeln der Kaiser.
43) Regeln des Ackerbaues und der Landwirthschaft.
44) Vorzüge der Tugend.

Pedro (reicht ihr einen Strauß.)

Blumen der Wieſe,
Dürfen auch dieſe
Hoffen und wähnen?
Ach es ſind Thränen —
Noch ſind die Thränen
Des Thaues daran!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an!

Gonzalo (auf die Kleider und Koſtbarkeiten zeigend).

Tochter, die Gaben
Sollſt du heut haben.

(Zu den andern.)

Theilt ihr die Freude,
Theilet euch heute
Eſſen und Trinken,
Und was ich vermag!

Chor.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Die Träger laſſen den Seſſel herunter; Claudine ſteigt herab.)

Claudine.

Thränen und Schweigen
Mögen euch zeigen,

Wie ich ſo fröhlich
Fühle, ſo ſelig,
Alles, was alles
Ihr für mich gethan!

Chor.

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an!

Claudine (ihren Vater umarmend).

Könnt' ich mein Leben,
Vater, dir geben!

(Zu den übrigen.)

Könnt' ich, ohn Schranken
Allen euch danken!

(Wendet ſich ſchüchtern zu Pedro.)

Könnt' ich —

(Sie ſtockt. Die Muſik macht eine Pauſe. Sie ſucht ihre Verwirrung zu verbergen, ſetzt ſich auf den Seſſel, den die Träger aufheben; und das Chor fällt ein.)

Chor.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen!
Biſt uns, ſo glücklich,
Uns wieder erſchienen!

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Der Zug geht ſingend ab.)

Gonzalo und **Sebaſtian** bleiben.

Gonzalo. Baſtian, lieber Baſtian, verdenke mir's nicht! Sieh das Mädchen an, und du wirſt mir nicht verdenken, daß ich einen kleinen Abgott aus ihr mache. So manche Feierlichkeit, bei ſo manchem Anlaß, ſcheint mir nicht hinreichend, das Gefühl meines Innerſten gegen ſie an den Tag zu legen. Wie warm dank' ich dem Schickſal, das, da es mir eine männliche Nachkommenſchaft verſagt hat, da es mit mir den alten herrlichen Stamm von Villa Bella ausgehen läßt, mir dieſe Tochter gibt. O, ihr Werth entzückt mich mehr, als die Ausſicht über eine gränzenloſe Nachkommenſchaft!

Sebaſtian. Nein, ich ſage dir, mich ergötzt das kleine Feſt recht herzlich. Denn ob ich gleich kein Freund von Umſtänden bin, ſo bin ich doch den Ceremonien nicht feind. Ein feierlicher Aufzug von geputzten Leuten; ein Zuſammenlauf des Volks; gejauchzt, die Glocken geläutet; gejauchzt und geſchoſſen drein: es geht einem das Herz doch immer dabei auf, und ich verdenk's den Leuten

nicht, wenn ſie dadurch glauben die Heiligen zu verehren und Gott ſelbſt zu verherrlichen.

Gonzalo. Und ich glaube, für Claudinen niemals genug zu thun. Wie kann ich genug ausdrücken, daß ſie Königin iſt über alle meine Beſitzthümer, über meine Unterthanen, über mich ſelbſt — Muß ich ſie nicht den Vorzug fühlen laſſen, den ſie vor andern Menſchen hat, da ſie ihn ſelbſt nicht fühlt; nicht die geringſte Ahnung davon zu haben ſcheint, daß ihres Gleichen nicht in der Welt iſt? Dieſe Ruhe des Geiſtes, dieſes innere Gefühl ihrer ſelbſt, dieſe Theilnehmung an anderer Schickſale, dieſe Empfindlichkeit gegen alles Schöne und Gute — Sage nicht, ich ſey Vater, ich beſpiegle mich nur ſelbſt in ihr — Höre! alle meine Leute, alles was ſie umgibt, ſogar die neidiſchen Nichten müſſen ihr huldigen.

Sebaſtian. Hab' ich nicht Augen und ein Herz? Freilich ſeh' ich ſie weder als Vater noch als Liebhaber; aber ſo viel ſeh' ich doch, daß es eine Gabe vom Himmel iſt, Vater oder Liebhaber ſo eines Mädchens zu ſeyn. Haſt du bemerkt, daß all der Triumph, all die Herrlichkeit heute, ſie mehr in Verlegenheit ſetzte, als erfreute? Ich hab' mein Tage kein rührenders Bild der Demuth geſehn, als ſie in dem Schmuck. Auch war noch jemand dabei, dem ein einſamer Buſch weit mehr Wonne gegeben hatte; deſſen Empfindung zu dem Rauſchen des Waſſers und dem Liſpeln der Blätter

beſſer ſtimmte, als zu den Trompeten und Freudengeſang.

Gonzalo. Du meinſt?

Sebaſtian. Pedro!

Gonzalo. Pedro?

Sebaſtian. Du wirſt doch darüber nicht ſtaunen? Pedro, der, ſeitdem er Claudinen zum erſtenmal geſehen hat, kein Pfötchen mehr machen kann; dem du ſchon hundertmal auf einem Seitenblick, einem Händereiben, einem Hutkneten mußt ertappt haben.

Gonzalo. Und wenn auch —

Sebaſtian. Gut! Du mußt denken wie ich, daß dieſe Partie für deine Tochter — Du lächelſt?

Gonzalo. Daß wir Alten gleich verheirathen!

Sebaſtian. Ich trag' das wachend und träumend herum. Aber alles will reif werden. Unterdeſſen haſt du recht, daß du ein Aug' zuthuſt und mit dem andern nebenausblickſt.

Gonzalo. Wenn ich ſie ſo anſehe, erinnere ich mich der blühenden Tage meiner Jugend; mir wird ganz wohl.

Sebaſtian. Ich glaube auch, daß ihnen ganz wohl bei der Sache iſt. Wenn Pedro nur unſer Hauptgeſchäft nicht drüber vergäße!

Gonzalo. Hat's ihm noch nicht geglückt, was von ſeinem Bruder auszufragen?

Sebaſtian. Ihm? Das iſt mir der rechte Spion! Er iſt ja ſo verliebt, daß wenn du nach

der Stunde fragſt, er nicht weiß, in welcher Taſche ſeine Uhr ſteckt. Bei Gott! wenn ich mich nicht abritte und abarbeitete, wir waren noch auf dem alten Flecke.

Gonzalo. Unter uns, Baſtian; haſt du was heraus?

Sebaſtian. Es bleibt bei dir. Wenn nicht alle Umſtände lügen, ſo hab' ich den Vogel, dem mir ſo ſehnlich nachſtreben, hier im Städtchen nah bei, wo er luſtig und guter Ding iſt. Heut früh ſagt' ich's Pedro ſo halb und halb; wir wollen aber das Feſt nicht verderben, ſagt' ich. Ach Claudine! ſeufzte der Arme aus tiefer Bruſt, als wollt' er ſagen: den Bruder zum Teufel und dich mir in Arm!

Gonzalo. Ich habe das Mädchen bemerkt, ich habe die keimende Leidenſchaft in ihrer Seele beobachtet: es iſt ein reizendes Schauſpiel, das einen wieder ganz jung macht!

Sebaſtian. Hätten wir nur erſt unſer Vorhaben ausgeführt, woran dem ganzen Hauſe Caſtelvecchio ſo viel gelegen, wovon Pedro's Schickſal zum Theil mit abhangt! Ich ſag' ihm ſo oft: Herr, ſeid verliebt; wer wehrt's euch? Seid bei Claudinen; wer hindert euch? Nur vergeßt nicht ganz, was ihr euch und eurer Familie und der Welt ſchuldig ſeid. Das hilft! —

Gonzalo. Wie eine Arznei! Nicht wahr?

Sey ruhig, Baſtian! Haben wir's unſern Hofmeiſtern nicht eben ſo gemacht?

Sebaſtian. Nein, Freund, ſo iſt's nicht gemeint. Sollen wir umſonſt die weite Reiſe von Madrid hierher gemacht haben; ſollen wir beſchämt nach Hauſe kehren; und wer wird alsdann die Schuld tragen müſſen als ich? Ich rede ihm zu wie ein Biedermann. Was? ſeinen Bruder länger in dem Luderleben verwildern zu laſſen, der mit Spielern und Buben im Lande herumſchwadronirt, mehr Mädels betrügt, als ein anderer kennt, und öfter Händel anfängt, als ein Trunkenbold ſein Waſſer abſchlägt!

Gonzalo. Ein toller unbegreiflicher Kopf!

Sebaſtian. Du hätteſt den Buben ſehn ſollen, wie er ſo heran wuchs; er war zum Freſſen. Kein Tag verging, daß er uns nicht durch die lebhafteſten Streiche zu lachen machte; und wir alten Narren lachten über das, was künftig unſer größter Verdruß werden ſollte. Der Vater wurd' nicht ſatt, von ſeinen Streichen, ſeinen kindiſchen Heldenthaten erzählen zu hören. Immer hatt' er's mit den Hunden zu thun; keine Scheibe der Nachbarn, keine Taube war vor ihm ſicher; er kletterte wie eine Katze auf Bäumen und in der Scheuer herum. Einmal ſtürzt' er herab; er war acht Jahr alt; ich vergeſſe das nie; er fiel ſich ein großes Loch in Kopf, ging ganz gelaſſen zum Entenpfuhl im Hof, wuſch ſich's aus, und kam mit der Hand

vor der Stirn herein, und ſagte mit ſo ganz lachendem Geſicht: Papa! — Papa! — ich hab' ein Loch in Kopf gefallen! Eben als wollt' er uns ein Glück notificiren, das ihm zugeſtoßen wäre.

Gonzalo. Schade für den ſchönen Muth, den glücklichen Humor des Jungen!

Sebaſtian. So ging's freilich fort; je älter er ward, je toller. Statt nun das Zeug zu laſſen, ſtatt ſich zu fügen, ſtatt ſeine Kraft zu Ehren der Familie und ſeinem Nutz zu verwenden, trieb er einen unſinnigen Streich nach dem andern; belog und betrog alle Mädchen, und ging endlich gar auf und davon; begab ſich, wie wir Nachricht haben, unter die ſchlechteſte Geſellſchaft, wo ich nicht begreife, wie er's aushält; denn er hatte immer einen Grund von Edelmuth und Großheit im Herzen.

Gonzalo. Glück zu, Baſtian! und gib ihn ſeiner Familie zurück.

Sebaſtian. Nicht eben das! Umſonſt ſoll er uns nicht genarrt haben. Krieg' ich ihn nur einmal beim Kragen, ich will ſchon in einem Kloſter oder irgend einer Feſtung ein Plätzchen für ihn finden, und Pedro ſoll mir die Rechte des Erſtgebornen genießen. Der König hat ſchon ſeine Geſinnung hierüber blicken laſſen. Wenn's wahr iſt, daß mein Mann ſich in der Gegend aufhält, ſo müßt' es arg zugehn, wenn ich ihn nicht, zu Ehren des Feſts, heute noch packe. Wir können's

vor Gott und der Welt nicht verantworten; der alte Vater würde sich im Grab umwenden!

Gonzalo. Brav, Bastian! Du bist immer der alte, treue Bastian.

Sebastian. Und eben deßwegen — Unter uns — Sieh doch ein bißchen nach deiner Tochter!

Gonzalo. Wie meinst du?

Sebastian. Der Teufel ist ein Schalm; und Pedro und die Liebe sind auch nicht so da.

Gonzalo. Auch immer der alte Bastian! Verzeih mir! du weißt keinen Unterschied zu machen. Das Mädchen, die Sorge meiner Seele, der Zweck all dieser achtzehnjährigen Erziehung, das feinste delicateste weibliche Geschöpf, das vor dem geringsten Gedanken — nicht Gedanken, vor der geringsten Ahnung eines Gefühls erzittert, das ihrer unwürdig wäre.

Sebastian. Eben deßwegen!

Gonzalo. Ich setze mein Vermögen an sie, meinen Kopf.

Sebastian. Da kommt sie eben die Allee herauf. Sie hat sich von der Menge losgewunden, sie ist allein; und sieh den Gang, sieh das Köpfchen wie sie's hängt! Komm, komm ihr aus dem Wege; Sünde wär's durch unsere kalte Gegenwart die auserwehlten Träume zu verjagen, in deren Gesellschaft sie daherwandelt! (Beide ab.)

Claudine mit Pedro's Strauß.

Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieser Blumen werth.
Ehr' und Lieb' von allen Seiten,
Kleider, Schmuck und Kostbarkeiten,
Alles was mein Herz begehrt!
Aber alle diese Gaben
Sind nicht dieser Blumen werth.

Liebes Herz, ich wollte dich noch einmal so lieb haben, wenn du nur nicht immer so pochtest. Sey ruhig, ich bitte dich, sey ruhig! (Pedro von ferne.) Pedro? Auch der? Ach, da soll ich nun gar verbergen, daß ich empfinde!

Pedro kommt.

Pedro. Fräulein!

Claudine. Mein Herr!

(Schweigen einige Augenblicke.)

Pedro (auf sie zuerst zugehend). Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne!

Claudine (zurückweichend). Wie ist Ihnen?

Pedro. Wohl! wohl! als wie im Himmel in dieser englischen Gesellschaft! Ah! daß Sie meine armen Blumen so ehren, ihnen einen Platz an Ihrem Herzen gegönnt haben!

Wie man nun aus einem Buche ſolchen Inhalts ſich ohne Frage eine ausgebreitete Kenntniß der orientaliſchen Zuſtände verſprechen kann, ſo wird man nicht zweifeln, daß man darin Analogien genug finden werde ſich in ſeiner europäiſchen Lage zu belehren und zu beurtheilen.

Zum Schluß eine kurze chronologiſche Wiederholung. König Kjekjawus kam ungefähr zur Regierung Heg. 450=1058, regierte noch Heg. 473=1080, vermählt mit einer Tochter des Sultan Mahmud von Gaſna. Sein Sohn, Ghilan Schach, für welchen er das Werk ſchrieb, ward ſeiner Länder beraubt. Man weiß wenig von ſeinem Leben, nichts von ſeinem Tode. Siehe Diez Ueberſetzung. Berlin 1811.

Diejenige Buchhandlung, die vorgemeldetes Werk in Verlag oder Commiſſion übernommen, wird erſucht ſolches anzuzeigen. Ein billiger Preis wird die wünſchenswerthe Verbreitung erleichtern.

Claudina. Weniger konnt' ich nicht thun. Sie verweilen bis den Abend, und jedes Geschenk hat mir heut eine Herzensfreude gemacht.

Pedro. Jedes?

Claudina. Wann reiten Sie weg?

Pedro. Die Pferde sind gesattelt. Sebastian will mich mit aller Gewalt bei sich haben; er glaubt mein Bruder sey in der Nähe, und denkt ihn noch heute zu fangen.

Claudina. Der Bruder macht Ihnen viel Verdruß.

Pedro. Er macht das Glück meines Lebens. Ohne ihn kennte ich Sie nicht. Ohne ihn —

Claudina. Und wenn Sie ihn erwischen, ihn wieder durch Liebe und Beispiel dem rechten Weg zuführen, wenn Sie ihn seiner Familie zurückbringen, Pedro; wie werden Sie empfangen werden, mit welchen Freuden!

Pedro. Nichts davon, um Gottes willen! Ich kenne mich selbst nicht, ich weiß nicht, wo ich bin, ich sehe kaum, wohin ich trete. Zurück nach Hause! zurück! Von Ihnen weg, mein Fräulein!

Claudina. Der König, der Sie liebt, der so ein trefflicher Herr seyn soll; der Hof der Sie mit aller Herrlichkeit erwartet —

Pedro. Ist das ein Leben? Und doch, sonst war mir's nicht ganz zuwider. Wenn ich meine Tage den Geschäften des Vaterlands gewidmet hatte, konnt' ich wohl meine Abende und Nächte in dem

Schwarme zubringen, der um die Majeſtät, wie Mücken ums Licht ſummt. Jetzt würde mir das eine Hölle ſeyn! Ich weiß nicht, wo meine Arbeitſamkeit, meine Geſchäftigkeit hin iſt. Es ekelt mir einen Brief zu ſchreiben, der ich ſonſt allein zwei, drei Secretare beſchäftigen konnte. Ich gehe aus und ein, träumend und wähnend; aber ſelig, ſelig iſt mein Herz!

Claudine. Ja, Pedro; je näher wir der Natur ſind, je näher fühlen wir uns der Gottheit, und unſer Herz fließt unausſprechlich in Freuden über.

Pedro. Ach, dieſen Morgen, als ich die Blümchen brach am Bach herauf, der hinter dem Wald herfließt, und die Morgennebel um mich dufteten, und die Spitze des Bergs drüben mir den Aufgang der Sonne verkündigte, und ich ihr entgegen rief: das iſt der Tag! — das iſt ihr Tag! — Claudine! — Ich bin ein Thor, daß ich auszuſprechen wage, was ich empfinde!

Claudine. Ach ja, Pedro, ich wüßte nichts für mein Herz, ſo volle warme Fülle, als die Herrlichkeit der Natur um uns her.

Pedro. O wer dafür keine Seele hatte, zu fühlen, wie um dieſe himmliſche Güte, um dieſen heiligen Reiz alles, alles ſchöner, herrlicher wird; wer nicht in dieſer Gegend lieber ſein Leben in einer ſtillen Hütte verbarge, um nur Zeuge ſeyn zu dürfen! —

Claudine. So ganz ungleich Ihrem Bruder, den ich doch auch kennen möchte! Es muß ein wunderlicher Mensch seyn, der allen Stand, Güter, Freunde verläßt, und in tollen Streichen, schwärmender Abwechselung, seine schönsten Tage verdirbt.

Pedro. Der Unglückliche! Ich erschrecke über seine Verhärtung. Nicht zu fühlen, daß das unstäte flüchtige Leben ein Fluch ist der auf dem Verbrecher ruht, verbannt er sich selbst aus der menschlichen Gesellschaft. Es ist unglaublich! Und dann — mit Zittern sag' ich's, — wie manche Thräne von ihm verführter, verlassener Mädchen hab' ich fließen sehn! O, das war's, was uns am meisten aufbrachte, seiner Freiheit nachzustellen. Ich hätte mit den armen Geschöpfen vergehen mögen! Wie wird ihm seyn, wenn er, von seiner Verblendung dereinst geheilt, mit Zittern sehn muß, daß er das innerste Heiligthum der Menschheit entweihte, da er Liebe und Treue so schändlich mit Füßen trat?

Claudine. Liebe und Treue! Glauben Sie dran, Pedro?

Pedro. Sie können scherzen und fragen?

Claudine.

Treue Herzen!
Männer scherzen
Ueber treue Liebe nur.

Pedro.

Trüber ſcherzen
Schlechte Herzen
Nur, verderbte Männer nur.

Claudine.

Aber ſag', wo ſind die Rechten,
Und wie kennt man ſie von Schlechten;
Sieht man's 'en an den Augen an?

Pedro.

Zwar verſtellen ſich die Schlechten,
Blicken, ſeufzen wie die Rechten;
Doch das geht ſo lang nicht an.

Claudine.

Ach, des Betrugs iſt viel,
Wir Armen ſind ihr Spiel!

Pedro.

Wer findt ein treues Blut,
Findt drum ein edel Gut.

Claudine.

Ach, nur zu viel
Ein Sonntagsſpiel!

Pedro.

Ein treues Blut
Ein edel Gut!

(In dem Schluß des Duetts hört man ſchon von weitem ſingen Camillen und Sibyllen, die ſingend näher kommen.)

Beide.

Vom hohen hohen Sternenrund
Bis 'nunter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſeyn,
Als nur mein Schätzel allein!
(Sie treten herein.)

Camille.

Er iſt der ſtärkſt im ganzen Land,
Iſt kühn und ſittſam und gewandt,
Und bitten kann er, betteln, frein;
Es ſag' einmal eins: nein!

Sibylle. Guten Abend! Wie treffen wir einander hier? Allons, Chorus!

Alle vier.

Vom hohen hohen Sternenrund
Bis 'n unter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts ſo ſchön, ſo liebes ſeyn,
Als nur mein Schätzel allein!

Sibylle.

Und das was über alles geht,
Ihn über Kön'g und Herrn erhöht;
Er iſt und bleibet mein,
Er iſt mein Schätzel allein.

Chorus:

Alle vier.

Vom hohen hohen Sternenrund
Bis 'nunter in tiefen Erdengrund,
Muß nichts so schön, so liebes seyn,
Als nur mein Schätzel allein.

Claudine. Habt ihr meinen Vater nicht gesehn? Ach, ich muß zu ihm; seit unserer Feierlichkeit hab' ich ihn nicht allein gesprochen. Auch euch dank' ich, lieben Kinder, daß ihr den Tag habt wollen verherrlichen helfen, an dem das Geschöpf zur Welt kam, das — Ihr kennt mich ja? Leben Sie wohl, Pedro!

Pedro. Darf ich Sie begleiten?

Claudine. Bleiben Sie, ich bitte, bleiben Sie!

Pedro. Wir gehen zusammen. Sebastian wartet auf mich; die Pferde sind gesattelt.

Sibylle. Gehen Sie nur. Er hat lang nach Ihnen gefragt. (Gehen ab.)

Sibylle. Camille.

Sibylle. Ich möchte bersten vor Bosheit! „Bleiben Sie! Bleiben Sie!" Ich glaub' sie that's uns zu spotten. Sie ist übermüthig daß ihr der Mensch nachlauft wie ein Hündchen. „Bleiben Sie! Bleiben Sie!" Ich komme schier aus der Fassung. Und er! macht er nicht ein Hangmaul, wie ein Schulknabe? Der Affe!

Camille. Sie meint, weil ſie ein rund Köpfchen hat, ein Stumpfnäschen, und über ein Gräschen und Gansblümchen gleich weinen kann; ſo wär' was mit ihr.

Sibylle. Und weil man uns auch heute an den Triumphwagen geſpannt hat. Ich war ſo im Grimm —

Camille. Unſer eins iſt auch keine Kap, und den Pedro möcht' ich nit einmal. Es iſt ein langweiliger traumiger Menſch. Uebel iſt er nicht gemacht.

Sibylle. Und war auch artig, eh' ihn die Närrin verwirrt hat. Denn meinetwegen eigentlich hat er hier ins Haus Bekanntſchaft geſucht, und dem Don Sebaſtian in den Ohren gelegen, ihn hereinzubringen. Seit ich ihn drüben beim Gouverneur auf Salanka kennen lernte, da war er galant, freundlich, artig. Ich weiß wohl noch, wie mich Sebaſtian verirrte. Jetzt iſt er unerträglich.

Camille. Unausſtehlich! Ja, aber ich hab' einen Fang gethan, wenn du mich nicht verrathen willſt.

Sibylle. Ich dächte du weißt, daß du dich auf mich verlaſſen kannſt, und wahrhaftig ich weiß auch, du hilfſt mir Roche an Pedro nehmen, und an ſeiner zärtlichen Duleinee.

Camille. Hör' nur, in der Nachbarſchaft hält ſich ein Cavalier auf. Siehſt du, ich ſage nichts; aber es iſt der Ausbund vom ganzen Geſchlecht.

Reich muß er seyn, und vornehm; das sieht man ihm an. Und ein Bürschchen, wie ein Hirschchen!

Sibylle. Wie heißt er? Wo ist er?

Camille. Er verbirgt seinen Stand und Namen. Sie heißen ihn Don Erugantino. Heiß er wie er will, es gibt nicht seines Gleichen.

Sibylle. Den hast du gewiß ebegestern auf'm Jahrmarkt gecapert?

Camille. St!

Sibylle. Noch eins, Camille! Du weißt, wenn Don Pedro des Abends fort muß, wie sie da einander mit langen Athemzügen und Blicken eine gute Nacht geben, als sollten sie auf ewig getrennt werden, und wie's bei Tisch so still hergeht, und wie bald abgessen ist, und wie mein Claudinchen, sobald der Vater im Lehnsessel zu nicken anfangt, weg und in Garten schleicht, und dem Mond was vorsingt. Camille, ich wollt' schwören, es ist nicht der Mond! Wenn nicht hinter der Sach was steckt.

Camille. Meinst du?

Sibylle. Närrchen; dahinten die Terrasse mit dem eisernen Gatter kennst du. Das müßt ein schlechter Liebhaber seyn, der nicht da herüber wollte, wie ein Steinwurf, um seiner Scharmanten die Thränen abzutrocknen, die ihr der keusche Mond abgelockt hat.

Camille. Wahrhaftig! und sie kann nicht leiden, daß eins mitgeht.

Sibylle. Und ich ſtell' mich auch immer ſo ſchläfrig, um ſie ſicher zu machen. Nun aber muß es heraus. Pedro reit't ſchon jezt weg; dahinter ſteckt was. Das Nachteſſen iſt ſo früh beſtellt! Ganz gewiß!

Camille. Wenn wir ſie beſchlichen?

Sibylle. Das iſt nichts. Säh' auch unfreundlich aus. Nein, dem Alten wollen wir's erzählen, der wird raſend; wie er auf ſeine Tochter und Ehre hält. Der ſoll ſich hinten hin ſchleichen.

Camille. Fangen wir's nur klug an, daß es nicht ausſieht —

Sibylle. Iſt das das erſtemal, daß wir Leute aneinanderhezen? Komm, eh es zu Tiſch geht, komm! (Beide ab.)

Eine Stube einer ſchlechten Dorfherberge.

Drei Vagabunden ſitzen um einen Tiſch und würfeln. **Cruganino,** den Degen an der Seite, eine Zither mit einem blauen Band in der Hand. Er ſtimmt, auf und ab gehend, und ſingt:

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Ein Lied, am Abend warm geſungen,
Hat mir ſchon manches Herz errungen;

Und ſteht der Neider an der Wand,
Hervor den Degen in der Hand;
'raus, feurig, friſch
Den Flederwiſch!
Kling! Kling! Klang! Klang!
Dif! Dif! Dak! Dak!
Krik! Krak!

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Erſter Vagabund. Komm doch, Crugantino; Halt eins!

Crugantino. Mir iſt heut gar nicht drum zu thun.

Zweiter Vagabund. Er iſt heut wieder nicht zu brauchen.

Crugantino. Servitor! Wenn ich mich wollte brauchen laſſen, ging ich in honnete Geſellſchaft und gab mich mit Lumpen nicht ab, wie ihr ſeyd.

Erſter Vagabund. Laß ihn! Er iſt guten Humors.

Dritter Vagabund. Ich wette, er harrt auf die Stunde zum Rendezvous. Wohin geht's heut? zur Almeria hinüber?

Crugantino. Wie du meinſt.

Zweiter Vagabund. Nein, der Roman iſt gewiß zu Ende. Er dauert ſchon drei Wochen.

Von Hammer.

Wie viel ich dieſem würdigen Mann ſchuldig geworden, beweiſt mein Büchlein in allen ſeinen Theilen. Längſt war ich auf Hafis und deſſen Gedichte aufmerkſam, aber was mir auch Literatur, Reiſebeſchreibung, Zeitblatt und ſonſt zu Geſicht brachte, gab mir keinen Begriff, keine Anſchauung von dem Werth, von dem Verdienſte dieſes außerordentlichen Mannes. Endlich aber, als mir, im Frühling 1813, die vollſtändige Ueberſetzung aller ſeiner Werke zukam, ergriff ich mit beſonderer Vorliebe ſein inneres Weſen und ſuchte mich durch eigene Production mit ihm in Verhältniß zu ſetzen. Dieſe freundliche Beſchäftigung half mir über bedenkliche Zeiten hinweg, und ließ mich zuletzt die Früchte des errungenen Friedens auf's angenehmſte genießen.

Schon ſeit einigen Jahren war mir der ſchwunghafte Betrieb der Fundgruben im Allgemeinen bekannt geworden, nun aber erſchien die Zeit wo ich Vortheil daraus gewinnen ſollte. Nach mannichfaltigen Seiten hin deutete dieſes Werk, erregte und befriedigte zu-

Erſter Vagabund. Wett' ich rath's! Zur Camilla, die auf'm letzten Jahrmarkt ihm mit ihren ſchwarzen Augen ſtracks durch die Leber geſchoſſen hat.

Cruganting. Ich dächte, du ginaſt mit, und ſähſt zu; warſt du doch deiner Sache gewiß.

Erſter Vagabund. Viel Ehr. Wenn ſie nur ſo eine lange Nas nicht hätt'. Sonſt iſt ſie nicht übel, außer — fürcht' ich —

Cruganting. Ich glaub', du fanaſt an, delicat zu werden.

Zweiter Vagabund. Mag nicht mehr ſpielen.

Dritter Vagabund. Ich auch nit.

Zweiter Vagabund. Unter ein paaren iſt's nicht der Mühe werth. Man gewinnt einander das Geld ab, das iſt fatal.

Cruganting. Beſonders wo keins iſt.

Zweiter Vagabund. Bliebſt du bei uns, hättſt du auch was zu lachen.

Cruganting. Was treibt ihr denn?

Zweiter Vagabund. Der Pfarrer hat heut ein Hirſchkalb geſchenkt kriegt; das hangt hunten in der Küchenkammer. Das wird ihm weggeputzt.

Dritter Vagabund. Und die Hörner ihm auf den Perückenſtock genagelt. Sein Perückenſtock mit der Feſtperücke ſteht in der Ecke; verlaßt euch auf mich! — Ich hätte ſie neulich bald übern Haufen geworfen, als mich die Köchin in dem Kammerchen conſultirte.

Zweiter Vagabund. Du ſteigſt hinein, reichſt mir den Bock heraus. Wir löſen die Hörner ab, und geben ſie dir.

Dritter Vagabund. Für das Uebrige laßt mich ſorgen! Auf der Perücke muß das herrlich ſtehn, und ein Zettelchen dran: — Der neue Moſes —

Alle. Bravo, Bravo!

Erſter Vagabund. Hat keiner den Basko geſehn?

Crugantino. Wollt ihr einen Augenblick warten? er wird gleich zur Hand ſeyn.

Zweiter Vagabund. Ich, glaub's nicht; er iſt bös auf mich, ich hab ihn geſtern ein bischen übergezogen.

Crugantino. Bös über dich? bildt dir's nit ein! Basko iſt kein Kerl das nachzutragen. Er hätt' dir ins Geſicht geſchmiſſen, und ein Schrämmchen über die Naſe gehauen, und da wär's gut geweſt.

(Man hört eine Nachtigall draußen.)

Erſter Vagabund. Da iſt er! Hört ihr ihn? Da iſt er?

Basko. Guten Abend.

Crugantino. Du kommſt eben recht. Solvio meint, du warſt bös über ihn.

Basko. Was der Menſch ſich vor Streiche einbildt! Crugantino, Ein Wort —

Erſter Vagabund. Scheint euch nicht. Wir machen euch Platz.

Basko. Lernst du noch Lebensart, alter Bock! Gelt, du spürst in allen Gliedern, daß dich ehstens der Teufel holen wird, und da wirst du kirre?

Die Vagabunden. Viel Glück auf die Expedition! Wir wollen eine Bouteille drauf ausleeren.

Mit vielem hilft man Haus,
Mit wenig kommt man auch aus;
Heisa! Heisa! so gehts doch hinaus.

(ab.)

Cruguntino. Die ich doch am Ende wieder bezahlen muß — O Basko, das Leben wird mir unter den Kerls unerträglich! Eine Langeweile, ein ewig Einerlei. Wenn unsere Streiche nicht wären. — Was bringst du, Basko? Was bringst du von Villa Bella?

Basko. Viel, gar viel.

Cruguntino. Hab ich Hoffnung, mich Claudinen zu nähern? Ein Engel, ganzer Engel!

Basko. Camillchen, das liebe Camillchen hat mir Winke gegeben, hat mir zugeflüstert: dem edlen Cruguntino meinen Gruß!

Cruguntino. Laß sie zum Teufel gehn! Red' mir von Claudinen.

Basko. Herr! Wir, oder unser Genius, oder alzusammen sind ausgemachte Esel.

Crugantino. Was gibt's?

Basko. Ich, der ich ſonſt herumſchwärme den ganzen Tag, und plane wie ein Raubvogel, muß heut den ganzen Nachmittag hier auf der Bärenhaut liegen.

Crugantino. Nun.

Basko. Und drüben; ich hätte mir die Augen ausſchlagen mögen; drüben in Villa Bella — Ich hab' in Gonzalo's Hofe bei Claudinen geſtanden, von hier an den Tiſch, und wer's eh' gewußt hatte —

Crugantino. Schwerenoth! Wie ging das?

Basko. Heut iſt Claudinens Geburtstag. Ihr Vater, der ſie wie ein Narr liebt, hat ein Feſt angeſtellt. Sie haben einen Umgang gehalten, ſie im Triumph getragen —

Crugantino. Das haſt du geſehn?

Basko. Ich kam zu ſpat. Aber im Hof unter den großen Linden waren fürs ganze Dorf Tiſche gedeckt. Alt und Junge, alles geputzt! Und heiſa oben aus; Faſſer mit Bier, ungeheure Töpfe mit Brei, und ein Geſumm und Gedräng! da kam ich eben auch hinein.

Crugantino. Und holteſt mich nicht?

Basko. Kaum hatt' ich mich umgeſehn, verloren ſich die Herrſchaften.

Crugantino. Haſt ſie geſehn?

Basko. Narr, ich möcht' dir ſagen können wie ſchön ſie war. In einer gewiſſen Verlegenheit.

Cruganting. Was iſt nun das alles?

Basko. Geduld! Geduld! Eins hab' ich erfahren. Sie pflegt alle Nacht, beſonders bei ſo ſchönem Mondenſcheine, allein im Garten zu ſpazieren. Du kennſt die Caſtanienbaume, die davor ſtehen auf dem Wege nach Salanke?

Cruganino. Lehr' mich das! Die Terraſſe geht da heraus, und die eiſerne Thüre. O, ich will hin, gleich hin, und dort ſeyn, eh der Mond noch aufgeht. Komm, Basko!

Basko. Noch eins! Nimm dich doch in Acht. Serpillo, der Häſcher, der mein Herzensfreund iſt, hat mir vertraut: man frage nach dir, erkundige ſich nach dir.

Cruganino. Poſſen! Ich wüßte jetzt nichts.

Basko. Wenn's nur nicht über etwas geht, das du ſchon vor abgethan hältſt!

Cruganino. Das wär' dumm.

Basko. Unſere Landsleute tragen gar lange nach.

Cruganino. Iſt mir nit bang. Und nach Villa Bella muß ich. Komm, wir wollen unſern Operationsplan ſo einrichten: ich ſteck' mich in die Allee; hör' ich ſie, bin ich gleich am Garten; überm Gitter; im Garten. Und du, klettre auf einen Caſtanienbaum. Wenn jemand kommt, ſo mach deine Nachtigall.

Basko. Gut, gut! Zwar ziemlich außer der Zeit —

Cruguntino. Und vergiß die Maske nicht. Und wie ich dir sage; schlag und zwitsere und kümmere dich um nichts, bis ich dich rufe. Ich zieh' mich schon heraus. Zwei verderben immer so einen Handel. Komm! ich halt' dich doch von nichts ab die Nacht, Vasko?

Vasko. Ich bring's gegen Tag wieder ein.

Cruguntino. Du hast doch auch was aufm Korn?

Vasko (abgehend). A!

Eine Blond' und eine Braune
Schlagen sich jetzt um mein Herz;
Eine mit immer schlimmer Laune,
Eine mit immer Lust und Scherz.

Mondschein.

Die Terrasse des Gartens von Villa Bella, mit einer Gartenthüre, wodurch eine breite Treppe führt. Eine Reihe hoher Castanienbäume vor der Terrasse.

Claudine oben, **Cruguntino** unter den Bäumen.

Claudine.

Hier im stillen Mondenscheine
Mit dir, heil'ge Nacht! alleine,
Schlägt dieß Herz so liebevoll;
Ach, daß ich's nicht sagen soll!

Crugantino.

In dem ſtillen Mondenſchein
Wandelſt, Engel, nicht alleine;
Seufzet noch ein armes Herz,
Birgt im Schatten ſeinen Schmerz.

Claudine (ſich der Thüre nähernd).

Welche Stimme! ich vergehe.

Crugantino (nimmt die Maske vor und ſteigt die Treppe leiſe hinauf).

Auf, ich wag' mich in die Nähe.

Claudine (an der Gartenthüre).

Wer! Wer! Wer iſt da?

Crugantino (hinaufſteigend).

Ich! Ich! Ich bin da.

Claudine (drohend).

Wer?

Crugantino.

Ich!

Claudine.

Fremdling, wie heißt du?

Crugantino.

Liebchen, das weißt du.

Claudine.

Zeige mir dein Geſicht!

Cruguntino.

Sagt dir's dein Herze nicht?

Claudine.

Weg von dem Orte!

Cruguntino.

Oeffne die Pforte.

Beide.

Himmel, Himmel, welche Qual!
Einen Kuß doch nur einmal!

(Claudine entfernt ſich.)

Cruguntino. Das Gitter! will nichts bedeuten. Sie hat mich ſo lange angehört. O wenn ich ſie hasche!

(Er fängt an aufzuſteigen, wie er bald droben iſt, ſchlägt die Nachtigall.)

Nachtigall und der Teufel!

(Er ſpringt herab.)

Ich höre wahrlich Jemand! Gingſt du feurig!

(Die Terraſſe herunter und hinter die Bäume. Der Nachtigall ſchlägt zuweilen.)

Pedro. Mein Herz zieht mich unwiderſtehlich hierher. Dadroben wandelt ſie oft in ſtillem Ge-

fühl ihrer selbſt. Himmliſcher Ort! Alles ſchwebt um dich voll Liebe-Gefühl! Die Nachtigallen ſingen noch, als wär hier ein ewiger Frühling. O, rings umher in allen Gebüſchen hat ſie der Sommer ſchon ſchweigend gemacht. Liebe Nachtigall! Freundin meines Herzens!

Noch ſo ſpät, ihr Nachtigallen!
Laßt ihr Liebes-Klagen ſchallen,
Zärtlich noch wie meine Bruſt?
Auch ich bin in Liebes-Tagen,
Seufze, klage; doch mein Klagen
Iſt die wärmſte Herzensluſt!

Cruguntino (der die Zeit über ſeine Ungeduld bezeigt hat, vor ſich). Ich muß ihn wegſchaffen; er endigt nicht.

Pedro. Horch! — Wer da?

Cruguntino (langſam hervortretend).

Pedro (mit ſtarker Stimme). Wer da?

Cruguntino (jetzt). Eine Degenſpitze!

Pedro (jetzt). Nichts weiter?

(Sie fechten. Pedro wird in rechten Arm verwundet, den er ſinken läßt und mit der Linken den Degen faßt.)

Cruguntino. Laßt! Ihr ſeyd verwundet.

Pedro (den Degen vorhaltend). Wollt ihr mein Leben? Wollt ihr meinen Beutel? red't! Den Beutel könnt ihr haben; mein Leben ſollt ihr noch theuer bezahlen.

Cruguntino. Keins von beiden. (Vor ſich.)

Seine Stimme rührt mich. (Lauter.) Ich bin weder Räuber noch Mörder.

Pedro. Was fallt ihr mich an?

Cruzantino. Laßt! Ihr verblutet! Nehmt unsere Bemühungen an. (Er nimmt sein Schnupftuch.) Nachtigall! Nachtigall!

Pedro. Was ist das?

Cruzantino. Fürchtet nichts!

Basko. Was gibt's?

Cruzantino. Trag Sorge für diesen Verwundeten.

Pedro. Die Augen vergehn mir.

Basko (sich um ihn beschäftigend). Das blutet verteufelt für eine Armritze!

Cruzantino (auf und abgehend). Esel! tausendfacher Esel!

(Sich an die Stirn schlagend.)

Basko. Seid ihr nicht Pedro?

Pedro. Bring mich wohin; daß ich ruhe und verbunden werde.

Cruzantino. Pedro! Claudinens Pedro! Bring ihn hinüber nach Saroffa! in unser Wirthshaus, Basko! Leg ihn auf mein Bett, Basko!

Basko. Nun, nun! Ermannt euch Herr! Kommt! (ab.)

Cruzantino. Nun und was soll's? Der Teufel hol' die Frauen! Armer Pedro! Aber ich weiß, Degen! du sollst mir stecken bleiben! Ich

gleich das Bedürfniß der Zeit; und hier bewahrheitete sich mir abermals die Erfahrung, daß wir in jedem Fach von den Mitlebenden auf das schönste gefördert werden, sobald man sich ihrer Vorzüge dankbar und freundlich bedienen mag. Kenntnißreiche Männer belehren uns über die Vergangenheit, sie geben den Standpunkt an, auf welchem sich die augenblickliche Thätigkeit hervorthut, sie deuten vorwärts auf den nächsten Weg, den wir einzuschlagen haben. Glücklicher Weise wird genanntes herrliche Werk noch immer mit gleichem Eifer fortgesetzt, und wenn man auch in diesem Felde seine Untersuchungen rückwärts anstellt; so kehrt man doch immer gern mit erneutem Antheil zu demjenigen zurück, was uns hier so frisch genießbar und brauchbar von vielen Seiten geboten wird.

Um jedoch eines zu erinnern, muß ich gestehen, daß mich diese wichtige Sammlung noch schneller gefördert hätte, wenn die Herausgeber, die freilich nur für vollendete Kenner eintragen und arbeiten, auch auf Laien und Liebhaber ihr Augenmerk gerichtet und, wo nicht allen, doch mehreren Aufsätzen eine kurze Einleitung über die Umstände vergangner Zeit, Persönlichkeiten, Localitäten, vorgesetzt hätten; da denn freilich manches mühsame und zerstreuende Nachsuchen dem Lernbegierigen wäre erspart worden.

Doch alles, was damals zu wünschen blieb, ist uns jetzt in reichlichem Maaße geworden, durch das

will dich zu Haus laſſen, ich will dich ins Waſſer werfen! — Mußt' er denn auch juſt Wer da! rufen: und Wer da! mit einem ſo gebietenden Ton? Ich kann den gebietenden Ton nicht leiden — Und darüber alles zu Grunde, die ſchönſte herrlichſte Gelegenheit! Wär'ſt du nur vorhin übers Gitter, und hätt'ſt den Amoroſo mit der Nachtigall duettiren laſſen. Daß einen die Reſolution juſt da verläßt, wo man ſie am meiſten braucht! Vielleicht — (Nach der Treppe zugehend). Ein dummes Vielleicht! Sie iſt lang nach dem Haus zurück, und liegt im Bett bis über die Ohren. Horch!

Gonzalo oben mit zwei Bedienten.

Gonzalo. Wo ſie ſeyn mag! Bleib einer bei mir. Und ihr durchſucht den Garten, ihr! Gebt Acht, am End iſt's Lug und Trug von Schandmäulern.

Erugantino (horchend). Wieder was neues.

Gonzalo. Verbirgt ſich nicht einer da drunten unter die Caſtanienbäume?

Bediente. Mich dünkt's.

Gonzalo. Haben wir den Vogel? Wart', Pedro, wart'!

(Er ſchließt das Gitter auf, und kommt auf die Treppe.)

Wer iſt da unten? Wer holla, wer?

Cruzantino (die Maske vornehmend). Aus dem Regen in die Traufe!

Gonzalo. Wer da?

Cruzantino. Gut Freund!

Gonzalo. Hol' der Teufel den guten Freund, der einem des Nachts ums Haus herumschleicht, den Leuten zu Nachreden Gelegenheit gibt, und alle Lieb und Freundschaft so belohnt.

Cruzantino (die Hand an den Degen, und gleich wieder davon). Ich bitte dich, bleib stecken! Was mag das bedeuten? Das ist der Vater.

Gonzalo. Nein, Herr, das ist schlecht, sag' ich euch; sehr schlecht!

Cruzantino. Das ist zu viel! (Die Maske wegwerfend). Seyd ihr Herr von Villa Bella oder nicht; euer Betragen ist unanständig.

Gonzalo. Ihr seyd nicht Pedro?

Cruzantino. Sey ich wer ich will, ihr habt mich beleidigt; und ich verlange Genugthuung.

Gonzalo (ziehet). Gerne! So verdrießlich mir der Streich ist.

Cruzantino (ziehet bald, fällt aber gleich wieder in die Scheide). Genug, mein Herr; genug! Ich kann zufrieden seyn, daß ein Mann von Ihrem Alter, Ihrer bekannten Tapferkeit, Stand und Würde, die Spitze seines Degens gegen mich gekehrt hat. Dadurch würden größere Beleidigungen vergütet werden.

Gonzalo. Ihr beschämt mich.

Cruzantino. Wie's ſcheint, haben Sie mich für den Unrechten angeſehen.

Gonzalo. Und Ihnen Unrecht gethan; und vielleicht dem andern, durch Argwohn, auch Unrecht gethan.

Cruzantino. Ihr nanntet ihn Pedro. Iſt das der junge angenehme Fremde?

Gonzalo. Der aus Caſtilien angekommen iſt.

Cruzantino. Richtig! Sie glaubten der wäre hier herum?

Gonzalo. Ich glaubte — Genug, mein Herr! Sie haben niemanden geſehen?

Cruzantino. Niemanden. Ich ging hier auf und ab, wie ich denn die Einſamkeit liebe, und hing meinen ſtillen Betrachtungen nach, als Sie mich zu unterbrechen beliebten.

Gonzalo. Nichts mehr davon. Ich danke dem Zufall und meiner Hitze, daß Sie mir die Bekanntſchaft eines ſo wackern Mannes verſchafft haben. Sie halten ſich auf, wenn man fragen darf?

Cruzantino. Nicht weit von hier, in Saroſſa.

Gonzalo. Es iſt nicht zu ſpät noch herein zu treten, und auf weitere Bekanntſchaft ein Gläschen zu ſtoßen.

Cruzantino. Wenn's Mitternacht wäre, und Sie erlaubten! So ein Trunk wär' eine Pilgrimſchaft werth.

Gonzalo. Allzu höflich! Allenfalls ſteht auch ein Pferd zum Rückweg zu Dienſten.

Erugantino. Sie überhäufen mich.

Gonzalo. Treten Sie herein.

Erugantino. Ich folge.

(Die Treppe hinauf, da Gonzalo das Gitter ſchließt, und ab.)

Zimmer im Schloſſe.

Sibylla. Camilla.

Sibylle. Was es nur gegeben hat?

Camille. Ich begreif's nicht.

Sibylle. Claudine war eben ſchon zurück, als der Alte durch die Seitenthüren mit den Bedienten hinausſchlich.

Camille. Jetzt wird's über uns hergehn.

Sibylle. Wir haben's ja nicht geſagt.

Claudine (tritt herein). Wo iſt mein Vater?

Sibylle. Guten Abend, Nichtchen! Ihr werd heut bald wieder zurück; die Nacht iſt dazu ſo ſchön.

Claudine. Mir iſt nicht wohl; mich ſchläfert. Wo iſt mein Vater? ich möcht' ihm gute Nacht ſagen.

Camille. Ich hör' ihn draußen.

Gonzalo. Cruzantino.

Gonzalo. Noch einen Gaſt, meine Kinder, ſo ſpät.

Cruzantino. Ich wünſche, daß mein unerwartetes Glück Ihnen nicht beſchwerlich ſeyn möchte.

Camille (heimlich zu Sibyllen). Das iſt Cruzantino, Schatz; er iſt's ſelbſt!

Sibylle. Ein feiner Kerl.

Gonzalo. Das iſt meine Tochter.

Cruzantino (bückt ſich ehrfurchtsvoll).

Gonzalo. Das, meine Nichten. Liebe Nichten, ein Glas Wein, einen Biſſen Brod! Ich muß einen Biſſen Brod haben, ſonſt ſchmeckt mir der Wein nicht.

(Sibylle und Camille ab. Letztere gibt Cruzantino verſtohlene Blicke, die er erwiedert.)

Gonzalo. Claudinchen, du warſt bald aus dem Garten?

Claudine. Die Nacht iſt kühl; mir iſt nicht ganz wohl. Darf ich mich beurlauben?

Gonzalo. Noch ein bißchen; wach noch ein bißchen! Ich ſagt's gleich, die Leute ſind Lügenmäuler, Schandzungen.

Claudine. Was meint ihr, mein Vater?

Gonzalo. Nichts, mein Kind! Als — daß du mein liebes einziges Kind biſt und bleibſt.

(Cruzantino hat bisher wie unbeweglich gestanden; Claudinen bald mit vollen Seelenblicken angesehn, bald die Augen niedergeschlagen, sobald sie ihn ansah. Claudinens Verwirrung nimmt zu.)

Gonzalo. Ihr habt eine Zither?

Cruzantino. Die Gespielin meiner Einsamkeit und meiner Empfindung.

Claudine (vor sich). Seine Stimme, seine Zither! Sollt' er es gewesen seyn? Pedro war es nicht, mein Herz sagte mir's; er war's nicht!

Gonzalo. Das ist Claudinens Lieblingston.

Cruzantino. Dürft' ich hoffen?

(Er greift drauf.)

Claudine. Ein schöner Ton!

Cruzantino (heimlich). Sollten Sie diesen Ton und dieses Herz verkennen?

Claudine. Mein Herr!

Sibylle und **Camille**, **Bediente** mit Wein und Gläser.

Indeß Gonzalo sich beschäftigt am Tisch.

Cruzantino (heimlich). Sollten Sie verkennen, daß eben der glückliche Sterbliche neben Ihnen, Götter! neben Ihnen steht, der vor wenigen Augenblicken —

Claudine. Ich bitte Sie!

Cruzantino. Nichts in der Welt als Ihre Liebe oder den Tod!

(Sibylle und Camille spüren.)

Gonzalo. Ein Glas! Wovon ſprecht ihr?

Crugantino. Von Geſängen. Das Fräulein hat beſondere Kenntniſſe der Poeſie.

Gonzalo. Nun gebt uns einmal was zur Zither! Ein Deutſche der eine Zither und Stimme hat, ſchlägt ſich überall durch!

Crugantino. Wenn ich im Stande bin.

Gonzalo. Ohne Umſtände.

Crugantino (meiſt zu Claudinen gekehrt).

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen,
Selbſt ſich betrügen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnen
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen,
Liebliches Kind?

Gonzalo (ſcherzend zu Claudinen). Kannſt du mir's ſagen! — das iſt was auf deinen Zuſtand Claudinchen. Ja, ein Lied war immer ihre Sache. Und ſie fühlt darin, wie ich; je freier, je wahrer, je treuer ſo ein Stückchen vom Herzen geht, deſto werther iſt mir's — Setzt euch, mein Herr! — ſetzt euch — Noch eins! — Ich ſage immer: zu

meiner Zeit war's noch anders; da ging's dem Bauer wohl, und da hatt' er immer ein Liedchen, das von der Leber wegging, und einem 's Herz ergötzte; und der Herr schämte sich nicht, und sang's auch, wenn's ihm gefiel. Das natürlichste, das beste!

Cruzantino. Vortrefflich!

Gonzalo. Und wo ist die Natur als bei meinem Bauer? Der ißt, trinkt, arbeitet, schläft und liebt, so simpel weg; und kümmert sich den Henker drum, in was für Firlfanzereien man all das in den Städten und am Hof vermaskerirt hat.

Cruzantino. Fahren Sie fort! ich werde nicht satt, einen Mann von Ihrem Stande so reden zu hören.

Gonzalo. Und die Lieder? Da waren die alten Lieder, die Liebeslieder, die Mordgeschichten, die Gespenstergeschichten, jedes nach seiner eigenen Weise, und immer so herzlich, besonders die Gespensterlieder. Da erinnere ich mich einiger; aber heut zu Tage lacht man einen mit aus.

Cruzantino. Nicht so sehr, als Sie denken. Der allerneuste Ton ist's wieder, solche Lieder zu singen und zu machen.

Gonzalo. Unmöglich!

Cruzantino. Alle Balladen, Romanzen, Bänkelgesänge werden jetzt eifrig aufgesucht, aus allen Sprachen übersetzt. Unsere schönen Geister bereifern sich darin um die Wette.

Gonzalo. Das iſt doch einmal ein geſcheuter Einfall von ihnen, etwas unglaubliches, daß ſie wieder zur Natur kehren; denn ſonſt pflegen ſie immer das Gekämmte zu friſiren; das Friſirte zu kräuſeln; und das Gekräuſelte am Ende zu verwirren, und bilden ſich Wunderſtreiche drauf ein.

Erugantino. Gerade das Gegentheil.

Gonzalo. Was man erlebt! Ihr müßt doch manch ſchön Lied auswendig wiſſen?

Erugantino. Unzählig.

Gonzalo. Nur noch eins; ich bitt' euch. Ich bin ſehr geſtimmt; wir alle ſind geſtimmt, denk' ich; es iſt uns wohlgegangen, und unſere Geiſter ſind in Bewegung.

Erugantino. Gleich.

(Er ſtimmt.)

Gonzalo. Setzt euch, Kinder!

(Sie ordnen ſich um den Tiſch, Erugantino neben an, Claudine hinten. Gonzalo dem Erugantino gegenüber; zwiſchen Claudinen und Erugantino ſchiebt ſich Camille ein; Sibylle hält hinter Gonzalo.)

Erugantino. Ein Licht aus! und das andere weit weg!

Gonzalo. Recht! Recht! wird ſo vertraulicher und ſchauriger.

Erugantino.

Es war ein Buhle frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,

Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen.
Und liebgekost und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt.
Und endlich sie verlassen.

Das arme Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen;
Sie lacht und weint', und herr' und schwur,
So fuhr die Seel von hinnen.
Die Stund' da sie verschieden war,
Wird bang dem Buben, grauft sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Gonzalo. Wer kommt? O, Teufel! wer kommt? Einen zu stören in der schaurigen schönen Empfindung! Lieber eine Ohrfeige. Sebastian?

Sebastian, ein Bedienter mit Lichtern.

Sebastian. Guten Abend!

Gonzalo. Woher?

Sebastian. Nur einen guten Abend. Ich suche Don Pedro überall, und kann ihn nicht finden.

Cruzantino (vor sich). Ich glaub's wohl.

Claudine. Ist's lang, daß er von euch schied?

Sebastian. Freilich. Ueberhaupt geht mir's heut Nacht so schurkisch.

Gonzalo. Nichts gerathen? Trink eins auf

unschätzbare Werk, das uns Geschichte persischer Dichtkunst überliefert. Denn ich gestehe gern, daß schon im Jahre 1814, als die Göttinger Anzeigen uns die erste Nachricht von dessen Inhalt vorläufig bekannt machten, ich sogleich meine Studien nach den gegebenen Rubriken ordnete und einrichtete, wodurch mir ein ansehnlicher Vortheil geworden. Als nun aber das mit Ungeduld erwartete Ganze endlich erschien, fand man sich auf einmal wie mitten in einer bekannten Welt, deren Verhältnisse man klar im Einzelnen erkennen und beachten konnte, da wo man sonst nur im Allgemeinsten, durch wechselnde Nebelschichten hindurchsah.

Möge man mit meiner Benutzung dieses Werks einigermaßen zufrieden seyn und die Absicht erkennen auch diejenigen anzulocken, welche diesen gehäuften Schatz auf ihrem Lebenswege vielleicht weit zur Seite gelassen hätten.

Gewiß besitzen wir nun ein Fundament, worauf die persische Literatur herrlich und übersehbar aufgebaut werden kann, nach dessen Muster auch andere Literaturen Stellung und Förderniß gewinnen sollen. Höchst wünschenswerth bleibt es jedoch, daß man die chronologische Ordnung immerfort beibehalte und nicht etwa einen Versuch mache einer systematischen Aufstellung, nach den verschiedenen Dichtarten. Bei den orientalischen Poeten ist alles zu sehr gemischt, als daß

den Aerger. Wir haben auch hier einen neuen Gast, so spät noch.

Sebastian (ihn betrachtend und das Glas nehmend, vor sich.) Das ist ein Kerl, wie der, den ich suche! Schwank, feurige Augen, und die Zither —

Gonzalo. Wo bleibst du heute? Bleib hier!

Sebastian. Nein, ich muß Pedro finden, und sollt' ich suchen bis an den Tag. Wo kommen der Herr her?

Gonzalo. Von Saragossa.

Sebastian (freundlich). Den Namen?

Cruzantino. Cruzantino nennt man mich. (Vor sich.) Alter Esel!

Sebastian (gleichgültig ins Glas redend). So? (Sich herumwendend, ergötzt vor sich). Hab' ich dich, Vogel; hab' ich dich? Nun, Pedro, sey wo du willst, den muß ich erst in Sicherheit bringen, (laut) Adieu!

Gonzalo. Noch eins!

Sebastian. Danke. Diener, meine Herren und Damen.

Gonzalo. Sibylle, geleit ihn.

Sebastian. Laßt das Zeug. (ab.)

Cruzantino. Ein alter Freund vom Hause?

Gonzalo. Der uns wieder einmal nach langer Abwesenheit besucht. Ein bischen gerad zu, aber brav. Nun weiter unser Liedchen, weiter. Mich dünkt ich seh' ihn, wie ihn der böse Geist vom

Herrn ängstiget, den Meineidigen, wie er zu Pferde in die Welt hinein hauſ't und wüthet.

Cruganino. Wohl, wohl.

Die Stund' da ſie verſchieden war,
Wird bang dem Buben, grauſ't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, 'nüber, hin und her,
Kann keine Ruh erreiten;
Reit't ſieben Tag und ſieben Nacht:
Es blitzt und donnert, ſtürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't im Blitz und Wetterſchein
Gemäuerwerk entgegen;
Bindt's Pferd hauß an und kriecht hinein,
Und duckt ſich vor dem Regen.
Und wie er tappt und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd erwühlt;
Er ſtürzt wohl hundert Klafter.

Und als er ſich ermannt vom Schlag,
Sieht er drei Lichtlein ſchleichen.
Er rafft ſich auf und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen!
Irrführen ihn die Quer und Krag,
Trepp auf Trepp ab, durch enge Gäng,
Verfallne wüſte Keller.

(Ein Bedienter kommt unter die Thüre, Sibylle ſteht ſich um, er winkt ihr, ſie geht, um nicht zu ſtören, auf den Platz zu ihm. Gonzalo der's doch merkt, wird ungeduldig und ſtampft. Erugantino fährt fort.)

Auf einmal ſteht er hoch im Saal,
Sieht ſtehn hundert Gäſte,
Hohlaugig grinſen allzumal,
Und winken ihm zum Feſte.

(Sibylle kommt leiſe hinter Claudinens Stuhl, und redt ihr in die Ohren. Gonzalo wird wild, Erugantino ſingt.)

Er ſieht ſein Schätzel untenan
Mit weißen Tüchern angethan,
Die wendt ſich —

Claudine (mit einem Schrei). Pedro!

(Sie fällt ohnmächtig zurück, alle ſpringen auf.)

Gonzalo. Hülfe! was gibt's! Hülfe!

(Man labt ſie mit Wein.)

Was iſt's, was iſt's?

Sibylle. Pedro iſt verwundet! gefährlich verwundet.

Gonzalo. Pedro! Helft ihr; mein Kind; mein Engel! Pedro! Wer ſagt es?

Sibylle. Sebaſtians Diener kam hereingeſprengt, er ſuchte ſeinen Herrn hier.

Gonzalo. Wo iſt Baſtian? Sie rührt ſich nicht!

Sibylle. Weiß ich's?

Gonzalo. Wein! Sibylle, Wein! Camille, Wein! Meine Tochter! Meine Tochter!

Cruganting (gerührt vor ſich). Und du, Elender! das iſt dein Werk, deiner Thorheiten. Dieſer Engel!

Gonzalo. Wein!

Sibylle (ohne Wein, vergeiſtert). Herr!

Gonzalo. Wein!

Sibylle. Herr!

Gonzalo. Biſt du toll?

Sebaſtian. Wache.

Sebaſtian. Hier! Ergreift ihn!

Cruganting. Mich?

Sebaſtian. Dich! Ergib dich!

Gonzalo. Was iſt das?

Cruganting (wirft ſeinen Stuhl um, und verſammelt ſich hinter den Tiſch und Glaubinen, greift in die Taſchen und zieht ein paar Terzerole heraus). Bleibt mir vom Leibe! Ich möchte nicht gern einem was zu Leide thun.

Sebaſtian (auf ihn losgehend).

Cruganting. Damit ihr ſeht daß ſie geladen ſind!

(Er ſchießt eine nach der Decke, Sebaſtian weicht.)

Cenzantius (zieht den Degen, in der andern Hand die Laterne). Die! für den der mir nachfolgt!

(Er springt über den Stuhl weg, und schwadronirt sich durch die Kerls durch hinaus.)

Sebastian (denen draußen). Haltet! Haltet! Nach! Allons, nach! (Er geht zuerst).

Claudine (die von dem Schuß aufgefahren war, sieht wild um sich her). Todt! todt! Hast du's gehört? Sie haben ihn erschossen. (Springt auf.) Erschossen. Mein Vater! (weinend) und Sie haben's gelitten! Wo haben sie ihn hin? Wo sind sie hin? Wo bin ich? Pedro! (Sie fällt wieder in den Sessel.)

Gonzalo. Mein Kind! Mein Kind! (Zu Camillen und Sibyllen.) Steht ihr da! Guckt ihr zu! Hier, Sibylle, hier meine Schlüssel, hol' meinen Balsam droben. Camille geschwind in Keller, vom stärksten Wein! Claudine! mein Kind!

(Claudine hebt sich ohnmächtig ohne zu sprechen, reicht ihrem Vater die Hand, und sinkt wieder hin. Gonzalo geht verwirrt bald zu, bald von ihr.)

Sebastian (kommt). Er hat sich durchgeschlagen wüthend wie der Teufel! Du sollst uns nicht müde machen. Gonzalo, ich bitte dich.

Gonzalo. O meine Tochter!

Sebastian. Es ist der Schreck. Sie erholt sich wieder. Willst du mir deine Bedienten erlauben, deine Pferde? Ich will ihm nach.

Gonzalo. Mach' was du willst.

Claudine. Sebastian.

Sebastian. Auf Wiedersehn, Fräulein.

Claudine. Pedro! Er ist todt?

Sebastian. Sie ist verwirrt, pflegt sie, ich muß fort.

(Sebastian ab.)

Gonzalo (sie zum Sessel führend). Beruhige dich, Engel.

Claudine. Er lebt. Und sagt mir nicht: ist er todt, lebt er? Ach meine Knie, meine arme Knie! Mein Herz wird brechen.

Sibylle kommt.

Sibylle. Hier der Balsam.

Claudine. Gefährlich verwundet, sagtest du? In Saragossa?

Gonzalo. Wer?

Sibylle. Pedro.

Gonzalo. Wie?

Sibylle. Ach, daß man nicht von Sinnen kommt über den Lärm und das Gewirre. Heiliger Gott! Da kommt Bastians Diener gesprengt, fragt nach seinem Herrn, und da er ihn nicht antrifft, hinterläßt er: Pedro sey gefährlich verwundet, in Saragossa im Wirthshaus, und fort! Und gleich drauf Sebastian mit Wache, unsern Gast zu fangen, der sich durchschießt und schlägt. Und Nichtchen in

Ohnmacht. Mir wird's blau vor den Augen. (Setzt sich.) Mir wird's weh.

Camille mit Wein.

Gonzalo. Gib her. Trink einen Tropfen, Claudine! Gib Sibyllen ein Glas. Du siehst auch wie ein Gespenst.

Camille. Mir klappern die Zähne, wie im Fieber. Den Schrecken fühl' ich Jahr und Tag in den Gliedern.

Gonzalo. Trink ein Gläschen! Reib' dir die Schläfe mit dem Balsam. Reib', Sibylle.

Camille (setzt sich). Ich halt's nicht aus.

Claudine. O mein Vater! Pedro gefährlich verwundt! Sebastian wollte mich nicht hören!

Gonzalo. Es hat's ihm niemand gesagt.

Camille. In dem Lärm, in der Angst!

Claudine. Ohne Hülfe vielleicht.

Gonzalo. Du machst dir's zu fürchterlich vor. Ein Stich in den Arm, ein Ritzchen: Liebes Kind, einem Manne was ist das? Sey ruhig! Ich will einen nach Sarossa sprengen.

Camille. All eure Leute und Pferde sind mit Sebastianen.

Gonzalo. Verflucht.

Claudine. O, aus dem Dorf drüben.

Sibylle. Ja, wer soll bei Nacht übers Wasser?

Die Fähre ſteht drüben! Ihr hört ja, es iſt alles fort.

Gonzalo. Bis morgen gedulde dich, Liebchen! und geh' jetzt zu Bette.

Claudine. Laßt mich noch einen Augenblick, bis ſich das Blut geſetzt hat. Ich könnte jetzt nicht ſchlafen. Aber! die Augen fallen euch zu. Sorgt für eure Geſundheit.

Gonzalo. Laß mich.

Claudine. Ihr werdet mich beruhigen!

Gonzalo. Nun denn! Richten, ihr wacht mir aber bei ihr. Ich bitt' euch, verlaßt ſie nicht. Morgen mit dem Frühſten ſollſt du Nachricht von Pedro haben. Weckt mich Richten gegen Morgen. Gute Nacht! Lieb Mädchen, leg' dich bald. Leucht' mir, Camille. Gute Nacht! (Mit Camille ab.)

Claudine. Sibylle.

Sibylle (nach einer Pauſe). Der Kopf möchte mir zerſpringen. Die Knie ſind mir wie gerad-brecht. Auf ſolch einen Tag ſolch eine Nacht!

Claudine. Ich kann euch nicht zumuthen zu wachen, Richten.

Sibylle. Aber euer Vater?

Claudine. Laßt; der ſoll nichts erfahren. Geht hinauf, legt euch wenigſtens auf die Betten. Nur in Kleidern, es iſt doch immer Ruh. Ihr

seyd alle wach, eh' mein Vater, und dann — Laßt mich nur!

Camille kommt.

Sibylle. Nichtchen will, wir sollen schlafen gehn.

Camille. Lieb Nichtchen! Gott lohn's! Ich halt's nicht aus.

Sibylle. Wir begleiten dich zuerst ins Bett.

Claudine. Laßt's nur. Ich bin ja hier gleich nebenan. Und muß mich noch erst erholen.

Sibylle und Camille. Gute Nacht denn.

Claudine. Gut Nacht.

(Sibylle und Camille ab.)

Claudine. Bin ich euch los? Darf ich dem Tumult meines Herzens Freiheit lassen? Pedro! Pedro! wie fühl' ich in diesen Augenblicken, daß ich dich liebe! Ha, wie das all drängt und tobt, die verborgne, mir selbst bisher verborgne Leidenschaft! — — Wo bist du? — und was bist du mir? — todt, Pedro! — Nein! Verwundet! — Ohne Hülfe! — Verwundet? — Zu dir — zu dir! — Mein Schimmel, der du mich so treu auf die Falkenjagd trugst, was wärst du mir jetzt! Mein Kopf! Mein Herz! — Es ist nichts. — (Auf dem Tisch die Gartenschlüssel findend.) Und diese Schlüssel? Eine Gottheit sandte mir sie! — Durchs kleine Pförtchen in Garten, hinten die Terrasse hinunter;

und in einer halben Stunde bin ich in Saroſſa! — Die Herberge? — Ich werde ſie finden! — Und dieſe Kleider? Die Nacht? — Hab' ich nicht meines Vettern Garderobe noch da? Paßt mir nicht ſein blaues Wamms, wie angegoſſen? — Ha, und ſeinen Degen! — Die Liebe geleitet mich; da ſind keine Gefahren! — Und auf dem Wege? — Nein, ich wag's nicht! So allein! Und wenn deine Nichten erwachen und dein Vater? — — Und du, Pedro, liegſt in deinem Blute! Dein letzter Athemzug ruft noch Claudinen! — Ich komme, ich komme! — Fühle, wie meine Seele zu dir hinüberreicht: — An deinem Bette liegen, um dich weinen, wehklagen möcht' ich, Pedro! — Nur daß ich dich ſehe; deine Hand fühle, daß dein Puls noch ſchlägt; daß ein ſchwacher Druck mir ſage, er lebt noch, er liebt dich noch! — Iſt niemand, der ihn verbinde; der das Blut ſtille?

Herz, mein Herz,
Ach, will verzagen!
Soll ich's tragen,
Soll ich fliehn,
Soll ich's wagen,
Soll ich hin?
Herz, mein Herz,
Hör' auf zu zagen;!
Ich will's wagen,
Ich muß hin!

man das Einzelne sondern konnte; der Charakter der Zeit und des Dichters in seiner Zeit ist allein belehrend und wirkt belebend auf einen jeden; wie es hier geschehen, bleibe ja die Behandlung sofortan.

Mögen die Verdienste der glänzenden Schirin, des lieblich ernst belehrenden Kleeblatts, das uns eben am Schluß unserer Arbeit erfreut, allgemein anerkannt werden.

Gegen Morgen, vor der Herberge zu Saroſſa.

Cruantino (den Degen unterm Arm). So hatte Basko Recht? Man ſtellt mir nach? Wo er nur ſteckt? Sie ſind an mir vorbei geſprengt und gelaufen. Ha! ich kenn' die Büſche beſſer als ihr, und ihr habt keine ſonderlichen Spürhunde; und die beſten beißen uns nicht.

(Klopft an die Thüre der Herberge.)

Ein Knabe (kömmt).

Knabe. Gnädiger Herr!

Cruantino. Iſt Basko zu Haus kommen?

Knabe. Ja, gnädiger Herr, mit einem Bleſſirten; der liegt in Ihrer Stube. Hernach iſt er gleich fort, und hat mir befohlen zu wachen, wenn etwa der Fremde ſchellte. Und Ihnen ſoll ich ſagen, er ſey nach Mirmolo. Ich kenn' zwar ſo keinen Ort; ich glaubte, er ſpaßte.

Cruantino. Gut! Geh hinein, und halt Ach munter.

(Junge ab.)

Mirmolo! Unſre Loſung für Villa Bella! Nach Villa Bella, Basko! Ich verſteh'! Sebaſtian! Wer iſt der Sebaſtian? Was hat er gegen mich? Das wird ſich all entwickeln; das wird all zu verbeißen ſeyn; hättſt du nur deine Cither nicht im Stich gelaſſen! Das iſt ein ſchurkiſcher Streich, darüber

du Ohrfeigen verdient hättest von einem Hundsfutt! Deine Cither! Ich möchte rasend werden. Was sollte man von dem Kerl sagen, der in ein Gedränge käm mit seinem Freund; und sich durchschlüg' und seinen Freund im Stich ließ? Pfui! über den Kerl! Pfui! Und deine Cither mehr werth als zehn Freunde; deine Gesellin, Gespielin, Buhlerin; die noch all deine Liebsten ausgehalten hat! Wie wär's, ich kehrte zurück? denn die Spürhunde sind fort! Wohl! kein Mensch vermutet mich dort! Wohl! ich weiß die Schliche! Das wär' ein Streich! in der Verwirrung, in der das Haus ist — Ach, und die arme Claudine! Dieß Abenteuer sieht windig aus. Doch, allons! erst die Cither befreit, und das Uebrige gibt sich.

(Er die eine Seite der Straße hinauf.)

Claudine in Mannskleidern an der andern.

Claudine. Da bin ich! Götter, das ist Sarosa! Und nun die Herberge! Mir zittern meine Knie: ich kann nicht mehr. (Auf eine Hausbank sich setzend, der Herberge gegenüber.)

Cruzantino. Eine Erscheinung! Was will der gepuzte Bube die Nacht hier? Abenteuer über Abenteuer! Wollen's doch besehn.

Claudine. Weh, ich höre jemand!

Cruzantino. Mein Herr!

Claudine. Ich bin verloren!

Erugantino. Keine Furcht! Sie haben mit einer redlichen braven Seele zu thun. Kann ich was dienen?

Claudine. Ich bitte! ich weiß schon! Ich bitte, laſſen Sie mich!

Erugantino. Welche Stimme? (Bei der Hand nehmend.) Himmel, welche Hand!

Claudine. Laſſen Sie mich!

Erugantino Claudine!

Claudine (aufſpringend). Ha! Seſſer, bei der Gaſtfreiheit meines Vaters! ich beſchwöre Sie! Himmliſche Geiſter!

Erugantino.
Schluſte, wir, Schluſte,
Hier ſind' ich dich wieder?

Claudine.
Himmel! Ach Himmel!
Ich ſinke darnieder!

Erugantino.
Bietet den mächtigen
Gefahren ſo Trutz?

Claudine.
Götter, ihr guten!
Gewähret mir Schutz!

Erugantino (ſie bei der Hand faſſend).
So allein! ſo Nacht! ſo ſchön!

Claudine (ihn wegſtoßend).

Laß mich gehn! laß mich gehn!

Crugantino.

Darf ich fragen,
Darf ich wiſſen,
Wie du dich dem
Haus entriſſen,
Mir ſo auf den Füßen nach?
Dürft' ich hoffen?

Claudine.

Welche Schmach!

Zuſammen.

Darf ich hoffen?
Welche Schmach!

Pedro (am Fenſter horchend).

Himmel! ich träume;
Ich hörte Claudinen!

Crugantino (eintend).

Göttin der Erde!

Claudine (ihn zurückſtoßend).

Du darfſt dich erkühnen?

Crugantino.

Höre, Schöne! nur Ein Wort!
Komm; hier iſt ein ſichrer Ort.

Claudine.

Aus den Augen, Böſewicht!
Ha, du kennſt dieß Herz noch nicht!

Cruguntino (auf ſie losgehend).

Dich ergeben!
Nicht ſo gethan!

Claudine (den Degen ziehend und ihn vorhaltend).

Nicht ums Leben!
Komm heran!

Cruguntino (ſie anfaſſend und fortragend).

O ſchöne Wuth!
Mein iſt die Beute!

Claudine (in ſeinen Armen ſich wehrend).

Bei Gottes Blut!
Helft mir, ihr Leute!

Pedro (vom Fenſter weg und herab).

Sie iſt's! Sie iſt's!

Claudine (Cruguntino will ſie eben in die Herberge tragen).

Gewalt! Gewalt!

Pedro (unter der Thüre, den Degen in der Linken).

Halt! Halt!

Claudine.

Pedro!

Pedro.

Claudine!

Beide.

Welches Glück!

Cruzantino (der Claudinen niederkniet, aber an der Hand behält, den Degen packt und weicht, und ihr ihn auf die Bruſt ſetzt).

Nicht ſo eilig!
Zurück, du! Zurück!

Beide.

Götter!

Cruzantino.

Mäßige die Hitze,
Sonſt iſt's um ſie geſchehn!

Pedro.

Wende die Spitze!
Wag's mir zu ſtehn!

Cruzantino.

Zurück! Zurück!

Beide.

Götter!

Cruzantino.

Du ſiehſt ihr Blut
Aus dieſem Herzen fließen!

Pedro.

Schreckliche Wuth!
Sieh mich zu deinen Füßen!

Cruganting.

Mäß'ge die Hitze!

Pedro.

Wende die Spitze!

Cruganting.

Es iſt am ſie geſchehn!

Pedro.

Höre mein Flehn!

Cruganting.

Zurück! Zurück!

Beide.

Götter!

Basko (von ferne).

Hör' ich ein Lärmen,
Hör' ich ein Getöſe,
Säuſen, die ſchwärmen
Freundlich ſo böſe?

Cruganting (ihn hörend).

Basko!

Basko (antwortet mit einer Frage und füllt den Rhythmus mit dem Nachtigallenſchlag).

Taraska!
Tititititerrrelli!

Cruganting.

Führ' den Verwandten,
Er irrt uns hie.

Pedro (Basko drohend).

Laß mich hinüber!

Cruzantino (Claudinen wegführend).

Er rast im Fieber.

Basko (Pedro den Degen aus der Hand schlagend).

Allons zu Bette!

Claudine (von Cruzantino mit Gewalt entführt).

Rette mich; rette!

Tutti. (Während des Tutti hätte fast Cruzantino Claudinen weggeführt. Pedro rasend springt ungefähr dem Basko an Kopf, wirft ihn zu Boden über ihn hinaus und auf Cruzantino los, der den Degen Claudinen auf die Brust hält. Sie stehn und die Musik macht eine Pause.)

Wache (von ferne).

Hierher! hierher
Hör' ich ein Lärmen!

Ein anderer.

Lumpen und Schurken!
Hör' wie sie schwärmen!

Cruzantino (Claudinen loslassend, Basko und er fechten gegen die Wache).

Basko, zu Degen!

Wache (zuschlagend).

Ho, so verwegen.

Pedro (zu Claudine, ſie entfernd).

Eilig von hinnen.

Claudine (Pedro in die Arme ſinkend).

Weh' meine Sinnen!

Wache (Pedro und Claudinen anhaltend).

Halt!

Pedro und Claudine.

O weh!

Wache (entwaffnend den Erugantino und Baſko).

Gib dich!

Erugantino und Baſko.

O Schmach!

Tutti.

Wache (führt alle weg).

Folget mir nach!

Pedro und Claudine.

Weh! Weh!

Wache.

Frevler, ergib dich!

Erugantino und Baſko.

Schmach! Schmach!

Ein enges Gefängniß.

Pedro und **Claudine.**

(Sie kniet auf der Erde; ihre Hände und den Kopf troſtlos auf eine Erhöhung an der Wand legend.)

Pedro.

O quäle
Deine liebe Seele nicht!

Claudine (ſich abwendend).

Mein Herze
In bangem Schmerze,
Mein Herz in bangem Schmerze bricht.

Pedro.

O quäle
Deine liebe Seele,
Quäle deine liebe Seele nicht!

Claudine (ſich aufrichtend, doch auf den Knien).

Himmel, höre meine Klage!
Ich vergeh in meiner Plage.
Erd' und Tag ſind mir verhaßt.

Pedro.

Vor die ſchwindet alle Plage,
Wird die Finſterniß zum Tage,
Dieſer Kerker ein Palaſt!

(Er will ſie aufrichten, ſie ſpringt auf und macht ſich los.)

Claudine.

Grauſamer! Feindlicher!
Kürzeſt mein Leben.

Uebersetzungen.

Da nun aber auch der Deutsche durch Uebersetzungen aller Art gegen den Orient immer weiter vorrückt, so finden wir uns veranlaßt etwas zwar Bekanntes, doch nie genug zu Wiederholendes an dieser Stelle beizubringen.

Es gibt dreyerlei Arten Uebersetzung. Die erste macht uns in unserm eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt; eine schlicht-prosaische ist hiezu die beste. Denn indem die Prosa alle Eigenthümlichkeiten einer jeden Dichtkunst völlig aufhebt und selbst den poetischen Enthusiasmus auf eine allgemeine Wasser-Ebne niederzieht, so leistet sie für den Anfang den größten Dienst, weil sie uns mit dem fremden Vortrefflichen, mitten in unserer nationellen Häuslichkeit, in unserem gemeinen Leben überrascht und, ohne daß wir wissen wie uns geschieht, eine höhere Stimmung verleihend, wahrhaft erbaut. Eine solche Wirkung wird Luthers Bibelübersetzung jederzeit hervorbringen.

Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesetzt und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel gewonnen worden, und der seltsame, ernste, düstere, grauerliche Rittersinn hätte uns mit seiner vollkommenen Kraft angesprochen. Ob dieses jetzt noch räthlich und thunlich sey werden diejenigen am besten

Pedro.

Himmel, o freundlicher!
Hilf mir erſtreben!

Claudine.

Vater! — Ich Arme! —
Stärbeſt für Schmerz!

Pedro.

Himmel, erbarme,
Tröſte das Herz!

(Man hört Schlüſſel raſſeln.)

Sebaſtian. Der Kerkermeiſter.

Kerkermeiſter. Seht ob hier euer Mann iſt. Sonſt hab' ich drüben noch ein Paar!

Sebaſtian. Pedro!

Pedro (ihn umhalſend). Mein Freund!

Sebaſtian. Was iſt das? Und dein Geſelle?

Claudine. Erde, verbirg mich!

Sebaſtian. Bin ich behext? Claudine?

Claudine. Weh mir!

Pedro. Beſter Engel!

Sebaſtian. Du ſiehſt ſo bleich! Claudine! biſt du's? — Claudine —

Claudine. Ueberlaſſen Sie mich meinem Elend! Ich will des Tages Licht, will euch alle nicht wiederſehn.

Sebaſtian. Nur Ein Wort; nur ein geſcheidt

Wort, Pedro! Wie kommt ihr daher? Mir ſchwimmt alles im Kopfe.

Pedro. Ich hatte eine kleine Rencontre, ward in den Arm verwundt und hierher gebracht. Gegen Tag ging's; ich lag in der Herberge auf einem Bette und ſchlummerte; da hört' ich Claudinens Stimme, hörte ſie um Hülfe rufen; ſprang herunter, und fand ſie mit einem Wagehals ringen, ich wollte ſie befreien und ward mit ihr eingeſperrt.

Sebaſtian. Item, und du Liebchen?

Claudine. Können Sie fragen?

Sebaſtian. Du hörteſt Pedro's Unfall und dein gutes Herzchen —

Pedro. Schone ſie! Ihr Herz iſt in fürchterlichem Aufruhr.

Sebaſtian. Dich ſucht' ich nicht; ich ſuchte deinen Bruder, den ich die ganze Nacht verfolgte; und nun hör' ich, er ſey hier eingeſperrt.

Pedro. Hier? Welcher Gedanke ſchießt mir durch die Seele!

Sebaſtian. Es muß ein Irrthum ſeyn!

Pedro. Der mich verwundete; der Claudinen drohte! — Es iſt einer und der!

Sebaſtian. Wir wollen ſehen. (Ruft.) Kerkermeiſter!

Kerkermeiſter. Gnädiger Herr!

Sebaſtian. Du ſagteſt noch von zweien, bring' ſie her!

Kerkermeiſter. Gleich, Señor!

Pedro. O wenn er's wäre!

Sebaſtian. Er hat dich verwundet, ſagteſt du?

Pedro. Verwundet, und dieſen Engel geängſtet! — Wenn's mein Bruder wäre!

Claudine. Wir wollen ihm verzeihen. Ach Pedro; wenn nicht — wenn ich was anders fühlen könnte, als meinen Schmerz! —

Sebaſtian. Sey ruhig, Gretchen! die Sache ſieht bunt aus. Nur Geduld!

Die Vorigen. Der Kerkermeiſter. Cruguntino. Basko.

Man bringt einen Stuhl für Claudinen.

Kerkermeiſter. Señor, hier iſt das edle Paar.

Sebaſtian. Señor Cruguntino, treffen wir einander da? Vor kurzem fand ich euch wo anders.

Cruguntino. Keinen Spott! Eure Tapferkeit iſt's nicht, daß ich hier bin.

Sebaſtian. So? Unterdeſſen iſt mir's immer viel Ehre, Señor Cruguntino hier zu ſehn. Darf man fragen, iſt das der einzige Name den Sie führen?

Cruguntino. Darauf will ich euch antworten, wenn ihr mein Richter ſeyn werdet und mir's gelegen ſeyn wird.

Sebaſtian. Auch gut! und euer Name iſt Basko, wie man ſagt?

Basko. Für dießmal; Ew. Gnaden zu dienen.

Sebastian. Geselle dieses edlen Ritters hier?

Cruzantino. Ha! alter Schwätzer!

Sebastian. Mir das?

Cruzantino. Ich bin ein Gefangener; also laßt euer Point d'Honneur stecken. (Zu Pedro.) Mit euch Herr, bin ich übler dran. Erst verwundt' ich euch um nichts und wieder nichts, dann bin ich an eurer Haft schuld. Vergebt mir!

Pedro. Gern, gern! Und für mich warum nicht tausendmal, da dieser Engel dir vergibt, den du geängstet? Ich will dir's vergeben: denn büßen konntst du's nie.

Cruzantino. Vergrößert meine Schuld nicht; ich will sie tragen wie sie ist. Aber gesteht mir: ein Mensch, der halbwege Abenteuer zu bestehen weiß, soll der eine Schöne, eine gewünschte geliebte Schöne, die sich allein Nachts dem Schutze des Himmels anvertraut, um so wohlfeilen Preis aus seinen Händen lassen?

Claudine. Wie erniedrigt er mich! »Er hat Recht. O Liebe! Liebe!

Pedro. Ich bin der Glücklichste unter der Sonne!

Sebastian. Und glaubt ihr dann, das putzte man alles so ab, wie ein Bauer die Nase am Aermel? Ihr müßt ein Gewissen haben.

Cruzantino. Erst Richter; und dann Beichtvater.

Sebaſtian. Ständ's bei mir, ich machte auch den Medicus, und ließ euch ein bischen zur Ader; nur aus Curioſität, das edle Blut zu ſehn.

Crugantino. Edles Blut, Herr? Edles Blut? Eure Habichtsnaſe ſiebt freilich in eine alte Familie; aber mein Blut darf ſich gegen dem eurigen nicht ſchämen. Edles Blut?

Sebaſtian. Reiß dem die Zunge aus, der gegen Caſtelvecchio was redet.

Crugantino. Caſtelvecchio? Ich bin verrathen!

Sebaſtian. Und was ſoll man dir thun, der du dieß edle Haus ſo entehrſt?

Crugantino. Zu allen Teufeln!

Sebaſtian. Kennſt du Sebaſtian von Rovero nicht? Biſt du nicht der Alonzo mehr, der auf meinen Knien ſaß; der die Hoffnung ſeines Vaters, ſeines Hauſes war? Kennſt du mich nicht mehr?

Crugantino. Sebaſtian?

Sebaſtian. Ich bin's! Verſinke, ehe du hörſt was vor ein Ungeheuer du biſt!

Crugantino. Seyd großmüthig! ich bin ein Menſch.

Sebaſtian. Nichts vom Vergangenen, Elender! was vor dir ſteht! Haſt du nicht dieſen Edlen verwundet; ſeine Liebſte, ſeine Braut aus den Armen ihres Vaters geſprengt, der ihr dieſen Schritt nie verzeihen wird? Und nun bringſt du ſie als Mitgenoſſen deiner Bosheit in dieſen Kerker!

Ihn, den beſten, freiſten, gütigſten! — deinen Bruder!

Cruzantino. Bruder?

Pedro (ihn umhalſend). Bruder! mein Bruder!

Sebaſtian. Pedro von Caſtelvecchio!

Cruzantino. Laßt mich; ich bitt' euch; laßt mich! Ich hab' ein Herz, das empfindet; und was euch beſtürmt, greift mich auch an. — Mein Bruder! der unerträglichſte Gedanke! Weg! Ich will nur fühlen, daß ich dich habe, daß du mein Bruder biſt. Hier, Pedro? mein Bruder hier?

Sebaſtian. Auch um deinetwillen! Als wir endlich dir ungefähr auf die Spur gekommen, und er hörte, daß ich Anſtalten machte dich zu capern, verließ er Madrid.

Pedro. Ich fürchtete ſeine Strenge. Sebaſtian iſt gut, wenn man ihn gut läßt.

Cruzantino. Ihr ſeyd ausgegangen mich zu fangen? Nun was hattet ihr an mir? was habt ihr an mir? Wollt ihr mich in Thurm ſperren, um der Welt den unbedeutenden Aerger und meiner Familie die eingebildete Schande zu ſparen? Nehmt mich! — Und was habt ihr gethan? Und ſeyd ihr mir nichts ſchuldig?

Sebaſtian. Führt euch beſſer auf!

Cruzantino. Mit eurer Erlaubniß, mein Herr! davon verſteht ihr nichts! Was heißt das aufführen? Wißt ihr die Bedürfniſſe eines jungen Herzens, wie meins iſt? Ein junger toller Kopf?

Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft iſt mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht ſeyn; will ich mich luſtig machen, muß ich Knecht ſeyn. Muß nicht einer, der halbweg was werth iſt, lieber in die weite Welt gehn? Verzeiht! Ich höre nicht gern anderer Leute Meinung; verzeiht daß ich euch die meinige ſage. Dafür will ich euch auch zugeben, daß wer ſich einmal ins Vagiren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Gränzen; denn unſer Herz — ach! das iſt unendlich, ſo lang ihm Kräfte zureichen!

Pedro. Lieber Bruder, ſollte dir's in dem Kreiſe unſrer Liebe zu enge werden?

Cruzantino. Ich bitte dich, laß mich! Es iſt das erſtemal daß ich dich ſo zu ſagen ſehe und —

Pedro. Laß uns Brüder ſeyn!

Cruzantino. Ich bin dein Gefangener.

Pedro. Nichts davon!

Cruzantino. Ich bin's willig; nur überlaßt mich mir ſelbſt. — Wenn ich je euch zur Freude leben kann, ſo müßt ihr mir das ſchuldig ſeyn.

Pedro. In dieſen edlen zärtlichen Empfindungen find' ich das Ungeheuer nicht mehr, das Claudinens Blut zu vergießen drohte.

Cruzantino (lächelnd). Claudinens Blut zu vergießen? Du hätteſt mir den Degen durch den Leib rennen können, ohne daß ich mich unterſtanden hätte, dem Engel ein Haar zu krümmen.

Sebaſtian. Umarme mich, edler Junge! Hier erkenne ich im Vagabunden das Blut von Caſtelvecchio.

Pedro. Und doch ängſtigteſt du? —

Cruzantino. Gut! weil ich weiß, daß man euch Verliebte mit Zwirnsfaden binden kann.

Sebaſtian. Guter Junge.

Cruzantino. Und habt ihr nicht gehört, daß alle braven Leute in ihrer Jugend gute Jungens waren; auch wohl etwas mehr ſogar?

Sebaſtian. Top!

Cruzantino. Und ſogar ihr ſelbſt.

Könnt ihr mir vergeben?
Laßt uns Brüder ſeyn!

Claudine (mit ſchwacher Stimme).

Reutre dein Leben,
Sollſt mein Bruder ſeyn.

Pedro.

Ich hab' dir vergeben:
Wollen Brüder ſeyn!

(Zu drei).

Cruzantino. Laßt uns Brüder ſeyn.
Claudine. Sollſt mein Bruder ſeyn.
Pedro. Wollen Brüder ſeyn.

Sebaſtian. Nun, allons, auf! daß wir aus dem Rauchloch kommen. Claudine, Mädchen wo biſt du? Armes Kind, was für Freud und Schmerz

haſt du ausgeſtanden! Du ſollſt dich erholen, ſollſt Ruhe haben, ſollſt — alles haben. Komm! wir kriegen hier wohl einen Tragſeſſel; und ſo auf Villa Bella!

Claudine. Nimmer, nimmermehr! In ein Kloſter, Baſtian! oder ich ſterbe hier. Meinem Vater unter die Augen treten? das Licht der Sonne ſehn?

(Sie will aufſtehn und fällt zurück.)

Sebaſtian. Sey ruhig, Mädchen! Du biſt zerrüttet. Auf, meine Herrn! ſorgt für einen Seſſel; wir müſſen fort.

Gonzalo tritt auf.

Gonzalo. Wo ſind ſie? — Wo iſt Baſtian? Baſtian! —

Claudine. Mein Vater!

(Sie fällt in Ohnmacht.)

Gonzalo. Die Stimme meiner Tochter? — Pedro! Baſtian! Wie? Wo? (Sich auf ſie werfend.) Claudine! meine Tochter!

Sebaſtian.

Aerzte! Hülfe! Schnell von hinnen!

Cruzantino.

Götter! ach! ich athme kaum!

Pedro.

Wehe! mir vergehn die Sinnen!

Gonzalo.

Seyd ihr alle? Iſt's ein Traum?

Sebaſtian. Cruzantino (den Gonzalo und **Pedro** von Claudinen wegziehend).

Weg von hier!

Pedro. Gonzalo (den Sebaſtian und Cruzantino von ſich ſtoßend).

Weg mit dir!

Sebaſtian.

Herr, ach, ſeht nach euer Wunde!

Pedro.

Laßt mich ſterben! ſie iſt todt!

Gonzalo.

Gott! ich gehe dir zu Grunde!

Cruzantino.

Ich vergeh' in ihrer Noth!

Sebaſtian. Cruzantino (wie oben).

Weg von hier!

Pedro. Gonzalo (wie oben).

Weg mit dir!

beurtheilen, die sich diesen alterthümlichen Geschäften entschiedener gewidmet haben.

Eine zweyte Epoche folgt hierauf, wo man sich in die Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzustellen bemüht ist. Solche Zeit möchte ich im reinsten Wortverstand die parodistische nennen. Meistentheils sind es geistreiche Menschen, die sich zu einem solchen Geschäft berufen fühlen. Die Franzosen bedienen sich dieser Art bei Uebersetzung aller poetischen Werke; Beispiele zu Hunderten lassen sich in Delille's Uebertragungen finden. Der Franzose, wie er sich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch so mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenständen, er fordert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat das auf seinem eignen Grund und Boden gewachsen sey.

Wielands Uebersetzungen gehören zu dieser Art und Weise; auch er hatte einen eigenthümlichen Verstands- und Geschmacksinn, mit dem er sich dem Alterthum, dem Auslande nur insofern annäherte, als er seine Convenienz dabei fand. Dieser vorzügliche Mann darf als Repräsentant seiner Zeit angesehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, wie er sich's zueignete und es wieder mittheilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete.

Pedro.

Uns ſo fürchterlich verderben,
Sieht denn Gott nicht unſre Noth?

Gonzalo.

Nein, du kannſt, du kannſt nicht ſterben,
Mädchen, nein du biſt nicht todt!

(Zu vier.)

Sebaſtian. Wie erbärmlich unſre Noth!
Cruguntino. Ich vergeh' in ihrer Noth.
Pedro. Laßt mich ſterben! ſie iſt todt!
Gonzalo. Mädchen, nein, du biſt nicht todt.

Sebaſtian. Sie richtet ſich.
Cruguntino. Sie lebt.
Pedro. } Claudine!
Gonzalo. }

Claudine (ſie ſieht ſtarr ihren Vater und Pedro an). Mein Vater! Pedro!

Gonzalo. Meine Tochter!
Sebaſtian. Schont ſie.
Claudine. Pedro! Mein Vater!
Gonzalo. Seyd unſer! Lebe! lebe! um meinetwillen!

(Pedro wirft ſich vor ihr nieder.)

Sebaſtian. Schont ſie! Schone ſie! ſie iſt dein.
Pedro. Mein Vater!
Gonzalo. Sie iſt dein!

Chor.

Brüllt nicht der Donner mehr,
Ruhet der Sturm im Meer;
Leuchtet die Sonne
Ueber euch gar.
Ewige Wonne!
Seliges Paar!

Die ungleichen Hausgenossen.

Ein Singspiel.

Fragmentarisch.

Scenaris.

Erſter Act.

Roſette.
Roſette. Flavio.
Poet.
Roſette. Flavio.
Pumper.
Roſette. Flavio.
Poet. Pumper.
Roſette. Flavio. Poet. Pumper.

Zweiter Act.

Baroneſſe. Arie, Adagio.
Baroneſſe. Poet. Duett. Romanze.
Baroneſſe. Baron. Pumper. Bedienten.
Terzett, eigentlich Haupt-Arie des Barons.
Baroneſſe. Baron. Gräfin. Leichtes Terzett.
Baroneſſe. Gräfin.
Die Vorigen. Poet.
Die Vorigen. Baron. Pumper. Finale.

Dritter Act.

Gräfin. Baron. Arie, Allegretto. (Er will den Flavio gern haben.)

Gräfin. Roſette.

Roſette. Flavio. Zärtlich Duett. Vorher Arie, Andantino.

Die Vorigen. Gräfin. Intereſſantes Terzett.

Gräfin.

Vierter Act.

Poet. Muſik. Hauptpartie des Poeten.

Pumper. Zankſchatten; Muſik.

Beide.

Baroneſſe. Poet.

Die Vorigen. Baron. Pumper. NB. Baron Hauptpartie.

Die Vorigen. Gräfin. Roſette. Flavio. Finale. Vaudeville.

Fünfter Act.

Roſette. Adagio.

Roſette. Bei Seite Poet.

Roſette.

Roſette. Bei Seite Pumper.

Roſette. Poet. Pumper. Terzett.

Alle. Finale.

Erſter Act.

Part.

Roſette.

Ich hab' ihn geſehen!
Wie iſt mir geſchehen?
O himmliſcher Blick!
Er kommt mir entgegen;
Ich weiche verlegen,
Ich ſchwanke zurück.
Ich irre, ich träume!
Ihr Felſen, ihr Bäume,
Verbergt meine Freude,
Verberget mein Glück!

Er kommt! er kommt! Ich ſah ihn von dem Pferde ſteigen, wie friſch, wie flink! Er bringt gewiß die gute Nachricht daß die Gräfin, ſeine Gebieterin, noch heute unſer Haus mit ihrer Gegenwart beglücken wird. Welche Freude! ihrer Schweſter der Baroneſſe, meiner gnädigen Frau; welch

Vergnügen; ihrem Schwager dem Baron; und welche Wonne mir! Und mir! warum? Gestehe, zartes Herzchen, der Bote freut dich mehr, mehr als die Botschaft die er bringt. Er kommt mir nach! er ist nicht weit! Ich muß, um mich zu fassen, noch einen Augenblick in diese Büsche gehen. Ja, Flavie, du hast in meinem Herzen zu viel gewonnen! Ich darf es mir, dir darf ich's nicht gestehen. (Sie geht ab.)

Flavio.

Hier muß ich sie finden!
Ich sah sie verschwinden,
Ihr folgte mein Blick.
Sie kam mir entgegen,
Dann trat sie verlegen
Und schamroth zurück.
Ist's Hoffnung? sind's Träume?
Ihr Felsen, ihr Bäume,
Entdeckt mir die Liebste,
Entdeckt mir mein Glück!

Wo bist du? fliehe nicht vor mir, wo bist du, schönes süßes Kind? So bab' ich nie gezittert, nie so toll gejagt als seit ich dieses Schloß von fern erblickte. Ja, es ist wahr, mehr als ich selber glaubte, ich liebe sie! Und die Entfernung, das Geräusch der Welt, die Lust des Lebens hat jenen sanften starken ersten Eindruck nicht geschwächt. In deiner Nähe bin ich der leichte Mensch nicht

mehr; ja, ja ich liebe dich! O komm, o komm! und laß ein zärtliches Geſtändniß dir nicht zuwider ſeyn. Ich höre rauſchen, gehen — ja ſie iſt's.

Roſette tritt auf.

Flavio. Willkommen, ſchönes Kind!

Roſette. Mein Herr, willkommen! Es freut mich Sie zu ſehen.

Flavio. Und mich entzückt es.

Roſette. Wird Ihre gnadige Gräfin bald hier ſeyn?

Flavio. Binnen wenig Stunden. Zwar ich ließ ſie weit zurück und eilte, wie ſie befahl, voraus, die Nachricht ihrer Ankunft hierher zu bringen; doch brauchte ſie die Eile mir nicht zu befehlen.

Roſette. Wo kommen Sie jetzt her?

Flavio. Gerade von Paris.

Roſette. Nach dieſem deutſchen Ritterſitze? Gewiß um des Contraſtes willen!

Flavio. O nein! Die Gräfin liebt ihre Schweſter ſo ſehr und ſehnt ſich ſo nach ihr, daß ſelbſt die Hauptſtadt ohne ſie ihr einſam ſcheint.

Roſette. Doch Ihnen, die Sie keine Schweſter haben?

Flavio. Ach mir! — Sie wiſſen nicht, Sie glauben nicht —

Roſette. Nur eins geſtehen Sie: hat nicht die Baroneſſe in Briefen oft geklagt?

Flavio. Worüber?

Roſette. Verſtellen Sie ſich nicht! Ich weiß, die Gräfin hat Vertrauen auf Sie.

Flavio. Nun ja, ich weiß es wohl: die Baroneſſe iſt nicht ganz mit dem Gemahl zufrieden, noch der Gemahl mit ihr. Es iſt recht luſtig oder traurig, wie man's nimmt, zu leſen wie ſie beide ſich verklagen; und doch, ſie ſcheinen ſich einander herzlich gut.

Roſette. Das ſind ſie auch und ſind recht herzlich gute Leute.

Flavio. Allein warum verträgt ſich ihre Güte nicht? Das iſt mir einmal unbegreiflich.

Roſette. Und doch ſehr einfach.

Flavio. Nun?

Roſette. Wie ſoll ich ſagen was leicht zu ſagen iſt: ſie ſind nicht gleichgeſtimmt, ſie finden nichts was ſie vereinigt, und da ſie keine Kinder haben, ſo hat — geſteh' ich's geradezu und ſage frei den rechten Namen — ſo hat ein jedes ſeinen eigenen Narren.

Flavio. Schon gut, ſie werden, ſchon verſchiedener Art, an Schellenkapp und Jacke ſich nicht ähnlich ſeyn.

Roſette. Erinnern Sie ſich nicht vom vorigenmale, da Ihre Gräfin wenig Tage nur bei uns blieb —

Flavio. Nicht einer einzigen Geſtalt als Ihrer erinnere ich mich von jener Zeit. Ich war noch viel zu flüchtig, viel zu jung und kümmerte

Weil man aber weder im Vollkommenen noch Unvollkommenen lange verharren kann, sondern eine Umwandlung nach der andern immerhin erfolgen muß; so erlebten wir den dritten Zeitraum, welcher der höchste und letzte zu nennen ist, derjenige nämlich, wo man die Uebersetzung dem Original identisch machen möchte, so daß eins nicht anstatt des andern, sondern an der Stelle des andern gelten solle

Diese Art erlitt anfangs den größten Widerstand; denn der Uebersetzer, der sich fest an sein Original anschließt, gibt mehr oder weniger die Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein Drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst heran bilden muß.

Der nie genug zu schätzende Voß konnte das Publicum zuerst nicht befriedigen, bis man sich nach und nach in die neue Art hinein hörte, hinein bequemte. Wer nun aber jetzt übersieht was geschehen ist, welche Versatilität unter die Deutschen gekommen, welche rhetorische, rhythmische, metrische Vortheile dem geistreich talentvollen Jüngling zur Hand sind, wie nun Ariost und Tasso, Shakespear und Calderon, als eingedeutschte Fremde, uns doppelt und dreyfach vorgeführt werden, der darf hoffen, daß die Literargeschichte unbewunden aussprechen werde, wer diesen Weg unter mancherlei Hindernissen zuerst einschlug.

Die von Hammer'schen Arbeiten deuten nun auch meistens auf ähnliche Behandlung orientalischer Meister-

in keinem Hauſe mich um etwas anderes als um meine Freude: und wo ich Wein und ſchöne Augen fand, war übrigens die innere Verfaſſung und Herr und Frau und Knecht vor meinen Blicken ſicher.

Roſette. Der Baroneſe Günſtling iſt ein Poet,... genannt, der ſonſt nicht übel iſt. Ich läugne nicht daß er zuweilen recht gute Verſe macht und artig ſingt; allein an ihm iſt unerträglich daß alles auf ihn wirkt, wie er es nennt, daß er zu jeder Zeit empfindet. Er fühlt rechts und links die Schönheit der Natur; kein Baum darf unbewundert grünen oder blühen, kein Stern am Horizont herauf, die Sonne ſich nicht zeigen; und der Mond beſchäftigt ihn nun gar vom erſten Viertel bis zum letzten.

Flavio. Und dann das Schönſte der Natur, die reizende Geſtalt Roſettens.

Roſette. Sie beſchamen mich. Ja wohl empfindet er, wenn er mich ſieht, wie er verſichert, gar unnennbare Empfindungen; doch leider macht es mich nicht ſtolz: ein jedes Frauenbild wirkt auf ſein zartes Herz wie jeder Stern. Still, ſtill! er kommt. Ich ſtecke mich hier hinter dieſe Büſche, daß er uns nicht zuſammen trifft.

Flavio. Ich gehe mit.

Roſette. Nein, nein! erlauben Sie. In jenem Buſche gegenüber iſt auch ein guter Anſtand

für den Jäger. Bemerken Sie ihn wohl, er kommt, er singt.

(Sie verstecken sich auf zwei verschiedenen Seiten.)

Poet.

Hier klag' ich verborgen
Dem thauenden Morgen
Mein einsam Geschick.
Verkannt von der Menge,
Ich ziehe ins Enge
Mich stille zurück.
O zartliche Seele,
O schweige, verhehle
Die ewige Leiden,
Verhehle dein Glück!

Was seh' ich hier, o weh! Ein armes Thier, so grausam hintergangen. Wie? ist dieß Elysium, der schönsten Seele reiner Himmelssitz, vor euren mörderischen Schlingen nicht sicher! O zarte Gebieterin, so achtet man dein.

Rosette. Nun sehen Sie den Herrn Immensus, da haben Sie ein Beispiel: die Drossel, die hier an der Schlinge hängt, macht ihm Entsetzen. Es ist wahr, dieß ist der Platz an dem die Baronesse sich gar oft gefällt, den sie sich angepflanzt, den sie geheiligt. Sie liebt die Jagd nicht, liebt

nicht daß vor ihren Augen man tödte, Droſſeln würge. Und doch ward hier geſchoſſen, Schlingen ſtellt man aus, man ſucht mit Hunden durch. Das alles thut der Baron, gar nicht um ſie zu kränken, er denkt ſich nichts dabei; allein nun geht der zarte Sänger hin und ſchreit von Gräuel, von Barbarei der Baroneſſe vor und malet einen Vogel der erſtickt ſo ganz erbarmlich aus; dann gibt es... und Thränen.

Flavio. Das kann nichts Gutes werden.

Roſette. Wenn nun gerade der Baron den Widerpart von dieſem Dichter in ſeinem Dienſte hegt.

Flavio. Nun ja, da mag es gute Scenen geben. Wer iſt denn der?

Roſette. Ein ſonderbarer Kerl, ein alter treuer Diener. Schon bei dem ſeligen Herrn ſtand er in Gunſt, mit dem Baron hat er in drei Campagnen tapfer ſich gehalten; das Maul iſt ihm der Quere gebauen daß er nicht ganz vernehmlich ſpricht. Er iſt ein ganzer Jäger, zuverläſſig wie Gold, und plump wie jener zart iſt; kurzgebunden, langdenkend. Er kann nie ſich über ſeinen Freund erzürnen, ſeinen Feinden nie verzeihen; gefällig und wieder ſtockig ohne gleichen. Er unterſcheidet ſich vorzüglich in einem einzigen Punkte von einem Menſchen der bei Sinnen iſt.

Flavio. Ich bin begierig dieſen Punkt zu wiſſen.

Roſette. Er ſagt es gerade wie er's denkt. So ſpricht er nun auch gerade von ſich ſelbſt, von

seiner Treue, seiner Tapferkeit, von seinen Thaten, seiner Klugheit, und was sein größtes Glück ist: er glaubt von einem großen Hause herzustammen, das ich denn auch nicht ganz unmöglich halte. Das alles gibt Gelegenheit ihn hundertmal zum Besten zu haben, ihn zu mystificiren, ihn zu mißhandeln; denn so innerlich ist seine Natur in Redlichkeit beschränkt, daß er nach tausend rollen, groben Streichen noch immer traut und immer alles glaubt. Wer hustet? Ja er kommt, er ist es selbst. Geschwind an unsere Plätze, sonst überrascht er uns.

Flavio (geht ihr nach). Entfernen Sie mich nicht von Ihrer Seite.

Rosette. Nein, nein, mein Herr! dort, dorten ist Ihr Platz.

Pumper mit einer Flinte, Hasen und Feldhühnern.

Es lohnet mir heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geschick:
Der redliche Diener
Bringt Hasen und Hühner
Zur Küche zurück;
Hier find' ich gefangen
Auch Vögel noch hangen! —
Es lebe der Jager,
Es lebe sein Glück!

Roſette. Nun, wie gefällt der Freund?

Flavio Das heiß' ich mehr Original ſeyn als erlaubt iſt.

Roſette. Den kennen Sie nun auch .... derb, eigen, ſteif und krumm, ein bißchen toll, nichts weniger als dumm. Wie oft verſündigt ſich der gnadige Herr an ihm: man läßt ihn lang als Cavalier behandeln, gibt aus des ſeligen alten Herrn Garderobe ihm reiche Kleider, friſiret ihm die tollſten Perücken auf den Kopf, und treibt es ſo daß er ſich ſelbſt gefallt. Sie haben ihm ſogar, als kam' es von dem durchlauchtigen Vetter, den er zu haben wähnt, mit vielen Ceremonien ein Ordensband und einen Stern geſchickt; ſo muß er ſich denn der Geſellſchaft präſentiren, ſich mit zu Tiſche ſezen. Und wie's ihm wohl in ſeinem Sinne wird, dann gehts Glas auf Glas, man füttert ihn mit leckern Speiſen faſt zu Tode. Der arme Kerl erträgt's nicht und fällt um. Man zieht ihn aus, legt einen ſchlechten Kittel ihm an, bemalt ihm das Geſicht mit Ruß, ſchießt ihm Piſtolen vor den Ohren los, zündet Schwamm ihm in der Taſche an. Mich wundert daß er noch nicht völlig raſend oder todt iſt.

Flavio. Ich kann mir denken wie die Baroneſſe leidet.

Roſette. Unglücklicher kann niemand werden, als ſie's bei dieſen Scherzen iſt. Oft halbe Tage

lang hat ſie geweint, ſie dauert mich und ich weiß nicht zu helfen.

Flavio. Ich höre ſie von ferne wiederkommen.

Roſette. Sie ſind in Streit, geſchwind uns zu verbergen! Ich komme dann von dieſer Seite, Sie von jener, begrüßen ſie und uns, als hätten wir ſie erſt, als hätten wir uns nicht geſehen.

(Sie verſtecken ſich wie oben.)

(Pumper läuft dem Poeten nach und hält ihm die Droſſeln vors Geſicht.)

Pumper.

Theilen Sie doch mein Vergnügen.
O der zarte Herr von Butter!
Alle Vögel kann er ſiegen,
Keinen Vogel hangen ſehn.

Poet.

Welch ein grauſames Vergnügen!
Mit dem ſchönen eignen Futter
Dieſe Thierchen zu betrügen,
Gräßlicher kann nichts geſchehn.

Pumper.

Euch erwartet mehr Vergnügen;
Wenn ſie mit der braunen Butter
Zierlich in der Schüſſel liegen,
Werdet ihr ſie lieber ſehn.

Roſette.

Pfui, ihr Herren, welch Vergnügen!
Immerfort die alten Tücken,
Stets ſich in den Haaren liegen,
Wie zwei Hahne dazuſtehn.

Port.

Und ich ſoll hier mit Entzücken
Seine todten Vögel ſehn?

Pumper.

Er kann nur mit feuchten Blicken
Einen todten Vogel ſehn.

Roſette.

Unſer Koch wird mit Entzücken
Seine fetten Vögel ſehn.

Flavis (von ferne kommend).

Wenn nicht Ohr und Auge trügen,
Soll mich dieſer Wald beglücken.

(Herbeitretend.)

Welch ein köſtliches Vergnügen
Allerſeits Sie hier zu ſehn!

Roſette.

Unerwartetes Vergnügen,
Daß Sie wieder uns beglücken!
Werden wir uns nicht betrügen,
Iſt es unſerthalb geſchehn.

Poet.

Dieſe Freude, dieß Vergnügen
Kann ich meinem Herrn erwiedern.

(Bei Seite, doch ſo daß es allenfalls Pumper hören kann.)

Leider! leider muß ich lügen,
Mich verdrießt's ihn hier zu ſehn.

Pumper.

Nein, ein Deutſcher ſoll nicht lügen!
Nein, mir reißt's in allen Gliedern;
Nicht das mindeſte Vergnügen
Macht es mir Sie hier zu ſehn.

Flavio.

Läßt ſich treu und grob nicht ſcheiden?
Soll ein Fremder das nicht rügen?
Ihn muß wundern, ſoll er leiden
So empfangen ſich zu ſehn.

Roſette (bei Seite).

Wie verberg' ich mein Vergnügen!
Dieſe Regung, dieſe Freude;
Ach, ich fürcht', an meinen Zügen,
An den Augen wird er's ſehn.

Flavio (bei Seite).

Ihre Freude, ihr Vergnügen
Zeigt ſich ſittſam und beſcheiden;
Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut ſie's herzlich mich zu ſehn.

Roſette (bei Seite).

Wie gebiet' ich meinen Zügen;
Ach, ich fürcht' er wird es ſehn.

Flavio (bei Seite).

Wenn nicht ihre Blicke lügen,
Freut ſie's herzlich mich zu ſehn.

Poet (bei Seite).

Sicher wird er ſie betrügen.
Mich verdrießt's ihn hier zu ſehn.

Pumper (allein laut).

Nein, ein Deutſcher ſoll nicht lügen!
Mich verdrießt's ihn hier zu ſehn.

Roſette (laut).

Gern bekenn' ich das Vergnügen,
Sie, mein Herr, bei uns zu ſehn.

Flavio (laut).

Welch ein himmliſches Vergnügen,
Meine Schöne hier zu ſehn!

Poet.

Wem verdankt man das Vergnügen
Sie aus Frankreich hier zu ſehn?

Pumper (laut und vor ſich herumgehend).

Nein, ein Deutſcher ſoll nicht lügen!
Mich verdrießt's ihn hier zu ſehn.

Flavio.

Soll ein Fremder das nicht rügen
So empfangen ſich zu ſehn!

Roſette.

Wer wird eine Tollheit rügen!
Laſſen Sie den Narren gehn.

Flavio (gegeneinander und zuſammen).

Welch ein himmliſches Vergnügen
Meine Schöne hier zu ſehn!

Roſette.

Ja, viel Freude, viel Vergnügen
Wieder Sie bei uns zu ſehn.

Poet.

Ihm mißgönn' ich das Vergnügen
So empfangen ſich zu ſehn.

Pumper.

Ja, ein herzlich Mißvergnügen
Macht es mir ihn hier zu ſehn.

Flavio.

Der Freude kann nichts gleichen:
In Freundſchaft und Vertrauen
Die Gegend anzuſchauen,
Die Gärten anzuſehn!

Roſette.

Ich muß zur gnäd'gen Frauen;
Doch wird die Sonne weichen,
Der Abend ſtille grauen,
Iſt erſt der Garten ſchön.

sterwerke bei welchen vorzüglich die Annäherung an äußere Form zu empfehlen ist. Wie unendlich vortheilhafter zeigen sich die Stellen einer Uebersetzung des Firdusi, welche uns genannter Freund geliefert, gegen diejenigen eines Umarbeiters, wovon einiges in den Fundgruben zu lesen ist. Diese Art einen Dichter umzubilden halten wir für den traurigsten Mißgriff, den ein fleißiger, dem Geschäft übrigens gewachsener Uebersetzer thun konnte.

Da aber bei jeder Literatur jene drey Epochen sich wiederholen, umkehren, ja die Behandlungsarten sich gleichzeitig ausüben lassen; so wäre jetzt eine prosaische Uebersetzung des Schahnameh und der Werke des Nisami immer noch am Platz. Man benutzte sie zur überhineilenden, den Hauptsinn aufschließenden Lectür, wir erfreuten uns am Geschichtlichen, Fabelhaften, Ethischen im Allgemeinen, und vertrauten uns immer näher mit den Gesinnungen und Denkweisen, bis wir uns endlich damit völlig verbrüdern konnten.

Man erinnere sich des entschiedensten Beifalls den wir Deutschen einer solchen Uebersetzung der Sakontala gezollt, und wir können das Glück was sie gemacht gar wohl jener allgemeinen Prosa zuschreiben, in welche das Gedicht aufgelöst worden. Nun aber wär' es an der Zeit uns davon eine Uebersetzung der dritten Art zu geben, die den verschiedenen Dialekten, rhythmischen, metrischen und prosaischen Sprachweisen

Poet.

Sie wird ihn mir vergleichen,
Dieß iſt noch mein Vertrauen;
Wie wird der Flüchtling weichen,
Sie wird's mit Augen ſehn.

Pumper.

Der Bosheit kann nichts gleichen;
Das ſoll ich ruhig ſchauen,
Dem Schmetterling zu weichen,
Dem Paare nachzugehn.

Baronesse.

Ach, wer bringt die ſchönen Tage,
Jene Tage der erſten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!

Leiſe tönet meine Klage.
Ich verberge Wunſch und Triebe,
Einſam nähr' ich Schmerz und Wunde,
Traure mein verlornes Glück.

Wer vernimmt nun meine Klage?
Wer belohnt die treuen Triebe?
Heimlich nähr' ich meine Wunde,
Traure das verlorne Glück.

Vierter Act.

Poet mit Muſicis, **Pumper**, hernach mit dem Regiments-Tambour, horchend.

Poet.

Auf dem grünen Raſenplatze
Unter dieſen hohen Linden
Werdet ihr ein Echo finden,
Das nicht ſeines Gleichen hat.
Uebet da die Serenade,
Die der Gräfin
Heut am Abend
Sanft die Augen ſchließen ſoll.
Welch ſchöner Gedanke
Der zarten Baroneſſe,
Die göttliche Lina!
Sie iſt wie ein Engel
Gefälligkeitsvoll.

(Geht mit den Muſicis bei Seite.)

Pumper (hervortretend).

Auf dem großen Platz mit Sande
In der Länq' und in der Breite
Habt ihr Raum für eure Leute,
Und da ſchlagt und lärmt euch ſatt.

Uebet mir das tolle Stückchen,
Das die Gräfin
Morgen frühe
Aus dem Schlafe wecken ſoll.

(Er geht mit dem Regiments-Tambour ab.)

(Serenade von blaſenden Inſtrumenten mit Echo, die dem folgenden Auftritt zur Begleitung dient.)

Poet.

Es ſäuſelt der Abend,
Es ſinket die Sonne
Erquickend und labend
In Thau und in Wonne;
In Nebel und Flor
Schwankt Luna hervor.

O herrliche Sonne!
Du gleicheſt der Gräfin
Die blendend gefällt.
Und Luna, du milder Stern,
Du gleichſt der holden Baroneſſe.

O Luna, ich vergeſſe
Der Sonne gar gerne.
O Luna, ich vergeſſe
In deinen ſanften Strahlen,
In deinem ſüßen Lichte,
Vor deinem Angeſichte
Der Sonne der Welt.

Nur sachte, nur leise
Ihr Flöten, ihr Hörner,
Damit man das Rauschen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Lispeln
Des Lüftchens im Laube
Vernehme!

Ihr hellen Clarinetten,
Nur leise, nur sachte!
Ihr Hoboen, Fagotte,
Bescheiden, bescheiden!
Sachte! Leise!
So! So!
Damit man das Rauschen
Der Wellen des Baches,
Damit man das Lispeln
Des Lüftchens im Laube,
Die leisesten Schritte
Der wandelnden Göttin
Vernehme!

Ja, ich vernehme
Die Schritte der Göttin!
O näher und näher,
Du himmliche Schöne,
Hier ruht Endymion!
Welch höllischer Larmen
Zerreißt mir die Ohren!

O weh mir! ich ſterbe,
Ich ſeh' mich verloren.
Die göttliche Stimmung
Zum Teufel iſt ſie!
Abſcheuliche Töne!
So knirſchen, ſo grinzen
Tyranniſche Söhne
Tyranniſcher Prinzen,
Im ewigen Kerker,
Zu Höllen-Muſiken,
Zum teufliſchen Ton.

Pumper.

Nur lauter, nur ſtärker
Damit man es höre.
Nur laut, es erwachet
Kein Schläfer davon.
Nur ein bißchen ſtark und ſtärker,
Sonſt erwacht kein Menſch davon.

Tönet ihr Poſaunen,
Ihr Trompeten hallt,
Donnert ihr Kartaunen
Daß der Himmel ſchallt,
Widmet eurer Stimme
. . . verbundne Macht
Eines Helden Grimme
Und dem Larm der Schlacht.
Seinen Ruhm zu melden,
Fama, töne du,

Schmeichlerin der Helden,
Dreifach laut dazu.

Poet.

In ſtilleren Chören
Dich zu verehren
Verlangen die Muſen,
Reinere Töne
Ertheilten ſie mir.

Ich ehre, ich preiſe
Auf ſtillere Weiſe
Den Edlen, den Guten,
Die Tugend der Tugend,
Beſcheidenheit hier.

Fünfter Act.

Nacht.

Roſette allein.

Ach, ihr ſchönen ſüßen Blumen!
Habt ihr drum ſo ſpat geblühet,
Um an meinem bangen Herzen
Zu verblühen, meiner Schmerzen
Stille Zeugen, ach! zu ſeyn.

Ja, für mich hat er ſie gepflückt,
Dieſen Morgen, wie friſch! gebracht,
Und an die Bruſt
Raſch mit einem Kuß gedrückt,
Und nun welken ſie zu Nacht.
Im Gemiſch von Schmerz und Luſt
Beglückt,
Ach wohin ſoll ich mich wenden?
Begleitet mich,
Lieb mir, friſch aus ſeinen Händen,
Und weit lieber nun zerknickt.

Roſette.

Aha der hat mich in Verdacht
Als hätt' ich Flavio hierher beſtellt.
Wart' nur, zum Glück iſt's finſtre Nacht,
Und es iſt heilſam daß ich mich zerſtreue.
Das ſoll mein krankes Herz vergnügen
Mit doppelter Stimme den Eiferſüchtigen zu betrügen.
Doch ſtill! wer will mich noch belauſchen?
Ich höre wieder was von dieſer Seite rauſchen.

Poet.

Roſette! Roſette!
Sie hört nicht, ſie iſt weiter,
Sie hat ſich verſteckt.
Ich ſah wohl zum Garten
Verſtohlen ſie ſchleichen.

Ich wette, ich wette,
Sie hat ihn bestellt.
Rosette! Rosette!
Sanftes Herz!
Welche Regungen bewegen
Deinen Gleichmuth, deine Ruhe?
Wie ein Sturm in fernen Wogen
Kündet sich in meinem Busen
Ein gewaltig Wetter an.
Schon rollen des Zornes
Lautbrausende Wellen
Und Blitze der Eifersucht
Erhellen
Die tobende Fluth.
Rosette! Rosette!
Ich fasse mich nicht,
Ich sterbe vor Wuth!

Wie? in diesen tiefen Schatten,
Wo nur Götter sich begegnen sollten,
Lockt sie ihn! Sie! die unbescholten
Den besten Gatten,
Die das treuste Herz verdient.

Sie lockt ihn, den Franzosen.
O Schande, o Schmach!
O Schmach dem Vaterlande!
O allen Deutschen Schande!
Für diesen Franzosen

Seyd ihr, ihr ſchönen Roſen,
So lieblich aufgeblüht?
Rache!
Ja Rache glühet ſelbſt in Götterbuſen auf.
Weh ihm wenn ich ihn finde!
Dieſe Hand . . . . .
Schon rollen des Zornes
Lautbrauſende Wellen
Und Blitze der Eiferſucht
Erhellen
Die tobende Fluth.

Pumper.

Einen von ihren Burſchen
Hat ſie hierher beſtellt.
Ich ſah ſie leiſe ſchleichen,
Ich weiß ſchon wer ihr gefällt;
Doch will mir's nicht gefallen,
Ich gebe mein Ja nicht dazu.
Du ärgerſt mich vor allen,
O du Franzoſe, du!
Ein guter deutſcher Stock
Soll dir die Rippen waſchen,
Ich lehre dich
In unſerm Garten naſchen.

Roſette.

O glücklich! der Zweite
Er kommt mir zurecht:

Betrüg' ich ſie beide,
Das alberne Geſchlecht.

(Laut.)

O mein Geliebter! Beſter, biſt du nah?

(Als Flavio.)

Mein ſüßes Kind! hier bin ich, ich bin da.

Poet.

Hör' ich doch in jenen Lauben
Ihre Stimmen ganz gewiß.

Pumper.

Allerliebſte Turteltauben,
Girrt ihr in der Finſterniß!

Roſette.

O du mein Theurer,
Du meine Seele!
Des Lebens Freuden,
Des Lebens Schmerzen
Kenn' ich durch dich,
Fühl' ich um dich.

Pumper, Poet (bei Seite).

Wart', ich will es dir geſegnen!
Ihm kann ſie ſo ſchön begegnen,
Aber mir kein gutes Wort?

Roſette (als Flavio).

O meine Theure!
Wenn ich mich quäle,

des Originals entspräche und uns dieses Gedicht in seiner ganzen Eigenthümlichkeit auf's neue erfreulich und einheimisch machte. Da nun in Paris eine Handschrift dieses ewigen Werkes befindlich, so könnte ein dort hausender Deutscher sich um uns ein unsterblich Verdienst durch solche Arbeit erwerben.

Der englische Uebersetzer des Wolkenboten, Megadhuta, ist gleichfalls aller Ehren werth, denn die erste Bekanntschaft mit einem solchen Werke macht immer Epoche in unserem Leben. Aber seine Uebersetzung ist eigentlich aus der zweyten Epoche, paraphrastisch und suppletorisch, sie schmeichelt durch den fünffüßigen Jambus dem nordöstlichen Ohr und Sinn. Unserm Rosegarten dagegen verdanke ich wenige Verse unmittelbar aus der Ursprache, welche freilich einen ganz andern Aufschluß geben. Ueberdieß hat sich der Engländer Transpositionen der Motive erlaubt, die der geübte ästhetische Blick sogleich entdeckt und mißbilligt.

Warum wir aber die dritte Epoche auch zugleich die letzte genannt, erklären wir noch mit wenigem. Eine Uebersetzung, die sich mit dem Original zu identificiren strebt, nähert sich zuletzt der Interlinear-Version und erleichtert höchlich das Verständniß des Originals, hiedurch werden wir an den Grundtext hinangeführt, ja getrieben, und so ist denn zuletzt der ganze Cirkel abgeschlossen, in welchem sich die Annäherung des Fremden und Einheimischen, des Bekannten und Unbekannten bewegt.

Wenn ſich die Freude
Mir drängt zum Herzen,
Iſt es um dich,
Iſt es durch dich.

Pumper.

Wart' ich will es dir geſegnen!
Wart' es ſollen Schläge regnen,
Iſt nur erſt das Mädchen fort.

Gräfin.

Pumper, nun wem wirſt du's bringen?

Pumper.

Wem? Der ſchönſten Gräfin, Ihnen.

Gräfin.

Was iſt ſachter als Mondeswandeln?
Was iſt leiſer als Katzentritte?
Was iſt heimlicher als ....
Was iſt —

Baron.

Stille!

Gräfin.

Was iſt —

Roſette.

Still!

Beide.

Du biſt ganz aus dem Gleiſe,
Ganz aus der Melodie.

Baron.

Jeder Narr hat ſeine Weiſe,
Seine eigne Melodie.

Gräfin.

Gut, ich nehm's als wohl geſungen
Und ich nehm's als wohl gelungen.

Leiſe iſt des Mondes Wandeln,
Doch des klugen Weibes Handeln
Und ihr Witz und ihre Luſt
— — — — — — —

Nimm du dich in Acht du Narr, ich fürchte dich zu erben,
Du warſt nur ſonſt als Narr bekannt,
Nun wirſt du klug und gar galant;
Geht es ſo fort, ſo mußt du nächſtens ſterben.

Er muß für den Affront,
Den er uns angethan,
Erſt Schläge haben!
Dann komm' er,
Fordre Satisfaction
Auf Degen und Piſtolen,

Ja auf Kanonen!
Ich bin bereit.

---

an dieſem Weſen,
An dieſen Mienen leſen:
Du biſt zu grob geweſen;
Das wird nicht gut gethan.
Ein gar zu lockres Weſen
Steht keinem Prinzen an.

Roſette darf ſich ſetzen,
Ihro Durchlaucht erlauben das

Nicht höflich genug geweſen,
Das wird nicht gut gethan.

Gnädiger Herr, wir ſind verlegen.

Hoffe, doch nicht meinetwegen?
Werden ſelbſt den Scherz verzeihn.

Das iſt der Herr von Pumper
Ba Ba Baron von Pumper
Der zur Geſellſchaft iſt.

Du biſt zu grob geweſen,
Du ſollteſt an dem Weſen
An ſeinen Mienen leſen;
Schau nur wie dumm du biſt.

Ich hab' ihn nicht geheißen
Incognito zu reiſen,

Und ein zu lockres Weſen
Steht keinem Prinzen an.

Durchlauchtigſter —

Flavio.

Keine Titel!
Dieſes iſt das beſte Mittel
Wie man mir gefallen kann.

Poet.

Hoher Gönner —

Flavio.

Nichts dergleichen!
Denn ich habe, nicht zu ſchweigen,
Für die Muſen nichts gethan.
Da drückt' ich alle Hände,
Bot jeder Strauß und Kranz;
Dann ſchwang ich mich behende
Mit jeder mich im Tanz.
Mit allen Schelmen-Augen
Ich Schelmereien trieb,
Und leichte Luſt zu ſaugen
War jede Lippe lieb.

Seit dreißig Jahren
Lockt dieſe Freude
Die erſten Thränen
Aus meinen Augen!

Laßt dieſe Freude
Mich nicht erſticken
— — — — — —

Was ein weiblich Herz erfreue
In der klein- und großen Welt?
Ganz gewiß iſt es das Neue,
Deſſen Blüthe ſtets gefallt;
Doch viel werther iſt die Treue,
Die auch in der Früchte Zeit
Noch mit Blüthen uns erfreut.

Paris war in Wald und Höhlen
Mit den Nymphen wohl bekannt,
Bis ihm Zeus, um ihn zu quälen,
Drei der Himmliſchen geſandt;
Und es fühlte wohl im Wählen,
In der alt und neuen Zeit,
Niemand mehr Verlegenheit.

Geh den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort;
Und wer raſch iſt und verwegen
Kommt vielleicht noch beſſer fort;
Doch wem wenig dran gelegen
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

Vielfach iſt der Menſchen Streben,
Ihre Unruh, ihr Verdruß;
Auch iſt manches Gut gegeben,

Mancher liebliche Genuß;
Doch das größte Glück im Leben
Und der reichlichste Gewinn
Iſt ein guter leichter Sinn.

Amor ſtach ſich mit dem Pfeile
Und war voll Verdruß und Harm,
Rief zur Freundſchaft: heile! heile!
Faßte ſchluchzend ihren Arm;
Doch nach einer kleinen Weile
Lief er, ohne Dank und Wort,
Mit dem Leichtſinn wieder fort.

Wer der Menſchen thöricht Treiben
Täglich ſieht und täglich ſchilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbſt für einen Narren gilt,
Der trägt ſchwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Buſen fühle,
Wahrlich! ſo eracht es mir.

Schießeſt du nur weit vom Ziele,
Ganz erbarmlich geht es dir.

Dieſer Narr iſt an dem Ziele,
Du verdienſt die Kolbe dir.

Er trägt ſchwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.

Wer trägt ſchwerer, als zur Mühle
Das geduldige gute Thier.

Zwei ältere Scenen aus dem Jahrmarktsfeſt zu Plunderswеilern.

(Der Vorhang hebt ſich. Man ſieht den Galgen in der Ferne.)

König Ahasverus. Haman.

Haman.

Gnäd'ger König, Herr und Fürſt,
Du mir es nicht verargen wirſt,
Wenn ich an Deinem Geburtstag
Dir beſchwerlich bin mit Verdruß und Klag'.
Es will mir aber das Herz abfreſſen,
Kann weder ſchlafen, noch trinken, noch eſſen.
Du weißt, wie viel es uns Mühe gemacht,
Bis wir es haben ſo weit gebracht
An Herrn Chriſtum nicht zu glauben mehr,
Wie's thut das große Pöbel-Heer;
Wir haben endlich erfunden ſing,
Die Bibel ſey ein ſchlechtes Buch,
Und ſey im Grund nicht mehr daran
Als an den Kindern Haimen.

Darob wir denn nun jubiliren
Und herzliches Mitleiden spüren
Mit dem armen Schelmenhaufen,
Die noch zu unserm Herrgott laufen.
Aber wir wollen sie bald belehren
Und zum Unglauben sie bekehren,
Und lassen sie sich 'wa nicht weisen,
So sollen sie alle Teufel zerreißen.

Ahasverus.

In so fern ist mir's einerlei,
Doch braucht's all, dünkt mich, nicht 's Geschrei.
Laßt sie am Sonnenlicht sich vergnügen,
Fleißig bei ihren Weibern liegen,
Damit wir tapfre Kinder kriegen.

Haman.

Behüte Gott, Ihro Majestät,
Das leidt kein Lebtag kein Prophet.
Doch waren die noch zu bekehren;
Aber die leidigen Irrlehren
Der Empfindsamen aus Judäa
Sind mir zum theuren Aerger da.
Was hilft's, daß wir Religion
Geschossen vom Tyrannenthron,
Wenn die Kerls ihren neuen Götzen
Oben auf die Trümmer setzen.
Religion, Empfindsamkeit
's ein Dreck, ist lang wie breit.
Müssen das all exterminiren,

Nur die Vernunft, die soll uns führen,
Ihr himmlisch klares Angesicht.

Xhasverus.

Hat auch dafür keine Waden nicht.
Wollen's ein andermal besehen.
Beliebt mir jetzt zu Bett zu gehen.

Haman.

Wünsch' Euro Majestät geruhige Nacht!

Die Königin Esther. Mardochai.

Esther.

Ich bitt' euch, laßt mich ungeplagt.

Mardochai.

Hätt's gern zum letztenmal gesagt;
Wem aber am Herzen thut liegen
Die Menschen in einander zu fügen
Wie Krebs und Kalbfleisch in ein Ragu
Und eine wohlschmeckende Sauce dazu,
Kann unmöglich gleichgültig seyn
Zu sehn die Heiden wie die Schwein
Und unser Lämmlein-Häuflein zart
Durcheinander laufen nach ihrer Art.
Möcht' all sie gern modificiren,
Die Schwein zu Lämmern rectificiren
Und ein Ganzes draus combiniren,
Daß die Gemeine zu Corinthus

Und Rom, Coloß und Epheſus
Und Herrenhut und Herrenhag
Dauer beſtünde mit Schand und Schmach.
Da iſt es nun an Dir, o Frau!
Dich zu machen an die Königsſau
Und ſeiner Borſten harten Strauß
Zu kehren in Lämmleins-Wolle kraus.
Ich geh' aber im Land auf und nieder,
Caper' immer neue Schweſtern und Brüder,
Und glaubige ſie alle zuſammen
Mit Hammleins Lämmleins Liebesflammen.

Eſther.

Mein Gemahl iſt wohl ſchon eingeſchlafen,
War' lieber mit einem von euren Schafen;
Indeſſen, kann's nicht anders ſeyn,
Iſt's nicht ein Schaf, ſo iſt's ein Schwein. (ab.)

Endlicher Abschluß!

In wiefern es uns gelungen ist den urältesten abgeschiedenen Orient an den neusten, lebendigsten anzuknüpfen, werden Kenner und Freunde mit Wohlwollen beurtheilen. Uns kam jedoch abermals einiges zur Hand das, der Geschichte des Tags angehörig, zu frohem und belebtem Schlusse des Ganzen erfreulich dienen möchte.

Als, vor etwa vier Jahren, der nach Petersburg bestimmte persische Gesandte die Aufträge seines Kaisers erhielt, versäumte die erlauchte Gemahlin des Monarchen keineswegs diese Gelegenheit, sie sendete vielmehr von ihrer Seite bedeutende Geschenke Ihro der Kaiserin Mutter aller Reußen Majestät, begleitet von einem Briefe dessen Uebersetzung wir mitzutheilen das Glück haben.

Hanswurſts Hochzeit

oder

der Lauf der Welt.

Ein mikrokosmiſches Drama.

(Fragmentariſch.)

Kilian Bruſtfleck (tritt auf).

Hab' ich endlich mit allem Fleiß,
Manchem moraliſch politiſchem Schweiß
Meinen Mündel Hanswurſt erzogen
Und ihn ziemlich zurechtgebogen.
Zwar ſeine tölpiſch ſchlüpfliche Art,
So wenig als ſeinen kohlſchwarzen Bart,
Seine Luſt in den Weg zu . . . . . .
Hab' nicht können aus der Wurzel reißen.
Was ich nun nicht all kunt bemeiſtern,
Das wußt' ich weiſe zu überkleiſtern:
Hab' ihn gelehrt nach Pflichtgrundſätzen
Ein paar Stunden hintereinander ſchwätzen,
Indeß er ſich am H . . . . . reibt
Und Wurſtel immer Wurſtel bleibt.

Hab' aber auch die Kunst verstanden
Auszuposaunen in allen Landen,
Ohne just die Backen aufzupausen,
Wie ich that meinen Telemach lausen,
Daß in ihm werde dargestellt
Das Muster aller kunst'gen Welt.
Hab' dazu Weiber wohlgebraucht,
Die's Alter hatt' wie Schinken geraucht,
Denen aber von ..... Jugendtrieben
Nur ..... überblieben.
Zu ihnen that auf die Bank mich setzen
Und ließ sie volle Stunden schwätzen,
Dadurch wurden sie mir wohlgeneigt,
Von meinem großen Verstand überzeugt.
Im Wochen- und Kunkelstuben-Geschnatter
Rühmen sie mich ihren Herrn Gevatter
Und ich thu's ziementlich erwiedern;
Doch ein's liegt mir in allen Gliedern,
Daß ich — es ist ein altes Weh —
Nur gar fest auf meinen Füßen steh',
Immer besorgt, der möge mich prellen,
Der habe Lust mir ein Bein zu stellen,
Und so mit all dem politischen Sinn
Doch immer Kilian Brustfleck bin.

Kilian Brustfleck.

Es ist ein großes wichtiges Werk
Der ganzen Welt ein Augenmerk,

Daß Hanswurſt ſeine Hochzeit hält
Und ſich eine Hanswurſtin zugeſellt.
Schon bei gemeinen ſchlechten Leuten
Hat's viel im Leben zu bedeuten,
Ob er mit einer gleichgeſinnten
Sich thut bei Tiſch und Bette finden.
Aber ein Jüngling, der Welt bekannt,
Von Salz- bis Petersburg genannt,
Von ſo vorzüglich edlen Gaben,
Was muß der eine Gattin haben!
Auch meine Sorge für deine Jugend,
Recht geſchnürt- und gequetſchte Tugend
Erreicht nun hier das höchſte Ziel;
Vor war nur alles Kinderſpiel,
Und jetzt die Stunde Nacht geſchwind
Wird, ach will's Gott, dein Spiel ein Kind.
O, höre meine letzten Worte!
Wir ſind hier ruhig an dem Orte,
Ein kleines Stündchen nur Gehör —
Wie aber, was! ihr horcht nicht mehr?
Ihr, ſcheint es, hier zu langeweilen?
Ihr ſtehet da und rollt mit eurem Kopfe,
Streckt euren Bauch ſo ungeſchickt.
Was thut die Hand am Latz, was blickt
Ihr abwärts nach dem rothen Knopfe?

Hanswurſt.

So viel mir eigentlich bekannt
Ward das Stück Hanswurſts Hochzeit genannt,

So laß mich denn auch schalten und walten,
Ich will nun hin und Hochzeit halten.

Kilian Brustfleck.

Ich bitt' euch, nur Geduld genommen;
Als wenn das so von Hand zu Munde ging!
Wie könnte da ein Stuck draus kommen?
Und war' der Schade nicht gering.
Nein, was der Wohlstand will und lehrt,
Es ehre der Mensch, so wird er geehrt.
Die Welt nimmt an euch unendlich Theil,
Nun seyd nicht grob, wie die Genies sonst pflegen,
Und sagt nicht etwa: ah meinetwegen!
Es hat doch nicht so mächtig Eil.
Was sind nicht alles für Leute geladen!
Was ist nicht noch zu sieden und zu braten!
Es ist gar nichts an einem Fest
Ohne wohlgeputzte vornehme Gäst.

Hanswurst.

Mich dauchr, das schönste bei einem Fest
Ist, wenn man sich's wohl schmecken läßt.
Und ich hab' keinen Appetit
Als ich nahm gern Ursel auf'n Boden mit,
Und auf'm Heu und auf'm Stroh
Jauchzten wir in dulci jubilo.

Kilian Brustfleck.

Ich sag' euch, was die deutsche Welt
An großen Namen nur enthält,

Kommt alles heut in euer Haus,
Formirt den schönsten Hochzeitschmaus.

Hanswurst.

Ich möcht' gleich meine Pritsche schmieren
Und sie zur Thür hinaus formiren.
Indeß was hab' ich mit den . . . . . .
Sie mögen fressen und ich will . . . . . .

Kilian Brustfleck.

Ach, an den Worten und Manieren
Muß man den ew'gen Wurstel spüren!
Ich hab's — dem Himmel sey's geklagt —
Euch doch so öfters schon gesagt:
Daß ihr euch sittlich stellen sollt,
Und thut dann alles, was ihr wollt.
Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt vertheidigt,
Doch thut das Niedrigste und sie wird nie beleidigt.
Der Weise sagt: — der Weise war nicht klein —
Nichts scheinen, aber alles seyn.
Doch ach, wie viel geht nicht an euch verloren!
Zu wieviel Großem wart ihr nicht geboren!
Was hofft man nicht, was ihr noch leisten sollt!

Hanswurst.

Mir ist ja alles recht, nur laßt mich ungeschoren;
Ich bin ja gern berühmt so viel ihr immer wollt.
Red't man von mir, ich will's nicht wehren,
Nur muß mich's nicht in meinem Wesen stören;

Was hilft's, daß ich ein dummes Leben führte.
Da hört die Welt was rechts von mir,
Wenn man ihr sagt, daß um von ihr
Gelobt zu seyn in mich genirte.

Kilian Brustfleck.

Mein Sohn, ach das verstehst du nicht.
Der größte Mann, . . . er dir ins Gesicht,
So kenntest du ihn nur von seiner stinkigen Seite.
Und so sind eben alle Leute.
Der größte Max kocht oft den besten Brei,
Weiß er den gut zu praesentiren
Und jedem lind ins Maul zu schmieren,
Fahrt er ganz sicher wohl dabei.
Soll je das Publicum dir seine Gnade schenken,
So muß es dich vorher als einen Matzen denken.

Hanswurst.

Das müßt ihr freilich besser wissen;
Denn ihr habt euch gar viel des Ruhms beflissen
Und drum den Wohlstand nie verletzt,
Viel lieber in die . . . . . .
Als euch an einen Zaun gesetzt.

Hanswurst.

Das geht denn auch mit euch wohl an,
Euer fahles Wesen, schwankende Positur,
Euer Tripplen und Krabeln und Schneider-Natur,

Euer ewig lauſchend Ohr,
Euer Wunſch hinten und vorn zu glänzen,
Lernt freilich wie ein armes Rohr
Von jedem Winde Reverenzen.
Aber ſeht an meine Figur,
Wie harmonirt ſie mit meiner Natur,
Meine Kleider mit meinen Sitten:
Ich bin aus dem Ganzen zugeſchnitten.

Paralipomena zu Fauſt.

Fauſts Studirzimmer.

Mephiſtopheles.

Wenn du von außen ausgeſtattet biſt,
So wird ſich alles zu dir drangen:
Ein Kerl der nicht ein wenig eitel iſt
Der mag ſich auf der Stelle hängen.

Mephiſtopheles.

Seht mir nur ab wie man vor Leute tritt:
Ich komme luſtig angezogen,
So iſt mir jedes Herz gewogen;
Ich lache, gleich lacht jeder mit.
Ihr müſt wie ich nur auf euch ſelbſt vertrauen
Und denken daß hier was zu wagen iſt,
Denn es verzeihen ſelbſt gelegentlich die Frauen
Wenn man mit Anſtand den Reſpect vergißt.
Nicht Wünſchelruthe, nicht Alraune,
Die beſte Zauberei liegt in der guten Laune;

Bin ich mit allen gleich geſtimmt,
So ſeh' ich nicht daß man was übel nimmt:
Drum friſch ans Werk und zaudert mir nicht lange,
Das Vorbereiten macht mir bange.

Disputation.

Halbchor, andere Hälfte, Tutti der Studenten, den Zuſtand ausdrückend. Das Gedräng, das Wogen, das Aus- und Einſtrömen.

Wagner als Opponent. Macht ein Compliment. Einzelne Stimmen. Rector zum Pedell. Die Pedelle, die Ruhe gebieten.

Fahrender Scholaſticus tritt auf. Schilt die Verſammlung. Chor der Studenten, halb, ganz. Schilt den Reſpondenten. Dieſer lehnt's ab.

Fauſt nimmt's auf. Schilt ſein Schwadroniren. Verlangt daß er articulire.

Mephiſtopheles thut's, fällt aber gleich ins Lob des Vagirens und der daraus entſtehenden Erfahrung.

Chor, halb.

Fauſt. Ungünſtige Schilderung des Vaganten.

Chor. halb.

Mephiſtopheles. Kenntniſſe die dem Schulweiſen fehlen.

Fauſt. γνῶθι σεαυτον, im ſchönen Sinne. Fordert den Gegner auf, Fragen aus der Erfahrung vorzulegen, die Fauſt alle beantworten wolle.

Mephiſtopheles. Gletſcher. Bologneſiſche Feuer. Fata Morgana. Thier. Menſch.

Fauſt. Gegenfrage, wo der ſchaffende Spiegel ſey.

Mephiſtopheles. Compliment, die Antwort ein andermal.

Fauſt. Schluß. Abdankung.

Chor als Majorität und Minorität der Zuhörer.

Wagners Sorge, die Geiſter möchten ſprechen, was der Menſch ſich zu ſagen glaubte.

Auditorium.

Disputation.

Schüler (von innen).

Laßt uns hinaus! wir haben nicht gegeſſen.
Wer ſprechen darf wird Speiſ' und Trank vergeſſen,
Wer hören ſoll wird endlich matt.

Schüler (von außen).

Laßt uns hinein! wir kommen ſchon vom Kauen,
Denn uns hat das Convict gefpeiſ't.
Laßt uns hinein! wir wollen hier verdauen,
Uns fehlt der Wein, und hier iſt Geiſt.

Fahrender Scholaſticus.

Hinaus! Hinein! Und keiner von der Stelle!
Was drängt ihr euch auf dieſer Schwelle!
Hier außen Platz und laßt die innern fort,
Beſetzt dann den verlaſſnen Ort.

Schreiben der Gemahlin des Kaisers von Persien an Ihro Majestät die Kaiserin Mutter aller Reußen.

So lange die Elemente dauern, aus welchen die Welt besteht, möge die erlauchte Frau des Pallasts der Größe, das Schatzkästchen der Perle des Reiches, die Constellation der Gestirne der Herrschaft, die, welche die glänzende Sonne des großen Reiches getragen, den Cirkel des Mittelpunkts der Oberherrschaft, den Palmbaum der Frucht der obersten Gewalt, möge sie immer glücklich seyn und bewahrt vor allen Unfällen.

Nach dargebrachten diesen meinen aufrichtigsten Wünschen hab' ich die Ehre anzumelden, daß, nachdem in unsern glücklichen Zeiten, durch Wirkung der großen Barmherzigkeit des allgewaltigen Wesens, die Gärten der zwey hohen Mächte auf's neue frische Rosenblüthen hervortreiben und alles was sich zwischen die beiden herrlichen Höfe eingeschlichen durch aufrichtigste Einigkeit und Freundschaft beseitigt ist; auch in Anerkennung dieser großen Wohlthat, nunmehr alle welche mit einem oder dem andern Hofe verbunden

Schüler.

Der iſt vom fahrenden Geſchlecht.
Er renommirt, doch er hat Recht.

Mephiſtopheles.

Wer ſpricht von Zweifeln? laßt mich's hören!
Wer zweifeln will der muß nicht lehren;
Wer lehren will der gehe was.

Mephiſtopheles.

Und merke dir ein für allemal
Den wichtigſten von allen Sprüchen:
Es liegt dir kein Geheimniß in der Zahl,
Allein ein großes in den Brüchen.

Straße.

Mephiſtopheles.

Der junge Herr iſt freilich ſchwer zu führen,
Doch als erfahrner Gouverneur
Weiß ich den Wildfang zu regieren;
Und afficirt mich auch nichts mehr:
Ich laſſ' ihn ſo in ſeinen Lüſten wandeln,
Mag ich doch auch nach meinen Lüſten handeln.
Ich rede viel und laſſ' ihn immer gehn;
Iſt ja ein allzudummer Streich geſchehn,

Dann muß ich meine Weisheit zeigen,
Dann wird er bei den Haar'n herausgeführt;
Doch gibt man gleich, indem man's reparirt,
Gelegenheit zu neuen dummen Streichen.

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Faust.

Wie man nach Norden weiter kommt
Da nehmen Ruß und Hexen zu.

Mephistopheles.

Musik nur her und war's ein Dudelsack!
Wir haben, wie manche edle Gesellen,
Viel Appetit und wenig Geschmack.

Mephistopheles.

— — — — — — — — — der liebe Sänger
Von Hameln, auch mein alter Freund,
Der vielbeliebte Rattenfänger,
Wie geht's — — — — — — — — —

Rattenfänger von Hameln.

Befinde mich recht wohl, zu dienen;
Ich bin ein wohlgenahrter Mann,
Patron von zwölf Philanthropinen,
Daneben — — — — — — — —

Harzgebirg.

Höhere Region.

Nach dem Intermezzo: Einſamkeit, Oede, Trompetenſtöße. Blitze, Donner von oben. Feuerſaulen. Rauch-Qualm. Fels der daraus hervorragt. Iſt der Satan. Großes Volk umher. Verſäumniß. Mittel durchzudringen. Schaden. Geſchrei. Lied. Sie ſtehen im nächſten Kreiſe. Man kann's vor Hitze kaum aushalten. Wer zunächſt im Kreiſe ſteht. Satans Rede. Präſentation. Beleihungen. Mitternacht. Verſinken der Erſcheinung. Vulcan. Unordentliches Auseinanderſtrömen, Brechen und Stürmen.

Gipfel des Brockens.

Der Satan auf dem Thron. Großes **Volk** umher. **Fauſt** und **Mephiſtopheles** im nächſten Kreiſe.

Satan (vom Throne redend).

Die Böcke zur Rechten!
Die Ziegen zur Linken!
Die Ziegen ſie riechen,
Die Böcke ſie ſtinken.
Und wenn auch die Böcke
Noch ſtinkiger waren,
So kann doch die Ziege
Des Bocks nicht entbehren.

Chor.

Aufs Angeſicht nieder,
Verehret den Herrn!
Er lehret die Völker
Und lehret ſie gern.
Vernehmet die Worte:
Er zeigt euch die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefſten Natur.

Satan (rechts gewendet).

Euch gibt es zwei Dinge
So herrlich und groß:
Das glänzende Gold
— — — — — — —
Das eine verſchaffet
Das andre verſchlingt;
Drum glücklich wer beide
Zuſammen erringt.

Eine Stimme.

Was ſagte der Herr denn? —
Entfernt von dem Orte
Vernahm ich nicht deutlich
Die köſtlichen Worte:
Mir bleibet noch dunkel
Die herrliche Spur,
Nicht ſeh' ich das Leben
Der tiefen Natur.

Satan (links gewend't).

Für euch sind zwei Dinge
Von köstlichem Glanz:
Das leuchtende Gold
— — — — — — —.
Drum wißt euch ihr Weiber
Am Gold zu ergötzen,
Und mehr als das Gold noch
— — — — — — — — —.

Chor.

Aufs Angesicht nieder
Am heiligen Ort!
O glücklich, wer nah sieht
Und höret das Wort!

Eine Stimme.

Ich stehe von ferne
Und spitze die Ohren,
Doch hab ich schon manches
Der Worte verloren.
Wer sagt mir es deutlich,
Wer zeigt mir die Spur
Des ewigen Lebens
Der tiefsten Natur!

Mephistopheles (zu einem jungen Mädchen).

Was weinst du? art'ger kleiner Schatz,
Die Thranen sind hier nicht am Platz.
Du wirst in dem Gedrang wohl gar zu arg gestoßen?

Mädchen.

Ach nein! Der Herr dort spricht so gar curios,

Von Gold — — — — — — —
Und alles freut sich wie es scheint;
Doch das versteht wohl nur die Großen?

Mephistopheles.

Mein liebes Kind, nur nicht geweint!
Denn willst du wissen was der Teufel meint,
So — — — — — — — — — — — —.

Satan (grad' aus).

Ihr Mägdlein, ihr stehet
Hier grad in der Mitten;
Ich seh', ihr kommt alle
Auf Bes'men geritten:
Send reinlich bei Tage
— — — — — —
So habt ihr's auf Erden
Am weitesten gebracht.

Einzelne Audienzen.

Ceremonienmeister.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

I.

und kann ich, wie ich bat,
Mich unumschränkt in diesem Reiche schauen,
So küß' ich, bin ich gleich von Haus aus Demokrat,
Dir doch, Tyrann, voll Dankbarkeit die Klauen.

Ceremonienmeiſter.

Die Klauen! das iſt für Einmal;
Du wirſt dich weiter noch entſchließen müſſen.

I.

Was fordert denn das Ritual?

Ceremonienmeiſter.

Beliebt dem Herrn den hintern Theil zu küſſen.

I.

Darüber bin ich unverlor'n,
Ich küſſe hinten oder vorn.

Scheint oben deine Naſe doch
Durch alle Welten vorzudringen,
So ſeh' ich unten hier — —
Das Univerſum zu verſchlingen.
Was duftet aus dem koloſſalen Mund!
So wohl kann's nicht im Paradieſe riechen.
Und dieſer wohlgebaute Schlund
Erregt den Wunſch hineinzukriechen.
Was ſoll ich mehr!

Satan.

Vaſall, du biſt erprobt!
Hierdurch beleih' ich dich mit Millionen Seelen;
Und wer des Teufels — ſo gut wie du gelobt,
Dem ſoll es nie an Schmeichelphraſen fehlen.

Ein anderer Theil des Brockens.

Tiefere Region.

Hochgerichtserſcheinung. Gedräng. Sie erſteigen einen Baum. Reden des Volks. Auf glühendem Boden. Nackt das Idol. Die Hände auf dem Rücken.

Geſang.

Wo fließet heißes Menſchenblut:
Der Dunſt iſt allem Zauber gut.
Die grau und ſchwarze Brüderſchaft
Sie ſchöpft zu neuen Werken Kraft.
Was deut'r auf Blut iſt uns genehm,
Was Blut vergießt iſt uns bequem.
Um Glut und Blut umkreiſ't den Reih'n,
In Glut ſoll Blut vergoſſen ſeyn.

Die Dirne winkt, es iſt ſchon gut;
Der Sauſer trinkt, es deut't auf Blut.
Der Blick, der Trank, er feuert an:
Der Dolch iſt blank, es iſt gethan.
Ein Blutquell rieſelt nie allein,
Es laufen andre Bächlein drein;
Sie walzen ſich von Ort zu Ort,
Es reißt der Strom die Ströme fort.

Der Kopf fällt ab. Das Blut ſpringt und löſcht das Feuer. Nacht. Rauſchen. Geſchwätz von Kielkröpfen. Dadurch Fauſt erfahrt.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Dem Ruß der Hexen zu entgehen
Muß unſer Wimpel ſüdwärts wehen;
Doch dort bequeme dich zu wohnen
Bei Pfaffen und bei Scorpionen.

Warmes Lüftchen weh' heran,
Wehe uns entgegen,
Denn du haſt uns wohlgethan
Auf den Jugend-Wegen.

Landſtraße.

Ein Kreuz am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauernhäuschen.

Fauſt.

Was gibt's, Mephiſto, haſt du Eil'?
Was ſchlägſt vorm Kreuz die Augen nieder?

Mephiſtopheles.

Ich weiß es wohl, es iſt ein Vorurtheil,
Allein genug, mir iſt's einmal zuwider.

Mephiſtopheles.

Mich darf niemand aufs Gewiſſen fragen,
Ich ſchäme mich oft meines Geſchlechts.
Sie meinen, wenn ſie Teufel ſagen,
So ſagen ſie was rechts.

Am Hofe des Kaisers.

Theater.

(Der Acteur, der den König ſpielte, ſcheint matt geworden zu ſeyn.)

Mephiſtopheles. Brav, alter Fortinbras, alter Kauz! Dir iſt übel zu Muthe, ich bedaure dich von Herzen. Nimm dich zuſammen. Noch ein paar Worte. Wir hören ſobald keinen König wieder reden.

Kanzler. Dafür haben wir das Glück, die weiſen Sprüche Ihro Majeſtät des Kaiſers deſto öfter zu vernehmen.

Mephiſtopheles. Das iſt was ganz anderes. Ew. Excellenz brauchen nicht zu proteſtiren. Was wir anderen Hexenmeiſter ſagen iſt ganz unpräjudicirlich.

Fauſt. Still! ſtill! er regt ſich wieder.

Acteur. Fahr' hin, du alter Schwan! fahr' hin! Geſegnet ſeyſt du für deinen letzten Geſang und alles, was du Gutes geſagt haſt. Das Uebel was du thun mußteſt iſt klein — — — — —

Marſchalk. Redet nicht ſo laut. Der Kaiſer ſchlaft, Ihro Majeſtät ſcheinen nicht wohl.

Mephiſtopheles. Ihro Majeſtät haben zu befehlen, ob wir aufhören ſollen. Die Geiſter haben ohnedieß nichts weiter zu ſagen.

Fauſt. Was ſiehſt du dich um?

sind, nicht aufhören werden freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel zu unterhalten:

Nun also in diesem Momente, da Se. Excellenz Mirza Abul Hassan Khan, Gesandter an dem großen russischen Hofe, nach dessen Hauptstadt abreis't, hab' ich nöthig gefunden die Thüre der Freundschaft durch den Schlüssel dieses aufrichtigen Briefes zu eröffnen. Und, weil es ein alter Gebrauch ist, gemäß den Grundsätzen der Freundschaft und Herzlichkeit, daß Freunde sich Geschenke darbringen, so bitte ich die dargebotenen artigsten Schmuckwaaren unseres Landes gefällig aufzunehmen. Ich hoffe, daß Sie dagegen, durch einige Tropfen freundlicher Briefe, den Garten eines Herzens erquicken werden, das Sie höchlich liebt. Wie ich denn bitte mich mit Aufträgen zu erfreuen, die ich angelegentlichst zu erfüllen mich erbiete.

Gott erhalte Ihre Tage rein, glücklich und ruhmvoll.

G e s c h e n k e.

Eine Perlenschnur an Gewicht 498 Karat.
Fünf indische Schawls.
Ein Pappenkästchen, Ispahanische Arbeit.
Eine kleine Schachtel, Federn darein zu legen.
Behältniß mit Geräthschaften zu nothwendigem Gebrauch.
Fünf Stück Brokate.

Mephiſtopheles. Wo nur die Meerkatzen ſtecken mögen? Ich höre ſie immer reden.

Es iſt, wie ich ſchon ſagte, ein — — — — —

Biſchof. Es ſind heidniſche Geſinnungen, ich habe dergleichen im Marc-Aurel gefunden. Es ſind die heidniſchen Tugenden.

Mephiſtopheles. Und das ſind glänzende Laſter, und billig daß die Gefangenen deßhalb ſämmtlich verdammt werden.

Kaiſer. Ich finde es hart; was ſagt ihr, Biſchof?

Biſchof. Ohne den Ausſpruch unſerer allweiſen Kirche zu umgehen, ſollte ich glauben, daß gleich — — —

Mephiſtopheles. Vergeben! Heidniſche Tugenden? Ich hätte ſie gern geſtraft gehabt; wenn's aber nicht anders iſt, ſo wollen wir ſie vergeben. — Du biſt fürs erſte abſolvirt und wieder im Recht — —

(Sie verſchwinden ohne Geſtank.)

Marſchalk. Riecht ihr was?

Biſchof. Ich nicht.

Mephiſtopheles. Dieſe Art Geiſter ſtinken nicht, meine Herren.

Am Hofe des Kaiſers.

Spätere Scene.

Mephiſtopheles.

Ein Leibarzt muß zu allem taugen;
Wir fingen bei den Sternen an
Und endigen mit Hühneraugen.

Mephiſtopheles.

Das zierlich höfiſche Geſchlecht
Iſt uns nur zum Verdruß geboren,
Und hat ein armer Teufel einmal Recht,
So kommt's gewiß dem König nicht zu Ohren.

Claſſiſche Walpurgisnacht.

Fauſt

Du ſchärfe deiner Augen Licht,
In dieſen Gauen ſcheint's zu blöde,
Von Teufeln iſt die Frage nicht,
Von Göttern iſt allhier die Rede.

Mephiſtopheles.

Das Auge fordert ſeinen Zoll.
Was hat man an den nackten Heiden?
Ich liebe mir was auszukleiden,
Wenn man doch einmal lieben ſoll.

Freies Feld.

Mephiſtopheles.

Beſtände nur die Weisheit mit der Jugend,
Und Republiken ohne Tugend,
So wär' die Welt dem höchſten Ziele nah.

Mephiſtopheles.

Pfui! ſchäme dich daß du nach Ruhm verlangſt,
Ein Charlatan bedarf nur Ruhm zu haben.
Gebrauche beſſer deine Gaben,
Statt daß du eitel vor den Menſchen prangſt.
Nach kurzem Lärm legt Fama ſich zur Ruh,
Vergeſſen wird der Held ſo wie der Lotterbube,
Der größte König ſchließt die Augen zu,
Und jeder Hund bepißt gleich ſeine Grube.
Semiramis! hielt ſie nicht das Geſchick
Der halben Welt in Kriegs- und Friedenswage?
Und war ſie nicht ſo groß im letzten Augenblick
Als wie am erſten ihrer Herrſchertage?
Doch kaum erliegt ſie ungefahr
Des Todes unverſehenem Streiche,
So fliegen gleich, von allen Enden her,
Skarteken tauſendfach und decken ihre Leiche.
Wer wohl verſteht was ſo ſich ſchickt und ziemt,
Verſteht auch ſeiner Zeit ein Kranzchen abzujagen;
Doch biſt du nur erſt hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Menſch mehr was von dir zu ſagen.

Mephiſtopheles.

Und wenn ihr ſcheltet, wenn ihr klagt,
Daß ich zu grob mit euch verfahre
— — — — — — — — —
Denn wer euch heut recht derb die Wahrheit ſagt
Der ſagt ſie euch auf tauſend Jahre.

Mephiſtopheles.

Geh hin, verſuche nur dein Glück!
Und haſt du dich recht durchgeheuchelt,
So komme matt und lahm zurück.
Der Menſch vernimmt nur was ihm ſchmeichelt.
Sprich mit dem Frommen von der Tugend Lohn,
Sprich mit Irion von der Wolke,
Mit Königen vom Anſehn der Perſon,
Von Freiheit und von Gleichheit mit dem Volke!

Fauſt.

Auch dießmal imponirt mir nicht
Die tiefe Wuth mit der du gern zerſtörteſt,
Dein Tigerblick, dein mächtiges Geſicht.
So höre denn, wenn du es niemals hörteſt:
Die Menſchheit hat ein fein Gehör,
Ein reines Wort erreget ſchöne Thaten;
Der Menſch fühlt ſein Bedürfniß nur zu ſehr
Und läßt ſich gern im Ernſte rathen.
Mit dieſer Ausſicht trenn' ich mich von dir,
Bin bald und triumphirend wieder hier.

Mephiſtopheles.

So gehe denn mit deinen ſchönen Gaben!
Mich freut's wenn ſich ein Thor um andre Thore
quält:
Denn Rath denkt jeglicher genug bei ſich zu haben,
Geld fühlt er eher wenn's ihm fehlt.

Mephiſtopheles.

Worum man ſich doch ängſtlich müht und plackt,
Das iſt gewöhnlich abgeſchmackt.
Zum Beiſpiel unſer täglich Brod
Das iſt nun eben nicht das feinſte,
Auch iſt nichts abgeſchmackter als der Tod
Und grade der iſt das Gemeinſte.

Vor dem Palaſt.

Mephiſtopheles.

Das Leben, wie es eilig flieht,
Nehmt ihr genau und ſtets genauer,
Und wenn man es beim Licht beſieht,
G'nügt euch am Ende ſchon die Dauer.

Mephiſtopheles.

So ruhe denn an deiner Stätte!
Sie weihen das Paradebette,

Und, eh das Seelchen ſich entrafft,
Sich einen neuen Körper ſchafft,
Verkünd' ich oben die gewonnene Wette.
Nun freu' ich mich aufs große Feſt
Wie ſich der Herr vernehmen läßt.

Mephiſtopheles.

Nein! dießmal gilt kein Weilen und kein Bleiben:
Der Reichsverweſer herrſcht vom Thron,
Ihn und die Seinen kenn' ich ſchon,
Sie wiſſen mich, wie ich die Ratten, zu vertreiben.

Fragmente einer Tragödie.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Tochter ſitzend, halb träumend; die Gegenwart ihres Geliebten, ſeine Tugenden, ihre Verhältniſſe mit Vergnüglichkeit ausſprechend.

Sodann gewahrwerdend der beſchränkten Gegenwart, gedenkend und exponirend den Zuſtand, das Verhaltniß zum Vater u. ſ. w.

Eine Art von beſonderem Aufmerken, daß das Gewöhnliche außenbleibt: Speiſe, Trank, Oel u. ſ. w.

Zweite Scene.

Bewegung im Hintergrund.

Eginhard mit Fackeln. Enthuſiaſtiſches Erkennen. Unbegreifliches daß ſie um ſeinetwillen eingekerkert iſt. Freude daß der Vater nachgegeben,

mehr noch daß der Vater dem Kaiſer nachgibt. Expoſition, mit ſchicklicher Verlegenheit Eginhards.

Dritte Scene.

Von ferne kommt ein Zug (S. Decoration).

Der Bruder tritt ein. Sie erfahrt den Tod des Vaters mit den nachſten und allgemeinſten Umſtänden. Die Leiche kommt naher und wird niedergeſetzt. Sie wirft ſich bei ihr nieder. Expoſition früherer Verhaltniſſe.

Der Knabe wirft ſich zugleich nieder, wird weggeſtoßen. Das ganze Verhaltniß und der ganze Sinn der Sache wird exponirt. Alle gehen ab; es bleiben

Vierte Scene

der Treue, Wache haltend, ſtumm;

der Knabe, ſich erholend, gegen die Leiche. Der Treue laßt ihn gewahren, offenbart ihm aber, daß noch ein Weg ſey die Leiche zu retten, wie ſie vorher zuſammen ſich hätten lebendig retten wollen. Er überlaßt dem Knaben die Wache bei der Leiche.

Fünfte Scene.

Der Knabe allein, der zuletzt entſchlaft.

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Der Alte erwacht, weckt den Knaben und alles iſt zwiſchen beiden als wenn er gewöhnlich aufwacht. Gewahrwerden daß ſie unter der Erde ſind. Der Knabe exponirt umſtändlich wie es zugegangen.

Der Treue tritt ein mit Andern, um den Leichnam zu holen. Sie finden den Alten lebendig und verbünden ſich gleich mit ihm. Mit Wenigem iſt die Anſtalt gemacht und ſie vertheilen ſich froh als ob nichts geweſen ware.

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

Vollendeter Taufact.

Biſchof, Tochter, Sohn; geiſtliche, weltliche Zeugen. Rede des Biſchofs, das Erfreuliche der Neophyten darſtellend. Heitere Anerkennung der Tochter, derbe Anerkennung des Sohns. Uebergang der biſchöflichen Rede aus dem Weichen ins Gefahrliche und Furchtbare. Begriff vom Martyrerthum. Abermals einzulenken ins Gefallige.

Zweite Scene.

Eginhard als Werber. Geringer Widerſtand des Biſchofs, Aſſens des Bruders, Trauung der Tochter und Eginhards.

Dritte Scene.

Der Treue kommt dem Sohne eine Art von Nachricht zu geben, die aber eigentlich nur ſimulirt iſt; dadurch trennt er und ſein Gefolge den Sohn von den Uebrigen.

Vierte Scene.

Der Alte tritt ein, und ſchneidet Eginharden von der Tochter ab, ſo daß die Fremden in der Mitte ſind. Die Fremden werden entlaſſen.

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Der Alte, von der Möglichkeit ſeines Rückzugs überzeugt, will die Kinder mit ihrem Willen mitnehmen.

Zweite Scene.

Vater und **Sohn**, im Conflict des Alten und Neuen, kriegeriſcher und politiſcher Weiſe. Sie werden nicht einig.

Wie ferner der in Petersburg verweilende Gesandte über die Verhältnisse beider Nationen sich klug, bescheidentlich ausdrückt, konnten wir unsern Landsleuten, im Gefolg der Geschichte persischer Literatur und Poesie, schon oben darlegen.

Neuerdings aber finden wir diesen gleichsam gebornen Gesandten, auf seiner Durchreise für England, in Wien von Gnadengaben seines Kaisers erreicht, denen der Herrscher selbst, durch dichterischen Ausdruck, Bedeutung und Glanz vollkommen verleihen will. Auch diese Gedichte fügen wir hinzu, als endlichen Schlußstein unseres zwar mit mancherlei Materialien, aber doch, Gott gebe! dauerhaft aufgeführten Domgewölbes.

Dritte Scene.

Vater allein.

Vierte Scene.

Vater und Tochter, im Conflict des Alten und Neuen, religiöser und herzlicher Weise. Sie werden nicht einig.

Fünfte Scene.

Vater mit dem Treuen. Die Möglichkeit zu entkommen zieht sich enger zusammen. Entschlüsse und Vorkehrungen auf jeden Fall.

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Sohn und Tochter werden heraufgebracht und gefesselt.

Zweite Scene.

Der Knabe steckt die Fackeln auf, exponirt den ganzen Zustand und übergibt ihnen die Dolche.

Dritte Scene.

Der Vater kommt. Das vorher Angelegte entwickelt sich; er stirbt.

Der Knabe wirft die Schlüssel hinunter und ersticht sich.

Vierte Scene.

Die Vorigen, Eginhard, Gefolge.
Resumé und Schluß.

Decoration.

Erſter Aufzug. Unterirdiſches, mehr im Sinne der Katomien, als eigentliches Gewölbe, unterbrochen mit rohen Gattern, anderm Holzwerk, um Unterſchiede des Gefangenhaltens oder Aufhaltens auf die wunderlichſte Weiſe darzuſtellen. Troglodytiſch.

Nach der Größe des Theaters kann über einer beſchränkten Nähe eine weite und in dieſem Sinne wieder beſchränkte und practicable Ferne errichtet werden, wie man ſehen wird.

Zweiter Aufzug. Wo das Vorgeſagte bedeutend wird, bleibt die Scene.

Dritter Aufzug. Saal, in keinem Sinne gothiſch oder altdeutſch. Was von Stein, muß ganz maſſiv, was von Holz, ganz tüchtig ſeyn. Dem Geſchmack des Decorateurs bleibt überlaſſen, das zugleich recht und gefällig anzugeben.

Vierter Aufzug. Ganz dieſelbe Decoration.

Fünfter Aufzug. Iſt nur durch eine ſkizzirte Zeichnung anzugeben, weil man der Worte

zu viel gebrauchen müßte und ſich doch Niemand herausfinden würde.

Tochter.

Will der holde Schlaf nicht ſäumen?
Ach! aus himmelſüßen Träumen,
Von den ſeligſten Gebilden,
Aus umleuchteten Gefilden
Kehr' ich wieder zu den wilden
Um mich aufgethürmten Steinen;
Finde mich immer in denſelben
Ungeheuren Burggewölben,
Wo Natur und Menſchenhände
Sich vereinen,
Schroffe Wände,
Felſenkerker aufzubauen.
Unerbittlich wie ſie ſtehen,
Taub und ſtumm bei allem Flehen —
Könnt' es auch ſein Ohr erreichen —
Iſt des Vaters groß Gemüthe,
Deſſen Weisheit, deſſen Güte
Sich in ſtarren Haß verwandelt,
Wie er an der Tochter handelt.
— — — — — — — — —

Tochter.

Biſt du's, Eginhard?

Eginhard.

Ich bin es.
Zaudre nicht, an meinem Herzen
Längſt erprobter Liebe Dauer
Dich aufs neue zu verſichern.
Ja ich bin's (Inieend)
zu deinen Füßen!
Ja ich bin's (ſich nähernd)
in deinen Armen!
Bin der Redliche, der Treue,
Der, und wenn du ſtaunend zauderſt,
Der, und wenn du furchtend zweifelſt,
Immer wiederholt und ſchwöret:
Ewig iſt er dein und bleibt es!
Und ſo ſag' ich, wenn du ſchweigeſt,
Wenn du ſinnend niederblickſt:
Dieſes Herz es iſt das meine!
Ja ſie hat es mehr erprobet
Daß ſie mein iſt unverbrüchlich,
Mehr durch ein unendlich Dulden
Als du je erwiedern könnteſt.
Glaube doch, mir iſt das Leben
Wünſchenswerther jetzt als jemals;
Aber gerne wollt' ich's laſſen
Und zum Aufenthalt der Sel'gen
Gleich mit dir hinübereilen,
Daß ich gleich mit Geiſtes-Augen
Ewigkeiten vor mir ſchaute,
Glanzend wie der Sommer Sonnen,

Tief wie klare Sternen-Nächte,
Und ich immer unaufhaltſam,
Ungehindert, ungeſtöret
Neben dir, den Herren preiſend
Und dir dankend, wandeln könnte.

Tochter.

Hier ſah ich nur die Nacht in Nacht verſinken
Und ſehe nun des Bruders Augen blinken,
An dieſem ſchweigſam klangberaubten Orte
Vernehm' ich nun die Troſt- und Liebesworte,
Wo ich mich fühlte todt ſchon und begraben.

Sohn.

Vernimm!

Tochter.

O ſchweig, und laß mich in der Fülle
Des neuen Lebens aus mir ſelbſt entfalten
Was ich oft kühn genug in öder Stille
Gewagt als Hoffnungsbilder zu geſtalten.
Wenn mich ein freundlich Walten
Des Gottes, dem wir beten, hell umfloſſen
Und ich zu Nacht des Tages Glück genoſſen:
Da war es ſchon voraus was jetzt erfüllt wird,
So hold ein Sehnen wie es jetzt geſtillt wird.
Den Vater ſah ich mild verſöhnt, die Kinder
Zu ſeinen Füßen, den Segnungen ſich beugende;
nicht minder

Den treuſten Freund, den du und ich nur hatten,
Den edlen Mann, nun endlich meinen Gatten.
So wird's auch ſeyn! o führe mich behende
Daß ich zum Vater wende
Dieß aufgefriſchte Herz, in meinen Armen
Erfreu' er ſich am endlichen Erbarmen.
Und da ich hocherzückt dieß Heil nun ſchaue,
So fühl' ich daß ich Gott mit Recht vertraue.
Wie ſonſt in Sorgen immer neue Sorgen,
So liegt im Glück jetzt neues Glück verborgen.
Ein Wunder nur hat mich vom Tod gerettet
Und Wunder ſind mit Wundern ſtets verkettet;
Und wenn er dich mich zu befreu'n geſendet,
So hat er auch zum Glauben ſich gewendet.
Wir werden uns nun ſtets vereinigt kennen,
Nichts wird ihn mehr von ſeinen Kindern trennen.
Nun komm! Im Fluge fort zum hohen Saale
Wo wir der Kindheit freien Scherz verübten:
Du bringſt nun, Bruder, mich mit einemmale
Dem Licht des Tags, dem Vater, dem Geliebten.

Sohn.

Sie will nicht hören, nun ſo wird ſie ſehn.
Vorzubereiten dacht' ich ſie. Umſonſt!
Der Schlag der treffen ſoll, der trifft.

Tochter.

Welch ein neues Flammenleuchten
Breitet aus ſich in den Höhlen!
Seh' ich recht, es ſchwanken Träger
Neben der verhüllten Bahre,
Schreiten langſam, ſchreiten leiſe,
Als ob ſie nicht wecken möchten
Jenen Todten den ſie tragen.
Bruder ſag', wer iſt der Todte,
Warum ſteigt er zu uns nieder?
Sollen dieſe Kerkerhallen
Künftig Grabgemächer werden?
Steig' ich nun empor zum Licht,
Sag', wer kommt mich abzulöſen?

Sohn.

Wollteſt du's von mir nicht hören,
Hör' es nun von dieſem andern,
Unwillkommne Botſchaft immer
Selber aus dem liebſten Munde.

Tochter.

Du warſt ein ſanfter Mann,
Wenn trauliches Geſpräch dich letzte,
Ein ſtiller Bach der auf dem Sande rann,
Doch brauſend wenn ein Fels ſich widerſetzte;

Und wenn dein großes Herz von Unmuth ſchwoll
Daß alle Plane dir mißlingen ſollten,
Zerriß der Strom das Ufer übervoll,
Der Berg erbebte, Fels und Bäume rollten.
Nun liegſt du hier in unbewegter Nacht,
Von all den Deinigen geſchieden,
Vom armen Knechte ſorglich treu bewacht.
Doch gegen wen? Du ruhſt im letzten Frieden,
Dein feurig Auge ſchloß ſich zu,
Dein ſtolzer Mund, der Sanftmuth hingegeben,
Verkündet deines Weſens tiefſte Ruh.
Wie anders, ach! wie anders war dein Leben!
Du rufſt nicht mehr, gleich wenn du früh erwacht

Und wenn das grimme Feuer um uns lodert,
Das Martyrthum es wird von uns gefodert.

Denn dort bekämpft man ſich und haßt ſich nicht.

Die natürliche Tochter.

Schema der Fortsezung.

Erster Aufzug.

Zimmer des Herzogs.

1. Secretär. Hofmeisterin. 2. Die Vorigen. Herzog. 3. Herzog. Graf.

Zweiter Aufzug.

Vor einer angenehmen ländlichen Wohnung.

1. Gerichtsrath. 2. Gerichtsrath. Eugenie. 3. Gerichtsrath. Soldat. Sachwalter. Handwerker. 4. Gerichtsrath. Eugenie. 5. Eugenie.

Dritter Aufzug.

Platz in der Hauptstadt.

1. Weltgeistlicher. 2. Der Vorige. Hofmeisterin. Secretär. 3. Die Vorigen. Handwerker. 4. Die

Vorigen. Der Herzog. Volk. 5. Die Vorigen. Eugenie.

Zimmer des erſten Aufzugs.

6. König. 7. König. Eugenie. 8. Eugenie. Wache.

Vierter Aufzug.

Gefängniß.

1. Graf. 2. Graf. Gouverneur. Aebtiſſin. 3. Die Vorigen. Weltgeiſtlicher. Mönch. 4. Die Vorigen. Hofmeiſterin. Secretar. 5. Die Vorigen. Eugenie. 6. Die Vorigen. Handwerker.

Fünfter Aufzug.

1. Handwerker. Sachwalter. 2. Handwerker. Gerichtsrath. 3. Gerichtsrath. Eugenie. 4. Eugenie. Handwerker. Sachwalter. 5. Die Vorigen ohne Eugenie. 6. Die Vorigen. Soldat. 7. Soldat. Gerichtsrath. Handwerker.

I. Gen. Abſoluter Deſpotismus ohne eigentliches Oberhaupt. In der Ramification von oben Furcht vor nichts. Intrigue und Gewalt. Sucht nach Genuß. Verlieren nach unten.

در درفش

فتحعلي شه ترک جمشيد کيتي افروز
کشور خداي ايران خورشيد عالم آرا
چترش بصحن کيهان افکنده ظلّ اعظم
کردش بمغز کيوان اکنده مشک سارا
ايران کنام شيران خورشيد شاه ايران
دانست شير و خورشيد نقشي درفش دارا
فرق سفير دانا يعني ابو الحسن خان
بر اطلس فلک شود از اين درفش خارا
از مهر سوي اندن اورا سفير فرمود
زان داد فرّ و نصري برخسرو نصارا

Nach ſeinem Sinne leben iſt gemein,
Der Edle ſtrebt nach Ordnung und Geſetz.

II. Gen. Untergeordneter Deſpotismus. Furcht nach oben. Ganglien der Statthalterſchaften. Familienweſen. Sucht nach Beſitz.

III. Gen. Realismus des Beſitzes. Grund und Boden. Druck daher. Dunkler aufdämmernder Zuſtand. Gährung von unten. Pfiff des Advocaten. Strebende Soldaten. Ausübung der Rohheit ins Ganze. Conflict.

IV. Gen. Aufgelöste Bande der letzten Form. Die Maſſe wird abſolut. Vertreibt die Schwankenden. Erdrückt die Widerſtehenden. Erniedrigt das Hohe. Erhöhet das Niedrige, um es wieder zu erniedrigen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hofmeiſterin. Secretär.

3. Glückliches Gelingen ihres Unternehmens.

4. Vorſicht daß Eugenie keinen Brief wegbringen konnte. Eugeniens Verſprechen ſich verborgen zu halten. Flüchtige Schilderung des Zuſtandes.

5. Vorſicht daß an den Herzog kein Brief

gelangen konnte. Schilderung des Zuſtandes. Politiſche Lage.

H. Warum der Secretär noch keine Beförderung habe.

S. Ausſichten wenn er noch in der Nähe des Herzogs bleibe.

H. Heirath.

S. Lehnt eine Verbindung noch ab, wegen der wichtig bevorſtehenden Epoche.

Zweiter Auftritt.

Herzog. Die Vorigen.

Hz. Edler gerührter Empfang. Dank für ihre Bemühungen um Eugenien.

H Trauer.

Hz. Auf ſie lebe noch ſchnell verklungen.

H. Wunſch.

Hz. Geſchenk des ganzen Trouſſeau's und des Eingerichteten.

H. Dank.

Dritter Auftritt.

Herzog. Graf.

G. Botſchaft vom Könige. Vorwürfe gegen den Herzog.

H. Vorwürfe gegen den König.

G. Vertheidigung des Königs durch Schilderung deſſelben von der Seite eines Freundes.

H. Vorwurf dem Günſtling.

G. Zu Gunſten der Günſtlingſchaft.

H. Allgemeinere Anſicht.

G. Entſchiedene Frage.

H. Unentſchiedene Antwort.

G. Und dazu ab.

H. Wunſch in dieſer Lage Eugenie noch zu beſitzen. Troſt, daß ſie eine ſo gefahrliche Epoche nicht erlebt habe.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gerichtsrath.

Freude an der Einrichtung des Landſitzes. Wunſch der Liebe Eugeniens. Wunſch eines friedlichen Genuſſes. Furcht vor der drohenden Zeit. Verbergen vor Eugenien.

Zweiter Auftritt.

Gerichtsrath. Eugenie.

E. Ein freundliches Willkommen. Freude an der hergeſtellten Umgebung.

G. Dank für ihre Sorgfalt. Schilderung ihrer Verbeſſerungen.

E. Alles für ihn und ſeine Gäſte bereit.

G. Dank für ihre Willfährigkeit.

E. Dank für ſein gehaltenes Wort.

G. Er rechnet ſich die Entſagung hoch an.

E. Frage nach öffentlichen Zuſtänden.

G. Schilderung ins Beſte. Hoffnungen wie zu Anfang der Revolution.

E. Hypochondriſche Anſicht von ihrer Seite.

G. Zu verſcheuchen.

E. Annäherung.

G. Ueberredung der Liebe.

E. Nachgiebigkeit.

G. Störende Ankunft der Gäſte.

Dritter Auftritt.

Gerichtsrath. Sachwalter. Soldat. Handwerker.

G. Einladung ins Haus.

S. Unter freiem Himmel wird ein ſolcher Bund am beſten geſchloſſen. Erinnerung an die drei Telle.

G. Darſtellung der Auflöſung im Moment. Patriotiſches Zuſammenhalten durch Föderalismus.

Zw. Egoiſtiſches Anſichreißen der Vortheile bisheriger Beſitzer.

X. Streben nach der Einheit und einem obern Verbindungspunkt.

Gewaltſames Nivelliren. Zerſtörung der einen Partei.

(Streit und Auflöſung der Verſammlung.)

Vierter Auftritt.

Gerichtsrath. Eugenie.

G. Gäſte entfernten ſich.

E. Es ſchien im Streit.

G. Ungebändigte Naturen.

E. Vermuthlich ſchwer zu vereinigende Parteien.

G. Allgemeine Schilderung. Hoffnung einer Vereinigung.

E. Anmuth des geſchaffenen Beſitzes. Verewigung.

G. Fehlt die Neigung.

E. Annäherung.

G. Immer mehr, bis zur Umarmung.

E. Gefühl ihres Hingebens.

G. Wunſch ihrer würdig zu ſeyn. Enthuſiaſtiſcher Blick in eine neue Carrière.

E. Entſetzung über die Entdeckung.

G. Nahere Erklärung in Abſicht ſie zu beſänftigen.

E. Größerer Abscheu. Anerbieten ihrer Neigung unter Bedingungen, bezüglich auf den Kuß.
G. Streit zwischen Partei und Liebe.
E. Argumente, mit Passion.
G. Schmerzliche Entfernung.

Fünfter Auftritt.

Eugenie.

Gefühl ihres Zustandes. Entschluß.

Dritter Aufzug.

Vacat.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Gefängniß.

Graf.

Uebersicht über den Zustand. Tritt aus der Höhe des Lebens in die Tiefe der Gefangenschaft. Sorge für den König.

Zweiter Auftritt.

Graf. Gouverneur. Aebtiſſin.

Im Ganzen eine Converſation zu erfinden, wo, durch die Erinnerung deſſen was man geweſen, das gegenwartige Uebel aufgehoben wird.

Familien- und Namenserinnerung, auch Beſchreibung wohlhabender brillanter Zuſtande.

Die Vorzüge eines egoiſtiſchen ſogenannten guten Lebens.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Weltgeiſtlicher. Mönch.

W. Verzweiflung über den Verluſt ſeines Zuſtandes und Furcht vor der Zukunft.

M. Deutet weiter hinaus.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeiſterin. Secretär.

W. Fällt ſie an, als ſchuld an ſeinem Unglück, daß ſie ihn durch ein Verbrechen gehoben. Wunſch nach Niedrigkeit. Bekenntniß des Verbrechens an Eugenien. Die übrigen nehmen Theil. Erinnerung eines jeden der ſie kannte.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eugenie.

Begeiſterte Rede des Mönchs.

(Das Uebrige fehlt.)

Pandora.

Schema der Fortſetzung.

Phileros in Begleitung von Fiſchern und Winzern. Dionyſiſch. Völliges Vergeſſen.

Kypſele

wird von weitem geſehen.

Anlangend. Deckt den oben hervortretenden Wagen des Helios.

Willkommen dem Phileros.
Willkommen dem Prometheus.

Im Allgemeinen beſchrieben.

Krieger von der Expedition.
Hirten als Gefangene.
Prometheus gibt dieſe frei.

⏑ – | ⏑ – | ⏑ – ithyphallisch.

Prometheus will die Kypsele vergraben und verstürzt wissen.

Krieger wollen sie zerschlagen, den Inhalt rauben.

Prometheus insistirt auf unbedingtes Befeltigen.

Turba retardirend, bewundernd, gaffend, berathend.

NB. Göttergabe.

Der Einzelne kann sie ablehnen, nicht die Menge.

Schmiede

wollen das Gefäß schützen und es allenfalls stückweis auseinandernehmen, um daran zu lernen.

Epimeleia.

Weissagung.
Auslegung der Kypsele.
Vergangnes in ein Bild verwandeln.
Poetische Reue, Gerechtigkeit.

Epimetheus.

Das Zertrümmern, Zerstücken, Verderben da capo.

Pandora (erscheint).

Paralysirt die Gewaltsamen.

Auf die Fahne.

Fetch Ali Schah der Türk ist Dschemschid gleich,
Weltlicht, und Irans Herr, der Erden Sonne.
Sein Schirm wirft auf die Weltflur weiten Schatten,
Sein Gurt haucht Muskus in Saturns Gehirn.
Iran ist Löwenschlucht, sein Fürst die Sonne;
Drum prangen Leu und Sonn' in Daras Banner.
Das Haupt des Boten Abul Hassan Khan
Erhebt zum Himmelsdom das seidne Banner.
Aus Liebe ward nach London er gesandt
Und brachte Glück und Heil dem Christenherrn.

Hat Winzer, Fiſcher, Feldleute, Hirten auf ihrer Seite.
Glück und Bequemlichkeit, die ſie bringt.
Symboliſche Fülle.
Jeder eignet ſich's zu.

Schönheit,
Frömmigkeit, Ruhe, Sabbath, Moria.

Phileros, Epimeleia, Epimetheus für ſie.

Prometheus entgegen.

Winzer Umpflanzung.
Schmiede offeriren Bezahlung.
Handelsleute. Jahrmarkt. (Eris golden ꝛc.)
Krieger Geleite.

Pandora.

An die Götter, an die Erdenſöhne. Würdiger Inhalt der Kopfele.

Kopfele ſchlägt ſich auf:
Tempel. Sitzende Dämonen. Wiſſenſchaft, Kunſt. Vorhang.

Phileros. Epimeleia.
Prieſterſchaft.

Wechſelrede der Gegenwärtigen.
Wechſelgeſang, anfangs an Pandora.

Helios.
Verjüngung des Epimetheus.
Pandora mit ihm emporgehoben.
Einſegnung der Prieſter.
Chöre.

Elpore thraſeia
(hinter dem Vorhang hervor)
ad spectatores.

Nauſikaa.

Ein Trauerſpiel.

Fragmentariſch.

Schema.

Erſter Aufzug.

1) Mädchen. Ballſpiel. 2) Ulyſſes allein. 3) Arete. Fanthe. 4) Die Vorigen. Ulyſſes. 5) Ulyſſes.

III. Fante. Frühling neu. Arete. Bekenntniß. Bräutigams Zeit. Vater. Mutter.

IV. Gärten des Vaters. Erſtes Bedürfniß. Kleid. Hunger. Durſt.

V. Vorſicht ſeines Betragens. Unverheirathet.

Zweiter Aufzug.

1) Alkinous. 2) Alkinous. Sohn. 3) Die Vorigen. Arete. 4) Die Vorigen. Ulyſſes. 5) Ulyſſes. Nereus.

I. Früchte vom Sturm herunter geworfen. Blumen zerſtört. Latten zu befeſtigen. Sohn. Tochter.

II. Sohn. Geſchichte. Beſchreibung des Sturms. Abfahrt. Delphinen ꝛc.

III. Tochter, Waſche ſelbſt für den Vater bereitet. Sie erblickt Ulyſſen.

IV. Ulyſſes als Gefahrte des Ulyſſes. Aufnahme. Bitte der Heimfahrt. Bereitung des Nöthigen.

V. Ulyſſes. Nereus. Frage nach ſeinem Schickſale. Bitte ſeinen Gefahrten zu helfen. Gegenſaz des Mannes der mit Gewalt, der mit Schäzen kommt.

Dritter Aufzug.

1) Arete. Fanthe. 2) Die Vorigen. Nereus. 3) Arete. 4) Ulyſſes. Arete. 5) Arete.

I. Ausſuchen der Kleider und Geſchenke. Lob des Ulyſſes. Eröffnung der Leidenſchaft.

II. Nereus Lob des Ulyſſes. Männliches Betragen. Wille des Vaters, daß ihm Kleider und Geſchenke gegeben werden. Scherz des Bruders. Abſchied des Ulyſſes.

III. Und er ſoll ſcheiden.

IV. Frage, unverheirathet. Die ſchöne Gefangene. Er lobt ihr Land und ſchilt ſeines. Sie gibt ihm zu verſtehen, daß er bleiben kann.

Vierter Aufzug.

1) Alkinous. Die Aelteſten. 2) Die Vorigen. Sohn. 3) Die Vorigen. Arete. 4) Die Vorigen. Ulyſſes.

Fünfter Aufzug.

1) Arete. 2) Alkinous. Ulyſſes. Sohn. 3) Fanthe. 4) Alkinous. Ulyſſes. 5) Bote. 6) Alkinous. Ulyſſes. 7) Fanthe. 8) Die Vorige. Sohn. 9) Die Vorigen. Die Leiche.

IV. Scheiden. Dank. Tochter läßt ſich nicht ſehen. Scham. Er ſoll ſie nicht falſch beurtheilen. Es ſey ſein eigen Werk. Ulyſſes. Vorwurf. Er will nicht ſo ſcheiden. Tragt ſeinen Sohn an. Arete will die Tochter nicht geben. Ulyſſes, Ueberredung. Alkinous will gleich. Ulyſſes will ſeinen Sohn bringen. Sie ſollen ſich wahlen. Alkinous, Hochzeittag. Ausſtattung.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Aretens Jungfrauen eine ſchnell nach der andern.

Erſte (ſuchend).

Nach dieſer Seite flog der Ball! — Er liegt

Hier an der Erde. Schnell faſſ' ich ihn auf
Und ſtecke mich in das Gebüſche! Still!

(Sie verbirgt ſich.)

Zweite.

Du haſt ihn fallen ſehn?

Dritte.

Gewiß, er fiel
Gleich hinter dieß Geſtrauch im Bogen nieder.

Zweite.

Ich ſeh' ihn nicht!

Dritte.

Noch ich.

Zweite.

Mir ſchien, es lief
Uns Troche ſchon, die ſchnelle, leicht voraus.

Erſte.

(Aus dem Gebüſch jagend taſtend und wartend.)

Er kommt! er trifft!

Zweite.

Ai!

Dritte.

Ai!

Erſte (hervortretend).

Erſchreckt ihr ſo
Vor einer Freundin? Nehmt vor Amors Pfeilen

Euch in Acht, ſie treffen unverſehener
Als dieſer Ball.

Zweite (den Ball auffaſſend).

Er ſoll! er ſoll zur Strafe
Dir um die Schultern fliegen.

Erſte (laufend).

Werft! ich bin ſchon weit!

Dritte.

Nach ihr! nach ihr!

Zweite (wirft).

Er reicht ſie kaum, er ſpringt
Ihr von der Erde nur vergebens nach.
Komm mit! Geſchwind! daß wir des Spiels ſo lang
Als möglich iſt genießen, frei für uns
Nach allem Willen ſcherzen. Denn ich fürchte
Bald eilt die Fürſtin nach der Stadt zurück.
Sie iſt ſeit dieſem heitern Frühlingsabend
Nachdenklicher als ſonſt und freut ſich nicht
Mit uns zu lachen und zu ſpielen, wie
Sie ſtets gewohnt war. Komm! ſie rufen ſchon.

Zweiter Auftritt.

Ulyſſes (aus der Höhle tretend).

Was rufen mich für Stimmen aus dem Schlaf?
Wie ein Geſchrei, ein laut Geſpräch der Frauen
Erklang mir durch die Dämmrung des Erwachens?

Hier ſeh' ich niemand! Scherzen durchs Gebüſch
Die Nymphen? oder ahmt der friſche Wind,
Durchs hohe Rohr des Fluſſes ſich bewegend,
Zu meiner Qual die Menſchenſtimmen nach?
Wo bin ich hingekommen? welchem Lande
Trug mich der Zorn des Wellengottes zu?
Iſt's leer von Menſchen; wehe mir Verlaſſnen!
Wo will ich Speiſe finden, Kleid und Waffe?
Iſt es bewohnt von rohen, ungezähmten:
Dann wehe doppelt mir! dann übt aufs neue
Gefahr und Sorge dringend Geiſt und Hände.
O Noth! Bedürfniß o! Ihr ſtrengen Schweſtern
Ihr haltet, eng begleitend, mich gefangen!
So kehr' ich von der zehenjahr'gen Mühe
Des wohlvollbrachten Krieges wieder heim,
Der Städtebändiger, der Sinnbezwinger!
Der Bettgenoß' unſterblich ſchöner Frauen!
Ins Meer verſanken die erwordnen Schätze,
Und ach, die beſten Schätze, die Gefährten,
Erprobte Männer, in Gefahr und Mühe
An meiner Seite lebenslang gebildet,
Verſchlungen hat der tauſendfache Rachen
Des Meeres die Geliebten und allein,
Nackt und bedürftig jeder kleinen Hülfe,
Erheb' ich mich auf unbekanntem Boden
Vom ungemeſſnen Schlaf. Ich irrte nicht!
Ich höre das Geſchwatz vergnügter Mädchen.
O daß ſie freundlich mir und zarten Herzens
Dem Vielgeplagten doch begegnen möchten,

Wie ſie mich einſt den Glücklichen empfingen!
Ich ſehe recht! die ſchönſte Heldentochter
Kommt hier, begleitet von bejahrtem Weibe,
Den Sand des Ufers meidend nach dem Haine.
Verberg' ich mich ſo lange, bis die Zeit,
Die ſchickliche, dem klugen Sinn erſcheint.

Dritter Auftritt.

Nauſikaa. Eurymeduſa.

Nauſikaa.

Laß ſie nur immer ſcherzen, denn ſie haben
Schnell ihr Geſchäft verrichtet. Unter Schwätzen
Und Lachen ſpülte friſch und leicht die Welle
Die ſchönen Kleider rein. Die hohe Sonne,
Die allen hilft, vollendete gar leicht
Das Tagewerk. Gefaltet ſind die Schleier,
Die langen Kleider, deren Weib und Mann
Sich immer, reinlich wechſelnd, gern erfreut.
Die Körbe ſind geſchloſſen, leicht und ſanft
Bringt der bepackte Wagen uns zur Stadt.

Eurymeduſa.

Ich gönne gern den Kindern ihre Luſt,
Und was du willſt geſchieht. Ich ſah dich ſtill
Beiſeit am Fluſſe gehen, keinen Theil
Am Spiele nehmen, nur gefällig ernſt
Zu dulden mehr als dich zu freuen. Darf
Ich — — —

Nauſikaa.

Geſteh' ich dir, geliebte Herzensfreundin,
Warum ich heut ſo früh in deine Kammer
Getreten bin, warum ich dieſen Tag
So ſchön gefunden, unſer weibliches
Geſchäft ſo ſehr beſchleunigt, Roß und Wagen
Von meinem Vater dringend mir erbeten,
Warum ich jetzt auch ſtill und ſinnend wandle,
So wirſt du lächeln, daß mich hat ein Traum,
Ein Traum verführt, der einem Wunſche gleicht.

Eurymeduſa.

Erzähle mir; denn alle ſind nicht leer
Und ohne Sinn die flüchtigen Gefahrten
Der Nacht. Bedeutend ſind' ich ſtets
Die ſanften Träume, die der Morgen uns
Ums Haupt bewegt.

Nauſikaa.

So war der meine. Spät
Noch wacht' ich, denn mich hielt das Sauſen
Des ungeheuern Sturms nach Mitternacht
Noch munter. — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Schilt die Thräne nicht
Die mir vom Auge fließt.

در پرده

با صورت شاه وافتاب

تبارک الله زاین پرده همایون فر
که افتاب بر پرده کش پرده در
بلي طراش ان کلک ماني ثاني
نکار فتحعلي شاه افتاب افسر
مهين سفير شهنشاه اسمان درگاه
ابو الحسن خان ان هوشمند دانشور
زپاي تا سر او غرق کوهر از خسرو
سپرد چون ره خدمت بجاي پا از سر
چو خواست بازکند تارکش قرين با مهر
قرانش داد بدين مهر اسمان چاکر
زين خجسته بشارت اشارتست بزرک
بر ان سفير نکو سيرت ستوده سير
که هست عهدش عهد جهانکشا دارا
که هست قولش قول سپهر فر داور

Dann ſchweigen ſie und ſehn einander an.

Und wie der arme letzte Brand
Von großer Herdes-Gluth mit Aſche
Des Abends überdeckt wird, daß er Morgens
Dem Hauſe Feuer gebe, lag
In Blatter eingeſcharrt . . .

Ein gottgeſendet Uebel ſieht der Menſch,
Der klügſte, nicht voraus und wendet's nicht
Vom Hauſe.

Ulyſſes.

Zuerſt verberg' ich meinen Namen, denn
Vielleicht iſt noch mein Name nicht . . . .
Und dann klingt der Name
Ulyſſes wie der Name jedes Knechts.

Nauſikaa.

Du biſt nicht von den trüglichen,
Wie viele Fremde kommen, die ſich rühmen
Und glatte Worte ſprechen, wo der Hörer
Nichts Falſches ahnet und zuletzt betrogen
Sie unvermuthet wieder ſcheiden ſieht.
Du biſt ein Mann, ein zuverläſſiger Mann,

Sinn und Zuſammenhang hat deine Rede. Schön,
Wie eines Dichters Lied, tönt ſie dem Ohr
Und füllt das Herz und reißt es mit ſich fort.

Nauſikaa.

In meines Vaters Garten ſoll die Erde
Dich umgetriebnen vielgeplagten Mann
Zum freundlichſten empfangen . . .
Das ſchönſte Feld hat er ſein ganzes Leben
Bepflanzt, gepflügt und erntet nun im Alter
Des Fleißes Lohn, ein tägliches Vergnügen.
Dort dringen neben Früchten wieder Blüthen,
Und Frucht auf Früchte wechſeln durch das Jahr.
Die Pomeranze, die Citrone ſteht
Im dunklen Laube und die Feige folgt
Der Feige. Reich beſchuzt iſt rings umher
Mit Aloe und Stachelfeigen
Daß die verwegne Ziege nicht genaſchig — —
— — — — — — — — —
Dort wirſt du in dem ſchönen Lande wandeln,
Im Winter Wohlgeruch von Blumen dich erfreun.
Es rieſelt neben dir der Bach, geleitet
Von Stamm zu Stamm. Der Gartner tränket ſie
Nach ſeinem Willen.

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer
Und duftend ſchwebt der Aether ohne Wolken.

Und nur die höchſten Nymphen des Gebirgs
Erfreuen ſich des leichtgefallenen Schnees
Auf kurze Zeit.

Du gabſt ihm gern den beſten, merk' ich wohl.

Du hältſt ihn doch für jung, ſprich, Tochter, ſprich!

Er iſt wohl jung genug, denn ich bin alt,
Und immer iſt der Mann ein junger Mann,
Der einem jungen Weibe wohlgefallt.

Der Mann, der einen ihm vertrauten Schatz
Vergraben . . . . . hatte der
Die Luſt die jener hat, der ihn dem Meer
Mit Klugheit anvertraut und . . . .
Zehnfach beglückt nach ſeinem Hauſe kehrt.

Alkinous.

O theurer Mann, welch einen Schmerz erregt
Das edle Wort in meinem Buſen! So
Soll jener Tag denn kommen, der mich einſt
Von meiner Tochter trennen wird. Vor dem Tag
Des Todes laſſen ſoll ich ſie

Und ſenden in ein fernes Land
Sie die zu Haus ſo wohl gepflegt — —.

Alkinous.

So werde jener Tag, der wieder dich
Mit deinem Sohn zurück zum Feſte bringt,
Der feierlichſte Tag des Lebens mir.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Achtundfunfzigſter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1842.

Goethe's

nachgelassene Werke.

Achtzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1842.

Inhalt.

I.

Bildung und Umbildung organischer Naturen.

Seite

Einleitendes.

Das Unternehmen wird entschuldigt 3
Die Absicht eingeleitet 5
Der Inhalt bevorwortet 13

Die Metamorphose der Pflanzen.

Einleitung 21
Von den Samenblättern 25
Ausbildung der Stengelblätter von Knoten zu Knoten 28
Uebergang zum Blumenstande 33
Bildung des Kelches 35
Bildung der Krone 39
Bildung der Staubwerkzeuge 42
Nektarien 45
Noch einiges von den Staubwerkzeugen 48
Bildung des Griffels 51
Von den Früchten 54
Von den unmittelbaren Hüllen des Samens 59
Rückblick und Uebergang 60
Von den Augen und ihrer Entwickelung 61
Bildung der zusammengesetzten Blumen und Fruchtstände 65
Durchwachsene Rose 68
Durchgewachsene Nelke 70
Linné's Theorie von der Anticipation 71
Wiederholung 75

Verfolg.

	Seite
Geſchichte meines botaniſchen Studiums	83
Schickſal der Handſchrift	113
Schickſal der Druckſchrift	121
Entdeckung eines trefflichen Mitarbeiters	130
Drei günſtige Recenſionen	141
Andere Freundlichkeiten	144
Rückblick	147
Nachbarheiten und Sammlungen	151
Verſtändung, Verdunſtung, Verkettung	168
Merkwürdige Heilung eines ſchwerverletzten Baumes	189
Schema zu einem Aufſatz der Pflanzen-Cultur im Großherzogthum Weimar darzuſtellen	190
Genera et Species Palmarum von Dr C. F. v. Martius	199
Wirkung meiner Schrift „Die Metamorphoſe der Pflanzen“ und weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee	204
Freundlicher Zuruf	243

II.

Beiträge zur Optik.

Erſtes Stück.

Einleitung	247
Prismatiſche Erſcheinungen im Allgemeinen	261
Beſondere prismatiſche Verſuche	264
Ueberſicht und weitere Anführung	270
Recapitulation	281
Ueber die nöthigen Apparate und die Karten	285
Beſchreibung der Tafeln	292

Beiträge zur Optik.

Zweites Stück.

Beſchreibung eines großen Prisma	299
Von den Strahlungen	302
Graue Flächen durchs Prisma betrachtet	305
Farbige Flächen durchs Prisma betrachtet	307
Nachtragserinnerung	317
Erklärung der Kupfertafel	319

Auf das Ordensband

mit dem Bilde der Sonne und des Königes.

Es segne Gott dieß Band des edlen Glanzes;
Die Sonne zieht den Schleier vor ihm weg.
Sein Schmuck kam von des zweyten Mani Pinsel,
Das Bild Fetch Ali Schahs mit Sonnenkrone.
Ein Bote groß des Herrn mit Himmelshof
Ist Abul Hassan Khan, gelehrt und weise,
Von Haupt zu Fuß gesenkt in Herrschersperien;
Den Dienstweg schritt vom Haupt zum Ende er.
Da man sein Haupt zur Sonne wollt' erheben,
Gab man ihm mit die Himmelssonn' als Diener.
So frohe Botschaft ist von großem Sinn
Für den Gesandten edel und belobt;
Sein Bund ist Bund des Weltgebieters Dara,
Sein Wort ist Wort des Herrn mit Himmelsglanz.

Morphologie.

Beiträge zur Optik.

Bildung und Umbildung

organiſcher Naturen.

Siehe er geht vor mir über
ehe ich's gewahr werde,
und verwandelt sich
ehe ich's merke.

Hiob.

Einleitendes.

Das Unternehmen wird entſchuldigt.

Wenn der zur lebhaften Beobachtung aufgeforderte Menſch mit der Natur einen Kampf zu beſtehen anfangt, ſo fühlt er zuerſt einen ungeheuern Trieb, die Gegenſtände ſich zu unterwerfen. Es dauert aber nicht lange, ſo dringen ſie dergeſtalt gewaltig auf ihn ein, daß er wohl fühlt wie ſehr er Urſache hat auch ihre Macht anzuerkennen und ihre Einwirkung zu verehren. Kaum überzeugt er ſich von dieſem wechſelſeitigen Einfluß, ſo wird er ein doppelt Unendliches gewahr, an den Gegenſtänden die Mannichfaltigkeit des Seyns und Werdens und der ſich lebendig durchkreuzenden Verhältniſſe, an ſich ſelbſt aber die Möglichkeit einer unendlichen Ausbildung, indem er ſeine Empfänglichkeit ſowohl als ſein Urtheil immer zu neuen Formen des Aufnehmens und Gegenwirkens

geſchickt macht. Dieſe Zuſtände geben einen hohen Genuß und würden das Glück des Lebens entſcheiden, wenn nicht innre und äußre Hinderniſſe dem ſchönen Lauf zur Vollendung ſich entgegen ſtellten. Die Jahre, die erſt brachten, fangen an zu nehmen; man begnügt ſich in ſeinem Maaß mit dem Erworbenen, und ergötzt ſich daran um ſo mehr im Stillen, als von außen eine aufrichtige, reine, belebende Theilnahme ſelten iſt.

Wie wenige fühlen ſich von dem begeiſtert, was eigentlich nur dem Geiſt erſcheint. Die Sinne, das Gefühl, das Gemüth üben weit größere Macht über uns aus, und zwar mit Recht: denn wir ſind aufs Leben und nicht auf die Betrachtung angewieſen.

Leider findet man aber auch bei denen die ſich dem Erkennen, dem Wiſſen ergeben, ſelten eine wünſchenswerthe Theilnahme. Dem Verſtändigen, auf das Beſondere Merkenden, genau Beobachtenden, auseinander Trennenden iſt gewiſſermaßen das zur Laſt was aus einer Idee kommt und auf ſie zurückführt. Er iſt in ſeinem Labyrinth auf eine eigene Weiſe zu Hauſe, ohne daß er ſich um einen Faden bekümmerte, der ſchneller durch und durch führte; und ſolchem ſcheint ein Metall das nicht ausgemünzt iſt, nicht aufgezählt werden kann, ein laſtiger Beſitz; dahingegen der, der ſich auf höhern Standpunkten befindet, gar leicht das Einzelne verachtet, und dasjenige was nur geſondert

ein Leben hat, in eine tödtende Allgemeinheit zuſammenreißt.

In dieſem Conflict befinden wir uns ſchon ſeit langer Zeit. Es iſt darin gar manches gethan, gar manches zerſtört worden; und ich würde nicht in Verſuchung kommen meine Anſichten der Natur, in einem ſchwachen Kahn, dem Ocean der Meinungen zu übergeben, hatten wir nicht in den erſtvergangenen Stunden der Gefahr ſo lebhaft gefühlt, welchen Werth Papiere für uns behalten, in welche wir früher einen Theil unſeres Daſeyns niederzulegen bewogen worden.

Mag daher das, was ich mir in jugendlichem Muthe öfters als ein Werk träumte, nun als Entwurf, ja als fragmentariſche Sammlung hervortreten, und als das, was es iſt, wirken und nutzen.

So viel hatte ich zu ſagen, um dieſe vieljährigen Skizzen, davon jedoch einzelne Theile mehr oder weniger ausgeführt ſind, dem Wohlwollen meiner Zeitgenoſſen zu empfehlen. Gar manches was noch zu ſagen ſeyn möchte, wird im Fortſchritte des Unternehmens am beſten eingeführt werden.

Jena, 1807.

Die Abſicht eingeleitet.

Wenn wir Naturgegenſtände, beſonders aber die lebendigen, dergeſtalt gewahr werden, daß wir

uns eine Einſicht in den Zuſammenhang ihres Weſens und Wirkens zu verſchaffen wünſchen, ſo glauben wir zu einer ſolchen Kenntniß am beſten durch Trennung der Theile gelangen zu können; wie denn auch wirklich dieſer Weg uns ſehr weit zu führen geeignet iſt. Was Chemie und Anatomie zur Ein- und Ueberſicht der Natur beigetragen haben, dürfen wir nur mit wenig Worten den Freunden des Wiſſens ins Gedächtniß zurückrufen.

Aber dieſe trennenden Bemühungen, immer und immer fortgeſetzt, bringen auch manchen Nachtheil hervor. Das Lebendige iſt zwar in Elemente zerlegt, aber man kann es aus dieſen nicht wieder zuſammenſtellen und beleben. Dieſes gilt ſchon von vielen anorganiſchen, geſchweige von organiſchen Körpern.

Es hat ſich daher auch in dem wiſſenſchaftlichen Menſchen zu allen Zeiten ein Trieb hervorgethan die lebendigen Bildungen als ſolche zu erkennen, ihre äußern ſichtbaren, greiflichen Theile im Zuſammenhange zu erfaſſen, ſie als Andeutungen des Innern aufzunehmen und ſo das Ganze in der Anſchauung gewiſſermaßen zu beherrſchen. Wie nah dieſes wiſſenſchaftliche Verlangen mit dem Kunſt- und Nachahmungstriebe zuſammenhänge, braucht wohl nicht umſtändlich ausgeführt zu werden.

Man findet daher in dem Gange der Kunſt, des Wiſſens und der Wiſſenſchaft mehrere Verſuche,

eine Lehre zu gründen und auszubilden, welche wir die Morphologie nennen möchten. Unter wie mancherlei Formen dieſe Verſuche erſcheinen, davon wird in dem geſchichtlichen Theile die Rede ſeyn.

Der Deutſche hat für den Complex des Daſeyns eines wirklichen Weſens das Wort Geſtalt. Er abſtrahirt bei dieſem Ausdruck von dem Beweglichen, er nimmt an, daß ein Zuſammengehöriges feſtgeſtellt, abgeſchloſſen und in ſeinem Charakter fixirt ſey.

Betrachten wir aber alle Geſtalten, beſonders die organiſchen, ſo finden wir, daß nirgend ein Beſtehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeſchloſſenes vorkommt, ſondern daß vielmehr alles in einer ſteten Bewegung ſchwanke. Daher unſere Sprache das Wort Bildung ſowohl von dem Hervorgebrachten, als von dem Hervorgebrachtwerdenden gehörig genug zu brauchen pflegt.

Wollen wir alſo eine Morphologie einleiten, ſo dürfen wir nicht von Geſtalt ſprechen; ſondern wenn wir das Wort brauchen, uns allenfalls dabei nur die Idee, den Begriff oder ein in der Erfahrung nur für den Augenblick Feſtgehaltenes denken.

Das Gebildete wird ſogleich wieder umgebildet, und wir haben uns, wenn wir einigermaßen zum lebendigen Anſchauen der Natur gelangen wollen, ſelbſt ſo beweglich und bildſam zu erhalten, nach dem Beiſpiele mit dem ſie uns vorgeht.

Wenn wir einen Körper auf dem anatomiſchen Wege in ſeine Theile zerlegen und dieſe Theile wieder in das worin ſie ſich trennen laſſen, ſo kommen wir zuletzt auf ſolche Anfange, die man Similartheile genannt hat. Von dieſen iſt hier nicht die Rede; wir machen vielmehr auf eine höhere Maxime des Organismus aufmerkſam, die wir folgendermaßen ausſprechen.

Jedes Lebendige iſt kein Einzelnes, ſondern eine Mehrheit; ſelbſt inſofern es uns als Individuum erſcheint, bleibt es doch eine Verſammlung von lebendigen ſelbſtſtändigen Weſen, die der Idee, der Anlage nach, gleich ſind, in der Erſcheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. Dieſe Weſen ſind theils urſprünglich ſchon verbunden, theils finden und vereinigen ſie ſich. Sie entzweien ſich und ſuchen ſich wieder und bewirken ſo eine unendliche Production auf alle Weiſe und nach allen Seiten.

Je unvollkommener das Geſchöpf iſt, deſtomehr ſind dieſe Theile einander gleich oder ähnlich, und deſtomehr gleichen ſie dem Ganzen. Je vollkommner das Geſchöpf wird, deſto unähnlicher werden die Theile einander. In jenem Falle iſt das Ganze den Theilen mehr oder weniger gleich, in dieſem das Ganze den Theilen unähnlich. Je ähnlicher die Theile einander ſind, deſto weniger ſind ſie einander ſubordinirt. Die Subordination der Theile deutet auf ein vollkommneres Geſchöpf.

Die orientaliſchen Höfe beobachten, unter dem Schein einer kindlichen Naivetät, ein beſonders kluges, liſtiges Betragen und Verfahren; vorſtehende Gedichte ſind Beweis davon.

Die neueſte ruſſiſche Geſandtſchaft nach Perſien fand Mirza Abul Haſſan Khan zwar bei Hofe, aber nicht in ausgezeichneter Gunſt, er hält ſich beſcheiden zur Geſandtſchaft, leiſtet ihr manche Dienſte und erregt ihre Dankbarkeit. Einige Jahre darauf wird derſelbige Mann, mit ſtattlichem Gefolge, nach England geſendet, um ihn aber recht zu verherrlichen, bedient man ſich eines eignen Mittels. Man ſtattet ihn bei ſeiner Abreiſe nicht mit allen Vorzügen aus, die man ihm zudenkt, ſondern läßt ihn mit Creditiven und was ſonſt nöthig iſt ſeinen Weg antreten. Allein kaum iſt er in Wien angelangt, ſo ereilen ihn glänzende Beſtätigungen ſeiner Würde, auffallende Zeugniſſe ſeiner Bedeutung. Eine Fahne mit Inſignien des Reichs wird ihm geſendet, ein Ordensband mit dem Gleichniß der Sonne, ja mit dem Ebenbild des Kaiſers ſelbſt verziert, das alles erhebt ihn zum Stellvertreter der höchſten Macht, in und mit ihm iſt die Majeſtät gegenwärtig. Dabei aber läßt man's nicht bewenden, Gedichte werden hinzugefügt, die, nach orientaliſcher Weiſe, in glänzenden Metaphern und Hyperbeln, Fahne, Sonne und Ebenbild erſt verherrlichen.

Zum beſſern Verſtändniſſe des Einzelnen fügen

Da in allen allgemeinen Sprüchen, ſie mögen noch ſo gut durchdacht ſeyn, etwas Unfaßliches für denjenigen liegt, der ſie nicht anwenden, der ihnen die nöthigen Beiſpiele nicht unterlegen kann; ſo wollen wir zum Anfang nur einige geben, da unſere ganze Arbeit der Aus- und Durchführung dieſer und anderer Ideen und Maximen gewidmet iſt.

Daß eine Pflanze, ja ein Baum, die uns doch als Individuum erſcheinen, aus lauter Einzelnheiten beſtehn, die ſich untereinander und dem Ganzen gleich und ähnlich ſind, daran iſt wohl kein Zweifel. Wie viele Pflanzen werden durch Ableger fortgepflanzt. Das Auge der letzten Varietät eines Obſtbaumes treibt einen Zweig, der wieder eine Anzahl gleicher Augen hervorbringt; und auf eben dieſem Wege geht die Fortpflanzung durch Samen vor ſich. Sie iſt die Entwicklung einer unzähligen Menge gleicher Individuen aus dem Schooße der Mutterpflanze.

Man ſieht hier ſogleich, daß das Geheimniß der Fortpflanzung durch Samen innerhalb jener Maxime ſchon ausgeſprochen iſt; und man bemerke, man bedenke nur erſt recht, ſo wird man finden, daß ſelbſt das Samenkorn, das uns als eine individuelle Einheit vorzuliegen ſcheint, ſchon eine Verſammlung von gleichen und ähnlichen Weſen iſt. Man ſtellt die Bohne gewöhnlich als ein deutliches Muſter der Keimung auf. Man nehme eine Bohne, noch ehe ſie keimt, in ihrem

ganz eingewickelten Zuſtande, und man findet nach Eröffnung derſelben erſtlich die zwei Samenblätter, die man nicht glücklich mit dem Mutterkuchen vergleicht: denn es ſind zwei wahre, nur aufgetriebene und mehlicht ausgefüllte Blatter, welche auch an Licht und Luft grün werden. Ferner entdeckt man ſchon das Federchen, welches abermals zwei ausgebildetere und weiterer Ausbildung fähige Blatter ſind. Bedenkt man dabei, daß hinter jedem Blattſtiele ein Auge, wo nicht in der Wirklichkeit doch in der Möglichkeit ruht, ſo erblickt man in dem uns einfach ſcheinenden Samen ſchon eine Verſammlung von mehrern Einzelnheiten, die man einander in der Idee gleich und in der Erſcheinung ähnlich nennen kann.

Daß nun das, was der Idee nach gleich iſt, in der Erfahrung entweder als gleich, oder als ähnlich, ja ſogar als völlig ungleich und unähnlich erſcheinen kann, darin beſteht eigentlich das bewegliche Leben der Natur, das wir in unſern Blattern zu entwerfen gedenken.

Eine Inſtanz aus dem Thierreich der niedrigſten Stufe führen wir noch zu mehrerer Anleitung hier vor. Es gibt Infuſionsthiere, die ſich in ziemlich einfacher Geſtalt vor unſerm Auge in der Feuchtigkeit bewegen, ſobald dieſe aber austrocknet, zerplatzen und eine Menge Körner ausſchütten, in die ſie wahrſcheinlich bei einem naturgemäßen Gange ſich auch in der Feuchtigkeit zerlegt und ſo

eine unendliche Nachkommenſchaft hervorgebracht hätten. Doch genug hievon an dieſer Stelle, da bei unſerer ganzen Darſtellung dieſe Anſicht wieder hervortreten muß.

Wenn man Pflanzen und Thiere in ihrem unvollkommenſten Zuſtande betrachtet, ſo ſind ſie kaum zu unterſcheiden. Ein Lebenspunkt, ſtarr, beweglich oder halbbeweglich, iſt das was unſerm Sinne kaum bemerkbar iſt. Ob dieſe erſten Anfänge, nach beiden Seiten determinabel, durch Licht zur Pflanze, durch Finſterniß zum Thier hinüber zu führen ſind, getrauen wir uns nicht zu entſcheiden, ob es gleich hierüber an Bemerkungen und Analogie nicht fehlt. Soviel aber können wir ſagen, daß die aus einer kaum zu ſondernden Verwandtſchaft als Pflanzen und Thiere nach und nach hervortretenden Geſchöpfe nach zwei entgegengeſetzten Seiten ſich vervollkommnen, ſo daß die Pflanze ſich zuletzt im Baum dauernd und ſtarr, das Thier im Menſchen zur höchſten Beweglichkeit und Freiheit ſich verherrlicht.

Gemmation und Prolification ſind abermals zwei Hauptmaximen des Organismus, die aus jenem Hauptſatz der Coexiſtenz mehrerer gleichen und ähnlichen Weſen ſich beſchreiben und eigentlich jene nur auf doppelte Weiſe ausſprechen. Wir werden dieſe beiden Wege durch das ganze organiſche Reich durchzuführen ſuchen, wodurch ſich

manches auf eine höchſt anſchauliche Weiſe reihen und ordnen wird.

Indem wir den vegetativen Typus betrachten, ſo ſtellt ſich uns bei demſelben ſogleich ein Unten und Oben dar. Die untere Stelle nimmt die Wurzel ein, deren Wirkung nach der Erde hingeht, der Feuchtigkeit und der Finſterniß angehört, da in gerade entgegengeſetzter Richtung der Stengel, der Stamm, oder was deſſen Stelle bezeichnet, gegen den Himmel, das Licht und die Luft emporſtrebt.

Wie wir nun einen ſolchen Wunderbau betrachten, und die Art wie er hervorſteigt, näher einſehen lernen, ſo begegnet uns abermals ein wichtiger Grundſatz der Organiſation: daß kein Leben auf einer Oberfläche wirken und daſelbſt ſeine hervorbringende Kraft äußern könne; ſondern die ganze Lebensthätigkeit verlangt eine Hülle, die gegen das äußere rohe Element, es ſey Waſſer oder Luft oder Licht, ſie ſchütze, ihr zartes Weſen bewahre, damit ſie das, was ihrem Innern ſpecifiſch obliegt, vollbringe. Dieſe Hülle mag nun als Rinde, Haut oder Schale erſcheinen, alles was zum Leben hervortreten, alles was lebendig wirken ſoll, muß eingehüllt ſeyn. Und ſo gehört auch alles, was nach außen gekehrt iſt, nach und nach frühzeitig dem Tode, der Verweſung an. Die Rinden der Bäume, die Häute der Inſecten, die Haare und Federn der Thiere, ſelbſt die Oberhaut

des Menſchen, ſind ewig ſich abſondernde, abgeſtoßene, dem Unleben hingegebene Hüllen, hinter denen immer neue Hüllen ſich bilden, unter welchen ſodann, oberflächlicher oder tiefer, das Leben ſein ſchaffendes Gewebe hervorbringt.

Jena, 1807.

Der Inhalt bevorwortet.

Von gegenwärtiger Sammlung (des erſten Heftes zur Morphologie) iſt nur gedruckt der Aufſatz über Metamorphoſe der Pflanzen, welcher, im Jahre 1790 einzeln erſcheinend, kalte, faſt unfreundliche Begegnung zu erfahren hatte. Solcher Widerwille jedoch war ganz natürlich: die Einſchachtelungslehre, der Begriff von Präformation, von ſucceſſiver Entwickelung des von Adams Zeiten her ſchon Vorhandenen, hatten ſich ſelbſt der beſten Köpfe im Allgemeinen bemächtigt; auch hatte Linné geiſteskräftig, beſtimmend wie entſcheidend, in beſonderem Bezug auf Pflanzenbildung, eine dem Zeitgeiſt gemäßere Vorſtellungsart auf die Bahn gebracht.

Mein redliches Bemühen blieb daher ganz ohne Wirkung, und vergnügt, den Leitfaden für meinen eigenen, ſtillen Weg gefunden zu haben, beobachtete ich nur ſorgfältiger das Verhältniß, die Wechſelwirkung der normalen und abnormen Er-

ſcheinungen, beachtete genau was Erfahrung einzeln, gutwillig hergab und brachte zugleich einen ganzen Sommer mit einer Folge von Verſuchen hin, die mich belehren ſollten wie durch Uebermaß der Nahrung die Frucht unmöglich zu machen, wie durch Schmälerung ſie zu beſchleunigen ſey.

Die Gelegenheit, ein Gewächshaus nach Belieben zu erhellen oder zu verfinſtern, benutzte ich um die Wirkung des Lichts auf die Pflanzen kennen zu lernen, die Phänomene des Abbleichens und Abweiſens beſchäftigten mich vorzüglich. Verſuche mit farbigen Glasſcheiben wurden gleichfalls angeſtellt.

Als ich mir genugſame Fertigkeit erworben, das organiſche Wandeln und Umwandeln der Pflanzenwelt in den meiſten Fällen zu beurtheilen, die Geſtaltenfolge zu erkennen und abzuleiten, fühlte ich mich gedrungen die Metamorphoſe der Inſecten gleichfalls näher zu kennen.

Dieſe laugnet niemand: der Lebensverlauf ſolcher Geſchöpfe iſt ein fortwährendes Umbilden, mit Augen zu ſehen und mit Händen zu greifen. Meine frühere aus mehrjähriger Erziehung der Seidenwürmer geſchöpfte Kenntniß war mir geblieben, ich erweiterte ſie indem ich mehrere Gattungen und Arten vom Ei bis zum Schmetterling beobachtete und abbilden ließ, wovon mir die ſtaunenswerthen Blätter geblieben ſind.

Hier fand ſich kein Widerſpruch mit dem was

uns in Schriften überliefert wird, und ich brauchte nur ein Schema tabellarisch auszubilden, wornach man die einzelnen Erfahrungen folgerecht aufreihen, und den wunderbaren Lebensgang ſolcher Geſchöpfe deutlich überſchauen konnte.

Auch von dieſen Bemühungen werde ich ſuchen Rechenſchaft zu geben, ganz unbefangen, da meine Anſicht keiner andern entgegen ſteht.

Gleichzeitig mit dieſem Studium war meine Aufmerkſamkeit der vergleichenden Anatomie der Thiere, vorzüglich der Säugethiere zugewandt, es regte ſich zu ihr ſchon ein großes Intereſſe. Buffon und Daubenton leiſteten viel, Camper erſchien als Meteor von Geiſt, Wiſſenſchaft, Talent und Thätigkeit. Sömmering zeigte ſich bewundernswürdig, Merck wandte ſein immer reges Beſtreben auf ſolche Gegenſtände; mit allen dreien ſtand ich im beſten Verhältniß, mit Camper briefweiſe, mit beiden andern in perſönlicher, auch in Abweſenheit fortdauernder Berührung.

Im Laufe der Phyſiognomik mußte Bedeutſamkeit und Beweglichkeit der Geſtalten unſere Aufmerkſamkeit wechſelsweiſe beſchäftigen, auch war mit Lavatern gar manches hierüber geſprochen und gearbeitet worden.

Später konnte ich mich, bei meinem öftern und längern Aufenthalt in Jena, durch die unermüdliche Belehrungsgabe Loder's, gar bald einiger

Einſicht in thieriſche und menſchliche Bildung erfreuen.

Jene, bei Betrachtung der Pflanzen und Inſecten, einmal angenommene Methode leitete mich auch auf dieſem Weg: denn bei Sonderung und Vergleichung der Geſtalten mußte Bildung und Umbildung auch hier wechſelsweiſe zur Sprache kommen.

Die damalige Zeit jedoch war dunkler als man ſich es jetzt vorſtellen kann. Man behauptete zum Beiſpiel, es hange nur vom Menſchen ab, bequem auf allen Vieren zu gehen, und Baren, wenn ſie ſich eine Zeitlang aufrecht hielten, könnten zu Menſchen werden. Der verwegene Diderot wagte gewiſſe Vorſchlage wie man ziegenfüßige Faune hervorbringen könne, um ſolche in Livree, zu beſonderm Staat und Auszeichnung, den Großen und Reichen auf die Kutſche zu ſtiften.

Lange Zeit wollte ſich der Unterſchied zwiſchen Menſchen und Thieren nicht finden laſſen, endlich glaubte man den Affen dadurch entſchieden von uns zu trennen, weil er ſeine vier Schneidezähne in einem empiriſch wirklich abzuſondernden Knochen trage, und ſo ſchwankte das ganze Wiſſen ernſt- und ſcherzhaft, zwiſchen Verſuchen das Halbwahre zu befeſtigen, dem Falſchen irgend einen Schein zu verleihen, ſich aber dabei in willkürlicher, grillenhafter Thatigkeit zu behaglichen und zu erhalten. Die gröſte Verwirrung jedoch brachte der Streit

hervor, ob man die Schönheit als etwas Wirkliches, den Objecten Inwohnendes, oder als relativ, conventionell, ja individuell dem Beſchauer und Anerkenner zuſchreiben müſſe.

Ich hatte mich indeſſen ganz der Knochenlehre gewidmet; denn im Gerippe wird uns ja der entſchiedene Charakter jeder Geſtalt ſicher und für ewige Zeiten aufbewahrt. Aeltere und neuere Ueberbleibſel verſammelte ich um mich her, und auf Reiſen ſpähte ich ſorgfältig in Muſeen und Cabinetten nach ſolchen Geſchöpfen, deren Bildung im Ganzen oder Einzelnen mir belehrend ſeyn könnte.

Hiebei fühlte ich bald die Nothwendigkeit einen Typus aufzuſtellen, an welchem alle Säugethiere nach Uebereinſtimmung und Verſchiedenheit zu prüfen wären, und wie ich früher die Urpflanze aufgeſucht, ſo trachtete ich nunmehr das Urthier zu finden, das heißt denn doch zuletzt: den Begriff, die Idee des Thiers.

Meine mühſelige, qualvolle Nachforſchung ward erleichtert ja verſüßt indem Herder die Ideen zur Geſchichte der Menſchheit aufzuzeichnen unternahm. Unſer tägliches Geſpräch beſchäftigte ſich mit den Uranfangen der Waſſer-Erde, und der darauf von altersher ſich entwickelnden organiſchen Geſchöpfe. Der Uranfang und deſſen unabläſſiges Fortbilden ward immer beſprochen und unſer wiſſen-

ſchaftlicher Beſitz, durch wechſelſeitiges Mittheilen und Bekämpfen, taglich gelautert und bereichert.

Mit andern Freunden unterhielt ich mich gleichfalls auf das lebhafteſte über dieſe Gegenſtande, die mich leidenſchaftlich beſchaftigten, und nicht ohne Einwirkung und wechſelſeitigen Nutzen blieben ſolche Geſpräche. Ja es iſt vielleicht nicht anmaßlich, wenn wir uns einbilden manches von daher Entſprungene, durch Tradition in der wiſſenſchaftſchaftlichen Welt Fortgepflanzte trage nun Früchte deren wir uns erfreuen, ob man gleich nicht immer den Garten benamſet der die Pfropfreiſer hergegeben.

Gegenwärtig iſt bei mehr und mehr ſich verbreitender Erfahrung, durch mehr ſich vertiefende Philoſophie manches zum Gebrauch gekommen, was zur Zeit als die nachſtehenden Aufſatze geſchrieben wurden, mir und andern unzugänglich war. Man ſehe daher den Inhalt dieſer Blatter, wenn man ſie auch jetzt für überflüſſig halten ſollte, geſchichtlich an, da ſie denn als Zeugniſſe einer ſtillen, beharrlichen, folgerechten Thatigkeit gelten mögen.

wir wenige Bemerkungen hinzu. Der Kaiser nennt sich einen Türken, als aus dem Stamme Katschar entsprungen, welcher zur türkischen Zunge gehört. Es werden nämlich alle Hauptstämme Persiens, welche das Kriegsheer stellen, nach Sprache und Abstammung getheilt in die Stämme der türkischen, kurdischen, lurischen, und arabischen Zunge.

Er vergleicht sich mit Dschemschid, wie die Perser ihre mächtigen Fürsten mit ihren alten Königen, in Beziehung auf gewisse Eigenschaften, zusammen stellen: Feridun an Würde, ein Dschemschid an Glanz, Alexander an Macht, ein Darius an Schutz. Schirm ist der Kaiser selbst, Schatten Gottes auf Erden, nur bedarf er freilich am heißen Sommertage eines Schirms; dieser aber beschattet ihn nicht allein, sondern die ganze Welt. Der Moschusgeruch, der feinste, dauerndste, theilbarste, steigt von des Kaisers Gürtel bis in Saturns Gehirn. Saturn ist für sie noch immer der oberste der Planeten, sein Kreis schließt die untere Welt ab, hier ist das Haupt, das Gehirn des Ganzen, wo Gehirn ist, sind Sinne, der Saturn ist also noch empfänglich für Moschusgeruch, der von dem Gürtel des Kaisers aufsteigt. Dara ist der Name Darius und bedeutet Herrscher; sie lassen auf keine Weise von der Erinnerung ihrer Voreltern los. Daß Iran Löwenschlucht genannt wird, finden wir deshalb bedeutend, weil der Theil von Persien, wo

Die Metamorphoſe

der

Pflanzen.

1790.

Einleitung.

1.

Ein jeder, der das Wachsthum der Pflanzen nur einigermaßen beobachtet, wird leicht bemerken, daß gewisse äußere Theile derselben sich manchmal verwandeln und in die Gestalt der nächstliegenden Theile bald ganz, bald mehr oder weniger übergehen.

2.

So verändert sich, zum Beispiel, meistens die einfache Blume dann in eine gefüllte, wenn sich, anstatt der Staubfaden und Staubbeutel, Blumenblätter entwickeln, die entweder an Gestalt und Farbe vollkommen den übrigen Blattern der Krone gleich sind, oder noch sichtbare Zeichen ihres Ursprungs an sich tragen.

3.

Wenn wir nun bemerken, daß es auf diese Weise der Pflanze möglich ist, einen Schritt rückwärts zu thun, und die Ordnung des Wachsthums umzukehren; so werden wir auf den regelmäßigen Weg

der Natur deſto aufmerkſamer gemacht, und wir lernen die Geſetze der Umwandlung kennen, nach welchen ſie Einen Theil durch den andern hervorbringt, und die verſchiedenſten Geſtalten durch Modification eines einzigen Organs darſtellt.

4.

Die geheime Verwandtſchaft der verſchiedenen äußern Pflanzentheile, als der Blatter, des Kelchs, der Krone, der Staubfaden, welche ſich nach einander und gleichſam aus einander entwickeln, iſt von den Forſchern im Allgemeinen längſt erkannt, ja auch beſonders bearbeitet worden, und man hat die Wirkung, wodurch ein und daſſelbe Organ ſich uns mannichfaltig verandert ſehen läßt, die Metamorphoſe der Pflanzen genannt.

5.

Es zeigt ſich uns dieſe Metamorphoſe auf dreierlei Art: regelmäßig, unregelmäßig und zufällig.

6.

Die regelmäßige Metamorphoſe können wir auch die fortſchreitende nennen: denn ſie iſt es, welche ſich von den erſten Samenblattern bis zur letzten Ausbildung der Frucht immer ſtufenweiſe wirkſam bemerken läßt, und durch Umwandlung einer Geſtalt in die andere, gleichſam auf einer geſtigen Leiter, zu jenem Gipfel der Natur, der Fortpflanzung durch zwei Geſchlechter, hinauf ſteigt. Dieſe iſt es, welche ich mehrere Jahre auf-

Auge

empfänglich und gegenwirkend.

Berührt im höheren Sinne
von
Licht und Finsterem,
beide durch Trübe
dynamisch verbunden erzeugen
Farbe.

roth
gelbroth blauroth
Farbenkreis
gültig
für alle Erscheinungen
gelb blau
grün.

Berührt im gemeinen Sinne
von
Weiß und Schwarz,
beide durch Mengung
atomistisch gemischt erzeugen
Grau.

Farbe manifestirt sich
Physisch.
Subjectiv und objectiv,
wandelbar, verschwindend;
Vermittlung durchscheinender, durchsichtiger Körper.

Physiologisch.
Subjectiv,
unaufhaltsam, flüchtig,
Vermittlung im Subject.

Chemisch.
Objectiv,
wandelbar, festzuhalten;
Vermittlung Körper aller Art.

Licht erweitert, Finsterniß verengt.
Helles Bild vergrößert, dunkles verkleinert sich.
Helles Bild nähert, dunkles entfernt sich.
Licht blendet, Finsterniß stellt her.
Dauer des Eindrucks.
Umkehrung.
Verklingen, farbiges.
Forderungen.
Blendung, roth;
Umkehrung, grün.
Bild, roth, orange, gelb;
Gegenbild, grün, blau, violett.
Farbiges Licht und Schatten ebenso.

Dioptrisch:
durchscheinend, ohne Refraction und Bild;
durchsichtig, mit Refraction und Bild.
Katoptrisch: Bei beschränktem Zurückwerfen.
Paroptisch: Bei kreuzendem Vorbeischeinen.
Epoptisch: Auf der Fläche und zwischen Flächen.
Enteroptisch: Innerhalb durchsichtiger Körper.

Active Seite.
gelb, gelbroth, purpur;
durch Säuren gesteigert.
gelb, gelbroth;
wärmend,
Licht entzündend,
Metallkalk nicht verändernd.
Passive Seite.
blau, blauroth, grün;
durch Alkalien herabgezogen.
blau und blauroth;
kaltend,
Licht mittheilend,
Metallkalk entsäurend.

merkſam beobachtet habe, und welche zu erklären ich gegenwärtigen Verſuch unternehme. Wir werden auch deßwegen bei der folgenden Demonſtration die Pflanze nur inſofern betrachten, als ſie einjährig iſt, und aus dem Samenkorne zur Befruchtung unaufhaltſam vorwärts ſchreitet.

7.

Die unregelmäßige Metamorphoſe kennten wir auch die rückſchreitende nennen. Denn wie in jenem Fall die Natur vorwärts zu dem großen Zwecke eilt, tritt ſie hier um eine oder einige Stufen rückwärts. Wie ſie dort mit unwiderſtehlichem Trieb und kraftiger Anſtrengung die Blumen bildet, und zu den Werken der Liebe rüſtet, ſo erſchlafft ſie hier gleichſam, und läßt unentſchloſſen ihr Geſchöpf in einem unentſchiedenen, weichen, unſern Augen oft gefälligen, aber innerlich unkräftigen und unwirkſamen Zuſtande. Durch die Erfahrungen, welche wir an dieſer Metamorphoſe zu machen Gelegenheit haben, werden wir dasjenige enthüllen können, was uns die regelmäßige verheimlicht, deutlich ſehen, was wir dort nur ſchließen dürfen; und auf dieſe Weiſe ſteht es zu hoffen, daß wir unſere Abſicht am ſicherſten erreichen.

8.

Dagegen werden wir von der dritten Metamorphoſe, welche zufällig, von außen, beſonders durch Inſecten bewirkt wird, unſere Auf-

merkſamkeit wegwenden, weil ſie uns von dem einfachen Wege, welchem wir zu folgen haben, ableiten und unſern Zweck verrücken könnte. Vielleicht findet ſich an einem andern Orte Gelegenheit, von dieſen monſtröſen, und doch in gewiſſe Granzen eingeſchränkten Auswüchſen zu ſprechen.

9.

Ich habe es gewagt, gegenwärtigen Verſuch ohne Beziehung auf erläuternde Kupfer auszuarbeiten, die jedoch in manchem Betracht nöthig ſcheinen möchten. Ich behalte mir vor, ſie in der Folge nachzubringen, welches um ſo bequemer geſchehen kann, da noch Stoff genug übrig iſt, gegenwärtige kleine, nur vorläufige Abhandlung zu erläutern und weiter auszuführen. Es wird alsdann nicht nöthig ſeyn, einen ſo gemeſſenen Schritt, wie gegenwärtig, zu halten. Ich werde manches Verwandte herbei führen können, und mehrere Stellen aus gleichgeſinnten Schriftſtellern geſammler, werden an ihrem rechten Platze ſtehen. Beſonders werde ich von allen Erinnerungen gleichzeitiger Meiſter, deren ſich dieſe edle Wiſſenſchaft zu rühmen hat, Gebrauch zu machen nicht verfehlen. Dieſen übergebe und widme ich hiermit gegenwärtige Blatter.

I.

Von den Samenblättern.

10.

Da wir die Stufenfolge des Pflanzen-Wachsthums zu beobachten uns vorgenommen haben, ſo richten wir unſere Aufmerkſamkeit ſogleich in dem Augenblicke auf die Pflanze, da ſie ſich aus dem Samenkorn entwickelt. In dieſer Epoche können wir die Theile, welche unmittelbar zu ihr gehören, leicht und genau erkennen. Sie läßt ihre Hüllen mehr oder weniger in der Erde zurück, welche wir auch gegenwärtig nicht unterſuchen, und bringt in vielen Fällen, wenn die Wurzel ſich in den Boden befeſtigt hat, die erſten Organe ihres oberen Wachsthums, welche ſchon unter der Samendecke verborgen gegenwärtig geweſen, an das Licht hervor.

11.

Es ſind dieſe erſten Organe unter dem Namen Cotyledonen bekannt; man hat ſie auch Samenlappen, Kernſtücke, Samenlappen, Samenblätter genannt, und ſo die verſchiedenen Geſtalten, in denen wir ſie gewahr werden, zu bezeichnen geſucht.

12.

Sie erſcheinen oft unförmlich, mit einer rohen Materie gleichſam ausgeſtopft, und eben ſo ſehr in die Dicke als in die Breite ausgedehnt; ihre

Gefäße ſind unkenntlich und von der Maſſe des Ganzen kaum zu unterſcheiden; ſie haben faſt nichts Aehnliches von einem Blatte, und wir können verleitet werden, ſie für beſondere Organe anzuſehen.

13.

Doch nähern ſie ſich bei vielen Pflanzen der Blattgeſtalt; ſie werden flacher, ſie nehmen, dem Licht und der Luft ausgeſetzt, die grüne Farbe in einem höhern Grade an, die in ihnen enthaltenen Gefäße werden kenntlicher, den Blattrippen ähnlicher.

14.

Endlich erſcheinen ſie uns als wirkliche Blätter, ihre Gefäße ſind der feinſten Ausbildung fähig, ihre Aehnlichkeit mit den folgenden Blättern erlaubt uns nicht, ſie für beſondere Organe zu halten, wir erkennen ſie vielmehr für die erſten Blätter des Stengels.

15.

Läßt ſich nun aber ein Blatt nicht ohne Knoten, und ein Knoten nicht ohne Auge denken, ſo dürfen wir folgern, daß derjenige Punkt, wo die Cotyledonen angeheftet ſind, der wahre erſte Knotenpunkt der Pflanze ſey. Es wird dieſes durch diejenigen Pflanzen bekräftiget, welche unmittelbar unter den Flügeln der Cotyledonen junge Augen hervortreiben, und aus dieſen erſten Knoten voll-

jetzt der Hof sich gewöhnlich aufhält, meist gebirgig ist, und sich gar wohl das Reich als eine Schlucht denken läßt, von Kriegern, Löwen bevölkert. Das seidene Banner erhöhet nun ausdrücklich den Gesandten so hoch als möglich, und ein freundliches liebevolles Verhältniß zu England wird zuletzt ausgesprochen.

Bei dem zweyten Gedicht können wir die allgemeine Anmerkung vorausschicken, daß Wortbezüge der persischen Dichtkunst ein inneres anmuthiges Leben verleihen, sie kommen oft vor und erfreuen uns durch sinnigen Anklang.

Das Band gilt auch für jede Art von Bezirkung, die einen Eingang hat und deswegen wohl auch eines Pförtners bedarf, wie das Original sich ausdrückt, und sagt: „dessen Vorhang (oder Thor) die Sonne aufhebt (öffnet)", denn das Thor vieler orientalischen Gemächer bildet ein Vorhang; der Halter und Aufheber des Vorhanges ist daher der Pförtner. Unter Mani ist Manes gemeint, Sectenhaupt der Manichäer, er soll ein geschickter Mahler gewesen seyn, und seine seltsamen Irrlehren hauptsächlich durch Gemählde verbreitet haben. Er steht hier wie wir Apelles und Raphael sagen würden. Bei dem Wort Herrscherperlen fühlt sich die Einbildungskraft seltsam angeregt. Perlen gelten auch für Tropfen und so wird ein Perlenmeer denkbar, in welches die

kommene Zweige entwickeln, wie z. B. Vicia Faba zu thun pflegt.

16.

Die Cotyledonen ſind meiſt gedoppelt, und wir finden hierbei eine Bemerkung zu machen, welche uns in der Folge noch wichtiger ſcheinen wird. Es ſind nämlich die Blätter dieſes erſten Knotens oft auch dann *gepaart*, wenn die folgenden Blätter des Stengels *wechſelsweiſe* ſtehen; es zeigt ſich alſo hier eine Annäherung und Verbindung der Theile, welche die Natur in der Folge trennt und von einander entfernt. Noch merkwürdiger iſt es, wenn die Cotyledonen als viele Blättchen um Eine Axe verſammlet erſcheinen, und der aus ihrer Mitte ſich nach und nach entwickelnde Stengel die folgenden Blatter einzeln um ſich herum hervorbringt, welcher Fall ſehr genau an dem Wachsthum der Pinusarten ſich bemerken läßt. Hier bildet ein Kranz von Nadeln gleichſam einen Kelch, und wir werden in der Folge, bei ähnlichen Erſcheinungen, uns des gegenwärtigen Falles wieder zu erinnern haben.

17.

Ganz unförmliche einzelne Kernſtücke ſolcher Pflanzen, welche nur mit Einem Blatte keimen, gehen wir gegenwärtig vorbei.

18.

Dagegen bemerken wir, daß auch ſelbſt die blattähnlichſten Cotyledonen, gegen die folgenden

Blätter des Stengels gehalten, immer unausgebildeter sind. Vorzüglich ist ihre Peripherie höchst einfach, und an derselben sind so wenig Spuren von Einschnitten zu sehen, als auf ihren Flächen sich Haare oder andere Gefäße ausgebildeter Blätter bemerken lassen.

II.

Ausbildung der Stengelblätter von Knoten zu Knoten.

19.

Wir können nunmehr die successive Ausbildung der Blätter genau betrachten, da die fortschreitenden Wirkungen der Natur alle vor unsern Augen vorgehen. Einige oder mehrere der nun folgenden Blätter sind oft schon in dem Samen gegenwärtig, und liegen zwischen den Cotyledonen eingeschlossen; sie sind in ihrem zusammengefalteten Zustande unter dem Namen des Federchens bekannt. Ihre Gestalt verhält sich gegen die Gestalt der Cotyledonen und der folgenden Blätter an verschiedenen Pflanzen verschieden, doch weichen sie meist von den Cotyledonen schon darin ab, daß sie flach, zart und überhaupt als wahre Blätter gebildet sind, sich völlig grün farben, auf einem sichtbaren Knoten ruhen, und ihre Verwandtschaft mit den folgenden Stengelblättern nicht mehr ver-

läugnen können; welchen ſie aber noch gewöhnlich darin nachſtehen, daß ihre Peripherie, ihr Rand nicht vollkommen ausgebildet iſt.

20.

Doch breitet ſich die fernere Ausbildung unaufhaltſam von Knoten zu Knoten durch das Blatt aus, indem ſich die mittlere Rippe deſſelben verlängert und die von ihr entſpringenden Nebenrippen ſich mehr oder weniger nach den Seiten ausſtrecken. Dieſe verſchiedenen Verhaltniſſe der Rippen gegen einander ſind die vornehmſte Urſache der mannichfaltigen Blattgeſtalten. Die Blätter erſcheinen nunmehr eingekerbt, tief eingeſchnitten, aus mehreren Blattchen zuſammengeſetzt, in welchem letzten Falle ſie uns vollkommene kleine Zweige vorbilden. Von einer ſolchen ſucceſſiven höchſten Vermannichfaltigung der einfachſten Blattgeſtalt gibt uns die Dattelpalme ein auffallendes Beiſpiel. In einer Folge von mehreren Blättern ſchiebt ſich die Mittelrippe vor, das facherartige einfache Blatt wird zerriſſen, abgetheilt, und ein höchſt zuſammengeſetztes mit einem Zweige wetteiferndes Blatt wird entwickelt.

21.

In eben dem Maaße, in welchem das Blatt ſelbſt an Ausbildung zunimmt, bildet ſich auch der Blattſtiel aus, es ſey nun, daß er unmittelbar mit ſeinem Blatte zuſammenhange, oder ein

beſonderes in der Folge leicht abzutrennendes Stielchen ausmache.

22.

Daß dieſer für ſich beſtehende Blattſtiel gleichfalls eine Neigung habe, ſich in Blattergeſtalt zu verwandeln, ſehen wir bei verſchiedenen Gewächſen, z. B. an den Agrumen, und es wird uns ſeine Organiſation in der Folge noch zu einigen Betrachtungen auffordern, welchen wir gegenwärtig ausweichen.

23.

Auch können wir uns vorerſt in die nähere Beobachtung der Afterblätter nicht einlaſſen; wir bemerken nur im Vorbeigehen, daß ſie, beſonders wenn ſie einen Theil des Stiels ausmachen, bei der künftigen Umbildung deſſelben gleichfalls ſonderbar verwandelt werden.

24.

Wie nun die Blatter hauptſachlich ihre erſte Nahrung den mehr oder weniger modificirten wäſſerichten Theilen zu verdanken haben, welche ſie dem Stamme entziehen, ſo ſind ſie ihre größere Ausbildung und Verfeinerung dem Lichte und der Luft ſchuldig. Wenn wir jene in der verſchloſſenen Samenhülle erzeugten Cotyledonen, mit einem rohen Safte nur gleichſam ausgeſtopft, faſt gar nicht, oder nur grob organiſirt und ungebildet finden: ſo zeigen ſich uns die Blatter der Pflanzen, welche unter dem Waſſer wachſen, gröber or-

ganiſirt als andere, der freien Luft ausgeſetzte; ja ſogar entwickelt dieſelbige Pflanzenart glättere und weniger verfeinerte Blätter, wenn ſie in tiefen feuchten Orten wächſt; da ſie hingegen, in höhere Gegenden verſetzt, rauhe, mit Haaren verſehene, feiner ausgearbeitete Blätter hervorbringt.

25.

Auf gleiche Weiſe wird die Anaſtomoſe der aus den Rippen entſpringenden und ſich mit ihren Enden einander aufſuchenden, die Blattbäuchen bildenden Gefäße, durch feinere Luftarten wo nicht allein bewirkt, doch wenigſtens ſehr befördert. Wenn Blätter vieler Pflanzen, die unter dem Waſſer wachſen, fadenförmig ſind, oder die Geſtalt von Geweihen annehmen, ſo ſind wir geneigt, es dem Mangel einer vollkommenen Anaſtomoſe zuzuſchreiben. Augenſcheinlich belehrt uns hiervon das Wachsthum des Ranunculus aquaticus, deſſen unter dem Waſſer erzeugte Blätter aus fadenförmigen Rippen beſtehen, die oberhalb des Waſſers entwickelten aber völlig anaſtomoſirt und zu einer zuſammenhangenden Fläche ausgebildet ſind. Ja es läßt ſich an halb anaſtomoſirten, halb fadenförmigen Blättern dieſer Pflanze der Uebergang genau bemerken.

26.

Man hat ſich durch Erfahrungen unterrichtet, daß die Blätter verſchiedene Luftarten einſaugen, und ſie mit den in ihrem Innern enthaltenen

Feuchtigkeiten verbinden; auch bleibt wohl kein Zweifel übrig, daß ſie dieſe feineren Säfte wieder in den Stengel zurückbringen, und die Ausbildung der in ihrer Nähe liegenden Augen dadurch vorzüglich befördern. Man hat die, aus den Blättern mehrerer Pflanzen, ja aus den Höhlungen der Rohre entwickelten Luftarten unterſucht, und ſich alſo vollkommen überzeugen können.

27.

Wir bemerken bei mehreren Pflanzen, daß ein Knoten aus dem andern entſpringt. Bei Stengeln, welche von Knoten zu Knoten geſchloſſen ſind, bei den Cerealien, den Gräſern, Rohren, iſt es in die Augen fallend; nicht eben ſo ſehr bei andern Pflanzen, welche in der Mitte durchaus hohl und mit einem Mark oder vielmehr einem zelligen Gewebe ausgefüllt erſcheinen. Da man nun aber dieſem ehemals ſogenannten Mark ſeinen bisher behaupteten Rang, neben den andern inneren Theilen der Pflanze, und wie uns ſcheint, mit überwiegenden Gründen, ſtreitig gemacht, *) ihm den ſcheinbar behaupteten Einfluß in das Wachsthum abgeſprochen und der innern Seite der zweiten Rinde, dem ſogenannten Fleiſch, alle Trieb- und Hervorbringungskraft zuzuſchreiben nicht gezweifelt hat: ſo wird man ſich gegenwärtig eher überzeugen, daß ein oberer Knoten, indem

*) Hedwig, in des Leipziger Magazins drittem Stück.

er aus dem vorhergehenden entſteht und die Säfte mittelbar durch ihn empfängt, ſolche feiner und filtrirter erhalten, auch von der inzwiſchen geſchehenen Einwirkung der Blatter genießen, ſich ſelbſt feiner ausbilden und ſeinen Blattern und Augen feinere Safte zubringen müſſe.

28.

Indem nun auf dieſe Weiſe die roheren Flüſſigkeiten immer abgeleitet, reinere herbeigeführt werden, und die Pflanze ſich ſtufenweiſe feiner ausarbeitet, erreicht ſie den von der Natur vorgeſchriebenen Punkt. Wir ſehen endlich die Blatter in ihrer gröſten Ausbreitung und Ausbildung, und werden bald darauf eine neue Erſcheinung gewahr, welche uns unterrichtet: die bisher beobachtete Epoche ſey vorbei, es nahe ſich eine zweite, die Epoche der Blüthe.

III.

Uebergang zum Blüthenſtande.

29.

Den Uebergang zum Blütbenſtande ſehen wir ſchneller oder langſamer geſchehen. In dem letzten Falle bemerken wir gewöhnlich, daß die Stengelblatter von ihrer Peripherie herein ſich wieder anfangen zuſammen zu ziehen, beſonders ihre mannichfaltigen äußern Eintheilungen zu ver-

lieren, ſich dagegen an ihren untern Theilen, wo ſie mit dem Stengel zuſammenhangen, mehr oder weniger auszudehnen; in gleicher Zeit ſehen wir, wo nicht die Raume des Stengels von Knoten zu Knoten merklich verlangert, doch wenigſtens denſelben gegen ſeinen vorigen Zuſtand viel feiner und ſchmachtiger gebildet.

30.

Man hat bemerkt, daß häufige Nahrung den Blüthenſtand einer Pflanze verhindere, maßige, ja kargliche Nahrung ihn beſchleunige. Es zeigt ſich hierdurch die Wirkung der Stammblätter, von welcher oben die Rede geweſen, noch deutlicher. So lange noch robere Säfte abzuführen ſind, ſo lange müſſen ſich die möglichen Organe der Pflanze zu Werkzeugen dieſes Bedurfniſſes ausbilden. Dringt übermaßige Nahrung zu, ſo muß jene Operation immer wiederholt werden, und der Blüthenſtand wird gleichſam unmöglich. Entzieht man der Pflanze die Nahrung, ſo erleichtert und verkurzt man dagegen jene Wirkung der Natur; die Organe der Knoten werden verfeinert, die Wirkung der unverfalſchten Safte reiner und kraftiger, die Umwandlung der Theile wird möglich, und geſchieht unaufhaltſam.

IV.

Bildung des Kelches.

31.

Oft ſehen wir dieſe Umwandlung ſchnell vor ſich gehn, und in dieſem Falle rückt der Stengel, von dem Knoten des letzten ausgebildeten Blattes an, auf einmal verlängt und verfeinert, in die Höhe; und verſammelt an ſeinem Ende mehrere Blätter um eine Are.

32.

Daß die Blatter des Kelches eben dieſelbigen Organe ſeyen, welche ſich bisher als Stengelblatter ausgebildet ſehen laſſen, nun aber oft in ſehr veränderter Geſtalt um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt verſammelt ſtehen, laßt ſich, wie uns dünkt, auf das deutlichſte nachweiſen.

33.

Wir haben ſchon oben bei den Cotyledonen eine ähnliche Wirkung der Natur bemerkt, und mehrere Blatter, ja offenbar mehrere Knoten, um einen Punkt verſammelt und neben einander gerückt geſehen. Es zeigen die Fichtenarten, indem ſie ſich aus dem Samenkorn entwickeln, einen Strahlenkranz von unverkennbaren Nadeln, welche, gegen die Gewohnheit anderer Cotyledonen, ſchon ſehr ausgebildet ſind; und wir ſehen in der erſten Kindheit dieſer Pflanze ſchon diejenige Kraft der Natur gleichſam angedeutet, wodurch in ihrem

höheren Alter der Blüthen- und Fruchtſtand gewirkt werden ſoll.

34.

Ferner ſehen wir bei mehreren Blumen unveränderte Stengelblätter gleich unter der Krone zu einer Art von Kelch zuſammengerückt. Da ſie ihre Geſtalt noch vollkommen an ſich tragen, ſo dürfen wir uns hier nur auf den Augenſchein und auf die botaniſche Terminologie berufen, welche ſie mit dem Namen Blüthenblätter, Folia floria, bezeichnet hat.

35.

Mit mehrerer Aufmerkſamkeit haben wir den oben ſchon angeführten Fall zu beobachten, wo der Uebergang zum Blüthenſtande langſam vorgeht, die Stengelblätter nach und nach ſich zuſammenziehen, ſich verändern, und ſich ſachte in den Kelch gleichſam einſchleichen; wie man ſolches bei Kelchen der Strahlenblumen, beſonders der Sonnenblumen, der Calendeln, gar leicht beobachten kann.

36.

Dieſe Kraft der Natur, welche mehrere Blätter um eine Axe verſammelt, ſehen wir eine noch innigere Verbindung bewirken und ſogar dieſe zuſammengebrachten modificirten Blätter noch unkenntlicher machen, indem ſie ſolche unter einander manchmal ganz, oft aber nur zum Theil verbindet, und an ihren Seiten zuſammengewachſen hervorbringt. Die ſo nahe an einander gerückten und

gnädige Majestät den Günstling untertaucht. Zieht sie ihn wieder hervor, so bleiben die Tropfen an ihm hängen, und er ist köstlich geschmückt von Haupt zu Fuß. Nun aber hat der Dienstweg auch Haupt und Fuß, Anfang und Ende, Beginn und Ziel; weil nun also diesen der Diener treu durchschritten, wird er gelobt und belohnt. Die folgenden Zeilen deuten abermals auf die Absicht den Gesandten überschwenglich zu erhöhen, und ihm an dem Hofe, wo er hingesandt worden, das höchste Vertrauen zu sichern, eben als wenn der Kaiser selbst gegenwärtig wäre. Daraus wir denn schließen, daß die Absendung nach England von der größten Bedeutung sey.

Man hat von der persischen Dichtkunst mit Wahrheit gesagt, sie sey in ewiger Diastole und Systole begriffen; vorstehende Gedichte bewahrheiten diese Ansicht. Immer geht es darin in's Gränzenlose und gleich wieder in's Bestimmte zurück. Der Herrscher ist Weltlicht und zugleich Reiches Herr, der Schirm, der ihn vor der Sonne schützt, breitet seine Schatten über die Weltflur aus, die Wohlgerüche seines Leibgurts sind dem Saturn noch ruchbar, und so weiter fort strebt alles hinaus und herein, aus den fabelhaftesten Zeiten zum augenblicklichen Hoftag. Hieraus lernen wir abermals, daß ihre Tropen, Metaphern, Hyperbeln niemals einzeln, sondern im Sinn und Zusammenhange des Ganzen aufzunehmen sind.

gedrängten Blätter berühren ſich auf das genauſte in ihrem zarten Zuſtande, anaſtomoſiren ſich durch die Einwirkung der höchſt reinen, in der Pflanze nunmehr gegenwärtigen Safte, und ſtellen uns die glockenförmigen oder ſogenannten einblätterigen Kelche dar, welche mehr oder weniger von oben herein eingeſchnitten, oder getheilt, uns ihren zuſammengeſetzten Urſprung deutlich zeigen. Wir können uns durch den Augenſchein hiervon belehren, wenn wir eine Anzahl tief eingeſchnittener Kelche gegen mehrblätterige halten; beſonders wenn wir die Kelche mancher Strahlenblumen genau betrachten. So werden wir zum Exempel ſehen, daß ein Kelch der Calendel, welcher in der ſyſtematiſchen Beſchreibung als einfach und vielgetheilt aufgeführt wird, aus mehreren zuſammen und über einander gewachſenen Blättern beſtehe, zu welchen ſich, wie ſchon oben geſagt, zuſammengezogene Stammblätter gleichſam hinzuſchleichen.

37.

Bei vielen Pflanzen iſt die Zahl und die Geſtalt, in welcher die Kelchblätter entweder einzeln oder zuſammengewachſen, um die Axe des Stiels gereihet werden, beſtändig, ſo wie die übrigen folgenden Theile. Auf dieſer Beſtändigkeit beruhet gröſtentheils das Wachsthum, die Sicherheit, die Ehre der botaniſchen Wiſſenſchaft, welche wir in dieſen letztern Zeiten immer mehr haben zu-

nehmen ſehn. Bei andern Pflanzen iſt die Anzahl und Bildung dieſer Theile nicht gleich beſtändig; aber auch dieſer Unbeſtand hat die ſcharfe Beobachtungsgabe der Meiſter dieſer Wiſſenſchaft nicht hintergehen können, ſondern ſie haben durch genaue Beſtimmungen auch dieſe Abweichungen der Natur gleichſam in einen engern Kreis einzuſchließen geſucht.

38.

Auf dieſe Weiſe bildete alſo die Natur den Kelch, daß ſie mehrere Blatter und folglich mehrere Knoten, welche ſie ſonſt nach einander, und in einiger Entfernung von einander hervorgebracht hätte, zuſammen, meiſt in einer gewiſſen beſtimmten Zahl und Ordnung um einen Mittelpunkt verbindet. Ware durch zudringende überflüſſige Nahrung der Blüthenſtand verhindert worden, ſo würden ſie alsdann aus einander gerückt, und in ihrer erſten Geſtalt erſchienen ſeyn. Die Natur bildet alſo im Kelch kein neues Organ, ſondern ſie verbindet und modificirt nur die uns ſchon bekannt gewordenen Organe, und bereitet ſich dadurch eine Stufe näher zum Ziel.

V.

Bildung der Krone.

39.

Wir haben geſehen, daß der Kelch durch verfeinerte Säfte, welche nach und nach in der Pflanze ſich erzeugen, hervorgebracht werde, und ſo iſt er nun wieder zum Organe einer künftigen weitern Verfeinerung beſtimmt. Es wird uns dieſes ſchon glaublich, wenn wir ſeine Wirkung auch bloß mechaniſch erklären. Denn wie höchſt zart und zur feinſten Filtration geſchickt müſſen Gefäße werden, welche, wie wir oben geſehen haben, in dem höchſten Grade zuſammengezogen und an einander gedrängt ſind.

40.

Den Uebergang des Kelchs zur Krone können wir in mehr als einem Fall bemerken; denn, obgleich die Farbe des Kelchs noch gewöhnlich grün und der Farbe der Stengelblätter ähnlich bleibt, ſo verändert ſich dieſelbe doch oft an einem oder dem andern ſeiner Theile an den Spitzen, den Rändern, dem Rücken, oder gar an ſeiner inwendigen Seite, indeſſen die äußere noch grün bleibt; und wir ſehen mit dieſer Färbung jederzeit eine Verfeinerung verbunden. Dadurch entſtehen zweideutige Kelche, welche mit gleichem Rechte für Kronen gehalten werden können.

41.

Haben wir nun bemerkt, daß von den Samenblattern herauf eine große Ausdehnung und Ausbildung der Blätter, besonders ihrer Peripherie, und von da zu dem Kelche eine Zusammenziehung des Umkreises vor sich gehe; so bemerken wir, daß die Krone abermals durch eine Ausdehnung hervorgebracht werde. Die Kronenblatter sind gewöhnlich größer als die Kelchblatter, und es läßt sich bemerken, daß wie die Organe im Kelch zusammengezogen werden, sie sich nunmehr als Kronenblatter, durch den Einfluß reinerer, durch den Kelch abermals filtrirter Säfte, in einem hohen Grade verfeint wieder ausdehnen, und uns neue, ganz verschiedene Organe vorbilden. Ihre feine Organisation, ihre Farbe, ihr Geruch würden uns ihren Ursprung ganz unkenntlich machen, wenn wir die Natur nicht in mehreren außerordentlichen Fällen belauschen könnten.

42.

So findet sich z. B. innerhalb des Kelches einer Nelke manchmal ein zweiter Kelch, welcher zum Theil vollkommen grün, die Anlage zu einem einblatterigen eingeschnittenen Kelche zeigt; zum Theil zerrissen und an seinen Spitzen und Rändern zu zarten, ausgedehnten, gefärbten wirklichen Anfangen der Kronenblatter umgebildet wird, wodurch wir denn die Verwandtschaft der Krone und des Kelches abermals deutlich erkennen.

43.

Die Verwandtſchaft der Krone mit den Stengelblättern zeigt ſich uns auch auf mehr als eine Art: denn es erſcheinen an mehreren Pflanzen Stengelblätter ſchon mehr oder weniger gefärbt, lange ehe ſie ſich dem Blüthenſtande nähern; andere färben ſich vollkommen in der Nähe des Blüthenſtandes.

44.

Auch gehet die Natur manchmal, indem ſie das Organ des Kelchs gleichſam überſpringt, unmittelbar zur Krone, und wir haben Gelegenheit, in dieſem Falle gleichfalls zu beobachten, daß Stengelblätter zu Kronenblättern übergehen. So zeigt ſich z. B. manchmal an den Tulpenſtengeln ein beinahe völlig ausgebildetes und gefärbtes Kronenblatt. Ja noch merkwürdiger iſt der Fall, wenn ein ſolches Blatt halb grün, mit ſeiner einen Hälfte zum Stengel gehörig, an demſelben befeſtigt bleibt, indeß ſein anderer und gefärbter Theil mit der Krone emporgehoben, und das Blatt in zwei Theile zerriſſen wird.

45.

Es iſt eine ſehr wahrſcheinliche Meinung, daß Farbe und Geruch der Kronenblätter der Gegenwart des männlichen Samens in denſelben zuzuſchreiben ſey. Wahrſcheinlich befindet er ſich in ihnen noch nicht genugſam abgeſondert, vielmehr mit andern Säften verbunden und dilutirt; und

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 1628/414

die schönen Erscheinungen der Farben führen uns auf den Gedanken, daß die Materie, womit die Blätter ausgefüllt sind, zwar in einem hohen Grad von Reinheit, aber noch nicht auf dem höchsten stehe, auf welchem sie uns weiß und ungefärbt erscheint.

VI.

Bildung der Staub-Werkzeuge.

46.

Es wird uns dieses noch wahrscheinlicher, wenn wir die nahe Verwandtschaft der Kronenblätter mit den Staubwerkzeugen bedenken. Wäre die Verwandtschaft aller übrigen Theile unter einander eben so in die Augen fallend, so allgemein bemerkt und außer allem Zweifel gesetzt, so würde man gegenwärtigen Vortrag für überflüssig halten können.

47.

Die Natur zeigt uns in einigen Fällen diesen Uebergang regelmäßig, z. B. bei der Canna, und mehreren Pflanzen dieser Familie. Ein wahres, wenig verändertes Kronenblatt zieht sich am obern Rande zusammen, und es zeigt sich ein Staubbeutel, bei welchem das übrige Blatt die Stelle des Staubfadens vertritt.

48.

An Blumen, welche öfters gefüllt erſcheinen, können wir dieſen Uebergang in allen ſeinen Stufen beobachten. Bei mehreren Roſenarten zeigen ſich innerhalb der vollkommen gebildeten und gefärbten Kronenblätter andere, welche theils in der Mitte, theils an der Seite zuſammengezogen ſind; dieſe Zuſammenziehung wird von einer kleinen Schwiele bewirkt, welche ſich mehr oder weniger als ein vollkommener Staubbeutel ſehen läßt, und in eben dieſem Grade nähert ſich das Blatt der einfacheren Geſtalt eines Staubwerkzeugs. Bei einigen gefüllten Mohnen ruhen völlig ausgebildete Antheren auf wenig veränderten Blättern der ſtark gefüllten Kronen, bei andern ziehen ſtaubbeutelähnliche Schwielen die Blätter mehr oder weniger zuſammen.

49.

Verwandeln ſich nun alle Staubwerkzeuge in Kronenblätter, ſo werden die Blumen unfruchtbar; werden aber in einer Blume, indem ſie ſich füllt, doch noch Staubwerkzeuge entwickelt, ſo gehet die Befruchtung vor ſich.

50.

Und ſo entſtehet ein Staubwerkzeug, wenn die Organe, die wir bisher als Kronenblätter ſich ausbreiten geſehen, wieder in einem höchſt zuſammengezogenen und zugleich in einem höchſt verfeinten Zuſtande erſcheinen. Die oben vorgetragene Be-

merkung wird dadurch abermals bestätigt und wir werden auf diese abwechselnde Wirkung der Zusammenziehung und Ausdehnung, wodurch die Natur endlich ans Ziel gelangt, immer aufmerksamer gemacht.

VII.

Nektarien.

51.

So schnell der Uebergang bei manchen Pflanzen von der Krone zu den Staubwerkzeugen ist, so bemerken wir doch, daß die Natur nicht immer diesen Weg mit einem Schritt zurücklegen kann. Sie bringt vielmehr Zwischenwerkzeuge her or, welche an Gestalt und Bestimmung sich bald dem einen, bald dem andern Theile nähern, und obgleich ihre Bildung höchst verschieden ist, sich dennoch meist unter einen Begriff vereinigen lassen: daß es langsame Uebergänge von den Kelchblättern zu den Staubgefäßen seyen.

52.

Die meisten jener verschieden gebildeten Organe, welche Linné mit dem Namen Nektarien bezeichnet, lassen sich unter diesem Begriff vereinigen; und wir finden auch hier Gelegenheit, den großen Scharfsinn des außerordentlichen Mannes zu bewundern, der, ohne sich die Bestimmung dieser

Theile ganz deutlich zu machen, ſich auf eine Ahnung verließ, und ſehr verſchieden ſcheinende Organe mit Einem Namen zu belegen wagte.

53.

Es zeigen uns verſchiedene Kronenblätter ſchon ihre Verwandtſchaft mit den Staubgefäßen dadurch, daß ſie, ohne ihre Geſtalt merklich zu verändern, Grübchen oder Glandeln an ſich tragen, welche einen honigartigen Saft abſcheiden. Daß dieſer eine noch unausgearbeitete, nicht völlig determinirte Befruchtungs-Feuchtigkeit ſey, können wir in den ſchon oben angeführten Rückſichten einigermaßen vermuthen, und dieſe Vermuthung wird durch Gründe, welche wir unten anführen werden, noch einen höhern Grad von Wahrſcheinlichkeit erreichen.

54.

Nun zeigen ſich auch die ſogenannten Nektarien als für ſich beſtehende Theile; und dann nähert ſich ihre Bildung bald den Kronenblättern, bald den Staubwerkzeugen. So ſind z. E. die dreizehn Fäden, mit ihren eben ſo vielen rothen Kügelchen auf den Nektarien der Parnaſſia den Staubwerkzeugen höchſt ähnlich. Andere zeigen ſich als Staubfäden ohne Antheren, als an der Valisneria, der Fevillea; wir finden ſie an der Pentapetes in einem Kreiſe mit den Staubwerkzeugen regelmäßig abwechſeln, und zwar ſchon in Blattgeſtalt; auch werden ſie in der ſyſtematiſchen Beſchreibung als Filamenta caſtrata petaliformia angeführt. Eben

Revision.

Betrachtet man den Antheil, der von den älteſten bis auf die neuſten Zeiten ſchriftlicher Ueberlieferung gegönnt worden; ſo findet ſich derſelbe meiſtens dadurch belebt, daß an jenen Pergamenten und Blättern immer noch etwas zu verändern und zu verbeſſern iſt. Wäre es möglich, daß uns eine anerkannt-fehlerloſe Abſchrift eines alten Autors eingehändigt würde, ſo möchte ſolcher vielleicht gar bald zur Seite liegen.

Auch darf nicht geläugnet werden, daß wir perſönlich einem Buche gar manchen Druckfehler verzeihen, indem wir uns durch deſſen Entdeckung geſchmeichelt fühlen. Möge dieſe menſchliche Eigenheit auch unſerer Druckſchrift zu gute kommen, da verſchiedenen Mängeln abzuhelfen, manche Fehler zu verbeſſern, uns oder andern, künftig vorbehalten bleibt, doch wird ein kleiner Beitrag hiezu nicht unfreundlich abgewieſen werden.

Zuvörderſt alſo möge von der Rechtſchreibung orientaliſcher Namen die Rede ſeyn, an welchen eine durchgängige Gleichheit kaum zu erreichen iſt. Denn, bei dem großen Unterſchiede der öſtlichen und weſtlichen Sprache, hält es ſchwer für die Alphabete jener bei uns reine Aequivalente zu finden. Da nun ferner die europäiſchen Sprachen unter ſich, wegen verſchiedener Abſtammung und einzelner Dialekte, dem eignen Alphabet verſchiedenen Werth und Bedeutung beilegen; ſo wird eine Uebereinſtimmung noch ſchwieriger.

Unter franzöſiſchem Geleit ſind wir hauptſächlich in

solche schwankende Bildungen sehen wir an der Kiggellaria und der Passionsblume.

55.

Gleichfalls scheinen uns die eigentlichen Nebenkronen den Namen der Nektarien in dem oben angegebenen Sinne zu verdienen. Denn wenn die Bildung der Kronenblatter durch eine Ausdehnung geschieht, so werden dagegen die Nebenkronen durch eine Zusammenziehung, folglich auf eben die Weise wie die Staubwerkzeuge gebildet. So sehen wir, innerhalb vollkommener ausgebreiteter Kronen, kleinere zusammengezogene Nebenkronen, wie im Narcissus, dem Nerium, dem Agrostemma.

56.

Noch sehen wir bei verschiedenen Geschlechtern andere Veranderungen der Blatter, welche auffallender und merkwürdiger sind. Wir bemerken an verschiedenen Blumen, daß ihre Blatter inwendig, unten, eine kleine Vertiefung haben, welche mit einem honigartigen Safte ausgefüllt ist. Dieses Grubchen, indem es sich bei andern Blumengeschlechtern und Arten mehr vertieft, bringt auf die Rückseite des Blatts eine sporn- oder hornartige Verlangerung hervor, und die Gestalt des ubrigen Blattes wird sogleich mehr oder weniger modificirt. Wir können dieses an verschiedenen Arten und Varietaten des Aglens genau bemerken.

57.

Im höchsten Grad der Verwandlung findet man

dieſes Organ, z. B. bei dem Aconitum und der Nigella, wo man aber doch mit geringer Aufmerkſamkeit ihre Blattähnlichkeit bemerken wird; beſonders wachſen ſie bei der Nigella leicht wieder in Blätter aus, und die Blume wird durch die Umwandlung der Nektarien gefüllt. Bei dem Aconito wird man mit einiger aufmerkſamen Beſchauung die Aehnlichkeit der Nektarien und des gewölbten Blattes, unter welchen ſie verdeckt ſtehen, erkennen.

58.

Haben wir nun oben geſagt, daß die Nektarien Annäherungen der Kronenblätter zu den Staubgefäßen ſeyen, ſo können wir bei dieſer Gelegenheit über die unregelmäßigen Blumen einige Bemerkungen machen. So könnten z. E. die fünf äußern Blätter des Melianthus als wahre Kronenblätter aufgeführt, die fünf innern aber als eine Nebenkrone, aus ſechs Nektarien beſtehend, beſchrieben werden, wovon das obere ſich der Blattgeſtalt am meiſten nähert, das untere, das auch jetzt ſchon Nektarium heißt, ſich am weitſten von ihr entfernt. In eben dem Sinne könnte man die Carina der Schmetterlings-Blumen ein Nektarium nennen, indem ſie unter den Blättern dieſer Blume ſich an die Geſtalt der Staubwerkzeuge am nächſten heranbildet, und ſich ſehr weit von der Blattgeſtalt des ſogenannten Vexilli entfernt. Wir werden auf dieſe Weiſe die pinſel-

förmigen Körper, welche an dem Ende der Carina einiger Arten der Polygala befeſtigt ſind, gar leicht erklaren und uns von der Beſtimmung dieſer Theile einen deutlichen Begriff machen können.

59.

Unnöthig würde es ſeyn, ſich hier ernſtlich zu verwahren, daß es bei dieſen Bemerkungen die Abſicht nicht ſey, das durch die Bemühungen der Beobachter und Ordner bisher Abgeſonderte und in Facher Gebrachte zu verwirren; man wünſcht nur, durch dieſe Betrachtungen die abweichenden Bildungen der Pflanzen erklarbarer zu machen.

VIII.

Noch einiges von den Staubwerkzeugen.

60.

Daß die Geſchlechtstheile der Pflanzen durch die Spiralgefäße wie die übrigen Theile hervorgebracht werden, iſt durch mikroſkopiſche Beobachtungen außer allem Zweifel geſetzt. Wir nehmen daraus ein Argument für die innere Identität der verſchiedenen Pflanzentheile, welche uns bisher in ſo mannichfaltigen Geſtalten erſcheinen ſind.

61.

Wenn nun die Spiralgefäße in der Mitte der Saftgefäß-Bündel liegen, und von ihnen umſchloſſen

werden; ſo können wir uns jene ſtarke Zuſammenziehung einigermaßen näher vorſtellen, wenn wir die Spiralgefäße, die uns wirklich als elaſtiſche Federn erſcheinen, in ihrer höchſten Kraft gedenken, ſo daß ſie überwiegend, hingegen die Ausdehnung der Saftgefäße ſubordinirt wird.

62.

Die verkürzten Gefäßbündel können ſich nun nicht mehr ausbreiten, ſich einander nicht mehr aufſuchen und durch Anaſtomoſe kein Netz mehr bilden; die Schlauchgefäße, welche ſonſt die Zwiſchenräume des Netzes ausfüllen, können ſich nicht mehr entwickeln, alle Urſachen, wodurch Stengel-, Kelch- und Blumenblätter ſich in die Breite ausgedehnt haben, fallen hier völlig weg, und es entſteht ein ſchwacher höchſt einfacher Faden.

63.

Kaum daß noch die feinen Häutchen der Staubbeutel gebildet werden, zwiſchen welchen ſich die höchſt zarten Gefäße nunmehr endigen. Wenn wir nun annehmen, daß hier eben jene Gefäße, welche ſich ſonſt verlängerten, ausbreiteten und ſich einander wieder aufſuchten, gegenwärtig in einem höchſt zuſammengezogenen Zuſtande ſind; wenn wir aus ihnen nunmehr den höchſt ausgebildeten Samenſtaub hervorbringen ſehen, welcher das durch ſeine Thätigkeit erſetzt, was den Gefäßen, die ihn hervorbringen, an Ausbreitung

entzogen iſt; wenn er nun mehr losgelöst die weiblichen Theile aufſucht, welche den Staubgefäßen durch gleiche Wirkung der Natur entgegen gewachſen ſind; wenn er ſich feſt an ſie anhangt, und ſeine Einflüſſe ihnen mittheilt: ſo ſind wir nicht abgeneigt, die Verbindung der beiden Geſchlechter eine geiſtige Anaſtomoſe zu nennen, und glauben wenigſtens einen Augenblick die Begriffe von Wachsthum und Zeugung einander näher gerückt zu haben.

64.

Die feine Materie, welche ſich in den Antheren entwickelt, erſcheint uns als ein Staub; dieſe Staubkügelchen ſind aber nur Gefäße, worin höchſt feiner Saft aufbewahrt iſt. Wir pflichten daher der Meinung derjenigen bei, welche behaupten, daß dieſer Saft von den Piſtillen, an denen ſich die Staubkügelchen anhangen, eingeſogen und ſo die Befruchtung bewirkt werde. Es wird dieſes um ſo wahrſcheinlicher, da einige Pflanzen keinen Samenſtaub, vielmehr nur eine bloße Feuchtigkeit abſondern.

65.

Wir erinnern uns hier des honigartigen Saftes der Nektarien, und deſſen wahrſcheinlicher Verwandtſchaft mit der ausgearbeiteteren Feuchtigkeit der Samenblaschen. Vielleicht ſind die Nektarien vorbereitende Werkzeuge, vielleicht wird ihre honigartige Feuchtigkeit von den Staubgefäßen eingeſogen,

mehr determinirt und völlig ausgearbeitet; eine Meinung, die um ſo wahrſcheinlicher wird, da man nach der Befruchtung dieſen Saft nicht mehr bemerkt.

66.

Wir laſſen hier, obgleich nur im Vorbeigehen, nicht unbemerkt, daß ſowohl die Staubfäden als Antheren verſchiedentlich zuſammengewachſen ſind, und uns die wunderbarſten Beiſpiele der ſchon mehrmals von uns angeführten Anaſtomoſe und Verbindung der in ihren erſten Anfangen wahrhaft getrennten Pflanzentheile zeigen.

IX.

Bildung des Griffels.

67.

War ich bisher bemüht, die innere Identität der verſchiedenen, nach einander entwickelten Pflanzentheile, bei der größten Abweichung der äußern Geſtalt, ſo viel es möglich geweſen, anſchaulich zu machen; ſo wird man leicht vermuthen können, daß nunmehr meine Abſicht ſey, auch die Structur der weiblichen Theile auf dieſem Wege zu erklären.

68.

Wir betrachten zuvörderſt den Griffel von der Frucht abgeſondert, wie wir ihn auch oft in der Natur finden; und um ſo mehr können wir es

thun, da er sich in dieser Gestalt von der Frucht unterschieden zeigt.

69.

Wir bemerken nämlich, daß der Griffel auf eben der Stufe des Wachsthums stehe, wo wir die Staubgefäße gefunden haben. Wir konnten nämlich beobachten, daß die Staubgefäße durch eine Zusammenziehung hervorgebracht werden; die Griffel sind oft in demselbigen Falle, und wir sehen sie, wenn auch nicht immer mit den Staubgefäßen von gleichem Maaße, doch nur um weniges länger oder kürzer gebildet. In vielen Fällen sieht der Griffel fast einem Staubfaden ohne Anthere gleich, und die Verwandtschaft ihrer Bildung ist äußerlich größer als bei den übrigen Theilen. Da sie nun beiderseits durch Spiralgefäße hervorgebracht werden, so sehen wir desto deutlicher, daß der weibliche Theil so wenig als der männliche ein besonderes Organ sey, und wenn die genaue Verwandtschaft desselben mit dem männlichen uns durch diese Betrachtung recht anschaulich wird, so finden wir jenen Gedanken, die Begattung eine Anastomose zu nennen, passender und einleuchtender.

70.

Wir finden den Griffel sehr oft aus mehreren einzelnen Griffeln zusammengewachsen, und die Theile, aus denen er bestehet, lassen sich kaum am Ende, wo sie nicht einmal immer getrennt sind, erkennen. Dieses Zusammenwachsen, dessen

Wirkung wir ſchon öfters bemerkt haben, wird hier am meiſten möglich; ja es muß geſchehen, weil die feinen Theile vor ihrer gänzlichen Entwickelung in der Mitte des Blüthenſtandes zuſammengedrängt ſind, und ſich auf das innigſte mit einander verbinden können.

71.

Die nahe Verwandtſchaft mit den vorhergehenden Theilen des Blüthenſtandes zeigt uns die Natur in verſchiedenen regelmäßigen Fällen mehr oder weniger deutlich. So iſt z. B. das Piſtill der Iris mit ſeiner Narbe in völliger Geſtalt eines Blumenblattes vor unſern Augen. Die ſchirmförmige Narbe der Saracenie zeigt ſich zwar nicht ſo auffallend aus mehreren Blättern zuſammengeſetzt, doch verläugnet ſie ſogar die grüne Farbe nicht. Wollen wir das Mikroſkop zu Hülfe nehmen, ſo finden wir mehrere Narben, z. E. des Crocus, der Zanichella, als völlige ein- oder mehrblätterige Kelche gebildet.

72.

Rückſchreitend zeigt uns die Natur öfters den Fall, daß ſie die Griffel und Narben wieder in Blumenblätter verwandelt; z. B. füllt ſich der Ranunculus asiaticus dadurch, daß ſich die Narben und Piſtille des Fruchtbehälters zu wahren Kronenblättern umbilden, indeſſen die Staubwerkzeuge, gleich hinter der Krone, oft unverändert gefunden

werden. Einige andere bedeutende Fälle werden unten vorkommen.

73.

Wir wiederholen hier jene oben angezeigten Bemerkungen, daß Griffel und Staubfaden auf der gleichen Stufe des Wachsthums stehen, und erläutern jenen Grund des wechselsweisen Ausdehnens und Zusammenziehens dadurch abermals. Vom Samen bis zu der höchsten Entwicklung des Stengelblattes bemerkten wir zuerst eine Ausdehnung, darauf sahen wir durch eine Zusammenziehung den Kelch entstehen, die Blumenblätter durch eine Ausdehnung, die Geschlechtstheile abermals durch eine Zusammenziehung; und wir werden nun bald die größte Ausdehnung in der Frucht, und die größte Concentration in dem Samen gewahr werden. In diesen sechs Schritten vollendet die Natur unaufhaltsam das ewige Werk der Fortpflanzung der Vegetabilien durch zwei Geschlechter.

X.

Von den Früchten.

74.

Wir werden nunmehr die Früchte zu beobachten haben, und uns bald überzeugen, daß dieselben gleichen Ursprungs und gleichen Gesetzen unterworfen seyen. Wir reden hier eigentlich von

ſolchen Gehäuſen, welche die Natur bildet, um die ſogenannten bedeckten Samen einzuſchließen, oder vielmehr aus dem Innerſten dieſer Gehäuſe durch die Begattung eine größere oder geringere Anzahl Samen zu entwickeln. Daß dieſe Behaltniſſe gleichfalls aus der Natur und Organiſation der bisher betrachteten Theile zu erklaren ſeyen, wird ſich mit wenigem zeigen laſſen.

75.

Die rückſchreitende Metamorphoſe macht uns hier abermals auf dieſes Naturgeſetz aufmerkſam. So läßt ſich zum Beiſpiel an den Nelken, dieſen eben wegen ihrer Ausartung ſo bekannten und beliebten Blumen, oft bemerken, daß die Samenkapſeln ſich wieder in kelchahnliche Blatter verändern, und daß in eben dieſem Maaße die aufgeſetzten Griffel an Länge abnehmen; ja es finden ſich Nelken, an denen ſich das Fruchtbehältniß in einen wirklichen vollkommenen Kelch verwandelt hat, indeß die Einſchnitte deſſelben an der Spitze noch zarte Ueberbleibſel der Griffel und Narben tragen, und ſich aus dem Innerſten dieſes zweiten Kelchs wieder eine mehr oder weniger vollſtandige Blätterkrone ſtatt der Samen entwickelt.

76.

Ferner hat uns die Natur ſelbſt durch regelmäßige und beſtandige Bildungen auf eine ſehr mannichfaltige Weiſe die Fruchtbarkeit geoffenbart, welche in einem Blatt verborgen liegt. So bringt

jene Gegenden eingeführt worden. Herbelots Wörterbuch kam unſern Wünſchen zu Hülfe. Nun mußte der franzöſiſche Gelehrte orientaliſche Worte und Namen der nationellen Ausſprache und Hörweiſe aneignen und gefällig machen, welches denn auch in deutſche Cultur nach und nach herüberging. So ſagen wir noch Hegire lieber als Hedſchra, des angenehmen Klanges und der alten Bekanntſchaft wegen.

Wie viel haben an ihrer Seite die Engländer nicht geleiſtet! und, ob ſie ſchon über die Ausſprache ihres eignen Idioms nicht einig ſind, ſich doch, wie billig, des Rechts bedient, jene Namen nach ihrer Weiſe auszuſprechen und zu ſchreiben, wodurch wir abermals in Schwanken und Zweifel gerathen.

Die Deutſchen, denen es am leichteſten fällt zu ſchreiben wie ſie ſprechen, die ſich fremden Klängen, Quantitäten und Accenten nicht ungern gleichſtellen, gingen ernſtlich zu Werke. Eben aber weil ſie dem Ausländiſchen und Fremden ſich immer mehr anzunähern bemüht geweſen, ſo findet man auch hier zwiſchen älteren und neueren Schriften großen Unterſchied, ſo daß man ſich einer ſichern Autorität zu unterwerfen kaum Ueberzeugung findet.

Dieſer Sorge hat mich jedoch der eben ſo einſichtige als gefällige Freund, J. G. L. Koſegarten, dem ich auch obige Ueberſetzung der kaiſerlichen Gedichte verdanke, gar freundlich enthoben und Berichtigungen, wie ſie im Regiſter enthalten ſind, wo auch zugleich einige Druckfehler bemerkt worden, mitgetheilt. Möge dieſer zuverläſſige Mann meine Vorbereitung zu einem künftigen Divan gleichfalls geneigt begünſtigen.

ein zwar verändertes, doch noch völlig kenntliches Blatt der Linde aus ſeiner Mittelrippe ein Stielchen und an demſelben eine vollkommene Blüthe und Frucht hervor. Bei dem Ruſcus iſt die Art, wie Blüthen und Früchte auf den Blättern aufſitzen, noch merkwürdiger.

77.

Noch ſtärker und gleichſam ungeheuer wird uns die unmittelbare Fruchtbarkeit der Stengelblätter in den Farrenkräutern vor Augen gelegt, welche durch einen innern Trieb und vielleicht gar ohne beſtimmte Wirkung zweier Geſchlechter, unzählige, des Wachsthums fähige Samen, oder vielmehr Keime entwickeln und umherſtreuen, wo alſo ein Blatt an Fruchtbarkeit mit einer ausgebreiteten Pflanze, mit einem großen und äſtereichen Baume wetteifert.

78.

Wenn wir dieſe Beobachtungen gegenwärtig behalten, ſo werden wir in den Samenbehältern, unerachtet ihrer mannichfaltigen Bildung, ihrer beſonderen Beſtimmung und Verbindung unter ſich, die Blattgeſtalt nicht verkennen. So wäre z. B. die Hülſe ein einfaches zuſammengeſchlagenes, an ſeinen Rändern verwachſenes Blatt, die Schoten würden aus mehr übereinander gewachſenen Blättern beſtehen, die zuſammengeſetzten Gehäuſe erklärten ſich aus mehreren Blättern, welche ſich um einen Mittelpunkt vereiniget, ihr Innerſtes gegen

einander aufgeſchloſſen, und ihre Ränder mit einander verbunden hätten. Wir können uns hiervon durch den Augenſchein überzeugen, wenn ſolche zuſammengeſetzte Kapſeln nach der Reife von einander ſpringen, da denn jeder Theil derſelben ſich uns als eine eröffnete Hülſe oder Schote zeigt. Eben ſo ſehen wir bei verſchiedenen Arten eines und deſſelben Geſchlechts eine ähnliche Wirkung regelmäßig vorgehen; z. B. ſind die Fruchtkapſeln der Nigella orientalis, in der Geſtalt von halb mit einander verwachſenen Hülſen, um eine Are verſammelt, wenn ſie bei der Nigella Damascena zuſammengewachſen erſcheinen.

79.

Am meiſten rückt uns die Natur dieſe Blattähnlichkeit aus den Augen, indem ſie ſaftige und weiche oder holzartige und feſte Samenbehälter bildet; allein ſie wird unſerer Aufmerkſamkeit nicht entſchlüpfen können, wenn wir ihr in allen Uebergängen ſorgfältig zu folgen wiſſen. Hier ſey es genug den allgemeinen Begriff davon angezeigt und die Uebereinſtimmung der Natur an einigen Beiſpielen gewieſen zu haben. Die große Mannichfaltigkeit der Samenkapſeln gibt uns künftig Stoff zu mehrerer Betrachtung.

80.

Die Verwandtſchaft der Samenkapſeln mit den vorhergehenden Theilen zeigt ſich auch durch das Stigma, welches bei vielen unmittelbar aufſitzt

und mit der Kapsel unzertrennlich verbunden ist. Wir haben die Verwandtschaft der Narbe mit der Blattgestalt schon oben gezeigt und können hier sie nochmals aufführen; indem sich bei gefüllten Mohnen bemerken läßt, daß die Narben der Samenkapseln in farbige, zarte, Kronenblättern völlig ähnliche Blättchen verwandelt werden.

81.

Die letzte und größte Ausdehnung, welche die Pflanze in ihrem Wachsthum vornimmt, zeigt sich in der Frucht. Sie ist sowohl an innerer Kraft als äußerer Gestalt oft sehr groß, ja ungeheuer. Da sie gewöhnlich nach der Befruchtung vor sich gehet, so scheint der nun mehr determinirte Same, indem er zu seinem Wachsthum aus der ganzen Pflanze die Säfte herbeiziehet, ihnen die Hauptrichtung nach der Samenkapsel zu geben, wodurch denn ihre Gefäße genährt, erweitert und oft in dem höchsten Grade ausgefüllt und ausgespannt werden. Daß hieran reinere Luftarten einen großen Antheil haben, läßt sich schon aus dem Vorigen schließen, und es bestätigt sich durch die Erfahrung, daß die aufgetriebenen Hülsen der Colutea reine Luft enthalten.

XI.

Von den unmittelbaren Hüllen des Samens.

82.

Dagegen finden wir, daß der Same in dem höchsten Grade von Zusammenziehung und Ausbildung seines Innern sich befindet. Es läßt sich bei verschiedenen Samen bemerken, daß er Blätter zu seinen nächsten Hüllen umbilde, mehr oder weniger sich anpasse, ja meistens durch seine Gewalt sich völlig an sich schließe und ihre Gestalt gänzlich verwandle. Da wir oben mehrere Samen sich aus und in Einem Blatt entwickeln gesehn, so werden wir uns nicht wundern, wenn ein einzelner Samenkeim sich in eine Blatthülle kleidet.

83.

Die Spuren solcher nicht völlig den Samen angepaßten Blattgestalten sehen wir an vielen geflügelten Samen, z. B. des Ahorns, der Rüster, der Esche, der Birke. Ein sehr merkwürdiges Beispiel, wie der Samenkeim breitere Hüllen nach und nach zusammenzieht und sich anpaßt, geben uns die drei verschiedenen Kreise verschiedengestalteter Samen der Calendel. Der äußerste Kreis behält noch eine mit den Kelchblattern verwandte Gestalt; nur daß eine, die Rippe ausdehnende Samenanlage das Blatt krümmt, und die Krümmung inwendig der Länge nach durch ein Häutchen

in zwei Theile abgesondert wird. Der folgende Kreis hat sich schon mehr verändert, die Breite des Blattchens und das Häutchen haben sich gänzlich verloren; dagegen ist die Gestalt etwas weniger verlängert, die in dem Rücken befindliche Samenanlage zeigt sich deutlicher und die kleinen Erhöhungen auf derselben sind stärker; diese beiden Reihen scheinen entweder gar nicht, oder nur unvollkommen befruchtet zu seyn. Auf sie folgt die dritte Samenreihe in ihrer ächten Gestalt stark gekrümmt, und mit einem völlig angepaßten, und in allen seinen Striefen und Erhöhungen völlig ausgebildeten Involucre. Wir sehen hier abermals eine gewaltsame Zusammenziehung ausgebreiteter, blattähnlicher Theile, und zwar durch die innere Kraft des Samens, wie wir oben durch die Kraft der Anthere das Blumenblatt zusammengezogen gesehen haben.

XII.

Rückblick und Uebergang.

84.

Und so waren wir der Natur auf ihren Schritten so bedachtsam als möglich gefolgt; wir hatten die äußere Gestalt der Pflanze in allen ihren Umwandlungen, von ihrer Entwickelung aus dem Samenkorn bis zur neuen Bildung desselben begleitet,

und ohne Anmaßung, die erſten Triebfedern der Naturwirkungen entdecken zu wollen, auf Aeußerung der Kraft, durch welche die Pflanze ein und eben daſſelbe Organ nach und nach umbildet, unſre Aufmerkſamkeit gerichtet. Um den einmal ergriffenen Faden nicht zu verlaſſen, haben wir die Pflanze durchgehends nur als einjährig betrachtet, wir haben nur die Umwandlung der Blatter, welche die Knoten begleiten, bemerkt, und alle Geſtalten aus ihnen hergeleitet. Allein es wird, um dieſem Verſuch die nöthige Vollſtandigkeit zu geben, nunmehr noch nöthig, von den Augen zu ſprechen, welche unter jedem Blatt verborgen liegen, ſich unter gewiſſen Umſtänden entwickeln, und unter andern völlig zu verſchwinden ſcheinen.

XIII.

Von den Augen und ihrer Entwickelung.

85.

Jeder Knoten hat von der Natur die Kraft, ein oder mehrere Augen hervorzubringen; und zwar geſchieht ſolches in der Nahe der ihn bekleidenden Blatter, welche die Bildung und das Wachsthum der Augen vorzubereiten und mit zu bewirken ſcheinen.

86.

In der successiven Entwickelung eines Knotens aus dem andern, in der Bildung eines Blattes an jedem Knoten und eines Auges in dessen Nähe, beruhet die erste, einfache, langsam fortschreitende Fortpflanzung der Vegetabilien.

87.

Es ist bekannt, daß ein solches Auge in seinen Wirkungen eine große Aehnlichkeit mit dem reifen Samen hat; und das oft in jenem noch mehr als in diesem die ganze Gestalt der künftigen Pflanze erkannt werden kann.

88.

Ob sich gleich an dem Auge ein Wurzelpunkt so leicht nicht bemerken läßt, so ist doch derselbe eben so darin wie in dem Samen gegenwärtig, und entwickelt sich, besonders durch feuchte Einflüsse, leicht und schnell.

89.

Das Auge bedarf keiner Cotyledonen, weil es mit seiner schon völlig organisirten Mutterpflanze zusammenhängt, und aus derselbigen, so lange es mit ihr verbunden ist, oder, nach der Trennung, von der neuen Pflanze, auf welche man es gebracht hat, oder durch die alsobald gebildeten Wurzeln, wenn man einen Zweig in die Erde bringt, hinreichende Nahrung erhält.

90.

Das Auge besteht aus mehr oder weniger ent-

wickelten Knoten und Blättern, welche den künftigen Wachsthum weiter verbreiten sollen. Die Seitenzweige also, welche aus den Knoten der Pflanzen entspringen, lassen sich als besondere Pflänzchen, welche eben so auf dem Mutterkörper stehen wie dieser an der Erde befestigt ist, betrachten.

91.

Die Vergleichung und Unterscheidung beider ist schon öfters, besonders aber vor kurzem so scharfsinnig und mit so vieler Genauigkeit ausgeführt worden, daß wir uns hier bloß mit einem unbedingten Beifall darauf berufen können. *)

92.

Wir führen davon nur so viel an. Die Natur unterscheidet bei ausgebildeten Pflanzen Augen und Samen deutlich von einander. Steigen wir aber von da zu den unausgebildeten Pflanzen herab, so scheint sich der Unterschied zwischen beiden selbst vor den Blicken des schärfsten Beobachters zu verlieren. Es gibt unbezweifelte Samen, unbezweifelte Gemmen; aber der Punkt, wo wirklich befruchtete, durch die Wirkung zweier Geschlechter von der Mutterpflanze isolirte Samen mit Gemmen zusammentreffen, welche aus der Pflanze nur hervordringen und sich ohne bemerkbare Ursache loslösen, ist wohl mit dem Verstande, keineswegs aber mit den Sinnen zu erkennen.

*) Gaertner de fructibus et seminibus plantarum. Cap. 1.

93.

Dieſes wohl erwogen, werden wir folgern dürfen: daß die Samen, welche ſich durch ihren eingeſchloſſenen Zuſtand von den Augen, durch die ſichtbare Urſache ihrer Bildung und Abſonderung von den Gemmen unterſcheiden, dennoch mit beiden nahe verwandt ſind.

XIV.

Bildung der zuſammengeſetzten Blüthen und Fruchtſtände.

94.

Wir haben bisher die einfachen Blüthenſtände, ingleichen die Samen, welche in Kapſeln befeſtigt hervorgebracht werden, durch die Umwandlung der Knotenblatter zu erklaren geſucht, und es wird ſich bei näherer Unterſuchung finden, daß in dieſem Falle ſich keine Augen entwickeln, vielmehr die Möglichkeit einer ſolchen Entwickelung ganz und gar aufgehoben wird. Um aber die zuſammengeſetzten Blüthenſtände ſowohl als die gemeinſchaftlichen Fruchtſtände, um Einen Kegel, Eine Spindel, auf Einem Boden, und ſo weiter zu erklaren, müſſen wir nun die Entwickelung der Augen zu Hülfe nehmen.

95.

Wir bemerken ſehr oft, daß Stengel, ohne zu

einem einzelnen Blüthenſtande ſich lange vorzubereiten und aufzuſparen, ſchon aus den Knoten ihre Blüthen hervortreiben, und ſo bis an ihre Spitze oft ununterbrochen fortfahren. Doch laſſen ſich die dabei vorkommenden Erſcheinungen aus der oben vorgetragenen Theorie erklären. Alle Blumen, welche ſich aus den Augen entwickeln, ſind als ganze Pflanzen anzuſehen, welche auf der Mutterpflanze eben ſo wie dieſe auf der Erde ſtehen. Da ſie nun aus den Knoten reinere Säfte erhalten, ſo erſcheinen ſelbſt die erſten Blätter der Zweiglein viel ausgebildeter, als die erſten Blätter der Mutterpflanze, welche auf die Cotyledonen folgen; ja es wird die Ausbildung des Kelches und der Blume oft ſogleich möglich.

96.

Eben dieſe aus den Augen ſich bildenden Blüthen würden, bei mehr zudringender Nahrung, Zweige geworden ſeyn, und das Schickſal des Mutterſtengels, dem er ſich unter ſolchen Umſtänden unterwerfen müßte, gleichfalls erduldet haben.

97.

So wie nun von Knoten zu Knoten ſich dergleichen Blüthen entwickeln, ſo bemerken wir gleichfalls jene Veränderung der Stengelblätter, die wir oben bei dem langſamen Uebergange zum Kelch beobachtet haben. Sie ziehen ſich immer mehr und mehr zuſammen, und verſchwinden endlich beinahe ganz. Man nennt ſie alsdann Bracteas, indem

Register.

A.

Aaron . . . II. 163
Abbas . I. 155. II. 195
Abraras . . I. 8
Abul Haſſan Chan II. 250
Akuberrira . . I. 259
Acheſtegi . . II. 92
Allah . . . I. 177
Amralkai . . II. 11
Amru . . . II. 11
Anſari . . . II. 49
Antaras . . II. 11
Arafat . . . I. 63
Aſra . . . I. 50
Attar . . . II. 58

B.

Badakſchan . . I. 154
Balch I. 156. II. 21. 39. 58
Bamian . . II. 21
Barmekiden I. 3. II. 21. 39
Baſſora . . I. 155
Baſtannameh . II. 49
Bazar . . . I. 162
Behramgur I. 176. II. 78
Bidamag buden . . 209
Bidpai . II. 30. 78
Bochara . . I. 156
Boteinah I. 49. 162. II. 78
Bramanen . . I. 155
Bulbul . . I. 157. 224

C.

Caliph u. Caliphat II. 39
Catſchar . . II. 82
Chardin . . II. 217
Chattaj . . II. 149
Chioskeu . . I. 215
Chiſer . . . I. 5
Chosru Parvis II. 25. 31
Chuaresm . . II. 119
Citrus . . . II. 96

D.

Darnawend . . I. 255
Derwiſch . II. 61. 64
Dieb (von) . . II. 225
Dilara ſ. Dilaram
I. 176. II. 78

ſie ſich von der Blattgeſtalt mehr oder weniger entfernen. In eben dieſem Maaße wird der Stiel verdünnt, die Knoten rücken mehr zuſammen, und alle oben bemerkten Erſcheinungen gehen vor, nur daß am Ende des Stengels kein entſchiedener Blüthenſtand folgt, weil die Natur ihr Recht ſchon von Auge zu Auge ausgeübt hat.

98.

Haben wir nun einen ſolchen an jedem Knoten mit einer Blume gezierten Stengel wohl betrachtet, ſo werden wir uns gar bald einen gemeinſchaftlichen Blüthenſtand erklären können: wenn wir das, was oben von Entſtehung des Kelches geſagt iſt, mit zu Hülfe nehmen.

99.

Die Natur bildet einen gemeinſchaftlichen Kelch aus vielen Blattern, welche ſie auf einander drängt und um Eine Are verſammelt; mit eben dieſem ſtarken Triebe des Wachsthums entwickelt ſie einen gleichſam unendlichen Stengel, mit allen ſeinen Augen in Blüthengeſtalt, auf einmal, in der möglichſten an einander gedrängten Nähe, und jedes Blümchen befruchtet das unter ihm ſchon vorbereitete Samengefäß. Bei dieſer ungeheuren Zuſammenziehung verlieren ſich die Knottenblätter nicht immer; bei en Diſteln begleitet das Blattchen getreulich das Blümchen, das ſich aus den Augen neben ihnen entwickelt. Man vergleiche mit die-

nichfaltigen Gestalten der Blumen und Früchte zu erklären; nur wird freilich dazu erfordert, daß man mit jenen oben festgestellten Begriffen der Ausdehnung und Zusammenziehung, der Zusammendrangung und Anastomose, wie mit Algebraischen Formeln bequem zu operiren, und sie da wo sie hingehören anzuwenden wisse. Da nun hierbei viel darauf ankommt, daß man die verschiedenen Stufen, welche die Natur sowohl in der Bildung der Geschlechter, der Arten, der Varietaten, als in dem Wachsthum einer jeden einzelnen Pflanze betritt, genau beobachte, und mit einander vergleiche: so wurde eine Sammlung Abbildungen zu diesem Endzwecke neben einander gestellt, und eine Anwendung der botanischen Terminologie auf die verschiedenen Pflanzentheile bloß in dieser Rücksicht angenehm und nicht ohne Nutzen seyn. Es wurden zwei Falle von durchgewachsenen Blumen, welche der oben angeführten Theorie sehr zu statten kommen, den Augen vorgelegt, sehr entscheidend gefunden werden.

XV.

Durchgewachsene Rose.

103.

Alles was wir bisher nur mit der Einbildungskraft und dem Verstande zu ergreifen gesucht, zeigt

uns das Beispiel einer durchgewachsenen Rose auf das deutlichste. Kelch und Krone sind um die Axe geordnet und entwickelt, anstatt aber, daß nun im Centro das Samenbehältniß zusammengezogen, an demselben und um dasselbe die männlichen und weiblichen Zeugungstheile geordnet seyn sollten, begibt sich der Stiel bald röthlich bald grünlich wieder in die Höhe; kleinere dunkelrothe, zusammengefaltete Kronenblätter, deren einige die Spur der Antheren an sich tragen, entwickeln sich successiv an demselben. Der Stiel wächst fort, schon lassen sich daran wieder Dornen sehn, die folgenden einzelnen gefärbten Blätter werden kleiner und gehen zuletzt vor unsern Augen in bald roth bald grün gefärbte Stengelblätter über, es bildet sich eine Folge von regelmäßigen Knoten, aus deren Augen abermals, obgleich unvollkommene, Rosenknöspchen zum Vorschein kommen.

104.

Es gibt uns eben dieses Exemplar auch noch einen sichtbaren Beweis des oben ausgeführten: daß nämlich alle Kelche nur in ihrer Peripherie zusammengezogene Folia Floralia seyen. Denn hier besteht der regelmäßige um die Axe versammelte Kelch aus fünf völlig entwickelten, drei- oder fünffach zusammengesetzten Blättern, dergleichen sonst die Rosenzweige an ihren Knoten hervorbringen.

XVI.

Durchgewachsene Nelke.

105.

Wenn wir dieſe Erſcheinung recht beobachtet haben, ſo wird uns eine andere, welche ſich an einer durchgewachſenen Nelke zeigt, faſt noch merkwürdiger werden. Wir ſehen eine vollkommene, mit Kelch und überdieß mit einer gefüllten Krone verſehene, auch in der Mitte mit einer, zwar nicht ganz ausgebildeten, Samenkapſel völlig geendigte Blume. Aus den Seiten der Krone entwickeln ſich vier vollkommene neue Blumen, welche durch drei und mehrknotige Stengel von der Mutterblume entfernt ſind; ſie haben abermals Kelche, ſind wieder gefüllt, und zwar nicht ſowohl durch einzelne Blatter als durch Blattkronen, deren Nagel zuſammengewachſen ſind, meiſtens aber durch Blumenblatter, welche wie Zweiglein zuſammengewachſen, und um einen Stiel entwickelt ſind. Ungeachtet dieſer ungeheuren Entwickelung ſind die Staubfaden und Antheren in einigen gegenwartig. Die Fruchthullen mit den Griffeln ſind zu ſehen und die Receptakel der Samen wieder zu Blattern entfaltet, ja in einer dieſer Blumen waren die Samendecken zu einem völligen Kelch verbunden, und enthielten die Anlage zu einer vollkommen gefullten Blume wieder in ſich.

106.

Haben wir bei der Roſe einen gleichſam nur halbdeterminirten Blüthenſtand, aus deſſen Mitte einen abermals hervortreibenden Stengel, und an demſelbigen neue Stengelblätter ſich entwickeln geſehen; ſo finden wir an dieſer Nelke bei wohlgebildetem Kelche und vollkommener Krone, bei wirklich in der Mitte beſtehenden Fruchtgebäuſen, aus dem Kreiſe der Kronenblätter, ſich Augen entwickeln, und wirkliche Zweige und Blumen darſtellen. Und ſo zeigen uns denn beide Fälle, daß die Natur gewöhnlich in den Blumen ihren Wachsthum ſchließe und gleichſam eine Summe ziehe, daß ſie der Möglichkeit ins Unendliche mit einzelnen Schritten fortzugehen Einhalt thue, um durch die Ausbildung der Samen ſchneller zum Ziele zu gelangen.

XVII.

Linné's Theorie von der Anticipation.

107.

Wenn ich auf dieſem Wege, den einer meiner Vorgänger, welcher ihn noch dazu an der Hand ſeines großen Lehrers verſuchte, ſo fürchterlich und gefährlich beſchreibt, *) auch hie und da geſtrau-

*) Ferber in Præfatione Dissertationis secundæ de Prolepsi Plantarum.

gelt hätte, wenn ich ihn nicht genugsam geehrt: und zum besten meiner Nachfolger von allen Hindernissen gereiniget hätte; so hoffe ich doch diese Bemühung nicht fruchtlos unternommen zu haben.

108.

Es ist hier Zeit, der Theorie zu gedenken, welche Linné zu Erklärung eben dieser Erscheinungen aufgestellt. Seinem scharfen Blick konnten die Bemerkungen, welche auch gegenwärtigen Vortrag veranlaßt, nicht entgehen. Und wenn wir nunmehr da fortschreiten können, wo er stehen blieb, so sind wir es den gemeinschaftlichen Bemühungen so vieler Beobachter und Denker schuldig, welche manches Hinderniß aus dem Wege geraumt, manches Vorurtheil zerstreut haben. Eine genaue Vergleichung seiner Theorie und des oben ausgeführten würde uns hier zu lange aufhalten. Kenner werden sie leicht selbst machen, und sie müßte zu umständlich seyn, um denen anschaulich zu werden, die über diesen Gegenstand noch nicht gedacht haben. Nur bemerken wir kürzlich was ihn hinderte weiter fort und bis ans Ziel zu schreiten.

109.

Er machte seine Bemerkungen zuerst an Bäumen, diesen zusammengesetzten und lange dauernden Pflanzen. Er beobachtete, daß ein Baum, in einem weitern Gefäße überflüssig genährt, mehrere Jahre hintereinander Zweige aus Zweigen

hervorbringe, da derſelbe, in ein engeres Gefäß eingeſchloſſen, ſchnell Blüthen und Früchte trage. Er ſahe daß jene ſucceſſive Entwickelung hier auf einmal zuſammengedrängt hervorgebracht werde. Daher nannte er dieſe Wirkung der Natur Prolepſis, eine Anticipation, weil die Pflanze, durch die ſechs Schritte welche wir oben bemerkt haben, ſechs Jahre voraus zu nehmen ſchien. Und ſo führte er auch ſeine Theorie, bezüglich auf die Knoſpen der Bäume aus, ohne auf die einjährigen Pflanzen beſonders Rückſicht zu nehmen, weil er wohl bemerken konnte daß ſeine Theorie nicht ſo gut auf dieſe als auf jene paſſe. Denn nach ſeiner Lehre mußte man annehmen, daß jede einjährige Pflanze eigentlich von der Natur beſtimmt geweſen ſey ſechs Jahre zu wachſen, und dieſe längere Friſt in dem Blüthen- und Fruchtſtande auf einmal anticipire und ſodann verwelke.

110.

Wir ſind dagegen zuerſt dem Wachsthum der einjährigen Pflanze gefolgt; nun läßt ſich die Anwendung auf die daurenden Gewächſe leicht machen, da eine aufbrechende Knoſpe des älteſten Baumes als eine einjährige Pflanze anzuſehen iſt, ob ſie ſich gleich aus einem ſchon lange beſtehenden Stamme entwickelt und ſelbſt eine längere Dauer haben kann.

111.

Die zweite Urſache, welche Linnéen verhinderte weiter vorwärts zu gehen, war, daß er die ver-

ſchiedenen in einander geſchloſſenen Kreiſe des Pflanzenkörpers, die äußere Rinde, die innere, das Holz, das Mark, zu ſehr als gleichwirkende, in gleichem Grad lebendige und nothwendige Theile anſah, und den Urſprung der Blumen und Fruchttheile dieſen verſchiedenen Kreiſen des Stammes zuſchrieb, weil jene, eben ſo wie dieſe, von einander umſchloſſen und ſich auseinander zu entwickeln ſcheinen. Es war dieſes aber nur eine oberflächliche Bemerkung, welche näher betrachtet ſich nirgend beſtätiget. So iſt die äußere Rinde zu weiterer Hervorbringung ungeſchickt, und bei daurenden Bäumen eine nach außen zu verhärtete und abgeſonderte Maſſe, wie das Holz nach innen zu verhartet wird. Sie fällt bei vielen Bäumen ab, andern Bäumen kann ſie, ohne den geringſten Schaden derſelben, genommen werden; ſie wird alſo weder einen Kelch, noch irgend einen lebendigen Pflanzentheil hervorbringen. Die zweite Rinde iſt es, welche alle Kraft des Lebens und Wachsthums enthält. In dem Grad in welchem ſie verletzt wird, wird auch das Wachsthum geſtört, ſie iſt es welche bei genauer Betrachtung alle äußeren Pflanzentheile nach und nach im Stengel, oder auf einmal in Blüthe und Frucht hervorbringt. Ihr wurde von Linneen nur das ſubordinirte Geſchäft die Blumenblätter hervorzubringen zugeſchrieben. Dem Holze ward dagegen die wichtige Hervorbringung der männlichen Staub-

werkzeuge zu Theil; anſtatt daß man gar wohl bemerken kann, es ſey daſſelbe ein durch Solideſcenz zur Ruhe gebrachter, wenn gleich dauernder, doch der Lebenswirkung abgeſtorbener Theil. Das Mark ſollte endlich die wichtigſte Function verrichten, die weiblichen Geſchlechtstheile und eine zahlreiche Nachkommenſchaft hervorbringen. Die Zweifel welche man gegen dieſe große Würde des Markes erregt, die Gründe die man dagegen angeführt hat, ſind auch mir wichtig und entſcheidend. Es war nur ſcheinbar als wenn ſich Griffel und Frucht aus dem Mark entwickelten, weil dieſe Geſtalten, wenn wir ſie zum erſtenmal erblicken, in einem weichen, unbeſtimmten markähnlichen, parenchymatoſen Zuſtande ſich befinden, und eben in der Mitte des Stengels, wo wir uns nur Mark zu ſehen gewöhnt haben, zuſammengedrängt ſind.

XVIII.

Wiederholung.

112.

Ich wünſche daß gegenwärtiger Verſuch die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären, zu Auflöſung dieſer Zweifel einiges beitragen, und zu weiteren Bemerkungen und Schlüſſen Gelegenheit geben möge. Die Beobachtungen worauf er ſich gründet, ſind ſchon einzeln gemacht, auch geſammelt

Dſchami I. 174. II. 66. 71.
Dſcheläl-eddin Rumi I. 90 II. 59. 69.
Dſchemil I. 49. 162. II. 78
Dſchemſchid . . II. 232
Dſchengis Chan . II. 55 59.
Dſchenſchi . . II. 61

E.

Ebuſuud . . I. 56
Eichhorn . . II. 223
Elohim . . I. 16
Enkomiaſt . . II. 53
Enweri I. 119. II. 53. 69
Enweri Chakani . II. 92
Eſſedi . . . II. 52

F.

Fal . . . II. 123
Fatima . . I. 243
Ferduſi I. 89. 161. II. 51 69. 141.
Ferhad . . . I. 49
Feridedin Attar . II. 122
Fetch Ali Schah . II. 82
Fetwa . . . I. 36
Firduſi ſ. Ferduſi.

G.

Gaznewiden . . II. 49
Gendſche . . II. 57
Ghilan Schach . II. 230
Ginge biloba . I. 150
Guebern . . II. 21

H.

Hafis I. 6. 53. II. 62. 70 110. 136.
Hammer (von) . II. 234
Harez . . . II. 11
Hatem . . I. 113. 160
Hatem Thal . I. 143
Hatem Zograi . I. 143
Hegire . . . I. 5
Hudhud . . I. 59
Hudſeilite . . II. 14
Huris . . I. 6. 255

J.

Jamblika . . I. 264
Jconium ſ. Jconium II. 59
Jemen . . . II. 14
Jezdedſchird . . II. 49
Jones . . . II. 221
Jran . I. 155. II. 61
Jſrael . . . II. 158
Jslam . . . II. 155
Jſrendiar . . II. 111
Juſſuph . I. 49. 112

K.

Kaſchfer . . II. 149
Kjekjawus . . II. 227

und gereibet worden; *) und es wird sich bald entscheiden, ob der Schritt den wir gegenwärtig gethan, sich der Wahrheit nähere. So kurz als möglich fassen wir die Hauptresultate des bisherigen Vortrags zusammen.

113.

Betrachten wir eine Pflanze in sofern sie ihre Lebenskraft äußert, so sehen wir dieses auf eine doppelte Art geschehen, zuerst durch das Wachsthum indem sie Stengel und Blätter hervorbringt, und sodann durch die Fortpflanzung, welche in dem Blüthen- und Fruchtbau vollendet wird. Beschauen wir das Wachsthum näher, so sehen wir daß, indem die Pflanze sich von Knoten zu Knoten, von Blatt zu Blatt fortsetzt, indem sie sproßt, gleichfalls eine Fortpflanzung geschehe, die sich von der Fortpflanzung durch Blüthe und Frucht, welche auf einmal geschieht, darin unterscheidet, daß sie successiv ist, daß sie sich in einer Folge einzelner Entwickelungen zeigt. Diese sprossende, nach und nach sich äußernde Kraft ist mit jener, welche auf einmal eine große Fortpflanzung entwickelt, auf das genaueste verwandt. Man kann unter verschiedenen Umständen eine Pflanze nöthigen, daß sie immerfort sprosse, man kann dagegen den Blüthenstand beschleunigen. Jenes ge-

*) Batsch, Anleitung zur Kenntniß und Geschichte der Pflanzen. 1. Theil, 19. Capitel.

ſchiedt, wenn rohere Säfte der Pflanze in einem größeren Maaße zudringen; dieſes, wenn die geiſtigeren Kraſte in derſelben überwiegen.

114.

Schon dadurch daß wir das Sproſſen eine ſucceſſive, den Blüthen- und Fruchtſtand aber eine ſimultane Fortpflanzung genannt haben, iſt auch die Art wie ſich beide äußern, bezeichnet worden. Eine Pflanze welche ſproßt, dehnt ſich mehr oder weniger aus, ſie entwickelt einen Stiel oder Stengel, die Zwiſchenräume von Knoten zu Knoten ſind meiſt bemerkbar, und ihre Blatter breiten ſich von dem Stengel nach allen Seiten zu aus. Eine Pflanze dagegen welche blüht, hat ſich in allen ihren Theilen zuſammengezogen, Länge und Breite ſind gleichſam aufgehoben und alle ihre Organe ſind in einem höchſt concentrirten Zuſtande, zunächſt an einander entwickelt.

115.

Es mag nun die Pflanze ſproſſen, blühen oder Früchte bringen, ſo ſind es doch nur immer dieſelbigen Organe welche, in vielfaltigen Beſtimmungen und unter oft veränderten Geſtalten, die Vorſchrift der Natur erfüllen. Daſſelbe Organ welches am Stengel als Blatt ſich ausgedehnt und eine höchſt mannichfaltige Geſtalt angenommen hat, zieht ſich nun im Kelche zuſammen, dehnt ſich im Blumenblatte wieder aus, zieht ſich in den Ge-

schlechtswerkzeugen zusammen, um sich als Frucht zum lestenmal auszudehnen.

116.

Diese Wirkung der Natur ist zugleich mit einer andern verbunden, mit der Versammlung verschiedener Organe um ein Centrum nach gewissen Zahlen und Maaßen, welche jedoch bei manchen Blumen oft unter gewissen Umständen weit überschritten und vielfach verändert werden.

117.

Auf gleiche Weise wirkt bei der Bildung der Blüthen und Früchte eine Anastomose mit, wodurch die nahe an einander gedrängten, höchst feinen Theile der Fructification, entweder auf die Zeit ihrer ganzen Dauer, oder auch nur auf einen Theil derselben innigst verbunden werden.

118.

Doch sind diese Erscheinungen der Annäherung, Centralstellung und Anastomose nicht allein dem Blüthen- und Fruchtstande eigen; wir können vielmehr etwas ähnliches bei den Cotyledonen wahrnehmen und andere Pflanzentheile werden uns in der Folge reichen Stoff zu ähnlichen Betrachtungen geben.

119.

So wie wir nun die verschiedenscheinenden Organe der sprossenden und blühenden Pflanze alle aus einem einzigen nämlich dem Blatte, welches sich gewöhnlich an jedem Knoten entwickelt,

zu erklären geſucht haben; ſo haben wir auch diejenigen Früchte, welche ihre Samen feſt in ſich zu verſchließen pflegen, aus der Blattgeſtalt herzuleiten gewagt.

120.

Es verſteht ſich hier von ſelbſt, daß wir ein allgemeines Wort haben müßten wodurch wir dieſes in ſo verſchiedene Geſtalten metamorphoſirte Organ bezeichnen, und alle Erſcheinungen ſeiner Geſtalt damit vergleichen könnten: gegenwärtig müſſen wir uns damit begnügen, daß wir uns gewöhnen die Erſcheinungen vorwärts und rückwärts gegen einander zu halten. Denn wir können eben ſo gut ſagen: ein Staubwerkzeug ſey ein zuſammengezogenes Blumenblatt, als wir von dem Blumenblatte ſagen können: es ſey ein Staubgefaß im Zuſtande der Ausdehnung; ein Kelchblatt ſey ein zuſammengezogenes, einem gewiſſen Grad der Verfeinerung ſich naherndes Stengelblatt, als wir von einem Stengelblatt ſagen können: es ſey ein, durch Zudringen roherer Säfte, ausgedehntes Kelchblatt.

121.

Eben ſo läßt ſich von dem Stengel ſagen: er ſey ein ausgedehnter Blüthen- und Fruchtſtand, wie wir von dieſem pradicirt haben: er ſey ein zuſammengezogener Stengel.

122.

Außerdem habe ich am Schluſſe des Vortrags

noch die Entwickelung der Augen in Betrachtung gezogen und dadurch die zuſammengeſetzten Blumen, wie auch die unbedeckten Fruchtſtände zu erklären geſucht.

123.

Und auf dieſe Weiſe habe ich mich bemüht, eine Meinung welche viel überzeugendes für mich hat, ſo klar und vollſtändig als es mir möglich ſeyn wollte, darzulegen. Wenn ſolche dem ungeachtet noch nicht völlig zur Evidenz gebracht iſt; wenn ſie noch manchen Widerſprüchen ausgeſetzt ſeyn, und die vorgetragene Erklärungsart nicht überall anwendbar ſcheinen möchte: ſo wird es mir deſto mehr Pflicht werden, auf alle Erinnerungen zu merken, und dieſe Materie in der Folge genauer und umſtändlicher abzuhandeln, um dieſe Vorſtellungsart anſchaulicher zu machen, und ihr einen allgemeinern Beifall zu erwerben, als ſie vielleicht gegenwärtig nicht erwarten kann.

Verfolg.

Geſchichte meines botaniſchen Studiums.

Um die Geſchichte der Wiſſenſchaften aufzuklären, um den Gang derſelben genau kennen zu lernen, pflegt man ſich ſorgfaltig nach ihren erſten Anfangen zu erkundigen; man bemüht ſich zu forſchen: wer zuerſt irgend einem Gegenſtand ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet, wie er ſich dabei benommen, wo und zu welcher Zeit man zuerſt gewiſſe Erſcheinungen in Betracht gezogen, dergeſtalt daß von Gedanke zu Gedanken neue Anſichten ſich hervorgethan, welche durch Anwendung allgemein beſtätigt endlich die Epoche bezeichnen, worin das was wir eine Entdeckung, eine Erfindung nennen unbezweifelt zu Tage gekommen: eine Erörterung welche den mannichfachſten Anlaß gibt, die menſchlichen Geiſteskrafte zu kennen und zu ſchätzen.

Vorſtehender kleinen Schrift hat man die Auszeichnung erwieſen ſich nach ihrer Entſtehung zu erkundigen; man hat zu erfahren gewünſcht; wie ein Mann von mittlerem Alter, der als Dichter

etwas galt und außerdem von mannichfaltigen Neigungen und Pflichten bedingt erſchien, ſich habe können in das gränzenloſeſte Naturreich begeben und daſſelbe in der Maaße ſtudiren, daß er fähig geworden eine Maxime zu faſſen, welche, zur Anwendung auf die mannichfaltigſten Geſtalten bequem, die Geſetzlichkeit ausſprach, der zu gehorchen Tauſende von Einzelnheiten genöthigt ſind.

Solchen Wünſchen entgegen zu kommen, entſchließe ich mich demnach, über den Gang meiner botaniſchen Studien und die Entſtehung meiner Gedanken über die Metamorphoſe der Pflanzen, hier einige Nachricht zu geben.

In einer anſehnlichen Stadt geboren und erzogen, gewann ich meine erſte Bildung in der Bemühung um alte und neuere Sprachen, woran ſich früh rhetoriſche und poetiſche Uebungen anſchloſſen. Hiezu geſellte ſich übrigens alles was in ſittlicher und religiöſer Hinſicht den Menſchen auf ſich ſelbſt hinweiſt.

Eine weitere Ausbildung hatte ich gleichfalls größeren Städten zu danken, und es ergibt ſich hieraus, daß meine Geiſtesthätigkeit ſich auf das geſellig Sittliche beziehen mußte und in Gefolg deſſen auf das Angenehme, was man damals ſchöne Literatur nannte.

Von dem hingegen was eigentlich äußere Natur heißt, hatte ich keinen Begriff, und von ihren ſogenannten drei Reichen nicht die geringſte Kenntniß.

Von Kindheit auf war ich gewohnt in wohleingerichteten Ziergärten den Flor der Tulpen, Ranunkeln und Nelken bewundert zu ſehen; und wenn außer den gewöhnlichen Obſtſorten auch Aprikoſen, Pfirſchen und Trauben wohl geriethen, ſo waren dieß genügende Feſte den Jungen und den Alten. An exotiſche Pflanzen wurde nicht gedacht, noch viel weniger daran, Naturgeſchichte in der Schule zu lehren.

Die erſten von mir herausgegebenen poetiſchen Verſuche wurden mit Beifall aufgenommen, welche jedoch eigentlich nur den innern Menſchen ſchildern, und von den Gemüthsbewegungen genugſame Kenntniß vorausſetzen. Hie und da mag ſich ein Anklang finden von einem leidenſchaftlichen Ergötzen an ländlichen Natur-Gegenſtänden, ſo wie von einem ernſten Drange das ungeheure Geheimniß, das ſich in ſtetigem Erſchaffen und Zerſtören an den Tag gibt, zu erkennen, ob ſich ſchon dieſer Trieb in ein unbeſtimmtes, unbefriedigtes Hinbrüten zu verlieren ſcheint.

In das thätige Leben jedoch ſowohl als in die Sphäre der Wiſſenſchaft trat ich eigentlich zuerſt als der edle Weimariſche Kreis mich günſtig aufnahm; wo außer andern unſchätzbaren Vortheilen mich der Gewinn beglückte, Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Garten-Atmoſphäre zu vertauſchen.

Schon der erſte Winter gewährte die raſchen

Roſegarten II. 242. 256
Rubiai Chan . II. 187

L.

Lebid . . . II. 11
Leila . . I. 49. 64
Lokman . . I. 128
Lorsbach . . II. 224

M.

Maani . . . II. 194
Mahmud von Gasna II. 42
Manſur I. . . II. 49
Marco Polo ſ. Polo.
Mavors . . . I. 19
Medſchnun I. 49. 61. 101
Mega Dhuta . II. 212
Mesnewi . . II. 83
Meſſud . . II. 228
Midianiten . . II. 162
Mirza . . . I. 55
Mirza Abul Haſſan Chan . . II. 79
Miſri . . I. 58
Moallakat . . II. 10
Mobeden . II. 21. 29
Motanabbi . . II. 56
Moſaffer . . II. 61
Moſes . . . II. 158
Montevilla (Joh. v.) II. 190
Muley . . . I. 198

M.

Niſami I. 51. 174. II. 56 69. 75.
Nuſchirwan . . II. 78
Nuſſreddin Chodſcha II. 145

O.

Oaſen . . . I. 6
Olearius . . II. 215
Omar . . . II. 38
Omar ebn abd el aſis II. 80
Ormus . . . I. 154

P.

Parſe . . . I. 233
Pambeh . . I. 237
Pehlewi . . II. 52
Polo (Marco) II. 105. 187

R.

Rodawu . . I. 49
Ruſtan . . . I. 49

S.

Saadi I. 174. II. 61. 70. 149
Sacy (Silveſtre de) II. 255
Sahir Farjabi . II. 92
Saki . . I. 210. 214
Sakontala . . II. 241
Samaniden . . II. 49
Samarkand . . I. 156
Sanazi . . . II. 92

geſelligen Freuden der Jagd, von welchen ausruhend man die langen Abende nicht nur mit allerlei merkwürdigen Abenteuern der Wildbahn, ſondern auch vorzüglich mit Unterhaltung über die nöthige Holzcultur zubrachte. Denn die Weimariſche Jägerei beſtand aus trefflichen Forſtmännern, unter welchen der Name Sckell in Segen bleibt. Eine Reviſion ſämmtlicher Waldreviere, gegründet auf Vermeſſung, war bereits vollbracht, und für lange Zeit eine Eintheilung der jährlichen Schläge vorgeſehn.

Auch die jüngeren Edelleute folgten wohlmeinend dieſer vernünftigen Spur, von denen ich hier nur den Baron von Wedel nenne, welcher uns in ſeinen beſten Jahren leider entriſſen ward. Er behandelte ſein Geſchäft mit gradem Sinn und großer Billigkeit; auch er hatte ſchon in jener Zeit auf die Verringerung des Wildſtandes gedrungen, überzeugt wie ſchädlich die Hegung deſſelben nicht allein dem Ackerbau, ſondern der Forſtcultur ſelbſt werden müſſe.

Hier that ſich nun der Thüringer Wald in Länge und Breite vor uns auf; denn nicht allein die dortigen ſchönen Beſitzthümer des Fürſten, ſondern, bei guten nachbarlichen Verhältniſſen, ſämmtliche daran ſtoßenden Reviere waren uns zugänglich; zumal da auch die angehende Geologie in jugendlicher Beſtrebſamkeit ſich bemühte, Rechenſchaft von dem Grund und Boden zu geben, worauf

dieſe uralten Wälder ſich angeſiedelt. Nadelhölzer aller Art, mit ernſtem Grün und balſamiſchem Dufte, Buchenhaine von freudigerm Anblick, die ſchwanke Birke und das niedere namenloſe Geſträuch, jedes hatte ſeinen Platz geſucht und gewonnen. Wir aber konnten dieß alles in großen, meilenweiten, mehr oder weniger wohlbeſtandenen Forſten überſchauen und erkennen.

Auch wenn von Benutzung die Rede war, mußte man ſich nach den Eigenſchaften der Baumarten erkundigen. Die Harzſcharre, deren Mißbrauch man nach und nach zu begränzen ſuchte, ließ die feinen balſamiſchen Säfte in Betrachtung ziehn, die einen ſolchen Baum ins zweite Jahrhundert, von der Wurzel bis zum Gipfel begleiteten, ernährten, ewig grün, friſch und lebendig erhielten.

Hier zeigte ſich denn auch die ganze Sippſchaft der Moſe in ihrer größten Mannichfaltigkeit; ſogar den unter der Erde verborgenen Wurzeln wurde unſre Aufmerkſamkeit zugewendet. In jenen Waldgegenden hatten ſich nämlich, von den dunkelſten Zeiten her, geheimnißvoll nach Recepten arbeitende Laboranten angeſiedelt und vom Vater zum Sohn manche Arten von Extracten und Geiſten bearbeitet, deren allgemeiner Ruf von einer ganz vorzüglichen Heilſamkeit durch emſige ſogenannte Balſamträger erneuert, verbreitet und genutzt ward. Hier ſpielte nun der Enzian eine große Rolle, und

es war eine angenehme Bemühung, dieses reiche Geschlecht nach seinen verschiedenen Gestalten als Pflanze und Blume, vorzüglich aber die heilsame Wurzel näher zu betrachten. Dieses war das erste Geschlecht, welches mich im eigentlichen Sinne anzog, dessen Arten kennen zu lernen ich auch in der Folgezeit bemüht war.

Hiebei möchte man bemerken, daß der Gang meiner botanischen Bildung einigermaßen der Geschichte der Botanik selbst ähnelte; denn ich war vom augenfälligsten Allgemeinsten auf das Nutzbare, Anwendbare, vom Bedarf zur Kenntniß gelangt, und welcher Kenner wird bei obigem sich nicht jener Epoche der Rhizotomen lächelnd erinnern?

Da nun aber gegenwärtig die Absicht bleibt zu melden, wie ich mich der eigentlichen wissenschaftlichen Botanik genähert, so hab' ich vor allen Dingen eines Mannes zu gedenken, welcher in jeder Hinsicht die Hochschätzung seiner Weimarischen Mitbürger verdiente. Dr. Bucholtz, Besitzer der damals einzigen Apotheke, wohlhabend und lebenslustig, richtete mit ruhmwürdiger Lernbegierde seine Thätigkeit auf Naturwissenschaften. Er suchte sich zu seinen unmittelbaren pharmaceutischen Zwecken die tüchtigsten chemischen Gehülfen, wie denn der treffliche Göttling aus dieser Officin als gebildeter Scheidekünstler hervorging. Jede neue, vom Aus- oder Inland entdeckte, chemisch-

physische Merkwürdigkeit ward unter des Principals Leitung geprüft, und einer wißbegierigen Gesellschaft uneigennützig vorgetragen.

Auch in der Folge, daß ich dieses zu seinen Ehren vorausnehme, als die naturforschende Welt sich eifrig beschäftigte die verschiedenen Luftarten zu erkennen, versäumte er nicht jederzeit das Neueste experimentirend vor Augen zu bringen. So ließ er denn auch eine der ersten Mongolfieren von unsern Terrassen, zum Ergötzen der Unterrichteten, in die Höhe steigen, indessen die Menge sich vor Erstaunen kaum zu fassen wußte, und in der Luft die verschüchterten Tauben schaarenweise hin und wieder flüchteten.

Hier aber habe ich vielleicht einem zu erwartenden Vorwurfe zu begegnen, daß ich nämlich fremde Beziehungen in meinen Vortrag mit einmische. Sey mir darauf zu erwiedern erlaubt, daß ich von meiner Bildung im Zusammenhange nicht sprechen könnte, wenn ich nicht der frühen Vorzüge des Weimarischen, für jene Zeiten hochgebildeten Kreises dankbar gedächte, wo Geschmack und Kenntniß, Wissen und Dichten gesellig zu wirken sich bestrebten, ernste gründliche Studien und frohe rasche Thätigkeit unablässig mit einander wetteiferten.

Doch aber hängt, näher betrachtet, was ich hier zu sagen habe mit dem Vorgemeldeten zusammen. Chemie und Botanik gingen damals

vereint aus den ärztlichen Bedürfnissen hervor, und wie der gerühmte Dr. Bucholz von seinem Dispensatorium sich in die höhere Chemie wagte, so schritt er auch aus den engen Gewürzbeeten in die freiere Pflanzenwelt. In seinen Garten hatte er nicht die officinellen Gewächse nur, sondern auch seltenere, neu bekannt gewordene Pflanzen für die Wissenschaft zu pflegen unternommen.

Dieses Mannes Thätigkeit lenkte der junge, schon früh den Wissenschaften sich hingebende Regent allgemeinerem Gebrauch und Belehrung zu, indem er große, sonnige Gartenflächen, in der Nachbarschaft von schattigen und feuchten Plätzen, einer botanischen Anstalt widmete, wozu denn ältere, wohlerfahrene Hofgärtner mit Eifer sogleich die Hand boten. Die noch vorhandenen Katalogen dieser Anstalt zeugen von dem Eifer, womit dergleichen Anfänge betrieben wurden.

Unter solchen Umständen war auch ich genöthigt, über botanische Dinge immer mehr und mehr Aufklärung zu suchen. Linné's Terminologie, die Fundamente worauf das Kunstgebäude sich stützen sollte, Johann Gesner's Dissertationen zu Erklärung Linnéischer Elemente, alles in Einem schmächtigen Hefte vereinigt, begleiteten mich auf Wegen und Stegen; und noch heute erinnert mich ebendasselbe Heft an die frischen, glücklichen Tage, in welchen jene gehaltreichen Blätter mir zuerst eine neue Welt aufschlossen. Linné's Philosophie der

Botanik war mein tägliches Studium, und ſo rückte ich immer weiter vor in geordneter Kenntniß, indem ich mir möglichſt anzueignen ſuchte, was mir eine allgemeinere Umſicht über dieſes weite Reich verſchaffen konnte.

Wie es mir dabei ergangen, und wie ein ſo fremdartiger Unterricht auf mich gewirkt, kann vielleicht im Verlauf dieſer Mittheilungen deutlich werden, vorläufig aber will ich bekennen, daß nach Shakſpeare und Spinoza auf mich die größte Wirkung von Linné ausgegangen und zwar gerade durch den Widerſtreit zu welchem er mich aufforderte. Denn indem ich ſein ſcharfes, geiſtreiches Abſondern, ſeine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Geſetze in mich aufzunehmen verſuchte, ging in meinem Innern ein Zwieſpalt vor: das was er mit Gewalt auseinander zu halten ſuchte, mußte, nach dem innerſten Bedürfniß meines Weſens, zu Vereinigung anſtreben.

Beſonderen Vortheil aber brachte mir, wie in allem Wiſſenſchaftlichen, die Nähe der Akademie Jena, wo die Wartung officineller Pflanzen ſeit geraumer Zeit mit Ernſt und Fleiß behandelt wurde. Auch erwarben ſich die Profeſſoren Prätorius, Schlegel und Rolfink früher um die allgemeinere Botanik zeitgemäße Verdienſte. Epoche machte jedoch Ruppe's Flora Jenenſis, welche 1718 erſchien; hiernach wurde der bis jetzt auf einen engen klöſterlichen Garten eingeſchränkten,

bloß zu ärztlichem Zwecke dienenden Pflanzenbetrachtung die ganze reiche Gegend eröffnet und ein freies frohes Naturſtudium eingeleitet.

Hieran von ihrer Seite Antheil zu nehmen beeiferten ſich aufgeweckte Landleute aus der Gegend, welche ſchon für den Apotheker und Kräuterhändler bisher ſich thätig erwieſen hatten, und eine nunmehr neueingeführte Terminologie nach und nach einzulernen wußten. In Ziegenhayn hatte ſich beſonders eine Familie Dietrich hervorgethan; der Stammvater derſelben, ſogar von Linné bemerkt, hatte von dieſem hochverehrten Manne ein eigenhändiges Schreiben aufzuweiſen, durch welches Diplom er ſich wie billig in den botaniſchen Adelsſtand erhoben fühlte. Nach ſeinem Ableben ſetzte der Sohn die Geſchäfte fort, welche hauptſächlich darin beſtanden, daß die ſogenannten Lectionen, nämlich Bündel der jede Woche blühenden Gewächſe, Lehrenden und Lernenden von allen Seiten herangeſchafft wurden. Die joviale Wirkſamkeit des Mannes verbreitete ſich bis nach Weimar, und ſo ward ich nach und nach mit der Jenaiſchen reichen Flora bekannt.

Noch einen größern Einfluß aber auf meine Belehrung hatte der Enkel Friedrich Gottlieb Dietrich. Als wohlgebauter Jüngling, von regelmäßig angenehmer Geſichtsbildung, ſchritt er vor, mit friſcher Jugendkraft und Luſt ſich der Pflanzenwelt zu bemeiſtern; ſein glückliches Ge-

Gedächtniß hielt alle die seltsamen Benennungen fest, und reichte sie ihm jeden Augenblick zum Gebrauche dar; seine Gegenwart sagte mir zu, da ein offner freier Charakter aus Wesen und Thun hervorleuchtete, und so ward ich bewogen auf einer Reise nach Carlsbad ihn mit mir zu nehmen.

In gebirgigen Gegenden immer zu Fuße brachte er mit eifrigem Spürsinn alles Blühende zusammen, und reichte mir die Ausbeute wo möglich an Ort und Stelle sogleich in den Wagen herein, und rief dabei nach Art eines Herolds die Linneischen Bezeichnungen, Geschlecht und Art, mit froher Ueberzeugung aus, manchmal wohl mit falscher Betonung. Hiedurch ward mir ein neues Verhältniß zur freien herrlichen Natur, indem mein Auge ihrer Wunder genoß und mir zugleich wissenschaftliche Bezeichnungen des Einzelnen, gleichsam aus einer fernen Studirstube, in das Ohr drangen.

In Carlsbad selbst war der junge rüstige Mann mit Sonnenaufgang im Gebirge, reichliche Lectionen brachte er mir sodann an den Brunnen, ehe ich noch meine Becher geleert hatte; alle Mitgäste nahmen Theil, die welche sich dieser schönen Wissenschaft befleißigten besonders. Sie sahen ihre Kenntnisse auf das anmuthigste angeregt, wenn ein schmucker Landknabe, im kurzen Beschen daher lief, große Bündel von Kräutern und Blumen vorweisend, sie alle mit Namen, griechischen, lateinischen, barbarischen Ursprungs, bezeichnend; ein

Phänomen, das bei Männern, auch wohl bei Frauen, vielen Antheil erregte.

Sollte Vorgeſagtes dem eigentlich wiſſenſchaftlichen Manne vielleicht allzu empiriſch vorkommen, ſo melde ich hienächſt daß gerade dieſes lebhafte Benehmen uns die Gunſt und den Antheil eines in dieſem Fache ſchon geübteren Mannes erwerben konnte, eines trefflichen Arztes nämlich, der, einen reichen Vornehmen begleitend, ſeinen Badeaufenthalt eigentlich zu botaniſchen Zwecken zu nutzen gedachte. Er geſellte ſich gar bald zu uns, die ſich freuten ihm an Handen zu gehen. Die meiſten von Dietrich früh eingebrachten Pflanzen trachtete er ſorgfaltig einzulegen, wo denn der Name hinzugeſchrieben und auch ſonſt manches bemerkt wurde. Hiebei konnt' ich nicht anders als gewinnen. Durch Wiederholung prägten ſich die Namen in mein Gedachtniß; auch im Analyſiren gewann ich etwas mehr Fertigkeit, doch ohne bedeutenden Erfolg; Trennen und Zählen lag nicht in meiner Natur.

Nun fand aber jenes fleißige Bemuhen und Treiben in der großen Geſellſchaft einige Gegner. Wir mußten öfters hören: die ganze Botanik, deren Studium wir ſo emſig verfolgten, ſey nichts weiter als eine Nomenclatur, und ein ganzes auf Zahlen, und das nicht einmal durchaus, gegründetes Syſtem; ſie könne weder dem Verſtand noch der Einbildungskraft genügen, und niemand werde darin irgend eine auslangende Folge zu finden

wiſen. Ungeachtet dieſer Einwendung gingen wir getroſt unſern Weg fort, der uns denn immer tief genug in die Pflanzenkenntniß einzuleiten verſprach.

Hier aber will ich nur kürzlich bemerken, daß der folgende Lebensgang des jungen Dietrich ſolchen Anfangen gleich blieb; er ſchritt unermüdet auf dieſer Bahn weiter, ſo daß er, als Schriftſteller rühmlichſt bekannt, mit der Doctorwürde geziert, den Großherzoglichen Garten in Eiſenach bis jetzt mit Eifer und Ehre vorſteht.

Indem ich nun durch dieſen jungen Mann meine Erfahrung ſchnell erweitert, meine Kenntniß der Pflanzengeſtalt, ihrer Mannichfaltigkeit und Eigenheit immer zunehmen ſah, auch mein lebendiges Gedächtniß die bezeichneten Benennungen leicht feſt hielt, war mir durch einen zweiten Jüngling fernere, wünſchenswerthe Belehrung zugedacht.

August Carl Batſch, der Sohn eines in Weimar durchaus geliebten und geſchätzten Vaters, hatte ſeine Studienzeit in Jena ſehr wohl benutzt, ſich den Naturwiſſenſchaften eifrig ergeben und es ſo weit gebracht, daß er nach Köſtritz berufen wurde, um die anſehnliche gräflich Reuſſiſche Naturalienſammlung zu ordnen und ihr eine Zeitlang vorzuſtehen. Sodann kehrte er nach Weimar zurück, wo ich ihn denn, im harten pflanzenfeindlichen Winter, auf der Schlittſchuhbahn, damals

Sapor der Erste . II. 29
Sassaniden I. 176. II. 29
Sawad Ben Amre II. 16
Schach Nameh . II. 52
Schach Sedschan . I. 87
Schedschaai . . II. 88
Schehâb-eddin . I. 63
Scheich . . II. 64
Schiiten . . II. 203
Schiras I. 18. II. 61. 64
Schirin I. 49. II. 25
Seldschugiden . II. 57
Senderud . . I. 236
Silvia . . . II. 212
Smerdis . . II. 23
Sofi . . . II. 61
Suleika I. 49. 90. 142. II. 147
Sunniten . . II. 304
Sure . . . II. 33
Sommelpour. . I. 155

T.

Tarafa . . . II. 41
Tavernier . . II. 217
Theriak . . I. 56
Timur I. 112. 155. II. 145
Tinatin di Zida . II. 215
Transoxanen . I. 87
Tulbend . . I. 153
Tus . II. 51. II. 53

U. V.

Usbeken . . II. 149
Valle (Pietro della) II. 191
Vesir . . I. 18. 131
Voß . . . II. 240

W. Z.

Wamik . . I. 50
Zobeir . . . II. 41
Zoroaster . . II. 20

dem Versammlungsort guter Gesellschaft, mit Vergnügen kennen lernte, seine zarte Bestimmtheit und ruhigen Eifer gar bald zu schätzen wußte, und in freier Bewegung mich mit ihm über höhere Ansichten der Pflanzenkunde und über die verschiedenen Methoden dieses Wissen zu behandeln, freimüthig und anhaltend besprach.

Seine Denkweise war meinen Wünschen und Forderungen höchst angemessen, die Ordnung der Pflanzen nach Familien, in aufsteigendem, sich nach und nach entwickelndem Fortschritt, war sein Augenmerk. Diese naturgemäße Methode, auf die Linne mit frommen Wünschen hindeutet, bei welcher französische Botaniker theoretisch und praktisch beharrten, sollte nun einen unternehmenden jungeren Mann zeitlebens beschäftigen, und wie froh war ich meinen Theil daran aus der ersten Hand zu gewinnen.

Aber nicht allein von zwei Jünglingen, sondern auch von einem bejahrten vorzüglichen Manne, sollte ich unbeschreiblich gefördert werden. Hofrath Büttner hatte seine Bibliothek von Göttingen nach Jena gebracht, und ich, durch das Vertrauen meines Fürsten, der diesen Schatz sich und uns angeeignet hatte, beauftragt, Anordnung und Aufstellung, nach dem eigenen Sinne des im Besitz bleibenden Sammlers, einzuleiten, unterhielt mit demselben ein fortwährendes Verkehr. Er, eine lebendige Bibliothek, bereitwillig auf jede Frage

umſtändliche, auslangende Antwort und Auskunft zu geben, unterhielt ſich über Botanik mit Vorliebe.

Hier verläugnete er nicht, ſondern bekannte vielmehr ſogar leidenſchaftlich, daß er, als Zeitgenoſſe Linné's gegen dieſen ausgezeichneten, die ganze Welt mit ſeinem Namen erfüllenden Mann in ſtillem Wetteifer, deſſen Syſtem niemals angenommen, vielmehr ſich bemüht habe, die Anordnung der Gewächſe nach Familien zu bearbeiten, von den einfachſten faſt unſichtbaren Anfängen in das Zuſammengeſetzteſte und Ungeheuerſte fortſchreitend. Ein Schema hiervon zeigte er gern, mit eigner Hand zierlich geſchrieben, worin die Geſchlechter nach dieſem Sinne gereiht erſchienen, mir zu großer Erbauung und Beruhigung.

Vorgeſagtem nachdenkend wird man die Vortheile nicht verkennen, die mir meine Lage zu dergleichen Studien gewahrte: große Gärten, ſowohl an der Stadt als an Luſtſchlöſſern, die und da in der Gegend Baum- und Gebüſch-Anlagen nicht ohne botaniſche Rückſicht, dazu die Beihülfe einer in der Nachbarſchaft längſt durchgearbeiteten, wiſſenſchaftlichen Localflora, nebſt der Einwirkung einer ſtets fortſchreitenden Akademie, alles zuſammengenommen gab einem aufgeweckten Geiſte genugſame Förderniß zur Einſicht in die Pflanzenwelt.

Indeſſen ſich dergeſtalt meine botaniſchen Kenntniſſe und Einſichten in lebensluſtiger Geſelligkeit

erheiterten, ward ich eines einsiedlerischen Pflanzenfreundes gewahr, der mit Ernst und Fleiß sich diesem Fache gewidmet hatte. Wer wollte nicht dem im höchsten Sinne verehrten Johann Jacob Rousseau auf seinen einsamen Wanderungen folgen, wo er, mit dem Menschengeschlecht verfeindet, seine Aufmerksamkeit der Pflanzen- und Blumenwelt zuwendet, und in ächter, gradsinniger Geisteskraft sich mit den stillreizenden Naturkindern vertraut macht.

Aus seinen frühern Jahren ist mir nicht bekannt daß er zu Blumen und Pflanzen andere Anmuthungen gehabt als solche, welche eigentlich nur auf Gesinnung, Neigung, zärtliche Erinnerungen hindeuteten; seinen entschiedenen Aeußerungen aber zufolge mag er erst nach einem stürmischen Autor-Leben, auf der St. Peters-Insel, im Bielersee, auf dieß Naturreich in seiner Fülle aufmerksam geworden seyn. In England nachher, bemerkt man, hat er sich schon freier und weiter umgesehn; sein Verhältniß zu Pflanzenfreunden und Kennern, besonders zu der Herzogin von Portland, mag seinen Scharfblick mehr in die Breite gewiesen haben, und ein Geist wie der seinige, der den Nationen Gesetz und Ordnung vorzuschreiben sich berufen fühlt, mußte doch zur Vermuthung gelangen, daß in dem unermeßlichen Pflanzenreiche keine so große Mannichfaltigkeit der Formen erscheinen könnte ohne daß ein Grundgesetz,

es sey auch noch so verborgen, sie wieder sämmtlich zur Einheit zurückbrächte. Er versenkt sich in dieses Reich, nimmt es ernstlich in sich auf, fühlt daß ein gewisser methodischer Gang durch das Ganze möglich sey, getraut sich aber nicht damit hervorzutreten. Wie er sich selbst darüber ausspricht, wird immer ein Gewinn seyn zu vernehmen.

„Was mich betrifft, ich bin in diesem Studium ein Schüler und nicht gegründet; indem ich herborisire, denk' ich mehr mich zu zerstreuen und zu vergnügen als zu unterrichten, und ich kann bei meinen zögernden Betrachtungen den anmaßlichen Gedanken nicht fassen, andere zu unterrichten in dem was ich selbst nicht weiß."

„Doch ich gestehe, die Schwierigkeiten, die ich bei dem Studium der Pflanzen fand, führten mich auf einige Vorstellungen, wie sich wohl Mittel finden ließen dasselbe zu erleichtern und andern nützlich zu machen, und zwar indem man den Faden eines Pflanzensystems durch eine mehr schritthaltende, weniger den Sinnen entrückte Methode zu verfolgen wüßte als es Tournefort gethan und alle seine Nachfolger, selbst Linné nicht ausgenommen. Vielleicht ist mein Gedanke nicht ausführbar; wir sprechen darüber wenn ich die Ehre habe Sie wieder zu sehen."

Also schrieb er im Anfange des Jahrs 1770; allein es hatte ihm unterdessen keine Ruhe gelassen; schon im August 1771 unternimmt er, bei einem

freundlichen Anlaß, die Pflicht andere zu belehren, ja was er weiß und einſieht Frauen vorzutragen, nicht etwa zu ſpielender Unterhaltung, ſondern ſie gründlich in die Wiſſenſchaft einzuleiten.

Hier gelingt es ihm nun ſein Wiſſen auf die erſten ſinnlich vorzuweiſenden Elemente zurückzuführen; er legt die Pflanzentheile einzeln vor, lehrt ſie unterſcheiden und benennen. Kaum aber hat er hierauf die ganze Blume aus den Theilen wieder hergeſtellt und ſie benannt, theils durch Trivialnamen kenntlich gemacht, theils die Linneiſche Terminologie ehrenhaft, ihren ganzen Werth bekennend, eingeführt; ſo gibt er alſobald eine breitere Ueberſicht ganzer Maſſen. Nach und nach führt er uns vor: Liliaceen, Siliquoſen und Silliculoſen, Rachen- und Maskenblumen, Umbellen und Compoſiten zuletzt, und indem er auf dieſem Wege die Unterſchiede in ſteigender Mannichfaltigkeit und Verſchrankung anſchaulich macht, führt er uns unmerklich einer vollſtändigen erfreulichen Ueberſicht entgegen. Denn da er an Frauenzimmer zu reden hat, verſteht er, mäßig und gehörig, auf Gebrauch, Nutzen und Schaden hinzuweiſen, und dieß um ſo ſchicklicher und leichter, da er, alle Beiſpiele zu ſeiner Lehre aus der Umgebung nehmend, nur von dem Einheimiſchen ſpricht und auf die exotiſchen Pflanzen, wie ſie auch bekannt ſeyn und gepflegt werden mögen, keine Anſprüche macht.

Im Jahr 1822 gab man unter dem Titel La Botanique de Rousseau ſämmtliche von ihm über dieſe Gegenſtände verfaßten Schriften in klein Folio ſehr anſtändig heraus, begleitet mit farbigen Bildern, nach dem vortrefflichen Redouté alle diejenigen Pflanzen vorſtellend, von welchen er geſprochen hatte. Bei deren Ueberblick bemerkt man mit Vergnügen, wie einheimiſch ländlich er bei ſeinen Studien verfahren, indem nur Pflanzen vorgeſtellt ſind, welche er auf ſeinen Spaziergängen unmittelbar konnte gewahr werden.

Seine Methode: das Pflanzenreich ins Engere zu bringen, neigt ſich, wie wir oben geſehen haben, offenbar zur Eintheilung nach Familien; und da ich in jener Zeit auch ſchon zu Betrachtungen dieſer Art hingeleitet war, ſo machte ſein Vortrag auf mich einen deſto größern Eindruck.

Und ſo wie die jungen Studirenden ſich auch am liebſten an junge Lehrer halten, ſo mag der Dilettant gern vom Dilettanten lernen. Dieſes wäre freilich in Abſicht auf Gründlichkeit bedenklich, wenn nicht die Erfahrung gäbe, daß Dilettanten zum Vortheil der Wiſſenſchaft vieles beigetragen. Und zwar iſt dieſes ganz natürlich: Männer vom Fach müſſen ſich um Vollſtändigkeit bemühen und deßhalb den weiten Kreis in ſeiner Breite durchforſchen; dem Liebhaber dagegen iſt darum zu thun, durch das Einzelne durchzukommen, und einen Hochpunkt zu erreichen, von woher ihm

eine Ueberſicht, wo nicht des Ganzen, doch des Meiſten gelingen könnte.

Von Rouſſeau's Bemühungen bring' ich nur ſoviel nach, daß er eine ſehr anmuthige Sorgfalt für das Trocknen der Pflanzen und Anlegen von Herbarien beweiſt, und den Verluſt deſſelben innigſt bedauert, wenn irgend eins zu Grunde geht, ob er gleich auch hier, im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, weder Geſchick noch anhaltende Sorgſamkeit haben mochte, um beſonders bei ſeinen vielfachen Wanderungen auf Erhaltung genau zu achten; deßwegen er auch dergleichen Geſammeltes nur immer als Heu angeſehen wiſſen will.

Behandelt er aber, einem Freund zu Liebe, die Mooſe mit billiger Sorgfalt, ſo erkennen wir aufs lebhafteſte welchen gründlichen Antheil ihm die Pflanzenwelt abgewonnen habe; welches beſonders die Fragmens pour un Dictionnaire des termes d'usage en Botanique vollkommen bekräftigen.

Soviel ſey hier geſagt, um einigermaßen anzudeuten was wir ihm in jener Epoche unſrer Studien ſchuldig geworden.

Wie er ſich nun, befreit von allem nationalen Starrſinn, an die auf jeden Fall vorſchreitenden Wirkungen Linne's hielt, ſo dürfen wir auch wohl von unſrer Seite bemerken, daß es ein großer Vortheil ſey, wenn wir beim Eintreten in ein für uns neues wiſſenſchaftliches Fach, es in einer Kriſe

und einen außerordentlichen Mann beschäftigt finden, hier das Vortheilhafte durchzuführen. Wir sind jung mit der jungen Methode, unsre Anfänge treffen in eine neue Epoche, und wir werden in die Masse der Bestrebsamen wie in ein Element aufgenommen, das uns trägt und fördert.

Und so ward ich mit meinen übrigen Zeitgenossen Linné's gewahr, seiner Umsicht, seiner alles hinreißenden Wirksamkeit. Ich hatte mich ihm und seiner Lehre mit völligem Zutrauen hingegeben; dessenungeachtet mußt' ich nach und nach empfinden, daß mich auf dem bezeichneten eingeschlagenen Wege manches wo nicht irre machte, doch zurückhielt.

Soll ich nun über jene Zustände mit Bewußtseyn deutlich werden, so denke man mich als einen gebornen Dichter, der seine Worte, seine Ausdrücke unmittelbar an den jedesmaligen Gegenständen zu bilden trachtet, um ihnen einigermaßen genug zu thun. Ein solcher sollte nun eine fertige Terminologie ins Gedächtniß aufnehmen, eine gewisse Anzahl Wörter und Beiwörter bereit haben, damit er, wenn ihm irgend eine Gestalt vorkäme, eine geschickte Auswahl treffend, sie zu charakteristischer Bezeichnung anzuwenden und zu ordnen wisse. Dergleichen Behandlung erschien mir immer als eine Art von Mosaik, wo man einen fertigen Stift neben den andern setzt, um aus tausend Einzelnheiten endlich den Schein eines Bildes

hervorzubringen; und ſo war mir die Forderung in dieſem Sinne gewiſſermaßen widerlich.

Sah ich nun aber auch die Nothwendigkeit dieſes Verfahrens ein, welches dahin zwecte ſich durch Worte, nach allgemeiner Uebereinkunft, über gewiſſe äußerliche Vorkommenheiten der Pflanzen zu verſtändigen, und alle ſchwer zu leiſtenden und oft unſichern Pflanzenabbildungen entbehren zu können; ſo fand ich doch bei der verſuchten genauen Anwendung die Hauptſchwierigkeit in der Verſatilität der Organe. Wenn ich an demſelben Pflanzenſtengel erſt rundliche, dann eingekerbte, zuletzt beinahe gefiederte Blätter entdeckte, die ſich alsdann wieder zuſammenzogen, vereinfachten, zu Schöpfchen wurden und zuletzt gar verſchwanden, da verlor ich den Muth irgendwo einen Pfahl einzuſchlagen, oder wohl gar eine Gränzlinie zu ziehen.

Unauflösbar ſchien mir die Aufgabe, Genera mit Sicherheit zu bezeichnen, ihnen die Species unterzuordnen. Wie es vorgeſchrieben war las ich wohl, allein wie ſollt' ich eine treffende Beſtimmung hoffen, da man bei Linné's Lebzeiten ſchon manche Geſchlechter in ſich getrennt und zerſplittert, ja ſogar Claſſen aufgehoben hatte; woraus hervorzugehen ſchien: der genialſte ſcharfſichtigſte Mann ſelbſt habe die Natur nur en gros gewältigen und beherrſchen können. Wurde nun dabei meine Ehrfurcht für ihn im geringſten nicht

geſchmälert, ſo mußte deßhalb ein ganz eigener Conflict entſtehen, und man denke ſich die Verlegenheit in der ſich ein autodidactiſcher Tiro abzumühen und durchzukämpfen hatte.

Ununterbrochen jedoch mußt' ich meinen übrigen Lebensgang verfolgen, deſſen Pflichten und Erholungen glücklicherweiſe meiſt in der freien Natur angewieſen waren. Hier drang ſich nun dem unmittelbaren Anſchauen gewaltig auf: wie jede Pflanze ihre Gelegenheit ſucht, wie ſie eine Lage fordert wo ſie in Fülle und Freiheit erſcheinen könne. Bergeshöhe, Thalestiefe, Licht, Schatten, Trockenheit, Feuchte, Hitze, Wärme, Kälte, Froſt und wie die Bedingungen alle heißen mögen! Geſchlechter und Arten verlangen ſie, um mit völliger Kraft und Menge hervorzuſprießen. Zwar geben ſie an gewiſſen Orten, bei manchen Gelegenheiten, der Natur nach, laſſen ſich zur Varietät hinreißen, ohne jedoch das erworbene Recht an Geſtalt und Eigenſchaft völlig aufzugeben. Ahnungen hievon berührten mich in der freien Welt, und neue Klarheit ſchien mir aufzugehen über Gärten und Bücher.

Der Kenner, der ſich in das Jahr 1786 zurückzuverſetzen geneigt wäre, möchte ſich wohl einen Begriff meines Zuſtandes ausbilden können, in welchem ich mich nun ſchon zehn Jahre befangen fühlte, ob es gleich ſelbſt für den Pſychologen eine Aufgabe bleiben würde, indem ja, bei dieſer

Silveſtre de Sacy.

Unſerm Meiſter, geh! verpfände
Dich, o Büchlein, traulich-treu;
Hier am Anfang, hier am Ende,
Oeſtlich, weſtlich A und Ω.

سيلويستر دساسي

يا ايها الكتاب سر الي سيدنا الاعز
فسلم عليه بهذه الورقة
التي هي اول الكتاب واخره
يعني اوله في المشرق واخره في المغرب

Darſtellung, meine ſämmtlichen Obliegenheiten, Neigungen, Pflichten und Zerſtreuungen mit aufzunehmen waren.

Hier gönne man mir eine ins Ganze greifende Bemerkung einzuſchalten: daß alles was uns von Jugend auf umgab, jedoch nur oberflächlich bekannt war und blieb, ſtets etwas Gemeines und Triviales für uns behält, das wir als gleichgültig neben uns beſtehend anſehen, worüber zu denken wir gewiſſermaßen unfähig werden. Dagegen finden wir, daß neue Gegenſtände in auffallender Mannichfaltigkeit, indem ſie den Geiſt erregen, uns erfahren laſſen daß wir eines reinen Enthuſiasmus fähig ſind; ſie deuten auf ein Höheres, welches zu erlangen uns wohl gegönnt ſeyn dürfte. Dieß iſt der eigentlichſte Gewinn der Reiſen, und jeder hat nach ſeiner Art und Weiſe genugſamen Vortheil davon. Das Bekannte wird neu durch unerwartete Bezüge, und erregt, mit neuen Gegenſtänden verknüpft, Aufmerkſamkeit, Nachdenken und Urtheil.

In dieſem Sinne ward meine Richtung gegen die Natur, beſonders gegen die Pflanzenwelt, bei einem ſchnellen Uebergang über die Alpen lebhaft angeregt: Der Lärchenbaum, häufiger als ſonſt, die Zirbelnuß, eine neue Erſcheinung, machten ſogleich auf klimatiſchen Einfluß dringend aufmerkſam. Andere Pflanzen, mehr oder weniger verändert, blieben bei eiligem Vorüberrollen nicht

unbemerkt. Am mehrſten aber erkannt' ich die Fülle einer fremden Vegetation, als ich in den botaniſchen Garten von Padua hineintrat, wo mir eine hohe und breite Mauer mit feuerrothen Glocken der Bignonia radicans zauberiſch entgegen leuchtete. Ferner ſah ich hier im Freien manchen ſeltenen Baum emporgewachſen, den ich nur in unſern Glashäuſern überwintern geſehen. Auch die mit einer geringen Bedeckung gegen vorübergehenden Froſt, während der ſtrengern Jahrszeit, geſchützten Pflanzen ſtanden nun mehr im Freien und erfreuten ſich der wohlthätigen Himmelsluft. Eine Fächerpalme zog meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich; glücklicherweiſe ſtanden die einfachen, lanzenförmigen erſten Blätter noch am Boden, die ſucceſſive Trennung derſelben nahm zu, bis endlich das Fächerartige in vollkommener Ausbildung zu ſehen war. Aus einer ſpatha-gleichen Scheide zuletzt trat ein Zweiglein mit Blüthen hervor, und erſchien als ein ſonderbares, mit dem vorhergehenden Wachsthum in keinem Verhältniß ſtehendes Erzeugniß, fremdartig und überraſchend.

Auf mein Erſuchen ſchnitt mir der Gärtner die Stufenfolge dieſer Veränderungen ſämmtlich ab, und ich belaſtete mich mit einigen großen Pappen, um dieſen Fund mit mir zu führen. Sie liegen, wie ich ſie damals mitgenommen, noch wohlbehalten vor mir und ich verehre ſie als Fetiſche, die, meine Aufmerkſamkeit zu erregen

und zu feſſeln völlig geeignet, mir eine gedeihliche Folge meiner Bemühungen zuzuſagen ſchienen.

Das Wechſelhafte der Pflanzengeſtalten, dem ich längſt auf ſeinem eigenthümlichen Gange gefolgt, erweckte nun bei mir immermehr die Vorſtellung: die uns umgebenden Pflanzenformen ſeyen nicht urſprünglich determinirt und feſtgeſtellt, ihnen ſey vielmehr, bei einer eigenſinnigen, generiſchen und ſpecifiſchen Hartnäckigkeit, eine glückliche Mobilität und Biegſamkeit verliehen, um in ſo viele Bedingungen, die über dem Erdkreis auf ſie einwirken, ſich zu fügen und darnach bilden und umbilden zu können.

Hier kommen die Verſchiedenheiten des Bodens in Betracht; reichlich genährt durch Feuchte der Thäler, verkümmert durch Trockne der Höhen, geſchützt vor Froſt und Hitze in jedem Maaße, oder beiden unausweichbar bloßgeſtellt, kann das Geſchlecht ſich zur Art, die Art zur Varietät, und dieſe wieder durch andere Bedingungen ins Unendliche ſich verändern; und gleichwohl hält ſich die Pflanze abgeſchloſſen in ihrem Reiche, wenn ſie ſich auch nachbarlich an das harte Geſtein, an das bewegliche Leben drüben und drüben anlehnt. Die allerentfernteſten jedoch haben eine ausgeſprochene Verwandtſchaft, ſie laſſen ſich ohne Zwang unter einander vergleichen.

Wie ſie ſich nun unter einen Begriff ſammeln laſſen, ſo wurde mir nach und nach klar und klärer,

daß die Anſchauung noch auf eine höhere Weiſe belebt werden könnte: eine Forderung, die mir damals unter der ſinnlichen Form einer überſinnlichen Urpflanze vorſchwebte. Ich ging allen Geſtalten, wie ſie mir vorkamen, in ihren Veränderungen nach, und ſo leuchtete mir am letzten Ziel meiner Reiſe, in Sicilien, die urſprüngliche Identität aller Pflanzentheile vollkommen ein, und ich ſuchte dieſe nunmehr überall zu verfolgen und wieder gewahr zu werden.

Hieraus entſtand nun eine Neigung, eine Leidenſchaft, die durch alle nothwendigen und willkürlichen Geſchäfte und Beſchäftigungen auf meiner Rückreiſe durchzog. Wer an ſich erfuhr was ein reichhaltiger Gedanke, ſey er nun aus uns ſelbſt entſprungen, ſey er von andern mitgetheilt oder eingeimpft, zu ſagen hat, muß geſtehen, welch' eine leidenſchaftliche Bewegung in unſerm Geiſte hervorgebracht werde, wie wir uns begeiſtert fühlen, indem wir alles dasjenige in Geſammtheit vorausahnen, was in der Folge ſich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen ſolle. Und ſo wird man mir zugeben, daß ich von einem ſolchen Gewahrwerden, wie von einer Leidenſchaft, eingenommen und getrieben, mich, wo nicht ausſchließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch, damit beſchäftigen mußte.

So ſehr nun aber auch dieſe Neigung mich

innerlichſt ergriffen hatte, ſo war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Rückkehr in Rom zu denken; Poeſie, Kunſt und Alterthum, jedes fordert mich gewiſſermaßen ganz, und ich habe in meinem Leben nicht leicht operoſere, mühſamer beſchäftigte Tage zugebracht. Männern vom Fach wird es vielleicht gar zu naiv vorkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich, in einem jeden Garten, auf Spaziergängen, kleinen Luſtfahrten, mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Beſonders bei der eintretenden Samenreife war es mir wichtig die Art zu beobachten, wie manche derſelben der Erde anvertraut, an das Tageslicht wieder hervortraten. So wendete ich meine Aufmerkſamkeit auf das Keimen der während ihres Wachsthums unförmlichen Cactus opuntia, und ſah mit Vergnügen, daß ſie ganz unſchuldig dikotyledoniſch ſich in zwei zarten Blättchen enthüllte, ſodann aber, bei fernerem Wuchſe, die künftige Uniform entwickelte.

Auch mit Samenkapſeln begegnete mir etwas Auffallendes. Ich hatte derſelben mehrere von Acanthus mollis nach Hauſe getragen und in einem offenen Kaſtchen niedergelegt; nun geſchah es in einer Nacht, daß ich ein Knittern hörte und bald darauf das Umherſpringen an Decke und Wande wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mir's nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgeſprungen und die Samen umher zerſtreut. Die

Trockne des Zimmers hatte die Reife bis zu ſolcher Elaſticität in wenigen Tagen vollendet.

Unten den vielen Samen, die ich auf dieſe Weiſe beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil ſie zu meinem Andenken kürzer oder länger in dem alten Rom fortwuchſen. Pinienkerne gingen gar merkwürdig auf, ſie huben ſich, wie in einem Ei eingeſchloſſen, empor, warfen aber dieſe Haube bald ab und zeigten in einem Kranze von grünen Nadeln ſchon die Anfange ihrer künftigen Beſtimmung. Vor meiner Abreiſe pflanzte ich das ſchon einigermaßen erwachſene Vorbildchen eines künftigen Baumes in den Garten der Mad. Angelica, wo es zu einer anſehnlichen Höhe, durch manche Jahre gedieh. Theilnehmende Reiſende erzählten mir davon zu wechſelſeitigem Vergnügen. Leider fand der nach ihrem Ableben eintretende Beſitzer es wunderlich, auf ſeinen Blumenbeeten eine Pinie ganz unörtlich hervorgewachſen zu ſehen und verbannte ſie ſogleich.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte; wie ich denn überhaupt die Entwickelung derſelben an mehreren Exemplaren beobachtete. Ich übergab ſie einem römiſchen Freunde, der ſie in einen Garten pflanzte, wo ſie noch gedeihen, wie mir ein erhabener Reiſender zu verſichern die Gnade hatte. Sie ſind bis zur Mannshöhe herangewachſen. Mögen ſie dem Beſitzer

nicht unbequem werden, und fernerhin fortwachſen und gedeihen.

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, ſo ward ich auf die Fortpflanzung durch Augen nicht weniger aufmerkſam gemacht, und zwar durch Rath Reiffenſtein, der auf allen Spaziergängen, hier und dort einen Zweig abreißend, bis zur Pedanterie behauptete: in die Erde geſteckt müſſe jeder ſogleich fortwachſen. Zum entſcheidenden Beweis zeigte er dergleichen Stecklinge gar wohl angeſchlagen in ſeinem Garten. Und wie bedeutend iſt nicht in der Folgezeit eine ſolche allgemein verſuchte Vermehrung für die botaniſch-mercantile Gärtnerei geworden, die ich ihm wohl zu erleben gewünſcht hätte.

Am auffallendſten war mir jedoch ein ſtrauchartig in die Höhe gewachſener Nelkenſtock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieſer Pflanze; Auge iſt über Auge an ihren Zweigen gedrängt, Knoten in Knoten hineingetrichtert; dieſes war nun hier durch Dauer geſteigert und die Augen aus unerforſchlicher Enge zur höchſt möglichen Entwickelung getrieben, ſo daß ſelbſt die vollendete Blume wieder vier vollendete Blumen aus ihrem Buſen hervorbrachte.

Zu Aufbewahrung dieſer Wundergeſtalt kein Mittel vor mir ſehend, übernahm ich es ſie genau zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einſicht in den Grundbegriff der Metamorphoſe gelangte.

Allein die Zerstreuung durch so vielerlei Obliegenheiten ward nur desto hinderlicher, und mein Aufenthalt in Rom, dessen Ende ich voraussah, immer peinlicher und belasteter.

Auf der Rückreise verfolgte ich unablässig diese Gedanken, ich ordnete mir im stillen Sinne einen annehmlichen Vortrag dieser meiner Ansichten, schrieb ihn bald nach meiner Rückkehr nieder und ließ ihn drucken. Er kam 1790 heraus und ich hatte die Absicht bald eine weitere Erläuterung mit den nöthigen Abbildungen nachfolgen zu lassen. Das fortrauschende Leben jedoch unterbrach und hinderte meine guten Absichten, daher ich denn gegenwärtiger Veranlassung des Wiederabdrucks jenes Versuchs mich um so mehr zu erfreuen habe, als sie mich auffordert mancher Theilnahme an diesen schönen Studien seit vierzig Jahren zu gedenken.

Nachdem ich im Vorstehenden, soviel nur möglich war, anschaulich zu machen gesucht habe, wie ich in meinen botanischen Studien verfahren, auf die ich geleitet, getrieben, genöthigt und, durch Neigung daran festgehalten, einen bedeutenden Theil meiner Lebenstage verwendet; so möchte doch vielleicht der Fall eintreten, daß irgend ein sonst wohlwollender Leser hiebei tadeln könnte: als habe ich mich zu viel und zu lange bei Kleinigkeiten und einzelnen Persönlichkeiten aufgehalten; deßhalb wünsche ich denn hier zu erklären, daß dieses

absichtlich und nicht ohne Vorbedacht geschehen sey, damit mir nach so vielem Besondern, einiges Allgemeine beizubringen erlaubt seyn möge.

Seit langer als einem halben Jahrhundert kennt man mich, im Vaterlande und auch wohl auswärts, als Dichter und läßt mich allenfalls für einen solchen gelten; daß ich aber mit großer Aufmerksamkeit mich um die Natur in ihren allgemeinen physischen und ihren organischen Phänomenen emsig bemüht und ernstlich angestellte Betrachtungen stetig und leidenschaftlich im Stillen verfolgt, dieses ist nicht so allgemein bekannt noch weniger mit Aufmerksamkeit bedacht worden.

Als daher mein seit vierzig Jahren in deutscher Sprache abgedruckter Versuch: wie man die Gesetze der Pflanzenbildung sich geistreich vorzustellen habe, nunmehr besonders in der Schweiz und Frankreich näher bekannt wurde; so konnte man sich nicht genug verwundern wie ein Poet, der sich bloß mit sittlichen, dem Gefühl und der Einbildungskraft anheim gegebenen Phänomenen gewöhnlich befaße, sich einen Augenblick von seinem Wege abwenden und, in flüchtigem Vorübergehen, eine solche bedeutende Entdeckung habe gewinnen können.

Diesem Vorurtheil zu begegnen, ist eigentlich vorstehender Aufsatz verfaßt; er soll anschaulich machen: wie ich Gelegenheit gefunden einen großen

Theil meines Lebens mit Neigung und Leidenſchaft auf Naturſtudien zu verwenden.

Nicht alſo durch eine außerordentliche Gabe des Geiſtes, nicht durch eine momentane Inſpiration, noch unvermuthet und auf einmal, ſondern durch ein folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem ſo erfreulichen Reſultate gelangt.

Zwar hätte ich gar wohl der hohen Ehre, die man meiner Sagacität erweiſen wollen, ruhig genießen und mich allenfalls damit brüſten können; da es aber im Verfolg wiſſenſchaftlichen Beſtrebens gleich ſchädlich iſt, ausſchließlich der Erfahrung als unbedingt der Idee zu gehorchen, ſo habe ich für meine Schuldigkeit gehalten das Ereigniß, wie es mir begegnet, hiſtoriſch treu, obgleich nicht in aller Ausführlichkeit, ernſten Forſchern darzulegen.

Schickſal der Handſchrift.

Aus Italien dem formreichen war ich in das geſtaltloſe Deutſchland zurückgewieſen, heiteren Himmel mit einem düſteren zu vertauſchen; die Freunde, ſtatt mich zu tröſten und wieder an ſich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteſte, kaum bekannte Gegenſtände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorne ſchien ſie zu beleidigen, ich vermißte jede

ما نصیحت بجای خود کردیم
روزگاری درین بسر بردیم
بر نیاید بکوش رشت کس
بر رسولان بپیام باشد وبس

Wir haben nun den guten Rath gesprochen,
Und manchen unsrer Tage d'ran gewandt;
Mißtönt er etwa in des Menschen Ohr —
Nun, Botenpflicht ist sprechen. Damit gut.

Theilnahme, niemand verſtand meine Sprache. In dieſen reinlichen Zuſtand wußt' ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß an welche ſich der äußere Sinn gewöhnen ſollte, der Geiſt erwachte ſonach, und ſuchte ſich ſchadlos zu halten.

Im Laufe von zwei vergangenen Jahren hatte ich ununterbrochen beobachtet, geſammelt, gedacht, jede meiner Anlagen auszubilden geſucht. Wie die begünſtigte griechiſche Nation verfahren um die höchſte Kunſt im eignen Nationalkreiſe zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewiſſen Grad einzuſehen gelernt, ſo daß ich hoffen konnte nach und nach das Ganze zu überſchauen, und mir einen reinen, vorurtheilsfreien Kunſtgenuß zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben wie ſie geſetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebild, als Muſter alles künſtlichen, hervorzubringen. Das dritte was mich beſchäftigte waren die Sitten der Völker. An ihnen zu lernen, wie aus dem Zuſammentreffen von Nothwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerſtand ein drittes hervorgeht, was weder Kunſt noch Natur, ſondern beides zugleich iſt, nothwendig und zufällig, abſichtlich und blind. Ich verſtehe die menſchliche Geſellſchaft.

Wie ich mich nun in dieſen Regionen hin und her bewegte, mein Erkennen auszubilden bemüht, unternahm ich ſogleich ſchriftlich zu verfaſſen, was mir am klarſten vor dem Sinne ſtand, und ſo

ward das Nachdenken geregelt, die Erfahrung geordnet, und der Augenblick festgehalten. Ich schrieb zu gleicher Zeit einen Aufsatz über Kunst: Einfache Nachahmung der Natur, Manier und Styl; einen andern die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, und das Römische Carneval; sie zeigen sämmtlich was damals in meinem Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene drei großen Weltgegenden genommen hatte. Der Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, das heißt die mannichfaltigen, besondern Erscheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines, einfaches Princip zurückzuführen, war zuerst abgeschlossen.

Nun aber ist es eine alte schriftstellerische Wahrheit: Uns gefällt was wir schreiben, wir würden es ja sonst nicht geschrieben haben. Mit meinem neuen Hefte wohl zufrieden schmeichelte ich mir, auch im wissenschaftlichen Felde, schriftstellerisch eine glückliche Laufbahn zu eröffnen, allein hier sollte mir ebenfalls begegnen, was ich an meinen ersten dichterischen Arbeiten erlebt, ich ward gleich anfangs auf mich selbst zurückgewiesen; doch hier deuteten die ersten Hindernisse leider gleich auf die spätern, und noch bis auf den heutigen Tag lebe ich in einer Welt, aus der ich wenigen etwas mittheilen kann. Dem Manuscript aber erging es folgendermaßen.

Mit Herrn Göschen, dem Herausgeber meiner

gesammelten Schriften, hatte ich alle Ursache zufrieden zu seyn; leider fiel jedoch die Auflage derselben in eine Zeit, wo Deutschland nichts mehr von mir wußte, noch wissen wollte, und ich glaubte zu bemerken mein Verleger finde den Absatz nicht ganz nach seinen Wünschen. Indessen hatte ich versprochen, meine künftigen Arbeiten ihm vor andern anzubieten, eine Bedingung, die ich immer für billig gehalten habe. Ich meldete ihm daher, daß eine kleine Schrift fertig liege, wissenschaftlichen Inhalts, deren Abdruck ich wünsche. Ob er sich nun überhaupt von meinen Arbeiten nicht mehr sonderlich viel versprochen, oder ob er in diesem Falle, wie ich vermuthen kann, bei Sachverständigen Erkundigung eingezogen habe, was von einem solchen Uebersprung in ein anderes Feld zu halten seyn möchte, will ich nicht untersuchen, genug ich konnte schwer begreifen warum er mein Heft zu drucken ablehnte, da er, im schlimmsten Falle, durch ein so geringes Opfer von sechs Bogen Maculatur einen fruchtbaren, frisch wieder auftretenden, zuverlässigen, genügsamen Autor sich erhalten hatte.

Abermals befand ich mich also in derselben Lage, wie jene da ich dem Buchhändler Fleischer meine Mitschuldigen anbot; diesmal aber ließ ich mich nicht sogleich abschrecken. Ettinger in Gotha, eine Verbindung mit mir beabsichtigend, erbot sich zur Uebernahme, und so gingen diese

wenigen Bogen, mit lateiniſchen Lettern zierlich gedruckt, auf gut Glück in die Welt.

Das Publicum ſtutzte: denn nach ſeinem Wunſch ſich gut und gleichförmig bedient zu ſehen, verlangt es an jeden daß er in ſeinem Fache bleibe und dieſes Anſinnen hat auch guten Grund: denn wer das Vortreffliche leiſten will, welches nach allen Seiten hin unendlich iſt, ſoll es nicht, wie Gott und die Natur wohl thun dürfen, auf mancherlei Wegen verſuchen. Daher will man, daß ein Talent das ſich in einem gewiſſen Feld hervorthat, deſſen Art und Weiſe allgemein anerkannt und beliebt iſt, aus ſeinem Kreiſe ſich nicht entferne, oder wohl gar in einen weit abgelegenen hinüberſpringe. Wagt es einer, ſo weiß man ihm keinen Dank, ja man gewährt ihm, wenn er es auch recht macht, keinen beſondern Beifall.

Nun fühlt aber der lebhafte Menſch ſich um ſein Selbſtwillen, und nicht fürs Publicum da, er mag ſich nicht an irgend einem Einerlei abmüden und abſchleifen, er ſucht ſich von andern Seiten Erholung. Auch iſt jedes energiſche Talent ein allgemeines, das überall hinſchaut und ſeine Thatigkeit da und dort nach Belieben ausübt. Wir haben Aerzte, die mit Leidenſchaft bauen, Gärten und Fabriken anlegen, Wundärzte als Münzkenner und Beſitzer köſtlicher Sammlungen. Aſtruc, Ludwig des Vierzehnten Leibchirurg, legte zuerſt Meſſer und Sonde an den Pentateuch,

und was ſind nicht überhaupt ſchon die Wiſſenſchaften theilnehmenden Liebhabern, und unbefangenen Gaſtfreunden ſchuldig geworden! Ferner kennen wir Geſchäftsmänner als leidenſchaftliche Romanenleſer und Kartenſpieler, ernſthafte Hausväter jeder andern Unterhaltung die Theaterpoſſe vorziehend. Seit mehreren Jahren wird uns zum Ueberdruß die ewige Wahrheit wiederholt, daß das Menſchenleben aus Ernſt und Spiel zuſammengeſetzt ſey, und daß der weiſeſte und glücklichſte nur derjenige genannt zu werden verdiene, der ſich zwiſchen beiden im Gleichgewicht zu bewegen verſteht, denn auch ungeregelt wünſcht ein jeder das Entgegengeſetzte von ſich ſelbſt, um das Ganze zu haben.

Auf tauſenderlei Weiſe erſcheint dieſes Bedürfniß dem wirkſamen Menſchen aufgedrungen. Wer darf mit unſerm Chladni rechten, dieſer Zierde der Nation? Dank iſt ihm die Welt ſchuldig, daß er den Klang allen Körpern auf jede Weiſe zu entlocken, zuletzt ſichtbar zu machen verſtanden. Und was iſt entfernter von dieſem Bemühen, als die Betrachtung des atmoſphäriſchen Geſteins. Die Umſtände der in unſern Tagen häufig ſich erneuernden Ereigniſſe zu kennen, und zu erwägen, die Beſtandtheile dieſes himmliſch-irdiſchen Products zu entwickeln, die Geſchichte des durch alle Zeiten durchgehenden wunderbaren Phänomens aufzuforſchen, iſt eine ſchöne, würdige

Aufgabe. Wodurch hängt aber dieſes Geſchäft mit jenen zuſammen? etwa durch Donnergepraſſel, womit die Atmoſphärilien zu uns herunterſtürzen? Keineswegs, ſondern dadurch daß ein geiſtreicher, aufmerkender Mann zwei der entfernteſten Naturvorkommenheiten ſeiner Betrachtung aufgedrungen fühlt, und nun eines wie das andere ſtetig und unabläſſig verfolgt. Ziehen wir dankbar den Gewinn der uns dadurch beſchert iſt.

Schickſal der Druckſchrift.

Derjenige, der ſich im Stillen mit einem würdigen Gegenſtande beſchäftigt, in allem Ernſt ihn zu umfaſſen beſtrebt, macht ſich keinen Begriff, daß gleichzeitige Menſchen ganz anders zu denken gewohnt ſind als er, und es iſt ſein Glück: denn er würde den Glauben an ſich ſelbſt verlieren, wenn er nicht an Theilnahme glauben dürfte. Tritt er aber mit ſeiner Meinung hervor, ſo bemerkt er bald daß verſchiedene Vorſtellungsarten ſich in der Welt bekämpfen und ſo gut den Gelehrten als Ungelehrten verwirren. Der Tag iſt immer in Parteien getheilt, die ſich ſelbſt ſo wenig kennen als ihre Antipoden. Jeder wirkt leidenſchaftlich was er vermag, und gelangt ſo weit es gelingen will.

Und ſo ward auch ich, noch ehe mir ein öffentliches Urtheil zukam, durch eine Privatnachricht gar wunderſam getroffen. In einer anſehnlichen

deutſchen Stadt hatte ſich ein Verein wiſſenſchaftlicher Männer gebildet, welche zuſammen, auf theoretiſchem und praktiſchem Wege, manches Gute ſtifteten. In dieſem Kreiſe ward auch mein Heftchen, als eine ſonderbare Novität, eifrig geleſen; allein jedermann war damit unzufrieden, alle verſicherten: es ſey nicht abzuſehen was das heißen ſolle? Einer meiner römiſchen Kunſtfreunde, mich liebend, mir vertrauend, empfand es übel meine Arbeit ſo getadelt, ja verworfen zu hören, da er mich doch, bei einem lange fortgeſetzten Umgange, über mannichfaltige Gegenſtände ganz vernünftig und folgerecht ſprechen hören. Er las daher das Heft mit Aufmerkſamkeit, und ob er gleich ſelbſt nicht recht wußte wo ich hinaus wolle, ſo ergriff er doch den Inhalt mit Neigung und Künſtlerſinn, und gab dem Vorgetragenen eine zwar wunderliche aber doch geiſtreiche Bedeutung.

„Der Verfaſſer, ſagte derſelbe, hat eine eigene, verborgene Abſicht, die ich aber vollkommen deutlich einſehe, er will den Künſtler lehren wie ſproſſende und rankende Blumenverzierungen zu erfinden ſind, nach Art und Weiſe der Alten in fortſchreitender Bewegung. Die Pflanze muß von den einfachſten Blattern ausgehen, die ſich ſtufenweiſe vermannichfaltigen, einſchneiden, vervielfaltigen, und indem ſie ſich vorwärts ſchieben, immer ausgebildeter, ſchlanker und leichter werden, bis ſie ſich in dem größten Reichthum der Blume ver-

ſammeln, um den Samen entweder auszuſchütten, oder gar einen neuen Lebenslauf wieder zu beginnen. Marmorpilaſter auf ſolche Weiſe verziert, ſieht man in der Villa Medicis, und nun verſtehe ich erſt recht wie es dort gemeint iſt. Die unendliche Fülle der Blätter wird zuletzt von der Blume noch übertroffen, ſo daß endlich ſtatt der Samenkörner oft Thiergeſtalten und Genien hervorſpringen, ohne daß man es, nach der vorhergehenden, herrlichen Entwickelungsfolge, nur im mindeſten unwahrſcheinlich fände; ich freue mich nun auf die angedeutete Weiſe gar manchen Zierrath ſelbſt zu erfinden, da ich bisher unbewußt die Alten nachgeahmt habe."

In dieſem Falle war jedoch Gelehrten nicht gut gepredigt, ſie ließen die Erklärung zur Noth hingehen, meinten aber doch: wenn man nichts weiter als die Kunſt im Auge habe und Zierrathen beabſichtige, ſo müſſe man nicht thun als wenn man für die Wiſſenſchaften arbeite, wo dergleichen Phantaſien nicht gelten dürften. Der Künſtler verſicherte mich ſpäter: in Gefolg der Naturgeſetze, wie ich ſie ausgeſprochen, ſey ihm geglückt Natürliches und Unmögliches zu verbinden, und etwas erfreulich Wahrſcheinliches hervorzubringen. Jenen Herrn dagegen habe er mit ſeinen Erklärungen nicht wieder aufwarten dürfen.

Von andern Seiten her vernahm ich ähnliche Klänge; nirgends wollte man zugeben, daß Wiſ-

ſenſchaft und Poeſie vereinbar ſeyen. Man vergaß daß Wiſſenſchaft ſich aus Poeſie entwickelt habe; man bedachte nicht daß, nach einem Umſchwung von Zeiten, beide ſich wieder freundlich, zu beiderſeitigem Vortheil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen könnten.

Freundinnen, welche mich ſchon früher den einſamen Gebirgen, der Betrachtung ſtarrer Felſen gern entzogen hätten, waren auch mit meiner abſtracten Gärtnerei keineswegs zufrieden. Pflanzen und Blumen ſollten ſich, durch Geſtalt, Farbe, Geruch auszeichnen, nun verſchwanden ſie aber zu einem geſpenſterhaften Schemen. Da verſuchte ich dieſe wohlwollenden Gemüther zur Theilnahme durch eine Elegie zu locken, der ein Platz hier gegönnt ſeyn möge, wo ſie, im Zuſammenhang wiſſenſchaftlicher Darſtellung, verſtändlicher werden dürfte, als eingeſchaltet in eine Folge zärtlicher und leidenſchaftlicher Poeſien.

Dich verwirret, Geliebte, die tauſendfältige Miſchung
Dieſes Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen hörſt du an, und immer verdränget
Mit barbariſchem Klang einer den andern im Ohr.
Alle Geſtalten ſind ähnlich, und keine gleichet der andern;
Und ſo deutet das Chor auf ein geheimes Geſetz.
Auf ein heiliges Räthſel. O könnt ich dir, liebliche Freundin,
Ueberliefern ſogleich glücklich das löſende Wort!

Werdend betrachte ſie nun, wie nach und nach ſich die Pflanze
Stufenweiſe geführt, bildet zu Blüthen und Frucht.
Aus dem Samen entwickelt ſie ſich, ſobald ihn der Erde
Stille befruchtender Schooß holde in das Leben entläßt,
Und dem Reize des Lichts, des heiligen, ewig bewegten,
Gleich den zärteſten Bau keimender Blätter empfiehlt.
Einfach ſchlief in dem Samen die Kraft; ein beginnendes Vorbild
Lag, verſchloſſen in ſich, unter die Hülle gebeugt,
Blatt und Wurzel und Keim, nur halb geformet und farblos;
Trocken erhält ſo der Kern ruhiges Leben bewahrt,
Quillet ſtrebend empor, ſich milder Feuchte vertrauend,
Und erhebt ſich ſogleich aus der umgebenden Nacht.
Aber einfach bleibt die Geſtalt der erſten Erſcheinung;
Und ſo bezeichnet ſich auch unter den Pflanzen das Kind.
Gleich darauf ein folgender Trieb, ſich erhebend, erneuet,
Knoten auf Knoten gethürmt, immer das erſte Gebild.
Zwar nicht immer das gleiche; denn mannichfaltig erzeugt ſich,
Ausgebildet, du ſiehſt's, immer das folgende Blatt,
Ausgedehnter, gekerbter, getrennter in Spitzen und Theile,
Die verwachſen vorher ruhten im untern Organ.
Und ſo erreicht es zuerſt die höchſt beſtimmte Vollendung,
Die bei manchem Geſchlecht dich zum Erſtaunen bewegt.
Viel gerippt und gezackt, auf maßig ſtrotzender Fläche,
Scheinet die Fülle des Triebs frei und unendlich zu ſeyn.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Siebenter Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

Doch hier hält die Natur, mit mächtigen Händen, die Bildung
An, und leitet sie sanft in das Vollkommnere hin.
Mäßiger leitet sie nun den Saft, verengt die Gefäße,
Und gleich zeigt die Gestalt zärtere Bildungen an.
Stille zieht sich der Trieb der strebenden Ränder zurücke
Und die Rippe des Stiels bildet sich völliger aus.
Blattlos aber und schnell erhebt sich der zärtere Stengel,
Und ein Wundergebild zieht den Betrachtenden an.
Ringe im Kreise stellet sich nun, gezählet und ohne
Zahl, das kleinere Blatt neben dem ähnlichen hin.
Um die Achse gedrängt entscheidet der bergende Kelch sich,
Der zur höchsten Gestalt farbige Kronen entläßt.
Also prangt die Natur in hoher voller Erscheinung,
Und sie zeiget, gereiht, Glieder an Glieder gestaft.
Immer staunst du aufs neue, so bald sich am Stengel die Blume
Ueber dem schlanken Gerüst wechselnder Blätter bewegt.
Aber die Herrlichkeit wird des neuen Schaffens Verkündung;
Ja, das farbige Blatt fühlet die göttliche Hand,
Und zusammen zieht es sich schnell; die zärtesten Formen,
Zwiefach strebend sie vor, sich zu vereinen bestimmt.
Traulich stehen sie nun, die holden Paare, beisammen,
Zahlreich ordnen sie sich um den geweihten Altar.
Hymen schwebet herbei, und herrlicher Düfte, gewaltig,
Strömen süßen Geruch, alles belebend, umher.
Nun vereinzelt schwellen sogleich unzählige Keime,
Hold in den Mutterschooß schwellender Früchte gehüllt.
Und hier schließt die Natur den Ring der ewigen Kräfte;
Doch ein neuer sogleich faßet den vorigen an.

Daß die Kette ſich fort durch alle Zeiten verlänge
Und das Ganze belebt, ſo wie das Einzelne, freu.
Wende nun, o Geliebte, den Blick zum bunten Gewimmel,
Das verwirrend nicht mehr ſich vor dem Geiſte bewegt.
Jede Pflanze verkündet dir nun die ew'gen Geſetze,
Jede Blume, ſie ſpricht lauter und lauter mit dir.
Aber entzifferſt du hier der Göttin heilige Lettern,
Ueberall ſiehſt du ſie dann, auch in verändertem Zug.
Kriechend zaudre die Raupe, der Schmetterling eile geſchäftig,
Bildſam ändre der Menſch ſelbſt die beſtimmte Geſtalt!
O! gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntſchaft,
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entſproß.
Freundſchaft ſich mit Macht in unſerm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüthen und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannichfach bald die, bald jene Geſtalten,
Still entfaltend, Natur unſern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchſten Frucht gleicher Geſinnungen auf,
Gleicher Anſicht der Dinge, damit in harmoniſchem Anſchaun
Sich verbinde das Paar, fühle die höhere Welt.

Höchſt willkommen war dieſes Gedicht, der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte die lieblichen Bilder auf ſich zu beziehen; und auch ich fühlte mich ſehr glücklich als das lebendige Gleichniß unſere ſchöne vollkommene Neigung ſteigerte und vollendete; von der übrigen liebenswürdigen Geſellſchaft aber hatte ich viel zu erdulden, ſie parodirten meine Verwandlungen durch

märchenhafte Gebilde neckischer, neckender Anspielungen.

Leiden ernsterer Art jedoch waren mir bereitet von auswärtigen Freunden, unter die ich, in dem Jubel meines Herzens, die Frei-Exemplare vertheilt hatte, sie antworteten alle mehr oder weniger in Bonnet's Redensarten: denn seine Contemplation der Natur hatte, durch scheinbare Faßlichkeit, die Geister gewonnen, und eine Sprache in Gang gebracht in der man etwas zu sagen, sich untereinander zu verstehen glaubte. Zu meiner Art mich auszudrücken wollte sich niemand bequemen. Es ist die größte Qual nicht verstanden zu werden, wenn man nach großer Bemühung und Anstrengung, sich endlich selbst und die Sache zu verstehen glaubt; es treibt zum Wahnsinn den Irrthum immer wiederholen zu hören aus dem man sich mit Noth gerettet hat, und peinlicher kann uns nichts begegnen als wenn das was uns mit unterrichteten, einsichtigen Männern verbinden sollte, Anlaß gibt einer nicht zu vermittlenden Trennung.

Ueberdieß waren die Aeußerungen meiner Freunde keineswegs von schonender Art, und es wiederholte sich dem vieljährigen Autor die Erfahrung daß man gerade von verschenkten Exemplaren Unlust und Verdruß zu erleiden hat. Kommt jemanden ein Buch durch Zufall, oder Empfehlung

in die Hand, er lieſ't es, kauft es auch wohl: überreicht ihm aber ein Freund mit behaglicher Zuverſicht ſein Werk, ſo ſcheint es als ſey es darauf abgeſehen ein Geiſtes-Uebergewicht aufzudringen. Da tritt nun das radicale Böſe in ſeiner häßlichſten Geſtalt hervor, als Neid und Widerwille gegen frohe, eine Herzensangelegenheit vertrauende Perſonen. Mehrere Schriftſteller die ich befragte waren mit dieſem Phänomen der unſittlichen Welt auch nicht unbekannt.

Einen Freund und Gönner jedoch, welcher, während der Arbeit ſo wie nach deren Vollendung, treulich eingewirkt, muß ich an dieſer Stelle rühmen. Carl von Dalberg war es, ein Mann der wohl verdient hätte das ihm angeborne und zugedachte Glück in friedlicher Zeit zu erreichen, die höchſten Stellen durch unermüdete Wirkſamkeit zu ſchmücken und den Vortheil derſelben mit den Seinigen bequem zu genießen. Man traf ihn ſtets rührig, theilnehmend, fördernd, und wenn man ſich auch ſeine Vorſtellungsart im Ganzen nicht zueignen konnte, ſo fand man ihn doch im Einzelnen jederzeit geiſtreich überhelfend. Bei aller wiſſenſchaftlichen Arbeit bin ich ihm viel ſchuldig geworden, weil er das mir eigenthümliche Hinſtarren auf die Natur zu bewegen, zu beleben wußte. Denn er hatte den Muth, durch gewiſſe gelenke Wortformeln, das Angeſchaute zu vermitteln, an den Verſtand heran zu bringen.

Eine günſtige Recenſion in den Göttinger Anzeigen, Februar 1791, konnte mir nur bald genügen. Daß ich mit ausnehmender Klarheit meinen Gegenſtand behandelt war mir zugeſtanden, der Recenſent legte den Gang meines Vortrags kürzlich und reinlich dar, wohin es aber dente war nicht ausgeſprochen, und ich daher nicht gefördert. Da man mir nun zugab daß ich den Weg ins Wiſſen von meiner Seite wohl gebahnt habe, ſo wünſchte ich brünſtig, daß man mir von dort der entgegen käme: denn es war mir gar nichts daran gelegen hier irgendwo Fuß zu faſſen, ſondern ſo bald als möglich durch dieſe Regionen, unterrichtet und aufgeklärt, durchzuſchreiten. Da es aber nicht nach meinen Hoffnungen und Wünſchen erging, ſo blieb ich meinen bisherigen Anſtalten getreu. Herbarien wurden zu dieſem Zwecke geſammelt, ich verwahrte ſogar manche Merkwürdigkeit in Spiritus, ließ Zeichnungen verfertigen, Kupfertafeln ſtechen, alles das ſollte der Fortſetzung meiner Arbeit zu gute kommen. Der Zweck war die Haupterſcheinung vor Augen zu bringen, und die Anwendbarkeit meines Vortrags zu bethätigen. Nun ward ich aber unverhofft in ein höchſt bewegliches Leben hingeriſſen. Meinem Fürſten folgte ich, und alſo dem preußiſchen Heer nach Schleſien, in die Champagne, zur Belagerung von Mainz. Dieſe drei Jahre hintereinander waren auch für mein wiſſenſchaftliches Beſtreben höchſt vortheil-

haft. Ich ſah die Erſcheinungen der Natur in offner Welt, und brauchte nicht erſt einen zwirnsfädigen Sonnenſtrahl in die finſterſte Kammer zu laſſen, um zu erfahren, daß Hell und Dunkel Farben erzeuge. Dabei bemerkte ich kaum die unendliche Langeweile des Feldzugs, die höchſt verdrießlich iſt wenn Gefahr dagegen uns belebt und ergötzt. Ununterbrochen waren meine Betrachtungen, unausgeſetzt das Aufzeichnen des Bemerkten, und mir, dem unſchreibſeligen, ſtand der gute Genius abermals ſchönſchreibend zur Seite, der mir in Carlsbad und früher ſo förderlich geweſen.

Da mir nun alle Gelegenheit entzogen war in Büchern mich umzuſehen, benutzte ich meine Druckſchrift gelegentlich daß ich gelehrte Freunde, welche der Gegenſtand intereſſirte, bittend anging, mir zu Liebe, in ihrem weit verbreiteten Leſekreis gefällig Acht zu geben, was ſchon über dieſe Materie geſchrieben und überliefert wäre: denn ich war längſt überzeugt es gebe nichts Neues unter der Sonne, und man könne gar wohl in den Ueberlieferungen ſchon angedeutet finden, was wir ſelbſt gewahr werden und denken, oder wohl gar hervorbringen. Wir ſind nur Originale weil wir nichts wiſſen.

Jener Wunſch aber ward mir gar glücklich erfüllt, als mein verehrter Freund, Friedrich Auguſt Wolf, mir ſeinen Namensvetter andeutete, der längſt auf der Spur geweſen die ich nun auch ver-

folgte. Welcher Vortheil mir dadurch geworden weiſ't ſich zunächſt aus.

Entdeckung eines trefflichen Vorarbeiters.

Caspar Friedrich Wolf, geboren zu Berlin im Jahr 1733, ſtudirt zu Halle, promovirt 1759, ſeine Diſſertation Theoria generationis ſetzt viele mikroſkopiſche Beobachtungen und ein ernſtes, anhaltendes Nachdenken voraus, wie man ſie von einem ſechsundzwanzigjährigen jungen Manne kaum erwarten darf. Nun praktizirt er in Breslau, lieſ't zugleich Phyſiologie und andere Collegien im Lazareth daſelbſt. Nach Berlin berufen, ſetzt er ſeine Vorleſungen fort, er wünſcht ſeinen Zuhörern einen vollſtändigen Begriff von der Generation zu geben, läßt deßhalb 1764 einen deutſchen Octavband drucken, deſſen erſte Abtheilung hiſtoriſch und polemiſch, die zweite dogmatiſch und didaktiſch iſt. Hierauf wird er als Akademiker nach St. Petersburg verſetzt, wo er denn in den Commentarien und Acten von 1767 bis 1792 als ein fleißiger Mitarbeiter erſcheint. Alle ſeine Aufſätze beweiſen daß er ſowohl ſeinem Studiengange als ſeinen Ueberzeugungen durchaus treu geblieben, bis an ſein Ende, welches 1794 erfolgte. Seine Mitbrüder drucken ſich folgendermaßen über ihn aus:

„Er brachte nach St. Petersburg schon den wohlbefestigten Ruf eines gründlichen Anatomen und tiefsinnigen Physiologen, einen Ruf den er in der Folge zu erhalten und zu vermehren wußte, durch die große Zahl trefflicher Aufsätze, welche in den Sammlungen der Akademie verbreitet sind. Er hatte sich schon früher berühmt gemacht, durch eine tief und gründlich gedachte Probeschrift über die Zeugung, und durch den Streit in welchen er deßhalb mit dem unsterblichen Haller gerieth, der, ungeachtet ihrer Meinungsverschiedenheit, ihn immer ehrenvoll und freundschaftlich behandelte. Geliebt und geschätzt von seinen Mitgenossen, sowohl seines Wissens, als wegen seiner Geradheit und Sanftmuth, verschied er im einundsechzigsten Jahre seines Alters, vermißt von der ganzen Akademie, bei der er seit siebenundzwanzig Jahren sich als thätiges Mitglied erwiesen hatte. Weder die Familie noch seine hinterlassenen Papiere konnten irgend etwas liefern, woraus man einigermaßen eine umständlichere Lebensbeschreibung hätte bilden können. Aber die Einförmigkeit, in welcher ein Gelehrter einsam und eingezogen lebte, der seine Jahre nur im Studirzimmer zubrachte, gibt so wenig Stoff zu Biographie, daß wir wahrscheinlich hiebei nicht viel vermissen. Der eigentliche, bedeutende und nützliche Theil vom Leben eines solchen Mannes ist in seinen Schriften aufbewahrt, durch sie wird sein Name der Nachwelt überliefert, also

indem uns eine Lebensbeschreibung abgeht, geben wir das Verzeichniß seiner akademischen Arbeiten, welches gar wohl für eine Lobrede (Eloge) gelten kann, denn es läßt mehr als die schönsten Redensarten die Größe des Verlusts empfinden den wir durch seinen Tod erleiden."

Also schätzte und ehrte eine fremde Nation öffentlich schon vor zwanzig Jahren unsern trefflichen Landsmann, den eine herrschende Schule, mit der er sich nicht vereinigen konnte, schon früh aus seinem Vaterlande hinausgeschoben hatte, und ich freue mich bekennen zu dürfen daß ich, seit mehr als fünfundzwanzig Jahren, von ihm und an ihm gelernt habe. Wie wenig bekannt er jedoch diese Zeit in Deutschland gewesen, zeugt unser so verdiente als redliche Meckel, bei Gelegenheit einer Uebersetzung des Aufsatzes über die Bildung des Darmcanals im bebrüteten Hühnchen. Halle 1812.

Möge mir die Parze vergönnen, umständlich darzulegen, wie ich seit so vielen Jahren mit und neben diesem vorzüglichen Manne gewandelt, wie ich dessen Charakter, Ueberzeugung und Lehre zu durchdringen gesucht, wie weit ich mit ihm übereinstimmen können, wie ich mich zu ferneren Fortschritten angetrieben fühlte, jedoch ihn immer dankbar im Auge behalten. Gegenwärtig ist nur von seiner Ansicht der Pflanzenverwandlung die Rede, die er schon in seiner Probeschrift, und deren deut-

ſcher weitern Ausführung an den Tag legte, am deutlichſten aber im erſt genannten akademiſchen Aufſatze zuſammen gefaßt und ausgeſprochen hat. Ich nehme daher dieſe Stellen nach der Meckel'ſchen Ueberſetzung hier dankbar auf, und füge nur wenige Anmerkungen hinzu, um auf dasjenige hinzudeuten, was ich in der Folge ausführlicher entwickeln möchte.

Caspar Friedrich Wolf

über Pflanzenbildung.

„Ich verſuchte die meiſten Theile der Pflanzen welche die größte Aehnlichkeit mit einander haben, deßhalb leicht verglichen werden können, die Blatter nämlich, den Kelch, die Blumenblatter, die Fruchthülle, den Samen, den Stengel, die Wurzel ihrer Entſtehung nach zu erklaren. Da beſtatigte ſich denn, daß die verſchiedenen Theile, woraus die Pflanzen beſtehen, einander außerordentlich ähnlich ſind, und deßhalb ihrem Weſen und ihrer Entſtehungsweiſe nach leicht erkannt werden. In der That bedarf es keines großen Scharfſinns, um, beſonders bei gewiſſen Pflanzen, zu bemerken daß der Kelch ſich von den Blättern nur wenig unterſcheidet und, um es kurz zu ſagen, nichts als eine Sammlung mehrerer kleinerer und unvollkommnerer Blätter iſt. Sehr deutlich ſieht man dieß bei mehrern jährigen Pflanzen mit zuſammengeſetzten Blu-

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

men, wo die Blätter allmählich deſto kleiner, unvollkommner und zahlreicher werden, und deſto näher an einander rücken, je höher ſie am Stamme ſtehen, bis endlich die letzten, unmittelbar unter der Blume befindlichen, äuſſerſt klein und dicht zuſammengedrängt, die Blätter des Kelches darſtellen und, zuſammengenommen, den Kelch ſelbſt bilden.

Nicht weniger deutlich iſt auch die Fruchthülle aus mehrern Blättern zuſammengeſetzt, nur mit dem Unterſchiede, daß die Blätter, welche im Kelche bloß zuſammengedrängt ſind, hier mit einander verſchmelzen. Die Richtigkeit dieſer Meinung beweiſ't nicht bloß das Aufſpringen mehrerer Samenkapſeln und das freiwillige Zerfallen derſelben in ihre Blätter, als in die Theile woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, ſondern ſchon die bloße Betrachtung und die äußere Anſicht der Fruchthülle. Endlich ſind ſelbſt die Samen, ungeachtet ſie auf den erſten Anblick nicht die geringſte Aehnlichkeit mit Blättern haben, doch in der That wieder nichts als verſchmolzne Blätter; denn die Lappen, in welche ſie ſich ſpalten, ſind Blätter, aber unter allen der ganzen Pflanze am unvollkommenſten entwickelt, unförmlich, klein, dick, hart, ſaftlos und weiß. Jeder Zweifel an der Richtigkeit dieſer Behauptung wird gehoben, wenn man ſieht, wie dieſe Lappen, ſobald der Samen der Erde anvertrauet wird, damit die, in der mütterlichen Pflanze un-

terbrochene, Vegetation fortgeſetzt werde, ſich in die vollkommenſten, grünen, ſaftigen Blätter, die ſogenannten Samenblatter, umwandeln. Daß aber auch die Blumenkrone und die Staubgefäße weiter nichts als modificirte Blätter ſind, wird aus einzelnen Beobachtungen wenigſtens ſehr wahrſcheinlich. Man ſieht nämlich nicht ſelten die Blatter des Kelches in Blumenblätter und umgekehrt dieſe in Kelchblatter übergehen. Wenn nun die Kelchblatter wahre Blatter, die Blumenblatter aber nichts als Kelchblatter ſind: ſo iſt es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß auch die Blumenblatter modificirte wahre Blätter ſind. Auf ähnliche Weiſe ſieht man auch in den Linneiſchen Polyandriſten die Staubfaden häufig ſich in Blumenblätter verwandeln und dadurch gefüllte Blumen bilden, umgekehrt aber Blumenblatter in Staubfaden übergehen, woraus ſich wieder ergibt, daß auch die Staubgefaße ihrem Weſen nach eigentlich Blatter ſind. Mit einem Worte, in der ganzen Pflanze, deren Theile auf den erſten Anblick ſo außerordentlich von einander abweichen, ſieht man, wenn man alles reiflich erwägt, nichts als Blätter und Stengel, indem die Wurzel zu dieſem gehört. Dieſe ſind die nachſten, unmittelbaren und zuſammengeſetzten Theile derſelben, die entfernten und einfachen, woraus dieſe wieder gebildet werden, ſind Gefaße und Blaschen.

Wenn alſo alle Theile der Pflanze, den Stengel

ausgenommen, auf die Form des Blattes zurückgeführt werden können, und nichts als Modificationen derselben sind: so ergibt sich leicht, daß die Generationstheorie der Pflanzen nicht sehr schwer zu entwickeln ist; und zugleich ist der Weg bezeichnet, den man einschlagen muß, wenn man diese Theorie liefern will. Zuerst muß durch Beobachtungen ausgemittelt werden auf welche Weise die gewöhnlichen Blatter sich bilden, oder, was gleichbedeutend ist, wie die gewöhnliche Vegetation vor sich geht, auf welchen Gründen sie beruht und durch welche Kräfte sie wirklich wird. Ist man hierüber im Reinen: so müssen die Ursachen, die Umstände und Bedingungen erforscht werden, welche in den obern Theilen der Pflanze, wo die, dem Anscheine nach, neuen Erscheinungen sich darbieten und die scheinbar verschiedenen Theile sich entwickeln, die allgemeine Vegetationsweise so modificiren, daß an der Stelle gewöhnlicher Blatter diese eigenthümlich gebildeten zum Auftritt kommen. Nach diesem Plane verfuhr ich fruherhin und fand, daß alle diese Modificationen in der allmahlichen Abnahme der Vegetationskraft begründet sind, die in dem Maaße sich vermindert als die Vegetation langer fortgesetzt wird und endlich ganz verschwindet; daß folglich das Wesen aller dieser Abanderungen der Blatter eine unvollkommnere Ausbildung derselben ist. Es war mir leicht, durch eine Menge von Versuchen diese allmahliche

Annahme der Vegetation und ihrer Urſache, deren genaue Angabe hier zu weitläufig wäre, zu erweiſen und aus dieſem Fundament allein alle die neuen Phänomene, welche die Blüthen- und Fruchttheile, die ſo ſehr von den übrigen Blättern verſchieden ſcheinen, darbieten, und ſelbſt eine Menge von Kleinigkeiten zu erklären, die damit in Beziehung ſtehen.

So findet man den Gegenſtand, wenn man die Bildungsgeſchichte der Pflanzen unterſucht; ganz verſchieden aber iſt alles, wenn man ſich zu den Thieren wendet."

Wenige Bemerkungen.

Indem ich zu Vorſtehendem einiges zu bemerken gedenke, muß ich mich hüten nicht zu tief in die Darſtellung der Denkweiſe und Lehre des vorzüglichen Mannes, wie es wohl künftig geſchehen möchte, einzugehen; ſo viel reiche hin weiteres Nachdenken zu erregen.

Die Identität der Pflanzentheile bei aller ihrer Beweglichkeit, erkennt er ausdrücklich an; doch hindert ihn ſeine einmal angenommene Erfahrungsweiſe den letzten, den Hauptſchritt zu thun. Weil nämlich die Präformations- und Einſchachtelungslehre, die er bekämpft, auf einer bloßen äußerſinnlichen Einbildung beruht, auf einer Annahme die man zu denken glaubt, aber in der Sinnen-

welt niemals darſtellen kann; ſo ſetzt er als Grundmaxime aller ſeiner Forſchungen: daß man nichts annehmen, zugeben und behaupten könne, als was man mit Augen geſehen und andern jederzeit wieder vorzuzeigen im Stande ſey. Deßhalb iſt er immer bemüht auf die Anfange der Lebensbildung durch mikroſkopiſche Unterſuchungen zu dringen, und ſo die organiſchen Embryonen von ihrer frühſten Erſcheinung bis zur Ausbildung zu verfolgen. Wie vortrefflich dieſe Methode auch ſey, durch die er ſo viel geleiſtet hat; ſo dachte der treffliche Mann doch nicht, daß es ein Unterſchied ſey zwiſchen Sehen und Sehen, daß die Geiſtes-Augen mit den Augen des Leibes in ſtetem lebendigen Bunde zu wirken haben, weil man ſonſt in Gefahr gerath zu ſehen und doch vorbeizuſehen.

Bei der Pflanzenverwandlung ſah er daſſelbige Organ ſich immerfort zuſammenziehen, ſich verkleinern; daß aber dieſes Zuſammenziehen mit einer Ausdehnung abwechſele, ſah er nicht. Er ſah daß es ſich an Volum verringere und bemerkte nicht daß es ſich zugleich veredle, und ſchrieb daher den Weg zur Vollendung, widerſinnig, einer Verkümmerung zu.

Dadurch ſchnitt er ſich ſelbſt den Weg ab auf welchem er unmittelbar zur Metamorphoſe der Thiere gelangen konnte, dagegen ſpricht er entſchieden aus: mit der Entwickelung der Thiere ſey es ein ganz anderes. Da aber ſeine Verfahrungs-

art die richtige iſt, ſeine Beobachtungsgabe die genaueſte; da er darauf dringt daß organiſche Entwickelung genau beobachtet, die Geſchichte derſelben jeder Beſchreibung des fertigen Theils vorausgeſchickt werden ſolle: ſo kommt er, obgleich mit ſich ſelbſt im Widerſpruch, immer aufs Rechte.

Wenn er daher die Analogie der Form verſchiedener organiſchen Theile des innern Thieres an einer Stelle abläugnet, ſo läßt er ſie an der andern willig gelten; zu jenem wird er dadurch veranlaßt, daß er einzelne gewiſſe Organe, die freilich keine Gemeinſchaft mit einander haben, untereinander vergleicht. Z. B. Darmcanal und Leber, Herz und Gehirn; zu dem andern hingegen wird er geführt, wenn er Syſtem gegen Syſtem hält, da ihm denn die Analogie ſogleich in die Augen tritt, und er ſich zu dem kühnen Gedanken erhebt: daß hier wohl eine Verſammlung von mehreren Thieren ſeyn könne.

Doch ich darf hier getroſt ſchließen, da eines ſeiner vorzüglichſten Werke, durch das Verdienſt unſeres verehrten Meckels, zur Kenntniß eines jeden Deutſchen gelangte.

Drei günſtige Recenſionen.

Um die Autorſchaft iſt es eine eigene Sache! Sich um das was man geleiſtet hat zu viel oder zu wenig bekümmern, eins möchte wohl ein Fehler

wie das andere ſeyn. Freilich will der lebendige Menſch aufs Leben wirken und ſo wünſcht er daß ſeine Zeit nicht ſtumm gegen ihn bleibe. Ich habe mich bei äſthetiſchen Arbeiten über den Augenblick nicht zu beklagen, doch war ich mit mir ſelbſt übereingekommen und fühlte wenig Genuß am Beifall und von der Mißbilligung wenig Aerger. Jugendlicher Leichtſinn, Stolz und Uebermuth halfen über alles weg was einigermaßen unangenehm geweſen wäre. Und dann gibt, im höhern Sinne, das Gefühl daß man das alles allein thue und thun müſſe, daß bei dieſen Productionen uns niemand helfen kann, dem Geiſt eine ſolche Kraft daß man ſich über jedes Hinderniß erhoben fühlt. Auch iſt es eine freundliche Gabe der Natur, das Hervorbringen ſelbſt ein Vergnügen und ſein eigner Lohn, ſo daß man glaubt, keine weitere Anforderung machen zu dürfen.

Im Wiſſenſchaftlichen hab' ich es anders befunden: denn um hier zu irgend einer Art von Grund und Beſitz zu gelangen, erfordert's Fleiß, Mühe, Anſtrengung und was noch mehr iſt, wir fühlen daß hier der Einzelne nicht hinreicht. Wir dürfen nur in die Geſchichte ſehen, ſo finden wir daß es einer Folge von begabten Männern durch Jahrhunderte durch bedurfte, um der Natur und dem Menſchenleben etwas abzugewinnen. Von Jahr zu Jahr ſehen wir neue Entdeckungen und überzeugen uns daß hier ein gränzenloſes Feld ſey.

Wie wir also hier mit Ernst arbeiten nicht um unserer selbst, sondern um einer würdigen Sache willen, so verlangen wir, indem wir die Bemühungen anderer anerkennen, auch anerkannt zu seyn; wir sehnen uns nach Hülfe, Theilnahme, Förderniß. Auch daran hätte es mir nicht gefehlt, wäre ich aufmerksamer gewesen auf das was in der gelehrten Welt vorging; allein das rastlose Bestreben mich nach allen Seiten auszubilden, das mich gerade in dem Moment überfiel als die ungeheuren Weltbegebenheiten uns innerlich beunruhigten, äußerlich bedrängten, waren Ursache daß ich gar nicht darnach fragen konnte, was man von meinen wissenschaftlichen Arbeiten halte. Daher mir denn der wundersame Fall begegnete daß zwei der Metamorphose der Pflanzen sehr günstige Recensionen: eine in der Gothaischen Gelehrtenzeitung vom 23 April 1791, die andere in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek Bd. 116. S. 477 mir erst sehr spät vor Augen kamen, und als hätte ein günstiges Geschick mir etwas Angenehmes aufsparen wollen gerade zu der Zeit mir begegneten, als man in einem andern Felde, von allen Seiten her, gegen mich auf die schnödeste Weise zu verfahren sich erlaubte.

Andere Freundlichkeiten.

Außer diesen Aufmunterungen belohnte mich auch die Aufnahme meiner kleinen Schrift in eine Gothaische Encyklopädie, woraus mir wenigstens hervorzugehen schien, daß man meiner Arbeit einigen Nutzen ins Allgemeine zutraue.

Jussieu hatte, in seiner Einleitung zur Pflanzenlehre, der Metamorphose gedacht, aber nur bei Gelegenheit der gefüllten und monstrosen Blumen. Daß hier auch das Gesetz der regelmäßigen Bildung zu finden sey ward nicht klar.

Usteri, in der Zürcher Ausgabe des Jussieuschen Werks 1791, verspricht in seiner Zugabe zu jener Einleitung sich über diesen Gegenstand zu erklären, indem er sagt: De Metamorphosi Plantarum egregie nuper Goethe V. Cl. egit, ejus libri analysin uberiorem dabo. Leider haben uns, mich aber besonders, die nachfolgenden stürmischen Zeiten der Bemerkungen dieses vorzüglichen Mannes beraubt.

Willdenow, im Grundriß der Krauterkunde 1792, nimmt keine Kenntniß von meiner Arbeit, sie ist ihm jedoch nicht unbekannt, denn er sagt pag. 343: „Das Leben der Pflanze ist also, wie Herr Goethe ganz artig sagt, ein Ausdehnen und Zusammenziehen, und jene Abwechselungen machen die verschiedenen Perioden des Lebens aus.“ Das artig kann ich mir denn wohl gefallen lassen,

besonders an der ehrenvollen Stelle wo das Citat steht; das egregie des Herrn Ustert ist denn aber doch viel artiger und verbindlicher.

Auch andere Naturforscher bezeigten mir einige Aufmerksamkeit. Batsch zum Beweise seiner Neigung und Dankbarkeit bildet eine Goethia und ist freundlich genug sie unter semper vivum zu setzen; sie erhielt sich aber nicht im System. Wie sie jetzt heißen mag wüßt' ich nicht anzugeben.

Wohlwollende Männer auf dem Westerwald entdecken ein schönes Mineral und nennen es mir zu lieb und Ehren Goethit; den Herren Cramer und Achenbach bin ich dafür noch vielen Dank schuldig, obgleich diese Benennung auch schnell aus der Oryctognosie verschwand. Es hieß auch Rubinglimmer, gegenwärtig kennt man es unter der Bezeichnung Prosiderit. Mir war es genug daß bei einem so schönen Naturproduct man auch nur einen Augenblick an mich gedacht hatte.

Einen dritten Versuch meinem Namen in der Wissenschaft ein Denkmal zu setzen machte in der letzten Zeit, in Erinnerung früherer guter Verhältnisse, Professor Fischer, welcher 1811 in Moskau Prodromum craniologiae comparatae herausgab, worin er Observata quaedam de osse epactali, sive Goethiano palmigradorum verzeichnet und mir die Ehre erweist eine Abtheilung des Hinterhauptsknochens, der ich bei meinen Untersuchungen einige Aufmerksamkeit geschenkt, nach

Inhalt.

Die Laune des Verliebten.
Die Mitschuldigen.
Die Geschwister.
Mahomet.
Tancred.

meinem Namen zu nennen. Schwerlich wird auch dieſer gute Wille ſeinen Zweck erreichen, und ich werde mir nach wie vor gefallen laſſen auch ein ſo freundliches Denkmal aus den wiſſenſchaftlichen Bezeichnungen verſchwinden zu ſehen.

Sollte jedoch meine Eitelkeit einigermaßen gekränkt ſeyn, daß man weder bei Blumen, Minern, noch Knöchelchen meiner weiter gedenken mag, ſo kann ich mich an der wohlthätigen Theilnahme eines höchſt geſchätzten Freundes genugſam erholen. Die deutſche Ueberſetzung ſeiner Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebſt einem Naturgemälde der Tropenländer ſendet mir Alexander von Humboldt mit einem ſchmeichelhaften Bilde, wodurch er andeutet, daß es der Poeſie auch wohl gelingen könne den Schleier der Natur aufzuheben; und wenn Er es zugeſteht, wer wird es läugnen? Ich halte mich verpflichtet meinen Dank deßhalb öffentlich auszuſprechen.

Und vielleicht wäre es hier gar wohl ſchicklich gleichfalls dankbarlich anzuerkennen, wie manche Akademie der Wiſſenſchaften, manche zu deren Fördernis thätige Geſellſchaft mich zu ihrem Mitglied freundlich aufnehmen wollen. Und ſollte man mir verargen dieſes alles ganz unbewunden von mir ſelbſt zu ſagen, ſollte man dergleichen als ein unziemliches Eigenlob anſehen, ſo werde ich nächſtens Gelegenheit ergreifen eben ſo frei und ohne Hinterhalt zu erzählen, wie unfreundlich und

widerwärtig man ſeit ſechsundzwanzig Jahren meine wiſſenſchaftlichen Bemühungen in einem verwandten Felde behandelt hat.

Nun aber zu fernern vergnüglichen Bemühungen in dem heitern Pflanzenreiche! da mir, ſo eben wie ich Vorſtehendes zum Druck ſende, abermals eine höchſt erfreuliche Belohnung meines Wirkens und Ausharrens zu Theil wird. Denn ich finde, in des verdienteſten Kurt Sprengels Geſchichte der Botanik, eben als ich ſie zur Ueberſicht des Werdens einer ſo hochgeſchätzten Wiſſenſchaft durchſchaue, auch meiner Arbeit in Ehren gedacht. Und wo kann man ſich eine größere Belohnung denken als von ſolchen Männern gebilligt zu werden, die man bei ſeinem Unternehmen immer als Protagoniſten vor Augen gehabt!

Rückblick.

Es iſt ein großes Glück, wenn man bei zunehmenden Jahren ſich über den Wechſel der Zeitgeſinnung nicht zu beklagen hat. Die Jugend ſehnt ſich nach Theilnahme, der Mann fordert Beifall, der Greis erwartet Zuſtimmung, und wenn jene meiſt ihr beſchieden Theil empfangen, ſo ſieht ſich dieſer gar oft um ſeinen Lohn verkürzt: denn wenn er ſich auch nicht ſelbſt überlebt, ſo leben Andere über ihn hinaus, ſie eilen ihm vor,

es entwickeln, es verbreiten sich Denk- und Handelsweisen die er nicht ahnete.

Mir dagegen ist jenes erwünschte Loos gefallen. Jünglinge gelangten auf den Weg, dessen ich mich erfreue, theils veranlaßt durch meine Verübung, theils auf der Bahn wie sie der Zeitgeist eröffnete. Stockung und Hemmung sind nunmehr kaum denkbar; eher vielleicht Voreil und Uebertreiben als Krebsgang und Stillstand. In so guten Tagen, die ich dankbar genieße, erinnert man sich kaum jener beschränkten Zeit, wo einem ernsten treuen Bestreben niemand zu Hülfe kam. Einiges mag hier stehn als Beispiel und Andenken.

Kaum hatte mein erstes der Natur gewidmetes Werkchen einiges, und zwar ungünstiges Aufsehen gemacht, als ich auf Reisen zu einem würdigen, bejahrten Mann gelangte, den ich in jedem Sinne zu verehren und, weil er mich immerfort begünstigte, zu lieben hatte. Nach dem ersten heiteren Willkommen bemerkte er mir einigermaßen bedenklich: er habe gehört daß ich Botanik zu studiren anfange, wovon er mir ernstlich abzurathen Ursache habe: denn ihm selbst sey ein Versuch mißglückt diesem Zweige sich zu nahern. Statt fröhlicher Natur habe er Nomenclatur und Terminologie gefunden und eine so ängstliche Kleinlichkeitslust den Geist ertödtend und jede freiere Bewegung

deſſelben hemmend und lähmend. Er rathe mir daher wohlmeinend, ich ſolle nicht die ewig blühenden Felder der Poeſie mit Provincial-Floren, botaniſchen Gärten und Gewächshäuſern, am wenigſten mit getrockneten Herbarien vertauſchen.

Ob ich nun gleich vorausſah, wie ſchwer es werden möchte den wohlwollenden Freund von meinen Endzwecken und Bemühungen zu unterrichten und zu überzeugen, ſo begann ich doch ihm zu geſtehen, daß ein Heft über Metamorphoſe der Pflanzen von mir ausgegangen ſey. Er ließ mich nicht ausreden, ſondern fiel mir freudig ins Wort, nun ſey er zufrieden, getröſtet und von ſeinem Irrthum geheilt. Er ſehe wohl ein daß ich die Sache nach Ovids Weiſe genommen und er freue ſich ſchon voraus zu erfahren wie ich die Hyacinthen, Clytien und Narciſſe gar lieblich werde ausgeſtattet haben. Das Geſpräch wandte ſich nun zu andern Dingen die ſeinen vollkommenen Beifall hatten.

So entſchieden wurde damals verkannt was man wollte und wünſchte: denn es lag ganz außer dem Geſichtskreiſe der Zeit. Vereinzelt behandelte man ſämmtliche Thätigkeiten; Wiſſenſchaft und Künſte, Geſchäftsführung, Handwerk und was man ſich denken mag, bewegte ſich im abgeſchloſſenen Kreiſe. Jedem Handelnden war Ernſt in ſich, deßwegen arbeitete er aber auch nur für ſich und auf ſeine Weiſe, der Nachbar blieb ihm völlig fremd und ſie entfremdeten ſich gegenſeitig. Kunſt und Poeſie

berührten einander kaum, an lebendige Wechselwirkung war gar nicht zu denken, Poeſie und Wiſſenſchaft erſchienen als die größten Widerſacher.

Indem ſich nun jeder einzelne Wirkungskreis abſonderte, ſo vereinzelte, zerſplitterte ſich auch in jedem Kreiſe die Behandlung. Nur ein Hauch von Theorie erregte ſchon Furcht: denn ſeit mehr als einem Jahrhundert hatte man ſie wie ein Geſpenſt geflohen, und bei einer fragmentariſchen Erfahrung ſich doch zuletzt den gemeinſten Vorſtellungen in die Arme geworfen. Niemand wollte geſtehen, daß eine Idee, ein Begriff der Beobachtung zum Grunde liegen, die Erfahrung befördern, ja das Finden und Erfinden begünſtigen könne.

Nun mußte es wohl begegnen, daß man in Schriften oder im Geſpräch irgend eine Bemerkung vorbrachte, die dergleichen braven Männern gefiel, ſo daß ſie ſolche vereinzelt gern auf- und annahmen; da wurde man denn gelobt, ſie nannten es einen glücklichen Wurf und ſchrieben mit Behagen dem der es mittheilte einen gewiſſen Scharfſinn zu, weil Scharfſinn auch ihnen im Einzelnen wohl zu Gebote ſtand. Sie retteten hiedurch ihre eigne Inconſequenz, indem ſie einem Anderen außerhalb der Folge irgend einen guten Gedanken zugaben.

Nacharbeiten und Sammlungen.

Weil die Lehre der Metamorphoſe überhaupt nicht in einem ſelbſtſtändigen abgeſchloſſenen Werke verfaßt, ſondern eigentlich nur als Muſterbild aufgeſtellt werden kann, als Maaßſtab, woran die organiſchen Weſen gehalten, wonach ſie gemeſſen werden ſollen; ſo war das Nachſte und Natürlichſte, daß ich, um tiefer in das Pflanzenreich einzudringen, mir einen Begriff der verſchiedenen Geſtalten und ihres Entſtehens im Einzelnen auszubilden ſuchte. Da ich aber auch die Arbeit, die ich angefangen, ſchriftlich fortzuſetzen, und das was ich überhaupt angedeutet hatte ins Beſondere durchzuführen dachte, ſo ſammelte ich Beiſpiele des Bildens, Umbildens und Verbildens, womit die Natur ſo freigebig iſt. Ich ließ manches was mir belehrend ſchien abzeichnen, anfärben, in Kupfer ſtechen und bereitete ſo die Fortſetzung meiner erſten Arbeit, indem ich zugleich bei den verſchiedenen Paragraphen meines Aufſatzes die auffallenden Erſcheinungen fleißig nachtrug.

Durch den fördernden Umgang mit Batſch waren mir die Verhältniſſe der Pflanzenfamilien nach und nach ſehr wichtig geworden, nun kam mir Uſteri's Ausgabe des Juſſieu'ſchen Werks gar wohl zu ſtatten; die Acotyledonen ließ ich liegen und betrachtete ſie nur wenn ſie ſich einer entſchiedenen Geſtalt näherten. Jedoch konnte mir nicht verborgen bleiben

daß die Betrachtung der Monocotyledonen die schnellste Ansicht gewähre, indem sie wegen Einfalt ihrer Organe die Geheimnisse der Natur offen zur Schau tragen und sowohl vorwärts, zu den entwickeltern Phanerogamen, als rückwärts, zu den geheimen Cryptogamen hindeuten.

Im bewegten Leben, durch fremdartige Beschäftigungen, Zerstreuung und Leidenschaft hin und wieder getrieben, begnügte ich mich das Erworbene bei mir selbst zu bearbeiten und für mich zu nutzen. Mit Vergnügen folgte ich dem Grillenspiel der Natur, ohne mich weiter darüber zu äußern. Die großen Bemühungen Humboldts, die ausführlichen Werke sämmtlicher Nationen gaben Stoff genug zu stiller Betrachtung. Endlich wollte sie sich mir wieder zur Thätigkeit bilden; aber als ich meine Träume der Wirklichkeit zu nähern gedachte, waren die Kupferplatten verloren, Lust und Muth sie wieder herzustellen fand sich nicht ein. Indessen hatte diese Vorstellungsart junge Gemüther ergriffen, sich lebhafter und folgereicher entwickelt als ich gedacht, und nun fand ich jede Entschuldigung gültig, die meiner Bequemlichkeit zu Hülfe kam.

Wenn ich nun aber gegenwärtig, abermals nach so manchen Jahren, auf dasjenige hinschaue was mir von jenen Bemühungen geblieben, und betrachte was mir an getrockneten und sonst bewahr-

ten Pflanzen und Pflanzentheilen, Zeichnungen und Kupferſtichen, an Randbemerkungen zu meinem erſten Aufſatz, Collectaneen, Auszügen aus Büchern und Beurtheilungen, ſodann an vielfältigen Druckſchriften vorliegt; ſo läßt ſich recht gut überſehen, daß der Zweck den ich vor Augen hatte, für mich, in meiner Lage, bei meiner Denk- und Handlensweiſe, unerreichbar bleiben mußte. Denn das Unternehmen war nichts Geringeres, als dasjenige, was ich im Allgemeinen aufgeſtellt, dem Begriff, dem inneren Anſchauen in Worten übergeben hatte, nunmehr einzeln, bildlich, ordnungsgemäß und ſtufenweiſe dem Auge darzuſtellen und auch dem äußern Sinne zu zeigen, daß aus dem Samenkorne dieſer Idee ein die Welt überſchattender Baum der Pflanzenkunde ſich leicht und fröhlich entwickeln könne.

Daß ein ſolches Werk mir aber nicht gelingen wollen, betrübt mich in dieſem Augenblicke keineswegs, da ſeit jener Zeit die Wiſſenſchaft ſich höher herangebildet und fähigen Männern alle Mittel ſie zu fördern weit reichlicher und näher an der Hand liegen. Zeichner, Maler, Kupferſtecher! wie unterrichtet und kenntnißreich ſind ſie nicht, ſelbſt als Botaniker zu ſchätzen. Muß doch derjenige der nachbilden, wieder hervorbringen will, die Sache verſtehen, tief einſehen, ſonſt kommt ja nur ein Schein und nicht das Naturproduct ins Bild. Solche Männer aber ſind nothwendig, wenn Pinſel,

Radirnadel, Grabſtichel Rechenſchaft geben ſoll von den zarten Uebergangen, wie Geſtalt in Geſtalt ſich wandelt; ſie, vorzüglich, müſſen erſt, mit geiſtigen Augen, in dem vorbereitenden Organe das erwartete, das nothwendig folgende, in dem abweichenden die Regel erblicken.

Hier alſo, ſeh' ich die nächſte Hoffnung daß, wenn ein einſichtiger, kräftiger, unternehmender Mann ſich in den Mittelpunkt ſtellte und alles was zur Abſicht förderlich ſeyn könnte mit Sicherheit anordnete, beſtimmte, bildete, daß ein ſolches, in fruherer Zeit unmöglich ſcheinendes Werk befriedigend müßte zu Stande kommen.

Freilich wäre hiebei, um nicht, wie bisher, der guten Sache zu ſchaden, von der eigentlichen, geſunden, phyſiologiſch-reinen Metamorphoſe auszugehen und alsdann erſt das pathologiſche, das unſichere Vor- und Rückſchreiten der Natur, die eigentliche Mißbildung der Pflanzen darzuſtellen und hiedurch dem hemmenden Verfahren ein Ende zu machen, bei welchem von Metamorphoſe bloß die Rede war, wenn von unregelmäßigen Geſtalten und von Mißbildungen geſprochen wurde. In dem letzten Falle jedoch wird das Buch unſeres vortrefflichen Jäger als eine fördernde Vor- und Mitarbeit geſchätzt werden; ja dieſer treue, fleißige Beobachter hatte allen unſern Wünſchen zuvorkommen und das Werk worauf wir hindeuten ausarbeiten können, wenn er dem geſunden Zuſtand

der Pflanzen ſo wie dem krankhaften derſelben hätte folgen wollen.

Mögen einige Betrachtungen hier ſtehen, die ich niederſchrieb als ich mit gedachtem, das Studium höchſt anregenden Werk zuerſt bekannt ward.

Im Pflanzenreiche nennt man zwar das Normale in ſeiner Vollſtändigkeit mit Recht ein Geſundes, ein phyſiologiſch Reines; aber das Abnorme iſt nicht gleich als krank, oder pathologiſch zu betrachten. Nur allenfalls das Monſtroſe könnte man auf dieſe Seite zählen. Daher iſt es in vielen Fällen nicht wohl gethan, daß man von Fehlern ſpricht, ſo wie auch das Wort Mangel andeutet es gehe hier etwas ab: denn es kann ja auch ein Zuviel vorhanden ſeyn, oder eine Ausbildung ohne, oder gegen das Gleichgewicht. Auch die Worte Mißentwickelung, Mißbildung, Verkrüppelung, Verkümmerung ſollte man mit Vorſicht brauchen, weil in dieſem Reiche die Natur, zwar mit höchſter Freiheit wirkend, ſich doch von ihren Grundgeſetzen nicht entfernen kann.

Die Natur bildet normal, wenn ſie unzähligen Einzelnheiten die Regel gibt, ſie beſtimmt und bedingt; abnorm aber ſind die Erſcheinungen, wenn die Einzelnheiten obſiegen und auf eine willkürliche, ja zufällig ſcheinende Weiſe ſich hervorthun. Weil aber beides nah zuſammen verwandt und, ſowohl

das Geregelte als Regelloſe von Einem Geiſte belebt iſt, ſo entſteht ein Schwanken zwiſchen Normalem und Abnormem, weil immer Bildung und Umbildung wechſelt, ſo daß das Abnorme normal und das Normale abnorm zu werden ſcheint.

Die Geſtalt eines Pflanzentheiles kann aufgehoben, oder ausgelöſcht ſeyn, ohne daß wir es Mißbildung nennen möchten. Die Centifolie heißt nicht mißgebildet, ob wir ſie gleich abnorm heißen dürfen; mißgebildet aber iſt die durchgewachſene Roſe, weil die ſchöne Roſengeſtalt aufgehoben und die geſetzliche Beſchränktheit ins Weite gelaſſen iſt.

Alle gefüllten Blumen rechnen wir zu den abnormen und es iſt wohl einiger Aufmerkſamkeit werth das dergleichen Blumen ſowohl fürs Auge an Schönheit, als für den Geruch an Stärke und Lieblichkeit zunehmen. Die Natur überſchreitet die Gränze, die ſie ſich ſelbſt geſetzt hat, aber ſie erreicht dadurch eine andere Vollkommenheit, deßwegen wir wohlthun uns hier ſo viel als möglich negativer Ausdrücke zu bedienen. Die Alten ſagten, τερας, prodigium, monstrum, ein Wunderzeichen, bedeutungsvoll, aller Aufmerkſamkeit werth; und in dieſem Sinne hatte Linné ſeine Peloria ſehr glücklich bezeichnet.

Ich wünſchte man durchdränge ſich recht von der Wahrheit: daß man keineswegs zur vollſtändigen Anſchauung gelangen kann, wenn man nicht Normales und Abnormes immer zugleich gegen einander

ſchwankend und wirkend betrachtet. Einiges Einzelne in dieſem Sinne möge eingeſchaltet hier ſtehen.

Wenn Jäger (S. 7) von Mißbildung der Wurzel ſpricht, ſo erinnern wir uns dabei der geſunden Metamorphoſe derſelben. Vor allen Dingen leuchtet ihre Identität mit Stamm und Aſt in die Augen. Wir ſahen über einen alten Buchenberg eine Kunſtſtraße führen, da denn, um Fläche zu erhalten, ſtark abgeböſcht werden mußte. Kaum hatten die uralten Wurzeln das Licht der Sonne erblickt, kaum genoſſen ſie der belebenden Himmelsluft, als augenblicklich ſie alle begrünt ein jugendlicher Buſch erſchienen. Auffallend war es zu ſehen, obgleich das Aehnliche täglich beobachtet werden kann, und jeder Gärtner, durch die in der Erde fortlaufenden, immer wieder aſtgleich aufwärts Zweig an Zweig treibenden Wurzeln, ſeine Reinigungsarbeit unausgeſetzt fortzuführen genöthigt, zugleich aber auf das wichtige Vermehrungsgeſchäft hingewieſen wird.

Betrachten wir nun die Geſtaltsveränderung der Wurzel, ſo ſehen wir daß ihre gewöhnliche faſerartige Bildung ſich beſonders durch Aufſchwellen mannichfaltig verändern kann. Die Rübenform iſt jedem bekannt, ſo auch die Geſtalt der Bollen. Letztere ſind aufgeſchwollene, in ſich ſelbſt abgeſchloſſene Wurzeln, Keim neben Keim auf der Oberfläche vertheilt. Dergleichen ſind unſere eßbaren

Kartoffeln, deren vielfache Fortpflanzungsart auf der Identität aller Theile beruht. Stengel und Zweig schlagen Wurzel, sobald man sie unter die Erde bringt, und so ins Unendliche fort. Uns ist ein anmuthiger Fall vorgekommen. Auf einem Gradeland entwickelte sich zwischen den Krautpflanzen auch ein Kartoffelstock, er blieb unbeachtet, die Zweige legten sich zur Erde nieder, und blieben so, von den Krautblättern beschattet, in einer feuchten Atmosphäre; im Herbst zeigten sich die Stengel aufgeschwollen zu kleinen länglichen Kartoffeln, an welchen oben noch ein kleines Blattkörnchen hervorblickte.

Eben so kennen wir den aufgeschwollenen Stengel über der Erde, als vorbereitendes Organ, aus welchem unmittelbar die Blume entspringt, an den Kohlrabis; nicht weniger als vollendetes, befruchtetes Organ an der Ananas.

Eine stengellose Pflanze gewinnt durch bessere Nahrung einen bedeutenden Stengel. Zwischen trockenem Gestein, auf kümmerlichen, besonnten Kalkfelsen, erscheint Carlina völlig acaulis, gerath sie auf einen nur wenig lockern Boden, gleich erhebt sie sich; in dem guten Gartenlande erkennt man sie nicht mehr, sie hat einen hohen Stengel gewonnen und heißt alsdann Carlina acaulis, caulescens. So nöthigt uns die Natur Bestimmungen abzuändern und nachgiebig ihr freies Wirken und Wandeln anzuerkennen. Wie man denn auch

zum Ruhm der Botanik geſtehen muß, daß ſie mit ihrer Terminologie immer ins feinere Bewegliche nachrückt; wovon uns, zufällig, in den letzten Stücken von Curtis botaniſchem Magazin, merkwürdige Beiſpiele im Augenblicke bekannt werden.

Wenn der Stamm ſich theilt, wenn die Zahl der Ecken des Stengels ſich verändert, wenn eine Verbreiterung eintritt (Jager S. 9—20), ſo deuten dieſe drei Erſcheinungen abermals dahin, daß bei organiſchen Geſtalten mehrere gleichgebildete in- mit- neben- und nach einander ſich entwickeln können und müſſen. Sie deuten auf Vielheit in der Einheit.

Jedes Blatt, jedes Auge an ſich hat das Recht ein Baum zu ſeyn; daß ſie dazu nicht gelangen, bändigt ſie die herrſchende Geſundheit des Stengels, des Stammes. Man wiederholt nicht oft genug, daß jede Organiſation mancherlei Lebendiges vereinige. Schauen wir im gegenwärtigen Falle den Stengel an, dieſer iſt gewöhnlich rund oder von innen aus für rund zu achten. Eben dieſe Runde nun hält als Einheit die Einzelnheiten der Blätter, der Augen aus einander und läßt ſie, in geordneter Nachfolge, aufſteigen zu regelmäßiger Entwickelung bis zur Blüthe und Frucht. Wird nun eine ſolche Pflanzen-Entelechie gelähmt, wo nicht aufgehoben, ſo verliert die

Mitte ihre geſetzgebende Gewalt, die Peripherie drangt ſich zuſammen und jedes Einzelnſtrebende übt nun ſein beſonderes Recht aus.

Bei der Kaiſerkrone iſt der Fall häufig; ein verflachter, ſehr verbreiterter Stengel ſcheint aus dünnen zuſammengedrängten Rohrſtäbchen rieſenartig zu beſtehen und derſelbe Fall kommt auch an Baumen vor. Die Eiche ſonderlich iſt dieſer Abweichung unterworfen; hier drückt ſich aber die Peripherie nicht gleich flach gegen einander. Der Zweig erſcheint keilförmig und verliert am ſcharfen Ende zuerſt ſein geregeltes Wachsthum, indem oben an dem breiteren Theile die Holzbildung noch fortdauert. Der untere ſchmalere Theil wird daher zuerſt vermagert, zieht ſich ein, bleibt zurück, indem der obere kräftig fortwächſt und noch vollkommene Zweige hervorbringt, ſich aber deſſenungeachtet, an jenen Kummer geſchmiedet, beugt. Dadurch aber entſteht die wunderſam regelmäßige Geſtaltung eines biſchöflichen Krummſtabes, dem Künſtler ein fruchtbares Vorbild.

Merkwürdig iſt dieſe Verbreiterung auch dadurch, daß wir ſie ganz eigentlich eine Prolepſie nennen dürfen; denn wir finden dabei ein übereiltes Vordringen, um Knoſpe, Blüthe, Frucht herauszutreiben und zu bilden. Auf dem verflachten Stengel der Kaiſerkrone, ſo wie des Eiſenhutleins zeigen ſich weit mehr vollkommene Blumen als der geſunde Stengel würde hervorgebracht

haben. Der Krummſtab, welchen der verflächte Eſchenzweig hervorbringt, endigt ſich in unzählige Gemmen, die ſich aber nicht weiter entwickeln, ſondern als todter Abſchluß einer verkümmerten Vegetation ausgetrocknet verharren.

Eine ſolche Verflachung iſt bei der Celosia cristata naturgemäß; auf dem Hahnenkamme entwickeln ſich zahlloſe, unfruchtbare Blüthchen, deren jedoch einige, zunächſt am Stengel, Samen bringen, welchen die Eigenſchaft der Mutterpflanze einigermaßen eingeboren iſt. Ueberhaupt finden wir daß die Mißbildung ſich immer wieder zum Gebilde hinneigt, daß die Natur keine Regel hat, von der ſie nicht eine Ausnahme machen, keine Ausnahme macht, die ſie nicht wieder zur Regel zurückführen könnte.

Wollte man Theilung der Blätter (Jäger S. 30) jederzeit als Mißentwickelung anſehen, ſo verkürzte man ſich den wahren Werth der Betrachtung. Wenn Blätter ſich theilen, oder vielmehr wenn ſie ſich aus ſich ſelbſt zur Mannichfaltigkeit entwickeln, ſo iſt dieſes ein Streben vollkommner zu werden, und zwar in dem Sinne daß ein jedes Blatt ein Zweig, ſo wie jeder Zweig ein Baum zu werden gedenkt; alle Claſſen, Ordnungen und Familien haben das Recht ſich hiernach zu bemühen.

Unter den Farrenkräutern gibt es herrlich-

gefiederte Blätter. Wie mächtig weiß die Palme aus dem gewöhnlich nur einblatterigen Zuſtand der Monocotyledonen ſich loszuwinden. Welcher Pflanzen-Freund kennt nicht die Entwickelung der Dattel-Palme, die auch bei uns, von ihrer erſten Entfaltung an, gar wohl daran zu ziehen iſt; ihr erſtes Blatt iſt ſo einfach wie das des türkiſchen Korns, dann trennt es ſich in zwei, und daß hier nicht eine bloße Zerreißung vorgehe zeigt ſich dadurch, daß unten am Einſchnitt eine kleine vegetabiliſche Rath ſich befindet, um die Zweiheit in die Einheit zuſammen zu beſten. Weitere Trennung geht nun vor, indem ſich zugleich die Rippe vorſchiebt, wodurch ein vielfach eingeſchnittener Zweig gebildet wird.

Von der Fächer-Palme konnte ich die ganze Entwickelung bis zur Blüthe im botaniſchen Garten von Padua mir zueignen, woraus ohne weiteres hervorgeht, daß hier eine geſunde, organiſche, geforderte, vorbereitete Metamorphoſe, ohne Aufenthalt, Störung und falſche Richtung gewirkt habe. Beſonders iſt jene Rath merkwürdig, wodurch die vielfach auseinandergebenden, ſtrahlend-lanzenförmigen Blätter an einem gemeinſamen Stiel zuſammengeknüpft werden, wodurch denn eben die vollendete Fächerform entſteht. Dergleichen Erſcheinungen waren zu künftiger bildlicher Darſtellung dringend zu empfehlen. Merkwürdig vor allem ſind ſodann die zweigartigen Blätter der

Schotengewächse, deren wunderſame und mannichfaltige Ausbildung und Reizbarkeit auf die höheren Eigenſchaften hindeuten, die in Wurzel, Rinde, Stamm, Blüthen, Fruchthüllen und Früchten ſich auf das kräftigſte und heilſamſte offenbaren.

Dieſe Theilung der Blatter nun iſt einem gewiſſen Geſetz unterworfen, welches durch Beiſpiele ſich leicht vor Augen ſtellen, durch Worte ſchwer ausdrücken läßt. Das einfache Blatt trennt ſich unten am Stiele nach beiden Seiten, ſo daß es dreifach wird, das Obere dieſer drei Blätter trennt ſich wieder am Stiele, ſo daß abermals ein dreifaches entſteht und man das ganze Blatt nunmehr als fünffach anſehen muß. Zu gleicher Zeit bemerkt man ſchon an den beiden untern Blattern, daß ſie Luſt haben ſich an einer Seite und zwar an dem nach unten zu gerichteten Rand zu trennen, welches auch geſchieht, und ſo erſcheint ein ſiebenfaches Blatt. Dieſe Trennung gehet nun immer weiter, daß auch der nach oben gekehrte Rand der untern Blatter ſich einſchneidet und trennt, da denn ein neunfaches und immer ſo fort getheiltes Blatt entſteht.

Auffallend iſt dieſe Erſcheinung am Aegopodium podagraria, wovon der Liebhaber ſich ſogleich die ganze Sammlung verſchaffen kann; wobei jedoch zu bemerken iſt, daß an ſchattigen und feuchten Stellen die vielfache Trennung weit häufiger iſt als an ſonnigen und trocknen.

Auch der Rückſchritt dieſer Theilung kann vorkommen, wovon die wunderſamſte Erſcheinung wohl ſeyn mag, daß eine von Neuholland ſich verſchreibende Akazie aus dem Samen mit gefiederten Blättern aufgeht und ſich nach und nach in einzelne, lanzenartige Blätter verwandelt; welches alſo geſchieht daß der untere Theil des Blattſtieles ſich breit drückt und die im Anfang noch oben verharrenden gefiederten Theile nach und nach verſchlingt. Woraus wir erkennen daß es der Natur rück- und vorwärts auf gleiche Weiſe zu gehen belieben kann.

An dem, überhaupt höchſt merkwürdigen, Bryophyllum calycinum haben wir auch bemerkt, daß die etwa halbjährige Pflanze, nachdem ſie ihre Blätter in drei Theile vermannichfaltiget, im Winter wieder einfache Blätter hervorgebracht, und dieſe Einfalt bis zum zehnten Blatter-Paare fortgeſetzt, da dann im hohen Sommer, eben als ſie einjährig war, wieder die dreifache Theilung erſchien. Es iſt nun abzuwarten wie dieſe Pflanze, die ihre Blätter bis zur fünffachen Theilung treibt, fernerhin verfahren werde.

Zu dem abnormen Wachsthum rechnen wir auch die durch Vorſatz oder Zufall erlittenen Pflanzen. Wenn ſie, ihrer Natur zuwider des Lichts beraubt, im Finſtern aus dem Samen aufgehen,

ſo verhalten ſie ſich theils wie unter der Erde fortlaufende Wurzeln, theils wie auf dem Boden fortkriechende Stolonen. In jenem Sinne bleiben ſie immer weiß und ſtreben immer zu, in dieſem ſetzen ſich zwar Augen an, aber das Auge veredelt ſich nicht in der Folge, es findet keine Metamorphoſe ſtatt. Größere Gewächſe ſtocken. Einzeln iſt manches künftig mitzutheilen.

Das Abweißen iſt meiſtens ein vorſätzliches Etioliren der Blätter, indem man gewiſſe Pflanzen abſichtlich zuſammenbindet, wodurch das Innere, des Lichts und der Luft beraubt, widernatürliche Eigenſchaften annimmt.

Der Form nach ſchwillt die Mittelrippe, ſo wie verhältnißmäßig die Verzweigung derſelben auf, das Blatt bleibt kleiner, weil die Zwiſchenräume der Verzweigung nicht ausgebildet werden.

Der Farbe nach bleibt das Blatt weiß, da es der Einwirkung des Lichts beraubt war, dem Geſchmack nach bleibt es ſüß, indem gerade die Operation, welche das Blatt ausbreitet und grün färbt, das Bittere zu begünſtigen ſcheint. Ebenſo bleibt die Faſer zart und alles dient dazu es ſchmackhaft zu machen.

Der Fall kömmt öfters vor daß Pflanzen im Keller auswachſen. Geſchieht dieß z. B. an Kohlrabis, ſo ſind die hervortreibenden Sproſſen zarte, weiße Stengel, begleitet von wenigen Blattſpitzen, ſchmackhaft wie Spargel.

Die
Laune des Verliebten.

Ein

Schäferspiel

in Versen und Einem Akte.

Im ſüdlichen Spanien weißt man die Palmenkronen ſo ab: man bindet ſie zuſammen, die innerſten Triebe laſſen ſich nicht aufhalten, die Zweige nehmen zu, aber bleiben weiß. Dieſe werden am Palmſonntage von der höchſten Geiſtlichkeit getragen. In der Sixtiniſchen Capelle ſieht man den Papſt und die Cardinale damit geſchmückt.

Frucht in Frucht. (Jäger S. 218, eigentlich S. 221.) Nach dem Verblühen wurden im Herbſt 1817 an gefüllten Mohnen kleine Mohnköpfe gefunden, welche einen völligen noch kleineren Mohnkopf in ſich enthielten. Die Narbe des inneren reichte bald an die des äußeren heran, bald blieb ſie entfernt dem Grunde naher. Man hat von mehreren derſelben den Samen aufbewahrt, aber nicht bemerken können daß ſich dieſe Eigenſchaft fortpflanze.

Im Jahr 1817 fand ſich auf dem Acker des Adam Lorenz, Ackersmann zu Niederhauſen an der Nahe, bei Kreuznach, eine wunderſame Kornähre, aus welcher an jeder Seite zehn kleinere Aehren hervorſproßten. Eine Abzeichnung derſelben iſt uns mitgetheilt worden.

Hier könnt' ich nun noch manches Beſondere, was ich zum Jageriſchen Werk angemerkt, als Beiſpiel ferner anführen, begnüge mich jedoch, anſtatt über dieſe Gegenſtände bildlos, fragmentariſch, unzulänglich fortzuarbeiten, einen Mann zu nennen, der ſich ſchon als denjenigen erprobt hat, der dieſe Räthſel endlich löſen, der uns alle freundlich nöthigen könne, den rechten Weg zum Ziele bewußt einzuſchlagen, auf welchem jeder treue, geiſtreiche Beobachter halb in der Irre hin und wieder ſchwankt. Daß dieſer Mann unſer theurer Freund, der verehrte Präſident Nees von Eſenbeck ſey, wird, ſo bald ich ihn genannt, jeder deutſche Naturforſcher freudig anerkennen. Er hat ſich an dem Faſt-Unſichtbaren, nur dem ſchärfſten Sinne Bemerkbaren, zuerſt erprobt, ſodann auf ein doppeltes, auseinander entwickeltes Leben hingewieſen; ferner an völlig entſchiedenen Geſchlechtern gezeigt, wie man bei Sonderung der Arten dergeſtalt zu Werke gehen könne, daß eine aus der andern ſich reihenweiſe entwickle. Geiſt, Kenntniſſe, Talent und Stelle alles berufſt, berechtigt ihn ſich hier als Vermittler zu zeigen.

Er feire mit uns den Triumph der phyſiologen Metamorphoſe, er zeige ſie da wo das Ganze ſich in Familien, Familien ſich in Geſchlechter, Geſchlechter in Sippen, und dieſe wieder in andere Mannichfaltigkeiten, bis zur Individualität ſcheiden, ſondern und umbilden. Ganz ins Unendliche

geht dieses Geschäft der Natur, sie kann nicht ruhen noch beharren; aber auch nicht alles was sie hervorbrachte bewahren und erhalten. Haben wir doch von organischen Geschöpfen, die sich in lebendiger Fortpflanzung nicht verewigen konnten, die entschiedensten Reste. Dagegen entwickeln sich aus den Samen immer abweichende, die Verhältnisse ihrer Theile zu einander verändert bestimmende Pflanzen, wovon uns treue, sorgfältige Beobachter schon manches mitgetheilt, und gewiß nach und mehr zur Kenntniß bringen werden.

Wie wichtig alle diese Betrachtung sey, überzeugen wir uns wiederholt zum Schlusse, wenn wir noch einmal dahin zurückschauen, wo Familien von Familien sich sondern: denn auch da berührt sich Bildung und Mißbildung schon. Wer könnte uns verargen, wenn wir die Orchideen monstrose Liliaceen nennen wollten?

Verstäubung, Verdunstung, Vertropfung.

Wer diese drei, nah mit einander verwandten, oft gleichzeitig mit einander verbunden erscheinenden Phänomene geistig ansähe als Symptome einer unaufhaltsam vorschreitenden, von Leben zu Leben, ja durch Vernichtung zum Leben hineilenden Or-

ganiſation, der würde das Ziel nicht weit verfehlt haben. Was ich davon bemerkt, darüber gedacht, nehme hier in kurzer Zuſammenſtellung einen Platz.

Es mögen etwa ſechzehn Jahre ſeyn, als Prof. Scheiner, welcher das Großherzogl. unmittelbare botaniſche Inſtitut, unter meiner Leitung, behandelte, mir, in eben dieſem Garten, auf eben dieſen Wegen die ich noch betrete, vertraulichſte Eröffnung that, daß er an der Lehre, welche, den Pflanzen wie den Thieren, zwei Geſchlechter zuſchreibt, längſt gezweifelt habe und nun von ihrer Unhaltbarkeit völlig überzeugt ſey.

Ich hatte das Dogma der Sexualität bei meinen Naturſtudien gläubig angenommen und war deßhalb jetzt betroffen gerade das meiner Anſicht Entgegengeſetzte zu vernehmen; doch konnt' ich die neue Lehre nicht für ganz ketzeriſch halten, da aus des geiſtreichen Mannes Darſtellung hervorging: die Verſtändungslehre ſey eine natürliche Folge der mir ſo werthen Metamorphoſe.

Nun traten mir die, gegen das Geſchlechtsſyſtem von Zeit zu Zeit erregten Zweifel ſogleich vor die Seele, und was ich ſelbſt über dieſe Angelegenheit gedacht hatte ward wieder lebendig; manche Anſchauung der Natur, die mir nun heiterer und folgereicher entgegen trat, begünſtigte die neue Vorſtellungsart, und da ich ohnehin die Anwendung der Metamorphoſe nach allen Seiten beweglich zu erhalten gewohnt war, ſo fand ich

auch dieſe Denkweiſe nicht unbequem, ob ich gleich jene nicht alſobald verlaſſen konnte.

Wer die Stellung kennt, in welcher ſich damals unſere Botanik befand, wird mir nicht verargen, wenn ich Schelvern aufs dringendſte bat von dieſen ſeinen Gedanken nichts laut werden zu laſſen. Es war vorauszuſehen, daß man ihm aufs unfreundlichſte begegnen und die Lehre der Metamorphoſe, welche ohnehin noch keinen Eingang gefunden hatte, von den Granzen der Wiſſenſchaft auf lange Zeit verbannen würde. Unſere akademiſche perſönliche Lage rieth gleichfalls zu einer ſolchen Schweigſamkeit, und ich weiß es ihm Dank bis jetzt daß er ſeine Ueberzeugung an die meinige anſchloß und, ſo lange er unter uns wohnte, nichts davon verlauten ließ.

Indeſſen hatte ſich mit der Zeit auch in den Wiſſenſchaften gar manches verändert; eine neue Anſicht ergab ſich nach der andern, Kühneres war ſchon ausgeſprochen, als endlich Schelver mit ſeiner gewagten Neuerung hervortrat, wobei ſich vorausſehen ließ, daß dieſe Lehre noch einige Zeit, als offenbares Geheimniß, vor den Augen der Welt daliegen werde. Gegner fanden ſich und er ward mit Proteſt von der Schwelle des wiſſenſchaftlichen Tempels zurückgewieſen. So erging es auch ſeiner Vertheidigung, deren er ſich nicht wohl enthalten konnte.

Er und ſeine Grille waren beſeitigt und zur

Ruhe gewiesen; aber das Eigene hat die gegenwärtige Zeit daß ein ausgestreuter Same irgendwo sogleich Grund faßt; die Empfänglichkeit ist groß, Wahres und Falsches keimen und blühen lebhaft durcheinander.

Nun hat durch Henschels gewichtiges Werk die geistige Lehre einen Körper gewonnen; sie verlangt ernstlich ihren Platz in der Wissenschaft, obgleich nicht abzusehen ist, wie man ihr denselben einräumen könne. Indessen ist die Gunst für sie schon bejaht; Recensenten, anstatt, von ihrem früheren Standpunkte her, widersprechend zu schelten, gestehen sich bekehrt, und man muß nun abwarten was sich weiter hervorthun wird.

Wie man jetzt nach allen Seiten hin Ultras hat, liberale sowohl als königische, so war Schelver ein Ultra in der Metamorphosen-Lehre, er brach den letzten Damm noch durch, der sie innerhalb des früher gezogenen Kreises gefangen hielt.

Seine Abhandlung und Vertheidigung wird man wenigstens aus der Geschichte der Pflanzenlehre nicht ausschließen können; als geistreiche Vorstellung, auch nur hypothetisch betrachtet, verdient seine Ansicht Aufmerksamkeit und Theilnahme.

Ueberhaupt sollte man sich in Wissenschaften gewöhnen wie ein anderer denken zu können; mir als dramatischem Dichter konnte dieß nicht schwer werden, für einen jeden Dogmatisten freilich ist es eine harte Aufgabe.

Schelver geht aus von dem eigentlichsten Begriff der gesunden und geregelten Metamorphose, welcher enthalt, daß das Pflanzenleben, in den Boden gewurzelt, gegen Luft und Licht strebend, sich immer auf sich selbst erhöhe und, in stufenweiser Entwicklung, den letzten abgesonderten Samen aus eigner Macht und Gewalt umherstreue; das Sexual-System dagegen verlangt zu diesem endlichen Hauptabschluß ein Aeußeres, welches mit und neben der Blüthe, oder auch abgesondert von ihr als dem Innersten entgegengesetzt, wahrgenommen und einwirkend gedacht wird.

Schelver verfolgt den ruhigen Gang der Metamorphose, welche dergestalt sich veredelnd vorschreitet, daß alles Stoffartige, Geringere, Gemeinere nach und nach zurückbleibt und in größerer Freiheit das Höhere, Geistige, Bessere zur Erscheinung kommen laßt. Warum soll denn nicht also diese letztere Verstäubung auch nur eine Befreiung seyn vom lastigen Stoff, damit die Fülle

des eigentlichſt Innern endlich, aus lebendiger Grundkraft, zu einer unendlichen Fortpflanzung ſich hervorthue?

Man gedenke der Sago-Palme, welche, wie der Baum gegen die Blüthe vorrückt, in ſeinem ganzen Stamme ein Pulver manifeſtirt, deßhalb er abgehauen, das Mehl geknetet und zu dem nahrhafteſten Mittel bereitet wird; ſobald die Blüthe vorüber, iſt dieſes Mehl gleichfalls verſchwunden.

Wir wiſſen daß der blühende Berberizenſtrauch einen eigenen Geruch verbreitet, daß eine dergleichen Hecke nahe gelegene Weizenfelder unfruchtbar machen könne. Nun mag in dieſer Pflanze, wie wir auch an der Reizbarkeit der Antheren ſehen, eine wunderbare Eigenſchaft verborgen ſeyn; ſie verſtäubt ſich ſelbſt im Blühen nicht genug, auch nachher kommen, aus den Zweigblättern, Staubpunkte zum Vorſchein, die ſich ſogar einzeln kelch- und kronenartig ausbilden und das herrlichſte Kryptogam darſtellen. Dieſes ereignet ſich gewöhnlich an den Blättern vorjähriger Zweige, welche berechtigt waren Blüthen und Früchte hervorzubringen. Friſche Blätter und Triebe des laufenden Jahres ſind ſelten auf dieſe abnorme Weiſe productiv.

Im Spätjahr findet man die Zweigblätter der Centifolie, auf der untern Seite, mit leicht abzuklopfendem Staub überdeckt; dagegen die obere mit falben Stellen getigert iſt, woran man deutlich wahrnehmen kann, wie die untere Seite ausgezehrt ſey. Fände ſich nun, daß bei einfachen Roſen welche den Verſtäubungsact vollſtändig ausüben daſſelbe Phänomen nicht vorkäme, ſo würde man es bei der Centifolie ganz natürlich finden, deren Verſtäubungsorgane mehr und minder aufgehoben und in Kronenblätter verwandelt ſind.

Der Brand im Korn deutet uns nun auf eine letzte, ins Nichtige auslaufende Verſtaubung. Durch welche Unregelmäßigkeit des Wachsthums mag wohl die Pflanze in den Zuſtand gerathen, daß ſie, anſtatt ſich fröhlich zuletzt und lebendig, in vielfacher Nachkommenſchaft zu entwickeln, auf einer untern Stufe verweilt und den Verſtäubungsact ſchließlich und verderblich ausübt?

Höchſt auffallend iſt es, wenn der Mais von dieſem Uebel befallen wird; die Körner ſchwellen auf zu einem großen unförmlichen Kolben; der ſchwarze Staub den ſie enthalten iſt gränzenlos; die unendliche Menge deſſelben deutet auf die in dem geſunden Korn enthaltenen gedrängten Nah-

rungskräfte, die nun krankhaft zu unendlichen Einzelnheiten zerfallen.

Wir ſehen daher, daß man den Antherenſtaub, dem man eine gewiſſe Organiſation nicht abſprechen wird, dem Reich der Pilze und Schwämme gar wohl zueignete. Die abnorme Verſtäubung hat man ja dort ſchon aufgenommen, ein gleiches Bürgerrecht gewähre man nun auch der regelmäßigen.

Daß aber alle organiſche Verſtäubung nach einer gewiſſen Regel und Ordnung geſchehe, iſt keinem Zweifel ausgeſetzt. Man lege einen noch nicht aufgeſchloſſenen Champignon, mit abgeſchnittenem Stiel, auf ein weißes Papier und er wird in kurzer Zeit ſich entfalten, die reine Fläche dergeſtalt regelmäßig beſtäuben, daß der ganze Bau ſeiner innern und untern Falten auf das deutlichſte gezeichnet ſey; woraus erhellt daß die Verſtäubung nicht etwa hin und her geſchehe, ſondern daß jede Falte ihren Antheil in angeborner Richtung hergebe.

Auch bei den Inſecten ereignet ſich eine ſolche endlich zerſtörende Verſtäubung. Im Herbſte ſieht man Fliegen, die ſich innerhalb des Zimmers an

Personen.

Sale.
Amine.
Eridon.
Lamon.

die Fenster anklammern, daselbst unbeweglich verweilen, erstarren und nach und nach einen weißen Staub von sich sprühen. Die Hauptquelle dieses Naturereignisses scheint da zu liegen wo der mittlere Körper an den Hintertheil angefügt ist; die Verstäubung ist successiv und nach dem vollkommenen Tod des Thiers noch einige Zeit fortdauernd. Die Gewalt des Ausstoßens dieser Materie läßt sich daraus schließen, daß sie von der Mitte aus nach jeder Seite einen halben Zoll hinweggetrieben wird, so daß der Limbus, welcher sich zu beiden Seiten des Geschöpfes zeigt, über einen rheinischen Zoll beträgt.

Obgleich diese Verstäubung nach der Seite zu am gewöhnlichsten und am auffallendsten ist, so hab' ich doch bemerkt daß sie auch manchmal von den vorderen Theilen ausgeht, so daß das Geschöpf wo nicht ringsum wenigstens zum größten Theile von einer solchen Staubfläche umgeben ist. *)

---

*) Neuere Aufmerksamkeit auf den Verstäubungsact abgestorbener Fliegen läßt mich vermuthen, daß eigentlich der hintere Theil des Insects aus allen Seitenporen diesen Staub vorzüglich wegschleudere, und zwar immer mit stärkerer Elasticität. Etwa einen Tag nach dem Tode fängt die Verstäubung an; die Fliege bleibt fest an der Fensterfläche geklammert, und es dauert vier bis fünf Tage fort, daß der feine Staub seine Spur immer in größerer Entfernung zeigt, bis der entstandene Nimbus

Wenn wir uns an verſchiedene Denkweiſen zu gewöhnen wiſſen, ſo führt es uns bei Naturbetrachtungen nicht zum Unſichern; wir können über die Dinge denken, wie wir wollen, ſie bleiben immer feſt für uns und andere Nachfolgende.

Dieſe neue Verſtändungslehre wäre nun beim Vortrag gegen junge Perſonen und Frauen höchſt willkommen und ſchicklich: denn der perſönlich Lehrende war bisher durchaus in großer Verlegenheit. Wenn ſodann auch ſolche unſchuldige Seelen, um durch eigenes Studium weiter zu kommen, botaniſche Lehrbücher in die Hand nahmen, ſo konnten ſie nicht verbergen daß ihr ſittliches Gefühl beleidigt ſey; die ewigen Hochzeiten, die man nicht los wird, wobei die Monogamie, auf welche Sitte, Geſetz und Religion gegründet ſind, ganz in eine vage Lüſternheit ſich auflöst, bleiben dem reinen Menſchenſinn völlig unerträglich.

Man hat ſprachgelehrten Männern oft, und nicht ganz ungerecht, vorgeworfen, daß ſie, um wegen der unerfreulichen Trockenheit ihrer Be-

---

einen Zoll im Querdurchſchnitt erhält. Das Inſect fällt nicht von der Scheibe als durch äußere Erſchütterung oder Berührung.

mühungen sich einigermaßen zu entschädigen, gar gerne an verfängliche, leichtfertige Stellen alter Autoren mehr Mühe als billig verwendet. Und so ließen sich auch Naturforscher manchmal betreten, daß sie, der guten Mutter einige Blößen abmerkend, an ihr als an der alten Baubo höchst zweideutige Belustigungen fanden. Ja wir erinnern uns Arabesken gesehen zu haben, wo die Sexual-Verhältnisse, innerhalb der Blumenkelche, auf antike Weise, höchst anschaulich vorgestellt waren.

Bei dem bisherigen System dachte sich der Botaniker übrigens nichts Arges, man glaubte daran wie an ein ander Dogma, d. h. man ließ es bestehen ohne sich nach Grund und Herkunft genau zu erkundigen; man wußte mit dem Wortgebrauch umzuspringen und so brauchte in der Terminologie auch auf dem neuen Wege nichts umgeändert zu werden. Anthere und Pistill bestunden nach wie vor, nur einen eigentlichen Geschlechtsbezug ließe man auf sich beruhen.

Wenden wir uns nun zur Vertropfung, so finden wir auch diese normal und abnorm. Die eigentlich so zu nennenden Nektarien und ihre sich loslösenden Tropfen kündigen sich an als höchst bedeutend und den verstandenden Organen ver-

wandt; ja sie verrichten in gewissen Fällen gleiche Function, sie sey auch welche sie sey.

Einem, dieses Jahr ungewöhnlich sich hervorthuenden Honigthau hat ein aufmerksamer Naturfreund folgendes abgewonnen.

„In den letzten Tagen des Monats Juni zeigte sich ein so starker Honigthau, wie man ihn wenig erlebt hat. Die Witterung war vier Wochen lang kühl, manche Tage sogar empfindlich kalt, mit abwechselnden, meistentheils Strichregen; allgemeine Landregen waren seltener. Darauf erfolgte nun heitere Witterung mit sehr warmem Sonnenschein.

„Bald darnach wurde man den Honigthau an verschiedenen Pflanzen und Bäumen gewahr. Obgleich dieses mir und andern einige Tage bekannt war, so überraschte mich doch eine Erscheinung. Unter denen, beinah zur Blüthe vorgerückten, uralten Linden, welche am Graben eine Allee bildend hingehen, wurde ich gewahr: daß die Saalgeschiebe, meist aus Thon- und Kieselschiefer bestehend, womit kurz vorher die Chaussee war überzogen worden, eine Feuchtigkeit zeigten, die von einem Sprühregen herzurühren schien; da ich aber nach einer Stunde wieder kam und, ungeachtet des starken Sonnenscheins, die Flecken nicht verschwunden waren, fand ich, an einigen naher untersuchten Steinen, daß die Punkte klebrig seyen. Ueberdieß

zeigten ſich mit gleichem Safte ganz überzogene Geſchiebe, worunter vorzüglich der Kieſelſchiefer ſich ſchwarz, wie lackirt, ausnahm. Nun fiel mir auf, daß ſie in Peripherien lagen, welche ſo weit reichten als der Baum ſeine Aeſte ausbreitete, und alſo war es deutlich, daß es von daher kommen müſſe. Bei näherer Beſchauung fand ſich denn auch, daß die Blatter alle glanzten und die Quelle des Auftropfens ward zur Gewißheit.

„Einen Garten beſuchend, fand ich einen Baum Reine Claude, an welchem ſich dieſe Feuchtigkeit ſo ſtark zeigte, daß an den Spitzen der Blatter faſt immer ein Tropfen hing, ſchon in der Conſiſtenz eines ausgelaſſenen Honigs, der nicht herabfallen konnte, doch fanden ſich einzelne Stellen wo von einem obern Blatt der Tropfen auf ein unteres heruntergefallen war; dieſer war immer gelblich helle, da die Tropfen, welche auf ihrem Blatte verweilten, ſich mit etwas ſchwarzgrau Schmutzigem vermiſcht zeigten.

„Indeſſen hatten ſich die Blattläuſe zu tauſenden auf der Rückſeite eingefunden, die auf der obern Fläche waren meiſt aufgeklebt, ſo wie man auch die leeren, abgeſtorbenen Balge in Menge fand. Mögen ſie nun hier ſich verwandelt haben oder umgekommen ſeyn, ſo darf man doch für gewiß annehmen, daß der Honigthau nicht von dieſem Inſect erzeugt wird. Ich habe Linden getroffen, wo die Blatter

wie lackirt aussahen, worauf sich aber weder Blattläuse noch Bälge zeigten.

„Diese Feuchtigkeit kommt aus der Pflanze selbst: denn gleich neben einer solchen stand eine Linde ganz ohne jene Feuchtigkeit, vermuthlich eine spätere; so wie denn auch schon blühende Linden keinen oder nur wenig Honigthau bemerken ließen.

„Den fünften Juli, nach einigen leichten, nicht lange anhaltenden Regen, während daß Bienen noch nicht blühende Linden stark umsummten, ergab sich daß sie ihr Geschäft auf den Blättern trieben und den Honigthau auffaugten. Vielleicht hatten die Regen das Ungenießbare weggespült und das Zurückgebliebene fanden diese Thierchen für sich nun tauglich. Diese Vermuthung ist deßhalb beachtenswerth, weil nicht auf allen Linden worauf Honigthau lag die Bienen sich befanden.

„Noch ist zu bemerken, daß die weiße Johannisbeere mit solchem Safte belegt war, gleich nebenan die rothe nicht.

„Nach so vielen Beobachtungen konnte man wohl auch einige Erklärung wagen. Der Mai hatte Zweige und Blätter zu einer ziemlichen Größe ausgebildet, der Juni war naß und kalt, hierauf mußte ein gestörtes Wachsthum erfolgen, denn alle Säfte, die in Wurzeln, Stamm und Aesten sich bewegten, wurden zu Zweig und Blätter soviel als möglich aufgenommen, aber bei äußerer kaltfeuchter Luft konnte die Ausdünstung der Blätter

nicht gehörig vor ſich gehen und ein ſolcher lange anhaltender Zuſtand brachte alles ins Stocken. Plötzlich erfolgten die warmen Tage mit zwanzig bis ſechsundzwanzig Grad Wärme, bei trockner Luft.

„Jetzt brachen die Bäume und Pflanzen, welche Blüthen und Früchte auszuarbeiten gar manchen Stoff enthalten, in eine deſto ſtärkere Dunſtung aus, weil aber zu viel Flüſſigkeit in ihnen vorhanden, ſo mußten jene Stoffe, die man ununterſucht und ungeſchieden gar wohl Nektа nennen dürfte, auch ſehr verdünnt ſeyn, ſo daß alles zuſammen ausſchwitzte. Die trockne Luft nahm die wäſſrigen Theile gleich weg und ließ die gehaltvolleren auf den Blättern zurück.

„Hiernach ziehen ſich nun Blattläuſe und andere Inſecten, aber ſie ſind nicht die Urſache der Erſcheinung.

„Wie der Honigthau zur Erde kommt und auf gewiſſen Steinen regelmäßig geſpritzt, auf andern völlig überziehend bemerkt wird, ſcheint mir ſchwerer zu ſagen; nur wollte bedünken, daß, bei dem Hervorquellen dieſes Saftes aus den Blättern, in Vertiefungen, an Rippen und ſonſt, Luft eingeſchloſſen werde, wozu die ſenkrechte Richtung der Blätter viel beitragen kann. Sonn' und Wärme mögen nun die Luft zu einer Blaſe ausdehnen, welche zuletzt zerſpringt und die Feuchtigkeit beim Zerplatzen wegſchleudert.

„Mit oben Geſagtem ſtimmt überein, daß an den blühenden Linden kein Honigthau zu ſehen war, denn hier ſind die vorbereitenden Säfte, welche im Honigthau vergeudet werden, ſchon zu ihrer Beſtimmung gelangt und jene, gegen das Geſetz erſcheinende Feuchtigkeit zu ihrem edleren Zwecke gediehen.

„Spätere Linden nehmen vielleicht nicht ſoviel Saft auf, verarbeiten ihn mäßiger und das Vertropfen findet nicht ſtatt.

„Die Reine Claude hingegen iſt ſo recht ein Baum, an deſſen Früchten wir den mannichfaltigen Zudrang von Säften gewahr werden, der ſie regelmäßig ausbilden muß. Hat ſich die Frucht nun erſt unvollkommen entwickelt, indeſſen Stamm, Aeſte und Zweige von Nahrung ſtrotzten, ſo ward ihr eine übermäßige Vertropfung natürlich, da ſie bei der gemeinen Pflaume nicht ſtatt fand.

„Dieſe Gelegenheit ward benutzt, um von der klebrigen Feuchtigkeit einen Antheil zu ſammeln; ich nahm gegen vierhundert Blätter, tauchte ſie in Bündeln, mit den Spitzen in mäßiges Waſſer, ließ jedes zehn Minuten ausziehen und ſo bis zu Ende. Die Auflöſung erfolgte wie wenn man ein Stück Zucker in ein reines Glas Waſſer hält und es gegen das Licht anſieht, ein klarer Faden ſchlingt ſich nach dem Boden. Gedachte Auflöſung nun war ſchmutzig gelbgrün, ſie ward Herrn Hofrath

Döbereiner übergeben, welcher bei der Unterſuchung folgendes fand:"

1) nicht kryſtalliſirbaren gährungsfähigen Zucker,
2) Mucus (thieriſcher Schleim),
3) eine Spur Albumen und
4) eine Spur eigenthümlicher Säure.

Ob in ihm auch Mannaſtoff enthalten, möge das Endreſultat der Gährung, welcher ein Theil des Honigthaues unterworfen worden, ausweiſen. Manna iſt nämlich nicht gährungsfähig.

Jena, 30 Juni 1820.

Döbereiner.

An manchen Pflanzen, beſonders dergleichen welche als fette zuſammengereiht werden, zeigt ſich eine ſolche Vertropfung, ſelbſt an den früheſten Organen; die Cacalia articulata entläßt ſehr ſtarke Tropfen, aus den jungen Zweigen und Blättern, die ſie hervortreibt, deren Stengel zunächſt abermals ein aufgeblähtes Glied bilden ſoll. Das Bryophyllum calycinum zeigt unter vielfachen andern Eigenthümlichkeiten auch folgende. Begießt man jüngere oder ältere Pflanzen ſtark, Licht und Wärme ſind aber nicht mächtig genug um proportionirte Verdunſtung zu bewirken, ſo dringen aus dem Rande der Stengelblätter zarte, klare Tropfen hervor, und zwar nicht etwa aus den Kerben aus denen ſich künftig ein junges Auge entwickelt, ſondern aus den Erhöhungen zwiſchen denſelben. Bei jungen Pflanzen verſchwinden ſie,

nach eingetretener Sonnenwärme, bei älteren gerinnen ſie zu einem gummiartigen Weſen.

Um nun noch einiges von Verdunſtung zu ſprechen, ſo finden wir daß der Samenſtaub, dem man das große Geſchäft des Befruchtens aufgetragen, ſogar als Dunſt erſcheinen kann. Denn, bei einer gewiſſen Höhe der Sommer-Temperatur, ſteigen die Staubblaſchen einiger Kieferarten, als unendlich kleine Luftballone, in die Höhe und zwar in ſolcher Maſſe, daß ſie, mit Gewitterregen wieder herabſtürzend, einen Schwefelſtaub auf dem Boden zurückzulaſſen ſcheinen.

Der Same des Lykopodium, leicht entzündbar, geht in flammenden Dunſt auf.

Andere Ausdünſtungen verkörpern ſich an Blättern, Zweigen, Stengeln und Stammen zuckerartig, auch als Oel, Gummi und Harz. Der Diptam, wenn man die rechte Zeit trifft, entzündet ſich und eine lebhafte Flamme lodert an Stengel und Zweigen hinauf.

An gewiſſen Blättern nähren ſich Neſſen, Fliegen, Inſecten aller Art, deren zarte Ausdünſtung uns, ohne dieſes Anzeigen, nicht bemerkbar geweſen wäre.

Regentropfen bleiben auf gewiſſen Blättern kugelrund und klar ſtehen, ohne zu zerfließen, welches wir wohl billig irgend einem ausgedünſteten Weſen zuſchreiben das, auf dieſen Blättern

Bayerische Staatsbibliothek München

Erſter Auftritt.

Amine und Egle ſitzen an der einen Seite des Theaters und winden Kränze. Lamon kommt dazu und bringt ein Körbchen mit Blumen.

Lamon
(indem er das Körbchen niederſetzt).

Hier ſind noch Blumen.

Egle.

Gut!

Lamon.

Seht doch wie ſchön ſie ſind!
Die Nelke brach ich dir.

Egle.

Die Roſe! —

Lamon.

Nein, mein Kind!
Aminen reich' ich heut das Seltene vom Jahr;
Die Roſe ſeh' ich gern in einem ſchwarzen Haar.

Egle.

Und das ſoll ich wohl gar verbindlich, artig nennen?

Lamon.

Wie lange liebſt du mich ſchon, ohne mich zu kennen?
Ich weiß es ganz gewiß, du liebſt nur mich allein,
Und dieſes muntre Herz iſt auch auf ewig dein,
Du weißt es. Doch verlangſt du mich noch mehr zu binden?
Iſt es wohl ſcheltenswerth auch andre ſchön zu finden?

verweilend, die Regentropfen einwickelt und ſie zuſammenhält.

Trub und gummiartig iſt der feine Duft, der, die Haut einer gereiften Pflaume umgebend, wegen dem unterliegenden dunklen Grunde unſerm Auge blau erſcheint.

Daß eine gewiſſe uns nicht offenbarte Wechſelwirkung von Pflanze zu Pflanze heilſam ſowohl als ſchadlich ſeyn könne, iſt ſchon anerkannt. Wer weiß ob nicht in kalten und warmen Häuſern gewiſſe Pflanzen gerade deßhalb nicht gedeihen, weil man ihnen feindſelige Nachbarn gab, vielleicht bemächtigen ſich die einen zu ihrem Nutzen der heilſamen atmoſphariſchen Elemente, deren Einfluß ihnen allen gegönnt war.

Blumenliebhaber behaupten, man müſſe die einfachen Levkoien zwiſchen gefüllte ſetzen um vollkommenen Samen zu erhalten; als wenn der zarte wohlriechende Duft, wo nicht befruchten, doch die Befruchtung erhöhen könne.

Selbſt unter der Erde nimmt man ſolche Einwirkungen an. Man behauptet, ſchlechte Kartoffelſorten zwiſchen beſſere gelegt, erwieſen ſchadlichen Einfluß. Und was könnte man nicht für Beiſpiele anführen, die den zarten, in ſeinem Geſchäft auf-

merkſamen Liebhaber der ſchönen Welt, die er mit Leidenſchaft umfaßt, bewegen ja nöthigen allen Erſcheinungen einen durchgehenden Bezug unweigerlich zuzugeſtehen.

Bei Entwickelung der Inſecten iſt die Verdunſtung höchſt bedeutend. Der aus der letzten Raupenhaut ſich loslöſende, zwar vollkommene, aber nicht vollendete Schmetterling verwahrt, von einer neuen, ſeine Geſtalt weiſſagenden Haut eingeſchloſſen, bei ſich einen köſtlichen Saft. Dieſen in ſich organiſch cohibirend, eignet er ſich davon das Köſtlichſte zu, indem das Unbedeutendere nach Beſchaffenheit äußerlicher Temperatur verdunſtet. Wir haben bei genauer Beobachtung ſolcher Naturwirkungen eine ſehr bedeutende Gewichtsverminderung wahrgenommen, und es zeigt ſich wie ſolche Puppen, an kühlen Orten aufbewahrt, Jahre lang ihre Entwickelung verzögern, indeß andere, warm und trocken gehalten, ſehr bald zum Vorſchein kommen; doch ſind letztere kleiner und unanſehnlicher als jene welchen die gehörige Zeit gegönnt war.

Dieſes alles ſoll jedoch hier nicht geſagt ſeyn als wenn man Neues und Bedeutendes vorbringen wollen, ſondern darauf nur hindeuten: wie in der großen Natur alles auf einander ſpielt und ar-

beitet, und wie ſich die erſten Anfänge ſo wie die höchſten Erſcheinungen alles Gebildeten immer gleich und verſchieden erweiſen.

Analogon der Verſtäubung.

Im Herbſte 1821 fand man an einem düſtern Orte eine große Raupe, wahrſcheinlich eines Kupfervogels, eben im Begriff ſich auf einem wilden Roſenzweig einzuſpinnen. Man brachte ſie in ein Glas und that etwas Seidenwatte hinzu; von dieſer ordnete ſie ſich nur weniger Faden zu näherer Befeſtigung ans Glas, und man erwartete nunmehr einen Schmetterling. Allein dieſer trat nicht hervor, vielmehr bemerkte man nach einigen Monaten folgendes wunderſame Phänomen: die Puppe an der Unterſeite war geborſten und hatte ihre Eier an ihrer Außenſeite verbreitet, was aber noch wunderſamer war, dieſelben einzeln zur Seite ja gegenüber ans Glas und alſo drei Zoll geſchleudert, und ſonach einen jener Verſtäubung ähnlichen Act bewieſen. Die Eier waren voll und rund mit einiger Andeutung des darin enthaltenen Wurmes. Anfangs Aprils waren ſie eingefallen und zuſammen getrocknet. Inſecten-Freunden ſind wohl ähnliche Fälle bekannt.

Merkwürdige Heilung eines ſchwer verletzten Baumes.

In dem Vorhof der Ilmenauer Wohnung des Oberforſtmeiſters ſtanden von alten Zeiten der ſehr ſtarke und hohe Vogelbeerbäume, welche zu Anfang des Jahrhunderts abzuſterben anfingen; es geſchah die Anordnung daß ſolche abgeſagt werden ſollten. Unglücklicherweiſe ſägten die Holzhauer einen ganz geſunden zugleich an; dieſer war ſchon auf zwei Drittel durchſchnitten, als Einhalt geſchah, die verletzte Stelle geſchindelt, verwahrt und vor Luft geſichert wurde. So ſtand der Baum noch zwanzig Jahre bis er im vergangenen Herbſte, nachdem vorher die Endzweige zu kränkeln angefangen, durch einen Sturm an der Wurzel abbrach.

Das durch die Sorgfalt des Hrn. Oberforſtmeiſters von Fritſch vor uns liegende Segment, zwölf Zoll hoch, läßt den ehemaligen Schnitt in der Mitte bemerken, welcher als Narbe vertieft, aber doch völlig zugeheilt iſt, wie denn der Sturm der geſundeten Stelle nichts anhaben konnte.

Dieſer Baum wäre nun alſo wohl anzuſehen als auf ſich ſelbſt gepfropft; denn da man nach herausgezogener Säge ſogleich die Vorſicht brauchte die Verletzung vor aller Luft zu bewahren, ſo faßte das Leben der ſehr dünnen Rinde und des darunter verborgenen Splints ſich ſogleich wieder an und erhielt ein fortgeſetztes Wachsthum.

Nicht ſo war es mit dem Holze; dieſes einmal getrennt, konnte ſich nicht wieder lebendig verbinden; die ſtockenden Säfte decomponirten ſich, und der ſonſt ſo feſte Kern ging in eine Art von Fäulniß über.

Merkwürdig jedoch bleibt es, daß der geneſene Splint kein friſches Holz anſetzen konnte und daher die Verderbniß des Kerns bis an die zwei Drittheile ſich heranzieht.

Nicht ſo iſt es mit dem geſunden Drittheile; dieſes ſcheint fortgewachſen zu ſeyn und ſo dem Stamme eine ovale Form gegeben zu haben. Der kleine Durchſchnitt, über die Mitte der Jahresringe gemeſſen, hält 15 Zoll; der große 18 Zoll, wovon 3 als ganz geſundes Holz erſcheinen.

Schema zu einem Aufſatze

Die Pflanzencultur im Großherzogthum Weimar darzuſtellen.

Auch dieſe höchſt bedeutende auffallende Wirkung iſt einem wahrhaften Leben, einem heitern, freudigen und mehrere Jahre glücklich fortgeſetzten Zuſammenwirken entſprungen.

Zuerſt alſo von Belvedere, welches zur Freude der Einheimiſchen, zur Bewunderung der Fremden grünt und blubt.

Die Schloß- und Gartenanlage ward vom Herzog Ernſt Auguſt 1730 vollendet, und zu einem Luſtort fürſtlicher Hofhaltung gewidmet.

Die Waldungen auf den dahinter liegenden Hügeln wurden durch Spaziergänge, Erholungsplätze und manche romantiſche Baulichkeiten anmuthig und genießbar.

Eine große Orangerie und was zu jener Zeit von ſolchen Gärten gefordert wurde, ward angelegt; daneben eine kleine Menagerie von meiſtens ausländiſchen Vögeln. Gärtnerei und Gartenbeſorgung wurden in dieſem Sinne geleitet und gefördert, einige Treiberei für die Küche war nicht vergeſſen.

Wie aber die Cultur ſolcher Pflanzen, nach denen ſowohl der Botaniker als der Liebhaber aſthetiſcher Landſchaftsbildung ſich umſieht, zuerſt gefördert und nach und nach immer weiter ausgebildet worden, hievon läßt ſich der Gang und die natürliche Entwickelung ohne Betrachtung und Beherzigung des Schloßbrandes nicht denken.

Die höchſten Herrſchaften, einer bequemen und ihrem Zuſtande gemäßen Wohnung beraubt, in kaum ſchicklichen Räumen einen interimiſtiſchen Aufenthalt findend, wandten ſich gegen das Freie, wozu die verſchiedenen wohleingerichteten Luſtſchlöſſer, beſonders auch das heitere Ilmthal bei Weimar, und deſſen ältere Zier- und Nutzgarten-Anlagen, die ſchönſte Gelegenheit darboten.

Der Park in Dessau, als einer der ersten und vorzüglichsten berühmt und besucht, erweckte Lust der Nacheiferung, welche um desto originaler sich hervorthun konnte, als die beiden Localitäten sich nicht im mindesten ähnelten; eine flache, freie, wasserreiche Gegend hatte mit einer hügelig-abwechselnden nichts gemein. Man mußte ihr den eigenen Reiz abzugewinnen, und in Vergleichung beider zu untersuchen was einer jeden zieme, gab die Freundschaft der beiden Fürsten und die öftern wechselseitigen Besuche Anlaß, so wie die Neigung zu ästhetischen Parkenanlagen überhaupt durch Hirschfeld aufs Höchste gesteigert ward.

Die Anstellung des Hofgartners Reichert in Belvedere verschaffte gar bald Gelegenheit alle dergleichen Wünsche zu befriedigen; er verstand sich auf die Vermehrung im Großen und betrieb solche nicht nur in Belvedere, sondern legte bald einen eigenen Handelsgarten in der Nähe von Weimar an. Strauch- und Baumpflanzungen vermehrten sich daher in jedem Frühling und Herbste.

Mit der verschönten Gegend wachst die Neigung in freier Luft des Lebens zu genießen; kleine, wo nicht verschönernde doch nicht störende, dem ländlichen Aufenthalt gemäße Wohnungen werden eingerichtet und erbaut. Sie geben Gelegenheit zu bequemem Unterkommen von größeren und kleineren Gesellschaften, auch unmittelbaren Anlaß zu ländlichen Festen, wo das abwechselnde Terrain

viele Mannichfaltigkeit bot und manche Ueberraſchung begünſtigte, da eine heitere Einbildungs- und Erfindungskraft vereinigter Talente ſich mannichfaltig hervorthun konnte.

So erweiterten ſich die Parkanlagen unmittelbar vom Schloß ausgehend, welches auch nach und nach aus ſeinen Ruinen wieder wohnbar hervorſteigt, erſtrecken ſich das anmuthige Ilmthal hinauf und nähern ſich Belvedere. Die Oberaufſicht, Leitung und Anordnung übernimmt der Fürſt ſelbſt, indeſſen Höchſtihre Frau Gemahlin durch ununterbrochene Theilnahme und eigene ſorgfaltige Pflanzenpflege in die Erweiterung des Geſchaftes mit eingreift.

Der Herzogin Amalia Aufenthalt in Ettersburg und Tiefurt tragt nicht wenig zu einem, man dürfte faſt ſagen leidenſchaftlichen, Bedürfniß des Landlebens bei.

Am letztgenannten Orte hatten Prinz Conſtantin und Major von Knebel ſchon viele Jahre vorgearbeitet und zu geſelligen Feſten und Genüſſen das anmuthigſte Thal der Ilm eingeweihet.

Im Ganzen iſt man überall bemüht der Oertlichkeit ihr Recht widerfahren zu laſſen, ſie möglichſt zu benutzen und nichts gegen ihren Charakter zu verfügen.

Im Ernſtlichen geh die regelmäßige Forſtcultur im Lande fort, damit verbindet ſich ſchon die Erziehung fremder Baumarten.

Große Anpflanzungen und ſonſtiges Vermehren geſchieht durch einſichtige Forſtmänner; dadurch gewinnt man an Erfahrung welche Pflanzen unſer Klima ertragen können.

Hier wäre etwas Näheres über die rauhere Lage von Weimar und Belvedere zu ſagen; unſere Höhe iſt ſchon bedeutend, die Nähe vom Thüringer Wald und zwar die Lage deſſelben in Süden hat nicht weniger Einfluß; die nordöſtlichen und nordweſtlichen Zugwinde bedrohen die Vegetation gar öfters.

Der Hofgärtner Reichert geht mit Tode ab, die Cultur der botaniſchen Parkpflanzen findet ſich in Belvedere ſchon ſehr geſteigert. Von dem Vorrathe fällt ein großer Theil dem Fürſten anheim, wegen eines andern Theils wird Uebereinkunft getroffen. Reichert der Sohn verſetzt das Uebrige nach Weimar für eigene Rechnung.

Bemühungen anderer Privaten, beſonders des Legationsrath Bertuch, welcher außer der Cultur ſeines anſehnlichen Hausgartens und Aufſtellung verſchiedener Monographien, unter des Fürſten Direction die Details der Parkanlagen ſechzehn Jahre verwaltet.

Der Garten-Inſpector Sckell wird in Belvedere angeſtellt. Er und ſein Bruder beſorgen aufmerkſam und treulichſt die Anſtalt; der Sohn des erſtern wird auf Reiſen geſchickt, deßgleichen mehrere, welche Talent und Thätigkeit zeigen; ſie

kommen nach und nach zurück mit wichtigen Pflanzentransporten.

Den eigentlichen botanischen Garten dirigiren nach wie vor Ihro K. H. der Großherzog, Schloß und übrige Lustpartien werden der Fürstlichen Familie eingeraumt.

Die Anschaffung kostbarer botanischer Werke in die öffentliche Bibliothek geht immer fort, ja sie vermehrt und häuft sich.

Eben so die eifrige Vermehrung bedeutender Pflanzen, neben den immerfort ankommenden Fremdlingen, macht die Erweiterung in Belvedere, sowohl auf dem Berg als in dem Thal gegen Mittag gelegen, höchst nöthig. In der letzten Region werden Erdhäuser nach Erfindung des Großherzogs angebracht; in der letzten Zeit ein Palmenhaus erbaut, von überraschender Wirkung.

Häuser worin fremde Pflanzen im Boden stehen bleiben, im Winter bedeckt werden, sogenannte Conservatorien, sind längst errichtet und werden erweitert.

Der Belvederische Pflanzengarten wird ausschließlich zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmt; daher der Küchengarten und die Ananas-Cultur und dergleichen in eine Abtheilung des Parks bei Weimar verlegt.

Reisen des Großherzogs nach Frankreich, England, den Niederlanden und der Lombardei, Besuch botanischer Garten und eigene Prüfung der

Ich wehre dir ja nicht zu sagen: der ist schön,
Der artig, scherzhaft der, ich will es eingestehn,
Nicht böse seyn.

Egle.

Sey's nicht, ich will es auch nicht werden.
Wir fehlen beide gleich. Mit freundlichen Geberden
Hör' ich gar manchen an, und mancher Schäferin
Sagst du was süßes vor, wenn ich nicht bei dir bin.
Dem Herzen läßt sich wohl, dem Scherze nicht gebieten;
Vor Unbeständigkeit muß uns der Leichtsinn hüten.
Mich kleidet Eifersucht noch weniger als dich.
(zu Aminen)
Du lächelst über uns! Was denkst du, Liebe? sprich!

Amine.

Nicht viel.

Egle.

Genug, mein Glück und deine Qual zu fühlen.

Amine.

Wie so?

Egle.

Wie so! Anstatt, daß wir zusammen spielen,
Daß Amors Schäfrigkeit bei unserm Lachen flieht,
Beginnet deine Qual, wenn dich dein Liebster sieht.
Nie war der Eigensinn bei einem Menschen größer.
Du denkst, er liebe dich. O nein, ich kenn' ihn besser;
Er sieht, daß du gehorchst, drum liebt dich der Tyrann,
Damit er jemand hat, dem er befehlen kann.

Amine.

Ach, er gehorcht mir oft.

Egle.

Um wieder zu befehlen.
Mußt du nicht jeden Blick von seinen Augen stehlen?

verſchiedenen Anſtalten und Erfindungen in denſelben, würden nachrichtlich mitgetheilt großes Intereſſe und Belehrung gewahren, ſo wie die perſönliche Bekanntſchaft mit Wiſſenſchafts- und Kunſtgenoſſen überaus förderlich erſchien. Höchſtdieſelben werden, als erſtes und ordentliches Mitglied, in die Geſellſchaft des Gartenbaues zu London aufgenommen.

Was in Jena geſchah, darf nicht übergangen werden. Schon vor vielen Jahren hatte der würdige Batſch einen Theil des Fürſtengartens, nach dem Familienſyſtem geordnet, angepflanzt. Dieſe Einrichtung wurde treulich fortgeſetzt durch die Profeſſoren Schelver und Voigt; letzterer bearbeitete den Belvederiſchen Catalog ſowohl als den Jenaiſchen nach genanntem Syſtem; doch kehrt man von Zeit zu Zeit, wegen des unmittelbaren Verkaufes und Tauſches, zu der ſchon gewöhnlichen brauchbaren Art und Weiſe zurück.

Indeſſen ſchreitet die Ausbreitung der Belvederiſchen Anſtalt unaufhaltſam fort. Zugleich läßt ſich bemerken daß bei der Nomenclatur, der Beſtimmung der Pflanzen und ihrer Arten, ja Varietäten, mancher Widerſtreit obwalte, der von Zeit zu Zeit durch beſuchende Kenner und Kunſtgenoſſen erneuert wird.

Indeſſen macht ſich ein rein wiſſenſchaftlicher Catalog, auf deſſen Angabe man ſich ſowohl zu eigener Beruhigung, als bei Tauſch und Verkauf

bestimmt und sicher berufen könne, immer nöthiger. Dieses langwierige Geschäft, wenn es gewissenhaft behandelt werden soll, macht die Anstellung eines wissenschaftlichen Mannes eigentlich nöthig. Hiezu wird Prof. Dennstedt beauftragt; er unterzieht sich der Arbeit, das erste Heft des Catalogs erscheint 1820. Das zweite 1821. Hierdurch ist also nicht allein für oben aufgestellte Zwecke gesorgt, sondern auch ein Leitfaden manchem unsichern und unerfahrnen Gärtner in die Hand gegeben um genauere Pflanzenkenntniß zu erlangen.

Ein ganz außerordentliches Verdienst hätte sich außerdem dieser Catalog noch für die Wissenschaft erwerben können, wenn man die Quantitäten über die Namen, und hie und da einen Accent angebracht hätte; denn jetzt hört man außen wie im Freien, von Einheimischen und Besuchenden eine babylonische, nicht Sprach- sondern Quantitäts-Verwirrung, welche besonders demjenigen, dem die Ableitung aus dem Griechischen gegenwärtig ist, mitten zwischen den herrlichen Naturproducten eine verdrießliche Mißstimmung erregt.

Nach des Großherzogs angeborenem liberalem Charakter und der wahrhaft fürstlichen Leidenschaft, Andere an allem Guten, Nützlichen Theil nehmen zu lassen, ward in dem Maaße wie Belvedere heranwuchs auch Jena solcher Vorzüge theilhaftig. Ein neues Glashaus von vierundsiebenzig Fuß Länge mit mehreren Abtheilungen, nach den neu-

sten Erfahrungen und den daraus abgeleiteten Maximen erbaut, nahm die häufigen Geschenke an Pflanzen und Samen begierig auf. Da nun aber das Haus an und für sich selbst von den früheren Batschischen Einrichtungen einen großen Theil abschnitt, sodann aber auch die Mistbeete verlegt werden mußten; so ward eine völlige Umpflanzung des ganzen Gartens nothwendig, und bei dieser Gelegenheit die Revision und verbesserte Zusammenstellung der natürlichen Familien möglich und erwünscht.

Sowohl nach Belvedere, als wie nach Jena, dürfen wir alle Freunde der Botanik einladen, und wünschten nur ihnen einen genaueren Wegweiser an die Hand geben zu können.

Gar manches wäre noch ehe wir abschließen zu erwähnen; wir gedenken nur noch einer großen Landbaumschule von fruchtbaren Stämmen, welche unter Aufsicht des Legationsrath Bertuch schon viele Jahre besteht. Unglücklicherweise verlieren wir diesen im gegenwärtigen Fache und in vielen andern unermüdlich thätigen Mann gerade in dem Augenblick da wir unser Schema abschließen, zu dessen Ausführung er uns bei glücklicher Erinnerungsgabe, im Besonderen so wie im Ganzen den besten Beistand hatte leisten können, und wir würden Vorwürfe wegen unverantwortlichen Versäumnisses bei so langem glücklichen Zusammenwirken verdienen, wäre nicht das Leben einem jedem so

prägnant, daß ſeine augenblickliche Thätigkeit nicht nur das Vergangene ſondern auch das Gegenwärtige zu verſchlingen geeignet iſt. Bleibe uns hiebei der Troſt daß gerade das Wenige und Lückenhafte was wir geſagt, deſto eher die Mitlebenden aufrufen werde zu einer vollſtändigen und vollendeten Darſtellung das Übrige beizutragen.

General et Species Palmarum,

von Dr. C. F. v. Martius. Fasc. I. und II. München 1823.

Beide Hefte enthalten, auf neunundvierzig lithographiſchen Tafeln, Abbildungen verſchiedener Arten von Palmen welche Braſilien erzeugt und dem Verfaſſer auf ſeiner vor einigen Jahren dahin unternommenen wiſſenſchaftlichen Reiſe vorgekommen.

Diejenigen Tafeln, welche das Detail von Aeſten, Blättern, Blüthen und Früchten darſtellen, ſind alle in gerizter Manier und gleichen zierlich radirten mit glänzendem Grabſtichel ſorgfältig geendigten Kupferblattern. Von dieſer Seite betrachtet laſſen ſie ſich unbedenklich den ſchönen oſteologiſchen Kupfern in dem Werke des Albinus an die Seite ſtellen, erſcheinen vielleicht gar noch netter gearbeitet. Die meiſten ſind von A. Falger gefertigt, doch zeichnen ſich die Namen J. Päringer und L. Emmert gleichfalls verdienſtlich aus.

Zehn in gewöhnlicher Manier als Zeichnungen mit ſchwarzer Kreide ſauber und kraftig ausgeführte Blatter ſtellen Palmbäume verſchiedener Art im Ganzen mit Stamm und Aeſten dar, ſchicklich begleitet von Anſichten der Gegenden wo jene Palmenarten in Braſilien vorzüglich zu gedeihen pflegen. Sehr reiche Vordergründe machen überdem noch den Beſchauer mit andern Pflanzen und der höchſt üppigen Vegetation des Landes bekannter. Bloß allgemeine Andeutung von dem was jedes dieſer Blatter darſtellt wird ausreichen das Geſagte verſtändlicher zu machen.

Tab. 22. Hauptbild; Oenocarpus Distichus, im Vordergrund Blätter und Strauchgewächſe, Mittelgrund und Ferne zeigen niedrigliegende Auen, zwiſchen waldigen Hügeln.

Tab. 24. Astrocaryum acaule und Oenocarpus Batava erſcheinen als die Hauptbilder im Vordergrund; der landwirthſchaftliche Grund ſtellt niedriges Ufer an ſtillfließendem Strome dar, in welchen hinein ſich von beiden Seiten reich mit Baumen bewachſene Landſtrizen erſtrecken.

Tab. 28. Euterpe oleracea ebenfalls am Ufer eines Fluſſes der ins Meer fallt, von woher die Fluth hereinſtrömt.

Tab. 33. Die zunachſt ins Auge fallenden Gegenſtande dieſes Blatts ſind Elaeis melanococca und Iriartea exorrhiza. Dann waldiger Mittelgrund und niedriges Ufer an einem Fluß

oder See; ein eben dem Waſſer entſteigendes Krokodil ſtaffirt die Landſchaft.

Tab. 35. Iriartea ventricosa, nebſt Ausſicht in eine enge Schlucht hoher und höherer Waldgebirge, aus denen ein Fluß hervorſtrömt, welcher im Vordergrund einen kleinen Fall macht.

Tab. 38. Zunächſt Mauritia vinifera, im Hintergrund öde Hügel; die Fläche iſt mit dieſer Palmenart dünne beſetzt.

Tab. 41. Attalea compta und Mauritia armata, darhinter faſt wüſte Gegend, wo nur in näherer und weiterer Ferne noch einige Bäume dieſer Art zu ſehen ſind.

Tab. 44. Vorn Mauritia aculeata und im Grund undurchdringliches Dickicht von Bäumen, auch großblättriger baumartiger Pflanzen.

Tab. 45. Lepidocaryum gracile und Sagus taedigera in dunkler alle Ausſicht ſchließender Waldgegend.

Tab. 49. Corypha cerifera. Die zum Grund dienende Landſchaft ſtellt eine reichlich mit Bäumen, beſonders mit Palmen bewachſene Ebne dar, in der Ferne ragende Berggipfel.

Die Zweckmäßigkeit und das Belehrende des Inhalts dieſer Blätter werden nach der geſchehenen obgleich nur kurzen Anzeige deſſelben wohl ohne Zweifel jedem einleuchten, es iſt aber weiter noch beizufügen, daß auch der maleriſche Sinn und Geſchmack, womit Herr v. Martius die

Gegenſtände zum landſchaftlichen Ganzen geordnet, das Lob aller derer verdiene welche das Werk aus dem Geſichtspunkte der Kunſt anzuſehn und zu beurtheilen vermögen. Nicht minder werden ſich Kundige auch durch die Arbeit des Herrn Hohe befriedigt finden, welcher die zuletzt erwähnten Blätter, nach denen vom Herrn v. Martius eigenhändig verfertigten Vorbildern, in der gewöhnlichen Kreidemanier auf die Steinplatten zeichnete.

Wir haben, in Vorſtehendem, das nach ſo vielen Seiten hin verdienſtliche Werk nur von Einer Seite betrachtet und zwar von der artiſtiſch-äſthetiſchen; doch dürfen wir ſagen, daß gerade dieſe gar gern als Complement des Reiſegewinns jener vorzüglichen Männer anzuſehen ſey.

Die ſchon langſt bekannte Reiſebeſchreibung der beiden würdigen Forſcher, Herren v. Spix und v. Martius, München 1823, gab uns vielfach willkommene Localanſichten, einer großen Weltbreite, grandios, frei und weit; ſie verlieh uns die mannichfaltigſten Kenntniſſe einzelner Vorkommenheiten, und ſo ward Einbildungskraft und Gedachtniß vollkommen beſchaftigt. Was aber einen beſondern Reiz über jene bewegte Darſtellung verbreitet, iſt ein reines, warmes Mitgefühl an der Natur-Erhabenheit in allen ihren Scenen, fromm-tiefſinnig, klar empfunden und eben ſo mit deutlicher Fröhlichkeit entſchieden ausgeſprochen.

Ferner ſammelt die Phyſiognomik der Pflanzen, München 1824, von einem hohen Standpunkte unſern Blick auf das Pflanzenreich einer ſonſt unüberſehlichen Erdoberfläche, deutet auf das Beſondere, auf die klimatiſchen, die localen Bedingungen, unter welchen die unzähligen Vegetations-Glieder gedeihen, und ſich gruppenweiſe verſammeln mögen, und verſetzt uns zugleich in eine ſolche Fülle, daß nur der vollendete Botaniker ſich die einer ſprachgewandten Benennungsweiſe unterliegenden Geſtalten heranzurufen im Stande iſt.

In dem letzten von uns ausführlicher beachteten Werke iſt nun gleichfalls, durch Hülfe einer ausgearbeiteten Kunſtſprache, das Palmengeſchlecht in ſeinen ſeltenſten Arten gelehrten Kennern reichlich vergegenwärtigt; auf den oben verzeichneten Tafeln jedoch für jeden Naturfreund geſorgt, indem des allgemeinſten Naturzuſtandes Hauptbezüge und Geſtalten, einſame oder geſellige Anſiedelung und Wohnung auf feuchtem oder trockenem, hohem oder tiefem Lande, frei oder düſter gelegen, in aller Abwechſelung vorgeſtellt und nun zugleich Kenntniß, Einbildungskraft und Gefühl angeregt und befriedigt werden; und ſo empfinden wir uns, den Kreis obgedachter Druckſchriften durchlaufend, in einem ſo weit entlegenen Welttheile durchaus als anweſend und einheimiſch.

Wirkung meiner Schrift
die Metamorphose der Pflanzen
und
weitere Entfaltung der darin vorgetragenen Idee.
1831.

Der ernſtliche, am Ende der Abhandlung über Metamorphoſe der Pflanzen ausgeſprochene Vorſatz, dieſes angenehme Geſchäft nicht allein weiter zu verfolgen, ſondern auch von meinen fortgeſetzten Bemühungen den Freunden der Wiſſenſchaft ausführliche Kenntniß zu geben, ward im Laufe einer ſehr bewegten Zeit gehindert und zuletzt gar vereitelt. Auch gegenwärtig würde mir es ſchwer fallen ausführende Nachricht zu ertheilen inwiefern jene ausgeſprochene Idee weiter gewirkt und wie dieſelbe bis auf den heutigen Tag wiederholt zur Sprache gekommen.

Ich mußte daher zu wiſſenſchaftlichen Freunden meine Zuflucht nehmen und dieſelben erſuchen mir dasjenige was ihnen, bei fortgeſetzten Studien, in dieſer Angelegenheit näher bekannt geworden, gefällig mitzutheilen. Indem ich nun aber auf dieſe Weiſe verſchiedenen Perſonen Belehrung ſchuldig geworden, deren Notizen über einzelne Punkte zuſammenzuſtellen ich in dem Fall war, auch mich ihrer eigenen Ausdrücke zu bedienen für rathlich fand; ſo erhält gegenwärtiger Aufſatz

dadurch ein aphoriſtiſches Anſehen, welches ihm jedoch nicht zum Schaden gereichen dürfte, indem man auf dieſe Weiſe deſto genauer bekannt wird mit demjenigen was ſich allenfalls, unabhängig, und ohne einen gewiſſen Zuſammenhang in dieſem Felde zugetragen. Durch verſchiedene Zeichen hab' ich die Aeußerungen der Freunde zu unterſcheiden die Abſicht, und zwar durch * und ( ).

Der erſte, dem ich von meinen Gedanken und Beſtrebungen einiges mittheilte war Dr. Batſch; er ging auf ſeine eigne Weiſe darauf ein und war dem Vortrage nicht ungeneigt. Doch ſcheint die Idee auf den Gang ſeiner Studien keinen Einfluß gehabt zu haben, ob er ſich ſchon hauptſächlich beſchäftigte, das Pflanzenreich in Familien zu ſondern und zu ordnen.

Bei meinen damaligen öftern Beſuchen von Jena und einem längeren Verweilen daſelbſt, unterhielt ich mich von ſolchen mir wichtigen wiſſenſchaftlichen Punkten wiederholt mit den dortigen vorzüglichen Männern. Unter ihnen ſchenkte beſonders der Hofrath Dr. Johann Chriſtian Stark, der als praktiſcher Arzt ſich das größte Vertrauen erworben hatte, überhaupt auch ein aufmerkender geiſtreicher Mann war, dieſer An-

Die Macht, von der Natur in unsern Blick gelegt,
Daß er den Mann entzückt, daß er ihn niederschlägt,
Hast du an ihn geschenkt, und mußt dich glücklich halten,
Wenn er nur freundlich sieht. Die Stirne voller Falten,
Die Augenbraunen tief, die Augen düster, wild,
Die Lippen aufgedrückt, ein liebenswürdig Bild,
Wie er sich täglich zeigt, bis Bitten, Küsse, Klagen
Den rauhen Winterzug von seiner Stirne jagen.

Amine.

Du kennst ihn nicht genug, du hast ihn nicht geliebt.
Es ist nicht Eigensinn, der seine Stirne trübt;
Ein launischer Verdruß ist seines Herzens Plage,
Und trübet mir und ihm die besten Sommertage;
Und doch vergnüg' ich mich, da, wenn er mich nur sieht,
Wenn er mein Schmeicheln hört, bald seine Laune flieht.

Egle.

Fürwahr ein großes Glück, das man entbehren könnte.
Doch nenne mir die Lust, die er dir je vergönnte?
Wie pochte deine Brust, wenn man vom Tanze sprach;
Dein Liebster flieht den Tanz und zieht dich Arme nach.
Kein Wunder, daß er dich bei keinem Feste leidet,
Da er der Wiese Gras um deine Tritte neidet,
Den Vogel, den du liebst, als Nebenbuhler hasst;
Wie könnt' er ruhig seyn, wenn dich ein and'rer fasst,
Und gar, indem er sich mit dir im Reihen kräuselt,
Dich zärtlich an sich drückt, und Liebesworte säuselt.

Amine.

Sey auch nicht ungerecht, da er mich dieses Fest,
Weil ich ihn darum bat, mit euch begehen läßt.

Egle.

Das wirst du fühlen.

gelegenheit entſchiedene Gunſt. Nach akademiſchem Herkommen fand ſich die Profeſſur der Botanik ihm zugetheilt, aber nur nominaliter, als der zweiten Stelle der mediciniſchen Facultät angehörig, ohne daß er von dieſem Felde jemals beſondere Kenntniß genommen hätte. Seinem Scharfſinn jedoch blieb das Vortheilhafte meiner Anſichten keineswegs verborgen, er wußte die von dieſem Naturreiche zu früherer Zeit erworbenen Kenntniſſe hiernach zu ordnen und zu nutzen, daß ihn, bald im Scherz, bald im Ernſt, die Verſuchung anging ſeiner Nominal-Profeſſur einigermaßen Genüge zu leiſten und ein botaniſches Collegium zu leſen. Schon in dem Winter-Halbenjahre 1791 kündigte er nach Ausweis des Lections-Catalogen ſeine Abſicht folgendermaßen an: publice introductionem in Physiologiam botanicam ex principiis Perill. de Goethe tradet. Wozu ich ihm, was ich an Zeichnungen, Kupferſtichen, getrockneten Pflanzen zu jenen Zwecken beſaß, methodiſch geordnet anvertraute, wodurch er ſich in den Stand geſetzt ſah ſeinen Vortrag zu beleben und glücklich durchzuführen. In wiefern der Same, den er damals ausgeſtreut, irgendwo gewuchert, iſt mir nicht bekannt geworden; mir aber diente ſolches zu einem aufmunternden Beweis, daß dergleichen Betrachtungen in der Folge zu thätigem Einfluß würden gelangen können.

Indeſſen der Begriff der Metamorphoſe in Wiſſenſchaft und Literatur ſich langſam entwickelte, hatte ich ſchon im Jahre 1794 das Vergnügen, zufällig einen praktiſchen Mann völlig eingeweiht in dieſe offenbaren Naturgeheimniſſe zu finden.

Der bejahrte Dresdner Hofgartner J. H. Seidel zeigte mir auf Anfrage und Verlangen verſchiedene Pflanzen vor, die mir wegen deutlicher Manifeſtation der Metamorphoſe aus Nachbildungen merkwürdig geworden. Ich eröffnete ihm jedoch meinen Zweck nicht weshalb ich mir von ihm dieſe Gefälligkeit erbate.

Kaum hatte er mir einige der gewünſchten Pflanzen hingeſtellt, als er mit Lächeln ſagte: ich ſehe wohl Ihre Abſicht ein und kann mehrere dergleichen Beiſpiele, ja noch auffallendere, vorführen. Dies geſchah und erheiterte uns zu fröhlicher Verwunderung; mich, indem ich gewahrte daß er durch eine praktiſch aufmerkende lange Lebenserfahrung dieſe große Maxime in der mannichfaltigen Naturerſcheinung überall vor Augen zu ſchauen ſich gewöhnt hatte, ihn, als er einſah daß ich, als Laie in dieſem Felde, eifrig und redlich beobachtend, die gleiche Gabe gewonnen hatte.

Im vertrauten Geſpräch entwickelte ſich das Weitere, er geſtand, daß er durch dieſe Einſicht fähig geworden manches Schwierige zu beurtheilen, und zugleich für das Praktiſche glückliche Anwendung gefunden habe.

* Wie aber diese Schrift bis jetzt auf den Gang der Wissenschaft in Deutschland gewirkt hat, ist eine höchst verwickelte Frage, die wohl nicht eher genügend zu beantworten seyn dürfte, bis sich der Kampf der Meinungen darüber beruhigt, und die Kämpfenden zu klarem Bewußtseyn gelangen. Denn in der That scheint es mir, als habe sich die Idee der Metamorphose Vieler bemächtigt, die es nicht aber, während Andere, die neue Lehre verkündend, nicht wissen wovon sie reden. *

Es scheint nichts schwieriger zu seyn als daß eine Idee, die in eine Wissenschaft hineintritt, in dem Grade wirksam werde, um sich bis in das Didactische zu verschlingen und sich dadurch gewissermaßen erst lebendig zu erweisen. Wir wollen nun die Schritte, wie sie successiv geschehen, näher zur Kenntniß bringen.

(Dr. Friedrich Siegmund Voigt legte diese Betrachtungen im Jahre 1803 bei seinen botanischen Vorlesungen zum Grunde, erwähnte derselben auch in der ersten Ausgabe seines botanischen Wörterbuchs von demselben Jahr. In dem System der Botanik 1808 stellte er eine ausführliche Darstellung jenes Werkes in einem eigenen Capitel mit Freiheit voran.)

---

* Zugleich findet ſich entſchiedene Anerkennung und glückliche Anwendung der Idee der Metamorphoſe, zu fernerer Aus- und Umbildung der Wiſſenſchaft, in Kieſer's Aphorismen aus der Philoſophie der Pflanze von 1808. Es heißt darin Seite 61 ausdrücklich, nachdem von Linné's Proleptis die Rede geweſen: „Goethe ſchuf mit eigenthümlichem Geiſte hieraus eine allgemeine Anſicht über die Metamorphoſe, und ſie iſt ſeit langem das Umfaſſendſte geweſen, was über die ſpecielle Phyſiologie der Pflanzen iſt geſagt worden.“ Wir dürfen dieſe Schrift, die ſich ſo eng an Schellingiſche Philoſophie ſchließt, nicht darnach beurtheilen, wie ſie uns jetzt erſcheint. Zu ihrer Zeit machte ſie Aufſehn, und mit Recht, denn ſie iſt reich an eigenen, tief aus der Natur geſchöpften Anſichten. *

(Im Jahr 1811 gab Fried. Siegm. Voigt eine kleine Schrift heraus: Analyſe der Frucht und des Samenkorns ꝛc., worin er ſchon Unwillen verrath, daß bis dahin noch immer kein Botaniker mit in dieſe Lehre einſtimmen will. Seine Worte ſind, Seite 145: „Ich beziehe mich daher ſogleich auf die unbeſtreitbare, und von Manchem nur noch aus bloßem Trotz auf die Seite geſchobene Lehre der Goethe'ſchen Metamorphoſe der Pflanzen (— Citat der Schrift

unter dem Text), in welcher durch Beispiele aller Art gezeigt wird, wie die Pflanze ihrem Lebensziele durch anfangliche Ausdehnung und dann erfolgende allmahliche Zusammenziehung die höchsten Organe zu Wege bringt, welche, wie gesagt, nichts anderes sind, als die nämlichen, nur durch Wiederholung desselben Bildungsactes immer feiner, auch wohl anders gefärbt, erzeugten. — — u. s. w.

— — Die Betrachtung der Metamorphose beschränkt sich bei dem Blüthensysteme vorzüglich auf die Verwandlungsart der Blatter. Allein schon von der ersten Entwickelungsart der Pflanze an, hat der berühmte Schöpfer jener Ansicht auf noch eine Bildung aufmerksam gemacht — die Knoten" — u. s. w.)

(Mit 1812 tritt uns ein Fall fernerer Anerkennung entgegen, in einem Buche, welches auch recht eigentlich nur durch diese Lehre Erstenz und Begründung erhalten kann: G. Fr. Jager über die Mißbildungen der Gewächse. Hier heißt es Seite 6: „bei beiden Propagationsarten nimmt nun die Fortentwickelung des neuen Individuums beinahe denselben Gang, der im Allgemeinen in einer stetig fortschreitenden Bildung von neuen Organen bis zur Blüthe besteht, die, wenn gleich ein Ganzes für sich, doch in dem Baue ihrer Organe wieder die Verwandtschaft mit den übrigen

Organen erkennen läßt, ſo daß alle gleichſam durch Metamorphoſe auseinander entſtanden ſcheinen, worüber wir Herrn von Goethe (Citat der Schrift) eine nähere Darſtellung verdanken, bei der er zugleich einzelne Mißbildungen derſelben berückſichtigt hat.“)

---

*) Wie indeſſen Schelver ſeine Kritik der Lehre von den Geſchlechtern der Pflanze (1812) ganz auf die Metamorphoſe ſtützte, wie der dadurch erregte Streit überhand nahm und in Schmähungen ausartete, iſt ohne Zweifel noch gegenwärtig. Hatte man den würdigen Verfaſſer nicht erſt durch unziemliche Behandlung ſeiner ſelbſt, dann durch voreilige Ueberſchätzung der der Schrift ſeines Schülers, von der man bald zurückkam, aufs äußerſte erbittert; hätte man ſich, ſtatt deſſen, über den Begriff pflanzlicher Individualität verſtändigt, worauf alles ankam, da Schelver von der Unmöglichkeit des Hermaphroditismus im Individuum ausging: — ich bin überzeugt, die Lehre von der Sexualität der Pflanzen würde auch ſo gerettet, gereinigt, befeſtigt worden ſeyn, Wind und Inſecten hatte man abgetreten, durch die Metamorphoſe reichlich entſchädigt. Doch ſelbſt auf die Art wie der Streit geführt ward, mußte die Metamorphoſe wenigſtens oft zur Sprache kommen; mehr bedurfte es

nicht, ihr ſelbſt unter Schelver's Gegnern Anhänger zu gewinnen. Der junge Autenrieth iſt einer derſelben.*

Kräftig wirkten ohne Zweifel einerſeits die neuere deutſche Philoſophie, andrerſeits die allmahliche Einführung des natürlichen Pflanzenſyſtems dahin, der Metamorphoſe unter uns Eingang zu verſchaffen. Und Letzteres knüpfte ſich wiederum an das Studium der Pflanzengeographie, das ſeit Humboldt's Rückkehr Lieblingsbeſchäftigung ward, vom natürlichen Pflanzenſyſtem ſo unzertrennlich iſt, daß auch der hartnäckigſte Anhänger Linné's, daß ſelbſt Wahlenberg ſich bequemen mußte, wenigſtens die alten Linné'ſchen Ordines naturales dabei zu Hülfe rufen.

---

*Dauernden Einfluß gewannen Kieſer's Mémoire sur l'organisation des plantes. 1814. und der Auszug aus dieſem größern Werke in deutſcher Sprache von 1815. Auch von dieſen Schriften darf man behaupten, daß die Metamorphoſe nicht bloß dem fertigen Stamme aufgepfropft, ſondern Grund und Seele des Ganzen iſt. Und, da ſie ſich näher an die Beobachtung halten, ſo tritt das Eigenthümliche der Schule, zu der ſich der Verfaſſer bekennt, weniger ſtörend

für anders Denkende darin hervor. In Frankreich zwar ward man erſt kürzlich auf Kieſer aufmerkſam, ſeitdem Briſſeau-Mirbel's, ſeines entſchiedenen Gegners, Dictatur, durch Dutrochet und Andere gebrochen ward. In Deutſchland aber erlangte er bald ein ſolches Anſehn, daß Treviranus und die Wenigen, die ſich ſonſt noch unbefangen erhielten, mit ihren Gründen ſelbſt gegen Kieſer's offenbare Irrthümer nur langſam durchdringen konnten. Selbſt noch in Nees von Eſenbeck's Handbuch der Botanik von 1820 ſchienen die anatomiſchen Unterſuchungen von Moldenhawer, Treviranus und Andern, gegen die Kieſer'ſchen etwas zurückgeſetzt.*

---

* Sodann bemühte ſich Nees von Eſenbeck das Gebiet der Metamorphoſenlehre in der Botanik nach einer andern Seite hin zu erweitern. Selbſt in den einfachſten blattloſen Gewächſen (Die Algen des ſüßen Waſſers 1814 — Syſtem der Pilze 1815) ſuchte er die Metamorphoſe nachzuweiſen, und nach den Stufen derſelben jene zu ordnen. Sein ſpätres Handbuch der Botanik beruht auf denſelben Grundanſichten, die mit denen, welche von Goethe zuerſt ausgeſprochen, wenn nicht congruiren, doch ziemlich nahe zuſammentreffen, und von ihm ſelbſt aus dieſer Quelle dankbar abgeleitet werden.

Derſelbe hat außerdem durch ſeine ſorgfältige Redaction der Verhandlungen der Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie, durch lebhaften Antheil an der Regensburger botaniſchen Zeitung und andern Journalen, durch Abdruck und Ueberſetzung der Brown'ſchen Schriften, durch Briefwechſel und mündlichen Unterricht, außerordentlich gewirkt: ſo daß dieſem vorzüglichen Manne an der Verbreitung jener naturgemäßern lebendigern Anſicht der Pflanzenbildung der größte Antheil gebührt.*

(Friedr. Siegm. Voigt tritt in ſeinen Grundzügen der Naturgeſchichte 1817 und weiter unumwunden auf und gibt Seite 433 eine abermalige Darſtellung jener Schrift frei verfaßt auf mehrern Seiten, welche durch eine Kupfertafel, den Helleborus foetidus vorſtellend, ſinnlich erlautert werden.)

(Kurt Sprengel, in ſeiner Geſchichte der Botanik, 1818. II. B. S. 302, drückt ſich folgendermaßen aus: „von Goethe trägt die Entwicklung der Pflanzentheile aus einander ungemein klar und einnehmend vor. (— Citat der Schrift.) Durch Zuſammendrängen der Formen wird die Entfaltung vorbereitet: dieß Grundgeſetz der

Vegetation führt Goethe auf überzeugende und lehrreiche Art aus. — — Daß die Nectarien meiſt ſolche Uebergangsformen von den Corollenblättern zu den Staubfaden ſind; daß ſelbſt das Piſtill und das Stigma durch Rücktritt den Corollenblattern ähnlich werden und nur durch Zuſammendrängung aus dieſen entſtehen, wird einleuchtend gemacht, wenn die Staubfaden, wo die Corollenblättchen fehlſchlagen (bei einigen Thalictrum-Arten), dieſen ähnlich werden. Der treffliche Geiſt fühlte wohl, daß die Mißbildungen und die Füllung der Blumen ſeiner Theorie ſehr förderlich ſind: daher kommt er auch auf dieſe zurück.

Goethe's Metamorphoſe hatte einen zu tiefen Sinn, ſprach durch Einfachheit ſo ſehr an, und war ſo fruchtbar an den nützlichſten Folgerungen, daß man ſich billig nicht wundert, wenn ſie weitere Eröterungen veranlaßte, obwohl mancher ſich ſtellte, ſie nicht zu achten. Einer der erſten, der Goethe's Ideen in ein Lehrbuch aufnahm, war Friedr. Siegm. Voigt, Prof. in Jena (Syſtem der Botanik. Jena 1808. 8.). Sehr intereſſante Ideen über die Verwandtſchaft der Staubfaden und der Corollenblätter, ſo wie über das vorherrſchende Zahlenverhältniß, trug Joh. L. G. Meinecke vor (Abhandl. der Naturforſch. Geſellſch. in Halle. H. 1. 1809). Auch L. Oken führte die Metamorphoſe in ſeiner Naturphiloſophie weiter aus.“).

Amine.

Wie?

Egle.

Warum bleibt er zurücke?

Amine.

Er liebt den Tanz nicht sehr.

Egle.

Nein, es ist eine Tücke.
Kommst du vergnügt zurück, fängt er halb spöttisch an:
Ihr wart wohl sehr vergnügt? — Sehr — das war wohlgethan.
Ihr spieltet? — Pfänder — So! Damöt war auch zugegen?
Und tanztet? — Um den Baum — Ich hätt' euch sehen mögen.
Er tanzte wohl recht schön? Was gabst du ihm zum Lohn?

Amine (lächelnd).

Ja.

Egle.

Lachst du?

Amine.

Freundin ja, das ist sein ganzer Ton. —
Noch Blumen!

Lamon.

Hier! das sind die besten.

Amine.

Doch mit Freuden
Seh' ich ihn meinen Blick der ganzen Welt beneiden;
Ich seh' an diesem Neid, wie mich mein Liebster schätzt,
Und meinem kleinen Stolz wird alle Qual ersetzt.

Egle.

Kind, ich bedau're dich, du bist nicht mehr zu retten,
Da du dein Elend liebst; du klirrst mit deinen Ketten
Und überredest dich, es sey Musik.

(Im demſelben Jahre (1818) findet ſich in der Zeitſchrift Iſis ein Aufſatz, S. 991, der wahrſcheinlich G. C. Nees v. Eſenbeck zum Verfaſſer hat, er iſt überſchrieben: „Von der Metamorphoſe der Botanik“ und tritt, geſchichtlich den Gegenſtand einleitend, mit den Worten auf: „Theophraſtos war Schöpfer der neuern Botanik, Goethe iſt ihr ein freundlicher milder Vater geworden, zu dem die Tochter menſchlich empfindend und liebend, in wohlgebildeter Leiblichkeit immer zartlicher die Augen aufſchlagen wird, jemehr ſie, den erſten Kinderjahren entwachſen, den Werth ihres eignen ſchönen Daſeyns und der väterlichen Pflege erkennen lernt.“

J. W. v. Goethe's Verſuch die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären. Gotha. Bei Ettinger. 1790. 86 S. 8. wird uns jetzt noch naher ans Herz gelegt durch das erſte Heft einer neuen periodiſchen Folge von wiſſenſchaftlichen Abhandlungen, unter dem gemeinſchaftlichen Titel: Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt ꝛc.)

(Doctor H. F. Autenrieth Disquisitio quaestionis academicae de discrimine sexuali jam in seminibus plantarum dioeciarum apparente, praemio regis ornata. Tubingae. 1821. 4. kennt die Metamorphoſenlehre und berührt ſie S. 29, in-

dem er ſagt: die Art, wie in der Pflanze des Hanfes die Zeugungstheile der beiden Geſchlechter gebildet ſind, trifft mit dem völlig zuſammen, was Goethe ſchon vormals ausgeſprochen hat und ich habe daher geglaubt anführen zu müſſen daß ich ſowohl die Antheren als die Samen mit ihren Stempeln aus den Kelchblattern habe entſtehen ſehen.)

Auch darf ich mein dankbares Anerkennen nicht verſchweigen, einer Stelle die ich in den Ergänzungs-Blättern zur Jenaiſchen Literatur-Zeitung No. 47. 1821. las:

„Nees von Eſenbeck's Handbuch der Botanik ſchließt ſich an Göethe's, Steffens, Schelver's, Oken's, Kieſer's, Wildbrand's botaniſche Beſtrebungen an: denn dieſe Männer zeugen, jeder auf ſeine Weiſe, von dem nämlichen Geiſte. Wer möchte aber hier ängſtlich unterſuchen wollen, was darin dieſem oder jenem gehöre, oder wer gar, die gewonnene Erkenntniß, wie einen äußeren todten Beſitz behandelnd, eigenſüchtig ſein Recht der Priorität geltend machen wollen, da ja Jeder vielmehr dem allgemeinen Lenker zu danken hat, wenn dieſer in unſeren Tagen Viele in dieſelbe Schule geführt, und das ſtille Zuſammen-Wirken verſchiedener Gemüther zu Einem Ziele unſerer Zeit zur unſchätzbaren Mitgabe verlieh!“

Durch einen solchen zur Einigkeit bei Behandlung des Aechten und Wahren rathenden und dringenden Ausruf wird die Erfüllung der Wünsche, die ich unter dem Titel: Meteore des literarischen Himmels (S. Bd. 50. S. 113.) ausgesprochen, vorbereitet, und, möge der gute Genius wollen! ganz nahe gebracht.

So wie es keine Glaubensgenossen geben kann ohne Entsagung beschränkter Eigenheit, ob gleich jeder seine Individualität beibehält, eben so wenig kann in der höheren Wissenschaft lebendig zusammengewirkt und die eigentliche Verfassung der Natur-Stadt Gottes erkannt und, in soferne wir darin eingreifen, geregelt werden, wenn wir nicht als Bürger unsern Eigenheiten patriotisch entsagen und uns ins Ganze dergestalt versenken, daß unser thätigster einzelner Antheil innerhalb dem Wohl des Ganzen völlig verschwinde, und nur künftig wie verklärt in Gesellschaft mit tausend andern der Nachwelt vorschwebe.

Ferner darf ich nicht verschweigen wie bedeutend mir eine Recension gewesen, welche über Wenderoth's Lehrbuch der Botanik in den Göttinger Anzeigen 22. Stück, 1822 sich findet.

Referent, nachdem er die Schwierigkeiten bemerkt: in einem Lehrbuche der Botanik ideelle und reelle Pflanzenkunde zu überliefern, eilt auf den

Hauptpunkt zu kommen, welcher nach ſeiner Ueberzeugung die Quelle des zu rügenden Schwankens faſt aller neueren Werke über allgemeine Botanik ſeyn möchte.

„Es kommt nämlich darauf an, ob wir die Pflanze in ihrer lebendigen Metamorphoſe, als ein Etwas das nur im geregelten Wechſel Beſtand hat, verfolgen, oder ob wir ſie als ein Beharrliches und folglich Todtes in irgend einem, oder einigen weit aus einander liegenden Zuſtänden auffaſſen und feſt halten wollen. Die Wahl iſt entſcheidend. Wer ſich mit Linné fürs Letztere erklärt, geht am ſicherſten; wer ſich aber einmal in den Umlauf der Metamorphoſe einläßt, darf nicht mehr ſtillſtehen oder gar zurück ſchreiten. Von dem erſten Bläschen an, woraus Pilz und Alge, wie das Samenkorn der höchſten Pflanze hervorgeht, muß er den Gang der Entwickelung verfolgen. Die höhern Organe der Pflanzen darf er nicht von Wurzel und Stengel, ſondern einzig und allein aus dem Knoten ableiten, aus dem auch Wurzel und Stengel erſt geworden. Die ganze Pflanze darf er nicht als Object der Anſchauung ſo geradezu für ſein Individuum nehmen, ſondern nachforſchen, wie dieſelbe durch allmahliche Reihung eines Knoten an den andern, deren jeder das Vermögen hat unter Umſtänden ſelbſtſtändig zu vegetiren, zu der Geſammtform gelangte. Daraus geht dann ein beſtimmter genetiſcher Begriff der Species im Pflanzenreich, welchen viele beinahe aufgegeben,

weil ſie ihn auf anderem Wege vergebens geſucht, gleichſamvon ſelbſt hervor; und die Kritik der in unſerer Zeit ſo oft behaupteten und beſtrittenen Verwandlungen einer Pflanze in die andere, welche der Naturforſcher, ohne aller Gewißheit zu entſagen, nicht einräumen darf, gewinnt wieder einen feſten Boden."

Hier möcht' ich nun nach meiner Weiſe noch folgendes anfügen: die Idee iſt in der Erfahrung nicht darzuſtellen, kaum nachzuweiſen, wer ſie nicht beſitzt, wird ſie in der Erſcheinung nirgends gewahr; wer ſie beſitzt, gewöhnt ſich leicht über die Erſcheinung hinweg, weit darüber hinauszuſehen und kehrt freilich nach einer ſolchen Diaſtole, um ſich nicht zu verlieren, wieder an die Wirklichkeit zurück, und verfahrt wechſelsweiſe wohl ſo ſein ganzes Leben. Wie ſchwer es ſey auf dieſem Wege für Didaktiſches oder wohl gar Dogmatiſches zu ſorgen, iſt dem Einſichtigen nicht fremd.

Die Pflanzenkunde ſteht als gelehrtes Wiſſen künſtlich-methodiſch, als Kunſtpflege erfahrungsgemäß-praktiſch ſicher auf ihren Füßen; von beiden Seiten wird niemand für ſie bange. Da nun aber auch die Idee unaufhaltſam hereinwirkt, ſo muß der Lehrvortrag immer ſchwieriger werden, worin wir den vorſtehenden Aeußerungen des unbekannten Freundes und Mitarbeiters vollkommen beipflichten,

nicht weniger die Hoffnung, die er uns am Ende giebt, sehr gerne hegen und pflegen

---

Lebens- und Formgeſchichte der Pflanzenwelt von Schleiden.

Den Wünſchen und Hoffnungen die wir bezüglich auf Pflanzenkunde, deren Begründung, Mittheilung, Ueberlieferung deutlich ausgeſprochen, kommt hier unſer alter Freund und Studiengenoſſe auf das vollſtändigſte entgegen. Mag es ſeyn daß eine vor zwanzig Jahren perſönlich eingeleitete und dann im Stillen immerfort geführte Wechſelwirkung und Bildung mir dieſes Buch verſtändlicher, annehmlicher, eingreifender macht als vielleicht Andern, genug, mich hat eine ſolche Gabe höchlich erfreut und meinen Glauben an lebendig dauernde Verhältniſſe, bei fortſchreitender Entwickelung beider Theile abermals geſtärkt.

Wer das Büchlein in die Hand nimmt leſe zuvörderſt das dritte Hauptſtück über das Studium der Botanik S. 78.

Ihm wird der ſchöne Gedanke entgegen treten, daß jedes Wiſſen, wie es ſich im Menſchengeſchlecht manifeſtirt, jeder Trieb zur Erkenntniß und zur Thätigkeit als ein Lebendiges anzuſehen ſey, ſchon alles enthaltend was es in weltgeſchichtlicher Folge ſich zueignen und aus ſich ſelbſt entwickeln werde.

Hier also steht Bemerken und Aufmerken, Erblicken und Beschauen, Erfahren und Betrachten, Sammeln und Zurechtstellen, Ordnen und Ueberschauen, Einsicht und Geisteserhebung, Fülle und Methode in stets lebendigem Bezug. Das Erste hat Anspruch zugleich das Letzte, das Unterste das Oberste, das Rohste das Zarteste zu werden, und wenn zu einer solchen Steigerung Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende nöthig sind, so wird die Betrachtung derselben nur um desto würdiger und werther; aber auch um so freier von Vorurtheil will sie gehalten seyn. Alles was gethan und geleistet worden, es sey noch so gering, behält seinen Werth, alles was empfunden und gedacht worden, tritt in seine Würde, und alles, wie es ins Leben trat, bleibt in der Geschichte neben und nach einander bestehend und lebendig.

Auf diese Weise können wir unsere Vorgänger überschreiten, ohne sie zu verdunkeln, mit Gleichzeitigen wetteifern ohne sie zu verletzen; ja es wäre vielleicht kein Traum zu hoffen, daß alle, wenn sie nur den Standpunkt recht faßten, einander in die Hände arbeiten könnten. Warum soll ein ideelles Vorwärtsdringen, als wenn man mit Adlerauge und Schwinge sich über die Atmosphäre erheben wollte, nicht aus dasjenige Bemühen zu schätzen wissen, welches in feuchten Erd-Regionen verweilt und ein Auge waffnet um das Unendliche im Kleinen zu finden.

Ein Aufsatz unſeres Verfaſſers in eben dieſem Sinne geſchrieben: die Aufgabe der höhern Botanik, findet ſich in dem zweiten Theil des zehnten Bandes der neuen Acten der Leopoldiniſch-Carolinſchen Akademie, Bonn 1821, einem vorzüglich ausgeſtatteten Volum, von deſſen Mittheilung wir ſchon in kurzer Zeit viel Vortheil gezogen.

Dr. Ernſt Meyer, gegenwärtig Ordinar-Profeſſor an der Univerſität zu Königsberg und Director des dortigen botaniſchen Gartens; ein in dieſer Angelegenheit früh erworbener Freund, deſſen ſchon eher hätte gedacht werden ſollen, hier aber auf Veranlaſſung der Jahrzahl nicht unzeitig geſchieht.

Das Glück ſeines perſönlichen Umgangs iſt mir niegeworden, aber eine einſtimmende Theilnahme förderte mich ſchon ſeit den erſten Jahren.

Von einem ſolchen wechſelsweiſen Vertrauen möge genugſames Zeugniß folgende Nachweiſung geben, man ſehe: Goethe zur Naturwiſſenſchaft, beſonders zur Morphologie, im erſten Hefte des zweiten Bandes 1822.

Hier wird man auf der 28. Seite Probleme finden, bezüglich auf Organiſation überhaupt und auf vegetabiliſche ins Beſondere, welche fragweiſe der Herausgeber ſeinem einſichtigen Freunde zutraulich vorlegte. Sodann folgt auf der 31. Seite eine ſinnvolle Erwiederung des geſchätzten Mannes. Beiderſeitige Aeußerungen möchten auch wohl ſer-

nerhin als Betrachtungen aufregend und vieldeutend angeſehen werden. (Siehe Goethe's Werke im 50. Bd. den Aufſatz Problem und Erwiederung.)

Gedachter Freund hat übrigens ohne in Schriften der Metamorphoſe ausdrücklich und umſtändlich zu erwähnen, ſeit Jahren durch reine Lehre und eifrige Fortpflanzung höchlich gefördert. Einen Beweis davon gibt nachſtehendes bedeutende, von einem ſeiner Hörer ausgegangene Werk, deſſen wir mit Vergnügen zu erwähnen haben.

---

*Röper's Enumeratio Euphorbiarum iſt eine der ſeltenen Schriften, die wenig von Metamorphoſe reden, ihren Gegenſtand aber ganz der Idee derſelben gemäß behandeln, und dadurch bei anders Geſinnten um ſo leichter Eingang finden. Auch war der Stoff einer ſolchen Behandlung vor andern fähig. Schon Richard, der wahre Verfaſſer von Michaux's Flora boreali-americana, hatte in dieſem Werke gezeigt, daß das was Linné als einzelne Blume der Euphorbien betrachtete, ſich auch als Blüthenſtand oder flos compositus betrachten laſſe, das vermeinte Piſtill als centrale weibliche Blume, die angeblich gegliederten Stamina als ein Verticill geſtielter einmanniger männlicher Blumen, die Corolle als Involucrum u. ſ. w. Durch Vergleichung mit dem Bau und der Entwicklungsart verwandter Gattungen

ſuchte ſpäter Robert Brown, ingleichen Röper vornehmlich durch Benutzung zahlreicher höchſt merkwürdiger Mißbildungen, jene Anſicht zu beſtätigen.*

(In dem Jahre 1823 erhielten wir ein vorzügliches Werk, Lud. H. Friedlænderi de Institutione ad medicinam libri duo, tironum atque scholarum causa editi. Unter den geiſtvollen Anweiſungen zum gründlichen mediciniſchen Studium widmete er auch der Botanik mehrere Paragraphen, und ſagt S. 102 im zweiundſechzigſten: das Wachsthum der Pflanze zeigt alſo nichts völlig freies oder willkürliches, ſondern ein eigenthümlich entſchiedenes Leben iſt nur auf Zunahme gerichtet, welche theils durch Ausdehnung theils durch Zuſammenziehung bewirkt wird, dergeſtalt daß aus dem entwickelten Keime, die Wurzel ſich abwärts, der Stamm ſich aufwärts begibt, und letzterer aus einer Folge von Blättern zuletzt Kelch, Krone, Staub- und Fruchtwerkzeuge, ja die Frucht ſelbſt hervorzubringen fähig wird. Goethe Metam.)

---

*Es iſt jetzt Mode in jedem Lehrbuch der Botanik, deren bald Legion ſeyn wird, der Metamorphoſe ein Capitelchen einzuräumen. So aber läßt ſich der Geiſt, der das Ganze belebend durchdringen ſollte, nicht einzwängen. Schriften der Art werden

Amine.

Ein Band

Zur Schleife fehlt mir noch.

Egle (zu Lamon).

Du haſt mir eins entwandt,

Das ich vom Myrtenkranz beim Frühlingsfeſt bekommen.

Lamon.

Ich will es holen.

Egle.

Doch du mußt bald wiederkommen.

Zweyter Auftritt.

Egle. Amine.

Amine.

Er achtet das nicht viel, was ihm ſein Mädchen ſchenkt.

Egle.

Mir ſelbſt gefällt es nicht, wie mein Geliebter denkt;
Zu wenig rühren ihn der Liebe Tändeleyen,
Die ein empfindlich Herz, ſo klein ſie ſind, erfreuen.
Doch, Freundin, glaube mir, es iſt geringre Pein,
Nicht gar ſo ſehr geliebt, als es zu ſehr zu ſeyn.
Die Treue lob' ich gern; doch muß ſie unſerm Leben,
Bei voller Sicherheit, die volle Ruhe geben.

Amine.

Ach, Freundin! ſchätzenswerth iſt ſolch ein zärtlich Herz.
Zwar oft betrübt er mich, doch rührt ihn auch mein Schmerz.
Wirft er mir etwas vor, fängt er an, mich zu plagen;
So darf ich nur ein Wort, ein gutes Wort nur ſagen,

hier ganz zu übergehen seyn, weil nur Anfänger sie zur Hand nehmen, wenn ihnen ein Kunstausdruck fehlt, den sie darin zu finden Hoffnung hegen können."

H. F. Link. Elementa philosophiae botanicae. Berolin. 1824.

Der Verfasser sagt S. 244:

„Die Metamorphose der Pflanzen hat Goethe zum besten vorgetragen. Die Pflanze stellt er dar als mit Ausdehnung und Zusammenziehung abwechselnd; die Blume kann als das Moment der Contraction angesehen werden, aber indem diese im Kelche verwaltet, dehnt sich die Krone wieder aus. Die Stamina, Antheren und der Staub sind wieder und am meisten zusammengezogen, die Fruchthülle dagegen dehnt sich von neuem aus, bis zu der höchsten Contraction des Embryons. Diese Oscillation der Natur findet sich nicht allein in mechanischen Bewegungen, wie dem Pendel, den Wellen u. s. w., sondern auch in lebendigen Körpern und den Perioden des Lebens."

Diese anscheinende Belobung unsrer Bemühungen müßte uns doch bedenklich vorkommen, indem da wo von Gestalt und Umgestaltung eigentlich zu sprechen wäre, nur die letzte, bildlose, sublimirte Abstraction angeführt und das höchst organische Leben den völlig form- und körperlosen allgemeinsten Naturerscheinungen zugesellt wird.

Bis zur Betrübniß aber ſteigerte ſich unſer Gefühl, da wir, bei genaueſter Unterſuchung, obige Worte völlig als fremde Eindringlinge in dieſes Werk eingeklemmt und zur entſchiedenſten Unthätigkeit verdammt ſahen. Denn nicht allein braucht der Verfaſſer das Wort Metamorphoſe bei den erſten Schritten ſeines Vortrags und ſonſt (ſiehe das Regiſter) in einem völlig verſchiedenen Sinne, als es von uns und andern gebraucht worden, ja in einer Bedeutung, wie es nie gebraucht werden ſollte und wo es ihm ſelbſt nicht recht paſſen will; denn wie ſoll man S. 152. 97. am Schluß verſtehen: Hoc modo nulla ſit metamorphosis. Alsdann fügt er jedesmal eine ſogenannte Anamorphoſe hinzu, wodurch der eigentliche Sinn ins Unſichere getrieben wird.

Das Bedauerlichſte jedoch iſt, daß er die Haupt- und Schlußbildung in Blüthe und Frucht auf Linné's unhaltbare Prolepſis zurückzuführen trachtet, wobei er nicht Einer, ſondern eines Dutzend Prolepſen bedarf, und wegen der Vorausverwendung künftiger Jahresknoſpen ſich an dauernde Bäume zu halten genöthigt iſt, auch ganz naiv hinzufügt: Ut prolepsis oriatur ligno robusto opus est. S. 246. 150.

Wie verhält ſich's denn aber mit der einjährigen Pflanze welche nichts vorauszunehmen hat?

Hier wird, ſagen wir, durch eine ſich ſchnell ſteigernde Metamorphoſe, das vergängliche Weſen, eine zunächſt dem Untergang verfallene Pflanze, in den Stand geſetzt zu Hunderten und Tauſenden

vorauszugeben, was, zwar wie sie, schnell vergänglich, aber, eben wie sie, ohne Maaß fruchtbar seyn und werden soll. Nicht also eine Prolepsis der künftigen Pflanze, sondern eine Prodosis der freigebigen Natur, sollte man's nennen, und so würde man sich an einem richtig ausdrückenden Worte belehren und erfreuen.

Genug! ja zuviel! Mit dem Irrthum sollte man nicht streiten, ihn anzudeuten möge hinreichen.

In dieser Reihe dürfen wir uns auch eines Namens von Bedeutung rühmen, Robert Brown's. Es ist die Art dieses großen Mannes, die Grundwahrheiten seiner Wissenschaft selten im Munde zu führen, während doch jede seiner Arbeiten zeigt wie innig er mit ihnen vertraut ist. Daher die Klagen über die Dunkelheit seiner Schreibart. Auch über die Metamorphose hat er sich nirgends vollständig erklärt. Nur gelegentlich einmal, in einer Anmerkung zu seinem Aufsatz über die Rafflesia, spricht er es aus, daß er alle Blüthentheile für modificirte Blätter halte, und sucht dieser Ansicht gemäß die Normalbildung der Anthere zu erläutern.

Jene hingeworfenen Worte, des anerkannt größten Botanikers unserer Zeit, sind nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen und haben, zumal in Frankreich, tief gewirkt. Namentlich scheint

Aubert du Petit-Thouars, der von ihm als einer der Vertheidiger jener Anſicht gerühmt wird, ſowohl dieſer als einer ſonſt ausgeſprochnen günſtigen Geſinnung Brown's, vorzüglich die Achtung ſchuldig zu ſeyn, deren er gegenwärtig in Frankreich zu genießen anfangt, und die ſeine trefflichen Leiſtungen ſeinen befangenen Landsleuten nicht unmittelbar abgewinnen konnten.

A. P. de Candolle, Organographie végétale. II Tomes. 1827. Paris.

Von dem Einſchreiten dieſes vorzüglichen Mannes zu ſprechen bedienen wir uns lieber einiger Stellen aus andern Autoren; unſer Ueberſetzer de Gingins-Laſſaraz drückt ſich in ſeinem hiſtoriſchen Vorwort zu unſerer Metamorphoſe folgendermaßen aus:

„In der Zwiſchenzeit ergriff ein berühmter Botaniker, ohne Goethe's Werk zu kennen, die Angelegenheit auf ſeine eigene Weiſe, und geleitet durch ein vorzügliches Talent, deſſen ganzen Werth ich nicht zu ſchätzen wage, geſtützt auf ein tiefes Studium des Pflanzenreiches, auf eine höchſt bedeutende Maſſe von Erfahrung und Beobachtung, trug er im Jahre 1813 in ſeiner Elementar-Theorie die Principien der Symmetrie der Organe und die Geſchichte ihrer Metamorphoſen vor, welche er Degenerescenzen nannte. Dieſe Theorie, auf ſo ſoliden Grundlagen, hatte nicht das Schickſal des

Goethe'ſchen Werkes zu befürchten, ſie machte zahlreiche und ſchnelle Fortſchritte in der natürlichen und philoſophiſchen Behandlung der Vegetabilien, und ward vollendet durch die Organegraphie der Vegetabilien, welche alle unſre Kenntniſſe hierüber zuſammenfaßt."

P. J. F. Turpin. Wir haben von dieſem vorzüglichen Manne, der zugleich als einſichtiger Botaniker und genauſter Zeichner, ſowohl vollendeter Pflanzen als ihrer mikroſkopiſchen Anfänge, rühmlich bekannt iſt, uns ein Motto angeeignet, das wir unter Taf. I. Band XIX. der Memoiren des Muſeums der Naturgeſchichte 1830 gefunden und hier ſeiner Bedeutung wegen gern wiederholen: „Die Sachen herankommen ſehen, iſt das beſte Mittel ſie zu erklären." Ferner äußert er anderwärts: „Die allgemeine Organiſation eines lebendigen Weſens, und die ſeiner Organe ins Beſondere, laſſen ſich nur dadurch erklären, daß man Schritt vor Schritt die Folge der Entwicklung eines ſolchen Weſens von dem erſten Augenblicke ſeiner erſcheinenden Bildung an, bis zu dem ſeines Todes verfolgt." Und auch dieß bleibt ein Hauptartikel der Bekenntniſſe ernſtwirkender Deutſchen, welche ſich mit Betrachtung der Natur treulich beſchäftigen.

Ein bildender Künſtler, der mit dem ſchärf-

ſten Blick die Unterſchiede der ihm vorgelegten Gegenſtände, genau wie ſie ſich darſtellen, nachzubilden hat, wird mit geſchickter Hand ſie auf die Tafel übertragend gar bald bemerken, daß die Organe ein und derſelben Pflanze nicht ſtreng von einander geſondert ſind. Er wird die Aufſtufung eines Organs aus dem andern und deren geſteigerte Entwicklung gewahr werden, und ihm wird es leicht ſeyn die ſtetige Folge verwandter, immer gleicher und immer veränderter Weſen mit fertiger Hand vor die Augen zu ſtellen.

Die franzöſiſche Sprache hat, unter andern Worten die wir ihr beneiden müſſen, das Wort s'acheminer, und wenn es auch urſprünglich nur heißen mochte, ſich auf den Weg begeben, ſo fühlte doch eine geiſtreiche Nation, daß jeder Schritt den der Wanderer vorwärts thut, einen andern Gehalt, eine andere Bedeutung habe als der vorhergehende, indem, auf dem richtig eingeſchlagenen Wege, in jedem Schritt das zu erreichende Ziel ſchon vollkommener begriffen und enthalten iſt; daher das Wort Acheminement einen ſittlich lebendigen Werth in ſich faßt. Man denkt ſich dabei das Herankommen, das Vorſchreiten, aber in einem höheren Sinne. Wie denn ja die ganze Strategie eigentlich auf dem richtigſten, kräftigſten Acheminement beruht.

Das Höchſte, was ſich hievon auf Pflanzen anwenden läßt, hat der treffliche Turpin nicht allein

durch wissenschaftliches Beschauen, sondern auch künstlerische Nachbildung zu bearbeiten vielfache Gelegenheit gehabt, und würde daher diesem Felde den größten Dienst leisten, wenn er seine Geschicklichkeit zu dem Zweck ein er bildlichen Darstellung der Pflanzenmetamorphose ernstlich hinleiten wollte.

Zwar enthalten die Tafeln zur Organographie des scharfsichtigen de Candolle hievon bereits auffallend belehrende Beispiele; allein wir wünschten sie vollständiger zu gedachten besondern Zwecken, möglichst genau, besonders auch durch Farben charakteristisch verdeutlicht, naturgemäß methodisch aufgestellt, welches bei den entschiedenen botanischen Einsichten des trefflichen Künstlers, bei den höchst fördernden Vorarbeiten keine der schwierigsten Unternehmungen seyn möchte.

Hatten wir das Glück in der Nähe des vollkommenen Künstlers zu leben, so würden wir ihm täglich und dringend anliegen, ihn ersuchen und auffordern ein solches Werk zu unternehmen. Es bedürfte des wenigsten Textes und würde sich der botanischen Terminologie und ihrem Wortreichthum zur Seite stellen, aber doch für sich selbst bestehn, indem uns die Ursprache der Natur in ihren Elementen und deren ausgebreiteten Verarbeitung und Anwendung vollkommen leserlich erscheinen müßte.

(1827 tritt die zweite Ausgabe von Friedr.

Siegm. Voigt's Lehrbuch der Botanik ans Licht. S. 31 u. ff. wird die Darstellung der Metamorphose, wie sie in der ersten Ausgabe gegeben ward, wieder abgedruckt, doch nun noch genauer mit den Einleitungslehren der Botanik verbunden, und mit vielen, aus seltenen Schriften und eigener Beobachtung gesammelten Beispielen ausgestattet.)

Botanik für Damen ꝛc. enthaltend eine Darstellung des Pflanzenreichs in seiner Metamorphose von Ludwig Reichenbach. Leipzig 1828.

Der Verfasser, nachdem er Ansicht und Behandlungsweise Linné's und Jussieu's vorgetragen, wendet sich zu meinen Bemühungen und äußert sich darüber folgendermaßen:

„Goethe blickt tief in das innere Naturleben, und seine leichte Auffassung des Beobachteten, seine glückliche Deutung der Einzelnheiten für den Zusammenhang des Ganzen, überhaupt seine originelle Gesammtbeschauung der Natur, veranlassen uns, die dritte Richtung, welche die Naturforschung zu nehmen im Stande ist, in seinem Streben lebhaft zu erkennen. Namentlich widmete er eben der Anschauung der Pflanzenwelt und der Erforschung ihrer Entwickelung und Entfaltung, so viele Aufmerksamkeit, daß wir

mit vollem Rechte von ihm sagen können: er erforschte als Jüngling schon der Dryade Geheimniß, aber ein Greis mußte er werden, bevor die Welt ihn verstand! — Zu hohem und verdientem Ruhme reifte erst spät heran seine geistvolle Schrift, über die Metamorphose der Pflanze (Gotha 1790), eine Abhandlung von eben so trefflicher Beobachtungsgabe geleitet, als durch jene glückliche Deutungsgabe belebt. Diese Metamorphose, diese Entwicklung der Pflanze, übergetragen auf das ganze Gewächsreich, gibt die Gesetze für ideale Anordnung, für Darstellung des lebendigen, natürlichen Zusammenhanges, dem wir nachforschen sollen, ohne jemals ihn ganz erreichen zu können. Nur die ahnungsvolle Deutung dazu belebt die Schriften des Meisters, die Ausführung bleibt jedem überlassen, nach Maaßgabe von Einsicht, Eifer und Kraft."

Dem Bestreben des vorzüglichen Mannes geben wir ausdrücklichen Beifall und fügen, um denselben zu bezeugen, nur Weniges hinzu. Eine Idee, wie sie ausgesprochen ist, wird ein wundersames Gemeingut, wer sich ihrer zu bemächtigen weiß, gewinnt ein neues Eigenthum, ohne jemanden zu berauben; er bedient sich dessen nach eigner Art und Weise folgerecht, auch wohl ohne immer daran zu denken. Dadurch aber beweist sich eben der inwohnende kräftig-lebendige Werth des erworbnen Gutes.

Der Verfaſſer widmet ſein Werk Frauen, Künſtlern und ſinnigen Naturfreunden; er hofft das Anſchauen der hohen Maxime in der Natur, die Anwendung derſelben im thätigen Leben durch ſeine Bemühungen gefördert zu ſehen. Möge ihm, durch ein glückliches Gelingen, dafür der ſchönſte Lohn werden!

Botaniſche Literatur-Blätter, zweiten Bandes drittes Heft. Nürnberg 1829. Seite 427.

Königl. Inſtitution von Großbritanien zu London 1829. Am 30. Januar las unter andern Herr Gilbert T. Burnett einen langen Aufſatz über die Pflanzen-Metamorphoſe. Dieſer ſteht hier auszugsweiſe überſetzt und es wäre zu wünſchen, daß man das Ganze vor ſich hätte. Er trifft zwar, wie es ſcheint, nicht völlig mit unſern Vorſtellungen zuſammen, behandelt aber doch die Angelegenheit mit Ernſt und mit Umſicht.

---

* Gewiß wird eine franzöſiſche Ueberſetzung des Verſuchs die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären wohlthätigen Einfluß üben. Die darin herrſchende Idee iſt auch jenſeits des Rheins erwacht; Aubert du Petit-Thouars und Turpin (in ſeinem Anhange zu Poiret's Leçons de flore), geben die deutlichſten Beweiſe

Gleich iſt er umgekehrt, die wilde Zankſucht flieht,
Er weint ſogar mit mir, wenn er mich weinen ſieht,
Fällt zärtlich vor mir hin und fleht ihm zu vergeben.

Egle.

Und du vergibſt ihm?

Amine.

Stets.

Egle.

Heißt das nicht elend leben?
Dem Liebſten, der uns ſtets beleidigt, ſtets verzeih'n,
Um Liebe ſich bemüh'n und nie belohnt zu ſeyn!

Amine.

Was man nicht ändern kann —

Egle.

Nicht ändern? Ihn bekehren
Iſt keine Schwierigkeit.

Amine.

Wie das?

Egle.

Ich will dich's lehren.
Es ſtammet deine Noth, die Unzufriedenheit
Des Eridons —

Amine.

Von was?

Egle.

Von deiner Zärtlichkeit.

Amine.

Die, dächt' ich, ſollte nichts als Gegenlieb' entzünden.

Egle.

Du irrſt; ſey hart und ſtreng, du wirſt ihn zärtlich finden.

davon. Doch ſchweifen beide, wie ich glaube, ſchon weit über die rechte Gränze hinaus, und finden unter ihren Landsleuten wenig Geneigtheit. Jene einfachere naturgemäßere Darſtellung wird hoffentlich Manchen verſöhnen, und von der andern Seite Manchen ins rechte Gleis zurückrufen.*

Essai sur la Métamorphose des Plantes, par J. W. de Goethe. Traduit de l'allemand sur l'Édition orginale de Gotha (1790), par M. Fréderic de Gingins-Lassaraz. Genève 1829.

In einem geſchichtlichen Vorworte ſpricht ſich der Ueberſetzer folgendermaßen aus: „Es gibt zwei ſehr verſchiedene Arten die Pflanzen zu betrachten, die eine, die gewöhnlichſte, vergleicht alle einzelnen Pflanzen unter einander aus welchen das ganze Reich beſteht, die andere vergleicht die verſchiedenen Organe unter ſich, welche die Pflanzen zunächſt bilden und ſucht darinne ein eigenthümliches Symptom des vegetabilen Lebens. Die erſte dieſer beiden Arten, die Pflanzen zu ſtudiren, führt uns zu der Kenntniß aller Vegetabilien welche über den Erdball verbreitet ſind, ihrer natürlichen Verhältniſſe, Lebensweiſe und Nutzen. Die zweite lehrt uns die Organe der Pflanze kennen, ihre phyſiologiſchen Functionen und die Rolle welche ſie in ihrer Lebensökonomie zu ſpielen haben. Sie ſtudirt den Gang der Entwickelung, die

Metamorphosen zu welchen sich die einzelnen Theile bequemen müssen; sie läßt uns in der Pflanze ein Wesen sehen, welches geboren wird, wächst, sich wieder hervorbringt und stirbt. Mit einem Worte die eine ist die Geschichte der Pflanzen, die andere die Geschichte der Pflanze.

Diese letzte Art die Vegetabilien anzusehen hat man die philosophische genannt, indem sie sich enger an die Philosophie der Natur anschließt; eigentlich aber sind diese beiden Arten die lebendigen Wesen zu studiren durchaus unzertrennlich. Auf keine Weise würde man die natürlichen Verhältnisse der unter sich verglichenen Vegetabilien erkennen, wenn man nicht die verschiedenen Erscheinungen zu schätzen wüßte, unter welchen die Organe sich vor unsern Augen verkleiden; und andererseits kann uns die wahre Natur der Organe nur dadurch enthüllt werden, daß wir die analogen Theile in einer großen Anzahl Vegetabilien von verschiedenen Geschlechtern vergleichen.

Diese Betrachtungen werden dieser Uebersetzung wohl Gunst gewinnen, womit wir den geistreichen Versuch Goethe's über die Metamorphose der Pflanzen allgemeiner zu machen suchen, indem der Verlauf der Zeit und die genaue Beobachtung der Gegenstände die Wahrheit seiner Theorie mehr oder weniger bestätiget hat.

Diesem Dichter war es vorbehalten, dessen

freie natürliche Weise in seinen literarischen Productionen bekannt ist, auch auf das Pflanzenreich seinen geistreichen Blick zu wenden und ohne systematisches Vorurtheil uns die Pflanze in der ganzen Einfalt ihrer Natur vorzuzeigen, wie sie stillschweigend und geheimnißvoll die ewige Fähigkeit ausübt, aufzuwachsen, zu blühen und sich wieder hervorzubringen.

Der Dichter, den natürlichen Schwung seiner Einbildungskraft zügelnd, auf eine kleine Zahl allgemein zugänglicher aber wohlgewählter Beispiele sich stützend, verpflichtete sich, seine Leser schrittweise auf einem so einfachen als klaren Pfad zu der Ueberzeugung der Wahrheiten zu führen von denen er sich durchdrungen fühlte. Auch ist seine Theorie im höchsten Sinne elementar und sehr geeignet auch diejenigen zu unterrichten und zu überzeugen welche keine eigentliche Studien der Vegetabilien gemacht haben. Und in diesem Bezug könnte sie denjenigen als Muster dienen denen daran liegt die Kenntniß der Wesen welche uns umgeben allgemeiner zu verbreiten, und wie man sagt populär zu machen."

Reichenbach's Werk ist angezeigt im Bulletin des sciences naturelles, sous la direction de M. le Baron de Ferussac. No. 5. — Mai 1830. pag. 268.

Botanik für Damen — Botanique pour les

dames, les artistes et les amateurs de plantes, contenant une exposition du règne végétal dans ses métaphores (sic!) et une instruction pour étudier la science et pour former des herbiers.

Dieſer Ueberſetzung des Titels iſt nichts weiter hinzugefügt, auch nicht die mindeſte Andeutung, was das Buch allenfalls enthalten könnte. In einer kurz darauf folgenden Anzeige einer deutſchen naturphiloſophiſchen Schrift äußern die Referenten, daß ſie dieſelbe nur anzeigen, um nichts zu verſäumen, was über irgend einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand gedruckt werde.

Nun aber hätte, dünkt uns, der vieljährige Einfluß jener Umwandlungslehre auf Deutſchland welche durch einen allgemein anerkannten Meiſter dieſes Fachs ſchon längſt in Frankreich eingeleitet, und ſogar neuerlich durch eine Ueberſetzung unſres ältern Verſuchs gleichfalls aufgefriſcht worden, wohl können der Redaction zu einigen Bemerkungen über obgenanntes Buch Anlaß geben.

Was aber den ſonderbaren Druckfehler betrifft, wodurch der oben mitgetheilte Titel entſtellt wird, indem ſtatt Metamorphoſe Metapher geſetzt iſt, ſo halten wir unſre Zeit für zu hoch gebildet, als daß wir dahinter eine ſpöttiſche Anſpielung auf die deutſche Behandlungsweiſe der Naturgegenſtände argwöhnen ſollten. Die Lehre der Metamorphoſe kann den Herausgebern nicht fremd ſeyn, und es wird ſie gereuen den Abdruck nicht beſſer

durchgeſehen oder vielleicht gar ſowohl Redaction als Reviſion dieſes Capitels Perſonen anvertraut zu haben, welche dem Stand der Wiſſenſchaft völlig fremd ſind.

J. P. Vaucher, Historie physiologique des plantes d'Europe, ou exposition des phénomènes qu'elles présentent dans les divers périodes de leur développement. 1 fort Vol. 8vo. Genève 1830.

Dieſes bedeutenden Werkes, aus welchem wir ſeit ſeiner Erſcheinung ſchon manchen Vortheil gezogen, hatten wir eigentlich hier gar nicht zu gedenken. Der Verfaſſer, ein umſichtiger Botaniker, erklärt die phyſiologiſchen Phänomene nach teleologiſchen Anſichten, welche die unſrigen nicht ſind noch ſeyn können; ob wir gleich mit niemanden ſtreiten, der ſich derſelben bedient.

Indem der Verfaſſer jedoch am Schluſſe ſeiner Einleitung ſich als jener Lehrart nicht geneigt erklärt, wonach Herr de Candolle in ſeinen didaktiſchen Schriften die botaniſche Organiſation zu entwickeln unternimmt, und inſofern auch unſre Anſicht, welche damit nahezu übereinſtimmt, zugleich verwirft; ſo ergreifen wir die Gelegenheit, dieſe freilich ſehr zarten Verhältniſſe zur Sprache zu bringen.

Es iſt zwar mit allem Dank zu bemerken, daß

ein ſo wichtiger Mann, wie Herr de Candolle, die Identität aller Pflanzentheile anerkennt, ſo wie die lebendige Mobilität derſelben, ſich vorwärts oder rückwärts zu geſtalten und ſich dadurch in gränzenlos unterſchiedene Formen dem Auge darzuſtellen, an den vielfachſten Beiſpielen durchführt. Allein wir können den Weg nicht billigen den er nimmt, um die Liebhaber des Pflanzenreichs zu der Grund-Idee zu führen, von deren rechtem Verſtändniß alles abhängt. Nach unſrer Anſicht thut er nicht wohl von der Symmetrie auszugehen, ja ſogar die Lehre ſelbſt mit dieſem Namen zu bezeichnen.

Der würdige Mann ſetzt eine gewiſſe, von der Natur intentionirte Regelmäßigkeit voraus, und nennt alles was mit derſelben nicht übereintrifft, Aus- und Abwüchſe, welche durch Fehlgeburten, außerordentliche Entwicklungen, Verkümmerungen oder Verſchmelzungen, jene Grundregel verſchleiern und verbergen.

Gerade dieſe Art ſich auszudrücken hat Herrn Vaucher abgeſchreckt und wir können es ihm nicht ganz verargen.

Denn ſonach erſcheint in der Pflanzenwelt die eigentliche Abſicht der Natur ſehr ſelten erfüllt; wir werden von einer Ausnahme zur andern hingewieſen und finden nicht wo wir feſten Fuß faſſen ſollen.

Die Metamorphoſe iſt ein höherer Be-

griff, der über dem Regelmäßigen und Unregelmäßigen waltet, und nach welchem eben so gut die einfache Rose als die vielblättrige sich bildet; eben so gut die regelmäßige Tulpe als die wunderlichste der Orchideen hervorgebracht wird.

Auf diesem Wege verdeutlicht sich alles Gelingen und Mißlingen der Naturproducte dem Adepten; das ewig lockere Leben ist ihm anschaulich, woraus die Möglichkeit hervorgeht, daß die Pflanzen sowohl in den günstigsten als ungünstigsten Umständen sich entwickeln, Art und Abart über alle Zonen verbreitet werden können.

Wenn eine Pflanze, nach innern Gesetzen, oder auf Einwirkung äußerer Ursachen, die Gestalt, das Verhältniß ihrer Theile verändert; so ist dieses durchaus als dem Gesetz gemäß anzusehn und keine dieser Abweichungen als Miß- und Rückwuchs zu betrachten.

Mag sich ein Organ verlängern oder verkürzen, erweitern oder zusammenziehn, verschmelzen oder zerspalten, zögern oder sich übereilen, entwickeln oder verbergen, alles geschieht nach dem einfachen Gesetz der Metamorphose, welche durch ihre Wirksamkeit sowohl das Symmetrische als das Bizarre, das Fruchtende wie das Fruchtlose, das Faßliche wie das Unbegreifliche vor Augen bringt.

Ein Vortrag dieser Art würde Herrn Baucher, wenn man sich mit ihm darüber methodisch, unter Vorlegung beweisender Beispiele, folgerecht unter-

halten könnte, vielleicht eher zusagen, weil dadurch die teleologische Ansicht nicht aufgehoben, vielmehr derselben Hülfe geleistet wird.

Der Forscher kann sich immer mehr überzeugen, wie Wenig und Einfaches, von dem ewigen Urwesen in Bewegung gesetzt, das Allermannichfaltigste hervorzubringen fähig ist.

Der aufmerksame Beobachter kann, sogar durch den äußeren Sinn, das Unmöglichscheinende gewahr werden; ein Resultat welches, man nenne es vorgesehnen Zweck oder nothwendige Folge, entschieden gebietet vor dem geheimnißvollen Urgrunde aller Dinge uns anbetend niederzuwerfen.

Freundlicher Zuruf.

Eine mir in diesen Tagen wiederholt sich zudringende Freude kann ich am Schlusse nicht verbergen. Ich fühle mich, mit nahen und fernen, ernsten, thätigen Forschern glücklich im Einklang. Sie gestehen und behaupten: man solle ein Unerforschliches voraussetzen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Granzlinie ziehen.

Muß ich mich denn nicht selbst zugeben und voraussetzen, ohne jemals zu wissen wie es eigentlich mit mir beschaffen sey, studire ich mich nicht immer fort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und andere, und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter.

So auch mit der Welt! liege sie anfang- und endelos vor uns, unbegränzt sey die Ferne, undurchdringlich die Nahe; es sey so; aber wie weit und wie tief der Menschengeist in seine und ihre Geheimnisse zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt noch abgeschlossen.

Möge nachstehendes heitere Reimstück in diesem Sinne aufgenommen und gedeutet werden.

„Ins Innere der Natur —"
O! du Philister! —
„Dringt kein erschaffner Geist."
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern;
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
„Glückselig! wem sie nur
Die äußre Schale weist!"
Das hör' ich sechzig Jahre wiederholen,
Und fluche drauf, aber verstohlen;
Sage mir tausend tausendmale:
Alles gibt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale,
Alles ist sie mit einemmale;
Dich prüfe du nur allermeist,
Ob du Kern oder Schale seyst!

Beiträge zur Optik.

Erſtes Stück.

1791.

Versuch' es nur einmal, bereit' ihm kleine Pein:
Erringen will der Mensch, er will nicht sicher seyn.
Kommt Eridon, mit dir ein Stündchen zu verbringen;
So weiß er nur zu gut, es muß ihm stets gelingen.
Der Nebenbuhler Zahl ist ihm nicht fürchterlich;
Er weiß, du liebest ihn weit stärker als er dich.
Sein Glück ist ihm zu groß, und er ist zu belachen:
Da er kein Elend hat, will er sich Elend machen.
Er sieht, daß du nichts mehr als ihn auf Erden liebst,
Und zweifelt nur, weil du ihm nichts zu zweifeln gibst.
Begegn' ihm, daß er glaubt, du könntest ihn entbehren;
Zwar wird er rasen, doch das wird nicht lange währen,
Dann wird ein Blick ihn mehr, als jetzt ein Kuß erfreu'n;
Mach', daß er fürchten muß, und er wird glücklich seyn.

Amine.

Ja, das ist alles gut; allein es auszuführen
Vermag ich nicht.

Egle.

Wer wird auch gleich den Muth verlieren.
Geh, du bist allzuschwach. Sieh dort!

Amine.

Mein Eridon?

Egle.

Das dacht' ich. Armes Kind! er kommt, du zitterst schon
Vor Freude, das ist nichts; willst du ihn je bekehren,
Mußt du ihn ruhig sehn sich nah'n, ihn ruhig hören.
Das Wallen aus der Brust! die Röthe vom Gesicht!
Und dann —

Amine.

O laß mich los! So liebt Amine nicht.

Einleitung.

§. 1.

Gegen die Reize der Farben, welche über die ganze sichtbare Natur ausgebreitet sind, werden nur wenig Menschen unempfindlich bleiben. Auch ohne Bezug auf Gestalt sind diese Erscheinungen dem Auge gefällig, und machen an und für sich einen vergnügenden Eindruck. Wir sehen das einfache Grün einer frischgemähten Wiese mit Zufriedenheit, ob es gleich nur eine unbedeutende Fläche ist, und ein Wald thut in einiger Entfernung schon als große einförmige Masse unserm Auge wohl.

§. 2.

Reizender als dieses allgemeine grüne Gewand, in welches sich die ganze vegetabilische Natur gewöhnlich kleidet, sind jene entschiedenern Farben, womit sie sich in den Stunden ihrer Hochzeitfeier schmückt. Sie tritt aus ihrer alltäglichen Gleichgültigkeit hervor, und zeigt endlich was sie lange vorbereitet, unserm Auge. Sie wirkt auf

einmal, ſchnell, zu dem größten Zwecke. Die Dauer künftiger Geſchlechter wird entſchieden und wir ſehen in dieſem Augenblicke die ſchönſten und munterſten Blumen und Blüthen.

§. 3.

Wie angenehm beleben bunte und geſcheckte Thiere die Wälder und die Wieſen! Wie ziert der Schmetterling die Staude, der Vogel den Baum! Ein Schauſpiel, das wir Nordländer freilich nur aus Erzählungen kennen. Wir ſtaunen als hörten wir ein Mährchen, wenn der entzückte Reiſende uns von einem Palmenwalde ſpricht, auf den ſich ein Flug der größten und bunteſten Papageien niederläßt, und zwiſchen ſeinen dunkeln Aeſten ſich wiegt.

§. 4.

Eben ſo wird es uns, wenn wir eine Zeitlang in dem ſchönen Italien gelebt, ein Mährchen, wenn wir uns erinnern wie harmoniſch dort der Himmel ſich mit der Erde verbindet und ſeinen lebhaften Glanz über ſie verbreitet. Er zeigt uns meiſt ein reines, tiefes Blau; die auf- und untergehende Sonne gibt uns einen Begriff vom höchſten Roth bis zum lichteſten Gelb; leichte hin und wieder ziehende Wolken färben ſich mannichfaltig, und die Farben des himmliſchen Gewölbes theilen ſich auf die angenehmſte Art dem Boden mit, auf dem wir ſtehen. Eine blaue Ferne zeigt uns den lieblichſten Ueber-

gang des Himmels zur Erde, und durch einen verbreiteten reinen Duft ſchwebt ein lebhafter Glanz in tauſendfachen Spielungen über der Gegend. Ein angenehmes Blau färbt ſelbſt die nächſten Schatten; der Abglanz der Sonne entzückt uns von Blättern und Zweigen, indeß der reine Himmel ſich im Waſſer zu unſern Füßen ſpiegelt. Alles was unſer Auge überſiehet, iſt ſo harmoniſch gefärbt, ſo klar, ſo deutlich, und wir vergeſſen faſt, daß auch Licht und Schatten in dieſem Bilde ſey. Nur ſelten werden wir in unſern Gegenden an jene paradieſiſchen Augenblicke erinnert, und ich laſſe einen Vorhang über dieſes Gemälde fallen, damit es uns nicht an ruhiger Betrachtung ſtöre, die wir nunmehr anzuſtellen gedenken.

§. 5.

Wenn wir die Körper, aus denen die Welt beſteht, im Bezuge auf Farben betrachten, ſo können wir leicht bemerken, daß dieſe zarten Erſcheinungen, die bei gewiſſen Veränderungen des Körpers ſo leicht entſtehen und verſchwinden, nicht etwa zufällig ſind, ſondern von beſtändigen Geſetzen abhangen. Gewiſſe Farben ſind gewiſſen Geſchöpfen eigen, und jede Veränderung der äußerlichen Erſcheinung läßt uns auf eine innere weſentliche Veränderung ſchließen. Die Roſe verbleicht indem ſie verblüht, und die bunte Farbe des Waldes verkündigt uns die rauhe Jahreszeit.

§. 6.

Von diesen Erfahrungen geleitet, schließen wir, daß es mit andern Wirkungen der Natur eben so beschaffen sey. Indem wir den Himmel blau sehen, schreiben wir der Luft eine blaue Eigenschaft zu und nehmen an, daß wir diese alsdann erst gewahr werden, wann wir eine große Luftmasse vor uns haben. Wir erklären auch die blaue Farbe der Berge auf diese Weise, ob wir gleich bei näherer Aufmerksamkeit leicht bemerken, daß wir mit dieser Erklärung nicht auslangen: denn, wäre sie richtig, so müßten die entferntesten Berge am dunkelblauesten erscheinen, weil sich zwischen uns und ihnen die größte Luftmasse befindet. Wir bemerken aber gerade das Gegentheil: denn nur in einer gewissen Entfernung erscheinen die Berge im schönen hohen Blau, da die entfernteren immer heller werden, und sich zuletzt ins weißliche verlieren.

§. 7.

Eine andere Lufterscheinung gibt uns noch mehr zu denken. Es verbreitet ein Gewitter über die Gegend einen traurigen Schleier, die Sonne bescheint ihn, und es bildet sich in diesem Augenblick ein Kreis der angenehmsten und lebhaftesten Farben. Diese Erscheinung ist so wunderbar erfreulich an sich selbst und so tröstlich in dem Augenblicke, daß jugendlich empfindende Völker eine niedersteigende Botschaft der Gottheit, ein

Zeichen des geſchloſſenen Friedensbundes zwiſchen Göttern und Menſchen darin zu erkennen glaubten.

§. 8.

Die beſtändigen Farben dieſer Erſcheinung und ähnlicher Phänomene laſſen uns ein ſehr einfaches und beſtändiges Geſetz vermuthen, das auch zum Grunde anderer Phänomene zu liegen ſcheint. Schon das Kind findet in der Seifenblaſe ein buntes Spielwerk, und den Knaben blendet die glänzende Farbenerſcheinung, wenn er durch ein beſonders geſchliffenes Glas die Welt anſieht. Der Jüngling beobachtet, vergleicht, zählt und findet: daß ſich die unendliche Abweichung der Farbenharmonie in einem kleinen Kreiſe nahe beiſammen überſehen laſſe; und damit es ja am Gegenſatze nicht fehle, ſo werden dieſe Farben, die bisher ſo angenehm waren, ſo manche Ergötzlichkeit gewährten, dem Manne in dem Augenblicke hinderlich und verdrießlich, wenn er ſich entfernte Gegenſtände durch Hülfe künſtlicher Gläſer näher bringen und die leuchtenden Körper, die in dem unendlichen Raume geordnet ſind, genauer beobachten will.

§. 9.

Von dieſen ſchönen, und wie geſagt, unter gewiſſen Umſtänden unbequemen Erſcheinungen ſind ſeit den älteſten Zeiten nachdenkende Menſchen gereizt worden, ſie theils genauer zu beobachten, theils ſie durch künſtliche Verſuche unter

verschiedenen Umständen zu wiederholen, ihrer Ursache und ihren Verhältnissen näher zu bringen. Die Geschichte der Optik lehrt uns, wie langsam es damit zuging.

§. 10.

Jedermann weiß, daß vor mehr als hundert Jahren ein tiefsinniger Mann sich mit dieser Materie beschäftigte, mancherlei Erfahrungen anstellte, ein Lehrgebäude, gleichsam als eine Veste mitten im Felde dieser Wissenschaft, errichtete, und durch eine mächtige Schule seine Nachfolger nöthigte, sich an diese Partei anzuschließen, wenn sie nicht besorgen wollten, ganz und gar verdrängt zu werden.

§. 11.

Indessen hat es doch dieser Lehre nicht an Widersachern gefehlt, und es steht von Zeit zu Zeit einer und der andere wieder auf; obgleich die meisten, gleich als hätten sie verwegen die Lade des Bundes angerührt, aus der Reihe der Lebendigen verschwinden.

§. 12.

Demungeachtet kann man sich nicht läugnen, daß große und wichtige Einwendungen gegen das Newton'sche System gemacht werden. Ob sie widerlegt sind, bleibt noch eine Frage: denn wer wäre stolz genug, in einer so verwickelten Sache sich zum Richter aufzuwerfen?

§. 13.

Es würde sogar verwegen seyn, sich in jenen Streit zu mischen; wenn nicht derjenige, der in dieser Wissenschaft einige Vorschritte machen will, zu seiner eigenen Belehrung die angefochtenen Punkte untersuchen müßte. Dieses wird schwer, weil die Versuche verwickelt und beschwerlich nachzumachen sind, weil die Theorie abstract ist und die Anwendung derselben ohne die genauste Einsicht in die höhere Rechenkunst nicht beurtheilt werden kann.

§. 14.

Diese Schwierigkeiten würden mich muthlos gemacht haben, wenn ich nicht bedacht hätte: daß reine Erfahrungen zum Fundament der ganzen Naturwissenschaft liegen sollten, daß man eine Reihe derselben aufstellen könne, ohne auf irgend einen weitern Bezug Rücksicht zu nehmen; daß eine Theorie nur erst alsdann schätzenswerth sey, wenn sie alle Erfahrungen unter sich begreift, und der praktischen Anwendung derselben zu Hülfe kommt; daß endlich die Berechnung selbst, wenn sie nicht wie so oft geschehen ist, vergebene Bemuhung seyn soll, auf sicheren Datis fortarbeiten müsse. In dieser Ueberzeugung entschloß ich mich, den physikalischen Theil der Lehre des Lichtes und der Farben, ohne jede andere Rücksicht vorzunehmen, und gleichsam für einen Augenblick zu supponiren, als wenn in demselben noch vieles zweifelhaft, noch vieles zu erfinden ware.

§. 15.

Meine Pflicht war daher die bekannten Versuche aufs genaueste nochmals anzustellen, sie zu analysiren, zu vergleichen und zu ordnen, wodurch ich in den Fall kam, neue Versuche zu erfinden, und die Reihe derselben vollständiger zu machen. Da ich in dem lebhaften Wunsche nicht widerstehen konnte, wenigstens mein Vaterland auf diese Wissenschaft aufmerksamer zu sehen als es bisher gewesen: so habe ich gesorgt, daß man so leicht und bequem als möglich die Erfahrungen selbst anstellen könne, von denen die Rede seyn wird, und ich werde am Ende dieses Aufsatzes noch besonders von dem Gebrauche der kleinen Tafeln sprechen, welche zugleich ausgegeben werden.

§. 16.

Wir haben in diesen letzten Jahren eine Wissenschaft unglaublich erweitert gesehen, und sie erweitert sich zu unsrer Freude und zu unserm Nutzen gleichsam noch jeden Tag: ich meine die Chemie. Aber welch ein allgemeines Bestreben der scharfsichtigsten Manner wirkt nicht in derselben! Welche Mannichfaltigkeit von Erfahrungen! Welche genaue Untersuchung der Körper, auf die man wirkt; welche scharfe Prüfung der Instrumente, durch die man wirkt; welche methodische Fortschritte; welche glückliche Benutzung zufalliger Erscheinungen; welche Kühnheit in Hypothesen; welche Lebhaftigkeit in

Beſtreitung derſelben; wie viele in dieſem Conflict beiden Parteien gleichſam abgedrungene Erfindungen; welche unparteiiſche Benutzung desjenigen was durch allgemeine Bemühung nicht Einem ſondern Allen gehört!

§. 17.

Es wird Manchem, der den Fleiß und die Sorgfalt kennt, mit welchen die Optik ſchon durchgearbeitet worden, vielleicht ſonderbar vorkommen, wenn ich dieſer Wiſſenſchaft auch noch eine ſolche Epoche zu wünſchen mich unterfange. Wenn man ſich aber erinnert, wie oft ſich ſcheinbare Hypotheſen in der Vorſtellung der Menſchen feſtſetzten, ſich lange darin behaupteten, und nur durch ein ungeheures Uebergewicht von Erfahrungen endlich verbannt werden konnten; wenn man weiß, wie leicht eine flache bildliche Vorſtellung von der Einbildungskraft aufgenommen wird und der Menſch ſich ſo gerne überredet, er habe die wahren Verhältniſſe mit dem Verſtande gefaßt; wenn man bemerkt hat, wie behaglich er oft das zu begreifen glaubt, was er nur weiß: ſo wird man, beſonders in unſerm Jahrzehend wo die verjährteſten Rechte bezweifelt und angegriffen werden, verzeihlich finden, wenn iemand die Documente unterſucht, auf welche eine wichtige Theorie ihren Beſitz gegründet hat.

§. 18.

Man wird es mir um ſo mehr verzeihen, da

Dritter Auftritt.

Eridon (kommt langſam mit übereinander gelegten Armen). Amine (ſteht auf und läuft ihm entgegen). Egle (bindet in ihrer Beſchäftigung fort).

Amine (ihn bei der Hand faſſend).

Geliebter Eridon!

Eridon (küßt ihr die Hand).

Mein Mädchen!

Egle (für ſich).

Ach wie ſüße!

Amine.

Die ſchönen Blumen! Sprich, mein Freund, wer gab dir dieſe?

Eridon.

Wer? meine Liebſte.

Amine.

Wie? — Ah, ſind das die von mir?
So friſch von geſtern noch?

Eridon.

Erhalt' ich was von dir,
So iſt mir's werth. Doch die von mir?

Amine.

Zu jenen Kränzen
Für's Feſt gebrauch' ich ſie.

Eridon.

Dazu! Wie wirſt du glänzen!
Lieb' in des Jünglings Herz und bei den Mädchen Neid
Erregen!

Egle.

Freue dich, daß du die Zärtlichkeit
So eines Mädchens haſt, um die ſo viele ſtreiten.

ich zufälligerweise und durch andere Wege in den Kreis dieser Wissenschaft gelangt bin, als diejenigen sind, durch die man sich ihr gewöhnlich nahert. Durch den Umgang mit Künstlern von Jugend auf und durch eigene Bemühungen wurde ich auf den wichtigen Theil der Malerkunst, auf die Farbengebung aufmerksam gemacht, besonders in den letzten Jahren, da die Seele ein lebhaftes freudiges Bild der harmonischfarbigen Welt unter einem reinen glücklichen Himmel empfing. Denn wenn jemand Ursach hat sich um die Wirkungen und Verhältnisse der Farben zu bekümmern: so ist es der Maler, der sie überall suchen, überall finden, sie versetzen, verändern und abstufen muß; dahingegen der Optiker seit langer Zeit beschäftigt ist, sie zu verbannen, seine Gläser davon zu reinigen und nun seinen höchsten Endzweck erreicht hat, da das Meisterwerk der bis auf einen hohen Grad farblosen Sehröhre in unsern Zeiten endlich gelungen ist.

§. 19.

Der bildende Künstler konnte von jener Theorie, woraus der Optiker bei seinen negativen Bemühungen die vorkommenden Erscheinungen noch allenfalls erklärte, wenig Vortheil ziehen. Denn ob er gleich die bunten Farben des Prisma mit den übrigen Beobachtern bewunderte und die Harmonie derselben empfand: so blieb es ihm doch immer ein Räthsel, wie er sie über die Gegenstände austheilen sollte, die er nach gewissen

Verhältniſſen gebildet und geordnet hatte. Ein groſser Theil der Harmonie eines Gemäldes beruht auf Licht und Schatten; aber das Verhältniß der Farben zu Licht und Schatten war nicht ſo leicht entdeckt, und doch konnte jeder Maler bald einſehen, daß bloß durch Verbindung beider Harmonien ſein Gemälde vollkommen werden könne, und daß es nicht genug ſey, eine Farbe mit Schwarz oder Braun zu vermiſchen, um ſie zur Schattenfarbe zu machen. Mancherlei Verſuche bei einem von der Natur glücklich gebildeten Auge, Uebung des Gefühls Ueberlieferung und Beiſpiele groſser Meiſter brachten endlich die Künſtler auf einen hohen Grad der Vortrefflichkeit, ob ſie gleich die Regeln, wornach ſie handelten, kaum mittheilen konnten; und man kann ſich in einer groſsen Gemäldeſammlung überzeugen, daß faſt jeder Meiſter eine andere Art die Farben zu behandeln gehabt hat.

§. 20.

Es iſt hier der Ort nicht dieſe Materien weiter auszuführen, und zu unterſuchen, welchen allgemeinen Geſetzen dieſe verſchiedenen Behandlungen unterworfen ſeyn könnten. Ich bemerke hier nur ein Hauptgeſetz welches die Künſtler entdeckten: ein ſolches, das mit dem Geſetze des Lichtes und des Schattens gleichen Schritt hielt und ſich an daſſelbe auf das innigſte anſchloß, es war das Geſetz der ſogenannten warmen und kalten Tinten. Man bemerkte, daß gewiſſe Farben neben

einander geſtellt eben ſo einen groſen Effect machten, als tiefer Schatten neben dem helſten Lichte, und daſs dieſe Farben eben ſo gut Abſtufungen erlitten, als der Schatten durch die Widerſcheine. Ja es fand ſich, daſs man bloſs durch die Gegeneinanderſtellung der Farben gleichſam ohne Schatten ein ſehr vollkommenes Gemalde hervorbringen könnte, wie uns noch jezt reizende Bilder der gröſten Meiſter Beiſpiele geben.

§. 21.

Mit allen dieſen Punkten, deren hier nur im Vorbeigehen gedacht wird, werden wir uns in der Folge mehr beſchäftigen, wenn wir erſt eine Reihe Erfahrungen durchgegangen ſind. Dieſes erſte gegenwartige Stück wird die einfachſten prismatiſchen Verſuche enthalten, wenige, aber merkwürdige Verſuche, die zwar nicht alle neu, aber doch nicht ſo bekannt ſind, als ſie es zu ſeyn verdienten. Es ſey mir erlaubt, eh' ich ſie vortrage, das Allgemeinere vorauszuſchicken.

§. 22.

Der Zuſtand des Raums um uns, wenn wir mit offenen geſunden Augen keine Gegenſtande erblicken, nennen wir die Finſternis. Wir denken ſie abſtract ohne Gegenſtand als eine Verneinung, ſie iſt, wie die Ruhe, den Muden willkommen, den Muntern unangenehm.

§. 23.

Das Licht hingegen können wir uns niemals in

abstracto denken, ſondern wir werden es gewahr als die Wirkung eines beſtimmten Gegenſtandes, der ſich in dem Raume befindet und durch eben dieſe Wirkung andere Gegenſtände ſichtbar macht.

§. 24.

Licht und Finſterniß führen einen beſtändigen Streit miteinander; Wirkung und Gegenwirkung beider iſt nicht zu verkennen. Mit ungeheurer Elaſticität und Schnelligkeit eilt das Licht von der Sonne zur Erde und verdrängt die Finſterniß; ebenſo wirkt ein jedes künſtliche Licht in einem proportionirten Raume. Aber ſobald dieſe unmittelbare Wirkung wieder aufhört, zeigt die Finſterniß wieder ihre Gewalt und ſtellt ſich in Schatten, Dämmerung und Nacht ſogleich wieder her.

§. 25.

Die Oberflächen der Körper, die uns ſichtbar werden, haben außer ihren Eigenſchaften, welche wir durchs Gefühl erkennen, noch eine, welche dem Gefühl gewöhnlich nicht unterworfen iſt; wir nennen dieſe Eigenſchaft Farbe. In dieſem allgemeinen Sinne nennen wir Schwarz und Weiß ſo gut als Blau, Gelb und Roth mit allen ihren Miſchungen eine Farbe. Wenn wir aber genauer aufmerken; ſo werden wir leicht finden, daß wir jene beiden erſtern von den letztern abzuſondern haben.

§. 26.

Die Wirkung des Lichts auf ungefärbte Waſſertropfen, welche ſich vor einem dunkeln Grunde

befinden zeigt uns eine Erscheinung von Gelb, Blau und Roth mit verschiedenen Mischungen; ein ungefärbtes prismatisches Glas läßt uns ein ähnliches Phänomen an allen Gegenständen erblicken. Diese Farben welche an der Oberfläche der Körper nicht bleibend sind, sondern nur unter gewissen Umständen gesehen werden, möchte ich absolute Farben nennen, die mit ihnen correspondirenden Oberflachen farbige Körper.

§. 27.

Wir bemerken, daß wir allen absoluten Farben körperliche Repräsentanten stellen können, welche, ob sie gleich nicht in dem Glanze wie jene erscheinen, dennoch sich ihnen in einem hohen Grade nähern, und eine gewisse Verwandtschaft anzeigen.

§. 28.

Sind diese farbigen Körper von der Art daß sie ihre Eigenschaften ungefärbten oder anders gefärbten Körpern leicht mittheilen, so nennen wir sie färbende Körper, oder nach dem Vorschlage Herrn Hofraths Lichtenberg Pigmente.*)

§. 29.

Wie wir nun auf diese Weise farbige Körper und Pigmente theils finden, theils bereiten und mischen können, welche die prismatischen Farben so ziemlich repräsentiren: so ist das reine Weiß dagegen ein Repräsentant des Lichts, das

* Erxleben's Naturlehre, fünfte Auflage, S. 515.

reine Schwarz ein Repräſentant der Finſterniß, und in jenem Sinne, wie wir die prismatiſche Erſcheinung farbig nennen, iſt Weiß und Schwarz keine Farbe; aber es gibt ſo gut ein weißes als ſchwarzes Pigment, mit welchem ſich dieſe Erſcheinung auf andere Körper übertragen läßt.

§. 30.

Unter den eigentlich farbigen Erſcheinungen ſind nur zwei die uns einen ganz reinen Begriff geben, nämlich Gelb und Blau. Sie haben die beſondere Eigenſchaft, daß ſie zuſammen vermiſcht eine dritte Farbe hervorbringen, die wir Grün nennen.

§. 31.

Dagegen kennen wir die rothe Farbe nie in einem ganz reinen Zuſtande: denn wir finden daß ſie ſich entweder zum Gelben oder zum Blauen hinneigt.

§. 32

Von den übrigen Miſchungen und Abſtufungen wird erſt in der Folge die Rede ſeyn können.

I.

Prismatiſche Erſcheinungen im Allgemeinen.

§. 33.

Das Prisma, ein Inſtrument, welches in den Morgenländern ſo hoch geachtet wird, daß ſich der

chinesische Kaiser den ausschließenden Besitz desselben, gleichsam als ein Majestätsrecht, vorbehalt; dessen wunderbare Erscheinungen uns in der ersten Jugend auffallen, und in jedem Alter Verwunderung erregen, ein Instrument, auf dem beinahe allein die bisher angenommene Farbentheorie beruht, ist der Gegenstand mit dem wir uns zuerst beschäftigen werden.

§. 34.

Das Prisma ist allgemein bekannt, und es ist kaum nöthig zu sagen, daß solches ein länglicher gläserner Körper sey, dessen beide Endflächen aus gleichen, parallelstehenden Triangeln gebildet sind. Parallele Ränder gehen rechtwinklig von den Winkeln beider Endflächen aus, verbinden diese Endflachen und bilden drei gleiche Seiten.

§. 35.

Gewöhnlich sind die Dreiecke, durch welche die Gestalt des Prisma bestimmt wird, gleichseitig, und folglich auch alle Winkel derselben gleich und jeder von sechzig Graden. Es sind diese zum Gebrauch ganz bequem und können bei unsern Versuchen nicht entbehrt werden. Doch wird es auch nöthig seyn solche Prismen anzuwenden, deren Basis ein gleichschenkliger spitzwinkliger Triangel, ungefähr von funfzehn bis zwanzig Graden ist. Rechtwinklige und stumpfwinklige Prismen lassen wir vorerst unberührt.

§. 36.

Wenn wir ein gewöhnliches gleichſeitiges Prisma vor die Augen nehmen, ſo erſcheinen uns die Gegenſtände auf eine mannichfaltige Weiſe gefarbt, die Erſcheinung iſt blendend und manchen Augen ſchmerzhaft; ich muß daher wünſchen, daß diejenigen, welche an meinen Bemühungen Antheil nehmen möchten und nicht gewohnt ſind durch das Prisma zu ſehen, zuerſt ihr Auge daran üben, theils um ſich an die Erſcheinung zu gewöhnen, theils die Verwunderung, welche die Neuheit derſelben erregt, einigermaßen abzuſtumpfen. Denn ſollen Verſuche methodiſch angeſtellt und in einer Reihe vorgetragen werden, ſo iſt nöthig, daß die Seele des Beobachters aus der Zerſtreuung ſich ſammle und von dem Staunen zur Betrachtung übergehe.

§. 37.

Man nehme alſo zuerſt das Prisma vor, betrachte durch daſſelbe die Gegenſtände des Zimmers und der Landſchaft; man halte den Winkel durch den man ſieht bald oberwärts bald unterwärts; man halte das Prisma horizontal oder vertical und man wird immer dieſelbigen Erſcheinungen wahrnehmen. Die Linien werden im gewiſſen Sinne gebogen und gefarbt ſeyn; ſchmale, kleine Körper werden ganz farbig erſcheinen und gleichſam farbige Strahlen von ihnen ausfahren; man wird gelb, roth, grün, blau, violett und pfirſichblüth bald hier und da erblicken, alle Farben werden

harmoniren; man wird eine gewiſſe Ordnung wahrnehmen, ohne ſie genau beſtimmen zu können, und ich wünſche daß man dieſe Erſcheinungen ſo lange betrachte, bis man ſelbſt ein Verlangen empfindet das Geſetz derſelben näher einzuſehen und ſich aus dieſem glänzenden Labyrinthe herauszufinden. Alsdann erſt wünſchte ich, daß man zu den nachſtehenden Verſuchen überginge und ſich gefallen ließe der Demonſtration mit Aufmerkſamkeit zu folgen und das was erſt Spiel war zu einer ernſthaften Beſchäftigung zu machen.

II.

Beſondere prismatiſche Verſuche.

§. 38.

Ein durchſichtiger Körper kann im allgemeinen Sinne prismatiſch heißen, wenn zwei Flächen deſſelben in einem Winkel zuſammen laufen. Wir haben auch bei einem jeden Prisma nur auf dieſen Winkel, welcher gewöhnlich der brechende Winkel genannt wird, zu ſehen, und es kommen bei den Verſuchen, welche gegenwärtig angeſtellt werden, nur zwei Flächen in Betracht, welche durch denſelben verbunden werden. Bei einem gleichwinkligen Prisma, deſſen drei Flächen gleich ſind, denken wir uns die eine Fläche weg oder bedecken ſie mit einem ſchwarzen Papiere, um uns zu überzeugen, daß

ſie vorerſt weiter keinen Einfluß hat. Wir kehren bei den folgenden Verſuchen den brechenden Winkel unterwärts und wenn wir auf dieſe Weiſe die Erſcheinungen genau bemerkt haben, ſo können wir nachher denſelben hinaufwärts und auf beide Seiten kehren und die Reihe von Verſuchen wiederholen.

§. 39.

Mit dem auf die angezeigte Weiſe gerichteten Prisma beſchaut der Beobachter nochmals zuerſt alle Gegenſtände, die ſich in ſeinem Geſichtskreiſe befinden. Er wird überall bunte Farben erblicken, welche gleichſam den Regenbogen auf mannichfaltige Weiſe wiederholen.

§. 40.

Er wird beſonders dieſe Farben an horizontalen Rändern und kleinen Gegenſtänden am lebhafteſten wahrnehmen, indem von ihnen gleichſam Strahlen ausfahren und ſich aufwärts und niederwärts erſtrecken. Horizontale Linien werden zugleich gefärbt und gebogen ſeyn; an verticalen läßt ſich keine Farbe bemerken, und nur bei genauer Beobachtung wird man finden, daß zwei verticale Parallel-Linien unterwärts ſich ein wenig gegen einander zuneigen.

§. 41.

Man betrachte den reinen blauen Himmel durch das Prisma, man wird denſelben blau ſehen und

Eridon.

Ich kann nicht glücklich seyn, wenn viele mich beneiden.

Egle.

Und könntest doch; denn wer ist sicherer als du?

Eridon (zu Aminen).

Erzähl' mir doch vom Fest; kommt wohl Damöt dazu?

Egle (einfallend).

Er sagte mir es schon, er werde heut' nicht fehlen.

Eridon (zu Aminen).

Mein Kind, wen wirst du dir zu deinem Tänzer wählen?

(Amine schweigt, er wendet sich zu Eglen.)

O sorge, gib ihr den, der ihr am liebsten sey!

Amine.

Das ist unmöglich, Freund, denn du bist nicht dabei!

Egle.

Nein, hör' nur, Eridon, ich kann's nicht mehr ertragen,
Welch eine Lust ist das, Aminen so zu plagen?
Verlaß sie, wenn du glaubst, daß sie die Treue bricht;
Glaubst du, daß sie dich liebt, nun gut, so plag' sie nicht.

Eridon.

Ich plage sie ja nicht.

Egle.

Wie? Heißt das sie erfreuen?
Mit Eifersucht Verdruß auf ihr Vergnügen streuen,
Stets zweifeln, da sie dir doch niemals Ursach gibt,
Daß sie —

Eridon.

Bürgst du mir denn, daß sie mich wirklich liebt?

Amine.

Ich dich nicht lieben! Ich!

nicht die mindeſte Farbenſpielung an demſelben wahrnehmen. Ebenſo betrachte man reine einfarbige oder ſchwarze und weiße Flachen, und man wird ſie, wenn das Prisma rein iſt, kaum ein wenig dunkler als mit bloßen Augen ſehen, übrigens aber gleichfalls keine Farbenſpielung bemerken.

§. 42.

Sobald an dem reinen blauen Himmel ſich nur das mindeſte Wölkchen zeigt, ſo wird man auch ſogleich Farben erblicken. Ein Stern am Abendhimmel wird ſich ſogleich als ein buntes Flammchen, und jeder bemerkliche Flecken auf irgend einer farbigen Flache ſogleich bunte Farben durch das Prisma zeigen. Eben deßwegen iſt der vorſtehende Verſuch mit großer Vorſicht anzuſtellen, weil eine ſchwarze und weiße, wie auch jede gefarbte Flache ſelten ſo rein iſt, daß nicht z. B. in dem weißen Papiere ein Knötchen, oder eine Faſer, an einer einförmigen Wand irgend eine Erhobenheit ſich befinden ſollte, wodurch eine geringe Veranderung von Licht und Schatten hervorgebracht wird, bei der ſogleich Farben ſichtbar werden.

§. 43.

Um ſich davon zu überzeugen, nehme man die Karte Nro. 1 vor das Prisma, und man wird ſehen, wie die Farben ſich an die wurmförmig gezogenen Linien anſchmiegen. Man wird ein übereinſtimmendes aber ein verworrenes und zum Theil undeutliches Farbenſpiel bemerken.

§. 44.

Um sogleich einen Schritt weiter zu gehen und sich zu überzeugen, daß eine regelmäßige Abwechselung von Licht und Schatten auch regelmäßige Farben durchs Prisma hervorbringe, so betrachte man Nro. 2 worauf schwarze und weiße Vierecke regelmäßig abwechseln. Man wird mit Vergnügen Ein Viereck wie das andere gefärbt sehen, und es wird noch mehr Aufmerksamkeit erregen, wenn man die Karte dergestalt vor das Prisma hält, daß die Seiten der Vierecke mit der Achse des Prisma parallel laufen. Man wird durch die bloße veränderte Richtung ein verändertes Farbenspiel auf der Karte entstehen sehen.

Man halte ferner die Karten Nro. 20 und 21 dergestalt vor das Prisma, daß die Linien parallel mit der Achse laufen; man nehme Nro. 22 horizontal, perpendicular, diagonal vor das Glas, und man wird immer veränderte Farben erblicken, wenn gleich die Karten nur schwarze und weiße Flächen zeigen, ja sogar wenn nur die Richtung derselben gegen das Prisma verändert wird.

§. 45.

Um diese wunderbaren Erscheinungen näher zu analysiren, nehmen wir die Karte Nro. 3 vor das Glas, und zwar so, daß der weiße Streifen derselben parallel mit der Achse gerichtet sey; wir bemerken alsdann, wenn das Blatt ungefähr eine Elle vom Prisma entfernt steht, einen reinen

wenig gebogenen Regenbogenſtreifen und zwar die Farben völlig in der Ordnung wie wir ſie am Himmel gewahr werden, oben roth, dann herunterwärts gelb, grün, blau, violett. Wir finden in gedachter Entfernung den weißen Streifen ganz aufgehoben, gebogen, farbig und verbreitert. Die Karte Nro. 5 zeigt die Farbenordnung und Geſtalt dieſer Erſcheinung.

§. 46.

An die Stelle jener Karte nehmen wir die folgende Nro. 4, und es wird uns in derſelben Lage der ſchwarze Streif eine ähnliche farbige Erſcheinung zeigen; nur werden die Farben an derſelben gewiſſermaßen umgekehrt ſeyn. Wir ſehen zu unterſt Gelb, dann folgt hinaufwärts Roth, ſodann Violett, ſodann Blau. Der ſchwarze Streifen iſt eben ſo gut wie der weiße gebogen, verbreitet und von ſtrahlenden Farben völlig aufgehoben. Die Karte Nro. 6 zeigt ungefähr wie er ſich dem Auge darſtellt.

§. 47.

Wir haben bei den vorigen Experimenten geſehen, daß ſich die Ordnungen der Farben gewiſſermaßen umkehren; wir müſſen dieſem Geſetze weiter nachſpüren. Wir nehmen deßwegen die Karte Nro. 7 vor das Prisma und zwar dergeſtalt, daß der ſchwarze Theil oben, der weiße Theil unten befindlich iſt; und wir werden ſogleich an dem Rande zwiſchen beiden einen rothen und gelben Streifen

erblicken ohne daß ſich an dieſem Rande eine Spur von Blau, Grün oder Violett finden ließe. Die Karte Nro. 8 zeigt uns dieſen farbigen Rand gemalt.

§. 48.

Höchſt merkwürdig iſt es nun, wenn wir die Karte Nro. 7 umkehren, dergeſtalt daß das Schwarze unten und das Weiße ſich oben befindet; in dieſem Augenblicke zeigt uns das Prisma an dem Rande, der uns vorhin gelb und roth erſchien, einen blau und violetten Streifen, wie die Karte Nro. 9 denſelben zeigt.

§. 49.

Beſonders auffallend iſt es, wenn wir die Karte Nr. 7 dergeſtalt vor das Prisma bringen daß der Rand zwiſchen Schwarz und Weiß vertical vor uns ſteht. Wir werden denſelben alsdann ungefärbt erblicken; wir dürfen aber nur mit der geringſten Bewegung ihn hin und wieder neigen, ſo werden wir bald Roth bald Blau in dem Augenblicke ſehen, wenn das Schwarze oder das Weiße bald oben, bald unten ſich befindet. Dieſe Erfahrungen führen uns natürlich zu den folgenden Verſuchen.

§. 50.

Auf der Karte Nr. 10 ſind zwei ſchwarze und zwei weiße Vierecke kreuzweiſe angebracht: ſo daß ſich Schwarz und Weiß wechſelsweiſe über einander befindet. Die Wirkung des Prisma bleibt auch hier, wie bei den vorigen Beobachtungen, ſich

gleich, und wir ſehen nunmehr die verſchieden-farbigen Streifen nebeneinander auf Einer Linie wie ſie Nr. 11 zeigt, und der Begriff von dem Gegenſatze wird uns immer einleuchtender.

§. 51.

Um dieſen völlig zur Klarheit zu bringen nehmen wir die Karte Nro. 3 wieder vor das Prisma und halten ſie dergeſtalt daß der darauf befindliche weiße Streifen vertical vor uns ſteht. Wir werden ſogleich die rothe und gelbe Farbe oben, die blaue und violette unten erblicken, und der Zwiſchenraum des Streifens wird weiß erſcheinen, ſo wie es die Karte Nro. 12 angibt.

§. 52.

Betrachten wir auf eben die Weiſe die Karte Nro. 4, ſo ſehen wir die Erſcheinung abermals umgekehrt, indem an dem ſchwarzen Streifen das Blaue und Violette ſich oben, das Roth und Gelbe ſich unten zeigt, und gleichfalls das Schwarze in der Mitte unverandert erſcheint. Nro. 13 zeigt uns auch dieſe Farben in ihrer Ordnung und Entfernung.

III.

Ueberſicht und weitere Ausführung.

§. 53.

Das Prisma zeigt den Augen desjenigen der durch daſſelbe ſieht, alle farbigen oder unfarbigen

Flächen in demſelben Zuſtande wie er ſie mit dem bloßen Auge ſieht, ohne weitere Veränderung, als daß ſie wegen Stärke und Düſternheit des Glaſes ein wenig dunkler erſcheinen, welches aber auch ſchon der Fall bei gläſernen Tafeln iſt.

§. 54.

Das Prisma zeigt nur Farben, da wo Licht und Schatten horizontal wechſeln; deßwegen zeigt es gewöhnlich an allen horizontalen Rändern Farben, weil kaum ein Rand zu denken iſt, wo nicht auch Abweichung der Farbe oder des Lichts und des Schattens von einem Gegenſtande zum andern exiſtirt.

(Ich merke hier zu mehrerer Deutlichkeit an, was erſt in der Folge weiter ausgeführt werden kann, daß an den Rändern wo farbige Gegenſtände an einander ſtoßen, das Prisma gleichfalls die Farben nach dem bisherigen Geſetze zeigt, nämlich nur inſofern, als eine Farbe die über der andern ſteht, dunkler oder heller iſt.)

§. 55.

Das Prisma zeigt die Farben nicht auf einander folgend, ſondern einander entgegengeſetzt. Da auf dieſem Grundſatze alles beruht, ſo iſt es nothwendig, die Verſuche, die wir ſchon geſehen haben, in dieſer Rückſicht nochmals zu wiederholen.

§. 56.

Wenn wir den Verſuch, welcher den horizontalen weißen Streifen ganz gefärbt und die fünf

Farben in einer Folge zeigt, einen Augenblick bewundern, ſo hilft uns doch bald die alte Theorie, und wir können uns dieſen horizontalen Papierſtreifen als eine Oeffnung eines Fenſterladens, als die Wirkung eines hereinfallenden, in die fünf oder ſieben Farben gebrochenen Lichtſtreifens vorſtellen. Wenn wir aber den ſchwarzen Streifen auf weiß Papier vor uns nehmen: ſo verwundern wir uns um deſtomehr, da wir auch dieſen ſchwarzen Streifen völlig aufgehoben und die Finſterniß ſowohl als das Licht in Farben verwandelt ſehen. Ich habe faſt einen jeden, der dieſe letzte Erfahrung zum erſtenmale machte, über dieſe beiden Verſuche erſtaunt geſehen; ich habe die vergeblichen Bemühungen geſehen, das Phänomen aus der bisherigen Theorie zu erklären.

§. 57.

Wir dürfen aber nur eben dieſe ſchwarzen und weißen Streifen vertical halten, und die Verſuche des §. 51 und 52 wiederholen, ſo wird ſich uns gleich das Räthſel aufſchließen. Wir ſehen nämlich alsdann die obern und untern Ränder völlig von einander getrennt, wir ſehen den ſchwarzen und weißen Stab in der Mitte und bemerken daß bei jenen erſten Verſuchen der horizontale ſchwarze und weiße Stab nur deßwegen ganz gefärbt war, weil er zu ſchmal iſt und die farbigen Ausſtrahlungen beider Ränder einander in der Mitte des Stabes erreichen können.

§. 58.

Da dieſe Strahlungen, wie hier nur im Vorbeigehn bemerkt werden kann, in der Nähe des Prisma geringer ſind als in der Entfernung, ſo bringe man nur den horizontalen weißen Streif nahe ans Prisma, und man wird die getrennten farbigen Ränder ſo gut als in dem verticalen Zuſtande und das reine Weiß und Schwarz in der Mitte des Streifes erblicken; man entferne ihn darauf und man wird bald in dem Weißen das Gelbe, in dem Schwarzen das Violette herunterſtrahlen und ſowohl Weiß als Schwarz völlig aufgehoben ſehen. Man entferne beide Karten noch weiter, und man wird in der Mitte des weißen Streifes ein ſchönes Paragaigrün erblicken, weil gelb und blau ſich ſtrahlend vermiſchen. Eben ſo werden wir in der Mitte des ſchwarzen Streifens in gedachter Entfernung ein ſchönes Pfirſchblüth ſehen, weil die Strahlungen des Violetten und Rothen ſich mit einander vereinigen. Ich füge, zu noch größerer Deutlichkeit, ein Schema hier bei, wie an gedachten Stellen die Farben ſtehen müſſen.

§. 59.

Geſetz der farbigen Ränder, wie ſolche durchs Prisma erſcheinen, wenn, wie bei allen bisherigen Verſuchen vorausgeſetzt wird, der brechende Winkel unterwärts gekehrt iſt.

Schema 1.	Schema 2.
Weiß auf Schwarz	Schwarz auf Weiß
roth	blau
gelb	violett
† † †	† † †
blau	roth
violett	gelb

Iſt der Körper, an dem die Ränder erſcheinen, breit genug, ſo kann der mit † † † bezeichnete Raum eine proportionirliche Breite haben; iſt der Körper ſchmal, oder es vermehrt ſich die Strahlung durch Entfernung, ſo entſteht an dem Orte der mit † † † bezeichnet iſt, in dem erſten Falle Grün, in dem andern Pfirſchblüth und das Schema ſieht alsdann ſo aus.

Schema 3.	Schema 4.
Weiß auf Schwarz	Schwarz auf Weiß
roth	blau
gelb	violett
grün	pfirſchblüth
blau	roth
violett	gelb

Nur iſt in beiden Fallen zu bemerken, daß die Miſchungen Grün und Pfirſchblüth bei ſtarken Strahlungen dergeſtalt prädominiren, daß ſie die Farben, woraus ſie zuſammen geſetzt ſind, ganzlich aufheben; doch wird dieſes erſt in dem eigenen Capitel von der Strahlung genauer ausgeführt werden.

§. 60.

Da die bisher allgemein verbreiteten Prismen alle gleichseitig sind und sehr starke Strahlungen hervorbringen, so habe ich mich in meinem Vortrage darnach gerichtet, damit die Versuche sogleich desto allgemeiner angestellt werden können; allein die ganze Demonstration zieht sich ins Kürzere zusammen und erhält sogleich den höchsten Grad von Evidenz, wenn man sehr spitze Prismen von 10 bis 15 Graden gebraucht. Es zeigen sich alsdann die Farben viel reiner an den Rändern selbst einer schmalen horizontalen Linie.

§. 61.

So kann man z. B. die beiden Karten Nr. 20 und 21 durch ein spitzwinkliges Prisma ansehen, und man wird den feinen blauvioletten und gelbrothen Streif an allen entgegengesetzten Rändern erblicken. Nimmt man dagegen ein gleichseitiges Prisma, so geben beide Karten die sich nur durch die verschiedenen Breiten der weißen und schwarzen Streifen unterscheiden, zwei ganz verschiedene Farbenspiele, welche sich aus den Schemen 3 und 4 und der ihnen beigefügten Bemerkung leicht erklären lassen. Die Karte Nro. 20 erklärt sich nach dem Schema Nro. 3 Weiß auf Schwarz und es zeigt solche in einer Entfernung von ungefähr 2 Fuß Hochroth, Papagaigrün, Violett; und es läßt sich ein Punkt finden, wo man eben so wenig Blau als Gelb bemerkt. Dagegen ist die Karte Nro. 21

Eridon.

Wenn lehrst du mich es glauben?
Wer ließ sich einen Strauß vom kecken Damon rauben?
Wer nahm das schöne Band vom jungen Thyrsis an?

Amine.

Mein Eridon! —

Eridon.

Nicht wahr, das hast du nicht gethan?
Belohntest du sie denn? O ja, du weißt zu küssen.

Amine.

Mein Bester, weißt du nicht?

Egle.

O schweig', er will nichts wissen!
Was du ihm sagen kannst, hast du ihm längst gesagt,
Er hat es angehört, und doch auf's neu geklagt.
Was hilft's dich? Magst du's ihm auch heut' noch einmal sagen;
Er wird beruhigt gehn, und morgen wieder klagen.

Eridon.

Und das vielleicht mit Recht.

Amine.

Mit Recht? Ich! Untreu seyn?
Amine dir? Mein Freund, kannst du es glauben?

Eridon.

Nein!
Ich kann, ich will es nicht.

Amine.

Gab ich in meinem Leben
Dir je Gelegenheit?

Eridon.

Die hast du oft gegeben

als Schwarz auf Weiß anzusehen; sie zeigt in gedachter Entfernung Blau, Pfirschblüth und Gelb und es läßt sich gleichfalls eine Entfernung finden, wo man kein Hochroth und kein Violett erblickt.

§. 62.

Die Karte 19 zeigt uns, wenn wir sie nah genug an das Prisma halten, an dem breiten Streifen noch Blau, Violett, Hochroth und Gelb, wenn an dem schmalern Streifen das Hochroth schon durch das Violette überwältigt und zu einem hellen Pfirschblüth verändert ist. Diese Erfahrung zeigt sich noch deutlicher, wenn man den breiten Streif noch einmal so breit macht, welches mit ein paar Pinselstrichen geschehen kann, als warum ich die Liebhaber ersuche. Ein ähnlicher sehr auffallender Versuch findet bei den Fensterrahmen statt, vorausgesetzt daß man den freien Himmel hinter ihnen sieht; der starke Querstab des Kreuzes wird von obenherein Blau, Violett, Hochroth und Gelb erscheinen, wenn die kleinen Stäbe nur Blau, Violett und Gelb sind.

§. 63.

Diese Reihe von Experimenten deren eins sich an das andere anschließt, entwickelt die Phaenomene der Farben, wie sie uns durch das Prisma erscheinen, wenn die Ränder an denen sie gesehen werden, entschieden Schwarz auf Weiß sind. Grau auf Schwarz, Weiß und Grau läßt uns zarte und sonderbare Phaenomene sehen, ebenso die übrigen

Farben, gegen Schwarz und Weiß, gegen einander ſelbſt gehalten und durchs Prisma betrachtet. In dem nächſten Stücke dieſer Beiträge werden auch dieſe Wirkungen umſtändlich ausgeführt werden und es ſollte mir angenehm ſeyn, wenn die Sagacität des größten Theils meiner Leſer mir voreilte, ja wenn die wichtigſten Punkte die ich noch ſpäter vorzutragen habe, von einigen entdeckt würden, ehe ſie durch mich bekannt werden: denn es liegt in dem wenigen was ſchon geſagt iſt, in dieſen geringen einem Spielwerk ähnlich ſehenden Tafeln der Grund mancher ſchönen Folge und der Erklärung manches wichtigen Phänomens. Gegenwärtig kann ich nur noch Einen Schritt weiter thun.

§. 64.

Unſere bisherigen Verſuche beſchäftigten ſich nur mit gradlinigen Rändern und es war nothwendig, um das Principium, wornach ſie gefärbt erſcheinen, auf das einfachſte und faßlichſte darzuſtellen. Wir können nunmehr, ohne Furcht uns zu verwirren, uns auch an gebogene Linien, an zirkelrunde Gegenſtände wagen.

§. 65.

Man nehme die Karte Nro. 19 nochmals zur Hand und halte ſie in der Diagonale vor das Prisma, dergeſtalt daß die Kreuze als Andreaskreuze erſcheinen; man wird die Farben in der Folge des vierten Schema's erblicken und alle

Linien werden gefärbt erſcheinen. Es zeigen ſich alſo hier abermals alle Ränder farbig ſobald ſie nur im mindeſten vom Perpendikel abweichen. Nimmt man die Karte Nro. 23 nahe vor das Prisma, ſo findet man die Ränder des ſchwarzen und weißen Zirkels von oben herunter und von unten hinauf halbmondförmig nach denen Schemen 1 und 2 gefärbt und das Schwarze und Weiße zeigt ſich noch in der Mitte, wie die Karte Nro. 17 es angibt. Der ſchwarz und weiße Kreis ſind beide ringsum gefärbt, aus eben der Urſache, aus welcher ein Andreaskreuz, oder ein weiß oder ſchwarzes Viereck, deſſen Diagonale perpendicular vors Prisma gehalten würde, ganz gefärbt erſcheinen muß, weil ſie nämlich aus Linien beſtehen, die alle vom Perpendikel abweichen. Man wird dieſes Geſetz hier um ſo deutlicher erblicken, als die farbigen Ränder der Zirkel zu beiden Seiten ſchmal ſind, hingegen der obere und untere ſehr verbreitert erſcheinen: denn natürlicherweiſe können die Seitenränder als Perpendicularlinien angeſehen werden, die ſich gradweiſe dem Horizont zuneigen und inſofern immer mit vermehrter Strahlung erſcheinen. Man verſäume nicht, auch dieſe Karte vor allen Dingen mit dem ſpitzwinklichten Prisma zu betrachten.

§. 66.

Man entferne ſich ſodann von der Karte Nro. 23 ungefähr um 2 Fuß und betrachte ſie durch das gleichſeitige Prisma, man wird, wie ehemals die

ſchmalen Streifen, nunmehro auch dieſe runden ſchwarz und weißen Bilder völlig gefärbt ſehen und zwar wie ſolches die Karte Nro. 18 zeigt, nach dem Schema Nro. 3 und 4. Es fällt nunmehr deutlich in die Augen, daß der ſchwarze ſo gut als der weiße Gegenſtand durch die farbigen Ausſtrahlungen der Ränder uns völlig gefärbt erſcheint und daß wir die Urſache dieſes Phänomens nirgends anders zu ſuchen haben.

§. 67.

Es muß uns bei der weißen nach dem Schema Nro. 3 durchs Prisma veränderten und zugleich ſehr in die Länge gezogenen runden Figur das Spectrum Solis des Newtons einfallen, und wir glauben einen Augenblick die Wirkung eines durch ein Loch im Fenſterladen geſpaltenen Lichtſtrahls zu erblicken; wenn wir aber gleich darneben einen Strahl der Finſterniß annehmen, und denſelben ſo gut als das Licht in fünf oder ſieben Farben ſpalten müſſen: ſo ſehen wir leicht, daß wir auf dem Wege ſind in große Verwirrungen zu gerathen.

§. 68.

Ich habe noch einen weiten Weg zu machen, eh ich an das Experiment gelange, wo ein durch einen Fenſterladen in eine dunkle Kammer geworfener Lichtſtrahl ein Phänomen zeigt, dem ähnlich das wir auf unſerer Karte erblicken. So viel aber leidet die Reihe der Demonſtration hier anzuführen.

§. 69.

Man bringe eine zirkelrunde weiße Fläche, von welcher Größe man will, auf eine schwarze Tafel: man wird in einer ihrer Größe proportionirten Entfernung erst die Ränder farbig und dann den Kreis ganz gefärbt sehen. Wären Tafel und Kreis sehr groß, so sähe man dieselben erst in einer großen Ferne ganz gefärbt, theils weil sich die Strahlung durch Entfernung vermehrt, theils weil der Gegenstand im Auge kleiner erscheint. Genauere Bestimmung von allen diesen und ich kann hoffen, sogar bis auf einen gewissen Grad, Maaß und Be[illegible]nung, wird das Capitel liefern, das eigens von der Strahlung handeln soll.

§. 70.

Man sehe nun also an dem reinen Himmel nach Sternen, nach dem Monde, ja nach der Sonne, wenn man vorher ihre mächtigen Strahlen durch eine angeräuchte Scheibe gemäßigt hat, man sehe jedes Loch in einem Fensterladen, in einem Schirm der gegen das Licht gestellt ist, durch das Prisma an; man wird alle diese Gegenstände nach dem Schema Nro. 3 gefärbt erblicken, und wir werden aus dem vorigen die Ursache leicht angeben können, warum leuchtende Körper, oder helle Oeffnungen, die entweder durch Entfernung sehr verkleinert werden, oder an sich klein sind, ganz und gar gefärbt erscheinen und die Strahlungen an ihren Rändern sich in einander verlieren müs-

ſen, da weiße Fläſchen die nur ſchwache Repräſentanten ſind ſchon jene Wirkung hervorbringen.

§. 71.

Da ich nunmehr alles geſagt habe, was für den Anfang zu ſagen war: ſo würde ich mich nur ſelbſt wiederholen müſſen, wenn ich das Vorgetragene weiter auslegen wollte. Ich überlaſſe daher dem Nachdenken meiner Leſer das hinzuzuthun, was der Methode meines Vortrags wider meinen Willen an Klarheit abgehen mag: denn ich habe bemerken können, wie ſchwer es ſchon mündlich und mit allen Gerathſchaften verſehen ſey den Vortrag dieſer in mehr als einem Sinne befremdenden Verſuche durchzuführen. Soviel bin ich überzeugt, daß es jedem denkenden Menſchen Freude machen wird ſich mit dieſen Anfangen bekannt zu machen, beſonders wenn er die Folgerungen die ſich daraus ziehen laſſen, entweder ahnet oder entdeckt.

IV.

Recapitulation.

§. 72.

Ich wiederhole nunmehr kürzlich theils die Erfahrungen ſelbſt, theils diejenigen Sätze welche unmittelbar daraus folgen. Die Ordnung wie ſie hier hintereinander ſtehen, iſt mehr oder weniger willkürlich, und es wird mir angenehm ſeyn, wenn

meine Leſer die Paragraphen dieſes Capitels genau prüfen, ſie mit dem Vorhergehenden vergleichen, und ſie alsdann nach eigner Methode an einander reihen. Erſt künftig, wenn wir dieſe Lehre auf mehr als eine Weiſe bearbeitet haben, können wir hoffen, dieſelbe rein und natürlich zu entwickeln.

1) Schwarze, weiße und einfärbige reine Flächen zeigen durchs Prisma keine Farben. §. 41.

2) An allen Rändern zeigen ſich Farben. §. 37. 40. 42. 43.

3) Die Ränder zeigen Farben, weil Licht und Schatten an denſelben aneinander gränzet. §. 44. 54.

4) Wenn farbige Flächen an einander ſtoßen, unterwerfen auch ſie ſich dieſem Geſetze und zeigen Farben, inſofern eine heller oder dunkler iſt als die andere. §. 54.

5) Die Farben erſcheinen uns ſtrahlend an den Rändern. §. 37. 45. 46.

6) Sie erſcheinen ſtrahlend nach dem ſchwarzen wie nach dem weißen, nach dem dunkeln wie nach dem hellen zu.

7) Die Strahlungen geſchehen nach dem Perpendikel, der auf die Achſe des Prisma's fällt. §. 45. 46. 47. 48.

8) Kein Rand der mit der Achſe des Prisma's perpendicular ſteht erſcheint gefärbt. §. 49.

9) Alle Ränder die mit der Achſe des Prisma's parallel gehen, erſcheinen gefärbt.

10) Alle ſchmalen Körper, die mit der Achſen des Prisma eine parallele Richtung haben, erſcheinen ganz gefärbt und verbreitert. §. 37.

11) Ein runder Körper erſcheint elliptiſch, dergeſtalt daß ſein größter Diameter auf der Achſe des Prisma perpendicular ſteht. §. 65. 66. 67.

12) Alle Linien die mit der Achſe des Prisma parallel gehen, erſcheinen gebogen. §. 40.

13) Alle Parallellinien, die auf der Achſe des Prisma vertical ſtehen, ſcheinen ſich gegen den brechenden Winkel zu ein wenig zuſammen zu neigen. §. 40.

14) Je ſchärfer und ſtärker Licht und Schatten am Rande mit einander gränzt, deſto ſtärker erſcheinen die Farben.

15) Die farbigen Ränder zeigen ſich im Gegenſatz. Es ſtehen zwei Pole unveränderlich einander gegenüber. §. 48. 49. 50. 55.

16) Die beiden entgegengeſetzten Pole kommen darin mit einander überein, daß jeder aus zwei leicht zu unterſcheidenden Farben beſteht, der eine aus Roth und Gelb, der andere aus Blau und Violett. §. 51. 52.

17) Die Strahlungen dieſer Farben entfernen ſich vom Rande, und zwar ſtrahlen Roth und Violett nach dem Schwarzen, Gelb und Blau nach dem Weißen zu.

18) Man kann dieſe Pole unendlich von einander entfernt denken. §. 51. 52.

19) Man kann ſie einander unendlich nahe denken. §. 45. 46.

20) Erſcheinen uns die beiden Pole an einem weißen Körper, der ſich gegen einen ſchwarzen Grund befindet, und hat derſelbe eine verhältnißmäßige Größe, daß die farbigen Strahlungen der Ränder ſich erreichen können: ſo entſteht in der Mitte ein Papagaigrün. §. 59.

21) Erſcheinen ſie uns an einem ſchwarzen Körper, der auf einem weißen Grunde ſteht unter gedachter Bedingung, ſo ſteht in der Mitte derſelben ein Pfirſchblüth. §. 59.

22) Sowohl ſchwarze als weiße Körper können unter dieſen Umſtänden ganz farbig erſcheinen. §. 45. 46. 66.

23) Sonne, Mond, Sterne, Oeffnung des Fenſterladens, erſcheinen durchs Prisma nur farbig, weil ſie als kleine helle Körper auf einem dunkeln Grunde anzuſehen ſind. §. 67.

24) Sie erſcheinen elliptiſch, dergeſtalt daß die Farbenſtrahlungen und folglich auch der große Diameter der Ellipſe auf der Achſe des Prisma's vertical ſteht. §. 66. 67.

§. 73.

Ich ſollte zwar hier vielleicht, noch ehe ich ſchließe, einige allgemeine Betrachtungen anſtellen und in die Ferne hindeuten, wohin ich meine Leſer zu führen gedenke. Es kann dieſes aber wohl erſt an dem Ende des folgenden Stückes geſchehen,

weil dasjenige, was ich hier allenfalls sagen könnte, doch immer noch als unbelegt und unerwiesen erscheinen müßte. Soviel kann ich aber denjenigen Beobachtern, welche gern vorwarts dringen mögen, sagen: daß in den wenigen Erfahrungen, die ich vorgetragen habe, der Grund zu allem Künftigen schon gelegt ist, und daß es beinahe nur Entwicklung seyn wird, wenn wir in der Folge das durch das Prisma entdeckte Gesetz in allen Linsen, Glaskugeln und andern mannichfaltig geschliffenen Gläsern, in Wassertropfen und Dünsten, ja endlich mit dem bloßen Auge unter gewissen gegebenen Bedingungen entdecken werden.

V.

Ueber den zu diesen Versuchen nöthigen Apparat und besonders über die mit diesem Stücke ausgegebenen Karten.

§. 74.

Sobald ich mir vornahm die Erfahrungen über die Entstehung der prismatischen Farben dem Publicum vorzulegen, empfand ich gleich den Wunsch sie so schnell als möglich, wenigstens in meinem Vaterlande, bekannt und ausgebreitet zu sehen. Da hierbei alles auf den Augenschein ankommt, so

Amine.

Wann war ich untreu?

Eridon.

Nie! das iſt es, was mich quält:
Aus Vorſatz haſt du nie, aus Leichtſinn ſtets gefehlt.
Das was mir wichtig ſcheint hältſt du für Kleinigkeiten;
Das was mich ärgert hat bei dir nichts zu bedeuten.

Egle.

Gut! nimmt's Amine leicht, ſo ſag', was ſchadet's dir?

Eridon.

Das hat ſie oft gefragt; ja freilich ſchadet's mir!

Egle.

Was denn? Amine wird nie andern viel erlauben.

Eridon.

Zu wenig zum Verdacht, zu viel, ſie treu zu glauben.

Egle.

Mehr als ein weiblich Herz je liebte, liebt ſie dich.

Eridon.

Und liebt den Tanz, die Luſt, den Scherz ſo ſehr, als mich.

Egle.

Wer das nicht leiden kann, mag unſre Mütter lieben!

Amine.

Schweig, Egle! Eridon, hör' auf mich zu betrüben!
Frag' unſre Freunde nur, wie ich an dich gedacht,
Selbſt wenn wir fern von dir getändelt und gelacht;
Wie oft ich mir Verdruß, der mein Vergnügen nagte,
Weil du nicht bei mir warſt, was mag er machen? fragte.
O wenn du es nicht glaubſt, komm heute mit mir hin,
Und dann ſag' noch einmal, daß ich dir untreu bin.

war es nöthig zu ſorgen, daß jedermann mit der größten Leichtigkeit dazu gelangen könne; es wollte weder eine Beſchreibung, noch ausgemalte Kupfertafeln, die der Schrift angefügt würden, zu dieſem Zwecke hinreichen. Ich beſchloß alſo die großen Tafeln, welche ich zu meinen Verſuchen verfertigt, im Kleinen nachahmen zu laſſen und dadurch ſowohl einen jeden ſogleich durch das Anſchauen zu überzeugen, als auch ein lebhafteres Intereſſe zu erregen. Diejenigen Liebhaber, die einen ernſthafteren Antheil daran nehmen, werden nun leicht die Tafeln, 1, 2, 3, 4, 7, 10, 14, 19, 20, 21, 22, 23 in beliebig großem Format nachmachen laſſen, und die Verſuche alsdann mit deſto mehr Bequemlichkeit und größerm Succeß wiederholen. Ja ſie werden durch eigenes Nachdenken noch mehrere Abwechſelungen erfinden können, als ich für dießmal anbringen konnte. Denn jede ſchwarze Figur auf weißem Grunde und jede weiße auf ſchwarzem Grunde bringt neue Erſcheinungen hervor, die man ins Unendliche vervielfaltigen kann. Ich empfehle beſonders Andreas-Kreuze, Sterne u. dergl., nicht weniger alle Arten von Muſtern, die durch Abwechſelung von ſchwarz und weißen Vierecken entſtehen, welche letztere oft, wie die Karte Nro. 22 zeigt, von dreierlei Seiten verſchiedene farbige Phänomene darſtellen.

§. 75.

Man wird, indem man ſelbſt dergleichen Ver-

ſuche erſinnt, immer mehr von der Conſequenz desjenigen überzeugt werden, was oben vorgetragen worden iſt. Um die Abwechſelung des Oben und Unten der beiden farbigen Pole recht deutlich einzuſehen, verfertige man ſich einen ſchwarzen Stern auf weiß- und einen weißen Stern auf ſchwarzem Grunde, und durchbohre ihn mit einer Nadel dergeſtalt, daß man ihn auf derſelben wie auf einer Achſe herumdrehen kann. Während des Drehens beobachte man denſelben durchs Prisma und man wird dieſen Verſuch mit Vergnügen und Nachdenken wiederholen.

§. 76.

Ich habe meinen Vortrag dergeſtalt eingerichtet, daß die Verſuche durch jedes gewöhnliche gleichſeitige Prisma angeſtellt werden können, wenn es nur von weißem Glaſe iſt; ja ſelbſt mit einem Prisma von grünlichem Glaſe laſſen ſie ſich anſtellen, wenn man die geringe Differenz, welche die Farbe verurſacht, bei der Beobachtung in Gedanken abrechnen will.

§. 77.

Zu der völligen Evidenz der vorgetragenen Sätze gehört aber, daß man ein ſpitzwinkliges Prisma von zehn bis zwanzig Graden anwende. Es kann ein jeder Glasſchleifer ſolche leicht aus einer ſtarken Glastafel verfertigen; und wenn ſie auch nur einen ſtarken Zoll hoch und einige Zoll breit ſind, ſo daß man nur mit einem Auge durchſieht, indem

man das andere zuſchließt, ſo ſind ſie vorerſt hinreichend. Ich werde aber dafür ſorgen, daß Prismen von reinem Glaſe und nach genau beſtimmtem Maaße an Liebhaber mit den folgenden Stücken ausgegeben werden können. Wie denn überhaupt der nöthige Apparat zu den anzuſtellenden Verſuchen nach und nach wachſen wird, ſo genau ich auch zu Werke gehen werde, die Verſuche zu ſimplificiren.

§. 78.

Da ſich aber doch der Fall oft ereignen kann, daß dieſe kleine Schrift mit denen dazu gehörigen Tafeln an Orte gelangt, wo keine Prismen vorhanden ſind: ſo habe ich farbige Tafeln hinzugefügt, um dem Beobachter wenigſtens auf einige Weiſe zu Hülfe zu kommen und ihm, bis er ſich nach einem Prisma umgeſehen, einſtweilen verſtändlich zu ſeyn. Auch demjenigen, der das nöthige Inſtrument beſitzt, werden dieſe gemalten Karten nicht unnütz ſeyn. Er kann ſeine Beobachtungen damit vergleichen, und überzeugt ſich eher von dem Geſetz einer Erſcheinung welche er vor ſich auf dem Papier ſchon fixirt ſieht.

§. 79.

Ich muß aber freilich hier zum voraus bemerken, daß man die Farben dieſer Tafeln nicht mit den abſoluten Farben der prismatiſchen Erſcheinungen in Abſicht ihrer Schönheit vergleichen möge: denn es ſind dieſelben nur wie jeder andere

Holzſchnitt bei einem wiſſenſchaftlichen Buche anzuſehen, der weder künſtlich noch gefällig, ſondern bloß mechaniſch und nützlich iſt.

§. 80.

Nur die unmittelbare Nähe einer Kartenfabrik macht es möglich, dieſe Tafeln ſo wie ſie ſind um einen Preis zu liefern der niemand abſchrecken wird, und es war hier nicht die Frage ein Werk für Bibliotheken auszuarbeiten, ſondern einer kleinen Schrift die möglichſte Ausbreitung zu verſchaffen.

§. 81.

Man wird daher dieſen Tafeln manches nachſehen, wenn man ſie zur Deutlichkeit nützlich findet. Ich werde bemüht ſeyn in der Folge dieſe Tafeln vollkommner zu machen und ſie auch einzeln ausgeben, damit jeder Liebhaber eine ſolche durch den Gebrauch leicht zerſtörte Sammlung ſich verbeſſert wieder anſchaffen kann. Ich füge noch einige Beobachtungen hinzu, damit man bei dieſen Karten in den anzuſtellenden Erfahrungen nicht geſtört werde.

§. 82.

Es iſt die Abſicht, daß der Beobachter das Prisma, deſſen Winkel unterwärts gekehrt iſt, in der rechten Hand halte, bei den anzuſtellenden Erfahrungen die ſchwarz und weißen Karten zuerſt etwa einen halben Fuß hinter dem Prisma entfernt halte, indem er ſolche mit der linken Hand

an der Seite wo die Nummern befindlich ſind ergreift und die Nummern mit dem Daumen zudeckt.

§. 83.

Da einige Karten nicht allein vertical, ſondern auch horizontal gehalten werden müſſen: ſo verſteht ſich's von ſelbſt daß man ſich gewöhnt, ſie auf die eine wie auf die andre Weiſe zu wenden. Man entferne alsdann das Prisma nach und nach bis zur Weite von zwei Fuß oder ſo weit bis die Zeichnung der Karten undeutlich wird; man bringe ſie wieder herbei und gewöhne ſich ſelbſt nach und nach an die verſchiedenen Phänomene.

§. 84.

Wer dieſe ſchwarz und weißen Tafeln in größerm Format nachahmt, wird dieſe Erſcheinung in größerer Entfernung und mit mehr Bequemlichkeit beobachten können.

§. 85.

Zum Verſtändniß des §. 65, 66, 67 lege man die drei Karten Nro. 23, 17 und 18 dergeſtalt vor ſich, daß die ſchwarze Hälfte zur linken Seite des Beobachters bleibt; die Nummern an dieſen Karten mögen aufgeklebt ſeyn wie ſie wollen.

§. 86.

Die Tafeln Nro. 16, 24, 25, 26, 27 werden erſt in den folgenden Stücken nöthig werden.

§. 87.

So wie auch der Verſuch mit der Tafel Nro. 14

in der Reihe des gegenwärtigen Vortrags nicht Platz nehmen konnte; indeſſen kann man denſelben einſtweilen zur Beluſtigung anſtellen. Wenn man die Tafel Nro. 14 durch das Prisma betrachtet, ſo wird die abgebildete Fackel einem angezündeten Lichte ähnlich erſcheinen, wie die 15te Tafel ſolches darſtellt. Sehn wir bei Nachtzeit ein angezündetes Licht auch nur mit bloßen Augen, ſo werden wir die Spitze deſſelben roth und gelb, den untern Theil derſelben blau ſehen. Dieſe Farben werden ſich in einem ungeheuren Grade verſtärken wenn wir das brennende Licht durch ein Prisma betrachten. In wiefern ſich dieſe Erfahrung an die übrigen von uns bisher beobachteten anſchließt, wird ſich erſt künftig zeigen.

§. 88.

Ich wiederhole nochmals, daß die Beſchreibung der Verſuche beſonders des zweiten Capitels nur alsdann mit den Erfahrungen übereinſtimmen könne, wenn der Beobachter den ſogenannten brechenden Winkel unterwärts gekehrt hat und ſo die Gegenſtände betrachtet. Wie ſich die Farben alsdann zeigen, geben die gemalten Karten an; die Ausdrücke: oben, unten, horizontal, perpendicular, beziehen ſich auf dieſe Richtung. Sie würden ſich, wenn man den gedachten Winkel nunmehr auch nach oben, nach der rechten oder linken Hand wendete, folgendermaßen verändern:

Der Winkel des Prisma gekehrt			
nach unten	nach oben	nach der rechten	nach der linken
unten	oben	rechts	links
oben	unten	links	rechts
horizontal	horizontal	perpendicular	perpendicular
perpendic.	perpendic.	horizontal	horizontal.

Man ſieht leicht, daß wenn man ſich dieſe Richtung des Prisma in einem Kreiſe denkt, ſich das oben und unten, rechts und links auf ein innen und außen beziehe, welches ſich deutlicher ergeben wird, wenn wir dereinſt Verſuche durch Linſen anſtellen werden.

VI.

Beſchreibung der Tafeln.

Da es möglich wäre, daß ungeachtet aller angewendeten Mühe und beobachteten Genauigkeit eine falſche Nummer auf eine Karte getragen würde: ſo füge ich hier nochmals eine Beſchreibung der Tafeln hinzu und erſuche jeden Beobachter ſie hiernach zu revidiren.

Nro. 1. Schwarze wurmförmige Züge auf weißem Grunde.

Nro. 2. Schwarze und weiße kleine Vierecke.

Wird horizontal und diagonal vor das Prisma gehalten.

Nro. 3. Ein weißer Stab auf ſchwarzem Grunde.

Nro. 4. Ein ſchwarzer Stab auf weißem Grunde.

Dieſe beiden Nummern braucht der Beobachter ſowohl horizontal, als vertical.

Nro. 5. Ein Regenbogenſtreif auf ſchwarzem Grunde.

Nro. 6. Ein umgewendeter Regenbogenſtreif auf weißem Grunde.

Dieſe beiden Tafeln legt man horizontal vor ſich und zwar ſo, daß der Rücken des Bogens aufwärts gekehrt iſt.

Nro. 7. Eine halb ſchwarz, halb weiße Tafel.

Der Beobachter bedient ſich derſelben, daß bald das Schwarze bald das Weiße unten ſteht.

Nro. 8. Eine halb ſchwarz, halb weiße Tafel mit einem roth und gelben Streif.

Wir legen ſie dergeſtalt vor uns, daß ſich das Schwarze oben befindet.

Nro. 9. Eine halb ſchwarz, halb weiße Tafel mit einem blauen und violetten Streif.

Wir legen ſie dergeſtalt vor uns, daß das Schwarze ſich unten befindet.

Nro. 10. Zwei ſchwarze und zwei weiße längliche Vierecke übers Kreuz geſtellt.

Wir können ſie horizontal, perpendicular, diagonal vors Prisma nehmen.

Nro. 11. Zwei ſchwarze und weiße längliche Vierecke übers Kreuz geſtellt mit einem rothen, gelben, blauen und violetten Rande.

Wir legen ſie dergeſtalt vor uns, daß der rothe

und gelbe Rand unter dem Schwarzen, der blaue und gelbe über dem Schwarzen ſich befindet.

Nro. 12. Ein weißer Stab auf ſchwarzem Grunde mit farbigen Enden.

Wir halten ihn perpendicular vor uns, ſo daß der rothe und gelbe Rand oben, der blaue und violette unten ſich befindet.

Nro. 13. Ein ſchwarzer Stab auf weißem Grunde mit bunten Enden.

Wir betrachten ihn dergeſtalt, daß das blaue und violette Ende ſich oben, das rothe und gelbe ſich unten befindet.

Nro. 14. Die Geſtalt einer Fackel, weiß auf ſchwarz.

Nro. 15. Ebendieſelbe Geſtalt mit Farben wie ſie durchs Prisma erſcheinen.

Nr. 16. Eine Tafel bald ſchwarz, bald weiß, auf dem ſchwarzen Theile eine weiße Rundung mit gelber Einfaſſung, auf dem weißen Theile eine ſchwarze Rundung mit blauer Einfaſſung.

Dieſe Tafel erklart ſich erſt in dem folgenden Stucke.

Nro. 17. Eine bald weiß bald ſchwarze Tafel, auf jedem Theile eine elliptiſche Figur mit abwechſelnden Farben, in deren Mitte man noch Schwarz und Weiß erkennt.

Nro. 18. Eine gleichfalls getheilte ſchwarz und weiße Tafel mit völlig farbigen elliptiſchen Figuren.

Dieſe beiden letzten Tafeln legt der Beobachter

horizontal vor ſich, dergeſtalt daß der ſchwarze Theil ſich zu ſeiner linken Hand befindet.

Nro. 19. Zwei Horizontal-Linien, von einer Vertical-Linie durchkreuzt.

Man kann ſie horizontal, vertical und diagonal vor das Prisma halten.

Nr. 20. Schmale weiße Streifen auf ſchwarzem Grunde.

Nro. 21. Schmale ſchwarze Streifen auf weißem Grunde.

Dieſe beiden Tafeln werden vors Prisma gebracht, dergeſtalt daß die Streifen mit der Achſe des Prisma parallel laufen.

Nro. 22. Gebrochene ſchwarze und weiße Linien.

Man kann dieſe Karte ſowohl horizontal, als vertical und diagonal vor das Prisma bringen.

Nro. 23. Eine ſchwarz und weiß getheilte Tafel; auf dem ſchwarzen Theile ein weißes Rund, auf dem weißen ein ſchwarzes Rund.

Ich wünſche daß der Beobachter, wenn die ganze Sammlung vor ihm liegt, dieſe Nummer an die Stelle von Nro. 16 und dieſe hierher lege: denn das iſt eigentlich die Ordnung wie ſie gehören. Es verſteht ſich aber, daß die Nummern ſelbſt nicht verändert werden, weil die gegenwärtige Tafel in meinem Vortrage auch als Nro. 23 aufgeführt iſt.

Nro. 24. Auf einer weißen Tafel in der Mitte ein ſchwarzer Streif, auf der einen Seite viele

Ich tanze nur mit dir, ich will dich nie verlaſſen,
Dich nur ſoll dieſer Arm, dich dieſe Hand nur faſſen.
Wenn mein Betragen dir den kleinſten Argwohn gibt —

Eridon.

Daß man ſich zwingen kann, beweiſ't nicht, daß man liebt.

Egle.

Sieh ihre Thränen an, ſie fließen dir zur Ehre!
Nie dacht' ich, daß dein Herz im Grund ſo böſe wäre.
Die Unzufriedenheit, die keine Gränzen kennt,
Und immer mehr verlangt, je mehr man ihr vergönnt;
Der Stolz, in ihrer Bruſt der Jugend kleine Freuden,
Die ganz unſchuldig ſind, nicht neben dir zu leiden,
Beherrſchen wechſelsweiſ' dein haſſenswürdig Herz;
Nicht ihre Liebe rührt, dich rühret nicht ihr Schmerz.
Sie iſt mir werth, du ſollſt hinfort ſie nicht betrüben:
Schwer wird es ſeyn, dich fliehn, doch ſchwerer iſt's, dich lieben.

Amine (für ſich).

Ach! warum muß mein Herz ſo voll von Liebe ſeyn!

Eridon

(ſteht einen Augenblick ſtill, dann naht er ſich furchtſam Aminen, und faßt ſie bei der Hand).

Amine! liebſtes Kind, kannſt du mir noch verzeihn?

Amine.

Ach, hab' ich dir es nicht ſchon allzuoft bewieſen?

Eridon.

Großmüth'ges, beſtes Herz, laß mich zu deinen Füßen —

Amine.

Steh auf, mein Eridon!

Punkte um ein Centrum, auf der andern eine Cirkelfigur mit einem Kreuze und Punkten.

Nro. 25. Auf einer weißen Tafel zwei Vierecke, eins mit geraden, das andere mit gebogenen Seiten.

Nro. 26. Linearzeichnungen mit Buchſtaben.

Nro. 27. Auf einem ſchwarzen Grunde zwei weiße Trianael, mit den Spitzen gegen einander gekehrt mit bunten Rändern.

Dieſe vier letztern Tafeln ſo wie Nro. 16 werden erſt in folgenden Stücken erklärt.

Die Sorgfalt womit ich die Tafeln hier abermals durchgegangen, iſt, wie ich überzeugt bin, nur für den Anfang nöthig. Man wird ſich gar bald in dieſe Tafeln auch ohne Nummern finden und ſie ohne Anweiſung gebrauchen lernen, da bei allen dieſen Verſuchen ein ganz einfaches Principium nur auf verſchiedene Weiſe angewendet wird.

Beiträge zur Optik.

Zweites Stück

1792.

VII

Beſchreibung eines großen Priſma.

Als ich die ſchwarzen und weißen kleinen Tafeln, mit dem erſten Stücke dieſer Beiträge, dem Publico vorlegte, hatte ich die Abſicht meinen Leſern dadurch die anzuſtellenden Beobachtungen bequem zu machen. Ich hoffte ſie würden ſich ein Priſma leicht anſchaffen, und alsdann die Erfahrungen, die ich beſchrieb, ohne weitere Umſtände wiederholen können.

Allein es hat ſich gezeigt, daß die Priſmen beinahe gänzlich aus dem Handel verſchwunden ſind, und daß viele Liebhaber dieſes ſonſt ſo gemeine Inſtrument, wenigſtens für den Augenblick, nicht finden können.

Auch hatte ich angezeigt, daß die gleichſeitigen gläſernen Priſmen, wegen der ſtarken Strahlung, welche ſie beſonders in einiger Entfernung hervorbringen, dem Beobachter oft hinderlich ſeyen.

Ich habe gewünſcht, daß man die von mir angegebenen Erfahrungen mit ſehr ſpitzwinkligen

Prismen von funfzehn bis zwanzig Graden wiederholen möge, als durch welche die Ränder sehr zart gefärbt und nur mäßig strahlend erscheinen, auch der weiße Raum zwischen beiden seine unverfälschte Reinheit behält.

Man hatte gehofft, sowohl gewöhnliche gläserne Prismen, als gedachte gläserne Keile, mit dem gegenwärtigen zweiten Stücke auszugeben, aber es hat auch nicht glücken wollen, die gemachten Bestellungen zur rechten Zeit abgeliefert zu sehen.

Ich finde es daher nöthig, meinen Lesern eine andere einfache Maschine zu empfehlen, welche ihnen, sowohl bei Wiederholung der Versuche des ersten Stückes, als bei Prüfung derer, die ich erst in der Folge vorlegen werde, manche Dienste leisten wird. Es ist diese Maschine ein aus zwei starken geschliffenen, reinen Glastafeln zusammengesetztes Prisma, welches bei Versuchen mit reinem Wasser angefüllt wird.

Die Größe der Tafeln ist zwar willkürlich, doch wünschte ich, daß sie wenigstens einen rheinischen Fuß lang, und acht rheinische Zoll hoch seyn möchten. Diese länglich viereckten Tafeln werden durch zwei hölzerne Dreiecke in einem Winkel von 60 Graden verbunden, der untere Rand mit Fensterblei verwahrt, und alle Fugen wohl verkittet, auch werden die obern Ränder der Gläser mit Fensterblei eingefaßt, um dadurch das Ganze besser zusammen zu halten. Ein geschickter Glaser wird ein solches

Prisma, und jeder Tischler das Gestelle leicht verfertigen. Es ist diese Maschine auf beistehender Tafel abgebildet, und zu Ende des gegenwärtigen Stücks eine genaue Beschreibung angefügt, welche diese Abbildung deutlich erklärt.

Ein solches prismatisches Gefäß hat den Vorzug, daß man durch solches bequem, nach großen und kleinen Tafeln sehen und die Erscheinung der farbigen Ränder ohne Anstrengung der Augen beobachten kann. Ferner erscheinen auch, wegen der weniger refrangirenden Kraft des Wassers, die Ränder schmal gefärbt, und es ist also ein solches Prisma obgleich von sechzig Graden zu eben dem Endzwecke als ein spitzer gläserner Keil zu gebrauchen, obgleich dieser wegen der Reinheit, sowohl der farbigen Ränder, als des weißen Zwischenraums den Vorzug verdient.

Man wird, so viel als möglich, reines Wasser zu den Versuchen nehmen, und auch dieses nicht zu lange in dem Gefäße stehen lassen, vielmehr nach geendigter Beobachtung, das Wasser ausschöpfen und das Gefäß mit einem reinen Tuche auswischen und abtrocknen, weil sonst das Glas gerne anlauft, besonders die geschliffenen Tafeln welche man wegen ihrer Stärke und Reinheit vorzüglich zu wählen hat, leicht blind werden.

Ein solches Gefäß ist zu allen prismatischen Versuchen brauchbar, zu einigen unentbehrlich, und ich wünschte, daß diejenigen meiner Leser, welche

Neigung haben dem Faden meines Vortrags zu folgen, ſich je eher je lieber damit verſehen möchten.

VIII.

Von den Strahlungen.

§. 89.

Ich habe mich ſchon mehrmalen des Wortes: Strahlungen bedient, und es iſt nöthig, daß ich mich vorläufig über daſſelbe erkläre, damit es wenigſtens einſtweilen gelte, bis mir es vielleicht in der Folge gegen ein ſchicklicheres vertauſchen können.

Wir haben uns in dem erſten Stücke überzeugt, daß uns das Prisma keine Farben zeigt, als an den Rändern, wo Licht und Finſterniß an einander gränzen. Wir haben bemerkt, daß durch ſehr ſpitzwinklige Prismen, dieſe farbigen Ränder nur ſchmal geſehen werden, da ſie hingegen ſowohl nach dem Schwarzen als dem Weißen zu ſich ſehr verbreitern, wenn der brechende Winkel, die refrangirende Kraft des Mittels oder die Entfernung des Beobachters zunimmt.

§. 90.

Dieſes Phänomen, wenn mir nämlich ein farbiger Rand durchs Prisma, da erſcheint, wo ich ihn mit bloßen Augen nicht ſah, und dieſer farbige

Rand ſich von dem Schwarzen nach dem Weißen und von dem Weißen nach dem Schwarzen zu erſtreckt, nenne ich die Strahlung; und drücke dadurch gleichſam nur das Phänomen an ſich ſelbſt aus, ohne noch irgend auf die Urſache deſſelben deuten zu wollen.

§. 91.

Da die farbigen Erſcheinungen an den Randern die Gränze des Randes ſelbſt ungewiß machen, und die Zeichen, die man ſich durch Nadeln oder Punkte feſtſtellen will, auch gefärbt und verzogen werden: ſo iſt die Beobachtung mit einiger Schwierigkeit verknüpft. Durch einen gläſernen Keil, von ungefähr zehn Graden, erſcheinen beide farbige Rander ſehr zart, unmittelbar am Schwarzen gegen das Weiße zu. Der blaue Saum iſt ſehr ſchön hochblau, und ſcheint mit einem feinen Pinſel auf den weißen Rand gezeichnet zu ſeyn. Einen Ausfluß des Strahls nach dem Schwarzen zu, bemerkt man nicht, ohne die größte Aufmerkſamkeit, ja man muß gleichſam überzeugt ſeyn, daß man ihn ſehen müſſe, um ihn zu finden. Dagegen iſt an dem andern Rande das Hochrothe gleichfalls ſichtbar, und das Gelbe ſtrahlt nur ſchwach nach dem Weißen zu. Verdoppelt man die Keile, ſo ſieht man nun deutlich das Violette nach dem Schwarzen, das Gelbe nach dem Weißen zu ſich erſtrecken, und zwar beide in gleichem Maaße. Das Blaue und Rothe wird auch breiter, aber es

iſt ſchon ſchwerer zu ſagen, ob ſich jenes in das Weiße, dieſes in das Schwarze verbreitet.

§. 92.

Vielleicht läßt ſich in der Folge, das was uns gegenwärtig durch das Auge zu beobachten ſchwer fällt, auf einem andern Wege finden und näher beſtimmen. Soviel aber können wir inzwiſchen bemerken, daß das Blaue wenig in das Weiße, das Rothe wenig in das Schwarze, das Violette viel in das Schwarze, das Gelbe viel in das Weiße dereinſtrahlet. Da nun unter der Bedingung, wie wir das Prisma beſtändig halten, die beiden ſtarken Strahlungen abwärts, die beiden ſchwächern hinaufwärts gehen: ſo wird ſowohl ein ſchwarzer Gegenſtand auf weißem Grunde, als ein weißer auf ſchwarzem Grunde, oben wenig und unten viel gewinnen.

Ich brauche daher das Wort Rand, wenn ich von dem ſchmaleren blauen und rothen Farbenſtreife, dagegen das Wort Strahlung, wenn ich von dem breiteren violetten und gelben ſpreche, obgleich jene ſchmalen Streifen auch mäßig ſtrahlen und ſich verbreitern, und die breiteren Strahlungen von den Rändern unzertrennlich ſind.

Soviel wird vorerſt hinreichen, um den Gebrauch dieſes Wortes einigermaßen zu rechtfertigen und meinem Vortrage die nöthige Deutlichkeit zu geben.

IX.

Graue Flächen, durchs Prisma betrachtet.

§. 93.

Wir haben in dem erſten Stücke nur ſchwarz und weiße Tafeln durchs Prisma betrachtet, weil ſich an denſelben die farbigen Rander und Strahlungen derſelben am deutlichſten ausnehmen. Gegenwärtig wiederholen wir jene Verſuche mit grauen Flachen und finden abermals die Wirkungen des bekannten Geſetzes.

§. 94.

Haben wir das Schwarze als Repräſentanten der Finſterniß, das Weiße als Repräſentanten des Lichtes angeſehen: ſo können wir ſagen, daß das Graue den Schatten repraſentire, welcher mehr oder weniger von Licht und Finſterniß participirt und alſo manchmal zwiſchen beiden in der Mitte ſteht.

§. 95.

Der Schatten iſt dunkel, wenn wir ihn mit dem Lichte, er iſt hell, wenn wir ihn mit der Finſterniß vergleichen, und ſo wird ſich auch eine graue Flache, gegen eine ſchwarze als hell, gegen eine weiße als dunkel verhalten.

§. 96.

Grau auf Schwarz wird uns alſo durchs Prisma alle die Phanomene zeigen, die wir in dem erſten

Egle.

Jetzt nicht so vielen Dank!
Was man zu heftig fühlt, fühlt man nicht allzulang'.

Eridon.

Und diese Heftigkeit, mit der ich sie verehre —

Egle.

Wär' weit ein größer Glück, wenn sie so groß nicht wäre.
Ihr lebtet ruhiger, und dein und ihre Pein —

Eridon.

Vergib mir dießmal noch, ich werde klüger seyn.

Amine.

Geh, lieber Eridon, mir einen Strauß zu pflücken!
Ist er von deiner Hand, wie schön wird er mich schmücken!

Eridon.

Du hast die Rose ja!

Amine.

Ihr Lamon gab sie mir.
Sie steht mir schön.

Eridon (empfindlich).

Ja wohl —

Amine.

Doch, Freund, ich geb' sie dir,
Daß du nicht böse wirst.

Eridon

(nimmt sie an und küßt ihr die Hand).

Gleich will ich Blumen bringen.

(ab.)

Stücke dieſer Beiträge durch Weiß auf Schwarz hervorgebracht haben. Die Ränder werden nach eben dem Geſetze gefärbt, und ſtrahlen in eben der Breite, nur zeigen ſich die Farben ſchwächer und nicht in der höchſten Reinheit.

§. 97.

Ebenſo wird Grau auf Weiß die Ränder ſehen laſſen, welche hervorgebracht wurden, wenn wir Schwarz auf Weiß durchs Prisma betrachteten.

§. 98.

Verſchiedene Schattirungen von Grau, ſtufenweiſe an einander geſetzt, je nachdem man das Dunklere oben oder unten hindringt, werden entweder nur Blau und Violett, oder nur Roth und Gelb an den Rändern zeigen.

§. 99.

Eben dieſe grauen Schattirungen, wenn man ſie horizontal neben einander betrachtet, und die Ränder durchs Prisma beſieht, wo ſie oben und unten an eine ſchwarze oder weiße Fläche ſtoßen, werden ſich nach den uns bekannten Geſetzen färben.

§. 100.

Die zu dieſem Stücke beſtimmte Tafel wird ohne weitere Anleitung dem Beobachter die Bequemlichkeit verſchaffen, dieſe Verſuche unter allen Umſtänden anzuſtellen.

X.

Farbige Flächen, durchs Prisma betrachtet.

§. 101.

Eine farbige große Fläche zeigt keine prismatiſchen Farben, eben wie ſchwarze, weiße und graue Flachen, es müßte denn zufallig oder vorſätzlich auch ihr Hell und Dunkel abwechſeln. Es ſind alſo auch nur Beobachtungen durchs Prisma an farbigen Flachen anzuſtellen, inſofern ſie durch einen Rand von einer andern verſchieden tingirten Fläche abgeſondert werden.

§. 102.

Es kommen alle Farben, welcher Art ſie auch ſeyn mögen, darin überein, daß ſie dunkler als Weiß, und heller als Schwarz erſcheinen. Wenn wir alſo vorerſt kleine farbige Flächen gegen ſchwarze und weiße Flächen halten und betrachten, ſo werden wir alles, was wir bei grauen Flachen bemerkt haben, hier abermals bemerken können; allein wir werden zugleich durch neue und ſonderbare Phänomene in Verwunderung geſetzt, und angereizt folgende genaue Beobachtungen anzuſtellen.

§. 103.

Da die Ränder und Strahlungen, welche uns das Prisma zeigt, farbig ſind, ſo kann der Fall kommen, daß die Farbe des Randes und der Strahlung mit der Farbe einer farbigen Flache

homogen iſt; es kann aber auch im entgegengeſetzten Falle die Fläche mit dem Rande und der Strahlung heterogen ſeyn. In dem erſten identificirt ſich der Rand mit der Fläche und ſcheint dieſelbe zu vergrößern, in dem andern verunreiniget er ſie, macht ſie undeutlich und ſcheint ſie zu verkleinern. Wir wollen die Falle durchgehen, wo dieſer Effect am ſonderbarſten auffallt.

§. 104.

Man nehme die beiliegende Tafel horizontal vor ſich, und betrachte das rothe und blaue Viereck auf ſchwarzem Grunde neben einander, auf die gewöhnliche Weiſe durchs Prisma: ſo werden, da beide Farben heller ſind als der Grund, an beiden, ſowohl oben als unten, gleiche farbige Ränder und Strahlungen entſtehen; nur werden ſie dem Auge des Beobachters nicht gleich deutlich erſcheinen.

§. 105.

Das Rothe iſt verhältnißmäßig gegen das Schwarze viel heller als das Blaue, die Farben der Ränder werden alſo an dem Rothen ſtärker als an dem Blauen erſcheinen, welches wenig von dem Schwarzen unterſchieden iſt.

§. 106.

Der obere rothe Rand wird ſich mit der Farbe des Vierecks identificiren und ſo wird das rothe Viereck ein wenig hinaufwärts vergrößert ſcheinen; die gelbe herabwärts wirkende Strahlung aber wird von der rothen Fläche beinahe verſchlungen

und nur bei der genauesten Aufmerksamkeit sichtbar. Dagegen ist der rothe Rand und die gelbe Strahlung mit dem blauen Viereck heterogen. Es wird also an dem Rande eine schmuzig rothe und hereinwärts in das Viereck eine schmuzig grüne Farbe entstehen, und so wird beim ersten Anblicke das blaue Viereck von dieser Seite zu verlieren scheinen.

§. 107.

An dem untern Rande der beiden Vierecke wird ein blauer Rand und eine violette Strahlung entstehen und die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen: denn der blaue Rand, der mit der rothen Fläche heterogen ist, wird das Gelbrothe — denn ein solches muß zu diesem Versuche gewählt werden — beschmuzen und eine Art von Grün hervorbringen, so daß das Rothe von dieser Seite verkürzter scheint, und die violette Strahlung des Randes nach dem Schwarzen zu wird kaum bemerkt werden.

§. 108.

Dagegen wird der blaue Rand sich mit der blauen Fläche identificiren, ihr nicht allein nichts nehmen, sondern vielmehr noch geben, und solche durch die violette Strahlung dem Anscheine nach noch mehr verlängern.

§. 109.

Die Wirkung der homogenen und heterogenen Ränder, wie ich sie gegenwärtig genau beschrieben

habe, iſt ſo mächtig und ſo ſonderbar, daß einem jeden Beobachter beim erſten Anblicke die beiden Vierecke aus der horizontalen Linie heraus, und im entgegengeſetzten Sinne auseinander gerückt ſcheinen, das Rothe hinaufwärts, das Blaue herabwärts. Doch wird bei näherer Betrachtung dieſe Täuſchung ſich bald verlieren, und man wird die Wirkung der Ränder, wie ich ſie angezeigt, bald genau bemerken lernen.

§. 110.

Es ſind überhaupt nur wenige Fälle wo dieſe Täuſchung ſtatt haben kann; ſie iſt ſehr natürlich wenn man zu dem rothen Viereck ein mit Zinnober, zu dem blauen ein mit Indig gefärbtes Papier anwendet. Dieſes iſt der Fall wo der blaue und rothe Rand, da wo er homogen iſt, ſich unmerklich mit der Fläche verbindet, da wo er heterogen iſt, die Farbe des Vierecks nur beſchmutzt, ohne eine ſehr deutliche Mittelfarbe hervorzubringen. Das rothe Viereck muß nicht ſo ſehr ins Gelbe fallen, ſonſt wird oben der dunkelrothe Rand ſichtbar; es muß aber von der andern Seite genug vom Gelben haben, ſonſt wird die gelbe Strahlung zu ſichtbar. Das Blaue darf nicht um das Mindeſte heller ſeyn, ſonſt wird der rothe und gelbe Rand ſichtbar, und man kann die untere violette Strahlung nicht mehr als die verrückte Geſtalt des hellblauen Vierecks anſehen. Und ſo mit den übrigen Umſtänden, die dabei vorkommen.

§. 111.

Ich habe geſucht auf der beiliegenden Tafel die Töne der Farben dergeſtalt zu wählen, daß die Täuſchung in einem hohen Grade hervorgebracht werde; weil es aber ſchwer iſt, ein Papier ſo dunkelblau als die Farbe hier erforderlich iſt, egal anzuſtreichen: ſo werden einzelne Liebhaber, entweder durch ſorgfältige Färbung des Papiers, oder auch durch Muſter von Scharlach und blauem Tuche dieſen Verſuch noch reiner anſtellen können.

Ich wünſche daß alle diejenigen, denen es um dieſe Sache Ernſt wird, ſich die hierbei anzuwendende geringe Mühe nicht möchten reuen laſſen, um ſich feſt zu überzeugen, daß die farbigen Ränder, ſelbſt in dieſem Falle, einer geſchärften Aufmerkſamkeit nie entgehen können. Auch findet man ſchon auf unſerer Tafel Gelegenheit ſich alle Zweifel zu benehmen.

§. 112.

Man betrachte das weiße neben dem blauen ſtehende Viereck auf ſchwarzem Grunde, ſo werden an dem Weißen, welches hier an der Stelle des Rothen ſteht, die entgegengeſetzten Ränder in ihrer höchſten Energie in die Augen fallen. Es erſtreckt ſich an demſelben der rothe Rand faſt noch mehr als am Rothen ſelbſt über das Blaue hinauf; der untere blaue Rand aber iſt in ſeiner ganzen Schöne ſichtbar, dagegen verliert es ſich in dem blauen Viereck durch Identification. Die violette

Strahlung hinabwärts, iſt viel deutlicher an dem Weißen als an dem Blauen.

§. 113.

Man ſehe nun herauf und herab, vergleiche das Rothe mit dem Weißen, die beiden blauen Vierecke mit einander, das Blaue mit dem Rothen, das Blaue mit dem Weißen, und man wird die Verhältniſſe dieſer Flächen zu ihren Rändern deutlich einſehen.

§. 114.

Noch auffallender erſcheinen die Ränder und ihre Verhältniſſe zu den farbigen Flächen, wenn man die farbigen Vierecke und das Schwarze auf weißem Grunde betrachtet: denn hier fällt jene Täuſchung völlig weg, und die Wirkungen der Ränder ſind ſo ſichtbar, als wir ſie nur in irgend einem andern Falle geſehen haben. Man ſehe zuerſt das blaue und rothe Viereck durchs Prisma an. An beiden entſteht der blaue Rand nunmehr oben, dieſer, homogen mit dem Blauen, verbindet ſich mit demſelben und ſcheint es in die Höhe zu heben, nur daß der hellblaue Rand oberwärts ſchon zu ſichtbar iſt. Das Violette iſt auch herabwärts ins Blaue deutlich genug. Eben dieſer obere blaue Rand iſt nun mit dem rothen Viereck heterogen, er iſt kaum ſichtbar, und die violette Strahlung bringt, verbunden mit dem Gelbroth, eine Pfirſchblüth-Farbe zuwege.

§. 115.

Wenn nun auch gleich in dieſem Falle die obern Ränder dieſer Vierecke nicht horizontal erſcheinen, ſo erſcheinen es die untern deſto mehr: denn indem beide Farben gegen das Weiße gerechnet dunkler ſind, als ſie gegen das Schwarze hell waren: ſo entſteht unter beiden der rothe Rand mit ſeiner gelben Strahlung, er erſcheint unter dem gelbrothen Viereck in ſeiner ganzen Schönheit und unter dem blauen beinahe wie er unter dem Schwarzen erſcheint, wie man bemerken kann, wenn man die darunter geſetzten Vierecke und ihre Ränder mit den obern vergleicht.

§. 116.

Um nun dieſen Verſuchen die größte Mannichfaltigkeit und Deutlichkeit zu geben, ſind Vierecke von verſchiedenen Farben in der Mitte der Tafel, halb auf die ſchwarze, halb auf die weiße Seite geklebt. Man wird ſie, nach jenen uns nun bei farbigen Flächen genugſam bekannt gewordenen Geſetzen, an ihren Rändern verſchiedentlich gefarbt finden, und die Vierecke werden in ſich ſelbſt entzwei geriſſen und hinauf oder hinunterwärts gerückt ſcheinen. Da nun das Phänomen das wir vorhin an einem rothen und blauen Viereck, auf ſchwarzem Grunde, bis zur Täuſchung geſehen haben, uns an zwei Halften eines Vierecks von gleicher Farbe ſichtbar wird, wie es denn an dem mennigrothen kleinen Viereck am allerauffallendſten iſt,

ſo werden wir dadurch abermals auf die farbigen Ränder, ihre Strahlungen und auf die Wirkungen ihrer homogenen oder heterogenen Natur zu den Flächen an denen ſie erſcheinen, aufmerkſam gemacht.

§. 117.

Ich überlaſſe den Beobachtern die mannichfaltigen Schattirungen der halb auf Schwarz halb auf Weiß befeſtigten Vierecke ſelbſt zu vergleichen, und bemerke nur noch die ſcheinbare conträre Verzerrung, da Roth und Gelb auf Schwarz hinaufwärts, auf Weiß herunterwärts, Blau auf Schwarz herunterwärts und auf Weiß hinaufwärts gezogen ſcheinen.

§. 118.

Es bleibt mir, ehe ich ſchließe, noch übrig, die ſchon bekannten Verſuche noch auf eine Art zu vermannichfaltigen. Es ſtelle der Beobachter die Tafel dergeſtalt vor ſich, daß ſich der ſchwarze Theil oben und der weiße unten befindet; er betrachte durchs Prisma eben jene Vierecke, welche halb auf ſchwarzem, halb auf weißem Grunde ſtehen, nun horizontal nebeneinander, er wird bemerken, daß das rothe Viereck durch einen Anſatz zweier rothen Ränder gewinnt, er wird bei genauer Aufmerkſamkeit die gelbe Strahlung von oben herein auf der rothen Fläche bemerken, die untere gelbe Strahlung nach dem Weißen zu wird aber viel deutlicher ſeyn.

§. 119.

Oben an dem gelben Viereck iſt der rothe Rand ſehr merklich, die gelbe Strahlung identificirt ſich mit der gelben Fläche, nur wird ſolche etwas ſchöner dadurch. Der untere Rand hat nur wenig Roth und die gelbe Strahlung iſt ſehr deutlich. Das hellblaue Viereck zeigt oben den dunkelrothen Rand ſehr deutlich, die gelbe Strahlung vermiſcht ſich mit der blauen Farbe der Fläche und bringt ein Grün hervor, der untere Rand geht in eine Art von Violett über, die gelbe Strahlung iſt blaß. An dem blauen Viereck iſt der obere rothe Rand kaum ſichtbar, die gelbe Strahlung bringt herunterwärts ein ſchmutziges Grün hervor; der untere rothe Rand und die gelbe Strahlung zeigen ſehr lebhafte Farben.

§. 120.

Wenn man nun in dieſen Fällen bemerkt, daß die rothe Fläche durch einen Anſatz auf beiden Seiten zu gewinnen, die dunkelblaue wenigſtens von einer Seite zu verlieren ſcheint: ſo wird man, wenn man die Pappe umkehrt, daß der weiße Theil oben und der ſchwarze unten ſich befindet, das umgekehrte Phänomen erblicken.

§. 121.

Denn da nunmehr die homogenen Ränder und Strahlungen an den blauen Vierecken entſtehen und ſich mit ihnen verbinden: ſo ſcheinen ſie beide vergrößert, ja ein Theil der Flächen ſelbſt ſchöner

Vierter Auftritt.

Amine. Egle. Hernach Lamon.

Egle.

Gutherzig armes Kind, so wird dir's nicht gelingen!
Sein stolzer Hunger wächst, je mehr daß du ihm gibst.
Gib Acht, er raubt zuletzt dir alles, was du liebst.

Amine.

Verlier' ich ihn nur nicht, das Eine macht mir bange.

Egle.

Wie schön! Man sieht es wohl, du liebst noch nicht gar lange.
Im Anfang geht es so! hat man sein Herz verschenkt,
So denkt man nichts, wenn man nicht an den Liebsten denkt.
Ein seufzender Roman zu dieser Zeit gelesen,
Wie zärtlich der geliebt, wie jener treu gewesen,
Wie fühlbar jener Held, wie groß in der Gefahr,
Wie mächtig zu dem Streit er durch die Liebe war,
Verdreht uns gar den Kopf, wir glauben uns zu finden,
Wir wollen elend seyn, wir wollen überwinden.
Ein junges Herz nimmt leicht den Eindruck vom Roman;
Allein ein Herz, das liebt, nimmt ihn noch leichter an.
Wir lieben lange so, bis wir zuletzt erfahren,
Daß wir, statt treu zu seyn, von Herzen närrisch waren.

Amine.

Doch das ist nicht mein Fall.

Egle.

Ja, in der Hitze spricht
Ein Kranker oft zum Arzt: ich hab' das Fieber nicht.
Glaubt man ihm das? Niemals. Trotz allem Widerstreben
Gibt man ihm Arzeney. So muß man dir sie geben.

gefärbt und nur eine genaue Beobachtung wird die Ränder und Strahlungen von der Farbe der Fläche ſelbſt unterſcheiden lehren. Das Gelbe und Rothe dagegen werden nunmehr von den heterogenen Rändern eingeſchränkt. Der obere blaue Rand iſt an beiden faſt gar nicht ſichtbar, die violette Strahlung zeigt ſich als ein ſchönes Pfirſchblüth auf dem Rothen, als ein ſehr blaſſes auf dem Gelben, die beiden untern Ränder ſind grün, an dem Rothen ſchmuzig, lebhaft an dem Gelben, die violette Strahlung bemerkt man unter dem Rothen ſehr wenig, mehr unter dem Gelben.

§. 122.

Es laſſen ſich dieſe Verſuche noch ſehr vervielfältigen, wie ich denn hier die farbigen Ränder der dunkelrothen hochgelben, grünen und hellblauen Vierecke, die ſich auf der einen Seite der Tafel gleichfalls zwiſchen dem Schwarzen und Weißen befinden, nicht umſtändlich beſchreibe und herzähle, da ſie ſich jeder Beobachter leicht ſelbſt deutlich machen und ſich aufs neue überzeugen kann, daß die farbigen Vierecke neben einander deßwegen durchs Prisma verſchoben erſcheinen, weil der Anſaz der homogenen und heterogenen Ränder eine Täuſchung hervorbringt, die wir nur durch eine ſorgfältige Reihe von Erfahrungen rectificiren können.

XI.

Nacherinnerung.

Ich beſchließe hiermit vorerſt den Vortrag jener prismatiſchen Erfahrungen, welche ich die ſubjectiven nennen darf, indem die Erſcheinungen in dem Auge des Beobachters vorgehen, wenn ohne Prisma an den Objecten, welche geſehen werden, eine Spur des Phänomens nicht leicht zu entdecken iſt.

Es leiten ſich alle dieſe Verſuche von einer einzigen Erfahrung ab, nämlich: daß wir nothwendig zwei entgegengeſetzte Ränder vor uns ſtellen müſſen, wenn wir ſämmtliche prismatiſche Farben auf einmal ſehn wollen, und daß wir dieſe Ränder verhältnißmäßig an einander rücken müſſen, wenn die von einander getrennten einander entgegengeſetzten Erſcheinungen ſich verbinden und eine Farbenfolge durch einen gemiſchten Uebergang darſtellen ſollen.

Ich habe meine Bemühungen nur darauf gerichtet, die einfachen Erfahrungen in ſo viele Fälle zu vermannichfaltigen als es mir jetzt möglich war und nützlich ſchien, und ich hoffe daß man meine Arbeit nicht deßwegen geringer ſchätzen wird, weil ſich alle von mir vorgetragenen Verſuche auf einen einzigen wieder zurückbringen laſſen. Die unzähligen Operationen der Rechenkunſt laſſen ſich auf wenige Formeln reduciren und die Magnet-

nadel zeigt uns eben darum den Weg von einem Ende des Meers zum andern, ſie hilft uns aus den verworrenſten unterirdiſchen Labyrinthen, läßt uns über Thäler und Flüſſe das Maaß finden, und gibt uns zu vielen ergötzlichen Kunſtſtücken Anlaß, eben weil ſie ſich unveränderlich nach einem einfachen Geſetze richtet, das auf unſern ganzen Planeten gilt, und alſo überall ein gewiſſes Hier und Dort angibt, das der menſchliche Geiſt in allen Fällen zu bemerken und auf unzählige Art anzuwenden und zu benutzen verſteht.

Ein ſolches Geſetz kann gefunden, deutlich gemacht und tauſendfältig angewendet werden, ohne daß man eine theoretiſche Erklärungsart gewählt oder gewagt hat.

Darf ich mir ſchmeicheln, in einer ſo durchgearbeiteten Materie, als die Lehre von den Farben iſt, etwas Nützliches und Zweckdienliches zu leiſten: ſo kann ich es nur alsdann, wenn ich die vielen Verſuche, welche bezüglich auf Entſtehung der Farben, von ſo vielen Beobachtern angeſtellt worden und die überall zerſtreut liegen, zuſammenbringe, und ſie nach ihrer natürlichen Verwandtſchaft ohne weitere Rückſicht in Ordnung ſtelle.

Man wird mir verzeihen, wenn ich nicht gleich anzeige, woher ich ſie nehme, wo und wie ſie bisher vorgetragen worden, wie man ſie zu erklären geſucht, und ob ſie dieſer oder jener Theorie günſtig ſcheinen. Was für Kenner überflüſſig iſt, dürfte

den Liebhaber verwirren, und leicht werden Streitigkeiten erregt, die man ſo viel als möglich zu vermeiden hat. Sind die Materialien einmal beiſammen, ſo ergibt ſich die Anwendung von ſelbſt.

Ebenſo wird man mir vergeben, wenn ich langſamer vorwärts gehe als ich mir es anfangs vorgeſetzt und um keinen Fehltritt zu thun meine Schritte zuſammenziehe.

Erklärung der Kupfertafel.

Das zuſammengeſetzte hohle Prisma iſt hier ſchwebend vorgeſtellt. Man kann ſeine zwei undurchſichtigen bleiernen Seiten von den durchſichtigen gläſernen leicht unterſcheiden, und man weiß daß die Oberfläche nicht zugeſchloſſen iſt. Man ſieht das ſchmale Fenſterblei, durch welches das ganze Inſtrument verbunden wird, indem ſolches an allen Rändern hingeführt und wohl verkittet iſt. Es ſchwebt das Prisma über ſeinem Geſtelle, dieſes hat zwei Seitenbretter, welche mit Leiſten eingefaßt ſind, um das Prisma zu empfangen. Die eine Leiſte iſt kurz und einfach, die andere länger und eingeſchnitten. Dieſer Einſchnitt dient, wenn das Prisma unmittelbar an den Brettern niedergelaſſen iſt und auf den Leiſten ruht, eine ausgeſchnittene Pappe vor die eine Fläche des

Prisma zu ſchieben, und dadurch Verſuche hervorzubringen, welche wir in den folgenden Stücken vorlegen werden.

Die erſt beſchriebenen Seitenbretter ſind durch bewegliche Zapfen mit zwei Pfoſten verbunden, und können durch eine Schraube an die Pfoſten angezogen, oder von denſelben entfernt und alſo dem Prisma genau angepaßt werden.

Die beiden Pfoſten ſtehen auf einem Boden von ſtarkem Holz, das einwärts vertieft iſt, damit das aus dem prismatiſchen Gefäß allenfalls auströpfelnde Waſſer aufgefangen werde. Die Leiſten der obenbeſchriebenen Seitenbretter gehen unterwärts nicht zuſammen, damit das Waſſer ungehindert abträufeln könne.

Ich empfehle nochmals den Liebhabern dieſes leicht zu verfertigende Inſtrument, und erſuche ſie ſolches an einem offenen Fenſter den Sonnenſtrahlen auszuſetzen. Man wird zum voraus manche merkwurdige Erſcheinung gewahrwerden, die ich erſt ſpater in ihre Reihe aufführen kann.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Neunundfünfzigſter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Neunzehnter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1842.

Inhalt

Seite

Einleitung 3
Zwiſchenrede 9

Der Newtoniſchen Optik

erſtes Buch. Erſter Theil. 15

Erſte Propoſition. Erſtes Theorem . 15

Beweis durch Experimente 15
Erſter Verſuch 21
Zweiter Verſuch 30

Zweite Propoſition. Zweites Theorem 39

Dritter Verſuch 51
Vierter Verſuch 56
Fünfter Verſuch 59
Sechster Verſuch 72

Amine.

Von Kindern ſpricht man ſo, von mir klingt's lächerlich;
Bin ich ein Kind?

Egle.

Du liebſt!

Amine.

Du auch!

Egle.

Ja, lieb', wie ich;
Beſänftige den Sturm, der dich bisher getrieben!
Man kann ſehr ruhig ſeyn, und doch ſehr zärtlich lieben.

Lamon.

Das iſt das Band!

Amine.

Sehr ſchön!

Egle.

Wie lange zauderſt du!

Lamon.

Ich ging am Hügel hin, da rief mir Chloris zu.
Da hab' ich ihr den Hut mit Blumen ſchmücken müſſen.

Egle.

Was gab ſie dir dafür?

Lamon.

Was? Nichts! Sie ließ ſich küſſen.
Man thu' auch was man will, man trägt doch nie zum Lohn
Von einem Mädchen mehr als einen Kuß davon.

Amine

(zeigt Egln den Kranz mit der Schleife).

Iſt es ſo recht?

Seite

Siebenter Verſuch 87
Achter Verſuch 105
Recapitulation der acht erſten Verſuche . . 114

Dritte Propoſition. Drittes Theorem 118

Neunter Verſuch 120
Zehnter Verſuch 124
Newtons Recapitulation der zehn erſten Verſuche . 125
Ueberſicht des Nächſtfolgenden 136

Vierte Propoſition. Erſtes Problem . 140

Eilfter Verſuch 140

Fünfte Propoſition. Viertes Theorem . 146

Zwölfter Verſuch 147
Dreizehnter Verſuch 150
Vierzehnter Verſuch 152

Sechste Propoſition. Fünftes Theorem 158

Fünfzehnter Verſuch 163

Siebente Propoſition. Sechſtes Theorem 166

Sechzehnter Verſuch 169

Achte Propoſition. Zweites Problem . 172

Der Newtoniſchen Optik

erſtes Buch. Zweiter Theil . . . 175

Erſte Propoſition. Erſtes Theorem . 175

Seite

Erſter Verſuch 176
Zweiter Verſuch 186
Dritter Verſuch 189
Vierter Verſuch 197
Zweite Propoſition. Zweites Theorem . 199
Fünfter Verſuch 201
Sechster Verſuch 207
Definition 211
Dritte Propoſition. Erſtes Problem . 215
Siebenter Verſuch 215
Achter Verſuch 218
Vierte Propoſition. Drittes Theorem 224
Fünfte Propoſition. Viertes Theorem . 232
Neunter Verſuch 233
Zwölfter Verſuch 237
Eilfter Verſuch 247
Zehnter Verſuch 248
Glieder des zehnten Verſuchs 249
Dreizehnter Verſuch 250
Vierzehnter Verſuch 256
Fünfzehnter Verſuch 257
Sechſte Propoſition. Zweites Problem 267
Siebente Propoſition. Fünftes Theorem 270
Achte Propoſition. Drittes Problem . 271
Sechzehnter Verſuch 274

	Seite
Neunte Propoſition. Viertes Problem	277
Zehnte Propoſition. Fünftes Problem	278
Siebzehnter Verſuch	279
Eilfte Propoſition. Sechſtes Problem	302
Abſchluß	304
Tafeln	307

Enthüllung

der

Theorie Newton's.

Dico ego, tu dicis, sed denique dixit et ille,
Dictaque post toties non nisi dicta vides.

Einleitung.

1.

Wenn wir in dem ersten Theile den didaktischen Schritt so viel als möglich gehalten und jedes eigentlich Polemische vermieden haben, so konnte es doch hie und da an mancher Mißbilligung der bis jetzt herrschenden Theorie nicht fehlen. Auch ist jener Entwurf unserer Farbenlehre, seiner innern Natur nach, schon polemisch, indem wir eine Vollständigkeit der Phänomene zusammenzubringen und diese dergestalt zu ordnen gesucht haben, daß Jeder genöthigt sey, sie in ihrer wahren Folge und in ihren eigentlichen Verhältnissen zu betrachten, daß ferner künftig denjenigen, denen es eigentlich nur darum zu thun ist, einzelne Erscheinungen herauszuheben, um ihre hypothetischen Aussprüche dadurch aufzustutzen, ihr Handwerk erschwert werde.

2.

Denn so sehr man auch bisher geglaubt, die Natur der Farbe gefaßt zu haben, so sehr man sich einbildete, sie durch eine sichre Theorie auszusprechen;

so war dieß doch keineswegs der Fall, sondern man hatte Hypothesen an die Spitze gesetzt, nach welchen man die Phänomene künstlich zu ordnen wußte, und eine wunderliche Lehre kümmerlichen Inhalts mit großer Zuversicht zu überliefern verstand.

3.

Wie der Stifter dieser Schule, der außerordentliche Newton, zu einem solchen Vorurtheile gelangt, wie er es bei sich festgesetzt und andern verschiedentlich mitgetheilt, davon wird uns die Geschichte künftig unterrichten. Gegenwärtig nehmen wir sein Werk vor, das unter dem Titel der Optik bekannt ist, worin er seine Ueberzeugungen schließlich niederlegte, indem er dasjenige, was er vorher geschrieben, anders zusammenstellte und aufführte. Dieses Werk, welches er in spaten Jahren herausgab, erklärt er selbst für eine vollendete Darstellung seiner Ueberzeugungen. Er will davon kein Wort ab, keins dazu gethan wissen, und veranstaltet die lateinische Uebersetzung desselben unter seinen Augen.

4.

Der Ernst, womit diese Arbeit unternommen, die Umständlichkeit, womit sie ausgeführt war, erregte das größte Zutrauen. Eine Ueberzeugung, daß dieses Buch unumstößliche Wahrheit enthalte, machte sich nach und nach allgemein; und noch gilt es unter den Menschen für ein Meisterstück wissenschaftlicher Behandlung der Naturerscheinungen.

5.

Wir finden daher zu unserm Zwecke dienlich und nothwendig, dieses Werk theilweise zu übersetzen, auszuziehen und mit Anmerkungen zu begleiten, damit denjenigen, welche sich künftig mit dieser Angelegenheit beschäftigen, ein Leitfaden gesponnen sey, an dem sie sich durch ein solches Labyrinth durchwinden können. Ehe wir aber das Geschäft selbst antreten, liegt uns ob, einiges vorauszuschicken.

6.

Daß bei einem Vortrag natürlicher Dinge der Lehrer die Wahl habe, entweder von den Erfahrungen zu den Grundsätzen oder von den Grundsätzen zu den Erfahrungen seinen Weg zu nehmen, versteht sich von selbst; daß er sich beider Methoden wechselsweise bediene, ist wohl auch vergönnt, ja manchmal nothwendig. Daß aber Newton eine solche gemischte Art des Vortrags zu seinem Zweck advocatenmäßig mißbraucht, indem er das, was erst eingeführt, abgeleitet, erklärt, bewiesen werden sollte, schon als bekannt annimmt, und sodann aus der großen Masse der Phänomene nur diejenigen heraussucht, welche scheinbar und nothdürftig zu dem einmal ausgesprochenen passen, dieß liegt uns ob, anschaulich zu machen, und zugleich darzuthun, wie er diese Versuche, ohne Ordnung, nach Belieben anstellt, sie keineswegs rein vorträgt, ja sie vielmehr nur immer vermannichfaltigt und über einander schichtet, so daß zuletzt der beste Kopf ein solches Chaos lieber gläubig ver-

ehrt, als daß er sich zur unabsehlichen Mühe verpflichtete, jene streitenden Elemente versöhnen und ordnen zu wollen. Auch würde dieses völlig unmöglich seyn, wenn man nicht vorher, wie von uns mit Sorgfalt geschehen, die Farbenphänomene in einer gewissen natürlichen Verknüpfung nach einander aufgeführt und sich dadurch in den Stand gesetzt hätte, eine künstliche und willkürliche Stellung und Entstellung derselben anschaulicher zu machen. Wir können uns nunmehr auf einen natürlichen Vortrag sogleich beziehen, und so in die größte Verwirrung und Verwicklung ein heilsames Licht verbreiten. Dieses ganz allein ist's, wodurch die Entscheidung eines Streites möglich wird, der schon über hundert Jahre dauert, und so oft er erneuert worden, von der triumphirenden Schule als vermegen, frech, ja als lächerlich und abgeschmackt weggewiesen und unterdrückt wurde.

7.

Wie nun eine solche Hartnäckigkeit möglich war, wird sich unsern Lesern nach und nach aufklären. Newton hatte durch eine künstliche Methode seinem Werk ein dergestalt strenges Ansehn gegeben, daß Kenner der Form es bewunderten und Laien davor erstaunten. Hiezu kam noch der ehrwürdige Schein einer mathematischen Behandlung, womit er das Ganze aufzustutzen wußte.

8.

An der Spitze nämlich stehen Definitionen und

Egle.

Ja, gib! (Sie hängt Aminen den Kranz um, so daß die Schleife auf die rechte Schulter kommt. Mittlerweile reden sie mit Lamon.)

Hör'! nur recht lustig heute!

Lamon.

Nur heute recht gelärmt! Man fühlt nur halbe Freude,
Wenn man sie sittsam fühlt, und lang' sich's überlegt,
Ob unser Liebster das, der Wohlstand jen's erträgt.

Egle.

Du hast wohl recht.

Lamon.

Ja wohl!

Egle.

Amine! setz' dich nieder!

(Amine setzt sich. Egle flicht ihr Blumen in die Haare, indem sie fortredet.)

Komm, gib mir doch den Kuß von deiner Chloris wieder.

Lamon (küßt sie).

Von Herzen gerne. Hier!

Amine.

Seyd ihr nicht wunderlich!

Egle.

Wär' Erldon es so, es wär' ein Glück für dich.

Amine.

Gewiß, er dürfte mir kein fremdes Mädchen küssen.

Lamon.

Wo ist die Rose?

Egle.

Sie hat sie ihm geben müssen,

Ihn zu besänftigen.

Axiome, welche wir künftig durchgehen werden, wenn sie unsern Lesern nicht mehr imponiren können. Sodann finden wir Propositionen, welche das immer wiederholt festsetzen, was zu beweisen wäre; Theoreme, die solche Dinge aussprechen, die niemand schauen kann; Experimente, die unter veränderten Bedingungen immer das Vorige wiederbringen, und sich mit großem Aufwand in einem ganz kleinen Kreise herumdrehen; Probleme zuletzt, die nicht zu lösen sind, wie das alles in der weiteren Ausführung umständlich darzuthun ist.

9.

Im Englischen führt das Werk den Titel: Optics, or a Treatise of the Reflections, Refractions, Inflections and Colours of Light. Obgleich das englische Wort Optics ein etwas naiveres Ansehen haben mag als das lateinische Optice und das deutsche Optik, so drückt es doch, ohne Frage, einen zu großen Umfang aus, den das Werk selbst nicht ausfüllt. Dieses handelt ausschließlich von Farbe, von farbigen Erscheinungen. Alles übrige, was das natürliche oder künstliche Sehen betrifft, ist beinahe ausgeschlossen, und man darf es nur in diesem Sinne mit den optischen Lectionen vergleichen, so wird man die große Masse eigentlich mathematischer Gegenstände, welche sich dort findet, vermissen.

10.

Es ist nöthig, hier gleich zu Anfang diese Be-

merkung zu machen: denn eben durch den Titel ist das Vorurtheil entstanden, als wenn der Stoff und die Ausführung des Werkes mathematisch sey, da jener bloß physisch ist und die mathematische Behandlung nur scheinbar; ja, beim Fortschritt der Wissenschaft hat sich schon längst gezeigt, daß, weil Newton als Physiker seine Beobachtungen nicht genau anstellte, auch seine Formeln, wodurch er die Erfahrungen aussprach, unzulänglich und falsch befunden werden mußten; welches man überall, wo von der Entdeckung der achromatischen Fernröhre gehandelt wird, umständlich nachlesen kann.

11.

Diese sogenannte Optik, eigentlicher Chromatik, besteht aus drei Büchern, von welchen wir gegenwärtig nur das erste, das in zwei Theile getheilt ist, polemisch behandeln. Wir haben uns bei der Uebersetzung meistens des englischen Originals in der vierten Ausgabe, London 1730, bedient, das in einem natürlichen naiven Styl geschrieben ist. Die lateinische Uebersetzung ist sehr treu und genau, wird aber durch die römische Sprachweise etwas pomphafter und dogmatischer.

12.

Da wir jedoch nur Auszüge liefern, und die sämmtlichen Newtonischen Tafeln nachstechen zu lassen keinen Beruf fanden, so sind wir genöthigt, uns öfters auf das Werk selbst zu beziehen, welches diejenigen unserer Leser, die bei der Sache wahrhaft

interessirt sind, entweder im Original oder in der Uebersetzung zur Seite haben werden.

13.

Die wörtlich übersetzten Stellen, in denen der Gegner selbst spricht, haben wir mit größerer Schrift, unsre Bemerkungen aber mit der gewöhnlichen abdrucken lassen.

14.

Uebrigens haben wir die Sätze, in welche unsre Arbeit sich theilen ließ, mit Nummern bezeichnet. Es geschieht dieses hier, so wie im Entwurf der Farbenlehre, nicht um dem Werke einen Schein höherer Consequenz zu geben, sondern bloß um jeden Bezug, jede Hinweisung zu erleichtern, welches dem Freunde sowohl als dem Gegner angenehm seyn kann. Wenn wir künftig den Entwurf citiren, so setzen wir ein E. vor die Nummer des Paragraphen.

Zwischenrede.

15.

Vorstehendes war geschrieben und das Nachstehende zum größten Theil, als die Frage entstand, ob es nicht räthlich sey, mit wenigem gleich hier anzugeben, worin sich denn die Meinung, welcher wir zugethan sind, von derjenigen unterscheidet, die von Newton herstammend sich über die gelehrte und ungelehrte Welt verbreitet hat.

16.

Wir bemerken zuerſt, daß diejenige Denkweiſe, welche wir billigen, uns nicht etwa eigenthümlich angehört, oder als eine neue nie vernommene Lehre vorgetragen wird. Es finden ſich vielmehr von derſelben in den frühern Zeiten deutliche Spuren, ja ſie hat ſich immer, durch alle ſchwankenden Meinungen hindurch, ſo manche Jahrhunderte her lebendig erhalten, und iſt von Zeit zu Zeit wieder ausgeſprochen worden, wovon uns die Geſchichte weiter unterrichten wird.

17.

Newton behauptet, in dem weißen farbloſen Lichte überall, beſonders aber in dem Sonnenlicht, ſeyen mehrere farbige (die Empfindung der Farbe erregende) verſchiedene Lichter wirklich enthalten, deren Zuſammenſetzung das weiße Licht (die Empfindung des weißen Lichts) hervorbringe.

18.

Damit aber dieſe Lichter zum Vorſchein kommen, ſetzt er dem weißen Licht gar mancherlei Bedingungen entgegen, durchſichtige Körper, welche das Licht von ſeiner Bahn ablenken, undurchſichtige, die es zurückwerfen, andre, an denen es vorgeht; aber dieſe Bedingungen ſind ihm nicht einmal genug. Er giebt den brechenden Mitteln allerlei Formen, den Raum, in dem er operirt, richtet er auf mannichfaltige Weiſe ein, er beſchränkt das Licht durch kleine Oeffnungen, durch winzige

Spalten, und bringt es auf hunderterlei Art in die Enge. Dabei behauptet er nun, daß alle diese Bedingungen keinen andern Einfluß haben, als die Eigenschaften, die Fertigkeiten (sits) des Lichtes rege zu machen, so daß dadurch sein Inneres aufgeschlossen werde, und was in ihm liegt, an den Tag komme.

19.

Jene farbigen Lichter sind die integrirenden Theile seines weißen Lichtes. Es kommt durch alle obgemeldeten Operationen nichts zu dem Licht hinzu, es wird ihm nichts genommen, sondern es werden nur seine Fähigkeiten, sein Inhalt geoffenbart. Zeigt es nun bei der Refraction verschiedene Farben, so ist es divers refrangibel; auch bei der Reflexion zeigt es Farben, deßwegen ist es divers reflexibel u. s. w. Jede neue Erscheinung deutet auf eine neue Fähigkeit des Lichtes, sich aufzuschließen, seinen Inhalt herzugeben.

20.

Die Lehre dagegen, von der wir überzeugt sind, und von der wir dießmal nur insofern sprechen, als sie der Newtonischen entgegensteht, beschäftigt sich auch mit dem weißen Lichte. Sie bedient sich auch äußerer Bedingungen, um farbige Erscheinungen hervorzubringen. Sie gesteht aber diesen Bedingungen Werth und Würde zu, sie bildet sich nicht ein, Farben aus dem Licht zu entwickeln, sie sucht uns vielmehr zu überzeugen, daß die Farbe

zugleich von dem Lichte und von dem, was sich ihm entgegenstellt, hervorgebracht werde.

21.

Also, um nur des Refractionsfalles, mit dem sich Newton in der Optik vorzüglich beschäftigt, hier zu gedenken, so ist es keineswegs die Brechung, welche die Farben aus dem Licht hervorlockt, vielmehr bleibt eine zweite Bedingung unerläßlich, daß die Brechung auf ein Bild wirke, und solches von der Stelle wegrücke. Ein Bild entsteht nur durch Granzen, diese Granzen übersieht Newton ganz, ja er läugnet ihren Einfluß. Wir aber schreiben dem Bilde sowohl als seiner Umgebung, der hellen Mitte sowohl als der dunkeln Granze, der Thätigkeit sowohl als der Schranke, in diesem Falle vollkommen gleiche Wirkung zu. Alle Versuche stimmen uns bei, und jemehr wir sie vermannichfaltigen, deste mehr wird ausgesprochen, was wir behaupten, desto planer, desto klarer wird die Sache. Wir gehen vom Einfachen aus, indem wir einen sich wechselseitig entsprechenden Gegensatz zugestehen, und durch Verbindung desselben die farbige Welt hervorbringen.

22.

Newton scheint vom Einfacheren auszugehen, indem er sich bloß ans Licht halten will; allein er setzt ihm auch Bedingungen entgegen so gut wie wir, nur daß er denselben ihren integrirenden Antheil an dem Hervorgebrachten abläugnet. Seine Lehre

hat nur den Schein, daß ſie monadiſch oder unitariſch ſey. Er legt in ſeine Einheit ſchon die Mannichfaltigkeit, die er herausbringen will, welche wir aber viel beſſer aus der eingeſtandenen Dualität zu entwickeln und zu conſtruiren glauben.

23.

Wie er nun zu Werke geht, um das Unwahre wahr, das Wahre unwahr zu machen, das iſt jetzt unſer Geſchäft zu zeigen und der eigentliche Zweck des gegenwärtigen polemiſchen Theils.

Der Newtonischen Optik

erstes Buch.

Erster Theil.

Erste Proposition. Erstes Theorem.

Lichter welche an Farbe verschieden sind, dieselben sind auch an Refrangibilität verschieden und zwar gradweise.

24.

Wenn wir gleich von Anfang willig zugestehen, das Werk, welches wir behandeln, sey völlig aus einem Guße, so dürfen wir auch bemerken, daß in den vorstehenden ersten Worten, in dieser Proposition, die uns zum Eintritt begegnet, schon die ganze Lehre wie in einer Nuß vorhanden sey, und daß auch zugleich jene captiöse Methode völlig eintrete, wodurch uns der Verfasser das ganze Buch hindurch zum Besten hat. Dieses zu zeigen, dieses anschaulich und deutlich zu machen, dürfen wir ihm nicht leicht ein Wort, eine Wendung hingehen laßen; und wir ersuchen unsre Leser um die vollkommenste Aufmerksamkeit, dafür sie sich denn aber

auch von der Knechtschaft dieser Lehre auf ewige Zeiten befreit fühlen werden.

25.

Lichter — Mit diesem Plural kommt die Sub- und Obreption, deren sich Newton durch das ganze Werk schuldig macht, gleich recht in den Gang. Lichter, mehrere Lichter! und was denn für Lichter?

welche an Farbe verschieden sind — In dem ersten und zweiten Versuche, welche zum Beweis dienen sollen, führt man uns farbige Papiere vor, und diejenigen Wirkungen, die von dorther in unser Auge kommen, werden gleich als Lichter behandelt. Offenbar ein hypothetischer Ausdruck: denn der gemeine Sinn beobachtet nur, daß uns das Licht mit verschiedenen Eigenschaften der Oberflächen bekannt macht; daß aber dasjenige, was von diesen zurückstrahlt, als ein verschiedenartiges Licht angesehen werden könne, darf nicht vorausgesetzt werden.

Genug wir haben schon farbige Lichter fertig, ehe noch von einem farblosen die Rede gewesen. Wir operiren schon mit farbigen Lichtern, und erst hinterdrein vernehmen wir, wie und wo etwa ihr Ursprung seyn möchte. Daß aber hier von Lichtern die Rede nicht seyn könne, davon ist jeder überzeugt, der den Entwurf unserer Farbenlehre wohl erwogen hat. Wir haben nämlich genugsam dargethan, daß alle Farbe einem Licht und Nicht-Licht ihr Daseyn schuldig sey, daß die Farbe sich durch-

aus zum Dunkeln hinneige, daß sie ein σκιερὸν sey, daß wenn wir eine Farbe auf einen hellen Gegenstand hinwerfen, es sey auf welche Weise es wolle, wir denselben nicht beleuchten, sondern beschatten. Mit solchem Schattenlicht, mit solcher Halbfinsterniß fangt Newton sehr künstlich seinen ganzen Vortrag an, und kein Wunder, daß er diejenigen, die ihm sein Erstes zugeben, von nun an im Dunkeln oder Halbdunkeln zu erhalten weiß.

26.

dieselben sind auch an Refrangibilität — Wie springt doch auf einmal dieses abstracte Wort hervor! Freilich steht es schon in den Axiomen, und der aufmerksam glaubige Schüler ist bereits von diesen Wundern durchdrungen, und hat nicht mehr die Freiheit, dasjenige, was ihm vorgeführt wird, mit einigem Mißtrauen zu untersuchen.

27.

verschieden — Die Refrangibilität macht uns also mit einem großen Geheimniß bekannt. Das Licht, jenes Wesen, das wir nur als eine Einheit, als einfach wirkend gewahr werden, wird uns nun als ein Zusammengesetztes, aus verschiedenartigen Theilen Bestehendes, auf eine verschiedene Weise Wirkendes dargestellt.

Wir geben gern zu, daß sich aus einer Einheit, an einer Einheit ein Diverses entwickeln, eine Differenz entstehen könne; allein es giebt gar verschie-

Amine.

Ich muß gefällig ſeyn.

Lamon.

Gar recht! Verzeih du ihm, ſo wird er dir verzeihn.
Ja, ja! Ich merk' es wohl, ihr plagt euch um die Wette.

Egle

(als ein Zeichen, daß ſie mit dem Kopfpuze fertig iſt).

So!

Lamon.

Schön!

Amine.

Ach daß ich doch jezt ſchon die Blumen hätte,
Die Eridon mir bringt.

Egle.

Erwart' ihn immer hier.
Ich geh' und putze mich. Komm, Lamon, geh' mit mir!
Wir laſſen dich allein und kommen bald zurücke.

Fünfter Auftritt.

Amine, hernach Eridon.

Amine.

O welche Zärtlichkeit, beneidenswürd'ges Glücke!
Wie wünſcht' ich — ſollt' es wohl in meinen Kräften ſtehn —
Den Eridon vergnügt, und mich beglückt zu ſehn!
Hätt' ich nicht ſo viel Macht ihm über mich gegeben,
Er würde glücklicher, und ich zufriedner leben.
Verſuch', ihm dieſe Macht durch Kaltſinn zu entziehn!
Doch, wie wird ſeine Wuth bei meiner Kälte glühn!

dene Arten, wie dieses geschehen mag. Wir wollen hier nur zweier gedenken: erstens daß ein Gegensatz hervortritt, wodurch die Einheit sich nach zwei Seiten hin manifestirt und dadurch größer Wirkungen fähig wird; zweitens daß die Entwickelung des Unterschiedenen stätig in einer Reihe vorgeht. Ob jener erste Fall etwa bei den prismatischen Erscheinungen eintreten könne, davon hat Newton nicht die mindeste Vermuthung, ob ihn gleich das Phänomen oft genug zu dieser Auslegungsart hindrangt. Er bestimmt sich vielmehr ohne Bedenken für den zweiten Fall. Es ist nicht nur eine diverse Refrangibilität, sondern sie wirkt auch

28.

gradweise — Und so ist denn gleich ein auf- und aus einander folgendes Bild, eine Scala, ein aus verschiedenen Theilen, aber aus unendlichen bestehendes, in einander fließendes und doch separables, zugleich aber auch inseparables Bild fertig, ein Gespenst, das nun schon hundert Jahre die wissenschaftliche Welt in Ehrfurcht zu erhalten weiß.

29.

Sollte in jener Proposition etwas Erfahrungsgemäßes ausgesprochen werden, so konnte es allenfalls heißen: Bilder, welche an Farbe verschieden sind, erscheinen durch Refraction auf verschiedene Weise von der Stelle bewegt. Indem man sich dergestalt ausdrückte, spräche man denn doch das Phänomen des ersten Versuchs allenfalls aus. Man

könnte die Erscheinung eine diverse Refraction nennen, und alsdann genauer nachforschen, wie es denn eigentlich damit aussehe. Aber daß wir sogleich zu den Ibilitäten, zu den Keiten geführt werden, daß wir den Beweis derselben mit Gefallen aufnehmen sollen, ja daß wir nur darauf eingehen sollen, sie uns beweisen zu lassen, ist eine starke Forderung.

Beweis durch Experimente.

30.

Wir möchten nicht gern gleich von Anfang unsre Leser durch irgend eine Paradoxie scheu machen, wir können uns aber doch nicht enthalten, zu behaupten, daß sich durch Erfahrungen und Versuche eigentlich nichts beweisen läßt. Die Phänomene lassen sich sehr genau beobachten, die Versuche lassen sich reinlich anstellen, man kann Erfahrungen und Versuche in einer gewissen Ordnung aufführen, man kann eine Erscheinung aus der andern ableiten, man kann einen gewissen Kreis des Wissens darstellen, man kann seine Anschauungen zur Gewißheit und Vollständigkeit erheben, und das, dächte ich, wäre schon genug. Folgerungen hingegen zieht jeder für sich daraus; beweisen läßt sich nichts dadurch, besonders keine Ibilitäten und Keiten. Alles, was Meinungen über die Dinge sind, gehört dem In-

dividuum an, und wir wiſſen nur zu ſehr, daß die Ueberzeugung nicht von der Einſicht, ſondern von dem Willen abhangt; daß niemand etwas begreift, als was ihm gemaß iſt und was er deßwegen zugeben mag. Im Wiſſen wie im Handeln entſcheidet das Vorurtheil alles, und das Vorurtheil wie ſein Name wohl bezeichnet, iſt ein Urtheil vor der Unterſuchung. Es iſt eine Bejahung oder Verneinung deſſen, was unſre Natur anſpricht oder ihr widerſpricht; es iſt ein freudiger Trieb unſres lebendigen Weſens nach dem Wahren wie nach dem Falſchen, nach allem was wir mit uns im Einklang fühlen.

31.

Wir bilden uns alſo keinesweges ein, zu beweiſen, daß Newton unrecht habe; denn jeder Atomiſtiſch-geſinnte, jeder am Hergebrachten Feſthaltende, jeder vor einem großen alten Namen mit heiliger Scheu Zurücktretende, jeder Bequeme wird viel lieber die erſte Propoſition Newton's wiederholen, darauf ſchwören, verſichern, daß alles erwieſen und bewieſen ſey und unſere Bemühungen verwünſchen.

Ja wir geſtehen es gerne, daß wir ſeit mehreren Jahren oft mit Widerwillen dieſes Geſchaft aufs neue vorgenommen haben. Denn man könnte ſich's wirklich zur Sünde rechnen, die ſelige Ueberzeugung der Newtoniſchen Schule, ja überhaupt die himmliſche Ruhe der ganzen halb unterrich-

teten Welt in und an dem Credit dieſer Schule zu ſtören und in Unbehaglichkeit zu ſetzen. Denn wenn die ſämmtlichen Meiſter die alte ſtarre Confeſſion immer auf ihren Lehrſtühlen wiederholen, ſo imprimiren ſich die Schüler jene kurzen Formeln ſehr gerne, womit das Ganze abgethan und bei Seite gebracht wird; indeſſen das übrige Publicum dieſe ſelige Ueberzeugung gleichſam aus der Luft aufſchnappt; wie ich denn die Anekdote hier nicht verſchweigen kann, daß ein ſolcher Glücklicher, der von den neueren Bemühungen etwas vernahm, verſicherte: Newton habe das alles ſchon geſagt und beſſer; er wiſſe nur nicht wo.

32.

Indem wir uns nun alſo zu den Verſuchen wenden, ſo bitten wir unſere Leſer, auf den erſten ſogleich alle Aufmerkſamkeit zu richten, den der Verfaſſer durch einen Salto mortale gleich zu Anfang wagt, und uns ganz unerwartet in medias res hineinreißt; wobei wir, wenn wir nicht wohl Acht haben, überraſcht werden, uns verwirren und ſogleich die Freiheit des Urtheils verlieren.

33.

Diejenigen Freunde der Wiſſenſchaft, die mit den ſubjectiven dioptriſchen Verſuchen der zweiten Claſſe, die wir umſtändlich genug vorgetragen und abgeleitet, gehörig bekannt ſind, werden ſogleich einſehen, daß Newton hier nicht auf eine Weiſe verfährt, die dem Mathematiker geziemt. Denn

dieser setzt, wenn er belehren will, das Einfachste voraus, und baut aus den begreiflichsten Elementen sein bewundernswürdiges Gebäude zusammen. Newton hingegen stellt den complicirtesten subjectiven Versuch, den es vielleicht gibt, an die Spitze, verschweigt seine Hertunft, hütet sich, ihn von mehreren Seiten darzustellen, und überrascht den unvorsichtigen Schüler, der wenn er einmal Beifall gegeben, sich in dieser Schlinge gefangen hat, nicht mehr weiß, wie er zurück soll.

Dagegen wird es demjenigen, der die wahren Verhältnisse dieses ersten Versuchs einsieht, leicht seyn, sich auch vor den übrigen Fesseln und Banden zu hüten, und wenn sie ihm früher durch Ueberlieferung umgeworfen worden, sie mit freudiger Energie abzuschütteln.

Erster Versuch.

34.

Ich nahm ein schwarzes längliches steifes Papier, das von parallelen Seiten begränzt war, und theilte es durch eine perpendiculäre Linie, die von einer der längern Seiten zu der andern reichte, in zwei gleiche Theile. Einen dieser Theile strich ich mit einer rothen, den andern mit einer blauen Farbe an; das

Papier war sehr schwarz und die Farben stark und satt aufgetragen, damit die Erscheinung desto lebhafter seyn möchte.

35.

Daß hier das Papier schwarz seyn müsse, ist eine ganz unnöthige Bedingung. Denn wenn das Blaue und Rothe stark und dick genug aufgetragen ist, so kann der Grund nicht mehr durchblicken, er sey von welcher Farbe er will. Wenn man jedoch die Newtonische Hypotese kennt, so sieht man ungefähr, was es heißen soll. Er fordert hier einen schwarzen Grund, damit ja nicht etwas von seinem supponirten unzerlegten Licht durch die aufgetragenen Farben als durchfallend vermuthet werden könne. Allein, wie schon gezeigt ist, steht die Bedingung hier ganz unnütz, und nichts verhindert mehr die wahre Einsicht in ein Phänomen, oder einen Versuch, als überflüssige Bedingungen. Eigentlich heißt alles nichts weiter, als man verschaffe sich zwei gleiche Vierecke von rothem und blauem Reifen Papiere und bringe sie genau neben einander.

Wollte nun der Verfasser fortfahren, seinen Versuch richtig zu beschreiben, so mußte er vor allen Dingen die Lage, Stellung, genug die Localität dieses zweifarbigen Papiers genau angeben, anstatt daß sie jetzt der Leser erst aus dem später folgenden nach und nach, mühsam und nicht ohne

Gefahr ſich zu vergreifen, einzeln zuſammen ſuchen muß.

36.

Dieſes Papier betrachtete ich durch ein gläſernes maſſives Prisma, deſſen zwei Seiten, durch welche das Licht zum Auge gelangte, glatt und wohl polirt waren, und in einem Winkel von ungefähr ſechzig Graden zuſammenſtießen, den ich den brechenden Winkel nenne. Und indem ich alſo nach dem Papier ſchaute, hielt ich das Prisma gegen das Fenſter dergeſtalt, daß die langen Seiten des Papiers und das Prisma ſich parallel gegen den Horizont verhielten, da denn jene Durchſchnittslinie, welche die beiden Farben trennte, gegen denſelben rechtwinklicht gerichtet war.

37.

Im Engliſchen ſteht anſtatt rechtwinklig parallel, welches offenbar ein Druckfehler iſt. Denn die langen Seiten des farbigen Papiers und die Durchſchnittslinie können nicht zugleich parallel mit dem Horizont ſeyn. Im Lateiniſchen ſteht perpendicular, welches an ſich ganz richtig iſt; da aber nicht von einem Grundriſſe, ſondern einem räumlichen Verhältniſſe die Rede iſt, ſo verſteht man leicht vertical darunter: wodurch der Verſuch

in Confusion geriethe. Denn das farbige Papier muß flach liegen, und die kurzen Seiten müssen, wie wir angeben, mit dem Horizont, oder wenn man will, mit der Fensterbank, einen rechten Winkel machen.

38.

Und das Licht, das von dem Fenster auf das Papier fiel, einen Winkel mit dem Papier machte, demjenigen gleich, in welchem das Papier das Licht nach dem Auge zurückwarf.

39.

Wie kann man sagen, daß das allgemeine Tageslicht, denn hier scheint nicht vom Sonnenlichte die Rede zu seyn, einen Winkel mit dem Papier mache, da es von allen Enden hier darauf fällt? Auch ist die Bedingung ganz unnöthig; denn man könnte die Vorrichtung eben so gut an der Seite des Fensters machen.

40.

Jenseits des Prisma's war die Fensterbrüstung mit schwarzem Tuche beschlagen, welches also sich im Dunkeln befand, damit kein Licht von daher kommen konnte, das etwa an den Kanten des Papiers vorbei zu dem Auge gelangt wäre, sich mit dem Lichte des Papiers vermischt und das Phänomen unsicher gemacht hätte.

41.

Warum sagt er nicht lieber jenseits des farbigen Papiers? Denn dieses kommt ja näher an das Fenster zu stehen, und das schwarze Tuch soll nur dazu dienen, um dem farbigen Papier einen dunkeln Hintergrund zu verschaffen. Wollte man diese Vorrichtung gehörig und deutlich angeben, so würde es auf folgende Weise geschehen: man beschlage den Wandraum unter einer Fensterbank bis an den Fußboden mit schwarzem Tuche; man verschaffe sich ein Parallelogramm von Pappe, und überziehe es zur Hälfte mit rothem, zur Hälfte mit blauem Papier, welche beide an der kurzen Durchschnittslinie zusammenstoßen. Diese Pappe bringe man flachliegend, etwa in der halben Höhe der schwarzbeschlagenen Fensterbrüstung vor derselben dergestalt an, daß sie dem etwas weiter abstehenden Beobachter wie auf schwarzem Grunde erscheine, ohne daß von dem Gestell, worauf man sie angebracht, etwas zu sehen sey. Ihre längeren Seiten sollen sich zur Fensterwand parallel verhalten, und in derselben Richtung halte der Beobachter auch das Prisma, wodurch er nach gedachtem Papier hinblickt, einmal den brechenden Winkel aufwärts und sodann denselben unterwärts gekehrt.

Was heißt nun aber diese umständliche Vorrichtung anders, als man bringe das oben beschriebene doppelfarbige Papier auf einen schwarzen Grund, oder man klebe ein rothes und ein blaues

Viereck horizontal neben einander auf eine schwarzgrundirte Tafel, und stelle sie vor sich hin; denn es ist ganz gleichgültig, ob dieser schwarze Grund auch einigermaßen erleuchtet sey, und allenfalls ein dunkles Grau vorstelle, das Phanomen wird immer daſselbe seyn. Durch die sämmtlichen Newtonischen Versuche jedoch geht eine solche pedantische Genauigkeit, alles nach seiner Hypothese unterlegte Licht zu entfernen, und dadurch seinen Experimenten eine Art von Reinlichkeit zu geben, welche, wie wir noch genugsam zeigen werden, durchaus nichtig ist, und nur zu unnutzen Forderungen und Bedingungen die Veranlassung giebt.

42.

Als diese Dinge so geordnet waren, fand ich, indem ich den brechenden Winkel des Prisma's aufwärts kehrte, und das farbige Papier scheinbar in die Höhe hob, daß die blaue Hälfte durch die Brechung höher gehoben wurde, als die rothe Hälfte. Wenn ich dagegen den brechenden Winkel unterwärts kehrte, so daß das Papier durch die Brechung herabgezogen schien, so war die blaue Hälfte tiefer heruntergeführt als die rothe.

43.

Wir haben in unserm Entwurf der Farbenlehre die dioptrischen Farben der zweiten Classe und

Ich kenne seinen Zorn, wie zitt're ich, ihn zu fühlen!
Wie schlecht wirst du, mein Herz, die schwere Rolle spielen!
Doch wenn du es so weit wie deine Freundin bringst,
Da er dich sonst bezwang, du künftig ihn bezwingst —
Heut' ist Gelegenheit; sie nicht vorbei zu lassen,
Will ich gleich jetzt — Er kommt! Mein Herz, du mußt dich fassen.

Eridon (gibt ihr Blumen).

Sie sind nicht gar zu schön, mein Kind! verzeih' es mir,
Aus Eile nahm ich sie.

Amine.

Genug, sie sind von dir.

Eridon.

So blühend sind sie nicht, wie jene Rosen waren,
Die Damon dir geraubt.

Amine (steckt sie an den Busen).

Ich will sie schon bewahren;
Hier wo du wohnst, soll auch der Blumen Wohnplatz seyn.

Eridon.

Ist ihre Sicherheit da —

Amine.

Glaubst du etwa? —

Eridon.

Nein!
Ich glaube nichts, mein Kind; nur Furcht ist's, was ich fühle.
Das allerbeste Herz vergißt bei munterm Spiele,
Wenn es des Tanzes Lust, des Festes Lerm zerstreut,
Was ihm die Klugheit räth, und ihm die Pflicht gebeut.
Du magst wohl oft an mich auch beim Vergnügen denken;
Doch fehlt es dir an Ernst die Freiheit einzuschränken,

besonders die subjectiven Versuche umständlich genug ausgeführt, besonders aber im 18. Capitel von Paragraph 258 bis 284, auf das genaueste dargethan, was eigentlich vorgeht, wenn farbige Bilder durch Brechung verrückt werden. Es ist dort auf das klarste gezeigt, daß an farbigen Bildern, eben wie an farblosen, farbige Ränder entstehen, welche mit der Fläche entweder gleichnamig oder ungleichnamig sind, in dem ersten Falle aber die Farbe der Fläche begünstigen, in dem andern sie beschmutzen und unscheinbar machen; und dieses ist es, was einem leichtsinnigen oder von Vorurtheilen benebelten Beobachter entgeht, und was auch den Autor zu der übereilten Folgerung verführte, wenn er ausruft:

44.

Deßhalb in beiden Fällen das Licht, welches von der blauen Hälfte des Papiers durch das Prisma zum Auge kommt, unter denselben Umständen eine größere Refraction erleidet, als das Licht, das von der rothen Hälfte kommt, und folglich refrangibler ist als dieses.

45.

Dieß ist nun der Grund- und Eckstein des Newtonischen optischen Werks; so sieht es mit einem Experiment aus, das dem Verfasser so viel zu bedeuten schien, daß er es aus hunderten heraus-

hob, um es an die Spitze aller chromatischen Erfahrungen zu setzen. Wir haben schon (S. 268) bemerkt, wie captiös und taschenspielerisch dieser Versuch angegeben worden: denn wenn die Erscheinung einigermaßen täuschen soll, so muß das Rothe ein Zinnoberroth, und das Blaue sehr dunkelblau seyn. Nimmt man Hellblau, so wird man die Täuschung gleich gewahr. Und warum ist denn niemanden eingefallen, noch eine andere verfängliche Frage zu thun? Nach der Newtonischen Lehre ist das Gelbroth am wenigsten refrangibel, das Blauroth am meisten; warum nimmt er denn also nicht ein violettes Papier neben das rothe, sondern ein dunkelblaues? Wäre die Sache wahr, so müßte die Verschiedenheit der Refrangibilität bei Gelbroth und Violett weit stärker seyn, als bei Gelbroth und Blau. Allein hier findet sich der Umstand, daß ein violettes Papier die prismatischen Ränder weniger versteckt, als ein dunkelblaues; wovon sich jeder Beobachter nunmehr, nach unsrer umständlichen Anleitung, leicht überzeugen kann. Wie es dagegen um die Newtonische Beobachtungsgabe und um die Genauigkeit seiner Experimente stehe, wird jeder, der Augen und Sinn hat, mit Verwunderung gewahr werden; ja man darf dreist sagen, wer hatte einen Mann von so außerordentlichen Gaben, wie Newton war, durch ein solches Hocuspocus betrügen können, wenn er sich nicht selbst betrogen hatte? Nur derjenige, der die

Gewalt des Selbstbetruges kennt, und weiß, daß er ganz nahe an die Unredlichkeit gränzt, wird allein das Verfahren Newton's und seiner Schule sich erklären können.

46.

Wir wollen nur noch mit wenigem auf die Newtonische Figur, die eilfte seiner zweiten Tafel, welche bei ihm selbst nachzusehen ware, die Aufmerksamkeit erregen. Sie ist perspectivisch confus gezeichnet, und hat nebenher noch etwas merkwürdig Captiöses. Die zweifarbige Pappe ist hier durch Dunkel und Hell unterschieden, die rechtwinklichte Lage ihrer Fläche gegen das Fenster ist ziemlich deutlich angegeben; allein das durchs Prisma bewaffnete Auge steht nicht an der rechten Stelle; es müßte in Einer Linie mit der Durchschnittslinie der gefärbten Pappe stehen. Auch ist die Verrückung der Bilder nicht glücklich angegeben, denn es sieht aus, als wenn sie in der Diagonale verrückt würden, welches doch nicht ist: denn sie werden nur, je nachdem der brechende Winkel gehalten wird, vom Beobachter ab, oder zum Beobachter zu gerückt. Was aber höchst merkwürdig ist, darf niemanden entgehen. Die verrückten, nach der Newtonischen Lehre divers refrangirten Bilder sind mit Säumen vorgestellt, die im Original an dem dunkeln Theil undeutlich, an dem hellen Theil sehr deutlich zu sehen sind, welches letzte auch die Tafeln zur lateinischen Uebersetzung zeigen. Wenn

also bei diesem Experimente nichts weiter geschieht, als daß ein Bild weiter gerückt werde, als das andre, warum läßt er denn die Bilder nicht in ihren Linien eingeschlossen, warum macht er sie breiter, warum giebt er ihnen verfließende Säume? Er hat also diese Säume wohl gesehen; aber er konnte sich nicht überzeugen, daß diesen Säumen, und keinesweges einer diversen Refrangibilität das Phanomen zuzuschreiben sey. Warum erwähnt er denn im Texte dieser Erscheinung nicht', die er doch sorgfältig, obgleich nicht ganz richtig, in Kupfer stechen läßt? Wahrscheinlich wird ein Newtonianer darauf antworten: das ist eben noch von dem undecomponirten Lichte, das wir niemals ganz los werden können und das hier sein Unwesen treibt.

Zweiter Versuch.

47.

Inwiefern auch dieser Versuch auf einer Täuschung beruhe, wie der vorige, ist nunmehr unsre Pflicht klar zu machen. Wir finden aber diesmal gerathener, den Verfasser nicht zu unterbrechen, sondern ihn ausreden zu lassen, alsdann aber unsre Gegenrede im Zusammenhange vorzutragen.

48.

Um das vorgemeldete Papier, dessen eine

Hälfte blau, die andere roth angestrichen und welches steif wie Pappe war, wickelte ich einen Faden schwarzer Seide mehrmals um, dergestalt, daß es aussah, als wenn schwarze Linien über die Farbe gezogen wären, oder als wenn schmale schwarze Schatten darauf fielen. Ich hätte eben so gut schwarze Linien mit einer Feder ziehen können, aber die Seide bezeichnete feinere Striche.

49.

Dieses so gefärbte und liniirte Papier befestigte ich an eine Wand, so daß eine Farbe zur rechten, die andere zur linken Hand zu stehen kam. Genau vor das Papier, unten wo die beiden Farben zusammentrafen, stellte ich ein Licht, um das Papier stark zu beleuchten, denn das Experiment war bei Nacht angestellt.

50.

Die Flamme der Kerze reichte bis zum untern Rande des Papiers, oder um ein weniges höher. Dann in der Entfernung von sechs Fuß und ein oder zwei Zoll von dem Papier an der Wand, richtete ich eine Glas-

linse auf, welche vier und einen Viertelzoll breit war, welche die Strahlen, die von den verschiedenen Punkten des Papiers herkämen, auffassen und, in der Entfernung von sechs Fuß, ein oder zwei Zoll auf der andern Seite der Linse, in so viel andern Punkten zusammenbringen, und das Bild des farbigen Papiers auf einem weißen Papier, das dorthin gestellt war, abbilden sollte, auf die Art, wie die Linse in einer Ladenöffnung die Bilder der Objecte draußen auf einen weißen Bogen Papier in der dunkeln Kammer werfen mag.

51.

Das vorgedachte weiße Papier stand vertical zu dem Horizont und parallel mit der Linse. Ich bewegte dasselbe manchmal gegen die Linse, manchmal von ihr weg, um die Plätze zu finden, wo die Bilder der blauen und rothen Theile des Papiers am deutlichsten erscheinen würden. Diese Plätze konnte ich leicht erkennen an den Bildern der schwarzen Linien, die ich hervorgebracht hatte, indem ich die Seide um das Papier wand. Denn die Bilder dieser feinen und zarten Linien, die

sich wegen ihrer Schwärze wie ein Schatten auf der Farbe absetzten, waren dunkel und kaum sichtbar, außer wenn die Farbe an jeder Seite einer jeden Linie ganz deutlich begränzt war. Deßwegen bezeichnete ich so genau als möglich die Plätze, wo die Bilder der blauen und rothen Hälfte des farbigen Papiers am deutlichsten erschienen. Ich fand, daß wo die rothe Hälfte ganz deutlich war, die blaue Hälfte verworren erschien, so daß ich die darauf gezogenen schwarzen Linien kaum sehen konnte; im Gegentheil, wo man die blaue Hälfte deutlich unterscheiden konnte, erschien die rothe verworren, so daß die schwarzen Linien darauf kaum sichtbar waren. Zwischen den beiden Orten aber, wo diese Bilder sich deutlich zeigten, war die Entfernung ein und ein halber Zoll. Denn die Entfernung des weißen Papiers von der Linse, wenn das Bild der rothen Hälfte sehr deutlich erschien, war um einen und einen halben Zoll größer, als die Entfernung des weißen Papiers von der Linse, wenn das Bild der blauen Hälfte sehr deutlich war. Daraus folgern wir, daß indem das Blaue und Rothe

gleichmäßig auf die Linse fiel, doch das Blaue mehr durch die Linse gebrochen wurde, als das Rothe, so daß es um anderthalb Zoll früher convergirte, und daß es deßwegen refrangibler seyn müsse.

52.

Nachdem wir den Verfasser angehört, seine Vorrichtung wohl kennen gelernt, und das, was er dadurch zu bewirken glaubt, vernommen haben, so wollen wir unsre Bemerkungen zu diesem Versuche unter verschiedenen Rubriken vorbringen, und denselben in seine Elemente zu zerlegen suchen, worin der Hauptvortheil aller Controvers mit Newton bestehen muß.

53.

Unsre Betrachtungen beziehen sich also 1) auf das Vorbild, 2) auf die Beleuchtung, 3) auf die Linse, 4) auf das gewirkte Abbild und 5) auf die aus den Erscheinungen gezogene Folgerung.

54.

1) Das Vorbild. Ehe wir mit der aus dem vorigen Versuch uns schon bekannten doppelfarbigen Pappe weiter operiren, so müssen wir sie und ihre Eigenschaften uns erst näher bekannt machen.

55.

Man bringe mennigrothes und saftblaues Papier neben einander, so wird jenes hell, dieses aber dunkel und, besonders bei Nacht, dem Schwarzen

faſt ähnlich erſcheinen. Wickelt man nun ſchwarze Fäden um beide, oder zieht man ſchwarze Linien darüber her, ſo iſt offenbar, daß man mit bloßem Auge die ſchwarzen Linien auf dem hellrothen in ziemlicher Entfernung erkennen wird, wo man eben dieſe Linien auf dem blauen noch nicht erkennen kann. Man denke ſich zwei Manner, den einen im ſcharlachrothen, den andern im dunkelblauen Rocke, beide Kleider mit ſchwarzen Knöpfen; man laſſe ſie beide neben einander eine Straße heran gegen den Beobachter kommen; ſo wird dieſer die Knöpfe des rothen Rocks viel eher ſehen, als die des blauen, und die beiden Perſonen müſſen ſchon nahe ſeyn, wenn beide Kleider mit ihren Knöpfen gleich deutlich dem Auge erſcheinen ſollen.

56.

Um daher das richtige Verhältniß jenes Verſuches einzuſehen, vermannichfaltige man ihn. Man theile eine viereckte Fläche in vier gleiche Quadrate, man gebe einem jeden eine beſondre Farbe, man ziehe ſchwarze Striche über ſie alle hin, man betrachte ſie in gewiſſer Entfernung mit bloßem Auge, oder mit einer Lorgnette, man verandre die Entfernung und man wird durchaus finden, daß die ſchwarzen Faden dem Sinne des Auges früher oder ſpater erſcheinen, keinesweges weil die verſchiedenen farbigen Gründe beſondre Eigenſchaften haben, ſondern bloß inſofern als der eine heller iſt als der andre. Nun aber, um keinen Zweifel übrig zu

lassen, wickle man weiße Faden um die verschiedenen farbigen Papiere, man ziehe weiße Linien darauf und die Falle werden nunmehr umgekehrt seyn. Ja, um sich völlig zu überzeugen, so abstrahire man von aller Farbe und wiederhole das Experiment mit weißen, schwarzen, grauen Papieren; und immer wird man sehen, daß bloß der Abstand des Hellen und Dunkeln Ursache der mehrern oder wenigern Deutlichkeit sey. Und so werden wir es auch bei dem Versuche, wie Newton ihn vorschlagt, durchaus antreffen.

57.

2) Die Beleuchtung. Man kann das aufgestellte Bild durch eine Reihe angezündeter Wachskerzen, welche man gegen die Linse zu verdeckt, sehr stark beleuchten, oder man bringt drei Wachskerzen unmittelbar an einander, so daß ihre drei Dochte gleichsam nur eine Flamme geben. Diese verdeckt man gegen die Linse zu und läßt, indem man beobachtet, einen Gehülfen die Flamme ganz nahe an dem Bilde sachte hin und wiederführen, daß alle Theile desselben nach und nach lebhaft erleuchtet werden. Denn eine sehr starke Erleuchtung ist nöthig, wenn der Versuch einigermaßen deutlich werden soll.

58.

3) Die Linse. Wir sehen uns hier genöthigt, einiges Allgemeine vorauszuschicken, was wir so-

Zu der das junge Volk sich bald berechtigt glaubt,
Wenn ihm ein Mädchen nur im Scherze was erlaubt.
Es hält ihr eitler Stolz ein tändelndes Vergnügen
Sehr leicht für Zärtlichkeit.

Amine.

Genug, daß sie sich betrügen!
Wohl schleicht ein seufzend Volk Liebhaber um mich her;
Doch du nur hast mein Herz, und sag', was willst du mehr?
Du kannst den Armen wohl mich anzusehn erlauben,
Sie glauben Wunder —

Eridon.

Nein, sie sollen gar nichts glauben!
Das ist's, was mich verdrießt. Zwar weiß ich, du bist mein;
Doch Einer denkt vielleicht beglückt, wie ich, zu seyn,
Schaut in das Auge dir, und glaubt dich schon zu küssen
Und triumphirt wohl gar, daß er dich mir entrissen.

Amine.

So störe den Triumph! Geliebter, geh' mit mir,
Laß sie den Vorzug sehn, den du —

Eridon.

Ich danke dir.
Es würde grausam seyn, das Opfer anzunehmen;
Mein Kind, du würdest dich des schlechten Tänzers schämen;
Ich weiß, wem euer Stolz beim Tanz den Vorzug gibt:
Dem, der mit Anmuth tanzt, und nicht dem, den ihr liebt.

Amine.

Das ist die Wahrheit.

Eridon (mit zurückgehaltenem Spott).

Ja! Ach, daß ich nicht die Gabe
Des leichten Damarens, des Vielgepries'nen, habe!
Wie reizend tanzt er nicht!

wohl an diesem Orte, als auch künftig zur richtigen Einsicht in die Sache bedürfen.

59.

Jedes Bild bildet sich ab auf einer entgegengesetzten glatten Fläche, wohin seine Wirkung in gerader Linie gelangen kann. Auch erscheint es auf einer rauhen Fläche, wenn die einzelnen Theile des Bildes ausschließlich von einzelnen Theilen der entgegengesetzten Fläche zurückgesendet werden. Bei einer kleinen Oeffnung in der Camera obscura bilden sich die äußern Gegenstände auf einer weißen Tafel umgekehrt ab.

60.

Bei einer solchen Abbildung wird der Zwischenraum als leer gedacht; der ausgefüllte, aber durchsichtige Raum, verrückt die Bilder. Die Phänomene, welche, bei Verrückung der Bilder durch Mittel, sich aufdringen, besonders die farbigen Erscheinungen, sind es, die uns hier besonders interessiren.

61.

Durch Prismen von dreiseitiger Base und durch Linsen werden diejenigen Operationen vollbracht, mit denen wir uns besonders beschäftigen.

62.

Die Linsen sind gleichsam eine Versammlung unendlicher Prismen; und zwar convexe eine Versammlung von Prismen, die mit dem Rücken aneinanderstehen; concave eine Versammlung von

Prismen, die mit der Schneide aneinandersehen, und in beiden Fallen um ein Centrum versammelt mit krummlinigen Oberflachen.

63.

Das gewöhnliche Prisma, mit dem brechenden Winkel nach unten gekehrt, beweat die Gegenstände nach dem Beobachter zu; das Prisma mit dem brechenden Winkel nach oben gekehrt, rückt die Gegenstände vom Beobachter ab. Wenn man sich diese beiden Operationen im Kreise herumdenkt, so verengt das erste den Raum um den Beobachter her, das zweite erweitert ihn. Daher muß ein converes Glas im subjectiven Fall vergrößern, ein concaves verkleinern; bei der Operation hingegen, die wir die objective nennen, geschieht das Gegentheil.

64.

Die convere Linse, mit der wir es hier eigentlich zu thun haben, bringt die Bilder, welche durch sie hineinfallen, ins Enge. Das bedeutendste Bild ist das Sonnenbild. Läßt man es durch die Linse hindurchfallen, und fangt es bald hinter derselben mit einer Tafel auf; so sieht man es zuerst bei wachsender Entfernung der Tafel immer mehr sich verkleinern, bis es auf eine Stelle kommt, wo es nach Verhältniß der Linse seine größte Kleinheit erreicht und am deutlichsten gesehen wird.

65.

Schon früher zeigt sich bei diesen Versuchen eine starke Hitze, und eine Entzündung der entgegen-

gehaltenen Tafel, beſonders einer ſchwarzen. Dieſe Wirkung äußert ſich eben ſo gut hinter dem Bildpunkte der Sonne als vor demſelben; doch kann man ſagen, daß ihr Bildpunkt und der mächtigſte Brennpunkt zuſammenfalle.

66.

Die Sonne iſt das entfernteſte Bild, das ſich bei Tage abbilden kann. Darum kommt es auch zuerſt durch die Operation der Linſe entſchieden und genau begränzt zuſammen. Will man die Wolken auf der Tafel deutlich ſehen, ſo muß man ſchon weiter rücken. Die Berge und Wälder, die Häuſer, die zunächſt ſtehenden Bäume, alle bilden ſich ſtufenweiſe ſpäter ab, und das Sonnenbild hat ſich hinter ſeiner Bildſtelle ſchon wieder ſehr ſtark ausgedehnt, wenn die nahen Gegenſtände ſich erſt an ihrer Bildſtelle zuſammendrängen. So viel ſagt uns die Erfahrung in Abſicht auf Abbildung äußerer Gegenſtände durch Linſen.

67.

Bei dem Verſuche, den wir gegenwärtig beleuchten, ſind die verſchiedenfarbigen Flächen, welche mit ihren ſchwarzen Faden hinter der Linſe abgebildet werden ſollen, neben einander. Sollte nun eine früher als die andre deutlich erſcheinen, ſo kann die Urſache nicht in der verſchiedenen Entfernung geſucht werden.

68.

Newton wünſcht ſeine diverſe Refrangibilität

dadurch zu beweisen; wir haben aber schon oben, bei Betrachtung des Vorbildes, auseinandergesetzt, daß eigentlich nur die verschiedene Deutlichkeit der auf verschiedenfarbigen Gründen angebrachten Bilder die Ursache der verschiedenen Erscheinungen hinter der Linse sey. Daß dieses sich also verhalte, haben wir näher zu zeigen.

69.

Wir beschreiben zuerst die Vorrichtung, welche wir gemacht, um bei dem Versuche ganz sicher zu gehen. Auf einem horizontalgelegten Gestelle findet sich an einem Ende Gelegenheit, das Vorbild einzuschieben. Vor demselben in einer Vertiefung können die Lichter angebracht werden. Die Linse ist in einem verticalen Brett befestigt, welches sich auf dem Gestelle hin und wieder bewegen läßt. Innerhalb des Gestells ist ein beweglicher Rahmen, an dessen Ende eine Tafel aufgerichtet ist, worauf die Abbildung vor sich geht. Auf diese Weise kann man die Linse gegen das Vorbild, oder gegen die Tafel, und die Tafel entweder gegen beide zu, oder von beiden abrücken, und die drei verschiedenen Theile, Vorbild Linse und Tafel stehn vollkommen parallel gegen einander. Hat man den Punkt, der zur Beobachtung günstig ist, gefunden; so kann man durch eine Schraube den innern Rahmen festhalten. Diese Vorrichtung ist bequem und sicher, weil alles zusammensteht und genau auf einander paßt. Man sucht nun den Punkt, wo das Abbild

am deutlichſten iſt, indem man Linſe und Tafel hin und her bewegt. Hat man dieſen gefunden; ſo fängt man die Beobachtung an.

70.

4) Das Abbild. Newton führt uns mit ſeiner hellrothen und dunkelblauen Pappe, wie er pflegt, in medio res: und wir haben ſchon oben bemerkt, daß erſt das Vorbild vermannichfaltigt und unterſucht werden müſſe, um zu erfahren, was man von dem Abbild erwarten könne. Wir geben daher folgendermaßen zu Werke. Wir bringen auf eine Pappe vier Vierecke in ein größeres Viereck zuſammen, ein ſchwarzes, ein weißes, ein dunkelgraues und ein hellgraues. Wir ziehen ſchwarze und weiße Striche darüber hin und bemerken ſie ſchon mit bloßem Auge nach Verſchiedenheit des Grundes mehr oder weniger. Doch da Newton ſelbſt ſeine ſchwarzen Fäden Bilder nennt, warum macht er denn den Verſuch nicht mit wirklichen kleinen Bildern? Wir bringen daher auf die vier oben benannten Vierecke helle und dunkle kleine Bilder, gleichfalls Vierecke, oder Scheiben, oder Figuren wie die der Spielkarten an, und dieſe ſo ausgerüſtete Pappe machen wir zum Vorbilde. Nun können wir zuerſt zu einer ſichern Prüfung desjenigen fortſchreiten, was wir von dem Abbilde zu erwarten haben.

71.

Ein jedes von Kerzen erleuchtetes Bild zeigt ſich weniger deutlich, als es beim Sonnenſchein

geſchehen würde, und ein ſolches von Kerzen erleuchtetes Bild ſoll hier gar noch durch eine Linſe geben, ſoll ein Abbild bergeben, das deutlich genug ſey, um eine bedeutende Theorie darauf zu gründen.

72.

Erleuchten wir nun jene unſere bemeldete Pappe ſo ſtark als möglich, und ſuchen ihr Abbild auch möglichſt genau durch die Linſe auf die weiße Tafel zu bringen, ſo ſehen wir immer doch nur eine ſtumpfe Abbildung. Das Schwarze erſcheint als ein dunkles Grau, das Weiße als ein helles Grau, das dunkle und helle Grau der Pappe ſind auch weniger zu unterſcheiden als mit bloßem Auge. Eben ſo verhält es ſich mit den Bildern. Diejenigen, welche ſich, dem Hellen und Dunkeln nach, am ſtärkſten entgegenſetzen, dieſe ſind auch die deutlichſten. Schwarz auf Weiß, Weiß auf Schwarz läßt ſich gut unterſcheiden, Weiß und Schwarz auf Grau erſcheint ſchon matter, obgleich noch immer in einem gewiſſen Grade von Deutlichkeit.

73.

Bereiten wir uns nun ein Vorbild von farbigen Quadraten an einander, ſo muß uns zum voraus gegenwärtig bleiben, daß wir im Reich der halbbeſchatteten Flachen ſind, und daß das farbige Papier ſich gewiſſermaßen verhalten wird wie das graue. Dabei haben wir uns zu erinnern, daß die Farben beim Kerzenlicht anders als bei Tage erſcheinen. Das Violette wird grau, das Hellblaue

grünlich, das Dunkelblaue faſt ſchwarz, das Gelbe nähert ſich dem Weißen, weil auch das Weiße gelb wird, und das Gelbrothe wächſ't auch nach ſeiner Art, ſo daß alſo die Farben der activen Seite auch hier die helleren und wirkſameren, die der paſſiven hingegen die dunkleren und unwirkſameren bleiben. Man hat alſo bei dieſem Verſuch beſonders die Farben der paſſiven Seite hell und energiſch zu nehmen, damit ſie bei dieſer Nachtoperation etwas verlieren können. Bringt man nun auf dieſe farbigen Flächen kleine ſchwarze, weiße und graue Bilder, ſo werden ſie ſich verhalten, wie es jene angezeigten Eigenſchaften mit ſich bringen. Sie werden deutlich ſeyn, inſofern ſie als Hell und Dunkel von den Farben mehr oder weniger abſtechen. Eben daſſelbe gilt, wenn man auf die ſchwarzen, weißen und grauen, ſo wie auf die farbigen Flächen, farbige Bilder bringt.

74.

Wir haben dieſen Apparat der Vorbilder, um zur Gewißheit zu gelangen, bis ins Ueberflüſſige vervielfaltigt. Denn dadurch unterſcheidet ſich ja bloß der Experimentirende von dem, der zufällige Erſcheinungen, als wären's unzuſammenhängende Begebenheiten, anblickt und anſtaunt. Newton ſucht dagegen ſeinen Schüler immer nur an gewiſſen Bedingungen feſtzuhalten, weil veränderte Bedingungen ſeiner Meinung nicht günſtig ſind. Man kann daher die Newtoniſche Darſtellung einer ver-

spectivisch gemalten Theaterdecoration vergleichen, an der nur aus einem einzigen Standpunkte alle Linien zusammentreffend und passend gesehen werden. Aber Newton und seine Schüler leiden nicht, daß man ein wenig zur Seite trete, um in die offnen Coulissen zu sehen. Dabei versichern sie dem Zuschauer, den sie auf seinem Stuhle festhalten, es sey eine wirklich geschlossene und undurchdringliche Wand.

75.

Wir haben bisher referirt, wie wir die Sache bei genauer Aufmerksamkeit gefunden; und man sieht wohl, daß einerseits die Täuschung dadurch möglich ward, daß Newton zwei farbige Flächen, eine helle und eine dunkle mit einander vergleicht, und verlangt, daß die dunkle leisten soll, was die helle leistet. Er führt sie uns vor, nur als an Farbe verschieden, und macht uns nicht aufmerksam, daß sie auch am Helldunkel verschieden sind. Wie er aber andrerseits sagen kann, Schwarz auf Blau sey alsdann sichtbar gewesen, wenn Schwarz auf Roth nicht mehr erschien, ist uns ganz und gar unbegreiflich.

76.

Wir haben zwar bemerkt, daß, wenn man für die weiße Tafel die Stelle gefunden hat, wo sich der Abbild am deutlichsten zeigt, man mit derselben noch etwas weniges vor und rückwärts gehen kann, ohne der Deutlichkeit merklich Abbruch zu

thun. Wenn man jedoch etwas zu weit vor- oder zu weit zurückgeht, so nimmt die Deutlichkeit der Bilder ab, und wenn man sie unter sich vergleicht, geschieht es in der Maaße, daß die stark vom Grunde abstechenden sich länger als die schwach abstechenden erhalten. So sieht man Weiß auf Schwarz noch ziemlich deutlich, wenn Weiß auf Grau undeutlich wird. Man sieht Schwarz auf Mennigroth noch einigermaßen, wenn Schwarz auf Indigblau schon verschwindet, und so verhält es sich mit den übrigen Farben durch alle Bedingungen unserer Verbilder. Daß es aber für das Abbild eine Stelle geben könne, wo das weniger abstechende deutlich, das mehr abstechende undeutlich sey, davon haben wir noch keine Spur entdecken können, und wir müssen also die Newtonische Assertion bloß als eine beliebige, aus dem vorgefaßten Vorurtheil entsprungene, bloß mit den Augen des Geistes gesehene Erscheinung halten und ansehen. Da der Apparat leicht ist, und die Versuche keine großen Umstände erfordern, so sind andre vielleicht glücklicher, etwas zu entdecken, was wenigstens zu des Beobachters Entschuldigung dienen könne.

77.

5) **Folgerung.** Nachdem wir gezeigt, wie es mit den Pramissen stehe, so haben wir unsres Bedünkens das vollkommenste Recht, die Folgerung ohne weiteres zu läugnen. Ja wir ergreifen diese Gelegenheit, den Leser auf einen wichtigen Punkt

aufmerksam zu machen, der noch öfters zur Sprache kommen wird. Es ist der, daß die Newtonische Lehre durchaus zuviel beweist. Denn wenn sie wahr wäre, so könnte es eigentlich gar keine dioptrischen Fernröhre geben; wie denn auch Newton aus seiner Theorie die Unmöglichkeit ihrer Verbesserung folgerte: ja selbst unserm bloßen Auge müßten farbige Gegenstände neben einander durchaus verworren erscheinen, wenn sich die Sache wirklich so verhielte. Denn man denke sich ein Haus, das in vollem Sonnenlicht stünde; es hätte ein rothes Ziegeldach, wäre gelb angestrichen, hätte grüne Schalteren, hinter den offnen Fenstern blaue Vorhänge, und ein Frauenzimmer ginge im violetten Kleide zur Thüre heraus. Betrachten wir nun das Ganze mit seinen Theilen aus einem gewissen Standpunkte, wo wir es auf einmal ins Auge fassen könnten, und die Ziegel wären uns recht deutlich, wir wendeten aber das Auge sogleich auf das Frauenzimmer, so würden wir die Form und die Falten ihres Kleides keinesweges bestimmt erblicken, wir müßten vorwärts treten, und sähen wir das Frauenzimmer deutlich, so müßten uns die Ziegel wie im Nebel erscheinen, und wir hatten dann auch, um die Bilder der übrigen Theile ganz bestimmt im Auge zu haben, immer etwas vor- und etwas zurückzutreten, wenn die prätendirte, im zweiten Experiment erwiesen seyn sollende diverse Refrangibilität statt fände. Ein gleiches gilt

Amine.

Schön! daß ihm Niemand gleicht.

Eridon.

Und jedes Mädchen —

Amine.

Schätzt —

Eridon.

Liebt ihn darum!

Amine.

Vielleicht.

Eridon.

Vielleicht? Verflucht! Gewiß!

Amine.

Was machst du für Geberden?

Eridon.

Du fragst? Plagst du mich nicht, ich möchte rasend werden.

Amine.

Ich? Sag', bist du nicht Schuld an mein- und deiner Pein?
Grausamer Eridon! wie kannst du nur so seyn?

Eridon.

Ich muß; ich liebe dich. Die Liebe lehrt mich klagen;
liebt' ich dich nicht so sehr, ich würde dich nicht plagen!
Ich fühl' mein zärtlich Herz von Wonne hoch entzückt,
Wenn mir dein Auge lacht, wenn deine Hand mich drückt.
Ich dank' den Göttern, die mir dieses Glücke gaben;
Doch ich verlang's allein, kein Andrer soll es haben.

Amine.

Nun gut, was klagst du denn? Kein Andrer hat es nie.

Eridon.

Und du erträgst sie doch; nein, hassen sollst du sie.

von allen Augengläsern, sie mögen einfach oder zusammengesetzt seyn, nicht weniger von der Camera obscura.

78.

Ja daß wir eine dem zweiten Newtonischen Experiment unmittelbar verwandte Instanz beibringen, so erinnern wir unsre Leser an jenen optischen Kasten, in welchem stark erleuchtete Bilder von Hauptstädten, Schlössern und Plätzen durch eine Linse angesehen und verhältnißmäßig vergrößert, zugleich aber auch sehr klar und deutlich erblickt werden. Man kann sagen, es sey hier der Newtonische Versuch selbst, nur in größerer Mannichfaltigkeit subjectiv wiederholt. Wäre die Newtonische Hypothese wahr, so könnte man unmöglich den hellblauen Himmel, das hellgrüne Meer, die gelb- und blaugrünen Bäume, die gelben Häuser, die rothen Ziegeldächer, die bunten Kutschen, Livreen und Spaziergänger neben einander zugleich deutlich erblicken.

79.

Noch einiger andern wunderlichen Consequenzen, die aus der Newtonischen Lehre herfließen, müssen wir erwähnen. Man gedenke der schwarzen Bilder auf verschiedenfarbigen, an Hellung nicht allzusehr von einander unterschiedenen Flächen. Nun fragen wir, ob das schwarze Bild denn nicht auch das Recht habe, seine Gränze zu bestimmen, wenn es durch die Linse durchgegangen ist? Zwei schwarze

Bilder, eins auf rothem, das andre auf blauem Grunde, werden beide gleich gebrochen: denn dem Schwarzen schreibt man doch keine diverse Refrangibilität zu. Kommen aber beide schwarze Bilder mit gleicher Deutlichkeit auf der entgegengehaltenen weißen Tafel an, so möchten wir doch wissen, wie sich der rothe und blaue Grund gebärden wollten, um ihnen die einmal scharfbezeichneten Gränzen streitig zu machen. Und so stimmt denn auch die Erfahrung mit dem, was wir behaupten, vollkommen überein; so wie das Unwahre und Ungehörige der Newtonischen Lehre immer mächtiger in die Augen springt, je länger man sich damit, es sey nun experimentirend oder nachdenkend, beschäftigt.

80.

Fragt man nun gar nach farbigen Bildern auf farbigem Grund, so wird der prätendirte Versuch und die daraus gezogene Folgerung ganz lächerlich: denn ein rothes Bild auf blauem Grunde könnte niemals erscheinen und umgekehrt. Denn wenn es der rothen Gränze beliebte, deutlich zu werden, so hatte die blaue keine Lust, und wenn diese sich endlich bequemte, so wär' es jener nicht gelegen. Fürwahr, wenn es mit den Elementen der Farbenlehre, so beschaffen wäre, so hatte die Natur dem Sehen, dem Gewahrwerden der sichtbaren Erscheinungen, auf eine saubre Weise vorgearbeitet.

81.

So sieht es also mit den beiden Experimenten

aus, auf welche Newton einen ſo großen Werth legte, daß er ſie als Grundpfeiler ſeiner Theorie an die erſte Stelle des Werkes brachte, welches zu ordnen er ſich über dreißig Jahre Zeit nahm. So beſchaffen ſind zwei Verſuche, deren Ungrund die Naturforſcher ſeit hundert Jahren nicht einſehn wollten, obgleich das, was wir vorgebracht und eingewendet haben, ſchon öfters in Druckſchriften dargelegt, behauptet und eingeſchärft worden, wie uns davon die Geſchichte umſtändlicher belehren wird.

Zweite Propoſition. Zweites Theorem.

Das Licht der Sonne beſteht aus Strahlen von verſchiedener Refrangibilität.

82.

Nachdem wir alſo ſchon farbige Lichter kennen gelernt, welche ſogar durch das matte Kerzenlicht aus den Oberflächen farbiger Körper herausgelockt werden, nachdem man uns das Abgeleitete oder erſt Abzuleitende ſchon bekannt gemacht; ſo wendet ſich der Verfaſſer an die rechte Quelle, zur Sonne nämlich, als demjenigen Lichte, das wir gern für ein Urlicht annehmen.

83.

Das Licht der Sonne alſo, heißt es, beſteht aus Strahlen von verſchiedener Refrangibilität. Warum

wird denn aber hier der Sonne vorzüglich erwähnt? Das Licht des Mondes, der Sterne, einer jeden Kerze, eines jeden hellen Bildes auf dunklem Grunde iſt in dem Fall, uns die Phänomene zu zeigen, die man hier der Sonne als eigenthümlich zuſchreibt. Sey es auch, daß man ſich der Sonne zu den Verſuchen, welche wir die objectiven genannt haben, wegen ihrer mächtigen Wirkung bediene, ſo iſt dieß ein Umſtand, der für den Experimentator günſtig iſt, aber keineswegs eine Grunderſcheinung, an die man eine Theorie anlehnen könnte.

84.

Wir haben deßwegen in unſerm Entwurfe, bei den dioptriſchen Verſuchen der zweiten Claſſe, die ſubjectiven vorangeſtellt, weil ſich aus denſelben deutlich machen läßt, daß hier keineswegs von Licht, noch Lichtern, ſondern von einem Bilde und deſſen Gränzen die Rede ſey; da denn die Sonne vor keinem andern Bilde, ja nicht vor einem hell- oder dunkelgrauen auf ſchwarzem Grunde, den mindeſten Vorzug hat.

85.

Jedoch, nach der Newtoniſchen Lehre, ſollen ja die Farben im Lichte ſtecken, ſie ſollen daraus entwickelt werden. Schon der Titel des Werkes deutet auf dieſen Zweck hin. Schon dort werden wir auf die Colours of Light hingewieſen, auf die Farben des Lichtes, wie ſie denn auch die New-

tentaner bis auf den heutigen Tag zu nennen pflegen. Kein Wunder alſo, daß dieſer Satz auch hier alſo geſtellt wird. Laſſet uns jedoch unterſuchen, wie der Verfaſſer dieſes Fundament ſeiner chromatiſchen Lehre mit acht Experimenten zu beweiſen denkt, indem er das dritte bis zum zehnten dieſem Endzwecke widmet, welche wir nunmehr der Reihe nach durchgehen.

Dritter Verſuch.

86.

Wir verfolgen des Verfaſſers Vortrag hier nicht von Wort zu Wort: denn es iſt dieſes der allgemein bekannte Verſuch, da man durch eine kleine Oeffnung des Fenſterladens das Sonnenbild in eine dunkle Kammer fallen läßt, ſolches durch ein horizontal geſtelltes Prisma, deſſen brechender Winkel nach unten gerichtet iſt, auffangt; da denn das Bild an die entgegengeſetzte Wand in die Höhe gebrochen nicht mehr farblos und rund, ſondern länglich und farbig erſcheint.

87.

Wie es eigentlich mit dieſem Phanomen beſchaffen ſey, wiſſen alle Theilnehmenden nunmehr genau, welche dasjenige wohl inne haben, was von uns über die dioptriſchen Farben der zweiten Claſſe überhaupt, vorzüglich aber über die objec-

tiven vom 20. bis 24. Capitel umſtändlich vorgetragen worden; ſo wie wir uns deßhalb noch beſonders auf unſre zweite, fünfte und ſechste Tafel berufen. Es iſt daraus klar, daß die Erſcheinung, wie ſie aus dem Prisma tritt, keineswegs eine fertige ſey, ſondern daß ſie, je näher und je weiter man die Tafel hält, worauf ſie ſich abbilden ſoll, immer neue Verhältniſſe zeigt. Sobald man dieſes eingeſehen hat, ſo bedarf es gegen dieſes dritte Experiment, ja gegen die ganze Newtoniſche Lehre, keines Streites mehr: denn der Meiſter ſowohl als die Schüler ſtellen den Verſuch, auf den ſie ihr größtes Gewicht legen, völlig falſch vor, wie wir ſolches auf unſerer Tafel, welche mit VI. a. bezeichnet iſt, vor die Augen bringen.

88.

Sie geben nämlich, der Wahrheit ganz zuwider, vor, das Phänomen ſey, wie es aus dem Prisma herauskomme, fertig, man ſehe die Farben in dem verlängerten Bilde gleich in derſelben Ordnung und Proportion; in dieſer Ordnung und Proportion wachſe nun das Bild, bei mehr entfernter Tafel, immer an Länge, bis es, da wo ſie es endlich feſt zu halten belieben, ungefähr um fünfmal länger iſt als breit. Wenn ſie nun dieß Bild auf dieſe Stelle fixirt, beobachtet, gemeſſen und auf allerlei Weiſe gehandhabt haben, ſo ziehen ſie den Schluß, wenn in dem runden Bilde, das ſie den Abſtanz eines Strahls nennen, alle Theile

gleich refrangibel wären, so müßten sie nach der Refraction alle an dem gleichen Orte anlangen und das Bild also noch immer erscheinen wie vorher. Nun aber ist das Bild länglicht, es bleiben also einige Theile des sogenannten Strahls zurück, andre eilen vor, und also müssen sie in sich eine verschiedene Determinabilität durch Refraction und folglich eine diverse Refrangibilität haben. Ferner ist dieses Bild nicht weiß, sondern vielfarbig und läßt eine aufeinander folgende bunte Reihe sehen; daher sie denn auch schließen, daß jene angenommenen divers refrangiblen Strahlen auch diverse Farben haben müssen.

89.

Hierauf antworten wir gegenwärtig nichts weiter, als daß das ganze Raisonnement auf einen falsch dargestellten Versuch gebaut ist, der sich in der Natur anders zeigt als im Buche; wobei hauptsächlich in Betrachtung kommt, daß das prismatische Bild, wie es aus dem Prisma tritt, keineswegs eine stätige farbige Reihe, sondern eine durch ein weißes Licht getrennte farbige Erscheinung darstellt. Indem nun also Newton und seine Schüler dieses Phänomen keineswegs, wie sie es hätten thun sollen, entwickelten, so mußte ihnen auch seine eigentliche Natur verborgen bleiben und Irrthum über Irrthum sich anhäufen. Wir machen besonders auf das, was wir jetzt vortragen werden, den Leser aufmerksam.

90.

Newton, nachdem er die Erscheinung sorgfaltig gemessen und mancherlei dabei vorkommende Umstände, nur die rechten nicht, beobachtet, fahrt fort:

Die verschiedene Größe der Oeffnung in dem Fensterladen und die verschiedene Stärke der Prismen, wodurch die Strahlen hindurchgehen, machen keine merkliche Veränderung in der Länge des Bildes.

91.

Diese beiden Assertionen sind völlig unwahr, weil gerade die Größe des Bildes, so wie die Größe des Winkels des gebrauchten Prisma's, vorzüglich die Ausdehnung der Länge des Bildes gegen seine Breite bestimmt und verschieden macht. Wir werden der ersten dieser beiden Wirkungen eine Figur auf unsern Tafeln widmen, und hier das Nöthige zur näheren Einsicht des Verhältnisses aussprechen.

92.

Unsern aufmerksamen Lesern ist bekannt, daß wenn ein helles Bild verrückt wird, der gelbrothe Rand und der gelbe Saum in das Bild hinein, der blaue Rand und der violette Saum hingegen aus dem Bilde hinausstrebe. Der gelbe Saum kann niemals weiter gelangen als bis zum entgegengesetzten blauen Rande, mit dem er sich zum Grün verbindet; und hier ist eigentlich das Ende

des innern Bildes. Der violette Saum geht aber immer ſeiner Wege fort und wird von Schritt zu Schritt breiter. Nimmt man alſo eine kleine Oeffnung und verrückt das Lichtbild ſo lange, daß es nunmehr um fünf Theile länger als breit erſcheint, ſo iſt dieß keineswegs die Normallänge für größere Bilder unter gleicher Bedingung. Denn man bereite ſich eine Pappe oder ein Blech, in welchem mehrere Oeffnungen von verſchiedener Größe oben an einer Horizontallinie anſtehen; man ſchiebe dieſe Vorrichtung vor das Waſſerprisma und laſſe auf dieſe ſämmtlichen Oeffnungen nun das Sonnenlicht fallen, und die durch das Prisma gebrochenen Bilder werden ſich an der Wand in jeder beliebigen Entfernung zeigen, jedoch ſo, daß weil ſie alle an einer Horizontallinie oben anſtehen, der violette Saum bei keinem Bilde länger ſeyn kann als beim andern. Iſt nun das Bild größer, ſo hat es ein andres Verhältniß zu dieſem Saume, und folglich iſt ſeine Breite nicht ſo oft in der Länge enthalten, als am kleinen Bilde. Man kann dieſen Verſuch auch ſubjectiv ſehr bequem machen, wenn man auf eine ſchwarze Tafel weiße Scheiben von verſchiedener Größe neben einander klebt, die aber, weil man gewöhnlich den brechenden Winkel unterwärts hält, unten auf einer Horizontallinie aufſtehen müſſen.

93.

Daß ferner die Stärke des Prisma's, d. h. die

Vergrößerung ſeines Winkels, eine Differenz in der Länge des Bildes zur Breite machen müſſe, wird jedermann deutlich ſeyn, der das, was wir im 210. und 324. Paragraph und zwar im dritten Punkte angedeutet, und im Gange des Vortrags weiter ausgeführt haben, gegenwärtig hat, daß nämlich eine Hauptbedingung einer ſtärkern Färbung ſey, wenn das Bild mehr verrückt werde. Da nun ein Prisma von einem größern Winkel das Bild ſtärker verrückt, als ein anderes von einem kleinern, ſo wird auch die Farbenerſcheinung, unter übrigens gleichen Bedingungen, ſehr verſchieden ſeyn. Wie es alſo mit dieſem Experiment und ſeiner Beweiskraft beſchaffen ſey, werden unſre Leſer nun wohl ohne weitres vollkommen einſehen.

Vierter Verſuch.

94.

Der Beobachter blickt nun durch das Prisma gegen das einfallende Sonnenbild, oder gegen die bloß durch den Himmel erleuchtete Oeffnung, und kehrt alſo den vorigen objectiven Verſuch in einen ſubjectiven um; wogegen nichts zu ſagen wäre, wenn wir dadurch nur einigermaßen gefördert würden. Allein das ſubjective Bild wird hier ſo wenig auf ſeine Anfänge zurückgeführt, als vorher das objective. Der Beobachter ſieht nur das ver-

Amine.

Sie haſſen? und warum?

Eridon.

Darum! weil ſie dich lieben.

Amine.

Der ſchöne Grund!

Eridon.

Ich ſeh's, du willſt ſie nicht betrüben,
Du mußt ſie ſchonen; ſonſt wird deine Luſt geſchwächt,
Wenn du nicht —

Amine.

Eridon, du biſt ſehr ungerecht.
Heißt uns die Liebe denn die Menſchlichkeit verlaſſen?
Ein Herz, das Einen liebt, kann keinen Menſchen haſſen.
Dieß zärtliche Gefühl läßt kein ſo ſchrecklich's zu,
Zum wenigſten bei mir.

Eridon.

Wie ſchön vertheidigſt du
Des zärtlichen Geſchlechts hochmüthiges Vergnügen,
Wenn zwanzig Thoren knie'n, die zwanzig zu betrügen!
Heut iſt ein großer Tag, der deinen Hochmuth nährt,
Heut wirſt du manchen ſehn, der dich als Göttin ehrt;
Noch manches junge Herz wird ſich für dich entzünden,
Kaum wirſt du Blicke g'nug für alle Diener finden.
Gedenk' an mich, wenn dich der Thoren Schwarm vergnügt,
Ich bin der größte! Geh!

Amine (für ſich).

Flieh, ſchwaches Herz! Er ſiegt.
Ihr Götter! Lebt er denn, mir jede Luſt zu ſtören?
Währt denn mein Elend fort, um niemals aufzuhören?
(zu Eridon.)

langerte ſtatig gefarbte Bild, an welchem der violette Theil abermals der langſte bleibt.

95.

Leider verhehlt uns der Verfaſſer bei dieſer Gelegenheit abermals einen Hauptpunkt, daß nämlich die Erſcheinung geradezu die umgekehrte ſey von der, die wir bisher an der Wand erblickten. Bemerkt man dieſes, ſo kann man die Frage aufwerfen, was würde denn geſchehen, wenn das Auge ſich an die Stelle der Tafel ſetzte? wurde es denn die Farben in eben der Ordnung ſehen, wie man ſie auf der Tafel erblickt, oder umgekehrt? und wie iſt denn eigentlich im Ganzen das Verhältniß?

96.

Dieſe Frage iſt ſchon zu Newton's Zeiten aufgeworfen worden, und es fanden ſich Perſonen, die gegen ihn behaupteten, das Auge ſehe gerade die entgegengeſetzte Farbe, wenn es hinwärts blicke, von der, welche herwärts auf die Tafel oder auch auf ein Auge falle, das ſich an die Stelle der Tafel ſetzte. Newton lehnt nach ſeiner Weiſe dieſen Einwurf ab, anſtatt ihn zu heben.

97.

Das wahre Verhältniß aber iſt dieſes. Beide Bilder haben nichts mit einander gemein. Es ſind zwei ganz verſchiedene Bilder, das eine heraufwärts, das andere herunterwärts bewegt, und alſo geſetzmäßig verſchieden gefarbt.

98.

Von der Coexistenz dieser zwei verschiedenen Bilder, wovon das objective heraufwärts, das subjective herunterwärts gefärbt ist, kann man sich auf mancherlei Weise überzeugen. Jedoch ist folgender Versuch wohl der bequemste und vollkommenste. Man lasse mittelst einer Oeffnung des Fensterladens von etwa zwei bis drei Zoll das Sonnenbild durch das große Wasserprisma auf ein weißes feines über einen Rahmen gespanntes Papier hinaufwärts gebrochen in der Entfernung anlangen, daß die beiden gefärbten Ränder noch von einander abstehen, das Grün noch nicht entstanden, sondern die Mitte noch weiß sey. Man betrachte dieses Bild hinter dem Rahmen; man wird das Blaue und Violette ganz deutlich oben, das Gelbrothe und Gelbe unten sehen. Nun schaue man neben dem Rahmen hervor, und man wird durch das Prisma das hinuntergerückte Bild der Fensteröffnung umgekehrt gefärbt sehen.

Damit man aber beide Bilder über- und mit einander erblicke, so bediene man sich folgenden Mittels. Man mache das Wasser im Prisma durch einige Tropfen Seifenspiritus dergestalt trübe, daß das Bild auf dem Papierrahmen nicht undeutlich, das Sonnenlicht aber dergestalt gemäßigt werde, daß es dem Auge erträglich sey. Man mache alsdann, indem man sich hinter den Rahmen stellt, an dem Ort, wo sich das gebrochene und

gefärbte Bild abbildet, ins Papier eine kleine Oeffnung, und ſchaue hindurch; und man wird wie vorher das Sonnenbild hinabgerückt ſehen. Nun kann man, wenn die in das Papier gemachte Oeffnung groß genug iſt, etwas zurücktreten, und zugleich das objective durchſcheinende aufwärts gefärbte Bild und das ſubjective, das ſich im Auge darſtellt, erblicken; ja man kann mit einiger Auf- und Abbewegung des Papiers die gleichnamigen und ungleichnamigen Ränder beider Erſcheinungen zuſammenbringen, wie es beliebig iſt; und indem man ſich von der Coexiſtenz der beiden Erſcheinungen überzeugt, überzeugt man ſich zugleich von ihrem ewig beweglichen und werdend wirkſamen Weſen. Man erinnere ſich hierbei jenes höchſt merkwürdigen Verſuchs (E. 350—354.) und familiariſire ſich mit demſelben, weil wir noch öfters auf ihn zurückkommen müſſen.

Fünfter Verſuch.

99.

Auch dieſen Verſuch betrachtet Newton nur durch den Nebel des Vorurtheils. Er weiß nicht recht, was er ſieht, noch was aus dem Verſuche folgt. Doch iſt ihm die Erſcheinung zum Behuf ſeiner Beweiſe außerordentlich willkommen, und er kehrt immer wieder auf dieſelbe zurück. Es

wird nämlich das Spectrum, das heißt jenes verlangerte farbige Bild der Sonne, welches durch ein horizontales Prisma im dritten Experiment hervorgebracht worden, durch ein verticalſtehendes Prisma aufgefangen, und durch ſelbiges nach der Seite gebrochen, da es denn völlig wie vorher, nur etwas vorwarts gebogen, erſcheint, ſo nämlich, daß der violette Theil vorausgeht.

100.

Newton ſchließt nun daraus folgendermaßen:

Läge die Urſache der Verlängerung des Bildes in der Brechung etwa dergeſtalt, daß die Sonnenſtrahlen durch ſie zerſtreut, zerſplittert und ausgeweitet würden, ſo müßte ein ſolcher Effect durch eine zweite Refraction abermals hervorgebracht und das lange Bild, wenn man ſeine Länge durch ein zweites Prisma, parallel mit deſſen Are auffängt, abermals in die Breite gezogen, und wie vorher aus einander geworfen werden. Allein dieſes geſchieht nicht, ſondern das Bild geht lang, wie es war, heraus und neigt ſich nur ein wenig; daher ſich folgern läßt, daß die Urſache der Erſcheinung auf einer Eigenſchaft des Lichtes beruhe, und daß dieſe Eigenſchaft, da ſie ſich nun in ſo viel farbigen Lichtern einmal manifeſtirt, nun keine

weitere Einwirkung annehme, ſondern daß das Phänomen nunmehr unveränderlich bleibe, nur daß es ſich bei einer zweiten Refraction etwas niederbückt, jedoch auf eine der Natur ſehr gemäße Weiſe, indem auch hier die mehr refrangibeln Strahlen, die violetten, vorausgehen und alſo auch ihre Eigenheit vor den übrigen ſehen laſſen.

101.

Newton begeht hierbei den Fehler, den wir ſchon früher gerügt haben, und den er durch ſein ganzes Werk begeht, daß er nämlich das prismatiſche Bild als ein fertiges unveränderliches anſieht, da es doch eigentlich immer nur ein werdendes und immer abänderliches bleibt. Wer dieſen Unterſchied wohl gefaßt hat, der kennt die Summe des ganzen Streites und wird unſre Einwendungen nicht allein einſehen und ihnen beipflichten, ſondern er wird ſie ſich ſelbſt entwickeln. Auch haben wir ſchon in unſerm Entwurfe dafür geſorgt (205—207.) daß man das Verhältniß dieſes gegenwärtigen Phänomens bequem einſehen könne; wozu auch unſre zweite Tafel das ihrige beitragen wird. Man muß nämlich Prismen von wenigen Graden, z. B. von funfzehn anwenden; wobei man das Werden des Bildes deutlich beobachten kann. Verrückt man ſubjectiv nun durch ein Prisma das Bild dergeſtalt,

daß es in die Höhe gehoben erſcheint, ſo wird es in dieſer Richtung gefärbt. Man ſehe nun durch ein andres Prisma, daß das Bild im rechten Winkel nach der Seite gerückt erſcheint, ſo wird es in dieſer Richtung gefärbt ſeyn; man bringe beide Prismen nunmehr kreuzweiſe übereinander, ſo muß das Bild nach einem allgemeinen Geſetze ſich in der Diagonale verrücken und ſich in dieſer Richtung färben: denn es iſt in einem wie in dem andern Falle, ein werdendes erſt entſtehendes Gebilde. Denn die Ränder und Säume entſtehen bloß in der Linie des Verrückens. Jenes gebückte Bild Newton's aber iſt keineswegs das aufgefangene erſte, das nach der zweiten Refraction einen Reverenz macht, ſondern ein ganz neues, das nunmehr in der ihm zugenöthigten Richtung gefärbt wird. Man kehre übrigens zu unſern angeführten Paragraphen und Tafeln nochmals zurück, und man wird die völlige Ueberzeugung deſſen, was wir ſagen, zum Gewinn haben.

Und auf dieſe Weiſe vorbereitet, gehe man nun bei Newton ſelbſt die ſogenannte Illuſtration dieſes Experiments und die derſelben gewidmeten Figuren und Beſchreibungen durch, und man wird einen Fehlſchluß nach dem andern entdecken, und ſich überzeugen, daß jene Propoſition keineswegs durch dieſes Experiment irgend ein Gewicht erhalten habe.

102.

Indem wir nun, ohne unſre Leſer zu begleiten,

ihnen das Geſchaft fur einen Augenblick ſelbſt überlaſſen, müſſen wir auf die ſonderbaren Wege aufmerkſam machen, welche der Verfaſſer nunmehr einzuſchlagen gedenkt.

103.

Bei dem fünften Verſuche erſcheint das prismatiſche Bild nicht allein geſenkt, ſondern auch verlangert. Wir wiſſen dieſes aus unſern Elementen ſehr gut abzuleiten: denn indem wir, um das Bild in der Diagonale erſcheinen zu laſſen, ein zweites Prisma nöthig haben, ſo heißt das eben ſo viel, als wenn die Erſcheinung durch ein gedoppeltes Prisma hervorgebracht wäre. Da nun eine der vorzuglichſten Bedingungen der zu verbreiternden Farbenerſcheinung das verſtarkte Maaß des Mittels iſt (S. 210.), ſo muß alſo auch dieſes Bild, nach dem Verhaltniß der Starke der angewendeten Prismen, mehr in die Lange gedehnt erſcheinen. Man habe dieſe Ableitung beſtandig im Auge, indem wir deutlich zu machen ſuchen, wie kunſtlich Newton es anlegt, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen.

Unſern Leſern iſt bekannt, wie man das bei der Refraction entſtehende farbige Bild immer mehr verlangern könne, da wir die verſchiedenen Bedingungen hierzu umſtandlich ausgeführt. Nicht weniger ſind ſie überzeugt, daß, weil bei der Verlangerung des Bildes die farbigen Rander und Saume immer breiter werden und die gegen einander geſtell-

ten sich immer inniger zusammendrängen, daß durch eine Verlängerung des Bildes zugleich eine größere Vereinigung seiner entgegengesetzten Elemente vorgehe. Dieses erzählen und behaupten wir gerne, ganz einfach, wie es der Natur gemäß ist.

Newton hingegen muß sich mit seiner ersonnenen Unnatur viel zu schaffen machen, Versuche über Versuche, Fictionen über Fictionen häufen, um zu blenden, wo er nicht überzeugen kann.

Seine zweite Proposition, mit deren Beweis er sich gegenwärtig beschäftigt, lautet doch, das Sonnenlicht bestehe aus verschiedenrefrangiblen Strahlen. Da diese verschiedenen Lichtstrahlen und Lichter integrirende Theile des Sonnenlichtes seyn sollen, so begreift der Verfasser wohl, daß die Forderung entstehen könne und müsse, diese verschiedenen Wesen doch auch abgesondert und deutlich vereinzelt neben einander zu sehen.

Schon wird das Phänomen des dritten Experiments, das gewöhnliche Spectrum, so erklärt, daß es die auseinandergeschobenen verschiedenen Lichter des Sonnenlichts, die auseinandergezogenen verschiedenfarbigen Bilder des Sonnenbildes zeige und manifestire. Allein bis zur Absonderung ist es noch weit hin. Eine stätige Reihe in einander greifender, auseinander gleichsam quellender Farben zu trennen, zu zerschneiden, zu zerreißen, ist eine schwere Aufgabe; und doch wird Newton in seiner vierten Proposition mit dem Problem hervortreten:

Man ſolle die heterogenen Strahlen des zuſammengeſetzten Lichtes von einander abſondern. Da er ſich hierdurch etwas Unmögliches aufgiebt, ſo muß er freilich bei Zeiten anfangen, um den unaufmerkſamen Schüler nach und nach überliſten zu können. Man gebe wohl Acht, wie er ſich hierbei benimmt.

104.

Aber daß man den Sinn dieſes Experiments deſto deutlicher einſehe muß man bedenken, daß die Strahlen, welche von gleicher Brechbarkeit ſind, auf einen Cirkel fallen, der der Sonnenſcheibe entſpricht, wie es im dritten Experiment bewieſen worden.

105.

Wenn es bewieſen ware, ließe ſich nichts dagegen ſagen: denn es ware natürlich, wenn die Theile, die von der Sonne herkämen, verſchieden refrangibel waren, ſo müßten einige, ob ſie gleich von einer und derſelben Sonnenſcheibe herkommen, nach der Refraction zurückbleiben, wenn die andern vorwarts gehen. Daß die Sache ſich aber nicht ſo verhalte, iſt uns ſchon bekannt. Nun höre man weiter.

106.

Unter einem Zirkel verſtehe ich hier nicht einen vollkommenen geometriſchen Cirkel, ſon-

dern irgend eine Kreisfigur, deren Länge der Breite gleich iſt, und die den Sinnen allenfalls wie ein Cirkel vorkommen könnte.

107.

Dieſe Art von Vor- und Nachklage, wie man es nennen möchte, geht durch die ganze Newtoniſche Optik. Denn erſt ſpricht er etwas aus, und ſetzt es feſt; weil es aber mit der Erfahrung nur ſcheinbar zuſammentrifft, ſo limitirt er ſeine Propoſition wieder ſo lange, bis er ſie ganz aufgehoben hat. Dieſe Verfahrungsart iſt ſchon oft von den Gegnern relevirt worden; doch hat ſie die Schule weder einſehen können, noch eingeſtehen wollen. Zu mehrerer Einſicht der Frage nehme man nun die Figuren 4. 5. 6. 7. unſerer ſiebenten Tafel vor ſich.

In der vierten Figur wird das Spectrum dargeſtellt, wie es Newton und ſeine Schüler, oft captiös genug, als eine zwiſchen zwei Parallellinien eingefaßte, oben und unten abgerundete lange Figur vorſtellen, ohne auf irgend eine Farbe Rückſicht zu nehmen. Figur 5. iſt dagegen die Figur, welche zu der gegenwärtigen Darſtellung gehört.

108.

Man laſſe alſo den obern Kreis für die brechbarſten Strahlen gelten, welche von der ganzen Scheibe der Sonne herkommen und auf der entgegengeſetzten Wand ſich alſo erleuchtend

Der Liebe leichtes Band machst du zum schweren Joch,
Du quälst mich als Tyrann, und ich? ich lieb' dich noch!
Mit aller Zärtlichkeit antwort' ich auf dein Wüthen,
In allem geb' ich nach; doch bist du nicht zufrieden.
Was opfert' ich nicht auf! Ach! dir genügt es nie.
Du willst die heut'ge Lust! Nun gut, hier hast du sie!

(Sie nimmt die Kränze aus den Haaren, und von der Schulter, wirft sie weg, und fährt in einem gezwungen ruhigen Tone fort.)

Nicht wahr, mein Eridon? So siehst du mich viel lieber,
Als zu dem Fest gepuzt. Ist nicht dein Zorn vorüber?
Du siehst! siehst mich nicht an! Bist du erzürnt auf mich?

Eridon (fällt vor ihr nieder).

Amine! Scham und Reu'! Verzeih, ich liebe dich!
Geh zu dem Fest!

Amine.

Mein Freund, ich werde bei dir bleiben;
Ein zärtlicher Gesang soll uns die Zeit vertreiben.

Eridon.

Geliebtes Kind, geh!

Amine.

Geh'! hol' deine Flöte her.

Eridon.

Du willst's!

Sechster Auftritt.

Amine.

Er scheint betrübt, und heimlich lauchzet er.
An ihn wirst du umsonst die Zärtlichkeit verlieren.
Dieß Opfer rührt es ihn? Es schien ihn kaum zu rühren;

abmalen würden, wenn sie allein wären. Der untere Kreis bestehe aus den wenigst brechbaren Strahlen, wie er sich, wenn er allein wäre, gleichfalls erleuchtend abbilden würde. Die Zwischenkreise mögen sodann diejenigen seyn, deren Brechbarkeit zwischen die beiden äußern hineinfällt, und die sich gleichfalls an der Wand einzeln zeigen würden, wenn sie einzeln von der Sonne kämen, und aufeinander folgen könnten, indem man die übrigen auffinge. Nun stelle man sich vor, daß es noch andre Zwischencirkel ohne Zahl gebe, die vermöge unzähliger Zwischenarten der Strahlen sich nach und nach auf der Wand zeigen würden, wenn die Sonne nach und nach jede besondre Art herunterschickte. Da nun aber die Sonne sie alle zusammen von sich sendet, so müssen sie zusammen als unzählige gleiche Cirkel sich auf der Wand erleuchtend abbilden, aus welchen, indem sie nach den verschiedenen Graden der Refrangibilität ordnungsgemäß in einer zusammenhängenden Reihenfolge ihren Platz einnehmen, jene längliche Erscheinung zusammengesetzt ist, die ich in dem dritten Versuche beschrieben habe.

109.

Wie der Verfaſſer dieſe hypothetiſche Darſtellung, die Hieroglyphe ſeiner Ueberzeugung, keineswegs aber ein Bild der Natur, benutzt, um die Bücklinge ſeines Spectrums deutlicher zu machen, mag der wißbegierige Leſer bei ihm ſelbſt nachſehen. Uns iſt gegenwärtig nur darum zu thun, das Unſtatthafte dieſer Vorſtellung deutlich zu machen. Hier ſind keineswegs Kreiſe, die in einander greifen; eine Art von Täuſchung kann bloß entſtehen, wenn das refrangirte Bild rund iſt; wodurch denn auch die Gränzen des farbigen Bildes, als eines Nebenbildes, rundlich erſcheinen, da doch eigentlich der Fortſchritt der verſchiedenen Abtheilungen des farbigen Bildes bei den prismatiſchen Verſuchen immer in Parallellinien geſchieht, welche die Linie des Vorſchreitens jederzeit in einem rechten Winkel durchſchneiden. Wir haben, um dieſes deutlich zu machen, auf unſerer fünften und ſechsten Tafel angenommen, daß ein viereckes Bild verrückt werde; da man ſich denn von dem parallelen Verrucken der verſchiedenen farbigen Reihen einen deutlichen Begriff machen kann. Wir müſſen es daher abermals wiederholen, hier kann weder von ineinandergreifenden fünf, noch ſieben, noch unzähligen Kreiſen die Rede ſeyn; ſondern an den Gränzen des Bildes entſteht ein rother Rand, der ſich in den gelben verliert, ein blauer Rand, der ſich in den violetten verliert. Erreicht bei der Schmale

des Bildes, oder der Stärke der Refraction, der gelbe Saum den blauen Rand über das weiße Bild, ſo entſteht Grün; erreicht der violette Saum den gelbrothen Rand über das ſchwarze Bild, ſo entſteht Purpur. Das kann man mit Augen ſehen, ja man möchte ſagen, mit Händen greifen.

110.

Nicht genug aber, daß Newton ſeine verſchieden refrangibeln Strahlen zwar auseinander zerrt, aber doch ihre Kreiſe noch ineinander greifen läßt; er will ſie, weil er wohl ſieht, daß die Forderung entſteht, noch weiter auseinanderbringen. Er ſtellt ſie auch wirklich in einer zweiten Figur abgeſondert vor, läßt aber immer noch die Gränzlinien ſtehen, ſo daß ſie getrennt und doch zuſammenhangend ſind. Man ſehe die beiden Figuren, welche Newton auf ſeiner dritten Tafel mit 15 bezeichnet. Auf unſrer ſiebenten giebt die ſechste Figur die Vorſtellung dieſer vorgeblichen Auseinanderzerrung der Kreiſe, worauf wir künftig abermals zurückkommen werden.

111.

Worauf wir aber den Forſcher aufmerkſam zu machen haben, iſt die Stelle, womit der Autor zu dem folgenden Experiment übergeht. Er hatte nämlich zwei Prismen übereinander geſtellt, ein Sonnenbild durch jedes durchfallen laſſen, um beide zugleich durch ein verticales Prisma aufzufangen und nach der Seite zu biegen. Wahrſcheinlich war

dieſes letztere nicht lang genug, um zwei vollendete Spectra aufzufaſſen; er rückte damit nahe an die erſten Prismen heran, und findet, was wir lange kennen und wiſſen, auch nach der Refraction zwei runde und ziemlich farbloſe Bilder. Dieß irrt ihn aber gar nicht: denn anſtatt einzuſehen und einzugeſtehen, daß ſeine bisherige Darſtellung durchaus falſch ſey, ſagte er ganz naiv und unbewunden:

112.

Uebrigens würde dieſes Experiment einen völlig gleichen Erfolg haben, man mag das dritte Prisma gleich hinter die beiden erſten, oder auch in größere Entfernung ſtellen, ſo daß das Licht im erſten Falle, nachdem es durch die beiden vordern Prismen gebrochen worden, von dem dritten entweder weiß und rund, oder gefärbt und länglich aufgenommen werde.

113.

Wir haben alſo hier auf einmal ein durch das Prisma durchgegangenes und gebrochenes Farbenbild, das noch weiß und rund iſt, da man uns doch bisher dasſelbe durchaus als länglich auseinander gezogen und völlig gefärbt dargeſtellt hatte. Wie kommt nun auf einmal das Weiße durch die Hinterthür herein? wie iſt es abgeleitet? ja, wie iſt es, nach dem bisher vorgetragenen, nur möglich? Dieß iſt einer von den ſehr ſchlimmen Advocatenſtreichen,

wodurch ſich die Newtoniſche Optik ſo ſehr auszeichnet. Ein gebrochnes und doch weißes, ein zuſammengeſetztes und durch Brechung in ſeine Elemente nicht geſondertes Licht, haben wir nun auf einmal durch eine beiläufige Erwähnung erhalten. Niemand bemerkt, daß durch die Erſcheinung dieſes Weißen der ganze bisherige Vortrag zerſtört iſt, daß man ganz wo anders ausgehen, ganz wo anders anfangen muß, wenn man zur Wahrheit gelangen will. Der Verfaſſer fährt vielmehr auf ſeinem einmal eingeſchlagenen Wege ganz gerubig fort, und hat nun außer ſeiner grünen Mitte des fertigen Geſpenſtes auch noch eine weiße Mitte des erſt werdenden noch unfarbigen Geſpenſtes, er hat ein langes Geſpenſt, er hat ein rundes, und operirt nun mit beiden wechſelsweiſe, wie es ihm beliebt, ohne daß die Welt, die hundert Jahre ſeine Lehre nachbetet, den Taſchenſpielerſtreich gewahr wird, vielmehr diejenigen, die ihn ans Licht bringen wollen, verfolgt und übel behandelt.

Denn ſehr künſtlich iſt dieſe Bemerkung hier angebracht, indem der Verfaſſer dieſe weiße Mitte, welche hier auf einmal in den Vortrag hineinſpringt, bei dem nächſten Verſuch höchſt nöthig braucht, um ſein Hocuspocus weiter fortzuſetzen.

Sechster Versuch.

114.

Haben wir uns bisher lebhaft, ja mit Heftigkeit vorgesehen und verwahrt, wenn uns Newton zu solchen Versuchen berief, die er vorsätzlich und mit Bewußtseyn ausgesucht zu haben schien, um uns zu tauschen, und zu einem übereilten Beifall zu verführen; so haben wir es gegenwärtig noch weit ernstlicher zu nehmen, indem wir an jenen Versuch gelangen, durch welchen sich Newton selbst zuerst von der Wahrheit seiner Erklärungsart überzeugte, und welcher auch wirklich unter allen den meisten Schein vor sich hat. Es ist dieses das sogenannte Experimentum crucis, wobei der Forscher die Natur auf die Folter spannte, um sie zu dem Bekenntniß dessen zu nöthigen, was er schon vorher bei sich festgesetzt hatte. Allein die Natur gleicht einer standhaften und edelmüthigen Person, welche selbst unter allen Qualen bei der Wahrheit verharrt. Steht es anders im Protokoll, so hat der Inquisitor falsch gehört, der Schreiber falsch niedergeschrieben. Sollte darauf eine solche unterschobene Aussage für eine kleine Zeit gelten, so findet sich doch wohl in der Folge noch jemand, welcher sich der gekränkten Unschuld annehmen mag; wie wir uns denn gegenwärtig gerüstet haben, für unsere Freundin diesen Ritterdienst zu wagen. Wir wollen nun zuerst vernehmen, wie Newton zu Werke geht.

115.

In der Mitte zweier dünnen Breter machte ich runde Oeffnungen, ein drittel Zoll groß, und in den Fenſterladen eine viel größere. Durch letztere ließ ich in mein dunkles Zimmer einen breiten Strahl des Sonnenlichtes herein, ich ſezte ein Prisma hinter den Laden in den Strahl, damit er auf die entgegengeſezte Wand gebrochen würde, und nahe hinter das Prisma befeſtigte ich eines der Breter dergeſtalt, daß die Mitte des gebrochnen Lichtes durch die kleine Oeffnung hindurchging und das übrige von dem Rande aufgefangen wurde.

116.

Hier verfährt Newton nach ſeiner alten Weiſe. Er giebt Bedingungen an, aber nicht die Urſache derſelben. Warum iſt denn hier auf einmal die Oeffnung im Fenſterladen groß? und wahrſcheinlich das Prisma auch groß, ob er es gleich nicht meldet. Die Größe der Oeffnung bewirkt ein großes Bild, und ein großes Bild fällt, auch nach der Refraction, mit weißer Mitte auf eine nah hinter das Prisma geſtellte Tafel. Hier iſt alſo die weiße Mitte, die er am Schluß des vorigen Verſuches (112.) heimlich hereingebracht. In dieſer weißen

Mitte operirt er; aber warum gedenkt er denn nicht, daß sie weiß ist? warum läßt er diesen wichtigen Umstand errathen? Doch wohl darum, weil seine ganze Lehre zusammenfällt, sobald dieses ausgesprochen ist.

117.

Dann in einer Entfernung von zwölf Fuß von dem ersten Bret befestigte ich das andre dergestalt, daß die Mitte des gebrochenen Lichtes, welche durch die Oeffnung des ersten Bretes hindurch fiel, nunmehr auf die Oeffnung dieses zweiten Bretes gelangte, das übrige aber, welches von der Fläche des Bretes aufgefangen wurde, das farbige Spectrum der Sonne daselbst zeichnete.

118.

Wir haben also hier abermals eine Mitte des gebrochenen Lichtes und diese Mitte ist, wie man aus dem Nachsatz deutlich sieht, grün: denn das übrige soll ja das farbige Bild darstellen. Uns werden zweierlei Mitten, eine farblose und eine grüne, gegeben, in denen und mit denen wir nach Belieben operiren, ohne daß man uns den Unterschied im mindesten anzeigt, und einen so bedeutenden Unterschied, auf den alles ankommt. Wem hier über die Newtonische Verfahrungsweise die Augen nicht aufgehn, dem möchten sie wohl schwer-

lich jemals zu öffnen seyn. Doch wir brechen ab: denn die angegebene genaue Vorrichtung ist nicht einmal nöthig, wie wir bald sehen werden, wenn wir die Illustration dieses Versuchs durchgehen, zu welcher wir uns sogleich hinwenden und eine Stelle des Textes überschlagen, deren Inhalt ohnehin in dem folgenden wiederholt wird. Dem bessern Verständnis dieser Sache widmen wir unsre zwölfte Tafel, welche daher unsre Leser zur Hand nehmen werden. Sie finden auf derselben unter andern zwei Figuren, die eine falsch, wie sie Newton angiebt, die andre wahr, so daß sie das Experiment rein darstellt. Beiden Figuren geben wir einerlei Buchstaben, damit man sie unmittelbar vergleichen könne.

119.

Es soll F eine etwas große Oeffnung im Fensterladen vorstellen, wodurch das Sonnenlicht zu dem ersten Prisma A B C gelange, worauf denn das gebrochne Licht auf den mittlern Theil der Tafel D E fallen wird. Dieses Lichtes mittlerer Theil gehe durch die Oeffnung G durch und falle auf die Mitte der zweiten Tafel d e und bilde dort das längliche Sonnenbild, wie wir solches oben im dritten Experimente beschrieben haben.

120.

Das erstemal ist also, wie oben schon bemerkt worden, der mittlere Theil weiß, welches hier abermals vom Verfasser nicht angezeigt wird. Nun fragen wir, wie geht es denn zu, daß jener auf der Tafel D E anlangende weiße Theil, indem er durch die Oeffnung G durchgeht, auf der zweiten Tafel d e ein völlig gefärbtes Bild hervorbringt? Darauf müßte man denn doch antworten: es geschehe durch die Beschränkung, welche nach der Refraction das Lichtbild in der kleinen Oeffnung G erleidet. Dadurch aber wäre auch zugleich schon eingestanden, daß eine Beschränkung, eine Begränzung zur prismatischen Farbenerscheinung nothwendig sey; welches jedoch in dem zweiten Theile dieses Buches hartnäckig geläugnet werden soll. Diese Verhältnisse, diese nothwendigen und unerläßlichen Bedingungen muß Newton verschweigen, er muß den Leser, den Schüler im Dunkeln erhalten, damit ihr Glaube nicht wankend werde. Unsre Figur setzt dagegen das Factum aufs deutlichste auseinander, und man sieht recht wohl, daß es gut durch Wirkung des Randes der ersten Oeffnung als des Randes der zweiten, gefärbte Säume entstehen, welche, da die zweite Oeffnung klein genug ist, indem sie sich verbreitern, sehr bald übereinander greifen und das völlig gefärbte Bild darstellen. Nach dieser Vorrichtung schreitet Newton zu seinem Zweck.

Er hielt's für Schuldigkeit. Was willſt du, armes Herz?
Du murrſt, drückſt dieſe Bruſt. Verdient' ich dieſen Schmerz?
Ja, wohl verdienſt du ihn! Du ſiehſt, dich zu betrüben
Hört er nicht auf, und doch hörſt du nicht auf zu lieben.
Ich trag's nicht lange mehr. Still! Ha! ich höre dort
Schon die Muſik. Es hüpft mein Herz, mein Fuß will fort.
Ich will! Was drückt mir ſo die bange Bruſt zuſammen!
Wie ängſtlich wird es mir! Es zehren heiße Flammen
Am Herzen. Fort, zum Feſt! Ach, er hält mich zurück!
Armſel'ges Mädchen! Sieh, das iſt der Liebe Glück!

(Sie wirft ſich auf einen Raſen, und weint; da die Andern auftreten, wiſcht ſie ſich die Augen, und ſteht auf.)

Weh mir, da kommen ſie, wie werden ſie mich höhnen!

Siebenter Auftritt.

Amine. Egle. Lamon.

Egle.

Geſchwind! Der Zug geht fort! Amine! Wie? In Thränen?

Lamon (hebt die Kränze auf).

Die Kränze?

Egle.

Was iſt das? wer riß ſie dir vom Haupt?

Amine.

Ich!

Egle.

Willſt du denn nicht mit?

Amine.

Gern, wär' es mir erlaubt.

121.

Nun kann man jenes farbige Bild, wenn man das erſte Prisma A B C langſam auf ſeiner Achſe hin und her bewegt, auf der Tafel d e nach Belieben herauf und herabführen, und wenn man auf derſelben gleichfalls eine Oeffnung g anbringt, jeden einzelnen farbigen Theil des gedachten Bildes der Ordnung nach hindurchlaſſen. Inzwiſchen ſtelle man ein zweites Prisma a b e hinter die zweite Oeffnung g und laſſe das durchgehende farbige Licht dadurch abermals in die Höhe gebrochen werden. Nachdem dieſes alſo gethan war, bezeichnete ich an der aufgeſtellten Wand die beiden Orte M und N, wohin die verſchiedenen farbigen Lichter geführt wurden, und bemerkte, daß, wenn die beiden Tafeln und das zweite Prisma feſt und unbeweglich blieben, jene beiden Stellen, indem man das erſte Prisma um ſeine Achſe drehte, ſich immerfort veränderten. Denn wenn der untere Theil des Bildes, das ſich auf der Tafel d e zeigte, durch die Oeffnung g geführt wurde, ſo gelangte er nach einer untern Stelle der Wand

M; ließ man aber den obern Theil deſſelben Lichtes durch gedachte Oeffnung g fallen, ſo gelangte derſelbe nach einer obern Stelle der Wand N; und wenn ein mittlerer Theil hindurch ging, ſo nahm er auf der Wand gleichfalls die Mitte zwiſchen M und N ein; wobei man zu bemerken hat, daß, da an der Stellung der Oeffnungen in den Tafeln nichts verändert wurde, der Einfallswinkel der Strahlen auf das zweite Prisma in allen Fällen derſelbige blieb. Dem ungeachtet wurden bei gleicher Incidenz einige Strahlen mehr gebrochen als die andern, und die im erſten Prisma durch eine größere Refraction weiter vom Wege abgenöthigt waren, auch dieſe wurden durch das zweite Prisma abermals am meiſten gebrochen. Da das nun auf eine gewiſſe und beſtändige Weiſe geſchah, ſo muß man die einen für refrangibler als die andern anſprechen.

122.

Die Urſache, warum ſich Newton bei dieſem Verſuche zweier durchlöcherten Bretter bedient, ſpricht er ſelbſt aus, indem er nämlich dadurch zeigen will, daß der Einfallswinkel der Strahlen

auf das zweite Prisma, bei jeder Bewegung des ersten, derselbige blieb; allein er übersieht oder verbirgt uns, was wir schon oben bemerkt, daß das farbige Bild erst hinter der Oeffnung des ersten Bretes entstehe, und daß man seinen verschiedenen Theilen, indem sie durch die Oeffnung des zweiten Bretes hindurchgehen, immer noch den Vorwurf einer verschiedenen Incidenz auf das zweite Prisma machen könne.

123.

Allein wir gehören nicht zu denjenigen, welche der Incidenz bei diesen Versuchen bedeutende Wirkung zuschreiben, wie es mehrere unter Newton's frühern Gegnern gethan haben; wir erwähnen dieses Umstands nur, um zu zeigen, daß man sich bei diesem Versuche, wie bei andern, gar wohl von ängstlichen Bedingungen losmachen könne. Denn die doppelten Breter sind in gegenwärtigem Falle sehr beschwerlich; sie geben ein kleineres schwächeres Bild, mit welchem nicht gut noch scharf zu operiren ist. Und obgleich das Resultat zuletzt erscheint, so bleibt es doch oft, wegen der Complication der Vorrichtung schwankend, und der Experimentirende ist nicht leicht im Fall, die ganze Anstalt mit vollkommener Genauigkeit einzurichten.

124.

Wir suchen daher der Erscheinung, welche wir nicht laugnen, auf einem andern Wege beizukommen, um sowohl sie als das, was uns der folgende

Versuch darstellen wird, an unsre früher begründeten Erfahrungen anzuknüpfen; wobei wir unsre Leser um besondere Aufmerksamkeit bitten, weil wir uns zunächst an der Achse befinden, um welche sich der ganze Streit umdreht, weil hier eigentlich der Punkt ist, wo die Newtonische Lehre entweder bestehen kann, oder fallen muß.

125.

Die verschiedenen Bedingungen, unter welchen das prismatische Bild sich verlängert, sind unsern Lesern, was sowohl subjective als objective Fälle betrifft, hinlänglich bekannt. (C. 210. 324.) Sie lassen sich meist unter eine Hauptbedingung zusammenfassen, daß nämlich das Bild immer mehr von der Stelle gerückt werde.

126.

Wenn man nun das durch das erste Prisma gegangene, und auf der Tafel farbig erscheinende Bild, ganz, mit allen seinen Theilen auf einmal, durch ein zweites Prisma im gleichem Sinne hindurchläßt und es auf dem Wege abermals verrückt; so hebt man es in die Höhe und zugleich verlängert man es. Was geschieht aber bei Verlängerung des Bildes? Die Distanzen der verschiedenen Farben erweitern sich, die Farben ziehen sich in gewissen Proportionen weiter aus einander.

127.

Da bei Verrückung des hellen Bildes der gelbrothe Rand keineswegs in der Maaße nachfolgt,

in welcher der violette Saum vorausgeht; ſo iſt es eigentlich dieſer, der ſich von jenem entfernt. Man meſſe das ganze, durch das erſte Prisma bewirkte Spectrum; es habe z. B. drei Zoll, und die Mitte der gelbrothen Farbe ſey etwa von der Mitte der violetten um zwei Zoll entfernt; man refrangire nun dieſes ganze Spectrum abermals durch das zweite Prisma, und es wird eine Länge von etwa neun Zoll gewinnen. Daher wird die Mitte der gelbrothen und violetten Farbe auch viel weiter von einander abſtehen, als vorher.

128.

Was von dem ganzen Bilde gilt, das gilt auch von ſeinen Theilen. Man fange das durchs erſte Prisma hervorgebrachte farbige Bild mit einer durchlöcherten Tafel auf, und laſſe dann die aus verſchiedenen farbigen iſolirten Bildern beſtehende Erſcheinung auf die weiße Tafel fallen; ſo werden dieſe einzelnen Bilder, welche ja nur ein unterbrochenes ganzes Spectrum ſind, den Platz einnehmen, den ſie vorher in der Folge des Ganzen behauptet hatten.

129.

Nun fange man dieſes unterbrochene Bild gleich hinter der durchlöcherten Tafel mit einem Prisma auf, und refrangire es zum zweitenmal; ſo werden die einzelnen Bilder, indem ſie weiter in die Höhe ſteigen, ihre Diſtanzen verändern, und beſonders das Violette, als der vorſtrebende Saum, ſich in

ſtärkerer Proportion als die andern entfernen. Es iſt aber weiter nichts, als daß das ganze Bild geſetzmäßig verlängert worden, von welchem im letztern Falle nur die Theile geſehen werden.

130.

Bei der Newtoniſchen Vorrichtung iſt dieſes nicht ſo deutlich; doch bleiben Urſache und Reſultat immer dieſelbigen, er mag die Bilder einzeln, indem er das erſte Prisma bewegt, durchs zweite hindurchführen; es ſind immer Theile des ganzen farbigen Bildes, die ihrer Natur getreu bleiben.

131.

Hier iſt alſo keine diverſe Refrangibilität, es iſt nur eine wiederholte Refraction, eine wiederholte Verrückung, eine vermehrte Verlängerung, nichts mehr und nichts weniger.

132.

Zu völliger Ueberzeugung mache man den Verſuch mit einem dunklen Bilde. Bei demſelben iſt der gelbe Saum vorſtrebend und der blaue Rand zurückbleibend. Alles, was bisher vom violetten Theile pradicirt worden, gilt nunmehr vom gelben, was vom gelbrothen geſagt worden, gilt vom blauen. Wer dieſes mit Augen geſehen und recht erwogen hat, dem wird nun wohl die vermeinte Bedeutſamkeit dieſes Hauptverſuches wie ein Nebel verſchwinden. Wir wollen auf unſrer zwölften Tafel, und bei Erlauterung derſelben noch alles nachholen, was zu mehrerer Deutlichkeit nöthig ſcheinen

möchte; so wie wir auch den zu diesem Versuche nöthigen Apparat noch besonders beschreiben werden.

133.

Wir fügen hier nur noch die Bemerkung hinzu, wie captios Newton die Sache vortragt (121), wenn er sagt: bei der zweiten Refraction sey das rothe Bildchen nach dem untern Theil der Wand, das violette nach dem obern gelangt. (Im Englischen steht went, im Lateinischen pergebat). Denn es verhält sich keinesweges also. Sowohl der gelbrothe Theil als der violette steigen beide nach der zweiten Refraction in die Höhe, nur entfernt sich der letzte von dem ersten in der Maaße, wie das Bild gewachsen wäre, wenn man es ganz und nicht in seinen Theilen refrangirt hatte.

134.

Da nun aber dieser Versuch gar nichts im Hinterhalte hat, nichts beweist, nicht einmal abgeleitet oder erklärt zu werden braucht, sondern nichts als ein schon bekanntes Phänomen selbst ist; da die Sache sich nach dem, was wir in unserm Entwurfe dargelegt, leicht abthun läßt: so könnte man uns den Einwurf machen und die Frage erregen, warum wir denn nicht direct auf diesen eingebildeten Haupt- und Grundversuch zugegangen, das Unstatthafte der daraus gezogenen Argumente nachgewiesen, anstatt mit so vielen Umständen der Newtonischen Deduction Schritt vor Schritt zu folgen und den Verfasser durch seine Irrwege zu

begleiten. Hierauf antworten wir, daß, wenn davon die Rede iſt, ein eingewurzeltes Vorurtheil zu zerſtören, man keinesweges ſeinen Zweck erreicht, indem man bloß das Hauptaperçü überliefert. Es iſt nicht genug, daß man zeigt, das Haus ſey baufällig und unbewohnbar: denn es könnte doch immer noch geſtützt und nothdürftig eingerichtet werden; ja es iſt nicht genug, daß man es einreißt und zerſtört, man muß auch den Schutt wegſchaffen, den Platz abräumen und ebnen. Dann möchten ſich allenfalls wohl Liebhaber finden, einen neuen kunſtgemäßen Bau aufzuführen.

135.

In dieſem Sinne fahren wir fort, die Verſuche zu vermannichfaltigen. Will man das Phanomen, von welchem die Rede iſt, recht auffallend machen, ſo bediene man ſich folgender Anſtalt. Man bringe zwei gleiche Prismen hart nebeneinander und ſtelle ihnen eine Tafel entgegen, auf welcher zwei kleine runde Oeffnungen horizontal neben einander in einiger Entfernung eingeſchnitten ſind; man laſſe aus dem einen Prisma auf die eine Oeffnung den gelbrothen Theil des Bildes, und aus dem andern Prisma den violetten Theil auf die andere Oeffnung fallen; man fange die beiden verſchiedenfarbigen Bilder auf einer dahinter ſtehenden weißen Tafel auf, und man wird ſie horizontal nebeneinander ſehen. Nun ergreife man ein Prisma, das groß und lang genug iſt, beide Bildchen aufzufaſſen,

und bringe daſſelbe horizontal nahe hinter die durchlöcherte Tafel, und breche beide Bildchen zum zweitenmal, ſo daß ſie ſich auf der weißen Tafel abermals abbilden. Beide werden in die Höhe gerückt erſcheinen, aber ungleich, das violette weit höher als das gelbrothe; wovon uns die Urſache aus dem vorigen bekannt iſt. Wir empfehlen dieſen Verſuch allen übrig bleibenden Newtonianern, um ihre Schüler in Erſtaunen zu ſetzen und im Glauben zu ſtarken. Wer aber unſerer Darſtellung ruhig gefolgt iſt, wird erkennen, daß hier an einzelnen Theilen auch nur das geſchehe, was an den ganzen Bildern geſchehen würde, wenn zwei derſelben, wovon das eine tiefer als das andere ſtünde, eine zweite Refraction erlitten. Es iſt dieſes letzte ein Verſuch, den man mit dem großen Waſſerprisma recht gut anſtellen kann.

136.

Genöthigt finden wir uns übrigens, noch eines Umſtandes zu erwähnen, welcher beſonders bei dem folgenden Verſuch zur Sprache kommen wird, und der auch bei dem gegenwärtigen mit eintritt, ob er hier gleich nicht von ſo großer Bedeutung iſt. Man kann nämlich die durch die objective prismatiſche Wirkung entſtandenen Bilder als immer werdende und bewegliche anſehen, ſo wie wir es durchaus gethan haben. Mit dieſen kann man nicht operiren, ohne ſie zu verändern. Man kann ſie aber auch, wie beſonders Newton thut, wie wir

aber nur mit der größten Einschränkung und für einen Augenblick thun, als fertig ansehen und mit ihnen operiren.

137.

Sehen wir nun die einzelnen durch eine durchlöcherte Tafel durchgegangenen Bilder als fertig an, operiren mit denselben und verrücken sie durch eine zweite Refraction, so muß das eintreten, was wir überhaupt von Verrückung farbiger Bilder dargethan haben: Es müssen nämlich an ihnen abermals Ränder und Säume entstehen, aber entweder durch die Farbe des Bildes begünstigte oder verkümmerte. Das isolirte gelbrothe Bild nehmen wir aus dem einwärts strebenden gelbrothen Rande; an seiner untern Gränze wird es durch einen gleichnamigen neuen Rand an Farbe verstärkt, das allenfalls entspringende Gelb verliert sich und an der entgegengesetzten Seite kann wegen des Widerspruchs kein Blau und folglich auch kein Violett entstehen. Das Gelbrothe bleibt also gleichsam in sich selbst zurückgedrängt, erscheint kleiner und geringer als es seyn sollte. Das violette Bild hingegen ist ein Theil des aus dem ganzen Bilde hinausstrebenden violetten Saumes. Es wird allenfalls an seiner untern Gränze ein wenig verkümmert und hat oben die völlige Freiheit, vorwärts zu gehen. Dieses mit jenen obigen Betrachtungen zusammengenommen, läßt auf ein weiteres Vorrücken des Violetten auch durch diesen Umstand schließen. Jedoch legen

Egle.

Wer hat dir denn was zu erlauben? Geh, und rede
Nicht so geheimnißvoll! Sey gegen uns nicht blöde!
Hat Eridon?

Amine.

Ja! Er!

Egle.

Das hatt' ich wohl gedacht.
Du Närrin, daß dich nicht der Schaden klüger macht!
Versprachst du ihm vielleicht, du wolltest bei ihm bleiben,
Um diesen schönen Tag mit Seufzern zu vertreiben?
Ich zweifle nicht, mein Kind, daß du ihm so gefällst.
(Nach einigem Stillschweigen, indem sie Lamon einen Wink gibt.)
Doch, du siehst besser aus, wenn du den Kranz behältst.
Komm, setz' ihn auf! und den, sieh! den häng' hier herüber!
Nun bist du schön.
(Amine sieht mit niedergeschlagenen Augen, und läßt Egle machen.
Egle gibt Lamon ein Zeichen.)
Doch ach, es läuft die Zeit vorüber,
Ich muß zum Zug!

Lamon.

Ja wohl! Dein Diener, gutes Kind.

Amine (bestimmt).

Lebt wohl!

Egle (im Weggehen).

Amine! nun, gehst du nicht mit? Geschwind!

Amine
(sieht sie traurig an und schweigt).

Lamon
(faßt Egle bei der Hand, sie fortzuführen).

Ey, laß sie doch nur gehn! Vor Bosheit möcht' ich sterben;
Da muß sie einem nun den schönen Tanz verderben!

wir hierauf keinen allzugroßen Werth, ſondern führen es nur an, damit man ſich bei einer ſo complicirten Sache eines jeden Nebenumſtandes erinnere; wie man denn, um ſich von der Entſtehung dieſer neuen Ränder zu überzeugen, nur den gelben Theil des Bildes durch eine Oeffnung im Brete durchführen und alsdann zum zweitenmal hinter demſelben refrangiren mag.

Siebenter Verſuch.

138.

Hier läßt der Verfaſſer durch zwei nebeneinander geſtellte Prismen zwei Spectra in die dunkle Kammer fallen. Auf einen horizontalen ſchmalen Streifen Papier trifft nun die rothe Farbe des einen Spectrums und gleich daneben die violette Farbe des andern. Nun betrachtet er dieſen doppelt prismatiſch gefärbten Streifen durch ein zweites Prisma und findet das Papier gleichſam auseinander geriſſen. Die blaue Farbe des Streifens hat ſich nämlich viel weiter herunter begeben, als die rothe; es verſteht ſich, daß der Beobachter durch ein Prisma blickt, deſſen brechender Winkel nach unten gekehrt iſt.

139.

Man ſieht, daß dieß eine Wiederholung des erſten Verſuches werden ſoll, welcher dort mit kör-

perlichen Farben angeſtellt war, hier aber mit Flachen angeſtellt wird, die eine ſcheinbare Mittheilung durch apparente Farben erhalten haben. Der gegenwartige Fall, die gegenwartige Vorrichtung iſt doch von jenen himmelweit unterſchieden, und wir werden, da wir das Phanomen nicht laugnen, es abermals auf mancherlei Weiſe darzuſtellen, aus unſern Quellen abzuleiten und das Hohle der Newtoniſchen Erklarung darzuthun ſuchen.

140.

Wir konnen unſre erſtgemeldete (135.) Vorrichtung mit zwei Prismen nebeneinander beibehalten. Wir laſſen das rothe und violette Bildchen nebeneinander auf die hintere weiße Tafel fallen, ſo daß ſie völlig horizontal ſtehen. Man nehme nun das horizontale Prisma vor die Augen, den brechenden Winkel gleichfalls unterwarts gekehrt, und betrachte jene Tafel; ſie wird auf die bekannte Weiſe verruckt ſeyn, allein zugleich wird man einen bedeutenden Umſtand eintreten ſehen: das rothe Bild namlich ruckt nur inſofern von der Stelle, als die Tafel verruckt wird; ſeine Stelle auf der Tafel hingegen behalt es genau. Mit dem violetten Bilde verhalt es ſich nicht ſo; dieſes verandert ſeine Stelle, es zieht ſich viel weiter herunter, es ſteht nicht mehr mit dem rothen Bilde auf Einer horizontalen Linie.

141.

Sollte es den Newtonianern möglich ſeyn, auch künftig noch die Farbenlehre in die dunkle Kammer einzuſperren, ihre Schüler in die Gangelbank einzuzwängen und ihnen jeden Schritt freier Beobachtung zu verſagen; ſo wollen wir ihnen auch dieſen Verſuch beſonders empfohlen haben, weil er etwas Ueberraſchendes und Imponirendes mit ſich führt. Uns aber muß angelegen ſeyn, die Verhältniſſe des Ganzen deutlich zu machen und bei dem gegenwärtigen Verſuche zu leiſten, was bei dem vorigen beſtanden worden.

142.

Newton verbindet hier zum erſtenmal die objectiven Verſuche mit den ſubjectiven. Es hätte ihm alſo geziemt, den Hauptverſuch (E. 350—356) zuerſt aufzuſtellen und vorzutragen, deſſen er, nach ſeiner Unmethode, erſt viel ſpäter erwähnt, wo das Phänomen, weit entfernt zur wahren Einſicht in die Sache etwas beizutragen, nur wieder neue Verwirrungen anzurichten im Fall iſt. Wir ſetzen voraus, daß jedermann dieſen Verſuch geſehen habe, daß jedermann, den die Sache intereſſirt, ſo eingerichtet ſey, um ihn, ſo oft die Sonne ſcheint, wiederholen zu können.

143.

Dort wird alſo das länglichte Farbenbild durch ein Prisma an die Wand in die Höhe geworfen; man nimmt ſodann ein völlig gleiches Prisma, den

brechenden Winkel unterwärts gekehrt, hält es vor die Augen und tritt nahe vor das Bild auf der Tafel. Man ſieht es wenig verändert, aber je weiter man zurücktritt, deſto mehr zieht es ſich, nicht allein herabwärts, ſondern auch in ſich ſelbſt zuſammen, dergeſtalt, daß der violette Saum immer kürzer wird. Endlich erſcheint die Mitte weiß und nur die Gränzen des Bildes gefärbt. Steht der Beobachter genau ſo weit als das erſte Prisma, wodurch das farbige Bild entſtand, ſo erſcheint es ihm nunmehr ſubjectiv farblos. Tritt er weiter zurück, ſo färbt es ſich im umgekehrten Sinne herabwärts. Iſt man doppelt ſo weit zurückgetreten, als das erſte Prisma von der Wand ſteht, ſo ſieht man mit freiem Auge das aufſtrebende, durch das zweite Prisma aber das herabſtrebende umgekehrte gleich ſtark gefärbte Bild; woraus ſoviel abermals erhellt, daß jenes erſte Bild an der Wand keineswegs ein fertiges, im Ganzen und in ſeinen Theilen unveränderliches Weſen ſey, ſondern daß es ſeiner Natur nach zwar beſtimmt, aber doch wieder beſtimmbar und zwar bis zum Gegenſatz beſtimmbar, gefunden werde.

144.

Was nun von dem ganzen Bilde gilt, das gilt auch von ſeinen Theilen. Man faſſe das ganze Bild, ehe es zur gedachten Tafel gelangt, mit einer durchlöcherten Zwiſchentafel auf, und man ſtelle ſich ſo, daß man zugleich das ganze Bild

auf der Zwischentafel und die einzelnen verschiedenfarbigen Bilder auf der Haupttafel sehen könne. Nun beginne man den vorigen Versuch. Man trete ganz nahe zur Haupttafel und betrachte durchs horizontale Prisma die vereinzelt übereinander stehenden farbigen Bilder; man wird sie, nach Verhältniß der Nähe, nur wenig vom Platz gerückt finden. Man entferne sich nunmehr nach und nach, und man wird mit Bewunderung sehen, daß das rothe Bild sich nur insofern verrückt, als die Tafel verrückt scheint, daß sich hingegen die obern Bilder, das violette, blaue, grüne, nach und nach herab gegen das rothe ziehen und sich mit diesem verbinden, welches denn zugleich seine Farbe, doch nicht völlig, verliert und als ein ziemlich rundes einzelnes Bild dasteht.

145.

Betrachtet man nun, was indessen auf der Zwischentafel vorgegangen, so sieht man, daß sich das verlängerte farbige Bild für das Auge gleichfalls zusammengezogen, daß der violette Saum scheinbar die Oeffnung verlassen, vor welcher diese Farbe sonst schwebte, daß die blaue, grüne, gelbe Farbe gleichfalls verschwunden, daß die rothe zuletzt auch völlig aufgehoben ist, und fürs Auge nur ein weißes Bild auf der Zwischentafel steht. Entfernt man sich noch weiter, so farbt sich dieses weiße Bild umgekehrt, wie schon weitläuftig ausgeführt worden (143.).

146.

Man beobachte nun aber, was auf der Hauptfafel geſchieht. Das einzige, dort übrige, noch etwas röthliche Bild fängt nun auch an, ſich am obern Theile ſtark roth, am untern blau und violett zu färben. Bei dieſer Umkehrung vermögen die verſchwundenen Bilder des obern Theils nicht ſich einzeln wiederherzuſtellen. Die Färbung geſchieht an dem einzig übrig gebliebenen untern Theil, an der Baſe, an dem Kern des Ganzen.

147.

Wer dieſe ſich einander entſprechenden Verſuche genau kennt, der wird ſogleich einſehen, was es für eine Bewandtniß mit den zwei horizontal nebeneinander gebrachten Bildern (140.) und deren Verrückung habe, und warum ſich das Violette von der Linie des Rothen entfernen müſſen, ohne deßhalb eine diverſe Refrangibilität zu beweiſen. Denn wie alles dasjenige, was vom ganzen Bilde gilt, auch von den einzelnen Theilen gelten muß, ſo gilt von zwei Bildern nebeneinander und von ihren Theilen eben daſſelbe; welches wir nun durch Darſtellung und Entwicklung der Newtoniſchen Vorrichtung noch umſtändlicher und unwiderſprechlicher zeigen wollen.

148.

Man ſtelle einen ſchmalen, etwa fingerbreiten Streifen weiß Papier, quer über einen Rahmen befeſtigt, in der dunklen Kammer dergeſtalt auf,

daß er einen dunklen Hintergrund habe, und laſſe nun von zwei nebeneinander geſtellten Prismen, von einem die rothe Farbe, vom andern die violette oder auch wohl blaue auf dieſen Streifen fallen; man nehme alsdann das Prisma vors Auge und ſehe nach dieſem Streifen: das Rothe wird an demſelben verharren, ſich mit dem Streifen verrucken und nur noch feuriger roth werden. Das Violette hingegen wird das Papier verlaſſen und als ein geiſtiger, jedoch ſehr deutlicher Streif, tiefer unten, über der Finſterniß ſchweben. Abermals eine ſehr empfehlenswerthe Erſcheinung für diejenigen, welche die Newtoniſche Taſchenſpielerei fortzuſetzen gedenken; höchlich bewundernswerth für die Schüler in der Laufbank.

149.

Aber damit man vom Staunen zum Schauen übergehen möge, geben wir folgende Vorrichtung an. Man mache den gedachten Streifen nicht ſehr lang, nicht länger, als daß beide Bildertheile jedes zur Hälfte darauf Platz haben. Man mache die Wangen des Rahmens, an die man den Streifen befeſtigt, etwas breit, ſo daß die andre Hälfte der Bilder, der Länge nach getheilt, darauf erſcheinen könne. Man ſieht nun alſo beide Bilder zugleich, mit allen ihren Schattirungen, das eine höher, das andere tiefer, zu beiden Seiten des Rahmens. Man ſieht nun auch einzelne Theile nach Belieben, z. B. Gelbroth und Blauroth von beiden Seiten

auf dem Papierſtreifen. Nun ergreife man jene Verſuchsweiſe. Man blicke durchs Prisma nach dieſer Vorrichtung; ſo wird man zugleich die Veränderung der ganzen Bilder und die Veränderung der Theile gewahr werden. Das höhere Bild, welches dem Streifen die rothe Farbe mittheilt, zieht ſich zuſammen, ohne daß das Rothe ſeine Stelle auf dem Rahmen, ohne daß die rothe Farbe den Streifen verlaſſe. Das niedrigere Bild aber, welches die violette Farbe dem Streifen mittheilt, kann ſich nicht zuſammenziehen, ohne daß das Violette ſeine Stelle auf dem Rahmen und folglich auch auf dem Papier verlaſſe. Auf dem Rahmen wird man ſein Verhältniß zu den übrigen Farben noch immer erblicken, neben dem Rahmen aber wird der vom Papier ſich herunterbewegende Theil wie in der Luft zu ſchweben ſcheinen. Denn die hinter ihm liegende Finſterniß iſt für ihn eben ſo gut eine Tafel, als es der Rahmen für das auf ihn geworfene und auf ihm ſich verändernde objective Bild iſt. Daß dem alſo ſey, kann man daraus aufs genaueſte erkennen, daß der herabſchwebende iſolirte Farbenſtreif immer mit ſeiner gleichen Farbe im halben Spectrum an der Seite Schritt hält, mit ihr horizontal ſteht, mit ihr ſich herabzieht und endlich, wenn jene verſchwunden iſt, auch verſchwindet. Wir werden dieſer Vorrichtung und Erſcheinung eine Figur auf unſrer zwölften Tafel widmen, und ſo wird demjenigen, der nach

uns experimentiren, nach uns die Sache genau betrachten und überlegen will, wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß dasjenige was wir behaupten das Wahre sey.

150.

Sind wir so weit gelangt, so werden wir nun auch diejenigen Versuche einzusehen und einzuordnen wissen, welche Newton seinem siebenten Versuche, ohne ihnen jedoch eine Zahl zu geben, hinzufügt. Doch wollen wir selbige sorgfältig bearbeiten und sie zu Bequemlichkeit künftigen Allegirens mit Nummern versehen.

151.

Man erinnere sich vor allen Dingen jenes fünften Versuches, bei welchem zwei übers Kreuz gehaltene Prismen dem Spectrum einen Bückling abzwangen; wodurch die diverse Refrangibilität der verschiedenen Strahlen erwiesen werden sollte, wodurch aber nach uns bloß ein allgemeines Naturgesetz, die Wirkung in der Diagonale bei zwei gleichen im rechten Winkel anregenden Kräften, ausgesprochen wird.

152.

Gedachten Versuch können wir nun gleichfalls durch Verbindung des Subjectiven mit den Objectiven anstellen und geben folgende Vorrichtung dazu an, welche sowohl dieses als die nachstehenden Experimente erleichtert. Man werfe zuerst durch ein vertical stehendes Prisma das verlängerte Son-

nendild seitwärts auf die Tafel, so daß die Farben horizontal nebeneinander zu stehen kommen; man halte nunmehr das zweite Prisma horizontal wie gewöhnlich vor die Augen: so wird, indem das rothe Ende des Bildes an seinem Platze verharrt, die violette Spitze ihren Ort auf der Tafel scheinbar verlaßen und sich in der Diagonale herunterneigen. Also vorbereitet, schreite man zu den zwei von Newton vorgeschlagenen Versuchen.

153.

VII a. Jenem von uns angegebenen verticalen Prisma füge man ein andres gleichfalls verticales hinzu dergestalt, daß zwei länglichte farbige Bilder in einer Reihe liegen. Diese beiden zusammen betrachte man nun abermals durch ein horizontales Prisma; so werden sie sich beide in der Diagonale neigen, dergestalt, daß das rothe Ende fest steht und gleichsam die Achse ist, worum sich das Bild herumdreht; wodurch aber weiter nichts ausgesprochen wird, als was wir schon wissen.

154.

VII b. Aber eine Vermannichfaltigung des Versuches ist demungeachtet noch angenehm. Man stelle die beiden verticalen Prismen dergestalt, daß die Bilder übereinanderfallen, jedoch im umgekehrten Sinne, so daß das gelbrothe des einen auf das violette des andern, und umgekehrt, falle; man betrachte nun durch das horizontale Prisma diese beiden fürs nackte Auge sich deckenden Bilder,

Den Tanz mit Rechts und Links, ſie kann ihn ganz allein,
Wie ſich's gehört; ich hofft' auf ſie, nun fällt's ihr ein,
Zu Hauſ' zu bleiben! Komm, ich mag ihr nichts mehr ſagen.

Egle.

Den Tanz verſäumſt du! Ja, du biſt wohl zu beklagen.
Er tanzt ſich ſchön. Leb wohl!

(Egle will Aminen küſſen. Amine fällt ihr um den Hals und weint.)

Amine.

Ich kann's nicht mehr ertragen.

Egle.

Du weinſt?

Amine.

So weint mein Herz, und ängſtlich drückt es mich.
Ich möchte! — Eridon, ich glaub', ich haſſe dich.

Egle.

Er hätt's verdient. Doch nein! Wer wird den Liebſten haſſen?
Du mußt ihn lieben, doch dich nicht beherrſchen laſſen.
Das ſagt' ich lange ſchon! Komm mit!

Lamon.

Zum Tanz, zum Feſt!

Amine.

Und Eridon?

Egle.

Geh' nur! ich bleib'. Gib Acht, er läßt
Sich fangen, und geht mit. Sag', würde dich's nicht freuen?

Amine.

Unendlich!

Lamon.

Nun ſo komm! Hörſt du dort die Schalmeyen?
Die ſchöne Melodie?

(Er faßt Aminen bey der Hand, ſingt und tanzt.)

und ſie werden ſich für das bewaffnete nunmehr kreuzweiſe übereinander neigen, weil jedes in ſeinem Sinn diagonal bewegt wird. Auch dieſes iſt eigentlich nur ein curioſer Verſuch, denn es bleibt unter einer wenig verſchiedenen Bedingung immer daſſelbe, was wir gewahr werden. Mit den folgenden beiden verhalt es ſich eben ſo.

155.

VII c. Man laſſe auf jenen weißen Papierſtreifen (148.) den rothen und violetten Theil der beiden prismatiſchen farbigen Bilder aufeinander fallen; ſie werden ſich vermiſchen und eine Purpurfarbe hervorbringen. Nimmt man nunmehr ein Prisma vor die Augen, betrachtet dieſen Streifen, ſo wird das Violette ſich von dem Gelbrothen ablöſen, herunter ſteigen, die Purpurfarbe verſchwinden, das Gelbrothe aber ſtehen zu bleiben ſcheinen. Es iſt dieſes daſſelbige, was wir oben (149.) nebeneinander geſehen haben, und für uns kein Beweis für die diverſe Refraction, ſondern nur für die Determinabilität des Farbenbildes.

156.

VII d. Man ſtelle zwei kleine runde Papierſcheiben in geringer Entfernung neben einander, und werfe den gelbrothen Theil des Spectrums durch ein Prisma auf die eine Scheibe, den blaurothen auf die andre, der Grund dahinter ſey dunkel. Dieſe ſo erleuchteten Scheiben betrachte man durch ein Prisma, welches man dergeſtalt

hält, daß die Refraction ſich gegen den rothen Cirkel bewegt; je weiter man ſich entfernt, je näher rückt das Violette zum Rothen hin, trifft endlich mit ihm zuſammen, und geht ſogar darüber hinaus. Auch dieſes Phänomen wird jemand, der mit dem bisher beſchriebenen Apparat umzugehen weiß, leicht hervorbringen und abzuleiten verſtehen.

Alle dieſe dem ſiebenten Verſuche angehängten Verſuche ſind, ſo wie der ſiebente ſelbſt, nur Variationen jenes ob- und ſubjectiven Hauptverſuches (S. 350—356). Denn es iſt ganz einerlei, ob ich das objectiv an die Wand geworfene prismatiſche Bild, im Ganzen oder theilweiſe, in ſich ſelbſt zuſammenziehe, oder ob ich ihm einen Bückling in der Diagonale abzwinge. Es iſt ganz einerlei, ob ich dieß mit einem oder mit mehreren prismatiſchen objectiven Bildern thue, ob ich es mit den ganzen Bildern, oder mit den Theilen vornehme, ob ich ſie nebeneinander, übereinander, verſchränkt oder ſich theilweiſe deckend, richte und ſchiebe: immer bleibt das Phänomen eins und daſſelbe und ſpricht nichts weiter aus, als daß ich das in einem Sinn, z. B. aufwärts, hervorgebrachte objective Bild, durch ſubjective, im entgegengeſetzten Sinn, z. B. herabwärts angewendete Refraction, zuſammenziehen, aufheben und im Gegenſatze färben kann.

157.

Man ſieht alſo hieraus, wie ſich eigentlich die Theile des objectiv entſtandenen Farbenbildes zu

subjectiven Versuchen keineswegs gebrauchen lassen, weil in solchem Falle, sowohl die ganzen Erscheinungen als die Theile derselben verändert werden, und nicht einen Augenblick dieselbigen bleiben. Was bei solchen Versuchen für eine Complication obwalte, wollen wir durch ein Beispiel anzeigen, und etwas oben geäußertes dadurch weiter ausführen und völlig deutlich machen.

158.

Wenn man jenen Papierstreifen in der dunklen Kammer mit dem rothen Theile des Bildes erleuchtet, und ihn alsdann durch ein zweites Prisma in ziemlicher Nähe betrachtet; so verläßt die Farbe das Papier nicht, vielmehr wird sie an dem obern Rande sehr viel lebhafter. Woher entspringt aber diese lebhaftere Farbe? Bloß daher, weil der Streifen nunmehr als ein helles rothes Bild wirkt, welches durch die subjective Brechung oben einen gleichnamigen Rand gewinnt, und also erhöht an Farbe erscheint. Ganz anders verhält sich's, wenn der Streifen mit dem violetten Theile des Bildes erleuchtet wird. Durch die subjective Wirkung zieht sich zwar die violette Farbe von dem Streifen weg (143. 149.), aber die Hellung bleibt ihm einigermaßen. Dadurch erscheint er in der dunklen Kammer, wie ein weißer Streif auf schwarzem Grunde und färbt sich nach dem bekannten Gesetz, indessen das herabgesunkene violette Schemen dem Auge gleichfalls ganz deutlich vorschwebt. Hier ist

die Natur abermals durchaus consequent, und wer unsern didaktischen und polemischen Darstellungen gefolgt ist, wird hieran nicht wenig Vergnügen finden. Ein gleiches bemerkt man bei dem Versuche VII4.

159.

Eben so verhält es sich in dem oben beschriebenen Falle (144.), da wir die einzelnen übereinander erscheinenden farbigen Bilder subjectiv herabziehen. Die farbigen Schemen sind es nur, die den Platz verlassen, aber die Hellung, die sie auf der weißen Tafel erregt haben, kann nicht aufgehoben werden. Diese farblosen hellen zurückbleibenden Bilder werden nunmehr nach den bekannten subjectiven Gesetzen gefärbt und bringen dem, der mit dieser Erscheinung nicht bekannt ist, eine ganz besondere Confusion in das Phänomen.

160.

Auf das vorhergehende, vorzüglich aber auf unsern hundert und fünfunddreißigsten Paragraph, bezieht sich ein Versuch, den wir nachbringen. Man habe im Fensterladen, horizontal nahe neben einander, zwei kleine runde Oeffnungen. Vor die eine schiebe man ein blaues, vor die andere ein gelbrothes Glas, wodurch die Sonne hereinscheint. Man hat also hier wie dort (135.) zwei verschiedenfarbige Bilder neben einander. Nun fasse man sie mit einem Prisma auf und werfe sie auf eine weiße Tafel. Hier werden sie nicht ungleich in

die Höhe gerückt, ſondern ſie bleiben unten auf Einer Linie; aber genau beſehen ſind es zwei prismatiſche Bilder, welche unter dem Einfluß der verſchiedenen farbigen Gläſer ſtehen, und alſo inſofern verändert ſind, wie es nach der Lehre der ſcheinbaren Miſchung und Mittheilung nothwendig iſt.

161.

Das eine durch das gelbe Glas fallende Spectrum hat ſeinen obern violetten Schweif faſt gänzlich eingebüßt; der untere gelbrothe Saum hingegen erſcheint mit verdoppelter Lebhaftigkeit; das Gelbe der Mitte erhöht ſich auch zu einem Gelbrothen und der obere blaue Saum wird in einen grünlichen verwandelt. Dagegen behält jenes durch das blaue Glas gehende Spectrum ſeinen violetten Schweif völlig bei; das Blaue iſt deutlich und lebhaft; das Grüne zieht ſich herunter, und ſtatt des Gelbrothen erſcheint eine Art Purpur.

162.

Stellt man die gedachten beiden Verſuche entweder neben einander, oder doch unmittelbar nach einander an; ſo überzeugt man ſich, wie unrecht Newton gehandelt habe, mit den beweglichen phyſiſchen Farben und den fixirten chemiſchen ohne Unterſchied zu operiren, da ſie doch ihrer verſchiedenen Natur nach ganz verſchiedene Reſultate hervorbringen müſſen, wie wir wohl hier nicht weiter auseinander zu ſetzen brauchen.

163.

Auch jenen objectiv-subjectiven Verſuch (S. 350–354.) mit den eben gedachten beiden verſchiedenen prismatiſchen Farbenbildern vorzunehmen, wird belehrend ſeyn. Man nehme wie dort das Prisma vor die Augen, betrachte die Spectra erſt nahe, dann entferne man ſich von ihnen nach und nach; ſie werden ſich beide, beſonders das blaue, von oben herein zuſammenziehen, das eine endlich ganz gelbroth, das andere ganz blau erſcheinen, und indem man ſich weiter entfernt, umgekehrt gefarbt werden.

164.

So möchte denn auch hier der Platz ſeyn, jener Vorrichtung abermals zu gedenken, welche wir ſchon früher (S. 284.) beſchrieben haben. In einer Pappe ſind mehrere Quadrate farbigen Glaſes angebracht; man erhellet ſie durch das Sonnen-, auch nur durch das Tageslicht, und wir wollen hier genau anzeigen, was geſehen wird, wenn man an ihnen den ſubjectiven Verſuch macht, indem man ſie durch das Prisma betrachtet. Wir thun es um ſo mehr, als dieſe Vorrichtung künftig bei ſubjectiver Verrückung farbiger Bilder den erſten Platz einnehmen, und mit einiger Veränderung und Zuſätzen, beinahe allen übrigen Apparat entbehrlich machen wird.

165.

Zuvörderſt meſſe man jene Quadrate, welche aus der Pappe herausgeſchnitten werden ſollen, ſehr genau ab und überzeuge ſich, daß ſie von einerlei

Größe ſind. Man bringe alsdann die farbigen Gläſer dahinter, ſtelle ſie gegen den grauen Himmel und betrachte ſie mit bloßem Auge. Das gelbe Quadrat als das helliſte wird am größten erſcheinen. (E. 16.) Das grüne und blaue wird ihm nicht viel nachgeben, hingegen das gelbrothe und violette als die dunkelſten werden ſehr viel kleiner erſcheinen. Dieſe phyſiologiſche Wirkung der Farben, inſofern ſie heller oder dunkler ſind, nur beiläufig zu Ehren der großen Conſequenz natürlicher Erſcheinungen.

166.

Man nehme ſodann ein Prisma vor die Augen und betrachte dieſe nebeneinander geſtellten Bilder. Da ſie ſpecificirt und chemiſch fixirt ſind, ſo werden ſie nicht, wie jene des Spectrums, verändert oder gar aufgehoben; ſondern ſie verharren in ihrer Natur und nur die begünſtigende oder verkümmernde Wirkung der Ränder findet ſtatt.

167.

Obgleich jeder dieſe leichte Vorrichtung ſich ſelbſt anſchaffen wird, ob wir ſchon dieſer Phänomene öfters gedacht haben; ſo beſchreiben wir ſie doch wegen eines beſondern Umſtands hier kürzlich, aber genau. Am gelben Bilde ſieht man deutlich den obern hochrothen Rand, der gelbe Saum verliert ſich in der gelben Fläche; am untern Rande entſteht ein Grün, doch ſieht man das Blaue ſo wie ein mäßig herausſtrebendes Violett ganz deutlich. Beim Grünen iſt alles ungefähr daſſelbige, nur

matter, gedämpfter, weniger Gelb, mehr Blau. Am Blauen erſcheint der rothe Rand bräunlich und ſtark abgeſetzt, der gelbe Saum macht eine Art von ſchmutzigem Grün, der blaue Rand iſt ſehr begünſtigt und erſcheint faſt in der Größe des Bildes ſelbſt. Er endigt in einen lebhaften violetten Saum. Dieſe drei Bilder, gelb, grün und blau, ſcheinen ſich ſtufenweiſe herabzuſenken und einem Unaufmerkſamen die Lehre der diverſen Refrangibilität zu begünſtigen. Nun tritt aber die merkwürdige Erſcheinung des Violetten ein, welche wir ſchon oben (45) angedeutet haben. Verhältnißmäßig zum Violetten iſt der gelbrothe Rand nicht widerſprechend: denn Gelbroth und Blauroth bringen bei apparenten Farben Purpur hervor. Weil nun hier die Farbe des durchſcheinenden Glaſes auch auf einem hohen Grade von Reinheit ſteht, ſo verbindet ſie ſich mit dem an ihr entſpringenden gelbrothen Rand, es entſteht eine Art von bräunlichem Purpur und das Violette bleibt mit ſeiner obern Gränze unverrückt, indeß der untere violette Saum ſehr weit und lebhaft herabwärts ſtrebt. Daß ferner das gelbrothe Bild an der obern Gränze begünſtigt wird und alſo auf der Linie bleibt, verſteht ſich von ſelbſt, ſo wie daß an der untern, wegen des Widerſpruchs kein Blau und alſo auch kein daraus entſpringendes Violett entſtehen kann, ſondern vielmehr etwas ſchmutziges daſelbſt zu ſehen iſt.

168.

Will man dieſe Verſuche noch mehr vermannichfaltigen, ſo nehme man farbige Fenſterſcheiben und klebe Bilder von Pappe auf dieſelben. Man ſtelle ſie gegen die Sonne, ſo daß dieſe Bilder dunkel auf farbigem Grund erſcheinen; und man wird die umgekehrten Ränder, Säume und ihre Vermiſchung mit der Farbe des Glaſes abermals gewahr werden. Ja, man mag die Vorrichtung vermannichfaltigen ſo viel man will, ſo wird das Falſche jenes erſten Newtoniſchen Verſuchs und aller der übrigen, die ſich auf ihn beziehen, dem Freunde des Wahren, Geraden und Folgerechten immer deutlicher werden.

Achter Verſuch.

169.

Der Verfaſſer läßt das prismatiſche Bild auf ein gedrucktes Blatt fallen, und wirft ſodann durch die Linſe des zweiten Experiments dieſe farbig erleuchtete Schrift auf eine weiße Tafel. Hier will er denn auch, wie dort, die Buchſtaben im blauen und violetten Licht näher an der Linſe, die im rothen aber weiter von der Linſe, deutlich geſehen haben. Der Schluß, den er daraus zieht, iſt uns ſchon bekannt, und wie es mit dem Verſuche, welcher nur der zweite, jedoch mit apparenten Farben, wiederholt iſt, beſchaffen ſeyn mag,

kann sich jeder im Allgemeinen vorstellen, dem jene Ausführung gegenwärtig geblieben. Allein es treten noch besondere Umstände hinzu, die es räthlich machen, auch den gegenwärtigen Versuch genau durchzugehen, und zwar dabei in der Ordnung zu verfahren, welche wir bei jenem zweiten der Sache gemäß gefunden; damit man völlig einsehe, inwiefern diese beiden Versuche parallel gehen, und in wiefern sie von einander abweichen.

170.

1) Das Vorbild (34—37). In dem gegenwärtigen Falle stehen die Lettern der Druckschrift anstatt jener schwarzen Faden; und nicht einmal so vortheilhaft: denn sie sind von den apparenten Farben mehr oder weniger überlasirt. Aber der von Newton hier wie dort vernachlässigte Hauptpunkt ist dieser: daß die verschiedenen Farben des Spectrums an Hellung ungleich sind. Denn das prismatische Sonnenbild zerfällt in zwei Theile, in eine Tag- und Nachtseite. Gelb und Gelbroth stehen auf der ersten, Blau und Blauroth auf der zweiten. Die unterliegende Druckschrift ist in der gelben Farbe am deutlichsten; im Gelbrothen weniger: denn dieses ist schon gedrängter und dunkler. Blauroth ist durchsichtig, verdünnt, aber beleuchtet wenig. Blau ist gedrängter, dichter, macht die Buchstaben trüber; oder vielmehr seine Trübe verwandelt die Schwärze der Buchstaben in ein schönes Blau, deßwegen sie vom Grunde we-

Egle (singt).

Und wenn euch der Liebste mit Eifersucht plagt,
Sich über ein Nicken, ein Lächeln beklagt,
Mit Falschheit euch necket, von Wankelmuth spricht;
Dann singet und tanzet, da hört ihr ihn nicht.

(Lamon zieht im Tanz Aminen mit sich fort.)

Amine (im Abgehen).

O bring' ihn ja mit dir!

Achter Auftritt.

Egle, hernach Eridon mit einer Flöte und Liedern.

Egle.

Schon gut! Wir wollen sehn! Schon lange wünscht' ich mir
Gelegenheit und Glück, den Schäfer zu bekehren.
Heut' wird mein Wunsch erfüllt; wart' nur, ich will dich lehren!
Dir zeigen, wer du bist; und wenn du dann sie plagst! —
Er kommt! Hör', Eridon!

Eridon.

Wo ist sie?

Egle.

Wie! du fragst?
Mit meinem Lamon dort, wo die Schalmeyen blasen.

Eridon

(wirft die Flöte auf die Erde, und zerreißt die Lieder).

Verfluchte Untreu!

Egle.

Rasest du?

niger abſtechen. Und ſo erſcheint, nach Maaßgabe ſo verſchiedener Wirkungen, dieſe farbig beleuchtete Schrift, dieſes Vorbild, an verſchiedenen Stellen verſchieden deutlich.

171.

Außer dieſen Mängeln des hervorgebrachten Bildes iſt die Newtoniſche Vorrichtung in mehr als einem Sinne unbequem. Wir haben daher eine neue erſonnen, die in folgendem beſteht. Wir nehmen einen Rahmen, der zu unſerm Geſtelle (69) paßt, überziehen denſelben mit Seidenpapier, worauf wir mit ſtarker Tuſche verſchiedene Züge, Punkte und dergl. kalligraphiſch anbringen, und ſodann den Grund mit feinem Oel durchſichtig machen. Dieſe Tafel kommt völlig an die Stelle des Vorbildes zum zweiten Verſuche. Das prismatiſche Bild wird von hinten darauf geworfen, die Linſe iſt nach dem Zimmer zu gerichtet und in gehöriger Entfernung ſteht die zweite Tafel, worauf die Abbildung geſchehen ſoll. Eine ſolche Vorrichtung hat große Bequemlichkeiten, indem ſie dieſen Verſuch dem zweiten gleichgeſtellt; auch ſogar darin, daß die Schattenſtriche rein ſchwarz daſtehen und nicht von den prismatiſchen Farben überlaſirt ſind.

172.

Hier drängt ſich uns abermals auf, daß durchaus das experimentirende Verfahren Newton's deßhalb tadelhaft iſt, weil er ſeinen Apparat mit auf-

fallender Ungleichheit einmal zufällig ergreift, wie ihm irgend etwas zur Hand kommt, dann aber mit Complication und Ueberkünſtelung nicht fertig werden kann.

173.

Ferner iſt hier zu bemerken, daß Newton ſein Vorbild behandelt als wär' es unveränderlich, wie das Vorbild des zweiten Verſuchs, da es doch wandelbar iſt. Natürlicher Weiſe läßt ſich das hier auf der Rückſeite des durchſichtigen Papiers erſcheinende Bild, durch ein entgegengeſetztes Prisma angeſehen, auf den Nullpunkt reduciren und ſodann völlig umkehren. Wie ſich durch Linſen das prismatiſche Bild verändern läßt, erfahren wir künftig, und wir halten uns um ſo weniger bei dieſer Betrachtung auf, als wir zum Zwecke des gegenwärtigen Verſuchs dieſes Bild einſtweilen als ein fixes annehmen dürfen.

174.

2) Die Beleuchtung (57). Die apparenten Farben bringen ihr Licht mit; ſie haben es in und hinter ſich. Aber doch ſind die verſchiedenen Stellen des Bildes, nach der Natur der Farben, mehr oder weniger beleuchtet, und daher jenes Bild der überfarbten Druckſchrift höchſt ungleich und mangelhaft. Ueberhaupt gehört dieſer Verſuch, ſo wie der zweite, ins Fach der Camera obſcura. Man weiß, daß alle Gegenſtände, welche ſich in der dunklen Kammer abbilden ſollen, höchſt erleuchtet

seyn müssen. Bei der Newtonischen, so wie bei unsrer Vorrichtung aber, ist es keine Beleuchtung des Gegenstandes, der Buchstaben oder der Züge, sondern eine Beschattung derselben und zwar eine ungleiche; deßhalb auch Buchstaben und Züge als ganze Schatten in helleren oder dunkleren Halbschatten und Halblichtern sich ungleich darstellen müssen. Doch hat auch in diesem Betracht die neuere Vorrichtung große Vorzüge, wovon man sich leicht überzeugen kann.

175.

3) Die Linse (58—69). Wir bedienen uns eben derselben, womit wir den zweiten Versuch anstellten, wie überhaupt des ganzen dort beschriebenen Apparates.

176.

4) Das Abbild (70—76). Da nach der Newtonischen Weise schon das Vorbild sehr ungleich und undeutlich ist, wie kann ein deutliches Abbild entstehen? Auch legt Newton, unsern angegebenen Bestimmungen gemäß, ein Bekenntniß ab, wodurch er, wie öfters geschieht, das Resultat seines Versuches wieder aufhebt. Denn ob er gleich zu Anfang versichert, er habe sein Experiment im Sommer bei dem hellsten Sonnenschein angestellt, so kommt er doch zuletzt mit einer Nachklage und Entschuldigung, damit man sich nicht wundern möge, wenn die Wiederholung des Versuchs nicht sonderlich gelänge. Wir hören ihn selbst:

177.

Das gefärbte Licht des Prisma's war aber doch noch sehr zusammengesetzt, weil die Kreise, die ich in der zweiten Figur des fünften Experiments beschrieben habe, sich in einander schoben, und auch das Licht von glänzenden Wolken, zunächst bei der Sonne, sich mit diesen Farben vermischte; ferner weil das Licht durch die Ungleichheiten in der Politur des Prisma's unregelmäßig zersplittert wurde. Um aller dieser Nebenumstände willen war das farbige Licht, wie ich sagte, noch so mannichfaltig zusammengesetzt, daß der Schein von jenen schwachen und dunklen Farben, dem Blauen und Violetten, der auf das Papier fiel, nicht so viel Deutlichkeit gewährte, um eine gute Beobachtung zuzulassen.

178.

Das Unheil solcher Reservationen und Restrictionen geht durch das ganze Werk. Erst versichert der Verfasser: er habe bei seinen Vorrichtungen die größte Vorsicht gebraucht, die heißen Tage abgewartet, die Kammer hermetisch verfinstert, die vortrefflichsten Prismen ausgewählt; und dann will er sich hinter Zufälligkeiten flüchten, daß Wolken vor der Sonne gestanden, daß durch eine schlechte

Politur das Prisma unsicher geworden sey. Der homogenen nie zu homogenisirenden Lichter nicht zu gedenken, welche sich einander verwirren, verunreinigen, in einander greifen, sich stören und niemals das sind noch werden können, was sie seyn sollen. Mehr als einmal muß uns daher jener berühmte theatralische Hetmann der Cosacken einfallen, welcher sich ganz zum Newtonianer geschickt hatte. Denn ihn würde es vortrefflich kleiden, mit großer Behaglichkeit auszurufen: wenn ich Cirkel sage, so mein' ich eben, was nicht rund ist; sage ich gleichartig, so heißt das immer noch zusammengesetzt; und sag' ich Weiß, so kann es fürwahr nichts anders heißen als schmutzig.

179.

Betrachten wir nunmehr die Erscheinung nach unserer Anstalt, so finden wir die schwarzen Züge deutlicher oder undeutlicher, nicht in Bezug auf die Farben, sondern aufs Hellere oder Dunklere derselben; und zwar sind die Stufen der Deutlichkeit folgende: Gelb, Grün, Blau, Gelbroth und Blauroth; da denn die beiden letztern, je mehr sie sich dem Rande, dem Dunklen nähern, die Züge immer undeutlicher darstellen.

180.

Ferner ist hierbei ein gewisser Bildpunkt offenbar, in welchem, so wie auf der Fläche, die ihn parallel mit der Linse durchschneidet, die sämmtlichen Abbildungen am deutlichsten erschei-

nen. Indeſſen kann man die Linſe von dem Vorbilde ab- und zu dem Vorbilde zurücken, ſo daß der Unterſchied beinahe einen Fuß beträgt, ohne daß das Abbild merklicher undeutlich werde.

181.

Innerhalb dieſes Raumes hat Newton operirt; und nichts iſt natürlicher, als daß die von den helleren prismatiſchen Farben erleuchteten Züge, auch da ſchon oder noch ſichtbar ſind, wenn die von den dunkleren Farben erleuchteten, oder vielmehr beſchatteten Züge verſchwinden. Daß aber, wie Newton behauptet, die von den Farben der Tagſeite beleuchteten Buchſtaben alsdann undeutlich werden, wenn die von der Nachtſeite her beſchienenen deutlich zu ſehen ſind, iſt ein für allemal nicht wahr, ſo wenig wie beim zweiten Experimente, und alles, was Newton daher behaupten will, fällt zuſammen.

182.

5) Die Folgerung. Gegen dieſe bleibt uns, nach allem dem was bisher ausgeführt und dargethan worden, weiter nichts zu wirken übrig.

183.

Ehe wir aber uns aus der Gegend dieſer Verſuche entfernen, ſo wollen wir noch einiger andern erwähnen, die wir bei dieſer Gelegenheit anzuſtellen veranlaßt worden. Das zweite Experiment ſo energiſch als möglich darzuſtellen, brachten wir verſchiedenfarbige von hinten wohl erleuchtete Schei-

den an die Stelle des Vorbildes, und fanden, was voraus zu ſehen war, daß ſich die durch ausgeſchnittene Pappe oder ſonſt auf denſelben abzeichnenden dunklen Bilder auch nur nach der verſchiedenen Helle oder Dunkelheit des Grundes mehr oder weniger auszeichneten. Dieſer Verſuch führte uns auf den Gedanken, gemalte Fenſterſcheiben an die Stelle des Vorbildes zu ſetzen, und alles fand ſich einmal wie das andremal.

184.

Hievon war der Uebergang zur Zauberlaterne ganz natürlich, deren Erſcheinungen mit dem zweiten und achten Verſuche Newtons im Weſentlichen zuſammentreffen; überall ſpricht ſich die Wahrheit der Natur und unſerer naturgemäßen Darſtellung, ſo wie das Falſche der Newtoniſchen verkünſtelten Vorſtellungsart, energiſch aus.

185.

Nicht weniger ergriffen wir die Gelegenheit in einer portativen Camera obſcura an einem Feſttage, bei dem hellſten Sonnenſchein, die buntgeputzten Leute auf dem Spaziergange anzuſehen. Alle nebeneinander ſich befindenden variirenden Kleider waren deutlich, ſobald die Perſonen in den Bildpunkt oder in ſeine Region kamen; alle Muſter zeigten ſich genau, es mochte bloß Hell und Dunkel, oder beides mit Farbe, oder Farbe mit Farbe wechſeln. Wir können alſo hier abermals kühn wiederholen, daß alles natürliche und künſtliche Sehen unmöglich

wäre, wenn die Newtonische Lehre wahr seyn sollte.

186.

Der Hauptirrthum, dessen Beweis man durch den achten so wie durch die zwei ersten Versuche erzwingen will, ist der: daß man farbigen Flächen, Farben wenn sie als Massen im Malersinne erscheinen und wirken, eine Eigenschaft zuschreiben möchte, vermöge welcher sie, nach der Refraction, früher oder später in irgend einem Bildpunkt anlangen; da es doch keinen Bildpunkt ohne Bild giebt, und die Aberration, die bei Verrückung des Bildes durch Brechung sich zeigt, bloß an den Rändern vorgeht, die Mitte des Bildes hingegen nur in einem äußersten Falle afficirt wird. Die diverse Refrangibilität ist also ein Mährchen. Wahr aber ist, daß Refraction auf ein Bild nicht rein wirkt, sondern ein Doppelbild hervorbringt, dessen Eigenschaft wir in unserm Entwurf genugsam klar gemacht haben.

Recapitulation

der acht ersten Versuche.

187.

Da wir nunmehr auf einen Punkt unserer polemischen Wanderung gekommen sind, wo es vortheilhaft seyn möchte, still zu stehen, und sich um-

zuſchauen nach dem Weg, welchen wir zurückgelegt haben, ſo wollen wir das Bisherige zuſammenfaſſen und mit wenigen Worten die Reſultate darſtellen.

188.

Newtons bekannte, von andern und uns bis zum Ueberdruß wiederholte Lehre ſoll durch jene acht Verſuche bewieſen ſeyn. Und gewiß, was zu thun war, hat er gethan: denn im Folgenden findet ſich wenig Neues; vielmehr ſucht er nur von andern Seiten her ſeine Argumente zu bekräftigen. Er vermannichfaltigt die Experimente und nöthigt ihnen immer neue Bedingungen auf. Aus dem ſchon Abgehandelten zieht er Folgerungen, ja er geht polemiſch gegen Andersgeſinnte zu Werke. Doch immer dreht er ſich nur in einem engen Kreiſe und ſtellt ſeinen kümmerlichen Hausrath bald ſo, bald ſo zurechte. Kennen wir den Werth der hinter uns liegenden acht Experimente, ſo iſt uns in dem Folgenden weniges mehr fremd. Daher kommt es auch, daß die Ueberlieferung der Newtoniſchen Lehre in den Compendien unſerer Experimentalphyſik ſo lakoniſch vorgetragen werden konnte. Mehrgedachte Verſuche geben wir nun einzeln durch.

189.

In dem dritten Verſuche wird das Hauptphänomen, das prismatiſche Spectrum, unrichtig als Scala dargeſtellt, da es urſprünglich aus einem

Entgegengeſetzten, das ſich erſt ſpäter vereinigt, beſteht. Der vierte Verſuch zeigt uns eben dieſe Erſcheinung ſubjectiv, ohne daß wir mit ihrer Natur tiefer bekannt würden. Im fünften neigt ſich gedachtes Bild durch wiederholte Refraction etwas verlängert zur Seite. Woher dieſe Neigung in der Diagonale ſo wie die Verlängerung ſich herſchreibe, wird von uns umſtändlich dargethan.

190.

Der ſechſte Verſuch iſt das ſogenannte Experimentum Crucis, und hier iſt wohl der Ort anzuzeigen, was eigentlich durch dieſen Ausdruck gemeint ſey. Crux bedeutet hier einen in Kreuzesform an der Landſtraße ſtehenden Wegweiſer, und dieſer Verſuch ſoll alſo für einen ſolchen gelten, der uns vor allem Irrthum bewahrt und unmittelbar auf das Ziel hindeutet. Wie es mit ihm beſchaffen, wiſſen diejenigen, die unſerer Ausführung gefolgt ſind. Eigentlich gerathen wir dadurch ganz ins Stecken und werden um nichts weiter gebracht, nicht einmal weiter gewieſen. Denn im Grunde iſt es nur ein idem per idem. Refrangirt man das ganze prismatiſche Bild in derſelben Richtung zum zweitenmal, ſo verlängert es ſich, wobei aber die verſchiedenen Farben ihre vorigen Entfernungen nicht behalten. Was auf dieſe Weiſe am Ganzen geſchieht, geſchieht auch an den Theilen. Im Ganzen rückt das Violette viel weiter vor als das Rothe, und eben daſſelbe

Eridon.

Sollt' ich nicht rasen!
Da reißt die Heuchlerin mit lächelndem Gesicht
Die Kränze von dem Haupt, und sagt: Ich tanze nicht!
Verlangt' ich das? Und — O!
(Er stampft mit dem Fuße und wirft die zerrissenen Lieder weg.)

Egle (in einem gelezten Tone).

Erlaub' mir doch zu fragen:
Was hast du für ein Recht, den Tanz ihr zu versagen?
Willst du denn, daß ein Herz von deiner Liebe voll
Kein Glück, als nur das Glück um dich, empfinden soll?
Meinst du, es sey der Trieb nach jeder Lust gestillet,
Sobald die Zärtlichkeit das Herz des Mädchens füllet?
Genug ist's, daß sie dir die besten Stunden schenkt,
Mit dir am liebsten weilt, abwesend an dich denkt.
Drum ist es Thorheit, Freund, sie ewig zu betrüben;
Sie kann den Tanz, das Spiel, und doch dich immer lieben.

Eridon
(schlägt die Arme unter und sieht in die Höhe).

Ah!

Egle.

Sag' mir, glaubst du denn, daß dieses Liebe sey,
Wenn du sie bei dir hältst? Nein, das ist Sklaverey.
Du kommst: nun soll sie dich, nur dich beim Feste sehen;
Du gehst, nun soll sie gleich mit dir von dannen gehen;
Sie zaudert: alsobald verdüstert sich dein Blick;
Nun folgt sie dir, doch bleibt ihr Herz gar oft zurück.

Eridon.

Wohl immer!

Egle.

Hört man doch, wenn die Verbitt'rung redet.
Wo keine Freiheit ist, wird jede Lust getödtet.

thut das abgesonderte Violette. Dieß ist das Wort des Rathsels, auf dessen falsche Auflösung man sich bisher so viel zu gute gethan hat. In dem siebenten Versuche werden ähnliche subjective Wirkungen gezeigt und von uns auf ihre wahren Elemente zurückgeführt.

191.

Hatte sich nun der Verfasser bis dahin beschäftigt, die farbigen Lichter aus dem Sonnenlichte herauszuzwingen, so war schon früher eingeleitet, daß auch körperliche Farben eigentlich solche farbige Lichttheile von sich schicken. Hiezu war der erste Versuch bestimmt, der eine scheinbare Verschiedenheit in Verrückung bunter Quadrate auf dunklem Grund vors Auge brachte. Das wahre Verhältniß haben wir umständlich gezeigt, und gewiesen, daß hier nur die Wirkung der prismatischen Ränder und Säume an den Gränzen der Bilder die Ursache der Erscheinung sey.

192.

Im zweiten Versuche wurden auf gedachten bunten Flächen kleinere Bilder angebracht, welche, durch eine Linse auf eine weiße Tafel geworfen, ihre Umrisse früher oder später daselbst genauer bezeichnen sollten. Auch hier haben wir das wahre Verhältniß umständlich auseinander gesetzt, so wie bei dem achten Versuch, welcher, mit prismatischen Farben angestellt, dem zweiten zu Hülfe kommen und ihn außer Zweifel setzen sollte. Und

so glauben wir durchaus das Verfängliche und Falsche der Versuche, so wie die Richtigkeit der Folgerungen, enthüllt zu haben.

193.

Um zu diesem Zwecke zu gelangen, haben wir immerfort auf unsern Entwurf hingewiesen, wo die Phänomene in naturgemäßerer Ordnung aufgeführt sind. Ferner bemerkten wir genau, wo Newton etwas Unvorbereitetes einführt, um den Leser zu überraschen. Nicht weniger suchten wir zugleich die Versuche zu vereinfachen und zu vermannichfaltigen, damit man sie von der rechten Seite und von vielen Seiten sehen möge, um sie durchaus beurtheilen zu können. Was wir sonst noch gethan und geleistet, um zu unserm Endzweck zu gelangen, darüber wird uns der günstige Leser und Theilnehmer selbst das Zeugniß geben.

Dritte Propoſition. Drittes Theorem.

Das Licht der Sonne beſteht aus Strahlen, die verſchieden refleribel ſind, und die am meiſten refrangiblen Strahlen ſind auch die am meiſten refleriblen.

194.

Nachdem der Verfaſſer uns genugſam überzeugt zu haben glaubt, daß unſer weißes reines ein-

faches helles Licht aus verſchiedenen farbigen dunklen Lichtern insgeheim gemiſcht ſey, und dieſe innerlichen Theile durch Refraction hervorgenöthigt zu haben wähnt; ſo denke er nach, ob nicht auch noch auf andere Weiſe dieſe Operation glücken möchte, ob man nicht durch andere verwandte Bedingungen das Licht nöthigen könne, ſeinen Buſen aufzuſchließen.

195.

Der Refraction iſt die Reflexion nahe verwandt, ſo daß die erſte nicht ohne die letzte vorkommen kann. Warum ſollte Reflexion, die ſonſt ſo mächtig iſt, nicht auch dießmal auf das unſchuldige Licht ihre Gewalt ausüben? Wir haben eine diverſe Refrangibilität, es wäre doch ſchön, wenn wir auch eine diverſe Reflexibilität hätten. Und wer weiß, was ſich nicht noch alles fernerhin daran anſchließen läßt. Daß nun dem Verfaſſer der Beweis durch Verſuche, wozu er ſich nunmehr anſchickt, vor den Augen eines gewarnten Beobachters eben ſo wenig als ſeine bisherigen Beweiſe gelingen werde, läßt ſich voraus ſehen; und wir wollen von unſerer Seite zur Aufklärung dieſes Fehlgriffs das Möglichſte beitragen.

Neunter Verſuch.

196.

Wie der Verfaſſer hierbei zu Werke geht, erſuchen wir unſere Leſer in der Optik ſelbſt nachzuſehen: denn wir gedenken, anſtatt uns mit ihm einzulaſſen, anſtatt ihm zu folgen und ihn Schritt vor Schritt zu widerlegen, uns auf eigenem Wege um die wahre Darſtellung des Phänomens zu bemühen. Wir haben zu dieſem Zweck auf unſerer achten Tafel die einundzwanzigſte Figur der vierten Newtoniſchen Tafel zum Grunde gelegt, jedoch eine naturgemäßere Abbildung linearisch ausgedrückt, auch zu beſſerer Ableitung des Phänomens die Figur fünfmal nach ihren ſteigenden Verhältniſſen wiederholt, wodurch die in dem Verſuch vorgeſchriebene Bewegung gewiſſermaßen vor Augen gebracht, und was eigentlich vorgehe dem Beſchauenden offenbar wird. Uebrigens haben wir zur leichtern Ueberſicht des Ganzen die Buchſtaben der Newtoniſchen Tafeln beibehalten, ſo daß eine Vergleichung ſich bequem anſtellen läßt. Wir beziehen uns hierbei auf die Erläuterung unſerer Kupfertafeln, wo wir noch manches, über die Unzulänglichkeit und Verfänglichkeit der Newtoniſchen Figuren überhaupt, beizubringen gedenken.

197.

Man nehme nunmehr unſere achte Tafel vor ſich und betrachte die erſte Figur. Bei F trete das Sonnenbild in die finſtre Kammer, gehe durch

das rechtwinklichte Prisma ABC bis auf deſſen Baſe M, von da an gehe es weiter durch, werde gebrochen, gefarbt und male ſich, auf die uns bekannte Weiſe, auf einer unterliegenden Tafel als ein langliches Bild GH. Bei dieſer erſten Figur erfahren wir weiter nichts, als was uns ſchon lange bekannt iſt.

198.

In der zweiten Figur trete das Sonnenbild gleichfalls bei F in die dunkle Kammer, gehe in das rechtwinklichte Prisma ABC, und ſpiegle ſich auf deſſen Boden M dergeſtalt ab, daß es durch die Seite AC heraus nach einer unterliegenden Tafel gehe, und daſelbſt das runde und farbloſe Bild N aufwerfe. Dieſes runde Bild iſt zwar ein abgeleitetes, aber ein völlig unverandertes; es hat noch keine Determination zu irgend einer Farbe erlitten.

199.

Man laſſe nun, wie die dritte Figur zeigt, dieſes Bild N auf ein zweites Prisma VXY fallen, ſo wird es beim Durchgehen eben das leiſten, was ein originares oder von jedem Spiegel zurückgeworfenes Bild leiſtet; es wird nämlich, nach der uns genugſam bekannten Weiſe, auf der entgegengeſtellten Tafel das langliche gefarbte Bild p t abmalen.

200.

Man laſſe nun, nach unſrer vierten Figur, den

Apparat des erſten Prisma's durchaus wie bei den drei erſten Fällen, und faſſe mit einem zweiten Prisma VXV auf eine behutſame Weiſe nur den obern Rand des Bildes N auf, ſo wird ſich zuerſt auf der entgegengeſetzten Tafel der obere Rand p des Bildes p t blau und violett zeigen, dahingegen der untere t ſich erſt etwas ſpäter ſehen läßt, nur dann erſt, wenn man das ganze Bild N durch das Prisma VXV aufgefaßt hat. Daß man eben dieſen Verſuch mit einem directen oder von einem Planſpiegel abſpiegelten Sonnenbilde machen könne, verſteht ſich von ſelbſt.

201.

Der grobe Irrthum, den hier der Verfaſſer begeht, iſt der, daß er ſich und die Seinigen überredet, das bunte Bild GH der erſten Figur habe mit dem farbloſen Bilde N der zweiten, dritten und vierten Figur den innigſten Zuſammenhang, da doch auch nicht der mindeſte ſtattfindet. Denn wenn das bei der erſten Figur in M anlangende Sonnenbild durch die Seite BC hindurchgeht und nach der Refraction in GH gefärbt wird, ſo iſt dieſes ein ganz anderes Bild als jenes, das in der zweiten Figur von der Stelle M nach N zurückgeworfen wird und farblos bleibt, bis es, wie uns die dritte Figur überzeugt, in p t auf der Tafel, bloß als käme es von einem directen Lichte, durch das zweite Prisma gefärbt abgebildet wird.

202.

Bringt man nun, wie in der vierten Figur gezeichnet iſt, ein Prisma ſehr ſchief in einen Theil des Bildes (200), ſo geſchieht daſſelbe, was Newton durch eine langſame Drehung des erſten Prisma's um ſeine Achſe bewirkt: eine von den ſcheinbaren Feinheiten und Accurateſſen unſeres Experimentators.

203.

Denn wie wenig das Bild, das bei M durchgeht und auf der Tafel das Bild GH bildet, mit dem Bilde, das bei M zurückgeworfen und farblos bei N abgebildet wird, gemein habe, wird nun jedermann deutlich ſeyn. Allein noch auffallender iſt es, wenn man bei der fünften Figur den Gang der Linien verfolgt. Man wird alsdann ſehen, daß da, wo das Bild M nach der Refraction den gelben und gelbrothen Rand G erzeugt, das Bild N nach der Refraction den violetten p erzeuge; und umgekehrt, wo das Bild M den blauen und blaurothen Rand H erzeugt, das Bild N, wenn es die Refraction durchgegangen, den gelben und gelbrothen Rand t erzeuge: welches ganz natürlich iſt, da einmal das Sonnenbild F in dem erſten Prisma herunterwärts und das abgeleitete Bild M in N hinaufwärts gebrochen wird. Es iſt alſo nichts als die alte, uns bis zum Ueberdruß bekannte Regel, die ſich hier wiederholt und welche nur durch die Newtoniſchen Subtilitaten, Verworren-

heiten und falſchen Darſtellungen dem Beobachter und Denker aus den Augen gerückt wird. Denn die Newtoniſche Darſtellung auf ſeiner vierten Tafel, Figur 21 giebt bloß das Bild mit einer einfachen Linie an, weil der Verfaſſer, wie es ihm beliebt, bald vom Sonnenbild, bald vom Licht, bald vom Strahle redet; und gerade im gegenwärtigen Falle iſt es höchſt bedeutend, wie wir oben bei der vierten Figur unſerer achten Tafel gezeigt haben, die Erſcheinung als Bild, als einen gewiſſen Raum einnehmend, zu betrachen. Es würde leicht ſeyn, eine gewiſſe Vorrichtung zu machen, wo alles das Erforderliche auf einem Geſtelle fixirt beiſammen ſtünde; welches nöthig iſt, damit man durch eine ſachte Wendung das Phänomen hervorbringen, und das Verfängliche und Unzulängliche des Newtoniſchen Verſuchs dem Freunde der Wahrheit vor Augen ſtellen könne.

Zehnter Verſuch.

204.

Auch hier wäre es noth, daß man einige Figuren und mehrere Blätter Widerlegung einem Verſuch widmete, der mit dem vorigen in genauem Zuſammenhang ſteht. Aber es wird nun Zeit, daß wir dem Leſer ſelbſt etwas zutrauen, daß wir ihm die Freude gönnen, jene Verworrenheiten ſelbſt zu entwickeln. Wir übergeben ihm daher New-

tons Text und die daſelbſt angeführte Figur. Er wird eine umſtändliche Darſtellung, eine Illuſtration, ein Scholion finden, welche zuſammen weiter nichts leiſten, als daß ſie den neunten Verſuch mit mehr Bedingungen und Umſtändlichkeiten belaſten, den Hauptpunkt unfaßlicher machen, keineswegs aber einen beſſern Beweis gründen.

205.

Dasjenige worauf hierbei alles ankommt, haben wir ſchon umſtändlich herausgeſetzt (201), und wir dürfen alſo hier dem Beobachter, dem Beurtheiler nur kürzlich zur Pflicht machen, daran feſtzuhalten, daß die beiden prismatiſchen Bilder, wovon das eine nach der Spiegelung, das andere nach dem Durchgang durch das Mittel hervorgebracht wird, in keiner Verbindung, in keinem Verhältniß zuſammen ſtehen, jedes vielmehr für ſich betrachtet werden muß, jedes für ſich entſpringt, jedes für ſich aufgehoben wird; ſo daß alle Beziehung unter einander, von welcher uns Newton ſo gern überreden möchte, als ein leerer Wahn, als ein beliebiges Mährchen anzuſehen iſt.

Newtons Recapitulation
der zehn erſten Verſuche.

206.

Wenn wir es von unſerer Seite für nöthig und vortheilhaft hielten, nach den acht erſten Ver-

ſuchen eine Ueberſicht derſelben zu veranlaſſen, ſo thut Newton daſſelbige auf ſeine Weiſe, nach dem zehnten; und indem wir ihn hier zu beobachten alle Urſache haben, finden wir uns in dem Falle, unſern Widerſpruch abermals zu articuliren. In einem höchſt verwickelten Perioden drängt er das nicht Zuſammengehörende neben und übereinander dergeſtalt, daß man nur mit innerſter Kenntniß ſeines bisherigen Verfahrens und mit genaueſter Aufmerkſamkeit dieſer Schlinge entgehen kann, die er hier, nachdem er ſie lange zurecht gelegt, endlich zuſammenzieht. Wir erſuchen daher unſere Leſer dasjenige nochmals mit Geduld in anderer Verbindung anzuhören, was ſchon öfter vorgetragen worden: denn es iſt kein ander Mittel, ſeinen bis zum Ueberdruß wiederholten Irrthum zu vertilgen, als daß man das Wahre gleichfalls bis zum Ueberdruß wiederhole.

207.

Findet man nun bei allen dieſen mannichfaltigen Experimenten, man mache den Verſuch mit reflectirtem Licht, und zwar ſowohl mit ſolchem, das von natürlichen Körpern (Exper. 1. 2), als auch mit ſolchem, das von ſpiegelnden (Exp. 9) zurückſtrahlt;

208.

Hier bringt Newton unter der Rubrik des

Wir sind nun so. Ein Kind ist zum Gesang geneigt;
Man sagt ihm, sing' mir doch! Es wird bestürzt und schweigt.
Wenn du ihr Freiheit läss'st, so wird sie dich nicht lassen;
Doch, machst du's ihr zu arg, gib Acht, sie wird dich hassen.

Eridon.

Mich hassen!

Egle.

Nach Verdienst. Ergreife diese Zeit,
Und schaffe dir das Glück der ächten Zärtlichkeit!
Denn nur ein zärtlich Herz, von eigner Gluth getrieben,
Das kann beständig seyn, das nur kann wirklich lieben.
Bekenne, weißt du denn, ob dir der Vogel treu,
Den du im Käfig hältst?

Eridon.

Nein!

Egle.

Aber wenn er frei
Durch Feld und Garten fliegt, und doch zurücke kehret?

Eridon.,

Ja! Gut! Da weiß ich's.

Egle.

Wird nicht deine Lust vermehret,
Wenn du das Thierchen siehst, das dich so zärtlich liebt,
Die Freiheit kennt, und dir dennoch den Vorzug gibt?
Und kommt dein Mädchen einst von einem Fest zurücke,
Noch von dem Tanz bewegt, und sucht dich; ihre Blicke
Verrathen, daß die Lust nie ganz vollkommen sey,
Wenn du, ihr Liebling, du, ihr Einz'ger nicht dabei,
Wenn sie dir schwört, ein Kuß von dir sey mehr, als Freuden
Von tausend Festen; bist du da nicht zu beneiden?

Eridon (gerührt).

O Egle!

reflectirten Lichtes Verſuche zuſammen, welche nichts gemein mit einander haben, weil es ihm darum zu thun iſt, die Reflexion in gleiche Würde und Wirkung mit der Refraction, was Farbenhervorbringen betrifft, zu ſetzen. Das ſpiegelnde Bild im neunten Experiment wirkt nicht anders als ein directes, und ſein Spiegeln hat mit Hervorbringung der Farbe gar nichts zu thun. Die natürlichen gefärbten Körper des erſten und zweiten Experiments hingegen kommen auf eine ganz andere Weiſe in Betracht. Ihre Oberflächen ſind ſpecificirt, die Farbe iſt an ihnen fixirt, das daher reflectirende Licht macht dieſe ihre Eigenſchaften ſichtbar, und man will nur, wie auch ſchon früher geſchehen, durch das Spiel der Terminologie, hier abermals andeuten, daß von den natürlichen Körpern farbige Lichter, aus dem farbloſen Hauptlicht durch gewiſſe Eigenſchaften der Oberfläche herausgelockte Lichter, reflectiren, welche ſodann eine diverſe Refraction erdulden ſollen. Wir wiſſen aber beſſer, wie es mit dieſem Phänomen ſteht, und die drei hier angeführten Experimente imponiren uns weder in ihrer einzelnen falſchen Darſtellung, noch in ihrer gegenwärtigen erzwungenen Zuſammenſtellung.

209.

Oder man mache denſelben mit gebrochenem Licht, es ſey nun bevor die ungleich gebrochenen

Strahlen durch Divergenz von einander abgesondert sind, bevor sie noch die Weiße, welche aus ihrer Zusammensetzung entspringt, verloren haben, also bevor sie noch einzeln, als einzelne Farben erscheinen (Experiment 5);

210.

Bei dieser Gelegenheit kommen uns die Nummern unserer Paragraphen sehr gut zu statten: denn es würde Schwierigkeit haben, am fünften Versuche das was hier geäußert wird, aufzufinden. Es ist eigentlich nur bei Gelegenheit des fünften Versuches angebracht, und wir haben schon dort auf das Einpaschen dieses contrebanden Punktes alle Aufmerksamkeit erregt. Wie künstlich bringt Newton auch hier das Wahre gedämpft herein, damit es ja sein Falsches nicht überleuchte. Man merke sein Bekenntniß. Die Brechung des Lichtes ist also nicht allein hinreichend, um die Farben zu sondern, ihnen ihre anfängliche Weiße zu nehmen, die ungleichen Strahlen einzeln als einzelne Farben erscheinen zu machen; es gehört noch etwas anderes dazu, und zwar eine Divergenz. Wo ist von dieser Divergenz bisher auch nur im mindesten die Rede gewesen? Selbst an der angeführten Stelle (112) spricht Newton wohl von einem gebrochnen und weißen Lichte, das noch rund sey, auch daß es gefärbt und länglich erscheinen könne; wie aber sich eins aus dem andern entwickele,

eins aus dem andern herfließe, darüber iſt ein tiefes Stillſchweigen. Nun erſt in der Recapitulation ſpricht der kluge Mann das Wort Divergenz als im Vorbeigehen aus, als etwas das ſich von ſelbſt verſteht. Aber es verſteht ſich neben ſeiner Lehre nicht von ſelbſt, ſondern es zerſtört ſolche unmittelbar. Es wird alſo oben (112) und hier abermals zugeſtanden, daß ein Licht, ein Lichtbild, die Brechung erleiden und nicht völlig farbig erſcheinen könne. Wenn dem ſo iſt, warum ſtellen denn Newton und ſeine Schuler Brechung und völlige Farbenerſcheinung als einen und denſelben Act vor? Man ſehe die erſte Figur unſerer ſiebenten Tafel, die durch alle Compendien bis auf den heutigen Tag wiederholt wird; man ſehe ſo viele andere Darſtellungen, ſogar die ausführlichſten, z. B. in Martins Optik; wird nicht überall Brechung und vollkommene Divergenz aller ſogenannten Strahlen gleich am Prisma vorgeſtellt? Was heißt denn aber eine nach vollendeter Brechung eintretende ſpatere Divergenz? Es heißt nur geſtehen, daß man unredlich zu Werke geht, daß man etwas einſchieben muß, was man nicht brauchen und doch nicht läugnen kann.

211.

Auch oben (112) geht Newton unredlich zu Werke, indem er das gebrochene Lichtbild für weiß und rund angiebt, da es zwar in der Mitte weiß, aber doch an den Rändern gefarbt und ſchon

einigermaßen länglich erscheint. Daß die Farbenerscheinung bloß an den Rändern entstehe, daß diese Ränder divergiren, daß sie endlich über einander greifen und das ganze Bild bedecken, daß hierauf alles ankomme, daß durch dieses simple Phänomen die Newtonische Theorie zerstört werde, haben wir zu unserem eigenen Ueberdruß hundertmal wiederholt. Allein wir versäumen hier die Gelegenheit nicht, eine Bemerkung beizubringen, wodurch der Starrsinn der Newtonianer einigermaßen entschuldigt wird. Der Meister nämlich kannte recht gut die Umstände, welche seiner Lehre widerstrebten. Er verschwieg sie nicht, er verhüllte, er versteckte sie nur; doch erwähnt war derselben. Brachte man nun nachher den Newtonianern einen solchen Umstand als der Lehre widerstreitend vor, so versicherten sie, der Meister habe das alles schon gewußt, aber nicht darauf geachtet, seine Theorie immerfort für gegründet und unumstößlich gehalten, und so müßten denn doch wohl diese Dinge von keiner Bedeutung seyn. Was uns betrifft, so machen wir auf das Bekenntniß, Refraction thue es nicht allein, sondern es gehöre Divergenz dazu, aber und abermals aufmerksam, indem wir uns in der Folge des Streites noch manchmal darauf werden beziehen müssen.

212.

Oder nachdem sie von einander gesondert worden und sich gefärbt zeigen (Exper. 6. 7. 8);

213.

Wem durch unſere umſtändliche Ausführung nicht klar geworden, daß durch gedachte drei Experimente nicht das mindeſte geleiſtet und dargethan iſt, mit dem haben wir weiter nichts mehr zu reden.

214.

Man experimentire mit Licht, das durch parallele Oberflächen hindurchgegangen, welche wechſelſeitig ihre Wirkung aufheben (Exper. 10):

215.

Ein Sonnenbild, das rechtwinklicht durch parallele Oberflächen hindurchgegangen iſt, findet ſich wenig verändert und bringt, wenn es nachher durch ein Prisma hindurchgeht, völlig diejenige Erſcheinung hervor, welche ein unmittelbares leiſtet. Das zehnte Experiment iſt wie ſo viele andere nichts als eine Verkünſtelung ganz einfacher Phänomene, vermehrt nur die Maſſe deſſen, was überſchaut werden ſoll, und ſteht auch hier in dieſer Recapitulation ganz müßig.

216.

Findet man, ſage ich, bei allen dieſen Experimenten immer Strahlen, welche bei gleichen Incidenzen auf daſſelbe Mittel ungleiche Brechungen erleiden,

217.

Niemals findet man Strahlen, man erklärt

nur die Erscheinungen durch Strahlen; nicht eine ungleiche, sondern eine nicht ganz reine, nicht scharf abgeschnittene Brechung eines Bildes findet man, deren Ursprung und Anlaß wir genugsam entwickelt haben. Daß Newton und seine Schule dasjenige mit Augen zu sehen glauben, was sie in die Phänomene hinein theoretisirt haben, das ist es eben, worüber man sich beschwert.

218.

Und das nicht etwa durch Zersplitterung oder Erweiterung der einzelnen Strahlen,

219.

Hier wird eine ganz unrichtige Vorstellung ausgesprochen. Newton behauptet nämlich, dem farbigen Lichte begegne das nicht, was dem weißen Lichte begegnet; welches nur der behaupten kann, der unaufmerksam ist und auf zarte Differenzen nicht achtet. Wir haben umständlich genug gezeigt, daß einem farbigen Bilde eben das bei der Brechung begegne, was einem weißen begegnet, daß es an den Rändern gesetzmäßig prismatisch gefärbt werde.

220.

Noch durch irgend eine zufällige Ungleichheit der Refraction (Exper. 5. und 6);

221.

Daß die Farbenerscheinung bei der Refraction nicht zufällig, sondern gesetzmäßig sey, dieses hat Newton ganz richtig eingesehen und behauptet. Die

Geſchichte wird uns zeigen, wie dieſes wahre Apercü ſeinem Falſchen zur Baſe gedient; wie uns denn dort auch noch manches wird erklarbar werden.

222.

Findet man ferner, daß die an Brechbarkeit verſchiedenen Strahlen von einander getrennt und ſortirt werden können, und zwar ſowohl durch Refraction (Exper. 3) als durch Reflexion (Exper. 10);

223.

Im dritten Experiment ſehen wir die Farbenreihe des Spectrums; daß das aber getrennte und ſortirte Strahlen ſeyen, iſt eine bloße hypothetiſche und, wie wir genugſam wiſſen, höchſt unzulangliche Erklärungsformel. Im zehnten Experiment geſchieht nichts, als daß an der einen Seite ein Spectrum verſchwindet, indem an der andern Seite ein neues entſteht, das ſich jedoch weder im Ganzen noch im Einzelnen keineswegs von dem erſten beſchreibt, nicht im mindeſten mit demſelben zuſammenhangt.

224.

Und daß dieſe verſchiedenen Arten von Strahlen jede beſonders bei gleichen Incidenzen ungleiche Refraction erleiden, indem diejenigen welche vor der Scheidung mehr als die andern

gebrochen wurden, auch nach der Scheidung mehr gebrochen werden (Exper. 6. und ff.);

225.

Wir haben das sogenannte Experimentum Crucis und was Newton demselben noch irgend zur Seite stellen mag, so ausführlich behandelt, und die dabei vorkommenden verfänglichen Umstände und verdeckten Bedingungen so sorgfältig ins Plane und Klare gebracht, daß uns hier nichts zu wiederholen übrig bleibt, als daß bei jenem Experiment, welches uns den wahren Weg weisen soll, keine diverse Refrangibilität im Spiel ist, sondern daß eine wiederholte fortgesetzte Refraction nach ihren ganz einfachen Gesetzen immer fort und weiter wirkt.

226.

Findet man endlich, daß wenn das Sonnenlicht durch drei oder mehrere kreuzweis gestellte Prismen nach und nach hindurchgeht, diejenigen Strahlen, welche in dem ersten Prisma mehr gebrochen waren als die andern, auf dieselbe Weise und in demselben Verhältniß in allen folgenden Prismen abermals gebrochen werden:

227.

Hier ist abermals ein Kreuz, an das der einfache Menschensinn geschlagen wird: denn es ist auch hier derselbe Fall wie bei dem Experimentum Crucis. Bei diesem ist es eine wiederholte fort-

geſetzte Refraction auf geradem Wege im Sinne der erſten; beim fünften Verſuch aber iſt es eine wiederholte fortgeſetzte Refraction nach der Seite zu, wodurch das Bild in die Diagonale und nachher zu immer weiterer Senkung genöthigt wird, wobei es denn auch, wegen immer weiterer Verrückung an Länge zunimmt.

228.

So iſt offenbar, daß das Sonnenlicht eine heterogene Miſchung von Strahlen iſt, deren einige beſtändig mehr refrangibel ſind als andre; welches zu erweiſen war.

229.

Uns iſt nur offenbar, daß das Sonnenbild ſo gut wie jedes andre, helle oder dunkle, farbige oder farbloſe, inſofern es ſich vom Grunde auszeichnet, durch Refraction an dem Rand ein farbiges Nebenbild erhält, welches Nebenbild unter gewiſſen Bedingungen wachſen und das Hauptbild zudecken kann.

230.

Daß Newton aus lauter falſchen Prämiſſen keine wahre Folgerung ziehen konnte, verſteht ſich von ſelbſt. Daß er durch ſeine zehn Experimente nichts bewieſen, darin ſind gewiß alle aufmerkſamen Leſer mit uns einig. Der Gewinn, den wir von der zurückgelegten Arbeit ziehen, iſt erſtlich: daß wir eine falſche hohle Meinung los ſind; zweitens:

daß wir die Consequenz eines früher (S. 178—356) abgeleiteten Phänomens deutlich einsehen; und drittens: daß wir ein Muster von sophistischer Entstellung der Natur kennen lernten, das nur ein außerordentlicher Geist wie Newton, dessen Eigensinn und Hartnäckigkeit seinem Genie gleich kam, aufstellen konnte. Wir wollen nun, nachdem wir so weit gelangt, versuchen, ob wir zunächst unsre Polemik uns und unsern Lesern bequemer machen können.

Uebersicht des Nächstfolgenden.

231.

Wenn wir uns hatten durch die Newtonische Recapitulation überzeugen lassen, wenn wir geneigt wären, seinen Worten Beifall zu geben, seiner Theorie beizutreten; so würden wir uns verwundern, warum er denn die Sache nicht für abgethan halte, warum er fortfahre zu beweisen, ja warum er wieder von vorn anfange? Es ist daher eine Uebersicht desto nöthiger, was und wie er es denn eigentlich beginnen will, damit uns deutlich werde, zu welchem Ziele er nun eigentlich hinschreitet.

232.

Im Allgemeinen sagen wir erst hierüber soviel: Newton's Lehre war der naturforschenden Welt lange Zeit nur aus dem Briefe an die Londoner Societät bekannt; man untersuchte, man beurtheilte

Egle.

Fürchte, daß der Götter Zorn entbrennt,
Da der Beglückteste sein Glück so wenig kennt.
Auf! Sey zufrieden, Freund! Sie rächen sonst die Thränen
Des Mädchens, das dich liebt.

Eridon.

Könnt' ich mich nur gewöhnen,
Zu sehn, daß mancher ihr bei'm Tanz die Hände drückt,
Der Eine nach ihr sieht, sie nach dem Andern blickt.
Denk' ich nur dran, mein Herz möcht' da vor Bosheit reißen!

Egle.

Eh! laß das immer seyn! das will noch gar nichts heißen.
Sogar ein Kuß ist nichts!

Eridon.

Was sagst du? Nichts ein Kuß?

Egle.

Ich glaube, daß man viel im Herzen fühlen muß,
Wenn er was sagen soll — Doch! willst du ihr verzeihn?
Denn, wenn du böse thust, so kann sie nichts erfreun.

Eridon.

Ach, Freundin!

Egle (schmeichelnd).

Thu' es nicht, mein Freund; du bist auch gut.
Leb wohl! (sie faßt ihn bei der Hand.)
Du bist erhitzt!

Eridon.

Es schlägt mein wallend Blut —

Egle.

Noch von dem Zorn? Genug! Du hast es ihr vergeben.
Ich eile jetzt zu ihr. Sie fragt nach dir mit Beben;

ſie hiernach, mit mehr oder weniger Fähigkeit und Glück. Der Hauptſatz, daß die aus dem weißen heterogenen Licht geſchiedenen homogenen Lichter unveränderlich ſeyen, und bei wiederholter Refraction keine andere Farbe als ihre eigene zeigten, ward von Mariotte beſtritten, der wahrſcheinlich, indem er das Experimentum Crucis unterſuchte, bei der zweiten Refraction die fremden Farbenränder der kleinen farbigen Bildchen bemerkt hatte. Newton griff alſo nach der Ausflucht: jene durch den einfachen prismatiſchen Verſuch geſonderten Lichter ſeyen nicht genugſam geſondert; hierzu gehöre abermals eine neue Operation: und ſo ſind die vier nachſten Verſuche zu dieſem Zweck erſonnen und gegen dieſen Widerſacher gerichtet, gegen welchen ſie in der Folge auch durch Desaguliers gebraucht werden.

233.

Zuerſt alſo macht er aufs neue wunderbare Anſtalten, um die verſchiedenen, in dem heterogenen Licht ſteckenden homogenen Lichter, welche bisher nur gewiſſermaßen getrennt worden, endlich und ſchließlich völlig zu ſcheiden, und widmet dieſem Zweck den eilften Verſuch. Dann iſt er bemüht abermals vor Augen zu bringen und einzuſchärfen, daß dieſe nunmehr wirklich geſchiedenen Lichter bei einer neuen Refraction keine weitre Veränderung erleiden. Hiezu ſoll der zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Verſuch dienſtlich und hülfreich ſeyn.

234.

Wie oft ſind uns nicht ſchon jene beiden Propoſitionen wiederholt worden, wie entſchieden hat der Verfaſſer nicht ſchon behauptet, dieſe Aufgaben ſeyen gelöst, und hier wird alles wieder von vorn vorgenommen als wäre nichts geſchehen! Die Schule hält ſich deßhalb um ſo ſicherer, weil es dem Meiſter gelungen auf ſo vielerlei Weiſe dieſelbe Sache darzuſtellen und zu befeſtigen. Allein genauer betrachtet, iſt ſeine Methode die Methode der Regentraufe, die durch wiederholtes Tropfen auf dieſelbige Stelle den Stein endlich aushöhlt; welches denn doch zuletzt eben ſoviel iſt als wenn es gleich mit tüchtiger wahrer Gewalt eingeprägt wäre.

235.

Um ſodann zu dem Praktiſchen zu gelangen, ſchärft er die aus ſeinem Wahn natürlich herzuleitende Folgerung nochmals ein: daß, bei gleicher Incidenz des zuſammengeſetzten heterogenen Lichts nach der Brechung jeder geſonderte homogene Strahl ſein beſonderes Richtungsverhältniß habe, ſo daß alſo dasjenige was vorher beiſammen geweſen, nunmehr unwiederbringlich von einander abgeſondert ſey.

236.

Hieraus leitet er nun zum Behuf der Praxis, wie er glaubt, unwiderleglich ab: daß die dioptriſchen Fernröhre nicht zu verbeſſern ſeyen. Die dioptriſchen Fernröhre ſind aber verbeſſert worden, und nur wenige Menſchen haben ſogleich rückwärts

geſchloſſen, daß eben deßhalb die Theorie falſch ſeyn müſſe; vielmehr hat die Schule, wie es uns in der Geſchichte beſonders intereſſiren wird, bei ihrer völligen theoretiſchen Ueberzeugung noch immer verſichert: die dioptriſchen Fernröhre ſeyen nicht zu verbeſſern, nachdem ſie ſchon lange verbeſſert waren.

237.

So viel von dem Inhalt des erſten Theils von hier bis ans Ende. Der Verfaſſer thut weiter nichts als daß er das Geſagte mit wenig veränderten Worten, das Verſuchte mit wenig veränderten Umſtänden wiederholt: weßwegen wir uns denn abermals mit Aufmerkſamkeit und Geduld zu waffnen haben.

238.

Schließlich führt Newton ſodann das von ihm eingerichtete Spiegelteleſkop vor, und wir haben ihm und uns Glück zu wünſchen, daß er durch eine falſche Meinung beſchränkt einen ſo wahrhaft nützlichen Ausweg gefunden. Geſtehen wir es nur! der Irrthum inſofern er eine Nöthigung enthält, kann uns auch auf das Wahre hindrängen, ſo wie man ſich vor dem Wahren, wenn es uns mit allzu großer Gewalt ergreift, gar zu gern in den Irrthum flüchten mag.

Vierte Propoſition. Erſtes Problem.

Man ſoll die heterogenen Strahlen des zuſammengeſetzten Lichts von einander abſondern.

239.

Wie mag Newton hier abermals mit dieſer Aufgabe hervortreten? hat er doch oben ſchon verſichert, daß die homogenen Strahlen von einander geſondert (212), daß ſie von einander getrennt und fortirt worden (222). Nur zu wohl fühlt er, bei den Einwendungen ſeines Gegners, daß er früher nichts geleiſtet und geſteht nun auch, daß es nur gewiſſermaßen geſchehen. Deßhalb bemüht er ſich aufs neue mit einem weitläuftigen Vortrag, mit Aufgabe des

Eilften Verſuchs,

mit Illuſtration der zu demſelben gehörigen Figur, und bewirkt dadurch eben ſo wenig als vorher; nur verwickelt er die Sache, nach ſeiner Weiſe, dergeſtalt, daß nur der Wohlunterrichtete darin klar ſehen kann.

240.

Indem nun dieß alles nach ſchon abgeſchloſſener Recapitulation geſchieht, ſo läßt ſich denken, daß nur dasjenige wiederholt wird, was ſchon dageweſen. Wollten wir, wie bisher meiſt geſchehen, Wort vor Wort mit dem Verfaſſer controvertiren, ſo würden wir uns auch nur wiederholen müſſen

und unſern Leſer aufs neue in ein Labyrinth füh-
ren, aus dem er ſich ſchon mit uns herausgewickelt
hat. Wir erwählen daher eine andere Verfah-
rungsart: wir gedenken zu zeigen, daß jene Auf-
gabe unmöglich zu löſen ſey, und brauchen hiezu
nur an das zu erinnern, was von uns ſchon an
mehreren Stellen, beſonders zum fünften Verſuch,
umſtändlich ausgeführt worden.

241.

Alles kommt darauf an, daß man einſehe, die
Sonne ſey bei objectiven prismatiſchen Experimen-
ten nur als ein leuchtendes Bild zu betrachten;
daß man ferner gegenwärtig habe, was vorgeht,
wenn ein helles Bild verrückt wird. An der einen
Seite erſcheint nämlich der gelbrothe Rand, der
ſich hineinwärts, nach dem Hellen zu, ins Gelbe
verliert, an der andern der blaue Rand, der ſich
hinauswärts, nach dem Dunkeln zu, ins Violette
verliert.

242.

Dieſe beiden farbigen Seiten ſind urſprünglich
getrennt, geſondert und geſtieben; dagegen iſt das
Gelbe nicht vom Gelbrothen, das Blaue nicht vom
Blaurothen zu trennen. Verbreitet man durch
weitere Verrückung des Bildes dieſe Ränder und
Säume dergeſtalt, daß Gelb und Blau einander
ergreifen, ſo miſcht ſich das Grün, und die auf
eine ſolche Weiſe nunmehr entſtandene Reihe von
Farben kann durch abermalige Verlängerung des

Bildes ſo wenig auseinander geſchieden werden, daß vielmehr die innern Farben, Gelb und Blau, ſich immer mehr über einander ſchieben und ſich zuletzt im Grün völlig verlieren, da denn ſtatt ſieben oder fünf Farben nur drei übrig bleiben.

243.

Wer dieſe von uns wiederholt vorgetragene Erſcheinung recht gefaßt hat, der wird das Newtoniſche Benehmen ohne weiteres beurtheilen können. Newton bereitet ſich ein ſehr kleines leuchtendes Bild und verrückt es durch eine wunderliche Vorrichtung dergeſtalt, daß er es fünfundſiebzigmal länger als breit will gefunden haben. Wir geſtehen die Möglichkeit dieſer Erſcheinung zu; allein was iſt dadurch gewonnen?

244.

Die eigentliche Verlängerung eines hellen großen oder kleinen Bildes bewirkt nur der äußere violette Saum; der innre gelbe verbindet ſich mit dem blauen Rande und geht aus dem Bilde nicht heraus. Daher folgt, daß bei gleicher Verrückung ein kleines Bild ein ander Verhältniß ſeiner Breite zur Länge habe, als ein großes; welches Newton gern läugnen möchte, weil es freilich ſeiner Lehre geradezu widerſpricht (90—93).

245.

Hat man den wahren Begriff gefaßt, ſo wird man das Falſche der Newtoniſchen Vorſtellung gleich erkennen, die wir (P. 103—110) genugſam

erörtert haben. Gegenwärtig bringen wir folgendes bei. Nach Newton besteht das verlängerte Bild aus lauter in einander greifenden Kreisen, welche in dem weißen Sonnenbilde sich gleichsam decend über einander liegen und nun, wegen ihrer diversen Refrangibilität, durch die Refraction aus einander geschoben werden. Nun kommt er auf den Gedanken, wenn man die Diameter der Kreise verkleinerte und das prismatische Bild soviel als möglich verlängerte, so würden sie nicht mehr, wie beim größren Bilde über einander greifen, sondern sich mehr von einander entfernen und aus einander treten. Um sich dieses zu versinnlichen, stelle man eine Säule von Speciesthalern und eine andere von ebensoviel Groschen neben einander auf den Tisch, lege sie um, und schiebe sie in gleicher Richtung sacht aus einander, und zwar daß die Mittelpunkte der Thaler und Groschen jederzeit gegen einander über liegen; und man wird bald sehen, daß die Groschen schon lange von einander abgesondert sind, wenn die Peripherien der Thaler noch über einander greifen. Auf eine so crude Weise hat sich Newton die diverse Refrangibilität seiner homogenen Strahlen gedacht, so hat er sie abgebildet; man sehe seine 15 und 23ste Figur und auf unserer siebenten Tafel Figur 5. 6. 7. Allein da er bei allem Zerren des Bildes, weder in dem vorigen Versuche noch beim gegenwärtigen, die Farben aus einander sondern

kann, ſo faßt er in der Zeichnung die Kreiſe immer noch mit punktirten Linien ein, ſo daß ſie als geſondert und nicht geſondert auf dem Papier angedeutet ſind. Da flüchtet man ſich denn hinter eine andere Suppoſition; man verſichert, daß es nicht etwa fünf oder ſieben, ſondern unendliche homogene Strahlen gebe. Hat man alſo diejenigen die man erſt für nachbarlich annahm, von einander abgeſondert, ſo tritt immer ein Zwiſchenſtrahl gleich hervor und macht die mühſelige, ſchon als glücklich gelungen angegebene Operation abermals unmöglich.

246.

Auf dieſes eilfte Experiment hin, ohne ſolches im mindeſten zu unterſuchen, hat man die Möglichkeit einer vollkommnen Abſonderung jener homogen ſupponirten Strahlen in Schulen fortgelehrt, und die Figuren nach der Hypotheſe, ohne die Natur oder den Verſuch zu fragen, kreklich abgebildet. Wir können nicht umhin, den 370ſten Paragraph der Erxlebenſchen Naturlehre hier Wort vor Wort abdrucken zu laſſen, damit man an dieſem Beiſpiel ſehe, wie verwegen ein compilirender Compendienſchreiber ſeyn muß, um ein unbearbeitetes oder falſchbearbeitetes Capitel fertig zu machen.

„Das farbige Licht beſteht aus ſoviel Kreiſen als Farben darin ſind, wovon der eine roth, der andre orangegelb u. ſ. w., der letzte violett iſt, und die in einander in den farbigen Streifen zu-

sammenfließen. Jeder dieser Kreise ist das Bild der Sonne, das von solchem Lichte, dessen Brechbarkeit verschieden ist, auch nicht an Einen Ort fallen kann. Weil aber diese Kreise so groß sind, daß sie nur deßwegen in einander zusammenfließen, so kann man sie dadurch kleiner machen, daß man ein erhobenes Glas zwischen das Prisma und das Loch im Fensterladen hält; dann stellt sich jedes einfache Licht in Gestalt kleiner runder Scheiben einzeln vor, in einer Reihe übereinander, 75 Fig. a. ist das rothe, b. das violette Licht."

In gedachter Figur nun sind die sieben Lichter als sieben Cirkelchen ganz rein und ruhig über einander gesetzt, eben als wenn sie doch irgend jemand einmal so gesehen hätte; die verbindenden Strichelchen sind weggelassen, welche Newton denselben klüglich doch immer beigegeben. Und so steht diese Figur ganz sicher zwischen andern mathematischen Lineararzeichnungen und Abbildungen mancher zuverlässigen Erfahrung, und so hat sie sich durch alle Lichtenbergischen Ausgaben erhalten.

247.

Daß wir über dieses eilfte Experiment schneller als über die andern weggehen, dazu bewegt uns außer obgemeldeten Ursachen auch noch folgende. Newton verbindet hier zum erstenmal Prisma und Linse, ohne uns auch nur im mindesten belehrt zu haben, was denn eigentlich vorgehe, wenn man mit diesen so nahverwandten und so sehr verschie-

denen Instrumenten zusammen operire. Diesmal will er durch ihre Verbindung seine mährchenhaften Lichter sondern, in der Folge wird er sie auf eben dem Weg vereinigen und sein weißes Licht daraus wieder herstellen; welches letztere Experiment besonders mit unter diejenigen gehört, deren die Newtonianer immer im Triumph erwähnen. Wir werden daher, sobald wir einen schicklichen Ruhepunkt finden, deutlich machen, was eigentlich vorgeht, wenn man zu einem Versuche Prismen und Linsen vereinigt. Ist dieses geschehen, so können wir das eilfte Experiment wieder vorführen und sein wahres Verhältniß an den Tag bringen; wie wir denn auch bei Gelegenheit der Controvers des Desaguliers gegen Mariotte dieses Versuchs abermals zu gedenken haben.

Fünfte Proposition. Viertes Theorem.

Das homogene Licht wird regelmäßig, ohne Erweiterung, Spaltung oder Zerstreuung der Strahlen, refrangirt, und die verworrene Ansicht der Gegenstände, die man durch brechende Mittel im heterogenen Lichte betrachtet, kommt von der verschiedenen Refrangibilität mehrerer Arten von Strahlen.

Ich sag' ihr: er ist gut, und sie beruhigt sich,
Ihr Herz wallt zärtlicher, und heißer liebt sie dich.
(Sie sieht ihn mit Empfindung an.)
Gib Acht, sie sucht dich auf, sobald das Fest vorüber,
Und durch das Suchen selbst wirst du ihr immer lieber.
(Egle stellt sich immer zärtlicher, lehnt sich auf seine Schulter. Er nimmt ihre Hand und küßt sie.)
Und endlich sieht sie dich! O, welcher Augenblick!
Drück' sie an deine Brust, und fühl' dein ganzes Glück!
Ein Mädchen wird bei'm Tanz verschönert, rothe Wangen,
Ein Mund, der lächelnd haucht, gesunk'ne Locken hangen
Um die bewegte Brust, ein sanfter Reiz umzieht
Den Körper tausendfach, wie er im Tanze flieht,
Die vollen Adern glühn, und bei des Körpers Schweben
Scheint jede Nerve sich lebendiger zu heben.
(Sie affectirt eine plötzliche Entzückung, und sinkt an seine Brust, er schlingt seinen Arm um sie.)
Die Wollust dieß zu sehn, was überwiegt wohl die?
Du gehst nicht mit zum Fest, und fühlst die Rührung nie.

Eridon.

Zu sehr, an deiner Brust, o Freundin, fühl' ich sie;
(Er faßt Faden um den Hals und küßt sie, sie läßt es geschehn. Dann tritt sie einige Schritte zurück, und singt mit einem leicht fertigen Ton.)
Liebst du Aminen?

Eridon.

Sie, wie mich!

Egle.

Und kannst mich küssen?
O warte nur, du sollst mir diese Falschheit büßen!
Du ungetreuer Mensch!

248.

Der erſte Theil dieſer Propoſition iſt ſchon früher durch das fünfte Experiment genugſam erwieſen worden;

249.

Daß das fünfte Experiment nichts bewies, haben wir umſtändlich dargethan.

250.

Und die Sache wird durch nachſtehende Verſuche noch deutlicher werden.

251.

Durch unſre Bemerkung wird noch deutlicher werden, daß die Behauptung grundlos und unerweislich iſt.

Zwölfter Verſuch.

252.

Ein ſchwarzes Papier

253.

Warum ein ſchwarzes Papier? Zu dieſem Zweck iſt jede durchlöcherte Tafel von Holz, Pappe oder Blech vollkommen geeignet; vielleicht auch wieder ein ſchwarzes Papier, um recht vorſichtig zu ſcheinen, daß kein ſtörendes Licht mitwirke.

254.

Ein ſchwarzes Papier, worin eine runde

Oeffnung befindlich war, deren Durchmesser etwa den fünften oder sechsten Theil eines Zolls hatte,

255.

Warum war die Oeffnung so klein? Doch nur daß die Beobachtung schwerer und jeder Unterschied undemerklicher wäre.

256.

stellte ich so, daß es ein Bild aus homogenem Lichte, so wie wir es in der vorhergehenden Proposition beschrieben haben, aufnahm, und ein Theil dieses Lichts durch die Oeffnung durchging. Dann fing ich diesen durchgegangenen Theil mit einem hinter das Papier gestellten Prisma dergestalt auf, daß es in der Entfernung von zwei bis drei Fuß auf eine weiße Tafel senkrecht auffiel. Nach dieser Vorrichtung bemerkte ich, daß jenes Bild, das auf der weißen Tafel durch Brechung jenes homogenen Lichtes abgemalt war, nicht länglich sey, wie jenes, als wir im dritten Experiment das zusammengesetzte Sonnenlicht gebrochen hatten. Vielmehr war es, insofern ich mit bloßen Augen urtheilen konnte, an Länge und Breite gleich und vollkommen

rund. Woraus folgt, daß dieſes Licht regelmäßig gebrochen worden ſey, ohne weitere Verbreiterung der Strahlen.

257.

Hier tritt abermals ein Kunſtgriff des Verfaſſers hervor. Dieſes Experiment iſt völlig dem ſechsten gleich, nur mit wenig veränderten Umſtänden; hier wird es aber wieder als ein neues gebracht, die Zahl der Experimente wird unnöthig vermehrt, und der Unaufmerkſame, der eine Wiederholung vernimmt, glaubt eine Beſtätigung, einen neuen Beweis zu hören. Das einmal geſagte Falſche drückt ſich nur ſtärker ein und man glaubt in den Beſitz neuer Ueberzeugungsgründe zu gelangen.

Was wir daher gegen den ſechsten Verſuch umſtändlich angeführt, gilt auch gegen dieſen, und wir enthalten uns das oft wiederholte zu wiederholen.

258.

Doch machen wir noch eine Bemerkung. Der Verfaſſer ſagt, daß er ein homogenes Licht durch die Oeffnung gelaſſen und ſodann zum zweitenmal gebrochen habe; er ſagt aber nicht, welche Farbe. Gewiß war es die rothe, die ihm zu dieſen Zwecken ſo angenehme gelbrothe, weil ſie gleichſam mit ihm conſpirirt und das verhehlt, was er gern verhehlen möchte. Verſuch' er es doch mit den

übrigen Farben, und wie anders werden die Versuche, wenn er recht zu beobachten Luſt hat, ausfallen!

Die beiden folgenden Experimente ſind nun prismatiſch ſubjective, von denen unſre Leſer durch den Entwurf genugſam unterrichtet ſind. Wir wollen jedoch nicht verſchmähen auch beide hier nochmals zu entwickeln.

Dreizehnter Verſuch.

260.

Ins homogene Licht

261.

Doch wohl wahrſcheinlich wieder ins rothe.

262.

ſtellte ich eine papierne Scheibe, deren Diameter ein Viertelszoll war.

263.

Was ſoll nun wieder dieſes winzige Scheibchen? Was iſt für eine Bemerkung daran zu machen? Doch freilich ſind wir mit winzigen Oeffnungen im Laden zu operiren gewohnt, warum nicht auch mit Papierſchnitzeln!

264.

Dagegen ſtellte ich in das weiße heterogene Sonnenlicht,

265.

Man merke noch beſonders, nun iſt das homogene und heterogene Licht vollkommen fertig. Das was noch immer bewieſen werden ſoll, wird ſchon als ausgemacht, beſtimmt, benamſet ausgeſprochen und druckt ſich in das Gehirn des glaubigen Schülers immer tiefer ein.

266.

das noch nicht gebrochen war, eine andre papierne Scheibe von derſelbigen Größe.

267.

Wohl auch deßhalb ſo klein, damit die ganze Fläche nachher durchs Prisma angeſchaut, ſogleich gefaßt würde.

268.

Dann trat ich einige Schritte zurück und betrachtete beide Scheiben durch das Prisma. Die Scheibe welche von dem heterogenen Sonnenlicht erleuchtet war, erſchien ſehr verlängt, wie jene helle Oeffnung im vierten Experiment, ſo daß die Breite von der Länge vielmal übertroffen wurde; die Scheibe aber vom homogenen Lichte erleuchtet ſchien völlig rund und genau begränzt, eben ſo als wenn man ſie mit nackten Augen anſah.

269.

Wahrſcheinlich war alſo dieſe letzte, wie ſchon

oben erwähnt, im rothen Lichte, und wir können, da Newton selbst im ersten Experiment gefärbtes Papier an die Stelle der prismatischen Farben setzt, unsre Leser vollkommen auf das was theils bei Gelegenheit des sechsten Experiments, theils bei Gelegenheit des ersten gesagt worden, verweisen. Man nehme unsre dritte Tafel wieder zur Hand, worauf sich neben andern Vierecken auch ein rothes und weißes auf schwarzem Grunde finden wird; man betrachte sie durch ein Prisma und lese dazu, was wir früher ausgeführt (271. 272.) und man wird begreifen, woher der Schein kam, durch welchen Newton sich täuschte, ja ein für allemal täuschen wollte. Wenn er nun fortfährt:

270.

Mit welchem Versuch denn also beide Theile dieser Proposition bewiesen werden.

271.

So wird wohl niemand, der sich besser belehrte, mit ihm einstimmen, vielmehr den alten Irrthum erkennen und, wenn er ihn je selbst gehegt haben sollte, auf immer von sich werfen.

Vierzehnter Versuch.

272.

Damit unsre Leser den Werth dieses Versuchs sogleich beurtheilen können, haben wir auf einer

Tafel ſechs Felder, mit den Hauptfarben illuminirt, angebracht und auf ſelbige verſchiedene dunkle, helle und farbige Körper gezeichnet. Man betrachte dieſe Tafeln nunmehr durchs Prisma, leſe alsdann die Newtoniſche Darſtellung der eintretenden Erſcheinung und bemerke wohl, daß er bloß dunkle Körper in dem ſogenannten homogenen Licht beobachtet und beobachten kann, daß unſer Verſuch hingegen eine Mannichfaltigkeit von Fällen darbietet, wodurch wir allein über das Phänomen zu einer völligen und reinen Einſicht gelangen mögen.

273.

Wenn ich Fliegen und andre dergleichen kleine Körper, vom homogenen Lichte beſchienen, durchs Prisma betrachtete, ſo ſah ich ihre Theile ſo genau begränzt, als wenn ich ſie mit bloßen Augen beſchaute.

274.

Das hier eintretende Verhältniß muß unſern Leſern, beſonders denen auf die unſer didaktiſcher Vortrag Eindruck gemacht, ſchon genugſam bekannt ſeyn. Es iſt nämlich dieſes, daß die Ränder eines farbigen Bildes auf dunklem Grunde, beſonders wenn die Farben ſelbſt dunkel ſind, ſich nur mit Aufmerkſamkeit beobachten laſſen. Hier iſt der Fall umgekehrt. Newton bringt dunkle Bilder auf farbigen Grund, welche noch überdieß von dem farbigen Lichte, das den Grund hervorbringt, ſelbſt

beſchienen und einigermaßen tingirt werden. Daß die prismatiſchen Ränder ſodann weniger an dieſen Gegenſtänden erſcheinen, ſondern ſich mit ihnen vermiſchen oder am entgegengeſetzten Ende aufgehoben werden, iſt natürlich, ſo daß ſie alſo ziemlich begränzt und ohne merkliche Saume geſehen werden. Um aber das Phänomen von allen Seiten auf einmal deutlich zu machen, ſo haben wir auf unſrer zwölften Tafel auf den farbigen Gründen helle, dunkle und farbige Bilder angebracht. Der Beobachter kann ſie ſogleich durchs Prisma anſchauen, und wird die Ränder und Saume nach den verſchiedenen Verhältniſſen des Hellen und Dunklen, ſo wie nach den Eigenſchaften der verſchiedenen Farben, überall erkennen und beobachten lernen. Er wird einſehen, wie unglücklich der Newtoniſche Vortrag iſt, der aus allen Phänomenen immer nur eins, nur dasjenige heraushebt, was ihm günſtig ſeyn kann, alle die übrigen aber verſchweigt und verbirgt, und ſo von Anfang bis zu Ende ſeiner belobten Optik verfahrt.

Kaum wäre es nöthig den Ueberreſt der ſich auf dieſes Experiment bezieht, zu überſetzen und zu beleuchten; wir wollen uns aber dieſe kleine Mühe nicht reuen laſſen.

275.

Wenn ich aber dieſelben Körper im weißen, heterogenen, noch nicht gebrochenen Sonnenlicht

276.

Man merke wohl: Schwarz auf Weiß.

277.

gleichfalls durch das Prisma ansah; so erschienen ihre Gränzen sehr verworren, so daß man ihre kleineren Theile nicht erkennen konnte.

278.

Ganz recht! Denn die kleineren, schmäleren Theile wurden völlig von den Säumen überstrahlt und also unkenntlich gemacht.

279.

Gleichfalls, wenn ich kleine gedruckte Buchstaben erst im homogenen, dann im heterogenen Licht durchs Prisma ansah, erschienen sie in dem leztern so verworren und undeutlich, daß man sie nicht lesen konnte, in dem erstern aber so deutlich, daß man sie bequem las und so genau erkannte, als wenn man sie mit bloßen Augen sähe. In beiden Fällen habe ich die Gegenstände in derselben Lage, durch dasselbe Prisma, in derselben Entfernung betrachtet.

280.

Hier gebärdet sich der Verfasser als wenn er

recht genau auf die Umſtände Acht gäbe, da er doch den Hauptumſtand außer Acht gelaſſen.

281.

Nichts war unterſchieden als daß ſie von verſchiedenem Licht erleuchtet wurden, davon das eine einfach und das andre zuſammengeſetzt war.

282.

Und nun hätten wir denn alſo das einfache und zuſammengeſetzte Licht völlig fertig, das freilich ſchon viel früher fertig war: denn es ſtak ſchon in der erſten Propoſition und kam immer gleich unerwieſen in jeder Propoſition und in jedem Experimente zurück.

283.

Deßwegen alſo keine andre Urſache ſeyn kann, warum wir jene Gegenſtände in einem Fall ſo deutlich, in dem andern ſo dunkel ſehen, als die Verſchiedenheit der Lichter.

284.

Ja wohl der Lichter; aber nicht inſofern ſie farbig oder farblos, einfach oder zuſammengeſetzt ſind, ſondern inſofern ſie heller oder dunkler ſcheinen.

285.

Wodurch denn zugleich die ganze Propoſition bewieſen wird.

Eridon.

Wie? glaubſt du denn, daß ich —

Egle.

Ich glaube was ich kann. Mein Freund, du küßteſt mich
Recht zärtlich, das iſt wahr. Ich bin damit zufrieden.
Schmeckt dir mein Kuß? Ich denk's; die beißen Lippen glühten
Nach mehr. Du armes Kind! Amine, wärſt du hier!

Eridon.

Wär' ſie's!

Egle.

Nur noch getrotzt! Wie ſchlimm erging' es dir!

Eridon.

Ja, keifen würde ſie. Du mußt mich nicht verrathen.
Ich habe dich geküßt, jedoch was kann's ihr ſchaden,
Und wenn Amine mich auch noch ſo reizend küßt,
Darf ich nicht fühlen, daß dein Kuß auch reizend iſt?

Egle.

Da frag' ſie ſelbſt.

Letzter Auftritt.

Amine. Egle. Eridon.

Eridon.

Weh mir!

Amine.

Ich muß, ich muß ihn ſehen!
Geliebter Eridon! Es hieß mich Egle gehen,
Ich brach mein Wort, mich reut's; mein Freund, ich gehe nicht!

Eridon (für ſich).

Ich Falſcher!

286.

Wodurch denn aber, wie wir unter hoffentlicher Beistimmung aller unserer Leser ausrufen, nichts bewiesen ist.

287.

Ferner ist in diesen drei Experimenten das auch höchst bemerkenswerth, daß die Farbe des homogenen Lichtes bei diesen Versuchen um nichts verändert worden.

288.

Es ist freilich höchst bemerkenswerth, daß Newton erst hier bemerkt, was zu dem ABC der prismatischen Erfahrungen gehört, daß nämlich eine farbige Fläche so wenig als eine schwarze, weiße oder graue durch Refraction verändert werde, sondern daß allein die Gränzen der Bilder sich bunt bezeichnen. Betrachtet man nun durch ein Prisma das farbige Spectrum in ziemlicher Nähe, so daß es nicht merklich vom Flecke gerückt und seine Verfatilität (E. 350 — 356) nicht offenbar werde; so kann man die von demselben beschienene Fläche als eine wirklich gefärbte zu diesem Zwecke annehmen. Und somit gedenken wir denn, da der Verfasser glücklich ans Ende seines Beweises gelangt zu seyn glaubt, wir hingegen überzeugt sind, daß ihm seine Arbeit ungeachtet aller Bemühung höchst mißglückt sey, seinen fernern Consequenzen auf dem Fuße zu folgen.

Sechste Propoſition. Fünftes Theorem.

Der Sinus der Incidenz eines jeden beſondern Strahls iſt mit dem Sinus der Refraction im gegebenen Verhältniß.

289.

Anſtatt mit dem Verfaſſer zu controvertiren, legen wir die Sache wie ſie iſt, naturgemäß vor, und gehen daher bis zu den erſten Anfängen der Erſcheinung zurück. Die Geſetze der Refraction waren durch Snellius entdeckt worden. Man hatte ſodann gefunden, daß der Sinus des Einfalls-Winkels mit dem Sinus des Refractions-Winkels im gleichen Mittel jederzeit im gleichen Verhältniß ſteht.

290.

Dieſes Gefundene pflegte man durch eine Linearzeichnung vorzuſtellen, die wir in der erſten Figur unſerer eilften Tafel wiederholen. Man zog einen Cirkel und theilte denſelben durch eine Horizontallinie: der obere Halbcirkel ſtellt das dünnere Mittel, der untere das dichtere vor. Beide theilt man wieder durch eine Perpendicularlinie; alsdann läßt man im Mittelpunkte den Winkel der Incidenz von oben, und den Winkel der Refraction von unten zuſammenſtoßen, und kann nunmehr ihr wechſelſeitiges Maaß ausdrücken.

291.

Dieſes iſt gut und hinreichend, um die Lehre

anſchaulich zu machen und das Verhältniß in Abſtracto darzuſtellen; allein, um in der Erfahrung die beiden Winkel gegen einander wirklich zu meſſen, dazu gehört eine Verrichtung, auf die bei dieſer Linearfigur nicht hingedeutet iſt.

292.

Die Sonne ſcheine in ein leeres Gefäß (E. 187), ſie werfe den Schatten genau bis an die gegenüberſtehende Wand und der Schatten bedecke den Boden ganz. Nun gieße man Waſſer in das Gefaß, und der Schatten wird ſich zurückziehen gegen die Seite wo das Licht herkommt. Hat man in dem erſten Falle die Richtung des einfallenden Lichtes, ſo findet man im zweiten die Richtung des gebrochnen. Woraus erfahrt man denn aber das Maaß dieſer beiden Richtungen, als aus dem Schatten und zwar aus des Schattens Gränze? Um alſo in der Erfahrung das Maaß der Refraction zu finden, bedarf es eines begränzten Mittels.

293.

Wir ſchreiten weiter. Man hatte das oben ausgeſprochene Geſetz der Refraction entdeckt, ohne auf die bei dieſer Gelegenheit eintretende Farbenerſcheinung nur im mindeſten zu achten, indem ſie freilich bei parallelen Mitteln ſehr gering iſt; man hatte die Refraction des hellen, weißen, energiſchen Lichtes zu ſeiner Incidenz gemeſſen betrachtet und auf obige Weiſe gezeichnet: nun fand aber Newton, daß bei der Refraction geſetzmäßig eine

Farbenerscheinung eintrete; er erklärte sie durch verschiedenfarbige Lichter, welche in dem weißen stecken sollten, und sich, indem sie eine verschiedene Brechbarkeit hätten, sonderten und nebeneinander erschienen.

294.

Hieraus folgte natürlich, daß wenn das weiße Licht einen gewissen einzigen Einfallswinkel, wie z. E. bei uns, 45 Grad hatte, der Refractionswinkel der nach der Brechung gesonderten Strahlen verschieden seyn mußte, indem einige mehr als andre rückwärts gingen, und daß also, wenn bei dem einfallenden Licht nur Ein Sinus in Betracht kam, bei den Refractionswinkeln fünf, sieben, ja unzählige Sinus gedacht werden mußten.

295.

Um dieses faßlich zu machen, bediente sich Newton einer Figur von derjenigen entlehnt, wie man das Verhältniß der Refraction zur Incidenz bisher vorgestellt hatte, aber nicht so vollständig und ausführlich.

296.

Man hatte einen Lichtstrahl, der Bequemlichkeit wegen, angenommen, weil die abstracte Linie die Stelle von Millionen Strahlen vertritt; auch hatte man, bei der gedachten Figur, der Schranke nicht erwähnt, weil man sie voraussetzte: nun erwähnt Newton der Schranke auch nicht, setzt sie auch nicht voraus, sondern übergeht, beseitigt sie und zeichnet

ſeine Figur, wie man bei uns in Nr. 2. ſehen kann.

297.

Bedenke man aber, wie oben ſchon eingeleitet, ſelbſt bei dieſen Figuren den Erfahrungsfall. Man laſſe unendliche Sonnenſtrahlen durch den obern Halbkreis des dünnern Mittels auf den untern Halbkreis des dichtern Mittels in einem Winkel von 45 Graden fallen; auf welche Weiſe ſoll man denn aber beobachten können, welch ein Verhältniß die auf die freie Horizontallinie oder Fläche des dichtern Mittels fallenden Lichtſtrahlen nunmehr nach der Brechung haben? Wie will man den Bezug des Einfallswinkels zum Brechungswinkel auffinden? Man muß doch wohl erſt einen Punkt geben, an welchem beide bemerkbar zuſammenſtoßen können.

298.

Dieſes iſt auf keine Weiſe zu bewirken, als wenn man irgend ein Hinderniß, eine Bedeckung, über die eine Seite bis an den Mittelpunkt ſchiebt. Und dieſes kann geſchehen entweder an der Lichtſeite, wie wir es in Nr. 4. oder an der entgegengeſetzten, wie wir es Nr. 3. dargeſtellt haben. In beiden Fällen verhält ſich der Sinus des Einfallswinkels zu dem Sinus des Refractionswinkels ganz gleich, nur daß im erſten Falle das Licht gegen die Finſterniß zurückt, im zweiten die Finſterniß gegen das Licht. Daher denn im erſten der blaue und blaurothe Rand und Saum, im zweiten der

gelbe und gelbrothe zum Vorſchein kommen; wobei übrigens keine Differenz ihrer Refraction, noch weniger alſo einer Refrangibilität eintritt.

299.

Es ſteht alſo hier die Bemerkung wohl am rechten Platze, daß man zwar irgend ein durch Erfahrung ausgemitteltes allgemeines Naturgeſetz linearſymboliſch ausdrücken und dabei gar wohl die Umſtände, wodurch das zum Grunde liegende Phänomen hervorgebracht wird, vorausſetzen könne; daß man aber von ſolchen Figuren auf dem Papiere nicht gegen die Natur weiter operiren dürfe, daß man bei Darſtellung eines Phänomens, das bloß durch die beſtimmteſten Bedingungen hervorgebracht wird, eben dieſe Bedingungen nicht ignoriren, verſchweigen, beſeitigen dürfe; ſondern ſich Mühe zu geben habe, dieſe gleichfalls im Allgemeinen auszuſprechen und ſymboliſch darzuſtellen. Wir glauben dieſes auf unſrer eilften Tafel geleiſtet, dem was wir in unſerm Entwurf mühſam auferbaut, hierdurch den Schlußſtein eingeſetzt und die Sache zur endlichen Entſcheidung gebracht zu haben; und dürfen wohl hoffen, daß man beſonders dieſe Figuren künftig in die Compendien aufnehmen werde, da man an ihnen Lehre und Controvers am beſten und kürzeſten vortragen kann.

300.

Um endlich alles auf einem Blatte überſehen zu können, haben wir in der fünften Figur das-

jenige Phänomen dargeſtellt, woraus die Achromaſie und ſogar die Hyperchromaſie entſpringt. Wir nehmen an, daß ein mit dem vorigen gleich brechendes Mittel die chemiſche Kraft und Gabe beſitze, die Farbenerſcheinung mehr zu verbreiten. Hier ſieht man, daß bei gleicher Incidenz mit Nr. 1. und gleicher Refraction, dennoch eine anſehnliche Differenz in der Farbenerſcheinung ſey. Vielleicht iſt dieſes Phänomen auch in der Natur darzuſtellen, wie es hier nur in Abſtracto ſteht; wie man denn ſchon jetzt die Farbenerſcheinung eines Mittels vermehren kann, ohne an ſeiner Refractionskraft merklich zu ändern. Auch wiederholen wir hier die Vermuthung (E. 686.), daß es möglich ſeyn möchte, irgend einem refrangirenden Mittel die chemiſche Eigenſchaft, farbige Ränder und Säume hervorzubringen, gänzlich zu benehmen.

301.

Wem nunmehr dieſes bisher von uns dargeſtellte deutlich und geläufig iſt, dem wird alles was Newton von Meſſung, Berechnung und Raſonnement bei dieſer Propoſition anbringt, weiter nicht imponiren, um ſo weniger als durch die neuern Erfahrungen jenes alte Sparrwerk langſt eingeriſſen iſt. So bekriegen wir auch nicht den

Funfzehnten Verſuch.

302.

Es wird in demſelben die Seitenbewegung des

Spectrums, die uns durch den fünften Verſuch bekannt geworden, durch mehrere Prismen wiederholt, dadurch aber weiter nichts geleiſtet, als daß das immer verlängerte Spectrum ſich immer mehr bückt; welches alles uns nach dem, was wir ſchon genugſam kennen, weiter nicht intereſſirt.

Siebente Propoſition. Sechstes Theorem.

Die Vollkommenheit der Teleſkope wird verhindert durch die verſchiedene Refrangibilität der Lichtſtrahlen.

303.

Man kann von verſchiedenen Seiten in eine Wiſſenſchaft herein oder auch zu einem einzelnen Phänomen herankommen, und von dieſer erſten Anſicht hängt ſehr oft die ganze Behandlung des Gegenſtandes ab. Giebt man hierauf in der Geſchichte des Wiſſens wohl Acht, bemerkt man genau, wie gewiſſe Individuen, Geſellſchaften, Nationen, Zeitgenoſſen an eine Entdeckung, an die Bearbeitung eines Entdeckten herankommen; ſo klärt ſich manches auf, was außerdem verborgen bliebe oder uns verwirrt machte. In der Geſchichte der Chromatik werden wir dieſen Leitfaden öfters anknüpfen, und auch bei Beurtheilung des gegenwärtigen Abſchnittes ſoll er uns gute Dienſte thun. Wir bemerken

alſo vor allen Dingen, daß Newton ſein Intereſſe für die Farbenlehre dadurch gewann, daß er die dioptriſchen Fernröhre zu verbeſſern ſuchte.

304.

Bei Entdeckung der Refractionsgeſetze hatte man die Farbenerſcheinung nicht beachtet und zwar mit Recht: denn bei Verſuchen mit parallelen Mitteln iſt ſie von keiner Bedeutung. Als man aber geſchliffene Gläſer zu Brillen und Teleſkopen anwendete, kam dieſes Phanomen näher zur Sprache. Sobald die Teleſkope einmal entdeckt waren, gingen Mathematiker und Techniker mit Ernſt auf ihre Verbeſſerung los, der ſich beſonders zwei Mängel entgegenſtellten, die man Aberrationen, Abirrungen nannte. Die eine kam von der Form der: denn man bemerkte, daß die aus Kugelſchnitten beſtehenden Linſen nicht alle Theile des Bildes rein in einen Punkt verſammelten, ſondern die Strahlen (indem man ſich dieſer Vorſtellung dabei bediente) theils früher, theils ſpater zur Convergenz brachten. Man that daher den Vorſchlag und machte Verſuche, elliptiſche und parabolifche Gläſer anzuwenden, welche jedoch nicht vollkommen gelingen wollten.

305.

Während ſolcher Bemühungen ward man auf die zweite Abweichung, welche farbig war, aufmerkſam. Es zeigte ſich, daß der Deutlichkeit der Bilder ſich eine Farbenerſcheinung entgegenſetzte, welche beſonders die Granzen, worauf es doch haupt-

ſächlich bei einem Bilde ankommt, unſicher machte. Lange hielt man dieſe Erſcheinung für zufällig; man ſchob ſie auf eine unregelmäßige Brechung, auf Unrichtigkeiten des Glaſes, auf Umſtände welche vorhanden und nicht vorhanden ſeyn konnten, und war indeß unabläſſig bemüht, jene erſte von der Form ſich herſchreibende Abweichung auszugleichen und aufzuheben.

306.

Newton wendete hingegen ſeine Aufmerkſamkeit auf die zweite Art der Aberration. Er findet die Farbenerſcheinung conſtant und, da er von prismatiſchen Verſuchen ausgeht, ſehr richtig; er ſezt die Lehre von diverſer Refrangibilität bei ſich feſt. Wie er ſie begründet, haben wir geſehen; wie er dazu verleitet worden, wird uns die Geſchichte zeigen.

307.

Nach ſeinen Erfahrungen, nach der Art wie er ſie auslegt, nach der Weiſe wie er theoretiſirt, iſt die in der Propoſition ausgeſprochene Folgerung ganz richtig: denn wenn das farbloſe Licht divers refrangibel iſt; ſo kann die Farbenerſcheinung von der Refraction nicht getrennt werden, jene Aberration iſt nicht ins Gleiche zu bringen, die dioptriſchen Fernröhre ſind nicht zu verbeſſern.

308.

Jedoch nicht allein dieſes, ſondern weit mehr folgt aus der Hypotheſe der diverſen Refrangibi-

Amine.

Zürnst du noch? du wendest dein Gesicht?

Eridon (für sich).

Was werd' ich sagen!

Amine.

Ach! verdient sie diese Rache,
So eine kleine Schuld? Du hast gerechte Sache,
Doch laß —

Egle.

O laß ihn gehn! Er hat mich erst geküßt;
Das schmeckt ihm noch.

Amine.

Geküßt!

Egle.

Recht zärtlich!

Amine.

Ah! das ist
Zu viel für dieses Herz! So schnell kannst du mich hassen?
Ich Unglückselige! Mein Freund hat mich verlassen!
Wer and're Mädchen küßt, fängt sein's zu fliehen an.
Ach! seit ich dich geliebt, hab' ich so was gethan?
Kein Jüngling durfte mehr nach meinen Lippen streben;
Kaum hab' ich einen Kuß bei'm Pfänderspiel gegeben.
Mir nagt die Eifersucht so gut das Herz, wie dir;
Und doch verzeih' ich dir's, nur wende dich zu mir!
Doch, armes Herz, umsonst bist du so sehr vertheidigt!
Er fühlt nicht Liebe mehr, seitdem du ihn beleidigt.
Die mächt'ge Rednerin spricht nun umsonst für dich.

Eridon.

O welche Zärtlichkeit! wie sehr beschämt sie mich!

lität. Unmittelbar folgt daraus, daß die dioptrischen Fernröhre ganz unbrauchbar seyn müssen, indem wenigstens alles was an den Gegenständen weiß ist, vollkommen bunt erscheinen müßte.

309.

Ja, ganz abgesehen von dioptrischen Fernröhren, Brillen und Lorgnetten, müßte die ganze sichtbare Welt, wäre die Hypothese wahr, in der höchsten Verworrenheit erscheinen. Alle Himmelslichter sehen wir durch Refraction; Sonne, Mond und Sterne zeigen sich uns, indem sie durch ein Mittel hindurchblicken, an einer andern Stelle als an der sie sich wirklich befinden; wie bei ihrem Auf- und Untergang die Astronomen besonders zu bemerken wissen. Warum sehen wir denn diese sämmtlichen leuchtenden Bilder, diese größern und kleinern Funken, nicht bunt, nicht in die sieben Farben aufgelöst? Sie haben die Refraction erlitten, und wäre die Lehre von der diversen Refrangibilität unbedingt wahr; so müßte unsre Erde, bei Tag und bei Nacht, mit der wunderlichsten bunten Beleuchtung überschimmert werden.

310.

Newton fühlt diese Folgerung wohl: denn da er im Gefolg obiger Proposition eine ganze Meile gemessen und gerechnet hat, so bricht er sehr naiv in die bedeutenden Worte aus: „wobei man sich denn verwundern muß, daß Fernröhre die Gegenstände noch so deutlich zeigen, wie sie es thun.“

Er rechnet wieder fort und zeigt, daß die Aberration die aus der Form des Glases herkommt, beinahe sechstehalbtausendmal geringer sey als die welche sich von der Farbe herschreibt, und kann daher die Frage nicht unterlassen: „wenn aber die Abweichungen die aus der verschiedenen Refrangibilität der Strahlen entspringen, so ungeheuer sind, wie sehen wir durch Fernröhre die Gegenstände nur noch so deutlich wie es geschieht?“ Die Art wie er diese Frage beantwortet, wird der nunmehr unterrichtete Leser mit ziemlicher Bequemlichkeit im Original wahrnehmen können. Es ist auch hier höchst merkwürdig, wie er sich herumdrückt und wie seltsam er sich gebärdet.

311.

Wäre er aber auch auf dem rechten Wege gewesen und hätte er, wie Descartes vor ihm, eingesehen, daß zu der prismatischen Farbenerscheinung nothwendig ein Rand gehöre; so hatte er doch immer noch behaupten können und dürfen, daß jene Aberration nicht auszugleichen, jene Randerscheinung nicht wegzunehmen sey. Denn auch seine Gegner, wie Rizzetti und andre, konnten eben deßhalb nicht recht Fuß fassen, weil sie jene Randerscheinung der Refraction allein zuschreiben mußten, sobald sie als constant anerkannt war. Nur erst die spätere Entdeckung, daß die Farbenerscheinung nicht allein eine allgemeine physische Wirkung sey, sondern eine besondere chemische Eigenschaft des

Mittels vorausſetze, konnte auf den Weg leiten, den man zwar nicht gleich einſchlug, auf dem wir aber doch gegenwärtig mit Bequemlichkeit wandeln.

Sechzehnter Verſuch.

312.

Newton bemüht ſich hier, die Farbenerſcheinung wie ſie durchs Prisma gegeben iſt, mit der welche ſich bei Linſen findet, zu vergleichen, und durch einen Verſuch zu beweiſen, daß ſie beide völlig mit einander übereintreffen. Er wählt die Vorrichtung ſeines zweiten Verſuches, wo er ein roth und blaues, mit ſchwarzen Faden umwickeltes Bild durch eine Linſe auf eine entgegengeſtellte Tafel warf. Statt jenes zwiefach gefärbten Bildes nimmt er ein gedrucktes, oder auch mit ſchwarzen Linien bezogenes weißes Blatt, auf welches er das prismatiſche Spectrum wirft, um die deutlichere oder undeutlichere Erſcheinung der Abbildung hinter der Linſe zu beobachten.

313.

Was über die Sache zu ſagen iſt, haben wir weitläuftig genug bei jenem zweiten Experiment ausgeführt, und wir betrachten hier nur kürzlich abermals ſein Benehmen. Sein Zweck iſt, auch an den prismatiſchen Farben zu zeigen, daß die mehr refrangiblen ihren Bildpunkt näher an der

Linſe, die weniger refrangiblen weiter von der Linſe haben. Indem man nun denkt, daß er hierauf losgehen werde, macht er, nach ſeiner ſcheinbaren großen Genauigkeit, die Bemerkung, daß bei dieſem Verſuche nicht das ganze prismatiſche Bild zu brauchen ſey: denn das tiefſte Violett ſey ſo dunkel, daß man die Buchſtaben oder Linien bei der Abbildung gar nicht gewahr werden könne; und nachdem er hiervon umſtändlich gehandelt und das Rothe zu unterſuchen anfängt, ſpricht er, wie ganz im Vorbeigehen, von einem ſenſiblen Rothen; alsdann bemerkt er, daß auch an dieſem Ende des Spectrums die Farbe ſo dunkel werde, daß ſich die Buchſtaben und Linien gleichfalls nicht erkennen ließen, und daß man daher in der Mitte des Bildes operiren müſſe, wo die gedachten Buchſtaben und Linien noch ſichtbar werden können.

314.

Man erinnere ſich alles deſſen, was wir oben angeführt, und bemerke, wie Newton durch dieſe Ausflucht den ganzen Verſuch aufhebt. Denn, wenn eine Stelle iſt im Violetten, wo die Buchſtaben unſichtbar werden, und eben ſo im Rothen eine, wo ſie gleichfalls verſchwinden; ſo folgt ja natürlich, daß in dieſem Falle die Figuren auf der meiſt refrangiblen Farbenfläche zugleich mit denen auf der mindeſt refrangiblen verſchwinden, und umgekehrt, daß wo ſie ſichtbar ſind, ſie ſtufenweiſe zu gleicher Zeit ſichtbar ſeyn müſſen; daß

also hier an keine diverse Refrangibilität der Farben zu denken, sondern daß allein der hellere oder dunklere Grund die Ursache der deutlichern oder undeutlichern Erscheinung jener Züge seyn müsse. Um aber sein Spiel zu verdecken, drückt Newton sich höchst unbestimmt aus: er spricht von sensiblem Roth, da es doch eigentlich die schwarzen Buchstaben sind, die im helleren Rothen noch sensibel bleiben. Sensibel ist das Roth noch ganz zuletzt am Spectrum in seiner größten Tiefe und Dunkelheit, wenn es auch kein gedrucktes Blatt mehr erleuchten kann, und die Buchstaben darin nicht mehr sensibel sind. Eben so drückt sich Newton auch über das Violette und die übrigen Farben aus. Bald stehen sie wie in Abstracto da, bald als Lichter die das Buch erleuchten; und doch können sie als leuchtend und scheinend für sich, bei diesem Versuche keineswegs gelten; sie müssen allein als ein heller oder dunkler Grund in Bezug auf die Buchstaben und Faden betrachtet werden.

315.

Dieser Versuch also wird von dem zweiten, an den er sich bezieht, zerstört und hilft dagegen auch den zweiten zerstören, da wir das Bekenntniß Newton's vor uns haben, daß von beiden Seiten die Bemerkbarkeit der unterliegenden schwarzen Züge aufhöre, und zwar wegen des eintretenden Dunklen; woraus denn folgt, daß bei zunehmender Hellung die Deutlichkeit dieser Züge durchaus mitwachsen

wird, die Farbe mag ſeyn welche ſie will. Alles was hierüber zu ſagen iſt, werden wir nochmals bei Beſchreibung des Apparats zuſammenfaſſen.

Achte Propoſition. Zweites Problem.

Die Fernröhre zu verkürzen.

316.

Hier führt nun Newton ſein katoptriſches Teleſkop vor: eine Erfindung die auch nach Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhre bei Ehren und Würden geblieben iſt, und von der wir unſererſeits, da wir uns nur mit den Farben beſchäftigen, nichts zu ſagen haben.

Der Newtoniſchen Optik

erſtes Buch.

Zweiter Theil.

317.

Auch in dieſem Theile ſind falſche und captioſe Verſuche, confus genug aber doch abſichtlich, zuſammengeſtellt. Man kann ſie in eine polemiſche und in eine didaktiſche Maſſe ſondern.

318.

Polemiſch fängt der Verfaſſer an: denn nachdem er unumſtöslich dargethan zu haben glaubt, die Farben ſeyen wirklich im Lichte enthalten; ſo muß er die ältere auf Erfahrung gegründete Vorſtellungsart, daß nämlich zu den Farbenerſcheinungen in Refractionsfällen eine Gränze nöthig ſey, widerlegen, und er wähnt ſolches mit den vier erſten Verſuchen geleiſtet zu haben.

319.

Didaktiſch urgirt er ſodann aufs neue die Unveränderlichkeit des einmal hervorgebrachten homogenen Lichtes und die verſchiedenen Grade der Refrangibilität. Hiermit beſchäftigt er ſich vom fünften

bis zum achten Experiment. Späterhin im siebzehnten limitirt er, ja hebt er wieder auf, was er im fünften bewiesen hat.

320.

Nun aber beschäftigt er sich vom neunten bis zum funfzehnten Versuch, etwas hervorzubringen und zu beweisen, woran ihm sehr viel gelegen seyn muß. Wenn er nämlich aus dem farblosen Lichte und aus weißen Flächen die Farben hervorgelockt, oder vielmehr das reine weiße Licht in Farben gespalten hat; so muß er ja auch, wenn er das Herausgebrachte wieder hineinbringt, das Gesonderte wieder zusammendrängt, jenes reine körperliche Weiß wieder herstellen.

321.

Da wir aber genugsam überzeugt sind, daß die Farbe nicht aus einer Theilung des Lichtes entstehe, sondern vielmehr durch den Zutritt einer äußeren Bedingung, die unter mancherlei empirischen Formen, als des Trüben, des Schattens, der Gränze, sich ausspricht; so erwarten wir wohl, Newton werde sich seltsam gebärden müssen, um das bedingte, getrübte, überschattete, beschattete Licht mit Indegriff dieser Bedingung als reines weißes Licht darzustellen, um aus dunklen Farben ein helles Weiß zu mischen.

322.

Indem er also hier gleichsam die Probe auf sein erstes Rechnungsexempel machen will, zeigen

will, daß dasjenige was er durch bloße Trennung hervorgebracht, abermals durch bloße Verbindung jenes erſte Reſultat geben müſſe; ſo ſtellt ſich ihm durchaus das Dritte, die äußere Bedingung, die er beſeitigt zu haben glaubt, in den Weg, und ſo muß er Sinne, ſinnlichen Eindruck, Menſchenverſtand, Sprachgebrauch und alles verläugnen, wodurch ſich jemand als Menſch, als Beobachter, als Denker bethätigt.

323.

Wie dieß zugehen konnte, glauben wir im hiſtoriſchen Theil von der pſychiſchen und ethiſchen Seite, unter der Rubrik: Newton's Perſönlichkeit, hinreichend entwickelt zu haben. Hier bleibt uns nichts übrig, als unſre polemiſche Pflicht abermals im Beſondern zu erfüllen.

Erſte Propoſition. Erſtes Theorem.

Die Farbenphänomene bei gebrochenem oder zurückgeworfenenem Lichte werden nicht durch neue Modificationen des Lichtes verurſacht, welche nach der Verſchiedenheit der Begränzungen des Lichtes und Schattens verſchiedentlich eingedrückt würden.

324.

Da wir in unſerm Entwurf gezeigt, daß bei

der Refraction gar keine Farben entſtehen, als da wo Licht und Dunkel an einander gränzen; ſo werden diejenigen welche ſich durch unſern Vortrag von der Wahrheit dieſer Verhältniſſe überzeugt haben, neugierig ſeyn, zu erfahren, wie ſich Newton benehme, um nunmehr das Wahre unwahr zu machen. Er verfährt hierbei wie in dem erſten Falle, da er das Unwahre wahr zu machen gedachte, wie wir bald im Einzelnen einſehen werden.

Erſter Verſuch.

Siehe Fig. 4. Tafel XIII.

325.

Laſſet die Sonne in eine dunkle Kammer ſcheinen durch eine längliche Oeffnung F.

326.

Dieſe Oeffnung muß nothwendig in die Höhe gehen, obgleich die Figur nur einen Punkt vorſtellt und alſo dadurch ſogleich die Einſicht in die Sache erſchwert.

327.

Die Breite kann ſechs oder acht Theile eines Zolls ſeyn, auch weniger.

328.

Dieſe erſte Vorrichtung beſtehe alſo in einer

Amine.

O Freundin, konntest du mir meinen Freund verführen!

Egle.

Getrost, mein gutes Kind! du sollst ihn nicht verlieren.
Ich kenn' den Eridon, und weiß, wie treu er ist.

Amine.

Und hat —

Egle.

Ja, das ist wahr, und hat mich doch geküßt.
Ich weiß, wie es geschah, du kannst ihm wohl vergeben.
Sieh! wie er es bereut!

Eridon (fällt vor Aminen nieder).

Amine! Liebstes Leben!
O zürne du mit ihr! sie machte sich so schön;
Ich war dem Mund so nah, und konnt' nicht widerstehn.
Doch kennest du mein Herz, mir kannst du das erlauben,
So eine kleine Lust wird dir mein Herz nicht rauben.

Egle.

Amine küss' ihn! weil er so vernünftig spricht.
(zu Eridon)
Lust raubt ihr nicht dein Herz, dir raubt sie ihres nicht.
So, Freund! du mußtest dir dein eigen Urtheil sprechen;
Du siehst, liebt sie den Tanz, so ist es kein Verbrechen.
(ihn nachahmend)
Und wenn ein Jüngling ihr bei'm Tanz die Hände drückt,
Der eine nach ihr sieht, sie nach dem andern blickt,
Auch das hat, wie du weißt, nicht gar so viel zu sagen.
Ich hoffe, du wirst nie Aminen wieder plagen,
Und denke, du gehst mit.

Amine.

Komm mit zum Fest!

etwa ſechs Zoll hoben und äuſerſt ſchmalen Spalte im Bleche des Fenſterladens.

329.

Nun gehe der Strahl FH

330.

Nun iſt es ſchon wieder ein Strahl, da es doch eigentlich nur ein von einer Seite ſehr verſchmälertes, von der andern ſehr verlangertes Sonnenbild iſt.

331.

zuerſt durch ein ziemlich groſses Prisma ABC, das ungefähr zwanzig Fuſs von der Oeffnung ſteht.

332.

Warum denn nun wieder zwanzig Fuſs? Ueber dieſes Einführen von Bedingungen, ohne daſs man die Urſachen davon entdeckt, haben wir uns öfters beklagt und durchaus gefunden, daſs ſie entweder überflüſſig oder captios ſind. Hier iſt die Bedingung captios. Denn eigentlich will er nur ein ganz ſchwaches Licht haben, ganz ſchwache Farben hervorbringen, ja vielleicht gar den Verſuch gleichſam unmöglich machen. Denn wer hat gleich eine dunkle Kammer von zwanzig Fuſs Tiefe und drüber, und wenn er ſie hat, wie lange ſteht denn die Sonne niedrig genug, um in der Mittagszeit die dem Fenſter entgegengeſetzte Wand oder ein Prisma, das doch wenigſtens in einiger Höhe vom Boden ſtehen muſs, zu beſcheinen?

333.

Wir erklären daher diese Bedingung für ganz unnöthig, da der Versuch mit dem Prisma geschieht und keine Linse mit ins Spiel kommt, wo sich wegen der Brenn- und Bildweite die Bedingungen der Entfernung allenfalls nothwendig machen.

334.

Dieses Prisma sey parallel zu der Oeffnung.

335.

Das heißt parallel zur Tafel worin die Oeffnung sich befindet, parallel zur Fensterbank, eigentlich aber, wie bei allen prismatischen Versuchen, so, daß eine aus dem Mittelpunkt des Sonnenbildes gedachte Linie rechtwinklig auf dem Prisma stehe.

336.

Dann gehe dieser Strahl mit seinem weißen Theile

337.

Hier haben wir also wieder einen weißen Theil eines schon gebrochnen Strahles. Es ist aber weiter nichts als die weiße Mitte des sehr verlängerten Bildes.

338.

durch eine längliche Oeffnung H,

339.

Diese längliche Oeffnung ist auch wieder als

ein Punkt gezeichnet, wodurch die Darſtellung ganz falſch wird; denn dieſe Oeffnung muß bei dem Verſuch auch länglich ſeyn und vertical ſtehen wie die Oeffnung F im Fenſterladen.

340.

welche breit ſey den vierten oder ſechsten Theil eines Zolles.

341.

Das heißt doch alſo nur eine ſchmale Ritze. Und warum ſoll denn dieſe Ritze ſo ſchmal ſeyn? Bloß damit man nicht ſehe, was denn eigentlich vorgeht und was getrieben wird.

342.

Dieſe Oeffnung H ſey in einen ſchwarzen dunklen Körper GI gemacht

343.

Daß das Blech oder die Pappe GI ſchwarz ſey, iſt gar nicht nöthig; daß ſie aber undurchſichtig ſey, verſteht ſich von ſelbſt.

344.

und ſtehe zwei oder drei Fuß vom Priſma

345.

Dieſe Entfernung iſt aber auch wieder gleichgültig oder zufällig.

346.

in einer parallelen Lage zu dem Priſma und zu der vordern Oeffnung.

347.

Weil Newton seine Versuche nicht in einer natürlichen Ordnung, sondern auf eine künstlich verschränkte Weise vorbringt, so ist er genöthigt bei einem jeden Versuch den ganzen Apparat zu beschreiben, da derselbe Apparat doch schon öfter dagewesen ist und Newton sich, wenn er redlich wäre, nur auf den vorigen beziehen könnte. Allein bei ihm wird jeder Versuch für sich aufgebaut und das Nothwendige mit unnöthigen Bedingungen durchwebt, so daß eben dadurch das Helldunkel entsteht, in dem er so gern operirt.

348.

Wenn nun das weiße Licht durch die Oeffnung H durchgegangen, so falle es auf ein weißes Papier p t, das hinter der Oeffnung ungefähr drei bis vier Fuß entfernt steht, damit sich die gewöhnlichen Farben des Prisma's darauf abbilden mögen, nämlich Roth in t, Gelb in s, Grün in r, Blau in q und Violett in p.

349.

Man gebe wohl Acht! Das Licht ist an der Spalte weiß angekommen und bildet hinter derselben das Spectrum. Auf das was folgt wende man nun aber alle Aufmerksamkeit.

350.

Man nehme einen Eiſendrath oder ſonſt einen dünnen undurchſichtigen Körper, deſſen Stärke ungefähr der zehnte Theil eines Zolls iſt; damit kann man die Strahlen in klmno auffangen.

351.

Nun nehme man die Figur vor ſich und ſehe, wo ſich denn dieſe Strahlen klmno finden ſollen. Dieſe Buchſtaben ſtehen vor dem Prisma, gegen die Sonne zu, und ſollen alſo, wie auch die fünf Linien bezeichnen, farbige Strahlen vorſtellen, wo noch keine Farbe iſt. In keiner Figur des ganzen Werkes, in keinem Experiment iſt noch dergleichen vorgekommen, iſt uns zugemuthet worden, etwas das ſelbſt gegen den Sinn des Verfaſſers iſt, anzunehmen und zuzugeben.

352.

Was thut denn alſo das Stäbchen r, indem es an der Außenſeite des Prisma's herumfährt? Es ſchneidet das farbloſe Bild in mehrere Theile, macht aus einem Bild mehrere Bilder. Dadurch wird freilich die Wirkung in pqrst verwirrt und verunreinigt; aber Newton legt die Erſcheinung dergeſtalt aus:

353.

Sind die Strahlen klmno ſucceſſiv aufgefangen, ſo werdet ihr auch die Farben tsrq

oder p eine nach der andern dadurch wegnehmen, indeſſen die übrigen auf dem Papier bleiben wie vorher; oder mit einem etwas ſtärkeren Hinderniß könnt ihr zwei, drei oder vier Farben zuſammen wegnehmen, ſo daß der Ueberreſt bleibt.

354.

Die drei erſten Figuren unſerer 13ten Tafel ſtellen die Erſcheinungen dieſes erſten Verſuchs der Wahrheit gemäß vor. Da wir bei Beſchreibung und Erklärung dieſer Tafel die Sache umſtändlicher entwickeln, ſo erlauben wir uns unſre Leſer dorthin zu verweiſen und fragen nur vorläufig: was hat denn Newton vorgenommen, um ſeinen Satz zu beweiſen?

355.

Er behauptet, daß Ränder, daß Gränzen des Hellen und Dunklen keinen Einfluß auf die Farbenerſcheinung bei der Refraction haben; und was thut er in ſeinem Experiment? Er bringt dreimal Gränzen hervor, damit er beweiſe, die Gränze ſey ohne Bedeutung!

356.

Die erſte Gränze iſt oben und unten an der Oeffnung H im Fenſterladen. Er behält noch weißes Licht in der Mitte, geſteht aber nicht, daß ſchon Farben an den beiden Enden ſich zeigen. Die zweite Gränze wird durch die Ritze H her-

vorgebracht. Denn warum wird denn das refrangirte Licht, das weiß auf der Tafel G I ankommt, farbig, als weil die Gränze der Ritze H oben und unten die prismatiſchen Farben hervorbringt? Nun hält er das dritte Hinderniß, einen Drath oder ſonſt einen andern cylindriſchen Körper, vor das Prisma und bringt alſo dadurch abermals Gränzen hervor, bringt im Bilde ein Bild, die Farbung an den Rändern des Stabchens umgekehrt hervor. Beſonders erſcheint die Purpurfarbe in der Mitte, an der einen Seite das Blaue, an der andern das Gelbe. Nun bildet er ſich ein, mit dieſem Stäbchen farbige Strahlen wegzunehmen, wirft aber dadurch nur ein ganz gefarbtes ſchmales Bild auf die Tafel G I. Mit dieſem Bilde operirt er denn auch in die Oeffnung H hinein; verdrangt, verſchmutzt die dort abgebildeten Farben, ja verhindert ſogar ihr Werden, indem ſie in der Oeffnung H erſt werdend ſind, und ſetzt denjenigen der die Verhaltniſſe einſehen lernt, in Erſtaunen, wie man ſich ſo viele unredliche Mühe geben konnte, ein Phänomen zu verwirren, und wie ein Mann von ſolchen Talenten in dieſem Fall gerade dasjenige thun konnte was er laugnet. So iſt denn auch das was hierauf folgt keinesweges der Erfahrung gemäß.

357.

Auf dieſe Weiſe kann jede der Farben ſo gut als die violette die letzte an der Gränze des

Schattens, gegen p zu, werden, und eine jede kann so gut als das Rothe die letzte an der Gränze des Schattens t seyn.

358.

Einem unaufmerksamen Zuschauer könnte man wohl dergleichen vorspiegeln, weil durch das Hinderniß r neue Farben entstehen, indem die alten verdrängt werden; aber man kann geradezu sagen, wie Newton die Sache ausdrückt, ist sie nicht wahr: bei den mittlern Farben kann er wohl eine Confusion hervorbringen, doch nicht an der Gränze; weder in p noch in t wird man jemals Grün sehen können. Man beherzige genau die folgende Stelle, wo er wieder anfängt wie Bileam das entgegengesetzte von dem zu sagen, was er sagen will.

359.

Ja, einige Farben können auch den Schatten begränzen, welcher durch das Hinderniß r innerhalb des Farbenbildes hervorgebracht worden.

360.

Nun gesteht er also, daß er durch sein Hinderniß r Schatten hervorbringt, daß an diesen Schatten Farbensäume gesehen werden, und dieß sagt er zum Beweis daß die Gränze des Lichtes und Schattens auf die Farbe nicht einfließe! Man gebe uns ein Beispiel in der Geschichte der Wissenschaften,

wo Hartnäckigkeit und Unverschämtheit auf einen so hohen Grad getrieben worden.

361.

Zuletzt kann jede Farbe, wenn man alle übrigen weggenommen hat und sie allein bleibt, zugleich an beiden Seiten vom Schatten begränzt seyn.

362.

Daß die schon entstandene Farbe des prismatischen Bildes einzeln durch irgend eine Oeffnung gelassen und isolirt werden könne, wird nicht geläugnet; daß man durch das Stabchen etwas ähnliches hervorbringen könne, ist natürlich: allein der aufmerksame Beobachter wird selbst an dieser entstandenen Farbe die durch diese Einklemmung abgenöthigte entgegengesetzte Farbe entstehen sehen, die bei der Unreinlichkeit dieses Versuchs dem Unerfahrenen entgehen möchte. Ganz vergeblich also zieht er den Schluß:

363.

Alle Farben verhalten sich gleichgültig zu den Gränzen des Schattens.

364.

Daß die Gränzen des Schattens nach ganz bestimmten Gesetzen bei der Refraction auf die Farben wirken, haben wir in dem Entwurf umständlich gezeigt.

365.

Und deßwegen entstehen die Unterschiede dieser Farben von einander nicht von den Gränzen des Schattens, wodurch das Licht verschiedentlich modificirt würde, wie es bisher die Meinung der Philosophen gewesen.

366.

Da seine Prämissen falsch sind, seine ganze Darstellung unwahr, so ist seine Conclusion auch nichtig; und wir hoffen die Ehre der alten Philosophen wieder herzustellen, die bis auf Newton die Phänomene in wahrer Richtung verfolgt, wenn auch gleich manchmal auf Seitenwege abgelenkt hatten.

Der Schluß seiner Darstellung läßt uns noch etwas tiefer in die Karte sehen.

367.

Wenn man diese Dinge versucht, so muß man bemerken, daß je schmäler die Oeffnungen F und H sind, je größer die Intervalle zwischen ihnen und dem Prisma, je dunkler das Zimmer, um desto mehr werde das Experiment gelingen, vorausgesetzt, daß das Licht nicht so sehr vermindert sey, daß man die Farben bei p t nicht noch genugsam sehen könne.

368.

Daß also wegen der Entfernung vom Fenster,

Eridon.

Ich muß;

Ein Kuß belehrte mich.

Egle (zu Alminen).

Verzeih' uns diesen Kuß.

Und kehrt die Eifersucht in seinen Busen wieder,
So sprich von diesem Kuß, dieß Mittel schlag' ihn nieder. —
Ihr Eifersüchtigen, die ihr ein Mädchen plagt,
Denkt euren Streichen nach, dann habt das Herz und klagt.

wegen der Entfernung der Tafeln vom Prisma, die Lichter sehr schwach sind mit denen man operire, gesteht er. Die Oeffnungen sollen kaum Ritzen seyn, so daß das Farbenbild auch nicht einmal einige Breite habe, und man soll denn doch genau beobachten können, welche Farbe denn eigentlich die Gränze macht. Eigentlich aber ist es nur drauf angelegt, das Ganze den Sinnen zu entziehen, blasse Farben hervorzubringen, um innerhalb derselben mit dem Stabchen r desto besser operiren zu können. Denn wer den Versuch, wie wir ihn nachher vortragen werden, beim energischen Lichte macht, der wird das Unwahre der Assertion auffallend genug finden.

369.

Ein Prisma von massivem Glas, das groß genug zu diesem Experiment wäre, zu finden, würde schwer seyn, weßwegen ein prismatisches Gefäß, von polirten Glasplatten zusammengefügt und mit Salzwasser oder Oel gefüllt, nöthig ist.

370.

Wie wir Newton schon oben den Vorwurf gemacht, daß er die Beschreibung seines Apparats bei jedem Experiment wiederholt, ohne daß man das Verhältniß der Experimente die mit gleichem Apparat hervorgebracht werden, gewahr wird; so läßt sich auch hier bemerken, daß Newton immer

ſein Waſſerprisma bringt, wenn er die weiße Mitte braucht und alſo ein großes Bild durch Refraction verrücken muß.

371.

Merkwürdig iſt es, wie er erſtlich dieſe weiße Mitte durch eine Hinterthüre hereinſchiebt und ſie nach und nach ſo überhand nehmen läßt, daß von den ſie begränzenden Rändern gar die Rede nicht mehr iſt; und das alles geht vor den Augen der gelehrten und experimentirenden Welt vor, die doch ſonſt genau und widerſprechend genug iſt!

Zweiter Verſuch.

372.

Da dieſer Verſuch gleichfalls unter die zuſammengeſetzten gehört, wobei Prismen und Linſen vereinigt gebraucht werden, ſo können wir denſelben nur erſt in unſerm mehr erwähnten ſupplementaren Aufſatz entwickeln. Auch dürfen wir ihn um ſo eher hier übergehen, als Newton einen völlig gleichgeltenden nachbringt, der, wie er ſelbſt geſteht, bequemer iſt und genau betrachtet den gegenwärtigen völlig unnöthig macht.

Dritter Verſuch.

Siehe Fig. 2. Taf. XIV.

373.

Ein anderes ähnliches Experiment läßt ſich leichter anſtellen, wie folgt. Laß einen breiten Sonnenſtrahl

374.

Nun iſt der Sonnenſtrahl breit. Es heißt aber weiter nichts, als man mache die Oeffnung groß, wodurch das Licht hereinfällt; ja, welches bei dieſem Verſuch ganz einerlei iſt, man ſtelle das Prisma ins freie Sonnenlicht. Hier aber ſoll es

375.

in eine dunkle Kammer fallen durch eine Oeffnung im Fenſterladen, und durch ein großes Prisma A B C gebrochen werden,

376.

Unſer gewöhnliches Waſſerprisma iſt zu dieſem Verſuche ſehr geſchickt.

377.

deſſen brechender Winkel C mehr als ſechzig Grade hat,

378.

Dieſe Vermehrung der Grade des Winkels iſt, bei dieſem Verſuch beſonders, ganz unnütz, nur eine Bedingung die einen ſehr leichten Verſuch erſchwert, indem ſie einen umſtändlicheren Apparat fordert als er ſich gewöhnlich findet.

379.

und ſobald es aus dem Prisma kommt, laßt es auf das weiße Papier D E, das auf eine Pappe gezogen iſt, fallen, und dieſes Licht, wenn das Papier perpendicular gegen daſſelbe ſteht, wie es in D E gezeichnet iſt, wird vollkommen weiß auf dem Papier erſcheinen.

380.

Hier haben wir nun alſo endlich ein durchs Prisma gegangnes, gebrochnes und völlig weißes Licht. Wir müſſen hier abermals, und wäre es unſern Leſern verdrießlich, aufmerkſam machen, wie es herein gekommen.

381.

Erſtlich, im dritten Experiment des erſten Theils wird uns ein völlig farbiges Spectrum vorgeführt, und an demſelben durch mancherlei Verſuche und Folgerungen die diverſe Refrangibilität bewieſen. Iſt der Verfaſſer damit zu Stande, ſo kommt am Ende der Illuſtration des fünften Experiments ein zwar refrangirtes aber doch noch weißes Licht unangemeldet zum Vorſchein. Nun bringt er auch bald das ſonſt ſtätig gefärbte Bild mit einer weißen Mitte. Dann fängt er an in dieſer weißen Mitte zu operiren, manchmal ſogar ohne es zu geſtehen; und jetzt, weil er die Wirkung der Gränze zwiſchen Licht und Schatten nicht anerkennt, läugnet er auf der Tafel D E jede farbige

Erſcheinung. Warum ſind denn aber die an den beiden Enden A C der innern Seite des Prisma's hervortretenden farbigen Ränder verſchwiegen? Warum iſt denn die Tafel D E nicht größer angegeben? Doch wohl nur darum, weil er ſonſt, wenn ſie größer wäre, notdwendig jener auf ihr erſcheinenden Ränder gedenken mußte.

382.

Man betrachte nun die Figur und ſehe wie ein Linienſtrom auf das Prisma herankommt, durch daſſelbe durchgeht, und hinter demſelben wieder heraustritt, und dieſer Linienſtrom ſoll einen durchaus weißen Raum vorſtellen. Indeſſen werden uns durch dieſe fingirten Linien die hypothetiſchen Strahlen doch wieder vor die Augen gebracht. Nun bemerke man aber wohl, was mit der Tafel D E vorgeht. Sie wird in die Stellung d e gebracht und was geſchieht in e? Das gebrochene Licht gelangt weiß an den Rand der Tafel, und beginnt an dieſem Rande ſogleich die eine Seite der Farben hervorzubringen, und zwar in dieſer Lage die gelbe und gelbrothe. Dieſer hier entſtehende Rand und Saum verbreitet ſich über die ganze Tafel wegen der ſchiefen Lage derſelben; und alſo da, wo Newton einen Rand, eine Granze läugnet, muß er gerade einen Rand hervorbringen, um das Phänomen wovon er ſpricht darzuſtellen. In der Lage d e entſteht die umgekehrte Erſcheinung, nämlich der violette Rand, und verbreitet

ſich gleichfalls über die ganze Tafel, wie man ſich deſſen genugſam an unſrer wahrheitgemäßen Figur unterrichten kann.

Da alſo Newton nicht einſehen konnte, daß hier der Rand der Tafel vollkommen wirkſam ſey, ſo bleibt er bei ſeiner ſtarren Ueberzeugung, indem er fortfährt:

383.

Und wenn das Licht, ehe es auf das Papier fällt, zweimal in derſelben Richtung durch zwei parallele Prismen gebrochen wird, ſo werden dieſe Farben viel deutlicher ſeyn.

384.

Alſo ein Licht kann zweimal durch zwei hintereinanderſtehende Prismen gebrochen werden, und immer weiß bleiben und ſo auf der Tafel D E ankommen? Dieß merke man doch ja! Daß aber nachher, wenn man in dieſem doppelt gebrochnen weißen Lichte operirt, die Farben lebhafter erſcheinen, iſt natürlich, weil die Verrückung des Bildes verdoppelt wird. Aber dieſe Vorrichtung, die keineswegs leicht zu machen iſt, weil man nach ſeiner Forderung zwei Waſſerprismen und beide am Ende gar über ſechzig Grade haben ſollte, dieſe Steigerung des Verſuchs hier anzuempfehlen, iſt abermals gänzlich unnütz: denn bei der Operation mit Einem Prisma ſind die Farben ſchon deutlich genug, und wer da nicht ſieht wo ſie

herkommen, der wird es durch das zweite Prisma auch nicht lernen. Indeſſen fahrt Newton fort:

385.

Hier geſchah es nun, daß alle die mittlern Theile des breiten Strahls vom weißen Lichte, das auf das Papier fiel, ohne eine Gränze von Schatten, die es hätte modificiren können, über und über mit einer gleichen Farbe gefärbt wurden.

386.

Wir haben oben gezeigt, daß der Rand der Pappe hier ſelbſt die Gränze mache und ſeinen gefärbten Halbſchatten über das Papier hinwerfe.

387.

Die Farbe aber war ganz dieſelbe in der Mitte des Papiers wie an den Enden.

388.

Keineswegs! denn der genaue Beobachter wird recht gut Einmal an der Gränze das Gelbrothe, aus dem das Gelbe ſich entwickelt, das andremal das Blaue, von dem das Violette herſtrahlt, bemerken können.

389.

Die Farbe wechſelte nur nach der verſchiedenen Schiefe der Tafel, ohne daß in der Refraction oder dem Schatten oder dem Licht etwas wäre verändert worden.

390.

Er biegt ſeine Pappe hin und wieder und behauptet, es ſey in den Umſtänden nichts verändert worden. Daſſelbe behauptete er mit eben ſo wenig Genauigkeit beim vorigen Experimente. Da er nun immer die Hauptmomente überſieht und ſich um ſeine Prämiſſen nichts bekümmert, ſo iſt ſein ergo immer daſſelbige.

391.

Es fällt uns bei dieſer Gelegenheit ein, daß Baſedow, der ein ſtarker Trinker war, und in ſeinen beſten Jahren in guter Geſellſchaft einen ſehr erfreulichen Humor zeigte, ſtets zu behaupten pflegte: die Concluſion ergo bibamus paſſe zu allen Prämiſſen. Es iſt ſchön Wetter, ergo bibamus! Es iſt ein häßlicher Tag, ergo bibamus! Wir ſind unter Freunden, ergo bibamus! Es ſind fatale Burſche in der Geſellſchaft, ergo bibamus! So ſetzt auch Newton ſein ergo zu den verſchiedenſten Prämiſſen. Das gebrochene Lichtbild iſt ganz und ſtatig gefärbt; alſo iſt das Licht divers refrangibel. Es hat eine weiße Mitte; und doch iſt es divers refrangibel. Es iſt einmal ganz weiß; und doch iſt es divers refrangibel. Und ſo ſchließt er auch hier, nachdem er in dieſen drei Experimenten doppelt und dreifach Ränder und Gränzen des Lichts und Schattens gebraucht:

392.

Deßwegen muß man dieſe Farben aus einer

andern Urſache herleiten, als von neuen Modificationen des Lichtes durch Refraction und Schatten.

393.

Dieſe Art Logik hat er ſeiner Schule überliefert und bis auf den heutigen Tag wiederholen ſie ihr ewiges ergo bibamus, das eben ſo lächerlich und noch viel läſtiger iſt als das Baſedowiſche manchmal werden konnte, wenn er denſelben Spaß unaufhörlich wiederbrachte.

394.

Daß der Verfaſſer nunmehr bereit ſeyn werde, die Urſache nach ſeiner Weiſe anzugeben, verſteht ſich von ſelbſt. Denn er fährt fort:

395.

Fragt man nun aber nach ihrer Urſache, ſo antworte ich: das Papier in der Stellung d e iſt ſchiefer gegen die mehr refrangiblen Strahlen als gegen die weniger refrangiblen gerichtet, und wird daher ſtärker durch die letzten als durch die erſten erleuchtet, und deßwegen ſind die weniger refrangiblen Strahlen in dem von der Tafel zurückgeworfnen Lichte vorherrſchend.

396.

Man bemerke, welche ſonderbare Wendung er

nehmen muß, um sein Phänomen zu erklären. Erst hatte er ein gebrochnes und doch völlig weißes Licht. In demselben sind keine Farben sichtbar, wenn die Tafel gerade steht; diese Farben aber kommen gleich zum Vorschein, sobald die Tafel eine schiefe Richtung erhält. Weil er von den Rändern und Säumen nichts wissen will, die nur einseitig wirken, so supponirt er, daß bei schieferer Lage der Tafel wirklich das ganze Spectrum entstehe, aber nur das eine Ende davon sichtbar werde. Warum wird denn aber das ans Gelbe stoßende Grün niemals sichtbar? Warum kann man das Gelbe über die weiße Tafel hin und her führen, so daß es immer im Weißen endigt? wobei niemals ein Grün zum Vorschein kommt, und dieses ganz naturgemäß, weil hier der gelbe und gelbrothe Rand nur einseitig wirkt, und ihm der andere nicht entgegen kommen kann. Im zweiten Falle äußert der Rand wieder seine einseitige Wirkung; Blau und Violett entstehen, ohne daß Gelb und Gelbroth entspringen und entgegenstrahlen können.

397.

Um recht deutlich zu machen, daß diese Farben hier bloß von dem Rande entstehen, so haben wir zu diesem Versuch eine Tafel mit Erhöhungen, mit Stiften, mit Kugelsegmenten angegeben, damit man sich sogleich überzeugen könne, daß nur eine schattenwerfende Gränze innerhalb des gebro-

Die Mitschuldigen.

Ein Lustspiel

in Versen und drey Acten.

chenen aber noch weißen Lichtes, Farben hervorzubringen im Stande ſey.

398.

Und wo dieſe weniger refrangiblen Strahlen im Lichte prädominiren, ſo färben ſie es mit Roth oder Gelb, wie es einigermaßen aus der erſten Propoſition des erſten Theils dieſes Buchs erſcheint,

399.

Dieſes Newtoniſche einigermaßen heißt auch hier in der Hetmanniſchen Manier, gar nicht. Denn aus der Propoſition kann nichts erſcheinen oder hervortreten, als inſofern ſie bewieſen iſt: nun haben wir umſtändlich gezeigt, daß ſie nicht bewieſen iſt, und ſie läßt ſich alſo zu keiner Beſtätigung anführen.

400.

und wie künftig noch ausführlicher erſcheinen wird.

401.

Mit dem Künftigen hoffen wir ſowohl als mit dem Vergangenen fertig zu werden.

Vierter Verſuch.

402.

Hier führt Newton den Fall mit Seifenblaſen

an, welche ihre Farbe verändern, ohne daß man sagen könne, es trete dabei eine Veränderung der Gränze des Lichts und Schattens ein. Diese Instanz paßt hier gar nicht. Die Erscheinungen an den Seifenblasen gehören in ein ganz andres Fach, wie in unserem Entwurfe genugsam auseinander gesetzt ist.

403.

Wenn man zwar im Ganzen behauptet, daß zur Entstehung der Farbe ein Licht und Schatten, ein Licht und Nichtlicht nöthig sey; so kann doch diese Bedingung auf gar vielerlei Weise eintreten. Beim Refractionsfall spricht sich aber jene allgemeine Bedingung als eine besondre, als Verrückung der Gränze zwischen Licht und Schatten aus.

404.

Zu diesen Versuchen kann man noch das zehnte Experiment des ersten Theils dieses Buchs hinzufügen.

405.

Wir können das was hier gesagt ist, übergehen, weil wir bei Auslegung jenes Versuches schon auf die gegenwärtige Stelle Rücksicht genommen.

Zweite Propoſition. Zweites Theorem.

Alles homogene Licht hat ſeine eigene Farbe, die ſeinem Grade der Refrangibilität entſpricht, und dieſe Farbe kann weder durch Reflexionen noch Refractionen verändert werden.

406.

Bei den Verſuchen zu der vierten Propoſition des erſten Theils dieſes erſten Buchs, als ich die heterogenen Strahlen von einander geſchieden hatte,

407.

Wie reinlich dieſe Scheidung geſchehen, iſt unſern Freunden ſchon oben klar geworden, und Newton wird ſogleich wieder ſelbſt bekennen, wie es denn eigentlich mit dieſer Abſonderung ausſehe.

408.

erſchien das Spectrum p t, welches durch die geſchiedenen Strahlen hervorgebracht war, im Fortſchritt

409.

Hier iſt alſo ein Fortſchritt! Doch wohl ein ſtätiger?

410.

von dem Ende p, wohin die refrangibelſten

Strahlen fielen, bis zu dem andern Ende t, wohin die wenigſt refrangiblen Strahlen anlangten, gefärbt mit den Reihen von Farben,

411.

Man bemerke wohl: Reihen.

412.

Violett, Dunkel- und Hellblau, Grün, Gelb, Orange und Roth zugleich,

413.

Man merke wohl: zugleich.

414.

mit allen ihren Zwiſchenſtufen

415.

Die Reihen ſtanden alſo nicht von einander ab, ſondern ſie hatten Stufen zwiſchen ſich. Nun bemerke man was folgt.

416.

in einer beſtändigen Folge, die immer abwechſelte,

417.

Alſo oben hatten wir ſeparirte Farben, und hier haben wir eine beſtändige Folge derſelben; und mit wie leiſem Schritt, man möchte auch wohl ſagen, in welcher ſtätigen Folge wird hier Lüge mit Wahrheit verbunden: Lüge, daß die Farben in jenem Experiment ſeparirt worden, Wahrheit, daß ſie in einer ſtätigen Folge erſcheinen.

418.

dergeſtalt daß ſie als eben ſo viele Stufen von Farben erſchienen, als es Arten von Strahlen giebt, die an Refrangibilität verſchieden ſind.

419.

Hier ſind es nun wieder Stufen. In einer nach Newton's Weiſe daraeſtellten ſtätigen Reihe giebt es keine natürlichen Stufen, wohl aber künſtliche; wie jedoch ſeinem künſtlichen Stufenweſen die Natur, die er läugnet, heimlich zu Hülfe kommt, wiſſen theils unſre Leſer ſchon, theils müſſen wir ſpäter nochmals darauf zurückkommen.

Fünfter Verſuch.

420.

Dieſe Farben alſo konnten durch Refraction nicht weiter verändert werden. Ich erkannte das, als ich durch ein Prisma einen kleinen Theil bald dieſes bald jenes Lichtes wieder der Brechung unterwarf: denn durch eine ſolche Brechung ward die Farbe des Lichtes niemals im mindeſten verändert.

421.

Wie es ſich damit verhält, haben wir ſchon oben gezeigt, und man gebe nur Acht, wohin dieſe

absoluten Assertionen, niemals, im mindesten, sogleich hinauslaufen werden.

422.

Wir anticipiren hier eine Bemerkung die eigentlich in die Geschichte der Farbenlehre gehört. Hauy in seinem Handbuch der Physik wiederholt obige Behauptung mit Newton's entschiedenen Worten; allein der deutsche Uebersetzer ist genöthigt in einer Note anzufügen: „Ich werde unten Gelegenheit nehmen zu sagen, von welchen Lichtarten des Farbenspectrums, meinen eigenen Versuchen zufolge, dieß eigentlich gilt und von welchen nicht.“ Dasjenige also, von dessen absoluter Behauptung ganz allein die Haltbarkeit der Newtonischen Lehre abhinge, gilt und gilt nicht. Hauy spricht die Newtonische Lehre unbedingt aus, und so wird sie im Lyceen-Unterricht jedem jungen Franzosen unbedingt in den Kopf geprägt; der Deutsche muß mit Bedingungen hervortreten, und doch ist jene durch Bedingungen sogleich zerstörte Lehre noch immer die gültige: sie wird gedruckt, übersetzt und das Publicum muß diese Mährchen zum tausendstenmal bezahlen.

Aber in solchen Bedingungen ist Newton seinen Schülern schon musterhaft vorgegangen, wie wir gleich wieder hören werden.

423.

Ward ein Theil des rothen Lichtes gebrochen,

so blieb es völlig von derselben rothen Farbe wie vorher.

424.

Er fängt mit seinem günstigen Roth wieder an, damit ja jeder Experimentator auch wieder mit demselben anfange, und, wenn er sich genug damit herumgequalt, die übrigen Farben entweder fahren lasse oder die Erscheinungen wenigstens mit Vorurtheil betrachte. Deßwegen fährt auch der Verfasser mit so bestimmter Sicherheit fort:

425.

Weder Orange noch Gelb, weder Grün noch Blau, noch irgend eine neue Farbe ward durch diese Brechung hervorgebracht, auch ward die Farbe durch wiederholte Refractionen keineswegs verändert, sondern blieb immer das völlige Roth wie zuerst.

426.

Wie es sich damit verhalte, ist oben umständlich ausgeführt.

427.

Die gleiche Beständigkeit und Unveränderlichkeit fand ich ebenfalls in blauen, grünen und andern Farben.

428.

Wenn der Verfasser ein gut Gewissen hat, warum erwähnt er denn der Farben hier außer der

Ordnung? Warum erwähnt er das Gelbe nicht, an welchem die entgegengesetzten Ränder so deutlich erscheinen? Warum erwähnt er des Grünen zuletzt, an dem sie doch auch nicht zu verkennen sind?

429.

Eben so, wenn ich durch ein Prisma auf einen Körper sah, der von einem Theil dieses homogenen Lichtes erleuchtet war, wie im vierzehnten Experiment des ersten Theils dieses Buchs beschrieben ist; so konnte ich keine neue Farbe, die auf diesem Weg erzeugt worden wäre, gewahr werden.

430.

Wie es sich damit verhalte, haben wir auch dort schon gewiesen.

431.

Alle Körper die mit zusammengesetztem Lichte erleuchtet sind, erscheinen durch Prismen verworren, wie schon oben gesagt ist, und mit verschiedenen neuen Farben gefärbt; aber die, welche mit homogenem Lichte erleuchtet sind, schienen durch die Prismen weder undeutlicher noch anders gefärbt als wenn man sie mit bloßen Augen sah.

432.

Die Augen müssen äußerst schlecht, oder der

Sinn muß ganz von Vorurtheil umnebelt ſeyn, wenn man ſo ſehen, ſo reden will.

433.

Die Farben dieſer Körper waren nicht im mindeſten verändert durch die Refraction des angewendeten Prisma's.

434.

Man halte dieſes abſolute nicht im mindeſten nur einen Augenblick feſt und höre.

435.

Ich ſpreche hier von einer merklichen (sensibel) Veränderung der Farbe:

436.

Merklich muß doch freilich etwas ſeyn, wenn man es bemerken ſoll.

437.

denn das Licht, das ich homogen nenne,

438.

Hier haben wir den Coſaken Hetmann wieder.

439.

iſt nicht abſolut homogen, und es könnte denn doch von ſeiner Heterogeneität eine kleine Veränderung der Farbe entſpringen.

Iſt aber jene Heterogeneität ſo klein, als ſie bei jenen Experimenten zur vierten Propoſition gemacht worden; ſo war dieſe Veränderung nicht merklich.

440.

Man gehe zu dem zurück was wir bei jenen Experimenten gesagt haben, wobei auch auf gegenwärtige Stelle Rücksicht genommen worden, und man wird sich überzeugen, daß die sogenannte Newtonische Heterogeneität gar nicht vermindert werden kann, und daß alles nur Spiegelfechtereien sind was er zu seinen sophistischen Zwecken vornimmt. Eben so schlecht ist es mit der Homogeneität bestellt. Genug, alles was er erst in seinen Propositionen absolut ausspricht, bedingt er nachher und flüchtet sich entweder ins Unendliche oder ins Jndiscernible; wie er denn gegenwärtig auch thut, indem er schließt:

441.

Deßwegen bei Experimenten, wo die Sinne Richter sind,

442.

Auch ein eigner Ausdruck. Die Sinne sind keineswegs Richter, aber vortreffliche Zeugen, wenn sie außen gesund sind und von innen nicht bestochen.

443.

jene allenfalls übrige Heterogeneität für gar nichts gerechnet werden darf.

444.

Hier beißt sich die Schlange wieder in den Schwanz, und wir erleben zum hundertstenmal immer eben dieselbe Verfahrungsart. Erst sind die

Personen.

Der Wirth.
Sophie, seine Tochter.
Söller, ihr Mann.
Alceſt.
Ein Kellner.

Der Schauplatz iſt im Wirthshause.

Farben völlig unveränderlich, dann wird eine gewiſſe Veränderung doch merklich, dieſes Merkliche wird ſo lange gequalt bis es ſich vermindert und wieder vermindert, aber doch den Sinnen nicht entzogen werden kann, und doch zuletzt für ganz und gar nichts erklärt. Ich möchte wohl wiſſen, wie es in der Phyſik ausſähe, wenn man durch alle Capitel ſo verfahren wäre.

Sechster Verſuch.

445.

Wie nun dieſe Farben durch Refraction nicht zu verändern ſind, ſo ſind ſie es auch nicht durch Reflexion. Denn alle weiße, graue, rothe, gelbe, grüne, blaue, violette Körper, als Papier, Aſche, Mennige, Auripigment, Indig, Bergblau, Gold, Silber, Kupfer, Gras, blaue Blumen, Veilchen, Waſſerblaſen mit verſchiedenen Farben gefärbt, Papageyen-Federn, die Tinctur des nephritiſchen Holzes u. dgl. erſchienen im rothen homogenen Lichte völlig roth, im blauen Licht völlig blau, im grünen Licht völlig grün, und ſo in den andern Farben.

446.

Wenn wir nicht von Newton gewohnt waren,

daß dasjenige was er angiebt, der Erfahrung geradezu widerspricht, so würde es unbegreiflich seyn, wie er hier etwas völlig Unwahres behaupten kann. Der Versuch ist so einfach und läßt sich so leicht anstellen, daß die Falschheit dieser Angabe einem jeden leicht vor die Augen gebracht werden kann.

Eigentlich gehört dieser Versuch in das Capitel der scheinbaren Mischung, wo wir ihn auch (S. 565. 566.) angeführt haben.

447.

Warum nimmt denn aber Newton zu seinem Zwecke farbige Pulver, Blumen, kleine Körper, die sich nicht gut handhaben lassen? da doch der Versuch sich sehr viel bequemer, und demjenigen dem es ums Rechte zu thun ist, sehr viel deutlicher auf größern farbigen Flächen, z. B. auf farbigem Papier, am deutlichsten zeigt.

448.

Es versteht sich zuerst, daß die weiße Fläche die sämmtlichen Farben des Bildes am reinsten und mächtigsten zeigen wird. Das Graue zeigt sie zwar auch rein, aber nicht so mächtig, und dieß immer weniger je mehr sich das Graue dem Schwarzen nähert. Nimmt man aber farbige Flächen, so entsteht die scheinbare Mischung, und die Farben des Spectrums erscheinen entweder, in sofern sie mit der Farbe des Papiers übereinkommen, mächtiger und schöner, oder, in sofern

ſie der Farbe des Papiers widerſprechen, unſcheinbarer und undeutlicher; in ſofern ſie aber ſich mit der Farbe des Papiers vermiſchen und eine dritte hervorbringen können, wird dieſe dritte Farbe wirklich hervorgebracht. Dieſes iſt das wahre und naturgemäße Verhältniß, von welchem ſich jedermann überzeugen kann, der nur ein Prisma in die Sonne ſtellen und das Spectrum mit weißem, grauem oder farbigem Papier der Reihe nach auffangen will.

449.

Man bemerke nun, daß in dem nachſtfolgenden der Verfaſſer auf ſeine alte Manier das erſt ausgeſprochene wieder bedingt.

450.

In dem homogenen Lichte einer jeden Farbe erſchienen alle körperlichen Farben völlig von jener einen Farbe, mit dem einzigen Unterſchied, daß einige derſelben das Licht ſtärker, andre ſchwächer zurückwarfen.

451.

Mit ſtark und ſchwach läßt ſich die Erſcheinung nur bei Weiß und Grau und Schwarz ausdrücken; bei allen farbigen Flächen aber muß, wie geſagt, auf die Miſchung geſehen werden, da ſich denn das ereignet was wir eben angezeigt haben.

452.

Und doch fand ich niemals einen Körper, der wenn er das homogene Licht zurückwarf, merklich deſſen Farbe verändern konnte.

453.

Hier haben wir das Wort merklich ſchon wieder, und doch iſt es wohl ſehr merklich, wenn das gelbrothe Ende des Spectrums auf ein blaues oder violettes Papier geworfen wird, da denn ſogleich mehr oder weniger die Purpurfarbe entſteht: und ſo mit allen übrigen Miſchungen, wie ſie uns bekannt ſind. Doch haben wir noch zu bemerken, daß die Art wie Newton den Verſuch mit Körpern oder körperlichen Gegenſtänden, mit Pulvern u. dgl. anſtellt, etwas captioſes im Hinterhalte hat; weil alsdann nicht von einer reinen Fläche, ſondern aus Höhen und Tiefen, aus erleuchteten und beſchatteten Stellen, das Licht zurück ins Auge kommt und der Verſuch unſicher und unrein wird. Wir beſtehen daher darauf, daß man ihn mit ſchönen farbigen, glatt auf Pappe gezogenen Papieren anſtelle. Will man Taffent, Atlaß, feines Tuch zu dem Verſuche nehmen, ſo wird er mehr oder weniger ſchön und deutlich ausfallen.

Daß nunmehr Newton abermals mit ſeinem ergo bibamus ſchließen werde, läßt ſich erwarten: denn er ſetzt ſehr glorios hinzu:

von Farben durchdrungen wären, so will ich dieses nicht philosophisch und eigentlich gesagt haben; sondern auf gemeine Weise, nach solchen Begriffen wie das gemeine Volk, wenn es diese Experimente sähe, sie sich vorstellen könnte. Denn, eigentlich zu reden, sind die Strahlen nicht farbig, es ist nichts darin als eine gewisse Kraft und Disposition das Gefühl dieser oder jener Farbe zu erregen: denn wie der Klang einer Glocke, einer Musiksaite, eines andern klingenden Körpers nichts als eine zitternde Bewegung ist, und in der Luft nichts als diese Bewegung, die von dem Object fortgepflanzt wird, und im Sensorium das Gefühl dieser Bewegung, unter der Form des Klanges; eben so sind die Farben der Gegenstände nur eine Disposition diese oder jene Art Strahlen häufiger als die übrigen zurückzuwerfen, in den Strahlen aber ist nichts als ihre Disposition diese oder jene Bewegung bis zum Sensorium fortzupflanzen, und im Sensorium sind es Empfindungen dieser Bewegungen, unter der Form von Farben.

457.

Wie unter der Rubrik einer Definition diese

454.

Woraus denn klar iſt, daß wenn das Sonnenlicht nur aus Einer Art Strahlen beſtünde, nur Eine Farbe in der ganzen Welt ſeyn würde. Auch wird es nicht möglich ſeyn irgend eine neue Farbe durch Reflexionen und Refractionen hervorzubringen, und folglich hängt die Verſchiedenheit der Farben von der Zuſammenſetzung des Lichtes ab.

455.

Unſre Leſer welche einſehen, wie es mit den Prämiſſen ſteht, werden die Schlußfolge von ſelbſt würdigen können.

Definition.

456.

Das homogene Licht, die homogenen Strahlen, welche roth erſcheinen oder vielmehr die Gegenſtände ſo erſcheinen machen, nenne ich rubrifik oder rothmachend, diejenigen durch welche die Gegenſtände gelb, grün, blau, violett erſcheinen, nenne ich gelbmachend, grünmachend, blaumachend, violettmachend und ſo mit den übrigen. Denn, wenn ich manchmal von Licht und Strahlen rede, als wenn ſie gefärbt oder

wunderliche theoretiſche Stelle hier eingeſchaltet wird, einigermaßen begreiflich zu machen, iſt hier vor allen Dingen unſre Pflicht, weil wir allein dadurch zu einer beſſern Einſicht in die Stelle ſelbſt gelangen können. Die Geſchichte der Farbenlehre benachrichtigt uns, daß ſogleich als Newton mit ſeiner Erklarung des prismatiſchen Phänomens hervortrat, die Naturforſcher der damaligen Zeit, wohlbemerkend, daß nach dieſer Art ſich die Sache zu denken, die Farben körperlich in dem Lichte enthalten ſeyn mußten, ihm die damals ſehr in Gunſt ſtehende Theorie der Schwingungen entgegen ſetzten und behaupteten, daß die Farben bequemer und beſſer auf dieſem Wege erklart oder gedacht werden könnten. Newton erwiederte, daß es ganz gleichgültig ſey, was man für eine höhere Theorie zu Erklärung dieſer Phänomene anwenden wolle; ihm ſey es nur um die Thatſache zu thun, daß dieſe farbebringenden Eigenſchaften des Lichtes durch Refraction manifeſtirt würden, und ſich eben auch ſo durch Reflexion, Inflexion u. ſ. w. manifeſtirten. Dieſe Schwingungslehre, dieſe Vergleichung der Farbe mit dem Ton, ward durch Malebranche abermals begünſtigt und man war alſo auch in Frankreich geneigt dazu. Gegenwärtige Definition oder Declaration ſteht alſo hier, um jene theoretiſche Differenz aufzuheben und zu neutraliſiren, das Atomiſtiſche der Newtoniſchen Vorſtellungsart mit der dynamiſchen ſeiner Gegner

zu amalgamiren, dergeſtalt daß es wirklich ausſehe, als ſey zwiſchen beiden Lehren kein Unterſchied. Der Leſer commentire ſich die Stelle ſelbſt und bemerke das Zuſammenkneten dynamiſcher und atomiſtiſcher Ausdrücke.

458.

In dieſer unſerer Erläuterung liegt die Antwort für diejenigen welche die Frage aufwerfen, wie ſich die Newtoniſche Farbenlehre noch habe allgemein erhalten können, da ſpäterhin Euler die Schwingungslehre wieder angeregt und in Gunſt gebracht. Man ließ ſich nämlich gefallen, daß die verſchiedenen Schwingungsmöglichkeiten, die im Lichte ſich beimlich befinden, durch Refraction und andere äußere Beſtimmungen zur Erſcheinung gebracht würden; wodurch man denn auch nicht weiter kam, wie Newton ſelbſt bei Gelegenheit ſeiner Controvers und in der oben angeführten Stelle anmerkt und behauptet.

459.

Dieſer Verhältniſſe aber hier zu erwähnen, hat Newton noch einen beſondern Anlaß. Er bereitet ſich vor, das Verhältniß der Farben ſeines Spectrums zu meſſen, und dieſe Verhältniſſe mit denen des Tons zu vergleichen; wobei ihm denn jene Schwingungslehre zur Einleitung dient.

Dritte Propoſition. Erſtes Problem.

Die Refrangibilität der verſchiedenen Arten des homogenen Lichts, wie ſie den verſchiedenen Arten Farben entſpricht, zu beſtimmen.

Siebenter Verſuch.

460.

Der Verfaſſer, welcher wohl gefühlt haben mag, daß ſeine Farbenlehre ſich im phyſikaliſchen Kreiſe völlig iſolire, daß ſeine Erklarung der Phanomene mit der Erklarung andrer Naturerſcheinungen ſich nicht wohl verbinden laſſe, geht nun darauf aus, die Maaßverhaltniſſe ſeines Spectrums an die Tonverhaltniſſe anzuſchließen und durch dieſe Verbindung ſeiner Meinung einigen Rückenhalt zu verſchaffen.

461.

Ganz vergeblicherweiſe knüpft er daher gegenwärtigen Verſuch an den fünften des erſten Theils und an dasjenige was bei Gelegenheit der vierten Propoſition geſagt worden: denn eigentlich nimmt er ſein gewöhnlich Spectrum, läßt es aufs Papier fallen, auf welchem der Umriß gezeichnet iſt, und zieht alsdann an der Granze jeder Farbe Querlinien, um den Raum den eine jede einnimmt,

und die Verhältniſſe der Diſtanzen von einander zu meſſen.

462.

Nachdem er alſo im Vorhergehenden viele Zeit und Papier verdorben, um gegen die Natur zu beweiſen, daß das Spectrum aus unendlichen in einander greifenden Farben-Cirkeln beſtehe; ſo laſſen ſich nun auf einmal Querlinien ziehen durch die Gränzen, wo eine die andere berührt, eine von der andern zu unterſcheiden iſt.

463.

Wie nun bei dem Verfaſſer Wahrheit und Irrthum innig mit einander verbunden ſind, weßwegen ſein Amalgama ſich um ſo ſchwerer beurtheilen läßt; ſo tritt auch hier das Wahre, daß die Farben im perpendicularen Spectrum ſich ziemlich mit horizontalen Strichen bezeichnen laſſen, zum erſtenmal auf; allein der Irrthum, daß dieſe Farben unter ſich ein feſtſtehendes Maaßverhältniß haben, wird zugleich mit eingeführt und gewinnt durch Meſſungen und Berechnungen ein ernſthaftes und ſichres Anſehen.

464.

Wie es ſich mit dieſen beiden Punkten verhalte, iſt unſern Leſern ſchon genugſam bekannt. Wollen ſie ſich's kürzlich wiederholen, ſo dürfen ſie nur nochmals unſre fünfte Tafel vor ſich nehmen. Wir haben auf derſelben das verrückte helle Bild viereckt angenommen, wobei man am deutlichſten ſehen

Erſter Aufzug.

Die Wirthsſtube.

Erſter Auftritt.

Söller, an Domino an einem Tiſchchen, eine Bouteille Wein vor ſich. Sophie, gegenüber, eine weiße Feder auf einen Hut nähend. Der Wirth kommt herein. Im Grunde ſteht ein Tiſch mit Federn, Tinte und Papier, daneben ſteht ein Großvaterſtuhl.

Wirth.

Schon wieder auf den Ball! Im Ernſt, Herr Schwiegerſohn,
Ich hab' Sein Raſen ſatt, und dächt', Er blieb davon.
Mein Mädchen hab' ich Ihm wahrhaftig nicht gegeben,
Um ſo in Tag hinein von meinem Geld zu leben.
Ich bin ein alter Mann, ich ſehnte mich nach Ruh,
Ein Helfer fehlte mir, nahm ich Ihn nicht dazu?
Ein ſchöner Helfer wohl, mein Bischen durchzubringen!

Söller
(ſummt ein Liedchen in den Bart).

Wirth.

Ja, ſing' Er, ſing' Er nur, ich will Ihm auch was ſingen!
Er iſt ein Taugenichts, der voller Thorheit ſteckt,
Spielt, ſäuft und Tabak raucht, und tolle Streiche heckt,
Die ganze Nacht verſchwärmt, den halben Tag im Bette;
Es iſt kein Fürſt im Reich, der beſſer Leben hätte.

kann, wie es ſich mit der Sache verhalt. Die Farben der gezeichneten Durchſchnitte erſcheinen zwiſchen horizontalen parallelen Linien. Erſt ſind ſie durch das Weiße getrennt, dann tritt das Gelbe und Blaue über einander, ſo daß ein Grünes erſcheint. Dieſes nimmt endlich überhand, denn das Gelbe und Blaue verliert ſich in demſelben. Man ſieht deutlich, indem man dieſe Tafel betrachtet, daß jeder Durchſchnitt, den man durch die fortſchreitende Erſcheinung macht, anders ausfällt, und daß nur derjenige, über den ein punctirtes Oval gezeichnet iſt, mit dem Newtoniſchen Spectrum allenfalls übereinkommt. Eben ſo verhalt es ſich mit dem verrückten dunklen Bilde auf der ſechsten Tafel, wodurch die Sache vollkommen ins Klare geſetzt wird.

465.

Uns ſcheint ſie ſo auſſer allem Streit, daß wir die Meſſungen und die darauf gegründeten Zahlen und Berechnungen ohne weiteres übergehen, um ſomehr als man dieſes Scheingebaude bei dem Autor ſelbſt beliebig nachſehen kann; behaupten aber ausdrücklich, daß dieſe hier ausgegrübelten Terzen, Quarten, Quinten bloß imaginär ſeyen, und daß ſich von dieſer Seite keine Vergleichung der Farbe und des Tons denken laſſe.

Achter Verſuch.

466.

Wie nun in dem vorigen Verſuche das durchs Glasprisma hervorgebrachte Spectrum angeblich gemeſſen und ſeine Verhältniſſe fälſchlich berechnet worden, ſo geht der Verfaſſer auf Verbindung mehrerer Mittel über, um die verſchiedene Farbenerſcheinung, nach dem einmal gefundenen Geſetz, zu beſtimmen.

467.

Zu dieſem Zwecke nimmt er ein Waſſerprisma mit unterwärts gekehrtem brechenden Winkel, ſetzt in daſſelbe ein Glasprisma, den brechenden Winkel oberwärts gekehrt, und läßt alsdann das Sonnenlicht durchfallen. Nun verſucht er ſo lange bis er ein Glasprisma findet, das bei geringerem Winkel als das Waſſerprisma, durch ſtärkere Refraction die Refraction des Waſſerprisma's verbeſſert, dergeſtalt daß die einfallenden und ausfallenden Strahlen mit einander parallel werden; da denn, nach verbeſſerter Brechung, die Farbenerſcheinung verſchwunden ſeyn ſoll.

468.

Wir überſetzen und beſtreiten dieſes Experiment nicht, indem deſſen Unſtatthaftigkeit von jedermann anerkannt iſt: denn daß Newton hier einen wichtigen Umſtand überſehen, mußte ſogleich in die Augen fallen, als die Achromaſie bei fortdauernder

Refraction, oder umgekehrt die Chromaſie bei aufgehobener Refraction, entdeckt war.

469.

Indeſſen war es ſehr verzeihlich, daß Newton hier nicht genau nachſpürte. Denn da er den Grund der Farbenerſcheinung in die Refraction ſelbſt legte, da er die Brechbarkeit, die verſchiedene Brechbarkeit ausgeſprochen und feſtgeſetzt hatte; ſo war nichts natürlicher als daß er die Wirkung der Urſache gleich ſetzte, daß er glaubte und behauptete, ein Mittel das mehr breche, müſſe auch die Farben ſtarker hervorbringen, und indem es die Brechung eines andern aufhebe, auch zugleich die Farbenerſcheinung wegnehmen. Denn indem die Brechbarkeit aus der Brechung entſpringt, ſo muß ſie ja mit ihr gleichen Schritt halten.

470.

Man hat ſich verwundert, daß ein ſo genauer Experimentator, wofür man Newton bisher gehalten, daß ein ſo vortrefflicher Beobachter ein ſolches Experiment anſtellen und den Hauptumſtand dabei überſehen konnte. Aber Newton hat nicht leicht einen Verſuch angeſtellt, als inſofern er ſeiner Meinung günſtig war; wenigſtens beharrt er nur auf ſolchen, welche ſeiner Hypotheſe ſchmeicheln. Und wie ſollte er eine diverſe Refrangibilität, die von der Refraction ſelbſt wieder divers wäre, auch nur ahnen? In der Geſchichte der Farbenlehre werden wir die Sache weiter auseinander

ander ſetzen, wenn von Dollond's Erfindung die Rede ſeyn wird, da wir in unſerm Entwurf das Naturverhältniß deutlich gemacht haben (682—687).

471.

Eigentlich war die Newtoniſche Lehre auf der Stelle todt, ſobald die Achromaſie entdeckt war. Geiſtreiche Männer, z. B. unſer Klügel, empfanden es, drückten ſich aber unentſchieden darüber aus. Der Schule hingegen, welche ſich ſchon lange gewöhnt hatte an dieſer Lehre zu leimen, zu flicken und zu verkleiſtern, fehlte es nicht an Wundärzten welche den Leichnam balſamirten, damit er auf ägyptiſche Weiſe, auch nach ſeinem Tode, bei phyſiſchen Gelagen präſidiren möge.

472.

Man brauchte neben der verſchiedenen Brechbarkeit auch noch den Ausdruck einer verſchiedenen Zerſtreubarkeit, indem man das unbeſtimmte, ſchon von Grimaldi, Rizzetti, Newton ſelbſt und andern gebrauchte Wort Zerſtreuen hier in einem ganz eigenen Sinne anwendete, und, ſo ungeſchickt es auch war, der neu bekannt gewordenen Erſcheinung anpaßte, ihm ein großes Gewicht gab, und eine Lehre durch Redensarten rettete, die eigentlich nur aus Redensarten beſtand.

473.

Uebergehen wir nun die bei dieſer Gelegenheit vorgebrachten Meſſungen und Berechnungen, welche ſchon von der phyſiſchen und mathematiſchen Welt

für falſch erklärt worden, ſo überſetzen und beleuchten wir doch die Schlußrede, welche den Uebergang zu neuen Kunſtſtücken macht, durch die wir nicht ins Licht, ſondern hinter das Licht geführt werden ſollen. Denn alſo ſpricht der Verfaſſer:

474.

Nimmt man nun dieſe Theoreme in die Optik auf,

475.

Es iſt ſehr wunderbar, daß er dieſe Empfehlung gerade an einer Stelle anbringt, welche nun ſchon durchaus für falſch anerkannt iſt.

476.

ſo hätte man Stoff genug, dieſe Wiſſenſchaft weitläuftig (voluminously) nach einer neuen Manier zu behandeln, nicht allein bei dem Vortrag alles deſſen was zur Vollkommenheit des Sehens beiträgt, ſondern auch indem man mathematiſch alle Arten der Farbenphänomene, welche durch Refraction entſtehen können, beſtimmte.

477.

Daß man aber eben dieſes auf Newton's Weiſe, nach Anleitung des letzten Experiments that, dadurch iſt die Verbeſſerung der dioptriſchen Fernröhre, und die wahre Einſicht in die Natur der Farbe überhaupt, beſonders aber der Farbe in

ſofern ſie durch Refraction entſteht, auf lange Zeit unmöglich gemacht worden.

Nun folgt ein ganz leiſer Uebergang zu dem was wir uns zunächſt ſollen gefallen laſſen.

478.

Denn hiezu iſt nichts weiter nöthig, als daß man die Abſonderung der heterogenen Strahlen finde,

479.

Welche wunderlichen Anſtalten er hierzu gemacht, wie wenig er damit zu Stande gekommen, iſt von uns genau und weitläuftig ausgeführt. Aber man merke wohl was noch weiter nöthig iſt.

480.

und ihre verſchiedenen Miſchungen und Proportionen in jeder Miſchung.

481.

Alſo erſt ſoll man ſie abſondern und dann wieder miſchen, ihre Proportion in der Abſonderung, ihre Proportion in der Miſchung finden. Und was hat man denn davon? Was aber der Autor darunter hat, wird ſich bald zeigen, indem er uns mit den Miſchungen in die Enge treiben will. Indeſſen fährt er fort goldne Berge zu verſprechen.

482.

Auf dieſem Wege zu denken und zu ſchließen

(way of arguing) habe ich die meiſten Phänomene, die in dieſem Buche beſchrieben ſind, erfunden,

483.

Ja wohl hat er ſie erfunden, oder ſie vielmehr ſeinem Argumentiren angepaßt.

484.

und andre mehr, die weniger zu der gegenwärtigen Abhandlung gehören. Und ich kann bei den Fortſchritten, die ich in den Verſuchen gemacht habe, wohl verſprechen, daß derjenige der recht denken und folgern und alles mit guten Gläſern und hinreichender Vorſicht unternehmen wird, des erwarteten Erfolgs nicht ermangeln ſoll.

485.

Der erwartete Erfolg wird nur der ſeyn, wie er es denn auch geweſen iſt, daß eine Hypotheſe immer mehr ausgeputzt wird und die vorgefaßte Meinung im Sinn immer mehr erſtarrt.

486.

Aber man muß zuerſt erkennen, was für Farben von andern, die man in beſtimmter Proportion vermiſcht, entſtehen können.

487.

Und ſo hatte uns der Verfaſſer ganz leiſe wieder an eine Schwelle hingeführt, über die er uns

in eine neue Concameration ſeines Wahnes höflicherweiſe hineinnöthigt.

Vierte Propoſition. Drittes Theorem.

Man kann Farben durch Zuſammenſetzung hervorbringen, welche den Farben des homogenen Lichts gleich ſind, dem Anſehn der Farben nach, aber keineswegs was ihre Unveränderlichkeit und die Conſtitution des Lichtes betrifft. Und jemehr man dieſe Farben zuſammenſetzt, deſto weniger ſatt und ſtark werden ſie, ja ſie können, wenn man ſie allzu ſehr zuſammenſetzt, ſo diluirt und geſchwächt werden, daß ſie verſchwinden und ſich in Weiß oder Grau verwandeln. Auch laſſen ſich Farben durch Zuſammenſetzung hervorbringen, welche nicht vollkommen den Farben des homogenen Lichtes gleich ſind.

488.

Was dieſe Propoſition hier bedeuten ſolle, wie ſie mit dem Vorhergehenden eigentlich zuſammenhange und was ſie für die Folge beabſichtige,

müſſen wir vor allen Dingen unſern Leſern deutlich zu machen ſuchen. Die falſche Anſicht des Spectrums, daß es urſprünglich aus einer ſtatigen Farbenreihe beſtehe, hatte Newton in dem Vorhergehenden noch mehr befeſtigt, indem er darin eine der Tonleiter ähnliche Scale gefunden haben wollte.

489.

Nun wiſſen wir aber, daß man, um der Erſcheinung auf den Grund zu kommen, zugleich ein verrücktes helles und ein verrücktes dunkles Bild betrachten muß. Da finden ſich nun zwei Farben, die man für einfach anſprechen kann, Gelb und Blau, zwei geſteigerte, Gelbroth und Blauroth, und zwei gemiſchte, Grün und Purpur. Auf dieſe Unterſchiede hatte Newton keine Acht, ſondern betrachtete nur die bei ſtarker Verrückung eines hellen Bildes vorkommenden Farben, unterſchied, zählte ſie, nahm ihrer fünf oder ſieben an, ja ließ deren, weil in einer ſtätigen Reihe ſich unendliche Einſchnitte machen laſſen, unzählige gelten; und dieſe alle ſollten nun, ſo viel ihrer auch ſeyn möchten, primitive, primäre, in dem Licht für ſich befindliche Urfarben ſeyn.

490.

Bei genauerer Betrachtung mußte er jedoch finden, daß manche von dieſen einfachen Urfarben gerade ſo ausſahen wie andere, die man durch Miſchung hervorbringen konnte. Wie nun aber

das Gemiſchte dem Urſprünglichen, und das Urſprüngliche dem Gemiſchten ähnlich, ja gleich ſeyn könne, dieß wäre freilich in einem naturgemäßen Vortrag ſchwer genug darzuſtellen geweſen; in der Newtoniſchen Behandlung wird es jedoch möglich, und wir wollen, ohne uns weiter im Allgemeinen aufzuhalten, gleich zu dem Vortrag des Verfaſſers übergehen, und in kurzen Anmerkungen, wie bisher, unſere Leſer aufmerkſam machen, worauf es denn eigentlich mit dieſem Miſchen und Wiedermiſchen am Ende hinausgeht.

491.

Denn eine Miſchung von homogenem Roth und Gelb bringt ein Orange hervor, gleich an Farbe dem Orange das in der Reihe von ungemiſchten prismatiſchen Farben zwiſcheninne liegt, aber das Licht des einen Orange iſt homogen, die Refrangibilität betreffend; das andere aber iſt heterogen: denn die Farbe des erſten, wenn man ſie durch ein Prisma anſieht, bleibt unverändert, die von dem zweiten wird verändert und in die Farben zerlegt, die es zuſammenſetzen, nämlich Roth und Gelb.

492.

Da uns der Verfaſſer mit ſo verſchiedenen umſtändlichen Verſuchen gequält hat, warum giebt er nicht auch hier den Verſuch genau an? Warum

Da ſitzt das Abenteu'r mit weiten Aermeln da,
Der König Haſenfuß!

Söller (trinkt).

Ihr Wohlergehn, Papa!

Wirth.

Ein ſaub'res Wohlergehn! Das Fieber möcht' ich kriegen.

Sophie.

Mein Vater, ſeyn Sie gut.

Söller (trinkt).

Mein Fiekchen, dein Vergnügen!

Sophie.

Vergnügen! Könnt' ich Euch nur einmal einig ſehn!

Wirth.

Wenn er nicht anders wird, ſo kann das nie geſchehn.
Ich bin wahrhaftig längſt des ew'gen Zankens müde,
Doch wie er's täglich treibt, da halt der Henker Friede!
Er iſt ein ſchlechter Mann, ſo kalt, ſo undankbar;
Er ſieht nicht was er iſt, er denkt nicht was er war,
Nicht an die Dürftigkeit, aus der ich ihn geriſſen,
An ſeine Schulden nicht, die ich doch zahlen müſſen.
Man ſieht, es beſſert auch nicht Elend, Reu' noch Zeit;
Einmal ein Lumpenhund, er bleibt's in Ewigkeit.

Sophie.

Er ändert ſich gewiß.

Wirth.

Muß er's ſo lang' verſchieben?

Sophie.

Das iſt nun Jugendart.

Söller (trinkt).

Ja, Fiekchen, was wir lieben!

bezieht er ſich nicht auf einen der vorigen, an den man ſich halten könnte? Wahrſcheinlicherweiſe iſt er denjenigen ähnlich, die wir oben (154 und 155) mit eingeführt haben, wo ein Paar prismatiſche Bilder, entweder im Ganzen oder theilweiſe, objectiv über einander geworfen und dann, durch ein Prisma angeſehen, ſubjectiv auseinander gerückt werden. Newton's Intention hierbei iſt aber keine andere, als eine Ausflucht ſich zu bereiten, damit, wenn bei abermaliger Verrückung ſeiner homogenen Farbenbilder ſich neue Farben zeigen, er ſagen könne, jene ſeyen eben nicht homogen geweſen; da denn freilich Niemand Einem der auf dieſe Weiſe lehrt und disputirt, etwas anhaben kann.

493.

Auf dieſelbe Weiſe können andere benachbarte homogene Farben neue Farben hervorbringen, den homogenen gleich, welche zwiſchen ihnen liegen, z. B. Gelb und Grün.

494.

Man bemerke, wie liſtig der Verfaſſer auftritt. Er nimmt hier ſein homogenes Grün, da doch Grün als eine zuſammengeſetzte Farbe durchaus anerkannt iſt.

495.

Gelb und Grün alſo bringen die Farbe hervor, die zwiſchen ihnen beiden liegt.

496.

Das heißt alſo ungefähr ein Papagaigrün, das nach der Natur und in unſerer Sprache durch mehr Gelb und weniger Blau hervorgebracht wird. Aber man gehe nur weiter Acht.

497.

Und nachher wenn man Blau dazu thut, ſo wird es ein Grün werden, von der mittlern Farbe der drei, woraus es zuſammengeſetzt iſt.

498.

Erſt macht er alſo Grün zur einfachen Farbe und erkennt das Gelb und Blau nicht an, woraus es zuſammengeſetzt iſt; dann giebt er ihm ein Uebergewicht von Gelb, und dieſes Uebergewicht von Gelb nimmt er durch eine Beimiſchung von Blau wieder weg, oder vielmehr er verdoppelt nur ſein erſtes Grün, indem er noch eine Portion neues Grün hinzubringt. Er weiß aber die Sache ganz anders auszulegen.

499.

Denn das Gelbe und Blaue an jeder Seite, wenn ſie in gleicher Menge ſind, ziehen das mittlere Grün auf gleiche Weiſe zu ſich und halten es wie es war, im Gleichgewicht, ſo daß es nicht mehr gegen das Gelbe auf der einen, noch gegen das Blaue an der andern ſich neigt, ſon-

dern durch ihre gemiſchten Wirkungen als eine Mittelfarbe erſcheint.

500.

Wie viel kürzer war' er davon gekommen, wenn er der Natur die Ehre erzeigt und das Phänomen, wie es iſt, ausgeſprochen hatte, daß nämlich das prismatiſche Blau und Gelb, die erſt im Spectrum getrennt ſind, ſich in der Folge verbinden und ein Grün machen, und daß im Spectrum an kein einfaches Grün zu denken ſey. Was hilft es aber! Ihm und ſeiner Schule ſind Worte lieber als die Sache.

501.

Zu dieſem gemiſchten Grün kann man noch etwas Roth und Violett hinzuthun, und das Grüne wird nicht gleich verſchwinden, ſondern nur weniger voll und lebhaft werden. Thut man noch mehr Roth und Violett hinzu, ſo wird es immer mehr und mehr verdünnt, bis durch das Uebergewicht von hinzugethanen Farben es überwältigt und in Weiß oder in irgend eine andre Farbe verwandelt wird.

502.

Hier tritt wieder das Hauptübel der Newtoniſchen Lehre herein, daß ſie das ἐπιφανὲς der Farbe verkennt, und immer glaubt mit Lichtern zu thun zu haben. Es ſind aber keineswegs

Lichter, sondern Halblichter, Halbschatten, welche durch gewisse Bedingungen als verschiedenfarbig erscheinen. Bringt man nun diese verschiedenen Halblichter, diese Halbschatten übereinander, so werden sie zwar nach und nach ihre Specification aufgeben, sie werden aufhören, Blau, Gelb oder Roth zu seyn; aber sie werden keinesweges dadurch diluirt. Der Fleck des weißen Papiers auf den man sie wirft, wird dadurch dunkler; es entsteht ein Halblicht, ein Halbschatten aus soviel andern Halblichtern, Halbschatten zusammengesetzt.

503.

So wird, wenn man zu der Farbe von irgend einem homogenen Lichte das weiße Sonnenlicht, das aus allen Arten Strahlen zusammengesetzt ist, hinzuthut, diese Farbe nicht verschwinden, oder ihre Art verändern, aber immer mehr und mehr verdünnt werden.

504.

Man lasse das Spectrum auf eine weiße Tafel fallen, die im Sonnenlicht steht, und es wird bleich aussehen, wie ein anderer Schatten auch, auf welchen das Sonnenlicht wirkt ohne ihn ganz aufzuheben.

505.

Zuletzt wenn man Roth und Violett mischt, so werden nach verschiedenen Proportionen ver-

ſchiedene Purpurfarben zum Vorſchein kommen, und zwar ſolche, die keiner Farbe irgend eines homogenen Lichtes gleichen.

506.

Hier tritt denn endlich der Purpur hervor, das eigentliche wahre reine Roth, das ſich weder zum Gelben noch zum Blauen hinneigt. Dieſe vornehmſte Farbe, deren Entſtehung wir im Entwurf, in phyſiologiſchen, phyſiſchen und chemiſchen Fällen, hinreichend nachgewieſen haben, fehlt dem Newton, wie er ſelbſt geſteht, in ſeinem Spectrum ganz, und das bloß deßwegen, weil er nur das Spectrum eines verrückten hellen Bildes zum Grunde ſeiner Betrachtung legt, und das Spectrum eines verrückten dunklen Bildes nicht zugleich aufführt, nicht mit dem erſten paralleliſirt. Denn wie bei Verrückung des hellen Bildes endlich in der Mitte Gelb und Blau zuſammenkommen und Grün bilden, ſo kommen bei Verrückung des dunklen Bildes endlich Gelbroth und Blauroth zuſammen. Denn das was Newton am einen Ende ſeiner Farbenſcale Roth nennt, iſt eigentlich nur Gelbroth, und er hat alſo unter ſeinen primitiven Farben nicht einmal ein vollkommenes Roth. Aber ſo muß es allen ergehen, die von der Natur abweichen, welche das Hinterſte zu vorderſt ſtellen, das Abgeleitete zum Urſprünglichen erheben, das Urſprüngliche zum Abgeleiteten er-

niedrigen, das Zuſammengeſetzte einfach, das Einfache zuſammengeſetzt nennen. Alles muß bei ihnen verkehrt werden, weil das erſte verkehrt war; und doch finden ſich Geiſter vorzüglicher Art, die ſich auch am Verkehrten erfreuen.

507.

Und aus dieſen Purpurfarben, wenn man Gelb und Blau hinzumiſcht, können wieder andre neue Farben erzeugt werden.

508.

Und ſo hätte er denn ſein Miſchen und Mengen auf die confuſeſte Weiſe zu Stande gebracht; worauf es aber eigentlich angeſehn iſt, zeigt ſich im Folgenden.

Durch dieſe Miſchung der Farben ſucht er ihre ſpecifiſche Wirkung endlich zu neutraliſiren, und möchte gar zu gern aus ihnen Weiß hervorbringen; welches ihm zwar in der Erfahrung nicht geräth, ob er gleich mit Worten immer verſichert, daß es möglich und thunlich ſey.

Fünfte Propoſition. Viertes Theorem.

Das Weiße und alle grauen Farben, zwiſchen Weiß und Schwarz, können aus Farben zuſammengeſetzt werden, und die Weiße

des Sonnenlichts iſt zuſammengeſetzt aus allen Urfarben (primary) in gehörigem Verhältniß vereinigt.

509.

Wie es ſich mit dem erſten verhalte, haben wir in den Capiteln der realen und ſcheinbaren Miſchung genugſam dargelegt; und die zweite Hälfte der Propoſition wiſſen unſre Leſer auch zu ſchätzen. Wir wollen jedoch ſehen, wie er das Vorgebrachte zu beweiſen gedenkt.

Neunter Verſuch.

510.

Die Sonne ſchien in eine dunkle Kammer durch eine kleine runde Oeffnung in dem Fenſterladen, und warf das gefärbte Bild auf die entgegengeſetzte Wand. Ich hielt ein weißes Papier an die Seite, auf die Art, daß es durch das vom Bild zurückgeworfene Licht erleuchtet wurde, ohne einen Theil des Lichtes auf ſeinem Wege vom Priſma zum Spectrum aufzufangen; und ich fand, wenn man das Papier näher zu einer Farbe als zu den übrigen hielt, ſo erſchien es von dieſer Farbe; wenn es aber gleich oder faſt

gleich von allen Farben entfernt war, ſo daß alle es erleuchteten, erſchien es weiß.

511.

Man bedenke, was bei dieſer Operation vorgeht. Es iſt nämlich eine unvollkommene Reflexion eines farbigen halbhellen Bildes, welche jedoch nach den Geſetzen der ſcheinbaren Mittheilung geſchieht (E. 588—592). Wir wollen aber den Verfaſſer ausreden laſſen, um alsdann das wahre Verhältniß im Zuſammenhang vorzubringen.

512.

Wenn nun bei dieſer letzten Lage des Papiers einige Farben aufgefangen wurden, verlor daſſelbe ſeine weiße Farbe und erſchien in der Farbe des übrigen Lichtes das nicht aufgefangen war. Auf dieſe Weiſe konnte man das Papier mit Lichtern von verſchiedenen Farben erleuchten, namentlich mit Roth, Gelb, Grün, Blau und Violett, und jeder Theil des Lichts behielt ſeine eigene Farbe bis er aufs Papier fiel und von da zum Auge zurückgeworfen wurde, ſo daß er, wenn entweder die Farbe allein war, und das übrige Licht aufgefangen, oder wenn ſie prädominirte, dem Papier ſeine eigene Farbe gab; war ſie aber vermiſcht mit den übrigen Farben in gehörigem Verhältniß, ſo erſchien das Papier

weiß, und brachte alſo dieſe Farbe in Zuſammenſetzung mit den übrigen hervor. Die verſchiedenen Theile des farbigen Lichtes, welche das Spectrum reflectirt, indem ſie von daher durch die Luft fortgepflanzt werden, behalten beſtändig ihre eigenen Farben: denn wie ſie auch auf die Augen des Zuſchauers fallen, ſo erſcheinen die verſchiedenen Theile des Spectrums unter ihren eigenen Farben. Auf gleiche Weiſe behalten ſie auch ihre eigenen Farben, wenn ſie auf das Papier fallen; aber dort machen ſie durch Verwirrung und vollkommene Miſchung aller Farben die Weiße des Lichts, welche von dorther zurückgeworfen wird.

513.

Die ganze Erſcheinung iſt, wie geſagt, nichts als eine unvollkommene Reflexion. Denn erſtlich bedenke man, daß das Spectrum ſelbſt ein dunkles aus lauter Schattenlichtern zuſammengeſetztes Bild ſey. Man bringe ihm nah an die Seite eine zwar weiße aber doch rauhe Oberfläche, wie das Papier iſt, ſo wird jede Farbe des Spectrums von derſelben obgleich nur ſchwach reflectiren, und der aufmerkſame Beobachter wird die Farben noch recht gut unterſcheiden können. Weil aber das Papier auf jedem ſeiner Punkte von allen Farben

zugleich erleuchtet iſt, ſo neutraliſiren ſie ſich gewiſſermaßen einander und es entſteht ein Dämmerſchein, dem man keine eigentlich Farbe zuſchreiben kann. Die Hellung dieſes Dämmerſcheins verhält ſich wie die Dämmerung des Spectrums ſelbſt, keineswegs aber wie die Hellung des weißen Lichtes, ehe es Farben annahm und ſich damit überzog. Und dieſes iſt immer die Hauptſache welcher Newton ausweicht. Denn man kann freilich aus ſehr hellen Farben, auch wenn ſie körperlich ſind, ein Grau zuſammenſetzen, das ſich aber, von weißer Kreide z. B., ſchon genugſam unterſcheidet. Alles dieß iſt in der Natur ſo einfach und ſo kurz, und nur durch dieſe falſchen Theorien und Sophiſtereien hat man die Sache ins Weite, ja ins Unendliche geſpielt.

514.

Will man dieſen Verſuch mit farbigen Papieren, auf die man das Sonnenlicht gewaltig fallen und von da auf eine im Dunklen ſtehende Fläche reflectiren läßt, anſtellen, in dem Sinne wie unſere Capitel von ſcheinbarer Miſchung und Mittheilung der Sache erwähnen; ſo wird man ſich noch mehr von dem wahren Verhältniß der Sache überzeugen, daß nämlich durch Verbindung aller Farben ihre Specification zwar aufgehoben, aber das was ſie alle gemein haben, das ἀναφές, nicht beſeitigt werden kann.

Wirth.

Zu einem Ohr hinein, zum andern flugs heraus!
Er hört mich nicht einmal. Was bin ich denn im Haus?
Ich hab' nun zwanzig Jahr mit Ehren mich gehalten.
Meint Er, was ich erwarb, damit woll' Er nun schalten,
Und woll' es nach und nach vertheilen? Nein, mein Freund,
Das laſſ' er ſich vergehn! So bös iſt's nicht gemeint!
Mein Ruf hat lang gewährt, und ſoll noch länger währen;
Es kennt die ganze Welt den Wirth zum ſchwarzen Bären.
Es iſt kein dummer Bär, er conſervirt ſein Fell;
Jetzt wird mein Haus gemahlt, und dann heiß' ich's Hotel.
Da regnet's Cavaliere, da kommt das Geld mit Haufen;
Doch da gilt's fleißig ſeyn, und nicht ſich dumm zu ſaufen!
Nach Mitternacht zu Bett', und Morgens auf bei Zeit,
So heißt's da!

Söller.

Bis dahin iſt es noch ziemlich weit.
Ging's nur ſo ſeinen Gang, und wär's nicht täglich ſchlimmer!
Wer kommt denn viel zu uns? Da droben ſtehn die Zimmer.

Wirth.

Wer reiſ't denn jetzt auch viel? Das iſt nun ſo einmal,
Und hat nicht Herr Alceſt zwey Stuben und den Saal?

Söller.

Ja, ja, das iſt ſchon was, das iſt ein guter Kunde;
Allein Minuten ſind erſt ſechzig eine Stunde,
Und dann weiß Herr Alceſt, warum er hier iſt.

Wirth.

Wie?

Söller.

Ach, apropos, Papa! Man ſagt mir heute früh,

515.

In den drei folgenden Experimenten bringt Newton wieder neue Kunſtſtückchen und Boſſeleien hervor, ohne das wahre Verhältniß ſeines Apparats und der dadurch erzwungenen Erſcheinung anzugeben. Nach gewohnter Weiſe ordnet er die drei Experimente falſch, indem er das complicirteſte voraus[illegible], ein anderes das dieſer Stelle gewiſſermaßen fremd iſt, folgen läßt, und das einfachſte zuletzt bringt. Wir werden daher, um uns und unſern Leſern die Sache zu erleichtern, die Ordnung umkehren, und wenden uns deßhalb ſogleich zum

Zwölften Verſuch.

516.

Das Licht der Sonne gehe durch ein großes Prisma durch, falle ſodann auf eine weiße Tafel und bilde dort einen weißen Raum.

517.

Newton operirt alſo hier wieder in dem zwar refrangirten aber doch noch ungefärbten Lichte.

518.

Gleich hinter das Prisma ſetze man einen Kamm.

519.

Man gebe doch Acht, auf welche rohe Weiſe

Newton ſein weiſses Licht zuſammenkrämpeln und filzen will.

520.

Die Breite der Zähne ſey gleich ihren Zwiſchenräumen, und die ſieben Zähne

521.

Doch als wenn für jeden Hauptlichtſtrahl einer präparirt wäre.

522.

nehmen mit ihren Intervallen die Breite eines Zoll's ein. Wenn nun das Papier zwei oder drei Zoll von dem Kamm entfernt ſtand, ſo zeichnete das Licht, das durch die verſchiedenen Zwiſchenräume hindurchging, verſchiedene Reihen Farben,

523.

Warum ſagt er nicht die prismatiſchen Farbenreihen?

524.

die parallel unter ſich waren und ohne eine Spur von Weiß.

525.

Und dieſe Erſcheinung kam doch wohl bloß daher, weil jeder Zahn zwei Ränder machte, und das gebrochene ungefärbte Licht ſogleich an dieſen Gränzen, durch dieſe Gränzen zur Farbe beſtimmt wurde: welches Newton in der erſten Propoſition

dieſes Buchs ſo entſchieden läugnete. Das iſt eben das Unerhörte bei dieſem Vortrag, daß erſt die wahren Verhältniſſe und Erſcheinungen abgeläugnet werden, und daß, wenn ſie zu irgend einem Zwecke brauchbar ſind, man ſie ohne weiteres hereinführt, als wäre gar nichts geſchehen noch geſagt worden.

526.

Dieſe Farbenſtreifen, wenn der Kamm auf- und abwärts bewegt ward, ſtiegen auf- und abwärts.

527.

Keinesweges dieſelben Farbenſtreifen; ſondern wie der Kamm ſich bewegte, entſtunden an ſeinen Gränzen immer neue Farbenerſcheinungen, und es waren ewig werdende Bilder.

528.

Wenn aber die Bewegung des Kamms ſo ſchnell war, daß man die Farben nicht von einander unterſcheiden konnte, ſo erſchien das ganze Papier durch ihre Verwirrung und Miſchung dem Sinne weiß.

529.

So farbetſicht unſer gewandter Naturforſcher ſeine homogenen Lichter dergeſtalt durcheinander, daß ſie ihm abermals ein Weiß hervorbringen, welches wir aber auch nothwendig verkümmern müſſen. Wir haben zu dieſem Verſuch einen Ap-

parat erſonnen, der ſeine Verhältniſſe ſehr gut an den Tag legt. Die Vorrichtung einen Kamm auf- und abwärts ſehr ſchnell zu bewegen, iſt unbequem und umſtändlich. Wir bedienen uns daher eines Rades mit zarten Speichen, das an die Walze unſers Schwungrades befeſtigt werden kann. Dieſes Rad ſtellen wir zwiſchen das erleuchtete große Prisma und die weiße Tafel. Wir ſetzen es langſam in Bewegung, und wie eine Speiche vor dem weißen Raum des refrangirten Bildes vorbeigeht, ſo bildet ſie dort einen farbigen Stab in der bekannten Folge: Blau, Purpur und Gelb. Wie eine andre Speiche eintritt, ſo entſtehen abermals dieſe farbigen Erſcheinungen, die ſich geſchwinder folgen, wenn man das Rad ſchneller herumdreht. Giebt man nun dem Rade den völligen Umſchwung, ſo daß der Beobachtende wegen der Schnelligkeit die Speichen nicht mehr unterſcheiden kann, ſondern daß eine runde Scheibe dem Auge erſcheint; ſo tritt der ſchöne Fall ein, daß einmal das aus dem Prisma herkommende weiße, an ſeinen Gränzen gefärbte Bild auf jener Scheibe völlig deutlich erſcheint, und zugleich, weil dieſe ſcheinbare Scheibe doch noch immer als halbdurchſichtig angeſehen werden kann, auf der hinteren weißen Pappe ſich abbildet. Es iſt dieſes ein Verſuch, der ſogleich das wahre Verhältniß vor Augen bringt, und welchen jedermann mit Vergnügen anſehn wird. Denn hier iſt nicht von Krämpeln, Filzen und

Kartetſchen fertiger Farbenlichter die Rede; ſondern eben die Schnelligkeit, welche auf der ſcheinbaren Scheibe das ganze Bild auffangt, läßt es auch hindurch auf die weiße Tafel fallen, wo eben wegen der Schnelligkeit der vorbeigehenden Speichen keine Farben für uns entſtehen können; und das hintre Bild auf der weißen Tafel iſt zwar in der Mitte weiß, doch etwas trüber und dammernder, weil es ja vermittelſt der für halbdurchſichtig anzunehmenden Scheibe gedämpft und gemäßigt wird.

530.

Noch angenehmer zeigt ſich der Verſuch, wenn man durch ein kleineres Prisma die Farbenerſcheinung dergeſtalt hervorbringt, daß ein ſchon ganz fertiges Spectrum auf die Speichen des umzudrehenden Rades fallt. Es ſteht in ſeiner völligen Kraft alsdann auf der ſchnell umgetriebenen ſcheinbaren Scheibe, und eben ſo unverwandt und unverändert auf der hintern weißen Tafel. Warum geht denn hier keine Miſchung, keine Confuſion vor? warum quirlt denn das auf das ſchnellſte herumgedrehte Speichenrad die fertigen Farben nicht zuſammen? warum operirt denn dießmal Newton nicht mit ſeinen fertigen Farben? warum mit entſtehenden? Doch bloß darum, daß er ſagen könne, ſie ſeyen fertig geworden und durch Miſchung ins Weiße verwandelt; da der Raum doch bloß darum vor unſern Augen weiß bleibt, weil die vorüber-

eilenden Speichen ihre Gränze nicht bezeichnen und deßhalb keine Farbe entſtehn kann.

531.

Da nun der Verfaſſer einmal mit ſeinem Kamme operirt, ſo häuft er noch einige Experimente, die er aber nicht numerirt, deren Gehalt wir nun auch kürzlich würdigen wollen.

532.

Laßt nun den Kamm ſtill ſtehn und das Papier ſich weiter vom Prisma nach und nach entfernen, ſo werden die verſchiedenen Farbenreihen ſich verbreitern und eine über die andre mehr hinausrücken, und indem ſie ihre Farben mit einander vermiſchen, einander verdünnen; und dieſes wird zuletzt ſo ſehr geſchehen, daß ſie weiß werden.

533.

Was vorgeht, wenn ſchmale ſchwarze und weiße Streifen auf einer Tafel wechſeln, kann man ſich am beſten durch einen ſubjectiven Verſuch bekannt machen. Die Ränder entſtehen nämlich geſetzmäßig an den Gränzen ſowohl des Schwarzen als des Weißen, die Säume verbreiten ſich ſowohl über das Weiße als das Schwarze, und ſo erreicht der gelbe Saum geſchwind den blauen Rand und macht

Grün, der violette Rand den gelbrothen und macht Purpur, ſo daß wir ſowohl das Syſtem des verrückten weißen, als des verrückten ſchwarzen Bildes zugleich gewahr werden. Entfernt man ſich weiter von der Pappe, ſo greifen Ränder und Säume dergeſtalt in einander, vereinigen ſich innigſt, ſo daß man nur noch grüne und purpurne Streifen übereinander ſieht.

534.

Dieſelbe Erſcheinung kann man durch einen Kamm, mit dem man vor einem großen Prisma operirt, objectiv hervorbringen und die abwechſelnden purpurnen und grünen Streifen auf der weißen Tafel recht gut gewahr werden.

535.

Es iſt daher ganz falſch was Newton andeutet, als wenn die ſämmtlichen Farben in einander griffen, da ſich doch nur die Farben der entgegengeſetzten Ränder vermiſchen können, und gerade, indem ſie es thun, die übrigen auseinander halten. Daß alſo dieſe Farben, wenn man mit der Pappe ſich weiter entfernt, indem es doch im Grunde lauter Halbſchatten ſind, verdünnter erſcheinen, entſteht daher, weil ſie ſich mehr ausbreiten, weil ſie ſchwächer wirken, weil ihre Wirkung nach und nach faſt aufhöret, weil jede für ſich unſcheinbar wird, nicht aber weil ſie ſich vermiſchen und ein Weiß hervorbringen. Die Neutraliſation, die man bei

andern Verſuchen zugeſteht, findet hier nicht einmal ſtatt.

536.

Ferner nehme man durch irgend ein Hinderniß

537.

Hier iſt ſchon wieder ein Hinderniß, mit dem er bei dem erſten Experiment des zweiten Theils ſo unglücklich operirt hat, und das er hier nicht beſſer anwendet.

538.

das Licht hinweg, das durch irgend einen der Zwiſchenräume der Kammzähne durchgefallen war, ſo daß die Reihe Farben, welche daher entſprang, aufgehoben ſey, und man wird bemerken, daß das Licht der übrigen Reihen an die Stelle der weggenommenen Reihe tritt und ſich daſelbſt färbt.

539.

Keinesweges iſt dieſes das Factum, ſondern ein genauer Beobachter ſieht ganz etwas anders. Wenn man nämlich einen Zwiſchenraum des Kammes zudeckt, ſo erhält man nur einen breitern Zahn, der, wenn die Intervalle und die Zahne gleich ſind, dreimal ſo breit iſt wie die übrigen. An den Gränzen dieſes breitern Zahns geht nun gerade das vor, was an den Gränzen der ſchmälern vorgeht: der violette Saum erſtreckt ſich herein-

wärts, der gelbrothe Rand bezeichnet die andre Seite. Nun iſt es möglich, daß bei der gegebenen Diſtanz dieſe beiden Farben ſich über den breiten Zahn noch nicht erreichen, während ſie ſich über die ſchmalen Zähne ſchon ergriffen haben; wenn man alſo bei den übrigen Fällen ſchon Purpur ſieht, ſo wird man hier noch das Gelbrothe vom Blaurothen getrennt ſehen.

540.

Läßt man aber dieſe aufgefangne Reihe wieder wie vorher auf das Papier fallen, ſo werden die Farben derſelben in die Farben der übrigen Reihen einfallen, ſich mit ihnen vermiſchen und wieder das Weiße hervorbringen.

541.

Keineswegs; ſondern, wie ſchon oben gedacht, werden die durch die ſchmalen Kammöffnungen durchfallenden Farbenreihen in einer ſolchen Entfernung nur unſcheinbar, ſo daß ein zweideutiger, eher bunt als farblos zu nennender Schein hervorgebracht wird.

542.

Biegt man nun die Tafel ſehr ſchräg gegen die einfallenden Strahlen, ſo daß die am ſtärkſten refrangiblen häufiger als die übrigen zurückgeworfen werden; ſo wird die Weiße der Tafel, weil gedachte Strahlen häufiger zurückgeworfen

werden als die übrigen, ſich in Blau und Violett verwandeln. Wird das Papier aber im entgegengeſetzten Sinne gebeugt, daß die weniger refrangiblen Strahlen am häufigſten zurückgeworfen werden, ſo wird das Weiße in Gelb und Roth verwandelt.

543.

Dieſes iſt, wie man ſieht, nur noch ein Septleva auf das dritte Experiment des zweiten Theils.

Man kann, weil wir einmal dieſen Spielausdruck gebraucht haben, Newton einem falſchen Spieler vergleichen, der bei einem unaufmerkſamen Bankier ein Paroli in eine Karte biegt, die er nicht gewonnen hat, und nachher, theils durch Glück theils durch Liſt, ein Ohr nach dem andern in die Karte knickt und ihren Werth immer ſteigert. Dort operirt er in dem weißen Lichte und hier nun wieder in einem durch den Kamm gegangenen Lichte, in einer ſolchen Entfernung, wo die Farbenwirkungen der Kammzähne ſehr geſchwächt ſind. Dieſes Licht iſt aber immer noch ein refrangirtes Licht, und durch jedes Hinderniß nahe an der Tafel kann man wieder Schatten und Farbenſäume hervorbringen. Und ſo kann man auch das dritte Experiment hier wiederholen, indem die Ränder, die Ungleichheit der Tafel ſelbſt, entweder Violett und Blau, oder Gelb und Gelbroth hervorbringen und mehr oder weniger über die Tafel

In Deutſchland gäb's ein Corps von braven jungen Leuten,
Die für Amerika Succurs und Geld bereiten.
Man ſagt, es wären viel und hätten Muth genug,
Und wie das Frühjahr kám', ſo geh' der ganze Zug.

Wirth.

Ja, ja, bei'm Glaſe Wein hört' ich wohl manchen prahlen,
Er ließe Haut und Haar für meine Provinzialen:
Da lebt' die Freiheit doch, war jeder brav und kühn,
Und wenn der Morgen kam, ging eben keiner hin.

Söller.

Ach, es gibt Kerls genug, bei denen's immer ſprudelt;
Und wenn ſo einen denn die Liebe weidlich hudelt,
So müßt's romanenhaft, ſogar erhaben ſtehn,
So, mit dem Kopf voran, in alle Welt zu gehn.

Wirth.

Wenn einen nur die Luſt von unſern Kunden triebe,
Der auch hübſch artig wär' und dann uns manchmal ſchriebe,
Das wär' doch noch ein Spaß!

Söller.

Es iſt verteufelt weit.

Wirth.

Eh nun, was liegt daran? Der Brief läuft eine Zeit.
Ich will doch gleich hinauf in kleinen Vorſaal gehen,
Wie weit's in ohngefähr, auf meiner Charte ſehen.

(ab.)

Zweyter Auftritt.

Sophie. Söller.

Söller.

Im Hauſ iſt nichts ſo ſchlimm, die Zeitung macht es gut.

verbreiten, je nachdem die Richtung iſt, in welcher die Tafel gehalten wird. Bewies alſo jenes Experiment nichts, ſo wird auch gegenwärtiges nichts beweiſen, und wir erlaſſen unſern Leſern das ergo bibamus, welches hier auf die gewöhnliche Weiſe hinzugefügt wird.

Eilfter Verſuch.

544.

Hier bringt der Verfaſſer jenen Hauptverſuch, deſſen wir ſo oft erwähnen, und den wir in dem neunzehnten Capitel von Verbindung objectiver und ſubjectiver Verſuche (E. 350—355) vorgetragen haben. Es iſt nämlich derjenige, wo ein objectiv an die Wand geworfenes Bild ſubjectiv heruntergezogen, entfärbt und wieder umgekehrt gefärbt wird. Newton hütet ſich wohl dieſes Verſuchs an der rechten Stelle zu erwähnen: denn eigentlich gäbe es für denſelben gar keine rechte Stelle in ſeinem Buche, indem ſeine Theorie vor dieſem Verſuch verſchwindet. Seine fertigen, ewig unveränderlichen Farben werden hier vermindert, aufgehoben, umgekehrt, und ſtellen uns das Werdende, immerfort Entſtehende und ewig Bewegliche der prismatiſchen Farben recht vor die Sinne. Nun bringt er dieſen Verſuch ſo nebenbei, als eine Gelegenheit ſich weißes Licht zu verſchaffen und in

demſelben mit Kämmen zu operiren. Er beſchreibt den Verſuch, wie wir ihn auch ſchon dargeſtellt, behauptet aber nach ſeiner Art, daß dieſe Weiße des ſubjectiv heruntergeführten Bildes aus der Vereinigung aller farbigen Lichter entſtehe, da die völlige Weiße doch hier, wie bei allen prismatiſchen Verſuchen, den Indifferenzpunkt und die nahe Umwendung der begränzenden Farben in den Gegenſatz andeutet. Nun operirt er in dieſem ſubjectiv weiß gewordnen Bilde mit ſeinen Kammzähnen und bringt alſo, durch neue Hinderniſſe, neue Farbenſtreifen von außen herbei, keineswegs von innen heraus.

Zehnter Verſuch.

545.

Hier kommen wir nun an eine recht zerknickte Karte an einen Verſuch der aus nicht weniger als fünf bis ſechs Verſuchen zuſammengeſetzt iſt. Da wir ſie aber alle ſchon ihrem Werth nach kennen, da wir ſchon überzeugt ſind, daß ſie einzeln nichts beweiſen, ſo werden ſie uns auch in der gegenwärtigen Verſchränkung und Zuſammenſetzung keineswegs imponiren.

Anſtatt alſo dem Verfaſſer hier, wie wir wohl ſonſt gethan, Wort vor Wort zu folgen, ſo gedenken wir die verſchiedenen Verſuche, aus denen der gegenwärtige zuſammengeſetzt iſt, als Glieder

dieſes monſtroſen Ganzen, nur kürzlich anzuzeigen, auf das was ſchon einzeln geſagt iſt, zurückzudeuten und auch ſo über das gegenwärtige Erperiment abzuſchließen.

Glieder des zehnten Verſuchs.

546.

1) Ein Spectrum wird auf die bekannte Weiſe hervorgebracht.

2) Es wird auf eine Linſe geworfen und von einer weißen Tafel aufgefangen. Das farbloſe runde Bild entſteht im Focus.

3) Dieſes wird ſubjectiv heruntergerückt und gefärbt.

4) Jene Tafel wird gebogen. Die Farben erſcheinen wie beim zweiten Verſuch dieſes zweiten Theils.

5) Ein Kamm wird angewendet. S. den zwölften Verſuch dieſes Theils.

547.

Wie Newton dieſen complicirten Verſuch beſchreibt, auslegt und was er daraus folgert, werden

diejenigen welche die Sache intereſſirt, bei ihm ſelbſt nachſehen, ſo wie die welche ſich in den Stand ſetzen, dieſe ſämmtlichen Verſuche nachzubilden, mit Verwunderung und Erſtaunen das ganz Unnütze dieſer Aufhäufungen und Verwicklungen von Verſuchen erkennen werden. Da auch hier abermals Linſen und Prismen verbunden werden, ſo kommen wir ohnedin in unſerer ſupplementaren Abhandlung auch auf gegenwärtigen Verſuch zurück.

Dreizehnter Verſuch.

Siehe Fig. 3. Taf. XIV.

548.

Bei den vorerwähnten Verſuchen thun die verſchiedenen Zwiſchenräume der Kammzähne den Dienſt verſchiedener Prismen, indem ein jeder Zwiſchenraum das Phänomen eines Prisma's hervorbringt.

549.

Freilich wohl, aber warum? Weil innerhalb des weißen Raums, der ſich im refrangirten Bilde des großen Prisma's zeigte, friſche Gränzen hervorgebracht werden, und zwar durch den Kamm oder Rechen wiederholte Gränzen, da denn das geſetzliche Farbenſpiel ſein Weſen treibt.

550.

Wenn ich nun alſo, anſtatt dieſer Zwiſchenräume, verſchiedene Prismen gebrauchen und, indem ich ihre Farben vermiſchte, das Weiße hervorbringen wollte; ſo bediente ich mich dreier Prismen, auch wohl nur zweier.

551.

Ohne uns weitläuftig dabei aufzuhalten, bemerken wir nur mit Wenigem, daß der Verſuch mit mehreren Prismen und der Verſuch mit dem Kamm keineswegs einerlei ſind. Newton bedient ſich, wie ſeine Figur und deren Erklärung ausweiſt, nur zweier Prismen, und wir wollen ſehen was durch dieſelben, oder vielmehr zwiſchen denſelben hervorgebracht wird.

552.

Es mögen zwei Prismen ABC und abc, deren brechende Winkel B und b gleich ſind, ſo parallel gegen einander geſtellt ſeyn, daß der brechende Winkel B des einen, den Winkel c an der Baſe des andern berühre, und ihre beiden Seiten CB und cb, wo die Strahlen heraustreten, mögen gleiche Richtung haben; dann mag das Licht, das durch ſie durchgehet, auf das Papier MN, etwa acht oder zwölf Zoll von dem Prisma, hinfallen: alsdann werden

die Farben, welche an den innern Gränzen B und c der beiden Prismen entstehen, an der Stelle PT vermischt und daraus das Weiße zusammengesetzt.

553.

Wir begegnen diesem Paragraphen, welcher manches Bedenkliche enthalt, indem wir ihn rückwärts analysiren. Newton bekennt hier, auch wieder nach seiner Art, im Vorbeigehen, daß die Farben an den Gränzen entstehen: eine Wahrheit die er so oft und hartnäckig geläugnet hat. Sodann fragen wir billig: warum er denn dießmal so nahe an den Prismen operire? die Tafel nur acht oder zwölf Zoll von denselben entferne? Die verborgene Ursache ist aber keine andere, als daß er das Weiß, das er erst hervorbringen will, in dieser Entfernung noch ursprünglich hat, indem die Farbensäume an den Rändern noch so schmal sind, daß sie nicht übereinander greifen und kein Grün hervorbringen können. Falschlich zeichnet also Newton an den Winkeln B und c fünf Linien, als wenn zwei ganze Systeme des Spectrums hervorträten, anstatt daß nur in c der blaue und blaurothe, in B der gelbrothe und gelbe Rand entspringen können. Was aber noch ein Hauptpunkt ist, so ließe sich sagen, daß, wenn man das Experiment nicht nach der Newtonischen Figur, sondern nach seiner Beschreibung anstellt, so nun-

lich daß die Winkel B und c ſich unmittelbar berühren, und die Seiten CB und cb in Einer Linie liegen, daß alsdann an den Punkten B und c keine Farben entſpringen können, weil Glas an Glas unmittelbar anſtößt, Durchſichtiges ſich mit Durchſichtigem verbindet und alſo keine Gränze hervorgebracht wird.

554.

Da jedoch Newton in dem Folgenden behauptet, was wir ihm auch zugeben können, daß das Phänomen ſtatt finde, wenn die beiden Winkel B und c ſich einander nicht unmittelbar berühren; ſo müſſen wir nur genau erwägen, was alsdann vorgeht, weil hier die Newtoniſche falſche Lehre ſich der wahren annähert. Die Erſcheinung iſt erſt im Werden; an dem Punkte c entſpringt, wie ſchon geſagt, das Blaue und Blaurothe, an dem Punkte B das Gelbrothe und Gelbe. Führt man dieſe nun auf der Tafel genau übereinander, ſo muß das Blaue das Gelbrothe, und das Blaurothe das Gelbe aufheben und neutraliſiren, und weil alsdann zwiſchen M und N, wo die andern Farbenſäume erſcheinen, das übrige noch weiß iſt, auch die Stelle wo jene farbigen Ränder über einander fallen, farblos wird, ſo muß der ganze Raum weiß erſcheinen.

555.

Man gehe nun mit der Tafel weiter zurück, ſo daß das Spectrum ſich vollendet und das Grüne

in der Mitte ſich darſtellt, und man wird ſich vergebens bemühen, durch Uebereinanderwerfen der Theile oder des Ganzen farbloſe Stellen hervorzubringen. Denn das durch Verrückung des hellen Bildes hervorgebrachte Spectrum kann weder für ſich allein, noch durch ein zweites gleiches Bild neutraliſirt werden; wie ſich kürzlich darthun läßt. Man bringe das zweite Spectrum von oben herein über das erſte; das Gelbrothe mit dem Blaurothen verbunden bringt den Purpur hervor; das Gelbrothe mit dem Blauen verbunden ſollte eine farbloſe Stelle hervorbringen: weil aber das Blaue ſchon meiſtens auf das Grüne verwandt iſt, und das Ueberbliebene ſchon vom Violetten participirt, ſo wird keine entſchiedene Neutraliſation möglich. Das Gelbrothe über das Grüne geführt, hebt dieſes auch nicht auf, weil es allenfalls nur dem darin enthaltenen Blauen widerſtrebt, von dem Gelben aber ſecundirt wird. Daß das Gelbrothe auf Gelb und Gelbroth geführt, nur noch mächtiger werde, verſteht ſich von ſelbſt. Und hieraus iſt alſo vollkommen klar, in wiefern zwei ſolche vollendete Spectra ſich zuſammen verhalten, wenn man ſie theilweiſe oder im Ganzen übereinander bringt.

556.

Will man aber in einem ſolchen vollendeten Spectrum die Mitte, d. h. das Grüne aufheben, ſo wird dieß bloß dadurch möglich, daß man erſt

durch zwei Prismen vollendete Spectra hervorbringt, durch Vereinigung von dem Gelbrothen des einen mit dem Violetten des andern einen Purpur darstellt, und diesen nunmehr mit dem Grünen eines dritten vollendeten Spectrums auf Eine Stelle bringt. Diese Stelle wird alsdann farblos, hell und, wenn man will, weiß erscheinen, weil auf derselben sich die wahre Farbentotalität vereinigt, neutralisirt und jede Specification aufhebt. Daß man an einer solchen Stelle das ἐπίχρωσις nicht bemerken werde, liegt in der Natur, indem die Farben welche auf diese Stelle fallen, drei Sonnenbilder und also eine dreifache Erleuchtung hinter sich haben.

557.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit des glücklichen Gedankens erwähnen, wie man das Lampenlicht, welches gewöhnlich einen gelben Schein von sich wirft, farblos zu machen gesucht hat, indem man die bei der argandischen Lampe angewendeten Glascylinder mäßig mit einer violetten Farbe tingirte.

558.

Jenes ist also das Wahre an der Sache, Jenes ist die Erscheinung wie sie nicht geläugnet wird; aber man halte unsere Erklärung, unsere Ableitung gegen die Newtonische: die unsrige wird überall und vollkommen passen, jene nur unter kümmerlich erzwungenen Bedingungen.

Vierzehnter Verſuch.

559.

Bisher habe ich das Weiße hervorgebracht, indem ich die Prismen vermiſchte.

560.

In wiefern ihm dieſes Weiße gerathen, haben wir umſtändlich ausgelegt.

561.

Nun kommen wir zur Miſchung körperlicher Farben, und da laßt ein dünnes Seifenwaſſer dergeſtalt in Bewegung ſetzen, daß ein Schaum entſtehe, und wenn der Schaum ein wenig geſtanden hat, ſo wird derjenige der ihn recht genau anſieht, auf der Oberfläche der verſchiedenen Blaſen lebhafte Farben gewahr werden. Tritt er aber ſo weit davon, daß er die Farben nicht mehr unterſcheiden kann, ſo wird der Schaum weiß ſeyn und zwar ganz vollkommen.

562.

Wer ſich dieſen Uebergang in ein ganz anderes Capitel gefallen läßt, von einem Refractionsfalle zu einem epoptiſchen, der iſt freilich von einer Sinnes- und Verſtandesart, die es auch mit dem Künftigen ſo genau nicht nehmen wird. Von dem Mannichfaltigen was ſich gegen dieſes Experiment ſagen läßt, wollen wir nur bemerken, daß hier

Sophie.

Ja, gib ihm immer nach!

Söller.

Ich bab' kein ſchnelles Blut;
Das iſt ſein Glück! Denn ſonſt mich ſo zu kujoniren!

Sophie.

Ich bitt' dich!

Söller.

Nein! man muß da die Geduld verlieren!
Ich weiß das alles wohl, daß ich vor einem Jahr
Ein lockrer Paſſagier und voller Schulden war —

Sophie.

Mein Guter, ſey nicht bös'!

Söller.

Er ſchildert mich ſo gräulich,
Und doch fand mich Sophie nicht ganz und gar abſcheulich.

Sophie.

Dein ew'ger Vorwurf läßt mich keine Stunde froh.

Söller.

Ich werfe dir nichts vor, ich meine ja nur ſo.
Ach, eine ſchöne Frau ergetzet uns unendlich,
Es ſey nun wie ihm will! Siehſt du, man iſt erkenntlich.
Sophie, wie ſchön biſt du, und ich bin nicht von Stein,
Ich kenne gar zu wohl das Glück, dein Mann zu ſeyn;
Ich liebe dich —

Sophie.

Und doch kannſt du mich immer plagen?

Söller.

O geh, was liegt denn dran? Das darf ich ja wohl ſagen:
Daß dich Alceſt geliebt, daß er für dich gebrannt,
Daß du ihn auch geliebt, daß du ihn lang' gekannt.

das Unterſcheidbare dem Ununterſcheidbaren entgegengeſetzt iſt, daß aber darum etwas noch nicht aufhört zu ſeyn, nicht aufhört innerhalb eines Dritten zu ſeyn, wenn es dem äußern Sinne unbemerkbar wird. Ein Kleid das kleine Flecken hat, wird deßwegen nicht rein, weil ich ſie in einiger Entfernung nicht bemerke, das Papier nicht weiß, weil ich kleine Schriftzuge darauf in der Entfernung nicht unterſcheide. Der Chemiker bringt aus den dilutirteſten Infuſionen durch ſeine Reagentien Theile an den Tag, die der gerade geſunde Sinn darin nicht entdeckte. Und bei Newton iſt nicht einmal von geradem geſunden Sinn die Rede, ſondern von einem verkünſtelten, in Vorurtheilen befangenen, dem Aufſtutzen gewiſſer Vorausſetzungen gewidmeten Sinn, wie wir beim folgenden Experiment ſehen werden.

Fünfzehnter Verſuch.

563.

Wenn ich nun zuletzt aus farbigen Pulvern, deren ſich die Maler bedienen, ein Weiß zuſammenzuſetzen verſuchte; ſo fand ich, daß alle dieſe farbigen Pulver einen großen Theil des Lichts, wodurch ſie erleuchtet werden, in ſich verſchlingen und auslöſchen.

564.

Hier kommt der Verfaſſer ſchon wieder mit ſeiner Vorklage, die wir ſo wie die Nachklagen an ihm ſchon lange gewohnt ſind. Er muß die dunkle Natur der Farbe anerkennen, er weiß jedoch nicht, wie er ſich recht dagegen benehmen ſoll, und bringt nun ſeine vorigen unreinen Verſuche, ſeine falſchen Folgerungen wieder zu Markte, wo, durch die Anſicht immer trüber und unerfreulicher wird.

565.

Denn die farbigen Pulver erſcheinen dadurch gefärbt, daß ſie das Licht der Farbe die ihnen eigen iſt, häufiger und das Licht aller andern Farben ſpärlicher zurückwerfen; und doch werfen ſie das Licht ihrer eigenen Farben nicht ſo häufig zurück als weiße Körper thun. Wenn Mennige z. B. und weißes Papier in das rothe Licht des farbigen Spectrums in der dunklen Kammer gelegt werden, ſo wird das Papier heller erſcheinen als die rothe Mennige, und deßwegen die rubrifiken Strahlen häufiger als die Mennige zurückwerfen.

566.

Die letzte Folgerung iſt nach Newtoniſcher Weiſe wieder übereilt. Denn das Weiße iſt ein heller Grund, der von dem rothen Halblicht erleuchtet,

durch dieſes zurückwirkt und das prismatiſche Roth in voller Klarheit ſehen läßt; die Mennige aber iſt ſchon ein dunkler Grund, von einer Farbe die dem prismatiſchen Roth zwar ähnlich, aber nicht gleich ſpecificirt iſt. Dieſer wirkt nun, indem er von dem rothen prismatiſchen Halblicht erleuchtet wird, durch daſſelbe gleichfalls zurück, aber auch ſchon als ein Halbdunkles. Daß daraus eine verſtärkte, verdoppelte, verdüſterte Farbe hervorgehen müſſe, iſt natürlich.

567.

Und wenn man Papier und Mennige in das Licht anderer Farben hält, ſo wird das Licht das vom Papier zurückſtrahlt, das Licht das von der Mennige kommt, in einem weit größern Verhältniſſe übertreffen.

568.

Und dieſes naturgemäß, wie wir oben genugſam auseinandergeſetzt haben. Denn die ſämmtlichen Farben erſcheinen auf dem weißen Papier, jede nach ihrer eigenen Beſtimmung, ohne gemiſcht, geſtört, beſchmutzt zu ſeyn, wie es durch die Mennige geſchieht, wenn ſie nach dem Gelben, Grünen, Blauen, Violetten hingerückt wird. Und daß ſich die übrigen Farben eben ſo verhalten, iſt unſern Leſern ſchon früher deutlich geworden. Die folgende Stelle kann ſie daher nicht mehr überraſchen, ja das Lächerliche derſelben muß ihnen auffallend

ſeyn, wenn er verdrießlich, aber entſchloſſen fortfährt:

569.

Und deßwegen, indem man ſolche Pulver vermiſcht, müſſen wir nicht erwarten ein reines und vollkommenes Weiß zu erzeugen, wie wir etwa am Papier ſehen; ſondern ein gemiſſes düſteres dunkles Weiß, wie aus der Miſchung von Licht und Finſterniß entſtehen möchte,

570.

Hier ſpringt ihm endlich auch dieſer ſo lang zurückgehaltene Ausdruck durch die Zähne; ſo muß er immer wie Bileam ſegnen, wenn er fluchen will, und alle ſeine Hartnäckigkeit hilft ihm nichts gegen den Dämon der Wahrheit, der ſich ihm und ſeinem Eſel ſo oft in den Weg ſtellt. Alſo aus Licht und Finſterniß! mehr wollten wir nicht. Wir haben die Entſtehung der Farben aus Licht und Finſterniß abgeleitet, und was jeder einzelnen, jeder beſonders ſpecificirten als Hauptmerkmal, allen neben einander als gemeines Merkmal zukommt, wird auch der Miſchung zukommen, in welcher die Specificationen verſchwinden. Wir nehmen alſo recht gerne an, weil es uns dient, wenn er fortfahrt:

571.

oder aus Weiß und Schwarz, nämlich ein graues, braunes, rothbraunes, dergleichen die

Farbe der Menſchennägel iſt; oder mäuſefarben, aſchfarben, etwa ſteinfarben oder wie der Mörtel, Staub oder Straßenkoth ausſieht und dergleichen. Und ſo ein dunkles Weiß habe ich oft hervorgebracht, wenn ich farbige Pulver zuſammengemiſchte.

572.

Woran denn freilich niemand zweifeln wird, nur wünſchte ich, daß die ſammtlichen Newtonianer dergleichen Leibwäſche tragen müßten, damit man ſie an dieſem Abzeichen von andern vernünftigen Leuten unterſcheiden könnte.

573.

Daß ihm nun ſein Kunſtſtück gelingt, aus farbigen Pulvern ein Schwarzweiß zuſammenzuſetzen, daran iſt wohl kein Zweifel; doch wollen wir ſehen, wie er ſich benimmt, um wenigſtens ein ſo helles Grau als nur möglich hervorzubringen.

574.

Denn ſo ſetzte ich z. B. aus Einem Theil Mennige und fünf Theilen Grünſpan eine Art von Mäuſegrau zuſammen.

575.

Der Grünſpan pulveriſirt erſcheint hell und mehlig, deßhalb braucht ihn Newton gleich zuerſt, ſo wie er ſich durchaus hüter, ſatte Farben anzuwenden.

576.

Denn dieſe zwei Farben ſind aus allen andern zuſammengeſetzt, ſo daß ſich in ihrer Miſchung alle übrigen befinden.

577.

Er will hier dem Vorwurf ausweichen, daß er ja nicht aus allen Farben ſeine Unfarbe zuſammenſetze. Welcher Streit unter den ſpäteren Naturforſchern über die Miſchung der Farben überhaupt und über die endliche Zuſammenſetzung der Unfarbe aus drei, fünf oder ſieben Farben entſtanden, davon wird uns die Geſchichte Nachricht geben.

578.

Ferner mit Einem Theil Mennige und vier Theilen Berglau ſetzte ich eine graue Farbe zuſammen, die ein wenig gegen den Purpur zog, und indem ich dazu eine gewiſſe Miſchung von Operment und Grünſpan in ſchicklichem Maaße hinzufügte, verlor die Miſchung ihren Purpurſchein und ward vollkommen grau. Aber der Verſuch gerieth am beſten ohne Mennige folgendermaßen. Zum Operment that ich nach und nach ſatten glänzenden Purpur hinzu, wie ſich deſſen die Maler bedienen, bis das Operment aufhörte gelb zu ſeyn und blaßroth erſchien. Dann verdünnte ich das Roth, indem

ich etwas Grünſpan und etwas mehr Bergblau als Grünſpan hinzuthat, bis die Miſchung ein Grau oder blaſſes Weiß annahm, das zu keiner Farbe mehr als zu der andern hinneigte. Und ſo entſtand eine Farbe an Weiße der Aſche gleich, oder friſch gehauenem Holze, oder der Menſchenhaut.

579.

Auch in dieſer Miſchung ſind Bergblau und Grünſpan die Hauptingredienzien, welche beide ein mehliges kreidenhaftes Anſehen haben. Ja Newton hatte nur immer noch Kreide hinzumiſchen können, um die Farben immer mehr zu verdünnen, und ein helleres Grau hervorzubringen, ohne daß dadurch in der Sache im mindeſten etwas gewonnen wäre.

580.

Betrachtete ich nun, daß dieſe grauen und dunklen Farben ebenfalls hervorgebracht werden können, wenn man Weiß und Schwarz zuſammenmiſcht, und ſie daher vom vollkommenen Weißen nicht in der Art der Farbe, ſondern nur in dem Grade der Hellung verſchieden ſind:

581.

Hier liegt eine ganz eigene Tücke im Hinterhalt, die ſich auf eine Vorſtellungsart bezieht, von

ſtand, wo er, je nachdem es ihm nützt, eine von den beiden Arten braucht, oder vielmehr wo er ſie beide übereinander ſchiebt, wie wir gleich ſehen werden.

583.

So iſt offenbar, daß nichts weiter nöthig iſt, um ſie vollkommen weiß zu machen, als ihr Licht hinlänglich zu vermehren, und folglich, wenn man ſie durch Vermehrung ihres Lichtes zur vollkommnen Weiße bringen kann, ſo ſind ſie von derſelben Art Farbe, wie die beſten Weißen, und unterſcheiden ſich allein durch die Quantität des Lichtes.

584.

Es iſt ein großes Unheil, das nicht allein durch die Newtoniſche Optik, ſondern durch mehrere Schriften, beſonders jener Zeit durchgeht, daß die Verfaſſer ſich nicht bewußt ſind, auf welchem Standpunkt ſie ſtehen, daß ſie erſt mitten in dem Realen ſtecken, auf einmal ſich zu einer idealen Vorſtellungsart erheben, und dann wieder ins Reale zurückfallen. Daher entſtehn die wunderlichſten Vorſtellungs- und Erklärungsweiſen, denen man einen gewiſſen Gehalt nicht abſprechen kann, deren Form aber einen innern Widerſpruch mit ſich führt. Ebenſo iſt es mit der Art, wie Newton nunmehr ſein Hellgrau zum Weißen erheben will.

585.

Ich nahm die dritte der oben gemeldeten grauen Miſchungen und ſtrich ſie dick auf den Fußboden meines Zimmers, wohin die Sonne durch das offne Fenſter ſchien, und daneben legte ich ein Stück weißes Papier von derſelbigen Größe in den Schatten.

586.

Was hat unſer Ehrenmann denn nun gethan? Um das reell dunkle Pulver weiß zu machen, muß er das reell weiße Papier ſchwärzen; um zwei Dinge mit einander vergleichen und ſie gegen einander aufheben zu können, muß er den Unterſchied, der zwiſchen beiden obwaltet, wegnehmen. Es iſt eben als wenn man ein Kind auf den Tiſch ſtellte, vor dem ein Mann ſtünde, und behauptete nun, ſie ſeyen gleich groß.

587.

Das weiße Papier im Schatten iſt nicht mehr weiß: denn es iſt verdunkelt, beſchattet; das graue Pulver in der Sonne iſt doch nicht weiß: denn es führt ſeine Finſterniß unauslöſchlich bei ſich. Die lächerliche Vorrichtung kennt man nun; man ſehe wie ſich der Beobachter dabei benimmt.

588.

Dann ging ich etwa zwölf oder achtzehn Fuß hinweg, ſo daß ich die Unebenheiten auf

Sophie.

Ach!

Söller.

Nein, ich wüßte nicht, was ich da Böſes ſähe!
Ein Bäumchen, das man pflanzt, das ſchießt zu ſeiner Höhe,
Und wenn es Früchte bringt, ei! da genießet ſie,
Wer da iſt: über's Jahr gibt's wieder. Ja, Sophie,
Ich kenne dich zu gut, um was daraus zu machen;
Ich ſind's nur lächerlich.

Sophie.

Ich finde nichts zu lachen.
Daß mich Alceſt geliebt, daß er für mich gebrannt,
Daß ich ihn auch geliebt, daß ich ihn lang' gekannt,
Was iſt's nun weiter?

Söller.

Nichts! das will ich auch nicht ſagen,
Daß es was weiter iſt. Denn in den erſten Tagen,
Wenn dir das Mädchen keimt, da liebt ſie eins zum Spaß,
Es krabbelt ihr um's Herz, und ſie verſteht nicht was.
Man küßt bei'm Pfänderſpiel, und wird allmählich größer,
Der Kuß wird ernſtlicher und ſchmeckt nun immer beſſer,
Und da begreift ſie nicht, warum die Mutter ſchmählt,
Voll Tugend, wenn ſie liebt, iſt's Unſchuld, wenn ſie fehlt.
Und kommt Erfahrenheit zu ihren andern Gaben,
So ſey ihr Mann vergnügt, ein kluges Weib zu haben!

Sophie.

Du kennſt mich nicht genug.

Söller.

O laß das immer ſeyn;
Dem Mädchen iſt ein Kuß, was uns ein Gläschen Wein,

der Oberfläche des Pulvers nicht ſehen konnte, noch die kleinen Schatten, die von den einzelnen Theilen der Pulver etwa fallen mochten; da ſah das Pulver vollkommen weiß aus, ſo daß es gar noch das Papier an Weiße übertraf, beſonders wenn man von dem Papiere noch das Licht abhielt, das von einigen Wolken her darauf fiel. Dann erſchien das Papier, mit dem Pulver verglichen, ſo grau als das Pulver vorher.

589.

Nichts iſt natürlicher! Wenn man das Papier, womit das Pulver verglichen werden ſoll, durch einen immer mehr entſchiedenen Schatten nach und verdunkelt, ſo muß es freilich immer grauer werden. Er lege doch aber das Papier neben das Pulver in die Sonne, oder ſtreue ſein Pulver auf ein weißes Papier das in der Sonne liegt, und das wahre Verhaltniß wird hervortreten.

590.

Wir übergehen, was er noch weiter vorbringt, ohne daß ſeine Sache dadurch gebeſſert würde. Zuletzt kommt gar noch ein Freund herein, welcher auch das graue in der Sonne liegende Pulver für weiß anſpricht, wie es einem jeden, der überraſcht in Dingen welche zweideutig in die Sinne fallen, ein Zeugniß abgeben ſoll, gar leicht ergehen kann.

591.

Wir überſchlagen gleichfalls ſein triumphirendes ergo bibamus, indem für diejenigen, welche die wahre Anſicht zu faſſen geneigt ſind, ſchon im Vorhergehenden genugſam geſagt iſt.

Sechste Propoſition. Zweites Problem.

In einer Miſchung von urſprünglichen Farben, bei gegebener Quantität und Qualität einer jeden, die Farbe der zuſammengeſetzten zu beſtimmen.

592.

Daß ein Farbenſchema ſich bequem in einen Kreis einſchließen laſſe, daran zweifelt wohl niemand, und die erſte Figur unſerer erſten Tafel zeigt ſolches auf eine Weiſe welche wir für die vortheilhafteſte hielten. Newton nimmt ſich hier daſſelbige vor; aber wie geht er zu Werke? Das flammenartig vorſchreitende, bekannte Spectrum ſoll in einen Kreis gebogen und die Räume, welche die Farben an der Peripherie einnehmen, ſollen nach jenen Tonmaaßen beſtimmt werden, welche Newton in dem Spectrum gefunden haben will.

593.

Allein hier zeigt ſich eine neue Unbequemlichkeit: denn zwiſchen ſeinem Violetten und Orange, indem

alle Stufen von Roth angegeben werden müſſen, iſt er genöthigt das reine Roth, das ihm in ſeinem Spectrum fehlt, in ſeinen Urfarbenkreis mit einzuſchalten. Es bedarf freilich nur einer kleinen Wendung nach ſeiner Art, um auch dieſes Roth zu intercaliren, einzuſchwärzen, wie er es früher mit dem Grünen und Weißen gethan. Nun ſollen contra gravitatis gefunden, kleine Cirkelchen in gewiſſen Proportionen beſchrieben, Linien gezogen, und ſo auf diejenige Farbe gedeutet werden, welche aus der Miſchung mehrerer gegebenen entſpringt.

594.

Wir müſſen einem jeden Leſer überlaſſen dieſe neue Quakelei bei dem Verfaſſer ſelbſt zu ſtudiren. Wir halten uns dabei nicht auf, weil uns nur zu deutlich iſt, daß die Raumeintheilung der Farben um gedachten Kreis nicht naturgemäß ſey, indem keine Vergleichung des Spectrums mit den Tonintervallen ſtatt findet; wie denn auch die einander entgegenſtehenden, ſich fordernden Farben aus dem Newtoniſchen Kreiſe keineswegs entwickelt werden können. Uebrigens nachdem er genug gemeſſen und gebuchſtabt, ſagt er ja ſelbſt: „Dieſe Regel finde ich genau genug für die Praktik, obgleich nicht mathematiſch vollkommen.“ Für die Ausübung hat dieſes Schema und die Operation an demſelben nicht den mindeſten Nutzen; und wie wollte es ihn haben, da ihm nichts theoretiſch Wahres zum Grunde liegt.

Siebente Propoſition. Fünftes Theorem.

Alle Farben des Univerſums, welche durch Licht hervorgebracht werden, und nicht von der Gewalt der Einbildungskraft abhängen, ſind entweder die Farben homogener Lichter, oder aus dieſen zuſammengeſetzt, und zwar entweder ganz genau oder doch ſehr nahe der Regel des vorſtehenden Problems gemäß.

595.

Unter dieſer Rubrik recapitulirt Newton was er in dem gegenwärtigen zweiten Theile des erſten Buchs nach und nach vorgetragen, und ſchließt daraus, wie es die Propoſition ausweist: daß alle Farben der Körper eigentlich nur integrirende Theile des Lichts ſeyen, welche auf mancherlei Weiſe aus dem Licht heraus gezwängt, geängſtigt, geſchieden und ſodann auch wohl wieder gemiſcht worden. Da wir den Inhalt des zweiten Theils Schritt vor Schritt geprüft, ſo brauchen wir uns bei dieſer Wiederholung nicht aufzuhalten.

596.

Zuletzt erwähnt er derjenigen Farben, welche wir unter der Rubrik der phyſiologiſchen und pathologiſchen bearbeitet haben. Dieſe ſollen dem Lichte nicht angehören, und er wird ſie dadurch auf

einmal los, daß er ſie der Einbildungskraft zuſchreibt.

Achte Propoſition. Drittes Problem.

Durch die entdeckten Eigenſchaften des Lichts die prismatiſchen Farben zu erklären.

597.

Sollte man nicht mit Verwunderung fragen, wie denn eigentlich dieſes Problem hieher komme? Vom erſten Anfang ſeiner Optik an iſt Newton bemüht, vermittelſt der prismatiſchen Farben, die Eigenſchaften des Lichts zu entdecken. Wäre es ihm gelungen, ſo würde nichts leichter ſeyn, als die Demonſtration umzukehren, und aus den offenbarten Eigenſchaften des Lichts die prismatiſchen Farben herzuleiten.

598.

Allein es liegt dieſem Problem abermals eine Tücke zum Grunde. In der hieher gehörigen Figur, welche zu ſeinem zweiten Theil die zwölfte iſt, und auf unſerer ſiebenten Tafel mit Nr. 9 bezeichnet worden, bringt er zum erſtenmal das zwiſchen den beiden farbigen Randerſcheinungen unveränderte Weiß entſchieden vor, nachdem er ſolches früher mehrmals, und zuletzt bei dem dreizehnten Verſuch, wo er zwei Prismen anwendete, ſtillſchweigend eingeführt hatte. Dort wie hier be-

zeichnet er jede der beiden Randerſcheinungen mit fünf Linien, wodurch er anzudeuten ſcheinen möchte, daß an beiden Enden jedesmal das ganze Farbenſyſtem hervortrete. Allein genau beſehen, läßt er die uns wohlbekannten Randerſcheinungen endlich einmal gelten; doch anſtatt durch ihr einfaches Zuſammenneigen das Grün hervorzubringen, läßt er, wunderlich genug, die Farben hintereinander aufmarſchiren, ſich einander decken, ſich miſchen, und will nun durch dieſe Wort- und Zeichenmengerei das Weiß hervorgebracht haben, das freilich in der Erſcheinung da iſt, aber an und für ſich, ohne erſt durch jene farbigen Lichter zu entſpringen, die er hypothetiſch über einander ſchiebt.

599.

So ſehr er ſich nun auch bemüht, mit griechiſchen und lateiniſchen Buchſtaben ſeine ſo falſche als ungereimte und abſtruſe Vorſtellungsart faßlich zu machen, ſo gelingt es ihm doch nicht, und ſeine treuen gläubigen Schüler fanden ſich genöthigt, dieſe linearifche Darſtellung in eine tabellariſche zu verwandeln.

600.

Gren in Halle hat, indem er ſich unſern unſchuldigen optiſchen Beiträgen mit pfäffiſchem Stolz und Heftigkeit widerſetzte, eine ſolche tabellariſche Darſtellung mit Buchſtaben ausgearbeitet, was die Verrückung des hellen Bildes betrift. Der Recenſent unſerer Beiträge in der Jeniſchen Litera-

kurzeitung hat die nämliche Bemühung wegen Verrückung eines dunklen Bildes übernommen. Weil aber eine ſolche Buchſtabenkramerei nicht von jedem an und durchſchaut werden kann; ſo haben wir unſere neunte und zehnte Tafel einer anſchaulichen Darſtellung gewidmet, wo man die prismatiſchen Farbenſyſteme theils zuſammen, theils in Divisionen und Detachements, en échelon hinter einander als farbige Quadrate vertical aufmarſchiren ſieht, da man ſie denn horizontal mit den Augen zuſammenſummiren und die lächerlichen Reſultate, welche nach Newton und ſeiner Schule auf dieſe Weiſe entſpringen ſollen, mit bloßem Geradſinn beurtheilen kann.

601.

Wir haben auf denſelbigen Tafeln noch andere ſolche Farbenreihen aufgeführt, um zugleich des wunderlichen Wünſch ſeltſame Reduction der prismatiſchen Farbenerſcheinung deutlich zu machen, der, um die Newtoniſche Darſtellung zu retten, dieſelbe epitomiſirt, und mit der wunderlichſten Intrigue, indem er das Geſchäft zu vereinfachen glaubte, noch mehr verunnaturt hat.

602.

Wir verſparen das Weitere hierüber bis zur Erklarung der Tafeln, da es uns denn mit Gunſt unſerer Leſer wohl erlaubt ſeyn wird, uns über dieſe Gegner und Halbgegner ſowohl als ihren

Meiſter, zur Entſchädigung für ſo viele Mühe, billigermaßen luſtig zu machen.

Sechzehnter Verſuch.

603.

Dieſes aus der bloßen Empirie genommene und dem bisherigen hypothetiſchen Verfahren nur gleichſam angeklebte, durch eine ungeſchickte Figur, die dreizehnte des zweiten Theils, keineswegs verſinnlichte Phänomen müſſen wir erſt zum Verſuch erheben, wenn wir verſtehen wollen, worauf er eigentlich deute.

604.

Man ſtelle ſich mit einem Prisma an ein offnes Fenſter, wie gewöhnlich den brechenden Winkel unter ſich gekehrt; man lehne ſich ſo weit vor, daß nicht etwa ein oberes Fenſterkreuz durch Refraction erſcheine: alsdann wird man oben am Prisma unter einem dunklen Rand einen gelben Bogen erblicken, der ſich an dem hellen Himmel herzieht. Dieſer dunkle Rand entſpringt von dem äußeren oberen Rande des Prisma's, wie man ſich ſogleich überzeugen wird, wenn man ein Stückchen Wachs über denſelben hinaus klebt; welches innerhalb des farbigen Bogens recht gut geſehen werden kann.

Unter dieſem gelben Bogen erblickt man ſodann den klaren Himmel, tiefer den Horizont, er beſtehe

nun aus Häuſern oder Bergen, welche nach dem Geſetz blau und blauroth geſäumt erſcheinen.

Nun biege man das Prisma immer mehr nieder, indem man immer fortfahrt hineinzuſehen. Nach und nach werden die Gebaude, der Horizont, ſich zurücklegen, endlich ganz verſchwinden und der gelbe und gelbrothe Bogen, den man bisher geſehen, wird ſich ſodann in einen blauen und blaurothen verwandeln, welches derjenige iſt, von dem Newton ſpricht ohne des vorhergehenden und dieſer Verwandlung zu erwahnen.

605.

Dieſes iſt aber auch noch kein Experiment, ſondern ein bloßes empiriſches Phanomen. Die Vorrichtung aber, welche wir vorſchlagen, um von dieſer Erſcheinung das Zufällige wegzunehmen und ſie in ihren Bedingungen zugleich zu vermannichfaltigen und zu befeſtigen, wollen wir ſogleich angeben, wenn wir vorher noch eine Bemerkung gemacht haben. Das Phanomen, wie es ſich uns am Fenſter zeigt, entſpringt indem der helle Himmel uber der dunklen Erde ſteht. Wir können es nicht leicht umkehren und uns einen dunklen Himmel und eine helle Erde verſchaffen. Eben dieſes gilt von Zimmern, in welchen die Decken meiſtens hell und die Wande mehr oder weniger dunkel ſind.

606.

In dieſem Sinne mache man in einem maßig großen und hohen Zimmer folgende Vorrichtung.

In dem Winkel, da wo die Wand ſich von der Decke ſcheidet, bringe man eine Bahn ſchwarzes Papier neben einer Bahn weißen Papiers an; an der Decke dagegen bringe man, in gedachtem Winkel zuſammenſtoßend, über der ſchwarzen Bahn eine weiße, über der weißen eine ſchwarze an, und betrachte nun dieſe Bahnen neben und übereinander auf die Weiſe wie man vorher zum Fenſter hinaus ſah. Der Bogen wird wieder erſcheinen, den man aber freilich von allen andern, welche Ränder oder Leiſten verurſachen, unterſcheiden muß. Wo der Bogen über die weiße Bahn der Decke geht, wird er wie vorher, als er über den weißen Himmel zog, gelb, wo er ſich über die ſchwarze Bahn zieht, blau erſcheinen. Senkt man nun wieder das Prisma, ſo daß die Wand ſich zurückzulegen ſcheint; ſo wird der Bogen ſich auf einmal umkehren, wenn er über die umgekehrten Bahnen der Wand verläuft: auf der weißen Bahn wird er auch hier gelb, und auf der ſchwarzen blau erſcheinen.

607.

Iſt man hiervon unterrichtet, ſo kann man auch in der zufälligen Empirie, beim Spazierengehn in beſchneiten Gegenden, bei hellen Sandwegen, die an dunklen Raſenpartien herlaufen, dasſelbige Phänomen gewahr werden. Um dieſe Erſcheinung, welche umſtändlich auszulegen, ein größerer Aufſatz und eine eigene Tafel erfordert würde, vor-

Eins, und dann wieder eins, und noch eins, bis wir ſinken.
Wenn man nicht taumeln will, ſo muß man gar nicht trinken!
Genug, du biſt nun mein! — Iſt es nicht viert'halb Jahr,
Daß Herr Alceſt dein Freund und hier im Hauſe war?
Wie lange war er weg?

Sophie.

Drey Jahre, denk' ich.

Söller.

Drüber.
Nun iſt er wieder da, ſchon vierzehn Tage —

Sophie.

Lieber,
Zu was dient der Discurs?

Söller.

Eh nun, daß man was ſpricht;
Denn zwiſchen Mann und Weib red't ſich ſo gar viel nicht.
Warum iſt er wohl hier?

Sophie.

Eh nun, ſich zu vergnügen.

Söller.

Ich glaube wohl, du magſt ihm ſehr am Herzen liegen.
Wenn er dich liebte, he, gäbſt du ihm wohl Gehör?

Sophie.

Die Liebe kann wohl viel, allein die Pflicht noch mehr.
Du glaubſt? —

Söller.

Ich glaube nichts, und kann das wohl begreifen;
Ein Mann iſt immer mehr, als Herrchen, die nur pfeifen.
Der allerſüß'ſte Ton, den auch der Schäfer hat,
Es iſt doch nur ein Ton, und Ton, den wird man ſatt.

läufig zu erklären, ſagen wir nur ſoviel, daß bei dieſem Refractionsfalle, welcher die gerade vor uns ſtehenden Gegenſtände herunterzieht, die über uns ſich befindenden Gegenſtande oder Flachen, indem ſich wahrſcheinlich eine Reflexion mit in das Spiel miſcht, gegen den obern Rand des Prisma's getrieben und an demſelben, je nachdem ſie hell oder dunkel ſind, nach dem bekannten Geſetze gefarbt werden. Der Rand des Prisma's erſcheint als Bogen, wie alle vor uns liegende horizontale Linien durch das Prisma die Geſtalt eines Bogens annehmen.

Neunte Propoſition. Viertes Problem.

Durch die entdeckten Eigenſchaften des Lichts die Farben des Regenbogens zu erklären.

608.

Daß alles was von den Prismen gilt, auch von den Linſen gelte, iſt natürlich; daß dasjenige was von den Kugelſchnitten gilt, auch von den Kugeln ſelbſt gelten werde, wenn auch einige andere Beſtimmungen und Bedingungen miteintreten ſollten, läßt ſich gleichfalls erwarten. Wenn alſo Newton ſeine Lehre, die er auf Prismen und Linſen angewandt, nunmehr auch auf Kugeln und Tropfen anwendet, ſo iſt dieſes ſeinem theoretiſchen und hypothetiſchen Gange ganz gemäß.

609.

Haben wir aber bisher alles anders gefunden als er, so werden wir natürlicherweise ihm auch hier zu widersprechen und das Phänomen des Regenbogens auf unsere Art auszulegen haben. Wir halten uns jedoch bei diesem in die angewandte Physik gehörigen Falle hier nicht auf, sondern werden was wir deßhalb zu sagen nöthig finden, in einer der supplementaren Abhandlungen nachbringen.

Zehnte Proposition. Fünftes Problem.

Aus den entdeckten Eigenschaften des Lichtes die dauernden Farben der natürlichen Körper zu erklären.

610.

Diese Farben entstehen daher, daß einige natürliche Körper eine gewisse Art Strahlen häufiger als die übrigen Strahlen zurückwerfen, und daß andre natürliche Körper eben dieselbe Eigenschaft gegen andre Strahlen ausüben.

611.

Man merke hier gleich häufiger; also nicht etwa allein, oder ausschließlich, wie es doch seyn müßte, wenigstens bei einigen ganz reinen Farben.

Betrachtet man ein reines Gelb, ſo könnte man ſich die Vorſtellung gefallen laſſen, daß dieſes reine Gelb die gelben Strahlen allein von ſich ſchickt; eben ſo mit ganz reinem Blau. Allein der Verfaſſer hutet ſich wohl, dieſes zu behaupten, weil er ſich abermals eine Hinterthüre auflaſſen muß, um einem dringenden Gegner zu entgehen, wie man bald ſehen wird.

612.

Mennige wirft die am wenigſten refrangiblen Strahlen am häufigſten zurück und erſcheint deßwegen roth. Veilchen werfen die refrangibelſten Strahlen am häufigſten zurück und haben ihre Farbe daher; und ſo verhält es ſich mit den übrigen Körpern. Jeder Körper wirft die Strahlen ſeiner eigenen Farbe häufiger zurück, als die übrigen Strahlen; und von ihrem Uebermaaße und Vorherrſchaft im zurückgeworfenen Licht hat er ſeine Farbe.

613.

Die Newtoniſche Theorie hat das Eigene, daß ſie ſehr leicht zu lernen und ſehr ſchwer anzuwenden iſt. Man darf nur die erſte Propoſition, womit die Optik anfangt, gelten laſſen oder gläubig in ſich aufnehmen; ſo iſt man auf ewig über das Farbenweſen beruhigt. Schreitet man aber zur nähern Unterſuchung, will man die Hypotheſe auf

die Phänomene anwenden; dann geht die Noth erſt an; dann kommen Vor- und Nachklagen, Limitationen, Reſtrictionen, Reſervationen kommen zum Vorſchein, bis ſich jede Propoſition erſt im Einzelnen, und zuletzt die Lehre im Ganzen vor dem Blick des ſcharfen Beobachters völlig neutraliſirt. Man gebe Acht, wie dieſes hier abermals der Fall iſt.

Siebzehnter Verſuch.

614.

Denn wenn ihr in die homogenen Lichter, welche ihr durch die Auflöſung des Problems, welches in der vierten Propoſition des erſten Theiles aufgeſtellt wurde, erhaltet,

615.

Daß wir auch dort durch alle Bemühung keine homogeneren Lichter, als durch den gewöhnlichen prismatiſchen Verſuch erhielten, iſt ſeines Ortes dargethan worden.

616.

Körper von verſchiedenen Farben hineinbringt; ſo werdet ihr finden, daß jeder Körper, in das Licht ſeiner eigenen Farbe gebracht, glänzend und leuchtend erſcheint.

617.

Dagegen iſt nichts zu ſagen, nur wird derſelbe

Effect hervorgebracht, wenn man auch das ganz gewöhnliche und ungequälte prismatiſche Bild bei dieſem Verſuche anwendet. Und nichts iſt natürlicher als wenn man Gleiches zu Gleichem bringt, daß die Wirkung nicht vermindert werde, ſondern vielmehr verſtärkt, wenn das eine Homogene dem Grade nach wirkſamer iſt, als das andre. Man gieße concentrirten Eſſig zu gemeinem Eſſig und dieſe ſo verbundene Flüſſigkeit wird ſtärker ſeyn, als die gemeine. Ganz anders iſt es, wenn man das Heterogene dazu miſcht, wenn man Alkali in den gemeinen Eſſig wirft. Die Wirkung beider geht verloren bis zur Neutraliſation. Aber von dieſem Gleichnamigen und Ungleichnamigen will und kann Newton nichts wiſſen. Er quält ſich auf ſeinen Graden und Stufen herum, und muß doch zuletzt eine entgegengeſetzte Wirkung geſtehen.

618.

Zinnober glänzt am meiſten im homogenen rothen Licht, weniger im grünen, und noch weniger im blauen.

619.

Wie ſchlecht iſt hier das Phanomen ausgedrückt, indem er bloß auf den Zinnober und ſein Glänzen Rückſicht nimmt, und die Miſchung verſchweigt, welche die auffallende prismatiſche Farbe mit der unterliegenden körperlichen hervorbringt.

620.

Indig im veilchenblauen Licht glänzt am meiſten.

621.

Aber warum? Weil der Indig, der eigentlich nur eine dunkle ſatte blaue Farbe iſt, durch das violette Licht einen Glanz, einen Schein, Hellung und Leben erhält; und ſein Glanz wird ſtufenweiſe vermindert, wie man ihn gegen Grün, Gelb und Roth bewegt.

622.

Warum ſpricht denn der Verfaſſer nur vom Glanz der ſich vermindern ſoll? warum ſpricht er nicht von der neuen gemiſchten Farbenerſcheinung, welche auf dieſem Wege entſteht? Freilich iſt das Wahre zu natürlich, und man braucht das Falſche, Halbe, um die Unnatur zu beſchönigen, in die man die Sache gezogen hat.

623.

Ein Lauchblatt

624.

Und was ſoll nun der Knoblauch im Experimente und gleich auf die Pulver? Warum bleibt er nicht bei gleichen Flächen, Papier oder aufgezogenem Seidenzeug? Wahrſcheinlich ſoll der Knoblauch hier nur ſo viel heißen, daß die Lehre auch von Pflanzen gelte.

625.

wirft das grüne Licht und das gelbe und

blaue, woraus es zuſammengeſetzt iſt, lebhafter zurück als es das rothe und violette zurückwirft.

626.

Damit aber dieſe Verſuche deſto lebhafter erſcheinen, ſo muß man ſolche Körper wählen, welche die vollſten und lebhafteſten Farben haben, und zwei ſolche Körper müſſen mit einander verglichen werden. Z. B. wenn man Zinnober und Ultramarinblau

627.

Mit Pulvern ſollte man, wie ſchon oft geſagt, nicht operiren; denn wie kann man hindern, daß ihre ungleichen Theile Schatten werfen?

628.

zuſammen (neben einander) in rothes homogenes Licht hält, ſo werden ſie beide roth erſcheinen;

629.

Dieß ſagt er hier auch nur, um es gleich wieder zurückzunehmen.

630.

aber der Zinnober wird von einem ſtarken leuchtenden und glänzenden Roth ſeyn, und der Ultramarin von einem ſchwachen dunklen und finſtern Roth.

631.

Und das von Rechtswegen: denn Gelbroth erhebt das Gelbrothe und zerſtört das Blaue.

632.

Dagegen wenn man ſie zuſammen in das blaue Licht hält, ſo werden ſie beide blau erſcheinen; nur wird der Ultramarin mächtig leuchtend und glänzend ſeyn, das Blau des Zinnobers aber ſchwach und finſter.

633.

Und zwar auch, nach unſerer Auslegung, von Rechtswegen.

Sehr ungern wiederholen wir dieſe Dinge, da ſie oben ſchon ſo umſtändlich von uns ausgeführt worden. Doch muß man den Widerſpruch wiederholen, da Newton das Falſche immer wiederholt, nur um es tiefer einzuprägen.

634.

Welches außer Streit ſetzt, daß der Zinnober das rothe Licht häufiger als der Ultramarin zurückwirft, und der Ultramarin das blaue Licht mehr als der Zinnober.

635.

Dieſes iſt die eigene Art etwas außer Streit zu ſetzen, nachdem man erſt eine Meinung unbedingt ausgeſprochen, und bei den Beobachtungen nur mit Worten und deren Stellung ſich jener

Behauptung genähert hat. Denn das ganze Newtoniſche Farbenweſen iſt nur ein Wortkram, mit dem ſich deßhalb ſo gut kramen läßt, weil man vor lauter Kram die Natur nicht mehr ſieht.

636.

Daſſelbe Experiment kann man nach und nach mit Mennige, Indig oder andern zwei Farben machen, um die verſchiedene Stärke und Schwäche ihrer Farbe und ihres Lichtes einzuſehen.

637.

Was dabei einzuſehen iſt, iſt den Einſichtigen ſchon bekannt.

638.

Und da nun die Urſache der Farben an natürlichen Körpern durch dieſe Experimente klar iſt;

639.

Es iſt nichts klar, als daß er die Erſcheinung unvollſtändig und ungeſchickt ausſpricht, um ſie nach ſeiner Hypotheſe zu bequemen,

640.

ſo iſt dieſe Urſache ferner beſtätigt und außer allem Streit geſetzt, durch die zwei erſten Experimente des erſten Theils, da man an ſolchen Körpern bewies, daß die reflectirten Lichter, welche an Farbe verſchieden ſind, auch an Graden der Refrangibilität verſchieden ſind.

641.

Hier ſchließt ſich nun das Ende an den Anfang künſtlich an, und da man uns dort die körperlichen Farben ſchon auf Treu und Glauben für Lichter gab; ſo ſind dieſe Lichter endlich hier völlig fertige Farben geworden und werden nun abermals zu Hülfe gerufen.

Da wir nun aber dort aufs umſtändlichſte dargethan haben, daß jene Verſuche gar nichts beweiſen, ſo werden ſie auch hier weiter der Theorie nicht zu ſtatten kommen.

642.

Daher iſt es alſo gewiß, daß einige Körper die mehr, andre die weniger refrangiblen Strahlen häufiger zurückwerfen.

643.

Und uns iſt gewiß, daß es weder mehr noch weniger refrangible Strahlen giebt, ſondern daß die Naturerſcheinungen auf eine ächtere und bequemere Weiſe ausgeſprochen werden können.

644.

Und dieß iſt nicht allein die wahre Urſache dieſer Farben, ſondern auch die einzige, wenn man bedenkt, daß die Farben des homogenen Lichtes nicht verändert werden können durch die Reflexion von natürlichen Körpern.

645.

Wie ſicher muß Newton von dem blinden

Sophie.

Ja Ton! Nun gut, ihr Ton! Doch iſt der deine beſſer?
Die Unzufriedenheit in dir wird täglich größer.
Nicht einen Augenblick biſt du mit Necken ſtill.
Man ſey erſt liebenswerth, wenn man geliebt ſeyn will.
Warſt du denn wohl der Mann ein Mädchen zu beglücken?
Erwarbſt du dir ein Recht, mir ewig vorzurücken,
Was doch im Grund' nichts iſt? Es wankt das ganze Haus,
Du thuſt nicht einen Streich, und gibſt am meiſten aus.
Du lebſt in Tag hinein; fehlt dir's, ſo machſt du Schulden,
Und wenn die Frau was braucht, ſo hat ſie keinen Gulden,
Und du fragſt nicht darnach, wo ſie ihn kriegen kann.
Willſt du ein braves Weib, ſo ſey ein rechter Mann!
Verſchaff' ihr, was ſie braucht, hilf ihr die Zeit vertreiben,
Und um das übrige kannſt du dann ruhig bleiben.

Söller.

Eh, ſprich den Vater an!

Sophie.

Dem kám' ich eben recht.
Wir brauchen ſo genug, und alles geht ſo ſchlecht.
Erſt geſtern muſt' ich ihn nothwendig etwas bitten.
Ha, rief er, du kein Geld, und Söller fährt im Schlitten?
Er gab mir nichts und lärmt' mir noch die Ohren voll.
Nun ſage mir einmal, woher ich's nehmen ſoll?
Denn du biſt nicht der Mann, für eine Frau zu ſorgen.

Söller.

O warte, liebes Kind, vielleicht empfang' ich morgen
Von einem guten Freund —

Sophie.

Wenn er ein Narr iſt, ja!
Zum Holen ſind zwar oft die guten Freunde da;

Glauben ſeiner Leſer ſeyn, daß er zu ſagen wagt, die Farben des homogenen Lichtes können durch Reflexion von natürlichen Körpern nicht verändert werden, da er doch auf der vorhergehenden Seite zugiebt, daß das rothe Licht ganz anders vom Zinnober als von Ultramarin, das blaue Licht ganz anders vom Ultramarin als vom Zinnober zurückgeworfen werde. Nun ſieht man aber wohl, warum er dort ſeine Redensarten ſo künſtlich ſtellt, warum er nur vom Glanz und Hellen oder vom Matten und Dunklen der Farbe, keineswegs aber von ihrem andern Bedingtwerden durch Miſchung reden mag. Es iſt unmöglich ein ſo deutliches und einfaches Phänomen ſchiefer und unredlicher zu behandeln; aber freilich wenn er Recht haben wollte, ſo mußte er ſich, ganz oder halb bewußt, mit Reincke Fuchs zurufen:

Aber ich ſehe wohl, Lügen bedarf's, und über die Maaßen!

Denn nachdem er oben die Veränderung der prismatiſchen Farben auf den verſchiedenen Körpern ausdrücklich zugeſtanden, ſo fährt er hier fort:

646.

Denn wenn Körper durch Reflexion auch nicht im mindeſten die Farbe irgend einer Art von Strahlen verändern können; ſo können ſie nicht auf andre Weiſe gefärbt erſcheinen, als indem ſie diejenigen zurückwerfen, welche ent-

weder von ihrer eigenen Farbe ſind, oder die durch Miſchung ſie hervorbringen können.

647.

Hier tritt auf einmal die Miſchung hervor und zwar dergeſtalt, daß man nicht recht weiß, was ſie ſagen will; aber das Gewiſſen regt ſich bei ihm, es iſt nur ein Uebergang zum Folgenden, wo er wieder alles zurücknimmt, was er behauptet hat. Merke der Leſer auf, er wird den Verfaſſer bis zum Unglaublichen unverſchämt finden.

648.

Denn wenn man dieſe Verſuche macht, ſo muß man ſich bemühen das Licht ſoviel als möglich homogen zu erhalten.

649.

Wie es mit den Bemühungen, die prismatiſchen farbigen Lichter homogener zu machen, als ſie bei dem einfachen Verſuch im Spectrum erſcheinen, beſchaffen ſey, haben wir oben umſtändlich dargethan, und wir wiederholen es nicht. Nur erinnere ſich der Leſer, daß Newton die ſchwierigſten, ja gewiſſermaßen unmögliche Vorrichtungen vorgeſchrieben hat, um dieſer beliebten Homogeneität näher zu kommen. Nun bemerke man, daß er uns die einfachen, einem jeden möglichen Verſuche verdächtig macht, indem er fortfährt:

650.

Denn wenn man Körper mit den gewöhn-

lichen prismatiſchen Farben erleuchtet, ſo werden ſie weder in ihrer eigenen Tageslichts-Farbe, noch in der Farbe erſcheinen, die man auf ſie wirft, ſondern in einer gewiſſen Mittelfarbe zwiſchen beiden, wie ich durch Erfahrung gefunden habe.

651.

Es iſt recht merkwürdig, wie er endlich einmal eine Erfahrung eingeſteht, die einzig mögliche, die einzig nothwendige, und ſie ſogleich wieder verdächtig macht. Denn was von der einfachſten prismatiſchen Erſcheinung, wenn ſie auf körperliche Farben fällt, wahr iſt, das bleibt wahr, man mag ſie durch noch ſo viel Oeffnungen, große und kleine, durch Linſen von nahem oder weitem Brennpunkt quälen und bedingen: nie kann, nie wird etwas anders zum Vorſchein kommen.

652.

Wie benimmt ſich aber unſer Autor, um dieſe Unſicherheit ſeiner Schüler zu vermehren? Auf die verſchmitzteſte Weiſe. Und betrachtet man dieſe Kniffe mit redlichem Sinn, hat man ein lebendiges Gefühl fürs Wahre, ſo kann man wohl ſagen, der Autor benimmt ſich ſchändlich: denn man höre nur:

653.

Denn die Mennige, wenn man ſie mit dem gewöhnlichen prismatiſchen Grün erleuchtet,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16290/416

wird nicht roth oder grün, sondern orange oder gelb erscheinen, je nachdem das grüne Licht, wodurch sie erleuchtet wird, mehr oder weniger zusammengesetzt ist.

654.

Warum geht er denn hier nicht grad- oder stufenweise? Er werfe doch das ganz gewöhnliche prismatische Roth auf die Mennige, so wird sie eben so schön und glänzend roth erscheinen, als wenn er das gequälteste Spectrum dazu anwendete. Er werfe das Grün des gequältesten Spectrums auf die Mennige und die Erscheinung wird seyn, wie er sie beschreibt, oder vielmehr wie wir sie oben, da von der Sache die Rede war, beschrieben haben. Warum macht er denn erst die möglichen Versuche verdächtig, warum schiebt er alles ins Ueberfeine, und warum kehrt er dann zuletzt immer wieder zu den ersten Versuchen zurück? Nur um die Menschen zu verwirren und sich und seiner Heerde eine Hintertür offen zu lassen.

Mit Widerwillen übersetzen wir die fratzenhafte Erklarungsart, wodurch er, nach seiner Weise, die Zerstörung der grünen prismatischen auf die Mennige geworfenen Farbe auslegen will.

655.

Denn wie Mennige roth erscheint, wenn sie vom weißen Licht erleuchtet wird, in wel-

chem alle Arten Strahlen gleich gemiſcht ſind; ſo muß bei Erleuchtung derſelben mit dem grünen Licht, in welchem alle Arten von Strahlen ungleich gemiſcht ſind, etwas anders vorgehen.

656.

Man bemerke, daß hier im Grünen alle Arten von Strahlen enthalten ſeyn ſollen, welches jedoch nicht zu ſeiner früheren Darſtellung der Heterogeneität der homogenen Strahlen paßt: denn indem er dort die ſupponirten Zirkel auseinander zieht, ſo greifen doch nur die nächſten Farben ineinander; hier aber geht jede Farbe durchs ganze Bild und man ſieht alſo gar die Möglichkeit nicht ein, ſie auf irgend eine Weiſe zu ſepariren. Es wird künftig zur Sprache kommen, was noch alles für Unſinn aus dieſer Vorſtellungsart, in einem Syſtem fünf bis ſieben Syſteme en échelon aufmarſchiren zu laſſen, hervorſpringt.

657.

Denn einmal wird das Uebermaaß der gelbmachenden, grünmachenden und blaumachenden Strahlen, das ſich in dem auffallenden grünen Lichte befindet, Urſache ſeyn, daß dieſe Strahlen auch in dem zurückgeworfenen Lichte ſich ſo häufig befinden, daß ſie die Farbe vom Rothen gegen ihre Farbe ziehen. Weil aber die Mennige dagegen die rothmachenden Strahlen häufiger in

Rücksicht ihrer Anzahl zurückwirft, und zunächst die orangemachenden und gelbmachenden Strahlen, so werden diese in dem zurückgeworfenen Licht häufiger seyn, als sie es in dem einfallenden grünen Licht waren, und werden deßwegen das zurückgeworfene Licht vom Grünen gegen ihre Farbe ziehen; und deßwegen wird Mennige weder roth noch grün, sondern von einer Farbe erscheinen, die zwischen beiden ist.

658.

Da das ganze Verhältniß der Sache oben umständlich dargethan worden, so bleibt uns weiter nichts übrig, als diesen baaren Unsinn der Nachwelt zum Musterbilde einer solchen Behandlungsart zu empfehlen.

Er fügt nun noch vier Erfahrungen hinzu, die er auf seine Weise erklärt, und die wir nebst unsern Bemerkungen mittheilen wollen.

659.

In gefärbten durchsichtigen Liquoren läßt sich bemerken, daß die Farbe nach ihrer Masse sich verändert. Wenn man z. B. eine rothe Flüssigkeit in einem konischen Glase zwischen das Licht und das Auge hält, so scheint sie unten, wo sie weniger Masse hat, als ein blasses und verdünntes Gelb, etwas höher, wo das

Glas weiter wird, erscheint sie orange, noch weiter hinauf roth, und ganz oben von dem tiefsten und dunkelsten Roth.

660.

Wir haben diese Erfahrung in Stufengefäßen dargestellt (E. 517. 518) und an ihnen die wichtige Lehre der Steigerung entwickelt, wie nämlich das Gelbe durch Verdichtung und Beschattung, eben so wie das Blaue, zum Rothen sich hinneigt, und dadurch die Eigenschaft bewähret, welche wir bei ihrem ersten Ursprung in trüben Mitteln gewahr wurden. Wir erkannten die Einfachheit, die Tiefe dieser Ur- und Grunderscheinungen; desto sonderbarer wird uns die Qual vorkommen, welche sich Newton macht, sie nach seiner Weise auszulegen.

661.

Hier muß man sich vorstellen, daß eine solche Feuchtigkeit die indigomachenden und violettmachenden Strahlen sehr leicht abhält, die blaumachenden schwerer, die grünmachenden noch schwerer und die rothmachenden am allerschwersten. Wenn nun die Masse der Feuchtigkeit nicht stärker ist, als daß sie nur eine hinlängliche Anzahl von violettmachenden und blaumachenden Strahlen abhält, ohne die Zahl der übrigen zu vermindern, so muß der Ueber-

reſt (nach der ſechsten Propoſition des zweiten Theils) ein blaſſes Gelb machen: gewinnt aber die Feuchtigkeit ſo viel an Maſſe, daß ſie eine große Anzahl von blaumachenden Strahlen und einige grünmachende abhalten kann, ſo muß aus der Zuſammenſetzung der übrigen ein Orange entſtehen; und wenn die Feuchtigkeit noch breiter wird um eine große Anzahl von den grünmachenden und eine bedeutende Anzahl von den gelbmachenden abzuhalten, ſo muß der Ueberreſt anfangen ein Roth zuſammenzuſetzen; und dieſes Roth muß tiefer und dunkler werden, wenn die gelbmachenden und orangemachenden Strahlen mehr und mehr durch die wachſende Maſſe der Feuchtigkeit abgehalten werden, ſo daß wenig Strahlen außer den rothmachenden durchgelangen können.

662.

Ob wohl in der Geſchichte der Wiſſenſchaften etwas ähnlich Närriſches und Lächerliches von Erklärungsart zu finden ſeyn möchte?

663.

Von derſelben Art iſt eine Erfahrung, die mir neulich Herr Halley erzählt hat, der, als er tief in die See in einer Taucherglocke hinab-

ſtieg, an einem klaren Sonnenſcheinstag bemerkte, daß wenn er mehrere Faden tief ins Waſſer hinabkam, der obere Theil ſeiner Hand, worauf die Sonne gerade durchs Waſſer und durch ein kleines Glasfenſter in der Glocke ſchien, eine rothe Farbe hatte, wie eine Damascener Roſe, ſo wie das Waſſer unten und die untere Seite ſeiner Hand, die durch das von dem Waſſer reflectirte Licht erleuchtet war, grün ausſah.

664.

Wir haben dieſes Verſuchs unter den phyſiologiſchen Farben, da wo er hinaehört, ſchon erwähnt. Das Waſſer wirkt hier als ein trübes Mittel welches die Sonnenſtrahlen nach und nach mäßigt, bis ſie aus dem Gelben ins Rothe übergehen und endlich purpurfarben erſcheinen; dagegen denn die Schatten in der geforderten grünen Farbe geſehen werden. Man höre nun, wie ſeltſam ſich Newton benimmt, um dem Phänomen ſeine Terminologie anzupaſſen.

665.

Daraus läßt ſich ſchließen, daß das Seewaſſer die violett- und blaumachenden Strahlen ſehr leicht zurückwirft und die rothmachenden Strahlen frei und häufig in große Tiefen hin-

Doch einen, der was bringt, den hab' ich noch zu ſehen!
Nein, Söller, ſiehſt du wohl, ſo kann's nicht weiter gehen!

Söller.

Du haſt ja, was man braucht.

Sophie.

Schon gut, das iſt wohl was:
Doch wer nie dürftig war, der will noch mehr als das.
Das Glück verwöhnet uns gar leicht durch ſeine Gaben,
Man hat, ſo viel man braucht, und glaubt noch nichts zu haben.
Die Luſt, die jede Frau, die jedes Mädchen hat,
Ich bin nicht hungrig drauf, doch bin ich auch nicht ſatt.
Der Putz, der Ball! — Genug, ich bin ein Frauenzimmer.

Söller.

Eh nun, ſo geh' doch mit: ſag' ich dir's denn nicht immer?

Sophie.

Daß wie die Faſtnachtsluſt auch unſre Wirthſchaft ſey,
Die kurze Zeit geſchwärmt, dann auf einmal vorbei!
Viel lieber ſitz' ich hier allein zu ganzen Jahren!
Wenn du nicht ſparen willſt, ſo muß die Frau wohl ſparen.
Mein Vater iſt genug ſchon über dich erboſ't:
Ich ſtille ſeinen Zorn und bin ſein ganzer Troſt.
Nein, Herr! ich helf Ihm nicht mein eigen Geld verſchwenden:
Spar' Er es erſt an ſich, um es an mich zu wenden!

Söller.

Mein Kind, für dießmal nur laß mich noch luſtig ſeyn,
Und wenn die Meſſe kommt, ſo richten wir uns ein.

Ein Kellner (tritt auf).

Herr Söller!

Söller!

He, was gibt's?

unter läßt; deßhalb das directe Sonnenlicht in allen großen Tiefen, wegen der vorwaltenden rothmachenden Strahlen, roth erscheinen muß, und je größer die Tiefe ist, desto stärker und mächtiger muß das Roth werden. Und in solchen Tiefen, wo die violettmachenden Strahlen kaum hinkommen, müssen die blaumachenden, grünmachenden, gelbmachenden Strahlen von unten häufiger zurückgeworfen werden als die rothmachenden, und ein Grün zusammensetzen.

666.

Da uns nunmehr die wahre Ableitung dieses Phänomens genugsam bekannt ist, so kann uns die Newtonische Lehre nur zur Belustigung dienen, wobei denn zugleich, indem wir die falsche Erklärungsart einsehen, das ganze System unhaltbarer erscheint.

667.

Nimmt man zwei Flüssigkeiten von starker Farbe, z. B. Roth und Blau, und beide hinlänglich gesättigt, so wird man, wenn jede Flüssigkeit für sich noch durchsichtig ist, nicht durch beide hindurchsehen können, sobald sie zusammengestellt werden. Denn wenn durch die eine Flüssigkeit nur die rothmachenden Strahlen hindurch

können und nur die blaumachenden durch die andre, ſo kann kein Strahl durch beide hindurch. Dieſes hat Herr Hooke zufällig mit keilförmigen Glasgefäßen, die mit rothen und blauen Liqueren gefüllt waren, verſucht, und wunderte ſich über die unerwartete Wirkung, da die Urſache damals noch unbekannt war. Ich aber habe alle Urſache an die Wahrheit dieſes Experiments zu glauben, ob ich es gleich ſelbſt nicht verſucht habe. Wer es jedoch wiederholen will, muß ſorgen, daß die Flüſſigkeiten von ſehr guter und ſtarker Farbe ſeyen.

668.

Worauf beruht nun dieſer ganze Verſuch? Er ſagt weiter nichts aus, als daß ein noch allenfalls durchſcheinendes Mittel, wenn es doppelt genommen wird, undurchſichtig werde; und dieſes geſchieht, man mag einerlei Farbe oder zwei verſchiedene Farben, erſt einzeln und dann an einander gerückt, betrachten.

669.

Um dieſes Experiment, welches nun auch ſchon über hundert Jahre in der Geſchichte der Farbenlehre ſpukt, los zu werden, verſchaffe man ſich mehrere, aus Glastafeln zuſammengeſetzte keilförmige aufrechtſtehende Gefäße, die an einander geſchoben Parallelepipeden bilden, wie ſie ſollen ausführlicher beſchrieben werden, wenn von unſerm

Apparat die Rede seyn wird. Man fülle sie erst mit reinem Wasser, und gewöhne sich die Verrückung entgegengestellter Bilder und die bekannten prismatischen Erscheinungen dadurch zu beobachten; dann schiebe man zwei über einander und tröpfle in jedes Tinte, nach und nach, so lange bis endlich der Liquor undurchsichtig wird; nun schiebe man die beiden Keile aus einander, und jeder für sich wird noch genugsam durchscheinend seyn.

670.

Dieselbe Operation mache man nunmehr mit farbigen Liquoren, und das Resultat wird immer dasselbe bleiben, man mag sich nur Einer Farbe in den beiden Gefäßen oder zweier bedienen. So lange die Flüssigkeiten nicht übersättigt sind, wird man durch das Parallelepipedon recht gut hindurchsehen können.

671.

Nun begreift man also wohl, warum Newton wiederholt zu Anfang und zu Ende seines Perioden auf gesättigte und reiche Farben dringt. Damit man aber sehe, daß die Farbe gar nichts zur Sache thut, so bereite man mit Lackmus in zwei solchen Keilgläsern einen blauen Liquor dergestalt, daß man durch das Parallelepipedon noch durchsehen kann. Man lasse alsdann in das eine Gefäß, durch einen Gehülfen, Essig tröpfeln, so wird sich die blaue Farbe in eine rothe verwandeln, die Durchsichtigkeit aber bleiben, wie vorher, ja wohl eher

zunehmen, indem durch die Saure dem Blauen von ſeinem ἐναντίον etwas entzogen wird. Bei Vermannichfaltigung des Verſuchs kann man auch alle die Verſuche wiederholen, die ſich auf ſcheinbare Farbenmiſchung beziehen.

672.

Will man dieſe Verſuche ſich und andern recht anſchaulich machen, ſo habe man vier bis ſechs ſolcher Gefäße zugleich bei der Hand, damit man nicht durch Ausgießen und Umfüllen die Zeit verliere und keine Unbequemlichkeit und Unreinlichkeit entſtehe. Auch laſſe man ſich dieſen Apparat nicht reuen, weil man mit demſelben die objectiven und ſubjectiven prismatiſchen Verſuche, wie ſie ſich durch farbige Mittel modificiren, mit einiger Uebung vortheilhaft darſtellen kann. Wir ſprechen alſo was wir oben geſagt, nochmals aus: ein Durchſcheinendes doppelt oder mehrfach genommen wird undurchſichtig, wie man ſich durch farbige Fenſterſcheiben, Opalglaſer, ja ſogar durch farbloſe Fenſterſcheiben überzeugen kann.

673.

Nun kommt Newton noch auf den Verſuch mit trüben Mitteln. Uns ſind dieſe Urphänomene aus dem Entwurf umſtändlich bekannt, und wir werden deßhalb um deſto leichter das Unzulängliche ſeiner Erklärungsart einſehen können.

674.

Es giebt einige Feuchtigkeiten, wie die Tinc-

tur des Lignum nephriticum, und einige Arten Glas, welche eine Art Licht häufig durchlaſſen und eine andre zurückwerfen, und deßwegen von verſchiedener Farbe erſcheinen, je nachdem die Lage des Auges gegen das Licht iſt. Aber wenn dieſe Feuchtigkeiten oder Gläſer ſo dick wären, ſo viel Maſſe hätten, daß gar kein Licht hindurch könnte, ſo zweifle ich nicht, ſie würden andern dunklen Körpern gleich ſeyn und in allen Lagen des Auges dieſelbe Farbe haben, ob ich es gleich nicht durch Experimente beweiſen kann.

675.

Und doch iſt gerade in dem angeführten Falle das Experiment ſehr leicht. Wenn nämlich ein trübes Mittel noch halbdurchſichtig iſt, und man hält es vor einen dunklen Grund, ſo erſcheint es blau. Dieſes Blau wird aber keineswegs von der Oberfläche zurückgeworfen, ſondern es kommt aus der Tiefe. Reflectirten ſolche Körper die blaue Farbe leichter als eine andre von ihrer Oberfläche, ſo müßte man dieſelbe noch immer blau ſehen, auch dann, wenn man die Trübe auf den höchſten Grad, bis zur Undurchſichtigkeit gebracht hat. Aber man ſieht Weiß, aus den von uns im Entwurf genugſam ausgeführten Urſachen. Newton macht ſich aber hier ohne Noth Schwierigkeiten, weil er wohl fühlt, daß der Boden, worauf er ſteht, nicht ſicher iſt.

676.

Denn durch alle farbigen Körper, ſo weit meine Bemerkung reicht, kann man hindurchſehen, wenn man ſie dünn genug macht; ſie ſind deßwegen gewiſſermaßen durchſichtig, und alſo nur in Graden der Durchſichtigkeit von gefärbten durchſichtigen Liqueren verſchieden. Dieſe Feuchtigkeiten, ſo gut wie ſolche Körper, werden bei hinreichender Maſſe undurchſichtig. Ein durchſichtiger Körper, der in einer gewiſſen Farbe erſcheint wenn das Licht hindurchfällt, kann be zurückgeworfenem Licht dieſelbe Farbe haben, wenn das Licht dieſer Farbe von der hinteren Fläche des Körpers zurückgeworfen wird, oder von der Luft die daran ſtößt. Dann kann aber die zurückgeworfene Farbe vermindert werden, ja aufhören, wenn man den Körper ſehr dick macht, oder ihn auf der Rückſeite mit Pech überzieht, um die Reflexion der hinteren Fläche zu vermindern, ſo daß das von den färbenden Theilen zurückgeworfene Licht vorherrſchen mag. In ſolchen Fällen wird die Farbe des zurückgeworfenen Lichtes von der des durchfallenden Lichtes wohl abweichen können.

677.

Alles dieſes Hin- und Wiederreden findet man unnütz, wenn man die Ableitung der körperlichen Farben kennt, wie wir ſolche im Entwurf verſucht haben; beſonders wenn man mit uns überzeugt iſt, daß jede Farbe, um geſehen zu werden, ein Licht im Hintergrunde haben müſſe, und daß wir eigentlich alle körperliche Farbe mittelſt eines durchfallenden Lichts gewahr werden, es ſey nun daß das einfallende Licht durch einen durchſichtigen Körper durchgehe, oder daß es bei dem undurchſichtigen Körper auf ſeine ihr Grundlage dringe und von da wieder zurückkehre.

Das ergo bibamus des Autors übergehen wir und eilen mit ihm zum Schluſſe.

Eilfte Propoſition. Sechstes Problem.

Durch Miſchung farbiger Lichter einen Lichtſtrahl zuſammenzuſetzen, von derſelben Farbe und Natur wie ein Strahl des directen Sonnenlichts, und dadurch die Wahrheit der vorhergehenden Propoſitionen zu beſtätigen.

678.

Hier verbindet Newton nochmals Prismen mit

Linſen, und es gehört deßhalb dieſes Problem in jenes ſupplementare Capitel, auf welches wir abermals unſere Leſer anweiſen. Vorläufig geſagt, ſo leiſtet er hier doch auch nichts: denn er bringt nur die durch ein Prisma auf den höchſten Gipfel geführte Farbenerſcheinung durch eine Linſe auf den Nullpunkt zurück; hinter dieſem kehrt ſie ſich um, das Blaue und Violette kommt nun unten, das Gelbe und Gelbrothe oben hin. Dieſes ſo geſammte Bild fällt abermals auf ein Prisma, das, weil es das umgekehrt anlangende Bild in die Höhe rückt, ſolches wieder umkehrt, die Ränder auf den Nullpunkt bringt, wo denn abermals von einem dritten Prisma, das den brechenden Winkel nach oben richtet, das farbloſe Bild aufgefangen wird und nach der Brechung wieder gefarbt erſcheint.

679.

Hieran können wir nichts Merkwürdiges finden: denn daß man ein verrücktes und gefarbtes Bild auf mancherlei Weiſe wieder zurecht rücken und farblos machen könne, iſt uns kein Geheimniß. Daß ferner ein ſolches entfarbtes Bild auf mancherlei Weiſe durch neue Verrückung wieder von vorn anfange gefarbt zu werden, ohne daß dieſe neue Färbung mit der erſten aufgehobenen auch nur in der mindeſten Verbindung ſtehe, iſt uns auch nicht verborgen, da wir, was gewiſſe Reflexionsfälle betrifft, unſere achte Tafel mit einer umſtändlichen Auslegung dieſem Gegenſtand gewidmet haben.

680.

So iſt denn auch aufmerkſamen Leſern und Experimentatoren keineswegs unbekannt, wann ſolche gefärbte, auf den Nullpunkt entweder ſubjectiv oder objectiv zurückgebrachte Bilder, nach den Geſetzen des erſten Anſtoßes, oder durch entgegengeſetzte Determination, ihre Eigenſchaften behaupten, fortſetzen, erneuern oder umkehren.

Abſchluß.

Wir glauben nunmehr in polemiſcher Behandlung des erſten Buches der Optik unſre Pflicht erfüllt und ins Klare geſetzt zu haben, wie wenig Newtons hypothetiſche Erklärung und Ableitung der Farbenerſcheinung beim Refractionsfall Stich halte. Die folgenden Bücher laſſen wir auf ſich beruhen. Sie beſchäftigen ſich mit den Erſcheinungen, welche wir die epoptiſchen und paroptiſchen genannt haben. Was Newton gethan, um dieſe zu erklären und auszulegen, hat eigentlich niemals großen Einfluß gehabt, ob man gleich in allen Geſchichten und Wörterbüchern der Phyſik hiſtoriſche Rechenſchaft davon gab. Gegenwärtig iſt die naturforſchende Welt, und mit ihr ſogar des Verfaſſers eigene Landsleute, völlig davon zurückgekommen, und wir haben alſo nicht Urſache uns weiter darauf einzulaſſen.

Will jemand ein Uebriges thun, der vergleiche unſere Darſtellung der epoptiſchen Erſcheinungen mit der Newtoniſchen. Wir haben ſie auf einfache Elemente zurückgeführt; er hingegen bringt auch hier wieder Nothwendiges und Zufälliges durch einander vor, mißt und berechnet, erklärt und theoretiſirt eins mit dem andern und alles durch einander, wie er es bei dem Refractionsfalle gemacht hat; und ſo müßten wir denn auch nur unſere Behandlung des erſten Buches bei den folgenden wiederholen.

Blicken wir nun auf unſre Arbeit zurück, ſo wünſchten wir wohl in dem Falle jenes Cardinals zu ſeyn, der ſeine Schriften ins Concept drucken ließ. Wir würden alsdann noch manches nachzuholen und zu beſſern Urſache finden. Beſonders würden wir vielleicht einige heftige Ausdrücke mildern, welche den Gegner aufbringen, dem Gleichgültigen verdrießlich ſind und die der Freund wenigſtens verzeihen muß. Allein wir bedenken zu unſerer Beruhigung, daß dieſe ganze Arbeit mitten in dem heftigſten Kriege der unſer Vaterland erſchütterte, unternommen und vollendet wurde. Das Gewaltſame der Zeit dringt leider bis in die friedlichen Wohnungen der Muſen, und die Sitten der Menſchen werden durch die nächſten Beiſpiele, wo nicht beſtimmt, doch modificirt. Wir haben mehrere Jahre erlebt und geſehen, daß es im Conflict von Meinungen und Thaten nicht darauf ankommt

Kellner.

Der Herr von Tirinette!

Sophie.

Der Spieler?

Söller.

Schick' ihn fort! Daß ihn der Teufel hätte!

Kellner.

Er sagt, er muß Sie sehn.

Sophie.

Was will er denn bei dir?

Söller.

Ah, er verreis't — (zum Kellner) ich komm'! — (zu Sophie) und er empfiehlt sich mir.

(ab.)

Dritter Auftritt.

Sophie (allein).

Der wahnt ihn ganz gewiß! Er macht im Spiele Schulden,
Er bringt noch alles durch, und ich, ich muß es dulden.
Das ist nun alle Lust und mein geträumtes Glück!
Solch eines Menschen Frau! So weit kamst du zurück!
Wo ist sie hin die Zeit, da noch zu ganzen Schaaren
Die süßen jungen Herrn zu deinen Füßen waren?
Da jeder sein Geschick in deinen Blicken sah?
Ich stand im Ueberfluß wie eine Göttin da,
Aufmerksam rings umher die Diener meiner Grillen!
Es war genug mein Herz mit Eitelkeit zu füllen.
Und ach! ein Mädchen ist wahrhaftig übel dran!
Ist man ein bischen hübsch, gleich sieht man jedem an;

seinen Gegner zu schonen, sondern ihn zu überwinden; daß niemand sich aus seinem Vortheil herausschmeicheln oder herauscomplimentiren läßt, sondern daß er, wenn es ja nicht anders seyn kann, wenigstens herausgeworfen seyn will. Hartnäckiger als die Newtonische Partei hat sich kaum eine in der Geschichte der Wissenschaften bewiesen. Sie hat manchem wahrheitsliebenden Manne das Leben verkümmert, sie hat auch mir eine frohere und vortheilhaftere Benutzung mehrerer Jahre geraubt: man verzeihe mir daher, wenn ich von ihr und ihrem Urheber alles mögliche Böse gesagt habe. Ich wünsche daß es unsern Nachfahren zu gute kommen möge.

Aber mit allem diesem sind wir noch nicht am Ende. Denn der Streit wird in dem folgenden historischen Theile gewissermaßen wieder aufgenommen, indem gezeigt werden muß, wie ein so außerordentlicher Mann zu einem solchen Irrthum gekommen, wie er bei demselben verharren und so viele vorzügliche Menschen, ihm Beifall zu geben, verführen können. Hierdurch muß mehr als durch alle Polemik geleistet, auf diesem Wege muß der Urheber, die Schüler, das einstimmende und beharrende Jahrhundert nicht sowohl angeklagt als entschuldigt werden. Zu dieser milderen Behandlung also, welche zu Vollendung und Abschluß des Ganzen nothwendig erfordert wird, laden wir unsere Leser hiermit ein und wünschen, daß sie

einen freien Blick und guten Willen mitbringen mögen.

Tafeln.

Die sowohl auf die Farbenlehre überhaupt als zunächst auf den didaktischen und polemischen Theil bezüglichen Tafeln hat man, des bequemeren Gebrauchs wegen, in einem besondern Heft gegeben und dazu eine Beschreibung gefügt, welche bestimmt ist, den Hauptzweck derselben noch mehr vor Augen zu bringen und sie mit dem Werke selbst in nähere Verbindung zu setzen.

Die Linearzeichnungen welche sie enthalten, stellen die Phänomene, wie es gewöhnlich ist, in so fern es sich thun ließ, im Durchschnitte vor; in andern Fällen hat man die aufrechte Ansicht gewählt. Sie haben theils einen didaktischen, theils einen polemischen Zweck. Ueber die didaktischen belehrt der Entwurf selbst; was die polemischen betrifft, so stellen sie die unwahren und captiosen Figuren Newtons und seiner Schule theils wirklich nachgebildet dar, theils entwickeln sie dieselben auf mannichfaltige Weise, um was in ihnen verborgen liegt an den Tag zu bringen.

Man hat ferner die meisten Tafeln illuminirt, weil bisher ein gar zu auffallender Schaden daraus entsprang, daß man eine Erscheinung wie die

Farbe, die am nächſten durch ſich ſelbſt gegeben werden konnte, durch bloße Linien und Buchſtaben bezeichnen wollte.

Endlich ſind auch einige Tafeln ſo eingerichtet, daß ſie als Glieder eines anzulegenden Apparats mit Bequemlichkeit gebraucht werden können.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Sechzigſter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1842.

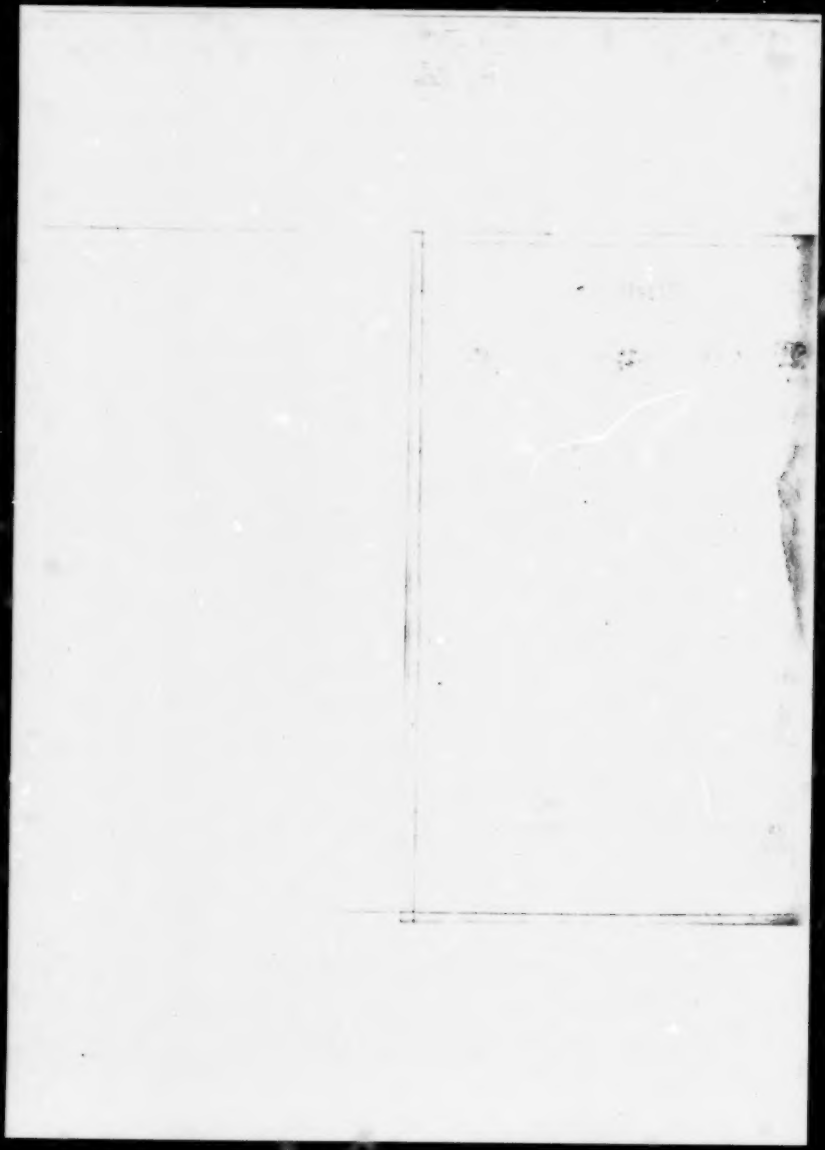

Goethe's

nachgelaſſene Werke.

Zwanzigſter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1842.

Inhalt.

Nachträge zur Farbenlehre.

	Seite
Zu den entoptischen Farben	3
Aeltere Einleitung	23
Neuere Einleitung	33
Physiologe Farben	37
Physische Farben	44
Gegner und Freunde	60
Geschichtliches	87
Nachträge	95
Marte-Steine	109
Herrn v. Hennings Vorlesungen	119

Seite

Nachträge zur Mineralogie und Geologie.

Marienbad überhaupt, besonders in Rücksicht auf Geologie 127
Böhmen vor Entdeckung Amerika's 146
Carte générale Orographique et Hydrographique d'Europe par le Général Sorriot de l'Host . 155
D'Aubuisson de Voisins Geognosie 157
Die Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen 159
Kammer-Bühl 169
Ueber Vulcane von Alexander v. Humboldt . . 172
Handbuch der Oryktognosie von Leonhard . . 175

Naturwissenschaftliche Einzelnheiten.

Johann Kunckel 179
Architektonisch-Naturhistorisches Problem . . 183
Physisch-chemisch-mechanisches Problem . . 195
Gemälde der organischen Natur von Willbrand und Ritgen 199
Problem der Natur ꝛc. von Weigt 201
Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Eisenbeins 202

Seite

Biographische Einzelnheiten.

Bedeutung des Individuellen 215
Leipziger Theater 1766 216
Lenz 219
Am Consul Schönborn 224
An Frau von Berg's geborne Möser . . . 225
Das Louisenfest 229
Besuch von Island 236
An Mösers Tochter 239
Aus der italiänischen Reise 243
Allgemeine Betrachtung 248
Abschied von Rom 250
Erste Bekanntschaft mit Schiller 252
Lord Bristol 258
Aufenthalt in Pyrmont 259
Herder 263
Vom Jahre 1794. Frau von Stael 265
Ferneres in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller . 269
Letzte Kunstausstellung 271
Jacobi 272
Unterredung mit Napoleon 275
Vom Jahre 1815. Theater 281
Tauwitz 283
Kotzebue 284
Voß und Stolberg 288
Aus meinem Leben. Fragmentarisches . . . 292

Da ſummt uns unſer Kopf den ganzen Tag von Liebe!
Und welches Mädchen hält wohl dieſe Feuerprobe?
Ihr könnt ſo ehrlich thun, man glaubt euch gern auf's Wort,
Ihr Männer! — Auf einmal führt euch der Henker fort.
Wenn's was zu naſchen gibt, ſind alle flugs bei'm Schmauſe;
Doch macht ein Mädchen Ernſt, ſo iſt kein Menſch zu Hauſe.
So geht's mit unſern Herrn in dieſer ſchlimmen Zeit;
Es gehen zwanzig drauf, bis daß ein halber freit.
Zwar fand ich mich zuletzt nicht eben ganz verlaſſen;
Mit vierundzwanzigen iſt nicht viel zu verpaſſen.
Der Söller kam mir vor — Eh, und ich nahm ihn an;
Es iſt ein ſchlechter Menſch, allein es iſt ein Mann.
Da ſitz' ich nun, und bin nicht beſſer als begraben.
Anbeter könnt' ich wohl noch in der Menge haben;
Allein, was ſollen ſie? Man quälet, ſind ſie dumm,
Zur Langenweile nur mit ihnen ſich herum;
Und einen klugen Freund iſt es gefährlich lieben:
Er wird die Klugheit bald zu euerm Schaden üben.
Auch ohne Liebe war mir jeder Dienſt verhaßt, —
— Und jetzt — mein armes Herz, warſt du darauf gefaßt?
Alceſt iſt wieder hier. Ach, welche neue Plage!
Ja, vormals, war er da, wie waren's andre Tage!
Wie liebt' ich ihn! — Und noch — Ich weiß nicht was ich will!
Ich weich' ihm ängſtlich aus, er iſt nachdenkend, ſtill,
Ich fürchte mich vor ihm; die Furcht iſt wohl gegründet.
Ach wüßt' er, was mein Herz noch jetzt für ihn empfindet!
Er kommt. Ich zittre ſchon. Die Bruſt iſt mir ſo voll;
Ich weiß nicht, was ich will, viel wen'ger, was ich ſoll.

Seite

Entstehung der Annalen 298
Aufenthalt in Dornburg 304
Vorschlag zur Güte 314

Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften 315

Nachträge zur Farbenlehre.

Zu

den entoptiſchen Farben.

Vorwort.

Die Farbenlehre ward bisher im Stillen immer eifrig betrieben; die Richtigkeit meiner Anſichten kenne ich zu gut als daß mich die Unfreundlichkeit der Schule im mindeſten irre machen ſollte, mein Vortrag wirkt in verwandten Geiſtern fort, wenige Jahre werden es ausweiſen, und ich denke zunächſt auch ein Wort mitzuſprechen.

Die Farbenerſcheinungen, von meinem vieljährigen Freunde und Mitarbeiter Doctor Seebeck entdeckt, und von ihm entoptiſch genannt, beſchäftigen mich gegenwartig aufs lebhafteſte. Die Bedingungen immer genauer zu erforſchen unter welchen ſie erſcheinen, ſie als Complement meiner zweiten, den phyſiſchen Farben gewidmeten Abtheilung aufzuführen, iſt meine gewiſſenhafte Sorgfalt. Denn wie ſollte das aufgeklärte Jahrhundert

nicht bald einsehen, daß man mit Lichtkügelchen, denen Pol und Aequator angedichtet ward, sich nur selbst und andere zum Besten hat.

Hier nun folgen zunächst zwei Aufsätze, deren erster die Phänomene des Doppelspaths, der andere die, bei Gelegenheit der Untersuchung jener merkwürdigen Bilderverdoppelung, erst uns bekannt wordenen entoptischen Farben, nach meiner Ueberzeugung, und nach den Maximen meiner Farbenlehre auszusprechen bemüht seyn wird.

Doppelbilder des rhombiſchen Kalkſpaths.

Da die entoptiſchen Farben in Gefolg der Unterſuchung der merkwürdigen optiſchen Phanomene des genannten Minerals entdeckt worden, ſo möchte man es wohl dem Vortrag angemeſſen halten, von dieſen Erſcheinungen und von denen dabei bemerkbaren Farbenſaumen einiges vorauszuſchicken.

Die Doppelbilder des bekannten durchſichtigen rhombiſchen Kalkſpaths ſind hauptſachlich deßwegen merkwürdig, weil ſie Halb- und Schattenbilder genannt werden können, und mit denjenigen völlig übereinkommen, welche von zwei Flächen durchſichtiger Körper reflectirt werden. Halbbilder dießen ſie, weil ſie das Object, in Abſicht auf die Stärke ſeiner Gegenwart, nur halb ausdrücken; Schattenbilder, weil ſie den Grund, den dahinter liegenden Gegenſtand durchſcheinen laſſen.

Aus dieſen Eigenſchaften fließt, daß jedes durch den gedachten Kalkſpath verdoppelte Bild von dem Grunde participirt, über den es ſcheinbar hingeführt wird. Ein weißes Bildchen auf ſchwarzem Grunde wird als ein doppeltes graues, ein ſchwarzes Bildchen auf weißem Grunde ebenmäßig als ein doppeltes graues erſcheinen; nur da wo beide Bilder

ſich decken, zeigt ſich das volle Bild, zeigt ſich das wahre, dem Auge undurchdringliche Object, es ſey dieſes von welcher Art es wolle.

Um die Verſuche zu vermannichfaltigen, ſchneide man eine kleine viereckige Oeffnung in ein weißes Papier, eine gleiche in ein ſchwarzes, man lege beide nach und nach auf die verſchiedenſten Gründe, ſo wird das Bildchen unter dem Doppelſpath halbirt, ſchwach ſchattenhaft erſcheinen, es ſey von welcher Farbe es wolle; nur wo die beiden Bildchen zuſammentreffen, wird die kräftige volle Farbe des Grundes ſichtbar werden.

Hieraus erhellet alſo, daß man nicht ſagen kann, das Weiße beſtehe aus einem doppelten Grau, ſondern das reine objective Weiß des Bildchens erſcheint da wo die Bildchen zuſammentreffen. Die beiden grauen Bilder entſtehen nicht aus dem zerlegten Weiß, ſondern ſie ſind Schattenbilder des Weißen, durch welche der ſchwarze Grund hindurchblickt und ſie grau erſcheinen läßt. Es gilt von allen Bildern auf ſchwarzem, weißem und farbigem Grunde.

In dieſem lezten Falle zeigt ſich bei den Schattenbildern die Miſchung ganz deutlich. Verrückt man ein gelbes Bildchen auf blauem Grund, ſo zeigen ſich die Schattenbilder grünlich; Violett und Orange bringen ein purpurähnliches Bildchen hervor; Blau und Purpur ein ſchönes Violett u. ſ. w. Die Geſetze der Miſchung gelten auch hier, wie auf dem Schwungrad und überall, und wer möchte nun

ſagen, daß Gelb aus doppeltem Grün, Purpur aus doppeltem Orange beſtünde. Doch hat man dergleichen Redensarten wohl auch ſchon früher gehört.

Das Unzuläſſige einer ſolchen Erklärungsart aber noch mehr an den Tag zu bringen, mache man die Grundbilder von Glanzgold, Glanzſilber, polirtem Stahl, man verrücke ſie durch den Doppelſpath; der Fall iſt wie bei allen übrigen. Man würde ſagen müſſen: das Glanzgold beſtehe aus doppeltem Mattgold, das Glanzſilber aus doppeltem Mattſilber und der blanke Stahl aus doppeltem angelaufenem. Soviel von den Zwillingsbildern des Doppelſpaths, nun zu der Randfärbung derſelben! Hiezu eine Tafel.

Fig. 2.

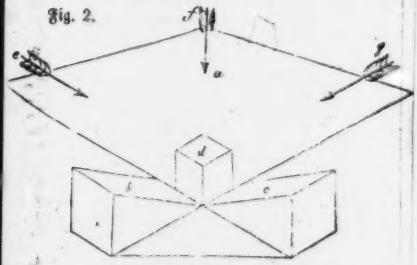

Entoptiſche Elemente.

Fig. 1.

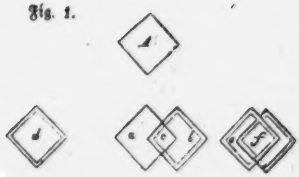

Doppelspath-Erscheinung.

Fig. 3.

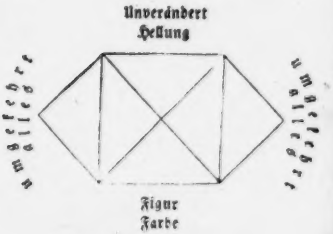

Glimmer-Wirkung.

Man lege den Doppelspath auf das Viereck A, so wird daſſelbe dem Betrachter entgegengehoben

werden, und zwar wie es auf der Tafel unmittelbar darunter gezeichnet iſt. Das helle Bild A iſt in zwei Schattenbilder a und b getrennt. Nur die Stelle c, wo ſie ſich decken, iſt weiß wie das Grundbild A. Das Schattenbild a erſcheint ohne farbige Ränder, dahingegen das Schattenbild b damit begränzt iſt, wie die Zeichnung darſtellt. Dieſes iſt folgendermaßen abzuleiten und zu erklären. Man ſetze einen gläſernen Cubus auf das Grundbild A und ſchaue perpendicular darauf, ſo wird es uns nach den Geſetzen der Brechung und Hebung ungefähr um ein Drittheil der Cubusſtärke entgegengehoben ſeyn. Hier hat alſo Brechung und Hebung ſchon vollkommen ihre Wirkung gethan; allein wir ſehen an dem gehobenen Bild keine Ränder und zwar deßwegen, weil es weder vergrößert, noch verkleinert, noch an die Seite gerückt iſt. (Entwurf einer Farbenlehre §. 196.) Eben dieß iſt der Fall mit dem Bilde a des Doppelſpaths. Dieſes wird uns, wie man ſich durch eine Vorrichtung überzeugen kann, rein entgegengehoben und erſcheint an der Stelle des Grundbildes. Das Schattenbild b hingegen iſt von demſelben weg und zur Seite gerückt, und zwar hier nach unſerer Rechten; dieß zeigen die Ränder an, da die Bewegung von Hell über Dunkel blaue, und von Dunkel über Hell, gelbe Ränder hervorbringt.

Daß aber beide Schattenbilder, wenn man ſie genugſam von der Stelle rückt, an ihren Rändern

Vierter Auftritt.

Sophie. Alceſt.

Alceſt
(angekleidet, ohne Hut und Degen).

Verzeihen Sie, Madam, wenn ich beſchwerlich falle.

Sophie.

Sie ſcherzen, Herr Alceſt! Dieß Zimmer iſt für Alle.

Alceſt.

Ich fühle, jetzt bin ich für Sie, wie Jederman.

Sophie.

Ich ſeh' nicht, wie Alceſt darüber klagen kann.

Alceſt.

Du ſiehſt nicht, Grauſame? Ich ſollte das erleben?

Sophie.

Erlauben Sie, mein Herr! Ich muß mich wegbegeben.

Alceſt.

Wohin? Sophie? Wohin? — Du wendeſt dein Geſicht?
Verſagſt mir deine Hand? Sophie, kennſt du mich nicht?
Sieh her! Es iſt Alceſt, der um Gehör dich bittet.

Sophie.

Weh mir! Wie iſt mein Herz, mein armes Herz zerrättet!

Alceſt.

Biſt du Sophie, ſo bleib!

Sophie.

Ich bitte, ſchonen Sie!
Ich muß, ich muß hinweg!

Alceſt.

Unzärtliche Sophie!
Verlaſſen Sie mich nur! — In dieſem Augenblicke,
Dacht' ich, ſie iſt allein; du nahſt dich deinem Glücke.

gefärbt werden können, dieß läßt ſich durch das höchſt intereſſante Seebeckiſche Doppelſpathprisma aufs deutlichſte zeigen, indem man dadurch Bilder von ziemlicher Größe völlig trennen kann. Beide erſcheinen gefärbt. Weil aber das eine ſich geſchwinder entfernt, als das andere vom Platze rückt, ſo hat jenes ſtärkere Ränder, die auch, bei weiterer Entfernung des Beobachters, ſich immer proportionirlich verbreitern. Genug, alles geſchieht bei der Doppelrefraction nach den Geſetzen der einfachen, und wer hier nach beſonderen Eigenſchaften des Lichts forſcht, möchte wohl ſchwerlich großen Vortheil gewinnen.

Inſofern man Brechung und Spiegelung mechaniſch betrachten kann, ſo läßt ſich auch gar wohl das Phänomen des Doppelſpathes mechaniſch behandeln: denn es entſpringt aus einer mit Spiegelung verbundenen Brechung. Hievon gibt ein Stück Doppelſpath, welches ich beſitze, den ſchönſten Beweis; wie es denn auch alles Vorige beſtätigt.

Wenn man den gewöhnlichen Doppelſpath unmittelbar vors Auge hält und ſich von dem Bilde entfernt, ſo ſieht man das Doppelbild ungefähr wie man's geſehn, als der Kalkſpath unmittelbar darauf lag, nur laſſen ſich die farbigen Ränder ſchwerer erkennen. Entfernt man ſich weiter, ſo tritt hinter jenem Doppelbild noch ein Doppelbild hervor. Dieß gilt aber nur, wenn man durch gewiſſe Stellen des Doppelſpaths hindurch ſieht.

Ein beſonderes Stück aber dieſes Minerals beſitze ich, welches ganz vorzügliche Eigenſchaften hat. Legt man nämlich das Auge unmittelbar auf den Doppelſpath und entfernt ſich von dem Grundbilde, ſo treten gleich, wie es auf der Tafel vorgeſtellt iſt, zwei Seitenbilder rechts und links hervor, welche, nach verſchiedener Richtung des Auges und des durchſichtigen Rhomben, bald einfach wie in d, bald doppelt wie in e und f erſcheinen. Sie ſind noch ſchattenhafter, grauer als die Bilder a b, ſind aber, weil grau gegen ſchwarz immer für hell gilt, nach dem bekannten Geſetz der Bewegung eines hellen Bildes über ein dunkles gefärbt, und zwar das zu unſerer rechten Seite nach der Norm von b (wodurch die Bewegung dieſes letztern Bildes nach der Rechten gleichfalls bethätigt wird) und das auf der linken Seite umgekehrt.

Der Beobachter kann, wenn er immer mehr von dem Gegenſtandsbilde zurücktritt, die beiden Seitenbilder ſehr weit von einander entfernen. Nehme ich bei Nacht ein brennendes Licht und betrachte daſſelbe durch gedachtes Exemplar, ſo erſcheint es gedoppelt, aber nicht merklich farbig. Die beiden Seitenbilder ſind auch ſogleich da, und ich habe ſie bis auf fünf Fuß auseinander gebracht, beide ſtark gefärbt nach dem Geſetze wie d und e, f.

Daß aber dieſe Seitenbilder nicht aus einer abgeleiteten Spiegelung des in dem Doppelſpath

erſcheinenden erſten Doppelbildes, ſondern aus einer directen Spiegelung des Grundbildes in die (wahrſcheinlich diagonalen) Lamellen des Doppelſpaths entſtehe, läßt ſich aus folgendem abnehmen.

Man bringe das Hauptbild und die beiden Seitenbilder ſcheinbar weit genug aus einander, dann fahre man mit einem Stückchen Pappe ſachte an der untern Fläche herein, ſo wird man erſt das eine Seitenbild zudecken, dann wird das mittlere und erſt ſpät das letzte verſchwinden, woraus hervorzugehn ſcheint, daß die Seitenbilder unmittelbar von dem Grundbilde entſpringen.

Sind dieſe Seitenbilder ſchon beobachtet? Von meinen Doppelſpath-Exemplaren bringt ſie nur eins hervor. Ich erinnere mich nicht, woher ich es erhalten. Es hat aber ein viel zarteres und feineres Anſehn als die übrigen; auch iſt ein vierter Durchgang der Blätter ſehr deutlich zu ſehn, welchen die Mineralogen den verſteckblättrigen nennen (Lenz, Erkenntnißlehre Bd. II. S. 748.). Die zarten epoptiſchen Farben ſpielen wie ein Hauch durch die ganze Maſſe und zeugen von der feinſten Trennung der Lamellen. Durch ein Prisma von einem ſo gearteten Exemplar würde man die bewundernswürdigſte Fata Morgana vorſtellen können.

Objective Verſuche damit anzuſtellen fehlte mir der Sonnenſchein.

Weimar, den 12ten Januar 1813.

Elemente der entoptiſchen Farben.

Apparat. Zweite Figur.

Eine Fläche a — zwei Spiegel, auf der Rückſeite geſchwärzt, d. e. gegen die Fläche in etwa 45 Graden gerichtet. — Ein Glaswürfel d. die entoptiſchen Farben darzuſtellen geeignet. Und, in Ermangelung deſſelben, mehrere auf einander geſchichtete Glasplatten, durch eine Hülſe verbunden.

Verſuche ohne den Würfel.

Man ſtelle den Apparat ſo daß das Licht in der Richtung des Pfeils f auf die Tafel falle, ſo wird man den Widerſchein derſelben in beiden Spiegeln gleich hell erblicken. Sodann bewege man den Apparat, damit das Licht in der Richtung des Pfeils e hereinfalle, ſo wird der Widerſchein der Tafel im Spiegel c merklich heller als im Spiegel b ſeyn. Fiele das Licht in der Richtung des Pfeils g her, ſo würde das Umgekehrte ſtatt finden.

Verſuche mit dem Würfel.

Man ſetze nunmehr den Würfel ein, wie die Figur ausweiſt, ſo werden im erſten Fall völlig gleiche entoptiſche Bilder, und zwar die weißen Kreuze zum Vorſchein kommen, in den beiden andern aber die entgegengeſetzten, und zwar das weiße Kreuz jederzeit in dem Spiegel der dem einfallenden Licht zugewendet iſt, und den unmittelbaren Reflex des Hauptlichtes, des directen Lichtes aufnimmt, in dem andern Spiegel aber das ſchwarze Kreuz, weil zu dieſem nur ein Seitenſchein, eine obliquе, geſchwächtere Reflexion gelangt.

Aus dieſen reinen Elementen kann ſich ein jeder alle einzelnen Vorkommenheiten der entoptiſchen Farben entwickeln; doch ſey eine erleichternde Auslegung hinzugefügt. Wir ſetzen voraus daß die Beobachtungen an einem offnen Fenſter einer ſonſt nicht weiter beleuchteten Stube geſchehen.

Ueberzeuge man ſich nun vor allen Dingen daß hier nur das von der Tafel reflectirte Licht allein wirke, deßhalb verdecke man die Spiegel, ſo wie die Oberſeite des Cubus vor jedem andern heranſcheinenden Lichte.

Man wechsle die Fläche der Tafel a nach Belieben ab, und nehme vorerſt einen mit Queckſilber belegten Spiegel. Hier wird nun auffallen, was

jedermann weiß und zugibt: daß das Licht nur dann bei der Reflexion verhältnißmäßig am ſtärkſten wirke, wenn es immer in derſelben Ebene fortſchreitet und, obgleich mehrmals reflectirt, doch immer der urſprünglichen Richtung treu bleibt und ſo vom Himmel zur Fläche, dann zum Spiegel, und zuletzt ins Auge gelangt. Das Seitenlicht hingegen iſt, in dem gegebenen Falle, wegen der glatten Oberfläche ganz null, wir ſehen nur ein Finſteres.

Man bediene ſich eines geglätteten ſchwarzen Papiers; das directe Licht, von der glänzenden Oberfläche dem Spiegel mitgetheilt, erhellt ihn, die Seitenfläche hingegen kann nur Finſterniß bewirken.

Man nehme nun blendend weißes Papier, graulichtes, blauliches und vergleiche die beiden Widerſcheine der Spiegel, in dem einen wird die Fläche a dunkeler als in dem andern erſcheinen.

Nun ſetze man den Würfel an ſeinen Platz, der helle Widerſchein wird die helle Figur, der dunkele die dunklere hervorbringen. Hieraus folgt nun daß ein gemäßigtes Licht zu der Erſcheinung nöthig ſey, und zwar ein mehr oder weniger, in einem gewiſſen Gegenſatze, gemäßigtes, um die Doppelerſcheinung zu bilden. Hier geſchieht die Mäßigung durch Reflexion.

Wir ſchreiten nun zu dem Apparat, der uns in den Stand ſetzt, die Umkehrung jederzeit auf-

faſſend darzuſtellen, wenn uns auch nur das mindeſte Tageslicht zu Gebote ſteht. Ein unterer Spiegel nehme das Himmelslicht direct auf, man vergleiche dieſes reflectirte Licht mit dem grauen Himmel, ſo wird es dunkeler als derſelbe erſcheinen; richtet man nun den obern Spiegeln parallel mit dem untern, ſo erſcheint das Himmelslicht in demſelben abermals gedämpfter. Wendet man aber den obern Spiegel übers Kreuz, ſo wirkt dieſe, obgleich auch nur zweite Reflexion viel ſchwächer als in jenem Falle, und es wird eine bedeutende Verdunkelung zu bemerken ſeyn: denn der Spiegel obliquirt das Licht, und es hat nicht mehr Energie als in jenen Grundverſuchen, wo es von der Seite her ſchien. Ein zwiſchen beide Spiegel geſtellter Cubus zeigt nun deßhalb das ſchwarze Kreuz; richtet man den zweiten obern Spiegel wieder parallel, ſo iſt das weiße Kreuz zu ſehen. Die Umkehrung durch Glimmerblättchen bewirkt, iſt ganz dieſelbe. Fig. 3.

Man ſtelle bei Nachtzeit eine brennende Kerze ſo, daß das Bild der Flamme von dem untern Spiegel in den obern reflectirt wird, welcher parallel mit dem untern geſtellt iſt, ſo wird man die Flamme aufrecht abgeſpiegelt ſehen, um nur weniges verdunkelt; wendet man den obern Spiegel zur Seite, ſo legt ſich die Flamme horizontal, und, wie aus dem Vorhergehenden folgt, noch mehr verdüſtert. Führt man den obern Spiegel rund um, ſo ſteht die Flamme bei der Richtung von neunzig

Graden auf dem Kopfe, bei der Seitenrichtung liegt ſie horizontal, und bei der parallelen iſt ſie wieder aufgerichtet, wechſelsweiſe erhellt und verdüſtert; verſchwinden aber wird ſie nie. Hiervon kann man ſich völlig überzeugen wenn man als untern Spiegel einen mit Queckſilber belegten anwendet.

Dieſe Erſcheinungen jedoch auf ihre Elemente zurückzuführen, war deßhalb ſchwierig, weil in der Empirie manche Fälle eintreten, welche dieſe zart ſich hin- und herbewegenden Phänomene ſchwankend und ungewiß machen. Sie jedoch aus dem uns offenbarten Grundgeſetz abzuleiten und zu erklären, unternehme man, durch einen hellen klaren Tag begünſtigt, folgende Verſuche.

An ein von der Sonne nicht beſchienenes Fenſter, ege man den geſchwärzten Spiegel horizontal, und gegen die Fläche deſſelben neige man die eine Seite des Cubus, in einem Winkel von etwa 90 Graden, die Außenſeite dagegen werde nach einem reinen, blauen Himmel gerichtet, und ſogleich wird das ſchwarze oder weiße Kreuz mit farbigen Umgebungen ſich ſehen laſſen.

Bei unveränderter Lage dieſes einfachen Apparats ſetze man die Beobachtungen mehrere Stunden fort, und man wird bemerken, daß, indem ſich die Sonne am Himmel hinbewegt, ohne jedoch weder Cubus noch Spiegel zu beſcheinen, das Kreuz zu ſchwanken anfangt, ſich verändert, und zuletzt in das entgegengeſetzte mit umgekehrten Farben ſich

verwandelt. Dieſes Räthſel wird nur bei völlig heiterm Himmel im Freien gelöſ't.

Man wende, bei Sonnenaufgang, den Apparat gegen Weſten, das ſchönſte weiße Kreuz wird erſcheinen; man wende den Cubus gegen Süden und Norden, und das ſchwarze Kreuz wird ſich vollkommen abſpiegeln. Und ſo richtet ſich nun dieſer Wechſel den ganzen Tag über nach jeder Sonnenſtellung; die der Sonne entgegengeſetzte Himmelsgegend gibt immer das weiße Kreuz, weil ſie das directe Licht reflectirt; die an der Seite liegenden Himmelsgegenden geben das ſchwarze Kreuz, weil ſie das oblique Licht zurückwerfen. Zwiſchen den Hauptgegenden iſt die Erſcheinung als Uebergang ſchwankend.

Je höher die Sonne ſteigt, deſto zweifelhafter wird das ſchwarze Kreuz, weil bei hohem Sonnenſtande der Seitenhimmel beinahe directes Licht reflectirt. Stünde die Sonne im Zenith, im reinen blauen Aether, ſo müßte von allen Seiten das weiße Kreuz erſcheinen, weil das Himmelsgewölbe von allen Seiten directes Licht zurückwürfe.

Unſer meiſt getrübter Atmoſphären-Zuſtand wird aber den entſcheidenden Hauptverſuch ſelten begünſtigen, mit deſto größerem Eifer faſſe der Naturfreund die glücklichen Momente, und belehre ſich an hinderlichen und ſtörenden Zufälligkeiten.

Wie wir dieſe Erſcheinungen, wenn ſie ſich beſtätigen, zu Gunſten unſerer Farbenlehre deuten,

kann Freunden derſelben nicht verborgen ſeyn; was der Phyſik im Ganzen hieraus Gutes zuwüchſe, werden wir uns mit Freuden aneignen.

Mit Dank haben wir jedoch ſogleich zu erkennen, wie ſehr wir durch belehrende Unterhaltung, vorgezeigte Verſuche, mitgetheilten Apparat, durch Herrn Geheimen Hofrath Voigt, bei unſerm Bemühen, in dieſen Tagen gefördert worden.

Jena, den 8ten Juni 1817.

Jetzt, hoff' ich, redet ſie ein freundlich Wort mit dir.
O gehn Sie, gehn Sie nur! — In dieſem Zimmer hier
Entdeckte mir Sophie zuerſt die ſchönſten Flammen;
Die Liebe ſchlang uns hier das erſtemal zuſammen.
An eben dieſem Platz — erinnerſt du dich noch?
Schwurſt du mir ew'ge Treu!

Sophie.

O ſchonen Sie mich doch!

Alceſt.

Ein ſchöner Abend war's — ich werd' es nie vergeſſen!
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermeſſen.
Mit Zittern bot'ſt du mir die ſüße Lippe dar.
Noch fühlt mein Herz zu ſehr, wie ganz ich glücklich war.
Da war dein Glück, mich ſehn, dein Glück, an mich zu denken!
Und jetzo willſt du mir nicht eine Stunde ſchenken?
Du ſiehſt, ich ſuche dich, du ſiehſt, ich bin betrübt —
Geh nur, du falſches Herz, du haſt mich nie geliebt!

Sophie.

Ich bin geplagt genug, willſt du mich auch noch plagen?
Sophie dich nie geliebt! Alceſt, das darfſt du ſagen?
Du warſt mein einz'ger Wunſch, du warſt mein höchſtes Gut;
Für dich ſchlug dieſes Herz, dir wallte dieſes Blut,
Und dieſes gute Herz, das du einſt ganz beſeſſen,
Kann nicht unzärtlich ſeyn, es kann dich nicht vergeſſen.
Ach, die Erinnerung hat mich ſo oft betrübt;
Alceſt! — ich liebe dich — noch, wie ich dich geliebt.

Alceſt.

Du Engel! Beſtes Herz! (will ſie umarmen.)

Sophie.

Ich höre jemand gehen.

Nachträge

zur

Farbenlehre.

Prieſter werden Meſſe ſingen
Und die Pfarrer werden pred'gen;
Jeder wird vor allen Dingen
Seiner Meinung ſich entled'gen,
Und ſich der Gemeine freuen
Die ſich um ihn her verſammelt,
So im Alten wie im Neuen
Ohngefähre Worte ſtammelt.
Und ſo laſſet auch die Farben
Mich nach meiner Art verkünden,
Ohne Wunden ohne Narben,
Mit der läßlichſten der Sünden,

Die ächte Converſation
Hält weder Früh noch Abend Stich:
In der Jugend ſind wir monoton,
Im Alter wiederholt man ſich.

Aeltere Einleitung.

Der Verfaßer eines Entwurfes der Farbenlehre wurde oft gefragt: warum er seinen Gegnern nicht antworte, welche mit so großer Heftigkeit seinen Bemühungen alles Verdienst absprechen, seine Darstellung als mangelhaft, seine Vorstellungsart als unzulässig, seine Behauptungen als unhaltbar, seine Gründe als unüberzeugend ausschreien. Hierauf ward einzelnen Freunden erwiedert: daß er von jeher zu aller Controvers wenig Zutrauen gehabt, deßhalb er auch seine frühern Arbeiten nie bevorwortet, weil hinter einer Vorrede gewöhnlich eine Mißhelligkeit mit dem Leser versteckt sey. Auch hat er allen öffentlichen und heimlichen Angriffen auf sein Thun und Bemühen nichts entgegengestellt, als eine fortwährende Thätigkeit, die er sich nur durch Vermeidung alles Streites, welcher sowohl den Autor als das Publicum von der Hauptsache gewöhnlich ablenkt, zu erhalten entschlossen blieb; ich habe, sprach er, niemals Gegner gehabt, Widersacher viele.

Ein Autor der mit etwas Ungewöhnlichem auftritt, appellirt mit Recht an die Nachwelt, weil

ſich ja erſt ein Tribunal bilden muß, vor dem das Ungewohnte beurtheilt werden kann, und einen ſolchen Gerichtshof einzuſetzen vermag nur die Zeit, welche dem Seltſamſten das Fremde abſtreift und es als etwas Bekanntes vor uns hinſtellt. Vergleichen wir die Recenſionen des Tags im äſthetiſchen Fache mit denen vor dreißig Jahren, ſo wird man, wenn auch nicht immer einſtimmen, doch erſtaunen, wie hoch das Urtheil der Deutſchen geſtiegen iſt, ſeitdem ſie es ſo lange Zeit an den Productionen einheimiſcher Schriftſteller üben konnten. Denn Fremdes beurtheilt Niemand ehe er zu Hauſe einſichtig iſt.

Alles dieſes läßt ſich auf wiſſenſchaftliche Dinge ebenfalls anwenden. Der Verfaſſer gab vor vielen Jahren die kleine Abhandlung über Metamorphoſe der Pflanzen heraus, man wußte nicht recht was man daraus machen ſollte. Pflanzenkinder nahmen ſie wo nicht unfreundlich doch kalt auf, man ließ das Geſagte höchſtens für einen witzigen Einfall gelten und geſtand dem Verfaſſer einigen Scharfſinn zu. Er ſetzte ſeine Beobachtungen im Stillen fort, erſtreckte ſie über die höheren Organiſationen, behandelte die Verwandlung der Inſecten, welche Niemand läugnet, bearbeitete mit Fleiß comparirte Oſteologie, und indem er etwas davon öffentlich mitzutheilen zauderte, hatte er das Vergnügen zu ſehen, daß dieſelben Ideen, durch natürlichen Geiſtesfortſchritt, ſich auch im Publicum entwickelten,

dieſelben Begriffe ſich ſonderten und dieſelben Ueberzeugungen ſich feſtſetzten, obgleich unter dem Druck der herrſchenden Vorſtellungsart. Kein Forſcher läugnet mehr die normalen und abnormen Umwandlungen organiſcher Weſen; die Naturgeſchichte erhält dadurch neue Aufklärung, die ärztliche Behandlung einen rationellen Gang. Freilich iſt auch hier mancher Mißgriff zu bemerken, manche Uebereilung, wovon ſich aber die Wiſſenſchaft, rein fortſchreitend, bald erholen wird. Man tadelt [illegible] mit Recht daß das Wort Metamorphoſe, von [illegible]n Bedeutung man vor zwanzig Jahren nichts wiſſen wollte, ſchon zur Phraſe geworden, aber man ſey immer zufrieden, daß durch Anregen und Auffaſſen dieſes Begriffs ſo viel Gutes und Heilſames zur Klarheit gekommen.

Ebenſo muß es mit der Farbenlehre auch werden; es dauert vielleicht noch zwanzig Jahre bis ein Tribunal ſich bildet, vor welchem die Sache ventilirt und mit gerechter Einſicht entſchieden werden kann. In dieſem Fache läßt ſich aber keine reine Erfahrungslehre aufſtellen, wenn man nicht die unreine, hypothetiſche, falſche Newtoniſche Lehre, oder vielmehr ihre Trümmer aus dem Wege räumt: denn ſie iſt gegenwärtig ſchon aufgelöſt, weil man ihr alle Entdeckungen, die ihr geradezu widerſprechen, dennoch anpaſſen, oder ſie vielmehr darnach zerren und verſtümmeln wollen. So mußte, nach Erfindung der achromatiſchen Gläſer, zur Brech-

barkeit noch eine Zerstreubarkeit gesellt werden, um sich nothdürftig theils im Vortrag, theils in Berechnungen durchhelfen zu können.

Die Newtonische Phraseologie ist jedoch schon über hundert Jahre im Gange, alle alternden Physiker sind darin von Jugend auf eingelernt, auch Männern von mittlern Jahren ist sie geläufig, weil sie wie eine Art von Scheidemünze durchaus gebraucht wird. Dazu kommt noch, daß der Mathematiker den großen Ruf eines verdienten, allgemeinen Kunstgenossen nicht möchte ausdrücklich schmälern lassen, wenn er gleich im Einzelnen die Irrungen des außerordentlichen Mannes zugesteht. Noch bis auf den heutigen Tag werden junge Leute auf diese Weise ins Halbwahre und Falsche eingeweiht, und ich muß daher meinen Nachfahren hinterlassen die Sache dereinst vor ein competentes Gericht zu bringen, weil ich den gleichzeitigen Schöppenstuhl durchaus nicht anerkenne.

Indessen habe ich, nach Herausgabe jener Bände zur Farbenlehre, diesem Fache eine kaum unterbrochene Aufmerksamkeit gewidmet, treffliche Mitarbeiter und Freunde gewonnen, deren Bemühungen gewiß nicht unfruchtbar bleiben werden. Diesen zu Liebe und Förderniß breche ich eigentlich mein Stillschweigen: denn ob ich freilich Verzicht thue mich über das Gelingen meines Unternehmens endlich zu freuen; so wünsche ich doch durch Gegenwärtiges gebildete Leser in den Stand zu setzen,

vorläufig einzuſehen, wovon eigentlich die Rede ſey, nicht damit ſie die Sache beurtheilen, ſondern den Grund einſehen des Beharrens auf meiner Vorſtellungsart, trotz allem Widerſpruch der Wiſſenſchaftsverwandten und zum Verdruß aller Gildemeiſter.

Jene Bande führen den etwas ſonderbaren Titel: Zur Farbenlehre, wodurch ausgedrückt wird, daß es nur eine Vorarbeit ſeyn ſoll. Auch iſt die erſte Abtheilung des ganzen Werkes Entwurf einer Farbenlehre betitelt, woraus hervorgeht, daß man eine völlig ausgebildete Lehre vorzutragen ſich nicht anmaße. Dagegen kann man von einer ſolchen Vorarbeit verlangen, daß ſie bis auf einen gewiſſen Grad zulänglich ſey, daß ſie dem Nacharbeitenden manche Mühe erſpare; wozu denn zweierlei erforderlich iſt, erſtlich daß die Phänomene fleißig geſammelt, ſodann daß ſie in einer gewiſſen faßlichen Ordnung aufgeſtellt werden. Was das erſte betrifft, ſo habe ich mit aller Aufmerkſamkeit die ſämmtlichen Erſcheinungen, die mir ſeit vielen Jahren bekannt geworden, nachdem ich ſie erſt mit Augen geſehen, im Sinne betrachtet, im Geiſte geprüft, in meinen didaktiſchen Kreis aufgenommen, und fahre fort im Stillen nachzutragen was mir theils verborgen geblieben, theils was neuentdeckt und beſtätigt worden. Jeder Wohl-

wollende kann daſſelbige thun, denn hiezu, wie zu andern Zwecken, iſt die Eintheilung in Paragraphen beliebt worden. Doch würde dieſe zu bequemer Faßlichkeit nicht hinreichend ſeyn, wären die Erſcheinungen nicht in gewiſſe Fächer, nach natürlicher Verwandtſchaft, getheilt und zugleich geſondert und an einander gereiht worden. Dieſe Eintheilung geht dergeſtalt aus der Sache ſelbſt hervor, daß ſie von erfahrenen und denkenden Männern gewiſſermaßen gebraucht worden, ſchon vor der unſeligen Newtoniſchen Theorie und auch nachher, als dieſe die Welt in pfaffiſchen Aberglauben verhüllt hatte.

Der Abtheilungen ſind drei. Die erſte enthält diejenigen Farben welche dem Auge ſelbſt angehören, indem ſie ſchon durch farbloſe Anregung von außen entſpringen und die Gegenwirkung des Auges gegen äußere Eindrücke bethätigen. Es ſind alſo ſolche, die der Perſon, dem Beſchauer, dem Betrachter eigens angehören, und verdienen daher den erſten Rang; wir nennen ſie die phyſiologiſchen. In die dritte Abtheilung ſind ſolche geſtellt, die wir dem Gegenſtande zuſchreiben müſſen. Sie werden an Körpern hervorgebracht, verändern ſich bei veränderten Eigenſchaften des Körpers, ſie können an denſelben für ewige Zeiten fixirt werden und ſind penetrativ; man nennt ſie die chemiſchen, weil der ſie hervorbringende Proceß ein allgemein chemiſcher iſt, der ſich an allem Körperlichen dieſer Welt

manifestirt, deßwegen denn nicht allein die eigentlich chemischen Farben, sondern auch solche die sich an organischen Körpern zeigen und sich gleichen Gesetzen unterwerfen, dieher geordnet sind. Die zweite Classe enthalt nun die Phanomene, welche vermittlend zwischen denen der ersten und dritten stehen. Man hat solche die scheinbaren genannt, weil gewisse Mittel, unter gewissen Bedingungen, dem Auge Farbenerscheinungen darbringen, welche dem vermittlenden Körper nicht angehören, indem derselbe, sobald die Bedingung aufhört, farblos erscheint.

Der ächte und aufrichtige Wissenschaftsfreund findet nun hier ein dreifach Geschäft: erstlich zu untersuchen ob die Phanomene vollständig aufgezeichnet sind, und er wird das Fehlende nachbringen; sodann ob ihm die Methode behage, nach welcher sie gereiht sind: ist diese seiner Denkart nicht gemaß, so mag er nach einer andern die Erscheinungen umordnen und wir wünschen ihm Glück dazu! Schließlich wird er aufmerken, in wiefern eine von uns neubeliebte Terminologie mit den Phanomenen übereinstimme, und in wiefern eine gewisse theoretische Ansicht, ohne welche weder Benennung noch Methode denkbar ist, naturgemaß erscheinen könne. Durch alles dieses würde er meinen Dank verdienen, aber nicht als Gegner auftreten.

Ebenso verhalt es sich mit den allgemeinen Ansichten nach außen und was über nachbarliche Ver-

Alceſt.

Auch nicht ein einzig Wort! Das iſt nicht auszuſtehen!
So geht's den ganzen Tag! Wie iſt man nicht geplagt!
Schon vierzehn Tage hier, und dir kein Wort geſagt!
Ich weiß, du liebſt mich noch; allein das muß mich ſchmerzen,
Niemals ſind wir allein, und reden nie von Herzen;
Nicht einen Augenblick iſt hier im Zimmer Ruh,
Bald iſt der Vater da, bald kommt der Mann dazu.
Lang' bleib' ich dir nicht hier, das iſt mir unerträglich.
Allein, Sophie, wer will, iſt dem nicht alles möglich?
Sonſt war dir nichts zu ſchwer, du halfeſt uns geſchwind;
Es war die Eiferſucht mit hundert Augen blind.
Und wenn du wollteſt —

Sophie.

Was?

Alceſt.

Wenn du nur denken wollteſt,
Daß du Alceſten nicht verzweifeln laſſen ſollteſt!
Geliebte, ſuche doch uns nur Gelegenheit
Zur Unterredung auf, die dieſer Ort verbeut.
O höre, heute Nacht; dein Mann geht aus dem Hauſe,
Man meint, ich gehe ſelbſt zu einem Faſtnachtsſchmauſe;
Allein, das Hinterthor iſt meiner Treppe nah —
Es merkt's kein Menſch im Hauſ' und ich bin wieder da.
Die Schlüſſel hab' ich hier, und willſt du mir erlauben —

Sophie.

Alceſt, ich wundre mich —

Alceſt.

Und ich, ich ſoll dir glauben,
Daß du kein hartes Herz, kein falſches Mädchen biſt?
Du ſchlägſt das Mittel aus, das uns noch übrig iſt?

hältniſſe zu andern Wiſſenſchaften geſagt iſt. Was ich zuletzt über ſinnlich-ſittliche Wirkung der Farben geaußert und dadurch das Wiſſenſchaftliche an die bildende Kunſt angeſchloſſen habe, findet weniger Anfechtung, ja man hat es brauchbar gefunden; wie man denn überhaupt meiner Arbeit ſchon die Ehre anthut ſie hie und da zu benutzen, ohne gerade meiner dabei zu gedenken.

Als Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre iſt alles was ich deßhalb geſammelt, was ich dabei gedacht und wie es mir vorgekommen, den Jahren nach zuſammengereiht. Auch hier findet der Freund des Wahren gar mancherlei Beſchäftigung: er wird, wie ich ſeit jener Zeit auch ſelbſt gethan, gar manches Ueberſehene nachtragen, Lücken ausfüllen, die Meinung aufklären und in Gang und Schritt dieſer geſchichtlichen Wanderung mehr Gleichheit bringen; auch dadurch wird er mich verbinden und kann, indem er mich unterrichtet und belehrt, niemals mein Gegner werden.

Was nun aber zuletzt die Anhänger Newton's betrifft, ſo ſind auch dieſe nicht meine Gegner, ich aber bin der ihrige. Ich behaupte, daß ihr altes Caſtell, ſchon durch die Zeit ſehr angegriffen, nicht lange mehr beſtehen kann, und ich bekenne, daß ich alles beizutragen Luſt habe, damit es je eher je lieber zuſammenſtürze. Mir aber können ſie nichts zerſtören, denn ich habe nicht gebaut; aber geſäet habe ich und ſo weit in die Welt hinaus,

daß sie die Saat nicht verderben können und wenn sie noch so viel Unkraut zwischen den Weizen säen.

Was man jedoch mit mehr Grund von mir fordern könnte und was ich wohl noch zu leisten wünschte, wäre ein Supplementarband, in welchem als Nachtrag erschiene alles was mir seither von altern und neuern Erfahrungen noch bekannt geworden, sodann in wiefern ich meine Vorstellung über diese Dinge erprobt gefunden, oder verändert.

Hiezu würde die Geschichte der Farbenlehre, vom Anfang des Jahrhunderts bis auf den letzten Tag vor allen Dingen erforderlich seyn, wobei ich versuchen würde meine Widersacher so zu behandeln, als wenn wir sämmtlich, aus der Region des Blinzens und Meinens, schon lange in die Regionen des Schauens und Erkennens übergegangen waren. Hieran würde sich schließen die Anwendung meiner einfachen Darstellung, um nicht zu sagen Grundsätze, auf complicirtere Phänomene, deren Erwähnung ich bisher mit Fleiß vermieden; besonders eine neue Entwicklung des Regenbogens. Dieses ist gerade das Phänomen, worauf sich die mathematische Physik am meisten zu gute thut. Hier, versichert man, treffe die Rechnung mit der Theorie vollkommen zusammen.

Es ist belehrend, daß so viele tief- und scharfsinnige Männer nicht einsahen, wie eine Berechnung mit dem Phänomen vollkommen übereinstimmen kann und deßwegen gleichwohl die das Phä-

nomen erklärende Theorie falsch seyn dürfte. Im Praktischen gewahren wir's jeden Tag, doch in der Wissenschaft sollten auf der Höhe der Philosophie, auf der wir stehen und, obgleich mit einigem Schwanken, gegründet sind, dergleichen Verwechslungen nicht mehr vorkommen.

Jener Supplementband, den ich selbst an mich fordere, aber leider nicht verspreche, sollte nun ferner enthalten das Verzeichniß eines vollkommenen Apparats, den jeder nicht allein besitzen, sondern jederzeit zu eigenem und fremdem Gebrauch benutzen könnte. Denn es ist nichts jammervoller als die akademisch-optischen Apparate, welche das Jahr über verstauben und verblinden, bis das Capitel an die Reihe kommt, wo der Lehrer kümmerliche Versuche von Licht und Farben gerne darstellen möchte, wenn nur die Sonne bei der Hand wäre. Es kann seyn, daß irgendwo etwas einigermaßen Hinreichendes vorgezeigt werde, immer geschieht's aber nur nach dem kümmerlichen Anlaß der Compendien, in welchen sich die Newtonische Lehre, die doch anfangs wenigstens ein Abracadabra war, zu unzusammenhängenden Trivialitäten verschlechtert. Die Zeugnisse hievon stehen schon in meiner Geschichte der Farbenlehre, und in den Sessionsberichten des künftigen Gerichts wird bei dieser Gelegenheit öfters stehen: man lacht!

Ein solches Verzeichniß des nothwendigen Apparats wird ausführlich aufzusetzen seyn, da meine

ſammtlichen Vorrichtungen mit den Büttner'ſchen und älteren fürſtlichen Inſtrumenten vereinigt, in Jena aufgeſtellt, einen vollſtändigen Vortrag der Farbenlehre möglich machen werden. Jeder Studirende fo.ere auf ſeiner Akademie vom Profeſſor der Phyſik einen Vortrag ſammtlicher Phanomene, nach beliebiger Ordnung; fängt dieſer aber den bisherigen Bocksbeutel damit an: „Man laſſe durch ein kleines Loch einen Lichtſtrahl u. ſ. w.“ ſo lache man ihn aus, verlaſſe die dunkle Kammer, erfreue ſich am blauen Himmel und am glühenden Roth der untergehenden Sonne nach unſerer Anleitung.

Auch würde jener intentirte Supplementband noch manches andere nachbringen, was Einem verziehen wird, der nicht viel Zeit hat, das was ihm zu ſagen wichtig iſt, in leſerliche Phraſen einzukleiden.

Neuere Einleitung.

Nach abgeſchloſſenem entoptiſchen Vortrag, deſſen Bearbeitung uns mehrere Jahre beſchäftigt, nach dem friſchen Beweis, daß an unſere Farbenlehre ſich jede neu entdeckte Erſcheinung freundlich anſchließt, ins Ganze fügt und keiner beſondern theoretiſchen Erklärung bedarf, finden wir der Sache gerathen, manches Einzelne was ſich bisher geſammelt hier gleichfalls darzulegen und in jene Einheit

zu verſchlingen. Den Hauptſinn unſeres ganzen Vorhabens wiederholen wir daher, weil das meiſte was bis jetzt über Farbe öffentlich geſagt worden, auf das deutlichſte zeigt, daß man meine Bemühungen entweder nicht kennt oder ignorirt, nicht verſteht oder nicht verſtehen will.

Und ſo wird es nicht zu weit ausgeholt ſeyn, wenn wir ſagen: daß unſere älteſten Vorfahren, bei ihrer Naturbeſchauung, ſich mit dem Phänomen begnügt, daſſelbe wohl zu kennen getrachtet, aber an Verſuche, wodurch es wiederholt würde, wodurch ſein Allgemeineres zu Tage käme, nicht gedacht. Sie beſchauten die Natur, befragten Handwerker und Fabrikanten und belehrten ſich ohne ſich aufzuklären. Sehr lange verfuhr man ſo: denn wie kindlich war noch die Art von Verſuch, daß man in einem ehernen Keſſel Eiſen-Feilſpäne durch einen untergehaltenen Magnet gleichſam ſieden ließ.

In der Zwiſchenzeit wollen wir uns nicht aufhalten, und nur gedenken: wie im 15. und 16. Jahrhundert die unendlichſte Maſſe von einzelnen Erfahrungen auf die Menſchen eindrang, wie Porta Kenntniſſe und Fertigkeiten viele Jahre durch in der ganzen Welt zuſammenſuchte, und wie Gilbert am Magneten zeigte, daß man auch ein einzelnes Phänomen in ſich abſchließen könne.

In demſelben Zeitraum zeigte Bacon auf das lebhafteſte zur Erfahrung hin und erregte das Verlangen unzählbaren und unüberſehbaren Einzelne

heiten nachzugehn. Immer mehr und mehr beobachtete man; man probirte, versuchte, wiederholte; man überdachte, man überlegte zugleich, und so kam ein Wissen zur Erscheinung, von dem man vorher keinen Begriff gehabt hatte. Weil dieß aber nicht vorübergehen, sondern das einmal Gefundene festgehalten und immer wieder dargestellt werden sollte; so befleißigte man sich schon in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nothdürftig verbesserter Instrumente, und es fanden sich Personen die aus dem Handhaben derselben eine Art von Gewerbe machten. Dieß alles war gut und löblich, aber die Lust zu theoretisiren, gegen welche Bacon sich so heftig geäußert hatte, kann und darf den Menschen nicht verlassen; und so groß ist die Macht des Gedankens, er sey wahr oder falsch, daß er die Erfahrung mit sich fortreißt: daher denn auch gesteigerte und verwickelte Maschinen der Theorie zu Diensten seyn und dem Wahren wie dem Falschen zur Bestätigung und Gründung dienen mußten. Nirgends war dieses umgekehrte Verfahren trauriger als in der Farbenlehre, wo eine ganz falsche, auf ein falsches Experiment gegründete Lehre durch neue, das Unwahre stets verbergende und die Verwirrung immer vermehrende, verwickeltere Versuche unzugänglich gemacht und vor dem reinen Menschenverstand düster verhüllt ward.

Da ich in der Naturwissenschaft als Freiwilliger

hineinkam, ohne Aussicht und Absicht auf einen Lehrstuhl, welchen besteigend man denn doch immer bereit seyn muß eben so gut dasjenige vorzutragen was man nicht weiß als das was man weiß, und zwar um der lieben Vollständigkeit willen; so konnte ich dagegen auf eine andere Vollständigkeit denken, auf den Baconischen Weg zurückkehrend und die sämmtlichen Phänomene, so viel ich ihrer gewahr werden konnte, sammlend, welches ohne eine gewisse Ordnung, ohne ein Neben-, Ueber- und Untereinander, für den denkenden Geist unmöglich ist.

Wie ich in der Farbenlehre gehandelt, liegt Jedermann vor Augen der es beschauen will, das Fachwerk das ich beliebt, wüßte ich noch jetzt nicht zu verändern; noch jetzt giebt es mir Gelegenheit Verwandtes mit Verwandtem zu gesellen, wie die entoptischen Farben bezeugen mögen, die, als neu entdeckt, sich in meinen übrigen Vortrag einschalten lassen, eben als hätte man sie gleich anfangs in Betracht gezogen. Hiedurch finde ich mich also berechtigt, ja genöthigt, was ich etwa nachzubringen habe, in derselben Ordnung aufzuführen: denn es kommt hier nicht darauf an durch eine Hypothese die Erscheinungen zu verrenken, sondern die klaren, natürlichen Rechte einer jeden anzuerkennen und ihr den Platz in der Stadt Gottes und der Natur anzuweisen, wo sie sich denn gern hinstellen, ja niederlassen mag. Und wie sollte man einen so

großen errungenen und erprobten Vortheil aufgeben, da Jedermann, der ein Instrument erfunden das ihm in der Ausübung besondere Bequemlichkeit gewährt, aber andern unbekannt ist, solches bekannt zu machen sucht, entweder zu seiner Ehre, oder, wenn er das Glück hat ein Engländer zu seyn, nach erlangtem Patent, zu seinem zeitlichen Gewinn. Lasse man mich also auch die Vortheile wiederholt an Beispielen praktisch aussprechen, die mir aus der Methode zufließen, wornach ich die Farbenlehre gebildet. Sobald ich nämlich die Haupt- und Grundphänomene gefunden und, wie sie sich verzweigen und auf einander beziehen, geordnet hatte, so entstanden wahrhaft geistige Locale, in welche man gar leicht den besondern Fall dem allgemeinen Begriff unterzuordnen und das Vereinzelte, Seltsame, Wunderbare in den Kreis des Bekannten und Faßlichen einzuschließen fähig wird.

Zu leichterer Uebersicht ist deßhalb eine Tabelle vorausgeschickt.

Physiologe Farben.

Diese sind es die als Anfang und Ende aller Farbenlehre bei unserm Vortrag vorangestellt worden, die auch wohl nach und nach in ihrem ganzen

Werth und Würde anerkannt, und anſtatt daß man ſie vorher als flüchtige Augenfehler betrachtete, nunmehr als Norm und Richtſchnur alles übrigen Sichtbaren feſtgehalten werden. Vorzüglich aber iſt darauf zu achten daß unſer Auge weder auf das kräftigſte Licht, noch auf die tiefſte Finſterniß eingerichtet iſt; jenes blendet, dieſe verneint im Uebermaaß. Das Organ des Sehens iſt, wie die übrigen, auf einen Mittelſtand angewieſen. Hell, Dunkel und die zwiſchen beiden entſpringenden Farben ſind die Elemente, aus denen das Auge ſeine Welt ſchöpft und ſchafft. Aus dieſem Grundſatz fließt alles Uebrige, und wer ihn auffaßt und anwenden lernt, wird ſich mit unſerer Darſtellung leicht befreunden.

1.

Hell und Dunkel im Auge bleibend.

Hell und Dunkel, welche, eins oder das andere, auf das Auge wirkend, ſogleich ihren Gegenſatz fordern, ſtehn vor allem voran. Ein dunkler Gegenſtand, ſobald er ſich entfernt, hinterläßt dem Auge die Nöthigung dieſelbe Form hell zu ſehen. In Scherz und Ernſt führen wir eine Stelle aus Fauſt an, welche hierher bezüglich iſt. Fauſt und Wagner auf dem Felde, gegen Abend, ſpazierend bemerken einen Pudel.

Faust.

Siehst du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppel
streifen?

Wagner.

Ich sah ihn lange schon, nicht wichtig schien er mir.

Faust.

Betrachte ihn recht: Für was hältst du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf seine Weise
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Faust.

Bemerkst du, wie in weitem Schneckenkreise
Er nun uns her und immer näher jagt?
Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
Auf seinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich sehe nichts als einen schwarzen Pudel;
Es mag bei euch wohl Augentäuschung seyn.

Vorstehendes war schon lange, aus dichterischer Ahnung und nur im halben Bewußtseyn geschrieben, als, bei gemäßigtem Licht, vor meinem Fenster auf der Straße, ein schwarzer Pudel vorbei lief, der einen hellen Lichtschein nach sich zog: das undeutliche, im Auge gebliebene Bild seiner vorübereilenden Gestalt. Solche Erscheinungen sind um desto angenehm überraschender, als sie gerade, wenn wir unser Auge bewußtlos hingeben, am lebhaftesten und schönsten sich anmelden.

Kennſt du Alceſten nicht, Sophie? und darfſt du zaudern,
In ſtiller Nacht mit ihm ein Stündchen zu verplaudern?
Genug, nicht wahr, Sophie, heut' Nacht beſuch' ich dich?
Doch kommt dir's ſich'rer vor, ſo komm, beſuche mich!

Sophie.

Das iſt zu viel!

Alceſt.

Zu viel! zu viel! O, ſchön geſprochen!
Verflucht! zu viel! zu viel! Verderb' ich meine Wochen
Hier ſo umſonſt? — Verdammt! was hält mich dieſer Ort,
Wenn mich Sophie nicht hält? Ich gehe morgen fort.

Sophie.

Geliebter! Beſter!

Alceſt.

Nein, du kennſt, du ſiehſt mein Leiden,
Und du bleibſt ungerührt! Ich will dich ewig meiden!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Der Wirth.

Wirth.

Da iſt ein Brief; er muß von jemand Hohem ſeyn;
Das Siegel iſt ſehr groß, und das Papier iſt fein.

Alceſt
(reißt den Brief auf).

Wirth (vor ſich).

Den Inhalt möcht' ich wohl von dieſem Briefe wiſſen!

Alceſt
(der den Brief flüchtig durchgeleſen hat).

Ich werde morgen früh von hier verreiſen müſſen.
Die Rechnung!

2.

Weiteres Beiſpiel.

Wo ich die gleiche Erſcheinung auch höchſt auffallend bemerkte, war, als bei bedecktem Himmel und friſchem Schnee die Schlitten eilend vorbei rutſchten, da denn die dunklen Kufen weit hinter ſich die klarſten Lichtſtreifen nachſchleppten. Niemand iſt, dem ſolche Nachbilder nicht öfters vorkamen, aber man läßt ſie unbeachtet vorübergehn; jedoch habe ich Perſonen gekannt, die ſich deßhalb ängſtigten und einen fehlerhaften Zuſtand ihrer Augen darin zu finden glaubten, worauf denn der Aufſchluß den ich geben konnte, ſie höchſt erfreulich beruhigte.

3.

Eintretende Reflexion.

Wer von dem eigentlichen Verhältniß unterrichtet iſt, bemerkt das Phänomen öfters, weil die Reflexion gleich eintritt. Schiller verwünſchte vielmal dieſe ihm mitgetheilte Anſicht, weil er dasjenige überall erblickte, wovon ihm die Nothwendigkeit bekannt geworden.

4.

Complementare Farben.

Nun erinnern wir uns ſogleich, daß eben ſo wie Hell und Dunkel, auch die Farben ſich ihrem

Gegenſatze nach unmittelbar forbern, ſo daß nämlich im Satz und Gegenſatz, alle immer zugleich enthalten ſind. Deßwegen hat man auch die geforderten Farben, nicht mit Unrecht, complementare genannt, indem die Wirkung und Gegenwirkung den ganzen Farben-Kreis darſtellt, ſo daß wenn wir, mit den Malern und Pigmentiſten, Blau, Gelb und Roth als Hauptfarben annehmen, alle drei in folgenden Gegenſätzen immer gegenwärtig ſind:

Gelb	Violet
Blau	Orange
Roth	Grün.

Von dieſen Phänomenen bringen wir einige in Erinnerung beſonderer Umſtände wegen, die ſie merkwürdig machen.

5.

Leuchtende Blumen.

Sehr erfreulich iſt es, in den Stockholmer Abhandlungen, Band XXIV. Seite 291 zu leſen: daß ein Frauenzimmer das Blitzen der rothgelben Blumen zuerſt entdeckt habe, denn dort heißt es: „die feuergelben Blumen des Tropäolum majus L. blitzen jeden Abend vor der Dammerung, wie ſolches die Fräulein Tochter des Ritters Carl von Linné, Eliſabeth Chriſtina, auf ihres Herrn Vaters Landgute, Hamarby, eine Meile von Upſala, in

Geſellſchaft anderer, in dem Garten beobachtet hat. Dieſes Blitzen beſteht in einem plötzlichen Hervorſchießen des Glanzes, daß man ſich es nicht ſchneller vorſtellen kann."

Die Blumen an welchen, außer dem Tropäolum, die gleiche Erſcheinung bemerkt wurde, waren die Calendel, Feuerlilie, Tangetes und manchmal die Sonnenblume. Mit vollem Rechte läßt ſich aber der orientaliſche Mohn hinzuthun, wie ich in meinem Entwurf der Farbenlehre §. 54 umſtändlich erzählt habe, und ſolches hier einrücke, da meinen Leſern jenes Buch nicht gleich zur Hand ſeyn möchte.

„Am 19 Juni 1799, als ich, zu ſpäter Abendzeit, bei der in eine klare Nacht übergehenden Dämmerung, mit einem Freunde im Garten auf und abging, bemerkten wir ſehr deutlich an den Blumen des orientaliſchen Mohns, die vor allen andern eine mächtig-rothe Farbe haben, etwas Flammenähnliches, das ſich in ihrer Nähe zeigte. Wir ſtellten uns vor die Stauden hin, ſahen aufmerkſam darauf, konnten aber nichts weiter bemerken, bis uns endlich bei abermaligem Hin- und Wiedergehen gelang, indem wir ſeitwärts darauf blickten, die Erſcheinung ſo oft zu wiederholen als uns beliebte. Es zeigte ſich, daß es ein phyſiologiſches Farbenphänomen, und der ſcheinbare Blitz eigentlich das Scheinbild der Blume, in der geforderten blaugrünen Farbe ſey."

6.

Weiter geführt und ausgelegt.

Iſt uns nun aber einmal die Urſache dieſes Ereigniſſes bekannt, ſo überzeugt man ſich, daß unter gar vielen andern Bedingungen daſſelbige hervorzubringen ſey. Am Tage in dem blumenreichen Garten auf und abgehend, bei gemäßigtem Licht, ſogar beim hellen Sonnenſchein, wird der aufmerkſame Beobachter ſolche Scheinbilder gewahr; nur, wenn man die Abſicht hat ſie zu ſehen, faſſe man dunkle Blumen ins Auge, welche den beſten Erfolg gewähren. Die Purpurfarbe einer Päonie giebt im Gegenſatz ein helles Meergrün; das violette Geranium ein gelblich grünes Nachbild; einen dunklen Burbaumſtreifen der Rabatteneinfaſſung kann man, durch Abwendung des Auges, auf den Sandweg, hell violett projiciren und mit einiger Uebung ſich und andere von der Conſtanz dieſes Phänomens überzeugen. Denn ob wir gleich ganz unbewußt und unaufmerkſam dieſe Erſcheinungen vielleicht am lebhafteſten gewahr werden, ſo hängt es doch auch von unſerm Willen ab, dieſelben vollkommen in jedem Augenblick zu wiederholen.

7.

Wechſelſeitige Erhöhung.

Wenn nun Hell und Dunkel, ſo wie die obgenannten ſich fordernden Farben, wechſelſeitig her-

vortreten, ſobald nur eine derſelben dem Auge geboten wird; ſo folgt daraus daß ſie ſich wechſeitig erhöhen, wenn ſie nebeneinander geſtellt ſind. Was Hell und Dunkel betrifft, ſo giebt folgender Verſuch eine überraſchend-angenehme Erſcheinung:

Man habe graues Papier von verſchiedenen auf einander folgenden Schattirungen, man klebe Streifen deſſelben, der Ordnung nach nebeneinander; man ſtelle ſie vertical und man wird finden: daß jeder Streifen an der Seite wo er ans Hellere ſtößt, dunkler, an der Seite mit der er ans Dunkle ſtößt, heller ausſieht; dergeſtalt daß die Streifen zuſammen dem Bilde einer cannelirten Säule, die von einer Seite her beleuchtet iſt, völlig ähnlich ſehen.

Phyſiſche Farben.

8.

Falſche Ableitung des Himmelblauen.

Zu traurigen Betrachtungen giebt es Anlaß, wenn man in der Naturlehre, nach Anerkennung eines wahren Princips, ſolches alſobald falſch anwenden ſieht. Die phyſiologen Farben ſind kaum eingeſtanden und dadurch die Chromatik im Subject gegründet, ſo ſchwärmt man ſchon wieder umher und zieht Erſcheinungen heran, die in ein

ganz ander Capitel gehören. Die Heidelberger Jahrbücher der Literatur, 12ter Jahrgang, 10tes Heft, sprechen von Muncke's Anfangsgründen der Naturlehre und äußern sich folgendermaßen:

„Namentlich sind in der Optik die gefärbten Schatten, so wie die Bläue des Himmels als subjective Farben dargestellt, und findet für die letztere Behauptung, daß die atmosphärische Luft nicht blau gefärbt sey, sondern nur durch subjective Farbenbildung blau und über den hochroth gefärbten Bergspitzen grün erscheine, unter andern der einfache Grund statt, daß der blaueste Himmel, mit einem Auge frei, mit dem andern durch ein schwarz gefärbtes enges Rohr betrachtet, bloß dem freien Auge blau erscheint."

Daß die farbigen Schatten zu den subjectiven Farben gehören, daran ist wohl kein Zweifel, indem aber die Heidelberger Jahrbücher der nachfolgenden grundlosen Behauptung das Himmelblau betreffend Beifall geben, so retardiren sie, wie schon vormals geschehen, die Ausbreitung der ächten Farbenlehre. Gar sehr wünschten wir, Recensent hätte dagegen Herrn Muncke zurecht gewiesen und uns die Mühe erspart abermals zu wiederholen: die Himmelsbläue gehört in das Capitel von der Trübe; man sehe Goethe's Farbenlehre §. 55 und folgende, wo sich alles natürlich entwickelt. Wie es aber irgend Jemand einfallen könne diese Bläue für eine subjective Farbe anzusprechen, ist demjenigen

unbegreiflich der es weiß, daß physiologe Farbe aus einer Wechselwirkung entspringt, wo denn eine Erscheinung die andere nothwendig voraussetzt.

Das reine Hellblau wird durch seinen Gegensatz das Gelbrothe gefordert; nun möcht' ich doch einmal die orangefarbne Welt sehen, die das Auge nöthigte den Himmel blau zu erblicken! Unter allen Bedingungen erscheint uns der reine Himmel blau, wir mögen ihn über alten Schindel- und Strohdachern, über Ziegel- und Schieferdachern sehen; hinter jedem kahlen, unbewachsenen grauen Berge, über dem düstersten Fichtenwald, über dem muntersten Buchenwald erscheint am heitern Tage der Himmel gleich blau, ja aus einem Brunnen heraus müßte er eben so erscheinen. Hier also kann von keiner geforderten Farbe die Rede seyn.

Wenden wir uns nun zu dem vorgeschriebenen Versuch, welcher jene Meinung begründen soll; so finden wir daß Herr Runcke sich eben so im Sehen wie im Denken übereilt hat; wie denn immer eins aus dem andern zu folgen pflegt. Nehme ich, nach dem Himmel schauend, vor das eine Auge ein Rohr und lasse das andere frei, so ist jenes vor allem eindringenden Licht geschützt, ruhiger und empfänglicher und sieht also die Himmelsblaue heller; da nun aber in unsern nördlichen Gegenden sehr selten die Atmosphäre ein vollkommenes Blau sehen läßt, so kann ein helleres, blasseres

Blau gar leicht für weißlich, ja für farblos gehalten werden.

Mit einer jeden reinblauen Tapete laßt ſich derſelbe Verſuch wiederholen; das freie Auge wird ſie dunkler ſehen als das geſchützte. Vermannichfaltiget nun, nach des experimentirenden Phyſikers erſter Pflicht, den Verſuch immer weiter, ſo werdet ihr finden, daß das Geſagte nicht allein vom Blauen, ſondern von allem Sichtbaren gelte; es gilt vom Weißen, von allen Stufen des Grauen bis ins Schwarze, von allen Farbenſtufen, reinern und unreinern. Jedes Geſehene wird dem beruhigten Auge immer heller und folglich auch deutlicher erſcheinen, als dem Auge welches von allen Seiten Licht empfangt. Jede Papierrolle, ſie braucht gar nicht einmal inwendig geſchwärzt zu ſeyn, ſetzt uns jeden Augenblick in den Stand, dieſen einfachſten aller Verſuche anzuſtellen; man nehme ſie vor das eine Auge und blicke zugleich mit dem andern freien umher im Zimmer, oder in der Landſchaft, ſo wird man die Wahrheit des Geſagten erfahren. Das freie Auge ſieht den friſchgefallenen Schnee grau, wenn er dem durch die Rolle geſchützten glanzend und beinahe blendend erſcheint.

Kaum aber bedarf es der Rolle, man ſehe durch die als Röhre zuſammengebogenen Finger, und eine zwar ſchwächere, doch gleiche Wirkung wird erfolgen, wie jeder Kunſtfreund weiß, der bei

Beſchauung von Gemälden dieſe natürlich-leichte Vorrichtung ſogleich zur Hand hat.

Schließlich gedenken wir noch eines ganz einfachen Apparats, deſſen wir uns in Bildergallerien bedienen und welcher uns vollkommen überzeugen kann, daß die Himmelsblaue keine ſubjective Farbe ſey.

Man verfertige ein Käſtchen von Blech oder Pappe, das, vorn offen, hinten zwei, den beiden Augen correſpondirende, kurze Röhren habe und inwendig ſchwarz gefärbt ſey; dadurch ſchließe man alle irdiſchen Gegenſtände aus, beſchaue mit beiden Augen den reinen Himmel, und er wird vollkommen blau erſcheinen. Wo iſt denn aber nun das Pomeranzen-Gelb, um jenen Gegenſatz hervorzurufen?

Hierher gehört auch nachſtehende Erfahrung. Es iſt mir oft auf Reiſen begegnet daß ich, in der Poſtchaiſe ſitzend, am hellen Sonnentage eingeſchlafen bin, da mir denn, beim Erwachen, die Gegenſtände welche zuerſt in die Augen fielen überraſchend hell, klar, rein und glänzend erſchienen; kurz darnach aber, auf die gewohnte Weiſe, wieder in einem gemäßigten Lichte ſich darſtellten.

9.

Trüber Schmelz auf Glas.

Da ſich uns nun abermals aufdringt, wie nöthig es iſt die Lehre vom Trüben, woraus alle phy-

fischen Farbenphänomene sich entwickeln lassen, weiter zu verbreiten und die erfreulich-überraschende Erscheinung vor Jedermanns Auge zu bringen; so sey folgendes hier denen gesagt, welche zu schauen Lust haben, den Wahnlustigen kann es nichts helfen.

Schon in der alten Glasmalerei, welche ihren großen Effect den Metallkalken verdankt, findet man einen trüben Schmelz, welcher, auf Glas getragen, bei durchscheinendem Lichte ein schönes Gelb hervorbringt; zu diesem Zwecke ward er auch daher benutzt. Die blaue Erscheinung dagegen, bei auffallendem Licht und dunklem Grunde, kam dabei zwar nicht in Betracht; ich besitze jedoch eine solche Scheibe, durch die Gunst des Herrn Achim von Arnim, wo gewisse Räume beim durchscheinenden Licht, der Absicht des Malers gemäß, ein reines Gelb, in der entgegengesetzten Lage ein schönes Violett, zur Freude des Physikers hervorbringen.

In der neuern Zeit, wo die Glasmalerei wieder sehr löblich geübt wird, habe ich auf Wiener und Carlsbader Trinkgläsern dieses herrliche Phänomen in seiner größten Vollkommenheit gesehen. Am letztern Orte hat der Glasarbeiter Mattoni den guten Gedanken gehabt auf einem Glasbecher eine geringelte Schlange mit einer solchen Lasur zu überziehen, welche, bei durscheinendem Licht, oder auf einen weißen Grund gehalten, hochgelb; bei aufscheinendem Licht und dunklem Grunde aber das schönste Blau sehen läßt. Man kann sogar durch

Wirth.

Ei! So ſchnell in dieſer ſchlimmen Zeit
Verreiſen? — Dieſer Brief iſt wohl von Wichtigkeit?
Darf man ſich unterſtehn und Ihro Gnaden fragen?

Alceſt.

Nein!

Wirth (zu Sophien).

Frag' ihn doch einmal, gewiß, dir wird er's ſagen.

(Er geht an den Tiſch im Grunde, wo er aus der Schublade ſeine Bücher zieht, ſich niederſetzt und die Rechnung ſchreibt.)

Sophie.

Alceſt, iſt es gewiß?

Alceſt.

Das ſchmeichelnde Geſicht!

Sophie.

Alceſt, ich bitte dich, verlaß Sophien nicht!

Alceſt.

Nun gut, entſchließe dich, mich heute Nacht zu ſehen.

Sophie (für ſich).

Was ſoll, was kann ich thun? Er darf, er darf nicht gehen;
Er iſt mein einz'ger Troſt — Du ſiehſt, daß ich nicht kann —
Denk', ich bin eine Frau.

Alceſt.

Der Teufel hol' den Mann,
So biſt du Witwe! Nein, benutze dieſe Stunden;
Zum erſt- und letztenmal ſind ſie vielleicht gefunden!
Ein Wort! Um Mitternacht, Geliebte, bin ich da!

Sophie.

An meinem Zimmer iſt mein Vater allzunah.

eine geringe Bewegung, indem man das Gelbe zu beschatten und das Blaue zu erhellen weiß, Grün und Violett hervorbringen. Möge der Künstler dergleichen viele in Bereitschaft haben, damit Badgäste sowohl als Durchreisende sich mit solchen Gefäßen versehen können, um dem Physiker ernstlich an Hand zu gehen und zum Scherz sowohl Junge als Alte ergötzlich zu überraschen. Hier erscheint ein Urphänomen, setzt natürliche Menschen in Erstaunen und bringt die Erklärsucht zur Verzweiflung.

Ferner hat man den Kranz um manche Glasbecher mit solchem trüben Mittel überzogen, woraus der sehr angenehme Effect entspringt, daß die aufgetragenen leichten Goldzierrathen sich, von einem gelben durchscheinenden goldgleichen Grunde, bald metallisch-glänzend absetzen, bald auf blauem Grunde um desto schöner hervorgehoben werden. Mögen häufige Nachfragen die Künstler anfeuern solche Gefäße zu vervielfaltigen.

Aus der Bereitung selbst machen sie kein Geheimniß, es ist feingepülvertes schwefelsaures Silber; bei dem Einschmelzen jedoch müssen zufällige, mir noch unbekannte Umstände eintreten: denn verschiedene nach Vorschrift unternommene Versuche haben bis jetzt nicht glücken wollen. Unsre so bereiteten Glastafeln bringen beim Durchscheinen zwar das Gelbe zur Ansicht, die Umkehrung ins Blaue beim Aufscheinen will jedoch nicht gelingen. Dabei ist zu bemerken, daß das Silber unter dem Ein-

ſchmelzen ſich oft reducirt und zu körperlich wird um trüb zu ſeyn.

10.

Trübe Infuſionen.

Wenn wir aber von trüben Mitteln ſprechen, ſo erinnert ſich Jedermann der Infuſion des ſogenannten Lignum nephriticum. Es hat aufgehört officinell zu ſeyn; die in den Apotheken unter dieſer Rubrik noch vorhandenen Stücke gaben meiſt einen gelben, nicht aber ins Blaue ſich umwendenden Aufguß. Herr Hofr. Döbereiner, deſſen Mitwirkung ich die entſchiedenſten Vortheile verdanke, iſt gelegentlich zu einer Infuſion gekommen, welche das Phänomen aufs allerſchönſte darſtellt. Hier die Verfahrungsweiſe wie er ſolche mitgetheilt:

„Das Lignum quassiae (von Quassia excelsa) enthält eine eigenthümliche rein bittere Subſtanz. Um dieſe, zum Behuf einer nahern Unterſuchung, unverändert darzuſtellen, wurde jenes Holz, in gepülvertem Zuſtande, in meine Auflöſungspreſſe mit Waſſer, durch den Druck einer drei Fuß hohen Queckſilberſäule kalt extrahirt. Nachdem das Holz erſchöpft war, oder vielmehr aufgehört hatte dem Waſſer farbigen Stoff mitzutheilen, wurde es mit einer neuen Quantität Waſſer in der Abſicht behandelt, um den letzten Antheil des etwa noch in ihm enthaltenen auflöslichen Stoffes zu ſcheiden und zu meinem Zwecke zu gewinnen. Das Reſultat dieſer

letzten Behandlung war Waſſer ungefarbt, jedoch bitter ſchmeckend und mit der Eigenſchaft begabt, die wir an rein trüben Mitteln kennen, wenn ſie in einem durchſichtigen Glas erleuchtet oder beſchattet werden.

Hat man alſo die Abſicht aus der Quaſſia das weiße flüſſige Chamäleon darzuſtellen; ſo muß man dieſelbe pülvern und durch ſie ſo lange kaltes Waſſer filtriren, bis ſie von farbiger Subſtanz befreit und dieſes nur noch äußerſt ſchwach zu trüben fähig iſt. In dieſer Periode ſtellt ſich, bei fortgeſetzten Aufgüſſen kalten Waſſers, die oben beſchriebene Flüſſigkeit dar."

Es hat dieſe Infuſion den Vortheil, daß ſie in einem Glaſe gut verſchloſſen wohl über ein halbes Jahr das Phänomen ſehr deutlich zeigt und zum Vorweiſen immer bei der Hand iſt; da jedoch die Bereitung Mühe und Genauigkeit erfordert, ſo geben wir ein anderes Mittel an, wobei ſich die Erſcheinung augenblicklich manifeſtirt.

Man nehme einen Streifen friſcher Rinde von der Roßkaſtanie, man ſtecke denſelben in ein Glas Waſſer, und in der kürzeſten Zeit werden wir das vollkommenſte Himmelblau entſtehen ſehen, da, wo das von vorn erleuchtete Glas auf dunklen Grund geſtellt iſt, hingegen das ſchönſte Gelb, wenn wir es gegen das Licht halten. Dem Schüler wie dem Lehrer, dem Laien wie dem Eingeweihten iſt es jeden Tag zur Hand.

11.

Im Waſſer Flamme.

Georg Agricola, in ſeinem Werke de natura eorum quae effluunt ex terra, und zwar deſſen viertem Buche, meldet folgendes: si lapis in lacum, qui est prope Dennstadium, Toringiae oppidum, injicitur, dum delabitur in profundum teli ardentis speciem prae se ferre solet.

Buffon, flammender Phänomene gedenkend, bringt dieſe Stelle genau überſetzt: Agricola rapporte, que lorsqu'on jette une pierre dans le lac de Dennsted, en Turingue, il semble, lorsqu'elle descend dans l'eau, que ce soit un trait de feu.

Vorgemeldetes Phänomen erkennen wir als wahr an, vindiciren aber ſolches der Farbenlehre und zählen es zu den prismatiſchen Verſuchen; und zwar verhält ſich's damit folgendermaßen.

Am obern Ende der weſtlichen Vorſtadt von Tennſtädt, einem durch Ackerbau geſegneten, im angenehmen Thale liegenden und von reichlichem Bach- und Brunnenwaſſer wohl verſorgten Orte, liegt ein Teich mäßiger Größe, welcher nicht durch äußern Zufluß, ſondern durch mächtige, in ihm ſelbſt hervorſtrebende Quellen, ſeinen immer gleichen Waſſergehalt einer zunächſt daran gebauten Mühle überflüſſig liefert. Von der unergründlichen Tiefe dieſes Teichs, daß er im Sommer des Waſſers

nicht ermangele und Winters nicht zufriere, wissen die Anwohner viel zu erzählen, so auch die Klarheit des Wassers über alles zu rühmen. Letzteres ist auch ohne Widerrede zuzugestehn, und eben die Reinheit eines tiefen Wassers macht jenes den Augen vorgebildete Feuerphänomen möglich.

Nun bemerke man, daß um den Teich her nur weiße Kalksteine liegen und mit solchen ist auch der Versuch nur anzustellen; man wähle einen schwarzen Stein und nichts von Flamme wird gesehen werden. Wenn aber ein weißer untersinkt, so zeigen sich an ihm prismatische Ränder, und zwar weil er als helles Bild auf dunklem Grunde, er sinke noch so tief, immer durch die Refraction dem Auge entgegen gehoben wird, unten gelbroth und gelb, oben blau und blauroth; und so zittert diese Erscheinung als ein umgekehrtes Flämmchen in die Tiefe.

Leider war, bei meinem dortigen Sommeraufenthalte 1816, der Teich lange nicht von Wasserpflanzen gereinigt worden, die aufs üppigste aus der Tiefe bis an und über die Oberfläche hervorsproßten, worunter die Chara, welche immer auf Schwefelquellen hindeutet, sich häufig bemerken ließ. Die einzigen reinen Stellen waren die der quellenden Punkte, aber zu weit von dem Ufer und zu sehr bewegt als daß ich das Phänomen jemanden sonst als mir selbst darzustellen vermochte.

Jedoch hatte ich das Gleiche in dem Feldzuge von

1792 ſchon in der Nähe von Verdun geſehen, wo ein tiefer, faſt cirkelrunder Erdkeſſel vom klarſten, dem Grund entſprießenden Quellwaſſer gefüllt war. Dort wiederholte ich meine herkömmlichen prismatiſchen Verſuche im Großen, und zwar wählte ich zu Gegenſtänden zerbrochene Steingutſcherben, welche, an den dunkeln Seiten des Keſſels ſich, angenehm flammenartig und auffallend farbiger je kleiner ſie waren, hinabſenkten. Ganze, kaum beſchädigte Teller überließ mir die freundliche Feldküche. Unten auf dem Boden liegend zeigt ein ſolches helles Rund zunächſt dem Beſchauer immer Gelbroth und Gelb, oben Blau und Blauroth; und ſo werden kleinere Stücke, wie die beiden Farbenränder ſich verbreitern, wohl für ein Flämmchen gelten.

Wer eine ſolche reine ruhige Waſſertiefe vor ſich hat, der kann dieſe Erfahrung leicht zum Verſuch erheben. Er gebe ſolchen Scherben eine ovale Geſtalt, durchbohre ſie am obern Theil, befeſtige ſie an einen Faden, dieſen an eine Fiſcherrutde und tauche ſo das helle Bild ins Waſſer, laſſe es niederſinken und ziehe es wieder heraus, ſo wird er den flammenden Pfeil nach Belieben verſtärken, ſeine Farben vermehren und vermindern können.

Gelingt es einem Naturfreunde den Tennſtädter Mühlenteich von Pflanzen reinigen zu laſſen, wobei er wohl aufachten möchte welche Geſchlechter und Arten hier einheimiſch ſind; ſo wird man auf angezeigte Weiſe den Verſuch jeden Augenblick wieder-

holen können. Ja der Mühlknappe könnte sich, durch einen immer vorhandenen leichten Apparat, wie ich oben angegeben, manches Trinkgeld von Badegästen und Reisenden verdienen, da die Straße von Leipzig nach Mühlhausen an diesem Teiche vorbeigeht und Tennstadt, wegen der Wirksamkeit seiner Schwefelwasser, immer besucht seyn wird.

Doch brauchen wir eigentlich deßwegen keine weite Reise zu machen; ein wahrer Versuch muß sich immer und überall wiederholen lassen, wie denn Jedermann auf seinem Schreibtisch ein Stück Siegellack findet, welches gerieben auf die höchste, alles durchdringende, alles verbindende Naturkraft hindeutet. Eben so ist auch ein jeder Brunnentrog voll klaren Wassers hinreichend das merkwürdige Tennstadter Flämmchen hervorzubringen. Wir bedienen uns hierzu einer schwarzen Blech-Scheibe, nicht gar einen Fuß im Durchmesser, in deren Mitte ein weißes Rund gemalt ist; wir tauchen sie, an einen Faden gebeitet, ein und es bedarf kaum einer Elle Wassers, so ist die Erscheinung für den aufmerksamen Beobachter schon da; mit mehrerer Tiefe vermehrt sich Glanz und Stärke. Nun ist aber die andere Seite weiß angestrichen, mit einem schwarzen Rund in der Mitte; nun versinkt ein eigentliches Flämmchen, violett und blau unterwärts, gelb und gelbroth oberwärts, und das alles wieder aus Gründen, die doch endlich Jedermann bekannt werden sollten.

12.

Ehrenrettung.

In den Gilbertiſchen Annalen der Phyſik, Band 16, findet ſich, Seite 278, Robertſon's Bericht von ſeiner zweiten Luftfahrt zu Hamburg gehalten am 11 Auguſt 1803 mit Noten von dem Herausgeber, in welchen der Luftſchiffer für Gefahr und Bemühung wenig Dank findet. Er ſoll nicht gut geſehen, beobachtet, gefolgert, geſchloſſen, ja ſogar, unter den gegebenen Umſtanden, manches Unmögliche referirt haben. Das müſſen wir nun dahin geſtellt ſeyn laſſen, nur wegen eines einzigen Punktes halten wir für Pflicht uns ſeiner anzunehmen.

Seite 283 ſagt Robertſon: „Ich habe bemerkt, daß die durch ein Prisma gebrochenen Lichtſtrahlen nicht mehr die lebhaften und klar ſich unterſcheidenden Farben, ſondern bleiche und verworrene geben.“ Hierauf entgegnet die Note: „Wie hat der Aeronaut das bemerken können? Darüber müßte er uns vor allen Dingen belehrt haben, ſollten wir einer ſolchen Beobachtung einiges Vertrauen ſchenken.“ Wir aber verſetzen hierauf: allerdings hat der Mann ganz recht geſehen; weit über die Erde erhaben vermißte er um ſich her jeden Gegenſtand und konnte durch ſein Prisma nur nach den Wolken ſchauen. Dieſe gaben ihm bleiche verworrene Farben, wie jeder jeden Tag auf Erden die Beobachtung wiederholen kann.

Aus meinen Beitragen zur Optik von 1791 erhellt schon aufs deutlichste, daß bei der prismatischen Erscheinung nicht von Lichtstrahlen sondern von Bildern und ihren Rändern die Rede ist. Je schärfer sich diese, hell oder dunkel, vom Grunde abschneiden, desto starker ist die Farbenerscheinung. Hatte der gute Robertson eine Farbentafel mit schwarzen und weißen Bildern mit in die Höhe genommen und sie durchs Prisma betrachtet; so würden die Ränder eben so stark als auf der Erde gewesen seyn. Wenn wir nun auch diese Kenntniß von ihm nicht fordern, so durfte man sie doch wohl von dem Herausgeber eines physischen Journals, welches schon 1799 seinen Anfang genommen, billig erwarten. Leider werden wir von dem Nichtwissen oder Nichtwissenwollen dieser privilegirten Zunftherren noch manches Beispiel anzuführen haben.

13.

Unsinn.

Die Munchener polit. Zeitung enthalt folgende Bemerkungen über die Witterung dieses Winters:

„Zu Ende des Sommers hatten wir keine Aequinoctialstürme und schon im September gab es dafür erzrothe Abenddämmerungen, so daß, wo das Roth in die Himmelsblaue überging, der Himmel, nach dem Farbenmischungsgesetze, oft auf Strecken von 36 Grad, ganz grün gefärbt

war, welches Phänomen einer Abendgröne ſich in den folgenden Monaten einigemal wiederholte."

Allgemeine Zeitung 1818. Nr. 55.

14.

Deßgleichen.

So wie nicht leicht etwas Vernünftiges gedacht oder geſagt werden kann, was nicht irgendwo ſchon einmal gedacht oder geſagt wäre, ſo finden wir auch wohl die Abſurditäten unſerer Mitlebenden in verjährten Schriften aufgezeichnet und zu jedem neuen Irrthume ſind alte Parallel-Stellen zu finden.

In Claudii Minois Commentarien, womit er die Embleme des Alciatus erläutert, finden wir folgende Stelle: „color flavus, qui ex albo, rufo et viridi Concretus est." Daß alſo das Einfachſte aus Zuſammenſetzung entſpringe, muß doch von jeher gelehrten und unterrichteten Menſchen nicht ſo albern vorgekommen ſeyn, als es iſt. Hier haben wir unſern guten Wünſch wieder und ſeinen Eſſig, der aus Gurkenſalat erzeugt wird.

Alceſt.

Eh nun; ſo komm zu mir! Was ſoll da viel Beſinnen?
In dieſen Zweifeln flieht der Augenblick von hinnen.
Hier, nimm die Schlüſſel nur.

Sophie.

Der meine öffnet ſchon.

Alceſt.

So komm denn, liebes Kind! was hält dich ab davon?
Nun, willſt du?

Sophie.

Ob ich will?

Alceſt.

Nun?

Sophie.

Ich will zu dir kommen.

Alceſt (zum Wirth).

Herr Wirth, ich reiſe nicht!

Wirth (verwundert).

So! (zu Sophie) Haſt du was vernommen?

Sophie.

Er will nichts ſagen.

Wirth.

Nichts?

Gegner und Freunde.

15.

Widerſacher.

Als, im Mai des Jahres 1810, der Druck meiner Farbenlehre geendigt war, reiste ich alsobald nach Carlsbad, mit dem feſten Vorſatz: dieſen Betrachtungen, inſofern es möglich ware, ſobald nicht weiter nachzuhangen. Ich wandte Sinn und Gedanken gegen biographiſche Erinnerungen, recapitulirte mein eignes Leben ſo wie das Leben eingreifender Freunde. Hackert's Biographie ward vorgeſucht und, weil ich einmal ins Erzählen gekommen war, mehrere kleine Novellen, Geſchichten, Romane, wie man ſie nennen will, niedergeſchrieben, deren Stoff mir längſt ſchon erfreulich geweſen, die ich oft genug in guter Geſellſchaft erzählt, und, nach endlicher Behandlung, unter dem Titel: Wilhelm Meiſters Wanderjahre zu ſammeln und zu vereinigen gedachte.

Gewiſſenhaft, wie bei frühern Arbeiten geſchehen, vermied ich: auch nur die geringſte Kenntniß zu nehmen, was gegen meine der Farbenlehre gewidmeten Abſichten und Bemühungen, von Seiten einer mächtigen und tiefverletzten Partei, Feindſeliges möchte unternommen werden. Damit ich aber künftig, bei erneuter Luſt die chromatiſchen Geſchäfte wieder aufzunehmen, mit einiger Be-

quemlichkeit vorfände was die Zeit über geſchehen, ſo erſuchte ich einen werthen Freund, der ſowohl der Phyſik im Ganzen und beſonders dieſem Theile ununterbrochene Aufmerkſamkeit ſchenkte, mir zu notiren: wo er meine Anſichten, welche auch die ſeinigen waren, angefochten fande und mir ſolches, bis zur gelegenen Stunde, aufzubewahren. Dieſes geſchah denn, wie ich ſolches hier mittheile.

Neue oberdeutſche allgemeine Literatur-Zeitung. 1810. Nro. 132.

Zach's monatliche Correſpondenz. 1810. Juli p. 91—93. (Von Mollweide.)

Leipziger Literatur-Zeitung. 1810. Nro. 102.

Kritiſcher Anzeiger für Literatur und Kunſt. München 1810. Nro. 30—33. (Vom Hofmaler Klotz.)

Heidelbergiſche Jahrbücher 3r Jahrgang (1810.) 3ss Heft. S. 289—307. (Soll von Jacob Fries verfaßt ſeyn.)

Halliſche allgemeine Literatur-Zeitung. 1811. Jan. Nro. 30—32. (wahrſcheinlich von Mollweide.)

Mollweide Demonstratio propositionis quae theoriae colorum Newtoni fundamenti loco est. Lips. 1811.

Angekündigt war in der Halliſchen allgemeinen Literatur-Zeitung 1811. Nro. 107.

„Darſtellung der optiſchen Irrthümer in des Herrn v. Goethe Farbenlehre und Widerlegung ſeiner Einwürfe gegen die Newton'ſche Theorie;

vom Prof. Mollweide. Halle 1811. Bei Kümmel. 8.“

Zach's monatliche Correspondenz 23r Bd. 1811. April. S. 322. (Von v. Lindenau.)

Göttingiſche gelehrte Anzeigen 1811. 99s St.

Gilbert's Annalen der Phyſik 1811. 2s St. S. 135 bis 154. (Von Poſelger.)

Parrot's Grundriß der Phyſik 2r Th. Dorpat und Riga 1811. Vorrede p. V—IX. XX—XXIV.

Gilbert's Annalen der Phyſik 1812. 1s St. S. 103 bis 115. (Von Malus.)

Das Original dieſes Aufſatzes befindet ſich in den Annales de Chemie 1811. Août p. 199 bis 209.

Jenaiſche allgemeine Litteratur-Zeitung 1812. Nro. 77. In der Recenſion von Schweigger's Journal ꝛc.

Jenaiſche allgem. Literatur-Zeitung 1813. Nro. 3—6.

Ebendaſelbſt; Ergänzungsblätter für 1813. Nro.

Bibliothèque Britannique. Nro. 418. 1813. Mai. (Von Prevost.)

Pfaff (C. H.) Ueber Newton's Farbentheorie, Hrn. v. Goethe's Farbenlehre und den chemiſchen Gegenſatz der Farben. Lpz. 1813.

Recenſionen über Pfaff's Werk: Newton's Farbentheorie und v. Goethe's Farbenlehre in Götting. gel. Anz. 1813. St. 77. S. 761—767, und Heidelberg. Jahrbücher 1814. Nro. 27. S. 417—430.

Pfaff (C. H.) Ueber die farbigen Säume der Nebenbilder des Doppelſpaths, mit beſonderer

Rückſicht auf Hrn. v. Goethe's Erklarung der Farbenentſtehung durch Nebenbilder

In Schweigger's Journal für Chemie und Phyſik. B. 6. Hft. 2. S. 177—211.

The Quarterly Review. Lond. 1814. January. N. XX. p. 423—441.

Heidelbergiſche Jahrbücher der Literatur. 1815. Nro. 25. (Prof. J. Fries, in der Recenſion von Hegel's Logik.)

Benzenberg, in ſeiner Reiſe in die Schweiz. 2r Th. 34r Brief.

Profeſſor Weiß, desgleichen Prof. Jungius haben in der naturforſchenden Geſellſchaft, in Berlin, Aufſatze gegen meine Farbenlehre vorgeleſen; ob ſie gedruckt worden, iſt mir nicht bekannt.

Prof. C. G. Fiſcher hat eine lange Abhandlung über die Farbenlehre in der philomathiſchen Geſellſchaft, zu Berlin, vorgeleſen.

16.

Wohl zu erwägen.

Als ich mit einem einſichtigen, meiner Farbenlehre günſtigen Manne über dieſe Angelegenheit ſprach und auch des hartnäckigen Widerſtandes erwähnte, den ſie ſeit ſo vielen Jahren erdulden müſſen, eröffnete er mir folgendes: er habe ſeit langer Zeit mit Phyſikern darüber geſprochen und gefunden, der Widerwille komme eigentlich daher,

daß ich meine erſten kleinen Hefte Beiträge zur Optik genannt: denn da die Optik eine abgeſchloſſene, dem Mathematiker bisher ganz anheim gegebene Wiſſenſchaft geweſen ſey; ſo habe Niemand begreifen können noch wollen, wie man, ohne Mathematik, Beiträge zur Optik bringen oder wohl gar die Hauptlehrſätze derſelben bezweifeln und bekämpfen dürfe. Und ſo überzeugte mich der treffliche Freund gar leicht, daß, wenn ich gleich anfangs Beiträge zur Farbenlehre angekündigt und, wie ich nachher gethan, den Vortrag dieſer Erſcheinungen in die allgemeine Naturwiſſenſchaft geſpielt, die Sache ein ganz anderes Anſehn gewonnen hätte.

Es ſcheint mir dieſer Fall merkwürdig genug, um aufmerkſam zu machen, wie eine falſche Behandlung bei Einleitung eines wichtigen Gegenſtands das Geſchäft ſo viele Jahre erſchweren, wo nicht gar deſſen Ausführung völlig hindern könne, eben wie durch eine verfehlte Rechtsform die triftigſte Rechtsſache verloren werden kann. Ich mußte lange leben, um zu ſehen daß jener Fehler ſich nach und nach durch die Zeit verbeſſere.

Wie ich jetzt die Stellung meiner Farbenlehre gegen die wiſſenſchaftliche Welt betrachte, will ich kürzlich ausſprechen: ich wünſche daß ein aufgeweckter, guter, beſonders aber liberaler Kopf zur Sache greife. Liberal aber heiß' ich, von beſchränkendem Egoismus

frei, von dem ſelbſtſüchtigen Gefühl das weder mit guter Art zu nehmen noch zu geben weiß.

17.

Lehrbuch der Phyſik von Profeſſor Neumann.

2 Bände. Wien 1820.

Dieſem vorzüglichen Naturforſcher und Kenner habe ich verpflichteten Dank zu ſagen für die Art und Weiſe wie er meiner Farbenlehre gedenkt. Zwar verſäumt er keineswegs die Pflicht ſeine Schüler bekannt zu machen mit der allgemein angenommenen und verbreiteten theoretiſchen Erklärungsweiſe. Doch gedenkt er auch, an ſchicklichen Orten, wenn nicht mit entſchiedenem Beifall doch mit billigem Anerkennen, desjenigen, was ich nach meiner Art und Ueberzeugung vorgetragen. So äußert er ſich z. B. im 2ten Theile S. 323. §. 738. „Unter die Hauptgegner der Lehre Newton's von dem farbigen Lichte gehört vorzüglich Herr von Goethe. Er erklärt alle Farbenerſcheinung daraus, daß entweder das Licht durch ein trübes Mittel geſehen wird, oder hinter einem beleuchteten trüben Mittel ſich die Finſterniß als ein Hintergrund befindet. Geſchieht das erſte, ſo erſcheint das Licht bei geringer Trübung des Mittels gelb, und geht mit zunehmender Trübe in Gelbroth und Roth über. So ſieht man die Sonne, wenn ſie ihren höchſten Stand hat, ziemlich weiß, obgleich auch hier ins Gelbe ſpielend; immer

gelber aber erscheint sie, je tiefer sie sich senkt, je größer demnach der Theil der Atmosphäre ist, den ihre Strahlen zu durchlaufen haben, bis sie endlich roth untergeht. — Sieht man dagegen durch ein weißerleuchtetes Trübe in die Finsterniß des unendlichen Raumes hin, so erscheint dieser, wenn die Trübe dicht ist, blaulich; ist sie weniger dicht, so nimmt die Blaue an Tiefe zu und verliert sich ins Violette. — Die prismatischen Versuche suchet von Goethe durch eine Verrückung des Hellen (z. B. des Sonnenbildes in der dunkeln Kammer) über das Dunkle, und durch eine Bedeckung des Hellen durch das Dunkle zu erklären."

Gleichermaßen gedenkt Hr. Prof. Neumann an anderen Stellen mancher Phänomene die ich hervorgehoben, gesondert, zusammengestellt, benamset und abgeleitet, durchaus mit reiner Theilnahme und wohlwollender Mäßigung, wofür demselben denn hiermit wiederholter Dank gebracht sey.

18.

Französische gute Gesellschaft.

Frau von Necker hat uns in ihrem Werke Nouveaux melanges. Paris 1801. Tom. I. p. 879 ein merkwürdiges Zeugniß aufbehalten, wie ihre Umgebung von den Newtonischen Arbeiten dachte. Sie drückt sich folgendermaßen aus:

„Die Synthese ist eine Methode die nicht erlaubt

klar zu ſeyn. Newton hat ſeine optiſchen Lehren in ſeinen philoſophiſchen Transactionen nach der analytiſchen Methode geſchrieben und man verſtand ihn vollkommen; nachher ſchrieb er ſie auf ſynthetiſche Weiſe und Niemand kann es leſen."

Zuerſt müſſen wir einen Ausdruck berichtigen. Statt in ſeinen philoſophiſchen Transactionen könnte ſtehen: in ſeinem Briefe in den philoſophiſchen Transactionen. Wahrſcheinlich aber ſoll es heißen: optiſchen Lectionen. Denn in dieſen iſt ein freierer Erfahrungsgang, aus dem zuletzt das Theoretiſche hervorſpringen ſoll. Die Optik hingegen iſt dasjenige Werk welches hier als auf ſynthetiſche Weiſe behandelt, nicht mit Unrecht angegeben wird.

Dieſes vorausgeſetzt, ſo haben wir nur die wichtigen Worte zu betrachten: Niemand kann es leſen.

Frau von Necker lebte in ſehr bedeutender Geſellſchaft. Sie hatte Fontenelle gekannt, war genau mit Buffon verbunden, und eben ſo mit d'Alembert, und ſchrieb in ihren Mélanges ſowohl ihre eigenen Gefühle und Ueberzeugungen als die Meinungen und Ausſprüche ihrer Societät nieder.

Eine Frau ihrer Art würde nie gewagt haben, vor dem franzöſiſchen Publicum laut zu ſagen: daß Niemand Newton's Optik leſen könne, wenn das nicht eine unter ihren gelehrten Bekannten öfters gebrauchte Redensart, ein offnes Geſtändniß der vorzüglichſten Männer geweſen wäre.

Denn wie wenig ſie in die Sache ſelbſt hineingeſehen, iſt ſchon daraus klar, daß ſie die Bücher und Titel verwechſelt. Wir nehmen es daher als ein Zeugniß an, daß kein Franzoſe der letzten Zeit die Optik geleſen, wie ſie denn wirklich kaum zu leſen iſt.

Aber daran iſt nicht die ſynthetiſche Manier ſchuld, ſondern die verwickelte captioſe Art, wie ſie angewendet wird. Der Leſer ſoll von etwas Unwahrem überzeugt werden, das ihm nicht zu Kopfe will; er verwirrt ſich und glaubt dem Autor lieber gleich, daß er recht habe, und laßt das Buch liegen.

19.

Prediger in der Wüſte, ein Deutſcher.

„Geſetzt, eine Experimentalphyſik des Lichts lieferte ſogar alle Reſultate als mit der Erfahrung übereinſtimmend; gefliſſentlich aber ja kein einziges Reſultat anders als nur durch das Mittel eines myſtiſchen Hypotheſenkrams: und ſie verbiete ſich ununterbrochen, als ob eine ruhige genaue Anſicht der Experimente und ihrer Reſultate, an ſich allein und ohne alle Verbrämungen, ſchlechterdings nichts, dagegen aber die uppigſte Phantasmagorie alles in allem wäre, welche unaufhörlich das Gehirn des Leſers zu ihren Zwecken bearbeitet; alle Pfiffigkeiten der Diplomatie, Sophiſtik, Rhetorik, alle

Künſte des Helldunkel anwendet; die gründlichſten Beweiſe für ihre Behauptungen, lange vorher, ſehr freigebig verſpricht; in der Folge ſich dieſes Verſprechens ſo wenig, als der ganz bekehrte Leſer, erinnert: gleich am Anfange ein Beiwort als unſchuldig, weiterhin ein zweites, drittes, bedutſam und crescendo einſchleichen läßt; ſodann durch die ſorgfältigſte Wiederholung derſelben ihre Ausdehnung uſurpirt ex praescriptione: bis der Leſer über ihre ungeheure Bedeutung ſtutzet, aber zu ſpät, da er ſein Gehirn ſchon ganz in der Mache des liebkoſenden Moſticismus wahrnimmt u. ſ. w."

Ueber Polariſation des Lichts, von Rohde; Potsdam 1819.

20.

Deßgleichen, ein Franzos.

Cependant ne serait-on pas fondé à croire que les productions modernes ont acquis plus de certitude, par l'usage établi depuis un siècle de traiter géometriquement toutes les propositions d'un système? C'est-à-dire qu'au produit souvent chimérique de l'imagination, si l'on peut adapter quelque démonstration géométrique, on en a prouvé l'évidence! On n'est pas revenu, et on reviendra difficilement sur l'effet merveilleux de ce mot emphatique, géométriquement ou mathématiquement. Ceux qui ne sont pas

Sechster Auftritt.

Vorige. Söller.

Alceſt.

Mein Hut!

Sophie.

Da liegt er! hier!

Alceſt.

Adieu, ich muß nun fort.

Söller.

Ich wünſche viel Plaiſir!

Alceſt.

Adieu, charmante Frau!

Sophie.

Adieu, Alceſt!

Söller.

Ihr Diener!

Alceſt.

Ich muß noch erſt hinauf.

Söller (für ſich).

Der Kerl wird täglich kühner.

Wirth

(ein Licht nehmend).

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt

(es ihm aus der Hand complimentirend).

Herr Wirth, nicht einen Schritt!

(ab.)

Sophie.

Nun, Söller, gehſt du denn! Wie wär's, du nähmſt mich mit?

en état de s'élever contre tout ce que paraît avoir confirmé la science exacte, la science par excellence, et c'est le plus grand nombre, croient sur quelques probabilités, parcequ'ils ne voient point, et qu'ils sont persuadés que la vérité est toujours renfermée dans ce qui est au-dessus de leur intelligence: accoutumés à considérer ces démonstrations mathématiques comme le voile qui la leur cache, ils s'en rapportent à ceux qui peuvent soulever ce voile: et ceux-ci, qui, pour la plupart, ne s'attachent qu'à reconnaître l'exactitude des calculs, sont, pour la multitude, des autorités au nom desquelles elle sacrifie bien souvent la raison.

Je ne veux parler ici que de la partie analytique de cette science: puisque la partie purement géométrique marche de front avec le raisonnement: l'autre au contraire le transporte à la conclusion, sans le faire passer par tous les degrés intermédiaires. Il y a dans cette manière de procéder un motif de défiance pour le moins plausible, c'est que cet instrument si expéditif pourrait être appliqué à faux, ou seulement à une base trop étroite. Les yeux entièrement fixés sur lui jusqu'au succès de l'opération par le terme de ses mouvemens. On voit la fin dans les moyens, ce qui sans doute est d'une grande conséquence. Cette réflexion, qui trouvera son application dans la suite de cet ouvrage, me conduit

tout naturellement à une autre, qu'on regardera comme une espèce de blasphème: „la méthode analytique appliquée à la physique a produit plus de mal qu'elle n'a fait de bien, par la certitude qu'on lui suppose." En effet, c'est le rempart, le phylacterion, le talisman le plus redoutable: il protége les erreurs et les vérités avec une égale puissance: les unes et les autres en reçoivent le même degré d'inviolabilité: et elles passent pour être inattaquables, non pas précisement parceque leur solidité est mise en évidence, mais parcequ'il leur prête son secours. La Physique, je ne crains pas de l'affirmer, n'en a, pour ainsi dire, aucun besoin. Les succès de ceux qui l'ont traitée par le raisonnement le prouvent. Ceux qui, suivant la même route, n'ont pas aussi bien réussi, sont au-moins sans danger pour la science, et les faux jugemens ne sont pas long-temps à craindre en pareil cas. C'est ce qu'on ne peut pas dire de la méthode analytique, puisque c'est un levier qui, quoique dans les mains d'un petit nombre, peut-être employé par toute espèce de mains; et comme la faculté de s'en servir facilement ne me semble avoir aucune liaison necessaire avec le jugement le plus juste, et qu'on ne peut pas prouver que le talent de raisonner soit un don de la culture de la partie analytique, l'habileté de celui qui l'emploie peut bien être un garant de l'exactitude des opérations, mais n'établit aucunement

leur connexion avec les propositions qui en sont l'objet.

Nouvelle Chroagénésie p. H. S. le Prince. Paris 1819. page XIII.

Verdeutscht.

Hiernach aber sollte man denn doch zu glauben berechtigt seyn, die wissenschaftlichen Erzeugnisse der Neuern hätten mehr Gewißheit erlangt durch die seit einem Jahrhundert eingeführte Gewohnheit alle Sätze eines Lehrgebaudes geometrisch zu behandeln? Keineswegs! Denn wenn man bei irgend einem chimarischen Product der Einbildungskraft nur etwas von geometrischer Demonstration anbringen kann, so wähnt man schon die Evidenz eines Hirngespinnstes erwiesen zu haben. Schwerlich wird man sich der wundersamen magischen Wirkung des emphatischen Worts auf geometrische oder mathematische Weise! völlig entziehen. Diejenigen die sich nicht zu erheben im Stande sind uber alles was durch diese exacte Wissenschaft, diese Wissenschaft par excellence, erwiesen scheint — und deren sind viele — ergeben sich schon auf einige Wahrscheinlichkeiten hin, einem unbedingten Glauben, eben weil sie gar nichts sehen, und weil sie sich überzeugten die Wahrheit liege jedesmal in dem was über ihren Verstand hinaus ist. Gewohnt diese mathematischen Demonstrationen anzusehen, wie einen Schleier der ihnen das Wahre verbirgt,

halten ſie ſich in dieſer Hinſicht an ſolche, welche dieſen Schleier zu heben im Stande ſcheinen; und dieſe die gröſtentheils ſich nur darauf verſtehen die Richtigkeit eines Calculs einzuſehen, ſind für den groſſen Haufen Autoritäten, in deren Namen er öfters die Vernunft gefangen gibt.

Ich rede hier nur von dem analytiſchen Theil dieſer Wiſſenſchaft, denn der reingeometriſche hält mit der Vernunft gleichen Schritt; der andere im Gegentheil entrückt ſie wohl zum ſchnellen Reſultat, ohne ſie durch alle Mittelſchritte zu führen. Wir finden aber Urſache genug, dieſer Verfahrungsart zu mißtrauen, weil dieſes expedite Werkzeug falſch oder im beſchränkten Sinn könnte angewendet werden. Die Augen ganz auf die Manipulation gerichtet urtheilen wir, ſie ſey gelungen weil ſie fertig iſt, man ſieht das Ziel in den Mitteln und dieß iſt denn doch von bedeutendem Einfluß.

Dieſe Bemerkung führt mich auf eine andere, die man für eine Art Gotteslaſterung erklaren wird: die analytiſche Methode, auf die Phyſik angewendet, hat mehr Uebels als Gutes geſtiftet, durch die Gewißheit die man ihr vorausſetzt; in der That iſt ſie eine Schutzwehr, ein Amulet, ein Talisman von der furchtbarſten Art; ſie beſchützt Irrthümer und Wahrheiten mit gleicher Macht; die einen wie die andern erhalten von ihr denſelben Grad von Unverletzlichkeit, ſie gelten für unantaſtbar, nicht weil ihre Begründung in Evidenz geſetzt

ist, sondern weil sie so hohen Schutz gefunden haben.

Die Physik — ich wag' es zu behaupten — bedarf ihrer ganz und gar nicht, dieß beweis't der glückliche Erfolg so mancher, die sie innerhalb des Kreises eines reinen ruhigen Menschenverstandes behandelt haben. Ist es auch andern auf demselben Wege nicht vollkommen gelungen, so waren sie für die Wissenschaft wenigstens nicht gefährlich; denn falsche Urtheile sind in diesem Falle nicht lange zu fürchten. Von der analytischen Methode kann man dieß nicht behaupten; denn sie ist ein Hebel, der, obgleich in den Händen einer kleinen Anzahl, doch von einer jeden Faust gebraucht werden kann, und da die Fähigkeit ihn zu handhaben meines Erachtens nicht eben im strengsten Zusammenhange steht mit der Schärfe und Richtigkeit des Urtheils, man auch nicht beweisen kann, das Talent richtig zu sehen und zu folgern sey ein Geschenk der analytischen Cultur; so kann die Geschicklichkeit dessen der sie anwendet vielleicht für die Genauigkeit der Operation Gewähr leisten, aber sie begründet keineswegs den Zusammenhang derselben mit der Aufgabe worauf sie angewendet wird.

21.

Neuste aufmunternde Theilnahme.

„Unter dem so reichen Inhalte des Heftes habe ich aber vor allem für das Verständniß zu danken,

welches Sie uns über die entoptiſchen Farben haben aufſchließen wollen; der Gang und die Abrundung dieſer Tractation wie der Inhalt haben meine höchſte Befriedigung und Anerkennung erwecken müſſen. Denn bisher hatten wir, der ſo vielfachen Apparate, Machinationen und Verſuche über dieſen Gegenſtand unerachtet, oder vielmehr wohl gar um derſelben willen ſelbſt, von den erſten Malus'ſchen und den fernern hieraus hervorgegangenen Erſcheinungen, nichts verſtanden; bei mir wenigſtens aber geht das Verſtehen über Alles, und das Intereſſe des trocknen Phanomens iſt für mich weiter nichts, als eine erweckte Begierde es zu verſtehen.

Nun aber wend' ich mich zu ſolchen, die was ſie haben und wiſſen, ganz allein von Ihnen profitirt haben und nun thun, als ob ſie aus eignen Schachten es geholt, dann aber wenn ſie etwa auf ein weiteres Detail ſtoßen, hier ſogleich, wie wenig ſie das Empfangene auch nur ſich zu eigen gemacht, dadurch beweiſen, daß ſie ſolches etwaige Weitere nicht zum Verſtändniß aus jenen Grundlagen zu bringen vermögen, und es Ihnen lediglich anheim ſtellen müſſen, den Klumpen zur Geſtalt herauszulecken, ihm erſt einen geiſtigen Athem in die Naſe zu blaſen. Dieſer geiſtige Odem — und von ihm iſt es, daß ich eigentlich ſprechen wollte, und der eigentlich allein des Beſprechens werth iſt, — iſt es, der mich in der Darſtellung Ew. ꝛc. von den

Phänomenen der entoptischen Farben höchlich hat erfreuen müssen. Das Einfache und Abstracte, was Sie sehr treffend das Urphänomen nennen, stellen Sie an die Spitze, zeigen dann die concretern Erscheinungen auf, als entstehend durch das Hinzukommen weiterer Einwirkungsweisen und Umstände, und regieren den ganzen Verlauf so, daß die Reihenfolge von den einfachen Bedingungen zu den zusammengesetztern fortschreitet, und, so rangirt, das Verwickelte nun, durch diese Decompositien, in seiner Klarheit erscheint. Das Urphänomen auszuspuren, es von den andern, ihm selbst zufälligen Umgebungen zu befreien, — es abstract, wie wir dies heißen, aufzufassen, dieß halte ich für eine Sache des großen geistigen Naturſinns, so wie jenen Gang überhaupt für das wahrhaft Wissenschaftliche der Erkenntniß in diesem Felde.

Bei dem Urphänomen fällt mir die Erzählung ein, die Ew. ꝛc. der Farbenlehre (Bd. 54. S. 294 bis 295) hinzufügen, — von der Begegniß nämlich, wie Sie mit Büttners, schon die Treppe hinabeilenden Prismen noch die weiße Wand angesehen und nichts gesehen haben, als die weiße Wand; diese Erzählung hat mir den Eingang in die Farbenlehre sehr erleichtert, und so oft ich mit der ganzen Materie zu thun bekomme, sehe ich das Urphänomen vor mir, Ew. ꝛc. mit Büttners Prismen die weiße Wand betrachten und nichts sehen, als weiß.

Darf ich Ew. ꝛc. aber nun auch noch von dem beſondern Intereſſe ſprechen, welches ein ſo herausgehobenes Urphänomen für uns Philoſophen hat, daß wir nämlich ein ſolches Präparat — mit Ew. ꝛc. Erlaubniß — geradezu in den philoſophiſchen Nutzen verwenden können! — Haben wir nämlich endlich unſer zunächſt äußerndaſtes, graues, oder ganz ſchwarzes — wie Sie wollen — Abſolutes, doch gegen Luft und Licht hingearbeitet, daß es deſſelben begehrlich geworden, ſo brauchen wir Fenſterſtellen, um es vollends an das Licht des Tages herauszuführen; unſere Schemen würden zu Dunſt verſchweben, wenn wir ſie ſo geradezu in die bunte, verworrene Geſellſchaft der widerhaltigen Welt verſetzen wollten. Hier kommen uns nun Ew. ꝛc. Urphänomene vortrefflich zu ſtatten; in dieſem Zwielichte, geiſtig und begreiflich durch ſeine Einfachheit, ſichtlich oder greiflich durch ſeine Sinnlichkeit — begrüßen ſich die beiden Welten, unſer Abſtrufes, und das Erſcheinende Daſeyn, einander.

Wenn ich nun wohl auch finde, daß Ew. ꝛc. das Gebiet eines Unerforſchlichen und Unbegreiflichen ungefähr eben dahin verlegen, wo wir hauſen — eben dahin, von wo heraus wir Ihre Anſichten und Urphänomene rechtfertigen, begreifen, — ja wie man es heißt, beweiſen, deduciren, conſtruiren u. ſ. f. wollen, ſo weiß ich zugleich, daß Ew. ꝛc. wenn Sie uns eben keinen Dank dafür wiſſen können, uns doch toleranterweiſe mit dem Ihrigen ſo

nach unserer unschuldigen Art gewähren lassen; — es ist doch immer noch nicht das Schlimmste was Ihnen widerfahren ist, und ich kann mich darauf verlassen, daß Ew. ꝛc. die Art der Menschennatur, daß wo einer etwas Tüchtiges gemacht, die andern herbeirennen, und dabei auch etwas von dem Ihrigen wollen gethan haben, zu gut kennen.

Ich muß noch auf eine der Belehrungen Ew. ꝛc. zurückkommen, indem ich mich nicht enthalten kann, Ihnen noch meine herzliche Freude und Anerkennung über die Ansicht, die Sie über die Natur der doppelt refrangirenden Körper gegeben haben, auszusprechen. Dieses Gegenbild von derselben Sache, einmal als durch äußerliche mechanische Mittel dargestellt, — das anderemal eine innere Damastweberei der Natur — ist meiner Meinung nach, gewiß einer der schönsten Griffe, die gethan werden konnten."

Berlin, den 20 Febr. 1821.

Hegel.

22.

Entschuldigendes Nachwort.

Wenn man fleißig ausgearbeitete Bücher, vor einigen hundert Jahren gedruckt, aufschlägt, so kommen uns gewöhnlich mancherlei Encomien rhythmisch entgegen; der Autor getraut sich nicht allein ins Publicum, nur wohl escortirt und empfohlen kann er Muth fassen. In der neuern Zeit wagt

man ſich kühn und zuverſichtlich heraus und überläßt, auf gut Glück, ſeine Production dem Wohlwollen oder Mißwollen der Beurtheilenden.

Nehmen Sie es in dieſem Sinne, theurer verehrter Freund, wenn ich nicht ſäume beikommende Nachempfehlungen, verſprochenermaßen, mitzutheilen. Dieſe geiſtreichheiteren, durchdringenden, obgleich nicht einem Jeden gleich eingänglichen Worte machen Ihnen gewiß Vergnügen um meinet- und der Sache willen.

Wenn man ſo alt geworden iſt als ich, und in einem ſo würdigen, werthen Unternehmen von den verworrenen Mitlebenden nur widerwilliae Hinderniſſe erfahren hat, muß es höchlich freuen, durch einen ſo wichtigen Mann die Angelegenheit für die Zukunft ſicher zu ſehen, denn außerdem hat ein Appell an die Nachwelt immer etwas Triſtes.

23.

Aelteſte aufmunternde Theilnahme.

„Im Jahr 1795 ſandte ich Ew. ꝛc. meinen Verſuch über die Lebenskraft, der zum Theil durch Ihre Schrift über die Metamorphoſe der Pflanzen veranlaßt war. Sie reichten mir dafür mit einem Geiſte die Hand, der mich unbeſchreiblich glücklich machte. Ich müßte Ihnen eine Art von Beichte ablegen, wenn ich Ihnen die Urſachen ſagen wollte, warum Sie nichts weiter von mir hörten. Blieb der Einzelne in der Ferne ſtehen, ſo mußte die

Söller.

Aha! es kommt dir jetzt —

Sophie.

Nein, geh! ich ſprach's im Scherze.

Söller.

Nein, nein, ich weiß das ſchon, es wird dir warm um's Herze.
Wenn man ſo Jemand ſieht, der ſich zum Balle ſchickt,
Und man ſoll ſchlafen gehn, da iſt hier was, das drückt.
Es iſt ein andermal.

Sophie.

O ja, ich kann wohl warten.
Nur, Söller, ſey geſcheidt und hüt' dich vor den Karten.
(Zum Wirth, der die Zeit über in tiefen Gedanken geſtanden.)
Nun, gute Nacht, Papa, ich will zu Bette gehn.

Wirth.

Gut' Nacht, Sophie!

Söller.

Schlaf wohl!
(Ihr nachſehend)
Nein, ſie iſt wahrlich ſchön!
(Er läuft ihr nach und küßt ſie noch einmal an der Thür.)
Schlaf wohl, mein Schäfchen!
(zum Wirth) Nun, geht Er nicht auch zu Bette?

Wirth.

Das iſt ein Teufelsbrief; wenn ich den Brief nur hätte!
(zu Söller)
Nun, Faſtnacht! gute Nacht!

Söller.

Danke! angenehme Ruh!

Urſache daran wohl in ſeiner durch äußere Umſtände begünſtigten Unthätigkeit, gewiß am wenigſten in Mangel an Erkenntniß Ihres Geiſtes liegen.

Ihr Buch zur Farbenlehre hat mich ganz wieder erweckt. Ich möchte es jedem Arzt und Naturforſcher als Muſter darbieten, wie Unterſuchungen ohne Miſchen und Manſchen gemacht werden ſollen! Mein Erwachen ſoll aber nicht durch Lobgeſchrei verkündigt werden.

Es iſt in ſo vielen Punkten meinen Ideen begegnet und hat ſie bekräftiget und aufgeklärt; erzauben Sie mir daher, daß ich Ihnen einige Erfahrungen und Bemerkungen mittheile, wozu ich um ſo mehr berechtigt zu ſeyn glaube, da ſie zum Theil an mir ſelbſt und meiner Familie angeſtellt ſind, über Ihre Alvanoblepſie — Ich führe mich alſo bei Ihnen als einen Alvanobleps ein, in deſſen Unterhaltung man in die größte Verwirrung geräth und fürchter wahnſinnig zu werden — Ich wage es bei Ihnen aber ſchon darauf hin.

Sie haben die alte Newtoniſche Burg, welche mit gelehrtem Fleiß und Scharfſinn, aber gewiß ohne Erinnerung an die Platoniſchen Grundſatze, daß die Ausſicht in die Ferne nicht müſſe verbauet werden, aufgebauet war, vollkommen niedergeriſſen. Es mußte einem grauen, wenn man im Dunkeln hineintrat und nur die Vögel der Pallas darin ſchwirren hörte. In meiner Vorrede zur Lebenskraft ſprach ich mein Grauen aus und dieſe veran-

laßte damals den ſel. Engel (indem er mir ſeine Abhandlung über das Licht mit der Verſicherung zuſandte, daß meine Vorrede dazu Anlaß gegeben habe) mir ein Troſtwort zuzuſprechen, das aber freilich, wie alles Beſchwichtigen der Kinder im Finſtern, nur das Grauen vermehrte.

Mit ſorgfältiger Beobachtung der Granzen für den Naturforſcher, haben Sie auf dieſe heilige Stätte kein neues Gebäude von Menſchenhänden gemacht, der Sänger des Fauſts und der Verfaſſer der nachbarlichen Verhältniſſe der Farbenlehre zu andern Lehren hatte einen Tempel darauf bauen können, der viele mit Andacht erfüllt hatte, aber doch bald wieder von Abgöttern eingenommen ware.

Nun aber zu meiner Perſönlichkeit! Ich bin in jeder Rückſicht in der Lage, wie Sie den Abanobleys beſchreiben; habe dadurch meiner guten Frau manche kleine Empfindlichkeit veranlaßt, wenn ich ein hellblaues Band oder Kleid für roſenfarb anſah, das ſie ehrbar für ſich ausgewählt hatte und bin darüber leider ſelbſt ſchon für die literariſche Ewigkeit bezeichnet, indem es mir der ſel. Murray in ſeinem Apparatu medicaminum, Vol. IV. pag. 208 nicht verzeihen konnte, daß ich in einer Diſſertation, der er ſelbſt den Preis zuerkannt hatte, dem Oleum Ricini die rechte Farbe nicht gegeben hatte. Er ſagte daſelbſt: Colorem glauco viridescentem praeſert, et gravitate ſpecifica tam olea omnia unguinoſa, quam pinguedines animales antecellit. Ir-

gore solidescit: colore Succini, pellucidum fere (Brandis Comm. de oleis unguinos. p. 22.).

Mehrere meiner Familie leiden an demselben Uebel. Ein Schwestersohn war in eine gute Seidenhandlung als Lehrling gegeben, man war zufrieden mit ihm und er mit seiner Lage, mußte aber diesen Beruf verlassen, weil er den Kaufern Himmelblau für Rosenroth verkaufte. Ein mitleidiger, in der Geschichte der Gelehrsamkeit nicht bewanderter Commis der Handlung hoffte durch die Gelehrigkeit des jungen Menschen den Fehler zu ersetzen, es wurden Farbentafeln von Seidenband gemacht, unter jede Farbe der Name geschrieben und nun saß der arme Knabe tagelang und lernte, hoffte freudig, die Sache ergründet zu haben und das Resultat der Gelehrsamkeit war, daß der nächste Kaufer rosenroth für Himmelblau erhielt.

Hatte der Mensch wirklich zwischen Rosenroth und Himmelblau keinen Unterschied sehen können, so konnte er ja nicht hoffen ihn lernen zu wollen. Sehe ich beide Farben nebeneinander, so finde ich den Unterschied sehr deutlich, auch wohl kurze Zeit nachher, soll ich aber ohne Vergleichung es bestimmen, so wird es mir wenigstens sehr schwer. Ihre Landschaft ist freilich nicht ganz so, wie ich die Natur sehe, daß sie aber einen rosenrothen Himmel habe, mußte ich erst aus dem Texte lernen. Dabei weiß ich gewiß:

a. Daß ich für Raumverhältnisse, wo nicht ein

ausgezeichnet scharfes doch nicht schlechtes Gesicht habe. Ich hatte in Göttingen in Rücksicht meines sichern Blickes in Erkenntniß der Mineralien Zutrauen. Nach Textur und Crystallisation forschte ich aber freilich immer sorgfältiger als nach Farbe, und ich kann es nicht läugnen, daß mir selbst rothgülden Erz von weißgulden schwer zu unterscheiden war, wenn dieses fehlte. Ich konnte das Gewicht von Diamanten und ihren Werth Juwelierern richtig taxiren, konnte genau sehen, ob sie ins Gelbe zogen u. s. w.

b. Eben so kann ich das Helle und Dunkle der Farben genau unterscheiden und diese Nüancen bleiben meinem Gedachtniß eingeprägt.

c. Ich habe kein ausgezeichnet scharfes Gesicht in die Ferne, weil es nicht dazu gebt ist, aber auch durchaus kein schwaches. Ich habe 30 Jahre meine Augen gebraucht, habe bald durch Microscop, bald durch Telescop die primordia rerum erforschen wollen, habe manche Nacht gewacht, ich fühle aber keine Veranderung darin. Sie sind übrigens graublau, die meines Neffen und eines Bruders sind aber braun.

d. Grun und blau, desgleichen gelb und roth verwechsele ich nicht, hingegen leicht rothgelb und grün in dunklen Tinten, so wie blau und roth in hellen.

e. Was diese Farbenverwechselung auf meinen Kunstsinn für Einfluß gehabt hat, bin ich nicht im

Stande zu beurtheilen, da mir die eigentliche Kennerschaft in anderer Rücksicht nicht gemäthlich war. Daß ich mich an wahren Kunstwerken der Maler mehr freue als an andern Genüssen, fühle ich sehr lebhaft, noch lebhafter, daß ich weit glücklicher bin, wenn ich meinen rosenfarbnen Himmel klar über mir und die gelbrothe Natur um mich habe.

f. In meiner ärztlichen Praxis glaube ich viel auf Farbe Rücksicht zu nehmen und fast getraue ich mich, die blühenden Wangen einer Bergbewohnerin von denen der nördlichen Küstenbewohnerinnen zu unterscheiden, gewiß die einer scrophulösen, einer bleichsüchtigen, schwindsüchtigen u. s. w. Es hat mich noch kein Maler mit einem blaudäckigen Mädchen zu täuschen gesucht, ich glaube auch nicht daß es möglich wäre; hier sind die Associationen, Vergleichungen u. s. w. gewohnter und kräftiger. Vielleicht geht es mir aber auch bei den feinern Nüancen dieser schönern Crystallisationen wie in der Mineralogie und ich referire die Textur auf die Farbe.

g. Scharlachroth thut meinen Augen nicht weher als andern, gewiß weniger als manchen Augenkranken, die ich wirklich dadurch habe leiden gesehen.

Es scheint mir unmöglich, daß ein Auge, welches Licht und Finsterniß, Weiß und Schwarz neben-

einander und Finſterniß und Licht hintereinander in genauen Dimenſionen unterſcheiden kann, nicht auch Licht und Finſterniß hinter einander unterſcheiden könnte, und meine Erfahrungen widerſprechen dieſem. Ich kann die poſitiven und negativen Farben ſehr gut unterſcheiden, wenn ich ſie zugleich ſehe, aber ich habe kein ſicheres Gedächtniß für das Poſitive und Negative, ungeachtet es mir nicht an Gedächtniß für das Maaß in beiden fehlt. Ich bin einem Kaufmann zu vergleichen, der ſein Buch von Credit und Debet ſorgfältig hält und die Summen in beiden nicht vergißt, aber ſeine Schuld mit ſeinem wirklichen Vermögen leicht verwechſelt — weil er vielleicht das Poſitive für groß genug hält. Ich verwechſele das Central-ſyſtem mit dem Ciliarſyſteme.

In ſo weit der homo dexter et sinister wahrſcheinlich auch auf einem entgegengeſetzten, zu einer Einheit wieder vereinigten Polaritätsverhältniſſe beruhet, könnte man dieſe pathologiſche Augenerſcheinung mit dem Linkſeyn vergleichen und zufällig bin ich auch links, habe aber die rechte Hand zu manchen Arbeiten durch Gewohnheit und Uebung gezwungen; ich ſchreibe mit der rechten, eſſe mit der rechten Hand, weil ich immer dazu gezwungen bin, gebe aber in der Regel die linke Hand, wenn mir das da jungere dextram auch noch ſo lebhaft iſt; ſo wie ich glaube, daß ich mein Central- und Ciliarſyſtem zur Erkenntniß der rothen

und blauen Farbe unter beſtimmten Aſſociationen gezwungen habe.

Ich zweifele faſt nicht, daß Gewohnheit, Mangel an Aufmerkſamkeit von Jugend auf, auf dieſen Augenfehler ähnlichen Einfluß haben, als das Linkſeyn.

Sollten in andern Sinnen nicht ähnliche Erſcheinungen vorkommen? Für alle andern Sinne geht die Bejahung und Verneinung durch zuſammengeſetztere media, iſt ſchon mehr Reflex der Reflexe und daher wird es uns wenigſtens bis jezt ſchwerer, die Antithese rein aufzufinden, unſere Empfindungen ſind in dieſen Sinnen mehr auf ein bloß quantitatives Verhältniß in der Fläche als auf ein reines Polaritätsverhältniß reducirt. In dieſen Sinnen ſcheint die Mittheilung des Lebens der Außenwelt ſo zu geſchehen als wenn das Auge durch galvaniſche Leitung durch die Ciliarnerven Licht ſiehe. Ich möchte alſo den, der ein ſchlechtes muſikaliſches Gehör oder ſchlechten Geſchmack hat, eher einen ſchlechten Rechenmeiſter als einen Akzanobler furs Gehör, oder den Geſchmack nennen. Hingegen wäre derjenige, der ein Clavier ohne Stimmgabel in den verlangten Kammer- oder Chorton ſtimmen könnte, mit einem Mann zu vergleichen, der die Farbenmüancen im Hell wie im Dunkel genau unterſcheiden könnte. Zuweilen hat es mir gar ſcheinen wollen, als wenn ich noch andere Beweiſe bei den

Individuen dafür gefunden hatte. Ich will ſie aber gern zurück behalten, ſonſt könnte ein ἑτεραχούων oder ἑτερογεύων gegen den ἀναγνώλιον zu Felde ziehen.“ ꝛc. ꝛc.

Copenhagen den 11. Januar 1811.

Dr. Brandis,

Königl. Leibarzt und Ritter des Danebrog-Ord.

Geſchichtliches.

24.

Bernardinus Teleſius.

In dem hiſtoriſchen Theile zur Farbenlehre (Bd. 53. S. 139.) hatte ich zu bedauern, daß mir das Werk gedachten Mannes über den gleichen Gegenſtand, nicht zur Hand gekommen. Seit jener Zeit war ich ſo glücklich, daſſelbe mitgetheilt zu erhalten, und zu benutzen. Von ihm ſelbſt und ſeinem Lebensgange nur folgendes:

Bernardinus Teleſius, geboren zu Coſenza 1508, aus einem guten Hauſe, ſtudirte zu Mailand, kommt 1525 nach Rom, und wird 1527 in das Unglück der Stadt mit verwickelt. Er verliert ſein Vermögen und wird eingekerkert, nach zwei Monaten befreit, begiebt ſich nach Padua, weicht vom Ariſtoteles ab und ſucht ſich einen neuen Weg.

kehrt wieder nach Rom zurück, findet Freunde und Gönner. Paul IV. bietet ihm das Erzbisthum von Cosenza an, das er seinem Bruder zuwendet. Er heirathet und zeugt drei Söhne. Zwei sterben mit der Mutter, der überbliebene übernimmt die Besorgung der Güter, und der Vater widmet sich ganz allein den Studien. Seine Werke kommen heraus; er begiebt sich nach Neapel und errichtet eine Art von gelehrter Gesellschaft, lehrt die Jugend, kehrt nach Cosenza zurück und stirbt beinahe achtzig Jahr alt.

Nachgemeldete Schrift ist mir nicht zu Handen gekommen:

Ex Historia Philosophica de Bernardini Telesii Philosophi Itali, Seculo XVI. clari, vita et Philosophia, publicam cum eruditis dissertationem instituit M. Joannes Georgius Lotterus Augustanus, respondente Georgio Gottl. Steinert. Lipsiae 1726.

Da nach genauer Betrachtung des Werkes, welches den Titel führt: Bernardini Consentini de colorum generatione opusculum, eine Uebersetzung desselben höchst schwierig und das Original hier einzuschalten nicht rathlich schien; so bringen wir nur den Inhalt der Capitel bei, und fügen, nach Anlaß derselben, einige Bemerkungen hinzu.

Cap. 1. Lucem, vel calorem summum, et in tenuitate existentem, vel ejus speciem esse.

Cap. 2. Lucem robur a caloris robore, puritatem a tenuitate habere, et albam sui natura esse: a crassitie autem impurari, et aliis intingi coloribus.

Cap. 3. Colores lucem esse imminutam fœdatamque, et lucis omnino tenebrarumque esse medios.

Cap. 4. Qui colores albo proximiores, et qui remotiores, nec eorum tamen differentias omnes inquirendas esse.

Cap. 5. Albedinem tenuitatis propriam, et caloris omnino esse opus; Nigredinem contra crassitiei propriam et frigoris opus.

Cap. 6. Aer et aqua et terra alba, ignis vero et Sol flavi, et niger color reliquis elementis ab igne combustis; colores alii ex horum commistione fieri Aristoteli videntur.

Cap. 7. Nec flavus color simplex, nec Sol atque ignis flavi, nec terra alba videri debuit Aristoteli.

Cap. 8. Nigrum colorem humidi copiâ fieri. Aristoteli interdum visum fuisse.

Cap. 9. Colorem nigrum humidi copia fieri, album vero ejus defectu perperam Aristoteli visum fuisse.

Wirth.

Herr Söller, wenn Er geht, mach' Er das Thor recht zu!

(ab.)

Söller.

Ja, sorgen Sie für nichts!

Siebenter Auftritt.

Söller (allein).

Was ist nun anzufangen?
O das verfluchte Spiel! o wär' der Kerl gehangen!
Bei'm Abzug war's nicht just; doch muß ich stille seyn,
Er haut und schießt sich gleich! Ich weiß nicht aus noch ein.
Wie wär's? — Alceſt hat Geld — und diese Dietrich' schließen.
Er hat auch große Lust, bei mir was zu genießen!
Er schleicht um meine Frau, das ist mir lang' verhaßt:
Eh nun! da lad' ich mich einmal bei ihm zu Gast.
Allein, kām' es heraus, da gäb's dir schlimme Sachen —
Ich bin nun in der Noth, was kann ich anders machen?
Der Spieler will sein Geld, sonst prügelt er mich aus.
Courage! Söller! Fort! Es schläft das ganze Haus.
Und wird es ja entdeckt, bin ich doch wohl gebettet;
Denn eine schöne Frau hat manchen Dieb gerettet.

(ab.)

Die Uranfange der ſinnlich erſcheinenden Dinge vierfach einzutheilen, Feuer, Waſſer, Luft und Erde, einander gegenüber zu ſtellen, iſt einer ſinnlichtüchtigen, gewiſſermaßen poetiſchen Anſchauung keineswegs zu verargen, dagegen auch der Verſuch höchſt lobenswürdig, auf einfachere Principien, auf einen einzigen Gegenſatz die Erſcheinung zurückzuführen.

Der Verfaſſer lebte in einer Zeit, wo man ſich von den Schulſpeculationen wieder gegen die Natur zu wenden anfing und daher die religiöſen ſowohl als philoſophiſchen Lehrſätze vor ein offenes Gericht zu fordern wagte, deſſen man ſich um ſo eher erkühnen durfte als die Menſchen mit größerer Freiheit über ſich ſelbſt, ihre innern und äußern Verhältniſſe nachzudenken einen unwiderſtehlichen Trieb fühlten.

Unſerem Teleſius, einem vorzüglichen, ernſten, aufmerkenden Manne geſteht man gerne zu, daß er ſeinen Gegenſtand wohl angeſehn und ſich auf alle Weiſe mit demſelben bekannt gemacht habe; dennoch hat er ihn keineswegs ganz durchdrungen und mit Freiheit behandelt; er läßt ſich vielmehr, durch den einmal angenommenen Gegenſatz von Hitze und Froſt, Flüchtigem und Starrem, Reinem und Unreinem ꝛc. hin- und herführen und gerath zuletzt ins Stocken. Wie es ihm aber auf ſeinem Wege eigentlich ergangen, wollen wir mit Wenigem bezeichnen und andeuten.

Im erſten Capitel gelingt es ihm das Weiße, Flüchtige, höchſt Erdigte zu vereinigen, als identiſch darzuſtellen und wechſelsweiſe hervorzubringen. Wenn er nun im zweiten und dritten Capitel zwar ganz auf dem rechten Wege iſt die Farben durch Hinzutritt eines Finſtern, Feſten, dem Licht Hinderlichen, Widerſtrebenden entſtehen zu laſſen, ſo verführt ihn die Derbheit der lateiniſchen Sprache, und indem er ſeiner Tenuitas die Crassities entgegenſetzt und von sordare, impurare ſpricht, verwirrt er ſich und kann ſein Werk nicht zu Stande bringen. Im vierten Capitel verſucht er die Farben dem Weißen zu nähern, dann zu entfernen und ſie derther gewiſſermaßen abzuleiten, zuletzt aber muß er bei der unendlichen Mannichfaltigkeit das Geſchäft aufgeben und geſtehen, daß auf ſeine Weiſe der Urſprung aller Farben nicht darzuthun ſey.

Im fünften Capitel ſucht er ſodann eine große Schwierigkeit zu löſen und den Einwurf zu entkräften, daß ja gar viele Dinge, Schnee, Kreide Bleiweiß und dergl., denen die Tenuität mehr oder weniger abgeht, doch auch als weiß anerkannt werden müſſen, wobei er ſich in complicirte organiſche Fälle einläßt und dialektiſche Wendungen braucht, um ſich einigermaßen herauszuhelfen. In den folgenden Capiteln ſtellt er ſeine Lehre der ariſtoteliſchen gegenüber und muß, wie es in ſolchen Controverſen zu gehen pflegt, ſeinem Gegner bald beipflichten, bald widerſprechen, und der Leſer blickt, ohne ſonderliche

Belehrung, in einen ganz eigenen Zuſtand der Geiſter und der Wiſſenſchaft.

Als Vorſtehendes ſchon verfaßt war, kam folgendes Werk mir noch zur Hand:

J. G. Lotteri de Vita et Philosophia Bernardini Telesii Commentarius: Lips. 1733. 4.

Es enthalt die weitere Ausführung der oben angezeigten Diſſertation, und ich ſehe mich daher in den Stand geſetzt noch einiges über den würdigen Mann, mit dem wir uns bisher beſchäftigt, nachzubringen.

Zu einer Zeit geboren, wo in Italien die alte Literatur der ſchönſten Blüthe ſich zu erfreuen hatte, ward er er früh durch einen Oheim in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, Redekunſt und Poeſie eingeweiht. Auch durfte es an Philoſophie nicht fehlen, die noch immer im ariſtoteliſchen Sinne vorgetragen wurde. Allein ſchon hatte das Studium der Griechen und Römer freiere Weltanſichten geöffnet und gute Köpfe auf andere Denkweiſen hingeleitet: wie denn Martin Luther die Sittenlehre des Ariſtoteles, Petrus Ramus deſſen Philoſophiren überhaupt angegriffen. Eben ſo ward unſer Teleſius auf die Natur gewieſen. Da man nun bisher ſich bloß von innen heraus beſchäftigte, in pythagoriſchen Zahlen, platoniſchen Ideen, ariſtoteliſchen Schlußfolgen die wahre Behandlung zu

finden geglaubt hatte, ſo wandte man ſich nunmehr nach außen und ſuchte ſich mit der Natur unmittelbar zu befreunden. Hier mußte man denn freilich den Sinnen, die man bisher befeſtigt, ihre Rechte zugeſtehen und eine nothwendige Theilnahme derſelben an allen Betrachtungen frei anerkennen. Da nun aber ſolche Manner die philoſophiſchen Studien nach alter Weiſe in ihrer Jugend getrieben hatten, ſo wendeten ſie nun ihre Dialektik gegen die Schule ſelbſt und ein heftig und lange gefuhrter Streit entſpann ſich.

Unter den verſchiedenen Werken aber die Teleſius geſchrieben, nennen wir: De Natura Rerum, juxta propria principia. Libri II. Romae 1665. 4. wiederholt, Neapoli 1670, worin er ſeine Anſichten der Natur an den Tag legt. Er ſtatuirt zwei geiſtige Gegenſatze: Warme und Kalte, und zwiſchen beiden eine Materie auf welche ſie wirken. Dieſe dagegen widerſtrebt und aus ſolchem Conflict entſtehen ſodann die Korper. Jedem ſeiner beiden geiſtigen Principien ertheilt er zugleich vier mitgeborne Eigenſchaften: der Warme nämlich das Heiße, Leuchtende, Bewegliche und Dunne; der Kalte aber das Kalte, Unbewegliche, Dunkle und Dichte.

Dieſe inwohnenden Kräfte, Determinationen und Eigenſchaften ſollen aber, wie die Principien ſelbſt, einander völlig entgegengeſetzt, in der Erſcheinung niemals vereinbar ſeyn. Hier widerſpricht

nun die Erfahrung: denn es kann ja etwas Helles kalt, etwas Dunkles aber warm ſeyn. Da er nun hier im Ganzen verfährt wie oben bei den beſondern Farbenbetrachtungen, wo er mit Weiß und Schwarz auch nicht fertig werden konnte; ſo begreift ſich wie er eigentlich eine Schule zu ſtiften und entſchiedenen Einfluß zu erlangen nicht ganz geeignet war. Den Rang jedoch eines Vorläufers und glücklichen Neuerers wird man ihm nicht abläugnen: denn wie er ſich Zeit und Umſtänden nach benommen und andern durch Kraft und Kühnheit den Weg gebahnt, läßt ſich aus der Hochſchätzung erkennen, welche Bacon von Verulam, obgleich nicht mit ſeiner Lehre durchaus einſtimmig, über ihn zu äußern pflegt.

Wir wollen aber, wenn wir die Dinge beſſer anzuſehen glauben, hierüber nicht allzuſehr triumphiren, ſondern vielmehr beſcheidentlich bedenken, wie langſam ſich der Menſch aus dem Irrthume erhebt, um ſich gegen die Wahrheit zu wenden; viel geſchwinder kehrt er ſich vom Wahren zum Falſchen. Jeder möge in ſeinen eigenen Buſen greifen!

Verſchiedene Nachträge.

25.

Symbolik.

Anthropomorphismus der Sprache.

In der Geſchichte überhaupt, beſonders aber der Philoſophie, Wiſſenſchaft, Religion, fällt es uns auf, daß die armen beſchränkten Menſchen ihre dunkelſten ſubjectiven Gefühle, die Apprehenſionen eingeengter Zuſtände in das Beſchauen des Weltalls und deſſen hoher Erſcheinungen überzutragen nicht unwürdig finden.

Zugegeben daß der Tag von dem Urquell des Lichts ausgehend, weil er uns erquickt, belebt, erfreut, alle Verehrung verdiene, ſo folgt noch nicht daß die Finſterniß, weil ſie uns unheimlich macht, abkühlt, einſchläfert, ſogleich als böſes Princip angeſprochen und verabſcheut werden müſſe; wir ſehen vielmehr in einem ſolchen Verfahren die Kennzeichen düſterſinnlicher, von den Erſcheinungen beherrſchter Geſchöpfe.

Wie es damit in der alten Symbolik ausgeſehen, davon giebt uns Nachſtehendes genugſames Zeugniß.

„Bedeutend wird endlich, daß der finſtere Thaumas, zugleich mit den Harpyen, die Göttin des Regenbogens, die ſiebenfarbige Iris gezeugt hat. Es ſind aus der Finſterniß, mit der weißen Farbe der Kälte, alle Farben des Lichts und des

Feuers entſprungen, und ſelbſt der böſe Ariman, die ewige geiſtige Finſterniß, ſoll die Farben ausgeſtrömt haben."

Kanne Pantheum S. 339.

26.

Würdigſte Autorität.

L' azzurro dell' aria nasce dalla grandezza del corpo dell aria alluminata, interposta fra le tenebre superiori e la terra. L' aria per sè non ha qualità d' odori, o di sapori, o di colori, ma in sè piglia le similitudini delle cose che dopo lei sono collocate, e tanto sarà di più bell' azzurro quanto dietro ad essa saranno maggiori tenebre, non essendo essa di troppo spazio, nè di troppa grossezza d' umidità; e vedesi ne' monti che hanno più ombre, esser più bell' azzurro nelle lunghe distanze, e così dove è più alluminato, mostrar più il color del monte che dell' azzurro appicatogli dall' aria che infra lui e l' occhio s' interpone.

Trattato della Pittura di Lionardo da Vinci. Roma 1817. Seite 136.

Deutſch ausgeſprochen.

Das Blau der Luft entſpringt aus der Maſſe ihres erleuchteten Körpers, welche ſich zwiſchen die oberen Finſterniſſe und die Erde ſtellt. So wenig aber die Luft eine Eigenſchaft hat von Gerüchen oder Geſchmacken, ſo wenig hat ſie ſolche von

Farben. In dieſem Falle nämlich nimmt ſie vielmehr die Aehnlichkeit der Dinge die hinter ihr ſind, in ſich auf. Deßhalb wird das ſchönſte Blau dasjenige ſeyn, hinter welchem ſich die ſtärkſten Finſterniſſe befinden; nur darf der Luftkörper nicht zu geraumig noch auch die ihn bildende Feuchtigkeit allzudichte ſeyn. Darum ſieht man der fernen Berge Schattenſeiten viel ſchöner blau als die beleuchteten, weil man an dieſen mehr die Farbe des Bergs erblickt, als das Blaue das ihm durch die dazwiſchen ſchwebende Luft hatte mitgetheilt werden können.

27.

Der Ausdruck trüb.

Es ſcheint als könne man, bei Erklärung, Beſchreibung, Beſtimmung des Trüben, nicht füglich dem Durchſichtigen aus dem Wege gehen.

Licht und Finſterniß haben ein gemeinſames Feld, einen Raum, ein Vacuum, in welchem ſie auftretend geſehen werden. Dieſer iſt das Durchſichtige. (Ohne Durchſichtiges iſt weder Licht noch Finſterniß. Dieſes Vacuum aber iſt nicht die Luft, ob es ſchon mit Luft erfüllt ſeyn kann.)

Wie ſich die einzelnen Farben auf Licht und Finſterniß als ihre erzeugenden Urſachen beziehen: ſo beziehet ſich ihr Körperliches, ihr Medium, die Trübe, auf das Durchſichtige. (Jene geben den Geiſt, dieſes den Leib der Farbe.)

Die erſte Minderung des Durchſichtigen d. h. die erſte leiſeſte Raumerfüllung, gleichſam der erſte Anſatz zu einem Körperlichen, Undurchſichtigen, iſt die Trübe. Sie iſt demnach die zarteſte Materie, die erſte Lamelle der Körperlichkeit. (Der Geiſt der erſcheinen will, webt ſich eine zarte Trübe, und die Einbildungskraft aller Völker läßt die Geiſter in einem nebelartigen Gewand erſcheinen.)

Eine Verminderung des Durchſichtigen iſt einerſeits eine Verminderung des Lichts, anderſeits eine Verminderung der Finſterniß.

Das zwiſchen Licht und Finſterniß gewordene Undurchſichtige, Körperliche, wirft Licht und Finſterniß nach ihnen ſelbſt zurück. Das Licht heißt in dieſem Falle Widerſchein, die Finſterniß heißt Schatten.

Wenn nun die Trübe die verminderte Durchſichtigkeit und der Anfang der Körperlichkeit iſt; ſo können wir ſie als eine Verſammlung von Ungleichartigem, d. h. von Undurchſichtigem und Durchſichtigem anſprechen, wodurch der Anblick eines ungleichartigen Gewebes entſpringt, den wir durch einen Ausdruck bezeichnen, der von der geſtörten Einheit, Ruhe, Zuſammenhang ſolcher Theile, die nunmehr in Unordnung und Verwirrung gerathen ſind, hergenommen iſt, nämlich trübe.

(Dunſt, Dampf, Rauch, Staubwirbel, Nebel, dicke Luft, Wolke, Regenguß, Schneegeſtöber ſind ſämmtlich Aggregate, Verſammlungen von Un-

gleichartigem, d. h. von Atomen und deren Vacuo, wovon jene keine Durchsicht, dieses aber eine Durchsicht gestattet.

Trübes Wasser ist ein Durchsichtiges mit Undurchsichtigem in Vermischung, dergestalt daß Wasseratome und Erdatome, copulirt, das dichteste Netz von Körperchen und deren Vacuo vorbilden.)

Auf diese Weise drücken sich auch die lateinische und deren Töchtersprachen aus:

turbo, are.
turbidus, von turba.
torbido, ital.
torbio, span.
trouble, franz.

Das griechische θολός, θολερός beurkundet, durch den attischen Dialect ὁλός, ὁλερός hindurch, seine Verwandtschaft mit μέλας (μέλαινος in μέλαινα) und κελαινός, d. h. mit dem völlig Undurchsichtigen, worin nichts mehr zu unterscheiden ist, oder dem Schwarzen; wie hingegen ψεφαρός, ψεφαιος, das durch ein Gewimmel undurchsichtiger Atome entstehende Trübe des Rauches und ähnlicher Erscheinungen andeutet.

Indem die ungleichartigen Theilchen zwar gesondert doch aneinander hangend oder angenähert schweben, bilden sie zugleich das was wir auch

locker,
dünn,

die Römer rarus (Lucret. II, 106.), die Griechen

Zweyter Aufzug.

Das Zimmer Alceſtens.

(Das Theater iſt von vorn nach dem Fond zu getheilt in Stube und Alkoven. An der einen Seite der Stube ſteht ein Tiſch, darauf Papiere und eine Schatulle. Im Grunde eine große Thür, und an der Seite eine kleine dem Alkoven gegenüber.)

Erſter Auftritt.

Söller

(im Domino, die Maske vorm Geſicht, in Strümpfen, eine Blendlaterne in der Hand, kommt zur kleinen Thüre herein, leuchtet furchtſam im Zimmer herum; dann tritt er geſchwind hervor, nimmt die Maske ab, und ſpricht)

Es braucht's nicht eben juſt, daß einer tapfer iſt;
Man kommt auch durch die Welt mit Schleichen und mit Liſt.
Der eine geht euch hin, bewaffnet mit Piſtolen,
Sich einen Sack voll Geld, vielleicht den Tod zu holen,
Und ſpricht: „Den Beutel her, her ohne viel zu ſperr'n!"
Mit ſo gelaſſnem Blut, als ſprach' er: „Proſ't, ihr Herr'n!"
Ein andrer zieht herum, mit zauberiſchen Händen
Und Volten, wie der Blitz, die Uhren zu entwenden;
Und wenn ihr's haben wollt, er ſagt euch in's Geſicht:
Ich ſtehle! Gebt wohl Acht! Er ſtiehlt, ihr ſeht es nicht.
Mich machte die Natur nun freilich viel geringer;
Mein Herz iſt allzuleicht, zu plump ſind meine Finger;

ἀραιὸς nennen. (οὗ τὰ μέρη διάστασιν πρὸς ἄλλ. ἔχει.)

Wir können demnach die Trübe auch als ein Dünnes anſprechen, als eine verminderte, theilweis aufgehobene Undurchſichtigkeit, als ein Liquesciren des Soliden, als ein Zerreißen und Durchlöchern eines Continuum oder Dichten.

Die Luft als ein vorzügliches Mittel zwiſchen Durchſichtigkeit und Undurchſichtigkeit, zwiſchen Vacuum und Solidum, bietet uns das Trübe in mannichfaltigen Graden, als Dunſt, Nebel, Wolke, und in allen dieſen Geſtalten als ein wahres ἀραιὸν oder rarum.

In dieſer Hinſicht hat die griechiſche Sprache vor andern glücklich durch die von Luft, ἀήρ, ἠέρ, gebildeten Ableitungen ἄηρος, ἤερος, ἀεροειδής, ἠεροειδής, Urſach und Wirkung oder Grund und Erſcheinungsweiſe des Trüben, ſchon früh zu bezeichnen gewußt, welche nicht allein die farbloſe Trübe, wie νεφελώδης und ὁμιχλώδης, ſondern auch den vor dunklen Gegenſtänden durch ſie entſtehenden Blaudunſt naturgemäß anzeigen.

Indem aber auch das Trübe, als zwiſchen Licht und Finſterniß ſtehend, eins wie das andere überſchwebt und vor erleuchteten wie vor beſchatteten Körpern ſich fixiren kann, bringt es die Erſcheinung hervor, wo wir das Trübe bezeichnen durch:

angelaufen
beſchlagen
blind.
appanato } ital.
nebbioso }
terne. franz.

Auch in dieſem Falle iſt das Trübe eine Verſammlung von Durchſichtigem und Undurchſichtigem, ein netzartiger Ueberzug von undurchſichtigen Atomen und deren durchſichtigen Vacuis. K—r.

28.

Wahres, myſtiſch vorgetragen.

Naturae naturantis et naturatae Mysterium in Scuto Davidico etc. Berlenburg 1724.

§. VIII.

Die Farben ſcheiden ſich nach Licht und Finſterniß, und nach verſchiedenen gradibus derſelben; und gehen dennoch aus einem Centro, welches den Grund aller Farben in ſich hat. Iſt das Licht in progressu, und will das Licht aus der Finſterniß ſich zum Licht erbähren: ſo iſt der erſte gradus das Rothe; hieraus erbiehret ſich das Gelbe; und aus dieſem das völlig Weiße. Iſt aber das Licht in regressu, und will die Finſterniß aus dem Licht ſich zur Finſterniß begeben: ſo iſt der erſte gradus das Grüne; hierauf erfolget das Blaue; und nach dieſem das völlig Schwarze. Doch endigt ſich der

höchste Grad der Farben wiederum in dem ersten. Dann das höchste Weiß verkläret sich im Rothen; und das höchste Schwarz verliehret sich im Grünen: und wer diesem allen etwas tiefer nachsinnet, der wird diese Anmerkungen mit der geheimen Philosophie und Experienz derer Chemicorum desto leichter vereinigen können.

IX.

Sonsten aber ist zwischen Grün und Blau, und hinwiederum zwischen Roth und Gelb, darinn ein merklicher Unterschied, daß die zwey ersten Farben aus einer Vermischung, die zwey letzteren Farben aber ohne Vermischung, durch eine gleichsam natürliche Geburt hervorkommen. Denn, durch Vermischung der beyden äussersten contrairen Farben, des Schwarzen und des Weißen, entstehet das Blaue; und durch Vermischung der beyden mittlern contrairen Farben des Blauen und des Gelben, entstehet das Grune: hingegen Roth und Gelb entstehen aus keiner Mischung, sondern ursprünglich aus dem natürlichen Fortgange des Lichts; welches in seiner wesentlichen Geburt nicht hinter sich, sondern vielmehr vor sich gehet.

X.

Die Rothe Farbe gehört dem Marti und dem röthlichen Eisen; die Grune der Veneri und dem grünlichen Kupfer; die Gelbe dem Soli und dem

gelbſcheinenden Golde; die Blaue dem Jovi und dem blaulichen Zinn; die Weiße der Lunae und dem weißen Silber; die Schwarze dem Saturno und dem ſchwarzlichen Bley; die Gemiſchte oder melirte Farbe dem Mercurio und Queckſilber, als dem Saamen aller Metalle.

XI.

In dem Rothen eröffnet ſich das Feuer; im Gelben das Licht; in dem Weißen die Klarheit: In dem Grünen hingegen iſt Verbergung des Lichts; im Blauen der Schatten; im Schwarzen die Finſterniß.

XII.

In dem Rothen iſt ſuchen und begehren; in dem Gelben iſt finden und erkennen; in dem Weißen iſt beſitzen und genießen: hinwiederum in dem Grünen iſt hoffen und erwarten; in dem Blauen iſt merken und denken; in dem Schwarzen iſt vergeſſen und entbehren.

29.

Geheimniß wird angerathen.

Sed considero, quòd in pellibus caprarum et ovium non traduntur secreta naturae ut à quolibet intelligantur, sicut vult Socrates et Aristoteles. Ipsemet enim dicit in libro Secretorum,

quòd esset fractor sigilli cœlestis, qui communicaret secreta naturae et artis, adjungens, quòd multa mala sequuntur eum qui revelat secreta. Caeterum in lib. Noctium Atticarum de collatione sapientum, quòd stultum est asino praebere lactucas, cùm ei sufficiant cardui: atque in lib. Lapidum scribitur, quod rerum minuit majestatem, qui divulgat mystica, nec manent secreta, quorum turba sit conscia. Ex divisione enim probabili vulgi dicendi oppositum contra sapientes: nam quod videtur omnibus, est verum: et quod sapientibus similiter, et maximè notis. Ergo quod pluribus, hoc est vulgo in quantum hujusmodi videtur, oportet quòd sit falsum. De vulgo loquor, quod contra sapientes distinguitur in hac dictione. Nam in communibus conceptionibus animi concordat cum sapientibus, sed in propriis principiis et conclusionibus artium et scientiarum discordat, laborantes circa apparentias in sophismatibus, subtilitatibus, et de quibus sapientes non curant. In propriis igitur vel secretis vulgus errat, et sic dividitur contra sapientes, sed in communibus sub lege omnium continetur, et cum sapientibus concordat. Communia verò pauci sunt valoris, nec propriè sequenda, sed propter particularia et propria. Sed causa hujus latentiae fuit apud omnes sapientes, quia vulgus deridet et negligit secreta sapientiae, et nescit uti rebus dignissimis: atque si aliquod magnificum in ejus

notitiam cadat, à fortuna illud per accidens suscipit, et eo abutitur in damnum multipliciter personarum atque communitatis: et ideò insanus est, qui aliquod secretum scribit, nisi à vulgo celetur, et vix à studiosis et sapientibus possit intelligi. Sic currit vita sapientum a principio, et multis modis occultaverunt à vulgo sapientiae secreta.

30.

Die ſo bedenkliche Warnung eines weiſen Vorfahren muß uns wunderlich deuchten zu einer Zeit, wo nichts geheim bleiben, ſondern alles öffentlich ausgeſprochen und verhandelt werden ſoll. Indeſſen wird es doch für höchſt merkwürdig gelten, wenn wir, bei erweiterter Ueberſicht und nach tieferer Betrachtung, gar wohl erkennen, daß weder das Geheime noch das Oeffentliche ſein Recht völlig aufgiebt, vielmehr eins das andere im Zaum zu halten, zu bändigen, bald heranzulaſſen, bald abzuweiſen verſteht. Gar manches wird ausgeſprochen, gedruckt und an den Tag gebracht, welches demungeachtet geheim bleibt; man überſieht, verkennt, verſtößt es. Von der andern Seite wird einiges verheimlicht, welches, trotz aller Vorſicht und Bedächtigkeit der Bewahrer, endlich doch einmal, gewaltſam, unvermuthet, ans Licht ſpringt. Unſere

ganze Klugheit, ja Weisheit beſteht alſo darin, daß wir beides im Auge behalten, im Offenbaren das Verborgene, im Verborgenen das Offenbare wieder zu erkennen, um uns auf ſolche Weiſe mit unſerm Zeitalter ins Gleichgewicht zu ſetzen.

31.

Alle Wirkungen, von welcher Art ſie ſeyen, die wir in der Erfahrung bemerken, hängen auf die ſtetigſte Weiſe zuſammen, gehen in einander über; ſie unduliren von der erſten bis zur letzten. Daß man ſie von einander trennt, ſie einander entgegenſetzt, ſie unter einander vermengt, iſt unvermeidlich; doch mußte daher in den Wiſſenſchaften ein gränzenloſer Widerſtreit entſtehen. Starre ſcheidende Pedanterie und verſtöſſender Myſticismus bringen beide gleiches Unheil. Aber jene Thätigkeiten, von der gemeinſten bis zur höchſten, vom Ziegelſtein, der dem Dache entſtürzt, bis zum leuchtenden Geiſtesblick, der dir aufgeht und den du mittheilſt, reihen ſie ſich aneinander. Wir verſuchen es auszuſprechen:

Zufällig,
Mechaniſch,
Phyſiſch,
Chemiſch,
Organiſch,

Pfychiſch,
[illegible]
Erdiſch,
Religiös,
Gental.

32.

Aus Ueberzeugung, das Wahre könne durch Controvers gar leicht verrückt, verſchoben und verdeckt werden, haben wir den Gegnern bisher nicht geantwortet, und ſie wußten ſich unſerer Schweigſamkeit, dieſe vollen zehen Jahre her, zu ihrem Vortheile gar trefflich zu bedienen. Einſtimmig deuteten ſie mein Stillſchweigen dahin, daß ich mich ſelbſt für widerlegt halte, da ich nach ihrer Ueberzeugung genugſam widerlegt ſey.

Ich aber finde es nun gerade an der Zeit dagegen auszuſprechen: daß ſammtliche Gegner, wie ich ſie oben genannt und bezeichnet, nichts gethan als die alten Irrthümer zu wiederholen, welche durch meine Arbeiten zur Farbenlehre längſt widerlegt und aufgeklärt ſind; wobei ich zugleich verſichere, daß ich meine Sammlung von Phanomenen noch immer für vollſtandig genug und meine Weiſe ſie zu ſtellen, höchſt vortheilhaft halte: wie ſich dann die neuentdeckten entoptiſchen Farben ſogleich den übrigen ſchon bekannten phyſiſchen Farben willig angeſchloſſen haben, anſtatt daß die Schule bei

jeder neuen Erſcheinung eine neue und immer ſeltſamere Modification des Lichts entdecken wollte.

Warte-Steine.

In Bezug auf die zu Seite 22 eingeheftete Tafel, welche keiner weitern Erklärung bedarf, und nach Anleitung derſelben, fügen wir noch einiges hinzu.

Die phyſiologe Abtheilung iſt genau nach meiner Farbenlehre ſchematiſirt, doch dabei zu bemerken, daß die glücklichen Bemühungen des Herrn G. St. R. Schulz zu Berlin und des Hrn. Pr. Purkinje zu Prag dieſer Lehre abermalige Begründung, weitere Ausdehnung, genauere Beſtimmung und friſchen Glanz verliehen. Dieſe denkenden Beobachter führen ſolche immer tiefer in das Subject hinein, ſo daß aus dem Sinne des Sehens ſich endlich die höchſten Geiſtes-Functionen entwickeln. Ich werde nicht verfehlen ſo treffliche Arbeiten auch von meiner Seite dankbar anerkennend zu benutzen.

Aus der phyſiſchen Abtheilung ſprechen wir zuerſt von den dioptriſchen Farben der erſten Claſſe, die Lehre vom Trüben abermals einſchärfend. Hier

kommen wir nochmals auf die falſche Ableitung des Himmelblauen zurück. Man will das atmoſphäriſche Blau in die vorhergehende Abtheilung ſetzen und es zu einer phyſiologen Farbe machen. (S. 44.)

Kein größerer Schade kann der Wiſſenſchaft geſchehen als die ewigen Neuerungen im Erklaren: denn da alles Erklaren ein Herleiten iſt, ſo zerreißt jede falſche Erklarung den Faden der durchs Ganze durchgehen ſoll, und die Methode iſt zerſtört. Auf dieſe Weiſe kann man, indem man ſich meiner Farbenlehre bedient, ſie freilich zerſtückeln.

Nun aber ſey von jener anempfohlenen Vorrichtung geſprochen: man ſoll mit dem einen Aug' durch eine ſchwarze, enge Röhre ſehen. Warum denn ſchwarz? zur Täuſchung ganz zweckmäßig: denn im Gegenſatz vom Dunklen wird das Helle heller und jede Farbe nahert ſich dem Weißen. Warum denn eng? gleichfalls Verirrung begünſtigend: das Auge empfangt das zu Unterſcheidende im geringſten Maaße und wird in den Fall geſetzt von dem eindringenden Licht geblendet zu werden. Das iſt gerade der Newtoniſche Geiſt, der noch über den Hauptern der Naturforſcher waltet.

Bei der ſonderbaren Witterung des vergangenen Decembers, wo das Himmelblau ſchöner war als es ſonſt bei uns zu ſeyn pflegt, war das Blau beiden Augen, dem eingeſchrankten ſowohl als dem freien, vollkommen ſichtbar; ich ſchaute durch eine innerlich geſchwarzte Röhre einen Zoll im Durch-

Und doch kein Schelm zu seyn ist heut zu Tage schwer!
Das Geld nimmt täglich ab, und täglich braucht man mehr.
Du bist nun einmal drin; nun hilf dir aus der Falle!
Ach, alles meint zu Haus', ich sey die Nacht bei'm Balle.
Mein Herr Alceſt — der schwärmt — mein Weibchen schläft
allein —
Die Constellation, wie kann sie schöner seyn?
(sich dem Tisch nahend.)
O komm, du Heiligthum! Du Gott in der Schatulle!
Ein König ohne dich ist eine große Nulle.
Habt Dank, ihr Dietriche! ihr seyd der Trost der Welt!
Durch euch erlang' ich ihn, den großen Dietrich: Geld.
(Indem er die Schatulle zu eröffnen sucht.)
Ich hatt' als Acceſſist einmal bei'm Amt gelauert,
Doch hat auch da mein Fleiß nicht eben lang' gedauert.
Das Schreiben wollte nicht, mir war's zu einerlei;
Erst in der Ferne Brot, und täglich Plackerey,
Das stand mir gar nicht an — Ein Dieb war eingefangen,
Die Schlüssel fanden sich, und er, er ward gehangen.
Nun weiß man, die Justiz bedenkt zuvörderst sich;
Ich war nur Subaltern, das Eisen kam an mich.
Ich hob es auf. Ein Ding scheint euch nicht viel zu nützen,
Es kommt ein Augenblick, man freut sich's zu besitzen!
Und jetzt — (Das Schloß springt auf.)
O schön gemünzt, ha! das ist wahre Lust!
(er steckt ein.)
Die Tasche schwillt von Geld, von Freuden meine Brust —
Wenn es nicht Angst ist. Horch! Verflucht! ihr feigen
Glieder!
Was zittert ihr? — Genug!
(Er sieht noch einmal in die Schatulle und nimmt noch.)

meſſer, dieſen mußte ſie haben, wenn ſie den Lapisapfel faſſen ſollte, eine weiße ließ wenig Unterſchied bemerken.

Schon de Sauſſure mußte, auf ſeinen Bergreiſen und bei Einrichtung des Kyanometers, ſich der rechten Ableitung nähern, wie ſie unſere Vorfahren längſt gekannt und ausgeſprochen hatten (S. 96.) Es iſt aber mit dem Wahren völlig wie mit dem Bernſtein in den Dünen, es thäte noth man triebe Bergbau drauf.

Wenn bei dunſtvollem Himmel die Bläue ſich ins Weiße verlieren kann, ſo zeigt ſich der Gegenſatz ſehr ſchön in der Erfahrung eines neueren Reiſenden, des Herrn Hofr. v. Hamel von Petersburg, welcher, auf ſeinen merkwürdigen und gefahrvollen Wanderungen zum Montblanc, den hochblauen Himmel, neben den glänzenden aufgethürmten Eismaſſen, beinahe ſchwarz geſehen. Dies alles beruht auf mehr oder weniger Dunſt und ſtarkem Contraſt.

Und ſo hängen die Phänomene zuſammen, wie wir ſie in unſerer Farbenlehre gewiſſenhaft dargeſtellt haben.

Zu den paroptiſchen Farben bemerken wir folgendes: Bei eintretender Sonnenfinſterniß am 7. September 1820 hatte jemand den glücklichen Gedanken auf eine Fläche vertical eine Nadel

aufzuſtecken, und bemerkte, wie zu vermuthen war, bei vollkommen ringförmiger Verfinſterung zwei Schatten; welches auf eine einfache Weiſe abermals beweiſt, wovon wir längſt überzeugt ſind, daß die Sonne ihre Strahlen nicht parallel, ſondern kreuzweis zu uns ſendet, und daß es daher unmöglich ſey einen einzelnen Sonnenſtrahl durch das kleine Löchlein in die dunkle Kammer zu laſſen. Daher iſt es ein übereilter Schluß, wenn wir das, hinter der Oeffnung aufgefangene, die Größe derſelben weit überſchreitende Bild einer Beugung und ſodann das Erſcheinen gewiſſer farbiger Saume einer Decomposition des Lichtes zuſchreiben: denn die farbigen Streifen ſind und bleiben Halbſchatten, durch ſtreitende, ſich kreuzende Halblichter hervorgebracht; wie unſere Farbenlehre im Capitel von paroptiſchen Farben umſtändlich darthut. Wer Ernſt, Luſt und Liebe hat, kann ſich durch jeden Schein und Gegenſchein davon überzeugen; wo ſich denn, weil ein Phänomen immer aufs andere hindeutet, die Lehre von den farbigen Schatten unmittelbar anſchließt.

Herr Fraunhofer in München hat die paroptiſchen Farben ins Gränzenloſe getrieben und das Mikroſcop dabei angewendet, auch ſeine Erfahrungen mit den genaueſten Abbildungen begleitet, wofür wir ihm den ſchönſten Dank ſagen; könnten aber in den durch Gitter und ſonſtige Hinderniſſe neu veranlaßten Schattenpunkten und Kreuzerſcheinungen

keinesweges eine neue Modification des Lichts entdecken. Eben so sind auch die im prismatischen Spectrum von ihm bemerkten Querstreifen nur in den, beim Eintritt des freien, reinen Sonnenbildes in die kleine Oeffnung, sich kreuzenden Halblichtern zu suchen. Wir wollen zwar keinesweges solchen Arbeiten ihr Verdienst absprechen, aber die Wissenschaft würde mehr gewinnen, wenn wir, anstatt die Phänomene in unendliche Breite zu vermannichfaltigen und dadurch nur eine zweite fruchtlosere Empirie zu erschaffen, sie nach innen zurückführten, wo zwar nicht so viel Verwunderungswürdiges zu berechnen, aber doch immer noch genug Bewunderungswürdiges übrig bliebe, das der wahren Erkenntniß frommte und dem Leben, durch unmittelbare Anwendung, praktisch nutzen würde.

Zu den entoptischen Farben haben wir folgendes hinzuzufügen:

Die entoptischen Gestalten von gewissen Farben begleitet, richten sich nach der Form der Glaskörper; wir kannten diese bisher nur in scharf begrenzten Tafeln, Kubus, Parallelepipeden und dergleichen. Nun erinnere man sich aber auch der sogenannten florentiner keiben- oder keulenartig geblasenen, schnell verkühlten Gläser, welche durch ein hinein geworfenes Steinchen gleich zerspringen. Wann man diese nun in ihrer Integrität zwischen die

beiden Spiegel bringt, und zwar ſo, daß der Kolben nach unten, der Hals und die Oeffnung aber nach oben gerichtet ſind, ſo läßt ſich, auf ihrem Boden, ſowohl das ſchwarze als weiße Kreuz zum allerſchönſten erblicken. Hier iſt alſo eine durch Abrundung hervorgebrachte Begränzung hinreichend, um das Phaenomen zu manifeſtiren.

Als uns vor einigen Jahren des Herrn Biot ſtark belebte Phyſik zu Geſicht kam, beſonders aber der uns am meiſten intereſſirende vierte Theil der allerbeleibteſte erſchien, bedauerten wir die würdigen Männer, denen Studium und Geſchäft die Nothwendigkeit auferlegt ein ſolch Abrakadabra von Zahlen und Zeichen zu entwirren, da wir uns bei Durchſicht der Prämiſſen ſchon überzeugen konnten, daß manches Unnütze und Falſche in dieſer Bogenmaſſe enthalten ſey. Das Studium des Auszuges, der uns näher lag, unſere eigne gewiſſenhafte Bearbeitung der entoptiſchen Farben beſtätigten die Ueberzeugung, wir ſprachen aber die Lehre rein aus, ohne im Widerſpruch auch nur ein einziges Wort zu verlieren, das Fernere der Zukunft anheimgebend.

Jetzt aber geht uns von Frankreich ſelbſt der ein neues Licht auf; wir ſehen der Hoffnung entgegen, aus gedachtem vierten Bande der Biotiſchen Phyſik hundert Seiten auf einmal los zu werden:

denn die mobile Polarisation nebst den daraus hergeleiteten Oscillationen der Licht-Ur-Theilchen sind im Begriff den Abschied zu erhalten, wenn sie nicht selbst darum nachzusuchen belieben sollten.

Es war nämlich schon längst kein Geheimniß, daß Herr Arago, der Anfangs gemeinschaftlich mit Biot in diesem Felde gearbeitet hatte, in gar manchen Punkten keineswegs die Ueberzeugung seines Collegen theile, und wir hofften seither immer auf eine Erläuterung deßhalb. Nun aber lesen wir mit Vergnügen und Beruhigung folgendes:

Les Mémoires que M. Biot a publiés sur la théorie de la polarisation mobile formeraient plus de deux gros volumes in 4to. Ce n'est certainement pas trop, si ces Mémoires établissent, comme on l'a prétendu, que les molécules de lumière, dans leur trajet au travers des cristaux, oscillent sur elles-mêmes à la manière d'un pendule: tandis que le tout pourrait, sans difficulté, être reduit à une quarantaine de pages, si les objections de M. Fresnel sont fondées.

M. Fresnel établit aussi qu'il y a, non pas seulement de simples analogies, mais la liaison la plus intime entre ces phénomènes et ceux des anneaux colorés ordinaires et de la diffraction.

N'est-il pas d'ailleurs évident qu'ils (les détails historiques) sont plutôt contraires que favorables à la theorie de la polarisation mobile, et que s'ils prouvent quelque chose, c'est seulement la grande mobilité d'idées de M. Biot?

Arago.

Annales de Chimie et de Physique.
Juillet 1821.

Wir laſſen nunmehr eine Ueberſezung dieſer Stelle folgen und fügen einige Bemerkungen hinzu, nicht ohne Ausſicht und Vorſaz auf dieſen Gegenſtand wieder zurück zu kommen.

Vor etwa zehn Jahren hielt der berühmte franzöſiſche Phyſiker Biot, welcher um die Lehre der Polariſation viel bemüht geweſen, ſich genöthigt, um gewiſſe dabei eintretende Phänomene zu erklären, nach und zu ſo viel andern Hypotheſen eine mobile Polariſation anzunehmen. Vor fünf Jahren übergab Fresnel, ein jüngerer Naturforſcher, der Akademie einen Aufſaz, worin er jene Lehre zu widerlegen ſuchte. Die beiden Akademiker Arago und Ampère erhielten den Auftrag hierüber Bericht zu erſtatten; er fiel für den Verfaſſer günſtig aus, und obgleich die Berichtenden ſich ſehr mäßig und vorſichtig benahmen, ſo war doch der bürgerliche Krieg innerhalb der Akademie erklärt und Biot ließ in die Annalen der Phyſik und zwar

Juli 1821 eine heftige Vertheidigung einrücken, die sowohl Gehalt als Form des Berichtes angriff.

In einer, eben demselben Stücke der Annalen einverleibten Gegenrede von Arago merkten wir uns die Stelle: „Die Aufsätze, welche Hr. Biot über die mobile Polarisation herausgegeben, würden mehr als zwei starke Bände in Quart füllen, und es wäre das nicht zu viel, wenn diese Aufsätze, wie man behaupten wollte, wirklich bewiesen, daß die Ur-Theilchen des Lichtes, indem sie durch Krystalle durchgehen, eine schwingende Bewegung annehmen wie die des Pendels; indessen könnte man das Ganze ohne Schwierigkeit auf etwa vierzig Seiten bringen, wenn die Einwendungen des Herrn Fresnel gegründet sind."

Hieraus erhellet also abermals, daß man um einen Irrthum zu beschönigen und geltend zu machen viele Worte braucht, anstatt daß die Wahrheit sich mit wenigem vertragen läßt. Wollte man alles zusammenstellen, was über die Polarisation des Lichtes geschrieben worden, so würde man eine hübsche Bibliothek vor sich sehen. Wir aber sagen mit einiger Zuversicht, daß wir alles worauf es dabei ankommt auf fünfundvierzig Seiten dargestellt. (Siehe Entoptische Farben Bd. 55.)

Wenn uns nun, ohne weiter in die Sache selbst einzugehen, höchst erfreulich ist, daß ein geistreicher Franzose jene Weitläuftigkeit, womit uns ihre

Physik erschreckt, ins Enge zu bringen anfängt, so war uns folgendes zu lesen eben so angenehm.

„Herr Fresnel setzt fest: daß nicht etwa nur bloß Analogien, sondern die innerste Verbindung statt finde zwischen gedachten Phanomenen, den gewöhnlichen farbigen Ringen und den Erscheinungen der prismatischen Farbensäume."

Auf dieser Ueberzeugung beruht denn auch im Allgemeinen unsere Farbenlehre, wie, im Besonderen, die Abtheilung der physischen Farben; wir halten sie nur insofern verschieden als sie unter verschiedenen Bedingungen erscheinen, überhaupt aber doch nur das Urphänomen darstellen; wie denn für die ganze Naturwissenschaft durch verschiedene Bedingungen dasjenige als verschieden in die Wirklichkeit tritt, was der Möglichkeit nach eins und dasselbe gewesen wäre. Gerathen wir nicht seit kurzem in die Versuchung Erdmagnetismus und Electricität als identisch anzusprechen?

Höchst beachtenswerth ist sodann nachfolgende Stelle des französischen Textes: „Wollte man sich auf historische Einzelnheiten, wie Hr. Biot verlangt, einlassen, so würde in die Augen fallen, daß sie der Theorie einer beweglichen Polarisation eher ungünstig als günstig sind, und sollten sie ja etwas beweisen, so wäre es die große Beweglichkeit der Ideen des Herrn Biot."

Einem redlichen Deutschen, dem es um die wahre Naturwissenschaft zu thun ist, muß dieser

innerliche Krieg der franzöſiſchen Phyſiker höchſt willkommen ſeyn, weil hiebei Dinge zur Sprache kommen, deren zu gedenken man ſich bei uns kaum erkühnt. Wir leben in größerer wiſſenſchaftlicher Abhangigkeit vom Auslande als man ſich geſteht, und es leuchtet uns wirklich ein glücklicher Stern, wenn uns Fremde gegen Fremde zu Hülfe kommen.

Wir haben auf der 106—107. Seite einen zwar wohlüberdachten, doch immer kühn ſcheinenden Schritt gewagt: die ſammtlichen Welterſcheinungen in ſtetiger Folge, wie ſie ſich auseinander entwickeln, in einander verketten, unbedenklich aufzuzeichnen. Damit aber das was dort noch einigermaßen paradox lauten möchte, bei näherer Ueberlegung ſich dem Denkenden einſchmeichle, führen wir das eingeleitete Beiſpiel ausführlicher durch.

Ein Ziegelſtein löſ't ſich vom Dache los, wir nennen dieß im gemeinen Sinne zufällig; er trifft die Schultern eines Vorübergehenden doch wohl mechaniſch; allein nicht ganz mechaniſch, er folgt den Geſetzen der Schwere und ſo wirkt er phyſiſch. Die zerriſſenen Lebensgefäße geben ſogleich ihre Functien auf, im Augenblick wirken die Säfte chemiſch, die elementaren Eigenſchaften treten hervor. Allein das geſtörte organiſche Leben widerſetzt ſich eben ſo ſchnell und ſucht ſich herzuſtellen; indeſſen iſt das menſchliche Ganze

mehr oder weniger bewußtlos und *pſychiſch* zerrüttet. Die ſich wiederkennende Perſon fühlt ſich *ethiſch* im tiefſten verletzt, ſie beklagt ihre geſtörte Thätigkeit, von welcher Art ſie auch ſey, aber ungern ergabe der Menſch ſich in Geduld. *Religios* hingegen wird ihm leicht dieſen Fall einer höhern Schickung zuzuſchreiben, ihn als Bewahrung vor großerm Uebel, als Einleitung zu höherem Guten anzuſehen. Dieß reicht hin für den Leidenden; aber der Geneſende erhebt ſich *genial*, vertraut Gott und ſich ſelbſt und fühlt ſich gerettet; ergreift auch wohl das Zufällige, wendet's zu ſeinem Vortheil, um einen ewig friſchen Lebenskreis zu beginnen.

Herrn v. Henning's Vorleſungen.

Einleitung zu öffentlichen Vorleſungen über Goethe's *Farbenlehre*, gehalten an der Königl. Univerſität zu Berlin, von Leopold von *Henning*, Doctor der Philoſophie. Berlin 1822.

„Dem Verfaſſer dieſer kleinen Schrift — der, obſchon er nicht Phyſiker von Beruf iſt, ſich gleichwohl von der philoſophiſchen Seite her, lebhaft auch zur Beſchäftigung mit dem empiriſchen Theil der Naturwiſſenſchaft hingetrieben gefühlt, insbeſondere aber ſeit längerer Zeit eine genaue Bekanntſchaft mit den Goethe'ſchen Forſchungen über die

Noch eins! Nun gut!
(Er macht sie zu und stiert zusammen.)
Schon wieder!
Es geht was auf dem Gang'! Es geht doch sonst nicht um —
Der Teufel hat vielleicht sein Spiel — das Spiel wär' dumm!
Ist's eine Katze? Nein! Das wär ein schwerer Kater.
Geschwind! Es dreht am Schloß —
(springt in den Alkoven.)

Zweyter Auftritt.

Der Wirth, (mit einem Wachslicht, zur Seitenthür herein). Söller.

Söller.
Behüt'! mein Schwiegervater?

Wirth.
Es ist ein närrisch Ding um ein empfindlich Blut;
Es pocht, wenn man auch nur halbweg was böses thut.
Neugierig bin ich sonst mein Tage nicht gewesen,
Dächt' ich nicht in dem Brief was wichtiges zu lesen;
Und mit der Zeitung ist's ein ew'ger Aufenthalt:
Das neuste, was man hört, ist immer monatsalt.
Und dann ist das auch schon ein unerträglich Wesen,
Wenn jeder spricht: O ja, ich hab' es auch gelesen.
Wär' ich nur Cavalier, Minister müßt' ich seyn,
Und jeglicher Courier ging bei mir aus und ein.
Ich find' ihn nicht den Brief! Hat er ihn mitgenommen?
Es ist doch ganz verflucht! Man soll zu gar nichts kommen!

Söller (für sich).
Du guter alter Narr! ich seh' wohl, es hat dich
Der Diebs- und Zeitungsgott nicht halb so lieb wie mich.

Natur der Farben, wegen ihres großen Interesses für eine gedankenmäßige Betrachtung der Natur, sich zu erwerben gesucht hat — ist die ausgezeichnete Gunst zu Theil geworden, durch die Liberalität der höchsten Unterrichtsbehörde des Staates, welcher sich die Beförderung und den Schutz wissenschaftlicher Bestrebungen aller Art auf eine so ruhmwürdige Weise angelegen seyn läßt, mit allem zum Behuf eines experimentalen Vortrags der Farbenlehre Nöthigen und Wünschenswerthen reichlich versehen zu werden."

Er fühlte sich dadurch verpflichtet einen vollständigen Cursus dieser in allen ihren Theilen zusammenhängenden Lehre öffentlich vorzutragen, die sämmtlichen Erfahrungen experimentirend in ihr wahres Licht zu setzen.

Was hieraus entspringt, muß geduldig abgewartet werden; indessen hab' ich zu dem talentvollen jungen Mann, der, wie ich aus mündlicher Unterhaltung schon gewahr geworden, und wie vorzüglich aus genanntem Hefte hervorgeht, sich mit dem Gegenstand innig befreundet und denselben völlig in sich aufgenommen, und zu dem seinigen gemacht hat, das völlige Vertrauen, daß er nicht allein das Vorhandene klar und sicher überliefern, sondern auch was daraus zu folgern ist, selbst entdecken und weiter führen kann.

Vorerst mögen wir es für ein großes Glück rechnen, daß ein Apparat möglich geworden, die

wirklich herrlichen und erfreulichen Phänomene der ſämmtlichen Chromatik zum Anſchauen zu bringen; wo eine frohe Bewunderung die Luſt zu erklären nicht aufkommen läßt, und wo ein geordneter, im Kreiſe ſich abſchließender Vortrag eine jede Hypotheſe verdächtig macht und entfernt.

Zugleich wollen wir denn auch hoffen und erwarten, daß Männer vom Fache gewahr werden, wie ich auch für ſie mich bemuht, wie das was ich gewonnen auch für ſie ein Gewinnſt wird. Aber auch dieſe Wirkung kann nicht beſchleunigt werden, ſie hängt von Umſtänden, vom Zufall ab: denn es bedarf eben ſowohl einer Art von Eingebung, um in dem Ueberlieferten das Wahre zu entdecken, als um eine originale Entdeckung durch irgend einen Gegenſtand angeregt ſelbſt zu machen.

Und ſo gedenkt denn ſchon ein mehrjähriger geprüfter Freund, Wilhelm von Schutz, in dem dritten Hefte ſeiner intellectuellen und ſubſtantiellen Morphologie, abermals meiner Farbenlehre und ſonſtigen Leiſtungen dieſer Art mit Wohlwollen, welches dankbarlichſt erkenne. Er betrachtet das Wahrzeichen, das ich errichtet, als einen Gränzſtein zwiſchen der Tag- und Nachtſeite, von wo aus jeder nun nach Belieben zu einer oder der andern Region ſeinen Weg einſchlagen könne.

Auch dieſes ſind' ich meinen Vorſätzen und Wünſchen gemäß; denn inſofern mir vergönnt iſt, auf meiner von der Natur angewieſenen Stelle zu

verharren, wird es mir höchſt erfreulich und lehrreich, wenn Freunde von ihren Reiſen nach allen Seiten wieder zurückkehrend bei mir einſprechen, und ihren allgemeineren Gewinnſt mitzutheilen geneigt ſind.

Neuer entoptiſcher Fall.

Bei der großen eintretenden Kälte des vergangenen Winters waren die Fenſterſcheiben unbewohnter Zimmer ſehr ſtark gefroren; man heizte ein und die baumförmig geſtalteten Eisrinden fingen an aufzuthauen. Zufällig lag ein ſchwarzer Glasſpiegel auf der Fenſterbank, in welchem ein Hinzutretender die ſämmtlichen Zweiggeſtalten des aufthauenden Eiſes in herrlicher Abwechſelung aller Farben glänzend erblickte. Dieſes Phänomen erſchien ſodann mehrere Tage an allen aufthauenden Fenſterſcheiben, deren ſchmelzende Eisbilder man im untergelegten Spiegel in völligem Glanz der apparenten Farben mehrere Stunden ſehen konnte.

Dieſe Erſcheinung giebt zu vergleichender Betrachtung Anlaß. Denn da dem Glaſe ſelbſt durch ſchnellen Temperaturwechſel die chromatiſche Eigenſchaft mitgetheilt wird, die es alsdann für ewige Zeiten behält, ſo iſt hier ein Temperaturwechſel gleichfalls die Urſache an einer ſchneller vorübergehenden Eigenſchaft des durch Froſt zum glasartigen Körper erſtarrten Waſſers.

Schöne entoptiſche Entdeckung.

Wir ſind dieſer der Aufmerkſamkeit des Herrn von Henning ſchuldig; jedermann, der mit dem angegebenen Apparate (Siehe: Entoptiſche Farben, §. XVII.) verſehen iſt, kann ſich dieſe bedeutende Erſcheinung leicht vor Augen bringen.

Man lege einen größeren Kubus, wie gewöhnlich, zwiſchen die beiden Spiegel und ſtelle darauf einen viel kleineren in die Mitte deſſelben, ſo werden beide, je nachdem die Richtung des oberen Spiegels beliebt iſt, in der Erſcheinung gleich ſeyn. Setzt man den kleineren Kubus in die Ecken des größeren, ſo kehrt die Erſcheinung ſich um; hat die Mitte das weiße Kreuz, ſo zeigen die Enden das ſchwarze, und umgekehrt.

Dieſer Fund iſt von der größten Wichtigkeit: denn er deutet auf die Wahrheit unſerer Auslegung des Phänomens überhaupt, daß in dem einen Falle, wenn das weiße Kreuz in der Mitte erſcheint, das Dunkle nach dem Hellen und umgekehrten Falles, das Helle nach dem Dunkeln ſtrebe; wie wir denn hier ſehen, daß die Ecken immer das Umgekehrte von der Mitte wirken. Man bedenke was wir (S. 13 dieſes Bandes Elemente der entoptiſchen Farben) von den Quellpunkten umſtändlich ausgeſprochen.

Nachträge

zur

Mineralogie und Geologie.

Marienbad überhaupt und beſonders in Rückſicht auf Geologie.

Wir haben uns ſo viele Jahre mit Carlsbad beſchäftigt, uns um die Gebirgserzeugniſſe der dortigen Gegend gemüht und erreichen zuletzt den ſchönen Zweck, das mühſam Erforſchte und ſorgfältig Geordnete auch den Nachkommen zu erhalten. Ein ähnliches wünſchten wir für Marienbad, wo nicht zu leiſten doch vorzubereiten, und deßhalb ſey ohne Weiteres zum Werke geſchritten.

Zuvörderſt alſo möge von der Lage des Stiftes Tepel die Rede ſeyn, deſſen Polhöhe 49° 58′ 53″ O. beſtimmt worden. Ferner hat man durch Erfahrung und Rechnung gefunden, daß daſſelbe 242 Pariſer Klafter höher als die Königl. Sternwarte zu Prag gelegen ſey. Iſt nun zugleich ausgemittelt, daß die äußerſte Felſenſpitze des Podhora (Podhorn-Bergs), an deſſen öſtlichem Fuße Tepel gelegen, um 324 Pariſer Klafter über gedachte Prager Sternwarte hervorragt; ſo folgt die Ueberzeugung, daß man ſich auf einem der höchſten Punkte von Böhmen befinde.

Dieß bestätigt die weite Aussicht, deren man schon auf einer Mittelhöhe genießt, ingleichen der Lauf sämmtlicher am genannten Berg entspringenden Gewässer: denn an der östlichen Seite des Rückens gießen mehrere Quellen ihre Wasser erst ostwärts, nach dem Stifte zu, und laufen sodann, nachdem sie verschiedene Teiche gebildet, vereint und nun Tepel genannt, unter Carlsbad in die Eger: andere nicht weitabliegende an der Westseite, nur durch geringe Erhöhung gesonderte Quellen ergießen dagegen sich südwärts, bis sie endlich mit vielen Bächen und kleinen Flüssen vereinigt in der Gegend von Pilsen den Namen Beraun erhalten.

Nun aber bemerken wir, daß nachstehender Vortrag in Gegenwart von Keferstein's erster Charte geschieht, welche gleichfalls vorzunehmen der Leser freundlichst ersucht wird.

Die Urgebirgsmasse, welche den Raum von Carlsbad bis hieher einnimmt, südwestwärts mit dem Fichtelberg, nordostwärts mit dem Erzgebirge zusammenhangt, begreift vielfache Ausweichungen des Grundgesteins und Einlagerungen verwandten Gesteins, dessen Abänderungen wir bei und um Carlsbad weitläufig behandelt, bis Schlackenwalde verfolgt und nun den dortigen Punkten von hier aus entgegen zu gehen gedenken. Auch hier beginnen wir den Grund einer Sammlung zu legen, indem wir einen vorläufigen Katalog mittheilen, um einen

jeden zu eigenem Aufſuchen und Forſchen zu veranlaſſen.

Wir haben jedoch bei Verfaſſung des Katalogs nicht die Vortheile wie in Carlsbad, wo die Felſen überall ſteil, ausgeſprochen von Natur, oder durch Steinbrüche aufgeſchloſſen, und von mehreren Seiten zugänglich gefunden werden; in dem Keſſel aber (wenn man das Local ſo nennen ſoll, worin Marienbad liegt), ſo wie in der Umgegend, iſt alles in Raſen, Moor und Moos verhüllt, von Bäumen überwurzelt, durch Holz- und Blättererde verdeckt, ſo daß man nur hie und da Muſterſtücke hervorragen ſieht. Zwar kommt das jetzige Terraſſiren, die mehr gangbaren Steinbrüche und ſonſtige Rubrigkeit des Ortes dem Forſcher zu Hülfe, doch taſtet er nur in der nähern und fernern Localität ſchwankend umher, bis ein weiteres Unterſuchen ihm auslangende Aufſchlüſſe gewähren kann.

Wir bemerken jedoch vorläufig, daß große Abänderlichkeit, das Schwanken der Urbildung gegen dieſes und jenes Geſtalten, hier auffallend und merkwürdig ſey. So kommen partielle Abweichungen vor, die wir nicht recht zu benennen wiſſen; nicht etwa gangweiſe, ſondern mit der Schichtung des Granits, wie er ſich in mehr oder weniger geſenkte Bänke trennt, geht eine ſolche veränderte Bank, parallel ſich hüben und drüben anſchließend, fort und zeichnet ſich dadurch aus, daß ſie eine mehr oder minder abweichende Steinart bildet, einen

Wirth.

Ich find' ihn nicht! — O weh! — Hör' ich auch recht? — Daneben

Im Saale —

Söller.

Riecht er mich vielleicht?

Wirth.

Es knistert eben,

Als wär's ein Weiberschuh.

Söller.

Schuh! Nein! das bin ich nicht.

Wirth

(hält den Wachsstock aus, und da er in Verlegenheit das Schloß der kleinen Thür nicht aufmachen kann, läßt er ihn fallen).

Jetzt hindert mich das Schloß noch gar!

(fügt die Thür auf und fort.)

Dritter Auftritt.

Sophie (gar Hintenthür mit einem Licht herein). Söller.

Söller (im Abgehen für sich).

Ein Weibsgesicht!

Höll'! Teufel! meine Frau! Was soll mir das?

Sophie.

Ich bebe

Bei dem verwegnen Schritt.

Söller.

Sie ist's, so wahr ich lebe!

Gibt das ein Rendezvous! — allein, gesetztes Falls,

Ich setzte mich! — Ja dann — Es krabbelt mir am Hals!

Schrift-Granit, oder gegen Jaspis, Chalcedon, Achat hingeneigt, wie wir bei einzelnen Nummern andeuten wollen.

Im Ganzen aber iſt hier noch auszuſprechen, daß wie die Urbildung ſich in allen Welttheilen gleich verhält, alſo auch hier um ſo mehr dieſelben Phänomene vorkommen müſſen, welche bei Carlsbad zu bemerken geweſen, deßhalb wir uns künftig auf die dort beliebten Nummern beziehen werden.

Anleitender Katalog.

Granit betrachten wir als den Grund dieſiger Höhen; man findet ihn, gegenwärtig durch Bauanlagen entblößt, anſtehend als Felsmaſſe und zwar an dem Hauptſpaziergange, wo eben die Mauer vorgezogen wird; ferner in dem Gräflich Klebelsbergiſchen Hof, wo er gleichfalls abgeſtuft zu ſehen war, indem man die abſchließende Mauer aufzuführen ſich beeilte.

Da aber dieſe Stellen nach und nach verbaut werden, ſo hat man ihn künftig in den Steinbrüchen hinter und über der Apotheke zu ſuchen; nach jetzigen Beobachtungen aber darf man dieſen Granit als eine große gegen Norden anſteigende Maſſe anſehen, welche gegenwärtig in Terraſſen geſchnitten wird.

1) Er iſt von mittelmäßigem Korn, enthält aber bedeutende Zwillingskryſtalle, nicht weniger reine Quarztheile von mäßiger Größe.

2) Derſelbe Granit, jedoch von einer Stelle die leicht verwittert, die Arbeiter nennen ihn: den faulen Gang.

3) Ein anderer, höchſt feſter Gang aber, welcher mit jenem Granit verwachſen iſt, hat kaum zu unterſcheidende Theile und zeigt das feinſte Korn, mit gröſeren und kleineren grauen porphyrartigen Flecken.

4) Ein Exemplar mit einem großen ovalen porphyrartigen Flecken.

5) und 6) Er verändert ſich in ein ſchiefriges Weſen, wobei er jedoch durchaus kenntlich bleibt.

7) und 8) Die ſchiefrige Bildung nimmt zu.

9) Auch kommen röthliche quarzartige Stellen vor, gleichfalls gangweiſe. Exemplar mit anſtehendem Granit Nro. 1.

10) Merkwürdige Abänderung, theils porphyr-, theils breccienartig, ſtreicht diagonal durch den von Klebelsbergiſchen Hof nach der Apotheke zu.

11) Erſcheint aber auch mitunter dem Jaspis, Chalcedon und Hornſtein ſich nähernd.

12) Darin bildet ſich in Klüften ein Anhauch von den allerkleinſten weißen Amethyſtkryſtallen.

13) Dergleichen, wo ſich die Amethyſte gröſer zeigen und hie und da ſchon eine Säule bemerken laſſen.

14) Ein Nr. 10 ähnliches Vorkommen, gegen die Mühle zu.

15) Granit mit ſchwarzem Glimmer und gro-

hen Feldspath-Krystallen, demjenigen ähnlich, welcher in Carlsbad gegen den Hammer ansteht. Hier fand man ihn nur in großen Blöcken umher liegen, ohne seinen Zusammenhang andeuten zu können.

16) Ein loser Zwillingskrystall, welche sich hier selten aus dem Gesteine rein auszusondern pflegen; der einzige welcher gefunden ward.

Wir wenden uns nun zu der Schlucht über dem Kreuzbrunnen, wo der Glimmer überhand nimmt; wir haben von Nr. 17 bis 21 die Uebergänge bis ins allerfeinste Korn verfolgt.

22) Dergleichen, doch etwas von Verwitterung angegriffen, deßhalb von gilblichem Ansehen.

23) Röthliche quarzartige Stelle, gangartig einstreichend.

Wir wenden uns nun gegen den Hammer-Hof; an dem Hügel

24) dorthin findet sich eine Granitart, feinkörnig von fettem Ansehen.

25) Fleischrother Granit, in der Nachbarschaft, mit überwiegendem Quarz.

26) Quarz und Feldspath in noch größeren Theilen.

27) Schwer zu bestimmendes Quarzgestein.

Vorgemeldetes Gestein ist mehr oder weniger zu Mauern zu gebrauchen;

28) der Granit aber, welcher zu Platten verarbeitet werden soll, wird von Sandau gebracht.

29) Eine andere dem Granit verwandte Stein-

art, mit vorwaltender Porcellanerde, übrigens höchſt feinkörnig, welcher zu Fenſtergewänden, Geſimſen und ſonſt verarbeitet wird. Vom Sangerberg bei Petſchau.

30) Reiner Quarz, an der aufſteigenden Straße von Marienbad nach Tepel.

31) Schriftgranit, ebendaſelbſt.

32) Granit, an Schriftgranit anſtoßend.

33) Gneis, an Schriftgranit anſtoßend.

34) Granit, ein Stück Glimmerkugel enthaltend, im ſogenannten Sandbruch hinter dem Amthauſe.

35) Nach der Verwitterung übrig gebliebene Glimmer-Kugel.

36) Schwankendes Geſtein, in der Nähe von Nro. 33.

37) Granitiſcher Gang in ſchwarzem ſchwer zu beſtimmendem Geſtein, hinter der Apotheke auf der Höhe.

38) Daſſelbe als Geſchiebe.

39) Das problematiſche Geſtein Nr. 36, mit anſtehendem Glimmer.

40) Gneis, aus dem Steinbruche, rechts an der Straße aufwärts nach Tepel.

41) Gneis, von der rechten Seite der Straße nach Tepel.

42) Dergleichen, von der feſteſten Art.

43) Auch daher, von der Marienquelle angegriffen.

44) Eine Abänderung.

45) Gneis, aus dem Steinbruch, rechts an der Straße nach Tepel.

46) Gneis, dem Glimmerſchiefer nahe kommend.

47) Gneis, von Petſchau, in welchem die Flasern Zwillingskryſtalle ſind, durch den Einfluß des Glimmers in die Länge gezogen. Dieſes Stück beſitz' ich ſeit vielen Jahren, und habe deſſen auch ſchon früher gedacht, (ſ. Leonhard's Taſchenbuch).

47 a) Aehnliches Geſtein, dieſes Jahr als Geſchiebe unter Marienbad im Bache gefunden.

48) und 49) Deßgleichen.

50) Hornblende, mit durchgehendem Quarz, zwiſchen Hoddorf und Auſchowitz.

51) Deßgleichen.

52) Hornblende, von der feſteſten Art.

53) Deßgleichen, von der Marienquelle angegriffen.

54) Hornblende, mit Quarz durchdrungen.

55) Hornblende, mit röthlichem Feldſpath.

56) Hornblende, mit rothem Feldſpath eingewachſen.

57) Hornblende, mit Andeutungen auf Almandinen.

58) Gneis, wo die Almandinen deutlicher.

59) Gneis, mit deutlichen Almandinen.

60) Hornblende, mit großen Almandinen.

61) Hornblende, mit Almandinen und Quarz.

62) Daſſelbe Geſtein, mit kleinern Almandinen.

63) Schweres feſtes Geſtein von ſchiefriger Textur, mit Almandinen, dem Smaragdit aus Tyrol ähnlich; ein Geſchenk des Herrn Pralaten.

64) Ein ähnliches, von der Quelle angegriffen.

65) Von derſelben Formation mit vorwaltenden Almandinen und Quarz.

66) Deßgleichen, mit deutlichen Almandinen.

66) a) Die Almandinen iſolirt.

67) Hornblende, mit feinen Almandinen, von der Quelle angegriffen.

68) Daſſelbe Geſtein, wo die Almandinen von außen ſichtbar.

69) Daſſelbe, von dem feinſten Gefüge.

70) Gehackter Quarz, an welchem die Wände der Einſchnitte durchaus mit feinen Kryſtallen beſetzt ſind; von einem loſen Klumpen in der Gegend des Gasbades.

70 a) Quarz, faſt durchgängig, beſonders aber auf den Klüften kryſtalliſirt, als weißer Amethyſt, von der Chauſſee die nach der Flaſchenfabrik führt; der Fundort bis jetzt unbekannt.

70) b) Feldſpath, mit Hornſteingängen, von derſelben Chauſſee; gleichfalls unbekannt woher.

71) Hornblende, nicht weit unter Wiſchkowitz.

72) Saliniſcher Kalk, unmittelbar am Gneiſe anſtehend, von Wiſchkowitz.

73) Derselbe, jedoch mit Andeutung des Nebengesteins.

74) und 75) Der Einfluß des Nebengesteins thut sich mehr hervor.

76) Kalk und Nebengestein in einander geschlungen; hier manifestirt sich Schwefelkies.

77) Grauer, feinkörnig-salinischer Kalk, den Baulenten besonders angenehm.

78) Tropfsteinartiger Kalk mit unreinen Krystallen, gleichfalls von daher und den Baulenten beliebt.

79) Etwas reinere Kalkspathkrystalle, von daher.

79) a) Bergkerk, welcher gahrweise zu entstehen scheint und nach feuchter Witterung in den Klüften von Wischkowitz gefunden wird.

80) Ganz weißer salinischer Marmor von Michelsberg gegen Plan zu.

81) Grauer Kalkstein.

82) Basalt, von dem Rücken des Podhora.

83) Serpentin und Pechstein.

84) Anstoßendes Urgestein.

Vorstehendes Verzeichniß wird von Wissenschaftsverwandten, die das immer mehr besuchte und zu besuchende Mariendad betreten, gewiß freundlich aufgenommen; es ist freilich für andere so wie für uns selbst nur als Vorarbeit anzusehen, die, bei der ungünstigsten Witterung, mit nicht ge-

ringer Beſchwerlichkeit unternommen worden. Sie gibt zu der Betrachtung Anlaß, daß in dieſem Gebirge zur Urzeit nahe auf einander folgende, in einander greifende verwandte Formationen ſich herbarlat, die wir, nach Grundlage, Abweichung, Sonderung, Wirkung und Gegenwirkung geordnet haben, welches freilich alles nur als Reſultat des eigenen Nachdenkens zu gleichem Nachdenken, nach überſtandener Mühe zu gleicher Mühe und Weiſe auffordern kann.

Baſalt. Zu Nummer 82.

Im Böhmiſchen heißt Podbora eigentlich unter dem Berge, und mag in alten Zeiten nicht ſowohl den Bergzipfel, als deſſen Flanken, Seiten und Umgebung bedeutet haben; wie denn viele böhmiſche Ortſchaften die Localität gar bezeichnend ausdrücken. In ſpäterer Zeit, wo die Nationalnamen in deutſche verwandelt wurden, hat man Podborn-Berg geſagt; dieß würde aber eigentlich heißen Berg unter dem Berg, wie wir ja dergleichen ähnliche pleonaſtiſche Verdoppelung belachen, wenn von einem Chapeaubas-Hut die Rede iſt. Deßhalb erlaube man uns die kleine Pedanterie durchaus Podbora zu ſagen, und verſtehe hier zu Land immer den Podborn-Berg darunter.

Wer zwiſchen dem Stifte Tepel und Marienbad reiſt, kommt über den Abhang dieſes Berges und findet einen bis jetzt freilich höchſt beſchwerlichen Weg über Baſaltklumpen, welche, dereinſt zerſchlagen, ſich zur bequemſten Chauſſee fügen werden. Wahrſcheinlich iſt die Kuppe des Berges ſelbſt, die waldbewachſen ſich in der Gegend auf eine beſondere Weiſe hervorthut, gleichfalls Baſalt, und wir finden alſo dieſe merkwürdige Formation auf einem der höchſten Punkte in Böhmen. Wir haben dieſes Vorkommen auf der Keferſteiniſchen Charte, von Tepel aus etwas links, ein wenig unter dem funfzigſten Grad, mit einem ſchwarzen Punkte bezeichnet.

Serpentin und Pechſtein. Zu Nummer 83.

Daß in der Gegend von Einſiedel Serpentin vorkomme, daß derſelbe auch einigermaßen benutzt werde, war bekannt, wie denn die Umfaſſung des Kreuzbrunnens daraus gearbeitet werden; daß er alſo mit dem Erzgebirg in einem unmittelbaren Zuſammenhang ſtehen müſſe, ließ ſich ſchließen.

Nun fand er ſich auch unverhofft bei Marienbad, an der mittlern Höhe des Bergs, der, an der Südweſtſeite des Badeorts aufſteigend, auf einem Pfade zugänglich iſt, der links von dem Thiergarten, rechts von dem Mühlbach begränzt

wird. Der Zuſammenhang mit den älteſten Formationen mag ſich bei beſſerem Wetter und günſtigern Umſtänden auffinden laſſen. Feuchtes Moos und Geſtrüpp, faule Stämme und Felstrümmer waren für dießmal hinderlich; doch konnte man mit dem Gelingen der erſten Beobachtung noch immer zufrieden ſeyn.

Man entdeckte einen Feldſpath, mit dunkelgrauen, ſeideartigen Lamellen, von einer weißen Maſſe durchzogen, mit deutlichen eingeſchloſſenen Quarztheilen, und man glaubte hier eine Verwandtſchaft mit dem Urgebirg zu erkennen. Unmittelbar daran fand ſich ſchwarzgrüner, ſchwerer Serpentin, ſodann leichterer, heller grün, durchzogen mit Amianth, worauf der Pechſtein folgte, gleichfalls mit Amianth durchzogen, meiſt ſchwarzbraun, ſeltener gelbbraun.

Die Maſſe des Pechſteins war durchaus in kleinere Theile getrennt, davon die größten etwa ſechs Zoll an Länge betragen mochten. Jedes dieſer Stücke war ringsum mit einem grauen, ſtaubartigen, abfarbenden Ueberzug umgeben, der nicht etwa als Verwitterung in den Pechſtein hineindrang, ſondern nach dem Abwaſchen dieſen glänzend wie auf friſchem Bruche ſehen ließ.

Im Ganzen ſchienen die Stücke des Pechſteins geſtaltlos, von nicht zu beſtimmender, unregelmäßiger Form, doch glaubt' ich eine Anzahl auswählen zu können, welche einen vierſeitigen, mehr

Sophie.

Ja, folgt der Liebe nur! Mit freundlichen Geberden
Lockt ſie euch anfangs nach —

Söller.

Ich möchte raſend werden!
Und darf nicht —

Sophie.

— Doch wenn ihr Einmal den Weg verliert,
Dann führt kein Irrlicht euch ſo ſchlimm, als ſie euch führt.

Söller.

Ja wohl, dir wär' ein Sumpf geſünder, als das Zimmer!

Sophie.

Bisher ging's freilich ſchlimm, doch täglich wird es ſchlimmer.
Mein Mann macht's bald zu toll. Bisher gab's wohl Verdruß;
Jetzt treibt er es ſo arg, daß ich ihn haſſen muß.

Söller.

Du Hexe!

Sophie.

Meine Hand hat er — Alceſt inzwiſchen
Beſitzt, wie ſonſt, mein Herz.

Söller.

Zu zaubern, Gift zu miſchen,
Iſt nicht ſo ſchlimm!

Sophie.

Dieß Herz, das ganz für ihn geflammt,
Das erſt durch ihn gelernt, was Liebe ſey —

Söller.

Verdammt —

Sophie.

Gleichgültig war's und kalt, eh' es Alceſt erweichte.

Söller.

Ihr Männer, ſtündet ihr nur all' einmal ſo Beichte!

oder weniger abgestutzten, auf einer nicht ganz horizontalen Basis ruhenden Obelisk vorstellte.

Da der Naturforscher überzeugt ist, daß Alles nach Gestalt strebt, und auch das Unorganische erst für uns wahren Werth erhält, wenn es eine mehr oder weniger entschiedene Bildsamkeit auf eine oder die andere Weise offenbart; so wird man ihm vergönnen, auch bei problematischen Erscheinungen die Gestalt anzuerkennen und das, was er überall voraussetzt, auch im zweifelhaften Falle gelten zu lassen.

Dienstag den 21 August.

Nachdem wir uns denn so umständlich mit den einzelnen Felspartien beschäftigt, so möchte wohl eine allgemeine landschaftliche Ansicht erfreulich seyn; ich erhalte daher das Andenken einer Spazierfahrt, die mir, unter gefälliger Leitung des freundlichen Hauswirths, Herrn von Breseke, höchst genußreich und unterrichtend geworden.

Es war seit Monaten der zweite ganz vollkommen reine, heitere Morgen; wir fuhren um 8 Uhr an der Ostseite des Thales die Teplitzer Chaussee hinauf, welche an dem rechter Hand aufsteigenden Gneis hergeht. Sogleich am Ende des Waldes auf der Höhe zeigte sich fruchtbares Erdreich, und eine Fläche, die zunächst eine Aussicht in ferne Gegenden versprach. Wir lenkten rechts auf Hoddorf zu, hier stand der Berg Poddora

links vor uns, indem wir rechts die Weite des ſich oſtwärts erſtreckenden Pilſner Kreiſes überſahen. Verborgen blieben uns Stadt und Stift Tepel. Aber nun öffnete ſich gegen Süden eine unüberſehbare Ferne, wo die Ortſchaften Habakladra und Millitſchau zuerſt in die Augen fielen, wie man aber weiter verrückte und ſich gegen Südweſt ungehindert umſah, konnte man die Lage von Plan und Kuttenplan bemerken; Dürrmaul zeigte ſich, und das Bergwerk Dreibacken war auf den jenſeitigen Höhen deutlich zu erkennen. Die vollkommen wolkenloſe Atmoſphäre ließ, wenn auch durch einigen Höherauch, die ganze Gegend bis an ihre letzten Gränzen überſchauen, ohne daß irgend ein augenfälliger Gegenſtand ſich hie oder da hervorgethan hätte.

Das ganze überſehbare Land iſt anzuſehen als Hügel an Hügel in immerfort dauernder Bewegung. Höhen, Abhänge, Flächen, keineswegs contraſtirend, ſondern ganz in einander übergehend; daher denn Weide, Wieſe, Fruchtbau, Wald immerfort abwechſeln, zwar einen freien, frohen Blick gewähren, aber keinen entſchiedenen Eindruck hinterlaſſen.

Bei ſolchem Anblick werden wir nun ins Allgemeine getrieben und ſind genöthigt, Böhmen, wenn wir das Geſehene einigermaßen begreifen wollen, uns als einen tauſend- und abertauſendjährigen Binnenſee zu denken. Hier fand ſich

nun theils eine steilere, theils eine sanftere Unterlage, worauf sich nach und nach, bei rücktretendem Wasser, Schlamm und Schlick absetzte, durch deren Hin- und Wiederwogen ein fruchtbares Erdreich sich vorbereitete. Thon und Kieselerde waren freilich die Hauptingredienzien, wie sie in dieser Gegend der leicht verwitternde Gneis hergibt; da aber weiterhin südwärts, an der Gränze der Schieferbildung, der frühere Kalk schon hervortritt, so ist auch im Lande eine fernere Mischung zu vermuthen.

In seiner Abgeschlossenheit bildet Böhmen von dieser Seite einen ganz eigenen Anblick; der Pilsner Kreis, wie ich ihn heute gesehen, erscheint als eine kleine Welt deßhalb ganz sonderbar, weil das in mäßigen Höhen gegen einander sich bewegende Erdreich Wälder und Fruchtbau, Wiesen und Weiden durch einander, unregelmäßig dem Auge darbietet, so daß man kaum zu sagen wüßte, in wie fern Höhen oder Tiefen, auf eine oder die andere Weise, vortheilhaft benutzt seyen.

Die durchaus quellreichen Höhen, die nicht weniger wasserführenden Vertiefungen geben zu mancherlei Teichen Gelegenheit, die sich theils zur Fischerei, theils zu technischen Unternehmungen reichlich darbieten, und was sonst alles noch aus solchem Zusammenwirken entspringen mag.

Auf unserem heutigen Wege konnte man abermals bemerken, was für alle Gegenden gilt, daß

zwar die höheren, urbar gemachten Berg- und Hügelflächen zu einem mäßigen Fruchtbau Gelegenheit geben, daß aber, ſo wie man tiefer hinab kommt, der Vortheil ſogleich bedeutend wächſt, wie ſich an dem ſehr ſchön ſtehenden Winterkorn und dem wohlgerathenen, in die Blüthe tretenden Lein wahrnehmen ließ.

Zu bemerken iſt auch hier der Conflict klimatiſcher Breite und gebirgiſcher Höhe; denn dieſe Gegend, die wir heute bei herrlichem Sonnenſchein durchzogen, liegt noch etwas ſüdlicher, als Frankfurt am Main, aber freilich viel höher. Denn das Stift Tepel iſt 2172 Pariſer Fuß über der Meeresfläche berechnet, und am geſtrigen ganz heitern zwanzigſten Auguſt ſtand das Thermometer Mittags auf 13., das Barometer aber auf 26. 5. 1., auf einem Punkte, wohin es vom Achtzehnten an ſchwankend geſtiegen, und von dem es den Einundzwanzigſten Nachmittags ſchon wieder herabgeſunken war. Wir laſſen dieſes bedeutende Steigen und Fallen hiebei tabellariſch abdrucken, und fügen zu weiterer Betrachtung den Barometer- und Thermometerſtand auf der Jenaiſchen Sternwarte hinzu.

August.

Stift Tepel.

Tag.	Stunde.	Barometer.	Thermometer.
18.	— Abends	7. — 26. 1. 9.	— 14. 3.

Tag.	Stunde.	Barometer.	Thermometer.
19. Aug.	Früh	6. — 26. 2. 4.	— 10. 6.
— —	Mittags	12. — 26. 3. 2.	— 12. 7.
— —	Nachm.	3. — 26. 3. —	— 12. 8.
— —	Abends	7. — 26. 3. 3.	— 11. 9.
20. —	Früh	6. — 26. 3. 9.	— 5. 4.
— —	Mittags	12. — 26. 5. 1.	— 13. —
— —	Nachm.	3. — 26. 4. 10.	— 13. 7.
— —	Abends	7. — 26. 4. 10.	— 13. 4.
21. —	Früh	6. — 26. 4. 4.	— 6. 7.
— —	Mittags	12. — 26. 4. 8.	— 15. —
— —	Nachm.	3. — 26. 3. 7.	— 16. 2.

Jena.

18. Aug.	Abends	8. — 27. 9. 4.	— 14. 0.
19. —	Morg.	8. — 27. 10. 7.	— 13. 2.
— —	Nachm.	2. — 27. 11. 4.	— 17. 0.
— —	Abends	8. — 28. — —	— 16. 5.
20. —	Morg.	8. — 28. 0. 2.	— 9. 0.
— —	Nachm.	2. — 28. 0. 5.	— 19. 5.
— —	Abends	8. — 28. — —	— 13. 8.
21. —	Morg.	8. — 28. — —	— 11. 0.
— —	Nachm.	2. — 27. 11. 8.	— 21. 0.
— —	Abends	8. — 27. 11. 6.	— 14. 4.

Aus vielen Beobachtungen auf der Sternwarte zu Jena folgt ihre Höhe über der Meeresfläche . . . . Pariser Fuß. 374, 4.

	Pariſer Fuß.
Nach vorläufiger Berechnung obenſtehender beiden Tabellen liegt das Stift Tepel höher als Jena . .	1601. 6.
Alſo betrüge die Höhe des Stifts über der Meeresfläche	1976. —
Nach Aloys David in ſeinem Heft: Beſtimmung der Polhöhe des Stifts Tepel betrüge deſſen Höhe über der Meeresfläche	2172. —
Welches eine Differenz gabe von .	196. —

Welche ſich wohl in der Folge bei fortgeſetzten, mehr conformen Beobachtungen ausgleichen wird, ob wir ſchon unſere Angabe von 1976 Par. Fuß für ſicherer zu halten Urſache haben.

Abſchluß.

Mit Bedauern fühlen wir uns hier durch die Bogenzahl ermahnt, von einer erfreulichen Localität, einem intereſſanten Gegenſtand und guter Geſellſchaft Abſchied zu nehmen. Wenn wir auch unſern Leſern überlaſſen, von der Marienbader Oertlichkeit, den Vorzügen der dortigen Anlagen und Einrichtungen, dem heilſamen Einwirken der Waſſer, und was von dorther ſonſt zu erfahren wünſchenswerth iſt, ſich durch mehrere hievon handelnde kleinere und größere Hefte zu unterrichten; ſo hätte ich doch umſtändlicher und dankbarer gedenken ſollen, wie ſehr ich in meinen geologiſchen Zwecken von vielen Seiten her gefördert worden.

Unter Vergünstigung des Herrn Prälaten Reitenberger wurden mir vom Herrn Subprior, dem Anordner und Aufseher des im Stifte Tepel neuerrichteten Mineralien-Cabinets, mehrere böhmische Seltenheiten verabreicht. Herr Graf Sternberg hat mich durch seine beiden Hefte der vorweltlichen Flora, wie nicht weniger durch bedeutende Exemplare der in den Kohlenwerken gefundenen Pflanzenabdrücke geehrt und beglückt. Herr Kreishauptmann Breinl zu Pilsen versah mich reichlich mit den Eisensteinen von Rokizan, mit ausgezeichnet schönen Wavelliten und andern interessanten Mineralkörpern. Die Herren: Graf Klebelsberg, Baron von Bretfeld, Gradl und Heidler ließen es an Beiträgen nicht ermangeln; und gern gedenk' ich auch einiger Bergleute und Steinarbeiter, die mir manches Wünschenswerthe zutrugen.

Der Verfolg des mit der 84sten Nummer abgebrochenen Katalogs wird künftig Reisende und Curgäste auf gar manchen interessanten Fund aufmerken lassen.

Böhmen,

vor Entdeckung Amerika's ein kleines Pern, von Andr. Chr. Eichler. Prag 1820.

Dieses kleine, aus fünf Bogen bestehende Heft kommt mir bei gegenwärtigen Arbeiten sehr zu

Statten, denn man wird dadurch klar, was von den in der böhmischen Geschichte legendenartig aufgeführten Bergwerks-Reichthümern zu denken sey; man erfahrt, wie die, im Ganzen zwar mäßigen, aber doch immer bedeutenden Metall-Erzeugnisse des inneren Böhmens, in früherer Zeit, bei unvollkommenen Anstalten des Bergbaues, immer doch gefruchtet; wie aber die gränzenlosen Kriegs-Verwüstungen mehrerer Jahrhunderte das Vorbereitete vernichtet und neuen Angriff fast unmöglich gemacht.

Was die verschiedenen Kreise liefern und leisten, wird angezeigt, dann folgt ein alphabetisches Register der Fossilien, welche in Böhmen gefunden werden; sodann aber wird auf das Nieasberger und Moldauer Erzrevier ein theilnehmender Blick geworfen, und die Mittel den Bergbau wieder ins Leben zu rufen, einsichtig angegeben.

Wir haben auf unserer dießjährigen Laufbahn viel Nutzen von diesem Büchlein gezogen und niemand, der mit geognostischem, geologischem, oryktognostischem Sinne Böhmen betritt, sollte es an seiner Seite vermissen.

Wir haben an Keferstein's Unternehmen sehr gebilligt, daß er sich im Allgemeinen gehalten hat, und so die, in sich verschiedentlich abweichenden, schwankenden, wechselseitig übergehenden Abwei-

chungen des früheſten Urgebirges mit reiner, ſchön rother Farbe und die Schieferbildung mit der rein grünen bezeichnet hat, einem jeden überlaſſend die Lebendigkeit ſo mancher Uebergänge ſich aufzuſuchen und zurecht zu legen; ebenſo billigen wir, daß er alles was nicht Muſchel- und Jurakalk iſt mit der Farbe des Alpenkalks violett bezeichnet.

Wie wir uns nun vorgenommen, nach ſolcher Anleitung dasjenige was ſich mit Farben nicht ausdrücken läßt mit Worten nachzubringen, ſo geben wir folgendes zu bemerken: mit dem Thonſchiefer kommt nicht allein ein älterer Kalk zum Vorſchein, ſondern es tritt noch ein eigener Umſtand hervor, daß auch lebendige Weſen, wie noch jetzt, zu Auferbauung von Hügeln und Höhen mitgewirkt. In der geognoſtiſchen Charte von Deutſchland finden wir von Pösneck bis Gera einen violetten Streifen zunächſt an jenem Orte breiter, gegen den letzteren zugeſpitzt. Dieſe Linie von Pösneck, Oppurg u. ſ. w. iſt ein rauher, harter, wildgebildeter Kalkſtein, meiſtens aus Madreporen gebildet und, ſo viel ſich bemerken läßt, unmittelbar auf den Schiefer des Voigtlandes aufgeſetzt, worauf man denn nordwärts der Orla hinabfolgend, gegen das Saalthal zu, in die Region des bunten Sandſteins gelangt, auf welchen zuletzt der Muſchelkalk ſich auflagert, wie gedachte Charte deutlich ausweiſt.

Auch in Böhmen fanden wir an zwei Orten

einen ſolchen Kalk, der jenen Geſchöpfen ſein Daſeyn verdankt, einmal unſern Franzenbrunnen, an dem Wege nach Carlsbad, ſodann aber bei Treitnitz, erſtem Dorfe von Eger nach Sandau.

Noch zu erwähnen aber haben wir eines, zwar entfernten ſolchen Felſens, welcher als Korallenklippe in dem Urmeer von Bedeutung war; es iſt der Hübichenſtein am Harz, der, als zweite Vignette, in von Trebra's Erfahrungen vom Innern der Gebirge zu ſehen iſt. Eine, vom Rath Kraus, bei unſerm Aufenthalt auf dem Harz, im Großen vortrefflich gezeichnete Abbildung, welche ich noch beſitze, iſt hier verkleinert. Freund Trebra aber ſpricht davon folgendermaßen: „Ein Kalkfelſen am Iberge unweit der Communion-Bergſtadt Grund, der ſo hoch und ſo ſchmal, gegen die Höhe genommen, dem Hereinſturze wohl nicht entgangen ſeyn würde, wenn nicht ſeine ganze Maſſe mit Corallengewächſen, Madreporen, Fungiten und andern Waſſergeſchöpfen durchflochten wäre. Er ſteht in Maſſe da, ohne alle regelmäßig abgetheilte Lager. Die Spalten und Hohlungen oder Druſen, welche man äußerlich an ihm findet, berühren ſich nicht, laufen zum größten Theil perpendicular, und nur auf ſehr kleine Längen fort."

Intereſſant wäre es zu bemerken, an welche Formation dieſe organiſchen Reſte ſich anſchließen;

Sophie.

Wie liebte mich Alceſt!

Söller.

Ach, das iſt nun vorbei!

Sophie.

Wie herzlich liebt' ich ihn!

Söller.

Pah! das war Kinderey!

Sophie.

Du Schickſal, trennteſt uns, und ach! für meine Sünden
Mußt' ich mich — welch ein Muß! — mit einem Vieh verbinden.

Söller.

Ich, Vieh? — Ja wohl ein Vieh, von dem gehörnten Vieh!

Sophie.

Was ſeh' ich?

Söller.

Was, Madam?

Sophie.

Des Vaters Wachsſtock! Wie
Kam er hieher? — Doch nicht? — Da werd' ich fliehen müſſen;
Vielleicht belauſcht er uns! —

Söller.

O ſey' ihr zu, Gewiſſen!

Sophie.

Doch das begreif ich nicht, wie er ihn hier verlor.

Söller.

Sie ſcheut den Vater nicht, mahl' ihr den Teufel vor!

Sophie.

Ach nein, das ganze Haus liegt in dem tiefſten Schlafe.

Söller.

Die Lu[illegible] iſt mächtiger als alle Furcht der Strafe.

die von mir beobachteten beziehen sich aufs Uebergangsgebirge, im Flözgebirg bin ich keinen begegnet.

Der Weg von Eger nach Sandau geht über ungeheure Anhäufungen von Quarzgeschieben, oder vielmehr kleiner Quarztrümmer, und ist deßwegen, so wie die darauf folgende Kunststraße bequem fahrbar; das am Fuß sich ausbreitende Thal liegt so flach, daß man nicht zu unterscheiden weiß, wohin die wenigen Wasser ziehen. Kurz vor Sandau gehen die leicht zertrümmerbaren Quarzfelsen zu Tage aus, hinter dem Orte erscheinen bald hervorstehende Reste von Granit, die uns hier wie an mehreren Orten zeigen, daß eine große reine Quarzformation den Granit begleite.

Keferstein setzt in Böhmen den rothen Sandstein zwischen Poberſam und Rakonitz, wie die gelbrothe Farbe auf der Charte deutlich ausdrückt; diese Formation zieht sich nach Westen fast bis gegen Buchau und greift also aus dem Rakonitzer in den Saazer Kreis; nun wollen wir von einer verwandten Gebirgsart, dem Weißliegenden im benachbarten Pilsner Kreise, einige Kenntniß geben, ob wir gleich nicht bestimmen können, in wiefern sie mit dem Rothliegenden unmittelbar zusammenstoße.

Zwischen den Herrschaften Theusing und Breitenstein finden sich vom Weißliegenden drei Brüche: zu Drachaun, Kamenahora (Steinberg), Bothstuhra; sie liefern seit langer Zeit Mühlsteine für einen großen Theil von Böhmen, auch werden solche in das Ausland verführt; man bricht sie von der feinkörnigsten Art bis zu der grobkörnigsten, in welcher letzteren große Geschiebe mit eingebacken sind; das Bindungsmittel ist zum Theil Porcellanerde, sie haben die nöthige Härte und lassen sich gut schärfen.

In der Müller-Knollischen Sammlung sind sie unter Nro. 97 eingeführt. Jeder in dieser Gegend Reisende kann sich von solcher wirklich interessanten Gebirgsart die mannichfaltigsten Exemplare verschaffen; wenn er von den alten Mühlsteinen Stücke herunter schlägt, welche in der Nähe von jeder Mühle umherliegend und eingepflastert gefunden werden. In Sandau ist eine Niederlage frischer Mühlsteine.

Ferner sollen in Rokizan auch Mühlsteine gefördert werden, von einer Gebirgsart, welche auch zu Schrittplatten an den Häusern hergelegt werden. Ich habe keine Beispiele davon gesehen, der Charte nach mußt' es eine neuere Formation seyn, vielleicht festere Bänke des Sandsteins, der in der Gegend die Kohlen bedeckt.

Die Herrschaft Walsch im Rakonitzer Kreise ist der Aufmerksamkeit des Geognosten werth; daselbst

kommt Hyalith vor, auf Thonschiefer-Klüften, und zwar auf dem Schafberge daselbst; auch finden sich in gedachter Herrschaft im Kalkschiefer größere und kleinere Fische, ja Blatter. Eine Formation, die also wohl der Oeninger zu vergleichen ware.

Der sogenannte Bouteillen-Stein wird gefunden zu Kornhaus bei Schlan.

Was ich schon vor Jahren gehört, was sich mir aber nicht bestatigt hatte, daß bei Leitau zwischen Carlsbad und Schlackenwerth fossile Mammalien-Knochen sich gefunden hatten, ward mir wieder erzahlt.

Sonntags den 29 Julius.

In der Tiefe des Thals, zwischen Gibacht und Stebdichfur, ließ Fürst Metternich einen hohen Bruckenbogen errichten, um der Chaussee von beiden Seiten gelinderen Abhang geben zu konnen; alles ist noch im Werden, außer der Brucke. Als wir uns nun derselben naherten, fanden wir einen großen, lanalich-viereckten Block des festesten Sandsteins mitten im Wege abgeladen, den wir sogleich als ein Erzeugniß außer-böhmischer Formation anerkannten.

Auf Erkundigung erfuhren wir, daß diese Masse

von Verneck aus dem Bayerischen hierher geschafft sey, bestimmt auf der Brücke aufgestellt zu werden, mit bezeichnender Inschrift, wem man die Verbesserung des Wegs und die leichtere Communication zu danken habe.

Die Schwierigkeit des Transports dieser Masse war groß, wie sie denn auch bei Eger schon einmal strandete. Wir freuten uns der geologischen Einsicht, daß wir diese Steinart sogleich ausländisch angesprochen und als uns Keferstein Charte in den bunten Sandstein wies, fanden wir uns durchaus befriedigt.

Brandschiefer.

Hellbraun, zimmetfarben, biegsam bis auf einen gewissen Grad in sehr dünne Blätter zu trennen, auf seinen Ablösungen zeigen sich Larven von Wasserthieren, auch glaubt man Grashalmen darin zu entdecken. Durch die Linse betrachtet scheint er fast ganz aus den feinsten Glimmertheilchen zu bestehen, daher denn auch wohl seine Theilbarkeit.

An der Kerzenflamme leicht entzündlich, nicht lange fortbrennend, vielen Ruß entwickelnd und einen eigenthümlichen durchdringenden, aber nicht widerwärtigen Geruch. Im Töpfer-Feuer verliert er seine Biegsamkeit, schwillt wellenförmig auf und ob er gleich theilweise zusammensintert, kommt

doch hier seine gränzenlose Theilbarkeit erst recht zum Vorschein.

Da unsere Freunde dieses Mineral für interessant ansprachen, so möchten wir sie gern an Ort und Stelle des Vorkommens hinweisen, welches aber einige Schwierigkeit hat. Wir fanden ihn in Böhmen, Eidogner Kreis, eine Stunde über Zwotau nach Carlsbad hin; da kömmt man an einem Teich vorbei, denselben links lassend, herunter, durch einzeln stehende Kiefern in eine Tiefe. Da führt ein Steg über ein beinahe stillstehendes Wasser und von da an geht, an einer Sandhöhe, die Straße herauf. Links ist nun ein Kiefer- und Fichtenwald, in diesem findet sich funfzig bis hundert Schritte hinein eine Schlucht vom Wasser gerissen, wo dieser Schiefer an der rechten Seite vorsteht; es sind mehrere Lager, die zusammen wohl zwei Lachter und drüber mächtig seyn können. Wenn man sich bei vorstehender Beschreibung vielleicht jener Andeutungen erinnern dürfte, womit Reineke Fuchs den König Nobel, zwischen Kreckelhorn und Hußerich, an die Stelle gewiesen, wo der wichtige Schatz zu finden seyn sollte; so müssen wir die Naturfreunde um Verzeihung bitten, man verlangte von uns die genaueste Bestimmung und wir haben sie nicht anders zu geben gewußt.

Carte générale Orographique et Hydrographique d'Europe.

Par le Général Baron Sorriot de l'Host. Vienne. 1816.

Schon ſeit ſeiner erſten Erſcheinung hat uns dieſes Werk auf mehr als eine Weiſe beſchäftigt. Man ſieht hier den höchſten durch Europa ſich ſchlangelnden Gebirgskamm, welcher durchgängig die Waſſerſcheide macht und die Flüſſe entweder nach Nordweſt oder Südoſt zu ſtrömen nöthigt. Er beginnt am ſüdweſtlichen Ende unſers Welttheils in Spanien, und bildet, einigemal hin- und hergehend, die ſolide Halbinſel; ſodann ſtreicht er zickzack, in größeren oder minderen Abweichungen diagonal durch die Charte, ſo daß wir ihn endlich nordöſtlich in Rußland noch immer antreffen.

Wir haben dieſe Schlangenlinie, wie ſie nach Deutſchland hineintritt, auf die Keferſteiniſche Charte gezeichnet und betrachten ſie oft mit Aufmerkſamkeit. Hier eine flüchtige Andeutung ihres Ganges, um die Liebhaber aufzumuntern, ihrer geognoſtiſchen Charte ein gleiches Intereſſe zu geben. Sie geht vom Simplon auf den Gotthard bis ans Vorarlbergiſche immer granitiſch; dann, über Schiefer und Kreidekalk, in den Quaderſandſtein, über dem Bodenſee weg und nöthigt den Rhein von da ſich weſtwärts zu wenden: ſie tritt ins Würtembergiſche,

geht über Schiefer, rothen Sandſtein auf den Schwarzwald, wo ſie wieder granitiſch wird, und indeſſen links der Rhein ſeine Zuflüſſe daher erhalt, rechts die Region der Donau vorbereitet wird; ſodann als wenn ſie ſich beſänne, daß ſie von dem vorgeſchriebenen Wege zu weit abgelenkt, wendet ſie ſich über den rothen Sandſtein in den Schiefer, zieht über die rauhe Alp, ſich am Schiefer lange haltend, zwiſchen Ellwangen und Dinkelsbühl durch, abwechſelnd über Quaderſandſtein, Schiefer und bunten Sandſtein bis nach Rothenburg, wo eine merkwürdige Scheide gebildet iſt, die ihre Waſſer mittelbar in den Main und Rhein, rechts aber unmittelbar in die Donau ſendet. Dann ſchlangelt ſich die Linie durch den bunten Sandſtein in den Schiefer, läßt Ansbach, Schwabach, Nürnberg links, ſchickt die Rednitz nach dem Main, ſteigt über den bunten Sandſtein bis zum Granit des Fichtelbergs und ſendet von dort die Nab zur Donau. Sodann wendet ſie ſich ſtracks, erſt abwechſelnd zwiſchen Schiefer und Granit, nach Böhmen, und verfolgt lange, immer granitiſch, die ſüdöſtliche Richtung, ſteigt ſodann wieder gegen Nordoſt, bildet nordwarts die Reatonen der Eger, Moldau und Elbe. Endlich tritt ſie in Mähren an den Schiefer der Sudeten und gelangt zum Granit des karpathiſchen Gebirges, wo wir ſie bei Jablunka verlaſſen.

Wie fruchtbar eine ſolche Betrachtung ſey, darf

man Einſichtigen nicht erſt anpreiſen; doch werden ſich künftig auch von unſerer Seite hierüber noch manche Gedanken entwickeln laſſen.

D'Aubuisson de Voisins Geognoſie,

überſetzt von Wiemann. 1r Bd. Dresden, 1821.

Auch dieſes Werk verfehlen wir nicht ſogleich in unſern Nutzen zu ziehen, es verſpricht uns ſchon auf dem Titel eine Darſtellung der jetzigen Kenntniſſe in dieſem Fach oder vielmehr weitem Kreiſe. Der erſte Band liefert uns vorzüglich Nomenclatur, wodurch wir denn in den Fall geſetzt werden, uns über die Erſcheinungen im Allgemeinen zu verſtändigen, was und wie man es vorgetragen zu erfahren, wo wir gleich denken beizuſtimmen, wo wir eine andere Vorſtellung haben ſolches zu bemerken; wir finden einen ernſten feſten Grund und Mittelpunkt, woran ſich Altes und Neues anzuſchließen aufgerufen wird, das Allgemeine der Erſcheinungen wird uns geſichert.

Nun, zum Ueberfluſſe vielleicht, bemerk' ich, daß die Hefte, Schriften und Bücher, deren ich erwähne, in einem eigenen Sinne aufgefaßt ſind:

denn wenn ich davon ſpreche, gebe ich nicht etwa eine Anzeige des Inhalts, noch eine Würdigung deſſen was ſie leiſten und liefern, viel weniger ein Aufzählen des Mangelnden und Nachzubringenden, dieſes alles überlaſſe ich andern Behörden; ich erwähne nur ſolcher Arbeiten, größerer oder kleinerer, inſofern ſie mich im Augenblicke berühren, mich fördern, einen Wunſch erfüllen, oder mir eine Thätigkeit erleichtern. Ich danke ihnen daher auch als für ein Erlebtes, mir in meinem eigenen Sinne Erfreuliches; denn allem dem was uns widerſteht, oder widerſtrebt, können wir unmöglich danken, als ſehr ſpät und inſofern es uns auf die rechten Wege genöthigt hat.

Wie wir Menſchen in allem Praktiſchen auf ein gewiſſes Mittlere gewieſen ſind, ſo iſt es auch im Erkennen. Die Mitte, von da aus gerechnet, wo wir ſtehen, erlaubt wohl auf- und abwärts mit Blick und Handeln uns zu bewegen, nur Anfang und Ende erreichen wir nie, weder mit Gedanken noch Thun, daher es rathlich iſt ſich zeitig davon loszuſagen.

Eben dieß gilt von der Geognoſie: das mittlere Wirken der Welt-Geneſe ſehen wir leidlich klar und vertragen uns ziemlich darüber; Anfang und Ende dagegen, jenen in den Granit, dieſes

in den Baſalt geſetzt, werden uns ewig problematiſch bleiben.

Wenn bei einem problematiſchen, verſchiedene Anſichten zulaſſenden Gegenſtand eine Vorſtellungsart didaktiſch geworden, ſo fragt ſich was man gewinnt, indem man eine gegen die andere vertauſcht? Wenn ich ſtatt Granit-Gneis ſage Gneis-Granit, ſo wird nur evident, daß beide Gebirgsarten, als nah verwandt, in einander übergehend gefunden werden, ſo daß wir bald den einen, bald den andern Ausdruck zu gebrauchen uns veranlaßt glauben.

Wie ich darüber denke, habe ich bereits ausgeſprochen, wobei ich verbleibe, und wenn ich auch nur dadurch einen ſtetig ableitenden Vortrag gewönne: denn alles was wir von der Natur pradiciren, iſt doch nur Vortrag, womit wir erſt uns, ſodann unſern Schülern genug zu thun gedenken.

Warum ich zuletzt am liebſten mit der Natur verkehre, iſt weil ſie immer Recht hat, und der Irrthum bloß auf meiner Seite ſeyn kann. Verhandle ich hingegen mit Menſchen, ſo irren ſie, dann ich, auch ſie wieder und immer ſofort, da kommt nichts aufs Reine; weiß ich mich aber in die Natur zu ſchicken, ſo iſt alles gethan.

Sophie.

Mein Vater iſt zu Bett' — Wer weiß, wie das geſchah?
Es mag drum ſeyn!

Söller.

O weh!

Sophie.

Alceſt iſt noch nicht da?

Söller.

O dürft' ich ſie!

Sophie.

Mein Herz ſchwimmt noch in bangem Zweifel:
Ich lieb' und fürcht' ihn doch.

Söller.

Ich fürcht' ihn wie den Teufel,
Und mehr noch. Käm' er nur, der Fürſt der Unterwelt,
Ich bät' ihn: hol' mir ſie! da haſt du all mein Geld!

Sophie.

Du biſt zu redlich, Herz! Was iſt denn dein Verbrechen?
Verſprachſt du treu zu ſeyn? und konnteſt du verſprechen,
Dem Menſchen treu zu ſeyn, an dem kein gutes Haar,
Der unverſtändig, grob, falſch —

Söller.

Das bin ich?

Sophie.

Fürwahr,
Wenn ſo ein Scheuſal nicht den Abſcheu g'nug entſchuldigt,
So lob' ich mir das Land, wo man dem Teufel huldigt.
Er iſt ein Teufel!

Die Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen.

Wie sehr ich mich seit geraumer Zeit für die böhmische Naturgeschichte, besonders Geologie und Oryktognosie, interessirt, darf ich hier nicht betheuern, indem die früheren Aufsätze davon genugsames Zeugniß ablegen. Und so war mir denn, bei meinen geringen, unterbrochenen, unzulänglichen Bemühungen, schon seit einigen Jahren höchst erfreulich zu vernehmen: daß in der Hauptstadt Prag ein allgemeines Museum im Werke sey, welches nicht allein die Gegenstände der Naturgeschichte, sondern was auch von historischer und literarischer Bedeutung ist, in sich aufnehmen und versammeln werde. Nach ernstlich thätigen Vorbereitungen kam 1818 ein provisorischer Verein zu Stande, dessen Absichten höchsten Orts 1820 allergnädigst genehmigt wurden. Am Ende des Jahres 1822 versammelte sich endlich der permanente Verein, wählte in der Person des Herrn Grafen Caspar Sternberg sich einen Präsidenten, wodurch denn die Anstalt auf das sicherste gegründet erscheint.

Die bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede des Herrn Obrist-Burggrafen von Kolowrat-Liebsteinsky unterrichtet uns von dem schon bedeutend angewachsenen Grundvermögen der Societät,

es ſey an Capitalien, Verlagsartikeln, wie auch von dem bei einem ſo bedeutenden Unternehmen hinreichenden Locale; ferner vernehmen wir die Ausdehnung des wiſſenſchaftlichen Beſitzes an Büchern, Manuſcripten und Original-Urkunden, von Sammlungen die ſich auf Geologie und Orykte-gnoſie des Königreiches erſtrecken, bedeutenden Herbarien und zur auswärtigen Geognoſie Gehörigem. Es fehlt nicht an böhmiſchen Alterthümern und Seltenheiten aller Art, welche nun ſchon zum Theil in Ordnung aufgeſtellt ſind, zum Theil aber noch Vermehrung und Anordnung erwarten.

Sodann möchten wir aus der Rede des verehrten Herrn Präſidenten nur wenige Worte ausziehen, welche auf die wechſelnden Lebensſchickſale eines ſo bedeutenden Mannes hinweiſen; derſelbe ſpricht folgendermaßen:

„Die ehrenvolle Auszeichnung, die mir durch das ſchmeichelhafte Zutrauen meiner Landsleute in dieſem Augenblicke geworden iſt, erſcheint mir als ein Wink der höheren leitenden Vorſehung, welche mich nach einer fünfundzwanzigjährigen Abweſenheit aus meinem Mutterlande, nachdem die ganze Richtung meiner frühern Laufbahn durch die Unbilden der Zeit verſchoben, was ich mit jugendlichem Muth für die Zukunft gebaut, für die Wiſſenſchaften gewirkt hatte, in ſtürmiſchen Kriegstagen zerſtört worden, zu dem väterlichen Herd zurückführte, um im Herbſt meiner Tage auf

eine unerwartete Weise die Erfüllung oft gehegter, stets mißlungener Wünsche zu erleben, mich den Wissenschaften ganz widmen zu können und auf dieser Bahn dem Vaterlande meine letzten Kräfte zu weihen."

„Für den besten Willen und die reinsten Absichten kann das Wenige, das ich seit dreizehn Jahren meines Hierseyns zu leisten vermochte, Bürge seyn; doch darf ich mir nicht verhehlen, daß ungeachtet des Vielen, das in kurzer Zeit für das Museum geschehen ist, noch weit mehr zu thun übrig bleibt, um diese Anstalt auf jenen Standpunkt der Zweckmäßigkeit zu erheben, der in unsern Tagen strenge Anforderung der Wissenschaften, besonders der Naturkunde, geworden ist."

Hieraus können wir uns denn die fromme tröstliche Lehre ziehen: daß wer, in sich selbst tüchtig gegründet, einen edlen Zweck im Auge hat, durch äußere Umstände zwar beschädigt und gestört, niemals aber von seinem Ziel abgelenkt werden kann, das sich ihm zuletzt oft wie durch ein Wunder selbst anbietet.

Die musterhafte Vaterlandsliebe, die sich schon so oft in Böhmen hervorgethan, auf die Hauptstadt als ihren Mittelpunkt zurückwirkt, und sich zu ähnlichem Zweck schon früher regsam bewiesen, sehen wir aufs neue hier in geregelter Thätigkeit, welche nicht ohne Segen und Gedeihen bleiben kann.

Eine besondere Gunst mich als Ehrenmitglied

sogleich aufgenommen zu sehen, empfinde ich tief und bedaure nur, daß spätern Jahren jene Regsamkeit nicht eigen ist, die mich früher innerhalb dieses Kreises belebte. Doch soll auch das, was zu leisten mir noch Kräfte übrig bleiben, dieser hohen und würdigen Anstalt angehören und treulich gewidmet seyn.

Indem ich Vorstehendes abschließe, erhalte ich die neueren Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen und zwar das erste Heft. Da solches in die Hände aller Natur- und Wissenschaftsfreunde gelangen muß, so sage ich hier nur so viel, daß wir dadurch erfahren, was bei der ersten ordentlichen allgemeinen Versammlung den 26 Februar 1823 vorgegangen; der Geschäftsleiter des Museums, Fürst von Lobkowitz, gibt nähere Kenntniß von dem Beginn der Gesellschaft, ihren Grundgesetzen und deren allerhöchster Bestätigung, ein Verzeichniß der an diesem Tage gewählten Männer, dem Herrn Präsidenten und Verwaltungs-Ausschuß, den wirkenden Mitgliedern, den Ehren-Mitgliedern, wo ich meinen Namen an rühmlicher Stelle bescheiden dankbar aufgezeichnet finde. Sodann folgt eine Rede des Herrn Präsidenten, die uns besonders die Naturwissenschaft überblicken läßt, so daß ein jeder Freund derselben, er arbeite nun im Stillen,

einzeln oder zu mehreren gesellt, sich prüfen kann, ob er in diesem Geschäft das Werthe und Würdige leistet. Einige Beilagen lassen uns in ältere Zeiten zurücksehen, und die ganze Verhandlung zeugt von der Thätigkeit edler, würdiger, einsichtiger Männer, die ein so großes Geschäft mit Besonnenheit und Sicherheit übernehmen.

Denn groß ist es freilich und unübersehbar; die Gesellschaft setzt sich in den Mittelpunkt eines ausgedehnten und doch geeinigten concentrirten Reiches, das auf beinahe hundert Quadratmeilen die Menschenmasse von dreimalhunderttundvierzig Tausend über drei Millionen enthält. Denkt man was dazu gehört, die einzelnen Fähigen zur Bildung eines so wichtigen Centrums heranzufordern und hier Producte aller Art zu sammeln; dann aber wieder auf alle hinaus zu wirken, so daß der Centraldesitz bis an die Peripherie lebendig werde: so überschaut man im Allgemeinen mit Bewunderung die übernommene Aufgabe, und sieht, daß zu ihrer Lösung nicht allein wohlwollende und unterrichtet thätige Männer, sondern zugleich an hohen Stellen wirkende Personen, der obersten Macht näher stehende Gewalthaber erfordert werden. Und daraus folgt alsobald, daß weder Königreich noch Kaiserthum einer solchen Wirksamkeit Gränzen setzen dürfte, sie wird sich vielmehr auch auf die übrige Welt ausbreiten und indem sie zu eigenen Zwecken vorschreitet, auch als anregen-

des Beiſpiel den übrigen vorleuchten, die ſich in dieſen ſchönen freien Regionen zu bemühen beſchäftigt ſind.

Aus dem mannichfaltigen bei meinem letzten Aufenthalt in Böhmen Beobachteten und Geſammelten, füge ich hier nur Weniges hinzu, das Weitere mir für die folgenden Hefte vorbehaltend.

Foſſiler Backzahn, wahrſcheinlich vom Mammut. Er wird ſchon über dreißig Jahre bei einer Familie der Stadt Eger aufbewahrt, welche die Ueberzeugung hegt, daß ſolcher in einem dieſem Hauſe gehörigen Kalkſteinbruch bei dem Dorfe Dölitz ſey gefunden worden. Genanntes Gut ſowohl als der ehemalige Kalkſteinbruch liegt auf einer mäßigen Höhe am linken Ufer der Eger, etwa eine Viertelſtunde unter der Stadt. Der Bruch wird gegenwärtig nicht mehr benutzt, und ſcheint oberflächlich geweſen zu ſeyn, da man die Stätte zuſammenpflügen konnte, ohne daß auf den Aeckern eine ſonderliche Vertiefung merkbar geblieben wäre. Einzeln finden ſich noch Stücke von dichtem Kalkſtein mit entſchiedenen Reſten von Schaalthieren, auch auf den Aeckern viele iſolirte Kalkſteine, die man mit einiger Einbildungskraft für organiſche Gebilde halten könnte, ſich aber darüber völlig zu entſcheiden nicht wagen darf.

Der Zahn selbst ist ein Backzahn; er gleicht ziemlich nahe der Cuvier'schen Figur (III. Band, 3. Platte. 4. Nmr.), befindet sich außer der Kinnlade und hat nur drei Abtheilungen, wovon die mittlere mit gedachter Abbildung übereinstimmt und vollkommen erhalten ist, an der vordern und hintern aber ist einiges beschädigt. Ist nun obengedachte Figur ein Viertheil der Größe, so wird unser Exemplar etwas kleiner seyn, denn es erreicht nur das Drittel des Maaßes jener. Das Email ist grau und sehr gut erhalten, so wie auch die innere Ausfüllung vom reinsten und dunkelsten Schwarz erscheint.

Von diesem, nunmehr ins Prager Museum gestifteten fossilen Backzahn besorgte ich Abgüsse, betrachtete sorgfältig die Kupfer zu Cuvier's drittem Bande und versäumte nicht in dem dazu gehörigen Text zu studiren. Ich sendete hierauf einen Gypsabguß an Herrn d'Alton nach Bonn mit der Aeußerung: „Dieser Backzahn möchte wohl zwischen die kleineren Mastodonten und größeren Tapir mitten inne zu stellen seyn. Sie werden ihm seinen Platz am sichersten anweisen." Hierauf erhielt ich folgende Antwort: „Der fossile Zahn scheint mir sehr merkwürdig. Bei einer unverkennbaren Verwandtschaft mit dem Mastodont, unterscheidet er sich doch wesentlich von allen dahin gehörigen, mir bis jetzt bekannt gewordenen Formen. Höchst erwünscht und besonders wichtig sind, nach

meiner Ansicht, an diesem schätzbaren Fragment die äußeren noch unentwickelten Lamellen, welche zu beweisen scheinen, daß überall noch ursprüngliche Entwickelungsformen vorliegen und die eigenthümliche Gestalt der Kau-Flächen nicht durch ein Abreiben der Spitzen entstanden. Ohne dieses besondere Merkmal könnte dieser Zahn wohl auf ein tapirartiges Thier gedeutet werden."

Wie es sich denn eigentlich damit verhalte, werden wir durch die Vorsorge der Gesellschaft des Prager Museums vernehmen, von woher uns eine Abbildung und nähere Bestimmung zugedacht ist.

Anthrazit mit gediegenem Silber. Gewiß gehört dieß Fossil zu den seltenern, indem es ein Gemeng von Quarz und Anthrazit ist, in welchem gediegen Silber, Eisenoxyd und etwas Kupferoxyd vorkömmt, und man, meines Wissens, diese Art des Vorkommens vom gediegenen Silber noch nicht kennt. Schon beim genauen Betrachten unter der Lupe erkennt man das als microscopisch kleine Punkte in verschiedenen Vertiefungen des Minerals liegende gediegene Silber.

Es besteht in 100 Theilen aus:

42, 5 Anthrazit,
30, 5 Quarz,
22, 75 Eisenoxyd,

1, 5 Kupferoxyd,
2, 37 Silber (gediegen),
99, 62.

Jena. Dr. Goebel.

Ist die Erscheinung eines solchen Minerals an sich schon sonderbar genug, so ist das geologische Vorkommen desselben ebenfalls wunderbar zu nennen. Um sich davon einigermaßen einen Begriff zu bilden, nehme man Special-Charten von Böhmen vor sich und betrachte den Gebirgsrücken, der den Pilsner vom Elnbogner Kreise trennt und zugleich den Wasserlauf nordwärts nach der Eger, südwärts nach der Moldau entscheidet. Auf dem nördlichen Abhange im Elnbogner Kreise findet man das Gut Roggendorf, bei welchem ein Eisenhammerwerk betrieben wird, dessen gegenwärtiger Besitzer, Herr Baron Junker, auf Eisenstein muthete in dem Teyler Stiftsbezirk, nicht weit von Einsiedel, zunächst bei einem kleineren Orte, Sangerberg genannt.

Um nun die der Gewinnung des Eisensteins hinderlichen Wasser abzuleiten, wurde ein Stollen getrieben und zwar durch festes Grünstein-ähnliches Gebirg. Nachdem man nun bis zehn Lachter durchbrochen hatte, fand sich ungefähr zwei Schuh unter der Erdoberfläche ein loses mit braunem Staub überzogenes durchlüftetes Quarzgestein, worunter

man denn auch silberhaltiges entdeckte. Dieses Vorkommen wurde jedoch durch einen Letten wieder abgeschnitten, sobald sich aber wieder eben so loses Gestein zeigte, fand man auch wieder einigen Gehalt. Die Stufen, die man von diesem Mineral erlangen konnte, sind klein und unansehnlich, und unterscheiden sich wenig von den größern unförmlichen und mit einem braunen Staube überzogenen Quarzstücken.

Betrachtet man nun das Gebirg im Ganzen, so macht Granit und Gneiß die Hauptmasse, welche aber schon bei Marienbad zum Pechstein überzugehen geneigt ist, und bei Einsiedel Serpentin und Amiantb in bedeutenden Massen sehen laßt.

Kammer-Bühl.

Am 30 Julius 1822 begegnete mir das Glück, mit Herrn Grafen Caspar Sternberg, den Herren Berzelius, Pohl und Grüner den Kammerberg zu besteigen, diese ewig merkwürdige, immer wieder besuchte, betrachtete und immer wieder problematisch gefundene, weit und breit umherschauende, maßige Erhöhung. Der prototypische Charakter ward nicht verkannt, die Vorstellung näherte sich der schon früher geäußerten, wie auch der dort rathlich befundene Vorschlag genehmigt ward. Das Nächste würde nun sein,

Söller.

Was? ein Teufel! Scheusal? — Ich?
Ich halt's nicht länger aus!

(Er macht Geberde, hervorzuspringen.)

Vierter Auftritt.

Alceſt angekleidet, mit Hut und Degen, den Mantel drüber, den er gleich ablegt. Vorige.

Alceſt.

Du warteſt ſchon auf mich?

Sophie.

Sophie kam dir zuvor.

Alceſt.

Du zitterſt?

Sophie.

Die Gefahren!

Alceſt.

Nein! Weibchen! Nicht!

Söller.

Du! dir! das ſind Präliminaren!

Sophie.

Du fühlteſt, was dieß Herz um deinetwillen litt,
Du kennſt dieß ganze Herz, verzeih' ihm dieſen Schritt!

Alceſt.

Sophie!

Sophie.

Verzeihſt du ihm, ſo fühl' ich keine Reue.

bergmannisch die Stunde zu bestimmen, in welcher man den Stollen unter der Haupthöhe durchzuführen habe, um auf der Sohle des weißen Sandes, der sich nordwärts am Fuße im Felde zeigt, durch den Berg zu gehen, dergestalt, daß man nicht zu weit westwärts an das feste Gestein gelangte. Der zu erwartende Aufschluß wäre dann: ob man auf dem weißen Sande ununterbrochen auf der Südseite wieder an den Tag käme, oder ob man auf eine ins Tiefere gehende festere oder mehr lockere Masse gelangte, und sich dadurch einer Eruption aus dem Innern versicherte. Läge nun dieser Hügel in einem eingerichteten Bergrevier, so würde das Unternehmen bequemer einzuleiten seyn; doch auch hier möchte es nicht an genugsamer Anordnung und Aufsicht fehlen. Gegenwärtig wären Vorarbeiten zu besorgen, wodurch man der Ausführung um einige Schritte näher käme, von der man das Beste hoffen darf, da an der thätigen Theilnahme des Grundbesitzers, Herrn Grafen v. Zedwitz, nicht zu zweifeln ist.

Eger, den 6 August 1822.

Wunderbares Ereigniß. Da die Ueberzeugung so trefflicher Männer, mit denen ich den Kammerbühl abermals besuchte, gleichfalls eine vulcanische Erscheinung hier zuzugeben geneigt schien, so mußte mir's um desto mehr auffallen, als ein

junger, munterer Badegaſt, der Naturforſchung auch auf ſeine Weiſe ergeben, von meinem unterirrriſchen Vulcane und deſſen ſucceſſiven Exploſionen, woraus ich zugleich Schmelzung und Stratification zu erklaren gedacht, nicht ſonderlich erbaut ſchien.

Mit beſcheidener Höflichkeit trug er mir ſeine Meinung vor, die dahinaus ging: hier ſey auch wie in dem übrigen Böhmen ein Pſeudovulcan zu ſchauen. Man müſſe ſich, meinte er, beim erſten Anblick der Stratification überzeugen, daß dieſe Gleichheit der Lagen nicht einer Folge von Eruptionen zugeſchrieben werden könne, ſondern in ſolchem Falle alles viel tumultuariſcher und wilder ausſehen würde. Es ſeyen aber Kohlen und Glimmerſchiefer, zu gehörigen Theilen vermiſcht, niedergelegt und alsdann die ganze Schichtung entzündet worden; nun laſſe ſich ſchon eher denken, daß nach dem Ausbrennen die ſammtlichen Schichten ſo ruhig konnten übereinander liegen bleiben, wie man ja auch bei andern Pſeudovulcanen, ſobald man einen Durchſchnitt wie hier im Großen überſehen könne, die früheren Schichtungen gar wohl bemerke.

Ich zeigte ihm die Schwierigkeiten, die bei dieſer Erklarungsart noch übrig blieben, und trug ihm meine Hypotheſe als befriedigend vor, wogegen er mir neue Schwierigkeiten nachzuweiſen wußte. Und ſo ſtanden wir gegen einander, durch

ein doppeltes Problem geſchieden, durch Klüfte, die keiner zu überſchreiten ſich getraute, um zu dem andern zu gelangen; ich aber nachdenklich, glaubte freilich einzuſehen, daß es mehr Impuls als Nöthigung ſey, die uns beſtimmt, auf eine oder die andere Seite hinzutreten.

Hierdurch muſte bei mir eine milde, gewiſſermaßen verſatile Stimmung entſtehen, welche das angenehme Gefühl gibt, uns zwiſchen zwei entgegengeſetzten Meinungen hin und her zu wiegen, und vielleicht bei keiner zu verharren. Dadurch verdoppeln wir unſere Perſönlichkeit, und in ſolcher Gemüthsverfaſſung konnte mir nachgemeldete Schrift nicht anders als höchſt willkommen ſeyn.

Ueber den Bau und die Wirkungsart der Vulcane in verſchiedenen Erdſtrichen,

von Alexander von Humboldt.

Berlin 1823.

Genanntes Heft, von Freundes Hand verfaßt und zugeſendet, nehme ich dankbarlichſt auf, indem es zu keiner gelegenern Zeit bei mir anlangen konnte. Ein weit umſichtiger, tiefblickende Mann,

der auch seine Gegenständlichkeit, und zwar eine gränzenlose vor Augen hat, gibt hier aus hohem Standpunkt eine Ansicht, wie man sich von der neuern ausgedehntern vulcanistischen Lehre eigentlich zu überzeugen habe.

Das fleißigste Studium dieser wenigen Blätter, dem Buchstaben und dem Sinne nach, soll mir eine wichtige Aufgabe lösen helfen, soll mich fordern, wenn ich versuche zu denken, wie ein solcher Mann; welches jedoch nur möglich ist, wenn sein Gegenständliches mir zum Gegenständlichen wird, worauf ich denn mit allen Kräften hinzuarbeiten habe. Gelingt es, dann wird es mir nicht zur Beschämung, vielmehr zur Ehre gereichen, mein Absagen der alten, mein Annehmen der neuen Lehre in die Hände eines so trefflichen Mannes und geprüften Freundes niederzulegen.

Zur Naturwissenschaft und Morphologie, zwei Bände von Goethe, findet man durch drei bedeutende Männer in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung 1823, Nro. 101. und folgende, so günstig als ausführlich recensirt; der Verfasser sprach sich nach dem ersten Lesen darüber aus wie folgt:

Und so hab' ich denn der Parze großen Dank abzustatten, daß sie mich, nicht etwa nur wie den Protesilaus, auf Eine vergnügliche Nacht, sondern

auf Wochen und Tage beurlaubt hat, um das Angenehmste, was dem Menschen begegnen kann, mit Heiterkeit zu genießen. Durch wohlwollende, einsichtige, vollkommen unterrichtete Männer seh' ich mich günstig geschildert, und zwar so recht durch und durch erkannt und aufgefaßt, mit Neigung das Gute, mit Schonung das Bedenkliche dargestellt: ein ehrwürdiges Beispiel, wie Scharf- und Tiefblick mit Wohlwollen verbunden, durch Beifall wie durch Bedingen, Warnen, Berichtigen, sogleich zur lebendigsten Förderniß behülflich sind.

Bekenn' ich jedoch: es hat etwas Apprehensives, wenn das, was wir leidenschaftlich wollten und allenfalls leisteten, als Bilderreihe, wie Banquo's Könige, an uns vorüberzieht; die Vergangenheit wird lebendig und stellt sich uns dar, wie wir sie selbst niemals gewahr werden konnten. Diesmal freilich nicht als leere Schattenumrisse, sondern scharf in allen Theilen ergriffen und ausgeführt.

Hieher muß ich aber bemerken, daß jene vorzüglich schätzenswerthe, ehrenvolle Schilderung erst nur im Allgemeinen und von ferne betrachtet worden; ich nehme sie mit in die böhmischen Bäder, um mich daran zu prüfen und zu erbauen. Schon jetzt aber fühl' ich mich, durch freundliche Forderungen angeregt, sehr geneigt, manches frühere wieder aufzunehmen, das mir, als zerstückelt, nirgendwo sich anzuschließen schien, nun aber, nach solcher

gegebenen Uebersicht, gar wohl sein Plätzchen finden wird.

Die Punkte sodann, worüber so würdige und im Ganzen gleichdenkende Männer sich mit mir nicht vereinigen können, nochmals genau zu überlegen, den Grund einer solchen partiellen Differenz aufzusuchen, wird mir die angenehmste und lehrreichste Pflicht seyn.

Handbuch der Oryktognosie.

Von Leonhard. Heidelberg 1821.

Ob mir gleich höhere Jahre und ein bedingtes Verhältniß zur Naturwissenschaft nicht vergönnen wollen, ein solches Werk, seinem Umfange und Zusammenhange nach, gehörig zu studiren; so habe ich es doch immer zur Seite, um, durch den wohlüberdachten Vortrag, mich von dem methodischen Gange, worin sich die Wissenschaft bewegt, durch den Inhalt von dem Reichthum der Erfahrung, durch die Zugaben von manchem wünschenswerthen Einzelnen bequem zu unterrichten, und also, wo nicht mit Wissen und Wissenschaft gleichen Schritt zu halten, doch wenigstens dieses wichtigste sich immer erweiternde, füllende und umorganisirende Reich nie aus dem Auge zu verlieren.

Ein abermaliges Geschenk bereitet uns der werthe Herr Verfasser in seiner Charakteristik

der Felsarten, und ich rühme mich der besondern Gunst, daß er mich durch frühere einzelne Mittheilung schon jetzt, da es im Entstehen begriffen ist, Vortheil daraus zu ziehen befähigt. Acht Aushängebogen liegen vor mir, durch deren successive Betrachtung fast allein möglich wird, sich an die gränzenlose Fülle des Werks einigermaßen zu gewöhnen.

Zuerst findet man das Allgemeine festgestellt, sodann die Reihenfolge der Gebirgsarten dargelegt, wovon ich denn Granit, Sienit, Diorit und Dolerit bis jetzt vor mir sehe.

Die Folge dieser einzelnen Mittheilung thut auf mich eine glückliche Wirkung; ich erwarte und lese die Blätter mit Leidenschaft, wie Zeitungen; Aufmerksamkeit und Interesse erhalt sich von einem Sendungstage zum andern, und mir dienen diese bedeutenden Anfänge ganz eigentlich zum gründlichsten Examen. Von manchem erwarb ich mir schon früher unmittelbare Anschauung, anderes aber sondert sich ab, wornach ich mich noch umzuthun hatte; neue Namen werden erkannt, die Zweifel des Augenblicks sorgfältig bemerkt. Und so seh' ich ohne große Anstrengung mir manches Gute zugeeignet, mich auf manches Künftige hingewiesen.

Naturwiſſenſchaftliche

Einzelnheiten.

Johann Kunckel,

geboren zu Schleswig 1630, wandte sich, ohne studirt zu haben, von der Apothekerkunst zur Chemie, wo er denn, in einer noch alchymistisch düstern Zeit, mit seltsamen Meinungen hervortrat, welche nicht eben günstig aufgenommen wurden; doch mußt' er, als ein praktisch gewandter Mann, bei feuerlustigen, Geheimes forschenden Fürsten und Herren guten Eingang finden. Zuerst am Lauenburgischen Hofe, dann zu Dresden, zu Berlin und endlich in Schweden angestellt hinterließ er seine Erfahrungen in dem Quartband: die vollkommene Glasmacherkunst, einem zwar vielfach wichtigen und nützlichen, aber doch schwer zugänglichen Buche. Ich erinnere mich aus früherer Zeit bei flüchtiger Ansicht niemals klug daraus geworden zu seyn; gegenwärtig neu angeregt habe ich es genauer betrachtet und denke durch Nachstehendes den Kunstfreunden einen freieren Eingang zu eröffnen.

Söller.

Ja, frage mich einmal, ob ich dir ihn verzeihe?

Sophie.

Was führte mich hieher? Gewiß, ich weiß es kaum.

Söller.

Ich weiß es nur zu wohl!

Sophie.

Es ist mir wie ein Traum.

Söller.

Ich wollt', ich träumte!

Sophie.

Sieh, ein ganzes Herz voll Plagen
Bring' ich zu dir.

Alceſt.

Der Schmerz vermindert ſich im Klagen.

Sophie.

Ein ſympathetiſch Herz, wie deines, fand ich nie.

Söller.

Wenn ihr zuſammen gähnt, das nennt ihr Sympathie!
Vortrefflich!

Sophie.

Mußt' ich nur dich ſo vollkommen finden,
Um mit dem Widerſpiel von dir mich zu verbinden?
Ich hab' ein Herz, das nicht todt für die Tugend iſt.

Alceſt.

Ich kenn's!

Söller.

Ja, ja, ich auch!

Sophie.

So liebenswerth du biſt,

Kunckels Werk enthalt von ihm selbst Weniges, aber an sich Bedeutendes und durch die Stellung noch bedeutender Erscheinendes.

Die Grundlage des Ganzen macht ein Tractat des Antonius Neri über gedachte Kunst. Dieser Mann, von Florenz gebürtig, war zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in voller Thätigkeit und mochte zu Muran, wo schon seit zweihundert Jahren die Glaskunst blühte, den Grund seiner Kenntnisse und Fertigkeiten gelegt haben. Sodann hielt er sich in Antwerpen, ferner in Pisa und Florenz auf, zu einer Zeit wo man überall mit den Venetianern zu wetteifern anfing. Von der Richtung seiner Studien und Beschäftigungen gibt uns das Büchlein genugsames Zeugniß. Aus dem Italiänischen ward es zuerst ins Lateinische, dann ins Deutsche übersetzt und hierauf von Kunckel zum Grunde seiner eigenen Arbeiten und Bemerkungen gelegt; es besteht aus sieben Büchern, deren jedem eine Folge von Kunckels Anmerkungen hinzugefügt ist.

Das erste beschäftigt sich ordnungsgemäß mit den Ingredienzien des Glases, dem Kali, der Soda, dem Quarz, und zeigt wie man vollkommenes und gemeines Glas machen solle. Sodann werden mancherlei Arten angegeben wie man das Glas farben könne. Kunckels Anmerkungen bestätigen, berichtigen und erweitern den Text.

Das zweite Buch geht schon auf complicirtere

Glasfarbung und handelt deßhalb von den Reagentien, womit die Metalle aufgelöst und verkalkt werden. Die kurzen Anmerkungen billigen theils das angerühmte Verfahren, theils deuten ſie auf den kürzeren Weg.

Das dritte Buch fährt fort ſich mit Farbung des Glaſes zu beſchäftigen; die Anmerkungen hadern mit dem Verfaſſer, daß ſeine Vorſchriften irre führen, obgleich manches Gute zugeſtanden wird.

Das vierte Buch handelt vom Bleiglas und den dadurch zu erzeugenden Farben, auch noch von einigen andern Farbungen und Bedingungen. Kunckel verwirft das Bleiglas als allzuweich und zeigt was bei dem übrigen zu bedenken ſey.

Das fünfte Buch lehrt in Gefolg des vorigen, wie die natürlichen Edelſteine nachzuahmen, ja an Schönheit zu übertreffen, obgleich an Härte nicht zu erreichen. Kunckel iſt hierüber ſehr unzufrieden, weil die Paſte zu ſchwer ſey und doch keine rechte Politur annehme; dann fügt er einige Berichtigungen und Erleichterungen hinzu.

Das ſechste Buch trägt nun die Bereitung des Schmelzwerkes, neuerlich Email genannt, deutlich vor, womit Kunckel ſo zufrieden iſt, daß er um dieſes Buches willen das ganze Werk eigentlich zu ſchätzen verſichert; dabei geſteht er, mit Vergnügen ſämmtliche Verſuche durchprobirt zu haben, wovon auch ſeine Anmerkungen Zeuge ſind.

Das ſiebente Buch endlich handelt von Lack-

farben, sodann vom Ultramarin; zuletzt wendet sich der Vortrag zur Glaskunst wieder zurück, da denn auch Kunckel das Seinige hinzufügt.

Hierauf folgt nun eine besondere Zugabe, welche unterweist und anleitet: wie man sowohl Gläser als Flüsse oder künstliche Edelsteine zur größten Perfection und Härte bringen solle; deßwegen denn auch ein hiezu erforderlicher Glasofen vorgeschrieben ist. Am Schlusse wird ausgeführt, wie man Doubletten fertigen und erkennen möge.

Diese erste Abtheilung ist nun geschlossen und es folgen darauf Christoph Merrets Anmerkungen über die Bücher des Antonius Neri. Merret, ein englischer Arzt und Chemiker, schrieb, um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, Noten zu Anton Neri in englischer Sprache, welche sodann Andreas Frisius nebst dem Werke des Antonius Neri in das alles vermittelnde Latein übertrug und 1668 heraus gab, wodurch denn die Uebersetzung weiter ins Deutsche gefördert ward.

Der Engländer macht seine Anmerkungen nach den Paragraphen die durch Neri's ganzes Werk durchgehen. Kunckel, welcher in seinen früheren Anmerkungen sich auf Merret öfters mit Beifall bezogen, berichtigt noch einiges auf wenig Blättern und fügt eine Anmerkung über Bereitung der Potasche hinzu, damit man des orientalischen, oder spanischen Materials entbehren könne.

Hierauf folgt nun der Glasmacherkunst

zweiter Theil, an Blättern etwa halb so ſtark als der erſte; auch dieſer enthält mehr Fremdes als Eigenes. Die erſte Abtheilung handelt vom Glasbrennen, Vergolden und Malen; das Tractätlein ſchreibt ſich von einem guten, aber anonymen Nürnberger Glasmaler her, welcher ſich H. J. S. unterzeichnet. Es ſind hundert Experimente, offenbar aus langer entſchiedener Erfahrung, einfach vorgelegt mit wenig eingeſchobenen Anmerkungen Kunckels, welcher noch einige Recepte hinzufügt.

Die andere Abtheilung enthält eine Anweiſung zur holländiſchen weißen und bunten Töpferglaſur und Malerwerk (faïence) welche Kunckel ſelbſt, nicht ohne große Mühe, Unkoſten und Aufopferung zuſammengebracht; dann folgt noch eine Zugabe von dem kleinen Glasblaſen mit der Lampe.

Die dritte Abtheilung enthält funfzig Experimente, von Kunckel zwar nicht erfunden, aber nachprobirt, nebſt einigen Zugaben.

Den völligen Schluß macht als Anhang ein Sendbrief aus dem Engliſchen überſetzt, handelnd von der Kenntniß der Edelſteine und was dahin gerechnet iſt. Ein Regiſter über das ganze Werk iſt hinzugefügt, bequem zu benutzen, weil die Seitenzahl durch beide Theile durchgeht.

Aus dieſem kurzen Inhaltsverzeichniß wird der ſinnige Leſer alsbald gewahr werden, wie ein collectives aus vielen Theilen zuſammengeſetztes

Werk durch einen tüchtigen erfahrenen, ſeiner Sache gewiſſen, praktiſch ausgebildeten Mann zur Einheit umgeſchaffen worden, und wir dürfen uns ſchmeicheln, daß aufmerkſamen Kunſtverwandten ſich nun deſto lieber und leichter mit dem Einzelnen zu befreunden willkommene Gelegenheit gegeben ſey.

Denn obgleich in dem chemiſchen Fache, wie in ſo vielen andern, ſeit einem halben Jahrhunderte das Unerwartete geſchehen, ſo muß doch immer unterhaltend und belehrend bleiben, rückwärts zu ſchauen und hiſtoriſch zu erkennen, was unſere Vorfahren geleiſtet, wie weit ihr Wiſſen vorwärts gedrungen und wo es geſtockt. Hiedurch finden wir uns denn aufs neue angeregt hie und da die angedeuteten Wege zu verfolgen.

Die ſich gegenwärtig wieder hervorthuende Glasmalerei wird hiebei nicht ohne Vortheile bleiben, die Kunſt iſt nicht ſowohl verloren als deren Ausübung eingeengt und erſchwert, wodurch wir aufgefordert werden, uns nach einzelnen wohl erprobten Handgriffen umzuthun. Der jetzt ins Ganze wirkende Chemiker verfolgt ſo große Zwecke, daß er ſich um das Einzelne, neben dem Weg Liegende, nicht emſig bekümmern kann, und ſo gelingt nicht alles und jedes was im Laufe der Erfahrungen und Verſuche gefordert wird. Lange vermißten wir die trüben Scheiben, die bei hellem Grunde Gelb, bei dunklem Blau zeigen; ebenſo konnten wir nicht mit Gewißheit zu entoptiſirten

Gläſern gelangen. Beide Körper können nunmehr den Freunden der Chromatik nach Luſt und Belieben zugeſtellt werden, wie das Weitere nachſtens auszuführen iſt.

Architektoniſch-Naturhiſtoriſches Problem.

Nach meiner Rückkehr aus Sicilien fand ich in Neapel noch Manches nachzuholen, was in dem Drange des ſüdlichen Lebens verſäumt worden war; dahin gehörte denn auch der Tempel des Jupiter Serapis bei Puzzuol, an deſſen übrig gebliebenen Säulen ſich ein unerklärliches Phänomen dem Erd- und Naturforſcher längſt bemerklich machte.

Am 19 Mai 1787 verfügten wir uns dahin; ich betrachtete mir alle Umſtände genau, und ſetzte gar bald bei mir feſt, wie die Erſcheinung zu erklären ſey. Was ich ſchon damals in mein Tagebuch ſchrieb und aufzeichnete, will ich nach ſo geraumer Zeit, mit allem was mir ſeither bekannt geworden, hier in anſchaulichere Folge, in Bezug auf eine wohlgerathene Kupfertafel getreulich vortragen.

Die Lage des Tempels, eigentlich aber ſeiner noch vorhandenen Ueberreſte, iſt nordwärts von

Puzzuol, etwa zweihundert Toiſen von der Stadt entfernt; er lag unmittelbar am Meer, etwa fünfzehn Fuß über dem Waſſerſpiegel erhöht.

Noch immer nimmt das Mauerwerk einen Raum ein von fünfundzwanzig Toiſen ins Gevierte, davon gehen ab die Zellen der Prieſter ringsum, ſo daß für den innern Hof, einen umgebenden Säulengang mitgerechnet, neunzehn Toiſen übrig bleiben. In der Mitte findet ſich eine runde Erhöhung, mit vier ſteilen Stufen zu erſteigen, ſie hat zehn und eine halbe Toiſe im Durchſchnitt, und trug auf Säulen einen runden durchſichtigen Tempel ohne Zelle.

Die Zahl der freiſtehenden Säulen daran war ſechzehn, den Hof umgaben ſechsunddreißig, und, da einer jeden Säule auch eine Statue zugetheilt worden, ſo mußten zweiundfunfzig derſelben in dieſem mäßigen Raume Platz finden. Denke man ſich nun das Ganze corinthiſcher Ordnung, wie die Proportionen der Säulen, deßgleichen die noch umherliegenden Geſimsglieder beweiſen, ſo wird man geſtehen, daß es hier auf eine große Prachtwirkung angeſehen war. Dieſe ward noch dadurch erhöht, daß der Stoff edel, Maſſen ſowohl als Bekleidung Marmor geweſen; wie denn die engen Prieſterzellen und die ſeltſamen Reinigungszimmer alles von köſtlichem Marmor getäfelt, geplattet und eingerichtet gefunden worden.

Alle dieſe Kennzeichen, vorzüglich auch der Plan,

näher betrachtet, deuten eher auf das dritte als zweite Jahrhundert; der Werth gemeldeter architektonischen Zierrathen, welcher am sichersten entscheiden würde, iſt uns nicht mehr gegenwärtig.

Noch ungewiſſer bleibt die Epoche, wann dieſer Tempel durch vulcaniſche Aſche und ſonſtigen feurigen Auswurf verſchüttet worden; doch geben wir von dem was man noch ſieht, ſo wie von dem was man ſich zu folgern erlaubt, in Bezug auf die Kupfertafel zunächſt Rechenſchaft.

In dem oberen Felde derſelben ſieht man einen Aufriß des Tempels in ſeiner Integrität und zwar den Hof im Durchſchnitt genommen; die vier hohen Säulen des Porticus ſtanden im Grunde des Hofs vor dem Allerheiligſten; man ſieht ferner den von einem Säulengang umgebenen Hof und dahinter die prieſterlichen Gemächer.

Daß der Tempel in einer uns unbekannten Epoche des Mittelalters verſchüttet wurde, iſt kein Wunder. Man nehme den Plan der Campi Phlegraei vor ſich und betrachte Krater an Krater, Erhöhung und Vertiefung immerfort wechſelnd, ſo wird man ſich überzeugen, daß der Boden hier niemals zur Ruhe gekommen. Unſer Tempel liegt nur anderthalb Stunden vom neuen Berge (monte nuovo), der im September 1538 zu einer Höhe von tauſend Fuß emporgewachſen, entfernt, und gar nur eine halbe von der Solfatara, welche noch immer brennt und glüht.

Man beſchaue nun das mittlere Bild, und denke ſich den niedergehenden dichten Aſchenregen, ſo werden die Prieſterwohnungen, davon bedeckt, zu Hügeln anſchwellen, der freie Hof hingegen wird nur bis zu einer gewiſſen Höhe angefüllt werden. Dadurch verblieb in der Mitte eine Vertiefung, welche ſich nur zwölf Fuß über den alten Boden erhub, aus welchem die übriggebliebenen Hauptſäulen, auch wohl der obere Theil der Säulen des Umgangs hie und da hervorragten.

Der Bach, der zur Reinigung durch den Tempel geführt war, wovon die ausgegrabenen Rinnen und Röhren die wunderlich durchſchnittenen Marmorbänke genugſam zeugen, das mit Sorgfalt hergeleitete Waſſer, das noch jetzt nicht fern vorbeifließt, bildete ſtockend einen Teich, der denn etwa fünf Fuß hoch geweſen ſeyn und in dieſer Höhe die Säulen des Porticus beſpült haben mag.

Innerhalb dieſes Gewäſſers entſtehen Pholaden und freſſen den griechiſchen Eyollinmarmor ringsum an, und zwar völlig in der Waſſerwage.

Wie viele Jahre dieſer Schatz verborgen geblieben, iſt unbekannt, wahrſcheinlich bedurfte ſich der Wall rings umher; auch iſt die Gegend überhaupt ſo ruinenreich, daß die wenigen hervorragenden Säulen kaum die Aufmerkſamkeit an ſich ziehen mochten.

Endlich aber fanden neuere Architekten hier eine erwünſchte Fundgrube. Man leitete das Waſſer

ab und unternahm eine Ausgrabung; nicht aber, um das alte Monument wieder herzustellen, es wurde vielmehr als Steinbruch behandelt, und der Marmor bei dem Bau von Caserta, der 1752 begann, verbraucht.

Dieß ist denn auch die Ursache, warum der aufgeräumte Platz so wenig gebildete Reste sehen läßt, und die drei Saulen, auf gereinigtem geplatteten Boden stehend, unsere Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehen. Diese sind es denn, die in der ganzen Höhe von zwölf Fuß über dem Boden völlig rein gesehen werden, sodann aber fünf Fuß weiter hinauf von Pholaden zerfressen sind. Bei näherer Untersuchung hat man das Maaß der durch diese Geschöpfe bewirkten Vertiefungen vier Zoll gefunden, und die Schalen-Reste unverletzt herausgezogen.

Seit jener Zeit des Aufgrabens und Benutzens scheint jedoch weiter nichts angerührt worden zu seyn: denn das Werk: Antichità di Puzzuolo, ein Folio-Band, in welchem bildliche Darstellungen und Text, beides in Kupfer gestochen, gefunden werden, zwar ohne Jahrzahl, aber bei der Vermählung Ferdinands IV. mit Carolinen von Oesterreich, also im Jahr 1768 dem hohen Paare gewidmet, zeigt auf der funfzehnten Tafel den damaligen Zustand ungefähr so, wie wir ihn auch gefunden, und wie eine Zeichnung durch Herrn Verschaffeldt 1790 verfertigt, welche auf hiesiger Großherzoglichen Bibliothek aufbewahrt, den-

Du hätt'st nie von mir ein einzig Wort vernommen,
Wär' dieses arme Herz nicht hoffnungslos beklommen.
Ich sehe Tag vor Tag die Wirthschaft untergehn,
Das Leben meines Mann's! Wie können wir bestehn?
Ich weiß, er liebt mich nicht, er fühlt nicht meine Thränen;
Und wenn mein Vater stürmt, muß ich auch den versöhnen!
Mit jedem Morgen geht ein neues Leiden an.

Söller (gerührt auf seine Art).

Nein doch, die arme Frau ist wahrlich übel dran!

Sophie.

Mein Mann hat keinen Sinn für halb ein menschlich Leben;
Was hab' ich nicht gered't, was hab' ich nachgegeben!
Er säuft den vollen Tag, macht Schulden hier und dort,
Spielt, stänkert, pocht und kriecht, das geht an Einem fort!
Sein ganzer Witz erzeugt nur Albernheit und Schwänke;
Was er für Klugheit hält, sind ungeschliffne Ränke,
Er lügt, verläumdet, trügt —

Söller.

Ich seh', sie sammelt schon
Die Personalien zu meinem Leichsermon.

Sophie.

O glaub', ich hätte mich schon lange todt betrübet,
Wüßt' ich nicht —

Söller.

Nur heraus!

Sophie.

Daß mich Alcest noch liebet.

Alceſt.

Er liebt, er klagt, wie du.

selben Gegenstand der Hauptsache nach übereinstimmend vorlegt.

Auch das bedeutende Werk: Voyage pittoresque, ou description des Royaumes de Naples et de Sicile, und zwar in dem zweiten Theile des ersten Bandes, beschäftigt sich gleichfalls von Seite 167 an mit unserem Tempel. Der Text ist schätzenswerth und gibt mancherlei gute Nachrichten, wenn er uns gleich zu keinem Ziele führt. Zwei Abbildungen gedachter Seite gegenüber sind, nach flüchtigen Skizzen, willkürlich zu gefälligem Schein ausgeführt, aber doch der Wahrheit nicht ganz entfremdet.

Weniger Gutes läßt sich von der in demselbigen Werk zu Seite 172 gehörigen Restauration sagen, wie es die Herausgeber selbst eingestehen; es ist bloß eine phantastische Theater-Decoration, viel zu geräumig und kolossal, da dieses ganze heilige Gebäude, wie schon die Dimensionen anzeigen, in sehr mäßigen Verhältnissen aufgeführt, obgleich überflüssig verziert war.

Hiervon kann man sich durch den Grundriß überzeugen, welcher im erstgenannten Werk Antichità di Puzzuolo, Tafel XVI. eingeschaltet und in dem Voyage pittoresque zu Seite 170 copirt erscheint.

Aus allem diesem aber ist ersichtlich, daß für einen geschickten und gewandten Architekten hier noch viel zu thun bleibe: genauere Maaßangabe

als wir liefern konnten, deßhalb Reviſion des Grundriſſes, nach Anleitung obgenannter Werke, genaue Unterſuchung der noch umherliegenden Trümmer, kennerhafte Beurtheilung des Geſchmacks daran, woraus die Zeit der Erbauung am erſten abzuleiten wäre; kunſtgemäße Reſtauration des Ganzen ſowohl als des Einzelnen, im Sinn der Epoche, in welcher das Gebäude errichtet worden.

Dem Antiquar wäre dadurch vorgearbeitet, der von ſeiner Seite die Art des Gottesdienſtes, welche hier geübt wurde, nachweiſen möchte; blutig muß er geweſen ſeyn, denn es finden ſich noch eherne Ringe im Fußboden, woran man die Stiere geheftet, deren Blut abzuleiten die umhergehenden Rinnen beſtimmt geweſen; ja es findet ſich im Centrum der Mittelerhöhung eine gleiche Oeffnung, wodurch das Opferblut abfließen konnte. Uns ſcheint dieß alles auf eine ſpätere Zeit, auf einen geheimnißvollen düſtern Götzendienſt hinzudeuten.

Nach allem dieſem kehr' ich zu dem Hauptzwecke zurück, den Pholaden-Löchern, die man wohl ungezweifelt ſolchen Thieren zuſchreiben muß. Wie ſie da hinauf gereicht und nur einen gewiſſen Streifen um die Säulen angenagt, entwickelt unſere oben gegebene Erklärung; ſie iſt local und bringt mit dem geringſten Aufwande die Sache zur Klarheit, und wird ſich gewiß des Beifalls ächter Naturforſcher zu erfreuen haben.

Man ſcheint in dieſer Angelegenheit, wie ſo oft geſchieht, von falſcher Vorausſetzung ausgegangen zu ſeyn. Die Saulen, ſagte man, ſind von Pholaden angetroffen, dieſe leben nur im Meere, das Meer muß alſo ſo hoch geſtiegen und die Säulen eine Zeit lang von ihm umgeben worden ſeyn.

Eine ſolche Schlußfolge darf man nur umkehren und ſagen: eben weil man die Wirkung von Pholaden hier mehr als dreißig Fuß über dem Meeresſpiegel findet, und ſich ein zufälliger Teich hier oben nachweiſen läßt, ſo müſſen Pholaden, von welcher Art ſie auch ſeyen, im ſüßen, oder doch durch vulcaniſche Aſche angeſalzten Waſſer exiſtiren können. Und hier ſpreche ich im Allgemeinen unbedenklich aus: eine Erklärung, die ſich auf eine neue Erfahrung ſtützt, iſt achtungswerth.

Denke man ſich nun gegentheils in der dunkelſten Pfaffen- und Ritterzeit das mittellandiſche Meer dreißig Fuß über ſeinen wagerechten Stand ſich erhebend, welche Veranderungen muſten die ſammtlichen Ufer in ihren Zuſtanden erfahren haben? Wie viel Buchten muſten erweitert, wie viel Landdrecken zerwühlt, wie manche Hafen ausgefüllt werden? Und das Gewäſſer ſollte noch überdieß langere Zeit in dieſem Stande geblieben ſeyn? Davon ware aber in keiner Chronik, in keiner Fürſten-, Stadt-, Kirchen- oder Kloſtergeſchichte Meldung geſchehen, da doch in allen Jahrhunderten

nach der Römer Herrſchaft Nachrichten und Ueberlieferungen niemals völlig abreißen.

Hier unterbricht man uns aber und ruft: „Was ſtreitet ihr? mit wem ſtreitet ihr? Hat denn irgend jemand behauptet, jene Meereswallung habe ſich ſo ſpät, während unſerer chriſtlichen Zeitrechnung ereignet? Nein! ſie gehört früheren Jahren an, vielleicht gar dem poetiſchen Kreiſe.“

Es ſey! Wir ergeben uns gern, da wir Streit und Widerſtreit nicht lieben; für uns iſt's genug, daß ein Tempel, im dritten Jahrhundert erbaut, wohl ſchwerlich könne in dem Maaße vom Meere jemals überſchwemmt worden ſeyn.

Und ſo will ich denn nur noch, auf beiliegende Tafel mich beziehend, Einiges wiederholen und wenige Bemerkungen hinzufügen. Auf der obern Abtheilung, wie auf den übrigen, iſt a die Linie der Meeresfläche b die geringe Erhöhung des Tempels über dieſelbe.

Auf dem mittleren Bilde iſt unſere Ueberzeugung ausgedrückt; die Linie c deutet auf die Verſchüttung des Tempelhofes und den Grund des Teiches; d auf die Höhe des Waſſerſtandes in demſelbigen Teiche; zwiſchen beiden Punkten war den gefräßigen Muſcheln der Aufenthalt vergönnt; e ſodann deutet auf den Wall, der bei der Verſchüttung ſich über und um den Tempel hinlegte, wie man denn Saulen und Mauerwerk im durchſchnittenen Terrain punktirt ſieht.

Im unteren Felde, wo ſich die ausgegrabenen Räume zeigen, correſpondiren die von Pholaden angefreſſenen punktirten Säulenhöhen mit dem vormaligen Teiche c, d, und machen die Abſicht unſerer Erklärung vollkommen deutlich; nur iſt zu bemerken, daß man in der Wirklichkeit das umgebende Mauerwerk des Tempels nicht ſo frei, wie hier um der Übereinſtimmung willen gezeichnet worden, ſondern verſchüttet antreffen wird; da man zu jener Zeit nur das Nachgraben ſo weit verfolgte, als man Ausbeute für ſeine Zwecke vorfand.

Sollte ich nun noch etwas hinzufügen, ſo hätte ich die Urſachen anzugeben, warum ich nicht längſt mit dieſer Erklärung hervorgetreten. In dieſem wie in andern Fällen hatte ich mich feſt überzeugt, und fühlte keinen Beruf, in dieſer widerſprechenden Welt auch andere überzeugen zu wollen. Als ich meine italiäniſche Reiſe herausgab, hielt ich gerade dieſe Stelle meines Hefts zurück, weil mir eine ſolche Ausführung mit dem übrigen nicht zu paſſen ſchien, auch im Tagebuch der Hauptgedanke nur angedeutet und mit wenigen Federzügen erläutert war.

Nun treffen aber in dieſen letzten Zeiten zwei Umſtände zuſammen, die mich zu dieſer Eröffnung beſtimmen und ſie möglich machen; ein ſo freundlicher als genial-gewandter Baumeiſter zeichnete nach meinen geringen Andeutungen die paralleli-

ſirende Tafel, welche ohne weitere umſtändliche Ausführung, nur von wenig Worten begleitet, die Sache ſchon ins Klare geſetzt hatte; ſie wird, ſehr ſauber von Schwerdgeburth geſtochen, Naturfreunden genug thun.

Zugleich aber reate mich auf, das Herr von Hoff in ſeinem unſchätzbaren Werke, wodurch er dem ſinnigen Naturforſcher ſo viele unnöthige Fragen, Unterſuchungen, Folgerungen und Antworten erſpart, auch des gegenwartigen Falles gedenken mochte. Bedächtig ſetzt er das Problematiſche aus einander, und wünſcht eine weniger deſperate Erklärung als jene, die eine Erhöhung des Mittelmeers zu einem ſo winzigen Zwecke für nöthig erachtet. Dieſem würdigen Manne ſey denn zuvörderſt gegenwärtiger Aufſatz gewidmet, mit Vorbehalt unſeren verpflichteten Dank für die große, durchgreifende Arbeit öfters, und zwar bei Gelegenheit anderer bedeutenden Punkte, unbewunden auszuſprechen.

Phyſiſch-chemiſch-mechaniſches Problem.

Im Jahre 1821 entzündete der Blitz eine bei Greifswalde nahgelegene Windmühle und beſchädigte einige Flügel. Als man die Mühle wieder

herſtellen wollte und alle Theile derſelben durchforſchte, fand man in der Welle eine Oeffnung zu einer Höhlung führend, aus welcher man zweihundertundachtzig ſchwarze Kugeln nach und nach herauszog, alle von gleicher Größe.

Hiervon erhielt Herr Bergrath Lenz einige, und eine halbe ward Herrn Hofrath Döbereiner zur Unterſuchung überlaſſen, welcher folgendes Reſultat mittheilte: „Sie hat die Geſtalt eines elliptiſchen Sphäroids, deſſen große Axe 18, und deſſen kleine Axe 17 Pariſer Linien beträgt. Ihre Maſſe iſt ſchwarzgrau, dicht (nicht poröſ), von ſpröder Beſchaffenheit, und kleine kaum erkennbare Holzſpäne eingeſprengt enthaltend. Auf der Oberfläche erſcheint ſie ſchalig. Sie verhält ſich chemiſch, theils wie Braunkohle, theils wie geröſtetes Holz. Denn ſie wird von Ammoniak und noch leichter von einer Auflöſung von Aetzkali im Waſſer faſt ganz, bis auf die eingeſprengten Holzſpäne, zu einer dunkelbraunen Flüſſigkeit aufgelöst, und verbrennt, wenn ſie unter dem Zutritt der Luft ſtark genug erhitzt wird, anfangs flammend und zuletzt glühend, wobei die Producte des verbrennenden Holzes, nämlich Kohlenſäure, Waſſer und eine alkaliſch reagirende Aſche, gebildet werden. Die Subſtanz jener Kugel iſt alſo bloß verändertes Holz der Welle, worin ſie gefunden worden."

Ein ſo ſeltſames Phänomen zu erklären, wird ſich wohl jeder Naturfreund gedrungen fühlen, und

da begegnet uns denn sogleich die erste Frage: hat der Blitz hier mit gewirkt, oder gab er bloß Gelegenheit zur Reparatur der Mühle und zur Entdeckung des Phänomens?

Nehmen wir jenes an, so könnte man sagen, daß die Welle vom Blitz getroffen und durchdrungen worden, daß die Holzsubstanz von der Electricität zermalmt, geschmolzen, halb verkohlt und zuletzt von der negativen, die Materie kugelig gestaltenden electrischen Thätigkeit sphärisch ausgebildet worden. Diese Kugeln waren alsdann ein polares Seitenstück zu Lichtenbergs electrischen Figuren, und den Blitzröhren, die man als durch positive Electricität gebildet ansehen darf.

Eine andere Erklärungsart, welche den Blitz nicht zu Hülfe nimmt, wird folgendermaßen vorgetragen:

Betrachtet man jene Halbkugel näher, so sieht man, daß sie aus Partikelchen, die sich nach und nach angelegt, gebildet worden, und findet sie aus einer Schale und einem Kern bestehend. Die Schale ist ungefähr einen guten Viertel-Zoll stark, der Kern unregelmäßig. Untersucht man die Schale näher, so findet man sie aus vielen Theilchen zusammengefügt, die aber so fest aneinanderhängen, daß wir sie als zu einem Ganzen gehörig müssen gelten lassen. Der Kern, manchmal aus mehreren Stücken bestehend, ist zwar dieselbe Masse, doch jedes Stück für sich ein zusammenhangendes Ganze.

Nun stellen wir uns vor, daß als die Welle anfing zu faulen sich Klümpchen bildeten, die jetzigen Kerne, welche mit zunehmender Fäulniß der Welle auch zunahmen und durch das beständige Umdrehen sich zu Kugeln gestalteten; woraus hervorgeht, daß eine gewisse Anziehungskraft der Mulmtheile stattgefunden und diese Körper sich auf physischem Wege durch Vereinigung getrennter aber homogener Theile bei einer gleichförmig anhaltenden Rotation gebildet.

Daß auch hienach das Problem nicht vollkommen gelöst sey, will man gerne zugeben; ein weiteres Nachforschen zu veranlassen stehe hier Folgendes:

Man meldet uns zu gleicher Zeit, daß bei Thorn derselbe Fall vorgekommen, wo jedoch die Kugeln viel größer gefunden worden; eine genauere Nachricht von dort her wäre höchst wünschenswerth.

Hier wäre Gelegenheit, wo eine Akademie der Wissenschaften fruchtbar eintreten könnte, indem sie die Besitzer von Wind- und Wassermühlen auf einen solchen Fall aufmerksam machte, damit derjenige Müller, der eine alte Welle zu repariren oder gar wegzunehmen hätte, genau aufpaßte, ob eine solche Höhlung und eben so gebildete Kugeln sich in derselben befänden. Versprächе man ihm einen Beitrag zu der neuen Welle, oder, was in großen Verhältnissen unbedeutend wäre, eine neue Welle gratis, so könnte er verpflichtet werden, die Kugeln abzuliefern, die Umstände genau anzuzeigen, die

alte Welle nicht zu Scheitholz zu ſpalten, ſondern ſie einer wiſſenſchaftlichen Unterſuchung zu überlaſſen. Zu unſerer Zeit wo Naturfreunde ſich überall verbreiten, müßte wohl in jeder Gegend eine unterrichtete Perſon, ein Gutsbeſitzer, Amtmann, Pfarrer, Phyſicus, Förſter, Landbaumeiſter und wer ſonſt noch ſich befinden, der aufmerkſam auf einen ſolchen Fall ſich ernſtlicher Betrachtung unterzöge.

Höchſt merkwurdig iſt hierbei, daß die Knaeln von gleicher Größe gefunden worden, welches auf langſame Fauluiß, immer gleichen Umſchwung, einen nach und nach entſtehenden gleich hohlen cylindriſchen Raum hindeutet. Woraus man ſich denn überzeugt, daß nur genauere Erfahrungen das Problematiſche des Falles aufzulöſen würden geeignet ſeyn.

Gemälde der organiſchen Natur in ihrer Verbreitung auf der Erde von Wilbrand und Ritgen; lithographirt von Päringer.

Der Verſuch zwar ſinnliche aber dem Auge keineswegs faßliche Gegenſtände durch ſymboliſche Darſtellung vor den Blick zu bringen, und der Einbildung, dem Gedächtniß, dem Verſtand das Uebrige anheim zu geben, iſt oft wiederholt worden und

Sophie.

Das lindert meine Pein,
Von Einem wenigstens, von dir beklagt zu seyn.
Alceſt, bei dieſer Hand, der theuern Hand, beſchwöre
Ich dich, behalte mir dein Herz beſtändig!

Söller.

Höre,
Wie ſchön ſie thut!

Sophie.

Dieß Herz, das nur für dich gebrannt,
Kennt keinen andern Troſt, als nur von deiner Hand.

Alceſt.

Ich kenne für dein Herz kein Mittel.

(Er faßt Sophien in den Arm und küßt ſie.)

Söller.

Weh mir Armen!
Will denn kein Zufall nicht ſich über mich erbarmen!
Das Herz, das macht mir bang'!

Sophie.

Mein Freund!

Söller.

Nein, nun wird's matt;
Ich bin der Freundſchaft nun in allen Gliedern ſatt,
Und wollte, weil ſie ſich doch nichts zu ſagen wiſſen,
Sie ging nun ihren Weg, und ließe mir das Küſſen!

Alceſt.

Geliebteſte!

Sophie.

Mein Freund, noch dieſen letzten Kuß,
Und dann leb' wohl!

wird sich immer erneuern; dießmal ist er in einem hohen Grade den Unternehmenden gelungen.

Auf einer, nach Leipziger Maaß, 4 Fuß, 4 Zoll langen, 1 Fuß, 10 Zoll hohen Tafel sehen wir zuerst ein 8 Zoll hohes Meer. Die Horizontlinie über demselben geht vom 90° nördlicher bis zum 90° südlicher Breite. In der Mitte zeigt sich die Aequatorialgegend, die reichste an mannichfaltigem Leben, welches sich von hier aus nach allen Seiten verbreitet, und so senkt sich dagegen aus der Mitte die Schneelinie in einer Curve von ihrem höchsten Punkte nieder, bis sie sich zuletzt rechts und links aufs Meer legt, im Süden früher, im Norden später. Ueber ihr geben die höchsten Schnee- und Eisgipfel, besonders da hier auch die Himalaya-Gebirge dargestellt sind, einen imposanten Anblick. Nun werden durch Linien, die sich auf das Centrum des Ganzen, welches unmittelbar auf der Meeresfläche angenommen ist, beziehen, unterwärts die Fische, rechts die Thiere, links die Pflanzen bezeichnet und ihr climatisches Leben angedeutet.

Gedächtniß und Einbildungskraft sind sogleich erregt, alle Erfahrungen, die uns reisende Naturforscher überliefert, werden an symbolischer Stelle alsobald wieder lebendig, Erde und Meer in jedem Sinne bevölkert. Hat man diese große Tafel einmal an der Wand befestigt, so mag man sie nicht wieder entbehren, auch das kleine erläuternde Büchlein hat man immer gern zur Hand.

Beiden Männern iſt Gluck zu wunſchen, daß ſie ſich gefunden, erkannt, und zur Mitarbeit vereinigt haben, wobei es ihnen höchlich zu Statten kam, daß ein geſchickter Techniker ſich bei der Ausführung gleichfalls untadelhaft bewies.

Daß die Farbung gluklich ſey und den Begriff, den man faſſen ſoll, erleichtere, muß gleichfalls gerühmt werden, deßhalb zu wunſchen iſt alle Exemplare möchten ſo gut illuminirt ſeyn wie dasjenige was wir vor uns haben.

Bei Betrachtung dieſer großen, ſymboliſch-lakoniſchen Tafel kommt uns denn eigentlich ein neues, ſorgfältig ausgeführtes Werk zu Hülfe, deßhalb wir es auch immer ganz nahe hinzulegen.

Fried. Siegmund Voigt, Hofrath und Profeſſor zu Jena: Syſtem der Natur und ihrer Geſchichte. Jena 1823.

Da wir ſo manche Jahre her Zeugen von dem unermüdeten Fleiß des Herrn Verfaſſers in dem herrlichen Naturreiche geweſen, ſo freut es uns, ein ſo bedeutendes Reſultat ſeiner Studien und ſeines Nachdenkens öffentlich dargelegt zu ſehen; auch wir verſchweigen in der Folge nicht den Vortheil, den wir daraus gezogen, der bis jetzt ſchon nicht gering iſt, indem nicht nur eine Ueberſicht über das Ganze uns zu manchem Nachdenken auf-

gefordert hatte, ſondern wir uns auch im Einzelnen nach Bedürfniß kurz und bündig unterrichtet, ſodann wo wir nöthig fanden weiter zu gehen, durch zweckmäßige und gewiſſenhafte Citate überall gefördert ſahen. Da nun mancher Naturfreund aus dieſem inhaltreichen Werke nach ſeinem Bedürfniß, Unterricht, Erinnerung, Aushülfe, Andeutung und ſonſtiges Gute, was man von einem Lehrbuche verlangt und erwartet, ſchöpfen wird, ſo zweifeln wir nicht, daß ſich mehrere in unſerm Falle befinden und gegen den verdienten Herrn Verfaſſer eine dankbare Empfindung zu hegen geneigt ſeyn werden.

Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins.

Für die pathologiſche Knochenlehre ſind die Wirkungen der Natur in den Elephantenzähnen merkwürdig, wenn bleierne oder eiſerne Kugeln in dieſelben gedrungen ſind, und die Thiere ſich hernach, längere oder kürzere Zeit, noch am Leben erhalten haben. Die Sammlung die vor uns liegt, gibt Gelegenheit zu verſchiedenen Betrachtungen, die ich, ohne weitere Vorbereitung, mittheile und das Allgemeinere, was etwa zu ſagen wäre, bis zum Schluß verſpare.

Nr. 1. Hier ſieht man auf der Oberfläche des

Zahns die Zerſchmetterung, welche die, nicht tief eingedrungene, eiſerne Kugel verurſacht hat. Vielleicht lebte das Thier zu kurz, als daß die Natur den Schaden wieder ergänzen und die äußere Verletzung völlig hatte zuſchließen können; welches ſie ſonſt jederzeit zu bewirken ſcheint, wenn die Kugel tief genug eingeſenkt iſt.

Nr. 2. Ein merkwürdiges Stück! Eine Bleikugel iſt in den Zahn eingedrungen, und die Natur hat die Zerſtörung, die auf der Oberfläche angerichtet worden, beinahe wieder geheilt. Wir bemerken, daß um die Kugel herum eine Veränderung der Knochenmaſſe vorgeht, es ſcheint eine Art von Gerinnung zu ſeyn, von Trennung ſolcher Theile, welche, innig zuſammen verbunden, das Elfenbein organiſch bilden. Dieſes Phänomen ſehen wir noch deutlicher an

Nro. 3, wo eine bräunliche Maſſe, welche durchſcheinender iſt als das Elfenbein, ſich um die Kugel herum angeſchloſſen hat.

Dieſe Gerinnung aber ſcheint nicht allein unmittelbar um den fremden Körper herum vorzugehen, wir können bei Nr. 2 und 3 auch in einiger Entfernung davon, und ohne anſcheinenden Zuſammenhang mit dem Hauptſitze der Krankheit, ſolche durchſcheinende Punkte bemerken, welche wie eine geronnene, ſtockende, geſchiedene Materie ausſehen; ein Phanomen das wir bei

Nro. 4 noch näher kennen lernen, wo ſich ſolche

Punkte in den Faſern des Elfenbeins der Länge nach, erzeugt haben. Man ſieht deutlich daß die durchſcheinende Materie körnig, und in ſich nicht vollkommen zuſammenhängend ſey. Das Elfenbein unmittelbar daran iſt an manchen Orten dergeſtalt verändert, daß es ein weißes, in das milchichte ziehendes Anſehen hat, übrigens aber iſt die ganze umgebende Elfenbeinmaſſe ſchön und geſund. Schade daß dieſes Stück zu klein iſt, und man nicht wiſſen kann, wo die Kugel geſeſſen und auf welche Entfernung von der Kugel ſich dieſe kranke Wirkung erſtreckt hat.

Nro. 5 gibt uns zur Betrachtung von einer andern Art Anlaß. Eine eiſerne Kugel iſt einige Linien tief in den Zahn hineingedrungen, nach außen zu iſt die Wunde verwachſen, aber inwendig hat ſich die Gerinnung weiter ausgebreitet. Die reine Natur des Elfenbeins iſt meiſt zerſtört, man glaubt eine Gerinnung abermals deutlich zu ſehen, und es ſcheint, als wenn eine Art von Zerſtörung des reinen Elfenbeins von gewiſſen Punkten aus vor ſich gehe, welche, indem ſie ſich kreisartig verbreiten, endlich an andere Kreiſe ſtoßen, welche auf gleiche Weiſe gewirkt worden ſind; und ſo wird ein größerer oder kleinerer Raum auf eine krankhafte Weiſe desorganiſirt.

Nro. 6. zeigt uns dieſe vermuthete Operation deutlicher, wobei merkwürdig iſt, daß ſich in dem kranken Umfange auch Höhlungen befinden, welche

zum Theil mit einem feinen Häutchen überzogen ſind. Dieſe zeigen ſich noch ſtarker bei

Nr. 7, wo die, innerhalb des zerſtörten Theils, entſtandenen Höhlen ſich wieder mit feinen Knochenwärzchen anzufullen ſcheinen.

Haben wir nun bisher die krankhafte Wirkung der verletzten Knochenzelle bemerkt, ſo betrachten wir ferner die Gegenwirkung des geſunden Ganzen. Schon bei Nro. 5 ließ ſich an einigen Stellen eine Abſonderung des kranken Theiles vom geſunden bemerken; Nro. 6 zeigt uns dieſelbe noch deutlicher; Nr. 7 hingegen unwiderſprechlich: denn nicht allein ſehen wir an einer Seite die nahe Ablöſung des kranken Theiles von dem daran ſtoßenden geſunden, ſondern die, mit einem Stern bezeichnete, convexe Fläche, iſt offenbar nicht durch einen Sägeſchnitt von dem Zahn, in welchem ſie ſich befand, getrennt worden, ſondern die Natur ſelbſt hat ſie abgelöst.

Nro. 8 beſtätigt alles vorhergeſagte noch mehr, indem der kranke Theil von dem geſunden dergeſtalt abgelöst iſt, daß er hin und wieder geſchoben werden kann, und alſo ſeine völlige Abgeſtorbenheit allem Zweifel entzieht.

Aus dem was bisher bemerkt worden, glauben wir alſo folgern zu können: daß die, durch den fremden Körper, im geſunden Zahn, bewirkte Unordnung eine Stockung und Gerinnung der Safte hervorbringe, welche ſich allmählich, ſowohl gegen

die Seite, beſonders aber der Länge nach verbreitet. Von der Hauptſtockung ſowohl, als auch von den entfernteren einzelnen Stockungspunkten, wird zuletzt ein zuſammenhängender krankhafter Raum gebildet, welcher aus vielen concentriſchen Stockungskreiſen und zuletzt ſogar aus untermiſchten Höhlungen beſteht, anſtatt daß das geſunde Elfenbein aus einer ſchönen, meiſt gleichen, der Länge nach ſehr dicht organiſirten Knochenmaſſe gebildet iſt.

Der krankhafte Theil zeigt ferner, nach den Erfahrungen die vor uns liegen, ſeine Wirkungen nur auf eine gewiſſe Weite, die Querdurchſchnitte der drei Hauptpräparate, Nro. 6, 7, 8 ſind ſich der Breite nach ziemlich gleich; — wie weit ſie ſich in die Länge erſtreckten, läßt ſich nicht ſagen, — genug der geſunde Theil behauptet ſeine Rechte und ſchränkt zuletzt den kranken ein, der ſich nun theils in ſich ſelbſt zu verzehren, theils durch den Einfluß des geſunden Theils ſich langſam wieder anzubauen, jedoch immer ein fremder und abgeſonderter Körper zu bleiben ſcheint, wobei merkwürdig iſt, daß dieſe Knochenkrankheit nicht nach außen zu wirkt, und, wie man erwarten konnte, keine unregelmäßigen Auswüchſe auf die Oberfläche des Zahns hinaustreibt, ſo nahe ſich auch die Kugel darunter befinden mag.

Hierbei bemerke ich noch, daß die Nro. 1 mit einem Stern bezeichnete Stelle eine nicht gar tiefe Verletzung des Zahns, von einer eiſernen Kugel,

zu ſeyn ſcheint, welche aber gar keine krankhaften Folgen gehabt hat, und es läßt ſich vermuthen, daß ein auf ſeiner Oberfläche verletzter Zahn keinem weitern Uebel ausgeſetzt ſey.

Hievon kann man ſich bis zur Gewißheit überzeugen, wenn man einen ganzen Zahn anſieht, deſſen vorderes Ende bei Lebzeiten des Thiers durch Gebrauch abgenutzt worden. (Ein ſolcher iſt auf dem großherzoglichen Muſeo befindlich.) Man ſieht an der Spitze die obern Schalen abgerieben und abgeſtoßen, wobei die untern ſich in einem ganz geſunden Zuſtande befinden, ja ein eben ſo glattes und geſundes Anſehen zeigen, als die welche beſtimmt waren, ſie zu bedecken.

Nach dieſem allen ſey es vergönnt noch einige Betrachtungen nachzubringen.

Der Elephantenzahn iſt im Anfange eine dünne und hohle Scheide, die, indem ſie an Wachsthum zunimmt, ſich ſowohl in- als auswendig mit mehrern Lamellen überkleidet, welche anfangs blättrig über einander liegen, zuletzt aber als ein feſtes Elfenbein zuſammen verbunden werden. Dieſe der Länge nach gerichtete Organiſation zeigt uns die Urſache warum die krankhafte Wirkung eines Theiles leichter und ſtärker der Länge nach wirkt, indem ſie nur die Richtung der ehemaligen, nunmehr verwachſ'nen Lamellen zu nehmen braucht.

Was die Wirkung einer krankhaften Stelle nach der Seite zu betrifft, hab' ich die Vermuthung, daß

hier eine Auflähung und Ausdehnung vor sich gehe, wodurch die nächst anstoßenden Theile des gesunden Elfenbeins zusammengedrückt werden, so daß sogar ein leerer Raum entsteht, den wir an unsern Präparaten in Höhlen vertheilt erblicken. Die ovalen Querdurchschnitte der kranken Stelle, die erst gedachten Höhlen, die krumme Richtung der anstoßenden gesunden Lamellen bei Nro. 7 machen mir diese Meinung wahrscheinlich, und wer die große Elasticität des Elfenbeins bedenkt, so wie dessen Einschwinden wenn es trocknet, der wird ein solches Zusammen- oder, wenn man will, Auseinanderdrücken desselben nicht für unmöglich halten, besonders da eine unregelmäßig und krankhaft arbeitende Natur in organischen Körpern noch weit stärkere und gewaltsamere Wirkungen zeigt.

Wir wenden uns nun zu einem Falle, welchen näher zu beobachten auch einige interessante Präparate vor uns liegen. Es kann nämlich geschehen, daß eine Kugel in den hintern schwachen und hohlen Theil des Zahnes dringt, dann entsteht nicht allein eine ähnliche Stockung und Gerinnung, sondern, weil der dadurch erregte, eben schon wahrscheinlich gemachte, krankhafte Drang kein Hinderniß findet, bildet sich nach innen zu ein Knochenauswuchs, welcher vermuthlich größer wird, je längere Zeit die Natur zu dieser Operation sich nehmen kann.

Nro. 9 ist ein schönes Beispiel, wo eine Bleikugel an dem Rande einer Zahnhöhle hängen ge-

blieben und nach und nach mit einem zitzenförmigen Aus- und Umwuchs umzogen werden.

Nr. 10 und Nr. 11 geben uns hierüber eine fernere Belehrung. Beide Stücke gehören zusammen. An der Structur der äußern Seite bemerkt man daß ſie von einem Theile des Zahns abgeſchnitten ſind, der in der obern Kinnlade geſeſſen hat; nach außen iſt ein ſchiefrig, zitzenhafter, geringer Knochenauswuchs bemerklich, der deſto ſtärker nach innen iſt, wo ſich eine große Zitze mit vielen kleinen zeigt, die im Durchſchnitt jenes geronnene, maſerartige Anſehen hat, das wir ſchon kenne.

Merkwürdig iſt auch hier, daß dieſe Knochenkrankheit nach der innern Höhlung ſo ſtark und nach der äußern Fläche ſo wenig gewirkt hat, ſo wie wir ſchon an Nro. 2 und 3 bemerken konnten, daß die krankhafte Veränderung nicht nach außen arbeitet, vielmehr die Verletzung der Oberfläche des Zahns durch die Natur gleich wieder zugeſchloſſen und geheilt wird.

Ob die Kugel noch innerhalb der Zitze ſich befinde, oder ob dieſer Knochenauswuchs auf eine andere Art von Beſchädigung erfolgt ſey? getraue ich mir nicht ſogleich zu beſtimmen. Auf alle Fälle war es der Zahn eines alten Elephanten und die Beſchadigung daran gleichfalls ſehr alt. Es laſſen ſich noch unterrichtende Vergleichungen zwiſchen dieſem krankhaften Auswuchſe und zwiſchen den

krankhaften Stellen, die innerhalb des Zahns ohne Raum entstehen, bei näherer Beschauung anstellen.

Nro. 12. Ein Stück woran gleichfalls sowohl die äußere Fläche des Zahns als die innere nach der Höhlung zu sichtbar sind. Auch ist es wegen der deutlichen Rinde, welche den Zahn von außen zu umziehen scheint, wegen verschiedener geronnenen Stellen, und sonst gestörter Organisation merkwürdig und dient zugleich zu einem Beleg verschiedener bemerkter Fälle.

Nr. 13 ist ein Stück, dessen Erscheinungen sich an die vorigen nicht anschließen. Es sieht aus als wenn ein Zahn der Länge nach durch ein spitzes Instrument verwundet worden wäre, und so eine gestörte, concentrisch-blättrige, sehr feine, spröde Knochenorganisation entstanden sey. Vielleicht geben künftig andere ähnliche Exemplare dem gegenwärtigen mehr Licht.

Ueberhaupt thäte man wohl, die Sammlung wo möglich noch zu erweitern, um durch eine größere Anzahl von Fällen die genauere Beurtheilung der vorliegenden möglich zu machen.

Vorgemeldete Sammlung verehrte ich meinem freundschaftlichen Lehrer, dessen höchstwerthwürdige anatomische Sammlung eine solche Gabe nicht verschmähte; hoffentlich findet sie sich noch in dem Leder-

ſchen Cabinet zu Moskau und ich erlaube mir noch einige Betrachtungen über die darin erwähnten Gegenſtände.

Ueberließ ich nun ſchon einem Manne, dem ich ſo viel verpflichtet war, ſehr gern eine ſolche freundliche Gabe, ſo hofft' ich doch nach und nach mir eine ähnliche Sammlung wieder herzuſtellen, wie ich ſie, freilich in mehreren Jahren, doch mit einiger Leichtigkeit zuſammengebracht hatte. Dieß wollte mir nun aber keineswegs gelingen. In Nürnberg pflegten die Kammmacher, wenn ſie mit ihrer Säge auf eine ſolche Kugel geriethen, derſelben auszuweichen und ein bedeutendes Stück ihres koſtbaren Elfenbeins aufzuopfern; dieſes legten ſie jedoch zurück und überließen es dem Naturfreunde um ein billiges. Allein nunmehr war mir weder dort noch ſonſtwo dergleichen aufzutreiben möglich, wozu denn auch das ſeltner gewordene Elfenbeindrechſeln und das Arbeiten in dieſem Material überhaupt Urſache ſeyn mochte.

Als ich aber in alten Reiſebeſchreibungen die wilde und ungeſchickte Art las, wie Elephanten zuſammengetrieben, mit einem Regen von Kugeln überſchüttet, die erlegten ihrer Zähne beraubt, andere verwundete, verletzte jedoch wieder in Freiheit gelaſſen wurden, ſo fiel mir ein ob nicht jene Elephantenzähne, die eine ſo reichliche Ausbeute von krankhaftem Elfenbein gegeben, ſich aus der wilden wüſten Jagd herſchreiben möchten, aus Zeiten wo

den Thieren gegönnt war beschädigte Glieder lange Jahre hindurch zu heilen, und ob nicht in neueren Zeiten eine klügere, vorsichtigere Jagd geübt worden, um diese mächtigen Geschöpfe zu erlegen und zum Nutzen zu bringen, welches bei einer täglichen Verbesserung der Feuerröhre gar wohl zu erwarten stand.

Diesem Gedanken will ich keinen größeren Werth geben, indem er mir nur gelegentlich beigegangen; auch hab' ich nach wiederholt vergeblicher Nachforschung kaum versucht, dergleichen Exemplare aufzuspüren, und denke nur wieder daran, da ich vorstehendes Verzeichniß unter meinen älteren Papieren finde, und solches der Aufmerksamkeit der Naturforscher und Sammler nicht unwürdig halte.

Biographiſche Einzelnheiten.

Bedeutung des Individuellen.

Das Individuum geht verloren; das Andenken deſſelben verſchwindet und doch iſt ihm und andern daran gelegen, daß es erhalten werde.

Jeder iſt ſelbſt nur ein Individum und kann ſich auch eigentlich nur fürs Individuelle intereſſiren. Das Allgemeine findet ſich von ſelbſt, dringt ſich auf, erhalt ſich, vermehrt ſich. Wir benutzen's, aber wir lieben es nicht.

Wir lieben nur das Individuelle; daher die große Freude an Vorträgen, Bekenntniſſen, Memoiren, Briefen und Anekdoten abgeſchiedener ſelbſt unbedeutender Menſchen.

Die Frage: ob einer ſeine eigene Biographie ſchreiben dürfe, iſt höchſt ungeſchickt. Ich halte den, der es thut, für den höflichſten aller Menſchen.

Wenn ſich einer nur mittheilt, ſo iſt es ganz einerlei, aus was für Motiven er es thut.

Es iſt gar nicht nöthig, daß einer untadelhaft ſey, oder das Vortrefflichſte und Tadelloſeſte thue; ſondern nur, daß etwas geſchehe, was dem andern nutzen, oder ihn freuen kann.

Man hat es Lavatern nicht gut aufgenommen daß er ſich ſo oft malen, zeichnen und in Kupfer ſtechen ließ und ſein Bild überall herumſtreute. Aber freut man ſich nicht jetzt, da die Form dieſes außerordentlichen Weſens zerſtört iſt, bei ſo mannichfaltigen, zu verſchiedener Zeit gearbeiteten Nachbildungen, im Durchſchnitt gewiß zu wiſſen, wie er ausgeſehen hat?

Dem ſeltſamen Aretin hat man es als ein halb Verbrechen angerechnet, daß er auf ſich ſelbſt Medaillen ſchlagen ließ und ſie an Freunde und Gönner verehrte; und mich macht es glücklich ein paar davon in meiner Sammlung zu beſitzen und ein Bild vor mir zu haben das er ſelbſt anerkannt.

Wir ſind überhaupt von einer Seite viel zu leichtſinnig das individuelle Andenken in ſeinen wahrhaften Beſonderheiten als ein Ganzes zu erhalten, und von der andern Seite viel zu begierig, das Einzelne, beſonders das Herunterſetzende zu erfahren.

Leipziger Theater.

1768.

Auf dem neuerbauten Theater erhielt natürlicherweiſe das Schauſpiel neue Aufmunterung und Belebung. Die Kochiſche Geſellſchaft hatte Verdienſt genug, um das Publicum zu beſchäftigen und zu unterhalten. Man wollte ein Drud-

ſches Theater auch mit einem patriotiſchen Stück anfangen und wählte, oder vielmehr man nahm hiezu den Hermann von Schlegel, der nun freilich, ungeachtet aller Thierhaute und anderer animaliſchen Attribute, ſehr trocken ablief; und ich, der ich gegen alles was mir nicht gefiel oder mißfiel mich ſogleich in eine praktiſche Oppoſition ſetzte, dachte nach, was man bei ſo einer Gelegenheit hatte thun ſollen. Ich glaubte einzuſehen, daß ſolche Stücke in Zeit und Geſinnung zu weit von uns ablagen, und ſuchte nach bedeutenden Gegenſtanden in der ſpatern Zeit, und ſo war dieſes der Weg auf dem ich einige Jahre ſpater zu Götz von Berlichingen gelangte. Koch, der Director, war durch ſein hohes Alter von der Bühne dispenſirt. Ich habe ihn nur zweimal in dem obgedachten Hermann, und dann einmal als Criſpin geſehen, wo er noch eine trockene Heiterkeit und eine gewiſſe künſtleriſche Gewandtheit zu zeigen wußte. Brinkner, als erſter Liebhaber, hatte unſern ganzen Beifall, weniger Demoiſelle Steinberger, welche uns als Liebhaberin zu kalt ſchien. Eine Madame Starke war in den Mutterrollen wohl aufgenommen; der übrigen Geſtalten erinnere ich mich nicht mehr, aber deſto beſſer des lebhaften Eindrucks, den eine Demoiſelle Schulz auf uns machte, die mit ihrem Bruder, dem Balletmeiſter, bei uns anlangte. Sie war nicht groß, aber nett,

schöne schwarze Augen und Haare; ihre Bewegungen und Recitation vielleicht zu scharf, aber doch durch die Anmuth der Jugend gemildert. Sie zog uns in die Bühne so oft sie spielte, und ihre Darstellung von Romeo und Julie von Weiße ist mir noch ganz gegenwärtig, besonders wie sie in dem weißen Atlaßkleide aus dem Sarge stieg und sich sodann der Monolog bis zur Vision, bis zum Wahnsinn steigert. Wenn sie die Ottern, welche sie an sich hinaufkriechend wähnte, mit lebhafter Bewegung der Hand wegzuschleudern schien, war ein unendliches Beifallklatschen ihr Lohn; ja sie hatte durch ihre tragischen Tugenden uns dergestalt gewonnen, daß wir sie in keiner mindern Rolle, am wenigsten aber als Tänzerin sehen wollten, und sie davon sogar in kleinen ausgestreuten Versen abzumahnen gedachten.

Die nachher als Mara so bekannt gewordene Schmehling befand sich mit ihrem Vater gleichfalls in Leipzig und erregte allgemeine Bewunderung. Dagegen hatte Corona Schröter, ob sie gleich mit jener es nicht an Stimme und Talent aufnehmen konnte, wegen ihrer schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens und ihres ernsten anmuthigen Vortrags, eine allgemeine Empfindung erregt, welche sich, je nachdem die Personen waren, mehr oder weniger als Neigung, Liebe, Achtung oder Verehrung zu äußern pflegte. Verschiedene ihrer Anbeter machten mich zum Ver-

trauten und erbaten ſich meine Dienſte, wenn ſie irgend ein Gedicht zu Ehren ihrer Angebeteten heimlich wollten drucken und ausſtreuen laſſen. Beide, die Schröter und Schmehling, habe ich oft in Haſſe'ſchen Oratorien neben einander ſingen hören, und die Wagſchalen des Beifalls ſtanden für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunſtliebe, bei der andern das Gemüth in Betrachtung kam.

Lenz.

Spate Bekanntſchaft mit ihm, in den letzten Monaten.

Seine Geſtalt, ſein Weſen.

Seine Beſtimmung in Straßburg.

Hofmeiſter von ein paar Curländiſchen Edelleuten.

Seltſamſtes und indefinibelſtes Individuum.

Neben ſeinem Talent, das von einer genialen aber barocken Anſicht der Welt zeugte, hatte er ein travers, das darin beſtand, alles, auch das ſimpelſte, durch Intrigue zu thun, dergeſtalt daß er ſich Verhältniſſe erſt als Mißverhältniſſe vorſtellte, um ſie durch politiſche Behandlung wieder ins Gleiche zu bringen. In dem Umgang mit ſeinen Freunden, Eleven und Bekannten war es ſeine Art ſich die närriſchesten Irrwege auszuſinnen, um aus Nichts etwas zu machen, und ohne

Fünfter Auftritt.

Alceſt (zurückkommend).

Was willſt du nun, mein Herz! — Es iſt doch wunderbar!
Dir bleibt das liebe Weib noch immer, was ſie war.
Hier iſt die Dankbarkeit für jene goldnen Stunden
Des erſten Liebesglücks nicht ganz hinweggeſchwunden.
Was hab' ich nicht gedacht! Was hab' ich nicht gefühlt!
Und jenes Bild iſt hier noch nicht herausgeſpült,
Wie mir die Liebe ſie vollkommen herrlich zeigte,
Das Bild, dem ſich mein Herz in tiefer Ehrfurcht neigte.
Wie anders iſt mir's nicht? wie heller ſeit der Zeit?
Und doch bleibt ihr ein Reſt von jener Heiligkeit.
Bekenn' es ehrlich nur, was dich hieher getrieben;
Nun wendet ſich das Blatt, fängſt wieder an zu lieben,
Und die Freigeiſterey, und was du fern gedacht,
Der Hohn, den du ihr ſprachſt, der Plan, den du gemacht —
Wie anders ſieht das aus! Wird dir nicht heimlich bange?
Gewiß eh' du ſie fängſt, ſo hat ſie dich ſchon lange!
Nun das iſt Menſchenloos! Man rennt wohl öfters an,
Und wer viel drüber ſinnt, iſt noch weit übler dran.
Nur jetzt das nöthigſte! Ich muß die Art erdenken,
Um ihr gleich morgen früh was baares Geld zu ſchenken.
Im Grund iſt's doch verflucht — Ihr Schickſal drückt mich ſehr.
Ihr Mann, der Lumpenhund, macht ihr das Leben ſchwer.
Ich hab' juſt noch ſo viel. Laß ſehn! Ja, es wird reichen.
Wär' ich auch völlig fremd, ſie müßte mich erweichen:
Allein es liegt mir nur zu tief in Herz und Sinn,
Daß ich gar vieles Schuld an ihrem Elend bin. —
Das Schickſal wollt' es ſo! Ich konnt's einmal nicht hindern;
Was ich nicht ändern kann, das will ich immer lindern.

(Er macht die Schatulle auf.)

in der damaligen Epoche etwas Böſes oder Schädliches zu wollen, übte er ſich doch immer dergeſtalt, um in der Folge bei andern Zwecken, die er ſich vorſetzen mochte, auf die tollſte Weiſe zu einer Art von Scheimen zu werden. Wobei ihm, in Abſicht auf Beurtheilung und Imputation, immer ſeine Halbnarrheit, ein gewiſſer von Jedermann anerkannter bedauerter ja geliebter Wahnſinn, zu Statten kam.

Sein näher Verhältniß zu mir fällt in die folgende Epoche.

Ich beſuchte auf dem Wege Friederike Brion; finde ſie wenig verändert, noch ſo gut, liebevoll, zutraulich wie ſonſt, gefaßt und ſelbſtſtändig. Der größte Theil der Unterhaltung war über Lenzen. Dieſer hatte ſich nach meiner Abreiſe im Hauſe introducirt, von mir was nur möglich war zu erfahren geſucht, bis ſie endlich dadurch daß er ſich die größte Mühe gab meine Briefe zu ſehen und zu erhaſchen, mißtrauiſch geworden. Er hatte ſich indeſſen nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe verliebt in ſie geſtellt, weil er glaubte, das ſey der einzige Weg hinter die Geheimniſſe der Mädchen zu kommen; und da ſie nunmehr gewarnt, ſcheu, ſeine Beſuche ablehnt und ſich mehr zurückzieht; ſo treibt er es bis zu den lächerlichſten Demonſtrationen des Selbſtmords,

da man ihn denn für halbtoll erklären und nach der Stadt ſchaffen kann. Sie klärt mich über die Abſicht auf, die er gehabt mir zu ſchaden und mich in der öffentlichen Meinung und ſonſt zu Grunde zu richten, weßhalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken laſſen.

An den Conſul Schönborn
in Algier.

Frankfurt, den 4 Juni 1773.

Am 25 Mai erhielt ich Ihren Brief, er machte uns allen eine langſt erwartete Freude; ich ſchnitt mir gleich dieſe reine Feder um Ihnen einen aquivalenten Bogen voll zu pfropfen, kann aber erſt heut den 1 Juni zum Schreiben kommen.

In der Nacht vom 28 auf den 29 Mai kam Feuer aus, in unſrer Judengaſſe, das ſchnell und graßlich überhand nahm; ich ſchleppte auch meinen Tropfen Waſſers zu, und die wunderbarſten, innigſten, mannichfaltigſten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieſer Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt, und bin aber und abermal vergewiſſert worden, daß das doch die beſten Menſchen ſind.

Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie ſo ins

Einzelne Ihrer Reise mit mir gegangen sind, dafür sollen Sie auch allerlei hören aus unserm Reiche. Ich habe Klopstocken geschrieben und ihm zugleich was geschickt; brauchen wir Mittler um uns zu communiciren?

Allerhand neues hab' ich gemacht. Eine Geschichte des Titels: die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt. Dann hab' ich ein Trauerspiel gearbeitet: Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, bald groß bald kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Scenen, die ich im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur andeuten konnte. Auf Wieland hab' ich ein schandlich Ding drucken lassen, unterm Titel: Götter, Helden und Wieland, eine Farce. Ich turlupinire ihn auf eine gar seltsame Weise über seine moderne Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt. Ich will suchen Euch nach und nach

das Zeug durch Gelegenheit nach Marſeille zu ſpediren, übers Meer kann das Porto nicht viel tragen. Noch einige Plane zu großen Dramas hab' ich erfunden, das heißt das intereſſante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen. Mein Caſar der Euch nicht freuen wird, ſcheint ſich auch zu bilden. Mit Kritik geb' ich mich gar nicht ab. Kleinigkeiten ſchick' ich an Claudius und Boie, davon ich dieſem Brief einige beifügen will. Aus Frankfurt bin ich nicht gekommen, doch hab' ich ein ſo verworren Leben geführt, daß ich neuer Empfindungen und Ideen niemals gemangelt habe. Von der Ladung vergangener Leipziger Meſſe Morgen. Für heute Adieu.

Am 8 Juni.

Ich fahre fort. Herder hat ein Werk drucken laſſen: Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts. Ich hielt meinen Brief inne um Ihnen auch Ihr Theil übers Meer zu ſchicken, noch aber bin ich's nicht im Stande, es iſt ein ſo myſtiſch weitſtrahlſinniges Ganze, eine in der Fulle verſchlungener Geaſte lebende und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maaßſtab einigen Ausdruck der Rieſengeſtalt nachaffen, oder eine treue Silhouette einzelner Theile melodiſch ſympathetiſchen Klang in der Seele an-

ſchlagen kann. Er iſt in die Tiefen ſeiner Empfindung hinabgeſtiegen, hat drinn alle die hohe heilige Kraft der ſimpeln Natur aufgewühlt und führt ſie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem hier und da morgenfreundlich lächelndem, Orphiſchen Geſang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Laſterbrut der neuern Geiſter, De- und Atheiſten, Philologen, Textverbeſſerer, Orientaliſten ꝛc. ꝛc. mit Feuer und Schwefel und Fluthſturm ausgetilget. Sonderlich wird Michaelis von Skorpionen getödtet. Aber ich höre das Magiſtervolk ſchon rufen: er iſt voll ſüßen Weins, und der Landpfleger wiegt ſich auf ſeinem Stuhle und ſpricht: Du raſeſt! —

Sonſt hab ich nichts von der Meſſe kriegt, das der Worte unter uns werth wäre. Klopſtock's Republik iſt angekommen. Mein Exemplar hab' ich noch nicht. Ich ſubſcribirte außerhalb. Der Trödelkrämer Merkurius fährt fort ſeine philoſophiſch-moraliſch-poetiſchen Bijouteries, Etoffes, Dentelles etc. nicht weniger Nürnberger Puppen und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln, wird alle Tage gegen ſeine Mitarbeiter ſchulmeiſterlich impertinenter, putzt ſie wie Buben in Noten und Nachreden ꝛc. ꝛc.

Nun auch ein vernünftig Wort aus dem Leben; meine Schweſter iſt ſchwanger und grüßt Euch, wie auch ihr Mann. Der Dechant war einige Zeit krank, jetzt ſind wir in dem Garten fleißig,

ſäen, binden, gaten und eſſen; er will in der Apathie was vor ſich bringen, ich aber, der ich ſehe es geht nicht, ube mich täglich in der Anakataſtaſis. Unter den übrigen die Sie haben kennen lernen hat ſich nichts Merkwürdiges zugetragen. Herdner iſt glücklich in ſeinem Eheſtande.

Lavater der mich recht liebt, kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige Tropfen ſelbſtſtändigen Gefühls einflößen kann, ſoll mich's hoch freuen. Die beſte Seele wird von dem Menſchenſchickſal ſo innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein ſchweifender Geiſt ihm die collective Kraft entzogen, und ſo der beſten Freude, des Wohnens in ſich ſelbſt, beraubt hat. Es iſt unglaublich wie ſchwach er iſt und wie man ihm, der doch den ſchönſten ſchlichteſten Menſchenverſtand hat, den ich je gefunden habe, wie man ihm gleich Räthſel und Myſterien ſpricht, wenn man aus dem in ſich und durch ſich lebenden und wirkenden Herzen redet.

Am 10 Junius.

Klopſtocks herrliches Werk hat mir neues Leben in die Adern gegoſſen. Die Einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln die möglich ſind! Das heißt Geſchichte des Gefühls wie es ſich nach und nach feſtiget und läutert und wie mit ihm Ausdruck und Sprache ſich bildet;

und die biederſten Aldermanns-Wahrheiten von dem was edel und knechtiſch iſt am Dichter. Das alles aus dem tiefſten Herzen, eigenſter Erfahrung mit einer bezaubernden Simplicität hingeſchrieben! Doch was ſag' ich das Ihnen, der's ſchon muß geleſen haben! Der unter den Jünglingen, den das Unglück unter die Recenſentenſchaar geführt hat, und nun, wenn er das Werk las, nicht ſeine Federn wegwirft, alle Kritik und Kritelei verſchwört, ſich nicht geradezu wie ein Quietiſt zur Contemplation ſeiner ſelbſt niederſetzt, — aus dem wird nichts. Denn hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur.

Den 4 Julius.

Lavater war fünf Tage bei mir und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über niemand reden ſoll den man nicht perſönlich geſehen hat. Wie ganz anders wird doch alles. Er ſagt ſo oft daß er ſchwach ſey, und ich habe niemand gekannt, der ſchönere Stärken gehabt hätte als er. In ſeinem Elemente iſt er unermüdet, thätig, fertig, entſchloſſen und eine Seele voll der herzlichſten Liebe und Unſchuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten und er hat noch weniger Einbildungskraft als ich mir vorſtellte. Aber weil ſeine Empfindungen ihm die wahrſten, ſo ſieht er

kannten Verhältniſſe der Natur in ſeine Seele prägen, er nun alſo jede Terminologie wegſchmeißt, aus vollem Herzen ſpricht und handelt und ſeine Zuhörer in eine fremde Welt zu verſetzen ſcheint, indem er ſie in die ihnen unbekannten Winkel ihres eignen Herzens führt: ſo kann er dem Vorwurf eines Phantaſten nicht entgehen. Er iſt im Emſer Bade, wohin ich ihn begleitet habe. Mit Klopſtock's Gelehrten-Republik iſt die ganze Welt unzufrieden, es verſteht ſie kein Menſch. Ich ſah wohl voraus was für eine erbarmliche Figur das herrliche Buch in den Händen aller Welt machen würde.

Lavaters Phyſiognomik gibt ein weitläufiges Werk mit viel Kupfern. Es wird große Beitrage zur bildenden Kunſt enthalten und dem Hiſtorien- und Portraitmaler unentbehrlich ſeyn.

Heinſe, den Sie aus der Ueberſetzung des Petrons kennen werden, hat ein Ding herausgegeben, des Titels: Laidion oder die eleuſiniſchen Geheimniſſe. Es iſt mit der blüherdſten Schwarmerei der geilen Grazien geſchrieben und läßt Wieland und Jacobi weit hinter ſich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags, auch die Ideen-Welt in denen ſich's herumdreht, mit den ihrigen coincidirt. Hintenan ſind Ottave gedruckt die alles übertreffen was je mit Schmelzfarben gemalt worden.

Leben Sie wohl aber und abermal und behalten mich lieb.

G.

An Frau von Voigts geborne Möser

zu Osnabrück.

Madame!

Man ergötzt ſich wohl wenn man auf einem Spaziergang ein Echo antrifft, es unterhält uns, wir rufen, es antwortet; ſollte denn das Publicum härter, untheilnehmender als ein Fels ſeyn? Schändlich iſt's daß die garſtigen Recenſenten aus ihren Höhlen im Namen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat. Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die Patriotiſchen Phantaſien Ihres Vaters, die durch Sie erſt mir und hieſigen Gegenden erſchienen ſind. Ich trage ſie mit mir herum; wann, wo ich ſie aufſchlage wird mir's ganz wohl und hunderterlei Wünſche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten ſich in meiner Seele. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater, nehmen Sie dieſen Gruß ſo mit ganzem Herzen auf wie ich ihn gebe, und laſſen ſich nicht an der Ausgabe des zweiten Theils hindern.

Frankfurt a. M., den 28 December 1771.

Madame

Dero

ergebenſter Goethe.

Das Louiſenfeſt

gefeiert Weimar am 25 Auguſt 1778.

Das genannte, hiernächſt umſtändlich zu beſchreibende Feſt, gilt vor allen Dingen als Zeugniß, wie man damals den jungen fürſtlichen Herrſchaften und ihrer Umgebung etwas Heiteres und Reizendes zu veranſtalten und zu erweiſen gedachte. Sodann bleibt es auch für uns noch merkwürdig, als von dieſer Epoche ſich die ſämmtlichen Anlagen auf dem linken Ufer der Ilm, wie ſie auch heißen mögen, datiren und herſchreiben.

Die Neigung der damaligen Zeit zum Leben, Verweilen und Genießen in freier Luft, iſt bekannt und wie die ſich daraus entwickelnde Leidenſchaft eine Gegend zu verſchönern und als eine Folge von äſthetiſchen Bildern darzuſtellen, durch den Park des Herzogs von Deſſau angeregt, ſich nach und nach zu verbreiten angefangen habe.

In der Nähe von Weimar war damals nur der mit Bäumen und Büſchen wohl ausgeſtattete Raum, der Stern genannt, das Einzige was man jenen Forderungen analog nennen und wegen Nähe der herrſchaftlichen Wohnung als angenehm geachtetes Local ſchätzen konnte. Es fanden ſich daſelbſt uralte gradlinige Gänge und Anlagen, hoch in die Luft ſich erhebende ſtämmige Bäume, daher entſpringende mannichfaltige Alleen, breite Plätze zu Verſammlung und Unterhaltung.

Was Teufel? Was ist das? Fast die Schatulle leer!
Von allem Silbergeld ist nicht das Viertel mehr.
Das Gold hab' ich bei mir. Ich hab' die Schlüssel immer!
Erst seit dem Nachmittag! Wer war denn wohl im Zimmer?
Sophie? — Pfui! — Ja, Sophie! — Unwürd'ge Grille fort!
Mein Diener? O! der liegt an einem sichern Ort;
Er schläft. — Der gute Kerl, er ist gewiß nicht schuldig!
Allein wer sonst? — Bei Gott! Es macht mich ungeduldig.

Begünstigt nun durch heitere trockne Witterung beschloß man hier zum Namenstag der regierenden Frau Herzogin ein heiter geschmücktes Fest, welches an die ältern Italiänischen Wald- und Buschfabeln (Favole boscherecce) geistreich erinnern sollte. Dazu wurde denn auch ein Plan gemacht und manche Vorbereitung im Stillen getroffen. Da sollte es denn an Nymphen und Faunen, Jägern, Schäfern und Schäferinnen nicht fehlen; glückliche wie verschmähte Liebe, Eifersüchtelei und Versöhnung war nicht vergessen.

Unglücklicherweise trat, nach gewaltsamem Ungewitter, eine Wasserfluth ein; Wiesen und Stern überschwemmend, wodurch denn jene Anstalten völlig vereitelt wurden. Denn das Dramatische und die Erscheinung der verschiedenen verschränkten Paare war genau auf das Local berechnet, daher, um jene Absicht nicht völlig aufzugeben, mußte man auf etwas anders denken.

Damals führte schon, von dem Fürstenhause her, ein etwas erhöhter Weg, den die Fluth nicht erreichte, an dem linken Ufer der Ilm unter der Höhe weg; man bediente sich aber desselben nur um an den schon eingerichteten Felsenplatz, sodann über die damalige Floßbrücke, welche nachher der sogenannten Naturbrücke Platz machen mußte, in den Stern zu gelangen.

An dem diesseitigen Ufer stand, ein wenig weiter hinauf, eine von dem Fluß an bis an die

Schießhausmauer vorgezogene Wand, wodurch der untere Raum nach der Stadt zu, nebſt dem Welſchengarten völlig abgeſchloſſen war. Davor lag ein wüſter, nie betretener Platz, welcher um ſo weniger beſucht ward, als hier ein Thürmchen ſich an die Mauer lehnte welches, jetzt zwar leer und unbenutzt, doch immer noch einige Apprehenſion gab, weil es früher dem Militar zu Aufbewahrung des Pulvers gedient hatte.

Dieſen Platz jedoch erreichte das Waſſer nicht; der bisherige Zuſtand erlaubte hier etwas ganz Unerwartetes zu veranſtalten, man faßte den Gedanken die Feſtlichkeit auf die unmittelbar anſtoßende Höhe zu verlegen, dahin wo hinter jener Mauer eine Gruppe alter Eichen ſich erhob, welche noch jetzt Bewunderung erregt. Man ebnete unter denſelben, welche glücklicherweiſe ein Oval bildeten, einen anſtändigen Platz und baute gleich davor, in dem, ſchon damals waltenden und auch lange nachher wirkenden Mönchsſinne, eine ſogenannte Einſiedelei, ein Zimmerchen mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh überdeckte und mit Moos bekleidete.

Alles dieſes kam in drei Tagen und Nächten zu Stande, ohne daß man weder bei Hofe noch in der Stadt etwas davon vermuthet hätte. Der nahgelegene Bauplatz lieferte unſerm Werk die Materialien, wegen der Ueberſchwemmung hatte Niemand Luſt ſich nach dem Stern zu begeben.

Nach jenen mönchiſchen, unter dieſen Umſtänden die Oberhand gewinnenden Anſichten, kleidete ſich eine Geſellſchaft geiſtreicher Freunde in weiße, höchſt reinliche Kutten, Kappen und Ueberwürfe und bereitete ſich zum Empfange. Der Hof war zur geſetzlichen Tagesſtunde eingeladen; die Herrſchaften kamen jenen untern Weg am Waſſer her; die Mönche gingen ihnen bis an den erweiterten Felſenraum entgegen, wo man ſich anſtändig ausbreiten konnte, worauf denn nachſtehendes, vom Kammerherrn Siegmund von Seckendorf gefertigtes Dramolet geſprochen wurde.

Pater Orator.

Memento mori! die Damen und Herrn
Gedachten wohl nicht uns zu finden am Stern,
Es ſey denn ſie hätten im voraus vernommen,
Daß, eben am Tag wie das Waſſer gekommen,
Auch wir mit dem Kloſter hierher ſind geſchwommen.
Zwar iſt die Capelle, der ſchöne Altar,
Die heiligen Bilder, die Orgel ſogar,
Erbärmlich beſchädigt, faſt alles zerſchlagen,
Die Stücke, Gott weiß! wo hinabwärts getragen;
Doch Keller und Küche, zwar wenig verſchlemmt,
Hat auch ſich, Gottlob, mit uns feſte geſtemmt,
Als wir, durch brauſende Fluthen getrieben,
Hier dicht an der Mauer ſind ſtehen geblieben.

P. Provisor.

Ja das war fürs Kloſter ein groß Glück,
Sonſt wären wir wahrlich geſchwommen zurück;

Und iſt man auch gleich reſignirt in Gefahren,
So mag doch der Teufel die Welt ſo durchfahren.

P. Guardian.

Ich meines Orts freu mich der Nachbarſchaft,
Die uns unſre ſeltſame Reiſe verſchafft.
Und iſt auch das Kloſter hier gut etablirt —

P. Küchenmeiſter.

Ja nur etwas kärglich und enge logirt —

P. Decorator.

Nun 's Waſſer hat freilich uns viel ruinirt.

P. Florian.

Von Mücken und Schnaken ganz raſend geplagt.

P. Küchenmeiſter.

Und vielerlei, was mir noch ſonſt nicht behagt.

P. Decorator.

Ei! Ei! wer wird ewige Klagelieder ſtimmen —
Sey der Herr zufrieden nicht weiter zu ſchwimmen.

P. Florian.

Der dicke Herr iſt der Pater Guardian,
Ein überaus heilig und ſtiller Mann,
Den wir, dem löblichen Kloſter zum Beſten,
Mit allem was lecker und nährend iſt mäſten.
Und dieſer hier Pater Decorator,
Der all unſern Gärten und Bauwerk ſteht vor,
Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geſchlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verſchaffen.
Denn wenn der was angreift ſo hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wieſen zu Felſen und Felſen zu Gänge,

Bald grad aus, bald zickzack die Breit' und die Länge,
Sogar auch den Ort, den sonst niemand ornirt,
Hat er mit Lavendel und Rosen verziert.

P. Provisor.

Ei überhaupt von den Patern hier insgesammt
Ist keiner der wohl nicht verwaltet sein Amt.
Doch pranget freilich Pater Küchenmeister
Als einer der höchst speculirendsten Geister,
Weil schwerlich auf Erden eine Speise existirt,
Die er doch nicht wenigstens hätte probirt.

P. Orator.

Ja der versteht sich aufs Sieden und Braten,
Der macht rechte Saucen und süße Panaten,
Und Torten von Zucker und Cremen mit Wein,
Mit dem ist's eine Wollust im Kloster zu seyn.
Drum dacht' ich ihr ließt euch drum eben nicht schrecken,
Wenn gleich rauhe Felsen unsre Wohnung bedecken,
Und eng sind die Zellen und schlecht dieß Gewand,
So bergen sie Reize die nie ihr gekannt.
Laßt ab zu verschwenden die köstlichen Tage
Mit quirlenden Sinnen und strebender Plage,
Mit schlaftrigen Tänzen und schlaftrigem Spiel,
In sinnlicher Trägheit und dumpfem Gefühl.
Bekehrt euch von Kolik, von Zahnweh und Flüssen,
Und lernet gesunder des Lebens genießen!
Ihr gähnet im Glanze von festlicher Pracht,
Wir schätzen den Tag und benutzen die Nacht;
Ihr schlaft noch beim Aufgang der lieblichen Sonne,
Wir schöpfen und athmen den Morgen mit Wonne;

Ihr taumelt im Hoffen und Wünſchen dahin,
Wir laſſen uns lieber vom Augenblick ziehn.
Und beichten wir unſere Sünden im Chor,
So ſind wir ſo heilig und ehrlich wie vor.

P. Proviſor.

Herr Guardian, die Glock' hat zwei ſchon geſchlagen.

P. Guardian.

Gottlob! Ich fühl' es ſchon langſtens im Magen.

P. Küchenmeiſter.

Ew. Hochwurden, die Speiſen ſind aufgetragen.

P. Orator.

Sie rechnen's uns allerſeits übel nicht an,
Wenn keiner der Paters verweilen nicht kann,
Sie wiſſen, die Suppe verſaumt man nicht gern.

Alle.

O ſtunde doch unſre Tafel im Stern!

P. Guardian.

Doch will jemand ins Refectorium kommen,
So iſt er mir und dem Kloſter willkommen.

(Ab.)

Auf die einladenden Verbeugungen des Pater Guardian folgten die Herrſchaften mit dem Hofe in das kleine Zimmer, wo um eine Tafel, auf einem reinlichen aber groben Tiſchtuche, um eine Bierkaltſchale, eine Anzahl irdener tiefer Teller und Blechlöffel zu ſehen waren, ſo daß man bei der Enge des Raumes und den kümmerlichen Anſtalten nicht wußte was es heißen ſolle, auch die Frau Oberhofmeiſterin, Gräfin Gianini, ſonſt eine

heitere humoriſtiſche Dame, ihr Mißbehagen nicht ganz verbergen konnte.

Hierauf ſprach

P. Guardian.

Herr Decorator, der Platz iſt ſehr enge,
Und unſre Clauſur iſt eben nicht ſtrenge,
Ich dächte wir führten die Damen ins Grüne.

P. Decorator.

Ja wenn die Sonne ſo warm nur nicht ſchiene.

P. Guardian.

Es wird ja wohl Schatten zu finden ſeyn.

P. Küchenmeiſter.

Ich meines Orts eſſe viel lieber im Frei'n!

P. Guardian (zum P. Decorator).

Es fehlt ihm ja ſonſt nicht an guten Ideen.

P. Decorator.

Nun, wenn Sie's befehlen, ſo wollen wir ſehen.

(Geht ab.)

P. Guardian.

Es iſt ein gar fürtrefflicher Mann.

P. Küchenmeiſter.

Ich zweifle, daß er uns dießmal helfen kann;
Die Plätze ſind alle mit Waſſer verſchlemmt
Und noch nicht peignirt —

P. Orator.

Sag' Er doch gekämmt!
Daß Er doch ſein Frankreich, wo die Küch' Er ſtudirt,
Noch immer und ewig im Munde führt.

P. Decorator (kommt wieder).
Ew. Hochwürden der Platz iſt erſehn;
Wenn's Ihnen gefällig iſt wollen wir gehn.
(Alle ab.)

In dieſem Augenblicke eröffnete ſich die hintere Thüre und es erſchien eine, gegen den engen Vordergrund abſtechende prachtig-heitere Scene. Bei einer vollſtändigen ſymphoniſchen Muſik ſah man, hoch überwölbt und beſchattet von den Aeſten des Eichenrundes, eine lange, wohlgeſchmückte fürſtliche Tafel, welche ohne weiteres ſchicklich nach herkömmlicher Weiſe beſetzt wurde, da ſich denn die eingeladenen übrigen Gäſte mit Freuden und glückwünſchend einfanden.

Den Mönchen ward die ſchuldigſt angebotene Aufwartung verwehrt und ihnen die ſonſt gewohnten Plätze bei Tafel angewieſen. Der Tag erzeigte ſich vollkommen günſtig, die rings umgebende Grüne voll und reich. Ein über Felſen herabſtürzender Waſſerfall, welcher durch einen kräftigen Zubringer unablaſſig unterhalten wurde und maleriſch genug angelegt war, ertheilte dem Ganzen ein friſches romantiſches Weſen, welches beſonders dadurch erhöht wurde, daß man eine Scene der Art, in ſolcher Nähe, an ſo wüſter Stelle keineswegs hatte vermuthen können. Das Ganze war künſtleriſch abgeſchloſſen, alles Gemeine durchaus beſeitigt; man fühlte ſich ſo nah und fern vom Hauſe, daß es faſt einem Mährchen

glich. Genug der Zuſtand that eine durchaus glückliche Wirkung, welche folgereich ward. Man liebte an den Ort wiederzukehren, der junge Fürſt mochte ſogar daſelbſt übernachten, für deſſen Bequemlichkeit man die ſcheinbare Ruine und das ſimulirte Glockenthürmchen einrichtete. Ferner und ſchließlich aber verdient dieſer Lebenspunkt unſre fortdauernde Aufmerkſamkeit, indem die ſämmtlichen Wege, an dem Abhange nach Ober-Weimar zu, von hieraus ihren Fortgang gewannen; wobei man die Epoche der übrigen Parkanlagen, auf der obern Fläche bis zur belvederiſchen Chauſſee, von dieſem glücklich beſtandenen Feſte an zu rechnen billig befugt iſt.

Beſuch von Iffland,

auf meiner Reiſe über Mannheim nach der Schweiz im Jahre 1779.

Ich hatte lebhaft gewünſcht Iffland zu ſehen, und er hatte die Freundlichkeit mich zu beſuchen; ſeine Gegenwart ſetzte mich in ein angenehmes Erſtaunen. Er war etwas über zwanzig Jahr alt, von mittlerer Größe, wohl proportionirtem Körperbau, behaglich ohne weich zu ſeyn; ſo war auch ſein Geſicht, rund und voll, heiter ohne gerade zuvorkommender Miene. Dabei ein paar Augen, ganz einzige! Ich konnte ihm meine Verwunder-

rung nicht verbergen daß er, mit ſolchen äußeren Vorzügen, ſich als ein Alter zu maskiren beliebte und Jahre ſich anlöge die noch weit genug von ihm entfernt ſeyen. Er ſolle der Vorzüge ſeiner Jugend genießen; im Fache junger Liebhaber, junger Helden müſſe er lange Zeit das Publicum entzücken und verdienten unabläßlichen Beifall ſich zueignen. Ob er gleich nicht meiner Meinung ſchien und ſie als allzugünſtig von ſich ablehnte, ſo konnten ihm meine Zudringlichkeiten doch nur ſchmeichelhaft ſeyn; darauf im ſinnigen Hin- und Wiederreden über ſein Talent, ſeine Denkweiſe, ſeine Vorſätze, verſchlang ſich das Geſpräch bis zum Ende, da wir denn beide, wohlzufrieden miteinander, für dießmal Abſchied nahmen.

An Möſers Tochter, Frau von Voigts zu Osnabrück.

König Friedrich II. von Preußen äußerte ſich in ſeiner Schrift „De la littérature allemande etc. folgendermaßen über Goethe:

„Voilà un Goetz de Berlichingen, qui parolt à la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces angloises.“

Der berühmte Möſer zu Osnabrück vertheidigte hierauf Goethen mit Wärme in einem Aufſatze:

Dritter Aufzug.

Die Wirths-Stube.

Erster Auftritt.

Der Wirth

(im Schlafrock, im Sessel neben dem Tisch, worauf ein halb abgebranntes Licht, Kaffeezug, Pfeifen und Zeitungen. Nach den ersten Versen steht er auf, und giebt sich in diesem Auftritte und dem Anfange des folgenden an).

Ach, der verfluchte Brief bringt mich um Schlaf und Ruh!
Es ging wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu!
Unmöglich scheint es mir, das Räthsel aufzulösen:
Wenn man was Böses thut, erschrickt man vor dem Bösen.
Es war nicht mein Beruf, drum kam die Furcht mich an;
Und doch für einen Wirth ist es nicht wohlgethan
Zu zittern, wenn's im Haus' rumort und geht und knistert;
Denn mit Gespenstern sind die Diebe nah verschwistert.
Es war kein Mensch zu Haus', nicht Söller, nicht Alceſt;
Der Kellner konnt's nicht sein, die Mägde schliefen fest.
Doch halt! — In aller Früh', so zwischen drey und viere,
Hört' ich ein leis Geräusch, es ging Sophiens Thüre.
Sie war vielleicht wohl selbst der Geist, vor dem ich floh.
Es war ein Weibertritt, Sophie geht eben so.
Allein, was that sie da? — Man weiß, wie's Weiber machen;
Sie visitiren gern und sehn der Fremden Sachen

„Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur" den er durch seine Tochter, Frau von Voigts, Goethen zusandte.

Des Letztern Antwort war folgende:

„Ihr Brief ist mir wie viele Stimmen gewesen, und hat mir gar einen angenehmen Eindruck gemacht. Denn wenn man in einer stillen Geschäftigkeit fortlebt und nur mit dem Nächsten und Alltäglichen zu thun hat, so verliert man die Empfindung des Abwesenden; man kann sich kaum überreden, daß im Fernen unser Andenken noch fortwährt, und daß gewisse Töne voriger Zeit nachklingen. Ihr Brief und die Schrift Ihres Herrn Vaters versichert mich eines angenehmen Gegentheils. Es ist gar löblich von dem alten Patriarchen, daß er sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen bekennet, denn er hat uns doch eigentlich in dieses Land gelockt, und uns weitere Gegenden mit dem Finger gezeigt als zu durchstreichen erlaubt werden wollte. Wie oft hab' ich bei meinen Versuchen gedacht, was möchte wohl dabei Möser denken oder sagen. Sein richtiges Gefühl hat ihm nicht erlaubt, bei diesem Anlasse zu schweigen, denn wer aufs Publicum wirken will, muß ihm gewisse Sachen wiederholen, und verrückte Gesichtspunkte wieder zurechtstellen. Die Menschen sind so gemacht, daß sie gern durch einen Tubus sehen, und wenn er nach ihren Augen richtig gestellt ist, ihn loben und preisen; ver-

ſchiebt ein andrer den Brennpunkt, und die Gegenſtände erſcheinen ihm trüblich, ſo werden ſie irre, und wenn ſie auch das Rohr nicht verachten, ſo wiſſen ſie ſich's doch ſelbſt nicht wieder zurecht zu bringen, es wird ihnen unheimlich, und ſie laſſen es lieber ſtehen.

Auch dießmal hat Ihr Herr Vater wieder als ein reicher Mann gehandelt, der jemand auf ein Butterbrod einladt und ihm dazu einen Tiſch auserleſener Gerichte vorſtellt. Er hat bei dieſem Anlaſſe ſo viel verwandte und weit herumliegende Ideen rege gemacht, daß ihm jeder Deutſche, dem es um die gute Sache und um den Fortgang der angefangenen Bemühungen zu thun iſt, danken muß. Was er von meinen Sachen ſagt, dafür bleib' ich ihm verbunden, denn ich habe mir zum Geſetz gemacht, über mich ſelbſt und das Meinige ein gewiſſenhaftes Stillſchweigen zu beobachten. Ich unterſchreibe beſonders ſehr gern, wenn er meine Schriften als Verſuche anſieht, als Verſuche in Rückſicht auf mich als Schriftſteller, und auch bezüglich auf das Jahrzehend, um nicht zu ſagen Jahrhundert, unſerer Literatur. Gewiß iſt mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muſter aufzuſtellen, oder eine Manier ausſchließlich zu begünſtigen, ſo wenig als individuelle Geſinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er ſoll verſichert ſeyn, daß ich mich noch täglich nach

den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd, schreibend und lebend, immer näher zu kommen. Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdieß möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs seyn, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig seyn, mit einander dem mannichfaltigen Wahren treu bleiben und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.

Mein Schattenbild liegt hierbei, vielleicht kann ich Ihnen bald etwas schicken, das weniger Fläche ist. Ich bitte auch um das Ihrige und um das Ihres Herrn Vaters, doch am liebsten groß, wie es an der Wand gezeichnet ist, und unausgeschnitten. Leben Sie wohl, haben Sie für den Anlaß, den Sie mir zu diesem Brief gegeben, noch recht vielen Dank, und glauben, daß mir jede Gelegen-

heit erwünſcht wäre, die Sie mir oder mich Ihnen näher bringen könnte.

Weimar den 21 Juni 1781.

Goethe.

Aus der italiäniſchen Reiſe.

Rom. Im Januar 1787.

Nach allem dieſem muß ich noch von der Unſchlüſſigkeit reden die mich wegen meines Aufenthaltes in Italien anwandelt. In meinem letzten Brief ſchrieb ich meinen Vorſatz: gleich nach Oſtern von Rom zu gehen und meiner Heimath zuzurücken. Ich werde bis dahin noch einige Schalen aus dem groſen Ocean geſchlürft haben und mein dringendſtes Bedürfniß wird befriedigt ſeyn. Ich bin von einer ungeheuren Leidenſchaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geſchichte, der Dichtkunſt, der Alterthümer geneſen und habe Vorrath auf Jahre lang auszubilden und zu completiren.

Nun aber kommen mir die freundlichen Stimmen daß ich nicht eilen, daß ich mit vollſtändigerem Gewinn nach Hauſe kommen ſoll; ich erhalte einen gütigen, mitfühlenden Brief vom Herzog, der mich auf eine unbeſtimmte Zeit von meinen Pflichten losbindet und mich über meine Ferne beruhigt. Mein Geiſt wendet ſich dem ungeheuern Felde zu, das ich ganz unbetreten ver-

laſſen müßte, ſo hab' ich z. B. im Fache der Münzen, der geſchnittenen Steine noch gar nichts thun können. Winckelmann's Geſchichte der Kunſt hab' ich angefangen zu leſen, und habe erſt Aegypten zurückgelegt und fühle wohl daß ich nun erſt wieder von vorne ſehen muß; auch hab' ich es in Abſicht auf die Aegyptiſchen Sachen gethan. Je weiter herauf deſto unüberſehlicher wird die Kunſt und wer ſichre Schritte thun will muß ſie langſam thun.

Das Carneval warte ich hier ab und gehe alſo etwa Aſchermittwochen nach Neapel, ich nehme Tiſchbein mit, weil ich ihm Freude mache und in ſeiner Geſellſchaft dreifach lebe. Vor Oſtern bin ich wieder hier, wegen der Feierlichkeiten der Charwoche.

Nun aber liegt Sicilien noch da unten. Dahin wäre eine Reiſe nur mehr vorbereitet und im Herbſte zu thun, auch nicht eine bloße Durch- und Umreiſe, die bald gemacht iſt, wovon man aber nur das: ich hab's geſehen! für ſeine Mühe und Geld mitbringt. Man müßte in Palermo, nachher in Catania ſich erſt feſtſetzen um ſichre und nützliche Excurſionen zu machen und vorher darüber Riedeſel ꝛc. wohl ſtudirt haben.

Bliebe ich alſo den Sommer in Rom, und ſtudirte mich hier recht ein und bereitete mich auf Sicilien vor, wohin ich im September erſt gehen könnte und November und December bleiben müßte, ſo würde ich erſt Frühjahr 1788 nach Hauſe kommen können. Dann wäre noch ein medius

terminus, Sicilien liegen zu laſſen, einen Theil des Sommers in Rom zu bleiben, ſodann nach Florenz zu rucken und gegen den Herbſt nach Hauſe zu ziehen.

Allein alle dieſe Ausſichten werden mir durch des Herzogs Unfall verdunkelt. Seit den Briefen die mir dieſes Ereigniß melden, hab' ich keine Ruhe und ich möchte am liebſten mit den Fragmenten meiner Eroberungen beladen nach Oſtern gleich aufbrechen, den obern Theil Italiens kurz abthun und im Juni wieder in Weimar ſeyn.

Ich bin zu einſam um mich zu entſcheiden, und ſchreib' dieſe ganze Lage ſo ausführlich, daß Sie die Gute haben mögen, in einem Concilio derer die mich lieben und die Umſtände zu Hauſe beſſer kennen, über mein Schickſal zu entſcheiden, vorausgeſetzt, wie ich betheuern kann, daß ich geneigter bin zurückzukehren als zu bleiben. Das ſtärkſte was mich in Italien hält iſt Tiſchbein, ich werde nie, und wenn auch mein Schickſal wäre das ſchöne Land zum zweitenmal zu beſuchen, ſo viel in ſo kurzer Zeit lernen können als jetzt in Geſellſchaft dieſes ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhangenden Mannes. Ich ſage nicht wie es mir ſchuppenweiſe von den Augen fällt. Wer in der Nacht ſteckt hält die Dämmerung ſchon für Tag und einen grauen Tag für helle, was iſt's aber wenn die Sonne aufgeht?

Dann hab' ich mich bisher aller Welt enthalten, die mich so nach und nach zu faſſen kriegt und die ich auch wohl gern mit flüchtigen Blicken beobachtete.

Ich habe Fritzen ſcherzend von meiner Aufnahme in der Arcadia geſchrieben, es iſt auch nur darüber zu ſcherzen, denn das Inſtitut iſt zu einer Armſeligkeit zuſammengeſchwunden.

Montag über acht Tage wird das Trauerſpiel des Abbate Monti aufgeführt, es iſt ihm ſehr bang und er hat Urſache, es iſt ein unbändiges Publicum, das von Moment zu Moment amuſirt ſeyn will, und ſein Stück hat nichts brillantes. Er hat mich gebeten mit in ſeine Loge zu gehen, um ihm als Beichtvater in dieſem kritiſchen Augenblicke beizuſtehn. Ein anderer wird meine Iphigenie überſetzen, ein dritter — Gott weiß was — zu meinen Ehren thun. Sie ſind ſich alle unter einander ſo ungünſtig, jeder möchte ſeine Partei verſtärken, meine Landsleute ſind auch wie mit einer Stimme für mich, daß wenn ich ſie gehen ließe und nur ein wenig einſtimmte, ſo fingen ſie noch hundert Thorheiten mit mir an und krönten mich zuletzt auf dem Capitol, worauf ſie ſchon im Ernſte geſonnen haben, ſo toll es iſt einen Fremden und Proteſtanten zum Protagoniſten einer ſolchen Komödie auszuſuchen. Wie das alles aber zuſammenhängt und wie ich ein

großer Thor wäre zu glauben, daß das alles um meinetwillen geſchähe, dereinſt mündlich.

Rom. Im Auguſt 1787.

Bei meiner Rückreiſe durch die Schweiz werde ich auf den Magnetismus achten. Die Sache iſt weder ganz leer, noch ganz Betrug. Nur die Menſchen die ſich bisher damit abgegeben, ſind mir verdächtig. Marktſchreier, große Herren und Propheten, lauter Menſchen die gern Viel mit Wenigem thun, gern oben ſind ꝛc.

Wir haben die famoſe Hexen-Epoche in der Geſchichte, die mir pſychologiſch noch lange nicht erklärt iſt, dieſe hat mich aufmerkſam und mir alles Wunderbare verdächtig gemacht.

Wie mir die Hexen beim Magnetismus einfallen, iſt eine etwas weite Ideen-Aſſociation, die ich auf dieſem Blättchen nicht ausführen kann.

Geſtern nach Sonnenuntergang — man mag früher wegen der Hitze nicht ausgehen — war ich in der Villa Borgheſe. Wie hab' ich dich zu mir gewünſcht. Gleich vier herrliche Tableaux habe ich gefunden, die man nur abſchreiben dürfte, wenn man's könnte. Ich muß in der Landſchaft und im Zeichnen überhaupt fortrücken, es koſte was es wolle. Auf eben dem Spaziergange machte ich Anſtalten Egmont zu endigen. Wenn ich dran

komme geht es geſchwind. Lebe wohl, und gedenke mein.

Allgemeine Betrachtung.

Zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts hatte ſich der Geiſt der bildenden Kunſt völlig aus der Barbarei des Mittelalters emporgehoben; zu freiſinnigen heiteren Wirkungen war ſie gelangt. Was aber ſich in der edlen menſchlichen Natur auf Verſtand, Vernunft, Religion bezog, genoß keineswegs einer freien Wirkung. Im Norden kämpfte ein gebildeter Menſchenſinn gegen die plumpen Anmaßungen eines veralteten Herkommens; leider waren Worte und Vernunftgründe nicht hinreichend, man griff zu den Waffen. Tauſende und aber Tauſende, die ihr Seelenheil auf reinem freien Wege ſuchten, gingen an Leib und Gütern auf die grauſamſte Weiſe zu Grunde.

Im Süden ſelbſt ſuchten edlere ſchönere Geiſter ſich von der Gewalt der alleberrſchenden Kirche loszulöſen und wir glauben an Philipp Neri einen Verſuch zu ſehen, wie man wohl ein frommer Mann ſeyn, auch ein Heiliger werden könne, ohne ſich der Alleinherrſchaft des Römiſchen Papſtes zu unterwerfen. Freilich findet Neri für Gefühl und Einbildungskraft gerade in dem Element, welches von der Römiſchen Kirche beherrſcht wird, gleichfalls ſein Behagen; ſich ganz von ihr loszuhalten

wird ihm deßhalb unmöglich. Wie lange zaudert er bis er sich in den Priesterstand begibt, wie löst er sich ab von allem kirchlichen Schlendrian und wie sucht er Lehre sowohl als Leben heiter-sittlich und einwirkend-praktisch zu machen.

Daß er zuletzt den Cardinalshut entschieden verschmäht, auf eine den Papst beleidigende Weise, zeugt wie er sich von Banden frei zu erhalten gesucht hat. Sodann gibt die wunderliche, bis zum Komischen trutzige Correspondenz, womit wir unsern Vortrag schlossen, ein lebendiges Zeugniß und versetzt uns einigermaßen in das Jahrhundert, welches der außerordentliche Mann beinahe durch sein Leben ausfüllt. Uns war es höchst merkwürdig einen Heiligen anzutreffen, Zeitgenossen des Weltkindes Cellini, gleichfalls eines Florentiners, dessen Andenken wir so viele Aufmerksamkeit gewidmet. Auch sollte die Parallele zwischen beiden ausführlicher behandelt werden und vielleicht noch einige andere bedeutende Existenzen, um durch mehrere Individuen ein lebendiges Bild der Zeit eigenthümlich hervorzurufen. Möge jedoch dasjenige, was hier von einem frommen edlen Enthusiasmus vorgeführt worden, zu anmuthigen Vergleichungen einstweilen Anlaß geben.

Und Wäsch' und Kleider gern. Hätt' ich nur dran gedacht,
Ich hätte sie erschreckt und dann sie ausgelacht.
Sie hätte mit gesucht, der Brief wär' nun gefunden;
Jetzt ist die schöne Zeit so ungebraucht verschwunden!
Verflucht! Zur rechten Zeit fällt einem nie was ein,
Und was man Gutes denkt, kommt meist erst hinterdrein.

Zweyter Auftritt.

Der Wirth. Sophie.

Sophie.

Mein Vater! Denken Sie! —

Wirth.

Nicht einmal guten Morgen?

Sophie.

Verzeihen Sie, Papa! Mein Kopf ist voller Sorgen.

Wirth.

Warum?

Sophie.

Alcestens Geld, das er nicht lang' erhielt,
Ist miteinander fort.

Wirth.

Warum hat er gespielt?
Sie bleiben nicht davon.

Sophie.

Nicht doch! Es ist gestohlen!

Wirth.

Wie?

Sophie.

Ei, vom Zimmer weg!

Abſchied von Rom.

Im Mai 1790.

Bei meinem Abſchied von Rom empfand ich Schmerzen einer eignen Art. Dieſe Hauptſtadt der Welt, deren Bürger man eine Zeit lang geweſen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlaſſen, gibt ein Gefühl das ſich durch Worte nicht überliefern läßt. Niemand vermag es zu theilen als wer es empfunden. Ich wiederholte mir in dieſem Augenblicke immer und immer Ovid's Elegie, die er dichtete als die Erinnerung eines ähnlichen Schickſals ihn bis ans Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Diſtichen wälzten ſich zwiſchen meinen Empfindungen immer auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römiſchen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Theuren ſoviel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. —

Und ſchon ruhten bereits die Stimmen der Menſchen und Hunde,
Luna ſie lenkt' in der Höh' nächtliches Roſſegeſpann.
Zu ihr ſchaut' ich hinan, ſah dann capitoliſche Tempel,
Welchen umſonſt ſo nah' unſere Laren gegenzt. —

Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigner Empfindung wiederholen, als ich genöthigt war ihn meiner Persönlichkeit, meiner Lage im besonderſten anzueignen. Angebilder wurden jene Leiden den meinigen, und auf der Reiſe beſchäftigte mich dieſes innere Thun manchen Tag und Nacht. Doch ſcheute ich mich auch nur eine Zeile zu ſchreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verſchwinden. Ich mochte beinah nichts anſehen um mich in dieſer ſüßen Qual nicht ſtören zu laſſen. Doch gar bald drang ſich mir auf, wie herrlich die Anſicht der Welt ſey, wenn wir ſie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetiſchen Thatigkeit; der Gedanke an Taſſo ward angeknüpft und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in dieſem Augenblick zunächſt lagen. Den größten Theil meines Aufenthalts in Florenz verbrachte ich in den dortigen Luſt- und Prachtgärten. Dort ſchrieb ich die Stellen, die mir noch jetzt jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen.

Dem Zuſtand dieſer Lage iſt allerdings jene Ausführlichkeit zuzuſchreiben, womit das Stück theilweis behandelt iſt und wodurch ſeine Erſcheinung auf dem Theater beinah unmöglich ward. Wie mit Ovid dem Local nach, ſo konnte ich mich mit Taſſo dem Schickſal nach vergleichen. Der ſchmerzliche Zug einer leidenſchaftlichen Seele, die

unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück. Diese Stimmung verließ mich nicht auf der Reise trotz aller Zerstreuung und Ablenkung, und sonderbar genug, als wenn harmonische Umgebungen mich immer begünstigen sollten, schloß sich nach meiner Rückkehr das Ganze bei einem zufälligen Aufenthalte zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten.

Erste Bekanntschaft mit Schiller.

1794.

Alle meine Wünsche und Hoffnungen übertraf das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann die mir das Glück in späteren Jahren bereitete. Und zwar hatte ich dieses günstige Ereigniß meinen Bemühungen um die Metamorphose der Pflanzen zu verdanken, wodurch ein Umstand herbeigeführt wurde, der die Mißverhältnisse beseitigte die mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.

Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichter

werke in großem Anſehn, von ausgebreiteter Wirkung, leider ſolche die mich äußerſt anwiderten, ich nenne nur Heinſe's Ardinghello und Schiller's Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abſtruſe Denkweiſen durch bildende Kunſt zu veredeln und aufzuſtutzen unternahm, dieſer, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethiſchen und theatraliſchen Paraderen von denen ich mich zu reinigen geſtrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegoſſen hatte.

Beiden Männern von Talent verargte ich nicht was ſie unternommen und geleiſtet: denn der Menſch kann ſich nicht verſagen nach ſeiner Art wirken zu wollen, er verſucht es erſt unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter; daher denn ſo viel treffliches und albernes ſich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung ſich entwickelt.

Das Rumoren aber das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, ſo von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erſchreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu ſehen, die Gegenſtände zu welchen, die Art und die Weiſe wie ich mich gebildet hatte, ſchien mir beſeitigt und gelähmt. Und was mich am meiſten ſchmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, ſo

wie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künſtler Tiſchbein und Bury ſchienen mir gleichfalls gefährdet, ich war ſehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunſt, die Ausübung der Dichtkunſt hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich geweſen wäre; denn wo war eine Ausſicht jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke ſich meinen Zuſtand! Die reinſten Anſchauungen ſuchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwiſchen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeit lang bei mir verweilte, beſtärkte ſich mit mir leidenſchaftlich in dieſen Geſinnungen; ich vermied Schillern, der, ſich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarſchaft wohnte. Die Erſcheinung des Don Carlos war nicht geeignet mich ihm näher zu führen, alle Verſuche von Perſonen die ihm und mir gleich nahe ſtanden, lehnte ich ab, und ſo lebten wir eine Zeit lang nebeneinander fort.

Sein Aufſatz über Anmuth und Würde war eben ſo wenig ein Mittel mich zu verſöhnen. Die Kantiſche Philoſophie, welche das Subject ſo hoch erhebt, indem ſie es einzuengen ſcheint, hatte er mit Freuden in ſich aufgenommen; ſie entwickelte das außerordentliche was die Natur in ſein Weſen gelegt, und er, im höchſten Gefühl der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, war undank-

bar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht ſtiefmütterlich behandelte. Anſtatt ſie als ſelbſtſtändig, lebendig vom Tiefſten bis zum Höchſten geſetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er ſie von der Seite einiger empiriſchen menſchlichen Natürlichkeiten. Gewiſſe harte Stellen ſogar konnte ich direct auf mich deuten, ſie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falſchen Lichte; dabei fühlte ich es ſey noch ſchlimmer wenn es ohne Beziehung auf mich geſagt worden; denn die ungeheure Kluft zwiſchen unſern Denkweiſen klaffte nur deſto entſchiedener.

An keine Vereinigung war zu denken. Selbſt das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verſtand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegen ſetzte, waren ſchwer zu widerlegen. Niemand konnte läugnen daß zwiſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als Ein Erddiameter die Scheidung mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in eins nicht zuſammenfallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen ſtattfinde, erhellt aus folgendem.

Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht fab. Zu gleicher Zeit hatte Batſch durch unglaubliche Regſamkeit eine naturforſchende Geſellſchaft in Thatigkeit geſetzt, auf ſchöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodiſchen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei;

einstmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne.

Ich erwiederte darauf: daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu seyn, verbarg aber seine Zweifel nicht, er konnte nicht eingestehen daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte; das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder

ein, der alte Groll wollte ſich regen, ich nahm mich aber zuſammen und verſetzte: das kann mir ſehr lieb ſeyn daß ich Ideen habe ohne es zu wiſſen und ſie ſogar mit Augen ſehe.

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff ſtand, mehr anzuziehen als abzuſtoßen gedachte, erwiederte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerſpruch entſtand, ſo ward viel gekämpft und dann Stillſtand gemacht; keiner von beiden konnte ſich für den Sieger halten, beide hielten ſich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemeſſen ſeyn ſollte? denn darin beſteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne.“ Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung ausſprach, ſo mußte doch zwiſchen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erſte Schritt war jedoch gethan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle feſt, die ſich ihm näherten; ich nahm Theil an ſeinen Abſichten und verſprach zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; ſeine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu ſchätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem

Verſtändniß, alle beiderſeitigen Freunde waren froh, und ſo beſiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu ſchlichtenden Wettkampf zwiſchen Object und Subject einen Bund, der ununterbrochen gedauert, und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.

Für mich insbeſondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeſchloſſenen Samen und Zweigen hervorging. Unſere beiderſeitigen Briefe geben davon das unmittelbarſte, reinſte und vollſtändigſte Zeugniß.

Lord Briſtol, Biſchof von Derby.

Etwa 63 Jahr alt, mittlerer eher kleiner Statur, von feiner Körper- und Geſichtsbildung, lebhaft in Bewegungen und Betragen, im Geſpräch ſchnell, rauh, eher mitunter grob; in mehr als einem Sinne einſeitig und beſchränkt; als Britte ſtarr, als Individuum eigenſinnig, als Geiſtlicher ſtreng, als Gelehrter pedantiſch. Rechtſchaffenheit, Eifer für das Gute und deſſen unmittelbares Wirken ſieht überall durch das Unangenehme jener Eigenſchaften, wird auch balancirt durch große Welt-, Menſchen- und Bücherkenntniß, durch Liberalität eines vornehmen, durch Aiſance eines reichen Mannes. So heftig er auch ſpricht und weder

allgemeine noch beſondere Verhältniſſe ſchont, ſo hört er doch ſehr genau auf alles was geſprochen wird, es ſey für oder gegen ihn; gibt bald nach, wenn man ihm widerſpricht; widerſpricht, wenn ihm ein Argument nicht gefällt, das man ihm zu Gunſten aufſtellt; läßt bald einen Satz fallen, bald faßt er einen andern an, indem er ein paar Hauptideen gerade durchſetzt. So ſcheinen ſich auch bei ihm ſehr viele Worte fixirt zu haben: er will nur gelten laſſen was das klare Bewußtſeyn des Verſtandes anerkennen mag, und doch läßt ſich im Streite bemerken, daß er viel zarterer Anſichten fähig iſt als er ſich ſelbſt geſteht. Uebrigens ſcheint ſein Betragen nachläſſig, aber angenehm, höflich und zuvorkommend. So iſt's ungefähr wie ich dieſen merkwürdigen Mann, für und gegen den ich ſo viel gehört, in einer Abendſtunde geſehen habe.

Jena den 10 Juni 1797.

Aufenthalt in Pyrmont.

1801.

Hiebei wäre nachträglich zu bemerken, daß ich daſelbſt eine ſehr weitſchichtige Arbeit concipirte.

Im Jahre 1582 begab ſich auf einmal aus allen Welttheilen eine lebhafte Wanderſchaft nach Pyrmont, einer damals zwar bekannten, aber doch noch

Wirth.

Den soll der Teufel holen,
Den Dieb! Wer ist's? Geschwind!

Sophie.

Wer's wüßte!

Wirth.

Hier, im Haus?

Sophie.

Ja, von Alcestens Tisch, aus der Schatull' heraus.

Wirth.

Und wann?

Sophie.

Heut' Nacht!

Wirth (für sich).

Das ist für meine Neuzierſünden!
Die Schuld kommt noch auf mich, man wird den Wachsstock finden.

Sophie (für sich).

Er ist bestürzt und murrt. Hätt' er so was gethan?
Im Zimmer war er doch, der Wachsstock klagt ihn an.

Wirth (für sich).

Hat es Sophie wohl selbst? Verflucht! das wär' noch schlimmer!
Sie wollte gestern Geld, und war heut' Nacht im Zimmer.
(Laut.)
Das ist ein dummer Streich! Gib Acht! der thut uns weh:
Wohlfeil und sicher seyn ist unsre Renommee.

Sophie.

Ja! Er verschmerzt es wohl, uns wird es sicher schaden,
Es wird am Ende doch dem Gastwirth aufgeladen.

nicht hochberühmten Quelle; ein Wunder das niemand zu erklaren wußte. Durch die Nachricht hiervon wird ein deutscher wackerer Ritter, der in den besten Jahren steht, aufgeregt; er befiehlt seinem Knappen alles zu rüsten und auf der Fahrt ein genaues Tagebuch zu führen: denn dieser, als Knabe zum Mönch bestimmt, war gewandt genug mit der Feder. Von dem Augenblicke des Befehls an enthält sein Tagebuch die Anstalten der Abreise, die Sorge des Hauswesens in der Abwesenheit, wodurch uns denn jene Zustände ganz anschaulich werden.

Sie machen sich auf den Weg und finden unzählige Wanderer die von allen Seiten herzuströmen. Sie sind hülfreich, ordnen und geleiten die Menge, welches Gelegenheit gibt, diese Zustände der damaligen Zeit vor Augen zu bringen. Endlich kommt der Ritter als Führer einer großen Karawane in Pyrmont an; hier wird nun gleich so wie bereits auf dem Wege durchaus das Locale beachtet und benutzt. Es war doch von uralten Zeiten her noch manches übrig geblieben, das an Hermann und seine Genossen erinnern durfte. Die Kirche zu Luden, von Karl dem Großen gestiftet, ist hier von höchster Bedeutung. Das Getümmel und Gewimmel wird vorgeführt; von den endlosen Krankheiten werden die widerwartigen mit wenig Worten abgelehnt; die psychischen aber, als reinlich und wundervoll, ausführlich behandelt, so wie die Ver-

ſönlichkeit der damit behafteten Perſonen hervorgehoben. Bezüge von Neigung und mancherlei Verhältniſſe entwickeln ſich und das Unerforſchliche, Heilige macht einen wünſchenswerthen Gegenſatz gegen das Ruhmwürdige. Verwandte Geiſter ziehen ſich zuſammen, Charaktere ſuchen ſich und ſo entſteht mitten in der Weltwoge eine Stadt Gottes, um deren unſichtbare Mauern das Pöbelhafte nach ſeiner Weiſe wurrt und rast: denn auch Gemeines jeder Art verſammelte ſich hier: Marktſchreier, die beſondern Eingang hatten; Spieler, Gauner, die jedermann nur nicht unſeren Verbündeten drohten; Zigeuner, die durch wunderbares Betragen, durch Kenntniſſe der Zukunft Zutrauen und zugleich die allerbänglichſte Ehrfurcht erweckten; der vielen Krämer nicht zu vergeſſen, deren Leinwand, Tücher, Felle vom Ritter ſogleich in Beſchlag genommen und dem ſittlichen Kreiſe dadurch ein gedrängter Wohnort bereitet wurde.

Die Verkäufer, die ihre Waare ſo ſchnell und nützlich angebracht ſahen, ſuchten eilig mit gleichen Stoffen zurückzukehren, andere ſpeculirten daraus ſich und andern Schirm und Schutz gegen Wind und Wetter aufzuſtellen; genug bald war ein weit ſich erſtreckendes Lager errichtet, wodurch bei ſtätigem Abgange der Nachfolgende die erſten Wohnbedürfniſſe befriedigt fand.

Den Bezirk der edeln Geſellſchaft hatte der Ritter mit Paliſaden umgeben und ſo ſich vor

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16291417

jedem physischen Andrang gesichert. Es fehlt nicht an mißwollenden, widerwärtig-heimlichen, trotzigheftigen Gegnern, die jedoch nicht schaden konnten; denn schon zählte der tugendsame Kreis mehrere Ritter, alt und jung, die sogleich Wache und Polizei anordnen, es fehlt ihm nicht an ernsten geistlichen Männern, welche Recht und Gerechtigkeit handhaben.

Alles dieses ward, im Style jener Zeit, als unmittelbar angeschaut, von dem Knaben täglich niedergeschrieben mit naturgemäßen kurzen Betrachtungen, wie sie einem herankeimenden guten Geiste wohl geziemten.

Sodann aber erschienen, Aufsehen erregend, langfaltig, blendend-weiß gekleidet, stufenweise bejahrt, drei würdige Männer: Jünglina, Mann und Greis und traten unversehens mitten in die wohldenkende Gesellschaft.

Selbst geheimnißvoll enthüllten sie das Geheimnis ihres Zusammenströmens und lieben auf die künftige Größe Dormonts in eine freundliche Ferne lichtvoll hinaussehen.

Dieser Gedanke beschäftigte mich die ganze Zeit meines Aufenthalts, ingleichen auf der Rückreise. Weil aber, um dieses Werk gehaltvoll und lehrreich zu machen, gar manches zu studiren war und viel dazu gehörte dergleichen zersplitterten Stoff ins Ganze zu verarbeiten, so daß es würdig gewesen wäre von allen Badegästen nicht allein,

ſondern auch von allen deutſchen, beſonders niederdeutſchen Leſern beachtet zu werden; ſo kam es bald in Gefahr Entwurf oder Grille zu bleiben, beſonders da ich meinen Aufenthalt in Göttingen zum Studium der Geſchichte der Farbenlehre beſtimmt hatte, wovon an ſeinem Ort gehandelt worden.

Herder.

1803.

Ein groſer jedoch leider ſchon vorausgeſehener Verluſt betraf uns am Ende des Jahres: Herder verließ uns nachdem er lange geſiecht hatte. Schon drei Jahre hatte ich mich von ihm zurückgezogen, denn mit ſeiner Krankheit vermehrte ſich ſein mißwollender Widerſpruchsgeiſt und überdüſterte ſeine unſchätzbare einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit. Man kam nicht zu ihm ohne ſich ſeiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu ſeyn.

Wie leicht iſt es irgend jemand zu kränken oder zu betrüben, wenn man ihn in heiteren offenen Augenblicken an eigene Mängel, an die Mängel ſeiner Gattin, ſeiner Kinder, ſeiner Zuſtände, ſeiner Wohnung, mit einem ſcharfen, treffenden, geiſtreichen Wort erinnert! Dieß war ein Fehler früherer

Zeit, dem er aber nachhing und der zuletzt jedermann von ihm entfremdete.

Fehler der Jugend sind erträglich, denn man betrachtet sie als Uebergänge, als die Säure einer unreifen Frucht; im Alter bringen sie zur Verzweiflung.

Sonderbar genug sollte ich kurz vor seinem Ende ein Resumé unserer vieljährigen Freuden und Leiden, unserer Uebereinstimmung so wie des störenden Mißverhältnisses erleben.

Herder hatte sich, nach der Vorstellung von Eugenie, wie ich von Anderen hörte, auf das günstigste darüber ausgesprochen, und er war freilich der Mann Absicht und Leistung am gründlichsten zu unterscheiden. Mehrere Freunde wiederholten die eigensten Ausdrücke; sie waren prägnant, genau, mir höchst erfreulich; ja ich durfte eine Wiederannäherung hoffen, wodurch mir das Stück doppelt lieb geworden wäre.

Hierzu ergab sich die nächste Aussicht. Er war zu der Zeit, als ich mich in Jena befand, eines Geschäfts wegen daselbst; wir wohnten im Schloß unter einem Dache und wechselten anständige Besuche. Eines Abends fand er sich bei mir ein und begann mit Ruhe und Reinheit das Beste von gedachtem Stück zu sagen. Indem er als Kenner entwickelte, nahm er als Wohlwollender innigen Theil, und wie uns oft im Spiegel ein Gemälde reizender vorkommt als beim unmittelbaren An-

ſchauen, ſo ſchien ich nun erſt dieſe Production recht zu kennen und einſeitig ſelbſt zu genießen. Dieſe innerlichſte ſchöne Freude jedoch ſollte mir nicht lange gegönnt ſeyn, denn er endigte mit einem zwar heiter ausgeſprochenen, aber höchſt widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigſtens für den Augenblick, vor dem Verſtand vernichtet ward. Der Einſichtige wird die Möglichkeit begreifen, aber auch das ſchreckliche Gefühl nachempfinden das mich ergriff; ich ſah ihn an, erwiderte nichts und die vielen Jahre unſeres Zuſammenſeyns erſchreckten mich in dieſem Symbol auf das fürchterlichſte. So ſchieden wir und ich habe ihn nicht wieder geſehen.

Zum Jahre 1804.

Frau von Staël.

Ihre Gegenwart hatte wie in geiſtigem ſo in körperlichem Sinne etwas Reizendes, und ſie ſchien es nicht übel zu nehmen wenn man auch von dieſer Seite nicht unempfindlich war. Wie oft mochte ſie Geſelligkeit, Wohlwollen, Neigung und Leidenſchaft zuſammengeſchmolzen haben. Auch ſagte ſie einſt: „ich habe niemals einem Manne vertraut, der nicht einmal in mich verliebt geweſen wäre.“ Die Bemerkung iſt richtig: denn hat, wie in der

Liebe geschieht, ein Mann sein Inneres aufgeschlossen und sich hingegeben, so ist das ein Geschenk das er nicht zurücknehmen kann, und es würde unmöglich seyn ein ehemals geliebtes Wesen zu beschädigen oder ungeschützt zu lassen.

Auch vorlesend und declamirend wollte Frau von Staël sich Kränze erwerben. Eine Vorlesung der Phädra der ich nicht beiwohnen konnte, hatte jedoch einen vorauszusehenden Erfolg: es ward abermals klar, der Deutsche möchte wohl auf ewig dieser beschränkten Form, diesem abgemessenen und aufgedunsenen Pathos entsagt haben. Den darunter verborgenen hübschen natürlichen Kern mag er lieber entbehren, als ihn aus so vieler nach und nach darum gehüllten Unnatur gutmüthig herausklauben.

Mit Benjamin Constant wurden mir gleichfalls angenehme belehrende Stunden. Wer sich erinnert was dieser vorzügliche Mann in den folgenden Zeiten gewirkt und mit welchem Eifer derselbe ohne Wanken auf dem einmal eingeschlagenen, für recht gehaltenen Wege fortgeschritten, der würde ahnen können, was in jener Zeit für ein würdiges noch unentwickeltes Streben in einem solchen Manne gewaltet. In besondern vertraulichen Unterredungen gab er seine Grundsätze und Ueberzeugungen zu erkennen, welche durchaus ins

ſittlich-politiſch-praktiſche auf einem philoſophiſchen Wege gerichtet waren. Auch er verlangte das Gleiche von mir; und wenn ihm auch meine Art und Weiſe Natur und Kunſt anzuſehen und zu behandeln, nicht immer deutlich werden konnte, ſo war doch die Art wie er ſich dieſelbe redlich zuzueignen, um ſie ſeinen Begriffen anzunähern, in ſeine Sprache zu überſetzen trachtete, mir ſelbſt von dem größten Nutzen, indem für mich daraus hervorging was noch Unentwickeltes, Unklares, Unmittheilbares, Unpraktiſches in meiner Behandlungsweiſe liegen dürfte.

Abendlich verweilte er einigemal mit Frau von Staël bei mir, ſpäterhin langte noch Johannes von Müller an und es konnte an höchſt bedeutender Unterhaltung nicht fehlen, da auch der Herzog, mein gnädigſter Herr, an ſolchen engen Abendkreiſen Theil zu nehmen geneigt war. Freilich waren alsdann die wichtigen Ereigniſſe und Verhängniſſe des Augenblicks unaufhaltſam an der Tagesordnung, und um hievon zu zerſtreuen, kam die von mir angelegte, gerade damals leidenſchaftlich vermehrte Medaillenſammlung aus der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts glücklich zu Hülfe, indem die Geſellſchaft ſich dadurch veranlaßt ſah, aus dem Bedenklich-Politiſchen, aus dem Allgemein-Philoſophiſchen in das Beſondere, Hiſtoriſch-Menſchliche hinüberzugehen. Hier war nun Johannes Müller an ſeiner Stelle, indem er die

Geschichte eines jeden, mehr oder weniger bedeutenden vor unsern Augen in Erz abgebildeten Mannes vollkommen gegenwärtig hatte, und dabei gar manches Biographisch-Erheiternde zur Sprache brachte.

Auch in den folgenden Wochen des ersten Jahresviertels fehlte es nicht an theilnehmenden Fremden. Professor Wolf, der mächtige Philolog, schien sich immer mehr in unserm Kreise zu gefallen und war von Halle dießmal auf kurze Zeit mich zu besuchen gekommen. Rehberg, verdienstvoller Maler, den die Kriegsläufte aus Italien vertrieben hatten, ließ uns preiswürdige Arbeiten sehen, mit denen er sich nach England begeben wollte. Auch vernahmen wir umständlich durch ihn, welchen Unbilden das schöne Land, besonders aber auch Rom ausgesetzt sey.

Fernow's Gegenwart war höchst erfrischend und belehrend, indem er für Kunst und Italiänische Sprache viel Anregendes mitgebracht hatte. Wolfens Aufenthalt in Jena war nicht weniger einflußreich; sein gutes Verhältniß zu Hofrath Eichstädt ließ ihn für die Literaturzeitung thätig seyn, ob er gleich schon die Absicht, Jena zu verlassen, nicht ganz verbergen konnte.

Wie schwer es übrigens war, mit den fremden trefflichen Gästen einigermaßen auszudauern, davon gebe ich nur folgendes Beispiel. Frau von Stahl hatte eine Aufführung der natürlichen Tochter so

Wirth.

Das weiß ich nur zu sehr. Es bleibt ein dummer Streich.
Wenn's auch ein Hausdieb ist, ja, wer entdeckt ihn gleich?
Das macht uns viel Verdruß!

Sophie.

Es schlägt mich völlig nieder.

Wirth (für sich).

Aha, es wird ihr bang.
(laut, etwas verdrießlicher)
Ich wollt', er hätt' es wieder!
Ich wär' recht froh.

Sophie (für sich).

Es scheint, die Reue kommt ihm ein.
(laut)
Und wenn er's wieder hat, so mag der Thäter seyn
Wer will, man sagt's ihm nicht, und ihn bekümmert's weiter
Auch nicht.

Wirth (für sich).

Wenn sie's nicht hat, bin ich ein Bärenhäuter!
(laut)
Du bist ein gutes Kind und mein Vertraun zu dir —
Wart' nur!
(Er geht, nach der Thür zu sehn.)

Sophie (für sich).

Bei Gott! er kommt und offenbart sich mir!

Wirth.

Ich kenne dich, Sophie, du pflegtest nie zu lügen —

Sophie.

Eh' hab' ich aller Welt, als Ihnen, was verschwiegen.
Drum hoff' ich dießmal auch wohl zu verdienen —

gut wie erzwungen; was wollte sie aber bei der wenigen mimischen Bewegung des Stücks aus der ihr völlig unverständlichen Redefülle herausnehmen? Mir sagte sie daß ich nicht wohlgethan diesen Gegenstand zu behandeln; das Buch das den Stoff dazu hergegeben, werde nicht geschätzt und das Original der Heldin die darin figurire, in der guten Societät nicht geachtet. Als ich nun solche Instanzen scherzhaft abzulehnen Humor genug hatte, versetzte sie: das sey eben der große Fehler von uns deutschen Autoren daß wir uns nicht ums Publicum bekümmerten.

Ferner verlangte sie dringend das Mädchen von Andros aufführen zu sehen. Ich erinnere mich aber nicht wie sie dieses antikisirende Maskenwesen mochte aufgenommen haben.

Ferneres in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller.

Jeder Mensch in seiner Beschränktheit muß sich nach und nach eine Methode bilden, um nur zu leben. Er lernt sich allmählich kennen, auch die Zustände der Außenwelt, er fügt sich darein, setzt sich aber wieder auf sich selbst zurück und formt sich zuletzt Maximen des Betragens, womit er auch ganz gut durchkommend, sich andern mittheilt, von andern empfängt und je nachdem er Wider-

spruch oder Einstimmung erfährt, sich entfernt oder anschließt, und so halten wir's mit uns selbst und mit unsern Freunden. Selten ist es aber daß Personen gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen.

Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, daß die nothwendigen Lebensmethoden von einander abweichen und daß im Decurs der Zeit niemand den andern übersieht.

Ich besaß die entwickelnde entfaltende Methode, keineswegs die zusammenstellende ordnende; mit den Erscheinungen neben einander wußt' ich nichts zu machen, hingegen mit ihrer Filiation mich eher zu benehmen.

Nun aber ist zu bedenken, daß ich so wenig als Schiller einer vollendeten Reife genoß, wie sie der Mann wohl wünschen sollte; deßhalb denn zu der Differenz unserer Individualitäten die Gährung sich gesellte, die ein jeder mit sich selbst zu verarbeiten hatte; weßwegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfniß und Treue im hohen Grad erfordert wurden um ein freundschaftliches Verhältniß ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen.

Letzte Kunstausstellung.

1805.

Die siebente und letzte Kunstausstellung war den Thaten des Hercules gewidmet. Hoffmann von Köln erhielt abermals den Preis. Hercules, der den Fluß in den Stall des Augias hereinführt, war höchst geistreich gedacht, mit Lust und Freiheit vollendet. Um uns recht zur Beurtheilung vorzubereiten studirten wir die Philostrattischen Gemälde, deren lebensreiche Gegenstände wir den Liebhabern empfohlen.

Polygnots Lesche und sonstige alte Kunstwerke, von denen uns nur die Beschreibung übrig geblieben, wurde fleißig bedacht und im antiken Sinn nach mannichfaltiger Prüfung so gut als möglich wieder hergestellt. Hiebei verlor man die frühere Mitwirkung der Gebrüder Riepenhausen, deren schönes Talent sich mit andern der Legende und dem Mittelalter zugewendet hatte.

Wenn die bisherigen Ausstellungen, sowohl den Künstlern als uns, gar manchen Vortheil brachten, so schieden wir nur ungern davon und zwar auch aus dem Grunde, weil eine durch Frömmelei ihr unverantwortliches Rückstreben beschönigende Kunst desto leichter überhand nahm, als süßliche Reden und schmeichelhafte Phrasen sich viel besser anhören und wiederholen, als ernste Forderungen auf die höchst mögliche Kunstthätigkeit menschlicher Natur gerichtet.

Das entgegengesetzte von unsern Wünschen und Bestrebungen thut sich hervor, bedeutende Männer wirken auf eine der Menge behagliche Weise; ihre Lehre und Beispiel schmeichelt den meisten; die Weimarischen Kunstfreunde, da sie Schiller verlassen hat, sehen einer großen Einsamkeit entgegen.

Gemüth wird über Geist gesetzt, Naturell über Kunst, und so ist der Fähige wie der Unfähige gewonnen. Gemüth hat jedermann, Naturell mehrere: der Geist ist selten, die Kunst ist schwer.

Das Gemüth hat einen Zug gegen die Religion, ein religiöses Gemüth mit Naturell zur Kunst, sich selbst überlassen, wird nur unvollkommene Werke hervorbringen; ein solcher Künstler verläßt sich auf das Sittlich-Hohe, welches die Kunstmängel ausgleichen soll. Eine Ahnung des Sittlich-Höchsten will sich durch Kunst ausdrücken, und man bedenkt nicht daß nur das Sinnlich-Höchste das Element ist, worin sich jenes verkörpern kann.

Jacobi.

In solchen Zuständen befand ich mich als der vieljährig geprüfte Freund Jacobi, auf seiner Rückreise aus dem nördlichen Deutschland, bei mir einsprach und mehrere Tage verweilte. Schon die Anmeldung hatte mich höchlich erfreut, seine Ankunft machte mich glücklich: Neigung, Liebe, Freundschaft, Theilnahme, alles war lebendig mir sonst.

Nur in der Folge der Unterhaltung that ſich ein wunderlicher Zwieſpalt hervor.

Mit Schiller, deſſen Charakter und Weſen dem meinigen völlig entgegen ſtand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unſer wechſelſeitiger Einfluß hatte dergeſtalt gewirkt, daß wir uns auch da verſtanden wo wir nicht einig waren. Jeder hielt alsdann feſt an ſeiner Perſönlichkeit ſo lange bis wir uns wieder gemeinſchaftlich zu irgend einem Denken und Thun vereinigen konnten. Bei Jacobi fand ich gerade das Gegentheil. Wir hatten uns in vielen Jahren nicht geſehen; alles was wir erfahren, gethan und gelitten, hatte jeder in ſich ſelbſt verarbeitet. Als wir uns wiederfanden zeigte ſich das unbedingte liebevolle Vertrauen in ſeiner ganzen Klarheit und Reinheit, belebte den Glauben an vollkommene Theilnahme, ſo wie durch Geſinnung alſo auch durch Denken und Dichten. Allein es erſchien bald anders, wir liebten uns, ohne uns zu verſtehen. Nicht mehr begriff ich die Sprache ſeiner Philoſophie. Er konnte ſich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. Wie ſehr hätt' ich gewünſcht hier Schillern als dritten Mann zu ſehen, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Verbindung geſtanden und gewiß auch da eine ſchöne Vereinigung vermittelt hätte, die ſich zwiſchen den beiden Ueberlebenden nicht mehr bilden konnte. In dieſem Gefühl begnügten wir uns den alten Bund treulich und liebevoll zu bekräftigen und von unſern

Ueberzeugungen, philosophischem und dichterischem Thun und Lassen nur im allgemeinsten wechselseitige Kenntniß zu nehmen.

Jacobi hatte den Geist im Sinne, ich die Natur, uns trennte was uns hatte vereinigen sollen. Der erste Grund unserer Verhältnisse blieb unerschüttert; Neigung, Liebe, Vertrauen waren beständig dieselben, aber der lebendige Antheil verlor sich nach und nach, zuletzt völlig. Ueber unsere späteren Arbeiten haben wir nie ein freundliches Wort gewechselt. Sonderbar! daß Personen, die ihre Denkkraft dergestalt ausbildeten, sich über ihren wechselseitigen Zustand nicht aufzuklären vermochten, sich durch einen leicht zu hebenden Irrthum, durch eine Spracheinseitigkeit stören, ja verwirren ließen. Warum sagten sie nicht in Zeiten: wer das Höchste will, muß das Ganze wollen; wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen, oder im Stillen mit verstehen. Der Gedanke läßt sich nicht vom Gedanken, der Wille nicht vom Bewegten trennen! Hatten sie sich auf diese oder auf jede andere Weise verständigt, so konnten sie Hand in Hand durchs Leben gehn, anstatt daß sie nun, am Ende der Laufbahn, die getrennt zurückgelegten Wege mit Bewußtseyn betrachtend, sich zwar freundlich und herzlich, aber doch mit Bedauern begrüßten.

Unterredung mit Napoleon.

1808.

Skizze.

September.

In der Hälfte des Monats beſtätigt ſich die Nachricht von der Zuſammenkunft der Monarchen in Erfurt.

Den 23 marſchirten Franzöſiſche Truppen dahin.

Den 24 kommt Großfürſt Conſtantin in Weimar an.

Den 25 Kaiſer Alexander.

Den 27 die Herrſchaften nach Erfurt, Napoleon kommt bis Münchenholzen entgegen.

Den 29 berief mich der Herzog nach Erfurt. Abends Andromache im théâtre français.

Den 30 bei dem Herzog große Tafel. Abends Britannicus. Sodann bei Frau Präſidentin von Reck großer Thee. Miniſter Maret.

October.

Den erſten.

Lever beim Kaiſer Napoleon.

Statthalterei, Treppe, Vorſaal und Zimmer.

Geſchwirre durchaus.

Das allbekannte Locale und neues Perſonal.

Gemiſch.

Alt und neue Bekannte.

Dichter als Prophet.

Scherzhaft angeregt.

Der Fürſt von Deſſau blieb zur Audienz.

Viele verſammelten ſich im Geleitshauſe bei dem Herzog von Weimar.

Der Fürſt kommt zurück und erzählte eine Scene zwiſchen dem Kaiſer und Talma, welche Mißdeutung und Geklatſch veranlaſſen konnte.

Ich ſpeiſte bei dem Miniſter Champagny.

Mein Tiſchnachbar war Bourgoing, franzöſiſcher Geſandte zu Dresden.

Den zweiten.

Marſchall Lannes und Miniſter Maret mochten günſtig von mir geſprochen haben.

Erſterer kannte mich ſeit 1806.

Ich wurde um eilf Uhr Vormittags zu dem Kaiſer beſtellt.

Ein dicker Kammerherr, Pole, kündigte mir an zu verweilen.

Die Menge entfernte ſich.

Präſentation an Savary und Talleyrand.

Ich werde in das Cabinet des Kaiſers gerufen.

In demſelben Augenblick meldet ſich Daru, welcher ſogleich eingelaſſen wird.

Ich zaudere deßhalb.

Werde nochmals gerufen.

Trete ein.

Der Kaiser ſitzt an einem großen runden Tiſche frühſtückend; zu ſeiner Rechten ſteht etwas entfernt vom Tiſche Talleyrand, zu ſeiner Linken ziemlich nah Daru, mit dem er ſich über die Contributions-Angelegenheiten unterhält.

Der Kaiser winkt mir heranzukommen.

Ich bleibe in ſchicklicher Entfernung vor ihm ſtehen.

Nachdem er mich aufmerkſam angeblickt, ſagte er: vous êtes un homme. Ich verbeuge mich.

Er fragt: wie alt ſeyd Ihr?

Sechzig Jahr.

Ihr habt Euch gut erhalten —

Ihr habt Trauerſpiele geſchrieben.

Ich antwortete das Nothwendigſte.

Hier nahm Daru das Wort, der, um den Deutſchen, denen er ſo wehe thun mußte, einigermaßen zu ſchmeicheln, von deutſcher Literatur Notiz genommen; wie er denn auch in der lateiniſchen wohlbewandert und ſelbſt Herausgeber des Horaz war.

Er ſprach von mir wie etwa meine Gönner in Berlin mochten geſprochen haben, wenigſtens erkannt' ich daran ihre Denkweiſe und ihre Geſinnung.

Er fügte ſodann hinzu, daß ich auch aus dem Franzöſiſchen überſetzt habe, und zwar Voltaire's Mahomet.

Der Kaiser verſetzte: es iſt kein gutes Stück, und legte ſehr umſtändlich auseinander wie unſchick-

lich es sey, daß der Weltüberwinder von sich selbst eine so ungünstige Schilderung mache.

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studirt haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: warum habt Ihr das gethan? es ist nicht naturgemäß, welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinander setzte.

Ich hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln: daß ich zwar nicht wisse ob mir irgend jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber ich finde ihn ganz richtig und gestehe daß an dieser Stelle etwas Unwahres nachzuweisen sey. Allein, setzte ich hinzu, es wäre dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffs bediene um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Wege nicht hatte erreichen können.

Der Kaiser schien damit zufrieden, kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen, wie einer der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Criminalrichter betrachtet, und dabei das Abweichen des Französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.

So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hatten einer dunklern Zeit angehört:

Wirth.

Schön!

Du bist mein Kind, und was geschehn ist, ist geschehn.

Sophie.

Es kann das beste Herz in dunkeln Stunden fehlen.

Wirth.

Wir wollen uns nicht mehr mit dem Vergangnen quälen.
Daß du im Zimmer warst, das weiß kein Mensch als ich.

Sophie (erschrocken).

Sie wissen? —

Wirth.

Ich war drin, du kamst, ich hörte dich;
Ich wußt' nicht, wer es war, und lief, als käm' der Teufel.

Sophie (für sich).

Ja, ja, er hat das Geld! Nun ist es außer Zweifel.

Wirth.

Erst jetzo fiel mir ein, ich hört' dich heute früh.

Sophie.

Und was vortrefflich ist, es denkt kein Mensch an Sie.
Ich fand den Wachsstock —

Wirth.

Du?

Sophie.

Ich!

Wirth.

Schön, bei meinem Leben!
Nun sag', wie machen wir's, daß wir's ihm wiedergeben?

Sophie.

Sie sagen: „Herr Alcest! verschonen Sie mein Haus;
Das Geld ist wieder da, ich hab' den Dieb heraus.

Was, ſagte er, will man jetzt mit dem Schickſal? die Politik iſt das Schickſal.

Er wandte ſich ſodann wieder zu Daru und ſprach mit ihm über die großen Contributions-Angelegenheiten; ich trat etwas zurück und kam gerade an den Erker zu ſtehen, in welchem ich vor mehr als dreißig Jahren zwiſchen mancher frohen auch manche trübe Stunde verlebt, und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von mir nach der Eingangsthüre zu, Berthier, Savary und ſonſt noch jemand ſtand. Talleyrand hatte ſich entfernt.

Marſchall Soult ward gemeldet.

Dieſe große Geſtalt mit ſtark behaartem Haupte, trat herein, der Kaiſer fragte ſcherzend über einige unangenehme Ereigniſſe in Polen und ich hatte Zeit mich im Zimmer umzuſehen und der Vergangenheit zu gedenken.

Auch hier waren es noch die alten Tapeten.

Aber die Portraite an den Wänden waren verſchwunden.

Hier hatte das Bild der Herzogin Amalia gehangen, im Redouten-Anzug eine ſchwarze Halbmaske in der Hand, die übrigen Bildniſſe von Statthaltern und Familiengliedern alle.

Der Kaiſer ſtand auf, ging auf mich los und ſchnitt mich durch eine Art Manoeuvre von den übrigen Gliedern der Reihe ab in der ich ſtand.

Indem er jenen den Rücken zukehrte und mit gemäßigter Stimme zu mir ſprach, fragte er: ob

ich verheirathet ſey, Kinder habe? und was ſonſt Perſönliches zu intereſſiren pflegt. Eben ſo auch über meine Verhältniſſe zu dem fürſtlichen Hauſe, nach Herzogin Amalia, dem Fürſten, der Fürſtin und ſonſt; ich antwortete ihm auf eine natürliche Weiſe. Er ſchien zufrieden und überſetzte ſich's in ſeine Sprache, nur auf eine etwas entſchiedenere Art als ich mich hatte ausdrücken können.

Dabei muß ich überhaupt bemerken, daß ich im ganzen Geſpräch die Mannichfaltigkeit ſeiner Beifallsäußerung zu bewundern hatte; denn ſelten hörte er unbeweglich zu, entweder er nickte nachdenklich mit dem Kopfe oder ſagte oui oder c'est bien oder dergl.; auch darf ich nicht vergeſſen zu bemerken, daß wenn er ausgeſprochen hatte, er gewöhnlich hinzufügte:

Qu'en dit Mr. Göt?

Und ſo nahm ich Gelegenheit bei dem Kammerherrn durch eine Gebärde anzufragen ob ich mich beurlauben könne? die er bejahend erwiederte, und ich dann ohne Weiteres meinen Abſchied nahm.

Den dritten.

Mancherlei Beredung wegen einer in Weimar zu gebenden Vorſtellung. Abends Oedip.

Den vierten

nach Weimar wegen Einrichtung des Theaters.

Den sechsten

große Jagd. Die französischen Schauspieler kommen an mit ihrem Director. Abends Tod des Cäsars. Minister Maret und Angehörige logirten bei mir.

Den siebenten.

Marschall Lannes und Minister Maret, umständliches Gespräch wegen der bevorstehenden spanischen Expedition. Von der Jenaisch-Apoldischen Jagd alles zurück und weiter. Hofrath Sartorius von Göttingen und Frau sprechen bei mir ein.

Den vierzehnten.

Ich erhalte den Orden der Ehren-Legion. Talma und Frau und Ministers Maret's Secretar de Lorgne d'Idonville finden sich bei mir zusammen.

Zum Jahre 1815.

Theater.

Hier wäre es nun wohl am Orte über ein Geschäft welches mir so lange Jahre ernstlich obgelegen, noch einige wohlbedachte Worte hinzuzufügen.

Das Theater hat, wie alles was uns umgibt, eine doppelte Seite, eine ideelle und eine empirische; eine ideelle, insofern es seiner inneren Natur gemäß gesetzlich fortwirkt; eine empirische, welche

uns in der mannichfaltigſten Abwechſelung als ungeregelt erſcheint, und ſo müſſen wir daſſelbe von beiden Seiten betrachten, wenn wir davon richtige Begriffe faſſen wollen.

Von der ideellen Seite ſteht das Theater ſehr hoch, ſo daß ihm faſt nichts was der Menſch durch Genie, Geiſt, Talent, Technik und Uebung hervorbringt, gleichgeſtellt werden kann. Wenn Poeſie mit allen ihren Grundgeſetzen, wodurch die Einbildungskraft Regel und Richtung erhalt, verehrenswerth iſt; wenn Rhetorik mit allen ihren hiſtoriſchen und dialectiſchen Erforderniſſen höchſt ſchätzenswerth und unentbehrlich bleibt; dann aber auch perſönlicher mündlicher Vortrag, der ſich ohne eine gemäßigte Mimik nicht denken läßt: ſo ſehen wir ſchon wie das Theater ſich dieſer höchſten Erforderniſſe der Menſchheit ohne Umſtände bemächtigt. Füge man nun noch die bildenden Künſte hinzu, was Architektur, Plaſtik, Malerei zur völligen Ausbildung des Bühnenweſens beitrage, rechne man das hohe Ingrediens der Muſik; ſo wird man einſehen was für eine Maſſe von menſchlichen Herrlichkeiten auf dieſen einen Punkt ſich richten laſſen.

Alle dieſe großen, ja ungeheuern Erforderniſſe ziehen ſich unſichtbar, unbewußt, durch alle Repraſentationen, von der höchſten bis zu der geringſten, und es kommt bloß darauf an ob die Dirigirenden mit Bewußtſeyn und Kenntniß, oder auch nur aus Neigung und Erfahrung, es ſey nun

im Ganzen oder in den Theilen ihre Bühne gegen den Willen des Publicums absichtlich heben, oder hingegen durch Unkunde zufällig sinken lassen.

Daß ich immerfort, besonders durch Schillers Einwirkung, unsere Bühne im Ganzen und in den Theilen nach Kräften, Verhältnissen und Möglichkeit zu heben gesucht hatte, davon war das Resultat, daß sie seit mehreren Jahren für eine der vorzüglichsten Deutschlands geachtet wurde.

Und darin bestünde eigentlich alle wahre Theater-Kritik, daß man das Steigen und Sinken einer Bühne im Ganzen und Einzelnen beachtete, wozu freilich eine große Uebersicht aller Erfordernisse gehört, die sich selten findet und bei der Mannichfaltigkeit der Einwirkungen und Veränderungen, die das empirische Theater erleidet, für den Augenblick, der immer bestochen ist, für die Vergangenheit, deren Eindruck sich abstumpft, fast unmöglich wird.

Lavater

als ein vorzüglicher ins Allgemeine gehender Mensch erlebte die Gegenwirkung der Bedingungen. Er wollte auf die Masse wirken und so entgegnete ihm das Fratzenhafte der Masse fürchterlich. Er wäre ein Ueber-Hogarth gewesen, wenn er hätte so bilden können. Denn was ist Hogarth und alle Carricatur auf diesem Wege als der Triumph des

Formlosen über die Form. Die Menschengestalt chemischen Philister-Gesetzen anheim gegeben, gährend und in allen Graden verfaulend. Daher sein: Zum Fliehen.

Der Engel Lavater war durch diesen niederträchtigen Drang so gequetscht, daß er auch seine trefflichen Charaktere nur negativ schildern konnte.

Kotzebue.

Betrachtet man die Geschichte der Literatur genau, so findet man, daß diejenigen, die durch Schriften zu Belehrung und Vergnügen wirksam zu seyn sich vornehmen, sich durchaus in einer üblen Lage befinden: denn es fehlt ihnen niemals an Gegnern, welche das Vergangene, was sie gethan, auszulöschen, den Effect des Augenblicks zu schwächen oder abzulenken, und die Wirkung in die Zukunft zu verkümmern suchen. Daß dawider kein Gegenmittel sey, davon überzeugen uns ältere und neuere Controversen aller Art; denn es fehlt einem solchen Kampfe gerade an allem: an ritterlichem Schrankenraum, an Kreiswärteln und Kampfrichtern; und in jedem Schaukreise wirft sich, wie vor Alters im Circus, die ungestüme Menge parteiisch auf die Seite der Grünen oder Blauen; die größte Masse beherrscht den Augenblick und

ein kunſtreicher Wettkampf erregt Aufſtand, Erbitterung und endigt gewaltſam.

Bei ſo geſtalteten Sachen kann jedoch der ſittliche Menſch niemals ohne ein Hülfsmittel bleiben, wenn er es nur nicht zu weit ſucht, da es ihm unmittelbar zur Seite liegt, ja ſich ihm öfters ungeſtüm aufdrängt.

Mich meines biographiſchen Rechtes bedienend erwähne ich hier zum Beiſpiel, daß, nebſt gar manchem andern, die meiner Wirkſamkeit widerſtrebten, ſich Einer beſonders zum Geſchäft machte, auf jede Art und Weiſe meinem Talent, meiner Thatigkeit, meinem Glück entgegenzutreten; dagegen würde ich mich, nach meiner Sinnesart ganz wehrlos und in einem unangenehmen Zuſtande finden, wenn ich nicht jenes eben gerühmte Hausmittel ſeit geraumer Zeit gegen dieſe Zudringlichkeit angewendet und mich gewöhnt hätte, die Exiſtenz desjenigen, der mich mit Abneigung und Haß verfolgt, als ein nothwendiges und zwar günſtiges Ingrediens zu der meinigen zu betrachten.

Ich denke mir ihn gern als Weimaraner und freue mich, daß er der mir ſo werthen Stadt das Verdienſt nicht rauben kann, ſein Geburtsort geweſen zu ſeyn; ich denke mir ihn gern als ſchönen muntern Knaben, der in meinem Garten Sprenkel ſtellte und mich durch ſeine freie Thatigkeit ſehr oft ergötzte; ich gedenke ſeiner gern als Bruder eines liebenswürdigen Frauenzimmers, die ſich

als Gattin und Mutter immer verehrungswerth gezeigt hat. Gehe ich nun seine schriftstellerischen Wirkungen durch, so vergegenwärtige ich mir mit Vergnügen heitere Eindrücke einzelner Stellen; obschon nicht leicht ein Ganzes, weder als Kunst- noch Gemüthsproduct, weder als das was es aussprach, noch was es andeutete, mich jemals anmuthen und sich mit meiner Natur vereinbaren konnte. Sehr großen Vortheil dagegen hat mir seine literarische Laufbahn in Absicht auf Uebung des Urtheils gebracht, welches wir am eigentlichsten durch die Productionen der Gegenwart zu schärfen vermögend sind. Er hat mir Gelegenheit gegeben, manche Andere, ja das ganze Publicum kennen zu lernen; ja was noch mehr ist, ich finde noch öfters Anlaß, seine Leistungen, denen man Verdienst und Talent nicht absprechen kann, gegen überfahrende Tadler und Verwerfer in Schutz zu nehmen.

Betrachte ich mich nun gar als Vorsteher eines Theaters und bedenke, wie viel Mittel er uns in die Hand gegeben hat die Zuschauer zu unterhalten und der Casse zu nutzen, so wüßte ich nicht wie ich es anfangen sollte, um den Einfluß den er auf mein Leben und Vornehmen ausgeübt zu verachten, zu schelten oder gar zu läugnen; vielmehr glaube ich alle Ursache zu haben, mich seiner Wirkungen zu freuen und zu wünschen, daß er sie noch lange fortwirken möge.

Eines ſolchen Bekenntniſſes würde ich mich nun gar ſehr erfreuen, wenn ich vernähme, daß mancher, der ſich in ähnlichem Falle befindet, dieſes weder hochmoraliſche, noch viel weniger chriſtliche, ſondern aus einem verklarten Taoismus entſprungene Mittel gleichfalls mit Vortheil anwendete um die unangenehmſte von allen Empfindungen aus ſeinem Gemüth zu verbannen: kraftloſes Widerſtreben und ohnmächtigen Haß.

Und warum ſollte ich hier nicht geſtehen, daß mir bei jener großen Forderung: man ſolle ſeine Feinde lieben, das Wort lieben gemißbraucht oder wenigſtens in ſehr uneigentlichem Sinne gebraucht ſcheine, wogegen ich mit viel Ueberzeugung gern jenen weiſen Spruch wiederhole: daß man einen guten Haushalter hauptſächlich daran erkenne, wenn er ſich auch des Widerwärtigen vortheilhaft zu bedienen wiſſe.

Kotzebue hatte bei ſeinem ausgezeichneten Talent in ſeinem Weſen eine gewiſſe Nullität, die niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte, das Treffliche herunter zu ſetzen damit er ſelber trefflich ſcheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, ſie beherrſchend, ihr dienend; und er dachte nicht, daß die platte Menge ſich aufrichten, ſich ausbilden, ja ſich doch erheben könne, um Verdienſt, Halb- und Unverdienſt zu unterſcheiden.

Voß und Stolberg.

1820.

Man erlebt wohl, daß nach einem zwanzigjährigen Eheſtand ein im Geheimen mißhelliges Eheraar auf Scheidung klagt, und jedermann ruft aus: warum habt ihr das ſo lange geduldet, und warum duldet ihr's nicht bis ans Ende?

Allein dieſer Vorwurf iſt höchſt ungerecht. Wer den hohen würdigen Stand, den die eheliche Verbindung in geſetzlich gebildeter Geſellſchaft einnimmt, in ſeinem ganzen Werthe bedenkt, wird eingeſtehen wie gefährlich es ſey, ſich einer ſolchen Würde zu entkleiden; er wird die Frage aufwerfen: ob man nicht lieber die einzelnen Unannehmlichkeiten des Tags, denen man ſich meiſt noch gewachſen fühlt, übertragen und ein verdrießliches Daſeyn hinſchleifen ſolle, anſtatt übereilt ſich zu einem Reſultat zu entſchließen, das denn leider wohl zuletzt, wenn das Factt allzulaſtig wird, gewaltſam von ſelbſt hervorſpringt.

Mit einer traulich eingegangenen Freundſchaft iſt es ein ähnlicher Fall. Indem man ſich in erſten, hoffnungsreich ſich entwickelnden Tagen einer ſolchen Verbindung hingibt, geſchieht es ganz unbedingt; an einen Zwieſpalt iſt jetzt und in alle Ewigkeit nicht zu denken. Dieſes erſte Hingeben ſteht viel höher als das von leidenſchaftlich Liebenden am Altar ausgeſprochene Bund-

Sie wissen selbst, wie leicht Gelegenheit verführet;
Doch kaum war es entwandt, so war er schon gerühret,
Bekannt' und gab es mir. Da haben Sie's! Verzeih'n
Sie ihm!" — Gewiß, Alceſt wird gern zufrieden seyn.

Wirth.

So was zu fädeln, haſt du eine seltne Gabe.

Sophie.

Ja, bringen Sie's ihm so!

Wirth.

Gleich! wenn ich's nur erſt habe.

Sophie.

Sie haben's nicht?

Wirth.

Ei nein! Wo hätt' ich es denn her?

Sophie.

Woher?

Wirth.

Nun ja! Woher? Gabſt du mir's denn?

Sophie.

Und wer
Hat's denn?

Wirth.

Wer's hat!

Sophie.

Ja wohl! wenn Sie's nicht haben?

Wirth.

Poſſen!

Sophie.

Wo thaten Sie's denn hin?

Wirth.

Ich glaub', du biſt geſchoſſen!
Haſt du's denn nicht?

niß, denn es iſt ganz rein, von keiner Begierde, deren Befriedigung einen Rückſchritt befürchten läßt, geſteigert; und daher ſcheint es unmöglich einen in der Jugend geſchloſſenen Freundſchaftsbund aufzugeben, wenn auch die hervortretenden Differenzen mehr als einmal ihn zu zerreißen bedrohlich obwalten.

Bedenkt man die Beſchwerden von Voß gegen Stolberg genau, ſo findet ſich gleich bei ihrem erſten Bekanntwerden eine Differenz ausgeſprochen, welche keine Ausgleichung hoffen läßt.

Zwei gräfliche Gebruder, die ſich beim Studenten-Kaffee ſchon durch beſſeres Geſchirr und Backwerk hervorthun, deren Ahnentreibe ſich auf mancherlei Weiſe im Hintergrunde hin und her bewegt, wie kann mit ſolchen ein tüchtiger, derber, iſolirter Autochthon in wahre dauernde Verbindung treten? Auch iſt der beiderſeitige Bezug höchſt loſe; eine gewiſſe jugendliche liberale Gutmüthigkeit, bei obwaltender äſthetiſcher Tendenz, verſammelt ſie ohne ſie zu vereinigen: denn was will ein bißchen Meinen und Dichten gegen angeborne Eigenheiten, Lebenswege und Zuſtande!

Hätten ſie ſich indeſſen von der Akademie nach Norden und Süden getrennt, ſo ware ein gewiſſes Verhaltniß in Briefen und Schriften noch allenfalls fortzuhalten geweſen; aber ſie nähern ſich örtlich, verpflichten ſich wechſelsweiſe zu Dienſt und Dank, nachbarlich wohnen ſie, in Geſchäften

berühren sie sich und, im Innern uneins, zerren sie sich an elastischen Banden unbehaglich hin und wieder.

Die Möglichkeit aber, daß eine solche Quälerei so lange geduldet, eine solche Verzweiflung perennirend werden konnte, ist nicht einem jeden erklärbar; ich aber bin überzeugt, daß die liebenswürdig-vermittelnde Einwirkung der Gräfin Agnes dieses Wunder geleistet.

Ich habe mich selbst in ihren blühenden schönsten Jahren an ihrer anmuthigsten Gegenwart erfreut und ein Wesen an ihr gekannt, vor dem alsobald alles Mißwillige, Mißklingende sich auflösen, verschwinden mußte. Sie wirkte nicht aus sittlichem, verständigem, genialem, sondern aus frei-heiterm, persönlich-harmonischem Uebergewicht. Nie sah ich sie wieder, aber in allen Relationen, als Vermittlerin zwischen Gemahl und Freund, erkenn' ich sie vollkommen. Durchaus spielt sie die Rolle des Engel Grazioso in solchem Grade lieblich, sicher und wirksam, daß mir die Frage blieb: ob es nicht einen Calderon, den Meister dieses Faches, in Verwunderung gesetzt hatte?

Nicht ohne Bewußtseyn, nicht ohne Gefühl ihrer klaren Superiorität beweat sie sich zwischen beiden Unfreunden und spiegelt ihnen das mögliche Paradies vor, wo sie innerlich schon die Vorboten der Hölle gewahr werden.

Die Göttliche eilt zu ihrem Ursprung zurück;

Stolberg ſucht nach einer verlorenen Stütze, und die Rede ſchlingt ſich zuletzt ums Kreuz. Voß dagegen läßt ſich von dem Unmuth übermeiſtern, den er ſchon ſo lange in ſeiner Seele gehegt hatte, und offenbart uns ein beiderſeitiges Ungeſchick als ein Unrecht jener Seite. Stolberg mit etwas mehr Kraft, Voß mit weniger Tenacität hätten die Sache nicht ſo weit kommen laſſen. Wäre auch eine Vereinigung nicht möglich geweſen, eine Trennung würde doch leidlicher und läßlicher geworden ſeyn.

Beide waren auf alle Fälle zu bedauern; ſie wollten den früheren Freundſchafts-Eindruck nicht fahren laſſen, nicht bedenkend, daß Freunde, die am Scheidewege ſich noch die Hand reichen, ſchon von einander meilenweit entfernt ſind.

Nehmen die Geſinnungen einmal eine entgegengeſetzte Richtung, wie ſoll man ſich vertraulich das Eigenſte bekennen! Gar wunderlich verargt daher Voß Stolbergen eine Verheimlichung deſſen was nicht auszuſprechen war, und das, endlich ausgeſprochen, obgleich vorhergeſehen, die verſtändigſten, geſetzteſten Männer zur Verzweiflung brachte.

Wie benahm ſich Jacobi und mancher andere! und wird man die Sache künftig ſo wichtig finden als ſie im Augenblick erſchien? Das weiß ich nicht, aber ein gleicher Skandal wird ſich ganz gewiß ereignen, wenn Katholicismus und Pro-

teſtantismus, wären ſie auch noch ſo lange im Trüben neben einander hergeſchlichen, plötzlich im einzelnen Falle in ſchreienden Conflict gerathen.

Aber nicht allein Religion wird ſolche Phänomene hervorbringen, politiſche, literariſche unvermuthet entdeckte Differenzen werden das Gleiche thun. Man erinnere ſich nur an die unglückliche Entdeckung von Leſſings geheimer Spinoziſtiſcher Sinnesart, durch Friedrich Jacobi, worüber Mendelsſohn in buchſtäblichem Sinne ſich den Tod holte.

Wie hart war es für die Berliner Freunde, die ſich mit Leſſing ſo innig zuſammengewachſen glaubten, auf einmal erfahren zu ſollen, daß er einen tiefen Widerſpruch vor ihnen zeitlebens verheimlicht habe.

Aus meinem Leben.

Fragmentariſches.

Jugend-Epoche.

Es iſt wohl nicht leicht ein Kind, ein Jüngling von einigem Geiſt, dem es nicht von Zeit zu Zeit einfiele, nach dem Woher, Wie und Warum derjenigen Gegenſtände zu fragen die man gewahr wird; und in mir lag entſchieden und anhaltend das Bedürfniß, nach den Maximen zu forſchen

aus welchen ein Kunſt- oder Naturwerk, irgend eine Handlung oder Begebenheit herzuleiten ſeyn möchte. Dieſes Bedürfniß fühlte ich freilich nicht in der Deutlichkeit wie ich es gegenwärtig ausſpreche; aber je unbewußter ich mir bei einer ſolchen Richtung war, deſto ernſtlicher, leidenſchaftlicher, unruhiger, emſiger ging ich dabei zu Werke; und weil ich nirgends eine Anleitung fand, die mich auf meiner Bildungsſtufe bequem gefördert hatte, ſo machte ich den Weg unzähligemal vor und rückwärts, wie es uns in einem künſtlichen Labyrinth, oder in einer natürlichen Wildniß wohl begegnen mag.

Das was ich hier Maxime nenne, nannte man damals Geſetze und glaubte wohl, daß man ſie geben könne, anſtatt daß man ſie hätte aufſuchen ſollen.

Die Geſetze wonach Theaterſtücke zu ſchreiben und zu beurtheilen ſeyen, glaubte ich mir ziemlich eigen gemacht zu haben, und durfte mir es bei der Bequemlichkeit wohl einbilden, womit ich jede kleinere und größere Begebenheit in einen theatraliſchen Plan zu verwandeln wußte. Mit dem Roman war ich ungefähr zu derſelbigen Fertigkeit gelangt; ich erzählte ſehr leicht und bequem alle Mährchen, Novellen, Geſpenſter- und Wundergeſchichten, und wußte manche Vorfälle des Lebens aus dem Stegreife in einer ſolchen Form darzuſtellen. Ich hatte mir auch darüber eine Norm

gemacht, die von der theatralischen wenig abwich. Was das Urtheil betraf, so reichten meine Einsichten ziemlich hin; daher mir denn alles Poetische und Rhetorische angenehm und erfreulich schien. Die Weltgeschichte hingegen, der ich gar nichts abgewinnen konnte, wollte mir im Ganzen nicht zu Sinne. Noch mehr aber qualte mich das Leben selbst, wo mir eine Magnetnadel ganzlich fehlte, die mir um so nöthiger gewesen ware, da ich jederzeit bei einigermaßen günstigem Winde mit vollen Segeln fuhr, und also jeden Augenblick zu stranden Gefahr lief. Wie viel Trauriges, Aengstliches, Verdrießliches war mir schon begegnet; wie ich einigermaßen aufmerksam umher schaute, so fand ich mich keinen Tag vor ähnlichen Ereignissen und Erfahrungen sicher. Schon mehrere Jahre her hatte mir das Glück mehr als einen trefflichen Mentor zugesandt, und doch je mehr ich ihrer kennen lernte, desto weniger gelangte ich zu dem, was ich eigentlich suchte. Der eine setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmuthigkeit und Zartheit, der andre in eine gewisse Gewandtheit, der dritte in Gleichgültigkeit und Leichtsinn, der vierte in Frömmigkeit, der fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Thatigkeit, der folgende in eine imperturbable Heiterkeit und immer sofort, so daß ich vor meinem zwanzigsten Jahre fast die Schulen sammtlicher Moral-Philosophen durchlaufen hatte. Diese Lehren widersprachen einander öfter,

als daß ſie ſich untereinander hätten ausgleichen laſſen. Durchaus aber war immer von einer gewiſſen Mäßigkeit die Rede, von der ich, meinem Naturell nach, am wenigſten begriff und wovon man überhaupt in der Jugend — weil Mäßigkeit, wenn ſie nicht angeboren iſt, das klarſte Bewußtſeyn fordert — nichts begreifen kann und bei allem Beſtreben darnach nur deſto unmäßigere ungeſchicktere Streiche macht. Alle dieſe Gedanken und Denkweiſen waren aber nun einmal bei mir aufgeregt, und wenn das Jünglingsleben auch noch ſo heiter, frei und lebhaft hinſchritt, ſo ward man doch oft genug an jene wünſchenswerthe und unbekannte Norm erinnert. Je freier und ungebundener ich lebte, und je froher ich mich gegen meine Geſellen und mit meinen Geſellen äußerte, wurde ich doch ſehr bald gewahr, daß uns die Umgebungen, wir mögen uns ſtellen wie wir wollen, immer beſchränken, und ich fiel daher auf den Gedanken, es ſey das Beſte uns wenigſtens innerlich unabhängig zu machen.

Spätere Zeit.

Ich habe niemals einen präſumtuöſeren Menſchen gekannt als mich ſelbſt, und daß ich das ſage, zeigt ſchon daß wahr iſt was ich ſage.

Niemals glaubte ich daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht' ich ich hätt' es ſchon. Man

hatte mir eine Krone aufſetzen können, und ich hatte gedacht das verſtehe ſich von ſelbſt. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Menſch wie andre. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienſt Erhaltene zu verdienen ſuchte, dadurch unterſchied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnſinnigen.

Erſt war ich den Menſchen unbequem durch meinen Irrthum, dann durch meinen Ernſt. Ich mochte mich ſtellen wie ich wollte, ſo war ich allein.

Die Vernunft in uns wäre eine große Macht wenn ſie nur wüßte wen ſie zu bekämpfen hätte. Die Natur in uns nimmt immerfort eine neue Geſtalt an, und jede neue Geſtalt wird ein unerwarteter Feind für die gute ſich immer gleiche Vernunft.

Gelaſſen beobachtende Freunde pflegen gemeiniglich die genialiſchen Nachtwandler unſanft mitunter aufzuwecken, durch Bemerkungen, die gerade das innerſte myſtiſche Leben ſolcher begünſtigten oder wenn man will bevortheilten Naturkinder aufheben und zerſtören. In meiner beſten Zeit ſagten mir öfters Freunde, die mich freilich kennen mußten: was ich lehre ſey beſſer als was ich ſpreche, dieſes beſſer als was ich ſchreibe, und das Geſchriebene beſſer als das Gedruckte.

Durch ſolche wohlgemeinte ja ſchmeichelhafte Reden bewirkten ſie jedoch nichts Gutes, denn ſie vermehrten dadurch die in mir ohnehin obwaltende Verachtung des Augenblicks, und es ward eine nicht zu überwindende Gewohnheit, das was geſprochen und geſchrieben ward zu vernachläſſigen und manches, was der Aufbewahrung wohl werth geweſen ware, gleichgültig dahinfahren zu laſſen.

Ich war mir edler, großer Zwecke bewußt, konnte aber niemals die Bedingungen begreifen unter denen ich wirkte; was mir mangelte merkt' ich wohl, was an mir zuviel ſey gleichfalls; deßhalb unterließ ich nicht mich zu bilden, nach außen und von innen. Und doch blieb es beim Alten. Ich verfolgte jeden Zweck mit Ernſt, Gewalt und Treue; dabei gelang mir oft widerſpanſtige Bedingungen vollkommen zu überwinden, oft aber auch ſcheiterte ich daran, weil ich nachgeben und umgehen nicht lernen konnte. Und ſo ging mein Leben hin unter Thun und Genießen, Leiden und Widerſtreben; unter Liebe, Zufriedenheit, Haß und Mißfallen anderer. Hieran ſpiegele ſich, dem das gleiche Schickſal geworden.

Entſtehung der biographiſchen Annalen.

1823.

Cellini ſagt, wenn ein Mann, der glaubt etwas geleiſtet und ein bedeutendes Leben geführt zu haben, im vierzigſten Jahre ſteht, ſo ſoll er ſeine Lebensbeſchreibung beginnen, die ereignißvolle Zeit ſeiner Jugend treulich aufzeichnen und in der Folge weiter fortfahren.

Cellini hat ganz Recht: denn es iſt keine Frage daß uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene erſten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach erliſcht, daß die anmuthige Sinnlichkeit verſchwindet und ein gebildeter Verſtand durch ſeine Deutlichkeit jene Anmuth nicht erſetzen kann.

Hiebei iſt aber noch ein bedeutender Umſtand wohl zu beachten: wir müſſen eigentlich noch nah genug an unſern Irrthümern und Fehlern ſtehn, um ſie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, jene Zuſtände wieder in uns hervorrufen, unſere Mängel mit Nachſicht betrachten und mancher Fehler uns nicht ſchamen mögen. Rücken wir weiter ins Leben hinein, ſo gewinnt das alles ein anderes Anſehn und man kommt zuletzt beinahe in den Fall, wie jener Geometer nach Endigung eines Theaterſtücks auszurufen: was ſoll denn das aber beweiſen?

Doch wie man ſich aus jeder gegründeten oder

Sophie.

Ich?

Wirth.

Ja!

Sophie.

Wie käm' ich denn dazu?

Wirth

Eh! (macht ihr pantomimisch das Zeichen ꝛc.)

Sophie.

Ich verſteh' Sie nicht!

Wirth.

Wie unverſchämt biſt du!
Jetzt, da du's geben ſollſt, gedenkſt du auszuweichen.
Du haſt's ja erſt bekannt. Pfui dir mit ſolchen Streichen!

Sophie.

Nein, das iſt mir zu hoch! Jetzt klagen Sie mich an,
Und ſagten nur vorhin, Sie hätten's ſelbſt gethan!

Wirth.

Du Kröte! Ich's gethan? Iſt das die ſchuld'ge Liebe,
Die Ehrfurcht gegen mich? Du machſt mich gar zum Diebe,
Da du die Diebin biſt!

Sophie.

Mein Vater!

Wirth.

Warſt du nicht
Heut' früh im Zimmer?

Sophie.

Ja!

Wirth.

Und ſagſt mir in's Geſicht,
Du hätteſt nicht das Geld?

grundloſen hypochondriſchen Anſicht nur durch Thätigkeit retten kann, ſo muß man den Antheil an der Vergangenheit wieder in ſich heraufrufen, und ſich wieder dahin ſtellen wo man noch hofft ein Mangel laſſe ſich ausfüllen, Fehler vermeiden, Uebereilung ſey zu bändigen und Verſäumtes nachzuholen.

Was wir zu dieſem Zwecke verſucht und vorgearbeitet, um ihn ſicherer zu erreichen, was hiebei ein junger Zögling geleiſtet, davon gebe Nachſtehendes nähere Kenntniß.

Mehr als einmal während meiner Lebenszeit ſtellte ich mir die dreißig niedlichen Bände der Leſſingiſchen Werke vor Augen, bedauerte den Trefflichen, daß er nur die Ausgabe des erſten erlebt, und freute mich des treuergebenen Bruders, der ſeine Anhänglichkeit an den Abgeſchiedenen nicht deutlicher ausſprechen konnte, als daß er, ſelbſt thätiger Literator, die hinterlaſſenen Werke, Schriften, auch die kleineren Erzeugniſſe und was ſonſt das Andenken des einzigen Mannes vollſtändig zu erhalten geſchickt war, unermüdet ſammelte und unausgeſetzt zum Druck beförderte.

In ſolchem Falle iſt dem Menſchen wohl erlaubt, der einer ähnlichen Lage ſich bewußt iſt, auf ſich ſelbſt zurückzukehren und eine Vergleichung anzuſtellen, was ihm gelungen oder mißlungen

ſen; was von ihm und für ihn geſchehen und was ihm allenfalls zu thun noch obliege.

Und ſo hab' ich mich denn einer beſondern Gunſt des leitenden Geiſtes zu erfreuen, ich ſehe zwanzig Bande äſthetiſcher Arbeiten in geregelter Folge vor mir ſtehen, ſo manchen andern der ſich unmittelbar anſchließt, mehrere ſodann gewiſſermaßen im Widerſpruch mit dem poetiſchen Wirken, ſo daß ich den Vorwurf zerſtreuter und zerſtückelter Thatigkeit befürchten müßte, wenn derjenige getadelt werden konnte, der, dem eigenen Triebe ſeines Geiſtes folgend, zugleich aber auch durch die Forderung der Welt angeregt, ſich bald hie bald da verſuchte, und die Zeit, die man einem jeden auszuruhen vergönnt, mit vermannichfaltigtem Beſtreben auszufüllen wußte.

Das Uebel freilich, das daher entſtand, war, daß bedeutende Vorſätze nicht einmal angetreten, manch löbliches Unternehmen im Stocken gelaſſen wurde. Ich enthielt mich Manches auszuführen, weil ich bei geſteigerter Bildung das Beſſere zu leiſten hoffte, benutzte manches Geſammelte nicht, weil ich es vollſtandiger wunſchte, zog keine Reſultate aus dem Vorliegenden, weil ich übereilten Ausſpruch fürchtete.

Ueberſah ich nun öfters die große Maſſe, die vor mir lag, gewahrte ich das Gedruckte, theils geordnet theils ungeordnet, theils geſchloſſen, theils Abſchluß erwartend, betrachtete ich wie es unmöglich ſey, in

ſpäteren Jahren alle die Fäden wieder aufzunehmen, die man in früherer Zeit hatte fallen laſſen, oder wohl gar ſolche wieder anzuknüpfen, von denen das Ende verſchwunden war, ſo fühlte ich mich in wehmuthige Verworrenheit verſetzt, aus der ich mich, einzelne Verſuche nicht abſchwörend, auf eine durchgreifende Weiſe zu retten unternahm. Die Hauptſache war eine Sonderung aller der bei mir ziemlich ordentlich gehaltenen Fächer, die mich mehr oder weniger früher oder ſpäter beſchäftigten; eine reinliche ordnungsgemäße Zuſammenſtellung aller Papiere, beſonders ſolcher die ſich auf mein ſchriftſtelleriſches Leben beziehen, wobei nichts vernachläſſigt noch unwürdig geachtet werden ſollte.

Dieſes Geſchäft iſt nun vollbracht; ein junger, friſcher in Bibliotheks- und Archivsgeſchäften wohlbewanderter Mann (Bibliothek-Secretär Kräuter) hat es dieſen Sommer über dergeſtalt geleiſtet, daß nicht allein Gedrucktes und Ungedrucktes, Geſammeltes und Zerſtreutes vollkommen geordnet beiſammenſteht, ſondern auch die Tagebücher, eingegangene und abgeſendete Briefe in einem Archiv beſchloſſen ſind, worüber nicht weniger ein Verzeichniß, nach allgemeinen und beſondern Rubriken, Buchſtaben und Nummern aller Art gefertigt, vor mir liegt, ſo daß mir ſowohl jede vorzunehmende Arbeit höchſt erleichtert, als auch denen Freunden, die ſich meines Nachlaſſes annehmen möchten, zum Beſten in die Hände gearbeitet iſt. Was ich aber

größeres sogleich nach jener Leistung zu unternehmen gedrungen war, sagt nachstehender Aufsatz umständlicher.

So oft ich mich entschloß, den Wünschen naher und ferner Freunde gemäß, über einige meiner Gedichte irgend einen Aufschluß von Lebensereignissen auslangende Rechenschaft zu geben, sah ich mich immer genöthigt in Zeiten zurückzugehen, die mir selbst nicht mehr klar vor der Seele standen, und mich deßhalb manchen Vorarbeiten zu unterziehen, von denen kaum ein erwünschtes Resultat zu hoffen war. Ich habe es demungeachtet einigemale gewagt und man ist nicht ganz unzufrieden mit dem Versuch gewesen.

Dieses freundliche Ansinnen dauert nun immer fort, indessen andere liebe Theilnehmende versichern, daß sie mehr würden befriedigt seyn, wenn ich in einer Folge, sowohl Arbeiten als Lebensereignisse, wie früher geschehen, darbringen wollte und künftig nicht, wie ich bisher manchmal gethan, treue Bekenntnisse sprungweis mittheilte. Auch hierüber scheint mir gerade bei dieser Gelegenheit eine nähere Erklärung nöthig.

Schon im Jahr 1819, als ich die Inhalts-Folge meiner sämmtlichen Schriften summarisch vorlegen wollte, sah ich mich zu tiefer eingreifender Betrachtung gedrungen und ich bearbeitete einen zwar

lakoniſchen doch immer hinreichenden Entwurf meiner Lebensereigniſſe und der daraus hervorgegangenen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten bis auf gedachtes Jahr; ſonderte ſodann was ſich auf Autorſchaft bezieht und ſo entſtand das nackte chronologiſche Verzeichniß am Ende des zwanzigſten Bandes.

Seit gedachtem Jahre habe ich von Zeit zu Zeit in ruhigen Stunden fortgefahren ſinnige Blicke ins vergangene Leben zu werfen und die nächſte Zeit auf gleiche Weiſe zu ſchematiſiren, wozu mir denn ausführlichere Tagebücher erwünſcht und hülfreich erſchienen; nun liegen nicht allein dieſe, ſondern ſo viel andere Documente, nach vollbrachter archivariſcher Ordnung, aufs klarſte vor Augen und ich finde mich gereizt jenen Auszug aus meiner ganzen Lebensgeſchichte dergeſtalt auszuarbeiten, daß er das Verlangen meiner Freunde vorläufig befriedige und den Wunſch nach fernerer Ausführung wenigſtens gewiſſer Theile lebhaft errege; woraus denn der Vortheil entſpringt, daß ich die gerade jedesmal mir zuſagende Epoche vollſtändig bearbeiten kann und der Leſer doch einen Faden hat, woran er ſich durch die Lücken folgerecht durchhelfen möge.

Denn mich wegen einer theilweiſen Behandlung zu rechtfertigen, darf ich mich nur auf einen jeden ſelbſt berufen und er wird mir geſtehen, daß, wenn er ſein eigenes Leben überdenkt, ihm gewiſſe Ereigniſſe lebhaft entgegen treten, andere hingegen vor und nachzeitige in den Schatten zurück weichen, daß

wenn jene ſich leuchtend aufdrängen, dieſe ſelbſt mit Bemühung kaum aus den Fluthen der Lethe wieder hervorzuheben ſind.

Es ſoll alſo vorerſt meine anhaltende Arbeit ſeyn, eine ſolche Bemühung in ſofern ſie begonnen iſt fortzuſetzen, in ſofern ich ſie ſkelettartig finde mit Fleiſch und Gewand zu bekleiden und ſo weit zu führen, daß man ſie nicht bloß ſich zu unterrichten, ſondern auch ſich zu vergnügen leſen möge.

Aufenthalt in Dornburg

im Sommer 1828.

Wo dem Dichter durch höchſte Gunſt in einem der dortigen Schlöſſer zu verweilen vergönnt war, um ſich nach dem Tode ſeines Fürſten von der Oede eines ſo großen Verluſtes in freier Natur zu erholen.

An Herrn

Oberſt und Kammerherrn von Beulwitz,

zu Wilhelmsthal.

Gaudent ingredientes, lustetur et ode recedens!
His, qui praeierunt, det bona cuncta Deus! 1806.

Freudig trete herein und froh entferne dich wieder!
Ziehſt du, als Wandrer, vorbei, ſegne die Pfade dir Gott!

Da gewiß höchſten Ortes, ſo wie von Ew. Hochwohlgeboren, gnädig und geneigt aufgenommen wird, wenn ich den Zuſtand, in dem ich mich be-

finde, rein und treu auszuſprechen wage, dasjenige, was ſich von ſelbſt verſteht, beſcheiden ablehne und die Betrachtungen, zu denen ich aufgeregt werde, zutraulich mittheile; ſo eröffne mit obigen zwei lateiniſchen Zeilen meinen gegenwärtigen Brief. Ich fand ſie als Ueberſchrift der Hauptpforte des Dornburger neuacquirirten Schlöſſchens, wo mir, durch höchſte Nachſicht, in den traurigſten Tagen eine Zuflucht zu finden vergönnt worden.

Die Einfaſſung gedachter Thüre ſelbſt iſt, nach Weiſe jener Zeit, architektoniſch-plaſtiſch überreich verziert und gibt, zuſammen mit der Inſchrift, die Ueberzeugung, daß vor länger als zweihundert Jahren gebildete Menſchen hier gewirkt, daß ein allgemeines Wohlwollen hier zu Hauſe geweſen, wogegen auch dieſe Wohnung durch ſo viele Kriegs- und Schreckenszeiten hindurch aufrecht beſtehend erhalten worden.

Bei meiner gegenwärtigen Gemüthsſtimmung rief ein ſolcher Anblick die Erinnerung in mir hervor: gerade ein ſo einladend ſegnendes Motto ſey durch eine Reihe von mehr als funfzig Jahren der Wahlſpruch meines verewigten Herrn geweſen, welcher, auf ein groß bedeutendes Daſeyn gegründet, nach ſeiner erhabenen Sinnesart jederzeit mehr für die Kommenden, Scheidenden und Vorübermandelnden beſorgt war als für ſich ſelbſt; der, wie der Anordner jener Inſchrift weniger ſeiner Wohnung, ſeines Daches gedachte als derjenigen

welche da zu herbergen, mit Gunſt zu verabſchieden oder vorbeigehend zu begrüßen wären. Hier ſchien es alſo, daß ich abermals bei Ihm einkehre, als dem wohlwollenden Eigenthümer dieſes uralten Hauſes, als dem Nachfolger und Repraſentanten aller vorigen gaſtfreien und alſo auch ſelbſt behaglichen Beſitzer.

Die allgemeine traurige Stimmung dieſer Stunden ließ mich den Werth ſolcher Betrachtungen doppelt fühlen und regte mich an, denſelben gleichfalls nachzugehen, als ich nach Verlauf von einigen Tagen und Nächten mich ins Freie zu wagen und die Anmuth eines wahrhaften Luſtortes ſtill in mich aufzunehmen begann.

Da ſah ich vor mir auf ſchroffer Felskante eine Reihe einzelner Schlöſſer hingeſtellt, in den verſchiedenſten Zeiten erbaut, zu den verſchiedenſten Zwecken errichtet. Hier, am nördlichen Ende, ein hohes, altes, unregelmäßig-weitlaufiges Schloß, große Säle zu kaiſerlichen Pfalztagen umſchließend, nicht weniger genugſame Räume zu ritterlicher Wohnung; es ruht auf ſtarken Mauern zu Schutz und Trutz. Dann folgen ſpäter hinzugeſellte Gebäude, haushaltiſcher Benutzung des umherliegenden Feldbaues gewidmet.

Die Augen an ſich ziehend aber ſteht weiter ſüdlich, auf dem ſolideſten Unterbau, ein beſſeres Luſtſchloß neuerer Zeit, zu anſtändigſter Hofhaltung und Genuß in günſtiger Jahreszeit. Zurück-

kehrend hierauf an das südlichste Ende des steilen Abhanges, finde ich zuletzt das alte, nun auch mit dem Ganzen vereinigte Freigut wieder, daſſelbe, welches mich so gaſtfreundlich einlud.

Auf dieſem Wege nun hatte ich zu bewundern, wie die bedeutenden Zwiſchenraume, einer ſteil abgeſtuften Lage gemäß, durch Terraſſengange zu einer Art von auf- und abſteigendem Labyrinthe architektoniſch auf das ſchicklichſte verſchrankt worden, indeſſen ich zugleich die ſammtlichen, übereinander zurückweichenden Localitaten auf das vollkommenſte grünen und blühen ſah. Weithin geſtreckte, der belebenden Sonne zugewendete, hinabwarts gepflanzte, tiefgrünende Weinhügel; aufwarts, an Mauergeländern, üppige Reben, reich an reifenden, Genuß zuſagenden Traubenbüſcheln; hoch an Spalieren ſodann eine ſorgſam gepflegte, ſonſt ausländiſche Pflanzenart, das Auge nachſtens mit dochfarbigen, an leichtem Gezweige herabſpielenden Glocken zu ergötzen verſprechend. Ferner vollkommen geſchloſſen gewölbte Laubwege, einige in dem lebhafteſten Flor durchaus blühender Roſen höchlich reizend geſchmückt; Blumenbeete zwiſchen Geſtrauch aller Art.

Konnte mir aber ein erwünſchteres Symbol geboten werden? deutlicher anzeigend, wie Vorfahr und Nachfolger, einen edlen Beſitz gemeinſchaftlich feſthaltend, pflegend nd genießend, ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht ein anſtandig bequemes

Wohlbefinden emſig vorbereitend, eine für alle Zeiten ruhige Folge beſtatigten Daſeyns und genießenden Behagens einleiten und ſichern?

Dieſes mußte mir alſo zu einer eignen Tröſtung gereichen, welche nicht aus Belehrung und Gründen hervorging; hier ſprach vielmehr der Gegenſtand ſelbſt das alles aus, was ein bekümmertes Gemüth ſo gern vernehmen mag: die vernünftige Welt ſey von Geſchlecht zu Geſchlecht auf ein folgerechtes Thun entſchieden angewieſen. Wo nun der menſchliche Geiſt dieſen hohen ewigen Grundſaz in der Anwendung gewahr wird, ſo fühlt er ſich auf ſeine Beſtimmung zurückgeführt und ermuthigt, wenn er auch zugleich geſtehen wird, daß er, eben in der Gliederung dieſer Folge ſelbſt an- und abtretend, ſo Freude als Schmerz, — wie in dem Wechſel der Jahreszeiten, ſo in dem Menſchenleben, — an andern, wie an ſich ſelbſt, zu erwarten habe.

Hier aber komme ich in den Fall, nochmals mir eine fortgeſezte Geduld zu erbitten, da der Schilderung meines gegenwartigen Zuſtandes noch einiges Unentbehrliche hinzuzufugen ware.

Von dieſen wurdigen landesherrlichen Höhen ſeh' ich ferner in einem anmuthigen Thale ſo vieles, was, dem Bedurfniß der Menſchen entſprechend, weit und breit in allen Landen ſich wiederholt. Ich ſehe zu Dörfern verſammelte landliche Wohnüze, durch Gartenbeete und Baumgruppen

Sophie.

Beweis't das gleich?

Wirth.

Ja!

Sophie.

Waren

Sie denn nicht auch heut' früh —

Wirth.

Ich faſſ' dich bei den Haaren,

Wenn du nicht ſchweigſt und gehſt!

(ſie geht weinend ab.)

Du treibſt den Spaß zu weit,

Nichtswürd'ge! — Sie iſt fort! Es war ihr hohe Zeit!

Vielleicht bild't ſie ſich ein, mit Läugnen durchzukommen!

Das Geld iſt einmal fort, und g'nug, ſie hat's genommen!

Dritter Auftritt.

Alceſt (in Gedanken, im Morgenrock). Der Wirth.

Wirth (verlegen und bittend).

Ich bin recht ſehr beſtürzt, daß ich erfahren muß!

Ich ſehe, gnäd'ger Herr! Sie ſind noch voll Verdruß.

Doch bitt' ich, vor der Hand es gütigſt zu verſchweigen;

Ich will das Meine thun. Ich hoff', es wird ſich zeigen.

Erfährt man's in der Stadt, ſo freun die Neider ſich,

Und ihre Bosheit ſchiebt wohl alle Schuld auf mich.

Es kann kein Fremder ſeyn! Ein Hausdieb hat's genommen!

Seyn Sie nur nicht erzürnt, es wird ſchon wieder kommen.

Wie hoch beläuft ſich's denn?

geſondert; einen Fluß der ſich vielfach durch Wieſen zieht, wo eben eine reichliche Heuernte die Emſigen beſchaftigt; Wehr, Mühle, Brücken folgen aufeinander, die Wege verbinden ſich auf- und abſteigend. Gegenüber erſtrecken ſich Felder an wohlbebauten Hügeln bis an die ſteilen Waldungen hinan, bunt anzuſchauen, nach Verſchiedenheit der Ausſaat und des Reifegrades. Büſche hie und da zerſtreut, dort zu ſchattigen Räumen zuſammengezogen. Reihenweis, auch den heiterſten Anblick gewährend, ſeh' ich große Anlagen von Fruchtbäumen; ſodann aber, damit der Einbildungskraft ja nichts Wünſchenswerthes abgehe, mehr oder weniger aufſteigende, alljahrlich neuangelegte Weinberge.

Das alles zeigt ſich mir, wie vor funfzig Jahren, und zwar in geſteigertem Wohlſeyn, wenn ſchon dieſe Gegend von dem größten Unheil mannichfach und wiederholt heimgeſucht worden. Keine Spur von Verderben iſt zu ſehen, ſchrie auch die Weltgeſchichte, hart auftretend, gewaltſam über die Thäler. Dagegen deutet alles auf eine emſig folgerechte, klüglich vermehrte Cultur eines ſanft und gelaſſen regierten, ſich durchaus maßig verhaltenden Volkes.

Ein ſo geregeltes, ſinniges Regiment waltet von Fürſten zu Fürſten. Feſtſtehend ſind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbeſſerungen. So war es *vor*, ſo wird es *nach* uns ſeyn, damit

das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher ſagt: die vernünftige Welt iſt als ein groſſes, unſterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltſam das Nothwendige bewirkt und dadurch ſich ſogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.

Nun aber ſey vergönnt, mich von jenen äuſſern und allgemeinern Dingen zu meinem Eigenſten und Innerſten zu wenden, wo ich denn aufrichtigſt bekennen kann: daß eine gleichmäſſige Folge der Geſinnungen daſelbſt lebendig ſey, daß ich meine unwandelbare Anhänglichkeit an den hohen Abgeſchiedenen nicht beſſer zu bethätigen wüſte, als wenn ich, ſelbiger Weiſe dem verehrten Eintretenden gewidmet, alles was noch an mir iſt, dieſem, wie ſeinem hohen Hauſe und ſeinen Landen, von friſchem anzueignen mich ausdrücklich verpflichte.

Wogegen ich denn auch einer Erwiederung gnädigſten Wohlwollens, fortgeſetzten ehrenden Vertrauens und milder Nachſicht mich beruhigend getröſten darf, indem ja das von Tamlewſk, am 28 Juni dieſes Jahres, erlaſſene Huldverkundende Schreiben mir ein ſo entſchieden erfreuliches, faſt beſchämendes Zeugniß geworden.

Wie ſehr daſſelbe mich erquickend aufregte, wie dankbar ich anerkennen muſte, ſolches von der Hand eines ſo werthen, längſt geſchätzten geliebten Mannes zu erhalten, hoffe ich bald mündlich mit kräftigern Worten ausdrücken zu können.

Gegenwärtig füge ich nur die Bitte hinzu, Ew. Hochwohlgeboren mögen ſich eifrigſt verwenden, daß Vorſtehendes, wenn auch ſeltſam ſcheinend, jedoch aus den eigenſten Zuſtänden und treuſten Geſinnungen hervorgegangen, zu ruhiger Stunde von unſern höchſten Herrſchaften nachſichtig aufgenommen werden möge.

Ein baldiges frohes Wiederſehen hoffend, unterzeichne mich in vorzüglichſter Hochachtung

J. W. von Goethe.

Vorſchlag zur Güte.

Man hat einen Octavband herausgegeben: „Goethe in den wohlwollenden Zeugniſſen der Mitlebenden.“ Nun würde ich rathen ein Gegenſtück zu beſorgen: „Goethe in den mißwollenden Zeugniſſen der Mitlebenden.“

Die dabei zu übernehmende Arbeit würde den Gegnern leicht werden und zur Unterhaltung dienen; auch würde ſie einem Verleger, dem Gewinn von allen Seiten der guten Geruch bringt, ſichern Vortheil gewähren.

Zu dieſem Vorſchlag bewegt mich die Betrachtung, daß, da man mich aus der allgemeinen Literatur und der beſondern deutſchen jetzt und künftig, wie es ſcheint, nicht los werden wird, es jedem Geſchichtsfreunde gewiß nicht unangenehm

ſeyn muß, auf eine beaueme Weiſe zu erfahren, wie es in unſern Tagen ausgeſehen und welche Geiſter darinnen gewaltet.

Mir ſelbſt würde ein ſolches Unternommene bei dem Rückblick auf mein eigenes Leben höchſt intereſſant ſeyn; denn wie ſollt' ich mir laugnen, daß ich vielen Menſchen widerwärtig und verhaßt geworden und daß dieſe mich auf ihre Weiſe dem Publicum vorzubilden geſucht.

Ich dagegen bin mir nur bewußt, daß ich niemals unmittelbar gegen Mißwollende gewirkt, ſondern daß ich mich in ununterbrochener Thätigkeit erhalten und ſie, wiewohl angefochten, bis ans Ende durchgeführt habe.

Chronologie

der Entſtehung Goethe'ſcher Schriften.

1765.

Das Gedicht: die Höllenfahrt Christi.

1766—1769.

Die Laune des Verliebten. Die Mitschuldigen. Von kleinern Gedichten: drei Oden an Behrisch; Die Brautnacht; Wahrer Genuß; Die schöne Nacht; Glück und Traum; Der Misanthrop; Verschiedene Drohung; Mädchenwünsche; Beweggrund; Liebe wider Willen; Lebendiges Andenken; Glück der Entfernung; An Luna; Schadenfreude; Unschuld; Scheintod; Wechsel.

1770—1771.

Lieder: Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg; Blinde Kuh; Der Abschied; An die Erwählte; Willkommen und Abschied; Mit einem gemalten Bande. Schreibt den Aufsatz: über deutsche Baukunst, Brief eines Landgeistlichen an seinen Amtsbruder, und zwo wichtige biblische Fragen; auch die Ode: Wanderers Sturmlied.

1772.

Uebersetzt das Deserted Village von Goldsmith. Schreibt das Gedicht: der Wandrer. Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Götz von Berlichingen.

1773—1774.

Werther; Clavigo; das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern; Bahrdt; Pater Brey; Satyros; Götter,

Helden und Wieland; Hanswurſts Hochzeit. Die Gedichte: der König in Thule; „Es war ein Buhle frech genung ꝛc.“; „Hoch auf dem alten Thurme ſteht ꝛc.“; „Zwiſchen Lavater und Baſedow ꝛc.“ — Plan zu einem dramatiſchen Gedichte: Mahomet, woraus „Mahomets Geſang“ ſich erhalten. Fragmente des ewigen Juden. Schreibt den Prometheus; Stella; die älteſten Scenen des Fauſt; Künſtlers Erdewallen. Ferner die Gedichte: Künſtlers Abendlied; Kenner und Künſtler; Kenner und Enthuſiaſt; Sendſchreiben; Künſtlers Fug und Recht; die Ode: An Schwager Kronos.

1775.

Klagegeſang von der edlen Frauen des Aſan Aga. Die Lieder: Neue Liebe neues Leben; An Belinden; „In allen guten Stunden ꝛc.“ Die Opern: Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella; desgleichen ein verloren gegangenes kleines Stück unter dem Titel: „Sie kommt nicht.“ Ferner die Gedichte: „Und friſche Nahrung neues Blut ꝛc.“; „Angedenken du verklungner Freude ꝛc.“; Lili's Park. Beginnt den Egmont.

1776.

Gedichte: Hans Sachs; Seefahrt; Proſerpina. Schreibt die Geſchwiſter.

1777.

Schreibt die Oper: Lila, und den Triumph der Empfindſamkeit. Anfange des Wilhelm Meiſter. Beginnt ein Gedicht vom Prinzen Radegiſt, welches verloren gegangen. Schreibt die Ode: „Dem Geier gleich ꝛc.“

1778.

Das erſte Buch von Wilhelm Meiſter beendigt. Die Oper: Lila umgearbeitet; auch einige neue Scenen am Egmont geſchrieben.

1779.

Iphigenie in Prosa vollendet. An Egmont fortgefahren. Jery und Bately.

1780.

Ferneres am Egmont. Anfänge des Tasso. Schreibt: Die Vögel, und das Neueste von Plundersweilern. Redigirt die zweite Abtheilung der Briefe aus der Schweiz.

1781.

Vollendet den Tasso in Prosa. Redoutengedicht: Ein Zug Lapplander. Arien zur Fischerin. Anfänge des Elpenor. Gedichte: Meine Göttin; Der Becher; An die Cicade.

1782.

Gedichte zu den Redoutenaufzügen: des Winters, der vier Weltalter, der weiblichen Tugenden, des Amors. Schreibt ferner die Gedichte: Miedings Tod, Versus memoriales, Das Göttliche; Einsamkeit; Erwählter Fels; Ländliches Glück. Das Singspiel: „die Fischerin" vollendet. Zweites und drittes Buch des Wilhelm Meister. Werther vervollständigt.

1783.

Gedicht: Zur Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen. Zwei Acte von Elpenor geendet. Einschränkung; Ilmenau; „Ueber allen Gipfeln ist Ruh ꝛc." Viertes Buch von Wilhelm Meister.

1784.

Der Maskenzug: Planetentanz. Aufsatz über den Zwischenknochen. Wilhelm Meister fortgesetzt.

1785.

Episches Gedicht: Die Geheimnisse. Gedicht auf den Tod des Herzogs Leopold von Braunschweig. Oper: Scherz, List und Rache. Endigt das sechste Buch des Wilhelm Meister.

1786.

Redigirt die erſten Bände ſeiner bei Göſchen in Leipzig erſcheinenden Schriften. Gedicht: Abſchied im Namen der Engelhäuſer Bäuerinnen. Schreibt in Italien ſeine Iphigenie in Verſen. Plan zu einer Iphigenie in Delphi.

1787.

Den Taſſo in Verſe zu bringen angefangen. Anfänge einer Tragödie: Nauſikaa. Einiges am Wilhelm Meiſter gethan. Egmont vollendet. Die Opern: Claudine von Villa Bella, und Erwin und Elmire umzuarbeiten angefangen.

1788.

Redigirt den achten Band ſeiner Schriften. Die Opern: Erwin und Elmire, und Claudine von Villa Bella beendigt. Schreibt die Aufſätze: Frauenrollen auf dem römiſchen Theater durch Männer geſpielt; Zur Theorie der bildenden Künſte; Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Styl; Von Arabesken. Dichtet die römiſchen Elegien; ingleichen das Gedicht: Amor als Landſchaftsmaler. Plan zu einer weiteren Ausarbeitung des Fauſt, und einige Scenen davon geſchrieben. Die Scene der Hexenküche im Garten Borgheſe ausgeführt. Künſtlers Apotheoſe. Taſſo fortgeſetzt und den Plan vervollſtändigt.

1789.

Römiſches Carneval. Stammbaum Caglioſtro's. Taſſo vollendet. Lieder: „Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten ꝛc.“ und „Gedenke! gehorche meinen Winken ꝛc.“ Schreibt den Groß-Cophta; Die ungleichen Hausgenoſſen; ſo wie den Aufſatz: Ueber Chriſtus und die zwölf Apoſtel.

1790.

Die Ausgabe der geſammelten Schriften beendigt. Redigirt die römiſchen Elegien. Schreibt die

Alceſt.

Ein hundert Thaler!

Wirth.

Ei!

Alceſt.

Doch hundert Thaler —

Wirth.

Peſt! ſind keine Kinderey!

Alceſt.

Und dennoch wollt' ich ſie vergeſſen und entbehren,
Wüßt' ich, durch wen und wie ſie weggekommen wären.

Wirth.

Ei, wär' das Geld nur da, ich fragte gern nicht mehr,
Ob's Michel oder Hans, und wann und wie es wär'?

Alceſt (für ſich).

Mein alter Diener! Nein! Der kann mich nicht berauben,
Und in dem Zimmer war — Nein, nein, ich mag's nicht glauben!

Wirth.

Sie brechen ſich den Kopf? Es iſt vergeb'ne Müh,
Genug, ich ſchaff' das Geld.

Alceſt.

Mein Geld?

Wirth.

Ich bitte Sie,
Daß Niemand nichts erfährt! Wir kennen uns ſo lange,
Und g'nug, ich ſchaff' Ihr Geld. Da ſeyn Sie gar nicht bange!

Alceſt.

Sie wiſſen alſo? —

Wirth.

Hm! Ich bring's heraus das Geld.

Metamorphose der Pflanzen. Erstes Aperçu seiner Farbenlehre. Schreibt zu Venedig den Aufsatz: Ueber ältere Gemälde; deßgleichen die Venetianischen Epigramme.

1791.

Erstes Stück optischer Beiträge. Prolog zu Eröffnung des Theaters. Die Oper: Theatralische Abenteuer bearbeitet und die beiden Lieder: „An dem reinsten Frühlingsmorgen ꝛc." und „Bei dem Glanz der Abendröthe ꝛc." eingelegt. Prolog vom 1 October.

1792.

Herausgabe seiner neuen Schriften bei Unger begonnen. Zweites Stück optischer Beiträge. Epilog vom 11 Junius. In der Farbenlehre fortgefahren. Reise der Söhne Megaprazon's. Gedicht: Der neue Amor. Epilog vom letzten December.

1793.

Reinele Fuchs. Der Bürgergeneral. Prolog vom 15 October. Die Aufgeregten und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten begonnen. Der Versuch, als Vermittler von Object und Subject.

1794.

Die Aufgeregten fortgesetzt. Redaction und Druck des Wilhelm Meister beginnt. Prolog zum 6 October. Schreibt die beiden Episteln in Hexametern. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten fortgesetzt.

1795.

Erzählung von der Sängerin Antonelli; von Vassempierre mit der Krämerin; deßgleichen vom Procurator. Bekenntniße einer schönen Seele. Schreibt den Aufsatz: Literarischer Sansculottismus. Von Gedichten erscheinen: Die Nähe des Geliebten; Der Besuch; Meeresstille; Glückliche Fahrt. Redigirt die Venetianischen Epigramme. Das Mährchen

geſchrieben und die Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten geſchloſſen. Ueberſetzt den „Verſuch über die Dichtungen ꝛc.“ von Frau von Staël. Schreibt den Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie. Wilhelm Meiſters Lehrjahre fortgeſetzt.

1796.

Die Xenien. Erſte Abtheilung der Briefe aus der Schweiz redigirt. Die Ueberſetzung des Benvenuto Cellini begonnen. Die vier Jahreszeiten. Plato als Mitgenoſſe einer chriſtlichen Offenbarung. Gedichte: Alexis und Dora; Die Muſen und Grazien in der Mark; Der Chineſe in Rom; Lied: An Mignon. Schreibt den Aufſatz: Vortrage über den Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie. Endigt den Wilhelm Meiſter im Auguſt. Schreibt die erſten Geſange von Hermann und Dorothea, deſgleichen das Proœmium zu dieſem Gedichte. Auch am Fauſt einiges gethan.

1797.

Hermann und Dorothea am 21 März vollendet. Plan zu einem epiſchen Gedicht: die Jagd. Schema der Metamorphoſe der Inſecten. Cellini fortgeſetzt. Aufſatz: Iſrael in der Wüſte. Gedichte: Der Schatzgraber; Der neue Pauſias; Die Metamorphoſe der Pflanzen; Der Zauberlehrling; Die Braut von Corinth; Der Gott und die Bajadere; deſgleichen die beiden Lieder: „Wenn die Reben wieder bluhen ꝛc.“ und „Zu lieblich iſts ein Wort zu brechen ꝛc.“ Entwirft ein Schema zur Beſchreibung der Peterskirche in Rom. Das Schema zum Fauſt vervollſtandigt, ſo wie Oberons und Titania's goldene Hochzeit, die Zueignung und den Prolog geſchrieben. Aufſatz: Laokoon; deſgleichen über Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit der Kunſtwerke.

Balladen: Der Edelknabe und die Müllerin; Der Junggeſell und der Mühlbach; Der Müllerin Reue. Aufſatz: Vortheile die ein junger Maler haben kannte. Elegie: Amyntas. Plan: die Sage des Wilhelm Tell als epiſches Gedicht zu behandeln. Gedicht: Schweizeralpe. Elegie: Euphroſyne. Aufſatz: Ueber epiſche und dramatiſche Dichtkunſt. Legende vom Hufeiſen.

1798.

Maskenzug zum 30 Januar. Cellini fortgeſetzt und Noten dazu. Aufſatz über pathologiſches Eiſenbein. Geſchichte der Farbenlehre geordnet. Fauſt fortgeſetzt. Homer's Ilias ſchematiſirt. Plan zur Achilleis. Einleitung zu den Propyläen. Gedichte: Der Müllerin Verrath; Die Muſageten; Das Blümlein Wunderſchön; Deutſcher Parnaß; Die Weiſſagungen des Bakis. Diderot von den Farben überſetzt und Anmerkungen dazu. Einleitung zur Farbenlehre. Der Sammler und die Seinigen angefangen: Recenſion der Grübel'ſchen Gedichte.

1799.

Achilleis erſter Geſang. Gedicht: Spiegel der Muſe. Der Sammler und die Seinigen beendigt. Schreibt mit Schiller und Meyer das Schema: Ueber den Dilettantismus in den Künſten. Idee zu einem großen Naturgedicht. Die Propyläen fortgeſetzt. Redigirt ſeine neueren kleinen Gedichte zur Herausgabe bei Unger in Berlin. Schreibt die Cantate: Erſte Walpurgisnacht. Den Fauſt wieder vorgenommen; auch Einiges an der Farbenlehre gethan. Ueberſetzt den Mahomet von Voltaire. Plan zur natürlichen Tochter.

1800.

Die Arbeit an der Farbenlehre fortgeſetzt, und ſolche in drei Hauptmaſſen, die didaktiſche, polemiſche und hiſtoriſche eingetheilt. Expoſition des

schon früher begonnenen zweiten Theils der Zauberflöte. Die guten Weiber. Helena angefangen. Palaophron und Neoterpe. Sechstes und letztes Stück der Propyläen. Uebersetzt den Tancred.

1801.

Uebersetzt das Büchlein Theophrasts von den Farben. Schema eines Romans: die Wanderschaft nach Pyrmont im Jahre 1582. In Göttingen fernere Materialien zur Geschichte der Farbenlehre gesammelt. Erster Act der natürlichen Tochter. Lied zum neuen Jahr 1802.

1802.

Maskenzug zum Geburtstag der Herzogin Louise am 30 Jan. Aufsatz: Weimarisches Theater. Zweiter Act der natürlichen Tochter. Gedichte: Tischlied; Stiftungslied; Frühzeitiger Frühling; Hochzeitlied. Schreibt das Vorspiel: Was wir bringen. An der Farbenlehre und Cellini fortgefahren.

1803.

Cellini beendigt; desgleichen den ersten Theil der natürlichen Tochter. Entwurf einer Fortsetzung derselben. Gedicht: Magisches Netz. Schreibt die Regeln für Schauspieler. Plan zum: Mann von funfzig Jahren. Aufsatz über Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi. Es erscheinen die Gedichte: Generalbeichte; Weltseele; Dauer im Wechsel; Schäfers Klagelied; Trost in Thränen; Sehnsucht; Nachtgesang; Bergschloß; Die glücklichen Gatten; Wanderer und Pächterin; Ritter Curts Brautfahrt; Kriegserklärung; Selbstbetrug; Der Rattenfänger; Frühlingsorakel.

1804.

Recensionen der Gedichte von Voß. Götz von Berlichingen für das Theater eingerichtet. An der Farbenlehre fortgefahren. Winckelmann und sein

Jahrhundert begonnen; deßgleichen eine Ueberſetzung von Rameau's Neffen.

1805.

Rameau's Neffen beendigt; deßgleichen die Anmerkungen dazu geſchrieben. Recenſion der Gedichte von Hebel. Winckelmann und ſein Jahrhundert abgeſchloſſen. Epilog zu Schillers Glocke. Druck der Farbenlehre beginnt.

1806.

Recenſion über des Knaben Wunderhorn, Hiller's Gedichte, Humboldts Ideen zu einer Phyſiognomik der Gewächſe ꝛc. in die Jenaiſche Literaturzeitung. Aphorismen über den Galvanismus. Den erſten Theil des Fauſt abgeſchloſſen. Ausgabe ſeiner Werke bei Cotta in zwölf Banden. Vier Gedichte an Tiſchbein geſchrieben. Redaction der Farbenlehre fortgeſetzt. Ein Schema der allgemeinen Naturlehre.

1807.

Die Rede von Johannes von Müller über Friedrich den Großen überſetzt. Rede zum Andenken der Herzogin Amalie. Prolog zur Eröffnung des Theaters in Leipzig. Plan zu den Wanderjahren. Schreibt St. Joſeph den Zweiten; Die neue Meluine; Die pilgernde Thorin; Die gefährliche Wette, und Der Mann von funfzig Jahren. Ordnet die Materialien zu Hackerts Leben. Macht einen Catalog der Carlsbader Mineralien-Sammlung. Schreibt das Vorſpiel zu Eröffnung des Weimariſchen Theaters; der Pandora erſten Theil; deßgleichen einige Sonette. Redaction und Druck der Farbenlehre fortgeſetzt.

1808.

Ballade: Wirkung in die Ferne. Gedicht an die Kurprinzeß von Caſſel, unter dem Titel: „Einer hohen Reiſenden.“ Mehrere Sonette. Redaction

der neuen Ausgabe seiner Werke fortgesetzt. Schema eines lyrischen und historischen Volksbuches. Beschreibung des Kammerbergs bei Eger. Die Wahlverwandtschaften schematisirt. Gedicht: der Goldschmiedsgesell.

1809.

Mit der Farbenlehre beschäftigt. Ballade: Johanna Sebus. Die Wahlverwandtschaften geschrieben. Vorarbeiten zu Wahrheit und Dichtung.

1810.

Maskenzug: die romantische Poesie, zum Geburtstage der Herzogin Louise; desgleichen einen Maskenzug russischer Nationen, zum Geburtstag der Großfürstin Maria Pawlowna. Gedichte: Rechenschaft; Ergo bibamus; Genialisch Treiben; Fliegentod; Schneidercourage. Die Farbenlehre abgeschlossen. Schreibt in Carlsbad: Das nußbraune Mädchen; desgleichen die Gedichte: Der Kaiserin Ankunft; der Kaiserin Becher; der Kaiserin Platz; der Kaiserin Abschied. Die Tabellen der Tonlehre entworfen. Hackerts Leben angefangen. Wahrheit und Dichtung schematisirt. Finnisches Lied.

1811.

Sicilianisches Lied; Schweizerlied. Cantate: Rinaldo. Hackerts Leben beendigt. Das Knabenmährchen geschrieben. Prolog zur Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Halle. Den ersten Band von Wahrheit und Dichtung vollendet. Romeo und Julie fürs Theater.

1812.

Aufsatz: Der Tänzerin Grab. Gedichte an den Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich; desgleichen an die Kaiserin von Frankreich. Das kleine Lustspiel: Die Wette. Sonett an Bondi. Den zweiten Band von Wahrheit und Dichtung beendigt; den

dritten begonnen. Verſuch, den Fauſt für die Bühne zu bearbeiten. Aufſatz: Myrons Kuh.

1813.

Schreibt zum Geburtstage der Herzogin Louiſe die Cantate: Idylle. Schreibt ferner die Gedichte: „Alles kündet dich an ꝛc.“; „Donnerstag nach Belvedere ꝛc.“; Sonett in das Stammbuch der Großfürſtin Maria Paulowna. Parabel: Pfaffenſpiel. Lied: „Ich habe geliebet ꝛc.“ Rede zum Andenken Wielands. Von Aufſätzen fallen in dieſes Jahr: Doppelbilder des rhombiſchen Kalkſpaths; Ruysdael als Dichter; Shakſpeare und kein Ende; über Zinnformation. Es entſtehen die Balladen: Die wandelnde Glocke; Der getreue Eckart; Der Todtentanz. Den dritten Band von Wahrheit und Dichtung beendigt. Epilog zum Eſſer. Eine Oper, der Löwenſtuhl, begonnen.

1814.

Redaction ſeiner Italiäniſchen Reiſe beginnt; deßgleichen die neue Ausgabe ſeiner Werke in zwanzig Bänden bei Cotta. Von Gedichten entſtehen; Kriegsglück; Die Weiſen und die Leute; Jahrmarkt zu Hünefeld; Auf den Kauf; Das Parterre ſpricht. Schreibt in Verbindung mit Riemer das Vorſpiel für Halle zum Andenken Reils. Schreibt Epimenides Erwachen. Schema des Rochusfeſtes zu Bingen. Ferner entſteht in dieſem Jahre ein großer Theil ſeiner Gedichte des Weſtöſtlichen Divans.

1815.

Redaction der Italiäniſchen Reiſe und neue Ausgabe der Werke fortgeſetzt. Viele Gedichte zum Divan. Das Requiem auf den Tod des Prinzen von Ligne begonnen. Schreibt die Aufſätze: Ueber das deutſche Theater; Don Ciccio, und Nachricht von altdeutſchen in Leipzig entdeck-

ten Kunſtſchätzen. Schreibt in Verbindung mit Meyer das Nachſpiel zu den Hageſtolzen. Erſtes Heft von Kunſt und Alterthum vorbereitet. Lied: „Knabe ſaß ich, Fiſcherknabe ꝛc.“

1816.

Redaction der neuen Ausgabe ſeiner Werke fortgeſetzt. Plan zu einer orientaliſchen Oper. Gedicht: „Im Namen deſſen, der ſich ſelbſt erſchuf ꝛc.“ Den erſten Band der Italiäniſchen Reiſe abgeſchloſſen; deßgleichen das erſte Heft von Kunſt und Alterthum. Theorie der entoptiſchen Farben begonnen. Schreibt den Aufſatz: Shakſpeare als Theaterdichter; ſo wie das Rochusfeſt zu Bingen. Die Herausgabe ſeiner naturwiſſenſchaftlichen Hefte vorbereitet. Gedicht zum Jubilaum des Staatsminiſters von Voigt. Entwurf einer großen Cantate zum Lutherfeſt. Redaction des zweiten Bandes ſeiner Italiäniſchen Reiſe begonnen. Den vierten Band von Wahrheit und Dichtung ſchematiſirt. Schreibt die Ballade: „Herein, o du Guter! du Alter herein ꝛc.“; deßgleichen die Lieder: „Zu erfinden, zu beſchließen ꝛc.“; „So iſt der Held der mir gefällt ꝛc.“ und verſchiedene Gedichte zum Divan.

1817.

Das zweite Heft von Kunſt und Alterthum abgeſchloſſen. Kotzebue's Schutzgeiſt und deſſen Luſtſpiel: Die Beſtohlenen, für die Weimariſche Bühne eingerichtet. Schreibt die Geſchichte ſeines botaniſchen Studiums; deßgleichen den Aufſatz über ſeine erſte Bekanntſchaft mit Schiller. Redigirt das erſte Heft zur Naturwiſſenſchaft, und das erſte Heft zur Morphologie. Den zweiten Band ſeiner Italiäniſchen Reiſe beendigt. Schreibt die Aufſätze: Verein deutſcher Bildhauer; Anforderung an den modernen Bildhauer; über Blüchers

Denkmal; Vorschlag zur Güte; Meteore des literarischen Himmels; Bildungstrieb; Cast's redende Thiere; Naivetät und Humor; Wolkenbildung. Dichtet die Orphischen Urworte; den irischen Klaggesang, und die Verse zu Howards Ehrengedächtniß. Recension des Manfred von Byron. Divan fortgesetzt. Aufsatz über Leonardo da Vinci's Abendmahl begonnen.

1818.

Ueber Blumenmalerei; Geistes-Epochen. Leonardo da Vinci's Abendmahl beendigt. Drittes Heft von Kunst und Alterthum. Lied: Um Mitternacht. Beschreibung der Philostratischen Gemälde. Schreibt den Aufsatz: Antik und modern; desgleichen die Noten und Abhandlungen zum bessern Verständniß des Divan. Viertes Heft von Kunst und Alterthum. Die Theorie der entoptischen Farben fortgesetzt. Ueber Classiker und Romantiker in Italien. Schreibt den großen Maskenzug zum 18 December bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna.

1819.

Die Annalen begonnen; den Divan beendigt; desgleichen die neue Ausgabe seiner Werke in zwanzig Banden. Theorie der entoptischen Farben fortgesetzt. Schreibt das Gedicht: Die Metamorphose der Thiere; desgleichen Fuchs und Kranich. Arneds Pfingstmontag beurtheilt.

1820.

Zweites Heft zur Naturwissenschaft und Morphologie abgeschlossen, desgleichen das fünfte Heft von Kunst und Alterthum. Uebersetzt das: Veni creator spiritus. Schreibt nachträglich zum Divan die Gedichte: „Der achte Moslem spricht vom Paradiese ꝛc.“; „Heute steh' ich meine Wache ꝛc.“, und „Deine Liebe, dein Kuß mich entzückt ꝛc.“

Schreibt den Commentar über die orphischen Urworte. Gedicht: „Zu der Apfelverkäuferin ꝛc.“, und St. Nepomucks Vorabend. Schreibt die Erzählung: Wo steckt der Verräther? Die Theorie der entoptischen Farben beendigt; desgleichen das sechste Heft von Kunst und Alterthum. Manzoni's Carmagnola beurtheilt, den „Mann von funfzig Jahren“ und „Das nußbraune Mädchen“ fortgesetzt. Mantegna's Triumphzug. Redaction der Wanderjahre. Das dritte Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie.

1821.

Beendigt die erste Ausgabe der Wanderjahre, desgleichen das siebente Heft von Kunst und Alterthum. Prolog zur Eröffnung des Berliner Theaters. Gedichte zu seinen Handzeichnungen. Erste Abtheilung zahmer Xenien redigirt. Achtes Heft von Kunst und Alterthum. Gedichte zu Tischbeins Idyllen. Schreibt Bemerkungen über Jaupers Grundzüge einer deutschen Poetik. Ueber Calderons Tochter der Luft. Ueber Knebels Lukrez. Zum vierten Bande von Wahrheit und Dichtung den Geburtstag Lili's geschrieben. Versucht eine Wiederherstellung des Phaëthon des Euripides. Die Novelle „Nicht zu weit“ begonnen, desgleichen die Redaction der Campagne in Frankreich. Commentar zu Tischbeins Idyllen. Gedicht: der Paria. Neuntes Heft von Kunst und Alterthum.

1822.

Die Campagne in Frankreich beendigt. Manzoni's Ode auf Napoleon übersetzt. Vorwort zum deutschen Gil Blas. Abhandlung über d'Alton's Faulthiere und den fossilen Urstier. Viertes Heft zur Naturwissenschaft und zur Morphologie abgeschlossen. Mantegna's Triumphzug, zweiter Abschnitt. Bemerkungen über die Gabriele von Je-

Alceſt.

Ei, ſagen Sie mir doch —

Wirth.

Nicht um die ganze Welt!

Alceſt.

Wer nahm's, ich bitte Sie!

Wirth.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Alceſt.

Doch Jemand aus dem Haus?

Wirth.

Sie werden's nicht erfragen.

Alceſt.

Vielleicht die junge Magd?

Wirth.

Die gute Hanne! Nein!

Alceſt.

Der Kellner hat's doch nicht?

Wirth.

Der Kellner kann's nicht ſeyn.

Alceſt.

Die Köchin iſt gewandt —

Wirth.

Im Sieden und im Braten.

Alceſt.

Der Küchenjunge Hans?

Wirth.

Es iſt nun nicht zu rathen!

Alceſt.

Der Gärtner könnte wohl —

hanna Schopenhauer. Neugriechiſche Heldenlieder überſetzt. An den Annalen gearbeitet. Möſer über Volksaberglauben. Eine Abhandlung über Meteorologie geſchrieben. Zehntes Heft von Kunſt und Alterthum. Ueber die Spaniſchen Romanzen von Beauregard Pandin. Gedicht: Aeolsharfen.

1823.

Die Annalen fortgeſetzt. Ueber die tragiſchen Tetralogien der Griechen. Nachtrag zu Phaethon des Euripides. Bedeutende Förderniß durch ein geiſtreiches Wort. Von deutſcher Baukunſt 1823. Das eilfte Heft von Kunſt und Alterthum geſchloſſen, desgleichen das fünfte Heft zur Naturwiſſenſchaft und zur Morphologie. Gedicht an Tieck und Lord Byron. Elegie von Marienbad. Schreibt den Aufſatz: „Ulraite neuentdeckte Naturſeuer- und Gluttypuren"; desgleichen über die Lepaden. Redigirt eine zweite Abtheilung zahmer Xenien. Schließt das zwölfte Heft von Kunſt und Alterthum.

1824.

Ueber Salvando's Alonſo, Byrons Cain, Etterſteine, die drei Paria, Frithiof's Saga und Biographiſche Denkmale von Varnhagen von Enſe. Gedicht zu Thaers Jubelfeſt, Gedicht an Werther. Vorwort zum jungen Felsjäger. Die Redaction ſeines Briefwechſels mit Schiller begonnen. Dreizehntes Heft von Kunſt und Alterthum. Ueber ſein Verhältniß zu Byron, über d'Alton's Nagethiere, über Serbiſche Lieder, über Martius genera et species Palmarum und über Gebirgs-Geſtaltung im Ganzen und Einzelnen. Das ſechste Heft zur Morphologie und zur Naturwiſſenſchaft abgeſchloſſen. Ueber die Parodie bei den Alten.

1825.

Neuer Schluß zu Jery und Bätely. Verſuch einer Witterungslehre. Am vierten Bande von

Wahrheit und Dichtung einiges geſchrieben. Geſchichte des nußbraunen Mädchens fortgeſetzt. Den zweiten Theil des Fauſt wieder vorgenommen und einiges am fünften Act vollendet. Das vierzehnte Heft von Kunſt und Alterthum abgeſchloſſen. Den Anfang der Helena wieder vorgenommen und weiter geführt. Die Annalen fortgeſetzt. Die Wanderjahre neu zu bearbeiten angefangen. Liede-Skolien nach dem Neugriechiſchen geſchrieben. Gedicht zu dem Jubiläum des Großherzogs Carl Auguſt. Ueber das Lehrgedicht. Herausgabe ſeiner Werke in vierzig Banden begonnen.

1826.

Ueber Gerards hiſtoriſche Porträts. Die Helena vollendet. Ueber die erſte Ausgabe des Hamlet; deſgleichen über den Globe und die Oeuvres dramatiques de Goethe. Das funfzehnte Heft von Kunſt und Alterthum abgeſchloſſen. Die neue Bearbeitung der Wanderjahre fortgeſetzt. Die Geſchichte des Mannes von funfzig Jahren weiter geführt. Nachleſe zu Ariſtoteles Poetik. Gedicht: Bei Betrachtung von Schillers Schädel; An den Herzog Bernhard von Weimar; und: „Als ich ein junger Geſelle war ꝛc.“ Schreibt die Novelle vom Kind und Löwen. Ueber die Mathematik und deren Mißbrauch. Ueber das Neueſte Serbiſcher Literatur. Fährt fort am zweite Theile des Fauſt.

1827.

Ueber neuere franzöſiſche Literatur. Ueber chineſiſche Gedichte. Ueber Manzoni's Adelchi. Ueber die neueſte deutſche Poeſie. Die Einleitung zu den Memoiren Robert Guillemards geſchrieben. Das ſechzehnte Heft von Kunſt und Alterthum abgeſchloſſen. Die Erweiterung der Wanderjahre fortgeſetzt. Am zweiten Theile des Fauſt fortgefahren. Kritik der Petersburger Preisaufgabe. Ueber Jacobi's

Briefwechsel. Ueber das Leben Napoleons von Walter Scott. Die Gedichte der Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten geschrieben.

1828.

Am zweiten Theile des Faust fortgearbeitet. Gedicht zu den Erzeugnissen der Stotternheimer Saline; zu Zelters Geburtstag; dem aufgehenden Vollmonde; der Brautigam; „Frud wenn Thal, Gebirg und Garten ꝛc.“; „Und wenn mich am Tag die Ferne ꝛc.“ Aufsätze: über Volkspoesie; über nationelle Dichtkunst; über Ritz Neroulos Cours de litterature. Das siebzehnte Heft von Kunst und Alterthum abgeschlossen. Die Wanderjahre fortgeführt. Die Redaction des zweiten Aufenthalts in Rom begonnen.

1829.

Die Wanderjahre beendigt; desgleichen den zweiten Aufenthalt in Rom. Das Gedicht: Vermachtniß geschrieben. Am zweiten Theil des Faust fortgearbeitet. Ueber das Denkmal bei Igel. Ueber King Coal.

1830.

Ueber Krummachers Predigten. Christus nebst zwölf alt- und neutestamentlichen Figuren. Vorwort zu Schillers Leben von Carlyle. Ueber das Louisenfest. Gedichte: Dem wurdigen Bruderfeste Johanni 1830. Parabel: „Ich trat in meine Gartenthür ꝛc.“ Ueber Zahns Ornamente und Gemalde zu Pompeji. Ueber die Briefe eines Verstorbenen; Ueber die Principes de Philosophie zoologique par Geoffroy de St. Hilaire. An Fausts zweitem Theile fortgefahren; desgleichen am vierten Band von Wahrheit und Dichtung. Herausgabe seiner Werke in vierzig Banden beendigt.

1831.

Ueber die Spiral-Tendenz der Vegetation. Die

Geſchichte ſeiner botaniſchen Studien eraänzt. Den zweiten Theil von Fauſt vollendet, desgleichen den vierten Band von Wahrheit und Dichtung. Nachträgliches zu Rameau's Neffen. Beurtheilung des Livre des Cent-et-un.

1832.

Ueber plaſtiſche Anatomie. Ueber die Oper: Die Athenerinnen. Ueber den Regenbogen. Zweiter Abſchnitt des Artikels Principes etc. par Geoffroy de St. Hilaire. — Stirbt am 22 Marz in ſeinem 83ſten Jahre.

Wirth.

Nein, noch ſind Sie nicht da!

Alceſt.

Der Sohn des Gärtners?

Wirth.

Nein!

Alceſt.

Vielleicht —

Wirth (halb für ſich).

Der Haushund? — Ja.

Alceſt (für ſich).

Wart' nur, du dummer Kerl, ich weiß dich ſchon zu kriegen!

(laut)

So hab' es denn wer will! Daran kann wenig liegen,
Wenn's wiederkommt! (thut als ging' er weg.)

Wirth.

Ja wohl!

Alceſt

(als wenn ihm etwas einfiele).

Herr Wirth! Mein Dintenfaß
Iſt leer, und dieſer Brief verlangt expreß —

Wirth.

Ei was!
Erſt geſtern kam er an, und heute ſchon zu ſchreiben,
Es muß was wichtig's ſeyn.

Alceſt.

Er darf nicht liegen bleiben.

Wirth.

Es iſt ein großes Glück, wenn man correſpondirt.

Alceſt.

Nicht eben allemal! Die Zeit, die man verliert,
Iſt mehr werth, als der Spaß.

Wirth.

O das geht, wie im Spiele;
Da kommt ein eing'ger Brief, und tröſtet uns für viele.
Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr! Der geſtrige enthält
Viel wichtig's? Dürft' ich wohl? —

Alceſt.

Nicht um die ganze Welt!

Wirth.

Nichts aus Amerika?

Alceſt.

Ich ſag', ich darf's nicht ſagen.

Wirth.

Iſt Friedrich wieder krank?

Alceſt.

Sie werden's nicht erfragen.

Wirth.

Aus Heſſen, bleibt's dabei? gehn wieder Leute —

Alceſt.

Nein!

Wirth.

Der Kaiſer hat was vor?

Alceſt.

Ja, das kann möglich ſeyn.

Wirth.

In Norden iſt's nicht juſt!

Alceſt.

Ich wollte nicht drauf ſchwören.

Wirth.

Es gährt ſo heimlich nach.

Aceſt.

Wir werden manches hören.

Wirth.

Kein Unglück irgendwo?

Aceſt.

Nur zu! Bald ſind Sie da!

Wirth.

Gab's wohl beim letzten Froſt —

Aceſt.

Erfrorne Hafen? — Ja!

Wirth.

Sie ſcheinen gar nicht viel auf Ihren Knecht zu bauen.

Aceſt.

Mein Herr, Mißtrauiſchen pflegt man nicht zu vertrauen.

Wirth.

Und was verlangen Sie für ein Vertraun von mir?

Aceſt.

Wer iſt der Dieb? Mein Brief ſteht gleich zu Dienſten hier;
Sehr billig iſt der Tauſch, zu dem ich mich erbiete.
Nun, wollen Sie den Brief?

Wirth (conſternirt und begierig).

Ach, allzuviele Güte!

(Für ſich)

Wär's nur nicht eben das, was er von mir begehrt.

Aceſt.

Sie ſehen doch, ein Dienſt iſt wohl des andern werth,
Und ich verrathe nichts, ich ſchwör's bei meiner Ehre.

Wirth (für ſich.

Wenn nur der Brief nicht gar zu appetitlich wäre!

Allein wie? wenn Sophie — Eh nun! da mag sie sehn!
Die Reizung ist zu groß, kein Mensch kann widerstehn!
Es wässert mir das Maul, wie ein gebeizter Hase.

Alceſt (für ſich).

So ſtach kein Schinken je dem Windhund in die Naſe.

Wirth
(beſchämt, nachgebend und noch zaudernd).

Sie wollen's, gnäd'ger Herr, und Ihre Gütigkeit —

Alceſt (für ſich).

Jetzt beißt er an.

Wirth.

Zwingt mich auch zur Vertraulichkeit.
(zweifelnd und halb hinein.)

Versprechen Sie, ſoll ich auch gleich den Brief bekommen?

Alceſt (reicht den Brief hin).

Den Augenblick!

Wirth
(der ſich langſam dem Alceſt, mit unverwandten Augen auf den Brief, nähert).

Der Dieb —

Alceſt.

Der Dieb!

Wirth.

Der's weggenommen,

Iſt —

Alceſt.

Nur heraus!

Wirth.

Iſt mei —

Alceſt.

Nun!

Wirth
(mit einem derbhaften Ton, und fährt zugleich zu, und reißt Alceſten den Brief aus der Hand).

Meine Tochter!

Alceſt (erſtaunt).

Wie?

Wirth
(fährt hervor, reißt vor geſchwindem Aufmachen das Couvert in Stücken und fängt an zu leſen).

„Hochwohlgeborner Herr!“

Alceſt (tritt ihn an der Schulter).

Sie wär's? Nein, ſagen Sie Die Wahrheit!

Wirth (ungeduldig).

Ja, ſie iſt's! O, er iſt unerträglich!
(Er lieſt)

„Inſonders“

Alceſt (wie oben).

Nein, Herr Wirth! Sophie! das iſt unmöglich!

Wirth
(reißt ſich los, und fährt ohne ihm zu antworten fort).

„Hochzuverehrender“

Alceſt (wie oben).

Sie hätte das gethan!
Ich muß verſtummen.

Wirth.

„Herr“ —

Alceſt (wie oben).

So hören Sie mich an!
Wie ging die Sache zu?

Wirth.

Hernach will ich's erzählen.

Alceſt.

Iſt's denn gewiß?

Wirth.

Gewiß!

Alceſt (im Abgehen zu ſich).

Nun, denk' ich, ſoll's nicht fehlen.

Vierter Auftritt.

Der Wirth
(lieſt und ſpricht dazwiſchen).

„Und Gönner" — Iſt er fort? — „Die viele Gütigkeit,
„Die mir ſo manchen Fehl verziehen hat, verzeiht
„Mir, hoff' ich, dießmal auch." — Was gibt's denn zu verzeihen?
„Ich weiß es, gnäd'ger Herr, daß Sie ſich mit mir freuen."
Schon gut! — „Der Himmel hat mir heut' ein Glück geſchenkt,
„Wobei mein dankbar Herz an Sie zum erſten denkt.
„Er hat vom ſechsten Sohn mein liebes Weib entbunden."
Ich bin des Todes! „Früh hat er ſich eingefunden,
„Der Knab'" — Der Balg der! — O erſäuft! erdroſſelt ihn!
„Und ihre Nachſicht macht mich armen Mann ſo kühn" —
Ach ich erſticke faſt! In meinen alten Tagen
Soll mir ſo was geſchehn? Es iſt nicht zu ertragen!
Wart' nur, das geht dir nicht ſo ungenoſſen aus,
Alceſt! Ich will dich ſchon! Du ſollſt mir aus dem Haus!
Mich, einen guten Freund, ſo ſchändlich anzuführen!
Dürft' ich ihn wieder nur, wie er's verdient, tractiren!

Doch meine Tochter! O! das Henkersding geht ſchief!
Und ich verrathe ſie um den Sevatterbrief!
(Er faßt ſich in die Perücke.)
Verfluchter Ochſenkopf! Biſt du ſo alt geworden!
Der Brief! Das Geld! Der Streich! Ich möchte mich ermorden!
Was fang' ich an? Wohin? Wie räch' ich dieſen Streich?
(Er erwiſcht einen Stock, und läuft auf dem Theater herum.)
Trer' einer mir zu nah', ich ſchlag' ihn lederweich!
Hätt' ich ſie jetzt nur hier, die mich ſonſt ſollaniren,
Ich würd' ſie alle Herr! Wie wollt' ich ſie curiren!
Ich ſterbe, wenn ich nicht — Ich gäh', ich weiß nicht was,
Zerbräch' der Junge mir gleich jetzt ein Strengelglas.
Ich zehr mich ſelber auf — Und Rache muß ich haben!
(Er ſitzt auf einen Seſſel und prügelt ihn auf.)
Ha! biſt du ſtaubig! Komm! An dir will ich mich laben!

Fünfter Auftritt.

Der Wirth (ſchlägt immer fort). Söller (kommt herein und erſchrickt; er iſt im Domino, die Maske auf den Arm gebunden und hat ein halbes Räuſchchen).

Söller.

Was gibt's? Was? Iſt er toll? Nun ſey auf deiner Hut,
Das wär' ein ſchön Emploi, des Seſſels Subſtitut!
Was für ein böſer Geiſt mag doch den Alten treiben?
Das Beſte wär', ich ging! Da iſt nicht ſicher bleiben.
Wirth (ohne Söllern zu ſehn).
Ich kann nicht mehr! o weh! es ſchmerzt mich Rück' und Arm!
(Er wirft ſich in den Seſſel.)
Ich ſchwitz' am ganzen Leib.

Söller (für ſich).

Ja, ja, Motion macht warm.

(Er zeigt ſich dem Wirth.)

Herr Vater!

Wirth.

Ah, Mosje! Er lebt die Nacht im Sauſe,
Ich quäle mich zu Tod', und Er läuft aus dem Hauſe?
Da trägt der Faſtnachtsnarr zum Tanz und Spiel ſein Geld,
Und lacht, wenn hier im Hauſ' der Teufel Faſtnacht hält!

Söller.

So aufgebracht!

Wirth.

O wart', ich will mich nicht mehr quälen.

Söller.

Was gab's?

Wirth.

Aceſt, Sophie! Soll ich's Ihm noch erzählen!

Söller.

Nein, nein.

Wirth.

Wär't Ihr geholt, ſo hätt' ich endlich Ruh,
Und der verdammte Kerl mit ſeinem Brief dazu!

(ab.)

Sechster Auftritt.

Söller
(mit Karikatur und Angst).

Was gab's? Weh' dir! vielleicht in wenig Augenblicken —
Gib deinen Schädel Preis! Parire nur den Rücken!
Vielleicht iſt's 'raus! o weh' o wie mir Armem grauſt,
Es wird mir ſiedend heiß. So war's dem Doctor Fauſt
Nicht halb zu Muth! Nicht halb war's ſo Richard dem Dritten!
Höll' da! der Galgen da! der Hahnrey in der Mitten!
(Er läuft wie unſinnig herum, endlich bleibt er ſtehn.)
Ach, des geſtohl'nen Gut's wird Keiner jemals froh!
Geh, Memme, Böſewicht! Warum erſchrickſt du ſo?
Vielleicht iſt's nicht ſo ſchlimm. Ich will es ſchon erfahren.
(Er erblickt Alceſten und läuft fort.)
O weh! er iſt's! er iſt's! Er faßt mich bei den Haaren.

Siebenter Auftritt.

Alceſt
(angekleidet, mit Hut und Degen).

Solch einen ſchweren Streit empfand dieß Herz noch nie.
Das ſeltene Geſchöpf, in dem die Phantaſie
Des zärtlichen Alceſt das Bild der Tugend ehrte,
Die ihn den höchſten Grad der ſchönſten Liebe lehrte,
Ihm Gottheit, Mädchen, Freund, in allem alles war;
Jetzt ſo herabgeſetzt! Es überläuft mich! Zwar
Iſt ſie ſo ziemlich weg, die Hoheit der Ideen;
Ich laſſ' ſie als ein Weib bei andern Weibern ſtehen;

Allein so tief! so tief! Das treibt zur Raserey.
Mein widerspenstig Herz steht ihr noch immer bei.
Wie klein! Kannst du denn das nicht über dich vermögen?
Ergreif' das schöne Glück! Es kommt dir ja entgegen.
Ein unvergleichlich Weib, das du begierig liebst,
Braucht Geld. Geschwind, Alceſt! Der Pfennig, den du gibst,
Trägt seinen Thaler. Nun hat sie sich's selbst genommen —
Schon gut! Sie mag mir noch einmal mit Tugend kommen!
Geh, faß dir nur ein Herz, sag' ihr mit kaltem Blut:
Bedürfen Sie vielleicht geringer Baarschaft? Gut!
Verschweigen Sie mir's nicht! Nur ohne Furcht bedienen
Sie sich des Meinigen. Was mein ist, ist auch Ihnen —
Sie kommt! Auf einmal weg ist die erlog'ne Ruh!
Du glaubst, sie nahm das Geld, und traust ihr's doch nicht zu.

Achter Auftritt.

Alceſt. Sophie.

Sophie.

Was machen Sie, Alceſt! Sie scheinen mich zu fliehen —
Hat denn die Einsamkeit so viel, Sie anzuziehen?

Alceſt.

Für dießmal weiß ich nicht, was mich besonders zog,
Und ohne viel Raisen gibt's manchen Monolog.

Sophie.

Zwar der Verlust ist groß und kann Sie billig schmerzen.

Alceſt.

Ach! es bedeutet nichts und liegt mir nicht am Herzen!
Wir haben's ja; was ist denn nun das Bischen Geld!
Wer weiß, ob es nicht gar in gute Hände fällt.

Sophie.

Ja, Ihre Gütigkeit läßt uns nicht drunter leiden.

Alceſt.

Mit etwas Offenheit war alles zu vermeiden.

Sophie.

Wie ſoll ich das verſtehn?

Alceſt (lächelnd).

Das?

Sophie.

Ja, wie paßt das hier?

Alceſt.

Sie kennen mich, Sophie, ſeyn Sie vertraut mit mir!
Das Geld iſt einmal fort! Wo's liegt, da mag es liegen!
Hätt' ich es eh' gewußt, ich hätte ſtill geſchwiegen;
Da ſich die Sache ſo verhält —

Sophie (erſtaunt).

So wiſſen Sie?

Alceſt

(mit Zärtlichkeit, er ergreift ihre Hand und küßt ſie).

Ihr Vater! — Ja, ich weiß, geliebteſte Sophie!

Sophie

(verwundert und beſchämt).

Und Sie verzeihn?

Alceſt.

Den Scherz, wer macht den zum Verbrechen?

Sophie.

Mich dünkt —

Alceſt.

Erlaube mir, daß wir von Herzen ſprechen.
Du weißt es, daß Alceſt noch immer für dich brennt.
Das Glück entriß dich mir, und hat uns nicht getrennt:

Dein Herz iſt immer mein, mein's immer dein geblieben.
Mein Geld iſt dein, ſo gut, als wär' es dir verſchrieben;
Du haſt ein gleiches Recht auf all mein Gut, wie ich.
Nimm, was du gerne magſt, Sophie, nur liebe mich!

(Er umarmt ſie; ſie ſchweigt.)

Befiehl! Du findeſt mich zu allem gleich erbötig.

Sophie

(ſteif, indem ſie ſich von ihm losreißt.)

Reſpect vor Ihrem Geld! allein ich hab's nicht nöthig.
Was iſt das für ein Ton? Ich weiß nicht, faſſ' ich's recht?
Ha! Sie verkennen mich.

Alceſt (plaudert).

O, Ihr ergebner Knecht
Kennt Sie nur gar zu wohl, und weiß auch, was er fodert,
Und ſieht nicht ein, warum Ihr Zorn ſo heftig lodert.
Wer ſich ſo weit vergeht —

Sophie (erſtaunt).

Vergeht? wie das?

Alceſt.

Madam!

Sophie (aufgebracht).

Was ſoll das heißen, Herr?

Alceſt.

Verzeih'n Sie meiner Scham:
Ich liebe Sie zu ſehr, um ſo was laut zu ſagen.

Sophie (mit Zorn).

Alceſt!

Alceſt.

Belieben Sie nur den Papa zu fragen.
Der weiß, ſo ſcheint es —

Sophie
(mit einem Ausdrucke von Heftigkeit).

Was? Ich will es wiſſen, was?
Mein Herr, ich ſcherze nicht!

Alceſt.

Er ſagte, daß Sie das —

Sophie (wie oben).

Nun! das!

Alceſt.

Eh nun! daß Sie — daß Sie das Geld genommen.

Sophie
(mit Wuth und Thränen, indem ſie ſich wegwendet).

Er darf? O Gott! Iſt es ſo weit mit ihm gekommen?

Alceſt (bittend).

Sophie!

Sophie (weggewendet).

Sie ſind nicht werth —

Alceſt (wie oben).

Sophie!

Sophie.

Mir vom Geſicht!

Alceſt.

Verzeih'n Sie!

Sophie.

Weg von mir! Nein, ich verzeih' es nicht!
Mein Vater ſcheut ſich nicht, die Ehre mir zu rauben.
Und von Sophien? Wie? Alceſt, Sie konnten's glauben?
Ich hätt' es nicht geſagt um alles Gut der Welt —
Allein, es muß heraus! Mein Vater hat das Geld.
(Eilig ab.)

Neunter Auftritt.

Alceſt, hernach Söller.

Alceſt.

Nun wären wir geſcheidt! Das iſt ein tolles Weſen!
Der Teufel mag das Ding nun auseinander leſen!
Zwey Menſchen, beide gut und treu ihr Lebenlang,
Verklagen ſich — Mir wird um meine Sinne bang.
Das iſt das Erſtemal, daß ich ſo was erfahre,
Und kenne ſie nun doch die ſchönen langen Jahre.
Hier iſt ein Fall, wo man bei'm Denken nichts gewinnt;
Man wird nur tiefer dumm, je tiefer daß man ſinnt.
Sophie! der alte Mann! die ſollten mich berauben?
Wär' Söller angeklagt, das ließ' ſich eher glauben!
Fiel' auf den Kautzen nur ein Fünkchen von Verdacht!
Doch er war auf dem Ball die liebe lange Nacht.

Söller

(in gewöhnlicher Kleidung mit einer Weinlaune).

Da ſitzt der Teufelskerl und ruhet aus vom Schmauſen;
Könnt' ich ihm nur an Hals, wie wollt' ich ihn zerzauſen!

Alceſt (für ſich).

Da kommt er, wie beſtellt! (laut) Wie ſteht's, Herr Söller?

Söller.

Dumm!
Es geht mir die Muſik noch ſo im Kopf herum.
(Er reibt die Stirn.)
Es thut mir gräulich weh.

Alceſt.

Sie waren auf dem Balle;
Viel Damen da?

Söller.

Wie ſonſt! Die Maus läuft nach der Falle,
Weil Speck drin iſt.

Alceſt.

Ging's brav?

Söller.

Gar ſehr!

Alceſt.

Was tanzten Sie?

Söller.

Ich hab' nur zugeſehn.
(für ſich) Dem Tanz von heute früh.

Alceſt.

Herr Söller nicht getanzt? Woher iſt das gekommen?

Söller.

Ich hatte mir es doch recht ernſtlich vorgenommen.

Alceſt.

Und ging es nicht?

Söller.

Eh, nein! im Kopfe drückt' es mich
Gewaltig, und da war's mir gar nicht tanzerlich.

Alceſt.

Ei!

Söller.

Und das Schlimmſte war, ich konnte gar nicht wehren:
Je mehr ich hört' und ſah, verging mir Sehn und Hören.

Alceſt.

So arg? Das iſt mir leid! Das Uebel kommt geſchwind.

Söller.

O nein, ich ſpür' es ſchon, ſeitdem Sie bei uns ſind,
Und länger.

Bayerische Staatsbibliothek

Alceſt.

Sonderbar!

Söller.

Und iſt nicht zu vertreiben.

Alceſt.

Ei, laſſ' Er ſich den Kopf mit warmen Tüchern reiben!
Vielleicht verzieht es ſich.

Söller (für ſich).

Ich glaub', er ſpottet noch!

(laut)

Ja, das geht nicht ſo leicht.

Alceſt.

Am Ende gibt ſich's doch.
Und es geſchieht Ihm recht. Es wird noch beſſer kommen!
Er hat die arme Frau nicht einmal mitgenommen,
Wenn Er zum Balle ging. Herr, das iſt gar nicht fein;
Er läßt die junge Frau zur Winterzeit allein.

Söller.

Ach! Sie bleibt gern zu Hauſ' und läßt mich immer ſchwärmen;
Denn ſie verſteht die Kunſt, ſich ohne mich zu wärmen.

Alceſt.

Das wäre doch kurios!

Söller.

O ja, wer's Naſchen liebt,
Der merkt ſich ohne Wink, wo's was zum Beſten gibt.

Alceſt (lauter).

Wie ſo verblümt?

Söller.

Es iſt ganz deutlich, was ich meine.
Exempli gratia: des Vaters alte Weine

Trink ich recht gern; allein er rückt nicht gern heraus,
Er ſchont das ſeinige; da trink ich außerm Haus!

Alceſt (mit Abneigung).

Mein Herr, bedenken Sie! —

Söller (mit Hohn).

Herr Freund von Frauenzimmern,
Sie iſt nun meine Frau; was kann Sie das bekümmern?
Und wenn ſie auch ihr Mann für ſonſt was anders hält.

Alceſt (mit zurückgehaltenem Zorne).

Was Mann! Mann oder nicht! Ich trotz' der ganzen Welt;
Und unterſtehn Sie ſich noch einmal was zu ſagen —

Söller (erſchrickt. Für ſich).

O ſchön! Ich ſoll ihn noch wohl gar am Ende fragen,
Wie tugendhaft ſie iſt? (laut.)
Mein Herd bleibt doch mein Herd!
Trotz jedem fremden Koch!

Alceſt.

Er iſt die Frau nicht werth!
So ſchön, ſo tugendhaft! ſo vielen Reiz der Seele!
So viel Ihm zugebracht! Nichts, was dem Engel fehle!

Söller.

Sie hat, ich hab's bemerkt, beſondern Reiz im Blut,
Und auch der Kopfſchmuck war ein zugebrachtes Gut.
Ich war prädeſtinirt zu einem ſtolzen Weibe,
Und ohne Frage ſchon gekrönt im Mutterleibe.

Alceſt (herausbrechend).

Herr Söller!

Söller (keck).

Soll er was?

Alceſt (zurückhaltend).

Ich ſag' Ihm, ſey Er ſtill!

Söller.

Ich will doch ſehn, wer mir das Maul verbieten will?

Alceſt.

Hätt' ich Ihn anderswo, ich wieſ' Ihm, wer es wäre!

Söller (halb laut).

Er ſchlüge ſich wohl gar um meiner Frauen Ehre.

Alceſt.

Gewiß!

Söller (wie oft).

Es weiß kein Menſch ſo gut, wie weit ſie geht.

Alceſt.

Verflucht!

Söller.

O Herr Alceſt! wir wiſſen ja, wie's ſteht.
Nur ſtill! ein Bißchen ſtill! Wir wollen uns vergleichen,
Und da verſteht ſich ſchon, die Herren Ihres Gleichen,
Die ſchneiden meiſt für ſich das ganze Kornfeld um,
Und laſſen dann dem Mann das Spicilegium.

Alceſt.

Mein Herr, ich wundre mich, daß Sie ſich unterfangen —

Söller.

O, mir ſind auch gar oft die Augen übergangen,
Und täglich iſt mir's noch, als röch' ich Zwiebeln.

Alceſt (zornig und entſchloſſen).

Wie?
Mein Herr, nun geht's zu weit! Heraus! Was wollen Sie?
Man wird Ihm, ſeh' ich wohl, die Zunge löſen müſſen.

Söller (heftig)

Eh, Herre, was man sieht, das, dächt' ich, kann man wissen.

Alceſt.

Wie, sieht? Wie nehmen Sie das Sehen?

Söller.

Wie man's nimmt.

Vom Hören und vom Sehn.

Alceſt.

Ha!

Söller.

Nur nicht so ergrimmt!

Alceſt (mit dem entschiedensten Zorne).

Was haben Sie gehört? Was haben Sie gesehen?

Söller

(erschrocken, will sich wegbegeben).

Erlauben Sie, mein Herr!

Alceſt (ihn zurückhaltend).

Wohin?

Söller.

Beiseit zu gehen.

Alceſt.

Sie kommen hier nicht los!

Söller (für sich).

Ob ihn der Teufel plagt!

Alceſt.

Was hörten Sie?

Söller.

Ich? Nichts! Man hat mir's nur gesagt!

Alceſt (dringend zornig).

Wer war der Mann?

Söller.

Der Mann! das war ein Mann —

Alceſt
(heftiger und auf ihn losgehend).

Geſchwinde!

Söller (in Angſt).

Der's ſelbſt mit Augen ſah.

(herzhafter) Ich rufe das Geſinde!

Alceſt (kriegt ihn bei'm Kragen).

Wer war's?

Söller (will ſich losreißen).

Was? Hölle!

Alceſt (hält ihn feſter).

Wer? Sie übertreiben mich!

(Er zieht den Degen.)

Wer iſt der Böſewicht? der Schelm? der Lügner?

Söller
(fällt vor Angſt auf die Knier.)

Ich!

Alceſt (drohend).

Was haben Sie geſehn?

Söller (furchtſam).

Ei nun, das ſieht man immer:
Der Herr, das iſt ein Herr, Sophie ein Frauenzimmer.

Alceſt (wie oben).

Und weiter?

Söller.

Nun, da geht's denn ſo den Lauf der Welt.
Wie's geht, wenn ſie dem Herrn und ihr der Herr gefällt.

Alceſt.

Das heißt?

Söller.

Ich dächte doch, Sie wüßten's ohne Fragen.

Alceſt.

Nun?

Söller.

Man hat nicht das Herz, so etwas zu verſagen.

Alceſt.

So etwas? Deutlicher!

Söller.

O laſſen Sie mir Ruh!

Alceſt (immer wie oben).

Es heißt? Bei'm Teufel!

Söller.

Nun, es heißt ein Rendezvous.

Alceſt (erſchrocken).

Er lügt!

Söller (für ſich).

Er iſt erſchreckt.

Alceſt (für ſich).

Wie hat er das erfahren?

(Er ſteckt den Degen ein.)

Söller (für ſich).

Courage!

Alceſt (für ſich).

Wer verrieth, daß wir beiſammen waren?

(erhebt)

Was meinen Sie damit?

Söller (ironiſch).

O wir verſtehn uns ſchon.

Das Luſtſpiel heute Nacht! Ich ſtand nicht weit davon.

Alceſt (erſtaunt).

Und wo?

Söller.

Im Cabinet!

Alceſt.

So war Er auf dem Balle?

Söller.

Wer war denn auf dem Schmaus? Nur ſtill und ohne Galle
Zwey Wörtchen: Was man noch ſo heimlich treiben mag,
Ihr Herren, merkt's euch wohl, es kommt zuletzt an Tag.

Alceſt.

Es kommt noch wohl heraus, daß Er mein Dieb iſt. Raben
Und Dolen wollt' ich eh' in meinem Hauſe haben
Als Ihn. Pfui! ſchlechter Menſch!

Söller.

Ja, ja, ich bin wohl ſchlecht;
Allein, ihr großen Herrn, ihr habt wohl immer Recht!
Ihr wollt mit unſerm Gut nur nach Belieben ſchalten;
Ihr haltet kein Geſetz, und andre ſollen's halten?
Das iſt ſehr einerlei, Gelüſt nach Fleiſch, nach Geld.
Seyd erſt nicht hängenswerth, wenn ihr uns hängen wollt.

Alceſt.

Er unterſteht ſich noch —

Söller.

Ich darf mich unterſtehen:
Gewiß, es iſt kein Spaß, gehörnt herum zu gehen,
In Summa, nehmen Sie's nur nicht ſo gar genau:
Ich ſtahl dem Herrn ſein Geld, und Er mir meine Frau.

Alceſt (drohend).

Was ſtahl ich?

Söller.

Nichts, mein Herr! Es war ſchon längſt Ihr eigen,
Noch eh' ich's mein geglaubt.

Alceſt.

Soll —

Söller.

Da muß ich wohl ſchweigen.

Alceſt.

An Galgen mit dem Dieb!

Söller.

Erinnern Sie ſich nicht,

Daß auch ein ſcharf Geſetz von andern Leuten ſpricht?

Alceſt.

Herr Söller!

Söller (macht ein Zeichen der Abſolution).

Ja, man hilft euch Näſchern auch vom Brode.

Alceſt.

Iſt Er ein Praktikus, und hält das Zeug für Mode?
Gehangen wird Er noch, zum wenigſten geſtäupt.

Söller (zeigt auf die Stirn).

Gebrandmarkt bin ich ſchon.

Zehnter Auftritt.

Vorige. Der Wirth. Sophie.

Sophie (im Fond).

Mein harter Vater bleibt

Auf dem verhaßten Ton.

Wirth (im Fond).

Das Mädchen will nicht weichen.

Sophie.

Da iſt Alceſt.

Wirth (erblickt Alceſten).

Aha!

Sophie.

Es muß, es muß ſich zeigen!

Wirth (zu Alceſten).

Mein Herr, ſie iſt der Dieb!

Sophie (auf der andern Seite).

Er iſt der Dieb, mein Herr!

Alceſt

(ſieht ſie beide lachend an, dann ſagt er in einem Tone wie ſie, auf Söllern deutend).

Er iſt der Dieb!

Söller (für ſich).

Nun Haut, nun halte feſt!

Sophie.

Er?

Wirth.

Er?

Alceſt.

Sie haben's beide nicht; er hat's!

Wirth.

Schlagt einen Nagel

Ihm durch den Kopf, auf's Rad!

Sophie.

Du?

Söller (für ſich).

Wolkenbruch und Hagel!

Wirth.

Ich möchte dich —

Alceſt.

Mein Herr! ich bitte nur Geduld!

Sophie war im Verdacht, doch nicht mit ihrer Schuld.

Sie kam, beſuchte mich. Der Schritt war wohl verwegen;
Doch ihre Tugend darf's —
(zu Söller)
Sie waren ja zugegen!

Sophie (erſtaunt).

Wir wußten nichts davon, vertraulich ſchwieg die Nacht,
Die Tugend —

Söller.

Ja, ſie hat mir ziemlich warm gemacht.

Alceſt (zum Wirth).

Doch Sie?

Wirth.

Aus Neugier war ich auch hinaufgekommen.
Von dem verwünſchten Brief war ich ſo eingenommen,
Doch Ihnen, Herr Alceſt, hätt' ich's nicht zugetraut!
Den Herrn Gevatter hab' ich noch nicht recht verdaut.

Alceſt.

Verzeihn Sie dieſen Scherz! Und Sie, Sophie, vergeben
Mir auch gewiß!

Sophie.

Alceſt!

Alceſt.

Ich zweifl' in meinem Leben
An Ihrer Tugend nie. Verzeihn Sie jenen Schritt!
So gut wie tugendhaft —

Söller.

Faſt glaub' ich's ſelber mit.

Alceſt (zu Sophien).

Und Sie vergeben doch auch unſerm Söller?

Sophie (ſie gibt ihm die Hand).

Gerne!

Alceſt (zum Wirth).

Allons denn!

Wirth (gibt Söllern die Hand).

Stiehl nicht mehr!

Söller.

Die Länge bringt die Ferne!

Alceſt.

Allein, was macht mein Geld?

Söller.

O Herr, es war aus Noth.
Der Spieler peinigte mich Armen faſt zu Tod.
Ich wußte keinen Rath, ich ſtahl und zahlte Schulden;
Hier iſt das Uebrige, ich weiß nicht wie viel Gulden.

Alceſt.

Was fort iſt, ſchenk' ich Ihm.

Söller.

Für dießmal wär's vorbei!

Alceſt.

Allein, ich hoff', Er wird fein höflich, ſtill und treu!
Und unterſteht Er ſich noch einmal anzufangen!

Söller.

So! — Dießmal blieben wir wohl alle ungehangen.

Die

Geſchwiſter

Ein

Schauſpiel

in

Einem Act.

Personen.

Wilhelm, ein Kaufmann.
Marianne, seine Schwester.
Fabrice.
Briefträger.

Wilhelm (an einem Pult mit Handelsbüchern und Papieren). Diese Woche wieder zwei neue Kunden! Wenn man sich rührt, gibt's doch immer etwas; sollt' es auch nur wenig seyn, am Ende summirt sich's doch, und wer klein Spiel spielt, hat immer Freude, auch am kleinen Gewinn, und der kleine Verlust ist zu verschmerzen. Was gibt's?

Briefträger. Einen beschwerten Brief, zwanzig Ducaten, franco bald.

Wilhelm. Gut! sehr gut! Notir' Er mir's zum Uebrigen.

Briefträger (ab).

Wilhelm (den Brief aufsiegelnd). Ich wollte mir heute den ganzen Tag nicht sagen, daß ich sie erwartete. Nun kann ich Fabricen gerade bezahlen, und mißbrauche seine Gutheit nicht weiter. Gestern sagte er mir: Morgen komm' ich zu dir! Es war mir nicht recht. Ich wußte, daß er mich nicht mahnen würde, und so mahnt mich seine Gegenwart just doppelt. (Indem er die Schatulle aufmacht und zählt.) In vorigen Zeiten, wo ich ein Bißchen bunter wirthschaftete, konnt' ich die stillen Gläubiger am wenigsten leiden. Gegen einen, der mich überläuft, belagert, gegen den gilt Unverschämtheit und alles, was

dran hängt; der andere, der ſchweigt, geht gerade an's Herz, und fodert am dringendſten, da er mir ſein Anliegen überläßt. (Er legt Geld zuſammen auf den Tiſch.) Lieber Gott, wie dank' ich dir, daß ich aus der Wirthſchaft heraus und wieder geborgen bin! (Er hebt ein Buch auf.) Deinen Segen im Kleinen! mir, der ich deine Gaben im Großen verſchleuderte. — Und ſo — Kann ich's ausdrücken? — — Doch du thuſt nichts für mich, wie ich nichts für mich thue. Wenn das holde liebe Geſchöpf nicht wäre, ſäß' ich hier, und verglich' Brüche? — O Marianne! wenn du wüßteſt, daß der, den du für deinen Bruder hältſt, daß der mit ganz anderm Herzen, ganz andern Hoffnungen für dich arbeitet! — Vielleicht! — Ach! — Es iſt doch bitter — — Sie liebt mich — ja, als Bruder — Nein, pfui! das iſt wieder Unglaube, und der hat nie was Gutes geſtiftet. — Marianne! ich werde glücklich ſeyn, du wirſt's ſeyn, Marianne!

Marianne. Was willſt du, Bruder? Du riefſt mich.

Wilhelm. Ich nicht, Marianne.

Marianne. Sticht dich der Muthwille, daß du mich aus der Küche hereinverirſt?

Wilhelm. Du ſiehſt Geiſter.

Marianne. Sonſt wohl. Nur deine Stimme kenn' ich zu gut, Wilhelm!

Wilhelm. Nun, was machſt du draußen?

Marianne. Ich habe nur ein paar Tauben gerupft, weil doch wohl Fabrice heut' Abend miteſſen wird.

Wilhelm. Vielleicht.

Marianne. Sie ſind bald fertig, du darfſt es nachher nur ſagen. Er muß mich auch ſein neues Liedchen lehren.

Wilhelm. Du lernſt wohl gern was von ihm?

Marianne. Liedchen kann er recht hübſch. Und wenn du bei Tiſche ſitzeſt und den Kopf hängſt, da fang' ich gleich an. Denn ich weiß doch, daß du lachſt, wenn ich ein Liedchen anfange, das dir lieb iſt.

Wilhelm. Haſt du mir's abgemerkt?

Marianne. Ja, wer euch Mannsleuten auch nichts abmerkte! — Wenn du ſonſt nichts haſt, ſo geh' ich wieder; denn ich habe noch allerlei zu thun. Adieu. — Nun gib mir noch einen Kuß.

Wilhelm. Wenn die Tauben gut gebraten ſind, ſollſt du einen zum Nachtiſch haben.

Marianne. Es iſt doch verwünſcht, was die Brüder grob ſind! Wenn Fabrice oder ſonſt ein guter Junge einen Kuß nehmen dürfte, die ſprängen Bände hoch, und der Herr da verſchmäht einen, den ich geben will. — Jetzt verbrenn' ich die Tauben (ab).

Wilhelm. Engel! Lieber Engel! Daß ich mich halte, daß ich ihr nicht um den Hals falle, ihr alles entdecke! — Siehſt du denn auf uns herunter, heilige Frau, die du mir dieſen Schatz aufzuheben gabſt? —

Ja, ſie wiſſen von uns droben! ſie wiſſen von uns! — Charlotte, du konnteſt meine Liebe zu dir nicht herrlicher, heiliger belohnen, als daß du mir ſcheidend deine Tochter anvertrauteſt! Du gabſt mir alles, was ich bedurfte, knüpfteſt mich an's Leben! Ich liebte ſie als dein Kind, — und nun! — Noch iſt mir's Täuſchung. Ich glaube dich wieder zu ſehen, glaube, daß mir das Schickſal verjüngt dich wieder gegeben hat, daß ich nun mit dir vereinigt bleiben und wohnen kann, wie ich's in jenem erſten Traum des Lebens nicht konnte, nicht ſollte! — Glücklich! Glücklich! All deinen Segen, Vater im Himmel!

Fabrice. Guten Abend.

Wilhelm. Lieber Fabrice, ich bin gar glücklich: es iſt alles Gute über mich gekommen dieſen Abend. Nun nichts von Geſchäften! Da liegen deine dreyhundert Thaler! Friſch in die Taſche! Meinen Schein gibſt du mir gelegentlich wieder. Und laß uns eins plaudern!

Fabrice. Wenn du ſie weiter brauchſt —

Wilhelm. Wenn ich ſie wieder brauche, gut! Ich bin dir immer dankbar, nur jetzt nimm ſie zu dir. — Höre, Charlottens Andenken iſt dieſen Abend wieder unendlich neu und lebendig vor mir geworden.

Fabrice. Das thut's wohl öfters.

Wilhelm. Du hätteſt ſie kennen ſollen! Ich ſage dir, es war eins der herrlichſten Geſchöpfe.

Fabrice. Sie war Wirwe, wie du ſie kennen lernteſt?

Wilhelm. So rein und groß! Da las ich geſtern noch einen ihrer Briefe. Du biſt der einzige Menſch, der je was davon geſehen hat.

(Er geht nach der Schatulle.)

Fabrice (für ſich) Wenn er mich nur jetzt verſchonte! Ich habe die Geſchichte ſchon ſo oft gehört! Ich höre ihm ſonſt auch gern zu, denn es geht ihm immer vom Herzen; nur heute hab' ich ganz andere Sachen im Kopf, und juſt möcht' ich ihn in guter Laune erhalten.

Wilhelm. Es war in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft. „Die Welt wird mir wieder lieb," ſchreibt ſie, „ich hatte mich ſo los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich ſo bereit zu ſterben, und ich bin's nicht mehr."

Fabrice. Eine ſchöne Seele!

Wilhelm. Die Erde war ſie nicht werth. Fabrice, ich hab' dir ſchon oft geſagt, wie ich durch ſie ein ganz anderer Menſch wurde. Beſchreiben kann ich die Schmerzen nicht, wenn ich dann zurück und mein väterliches Vermögen von mir verſchwendet ſah! Ich durfte ihr meine Hand nicht anbieten, konnte ihren Zuſtand nicht erträglicher machen. Ich fühlte zum

Erſtenmal den Trieb, mir einen nöthigen ſchicklichen Unterhalt zu erwerben; aus der Verdroſſenheit, in der ich einen Tag nach dem andern kümmerlich hingelebt hatte, mich herauszureißen. Ich arbeitete — aber was war das? — Ich hielt an, brachte ſo ein mühſeliges Jahr durch; endlich kam mir ein Schein von Hoffnung; mein Weniges vermehrte ſich zuſehends — und ſie ſtarb — Ich konnte nicht bleiben. Du ahneſt nicht, was ich litt. Ich konnte die Gegend nicht mehr ſehen, wo ich mit ihr gelebt hatte, und den Boden nicht verlaſſen, wo ſie ruhte. Sie ſchrieb mir kurz vor ihrem Ende —

(Er nimmt einen Brief aus der Schatulle.)

Fabrice. Es iſt ein herrlicher Brief, du haſt mir ihn neulich geleſen. — Höre, Wilhelm —

Wilhelm. Ich kann ihn auswendig und leſ' ihn immer. Wenn ich ihre Schrift ſehe, das Blatt, wo ihre Hand geruht hat, mein' ich wieder, ſie ſey noch da — Sie iſt auch noch da! — (Man hört ein Kind ſchreien.) Daß doch Marianne nicht ruhen kann! Da hat ſie wieder den Jungen unſers Nachbars; mit dem treibt ſie ſich täglich herum, und ſtört mich zur unrechten Zeit. (An der Thür) Marianne, ſey ſtill mit dem Jungen, oder ſchick' ihn fort, wenn er unartig iſt. Wir haben zu reden. (Er ſetzt ſich.)

Fabrice. Du ſollteſt dieſe Erinnerungen nicht ſo oft reizen.

Wilhelm. Dieſe Zeilen ſind's! dieſe letzten! der Abſchiedshauch des ſcheidenden Engels. (Er legt den Brief wieder zuſammen.) Du haſt Recht, es iſt ſündlich. Wie ſelten ſind wir werth, die vergangenen ſelig-elenden Augenblicke unſers Lebens wieder zu fühlen!

Fabrice. Dein Schickſal geht mir immer zu Herzen. Sie hinterließ eine Tochter, erzähltest du mir, die ihrer Mutter leider bald folgte. Wenn die nur leben geblieben wäre, du hättest wenigſtens etwas von ihr übrig gehabt, etwas gehabt, woran ſich deine Sorgen und dein Schmerz geheftet hätten.

Wilhelm (ſich lebhaft nach ihm wendend). Ihre Tochter? Es war ein holdes Blüthchen. Sie übergab mir's — Es iſt zu viel, was das Schickſal für mich gethan hat! — Fabrice, wenn ich dir alles ſagen könnte —

Fabrice. Wenn dir's einmal um's Herz iſt.

Wilhelm. Warum ſollt' ich nicht —

Marianne (mit einem Knaben). Er will noch gute Nacht ſagen, Bruder! Du mußt ihm kein finſter Geſicht machen, und mir auch nicht. Du ſagſt immer, du wollteſt heirathen, und möchteſt gern viele Kinder haben. Die hat man nicht immer ſo am Schnürchen, daß ſie nur ſchreien, wenn's dich nicht ſtört.

Wilhelm. Wenn's meine Kinder ſind.

Marianne. Das mag wohl auch ein Unterſchied ſeyn.

Fabrice. Meinen Sie, Marianne?

Marianne. Das muß gar zu glücklich ſeyn! (Sie kauert ſich zum Knaben und küßt ihn.) Ich habe Chriſtel ſo lieb! Wenn er erſt mein wäre! — Er kann ſchon buchſtabiren; er lernt's bei mir.

Wilhelm. Und da meinſt du, deiner könnte ſchon leſen?

Marianne. Ja wohl! Denn da thät' ich mich den ganzen Tag mit nichts abgeben, als ihn aus- und anziehen, und lehren, und zu eſſen geben, und putzen, und allerlei ſonſt.

Fabrice. Und der Mann?

Marianne. Der thäte mitſpielen: der würd' ihn ja wohl ſo lieb haben wie ich. Chriſtel muß nach Hauſ' und empfiehlt ſich. (Sie führt ihn zu Wilhelmen.) Hier, gib eine ſchöne Hand, eine rechte Patſchhand!

Fabrice (für ſich). Sie iſt gar zu lieb, ich muß mich erklären.

Marianne (das Kind zu Fabricen führend). Hier dem Herrn auch.

Wilhelm (für ſich). Sie wird dein ſeyn! Du wirſt — Es iſt zu viel, ich verdien's nicht. — (Laut) Marianne, ſchaff das Kind weg; unterhalt' Herrn Fabricen bis zum Nachteſſen; ich will nur ein paar Gaſſen auf und ablaufen; ich habe den ganzen Tag geſeſſen.

(Marianne ab.)

Wilhelm. Unter dem Sternhimmel nur einen

freien Athemzug! — Mein Herz iſt ſo voll. — Ich bin gleich wieder da! (ab.)

Fabrice. Mach' der Sache ein Ende, Fabrice. Wenn du's nun immer länger und länger trägſt, wird's doch nicht reifer. Du haſt's beſchloſſen. Es iſt gut, es iſt trefflich! Du hilfſt ihrem Bruder weiter, und ſie — ſie liebt mich nicht, wie ich ſie liebe. Aber ſie kann auch nicht heftig lieben. — Liebes Mädchen! — Sie vermuthet wohl keine andere, als freundſchaftliche Geſinnungen in mir! — Es wird uns wohl gehen, Marianne! — Ganz erwünſcht und wie beſtellt die Gelegenheit! Ich muß mich ihr entdecken — Und wenn mich ihr Herz nicht verſchmäht — von dem Herzen des Bruders bin ich ſicher.

Marianne und Fabrice.

Fabrice. Haben Sie den Kleinen weggeſchafft?

Marianne. Ich hätt' ihn gern da behalten; ich weiß nur, der Bruder hat's nicht gern, und da unterlaſſ' ich's. Manchmal erbettelt ſich der kleine Dieb ſelbſt die Erlaubniß von ihm, mein Schlafkamerade zu ſeyn.

Fabrice. Iſt er Ihnen denn nicht läſtig?

Marianne. Ach, gar nicht. Er iſt ſo wild den ganzen Tag, und wenn ich zu ihm in's Bette komm', iſt er ſo gut wie ein Lämmchen! Ein Schmeichelkätzchen! und herzt mich, was er kann; manchmal kann ich ihn gar nicht zum Schlafen bringen.

Fabrice (halb für ſich). Die liebe Natur!

Marianne. Er hat mich auch lieber als ſeine Mutter.

Fabrice Sie ſind ihm auch Mutter.

Marianne (ſieht in Gedanken).

Fabrice (ſieht ſie eine Zeitlang an). Macht Sie der Name Mutter traurig?

Marianne. Nicht traurig, aber ich denke nur ſo.

Fabrice. Was, ſüße Marianne?

Marianne. Ich denke — ich denke auch nichts. Es iſt mir nur manchmal ſo wunderbar.

Fabrice. Sollten Sie nie gewünſcht haben? —

Marianne. Was thun Sie für Fragen?

Fabrice. Fabrice wird's doch dürfen?

Marianne. Gewünſcht nie, Fabrice. Und wenn mir auch einmal ſo ein Gedanke durch den Kopf fuhr, war er gleich wieder weg. Meinen Bruder zu verlaſſen, wäre mir unerträglich — unmöglich, — alle übrige Ausſicht möchte auch noch ſo reizend ſeyn.

Fabrice. Das iſt doch wunderbar! Wenn Sie in Einer Stadt bei einander wohnten, hieße das ihn verlaſſen?

Marianne. O nimmermehr! Wer ſollte ſeine Wirthſchaft führen? Wer für ihn ſorgen? — Mit einer Magd? — oder gar heirathen? — Nein, das geht nicht!

Fabrice. Könnte er nicht mit Ihnen ziehen? Könnte Ihr Mann nicht sein Freund seyn? Könnten Sie Drey nicht eben so eine glückliche, eine glücklichere Wirthschaft führen? Könnte Ihr Bruder nicht dadurch in seinen sauern Geschäften erleichtert werden? Was für ein Leben könnte das seyn!

Marianne. Man sollt's denken. Wenn ich's überlege, ist's wohl wahr. Und hernach ist mir's wieder so, als wenn's nicht anginge.

Fabrice. Ich begreife Sie nicht.

Marianne. Es ist nun so — Wenn ich aufwache, horch' ich, ob der Bruder schon auf ist; rührt sich nichts, hui bin ich aus dem Bette in der Küche, mache Feuer an, daß das Wasser über und über kocht, bis die Magd aufsteht, und er seinen Kaffe hat, wie er die Augen aufthut.

Fabrice. Hausmütterchen!

Marianne. Und dann setze ich mich hin und stricke Strümpfe für meinen Bruder, und hab' eine Wirthschaft, und messe sie ihm zehnmal an, ob sie auch lang genug sind, ob die Wade recht sitzt, ob der Fuß nicht zu kurz ist, daß er manchmal ungeduldig wird. Es ist mir auch nicht um's Messen; es ist mir nur, daß ich was um ihn zu thun habe, daß er mich einmal ansehen muß, wenn er ein paar Stunden geschrieben hat, und er mir nicht Hypochonder wird. Denn es thut ihm doch wohl, wenn er mich ansieht;

ich ſeh's ihm an den Augen ab, wenn er mir's gleich ſonſt nicht will merken laſſen. Ich lache manchmal heimlich, daß er thut, als wenn er ernſt wäre oder böſe. Er thut wohl; ich peinigte ihn ſonſt den ganzen Tag.

Fabrice. Er iſt glücklich.

Marianne. Nein, ich bin's. Wenn ich ihn nicht hätte, wüßt' ich nicht, was ich in der Welt anfangen ſollte. Ich thue doch auch alles für mich, und mir iſt, als wenn ich alles für ihn thäte, weil ich auch bei dem, was ich für mich thue, immer an ihn denke.

Fabrice. Und wenn Sie nun das alles für einen Gatten thäten, wie ganz glücklich würde er ſeyn! Wie dankbar würde er ſeyn, und welch ein häuslich Leben würde das werden!

Marianne. Manchmal ſtell' ich mir's vor, und kann mir ein langes Mährchen erzählen, wenn ich ſo ſitze und ſtricke oder nähe, wie alles gehen könnte und gehen möchte. Komm' ich aber hernach auf's Wahre zurück, ſo will's immer nicht werden.

Fabrice. Warum?

Marianne. Wo wollt' ich einen Gatten finden, der zufrieden wäre, wenn ich ſagte: „Ich will euch lieb haben," und müßte gleich dazu ſetzen: „Lieber als meinen Bruder kann ich euch nicht haben, für den muß ich alles thun dürfen, wie bisher." — — — Ach, Sie ſehen, daß das nicht geht!

Fabrice. Sie würden nachher einen Theil für den Mann thun, Sie würden die Liebe auf ihn übertragen. —

Marianne. Da ſitzt der Knoten! Ja, wenn ſich Liebe herüber und hinüber zahlen ließe, wie Geld, oder den Herrn alle Quartal veränderte, wie eine ſchlechte Dienſtmagd. Bei einem Manne würde das alles erſt werden müſſen, was hier ſchon iſt, was nie ſo wieder werden kann.

Fabrice. Es macht ſich viel.

Marianne. Ich weiß nicht; wenn er ſo bei Tiſche ſitzt und den Kopf auf die Hand ſtemmt, niederſieht, und ſtill iſt in Sorgen — ich kann halbe Stunden lang ſitzen und ihn anſehen. Er iſt nicht ſchön, ſag' ich manchmal zu mir ſelbſt, und mir iſt's ſo wohl, wenn ich ihn anſehe. — Freilich fühl' ich nun wohl, daß es mit für mich iſt, wenn er ſorgt; freilich ſagt mir das der erſte Blick, wenn er wieder aufſieht, und das thut ein Großes.

Fabrice. Alles, Marianne. Und ein Gatte, der für Sie ſorgte! —

Marianne. Da iſt noch Eins; da ſind eure Launen. Wilhelm hat auch ſeine Launen; von ihm drücken ſie mich nicht, von jedem Andern wären ſie mir unerträglich. Er hat leiſe Launen, ich fühl' ſie doch manchmal. Wenn er in unholden Augenblicken eine gute theilnehmende liebevolle Empfindung weg-

ſtößt — es trifft mich! freilich nur einen Augenblick; und wenn ich auch über ihn knurre, ſo iſt's mehr, daß er meine Liebe nicht erkennt, als daß ich ihn weniger liebe.

Fabrice. Wenn ſich nun aber Einer fände, der es auf alles das hin wagen wollte, Ihnen ſeine Hand anzubieten?

Marianne. Er wird ſich nicht finden! Und dann wäre die Frage, ob ich's mit ihm wagen dürfte!

Fabrice. Warum nicht?

Marianne. Er wird ſich nicht finden!

Fabrice. Marianne, Sie haben ihn!

Marianne. Fabrice!

Fabrice. Sie ſehen ihn vor ſich. Soll ich eine lange Rede halten? Soll ich Ihnen hinſchütten, was mein Herz ſo lange bewahrt? Ich liebe Sie, das wiſſen Sie lange; ich biete Ihnen meine Hand an, das vermutheten Sie nicht. Nie hab' ich ein Mädchen geſehen, das ſo wenig dachte, daß es Gefühle dem, der ſie ſieht, erregen muß, als dich. — Marianne, es iſt nicht ein feuriger, unbedachter Liebhaber, der mit Ihnen ſpricht; ich kenne Sie, ich habe Sie erkoren, mein Haus iſt eingerichtet; wollen Sie mein ſeyn? — — — Ich habe in der Liebe mancherlei Schickſale gehabt, war mehr als Einmal entſchloſſen, mein Leben als Hageſtolz zu enden. Sie haben mich nun — Widerſtehen Sie nicht! Sie kennen mich; ich bin

Eins mit Ihrem Bruder; Sie können kein reineres Band denken. — Oeffnen Sie Ihr Herz! — Ein Wort, Marianne!

Marianne. Lieber Fabrice, laſſen Sie mir Zeit, ich bin Ihnen gut.

Fabrice. Sagen Sie, daß Sie mich lieben! Ich laſſe Ihrem Bruder ſeinen Platz; ich will Bruder Ihres Bruders ſeyn, wir wollen vereint für ihn ſorgen. Mein Vermögen, zu dem ſeinen geſchlagen, wird ihn mancher kummervollen Stunde überheben; er wird Muth kriegen, er wird — Marianne, ich möchte Sie nicht gern überreden.

Marianne. Fabrice, es iſt mir nie eingefallen — In welche Verlegenheit ſetzen Sie mich! —

Fabrice. Nur Ein Wort! Darf ich hoffen?

Marianne. Reden Sie mit meinem Bruder!

Fabrice (faßt). Engel! Allerliebſte!

Marianne (einen Augenblick ſtill). Gott! was hab' ich geſagt! (ab.)

Fabrice. Sie iſt dein! — — — Ich kannd em lieben kleinen Narren wohl die Tändeley mit dem Bruder erlauben; das wird ſich ſo nach und nach herüber begeben, wenn wir einander näher kennen lernen. und er ſoll nichts dabei verlieren. Es thut mir gar wohl wieder ſo zu lieben und gelegentlich wieder ſo geliebt zu werden! Es iſt doch eine Sache woran man nie den Geſchmack verliert. — Wir wollen zuſammen

wohnen. Ohne das hätt' ich des guten Menſchen gewiſſenhafte Häuslichkeit zeither ſchon gern ein Bißchen ausgeweitet; als Schwager wird's ſchon gehen. Er wird ſonſt ganz Hypochonder mit ſeinen ewigen Erinnerungen, Bedenklichkeiten, Nahrungsſorgen und Geheimniſſen. Es wird alles hübſch! Er ſoll freier Luft athmen; das Mädchen ſoll einen Mann haben — das nicht wenig iſt; und du kriegſt noch mit Ehren eine Frau — das viel iſt!

Wilhelm. Fabrice.

Fabrice. Iſt dein Spaziergang zu Ende?

Wilhelm. Ich ging auf den Markt und die Pfarrgaſſe hinauf und an der Börſe zurück. Mir iſt's eine wunderliche Empfindung Nachts durch die Stadt zu gehen. Wie von der Arbeit des Tages alles theils zur Ruh' iſt, theils darnach eilt, und man nur noch die Emſigkeit des kleinen Gewerbes in Bewegung ſieht! Ich hatte meine Freude an einer alten Käſefrau, die, mit der Brille auf der Naſe, bei'm Stümpfchen Licht, ein Stück nach dem andern ab- und zuſchnitt, bis die Käuferin ihr Gewicht hatte.

Fabrice. Jeder bemerkt in ſeiner Art. Ich glaub' es ſind viele die Straße gegangen, die nicht nach den Käſemüttern und ihren Brillen geguckt haben.

Wilhelm. Was man treibt gewinnt man lieb, und der Erwerb im Kleinen iſt mir ehrwürdig, ſeit

ich weiß wie ſauer ein Thaler wird wenn man ihn groſchenweiſe verdienen ſoll. (Sinkt einige Augenblicke in ſich gekehrt.) Mir iſt ganz wunderbar geworden auf dem Wege. Es ſind mir ſo viele Sachen auf Einmal und durch einander eingefallen, — und das was mich im Tiefſten meiner Seele beſchäftigt — (Er wird nachdenkend.)

Fabrice (für ſich). Es geht mir närriſch; ſobald er gegenwärtig iſt unterſteh' ich mich nicht recht zu bekennen daß ich Mariannen liebe. — Ich muß ihm doch erzählen was vorgegangen iſt. — (Laut) Wilhelm! ſag' mir! du wollteſt hier ausziehen? Du haſt wenig Gelaß und ſitzeſt theuer. Weißt du ein ander Quartier?

Wilhelm (zerſtreut). Nein.

Fabrice. Ich dächte wir könnten uns beide erleichtern. Ich habe da mein väterliches Haus und bewohne nur den obern Stock, und den untern könnteſt du einnehmen; du verheiratheſt dich doch ſo bald nicht. — Du haſt den Hof und eine kleine Niederlage für deine Spedition, und gibſt mir einen leidlichen Hauszins, ſo iſt uns beiden geholfen.

Wilhelm. Du biſt gar gut. Es iſt mir wahrlich auch manchmal eingefallen wenn ich zu dir kam und ſo viel leer ſtehen ſah, und ich muß mich ſo ängſtlich behelfen. — Dann ſind wieder andre Sachen — — — Man muß es eben ſeyn laſſen, es geht doch nicht.

Fabrice. Warum nicht?

Wilhelm. Wenn ich nun heirathete?

Fabrice. Dem wäre zu helfen. Ledig hättest du mit deiner Schweſter Platz, und mit einer Frau ging's eben ſo wohl.

Wilhelm (lächelnd). Und meine Schweſter?

Fabrice. Die nähm' ich allenfalls zu mir.

Wilhelm (ernſthaft).

Fabrice. Und auch ohne das. Laß uns ein klug Wort reden. — Ich liebe Mariannen; gib mir ſie zur Frau!

Wilhelm. Wie?

Fabrice. Warum nicht? Gib dein Wort! Höre mich, Bruder! Ich liebe Mariannen! Ich hab's lang überlegt: ſie allein, du allein, ihr könnt mich ſo glücklich machen als ich auf der Welt noch ſeyn kann. Gib mir ſie! Gib mir ſie!

Wilhelm (verwirrt). Du weißt nicht was du willſt.

Fabrice. Ach, wie weiß ich's! Soll ich dir alles erzählen was mir fehlt und was ich haben werde, wenn ſie meine Frau und du mein Schwager werden wirſt?

Wilhelm (auf Stephan, welcher [illegible]). Nimmermehr! nimmermehr!

Fabrice. Was haſt du? Mir thut's weh — Den Abſcheu! — Wenn du einen Schwager haben ſollſt, wie ſich's doch früh oder ſpäter macht, warum

mich nicht? den du ſo kennſt, den du liebſt! Wenigſtens glaubt' ich —

Wilhelm. Laß mich! — — Ich hab' keinen Verſtand.

Fabrice. Ich muß alles ſagen. Von dir allein hängt mein Schickſal ab. Ihr Herz iſt mir geneigt, das mußt du gemerkt haben. Sie liebt dich mehr als ſie mich liebt! ich bin's zufrieden. Den Mann wird ſie mehr als den Bruder lieben; ich werde in deine Rechte treten, du in meine und wir werden alle vergnügt ſeyn. Ich habe noch keinen Knoten geſehen der ſich ſo menſchlich ſchön knüpfte.

Wilhelm (ſtumm).

Fabrice. Und was alles feſt macht — Beſter, gib du nur dein Wort, deine Einwilligung! Sag' ihr daß dich's freut, daß dich's glücklich macht — Ich hab' ihr Wort.

Wilhelm. Ihr Wort?

Fabrice. Sie warf's hin, wie einen ſcheidenden Blick, der mehr ſagte als alles Bleiben geſagt hätte. Ihre Verlegenheit und ihre Liebe, ihr Wollen und Zittern, es war ſo ſchön.

Wilhelm. Nein! Nein!

Fabrice. Ich verſteh' dich nicht. Ich fühle du haſt keinen Widerwillen gegen mich und biſt mir ſo entgegen? Sey's nicht! Sey ihrem Glücke, ſey meinem nicht hinderlich! — Und ich denke immer, du ſollſt

mit uns glücklich seyn! — Verfag' meinen Wünschen dein Wort nicht! dein freundlich Wort!

Wilhelm (stumm in steigenden Qualen).

Fabrice. Ich begreife dich nicht —

Wilhelm. Sie? — Du willst sie haben? —

Fabrice. Was ist das?

Wilhelm. Und sie dich?

Fabrice. Sie antwortete, wie's einem Mädchen ziemt.

Wilhelm. Geh! geh! — Marianne! — — Ich ahnt' es! ich fühlt' es!

Fabrice. Sag' mir nur —

Wilhelm. Was sagen! — Das war's was mir auf der Seele lag diesen Abend, wie eine Wetterwolke. Es zuckt, es schlägt — — Nimm sie! — Nimm sie! Mein Einziges — mein Alles!

Fabrice (ihn stumm anstarrend).

Wilhelm. Nimm sie! — Und daß du weißt was du mir nimmst — (Pause. Er rafft sich zusammen.) Von Charletten erzählt' ich dir, dem Engel der meinen Händen entwich und mir sein Ebenbild, eine Tochter, hinterließ — — und diese Tochter — ich habe dich belogen — sie ist nicht todt; diese Tochter ist Marianne! — Marianne ist nicht meine Schwester.

Fabrice. Darauf war ich nicht vorbereitet.

Wilhelm. Und von dir hätt' ich das fürchten sollen! — Warum folgt' ich meinem Herzen nicht und

verſchloß dir mein Haus, wie jedem, in den erſten Tagen da ich herkam? Dir allein vergönnt' ich einen Zutritt in dieß Heiligthum, und du wußteſt mich durch Güte, Freundſchaft, Unterſtützung, ſcheinbare Kälte gegen die Weiber, einzuſchläfern. Wie ich dem Schein nach ihr Bruder war, hielt ich dein Gefühl für ſie für das wahre brüderliche: und wenn mir ja auch manchmal ein Argwohn kommen wollte warf ich ihn weg als unedel, ſchrieb ihre Gutheit für dich auf Rechnung des Engelherzens, das eben alle Welt mit einem liebevollen Blick anſieht. — Und du! — Und ſie!

Fabrice. Ich mag nichts weiter hören, und zu ſagen hab' ich auch nichts. Alſo Adieu. (ab.)

Wilhelm. Geh' nur! — Du trägſt ſie alle mit dir weg, meine ganze Seligkeit. So weggeſchnitten, weggebrochen alle Ausſichten — die nächſten — auf Einmal — am Abgrunde! und zuſammengeſtürzt die goldne Zauberbrücke, die mich in die Wonne der Himmel hinüberführen ſollte — Weg! und durch ihn, den Verräther! der ſo mißbraucht hat die Offenheit, das Zutrauen! — — O Wilhelm! Wilhelm! du biſt ſo weit gebracht daß du gegen den guten Menſchen ungerecht ſeyn mußt? — Was hat er verbrochen? — — — Du liegſt ſchwer über mir und biſt gerecht, vergeltendes Schickſal! — Warum ſtehſt du da? Und du? Juſt in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! es iſt lange! — Ich

habe unendlich gelitten. Ich schien euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieben; mit leichtsinnigen Gefälligkeiten schloß ich euer Herz auf und machte euch elend! — Verzeiht und laßt mich — Soll ich so gestraft werden? — Soll ich Mariannen verlieren! Die letzte meiner Hoffnungen, den Inbegriff meiner Sorgen? — Es kann nicht! es kann nicht! (Er bleibt stille.)

Marianne (nahe vertragen). Bruder!

Wilhelm. Ah!

Marianne. Lieber Bruder, du mußt mir vergeben, ich bitte dich um alles. Du bist böse, ich dacht es wohl. Ich habe eine Thorheit begangen — es ist mir ganz wunderlich.

Wilhelm (sich zusammennehmend). Was hast du, Mädchen?

Marianne. Ich wollte, daß ich dir's erzählen könnte. — Mir geht's so confus im Kopf herum. — Fabrice will mich zur Frau, und ich —

Wilhelm (halb bitter). Sag's heraus, du schlägst ein?

Marianne. Nein, nicht um's Leben! Nimmermehr werd' ich ihn heirathen; ich kann ihn nicht heirathen.

Wilhelm. Wie anders klingt das!

Marianne. Wunderlich genug. Du bist gar unhold, Bruder; ich ginge gern und wartete eine gute Stunde ab, wenn mir's nicht gleich vom Herzen müßte: Ein- für allemal: ich kann Fabricen nicht heirathen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16230756

Wilhelm (ſteht auf und nimmt ſie bei der Hand). Wie, Marianne?

Marianne. Er war da und redete ſo viel, und ſtellte mir ſo allerlei vor, daß ich mir einbildete es wäre möglich. Er drang ſo, und in der Unbeſonnenheit ſagt' ich, er ſollte mit dir reden. — Er nahm das als Jawort und im Augenblicke fühlt' ich, daß es nicht werden konnte.

Wilhelm. Er hat mit mir geſprochen.

Marianne. Ich bitte dich was ich kann und mag, mit all' der Liebe die ich zu dir habe, bei all' der Liebe mit der du mich liebſt, mach' es wieder gut, bedeut' ihn!

Wilhelm (für ſich). Ewiger Gott!

Marianne. Sey nicht böſe! Er ſoll auch nicht böſe ſeyn. Wir wollen wieder leben wie vorher und immer ſo fort. — Denn nur mit dir kann ich leben, mit dir allein mag ich leben. Es liegt von jeher in meiner Seele und dieſes hat's herausgeſchlagen, gewaltſam herausgeſchlagen — Ich liebe nur dich!

Wilhelm. Marianne!

Marianne. Beſter Bruder! Dieſe Viertelſtunde über, — ich kann dir nicht ſagen, was in meinem Herzen auf- und abgerannt iſt. — Es iſt mir, wie neulich da es auf dem Markte brannte und erſt Rauch und Dampf über alles zog, bis auf Einmal das Feuer das Dach hob und das ganze Haus in einer Flamme

stand. — Verlaß mich nicht! Stoß' mich nicht von dir, Bruder!

Wilhelm. Es kann doch nicht immer so bleiben.

Marianne. Das eben ängstet mich so! — Ich will dir gern versprechen nicht zu heirathen, ich will immer für dich sorgen, immer immer so fort. — Da drüben wohnen so ein paar alte Geschwister zusammen; da denk' ich manchmal zum Spaß: wenn du so alt und schrumpflich bist, wenn ihr nur zusammen seyd.

Wilhelm (sein Herz haltend, halb für sich). Wenn du das aushältst, bist du nie wieder zu enge!

Marianne. Dir ist's nun wohl nicht so; du nimmst doch wohl eine Frau mit der Zeit, und es würde mir immer leid thun, wenn ich sie auch noch so gern lieben wollte. — Es hat dich niemand so lieb wie ich; es kann dich niemand so lieb haben.

Wilhelm (versucht zu reden).

Marianne. Du bist immer so zurückhaltend, und ich hab's immer im Munde, dir ganz zu sagen wie mir's ist, und wag's nicht. Gott sey Dank, daß mir der Zufall die Zunge löst!

Wilhelm. Nichts weiter, Marianne!

Marianne. Du sollst mich nicht hindern, laß mich alles sagen! Dann will ich in die Küche gehen, und Tage lang an meiner Arbeit sitzen, nur manchmal dich ansehn, als wollt' ich sagen: du weißt's!

Wilhelm (stammelt in dem Umfange seiner Freuden).

Marianne. Du konnteſt es lange wiſſen, du weißt's auch, ſeit dem Tod unſerer Mutter, wie ich aufkam aus der Kindheit und immer mit dir war. — Sieh, ich fühle mehr Vergnügen bei dir zu ſeyn, als Dank für deine mehr als brüderliche Sorgfalt. Und nach und nach nahmſt du ſo mein ganzes Herz, meinen ganzen Kopf ein, daß jetzt noch etwas anders Mühe hat ein Plätzchen drin zu gewinnen. Ich weiß wohl noch, daß du manchmal lachteſt wenn ich Romane las: es geſchah einmal mit der Julie Mandeville, und ich fragte, ob der Heinrich, oder wie er heißt, nicht ausgeſehen habe wie du? — Du lachteſt — das gefiel mir nicht. Da ſchwieg ich ein andermal ſtill. Mir war's aber ganz ernſthaft; denn was die liebſten, die beſten Menſchen waren, die ſahen bei mir alle aus, wie du. Dich ſah' ich in den großen Gärten ſpazieren, und reiten, und reiſen, und ſich duelliren — —

(Sie lacht für ſich.)

Wilhelm. Wie iſt dir?

Marianne. Daß ich's eben ſo mehr auch geſtehe: wenn eine Dame recht hübſch war und recht gut und recht geliebt — und recht verliebt — das war ich immer ſelbſt. — Nur zuletzt, wenn's an die Entwicklung kam und ſie ſich nach allen Hinderniſſen noch heiratheten — — Ich bin doch auch gar ein treuherziges, gutes, geſchwätziges Ding!

Wilhelm. Fahr' fort! (aufſtehend.) Ich muß

den Freudenkelch austrinken. Erhalte mich bei Sinnen, Gott im Himmel!

Marianne. Unter allem konnt' ich am wenigsten leiden wenn ſich ein paar Leute lieb haben und endlich kommt heraus daß ſie verwandt ſind, oder Geſchwiſter ſind — Die Miß Fanny hätt' ich verbrennen können! Ich habe ſo viel geweint! Es iſt ſo ein gar erbärmlich Schickſal! (Sie wendet ſich und weint bitterlich.)

Wilhelm (auffahrend an ihrem Hals). Marianne! — meine Marianne!

Marianne. Wilhelm! nein! nein! Ewig laſſ' ich dich nicht! Du biſt mein! — Ich halte dich! ich kann dich nicht laſſen!

Fabrice (tritt auf).

Marianne. Ha, Fabrice, Sie kommen zur rechten Zeit! Mein Herz iſt offen und ſtark, daß ich's ſagen kann. Ich habe Ihnen nichts zugeſagt. Seyn Sie unſer Freund! Heirathen werd' ich Sie nie.

Fabrice (kalt und bitter). Ich dacht' es, Wilhelm! Wenn du dein ganzes Gewicht auf die Schale legteſt, mußt' ich zu leicht erfunden werden. Ich komme zurück, daß ich mir vom Herzen ſchaffe was doch herunter muß. Ich gebe alle Anſprüche auf, und ſehe, die Sachen haben ſich ſchon gemacht; mir iſt wenigſtens lieb, daß ich unſchuldige Gelegenheit dazu gegeben habe.

Wilhelm. Läſtre nicht in dem Augenblick, und raube dir nicht ein Gefühl, um das du vergebens in

die weite Welt wallfahrtetest! Siehe hier das Geschöpf — ſie iſt ganz mein — — und ſie weiß nicht —

Fabrice (bald fortfahrend). Sie weiß nicht?

Marianne. Was weiß ich nicht?

Wilhelm. Hier lügen, Fabrice? —

Fabrice (gemeſſen). Sie weiß nicht?

Wilhelm. Ich ſag's.

Fabrice. Behalter einander, ihr ſeyd einander werth!

Marianne. Was iſt das?

Wilhelm (ihr um den Hals fallend). Du biſt mein, Marianne!

Marianne. Gott! was iſt das? — Darf ich dir dieſen Kuß zurück geben? — Welch ein Kuß war das, Bruder?

Wilhelm. Nicht des zurückhaltenden kaltſcheinenden Bruders, der Kuß eines ewig einzig glücklichen Liebhabers. — (Zu ihren Füßen.) Marianne, du biſt nicht meine Schweſter! Charlotte war deine Mutter, nicht meine.

Marianne. Du! du!

Wilhelm. Dein Geliebter! — Von dem Augenblick an dein Gatte, wenn du ihn nicht verſchmähſt.

Marianne. Sag' mir, wie war's möglich?

Fabrice. Genießt, was euch Gott ſelbſt nur Einmal geben kann! Nimm es an, Marianne, und

frag' nicht. — Ihr werdet noch Zeit genug finden euch zu erklären.

Marianne (ihn anstehend). Nein, es ist nicht mögslich.

Wilhelm. Meine Geliebte, meine Gattin!

Marianne (an seinem Hals). Wilhelm, es ist nicht möglich!

Mahomet.

Trauerspiel
in fünf Aufzügen,
nach Voltaire.

Personen.

Mahomet.
Sopir, Scherif von Mekka.
Omar, Heerführer unter Mahomet.
Seide, Mahomets Sclave.
Palmire, Mahomets Sclavin.
Phanor, Senator von Mekka.
Bürger von Mekka.
Muselmänner.

Der Schauplatz ist in Mekka.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Sopir. Phanor.

Sopir.

Was? Ich! Vor falſchen Wundern niederknieen?
Dem Gaukelſpiele des Betrügers opfern?
In Mekka den verehren, den ich einſt verbannt?
Nein, ſtraft, gerechte Götter! ſtraft Sopiren,
Wenn ich, mit dieſen freien, reinen Händen,
Dem Aufruhr ſchmeichle, den Betrug begrüße!

Phanor.

Wir ehren deinen väterlichen Eifer,
Des heiligen Senats erhabner Scherif!
Doch dieſer Eifer, dieſer Widerſtand
Reizt nur den Sieger, ſtatt ihn zu ermüden.
Wenn du denſelben Mahomet vor Zeiten,
Durch der Geſetze Kraft, darnieder hielteſt,
Und eines Bürgerkrieges furchtbarn Brand,
In ſeinen erſten Funken, weiſe tilgteſt,
Da war er noch ein Bürger und erſchien
Als Schwärmer, Ordnungsſtörer, Aufruhrſtifter;

Heut iſt er Fürſt, er triumphirt, er herrſcht.
Aus Mekka mußt' er als Betrüger flüchten,
Medina nahm ihn als Propheten auf,
Ja, dreyßig Nationen beten ihn
Und die Verbrechen an, die wir verwünſchen.
Was ſag' ich! Selbſt in dieſen Mauern ſchleicht
Der Gift des Wahnes. Ein verirrtes Volk,
Berauſcht von trübem Feuereifer, gibt
Gewicht den falſchen Wundern, breitet
Partevgeiſt aus und reget innern Sturm.
Man fürchtet und man wünſcht ſein Heer, man glaubt
Ein Schreckensgott begeiſtre, treibe, führe
Unwiderſtehlich ihn von Sieg zu Sieg.
Zwar ſind mit dir die ächten Bürger eins;
Doch ihre Zahl iſt kleiner als du denkſt.
Wo ſchmeichelt ſich die Heucheley nicht ein?
Und Schwärmerey, die ihren Vortheil kennt?
Zu Neuerungen Luſt, ein falſcher Eifer, Furcht
Zerſtören Mekkas auferregten Kreis,
Und dieſes Volk das du ſo lange Zeit beglückt
Ruft ſeinen Vater an und fordert Frieden.

Sopir.

Mit dem Verräther Frieden! o du feiges Volk!
Von ihm erwarte nur der Knechtſchaft Jammer.
Tragt feyerlich ihn her, bedient ihn kniend,
Den Götzen, deſſen Laſt euch bald erdrückt.
Doch ich bewahr' ihm einen ew'gen Haß,
Mein tief verwundet Herz nie kann es heilen.
Und er nährt gleiche Rache gegen mich.
Mein Weib und meine Kinder mordet' er,

Bis in sein Lager trug ich Schwert und Tod,
Sein eigner Sohn fiel, Opfer meiner Wuth.
Nein! nein! Der Haß glüht ewig zwischen uns,
Und keine Zeit kann dieses Feuer löschen.

Phanor.

Verbirg die Gluth, sie brenne heimlich fort;
Dem Ganzen opfre deiner Seele Schmerzen.
Rächst du die Deinen? wenn er diese Stadt
Mit Feuer und mit Schwert verheerend straft.
Verlorst du Sohn und Tochter, Gattin, Bruder;
Den Staat bedenke, der gehört dir an.

Sopir.

Dem Staate bringt die Furchtsamkeit Verderben.

Phanor.

Auch Starrsinn bringt ihn seinem Falle nah.

Sopir.

So fallen wir! wenn's seyn muß.

Phanor.

Diese Kühnheit
Setzt uns dem Schiffbruch aus, so nah dem Hafen.
Du siehst, der Himmel gab in deine Hand
Ein Mittel den Tyrannen zu bezähmen.
Palmire, seines Lagers holder Zögling,
Die in den letzten Schlachten du geraubt,
Ist als ein Friedensengel uns erschienen,
Der seine Siegerwuth besänft'gen soll.
Schon forderte sein Herold sie zurück.

Sopir.

Und diese gäb' ich dem Barbaren wieder?

Du wolltest daß mit solchem edlen Schatz
Die Räuberhände sich bereicherten?
Wie? Da er uns mit Schwert und Trug bekämpft,
Soll Unschuld sich um seine Gunst bewerben?
Und Schönheit seine tolle Wuth belohnen?
Mein graues Haar trifft der Verdacht wohl nicht,
Daß ich in ihr das holde Weib begehre;
Denn jugendliche Gluth erregt nicht mehr
Mein traurig Herz, erdrückt von Zeit und Jammer.
Doch sey es, daß vom Alter selbst die Schönheit
Ein unwillkürlich süßes Opfer fodre!
Mag ich vielleicht, dem eigne Kinder fehlen,
In ihr das längst Verlorne wieder sehen!
Ich weiß nicht welcher Hang zu ihr mich zieht,
Die Oede mancher Jahre wieder füllt.
Sey's Schwäche, sey's Vernunft, nicht ohne Schaudern
Säh' ich sie in des Lügenkünstlers Hand.
O möchte sie sich meinen Wünschen fügen,
Und heimlich diesen Schutzort lieb gewinnen!
O daß ihr Herz, für meine Wohlthat fühlbar,
Ihn, den ich hassen muß, verwünschen möchte!
Sie kommt, in diesen Hallen mich zu sprechen,
Im Angesicht der Götter dieses Hauses.
Sie kommt! Ihr Antlitz, edler Unschuld Bild,
Läßt alle Reinheit ihres Herzens sehen.

(Thoas ab.)

Zweyter Auftritt.

Sopir. Palmire.

Sopir.

Wie segn' ich, edles Kind, das Glück des Kriegs,
Das dich, durch meinen Arm, zu uns geführt!
Nicht in Barbaren Hand bist du gefallen.
Ein jeder, so wie ich, ehrt dein Geschick,
Dein Alter, deiner Schönheit, deiner Jugend Reiz.
O sprich! und blieb mir, in dem Sturm der Zeit,
Bei meinem Volke, noch so viel Gewalt,
Um deine stillen Wünsche zu befried'gen;
So will ich meine letzten Tage segnen.

Palmire.

Zwey Monden schon genieß' ich deinen Schutz,
Erhabner Mann, und dulde mein Geschick,
Das du erleichterst und die Thränen stillest,
Die eine harte Prüfung mir entlockt.
Wohlthät'ger Mann! Du öffnest mir den Mund;
Von dir erwart' ich meines Lebens Glück.
Wie Mahomet begehrt von meinen Banden mich
Befreit zu sehn, so wünsch' ich's auch. Entlaß
Ein Mädchen, die des Krieges schwere Hand
Nicht fühlen sollte. Sey, nach dem Propheten,
Mein zweyter Vater, dem ich alles danke.

Sopir.

Du sehnst dich nach den Fesseln Mahomets,
Dem Lärm des Lagers, nach der Wüste Schrecknis!
Ein wandelnd Vaterland, reizt es so sehr?

Palmire.

Dort ist mein Herz, dort ist mein Vaterland;

Mein erst Gefühl hat Mahomet gebildet,
Von seinen Frauen ward ich auferzogen,
In ihrer Wohnung, einem Heiligthum,
Wo diese Schaar, verehret und geliebt
Von ihrem Herrn, in ruhigen Gebeten
Und still beschäftigt, sel'ge Zeiten lebt.
Der einz'ge Tag war mir ein Tag des Grauens,
An dem der Krieg in unsre Wohnung drang,
Und unsrer Helden Kraft nur kurze Zeit
Den Streichen eines raschen Feindes wich.
O Herr! verzeihe meinen Schmerzgefühlen!
Du hättst mich hier; doch bin ich immer dort.

Sopir.

Wohl, ich versteh'! die Hoffnung nährest du,
Des stolzen Mannes Herz und Hand zu theilen.

Palmire.

Herr, ich verehr' ihn, ja ich glaube, bebend,
In Mahomet den Schreckensgott zu sehen.
Zu solchem Bunde strebt mein Herz nicht auf,
Aus solcher Niedrigkeit zu solchem Glanz.

Sopir.

Wer du auch seyst, ist denn wohl er geboren,
Dich als Gemahl, als Herr dich zu besitzen?
Das Blut aus dem du stammst scheint mir bestimmt,
Dem frechen Araber Gesetz zu geben,
Der über Könige sich nun erhebt.

Palmire.

Ich weiß von keinem Stolze der Geburt;
Nicht Vaterland, nicht Eltern kannt' ich je;
Mein Loos von Jugend auf war Sclaverey.

Die Knechtſchaft macht mich vielen andern gleich,
Und alles iſt mir fremd, nur nicht mein Gott.

Sopir.

Wie? dir iſt alles fremd und dir gefällt
Ein ſolcher Zuſtand? Wie? du dieneſt einem Herrn
Und fühlſt nach einem Vater keine Sehnſucht!
In meinem traurigen Palaſt allein
Und kinderlos, o fänd' ich ſolche Stütze!
Und wenn ich dir ein heiteres Geſchick
Bereitet, wollt' ich in den letzten Stunden
Die Ungerechtigkeit des meinigen vergeſſen.
Doch ach! verhaßt bin ich, mein Vaterland
Und mein Geſetz, dem eingenommnen Herzen.

Palmire.

Wie kann ich dein ſeyn, bin ich doch nicht mein!
Ungern, o gütiger Mann, verlaſſ' ich dich;
Doch Mahomet, er iſt und bleibt mein Vater.

Sopir.

Ein Vater, ſolch ein trügriſch Ungeheuer!

Palmire.

Welch unerhörte Reden gegen den,
Der, als Prophet auf Erden angebetet,
Vom Himmel uns die heil'ge Botſchaft bringt!

Sopir.

O wie verblendet ſind die Sterblichen,
Wenn ſie ein falſcher Heuchelwahn betäubt!
Auch mich verläßt hier alles, ihm Altäre,
Dem Frevler, zu errichten, den ich einſt
Sein Richter ſchonte, der, ein Miſſethäter,
Von hier entfloh und Kronen ſich erlog.

Palmire.

Mich ſchaudert! Gott! Sollt' ich in meinem Leben
So freche Reden hören! und von dir!
Die Dankbarkeit, die Neigung räumte ſchon
Gewalt auf dieſes Herz dir ein. Von dir
Vernehm' ich dieſe Läſ'rung auf den Mann,
Der mich beſchützt, mit Schrecken und mit Abſcheu.

Sopir.

Ach! in des Aberglaubens feſten Banden
Verliert dein ſchönes Herz die Menſchlichkeit.
Wie jede Knechtſchaft, raubt auch dieſe dir
Den freien Blick das Würdige zu ſchätzen.
Du jammerſt mich, Palmire! deinen Irrthum,
Der dich umſtrickt, bewein' ich wider Willen.

Palmire.

Und meine Bitte willſt du nicht geſtatten?

Sopir.

Nein! dem Tyrannen, der dein Herz betrog,
Das, zart und biegſam, ſich ihm öffnete,
Geb' ich dich nicht zurück. Du biſt ein Gut,
Durch das mir Mahomet verhaßter wird.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Sopir.

Was bringst du, Phanor?

Phanor.

An dem Thor der Stadt,
Das gegen Moabs reiche Felder weist,
Ist Omar angelangt.

Sopir.

Wie? Omar? Dieser wilde
Verwegne Mann, den auch der Irrthum faßte
Und an den Wagen des Tyrannen fesselte?
Als Bote kommt er des Verführers nun,
Den er zuerst, als guter Bürger, selbst
Verabscheut und bekämpft, und so, vor vielen,
Sich um sein Vaterland verdient gemacht.

Phanor.

Er liebt es noch vielleicht; denn dießmal kommt er
Nicht schrecklich als ein Krieger; seine Hand
Trägt einen Oelzweig über seinem Schwert,
Und bietet uns ein Pfand des Friedens an.
Man spricht mit ihm, man tauschet Geiseln aus,
Er bringt Seiden mit, den jungen Krieger,
Den Liebling des Propheten und des Heers.
Erfreulich schöne Hoffnung —

Palmire.

Gott! welch Glück!
Seide kommt!

Phanor.

Und Omar nahet schon.

Sopir.

Ich muß ihn hören. Lebe wohl, Palmire!

(Palmire geht.)

Und Omar wagt's, vor meinen Blick zu treten!
Was kann er sagen! Götter meines Landes!
Dreytausend Jahre schützt ihr Ismaels
Großmüth'ge Kinder. Sonne! heil'ge Lichter!
Der Götter Bilder, deren Licht ihr bringt,
Blickt auf mich nieder, stärket meine Brust,
Die ich dem Unrecht stets entgegensetzte!

Vierter Auftritt.

Sopir. Omar. Phanor.

Sopir.

Nun also kommst du nach sechs Jahren wieder,
Betrittst dein Vaterland, das einst dein Arm
Vertheidigte, das nun dein Herz verräth?
Noch sind von deinen Thaten diese Mauern
Erfüllt, und du, Abtrünniger, erscheinst
Im heiligen Bezirk, verwegen, wo
Die Götter, die Gesetze herrschen, die du flohst.
Was bringst du, Werkzeug eines Räubers der
Den Tod verdient? Was willst du?

Omar.

Dir vergeben!
Der göttliche Prophet sieht deine Jahre,
Dein frühes Unglück mit Bedauern an.

Er ehret deinen Muth und reichet dir
Die Hand die dich erdrücken könnte. Nimm
Den Frieden an den er euch bieten mag!

Sopir.

Und er, der Aufrubrüfter, der um Gnade
Zu flehen hätte, will uns Friede schenken!
Erlaubt ihr, große Götter, daß der Frevler
Uns Frieden geben oder nehmen könne?
Und du, der des Verräthers Willen bringt,
Erröthest nicht solch einem Herrn zu dienen?
Hast du ihn nicht gesehn, verworfen, arm,
Am rechten Platz der letzten Bürger kriechen?
Wie war er weit von solchem Ruhm entfernt,
Der sich um ihn gewaltsam nun verbreitet.

Omar.

Nichtswürd'ge Hoheit fesselt deinen Sinn.
So mögst du das Verdienst? und schätzest Menschen
Nach dem Gewicht des Glücks in deiner Hand?
Und weißt du nicht, du schwacher, stolzer Mann,
Daß das Insect das sich im Halm verbarg,
So wie der Adler der die Wolken theilt,
Dem Ewigen belebter Staub erscheine?
Die Sterblichen sind gleich! Nicht die Geburt,
Die Tugend nur macht allen Unterschied.
Doch Geister gibt's, begünstiget vom Himmel,
Die durch sich selbst sind, alles sind und nichts
Dem Ahndern schuldig, nichts der Welt. So ist
Der Mann, den ich zum Herren mir erwählte,
Er in der Welt allein verdient's zu seyn;

Und allen Sterblichen, die ihm gehorchen sollen,
Gab ich ein Beispiel, das mich ehren wird.

Sopir.

Omar, ich kenne dich. Du scheinest hier
Als Schwärmer dieses Wunderbild zu zeichnen;
Doch seh' ich nur den klugen Redner durch.
Du glaubst umsonst, wie andre, mich zu täuschen;
Ihr betet an wo ich verachten muß.
Verbanne jeden Trug! Mit weisem Blick
Sieh den Propheten an den du verehrst.
Den Menschen sieh in Mahomet! Gesteh!
Du hobst ihn, du, zu dieser Himmelshöhe.
Des Schwärmens, der Verstellung sey genug!
Laß mit Vernunft uns deinen Meister richten.
Wie zeigt er sich? Er treibt, ein roher Knecht,
Kamele vor sich her, betriegt, durch Heucheldienst
Und Schwärmerey, ein Weib das ihm vertraut.
So wird Fatime sein. Von Traum in Traum
Führt er ein leicht gewonnen Volk und macht Partey,
Erregt die Stadt. Man fängt ihn, führet ihn
Zu meinen Füßen. Vierzig Aelteste
Verdammen, sie verbannen ihn, und so
Zu leicht bestraft, wächst nur sein kühner Unsinn.
Von Höhle flüchtet er zu Höhle mit Fatimen,
Und seine Jünger, zwischen Stadt und Wüste,
Verbannt, verfolgt, geächtet, eingekerkert,
Verbreiten ihre Wuth als Götterlehre.
Medina wird von ihrem Gift entzündet.
Da standest du, du selbst, du standest auf,
Mit Weisheit diesem Uebel abzuwehren.
Da warst du glücklich, brav, gerecht, und stelltest

Als freier Mann dich gegen Tyrannen.
Ist er Prophet, wie durftest du ihn strafen?
Ist er Betrieger, und du dienst ihm?

Omar.

Ich wollt' ihn strafen, als ich sie verkannte,
Die ersten Schritte dieses großen Mannes.
Doch nun erkenn' ich's, ja, er ist geboren,
Die Welt zu seinen Füßen zu verwandeln.
Sein Geist erleuchtete den meinen, und ich sah ihn
Zum unbegränzten Laufe sich erheben.
Beredt und unerschüttert, immer wunderbar,
Sprach, handelt', strafte, vergab er wie ein Gott.
Da schloß ich diesen ungeheuern Bund
Mein Leben an, und Thronen und Altäre
Erwarben wir; ich theile sie mit ihm.
Ich war, laß mich's gestehn, so blind wie du.
Ermanne dich, Sopir, verlasse, schnell
Bekehrt wie ich, den alten Eigensinn!
Hör' auf die Wuth des falschen Eifers mir
Verworren eitel vorzurühmen, daß
Du grausam unser Volk verfolgest, unsre Brüder
Mit Freuden quälst und lästerst unsern Gott.
Dem Helden fall zu Füßen, den du einst
Zu unterdrücken dachtest! Küsse diese Hand,
Die nun den Donner trägt! Ja, sieh mich an,
Der Erste bin ich nach ihm auf der Erde.
Die Stelle die dir bleibt, ist schön genug
Und werth daß du dem neuen Herren huldigst.
Sieh was wir waren, siehe was wir sind.
Für große Menschen ist das schwache Volk
Geboren. Glauben soll's, bewundern und gehorchen.

Komm herrsche nun mit uns, erhebe dich,
Theil' unsre Größe, der sich nichts entzieht,
Und schrecke so das Volk das dich beherrschte!

Sopir.

Nur Mahomet und dich, und deines gleichen,
Wünsch' ich durch meine Redlichkeit zu schrecken.
Du willst, der Scherif des Senates soll,
Abtrünnig, dem Betrieger huld'gen, den Verführer
Bestät'gen, den Rebellen krönen? Zwar
Ich leugne nicht, daß dieser kühne Geist
Viel Klugheit zeigt, und Kraft und hohen Muth;
Wie du, erkenn' ich deines Herrn Talente,
Und wär' er tugendhaft, er wär' ein Held.
Doch dieser Held ist grausam, ein Verräther;
So schuldig war noch niemals ein Tyrann.
Mir kündigst du die trügerische Huld
Vergebens an; der Rache tiefe Künste
Versteht er meisterlich, mir drohen sie.
Im Laufe dieses Krieges fiel sein Sohn
Durch meine Hand. Ja! dieser Arm erlegt' ihn,
Und meine Stimme sprach des Vaters Bann,
Mein Haß ist unbezwinglich, wie sein Zorn.
Will er nach Mekka, muß er mich verderben,
Und der Gerechte schont Verräther nicht.

Omar.

Daß Mahomet verzeihend schonen kann
Sollst du erfahren. Folge seinem Beispiel!
Er trägt dir an zu theilen, deine Stämme
Vom Raub der überwundnen Kön'ge zu bereichern.
Um welchen Preis willst du den Frieden geben?

Um welchen Preis Palmiren? Unſ're Schätze
Sind dein.

Sopir.

Und ſo glaubſt du mich anzulocken!
Mir meine Schande zu verkaufen! Mir
Den Frieden abzumarkten, weil du Schätze
Zu bieten haſt, die ihr mit Miſſethaten
Erraubt! Palmiren will er wieder? Nein!
So viele Tugenden ſind nicht erkäuflich
Ihm unterthan zu ſeyn. Er ſoll nie nicht beſitzen,
Der Trüger, der Tyrann, der die Geſetze
Zu ſtürzen kommt, die Sitten zu vergiften.

Omar.

Du ſprichſt unbiegſam noch als hoher Richter,
Der von dem Tribunal den Schuld'gen ſchreckt.
Du willſt ein Staatsmann ſeyn; ſo denke, handle
Wie's einem Staatsmann ziemt. Betrachte mich
Als den Geſandten eines großen Manns
Und Königs!

Sopir.

Wer hat ihn gekrönt?

Omar.

Der Sieg!
Bedenke ſeine Macht und ſeinen Ruhm!
Man nennt ihn Ueberwinder, Held, Eroberer;
Doch heute will er Friedensſtifter heißen.
Noch iſt ſein Heer von dieſer Stadt entfernt;
Doch es umſchließt euch bald, und dieſe Mauern,
Die mich gezeugt, ſoll ich belagern helfen.

O höre mich! Laß uns das Blut ersparen;
Er will dich sehn, er will dich sprechen!

Sopir.

Wer?

Omar.

Er wünscht es.

Sopir.

Mahomet?

Omar.

Er selbst!

Sopir.

Verräther!
Herrscht' ich allein in diesen heil'gen Mauern,
So würde Strafe statt der Antwort folgen!

Omar.

Sopir, mich jammert deine falsche Tugend!
Doch da, wie du gestehst, ein abgewürdigter
Senat das schwache Reich mit dir zu theilen
Sich anmaßt; wohl, er soll mich hören.
Nicht alle Herzen, weiß ich, sind für dich.

Sopir.

Ich folge dir, und zeigen wird sich bald
Wen man zu hören hat. Gesetz und Götter
Und Vaterland vertheidigt meine Stimme;
Erhebe dann die deine! Leihe sie
Dem Gotte der Verfolgung, dem Entsetzen
Des menschlichen Geschlechts, den ein Betrieger,
Die Waffen in der Hand, verkünden darf.

(Zu Pisanor, nachdem Omar abgegangen)

Und du! hilf den Verräther mir verdrängen.
Ihn dulden heißt ihn schonen, heißt es sein.
Komm, laß uns seinen Plan vereiteln! seinen Stolz
Beschämen! Komm! und wenn ich nicht vermag
Dem Richtplatz ihn zu weihen, steig' ich willig
In's Grab hinunter. Hört mich der Senat;
Befreit sind wir, die Welt ist's vom Tyrannen.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Seide. Palmire.

Palmire.

Führt dich ein Gott in mein Gefängniß? soll
Mein Jammer enden? seh' ich dich, Seide!

Seide.

O süßer Anblick! Freude meines Lebens!
Palmire, meiner Schmerzen einz'ger Trost!
Wie viele Thränen hast du mich gekostet,
Seit jenem Tag des Schreckens, da der Feind
Dich meinem blutgefärbten Arm entriß.
Vergebens widerstand ich seiner Macht,
Die in das Heiligste des Lagers drang;
Vergebens stürzt' ich mich den Räubern nach;
Nur einen Augenblick errang ich dich.
Bald lag ich unter Todten hingestreckt
Am Altar, verzweifelnd; mein Geschrei,
Das dich nicht mehr erreichte, rief den Tod.
Er hörte nicht. In welchen Abgrund stürzte,
Geliebteste Palmire, dein Verlust
Mein armes Herz. Mit jammervollen Sorgen
Bedacht' ich die Gefahren um dich her.

Entbrannt von Wuth irrt' ich und schalt, verwegen,
Der Rache Zaudern, stürzte mich im Geist
Auf diese Mauern. Ich beschleunigte
Den Tag des Bluts, des Mordes, und schon flammte,
Von meinen Händen angezündet, der Bezirk,
Der deinen Jammer eingekerkert hält.
Vergebens! Meine rege Phantasie
Verschwand in Finsterniß. Ich war allein.
Nun aber handelt Mahomet. Wer darf
In seiner Plane Göttertiefe spähen?
Er sendet Omar fort, nach Mekka, hör' ich,
Um einen heil'gen Stillstand einzugehen;
Ich eil' ihm nach, am Thor erreich' ich ihn,
Man fordert Geiseln, und ich bin bereit.
Man nimmt mich an, man läßt mich ein, und hier
Bleib' ich bei dir, gefangen oder todt.

Palmire.

Du kommst mich von Verzweiflung zu erretten!
In dieser Stunde warf ich mich, bewegt,
Zu meines Räubers Füßen flehend hin.
O kenne, rief ich aus, mein ganzes Herz!
Mein Leben ist im Lager. Wie du mich von dort
Entführtest, sende mich zurück und gib
Das einz'ge Gut, das du geraubt, mir wieder!
Vergebens flossen meine Thränen, hart
Versagt' er meine Bitten, mir verschwand
Des Tages Licht; mein Herz, beklemmt und kalt,
Von keiner Hoffnung mehr belebt, es schien
Auf ewig nun zu stocken; alles war
Für mich verloren, und Seide kommt.

Seide.

Und wer kann deinen Thränen widerstehn?

Palmire.

Sopir. Er scheint gerührt von meinem Jammer;
Doch bald, verhärtet und verstockt, erklärt er,
Es sey umsonst, er gebe mich nicht her. —

Seide.

Du irrst, Barbar! dir droher Mahomet,
Und Omar; auch Seide darf sich nennen
Nach diesen großen Namen. Liebe,
Vertrauen, Hoffnung, Glaube, Muth befeuern
Den Jüngling, der nach Heldenruhm sich sehnte,
Und dem nun hier die schönste Palme winkt.
Wir brechen deine Ketten, trocknen deine Thränen!
Gott Mahomets! Beschützer unsrer Waffen!
Du, dessen heiliges Panier ich trug,
Der du Medinens Mauern niederrissest;
Auch Mekka stürze nieder, uns zu Füßen!
Omar ist in der Stadt. Gerubia sieht
Das Volk ihn an, nicht mit Entsetzen,
Wie Feinde feindlich den Besieger sehn.
Ihn sendet Mahomet zu großen Zwecken.

Palmire.

Uns liebet Mahomet, befreiet mich,
Verbindet uns, zwey Herzen, die ihm ganz
Gehören; aber ach! er ist entfernt,
Wir sind in Ketten.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar.

Nur getrost, es springen
Die Ketten bald entzwey. Der Himmel ist
Euch günstig. Mahomet ist nah.

Seide.

Wer?

Palmire.

Unser hoher Vater?

Omar.

Zu dem Rath
Von Mekkas Aeltesten sprach, eben jetzt,
Sein Geist durch meinen Mund.
„Der Freund des Gottes der die Schlachten lenkt,
Der große Mann, der, einst bei euch geboren,
Nun Könige beherrschet und beschützt,
Den wollt ihr nicht als Bürger anerkennen?
Kommt er um euch zu fesseln? zu verderben?
Er kommt euch zu beschützen! und noch mehr,
Er kommt euch zu belehren, und sein Reich
Allein in euren Herzen aufzurichten.“
So sprach ich; mancher Richter war bewegt,
Die Geister schwankten. Doch Sopir steht auf,
Er, der sich vor dem Himmelslichte fürchtet,
Das allen alten Wahn zerstreuen soll,
Beruft das Volk, für sich es zu bestimmen;
Es läuft zusammen, und ich dringe zu.
Nun red' ich auch und weiß die Bürger bald
Zu schrecken, bald zu überreden. Endlich

Erhalt' ich einen Stillstand und das Thor
Für Mahomet ist offen, endlich naht er,
Nach funfzehnjähriger Verbannung, seinem Herde.
Die Tapfersten umgeben ihn, er kommt
Mit Ali, Pharan, Ammon; alles Volk
Stürzt, ihn zu sehn, an seinen Weg. Die Blicke
Sind, wie der Bürger Sinn, verschieden. Dieser sieht
In ihm den Helden, dieser den Tyrannen.
Der eine flucht und droht, der and're stürzt
Zu seinen Füßen, küßt sie, betet an.
Wir rufen dem bewegten Volk entgegen
Die heil'gen Namen: Friede! Freiheit! Gott!
Und die Partey Sopirs, verzweifelnd, haucht
Der Raserey ohnmächt'ge Flammen aus.
Durch den Tumult, mit ruhig freier Stirn,
Tritt Mahomet heran als Herrscher; doch er führt
Den Oelzweig, und der Stillstand ist geschlossen.
Groß ist der Augenblick. Hier kommt er selbst.

Dritter Auftritt.

Mahomet. Omar. Gefolge. Seide. Palmire.

Mahomet.

Unüberwindliche Gefährten meiner Macht,
Mein edler Ali, Morat, Pharan, Ammon,
Begebt euch zu dem Volk zurück, belehrt's
In meinem Namen, drob't, versprecht. Die Wahrheit
Allein soll sie regieren, wie mein Gott.
Anbeten soll man ihn, man soll ihn fürchten.
Wie? Auch Seide hier?

Seide.

Mein Vater! mein Gebieter!
Der Gott, der dich begeiſtert, trieb mich an.
Bereit für dich Unmögliches zu wagen,
Zu ſterben, eilt' ich vor, eh' du befahlſt.

Mahomet.

Du hätteſt warten ſollen! Mir zu dienen
Verſteht nur der, der meinen Wink befolgt.
Gehorch' ich meinem Gott, gehorchet mir!

Palmire.

O Herr! vergib ihm, ſeiner Ungeduld!
Du ließeſt uns zuſammen auferziehn;
Ein Geiſt belebt uns, Ein Gefühl durchdringt uns.
Ach! meine Tage waren trüb genug.
Entfernt von dir, von ihm, gefangen, ſchmachtend,
Eröffnet ſich mein mattes Aug' dem Licht,
Nach langer Zeit, zum Erſtenmale wieder.
Ach! dieſen Augenblick vergällt ihn nicht.

Mahomet.

Genug, Palmire! Deines Herzens Tiefen
Durchſchau' ich. Bleibe ſtill und unbeſorgt.
Leb' wohl! die Sorge für Altar und Thron
Hält mich nicht ab, dein Schickſal zu bedenken.
Ich bin für dich beſorgt, wie für die Welt;
Drum warn' ich dich vor einem Manne, vor
Sopiren.

(Zu Seiden)

Du ſuchſt meine Krieger auf.

Vierter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Mahomet.

Du, wackrer Omar, bleibest und vernimmst,
Was ich in meinem Sinn und Herzen wälze.
Soll ich die Stadt belagern, die vielleicht
Hartnäckig widerstedt, und meinen Sieg
Im raschen Laufe hemmet, ja wohl gar
Die Bahn begränzt die ich durchlaufen kann?
Die Völker müssen keine Zeit gewinnen,
Von meiner Thaten Glanz sich zu erholen.
Das Vorurtheil beherrscht den Pöbel. Alt
Ist das Orakel, die gemeine Sage,
Die einen gottgesandten Mann der Welt
Versprechen. Ueberall soll ihn der Sieg
Erst krönen, und er soll nach Mekka dann
Mit einem Oelzweig kommen, wohlempfangen,
Den Krieg von dieser heil'gen Stätte wenden.
Laß uns der Erde Wahn getrost benutzen;
Ich fühle mich zu ihrem Herrn bestimmt.
Die Meinen dringen schon mit neuem Eifer
Und Geisteskraft auf's unbeständ'ge Volk.
Du aber sage mir, wie fandest du
Palmiren und Seiden?

Omar.

Immer gleich.
Von allen Kindern, welche Hammen dir
Erzogen, sie zu deinem Dienst, zu deinem
Gesetz genähret und gebildet, die
Vor deinem Gott sich beugen, dich als Vater

Verehren, keins von allen hat ein Herz
So bildsam, keins von allen einen Geist
Zum Glauben so geneigt als dieses Paar.
Ergeben sind sie dir wie keine sind.

Mahomet.

Und dennoch sind sie meine größten Feinde.
Sie lieben sich! Das ist genug.

Omar.

Und schlitzt
Du ihre Zärtlichkeit?

Mahomet.

O lerne mich,
Und meine Wuth und meine Schwachheit kennen!

Omar.

Was sagst du?

Mahomet.

Omar, dir ist nicht verborgen,
Wie Eine Leidenschaft die übrigen,
Die in mir glühen, mit Gewalt beherrscht.
Von Sorge für die Welt belastet, rings umgeben
Vom Sturm des Krieges, der Parteyen Woge,
Schwing' ich das Rauchfaß, führ' ich Scepter, Waffen;
Mein Leben ist ein Streit, und mäßig, nüchtern,
Bezwing' ich die Natur mit Ernst und Strenge.
Verbannt ist der verrätherische Trank,
Der Sterbliche zu heben scheint und schwächt.
Im glüh'nden Sand, auf rauhen Felsenflächen,
Trag' ich, mit dir, der strengen Lüfte Pein,
Und keiner unsrer Krieger duldet besser
Der Heereszüge tausendfält'ge Noth.
Für alles tröstet mich die Liebe. Sie allein,

Sie iſt mein Lohn, der Arbeit einz'ger Zweck,
Der Götze dem ich räuchre, ja! mein Gott!
Und dieſe Leidenſchaft ſie gleicht der Raſerey
Der Ehrſucht, die mich über alles hebt.
Geſteh' ich's! Heimlich glüh' ich für Palmiren! ſie
Iſt mir vor allen meinen Frauen werth.
Begreifſt du nun die höchſte Raſerey
Der Eiferſucht, wenn ſich Palmire mir
Zu Füßen wirft, ihr ganzes Herz mir zeigt,
Das einem andern ſchon gehört? Entrüſtet
Steh' ich vor ihr und fühle mich beſchämt.

Omar.

Und du biſt nicht gerochen?

Mahomet.

Hör' erſt alles,
Und lern' ihn kennen, um ihn zu verwünſchen.
Die beiden, meine Feinde, die Verbrecher, ſind —
Sind Kinder des Tyrannen, den ich haſſe!

Omar.

Sopir?

Mahomet.

Iſt Vater dieſer beiden! Hammon brachte
Vor funfzehn Jahren ſie in meine Hand.
An meinem Buſen nährt' ich dieſe Schlangen,
Und ihre Triebe feindeten mich an.
Sie glühten für einander, und ich fachte
Selbſt Odem ihren Leidenſchaften zu.
Vielleicht verſammelt hier der Himmel alle
Verbrechen! Ja ich will — er kommt, er blickt
Uns grimmig haſſend an, und ſeinen Zorn
Verbirgt er nicht. Du gehſt, bemerkeſt alles.

Mit meinen Tapfern soll sich Ali fest
Am Thore halten! Bringe mir Bericht,
Zu überlegen, ob mit meinen Streichen
Auf ihn ich zaudern oder eilen soll.

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Sopir.

Sopir.

O welche Last zu meinen tiefen Schmerzen!
Empfangen soll ich hier den Feind der Welt.

Mahomet.

Da uns der Himmel hier zusammen bringt, so komm!
Sieh ohne Furcht mich an und ohn' Erröthen.

Sopir.

Erröthen sollt' ich nur für dich, der nicht
Geruht, bis mit Gewalt und List er endlich
Sein Vaterland dem Abgrund zugeführt;
Für dich, der hier nur Missethaten sä't,
Und mitten in dem Frieden Krieg erzeugt.
Dein Name schon zerrüttet uns're Häuser,
Und Gatten, Eltern, Mütter, Kinder feinden
Sich, Weltverwirrer, deinetwegen an.
Der Stillstand ist für dich nur Mittel uns
Zu untergraben; wo du schreitest drängt
Der Bürgerkrieg sich deinem Pfade nach.
Du Inbegriff von Lügen und von Kühnheit!
Tyrann der Deinen! und du wolltest hier
Mir Friede geben und mir Gott verkünden?

Mahomet.

Sprach' ich mit einem andern als mit dir,
So sollte nur der Gott der mich begeistert reden.
Das Schwert, der Koran, in der blut'gen Hand,
Sollt einem jeden Schweigen auferlegen.
Wie Donnerschläge wirkte meine Stimme,
Und ihre Stirnen sah' ich tief im Staub.
Doch dich behandl' ich anders, und mit dir
Sprech' ich als Mensch und ohne Hinterhalt.
Ich fühle mich so groß, daß ich dir nicht
Zu heucheln brauche. Wir sind hier allein!
Du sollst mich kennen lernen; höre mich.
Mich treibt die Ehrsucht; jeden Menschen treibt sie;
Doch niemals hat ein König, nie ein Priester,
Ein Feldherr, oder Bürger solchen Plan
Wie ich empfangen, oder ausgebildet.
Von mir geht eine rasche Wirkung aus,
Die auch den Meinen hohes Glück verspricht.
Wie manches Volk hat auf der Erde schon
Geglänzt an seiner Stelle, durch Gesetz,
Durch Künste, doch besonders durch den Krieg.
Nun endlich tritt Arabien hervor.
Ein edles Volk, in Wüsten, unbekannt,
Vergräbt es lange seinen hohen Werth.
Blick' auf und sieh die neuen Siegestage
Heranahn! Sieh von Norden gegen Süden
Die Welt versunken, Persien in Blut,
Schwach Indien, in Sclaverey Aegypten
Erniedrigt, und den Glanz der Mauern Constantins
Verwüstet; sieh das Reich, dem Rom gebot,
Nach allen Seiten aus einander brechen,

Zerstückt den großen Körper, seine Glieder,
Zerstreut und ohne Hoffnung, traurig zucken.
Auf diese Trümmern einer Welt laß uns
Arabien erheben. Neuen Gottesdienst
Bedürfen sie, bedürfen neue Hülfe,
Die Tiefgesunknen, einen neuen Gott.
Einst gab Osiris den Aegyptern, einst
Den Asiaten Zoroaster, Moses
Den Juden, in Italien gab Numa
Halbwilden Völkern unzulängliche
Gesetze; nun, nach tausend Jahren, komm' ich,
Die gröberen Gebote zu verändern.
Ein edler Joch biet' ich den Völkern an.
Die falschen Götter stürz' ich; neuer Gottesdienst,
Die erste Stufe meiner Größe, lockt
Die Herzen an. Mein Unrecht tadelst du,
Daß ich mein Vaterland betriege. Nein,
Ich raub' ihm seines Götzendienstes Schmäche,
Und unter Einem König, Einem Gott,
Vereint es mein Gesetz. Wie es mir dient,
So soll es herrlich werden auf der Erde.

Sopir.

Das sind nun deine Plane! Kühn gedenkest du
In andere Gestalt, nach deinem Willen,
Die Welt zu modeln, willst, mit Mord und Schrecken,
Dem Menschen deine Denkart anbefehlen;
Und du, Verheerer, sprichst von Unterricht!
Ach! wenn ein Irrthum uns verführte, wenn
Ein Lügengeist im Dunkeln uns bezwang,
Mit welcher Schreckensfackel bringst du ein,
Uns zu erleuchten! Wer ertheilte dir

Das Recht zu lehren, uns die Zukunft zu
Verkündigen, das Rauchfaß zu ergreifen und
Das Reich dir anzumaßen?

Mahomet.

Dieses Recht
Gibt sich der hohe Geist, der große Plane
Zu fassen und beharrlich zu verfolgen
Versteht, selbst, und fühlet sich geboren,
Das dunkle, das gemeine Menschenvolk zu leiten.

Sopir.

Und jeder muthige Betrieger dürfte
Den Menschen eine Kette geben? Er
Hat zu betriegen Recht, wenn er mit Größe
Betriegt?

Mahomet.

Wer sie und ihr Bedürfniß kennt
Und dieß befriedigt, er betrügt sie nicht.
Sie sehnen sich nach neuem Gottesdienst;
Der meine wird ihr Herz erheben. Das
Bedürfen sie. Was brachten deine Götter
Hervor? wann haben sie wohlthätig sich gezeigt?
Entspringt der Lorbeer zu den Füßen ihres
Altares? Nein! dein niedrig dunkler Sinn
Entwürdiget die Menschen und entnervt sie,
Macht sie beschränkt und stumpf. Doch meine Lehre
Erhebt den Geist, entwickelt Kraft und Muth,
Macht unerschütterlich, und mein Gesetz
Erschafft sich Helden!

Sopir.

Räuber magst du sagen!
Bei mir kann deine Lehre nicht gedeihn.

Rühm' in Medina deines Truges dich,
Wo deine Meister unter deinen Fahnen,
Verführt, sich sammeln, wo sich deines Gleichen
Zu deinen Füßen werfen.

Mahomet.

Seines Gleichen
Hat Mahomet schon lange nicht gesehen.
Bezwungen ist Medina, Mekka zittert;
Dein Sturz ist unvermeidlich. Nimm den Frieden an!

Sopir.

Auf deinen Lippen schallt der Friede, doch
Dein Herz weiß nichts davon. Mich wirst du nicht
Betriegen.

Mahomet.

Brauch' ich das? Der Schwache nur
Bedarf des Trugs, der Mächtige befiehlt.
Befehlen werd' ich morgen das, warum
Ich heute dich ersuche. Morgen kann ich
Mein Joch auf deinem Nacken sehen; heute
Will Mahomet dein Freund seyn.

Sopir.

Freunde? Wir?
Auf welch ein neues Blendwerk rechnest du?
Wo ist der Gott, der solch ein Wunder leistet?

Mahomet.

Er ist nicht fern, ist mächtig! sein Gebot
Wird stets befolgt, er spricht zu dir, durch mich.

Sopir.

Wer?

Mahomet.

Die Nothwendigkeit, dein Vortheil!

Sopir.

Nein!

Eh' uns ein solches Band vereinen soll,
Eh' mag die Hölle sich dem Himmel paaren.
Der Vortheil ist dein Gott, der meine bleibt
Gerechtigkeit, und solche Feinde schließen
Kein sicher Bündniß. Welch ein Pfand vermagst du
Zur Sicherheit der unnatürlichen
Verbindung vorzuschlagen? Ist's vielleicht
Dein Sohn, den dir mein Arm geraubt? Vielleicht
Willst du das Blut mir zeigen meiner Kinder,
Das du vergossest?

Mahomet.

Deine Kinder! ja!
Vernimm denn ein Geheimniß, das allein
Ich auf der Welt bewahre! Du beweinest
So lange deine Kinder, und sie leben.

Sopir.

Sie leben! sagst du? Himmel! Tag des Glücks!
Sie leben! und durch dich soll ich's erfahren?

Mahomet.

In meinem Lager, unter meinen Sclaven.

Sopir.

Sie dienen dir? sie, meine Kinder, dir?

Mahomet.

Wohlthätig nährt' ich sie und zog sie auf.

Sopir.

Und du erstreckest nicht den Haß auf sie?

Mahomet.

An Kindern straf' ich nicht der Väter Schuld.

Sopir.

Vollende! ſprich! enthüll' ihr ganz Geſchick!

Mahomet.

Ihr Leben iſt, ihr Tod in meiner Hand.
Du ſprichſt ein einzig Wort, und ſie ſind dein.

Sopir.

Ich kann ſie retten! Nenne mir den Preis!
O laß die Bande mich mit ihnen tauſchen!
Willſt du mein Blut, es fließet gern für ſie.

Mahomet.

Nein! Komm vielmehr und tritt auf meine Seite!
Durch dein Gewicht befeſtige dein Reich.
Verlaſſe deinen Tempel, übergib
Mir Mekka, ſey gerührt von meinem Glauben,
Den Koran kündige den Völkern an,
Dien' als Prophet, als treuer Eif'rer mir;
Frei iſt dein Sohn, ich bin dein Eidam.

Sopir.

Götter!
Zu welcher Prüfung habt ihr mich geſpart?
Ja, ich bin Vater, Mahomet! ich fühle,
Nach funfzehn Schmerzensjahren, ganz das Glück,
Das mich erwartete, wenn ich ſie wieder
Vor mir erblickte, ſie an dieſes Herz
Noch einmal ſchlöſſe. Gerne wollt' ich ſterben,
Von ihren Armen noch einmal umfangen;
Doch wenn du forderſt daß ich meinen Gott,
Mein Vaterland an dich verrathe, mich
In ſchnöder Heucheley vor dir erniedrige;
So fordre lieber daß ich die Geliebten

Mit eignen Händen opfre; meine Wahl
Wird keinen Augenblick im Zweifel schweben.

(Sopir geht ab.)

Mahomet.

Geh, stolzer Bürger, eigensinn'ger Greis!
Du forderst selbst zur Grausamkeit mich auf,
Zur unbezwungnen Härte.

Sechster Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Zeige sie,
Wenn wir nicht fallen sollen. Deiner Feinde
Geheimnisse sind mir verkauft, es steht
Die Hälfte des Senates gegen dich. Sie haben
Dich heimlich angeklagt und dich verdammt,
Und des Gerichtes heil'ge Scheu verbirgt
Den Meuchelmord, auf den man sinnet. Morgen,
Gleich wenn der Stillstand endet, soll Sopir
Und seine blut'ge Rache triumphiren.

Mahomet.

Erellen soll sie meine Rache! Fühlen
Soll dieses widerspenst'ge Volk die Wuth
Des Manns der zu verfolgen weiß. Sopir
Soll untergehn.

Omar.

Wenn dieses starre Haupt
Zu deinen Füßen liegt, ist alles dein,
Die andern beugen sich; doch säume nicht!

Mahomet.

Ich muß den Zorn in meiner Brust verhalten,
Die Hand verbergen, die den Streich vollbringt,
Von mir des Pöbels Auge klug hinweg
Nach einem andern lenken.

Omar.

Achtest du
Den Pöbel?

Mahomet.

Nein, doch muß er uns verehren.
Drum brauch' ich einen Arm, der mir gehorcht;
Die Frucht sey unser und er trag' die Schuld.

Omar.

Der Arm ist schon gefunden! Niemand ist
Zu solcher That geschickter als Seide.

Mahomet.

Du glaubst?

Omar.

Er wohnt als Geisel bei Sopiren;
Er nahet sich ihm frei und findet leicht
Den Augenblick die Rache zu vollbringen,
Und sein beschränkter Sinn macht ihn geschickt.
Die andern, die sich deiner Gunst erfreun,
Sind eifrig, aber klug. Erfahrung lehrte
Sie deinen Vortheil und den eignen kennen;
Auf bloßen Glauben wagte keiner leicht
Die Schreckensthat, die ihn verderben kann.
Ein einfaches Gemüth bedarf's, das muthig blind
In seine Sclaverey verliebt sey. Nur
Die Jugend ist die Zeit der vollen Täuschung.
Seide hegt die Gluth des Aberglaubens

In seinem Busen; anzufachen ist
Sie leicht.

Mahomet.

Selden wählst du?

Omar.

Ja, den schlag' ich vor,
Des kühnen Feindes unbezähmten Sohn,
Der mit verbotnen Flammen dich verletzt.

Mahomet.

Er sey verwünscht! Nenn' ihn vor mir nicht mehr!
Die Asche meines Sohnes ruft um Rache.
Gefahr häuft auf Gefahr sich jede Stunde,
Und Leidenschaften wüthen in der Brust;
Mich ziehet eine holde Schönheit an,
Ihr Vater ist mein unversöhnter Feind.
Abgründe liegen um mich her, ich schreite
Hindurch nach einem Thron! und ein Altar,
Dem neuen Gott errichtet, soll sogleich
Von unerhörten Opfern gräßlich bluten.
Sopir muß untergehn, so auch sein Sohn!
Mein Vortheil will's, mein Haß und meine Liebe.
Sie reißen mich gewaltig mit sich hin.
Die Religion verlangt es die wir trinzen,
Und die Nothwendigkeit, sie fordert's mit Gewalt.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Palmire. Seide.

Palmire.

Verweile! ſprich! Welch Opfer kann es ſeyn?
Welch Blut, das insgeheim die göttliche
Gerechtigkeit verlangt? Verlaß mich nicht
In dieſen ahnungsvollen Augenblicken!

Seide.

Gott würdigt, Gott beruft mich! Dieſen Arm
Hat er erwählt, ich ſoll ihm näher treten.
Ein heil'ger Eid, ein hoher, ſchreckensvoller,
Soll mich dem Unerforſchlichen verbinden.
Mich führet Omar zu dem Heil'gen ein;
Ich ſchwöre Gott, für ſein Geſetz zu ſterben;
Mein zweyter Schwur, Palmire, bleibt für dich.

Palmire.

Du gehſt allein, warum? Was ruft man dich
Von mir hinweg? O, könnt' ich mit dir gehen!
An deiner Seite fühlt' ich keine Furcht.
Ich bin beängſtet. Eben Omar wollte
Mich tröſten, ſtärken; doch er ſchreckte mich.

Er ſprach geheimnißvoll, ſprach von Verrath,
Von Blut, das fließen werde, von der Wuth
Der Aelteſten des Volks, von Meuterey
Sopirens. Wenn der Stillſtand nun erliſcht,
Was wird es werden? Flammen brennen ſchon,
Die Dolche ſind bereit, ſie ſind gezuckt,
Sie werden treffen. Der Prophet hat es
Geſagt, er träget nicht. Was wird aus uns?
Ich fürchte von Sopiren alles, alles für
Selden.

Selde.

Wär' es möglich, daß Sopir
Ein ſo verrätheriſch Herz im Buſen träge!
Als Geiſel trat ich heute vor ihm auf;
Mit Adel und mit Menſchlichkeit empfing
Er mich ſo ſchön; im Innern fühlt' ich mich,
Wie von geheimer Macht, zu ihm gezogen,
Und unſern Feind konnt' ich in ihm nicht ſehn.
Sein Name, ſeine hohe Gegenwart
Erfüllten mich mit Ehrfurcht, ſie verdeckten
Dem unerfahrnen Jüngling ſeine Tücke
Und ſchloſſen mir das Herz gewaltig auf.
Doch nein, dein Anblick war's, da ich dir wieder
Zum Erſtenmal begegnete, mein Glück
Von ganzer Seele fühlte, jeden Schmerz vergaß,
Und Furcht und Sorgen alle von mir wies,
Nichts kannte, ſah, nichts hörte mehr als dich;
Da fühlt' ich mich auch glücklich bei Sopiren.
Nun haſſ' ich den Verführer deſto mehr,
Und will der Stimme, die für ihn ſich regt,
In meinem Herzen kein Gehör verleihn.

Palmire.

Wie hat der Himmel unſer Schickſal doch
In allem inniglich verbunden! uns
Zu Einem Willen väterlich vereint!
Auch ich, Geliebter, wär' ich nicht die Deine
Und zöge mich unwiderſtehlich nicht
Die Liebe zu dir hin, begeiſterte
Mich Mahomets erhabne Lehre nicht,
Wie dich, wie gern würd' ich Sopiren trauen!

Seide.

Das iſt Verſuchung, die uns zu dem Manne
Zu reißen ſtrebet. Laß uns widerſtehn,
Des Gottes Stimme hören, dem wir dienen.
Ich gehe jenen großen Eid zu leiſten.
Gott, der mich hört, wird uns begünſtigen,
Und Mahomet, als Prieſter und als König,
Wird unſre reine Liebe ſegnend krönen;
Dich zu beſitzen mag' ich jeden Schritt.

Zweyter Auftritt.

Palmire.

Er geht beherzt; doch kann ich meinen Geiſt
Von einer ſchwarzen Ahnung nicht befreien.
Die Sicherheit geliebt zu ſeyn, das reine
Gefühl zu lieben, heitert mich nicht auf.
Der lang erſehnte Tag erſcheinet mir
Ein Tag des Schreckens. Welchen Schwur verlangt
Man von Seiden? Es verwirrt mich! Alles

Erreget mir Verdacht. Sopiren fürcht' ich
Und wenn ich mein Gebet zu Mahomet
Erhebe, flößt sein heil'ger Name mir
Ein Grauen ein, so sehr ich ihn verehre.
Befrei', o Gott! aus dieser Lage mich!
Mit Zittern dien' ich dir, gehorche blind.
Mach' dieser Angst ein Ende, diesen Thränen!

Dritter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire.

O Herr! dich sendet mir ein Gott zu Hülfe.
Seide —

Mahomet
(seinen Zorn verbergend).

Welch Entsetzen faßte dich?
Bin ich nicht hier? Was fürchtet man für ihn?

Palmire.

O Gott! Soll ich noch mehr geängstet werden!
Welch unerhörtes Wunder! Du bist selbst
Erschüttert? Mahomet ist auch bewegt?

Mahomet.

Ich sollt' es seyn, und wär' ich es um dich.
Wo ist die Scham, daß deine Jugend mir
Gewaltsam Flammen zeigen darf die ich
Vielleicht mißbillige? Und könntest du
Gefühle nähren die ich nicht gebot?
Dich warnte keine Stimme, kein geheimes,

Wohlthät'ges Schrecken? Dich, die ich geliebet,
Muß ich ſo ganz verändert wieder finden?
Haſt du dem Vater alle Dankbarkeit,
Dem heiligen Geſetze Treu und Ehrfurcht
Und deinem Herrn Gehorſam abgeſchworen?

Palmire (fällt nieder).

Was ſagſt du? Ueberraſcht und zitternd liegt
Palmire dir zu Füßen. Schaudernd ſenk' ich
Den Blick zum Boden. Ja, ich fühlte mich
Vernichten, hielte mich die Kraft
Unſchuld'ger, reiner Liebe nicht empor.
Wie? haſt du nicht mit günſt'gen Blicken ſelbſt,
An dieſem Ort, auf uns herab geſehn?
Die Hoffnungen genähret und gebilligt?
Ach! dieſes ſchöne Band, das Gott um uns
Geſchlungen, feſſelt uns noch mehr an dich.

Mahomet.

Der Unbeſonnene verſcherzt ſein Glück.
Verbrechen lauern auch der Unſchuld auf.
Das Herz kann ſich betriegen. Dieſe Liebe,
Du kannſt mit Thränen ſie, mit Blut bezahlen.

Palmire.

Mein Blut? Mit Freuden flöſſ' es für Selden.

Mahomet.

Du liebſt ihn ſo?

Palmire.

Seit jenem Tag, als Hammon
Uns deinen heil'gen Händen übergab,
Wuchs dieſe Neigung, ſtill allmächtig, auf.
Wir liebten, wie wir lebten, von Natur.
So gingen Jahre hin, wir lernten endlich

Den ſüßen Namen unſers Glückes kennen,
Und nannten Liebe nun was wir empfanden.
Wir dankten Gott; denn es iſt doch ſein Werk.
Du ſagſt es ja, die guten Triebe kommen
Von ihm allein, und was in unſrer Bruſt
Er Gutes ſchafft, iſt ewig, wie er ſelbſt.
Sein Wille wechſelt nie. Nein! er verwirft
Die Liebe nicht, die aus ihm ſelbſt entſprang.
Was Unſchuld war, wird immer Unſchuld ſeyn,
Kann nicht Verbrechen werden.

Mahomet.

Ja, es kann's!
Drum zittre! Bald erfährſt du ein Geheimniß!
Erwart' es, und erwarte, was ich dir
Zu wünſchen und zu melden anbefehle.
Mir glaubſt du, mir allein.

Palmire.

Und wem als dir?
An deinen Lehren und Befehlen hält
Der Ehrfurcht heilige Gewohnheit mich.

Mahomet.

Bei Ehrfurcht iſt nicht immer Dankbarkeit.

Palmire.

Ich fühle beide. Könnten ſie verlöſchen;
So ſtrafe mich Seidens Hand vor dir.

Mahomet

(mit verhaltnem Zorn).

Seidens!

Palmire.

Blicke mich nicht zornig an!
Mein Herz iſt ſchwer gebeugt, du wirſt es brechen.

Mahomet
(gefaßt und gelind).

Ermanne dich und nähere dich mir!
Ich habe nun dein Herz genug geprüft,
Du kannſt auf meinen Beiſtand dich verlaſſen.
Vertrauen fordr' ich, und du gibſt es gern,
Und dein Gehorſam gründet dein Geſchick.
Sorgt' ich für dich, gehörſt du mir; ſo lerne
Das, was ich dir beſtimmte, zu verdienen.
Und was ein göttlicher Befehl Beiden auch
Gebieten kann, darin beſtärk' ihn, laß
Zur Stimme ſeiner Pflicht die deine ſich geſellen.
Er halte ſeinen Schwur! dieß iſt der Weg,
Dich zu verdienen.

Palmire.

Zweifle nicht, mein Vater!
Was er verſprach erfüllt er. Wie für mich
Steh' ich für ihn. Beide betet dich
Mit vollem Herzen an, wie er mich liebt.
Du biſt ihm König, Vater, einz'ger Schutz.
Ich weiß, ich fühl' es! und ich ſchwör' es, hier
Zu deinen Füßen, bei der Liebe die
Ich für ihn hege, und ich eile nun
Zu deinem Dienſt ihn treulich anzufeuern.

Vierter Auftritt.

Mahomet.

Sie macht mich zum Vertrauten ihrer Liebe!
Mit Offenheit beschämt sie meine Wuth,
Mit Kindersinn schwenkt sie den Dolch auf mich!
Verruchte Brut! Verhaßt Geschlecht! Du bist
Zu meiner Qual geboren; Vater, Kinder,
Eins wie das andre! doch ihr sollt, zusammen,
Des Hasses, wie der Liebe Wuth und Macht
An diesem Schreckenstage grimmig fühlen.

Fünfter Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Die Zeit ist da! Bemächt'ge dich Palmirens,
Besetze Mekka und Syriens straße!
Sein Tod allein bezwingt dir unsre Bürger,
Doch alles ist verloren, kommst du nicht
Der feindlichen Gesinnung dieses Manns zuvor.
Erwartest du des Stillstands Ende hier;
So bist du gleich gefangen, bist ermordet.
Entfernst du dich aus Mekka, wird die Frucht
Von diesem ersten großen Schritt verschwinden.
Drum rasch! Seide harrt, er denkt, vertieft
Und trüb, dem Schwure nach und was du ihm
Für einen Auftrag geben werdest, den
Er zu vollbringen schon entschlossen ist.

Er kann Sopiren ſehn, ihm nahen. Hier
In dieſen Hallen iſt der ſchwache Mann
Gewohnt, zu Nacht, den Göttern ſeines Wahns,
Mit nicht'gen Weihrauchswolken, ſeiner Wünſche
Starrſinn'ge Thorheit zu empfehlen. Da
Mag ihn Seide ſuchen, und, berauſcht,
Vom Eifer deiner Lehre hingeriſſen,
Dem Gott ihn opfern der durch dich beſiegt.

Mahomet.

Er opfr' ihn, wenn es ſeyn muß. Zu Verbrechen
Iſt er geboren! Er verübe ſie,
Und unter ihren Laſten ſink' er nieder!
Gerochen muß ich, ſicher muß ich ſeyn.
Die Gluth der Leidenſchaft und mein Geſetz,
Die ſtrengen Schlüſſe der Nothwendigkeit
Befehlen's. Aber hofft du, daß ſein Herz
So vielen Glaubensmuth und Eifer hege?

Omar.

Er iſt geſchaffen, dieſen Dienſt zu thun,
Und zu der That wird ihn Palmire treiben.
In Lieb' und Schwärmerey ſchwebt ſeine Jugend
Und ſeine Schwäche kehret ſich in Wuth.

Mahomet.

Haſt du mit Schwüren ſeinen Geiſt gebunden?

Omar.

Der heiligen Gebräuche finſtre Schrecken,
Verſchloſſ'ne Pforten, ungewiſſes Licht,
Ein dumpfer Schwur, der ew'ge Strafen droht,
Umfingen ſeinen Sinn. Zum Vatermord
Drückt' ich den ſchärfſten Stahl in ſeine Hand,

Und unter heil'gem Namen facht' ich wild
Die Flamme des Parteygeists in ihm auf.
Er kommt.

Sechster Auftritt.

Mahomet. Seide. Omar.

Mahomet.

O Sohn des Höchsten, der dich ruft!
Vernimm in meinen Worten seinen Willen.
Du bist bestimmt des heil'gen, einz'gen Dienstes
Verachtung, bist bestimmt Gott selbst zu rächen.

Seide.

Als König, Hohenpriester, als Propheten,
Als Herrn der Nationen, den der Himmel
Ausdrücklich anerkennt, verehr' ich dich.
Mein ganzes Wesen, Herr! beherrschest du;
Erleuchte nur mit einem Wort den dunklen
Gelehr'gen Sinn! Gott rächen soll ein Mensch?

Mahomet.

Durch deine schwachen Hände will der Herr
Die Schaar unheiliger Verächter schrecken.

Seide.

So wird der Gott, deß Ebenbild du bist,
Zu rühmlich großen Thaten mich berufen?

Mahomet.

Gehorche, wenn er spricht! Das sey dein Ruhm.
Befolge blind die göttlichen Befehle!

Der an und trifft! Der Herr der Heere waffnet,
Der Todesengel leitet deinen Arm.

Seide.

So ſprich! und welche Feinde ſollen nieder?
Welch ein Tyrann ſoll fallen, welches Blut ſoll fließen?

Mahomet.

Des Mörders Blut, den Mahomet verflucht,
Der uns verfolgte, der uns noch verfolgt,
Der meinen Gott beſtritt, der meine Jünger
Ermordete. Das Blut Sopirs.

Seide.

Sopirs!
Den ſollte dieſe Hand? —

Mahomet.

Verweg'ner, halt!
Wer überlegt der läſtert. Fern von mir
Vermeſſ'ner Sterblichen beſchränkter Zweifel,
Die eignen Augen, eignem Urtheil traun!
Zum Glauben iſt der ſchwache Menſch berufen,
Ein ſchweigender Gehorſam iſt ſein Ruhm.
Verkennſt du wer ich bin? Verkennſt du, wo
Des Himmels Stimme dir verkündigt wird?
Wir ſind in Mekka. Wenn ſein Volk bisher
Abgöttern ſich im Wahn dahingegeben,
So bleibt doch dieſer Boden, dieſe Stadt
Das Vaterland der Völker Orients.
Warum ſoll dieſer Tempel alle Welt
Verſammelt ſehn? Warum ſoll ich von hier
Ein neu Geſetz verkündigen? Warum
Bin ich als König, Hoherprieſter,
Hierhergeſandt? warum iſt Mekka heilig?

Erfahr' es! Abraham iſt hier geboren!
In dieſem Raume ruhet ſein Gebein.
War es nicht Abraham, der ſeinen Sohn,
Den Einz'gen, am Altar, das ew'ge Wort
Anbetend, feſſelte; für ſeinen Gott,
Die Stimme der Natur erſtickend, ſelbſt
Das Meſſer nach dem vielgeliebten Buſen zuckte?
Wenn dieſer Gott dich nun zur Rache ruft,
Wenn ich die Strafe ſeines Feinds verlange,
Wenn er dich wählt, ſo darfſt du zweifelnd ſchwanken?
Hinweg du Götzendiener? Nimmer warſt du werth,
Ein Muſelmann zu ſeyn! Such' einen andern Herrn!
Schon war der Preis bereit, Palmire dein;
Dem Himmel trotzeſt du, verachteſt ſie.
Du wirſt ihm, Schwacher, Feiger, nicht entfliehen!
Die Streiche fallen auf dich ſelbſt zurück.
Verbirg dich, krieche, diene meinen Feinden!

Seide.

Ich höre Gottes Stimme, du befiehlſt,
Und ich gehorche.

Mahomet.

Ja, gehorche! Triff!
Mit eines Ungerechten Blut beſpritzt
Gehſt du in's ew'ge Leben herrlich ein.

(Zu Omar)

Folg' ihm von fern und halte ſtets auf ihn
Und ſeinen Gang dein Auge wachend offen.

Siebenter Auftritt.

Seide.

Den Greis zu morden, deſſen Geiſel ich,
Ja, deſſen Gaſt ich bin, der, ſchwach und wehrlos,
Von ſeiner Jahre Laſt gebändigt, ſchwankt!
Genug! So fällt ein armes Opferlamm
Auch am Altar. Sein Blut gefällt dem Himmel.
Hat Gott mich nicht zum Prieſter dieſer That
Erleſen? Schwur ich nicht? Sie ſoll geſchehn.
Kommt mir zu Hülfe, Männer, deren Arm
Mit hoher Kraft Tyrannen niederſchlug!
Mein Eifer ſchließt an eure Wuth ſich an;
Beſchleunigt meiner Hände heil'gen Mord!
Komm, Engel Mahomets! Vertilger, komm!
Mit wilder Grauſamkeit durchdringe mich! —
Was muß ich ſehn? Hier tritt er ſelbſt heran.

Achter Auftritt.

Sopir. Seide.

Sopir.

Verwirrt, Seide, dich mein Auge? Sieh
Mich mit Vertrauen an; denn ich verdien's.
Blick' in mein Herz, es iſt für dich beſorgt.
Du biſt, als Geiſel, in bedenklicher,
Gefahrenvoller Zeit mir übergeben;
Du rührſt mich, und nur wider Willen zähl' ich
Dich unter meine Feinde. Wenn der Stillſtand

Den Drang der raschen Kriegeswuth gehemmt,
So kann der Schein des Friedens bald verschwinden.
Mehr sag' ich nicht. Doch wider Willen bebt
Mein Herz bei der Gefahr, die dich umgibt.
Geliebter Fremdling! Eines bitt' ich nur:
In diesen Stürmen, die uns drohn, verlaß
Mein Haus nicht! Hier allein ist Sicherheit.
Hier steh' ich für dein Leben, mir ist's werth.
Versprich mir's!

Seide.

Harte Pflicht! O! Gott im Himmel!
Sopir, und daß du keinen andern Zweck
Als mich zu schützen? Ueber meine Tage
Zu wachen? Mußt' ich so ihn kennen lernen,
Jetzt da sein Blut von mir gefordert wird!
O! Mahomet! verzeihe diese Regung!

Sopir.

Erstaunst du daß ich einen Feind bedaure?
Doch ich bin Mensch, und das ist mir genug
Unglückliche zu lieben, zu beschützen,
An deren Unschuld meine Neigung glaubt.
Vertilget, große Götter, von der Erde
Den Mann der Menschenblut mit Lust vergießt!

Seide.

Wie greift dieß Wort an mein zerrüttet Herz!
Die Tugend kennt auch meines Gottes Feind?

Sopir.

Du kennst sie wenig weil du staunst. Mein Sohn,
In welchem tiefen Irrthum wandelst du?
Betäubte so die Lehre des Tyrannen
Den guten, den natürlich reinen Sinn,

Daß nur die Muſelmanen tugendhaft
Und alle Menſchen dir Verbrecher ſcheinen?
So mißgebildet hat zur Grauſamkeit
Der Wahn dich ſchon, daß, ohne mich zu kennen,
Du mir, als einem Sohn des Greuels, fluchteſt?
Verzeihen kann ich ſolchen Irrthum dir,
Er iſt nicht dein, er iſt dir aufgezwungen;
Doch hebe ſelbſt den freien Blick empor
Und ſprich: iſt das ein Gott, der Haß gebietet?

Seide.

Wie fühl' ich mich mit Einemmal verändert,
Von dieſem Schreckensgott hinweggezogen,
Zu dir, zu dir, den ich nicht haſſen kann!

Sopir.

Je mehr ich mit ihm rede, deſto mehr
Wird er mir lieb und werth. Sein zartes Alter,
Die Offenheit, ſein Schmerz und ſeine Zweifel —
Sie ſtimmen mich zum herzlichſten Gefühl.
Wie! iſt es möglich, daß mich ein Soldat,
Des Ungeheuers Sclave, der ſich ſelbſt
Mit Abſcheu von mir wendet, mich gewinnen,
Mein Herz gewaltig zu ſich reißen kann?
Wer biſt du? Welches Blut hat dich gezeugt?

Seide.

Von meinen Eltern weiß ich nichts zu ſagen.
Nur meinen Herren kenn' ich, dem bisher
Ich treu gedient, und den ich zu verrathen
Beginne, ſeit ich dir mein Ohr geliehn.

Sopir.

Du kannteſt deinen Vater nicht?

Seide.

Das Lager
War meine Wiege, und mein Vaterland
Das Heiligthum das Mahomet erleuchtet.
Man bringt ihm jährlich Kinder zum Tribut,
Und er war mir vor allen andern gnädig,
Und so verpflichtete mein Herz sich ihm.

Sopir.

Ich lobe dich und deine Dankbarkeit,
Sie ist ein schön Gesetz für edle Herzen;
Doch Mahomet verdiente nicht das Glück
Dir und Palmiren wohl zu thun. Du schauderst,
Du bebst und wendest deinen Blick von mir?
Ist es ein Vorwurf der dein Herz zerreißt?

Seide.

Wer ist an diesem Tage frei von Schuld?

Sopir.

Erkennst du sie, so hasst du sie gebüßt.
Ich rette dich, es fließt nur schuld'ges Blut.

Seide.

Und sollte sein's von diesen Händen tropfen?
O Schwur! Palmire! Gott! Es ist zu viel!

Sopir.

Komm ohne Zaudern. Nur in meinen Armen
Ist Sicherheit. Komm, daß ich dich verberge;
Denn alles hängt an diesem Augenblick.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Omar.

Omar.

Wohin? Dich fordert Mahomet zu ſich.

Seide.

Wo bin ich? Himmel! was ſoll ich beginnen?
Das Wetter ſchlägt auf beiden Seiten ein.
Wohin mich flüchten, dieſe Qual zu enden?
Wohin?

Omar.

Zu dem erwählten Manne Gottes.

Seide.

Ja, meinen blut'gen Vorſatz abzuſchwören!

Zehnter Auftritt.

Sopir.

Er eilt; ich laſſ' ihn gehn? Befiehlt als Herr
Schon Mahomet in unſern Mauern?
Iſt dieſer Jüngling nicht als Geiſel mein?
Ich laſſ' ihn gehn? Doch nein, er ſieht vor mir,
Er geht verzweifelt, ſchaudervoll getroffen;
Ihm folgt mein Herz mit ſorgenvollem Zug.
Welch eine Schuld kann dieſe Jugend martern?
Welch ein Gefühl für ihn durchzittert mich?
In dieſen räthſelhaften Augenblicken
Bin ich für ſein Geſchick mehr als für mich,

Als für der Vaterſtadt Gefahr beſorgt.
Wo find' ich ihn? Wo ſoll ich Ruhe finden?

Eilfter Auftritt.

Sopir. Phanor.

Sopir.

Was bringſt du, Phanor?

Phanor.

Dieſe Tafel gab
Ein Araber mir insgeheim.

Sopir.

Was iſt's? —
Wie? Hammon! Götter! Trügt das Auge mich?
Iſt's möglich, wollt ihr meinen Jammer enden?
Er will mich ſprechen, Hammon, deſſen Arm
Im harten Kampf die Kinder mir entriß?
Sie leben, ſagt er; unter Mahomets
Geſetzen leben ſie. So iſt es wahr,
Was ich für Liſt des frechen Feindes hielt,
Die mich zu ſchnödem Abfall locken ſollte?
Der Hoffnung darf ich mich ergeben! Welch
Ein Lichtſtrahl blicket durch die Nacht mich an!
Weiß doch Palmire nicht woher ſie ſtammt!
Seide weiß es nicht, und mein Gefühl
Riß mich zu beiden allgewaltig hin.
Sie meine Kinder! Hoffnung, trüge nicht!
In meinem Elend ſchmeichl' ich mir zu viel.

Soll ich der tiefen ſüßen Rührung glauben?
Und künden dieſe Thränen mir ſie an?
Wo eil' ich hin? wo kann ich ſie umfangen?
Was hält mein Fuß mich an dem Boden feſt?
Vom Alter und vom Unglück glaubt' ich mich
Gefühlt, daß nichts mich überraſchen könne;
Nun überraſcht mich ein unendlich Glück.
Nur heimlich kann mich Hammon ſehen. Bring'
Ihn dieſe Nacht, durch dieſe Hallen her.
Am Fuße des Altars, wo meine Thränen,
Wo ungeſtümer Jammer vor den Göttern
Sich ausgoß, bis ſie endlich ſich erweichten,
Da geb' er meine Kinder mir zurück.
Ja, gebt mir, Götter! meine Kinder wieder!
Und dieſes junge Paar, das mich bisher
Bedeutungsvoll gerührt, iſt es nicht mein,
So wächſ't mein Reichthum an. Auch dieſe gebt
Der Tugend, der Natur, der Wahrheit wieder,
Und ſo ſind denn die beiden Paare mein.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Ja, das Geheimniß das dich retten, rächen,
Den Deinigen den Sieg erleichtern soll,
Der Tod Sopirens durch Seidens Hand —
Es schwebet nah am Rande der Entdeckung.
Seide, voll Verwirrung, unentschlossen,
Hat es dem alten Hammon anvertraut.

Mahomet.

Und weigert sich das Urtheil zu vollziehen?

Omar.

Nein! Es geschah vorher eh du zuletzt,
Mit Feuerworten, seinen Muth beseelt
Und den Besitz Palmirens ihm, auf's neue,
Ein Bild des Paradieses, dargestellt.
Er wird gehorchen.

Mahomet.

Aber Hammon?

Omar.

Er
Schien mir bestürzt, er schien ein tiefes Mitleid
Mit Vater und mit Sohn zu fühlen. Seine
So lang' erprobte Treue schien zu wanken,
Und diesen Mann, der deinem Willen ganz
Ergeben war, sah ich mit Zweifeln kämpfen.
Ach! rief er aus: ich hoffte, Mahomet
Sey nun gesinnt die Kinder ihrem Vater,
Als Pfänder des Vertrages, zu erstatten.

Mahomet.

Ich kenn' ihn; schwach ist Hammon, und der Schwache
Wird leicht Verräther. Omar, laß ihn fühlen
Daß er Geheimniß und Gefahren th[illegible],
Und daß, in Augenblicken der Entsch[illegible]dung,
Mir ungestraft sich niemand widersetzt.
Entfernt er sich von seiner Pflicht; so sey
Ein läst'ger Zeuge gleich hinweggeräumt.

Omar.

Das Unvermeidliche soll raschgeschehn.

Mahomet.

So sey's! In Einer Stunde mag man uns
Zum Richtplatz führen wenn Sopir nicht fällt.
Er falle! Mehr bedarf's nicht! Das erschreckte Volk
Wird meinen Gott, der sich für mich erklärt,
Der mich vertheidigte, verehren. Dieses ist
Der erste Schritt. Doch hastest du dafür,
Daß auch Seide gleich, wenn ihm das Blut
Des Vaters von den Händen niedertrieft,
Den Tod in seinen Eingeweiden fühle.
Ist ihm der Gift bereitet?

Omar.

Schon gegeben!

Mahomet.

Nun eile, blick' umher, und wache, handle!

(Omar ab.)

So bleibe der geheimnißvolle Knoten
Der schwarzen Thaten dieses Augenblicks
Im Tod verborgen und vom Grab bedeckt.
Palmirens Vater falle! neben ihm
Ihr Bruder, ihr Geliebter! doch sie selbst,
Unwissend, werfe sich, in dieser Nacht
Des Schreckens, der Gefahr, in meinen Arm.
Willkommen, Finsterniß! willkommen, Blut!
Der Leichen, der Lebend'gen starre Blässe!
Aus dieser nächt'gen Stille soll das Aechzen
Der Sterbenden ertönen, dann Gemurmel
Des aufgeregten Volks die Halle füllen.
Und das Geräusch vermehrt sich, das Geschrei.
Nach Waffen ruft der eine, still ergreift
Der andre schon die Flucht. Man ruft den Namen
Sopirens aus, man jammert, fordert Rache.
Doch meine Krieger, die Parten des Volks
Die mich verehrt, sie dringen an, mein Name,
Des Sieges Losung, tönt, und nieder gleich
Gestreckt sind meine Feinde, gleich verjagt —
Und zwischen den Gefahren bebend sucht
Palmire Schutz bei ihrem einz'gen Herrn.
Sie sieht mich bei dem Schein der Fackeln kommen,
Der Schwerter Blinken hält sie nicht zurück.
Kein Blut, kein Leichnam hemmet ihren Fuß,
Und über ihren eignen Vater fliegt sie weg;

Und, aufgeregt von Schrecken, Furcht und Hoffnung,
Versunken im Gefühl an meiner Brust
Gerettet sich zu sehen, halb im Traum,
Am Rande der Vernichtung, lernet sie
Der Liebe Glück in meinen Armen kennen.
(ab.)

Zweyter Auftritt.

Seide.

So muß ich denn die fürchterliche Pflicht
Erfüllen! Hier und bald! Es soll geschehn.
Ich wußte meinem Herrn nichts zu erwiedern,
Ein heil'ger Schauer überfiel mein Herz;
Doch überredet war es nicht. Noch jetzt
Zuckt mir durch alle Glieder bald ein Krampf,
Bald preßt er mir das Herz und bald das Haupt,
Die Knier wanken und die Hände sinken,
Ich kann nicht vorwärts nicht zurück. Doch bald
Fühl' ich ein neues Feuer mir im Busen,
Fühl' ich das Blut in raschem Puls belebt.
Der Himmel hat's geboten, ich gehorche.
Weich ein Gehorsam! und was kostet er!

Dritter Auftritt.

Palmire. Seide.

Seide.

Palmire, wagst du's? welch unsel'ger Trieb
Kann dich an diesen Ort des Todes führen?

Palmire.

Die Furcht, die Liebe leiten mich hieher.
Mit heißen Thränen laß mich deine Hände,
Geweiht zu einem heil'gen Morde, baden!
Welch schrecklich Opfer fordert Mahomet,
Und du willst ihm, willst seinem Gott gehorchen?

Seide.

Du, deren rein Gefühl, du, deren Liebe
Mich ganz beherrscht, o, sprich mir mächtig zu!
Entscheide die verworrne Wuth, erleuchte
Den trüben Geist, und leite meine Hand,
Statt eines Gottes den ich nicht begreife.
Warum erwählt man mich? Ist unser Gott
Denn nur ein Gott der Schrecken? sein Prophet,
Zeigt er uns nur den Unerbittlichen?

Palmire.

Wer darf zu fragen, wer zu untersuchen
Sich unterstehen? Mahomet durchschaut
Die Tiefen unsers Herzens, unsre Seufzer
Vernimmt er alle, kennet meine Thränen.
An Gottes Statt wird er verehrt von allen,
Das weiß ich. Zweifel schon ist Lästerung.
Und dieser Gott, den er so stolz verkündet,
Er ist der wahre, denn der Sieg beweist's.

Seide.

Er iſt es, denn Palmire glaubt an ihn.
Doch mein verwirrter Geiſt begreift noch nicht,
Wie dieſer gute Gott, der Menſchen Vater,
Zum Meuchelmorde mich beſtimmen kann.
Ich weiß, mein Zweifel ſchon iſt ein Verbrechen;
Das Opfer fällt, den Prieſter rührt es nicht,
Und ſo verdammt des Himmels Wort Sopiren;
Mir ruft es zu: Erfülle das Geſetz!
Vor Mahomet verſtummt' ich, fühlte mich
Geehrt des Himmels Winke zu erfüllen;
Ich eilte, das Gericht ſchon zu vollziehen.
Ach! welch ein andrer Gott hielt mich zurück?
Als ich den unglückſeligen Sopir
Erblickte, fühlt' ich meiner Ueberzeugung
Gewalt verſchwinden, und vergebens rief
Die Pflicht zum Mord mich auf. Gelinde kräftig
Sprach an mein innres Herz die Menſchlichkeit.
Dann aber griff mit Ehre und mit Würde
Mich Mahomet und meine Schwachheit an.
Mit welcher Größe, welchem Ernſte, riß
Er aus dem weichlichen Gefühl mich auf.
So ſtand ich da, gehärtet und geſtählt.
Wie göttlich-ſchrecklich iſt Religion!
Da ſchien mein erſter Eifer mich zu treiben:
Doch trägt die Ungewißheit mich zurück,
Von herber Wuth, zum Mitleid und Verſchonen.
So dränget das Gefühl mich hin und her,
Mich ſchreckt der Meineid, wie die Grauſamkeit.
Ich fühle mich zum Mörder nicht geſchaffen;
Doch Gott hat es geboten; ich verſprach's,

Und ich verzweifle nun daß ich's gethan.
Im Sturme siehst du mich umhergetrieben;
Die hohe Woge trägt mich zum Entschluß,
Sie reißt mich wieder weg. O könntest du
Im ungestümen Meer den Anker werfen!
Wie fest sind unsre Herzen nicht vereint;
Doch ohne dieses Opfer kann das Band,
So drohte Mahomet, uns nicht umschlingen.
Um diesen Preis nur ist Palmire mein.

Palmire.

Ich bin zum Preise dieser That gesetzt?

Seide.

Der Himmel hat's und Mahomet beschlossen.

Palmire.

Soll solcher Grausamkeit die Liebe dienen?

Seide.

Dem Mörder nur bestimmt dich Mahomet.

Palmire.

Wir Unglückseligen!

Seide.

Doch der Himmel will's.
Religion und Liebe, beiden dien' ich.

Palmire.

Ach!

Seide.

Kennst du nicht den Fluch, der unaufhaltsam
Des Ungehorsams freche Weigrung trifft?

Palmire.

Wenn seine Rache Gott in deine Hand
Gegeben, wenn er Blut von dir verlangt?

Seide.

Um dein zu ſeyn, was ſoll ich?

Palmire.

Gott! ich ſchaudre!

Seide.

Du haſt's geſagt, ſein Urtheil iſt geſprochen.

Palmire.

Ich? wie?

Seide.

Ja, du entſcheideſt.

Palmire.

Welches Wort
War ſo zu deuten? welcher Wink?

Seide.

So iſt's!
Der Himmel gab ein Zeichen mir durch dich,
Und dieß Orakel bleibe mein Geſetz.
Die Stunde naht. Sopir wird bald erſcheinen;
Hier betet er die falſchen Götter an,
Die wir verfluchen. Geh, Palmire!

Palmire.

Nein.
Ich kann dich nicht verlaſſen.

Seide.

Bleibe nicht!
Nicht in der Nähe dieſer Schreckensthat.
Der Augenblick iſt greulich. Fliehe! Hier,
Durch dieſer Hallen ſäulenreiche Gänge,
Kommſt du zur Wohnung des Propheten hin.
Dort bleib' in Sicherheit.

Palmire.

Der alte Mann

Soll sterben?

Seide.

Soll! das Opfer ist bestimmt!
Am Staube fest soll meine Hand ihn halten,
Drey Stiche sollen seine Brust durchbohren,
Und umgestürzt, von seinem Blut besprizt,
Soll der Altar verbannter Götter liegen.

Palmire.

Durch deine Hand! im Staube! blutig! Gott!
Hier ist er. Weh uns!

(Der Grund des Theaters öffnet sich, man sieht einen Altar.)

Vierter Auftritt.

Sopir. Seide. Palmire.

Sopir (kniend).

Götter meines Landes!
So lange herrschet ihr und sollt ihr nun
Vor dieser Secte neuem Frevel fliehen?
Zum Lestenmal ruft meine schwache Stimme,
Um euretwillen, euch inbrünstig an,
Vertheidigt euch und uns! doch ist's beschlossen
Daß euer Antlitz von uns weichen soll,
Daß in dem Kampfe, der sich bald erneut,
Gerechte fallen, Frevler siegen sollen,
Wenn ihr des größten Böswichts verschont —

Seide.

Du hörſt, er läſtert!

Sopir.

Gönnet mir den Tod!
Doch gebt in dieſer letzten Stunde noch
Mir meine Kinder wieder! Laßt entzückt
In ihren holden Armen mich verſcheiden,
Laßt die gebrochnen Augen ſie mir ſchließen!
Ach, wenn ich einer leiſen Ahnung traue;
So ſind ſie nah! O zeigt mir meine Kinder.

Palmire.

Was ſagt er? Seine Kinder?

Sopir.

Heil'ge Götter!
Vor Freuden ſtürb' ich über ihrer Bruſt.
O laßt ſie unter euren Augen wandeln,
Wie ich geſinnt; doch glücklicher als ich.

(Entfernt ſich.)

Seide.

Zu ſeinen falſchen Göttern rennt er.

Palmire.

Halt!
Was willſt du thun!

Seide.

Ihn ſtrafen.

Palmire.

Ach! Verweile!

Seide.

Dem Himmel dien' ich, und verdiene dich.
Geweiht iſt dieſer Stahl dem wahren Gott.
Nun ſoll ſein Feind durch dieſe Schärfe fallen.

Hinan! — Und ſiehſt du nicht die Ströme Blut,
Die mir den Weg zum Opferplatze zeigen?

Palmire.

Was ſagſt du?

Seide.

Ja, ſo ſind' ich dieſen Weg.
Er geht dahin! Ich kann mich nicht verirren.
Nur fort.

Palmire.

Ein Grauſen ſchlingt ſich um uns her.

Seide.

Es drängt mich hin. Die volle Zeit iſt da.
Das Zeichen winkt, es bebt Altar und Halle.

Palmire.

Der Himmel ſpricht, was kann ſein Wille ſeyn?

Seide.

Treibt er mich an? Will er zurück mich drängen?
Ich höre des Propheten Stimme wieder
In meinem Ohre ſchallen! Meine Schwäche
Verweiſ't er mir, verweiſ't mir meine Feigheit.

Palmire.

Nun?

Seide.

Wende deine Stimme himmelwärts.
Ich treffe.

(Er geht hinter den Altar.)

Palmire.

Augenblick des Todes! Mich
Umgibt ſein Schauer. Still iſt alles! Still.
Doch ach! Was ruft ſo laut in meinem Herzen?
Warum bewegt ſich heftiger das Blut?

Es iſt noch Zeit, ſoll ich die That verhindern?
Verwegne! Wenn der Himmel einen Mord
Gebieten kann, haſt du dich in's Gericht
Zu drängen? anzuklagen? zu entſcheiden?
Gehorche! Sonſt war der Gehorſam dir
So leicht, und nun woher das Widerſtreben?
Ach! Weiß ein Herz was recht iſt oder nicht?
Es iſt gethan! ein Schrei durchdringt mein Ohr
Seide!

Seide
(kommt zurück).

Ruft mich jemand? Welcher Weg
Führt mich hinaus? Palmiren find' ich nicht!
Verlaſſen kann ſie mich?

Palmire.

Verkennſt du ſie,
Die für dich lebt?

Seide.

Wo ſind wir?

Palmire.

Das Gebot,
Das traurige Verſprechen iſt's erfüllt?

Seide.

Was ſagſt du?

Palmire.

Fiel Sopir?

Seide.

Sopir!

Palmire.

O Gott,
Der du dieß Blut verlangteſt, ſtärke nun
Den ſchwerbeladen Geiſt! Komm, laß uns flehen!

Seide.

Ich kann nicht! meine Kniee sinken ein. (Er setzt sich.)
Ach wollte Gott, daß auch das Leben schwände!

Palmire.

Palmire lebt, du wolltest sie verlassen?

Seide.

Palmire, rufst du mir? Ich kehr' in's Leben
Für dich zurück. Wo bist du?

Palmire.

Hier, mein Freund!

Seide.

O deine Hände! sie allein vermögen
Vom Rande der Vernichtung mich zu reißen.
Du lebst, ich fühle dich, und ich bin dein.

Palmire.

Was ist geschehn?

Seide (steht auf).

Sie ist geschehn die That.
Ich habe nichts verbrochen, ich gehorchte.
Mit Wuth ergriff ich ihn, der Schwache fiel,
Ich traf, ich zuckte schon den zweyten Streich;
Ein jämmerlicher Schrei zerriß mein Ohr,
Vom Staub herauf gebot die edelste
Gestalt mir Ehrfurcht, seine Züge schienen
Verklärt, es schien ein Heil'ger zu verscheiden.
Die Lampe warf ihr bleiches Licht auf ihn,
Und dünner floß das Blut aus seiner Wunde.

Palmire.

Komm, laß uns flüchten, komm zu Mahomet!
Er schützt uns gegen alle. Zaudre nicht!
Wir schweben in der tödtlichsten Gefahr.

Seide.

Das Blut verſöhnt die Gottheit, ſagen ſie,
Gewiß verſöhnt das Blut der Menſchen Grimm.
Ich fühlte mich erweicht als ich es ſah,
Im raſchen Strom, das weiße Kleid durchirren.
Ich wandte mich, er rief mir. Welche Stimme!
Seide, rief er, du Geliebter? mich?
Unglücklicher! Er ſank, ich ſeh' ihn liegen,
Er zuckt, er ſtirbt. O! daß ich neben ihm,
Von dieſem Dolch getroffen, ſterbend läge!

Palmire.

Man kommt! Ich zittre für dein Leben! Flieh,
Wenn du mich liebſt!

Seide.

Die Liebe nenne nicht.
Sie riß mich zu der Schauderthat hinab.
Die Liebe darfſt du nennen? ſprachſt du nicht
Das Todesurtheil dieſes Mannes aus?
Du hießeſt es vollſtrecken, ich gehorchte
Nicht Mahomet, dem Himmel nicht, nur dir.

Palmire.

Mit welchem Vorwurf kränkeſt du mein Herz!
Verſchone mich, die nur für dich beſorgt iſt,
Die ſo verwirrt wie du, verloren, ſchwankt.

(Sopir erhebt ſich hinter dem Altar und erſcheint an denſelben gelehnt.)

Seide.

Erſcheinet mir ein Geiſt? Erhebet mir
Sopir ſich aus dem Grabe?

Palmire.

Ach! er iſt's!
Der unglückſel'ge Mann! Im Todeskampf
Schleppt er ſich mühſam gegen uns heran.

Seide.

Du willſt zu ihm?

Palmire.

Ich muß, ich ſeh' ihn ſchwanken,
Ich muß ihn unterſtützen. Reue treibt
Mich weg von dieſem Anblick, Mitleid zieht,
Ach! und ein mächtiger Gefühl mich hin.

Sopir
(tritt hervor, von ihr unterſtützt).

Ich danke dir für dieſen letzten Dienſt.
Wie freut mich noch dein Anblick! o Palmire!
(Er ſetzt ſich.)
Und Undankbarer, du ermordeſt mich?
Nun weinſt du? Schmilzt die Wuth in Mitleid auf?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Phanor.

Phanor
(nachdem er, pantomimiſch, ſich mit dem Geſchehenen bekannt gemacht).

Ihr Götter, ſollt' ich ſolchen Jammer ſehen!

Sopir.

Kommt Hammon etwa? Phanor, ſeh' ich dich?
Dieß iſt mein Mörder.

(Phanors Geſchützten geben voll Entſetzen ab.)

Phanor.

Schreckliches Geheimniß!
Verruchte That! Es iſt dein Vater!

Seide.

Wer?

Palmire.

Sopir?

Seide.

Mein Vater?

Sopir.

Götter!

Phanor.

Hammon ſtirbt,
Er ſieht mich, ruft mich. Eile, ruft er aus,
Eil', einen Vatermord zu hindern! Halt ihn auf
Seidens Arm; den blutbegier'gen Stahl
Entreiße ſeiner Hand. Ich bin gerächt.

Zu ſchrecklichen Geheimniſſen, Verrath
Und Kinderraub, mißbraucht mich Mahomet,
Und nun beſtraft mich er, der mich verführte.
Von ſeinen Händen ſterb' ich, ſterbe gern,
Wenn mir Sopir verzeiht und in Selden
Palmirens Bruder, ſeinen Sohn erkennt.

Palmire.

Mein Bruder! O mein Vater!

Sopir.

Kinder! meine Kinder!
O! meine Götter! Ihr betrogt mich nicht,
Als ihr für ſie in meinem Herzen ſpracht,
Mich zu erleuchten. Unglückſel'ger Jüngling
Wer konnte dir den Vatermord gebieten?

Selde
(zu ſeinen Füßen).

Gehorſam, Pflichten, Liebe meines Volks,
Religion und Dankbarkeit, das Höchſte,
Was Menſchen nur ehrwürdig ſcheinen kann,
Hat mich zu dieſer Greuelthat geleitet.
O daß zu deinen Füßen ich verginge!

Palmire.

Er klagt ſich an, ich bin die Schuldige,
Verzweifelnd und beſchämt muß ich's geſtehn.
O welch ein Wunſch riß uns im Wahn dahin!
Wie ſchrecklich war der Lohn des Vatermords!

Selde.

Des Himmels Rache ruf' auf uns hernieder,
Verfluche deine Mörder!

Sopir.

Meine Kinder
Umarm' ich. Welche hohe Gunſt vermiſcht
Mit dieſem allertiefſten Elend das Geſchick!
Ich ſegn' es! da ich ſterbe lebt doch ihr,
O meine Kinder! die zu ſpät ich wieder
Gefunden, dich Seide, dich Palmire!
Bei allen heil'gen Kräften der Natur,
Bei dieſem väterlichen Blut beſchwör' ich euch.
Erhaltet euch, indem ihr Rache fordert.
Der Morgen kommt, der Stillſtand wird erlöſchen.
Da ſollte ſich mein Plan entfalten, da
Der ſiegende Verbrecher unterliegen.
Nicht alles iſt verloren, wenn dein Arm
Zu einer groſſen That ſich kühn erhebt.
Das Volk verſammelt ſich bewaffnet hier.
Mein Blut ſey ihre Loſung; führe ſie,
Und des Verräthers letzter Tag iſt da;
Wir harren kurze Zeit.

Seide.

Ich eile gleich!
Das Ungeheuer falle; doch auch ich.
Gerochen ſollſt du ſeyn, und ich geſtraft.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Gefolge.

Omar.

Ist das Gerücht, das sich verbreitet, wahr?
Seiden haltet! steht Sopiren bei!
In Ketten diesen Mörder! Mahomet
Ist des Gesetzes kräftiger Vollbringer.

Sopir.

Der Missethat Vollendung soll ich sehn!

Seide.

Mich strafen! Mahomet?

Palmire.

Du darfst, Tyrann!
Mit diesem Munde, der den Mord befahl?

Omar.

Nichts ist befohlen worden.

Seide.

Ich verdiene,
Leichtgläubig, wie ich war, den herben Lohn.

Omar.

Gehorcht, Soldaten!

Palmire.

Darfst du wohl? Verräther!

Omar.

Palmire wird, wenn sie Seiden liebt,
Gehorchen. Mahomet beschützet sie,
Und hält den Blitz, der eben treffen soll,

Vielleicht zurück, doch nur um ihretwillen.
Zu ihrem König folgt ſie willig mir.

Palmire.

So vielem Jammer war ich aufgeſpart!

(Man führt Palmiren und Seiden ab.)

Sopir.

Man führt ſie weg? o! unglückſel'ger Vater!
Mit dieſem Faden reißt dein Leben ab.

Phanor.

Schon wird es Tag, das Volk verſammelt ſich,
Man kommt, dich zu umgeben, edler Greis!

Sopir.

Sie wären meine Kinder!

Phanor.

Zweifle nicht.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Mahomet. Omar.

Omar.

Gelungen iſt der Plan, Sopir verſchleidet,
Der ungewiſſe Bürger ſtarrt und ſchwankt.
Die Deinigen, erſtaunt, verehren ſelbſt
Das Wunder das zu unſrer Hülfe kommt,
Und zeigen Gottes Finger der erregten,
Getheilten Stadt und dämpfen ihre Wuth.
Wir ſelbſt beklagen laut Sopirens Tod,
Verſprechen Rache, preiſen deine Größe,
Gerecht und gütig rufen wir dich aus.
Man hört uns an, man beugt ſich deinem Namen,
Und wenn der Aufruhr ſich noch regen möchte,
So ſind es Wellen die das Ufer ſchlagen,
Wenn heitrer Himmel ſchon von oben glänzt.

Mahomet.

Ein ew'ges Schweigen ſey der Fluth geboten! —
Und meine Völker, nahen ſie der Stadt?

Omar.

Die ganze Nacht bewegt ſich ſchon das Heer,
Durch einen Umweg, dieſen Mauern zu.

Mahomet.

Zur Ueberredung füge ſich die Macht.
Selbe weiß nicht wen er mordete?

Omar.

Wer könnt' es ihm verrathen? Schon begräbt
Mit Hammon dieß Geheimniß ew'ge Nacht.
Selbe folgt ihm, ſchon begann ſein Tod,
Und vor der Miſſethat ging Strafe her.
Indem er zum Altar das Opfer ſchleppte,
Indem er ſeines Vaters Blut vergoß,
Durchirrte ſchon ein ſchleichend Gift die Glieder;
Nicht lange wird er im Gefängniß athmen.
Palmiren aber laſſ' ich hier bewachen.
Der Irrthum führt ſie bald in deinen Arm.
Selben zu befreien iſt ihr Wunſch.
Ich hab' ihr dieſe Hoffnung nicht geraubt.
Noch geht ſie ſchweigend und verhüllt in ſich,
Doch ihr gelehrig Herz, dich anzubeten
Gewohnt, es wird in deiner Gegenwart,
An deiner Bruſt, zur Freude ſich beleben.
Du biſt zum Gipfel deines Glücks gelangt.
Geſetze gibſt du deinem Vaterlande,
Biſt ihm Prophet und König, und regierſt
Vom väterlichen Boden aus die Welt.
Das Innre deines Hauſes, deines Herzens
Soll die Geliebte ſchmücken und erfreun.
Hier kommt ſie, leblos, zitternd; ſprich ihr zu!

Mahomet.

Verſammle meine Treuen um mich her!

Zweyter Auftritt.

Mahomet. Palmire.

Palmire.

Wo bin ich? großer Gott!

Mahomet.

Erhole dich!
Des Volkes, dein Geschick, hab' ich gewogen.
Sieh die Begebenheit, die dich erschreckt,
Als ein Geheimniß zwischen mir und Gott an.
Befreit auf ewig von Gefangenschaft
Und Sclaverey, erhebe dein Gemüth.
Du siehst dich hier gerochen, frei und glücklich.
Beweine nicht Seiden! Ueberlaß
Des menschlichen Geschickes Sorge mir!
Denk an dein eignes Glück; du bist mir werth,
Und Mahomet nahm dich zur Tochter auf;
Zu einer höhern Stufe kann er dich
Erheben. Solchen Rang verdiene dir.
Blick' auf zum Gipfel alles Erdenglücks,
Das Uebrige laß der Vergessenheit.
Bei'm Anblick jener Größe, die dich lockt,
Geziemen sich die niedern Wünsche nicht.
Zu mir gewendet, ruh auf mir dein Herz!
Wie mir die Welt vertraut, vertraue mir!

Palmire.

Was hör' ich! Von Gesetzen, Wohlthat, Liebe,
Wagst du zu reden, blutiger Betrieger!
Auf ewig sey mein Herz dir abgeschworen,
Dir Henker meines Hauses. Dieses letzte

Ging meinem Jammer, deiner Wuth noch ab.
Das ist er also, Gott! der heilige
Prophet, der König, dem ich mich ergab?
Der Gott, den ich verehrte? Ungeheuer!
Durch Wuth und grimm'ge Ränke weihtest du
Zwey reine Herzen einem Vatermord!
Verführen willst du meine Jugend, willst
Um mich, mit meinem Blut besudelt, werden?
Doch traue nicht auf deine Sicherheit,
Der Schleier ist zerrissen, Rache naht.
Vernimmst du das Geschrei, den Sturm der Menge,
Die meines Vaters Geist gewaltig treibt!
Man waffnet sich, man eilet mir zu Hülfe,
Und mich, und jeden Preis entreißt man dir.
Dich selbst, die Deinen seh' ich hingestreckt,
Und über euren Leichen athm' ich wieder.
O! laßt ihn nicht entkommen, gütige Götter!
Auf! Mekka! Auf! Medina! Asien,
Bewaffne dich, die Wuth, die Heucheley
Zu strafen. Alle Welt, beschämt, zerbreche
Die Fesseln, die sie allzuschändlich trug,
Und deine Lehre, die der Wahn gegründet,
Muß Abscheu allen künft'gen Zeiten seyn.
Die Hölle, die du jedem grimmig drohtest,
Der zweifelnd mit sich selbst zu Rathe ging,
Die Hölle, dieser Ort der Wuth, des Jammers,
Für dich bereitet, schlinge dich hinab.
Solch einer Wohlthat dankt ein solch Gefühl,
So sind mein Dienst, mein Schwur und meine Wünsche.

Mahomet.

Was auch entdeckt sey, was du träumst und was

Du glauben magſt zu ſeyn; ich bin dein Herr!
Und wenn ſich meine Güte —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Omar. Ali. Gefolge.

Omar.

Alles weiß man.
Verrath an dir war Hammons letzter Hauch.
Das Volk erfährt es, bricht den Kerker auf.
Man waffnet, man erregt ſich. Raſend ſtürzt
In ungeheurem Strom es brüllend her.
Sie tragen ihres Führers blut'gen Leib,
Selde geht voran. Mit heißen Thränen
Ruft er zur Rache ſie des Vatermords.
Ein jeder will den blut'gen Leichnam ſehen,
Und aus der Neugier ſtrömet neue Wuth.
Selde klagt ſich an: Mein iſt die That!
Und ſchmerzlich angefacht, entbrannt von Rache,
Scheint er nur noch zu leben wider dich.
Schon flucht man deinem Gott, man flucht den Deinen,
Und dein Geſetz verwünſcht man. Jene ſelbſt,
Die, ſchon gewonnen, deinem Volk die Thore
Eröffnen ſollten, wieder abgeriſſen,
Sind gegen dich gewendet und entbrannt.
Nur Tod und Rache tönt von allen Seiten.

Palmire.

Gerechter Himmel, laß die Unſchuld ſiegen!
Triff den Verbrecher!

Mahomet zu den Seinigen.

Was befürchtet ihr?

Omar.

Die Wenigen, die mit dir in der Stadt
Sich finden, sammeln sich sogleich um dich.
Wir werden an dir halten, mit dir fallen.

Mahomet.

Ich bin genug euch zu vertheidigen;
Erkennet welchem König ihr gehört!

Vierter Auftritt.

Mahomet, Omar, Gefolge an der einen, Seide und das Volk an der andern Seite, Palmire in der Mitte.

Seide

(einen Dolch in der Hand, schon durch den Gift geschwächt).

Bewohner Mekkas, rächet meinen Vater!
Den mörderischen Heuchler strecket nieder!

Mahomet.

Bewohner Mekkas, euch zu retten kam ich;
Erkennet euern König, euern Herrn!

Seide.

Hört nicht das Ungeheuer! Folget mir!
Ihr Götter! welche Wolke deckt mich zu.
Auf ihn! — Wie wird mir? Gott! —

Mahomet.

Ich überwinde.

Palmire.

Mein Bruder!

Seide.

Nicht gesäumt! — Ich schwanke! Weh!
Vermag nicht — Welcher Gott hat mich gelähmt!

Mahomet.

Vor mir ergreif' es jeden Frevler so.
Ungläub'ge, die ein falscher Eifer treibt,
Mich zu verfluchen und Sopir zu rächen!
Der Arm der Könige bezwingen konnte
Hat eure Zweifel zu bestrafen Kraft;
Doch überlass' ich's Gott, der mir sein Wort
Und seinen Donner anvertraut, er schone
Die Irrenden, doch den Verbrecher straf' er.
Er richte zwischen mir und diesem Mörder.
Den Schuld'gen von uns beiden streck' er nieder!

Palmire.

Mein Bruder! Wie? er hat so viel Gewalt,
Der Lügner, auf sie alle? Wie sie stehn!
Erstaunt, erstarrt, vor seiner Stimme bebend,
Als käm' ein Gott, Gesetze zu verkünden
Und auch Seide, du?

Seide.

Ich bin gestraft!
Die Tugend war umsonst in meinem Herzen,
Ein groß Verbrechen ward mir aufgenöthigt.
Doch wenn ein Gott den Irrthum so bestraft;
So zittre du, Verbrecher! Siehst du mich
Vom Stahl getroffen, mich das Werkzeug nur,
Sollt' er nach dir, Verführer, nicht ihn schleudern!
Ich fühl' es, mich umschwebt der Tod. Palmire!
Hinweg! daß er nicht dich mit mir ergreife.

Palmire.

Nein, Bürger! Nicht ein Gott hat ihn getödtet,
Gift wirkt in seinen Adern. —

Mahomet.

Lernt, Ungläubige,
Den Lohn des Aufruhrs gegen Gottgesandte,
Die Rache kennen, die der Himmel schickt.
Natur und Tod vernehmen meine Stimme.
Der Tod, der mir gehorcht, beschützte mich
Und grub die Züge rächender Vernichtung
Auf diese bleiche Stirne plötzlich ein.
Er steht noch zwischen euch und mir der Tod,
Er zielt und wartet, was ich ihm gebiete.
So straf ich jedes Irrthums Eigensinn,
Der Herzen Meuterey, ja, der Gedanken
Unwill'gen Frevel; nur den Gläubigen
Verschont mein Bann, verschont des Todes Schrecken.
Wenn euch der Tag bescheint, wenn ihr noch lebt,
So dankt's dem Hohenprieſter, der für euch,
Verführte, seinen Gott um Schonung fleht.
Zum Tempel fort, den Ew'gen zu versöhnen!

(Das Volk entfernt sich.)

Palmire.

O bleibt! nein, der Barbar vergiftete
Den holden Jüngling, meinen Bruder. Wie?
Und spräche dein Verbrechen selbst dich los?
Du scheinst ein Gott, nur weil du Laſter häufest.
Verruchter Mörder meines ganzen Hauſes,
Auch mir, der letzten, raube dieſes Licht!
Du zauderſt, blickeſt mich mit falſcher Milde,

Die mir verhaßt iſt, an! Des Todten Züge,
Die vielgeliebten, reißen mich dahin.
(Gegen den Leichnam)
Ein grauenvoll Geheimniß lauerte
Der Unſchuld unſ'rer erſten Neigung auf.
Ich hatte mit Entſetzen dich geflohen;
Jetzt darf ich wieder jenem Zuge folgen.
Vereebelt und verbunden ſehen wir
Uns wieder.

(Er erſticht ſich.)

Mahomet.

Wehret ihr!

Palmire.

Ich ſterbe. Fort!
Dich nicht zu ſehen iſt das größte Glück.
Die Welt iſt für Tyrannen; lebe du!

Tancred.

Trauerſpiel
in fünf Aufzügen,
nach Voltaire.

Personen.

Arsir, Aeltester des Ritterchors von Syrakus.

Orbassan,
Loredan,
Roderich,
} Ritter von Syrakus.

Tancred, Ritter, aus einer verbannten syrakusanischen Familie, in Byzanz erzogen.

Aldamon, Soldat.

Amenaide, Tochter Arsirs.

Euphanie, ihre Freundin.

Mehrere Ritter, als Glieder des hohen Raths.

Knappen, Soldaten, Volk.

Der Schauplatz ist in und bei Syrakus. Die Zeit der Handlung fällt in das Jahr 1005. Die afrikanischen Sarazenen hatten, im neunten Jahrhundert, ganz Sicilien erobert. Da Syrakus ihr Joch abschüttelte, behielten sie Palermo und Girgenti. Die griechischen Kaiser besaßen Messina.

Erſter Aufzug.

Rathsſaal im Pallaſte der Republik.

Erſter Auftritt.

Die verſammelten Ritter, in einem halben Cirkel ſitzend.

Arſir.

Erlauchte Ritter, deren Muth und Kraft
Des Vaterlands Bedrängniß rächen ſoll,
Mir, als dem Aelteſten, erlaubet ihr
Euch zu verſammeln, euren Rath zu hören.
Entſchloſſen ſeyd ihr, mit geſammter Hand
Der Doppeltyrannen, die ſich Siciliens
Bemächtigte, die Bruſt zu bieten, euch
Und Syrakus die Freiheit zu verſchaffen.
Die beiden ungeheuren Mächte, die
Sich in die Welt zu theilen lange kämpfen,
Des Orients Monarchen und der Sarazenen
Verwegne Fürſten, beide machen ſich
Die Ehre ſtreitig, uns zu unterjochen.
Dem Kaiſer von Bozanz gehorchen ſchon
Meſſinens Völker; Solamir, der Maure,
Beherrſchet Agrigent und Enna's Flur,
Bis zu des Aetna fruchtbegläcktem Fuß,

Und beide drohten Knechtschaft unsrer Stadt;
Doch aufeinander eifersüchtig beide,
Begierig beide solchen Raub zu haschen,
Bekämpften sich und stritten so für uns.
Sie haben wechselweise sich geschwächt,
Nun öffnet sich ein Weg uns zu erretten;
Der Augenblick ist günstig; nützet ihn!
Der Muselmannen Größe neigt sich schon,
Europa lernet weniger sie fürchten.
Uns lehrt in Frankreich Karl Martell, Pelag
In Spanien, der heil'ge Vater selbst,
Leo der Große, lehrt, mit festem Muth,
Wie dieses kühne Volk zu dämpfen sey.
Auch Syrakus vereinigte sich heut
An seinem Theil zu solchem edlen Zweck.
Uneinigkeit und Ungewißheit soll
Nicht länger eure Heldenschritte lähmen.
Vergessen wir die unglücksvolle Zeit,
Da Bürger gegen Bürger aufgestanden
Und, grausam, diese Stadt die eignen Kinder
Ermordet und vertrieben und sich selbst
Entvölkert. Orbassan, an dich ergeht
Mein erster Aufruf: laß uns nun verbunden
Für Eine Sache stehn! für's Allgemeine,
So wie für's Beste jedes Einzelnen!
Ja, laß uns Neid und Eifersucht verbannen,
Ein fremdes Joch, das uns gewaltig droht,
Mit Heldenkraft zerbrechen, oder sterben!

Orbassan.

Nur allzutraurig war der Zwist, Arsir,
Der unsre beiden mächt'gen Stämme trennte

Und der getheilten Stadt die Kraft entzog.
Nun hoffet Syrakus die Orbassans
Mit deinem Blut, Arsir, vereint zu sehen.
So werden wir uns wechselweise schützen —
Und also reich' ich deiner edlen Tochter,
Ein wohlgesinnter Bürger, meine Hand;
Dem Staate will ich dienen, dir, den Deinen,
Und vom Altar, wo unser Band sich knüpft,
Stürz' ich mich rächend Solamir entgegen.
Doch sind es nicht allein die äußern Feinde,
Der Byzantiner hier, der Maure dort,
Auch selbst in dem Bezirk von Syrakus
Sehnt sich ein Theil betrognes Volkes noch
Dem längst vertriebnen Frankenstamme nach.
Man rühmet seinen Muth und wie er sich,
Freigebig, aller Bürger Herz verbunden.
Wen er beraubt daran denkt keiner mehr;
Nur was er gab verwahrt noch das Gedächtniß.
Mit welchem Recht verbreitete der Franke
Sich über alle Welt und nahm auch hier
In unsern reichen Gegenden Besitz?
Coucy! mit welchem Recht verpflanzt er sich
Vom Seine-Strom zu Arethusens Quelle?
Bescheiden erst und einfach, schien er nur
Sich unserm Dienst zu weihen; doch sein Stolz
Und seine Kühnheit machten ihn zum Herrn.
Sein Stamm, der ungeheure Güter häufte,
Erkaufte sich des Volkes Neigung bald
Und über meinen Stamm erhub er sich;
Doch nun sind sie gestraft, sie sind verbannt,
Auf ewig ihres Bürgerrechts verlustig.

Das ist beschlossen; doch das Schwerste bleibt,
Nun dem Gesetz die volle Kraft zu geben.
Ein Sprosse des gefährlichen Geschlechts,
Tancred, ist übrig, der als Knabe schon
Mit seinen Eltern die Verbannung theilte.
Den Kaisern von Byzanz hat, wie man sagt,
Mit Ehren er gedient, und trägt gewiß,
Von uns gekränkt, den tiefsten Haß im Busen.
Vielleicht erregt er gegen uns die Macht
Der Griechen, die schon in Sicilien,
Durch den Besitz Messinas, eingegriffen,
Und denkt vielleicht, durch seinen Einfluß hier,
Uns innerlich zu untergraben. Doch
Wie ihm auch sey! wir stehen einer Welt
Entgegen, die von allen Seiten her
Nach unsern fruchtbeglückten Feldern dringt,
Und uns des reinen Himmels Frohgenuß
Im schönsten Land der Erde rauben möchte,
Nicht mit Gewalt allein, mit List noch mehr.

Laßt gegen den Verrath uns, ohn' Erbarmen,
Als würd'ge Führer einer Stadt entbrennen.
Gebt den Gesetzen neue Kraft, die jeden
Der Ehre, wie des Lebens, ledig sprechen,
Der mit dem Feinde, mit dem Fremden sich
Zu heimlichen Verbindungen gesellt.
Untreue wird durch Mildigkeit erzeugt.
Kein Alter spreche künftig, kein Geschlecht,
Zur Schonung eines Schuldigen, das Wort.
So that Venedig, wo mit großem Sinn
Mißtraun und Strenge sichre Losung war.

Loredan.

Welch eine Schande für die Eingebornen,
Daß sie ein Fremder, sie ein Feind so leicht
Durch irgend einen Schein verblenden kann!
Welch ein Verdruß für uns daß Solamir,
Als Muselmann, in dieser Christeninsel,
Ja selbst in dieser Stadt Verräther soldet,
Uns Friede bietet wenn er Krieg bereitet,
Um uns zu stürzen, uns zu trennen sucht.
Wie Mancher von den Unsern ließ sich nicht
Durch Wissenschaft und Kunst bethören, die
Der Araber uns zu entkräften bringt.
Am meisten aber, daß ich nichts verschweige,
Neigt sich der Frauen leicht verführt Geschlecht
Den Lockungen des fremden Glanzes zu.
An Solamir und seinen Edlen schätzt
Ein weiblich Auge, lüstern, manchen Reiz,
Des Morgenlandes auserles'ne Pracht
In Kleid und Schmuck, Gewandtheit der Gestalt,
Der Neigung Feuer und der Werbung Kühnheit;
Indeß wir der gerechten Sache nur,
Dem Wohl des Staates, Sinn und Arme widmen,
Und Kunstgewerbe ritterlich verschmähn.
Im Siege mag sich unsre Kunst enthüllen;
Mir trau' ich viel, euch trau' ich alles zu.
Besonders aber laßt, gerecht und streng,
Uns gegen der Verräther Tücke wachen;
Ein Einziger zerstöret, leicht und schnell,
Was viele tausend Redliche gebaut.
Und wenn ein Solcher des Gesetzes nicht,
Des Unglücks, das er stiftet, nicht gedenkt;

So laßt, wenn er entdeckt ist, im Gericht
Uns nicht an Gnade, nicht an Milde denken.
Und Syrakus liegt sicher hinter uns,
Wenn wir uns Solamir entgegen stürzen.
Auf ewig ausgeschlossen sey Tancred,
Und ihm und seinem Stamme jede Hoffnung
Der Rückkehr abzuschneiden, werde nun
Des Ritterrathes letzter Schluß vollbracht.
Die G[illegible]r, das Vermögen, die der Franken
Vertriebner Stamm in Syrakus verließ,
Sey Orbassan verliehen, der für uns
So viel gethan, so viel zu thun sich rüstet;
Solch eines Vorzugs ist der Bräutigam,
Arsirens Tochter solcher Mitgift werth.

Roderich.

So sey es! Mag Tancred doch in Byzanz
Sich jeder Gunst des Kaiserhofes freuen!
Er fordre nichts in unserm Freibezirk.
Gab er sich einen Herrn, so that er selbst
Auf unsre heil'gen Rechte hier Verzicht.
Er sey verbannt. Der Sclave der Despoten
Kann in dem freien Kreise nichts besitzen;
Der Staat, den Orbassan bisher beschützt,
War schuldig ehrenvoll ihn zu belohnen.
So denk' ich und ein jeder so mit mir.

Arsir.

Er ist mein Eidam! Einer Tochter Glück
Und Wohlstand bleibt des Vaters heißer Wunsch;
Doch den Vertrieb'nen, den verwais'ten Mann,
Der, ganz allein noch übrig in der Welt

Von einem hohen Stamme, ſich verliert,
Nicht gerne hab' ich, zu der Meinen Vortheil,
Der letzten Hoffnung ihn beraubt geſehn.

Loredan.

Du tadelſt den Senat?

Arſir.

Die Härte nur.
Doch was die Mehrheit immer ausgeſprochen,
Ich ehr' es als ein göttliches Geſetz.

Orbaſſan.

Dem Staat gehören dieſe Güter! Mag
Er ſie doch auch beſitzen und verwalten.

Arſir.

Genug hievon! Gefährlich immer iſt's
Das ſchon Entſchiedne wieder aufzuregen.
Laß uns vielmehr des ſchönen Bunds gedenken,
Der unſre Häuſer feſt vereinen ſoll;
Laß uns die Feyer heute noch vollbringen,
Und Morgen ſey der Tag beglückter Schlacht.
Da fühle Solamir daß du mit ihm
Um Eine Braut, um Einen Kranz gerungen!
Entreiß' ihm beide, glücklich hier und dort!
Ja, der verwegne Muſelmann verlangte,
Zum Friedenspfande, meiner Tochter Hand.
Durch ſolch ein Bündniß glaubt' er mich zu ehren.

Auf! meine Freunde! — Wenn das Alter mir
Den Ehrenplatz euch anzuführen raubt,
So iſt mein Eidam dieſer Stelle werth.
Nicht ferne will ich von dem Kampfe ſeyn;

In dieſes Bündniß wär' ich nicht getreten,
Hätt' ich dich ſelbſt als Feind nicht ehren müſſen.
Ob Liebe Theil an dieſem Schluß gehabt,
Das laß uns hoffen, aber nicht erforſchen.
Amenaidens hohen Frauenwerth
Darf jeder Ritter zu beſitzen wünſchen.
Sie wird nun mein! Mich ihrer werth zu nennen
Muß ich die Feinde dämpfen, Syrakus
Von jeder Noth befreien, dir, mein Vater,
Der erſten Stelle hohe Würde ſichern.
Das ruft zum Kampfe mich, zur Thätigkeit.
Und unter dem Geräuſch der Todeswaffen,
Wenn Liebe ſpräche, würde ſie gehört?

Arſir.

Wenn ſich ein Krieger durch Freimüthigkeit,
Durch trockne, derbe Sinneskraft empfiehlt;
So gibt es eine Härte die ihm ſchadet.
Gefällige Beſcheidenheit erhebt
Den Glanz der Tugend, iſt der beſte Schmuck
Der Tapferkeit. Ich hoffe meine Tochter
Soll deiner Sitte Heldenſtrenge mildern.
Sie ging, in früher Zeit, mit ihrer Mutter
Den Stürmen unſers Bürgerzwiſts entflohn,
Am Hofe von Bozanz die erſten Blüthen
Jungfräulicher Geſinnung zu entfalten.
Und blieb ihr Herz der Schmeicheley verſchloſſen;
So iſt ihr Ohr doch dieſen Ton gewohnt.
O, laß dir eines Vaters Rath gefallen!
Befremde ſie durch Ernſt und Strenge nicht!
Ein weiblich Herz glaubt nur an ſeinen Werth,
Wenn es den rohen Menſchenſinn bezwingt.

Orbaſſan.

Und dieſe rauhe Schale müßt ihr mir
Zu gute halten, denn ich bin im Lager
Vom kriegeriſchen Vater auferzogen.
Dort ſpricht die That den Werth des Mannes aus,
Dort lernt' ich biedern Sinn, Entſchloſſenheit,
Den unverruckten Schritt zum Ziele ſchätzen.
Und lernt' ich gleich des Hofes Sprache nicht,
Kann ich kein Scheinverdienſt, durch Gleisnerey,
Mir eigen machen, und, mit glatten Worten,
Erlogne Neigung jedem Weibe bieten,
So fühl' ich doch die Würde meiner Braut
Vielleicht ſo gut als man ſie fühlen ſoll;
Und mein Betragen zeige wie ich ſie
Und euch und mich in ihr zu ehren denke.

Arſir.

Ich habe ſie berufen, ſie erſcheint.

Dritter Auftritt.

Arſir. Orbaſſan. Amenaide.

Arſir.

Der hohe Rath, beſorgt für's Wohl des Ganzen,
Der Bürger Stimme, die ihr Herz befragen,
Dein Vater, ja der Himmel, führen dir
Den Bräut'gam zu, dem mit ergebner Pflicht
Und holder Neigung du entgegen gehſt;
Dein Wort empfing er aus des Vaters Munde.

Du kennest seinen Namen, seinen Rang
Wie seinen Ruhm, den er als edler Führer
Des Ritterheeres täglich mehren kann.
Daß er zu seinen großen Gütern noch
Tancredens Rechte vom Senat empfing —

Amenaide (für sich).

Tancredens?

Arsir.

— möchte der geringste Werth
Der auserwähltesten Verbindung seyn.

Orbassan.

Wie sie mich ehrt, das hab' ich längst gefühlt;
Nun fühl' ich auch in dieser Gegenwart,
Wie sehr ich mich beglückt zu nennen habe.
O! daß zu deiner Gunst und ihrer Wahl
Auch mein Verdienst um euch sich fügen möchte!

Amenaide.

Zu allen Zeiten hast du, theurer Vater,
Mein Leid empfunden, wie mein Glück befördert.
Indem du einem Helden mich bestimmst,
So soll nach langes Kampfes wilden Tagen
Durch deine Weisheit Fried' und Freude blühn,
Und deine Tochter soll des Glückes Pfand,
Für unsre Stadt, für unsre Häuser seyn.
Die Würde dieser Pflicht empfind' ich wohl,
Den Vortheil auch erkenn' ich wünschenswerth;
Doch Orbassan wird einem weichen Herzen,
Das, ach! von Jugend auf, zu sehr belastet
Von manchem Druck unsel'ger Tage war,

Das selbst sich jetzt, in dieser neuen Lage,
Betroffen fühlen muß, vergönnen, sich
An eines Vaters Busen zu erholen.

Orbassan.

Ich schätze diese Forderung der Natur;
Ich weiß dein kindliches Gefühl zu ehren,
Dem herzlichen Vertrauen laß ich Raum.
An meiner Seite will ich unsers Heers
Geprüfte Ritter mustern; Wachsamkeit
Auf unsers Feinds Bewegungen empfehlen.
Nur wenn ich eine solche Hand verdiene,
Faß' ich sie mit Vertrauen; unser Fest
Werd' ich mit wahrer Freude nur begehn,
Wenn ich es reich mit Lorbeern schmücken kann.

Vierter Auftritt.

Arsir. Amenaide.

Arsir.

Du bist betroffen, und dein starrer Blick,
Von Thränen trübe, wendet sich von mir.
Erstickte Seufzer heben deine Brust.
Und wenn das Herz gewaltig widerstrebt,
Was kann die Lippe Günstiges verkünden?

Amenaide.

Erwartet hätt' ich nicht, ich will's gestehn,
Daß du, nach solchen Kämpfen, solchem Haß,

Mit der Partey der Ordaffans dich je,
Als etwa nur zum Schein, verbinden würdeſt;
Daß deiner Tochter zitternd ſchwache Hand
Gefordert werden könnte ſolchen Bund
Zu kräftigen, und daß mein Arm den Feind,
Der uns ſo ſehr bedrängt, umfaſſen ſollte.
Kann ich vergeſſen daß der Bürgerkrieg
Des eignen Herds behaglich freie Stätte
Dir wild verkümmert; daß die gute Mutter,
Zwar wider Willen, doch für mich beſorgt,
Aus dieſer Stadt nach fremden Ufern zog!
Und theilt' ich nicht, der Wiege kaum entwachſen,
Dort in Byzanz, ihr trauriges Geſchick?
Lernt' ich von ihr, der irrenden, verlaſſnen,
Verbannter Bürger Jammertage nicht,
Des ſtolzen Hofs erniedrigende Gnade,
Und Mitleid, ſchlimmer als Verachtung, tragen?
Herabgeſetzt, doch edel ausgebildet,
Verlor ich bald die würd'ge Führerin.
Die Mutter ſtarb, ich fand mich mit mir ſelbſt,
Ein ſchwaches Rohr, und in dem Sturm allein.
Da leuchteten dir neue, beſſ're Tage,
Und Syrakus, bedürftig deines Werths,
Gab dir die Güter, dir das Anſehn wieder,
Und ſeiner Waffen Glück in deine Hand.
Da wichen von den blutbefleckten Pforten
Der Vaterſtadt die Feinde ſchnell hinweg.
Ich ſehe mich in meines Vaters Armen,
Aus denen frühes Unglück mich geriſſen.
Ach! führt ein größres etwa mich zurück?
Ich weiß, zu welchem Zweck, in welcher Hoffnung

Du meine Hand dem Gegner angelobt.
Bedenke daß ein unnatürlich Bündniß,
Das beiden Gatten Unglück zubereitet,
Verderblich oft dem Allgemeinen wird.
Vergib wenn ich vor dieser Stunde bebe,
Die mir auf unabsehlich lange Reihen
Von Schmerz- und Kummerstunden schrecklich zeigt.

Arsir.

Laß nicht Erinnerung vergangnes Uebels
Der Zukunft weite Räume dir verengen!
Gedenke jetzt wie Syrakus gemurrt,
Als deine Hand, zum Pfande, Solamir,
Des angebotnen Friedens sich bedingte.
Nun geb' ich dir den Helden, der mit ihm
Sich messen, der von ihm uns retten soll,
Den besten unsrer Krieger, der mich sonst
Befeindete, und der uns nun verstärkt.

Amenaide.

Verstärkt! O, laß dich nicht durch jene Güter,
Die er vielleicht verschmähen sollte, blenden!
Ein Held, so mächtig und so bieder, könnte
Unschuldig Ausgetriebene berauben?

Arsir.

Der strengen Klugheit des Senates kann
Ich nichts entgegen setzen. In Tancreden
Bestraft man nur den eingedrungnen Stamm
Herrschsücht'ger Franken, die uns längst getrotzt.
Er muß verlöschen.

Amenaide.

Irr' ich, Herr, nicht ganz,
So ist Tancred in Syrakus geliebt.

Arsir.

Wir ehren alle den erhabnen Geist,
Den Muth, der, wie man sagt, Illyrien
Dem Kaiser unterwarf, sich überall
Wo er sich hingewendet ausgezeichnet;
Doch eben weil er jenem Dienst sich weihte,
Hat er bei uns das Bürgerrecht verwirkt,
Sein reiches Erbe bleibt ihm abgesprochen,
Und wie er flüchtig ist, er bleibt verbannt.

Amenaide.

Verbannt! Auf ewig! Er?

Arsir.

Man fürchtet ihn.
Du hast ihn ehmals in Byzanz gesehen;
Du weißt, er haßt uns.

Amenaide.

Damals glaubt ich's nicht.
Auch meine Mutter hoffte: Syrakus
Sollt' er dereinst beschützen und befrein.
Und als der Bürger, undankbar verirret,
Sich gegen dich für Orbassan erklärte,
Dich unterdrückte, deiner Güter dich
Beraubte, damals hätte, wie mir schien,
Tancred für dich den höchsten Kampf bestanden.

Arsir.

Genug, Amenaide! Rufe nicht
Vergangner Tage Schattenbild hervor!
Laß uns von Zeit und Ort Gesetze nehmen!

Tancred und Solamir, Byzanz und Hof
Sind alle gleich verhaßt in Syrakus,
Und wirken bald auf uns nicht weiter ein;
Doch deines Lebens nächstes ganzes Glück
Kannst du dir durch Gefälligkeit erschaffen.
Nun sechzig Jahre stritt ich für dieß Land,
Ich liebt' es, dient' ihm als ein treuer Bürger,
So ungerecht, so undankbar es auch
Sich gegen mich bewiesen, und ich denke
Noch eben so in meinen letzten Stunden.
Solch eine Denkart zeige mir nun auch
Zu Trost und Hoffnung meiner alten Tage,
Und gehe sicher, an der Hand der Pflicht,
Dem Glück, das dir bereitet ist, entgegen.

Amenalde.

Du sprichst von Glück, das nirgends mir erscheint.
Zwar seh' ich nicht auf die vergangnen Zeiten,
Nicht auf den Glanz des Kaiserhofs zurück;
Dir weih' ich die Gefühle meines Herzens;
Doch eh du mich auf ewig binden magst,
Laß wenig Tage noch vorübergehen!
Die Gunst ist groß, durch die sich Orbassan
Vom Volk und vom Senat erhoben sieht.
Du eilest, staatsklug, Theil daran zu nehmen;
Und doch ist diese Gunst so leicht verscherzt!
Und die Partey, statt uns empor zu tragen,
Zieht uns in ihrem Sturze mit hinab.

Arsir.

Was sagst du?

Amenaide.

Wenn ich dir, o Herr! vielleicht
Zu kühn erſcheinen möchte, ſo vergib.
Ich läugn' es nicht, das ſchwächere Geſchlecht
Hat an dem Kaiſerhofe größre Rechte;
Dort fühlt man ſich und waget auszuſprechen,
Was in der Republik verboten iſt.
Man dient uns dort, hier will man uns befehlen.
Es war nicht immer ſo! Der Muſelmann,
Der eines Weibes edle Rechte kränkt,
Hat in Sicilien zu ſtarken Einfluß.
Auch unſre Helden hat er gegen uns
Herrſchſücht'ger, ungefälliger gemacht;
Doch deine Vatergüte bleibt ſich gleich.

Arſir.

So lange du als Tochter dich erzeigſt.
Mißbrauche nicht die väterliche Huld!
Du durfteſt zaudern, aber nicht verſagen.
Nichts trennet mehr das feſtgeknüpfte Band;
Das Ritterwort kann nicht gebrochen werden.
Wohl iſt es wahr: ich bin zum Unglück nur
Geboren! kein Entwurf gelang mir je!
Und was ich jetzt zu deinem Glück gethan,
Wird, ahnungsvoll, von dir voraus verfinſtert.
Doch ſey ihm wie ihm wolle! das Geſchick
Wird nicht von uns beherrſcht und unſern Wünſchen,
Und ſo ergib dich ihm, wie wir es thun.

Fünfter Auftritt.

Amenaide, hernach Euphanie.

Amenaide.

Tancred! Geliebter! Sollt' ich meine Schwüre
Um deines großen Feindes willen brechen?
Ich sollte, niedrig, grausamer als er,
Die dir geraubten Güter mit ihm theilen?
Ich sollte — komm, Euphanie! vernimm,
Welch ungeheurer Schlag mein Leben trifft:
Mein Vater gibt mir Orbassan zum Gatten.

Euphanie.

Wie wird es möglich zu gehorchen seyn?
Ich kenne dein Gefühl und seine Stärke.
Nicht des Geschicks Gewalt, des Hofes Reiz
Vermochte, wenn du deinen Weg gewählt,
Dich aufzuhalten, oder abzulenken;
Du gabst dein Herz für's ganze Leben hin.
Tancred und Solamir empfanden beide,
Für dich entzündet, gleicher Neigung Macht!
Doch der, den du im Stillen, und mit Recht,
Dem andern vorgezogen, der dein Herz
Gewonnen und verdient, wird dieses Herzens
Auch würdig bleiben. Wenn er in Bozanz
Vor Solamir den Vorzug sich gewann,
So möchte schwerlich Orbassan sich hier
Des Sieges über ihn zu rühmen haben.
Dein Sinn ist fest.

Amenaide.

Er wird sich nie verändern.

Ach, aber man beraubt Tancreden hier,
Verbannt ihn, kränkt die Ehre seines Namens.
Verfolgung ist Geschick des edlen Mann's;
Doch mein Geschick ist nur, ihn mehr zu lieben.
Und so vernimm: ich wage noch zu hoffen;
Ihn liebt das Volk noch immer!

Euphanie.

Wie man hört.
Wenn seines Hauses Freunde lange schon
Den Vater und den Sohn vergessen, die
In ferne Lande die Verbannung trieb,
Wenn Große nur dem eignen Vortheil fröhnen,
So ist das Volk gutmüthig.

Amenaide.

Oft gerecht!

Euphanie.

Jetzt unterdrückt; und wer Tancreden liebt,
Darf lange schon nur im Verborgnen seufzen.
Tyrannisch waltet des Senats Befehl.

Amenaide.

Nur weil Tancred entfernt ist wagen sie's.

Euphanie.

Wenn er sich zeigen könnte hofft' ich auch;
Doch er ist fern von dir.

Amenaide.

Gerechter Gott!
Dich ruf' ich an —
(Zu Euphanien)
und dir vertrau' ich mich.

Tancred iſt nah' und wenn man endlich, ihn
Ganz zu verderben, harte Schlüſſe nahm,
Wenn Tyranney ſich über alles hebt;
So tret' er vor, daß alle ſich entſetzen.
Tancred iſt in Meſſina!

Euphanie.

Großer Gott!
Vor ſeinen Augen will man dich ihm rauben.

Amenaide.

Ich bleibe ſein, Euphanie! Vielleicht
Gebietet er den Syrakuſern bald,
Wie meinem Herzen — Dir vertrau' ich alles;
Doch alles muß ich wagen! Dieſes Joch,
Es iſt zu ſchimpflich, und ich will es brechen,
Verrathen könnt' ich ihn? und niederträchtig
Der Macht, die ein Verbrechen heiſcht, gehorchen?
Nein! Männerſtärke gibt mir die Gefahr.
Um meinetwillen kam er in die Nähe;
Mich ſollte ſeine Nähe nicht begeiſtern?
Und könnt' ich einer falſch verſtandnen Pflicht
Freiheit und Ehre, Glück und Leben weihen?
Wenn Unglück ſich von allen Seiten zeigt
So iſt's das größte das mich ihm entreißt.
O Liebe, die du mein Geſchlecht erhebſt,
Laß dieſes Wiederſehn beſchleunigt werden!
Laß in der Noth uns deinen Einfluß fühlen,
Und ſchufſt du die Gefahr, ſo rett' uns nun!

Zweyter Aufzug.

Saal im Palaſte der Republik.

Erſter Auftritt.

Amenaide, hernach Euphanie.

Amenaide.

Die Ruhe flieht und ach! die Sorge folgt!
Vergebens wandl' ich durch die öden Säle.
Hier, in dem Buſen, ſchwanket Ungeduld;
Unſtät bewegt mein Fuß ſich hin und wieder.
Iſt's Furcht? Iſt's Reue? — Furcht! o, denk' an ihn!
Und ſollte dich die edle Kühnheit reuen?
Gefaßt, mein Herz!

(Zu Euphanien, die eintritt)

Iſt mein Befehl vollbracht?

Euphanie.

Dein Sclav empfing den Brief und eilte fort.

Amenaide.

So iſt mein Schickſal nun in der Gewalt
Des letzten meiner Knechte, weil ich ihn
Zu einem ſolchen Auftrag tüchtig finde,
Weil er von Muſelmannen ſtammt, bei uns
Geboren und erzogen, beide Sprachen,

Der Sarazenen Lager und des Bergs
Verborgne, fürchterliche Pfade kennt.
Wird er auch jetzt, so glücklich und so treu,
Messina's Pfort' erreichen, als zur Stunde,
Da er mir dort Tancreden ausgeforscht?
Wird er, wie damals, eilig wiederkehren,
Und allen Dank und allen Lohn empfangen,
Den ihm mein stolzes Herz, mit Freude, zollt?

Euphanie.

Gefährlich ist der Schritt; doch hast du selbst,
Durch weise Vorsicht, die Gefahr gemindert.
Tancredens Namen hast du jenem Blatt,
Das ihn berufen soll, nicht anvertraut.
Wenn des Geliebten Namen sonst so gern
Die Lippe bildet, sie der Griffel zieht,
Hier hast du ihn verschwiegen, und mit Recht.
Im schlimmsten Falle mag der Maure nun
Den Boten fangen, mag die Zeilen lesen,
Die ihm ein unerklärlich Räthsel sind.

Amenaide.

Noch wacht ein guter Geist für mein Geschick;
Tancreden führet er her, ich sollte zittern?

Euphanie.

An jedem andern Platz verbind' er euch;
Hier lauern Haß und Habsucht hundertäugig,
Der Franken alter Anhang schweigt bestürzt;
Wer soll Tancreden schützen wenn er kommt?

Amenaide.

Sein Ruhm! — Er zeige sich und er ist Herr.
Den unterdrückten Helden ehrt im Stillen

Noch manches Herz. Er trete kühn hervor,
Und eine Menge wird ſich um ihn ſammeln.

Euphanie.

Doch Orbaſſan iſt mächtig, tapfer!

Amenaide.

Ach!
Du ſollteſt meine Sorge nicht vermehren.
O, laß mich denken, daß ein gut Geſchick
In früher Jugend uns zuſammen führte,
Daß meine Mutter, in der letzten Stunde,
Uns, mit dem Scheidesegen, fromm vereint.
Tancred iſt mein! Kein feindliches Geſetz,
Nicht Staatsverträge ſollen mir ihn rauben.
Ach! wenn ich denke, wie vom Glanz des Hofs,
Vom herrlichſten der Kaiſerſtadt umgeben,
Wir uns nach dieſen Ufern hingeſehnt,
Wo jetzt Gefahr von allen Seiten droht,
Wo mir Tancredens laut erklärter Feind
Das ungerecht entriſſene Vermögen,
Als Bräutigam, zur Morgengabe beut.
Der edle Freund ſoll wenigſtens erfahren,
Wie ihn Parteyſucht hier behandelt, wie
Mich ſein Verluſt in Angſt und Kummer ſetzt.
Er kehre wieder und vertheidige
Sein angebornes Recht! Ich ruf' ihn auf.
Dem Helden bin ich's, bin's dem Freunde ſchuldig;
Ach! gerne thät' ich mehr, vermöcht' ich's nur.
Ja, hielte mich die Sorge nicht zurück
Des alten Vaters Tage zu verkürzen,
Ich ſelbſt erregte Sorgkos, zerriſſe

Den Schleier, der die Menge traurig dämpft.
Von Freiheit reden sie, und wer ist frei?
Der Bürger nicht der vor dem Ritter bebt,
Der Ritter nicht der sich von seines Gleichen
Befehlen und verstoßen lassen muß.
Ist denn mein Vater frei? der doch von allen
Der Aelteste, des Rathes Erster sitzt.
Bin ich es, seine Tochter? deren Hand
Dem alten Feinde meines Hauses nun,
Im klugen Plane, dargeboten wird.
Ist Orbassan darum nun liebenswerth,
Weil die Parteyen, müde sich zu kränken,
In unserm Bund auch ihren Frieden sehn?
Solch ein Vertrag empört, wie solch ein Zwist,
Des zarten Herzens innerstes Gefühl,
Ein Einziger kann die Verwirrung lösen.
Und er ist nah, er kommt — es ist gethan.

Euphanie.

Und alle deine Furcht? —

Amenaide.

Sie ist vorüber.

Euphanie.

Doch mir durchbebt sie heftiger die Brust.
In diesem Augenblicke der Entscheidung
Empfind' ich meine Schwachheit nur zu sehr!
Und du hast nichts von dem Gesetz gehört,
Das der Senat, mit wohlbedachter Strenge,
Noch diesen Morgen erst, erneuert hat?

Amenalde.

Welch ein Geſetz?

Euphanie.

Es ladet Schand' und Tod
Auf jeden, der mit unſern Feinden ſich,
Der ſich mit Fremden ingeheim verbunden.
O Gott! dir drohet es, und trifft vielleicht!

Amenalde.

Laß ein Geſetz von Syrakus dich nicht,
So ſehr es immer droht, in Furcht verſetzen.
Ich kenne ſchon den waltenden Senat;
Verſammelt ſinnt er auf das Beſte, will,
Mit Herrſcherwort, den Uebelthaten ſteuern,
Und ſo entſpringet weiſe manch Geſetz;
Gerüſtet ſteht's, Minerven gleich, die ſich
Einſt aus dem Haupt des Göttervaters hob,
In ſeiner vollen Kraft, und ſcheint zu treffen.
Den Bürger trifft es auch und den nicht oft;
Doch weiß ein Ritter, was die Seinigen
Verletzen könnte, mächtig abzulenken,
Und keine Strafe trifft ein hohes Haupt.

Zweyter Auftritt.

Amenaide, Euphanie, im Vordergrunde, Arsir und die Ritter im Hintergrunde.

Arsir.

Weh über uns! — O Ritter! wenn ihr mich
Bei dieser Nachricht ganz vernichtet seht,
Bejammert mich! Zum Tode war ich reif;
Doch solche Schande dulden wer vermag's!
(Zu Amenaiden, mit Ausdruck von Schmerz und Zorn)
Entferne dich!

Amenaide.

Mein Vater sagt mir das?

Arsir.

Dein Vater? Darfst du diesen heil'gen Namen
Im Augenblicke nennen, da du frech
Dein Blut, dein Haus, dein Vaterland verräthst?

Amenaide (sich fortbewegend).

Ich bin verloren!

Arsir.

Bleib! und soll ich dich
Mit einemmal von diesem Herzen reißen?
Ist's möglich?

Amenaide.

Unser Unglück ist gewiß,
Wenn du dich nicht zu meiner Seite stellst.

Arsir.

Zur Seite des Verbrechens?

Amenaide.

Kein Verbrechen
Hab' ich begangen.

Arſir.

Leugneſt du das Blatt?

Amenaide.

Ich habe nichts zu leugnen.

Arſir.

Ja, es iſt
Von deiner Hand geſchrieben, und ich ſtehe
Betroffen und beſchämt, verzweifelnd hier.
So iſt es wahr! — O! meine Tochter! — Du
Verſtummſt? — Ja, ſchweige nur, damit mir noch
Im Jammer wenigſtens ein Zweifel bleibe.
Und doch — o ſprich, was thatſt du?

Amenaide.

Meine Pflicht!

Bedachteſt du die deine?

Arſir.

Rühmſt du noch
Dich des Verbrechens vor dem tief Gekränkten?
Entferne dich, Unglückliche! Verlaß
Den Ort, den Stand, das Glück, das du verwirkt,
Und mir ſoll fremde Hand mein Auge ſchließen.

Amenaide.

Es iſt geſchehn!

Dritter Auftritt.

Arsir, die Ritter.

Arsir.

Wenn ich, nach dieser That,
Nach dem Verbrechen, das sie selbst bekannte,
Nicht ritterlich gelassen unter euch,
Wie es mir wohl geziemte, stehen kann,
Wenn meine Thränen wider Willen fließen,
Wenn tiefe Seufzer meine Stimme brechen;
Ach! so verzeiht dem tiefgebeugten Mann.
Was ich dem Staat auch schuldig bin, Natur
Macht allzudringend ihre Fordrung geiten.
Verlangt nicht, daß ein unglückſel'ger Vater,
Zu euren strengen Schlüssen bebend stimme:
Unschuldig kann sie nicht gefunden werden;
Um Gnade wag' ich nicht für sie zu flehn;
Doch Schand' und Tod auf sie herab zu rufen
Vermag ich nicht. Es scheint mir das Gesetz,
Nunmehr auf sie gerichtet, allzustreng.

Loredan.

Daß wir, o Herr, den würdigsten der Väter
In dir bedauern, deine Schmerzen fühlen
Und sie zu schärfen selbst verlegen sind,
Wirst du uns glauben; aber dieser Brief! —
Sie leugnet nicht, der Sclave trug ihn fort;
Ganz nah am Lager Solamirs ergriff
Den Boten unsre frische Doppelwache;
Er suchte zu entfliehn, er widersetzte
Sich der Gewalt die ihm den Brief entriß,

Er war bewaffnet und er iſt geſtraft.
Das Zeugniß des Verrathes liegt zu klar
Vor aller Augen! die Gefahr der Stadt!
Wer ſollte hier der wiederholten Schwüre
Vergeſſen können? wer der erſten Pflicht?
Und ſelbſt die edlen väterlichen Schmerzen,
Sie überreden nicht, ſo ſehr ſie rühren.

Arſir.

In deinem Spruche ſeh' ich deinen Sinn;
Was auf ſie wartet fühl' ich mit Entſetzen.
Ach! ſie war meine Tochter — dieſer edle Mann
Iſt ihr Gemahl — ich überlaſſe mich
Dem herben Schmerz — euch überlaſſ' ich mich.
Gewähre Gott mir nur vor ihr zu ſterben!

Vierter Auftritt.

Die Ritter.

Roderich.

Sie zu ergreifen iſt Befehl gegeben —
Wohl iſt es ſchrecklich, ſie, von edlem Stamme,
So hoch verehrt von allen, jung und reizend,
Die Hoffnung zweier Häuſer, von dem Gipfel
Des Glücks, in Schmach und Tod geſtürzt zu ſehn;
Doch welche Pflichten hat ſie nicht verletzt?
Von ihrem Glauben reißet ſie ſich los;
Ihr Vaterland verräth ſie, einen Feind

Ruft sie, uns zu beherrschen, frech heran.
Oft hat Sicilien und Griechenland
An seinen Bürgerinnen das erlebt,
Daß sie der Ehre, daß dem Christennamen,
Daß den Gesetzen sie entsagt und sich
Dem Muselmann, der alle Welt bedrängt,
Im wilden Feuer, lüstern, hingegeben;
Doch daß sich eines Ritters Tochter, sie,
(zu Orbassan)
Die Braut solch eines Ritters, so vergißt
Und, auf dem Wege zum Altare, noch
Ein solch verräthrisch Unternehmen wagt,
Ist neu in Syrakus, neu in der Welt.
Laßt unerhört das Unerhörte strafen!

Loredan.

Gern will ich es gestehn, ich bebe selbst,
Indem ich ihre volle Schuld mir denke,
Die nur durch ihren Rang sich noch vermehrt.
Wir alle kennen Solamirs Beginnen,
Wir kennen seine Hoffnung, seine Liebe,
Die Gabe zu gefallen, zu betriegen,
Geister zu fesseln, Augen zu verblenden.
An ihn gerichtet hat sie dieses Blatt!
„Regier' in unserm Staate!" — Braucht es mehr
Die gräßlichste Verschwörung zu enthüllen?
Und was noch sonst Verwerflich's diese Züge
Vor uns're Augen bringen, sag' ich nicht
(zu Orbassan)
In deiner Gegenwart, verehrter Mann!
Wir schämen uns wo sie der Scham vergaß.

Und welcher Ritter ſollte nun für ſie,
Nach altem, löblichem Gebrauche, ſtreiten?
Wer fände ſie noch würdig, ihretwegen,
Die keinen Schein des Rechtes für ſich hat,
Sein Blut und ſeinen Namen zu verſchwenden?

Roderich.

Wir fühlen, Orbaſſan, die Schmach wie du,
Womit ein fremder Frevel uns getroffen.
Komm! wir entſühnen uns im Schlachtgewühl.
Sie hat das Band verrätheriſch zerriſſen;
Dich rächt ihr Tod, und er befleckt dich nicht.

Orbaſſan.

Betroffen ſteh' ich, das vergebt ihr mir!
Treu oder ſchuldig, ſie iſt mir verlobt.
Man kommt — ſie iſt's — die Wache führet ſie.
Soll meine Braut in einem Kerker jammern?
Mich trifft, mich reizt die unerhörte Schmach.
Laßt mich ſie ſprechen!

Fünfter Auftritt.

Die Ritter im Vordergrunde. Amenaide im Hintergrunde, mit Wache umgeben.

Amenaide.

Ewige Himmelsmächte,
Auf dieſem Weg des Elends leitet mich!
Du kennſt, o Gott! der Wünſche löblich Ziel;
Du kennſt mein Herz! Iſt denn die Schuld ſo groß?

Roderich

(im Begriff, mit den übrigen Rittern abzugehen, zu Orbaſſan).

Die Schuldige zu ſprechen bleibſt du ſtehn?

Orbaſſan.

Ich will ſie ſprechen.

Roderich.

Sey es! doch bedenke:
Geſetz, Altar und Ehre ſind verletzt,
Und Syrakus, obgleich mit Widerwillen,
Mit eignem Schmerz, verlangt des Opfers Blut.

Orbaſſan.

Mir ſagt, wie euch, der Ehre Tiefgefühl,
Wie jeder denkt, und wie er denken ſoll.

(Die Ritter gehen ab, er ſpricht zur Wache)

Entfernet euch!

Sechster Auftritt.

Amenaide. Orbaſſan.

Amenaide.

Was unterfängſt du dich?
Willſt meiner letzten Augenblicke ſpotten?

Orbaſſan.

So ſehr vergeſſ' ich meiner Würde nicht.
Dich wählt' ich mir, dir bot ich meine Hand;
Vielleicht hat Liebe ſelbſt die Wahl entſchieden.

Doch davon iſt die Rede nicht. Was auch
In meinem Herzen peinlich ſich bewegt,
Gefühl der erſten Neigung gegen dich,
Verdruß daß ich der Liebe nachgegeben:
Ertragen könnt' ich nicht entehrt zu ſeyn.
Verrathen wär' ich? Sollt' ich das mir denken!
Um eines Fremden, eines Feindes willen,
Der unſrer heil'gen Lehre widerſtrebt?
Zu ſchändliches Verbrechen! Nein, ich will
Die Augen ſchließen, nichts von allem glauben,
Dich retten und den Staat und meinen Ruhm.
Mir werd' es Pflicht, ich ehre mich in dir;
Heut' ſah mich Syrakus als deinen Gatten;
Nun ſteh' ich dem Beleid'ger meines Rufs.
Das Gottes-Urtheil ruht in unſrer Fauſt;
Das Schwert erſchafft die Unſchuld vor Gericht.
Ich bin bereit zu gehen!

Amenalde.

Du?

Orbaſſan.

Nur ich!
Und dieſer Schritt und dieſes Unternehmen,
Wozu, nach Kriegerſitte, mich die Ehre
Berechtigt, wird ein Herz das mir gebührte,
So hoff' ich, tief erſchüttern und es wird
Mich zu verdienen wiſſen. Was auch dich
In einen Irrthum augenblicklich ſtürzte,
Liſt eines Feinds, Verführung eines Fremden,
Furcht mir die Hand zu reichen, frag' ich nicht.

Die Wohlthat wirkt auf edle Herzen viel,
Die Tugend wird durch Reue nur geſtärkt
Und unſrer beider Ehre bin ich ſicher.
Doch das iſt nicht genug; ich habe mir
Auf deine Zärtlichkeit ein Recht erworben:
Sey's Liebe, ſey es Stolz, ich fordre ſie.
Wenn das Geſetz den heil'gen Schwur befiehlt,
Der Schwache bindet, ſie in Furcht verſetzt,
Und am Altare ſie ſich ſelbſt betriegen;
Freimüthig fordr' ich ſo Freimüthigkeit.
Sprich, offen iſt mein Herz, mein Arm bewaffnet.
Bereit zu ſterben fordr' ich deine Liebe.

Amenaide.

Im Abgrund des Entſetzens, da ich kaum
Von jenem Sturz der mich hierher geſchleudert,
Mich mit verſtörten Sinnen wiederfinde,
Ergreift mich deine Großmuth noch zuletzt.
Du nöthigeſt mein Herz zur Dankbarkeit,
Und an der Gruft die mich verſchlingen ſoll,
Bleibt mir nur das Gefühl noch dich zu ſchätzen.

O! kennteſt du das Herz, das dich beleidigt!
Verrathen hab' ich weder Vaterland,
Noch Ehre! Dich! auch dich verrieth ich nicht.
Bin ich zu ſchelten daß ich deinen Werth
Verkannte; g'nug! Ich habe nichts verſprochen.
Undankbar bin ich, bin nicht ungetreu,
Und redlich will ich ſeyn ſo lang' ich athme:
Dich lieben kann ich nicht! Um dieſen Preis
Darf ich dich nicht zu meinem Ritter wählen.

Mich drängt, in einer unerhörten Lage,
Ein hart Geſetz, die Härte meiner Richter;
Den Tod erblick' ich den man mir bereitet.
Ach! und ich ſeh' ihm nicht mit kühner Stirn,
Mit unbewegtem Buſen nicht entgegen.
Das Leben lieb' ich, doppelt war mir's werth.
Weh über mein Geſchick! Mein armer Vater! —
Du ſiehſt mich ſchwach, zerrüttet; doch betrieg' ich
Auch ſo dich nicht. Erwarte nichts von mir!
Du biſt beleidigt und ich ſcheine dir
Erſt ſchuldig; aber doppelt wär' ich's,
Sucht' ich nun dir und deiner Gunſt zu ſchmeicheln.
Verzeih den Schmerzensworten! Nein, du kannſt
Nicht mein Gemahl und nicht mein Retter ſeyn.
Geſprochen iſt's, nun richte, räche dich!

Ordaſſan.

Mir ſey genug mein Vaterland zu rächen,
Die Frechheit zu verhöhnen, der Verachtung
Zu trotzen, nein! ſie zu vergeſſen. Dich
Zu ſchützen war auch jetzt mein Arm bereit.
So that ich für den Ruhm, für dich genug,
Von nun an Richter, meiner Pflicht getreu,
Ergeben dem Geſetz und fühllos, wie
Es ſelbſt iſt, ohne Zorn und ohne Reue.

Siebenter Auftritt.

Amenaide, Soldaten im Hintergrunde, hernach Euphanie.

Amenaide.

Mein Urtheil sprach ich — gebe selbst mich hin —
Du Einziger! der dieses Herz verdiente,
Für den ich sterbe, dem allein ich lebte,
So bin ich denn verdammt — ich bin's für dich!
Nur fort — ich wollt' es — aber solche Schande,
Des hochbetagten armen Vaters Jammer,
Der Bande Schmach, der Henker Mörderblicke —
O Tod! vermag ich solchen Tod zu tragen?
In Qualen, schändlich — es entweicht mein Muth —
Nein, es ist rühmlich für Tancred zu leiden!
Man kann mich tödten und man straft mich nicht.
Doch meinem Vater, meinem Vaterland
Erschein' ich als Verrätherin! Zu dienen
Gedacht' ich beiden, die mich nun entehren.
So kann mir denn in dieser Schreckensstunde
Mein eigen Herz allein das Zeugniß geben.
Und was wird einst Tancred —

(zu Euphanien, die eben eintritt)

Dich seh' ich hier?
Ist einer Freundin Nähe mir erlaubt?

Euphanie.

Vor dir zu sterben wär' mein einz'ger Wunsch.

(Sie umarmen sich, die Soldaten treten vor.)

Amenaide.

Sie nahen! Gott! man reißt mich weg von dir.
Dem Helden bringe, dem ich angehöre,
Mein letzt Gefühl, mein letztes Lebewohl!
Laß ihn erfahren, daß ich treu verschied;
Nicht wird er seine Thränen mir versagen.
Der Tod ist bitter; doch für den Geliebten,
Für ihn zu sterben, halte mich empor!

Dritter Aufzug.

Vorhalle des Palastes.

An den Pfeilern sind Rüstungen aufgehangen.

Erster Auftritt.

Tancred, zwey Knappen, welche seine Lanze und übrigen Waffen tragen, Aldamon.

Tancred.

Wie hängt am Vaterland' ein frommes Herz!
Mit welcher Wonne tret' ich hier herein!
Mein braver Aldamon, Freund meines Vaters,
Als einen Freund beweisest du dich heut.
Durch deine Posten lässest du mich durch,
Und führst mich Unerkannten in die Stadt.
Wie glücklich ist Tancred! der Tag wie froh!
Mein Schicksal ist erneut. Ich danke dir,
Mehr als ich sagen darf und als du glaubst.

Aldamon.

Mich Niedrigen erhebst du, Herr, so hoch;
Den kleinen Dienst, den ein gemeiner Mann,
Ein bloßer Bürger —

Tancred.

Bürger bin auch ich!
Und Freunde sollen alle Bürger seyn.

Aldamon.

Und alle Bürger ſollen dich verehren.
Zwey Jahre hab' ich unter dir mit Luſt
Im Orient geſtritten; deiner Väter Thaten
Sah ich dich übertreffen; nah bei dir
Lernt' ich bewundern deiner Tugend Glanz.
Das nur iſt mein Verdienſt. In deinem Hauſe
Bin ich erzogen, deine Väter waren
Mir väterliche Herrn, ich bin dein Knecht.
Ich muß für dich —

Tancred.

Wir müſſen Freunde ſeyn!
Das alſo ſind die Wälle, die zu ſchützen
Ich hergeeilt? der Mauern heil'ger Kreis,
Der mich als Kind in ſeinem Schoos bewahrt,
Aus dem parteyiſche Verbannung mich geriſſen,
Zu dem ich ehrfurchtsvoll zurück mich ſehnte!
Doch ſage mir: wo wohnt Arſir? — und wohnt
Mit ihm Amenaide, ſeine Tochter?

Aldamon.

In dem Palaſte hier der Republik,
Wo ſich der hohe Ritterrath verſammelt,
Ward ihm, dem Aelt'ſten, Würdigſten, die Wohnung,
Nach langen Bürgerzwiſten, angewieſen.
Hier leitet er die Ritter, die dem Volk
Geſetze geben, deren Tapferkeit
Die Stadt beſchützt und ſich die Herrſchaft ſichert.
Sie überwänden ſtets den Muſelmann,
Wenn ſie nicht ihren Beſten, dich, verſtoßen.
Sieh dieſe Schilde, Lanzen und Deviſen!

Der kriegerische Prunk verkünder laut,
Mit welchem Glanz sie ihre Thaten schmückten.
Dein Name nur fehlt diesen großen Namen.

Tancred.

Verschweigt ihn, da man ihn verfolgt. Vielleicht
Ist er an andern Orten g'nug berühmt.
(Zu seinen Knappen)
Ihr aber hänget meine Waffen hin.
Kein Wappen rufe den Partevgeist auf.
Ganz ohne Schmuck, als Zeugen tiefer Trauer,
Wie ich sie in der ernsten Schlacht geführt,
Den nackten Schild, den farbelosen Helm,
Befestigt ohne Pomp an diese Mauern,
Und füget meinen Wahlspruch nicht hinzu;
Er ist mir theuer, denn in Schlachten hat
Er meinen Muth erhoben, mich geleitet
Und aufrecht meine Hoffnungen gehalten,
Es sind die heil'gen Worte: Lieb' und Ehre.
Steigt nun das Ritterchor zum Platz herab,
So sagt: ein Krieger wünsche, nicht gekannt,
Gefahr und Sieg mit ihnen zu bestehen,
Und ihnen nachzueifern sey sein Stolz.
(Zu Aldamen)
Arsir ist Aeltester?

Aldamon.

Im dritten Jahre.
Zu lange hielt die mächtige Parter,
Die auch vom Volke nicht geliebt ist, ihn
Den Edlen selbst unthätig und im Druck;
Doch nun erkennt man seinen Werth. Es gilt

Sein Rang, sein Name, seine Redlichkeit.
Doch ach! das Alter schwächte seine Kraft
Und Orbassan wird leider auf ihn folgen.

Tancred.

Wie, Orbassan? Tancredens ärgster Feind!
Mein Unterdrücker! Sage mir, Getreuer,
Vernahmst du das Gerücht das sich verbreitet?
Ist's wahr, daß dieser kühne, rohe Mann
Den schwachen Vater zu bestimmen wußte?
Ist's wahr, daß beide Stämme sich vertragen?
Und daß Amenaide sich zum Pfande
Des nimmer sichern Bundes weihen soll?

Aldamon.

Erst gestern hört' ich nur verworrne Reden.
Fern von der Stadt, in jene Burg verschlossen,
Auf meinem Posten wachsam, wo ich gern
Dich aufgenommen, sicher dich bieder
In die bewachten Gränzen eingeführt,
Dort hört' ich nichts und nichts mag ich erfahren
Aus diesen Mauern, die dich ausgestoßen;
Wer dich verfolgen kann, ist mir verhaßt.

Tancred.

Mein Herz muß dir sich öffnen, mein Geschick
Muß ich dir anvertrauen. Eile, Freund,
Amenaiden aufzusuchen. Sprich
Von einem Unbekannten, der für sie,
Für ihres Stammes Ruf, für ihren Namen,
Für ihres Hauses Glück von Eifer brennt,
Und, ihrer Mutter schon als Kind verpflichtet,
Geheim mit ihr sich zu besprechen wünscht.

Aldamon.

In ihrem Hause ward ich stets gelitten,
Und jeden der noch treu an dir sich hält
Nimmt man mit Freude dort, mit Ehren auf.
Gefiel es Gott, das reine Blut der Franken
Dem edlen Blut Arsirens zu verbinden,
Dem fremden Joch entrissest du das Land
Und innre Kriege dämpfte, Herr, dein Geist.
Doch was dein Plan bei diesem Auftrag sey,
Du sendest mich und er soll mir gelingen.

Zweyter Auftritt.

Tancred und seine Knappen im Hintergrunde.

Tancred.

Es wird gelingen! Ja! Ein gut Geschick,
Das mich geleitet, mich zu der Geliebten
Nach mancher schweren Prüfung wieder bringt,
Das immer seine Gunst der wahren Liebe,
Der wahren Ehre göttlich zugekehrt,
Das in der Mauren Lager mich geführt,
Das in der Griechen Städte mich gebracht;
Im Vaterlande wird's den Uebermuth
Der Feinde dämpfen, meine Rechte schützen.
Mich liebt Amenaide. Ja, ihr Herz
Ist mir ein zuverläss'ger Bürge, daß
Ich keine Schmach hier zu befürchten habe.
Aus kaiserlichem Lager, aus Illirien,

Komm' ich in's Vaterland in's undankbare,
In's vielgeliebte Land, um ihretwillen.
Ankomm' ich und ihr Vater ſollte ſie
An einen andern eben jetzt verſagen?
Und ſie verließe, ſie verriethe mich?
Wer iſt der Orbaſſan? der Freche, wer?
Und welche Thaten führt er für ſich an?
Was kount' er Großes leiſten, daß er kühn
Den höchſten Preis der Helden fordern darf?
Den Preis, der auch des Größten würdig wäre,
Den wenigſtens die Liebe mir beſtimmt?
Will er ihn rauben, raub' er erſt mein Leben,
Und ſelbſt durch dieſe That gewinnt er nichts;
Denn auch im Tode blieb' ſie mir getreu.
Dein Herz iſt mir bekannt, ich fürchte nichts;
Es gleicht dem meinen. Wie das meine bleibt's
Von Schrecken, Furcht und Wankelmuth befreit.

Dritter Auftritt.

Tancred. Aldamon.

Tancred.

Beglückter Mann! du haſt vor ihr geſtanden.
Du ſiehſt mein Entzücken! Führe mich!

Aldamon.

Entferne dich von dieſem Schreckensorte!

Tancred.

Was ſagſt du? wie? du weineſt, tapfrer Mann?

Aldamon.

O, flieh auf ewig dieses Ufer! Ich,
Ein dunkler Bürger, kann, nach den Verbrechen,
Die dieser Tag erzeugte, selbst nicht bleiben.

Tancred.

Wie?

Aldamon.

Andern Orten zeige deinen Werth,
Im Orient erneure deinen Ruhm!
Von hier entfliehe, wende deinen Blick
Von den Verbrechen, von der Schande weg,
Die sich auf ewig dieser Stadt bemeistert!

Tancred.

Welch unerhörter Schrecken faßte dich?
Was sahst du? sprachst du sie? was ist geschehn?

Aldamon.

War sie dir werth, o Herr, vergiß sie nun!

Tancred.

Wie? Orbassan gewann sie? Ungetreue!
Des Vaters Feind, Tancredens Widersacher!

Aldamon.

Ihm hat der Vater heute sie verlobt
Und alles war zum Feste schon bereitet —

Tancred.

Das Ungeheure sollte mir begegnen!

Aldamon.

Und doppelt wurdest du, o Herr, beraubt.
Man gab der festlich schon geschmückten Braut
Zur Morgengabe deine Güter mit.

Tancred.

Der Feige raubte, was ein Held verſchmäht.
Amenaide! Gott! Sie iſt nun ſein.

Aldamon.

Bereite dich auf einen härtern Schlag;
Das Schickſal, wenn es trifft, iſt ohne Schonung.

Tancred.

So nimm das Leben, Unbarmherz'ger, hin!
Vollende! ſprich! du zauderſt?

Aldamon.

Eben ſollte
Sie deinem Feind auf ewig angehören.
Er triumphirte ſchon; doch nun enthüllt
Sich ihr verräth'riſch Herz, auf's neue, ganz.
Sie hatte dich verlaſſen, dich verrathen,
Und nun verräth ſie ihren Bräutigam.

Tancred.

Um wen?

Aldamon.

Um einen Fremden, einen Feind,
Den ſtolzen Unterdrücker unſres Volks,
Um Solamir.

Tancred.

Welch einen Namen nennſt du?
Um Solamir? der ſchon ſich in Byzanz
Um ſie bemüht, den ſie verſchmäht, dem ſie
Mich vorgezogen? Nein! Es iſt unmöglich!
Nicht hat ſie meiner, nicht des Eids vergeſſen.
Unfähig iſt die ſchönſte Frauenſeele
Solch einer That.

Aldamon.

Ich ſprach mit Widerwillen!
Dort hört' ich überall es ſey geſchehn.

Tancred.

Vernimm! ich kenne nur zu ſehr des Neides
Und der Verläumdung lügneriſchen Trug;
Kein edles Herz entgehet ihrer Tücke.
Von Kindheit an im Unglück auferzogen,
Verfolgt, geprüft, ich ſelbſt mein eigen Werk,
Von Staat zu Staat bewies ich meinen Muth
Und überall umgrinſ'te mich der Neid.
Verläumdung überall haucht ſchadenfroh
In Republiken wie an Königshöfen
Aus unbeſtraften Lippen ihren Gift.
Wie lange hat Arſir durch ſie gelitten!
Das Ungeheuer raſt in Syrakus,
Und wo iſt ſeine Wuth unbändiger,
Als da wo der Parteygeiſt flammend waltet.
Du auch, Amenaide! großes Herz!
Auch du wirſt angeklagt! Hinein ſogleich!
Ich will ſie ſehen, hören, mich entwirren.

Aldamon.

Halt ein, o Herr, ſoll ich das Letzte ſagen?
Aus ihres Vaters Armen reißt man ſie.
Sie iſt in Ketten.

Tancred.

Unbegreiflich!

Aldamon.

Bald
Auf dieſem Platze ſelbſt, den wir betreten,
Erwartet ſchmählich ſie ein grauſer Tod.

Tancred.

Amenaiden?

Aldamon.

Iſt's Gerechtigkeit;
So iſt ſie doch verhaßt. Man murrt, man weint;
Doch niemand iſt geneigt für ſie zu handeln.

Tancred.

Amenalde! — Dieſes Opfers Graus,
Dieß Unterfangen ſoll man nicht vollenden!

Aldamon.

Zum Saal des Blutgerichtes ſtürzt das Volk,
Es ſchilt ſie treulos und bejammert ſie.
Unwürdige Begier, das Schreckliche
Zu ſehn, bewegt die Menge, ſtrömend wallt
Sie in ſich ſelbſt, neugierig Mitleid treibt
In Wogen ſie um das Gefängniß her,
Und dieſer Sturm verkündet der Gefangnen
Des höchſten Jammers nahen Augenblick.
Komm! Dieſe Hallen, einſam jetzt und ſtumm,
Durchrauſchet bald ein lärmendes Gedränge.
O komm, entferne dich!

Tancred.

Der edle Greis,
Der zitternd von des Tempels Pforte ſteigt,
Wer iſt er? Weinend kommt er und umgeben
Von Weinenden. Sie ſcheinen troſtlos alle.

Aldamon.

Es iſt Arſir, der jammervolle Vater.

Tancred.

Entferne dich, bewahre mein Geheimniß!

(Arsiren betrachtend)

Wie ſehr bejammr' ich ihn!

Vierter Auftritt.

Tancred. Arſir.

Arſir.

Erhöre, Gott,
Mein einziges Gebet! O laß mich ſterben!
Beſchleunige die Stunde meines Tod's.

Tancred.

Aus deiner Trauer wende deinen Blick,
Verehrter Greis, mir, einem Fremden, zu.
Verzeih wenn er theilnehmend ſich zu dir,
In dieſen Schreckens-Augenblicken, drängt.
Ich, unter jenen Rittern, die den Feinden
Des Glaubens ihre Bruſt entgegenſtellen,
Zwar der Geringſte, kam — geſelle nun
Zu deinen Thränen, Edler, meine Thränen.

Arſir.

Du Einziger, der mich zu tröſten kommt,
Mich, den man flieht, und zu vernichten ſtrebt;
Verzeihe den verworrnen, erſten Gruß
Und ſage wer du ſeyſt?

Tancred.

Ich bin ein Fremder,
Voll Ehrfurcht gegen dich, voll Schmerz wie du,
Der bebend keine Frage wagen darf,
Im Unglück dir verwandt, und so vergib!
Zu dieser Kühnheit nöthigt mich mein Herz.
Ist's wahr? — ist deine Tochter —? Ist es möglich?

Arsir.

Es ist geschehn, zum Tode führt man sie.

Tancred.

Ist schuldig?

Arsir.

Ist des Vaters ew'ge Schande!

Tancred.

Sie? — Was ist nun im Leben noch gewiß!
Wenn ich in fernen Landen ihren Ruf,
Von tausend Zungen ihren Werth vernahm;
Da sagt' ich zu mir selbst: und wenn die Tugend
Auf Erden wohnt, so wohnet sie bei ihr.
Nun heißt sie schuldig. O verwünschtes Ufer!
Auf ewig unglückselge Tage!

Arsir.

Wenn du mich
Verzweifeln siehest, wenn mir gräßlicher
Der Tod begegnet, wenn die Gruft sich mir
Noch grauenvoller, rettungsloser zeigt,
So ist es, weil ich der Verstockung denke,
In der sie ihr Verbrechen liebt, in der
Sie ohne Reue sich dem Abgrund naht.

Kein Held zu ihrer Rettung zeigte sich,
Sie unterschrieben, seufzend, ihren Tod.
Und wenn der alte, feyerliche Brauch,
Erhabnen Seelen werth und weit berühmt
Durch alle Welt, der Brauch, ein schwach Geschlecht
Durch Manneskraft im Kampfe zu entsühnen,
Gar Manche schon gerettet, fällt nun die,
Die meine Tochter war, vor meinen Augen,
Und Niemand findet sich, ihr beizustehn.
Das mehret meinen Jammer, schärft den Schmerz;
Man schaudert, schweigt und Keiner will sich zeigen.

Tancred.

Es wird sich Einer zeigen! Zweifle nicht.

Arsir.

Mit welcher Hoffnung täuschest du mein Herz?

Tancred.

Er wird sich zeigen! Nicht für deine Tochter,
Sie kann's nicht fordern, sie verdient es nicht.
Doch für den heil'gen Ruf des hohen Hauses,
Für dich und deinen Ruhm und deine Tugend.

Arsir.

Es kehret sich ein Strahl des Lebens mir,
Erquickend und erregend, wieder zu.
Wer mag für uns sich auf den Kampfplatz wagen?
Für uns, die wir dem Volk ein Greuel sind?
Wer darf mir seine Hand zur Hülfe bieten?
Vergebne Hoffnung! wer den Kampf bestehn?

Tancred.

Ich werd' es! Ja, ich will's! und wenn der Himmel
Für meinen Arm, für deine Sache spricht;

So bitt' ich nur, ſtatt alles Lohns, von dir,
Sogleich mich zu entlaſſen; unerkannt
Und ohne ſie zu ſehen, will ich ſcheiden.

Arſir.

O edler Mann, dich ſendet Gott hierher.
Zwar kann ich keine Freude mehr empfinden;
Doch naht mir lindern Schmerzen mir der Tod.
Ach! dürft' ich wiſſen wem in meinem Jammer
Ich ſo viel Ehrfurcht, ſo viel Dankbarkeit,
Auf einmal ſchuldig bin und gern entrichte!
Dein Anſehn bürgt mir deinen hohen Muth,
Den Vorzug edles Sinnes, edler Ahnen.
Wer biſt du? ſprich!

Tancred.

Laß meine Thaten ſprechen!

Fünfter Auftritt.

Orbaſſan, Arſir, Tancred, Ritter, Gefolge.

Orbaſſan.

Der Staat iſt in Gefahr und fordert nun
Vereinte Kraft und Ueberlegung auf.
Erſt morgen wollten wir zum Angriff ſchreiten,
Doch ſcheint es daß der Feind von unſern Planen,
Auch durch Verräther, unterrichtet iſt.
Es ſcheint, er ſinnet uns zuvor zu kommen;
Und wir begegnen ihm! — Doch nun, o Herr,

Entferne dich von hier und zaudre nicht,
Ein unerträglich Schauspiel zu erwarten.

Arsir.

Es ist genug! mir bleibt allein die Hoffnung
Im Schlachtgewühl dem Tode mich zu weihen,
(auf Tancreden deutend)
Hier dieser edle Ritter leitet mich.
Und welches Unglück auch mein Haus betraf,
Ich diene sterbend meinem Vaterlande.

Orbassan.

An diesem edlen Sinn erkenn' ich dich!
Laß deinen Schmerz die Muselmannen fühlen;
Doch, bitt' ich, hier entweiche! Schrecklich ist's,
Was man der Unglückselgen zubereitet.
Man kommt.

Arsir.

Gerechter Gott!

Orbassan.

Ich würde selbst
In diesem Augenblicke mich entfernen,
Wär' es nicht meines Amtes strenge Pflicht,
Dem härtesten Gesetz und seinem Ausspruch,
Vor einer, nur zu leicht beweglichen,
Verwegnen Menge, Ehrfurcht zu verschaffen.
Von dir verlangt man solche Dienste nicht.
Was kann dich halten, das dich nöthigte
Dein eigen Blut zu sehn, das fließen soll?
Man kommt! Entferne dich!

Tancred.

Mein Vater, bleib!

Orbaſſan.

Und wer biſt du?

Tancred.

Dein Widerſacher bin ich,
Freund dieſes Greiſes, gebe Gott! ſein Rächer,
So nöthig dieſer Stadt vielleicht, als du.

Sechster Auftritt.

Die Mitte öffnet ſich; man ſieht

Amenaiden, von Wache umgeben, Ritter und Volk füllen den Platz.

Arſir.

Großmüth'ger Fremder, leihe deinen Arm
Dem Sinkenden, laß mich an deine Bruſt
Vor dieſem Anblick fliehen!

Amenaide.

Ew'ger Richter,
Der das Vergang'ne, wie das Jetzige
Und Künft'ge ſieht! Du ſchauest in mein Herz,
Du biſt allein der Billige, wenn hier
Mich eine Menge drängt, die, unbarmherzig
In blindem Eifer, leidenſchaftlich richtet,
Nach blindem Zufall die Verdammung lenkt.
(Sie tritt hervor.)
Euch Ritter, Bürger, die, mit raſchem Spruch,
Auf dieſe Todespfade mich geſtoßen,
Euch denk' ich mit Entſchuld'gung nicht zu ſchmeicheln;
Der richtet zwiſchen mir und euch, der oben

Die einzig unbeſtochne Wage hält.
Ich ſeh' in euch verhaßtes Werkzeug nur
Unbilliger Geſetze; euch und ihnen
Hab' ich Gehorſam aufgekündigt, euch und ſie
Verrathen, meinen Vater ſelbſt, der mich
In ein verhaßtes Bündniß zwang, gekränkt,
Hab' Orbaſſan beleidigt, der ſich, kühn
Und ſtreng, zum Herren meines Herzens aufwarf.
Wenn ich, o Bürger, ſo den Tod verdient,
So treff' er mich; doch höret erſt mich an:
Erfahret ganz mein Unglück! Wer vor Gott
Zu treten hat, ſpricht ohne Furcht vor Menſchen.
Auch du, mein Vater, Zeuge meiner Schmach,
Der hier nicht ſollte ſtehn und der vielleicht
Die Härte der Geſetze —

(Sie erblickt Tancreden.)

Großer Gott!
An ſeiner Seite — wen erblick' ich — ihn —
Mein Herz — ich ſterbe!

(Sie fällt in Ohnmacht.)

Tancred.

Meine Gegenwart
Iſt ihr ein bittrer Vorwurf; doch es bleibt
Beſchloſſen — Halter ein, die ihr dem Tod
Das Opfer allzuraſch entgegenführt!
Ihr Bürger, haltet ein! Für ſie zu ſterben,
Sie zu vertheidigen bin ich bereit.
Ich bin ihr Ritter! Dieſer edle Vater,
Dem Tode nah, ſo gut verdammt als ſie,
Nimmt meinen Arm, den Schutz der Unſchuld, an.
Die Tapferkeit ſoll hier den Ausſpruch geben;

Dieß bleibet würd'ger Ritter ſchönſter Theil.
Die Bahn des Kampfes öffne man der Ehre,
Dem Muth ſogleich, und jeglicher Gebrauch
Sey von des Kampfes Richtern wohlbedacht.
Dich, ſtolzer Orbaſſan, dich fordr' ich auf!
Nimm mir das Leben, oder ſtirb durch mich!
Dein Name, deine Thaten ſind bekannt;
Du magſt hier zu befehlen würdig ſeyn.
Das Pfand des Kampfes werf' ich vor dir nieder,
(Er wirft den Handſchuh hin)
Darfſt du's ergreifen?

Orbaſſan.

Deinen Uebermuth
Wär' ich vielleicht zu ehren nicht verbunden;
(Er winkt Einem der Seinen, der den Handſchuh aufhebt.)
Allein mich ſelbſt und dieſen edlen Greis,
Der dich hier einzuführen würdigte,
Uns ehr' ich, wenn ich vor dem Kampfgericht
Der Forderung Verwegenheit beſtrafe.
Doch ſag' uns deinen Namen, deinen Rang!
Der nackte Schild verkündet wenig Thaten.

Tancred.

Ihn ſchmückt vielleicht der Sieg nur allzubald.
Doch meinen Namen ruf' ich, wenn du fällſt,
Das letzte Wort, dem Sterbenden in's Ohr.
Nun folge mir!

Orbaſſan.

Man öffne gleich die Schranken!
Entfeſſelt bleibt Amenaide hier
Bis zu dem Ausgang dieſes leichten Kampfes.

Dieß Recht genießt ſogar die Schuldige,
Sobald ein Ritter auftritt, ſie zu retten.
Und wie ich von dem Kampfplatz ſiegend kehre,
Sieht mich an eurer Spitze gleich der Feind.
Im Zweykampf überwinden iſt Gewinn;
Für's Vaterland zu ſiegen ewig Ruhm.

Tancred.

Geſprochen iſt genug, und wenn du fällſt,
So bleibt noch mancher Arm, den Staat zu retten.

Siebenter Auftritt.

Arſir, Amenaide (im Hintergrund) die wieder zu ſich kommt, nachdem man ihr die Feſſeln abgenommen hat. Die Menge folgt den Rittern und verliert ſich nach und nach.

Amenaide.

Was iſt aus ihm geworden? Weiß man ſchon? —
Er iſt verloren, wenn man ihn entdeckt.

Arſir.

O meine Tochter!

Amenaide.

Wendeſt du dich nun
Zu mir, die du verlaſſen und verdammt?

Arſir.

Wo ſoll ich hin vor dieſem gräßlichen
Geſchick mich wenden? Großer Gott, zu dir!

Du haſt uns einen Retter hergeſandt.
Willſt du verzeihen? oder wäre ſie
Unſchuldig und ein Wunder ſoll ſie retten?
Iſt es Gerechtigkeit, iſt's Gnade? Zitternd hoff' ich,
Was hat zu ſolcher Handlung dich verleitet?
Darf ich dir wieder nahen? Welche Blicke
Wag' ich auf dich zu richten?

Amenaide.

Eines Vaters
Vertrauensvolle, ſchonungsvolle Blicke.
Laß mich den väterlichen Arm ergreifen,
Und deine Tochter faſſe wieder an.
Wer ſtützt uns, wenn wir uns in unſerm Jammer
Nicht auf einander ſtützen? Immer ſchwebt
Das Beil, noch aufgehoben, über mir,
Und offen liegt das Grab vor meinen Schritten.
Ach! und er ſtürzt vielleicht vor mir hinab,
Der Edelſte, der mir zu Hülfe kam.
Ich folge dir! Ich will, ſo ſtumm wie du,
Auch unerkannt wie du, dem Grab mich weihen.
Doch ach vielleicht — der immer Siegende,
Sollt' er nicht auch zu meinem Vortheil ſiegen?
Ach! darf ich einem Strahl der Lebensluſt
Die halberſtarrte Bruſt zu öffnen wagen?
Mein Vater — nein — Vergib! die Lippe wagt
Nicht auszuſprechen, was Gefahr und Noth
Auf mich und meinen Retter häufen möchte.
Wer darf in mein ſo ſehr verkanntes Herz
Und ſeine liebevollen Tiefen blicken?
Wer darf ihn kennen? Mache doch ſein Arm

Den wunderbar Verborgenen bekannt!
Auch Raum verſchaff er mir! Ein einzig Wort
Stellt mich auf's Ehrenvollſte wieder her.
Mein Vater, komm! In wenigen Momenten
Erblickſt du mich entſündigt, oder todt.

Vierter Aufzug.

Vorhalle.

Erſter Auftritt.

Tancred, Loredan, Ritter.

Loredan.

Mit Staunen und mit Trauer ſchauen wir
Den hohen Sieg, der dich verherrlichet.
Du haſt uns einen tapfern Mann geraubt,
Der ſeine ganze Kraft dem Staat gewidmet,
Und der an Tapferkeit dir ſelber glich;
Magſt du uns, edler Mann, nun deinen Namen
Und welch Geſchick dich hergeführt, entdecken?

Tancred.

Vor ſeinem Tod' erfuhr es Orbaſſan,
Und meinen Haß und mein Geheimniß nimmt er
Mit ſich in's Grab. Und euch bekümmre nicht
Mein trauriges Geſchick; wer ich auch ſey,
Ich bin bereit euch ritterlich zu dienen.

Loredan.

Bleib unbekannt, weil du es ſo begehrſt,
Und laß, durch nützliche, erhabne Thaten,

Uns deinen Muth zum Heil des Staates kennen!
Die Scharen der Ungläub'gen sind gerüstet.
Vertheidige mit uns Religion,
Gesetz und Freiheit, jenes hohe Recht,
Sich selbst Gesetz zu geben. Solamir
Sey nun dein Feind und deiner Thaten Ziel.
Du hast uns unsers besten Arms beraubt;
Der deine fechte nun an seiner Stelle.

Tancred.

Wie ich versprochen, will ich alsobald
Euch in das Feld begleiten. Solamir
Befeindet mich vielleicht weit mehr als euch;
Ich haff' ihn mehr als ihr. Doch, wie ihm sey,
Zu diesem neuen Kampf bin ich bereitet.

Roderich.

Wir hoffen viel von solchem hohen Muth;
Doch wird auch Syrakus dich und sich selbst
Durch seine Dankbarkeit zu ehren wissen.

Tancred.

Mir keinen Dank! Ich fordr', ich wünsch' ihn nicht,
Ich will ihn nicht. In diesem Raum der Trauer
Ist nichts was meine Hoffnungen erregte.
Wenn ich mein Blut vergieße, wenn ich euch,
Mein jammervolles Leben endend, nütze;
So fordr' ich keinen Lohn und kein Bedauren,
Nicht Ruhm, nicht Mitleid. Kommt, zu unsrer Pflicht!
Auf Solamir zu treffen ist mein Wunsch.

Loredan.

Wir wünschen die Erfüllung! Nun erlaube

Das Heer zu ordnen, vor die Stadt zu führen,
Das mit den Feinden ſich zu meſſen brennt.
Du höreſt gleich von uns. Erhettre dich!
Des Siegs, des Ruhms gedenke; alles andre,
Was dir auch Kummer macht, laß hinter dir!

Zweyter Auftritt.

Tancred. Aldamon.

Tancred.

Verdienen mag ſie's, oder nicht, ſie lebt!

Aldamon.

Sie wiſſen nicht, welch eine gift'ge Wunde,
Dieß zärtlich edle Herz in ſeinen Tiefen,
Mit unauslöſchlich beißer Qual, verzehrt.
Doch wirſt du nicht, o Herr, dich überwinden?
Und deinen Schmerz und die Beleidigung
Auf einen Augenblick vergeſſen? Nach der alten
Beſtehnden Ritterſitte, dich der Schönen,
Für die du kämpfteſt, überwandeſt, zeigen?
Die Leben, Ehre, Freiheit dir verdankt,
Wirſt du ihr nicht ſogleich die blut'gen Waffen
Des hingeſtreckten Feinds zu Füßen legen?

Tancred.

Nein, Aldamon! ich werde ſie nicht ſehn.

Aldamon.

Dein Leben wagteſt du, um ihr zu dienen.
Nun fliehſt du ſie?

Tancred.

Wie es ihr Herz verdient.

Aldamon.

Ich fühle, wie dich ihr Verrath empört;
Doch haſt du ſelbſt für den Verrath geſtritten.

Tancred.

Was ich für ſie gethan, war meine Pflicht.
So untreu ſie mir war, vermöcht' ich nie
Im Tode ſie, in Schande ſie zu ſehen.
Sie retten mußt' ich, nicht auch ihr verzeihn.
Sie lebe, wenn Tancred im Blute liegt.
Den Freund vermiſſe ſie, den ſie verrathen,
Das Herz, das ſie verlor, das ſie zerreißt.
Unmäßig liebt' ich ſie, ganz war ich ihr.
Gefürchtet hätt' ich treulos ſie zu finden?
Die reinſte Tugend dacht' ich anzubeten;
Altar und Tempel, Schwur und Weihe ſchien
Mir nicht ſo heilig als von ihr ein Wort.

Aldamon.

Dich zu verletzen, ſollte Barbarey
Sich mit Verrath in Syrakus vereinen.
In früher Jugend wurdeſt du verbannt,
Nun durch's Geſetz beraubt, gekränkt von Liebe.
Laß uns auf ewig dieſes Ufer fliehn.
In Schlachten folg' ich, ewig folg' ich dir!
Hinweg aus dieſen ſchmacherfüllten Mauern!

Tancred.

Wie herrlich zeigt ſich mir das ſchöne Bild
Der Tugend wieder, das in ihr ich ſah!

Die du mich Schmerzbeladenen hinab
In's Grab verſtößeſt, dem ich dich entriſſen,
Verhaßte Schuldige, Geliebte noch!
Die über mein Geſchick noch immer waltet!
O wär' es möglich, könnteſt du noch ſeyn,
Wofür im Wahne ſonſt ich dich gehalten!
Nein! Sterbend nur vergeſſ' ich's. Meine Schwäche
Iſt ſchrecklich, ſchrecklich ſoll die Buße ſeyn.
Umkommen muß ich. Stirb und laß dir nicht
Von ihr die letzten Augenblicke rauben!

Aldamon.

Doch ſchienſt du erſt an dem Verbrechen ſelbſt
Zu zweifeln. Iſt die Welt, ſo ſagteſt du,
Der Lüge nicht zur Beute hingegeben?
Regiert nicht die Verläumdung?

Tancred.

Alles iſt,
Ach leider, zu bewieſen, jede Thür
Des ſchrecklichen Geheimniſſes erforſcht.
Schon in Byzanz hat Solaïr für ſie,
Ich wußt' es wohl, geglüht; auch hier, vernehm' ich,
Hat ſeine Leidenſchaft ihn angetrieben,
Sich, einem Muſelmann, der Chriſtin Hand,
Vom Vater, als des Feindes Pfand, zu fordern.
Er hätt' es nicht gewagt, wenn zwiſchen ihnen
Sich kein geheim Verſtändniß angeſponnen.
Sie liebt ihn! und mein Herz hat nur umſonſt
An ſie geglaubt, für ſie umſonſt gezweifelt.
Nun muß ich ihrem Vater glauben, ihm,
Dem zärtlichſten von allen Vätern, ihm,

Der ſelber ſie verklagt und ſie verdammt.
Was ſagt' ich! ach! ſie ſelbſt, ſie klagt ſich an.
Mit Augen ſah ich jenes Unglücksblatt,
Von ihrer eignen Hand, die Worte ſah ich:
„O möchteſt du in Syrakus regieren,
Und unſre Stadt beherrſchen, wie mein Herz!“
Mein Unglück iſt gewiß.

Aldamon.

Vergiß, Erhabner!
Verachtend ſtrafe die Erniedrigte!

Tancred.

Und was mich kränkender als alles trifft,
Sie glaubte ſich zu ehren, glaubte ſich
Dem größten Sterblichen zu weihen. Ach!
Wie tief erniedrigt, wie zerknirſcht es mich!
Der Fremde kommt und ſiegt, erfüllt das Land,
Und das leichtſinnige Geſchlecht, ſogleich
Vom Glanz geblendet der um Sieger ſtrömt,
Entäußert ſich der alten frommen Triebe
Und wirft ſich dem Tyrannen an die Bruſt,
Und opfert den Geliebten einem Fremden.
Umſonſt iſt unſre Liebe ſtill und rein,
Umſonſt legt uns die Ehrfurcht Feſſeln an,
Umſonſt verachten wir den Tod für ſie!
Auch mir begegnet's, und ich ſollte nicht
Das Leben haſſen, die Verräth'rin fliehn?

Dritter Auftritt.

Tancred, Roderich, Aldamon, Ritter.

Roderich.

Beiſammen iſt das Heer; die Zeit enteilt!

Tancred.

Es iſt geſchehn, ich folge.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Amenaide, Euphanie.

Amenaide (heftig herbeieilend).

Laß, mein Retter!
Herr meines Lebens! mich zu deinen Füßen —
(Tancred hebt ſie abgewendet auf.)
Ich fühle hier mich nicht erniedrigt. Laß
Auch meinen Vater dir die Knie umfaſſen!
Entziehe deine hohe Gegenwart
Nicht unſrer Dankbarkeit! Wer darf mich ſcheiten,
Daß ich mit Ungeduld zu dir mich ſtürze?
Dir, meinem Retter, darf ich meine Freude
Nicht völlig zeigen, nicht mein ganzes Herz.
Nicht nennen darf ich dich — du blickſt zur Erde!
Ach! mitten unter Henkern, blickt' ich auf,
Ich ſah dich und die Welt verſchwand vor mir;
Soll die Befreite dich nicht wieder ſehen?
Du ſcheinſt beſtürzt, ich ſelber bin verworren;

Mit dir zu sprechen fürcht' ich. Welcher Zwang!
Du wendest dich von mir? du hörst mich nicht?

Tancred.

Zu deinem Vater wende dich zurück
Und tröste den gebeugten edlen Greis.
Mich rufen andre Sorgen weg von hier,
Und gegen euch erfüllt' ich meine Pflicht.
Den Preis empfing ich, hoffe sonst nichts mehr.
Zu viele Dankbarkeit verwirret nur,
Mein Herz erläßt sie dir und gibt dir frei,
Mit deinem Herzen, nach Gefühl, zu schalten.
Sey glücklich, wenn du glücklich leben kannst,
Und meiner Qualen Ende sey der Tod.

Fünfter Auftritt.

Amenaide, Euphanie.

Amenaide.

Ist es ein Traum? Bin ich dem Grab entstiegen?
Gab mich ein Gott dem Lebenstage wieder?
Und dieses Licht umleuchtet es mich noch?
Was ich vernehmen mußte, war es nicht
Ein Urtheil schreckenvoller, schauderhafter
Als jenes das dem Tode mich geweiht?
Wie gräßlich trifft mich dieser neue Schlag!
Ist es Tancred der so sich von mir wendet.
Du sahst wie kalt und tief erniedrigend
Er mit verhaltnem Zorne mich vernichtet.

Die Liebste sah er mit Entsetzen an!
Dem Tod entreißt er mich, um mich zu tödten!
Durch welch Verbrechen hab' ich das verdient?

Euphanie.

In seinen Zügen wandelte der Zorn,
Erzwungne Kälte lebt' in seiner Stimme,
In Thränen schwamm sein abgewandter Blick.

Amenaide.

Er liebt, verstößt mich, gibt mich auf, beleidigt
Die ihm das Liebste war. Was konnt' ihn so
Verändern? Was hat diesen Sturm erregt?
Was fordert er? Was zürnt er? Niemand ist
Zur Eifersucht ihn aufzureizen würdig.
Das Leben dank' ich ihm, das ist mein Ruhm.
Als Einziger geliebt, mein einz'ger Schuß,
Gewann er mir, durch seinen Sieg, das Leben;
Was ich um ihn verlor erhielt er mir.

Euphanie.

Die öffentliche Meinung reißt auch ihn
Vielleicht mit fort, vielleicht mißtraut er ihr
Und sie verwirrt ihn dennoch. Jener Doppelsinn
Des Unglücksbriefs, der Name Solamirs,
Sein Ruhm wie seine Werbung, seine Kühnheit,
Spricht alles gegen dich, sogar dein Schweigen,
Dein stolzes großes Schweigen, das ihn selbst,
Tancreden selbst, vor seinen Feinden barg.
Wer könnte dieser Hülle Nacht durchdringen?
Er gab dem Vorurtheil, dem Schein sich hin.

Amenaide.

So hat er mich verkannt?

Euphanie.

Entſchuldige

Den Liebevollen.

Amenaide.

Nichts entſchuldigt ihn!

Und wenn mich auch die ganze Welt verklagte;
Auf eignem Urtheil ruht ein großer Mann,
Und der betrognen Menge ſetzt er ſtill
Gerechter Achtung Vollgewicht entgegen.
Aus Mitleid hätt' er nur für mich geſtritten?
Die Schmach iſt ſchrecklich, ſie vernichtet mich.
Ich ging für ihn, zufrieden, in den Tod;
Und nun entreißt er mir ein Zutraun, das
Mich von dem Tod allein noch retten konnte.
Nein, dieſes Herz wird nimmer ihm verzeihn.
Zwar ſeine Wohlthat bleibet ſtets vor mir,
Auch im gekränkten Herzen, gegenwärtig;
Doch glaubt er mich unwürdig ſeiner Liebe,
So iſt er auch nicht meiner Liebe werth;
Jetzt bin ich erſt erniedrigt, erſt geſchmäht.

Euphanie.

Er kannte nicht —

Amenaide.

Mich hätt' er kennen ſollen!

Mich ſollt' er achten wie er mich gekannt,
Und fühlen daß ich ſolch ein Band, verrätriſch,
Unmöglich zu zerreißen fähig ſey.
Sein Arm iſt mächtig, ſtolz iſt dieſes Herz.
Dieß Herz, ſo groß wie ſeines, weniger
Geneigt zum Argwohn, zärtlicher gewiß,
Entſagt auf ewig ihm und allen Menſchen.

Falsch sind sie, voller Tücke, schwach und grausam,
Betrogene Betrieger! und vergißt
Mein Herz Tancreden, wird's die Welt vergessen.

Sechster Auftritt.

Arsir, Amenaide, Gefolge.

Arsir.

Nur langsam kehret meine Kraft zurück,
Das Alter trägt die eignen Lasten kaum,
Den ungeheuren Schmerzen lag ich unter.
Nun laßt mich jenen edlen Helden sehn,
An meine Brust ihn drücken. Sage mir,
Wer war's? wer hat mein einzig Kind gerettet?

Amenaide.

Ein Mann, der meine Liebe sonst verdient,
Ein Held, den selbst mein Vater unterdrückte,
Den ihr verbannter, dessen Namen ich
Vor euch verschweigen mußte, den zu mir
Das unglückselige Blatt berufen sollte,
Der letzte Sproß des hohen Ritterstammes,
Der größte Sterbliche, der mich nun auch,
Wie Jedermann, verkennt! es ist Tancred!

Arsir.

Was sagst du?

Amenaide.

Was mein Herz nicht mehr verschweigt,
Was ich mit Furcht bekenne, da ich muß.

Arsir.

Tancred?

Amenaide.

Er selbst! Ich wußt' ihn in der Nähe;
Ihn zu berufen dacht' ich. Mich befreien
Sollt' er von Orbassan; da fiel mein Blatt
In eure Hand. Ihn führt sein eignes Herz
In diese Mauern, mich vom Tod zu retten,
Und ach! nun bin ich auch von ihm verkannt.
Mit unsern Helden eilt er schon hinaus
Und kämpft für uns mit tief zerriss'nem Busen.

Arsir.

Der Edle, den wir unterdrückten, dem
Wir Güter, Würde, Vaterland geraubt,
Er kommt uns zu beschützen, wenn vor ihm
Als tückische Tyrannen wir erscheinen.

Amenaide.

Verzeiht euch selbst, er wird euch gern verzeihen;
Auch dir vergeb' ich, daß du allzuschnell
Zu meinen strengen Richtern dich gesellt,
Auf der Natur gelinde Stimme nicht,
Auf's Zeugniß meines Lebens nicht gehört.

Arsir.

An ihn war jenes Unglücksblatt geschrieben?

Amenaide.

An ihn, er war mein Einz'ger in der Welt.

Arsir.

Und wie hat Liebe dich zu ihm geleitet?

Amenaide.

Schon in Byzanz, an meiner Mutter Hand.

Arsir.

Nun kränkt dich sein Verdacht? Es irrt auch er?

Amenaide.

Dem Zeugniß eines Vaters mußt' er glauben.

Arsir.

Wie übereilt, o! wie verstockt ich war!

Amenaide.

O! könntest du nun auch das Räthsel lösen!

Arsir.

Ich eile! Kommt! Zu Pferde! Laßt mich ihm
Bis in der Schlacht verworrne Tiefe folgen;
Dort kämpft er freudiger, wenn er erfährt
Daß du ihn liebst und daß du redlich bist.
Verzweiflung kämpft, ich fühl' es, nun mit ihm;
Den schönern Muth wird ihm die Liebe geben.

Amenaide.

Du gehst nicht ohne mich!

Arsir.

Du bleibst zurück!

Amenaide.

In diese Mauern soll mich nichts verbannen.
Scharf in die Augen faßt' ich schon den Tod,
Er blickte gräßlich; auf dem Feld der Ehre
Erscheint er mächtig, aber nicht verhaßt.
Nimm mich an deine Brust, an deine Seite!
Verstoße mich zum zweytenmale nicht.

Arsir.

Gehorsam hab' ich nicht von dir verdient,
Mein väterliches Recht hab' ich verscherzt;
Allein bedenke, welchen kühnen Schritt
Du vor den Augen aller Bürger wagst.
Zum Kampfe zieht ein zärtliches Geschlecht,
Dem engen Zwang entwachsen, nicht hinaus.

In andern Landen mag es Sitte seyn;
Doch hier versagt's Gewohnheit und Gesetz.

Amenaide.

Gesetz, Gewohnheit, Sitte darfst du nennen;
Ich fühle mich erhoben über sie.
An diesem ungerechten Schreckenstage
Soll mir mein Herz allein Gesetze geben.
Was? Die Gesetze, die so schwer auf dir
Und deinem Haus gelastet, die
Geboten deine Tochter unter Henkers Hand,
Vor allem Volk, entwürdigt, hinzustoßen,
Die sollen jetzt verbieten daß ich, dich
In's Ehrenfeld begleitend, mich entsühne?
Sie sollten mein Geschlecht vor Feindes Pfeilen,
Nicht vor der Schmach des Schandgerüstes wahren?
Du bebst, mein Vater? Hätte damals dich
Ein Schauer überlaufen, als, geneigt
Der feindlichen Partey zu schmeichlen, du
Dich mit dem stolzen Orbassan vereintest,
Dem einz'gen Sterblichen zu schaden, der
Euch retten sollte, damals, als in mir
Den heiligen Gehorsam du zerstörtest —

Arsir.

Halt ein und kränke den Gekränkten nicht!
Er ist dein Vater; brauche nicht das Recht,
Mich anzuklagen und verschone mich!
Laß meine Schmerzen mich bestrafen, laß,
Wenn du Verzweiflung eines Vaters ehrst,
Laß von dem Pfeil der Mauren mich allein
An unsers Helden Seite fallen, wenn

Ich deine Lieb' und Unschuld ihm entdeckt.
Ich gehe! Haltet sie!

Siebenter Auftritt.

Amenaide.

Wer darf mich halten?
Wer hat gelitten was ich leiden muß?
Und wer hilft mir ertragen was ich trage?
Nein! Soll ich nicht elendiglich vergehn,
So muß ich fort, ich muß mich thätig zeigen,
Ich muß ihn suchen, finden! In der Schlacht
Gedrängtestem Gewühle treff' ich ihn.
Dort sollen alle Speere die ihm drohn
Auch mir des Lebens nahes Ende deuten.
Dort wirft vielleicht sich diese treue Brust
Dem Streiche, der ihn treffen soll, entgegen.
Er haßt, er flieht mich ungerecht! Auch mir
Empört das Herz im Busen sich, und ihn
Gestraft zu sehen ist mein Wunsch. Gestraft
In mir! An seiner Seite soll des Feinds
Geschärfter Pfeil mich treffen! dann ergreift
Sein [illegible] Arm die Sinkende;
Al[illegible] erwacht sein Mitleid, doch zu spät!
Und er erfährt, daß ich ihm treu geblieben;
Er ruft umsonst in's Leben mich zurück,
Und heiße Reue quillt in seinem Busen,
Und alle Schmerzen jammervoller Liebe
Wälz' ich im letzten Seufzer auf ihn los.

Fünfter Aufzug.

Fels und Wald, im Hintergrund eine Aussicht auf den Aetna.

Erster Auftritt.

Soldaten, welche beschäftigt sind, aus Sarazenischer Beute Trophäen aufzustellen. Volk, von verschiedenem Geschlecht und Alter, das sich hinzudrängt. Zu ihnen Ritter und Knappen.

Loredan.

Erhebt das Herz in freudigem Gesang
Und Weihrauch laßt dem Gott der Siege wallen!
Ihm, der für uns gestritten, unsern Arm
Mit Kraft gerüstet, sey allein der Dank!
Er hat die Schlingen, hat das Netz zerrissen,
Mit denen uns der Glaubensfeind umstellt.
Wenn dieser hundert überwundne Völker,
Mit ehrnem Stab, tyrannisch niederdrückt;
So gab der Herr ihn heut' in unsre Hand.
Errichtet Siegeszeichen auf dem Platze,
Wo diese Wunderthaten euch befreit,
Und schmücket, fromm, die heiligen Altäre
Mit der Ungläub'gen beste Schätzen aus.
O! möge doch die ganze Welt von uns,

Wie man ſein letztes Gut vertheidigt, lernen!
O möge Spanien, aus ſeinem Druck,
Italien, aus ſeiner Aſche blicken!
Aegypten, das zertretne, Syrien,
Das feſſeltragende, nun auch
Zum Herren, der uns rettete, ſich wenden!
Doch im Triumphe laßt uns nicht Arſirs
Und ſeiner Vaterſchmerzen nicht vergeſſen!
O daß auch ihm das allgemeine Glück
In ſeines Hauſes Jammer Tröſtung bringe!
Und nun, wo iſt der Ritter, der für uns,
Wie alle rühmen, dieſen Sieg erfocht?
Hat ein Triumph ſo wenig Reiz für ihn?
Und könnt' er uns des Neids verdächtig halten?
Wir ſind geprüft genug, ein fremd Verdienſt
In ſeinem vollen Werthe zu verehren.

(Zu Roderich)

Er focht in deiner Nähe, wie ich weiß;
Kannſt du von ihm, o Herr, uns Nachricht geben?
Er hat ſo edel die Gefahr getheilt,
Will er nicht auch die Siegesfreude theilen?

Roderich.

Vernehmt den ſonderbarſten Fall durch mich.
Indeſſen ihr des Aetna's Felſenwege
Vertheidigtet, entfaltete die Schlacht,
Mit Ungeſtüm, ſich an dem Ufer hin.
Er war der Vorderſte, war weit voraus,
Und wir erſtaunten, in dem tapfern Manne
Nicht die Beſonnenheit des Muths zu ſehn,
Die in dem Schlachtgewühl dem Führer ziemt;
Verzweiflung trieb ihn der Gefahr entgegen.

In abgebrochnen Worten, wilden Blicken,
Entdeckte ſich ein ungemeſſ'ner Schmerz.
Er rief nach Solamir, oft rief er auch,
Mit Ungeſtüm, Amenaidens Namen.
Er ſchalt ſie treulos; manchmal ſchien ſogar
Sich ſeine Wuth in Thränen aufzulöſen.
Er weihte ſich dem Tode freventlich,
Er gab ſich auf und, fürchterlicher nur,
Erkämpft er, ſtatt des Todes, ſich den Sieg.
Die Feinde wichen ſeinem Arm und uns,
Und unſer war das freie Schlachtgefild;
Doch er empfand von ſeinem Ruhme nichts.
Geſenktes Blickes, tief in Traurigkeit
Verloren, hielt er unter unſerm Chor.
Doch endlich ruft er Aldamon heran,
Umarmt ihn weinend, ſpricht ihm heimlich zu.
Auf einmal ſprengen beide fort; der Held
Ruft noch zurück: Auf ewig lebet wohl!
Wir ſtehn beſtürzt, daß ſolch ein edler Mann
Nach ſolchem Dienſt ſich uns verbergen will.
Auf einmal aber ſtürzt Amenaide
Durch der Soldaten dicht gedrängte Schaar,
Entſtellt und bleich, den Tod in ihren Blicken.
Sie ruft Tancreden, irrt an uns heran,
Ihr Vater folgt und ſie, ermattet, ſinkt
An ſeine Bruſt; wir eilen ihn zu ſtützen.
Der Unbekannte, ruft er, iſt Tancred!
Er iſt der Held, der ſolche Wunder leiſtet.
Amenaiden rächt er, rächt den Staat,
Und eilet uns zu retten, die wir ihn
Einſtimmig, als Rebellen, heute noch,

Behandelt. Sucht ihn auf und führet ihn,
Entſühnet, im Triumph, zur Stadt zurück!

Loredan.

Wo iſt er? daß die ſchönſte Zierde nicht
An unſerm holden Siegestage fehle.
Führt ihn heran, damit wir zeigen können,
Daß, wenn wir einen edlen Mann verkannt,
Wir den geprüften gleich zu ehren wiſſen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen, Arſir. Später Amenaide, im Hintergrund, von ihren Frauen unterſtützt.

Arſir.

O! eilt ihn zu befreien! ihn zu retten!
Tancred iſt in Gefahr. Verwegen trieb
Sein Eifer ihn dem flieh'nden Feinde nach,
Der wieder ſich verſammelt, wieder ficht.
Mein Alter, ach! erlaubt mir nur zu klagen.
Ihr, deren Kühnheit ſich mit Stärke paart,
Die noch der Jugend Heldenkraft beſeelt,
Verbunden, eilet hin und gebt Tancreden
Euch, mir und dieſer Hartgekränkten wieder.

Loredan.

Genug! die Zeit iſt koſtbar, folget mir!
Wenn wir das Uebermaß der Tapferkeit
Nicht loben können, dieſe düſtre Wuth,
So ſind wir doch ihm ſchnelle Hülfe ſchuldig.

Dritter Auftritt.

Arfir. Amenaide.

Arfir.

So hörſt du denn, o Gott! des Vaters Flehn?
Du gibſt mir endlich meine Tochter wieder,
Den Mann uns wieder dem wir alles danken.
Die Hoffnung darf, geliebte Tochter, nun
In unſerm Herzen wieder ſich entfalten.
Wenn ich dich ſelbſt verkannt, wenn ich dein Unglück
Aus Irrthum ſelbſt verſchuldet, wenn ich's ganz
Mit dir empfunden und getragen; laß
Mich nun es end'gen, wenn der Edle kommt!
Laß dieſen Troſt in deine Seele leuchten!

Amenaide.

Getröſtet werd' ich ſeyn wenn ich ihn ſehe,
Wenn er, den ich mit Lieb' und Graun erwarte,
Gerettet kommt und ſich gerecht erzeigt,
Wenn ich vernehme, daß er mich nicht mehr
Verkennt und ſeinen Argwohn tief bereut.

Arfir.

Ich fühle nur zu lebhaft, o Geliebte!
Was du in dieſer harten Probe leideſt,
Von ſolcher Prüfung heilt im edlen Herzen
Die Wunde kaum, die Narbe bleibt gewiß,
Das Nachgefühl des Schmerzens bleibt mit ihr.
Doch, meine Tochter, denke daß Tancred,
Den wir verhaßt, den wir verfolgt geſehen,
Geliebt, bewundert, angebetet kommt,
Und ſolch ein Glanz dich nun mit ihm verklärt.
Je höher ſich Tancred, je herrlicher,

Durch unerwartet große Thaten ſtellte,
Um deſto ſchöner werden Lieb' und Treue,
Die du ihm rein und ganz gewidmet, glänzen.
Wenn ſonſt ein guter Menſch nur ſeine Pflicht
Zu thun verſteht, erhebet ſich der Held;
Er überfliegt gemeiner Möglichkeit
Beſcheidne Gränze, ja, der Hoffnung ſelbſt
Eilt er zuvor. So that für uns Tancred,
Und über alle Hoffnung wird auch er
Dich treu und ſeiner Liebe werth entdecken.
Er wendet ſeine Neigung ganz dir zu,
Das Volk bewundert und verehrt auch dich.
Dieß alles zu bewirken, ſeinen Irrthum
Aus ſeiner Seele ſchnell hinweg zu ſcheuchen,
Bedarfs ein Wort.

Amenaide.

Es iſt noch nicht geſprochen!
Was kann mich jetzt der Völker Gunſt bekümmern,
Das ungerecht verdammt, flatterſinnig liebt,
Und zwiſchen Haß und Mitleid, irrend, ſchwankt.
Nicht ſeine laute Stimme rührt mein Herz;
An eines Einzigen Munde hängt mein Ruf.
Ja, führe lieber fort mich zu verkennen;
Ich wollte lieber in den Tod mich ſtürzen,
Als länger ſeiner Achtung zu entbehren.
Ja, wiſſe — muß ich auch noch dieß geſtehn! —
Als meinen Bräutigam verehrt' ich ihn,
Ihm hat die Mutter, ſterbend, mich gegeben,
Ihr letzter Seufzer hat uns noch geſegnet,
Und dieſe Hände, die ſie erſt verbunden,

Vereinten ſich die Augen ihr zu ſchließen.
Da ſchwuren wir, bei ihrem Mutterherzen,
Im Angeſicht des Himmels, bei dem reinen
Verklärten Geiſt, bei dir, unſel'ger Vater,
Uns nur in dir zu lieben, für dein Glück,
Mit kindlichem Gehorſam, uns zu bilden.
Ich ſah, ſtatt des Altars, ein Mordgerüſt;
Mein Bräutigam verkennt mich, ſucht den Tod,
Und mir bleibt das Entſetzen meiner Schmach;
Das iſt mein Schickſal.

Arſir.

Das nun ſich erheitert.
Mehr als du hoffteſt wird noch dir gewährt.

Amenaide.

Ach! Alles fürcht' ich!

Vierter Auftritt.

Arſir, Amenaide, Euphanie.

Euphanie.

Theilet Freud' und Jubel!
Empfindet, mehr als wir ein Wunderglück!
Tancred hat abermals geſiegt, den Reſt
Auf ihn vereinter Flüchtiger zerſtreut.
Und Solamir, von ſeiner Hand getödtet,
Liegt nun, als Opfer des bedrängten Staats,
Als Pfand zukünft'ger Siege, zur Entſühnung

Getränkter Frauenehre hingeſtreckt.
Wie ſchnell verbreitet ſich der Ruf umher!
Wie freudetrunken fliegt das Volk ihm zu,
Und nennt ihn ſeinen Helden, ſeinen Schutz;
Des Thrones würdig preiſ't man ſeine Thaten.
Ein einziger von unſern Kriegern war,
Auf dieſen Ehrenwegen, ſein Begleiter:
Der Aldamon, der unter dir gedient,
Errang ſich einen Theil an dieſem Ruhm.
Und als zuletzt noch unſre Ritter ſich,
Mit Ungeſtüm, zum Platz des Kampfes ſtürzten,
War alles längſt gethän, der Sieg entſchieden.

(In der Ferne Siegsgeſang.)

Vernehmt ihr jener Stimmen Hochgeſang?
Die über alle Helden ſeines Stammes,
Ihn über Roland, über Triſtan heben.
Ihm reichen tauſend Hände Kranz um Kranz.
Welch ein Triumph der dich und ihn verklärt!
O theile, komm! den herrlichen Triumph;
Du haſt ihn längſt verdient und längſt vermißt.
Dir lächelt alles nun und jeder ſchämt
Sich jener Schmach, mit der er dich verletzt.
Tancred iſt dein, ergreife den Beſitz!

Amenaide.

Ach! Endlich athm' ich wieder und mein Herz
Eröffnet ſich der Freude. Theurer Vater!
Laß uns den Höchſten, der auf ſolchen Wegen
Mir das Verlorne wiedergibt, verehren.
Vom herben Schmerz durch ſeine Hand befreit,
Fang' ich, ſo ſcheint mir, erſt zu leben an.

Mein Glück iſt groß; doch hab' ich es verdient.
Vergeſſen will ich alles. O! verzeih
So manchen Vorwurf, manche bittre Klage,
Womit ich, edler Vater, dich gekränkt,
Und wenn Tancredens Unterdrücker, wenn
Sich Feinde, Bürger ihm zu Füßen werfen;
Die Wonne fühl' ich ganz, denn er iſt mein.

Arſir.

Und ganz genießt dein Vater ſie mit dir. —
Iſt dieß nicht Aldamon? der, mit Tancreden,
Sich in den Feind, mit ächter Treue ſtürzte,
Er, der auch unter mir ſo brav gedient;
Vermehrt er die Gewißheit unſres Heils?
Durch einen wackren Boten wird die Wonne
Der guten Botſchaft noch erhöht. Allein
Was ſeh' ich? Unacwiſſes Trittes naht er ſich!
Iſt er verwundet? Tiefe Schmerzen ſind
Auf ſein Geſicht gegraben!

Fünfter Auftritt.

Arſir, Amenaide, Euphanie, Aldamon.

Amenaide.

Sag' uns an:
Tancred iſt Ueberwinder?

Aldamon.

Ja, er iſt's!

Amenaide.

Verkündet nicht ihn dieſer Siegeston?

(Umgebung von Jene)

Aldamon.

Der ſchon in Klagetöne ſich verwandelt.

Amenaide.

Was ſagſt du? Soll uns neues Unglück treffen?

Aldamon.

Zu theuer iſt des Tages Glück erkauft.

Amenaide.

So iſt er todt?

Aldamon.

Sein Auge blickt noch auf;
Doch wird ihn ſeine Wunde bald uns rauben.
Als er, an meiner Seite, ſich zum Tod
Getroffen fühlte, ſtünt' er ſich gelaſſen
Auf meinem Arm und ſprach: Ich ſehe ſie
Nicht wieder, die mir alles war, und die
Mich nun hieher getrieben. Eile hin
Und bring' ihr noch ein ſchmerzlich Scheidewort,
Und ſag' ihr —

Arſir.

Gott! So gränzenloſe Noth
Verhängſt du über uns! O theurer Mann!
Verſchweig' ihr eine Botſchaft die ſie tödtet.

Amenaide.

Nein, ſprich das Urtheil nur entſchieden aus!
Ich habe nichts als dieſes Leben mehr,
Und dieſes geb' ich gern und willig hin.
Sprich ſein Gebot, das letzte, ſprich es aus!

Aldamon.

Nicht überleben konnt' ich den Gedanken,

So ſprach er, daß ſie mir die Treue brach;
Um ihretwillen ſterb' ich; könnt' ich doch
Auch für ſie ſterben, daß ſie Ruf und Namen
Und Lebensglück, durch meinen Tod, erwürbe.

Amenaide.

Er ſtirbt im Irrthum! Werd' ich ſo geſtraft!

Arſir.

Verloren iſt nun alles, nun der Köcher
Feindſeliges Geſchickes ganz geleert!
Und, ohne Hoffnung, ohne Furcht, erwarten,
Auch ohne Klage, wir den nahen Tod.
O! laß mich wenigſtens, geliebtes Kind,
In dieſer ſchrecklichen Verwirrung, noch
Die letzten Kräfte ſammeln, laß mich laut,
Daß unſre Ritter, unſer Vaterland,
Daß alle Völker hören, laß mich rufen:
So litt ein edles Herz! ſo war's verkannt!
Und alle Welt verehre deinen Namen.

Amenaide.

Und mag ein unerträglich herber Schmerz
Durch irgend einen Antheil milder werden?
Was kann das Vaterland? was kann die Welt?
Tancred iſt todt.

Arſir.

So fahre hin, mein Leben!

Amenaide.

Tancred iſt todt! und Niemand hat für mich
Ein Wort geſprochen, Niemand mich vertreten! —
Nein, dieſe letzte Hoffnung laß mir noch:

Er lebt! er lebt! ſo lange, bis er ſich
Von meiner Lieb' und Unſchuld überzeugt.
(Indem ſie abgehen will, begegnet ſie den Rittern, denen ſie ausweicht.)
Drängt mich auch hier die Tyranney zurück!

Sechster und letzter Auftritt.

Loredan, Roderich, Ritter, Soldaten, Volk, Amenaide, Arſir, Euphanie, Aldamon. Tancred, von Soldaten getragen, iſt im Hintergrunde. An der Seite mit eroberten Sarazeniſchen Standarten.

Loredan.

Beklagenswerthe Beide, die ihr bang'
Dem Zug begegnet der ſich ſtumm bewegt,
Wohl iſt für euch der Schmerzen Fülle hier.
Verwundet, ehrenvoll und tödlich, naht,
Auf dieſer Bahre, leider nun der Held.
In Leidenſchaft und Wuth gab er ſich hin;
So hat er uns vollkommnen Sieg errungen.
Doch ach! wir hielten kaum des edlen Bluts,
Das uns errettet, heft'gen Strom zurück.
(Zu Amenaiden)
Der hohe Geiſt, der ſich von hinnen ſehnt,
Verweilt, ſo ſcheint es, noch um deinetwillen;
Er nennet deinen Namen, alles weint,
Und wir bereuen unſern Theil der Schuld.
(Und ſo er ſpricht, bringt man Tancreden langſam hervor.)

Amenaide

(aus den Armen ihrer Frauen, wendet sich, mit Abscheu, gegen Everhan).

Barbaren! mög' euch ew'ge Reue plagen!

(Sie eilt auf Tancreden los und wirft sich vor ihm nieder.)

Tancred! Geliebter! grausam Zärtlicher!
In dieser letzten Stunde höre mich!
O! wende mir dein mattes Auge zu,
Erkenne mich im gränzenlosen Jammer!
O! gönne dann im Grab, an deiner Seite,
Mir, deiner Gattin, ehrenvollen Raum.
Ja, diesen Namen, den du mir versprachst,
Ich hab' ihn mir, durch Leiden, wohl verdient;
Ich habe wohl verdient daß du nach mir,
Der hartgeprüften, treuen Gattin blickst.

(Er sieht sie an.)

So wär' es denn zum Letztenmale, daß
Du mich in's Auge fassest! Sieh mich an!
Kann ich wohl deinen Haß verdienen? Kann
Ich schuldig seyn?

Tancred (sich ein wenig aufrichtend).

Ach! du hast mich verrathen.

Amenaide.

Ich dich? Tancred!

Arsir

(der sich auf der andern Seite niedergeworfen, Tancreden umarmt, und dann wieder aufsteht).

O höre, wenn ich nun
Für die so sehr verkannte Tochter spreche!
Um deinetwillen kam sie in Verdacht;
Mir straften sie, weil sie an dir gehangen.
Gesetz und Rath und Volk und Ritter, alles

Hat ſich geirrt, ſie war allein gerecht.
Das Unglücksblatt, das ſolchen Grimm erregt,
Es war für dich geſchrieben, ihren Helden;
So waren wir getäuſcht und täuſchten dich.

Tancred.

Amenaide liebt mich? Iſt es wahr?

Amenaide.

Ich hätte Schmach und Schande wohl verdient
Und jenen Tod, aus dem du mich geriſſen,
Wenn ich, unedel, deiner Liebe je,
Und meiner Pflichten gegen dich vergeſſen.

Tancred

(der ſeine Kräfte ſammelt und die Stimme erhebt).

Du liebſt mich! Dieſes Glück iſt höher als
Mein Unſtern. Ach! ich fühle nur zu ſehr
Bei dieſem Ton das Leben wünſchenswerth.
Ich glaubte der Verläumdung, ich verdiene
Den Tod. Ein traurig Leben bracht' ich zu
Und nun verlier' ich's, da das Glück ſich mir,
An deiner Seite, gränzenlos eröffnet.

Amenaide.

Und nur in dieſer Stunde ſollt' ich dich,
Die uns auf ewig trennt, noch einmal ſprechen!
Tancred!

Tancred.

In deinen Thränen ſollt' ich Troſt
Und Lindrung fühlen; aber ach! von dir
Sollt' ich mich trennen! Herb iſt ſolch ein Tod.
Ich fühl', er naht. Aſtir, o höre mich.
Dieß edle Herz hat ſeine Treue mir
Auf ewig zugeſagt und mir erhalten,

Als Opfer ſelbſt des traurigſten Verdachts;
O! laß denn meine blutig ſtarre Hand,
Mit ihrer Hand, zuletzt, ſich noch verbinden!
Laß mich als ihren Gatten ſterben, dich
Als Vater noch umarmen!

Arſir.

Theurer Sohn!
O könnteſt du für ſie und alle leben!

Tancred.

Ich lebte, meine Gattin zu entſühnen,
Mein Vaterland zu rächen, ſterbe nun
Umfaßt von beiden, und ich fühle mich
So würdig ihrer Liebe, wie geliebt.
Erfüllt ſind meine Wünſche! Liebſtes Weib!
Amenaide!

Amenaide.

Komm!

Tancred.

Du bleibſt zurück!
Und ſchwörſt mir daß du leben willſt —
(Er ſinkt nieder.)

Roderich.

Er ſtirbt!
An ſeiner Bahre ſchäme ſich der Thränen
Kein tapfrer Mann; der Reue ſchäme ſich
Kein Edler, der zu ſpät ihn erſt erkannt.

Amenaide
(die ſich auf Tancredens Leichnam wirft).

Er ſtirbt! Tyrannen, meint ihr? die ihr ihn
Mißhandelt, ihn dem Tode hingegeben!

(Jedem ſie aufführt und verſchwindet.)

Verflucht ſey der Senat! Verflucht ein Recht,
Das ränkevoll der herrſchenden Partey
Geſetzlich Treu und Unſchuld morden lehrt!
O! reißet euch gewaltſam auseinander,
Des Berges ungeheure Feuerſchlünde,
Die ihr das reiche Feld Siciliens
Im Finſtern unterwühlet, reißt euch auf!
Erſchüttert Syrakus, daß die Paläſte,
Die Mauern ſtürzen! Sendet Feuerquellen
Aus euren Schluchten, überſchwemmt das Land,
Und ſchlingt den Reſt des Volkes, die Ruinen
Der großen Stadt, zur Hölle mit hinab!

(Sie wirft ſich wieder auf den Leichnam.)

O! mein Tancred!

(Sie ſpringt wieder auf.)

Er ſtirbt! ihr aber lebt!
Ihr lebt! ich aber folg' ihm! — Rufſt du mich?
Dein Weib vernimmt die Stimme ſeines Gatten.
In ew'ger Nacht begegnen wir uns wieder,
Und euch verfolge Qual, ſo dort, wie hier!

(Sie wirft ſich in Cuphanions Arme.)

Arſir.

O! meine Tochter!

Amenaide.

Weiche fern hinweg!
Du biſt mein Vater, haſt an uns, fürwahr,
Des heil'gen Namens Würde nicht erprobt.
Zu dieſen haſt du dich geſellt! — Verzeih
Der kläglich Sterbenden! — Nur dieſem hier

Gehör' ich an, im Tode bleib' ich ſein.
Tancred!

(Sie ſinkt an der Bahre nieder.)

Arſir.

Geliebtes, unglückſel'ges Kind!
O! rufet ſie in's Leben, daß ich nicht,
Der Letzte meines Stamms, verzweifelnd ſterbe!

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Achter Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

Inhalt.

Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.

Egmont.

Götz von Berlichingen

mit der eisernen Hand.

Ein Schauspiel.

Personen.

Kaiser Maximilian.
Götz von Berlichingen.
Elisabeth, seine Frau.
Maria, seine Schwester.
Karl, sein Söhnchen.
Georg, sein Bube.
Bischoff von Bamberg.
Weislingen,
Adelheid von Walldorf, } an des Bischoffs Hofe.
Liebetraut,
Abt von Fulda.
Olearius, beider Rechte Doctor.
Bruder Martin.
Hanns von Selbitz.
Franz von Sickingen.
Lerse.
Franz, Weislingens Bube.
Kammerfräulein der Adelheid.
Metzler, Sievers, Link, Kohl, Wild, Anführer der rebellischen Bauern.
Hoffrauen, Hofleute, am Bamberg'schen Hofe.
Kaiserliche Räthe.
Rathsherrn von Heilbronn.
Richter des heimlichen Gerichts.
Zwey Nürnberger Kaufleute.
Max Stumpf, Pfalzgräflicher Diener.
Ein Unbekannter.

Brautvater, } Bauern.
Bräutigam, }
Berlichingsche, Weislingsche, Bambergsche Reiter.
Hauptleute, Officiere, Knechte von der Reichsarmee.
Schenkwirth.
Gerichtsdiener.
Heilbronner Bürger.
Stadtwache.
Gefängnißwärter.
Bauern.
Zigeunerhauptmann.
Zigeuner, Zigeunerinnen.

Erſter Akt.

Schwarzenberg in Franken.

Herberge.

Metzler, Sievers (am Tiſche.) Zwey Reitersknechte (bey'm Feuer). Wirth.

Sievers. Hänſel, noch ein Glas Branntwein, und meß chriſtlich.

Wirth. Du biſt der Nimmerſatt.

Metzler (leiſe zu Sievers). Erzähl' das noch einmal vom Berlichingen! Die Bamberger dort ärgern ſich, ſie möchten ſchwarz werden.

Sievers. Bamberger? Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen iſt oben auf'm Schloß bei'm Herrn Grafen ſchon zwey Tage; dem haben ſie das Gleit geben. Ich weiß nicht wo er herkomme; ſie warten auf ihn; er geht zurück nach Bamberg.

Sievers. Wer iſt der Weislingen?

Metzler. Des Biſchoffs rechte Hand, ein gewaltiger Herr, der dem Götz auch auf'n Dienſt lauert.

Sievers. Er mag ſich in Acht nehmen.

Metzler (leise). Nur immer zu! (laut) Seit wann hat denn der Götz wieder Händel mit dem Bischoff von Bamberg? Es hieß ja, alles wäre vertragen und geschlichtet.

Sievers. Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Wie der Bischoff sah, er richt nichts aus und zieht immer den Kürzern, kroch er zum Kreuz und war geschäftig daß der Vergleich zu Stand kám'. Und der getreuherzige Berlichingen gab unerhört nach, wie er immer thut wenn er im Vortheil ist.

Metzler. Gott erhalt ihn! Ein rechtschaffener Herr!

Sievers. Nun denk', ist das nicht schändlich? Da werfen sie ihm einen Buben nieder, da er sich nichts weniger versieht. Wird sie aber schon wieder dafür lausen!

Metzler. Es ist doch dumm daß ihm der letzte Streich mißglückt ist! Er wird sich garstig erboßt haben.

Sievers. Ich glaub nicht, daß ihn lang was so verdrossen hat. Denk auch, alles war auf's genaueste verkundschaft, wann der Bischoff aus dem Bad kám', mit wie viel Reitern, welchen Weg; und wenn's nicht wär durch falsche Leut verrathen worden, wollt er ihm das Bad gesegnet und ihn ausgerieben haben.

Erster Reiter. Was raisonnirt ihr von unserm Bischoff? Ich glaub' ihr sucht Händel.

Sievers. Kümmert euch um eure Sachen! Ihr habt an unſerm Tiſch nichts zu ſuchen.

Zweyter Reiter. Wer heißt euch von unſerm Biſchoff deſpectirlich reden?

Sievers. Hab' ich euch Red und Antwort zu geben? Seht doch den Fratzen!

Erſter Reiter (ſchlägt ihn hinter die Ohren).

Metzler. Schlag den Hund tot!

(Sie fallen über einander her.)

Zweyter Reiter. Komm her, wenn du's Herz haſt.

Wirth (reißt ſie von einander). Wollt ihr Ruh haben! Tauſend Schwerenoth! Schert euch 'naus wenn ihr was auszumachen habt. In meiner Stub ſoll's ehrlich und ordentlich zugehen. (Schiebt die Reiter zur Thür hinaus.) Und ihr Eſel, was fanget ihr an?

Metzler. Nur nit viel geſchimpft, Hänſel, ſonſt kommen wir dir über die Glatze. Komm, Kamerad, wollen die draußen bläuen.

Zwey Berliching'ſche Reiter (kommen).

Erſter Reiter. Was gibt's da?

Sievers. Ei guten Tag, Peter! Veit, guten Tag! Woher?

Zweyter Reiter. Daß du dich nit unterſtehſt zu verrathen wem wir dienen.

Sievers (leise). Da ist euer Herr Götz wohl auch nit weit?

Erster Reiter. Halt dein Maul! Habt ihr Händel?

Sievers. Ihr seyd den Kerls begegnet draußen, sind Bamberger.

Erster Reiter. Was thun die hier?

Metzler. Der Weislingen ist droben auf'm Schloß, bei'm gnädigen Herrn, den haben sie geleit.

Erster Reiter. Der Weislingen?

Zweyter Reiter (leise). Peter! das ist ein gefunden Fressen! (laut) Wie lang ist er da?

Metzler. Schon zwey Tage. Aber er will heut noch fort, hört' ich einen von den Kerls sagen.

Erster Reiter (leise). Sagt' ich dir nicht er wär' daher! Hätten wir dort drüben eine Weile passen können. Komm, Veit.

Sievers. Helft uns doch erst die Bamberger ausprügeln.

Zweyter Reiter. Ihr seyd ja auch zu zwey. Wir müssen fort. Adies! (Ab.)

Sievers. Lumpenhunde die Reiter! wann man sie nit bezahlt, thun sie dir keinen Streich.

Metzler. Ich wollt' schwören sie haben einen Anschlag. Wem dienen sie?

Sievers. Ich soll's nit sagen. Sie dienen dem Götz.

Metzler. So! Nun wollen wir über die draußen. Komm, ſo lang' ich einen Bengel hab' fürcht' ich ihre Bratſpieße nicht.

Sievers. Dürften wir nur ſo einmal an die Fürſten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.

Herberge im Wald.

Götz (vor der Thür unter der Linde). Wo meine Knechte bleiben! Auf und ab muß ich gehen, ſonſt übermannt mich der Schlaf. Fünf Tag' und Nächte, ſchon auf der Lauer. Es wird einem ſauer gemacht das Bißchen Leben und Freiheit. Dafür, wenn ich dich habe, Weislingen, will ich mir's wohl ſeyn laſſen. (Schenkt ein.) Wieder leer! Georg! So lang's daran nicht mangelt und an friſchem Muth, lach' ich der Fürſten Herrſchſucht und Ränke. — Georg! — Schickt ihr nur euern gefälligen Weislingen herum zu Vettern und Gevattern, laßt mich anſchwärzen. Nur immer zu. Ich bin wach. Du warſt mir entwiſcht, Biſchoff! So mag denn dein lieber Weislingen die Zeche bezahlen. — Georg! Hört der Junge nicht? Georg! Georg!

Der Bube (im Panzer eines Erwachſenen). Geſtrenger Herr!

Götz. Wo ſtickſt du? Haſt du geſchlafen? Was zum Henker treibſt du für Mummerey? Komm her,

du siehst gut aus. Schäm' dich nicht, Junge. Du bist brav! Ja, wenn du ihn ausfülltest! Es ist Hannsens Küraß?

Georg. Er wollt' ein wenig schlafen und schnallt' ihn aus.

Götz. Er ist bequemer als sein Herr.

Georg. Zürnt nicht. Ich nahm ihn leise weg und legt' ihn an, und holte meines Vaters altes Schwert von der Wand, lief auf die Wiese und zog's aus.

Götz. Und hiebst um dich herum? Da wird's den Hecken und Dornen gut gegangen seyn. Schläft Hanns?

Georg. Auf euer Rufen sprang er auf, und schrie mir, daß ihr rieft. Ich wollt' den Harnisch ausschnallen, da hört' ich euch zwey-, dreymal.

Götz. Geh'! bring ihm seinen Panzer wieder und sag' ihm, er soll bereit seyn, soll nach den Pferden sehen.

Georg. Die hab' ich recht ausgefüttert und wieder aufgezäumt. Ihr könnt aufsitzen wann ihr wollt.

Götz. Bring' mir einen Krug Wein, gib Hannsen auch ein Glas, sag' ihm, er soll munter seyn, es gilt. Ich hoffe jeden Augenblick meine Kundschafter sollen zurück kommen.

Georg. Ach gestrenger Herr!

Götz. Was hast du?

Georg. Darf ich nicht mit?

Götz. Ein andermal, Georg, wann wir Kaufleute fangen und Fuhren wegnehmen.

Georg. Ein andermal, das habt ihr schon oft gesagt. O dießmal! dießmal! Ich will nur hinten drein laufen, nur auf der Seite lauern. Ich will euch die verschossenen Bolzen wieder holen.

Götz. Das Nächstemal, Georg. Du sollst erst ein Wamms haben, eine Blechhaube und einen Spieß.

Georg. Nehmt mich mit. Wär' ich letzt dabei gewesen, ihr hättet die Armbrust nicht verloren.

Götz. Weißt du das?

Georg. Ihr warft sie dem Feind an Kopf, und einer von den Fußknechten hob sie auf; weg war sie! Gelt ich weiß?

Götz. Erzählen dir das meine Knechte?

Georg. Wohl. Dafür pfeif' ich ihnen auch, wann wir die Pferde striegeln, allerlei Weisen, und lerne sie allerlei lustige Lieder.

Götz. Du bist ein braver Junge.

Georg. Nehmt mich mit, daß ich's zeigen kann.

Götz. Das Nächstemal, auf mein Wort. Unbewaffnet, wie du bist, sollst du nicht in Streit. Die künftigen Zeiten brauchen auch Männer. Ich sage dir, Knabe, es wird eine Zeit werden: Fürsten werden ihre Schätze bieten um einen Mann, den sie jetzt hassen. Geh, Georg, gib Hannsen seinen Küraß wieder, und bring' mir Wein. (Georg ab.) Wo meine

Knechte bleiben! Es iſt unbegreiflich. Ein Mönch! Wo kommt der noch her?

Bruder Martin (kommt).

Götz. Ehrwürdiger Vater, guten Abend! woher ſo ſpät? Mann der heiligen Ruhe, ihr beſchämt viel Ritter.

Martin. Dank' euch, edler Herr! Und bin vor der Hand nur demüthiger Bruder, wenn's ja Titel ſeyn ſoll. Auguſtin mit meinem Kloſternamen, doch hör' ich am liebſten Martin, meinen Taufnamen.

Götz. Ihr ſeyd müde, Bruder Martin, und ohne Zweifel durſtig! (Der Bub kommt.) Da kommt der Wein eben recht.

Martin. Für mich einen Trunk Waſſer. Ich darf keinen Wein trinken.

Götz. Iſt das euer Gelübde?

Martin. Nein, gnädiger Herr, es iſt nicht wider mein Gelübde Wein zu trinken; weil aber der Wein wider mein Gelübde iſt, ſo trinke ich keinen Wein.

Götz. Wie verſteht ihr das?

Martin. Wohl euch daß ihr's nicht verſteht. Eſſen und trinken, mein' ich, iſt des Menſchen Leben.

Götz. Wohl!

Martin. Wenn ihr gegeſſen und getrunken habt, ſeyd ihr wie neu geboren; ſeyd ſtärker, muthiger, ge-

ſchickter zu euerm Geſchäft. Der Wein erfreut des Menſchen Herz, und die Freudigkeit iſt die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, ſeyd ihr alles doppelt was ihr ſeyn ſollt, noch einmal ſo leicht denkend, noch einmal ſo unternehmend, noch einmal ſo ſchnell ausführend.

Gdtz. Wie ich ihn trinke, iſt es wahr.

Martin. Davon red' ich auch. Aber wir —

Georg (mit Waſſer).

Gdtz (zu Georg heimlich). Geh auf den Weg nach Dachsbach, und leg' dich mit dem Ohr auf die Erde, ob du nicht Pferde kommen hörſt, und ſey gleich wieder hier.

Martin. Aber wir, wenn wir gegeſſen und getrunken haben, ſind wir grad das Gegentheil von dem, was wir ſeyn ſollen. Unſere ſchläfrige Verdauung ſtimmt den Kopf nach dem Magen, und in der Schwäche einer überfüllten Ruhe erzeugen ſich Begierden, die ihrer Mutter leicht über den Kopf wachſen.

Gdtz. Ein Glas, Bruder Martin, wird euch nicht im Schlaf ſtören. Ihr ſeyd heute viel gegangen. (Bringt's ihm.) Alle Streiter!

Martin. In Gottes Namen! (Sie ſtoßen an.) Ich kann die müßigen Leute nicht ausſtehen; und doch kann ich nicht ſagen, daß alle Mönche müßig ſind; ſie thun was ſie können. Da komm' ich von St. Veit, wo ich die letzte Nacht ſchlief. Der Prior führte

mich in den Garten; das ist nun ihr Bienenkorb. Vortrefflicher Salat! Kohl nach Herzens Lust! und besonders Blumenkohl und Artischocken, wie keine in Europa!

Götz. Das ist also eure Sache nicht. (Er steht auf, sieht nach dem Jungen und kommt wieder.)

Martin. Wollte, Gott hätte mich zum Gärtner oder Laboranten gemacht! ich könnte glücklich seyn. Mein Abt liebt mich, mein Kloster ist Erfurt in Sachsen; er weiß, ich kann nicht ruhn; da schickt er mich herum, wo was zu betreiben ist. Ich geh' zum Bischoff von Constanz.

Götz. Noch Eins! Gute Verrichtung!

Martin. Gleichfalls.

Götz. Was seht ihr mich so an, Bruder?

Martin. Daß ich in euern Harnisch verliebt bin.

Götz. Hättet ihr Lust zu einem? Es ist schwer und beschwerlich ihn zu tragen.

Martin. Was ist nicht beschwerlich auf dieser Welt! und mir kommt nichts beschwerlicher vor als nicht Mensch seyn dürfen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam — drey Gelübde, deren jedes, einzeln betrachtet, der Natur das Unausstehlichste scheint, so unerträglich sind sie alle. Und sein ganzes Leben unter dieser Last, oder der weit drückendern Bürde des Gewissens muthlos zu keuchen! O Herr! was sind die Mühseligkeiten eures Lebens, gegen die Jämmer-

lichkeiten eines Standes, der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde Gott näher zu rücken, verdammt?

Gbtz. Wär' euer Gelübde nicht so heilig, ich wollte euch bereden einen Harnisch anzulegen, wollt' euch ein Pferd geben, und wir zögen mit einander.

Martin. Wollte Gott, meine Schultern fühlten Kraft, den Harnisch zu ertragen, und mein Arm Stärke, einen Feind vom Pferd zu stechen! — Arme schwache Hand, von jeher gewohnt Kreuze und Friedensfahnen zu führen und Rauchfässer zu schwingen, wie wolltest du Lanze und Schwert regieren! Meine Stimme, nur zu Ave und Halleluja gestimmt, würde dem Feind ein Herold meiner Schwäche seyn, wenn ihn die eurige überwältigte. Kein Gelübde sollte mich abhalten wieder in den Orden zu treten, den mein Schöpfer selbst gestiftet hat!

Gbtz. Glückliche Wiederkehr!

Martin. Das trinke ich nur für euch. Wiederkehr in meinen Käfig ist allemal unglücklich. Wenn ihr wiederkehrt, Herr, in eure Mauern, mit dem Bewußtseyn eurer Tapferkeit und Stärke, der keine Müdigkeit etwas anhaben kann, euch zum Erstenmal nach langer Zeit, sicher vor feindlichem Ueberfall, entwaffnet auf euer Bette streckt, und euch nach dem Schlaf dehnt, der euch besser schmeckt, als mir der Trunk nach langem Durst; da könnt ihr von Glück sagen!

Götz. Dafür kommt's auch selten.

Martin (feuriger). Und ist, wenn's kommt, ein Vorschmack des Himmels. — Wenn ihr zurück kehrt, mit der Beute eurer Feinde beladen, und euch erinnert: den stach ich vom Pferd' eh' er schießen konnte, und den rannt' ich sammt dem Pferde nieder, und dann reiter ihr zu euerm Schloß hinauf, und —

Götz. Was meint ihr?

Martin. Und eure Weiber! (Er schenkt ein.) Auf Gesundheit eurer Frau! (Er wischt sich die Augen.) Ihr habt doch eine?

Götz. Ein edles, vortreffliches Weib!

Martin. Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat! deß lebt er noch eins so lange. Ich kenne keine Weiber, und doch war die Frau die Krone der Schöpfung!

Götz (vor sich). Er dauert mich! Das Gefühl seines Standes frißt ihm das Herz.

Georg (geschwinder). Herr! ich höre Pferde im Galopp! Zwey! Es sind sie gewiß.

Götz. Führ' mein Pferd heraus! Hanns soll aufsitzen. Lebt wohl, theurer Bruder, Gott geleit' euch! Seyd muthig und geduldig. Gott wird euch Raum geben.

Martin. Ich bitt' um euern Namen.

Götz. Verzeiht mir. Lebt wohl! (Er reicht ihm die linke Hand.)

Mar-

Martin. Warum reicht ihr mir die Linke? Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth?

Götz. Und wenn ihr der Kaiser wärt, ihr müßtet mit dieser vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich: sie ist eins mit ihrem Handschuh; ihr seht, er ist Eisen.

Martin. So seyd ihr Götz von Berlichingen! Ich danke dir, Gott, daß du mich ihn hast sehen lassen, diesen Mann, den die Fürsten hassen, und zu dem die Bedrängten sich wenden! (Er nimmt ihm die rechte Hand.) Laßt mir diese Hand, laßt mich sie küssen!

Götz. Ihr sollt nicht.

Martin. Laßt mich! Du, mehr werth als Reliquienhand, durch die das heiligste Blut geflossen ist, todtes Werkzeug, belebt durch des edelsten Geistes Vertrauen auf Gott!

Götz (setzt den Helm auf und nimmt die Lanze).

Martin. Es war ein Mönch bei uns vor Jahr und Tag, der euch besuchte, wie sie euch abgeschossen ward vor Landshut. Wie er uns erzählte, was ihr littet, und wie sehr es euch schmerzte zu eurem Beruf verstümmelt zu seyn, und wie euch einfiel, von einem gehört zu haben, der auch nur Eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente — ich werde das nie vergessen.

Die zwey Knechte (zusammen).

Gbz (zu ihnen. Sie reden heimlich.)

Martin (fährt inzwischen fort). Ich werde das nie vergessen, wie er im edelsten, einfältigsten Vertrauen auf Gott sprach: und wenn ich zwölf Händ' hätte und deine Gnad' wollt' mir nicht, was würden sie mir fruchten. So kann mit Einer —

Gbz. In den Haslacher Wald also. (Kehrt sich zu Martin.) Lebt wohl, werther Bruder Martin. (Küßt ihn.)

Martin. Vergeßt mein nicht, wie ich euer nicht vergesse. (Gbz ab.)

Martin. Wie mir's so eng um's Herz ward, da ich ihn sah. Er redete nichts, und mein Geist konnte doch den seinigen unterscheiden. Es ist eine Wollust einen großen Mann zu sehn.

Georg. Ehrwürd'ger Herr, ihr schlaft doch bei uns?

Martin. Kann ich ein Bett haben?

Georg. Nein, Herr! ich kenne Betten nur vom Hörensagen, in unsrer Herberg' ist nichts als Stroh.

Martin. Auch gut. Wie heißt du?

Georg. Georg, ehrwürd'ger Herr!

Martin. Georg! da hast du einen tapfern Patron.

Georg. Sie sagen, er sey ein Reiter gewesen; das will ich auch seyn.

Martin. Warte! (Zieht ein Gebetbuch hervor und gibt dem Buben einen Heiligen.) Da haſt du ihn. Folge ſeinem Beiſpiel, ſey brav und fürchte Gott!

(Martin geht.)

Georg. Ach ein ſchöner Schimmel! wenn ich einmal ſo einen hätte! — und die goldene Rüſtung! — Das iſt ein garſtiger Drach' — Jetzt ſchieß' ich nach Sperlingen — Heiliger Georg! mach mich groß und ſtark, gib mir ſo eine Lanze, Rüſtung und Pferd, dann laß mir die Drachen kommen!

Jarthauſen.

Götzens Burg.

Eliſabeth. Maria. Karl (ſein Söhnchen).

Karl. Ich bitte dich, liebe Tante, erzähl' mir das noch einmal vom frommen Kind, 's iſt gar zu ſchön.

Maria. Erzähl du mir's, kleiner Schelm, da will ich hören ob du Acht gibſt.

Karl. Wart e bis, ich will mich bedenken. — Es war einmal — ja — es war einmal ein Kind, und ſein' Mutter war krank, da ging das Kind hin —

Maria. Nicht doch. Da ſagte die Mutter: Liebes Kind —

Karl. Ich bin krank —

Maria. Und kann nicht ausgehn —

Karl. Und gab ihm Geld und sagte: geh hin, und hol' dir ein Frühstück. Da kam ein armer Mann —

Maria. Das Kind ging, da begegnet ihm ein alter Mann, der war — nun Karl!

Karl. Der war — alt —

Maria. Freilich! der kaum mehr gehen konnte, und sagte: Liebes Kind —

Karl. Schenk' mir was, ich habe kein Brot gessen gestern und heut'. Da gab ihm's Kind das Geld —

Maria. Das für ein Frühstück seyn sollte.

Karl. Da sagte der alte Mann —

Maria. Da nahm der alte Mann das Kind —

Karl. Bei der Hand, und sagte — und ward ein schöner, glänzender Heiliger, und sagte: — Liebes Kind —

Maria. Für deine Wohlthätigkeit belohnt dich die Mutter Gottes durch mich: welchen Kranken du anrührst —

Karl. Mit der Hand — es war die rechte, glaub' ich.

Maria. Ja.

Karl. Der wird gleich gesund.

Maria. Da lief das Kind nach Haus und konnt' für Freuden nichts reden.

Karl. Und fiel seiner Mutter um den Hals und weinte für Freuden —

Maria. Da rief die Mutter: wie iſt mir! und war — nun Karl!

Karl. Und war — und war —

Maria. Du gibſt ſchon nicht Acht! — und war geſund. Und das Kind curirte König und Kaiſer, und wurde ſo reich, daß es ein großes Kloſter bauete.

Eliſabeth. Ich kann nicht begreifen, wo mein Herr bleibt. Schon fünf Tag und Nächte, daß er weg iſt, und er hoffte ſo bald ſeinen Streich auszuführen.

Maria. Mich ängſtigt's lang'. Wenn ich ſo einen Mann haben ſollte, der ſich immer Gefahren ausſetzte, ich ſtürbe im erſten Jahr.

Eliſabeth. Dafür dank' ich Gott, daß er mich härter zuſammen geſetzt hat,

Karl. Aber muß dann der Vater ausreiten, wenn's ſo gefährlich iſt?

Maria. Es iſt ſein guter Wille ſo.

Eliſabeth. Wohl muß er, lieber Karl.

Karl. Warum?

Eliſabeth. Weißt du noch, wie er das Letztemal ausritt, da er dir Weck' mitbrachte?

Karl. Bringt er wieder mit?

Eliſabeth. Ich glaub' wohl. Siehſt du, da war ein Schneider von Stuttgart, der war ein trefflicher Bogenſchütz, und hatte zu Cöln auf'm Schießen das Beſte gewonnen.

Karl. War's viel?

Elisabeth. Hundert Thaler. Und darnach wollten sie's ihm nicht geben.

Maria. Gelt, das ist garstig, Karl?

Karl. Garstige Leut!

Elisabeth. Da kam der Schneider zu deinem Vater und bat ihn, er möchte ihm zu seinem Geld verhelfen. Und da ritt er aus und nahm den Ebllnern ein Paar Kaufleute weg, und plagte sie so lang' bis sie das Geld herausgaben. Wärst du nicht auch ausgeritten?

Karl. Nein! da muß man durch einen dicken dicken Wald, sind Zigeuner und Hexen drin.

Elisabeth. Ist ein rechter Bursch, fürcht sich vor Hexen.

Maria. Du thust besser, Karl, leb du einmal auf deinem Schloß, als ein frommer christlicher Ritter. Auf seinen eigenen Gütern findet man zum Wohlthun Gelegenheit genug. Die rechtschaffensten Ritter begehen mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit auf ihren Zügen.

Elisabeth. Schwester, du weißt nicht was du redst. Gebe nur Gott, daß unser Junge mit der Zeit braver wird, und dem Weislingen nicht nachschlägt, der so treulos an meinem Mann handelt.

Maria. Wir wollen nicht richten, Elisabeth. Mein Bruder ist sehr erbittert, du auch. Ich bin bei

der ganzen Sache mehr Zuſchauer, und kann billiger ſeyn.

Eliſabeth. Er iſt nicht zu entſchuldigen.

Maria. Was ich von ihm gehört hat mich eingenommen. Erzählte nicht ſelbſt dein Mann ſo viel Liebes und Gutes von ihm! Wie glücklich war ihre Jugend, als ſie zuſammen Edelknaben des Markgrafen waren!

Eliſabeth. Das mag ſeyn. Nur ſag', was kann der Menſch je Gutes gehabt haben, der ſeinem beſten, treuſten Freunde nachſtellt, ſeine Dienſte den Feinden meines Mannes verkauft, und unſern trefflichen Kaiſer, der uns ſo gnädig iſt, mit falſchen niedrigen Vorſtellungen einzunehmen ſucht.

Karl. Der Vater! der Vater! Der Thürmer bläſt's Liedel: Heyſa, mach's Thor auf.

Eliſabeth. Da kommt er mit Beute.

Ein Reiter (kommt).

Reiter. Wir haben gejagt! wir haben gefangen! Gott grüß euch, edle Frauen.

Eliſabeth. Habt ihr den Weislingen?

Reiter. Ihn und drey Reiter.

Eliſabeth. Wie ging's zu daß ihr ſo lang ausbleibt?

Reiter. Wir lauerten auf ihn zwiſchen Nürnberg und Bamberg, er wollte nicht kommen, und wir

wußten doch, er war auf dem Wege. Endlich kundschaften wir ihn aus, er war seitwärts gezogen, und saß geruhig bei'm Grafen auf dem Schwarzenberg.

Elisabeth. Den möchten sie auch gern meinem Mann feind haben.

Reiter. Ich sagt's gleich dem Herrn. Auf! und wir ritten in Haslacher Wald. Und da war's curios: wie wir so in die Nacht reiten, hütt just ein Schäfer da, und fallen fünf Wölf in die Heerd und packten weidlich an. Da lachte unser Herr, und sagte: Glück zu, liebe Gesellen! Glück überall und uns auch! Und es freuet' uns all das gute Zeichen. Indem so kommt der Weislingen hergeritten mit vier Knechten.

Maria. Das Herz zittert mir im Leibe.

Reiter. Ich und mein Kamerad, wie's der Herr befohlen hatte, nistelten uns an ihn, als wären wir zusammengewachsen, daß er sich nicht regen noch rühren konnte, und der Herr und der Hanns fielen über die Knechte her und nahmen sie in Pflicht. Einer ist entwischt.

Elisabeth. Ich bin neugierig ihn zu sehn. Kommen sie bald?

Reiter. Sie reiten das Thal herauf, in einer Viertelstund sind sie hier.

Maria. Er wird niedergeschlagen seyn.

Reiter. Finster genug sieht er aus.

Maria. Sein Anblick wird mir im Herzen weh thun.

Elisabeth. Ah! — Ich will gleich das Essen zurecht machen. Hungrig werdet ihr doch alle seyn.

Reiter. Rechtschaffen.

Elisabeth.. Nimm den Kellerschlüssel und hol vom besten Wein! Sie haben ihn verdient. (Ab.)

Karl. Ich will mit, Tante.

Maria. Komm, Bursch. (Ab.)

Reiter. Der wird nicht sein Vater, sonst ging er mit in Stall!

Götz. Weislingen. Reitersknechte.

Götz (Helm und Schwert auf den Tisch legend). Schnallt mir den Harnisch auf, und gebt mir mein Wamms. Die Bequemlichkeit wird mir wohl thun. Bruder Martin, du sagtest recht — Ihr habt uns in Athem erhalten, Weislingen.

Weislingen (antwortet nichts, auf und abgehend).

Götz. Seyd gutes Muths. Kommt, entwaffnet euch. Wo sind eure Kleider? Ich hoffe, es soll nichts verloren gegangen seyn. (Zum Knecht) Frag seine Knechte, und öffnet das Gepäcke, und seht zu, daß nichts abhanden komme. Ich könnt' euch auch von den meinigen borgen.

Weislingen. Laßt mich so, es ist all eins.

Götz. Könnt' euch ein hübsches saubres Kleid geben, ist zwar nur leinen. Mir ist's zu eng worden.

Ich hatt's auf der Hochzeit meines gnädigen Herrn des Pfalzgrafen an, eben damals, als euer Bischoff so giftig über mich wurde. Ich hatt' ihm, vierzehn Tag vorher, zwey Schiff' auf dem Main niedergeworfen. Und ich geh mit Franzen von Sickingen im Wirthshaus zum Hirsch in Haidelberg die Trepp hinauf. Eh man noch ganz droben ist, ist ein Absatz und ein eisen Geländerlein, da stund der Bischoff und gab Franzen die Hand, wie er vorbei ging, und gab sie mir auch, wie ich hinten drein kam. Ich lacht' in meinem Herzen, und ging zum Landgrafen von Hanau, der mir gar ein lieber Herr war, und sagte: Der Bischoff hat mir die Hand geben, ich wett er hat mich nicht gekannt. Das hört der Bischoff, denn ich redt laut mit Fleiß, und kam zu uns trotzig — und sagte: Wohl, weil ich euch nicht kannt hab, gab ich euch die Hand. Da sagt' ich: Herre, ich merkt's wohl, daß ihr mich nicht kanntet, und hiermit habt ihr eure Hand wieder. Da ward das Männlein so roth am Hals wie ein Krebs vor Zorn, und lief in die Stube zu Pfalzgraf Ludwig und dem Fürsten von Nassau, und klagt's ihnen. Wir haben nachher uns oft was drüber zu gute gethan.

Weislingen. Ich wollt' ihr ließt mich allein.

Gotz. Warum das? Ich bitt euch seyd aufgeräumt. Ihr seyd in meiner Gewalt, und ich werd' sie nicht mißbrauchen.

Weislingen. Dafür war mir's noch nicht bange. Das iſt eure Ritterpflicht.

Götz. Und ihr wiſſt, daß die mir heilig iſt.

Weislingen. Ich bin gefangen; das Uebrige iſt eins.

Götz. Ihr ſolltet nicht ſo reden. Wenn ihr's mit Fürſten zu thun hättet, und ſie euch in tiefen Thurn an Ketten aufhingen, und der Wächter euch den Schlaf wegpfeifen müßte.

(Die Knechte mit den Kleidern.)

Weislingen (zieht ſich aus und an).

Karl (kommt).

Guten Morgen, Vater.

Götz. (küßt ihn). Guten Morgen, Junge. Wie habt ihr die Zeit gelebt?

Karl. Recht geſchickt, Vater! Die Tante ſagt: ich ſey recht geſchickt.

Götz. So!

Karl. Haſt du mir was mitgebracht?

Götz. Dießmal nicht.

Karl. Ich hab viel gelernt.

Götz. Ei!

Karl. Soll ich dir vom frommen Kind erzählen?

Götz. Nach Tiſche.

Karl. Ich weiß noch was.

Götz. Was wird das ſeyn?

Karl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart, gehört seit zweyhundert Jahren den Herrn von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Götz. Kennst du den Herrn von Berlichingen?

Karl (sieht ihn starr an).

Götz (vor sich). Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. — Wem gehört Jarthausen?

Karl. Jarthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jart.

Götz. Das frag ich nicht. — Ich kannte alle Pfade, Weg' und Furten, eh' ich wußte wie Fluß, Dorf und Burg hieß. — Die Mutter ist in der Küche?

Karl. Ja, Vater! Sie kocht weiße Rüben und ein Lammsbraten.

Götz. Weißt du's auch, Hanns Küchenmeister?

Karl. Und für mich zum Nachtisch hat die Tante einen Apfel gebraten.

Götz. Kannst du sie nicht roh essen?

Karl. Schmeckt so besser.

Götz. Du mußt immer was Apartes haben. — Weislingen! ich bin gleich wieder bei euch. Ich muß meine Frau doch sehn. Komm mir, Karl.

Karl. Wer ist der Mann?

Götz. Grüß' ihn. Bitt' ihn er soll lustig seyn.

Karl. Da, Mann! hast du eine Hand, sey lustig, das Essen ist bald fertig.

Weislingen (hebt ihn in die Höh und küßt ihn). Glückliches Kind! das kein Uebel kennt, als wenn die Suppe lang ausbleibt. Gott laß euch viel Freud am Knaben erleben, Berlichingen.

Götz. Wo viel Licht iſt, iſt ſtarker Schatten — doch wär mir's willkommen. Wollen ſehn was es gibt.

(Sie gehn.)

Weislingen. O daß ich aufwachte! und das alles wäre ein Traum! In Berlichingens Gewalt! von dem ich mich kaum losgearbeitet habe, deſſen Andenken ich mied wie Feuer, den ich hoffte zu überwältigen! Und er — der alte treuherzige Götz! Heiliger Gott, was will, will aus dem allen werden? Rückgeführt, Adelbert, in den Saal! wo wir als Buben unſere Jagd trieben — da du ihn liebteſt, an ihm hingſt wie an deiner Seele. Wer kann ihm nahen und ihn haſſen? Ach! ich bin ſo ganz nichts hier! Glückſelige Zeiten, ihr ſeyd vorbei, da noch der alte Berlichingen hier am Kamin ſaß, da wir um ihn durch einander ſpielten, und uns liebten wie die Engel. Wie wird ſich der Biſchoff ängſtigen, und meine Freunde. Ich weiß, das ganze Land nimmt Theil an meinem Unfall. Was iſt's! Können ſie mir geben, wornach ich ſtrebe?

Götz (mit einer Flaſche Wein und Becher). Bis das Eſſen fertig wird, wollen wir eins trinken. Kommt,

ſetzt euch, thut als wenn ihr zu Hauſe wärt! Denkt, ihr ſeyd einmal wieder bei'm Götz. Haben doch lange nicht beiſammen geſeſſen, lang keine Flaſche mit einander ausgeſtochen. (Bringt's ihm.) Ein fröhlich Herz!

Weislingen. Die Zeiten ſind vorbei.

Götz. Behüte Gott! Zwar vergnügtere Tage werden wir wohl nicht wieder finden, als an des Markgrafen Hof, da wir noch beiſammen ſchliefen und mit einander umher zogen. Ich erinnere mich mit Freuden meiner Jugend. Wißt ihr noch, wie ich mit dem Polacken Händel kriegte, dem ich ſein gepicht und gekräuſelt Haar von ungefähr mit dem Aermel verwiſchte?

Weislingen. Es war bei Tiſche, und er ſtach nach euch mit dem Meſſer.

Götz. Den ſchlug ich wacker aus dazumal, und darüber wurdet ihr mit ſeinen Kameraden zu Unfried. Wir hielten immer redlich zuſammen als gute brave Jungen, dafür erkennte uns auch jedermann. (Schenkt ein und bringt's). Caſtor und Pollux! Mir that's immer im Herzen wohl, wenn uns der Markgraf ſo nannte.

Weislingen. Der Biſchoff von Würzburg hatte es aufgebracht.

Götz. Das war ein gelehrter Herr, und dabei ſo leutſelig. Ich erinnere mich ſeiner ſo lange ich lebe, wie er uns liebkoſ'te, unſere Eintracht lobte, und

den Menſchen glücklich pries der ein Zwillingsbruder ſeines Freundes wäre.

Weislingen. Nichts mehr davon!

Götz. Warum nicht? Nach der Arbeit wüßt' ich nichts angenehmers als mich des Vergangenen zu erinnern. Freilich, wenn ich wieder ſo bedenke, wie wir Liebs und Leids zuſammen trugen, einander alles waren, und wie ich damals wähnte ſo ſollt's unſer ganzes Leben ſeyn! War das nicht all mein Troſt, wie mir dieſe Hand weggeſchoſſen ward vor Landshut, und du mein pflegteſt, und mehr als Bruder für mich ſorgteſt? Ich hoffte, Adelbert wird künftig meine rechte Hand ſeyn. Und nun —

Weislingen. Oh!

Götz. Wenn du mir damals gefolgt hätteſt, da ich dir anlag mit nach Brabant zu ziehen, es wäre alles geblieben. Da hielt dich das unglückliche Hofleben, und das Schlenzen und Scherwenzen mit den Weibern. Ich ſagt' es dir immer, wenn du dich mit den eiteln garſtigen Betteln abgabſt, und ihnen erzähleteſt von mißvergnügten Ehen, verführten Mädchen, der rauhen Haut einer dritten, oder was ſie ſonſt gerne hören, du wirſt ein Spitzbub', ſagt' ich, Adelbert.

Weislingen. Wozu ſoll das alles?

Götz. Wollte Gott ich könnt's vergeſſen, oder es wär' anders! Biſt du nicht eben ſo frei, ſo edel geboren als einer in Deutſchland, unabhängig, nur

dem Kaiser unterthan, und du schmiegst dich unter Vasallen? Was hast du von dem Bischoff? Weil er dein Nachbar ist? dich necken konnte? Hast du nicht Arme und Freunde, ihn wieder zu necken? Verkennst den Werth eines freien Rittersmanns, der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst! Verkriechst dich zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen neidischen Pfaffen!

Weislingen. Laßt mich reden.

Götz. Was hast du zu sagen?

Weislingen. Du siehst die Fürsten an wie der Wolf den Hirten. Und doch, darfst du sie schelten, daß sie ihrer Leut und Länder Bestes wahren? Sind sie denn einen Augenblick vor den ungerechten Rittern sicher, die ihre Unterthanen auf allen Straßen anfallen, ihre Dörfer und Schlösser verheeren? Wenn nun auf der andern Seite unsers theuern Kaisers Länder der Gewalt des Erbfeindes ausgesetzt sind, er von den Ständen Hülfe begehrt, und sie sich kaum ihres Lebens erwehren; ist's nicht ein guter Geist, der ihnen einräth auf Mittel zu denken Deutschland zu beruhigen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, um einen jeden Großen und Kleinen die Vortheile des Friedens genießen zu machen. Und uns verdenkst du's, Berlichingen, daß wir uns in ihren Schutz begeben, deren Hülfe uns nah ist, statt daß die entferne Majestät sich selbst nicht beschützen kann.

Götz.

Gdtz. Ja! Ja! Ich verſteh! Weislingen, wären die Fürſten wie ihr ſie ſchildert, wir hätten alle was wir begehren. Ruh und Frieden! Ich glaub's wohl! Den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren. Wohlſeyn eines jeden! Daß ſie ſich nur darum graue Haare wachſen ließen! Und mit unſerm Kaiſer ſpielen ſie auf eine unanſtändige Art. Er meint's gut und möcht gern beſſern. Da kommt denn alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint ſo und ſo. Und weil der Herr geſchwind etwas begreift, und nur reden darf um tauſend Hände in Bewegung zu ſetzen, ſo denkt er, es wär' auch alles ſo geſchwind und leicht ausgeführt. Nun ergehn Verordnungen über Verordnungen, und wird eine über die andere vergeſſen; und was den Fürſten in ihren Kram dient, da ſind ſie hinter her, und gloriiren von Ruh und Sicherheit des Reichs, bis ſie die Kleinen unter'm Fuß haben. Ich will darauf ſchwören, es dankt mancher in ſeinem Herzen Gott, daß der Türk dem Kaiſer die Wage hält.

Weislingen. Ihr ſeht's von eurer Seite.

Gdtz. Das thut jeder. Es iſt die Frage auf welcher Licht und Recht iſt, und eure Gänge ſcheuen wenigſtens den Tag.

Weislingen. Ihr dürft reden, ich bin der Gefangne.

Gdtz. Wenn euer Gewiſſen rein iſt, ſo ſeyd ihr

frei. Aber wie war's um den Landfrieden? Ich weiß noch, als ein Bub von sechszehn Jahren war ich mit dem Markgrafen auf dem Reichstag. Was die Fürsten da für weite Mäuler machten, und die Geistlichen am ärgsten. Euer Bischoff lärmte dem Kaiser die Ohren voll, als wenn ihm wunder wie! die Gerechtigkeit an's Herz gewachsen wäre; und jetzt wirft er mir selbst einen Buben nieder, zur Zeit da unsere Händel vertragen sind, ich an nichts böses denke. Ist nicht alles zwischen uns geschlichtet? Was hat er mit dem Buben?

Weislingen. Es geschah ohne sein Wissen.

Götz. Warum gibt er ihn nicht wieder los?

Weislingen. Er hat sich nicht aufgeführt wie er sollte.

Götz. Nicht wie er sollte? Bei meinem Eid, er hat gethan wie er sollte, so gewiß er mit eurer und des Bischoffs Kundschaft gefangen ist. Meint ihr, ich komm erst heut auf die Welt, daß ich nicht sehen soll wo alles hinaus will?

Weislingen. Ihr seyd argwöhnisch und thut uns Unrecht.

Götz. Weislingen, soll ich von der Leber weg reden? Ich bin euch ein Dorn in den Augen, so klein ich bin, und der Sickingen und Selbitz nicht weniger, weil wir fest entschlossen sind zu sterben eh, als jemanden die Luft zu verdanken, außer Gott, und unsere

Treu und Dienſt zu leiſten, als dem Kaiſer. Da ziehen ſie nun um mich herum, verſchwärzen mich bei Ihro Majeſtät und ihren Freunden und meinen Nachbarn, und ſpioniren nach Vortheil über mich. Aus dem Wege wollen ſie mich haben, wie's wäre. Darum nahmt ihr meinen Buben gefangen, weil ihr wußtet, ich hatt' ihn auf Kundſchaft ausgeſchickt; und darum that er nicht was er ſollte, weil er mich nicht an euch verrieth. Und du, Weislingen, biſt ihr Werkzeug!

Weislingen. Berlichingen!

Götz. Kein Wort mehr davon! Ich bin ein Feind von Explicationen; man betriegt ſich oder den andern, und meiſt beide.

Karl. Zu Tiſch, Vater.

Götz. Fröhliche Botſchaft! — Kommt, ich hoffe, meine Weibsleute ſollen euch munter machen. Ihr wart ſonſt ein Liebhaber, die Fräulein wußten von euch zu erzählen. Kommt!

(Ab.)

Im Bischöfflichen Palaste zu Bamberg.

Der Speisesaal.

Bischoff von Bamberg. Abt von Fulda. Olearius. Liebetraut. Hofleute.

(An Tafel.)

(Der Nachtisch und die großen Pokale werden aufgetragen.)

Bischoff. Studiren jetzt viele Deutsche von Adel zu Bologna?

Olearius. Vom Adel- und Bürgerstande. Und ohne Ruhm zu melden, tragen sie das größte Lob davon. Man pflegt im Sprichwort auf der Akademie zu sagen: So fleißig wie ein Deutscher von Adel. Denn indem die Bürgerlichen einen rühmlichen Fleiß anwenden, durch Talente den Mangel der Geburt zu ersetzen; so bestreben sich jene, mit rühmlicher Wetteiferung, ihre angeborne Würde durch die glänzendsten Verdienste zu erhöhen.

Abt. Ei!

Liebetraut. Sag' einer was man nicht erlebet. So fleißig wie ein Deutscher von Adel! Das hab ich mein Tage nicht gehört.

Olearius. Ja, sie sind die Bewunderung der ganzen Akademie. Es werden ehestens einige von den ältesten und geschicktesten als Doctores zurückkommen. Der Kaiser wird glücklich seyn die ersten Stellen damit besetzen zu können.

Biſchoff. Das kann nicht fehlen.

Abt. Kennen Sie nicht zum Exempel einen Junker? — Er iſt aus Heſſen —

Olearius. Es ſind viel Heſſen da.

Abt. Er heißt — er iſt — Weiß es keiner von euch? — Seine Mutter war eine von — Oh! Sein Vater hatte nur Ein Aug' — und war Marſchall.

Liebetraut. Von Wildenholz?

Abt. Recht — von Wildenholz.

Olearius. Den kenn' ich wohl, ein junger Herr von vielen Fähigkeiten. Beſonders rühmt man ihn wegen ſeiner Stärke im Disputiren.

Abt. Das hat er von ſeiner Mutter.

Liebetraut. Nur wollte ſie ihr Mann niemals drum rühmen.

Biſchoff. Wie ſagtet ihr, daß der Kaiſer hieß, der euer Corpus Juris geſchrieben hat?

Olearius. Juſtinianus.

Biſchoff. Ein trefflicher Herr! er ſoll leben!

Olearius. Sein Andenken! (Sie trinken.)

Abt. Es mag ein ſchön Buch ſeyn.

Olearius. Man möcht's wohl ein Buch aller Bücher nennen; eine Sammlung aller Geſetze; bei jedem Fall der Urtheilsſpruch bereit; und was ja noch abgängig oder dunkel wäre, erſetzen die Gloſſen, womit die gelehrteſten Männer das vortefflichſte Werk geſchmückt haben.

Abt. Eine Sammlung aller Gesetze! Potz! Da müssen wohl auch die zehn Gebote drin seyn.

Olearius. Implicite wohl, nicht explicite.

Abt. Das mein' ich auch, an und vor sich, ohne weitere Explication.

Bischoff. Und was das schönste ist, so könnte, wie ihr sagt, ein Reich in sicherster Ruhe und Frieden leben, wo es völlig eingeführt und recht gehandhabt würde.

Olearius. Ohne Frage.

Bischoff. Alle Doctores Juris!

Olearius. Ich werd's zu rühmen wissen. (Sie trinken.) Wollte Gott man spräche so in meinem Vaterlande!

Abt. Wo seyd ihr her, Hochgelahrter Herr?

Olearius. Von Frankfurt am Main, Ihro Eminenz zu dienen.

Bischoff. Steht ihr Herrn da nicht wohl angeschrieben? Wie kommt das?

Olearius. Sonderbar genug. Ich war da, meines Vaters Erbschaft abzuholen; der Pöbel hätte mich fast gesteinigt, wie er hörte, ich sey ein Jurist.

Abt. Behüte Gott!

Olearius. Aber das kommt daher: Der Schöppenstuhl, der in großem Ansehn weit umher steht, ist mit lauter Leuten besetzt die der Römischen Rechte unkundig sind. Man glaubt es sey genug, durch Alter

und Erfahrung ſich eine genaue Kenntniß des innern und äußern Zuſtandes der Stadt zu erwerben. So werden, nach altem Herkommen und wenigen Statuten, die Bürger und die Nachbarſchaft gerichtet.

Abt. Das iſt wohl gut.

Olearius. Aber lange nicht genug. Der Menſchen Leben iſt kurz, und in Einer Generation kommen nicht alle Caſus vor. Eine Sammlung ſolcher Fälle von vielen Jahrhunderten iſt unſer Geſetzbuch. Und dann iſt der Wille und die Meinung der Menſchen ſchwankend; dem däucht heute das recht, was der andere morgen mißbilliget; und ſo iſt Verwirrung und Ungerechtigkeit unvermeidlich. Das alles beſtimmen die Geſetze; und die Geſetze ſind unveränderlich.

Abt. Das iſt freilich beſſer.

Olearius. Das erkennt der Pöbel nicht, der, ſo gierig er auf Neuigkeiten iſt, das Neue höchſt verabſcheuet, das ihn aus ſeinem Gleiſe leiten will, und wenn er ſich noch ſehr dadurch verbeſſert. Sie halten den Juriſten ſo arg, als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelſchneider, und ſind wie raſend, wenn einer dort ſich niederzulaſſen gedenkt.

Liebetraut. Ihr ſeyd von Frankfurt! Ich bin wohl da bekannt. Bei Kaiſer Maximilians Krönung haben wir euern Bräutigams was vorgeſchmauſt. Euer Name iſt Olearius? Ich kenne ſo Niemanden.

Olearius. Mein Vater hieß Oehlmann. Nur,

den Mißstand auf dem Titel meiner Lateinischen Schriften zu vermeiden, nenn' ich mich, nach dem Beispiel und auf Anrathen würdiger Rechtslehrer, Olearius.

Liebetraut. Ihr thatet wohl, daß ihr euch übersetztet. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande, es hätt' euch in eurer Muttersprache auch so gehen können.

Olearius. Es war nicht darum.

Liebetraut. Alle Dinge haben ein Paar Ursachen.

Abt. Ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande!

Liebetraut. Wißt ihr auch warum, Hochwürdiger Herr?

Abt. Weil er da geboren und erzogen ist.

Liebetraut. Wohl! Das mag die Eine Ursache seyn. Die andere ist: Weil, bei einer näheren Bekanntschaft mit den Herrn, der Nimbus von Ehrwürdigkeit und Heiligkeit wegschwindet, den uns eine nebelichte Ferne um sie herum lägt; und dann sind sie ganz kleine Stümpfchen Unschlitt.

Olearius. Es scheint ihr seyd dazu bestellt Wahrheiten zu sagen.

Liebetraut. Weil ich's Herz dazu hab, so fehlt mir's nicht am Maul.

Olearius. Aber doch an Geschicklichkeit sie wohl anzubringen.

Liebetraut. Schröpfköpfe sind wohl angebracht wo sie ziehen.

Olearius. Bader erkennt man an der Schürze und nimmt in ihrem Amte ihnen nichts übel. Zur Vorsorge thätet ihr wohl wenn ihr eine Schellenkappe trügt.

Liebetraut. Wo habt ihr promovirt? Es ist nur zur Nachfrage, wenn mir einmal der Einfall käme, daß ich gleich vor die rechte Schmiede ginge.

Olearius. Ihr seyd verwegen.

Liebetraut. Und ihr sehr breit.

(Bischoff und Art lachen.)

Bischoff. Von was anders! — Nicht so bitzig, ihr Herrn. Bei Tisch geht alles drein — Einen andern Discurs, Liebetraut!

Liebetraut. Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen —

Olearius (zum Bischoff). Was spricht man vom Türkenzug, Ihro Fürstliche Gnaden?

Bischoff. Der Kaiser hat nichts angelegners, als vorerst das Reich zu beruhigen, die Fehden abzuschaffen, und das Ansehn der Gerichte zu befestigen. Dann, sagt man, wird er persönlich gegen die Feinde des Reichs und der Christenheit ziehen. Jetzt machen ihm seine Privathändel noch zu thun, und das Reich

ist, trotz ein vierzig Landfrieden, noch immer eine Mördergrube. Franken, Schwaben, der Oberrhein und die angränzenden Länder werden von übermüthigen und kühnen Rittern verheeret. Sickingen, Selbitz mit Einem Fuß, Berlichingen mit der eisernen Hand spotten in diesen Gegenden des Kaiserlichen Ansehens —

Abt. Ja, wenn Ihro Majestät nicht bald dazu thun, so stecken einen die Kerl am End in Sack.

Liebetraut. Das müßt' ein Kerl seyn, der das Weinfaß von Fuld in den Sack schieben wollte.

Bischoff. Besonders ist der Letzte seit vielen Jahren mein unversöhnlicher Feind, und molestirt mich unsäglich; aber es soll nicht lang mehr währen, hoff' ich. Der Kaiser hält jetzt seinen Hof zu Augsburg. Wir haben unsere Maßregeln genommen, es kann uns nicht fehlen. — Herr Doctor, kennt ihr Adelberten von Weislingen?

Olearius. Nein, Ihro Eminenz.

Bischoff. Wenn ihr die Ankunft dieses Mann's erwartet, werdet ihr euch freuen, den edelsten, verständigsten und angenehmsten Ritter in Einer Person zu sehen.

Olearius. Es muß ein vortrefflicher Mann seyn, der solche Lobeserhebungen aus solch einem Munde verdient.

Liebetraut. Er ist auf keiner Akademie gewesen.

Bischoff. Das wissen wir. (Die Bedienten laufen an's Fenster.) Was gibts?

Ein Bedienter. Eben reit Färber, Weislingens Knecht, zum Schloßthor herein.

Bischoff. Seht was er bringt, er wird ihn melden.

(Liebetraut geht. Sie stehn auf und trinken noch eins. Liebetraut kommt zurück.)

Bischoff. Was für Nachrichten?

Liebetraut. Ich wollt' es müßt' sie euch ein Andrer sagen. Weislingen ist gefangen.

Bischoff. O!

Liebetraut. Berlichingen hat ihn und drey Knechte bei Haslach weggenommen. Einer ist entronnen euch's anzusagen.

Abt. Eine Hiobs-Post.

Olearius. Es thut mir von Herzen leid.

Bischoff. Ich will den Knecht sehn, bringt ihn herauf — Ich will ihn selbst sprechen. Bringt ihn in mein Cabinet. (Ab.)

Abt. (setzt sich). Noch einen Schluck.

(Die Knechte schenken ein.)

Olearius. Belieben Ihro Hochwürden nicht eine kleine Promenade in den Garten zu machen? *Post coenam stabis seu passus mille meabis.*

Liebetraut. Wahrhaftig, das Sitzen ist Ihnen nicht gesund. Sie kriegen noch einen Schlagfluß.

(Abt hebt sich auf.)

Liebetraut (vor sich). Wann ich ihn nur draußen hab, will ich ihm für's Exercitium sorgen. (Gehn ab.)

Jarthauſen.

Maria. Weislingen.

Maria. Ihr liebt mich, ſagt ihr. Ich glaub' es gerne, und hoffe mit euch glücklich zu ſeyn, und euch glücklich zu machen.

Weislingen. Ich fühle nichts, als nur daß ich ganz dein bin. (Er umarmt ſie.)

Maria. Ich bitte euch, laßt mich. Einen Kuß hab ich euch zum Gottespfennig erlaubt; ihr ſcheint aber ſchon von dem Beſitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen euer iſt.

Weislingen. Ihr ſeyd zu ſtreng, Maria! Unſchuldige Liebe erfreut die Gottheit, ſtatt ſie zu beleidigen.

Maria. Es ſey! Aber ich bin nicht dadurch erbaut. Man lehrte mich: Liebkoſungen ſey'n, wie Ketten, ſtark durch ihre Verwandtſchaft, und Mädchen, wenn ſie liebten, ſey'n ſchwächer als Simſon nach Verluſt ſeiner Locken.

Weislingen. Wer lehrte euch das?

Maria. Die Aebtiſſin meines Kloſters. Bis in mein ſechzehntes Jahr war ich bei ihr, und nur mit euch empfind' ich das Glück, das ich in ihrem Umgang genoß. Sie hatte geliebt, und durfte reden. Sie hatte ein Herz voll Empfindung! Sie war eine vortreffliche Frau.

Weislingen. Da glich sie dir! (Er nimmt ihre Hand.) Wie wird mir's werden, wenn ich euch verlassen soll!

Maria (zieht ihre Hand zurück). Ein bißchen eng, hoff ich, denn ich weiß wie's mir seyn wird. Aber ihr sollt fort.

Weislingen. Ja, meine Theuerste, und ich will. Denn ich fühle welche Seligkeiten ich mir durch dieß Opfer erwerbe. Gesegnet sey dein Bruder, und der Tag an dem er auszog mich zu fangen!

Maria. Sein Herz war voll Hoffnung für ihn und dich. Lebt wohl! sagt' er bei'm Abschied, ich will sehen daß ich ihn wieder finde.

Weislingen. Er hat's. Wie wünscht' ich die Verwaltung meiner Güter und ihre Sicherheit nicht durch das leidige Hofleben so versäumt zu haben! Du könntest gleich die Meinige seyn.

Maria. Auch der Aufschub hat seine Freuden.

Weislingen. Sage das nicht, Maria, ich muß sonst fürchten du empfindest weniger stark als ich. Doch ich büße verdient, und welche Hoffnungen werden mich auf jedem Schritt begleiten! Ganz der Deine zu seyn, nur in dir und dem Kreise von Guten zu leben, von der Welt entfernt, getrennt, alle Wonne zu genießen, die so zwey Herzen einander gewähren! Was die Gnade des Fürsten, was der Beifall der Welt gegen diese einfache einzige Glückseligkeit? Ich

habe viel gehofft und gewünscht, das widerfährt mir über alles Hoffen und Wünschen.

Götz (kommt).

Euer Knab ist wieder da. Er konnte vor Müdigkeit und Hunger kaum etwas vorbringen. Meine Frau gibt ihm zu essen. So viel hab ich verstanden: der Bischoff will den Knaben nicht heraus geben, es sollen Kaiserliche Commissarien ernannt, und ein Tag ausgesetzt werden, wo die Sache dann verglichen werden mag. Dem sey wie ihm wolle, Adelbert, ihr seyd frei; ich verlange weiter nichts als eure Hand, daß ihr inskünftige meinen Feinden weder öffentlich noch heimlich Vorschub thun wollt.

Weislingen. Hier faß ich eure Hand. Laßt, von diesem Augenblick an, Freundschaft und Vertrauen, gleich einem ewigen Gesetz der Natur, unveränderlich unter uns seyn! Erlaubt mir zugleich diese Hand zu fassen, (er nimmt Marien Hand) und den Besitz des edelsten Fräuleins.

Götz. Darf ich Ja für euch sagen?

Maria. Wenn ihr es mit mir sagt.

Götz. Es ist ein Glück daß unsere Vortheile dießmal mit einander gehn. Du brauchst nicht roth zu werden. Deine Blicke sind Beweis genug. Ja denn, Weislingen! Gebt euch die Hände, und so sprech' ich Amen! — Mein Freund und Bruder! — Ich

danke dir, Schweſter! Du kannſt mehr als Hanf ſpinnen. Du haſt einen Faden gedreht, dieſen Paradiesvogel zu feſſeln. Du ſiehſt nicht ganz frei, Adelbert! Was fehlt dir? Ich — bin ganz glücklich; was ich nur träumend hoffte, ſeh ich, und bin wie träumend. Ach! nun iſt mein Traum aus. Mir war's heute Nacht, ich gäb dir meine rechte eiſerne Hand, und du hielteſt mich ſo feſt, daß ſie aus den Armſchienen ging wie abgebrochen. Ich erſchrak und wachte drüber auf. Ich hätte nur fort träumen ſollen, da würd' ich geſehen haben, wie du mir eine neue lebendige Hand anſetzteſt — Du ſollſt mir jetzo fort, dein Schloß und deine Güter in vollkommenen Stand zu ſetzen. Der verdammte Hof hat dich beides verſäumen machen. Ich muß meiner Frau rufen. Eliſabeth!

Maria. Mein Bruder iſt in voller Freude.

Weislingen. Und doch darf ich ihm den Rang ſtreitig machen.

Götz. Du wirſt anmuthig wohnen.

Maria. Franken iſt ein geſegnetes Land.

Weislingen. Und ich darf wohl ſagen, mein Schloß liegt in der geſegnetſten und anmuthigſten Gegend.

Götz. Das dürft ihr, und ich will's behaupten. Hier fließt der Main, und allmählich hebt der Berg an, der, mit Aeckern und Weinbergen bekleidet, von euerm Schloß gekrönt wird, dann biegt ſich der Fluß

ſchnell um die Ecke hinter dem Felſen eures Schloſſes hin. Die Fenſter des großen Saals gehen ſteil herab auf's Waſſer, eine Ausſicht viel Stunden weit.

Eliſabeth (kommt).

Was ſchafft ihr?

Götz. Du ſollſt deine Hand auch dazu geben, und ſagen: Gott ſegne euch! Sie ſind ein Paar.

Eliſabeth. So geſchwind.

Götz. Aber nicht unvermuthet.

Eliſabeth. Möget ihr euch ſo immer nach ihr ſehnen, als bisher da ihr um ſie warbt! Und dann! Möchtet ihr ſo glücklich ſeyn, als ihr ſie lieb behaltet!

Weislingen. Amen! Ich begehre kein Glück als unter dieſem Titel.

Götz. Der Bräutigam, meine liebe Frau, thut eine kleine Reiſe; denn die große Veränderung zieht viel geringe nach ſich. Er entfernt ſich zuerſt vom Biſchöflichen Hof, um dieſe Freundſchaft nach und nach erkalten zu laſſen. Dann reißt er ſeine Güter eigennützigen Pachtern aus den Händen. Und — kommt Schweſter, komm Eliſabeth! Wir wollen ihn allein laſſen. Sein Knab hat ohne Zweifel geheime Aufträge an ihn.

Weislingen. Nichts als was ihr wiſſen dürft.

Götz. Braucht's nicht. — Franken und Schwaben! Ihr ſeyd nun verſchwiſterter als jemals. Wie wol-

wollen wir den Fürſten den Daumen auf dem Aug halten!

(Die Drey gehn.)

Weislingen. Gott im Himmel! Konnteſt du mir Unwürdigem ſolch eine Seligkeit bereiten? Es iſt zu viel für mein Herz. Wie ich von den elenden Menſchen abhing die ich zu beherrſchen glaubte, von den Blicken des Fürſten, von dem ehrerbietigen Beifall umher! Götz, theurer Götz, du haſt mich mir ſelbſt wieder gegeben, und, Maria, du vollendeſt meine Sinnesänderung. Ich fühle mich ſo frei wie in heiterer Luft. Bamberg will ich nicht mehr ſehen, will all die ſchändlichen Verbindungen durchſchneiden, die mich unter mir ſelbſt hielten. Mein Herz erweitert ſich, hier iſt kein beſchwerliches Streben nach verſagter Größe. So gewiß iſt der allein glücklich und groß, der weder zu herrſchen noch zu gehorchen braucht, um Etwas zu ſeyn!

Franz (tritt auf).

Gott grüß euch, geſtrenger Herr! Ich bring euch ſo viel Grüße, daß ich nicht weiß wo anzufangen. Bamberg, und zehn Meilen in die Runde, entbieten euch ein tauſendfaches: Gott grüß euch!

Weislingen. Willkommen, Franz! Was bringſt du mehr?

Franz. Ihr ſteht in einem Andenken bei Hof und überall, daß es nicht zu ſagen iſt.

Weislingen. Das wird nicht lange dauern.

Franz. So lang ihr lebt! und nach eurem Tod wird's heller blinken, als die meſſingenen Buchſtaben auf einem Grabſtein. Wie man ſich euern Unfall zu Herzen nahm!

Weislingen. Was ſagte der Biſchoff?

Franz. Er war ſo begierig zu wiſſen, daß er mit geſchäftiger Geſchwindigkeit der Fragen meine Antwort verhinderte. Er wußt' es zwar ſchon; denn Färber, der von Haslach entrann, brachte ihm die Botſchaft. Aber er wollte alles wiſſen. Er fragte ſo ängſtlich, ob ihr nicht verſehrt wäret? Ich ſagte: er iſt ganz, von der äußerſten Haarſpitze bis zum Nagel des kleinen Zehs.

Weislingen. Was ſagte er zu den Vorſchlägen?

Franz. Er wollte gleich alles herausgeben, den Knaben und noch Geld darauf, nur euch zu befreien. Da er aber hörte, ihr ſolltet ohne das loskommen, und nur euer Wort das Aequivalent gegen den Buben ſeyn; da wollte er abſolut den Berlichingen vertagt haben. Er ſagte mir hundert Sachen an euch — ich hab ſie wieder vergeſſen. Es war eine lange Predigt über die Worte: Ich kann Weislingen nicht entbehren.

Weislingen. Er wird's lernen müſſen!

Franz. Wie meint ihr? Er ſagte, mach ihn eilen, es wartet alles auf ihn.

Weislingen. Es kann warten. Ich gehe nicht nach Hof.

Franz. Nicht nach Hof? Herr! Wie kommt euch das? Wenn ihr wüßtet was ich weiß. Wenn ihr nur träumen könntet, was ich gesehen habe.

Weislingen. Wie wird dir's?

Franz. Nur von der bloßen Erinnerung komm' ich außer mir. Bamberg ist nicht mehr Bamberg, ein Engel in Weibesgestalt macht es zum Vorhofe des Himmels.

Weislingen. Nichts weiter?

Franz. Ich will ein Pfaff werden, wenn ihr sie seht und nicht außer euch kommt.

Weislingen. Wer ist's denn?

Franz. Adelheid von Walldorf.

Weislingen. Die! Ich habe viel von ihrer Schönheit gehört.

Franz. Gehört? Das ist eben als wenn ihr sagtet, ich hab die Musik gesehen. Es ist der Zunge so wenig möglich eine Linie ihrer Vollkommenheiten auszudrücken, da das Aug sogar in ihrer Gegenwart sich nicht selbst genug ist.

Weislingen. Du bist nicht gescheid.

Franz. Das kann wohl seyn. Das Letztemal da ich sie sahe hatte ich nicht mehr Sinne als ein Trunkener. Oder vielmehr, kann ich sagen, ich fühlte in dem Augenblick, wie's den Heiligen bei himmlischen

Erscheinungen seyn mag. Alle Sinne stärker, höher, vollkommener, und doch den Gebrauch von keinem.

Weislingen. Das ist seltsam.

Franz. Wie ich von dem Bischoff Abschied nahm, saß sie bei ihm. Sie spielten Schach. Er war sehr gnädig, reichte mir seine Hand zu küssen, und sagte mir Vieles, davon ich nichts vernahm. Denn ich sah seine Nachbarin, sie hatte ihr Auge auf's Bret geheftet, als wenn sie einem großen Streich nachsänne. Ein feiner lauernder Zug um Mund und Wange! Ich hätt' der elfenbeinerne König seyn mögen. Adel und Freundlichkeit herrschten auf ihrer Stirn. Und das blendende Licht des Angesichts und des Busens, wie es von den finstern Haaren erhoben ward!

Weislingen. Du bist drüber gar zum Dichter geworden.

Franz. So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz! Wie der Bischoff endigte und ich mich neigte, sah sie mich an, und sagte: Auch von mir einen Gruß unbekannter Weise! Sag' ihm, er mag ja bald kommen. Es warten neue Freunde auf ihn; er soll sie nicht verachten, wenn er schon an alten so reich ist. — Ich wollte was antworten, aber der Paß vom Herzen nach der Zunge war versperrt, ich neigte mich. Ich hätte mein Vermögen gegeben, die Spitze ihres kleinen Fingers küssen zu dürfen! Wie

ich ſo ſtund, warf der Biſchoff einen Bauern herunter, ich fuhr darnach und rührte im Aufheben den Saum ihres Kleides, das fuhr mir durch alle Glieder, und ich weiß nicht wie ich zur Thür hinausgekommen bin.

Weislingen. Iſt ihr Mann bei Hofe?

Franz. Sie iſt ſchon vier Monat Witwe. Um ſich zu zerſtreuen hält ſie ſich in Bamberg auf. Ihr werdet ſie ſehen. Wenn ſie einen anſieht, iſt's als wenn man in der Frühlingsſonne ſtünde.

Weislingen. Es würde eine ſchwächere Wirkung auf mich haben.

Franz. Ich höre, ihr ſeyd ſo gut als verheirathet.

Weislingen. Wollte ich wär's. Meine ſanfte Marie wird das Glück meines Lebens machen. Ihre ſüße Seele bildet ſich in ihren blauen Augen. Und weiß wie ein Engel des Himmels, gebildet aus Unſchuld und Liebe, leitet ſie mein Herz zur Ruhe und Glückſeligkeit. Pack zuſammen! und dann auf mein Schloß! Ich will Bamberg nicht ſehen, und wenn Sanct Veit in Perſon meiner begehrte. (Geht ab.)

Franz. Da ſey Gott vor! Wollen das Beſte hoffen! Maria iſt liebreich und ſchön, und einem Gefangenen und Kranken kann ich's nicht übel nehmen der ſich in ſie verliebt. In ihren Augen iſt

Troſt, geſellſchaftliche Melancholie. — Aber um dich, Adelheid, iſt Leben, Feuer, Muth — Ich würde! — Ich bin ein Narr — dazu machte mich Ein Blick von ihr. Mein Herr muß hin! Ich muß hin! Und da will ich mich wieder geſcheid oder völlig raſend gaffen.

Zweyter Akt.

Bamberg.

Ein Saal.

Biſchoff. Adelheid (ſpielen Schach). Liebetraut (mit einer Cither). Frauen. Hofleute (um ihn herum am Kamin).

Liebetraut (ſpielt und ſingt).

Mit Pfeilen und Bogen
Cupido gezogen,
Die Fackel in Brand,
Wollt muthilich kriegen
Und männlich ſiegen
Mit ſtürmender Hand.
Auf! Auf!
An! An!
Die Waffen erklirrten,
Die Flügelein ſchwirrten.
Die Augen entbrannt.

Da fand er die Buſen
Ach leider ſo bloß,
Sie nahmen ſo wihig
Ihn all' auf den Schoos.

Er ſchüttet die Pfeile
Zum Feuer hinein,
Sie herzten und drückten
Und wiegten ihn ein.
Hei ei o! Popelo!

Adelheid. Ihr ſeyd nicht bei eurem Spiele. Schach dem König!

Biſchoff. Es iſt noch Auskunft.

Adelheid. Lange werdet ihr's nicht mehr treiben. Schach dem König!

Liebetraut. Dieß Spiel ſpielt ich nicht wenn ich ein großer Herr wär', und verbbt's am Hof und im ganzen Land.

Adelheid. Es iſt wahr, dieß Spiel iſt ein Probierſtein des Gehirns.

Liebetraut. Nicht darum! Ich wollte lieber das Geheul der Todtenglocke und ominöſer Vögel, lieber das Geheul des knurriſchen Hofhunds Gewiſſen, lieber wollt' ich ſie durch den tiefſten Schlaf hören, als von Laufern, Springern und andern Beſtien das ewige: Schach dem König!

Biſchoff. Wem wird auch das einfallen!

Liebetraut. Einem zum Exempel, der ſchwach wäre und ein ſtark Gewiſſen hätte, wie denn das meiſtentheils beiſammen iſt. Sie nennen's ein königlich Spiel, und ſagen, es ſey für einen König erfunden worden, der den Erfinder mit einem Meer von Ueber-

fluß belohnt habe. Wenn das wahr iſt, ſo iſt mir's als wenn ich ihn ſähe. Er war minorenn an Verſtand oder an Jahren, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter oder ſeiner Frau, hatte Milchhaare im Bart und Flachshaare um die Schläfe, er war ſo gefällig wie ein Weidenſchößling, und ſpielte gern Dame und mit den Damen, nicht aus Leidenſchaft, behüte Gott! nur zum Zeitvertreib. Sein Hofmeiſter, zu thätig um ein Gelehrter, zu unlenkſam ein Weltmann zu ſeyn, erfand das Spiel in usum Delphini, das ſo homogen mit Seiner Majeſtät war — und ſo ferner.

Adelheid. Matt! Ihr ſolltet die Lücken unſrer Geſchichtsbücher ausfüllen, Liebetraut.

(Sie ſtehen auf.)

Liebetraut. Die Lücken unſrer Geſchlechtsregiſter, das wäre profitabler. Seitdem die Verdienſte unſerer Vorfahren mit ihren Porträts zu einerlei Gebrauch dienen, die leeren Seiten nämlich unſrer Zimmer und unſers Charakters zu tapezieren; da wäre was zu verdienen.

Biſchoff. Er will nicht kommen, ſagter ihr!

Adelheid. Ich bitt' euch, ſchlagt's euch aus dem Sinn.

Biſchoff. Was das ſeyn mag?

Liebetraut. Was? Die Urſachen laſſen ſich herunterbeten wie ein Roſenkranz. Er iſt in eine Art

von Zerknirſchung gefallen, von der ich ihn leicht curiren wollt.

Biſchoff. Thut das, reitet zu ihm.

Liebetraut. Meinen Auftrag!

Biſchoff. Er ſoll unumſchränkt ſeyn. Spare nichts, wenn du ihn zurückbringſt.

Liebetraut. Darf ich euch auch hinein miſchen, gnädige Frau?

Adelheid. Mit Beſcheidenheit.

Liebetraut. Das iſt eine weitläufige Commiſſion.

Adelheid. Kennt ihr mich ſo wenig, oder ſeyd ihr ſo jung, um nicht zu wiſſen in welchem Ton ihr mit Weislingen von mir zu reden habt?

Liebetraut. Im Ton einer Wachtelpfeife, denk ich.

Adelheid. Ihr werdet nie geſcheid werden!

Liebetraut. Wird man das, gnädige Frau?

Biſchoff. Geht, geht. Nehmt das beſte Pferd aus meinem Stall, wählt euch Knechte, und ſchafft mir ihn her!

Liebetraut. Wenn ich ihn nicht herbanne, ſo ſagt: ein altes Weib, das Warzen und Sommerflecken vertreibt, verſtehe mehr von der Sympathie als ich.

Biſchoff. Was wird das helfen! Berlichingen hat ihn ganz eingenommen. Wenn er herkommt wird er wieder fort wollen.

Liebetraut. Wollen, das iſt keine Frage, aber ob er kann. Der Händedruck eines Fürſten, und das Lächeln einer ſchönen Frau! Da reißt ſich kein Weisling los. Ich eile und empfehle mich zu Gnaden.

Biſchoff. Reiſ't wohl.

Adelheid. Adieu. (Er geht.)

Biſchoff. Wenn er einmal hier iſt, verlaſſ' ich mich auf euch.

Adelheid. Wollt ihr mich zur Leimſtange brauchen?

Biſchoff. Nicht doch.

Adelheid. Zum Lockvogel denn?

Biſchoff. Nein, den ſpielt Liebetraut. Ich bitt' euch, verſagt mir nicht, was mir ſonſt Niemand gewähren kann.

Adelheid. Wollen ſehn.

Jarthauſen.

Hanns von Selbitz. Götz.

Selbitz. Jedermann wird euch loben, daß ihr denen von Nürnberg Fehd angekündigt habt.

Götz. Es hätte mir das Herz abgefreſſen, wenn ich's ihnen hätte lang' ſchuldig bleiben ſollen. Es iſt am Tag, ſie haben den Bambergern meinen Buben verrathen. Sie ſollen an mich denken!

Selbitz. Sie haben einen alten Groll gegen euch.

Götz. Und ich wider sie; mir ist gar recht daß sie angefangen haben.

Selbitz. Die Reichsstädte und Pfaffen halten doch von jeher zusammen.

Götz. Sie haben's Ursach.

Selbitz. Wir wollen ihnen die Hölle heiß machen.

Götz. Ich zählte auf euch. Wollte Gott der Burgemeister von Nürnberg, mit der güldenen Kett um den Hals, käm uns in Wurf, er sollt sich mit all seinem Witz verwundern.

Selbitz. Ich höre, Weislingen ist wieder auf eurer Seite. Tritt er zu uns?

Götz. Noch nicht; es hat seine Ursachen warum er uns noch nicht öffentlich Vorschub thun darf; doch ist's eine Weile genug daß er nicht wider uns ist. Der Pfaff' ist ohne ihn, was das Meßgewand ohne den Pfaffen.

Selbitz. Wann ziehen wir aus?

Götz. Morgen oder übermorgen. Es kommen nun bald Kaufleute von Bamberg und Nürnberg aus der Frankfurter Messe. Wir werden einen guten Fang thun.

Selbitz. Will's Gott. (Ab.)

Bamberg.

Zimmer der Adelheid.

Adelheid. Kammerfräulein.

Adelheid. Er iſt da! ſagſt du. Ich glaub' es kaum.

Fräulein. Wenn ich ihn nicht ſelbſt geſehn hätte, würd' ich ſagen, ich zweifle.

Adelheid. Den Liebetraut mag der Biſchoff in Gold einfaſſen: er hat ein Meiſterſtück gemacht.

Fräulein. Ich ſah' ihn, wie er zum Schloß hereinreiten wollte, er ſaß auf einem Schimmel. Das Pferd ſcheute wie's an die Brücke kam, und wollte nicht von der Stelle. Das Volk war aus allen Straßen gelaufen ihn zu ſehn. Sie freuten ſich über des Pferds Unart. Von allen Seiten ward er gegrüßt, und er dankte allen. Mit einer angenehmen Gleichgültigkeit ſaß er droben, und mit Schmeicheln und Drohen bracht' er es endlich zum Thor herein, der Liebetraut mit, und wenig Knechte.

Adelheid. Wie gefällt er dir?

Fräulein. Wie mir nicht leicht ein Mann gefallen hat. Er glich dem Kaiſer hier, (deutet auf Maximilians Portrait) als wenn er ſein Sohn wäre. Die Naſe nur etwas kleiner, eben ſo freundliche lichtbraune Augen, eben ſo ein blondes ſchönes Haar, und gewachſen wie eine Puppe. Ein halb trauriger Zug

auf ſeinem Geſicht — ich weiß nicht — gefiel mir ſo wohl!

Adelheid. Ich bin neugierig ihn zu ſehen.

Fräulein. Das wär' ein Herr für euch.

Adelheid. Närrin!

Fräulein. Kinder und Narren —

Liebetraut (kommt).

Liebetraut. Nun, gnädige Frau, was verdien' ich?

Adelheid. Hörner von deinem Weibe. Denn nach dem zu rechnen, habt ihr ſchon manches Nachbars ehrliches Hausweib aus ihrer Pflicht hinausgeſchwatzt.

Liebetraut. Nicht doch, gnädige Frau! Auf ihre Pflicht wollt ihr ſagen; denn wenn's ja geſchah, ſchwatzt' ich ſie auf ihres Mannes Bette.

Adelheid. Wie habt ihr's gemacht ihn herzubringen?

Liebetraut. Ihr wißt zu gut wie man Schnepfen fängt; ſoll ich euch meine Kunſtſtückchen noch dazu lehren? — Erſt that ich als wüßt' ich nichts, verſtünd' nichts von ſeiner Aufführung, und ſetzt' ihn dadurch in den Nachtheil die ganze Hiſtorie zu erzählen. Die ſah ich nun gleich von einer ganz andern Seite an als er, konnte nicht finden — nicht einſehen — und ſo weiter. Dann redete ich von Bamberg allerlei durch einander, Großes und Kleines, er-

weckte gewiſſe alte Erinnerungen, und wie ich ſeine Einbildungskraft beſchäftigt hatte, knüpfte ich wirklich eine Menge Fädchen wieder an, die ich zerriſſen fand. Er wußte nicht wie ihm geſchah, fühlte einen neuen Zug nach Bamberg, er wollte — ohne zu wollen. Wie er nun in ſein Herz ging, und das zu entwickeln ſuchte, und viel zu ſehr mit ſich beſchäftigt war um auf ſich Acht zu geben, warf ich ihm ein Seil um den Hals, aus drey mächtigen Stricken, Weiber-, Fürſtengunſt und Schmeicheley gedreht, und ſo hab' ich ihn hergeſchleppt.

Adelheid. Was ſagtet ihr von mir?

Liebetraut. Die lautre Wahrheit. Ihr hättet wegen eurer Güter Verdrießlichkeiten — hättet gehofft, da er bei'm Kaiſer ſo viel gelte, werde er das leicht enden können.

Adelheid. Wohl.

Liebetraut. Der Biſchoff wird ihn euch bringen.

Adelheid. Ich erwarte ſie. (Liebetraut ab.) Mit einem Herzen wie ich ſelten Beſuch erwarte.

Im Speſſart.

Berlichingen. Selbitz. Georg

(als Reiterknecht).

Gbtz. Du haſt ihn nicht angetroffen, Georg!

Georg. Er war Tags vorher mit Liebetraut nach Bamberg geritten und zwey Knechte mit.

Götz. Ich seh' nicht ein was das geben soll.

Selbitz. Ich wohl. Euer Versöhnung war ein wenig zu schnell als daß sie dauerhaft hätte seyn sollen. Der Liebetraut ist ein pfiffiger Kerl; von dem hat er sich beschwätzen lassen.

Götz. Glaubst du, daß er bundbrüchig werden wird?

Selbitz. Der erste Schritt ist gethan.

Götz. Ich glaub's nicht. Wer weiß wie nöthig es war an Hof zu gehen; man ist ihm noch schuldig; wir wollen das Beste hoffen.

Selbitz. Wollte Gott, er verdient' es, und thäte das Beste!

Götz. Mir fällt eine List ein. Wir wollen Georgen des Bamberger Reiters erbeuteten Kittel anziehen, und ihm das Geleitzeichen geben; er mag nach Bamberg reiten und sehen wie's steht.

Georg. Da hab' ich lange drauf gehofft.

Götz. Es ist dein erster Ritt. Sey vorsichtig, Knabe! Mir wäre leid wenn dir ein Unfall begegnen sollt.

Georg. Laßt nur, mich irrt's nicht wenn noch so viel um mich herum krabbeln, mir ist's als wenn's Ratten und Mäuse wären. (Ab.)

Bamberg.

Biſchoff. Weislingen.

Biſchoff. Du willſt dich nicht länger halten laſſen!

Weislingen. Ihr werdet nicht verlangen, daß ich meinen Eid brechen ſoll.

Biſchoff. Ich hätte verlangen können du ſollteſt ihn nicht ſchwören. Was für ein Geiſt regierte dich? Komm' ich dich ohne das nicht befreien? Gelt ich ſo wenig am Kaiſerlichen Hofe?

Weislingen. Es iſt geſchehen; verzeiht mir wenn ihr könnt.

Biſchoff. Ich begreif' nicht, was nur im geringſten dich nöthigte den Schritt zu thun! Mir zu entſagen? Waren denn nicht hundert andere Bedingungen los zu kommen? Haben wir nicht ſeinen Buben? Hätt' ich nicht Gelds genug gegeben, und ihn wieder beruhigt? Unſere Anſchläge auf ihn und ſeine Geſellen wären fortgegangen — Ach ich denke nicht, daß ich mit ſeinem Freunde rede, der nun wider mich arbeitet, und die Minen leicht entkräften kann, die er ſelbſt gegraben hat.

Weislingen. Gnädiger Herr!

Biſchoff. Und doch — wenn ich wieder dein Angeſicht ſehe, deine Stimme höre. Es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Weislingen. Lebt wohl, gnädiger Herr.

Biſchoff. Ich gebe dir meinen Segen. Sonſt, wenn du gingſt, ſagt' ich: Auf Wiederſehn! Jetzt — Wollte Gott, wir ſähen einander nie wieder!

Weislingen. Es kann ſich vieles ändern.

Biſchoff. Vielleicht ſeh' ich dich noch einmal, als Feind vor meinen Mauern, die Felder verheeren, die ihren blühenden Zuſtand dir jetzo danken.

Weislingen. Nein, gnädiger Herr.

Biſchoff. Du kannſt nicht Nein ſagen. Die weltlichen Stände, meine Nachbarn, haben alle einen Zahn auf mich. So lang' ich dich hatte — Geht, Weislingen! Ich habe euch nichts mehr zu ſagen. Ihr habt vieles zu nichte gemacht. Geht!

Weislingen. Und ich weiß nicht was ich ſagen ſoll. (Biſchoff ab.)

Franz (tritt auf).

Adelheid erwartet euch. Sie iſt nicht wohl. Und doch will ſie euch ohne Abſchied nicht laſſen.

Weislingen. Komm.

Franz. Gehn wir denn gewiß?

Weislingen. Noch dieſen Abend. —

Franz. Mir iſt als wenn ich aus der Welt ſollte.

Weislingen. Mir auch, und noch darzu als wüßt' ich nicht wohin.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Fräulein.

Fräulein. Ihr ſeht blaß, gnädige Frau.

Adelheid. — Ich lieb ihn nicht, und wollte doch daß er bliebe. Siehſt du, ich könnte mit ihm leben, ob ich ihn gleich nicht zum Manne haben möchte.

Fräulein. Glaubt ihr, er geht?

Adelheid. Er iſt zum Biſchoff um Lebewohl zu ſagen.

Fräulein. Er hat darnach noch einen ſchweren Stand.

Adelheid. Wie meinſt du?

Fräulein. Was fragt ihr, gnädige Frau? Ihr habt ſein Herz geangelt, und wenn er ſich losreißen will, verblutet er.

Adelheid. Weislingen.

Weislingen. Ihr ſeyd nicht wohl, gnädige Frau?

Adelheid. Das kann euch einerlei ſeyn. Ihr verlaßt uns, verlaßt uns auf immer. Was fragt ihr ob wir leben oder ſterben.

Weislingen. Ihr verkennt mich.

Adelheid. Ich nehme euch wie ihr euch gebt.

Weislingen. Das Anſehn trügt.

Adelheid. So ſeyd ihr ein Chamäleon?

Weislingen. Wenn ihr mein Herz ſehen könntet!

Adelheid. Schöne Sachen würden mir vor die Augen kommen.

Weislingen. Gewiß! Ihr würdet euer Bild drin finden.

Adelheid. In irgend einem Winkel bei den Porträten ausgestorbener Familien. Ich bitt' euch, Weislingen, bedenkt ihr redet mit mir. Falsche Worte gelten zum höchsten wenn sie Masken unserer Thaten sind. Ein Vermummter, der kenntlich ist, spielt eine armselige Rolle. Ihr leugnet eure Handlungen nicht und redet das Gegentheil; was soll man von euch halten?

Weislingen. Was ihr wollt. Ich bin so geplagt mit dem was ich bin, daß mir wenig bang ist, für was man mich nehmen mag.

Adelheid. Ihr kommt um Abschied zu nehmen.

Weislingen. Erlaubt mir eure Hand zu küssen, und ich will sagen, lebt wohl. Ihr erinnert mich! Ich bedachte nicht — Ich bin beschwerlich, gnädige Frau.

Adelheid. Ihr legt's falsch aus: ich wollte euch fort helfen; denn ihr wollt fort.

Weislingen. O sagt, ich muß. Zöge mich nicht die Ritterpflicht, der heilige Handschlag —

Adelheid. Geht! Geht! Erzählt das Mädchen, die den Theuerdank lesen, und sich so einen Mann wünschen. Ritterpflicht! Kinderspiel!

Weislingen. Ihr denkt nicht ſo.

Adelheid. Bei meinem Eid, ihr verſtellt euch! Was habt ihr verſprochen? Und wem? Einem Mann, der ſeine Pflicht gegen den Kaiſer und das Reich verkennt, in eben dem Augenblick Pflicht zu leiſten, da er durch eure Gefangennehmung in die Strafe der Acht verfällt. Pflicht zu leiſten! die nicht gültiger ſeyn kann als ungerechter gezwungener Eid. Entbinden nicht unſere Geſetze von ſolchen Schwüren? Macht das Kindern weiß, die den Rübezahl glauben. Es ſtecken andere Sachen dahinter. Ein Feind des Reichs zu werden, ein Feind der bürgerlichen Ruh' und Glückſeligkeit! Ein Feind des Kaiſers! Geſelle eines Räubers! du, Weislingen, mit deiner ſanften Seele!

Weislingen. Wenn ihr ihn kenntet —

Adelheid. Ich wollt' ihm Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er hat eine hohe unbändige Seele. Eben darum wehe dir, Weislingen! Geh und bilde dir ein, Geſelle von ihm zu ſeyn. Geh! und laß dich beherrſchen. Du biſt freundlich, gefällig —

Weislingen. Er iſt's auch.

Adelheid. Aber du biſt nachgebend und er nicht! Unverſehens wird er dich wegreißen, du wirſt ein Sklave eines Edelmanns werden, da du Herr von Fürſten ſeyn könnteſt. — Doch es iſt Unbarmherzigkeit dir deinen zukünftigen Stand zu verleiden.

Weislingen. Hätteſt du gefühlt wie liebreich er mir begegnete.

Adelheid. Liebreich! Das rechneſt du ihm an? Es war ſeine Schuldigkeit; und was hätteſt du verloren wenn er widerwärtig geweſen wäre? Mir hätte das willkommner ſeyn ſollen. Ein übermüthiger Menſch wie der —

Weislingen. Ihr redet von euerm Feind.

Adelheid. Ich redete für eure Freiheit — Und weiß überhaupt nicht was ich vor einen Antheil dran nehme. Lebt wohl.

Weislingen. Erlaubt noch einen Augenblick. (Er nimmt ihre Hand und ſchweigt.)

Adelheid. Habt ihr mir noch was zu ſagen?

Weislingen. — — Ich muß fort.

Adelheid. So geht.

Weislingen. Gnädige Frau! — Ich kann nicht.

Adelheid. Ihr müßt.

Weislingen. Soll das euer letzter Blick ſeyn?

Adelheid. Geht, ich bin krank, ſehr zur ungelegnen Zeit.

Weislingen. Seht mich nicht ſo an.

Adelheid. Willſt du unſer Feind ſeyn, und wir ſollen dir lächeln? Geh!

Weislingen. Adelheid!

Adelheid. Ich haſſe euch!

Franz (kommt).

Gnädiger Herr! Der Biſchoff läßt euch rufen.

Adelheid. Geht! Geht!

Franz. Er bittet euch eilend zu kommen.

Adelheid. Geht! Geht!

Weislingen. Ich nehme nicht Abſchied, ich ſehe euch wieder! (Ab.)

Adelheid. Mich wieder? Wir wollen dafür ſeyn. Margarete, wenn er kommt, weiſ ihn ab. Ich bin krank, habe Kopfweh, ich ſchlafe — Weiſ ihn ab. Wenn er noch zu gewinnen iſt, ſo iſt's auf dieſem Wege. (Ab.)

Vorzimmer.

Weislingen. Franz.

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn?

Franz. Es wird Nacht, ſoll ich die Pferde ſatteln?

Weislingen. Sie will mich nicht ſehn?

Franz. Wann befehlen Ihro Gnaden die Pferde?

Weislingen. Es iſt zu ſpät! Wir bleiben hier.

Franz. Gott ſey Dank! (Ab.)

Weislingen. Du bleibſt! Sey auf deiner Hut, die Verſuchung iſt groß. Mein Pferd ſcheute wie ich zum Schloßthor herein wollte, mein guter Geiſt ſtellte

ſich ihm entgegen, er kannte die Gefahren die mein hier warteten. — Doch iſt's nicht recht, die vielen Geſchäfte, die ich dem Biſchoff unvollendet liegen ließ, nicht wenigſtens ſo zu ordnen, daß ein Nachfolger da anfangen kann wo ich's gelaſſen habe. Das kann ich doch alles thun, unbeſchadet Berlichingen und unſerer Verbindung. Denn halten ſollen ſie mich hier nicht. — Wäre doch beſſer geweſen wenn ich nicht gekommen wäre. Aber ich will fort — morgen oder übermorgen. (Geht ab.)

Im Speſſart.

Götz. Selbitz. Georg.

Selbitz. Ihr ſeht, es iſt gegangen, wie ich geſagt habe.

Götz. Nein! Nein! Nein!

Georg. Glaubt, ich berichte euch mit der Wahrheit. Ich that wie ihr befahlt, nahm den Kittel des Bambergiſchen und ſein Zeichen, und damit ich doch mein Eſſen und Trinken verdiente, geleitete ich Reineckiſche Bauern hinauf nach Bamberg.

Selbitz. In der Verkappung? Das hätte dir übel gerathen können.

Georg. So denk' ich auch hinten drein. Ein Reitersmann der das voraus denkt, wird keine weiten Sprünge machen. Ich kam nach Bamberg, und gleich

im Wirthshaus hörte ich erzählen: Weislingen und der Bischoff seyen ausgesöhnt, und man redte viel von einer Heirath mit der Witwe des von Walldorf.

Götz. Gespräche.

Georg. Ich sah ihn wie er sie zur Tafel führte. Sie ist schön, bei meinem Eid, sie ist schön. Wir bückten uns alle, sie dankte uns allen, er nickte mit dem Kopf, sah sehr vergnügt, sie gingen vorbei, und das Volk murmelte: ein schönes Paar!

Götz. Das kann seyn.

Georg. Hört weiter. Da er des andern Tags in die Messe ging, paßt' ich meine Zeit ab. Er war allein mit einem Knaben. Ich stund unten an der Treppe und sagte leise zu ihm: ein Paar Worte von euerm Berlichingen. Er ward bestürzt; ich sahe das Geständniß seines Lasters in seinem Gesicht, er hatte kaum das Herz mich anzusehen, mich, einen schlechten Reitersjungen.

Selbitz. Das macht, sein Gewissen war schlechter als dein Stand.

Georg. Du bist Bambergisch? sagt' er. Ich bring einen Gruß vom Ritter Berlichingen, sagt' ich, und soll fragen — Komm morgen früh, sagt' er, an mein Zimmer, wir wollen weiter reden.

Götz. Kamst du?

Georg. Wohl kam ich, und mußt' im Vorsaal stehn, lang, lang. Und die seidnen Buben beguckten

mich von vorn und hinten. Ich dachte, guckt ihr — Endlich führte man mich hinein, er ſchien böſe, mir war's einerlei. Ich trat zu ihm und legte meine Commiſſion ab. Er that feindlich böſe, wie einer der kein Herz hat und 's nit will merken laſſen. Er verwunderte ſich, daß ihr ihn durch einen Reitersjungen zur Rede ſetzen ließt. Das verdroß mich. Ich ſagte, es gäbe nur zweyerlei Leut, brave und Schurken, und ich diente Götzen von Berlichingen. Nun fing er an, ſchwatzte allerlei verkehrtes Zeug, das darauf hinaus ging: Ihr hättet ihn übereilt, er ſey euch keine Pflicht ſchuldig, und wolle nichts mit euch zu thun haben.

Götz. Haſt du das aus ſeinem Munde?

Georg. Das und noch mehr — Er drohte mir —

Götz. Es iſt genug! Der wäre nun auch verloren! Treu und Glaube, du haſt mich wieder betrogen. Arme Marie! Wie werd' ich dir's beibringen!

Selbitz. Ich wollte lieber mein ander Bein dazu verlieren als ſo ein Hundsfott ſeyn. (Ab.)

Bamberg.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Die Zeit fängt mir an unerträglich lang zu werden; reden mag ich nicht, und ich ſchäme mich mit euch zu ſpielen. Langeweile, du biſt ärger als ein kaltes Fieber.

Weislingen. Seyd ihr mich ſchon müde?

Adelheid. Euch nicht ſowohl als euern Umgang. Ich wollte ihr wär't wo ihr hinwollet, und wir hätten euch nicht gehalten.

Weislingen. Das iſt Weibergunſt! Erſt brütet ſie, mit Mutterwärme, unſere liebſten Hoffnungen an; dann, gleich einer unbeſtändigen Henne, verläßt ſie das Neſt, und übergibt ihre ſchon keimende Nachkommenſchaft dem Tode und der Verweſung.

Adelheid. Schelter die Weiber! Der unbeſonnene Spieler zerbeißt und zerſtampft die Karten, die ihn unſchuldiger Weiſe verlieren machten. Aber laßt mich euch was von Mannsleuten erzählen. Was ſeyd denn ihr, um von Wankelmuth zu ſprechen? Ihr, die ihr ſelten ſeyd was ihr ſeyn wollt, niemals was ihr ſeyn ſolltet. Könige im Feſttagsornat, vom Pöbel beneidet. Was gäb' eine Schneidersfrau drum, eine Schnur Perlen um ihren Hals zu haben, von den Saum eures Kleids, den eure Abſätze verächtlich zurückſtoßen!

Weislingen. Ihr ſeyd bitter.

Adelheid. Es iſt die Antiſtrophe von eurem Geſang. Eh' ich euch kannte, Weislingen, ging mir's wie der Schneidersfrau. Der Ruf, hundertzüngig, ohne Metapher geſprochen, hatte euch ſo zahnarztmäßig herausgeſtrichen, daß ich mich überreden ließ zu wünſchen: möchteſt du doch dieſe Quinteſſenz des

männlichen Geschlechts, den Phönix **Weislingen** zu Gesicht kriegen! Ich ward meines Wunsches gewährt.

Weislingen. Und der Phönix präsentirte sich als ein ordinärer Haushahn.

Adelheid. Nein, Weislingen, ich nahm Antheil an euch.

Weislingen. Es schien so —

Adelheid. Und war. Denn wirklich ihr übertraft euern Ruf. Die Menge schätzt nur den Wiederschein des Verdienstes. Wie mir's denn nun geht, daß ich über die Leute nicht denken mag, denen ich wohl will; so lebten wir eine Zeit lang neben einander, es fehlte mir was, und ich wußte nicht was ich an euch vermißte. Endlich gingen mir die Augen auf. Ich sah statt des activen Mannes, der die Geschäfte eines Fürstenthums belebte, der sich und seinen Ruhm dabei nicht vergaß, der auf hundert großen Unternehmungen, wie auf übereinander gewälzten Bergen, zu den Wolken hinauf gestiegen war; den sah' ich auf einmal, jammernd wie einen kranken Poeten, melancholisch wie ein gesundes Mädchen, und müßiger als einen alten Junggesellen. Anfangs schrieb ich's euerm Unfall zu, der euch noch neu auf dem Herzen lag, und entschuldigte euch so gut ich konnte. Jetzt, da es von Tag zu Tage schlimmer mit euch zu werden scheint, müßt ihr mir verzeihen wenn ich euch meine Gunst entreiße. Ihr besitzt sie ohne Recht,

ich ſchenkte ſie einem Andern auf Lebenslang, der ſie euch nicht übertragen konnte.

Weislingen. So laßt mich los.

Adelheid. Nicht, bis alle Hoffnung verloren iſt. Die Einſamkeit iſt in dieſen Umſtänden gefährlich. — Armer Menſch! Ihr ſeyd ſo mißmüthig, wie einer dem ſein erſtes Mädchen untreu wird, und eben darum geb' ich euch nicht auf. Gebt mir die Hand, verzeiht mir, was ich aus Liebe geſagt habe.

Weislingen. Könnteſt du mich lieben, könnteſt du meiner heißen Leidenſchaft einen Tropfen Linderung gewähren! Adelheid! deine Vorwürfe ſind höchſt ungerecht. Könnteſt du den hundertſten Theil ahnen von dem, was die Zeit her in mir arbeiter, du würdeſt mich nicht mit Gefälligkeit, Gleichgültigkeit und Verachtung ſo unbarmherzig hin und her zerriſſen haben — Du lächelſt! — Nach dem übereilten Schritt wieder mit mir ſelbſt einig zu werden, koſtete mehr als einen Tag. Wider den Menſchen zu arbeiten, deſſen Andenken ſo lebhaft neu in Liebe bei mir iſt.

Adelheid. Wunderlicher Mann, der du den lieben kannſt den du beneideſt! Das iſt als wenn ich meinem Feinde Proviant zuführte.

Weislingen. Ich fühl's wohl, es gilt hier kein Säumen. Er iſt berichtet daß ich wieder Weislingen bin, und er wird ſich ſeines Vortheils über uns erſehen. Auch, Adelheid, ſind wir nicht ſo träg' als

du meinſt. Unſere Reiter ſind verſtärkt und achſam, unſere Unterhandlungen gehen fort, und der Reichstag zu Augsburg ſoll hoffentlich unſere Projecte zur Reife bringen.

Adelheid. Ihr geht hin?

Weislingen. Wenn ich Eine Hoffnung mitnehmen könnte! (küßt ihre Hand.)

Adelheid. O ihr Ungläubigen! Immer Zeichen und Wunder! Geh, Weislingen, und vollende das Werk. Der Vortheil des Biſchoffs, der deinige, der meinige, ſie ſind ſo verwebt, daß, wäre es auch nur der Politik wegen —

Weislingen. Du kannſt ſcherzen.

Adelheid. Ich ſcherze nicht. Meine Güter hat der ſtolze Herzog inne, die deinigen wird Goz nicht lange ungeneckt laſſen; und wenn wir nicht zuſammenhalten wie unſere Feinde, und den Kaiſer auf unſere Seite lenken, ſind wir verloren.

Weislingen. Mir iſt's nicht bange. Der größte Theil der Fürſten iſt unſerer Geſinnung. Der Kaiſer verlangt Hülfe gegen die Türken, und dafür iſt's billig, daß er uns wieder beiſteht. Welche Wolluſt wird mir's ſeyn, deine Güter von übermüthigen Feinden zu befreien, die unruhigen Köpfe in Schwaben auf's Kiſſen zu bringen, die Ruhe des Bisthums, unſer Aller herzuſtellen. Und dann —?

Adelheid. Ein Tag bringt den andern, und bei'm Schickſal ſteht das Zukünftige.

Weislingen. Aber wir müſſen wollen.

Adelheid. Wir wollen ja.

Weislingen. Gewiß?

Adelheid. Nun ja. Gebt.

Weislingen. Zauberin!

Herberge.

Bauernhochzeit. Muſik und Tanz draußen.

Der Brautvater. Götz. Selbitz (am Tiſche). Bräutigam (mit zu ihnen).

Götz. Das Geſcheidſte war, daß ihr euern Zwiſt ſo glücklich und fröhlich durch eine Heirath endigt.

Brautvater. Beſſer als ich mir's hätte träumen laſſen. In Ruh und Fried mit meinem Nachbar, und eine Tochter wohl verſorgt dazu!

Bräutigam. Und ich im Beſitz des ſtrittigen Stücks, und drüber den hübſcheſten Backfiſch im ganzen Dorf. Wollte Gott, ihr hättet euch eher drein geben.

Selbitz. Wie lange habt ihr proceſſirt?

Brautvater. An die acht Jahre. Ich wollte lieber noch einmal ſo lang das Frieren haben, als von vorn anfangen. Das iſt ein Gezerre, ihr glaubt's

nicht, bis man den Perrücken ein Urtheil vom Herzen reißt; und was hat man darnach? Der Teufel hohl' den Aſſeſſor Sapupi! 's is ein verfluchter ſchwarzer Italiäner.

Bräutigam. Ja, das iſt ein toller Kerl. Zweymal war ich dort.

Brautvater. Und ich dreymal. Und ſeht, ihr Herrn: kriegen wir ein Urtheil endlich, wo ich ſo viel Recht hab' als er, und er ſo viel als ich, und wir eben ſtunden wie die Maulaffen, bis mir unſer Herr Gott eingab, ihm meine Tochter zu geben und das Zeug dazu.

Götz (trinkt). Gut Vernehmen künftig.

Brautvater. Geb's Gott! Geh aber wie's will, proceſſiren thu ich mein Tag nit mehr. Was das ein Geldſpiel koſt! Jeden Reverenz, den euch ein Procurator macht, müßt ihr bezahlen.

Selbitz. Sind ja jährlich Kaiſerliche Viſitationen da.

Brautvater. Hab nichts davon gehört. Iſt mir mancher ſchöne Thaler nebenausgangen. Das unerhörte Blechen!

Götz. Wie meint ihr?

Brautvater. Ach, da macht alles hohle Pfötchen. Der Aſſeſſor allein, Gott verzeih's ihm, hat mir achtzehn Goldgulden abgenommen.

Bräutigam. Wer?

Braut-

Brautvater. Wer anders als der Sapupi?

Götz. Das iſt ſchändlich.

Brautvater. Wohl, ich mußt' ihm zwanzig erlegen. Und da ich ſie hingezahlt hatte, in ſeinem Gartenhaus, das prächtig iſt, im großen Saal, wollt mir vor Wehmuth faſt das Herz brechen. Denn ſeht, eines Haus und Hof ſteht gut, aber wo ſoll baar Geld herkommen? Ich ſtund da, Gott weiß wie mir's war. Ich hatte keinen rothen Heller Reiſegeld im Sack. Endlich nahm ich mir's Herz und ſtellt's ihm vor. Nun er ſah, daß mir's Waſſer an die Seele ging, da warf er mir zwey davon zurück, und ſchickt' mich fort.

Bräutigam. Es iſt nicht möglich! Der Sapupi?

Brautvater. Wie ſtellſt du dich! Freilich! Kein Andrer!

Bräutigam. Den ſoll der Teufel holen, er hat mir auch funfzehn Goldgülden abgenommen.

Brautvater. Verflucht!

Selbitz. Götz! Wir ſind Räuber!

Brautvater. Drum fiel das Urtheil ſo ſchel aus. Du Hund!

Götz. Das müßt ihr nicht ungerügt laſſen.

Brautvater. Was ſollen wir thun?

Götz. Macht euch auf nach Speyer, es iſt eben

Visitationszeit, zeigt's an, sie müssen's untersuchen und euch zu dem eurigen helfen.

Bräutigam. Denkt ihr, wir treiben's durch?

Götz. Wenn ich ihm über die Ohren dürfte, wollt' ich's euch versprechen.

Selbitz. Die Summe ist wohl einen Versuch werth.

Götz. Bin ich wohl eher um des vierten Theils willen ausgeritten.

Brautvater. Wie meinst du?

Bräutigam. Wir wollen, geh's wie's geh.

Georg (kommt).

Die Nürnberger sind im Anzug.

Götz. Wo?

Georg. Wenn wir ganz sachte reiten, packen wir sie zwischen Beerheim und Mühlbach im Wald.

Selbitz. Trefflich!

Götz. Kommt, Kinder. Gott grüß' euch! Helf' uns Allen zum Unsrigen!

Bauer. Großen Dank! Ihr wollt nicht zum Nacht-Imbs bleiben?

Götz. Können nicht. Adies.

Dritter Akt.

Augsburg.

Ein Garten.

Zwey Nürnberger Kaufleute.

Erſter Kaufmann. Hier wollen wir ſtehn, denn da muß der Kaiſer vorbei. Er kommt eben den langen Gang herauf.

Zweyter Kaufmann. Wer iſt bei ihm?

Erſter Kaufmann. Adelbert von Weislingen!

Zweyter Kaufmann. Bambergs Freund! Das iſt gut.

Erſter Kaufmann. Wir wollen einen Fußfall thun, und ich will reden.

Zweyter Kaufmann. Wohl, da kommen ſie.

Kaiſer. Weislingen.

Erſter Kaufmann. Er ſieht verdrießlich aus.

Kaiſer. Ich bin unmuthig, Weislingen, und wenn ich auf mein vergangenes Leben zurück ſehe, möchte ich verzagt werden; ſo viel halbe verunglückte Unternehmungen! und das alles, weil kein Fürſt im

Reich ſo klein iſt, dem nicht mehr an ſeinen Grillen gelegen wäre als an meinen Gedanken.

(Die Kaufleute werfen ſich ihm zu Füßen.)

Kaufmann. Allerdurchlauchtigſter! Großmächtigſter!

Kaiſer. Wer ſeyd ihr? Was gibt's?

Kaufmann. Arme Kaufleute von Nürnberg, Eurer Majeſtät Knechte, und flehen um Hülfe. Götz von Berlichingen und Hanns von Selbitz haben unſer dreyßig, die von der Frankfurter Meſſe kamen, im Bambergiſchen Geleite niedergeworfen und beraubt; wir bitten Eure Kaiſerliche Majeſtät um Hülfe, um Beiſtand, ſonſt ſind wir alle verderbene Leute, genöthigt unſer Brot zu betteln.

Kaiſer. Heiliger Gott! Heiliger Gott! Was iſt das? Der Eine hat nur Eine Hand, der Andere nur Ein Bein; wenn ſie denn erſt zwey Hände hätten, und zwey Beine, was wolltet ihr dann thun?

Kaufmann. Wir bitten Eure Majeſtät unterthänigſt, auf unſere bedrängten Umſtände ein mitleidiges Auge zu werfen.

Kaiſer. Wie geht's zu! Wenn ein Kaufmann einen Pfeffersack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen; und wenn Händel vorhanden ſind, daran Kaiſerlicher Majeſtät und dem Reich viel gelegen iſt, daß es Königreich, Fürſtenthum, Herzogthum und

anders betrifft, ſo kann euch kein Menſch zuſammen bringen.

Weislingen. Ihr kommt zur ungelegnen Zeit. Geht und verweilt einige Tage hier.

Kaufleute. Wir empfehlen uns zu Gnaden.

(Ab.)

Kaiſer. Wieder neue Händel. Sie wachſen nach wie die Köpfe der Hydra.

Weislingen. Und ſind nicht auszurotten als mit Feuer und Schwert, und einer muthigen Unternehmung.

Kaiſer. Glaubt ihr?

Weislingen. Ich halte nichts für thunlicher, wenn Eure Majeſtät und die Fürſten ſich über andern unbedeutenden Zwiſt vereinigen könnten. Es iſt mit nichten ganz Deutſchland, das über Beunruhigung klagt. Franken und Schwaben allein glimmt noch von den Reſten des innerlichen verderblichen Bürgerkriegs. Und auch da ſind viele der Edeln und Freien, die ſich nach Ruhe ſehnen. Hätten wir einmal dieſen Sickingen, Selbitz — Berlichingen auf die Seite geſchafft, das Uebrige würde bald von ſich ſelbſt zerfallen. Denn ſie ſind's, deren Geiſt die aufrühriſche Menge belebt.

Kaiſer. Ich möchte die Leute gerne ſchonen, ſie ſind tapfer und edel. Wenn ich Krieg führte, müßten ſie mir zu Felde.

Weislingen. Es wäre zu wünſchen daß ſie

von jeher gelernt hätten ihrer Pflicht zu gehorchen. Und dann wär' es höchst gefährlich ihre aufrühriſchen Unternehmungen durch Ehrenſtellen zu belohnen. Denn eben dieſe Kaiſerliche Mild' und Gnade iſt's, die ſie bisher ſo ungeheuer mißbrauchten, und ihr Anhang, der ſein Vertrauen und Hoffnung darauf ſetzt, wird nicht ehe zu bändigen ſeyn, bis wir ſie ganz vor den Augen der Welt zu nichte gemacht, und ihnen alle Hoffnung jemals wieder empor zu kommen völlig abgeſchnitten haben.

Kaiſer. Ihr rather alſo zur Strenge?

Weislingen. Ich ſehe kein ander Mittel, den Schwindelgeiſt, der ganze Landſchaften ergreift, zu bannen. Hören wir nicht ſchon hier und da die bitterſten Klagen der Edeln, daß ihre Unterthanen, ihre Leibeignen ſich gegen ſie auflehnen und mit ihnen rechten, ihnen die hergebrachte Oberherrſchaft zu ſchmälern drohen, ſo daß die gefährlichſten Folgen zu fürchten ſind?

Kaiſer. Jetzt wär' eine ſchöne Gelegenheit wider den Berlichingen und Selbitz; nur wollt' ich nicht daß ihnen was zu Leid' geſchehe. Gefangen möcht' ich ſie haben, und dann müßten ſie Urfehde ſchwören, auf ihren Schlöſſern ruhig zu bleiben, und nicht aus ihrem Bann zu gehen. Bei der nächſten Seſſion will ich's vortragen.

Weislingen. Ein freudiger beistimmender Zuruf wird Eurer Majestät das Ende der Rede ersparen.

(Ab.)

Jaxthausen.

Sickingen. Berlichingen.

Sickingen. Ja, ich komme eure edle Schwester um ihr Herz und ihre Hand zu bitten.

Götz. So wollt' ich ihr wär't eher kommen. Ich muß euch sagen: Weislingen hat während seiner Gefangenschaft ihre Liebe gewonnen, um sie angehalten, und ich sagt' sie ihm zu. Ich hab' ihn losgelassen, den Vogel, und er verachtet die gütige Hand, die ihm in der Noth Futter reichte. Er schwirrt herum, weiß Gott auf welcher Hecke seine Nahrung zu suchen.

Sickingen. Ist das so?

Götz. Wie ich sage.

Sickingen. Er hat ein doppeltes Band zerrissen. Wohl euch, daß ihr mit dem Verräther nicht näher verwandt worden.

Götz. Sie sitzt, das arme Mädchen, verjammert und verbetet ihr Leben.

Sickingen. Wir wollen sie singen machen.

Götz. Wie! Entschließet ihr euch eine Verlaß'ne zu heirathen?

Sickingen. Es macht euch beiden Ehre, von

ihm betrogen worden zu seyn. Soll darum das arme Mädchen in ein Kloster gehn, weil der erste Mann, den sie kannte, ein Nichtswürdiger war? Nein doch! ich bleibe darauf, sie soll Königin von meinen Schlöſſern werden.

Götz. Ich sage euch, sie war nicht gleichgültig gegen ihn.

Sickingen. Traust du mir nicht zu, daß ich den Schatten eines Elenden sollte verjagen können? Laß uns zu ihr. (Ab.)

Lager der Reichsexecution.

Hauptmann. Officiere.

Hauptmann. Wir müssen behutsam gehn und unsere Leute so viel möglich schonen. Auch ist unsere gemessene Order ihn in die Enge zu treiben und lebendig gefangen zu nehmen. Es wird schwer halten, denn wer mag sich an ihn machen?

Erster Officier. Freilich! Und er wird sich wehren wie ein wildes Schwein. Ueberhaupt hat er uns sein Lebelang nichts zu Leid' gethan, und jeder wird's von sich schieben, Kaiser und Reich zu Gefallen, Arm und Bein daran zu setzen.

Zweyter Officier. Es wäre eine Schande wenn wir ihn nicht kriegten. Wenn ich ihn nur einmal bei'm Lappen habe, er soll nicht los kommen.

Erſter Officier. Faßt ihn nur nicht mit Zähnen, er möchte euch die Kinnbacken ausziehen. Guter junger Herr, dergleichen Leut packen ſich nicht wie ein flüchtiger Dieb.

Zweyter Officier. Wollen ſehn.

Hauptmann. Unſern Brief muß er nun haben. Wir wollen nicht ſäumen, und einen Trupp ausſchicken, der ihn beobachten ſoll.

Zweyter Officier. Laßt mich ihn führen.

Hauptmann. Ihr ſeyd der Gegend unkundig.

Zweyter Officier. Ich hab' einen Knecht, der hier geboren und erzogen iſt.

Hauptmann. Ich bin's zufrieden. (Ab.)

Jaxthauſen.

Sickingen.

Es geht alles nach Wunſch; ſie war etwas beſtürzt über meinen Antrag, und ſah mich vom Kopf bis auf die Füße an; ich wette ſie verglich mich mit ihrem Weißfiſch. Gott ſey Dank, daß ich mich ſtellen darf. Sie antwortete wenig, und durch einander; deſto beſſer! Es mag eine Zeit kochen. Bei Mädchen, die durch Liebesunglück gebeitzt ſind, wird ein Heirathsvorſchlag bald gar.

Götz (kommt).

Sickingen. Was bringt ihr, Schwager.

Götz. In die Acht erklärt!

Sickingen. Was?

Götz. Da leſ't den erbaulichen Brief. Der Kaiſer hat Execution gegen mich verordnet, die mein Fleiſch den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde zu freſſen vorſchneiden ſoll.

Sickingen. Erſt ſollen ſie dran. Juſt zur gelegenen Zeit bin ich hier.

Götz. Nein, Sickingen, ihr ſollt fort. Eure großen Anſchläge könnten darüber zu Grunde gehn, wenn ihr zu ſo ungelegner Zeit des Reichs Feind werden wolltet. Auch mir werdet ihr weit mehr nutzen, wenn ihr neutral zu ſeyn ſcheint. Der Kaiſer liebt euch, und das Schlimmſte das mir begegnen kann, iſt gefangen zu werden; dann braucht euer Vorwort, und reißt mich aus einem Elend, in das unzeitige Hülfe uns beide ſtürzen könnte. Denn was wär's? Jetzo geht der Zug gegen mich; erfahren ſie du biſt bei mir, ſo ſchicken ſie mehr, und wir ſind um nichts gebeſſert. Der Kaiſer ſitzt an der Quelle, und ich wär' ſchon jetzt unwiederbringlich verloren, wenn man Tapferkeit ſo geſchwind einblaſen könnte, als man einen Haufen zuſammen blaſen kann.

Sickingen. Doch kann ich heimlich ein zwanzig Reiter zu euch ſtoßen laſſen.

Götz. Gut. Ich hab ſchon Georgen nach dem Selbitz geſchickt, und meine Knechte in der Nachbar-

ſchaft herum. Lieber Schwager, wenn meine Leute beiſammen ſind, es wird ein Häufchen ſeyn, dergleichen wenig Fürſten beiſammen geſehen haben.

Sickingen. Ihr werdet gegen die Menge wenig ſeyn.

Götz. Ein Wolf iſt einer ganzen Heerde Schafe zu viel.

Sickingen. Wenn ſie aber einen guten Hirten haben?

Götz. Sorg du. Es ſind lauter Miethlinge. Und dann kann der beſte Ritter nichts machen, wenn er nicht Herr von ſeinen Handlungen iſt. So kamen ſie mir auch einmal, wie ich dem Pfalzgrafen zugeſagt hatte gegen Conrad Schotten zu dienen; da legt er mir einen Zettel aus der Kanzley vor, wie ich reiten und mich halten ſollt; da warf ich den Räthen das Papier wieder dar, und ſagt': ich wüßt' nicht darnach zu handlen, ich weiß nicht was mir begegnen mag, das ſteht nicht im Zettel, ich muß die Augen ſelbſt aufthun, und ſehn was ich zu ſchaffen hab.

Sickingen. Glück zu, Bruder! Ich will gleich fort und dir ſchicken was ich in der Eil zuſammen treiben kann.

Götz. Komm noch zu den Frauen, ich ließ ſie beiſammen. Ich wollte daß du ihr Wort hörteſt ehe du gingſt. Dann ſchick mir die Reiter, und komm heimlich wieder Marien abzuholen, denn mein Schloß,

fürcht' ich, wird bald kein Aufenthalt für Weiber mehr ſeyn.

Sickingen. Wollen das Beſte hoffen. (Ab.)

Bamberg.

Adelheidens Zimmer.

Adelheid. Franz.

Adelheid. So ſind die beiden Executionen ſchon aufgebrochen?

Franz. Ja, und mein Herr hat die Freude gegen eure Feinde zu ziehen. Ich wollte gleich mit, ſo gern ich zu euch gehe. Auch will ich jetzt wieder fort, um bald mit fröhlicher Botſchaft wiederzukehren. Mein Herr hat mir's erlaubt.

Adelheid. Wie ſteht's mit ihm?

Franz. Er iſt munter. Mir befahl er eure Hand zu küſſen.

Adelheid. Da — deine Lippen ſind warm.

Franz (vor ſich, auf die Bruſt deutend). Hier iſt's noch wärmer! (Laut) Gnädige Frau, eure Diener ſind die glücklichſten Menſchen unter der Sonne.

Adelheid. Wer führt gegen Berlichingen?

Franz. Der von Sirau. Lebt wohl, beſte gnädige Frau! Ich will wieder fort. Vergeßt mich nicht.

Adelheid. Du mußt was eſſen, trinken, und raſten.

Franz. Wozu das? Ich hab' euch ja geſehen. Ich bin nicht müd noch hungrig.

Adelheid. Ich kenne deine Treu.

Franz. Ach, gnädige Frau!

Adelheid. Du hältſt's nicht aus, beruhige dich, und nimm was zu dir.

Franz. Eure Sorgfalt für einen armen Jungen! (Ab.)

Adelheid. Die Thränen ſtehn ihm in den Augen. Ich lieb' ihn von Herzen. So wahr und warm hat noch Niemand an mir gehangen. (Ab.)

Jaxthauſen.

Götz. Georg.

Georg. Er will ſelbſt mit euch ſprechen. Ich kenn' ihn nicht; es iſt ein ſtattlicher Mann, mit ſchwarzen feurigen Augen.

Götz. Bring ihn herein.

Lerſe (kommt).

Götz. Gott grüß' euch! Was bringt ihr?

Lerſe. Mich ſelbſt, das iſt nicht viel, doch alles was es iſt bier' ich euch an.

Götz. Ihr ſeyd mir willkommen, doppelt willkommen, ein braver Mann, und zu dieſer Zeit, da ich nicht hoffte neue Freunde zu gewinnen, eher den Verluſt der alten ſtündlich fürchtete. Gebt mir euern Namen.

Lerſe. Franz Lerſe.

Götz. Ich danke euch, Franz, daß ihr mich mit einem braven Mann bekannt macht.

Lerſe. Ich machte euch ſchon einmal mit mir bekannt, aber damals danktet ihr mir nicht dafür.

Götz. Ich erinnere mich eurer nicht.

Lerſe. Es wäre mir leid. Wißt ihr noch, wie ihr um des Pfalzgrafen willen Conrad Schotten feind wart, und nach Haßfurt auf die Faſtnacht reiten wolltet?

Götz. Wohl weiß ich es.

Lerſe. Wißt ihr, wie ihr unterwegs bei einem Dorf fünfundzwanz'g Reitern entgegen kamt?

Götz. Richtig. Ich hielt ſie anfangs nur für zwölfe, und theilt meinen Haufen, waren unſer ſechzehn, und hielt am Dorf hinter der Scheuer, in willens ſie ſollten bei mir vorbeizieben. Dann wollt' ich ihnen nachrucken, wie ich's mit dem andern Haufen abgeredt hatte.

Lerſe. Aber wir ſahn euch, und zogen auf eine Höhe am Dorf. Ihr zogt herbei und hieltet unten. Wie wir ſahn ihr wolltet nicht herauf kommen, ritten wir herab.

Götz. Da ſah' ich erſt, daß ich mit der Hand in die Kohlen geſchlagen hatte. Fünfundzwanzig gegen acht! Da galt's kein Feiern. Erhard Truchſes durchſtach mir einen Knecht, dafür rannt' ich ihn vom Pferde.

Hätten ſie ſich Alle gehalten wie er und ein Knecht, es wäre mein und meines kleinen Häufchens übel gewahrt geweſen.

Lerſe. Der Knecht, wovon ihr ſagtet —

Götz. Es war der bravſte den ich geſehen habe. Er ſetzte mir heiß zu. Wenn ich dachte, ich hätt' ihn von mir gebracht, wollte mit Andern zu ſchaffen haben, war er wieder an mir, und ſchlug feindlich zu. Er hieb mir auch durch den Panzerärmel hindurch, daß es ein wenig gefleiſcht hatte.

Lerſe. Habt ihr's ihm verziehen?

Götz. Er gefiel mir mehr als zu wohl.

Lerſe. Nun ſo hoff' ich daß ihr mit mir zufrieden ſeyn werdet; ich hab mein Probſtück an euch ſelbſt abgelegt.

Götz. Biſt du's? O willkommen, willkommen! Kannſt du ſagen, Maximilian, du haſt unter deinen Dienern Einen ſo geworben!

Lerſe. Mich wundert daß ihr nicht eh auf mich gefallen ſeyd.

Götz. Wie ſollte mir einkommen, daß der mir ſeine Dienſte anbieten würde, der auf das Feindſeligſte mich zu überwältigen trachtete?

Lerſe. Eben das, Herr! Von Jugend auf dien' ich als Reitersknecht, und hab's mit manchem Ritter aufgenommen. Da wir auf euch ſtießen, freut' ich mich. Ich kannte euern Namen, und da lernt' ich euch

kennen. Ihr wißt, ich hielt nicht Stand; ihr sahr, es war nicht Furcht, denn ich kam wieder. Kurz ich lernt' euch kennen, und von Stund an beschloß ich euch zu dienen.

Götz. Wie lange wollt ihr bei mir ausbalten?

Lerse. Auf ein Jahr. Ohne Entgeld.

Götz. Nein, ihr sollt gehalten werden wie ein Anderer, und drüber, wie der, der mir bei Remlin zu schaffen machte.

Georg (kommt).

Hanns von Selbitz läßt euch grüßen. Morgen ist er hier mit funfzig Mann.

Götz. Wohl.

Georg. Es zieht am Kocher ein Trupp Reichsvölker herunter; ohne Zweifel euch zu beobachten.

Götz. Wie viel?

Georg. Ihrer funfzig.

Götz. Nicht mehr! Komm, Lerse, wir wollen sie zusammenschneißen, wenn Selbitz kommt daß er schon ein Stück Arbeit gethan findet.

Lerse. Das soll eine reichliche Vorlese werden.

Götz. Zu Pferde! (Ab.)

Wald an einem Moraſt.

Zwey Reichsknechte (begegnen einander).

Erſter Knecht. Was machſt du hier?

Zweyter Knecht. Ich hab' Urlaub gebeten meine Nothdurft zu verrichten. Seit dem blinden Lärmen geſtern Abends iſt mir's in die Gedärme geſchlagen, daß ich alle Augenblicke vom Pferd muß.

Erſter Knecht. Hält der Trupp hier in der Nähe?

Zweyter Knecht. Wohl eine Stunde den Wald hinauf.

Erſter Knecht. Wie verläufſt du dich denn hieher?

Zweyter Knecht. Ich bitt dich verrath mich nicht. Ich will auf's nächſte Dorf, und ſehn ob ich nit mit warmen Ueberſchlägen meinem Uebel abhelfen kann. Wo kommſt du her?

Erſter Knecht. Vom nächſten Dorf. Ich hab' unſerm Offizier Wein und Brot geholt.

Zweyter Knecht. So, er thut ſich was zu gut vor unſerm Angeſicht, und wir ſollen faſten! Schön Exempel!

Erſter Knecht. Komm mit zurück, Schurke.

Zweyter Knecht. Wär ich ein Narr! Es ſind noch viele unterm Haufen, die gern faſteten, wenn ſie ſo weit davon wären als ich.

Erſter Knecht. Hörſt du! Pferde!

Zweyter Knecht. O weh!

Erſter Knecht. Ich klettere auf den Baum.

Zweyter Knecht. Ich ſteck mich in's Rohr.

Götz. Lerſe. Georg. Knechte (zu Pferde.)

Götz. Hier am Teich weg und linker Hand in den Wald, ſo kommen wir ihnen in Rücken.

(Sie ziehen vorbei.)

Erſter Knecht (ſteigt vom Baum). Da iſt nicht gut ſeyn. Michel! Er antwortet nicht? Michel, ſie ſind fort! (Er geht nach dem Sumpf.) Michel! O weh er iſt verſunken. Michel! Er hört mich nicht, er iſt erſtickt. Biſt doch krepirt, du Memme. — Wir ſind geſchlagen. Feinde, überall Feinde!

Götz. Georg (zu Pferde).

Götz. Halt Kerl, oder du biſt des Todes!

Knecht. Schont meines Lebens!

Götz. Dein Schwert! Georg, führ' ihn zu den andern Gefangenen, die Lerſe dort unten am Wald hat. Ich muß ihren flüchtigen Führer erreichen. (Ab.)

Knecht. Was iſt aus unſerm Ritter geworden der uns führte?

Georg. Unterſt zu oberſt ſtürzt' ihn mein Herr vom Pferd, daß der Federbuſch im Koth ſtak. Seine Reiter huben ihn auf's Pferd und fort, wie beſeſſen.

(Ab.)

Lager.

Hauptmann. Erſter Ritter.

Erſter Ritter. Sie fliehen von Weitem dem Lager zu.

Hauptmann. Er wird ihnen an den Ferſen ſeyn. Laßt ein funfzig ausrücken bis an die Mühle; wenn er ſich zu weit verliert, erwiſcht ihr ihn vielleicht.

(Ritter ab.)

Zweyter Ritter (geführt).

Hauptmann. Wie geht's junger Herr? Habt ihr ein Paar Zinken abgerennt?

Ritter. Daß dich die Peſt! Das ſtärkſte Geweih wäre geſplittert wie Glas. Du Teufel! Er rannt' auf mich los, es war mir als wenn mich der Donner in die Erd' hinein ſchlüg.

Hauptmann. Dankt Gott daß ihr noch davon gekommen ſeyd.

Ritter. Es iſt nichts zu danken, ein Paar Rippen ſind entzwey. Wo iſt der Feldſcher? (Ab.)

Jarthauſen.

Gdtz. Selbitz.

Gdtz. Was ſagſt du zu der Achtserklärung, Selbitz?

Selbitz. Es iſt ein Streich von Weislingen.

Gdtz. Meinſt du?

Selbitz. Ich meine nicht, ich weiß.

Gbtz. Woher?

Selbitz. Er war auf dem Reichstag, ſag' ich dir, er war um den Kaiſer.

Gbtz. Wohl, ſo machen wir ihm wieder einen Anſchlag zu nichte.

Selbitz. Hoff's.

Gbtz. Wir wollen fort! und ſoll die Haſenjagd angehn.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Dabei kommt nichts heraus, ihr Herrn. Er ſchlägt uns einen Haufen nach dem andern, und was nicht umkommt und gefangen wird, das läuft in Gottes Namen lieber nach der Türkei als in's Lager zurück. So werden wir alle Tag' ſchwächer. Wir müſſen einmal für allemal ihm zu Leib' gehen, und das mit Ernſt; ich will ſelbſt dabei ſeyn, und er ſoll ſehn mit wem er zu thun hat.

Ritter. Wir ſind's all zufrieden; nur iſt er der Landsart ſo kundig, weiß alle Gänge und Schliche im Gebirg, daß er ſo wenig zu fangen iſt wie eine Maus auf dem Kornboden.

Hauptmann. Wollen ihn ſchon kriegen. Erſt

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 16231/357

auf Jarthauſen zu. Mag er wollen oder nicht, er muß herbei ſein Schloß zu vertheidigen.

Ritter. Soll unſer ganzer Hauf marſchiren?

Hauptmann. Freilich! Wißt ihr daß wir ſchon um hundert geſchmolzen ſind?

Ritter. Drum geſchwind, eh der ganze Eisklumpen aufthaut; es macht warm in der Nähe, und wir ſtehn da wie Butter an der Sonne. (Ab.)

Gebirg und Wald.

Götz. Selbitz. Trupp.

Götz. Sie kommen mit hellem Hauf. Es war hohe Zeit daß Sickingens Reiter zu uns ſtießen.

Selbitz. Wir wollen uns theilen. Ich will linker Hand um die Höhe ziehen.

Götz. Gut. Und du, Franz, führe mir die funfzig rechts durch den Wald hinauf; ſie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten. Georg, du bleibſt um mich. Und wenn ihr ſeht daß ſie mich angreifen, ſo fallt ungeſäumt in die Seiten. Wir wollen ſie patſchen. Sie denken nicht daß wir ihnen die Spitze bieten können. (Ab.)

Haide,

auf der einen Seite eine Höhe, auf der andern Wald.

Hauptmann. Executionszug.

Hauptmann. Er hält auf der Haide! Das ist impertinent. E. soll' büßen. Was! Den Strom nicht zu fürchten der auf ihn losbrauſt?

Ritter. Ich wollt nicht daß ihr an der Spitze rittet; er hat das Ansehn als ob er den Ersten, der ihn anstoßen möchte, umgekehrt in die Erde pflanzen wollte. Reitet hinter drein.

Hauptmann. Nicht gern.

Ritter. Ich bitt' euch. Ihr seyd noch der Knoten von diesem Bündel Haselruthen; löſt ihn auf, so knickt er sie euch einzeln wie Rietgras.

Hauptmann. Trompeter, blaſ'! Und ihr blaſt ihn weg. (Ab.)

Selbitz (hinter der Höhe hervor im Galopp).

Mir nach! Sie sollen zu hren Händen rufen: multiplicirt euch. (Ab.)

Lerse (aus dem Wald).

Götzen zu Hülf! Er ist fast umringt. Braver Selbitz, du hast schon Luft gemacht. Wir wollen die Haide mit ihren Distelköpfen besäen. (Vorbei. Getümmel.)

Eine Höhe mit einem Wartthurm.

Selbitz (verwundet). Knechte.

Selbitz. Legt mich hieher und kehrt zu Götzen.

Erster Knecht. Laßt uns bleiben, Herr, ihr braucht unser.

Selbitz. Steig' Einer auf die Warte und seh' wie's geht.

Erster Knecht. Wie will ich hinauf kommen?

Zweyter Knecht. Steig' auf meine Schultern, da kannst du die Lücke reichen und dir bis zur Oeffnung hinauf helfen.

Erster Knecht. (steigt hinauf). Ach, Herr!

Selbitz. Was siehest du?

Erster Knecht. Eure Reiter fl'ehen der Höhe zu.

Selbitz. Höllische Schurken! Ich wollt' sie stünden und ich hätt' eine Kugel vor'm Kopf. Reit' Einer hin! und fluch' und wetter' sie zurück. (Knecht ab.) Siehest du Götzen?

Knecht. Die drey schwarzen Federn seh' ich mitten im Getümmel.

Selbitz. Schwimm, braver Schwimmer. Ich liege hier!

Knecht. Ein weißer Federbusch, wer ist das?

Selbitz. Der Hauptmann.

Knecht. Götz drängt sich an ihn — Bauz! Er stürzt.

Selbitz. Der Hauptmann?

Knecht. Ja, Herr.

Selbitz. Wohl! Wohl!

Knecht. Weh! Weh! Götzen seh' ich nicht mehr.

Selbitz. So stirb, Selbitz!

Knecht. Ein fürchterlich Gedräng wo er stund. Georgs blauer Busch verschwindt auch.

Selbitz. Komm herunter. Siehst du Lersen nicht?

Knecht. Nichts. Es geht alles drunter und drüber.

Selbitz. Nichts mehr. Komm! Wie halten sich Sickingens Reiter?

Knecht. Gut. — Da flieht Einer nach dem Wald. Noch Einer! Ein ganzer Trupp! Götz ist hin.

Selbitz. Komm herab.

Knecht. Ich kann nicht. — Wohl! Wohl! Ich sehe Götzen! Ich sehe Georgen!

Selbitz. Zu Pferd?

Knecht. Hoch zu Pferd! Sieg! Sieg! Sie fliehn.

Selbitz. Die Reichstruppen?

Knecht. Die Fahne mitten drein, Götz hintendrein. Sie zerstreuen sich. Götz erreicht den Fähndrich — Er hat die Fahn — Er hält. Eine Hand voll Menschen um ihn herum. Mein Kamerad erreicht ihn — Sie ziehn herauf.

Götz. Georg. Lerse. Ein Trupp.

Selbitz. Glück zu! Götz. Sieg! Sieg!

Götz (steigt vom Pferd). Theuer! Theuer! Du bist verwundt, Selbitz?

Selbitz. Du lebst und siegst! Ich habe wenig gethan. Und meine Hunde von Reitern! Wie bist du davon gekommen?

Götz. Dießmal galt's! Und hier Georgen dank' ich das Leben, und hier Lersen dank' ich's. Ich warf den Hauptmann vom Gaul. Sie stachen mein Pferd nieder und drangen auf mich ein. Georg hieb sich zu mir und sprang ab, ich wie der Blitz auf seinen Gaul, wie der Donner saß er auch wieder. Wie kamst du zum Pferd?

Georg. Einem, der nach euch hieb, stieß ich meinen Dolch in die Gedärme, wie sich sein Harnisch in die Höhe zog. Er stürzt', und ich half euch von einem Feind und mir zu einem Pferde.

Götz. Nun staken wir, bis sich Franz zu uns hereinschlug, und da mähten wir von innen heraus.

Lerse. Die Hunde die ich führte sollten von außen hinein mähen bis sich unsere Sensen begegnet hätten; aber sie flohen wie Reichsknechte.

Götz. Es flohe Freund und Feind. Nur du kleiner Hauf hieltest mir den Rücken frei; ich hatte mit den Kerls vor mir genug zu thun. Der Fall

ihres Hauptmanns half mir sie schütteln und sie flohen. Ich habe ihre Fahne und wenig Gefangene.

Selbitz. Der Hauptmann ist euch entwischt?

Götz. Sie hatten ihn inzwischen gerettet. Kommt, Kinder! kommt, Selbitz! — Macht eine Bahre von Aesten; — du kannst nicht auf's Pferd. Komm in mein Schloß. Sie sind zerstreut. Aber unser sind wenig, und ich weiß nicht ob sie Truppen nachzuschicken haben. Ich will euch bewirthen, meine Freunde. Ein Glas Wein schmeckt auf so einen Strauß.

Lager.

Hauptmann.

Ich möcht' euch alle mit eigner Hand umbringen! Was, fortlaufen! Er hatte keine Hand voll Leute mehr! Fortzulaufen, vor Einem Mann! Es wird's Niemand glauben, als wer über uns zu lachen Lust hat. — Reit herum, ihr, und ihr, und ihr. Wo ihr von unsern zerstreuten Knechten find't, bringt sie zurück oder stecht sie nieder. Wir müssen diese Scharten auswetzen, und wenn die Klingen drüber zu Grunde gehen sollten.

Jaxthausen.

Götz. Lerse. Georg.

Götz. Wir dürfen keinen Augenblick säumen! Arme Jungen, ich darf euch keine Rast gönnen. Jagt geschwind herum und sucht noch Reiter aufzutreiben. Bestellt sie alle nach Weilern, da sind sie am sichersten. Wenn wir zögern, so ziehen sie mir vor's Schloß. (Die Zwey ab.) Ich muß einen auf Kundschaft ausjagen. Es fängt an heiß zu werden, und wenn es nur noch brave Kerls wären! aber so ist's die Menge.

(Ab.)

Sickingen. Maria.

Maria. Ich bitte euch, lieber Sickingen, geht nicht von meinem Bruder! Seine Reiter, Selbitzens, eure, sind zerstreut; er ist allein, Selbitz ist verwundet auf sein Schloß gebracht, und ich fürchte alles.

Sickingen. Seyd ruhig, ich gehe nicht weg.

Götz (kommt).

Kommt in die Kirch, der Pater wartet. Ihr sollt mir in einer Viertelstund' ein Paar seyn.

Sickingen. Laßt mich hier.

Götz. In die Kirch sollt ihr jetzt.

Sickingen. Gern — und darnach?

Götz. Darnach sollt ihr eurer Wege gehn.

Sickingen. Götz!

Götz. Wollt ihr nicht in die Kirche?

Sickingen. Kommt, kommt.

Lager.

Hauptmann. Ritter.

Hauptmann. Wie viel sind's in allem?

Ritter. Hundert und funfzig.

Hauptmann. Von Vierhunderten! Das ist arg. Jetzt gleich und grad gegen Jarthausen zu, eh er sich wieder erholt und sich uns wieder in Weg stellt.

Jarthausen.

Götz. Elisabeth. Maria. Sickingen.

Götz. Gott segne euch, geb' euch glückliche Tage, und behalte die die er euch abzieht für eure Kinder!

Elisabeth. Und die laß er seyn wie ihr seyd: rechtschaffen! Und dann laßt sie werden was sie wollen.

Sickingen. Ich dank' euch. Und dank' euch, Maria. Ich führte euch an den Altar, und ihr sollt mich zur Glückseligkeit führen.

Maria. Wir wollen zusammen eine Pilgrimschaft nach diesem fremden gelobten Lande antreten.

Götz. Glück auf die Reise!

Maria. So ist's nicht gemeint, wir verlassen euch nicht.

Götz. Ihr sollt, Schwester.

Maria. Du bist sehr unbarmherzig, Bruder!

Götz. Und ihr zärtlicher als vorsehend.

Georg (kommt.)

(Heimlich) Ich kann niemand auftreiben. Ein Einziger war geneigt; darnach veränderte er sich und wollte nicht.

Götz. Gut, Georg. Das Glück fängt mir an wetterwendisch zu werden. Ich ahnt's aber. (Laut) Sickingen, ich bitt' euch, geht noch diesen Abend. Beredet Marie. Sie ist eure Frau. Laßt sie's fühlen. Wenn Weiber quer in unsere Unternehmung treten, ist unser Feind im freien Feld sichrer als sonst in der Burg.

Knecht (kommt).

(Leise) Herr, das Reichsfähnlein ist auf dem Marsch, grad hieher, sehr schnell.

Götz. Ich hab sie mit Ruthenstreichen geweckt! Wie viel sind ihrer?

Knecht. Ungefähr zweyhundert. Sie können nicht zwey Stunden mehr von hier seyn.

Götz. Noch über'm Fluß?

Knecht. Ja, Herr.

Götz. Wenn ich nur funfzig Mann hätte, sie sollten mir nicht herüber. Hast du Lersen nicht gesehen?

Knecht. Nein, Herr.

Götz. Bier' allen sie sollen sich bereit halten. — Es muß geschieden seyn, meine Lieben. Weine, meine gute Marie, es werden Augenblicke kommen wo du dich freuen wirst. Es ist besser du weinst an deinem Hochzeittag, als daß übergroße Freude der Vorbote künftiges Elends wäre. Lebt wohl, Marie. Lebt wohl, Bruder.

Maria. Ich kann nicht von euch, Schwester. Lieber Bruder, laß uns. Achtest du meinen Mann so wenig, daß du in dieser Extremität seine Hülfe verschmähst?

Götz. Ja, es ist weit mit mir gekommen. Vielleicht bin ich meinem Sturz nahe. Ihr beginnt zu leben, und ihr sollt euch von meinem Schicksal trennen. Ich hab' eure Pferde zu satteln befohlen. Ihr müßt gleich fort.

Maria. Bruder! Bruder!

Elisabeth (zu Sickingen). Gebt ihm nach! Gebt!

Sickingen. Liebe Marie, laßt uns gehen.

Maria. Du auch? Mein Herz wird brechen.

Götz. So bleib denn. In wenigen Stunden wird meine Burg umringt seyn.

Maria. Weh! Weh!

Götz. Wir werden uns vertheidigen so gut wir können.

Maria. Mutter Gottes, hab Erbarmen mit uns!

Götz. Und am Ende werden wir sterben, oder uns ergeben. — Du wirst deinen edeln Mann mit mir in Ein Schicksal geweint haben.

Maria. Du marterst mich.

Götz. Bleib! Bleib! Wir werden zusammen gefangen werden. Sickingen, du wirst mit mir in die Grube fallen! Ich hoffte du solltest mir heraushelfen.

Maria. Wir wollen fort. Schwester, Schwester!

Götz. Bringt sie in Sicherheit, und dann erinnert euch meiner.

Sickingen. Ich will ihr Bette nicht besteigen, bis ich euch außer Gefahr weiß.

Götz. Schwester — liebe Schwester! (Küßt sie.)

Sickingen. Fort, fort!

Götz. Noch einen Augenblick — Ich seh' euch wieder. Tröstet euch. Wir sehn uns wieder.

(Sickingen. Maria ab.)

Götz. Ich trieb sie, und da sie geht möcht' ich sie halten. Elisabeth, du bleibst bei mir!

Elisabeth. Bis in den Tod. (Ab.)

Götz. Wen Gott lieb hat, dem geb' er so eine Frau!

Georg (kommt).

Sie sind in der Nähe, ich habe sie vom Thurm gesehen. Die Sonne ging auf und ich sah ihre Piken blinken. Wie ich sie sah, wollt mir's nicht länger

werden, als einer Katze vor einer Armee Mäuse. Zwar wir spielen die Ratten.

Götz. Seht nach den Thorriegeln. Verrammelt's inwendig mit Balken und Steinen. (Georg ab.) Wir wollen ihre Geduld für'n Narren halten, und ihre Tapferkeit sollen sie mir an ihren eigenen Nägeln verkäuen. (Trompeter von außen.) Aha! ein rothröckiger Schurke, der uns die Frage vorlegen wird, ob wir Hundsfötter seyn wollen. (Er geht an's Fenster.) Was soll's? (Man hört in der Ferne reden.)

Götz (in seinen Bart). Einen Strick um deinen Hals.

(Trompeter redet fort.)

Götz. Beleidiger der Majestät! — Die Aufforderung hat ein Pfaff gemacht.

(Trompeter endet.)

Götz (antwortet). Mich ergeben! Auf Gnad und Ungnad! Mit wem redet ihr! Bin ich ein Räuber! Sag deinem Hauptmann: Vor Ihro Kaiserliche Majestät hab' ich, wie immer, schuldigen Respect. Er aber, sag's ihm, er kann mich — — — (Schmeißt das Fenster zu.)

Belagerung.

Küche.

Elisabeth. Götz (zu ihr).

Götz. Du hast Arbeit, arme Frau.

Elisabeth. Ich wollt' ich hätte sie lang. Wir werden schwerlich aushalten können.

Götz. Wir hatten nicht Zeit uns zu versehen.

Elisabeth. Und die vielen Leute die ihr zeither gespeis't habt. Mit dem Wein sind wir auch schon auf der Neige.

Götz. Wenn wir nur auf einen gewissen Punct halten, daß sie Capitulation vorschlagen. Wir thun ihnen brav Abbruch. Sie schießen den ganzen Tag und verwunden unsere Mauern und knicken unsere Scheiben. Lerse ist ein braver Kerl; er schleicht mit seiner Büchse herum; wo sich Einer zu nahe wagt, blaff liegt er.

Knecht. Kohlen, gnädige Frau.

Götz. Was gibt's?

Knecht. Die Kugeln sind alle, wir wollen neue gießen.

Götz. Wie steht's Pulver?

Knecht. So ziemlich. Wir sparen unsere Schüsse wohl aus.

Saal.

Lerse (mit einer Kugelform). Knecht (mit Kohlen).

Lerse. Stellt sie daher, und seht wo ihr im Hause Blei kriegt. Inzwischen will ich hier zugreifen. (Hebt ein Fenster aus und schlägt die Scheiben ein.) Alle Vortheile gelten. — So geht's in der Welt, weiß kein Mensch was aus den Dingen werden kann. Der Glaser, der die Scheiben faßte, dachte gewiß nicht, daß das Blei einem seiner Urenkel garstiges Kopfweh machen könnte! und da mich mein Vater zeugte, dachte er nicht, welcher Vogel unter dem Himmel, welcher Wurm auf der Erde mich fressen möchte.

Georg (kommt mit einer Dachrinne).

Da hast du Blei. Wenn du nur mit der Hälfte trifft, so entgeht keiner der Ihro Majestät ansagen kann: Herr, wir haben schlecht bestanden.

Lerse (haut daran). Ein brav Stück.

Georg. Der Regen mag sich einen andern Weg suchen! ich bin nicht bang davor; ein braver Reiter und ein rechter Regen kommen überall durch.

Lerse. (Er gießt.) Halt den Löffel. (Geht an's Fenster.) Da zieht so ein Reichsknappe mit der Büchse herum; sie denken wir h...n uns verschossen. Er soll die Kugel versuchen, warm wie sie aus der Pfanne kommt. (Gibt.)

Georg (hebt den Löffel an). Laß mich sehn.

Lerſe (ſchießt). Da liegt der Spatz.

Georg. Der ſchoß vorhin nach mir, (ſie gießen) wie ich zum Dachfenſter hinausſtieg, und die Rinne holen wollte. Er traf eine Taube die nicht weit von mir ſaß, ſie ſtürzt' in die Rinne; ich dankt' ihm für den Braten und ſtieg mit der doppelten Beute wieder herein.

Lerſe. Nun wollen wir wohl laden, und im ganzen Schloß herum gehen, unſer Mittageſſen verdienen.

Gdtz (kommt).

Bleib, Lerſe! Ich habe mit dir zu reden! Dich, Georg, will ich nicht von der Jagd abhalten.

(Georg ab.)

Gdtz. Sie entbieten mir einen Vertrag.

Lerſe. Ich will zu ihnen hinaus, und hören was es ſoll.

Gdtz. Es wird ſeyn: ich ſoll mich auf Bedingungen in ritterlich Gefängniß ſtellen.

Lerſe. Das iſt nichts. Wie wär's, wenn ſie uns freien Abzug eingeſtänden, da ihr doch von Sickingen keinen Entſatz erwarter? Wir vergräben Geld und Silber, wo ſie's mit keiner Wünſchelruthe finden ſollten, überließen ihnen das Schloß, und kämen mit Manier davon.

Gdtz. Sie laſſen uns nicht.

Lerſe. Es kommt auf eine Prob' an. Wir wollen um ſicher Geleit rufen, und ich will hinaus. (Ab.)

Saal.

Götz. Elisabeth. Georg. Knechte (bei Tische).

Götz. So bringt uns die Gefahr zusammen. Laßt's euch schmecken, meine Freunde! Vergeßt das Trinken nicht. Die Flasche ist leer. Noch eine, liebe Frau. (Elisabeth zuckt die Achsel.) Ist keine mehr da?

Elisabeth (leise). Noch Eine; ich hab' sie für dich bei Seite gesetzt.

Götz. Nicht doch, Liebe! Gib sie heraus. Sie brauchen Stärkung, nicht ich; es ist ja meine Sache.

Elisabeth. Holt sie draußen im Schrank!

Götz. Es ist die letzte. Und mir ist's als ob wir nicht zu sparen Ursach hätten. Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen. (Schenkt ein.) Es lebe der Kaiser!

Alle. Er lebe!

Götz. Das soll unser vorletztes Wort seyn, wenn wir sterben! Ich lieb' ihn, denn wir haben einerlei Schicksal. Und ich bin noch glücklicher als er. Er muß den Reichsständen die Mäuse fangen, inzwischen die Ratten seine Besitzthümer annagen. Ich weiß, er wünscht sich manchmal lieber todt, als länger die Seele eines so krüppligen Körpers zu seyn. (Schenkt ein.) Es geht just noch einmal herum. Und wenn unser Blut anfängt auf die Neige zu gehen, wie der Wein in dieser Flasche erst schwach, dann tropfenweise rinnt, (tröpfelt das letzte in sein Glas) was soll unser letztes Wort seyn?

Georg. Es lebe die Freiheit!

Götz. Es lebe die Freiheit!

Alle. Es lebe die Freiheit!

Götz. Und wenn die uns überlebt, können wir ruhig sterben. Denn wir sehen im Geist unsere Enkel glücklich und die Kaiser unsrer Enkel glücklich. Wenn die Diener der Fürsten so edel und frei dienen wie ihr mir, wenn die Fürsten dem Kaiser dienen wie ich ihm dienen möchte —

Georg. Da müßt's viel anders werden.

Götz. So viel nicht als es scheinen möchte. Hab' ich nicht unter den Fürsten treffliche Menschen gekannt, und sollte das Geschlecht ausgestorben seyn? Gute Menschen, die in sich und ihren Unterthanen glücklich waren; die einen edeln, freien Nachbar neben sich leiden konnten, und ihn weder fürchteten noch beneideten; denen das Herz aufging, wenn sie viel ihres Gleichen bei sich zu Tisch sahen, und nicht erst die Ritter zu Hofschranzen umzuschaffen brauchten um mit ihnen zu leben.

Georg. Habt ihr solche Herrn gekannt?

Götz. Wohl. Ich erinnere mich zeitlebens, wie der Landgraf von Hanau eine Jagd gab, und die Fürsten und Herrn die zugegen waren unter freiem Himmel speis'ten, und das Landvolk all herbei lief sie zu sehen. Das war keine Maskerade, die er sich selbst zu Ehren angestellt hatte. Aber die vollen runden Köpfe der Bursche und Mädel, die rothen Backen

alle, und die wohlhäbigen Männer und stattlichen Greise, und alles fröhliche Gesichter, und wie sie Theil nahmen an der Herrlichkeit ihres Herrn, der auf Gottes Boden unter ihnen sich ergetzte!

Georg. Das war ein Herr, vollkommen wie ihr.

Götz. Sollten wir nicht hoffen daß mehr solcher Fürsten auf einmal herrschen könnten? daß Verehrung des Kaisers, Fried' und Freundschaft der Nachbarn, und Lieb der Unterthanen, der kostbarste Familienschatz seyn wird, der auf Enkel und Urenkel erbt? Jeder würde das seinige erhalten und in sich selbst vermehren, statt daß sie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn sie nicht andere verderben.

Georg. Würden wir hernach auch reiten?

Götz. Wollte Gott es gäbe keine unruhige Köpfe in ganz Deutschland! wir würden noch immer zu thun genug finden. Wir wollten die Gebirge von Wölfen säubern, wollten unserm ruhig ackernden Nachbar einen Braten aus dem Wald holen, und dafür die Suppe mit ihm essen. Wär' uns das nicht genug, wir wollten uns mit unsern Brüdern, wie Cherubim mit flammenden Schwertern, vor die Gränzen des Reichs gegen die Wölfe die Türken, gegen die Füchse die Franzosen lagern, und zugleich unsers theuern Kaisers sehr ausgesetzte Länder und die Ruhe des Reichs beschützen. Das wäre ein Leben! Georg! wenn man

seine Haut für die allgemeine Glückseligkeit dran setzte. (Georg springt auf.) Wo willst du hin?

Georg. Ach ich vergaß, daß wir eingesperrt sind — und der Kaiser hat uns eingesperrt — und unsere Haut davon zu bringen, setzen wir unsere Haut dran?

Götz. Sey gutes Muths.

Lerse (kommt).

Freiheit! Freiheit! Das sind schlechte Menschen, unschlüssige bedächtige Esel. Ihr sollt abziehen, mit Gewehr, Pferden und Rüstung. Proviant sollt ihr dahinten lassen.

Götz. Sie werden sich kein Zahnweh dran kauen.

Lerse (heimlich). Habt ihr das Silber versteckt?

Götz. Nein! Frau, geh mit Franzen, er hat dir was zu sagen. (Alle ab.)

Schloßhof.

Georg (im Staat. singt).

Es sing ein Knab ein Vögelein.
Hm! Hm!
Da lacht er in den Käfig 'nein,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Der freut sich traun so täppisch,
Hm! Hm!
Und griff hinein so täppisch,
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Da flog das Meislein auf ein Haus
Hm! Hm!
Und lacht den dummen Buben aus.
Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

Gbtz. Wie steht's?

Georg (führt sein Pferd heraus). Sie sind gesattelt.

Gbtz. Du bist fix.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Alle die Belagerten.

Gbtz. Ihr habt eure Büchsen? Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die besten aus dem Rüstschrank, es geht in Einem hin. Wir wollen voraus reiten.

Georg. Hm! Hm!
So! So!
Hm! Hm!

(Ab.)

Saal.

Zwey Knechte (am Rüſtſchrank).

Erſter Knecht. Ich nehm die.

Zweyter Knecht. Ich die. Da iſt noch eine ſchönere.

Erſter Knecht. Nicht doch! Mach daß du fort kommſt.

Zweyter Knecht. Horch!

Erſter Knecht (ſpringt an's Fenſter). Hilf heiliger Gott! ſie ermorden unſern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg ſtürzt!

Zweyter Knecht. Wo retten wir uns! An der Mauer den Nußbaum hinunter in's Feld.

(Ab.)

Erſter Knecht. Franz hält ſich noch, ich will zu ihm. Wenn ſie ſterben mag ich nicht leben.

(Ab.)

Vierter Akt.

Wirthshaus zu Heilbronn.

Götz.

Ich komme mir vor wie der böse Geist, den der Capuziner in einen Sack beschwur. Ich arbeite mich ab und fruchte mir nichts. Die Meineidigen!

Elisabeth (kommt).

Götz. Was für Nachrichten, Elisabeth, von meinen lieben Getreuen?

Elisabeth. Nichts Gewisses. Einige sind erstochen, einige liegen im Thurn. Es konnte oder wollte niemand mir sie näher bezeichnen.

Götz. Ist das Belohnung der Treue? des kindlichen Gehorsams? — Auf daß dir's wohl gehe, und du lange lebest auf Erden!

Elisabeth. Lieber Mann, schilt unsern himmlischen Vater nicht. Sie haben ihren Lohn, er ward mit ihnen geboren, ein freies edles Herz. Laß sie gefangen seyn, sie sind frei! Gib auf die deputirten Räthe Acht, die großen goldnen Ketten stehen ihnen zu Gesicht —

Götz. Wie dem Schwein das Halsband. Ich möchte Georgen und Franzen geschlossen sehn!

Elisabeth. Es wäre ein Anblick um Engel weinen zu machen.

Götz. Ich wollt' nicht weinen. Ich wollte die Zähne zusammenbeißen, und an meinem Grimm kauen. In Ketten meine Augäpfel! Ihr lieben Jungen, härtet ihr mich nicht geliebt! — Ich würde mich nicht satt an ihnen sehen können. — Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!

Elisabeth. Entschlagt euch dieser Gedanken. Bedenkt, daß ihr vor den Räthen erscheinen sollt. Ihr seyd nicht gestellt ihnen wohl zu begegnen, und ich fürchte alles.

Götz. Was wollen sie mir anhaben?

Elisabeth. Der Gerichtsbote!

Götz. Esel der Gerechtigkeit! Schleppt ihre Säcke zur Mühle, und ihren Kehrig aufs Feld. Was gibt's?

Gerichtsdiener (kommt).

Die Herren Commissarii sind auf dem Rathhause versammelt, und schicken nach euch.

Götz. Ich komme.

Gerichtsdiener. Ich werde euch begleiten.

Götz. Viel Ehre.

Elisabeth. Mäßigt euch.

Götz. Sey außer Sorgen. (Ab.)

Rathhaus.

Kaiserliche Räthe. Hauptmann. Rathsherren von Heilbronn.

Rathsherr. Wir haben auf euern Befehl die stärksten und tapfersten Bürger versammelt; sie warten hier in der Nähe auf euern Wink um sich Berlichingens zu bemeistern.

Erster Rath. Wir werden Ihro Kaiserlichen Majestät eure Bereitwilligkeit, Ihrem höchsten Befehl zu gehorchen, mit vielem Vergnügen zu rühmen wissen. — Es sind Handwerker?

Rathsherr. Schmiede, Weinschröter, Zimmerleute, Männer mit geübten Fäusten und hier wohl beschlagen (auf die Brust deutend).

Rath. Wohl.

Gerichtsdiener (kommt.)

Götz von Berlichingen wartet vor der Thür.

Rath. Laßt ihn herein.

Götz (kommt.

Gott grüß' euch, ihr Herrn, was wollt ihr mit mir?

Rath. Zuerst daß ihr bedenkt: wo ihr seyd? und vor wem?

Götz. Bei meinem Eid, ich verkenn' euch nicht, meine Herrn.

Rath. Ihr thut eure Schuldigkeit.

Götz. Von ganzem Herzen.

Rath. Setzt euch.

Götz. Da unten hin? Ich kann stehn. Das Stühlchen riecht so nach armen Sündern, wie überhaupt die ganze Stube.

Rath. So steht!

Götz. Zur Sache, wenn's gefällig ist.

Rath. Wir werden in der Ordnung verfahren.

Götz. Bin's wohl zufrieden, wollt' es wär von jeher geschehen.

Rath. Ihr wißt wie ihr auf Gnad und Ungnad in unsere Hände kamt.

Götz. Was gebt ihr mir wenn ich's vergesse?

Rath. Wenn ich euch Bescheidenheit geben könnte, würd ich eure Sache gut machen.

Götz. Gut machen! Wenn ihr das könntet! Dazu gehört freilich mehr als zum Verderben.

Schreiber. Soll ich das alles protocolliren?

Rath. Was zur Handlung gehört.

Götz. Meinetwegen dürft ihr's drucken lassen.

Rath. Ihr wart in der Gewalt des Kaisers, dessen väterliche Gnade an den Platz der majestätischen Gerechtigkeit trat, euch anstatt eines Kerkers Heilbronn, eine seiner geliebten Städte, zum Aufenthalt anwies. Ihr verspracht mit einem Eid euch wie es einem Ritter geziemt zu stellen, und das Weitere demüthig zu erwarten.

Götz. Wohl, und ich bin hier und warte.

Rath. Und wir sind hier euch Ihro Kaiserlichen Majestät Gnade und Huld zu verkündigen. Sie verzeiht euch eure Uebertretungen, spricht euch von der Acht und aller wohlverdienten Strafe los, welches ihr mit unterthänigem Dank erkennen, und dagegen die Urfehde abschwören werder, welche euch hiermit vorgelesen werden soll.

Götz. Ich bin Ihro Majestät treuer Knecht wie immer. Noch ein Wort eh ihr weiter geht: Meine Leute, wo sind die? Was soll mit ihnen werden?

Rath. Das geht euch nichts an.

Götz. So wende der Kaiser sein Angesicht von euch wenn ihr in Noth steckt! Sie waren meine Gesellen, und sind's. Wo habt ihr sie hingebracht?

Rath. Wir sind euch davon keine Rechnung schuldig.

Götz. Ah! Ich dachte nicht, daß ihr nicht einmal zu dem verbunden seyd was ihr versprecht, geschweige —

Rath. Unsere Commission ist euch die Urfehde vorzulegen. Unterwerft euch dem Kaiser, und ihr werdet einen Weg finden um eurer Gesellen Leben und Freiheit zu flehen.

Götz. Euern Zettel.

Rath. Schreiber, leset!

Schreiber. Ich Götz von Berlichingen bekenne

öffentlich durch dieſen Brief: Daß, da ich mich neulich gegen Kaiſer und Reich rebelliſcher Weiſe aufgelehnt —

Götz. Das iſt nicht wahr. Ich bin kein Rebell, habe gegen Ihro Kaiſerliche Majeſtät nichts verbrochen, und das Reich geht mich nichts an.

Rath. Mäßigt euch und hört weiter.

Götz. Ich will nichts weiter hören. Tret' einer auf, und zeuge! Hab ich wider den Kaiſer, wider das Haus Oeſterreich nur einen Schritt gethan? Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewieſen, daß ich beſſer als einer fühle, was Deutſchland ſeinen Regenten ſchuldig iſt? und beſonders was die Kleinen, die Ritter und Freien ihrem Kaiſer ſchuldig ſind? Ich müßte ein Schurke ſeyn, wenn ich mich könnte bereden laſſen das zu unterſchreiben.

Rath. Und doch haben wir gemeſſene Ordre, euch in der Güte zu überreden, oder im Entſtehungsfall euch in den Thurn zu werfen.

Götz. In Thurn? mich?

Rath. Und daſelbſt könnt ihr euer Schickſal von der Gerechtigkeit erwarten, wenn ihr es nicht aus den Händen der Gnade empfangen wollt.

Götz. In Thurn! Ihr mißbraucht die Kaiſerliche Gewalt. In Thurn! Das iſt ſein Befehl nicht. Was! mir erſt, die Verräther! eine Falle zu ſtellen, und ihren Eid, ihr ritterlich Wort zum Speck drin

aufzuhängen! Mir dann ritterlich Gefängniß zusagen, und die Zusage wieder brechen.

Rath. Einem Räuber sind wir keine Treue schuldig.

Götz. Trügst du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in dem gesudeltsten Conterfey verehre, du solltest mir den Räuber fressen oder dran erwürgen! Ich bin in einer ehrlichen Fehd begriffen. Du könntest Gott danken und dich vor der Welt groß machen, wenn du in deinem Leben eine so edle That gethan hättest, wie die ist, um welcher willen ich gefangen sitze.

Rath (winkt dem Rathsherrn, der zieht die Schelle).

Götz. Nicht um des leidigen Gewinnsts willen, nicht um Land und Leute unbewehrten Kleinen wegzukapern, bin ich ausgezogen. Meinen Jungen zu befreien, und mich meiner Hant zu wehren! Seht ihr was Unrechts dran? Kaiser und Reich hätten unsere Noth nicht in ihrem Kopfkissen gefühlt. Ich habe Gott sey Dank noch Eine Hand, und habe wohl gethan sie zu brauchen.

Bürger (treten herein, Stangen in der Hand, Wehren an der Seite).

Götz. Was soll das?

Rath. Ihr wollt nicht hören. Fangt ihn!

Götz. Ist das die Meinung? Wer kein Ungrischer Ochs ist, kommt mir nicht zu nah! Er soll von dieser meiner rechten eisernen Hand eine solche Ohrfeige

feige kriegen, die ihm Kopfweh, Zahnweh und alles Weh der Erden aus dem Grund curiren ſoll. (Sie machen ſich an ihn, er ſchlägt den Einen zu Boden, und reißt einem Andern die Wehre von der Seite, ſie weichen.) Kommt! Kommt! Es wäre mir angenehm, den Tapferſten unter euch kennen zu lernen.

Rath. Gebt euch.

Götz. Mit dem Schwert in der Hand! Wißt ihr, daß es jetzt nur an mir läge, mich durch alle dieſe Haſenjäger durchzuſchlagen und das weite Feld zu gewinnen? Aber ich will euch lehren wie man Wort hält. Verſprecht mir ritterlich Gefängniß, und ich gebe mein Schwert weg und bin wie vorher euer Gefangener.

Rath. Mit dem Schwert in der Hand wollt ihr mit dem Kaiſer rechten?

Götz. Behüte Gott! Nur mit euch und eurer edlen Compagnie. — Ihr könnt nach Hauſe gehn, gute Leute. Für die Verſäumniß kriegt ihr nichts, und zu holen iſt hier nichts als Beulen.

Rath. Greift ihn. Gibt euch eure Liebe zu euerm Kaiſer nicht mehr Muth?

Götz. Nicht mehr als ihnen der Kaiſer Pflaſter gibt die Wunden zu heilen, die ſich ihr Muth holen könnte.

Gerichtsdiener (kommt).

Eben ruft der Thürner: es zieht ein Trupp von

mehr als zweyhunderten nach der Stadt zu. Unversehens sind sie hinter der Weinhöhe hervorgedrungen, und drohen unsern Mauern.

Rathsherr. Weh uns! was ist das?

Wache (kommt).

Franz von Sickingen hält vor dem Schlag' und läßt euch sagen: er habe gehört wie unwürdig man an seinem Schwager bundbrüchig geworden sey, wie die Herrn von Heilbronn allen Vorschub thäten. Er verlange Rechenschaft, sonst wolle er binnen einer Stunde die Stadt an vier Ecken anzünden, und sie der Plünderung Preis geben.

Götz. Braver Schwager!

Rath. Tretet ab, Götz! — Was ist zu thun?

Rathsherr. Habt Mitleiden mit uns und unserer Bürgerschaft! Sickingen ist unbändig in seinem Zorn, er ist Mann es zu halten.

Rath. Sollen wir uns und dem Kaiser die Gerechtsame vergeben?

Hauptmann. Wenn wir nur Leute hätten sie zu behaupten. So aber könnten wir umkommen, und die Sache wäre nur desto schlimmer. Wir gewinnen im Nachgeben.

Rathsherr. Wir wollen Götzen ansprechen für uns ein gut Wort einzulegen. Mir ist's als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe.

Rath. Laßt Götzen herein.

Götz. Was soll's?

Rath. Du würdest wohl thun deinen Schwager von seinem rebellischen Vorhaben abzumahnen. Anstatt dich vom Verderben zu retten, stürzt er dich tiefer hinein, indem er sich zu deinem Falle gesellt.

Götz (sieht Elisabeth an der Thür, heimlich zu ihr): Geh hin! Sag ihm: er soll unverzüglich hereinbrechen, soll hieher kommen, nur der Stadt kein Leids thun. Wenn sich die Schurken hier widersetzen, soll er Gewalt brauchen. Es liegt mir nichts dran umzukommen, wenn sie mir Alle mit erstochen werden.

Ein großer Saal auf dem Rathhaus.

Sickingen. Götz.

(Das ganze Rathhaus ist mit Sickingens Reitern besetzt.)

Götz. Das war Hülfe vom Himmel! Wie kommst du so erwünscht und unvermuthet, Schwager?

Sickingen. Ohne Zauberey. Ich hatte zwey, drey Boten ausgeschickt, zu hören wie dir's ginge? Auf die Nachricht von ihrem Meineid macht' ich mich auf den Weg. Nun haben wir sie.

Götz. Ich verlange nichts als ritterliche Haft.

Sickingen. Du bist zu ehrlich. Dich nicht einmal des Vortheils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! Sie sitzen im Unrecht, wir wollen ihnen keine Kissen unterlegen. Sie haben die

Befehle des Kaisers schändlich mißbraucht. Und wie ich Ihro Majestät kenne, darfst du sicher auf mehr dringen. Es ist zu wenig.

Götz. Ich bin von jeher mit Wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen. Und bist von jeher zu kurz gekommen. Meine Meinung ist: sie sollen deine Knechte aus dem Gefängniß und dich zusammt ihnen auf deinen Eid nach deiner Burg ziehen lassen. Du magst versprechen, nicht aus deiner Terminey zu gehen, und wirst immer besser seyn als hier.

Götz. Sie werden sagen: Meine Güter seyen dem Kaiser heimgefallen.

Sickingen. So sagen wir: Du wolltest zur Miethe drin wohnen bis sie dir der Kaiser wieder zu Lehn gäbe. Laß sie sich wenden wie Aale in der Reuse, sie sollen uns nicht entschlüpfen. Sie werden von Kaiserlicher Majestät reden, von ihrem Auftrag. Das kann uns Einerlei seyn. Ich kenne den Kaiser auch und gelte was bei ihm. Er hat immer gewünscht dich unter seinem Heer zu haben. Du wirst nicht lang auf deinem Schlosse sitzen, so wirst du aufgerufen werden.

Götz. Wollte Gott bald, eh ich's Fechten verlerne.

Sickingen. Der Muth verlernt sich nicht, wie er sich nicht lernt. Sorge für nichts! Wenn deine Sachen in der Ordnung sind, geh ich nach Hof, denn

meine Unternehmung fängt an reif zu werden. Günstige Aspecten deuten mir: Brich auf! Es ist mir nichts übrig, als die Gesinnung des Kaisers zu sondiren. Trier und Pfalz vermuthen eher des Himmels Einfall, als daß ich ihnen über'n Kopf kommen werde. Und ich will kommen wie ein Hagelwetter! Und wenn wir unser Schicksal machen können, so sollst du bald der Schwager eines Churfürsten seyn. Ich hoffte auf deine Faust bei dieser Unternehmung.

Götz (ersieht seine Hand). O! das deutete der Traum den ich hatte, als ich Tags darauf Marien an Weislingen versprach. Er sagte mir Treu zu, und hielt meine rechte Hand so fest, daß sie aus den Armschienen ging, wie abgebrochen. Ach! Ich bin in diesem Augenblick wehrloser, als ich war da sie mir abgeschossen wurde. Weislingen! Weislingen!

Sickingen. Vergiß einen Verräther. Wir wollen seine Anschläge vernichten, sein Ansehn untergraben, und Gewissen und Schande sollen ihn zu Tode fressen. Ich seh, ich seh im Geist meine Feinde niedergestürzt. Götz, nur noch ein halb Jahr!

Götz. Deine Seele fliegt hoch. Ich weiß nicht; seit einiger Zeit wollen sich in der meinigen keine fröhlichen Aussichten eröffnen. — Ich war schon mehr im Unglück, schon einmal gefangen, und so wie mir's jetzt ist war mir's niemals.

Sickingen. Glück macht Muth. Kommt zu

den Perücken! Sie haben lang genug den Vortrag gehabt, laß uns einmal die Mäh übernehmen. (Ab.)

Adelheidens Schloß.

Adelheid. Weislingen.

Adelheid. Das iſt verhaßt!

Weislingen. Ich hab die Zähne zuſammen gebiſſen. Ein ſo ſchöner Anſchlag, ſo glücklich vollführt, und am Ende ihn auf ſein Schloß zu laſſen! Der verdammte Sickingen!

Adelheid. Sie hätten's nicht thun ſollen.

Weislingen. Sie ſaßen feſt. Was konnten ſie machen? Sickingen drohte mit Feuer und Schwert, der hochmüthige jähzornige Mann! Ich haſſ ihn. Sein Anſehn nimmt zu wie ein Strom, der nur einmal ein Paar Bäche gefreſſen hat, die übrigen folgen von ſelbſt.

Adelheid. Hatten ſie keinen Kaiſer?

Weislingen. Liebe Frau! Er iſt nur der Schatten davon, er wird alt und mißmuthig. Wie er hörte was geſchehen war, und ich nebſt den übrigen Regimentsräthen eiferte, ſagte er: Laßt ihnen Ruh! Ich kann dem alten Götz wohl das Plätzchen gönnen, und wenn er da ſtill iſt, was habt ihr über ihn zu klagen? Wir redeten vom Wohl des Staats. O! ſagt er: hätt' ich von jeher Räthe gehabt, die meinen unruhi-

gen Geiſt mehr auf das Glück einzelner Menſchen gewieſen hätten!

Adelheid. Er verliert den Geiſt eines Regenten.

Weislingen. Wir zogen auf Sickingen los. — Er iſt mein treuer Diener, ſagt' er; hat er's nicht auf meinen Befehl gethan, ſo that er doch beſſer meinen Willen, als meine Bevollmächtigten, und ich kann's gut heißen, vor oder nach.

Adelheid. Man möchte ſich zerreißen.

Weislingen. Ich habe deswegen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er iſt auf ſein ritterlich Wort auf ſein Schloß gelaſſen, ſich da ſtill zu halten. Das iſt ihm unmöglich; wir wollen bald eine Urſach wider ihn haben.

Adelheid. Und deſto eher da wir hoffen können der Kaiſer werde bald aus der Welt gehn und Karl, ſein trefflicher Nachfolger, majeſtätiſchere Geſinnungen verſpricht.

Weislingen. Karl? Er iſt noch weder gewählt noch gekrönt.

Adelheid. Wer wünſcht und hofft es nicht?

Weislingen. Du haſt einen großen Begriff von ſeinen Eigenſchaften; faſt ſollte man denken du ſäheſt ſie mit andern Augen.

Adelheid. Du beleidigſt mich, Weislingen. Kennſt du mich für das?

Weislingen. Ich ſagte nichts dich zu beleidi

gen. Aber schweigen kann ich nicht dazu. Karls ungewöhnliche Aufmerksamkeit für dich beunruhigt mich.

Adelheid. Und mein Betragen?

Weislingen. Du bist ein Weib. Ihr haßt Keinen der euch hofirt.

Adelheid. Aber ihr?

Weislingen. Er frißt mir am Herzen, der fürchterliche Gedanke! Adelheid!

Adelheid. Kann ich deine Thorheit curiren?

Weislingen. Wenn du wolltest! Du könntest dich vom Hof entfernen.

Adelheid. Sage Mittel und Art. Bist du nicht bei Hofe? Soll ich dich lassen und meine Freunde, um auf meinem Schloß mich mit den Uhus zu unterhalten? Nein, Weislingen, daraus wird nichts. Beruhige dich, du weißt wie ich dich liebe.

Weislingen. Der heilige Anker in diesem Sturm, so lang der Strick nicht reißt. (Ab.)

Adelheid. Fängst du's so an! Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Busens sind zu groß, als daß du ihnen im Wege stehen solltest. Karl! Großer, trefflicher Mann, und Kaiser dereinst! und sollte er der Einzige seyn unter den Männern, dem der Besitz meiner Gunst nicht schmeichelte? Weislingen, denke nicht mich zu hindern, sonst mußt du in den Boden, mein Weg geht über dich hin.

Franz (kommt mit einem Brief).

Hier, gnädige Frau.

Adelheid. Gab dir Karl ihn selbst?

Franz. Ja.

Adelheid. Was hast du? Du siehst so kummervoll.

Franz. Es ist euer Wille daß ich mich todt schmachten soll; in den Jahren der Hoffnung macht ihr mich verzweifeln.

Adelheid. Er dauert mich — und wie wenig kostet's mich ihn glücklich zu machen! Sey gutes Muths, Junge. Ich fühle deine Lieb' und Treu', und werde nie unerkenntlich seyn.

Franz (betroffen). Wenn ihr das fähig wärt, ich müßte vergehn. Mein Gott, ich habe keinen Blutstropfen in mir der nicht euer wäre, keinen Sinn als euch zu lieben und zu thun was euch gefällt!

Adelheid. Lieber Junge!

Franz. Ihr schmeichelt mir. (In Thränen ausbrechend.) Wenn diese Ergebenheit nichts mehr verdient als Andere sich vorgezogen zu sehn, als eure Gedanken alle nach dem Karl gerichtet zu sehn —

Adelheid. Du weißt nicht was du willst, noch weniger was du redst.

Franz (vor Verdruß und Zorn mit dem Fuß stampfend). Ich will auch nicht mehr. Will nicht mehr den Unterhändler abgeben.

Adelheid. Franz! Du vergißt dich.

Franz. Mich aufzuopfern! Meinen lieben Herrn!

Adelheid. Geh' mir aus dem Gesicht.

Franz. Gnädige Frau!

Adelheid. Geh', entdecke deinem lieben Herrn mein Geheimniß. Ich war die Närrin dich für was zu halten das du nicht bist.

Franz. Liebe gnädige Frau, ihr wißt daß ich euch liebe.

Adelheid. Und du war stmein Freund, meinem Herzen so nahe. Geh, verrath mich.

Franz. Eher wollt' ich mir das Herz aus dem Leibe reißen! Verzeiht mir, gnädige Frau. Mein Herz ist zu voll, meine Sinnen halten's nicht aus.

Adelheid. Lieber warmer Junge! (Faßt ihn bei den Händen, zieht ihn zu sich, und ihre Küsse begegnen einander; er fällt ihr weinend um den Hals.)

Adelheid. Laß mich!

Franz (erstickend in Thränen an ihrem Hals). Gott! Gott!

Adelheid. Laß mich, die Mauern sind Verräther. Laß mich. (Macht sich los.) Wanke nicht von deiner Lieb' und Treu', und der schönste Lohn soll dir werden. (Ab.)

Franz. Der schönste Lohn! Nur bis dahin laß mich leben! Ich wollte meinen Vater erwerben, der mir diesen Platz streitig machte.

Götz (an einem Tiſch). Eliſabeth (bei ihm mit der Arbeit; es ſteht ein Licht auf dem Tiſch und Schreibzeug).

Götz. Der Müßiggang will mir gar nicht ſchmecken, und meine Beſchränkung wird mir von Tag zu Tag enger; ich wollt' ich könnt' ſchlafen, oder mir nur einbilden die Ruhe ſey was angenehmes.

Eliſabeth. So ſchreib doch deine Geſchichte aus, die du angefangen haſt. Gib deinen Freunden ein Zeugniß in die Hand deine Feinde zu beſchämen; verſchaff einer edlen Nachkommenſchaft die Freude dich nicht zu verkennen.

Götz. Ach! Schreiben iſt geſchäftiger Müßiggang, es kommt mir ſauer an. Indem ich ſchreibe was ich gethan, ärger' ich mich über den Verluſt der Zeit, in der ich etwas thun könnte.

Eliſabeth (nimmt die Schrift). Sey nicht wunderlich. Du biſt eben an deiner erſten Gefangenſchaft in Heilbronn.

Götz. Das war mir von jeher ein fataler Ort.

Eliſabeth (lieſt). „Da waren ſelbſt einige von den Bündiſchen, die zu mir ſagten: Ich habe thörig gethan mich meinen ärgſten Feinden zu ſtellen, da ich doch vermuthen konnte ſie würden nicht glimpflich mit mir umgehn; da antwortet' ich:" Nun was antworteteſt du? Schreibe weiter.

Götz. Ich sagte: setz' ich nicht meine Haut an Anderer Gut und Geld, sollt' ich sie nicht an mein Wort setzen?

Elisabeth. Diesen Ruf hast du.

Götz. Den sollen sie mir nicht nehmen! Sie haben mir alles genommen, Gut, Freiheit —

Elisabeth. Es fällt in die Zeiten wie ich die von Miltenberg und Singlingen in der Wirthsstube fand, die mich nicht kannten. Da hatt' ich eine Freude, als wenn ich einen Sohn geboren hätte. Sie rühmten dich unter einander, und sagten: Er ist das Muster eines Ritters, tapfer und edel in seiner Freiheit, und gelassen und treu im Unglück.

Götz. Sie sollen mir Einen stellen dem ich mein Wort gebrochen! Und Gott weiß, daß ich mehr geschwitzt hab meinem Nächsten zu dienen als mir, daß ich um den Namen eines tapfern und treuen Ritters gearbeitet habe, nicht um hohe Reichsthümer und Rang zu gewinnen. Und Gott sey Dank, warum ich ward ist mir worden.

Lerse. Georg (mit Wildpret).

Götz. Glück zu, brave Jäger!

Georg. Das sind wir aus braven Reitern geworden. Aus Stiefeln machen sich leicht Pantoffeln.

Lerse. Die Jagd ist doch immer was, und eine Art von Krieg.

Georg. Wenn man nur hier zu Lande nicht immer mit Reichsknechten zu thun hätte. Wißt ihr, gnädiger Herr, wie ihr uns prophezeihtet: wenn sich die Welt umkehrte, würden wir Jäger werden. Da sind wir's ohne das.

Götz. Es kommt auf Eins hinaus, wir sind aus unserm Kreise gerückt.

Georg. Es sind bedenkliche Zeiten. Schon seit acht Tagen läßt sich ein fürchterlicher Comet sehen, und ganz Deutschland ist in Angst, es bedeute den Tod des Kaisers, der sehr krank ist.

Götz. Sehr krank! Unsere Bahn geht zu Ende.

Lerse. Und hier in der Nähe gibt's noch schrecklichere Veränderungen. Die Bauern haben einen entsetzlichen Aufstand erregt.

Götz. Wo?

Lerse. Im Herzen von Schwaben. Sie sengen, brennen und morden. Ich fürchte sie verheeren das ganze Land.

Georg. Einen fürchterlichen Krieg gibt's. Es sind schon an die hundert Ortschaften aufgestanden, und täglich mehr. Der Sturmwind neulich hat ganze Wälder ausgerissen, und kurz darauf hat man in der Gegend, wo der Aufstand begonnen, zwey feurige Schwerter kreuzweis in der Luft gesehn.

Götz. Da leiden von meinen guten Herrn und Freunden gewiß unschuldig mit!

Georg. Schade daß wir nicht reiten dürfen!

Fünfter Act.

Bauernkrieg.

Tumult in einem Dorf und Plünderung.

Weiber und Alte mit Kindern und Gepäcke. Flucht.

Alter. Fort! Fort! daß wir den Mordbunden entgehen.

Weib. Heiliger Gott, wie blutroth der Himmel iſt, die untergehende Sonne blutroth!

Mutter. Das bedeut Feuer.

Weib. Mein Mann! Mein Mann!

Alter. Fort! Fort! In Wald! (Ziehen vorbei.)

Link.

Was ſich widerſetzt niedergeſtochen! Das Dorf iſt unſer. Daß von Früchten nichts umkommt, nichts zurückbleibt. Plündert rein aus und ſchnell! Wir zünden gleich an.

Metzler (vom Hügel herunter grinſen).

Wie gehts euch, Link?

Link. Drunter und drüber, ſiehſt du, du kommſt zum Kehraus. Woher?

Metzler. Von Weinsberg. Da war ein Feſt.

Link. Wie?

Metzler. Wir haben ſie zuſammengeſtochen, daß eine Luſt war.

Link. Wen alles?

Metzler. Dietrich von Weiler tanzte vor. Der Fratz! Wir waren mit hellem wuthigem Hauf herum, und er oben auf'm Kirchthurn wollt gütlich mit uns handeln. Paff! Schoß ihn einer vor'n Kopf. Wir hinauf wie Wetter, und zum Fenſter herunter mit dem Kerl.

Link. Ah!

Metzler (zu den Bauern). Ihr Hund, ſoll ich euch Bein machen! Wie ſie zaudern und trenteln, die Eſel.

Link. Brennt an! ſie mögen drin braten! Fort! Fahrt zu, ihr Schlingel!

Metzler. Darnach führten wir heraus den Helfenſtein, den Eltershofen, an die dreyzehn von Adel, zuſammen auf achtzig. Herausgeführt auf die Ebne gegen Heilbronn. Das war ein Jubiliren und ein Tumultuiren von den Unſrigen, wie die lange Reih arme reiche Sünder daherzog, einander anſtarrten, und

Erd' und Himmel! Umringt waren sie ehe sie sich's versahen, und alle mit Spießen niedergestochen.

Link. Daß ich nicht dabei war!

Metzler. Hab mein Tag so kein Gaudium gehabt.

Link. Fahrt zu! Heraus!

Bauer. Alles ist leer.

Link. So brennt an allen Ecken.

Metzler. Wird ein hübsch Feuerchen geben. Siehst du wie die Kerls über einander purzelten und quiekten wie die Frösche! Es lief mir so warm über's Herz wie ein Glas Branntwein. Da war ein Ringer, wenn der Kerl sonst auf die Jagd ritt, mit dem Federbusch und weiten Nasslöchern, und uns vor sich hertrieb mit den Hunden und wie die Hunde. Ich hatt' ihn die Zeit nicht gesehen, sein Fratzengesicht fiel mir recht auf. Hasch! den Spieß ihm zwischen die Rippen, da lag er, streckt' alle Vier über seine Gesellen. Wie die Hasen bei'm Treibjagen zuckten die Kerls über einander.

Link. Raucht schon brav.

Metzler. Dort hinten brennt's. Laß uns mit der Beute gelassen zu dem großen Haufen ziehen

Link. Wo hält er?

Metzler. Von Heilbronn hieher zu. Sie sind um einen Hauptmann verlegen, vor dem alles Volk Respect hält. Denn wir sind doch nur ihres Gleichen, das fühlen sie und werden schwürig.

Link.

Link. Wen meinen ſie?

Metzler. Max Stumpf oder Götz von Berlichingen.

Link. Das wär gut, gäb' auch der Sache einen Schein, wenn's der Götz thät; er hat immer für einen rechtſchaffnen Ritter gegolten. Auf! Auf! wir ziehen nach Heilbronn zu! Ruft's herum.

Metzler. Das Feuer leucht uns noch eine gute Strecke. Haſt du den großen Cometen geſehen?

Link. Ja. Das iſt ein grauſam erſchrecklich Zeichen! Wenn wir die Nacht durch ziehen, können wir ihn recht ſehen. Er geht gegen Eins auf.

Metzler. Und bleibt nur fünf Viertelſtunden. Wie ein gebogner Arm mit einem Schwert ſieht er aus, ſo blutgelbroth.

Link. Haſt du die drey Stern geſehen an des Schwerts Spitze und Seite?

Metzler. Und der breite wolkenfärbige Streif, mit tauſend und tauſend Striemen wie Spieß', und dazwiſchen wie kleine Schwerter.

Link. Mir hat's gegrauſ't. Wie das alles ſo bleichroth, und darunter viel feurige helle Flamme, und dazwiſchen die grauſamen Geſichter mit rauchen Häuptern und Bärten!

Metzler. Haſt du die auch geſehen? Und das zwitzert alles ſo durch einander, als läg's in einem

blutigen Meere, und arbeitet durch einander, daß einem die Sinne vergehn!

Link. Auf! Auf!

(Ab.)

Feld.

Man ſieht in der Ferne zwey Dörfer brennen und ein Kloſter.

Kohl. Wild. Max Stumpf. Haufen.

Max Stumpf. Ihr könnt nicht verlangen daß ich euer Hauptmann ſeyn ſoll. Für mich und euch wär's nichts nütze. Ich bin Pfalzgräflſcher Diener; wie ſollt' ich gegen meinen Herrn führen? Ihr würdet immer wähnen ich thät nicht von Herzen.

Kohl. Wußten wohl du würdeſt Entſchuldigung finden.

Gdtz. Lerſe. Georg (kommen).

Gdtz. Was wollt ihr mit mir?

Kohl. Ihr ſollt unſer Hauptmann ſeyn.

Gdtz. Soll ich mein ritterlich Wort dem Kaiſer brechen, und aus meinem Bann gehen?

Wild. Das iſt keine Entſchuldigung.

Gdtz. Und wenn ich ganz frei wäre, und ihr wollt handeln wie bei Weinsberg an den Edeln und Herrn, und ſo forthauſen wie rings herum das Land brennt und blutet, und ich ſollt' euch behülflich ſeyn

zu euerm ſchändlichen raſenden Weſen — eher ſollt ihr mich todt ſchlagen wie einen wüthigen Hund, als daß ich euer Haupt würde!

Kohl. Wäre das nicht geſchehen, es geſchähe vielleicht nimmermehr.

Stumpf. Das war eben das Unglück, daß ſie keinen Führer hatten, den ſie geehrt, und der ihrer Wuth Einhalt thun konnen. Nimm die Hauptmannſchaft an, ich bitte dich, Götz. Die Fürſten werden dir Dank wiſſen, ganz Deutſchland. Es wird zum Beſten und Frommen Aller ſeyn. Menſchen und Länder werden geſchont werden.

Götz. Warum übernimmſt du's nicht?

Stumpf. Ich hab mich von ihnen los geſagt.

Kohl. Wir haben nicht Sattelhenkens Zeit, und langer unnöthiger Discurſe. Kurz und gut. Götz, ſey unſer Hauptmann, oder ſieh zu deinem Schloß und deiner Haut. Und hiermit zwey Stunden Bedenkzeit. Bewacht ihn.

Götz. Was braucht's das! Ich bin ſo gut entſchloſſen — jetzt als darnach. Warum ſeyd ihr ausgezogen? Eure Rechte und Freiheiten wieder zu erlangen? Was wüthet ihr und verderbt das Land! Wollt ihr abſtehen von allen Uebelthaten, und handeln als wackre Leute, die wiſſen was ſie wollen; ſo will ich euch behülflich ſeyn zu euern Forderungen, und auf acht Tag' euer Hauptmann ſeyn.

Wild. Was geschehen ist, ist in der ersten Hitz geschehen, und braucht's deiner nicht uns künftig zu hindern.

Kohl. Auf ein Vierteljahr wenigstens mußt du uns zusagen.

Stumpf. Macht vier Wochen, damit könnt ihr beide zufrieden seyn.

Gbtz. Meinetwegen.

Kohl. Eure Hand!

Gbtz. Und gelobt mir den Vertrag den ihr mit mir gemacht, schriftlich an alle Haufen zu senden, ihm bei Strafe streng nachzukommen.

Wild. Nun ja! Soll geschehen.

Gbtz. So verbind' ich mich euch auf vier Wochen.

Stumpf. Glück zu! Was du thust, schon' unsern gnädigen Herrn den Pfalzgrafen.

Kohl (leise). Bewacht ihn. Daß niemand mit ihm rede außer eurer Gegenwart.

Gbtz. Lerse! Kehr' zu meiner Frau. Steh ihr bei. Sie soll bald Nachricht von mir haben.

(Gbtz. Stumpf. Georg. Lerse. einige Bauern ab.)

Metzler. Link (kommen).

Metzler. Was hören wir von einem Vertrag? Was soll der Vertrag?

Link. Es ist schändlich so einen Vertrag einzugehen.

Kohl. Wir wiſſen ſo gut was wir wollen als ihr, und haben zu thun und zu laſſen.

Wild. Das Raſen und Brennen und Morden mußte doch einmal aufhören, heut oder morgen! ſo haben wir noch einen braven Hauptmann dazu gewonnen.

Metzler. Was aufhören! Du Verräther! Warum ſind wir da? Uns an unſern Feinden zu rächen, uns empor zu helfen! — Das hat euch ein Fürſtenknecht gerathen.

Kohl. Komm, Wild, er iſt wie ein Vieh. (Ab.)

Metzler. Geht nur! Wird euch kein Haufen zuſtehn. Die Schurken! Link, wir wollen die Andern aufhetzen, Miltenberg dort drüben anzünden, und wenn's Händel ſetzt wegen des Vertrags, ſchlagen wir den Verträgern zuſammen die Köpf' ab.

Link. Wir haben doch den großen Haufen auf unſrer Seite.

Berg und Thal.

Eine Mühle in der Tiefe.

Ein Trupp Reiter. Weislingen (kommt aus der Mühle mit Franzen und einem Boten).

Weislingen. Mein Pferd! — Ihr habt's den andern Herrn auch angeſagt?

Bote. Wenigſtens ſieben Fähnlein werden mit euch eintreffen, im Wald hinter Miltenberg. Die

Bauern ziehen unten herum. Ueberall ſind Boten ausgeſchickt, der ganze Bund wird in Kurzem zuſammen ſeyn. Fehlen kann's nicht; man ſagt, es ſey Zwiſt unter ihnen.

Weislingen. Deſto beſſer! — Franz!

Franz. Gnädiger Herr.

Weislingen. Richt' es pünctlich aus. Ich bind' es dir auf deine Seele. Gib ihr den Brief. Sie ſoll vom Hof auf mein Schloß! Sogleich! Du ſollſt ſie abreiſen ſehn, und mir's dann melden.

Franz. Soll geſchehen wie ihr befehlt.

Weislingen. Sag' ihr, ſie ſoll wollen. (Zum Boten.) Führt uns nun den nächſten und beſten Weg.

Bote. Wir müſſen umziehen. Die Waſſer ſind von den entſetzlichen Regen alle ausgetreten.

Jaxthauſen.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Tröſtet euch, gnädige Frau!

Eliſabeth. Ach Lerſe, die Thränen ſtunden ihm in den Augen, wie er Abſchied von mir nahm. Es iſt grauſam, grauſam!

Lerſe. Er wird zurückkehren.

Eliſabeth. Es iſt nicht das. Wenn er auszog rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh

um's Herz. Ich freute mich auf ſeine Rückkunft, vor der mir jetzt bang iſt.

Lerſe. Ein ſo edler Mann —

Eliſabeth. Nenn' ihn nicht ſo, das macht neu Elend. Die Böſewichter! Sie drohten ihn zu ermorden und ſein Schloß anzuzünden. — Wenn er wiederkommen wird — ich ſeh' ihn finſter, finſter. Seine Feinde werden lügenhafte Klagartikel ſchmieden, und er wird nicht ſagen können: Nein!

Lerſe. Er wird und kann.

Eliſabeth. Er hat ſeinen Bann gebrochen. Sag nein!

Lerſe. Nein! Er war gezwungen; wo iſt der Grund ihn zu verdammen?

Eliſabeth. Die Bosheit ſucht keine Gründe, nur Urſachen. Er hat ſich zu Rebellen, Miſſethätern, Mördern geſellt, iſt an ihrer Spitze gezogen. Sage nein!

Lerſe. Laßt ab euch zu quälen und mich. Haben ſie ihm nicht feyerlich zugeſagt keine Thathandlungen mehr zu unternehmen, wie die bei Weinsberg? Hört' ich ſie nicht ſelbſt halbreuig ſagen: wenn's nicht geſchehen wär, geſchäh's vielleicht nie? Müßten nicht Fürſten und Herrn ihm Dank wiſſen, wenn er freiwillig Führer eines unbändigen Volks geworden wäre, um ihrer Raſerey Einhalt zu thun und ſo viel Menſchen und Beſitzthümer zu ſchonen?

Eliſabeth. Du biſt ein liebevoller Advocat. — Wenn ſie ihn gefangen nähmen, als Rebell behandelten, und ſein graues Haupt — Lerſe, ich möchte von Sinnen kommen.

Lerſe. Sende ihrem Körper Schlaf, lieber Vater der Menſchen, wenn du ihrer Seele keinen Troſt geben willſt!

Eliſabeth. Georg hat verſprochen Nachricht zu bringen. Er wird auch nicht dürfen wie er will. Sie ſind ärger als gefangen. Ich weiß man bewacht ſie wie Feinde. Der gute Georg! Er wollte nicht von ſeinem Herrn weichen.

Lerſe. Das Herz blutete mir wie er mich von ſich ſchickte. Wenn ihr nicht meiner Hülfe bedürftet, alle Gefahren des ſchmählichſten Todes ſollten mich nicht von ihm getrennt haben.

Eliſabeth. Ich weiß nicht wo Sickingen iſt. Wenn ich nur Marien einen Boten ſchicken könnte.

Lerſe. Schreibt nur, ich will dafür ſorgen.

(Ab.)

Bei einem Dorf.

Götz. Georg.

Götz. Geſchwind zu Pferde, Georg! ich ſehe Miltenberg brennen. Halten ſie ſo den Vertrag! Reit' hin, ſag ihnen die Meinung. Die Mordbrenner! Ich ſage mich von ihnen los. Sie ſollen einen Zi-

geuner zum Hauptmann machen, nicht mich. Geſchwind, Georg. (Georg ab.) Wollt' ich wäre tauſend Meilen davon, und läg' im tiefſten Thurn der in der Türkey ſteht. Könnt' ich mit Ehren von ihnen kommen! Ich fahr' ihnen alle Tag durch den Sinn, ſag' ihnen die bitterſten Wahrheiten, daß ſie mein müde werden und mich erlaſſen ſollen.

Ein Unbekannter.

Gott grüß' euch ſehr edler Herr.

Götz. Gott dank' euch. Was bringt ihr? Euern Namen?

Unbekannter. Der thut nichts zur Sache. Ich komme euch zu ſagen, daß euer Kopf in Gefahr iſt. Die Anführer ſind müde ſich von euch ſo harte Worte geben zu laſſen, haben beſchloſſen euch aus dem Weg zu räumen. Mäßigt euch oder ſeht zu entwiſchen, und Gott geleit' euch. (Ab.)

Götz. Auf dieſe Art dein Leben zu laſſen, Götz, und ſo zu enden! Es ſey drum! So iſt mein Tod der Welt das ſicherſte Zeichen, daß ich nichts Gemeines mit den Hunden gehabt habe.

Einige Bauern.

Erſter Bauer. Herr, Herr! Sie ſind geſchlagen, ſie ſind gefangen.

Götz. Wer?

Zweyter Bauer. Die Miltenberg verbrannt

haben. Es zog sich ein Bündischer Trupp hinter dem Berg hervor, und überfiel sie auf einmal.

Götz. Sie erwartet ihr Lohn. — O Georg! Georg! — Sie haben ihn mit den Bösewichtern gefangen — Mein Georg! Mein Georg! —

Anführer (kommen).

Link. Auf, Herr Hauptmann, auf! Es ist nicht Säumens Zeit. Der Feind ist in der Nähe und mächtig.

Götz. Wer verbrannte Miltenberg?

Metzler. Wenn ihr Umstände machen wollt, so wird man euch weisen wie man keine macht.

Kohl. Sorgt für unsere Haut und eure. Auf! Auf!

Götz (zu Metzler). Drohst du mir? Du Nichtswürdiger! Glaubst du, daß du mir fürchterlicher bist, weil des Grafen von Helfenstein Blut an deinen Kleidern klebt?

Metzler. Berlichingen!

Götz. Du darfst meinen Namen nennen, und meine Kinder werden sich dessen nicht schämen.

Metzler. Mit dir feigem Kerl! Fürstendiener!

Götz (haut ihn über den Kopf daß er stürzt. Die Andern treten dazwischen).

Kohl. Ihr seyd rasend. Der Feind bricht auf allen Seiten 'rein und ihr hadert!

Link. Auf! Auf! (Tumult und Schlacht.)

Weislingen. Reiter.

Weislingen. Nach! Nach! Sie fliehen. Laßt euch Regen und Nacht nicht abhalten. Götz iſt unter ihnen, hör' ich. Wendet Fleiß an daß ihr ihn erwiſcht. Er iſt ſchwer verwundet, ſagen die Unſrigen. (Die Reiter ab.) Und wenn ich dich habe! — Es iſt noch Gnade, wenn wir heimlich im Gefängniß dein Todesurtheil vollſtrecken. — So verliſcht er vor dem Andenken der Menſchen, und du kannſt freier athmen, thörichtes Herz.

(Ab.)

Nacht, im wilden Wald.

Zigeunerlager.

Zigeunermutter (am Feuer).

Flick das Strohdach über der Grube, Tochter, gibt hint Nacht noch Regen genug.

Knab (kommt).

Ein Hamſter, Mutter. Da! Zwey Feldmäus.

Mutter. Will ſie dir abziehen und braten, und ſollſt eine Kapp haben von den Fellchen. — Du blutſt?

Knab. Hamſter hat mich biſſen.

Mutter. Hol mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt wenn dein Vater kommt, wird naß ſeyn durch und durch.

Andre Zigeunerin (ein Kind auf dem Rücken).

Erſte Zigeunerin. Haſt du brav geheiſchen?

Zweyte Zigeunerin. Wenig genug. Das Land iſt voll Tumult herum, daß man ſein's Lebens nicht ſicher iſt. Brennen zwey Dörfer lichterloh.

Erſte Zigeunerin. Iſt das dort drunten Brand, der Schein? Seh ihm ſchon lang zu. Man iſt die Feuerzeichen am Himmel zeither ſo gewohnt worden.

Zigeunerhauptmann, drey Geſellen (kommen).

Hauptmann. Hört ihr den wilden Jäger?

Erſte Zigeunerin. Er zieht grad' über uns hin.

Hauptmann. Wie die Hunde bellen! Wau! Wau!

Zweyter Zigeuner. Die Peitſchen knallen.

Dritter Zigeuner. Die Jäger jauchzen holla ho!

Mutter. Bringt ja des Teufels ſein Gepäck!

Hauptmann. Haben im Trüben gefiſcht. Die Bauern rauben ſelbſt, iſt's uns wohl vergönnt.

Zweyte Zigeunerin. Was haſt du, Wolf?

Wolf. Einen Haſen, da, und einen Hahn; ein'n Bratſpieß; ein Bündel Leinwand; drey Kochlöffel und ein'n Pferdzaum.

Sticks. Ein' wullen Deck' hab' ich, ein Paar Stiefeln, und Zunder und Schwefel.

Mutter. Iſt alles pudelnaß, wollen's trocknen, gebt her.

Hauptmann. Horch, ein Pferd! Geht! Seht was iſt.

Götz (zu Pferd).

Gott ſey Dank! Dort ſeh' ich Feuer, ſind Zigeuner. Meine Wunden verbluten, die Feinde hinterher. Heiliger Gott, du endigſt gräßlich mit mir!

Hauptmann. Iſt's Friede daß du kommſt?

Götz. Ich flehe Hülfe von euch. Meine Wunden ermatten mich. Helft mir vom Pferd!

Hauptmann. Helf ihm! Ein edler Mann, an Geſtalt und Wort.

Wolf (leiſe). Es iſt Götz von Berlichingen.

Hauptmann. Seyd willkommen! Alles iſt euer was wir haben.

Götz. Dank euch.

Hauptmann. Kommt in mein Zelt.

Hauptmanns Zelt.

Hauptmann. Götz.

Hauptmann. Ruft der Mutter, ſie ſoll Blutwurzel bringen und Pflaſter.

Götz (legt den Harniſch ab).

Hauptmann. Hier iſt mein Feyertagswamms.

Götz. Gott lohn's.

Mutter (verbindt ihn).

Hauptmann. Iſt mir herzlich lieb euch zu haben.

Götz. Kennt ihr mich?

Hauptmann. Wer ſollte euch nicht kennen! Götz, unſer Leben und Blut laſſen wir für euch.

Schricks.

Kommen durch den Wald Reiter. Sind Bündiſche.

Hauptmann. Eure Verfolger! Sie ſollen nit bis zu euch kommen! Auf Schricks! Biete den Andern! Wir kennen die Schliche beſſer als ſie, wir ſchießen ſie nieder, eh ſie uns gewahr werden.

Götz (allein). O Kaiſer! Kaiſer! Räuber beſchützen deine Kinder. (Man hört ſcharf ſchießen.) Die wilden Kerls, ſtarr und treu!

Zigeunerin.

Retter euch! Die Feinde überwältigen.

Götz. Wo iſt mein Pferd?

Zigeunerin. Hier bei.

Götz (gürtet ſich, und ſitzt auf ohne Harniſch). Zum Letztenmal ſollen ſie meinen Arm fühlen. Ich bin ſo ſchwach noch nicht. (Ab.)

Zigeunerin. Er ſprengt zu den Unſrigen.

(Flucht.)

Wolf. Fort fort! Alles verloren. Unſer Hauptmann erſchoſſen. Götz gefangen. (Geheul der Weiber und Flucht.)

Adelheidens Schlafzimmer.

Adelheid (mit einem Brief).

Er, oder ich! Der Uebermüthige! Mir drohen! — Wir wollen dir zuvorkommen. Was ſchleicht durch den Saal? (Es klopft) Wer iſt draußen?

Franz (leiſe).

Macht mir auf, gnädige Frau.

Adelheid. Franz! Er verdient wohl daß ich ihm aufmache. (Läßt ihn ein.)

Franz (fällt ihr um den Hals). Liebe gnädige Frau.

Adelheid. Unverſchämter! Wenn dich jemand gehört hätte.

Franz. O es ſchläft alles, alles!

Adelheid. Was willſt du?

Franz. Mich läßt's nicht ruhen. Die Drohungen meines Herrn, euer Schickſal, mein Herz.

Adelheid. Er war ſehr zornig, als du Abſchied nahmſt?

Franz. Als ich ihn nie geſehen. Auf ihre Güter ſoll ſie, ſagt' er, ſie ſoll wollen.

Adelheid. Und wir folgen?

Franz. Ich weiß nichts, gnädige Frau.

Adelheid. Betrogener thörichter Junge, du ſiehſt nicht wo das hinaus will. Hier weiß er mich in Sicherheit. Denn lange ſteht's ihm ſchon nach meiner Freiheit. Er will mich auf ſeine Güter. Dort

hat er Gewalt mich zu behandeln, wie sein Haß ihm eingibt.

Franz. Er soll nicht!

Adelheid. Wirst du ihn hindern?

Franz. Er soll nicht!

Adelheid. Ich seh' mein ganzes Elend voraus. Von seinem Schloß wird er mich mit Gewalt reißen, wird mich in ein Kloster sperren.

Franz. Hölle und Tod!

Adelheid. Wirst du mich retten?

Franz. Eh alles! alles!

Adelheid (sie weinend ihn umhalsend). Franz, ach uns zu retten!

Franz. Er soll nieder, ich will ihm den Fuß auf den Nacken setzen.

Adelheid. Keine Wuth! Du sollst einen Brief an ihn haben, voll Demuth, daß ich gehorche. Und dieses Fläschchen gieß ihm unter das Getränk.

Franz. Gebr. Ihr sollt frei seyn!

Adelheid. Frei! Wenn du nicht mehr zitternd auf deinen Zehen zu mir schleichen wirst — nicht mehr ich ängstlich zu dir sage: brich auf, Franz, der Morgen kommt.

Heilbronn,
vor'm Thurn.

Eliſabeth. Lerſe.

Lerſe. Gott nehm das Elend von euch, gnädige Frau. Marie iſt hier.

Eliſabeth. Gott ſey Dank! Lerſe, wir ſind in entſetzliches Elend verſunken. Da iſt's nun wie mir alles ahnete! Gefangen, als Meuter, Miſſethäter in den tiefſten Thurn geworfen —

Lerſe. Ich weiß alles.

Eliſabeth. Nichts, nichts weißt du, der Jammer iſt zu groß! Sein Alter, ſeine Wunden, ein ſchleichend Fieber, und mehr als alles das, die Finſterniß ſeiner Seele, daß es ſo mit ihm enden ſoll.

Lerſe. Auch, und daß der Weislingen Commiſſar iſt.

Eliſabeth. Weislingen?

Lerſe. Man hat mit unerhörten Executionen verfahren. Metzler iſt lebendig verbrannt, zu Hunderten gerädert, geſpießt, geköpft, gevierteilt. Das Land umher gleicht einer Metzge, wo Menſchenfleiſch wohlfeil iſt.

Eliſabeth. Weislingen Commiſſar! O Gott! Ein Strahl von Hoffnung. Marie ſoll mir zu ihm, er kann ihr nichts abſchlagen. Er hatte immer ein weiches Herz, und wenn er ſie ſehen wird, die er ſo liebte, die ſo elend durch ihn iſt — Wo iſt ſie?

Lerse. Noch im Wirthshaus.

Elisabeth. Führe mich zu ihr. Sie muß gleich fort. Ich fürchte alles.

Weislingens Schloß.

Weislingen.

Ich bin so krank, so schwach. Alle meine Gebeine sind hohl. Ein elendes Fieber hat das Mark ausgefressen. Keine Ruh und Rast, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume. Die vorige Nacht begegnete ich Götzen im Wald. Er zog sein Schwert und forderte mich heraus. Ich faßte nach meinem, die Hand versagte mir. Da stieß er's in die Scheide, sah mich verächtlich an und ging hinter mich. — Er ist gefangen und ich zittre vor ihm. Elender Mensch! Dein Wort hat ihn zum Tode verurtheilt, und du bebst vor seiner Traumgestalt wie ein Missethäter! — Und soll er sterben? — Götz! Götz! — Wir Menschen führen uns nicht selbst; bösen Geistern ist Macht über uns gelassen, daß sie ihren höllischen Muthwillen an unserm Verderben üben. (Setzt sich. —) Matt! Matt! Wie sind meine Nägel so blau! — Ein kalter, kalter, verzehrender Schweiß lähmt mir jedes Glied. Es dreht mir alles vor'm Gesicht. Könnt' ich schlafen. Ach —

Maria (tritt auf).

Weislingen. Jesus Marie! — Laß mir Ruh! Laß mir Ruh! — Die Gestalt fehlte noch! Sie stirbt, Marie stirbt, und zeigt sich mir an. — Verlaß mich, seliger Geist, ich bin elend genug.

Maria. Weislingen, ich bin kein Geist. Ich bin Marie.

Weislingen. Das ist ihre Stimme.

Maria. Ich komme meines Bruders Leben von dir zu erflehen. Er ist unschuldig, so strafbar er scheint.

Weislingen. Still, Marie! Du Engel des Himmels bringst die Qualen der Hölle mit dir. Rede nicht fort.

Maria. Und mein Bruder soll sterben? Weislingen, es ist entsetzlich, daß ich dir zu sagen brauche: er ist unschuldig; daß ich jammern muß, dich von dem abscheulichsten Morde zurück zu halten. Deine Seele ist bis in ihre innersten Tiefen von feindseligen Mächten besessen. Das ist Adelbert!

Weislingen. Du siehst, der verzehrende Athem des Todes hat mich angehaucht, meine Kraft sinkt nach dem Grabe. Ich stürbe als ein Elender, und du kommst mich in Verzweiflung zu stürzen. Wenn ich reden könnte, dein höchster Haß würde in Mitleid und Jammer zerschmelzen. O Marie! Marie!

Maria. Weislingen, mein Bruder verkranket im Gefängniß. Seine schweren Wunden, sein Alter.

Und wenn du fähig wärſt ſein graues Haupt — Weislingen, wir würden verzweifeln.

Weislingen. Genug. (Zieht die Schelle.)

Franz (in äußerſter Bewegung).

Gnädiger Herr.

Weislingen. Die Papiere dort, Franz!

Franz (bringt ſie).

Weislingen (reißt ein Packet auf und zeigt Marien ein Papier). Hier iſt deines Bruders Todesurtheil unterſchrieben.

Maria. Gott im Himmel!

Weislingen. Und ſo zerreiß' ich's! Er lebt. Aber kann ich wieder ſchaffen was ich zerſtört habe? Weine nicht ſo, Franz! Guter Junge, dir geht mein Elend tief zu Herzen.

Franz (wirft ſich vor ihm nieder und faßt ſeine Knie).

Maria (vor ſich). Er iſt ſehr krank. Sein Anblick zerreißt mir das Herz. Wie liebt' ich ihn! und nun ich ihm nahe, fühl' ich wie lebhaft.

Weislingen. Franz, ſteh auf und laß das Weinen! Ich kann wieder aufkommen. Hoffnung iſt bei den Lebenden.

Franz. Ihr werdet nicht. Ihr müßt ſterben.

Weislingen. Ich muß?

Franz (außer ſich). Gift! Gift! Von euerm Weibe! — Ich! Ich! (Rennt davon.)

Weislingen. Marie, geh ihm nach. Er verzweifelt. (Maria ab.) Gift von meinem Weibe! Weh! Weh! Ich fühl's. Marter und Tod!

Maria (inwendig). Hülfe! Hülfe!

Weislingen (will aufſtehn). Gott, vermag ich das nicht!

Maria (kommt). Er iſt hin. Zum Saalfenſter hinaus ſtürzt' er wüthend in den Main hinunter.

Weislingen. Ihm iſt wohl. — Dein Bruder iſt außer Gefahr. Die übrigen Commiſſarien, Seckendorf beſonders, ſind ſeine Freunde. Ritterlich Gefängniß werden ſie ihm auf ſein Wort gleich gewähren. Leb wohl, Maria, und geh.

Maria. Ich will bei dir bleiben, armer Verlaſſ'ner.

Weislingen. Wohl verlaſſen und arm! Du biſt ein furchtbarer Rächer, Gott! — Mein Weib —

Maria. Entſchlage dich dieſer Gedanken. Kehre dein Herz zu dem Barmherzigen.

Weislingen. Geh, liebe Seele, überlaß mich meinem Elend. — Entſetzlich! Auch deine Gegenwart, Marie, der letzte Troſt, iſt Qual.

Maria (vor ſich). Stärke mich, o Gott! Meine Seele erliegt mit der ſeinigen.

Weislingen. Weh! Weh! Gift von meinem Weibe! — Mein Franz verführt durch die Abſcheuliche! Wie ſie wartet, horcht auf den Boten, der ihr

die Nachricht bringe: er iſt todt. Und du, Marie! Marie, warum biſt du gekommen, daß du jede ſchlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt! Verlaß mich! Verlaß mich, daß ich ſterbe.

Maria. Laß mich bleiben. Du biſt allein. Denk, ich ſey deine Wärterin. Vergiß alles. Vergeſſe dir Gott ſo alles, wie ich dir alles vergeſſe.

Weislingen. Du Seele voll Liebe, bete für mich, bete für mich! Mein Herz iſt verſchloſſen.

Maria. Er wird ſich deiner erbarmen. — Du biſt matt.

Weislingen. Ich ſterbe, ſterbe und kann nicht erſterben. Und in dem fürchterlichen Streit des Lebens und Todes ſind die Qualen der Hölle.

Maria. Erbarmer, erbarme dich ſeiner! Nur Einen Blick deiner Liebe an ſein Herz, daß es ſich zum Troſt öffne, und ſein Geiſt Hoffnung, Lebenshoffnung in den Tod hinüberbringe!

In einem finſtern engen Gewölbe.

Die Richter des heimlichen Gerichts.

(Alle vermummt.)

Aelteſter. Richter des heimlichen Gerichts, ſchwurt auf Strang und Schwert unſträflich zu ſeyn, zu richten im Verborgnen, zu ſtrafen im Verborgnen Gott gleich! Sind eure Herzen rein und eure Hände,

hebt die Arme empor, ruft über die Missethäter: Wehe! Wehe!

Alle. Wehe! Wehe!

Aeltester. Rufer, beginne das Gericht!

Rufer. Ich Rufer rufe die Klag gegen den Missethäter. Deß Herz rein ist, dessen Händ rein sind zu schwören auf Strang und Schwert, der klage bei Strang und Schwert! klage! klage!

Kläger (arm vor). Mein Herz ist rein von Missethat, meine Hände von unschuldigem Blut. Verzeih mir Gott böse Gedanken und hemme den Weg zum Willen! Ich hebe meine Hand auf und klage! klage! klage!

Aeltester. Wen klagst du an?

Kläger. Klage an auf Strang und Schwert Adelheiden von Weislingen. Sie hat Ehebruchs sich schuldig gemacht, ihren Mann vergiftet durch ihren Knaben. Der Knab hat sich selbst gerichtet, der Mann ist todt.

Aeltester. Schwörst du zu dem Gott der Wahrheit, daß du Wahrheit klagst?

Kläger. Ich schwöre.

Aeltester. Wird es falsch befunden, beutst du deinen Hals der Strafe des Mords und des Ehebruchs?

Kläger. Ich biete.

Aeltester. Eure Stimmen. (Sie reden heimlich zu ihm.)

Kläger. Richter des heimlichen Gerichts, was

iſt euer Urtheil über Adelheiden von Weislingen, bezüchtigt des Ehebruchs und Mords?

Aelteſter. Sterben ſoll ſie! ſterben des bittern doppelten Todes; mit Strang und Dolch büßen doppelt doppelte Miſſethat. Streckt eure Hände empor, und rufet Weh über ſie! Weh! Weh! In die Hände des Rächers.

Alle. Weh! Weh! Weh!

Aelteſter. Rächer! Rächer, tritt auf.

Rächer (tritt vor).

Aelteſter. Faß hier Strang und Schwert, ſie zu tilgen von dem Angeſicht des Himmels, binnen acht Tage Zeit. Wo du ſie findeſt, nieder mit ihr in Staub! — Richter, die ihr richtet im Verborgenen und ſtrafet im Verborgenen Gott gleich, bewahrt euer Herz vor Miſſethat und eure Hände vor unſchuldigem Blut.

Hof einer Herberge.

Maria. Lerſe.

Maria. Die Pferde haben genug geraſtet. Wir wollen fort, Lerſe.

Lerſe. Ruht doch bis an Morgen. Die Nacht iſt gar unfreundlich.

Maria. Lerſe, ich habe keine Ruhe bis ich meinen Bruder geſehen habe. Laß uns fort. Das Wet-

ter hellt sich aus, wir haben einen schönen Tag zu gewarten.

Lerse. Wie ihr befehlt.

Heilbronn

im Thurn.

Götz. Elisabeth.

Elisabeth. Ich bitte dich, lieber Mann, rede mit mir. Dein Stillschweigen ängstet mich. Du verglühst in dir selbst. Komm, laß uns nach deinen Wunden sehen; sie bessern sich um vieles. In der mutlosen Finsterniß erkenn' ich dich nicht mehr.

Götz. Suchtest du den Götz? Der ist lang' hin. Sie haben mich nach und nach verstümmelt, meine Hand, meine Freiheit, Güter und guten Namen. Mein Kopf, was ist an dem? — Was hört ihr von Georgen? Ist Lerse nach Georgen?

Elisabeth. Ja Lieber! Richter euch auf, es kann sich vieles wenden.

Götz. Wen Gott niederschlägt, der richtet sich selbst nicht auf. Ich weiß am besten was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt ist's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaisers und meine Wunden — Es ist alles zusammen. Meine

Stunde iſt kommen. Ich hoffte ſie ſollte ſeyn wie mein Leben. Sein Wille geſchehe.

Eliſabeth. Willt du nicht was eſſen?

Götz. Nichts, meine Frau. Sieh wie die Sonne draußen ſcheint.

Eliſabeth. Ein ſchöner Frühlingstag.

Götz. Meine Liebe, wenn du den Wächter bereden könnteſt, mich in ſein klein Gärtchen zu laſſen auf eine halbe Stunde, daß ich der lieben Sonne genöſſe, des heitern Himmels und der reinen Luft.

Eliſabeth. Gleich! und er wird's wohl thun.

Gärtchen am Thurn.

Maria. Lerſe.

Maria. Geh hinein und ſieh wie's ſteht.

(Lerſe ab.)

Eliſabeth. Wächter.

Eliſabeth. Gott vergelt' euch die Lieb' und Treu' an meinem Herrn. (Wächter ab.) Maria, was bringſt du?

Maria. Meines Bruders Sicherheit. Ach, aber mein Herz iſt zerriſſen. Weislingen iſt todt, vergiftet von ſeinem Weibe. Mein Mann iſt in Gefahr. Die Fürſten werden ihm zu mächtig, man ſagt er ſey eingeſchloſſen und belagert.

Elisabeth. Glaubt dem Gerüchte nicht. Und laßt Götzen nichts merken.

Maria. Wie steht's um ihn?

Elisabeth. Ich fürchtete, er würde deine Rückkunft nicht erleben. Die Hand des Herrn liegt schwer auf ihm. Und Georg ist todt.

Maria. Georg! der goldne Junge!

Elisabeth. Als die Nichtswürdigen Miltenberg verbrannten, sandte ihn sein Herr ihnen Einhalt zu thun. Da fiel ein Trupp Bündischer auf sie los. — Georg! hätten sie sich Alle gehalten wie er, sie hätten Alle das gute Gewissen haben müssen. Viel wurden erstochen, und Georg mit: er starb einen Reitertod.

Maria. Weiß es Götz?

Elisabeth. Wir verbergen's vor ihm. Er fragt mich zehnmal des Tags, und schickt mich zehnmal des Tags zu forschen was Georg macht. Ich fürchte seinem Herzen diesen letzten Stoß zu geben.

Maria. O Gott, was sind die Hoffnungen dieser Erden!

Götz. Lerse. Wächter.

Götz. Allmächtiger Gott! Wie wohl ist's einem unter deinem Himmel! Wie frei! — Die Bäume treiben Knospen und alle Welt hofft. Lebt wohl, meine Lieben; meine Wurzeln sind abgehauen, meine Kraft sinkt nach dem Grabe.

Elisabeth. Darf ich Lersen nach deinem Sohn in's Kloster schicken, daß du ihn noch einmal siehst und segnest?

Götz. Laß ihn, er ist heiliger als ich, er braucht meinen Segen nicht. — An unsrem Hochzeittag, Elisabeth, ahnte mir's nicht daß ich so sterben würde. — Mein alter Vater segnete uns, und eine Nachkommenschaft von edeln tapfern Söhnen quoll aus seinem Gebet. — Du hast ihn nicht erhört, und ich bin der Letzte. — Lerse, dein Angesicht freut mich in der Stunde des Todes mehr als im muthigsten Gefecht. Damals führte mein Geist den eurigen; jetzt hältst du mich aufrecht. Ach daß ich Georgen noch einmal sähe, mich an seinem Blick wärmte! — Ihr seht zur Erden und weint — Er ist todt — Georg ist todt. — Stirb, Götz — Du hast dich selbst überlebt, die Edeln überlebt. — Wie starb er? — Ach fingen sie ihn unter den Mordbrennern, und er ist hingerichtet?

Elisabeth. Nein, er wurde bei Miltenberg erstochen. Er wehrte sich wie ein Löw' um seine Freiheit.

Götz. Gott sey Dank! — Er war der beste Junge unter der Sonne und tapfer. — Löse meine Seele nun. — Arme Frau! Ich lasse dich in einer verderbten Welt. Lerse, verlaß sie nicht. — Schließt eure Herzen sorgfältiger als eure Thore. Es kommen die Zeiten des Betrugs, es ist ihm Freiheit gegeben. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle

wird in ihre Netze fallen. Maria, gebe dir Gott deinen Mann wieder. Möge er nicht so tief fallen, als er hoch gestiegen ist! Selbitz starb, und der gute Kaiser, und mein Georg. — Gebt mir einen Trunk Wasser. — Himmlische Luft — Freiheit! Freiheit! (Er stirbt.)

Elisabeth. Nur droben, droben bei dir. Die Welt ist ein Gefängniß.

Maria. Edler Mann! Edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß!

Lerse. Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!

Egmont.

Ein Trauerspiel

in fünf Aufzügen.

Personen.

Margarete von Parma, Tochter Karls des Fünften, Regentin der Niederlande.
Graf Egmont, Prinz von Gaure.
Wilhelm von Oranien.
Herzog von Alba.
Ferdinand, sein natürlicher Sohn.
Machiavell, im Dienste der Regentin.
Richard, Egmonts Geheimschreiber.
Silva, Gomez, } unter Alba dienend.
Clärchen, Egmonts Geliebte.
Ihre Mutter.
Brackenburg, ein Bürgerssohn.
Soest, Krämer, Jetter, Schneider, Zimmermann, Seifensieder, } Bürger von Brüssel.
Buyck, Soldat unter Egmont.
Ruysum, Invalide und taub.
Vansen, ein Schreiber.
Volk, Gefolge, Wachen u. s. w.

Der Schauplatz ist in Brüssel.

Erſter Aufzug.

Armbruſtſchießen.

Soldaten und Bürger (mit Armbrüſten).

Jetter (Bürger von Brüſſel, Schneider, tritt vor und ſpannt die Armbruſt). Soeſt (Bürger von Brüſſel, Krämer).

Soeſt.

Nun ſchießt nur hin, daß es alle wird! Ihr nehmt mir's doch nicht! Drey Ringe ſchwarz, die habt ihr eure Tage nicht geſchoſſen. Und ſo wär' ich für dieß Jahr Meiſter.

Jetter. Meiſter und König dazu. Wer mißgönnt's euch? Ihr ſollt dafür auch die Zeche doppelt bezahlen; ihr ſollt eure Geſchicklichkeit bezahlen, wie's recht iſt.

Buyck
(ein Holländer, Soldat unter Egmont).

Jetter, den Schuß handl' ich euch ab, theile den Gewinnſt, traktire die Herren: ich bin ſchon lange

hier und für viele Höflichkeit Schuldner. Fehl' ich, so iſt's als wenn ihr geſchoſſen hättet.

Soeſt. Ich ſollte drein reden: denn eigentlich verlier' ich dabei. Doch, Buyck, nur immerhin.

Buyck (ſchießt). Nun, Pritſchmeiſter, Reverenz! — Eins! Zwey! Drey! Vier!

Soeſt. Vier Ringe? Es ſey!

Alle. Vivat, Herr König, hoch! und abermal hoch!

Buyck. Danke, ihr Herren. Wäre Meiſter zu viel! Danke für die Ehre.

Jetter. Die habt ihr euch ſelbſt zu danken.

Runſum
(ein Friesländer, Invalide und taub).

Daß ich euch ſage!

Soeſt. Wie iſt's, Alter?

Runſum. Daß ich euch ſage! — Er ſchießt wie ſein Herr, er ſchießt wie Egmont.

Buyck. Gegen ihn bin ich nur ein armer Schlucker. Mit der Büchſe trifft er erſt, wie Keiner in der Welt. Nicht etwa wenn er Glück oder gute Laune hat; nein! wie er anlegt, immer rein ſchwarz geſchoſſen. Gelernt habe ich von ihm. Das wäre auch ein Kerl, der bei ihm diente und nichts von ihm lernte. — Nicht zu vergeſſen, meine Herren! Ein König nährt ſeine Leute; und ſo, auf des Königs Rechnung, Wein her!

Jetter. Es ist unter uns ausgemacht, daß jeder —

Buyck. Ich bin fremd und König, und achte eure Gesetze und Herkommen nicht.

Jetter. Du bist ja ärger als der Spanier; der hat sie uns doch bisher lassen müssen.

Ruysum. Was?

Soest (laut). Er will uns gastiren; er will nicht haben daß wir zusammenlegen, und der König nur das Doppelte zahlt.

Ruysum. Laßt ihn! doch ohne Präjudiz! Das ist auch seines Herrn Art, splendid zu seyn, und es laufen zu lassen wo es gedeiht.

(Sie bringen Wein.)

Alle. Ihro Majestät Wohl! Hoch!

Jetter (zu Buyck). Versteht sich Eure Majestät.

Buyck. Danke von Herzen, wenn's doch so seyn soll.

Soest. Wohl! Denn unserer Spanischen Majestät Gesundheit trinkt nicht leicht ein Niederländer von Herzen.

Ruysum. Wer?

Soest (laut). Philipps des Zweyten, Königs in Spanien.

Ruysum. Unser allergnädigster König und Herr! Gott geb' ihm langes Leben.

Soeſt. Hattet ihr ſeinen Herrn Vater, Karl den Fünften, nicht lieber?

Ruyſum. Gott tröſt' ihn! Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden, und war euch alles in allem; und wenn er euch begegnete, ſo grüßt' er euch wie ein Nachbar den andern; und wenn ihr erſchrocken wart, wußt' er mit ſo guter Manier — Ja, verſteht mich — Er ging aus, ritt aus, wie's ihm einkam, gar mit wenig Leuten. Haben wir doch Alle geweint, wie er ſeinem Sohn das Regiment hier abtrat — ſagt' ich, verſteht mich — der iſt ſchon anders, der iſt majeſtätiſcher.

Jetter. Er ließ ſich nicht ſehen, da er hier war, als in Prunk und königlichem Staate. Er ſpricht wenig, ſagen die Leute.

Soeſt. Es iſt kein Herr für uns Niederländer. Unſre Fürſten müſſen froh und frei ſeyn wie wir, leben und leben laſſen. Wir wollen nicht verachtet noch gedruckt ſeyn, ſo gutherzige Narren wir auch ſind.

Jetter. Der König, denk' ich, wäre wohl ein gnädiger Herr, wenn er nur beſſere Rathgeber hätte.

Soeſt. Nein, nein! Er hat kein Gemüth gegen uns Niederländer, ſein Herz iſt dem Volke nicht geneigt, er liebt uns nicht; wie können wir ihn wieder lieben? Warum iſt alle Welt dem Grafen Egmont ſo hold? Warum trügen wir ihn Alle auf den Händen? Weil man ihm anſieht daß er uns wohl will; weil

ihm die Fröhlichkeit, das freie Leben, die gute Meinung aus den Augen ſieht; weil er nichts beſitzt, das er dem Dürftigen nicht mittheilte, auch dem, der's nicht bedarf. Laßt den Grafen Egmont leben! Buyck, an euch iſt's die erſte Geſundheit zu bringen! Bringt eures Herrn Geſundheit aus.

Buyck. Von ganzer Seele denn: Graf Egmont hoch!

Ruyſum. Ueberwinder bei St. Quintin.

Buyck. Dem Helden von Gravelingen!

Alle. Hoch!

Ruyſum. St. Quintin war meine letzte Schlacht. Ich konnte kaum mehr fort, kaum die ſchwere Büchſe mehr ſchleppen. Hab' ich doch den Franzoſen noch Eins auf den Pelz gebrennt, und da kriegt' ich zum Abſchied noch einen Streifſchuß an's rechte Bein.

Buyck. Gravelingen! Freunde! da ging's friſch! Den Sieg haben wir allein. Brannten und ſengten die wälſchen Hunde nicht durch ganz Flandern? Aber ich mein', wir trafen ſie! Ihre alten, handfeſten Kerle hielten lange wider, und wir drängten und ſchoſſen und hieben, daß ſie die Mäuler verzerrten und ihre Linien zuckten. Da ward Egmont das Pferd unter dem Leibe niedergeſchoſſen, und wir ſtritten lange hinüber herüber, Mann für Mann, Pferd gegen Pferd, Haufe mit Haufe, auf dem breiten flachen Sand' an der See hin. Auf einmal kam's, wie vom Himmel

herunter, von der Mündung des Flusses, bav, bau! immer mit Kanonen in die Franzosen drein. Es waren Engländer, die unter dem Admiral Malin von ungefähr von Dünkirchen her vorbeifuhren. Zwar viel halfen sie uns nicht; sie konnten nur mit den kleinsten Schiffen herbei, und das nicht nah' genug; schossen auch wohl unter uns — Es that doch gut! Es brach die Wälschen und hob unsern Muth. Da ging's! Rick! rack! herüber, hinüber! Alles todt geschlagen, alles in's Wasser gesprengt. Und die Kerle ersoffen, wie sie das Wasser schmeckten; und was wir Holländer waren, gerad hinten drein. Uns, die wir beidlebig sind, ward erst wohl im Wasser wie den Fröschen; und immer die Feinde im Fluß zusammengehauen, weggeschossen wie die Enten. Was nun noch durchbrach, schlugen euch auf der Flucht die Bauerweiber mit Hacken und Mistgabeln todt. Mußte doch die Wälsche Majestät gleich das Pfötchen reichen und Friede machen. Und den Frieden seyd ihr uns schuldig, dem großen Egmont schuldig.

Alle. Hoch! dem großen Egmont hoch! und abermal hoch!

Jetter. Hätte man uns den statt der Margrete von Parma zum Regenten gesetzt!

Soest. Nicht so! Wahr bleibt wahr! Ich lasse mir Margareten nicht schelten. Nun ist's an mir. Es lebe unsre gnäd'ge Frau!

Alle. Sie lebe!

Soest. Wahrlich, treffliche Weiber sind in dem Hause. Die Regentin lebe!

Jetter. Klug ist sie, und mäßig in allem was sie thut; hielte sie's nur nicht so steif und fest mit den Pfaffen. Sie ist doch auch mit schuld, daß wir die vierzehn neuen Bischoffsmützen im Lande haben. Wozu die nur sollen? Nicht wahr, daß man Fremde in die guten Stellen einschieben kann, wo sonst Aebte aus den Kapiteln gewählt wurden? Und wir sollen glauben es sey um der Religion willen. Ja es hat sich. An drey Bischöffen hatten wir genug: da ging's ehrlich und ordentlich zu. Nun muß doch auch jeder thun als ob er nöthig wäre; und da setzt's allen Augenblick Verdruß und Händel. Und je mehr ihr das Ding rüttelt und schüttelt, desto trüber wird's. (Sie trinken.)

Soest. Das war nun des Königs Wille; sie kann nichts davon, noch dazu thun.

Jetter. Da sollen wir nun die neuen Psalmen nicht singen; aber Schelmenlieder, so viel wir wollen. Und warum? Es seyen Ketzereyen drin, sagen sie, und Sachen, Gott weiß. Ich hab' ihrer doch auch gesungen; es ist jetzt was neues, ich hab' nichts drin gesehen.

Buyck. Ich wollte sie fragen! In unsrer Provinz singen wir was wir wollen. Das macht daß Graf Egmont unser Statthalter ist; der fragt nach

ſo etwas nicht. — In Gent, Ypern, durch ganz Flandern ſingt ſie, wer Belieben hat. (Kaum) Es iſt ja wohl nichts unſchuldiger, als ein geiſtlich Lied? Nicht wahr, Vater?

Ruyſum. Ey wohl! Es iſt ja ein Gottesdienſt, eine Erbauung.

Jetter. Sie ſagen aber, es ſey nicht auf die rechte Art, nicht auf ihre Art; und gefährlich iſt's doch immer, da läßt man's lieber ſeyn. Die Inquiſitionsdiener ſchleichen herum und paſſen auf; mancher ehrliche Mann iſt ſchon unglücklich geworden. Der Gewiſſenszwang fehlte noch! Da ich nicht thun darf was ich möchte, können ſie mich doch denken und ſingen laſſen was ich will.

Soeſt. Die Inquiſition kommt nicht auf. Wir ſind nicht gemacht, wie die Spanier, unſer Gewiſſen tyranniſiren zu laſſen. Und der Adel muß auch bei Zeiten ſuchen ihr die Flügel zu beſchneiden.

Jetter. Es iſt ſehr fatal. Wenn's den lieben Leuten einfällt in mein Haus zu ſtürmen, und ich ſitz' an meiner Arbeit, und ſumme juſt einen Franzöſiſchen Pſalm, und denke nichts dabei, weder Gutes noch Böſes; ich ſumme ihn aber weil er mir in der Kehle iſt; gleich bin ich ein Ketzer und werde eingeſteckt. Oder ich gehe über Land, und bleibe bei einem Haufen Volks ſtehen, das einem neuen Prediger zuhört, einem von denen die aus Deutſchland gekommen ſind; auf

der Stelle heiß' ich ein Rebell, und komme in Gefahr meinen Kopf zu verlieren. Habt ihr je Einen predigen hören?

Soeſt. Wackre Leute. Neulich hört ich Einen auf dem Felde vor tauſend und tauſend Menſchen ſprechen. Das war ein ander Gekoch', als wenn unſre auf der Kanzel herumtrommeln und die Leute mit lateiniſchen Brocken erwürgen. Der ſprach von der Leber weg; ſagte, wie ſie uns bisher hätten bei der Naſe herumgeführt, uns in der Dummheit erhalten, und wie wir mehr Erleuchtung haben könnten. — Und das bewies er euch alles aus der Bibel.

Jetter. Da mag doch auch was dran ſeyn. Ich ſagt's immer ſelbſt, und grübelte ſo über die Sache nach. Mir iſt's lang' im Kopf herumgegangen.

Buyck. Es läuft ihnen auch alles Volk nach.

Soeſt. Das glaub' ich, wo man was gutes hören kann und was neues.

Jetter. Und was iſt's denn nun? Man kann ja einen jeden predigen laſſen nach ſeiner Weiſe.

Buyck. Friſch, ihr Herren! Ueber dem Schwätzen vergeßt ihr den Wein und Oranien.

Jetter. Den nicht zu vergeſſen. Das iſt ein rechter Wall: wenn man nur an ihn denkt, meint man gleich man könne ſich hinter ihn verſtecken, und der Teufel brächte einen nicht hervor. Hoch! Wilhelm von Oranien, hoch!

Alle. Hoch! hoch!

Soeſt. Nun, Alter, bring' auch deine Geſundheit.

Ruyſum. Alte Soldaten! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Buyck. Bravo, Alter! Alle Soldaten! Es lebe der Krieg!

Jetter. Krieg! Krieg! Wißt ihr auch was ihr ruft? Daß es euch leicht vom Munde geht iſt wohl natürlich; wie lumpig aber unſer einem dabei zu Muthe iſt, kann ich nicht ſagen. Das ganze Jahr das Getrommel zu hören; und nichts zu hören, als wie da ein Haufen gezogen kommt und dort ein andrer, wie ſie über einen Hügel kamen und dort bei einer Mühle hielten, wie viel da geblieben ſind, wie viel dort, und wie ſie ſich drängen, und Einer gewinnt, der Andere verliert, ohne daß man ſein Tage begreift, wer was gewinnt oder verliert. Wie eine Stadt eingenommen wird, die Bürger ermordet werden, und wie's den armen Weibern, den unſchuldigen Kindern ergeht. Das iſt eine Noth und Angſt, man denkt jeden Augenblick: „Da kommen ſie! Es geht uns auch ſo.“

Soeſt. Drum muß auch ein Bürger immer in Waffen geübt ſeyn.

Jetter. Ja, es übt ſich, wer Frau und Kinder hat. Und doch hör' ich noch lieber von Soldaten, als ich ſie ſehe.

Buyck. Das ſollt' ich übel nehmen.

Jetter. Auf euch iſt's nicht geſagt, Landsmann. Wie wir die Spaniſchen Beſatzungen los waren, holten wir wieder Athem.

Soeſt. Gelt! die lagen dir am ſchwerſten auf?

Jetter. Verir' Er ſich.

Soeſt. Die hatten ſcharfe Einquartierung bei dir.

Jetter. Halt dein Maul.

Soeſt. Sie hatten ihn vertrieben aus der Küche, dem Keller, der Stube — dem Bette.

(Sie lachen.)

Jetter. Du biſt ein Tropf.

Buyck. Friede, ihr Herren! Muß der Soldat Friede rufen? — Nun da ihr von uns nichts hören wollt, nun bringt auch eure Geſundheit aus, eine bürgerliche Geſundheit.

Jetter. Dazu ſind wir bereit! Sicherheit und Ruhe!

Soeſt. Ordnung und Freiheit!

Buyck. Brav! das ſind auch wir zufrieden.

(Sie ſtoßen an und wiederholen fröhlich die Worte, doch, daß jeder ein anders ausruft, und es eine Art Canon wird. Der Alte horcht und fällt endlich auch mit ein.)

Alle. Sicherheit und Ruhe! Ordnung und Freiheit!

Palast der Regentin.

Margarete von Parma (in Jagdkleidern). Hofleute. Pagen. Bediente.

Regentin.

Ihr stellt das Jagen ab, ich werde heut nicht reiten. Sagt Machiavellen, er soll zu mir kommen.

(Alle gehen ab.)

Der Gedanke an diese schrecklichen Begebenheiten läßt mir keine Ruhe! Nichts kann mich ergetzen, nichts mich zerstreuen; immer sind diese Bilder, diese Sorgen vor mir. Nun wird der König sagen, dieß sey'n die Folgen meiner Güte, meiner Nachsicht; und doch sagt mir mein Gewissen jeden Augenblick, das Räthlichste, das Beste gethan zu haben. Sollte ich früher mit dem Sturme des Grimmes diese Flammen anfachen und umhertreiben? Ich hoffte sie zu umstellen, sie in sich selbst zu verschütten. Ja, was ich mir selbst sage, was ich wohl weiß, entschuldigt mich vor mir selbst; aber wie wird es mein Bruder aufnehmen? Denn, ist es zu läugnen? Der Uebermuth der fremden Lehrer hat sich täglich erhöht; sie haben unser Heiligthum gelästert, die stumpfen Sinne des Pöbels zerrüttet und den Schwindelgeist unter sie gebannt. Unreine Geister haben sich unter die Aufrührer gemischt, und schreckliche Thaten sind geschehen, die zu denken schauderhaft ist, und die ich nun einzeln nach Hofe zu be-

richten habe, ſchnell und einzeln, damit mir der allgemeine Ruf nicht zuvor komme, damit der König nicht denke man wolle noch mehr verheimlichen. Ich ſehe kein Mittel, weder ſtrenges, noch gelindes, dem Uebel zu ſteuern. O was ſind wir Großen auf der Woge der Menſchheit? Wir glauben ſie zu beherrſchen, und ſie treibt uns auf und nieder, hin und her.

Machiavell (tritt auf).

Regentin. Sind die Briefe an den König aufgeſetzt?

Machiavell. In einer Stunde werdet ihr ſie unterſchreiben können.

Regentin. Habt ihr den Bericht ausführlich genug gemacht?

Machiavell. Ausführlich und umſtändlich, wie es der König liebt. Ich erzähle, wie zuerſt zu St. Omer die bilderſtürmeriſche Wuth ſich zeigt. Wie eine raſende Menge mit Stäben, Beilen, Hämmern, Leitern, Stricken verſehen, von wenig Bewaffneten begleitet, erſt Kapellen, Kirchen und Klöſter anfallen, die Andächtigen verjagen, die verſchloſſenen Pforten aufbrechen, alles umkehren, die Altäre niederreißen, die Statuen der Heiligen zerſchlagen, alle Gemählde verderben, alles was ſie nur Geweihtes, Geheiligtes antreffen, zerſchmettern, zerreißen, zertreten. Wie ſich der Haufe unterwegs vermehrt, die Einwohner von

Ypern ihnen die Thore eröffnen. Wie sie den Dom mit unglaublicher Schnelle verwüsten, die Bibliothek des Bischoffs verbrennen. Wie eine große Menge Volks, von gleichem Unsinn ergriffen, sich über Menin, Comines, Verwich, Lille verbreitet, nirgend Widerstand findet, und wie fast durch ganz Flandern in Einem Augenblicke die ungeheure Verschwörung sich erklärt und ausgeführt ist.

Regentin. Ach, wie ergreift mich aufs neue der Schmerz bei deiner Wiederholung! Und die Furcht gesellt sich dazu, das Uebel werde nur größer und größer werden. Sagt mir eure Gedanken, Machiavell!

Machiavell. Verzeihen eure Hoheit, meine Gedanken sehen Grillen so ähnlich; und wenn ihr auch immer mit meinen Diensten zufrieden wart, habt ihr doch selten meinem Rath folgen mögen. Ihr sagtet oft im Scherze: „Du siehst zu weit, Machiavell! Du solltest Geschichtschreiber seyn: wer handelt muß für's Nächste sorgen.“ Und doch, habe ich diese Geschichte nicht voraus erzählt? Hab' ich nicht alles voraus gesehen?

Regentin. Ich sehe auch viel voraus, ohne es ändern zu können.

Machiavell. Ein Wort für tausend: Ihr unterdrückt die neue Lehre nicht. Laßt sie gelten, sondert sie von den Rechtgläubigen, gebt ihnen Kirchen, faßt sie in die bürgerliche Ordnung, schränkt sie ein;

und so habt ihr die Aufrührer auf einmal zur Ruhe gebracht. Jede andern Mittel sind vergeblich, und ihr verheert das Land.

Regentin. Hast du vergessen, mit welchem Abscheu mein Bruder selbst die Frage verwarf, ob man die neue Lehre dulden könne? Weißt du nicht, wie er mir in jedem Briefe die Erhaltung des wahren Glaubens auf's eifrigste empfiehlt? daß er Ruhe und Einigkeit auf Kosten der Religion nicht hergestellt wissen will? Hält er nicht selbst in den Provinzen Spione, die wir nicht kennen, um zu erfahren, wer sich zu der neuen Meinung hinüber neigt? Hat er nicht zu unsrer Verwunderung uns diesen und jenen genannt, der sich in unsrer Nähe heimlich der Ketzerey schuldig machte? Befiehlt er nicht Strenge und Schärfe? Und ich soll gelind seyn? ich soll Vorschläge thun, daß er nachsehe, daß er dulde? Würde ich nicht alles Vertrauen, allen Glauben bei ihm verlieren?

Machiavell. Ich weiß wohl; der König befiehlt, er läßt euch seine Absichten wissen. Ihr sollt Ruhe und Friede wieder herstellen, durch ein Mittel, das die Gemüther noch mehr erbittert, das den Krieg unvermeidlich an allen Enden anblasen wird. Bedenkt was ihr thut. Die größten Kaufleute sind angesteckt, der Adel, das Volk, die Soldaten. Was hilft es auf seinen Gedanken beharren, wenn sich um uns alles ändert? Möchte doch ein guter Geist Philippen ein-

geben, daß es einem Könige anständiger ist, Bürger zweyerlei Glaubens zu regieren, als sie durch einander aufzureiben.

Regentin. Solch ein Wort nie wieder. Ich weiß wohl, daß Politik selten Treu' und Glauben halten kann, daß sie Offenheit, Gutherzigkeit, Nachgiebigkeit aus unsern Herzen ausschließt. In weltlichen Geschäften ist das leider nur zu wahr; sollen wir aber auch mit Gott spielen wie unter einander? Sollen wir gleichgültig gegen unsre bewährte Lehre seyn, für die so viele ihr Leben aufgeopfert haben? Die sollten wir hingeben an hergelaufne, ungewisse, sich selbst widersprechende Neuerungen?

Machiavell. Denkt nur deswegen nicht übler von mir.

Regentin. Ich kenne dich und deine Treue, und weiß, daß einer ein ehrlicher und verständiger Mann seyn kann, wenn er gleich den nächsten besten Weg zum Heil seiner Seele verfehlt hat. Es sind noch andere, Machiavell, Männer die ich schätzen und tadeln muß.

Machiavell. Wen bezeichnet ihr mir?

Regentin. Ich kann es gestehen, daß mir Egmont heute einen recht innerlichen tiefen Verdruß erregte.

Machiavell. Durch welches Betragen?

Regentin. Durch sein gewöhnliches, durch Gleichgül-

gültigkeit und Leichtsinn. Ich erhielt die schreckliche Botschaft, eben als ich von vielen und ihm begleitet aus der Kirche ging. Ich hielt meinen Schmerz nicht an, ich beklagte mich laut und rief, indem ich mich zu ihm wendete: „Seht, was in eurer Provinz entsteht! Das duldet ihr, Graf, von dem der König sich alles versprach?“

Machiavell. Und was antwortete er?

Regentin. Als wenn es nichts, als wenn es eine Nebensache wäre, versetzte er: Wären nur erst die Niederländer über ihre Verfassung beruhigt! Das Uebrige würde sich leicht geben.

Machiavell. Vielleicht hat er wahrer, als klug und fromm gesprochen. Wie soll Zutrauen entstehen und bleiben, wenn der Niederländer sieht, daß es mehr um seine Besitzthümer als um sein Wohl, um seiner Seele Heil zu thun ist? Haben die neuen Bischöffe mehr Seelen gerettet, als fette Pfründen geschmauſ't, und sind es nicht meist Fremde? Noch werden alle Statthalterschaften mit Niederländern besetzt; lassen sich es die Spanier nicht zu deutlich merken, daß sie die größte, unwiderstehlichste Begierde nach diesen Stellen empfinden? Will ein Volk nicht lieber nach seiner Art von den Seinigen regieret werden, als von Fremden, die erst im Lande sich wieder Besitzthümer auf Unkosten aller zu erwerben suchen, die einen fremden

Maßstab mitbringen, und unfreundlich und ohne Theilnehmung herrschen?

Regentin. Du stellst dich auf die Seite der Gegner.

Machiavell. Mit dem Herzen gewiß nicht; und wollte, ich könnte mit dem Verstande ganz auf der unsrigen seyn.

Regentin. Wenn du so willst, so thät' es noth, ich träte ihnen meine Regentschaft ab; denn Egmont und Oranien machten sich große Hoffnung, diesen Platz einzunehmen. Damals waren sie Gegner; jetzt sind sie gegen mich verbunden, sind Freunde, unzertrennliche Freunde geworden.

Machiavell. Ein gefährliches Paar.

Regentin. Soll ich aufrichtig reden; ich fürchte Oranien, und ich fürchte für Egmont. Oranien sinnt nichts Gutes, seine Gedanken reichen in die Ferne, er ist heimlich, scheint alles anzunehmen, widerspricht nie, und in tiefster Ehrfurcht, mit größter Vorsicht thut er was ihm beliebt.

Machiavell. Recht im Gegentheil geht Egmont einen freien Schritt, als wenn die Welt ihm gehörte.

Regentin. Er trägt das Haupt so hoch, als wenn die Hand der Majestät nicht über ihm schwebte.

Machiavell. Die Augen des Volks sind alle nach ihm gerichtet, und die Herzen hängen an ihm.

Regentin. Nie hat er einen Schein vermieden;

als wenn niemand Rechenschaft von ihm zu fordern hätte. Noch trägt er den Namen Egmont. Graf Egmont freut ihn sich nennen zu hören; als wollte er nicht vergessen, daß seine Vorfahren Besitzer von Geldern waren. Warum nennt er sich nicht Prinz von Gaure, wie es ihm zukommt? Warum thut er das? Will er erloschne Rechte wieder geltend machen?

Machiavell. Ich halte ihn für einen treuen Diener des Königs.

Regentin. Wenn er wollte, wie verdient könnte er sich um die Regierung machen; anstatt daß er uns schon, ohne sich zu nutzen, unsäglichen Verdruß gemacht hat. Seine Gesellschaften, Gastmahle und Gelage haben den Adel mehr verbunden und verknüpft, als die gefährlichsten heimlichen Zusammenkünfte. Mit seinen Gesundheiten haben die Gäste einen dauernden Rausch, einen nie sich verziehenden Schwindel geschöpft. Wie oft setzt er durch seine Scherzreden die Gemüther des Volks in Bewegung, und wie stutzte der Pöbel über die neuen Livreen, über die thörichten Abzeichen der Bedienten!

Machiavell. Ich bin überzeugt, es war ohne Absicht.

Regentin. Schlimm genug. Wie ich sage: er schadet uns, und nützt sich nicht. Er nimmt das Ernstliche scherzhaft; und wir, um nicht müßig und nachlässig zu scheinen, müssen das Scherzhafte ernstlich

nehmen. So hetzt eins das andre; und was man abzuwenden sucht das macht sich erst recht. Er ist gefährlicher als ein entschiednes Haupt einer Verschwörung; und ich müßte mich sehr irren wenn man ihm bei Hofe nicht alles gedenkt. Ich kann nicht läugnen es vergeht wenig Zeit, daß er mich nicht empfindlich, sehr empfindlich macht.

Machiavell. Er scheint mir in allem nach seinem Gewissen zu handeln.

Regentin. Sein Gewissen hat einen gefälligen Spiegel. Sein Betragen ist oft beleidigend. Er sieht oft aus als wenn er in der völligen Ueberzeugung lebe er sey Herr und wolle es uns nur aus Gefälligkeit nicht fühlen lassen, wolle uns so gerade nicht zum Lande hinausjagen; es werde sich schon geben.

Machiavell. Ich bitte euch, legt seine Offenheit, sein glückliches Blut, das alles Wichtige leicht behandelt, nicht zu gefährlich aus. Ihr schadet nur ihm und euch.

Regentin. Ich lege nichts aus. Ich spreche nur von den unvermeidlichen Folgen, und ich kenne ihn. Sein Niederländischer Adel und sein golden Vließ vor der Brust stärken sein Vertrauen, seine Kühnheit. Beides kann ihn vor einem schnellen, willkürlichen Unmuth des Königs schützen. Untersuch' es genau; an dem ganzen Unglück, das Flandern trifft, ist er doch nur allein schuld. Er hat zuerst den fremden Lehrern nachgesehn, hat's so genau nicht genommen, und viel-

leicht sich heimlich gefreut daß wir etwas zu schaffen hatten. Laß mich nur; was ich auf dem Herzen habe, soll bei dieser Gelegenheit davon. Und ich will die Pfeile nicht umsonst verschießen; ich weiß wo er empfindlich ist. Er ist auch empfindlich.

Machiavell. Habt ihr den Rath zusammen berufen lassen? Kommt Oranien auch?

Regentin. Ich habe nach Antwerpen um ihn geschickt. Ich will ihnen die Last der Verantwortung nahe genug zuwälzen; sie sollen sich mit mir dem Uebel ernstlich entgegensetzen oder sich auch als Rebellen erklären. Eile, daß die Briefe fertig werden und bringe mir sie zur Unterschrift. Dann sende schnell den bewährten Vaska nach Madrit; er ist unermüdet und treu; daß mein Bruder zuerst durch ihn die Nachricht erfahre, daß der Ruf ihn nicht übereile. Ich will ihn selbst noch sprechen eh' er abgeht.

Machiavell. Eure Befehle sollen schnell und genau befolgt werden.

Bürgerhaus.

Clare. Clarens Mutter. Brackenburg.

Clare. Wollt ihr mir nicht das Garn halten, Brackenburg?

Brackenburg. Ich bitt' euch, verschont mich, Clärchen.

Clare. Was habt ihr wieder? Warum verſagt ihr mir dieſen kleinen Liebesdienſt?

Brackenburg. Ihr bannt mich mit dem Zwirn ſo feſt vor euch hin, ich kann euern Augen nicht ausweichen.

Clare. Grillen! kommt und haltet!

Mutter (im Seſſel ſtrickend).

Singt doch eins! Brackenburg ſecundirt ſo hübſch. Sonſt war't ihr luſtig, und ich hatte immer was zu lachen.

Brackenburg. Sonſt.

Clare. Wir wollen ſingen.

Brackenburg. Was ihr wollt.

Clare. Nur hübſch munter und friſch weg! Es iſt ein Soldatenliedchen, mein Leibſtück.

(Sie wickelt Garn und ſingt mit Brackenburg.)

Die Trommel gerühret!
Das Pfeifchen gepfiffen!
Mein Liebſter gewaffnet
Dem Haufen befiehlt,
Die Lanze hoch führet,
Die Leute regieret.
Wie klopft mir das Herze!
Wie wallt mir das Blut!
O hätt' ich ein Wämmslein,
Und Hoſen und Hut!

Ich folgt' ihm zum Thor 'naus
Mit muthigem Schritt,
Ging' durch die Provinzen,
Ging' überall mit.
Die Feinde ſchon weichen,
Wir ſchießen da drein.
Welch Glück ſonder Gleichen,
Ein Mannsbild zu ſeyn!

(Brackenburg hat unter dem Singen Clärchen oft angeſehen; zuletzt bleibt ihm die Stimme ſtecken, die Thränen kommen ihm in die Augen, er läßt den Strang fallen und geht an's Fenſter. Clärchen ſingt das Lied allein aus, die Mutter winkt ihr halb unwillig, ſie ſteht auf, geht einige Schritte nach ihm hin, kehrt bald unſchlüſſig wieder um, und ſetzt ſich.)

Mutter. Was gibt's auf der Gaſſe, Brackenburg? Ich höre marſchiren.

Brackenburg. Es iſt die Leibwache der Regentin.

Clare. Um dieſe Stunde? was ſoll das bedeuten? (Sie ſteht auf und geht an das Fenſter zu Brackenburg.) Das iſt nicht die tägliche Wache, das ſind weit mehr! Faſt alle ihre Haufen. O Brackenburg, geht! hört einmal was es gibt? Es muß etwas beſonderes ſeyn. Geht, guter Brackenburg, thut mir den Gefallen.

Brackenburg. Ich gehe! Ich bin gleich wieder da. (Er reicht ihr abgehend die Hand; ſie gibt ihm die übrige.)

Mutter. Du ſchickſt ihn ſchon wieder weg.

Clare. Ich bin neugierig; und auch, verdenkt

mir's nicht, seine Gegenwart thut mir weh. Ich weiß immer nicht wie ich mich gegen ihn betragen soll. Ich habe Unrecht gegen ihn, und mich nagt's am Herzen, daß er es so lebendig fühlt. — Kann ich's doch nicht ändern!

Mutter. Es ist ein so treuer Bursche.

Clare. Ich kann's auch nicht lassen, ich muß ihm freundlich begegnen. Meine Hand drückt sich oft unversehens zu, wenn die seine mich so leise, so liebevoll anfaßt. Ich mache mir Vorwürfe daß ich ihn betriege, daß ich in seinem Herzen eine vergebliche Hoffnung nähre. Ich bin übel dran. Weiß Gott, ich betrieg' ihn nicht. Ich will nicht daß er hoffen soll, und ich kann ihn doch nicht verzweifeln lassen.

Mutter. Das ist nicht gut.

Clare. Ich hatte ihn gern, und will ihm auch noch wohl in der Seele. Ich hätte ihn heirathen können, und glaube ich war nie in ihn verliebt.

Mutter. Glücklich wärst du immer mit ihm gewesen.

Clare. Wäre versorgt, und hätte ein ruhiges Leben.

Mutter. Und das ist alles durch deine Schuld verscherzt.

Clare. Ich bin in einer wunderlichen Lage. Wenn ich so nachdenke wie es gegangen ist, weiß ich's wohl und weiß es nicht. Und dann darf ich Egmont nur

wieder anſehen, wird mir alles ſehr begreiflich, ja wäre mir weit mehr begreiflich. Ach, was iſt's ein Mann! Alle Provinzen beten ihn an, und ich in ſeinem Arm ſollte nicht das glücklichſte Geſchöpf von der Welt ſeyn?

Mutter. Wie wird's in der Zukunft werden?

Clare. Ach, ich frage nur ob er mich liebt; und ob er mich liebt, iſt das eine Frage?

Mutter. Man hat nichts als Herzensangſt mit ſeinen Kindern. Wie das ausgehen wird! Immer Sorge und Kummer! Es geht nicht gut aus! Du haſt dich unglücklich gemacht! mich unglücklich gemacht.

Clare (gelaſſen). Ihr ließet es doch im Anfange.

Mutter. Leider war ich zu gut, bin immer zu gut.

Clare. Wenn Egmont vorbeiritt und ich an's Fenſter lief, ſchaltet ihr mich da? Tratet ihr nicht ſelbſt an's Fenſter? Wenn er herauf ſah, lächelte, nickte, mich grüßte; war es euch zuwider? Fandet ihr euch nicht ſelbſt in eurer Tochter geehrt?

Mutter. Mache mir noch Vorwürfe.

Clare (gerührt). Wenn er nun öfter die Straße kam, und wir wohl fühlten daß er um meinetwillen den Weg machte, bemerktet ihr's nicht ſelbſt mit heimlicher Freude? Rieft ihr mich ab, wenn ich hinter den Scheiben ſtand und ihn erwartete?

Mutter. Dachte ich daß es ſo weit kommen ſollte?

wie er mir seinen Stand, seine Tapferkeit gerne verbärge! wie er um mich besorgt ist! so nur Mensch, nur Freund, nur Liebster.

Mutter. Kommt er wohl heute?

Clare. Habt ihr mich nicht oft an's Fenster gehen sehn? Habt ihr nicht bemerkt wie ich horche, wenn's an der Thür rauscht? — Ob ich schon weiß daß er vor Nacht nicht kommt, vermuth' ich ihn doch jeden Augenblick, von Morgens an, wenn ich aufstehe. Wär' ich nur ein Bube und könnte immer mit gehen, zu Hofe und überall hin! Könnt' ihm die Fahne nachtragen in der Schlacht! —

Mutter. Du warst immer so ein Springinsfeld; als ein kleines Kind schon, bald toll, bald nachdenklich. Ziehst du dich nicht ein wenig besser an?

Clare. Vielleicht, Mutter! wenn ich Langeweile habe. — Gestern, denkt, gingen von seinen Leuten vorbei und sangen Loblieдchen auf ihn. Wenigstens war sein Name in den Liedern! das Uebrige konnte ich nicht verstehn. Das Herz schlug mir bis an den Hals — Ich hätte sie gern zurückgerufen, wenn ich mich nicht geschämt hätte.

Mutter. Nimm dich in Acht! Dein heftiges Wesen verdirbt noch alles; du verräthst dich offenbar vor den Leuten. Wie neulich bei dem Vetter, wie du den Holzschnitt und die Beschreibung fandst und mit einem Schrei riefst: Graf Egmont! — Ich ward feuerroth.

Clare. Hätt' ich nicht schreien sollen? Es war die Schlacht bei Gravelingen, und ich finde oben im Bilde den Buchstaben C. und suche unten in der Beschreibung C. Steht da: „Graf Egmont, dem das Pferd unter dem Leibe todt geschossen wird." Mich überlief's — und hernach mußt' ich lachen über den holzgeschnitzten Egmont, der so groß war als der Thurm von Gravelingen gleich dabei, und die englischen Schiffe an der Seite. — Wenn ich mich manchmal erinnere, wie ich mir sonst eine Schlacht vorgestellt, und was ich mir als Mädchen für ein Bild vom Grafen Egmont machte, wenn sie von ihm erzählten, und von allen Grafen und Fürsten — und wie mir's jetzt ist!

Brackenburg (kommt).

Clare. Wie steht's?

Brackenburg. Man weiß nichts gewisses. In Flandern soll neuerdings ein Tumult entstanden seyn; die Regentin soll besorgen, er möchte sich hieher verbreiten. Das Schloß ist stark besetzt, die Bürger sind zahlreich an den Thoren, das Volk summt in den Gassen. — Ich will nur schnell zu meinem alten Vater.

(Als wollt' er gehen.)

Clare. Sieht man euch morgen? Ich will mich ein wenig anziehen. Der Vetter kommt, und ich sehe

gar zu liederlich aus. Helft mir einen Augenblick, Mutter. — Nehmt das Buch mit, Brackenburg, und bringt mir wieder so eine Hiſtorie.

Mutter. Lebt wohl.

Brackenburg (ſeine Hand reichend). Eure Hand!

Clare (ihre Hand verſagend). Wenn ihr wieder kommt. (Mutter und Tochter ab.)

Brackenburg (allein). Ich hatte mir vorgenommen gerade wieder fort zu gehn; und da ſie es dafür aufnimmt und mich gehen läßt, möcht' ich raſend werden. — Unglücklicher! und dich rührt deines Vaterlandes Geſchick nicht? der wachſende Tumult nicht? — und gleich iſt dir Landsmann oder Spanier, und wer regiert und wer Recht hat? — War ich doch ein andrer Junge als Schulknabe! — Wenn da ein Exercitium aufgegeben war; „Brutus Rede für die Freiheit, zur Uebung der Redekunſt;" da war doch immer Fritz der Erſte, und der Rector ſagte: wenn's nur ordentlicher wäre, nur nicht alles ſo über einander geſtolpert. — Damals kocht' es und trieb! — Jetzt ſchlepp' ich mich an den Augen des Mädchens ſo hin. Kann ich ſie doch nicht laſſen! Kann ſie mich doch nicht lieben! — Ach — Nein — Sie — Sie kann mich nicht ganz verworfen haben — — Nicht ganz — und halb und nichts! — Ich duld' es nicht länger! — — Sollte es wahr ſeyn, was mir ein Freund neulich in's Ohr ſagte? daß ſie Nachts einen Mann

heimlich zu sich einläßt, da sie mich züchtig immer vor Abend aus dem Hause treibt. Nein, es ist nicht wahr, es ist eine Lüge, eine schändliche verläumderische Lüge! Clärchen ist so unschuldig als ich unglücklich bin. — Sie hat mich verworfen, hat mich von ihrem Herzen gestoßen — — Und ich soll so fort leben? Ich duld', ich duld' es nicht. — — Schon wird mein Vaterland von innerm Zwiste heftiger bewegt, und ich sterbe unter dem Getümmel nur ab! Ich duld' es nicht! — Wenn die Trompete klingt, ein Schuß fällt, mir fährt's durch Mark und Bein! Ach, es reizt mich nicht! es fordert mich nicht, auch mit einzugreifen, mit zu retten, zu wagen. — Elender, schimpflicher Zustand! Es ist besser ich end' auf einmal. Neulich stürzt' ich mich in's Wasser, ich sank — aber die geängstete Natur war stärker; ich fühlte daß ich schwimmen konnte, und rettete mich wider Willen. — — Könnt' ich der Zeiten vergessen da sie mich liebte, mich zu lieben schien! — Warum hat mir's Mark und Bein durchdrungen, das Glück? Warum haben mir diese Hoffnungen allen Genuß des Lebens ausgezehrt, indem sie mir ein Paradies von weitem zeigten? — Und jener erste Kuß! Jener einzige! — Hier, (die Hand auf den Tisch legend) hier waren wir allein — sie war immer gut und freundlich gegen mich gewesen — da schien sie sich zu erweichen — sie sah mich an — alle Sinnen gingen mir um, und ich fühlte ihre

Lippen auf den meinigen. — Und — und nun? — Stirb Armer! Was zauderſt du? (Er zieht ein Fläſchchen aus der Taſche.) Ich will dich nicht umſonſt aus meines Bruders Doctorkäſtchen geſtohlen haben, heilſames Gift! Du ſollſt mir dieſes Bangen, dieſe Schwindel, dieſe Todesſchweiße auf einmal verſchlingen und löſen.

Zweyter Aufzug.

Platz in Brüssel.

Jetter und ein Zimmermeister (treten zusammen).

Zimmermeister.

Sagt' ich's nicht voraus? Noch vor acht Tagen auf der Zunft sagt' ich, es würde schwere Händel geben.

Jetter. Ist's denn wahr, daß sie die Kirchen in Flandern geplündert haben?

Zimmermeister. Ganz und gar zu Grunde gerichtet haben sie Kirchen und Capellen. Nichts als die vier nackten Wände haben sie stehen lassen. Lauter Lumpengesindel! Und das macht unsre gute Sache schlimm. Wir hätten eher, in der Ordnung, und standhaft unsere Gerechtsame der Regentin vortragen und drauf halten sollen. Reden wir jetzt, versammeln wir uns jetzt; so heißt es, wir gesellen uns zu den Aufwieglern.

Jetter. Ja so denkt jeder zuerst: was sollst du mit deiner Nase voran? hängt doch der Hals gar nah' damit zusammen.

Zim-

Zimmermeister. Mir ist's bange, wenn's einmal unter dem Pack zu lärmen anfängt, unter dem Volk das nichts zu verlieren hat. Die brauchen das zum Vorwande, worauf wir uns auch berufen müssen, und bringen das Land in Unglück.

Soest (tritt dazu).

Guten Tag, ihr Herrn! Was gibt's neues? Ist's wahr, daß die Bilderstürmer gerade hierher ihren Lauf nehmen?

Zimmermeister. Hier sollen sie nichts anrühren.

Soest. Es trat ein Soldat bei mir ein, Tobak zu kaufen; den fragt' ich aus. Die Regentin, so eine wackre kluge Frau sie bleibt, dießmal ist sie außer Fassung. Es muß sehr arg seyn, daß sie sich so geradezu hinter ihre Wache versteckt. Die Burg ist scharf besetzt. Man meint sogar, sie wolle aus der Stadt flüchten.

Zimmermeister. Hinaus soll sie nicht! Ihre Gegenwart beschützt uns, und wir wollen ihr mehr Sicherheit verschaffen, als ihre Stutzbärte. Und wenn sie uns unsere Rechte und Freiheiten aufrecht erhält, so wollen wir sie auf den Händen tragen.

Seifensieder (tritt dazu).

Garstige Händel! Ueble Händel! Es wird unruhig und geht schief aus! — Hütet euch, daß ihr stille bleibt, daß man euch nicht auch für Aufwiegler hält.

Soest. Da kommen die sieben Weisen aus Griechenland.

Seifensieder. Ich weiß, da sind viele, die es heimlich mit den Calvinisten halten, die auf die Bischöffe lästern, die den König nicht scheuen. Aber ein treuer Unterthan, ein aufrichtiger Katholike! —

(Es gesellt sich nach und nach allerley Volk zu ihnen und horcht.)

Vansen (tritt dazu).

Gott grüß' euch Herren! Was neues?

Zimmermeister. Gebt euch mit dem nicht ab, das ist ein schlechter Kerl.

Jetter. Ist es nicht der Schreiber bei'm Doctor Wiers?

Zimmermeister. Er hat schon viele Herren gehabt. Erst war er Schreiber, und wie ihn ein Patron nach dem andern fortjagte, Schelmstreiche halber, pfuscht er jetzt Notaren und Advocaten in's Handwerk, und ist ein Branntweinzapf.

(Es kommt mehr Volk zusammen und steht truppweise.)

Vansen. Ihr seyd auch versammelt, steckt die Köpfe zusammen. Es ist immer redenswerth.

Soest. Ich denk' auch.

Vansen. Wenn jetzt einer oder der andere Herz hätte, und einer oder der andere den Kopf dazu; wir könnten die Spanischen Ketten auf einmal sprengen.

Soest. Herre! So müßt ihr nicht reden. Wir haben dem König geschworen.

Vansen. Und der König uns. Merkt das.

Jetter. Das läßt sich hören! Sagt eure Meinung.

Einige Andere. Horch, der versteht's. Der hat Pfiffe.

Vansen. Ich hatte einen alten Patron, der besaß Pergamente und Briefe von uralten Stiftungen, Contracten und Gerechtigkeiten; er hielt auf die rarsten Bücher. In einem stand unsere ganze Verfassung: wie uns Niederländer zuerst einzelne Fürsten regierten, alles nach hergebrachten Rechten, Privilegien und Gewohnheiten; wie unsre Vorfahren alle Ehrfurcht für ihren Fürsten gehabt, wenn er sie regiert wie er sollte; und wie sie sich gleich vorsahen, wenn er über die Schnur hauen wollte. Die Staaten waren gleich hinterdrein: denn jede Provinz, so klein sie war, hatte ihre Staaten, ihre Landstände.

Zimmermeister. Haltet euer Maul! das weiß man lange! Ein jeder rechtschaffene Bürger ist, so viel er braucht, von der Verfassung unterrichtet.

Jetter. Laßt ihn reden; man erfährt immer etwas mehr.

Soest. Er hat ganz recht.

Mehrere. Erzählt! erzählt! So was hört man nicht alle Tage.

Vansen. So seyd ihr Bürgersleute! Ihr lebt nur so in den Tag hin; und wie ihr euer Gewerb' von euern Eltern überkommen habt, so laßt ihr auch das Regiment über euch schalten und walten, wie es kann und mag. Ihr fragt nicht nach dem Herkommen, nach der Historie, nach dem Recht eines Regenten; und über das Versäumniß haben euch die Spanier das Netz über die Ohren gezogen.

Soest. Wer denkt da dran? wenn einer nur das tägliche Brot hat.

Jetter. Verflucht! Warum tritt auch keiner in Zeiten auf, und sagt einem so etwas?

Vansen. Ich sag' es euch jetzt. Der König in Spanien, der die Provinzen durch gut Glück zusammen besitzt, darf doch nicht drin schalten und walten, anders als die kleinen Fürsten, die sie ehemals einzeln besaßen. Begreift ihr das?

Jetter. Erklärt's uns.

Vansen. Es ist so klar als die Sonne. Müßt ihr nicht nach euern Landrechten gerichtet werden? Woher käme das?

Ein Bürger. Wahrlich!

Vansen. Hat der Brüsseler nicht ein ander Recht als der Antwerper? der Antwerper als der Genter? Woher käme denn das?

Anderer Bürger. Bei Gott!

Vansen. Aber, wenn ihr's so fortlaufen laßt,

wird man's euch bald anders weisen. Pfuy! Was Karl der Kühne, Friedrich der Krieger, Karl der Fünfte nicht konnten, das thut nun Philipp durch ein Weib.

Soest. Ja, ja! Die alten Fürsten haben's auch schon probirt.

Vansen. Freilich! — Unsere Vorfahren paßten auf. Wie sie einem Herrn gram wurden, fingen sie ihm etwa seinen Sohn und Erben weg, hielten ihn bei sich, und gaben ihn nur auf die besten Bedingungen heraus. Unsere Väter waren Leute! Die wußten was ihnen nütz war! Die wußten etwas zu fassen und fest zu setzen! Rechte Männer! Dafür sind aber auch unsere Privilegien so deutlich, unsere Freiheiten so versichert.

Seifensieder. Was sprecht ihr von Freiheiten?

Das Volk. Von unsern Freiheiten, von unsern Privilegien! Erzählt noch was von unsern Privilegien.

Vansen. Wir Brabanter besonders, obgleich alle Provinzen ihre Vortheile haben, wir sind am herrlichsten versehen. Ich habe alles gelesen.

Soest. Sagt an.

Jetter. Laßt hören.

Ein Bürger. Ich bitt' euch.

Vansen. Erstlich steht geschrieben: Der Herzog von Brabant soll uns ein guter und getreuer Herr seyn.

Soest. Gut! Steht das so?

Jetter. Getreu? Iſt das wahr?

Vanſen. Wie ich euch ſage. Er iſt uns verpflichtet, wie wir ihm. Zweytens: Er ſoll keine Macht oder eignen Willen an uns beweiſen, merken laſſen, oder gedenken zu geſtatten, auf keinerlei Weiſe.

Jetter. Schön! Schön! nicht beweiſen.

Soeſt. Nicht merken laſſen.

Ein Anderer. Und nicht gedenken zu geſtatten! Das iſt der Hauptpunct. Niemanden geſtatten, auf keinerlei Weiſe.

Vanſen. Mit ausdrücklichen Worten.

Jetter. Schafft uns das Buch.

Ein Bürger. Ja, wir müſſen's haben.

Andere. Das Buch! das Buch!

Ein Anderer. Wir wollen zu der Regentin gehen mit dem Buche.

Ein Anderer. Ihr ſollt das Wort führen, Herr Doctor.

Seifenſieder. O die Tröpfe!

Andere. Noch etwas aus dem Buche!

Seifenſieder. Ich ſchlage ihm die Zähne in den Hals, wenn er noch ein Wort ſagt.

Das Volk. Wir wollen ſehen wer ihm etwas thut. Sagt uns was von den Privilegien! Haben wir noch mehr Privilegien?

Vanſen. Mancherlei, und ſehr gute, ſehr heilſame. Da ſteht auch: Der Landsherr ſoll den geiſt-

lichen Stand nicht verbessern oder mehren, ohne Verwilligung des Adels und der Stände! Merkt das! Auch den Staat des Landes nicht verändern.

Soest. Ist das so?

Vansen. Ich will's euch geschrieben zeigen, von zwey drey hundert Jahren her.

Bürger. Und wir leiden die neuen Bischöffe? Der Adel muß uns schützen, wir fangen Händel an!

Andere. Und wir lassen uns von der Inquisition in's Bockshorn jagen?

Vansen. Das ist eure Schuld.

Das Volk. Wir haben noch Egmont! noch Oranien! Die sorgen für unser Bestes.

Vansen. Eure Brüder in Flandern haben das gute Werk angefangen.

Seifensieder. Du Hund!

(Er schlägt ihn.)

Andere (widersetzen sich und rufen). Bist du auch ein Spanier?

Ein Anderer. Was? den Ehrenmann?

Ein Anderer. Den Gelahrten?

(Sie fallen den Seifensieder an.)

Zimmermeister. Um's Himmels willen, ruht!

(Andere mischen sich in den Streit.)

Zimmermeister. Bürger was soll das?

(Buben pfeifen, werfen mit Steinen, hetzen Hunde an. Bürger

ſtehn und gaffen. Volk läuft zu. Andere gehn gelaſſen auf und ab. Andere treiben allerlei Schalkspoſſen, ſchreien und jubilieren.)

Andere. Freiheit und Privilegien! Privilegien und Freiheit!

Egmont tritt auf mit Begleitung.

Ruhig! Ruhig, Leute! Was gibt's? Ruhe! Bringt ſie aus einander!

Zimmermeiſter. Gnädiger Herr, ihr kommt wie ein Engel des Himmels. Stille! ſeht ihr nichts? Graf Egmont! Dem Grafen Egmont Reverenz!

Egmont. Auch hier? Was fangt ihr an? Bürger gegen Bürger! Hält ſogar die Nähe unſrer königlichen Regentin dieſen Unſinn nicht zurück? Geht aus einander, geht an euer Gewerbe. Es iſt ein übles Zeichen wenn ihr an Werktagen feyert. Was war's?

(Der Tumult ſtillt ſich nach und nach, und Alle ſtehen um ihn herum.)

Zimmermeiſter. Sie ſchlagen ſich um ihre Privilegien.

Egmont. Die ſie noch muthwillig zertrümmern werden — Und wer ſeyd ihr? Ihr ſcheint mir rechtliche Leute.

Zimmermeiſter. Das iſt unſer Beſtreben.

Egmont. Eures Zeichens?

Zimmermeiſter. Zimmermann und Zunftmeiſter.

Egmont. Und ihr?

Soeſt. Krämer.

Egmont. Ihr?

Jetter. Schneider.

Egmont. Ich erinnere mich, ihr habt mir an den Livreen für meine Leute gearbeitet. Euer Name iſt Jetter.

Jetter. Gnade, daß ihr euch deſſen erinnert.

Egmont. Ich vergeſſe niemanden leicht, den ich einmal geſehen und geſprochen habe. — Was an euch iſt Ruhe zu erhalten, Leute, das thut; ihr ſeyd übel genug angeſchrieben. Reizt den König nicht mehr, er hat zuletzt doch die Gewalt in Händen. Ein ordentlicher Bürger, der ſich ehrlich und fleißig nährt, hat überall ſo viel Freiheit als er braucht.

Zimmermeiſter. Ach wohl! das iſt eben unſre Noth! Die Tagdiebe, die Söffer, die Faullenzer, mit Euer Gnaden Verlaub, die ſtänkern aus Langerweile, und ſcharren aus Hunger nach Privilegien, und lügen den Neugierigen und Leichtgläubigen was vor, und um eine Kanne Bier bezahlt zu kriegen, fangen ſie Händel an, die viel tauſend Menſchen unglücklich machen. Das iſt ihnen eben recht. Wir halten unſre Häuſer und Kaſten zu gut verwahrt; da möchten ſie gern uns mit Feuerbränden davon treiben.

Egmont. Allen Beiſtand ſollt ihr finden; es ſind Maßregeln genommen dem Uebel kräftig zu begegnen. Steht feſt gegen die fremde Lehre, und glaubt

nicht durch Aufruhr befestige man Privilegien. Bleibt zu Hause; leidet nicht daß sie sich auf den Straßen rotten. Vernünftige Leute können viel thun.

(Indessen hat sich der größte Haufe verlaufen.)

Zimmermeister. Danken Euer Excellenz, danken für die gute Meinung! Alles was an uns liegt. (Egmont ab.) Ein gnädiger Herr! der echte Niederländer! Gar so nichts Spanisches.

Jetter. Hätten wir ihn nur zum Regenten! Man folgt ihm gerne.

Soest. Das läßt der König wohl seyn. Den Platz besetzt er immer mit den Seinigen.

Jetter. Hast da das Kleid gesehen? Das war nach der neuesten Art, nach Spanischem Schnitt.

Zimmermeister. Ein schöner Herr!

Jetter. Sein Hals wär' ein rechtes Fressen für einen Scharfrichter.

Soest. Bist du toll? was kommt dir ein!

Jetter. Dumm genug, daß einem so etwas einfällt. — Es ist mir nun so. Wenn ich einen schönen langen Hals sehe, muß ich gleich wider Willen denken: der ist gut köpfen. — Die verfluchten Executionen! man kriegt sie nicht aus dem Sinne. Wenn die Burschе schwimmen, und ich seh' einen nackten Buckel; gleich fallen sie mir zu Dutzenden ein, die ich habe mit Ruthen streichen sehen. Begegnet mir ein rechter Wanst, mein' ich, den seh' ich schon am Pfahl braten.

Des Nachts im Traume zwickt mich's an allen Gliedern; man wird eben keine Stunde froh. Jede Lustbarkeit, jeden Spaß hab ich bald vergessen; die fürchterlichen Gestalten sind mir wie vor die Stirne gebrannt.

Egmonts Wohnung.

Secretär

(an einem Tisch mit Papieren, er steht unruhig auf).

Er kommt immer nicht! und ich warte schon zwey Stunden, die Feder in der Hand, die Papiere vor mir; und eben heute möcht' ich gern so zeitig fort. Es brennt mir unter den Sohlen. Ich kann vor Ungeduld kaum bleiben. „Sey auf die Stunde da," befahl er mir noch, ehe er wegging; nun kommt er nicht. Es ist so viel zu thun, ich werde vor Mitternacht nicht fertig. Freilich sieht er einem auch einmal durch die Finger. Doch hielt' ich's besser, wenn er strenge wäre, und ließe einen auch wieder zur bestimmten Zeit. Man könnte sich einrichten. Von der Regentin ist er nun schon zwey Stunden weg; wer weiß, wen er unterwegs angefaßt hat.

Egmont (tritt auf).

Wie sieht's aus?

Secretär. Ich bin bereit, und drey Boten warten.

Egmont. Ich bin dir wohl zu lang geblieben; du machst ein verdrießlich Gesicht.

Secretär. Euerm Befehl zu gehorchen, wart' ich schon lange. Hier sind die Papiere!

Egmont. Donna Elvira wird böse auf mich werden, wenn sie hört daß ich dich abgehalten habe.

Secretär. Ihr scherzt.

Egmont. Nein, nein. Schäme dich nicht. Du zeigst einen guten Geschmack. Sie ist hübsch; und es ist mir ganz recht daß du auf dem Schlosse eine Freundin hast. Was sagen die Briefe?

Secretär. Mancherlei, und wenig erfreuliches.

Egmont. Da ist gut daß wir die Freude zu Hause haben und sie nicht auswärts her zu erwarten brauchen. Ist viel gekommen?

Secretär. Genug, und drey Boten warten.

Egmont. Sag' an! das nöthigste.

Secretär. Es ist alles nöthig.

Egmont. Eins nach dem andern, nur geschwind!

Secretär. Hauptmann Breda schickt die Relation, was weiter in Gent und der umliegenden Gegend vorgefallen. Der Tumult hat sich meistens gelegt. —

Egmont. Er schreibt wohl noch von einzelnen Ungezogenheiten und Tollkühnheiten?

Secretär. Ja! Es kommt noch manches vor.

Egmont. Verschone mich damit.

Secretär. Noch sechs sind eingezogen worden, die bei Berwich das Marienbild umgerissen haben. Er fragt an, ob er sie auch wie die andern soll hängen lassen?

Egmont. Ich bin des Hängens müde. Man soll sie durchpeitschen, und sie mögen gehen.

Secretär. Es sind zwey Weiber dabei; soll er die auch durchpeitschen?

Egmont. Die mag er verwarnen und laufen lassen.

Secretär. Brink von Breda's Compagnie will heirathen. Der Hauptmann hofft ihr werder's ihm abschlagen. Es sind so viele Weiber bei dem Haufen, schreibt er, daß, wenn wir ausziehen, es keinem Soldatenmarsch, sondern einem Zigeuner-Geschleppe ähnlich sehen wird.

Egmont. Dem mag's noch hingehen! Es ist ein schöner junger Kerl; er bat mich noch gar dringend, eh' ich wegging. Aber nun soll's keinem mehr gestattet seyn, so leid mir's thut, den armen Teufeln, die ohnedieß geplagt genug sind, ihren besten Spaß zu versagen.

Secretär. Zwey von euern Leuten, Seter und Hart, haben einem Mädel, einer Wirthstochter übel mitgespielt. Sie kriegten sie allein, und die Dirne konnte sich ihrer nicht erwehren.

Egmont. Wenn es ein ehrlich Mädchen ist,

und sie haben Gewalt gebraucht; so soll er sie drey Tage hinter einander mit Ruthen streichen lassen, und wenn sie etwas besitzen, soll er so viel davon einziehen, daß dem Mädchen eine Ausstattung gereicht werden kann.

Secretär. Einer von den fremden Lehrern ist heimlich durch Comines gegangen und entdeckt worden. Er schwört, er sey im Begriff nach Frankreich zu gehen. Nach dem Befehl soll er enthauptet werden.

Egmont. Sie sollen ihn in der Stille an die Gränze bringen, und ihm versichern, daß er das Zweytemal nicht so wegkommt.

Secretär. Ein Brief von euerm Einnehmer. Er schreibt: es komme wenig Geld ein, er könne auf die Woche die verlangte Summe schwerlich schicken; der Tumult habe in alles die größte Confusion gebracht.

Egmont. Das Geld muß herbei! er mag sehen wie er es zusammenbringt.

Secretär. Er sagt: er werde sein möglichstes thun, und wolle endlich den Raymond, der euch so lange schuldig ist, verklagen und in Verhaft nehmen lassen.

Egmont. Der hat ja versprochen zu bezahlen.

Secretär. Das Letztemal setzte er sich selbst vierzehn Tage.

Egmont. So gebe man ihm noch vierzehn Tage; und dann mag er gegen ihn verfahren.

Secretär. Ihr thut wohl. Es iſt nicht Unvermögen; es iſt böſer Wille. Er macht gewiß Ernſt, wenn er ſieht, ihr ſpaßt nicht. — Ferner ſagt der Einnehmer: er wolle den alten Soldaten, den Witwen und einigen andern, denen ihr Gnadengehalte gebt, die Gebühren einen halben Monat zurückhalten; man könne indeſſen Rath ſchaffen; ſie möchten ſich einrichten.

Egmont. Was iſt da einzurichten? Die Leute brauchen das Geld nothiger als ich. Das ſoll er bleiben laſſen.

Secretär. Woher befehlt ihr denn daß er das Geld nehmen ſoll?

Egmont. Darauf mag er denken; es iſt ihm im vorigen Briefe ſchon geſagt.

Secretär. Deswegen thut er die Vorſchläge.

Egmont. Die taugen nicht, er ſoll auf was anders ſinnen. Er ſoll Vorſchläge thun die annehmlich ſind, und vor allem ſoll er das Geld ſchaffen.

Secretär. Ich habe den Brief des Grafen Oliva wieder hieher gelegt. Verzeiht, daß ich euch daran erinnere. Der alte Herr verdient vor allen andern eine ausführliche Antwort. Ihr wolltet ihm ſelbſt ſchreiben. Gewiß, er liebt euch wie ein Vater.

Egmont. Ich komme nicht dazu. Und unter vielem Verhaßten iſt mir das Schreiben das Verhaßteſte. Du machſt meine Hand ja ſo gut nach, ſchreib'

in meinem Namen. Ich erwarte Oranien. Ich komme nicht dazu; und wünschte selbst daß ihm auf seine Bedenklichkeiten was recht beruhigendes geschrieben würde.

Secretär. Sagt mir ungefähr eure Meinung; ich will die Antwort schon aufsetzen und sie euch vorlegen. Geschrieben soll sie werden, daß sie vor Gericht für eure Hand gelten kann.

Egmont. Gib mir den Brief. (Nachdem er hineingesehen.) Guter ehrlicher Alter! Warst du in deiner Jugend auch wohl so bedächtig? Erstiegst du nie einen Wall? Bliebst du in der Schlacht, wo es die Klugheit anräth, hinten? — Der treue sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück, und fühlt nicht, daß der schon todt ist, der um seiner Sicherheit willen lebt. — Schreib' ihm, er möge unbesorgt seyn; ich handle wie ich soll, ich werde mich schon wahren: sein Ansehn bei Hofe soll er zu meinen Gunsten brauchen, und meines vollkommnen Dankes gewiß seyn.

Secretär. Nichts weiter? O er erwartet mehr.

Egmont. Was soll ich mehr sagen? Willst du mehr Worte machen, so steht's bei dir. Es dreht sich immer um den Einen Punkt: ich soll leben wie ich nicht leben mag. Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, rasch lebe, das ist mein Glück; und ich vertausch' es nicht gegen die Sicherheit eines Todtengewölbes. Ich habe nun zu der Spanischen Lebensart

art nicht einen Blutstropfen in meinen Adern; nicht Luſt, meine Schritte nach der neuen bedächtigen Hof-Cadenz zu muſtern. Leb' ich nur um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß ſey? Und dieſen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?

Secretär. Ich bitt' euch, Herr; ſend nicht ſo harſch und raub gegen den guten Mann. Ihr ſend ja ſonſt gegen alle freundlich. Sagt mir ein gefällig Wort, das den edeln Freund beruhige. Seht, wie ſorgfältig er iſt, wie leiſ' er euch berührt.

Egmont. Und doch berührt er immer dieſe Saite. Er weiß von Alters her, wie verhaßt mir dieſe Ermahnungen ſind; ſie machen nur irre, ſie helfen nichts. Und wenn ich ein Nachtwandler wäre, und auf dem gefährlichen Gipfel eines Hauſes ſpazierte, iſt es freundſchaftlich mich bei'm Namen zu rufen und mich zu warnen, zu wecken und zu tödten? Laßt jeden ſeines Pfades gehn; er mag ſich wahren.

Secretär. Es ziemt euch nicht zu ſorgen, aber wer euch kennt und liebt —

Egmont (in den Brief ſehend). Da bringt er wieder die alten Mährchen auf, was wir an einem Abend in leichtem Uebermuth der Geſelligkeit und des Weins getrieben und geſprochen; und was man daraus für Folgen und Beweiſe durch's ganze Königreich gezogen und geſchleppt habe. — Nun gut! wir haben Schel-

lenkappen, Narrenkutten auf unſrer Diener Aermel ſticken laſſen, und haben dieſe tolle Zierde nachher in ein Bündel Pfeile verwandelt; ein noch gefährlicher Symbol für alle, die deuten wollen wo nichts zu deuten iſt. Wir haben die und jene Thorheit in einem luſtigen Augenblick empfangen und geboren; ſind ſchuld, daß eine ganze edle Schaar mit Bettelſäcken und mit einem ſelbſtgewählten Unnamen dem Könige ſeine Pflicht mit ſpottender Demuth in's Gedächtniß rief; ſind ſchuld — was iſt's nun weiter? Iſt ein Faſtnachtsſpiel gleich Hochverrath? Sind uns die kurzen bunten Lumpen zu mißgönnen, die ein jugendlicher Muth, eine angefriſchte Phantaſie um unſers Lebens arme Blöße hängen mag? Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Luſt zu hoffen übrig bleibt; iſt's wohl des An- und Ausziehens werth? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen was geſtern war? und um zu rathen, zu verbinden, was nicht zu errathen, nicht zu verbinden iſt, das Schickſal eines kommenden Tages? Schenke mir dieſe Betrachtungen; wir wollen ſie Schülern und Höflingen überlaſſen. Die mögen ſinnen und ausſinnen, wandeln und ſchleichen, gelangen wohin ſie können, erſchleichen was ſie können. — Kannſt du von allem dieſem etwas brauchen, daß deine Epiſtel kein Buch wird, ſo iſt mir's recht. Dem

guten Alten ſcheint alles viel zu wichtig. So drückt ein Freund, der lang' unſre Hand gehalten, ſie ſtärker noch einmal wenn er ſie laſſen will.

Secretär. Verzeiht mir, es wird dem Fußgänger ſchwindlig, der einen Mann mit raſſelnder Eile daher fahren ſieht.

Egmont. Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unſichtbaren Geiſtern gepeitſcht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unſers Schickſals leichtem Wagen durch; und uns bleibt nichts als, muthig gefaßt, die Zügel feſtzuhalten, und bald rechts bald links vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er ſich doch kaum, woher er kam.

Secretär. Herr! Herr!

Egmont. Ich ſtehe hoch, und kann und muß noch höher ſteigen; ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft. Noch hab' ich meines Wachsthums Gipfel nicht erreicht; und ſteh' ich droben einſt, ſo will ich feſt, nicht ängſtlich ſtehn. Soll ich fallen, ſo mag ein Donnerſchlag, ein Sturmwind, ja ſelbſt ein verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe ſtürzen; da lieg' ich mit viel Tauſenden. Ich habe nie verſchmäht, mit meinen guten Kriegsgeſellen um kleinen Gewinnſt das blutige Loos zu werfen; und ſollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freien Werth des Lebens geht?

Secretär. O Herr! Ihr wißt nicht was für Worte ihr sprecht! Gott erhalt' euch!

Egmont. Nimm deine Papiere zusammen. Oranien kommt. Fertige aus was am nöthigsten ist, daß die Boten fortkommen, eh' die Thore geschlossen werden. Das andere hat Zeit. Den Brief an den Grafen laß bis morgen; versäume nicht Elviren zu besuchen, und grüße sie von mir. — Horche, wie sich die Regentin befindet; sie soll nicht wohl seyn, ob sie's gleich verbirgt.

(Secretär ab.)

Oranien (kommt).

Egmont. Willkommen, Oranien. Ihr scheint mir nicht ganz frei.

Oranien. Was sagt ihr zu unsrer Unterhaltung mit der Regentin?

Egmont. Ich fand in ihrer Art uns aufzunehmen nichts außerordentliches. Ich habe sie schon öfter so gesehen. Sie schien mir nicht ganz wohl.

Oranien. Merktet ihr nicht daß sie zurückhaltender war? Erst wollte sie unser Betragen bei dem neuen Aufruhr des Pöbels gelassen billigen; nachher merkte sie an was sich doch auch für ein falsches Licht darauf werfen lasse; wich dann mit dem Gespräche zu ihrem alten gewöhnlichen Discurs: daß man ihre liebevolle-gute Art, ihre Freundschaft zu uns Niederländern, nie genug erkannt, zu leicht behandelt habe, daß

nichts einen erwünſchten Ausgang nehmen wolle, daß ſie am Ende wohl müde werden, der König ſich zu andern Maßregeln entſchließen müſſe. Habt ihr das gehört?

Egmont. Nicht alles; ich dachte unterdeſſen an was anders. Sie iſt ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern daß ſich alles unter ihr ſanftes Joch gelaſſen ſchmiegte, daß jeder Hercules die Löwenhaut ablegte, und ihren Kunkelhof vermehrte; daß, weil ſie friedlich geſinnt ſind, die Gährung, die ein Volk ergreift, der Sturm, den mächtige Nebenbuhler gegen einander erregen, ſich durch Ein freundlich Wort beilegen ließe, und die widrigſten Elemente ſich zu ihren Füßen in ſanfter Eintracht vereinigten. Das iſt ihr Fall; und da ſie es dahin nicht bringen kann, ſo hat ſie keinen Weg als launiſch zu werden, ſich über Undankbarkeit, Unweisheit zu beklagen, mit ſchrecklichen Ausſichten in die Zukunft zu drohen, und zu drohen — daß ſie fortgehn will.

Oranien. Glaubt ihr dasmal nicht daß ſie ihre Drohung erfüllt?

Egmont. Nimmermehr! Wie oft habe ich ſie ſchon reiſefertig geſehn! Wo will ſie denn hin? Hier Statthalterin, Königin; glaubſt du daß ſie es unterhalten wird am Hofe ihres Bruders unbedeutende Tage abzuhaſpeln? oder nach Italien zu gehen und ſich in alten Familienverhältniſſen herumzuſchleppen?

Oranien. Man hält sie dieser Entschließung nicht fähig, weil ihr sie habt zaudern, weil ihr sie habt zurücktreten sehn; dennoch liegt's wohl in ihr; neue Umstände treiben sie zu dem lang' verzögerten Entschluß. Wenn sie ginge? und der König schickte einen andern?

Egmont. Nun der würde kommen, und würde eben auch zu thun finden. Mit großen Planen, Projecten und Gedanken würde er kommen, wie er alles zurecht rücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle; und würde heut mit dieser Kleinigkeit, morgen mit einer andern zu thun haben, übermorgen jene Hinderniß finden, einen Monat mit Entwürfen, einen andern mit Verdruß über fehlgeschlagne Unternehmen, ein halb Jahr in Sorgen über eine einzige Provinz zubringen. Auch ihm wird die Zeit vergehn, der Kopf schwindeln, und die Dinge wie zuvor ihren Gang halten, daß er, statt weite Meere nach einer vorgezognen Linie zu segeln, Gott danken mag, wenn er sein Schiff in diesem Sturme vom Felsen hält.

Oranien. Wenn man nun aber dem König zu einem Versuch riethe?

Egmont. Der wäre?

Oranien. Zu sehen was der Rumpf ohne Haupt anfinge.

Egmont. Wie?

Oranien. Egmont, ich trage viele Jahre her

alle unſere Verhältniſſe am Herzen, ich ſtehe immer wie über einem Schachſpiele und halte keinen Zug des Gegners für unbedeutend; und wie müßige Menſchen mit der größten Sorgfalt ſich um die Geheimniſſe der Natur bekümmern, ſo halt' ich es für Pflicht, für Beruf eines Fürſten, die Geſinnungen, die Rathſchläge aller Parteyen zu kennen. Ich habe Urſach einen Ausbruch zu befürchten. Der König hat lange nach gewiſſen Grundſätzen gehandelt; er ſieht, daß er damit nicht auskommt; was iſt wahrſcheinlicher, als daß er es auf einem andern Wege verſucht?

Egmont. Ich glaub's nicht. Wenn man alt wird und hat ſo viel verſucht, und es will in der Welt nie zur Ordnung kommen, muß man es endlich wohl genug haben.

Oranien. Eins hat er noch nicht verſucht.

Egmont. Nun?

Oranien. Das Volk zu ſchonen und die Fürſten zu verderben.

Egmont. Wie viele haben das ſchon lange gefürchtet! Es iſt keine Sorge.

Oranien. Sonſt war's Sorge; nach und nach iſt mir's Vermuthung, zuletzt Gewißheit geworden.

Egmont. Und hat der König treuere Diener als uns?

Oranien. Wir dienen ihm auf unſere Art; und unter einander können wir geſtehen, daß wir des

Königs Rechte und die unſrigen wohl abzuwägen wiſſen.

Egmont. Wer thut's nicht? Wir ſind ihm unterthan und gewärtig, in dem was ihm zukommt.

Oranien. Wenn er ſich nun aber mehr zuſchriebe, und Treuloſigkeit nennte was wir heißen auf unſre Rechte halten?

Egmont. Wir werden uns vertheidigen können. Er rufe die Ritter des Vließes zuſammen, wir wollen uns richten laſſen.

Oranien. Und was wäre ein Urtheil vor der Unterſuchung? eine Strafe vor dem Urtheil?

Egmont. Eine Ungerechtigkeit, der ſich Philipp nie ſchuldig machen wird; und eine Thorheit, die ich ihm und ſeinen Räthen nicht zutraue.

Oranien. Und wenn ſie nun ungerecht und thöricht wären?

Egmont. Nein, Oranien, es iſt nicht möglich. Wer ſollte wagen Hand an uns zu legen? — Uns gefangen zu nehmen wär' ein verlornes und fruchtloſes Unternehmen. Nein, ſie wagen nicht das Panier der Tyrannei ſo hoch aufzuſtecken. Der Windhauch, der dieſe Nachricht über's Land brächte, würde ein ungeheures Feuer zuſammentreiben. Und wohinaus wollten ſie? Richten und verdammen kann nicht der König allein; und wollten ſie meuchelmörderiſch an unſer Leben? — Sie können nicht wollen. Ein ſchrecklicher

Bund würde in einem Augenblick das Volk vereinigen. Haß und ewige Trennung vom Spaniſchen Namen würde ſich gewaltſam erklären.

Oranien. Die Flamme wüthete dann über unſerm Grabe, und das Blut unſrer Feinde flöſſe zum leeren Sühnopfer. Laß uns denken, Egmont.

Egmont. Wie ſollten ſie aber?

Oranien. Alba iſt unterwegs.

Egmont. Ich glaub's nicht.

Oranien. Ich weiß es.

Egmont. Die Regentin wollte nichts wiſſen.

Oranien. Um deſto mehr bin ich überzeugt. Die Regentin wird ihm Platz machen. Seinen Mordſinn kenn' ich, und ein Heer bringt er mit.

Egmont. Auf's neue die Provinzen zu beläſtigen? Das Volk wird höchſt ſchwierig werden.

Oranien. Man wird ſich der Häupter verſichern.

Egmont. Nein! Nein!

Oranien. Laß uns gehen, jeder in ſeine Provinz. Dort wollen wir uns verſtärken; mit offner Gewalt fängt er nicht an.

Egmont. Müſſen wir ihn nicht begrüßen, wenn er kommt?

Oranien. Wir zögern.

Egmont. Und wenn er uns im Namen des Königs bei ſeiner Ankunft fordert?

Oranien. Suchen wir Ausflüchte.

Egmont. Und wenn er dringt?

Oranien. Entſchuldigen wir uns.

Egmont. Und wenn er drauf beſteht?

Oranien. Kommen wir um ſo weniger.

Egmont. Und der Krieg iſt erklärt, und wir ſind die Rebellen. Oranien, laß dich nicht durch Klugheit verführen; ich weiß daß Furcht dich nicht weichen macht. Bedenke den Schritt.

Oranien. Ich hab' ihn bedacht.

Egmont. Bedenke, wenn du dich irrſt, woran du ſchuld biſt; an dem verderblichſten Kriege, der je ein Land verwüſtet hat. Dein Weigern iſt das Signal, das die Provinzen mit Einmal zu den Waffen ruft, das jede Grauſamkeit rechtfertigt, wozu Spanien von jeher nur gern den Vorwand gehaſcht hat. Was wir lange mühſelig geſtillt haben, wirſt du mit Einem Winke zur ſchrecklichſten Verwirrung aufhetzen. Denk' an die Städte, die Edeln, das Volk, an die Handlung, den Feldbau, die Gewerbe! und denke die Verwüſtung, den Mord! — Ruhig ſieht der Soldat wohl im Felde ſeinen Kameraden neben ſich hinfallen; aber den Fluß herunter werden dir die Leichen der Bürger, der Kinder, der Jungfrauen entgegenſchwimmen, daß du mit Entſetzen daſtehſt, und nicht mehr weißt weſſen Sache du vertheidigſt, da die zu Grunde gehen, für deren Freiheit du die Waffen ergreifſt.

Und wie wird dir's ſeyn wenn du dir ſtill ſagen mußt: Für meine Sicherheit ergriff ich ſie.

Oranien. Wir ſind nicht einzelne Menſchen, Egmont. Ziemt es ſich uns für Tauſende hinzugeben, ſo ziemt es ſich auch uns für Tauſende zu ſchonen.

Egmont. Wer ſich ſchont muß ſich ſelbſt verdächtig werden.

Oranien. Wer ſich kennt kann ſicher vor- und rückwärts gehen.

Egmont. Das Uebel das du fürchteſt, wird gewiß durch deine That.

Oranien. Es iſt klug und kühn dem unvermeidlichen Uebel entgegenzugehn.

Egmont. Bei ſo großer Gefahr kommt die leichteſte Hoffnung in Anſchlag.

Oranien. Wir haben nicht für den leiſeſten Fußtritt Platz mehr; der Abgrund liegt hart vor uns.

Egmont. Iſt des Königs Gunſt ein ſo ſchmaler Grund?

Oranien. So ſchmal nicht, aber ſchlüpfrig.

Egmont. Bei Gott! man thut ihm Unrecht. Ich mag nicht leiden daß man unwürdig von ihm denkt! Er iſt Karls Sohn und keiner Niedrigkeit fähig.

Oranien. Die Könige thun nichts niedriges.

Egmont. Man ſollte ihn kennen lernen.

Oranien. Eben dieſe Kenntniß räth uns eine gefährliche Probe nicht abzuwarten.

Egmont. Keine Probe iſt gefährlich zu der man Muth hat.

Oranien. Du wirſt aufgebracht, Egmont.

Egmont. Ich muß mit meinen Augen ſehen.

Oranien. O ſäh'ſt du dießmal nur mit den meinigen! Freund, weil du ſie offen haſt, glaubſt du du ſiehſt. Ich gehe! Warte du Alba's Ankunft ab, und Gott ſey bei dir! Vielleicht rettet dich mein Weigern. Vielleicht daß der Drache nichts zu fangen glaubt, wenn er uns nicht beide auf Einmal verſchlingt. Vielleicht zögert er, um ſeinen Anſchlag ſicherer auszuführen; und vielleicht ſieheſt du indeß die Sache in ihrer wahren Geſtalt. Aber dann ſchnell! ſchnell! Rette! rette dich! — Leb' wohl! — Laß deiner Aufmerkſamkeit nichts entgehen: wie viel Mannſchaft er mitbringt, wie er die Stadt beſetzt, was für Macht die Regentin behält, wie deine Freunde gefaßt ſind. Gib mir Nachricht — — — Egmont —

Egmont. Was willſt du?

Oranien (ihn bei der Hand faſſend). Laß dich überreden! Geh mit!

Egmont. Wie? Thränen, Oranien?

Oranien. Einen Verlornen zu beweinen iſt auch männlich.

Egmont. Du wähnſt mich verloren?

Oranien. Du biſt's. Bedenke! Dir bleibt nur eine kurze Friſt. Leb' wohl! (Ab.)

Egmont (allein). Daß andrer Menſchen Gedanken ſolchen Einfluß auf uns haben! Mir wär' es nie eingekommen; und dieſer Mann trägt ſeine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das iſt ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus! Und von meiner Stirne die ſinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel.

Dritter Aufzug.

Pallast der Regentin.

Margarete von Parma.

Ich hätte mir's vermuthen sollen. Ha! Wenn man in Mühe und Arbeit vor sich hinlebt, denkt man immer man thue das möglichste; und der von weitem zusieht und befiehlt, glaubt er verlange nur das mögliche. — O die Könige! — Ich hätte nicht geglaubt daß es mich so verdrießen könnte. Es ist so schön zu herrschen! — Und abzudanken? — Ich weiß nicht wie mein Vater es konnte; aber ich will es auch.

Machiavell (erscheint im Grunde).

Regentin. Treten näher, Machiavell. Ich denke hier über den Brief meines Bruders.

Machiavell. Ich darf wissen was er enthält?

Regentin. So viel zärtliche Aufmerksamkeit für mich, als Sorgfalt für seine Staaten. Er rühmt die Standhaftigkeit, den Fleiß und die Treue, womit ich bisher für die Rechte seiner Majestät in diesen Landen gewacht habe. Er bedauert mich, daß mir

das unbändige Volk so viel zu schaffen mache. Er ist von der Tiefe meiner Einsichten so vollkommen überzeugt, mit der Klugheit meines Betragens so außerordentlich zufrieden, daß ich fast sagen muß, der Brief ist für einen König zu schön geschrieben, für einen Bruder gewiß.

Machiavell. Es ist nicht das Erstemal daß er euch seine gerechte Zufriedenheit bezeigt.

Regentin. Aber das Erstemal daß es rednerische Figur ist.

Machiavell. Ich versteh' euch nicht.

Regentin. Ihr werdet. — Denn er meint, nach diesem Eingange: ohne Mannschaft, ohne eine kleine Armee werde ich immer hier eine üble Figur spielen! Wir hätten, sagt er, unrecht gethan, auf die Klagen der Einwohner unsre Soldaten aus den Provinzen zu ziehen. Eine Besatzung, meint er, die dem Bürger auf dem Nacken lastet, verbiete ihm durch ihre Schwere, große Sprünge zu machen.

Machiavell. Es würde die Gemüther äußerst aufbringen.

Regentin. Der König meint aber, hörst du? — Er meint, daß ein tüchtiger General, so einer, der gar keine Raisons annimmt, gar bald mit Volk und Adel, Bürgern und Bauern fertig werden könne; — und schickt deswegen mit einem starken Heere — den Herzog von Alba.

Machiavell. Alba?

Regentin. Du wunderst dich?

Machiavell. Ihr sagt: er schickt. Er fragt wohl ob er schicken soll?

Regentin. Der König fragt nicht; er schickt.

Machiavell. So werdet ihr einen erfahrnen Krieger in eurem Diensten haben.

Regentin. In meinen Diensten? Rede grad' heraus, Machiavell.

Machiavell. Ich möcht' euch nicht vorgreifen.

Regentin. Und ich möchte mich verstellen! Es ist mir empfindlich, sehr empfindlich. Ich wollte lieber mein Bruder sagte wie er's denkt, als daß er förmliche Episteln unterschreibt, die ein Staatssecretär aufsetzt.

Machiavell. Sollte man nicht einsehen? —

Regentin. Und ich kenne sie inwendig und auswendig. Sie möchten's gern gesäubert und gekehrt haben: und weil sie selbst nicht zugreifen, so findet ein jeder Vertrauen, der mit dem Besen in der Hand kommt. O mir ist's, als wenn ich den König und sein Conseil auf dieser Tapete gewirkt sähe.

Machiavell. So lebhaft?

Regentin. Es fehlt kein Zug. Es sind gute Menschen drunter. Der ehrliche Rodrich, der so erfahren und mäßig ist, nicht zu hoch will, und doch nichts fallen läßt, der gerade Alonzo, der fleißige Fre-

Frenеda, der feſte Las Vargas, und noch einige die mitgehen, wenn die gute Partey mächtig wird. Da ſitzt aber der hohläugige Toledaner mit der ehrnen Stirne und dem tiefen Feuerblick, murmelt zwiſchen den Zähnen von Weibergüte, unzeitigem Nachgeben, und daß Frauen wohl von zugerittenen Pferden ſich tragen laſſen, ſelbſt aber ſchlechte Stallmeiſter ſind, und ſolche Späße, die ich ehemals von den politiſchen Herren habe mit durchhören müſſen.

Machiavell. Ihr habt zu dem Gemählde einen guten Farbentopf gewählt.

Regentin. Geſteht nur, Machiavell: In meiner ganzen Schattirung, aus der ich allenfalls mahlen könnte, iſt kein Ton ſo gelbbraun, gallenſchwarz, wie Alba's Geſichtsfarbe, und als die Farbe, aus der er mahlt. Jeder iſt bei ihm gleich ein Gotteslästerer, ein Majeſtätsſchänder: denn aus dieſem Kapitel kann man ſie alle ſogleich rädern, pfählen, viertheilen und verbrennen. — Das Gute, was ich hier gethan habe, ſieht gewiß in der Ferne wie nichts aus, eben weil's gut iſt. — Da hängt er ſich an jeden Muthwillen, der vorbei iſt, erinnert an jede Unruhe, die geſtillt iſt; und es wird dem Könige vor den Augen ſo voll Meuterey, Aufruhr und Tollkühnheit, daß er ſich vorſtellt ſie fräßen ſich hier einander auf, wenn eine flüchtig vorübergehende Ungezogenheit eines rohen Volks bei uns lange vergeſſen iſt. Da faßt er einen recht

herzlichen Haß auf die armen Leute; sie kommen ihm abscheulich, ja wie Thiere und Ungeheuer vor; er sieht sich nach Feuer und Schwert um, und wähnt so bändige man Menschen.

Machiavell. Ihr scheint mir zu heftig, ihr nehmt die Sache zu hoch. Bleibt ihr nicht Regentin?

Regentin. Das kenn' ich. Er wird eine Instruction bringen. — Ich bin in Staatsgeschäften alt genug geworden, um zu wissen, wie man einen verdrängt, ohne ihm seine Bestallung zu nehmen. — Erst wird er eine Instruction bringen, die wird unbestimmt und schief seyn; er wird um sich greifen, denn er hat die Gewalt; und wenn ich mich beklage, wird er eine geheime Instruction vorschützen; wenn ich sie sehen will, wird er mich herumziehen; wenn ich drauf bestehe, wird er mir ein Papier zeigen das ganz was anders enthält; und wenn ich mich da nicht beruhige, gar nicht mehr thun als wenn ich redete. — Indeß wird er, was ich fürchte, gethan, und was ich wünsche, weit abwärts gelenkt haben.

Machiavell. Ich wollt' ich könnt' euch widersprechen.

Regentin. Was ich mit unsäglicher Geduld beruhigte, wird er durch Härte und Grausamkeiten wieder aufhetzen; ich werde vor meinen Augen mein Werk verloren sehen, und überdieß noch seine Schuld zu tragen haben.

Machiavell. Erwarten's Eure Hoheit.

Regentin. So viel Gewalt hab' ich über mich, um stille zu seyn. Laß ihn kommen; ich werde ihm mit der besten Art Platz machen, eh' er mich verdrängt.

Machiavell. So rasch diesen wichtigen Schritt?

Regentin. Schwerer als du denkst. Wer zu herrschen gewohnt ist, wer's hergebracht hat, daß jeden Tag das Schicksal von Tausenden in seiner Hand liegt, steigt vom Throne wie in's Grab. Aber besser so, als einem Gespenste gleich unter den Lebenden bleiben, und mit hohlem Ansehn einen Platz behaupten wollen, den ihm ein anderer abgeerbt hat, und nun besitzt und genießt.

Clärchens Wohnung.

Clärchen. Mutter.

Mutter. So eine Liebe wie Brackenburgs hab' ich nie gesehen; ich glaubte, sie sey nur in Heldengeschichten.

Clärchen (geht in der Stube auf und ab, ein Lied zwischen den Lippen summend).

Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

Mutter. Er vermuthet deinen Umgang mit Egmont; und ich glaube, wenn du ihm ein wenig

freundlich thäteſt, wenn du wollteſt, er heirathete dich noch.

Clärchen (ſingt).

Freudvoll
Und leidvoll,
Gedankenvoll ſeyn;
Langen
Und bangen
In ſchwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend
Zum Tode betrübt;
Glücklich allein
Iſt die Seele, die liebt.

Mutter. Laß das Heyopopeyo.

Clärchen. Scheltet mir's nicht; es iſt ein kräftig Lied. Hab' ich doch ſchon manchmal ein großes Kind damit ſchlafen gewiegt.

Mutter. Du haſt doch nichts im Kopfe als deine Liebe. Vergäßeſt du nur nicht alles über das Eine. Den Brackenburg ſollteſt du in Ehren halten, ſag' ich dir. Er kann dich doch einmal glücklich machen.

Clärchen. Er?

Mutter. O ja! es kommt eine Zeit! — Ihr Kinder ſehr nichts voraus, und überhorcht unſre Erfahrungen. Die Jugend und die ſchöne Liebe, alles hat ſein Ende; und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt wenn man irgendwo unterkriechen kann.

Clärchen (schaudert, schweigt und fährt auf). Mutter, laßt die Zeit kommen wie den Tod. Dran vorzudenken iſt ſchreckhaft! — Und wenn er kommt! Wenn wir müſſen — dann — wollen wir uns geberden wie wir können — Egmont, ich dich entbehren! — (In Thränen.) Nein, es iſt nicht möglich, nicht möglich.

Egmont (in einem Reitermantel, den Hut ins Geſicht gedrückt). Clärchen!

Clärchen (thut einen Schrei, fährt zurück). Egmont! (Sie eilt auf ihn zu.) Egmont! (Sie umarmt ihn und ruht an ihm.) O du guter, lieber, ſüßer! Kommſt du? biſt du da!

Egmont. Guten Abend, Mutter!

Mutter. Gott grüß' euch, edler Herr! Meine Kleine iſt faſt vergangen daß ihr ſo lang' ausbleibt; ſie hat wieder den ganzen Tag von euch geredet und geſunzen.

Egmont. Ihr gebt mir doch ein Nachteſſen?

Mutter. Zu viel Gnade. Wenn wir nur etwas hätten.

Clärchen. Freilich! Seyd nur ruhig, Mutter; ich habe ſchon alles darauf eingerichtet, ich habe etwas zubereitet. Verrathet mich nicht, Mutter.

Mutter. Schmal genug.

Clärchen. Wartet nur! Und dann denk' ich: wenn er bei mir iſt hab' ich gar keinen Hunger; da ſollte er auch keinen großen Appetit haben wenn ich bei ihm bin.

Egmont. Meinst du?

Clärchen (stampft mit dem Fuße und kehrt sich unwillig um).

Egmont. Wie ist dir?

Clärchen. Wie seyd ihr heute so kalt! Ihr habt mir noch keinen Kuß angeboten. Warum habt ihr die Arme in den Mantel gewickelt wie ein Wochenkind? Ziemt keinem Soldaten noch Liebhaber die Arme eingewickelt zu haben.

Egmont. Zu Zeiten, Liebchen, zu Zeiten. Wenn der Soldat auf der Lauer steht und dem Feinde etwas ablisten möchte, da nimmt er sich zusammen, faßt sich selbst in seine Arme und kaut seinen Anschlag reif. Und ein Liebhaber —

Mutter. Wollt ihr euch nicht setzen? es euch nicht bequem machen? Ich muß in die Küche; Clärchen denkt an nichts wenn ihr da seyd. Ihr müßt fürlieb nehmen.

Egmont. Euer guter Wille ist die beste Würze.

(Mutter ab.)

Clärchen. Und was wäre denn meine Liebe?

Egmont. So viel du willst.

Clärchen. Vergleicht sie, wenn ihr das Herz habt.

Egmont. Zuvörderst also. (Er wirft den Mantel ab und steht in einem prächtigen Kleide da.)

Clärchen. O je!

Egmont. Nun hab' ich die Arme frei. (Er herzt ſie.)

Clärchen. Laßt! Ihr verderbt euch. (Sie tritt zurück.) Wie prächtig! Da darf ich euch nicht anrühren.

Egmont. Biſt du zufrieden? Ich verſprach dir einmal Spaniſch u kommen.

Clärchen. Ich hat euch zeither nicht mehr drum; ich dachte ihr wolltet nicht — Ach und das goldne Vließ!

Egmont. Da ſiehſt du's nun.

Clärchen. Das hat dir der Kaiſer umgehängt?

Egmont. Ja mein Kind! und Kette und Zeichen geben dem der ſie trägt die edelſten Freiheiten. Ich erkenne auf Erden keinen Richter über meine Handlungen als den Großmeiſter des Ordens, mit dem verſammelten Kapitel der Ritter.

Clärchen. O du dürfteſt die ganze Welt über dich richten laſſen. — Der Sammet iſt gar zu herrlich, und die Paſſement-Arbeit! und das Geſtickte! — Man weiß nicht wo man anfangen ſoll.

Egmont. Sieh dich nur ſatt.

Clärchen. Und das goldne Vließ! Ihr erzähltet mir die Geſchichte und ſagtet: es ſey ein Zeichen alles Großen und Koſtbaren, was man mit Müh' und Fleiß verdient und erwirbt. Es iſt ſehr koſtbar — ich kann's deiner Liebe vergleichen. — Ich trage ſie eben ſo am Herzen — und hernach —

Egmont. Was willſt du ſagen?

Clärchen. Hernach vergleicht ſich's auch wieder nicht.

Egmont. Wie ſo?

Clärchen. Ich habe ſie nicht mit Müh' und Fleiß erworben, nicht verdient.

Egmont. In der Liebe iſt es anders. Du verdienſt ſie weil du dich nicht darum bewirbſt — und die Leute erhalten ſie auch meiſt allein die nicht darnach jagen.

Clärchen. Haſt du das von dir abgenommen? Haſt du dieſe ſtolze Anmerkung über dich ſelbſt gemacht? du, den alles Volk liebt?

Egmont. Hätt' ich nur etwas für ſie gethan! könnt' ich etwas für ſie thun! Es iſt ihr guter Wille mich zu lieben.

Clärchen. Du warſt gewiß heute bei der Regentin?

Egmont. Ich war bei ihr.

Clärchen. Biſt du gut mit ihr?

Egmont. Es ſieht einmal ſo aus. Wir ſind einander freundlich und dienſtlich.

Clärchen. Und im Herzen?

Egmont. Will ich ihr wohl. Jedes hat ſeine eignen Abſichten. Das thut nichts zur Sache. Sie iſt eine treffliche Frau, kennt ihre Leute, und ſähe tief genug wenn ſie auch nicht argwöhniſch wäre. Ich

mache ihr viel zu ſchaffen, weil ſie hinter meinem Betragen immer Geheimniſſe ſucht, und ich keine habe.

Clärchen. So gar keine?

Egmont. Eh nun! einen kleinen Hinterhalt. Jeder Wein ſetzt Weinſtein in den Fäſſern an mit der Zeit. Oranien iſt doch noch eine beſſere Unterhaltung für ſie und eine immer neue Aufgabe. Er hat ſich in den Credit geſetzt, daß er immer etwas geheimes vorhabe: und nun ſieht ſie immer nach ſeiner Stirne, was er wohl denken, auf ſeine Schritte, wohin er ſie wohl richten möchte.

Clärchen. Verſtellt ſie ſich?

Egmont. Regentin, und du fragſt?

Clärchen. Verzeihe, ich wollte fragen: iſt ſie falſch?

Egmont. Nicht mehr und nicht weniger, als jeder der ſeine Abſichten erreichen will.

Clärchen. Ich könnte mich in die Welt nicht finden. Sie hat aber auch einen männlichen Geiſt, ſie iſt ein ander Weib als wir Mätherinnen und Köchinnen. Sie iſt groß, herzhaft, entſchloſſen.

Egmont. Ja, wenn's nicht gar zu bunt geht. Dießmal iſt ſie doch ein wenig aus der Faſſung.

Clärchen. Wie ſo?

Egmont. Sie hat auch ein Bärtchen auf der Oberlippe, und manchmal einen Anfall von Podagra. Eine rechte Amazone!

Clärchen. Eine majestätische Frau! Ich scheute mich vor sie zu treten.

Egmont. Du bist doch sonst nicht zaghaft — Es wäre auch nicht Furcht, nur jungfräuliche Scham.

Clärchen (schlägt die Augen nieder, nimmt seine Hand und lehnt sich an ihn).

Egmont. Ich verstehe dich! liebes Mädchen! du darfst die Augen aufschlagen. (Er küßt ihre Augen.)

Clärchen. Laß mich schweigen! Laß mich dich halten. Laß mich dir in die Augen sehen; alles drin finden, Trost und Hoffnung und Freude und Kummer. (Sie umarmt ihn, und sieht ihn an.) Sag' mir! Sage! ich begreife nicht! bist du Egmont? der Graf Egmont? der große Egmont, der so viel Aufsehn macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?

Egmont. Nein, Clärchen, das bin ich nicht.

Clärchen. Wie?

Egmont. Siehst du, Clärchen! — Laß mich sitzen! — (Er setzt sich, sie kniet vor ihn auf einen Schemel, legt ihre Arme auf seinen Schoos und sieht ihn an.) Jener Egmont ist ein verdrießlicher, steifer, kalter Egmont, der an sich halten, bald dieses bald jenes Gesicht machen muß; geplagt, verkannt, verwickelt ist, wenn ihn die Leute für froh und fröhlich halten; geliebt von einem Volke, das nicht weiß was es will; geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der

nichts anzufangen iſt; umgeben von Freunden, denen er ſich nicht überlaſſen darf; beobachtet von Menſchen, die ihm auf alle Weiſe beikommen möchten; arbeitend und ſich bemühend, oft ohne Zweck, meiſt ohne Lohn — O laß mich ſchweigen wie es dem ergeht, wie es dem zu Muthe iſt. Aber dieſer, Clärchen, der iſt ruhig, offen, glücklich, geliebt und gekannt von dem beſten Herzen, das auch er ganz kennt und mit voller Liebe und Zutrauen an das ſeine drückt. (Er umarmt ſie.) Das iſt dein Egmont!

Clärchen. So laß mich ſterben! Die Welt hat keine Freuden auf dieſe!

Vierter Aufzug.

Straße.

Jetter. Zimmermeister.

Jetter. He! Pst! He, Nachbar, ein Wort!

Zimmermeister. Geh deines Pfads, und sey ruhig.

Jetter. Nur ein Wort. Nichts neues?

Zimmermeister. Nichts, als daß uns von Neuem zu reden verboten ist.

Jetter. Wie?

Zimmermeister. Tretet hier an's Haus an. Hütet euch! Der Herzog von Alba hat gleich bei seiner Ankunft einen Befehl ausgehen lassen, dadurch zwey oder drey, die auf der Straße zusammen sprechen, des Hochverraths ohne Untersuchung schuldig erklärt sind.

Jetter. O weh!

Zimmermeister. Bei ewiger Gefangenschaft ist verboten von Staatssachen zu reden.

Jetter. O unsre Freiheit!

Zimmermeiſter. Und bei Todesſtrafe ſoll Niemand die Handlungen der Regierung mißbilligen.

Jetter. O unſre Köpfe!

Zimmermeiſter. Und mit großem Verſprechen werden Väter, Mütter, Kinder, Verwandte, Freunde, Dienſtboten eingeladen, was in dem Innerſten des Hauſes vorgeht, bei dem beſonders niedergeſetzten Gerichte zu offenbaren.

Jetter. Gehn wir nach Hauſe.

Zimmermeiſter. Und den Folgſamen iſt verſprochen daß ſie weder an Leibe, noch Vermögen einige Kränkung erdulden ſollen.

Jetter. Wie gnädig! War mir's doch gleich weh wie der Herzog in die Stadt kam. Seit der Zeit iſt mir's als wäre der Himmel mit einem ſchwarzen Flor überzogen, und hinge ſo tief herunter daß man ſich bücken müſſe um nicht dran zu ſtoßen.

Zimmermeiſter. Und wie haben dir ſeine Soldaten gefallen? Gelt! das iſt eine andre Art von Krebſen als wir ſie ſonſt gewohnt waren.

Jetter. Pfui! Es ſchnürt einem das Herz ein, wenn man ſo einen Haufen die Gaſſen hinab marſchiren ſieht. Kerzengerad mit unverwandtem Blick, Ein Tritt ſo viel ihrer ſind. Und wenn ſie auf der Schildwache ſtehen und du gehſt an einem vorbei, iſt's als wenn er dich durch und durch ſehen wollte, und ſieht ſo ſteif und mürriſch aus, daß du auf allen Ecken

einen Zuchtmeiſter zu ſehen glaubſt. Sie thun mir gar nicht wohl. Unſre Miliz war doch noch ein luſtig Volk; ſie nahmen ſich was heraus, ſtanden mit ausgegrätſchten Beinen da, hatten den Hut über'm Ohr, lebten und ließen leben; dieſe Kerle aber ſind wie Maſchinen, in denen ein Teufel ſitzt.

Zimmermeiſter. Wenn ſo einer ruft: „Halt!“ und anſchlägt, meinſt du, man hielte?

Jetter. Ich wäre gleich des Todes.

Zimmermeiſter. Gehn wir nach Hauſe.

Jetter. Es wird nicht gut. Adieu.

Soeſt (tritt dazu).

Freunde! Genoſſen!

Zimmermeiſter. Still! Laßt uns gehen.

Soeſt. Wißt ihr?

Jetter. Nur zu viel!

Soeſt. Die Regentin iſt weg.

Jetter. Nun gnad' uns Gott!

Zimmermeiſter. Die hielt uns noch.

Soeſt. Auf Einmal und in der Stille. Sie konnte ſich mit dem Herzog nicht vertragen; ſie ließ dem Adel melden ſie komme wieder. Niemand glaubt's.

Zimmermeiſter. Gott verzeih's dem Adel daß er uns dieſe neue Geißel über den Hals gelaſſen hat. Sie hätten es abwenden können. Unſre Privilegien ſind hin.

Jetter. Um Gotteswillen nichts von Privilegien! Ich wittre den Geruch von einem Executionsmorgen; die Sonne will nicht hervor, die Nebel ſtinken.

Soeſt. Oranien iſt auch weg.

Zimmermeiſter. So ſind wir denn ganz verlaſſen!

Soeſt. Graf Egmont iſt noch da.

Jetter. Gott ſey Dank! Stärken ihn alle Heiligen, daß er ſein Beſtes thut; der iſt allein was vermögend.

Vanſen (tritt auf).

Find' ich endlich ein Paar die noch nicht untergekrochen ſind?

Jetter. Thut uns den Gefallen und geht fürbaß.

Vanſen. Ihr ſeyd nicht höflich.

Zimmermeiſter. Es iſt gar keine Zeit zu Complimenten. Juckt euch der Buckel wieder? Seyd ihr ſchon durchgeheilt?

Vanſen. Fragt einen Soldaten nach ſeinen Wunden! Wenn ich auf Schläge was gegeben hätte, wäre ſein Tage nichts aus mir geworden.

Jetter. Es kann ernſtlicher werden.

Vanſen. Ihr ſpürt von dem Gewitter, das aufſteigt, eine erbärmliche Mattigkeit in den Gliedern, ſcheint's.

Zimmermeiſter. Deine Glieder werden ſich

bald wo anders eine Motion machen, wenn du nicht ruhſt.

Vanſen. Armſelige Mäuſe, die gleich verzweifeln, wenn der Hausherr eine neue Katze anſchafft! Nur ein Bißchen anders; aber wir treiben unſer Weſen vor wie nach, ſeyd nur ruhig.

Zimmermeiſter. Du biſt ein verwegener Taugenichts.

Vanſen. Gevatter Tropf! Laß du den Herzog nur gewähren. Der alte Kater ſieht aus als wenn er Teufel ſtatt Mäuſe gefreſſen hätte und könnte ſie nun nicht verdauen. Laßt ihn nur erſt; er muß auch eſſen, trinken, ſchlafen wie andere Menſchen. Es iſt mir nicht bange, wenn wir unſere Zeit recht nehmen. Im Anfange gehts raſch; nachher wird er auch finden, daß in der Speiſekammer unter den Speckſeiten beſſer leben iſt und des Nachts zu ruhen, als auf dem Fruchtboden einzelne Mäuschen zu erliſten. Gehe nur, ich kenne die Statthalter.

Zimmermeiſter. Was ſo einem Menſchen alles durchgeht! Wenn ich in meinem Leben ſo etwas geſagt hätte, hielt' ich mich keine Minute für ſicher.

Vanſen. Seyd nur ruhig. Gott im Himmel erfährt nichts von euch Würmern, geſchweige der Regent.

Jetter. Läſtermaul!

Vanſen. Ich weiß andere, denen es beſſer wäre,

ſie

ſie hätten ſtatt ihres Heldenmuths eine Schnelderader im Leibe.

Zimmermeiſter. Was wollt ihr damit ſagen?

Vanſen. Hm! den Grafen mein' ich.

Jetter. Egmont! Was ſoll der fürchten?

Vanſen. Ich bin ein armer Teufel, und könnte ein ganzes Jahr leben von dem was er in Einem Abende verliert. Und doch könnt' er mir ſein Einkommen eines ganzen Jahres geben, wenn er meinen Kopf auf eine Viertelſtunde hätte.

Jetter. Du denkſt dich was rechts. Egmonts Haare ſind geſcheidter als dein Hirn.

Vanſen. Red't ihr! Aber nicht feiner. Die Herren betrügen ſich am erſten. Er ſollte nicht trauen.

Jetter. Was er ſchwätzt! So ein Herr!

Vanſen. Eben weil er kein Schneider iſt.

Jetter. Ungewaſchen Maul!

Vanſen. Dem wollt' ich eure Courage nur eine Stunde in die Glieder wünſchen, daß ſie ihm da Unruh machte und ihn ſo lange neckte und juckte, bis er aus der Stadt müßte.

Jetter. Ihr redet recht unverſtändig; er iſt ſo ſicher wie der Stern am Himmel.

Vanſen. Haſt du nie einen ſich ſchneutzen geſehn? Weg war er!

Zimmermeiſter. Wer will ihm denn was thun?

Vanſen. Wer will? Willſt du's etwa hindern?

Willſt du einen Aufruhr erregen wenn ſie ihn gefangen nehmen?

Jetter. Ah!

Vanſen. Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?

Soeſt. Eh!

Vanſen (ihn nachäffend). Ih! Oh! Uh! Verwundert euch durch's ganze Alphabet. So iſt's und bleibt's! Gott bewahre ihn!

Jetter. Ich erſchrecke über eure Unverſchämtheit. So ein edler, rechtſchaffener Mann ſollte was zu befürchten haben?

Vanſen. Der Schelm ſitzt überall im Vortheil. Auf dem Armenſünder-Stühlchen hat er den Richter zum Narren; auf dem Richterſtuhl macht er den Inquiſiten mit Luſt zum Verbrecher. Ich habe ſo ein Protocoll aufzuſchreiben gehabt, wo der Commiſſarius ſchwer Lob und Geld vom Hofe erhielt, weil er einen ehrlichen Teufel, an den man wollte, zum Schelmen verhört hatte.

Zimmermeiſter. Das iſt wieder friſch gelogen. Was wollen ſie denn heraus verhören, wenn einer unſchuldig iſt?

Vanſen. O Spatzenkopf! Wo nichts heraus zu verhören iſt, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbeſonnen, auch wohl trotzig. Da fragt man erſt recht sachte weg, und der Gefangne iſt ſtolz auf ſeine Unſchuld, wie ſie's heißen, und ſagt alles geradezu,

was ein Verſtändiger verbärge. Dann macht der Inquiſitor aus den Antworten wieder Fragen, und paßt ja auf wo irgend ein Widerſprüchelchen erſcheinen will; da knüpft er ſeinen Strick an, und läßt ſich der dumme Teufel betreten daß er da etwas zu viel, dort etwas zu wenig geſagt, oder wohl gar aus Gott weiß was für einer Grille einen Umſtand verſchwiegen hat, auch wohl irgend an einem Ende ſich hat ſchrecken laſſen; dann ſind wir auf dem rechten Weg! Und ich verſichre euch, mit mehr Sorgfalt ſuchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht, als ſo ein Schelmenfabricant aus kleinen, ſchiefen, verſchobenen, verrückten, verdrückten, geſchloſſenen, bekannten, geläugneten Anzeigen und Umſtänden ſich endlich einen ſtrohlumpenen Vogelſcheu zuſammenkünſtelt, um wenigſtens ſeinen Inquiſiten in effigie hängen zu können. Und Gott mag der arme Teufel danken wenn er ſich noch kann hängen ſehen.

Jetter. Der hat eine geläufige Zunge.

Zimmermeiſter. Mit Fliegen mag das angehen. Die Weſpen lachen eures Geſpinnſtes.

Vanſen. Nachdem die Spinnen ſind. Seht, der lange Herzog hat euch ſo ein rein Anſehn von einer Kreuzſpinne, nicht einer dickbäuchigen, die ſind weniger ſchlimm, aber ſo einer langfüßigen, ſchmalleibigen, die vom Fraße nicht feiſt wird und recht dünne Fäden zieht, aber deſto zähere.

Jetter. Egmont ist Ritter des goldnen Vließes; wer darf Hand an ihn legen? Nur von seines Gleichen kann er gerichtet werden, nur vom gesammten Orden. Dein loses Maul, dein böses Gewissen verführen dich zu solchem Geschwätz.

Vansen. Will ich ihm darum übel? Mir kann's recht seyn. Es ist ein trefflicher Herr. Ein Paar meiner guten Freunde, die anderwärts schon wären gehangen worden, hat er mit einem Buckel voll Schläge verabschiedet. Nun geht! Geht! Ich rath' es euch selbst. Dort seh' ich wieder eine Runde antreten; die sehen nicht aus als wenn sie so bald Brüderschaft mit uns trinken würden. Wir wollen's abwarten, und nur sachte zusehen. Ich hab' ein Paar Nichten und einen Gevatter Schenkwirth; wenn sie von denen gekostet haben, und werden dann nicht zahm; so sind sie ausgepichte Wölfe.

Der Culenburgische Palast.

Wohnung des Herzogs von Alba.

Silva und Gomez (begegnen einander).

Silva. Hast du die Befehle des Herzogs ausgerichtet?

Gomez. Pünktlich. Alle tägliche Runden sind beordert, zur bestimmten Zeit an verschiedenen Plätzen einzutreffen, die ich ihnen bezeichnet habe; sie gehen

indeß, wie gewöhnlich, durch die Stadt, um Ordnung zu erhalten. Keiner weiß von dem andern; jeder glaubt der Befehl gehe ihn allein an, und in einem Augenblick kann alsdann der Cordon gezogen, und alle Zugänge zum Palaſt können beſetzt ſeyn. Weißt du die Urſache dieſes Befehls?

Silva. Ich bin gewohnt blindlings zu gehorchen. Und wem gehorcht ſich's leichter als dem Herzoge, da bald der Ausgang beweiſ't daß er recht befohlen hat?

Gomez. Gut! Gut! Auch ſcheint es mir kein Wunder, daß du ſo verſchloſſen und einſylbig wirſt wie er, da du immer um ihn ſeyn mußt. Mir kommt es fremd vor, da ich den leichteren Italiäniſchen Dienſt gewohnt bin. An Treue und Gehorſam bin ich der alte; aber ich habe mir das Schwätzen und Raiſonniren angewöhnt. Ihr ſchweigt Alle und laßt es euch nie wohl ſeyn. Der Herzog gleicht mir einem ehrnen Thurm ohne Pforte, wozu die Beſatzung Flügel hätte. Neulich hört' ich ihn bei Tafel von einem frohen freundlichen Menſchen ſagen: er ſey wie eine ſchlechte Schenke mit einem ausgeſteckten Branntwein-Zeichen, um Müßiggänger, Bettler und Diebe herein zu locken.

Silva. Und hat er uns nicht ſchweigend hierher geführt?

Gomez. Dagegen iſt nichts zu ſagen. Gewiß! Wer Zeuge ſeiner Klugheit war, wie er die Armee

aus Italien hierher brachte, der hat etwas gesehen. Wie er sich durch Freund und Feind, durch die Franzosen, Königlichen und Ketzer, durch die Schweizer und Verbundnen gleichsam durchschmiegte, die strengste Mannszucht hielt, und einen Zug, den man so gefährlich achtete, leicht und ohne Anstoß zu leiten wußte! — Wir haben was gesehen, was lernen können.

Silva. Auch hier! Ist nicht alles still und ruhig, als wenn kein Aufstand gewesen wäre?

Gomez. Nun, es war auch schon meist still als wir herkamen.

Silva. In den Provinzen ist es viel ruhiger geworden; und wenn sich noch Einer bewegt, so ist es um zu entfliehen. Aber auch diesem wird er die Wege bald versperren, denk' ich.

Gomez. Nun wird er erst die Gunst des Königs gewinnen.

Silva. Und uns bleibt nichts angelegener als uns die seinige zu erhalten. Wenn der König hieher kommt, bleibt gewiß der Herzog und jeder, den er empfiehlt, nicht unbelohnt.

Gomez. Glaubst du daß der König kommt?

Silva. Es werden so viele Anstalten gemacht daß es höchst wahrscheinlich ist.

Gomez. Mich überreden sie nicht.

Silva. So rede wenigstens nicht davon. Denn wenn des Königs Absicht ja nicht seyn sollte zu kom-

men; ſo iſt ſie's doch wenigſtens gewiß daß man es glauben ſoll.

Ferdinand, (Alba's natürlicher Sohn).

Iſt mein Vater noch nicht heraus?

Silva. Wir warten auf ihn.

Ferdinand. Die Fürſten werden bald hier ſeyn.

Gomez. Kommen ſie heute?

Ferdinand. Oranien und Egmont.

Gomez (leiſe zu Silva). Ich begreife etwas.

Silva. So behalt' es für dich.

Herzog von Alba.

(Wie er herein und hervor tritt, treten die andern zurück.)

Gomez!

Gomez (mit ver). Herr!

Alba. Du haſt die Wachen vertheilt und beordert?

Gomez. Auf's genaueſte. Die täglichen Runden —

Alba. Genug. Du warteſt in der Galerie. Silva wird dir den Augenblick ſagen, wenn du ſie zuſammenziehen, die Zugänge nach dem Palaſt beſetzen ſollſt. Das übrige weißt du.

Gomez. Ja, Herr! (Ab.)

Alba. Silva!

Silva. Hier bin ich.

Alba. Alles was ich von jeher an dir geſchätzt

habe, Muth, Entſchloſſenheit, unaufhaltſames Ausführen, das zeige heut.

Silva. Ich danke euch, daß ihr mir Gelegenheit gebt zu zeigen daß ich der alte bin.

Alba. Sobald die Fürſten bei mir eingetreten ſind, dann eile gleich Egmonts Geheimſchreiber gefangen zu nehmen. Du haſt alle Anſtalten gemacht, die übrigen, welche bezeichnet ſind, zu fahen?

Silva. Vertraue auf uns. Ihr Schickſal wird ſie, wie eine wohlberechnete Sonnenfinſterniß, pünktlich und ſchrecklich treffen.

Alba. Haſt du ſie genau beobachten laſſen?

Silva. Alle; den Egmont vor andern. Er iſt der einzige, der, ſeit du hier biſt, ſein Betragen nicht geändert hat. Den ganzen Tag von einem Pferd auf's andere, ladet Gäſte, iſt immer luſtig und unterhaltend bei Tafel, würfelt, ſchießt und ſchleicht Nachts zum Liebchen. Die andern haben dagegen eine merkliche Pauſe in ihrer Lebensart gemacht; ſie blieben bei ſich; vor ihrer Thüre ſieht's aus als wenn ein Kranker im Hauſe wäre.

Alba. Drum raſch! eh' ſie uns wider Willen geneſen.

Silva. Ich ſtelle ſie. Auf deinen Befehl überhäufen wir ſie mit dienſtfertigen Ehren. Ihnen graut's; politiſch geben ſie uns einen ängſtlichen Dank, fühlen das räthlichſte ſey zu entfliehen, keiner wagt einen

Schritt, sie zaudern, können sich nicht vereinigen; und einzeln etwas kühnes zu thun hält sie der Gemeingeist ab. Sie möchten gern sich jedem Verdacht entziehen, und machen sich immer verdächtiger. Schon seh' ich mit Freuden deinen ganzen Anschlag ausgeführt.

Alba. Ich freue mich nur über das Geschehene; und auch über das nicht leicht: denn es bleibt stets noch übrig, was uns zu denken und zu sorgen gibt. Das Glück ist eigensinnig, oft das gemeine, das Nichtswürdige zu adeln und wohlüberlegte Thaten mit einem gemeinen Ausgang zu entehren. Verweile bis die Fürsten kommen; dann gib Gomez die Ordre die Straßen zu besetzen, und eile selbst Egmonts Schreiber und die übrigen gefangen zu nehmen, die dir bezeichnet sind. Ist es gethan, so komm hierher und meld' es meinem Sohne, daß er mir in den Rath die Nachricht bringe.

Silva. Ich hoffe diesen Abend vor dir stehn zu dürfen.

Alba (geht nach seinem Sohne, der bisher in der Galerie gestanden).

Silva. Ich traue mir es nicht zu sagen; aber meine Hoffnung schwankt. Ich fürchte es wird nicht werden wie er denkt. Ich sehe Geister vor mir, die still und sinnend auf schwarzen Schalen das Geschick der Fürsten und vieler Tausende wägen. Langsam wankt das Zünglein auf und ab; tief scheinen die

Richter zu ſinnen; zuletzt ſinkt die Schale, ſteigt jene, angehaucht vom Eigenſinn des Schickſals, und entſchieden iſt's. (Ab.)

Alba (mit Ferdinand hervortretend).

Alba. Wie fand'ſt du die Stadt?

Ferdinand. Es hat ſich alles gegeben. Ich ritt, als wie zum Zeitvertreib, Straß' auf Straß' ab. Eure wohlvertheilten Wachen halten die Furcht ſo angeſpannt, daß ſie ſich nicht zu liſpeln unterſteht. Die Stadt ſieht einem Felde ähnlich, wenn das Gewitter von weitem leuchtet; man erblickt keinen Vogel, kein Thier, als das eilend nach einem Schutzorte ſchlüpft.

Alba. Iſt dir nichts weiter begegnet?

Ferdinand. Egmont kam mit einigen auf den Markt geritten; wir grüßten uns; er hatte ein rothes Pferd, das ich ihm loben mußte. „Laßt uns eilen Pferde zuzureiten, wir werden ſie bald brauchen!" rief er mir entgegen. Er werde mich noch heute wiederſehn, ſagte er, und komme, auf euer Verlangen, mit euch zu rathſchlagen.

Alba. Er wird dich wiederſehn.

Ferdinand. Unter allen Rittern, die ich hier kenne, gefällt er mir am beſten. Es ſcheint wir werden Freunde ſeyn.

Alba. Du biſt noch immer zu ſchnell und wenig behutſam; immer erkenn' ich in dir den Leichtſinn dei-

ner Mutter, der mir ſie unbedingt in die Arme [illegible]ferte. Zu mancher gefährlichen Verbindung lud dich [illegible]r Anſchein voreilig ein.

Ferdinand. Euer Wille findet mich bildſam.

Alba. Ich vergebe deinem jungen Blute dieß leichtſinnige Wohlwollen, dieſe unachtſame Fröhlichkeit. Nur vergiß nicht, zu welchem Werke ich geſandt bin, und welchen Theil ich dir dran geben mochte.

Ferdinand. Erinnert mich, und ſchont mich nicht wo ihr es nöthig haltet.

Alba (nach einer Pauſe). Mein Sohn!

Ferdinand. Mein Vater!

Alba. Die Fürſten kommen bald, Oranien und Egmont kommen. Es iſt nicht Mißtrauen, daß ich dir erſt jetzt entdecke was geſchehen ſoll. Sie werden nicht wieder von hinnen gehn.

Ferdinand. Was ſinnſt du?

Alba. Es iſt beſchloſſen ſie feſtzuhalten. — Du erſtaunſt! Was du zu thun haſt, höre; die Urſachen ſollſt du wiſſen wenn es geſchehn iſt. Jetzt bleibt keine Zeit ſie auszulegen. Mit dir allein wünſcht' ich das größte, das geheimſte zu beſprechen; ein ſtarkes Band hält uns zuſammengefeſſelt; du biſt mir werth und lieb; auf dich möcht' ich alles häufen. Nicht die Gewohnheit zu gehorchen allein möcht ich dir einprägen; auch den Sinn auszudrücken, zu befehlen, auszuführen, wünſcht' ich in dir fortzupflanzen; dir ein gro-

ßes Erbtheil, dem Könige den brauchbarſten Diener zu hinterlaſſen; dich mit dem beſten was ich habe auszuſtatten, daß du dich nicht ſchämen dürfeſt unter deine Brüder zu treten.

Ferdinand. Was werd' ich dir nicht für dieſe Liebe ſchuldig, die du mir allein zuwendeſt, indem ein ganzes Reich vor dir zittert!

Alba. Nun höre was zu thun iſt. Sobald die Fürſten eingetreten ſind, wird jeder Zugang zum Palaſte beſetzt. Dazu hat Gomez die Ordre. Silva wird eilen, Egmonts Schreiber mit den verdächtigſten gefangen zu nehmen. Du hältſt die Wache am Thore und in den Höfen in Ordnung. Vor allen Dingen beſetze dieſe Zimmer hier neben mit den ſicherſten Leuten; dann warte auf der Galerie, bis Silva wiederkommt, und bringe mir irgend ein unbedeutend Blatt herein, zum Zeichen, daß ſein Auftrag ausgerichtet iſt. Dann bleib' im Vorſaale bis Oranien weggeht; folg' ihm; ich halte Egmont hier, als ob ich ihm noch was zu ſagen hätte. Am Ende der Galerie fordre Oraniens Degen, rufe die Wache an, verwahre ſchnell den gefährlichſten Mann; und ich faſſe Egmont hier.

Ferdinand. Ich gehorche, mein Vater. Zum Erſtenmal mit ſchwerem Herzen und mit Sorge.

Alba. Ich verzeihe dir's; es iſt der erſte große Tag, den du erlebſt.

Silva (tritt herein).

Ein Bote von Antwerpen. Hier iſt Oraniens Brief! Er kommt nicht.

Alba. Sagt' es der Bote?

Silva. Nein, mir ſagt's das Herz.

Alba. Aus dir ſpricht mein böſer Genius. (Nachdem er den Brief geleſen, winkt er beiden, und ſie ziehen ſich in die Galerie zurück. Er bleibt allein auf dem Vordertheile.) Er kommt nicht! Bis auf den letzten Augenblick verſchiebt er ſich zu erklären. Er wagt es, nicht zu kommen! So war denn dießmal wider Vermuthen der kluge klug genug, nicht klug zu ſeyn! — Es rückt die Uhr! Noch einen kleinen Weg des Seigers, und ein großes Werk iſt gethan oder verſäumt, unwiederbringlich verſäumt: denn es iſt weder nachzuholen noch zu verheimlichen. Längſt hatt' ich alles reiflich abgewogen, und mir auch dieſen Fall gedacht, mir feſtgeſetzt was auch in dieſem Falle zu thun ſey; und jetzt, da es zu thun iſt, wehr' ich mir kaum, daß nicht das Für und Wider mir auf's neue durch die Seele ſchwankt. — Iſt's räthlich die andern zu fangen, wenn Er mir entgeht? Schieb' ich es auf, und laß Egmont mit den ſeinigen, mit ſo vielen entſchlüpfen, die nun, vielleicht nur heute noch, in meinen Händen ſind? So zwingt dich das Geſchick denn auch, du unbezwinglicher? Wie lang' gedacht! Wie wohl bereitet! Wie groß, wie ſchön der Plan!

Wie nah' die Hoffnung ihrem Ziele! und nun im Augenblick des Entscheidens bist du zwischen zwey Uebel gestellt; wie in einen Loostopf greifst du in die dunkle Zukunft; was du fassest ist noch zugerollt, dir unbewußt, sey's Treffer oder Fehler! (Er wird aufmerksam, wie einer der etwas hört, und tritt an's Fenster.) Er ist es! — Egmont! Trug dich dein Pferd so leicht herein, und scheute vor dem Blutgeruche nicht, und vor dem Geiste mit dem blanken Schwert, der an der Pforte dich empfängt? — Steig ab! — So bist du mit dem einen Fuß im Grab'! und so mit beiden! — Ja streichl' es nur, und klopfe für seinen muthigen Dienst zum Letztenmale den Nacken ihm — Und mir bleibt keine Wahl. In der Verblendung, wie hier Egmont naht, kann er dir nicht zum Zweytenmal sich liefern! — Hört!

Ferdinand und Silva (treten eilig herein).

Ihr thut was ich befahl; ich ändre meinen Willen nicht. Ich halte, wie es gehn will, Egmont auf, bis du mir von Silva die Nachricht gebracht hast. Dann bleib' in der Nähe. Auch dir raubt das Geschick das große Verdienst, des Königs größten Feind mit eigener Hand gefangen zu haben. (Zu Silva.) Eile! (Zu Ferdinand.) Geh' ihm entgegen. (Alva bleibt einige Augenblicke allein und geht schweigend auf und ab.)

Egmont (tritt auf).

Ich komme die Befehle des Königs zu vernehmen,

zu hören, welchen Dienst er von unserer Treue verlangt, die ihm ewig ergeben bleibt.

Alba. Er wünscht vor allen Dingen euern Rath zu hören.

Egmont. Ueber welchen Gegenstand? Kommt Oranien auch? Ich vermuthete ihn hier.

Alba. Mir thut es leid daß er uns eben in dieser wichtigen Stunde fehlt. Euern Rath, eure Meinung wünscht der König, wie diese Staaten wieder zu befriedigen. Ja, er hofft ihr werdet kräftig mitwirken, diese Unruhen zu stillen und die Ordnung der Provinzen völlig und dauerhaft zu gründen.

Egmont. Ihr könnt besser wissen als ich, daß schon alles genug beruhigt ist, ja, noch mehr beruhigt war, eh' die Erscheinung der neuen Soldaten wieder mit Furcht und Sorge die Gemüther bewegte.

Alba. Ihr scheint andeuten zu wollen, das räthlichste sey gewesen, wenn der König mich gar nicht in den Fall gesetzt hätte euch zu fragen.

Egmont. Verzeiht! Ob der König das Heer hätte schicken sollen, ob nicht vielmehr die Macht seiner majestätischen Gegenwart allein stärker gewirkt hätte, ist meine Sache nicht zu beurtheilen. Das Heer ist da, Er nicht. Wir aber müßten sehr undankbar, sehr vergessen seyn, wenn wir uns nicht erinnerten was wir der Regentin schuldig sind. Bekennen wir! Sie brachte durch ihr so kluges als tapferes

Betragen die Aufrührer mit Gewalt und Ansehn, mit Ueberredung und List zur Ruhe, und führte zum Erstaunen der Welt ein rebellisches Volk in wenigen Monaten zu seiner Pflicht zurück.

Alba. Ich läugne es nicht. Der Tumult ist gestillt, und jeder scheint in die Gränzen des Gehorsams zurückgebannt. Aber hängt es nicht von eines jeden Willkür ab sie zu verlassen? Wer will das Volk hindern loszubrechen? Wo ist die Macht sie abzuhalten? Wer bürgt uns daß sie sich ferner treu und unterthänig zeigen werden? Ihr guter Wille ist alles Pfand das wir haben.

Egmont. Und ist der gute Wille eines Volks nicht das sicherste, das edelste Pfand? Bei Gott! Wann darf sich ein König sicherer halten als wenn sie Alle für Einen, Einer für Alle stehn? Sicherer gegen innere und äußere Feinde?

Alba. Wir werden uns doch nicht überreden sollen daß es jetzt hier so steht?

Egmont. Der König schreibe einen General-Pardon aus, er beruhige die Gemüther; und bald wird man sehen wie Treue und Liebe mit dem Zutrauen wieder zurückkehrt.

Alba. Und jeder der die Majestät des Königs, der das Heiligthum der Religion geschändet, ginge frei und ledig hin und wieder! lebte den andern zum

be-

bereiten Beispiel, daß ungeheure Verbrechen straflos sind?

Egmont. Und ist ein Verbrechen des Unsinns, der Trunkenheit, nicht eher zu entschuldigen, als grausam zu bestrafen? Besonders wo so sichre Hoffnung, wo Gewißheit ist, daß die Uebel nicht wiederkehren werden? Waren Könige darum nicht sicherer? Werden sie nicht von Welt und Nachwelt gepriesen, die eine Beleidigung ihrer Würde vergeben, bedauern, verachten konnten? Werden sie nicht eben deswegen Gott gleich gehalten, der viel zu groß ist als daß an ihn jede Lästerung reichen sollte?

Alba. Und eben darum soll der König für die Würde Gottes und der Religion, wir sollen für das Ansehn des Königs streiten. Was der Obere abzulehnen verschmäht, ist unsere Pflicht zu rächen. Ungestraft soll, wenn ich rathe, kein Schuldiger sich freuen.

Egmont. Glaubst du daß du sie alle erreichen wirst? Hört man nicht täglich, daß die Furcht sie hie und dahin, sie aus dem Lande treibt? Die reichsten werden ihre Güter, sich, ihre Kinder und Freunde flüchten; der Arme wird seine nützlichen Hände dem Nachbar zubringen.

Alba. Sie werden, wenn man sie nicht verhindern kann. Darum verlangt der König Rath und That von jedem Fürsten, Ernst von jedem Statthal-

ter; nicht nur Erzählung wie es ist, was werden könnte wenn man alles gehen ließe wie's geht. Einem großen Uebel zusehen, sich mit Hoffnung schmeicheln, der Zeit vertrauen, etwa einmal drein schlagen, wie im Fastnachtsspiel, daß es klatscht und man doch etwas zu thun scheint wenn man nichts thun möchte, heißt das nicht sich verdächtig machen, als sehe man dem Aufruhr mit Vergnügen zu, den man nicht erregen, wohl aber hegen möchte!

Egmont (im Begriff aufzufahren, nimmt sich zusammen, und spricht nach einer kleinen Pause gesetzt). Nicht jede Absicht ist offenbar, und manches Mannes Absicht ist zu mißdeuten. Muß man doch auch von allen Seiten hören: es sey des Königs Absicht weniger die Provinzen nach einförmigen und klaren Gesetzen zu regieren, die Majestät der Religion zu sichern, und einen allgemeinen Frieden seinem Volke zu geben, als vielmehr sie unbedingt zu unterjochen, sie ihrer alten Rechte zu berauben, sich Meister von ihren Besitzthümern zu machen, die schönen Rechte des Adels einzuschränken, um derentwillen der Edle allein ihm dienen, ihm Leib und Leben widmen mag. Die Religion, sagt man, sey nur ein prächtiger Teppich, hinter dem man jeden gefährlichen Anschlag nur desto leichter ausdenkt. Das Volk liegt auf den Knien, betet die heiligen gewirkten Zeichen an, und hinten lauscht der Vogelsteller der sie berücken will.

Alba. Das muß ich von dir hören?

Egmont. Nicht meine Gesinnungen! Nur was bald hier, bald da, von Großen und von Kleinen, Klugen und Thoren gesprochen, laut verbreitet wird. Die Niederländer fürchten ein doppeltes Joch, und wer bürgt ihnen für ihre Freiheit?

Alba. Freiheit? Ein schönes Wort, wer's recht verstände. Was wollen sie für Freiheit? Was ist des Freiesten Freiheit? — Recht zu thun! — und daran wird sie der König nicht hindern. Nein! nein! sie glauben sich nicht frei, wenn sie sich nicht selbst und andern schaden können. Wäre es nicht besser abzudanken als ein solches Volk zu regieren? Wenn auswärtige Feinde drängen, an die kein Bürger denkt, der mit dem Nächsten nur beschäftigt ist, und der König verlangt Beistand; dann werden sie uneins unter sich, und verschwören sich gleichsam mit ihren Feinden. Weit besser ist's sie einzuengen, daß man sie wie Kinder halten, wie Kinder zu ihrem Besten leiten kann. Glaube nur ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.

Egmont. Wie selten kommt ein König zu Verstand! Und sollen sich viele nicht lieber Vielen vertrauen als Einem? und nicht einmal dem Einen, sondern den Wenigen des Einen, dem Volke, das an den Blicken seines Herrn altert. Das hat wohl allein das Recht klug zu werden.

Alba. Vielleicht eben darum, weil es sich nicht selbst überlassen ist.

Egmont. Und darum niemand gern sich selbst überlassen möchte. Man thue was man will; ich habe auf deine Frage geantwortet, und wiederhole: Es geht nicht! Es kann nicht gehen! Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu, an alten Sitten hangend. Schwer ist's ihr Zutrauen zu verdienen; leicht zu erhalten. Starr und fest! Zu drücken sind sie; nicht zu unterdrücken.

Alba (der sich indes einigemal umgesehen hat). Solltest du das alles in des Königs Gegenwart wiederholen?

Egmont. Deste schlimmer, wenn mich seine Gegenwart abschreckte! Deste besser für ihn, für sein Volk, wenn er mir Muth machte, wenn er mir Zutrauen einflößte noch weit mehr zu sagen.

Alba. Was nützlich ist kann ich hören wie er.

Egmont. Ich würde ihm sagen: Leicht kann der Hirt eine ganze Heerde Schafe vor sich hintreiben, der Stier zieht seinen Pflug ohne Widerstand; aber dem edeln Pferde, das du reiten willst, mußt du seine Gedanken ablernen, du mußt nichts unklug es, nichts unklug von ihm verlangen. Darum wünscht der Bürger seine alte Verfassung zu behalten, von seinen Landsleuten regiert zu seyn, weil er weiß

wie er geführt wird, weil er von ihnen Uneigennutz, Theilnehmung an seinem Schicksal hoffen kann.

Alba. Und sollte der Regent nicht Macht haben dieses alte Herkommen zu verändern? und sollte nicht eben dieß sein schönstes Vorrecht seyn? Was ist bleibend auf dieser Welt? und sollte eine Staatseinrichtung bleiben können? Muß nicht in einer Zeitfolge jedes Verhältniß sich verändern, und eben darum eine alte Verfassung die Ursache von tausend Uebeln werden, weil sie den gegenwärtigen Zustand des Volkes nicht umfaßt? Ich fürchte, diese alten Rechte sind darum so angenehm, weil sie Schlupfwinkel bilden, in welchen der Kluge, der Mächtige, zum Schaden des Volks, zum Schaden des Ganzen, sich verbergen oder durchschleichen kann.

Egmont. Und diese willkürlichen Veränderungen, diese unbeschränkten Eingriffe der höchsten Gewalt, sind sie nicht Vorboten, daß Einer thun will was Tausende nicht thun sollen? Er will sich allein frei machen, um jeden seiner Wünsche befriedigen, jeden seiner Gedanken ausführen zu können. Und wenn wir uns ihm, einem guten weisen Könige, ganz vertrauten, sagt er uns für seine Nachkommen gut? daß keiner ohne Rücksicht, ohne Schonung regieren werde? Wer rettet uns alsdann von völliger Willkür, wenn er uns seine Diener, seine Nächsten sendet, die ohne Kenntniß des Landes und seiner Bedürfnisse nach

Belieben schalten und walten, keinen Widerstand finden, und sich von jeder Verantwortung frei wissen.

Alba (der sich indes wieder umgesehen hat). Es ist nichts natürlicher als daß ein König durch sich zu herrschen gedenkt, und denen seine Befehle am liebsten aufträgt die ihn am besten verstehen, verstehen wollen, die seinen Willen unbedingt ausrichten.

Egmont. Und eben so natürlich ist's daß der Bürger von dem regiert seyn will der mit ihm geboren und erzogen ist, der gleichen Begriff mit ihm von Recht und Unrecht gefaßt hat, den er als seinen Bruder ansehen kann.

Alba. Und doch hat der Adel mit diesen seinen Brüdern sehr ungleich getheilt.

Egmont. Das ist vor Jahrhunderten geschehen, und wird jetzt ohne Neid geduldet. Würden aber neue Menschen ohne Noth gesendet, die sich zum zweytenmale auf Unkosten der Nation bereichern wollten, sähe man sich einer strengen, kühnen, unbedienten Habsucht ausgesetzt; das würde eine Gährung machen, die sich nicht leicht in sich selbst auflöst'te.

Alba. Du sagst mir was ich nicht hören sollte; auch ich bin fremd.

Egmont. Daß ich dir's sage, zeigt dir daß ich dich nicht meine.

Alba. Und auch so, wünscht' ich es nicht von dir zu hören. Der König sandte mich mit Hoffnung

daß ich hier den Beistand des Adels finden würde. Der König *will* seinen Willen. Der König hat nach tiefer Ueberlegung gesehen was dem Volke frommt; es kann nicht bleiben und gehen wie bisher. Des Königs Absicht ist sie selbst zu ihrem eignen Besten einzuschränken, ihr eigenes Heil, wenn's seyn muß, ihnen aufzudringen, die schädlichen Bürger aufzuopfern, damit die übrigen Ruhe finden, des Glücks einer weisen Regierung genießen können. Dieß ist sein Entschluß; diesen dem Adel kund zu machen habe ich Befehl; und Rath verlang' ich in seinem Namen, *wie* es zu thun sey, nicht *was*: denn das hat Er beschlossen.

Egmont. Leider rechtfertigen deine Worte die Furcht des Volks, die allgemeine Furcht! So hat er denn beschlossen was kein Fürst beschließen sollte. Die Kraft seines Volks, ihr Gemüth, den Begriff den sie von sich selbst haben, will er schwächen, niederdrücken, zerstören, um sie bequem regieren zu können. Er will den innern Kern ihrer Eigenheit verderben; gewiß in der Absicht sie glücklicher zu machen. Er will sie vernichten, damit sie Etwas werden, ein ander Etwas. O wenn seine Absicht gut ist, so wird sie mißgeleitet! Nicht dem Könige widersetzt man sich; man stellt sich nur dem Könige entgegen, der einen falschen Weg zu wandeln die ersten unglücklichen Schritte macht.

Alba. Wie du gesinnt bist, scheint es ein vergeblicher Versuch uns vereinigen zu wollen. Du denkst gering vom Könige und verächtlich von seinen Räthen, wenn du zweifelst das alles sey nicht schon gedacht, geprüft, gewogen worden. Ich habe keinen Auftrag jedes Für und Wider noch einmal durchzugehen. Gehorsam fordre ich von dem Volke: — und von Euch, ihr Ersten, Edelsten, Rath und That, als Bürgen dieser unbedingten Pflicht.

Egmont. Fordre unsre Häupter, so ist es auf Einmal gethan. Ob sich der Nacken diesem Joche biegen, ob er sich vor dem Beile ducken soll, kann einer edeln Seele gleich seyn. Umsonst hab' ich so viel gesprochen: die Luft hab' ich erschüttert, weiter nichts gewonnen.

Ferdinand (kommt).

Verzeiht, daß ich euer Gespräch unterbreche. Hier ist ein Brief, dessen Ueberbringer die Antwort dringend macht.

Alba. Erlaubt mir daß ich sehe was er enthält. (Tritt an die Seite.)

Ferdinand (zu Egmont). Es ist ein schönes Pferd das eure Leute gebracht haben euch abzuholen.

Egmont. Es ist nicht das schlimmste. Ich hab' es schon eine Weile; ich denk' es wegzugeben. Wenn es euch gefällt, so werden wir vielleicht des Handels einig.

Ferdinand. Gut, wir wollen ſehn.

Alba (winkt ſeinem Sohne, der ſich in den Grund zurückzieht).

Egmont. Lebt wohl! Entlaßt mich: denn ich wüßte bei Gott! nicht mehr zu ſagen.

Alba. Glücklich hat dich der Zufall verhindert deinen Sinn noch weiter zu verrathen. Unvorſichtig entwickelſt du die Falten deines Herzens, und klagſt dich ſelbſt weit ſtrenger an, als ein Widerſacher gehäſſig thun könnte.

Egmont. Dieſer Vorwurf rührt mich nicht; ich kenne mich ſelbſt genug, und weiß wie ich dem König angehöre; weit mehr als viele, die in ſeinem Dienſt ſich ſelber dienen. Ungern ſcheid' ich aus dieſem Streite ohne ihn beigelegt zu ſehen, und wünſche nur daß uns der Dienſt des Herrn, das Wohl des Landes bald vereinigen möge. Es wirkt vielleicht ein wiederholtes Geſpräch, die Gegenwart der übrigen Fürſten die heute fehlen, in einem glücklichern Augenblick, was heut unmöglich ſcheint. Mit dieſer Hoffnung entfern' ich mich.

Alba (der zugleich ſeinem Sohn Ferdinand ein Zeichen gibt). Halt, Egmont! — Deinen Degen! — (Die Mittelthür öffnet ſich: man ſieht die Galerie mit Wache beſetzt, die unbeweglich bleibt.)

Egmont (der ſtaunend eine Weile geſchwiegen). Dieß war die Abſicht? Dazu haſt du mich berufen? (Nach

dem Degen greifend, als wenn er ſich vertheidigen wollte.) Bin ich denn wehrlos?

Alba. Der König befiehlt's, du biſt mein Gefangener. (Zugleich treten von beiden Seiten Gewaffnete herein.)

Egmont (nach einer Stille). Der König? — Oranien! Oranien! (Nach einer Pauſe, ſeinen Degen hingebend.) So nimm ihn! Er hat weit öfter des Königs Sache vertheidigt, als dieſe Bruſt beſchützt. (Er geht durch die Mittelthür ab: die Gewaffneten, die im Zimmer ſind, folgen ihm; ingleichen Alba's Sohn. Alba bleibt ſtehen. Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Straße.

Dämmerung.

Clärchen. Brackenburg. Bürger.

Brackenburg. Liebchen, um Gottes willen, was nimmst du vor?

Clärchen. Komm mit, Brackenburg! Du mußt die Menschen nicht kennen; wir befreien ihn gewiß. Denn was gleicht ihrer Liebe zu ihm? Jeder fühlt, ich schwör' es, in sich die brennende Begier ihn zu retten, die Gefahr von einem kostbaren Leben abzuwenden, und dem Freiesten die Freiheit wiederzugeben. Komm! Es fehlt nur an der Stimme die sie zusammenruft. In ihrer Seele lebt noch ganz frisch was sie ihm schuldig sind! und daß sein mächtiger Arm allein von ihnen das Verderben abhält, wissen sie. Um seinet- und ihretwillen müssen sie alles wagen. Und was wagen wir? Zum höchsten unser Leben, das zu erhalten nicht der Mühe werth ist wenn er umkommt.

Brackenburg. Unglückliche! du siehst nicht die Gewalt, die uns mit ehernen Banden gefesselt hat.

Clärchen. Sie scheint mir nicht unüberwindlich. Laß uns nicht lang' vergebliche Worte wechseln. Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern! Hört, Freunde! Nachbarn, hört! — Sagt, wie ist es mit Egmont?

Zimmermeister. Was will das Kind? Laß sie schweigen!

Clärchen. Tretet näher, daß wir sachte reden, bis wir einig sind und stärker. Wir dürfen nicht einen Augenblick versäumen! Die freche Tyranney, die es wagt ihn zu fesseln, zuckt schon den Dolch ihn zu ermorden. O Freunde! mit jedem Schritt der Dämmerung werd' ich ängstlicher. Ich fürchte diese Nacht. Kommt! wir wollen uns theilen; mit schnellem Lauf von Quartier zu Quartier rufen wir die Bürger heraus. Ein jeder greife zu seinen alten Waffen. Auf dem Markte treffen wir uns wieder und unser Strom reißt einen jeden mit sich fort. Die Feinde sehen sich umringt und überschwemmt, und sind erdrückt. Was kann uns eine Hand voll Knechte widerstehen? Und Er in unsrer Mitte kehrt zurück, sieht sich befreit, und kann uns einmal danken, uns, die wir ihm so tief verschuldet worden. Er sieht vielleicht — gewiß er sieht das Morgenroth am freien Himmel wieder.

Zimmermeiſter. Wie iſt dir, Mädchen?

Clärchen. Könnt ihr mich mißverſtehn? Vom Grafen ſprech' ich! Ich ſpreche von Egmont.

Jetter. Nennt den Namen nicht! Er iſt tödlich.

Clärchen. Den Namen nicht! Wie? Nicht dieſen Namen? Wer nennt ihn nicht bei jeder Gelegenheit? Wo ſteht er nicht geſchrieben? In dieſen Sternen hab' ich oft mit allen ſeinen Lettern ihn geleſen. Nicht nennen? Was ſoll das? Freunde! Gute, theure Nachbarn, ihr träumt; beſinnt euch. Seht mich nicht ſo ſtarr und ängſtlich an! Blickt nicht ſchüchtern hie und da bei Seite. Ich ruf' euch ja nur zu was jeder wünſcht. Iſt meine Stimme nicht eures Herzens eigne Stimme? Wer würfe ſich in dieſer bangen Nacht, eh' er ſein unruhvolles Bette beſteigt, nicht auf die Knie, ihn mit ernſtlichem Gebet vom Himmel zu erringen? Fragt euch einander! frage jeder ſich ſelbſt! und wer ſpricht mir nicht nach: „Egmonts Freiheit oder den Tod!"

Jetter. Gott bewahr' uns! Da gibt's ein Unglück.

Clärchen. Bleibt! Bleibt, und drückt euch nicht vor ſeinem Namen weg, dem ihr euch ſonſt ſo froh entgegen drängtet! — Wenn der Ruf ihn ankündigte, wenn es hieß: „Egmont kommt! Er kommt von Gent!" da hielten die Bewohner der Straßen ſich glücklich, durch die er reiten mußte. Und wenn

ihr seine Pferde schallen hörtet, warf jeder seine Arbeit hin, und über die bekümmerten Gesichter, die ihr durch's Fenster stecktet, fuhr wie ein Sonnenstrahl von seinem Angesichte ein Blick der Freude und Hoffnung. Da hobt ihr eure Kinder auf der Thürschwelle in die Höhe und deutetet ihnen: „Sieh, das ist Egmont, der größte da! Er ist's! Er ist's, von dem ihr bessere Zeiten, als eure armen Väter lebten, einst zu erwarten habt.“ Laßt eure Kinder nicht dereinst euch fragen: „Wo ist er hin? Wo sind die Zeiten hin die ihr verspracht?“ — Und so wechseln wir Worte! sind müßig, verrathen ihn.

Soest. Schämt euch, Brackenburg! Laßt sie nicht gewähren! Steuert dem Unheil!

Brackenburg. Liebes Clärchen! wir wollen gehen! Was wird die Mutter sagen? Vielleicht —

Clärchen. Meinst du, ich sey ein Kind, oder wahnsinnig? Was kann vielleicht? — Von dieser schrecklichen Gewißheit bringst du mich mit keiner Hoffnung weg. — Ihr sollt mich hören, und ihr werdet: denn ich seh's, ihr seyd bestürzt und könnt euch selbst in euerm Busen nicht wiederfinden. Laßt durch die gegenwärtige Gefahr nur Einen Blick in das Vergangene dringen, das kurz Vergangene. Wendet eure Gedanken nach der Zukunft. Könnt ihr denn leben? werdet ihr, wenn er zu Grunde geht? Mit seinem Athem flieht der letzte Hauch der Freiheit. Was war

er euch? Für wen übergab er ſich der dringendſten Gefahr? Seine Wunden floſſen und heilten nur für euch. Die groſſe Seele, die euch alle trug, beſchränkt ein Kerker, und Schauer tückiſches Mordes ſchweben um ſie her. Er denkt vielleicht an euch, er hofft auf euch, Er, der nur zu geben, nur zu erfüllen gewohnt war.

Zimmermeiſter. Gevatter, kommt.

Clärchen. Und ich habe nicht Arme, nicht Mark wie ihr; doch hab' ich, was euch Allen fehlt, Muth und Verachtung der Gefahr. Könnt' euch mein Athem doch entzünden! könnt' ich an meinen Buſen drückend euch erwärmen und beleben! Kommt! In eurer Mitte will ich gehen! — Wie eine Fahne wehrlos ein edles Heer von Kriegern wehend anführt, ſo ſoll mein Geiſt um eure Häupter flammen, und Liebe und Muth das ſchwankende zerſtreute Volk zu einem fürchterlichen Heer vereinigen.

Jetter. Schaff ſie bei Seite, ſie dauert mich.

(Bürger ab.)

Brackenburg. Clärchen! ſiehſt du nicht wo wir ſind?

Clärchen. Wo? Unter dem Himmel, der ſo oft ſich herrlicher zu wölben ſchien, wenn der Edle unter ihm herging. Aus dieſen Fenſtern haben ſie herausgeſehn, vier, fünf Köpfe über einander; an dieſen Thüren haben ſie geſcharrt und genickt, wenn

er auf die Memmen herabsah. O ich hatte sie so lieb wie sie ihn ehrten! Wäre er Tyrann gewesen, möchten sie immer vor seinem Falle seitwärts gehn. Aber sie liebten ihn! — O ihr Hände, die ihr an die Mützen greift, zum Schwert könnt ihr nicht greifen — Brackenburg, und wir? — Schelten wir sie? — Diese Arme, die ihn so oft fest hielten, was thun sie für ihn? — List hat in der Welt so viel erreicht — Du kennst Wege und Stege, kennst das alte Schloß. Es ist nichts unmöglich, gib mir einen Anschlag.

Brackenburg. Wenn wir nach Hause gingen!

Clärchen. Gut.

Brackenburg. Dort an der Ecke seh' ich Alba's Wache; laß doch die Stimme der Vernunft dir zu Herzen dringen. Hältst du mich für feig? Glaubst du nicht, daß ich um deinetwillen sterben könnte? Hier sind wir beide toll, ich so gut wie du. Siehst du nicht das Unmögliche? Wenn du dich faßtest! Du bist außer dir.

Clärchen. Außer mir! Abscheulich! Brackenburg, ihr seyd außer euch. Da ihr laut den Helden verehrtet, ihn Freund und Schutz und Hoffnung nanntet, ihm Vivat riefst wenn er kam; da stand ich in meinem Winkel, schob das Fenster halb auf, verbarg mich lauschend, und das Herz schlug mir höher als euch allen. Jetzt schlägt mir's wieder höher als euch allen! Ihr verbergt euch da es noth ist, verläugnet

ihn,

ihn, und fühlt nicht daß ihr untergeht, wenn er verdirbt.

Brackenburg. Komm nach Hauſe.

Clärchen. Nach Hauſe?

Brackenburg. Beſinne dich nur! Sieh dich um! Dieß ſind die Straßen, die du nur ſonntäglich betratſt, durch die du ſittſam nach der Kirche gingſt, wo du übertrieben-ehrbar zürnteſt, wenn ich mit einem freundlichen grüßenden Wort mich zu dir geſellte. Du ſtehſt und redeſt, handelſt vor den Augen der offnen Welt; beſinne dich, Liebe! wozu hilft es uns?

Clärchen. Nach Hauſe! Ja, ich beſinne mich. Komm, Brackenburg, nach Hauſe! Weißt du, wo meine Heimath iſt? (Ab.)

Gefängniß

durch eine Lampe erhellt, ein Ruhebett im Grunde.

Egmont (allein).

Alter Freund! immer getreuer Schlaf, fliehſt du mich auch wie die übrigen Freunde? Wie willig ſenkteſt du dich auf mein freies Haupt herunter, und kühlteſt, wie ein ſchöner Myrtenkranz der Liebe, meine Schläfe! Mitten unter Waffen, auf der Woge des Lebens, ruht' ich leicht athmend, wie ein aufquellender Knabe, in deinen Armen. Wenn Stürme durch Zweige und Blätter ſauſ'ten, Aſt und Wipfel ſich knirrend be-

wegten, blieb innerſt doch der Kern des Herzens ungeregt. Was ſchüttelt dich nun? was erſchüttert den feſten treuen Sinn? Ich fühl's, es iſt der Klang der Mordart die an meiner Wurzel naſcht. Noch ſteh' ich aufrecht und ein innrer Schauer durchfährt mich. Ja, ſie überwindet, die verrätheriſche Gewalt; ſie untergräbt den feſten hohen Stamm, und eh' die Rinde dorrt, ſtürzt krachend und zerſchmetternd deine Krone.

Warum denn jetzt, der du ſo oft gewalt'ge Sorgen gleich Seifenblaſen dir vom Haupte weggewieſen, warum vermagſt du nicht die Ahnung zu verſcheuchen, die tauſendfach in dir ſich auf- und niedertreibt? Seit wann begegnet der Tod dir fürchterlich, mit deſſen wechſelnden Bildern, wie mit den übrigen Geſtalten der gewohnten Erde, du gelaſſen lebteſt? — Auch iſt Er's nicht, der raſche Feind, dem die geſunde Bruſt wetteifernd ſich entgegen ſehnt; der Kerker iſt's, des Grabes Vorbild, dem Helden wie dem Feigen widerlich. Unleidlich ward mir's ſchon auf meinem gepolſterten Stuhle, wenn in ſtattlicher Verſammlung die Fürſten, was leicht zu entſcheiden war, mit wiederkehrenden Geſprächen überlegten, und zwiſchen düſtern Wänden eines Saals die Balken der Decke mich erdrückten. Da eilt' ich fort, ſobald es möglich war, und raſch auf's Pferd mit tiefem Athemzuge. Und friſch hinaus, da wo wir hingehören! in's Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächſte Wohlthat der

Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Geſtirne uns umwittern; wo wir, dem erdgebornen Rieſen gleich, von der Berührung unſrer Mutter kräftiger uns in die Höhe reißen; wo wir die Menſchheit ganz, und menſchliche Begier in allen Adern fühlen; wo das Verlangen vorzudringen, zu beſiegen, zu erhaſchen, ſeine Fauſt zu brauchen, zu beſitzen, zu erobern, durch die Seele des jungen Jägers glüht; wo der Soldat ſein angebornes Recht auf alle Welt mit raſchem Schritt ſich anmaßt, und in fürchterlicher Freiheit wie ein Hagelwetter durch Wieſe, Feld und Wald verderbend ſtreicht, und keine Gränzen kennt, die Menſchenhand gezogen.

Du biſt nur Bild, Erinnerungstraum des Glücks das ich ſo lang beſeſſen; wo hat dich das Geſchick verrätheriſch hingeführt? Verſagt es dir, den nie geſcheuten Tod im Angeſicht der Sonne raſch zu gönnen, um dir des Grabes Vorgeſchmack im ekeln Moder zu bereiten? Wie haucht er mich aus dieſen Steinen widrig an! Schon ſtarrt das Leben, vor dem Ruhebette wie vor dem Grabe ſcheut der Fuß. —

O Sorge! Sorge! die du vor der Zeit den Mord beginnſt, laß ab! — Seit wann iſt Egmont denn allein, ſo ganz allein in dieſer Welt? Dich macht der Zweifel fühllos, nicht das Glück. Iſt die Gerechtigkeit des Königs, der du lebenslang vertrauteſt, iſt der Regentin Freundſchaft, die faſt, (du darfſt es dir

geſtehn,) faſt Liebe war, ſind ſie auf einmal, wie ein glänzend Feuerbild der Nacht, verſchwunden? und laſſen dich allein auf dunkelm Pfad zurück? Wird an der Spitze deiner Freunde Oranien nicht wagend ſinnen? Wird nicht ein Volk ſich ſammeln und mit anſchwellender Gewalt den alten Freund erretten?

O haltet, Mauern, die ihr mich einſchließt, ſo vieler Geiſter wohlgemeintes Drängen nicht von mir ab; und welcher Muth aus meinen Augen ſonſt ſich über ſie ergoß, der kehre nun aus ihren Herzen in meines wieder. O ja, ſie rühren ſich zu Tauſenden! ſie kommen! ſtehen mir zur Seite! Ihr frommer Wunſch eilt dringend zu dem Himmel, er bittet um ein Wunder. Und ſteigt zu meiner Rettung nicht ein Engel nieder; ſo ſeh' ich ſie nach Lanz' und Schwertern greifen. Die Thore ſpalten ſich, die Gitter ſpringen, die Mauer ſtürzt von ihren Händen ein, und der Freiheit des einbrechenden Tages ſteigt Egmont fröhlich entgegen. Wie manch bekannt Geſicht empfängt mich jauchzend! Ach Clärchen, wärſt du Mann; ſo ſäh' ich dich gewiß auch hier zuerſt und dankte dir, was einem Könige zu danken hart iſt, Freiheit.

Clärchens Haus.

Clärchen

(kommt mit einer Lampe und einem Glas Waſſer aus der Kammer; ſie ſetzt das Glas auf den Tiſch und tritt ans Fenſter).

Brackenburg? Seyd ihr's? Was hört' ich denn? noch Niemand? Es war Niemand! Ich will die Lampe in's Fenſter ſetzen, daß er ſieht, ich wache noch, ich warte noch auf ihn. Er hat mir Nachricht verſprochen. Nachricht? Entſetzliche Gewißheit — Egmont verurtheilt! — Welch Gericht darf ihn fordern? und ſie verdammen ihn! Der König verdammt ihn? oder der Herzog? Und die Regentin entzieht ſich! Oranien zaudert, und alle ſeine Freunde! — — Iſt dieß die Welt, von deren Wankelmuth, Unzuverläſſigkeit ich viel gehört und nichts empfunden habe? Iſt dieß die Welt? — Wer wäre böſ' genug den Theuern anzufeinden? Wäre Bosheit mächtig genug den allgemein Erkannten ſchnell zu ſtürzen? Doch iſt es ſo — es iſt — O Egmont, ſicher hielt ich dich vor Gott und Menſchen, wie in meinen Armen! Was war ich dir? Du haſt mich dein genannt, mein ganzes Leben widmete ich deinem Leben. — Was bin ich nun? Vergebens ſtreck' ich nach der Schlinge, die dich faßt, die Hand aus. Du hülflos und ich frei! — Hier iſt der Schlüſſel zu meiner Thür. An meiner Willkür hängt mein Gehen und mein Kommen, und dir bin ich zu nichts! — — O bindet mich damit ich nicht verzweifle; und werft

mich in den tiefſten Kerker, daß ich das Haupt an feuchte Mauern ſchlage, nach Freiheit winſle, träume, wie ich ihm helfen wollte wenn Feſſeln mich nicht lähmten, wie ich ihm helfen würde. — Nun bin ich frei, und in der Freiheit liegt die Angſt der Ohnmacht. — Mir ſelbſt bewußt, nicht fähig ein Glied nach ſeiner Hülfe zu rühren. Ach leider, auch der kleinſte Theil von deinem Weſen, dein Clärchen iſt wie du gefangen, und regt getrennt im Todeskrampfe nur die letzten Kräfte. — Ich höre ſchleichen, huſten — Brackenburg — er iſt's! — Elender guter Mann, dein Schickſal bleibt ſich immer gleich; dein Liebchen öffnet dir die nächtliche Thür, und ach zu welch unſeliger Zuſammenkunft!

Brackenburg (tritt auf).

Clärchen. Du kommſt ſo bleich und ſchüchtern, Brackenburg! was iſt's?

Brackenburg. Durch Umwege und Gefahren ſuch' ich dich auf. Die großen Straßen ſind beſetzt; durch Gäßchen und durch Winkel hab' ich mich zu dir geſtohlen.

Clärchen. Erzähl' wie iſt's?

Brackenburg (indem er ſich ſetzt). Ach Cläre, laß mich weinen. Ich liebt' ihn nicht. Er war der reiche Mann und lockte des Armen einziges Schaf zur beſſern Weide herüber. Ich hab' ihn nie verflucht; Gott hat mich treu geſchaffen und weich. In Schmerzen

floß mein Leben vor mir nieder, und zu verſchmachten hofft' ich jeden Tag.

Clärchen. Vergiß das, Brackenburg! Vergiß dich ſelbſt. Sprich mir von ihm! Iſt's wahr? Iſt er verurtheilt?

Brackenburg. Er iſt's! ich weiß es ganz genau.

Clärchen. Und lebt noch.

Brackenburg. Ja, er lebt noch.

Clärchen. Wie willſt du das verſichern? — Die Tyranney ermordet in der Nacht den Herrlichen! vor allen Augen verborgen fließt ſein Blut. Aengſtlich im Schlafe liegt das betäubte Volk, und träumt von Rettung, träumt ihres ohnmächtigen Wunſches Erfüllung; indeß unwillig über uns ſein Geiſt die Welt verläßt. Er iſt dahin! — Täuſche mich nicht! dich nicht!

Brackenburg. Nein gewiß, er lebt! — Und leider es bereitet der Spanier dem Volke, das er zertreten will, ein fürchterliches Schauſpiel, gewaltſam jedes Herz, das nach der Freiheit ſich regt, auf ewig zu zerknirſchen.

Clärchen. Fahre fort und ſprich gelaſſen auch mein Todesurtheil aus! Ich wandle den ſeligen Gefilden ſchon näher und näher, mir weht der Troſt aus jenen Gegenden des Friedens ſchon herüber. Sag' an.

Brackenburg. Ich konnt' es an den Wachen merken, aus Reden, die bald da bald dort fielen, daß

auf dem Markte geheimnißvoll ein Schreckniß zubereitet werde. Ich schlich durch Seitenwege, durch bekannte Gänge nach meines Vettern Hause, und sah aus einem Hinterfenster nach dem Markte. — Es wehten Fackeln in einem weiten Kreise Spanischer Soldaten hin und wieder. Ich schärfte mein ungewohntes Auge, und aus der Nacht stieg mir ein schwarzes Gerüst entgegen, geräumig, hoch; mir grauſ'te vor dem Anblick. Geschäftig waren viele rings umher bemüht, was noch von Holzwerk weiß und sichtbar war, mit schwarzem Tuch einhüllend zu verkleiden. Die Treppen deckten sie zuletzt auch schwarz, ich sah es wohl. Sie schienen die Weihe eines gräßlichen Opfers vorbereitend zu begehn. Ein weißes Crucifix, das durch die Nacht wie Silber blinkte, ward an der einen Seite hoch aufgesteckt. Ich sah, und sah die schreckliche Gewißheit immer gewisser. Noch wankten Fackeln hie und da herum; allmählich wichen sie und erloschen. Auf einmal war die scheußliche Geburt der Nacht in ihrer Mutter Schoos zurückgekehrt.

Clärchen. Still, Brackenburg! Nun still! Laß diese Hölle auf meiner Seele ruhn. Verschwunden sind die Gespenster, und du, holde Nacht, leih' deinen Mantel der Erde, die in sich gährt; sie trägt nicht länger die abscheuliche Last, reißt ihre tiefen Spalten grausend auf, und knirscht das Mordgerüst

hinunter. Und irgend einen Engel ſendet der Gott, den ſie zum Zeichen ihrer Wuth geſchändet; vor des Boten heiliger Berührung löſen ſich Riegel und Bande und er umgießt den Freund mit mildem Schimmer; er führt ihn durch die Nacht zur Freiheit ſanft und ſtill. Und auch mein Weg geht heimlich in dieſer Dunkelheit, ihm zu begegnen.

Brackenburg (ſie aufhaltend). Mein Kind, wohin? was wagſt du?

Clärchen. Leiſe, Lieber, daß niemand erwache: daß wir uns ſelbſt nicht wecken! Kennſt du dieß Fläſchchen, Brackenburg? Ich nahm dir's ſcherzend, als du mit übereiltem Tod' oft ungeduldig drohteſt. — Und nun, mein Freund —

Brackenburg. In aller Heiligen Namen! —

Clärchen. Du hinderſt nichts. Tod iſt mein Theil! und gönne mir den ſanften ſchnellen Tod, den du mir ſelbſt bereiteteſt. Gib mir deine Hand! — Im Augenblick, da ich die dunkle Pforte eröffne, aus der kein Rückweg iſt, könnt' ich mit dieſem Händedruck dir ſagen: wie ſehr ich dich geliebt, wie ſehr ich dich bejammert. Mein Bruder ſtarb mir jung; dich wählt' ich ſeine Stelle zu erſetzen. Es widerſprach dein Herz und quälte ſich und mich, verlangteſt heiß und immer heißer was dir nicht beſchieden war. Vergib mir und leb' wohl! Laß mich dich Bruder nennen! Es iſt ein Name, der viel Namen in ſich

faßt. Nimm die letzte schöne Blume der Scheidenden mit treuem Herzen ab — nimm diesen Kuß — Der Tod vereinigt alles, Brackenburg, uns denn auch.

Brackenburg. So laß mich mit dir sterben! Theile! Theile! Es ist genug, zwey Leben auszulöschen.

Clärchen. Bleib! du sollst leben, du kannst leben. — Steh' meiner Mutter bei, die ohne dich in Armuth sich verzehren würde. Sey ihr, was ich ihr nicht mehr seyn kann; lebt zusammen, und beweint mich. Beweint das Vaterland, und den der es allein erhalten konnte. Das heutige Geschlecht wird diesen Jammer nicht los; die Wuth der Rache selbst vermag ihn nicht zu tilgen. Lebt, ihr Armen, die Zeit noch hin, die keine Zeit mehr ist. Heut steht die Welt auf einmal still; es stockt ihr Kreislauf, und mein Puls schlägt kaum noch wenige Minuten. Leb' wohl!

Brackenburg. O lebe du mit uns, wie wir für dich allein! Du tödtest uns in dir, o leb' und leide. Wir wollen unzertrennlich dir zu beiden Seiten stehn, und immer achtsam soll die Liebe den schönsten Trost in ihren lebendigen Armen dir bereiten. Sey unser! Unser! Ich darf nicht sagen, mein.

Clärchen. Leise, Brackenburg! Du fühlst nicht was du rührst. Wo Hoffnung dir erscheint ist mir Verzweiflung.

Brackenburg. Theile mit den Lebendigen die

Hoffnung! Verweil' am Rande des Abgrundes, ſchau hinab und ſieh auf uns zurück.

Clärchen. Ich hab' überwunden, ruf' mich nicht wieder zum Streit.

Brackenburg. Du biſt betäubt; gehüllt in Nacht ſuchſt du die Tiefe. Noch iſt nicht jedes Licht erloſchen, noch mancher Tag! —

Clärchen. Weh! über dich Weh! Weh! Grauſam zerreißeſt du den Vorhang vor meinem Auge. Ja, er wird grauen der Tag! vergebens alle Nebel um ſich ziehn und wider Willen grauen! Furchtſam ſchaut der Bürger aus ſeinem Fenſter, die Nacht läßt einen ſchwarzen Flecken zurück; er ſchaut, und fürchterlich wächſt im Lichte das Mordgerüſt. Neuleidend wendet das entweihte Gottesbild ſein flehend Auge zum Vater auf. Die Sonne wagt ſich nicht hervor; ſie will die Stunde nicht bezeichnen, in der er ſterben ſoll. Träge gehn die Zeiger ihren Weg, und eine Stunde nach der andern ſchlägt. Halt! Halt! Nun iſt die Zeit! mich ſcheucht des Morgens Ahnung in das Grab. (Sie tritt an's Fenſter, als ſähe ſie ſich um, und trinkt heimlich.)

Brackenburg. Cläre! Cläre!

Clärchen (geht nach dem Tiſch und trinkt das Waſſer). Hier iſt der Reſt! Ich locke dich nicht nach. Thu' was du darfſt, leb' wohl. Löſche dieſe Lampe ſtill und ohne Zaudern, ich geh' zur Ruhe. Schleiche

dich sachte weg, ziehe die Thür nach dir zu. Still! Wecke meine Mutter nicht! Geh, rette dich! Rette dich! wenn du nicht mein Mörder scheinen willst. (Ab.)

Brackenburg. Sie läßt mich zum letztenmale wie immer. O könnte eine Menschenseele fühlen, wie sie ein liebend Herz zerreißen kann. Sie läßt mich stehn, mir selber überlassen; und Tod und Leben ist mir gleich verhaßt. — Allein zu sterben! — Weint, ihr Liebenden! Kein härter Schicksal ist als meins! Sie theilt mit mir den Todestropfen, und schickt mich weg! von ihrer Seite weg! sie zieht mich nach, und stößt in's Leben mich zurück. O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt dir! Sie geht voran; der Kranz des Siegs aus ihrer Hand ist dein, sie bringt den ganzen Himmel dir entgegen! — Und soll ich folgen? wieder seitwärts stehn? den unauslöschlichen Neid in jene Wohnungen hinüber tragen? — Auf Erden ist kein Bleiben mehr für mich, und Höll' und Himmel bieten gleiche Qual. Wie wäre der Vernichtung Schreckenshand dem Unglücklichen willkommen!

Brackenburg geht ab; das Theater bleibt einige Zeit unverändert. Eine Musik, Clärchens Tod bezeichnend, beginnt: die Lampe, welche Brackenburg auszulöschen vergessen, flammt noch einigemal auf, dann erlischt sie. Bald verwandelt sich der Schauplatz in das

Gefängniß.

Egmont (liegt schlafend auf dem Ruhebette. Es entsteht ein Geraffel mit Schlüsseln und die Thür thut sich auf. Die-

ner mit Fackeln treten herein; ihnen folgt Ferdinand, Alba's Sohn, und Silva, begleitet von Gewaffneten. Egmont fährt aus dem Schlaf auf.)

Egmont. Wer seyd ihr? die ihr mir unfreundlich den Schlaf von den Augen schüttelt. Was künden eure trotzigen, unsichern Blicke mir an? Warum diesen fürchterlichen Aufzug? Welchen Schreckenstraum kommt ihr der halberwachten Seele vorzulügen?

Silva. Uns schickt der Herzog dir dein Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringst du den Henker auch mit es zu vollziehen?

Silva. Vernimm es, so wirst du wissen was deiner wartet.

Egmont. So ziemt es euch und euerm schändlichen Beginnen! In Nacht gebrütet und in Nacht vollführt. So mag diese freche That der Ungerechtigkeit sich verbergen! — Tritt kühn hervor, der du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägst; hier ist mein Haupt, das freieste, das je die Tyranney vom Rumpf gerissen.

Silva. Du irrst! Was gerechte Richter beschließen, werden sie vor'm Angesicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So übersteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva (nimmt einem Dabeistehenden das Urtheil ab, ent-

faltet's und lieſt's). „Im Namen des Königs, und Kraft beſonderer von Seiner Majeſtät uns übertragenen Gewalt, alle ſeine Unterthanen, weß Standes ſie ſeyen, zugleich die Ritter des goldnen Vließes zu richten, erkennen wir —"

Egmont. Kann die der König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger genauer, geſetzlicher Unterſuchung, Dich Heinrich Grafen Egmont, Prinzen von Gaure, des Hochverraths ſchuldig, und ſprechen das Urtheil: daß du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt, und dort vor'm Angeſicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden ſollſt. Gegeben Brüſſel im" (Datum und Jahrzahl werden undeutlich geleſen, ſo, daß ſie der Zuhörer nicht verſteht.)

„Ferdinand, Herzog von Alba, Vorſitzer des Gerichts der Zwölfe."

Du weißt nun dein Schickſal; es bleibt dir wenige Zeit dich drein zu ergeben, dein Haus zu beſtellen und von den Deinigen Abſchied zu nehmen.

(Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt Ferdinand und zwey Fackeln; das Theater iſt mäßig erleuchtet.)

Egmont (hat eine Weile in ſich verſenkt ſtill geſtanden, und Silva ohne ſich umzuſehn abgehen laſſen. Er glaubt ſich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn.) Du ſtehſt und bleibſt? Willſt du mein Erſtaunen,

mein Entsetzen noch durch deine Gegenwart vermehren? Willst du noch etwa die willkommne Botschaft deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag' ihm! Sag' ihm, daß er weder mich noch die Welt belügt. Ihm, dem Ruhmsüchtigen, wird man es erst hinter den Schultern leise lispeln, dann laut und lauter sagen, und wenn er einst von diesem Gipfel herabsteigt, werden tausend Stimmen es ihm entgegen rufen! Nicht das Wohl des Staats, nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierher gebracht. Um sein selbst willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat diese ungeheure Verwirrung erregt, damit man seiner bedürfe. Und ich falle, ein Opfer seines niedrigen Hasses, seines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es sagen; der Sterbende, der tödtlich Verwundete kann es sagen: mich hat der Eingebildete beneidet; mich wegzutilgen hat er lange gesonnen und gedacht.

Schon damals, als wir noch jünger mit Würfeln spielten, und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von seiner Seite zu mir herübereilten; da stand er grimmig, leg Gelassenheit, und innerlich verzehrte ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück als über seinen Verlust. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätherischen Blässe, als wir an einem öffentlichen Feste vor vielen tausend

Menſchen um die Wette ſchoſſen. Er forderte mich auf, und beide Nationen ſtanden; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünſchten. Ich überwand ihn; ſeine Kugel irrte, die meine traf; ein lauter Freudenſchrei der Meinigen durchbrach die Luft. Nun trifft mich ſein Geſchoß. Sag' ihm, daß ich's weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Siegszeichen verachtet, die ein kleiner Geiſt erſchleichend ſich aufrichtet. Und du! wenn einem Sohne möglich iſt von der Sitte ores Vaters zu weichen, übe bei Zeiten die Scham, indem du dich für den ſchämſt, den du gerne von ganzem Herzen verehren möchteſt.

Ferdinand. Ich höre dich an, ohne dich zu unterbrechen! Deine Vorwürfe laſten wie Keulſchläge auf einem Helm; ich fühle die Erſchütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffſt mich, du verwundeſt mich nicht; fühlbar iſt mir allein der Schmerz, der mir den Buſen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem ſolchen Anblick bin ich aufgewachſen, zu einem ſolchen Schauſpiele bin ich geſendet!

Egmont. Du brichſt in Klagen aus? Was rührt, was bekümmert dich? Iſt es eine ſpäte Reue, daß du der ſchändlichen Verſchwörung deinen Dienſt geliehen? Du biſt ſo jung und haſt ein glückliches Anſehn. Du warſt ſo zutraulich, ſo freundlich gegen mich. So lang' ich dich ſah, war ich mit deinem Vater verſöhnt. Und eben ſo verſtellt ,verſtellter als

er,

er, lockst du mich in das Netz. Du bist der Abscheuliche! Wer Ihm traut mag er es auf seine Gefahr thun; aber wer fürchtete Gefahr dir zu vertrauen? Geh! Geh! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh, daß ich mich sammle, die Welt und dich zuerst vergesse! —

Ferdinand. Was soll ich dir sagen? Ich stehe und sehe dich an, und sehe dich nicht, und fühle mich nicht. Soll ich mich entschuldigen? Soll ich dir versichern, daß ich erst spät, erst ganz zuletzt des Vaters Absichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloses Werkzeug seines Willens handelte? Was fruchtet's welche Meinung du von mir haben magst? Du bist verloren; und ich Unglücklicher stehe nur da, um dir's zu versichern, um dich zu bejammern.

Egmont. Welche sonderbare Stimme, welch ein unerwarteter Trost begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Sohn meines ersten, meines fast einzigen Feindes, du bedauerst mich, du bist nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für wen soll ich dich halten?

Ferdinand. Grausamer Vater! Ja ich erkenne dich in diesem Befehle. Du kanntest mein Herz, meine Gesinnung, die du so oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter schaltest. Mich dir gleich zu bilden sandtest du mich hierher. Diesen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt

eines willkürlichen Todes zu sehen zwingst du mich, daß ich den tiefsten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schicksal, daß ich unempfindlich werde, es geschehe mir was wolle.

Egmont. Ich erstaune! Fasse dich! Stehe, rede wie ein Mann.

Ferdinand. O daß ich ein Weib wäre! daß man mir sagen könnte: was rührt dich? was ficht dich an? Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Uebel, mache dich zum Zeugen einer schrecklichen That; ich will dir danken, ich will sagen: es war nichts.

Egmont. Du verlierst dich. Wo bist du?

Ferdinand. Laß diese Leidenschaft rasen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht standhaft scheinen, wenn alles in mir zusammenbricht. Dich soll ich hier sehn? — Dich? — Es ist entsetzlich! Du verstehst mich nicht! Und sollst du mich verstehen? Egmont! Egmont! (Ihm um den Hals fallend.)

Egmont. Löse mir das Geheimniß.

Ferdinand. Kein Geheimniß.

Egmont. Wie bewegt dich so tief das Schicksal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du bist mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des

Jünglings der Mann. So bist du vor mir her geschritten; immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor, und schritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu sehen, und sah dich und mein Herz flog dir entgegen. Dich hatt' ich mir bestimmt, und wählte dich auf's neue da ich dich sah. Nun hofft' ich erst mit dir zu seyn, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — Das ist nun alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es dir wohl thun kann, so nimm die Versicherung, daß im ersten Augenblick mein Gemüth dir entgegenkam. Und höre mich. Laß uns ein ruhiges Wort unter einander wechseln. Sage mir: ist es der strenge, ernste Wille deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er ist's.

Egmont. Dieses Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängstigen, durch Furcht und Drohung zu strafen, mich zu erniedrigen, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs schmeichelte ich mir selbst mit dieser ausweichenden Hoffnung; und schon da empfand ich Angst und Schmerz dich in diesem Zustande zu sehen. Nun ist es wirklich, ist gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer gibt mir eine Hülfe, wer einen Rath dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn deine Seele so gewaltsam dringt mich zu retten, wenn du die Uebermacht verabscheust die dich gefesselt hält, so rette mich! Die Augenblicke sind kostbar. Du bist des Allgewaltigen Sohn, und selbst gewaltig — Laß uns entfliehen! Ich kenne die Wege; die Mittel können dir nicht unbekannt seyn. Nur diese Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. Löse diese Bande, bringe mich zu ihnen und sey unser. Gewiß, der König dankt dir dereinst meine Rettung. Jetzt ist er überrascht, und vielleicht ist ihm alles unbekannt. Dein Vater wagt; und die Majestät muß das Geschehene billigen, wenn sie sich auch davor entsetzet. Du denkst? O denke mir den Weg der Freiheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig'! o schweige! Du vermehrst mit jedem Worte meine Verzweiflung. Hier ist kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das enge hält mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Brust. Ich habe selbst das Netz zusammengezogen; ich kenne die strengen festen Knoten; ich weiß wie jeder Kühnheit, jeder List die Wege verrennt sind; ich fühle mich mit dir und mit allen andern gefesselt. Würde ich klagen, hätte ich nicht alles versucht? Zu seinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebeten. Er schickte mich hierher, um alles was von Lebenslust

und Freude mit mir lebt, in diesem Augenblicke zu zerstören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont (mit dem Fuße stampfend). Keine Rettung! — — Süßes Leben! schöne freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens! von dir soll ich scheiden! So gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels gibst du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmst keinen eiligen Abschied, verkürzest nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehn, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entschlossen losreißen und sagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich soll daneben stehn, zusehn, dich nicht halten, nicht hindern können! O welche Stimme reichte zur Klage! Welches Herz flösse nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer?

Egmont. Fasse dich!

Ferdinand. Du kannst dich fassen, du kannst entsagen, den schweren Streit an der Hand der Nothwendigkeit heldenmäßig gehn. Was kann ich? Was soll ich? Du überwindest dich selbst und uns; du überstehst; ich überlebe dich und mich selbst. Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel

der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verwor-ren, trüb' scheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein sonderbares Schicksal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesschmerzen empfindet, für mich leidet, sieh mich in diesen Augenblicken an; du verlierst mich nicht. War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gerne betrachtetest; so sey es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen mir sie zeigte. Nun endigt sich das Leben wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb' auch du, mein Freund, gern und mit Lust, und scheue den Tod nicht.

Ferdinand. Du hättest dich für uns erhalten können, erhalten sollen. Du hast dich selber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über dich sprachen, feindselige, wohlwollende, sie stritten lang' über deinen Werth; doch endlich vereinigten sie sich, keiner wagt' es zu läugnen, jeder gestand: ja, er wandelt einen gefährlichen Weg. Wie oft wünscht' ich dich warnen zu können! Hattest du denn keine Freunde!

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich Punctweise alle diese Beschuldigungen wieder in der Anklage fand, und deine Antworten! Gut genug dich zu entschuldigen; nicht triftig genug dich von der Schuld zu befreien —

Egmont. Dieß sey bei Seite gelegt. Es glaubt der Mensch sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht — schwerer der Sorge für dieses Land! doch auch dafür wird gesorgt seyn. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volke Friede bringen, so fließt es willig. Leider wird's nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll. Kannst du die verderbende Gewalt deines Vaters aufhalten, lenken, so thu's. Wer wird das können? — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehn.

Egmont. Laß meine Leute dir auf's beste empfohlen seyn! Ich habe gute Menschen zu Dienern; daß sie nicht zerstreut, nicht unglücklich werden! Wie steht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er ist dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitschuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Noch Eins, und

dann leb' wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geist gewaltsam beschäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderstehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, so legt der Müde sich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern hätte. — Noch Eins — Ich kenne ein Mädchen; du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie dir empfehle, sterb' ich ruhig. Du bist ein edler Mann; ein Weib, das den Finder ist geborgen. Lebt mein alter Adolph? ist er frei?

Ferdinand. Der muntre Greis, der euch zu Pferde immer begleitete?

Egmont. Derselbe.

Ferdinand. Er lebt, er ist frei.

Egmont. Er weiß ihre Wohnung; laß dich von ihm führen, und lehn' ihm bis an sein Ende, daß er dir den Weg zu diesem Kleinode zeigt. — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont (ihn nach der Thür drängend). Leb wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abschied.

(Er begleitet Ferdinanden bis an die Thür, und reißt sich dort von ihm los. Ferdinand, verstört, entfernt sich eilend.)

Egmont (allein).

Feindſeliger Mann! Du glaubteſt nicht mir dieſe Wohlthat durch deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängſtlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es iſt vorbei, es iſt beſchloſſen! und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das ſchläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.

(Er ſetzt ſich aufs Ruhebett. Muſik.)

Süßer Schlaf! Du kommſt wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht, am willigſten. Du löſeſt die Knoten der ſtrengen Gedanken, vermiſcheſt alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnſinn, verſinken wir und hören auf zu ſeyn.

(Er entſchläft; die Muſik begleitet ſeinen Schlummer. Hinter ſeinem Lager ſcheint ſich die Mauer zu eröffnen, eine glänzende Erſcheinung zeigt ſich. Die Freiheit in himmliſchem Gewande, von einer Klarheit umfloſſen, ruht auf einer Wolke. Sie hat die Züge von Clärchen, und neigt ſich gegen den ſchlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, ſie ſcheint ihn zu beklagen. Bald faßt ſie ſich, und mit aufmunternder Geberde zeigt ſie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn froh ſeyn, und indem ſie ihm andeutet, daß ſein Tod den Provinzen die Freiheit verſchaffen werde, erkennt ſie ihn

als Sieger und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Wie sie sich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie einer der sich im Schlafe regt, dergestalt, daß er mit dem Gesicht aufwärts gegen sie liegt. Sie hält den Kranz über seinem Haupte schwebend: man hört ganz von weitem eine kriegerische Musik von Trommeln und Pfeifen: bei dem leisesten Laut derselben verschwindet die Erscheinung. Der Schall wird stärker. Egmont erwacht: das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erste Bewegung ist, nach dem Haupte zu greifen: er sieht auf und sieht sich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.)

Verschwunden ist der Kranz! Du schönes Bild, das Licht des Tages hat dich verscheuchet! Ja sie waren's, sie waren vereint, die beiden süßesten Freuden meines Herzens. Die göttliche Freiheit, von meiner Geliebten borgte sie die Gestalt; das reizende Mädchen kleidete sich in der Freundin himmlisches Gewand. In einem ernsten Augenblick erscheinen sie vereinigt, ernster als lieblich. Mit blutbefleckten Sohlen trat sie vor mir auf, die wehenden Falten des Saumes mit Blut befleckt. Es war mein Blut und vieler Edeln Blut. Nein, es war nicht umsonst vergossen. Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyrannen zusammen, und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg!

(Trommeln näher.)

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieser Schall

zum freien Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen rühmlichen Bahn! Auch ich schreite einem ehrenvollen Tode aus diesem Kerker entgegen: ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

(Der Hintergrund wird mit einer Reihe Spanischer Soldaten besetzt, welche Hellebarten tragen.)

Ja, führt sie nur zusammen! Schließt eure Reihen, ihr schreckt mich nicht. Ich bin gewohnt vor Speeren gegen Speere zu stehn, und, rings umgeben von dem drohenden Tod', das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.

(Trommeln)

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter; Freunde, höhern Muth! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder!

(Auf die Wache zeigend)

Und diese treibt ein hohles Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth. Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe.

(Trommeln. Wie er auf die Wache los und auf die Hinterthür zu geht, fällt der Vorhang: die Musik fällt ein und schließt mit einer Siegessymphonie das Stück.)

Bayerische Staatsbibliothek München

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Neunter Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Iphigenie auf Tauris.
Torquato Tasso.
Die natürliche Tochter.

Iphigenie auf Tauris.

Ein Schauspiel.

Personen.

Iphigenie.
Thoas, König der Taurier.
Orest.
Pylades.
Arkas.

Schauplatz.

Hain vor Dianens Tempel.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin ſtilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit ſchauderndem Gefühl,
Als wenn ich ſie zum Erſtenmal beträte,
Und es gewöhnt ſich nicht mein Geiſt hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im erſten, fremd.
Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten.
Und an dem Ufer ſteh' ich lange Tage
Das Land der Griechen mit der Seele ſuchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brauſend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geſchwiſtern
Ein einſam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächſte Glück vor ſeinen Lippen weg,
Ihm ſchwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach ſeines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerſt den Himmel vor ihm aufſchloß, wo

Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpften.
Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswerth.
Zu Hauf' und in dem Kriege herrscht der Mann
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen.
Ihn freuet der Besitz; ihn krönt der Sieg!
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet.
Wie eng-gebunden ist des Weibes Glück!
Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen,
Ist Pflicht und Trost; wie elend, wenn sie gar
Ein feindlich Schicksal in die Ferne treibt!
So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest.
O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin,
Dir meiner Retterin! Mein Leben sollte
Zu freiem Dienste dir gewidmet seyn.
Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verstoßne Tochter,
In deinen heil'gen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängstigtest,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
Von Troja's umgewandten Mauern rühmlich
Nach seinem Vaterland zurück begleitet,
Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
Die schönen Schätze, wohl erhalten hast;
So gib auch mich den Meinen endlich wieder,

Und rette mich, die du vom Tod' errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweyten Tode!

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Der König sendet mich hieher und heut
Der Priesterin Dianens Gruß und Heil.
Dieß ist der Tag, da Tauris seiner Göttin
Für wunderbare neue Siege dankt.
Ich eile vor dem König' und dem Heer,
Zu melden daß er kommt und daß es naht.

Iphigenie.

Wir sind bereit sie würdig zu empfangen,
Und unsre Göttin sieht willkomm'nem Opfer
Von Thoas Hand mit Gnadenblick entgegen.

Arkas.

O fänd' ich auch den Blick der Priesterin,
Der werthen, vielgeehrten, deinen Blick,
O heil'ge Jungfrau, heller, leuchtender,
Uns allen gutes Zeichen! Noch bedeckt
Der Gram geheimnißvoll dein Innerstes;
Vergebens harren wir schon Jahre lang
Auf ein vertraulich Wort aus deiner Brust.
So lang' ich dich an dieser Stätte kenne,
Ist dieß der Blick, vor dem ich immer schaudre;

Und wie mit Eisenbanden bleibt die Seele
In's Innerſte des Buſens dir geſchmiedet.

Iphigenie.

Wie's der Vertriebnen, der Verwaiſ'ten ziemt.

Arkas.

Scheinſt du dir hier vertrieben und verwaiſ't?

Iphigenie.

Kann uns zum Vaterland' die Fremde werden?

Arkas.

Und dir iſt fremd das Vaterland geworden.

Iphigenie.

Das iſt's, warum mein blutend Herz nicht heilt.
In erſter Jugend, da ſich kaum die Seele
An Vater, Mutter und Geſchwiſter band;
Die neuen Schößlinge, geſellt und lieblich,
Vom Fuß der alten Stämme himmelwärts
Zu dringen ſtrebten; leider faßte da
Ein fremder Fluch mich an und trennte mich
Von den Geliebten, riß das ſchöne Band
Mit ehrner Fauſt entzwey. Sie war dahin,
Der Jugend beſte Freude, das Gedeihn
Der erſten Jahre. Selbſt gerettet, war
Ich nur ein Schatten mir, und friſche Luſt
Des Lebens blüht in mir nicht wieder auf.

Arkas.

Wenn du dich ſo unglücklich nennen willſt,
So darf ich dich auch wohl undankbar nennen.

Iphigenie.

Dank habt ihr ſtets.

Arkas.

Doch nicht den reinen Dank,
Um deſſentwillen man die Wohlthat thut;
Den frohen Blick, der ein zufriednes Leben
Und ein geneigtes Herz dem Wirthe zeigt.
Als dich ein tief geheimnißvolles Schickſal
Vor ſo viel Jahren dieſem Tempel brachte,
Kam Thoas dir, als einer Gottergeb'nen,
Mit Ehrfurcht und mit Neigung zu begegnen,
Und dieſes Ufer ward dir hold und freundlich,
Das jedem Fremden ſonſt voll Grauſens war,
Weil niemand unſer Reich vor dir betrat,
Der an Dianens heil'gen Stufen nicht,
Nach altem Brauch, ein blutig Opfer, fiel.

Iphigenie.

Frei athmen macht das Leben nicht allein.
Weich Leben iſt's das an der heil'gen Stätte,
Gleich einem Schatten um ſein eigen Grab,
Ich nur vertrauern muß? Und nenn' ich das
Ein fröhlich ſelbſtbewußtes Leben, wenn
Uns jeder Tag, vergebens hingeträumt,
Zu jenen grauen Tagen vorbereitet,
Die an dem Ufer Lethe's ſelbſtvergeſſend,
Die Trauerſchaar der Abgeſchiednen feiert?
Ein unnütz Leben iſt ein früher Tod;
Dieß Frauenſchickſal iſt vor allen mein's.

Arkas.

Den edlen Stolz, daß du dir ſelbſt nicht g'nügeſt,
Verzeih' ich dir, ſo ſehr ich dich bedaure;
Er raubet den Genuß des Lebens dir.

Du haſt hier nichts gethan ſeit deiner Ankunft?
Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert?
Wer hat den alten grauſamen Gebrauch,
Daß am Altar Dianens jeder Fremde
Sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr,
Mit ſanfter Ueberredung aufgehalten,
Und die Gefangnen vom gewiſſen Tod'
In's Vaterland ſo oft zurückgeſchickt?
Hat nicht Diane, ſtatt erzürnt zu ſeyn,
Daß ſie der blut'gen alten Opfer mangelt,
Dein ſanft Gebet in reichem Maß erhört?
Umſchwebt mit frohem Fluge nicht der Sieg
Das Heer? und eilt er nicht ſogar voraus?
Und fühlt nicht jeglicher ein beſſer Loos,
Seitdem der König, der uns weiſ' und tapfer
So lang geführet, nun ſich auch der Milde
In deiner Gegenwart erfreut und uns
Des ſchweigenden Gehorſams Pflicht erleichtert?
Das nennſt du unnütz, wenn von deinem Weſen
Auf Tauſende herab ein Balſam träufelt?
Wenn du dem Volke, dem ein Gott dich brachte,
Des neuen Glückes ew'ge Quelle wirſt,
Und an dem unwirthbaren Todes-Ufer
Dem Fremden Heil und Rückkehr zubereiteſt?

Iphigenie.

Das Wenige verſchwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts ſieht, wie viel noch übrig bleibt.

Arkas.

Doch lobſt du den, der was er thut nicht ſchätzt?

Iphigenie.

Man tadelt den der ſeine Thaten wägt.

Arkas.

Auch den, der wahren Werth zu ſtolz nicht achtet,
Wie den, der falſchen Werth zu eitel hebt.
Glaub mir und hör' auf eines Mannes Wort,
Der treu und redlich dir ergeben iſt:
Wenn heut der König mit dir redet, ſo
Erleichtr' ihm das er dir zu ſagen denkt.

Iphigenie.

Du ängſteſt mich mit jedem guten Worte;
Oft wich ich ſeinem Antrag mühſam aus.

Arkas.

Bedenke was du thuſt und was dir nützt.
Seitdem der König ſeinen Sohn verloren,
Vertraut er Wenigen der Seinen mehr,
Und dieſen Wenigen nicht mehr wie ſonſt.
Mißgünſtig ſieht er jedes Edlen Sohn
Als ſeines Reiches Folger an, er fürchtet
Ein einſam hülfloſes Alter, ja vielleicht
Verwegnen Aufſtand und frühzeit'gen Tod.
Der Scythe ſetzt in's Reden keinen Vorzug,
Am wenigſten der König. Er, der nur
Gewohnt iſt zu befehlen und zu thun,
Kennt nicht die Kunſt von Weitem ein Geſpräch
Nach ſeiner Abſicht langſam fein zu lenken,
Erſchwer's ihm nicht durch ein rückhaltend Weigern,
Durch ein vorſetzlich Mißverſtehen. Geh
Gefällig ihm den halben Weg entgegen.

Iphigenie.

Soll ich beſchleunigen was mich bedroht?

Arkas.

Willst du sein Werben eine Drohung nennen?

Iphigenie.

Es ist die schrecklichste von allen mir.

Arkas.

Gib ihm für seine Neigung nur Vertraun.

Iphigenie.

Wenn er von Furcht erst meine Seele löst.

Arkas.

Warum verschweigst du deine Herkunft ihm?

Iphigenie.

Weil einer Priesterin Geheimniß ziemt.

Arkas.

Dem König sollte nichts Geheimniß seyn;
Und ob er's gleich nicht fordert, fühlt er's doch
Und fühlt es tief in seiner großen Seele,
Daß du sorgfältig dich vor ihm verwahrst.

Iphigenie.

Nährt er Verdruß und Unmuth gegen mich?

Arkas.

So scheint es fast. Zwar schweigt er auch von dir;
Doch haben hingeworfne Worte mich
Belehrt, daß seine Seele fest den Wunsch
Ergriffen hat dich zu besitzen. Laß,
O überlaß ihn nicht sich selbst! damit
In seinem Busen nicht der Unmuth reife
Und dir Entsetzen bringe, du zu spät
An meinen treuen Rath mit Reue denkest.

Iphigenie.

Wie? Sinnt der König, was kein edler Mann,
Der seinen Namen liebt und dem Verehrung
Der Himmlischen den Busen bändiget,
Je denken sollte? Sinnt er vom Altar
Mich in sein Bette mit Gewalt zu ziehn?
So ruf' ich alle Götter und vor allen
Dianen, die entschloss'ne Göttin, an,
Die ihren Schutz der Priesterin gewiß
Und Jungfrau einer Jungfrau gern gewährt.

Arkas.

Sey ruhig! Ein gewaltsam neues Blut
Treibt nicht den König, solche Jünglingsthat
Verwegen auszuüben. Wie er sinnt,
Befürcht' ich andern harten Schluß von ihm,
Den unaufhaltbar er vollenden wird:
Denn seine Seel' ist fest und unbeweglich.
Drum bitt' ich dich, vertrau' ihm, sey ihm dankbar,
Wenn du ihm weiter nichts gewähren kannst.

Iphigenie.

O sage was dir weiter noch bekannt ist.

Arkas.

Erfahr's von ihm. Ich seh' den König kommen;
Du ehrst ihn, und dich heißt dein eigen Herz,
Ihm freundlich und vertraulich zu begegnen.
Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt.

Iphigenie (allein).

Zwar seh' ich nicht,

Wie ich dem Rath des Treuen folgen ſoll;
Doch folg' ich gern der Pflicht, dem Könige
Für ſeine Wohlthat gutes Wort zu geben,
Und wünſche mir daß ich dem Mächtigen,
Was ihm gefällt, mit Wahrheit ſagen möge.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Mit königlichen Gütern ſegne dich
Die Göttin! Sie gewähre Sieg und Ruhm
Und Reichthum und das Wohl der Deinigen
Und jedes frommen Wunſches Fülle dir!
Daß, der du über Viele ſorgend herrſcheſt,
Du auch vor Vielen ſeltnes Glück genießeſt.

Thoas.

Zufrieden wär ich wenn mein Volk mich rühmte:
Was ich erwarb, genießen andre mehr
Als ich. Der iſt am glücklichſten, er ſey
Ein König oder ein Geringer, dem
In ſeinem Hauſe Wohl bereitet iſt.
Du nahmeſt Theil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den letzten, beſten, von der Seite riß.
So lang' die Rache meinen Geiſt beſaß,
Empfand ich nicht die Oede meiner Wohnung;
Doch jetzt, da ich befriedigt wiederkehre,
Ihr Reich zerſtört, mein Sohn gerochen iſt,

Bleibt mir zu Hauſe nichts das mich ergetze.
Der fröhliche Gehorſam, den ich ſonſt
Aus einem jeden Auge blicken ſah,
Iſt nun von Sorg' und Unmuth ſtill gedämpft.
Ein jeder ſinnt was künftig werden wird,
Und folgt dem Kinderloſen, weil er muß.
Nun komm' ich heut in dieſen Tempel, den
Ich oft betrat um Sieg zu bitten und
Für Sieg zu danken. Einen alten Wunſch
Trag' ich im Buſen, der auch dir nicht fremd,
Noch unerwartet iſt: ich hoffe, dich
Zum Segen meines Volks und mir zum Segen,
Als Braut in meine Wohnung einzuführen.

Iphigenie.

Der Unbekannten bieteſt du zu viel,
O König, an. Es ſteht die Flüchtige
Beſchämt vor dir, die nichts an dieſem Ufer
Als Schutz und Ruhe ſucht, die du ihr gabſt.

Thoas.

Daß du in das Geheimniß deiner Ankunft
Vor mir wie vor dem Letzten ſtets dich hülleſt,
Wär' unter keinem Volke recht und gut.
Dieß Ufer ſchreckt die Fremden: das Geſetz
Gebietet's und die Noth. Allein von dir,
Die jedes frommen Rechts genießt, ein wohl
Von uns empfangener Gaſt, nach eignem Sinn
Und Willen, ihres Tages ſich erfreut,
Von dir hofft' ich Vertrauen, das der Wirth
Für ſeine Treue wohl erwarten darf.

Iphigenie.

Verbarg ich meiner Eltern Namen und

Mein Haus, o König, war's Verlegenheit,
Nicht Mißtrau'n. Denn vielleicht, ach wüßtest du
Wer vor dir steht, und welch verwünschtes Haupt
Du nährst und schützest, ein Entsetzen faßte
Dein großes Herz mit seltnem Schauer an,
Und statt die Seite deines Thrones mir
Zu bieten, triebest du mich vor der Zeit
Aus deinem Reiche; ließest mich vielleicht,
Eh' zu den Meinen frohe Rückkehr mir
Und meiner Wandrung Ende zugedacht ist,
Dem Elend zu, das jeden Schweifenden,
Von seinem Hauf' Vertriebnen überall
Mit kalter fremder Schreckenshand erwartet.

Thoas.

Was auch der Rath der Götter mit dir sey,
Und was sie deinem Hauf' und dir gedenken;
So fehlt es doch, seitdem du bei uns wohnst
Und eines frommen Gastes Recht genießest,
An Segen nicht, der mir von oben kommt.
Ich möchte schwer zu überreden seyn,
Daß ich an dir ein schuldvoll Haupt beschütze.

Iphigenie.

Dir bringt die Wohlthat Segen, nicht der Gast.

Thoas.

Was man Verruchten thut wird nicht gesegnet.
Drum endige dein Schweigen und dein Weigern;
Es fordert dieß kein ungerechter Mann.
Die Göttin übergab dich meinen Händen;
Wie du ihr heilig warst, so warst du's mir.
Auch sey ihr Wink noch künftig mein Gesetz:
Wenn du nach Hause Rückkehr hoffen kannst,

So ſprech ich dich von aller Fordrung los.
Doch iſt der Weg auf ewig dir verſperrt,
Und iſt dein Stamm vertrieben, oder durch
Ein ungeheures Unheil ausgelöſcht,
So biſt du mein durch mehr als Ein Geſetz.
Sprich offen! und du weißt, ich halte Wort.

Iphigenie.

Vom alten Bande löſet ungern ſich
Die Zunge los, ein lang verſchwiegenes
Geheimniß endlich zu entdecken. Denn
Einmal vertraut, verläßt es ohne Rückkehr
Des tiefen Herzens ſichre Wohnung, ſchadet,
Wie es die Götter wollen, oder nützt.
Vernimm! Ich bin aus Tantalus Geſchlecht.

Thoas.

Du ſprichſt ein großes Wort gelaſſen aus.
Nennſt du Den deinen Ahndern, den die Welt
Als einen ehmals Hochbegnadigten
Der Götter kennt? Iſt's jener Tantalus,
Den Jupiter zu Rath und Tafel zog,
An deſſen alterfahrnen, vielen Sinn
Verknüpfenden Geſprächen Götter ſelbſt,
Wie an Orakelſprüchen, ſich ergetzten?

Iphigenie.

Er iſt es; aber Götter ſollten nicht
Mit Menſchen, wie mit ihres Gleichen, wandeln;
Das ſterbliche Geſchlecht iſt viel zu ſchwach
In ungewohnter Höhe nicht zu ſchwindeln.
Unedel war er nicht und kein Verräther;
Allein zum Knecht zu groß, und zum Geſellen
Des großen Donn'rers nur ein Menſch. So war

Auch ſein Vergehen menſchlich; ihr Gericht
War ſtreng, und Dichter ſingen: Uebermuth
Und Untreu ſtürzten ihn von Jovis Tiſch
Zur Schmach des alten Tartarus hinab.
Ach und ſein ganz Geſchlecht trug ihren Haß!

Thoas.

Trug es die Schuld des Ahnherrn oder eigne?

Iphigenie.

Zwar die gewalt'ge Bruſt und der Titanen
Kraftvolles Mark war ſeiner Söhn' und Enkel
Gewiſſes Erbtheil; doch es ſchmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem ſcheuen düſtern Blick;
Zur Wuth ward ihnen jegliche Begier,
Und gränzenlos drang ihre Wuth umher.
Schon Pelops, der Gewaltig-wollende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb
Sich durch Verrath und Mord das ſchönſte Weib,
Oenomaus Erzeugte, Hippodamien.
Sie bringt den Wünſchen des Gemahls zwey Söhne,
Thyeſt und Atreus. Neidiſch ſehen ſie
Des Vaters Liebe zu dem erſten Sohn
Aus einem andern Bette wachſend an.
Der Haß verbindet ſie, und heimlich wagt
Das Paar im Brudermord die erſte That.
Der Vater wähnet Hippodamien
Die Mörderin, und grimmig fordert er
Von ihr den Sohn zurück, und ſie entleibt
Sich ſelbſt —

Thoas.

Du ſchweigeſt? Fahre fort zu reden!
Laß dein Vertrau'n dich nicht gereuen! Sprich!

Iphigenie.

Wohl dem, der ſeiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und ſtill ſich freuend
An's Ende dieſer ſchönen Reihe ſich
Geſchloſſen ſieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erſt eine Reihe Böſer oder Guter
Bringt endlich das Entſetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor. — Nach ihres Vaters Tode
Gebieten Atreus und Thyeſt der Stadt,
Gemeinſam herrſchend. Lange konnte nicht
Die Eintracht dauern. Bald entehrt Thyeſt
Des Bruders Bette. Rächend treibet Atreus
Ihn aus dem Reiche. Tückiſch hatte ſchon
Thyeſt, auf ſchwere Thaten ſinnend, lange
Dem Bruder einen Sohn entwandt und heimlich
Ihn als den ſeinen ſchmeichelnd auferzogen.
Dem füllet er die Bruſt mit Wuth und Rache
Und ſendet ihn zur Königsſtadt, daß er
Im Oheim ſeinen eignen Vater morde.
Des Jünglings Vorſatz wird entdeckt: der König
Straft grauſam den geſandten Mörder, wähnend,
Er tödte ſeines Bruders Sohn. Zu ſpät
Erfährt er, wer vor ſeinen trunknen Augen
Gemartert ſtirbt; und die Begier der Rache
Aus ſeiner Bruſt zu tilgen, ſinnt er ſtill
Auf unerhörte That. Er ſcheint gelaſſen,

Gleichgültig und versöhnt, und lockt den Bruder
Mit seinen beiden Söhnen in das Reich
Zurück, ergreift die Knaben, schlachtet sie,
Und setzt die eklе schaudervolle Speise
Dem Vater bei dem ersten Mahle vor.
Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmuth ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Thüre schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend
Ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin. —
Du wendest schaudernd dein Gesicht, o König:
So wendete die Sonn' ihr Antlitz weg
Und ihren Wagen aus dem ew'gen Gleise.
Dieß sind die Ahnherrn deiner Priesterin;
Und viel unseliges Geschick der Männer,
Viel Thaten des verwirrnen Sinnes deckt
Die Nacht mit schweren Fittigen und läßt
Uns nur die grauenvolle Dämmrung sehn.

Thoas.

Verbirg sie schweigend auch. Es sey genug
Der Gräuel! Sage nun, durch welch ein Wunder
Von diesem wilden Stamme du entsprangst.

Iphigenie.

Des Atreus ältrer Sohn war Agamemnon:
Er ist mein Vater. Doch ich darf es sagen,
In ihm hab' ich seit meiner ersten Zeit
Ein Muster des vollkommnen Manns gesehn.
Ihm brachte Klytämnestra mich, den Erstling
Der Liebe, dann Elektren. Ruhig herrschte
Der König, und es war dem Hause Tantals

Die lang' entbehrte Raſt gewährt. Allein
Es mangelte dem Glück der Eltern noch
Ein Sohn, und kaum war dieſer Wunſch erfüllt,
Daß zwiſchen beiden Schweſtern nun Oreſt
Der Liebling wuchs, als neues Uebel ſchon
Dem ſichern Hauſe zubereitet war.
Der Ruf des Krieges iſt zu euch gekommen,
Der, um den Raub der ſchönſten Frau zu rächen,
Die ganze Macht der Fürſten Griechenlands
Um Trojens Mauern lagerte. Ob ſie
Die Stadt gewonnen, ihrer Rache Ziel
Erreicht, vernahm ich nicht. Mein Vater führte
Der Griechen Heer. In Aulis harrten ſie
Auf günſt'gen Wind vergebens: denn Diane,
Erzürnt auf ihren großen Führer, hielt
Die Eilenden zurück und forderte
Durch Kalchas Mund des Königs älteſte Tochter.
Sie lockten mit der Mutter mich in's Lager;
Sie riſſen mich vor den Altar und weihten
Der Göttin dieſes Haupt. — Sie war verſöhnt:
Sie wollte nicht mein Blut, und hüllte rettend
In eine Wolke mich; in dieſem Tempel
Erkannt' ich mich zuerſt vom Tode wieder.
Ich bin es ſelbſt, bin Iphigenie,
Des Atreus Enkel, Agamemnons Tochter,
Der Göttin Eigenthum, die mit dir ſpricht.

Thoas.

Mehr Vorzug und Vertrauen geb' ich nicht
Der Königstochter als der Unbekannten.
Ich wiederhole meinen erſten Antrag:
Komm, folge mir und theile was ich habe.

Iphigenie.

Wie darf ich solchen Schritt, o König, wagen?
Hat nicht die Göttin, die mich rettete,
Allein das Recht auf mein geweihtes Leben?
Sie hat für mich den Schutzort ausgesucht,
Und sie bewahrt mich einem Vater, den
Sie durch den Schein genug gestraft, vielleicht
Zur schönsten Freude seines Alters hier.
Vielleicht ist mir die frohe Rückkehr nah;
Und ich, auf ihren Weg nicht achtend, hätte
Mich wider ihren Willen hier gefesselt?
Ein Zeichen hat ich wenn ich bleiben sollte.

Thoas.

Das Zeichen ist, daß du noch hier verweilst.
Such' Ausflucht solcher Art nicht ängstlich auf.
Man spricht vergebens viel, um zu versagen;
Der andre hört von allem nur das Nein.

Iphigenie.

Nicht Worte sind es, die nur blenden sollen;
Ich hab' dir mein tiefstes Herz entdeckt.
Und sagst du dir nicht selbst, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geschwistern mich entgegen
Mit ängstlichen Gefühlen sehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Noch manchmal stille meinen Namen lispelt,
Die Freude, wie um eine Neugeborne,
Den schönsten Kranz von Säul' an Säulen schlinge.
O sendetest du mich auf Schiffen hin!
Du gäbest mir und allen neues Leben.

Thoas.

So kehr' zurück! Thu' was dein Herz dich heißt,

Und höre nicht die Stimme guten Raths
Und der Vernunft. Sey ganz ein Weib und gib
Dich hin dem Triebe, der dich zügellos
Ergreift und dahin oder dorthin reißt.
Wenn ihnen eine Luft im Busen brennt,
Hält vom Verräther sie kein heilig Band,
Der sie dem Vater oder dem Gemahl
Aus langbewährten, treuen Armen lockt;
Und schweigt in ihrer Brust die rasche Gluth,
So dringt auf sie vergebens treu und mächtig
Der Ueberredung goldne Zunge los.

Iphigenie.

Gedenk, o König, deines edeln Wortes!
Willst du mein Zutrau'n so erwiedern? Du
Schienst vorbereitet alles zu vernehmen.

Thoas.

Auf's Ungehoffte war ich nicht bereitet;
Doch sollt' ich's auch erwarten: wußt' ich nicht
Daß ich mit einem Weibe handeln ging?

Iphigenie.

Schilt nicht, o König, unser arm Geschlecht.
Nicht herrlich wie die euern, aber nicht
Unedel sind die Waffen eines Weibes.
Glaub' es, darin bin ich dir vorzuziehn,
Daß ich dein Glück mehr als du selber kenne.
Du wähnest, unbekannt mit dir und mir,
Ein näher Band werd' uns zum Glück vereinen.
Voll guten Muthes, wie voll guten Willens,
Dringst du in mich daß ich mich fügen soll;
Und hier dank' ich den Göttern, daß sie mir

Die Feindseligkeit gegeben, dieses Bündniß
Nicht einzugehen, das sie nicht gebilligt.

Thoas.

Es spricht kein Gott; es spricht dein eignes Herz.

Iphigenie.

Sie reden nur durch unser Herz zu uns.

Thoas.

Und hab' Ich, sie zu hören, nicht das Recht?

Iphigenie.

Es überdraust der Sturm die zarte Stimme.

Thoas.

Die Priesterin vernimmt sie wohl allein?

Iphigenie.

Vor allen andern merke sie der Fürst.

Thoas.

Dein heilig Amt und dein geerbtes Recht
An Jovis Tisch bringt dich den Göttern näher,
Als einen erdgebornen Wilden.

Iphigenie.

So
Büß' ich nun das Vertrau'n, das du erzwangst.

Thoas.

Ich bin ein Mensch; und besser ist's, wir enden.
So bleibe denn mein Wort: Sey Priesterin
Der Göttin, wie sie dich erkoren hat;
Doch mir verzeih' Diane daß ich ihr,
Bisher mit Unrecht und mit innerm Vorwurf,
Die alten Opfer vorenthalten habe.
Kein Fremder nahet glücklich unserm Ufer;
Von Alters her ist ihm der Tod gewiß.
Nur du hast mich mit einer Freundlichkeit,

In der ich bald der zarten Tochter Liebe,
Bald stille Neigung einer Braut zu sehn
Mich tief erfreute, wie mit Zauberbanden
Gefesselt, daß ich meiner Pflicht vergaß.
Du hattest mir die Sinnen eingewiegt,
Das Murren meines Volks vernahm ich nicht;
Nun rufen sie die Schuld von meines Sohnes
Frühzeit'gem Tode lauter über mich.
Um deinetwillen halt' ich länger nicht
Die Menge, die das Opfer dringend fordert.

Iphigenie.

Um meinetwillen hab ich's nie begehrt.
Der mißversteht die Himmlischen, der sie
Blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur
Die eignen grausamen Begierden an.
Entzog die Göttin mich nicht selbst dem Priester?
Ihr war mein Dienst willkommner, als mein Tod.

Thoas.

Es ziemt sich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft
Nach unserm Sinn zu deuten und zu lenken,
Thu deine Pflicht, ich werde meine thun.
Zwey Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Versteckt gefunden, und die meinem Lande
Nichts Gutes bringen, sind in meiner Hand.
Mit diesen nehme deine Göttin wieder
Ihr erstes, rechtes, lang entbehrtes Opfer!
Ich sende sie hierher; du weißt den Dienst.

Vierter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Du haſt Wolken, gnädige Retterin,
Einzuhüllen unſchuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geſchick ſie
Aus den Armen, über das Meer,
Ueber der Erde weiteſte Strecken
Und wohin es dir gut dünkt zu tragen.
Weiſe biſt du und ſieheſt das Künftige;
Nicht vorüber iſt dir das Vergangne,
Und dein Blick ruht über den Deinen
Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
Ueber der Erde ruhet und waltet.
O enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Geſtalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böſe Stunden lauern und ſchrecken.
Denn die Unſterblichen lieben der Menſchen
Weit verbreitete gute Geſchlechter,
Und ſie friſten das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anſchau'n
Eine Weile gönnen und laſſen.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Orest. Pylades.

Orest.

Es ist der Weg des Todes, den wir treten:
Mit jedem Schritt wird meine Seele stiller.
Als ich Apollen bat, das gräßliche
Geleit der Rachegeister von der Seite
Mir abzunehmen, schien er Hülf und Rettung
Im Tempel seiner vielgeliebten Schwester,
Die über Tauris herrscht, mit hoffnungsreichen
Gewissen Götterworten zu versprechen;
Und nun erfüllet sich's, daß alle Noth
Mit meinem Leben völlig enden soll.
Wie leicht wird's mir, dem eine Götterhand
Das Herz zusammendrückt, den Sinn betäubt,
Dem schönen Licht der Sonne zu entsagen.
Und sollen Atreus Enkel in der Schlacht
Ein siegbekröntes Ende nicht gewinnen;
Soll ich wie meine Ahnen, wie mein Vater,
Als Opferthier im Jammertode bluten:

So ſey es! Beſſer hier vor dem Altar,
Als im verworfnen Winkel, wo die Netze
Der nahverwandte Meuchelmörder ſtellt.
Laßt mir ſo lange Ruh', ihr Unterird'ſchen,
Die nach dem Blut' ihr, das von meinen Tritten
Hernieder träufelnd meinen Pfad bezeichnet,
Wie losgelaßne Hunde ſpürend hetzt.
Laßt mich, ich komme bald zu euch hinab;
Das Licht des Tags ſoll euch nicht ſehn, noch mich.
Der Erde ſchöner grüner Teppich ſoll
Kein Tummelplatz für Larven ſeyn. Dort unten
Such' ich euch auf: dort binden alle dann
Ein gleich Geſchick in ew'ge matte Nacht.
Nur dich, mein Pylades, dich, meiner Schuld
Und meines Banns unſchuldigen Genoſſen,
Wie ungern nehm' ich dich in jenes Trauerland
Frühzeitig mit! Dein Leben oder Tod
Gibt mir allein noch Hoffnung oder Furcht.

Pylades.

Ich bin noch nicht, Oreſt, wie du bereit,
In jenes Schattenreich hinabzugehn.
Ich ſinne noch, durch die verworrnen Pfade,
Die nach der ſchwarzen Nacht zu führen ſcheinen,
Uns zu dem Leben wieder aufzuwinden.
Ich denke nicht den Tod; ich ſinn' und horche,
Ob nicht zu irgend einer frohen Flucht
Die Götter Rath und Wege zubereiten.
Der Tod, gefürchtet oder ungefürchtet,
Kommt unaufhaltſam. Wenn die Prieſterin
Schon, unſre Locken weihend abzuſchneiden,
Die Hand erhebt, ſoll dein' und meine Rettung

Mein einziger Gedanke ſeyn. Erhebe
Von dieſem Unmuth deine Seele; zweifelnd
Beſchleunigeſt du die Gefahr. Apoll
Gab uns das Wort: im Heiligthum der Schweſter
Sey Troſt und Hülf' und Rückkehr dir bereitet.
Der Götter Worte ſind nicht doppelſinnig,
Wie der Gedrückte ſie im Unmuth wähnt.

Oreſt.

Des Lebens dunkle Decke breitete
Die Mutter ſchon mir um das zarte Haupt,
Und ſo wuchs ich herauf, ein Ebenbild
Des Vaters, und es war mein ſtummer Blick
Ein bittrer Vorwurf ihr und ihrem Buhlen.
Wie oft, wenn ſtill Elektra meine Schweſter
Am Feuer in der tiefen Halle ſaß,
Drängt' ich beklommen mich an ihren Schoos,
Und ſtarrte, wie ſie bitter weinte, ſie
Mit großen Augen an. Dann ſagte ſie
Von unſerm hohen Vater viel: wie ſehr
Verlangt' ich ihn zu ſehn, bei ihm zu ſeyn!
Mich wünſcht' ich bald nach Troja, ihn bald her.
Es kam der Tag —

Pylades.

O laß von jener Stunde
Sich Höllengeiſter nächtlich unterhalten!
Uns gebe die Erinnrung ſchöner Zeit
Zu friſchem Heldenlaufe neue Kraft.
Die Götter brauchen manchen guten Mann
Zu ihrem Dienſt auf dieſer weiten Erde.
Sie haben noch auf dich gezählt; ſie gaben

Dich nicht dem Vater zum Geleite mit,
Da er unwillig nach dem Orcus ging.

Oreſt.

O wär' ich, ſeinen Saum ergreifend, ihm
Gefolgt!

Pylades.

So haben die, die dich erbleiten,
Für mich geſorgt: denn was ich worden wäre,
Wenn du nicht lebteſt, kann ich mir nicht denken;
Da ich mit dir und deinetwillen nur
Seit meiner Kindheit leb' und leben mag.

Oreſt.

Erinnre mich nicht jener ſchönen Tage,
Da mir dein Haus die freie Stätte gab
Dein edler Vater klug und liebevoll
Die halberſtarrte junge Blüthe pflegte;
Da du ein immer munterer Geſelle,
Gleich einem leichten bunten Schmetterling'
Um eine dunkle Blume, jeden Tag
Um mich mit neuem Leben gaukelteſt,
Mir deine Luſt in meine Seele ſpieleſt,
Daß ich, vergeſſend meiner Noth, mit dir
In raſcher Jugend hingeriſſen ſchwärmte.

Pylades.

Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.

Oreſt.

Sag: meine Noth begann, und du ſprichſt wahr.
Das iſt das Aengſtliche von meinem Schickſal,
Daß ich, wie ein verpeſteter Vertriebner,
Geheimen Schmerz und Tod im Buſen trage;
Daß, wo ich den geſund'ſten Ort betrete,

Gar bald um mich die blühenden Geſichter
Den Schmerzenszug langſamen Tod's verrathen.

Pylades.

Der Nächſte wär' ich dieſen Tod zu ſterben,
Wenn je dein Hauch, Oreſt, vergiftete.
Bin ich nicht immer noch voll Muth und Luſt?
Und Luſt und Liebe ſind die Fittige
Zu großen Thaten.

Oreſt.

Große Thaten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir ſie vor uns ſahn!
Wenn wir zuſammen oft dem Wilde nach
Durch Berg' und Thäler rannten, und dereinſt
An Bruſt und Fauſt dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer ſo,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
Und dann wir Abends an der weiten See
Uns an einander lehnend ruhig ſaßen,
Die Wellen bis zu unſern Füßen ſpielten,
Die Welt ſo weit, ſo offen vor uns lag;
Da fuhr wohl Einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Thaten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

Pylades.

Unendlich iſt das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede That
So groß gleich thun als wie ſie wächſ't und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geſchlechter
Der Mund der Dichter ſie vermehrend wälzt.
Es klingt ſo ſchön was unſre Väter thaten,
Wenn es in ſtillen Abendſchatten ruhend

Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schärft;
Und was wir thun ist, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk!
So laufen wir nach dem was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges den wir treten,
Und sehen neben uns der Ahnherrn Tritte
Und ihres Erdelebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.
Ich halte nichts von dem, der von sich denkt
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte.
Allein, o Jüngling, danke du den Göttern,
Daß sie so früh durch dich so viel gethan.

Oreſt.

Wenn sie dem Menschen frohe That bescheren
Daß er ein Unheil von den Seinen wendet,
Daß er sein Reich vermehrt, die Gränzen sichert,
Und alle Feinde fallen oder fliehn;
Dann mag er danken! denn ihm hat ein Gott
Des Lebens erste, letzte Lust gegönnt.
Mich haben sie zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mutter,
Und, eine Schandthat schändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zu Grund' gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet,
Und ich, der Letzte, soll nicht schuldlos, soll
Nicht ehrenvoll vergehn.

Pylades.

Die Götter rächen
Der Väter Missethat nicht an dem Sohn;

Ein jeglicher, gut oder böſe, nimmt
Sich ſeinen Lohn mit ſeiner That hinweg.
Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.

Oreſt.

Uns führt ihr Segen, dünkt mich, nicht hierher.

Pylades.

Doch wenigſtens der hohen Götter Wille.

Oreſt.

So iſt's ihr Wille denn, der uns verderbt.

Pylades.

Thu' was ſie dir geboten und erwarte.
Bringſt du die Schweſter zu Apollen hin,
Und wohnen beide dann vereint zu Delphi,
Verehrt von einem Volk das edel denkt;
So wird für dieſe That das hohe Paar
Dir gnädig ſeyn, ſie werden aus der Hand
Der Unterird'ſchen dich erretten. Schon
In dieſen heil'gen Hain wagt keine ſich.

Oreſt.

So hab' ich wenigſtens geruh'gen Tod.

Pylades.

Ganz anders denk' ich, und nicht ungeſchickt
Hab' ich das ſchon Geſcheh'ne mit dem Künft'gen
Verbunden und im Stillen ausgelegt.
Vielleicht reift in der Götter Rath ſchon lange
Das große Werk. Diana ſehnet ſich
Von dieſem rauhen Ufer der Barbaren
Und ihren blut'gen Menſchenopfern weg.
Wir waren zu der ſchönen That beſtimmt,
Uns wird ſie auferlegt, und ſeltſam ſind
Wir an der Pforte ſchon gezwungen hier.

Oreſt.

Mit ſeltner Kunſt flichtſt du der Götter Rath
Und deine Wünſche klug in Eins zuſammen.

Pylades.

Was iſt des Menſchen Klugheit, wenn ſie nicht
Auf Jener Willen droben achtend lauſcht?
Zu einer ſchweren That beruft ein Gott
Den edeln Mann, der viel verbrach, und legt
Ihm auf was uns unmöglich ſcheint zu enden.
Es ſiegt der Held, und büßend dienet er
Den Göttern und der Welt, die ihn verehrt.

Oreſt.

Bin ich beſtimmt zu leben und zu handeln,
So nehm' ein Gott von meiner ſchweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem ſchlüpfrigen,
Mit Mutterblut beſprengten Pfade fort
Mich zu den Todten reißt. Er trockne gnädig
Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
Entgegen ſprudelnd, ewig mich befleckt.

Pylades.

Erwart' es ruhiger! Du mehrſt das Uebel
Und nimmſt das Amt der Furien auf dich,
Laß mich nur ſinnen, bleibe ſtill! Zuletzt,
Bedarf's zur That vereinter Kräfte, dann
Ruf' ich dich auf, und beide ſchreiten wir
Mit überlegter Kühnheit zur Vollendung.

Oreſt.

Ich hör' Ulyſſen reden.

Pylades.

Spotte nicht.
Ein jeglicher muß ſeinen Helden wählen,

Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet. Laß es mich geſtehn:
Mir ſcheinen Liſt und Klugheit nicht den Mann
Zu ſchänden, der ſich kühnen Thaten weiht.

Oreſt.

Ich ſchätze den, der tapfer iſt und g'rad.

Pylades.

Drum hab' ich keinen Rath von dir verlangt.
Schon iſt ein Schritt gethan. Von unſern Wächtern
Hab' ich bisher gar Vieles ausgelockt.
Ich weiß, ein fremdes, göttergleiches Weib
Hält jenes blutige Geſetz gefeſſelt;
Ein reines Herz und Weihrauch und Gebet
Bringt ſie den Göttern dar. Man rühmet hoch
Die Gütige; man glaubet, ſie entſprinze
Vom Stamm der Amazonen, ſey geflohn,
Um einem großen Uebel zu entgehn.

Oreſt.

Es ſcheint ihr lichtes Reich verlor die Kraft
Durch des Verbrechers Nähe, den der Fluch
Wie eine breite Nacht verfolgt und deckt.
Die fromme Blutgier löſ't den alten Brauch
Von ſeinen Feſſeln los, uns zu verderben.
Der wilde Sinn des Königs tödtet uns;
Ein Weib wird uns nicht retten, wenn er zürnt.

Pylades.

Wohl uns, daß es ein Weib iſt! denn ein Mann,
Der beſte ſelbſt, gewöhnet ſeinen Geiſt
An Grauſamkeit, und macht ſich auch zuletzt
Aus dem, was er verabſcheut, ein Geſetz,
Wird aus Gewohnheit hart und faſt unkenntlich.

Allein ein Weib bleibt ſtät auf Einem Sinn
Den ſie gefaßt. Du rechneſt ſicherer
Auf ſie im Guten wie im Böſen. — Still!
Sie kommt; laß uns allein. Ich darf nicht gleich
Ihr unſre Namen nennen, unſer Schickſal
Nicht ohne Rückhalt ihr vertrau'n. Du gehſt,
Und eh' ſie mit dir ſpricht, treff' ich dich noch.

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Iphigenie.

Woher du ſeyſt und kommſt, o Fremdling, ſprich!
Mir ſcheint es, daß ich eher einem Griechen
Als einem Scythen dich vergleichen ſoll.
(Sie nimmt ihm die Ketten ab.)
Gefährlich iſt die Freiheit, die ich gebe;
Die Götter wenden ab was euch bedroht!

Pylades.

O ſüße Stimme! Vielwillkommner Ton
Der Mutterſprach' in einem fremden Lande!
Des väterlichen Hafens blaue Berge
Seh' ich Gefangner neu willkommen wieder
Vor meinen Augen. Laß dir dieſe Freude
Verſichern, daß auch ich ein Grieche bin!
Vergeſſen hab' ich einen Augenblick,
Wie ſehr ich dein bedarf, und meinen Geiſt
Der herrlichen Erſcheinung zugewendet.
O ſage, wenn dir ein Verhängniß nicht

Die Lippe ſchließt, aus welchem unſrer Stämme
Du deine göttergleiche Herkunft zählſt.

Iphigenie.

Die Prieſterin, von ihrer Göttin ſelbſt
Gewählet und geheiligt, ſpricht mit dir.
Das laß dir g'nügen; ſage, wer du ſeyſt
Und welch unſelig-waltendes Geſchick
Mit dem Gefährten dich hierher gebracht.

Pylades.

Leicht kann ich dir erzählen, welch ein Uebel
Mit laſtender Geſellſchaft uns verfolgt.
O könnteſt du der Hoffnung frohen Blick
Uns auch ſo leicht, du Göttliche, gewähren!
Aus Kreta ſind wir, Söhne des Adraſts:
Ich bin der jüngſte, Cephalus genannt,
Und er Laodamas, der älteſte
Des Hauſes. Zwiſchen uns ſtand rauh und wild
Ein mittlerer, und trennt ſchon im Spiel
Der erſten Jugend Einigkeit und Luſt.
Gelaſſen folgten wir der Mutter Worten,
So lang' des Vaters Kraft vor Troja ſtritt;
Doch als er heutereich zurücke kam
Und kurz darauf verſchied, da trennte bald
Der Streit um Reich und Erbe die Geſchwiſter.
Ich neigte mich zum Aelteſten. Er erſchlug
Den Bruder. Um der Blutſchuld willen treibt
Die Furie gewaltig ihn umher.
Doch dieſem wilden Ufer ſendet uns
Apoll, der Delphiſche, mit Hoffnung zu.
Im Tempel ſeiner Schweſter hieß er uns
Der Hülfe ſegensvolle Hand erwarten.

Gefangen ſind wir und hierher gebracht,
Und dir als Opfer dargeſtellt. Du weißt's.

Iphigenie.

Fiel Troja? Theurer Mann, verſichr' es mir.

Pylades.

Es liegt. O ſich're du uns Rettung zu!
Beſchleunige die Hülfe, die ein Gott
Verſprach. Erbarme meines Bruders dich.
O ſag' ihm bald ein gutes holdes Wort;
Doch ſchone ſeiner wenn du mit ihm ſprichſt,
Das bitt' ich eifrig: denn es wird gar leicht
Durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung
Sein Innerſtes ergriffen und zerrüttet.
Ein fieberhafter Wahnſinn fällt ihn an,
Und ſeine ſchöne freie Seele wird
Den Furien zum Raube hingegeben.

Iphigenie.

So groß dein Unglück iſt, beſchwör' ich dich,
Vergiß es, bis du mir genug gethan.

Pylades.

Die hohe Stadt, die zehen lange Jahre
Dem ganzen Heer der Griechen widerſtand,
Liegt nun im Schutte, ſteigt nicht wieder auf.
Doch manche Gräber unſrer Beſten heißen
Uns an das Ufer der Barbaren denken.
Achill liegt dort mit ſeinem ſchönen Freunde.

Iphigenie.

So ſeyd ihr Götterbilder auch zu Staub!

Pylades.

Auch Palamedes, Ajax Telamons,
Sie ſahn des Vaterlandes Tag nicht wieder.

Iphigenie.

Er schweigt von meinem Vater, nennt ihn nicht
Mit den Erschlagnen. Ja! er lebt mir noch!
Ich werd' ihn sehn! O hoffe, liebes Herz!

Pylades.

Doch selig sind die Tausende, die starben
Den bittersüßen Tod von Feindes Hand!
Denn wüste Schrecken und ein traurig Ende
Hat den Rückkehrenden statt des Triumphs
Ein feindlich aufgebrachter Gott bereitet.
Kommt denn der Menschen Stimme nicht zu euch?
So weit sie reicht, trägt sie den Ruf umher
Von unerhörten Thaten die geschah'n.
So ist der Jammer, der Mycenens Hallen
Mit immer wiederholten Seufzern füllt,
Dir ein Geheimniß? — Klotämnestra hat
Mit Hülf' Aegisthens den Gemahl berückt,
Am Tage seiner Rückkehr ihn ermordet! —
Ja, du verehrest dieses Königs Haus!
Ich seh' es, deine Brust bekämpft vergebens
Das unerwartet ungeheure Wort.
Bist du die Tochter eines Freundes? bist
Du nachbarlich in dieser Stadt geboren?
Verbirg' es nicht und rechne mir's nicht zu,
Daß ich der Erste diese Gräuel melde.

Iphigenie.

Sag' an, wie ward die schwere That vollbracht?

Pylades.

Am Tage seiner Ankunft, da der König,
Vom Bad' erquickt und ruhig, sein Gewand
Aus der Gemahlin Hand verlangend, stieg,

Warf die Verderbliche ein faltenreich
Und künstlich sich verwirrendes Gewebe
Ihm auf die Schultern, um das edle Haupt;
Und da er wie von einem Netze sich
Vergebens zu entwickeln strebte, schlug
Aegisth ihn, der Verräther, und verhüllt
Ging zu den Todten dieser große Fürst.

Iphigenie.

Und welchen Lohn erhielt der Mitverschworne?

Pylades.

Ein Reich und Bette, das er schon besaß.

Iphigenie.

So trieb zur Schandthat eine böse Lust?

Pylades.

Und einer alten Rache tief Gefühl.

Iphigenie.

Und wie beleidigte der König sie?

Pylades.

Mit schwerer That, die, wenn Entschuldigung
Des Mordes wäre, sie entschuldigte.
Nach Aulis lockt' er sie und brachte dort,
Als eine Gottheit sich der Griechen Fahrt
Mit ungestümen Winden widersetzte,
Die älteste Tochter, Iphigenien,
Vor den Altar Dianens, und sie fiel
Ein blutig Opfer für der Griechen Heil.
Dieß, sagt man, hat ihr einen Widerwillen
So tief in's Herz geprägt, daß sie dem Werben
Aegisthens sich ergab und den Gemahl
Mit Netzen des Verderbens selbst umschlang.

Iphigenie (ſich verhüllend).

Es iſt genug. Du wirſt mich wiederſehn.

Pylades (allein).

Von dem Geſchick des Königs-Hauſes ſcheint
Sie tief gerührt. Wer ſie auch immer ſey,
So hat ſie ſelbſt den König wohl gekannt
Und iſt, zu unſerm Glück, aus hohem Hauſe
Hierher verkauft. Nur ſtille, liebes Herz,
Und laß dem Stern der Hoffnung, der uns blinkt,
Mit frohem Muth uns klug entgegen ſteuern.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie. Oreſt.

Iphigenie.

Unglücklicher, ich löſe deine Bande
Zum Zeichen eines ſchmerzlichern Geſchicks.
Die Freiheit, die das Heiligthum gewährt,
Iſt, wie der letzte lichte Lebensblick
Des ſchwer Erkrankten, Todesbote. Noch
Kann ich es mir und darf es mir nicht ſagen,
Daß ihr verloren ſeyd! Wie könnt' ich euch
Mit mörderiſcher Hand dem Tode weihen?
Und niemand, wer es ſey, darf euer Haupt,
So lang' ich Prieſterin Dianens bin,
Berühren. Doch verweigr' ich jene Pflicht,
Wie ſie der aufgebrachte König fordert;
So wählt er eine meiner Jungfraun mir
Zur Folgerin, und ich vermag alsdann
Mit heißem Wunſch allein euch beizuſtehn.
O werther Landsmann! Selbſt der letzte Knecht,
Der an den Herd der Vatergötter ſtreifte,
Iſt uns in fremdem Lande hoch willkommen:

Wie ſoll ich euch genug mit Freud' und Segen
Empfangen, die ihr mir das Bild der Helden,
Die ich von Eltern her verehren lernte,
Entgegen bringet und das innre Herz
Mit neuer ſchöner Hoffnung ſchmeichelnd labet!

Oreſt.

Verbirgſt du deinen Namen, deine Herkunft
Mit klugem Vorſatz? oder darf ich wiſſen,
Wer mir, gleich einer Himmliſchen, begegnet?

Iphigenie.

Du ſollſt mich kennen. Jetzo ſag' mir an,
Was ich nur halb von deinem Bruder hörte,
Das Ende derer, die von Troja kehrend
Ein hartes unerwartetes Geſchick
Auf ihrer Wohnung Schwelle ſtumm empfing.
Zwar ward ich jung an dieſen Strand geführt;
Doch wohl erinnr' ich mich des ſcheuen Blicks,
Den ich mit Staunen und mit Bangigkeit
Auf jene Helden warf. Sie zogen aus,
Als hätte der Olymp ſich aufgethan
Und die Geſtalten der erlauchten Vorwelt
Zum Schrecken Ilions herabgeſendet,
Und Agamemnon war vor allen herrlich!
O ſage mir! Er fiel, ſein Haus betretend,
Durch ſeiner Frauen und Aegiſthens Tücke?

Oreſt.

Du ſagſt's!

Iphigenie.

Weh dir, unſeliges Mycen!
So haben Tantals Enkel Fluch auf Fluch
Mit vollen wilden Händen ausgeſät!

Und gleich dem Unkraut, wüſte Häupter ſchüttelnd
Und tauſendfält'gen Samen um ſich ſtreuend,
Den Kindeskindern nahverwandte Mörder
Zur ew'gen Wechſelwuth erzeugt! Enthülle,
Was von der Rede deines Bruders ſchnell
Die Finſterniß des Schreckens mir verdeckte.
Wie iſt des großen Stammes letzter Sohn,
Das holde Kind, beſtimmt des Vaters Rächer
Dereinſt zu ſeyn, wie iſt Oreſt dem Tage
Des Bluts entgangen? Hat ein gleich Geſchick
Mit des Avernus Netzen ihn umſchlungen?
Iſt er gerettet? Lebt er? Lebt Elektra?

Oreſt.

Sie leben.

Iphigenie.

Goldne Sonne, leihe mir
Die ſchönſten Strahlen, lege ſie zum Dank
Vor Jovis Thron! denn ich bin arm und ſtumm.

Oreſt.

Biſt du gaſtfreundlich dieſem Königs-Hauſe,
Biſt du mit nähern Banden ihm verbunden,
Wie deine ſchöne Freude mir verräth:
So bändige dein Herz und halt es feſt!
Denn unerträglich muß dem Fröhlichen
Ein zäher Rückfall in die Schmerzen ſeyn.
Du weißt nur, merk' ich, Agamemnons Tod.

Iphigenie.

Hab' ich an dieſer Nachricht nicht genug?

Oreſt.

Du haſt des Gräuels Hälfte nur erfahren.

Iphigenie.

Was fürcht' ich noch? Oreſt, Elektra leben.

Oreſt.

Und fürchteſt du für Klytämneſtren nichts?

Iphigenie.

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht.

Oreſt.

Auch ſchied ſie aus dem Land der Hoffnung ab.

Iphigenie.

Vergoß ſie rauig wüthend ſelbſt ihr Blut?

Oreſt.

Nein, doch ihr eigen Blut gab ihr den Tod.

Iphigenie.

Sprich deutlicher, daß ich nicht länger ſinne.
Die Ungewißheit ſchlägt mir tauſendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Oreſt.

So haben mich die Götter auserſehn
Zum Boten einer That, die ich ſo gern
In's klanglos-dumpfe Höllenreich der Nacht
Verbergen möchte? Wider meinen Willen
Zwingt mich dein holder Mund; allein er darf
Auch etwas Schmerzlich's fordern und erhält's.
Am Tage, da der Vater fiel, verbarg
Elektra rettend ihren Bruder: Strophius,
Des Vaters Schwäher, nahm ihn willig auf,
Erzog ihn neben ſeinem eignen Sohne,
Der, Pylades genannt, die ſchönſten Bande
Der Freundſchaft um den Angekommnen knüpfte.
Und wie ſie wuchſen, wuchs in ihrer Seele
Die brennende Begier des Königs Tod

Zu rächen. Unversehen, fremd gekleidet,
Erreichen sie Mycen, als brächten sie
Die Trauernachricht von Orestens Tode
Mit seiner Asche. Wohl empfänget sie
Die Königin; sie treten in das Haus.
Elektren gibt Orest sich zu erkennen;
Sie bläs't der Rache Feuer in ihm auf,
Das vor der Mutter heil'ger Gegenwart
In sich zurückgebrannt war. Stille führt
Sie ihn zum Orte, wo sein Vater fiel,
Wo eine alte leichte Spur des frech
Vergoss'nen Blutes oftgewaschnen Boden
Mit blassen ahndungsvollen Streifen färbte.
Mit ihrer Feuerzunge schilderte
Sie jeden Umstand der verruchten That,
Ihr knechtisch elend durchgebrachtes Leben,
Den Uebermuth der glücklichen Verräther,
Und die Gefahren, die nun der Geschwister
Von einer stiefgewordnen Mutter warteten. —
Hier drang sie jenen alten Dolch ihm auf,
Der schon in Tantals Hause grimmig wütherte,
Und Klytämnestra fiel durch Sohnes Hand.

Iphigenie.

Unsterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken selig lebet,
Habt ihr nur darum mich so manches Jahr
Von Menschen abgesondert, mich so nah
Bei euch gehalten, mir die kindliche
Beschäftigung, des heil'gen Feuers Glut
Zu nähren, aufgetragen, meine Seele
Der Flamme gleich in ew'ger frommer Klarheit

Zu euern Wohnungen hinaufgezogen,
Daß ich nur meines Hauses Gräuel später
Und tiefer fühlen sollte? — Sage mir
Vom Unglückseligen! Sprich mir von Orest! —

Orest.

O könnte man von seinem Tode sprechen!
Wie gährend stieg aus der Erschlagnen Blut
Der Mutter Geist
Und ruft der Nacht uralten Töchtern zu:
„Laßt nicht den Muttermörder entfliehn!
Verfolgt den Verbrecher! Euch ist er geweiht!"
Sie borchen auf, es schaut ihr hohler Blick
Mit der Begier des Adlers um sich her.
Sie rühren sich in ihren schwarzen Höhlen,
Und aus den Winkeln schleichen ihre Gefährten,
Der Zweifel und die Reue, leis' herbei.
Vor ihnen steigt ein Dampf vom Acheron;
In seinen Wolkenkreisen wälzet sich
Die ewige Betrachtung des Geschehnen
Verwirrend um des Schuldigen Haupt umher,
Und sie, berechtigt zum Verderben, treten
Der gottbesäten Erde schönen Boden,
Von dem ein alter Fluch sie längst verbannte.
Den Flüchtigen verfolgt ihr schneller Fuß;
Sie geben nur um neu zu schrecken Rast.

Iphigenie.

Unseliger, du bist in gleichem Fall,
Und fühlst was er, der arme Flüchtling, leidet!

Orest.

Was sagst du mir? Was wähnst du gleichen Fall?

Iphigenie.

Dich drückt ein Brudermord wie jenen; mir
Vertraute dieß dein jüngster Bruder schon.

Oreſt.

Ich kann nicht leiden, daß du große Seele
Mit einem falſchen Wort betrogen werdeſt.
Ein lügenhaft Gewebe knüpf' ein Fremder
Dem Fremden, ſinnreich und der Liſt gewohnt,
Zur Falle vor die Füße; zwiſchen uns
Sey Wahrheit!
Ich bin Oreſt! und dieſes ſchuld'ge Haupt
Senkt nach der Grube ſich und ſucht den Tod;
In jeglicher Geſtalt ſey er willkommen!
Wer du auch ſeyſt, ſo wünſch' ich Rettung dir
Und meinem Freunde; mir wünſch' ich ſie nicht.
Du ſcheinſt hier wider Willen zu verweilen;
Erfindet Rath zur Flucht und laßt mich hier.
Es ſtürze mein entſeelter Leib vom Fels,
Es rauche bis zum Meer' hinab mein Blut,
Und bringe Fluch dem Ufer der Barbaren!
Geht ihr, daheim im ſchönen Griechenland'
Ein neues Leben freundlich anzufangen.

(Er entfernt ſich.)

Iphigenie.

So ſteigſt du denn, Erfüllung, ſchönſte Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer ſteht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt
Die Schätze des Olympus niederbringen.
Wie man den König an dem Uebermaß

Der Gaben kennt: denn ihm muß wenig scheinen
Was Tausenden schon Reichthum ist; so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang'
Und weise zubereiteten Geschenken.
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte;
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend saure Speise sich zum Tod'
Genießt. O laß't das lang' erwartete,
Noch kaum gedachte Glück nicht, wie den Schatten
Des abgeschiednen Freundes, eitel mir
Und dreyfach schmerzlicher vorübergehn!

Orest (will wieder zu ihr).

Rufst du die Götter an für dich und Pylades,
So nenne meinen Namen nicht mit eurem.
Du rettest den Verbrecher nicht, zu dem
Du dich gesell'st, und theilest Fluch und Noth.

Iphigenie.

Mein Schicksal ist an deines fest gebunden.

Orest.

Mit nichten! Laß allein und unbegleitet
Mich zu den Todten gehn. Verhülltest du
In deinen Schleier selbst den Schuldigen;
Du birgst ihn nicht vor'm Blick der Immerwachen,
Und deine Gegenwart, du Himmlische,
Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.

Sie dürfen mit den ehrnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da draußen ruhen sie
Gelagert; und verlaß' ich diesen Hain,
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend auf
Und treiben ihre Beute vor sich her.

Iphigenie.

Kannst du, Oreſt, ein freundlich Wort vernehmen?

Oreſt.

Spar' es für einen Freund der Götter auf.

Iphigenie.

Sie geben dir zu neuer Hoffnung Licht.

Oreſt.

Durch Rauch und Qualm ſeh' ich den matten Schein
Des Todtenfußes mir zur Hölle leuchten.

Iphigenie.

Haſt du Elektren, Eine Schweſter nur?

Oreſt.

Die Eine kannt' ich; doch die älteſte nahm
Ihr gut Geſchick, das uns ſo ſchrecklich ſchien,
Bei Zeiten aus dem Elend unſers Hauſes.
O laß dein Fragen, und geſelle dich
Nicht auch zu den Erinnyen; ſie blaſen
Mir ſchadenfroh die Aſche von der Seele,
Und leiden nicht, daß ſich die letzten Kohlen
Von unſers Hauſes Schreckensbrande ſtill
In mir verglimmen. Soll die Glut denn ewig,

Vorſätzlich angefacht, mit Höllenſchwefel
Gewährt, mir auf der Seele marternd brennen?

Iphigenie.

Ich bringe ſüßes Rauchwerk in die Flamme.
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Gluth des Buſens leiſe wehend kühlen.
Oreſt, mein Theurer, kannſt du nicht vernehmen?
Hat das Geleit der Schreckensgötter ſo
Das Blut in deinen Adern aufgetrocknet?
Schleicht, wie vom Haupt der gräßlichen Gorgone,
Verſteinernd dir ein Zauber durch die Glieder?
O wenn vergoſſnes Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft;
Soll nicht der reinen Schweſter Segenswort
Hülfreiche Götter vom Olympus rufen?

Oreſt.

Es ruft! es ruft! So willſt du mein Verderben?
Verbirgt in dir ſich eine Rachegöttin?
Wer biſt du, deren Stimme mir entſetzlich
Das Innerſte in ſeinen Tiefen wendet?

Iphigenie.

Es zeigt ſich dir im tiefſten Herzen an:
Oreſt, ich bin's! Sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Oreſt.

Du!

Iphigenie.

Mein Bruder!

Oreſt.

Laß! Hinweg!
Ich rathe dir, berühre nicht die Locken!

Wie von Kreusa's Brautkleid zündet sich
Ein unauslöschlich Feuer von mir fort.
Laß mich! Wie Herkules will ich Unwürd'ger
Den Tod voll Schmach, in mich verschlossen, sterben.

Iphigenie.

Du wirst nicht untergehn! O daß ich nur
Ein ruhig Wort von dir vernehmen könnte!
O löse meine Zweifel, laß des Glückes,
Des lang' erflehten, mich auch sicher werden.
Es wälzet sich ein Rad von Freud' und Schmerz
Durch meine Seele. Von dem fremden Manne
Entfernet mich ein Schauer; doch es reißt
Mein Innerstes gewaltig mich zum Bruder.

Oreſt.

Iſt hier Lyäens Tempel? und ergreift
Unbändig-heil'ge Wuth die Prieſterin?

Iphigenie.

O höre mich! O ſieh mich an, wie mir
Nach einer langen Zeit das Herz ſich öffnet,
Der Seligkeit, dem Liebſten, was die Welt
Noch für mich tragen kann, das Haupt zu küſſen,
Mit meinen Armen, die den leeren Winden
Nur ausgebreitet waren, dich zu faſſen!
O laß mich! Laß mich! Denn es quillet heller
Nicht vom Parnaß die ew'ge Quelle ſprudelnd
Von Fels zu Fels in's goldne Thal hinab,
Wie Freude mir vom Herzen wallend fließt,
Und wie ein ſelig Meer mich rings umfängt.
Oreſt! Oreſt! Mein Bruder!

Oreſt.

Schöne Nymphe,

Ich traue dir und deinem Schmeicheln nicht.
Diana fordert ſtrenge Dienerinnen
Und rächet das entweih'te Heiligthum.
Entferne deinen Arm von meiner Bruſt!
Und wenn du einen Jüngling rettend lieben,
Das ſchöne Glück ihm zärtlich bieten willſt,
So wende meinem Freunde dein Gemüth,
Dem würd'gern Manne zu. Er irr't umher
Auf jenem Felſenpfade; ſuch' ihn auf,
Weiſ' ihn zurecht und ſchone meiner.

Iphigenie.

Faſſe
Dich, Bruder, und erkenne die Geſund'ne!
Schilt einer Schweſter reine Himmelsfreude
Nicht unbeſonnene, ſtrafbare Luſt.
O nehmt den Wahn ihm von dem ſtarren Auge,
Daß uns der Augenblick der höchſten Freude
Nicht dreyfach elend mache! Sie iſt hier,
Die längſt verlorne Schweſter. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen biſt du, dargeſtellt zum Opfer,
Und findeſt in der Prieſterin die Schweſter.

Oreſt.

Unſelige! So mag die Sonne denn
Die letzten Gräuel unſers Hauſes ſehn!
Iſt nicht Elektra hier? damit auch ſie
Mit uns zu Grunde gehe, nicht ihr Leben
Zu ſchwererem Geſchick' und Leiden friſte.
Gut, Prieſterin! ich folge zum Altar:
Der Brudermord iſt hergebrachte Sitte

Des alten Stammes; und ich danke, Götter,
Daß ihr mich ohne Kinder auszurotten
Beschlossen habt. Und laß dir rathen, habe
Die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne;
Komm, folge mir in's dunkle Reich hinab!
Wie sich vom Schwefelpfuhl' erzeugte Drachen
Bekämpfend die verwandte Brut verschlingen,
Zerstört sich selbst das wüthende Geschlecht;
Komm kinderlos und schuldlos mit hinab!
Du siehst mich mit Erbarmen an? Laß ab!
Mit solchen Blicken suchte Klytämnestra
Sich einen Weg nach ihres Sohnes Herzen;
Doch sein geschwung'ner Arm traf ihre Brust.
Die Mutter fiel! — Tritt auf, unwill'ger Geist!
Im Kreis geschlossen tretet an, ihr Furien,
Und wohnet dem willkommnen Schauspiel bei,
Dem letzten, gräßlichsten, das ihr bereitet!
Nicht Haß und Rache schärfen ihren Dolch;
Die liebevolle Schwester wird zur That
Gezwungen. Weine nicht! Du hast nicht Schuld.
Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.
Ja, schwinge deinen Stahl, verschone nicht,
Zerreiße diesen Busen, und eröffne
Den Strömen die hier wieder einen Weg!

(Er geht in Iphigenien's Arme.)

Iphigenie.

Allein zu tragen dieses Glück und Elend
Vermag ich nicht. — Wo bist du, Pylades?
Wo find' ich deine Hülfe, theurer Mann?

(Sie entfernt sich suchend.)

Zweyter Auftritt.

Oreſt

(aus ſeiner Betäubung erwachend und ſich aufrichtend).

Noch Einen! reiche mir aus Lethe's Fluthen
Den letzten kühlen Becher der Erquickung!
Bald iſt der Krampf des Lebens aus dem Buſen
Hinweggewühlt; bald fließet ſtill mein Geiſt,
Der Quelle des Vergeſſens hingegeben,
Zu euch, ihr Schatten, in die ew'gen Nebel.
Gefällig laßt in eurer Ruhe mich
Den umgetriebnen Sohn der Erde laben!
Welch ein Geliſpel hör' ich in den Zweigen,
Welch ein Geräuſch aus jener Dämmrung ſäuſeln? —
Sie kommen ſchon den neuen Gaſt zu ſehn!
Wer iſt die Schaar, die herrlich mit einander
Wie ein verſammelt Fürſtenhaus ſich freut?
Sie gehen friedlich, Alt' und Junge, Männer
Mit Weibern; göttergleich und ähnlich ſcheinen
Die wandelnden Geſtalten. Ja, ſie ſind's,
Die Ahnherrn meines Hauſes. — Mit Thyeſten
Geht Atreus in vertraulichen Geſprächen;
Die Knaben ſchlüpfen ſcherzend um ihn her.
Iſt keine Feindſchaft hier mehr unter euch?
Verloſch die Rache wie das Licht der Sonne?
So bin auch ich willkommen, und ich darf
In euern feyerlichen Zug mich miſchen.
Willkommen, Väter! euch grüßt Oreſt,
Von euerm Stamme der letzte Mann;
Was ihr geſä't hat er geerntet:
Mit Fluch beladen ſtieg er herab,
Doch leichter träget ſich hier jede Bürde:

Nehmt ihn, o nehmt ihn in euern Kreis!
Dich, Atreus, ehr' ich, auch dich Thyesten:
Wir sind hier Alle der Feindschaft los. —
Zeigt mir den Vater, den ich nur Einmal
Im Leben sah! — Bist du's, mein Vater?
Und führst die Mutter vertraut mit dir?
Darf Klytämnestra die Hand dir reichen;
So darf Orest auch zu ihr treten
Und darf ihr sagen: sieh deinen Sohn! —
Seht euern Sohn! Heißt ihn willkommen.
Auf Erden war in unserm Hause
Der Gruß des Mordes gewisse Losung,
Und das Geschlecht des alten Tantalus
Hat seine Freuden jenseits der Nacht.
Ihr ruft: Willkommen! und nehmt mich auf!
O führt zum Alten, zum Ahnherrn mich!
Wo ist der Alte? daß ich ihn sehe,
Das theure Haupt, das vielverehrte,
Das mit den Göttern zu Rathe saß.
Ihr scheint zu zaudern, euch wegzuwenden?
Was ist es? Leidet der Göttergleiche?
Weh mir! es haben die Uebermächt'gen
Der Heldenbrust grausame Qualen
Mit ehrnen Ketten fest aufgeschmiedet.

Dritter Auftritt.

Oreſt. Iphigenie. Pylades.

Oreſt.

Seyd ihr auch ſchon herabgekommen?
Wohl Schweſter dir! Noch fehlt Elektra:
Ein güt'ger Gott ſend' uns die Eine
Mit ſanften Pfeilen auch ſchnell herab.
Dich, armer Freund, muß ich bedauern!
Komm mit! komm mit! zu Pluto's Thron,
Als neue Gäſte den Wirth zu grüßen.

Iphigenie.

Geſchwiſter, die ihr an dem weiten Himmel
Das ſchöne Licht bei Tag und Nacht herauf
Den Menſchen bringet, und den Abgeſchiednen
Nicht leuchten dürfet, rettet uns Geſchwiſter!
Du liebſt, Diane, deinen holden Bruder
Vor allem, was dir Erd' und Himmel bietet,
Und wendeſt dein jungfräulich Angeſicht
Nach ſeinem ew'gen Lichte ſehnend ſtill.
O laß den einz'gen Spätgefundnen mir
Nicht in der Finſterniß des Wahnſinns raſen!
Und iſt dein Wille, da du hier mich bargſt,
Nunmehr vollendet, willſt du mir durch ihn
Und ihm durch mich die ſel'ge Hülfe geben;
So lös' ihn von den Banden jenes Fluchs.
Daß nicht die theure Zeit der Rettung ſchwinde.

Pylades.

Erkennſt du uns und dieſen heil'gen Hain
Und dieſes Licht, das nicht den Todten leuchtet?
Fühlſt du den Arm des Freundes und der Schweſter.

Die dich noch feſt, noch lebend halten? Faſſ'
Uns kräftig an; wir ſind nicht leere Schatten.
Merk auf mein Wort! Vernimm es! Raffe dich
Zuſammen! Jeder Augenblick iſt theuer,
Und unſre Rückkehr hängt an zarten Fäden,
Die, ſcheint es, eine günſt'ge Parze ſpinnt.

Oreſt (zu Iphigenien).

Laß mich zum Erſtenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben!
Ihr Götter, die mit flammender Gewalt
Ihr ſchwere Wolken aufzuzehren wandelt,
Und gnädig-ernſt den lang' erflehten Regen
Mit Donnerſtimmen und mit Windesbrauſen
In wilden Strömen auf die Erde ſchüttet,
Doch bald der Menſchen grauſendes Erwarten
In Segen auflöſ't und das bange Staunen
In Freudeblick und lauten Dank verwandelt,
Wenn in den Tropfen friſcherquickter Blätter
Die neue Sonne tauſendfach ſich ſpiegelt,
Und Iris freundlich bunt mit leichter Hand
Den grauen Flor der letzten Wolken trennt;
O laßt mich auch an meiner Schweſter Armen,
An meines Freundes Bruſt, was ihr mir gönnt
Mit vollem Dank genießen und behalten.
Es löſet ſich der Fluch, mir ſagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre ſie,
Zum Tartarus und ſchlagen hinter ſich
Die ehrnen Thore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer That zu ziehen.

Pylades.

Verſäumt die Zeit nicht, die gemeſſen iſt!
Der Wind der unſre Segel ſchwellt, er bringe
Erſt unſre volle Freude zum Olymp.
Kommt! Es bedarf hier ſchnellen Rath und Schluß.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Iphigenie.

Denken die Himmliſchen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten ſie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erſchütternden Uebergang;
Dann erziehen ſie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Geſtade,
Daß in Stunden der Noth
Auch die Hülfe bereit ſey,
Einen ruhigen Freund.
O ſegnet, Götter, unſern Pylades
Und was er immer unternehmen mag!
Er iſt der Arm des Jünglings in der Schlacht,
Des Greiſes leuchtend Aug' in der Verſammlung:
Denn ſeine Seel' iſt ſtille; ſie bewahr't
Der Ruhe heil'ges unerſchöpftes Gut,

Und den Umhergetriebnen reichet er
Aus ihren Tiefen Rath und Hülfe. Mich
Riß er vom Bruder los; den ſtaunt' ich an
Und immer wieder an, und konnte mir
Das Glück nicht eigen machen, ließ ihn nicht
Aus meinen Armen los, und fühlte nicht
Die Nähe der Gefahr die uns umgibt.
Jetzt gehn ſie ihren Anſchlag auszuführen
Der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten
In einer Bucht verſteckt auf's Zeichen lauert,
Und haben kluges Wort mir in den Mund
Gegeben, mich gelehrt was ich dem König'
Antworte, wenn er ſendet und das Opfer
Mir dringender gebietet. Ach! ich ſehe wohl,
Ich muß mich leiten laſſen wie ein Kind.
Ich habe nicht gelernt zu hinterhalten,
Noch jemand etwas abzulisten. Weh!
O weh der Lüge! Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgeſprochne Wort,
Die Bruſt; ſie macht uns nicht getroſt, ſie ängſtet
Den der ſie heimlich ſchmiedet, und ſie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und verſagend, ſich zurück
Und trifft den Schützen. Sorg' auf Sorge ſchwankt
Mir durch die Bruſt. Es greift die Furie
Vielleicht den Bruder auf dem Boden wieder
Des ungeweihten Ufers grimmig an.
Entdeckt man ſie vielleicht? Mich dünkt, ich höre
Gewaffnete ſich nahen! — Hier! — Der Bote
Kommt von dem Könige mit ſchnellem Schritt.
Es ſchlägt mein Herz, es treibt ſich meine Seele.

Da ich des Mannes Angeſicht erblicke,
Dem ich mit falſchem Wort begegnen ſoll.

Zweyter Auftritt.

Iphigenie. Arkas.

Arkas.

Beſchleunige das Opfer, Prieſterin!
Der König wartet und es harrt das Volk.

Iphigenie.

Ich folgte meiner Pflicht und deinem Wink,
Wenn unvermuthet nicht ein Hinderniß
Sich zwiſchen mich und die Erfüllung ſtellte.

Arkas.

Was iſt's, das den Befehl des Königs hindert?

Iphigenie.

Der Zufall, deſſen wir nicht Meiſter ſind.

Arkas.

So ſage mir's, daß ich's ihm ſchnell vermelde:
Denn er beſchloß bei ſich der beiden Tod.

Iphigenie.

Die Götter haben ihn noch nicht beſchloſſen.
Der ältſte dieſer Männer trägt die Schuld
Des nahverwandten Bluts, das er vergoß.
Die Furien verfolgen ſeinen Pfad,
Ja in dem innern Tempel faßte ſelbſt
Das Uebel ihn, und ſeine Gegenwart
Entheiligte die reine Stätte. Nun
Eil' ich mit meinen Jungfraun, an dem Meere

Der Göttin Bild mit friſcher Welle netzend,
Geheimnißvolle Weihe zu begehn.
Es ſtöre niemand unſern ſtillen Zug!

Arkas.

Ich melde dieſes neue Hinderniß
Dem Könige geſchwind; beginne du
Das heil'ge Werk nicht eh' bis er's erlaubt.

Iphigenie.

Dieß iſt allein der Prieſt'rin überlaſſen.

Arkas.

Solch ſeltnen Fall ſoll auch der König wiſſen.

Iphigenie.

Sein Rath wie ſein Befehl verändert nichts.

Arkas.

Oft wird der Mächtige zum Schein gefragt.

Iphigenie.

Erdringe nicht, was ich verſagen ſollte.

Arkas.

Verſage nicht, was gut und nützlich iſt.

Iphigenie.

Ich gebe nach, wenn du nicht ſäumen willſt.

Arkas.

Schnell bin ich mit der Nachricht in dem Lager,
Und ſchnell mit ſeinen Worten hier zurück.
O könnt' ich ihm noch eine Botſchaft bringen,
Die alles löſ'te was uns jetzt verwirrt:
Denn du haſt nicht des Treuen Rath geachtet.

Iphigenie.

Was ich vermochte, hab' ich gern gethan.

Arkas.

Noch änderſt du den Sinn zur rechten Zeit.

Iphigenie.

Das ſteht nun einmal nicht in unſrer Macht.

Arkas.

Du hältſt unmöglich, was dir Mühe koſtet.

Iphigenie.

Dir ſcheint es möglich, weil der Wunſch dich trügt.

Arkas.

Willſt du denn alles ſo gelaſſen wagen?

Iphigenie.

Ich hab' es in der Götter Hand gelegt.

Arkas.

Sie pflegen Menſchen menſchlich zu erretten.

Iphigenie.

Auf ihren Fingerzeig kömmt alles an.

Arkas.

Ich ſage dir, es liegt in deiner Hand.
Des Königs aufgebrachter Sinn allein
Bereitet dieſen Fremden bittern Tod.
Das Heer entwöhnte längſt vom harten Opfer
Und von dem blut'gen Dienſte ſein Gemüth.
Ja, Mancher, den ein widriges Geſchick
An fremdes Ufer trug, empfand es ſelbſt,
Wie göttergleich dem armen Irrenden,
Umhergetriebnen an der fremden Gränze,
Ein freundlich Menſchenangeſicht begegnet.
O wende nicht von uns was du vermagſt!
Du endeſt leicht was du begonnen haſt:
Denn nirgends baut die Milde, die herab
In menſchlicher Geſtalt vom Himmel kommt,
Ein Reich ſich ſchneller, als wo trüb' und wild
Ein neues Volk, voll Leben, Muth und Kraft,

Sich ſelbſt und banger Ahnung überlaſſen,
Des Menſchenlebens ſchwere Bürden trägt.

Iphigenie.

Erſchütt're meine Seele nicht, die du
Nach deinem Willen nicht bewegen kannſt.

Arkas.

So lang' es Zeit iſt, ſchont man weder Mühe
Noch eines guten Wortes Wiederholung.

Iphigenie.

Du machſt dir Müh' und mir erregſt du Schmerzen:
Vergebens beides: darum laß mich nun.

Arkas.

Die Schmerzen ſind's, die ich zu Hülfe rufe:
Denn es ſind Freunde, Gutes rathen ſie.

Iphigenie.

Sie faſſen meine Seele mit Gewalt,
Doch tilgen ſie den Widerwillen nicht.

Arkas.

Fühlt eine ſchöne Seele Widerwillen
Für eine Wohlthat, die der Edle reicht?

Iphigenie.

Ja, wenn der Edle, was ſich nicht geziemt,
Statt meines Dankes mich erwerben will.

Arkas.

Wer keine Neigung fühlt, dem mangelt es
An einem Worte der Entſchuld'gung nie.
Dem Fürſten ſag' ich an, was hier geſcheh'n.
O wiederholteſt du in deiner Seele,
Wie edel er ſich gegen dich betrug
Von deiner Ankunft an bis dieſen Tag.

Dritter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Von dieſes Mannes Rede fühl' ich mir
Zur ungelegnen Zeit das Herz im Buſen
Auf einmal umgewendet. Ich erſchrecke! —
Denn wie die Fluth mit ſchnellen Strömen wachſend
Die Felſen überſpült, die in dem Sand'
Am Ufer liegen: ſo bedeckte ganz
Ein Freudenſtrom mein Innerſtes. Ich hielt
In meinen Armen das Unmögliche.
Es ſchien ſich eine Wolke wieder ſanft
Um mich zu legen, von der Erde mich
Empor zu heben und in jenen Schlummer
Mich einzuwiegen, den die gute Göttin
Um meine Schläfe legte, da ihr Arm
Mich rettend faßte. — Meinen Bruder
Ergriff das Herz mit einziger Gewalt:
Ich horchte nur auf ſeines Freundes Rath;
Nur ſie zu retten drang die Seele vorwärts,
Und wie den Klippen einer wüſten Inſel
Der Schiffer gern den Rücken wendet: ſo
Lag Tauris hinter mir. Nun hat die Stimme
Des treuen Manns mich wieder aufgeweckt,
Daß ich auch Menſchen hier verlaſſe mich
Erinnert. Doppelt wird mir der Betrug
Verhaßt. O bleibe ruhig, meine Seele!
Beginnſt du nun zu ſchwanken und zu zweifeln?
Den feſten Boden deiner Einſamkeit
Mußt du verlaſſen! Wieder eingeſchifft

Ergreifen dich die Wellen ſchaukelnd, trüb'
Und bang verkennſt du die Welt und dich.

Vierter Auftritt.

Iphigenie. Pylades.

Pylades.

Wo iſt ſie? daß ich ihr mit ſchnellen Worten
Die frohe Botſchaft unſrer Rettung bringe!

Iphigenie.

Du ſiehſt mich hier voll Sorgen und Erwartung
Des ſichern Troſtes, den du mir verſprichſt.

Pylades.

Dein Bruder iſt geheilt! Den Felſenboden
Des ungeweihten Ufers und den Sand
Betraten wir mit fröhlichen Geſprächen;
Der Hain blieb hinter uns, wir merkten's nicht.
Und herrlicher und immer herrlicher
Umloderte der Jugend ſchöne Flamme
Sein lockig Haupt; ſein volles Auge glühte
Von Muth und Hoffnung, und ſein freies Herz
Ergab ſich ganz der Freude, ganz der Luſt,
Dich ſeine Retterin und mich zu retten.

Iphigenie.

Geſegnet ſeyſt du, und es möge nie
Von deiner Lippe, die ſo Gutes ſprach,
Der Ton des Leidens und der Klage tönen!

Pylades.

Ich bringe mehr als das: denn ſchön begleitet,

Gleich einem Fürſten, pflegt das Glück zu nah'n.
Auch die Geſährten haben wir gefunden.
In einer Felſenbucht verbargen ſie
Das Schiff und ſaßen traurig und erwartend.
Sie ſahen deinen Bruder, und es regten
Sich alle jauchzend, und ſie baten dringend
Der Abfahrt Stunde zu beſchleunigen.
Es ſehnet jede Fauſt ſich nach dem Ruder,
Und ſelbſt ein Wind erhob vom Lande liſpelnd,
Von allen gleich bemerkt, die holden Schwingen.
Drum laß uns eilen, führe mich zum Tempel,
Laß mich das Heiligthum betreten, laß
Mich unſrer Wünſche Ziel verehrend faſſen.
Ich bin allein genug der Göttin Bild
Auf wohl geübten Schultern wegzutragen;
Wie ſehn' ich mich nach der erwünſchten Laſt!

(Er geht gegen den Tempel unter den letzten Worten, ohne zu bemerken, daß Iphigenie nicht folgt; endlich kehrt er ſich um.)

Du ſiehſt und zauderſt — Sage mir — du ſchweigſt!
Du ſcheinſt verworren! Widerſetzet ſich
Ein neues Unheil unſerm Glück? Sag' an!
Haſt du dem Könige das kluge Wort
Vermelden laſſen, das wir abgeredet?

Iphigenie.

Ich habe, theurer Mann; doch wirſt du ſchelten.
Ein ſchweigender Verweis war mir dein Anblick.
Des Königs Bote kam, und wie du es
Mir in den Mund gelegt, ſo ſagt' ich's ihm.
Er ſchien zu ſtaunen, und verlangte dringend
Die ſeltne Feyer erſt dem Könige

Zu melden, ſeinen Willen zu vernehmen;
Und nun erwart' ich ſeine Wiederkehr.

Pylades.

Weh' uns! Erneuert ſchwebt nun die Gefahr
Um unſre Schläfe! Warum haſt du nicht
In's Prieſterrecht dich weislich eingehüllt?

Iphigenie.

Als eine Hülle hab' ich's nie gebraucht.

Pylades.

So wirſt du, reine Seele, dich und uns
Zu Grunde richten. Warum dacht' ich nicht
Auf dieſen Fall voraus, und lehrte dich
Auch dieſer Ford'rung auszuweichen!

Iphigenie.

Schilt
Nur mich, die Schuld iſt mein, ich fühl' es wohl;
Doch konnt' ich anders nicht dem Mann begegnen,
Der mit Vernunft und Ernſt von mir verlangte,
Was ihm mein Herz als Recht geſtehen mußte.

Pylades.

Gefährlicher zieht ſich's zuſammen; doch auch ſo
Laß uns nicht zagen, oder unbeſonnen
Und übereilt uns ſelbſt verrathen. Ruhig
Erwarte du die Wiederkunft des Boten,
Und dann ſteh feſt, er bringe was er will:
Denn ſolcher Weihung Feyer anzuordnen
Gehört der Prieſterin und nicht dem König.
Und fordert er den fremden Mann zu ſehn,
Der von dem Wahnſinn ſchwer belaſtet iſt;
So lehn' es ab, als hieltſt du uns beide
Im Tempel wohl verwahrt. So ſchaff' uns Luft.

Daß wir auf's Eiligſte, den heil'gen Schatz
Dem rauh unwürd'gen Volk entwendend, fliehn.
Die beſten Zeichen ſendet uns Apoll,
Und, eh wir die Bedingung fromm erfüllen,
Erfüllt er göttlich ſein Verſprechen ſchon.
Oreſt iſt frei, gebeilt! — Mit dem Befreiten
O führet uns hinüber, günſ'ge Winde,
Zur Felſen-Inſel die der Gott bewohnt;
Dann nach Mycen, daß es lebendig werde,
Daß von der Aſche des verloſch'nen Herdes
Die Vatergötter fröhlich ſich erheben,
Und ſchönes Feuer ihre Wohnungen
Umleuchte! Deine Hand ſoll ihnen Weihrauch
Zuerſt aus goldnen Schalen ſtreuen. Du
Bringſt über jene Schwelle Heil und Leben wieder,
Entſühnſt den Fluch und ſchmückeſt neu die Deinen
Mit friſchen Lebensblüthen herrlich aus.

Iphigenie.

Vernehm' ich dich, ſo wendet ſich, o Theurer,
Wie ſich die Blume nach der Sonne wendet,
Die Seele, von dem Strahle deiner Worte
Getroffen, ſich dem ſüßen Troſte nach.
Wie köſtlich iſt des gegenwärt'gen Freundes
Gewiſſe Rede, deren Himmelskraft
Ein Einſamer entbehrt und ſtill verſinkt.
Denn langſam reift, verſchloſſen in dem Buſen,
Gedank' ihm und Entſchluß; die Gegenwart
Des Liebenden entwickelte ſie leicht.

Pylades.

Leb' wohl! Die Freunde will ich nun geſchwind
Beruhigen, die ſehnlich wartend harren.

Dann komm' ich ſchnell zurück und lauſche hier
Im Felſenbuſch verſteckt auf deinen Wink —
Was ſinneſt du? Auf einmal überſchwebt
Ein ſtiller Trauerzug die freie Stirne.

Iphigenie.

Verzeih! Wie leichte Wolken vor der Sonne,
So zieht mir vor der Seele leichte Sorge
Und Bangigkeit vorüber.

Pylades.

Fürchte nicht!
Betrieglich ſchloß die Furcht mit der Gefahr
Ein enges Bündniß; beide ſind Geſellen.

Iphigenie.

Die Sorge nenn' ich edel, die mich warnt,
Den König, der mein zweyter Vater ward,
Nicht tückiſch zu betriegen, zu berauben.

Pylades.

Der deinen Bruder ſchlachtet, dem entfliehſt du.

Iphigenie.

Es iſt derſelbe, der mir Gutes that.

Pylades.

Das iſt nicht Undank, was die Noth gebeut.

Iphigenie.

Es bleibt wohl Undank; nur die Noth entſchuldigt's.

Pylades.

Vor Göttern und vor Menſchen dich gewiß.

Iphigenie.

Allein mein eigen Herz iſt nicht befriedigt.

Pylades.

Zu ſtrenge Ford'rung iſt verborgner Stolz.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16232358

Iphigenie.

Ich unterſuche nicht, ich fühle nur.

Pylades.

Fühlſt du dich recht, ſo mußt du dich verehren.

Iphigenie.

Ganz unbefleckt genießt ſich nur das Herz.

Pylades.

So haſt du dich im Tempel wohl bewahrt;
Das Leben lehrt uns, weniger mit uns
Und Andern ſtrenge ſeyn; du lernſt es auch.
So wunderbar iſt dieß Geſchlecht gebildet,
So vielfach iſt's verſchlungen und verknüpft,
Daß Keiner in ſich ſelbſt, noch mit den Andern
Sich rein und unverworren halten kann.
Auch ſind wir nicht beſtellt uns ſelbſt zu richten;
Zu wandeln und auf ſeinen Weg zu ſehen
Iſt eines Menſchen erſte, nächſte Pflicht:
Denn ſelten ſchätzt er recht was er gethan,
Und was er thut weiß er faſt nicht zu ſchätzen.

Iphigenie.

Faſt überred'ſt du mich zu deiner Meinung.

Pylades.

Braucht's Ueberredung wo die Wahl verſagt iſt?
Den Bruder, dich, und einen Freund zu retten
Iſt nur Ein Weg; fragt ſich's ob wir ihn gehn?

Iphigenie.

O laß mich zaudern! denn du thäteſt ſelbſt
Ein ſolches Unrecht keinem Mann gelaſſen,
Dem du für Wohlthat dich verpflichtet hielteſt.

Pylades.

Wenn wir zu Grunde gehen, wartet dein

Ein härt'rer Vorwurf, der Verzweiflung trägt.
Man ſieht, du biſt nicht an Verluſt gewohnt,
Da du dem großen Uebel zu entgehen
Ein falſches Wort nicht einmal opfern willſt.

Iphigenie.

O trüg' ich doch ein männlich Herz in mir!
Das, wenn es einen kühnen Vorſatz hegt,
Vor jeder andern Stimme ſich verſchließt.

Pylades.

Du weigerſt dich umſonſt; die ehrne Hand
Der Noth gebietet, und ihr ernſter Wink
Iſt oberſtes Geſetz, dem Götter ſelbſt
Sich unterwerfen müſſen. Schweigend herrſcht
Des ew'gen Schickſals unerathne Schweſter.
Was ſie dir auferlegt, das trage: thu'
Was ſie gebeut. Das Andre weißt du. Bald
Komm' ich zurück, aus deiner heil'gen Hand
Der Rettung ſchönes Siegel zu empfangen.

Fünfter Auftritt.

Iphigenie (allein).

Ich muß ihm folgen: denn die Meinigen
Seh' ich in dringender Gefahr. Doch ach!
Mein eigen Schickſal macht mir bang' und bänger.
O ſoll ich nicht die ſtille Hoffnung retten,
Die in der Einſamkeit ich ſchön genährt?
Soll dieſer Fluch denn ewig walten? Soll
Nie dieß Geſchlecht mit einem neuen Segen

Sich wieder heben? — Nimmt doch alles ab!
Das beſte Glück, des Lebens ſchönſte Kraft
Ermattet endlich, warum nicht der Fluch?
So hofft' ich denn vergebens, hier verwahrt,
Von meines Hauſes Schickſal abgeſchieden,
Dereinſt mit reiner Hand und reinem Herzen
Die ſchwer befleckte Wohnung zu entſühnen!
Kaum wird in meinen Armen mir ein Bruder
Vom grimm'gen Uebel wundervoll und ſchnell
Geheilt, kaum naht ein lang' erflehtes Schiff,
Mich in den Port der Vaterwelt zu leiten,
So legt die taube Noth ein doppelt Laſter
Mit ehrner Hand mir auf: das heilige
Mir anvertraute, viel verehrte Bild
Zu rauben und den Mann zu hintergehn,
Dem ich mein Leben und mein Schickſal danke.
O laß in meinem Buſen nicht zuletzt
Ein Widerwille keime! der Titanen
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Bruſt
Mit Geierklauen faſſe! Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Vor meinen Ohren tönt das alte Lied —
Vergeſſen hatt' ich's und vergaß es gern —
Das Lied der Parcen, das ſie grauſend ſangen,
Als Tantalus vom gold'nen Stuhle fiel:
Sie litten mit dem edeln Freunde; grimmig
War ihre Bruſt, und furchtbar ihr Geſang.
In unſrer Jugend ſang's die Amme mir
Und den Geſchwiſtern vor, ich merkt' es wohl.

Es fürchte die Götter
Das Menſchengeſchlecht!
Sie halten die Herrſchaft
In ewigen Händen,
Und können ſie brauchen
Wie's ihnen gefällt.

Der fürchte ſie doppelt
Den je ſie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tiſche.

Erhebet ein Zwiſt ſich:
So ſtürzen die Gäſte
Geſchmäht und geſchändet
In nächtliche Tiefen,
Und harren vergebens,
Im Finſtern gebunden,
Gerechtes Gerichtes.

Sie aber, ſie bleiben
In ewigen Feſten
An goldenen Tiſchen.
Sie ſchreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Athem
Erſtickter Titanen,
Gleich Opfergerüchen,
Ein leichtes Gewölke.

Es wenden die Herrſcher
Ihr ſegnendes Auge
Von ganzen Geſchlechtern,
Und meiden, im Enkel
Die eh'mals geliebten
Still redenden Züge
Des Ahnherrn zu ſehn.

So ſangen die Parcen;
Es horcht der Verbannte
In nächtlichen Höhlen
Der Alte die Lieder,
Denkt Kinder und Enkel
Und ſchüttelt das Haupt.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Thoas. Arkas.

Arkas.

Verwirrt muß ich geſtehn, daß ich nicht weiß,
Wohin ich meinen Argwohn richten ſoll.
Sind's die Gefang'nen, die auf ihre Flucht
Verſtohlen ſinnen? Iſt's die Prieſterin,
Die ihnen hilft? Es mehrt ſich das Gerücht:
Das Schiff, das dieſe beiden hergebracht,
Sey irgend noch in einer Bucht verſteckt.
Und jenes Mannes Wahnſinn, dieſe Weihe,
Der heil'ge Vorwand dieſer Zög'rung, rufen
Den Argwohn lauter und die Vorſicht auf.

Thoas.

Es komme ſchnell die Prieſterin herbei!
Dann geht, durchſucht das Ufer ſcharf und ſchnell
Vom Vorgebirge bis zum Hain der Göttin.
Verſchonet ſeine heil'gen Tiefen, legt
Bedächt'gen Hinterhalt und greift ſie an;
Wo ihr ſie findet, faßt ſie wie ihr wollt.

Zweyter Auftritt.

Thoas (allein).

Entſetzlich wechſelt mir der Grimm im Buſen;
Erſt gegen ſie, die ich ſo heilig hielt;
Dann gegen mich, der ich ſie zum Verrath
Durch Nachſicht und durch Güte bildete.
Zur Sklaverey gewöhnt der Menſch ſich gut
Und lernet leicht gehorchen, wenn man ihn
Der Freiheit ganz beraubt. Ja, wäre ſie
In meiner Ahnherrn rohe Hand gefallen,
Und hätte ſie der heil'ge Grimm verſchont:
Sie wäre froh geweſen, ſich allein
Zu retten, hätte dankbar ihr Geſchick
Erkannt und fremdes Blut vor dem Altar
Vergoſſen, hätte Pflicht genannt
Was Noth war. Nun lockt meine Güte
In ihrer Bruſt verwegnen Wunſch herauf.
Vergebens hofft' ich, ſie mir zu verbinden;
Sie ſinnt ſich nun ein eigen Schickſal aus.
Durch Schmeicheley gewann ſie mir das Herz:
Nun widerſteh' ich der; ſo ſucht ſie ſich
Den Weg durch Liſt und Trug, und meine Güte
Scheint ihr ein alt verjährtes Eigenthum.

Dritter Auftritt.

Iphigenie. Thoas.

Iphigenie.

Du forderſt mich! was bringt dich zu uns her?

Thoas.

Du ſchlebſt das Opfer auf; ſag' an, warum?

Iphigenie.

Ich hab' an Arkas alles klar erzählt.

Thoas.

Von dir möcht' ich es weiter noch vernehmen.

Iphigenie.

Die Göttin gibt dir Friſt zur Ueberlegung.

Thoas.

Sie ſcheint dir ſelbſt gelegen, dieſe Friſt.

Iphigenie.

Wenn dir das Herz zum grauſamen Entſchluß
Verhärtet iſt: ſo ſollteſt du nicht kommen!
Ein König, der Unmenſchliches verlangt,
Find't Diener gnug, die gegen Gnad' und Lohn
Den halben Fluch der That begierig faſſen;
Doch ſeine Gegenwart bleibt unbefleckt.
Er ſinnt den Tod in einer ſchweren Wolke,
Und ſeine Boten bringen flammendes
Verderben auf des Armen Haupt hinab;
Er aber ſchwebt durch ſeine Höhen ruhig,
Ein unerreichter Gott, im Sturme fort.

Thoas.

Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied.

Iphigenie.

Nicht Prieſterin! nur Agamemnons Tochter.

Der Unbekannten Wort verehrteſt du;
Der Fürſtin willſt du raſch gebieten? Nein!
Von Jugend auf hab' ich gelernt gehorchen,
Erſt meinen Eltern und dann einer Gottheit,
Und folgſam fühlt' ich immer meine Seele
Am ſchönſten frei; allein dem harten Worte,
Dem rauhen Ausſpruch eines Mannes mich
Zu fügen, lernt' ich weder dort noch hier.

Thoas.

Ein alt Geſetz, nicht ich, gebietet dir.

Iphigenie.

Wir faſſen ein Geſetz begierig an,
Das unſrer Leidenſchaft zur Waffe dient.
Ein andres ſpricht zu mir, ein älteres,
Mich dir zu widerſetzen, das Gebot,
Dem jeder Fremde heilig iſt.

Thoas.

Es ſcheinen die Gefangnen dir ſehr nah
Am Herzen: denn vor Antheil und Bewegung
Vergiſſeſt du der Klugheit erſtes Wort,
Daß man den Mächtigen nicht reizen ſoll.

Iphigenie.

Red' oder ſchweig' ich, immer kannſt du wiſſen,
Was mir im Herzen iſt und immer bleibt.
Löſ't die Erinnerung des gleichen Schickſals
Nicht ein verſchloſſ'nes Herz zum Mitleid auf?
Wie mehr denn meins! In ihnen ſeh' ich mich.
Ich habe vor'm Altare ſelbſt gezittert,
Und feyerlich umgab der frühe Tod
Die Knieende; das Meſſer zuckte ſchon
Den lebenvollen Buſen zu durchbohren;

Mein Innerſtes entſetzte wirbelnd ſich,
Mein Auge brach, und — ich fand mich gerettet.
Sind wir, was Götter gnädig uns gewährt,
Unglücklichen nicht zu erſtatten ſchuldig?
Du weißt es, kennſt mich, und du willſt mich zwingen!

Thoas.

Gehorche deinem Dienſte, nicht dem Herrn.

Iphigenie.

Laß ab! Beſchönige nicht die Gewalt,
Die ſich der Schwachheit eines Weibes freut.
Ich bin ſo frei geboren als ein Mann.
Stünd' Agamemnons Sohn dir gegenüber,
Und du verlangteſt was ſich nicht gebührt:
So hat auch Er ein Schwert und einen Arm,
Die Rechte ſeines Buſens zu vertheid'gen.
Ich habe nichts als Worte, und es ziemt
Dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten.

Thoas.

Ich acht' es mehr als eines Bruders Schwert.

Iphigenie.

Das Loos der Waffen wechſelt hin und her:
Kein kluger Streiter hält den Feind gering.
Auch ohne Hülfe gegen Trutz und Härte
Hat die Natur den Schwachen nicht gelaſſen.
Sie gab zur Liſt ihm Freude, lehrt' ihn Künſte;
Bald weicht er aus, verſpätet und umgeht.
Ja, der Gewaltige verdient, daß man ſie übt.

Thoas.

Die Vorſicht ſtellt der Liſt ſich klug entgegen.

Iphigenie.

Und eine reine Seele braucht ſie nicht.

Thoas.

Sprich unbehutſam nicht dein eigen Urtheil.

Iphigenie.

O ſähest du wie meine Seele kämpft,
Ein bös Geſchick, das ſie ergreifen will,
Im erſten Anfall muthig abzutreiben!
So ſteh' ich denn hier wehrlos gegen dich?
Die ſchöne Bitte, den anmuth'gen Zweig,
In einer Frauen Hand gewaltiger
Als Schwert und Waffe, ſtößeſt du zurück:
Was bleibt mir nun mein Inn'res zu vertheid'gen?
Ruf' ich die Göttin um ein Wunder an?
Iſt keine Kraft in meiner Seele Tiefen?

Thoas.

Es ſcheint, der beiden Fremden Schickſal macht
Unmäßig dich beſorgt. Wer ſind ſie? ſprich,
Für die dein Geiſt gewaltig ſich erhebt.

Iphigenie.

Sie ſind — ſie ſcheinen — für Griechen halt' ich ſie.

Thoas.

Landsleute ſind es? und ſie haben wohl
Der Rückkehr ſchönes Bild in dir erneut?

Iphigenie (nach einigem Stillſchweigen).

Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht? Drückt denn Unmögliches
Nur Er an die gewalt'ge Heldenbruſt?
Was nennt man groß? Was hebt die Seele ſchaudernd
Dem immer wiederholenden Erzähler?
Als was mit unwahrſcheinlichem Erfolg
Der Muthigſte begann. Der in der Nacht
Allein das Heer des Feindes überſchleicht,

Wie unverſehen eine Flamme wüthend
Die Schlafenden, Erwachenden ergreift,
Zuletzt gedrängt von den Ermunterten
Auf Feindes Pferden, doch mit Beute kehrt,
Wird der allein geprieſen? der allein,
Der, einen ſichern Weg verachtend, kühn
Gebirg' und Wälder durchzuſtreifen geht,
Daß er von Räubern eine Gegend ſäub're?
Iſt uns nichts übrig? Muß ein zartes Weib
Sich ihres angebornen Rechts entäußern,
Wild gegen Wilde ſeyn, wie Amazonen
Das Recht des Schwerts euch rauben und mit Blute
Die Unterdrückung rächen? Auf und ab
Steigt in der Bruſt ein kühnes Unternehmen:
Ich werde großem Vorwurf nicht entgehn,
Noch ſchwerem Uebel wenn es mir mißlingt;
Allein Euch leg' ich's auf die Kniee! Wenn
Ihr wahrhaft ſeyd, wie ihr geprieſen werdet;
So zeigts durch euern Beiſtand und verherrlicht
Durch mich die Wahrheit! — Ja, vernimm, o König,
Es wird ein heimlicher Betrug geſchmiedet;
Vergebens fragſt du den Gefangnen nach;
Sie ſind hinweg und ſuchen ihre Freunde,
Die mit dem Schiff am Ufer warten, auf.
Der Aeltſte, den das Uebel hier ergriffen
Und nun verlaſſen hat — es iſt Oreſt,
Mein Bruder, und der Andre ſein Vertrauter,
Sein Jugendfreund, mit Namen Pylades.
Apoll ſchickt ſie von Delphi dieſem Ufer
Mit göttlichen Befehlen zu, das Bild
Dianens wegzurauben und zu ihm

Die Schweſter hinzubringen, und dafür
Verſpricht er dem von Furien Verfolgten,
Des Mutterblutes Schuldigen, Befreiung.
Uns beide hab' ich nun, die Ueberbliebnen
Von Tantals Hauſ', in deine Hand gelegt:
Verdirb uns — wenn du darfſt.

Thoas.

Du glaubſt, es höre
Der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme
Der Wahrheit und der Menſchlichkeit, die Atreus,
Der Grieche, nicht vernahm?

Iphigenie.

Es hört ſie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Buſen rein
Und ungehindert fließt. — Was ſinnſt du mir,
O König, ſchweigend in der tiefen Seele?
Iſt es Verderben? ſo tödte mich zuerſt!
Denn nun empfind' ich, da uns keine Rettung
Mehr übrig bleibt, die gräßliche Gefahr,
Worein ich die Geliebten übereilt
Vorſetzlich ſtürzte. Weh! Ich werde ſie
Gebunden vor mir ſehn! Mit welchen Blicken
Kann ich von meinem Bruder Abſchied nehmen,
Den ich ermorde? Nimmer kann ich ihm
Mehr in die vielgeliebten Augen ſchaun!

Thoas.

So haben die Betrieger künſtlich-dichtend
Der lang' Verſchloſſ'nen, ihre Wünſche leicht
Und willig Glaubenden, ein ſolch Geſpinnſt
Um's Haupt geworfen!

Iphigenie.

Nein! o König, nein!
Ich könnte hintergangen werden; dieſe
Sind treu und wahr. Wirſt du ſie anders finden,
So laß ſie fallen und verſtoße mich,
Verbanne mich zur Strafe meiner Thorheit
An einer Klippen-Inſel traurig Ufer.
Iſt aber dieſer Mann der lang' erflehte,
Geliebte Bruder: ſo entlaß uns, ſey
Auch den Geſchwiſtern wie der Schweſter freundlich!
Mein Vater fiel durch ſeiner Frauen Schuld,
Und ſie durch ihren Sohn. Die letzte Hoffnung
Von Atreus Stamme ruht auf ihm allein.
Laß mich mit reinem Herzen, reiner Hand,
Hinübergehn und unſer Haus entſühnen.
Du hältſt mir Wort! — Wenn zu den Meinen je
Mir Rückkehr zubereitet wäre, ſchwurſt
Du mich zu laſſen; und ſie iſt es nun.
Ein König ſagt nicht, wie gemeine Menſchen,
Verlegen zu, daß er den Bittenden
Auf einen Augenblick entferne; noch
Verſpricht er auf den Fall den er nicht hofft:
Dann fühlt er erſt die Höhe ſeiner Würde,
Wenn er den Harrenden beglücken kann.

Thoas.

Unwillig, wie ſich Feuer gegen Waſſer
Im Kampfe wehrt und glühend ſeinen Feind
Zu tilgen ſucht, ſo wehret ſich der Zorn
In meinem Buſen gegen deine Worte.

Iphigenie.

O laß die Gnade, wie das hell'ge Licht

Der ſtillen Opferflamme, mir, umkränzt
Von Lobgeſang und Dank und Freude, lodern.

Thoas.

Wie oft beſänftigte mich dieſe Stimme!

Iphigenie.

O reiche mir die Hand zum Friedenszeichen.

Thoas.

Du forderſt viel in einer kurzen Zeit.

Iphigenie.

Um Gut's zu thun braucht's keiner Ueberlegung.

Thoas.

Sehr viel! denn auch dem Guten folgt das Uebel.

Iphigenie.

Der Zweifel iſt's der Gutes böſe macht.
Bedenke nicht; gewähre wie du's fühlſt.

Vierter Auftritt.

Oreſt (gewaffnet). Die Vorigen.

Oreſt (nach der Scene gekehrt).

Verdoppelt eure Kräfte! Haltet ſie
Zurück! Nur wenig Augenblicke! Weicht
Der Menge nicht, und deckt den Weg zum Schiffe
Mir und der Schweſter.

(Zu Iphigenien ohne den König zu ſehen)

Komm, wir ſind verrathen.
Geringer Raum bleibt uns zur Flucht. Geſchwind!

(Er erblickt den König.)

Thoas (nach dem Schwerte greifend).

In meiner Gegenwart führt ungestraft
Kein Mann das nackte Schwert.

Iphigenie.

Entheiliget
Der Göttin Wohnung nicht durch Wuth und Mord.
Gebietet eurem Volke Stillstand, höret
Die Priesterin, die Schwester.

Orest.

Sage mir!
Wer ist es, der uns droht?

Iphigenie.

Verehr' in ihm
Den König, der mein zweyter Vater ward!
Verzeih' mir, Bruder! doch mein kindlich Herz
Hat unser ganz Geschick in seine Hand
Gelegt. Gestanden hab' ich euern Anschlag
Und meine Seele vom Verrath gerettet.

Orest.

Will er die Rückkehr friedlich uns gewähren?

Iphigenie.

Dein blinkend Schwert verbietet mir die Antwort.

Orest (der das Schwert einsteckt).

So sprich! Du siehst ich horche deinen Worten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Pylades. Bald nach ihm Arkas.

(Beide mit bloßen Schwertern.)

Pylades.

Verweilet nicht! Die letzten Kräfte raffen
Die Unsrigen zusammen; weichend werden
Sie nach der See langsam zurückgedrängt.
Welch ein Gespräch der Fürsten find' ich hier!
Dieß ist des Königes verehrtes Haupt!

Arkas.

Gelassen, wie es dir, o König, ziemt,
Stehst du den Feinden gegenüber. Gleich
Ist die Verwegenheit bestraft; es weicht
Und fällt ihr Anhang, und ihr Schiff ist unser.
Ein Wort von dir, so steht's in Flammen.

Thoas.

Geh!
Gebiete Stillstand meinem Volke! Keiner
Beschädige den Feind, so lang' wir reden.

(Arkas ab.)

Orest.

Ich nehm' es an. Geh', sammle, treuer Freund,
Den Rest des Volkes; harret still, welch Ende
Die Götter unsern Thaten zubereiten.

(Pylades ab.)

Sechster Auftritt.

Iphigenie. Thoas. Oreſt.

Iphigenie.

Befreit von Sorge mich, eh' ihr zu ſprechen
Beginnet. Ich befürchte böſen Zwiſt,
Wenn du, o König, nicht der Billigkeit
Gelinde Stimme höreſt; du, mein Bruder,
Der raſchen Jugend nicht gebieten willſt.

Thoas.

Ich halte meinen Zorn, wie es dem Aelter'n
Geziemt, zurück. Antworte mir! Womit
Bezeugſt du, daß du Agamemnons Sohn
Und Dieſer Bruder biſt?

Oreſt.

Hier iſt das Schwert,
Mit dem er Troja's tapfre Männer ſchlug.
Dieß nahm ich ſeinem Mörder ab, und bat
Die Himmliſchen, den Muth und Arm, das Glück
Des großen Königes mir zu verleihn,
Und einen ſchönern Tod mir zu gewähren.
Wähl' Einen aus den Edeln deines Heers
Und ſtelle mir den Beſten gegenüber.
So weit die Erde Heldenſöhne nährt,
Iſt keinem Fremdling dieß Geſuch verweigert.

Thoas.

Dieß Vorrecht hat die alte Sitte nie
Dem Fremden hier geſtattet.

Oreſt.

So beginne
Die neue Sitte denn von dir und mir!

Nachahmend heiliget ein ganzes Volk
Die edle That der Herrſcher zum Geſetz.
Und laß mich nicht allein für unſre Freiheit,
Laß mich, den Fremden für die Fremden, kämpfen.
Fall' ich, ſo iſt ihr Urtheil mit dem meinen
Geſprochen: aber gönnet mir das Glück
Zu überwinden; ſo betrete nie
Ein Mann dieß Ufer, dem der ſchnelle Blick
Hülfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröſtet ſcheide jeglicher hinweg!

Thoas.

Nicht unwerth ſcheineſt du, o Jüngling, mir
Der Ahnherrn, deren du dich rühmſt, zu ſeyn.
Groß iſt die Zahl der edeln tapfern Männer,
Die mich begleiten; doch ich ſtehe ſelbſt
In meinen Jahren noch dem Feinde, bin
Bereit mit dir der Waffen Loos zu wagen.

Iphigenie.

Mit nichten! Dieſes blutigen Beweiſes
Bedarf es nicht, o König! Laßt die Hand
Vom Schwerte! Denkt an mich und mein Geſchick.
Der raſche Kampf verewigt einen Mann:
Er falle gleich, ſo preiſet ihn das Lied.
Allein die Thränen, die unendlichen
Der überlebnen, der verlaſſnen Frau,
Zählt keine Nachwelt, und der Dichter ſchweigt
Von tauſend durchgeweinten Tag' und Nächten,
Wo eine ſtille Seele den verlornen,
Raſch abgeſchied'nen Freund vergebens ſich
Zurückzurufen bangt und ſich verzehrt.
Mich ſelbſt hat eine Sorge gleich gewarnt,

Daß der Betrug nicht eines Räubers mich
Vom ſichern Schutzort reiße, mich der Knechtſchaft
Verrathe. Fleißig hab' ich ſie befragt,
Nach jedem Umſtand mich erkundigt, Zeichen
Gefordert, und gewiß iſt nun mein Herz.
Sieh hier an ſeiner rechten Hand das Mahl
Wie von drey Sternen, das am Tage ſchon,
Da er geboren ward, ſich zeigte, das
Auf ſchwere That mit dieſer Fauſt zu üben
Der Prieſter deutete. Dann überzeugt
Mich doppelt dieſe Schramme, die ihm hier
Die Augenbraune ſpaltet. Als ein Kind
Ließ ihn Elektra, raſch und unvorſichtig
Nach ihrer Art, aus ihren Armen ſtürzen.
Er ſchlug auf einen Dreyfuß auf — Er iſt's —
Soll ich dir noch die Aehnlichkeit des Vaters,
Soll ich das inn're Jauchzen meines Herzens
Dir auch als Zeugen der Verſich'rung nennen?

Thoas.

Und hätte deine Rede jeden Zweifel
Und bändigt' ich den Zorn in meiner Bruſt:
So würden doch die Waffen zwiſchen uns
Entſcheiden müſſen; Frieden ſeh' ich nicht.
Sie ſind gekommen, du bekenneſt ſelbſt,
Das heil'ge Bild der Göttin mir zu rauben.
Glaubt ihr, ich ſehe dieß gelaſſen an?
Der Grieche wendet oft ſein lüſtern Auge
Den fernen Schätzen der Barbaren zu,
Dem goldnen Felle, Pferden, ſchönen Töchtern;
Doch führte ſie Gewalt und Liſt nicht immer
Mit den erlangten Gütern glücklich heim.

Oreſt.

Das Bild, o König, ſoll uns nicht entweyen!
Jetzt kennen wir den Irrthum, den ein Gott
Wie einen Schleier um das Haupt uns legte,
Da er den Weg hierher uns wandern hieß.
Um Rath und um Befreiung bat ich ihn
Von dem Geleit der Furien; er ſprach:
„Bringſt du die Schweſter, die an Tauris Ufer
Im Heiligthume wider Willen bleibt,
Nach Griechenland; ſo löſet ſich der Fluch.“
Wir legten's von Apollens Schweſter aus,
Und er gedachte dich! Die ſtrengen Bande
Sind nun gelöſ't; du biſt den Deinen wieder,
Du Heilige, geſchenkt. Von dir berührt
War ich geheilt; in deinen Armen faßte
Das Uebel mich mit allen ſeinen Klauen
Zum Letztenmal, und ſchütterte das Mark
Entſetzlich mir zuſammen; dann entfloh's
Wie eine Schlange zu der Höhle. Neu
Genieß' ich nun durch dich das weite Licht
Des Tages. Schön und herrlich zeigt ſich mir
Der Göttin Rath. Gleich einem heil'gen Bilde,
Daran der Stadt unwandelbar Geſchick
Durch ein geheimes Götterwort gebannt iſt,
Nahm ſie dich weg, dich Schützerin des Hauſes;
Bewahrte dich in einer heil'gen Stille
Zum Segen deines Bruders und der Deinen,
Da alle Rettung auf der weiten Erde
Verloren ſchien, gibſt du uns alles wieder.
Laß deine Seele ſich zum Frieden wenden,
O König! Hindre nicht, daß ſie die Weihe

Des väterlichen Hauſes nun vollbringe,
Mich der entſühnten Halle wiedergebe,
Mir auf das Haupt die alte Krone drücke!
Vergilt den Segen, den ſie dir gebracht,
Und laß des nähern Rechtes mich genießen!
Gewalt und Liſt, der Männer höchſter Ruhm,
Wird durch die Wahrheit dieſer hohen Seele
Beſchämt, und reines kindliches Vertrauen
Zu einem edeln Manne wird belohnt.

Iphigenie.

Denk' an dein Wort, und laß durch dieſe Rede
Aus einem g'raden treuen Munde dich
Bewegen! Sieh' uns an! Du haſt nicht oft
Zu ſolcher edeln That Gelegenheit.
Verſagen kannſt du's nicht; gewähr' es bald!

Thoas.

So geht!

Iphigenie.

Nicht ſo, mein König! Ohne Segen,
In Widerwillen, ſcheid' ich nicht von dir.
Verbann' uns nicht! Ein freundlich Gaſtrecht walte
Von dir zu uns: ſo ſind wir nicht auf ewig
Getrennt und abgeſchieden. Werth und theuer,
Wie mir mein Vater war, ſo biſt du's mir,
Und dieſer Eindruck bleibt in meiner Seele.
Bringt der Geringſte deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir in's Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
Und ſeh' ich an dem Aermſten eure Tracht;
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm ſelbſt ein Lager zubereiten,

Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach dir und deinem Schickſal fragen.
O geben dir die Götter deiner Thaten
Und deiner Milde wohlverdienten Lohn!
Leb' wohl! O wende dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abſchieds mir zurück!
Dann ſchwellt der Wind die Segel ſanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb' wohl! und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundſchaft deine Rechte.

Thoas.

Lebt wohl!

Torquato Tasso.

Ein Schauspiel.

Personen.

Alphons, der Zweyte, Herzog von Ferrara.
Leonore von Este, Schwester des Herzogs.
Leonore Sanvitale, Gräfin von Scandiano.
Torquato Tasso.
Antonio Montecatino, Staatssecretär.

Der Schauplatz ist auf Belriguardo, einem Lustschlosse.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Gartenplatz, mit Hermen der epiſchen Dichter geziert. Vorn an der Scene zur Rechten Virgil, zur Linken Ariost.

Prinzeſſin. Leonore.

Prinzeſſin.

Du ſiehſt mich lächelnd an, Eleonore,
Und ſiehſt dich ſelber an und lächelſt wieder.
Was haſt du? Laß es eine Freundin wiſſen!
Du ſcheinſt bedenklich, doch du ſcheinſt vergnügt.

Leonore.

Ja, meine Fürſtin, mit Vergnügen ſeh' ich
Uns beide hier ſo ländlich ausgeſchmückt.
Wir ſcheinen recht beglückte Schäferinnen,
Und ſind auch wie die Glücklichen beſchäftigt.
Wir winden Kränze. Dieſer, bunt von Blumen,
Schwillt immer mehr und mehr in meiner Hand;
Du haſt mit höherm Sinn und größerm Herzen
Den zarten ſchlanken Lorbeer dir gewählt.

Prinzeſſin.

Die Zweige, die ich in Gedanken flocht,
Sie haben gleich ein würdig Haupt gefunden,
Ich ſetze ſie Virgilen dankbar auf.

(Sie krönt die Herme Virgils.)

Leonore.

So drück' ich meinen vollen frohen Kranz
Dem Meiſter Ludwig auf die hohe Stirne —

(Sie krönt Arioſtens Herme.)

Er, deſſen Scherze nie verblühen, habe
Gleich von dem neuen Frühling ſeinen Theil.

Prinzeſſin.

Mein Bruder iſt gefällig, daß er uns
In dieſen Tagen ſchon aufs Land gebracht;
Wir können unſer ſeyn und ſtundenlang
Uns in die goldne Zeit der Dichter träumen.
Ich liebe Belriguardo, denn ich habe
Hier manchen Tag der Jugend froh durchlebt,
Und dieſes neue Grün und dieſe Sonne
Bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück.

Leonore.

Ja es umgibt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieſer immer grünen Bäume
Wird ſchon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauſchen dieſer Brunnen. Schwankend wiegen
Im Morgenwinde ſich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten ſchauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getroſt das Winterhaus
Schon der Citronen und Orangen ab,
Der blaue Himmel ruhet über uns,

Und an dem Horizonte löſt der Schnee
Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.

Prinzeſſin.

Es wäre mir der Frühling ſehr willkommen,
Wenn er nicht meine Freundin mir entführte.

Leonore.

Erinnre mich in dieſen holden Stunden,
O Fürſtin, nicht wie bald ich ſcheiden ſoll.

Prinzeſſin.

Was du verlaſſen magſt, das findeſt du
In jener großen Stadt gedoppelt wieder.

Leonore.

Es ruft die Pflicht, es ruft die Liebe mich
Zu dem Gemahl, der mich ſo lang' entbehrt.
Ich bring' ihm ſeinen Sohn, der dieſes Jahr
So ſchnell gewachſen, ſchnell ſich ausgebildet,
Und theile ſeine väterliche Freude.
Groß iſt Florenz und herrlich, doch der Werth
Von allen ſeinen aufgehäuften Schätzen
Reicht an Ferrara's Edelſteine nicht.
Das Volk hat jene Stadt zur Stadt gemacht,
Ferrara ward durch ſeine Fürſten groß.

Prinzeſſin.

Mehr durch die guten Menſchen, die ſich hier
Durch Zufall trafen und zum Glück verbanden.

Leonore.

Sehr leicht zerſtreut der Zufall was er ſammelt.
Ein edler Menſch zieht edle Menſchen an
Und weiß ſie feſt zu halten, wie ihr thut.
Um deinen Bruder und um dich verbinden
Gemüther ſich, die euer würdig ſind,

Und ihr ſeyd eurer großen Väter werth.
Hier zündete ſich froh das ſchöne Licht
Der Wiſſenſchaft, des freien Denkens an,
Als noch die Barbarey mit ſchwerer Dämm'rung
Die Welt umher verbarg. Mir klang als Kind
Der Name Hercules von Eſte ſchon,
Schon Hippolyt von Eſte voll in's Ohr.
Ferrara ward mit Rom und mit Florenz
Von meinem Vater viel geprieſen! Oft
Hab' ich mich hingeſehnt; nun bin ich da.
Hier ward Petrarch bewirthet, hier gepflegt,
Und Arioſt fand ſeine Muſter hier.
Italien nennt keinen großen Namen
Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt.
Und es iſt vortheilhaft den Genius
Bewirthen: gibſt du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er dir ein ſchöneres zurück.
Die Stäte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

Prinzeſſin.

Dem Enkel, wenn er lebhaft fühlt wie du;
Gar oft beneid' ich dich um dieſes Glück.

Leonore.

Das du, wie wenig andre, ſtill und rein
Genießeſt. Drängt mich doch das volle Herz
Sogleich zu ſagen was ich lebhaft fühle;
Du fühlſt es beſſer, fühlſt es tief und — ſchweigſt.
Dich blendet nicht der Schein des Augenblicks,
Der Witz beſticht dich nicht, die Schmeicheley
Schmiegt ſich vergebens künſtlich an dein Ohr:

Feſt bleibt dein Sinn und richtig dein Geſchmack,
Dein Urtheil g'rad, ſtets iſt dein Antheil groß
Am Großen, das du wie dich ſelbſt erkennſt.

Prinzeſſin.

Du ſollteſt dieſer höchſten Schmeicheley
Nicht das Gewand vertrauter Freundſchaft leihen.

Leonore.

Die Freundſchaft iſt gerecht, ſie kann allein
Den ganzen Umfang deines Werths erkennen.
Und laß mich der Gelegenheit, dem Glück
Auch ihren Theil an deiner Bildung geben;
Du haſt ſie doch, und biſt's am Ende doch,
Und dich mit deiner Schweſter ehrt die Welt
Vor allen großen Frauen eurer Zeit.

Prinzeſſin.

Mich kann das, Leonore, wenig rühren,
Wenn ich bedenke wie man wenig iſt,
Und was man iſt das blieb man Andern ſchuldig.
Die Kenntniß alter Sprachen und des Beſten
Was uns die Vorwelt ließ, dank' ich der Mutter;
Doch war an Wiſſenſchaft, an rechtem Sinn
Ihr keine beider Töchter jemals gleich;
Und ſoll ſich eine ja mit ihr vergleichen,
So hat Lucretia gewiß das Recht.
Auch, kann ich dir verſichern, hab' ich nie
Als Rang und als Beſitz betrachtet, was
Mir die Natur, was mir das Glück verlieh.
Ich freue mich wenn kluge Männer ſprechen,
Daß ich verſtehen kann wie ſie es meinen.
Es ſey ein Urtheil über einen Mann
Der alten Zeit und ſeiner Thaten Werth;

Es ſey von einer Wiſſenſchaft die Rede,
Die, durch Erfahrung weiter ausgebreitet,
Dem Menſchen nutzt, indem ſie ihn erhebt;
Wohin ſich das Geſpräch der Edlen lenkt,
Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
Ich höre gern dem Streit der Klugen zu,
Wenn um die Kräfte, die des Menſchen Bruſt
So freundlich und ſo fürchterlich bewegen,
Mit Grazie die Rednerlippe ſpielt;
Gern, wenn die fürſtliche Begier des Ruhms,
Des ausgebreiteten Beſitzes, Stoff
Dem Denker wird, und wenn die feine Klugheit,
Von einem klugen Manne zart entwickelt,
Statt uns zu hintergehen uns belehrt.

Leonore.

Und dann nach dieſer ernſten Unterhaltung
Ruht unſer Ohr und unſer innrer Sinn
Gar freundlich auf des Dichters Reimen aus,
Der uns die letzten lieblichſten Gefühle
Mit holden Tönen in die Seele flößt.
Dein hoher Geiſt umfaßt ein weites Reich,
Ich halte mich am liebſten auf der Inſel
Der Poeſie in Lorbeerhainen auf.

Prinzeſſin.

In dieſem ſchönen Lande, hat man mir
Verſichern wollen, wächſt vor andern Bäumen
Die Myrte gern. Und wenn der Muſen gleich
Gar viele ſind, ſo ſucht man unter ihnen
Sich ſeltner eine Freundin und Geſpielin,
Als man dem Dichter gern begegnen mag,
Der uns zu meiden, ja zu fliehen ſcheint,

Etwas zu ſuchen ſcheint, das wir nicht kennen
Und er vielleicht am Ende ſelbſt nicht kennt.
Da wär' es denn ganz artig, wenn er uns
Zur guten Stunde träfe, ſchnell entzückt
Uns für den Schatz erkennte, den er lang'
Vergebens in der weiten Welt geſucht.

Leonore.

Ich muß mir deinen Scherz gefallen laſſen.
Er trifft mich zwar, doch trifft er mich nicht tief.
Ich ehre jeden Mann und ſein Verdienſt,
Und ich bin gegen Taſſo nur gerecht.
Sein Auge weilt auf dieſer Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geſchichte reicht, das Leben gibt,
Sein Buſen nimmt es gleich und willig auf:
Das weit Zerſtreute ſammelt ſein Gemüth,
Und ſein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er was uns gemein erſchien,
Und das Geſchätzte wird vor ihm zu nichts.
In dieſem eignen Zauberkreiſe wandelt
Der wunderbare Mann, und zieht uns an
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen:
Er ſcheint ſich uns zu nahn, und bleibt uns fern;
Er ſcheint uns anzuſehn, und Geiſter mögen
An unſrer Stelle ſeltſam ihm erſcheinen.

Prinzeſſin.

Du haſt den Dichter fein und zart geſchildert,
Der in den Reichen ſüßer Träume ſchwebt.
Allein mir ſcheint auch ihn das Wirkliche
Gewaltſam anzuziehn und feſt zu halten.
Die ſchönen Lieder, die an unſern Bäumen

Wir hin und wieder angeheftet finden,
Die, goldnen Aepfeln gleich, ein neu Hesperien
Uns duftend bilden, erkennst du sie nicht alle
Für holde Früchte einer wahren Liebe?

Leonore.

Ich freue mich der schönen Blätter auch.
Mit mannichfalt'gem Geist verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen seinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt sich verehrend
Wie Engel über Wolken vor dem Bilde;
Dann schleicht er ihm durch stille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz.
Entfernt sich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leis' ihr schöner Fuß betrat.
Versteckt im Busche, gleich der Nachtigall,
Füllt er aus einem liebekranken Busen
Mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft:
Sein reizend Leid, die sel'ge Schwermuth lockt
Ein jedes Ohr und jedes Herz muß nach —

Prinzessin.

Und wenn er seinen Gegenstand benennt,
So gibt er ihm den Namen Leonore.

Leonore.

Es ist dein Name wie es meiner ist.
Ich nähm' es übel wenn's ein andrer wäre.
Mich freut es daß er sein Gefühl für dich
In diesem Doppelsinn verbergen kann.
Ich bin zufrieden daß er meiner auch
Bei dieses Namens holdem Klang gedenkt.
Hier ist die Frage nicht von einer Liebe.

Die ſich des Gegenſtands bemeiſtern will,
Ausſchließend ihn beſitzen, eiferſüchtig
Den Anblick jedem Andern wehren möchte.
Wenn er in ſeliger Betrachtung ſich
Mit deinem Werth beſchäftigt, mag er auch
An meinem leichtern Weſen ſich erfreun.
Uns liebt er nicht, — verzeih' daß ich es ſage! —
Aus allen Sphären trägt er was er liebt
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und ſein Gefühl theilt er uns mit; wir ſcheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchſte was wir lieben können.

Prinzeſſin.

Du haſt dich ſehr in dieſe Wiſſenſchaft
Vertieft, Eleonore, ſagſt mir Dinge,
Die mir beinahe nur das Ohr berühren
Und in die Seele kaum noch übergehn.

Leonore.

Du? Schülerin des Plato! nicht begreifen,
Was dir ein Neuling vorzuſchwatzen wagt?
Es müßte ſeyn daß ich zu ſehr mich irrte;
Doch irr' ich auch nicht ganz, ich weiß es wohl.
Die Liebe zeigt in dieſer beiden Schule
Sich nicht, wie ſonſt, als ein verwöhntes Kind;
Es iſt der Jüngling, der mit Pſychen ſich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Bruſt zur andern hin und her;
Er heftet ſich an Schönheit und Geſtalt
Nicht gleich mit ſüßem Irrthum feſt, und büßet
Nicht ſchnellen Rauſch mit Ekel und Verdruß.

Prinzessin.

Da kommt mein Bruder! Laßt uns nicht verrathen
Wohin sich wieder das Gespräch gelenkt;
Wir würden seinen Scherz zu tragen haben,
Wie unsre Kleidung seinen Spott erfuhr.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Alphons.

Alphons.

Ich suche Tasso, den ich nirgends finde,
Und treff' ihn — hier sogar bei euch nicht an.
Könnt ihr von ihm mir keine Nachricht geben?

Prinzessin.

Ich sah' ihn gestern wenig, heute nicht.

Alphons.

Es ist ein alter Fehler, daß er mehr
Die Einsamkeit als die Gesellschaft sucht.
Verzeih' ich ihm, wenn er den bunten Schwarm
Der Menschen flieht, und lieber frei im Stillen
Mit seinem Geist sich unterhalten mag;
So kann ich doch nicht loben, daß er selbst
Den Kreis vermeidet den die Freunde schließen.

Leonore.

Irr' ich mich nicht, so wirst du bald, o Fürst,
Den Tadel in ein frohes Lob verwandeln.
Ich sah' ihn heut' von fern; er hielt ein Buch
Und eine Tafel, schrieb und ging und schrieb.
Ein flüchtig Wort, das er mir gestern sagte,
Schien mir sein Werk vollendet anzukünden.

Er sorgt nur kleine Züge zu verbessern,
Um deiner Huld, die ihm so viel gewährt,
Ein würdig Opfer endlich darzubringen.

Alphons.

Er soll willkommen seyn wenn er es bringt,
Und losgesprochen seyn auf lange Zeit.
So sehr ich Theil an seiner Arbeit nehme,
So sehr in manchem Sinn das große Werk
Mich freut und freuen muß, so sehr vermehrt
Sich auch zuletzt die Ungeduld in mir.
Er kann nicht enden, kann nicht fertig werden,
Er ändert stets, rückt langsam weiter vor,
Steht wieder still, er hintergeht die Hoffnung;
Unwillig sieht man den Genuß entfernt
In späte Zeit, den man so nah' geglaubt.

Prinzessin.

Ich lobe die Bescheidenheit, die Sorge,
Womit er Schritt vor Schritt zum Ziele geht.
Nur durch die Gunst der Musen schließen sich
So viele Reime fest in Eins zusammen;
Und seine Seele hegt nur diesen Trieb,
Es soll sich sein Gedicht zum Ganzen runden:
Er will nicht Mährchen über Mährchen häufen,
Die reizend unterhalten und zuletzt
Wie lose Worte nur verklingend täuschen.
Laß ihn, mein Bruder! denn es ist die Zeit
Von einem guten Werke nicht das Maß;
Und wenn die Nachwelt mit genießen soll,
So muß des Künstlers Mitwelt sich vergessen.

Alphons.

Laß uns zusammen, liebe Schwester, wirken!

Wie wir zu beider Vortheil oft gethan.
Wenn ich zu eifrig bin, ſo lindre du:
Und biſt du zu gelind', ſo will ich treiben.
Wir ſehen dann auf einmal ihn vielleicht
Am Ziel, wo wir ihn lang' gewünſcht zu ſehn.
Dann ſoll das Vaterland, es ſoll die Welt
Erſtaunen, welch ein Werk vollendet worden.
Ich nehme meinen Theil des Ruhms davon,
Und er wird in das Leben eingeführt.
Ein edler Menſch kann einem engen Kreiſe
Nicht ſeine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einſamkeit mehr ſchmeichelnd ein.
Es will der Feind — es darf der Freund nicht ſchonen;
Dann übt der Jüngling ſtreitend ſeine Kräfte,
Fühlt was er iſt, und fühlt ſich bald ein Mann.

Leonore.

So wirſt du, Herr, für ihn noch alles thun,
Wie du bisher für ihn ſchon viel gethan.
Es bildet ein Talent ſich in der Stille,
Sich ein Charakter in dem Strom der Welt.
O daß er ſein Gemüth wie ſeine Kunſt
An deinen Lehren bilde! daß er nicht
Die Menſchen länger meide, daß ſein Argwohn
Sich nicht in Furcht und Haß verwandle!

Alphons.

Die Menſchen fürchtet nur wer ſie nicht kennt,
Und wer ſie meidet wird ſie bald verkennen.
Das iſt ſein Fall, und ſo wird nach und nach

Ein frei Gemüth verworren und gefeſſelt.
So iſt er oft um meine Gunſt beſorgt
Weit mehr als es ihm ziemte; gegen viele
Hegt er ein Mißtraun, die, ich weiß es ſicher,
Nicht ſeine Feinde ſind. Begegnet ja,
Daß ſich ein Brief verirrt, daß ein Bedienter
Aus ſeinem Dienſt in einen andern geht,
Daß ein Papier aus ſeinen Händen kommt,
Gleich ſieht er Abſicht, ſieht Verrätherey
Und Tücke, die ſein Schickſal untergräbt.

Prinzeſſin.

Laß uns, geliebter Bruder, nicht vergeſſen,
Daß von ſich ſelbſt der Menſch nicht ſcheiden kann.
Und wenn ein Freund, der mit uns wandeln ſollte,
Sich einen Fuß beſchädigte, wir würden
Doch lieber langſam gehn und unſre Hand
Ihm gern und willig leihen.

Alphons.

Beſſer wär's,
Wenn wir ihn heilen könnten, lieber gleich
Auf treuen Rath des Arztes eine Cur
Verſuchten, dann mit dem Geheilten froh
Den neuen Weg des friſchen Lebens gingen.
Doch hoff' ich, meine Lieben, daß ich nie
Die Schuld des rauhen Arztes auf mich lade.
Ich thue was ich kann, um Sicherheit
Und Zutraun ſeinem Buſen einzuprägen.
Ich geb' ihm oft in Gegenwart von vielen
Entſchiedne Zeichen meiner Gunſt. Beklagt
Er ſich bei mir, ſo laſſ' ich's unterſuchen,
Wie ich es that, als er ſein Zimmer neulich

Erbrochen glaubte. Läßt ſich nichts entdecken,
So zeig' ich ihm gelaſſen, wie ich's ſehe;
Und da man alles üben muß, ſo üb' ich,
Weil er's verdient, an Taſſo die Geduld:
Und ihr, ich weiß es, ſteht mir willig bei.
Ich hab' euch nun auf's Land gebracht und gehe
Heut' Abend nach der Stadt zurück. Ihr werdet
Auf einen Augenblick Antonio ſehen;
Er kommt von Rom und holt mich ab. Wir haben
Viel auszureden, abzuthun. Entſchlüſſe
Sind nun zu faſſen, Briefe viel zu ſchreiben;
Das alles nöthigt mich zur Stadt zurück.

Prinzeſſin.

Erlaubſt du uns, daß wir dich hingeleiten?

Alphons.

Bleibt nur in Belriguardo, geht zuſammen
Hinüber nach Conſandoli! Genießt
Der ſchönen Tage ganz nach freier Luſt.

Prinzeſſin.

Du kannſt nicht bei uns bleiben? die Geſchäfte
Nicht hier ſo gut als in der Stadt verrichten?

Leonore.

Du führſt uns gleich Antonio hinweg,
Der uns von Rom ſo viel erzählen ſollte?

Alphons.

Es geht nicht an, ihr Kinder; doch ich komme
Mit ihm ſo bald als möglich iſt zurück:
Dann ſoll er euch erzählen, und ihr ſollt
Mir ihn belohnen helfen, der ſo viel
In meinem Dienſt auf's Neue ſich bemüht.
Und haben wir uns wieder ausgeſprochen,

So mag der Schwarm dann kommen, daß es luſtig
In unſern Gärten werde, daß auch mir,
Wie billig, eine Schönheit in dem Kühlen,
Wenn ich ſie ſuche, gern begegnen mag.

Leonore.

Wir wollen freundlich durch die Finger ſehen.

Alphons.

Dagegen wißt ihr daß ich ſchonen kann.

Prinzeſſin

(nach der Scene gekehrt).

Schon lange ſeh' ich Taſſo kommen. Langſam
Bewegt er ſeine Schritte, ſteht bisweilen
Auf einmal ſtill, wie unentſchloſſen, geht
Dann wieder ſchneller auf uns los, und weilt
Schon wieder.

Alphons.

Stört ihn, wenn er denkt und dichtet,
In ſeinen Träumen nicht und laßt ihn wandeln.

Leonore.

Nein, er hat uns geſehn, er kommt hierher.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Taſſo.

Taſſo

(mit einem Buche in Pergament gebeftet).

Ich komme langſam dir ein Werk zu bringen,
Und zaudre noch es dir zu überreichen.
Ich weiß zu wohl, noch bleibt es unvollendet,
Wenn es auch gleich geendigt ſcheinen möchte.

Allein, war ich besorgt es unvollkommen
Dir hinzugeben, so bezwingt mich nun
Die neue Sorge: möcht' ich doch nicht gern
Zu ängstlich, möcht' ich nicht undankbar scheinen.
Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreun;
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!

(Er übergibt den Band.)

Alphons.

Du überraschest mich mit deiner Gabe
Und machst mir diesen schönen Tag zum Fest.
So halt' ich's endlich denn in meinen Händen,
Und nenn' es in gewissem Sinne mein!
Lang wünscht' ich schon du möchtest dich entschließen
Und endlich sagen: Hier! es ist genug.

Tasso.

Wenn ihr zufrieden seyd, so ist's vollkommen;
Denn euch gehört es zu in jedem Sinn.
Betrachtet' ich den Fleiß, den ich verwendet,
Sah ich die Züge meiner Feder an;
So konnt' ich sagen: Dieses Werk ist mein.
Doch seh' ich näher an, was dieser Dichtung
Den innern Werth und ihre Würde gibt;
Erkenn' ich wohl, ich hab' es nur von euch.
Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
Aus reicher Willkür freundlich mir geschenkt,
So hatte mich das eigensinn'ge Glück
Mit grimmiger Gewalt von sich gestoßen;
Und zog die schöne Welt den Blick des Knaben
Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
So trübte bald den jugendlichen Sinn

Der theuern Eltern unverdiente Noth.
Eröffnete die Lippe sich zu singen,
So floß ein traurig Lied von ihr herab,
Und ich begleitete mit leisen Tönen
Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.
Du warst allein, der aus dem engen Leben
Zu einer schönen Freiheit mich erhob;
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freiheit gab, daß meine Seele sich
Zu muthigem Gesang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn, denn euch gehört es zu.

Alphons.

Zum zweytenmal verdienst du jedes Lob,
Und ehrst bescheiden dich und uns zugleich.

Tasso.

O könnt' ich sagen wie ich lebhaft fühle
Daß ich von euch nur habe, was ich bringe!
Der thatenlose Jüngling — nahm er wohl
Die Dichtung aus sich selbst? Die kluge Leitung
Des raschen Krieges — hat er die ersonnen?
Die Kunst der Waffen, die ein jeder Held
An dem beschiednen Tage kräftig zeigt,
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Muth,
Und wie sich List und Wachsamkeit bekämpft,
Hast du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürst,
Das alles eingeflößt, als wärest du
Mein Genius, der eine Freude fände
Sein hohes, unerreichbar hohes Wesen
Durch einen Sterblichen zu offenbaren?

Prinzessin.

Genieße nun des Werks das uns erfreut!

Alphons.

Erfreue dich des Beifalls jedes Guten!

Leonore.

Des allgemeinen Ruhms erfreue dich!

Taſſo.

Mir iſt an dieſem Augenblick genug.
An euch nur dacht' ich, wenn ich ſann und ſchrieb;
Euch zu gefallen war mein höchſter Wunſch,
Euch zu ergetzen war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in ſeinen Freunden ſieht,
Verdient nicht daß die Welt von ihm erfahre.
Hier iſt mein Vaterland, hier iſt der Kreis,
In dem ſich meine Seele gern verweilt.
Hier horch' ich auf, hier acht' ich jeden Wink.
Hier ſpricht Erfahrung, Wiſſenſchaft, Geſchmack;
Ja, Welt und Nachwelt ſeh' ich vor mir ſtehn.
Die Menge macht den Künſtler irr' und ſcheu:
Nur wer euch ähnlich iſt, verſteht und fühlt,
Nur der allein ſoll richten und belohnen!

Alphons.

Und ſtellen wir denn Welt und Nachwelt vor,
So ziemt es nicht nur müßig zu empfangen.
Das ſchöne Zeichen, das den Dichter ehrt,
Das ſelbſt der Held, der ſeiner ſtets bedarf,
Ihm ohne Neid um's Haupt gewunden ſieht,
Erblick' ich hier auf deines Ahnherrn Stirne.

(Auf die Herme Virgils deutend.)

Hat es der Zufall, hat's ein Genius
Gedacht und gebracht? Es zeigt ſich hier

Uns nicht umſonſt. Virgilen hör' ich ſagen:
Was ehret ihr die Todten? Hatten die
Doch ihren Lohn und Freude da ſie lebten;
Und wenn ihr uns bewundert und verehrt,
So gebt auch den Lebendigen ihr Theil;
Mein Marmorbild iſt ſchon bekränzt genug;
Der grüne Zweig gehört dem Leben an.

(Alphons wendet ſeinen Schmerzen; er nimmt den Kranz von der Büſte Virgils und nähert ſich Taſſo. Er tritt zurück.)

Leonore.

Du weigerſt dich? Sieh welche Hand den Kranz,
Den ſchönen unverwelklichen, dir bietet!

Taſſo.

O laß mich zögern! Seh' ich doch nicht ein,
Wie ich nach dieſer Stunde leben ſoll.

Alphons.

In dem Genuß des herrlichen Beſitzes,
Der dich im erſten Augenblick erſchreckt.

Prinzeſſin

(indem ſie den Kranz in die Höhe hält).

Du gönneſt mir die ſeltne Freude, Taſſo,
Dir ohne Wort zu ſagen wie ich denke.

Taſſo.

Die ſchöne Laſt aus deinen theuern Händen
Empfang' ich kniend auf mein ſchwaches Haupt.

(Er kniet nieder, die Prinzeſſin ſetzt ihm den Kranz auf.)

Leonore (applaudirend).

Es lebe der zum erſtenmal Bekränzte!
Wie zieret den beſcheidnen Mann der Kranz!

Taſſo (ſteht auf).

Alphons.

Es iſt ein Vorbild nur von jener Krone,
Die auf dem Capitol dich zieren ſoll.

Prinzeſſin.

Dort werden lautre Stimmen dich begrüßen;
Mit leiſer Lippe lohnt die Freundſchaft hier.

Taſſo.

O nehmt ihn weg von meinem Haupte wieder,
Nehmt ihn hinweg! Er ſengt mir meine Locken,
Und wie ein Strahl der Sonne, der zu heiß
Das Haupt mir träfe, brennt er mir die Kraft
Des Denkens aus der Stirne. Fieberhitze
Bewegt mein Blut. Verzeiht! Es iſt zu viel!

Leonore.

Es ſchüzet dieſer Zweig vielmehr das Haupt
Des Manns, der in den heißen Regionen
Des Ruhms zu wandeln hat, und kühlt die Stirne.

Taſſo.

Ich bin nicht werth die Kühlung zu empfinden,
Die nur um Heldenſtirnen wehen ſoll.
O hebt ihn auf, ihr Götter, und verklärt
Ihn zwiſchen Wolken, daß er hoch und höher
Und unerreichbar ſchwebe! daß mein Leben
Nach dieſem Ziel ein ewig Wandeln ſey!

Alphons.

Wer früh erwirbt, lernt früh den hohen Werth
Der holden Güter dieſes Lebens ſchäzen;
Wer früh genießt, entbehrt in ſeinem Leben

Mit Willen nicht was er einmal beſaß;
Und wer beſitzt, der muß gerüſtet ſeyn.

Taſſo.

Und wer ſich rüſten will, muß eine Kraft
Im Buſen fühlen, die ihm nie verſagt.
Ach! ſie verſagt mir eben jetzt! Im Glück
Verläßt ſie mich, die angeborne Kraft,
Die ſtandhaft mich dem Unglück, ſtolz dem Unrecht
Begegnen lehrte. Hat die Freude mir,
Hat das Entzücken dieſes Augenblicks
Das Mark in meinen Gliedern aufgelöſ't?
Es ſinken meine Kniee! Noch einmal
Siehſt du, o Fürſtin, mich gebeugt vor dir!
Erhöre meine Bitte; nimm ihn weg!
Daß, wie aus einem ſchönen Traum erwacht,
Ich ein erquicktes neues Leben fühle.

Prinzeſſin.

Wenn du beſcheiden ruhig das Talent,
Das dir die Götter gaben, tragen kannſt,
So lern' auch dieſe Zweige tragen, die
Das Schönſte ſind was wir dir geben können.
Wem einmal würdig ſie das Haupt berührt,
Dem ſchweben ſie auf ewig um die Stirne.

Taſſo.

So laßt mich denn beſchämt von hinnen gehn!
Laßt mich mein Glück im tiefen Hain verbergen,
Wie ich ſonſt meine Schmerzen dort verbarg.
Dort will ich einſam wandeln, dort erinnert
Kein Auge mich an's unverdiente Glück.
Und zeigt mir ungefähr ein klarer Brunnen

In ſeinem reinen Spiegel einen Mann,
Der wunderbar bekränzt im Wiederſchein
Des Himmels zwiſchen Bäumen, zwiſchen Felſen
Nachdenkend ruht: ſo ſcheint es mir, ich ſehe
Elyſium auf dieſer Zauberfläche
Gebildet. Still bedenk' ich mich und frage,
Wer mag der Abgeſchiedne ſeyn? Der Jüngling
Aus der vergangnen Zeit? So ſchön bekränzt?
Wer ſagt mir ſeinen Namen? Sein Verdienſt?
Ich warte lang' und denke: Käme doch
Ein andrer und noch einer, ſich zu ihm
In freundlichem Geſpräche zu geſellen!
O ſäh' ich die Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um dieſen Quell verſammelt,
O ſäh' ich hier ſie immer unzertrennlich,
Wie ſie im Leben feſt verbunden waren!
So bindet der Magnet durch ſeine Kraft
Das Eiſen mit dem Eiſen feſt zuſammen,
Wie gleiches Streben Held und Dichter bindet.
Homer vergaß ſich ſelbſt, ſein ganzes Leben
War der Betrachtung zweyer Männer heilig,
Und Alexander in Elyſium
Eilt den Achill und den Homer zu ſuchen.
O daß ich gegenwärtig wäre, ſie,
Die größten Seelen, nun vereint zu ſehen!

Leonore.

Erwach'! Erwache! Laß uns nicht empfinden,
Daß du das Gegenwärt'ge ganz verkennſt.

Taſſo.

Es iſt die Gegenwart die mich erhöht;
Abweſend ſchein' ich nur, ich bin entzückt!

Prinzessin.

Ich freue mich, wenn du mit Geistern redest,
Daß du so menschlich sprichst, und hör' es gern.

(Ein Page tritt zu dem Fürsten und spricht leise etwas aus.)

Alphons.

Er ist gekommen! recht zur guten Stunde.
Antonio! — Bring ihn her — Da kommt er schon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Antonio.

Alphons.

Willkommen! der du uns zugleich dich selbst
Und gute Botschaft bringst.

Prinzessin.

Sey uns gegrüßt!

Antonio.

Kaum wag' ich es zu sagen, welch Vergnügen
In eurer Gegenwart mich neu belebt.
Vor euren Augen find' ich alles wieder,
Was ich so lang' entbehrt. Ihr scheint zufrieden
Mit dem was ich gethan, was ich vollbracht;
Und so bin ich belohnt für jede Sorge,
Für manchen bald mit Ungeduld durchharrten,
Bald absichtsvoll verlornen Tag. Wir haben
Nun was wir wünschen, und kein Streit ist mehr.

Leonore.

Auch ich begrüße dich, wenn ich schon zürne.
Du kommst nur eben, da ich reisen muß.

Antonio.

Damit mein Glück nicht ganz vollkommen werde,
Nimmst du mir gleich den schönen Theil hinweg.

Taſſo.

Auch meinen Gruß! Ich hoffe mich der Nähe
Des vielerfahrnen Mannes auch zu freun.

Antonio.

Du wirst mich wahrhaft finden, wenn du je
Aus deiner Welt in meine schauen magst.

Alphons.

Wenn du mir gleich in Briefen schon gemeldet,
Was du gethan und wie es dir ergangen;
So hab' ich doch noch manches auszufragen,
Durch welche Mittel das Geschäft gelang.
Auf jenem wunderbaren Boden will der Schritt
Wohl abgemessen seyn, wenn er zuletzt
An deinen eignen Zweck dich führen soll.
Wer seines Herren Vortheil rein bedenkt,
Der hat in Rom gar einen schweren Stand:
Denn Rom will alles nehmen, geben nichts;
Und kommt man hin um etwas zu erhalten,
Erhält man nichts, man bringe denn was hin,
Und glücklich, wenn man da noch was erhält.

Antonio.

Es ist nicht mein Betragen, meine Kunst,
Durch die ich deinen Willen, Herr, vollbracht.
Denn welcher Kluge fänd' im Vatican
Nicht seinen Meister? Vieles traf zusammen,
Das ich zu unserm Vortheil nutzen konnte.
Dich ehrt Gregor und grüßt und segnet dich.
Der Greis, der würdigste, dem eine Krone

Das Haupt belaſtet, denkt der Zeit mit Freuden,
Da er in ſeinen Arm dich ſchloß. Der Mann,
Der Männer unterſcheidet, kennt und rühmt
Dich hoch! Um deinetwillen that er viel.

Alphons.

Ich freue ſeiner guten Meinung mich,
Sofern ſie redlich iſt. Doch weißt du wohl,
Vom Vatican herab ſieht man die Reiche
Schon klein genug zu ſeinen Füßen liegen,
Geſchweige denn die Fürſten und die Menſchen.
Geſtehe nur was dir am meiſten half.

Antonio.

Gut! wenn du willſt: der hohe Sinn des Papſts.
Er ſieht das Kleine klein, das Große groß.
Damit er einer Welt gebiete, gibt
Er ſeinen Nachbarn gern und freundlich nach.
Das Streifchen Land, das er dir überläßt,
Weiß er, wie deine Freundſchaft, wohl zu ſchätzen.
Italien ſoll ruhig ſeyn, er will
In ſeiner Nähe Freunde ſehen, Friede
Bei ſeinen Gränzen halten, daß die Macht
Der Chriſtenheit, die er gewaltig lenkt,
Die Türken da, die Ketzer dort vertilge.

Prinzeſſin.

Weiß man die Männer, die er mehr als andre
Begünſtigt, die ſich ihm vertraulich nahn?

Antonio.

Nur der erfahrne Mann beſitzt ſein Ohr,
Der thätige ſein Zutraun, ſeine Gunſt.
Er, der von Jugend auf dem Staat gedient,
Beherrſcht ihn jetzt, und wirkt auf jene Höfe,

Die er vor Jahren als Gesandter schon
Gesehen und gekannt und oft gelenkt.
Es liegt die Welt so klar vor seinem Blick,
Als wie der Vortheil seines eignen Staats.
Wenn man ihn handeln sieht, so lobt man ihn,
Und freut sich, wenn die Zeit entdeckt was er
Im Stillen lang bereitet und vollbracht.
Es ist kein schön'rer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regieret;
Das Reich zu sehn, wo jeder stolz gehorcht,
Wo jeder sich nur selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Leonore.

Wie sehnlich wünscht' ich jene Welt einmal
Recht nah zu sehn!

Alphons.

Doch wohl um mit zu wirken?
Denn blos beschaun wird Leonore nie.
Es wäre doch recht artig, meine Freundin,
Wenn in das große Spiel wir auch zuweilen
Die zarten Hände mischen könnten — Nicht?

Leonore (zu Alphons).

Du willst mich reizen, es gelingt dir nicht.

Alphons.

Ich bin dir viel von andern Tagen schuldig.

Leonore.

Nun gut, so bleib' ich heut' in deiner Schuld!
Verzeih' und störe meine Fragen nicht.
(Zu Antonio)
Hat er für die Neveten viel gethan?

Antonio.

Nicht weniger noch mehr als billig iſt.
Ein Mächtiger, der für die Seinen nicht
Zu ſorgen weiß, wird von dem Volke ſelbſt
Getadelt. Still und mäßig weiß Gregor
Den Seinigen zu nutzen, die dem Staat
Als wackre Männer dienen, und erfüllt
Mit einer Sorge zwey verwandte Pflichten.

Taſſo.

Erfreut die Wiſſenſchaft, erfreut die Kunſt
Sich ſeines Schutzes auch? und eifert er
Den großen Fürſten alter Zeiten nach?

Alphons.

Er ehrt die Wiſſenſchaft ſofern ſie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er ſchätzt die Kunſt, ſofern ſie ziert, ſein Rom
Verherrlicht, und Palaſt und Tempel
Wunderwerken dieſer Erde macht.
Seiner Nähe darf nichts müßig ſeyn!
Was gelten ſoll, muß wirken und muß dienen.

Alphons.

Und hoffſt du, daß wir das Geſchäfte bald
Vollenden können? daß ſie nicht zuletzt
Noch hie und da uns Hinderniſſe ſtreuen?

Antonio.

Ich müßte ſehr mich irren, wenn nicht gleich
Durch deinen Namenszug, durch wenig Briefe
Auf immer dieſer Zwiſt gehoben wäre.

Alphons.

So lob' ich dieſe Tage meines Lebens
Als eine Zeit des Glückes und Gewinns.

Erweitert ſeh' ich meine Gränze, weiß
Sie für die Zukunft ſicher. Ohne Schwertſchlag
Haſt du's geleiſtet, eine Bürgerkrone
Dir wohl verdient. Es ſollen unſre Frauen
Vom erſten Eichenlaub am ſchönſten Morgen
Geflochten dir ſie um die Stirne legen.
Indeſſen hat mich Taſſo auch bereichert;
Er hat Jeruſalem für uns erobert,
Und ſo die neue Chriſtenheit beſchützt,
Ein weit entferntes, hoch geſtecktes Ziel
Mit frohem Muth und ſtrengem Fleiß erreicht.
Für ſeine Mühe ſiehſt du ihn gekrönt.

Antonio.

Du löſeſt mir ein Räthſel. Zwey Bekränzte
Erblickt' ich mit Verwundrung da ich kam.

Taſſo.

Wenn du mein Glück vor deinen Augen ſiehſt,
So wünſcht' ich, daß du mein beſchämt Gemüth
Mit eben dieſem Blicke ſchauen könnteſt.

Antonio.

Mir war es lang' bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig iſt, und du erfährſt
Was jeder von den Seinen ſchon erfuhr.

Prinzeſſin.

Wenn du erſt ſiehſt was er geleiſtet hat,
So wirſt du uns gerecht und mäßig finden.
Wir ſind nur hier die erſten ſtillen Zeugen
Des Beifalls, den die Welt ihm nicht verſagt,
Und den ihm zehnfach künft'ge Jahre gönnen.

Antonio.

Er iſt durch euch ſchon ſeines Ruhms gewiß.

Wer dürfte zweifeln, wo ihr preisen könnt?
Doch sage mir, wer drückte diesen Kranz
Auf Ariostens Stirne?

Leonore.

Diese Hand.

Antonio.

Und sie hat wohl gethan! Er ziert ihn schön,
Als ihn der Lorbeer selbst nicht zieren würde.
Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
In's blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blüthen-Bäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leicht getragnen Blüthen,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberflusses rauscht darneben
Und läßt uns bunte Wunderfische sehn.
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt;
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohl gestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint,
Und doch im schönsten Tact sich mäßig hält.

Wer neben dieſen Mann ſich wagen darf,
Verdient für ſeine Kühnheit ſchon den Kranz.
Vergebt, wenn ich mich ſelbſt begeiſtert fühle,
Wie ein Verzückter weder Zeit noch Ort,
Noch was ich ſage wohl bedenken kann;
Denn alle dieſe Dichter, dieſe Kränze,
Das ſeltne feſtliche Gewand der Schönen
Verſetzt mich aus mir ſelbſt in fremdes Land.

Prinzeſſin.

Wer Ein Verdienſt ſo wohl zu ſchätzen weiß,
Wer wird das andre nicht verkennen. Du
Sollſt uns dereinſt in Taſſo's Liedern zeigen,
Das wir gefühlt und was nur du erkennſt.

Alphons.

Komm mit, Antonio! manches hab' ich noch,
Worauf ich ſehr begierig bin, zu fragen.
Dann ſollſt du bis zum Untergang der Sonne
Den Frauen angehören. Komm! Lebt wohl!

(Dem Fürſten folgt Antonio, den Damen Taſſo.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Saal.

Prinzeſſin. Taſſo.

Taſſo.

Unſicher folgen meine Schritte dir,
O Fürſtin, und Gedanken ohne Maß
Und Ordnung regen ſich in meiner Seele.
Mir ſcheint die Einſamkeit zu winken, mich
Gefällig anzulispeln: komm, ich löſe
Die neu erregten Zweifel deiner Bruſt.
Doch werf' ich einen Blick auf dich; vernimmt
Mein horchend Ohr ein Wort von deiner Lippe,
So wird ein neuer Tag um mich herum,
Und alle Bande fallen von mir los.
Ich will dir gern geſtehn, es hat der Mann,
Der unerwartet zu uns trat, nicht ſanft
Aus einem ſchönen Traum mich aufgeweckt;
Sein Weſen, ſeine Worte haben mich
So wunderbar getroffen, daß ich mehr
Als je mich doppelt fühle, mit mir ſelbſt
Auf's neu' in ſtreitender Verwirrung bin.

Prinzessin.

Es ist unmöglich daß ein alter Freund,
Der lang' entfernt ein fremdes Leben führte,
Im Augenblick da er uns wiedersieht,
Sich wieder gleich wie ehmals finden soll.
Er ist in seinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig Tage leben,
So stimmen sich die Saiten hin und wieder,
Bis glücklich eine schöne Harmonie
Auf's neue sie verbindet. Wird er dann
Auch näher kennen, was du diese Zeit
Geleistet hast; so stellt er dich gewiß
Dem Dichter an die Seite, den er jetzt
Als einen Riesen dir entgegen stellt.

Tasso.

Ach meine Fürstin, Ariostens Lob
Aus seinem Munde hat mich mehr ergetzt
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröstlich
Ist es für uns, den Mann gerühmt zu wissen,
Der als ein großes Muster vor uns steht.
Wir können uns im stillen Herzen sagen:
Erreichst du einen Theil von seinem Werth,
Bleibt dir ein Theil auch seines Ruhms gewiß.
Nein, was das Herz im tiefsten mir bewegte,
Was mir noch jetzt die ganze Seele füllt,
Es waren die Gestalten jener Welt,
Die sich lebendig, rastlos, ungeheuer,
Um Einen großen, einzig klugen Mann
Gemessen dreht und ihren Lauf vollendet,
Den ihr der Halbgott vorzuschreiben wagt.
Begierig horcht' ich auf, vernahm mit Lust

Die ſichern Worte des erfahrnen Mannes;
Doch ach! je mehr ich horchte, mehr und mehr
Verſank ich vor mir ſelbſt, ich fürchtete
Wie Echo an den Felſen zu verſchwinden,
Ein Wiederhall, ein Nichts mich zu verlieren.

Prinzeſſin.

Und ſchienſt noch kurz vorher ſo rein zu fühlen,
Wie Held und Dichter für einander leben,
Wie Held und Dichter ſich einander ſuchen,
Und keiner je den andern neiden ſoll?
Zwar herrlich iſt die liebeswerthe That,
Doch ſchön iſt's auch, der Thaten ſtärkſte Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.
Begnüge dich, aus einem kleinen Staate,
Der dich beſchützt, dem wilden Lauf der Welt,
Wie von dem Ufer, ruhig zuzuſehn.

Taſſo.

Und ſah' ich hier mit Staunen nicht zuerſt,
Wie herrlich man den tapfern Mann belohnt?
Als unerfahrner Knabe kam ich her,
In einem Augenblick, da Feſt auf Feſt
Ferrara zu dem Mittelpunkt der Ehre
Zu machen ſchien. O! welcher Anblick war's!
Den weiten Platz, auf dem in ihrem Glanze
Gewandte Tapferkeit ſich zeigen ſollte,
Umſchloß ein Kreis, wie ihn die Sonne nicht
Sobald zum zweytenmal beſcheinen wird.
Es ſaßen hier gedrängt die ſchönſten Frauen,
Gedrängt die erſten Männer unſrer Zeit.
Erſtaunt durchlief der Blick die edle Menge;
Man rief: Sie alle hat das Vaterland,

Das Eine, schmale, meerumgehne Land,
Hierher geschickt. Zusammen bilden sie
Das herrlichste Gericht, das über Ehre,
Verdienst und Tugend je entschieden hat.
Gehst du sie einzeln durch, du findest keinen
Der seines Nachbarn sich zu schämen brauche! —
Und dann eröffneten die Schranken sich;
Da stampften Pferde, glänzten Helm und Schilde,
Da drängten sich die Knappen, da erklang
Trompetenschall, und Lanzen krachten splitternd,
Getroffen tönten Helm und Schilde, Staub,
Auf einen Augenblick, umhüllte wirbelnd
Des Siegers Ehre, des Besiegten Schmach.
O laß mich einen Vorhang vor das ganze,
Mir allzu helle Schauspiel ziehen, daß
In diesem schönen Augenblicke mir
Mein Unwerth nicht zu heftig fühlbar werde.

Prinzessin.

Wenn jener edle Kreis, wenn jene Thaten
Zu Müh' und Streben damals dich entflammten,
So konnt' ich, junger Freund, zu gleicher Zeit
Der Dichtung stille Lehre dir bewähren.
Die Feste, die du rühmst, die hundert Zungen
Mir damals priesen und mir manches Jahr
Nachher gepriesen haben, sah' ich nicht.
Am stillen Ort, wohin kaum unterbrochen
Der letzte Wiederhall der Freude sich
Verlieren konnte, mußt' ich manche Schmerzen
Und manchen traurigen Gedanken leiden.
Mit breiten Flügeln schwebte mir das Bild
Des Todes vor den Augen, deckte mir

Die Ausſicht in die immer neue Welt.
Nur nach und nach entfernt' es ſich, und ließ
Mich, wie durch einen Flor, die bunten Farben
Des Lebens, blaß doch angenehm, erblicken.
Ich ſah lebend'ge Formen wieder ſanft ſich regen.
Zum erſtenmal trat ich, noch unterſtützt
Von meinen Frauen, aus dem Krankenzimmer,
Da kam Lucretia voll frohes Lebens
Herbei und führte dich an ihrer Hand.
Du warſt der erſte, der im neuen Leben
Mir neu und unbekannt entgegen trat.
Da hofft' ich viel für dich und mich; auch hat
Uns bis hieher die Hoffnung nicht betrogen.

Taſſo.

Und ich, der ich betäubt von dem Gewimmel
Des drängenden Gewühls, von ſo viel Glanz
Geblendet, und von mancher Leidenſchaft
Bewegt, durch ſtille Gänge des Pallaſts,
An deiner Schweſter Seite ſchweigend ging,
Dann in das Zimmer trat, wo du uns bald
Auf deine Frau'n gelehnt erſchieneſt — Mir
Welch ein Moment war dieſer! O vergib!
Wie den Bezauberten von Rauſch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt;
So war auch ich von aller Phantaſie,
Von jeder Sucht, von jedem falſchen Triebe
Mit Einem Blick in deinen Blick geheilt.
Wenn unerfahren die Begierde ſich
Nach tauſend Gegenſtänden ſonſt verlor,
Trat ich beſchämt zuerſt in mich zurück,
Und lernte nun das Wünſchenswerthe kennen.

So sucht man in dem weiten Sand des Meers
Vergebens eine Perle, die verborgen
In stillen Schalen eingeschlossen ruht.

Prinzessin.

Es fingen schöne Zeiten damals an,
Und hätt' uns nicht der Herzog von Urbino
Die Schwester weggeführt, uns wären Jahre
Im schönen ungetrübten Glück verschwunden.
Doch leider jetzt vermissen wir zu sehr
Den freien Geist, die Brust voll Muth und Leben,
Den reichen Witz der liebenswürd'gen Frau.

Tasso.

Ich weiß es nur zu wohl, seit jenem Tage,
Da sie von hinnen schied, vermochte dir
Die reine Freude niemand zu ersetzen.
Wie oft zerriß es meine Brust! Wie oft
Klagt' ich dem stillen Hain mein Leid um dich!
Ach! rief ich aus, hat denn die Schwester nur
Das Glück, das Recht, der Theuern viel zu seyn?
Ist denn kein Herz mehr werth, daß sie sich ihm
Vertrauen dürfte, kein Gemüth dem ihren
Mehr gleich gestimmt? Ist Geist und Witz verloschen?
Und war die Eine Frau, so treflich sie
Auch war, denn alles? Fürstin! o verzeih'!
Da dacht' ich manchmal an mich selbst, und wünschte
Dir etwas seyn zu können. Wenig nur,
Doch etwas, nicht mit Worten, mit der That
Wünscht' ich's zu seyn, im Leben dir zu zeigen,
Wie sich mein Herz im Stillen dir geweiht.
Doch es gelang mir nicht, und nur zu oft
That ich im Irrthum, was dich schmerzen mußte,

Beleidigte den Mann, den du beſchützteſt,
Verwirrte unklug, was du löſen wollteſt,
Und fädlte ſo mich ſtets im Augenblick,
Wenn ich mich nahen wollte, fern und ferner.

Prinzeſſin.

Ich habe, Taſſo, deinen Willen nie
Verkannt, und weiß wie du dir ſelbſt zu ſchaden
Geſchäftig biſt. Anſtatt daß meine Schweſter
Mit jedem, wie er ſey, zu leben weiß,
So kannſt du ſelbſt nach vielen Jahren kaum
In einen Freund dich finden.

Taſſo.

Tadle mich!
Doch ſage mir hernach, wo iſt der Mann,
Die Frau, mit der ich wie mit dir
Aus freiem Buſen wagen darf zu reden?

Prinzeſſin.

Du ſollteſt meinem Bruder dich vertraun.

Taſſo.

Er iſt mein Fürſt! — Doch glaube nicht daß mir
Der Freiheit wilder Trieb den Buſen blähe.
Der Menſch iſt nicht geboren frei zu ſeyn,
Und für den Edlen iſt kein ſchöner Glück,
Als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen.
Und ſo iſt er mein Herr, und ich empfinde
Den ganzen Umfang dieſes großen Worts.
Nun muß ich ſchweigen lernen wenn er ſpricht,
Und thun wenn er gebietet, mögen auch
Verſtand und Herz ihm lebhaft widerſprechen.

Prinzeſſin.

Das iſt der Fall bei meinem Bruder nie.

Und nun, da wir Antonio wieder haben,
Ist dir ein neuer kluger Freund gewiß.

Tasso.

Ich hofft' es ehmals, jetzt verzweifl' ich fast.
Wie lehrreich wäre mir sein Umgang, nützlich
Sein Rath in tausend Fällen! Er besitzt,
Ich mag wohl sagen, alles was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter sich versammelt
Geschenke seiner Wiege darzubringen;
Die Grazien sind leider ausgeblieben,
Und wem die Gaben dieser Holden fehlen,
Der kann zwar viel besitzen, vieles geben,
Doch läßt sich nie an seinem Busen ruhn.

Prinzessin.

Doch läßt sich ihm vertraun, und das ist viel.
Du mußt von Einem Mann nicht alles fordern,
Und dieser leistet was er dir verspricht.
Hat er sich erst für deinen Freund erklärt,
So sorgt er selbst für dich, wo du dir fehlst.
Ihr müßt verbunden seyn! Ich schmeichle mir
Dieß schöne Werk in Kurzem zu vollbringen.
Nur widerstehe nicht wie du es pflegst!
So haben wir Lenoren lang' besessen,
Die fein und zierlich ist, mit der es leicht
Sich leben läßt; auch dieser hast du nie,
Wie sie es wünschte, näher treten wollen.

Tasso.

Ich habe dir geborcht, sonst hätt' ich mich
Von ihr entfernt anstatt mich ihr zu nahen.
So liebenswürdig sie erscheinen kann,
Ich weiß nicht wie es ist, kennt' ich nur selten

Mit ihr ganz offen seyn, und wenn sie auch
Die Absicht hat, den Freunden wohlzutun,
So sagt man Absicht und man ist verstimmt.

Prinzessin.

Auf diesem Wege werden wir wohl nie
Gesellschaft finden, Tasso! Dieser Pfad
Verleitet uns durch einsames Gebüsch,
Durch stille Thäler fortzuwandern, mehr
Und mehr verwöhnt sich das Gemüth, und strebt,
Die goldne Zeit, die ihm von außen mangelt,
In seinem Innern wieder herzustellen,
So wenig der Versuch gelingen will.

Tasso.

O welches Wort spricht meine Fürstin aus!
Die goldne Zeit wohin ist sie geflohen?
Nach der sich jedes Herz vergebens sehnt!
Da auf der freien Erde Menschen sich
Wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten;
Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
Um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang;
Wo klar und still auf immer reinem Sande
Der weiche Fluß die Nymphe sanft umfing;
Wo in dem Grase die gescheuchte Schlange
Unschädlich sich verlor, der kühne Faun
Vom tapfern Jüngling bald bestraft entfloh;
Wo jener Vogel in der freien Luft,
Und jedes Thier, durch Berg' und Thäler schweifend,
Zum Menschen sprach: Erlaubt ist was gefällt.

Prinzessin.

Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei:
Allein die Guten bringen sie zurück;
Und soll ich dir gestehen wie ich denke:
Die goldne Zeit, womit der Dichter uns
Zu schmeicheln pflegt, die schöne Zeit, sie war,
So scheint es mir, so wenig als sie ist;
Und war sie je, so war sie nur gewiß,
Wie sie uns immer wieder werden kann.
Noch treffen sich verwandte Herzen an
Und theilen den Genuß der schönen Welt:
Nur in dem Wahlspruch ändert sich, mein Freund,
Ein einzig Wort: Erlaubt ist was sich ziemt.

Tasso.

O wenn aus guten, edlen Menschen nur
Ein allgemein Gericht bestellt entschiede,
Was sich denn ziemt! anstatt daß jeder glaubt,
Es sey auch schicklich was ihm nützlich ist.
Wir sehn ja, dem Gewaltigen, dem Klugen
Steht alles wohl, und er erlaubt sich alles.

Prinzessin.

Willst du genau erfahren was sich ziemt;
So frage nur bei edlen Frauen an.
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme was geschieht.
Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer
Das zarte leicht verletzliche Geschlecht.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie,
Und wo die Frechheit herrscht, da sind sie nichts.
Und wirst du die Geschlechter beide fragen:
Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.

Taſſo.

Du nenneſt uns unbändig, roh, gefühllos?

Prinzeſſin.

Nicht das! Allein ihr ſtrebt nach fernen Gütern,
Und euer Streben muß gewaltſam ſeyn.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig nah beſchränktes Gut
Auf dieſer Erde nur beſitzen möchten,
Und wünſchen, daß es uns beſtändig bleibe.
Wir ſind von keinem Männerherzen ſicher,
Das noch ſo warm ſich einmal uns ergab.
Die Schönheit iſt vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren ſcheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, iſt todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu ſchätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe
Der Buſen einer Frau bewahren kann;
Wenn das Gedächtniß einzig ſchöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte;
Wenn euer Blick, der ſonſt durchdringend iſt,
Auch durch den Schleier dringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft:
Wenn der Beſitz, der ruhig machen ſoll,
Nach fremden Gütern euch nicht lüſtern machte:
Dann wär' uns wohl ein ſchöner Tag erſchienen,
Wir feyerten dann unſre goldne Zeit.

Taſſo.

Du ſagſt mir Worte, die in meiner Bruſt
Halb ſchon entſchlafne Sorgen mächtig regen.

Prinzeſſin.

Was meinſt du, Taſſo? Rede frei mit mir.

Taſſo.

Oft hört' ich ſchon, und dieſe Tage wieder
Hab' ich's gehört, ja hätt' ich's nicht vernommen,
So müßt' ich's denken: edle Fürſten ſtreben
Nach deiner Hand! Was wir erwarten müſſen,
Das fürchten wir und möchten ſchier verzweifeln.
Verlaſſen wirſt du uns, es iſt natürlich;
Doch wie wir's tragen wollen, weiß ich nicht.

Prinzeſſin.

Für dieſen Augenblick ſeyd unbeſorgt!
Faſt möcht' ich ſagen: unbeſorgt für immer.
Hier bin ich gern und gerne mag ich bleiben;
Noch weiß ich kein Verhältniß, das mich lockte;
Und wenn ihr mich denn ja behalten wollt,
So laßt es mir durch Eintracht ſeyn, und ſchafft
Euch ſelbſt ein glücklich Leben, mir durch euch.

Taſſo.

O lehre mich das Mögliche zu thun!
Gewidmet ſind dir alle meine Tage.
Wenn dich zu preiſen, dir zu danken ſich
Mein Herz entfaltet, dann empfind' ich erſt
Das reinſte Glück, das Menſchen fühlen können;
Das göttlichſte erfuhr ich nur in dir.
So unterſcheiden ſich die Erdengötter
Vor andern Menſchen, wie das hohe Schickſal
Vom Rath und Willen ſelbſt der klügſten Männer
Sich unterſcheidet. Vieles laſſen ſie,
Wenn wir gewaltſam Tag' auf Woge ſehn,
Wie leichte Wellen, unbemerkt vorüber

Vor ihren Füßen rauſchen, hören nicht
Den Sturm, der uns umſauſt und niederwirft,
Vernehmen unſer Flehen kaum, und laſſen,
Wie wir beſchränkten armen Kindern thun,
Mit Seufzern und Geſchrei die Luft uns fällen,
Du haſt mich oft, o Göttliche, geduldet,
Und wie die Sonne, trocknete dein Blick
Den Thau von meinen Augenliedern ab.

Prinzeſſin.

Es iſt ſehr billig, daß die Frauen dir
Auf's freundlichſte begegnen; es verherrlicht
Dein Lied auf manche Weiſe das Geſchlecht.
Zart oder tapfer, haſt du ſtets gewußt
Sie liebenswerth und edel vorzuſtellen;
Und wenn Armide haſſenswerth erſcheint,
Verſöhnt ihr Reiz und ihre Liebe bald.

Taſſo.

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer alles ſchuldig!
Es ſchwebt kein gehltig unbeſtimmtes Bild
Von meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es geſehn,
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben:
Tancredens Heldenliebe zu Edlorinden,
Erminiens ſtille nicht bemerkte Treue,
Sophroniens Großheit und Olindens Noth,
Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.
Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte

Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied bescheiden anvertraut?

Prinzessin.

Und soll ich dir noch einen Vorzug sagen,
Den unvermerkt sich dieses Lied erschleicht?
Es lockt uns nach, und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verstehn,
Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,
Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt.

Tasso.

Welch einen Himmel öffnest du vor mir,
O Fürstin! Macht mich dieser Glanz nicht blind,
So seh' ich unverhofft ein ewig Glück
Auf goldnen Strahlen herrlich niedersteigen.

Prinzessin.

Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen:
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.
So sagt man, sey die Tugend, sey die Liebe,
Die ihr verwandt ist. Das bedenke wohl!

Zweyter Auftritt.

Tasso.

Ist dir's erlaubt die Augen aufzuschlagen?
Wagst du's umherzusehn? Du bist allein!
Vernahmen diese Säulen was sie sprach?
Und hast du Zeugen, diese stummen Zeugen
Des höchsten Glücks zu fürchten? Es erhebt

Die Sonne sich des neuen Lebenstages,
Der mit den vorigen sich nicht vergleicht.
Heraieder steigend bebt die Göttin schnell
Den Sterblichen hinauf. Welch neuer Kreis
Entdeckt sich meinem Auge, welches Reich!
Wie köstlich wird der heiße Wunsch belohnt!
Ich träumte mich dem höchsten Glücke nah,
Und dieses Glück ist über alle Träume.
Der Blindgeborne denke sich das Licht,
Die Farben wie er will; erscheinet ihm
Der neue Tag, ist's ihm ein neuer Sinn.
Voll Muth und Ahnung, freudetrunken schwankend
Betret' ich diese Bahn. Du gibst mir viel,
Du gibst, wie Erd' und Himmel uns Geschenke
Mit vollen Händen übermäßig reichen,
Und forderst wieder, was von mir zu fordern
Nur eine solche Gabe dich berechtigt.
Ich soll entbehren, soll mich mäßig zeigen,
Und so verdienen, daß du mir vertrauest.
Was that ich je, daß sie mich wählen konnte?
Was soll ich thun, um ihrer werth zu seyn?
Sie konnte dir vertraun, und dadurch bist du's.
Ja, Fürstin, deinen Worten, deinen Blicken
Sey ewig meine Seele ganz geweiht!
Ja, fordre was du willst, denn ich bin dein!
Sie sende mich, Müh' und Gefahr und Ruhm
In fernen Landen aufzusuchen, reiche
Im stillen Hain die goldne Leyer mir,
Sie weihe mich der Ruh' und ihrem Preis:
Ihr bin ich, bildend soll sie mich besitzen;
Mein Herz bewahrte jeden Schatz für Sie.

O hätt' ein tauſendfaches Werkzeug mir
Ein Gott gegönnt, kaum drückt' ich dann genug
Die unausſprechliche Verehrung aus.
Des Mahlers Pinſel und des Dichters Lippe,
Die ſüßeſte, die je von frühem Honig
Genährt war, wünſcht' ich mir. Nein, künftig ſoll
Nicht Taſſo zwiſchen Bäumen, zwiſchen Menſchen
Sich einſam, ſchwach und trübgeſinnt verlieren!
Er iſt nicht mehr allein, er iſt mit Dir.
O daß die edelſte der Thaten ſich
Hier ſichtbar vor mich ſtellte, rings umgeben
Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
Und wagte gern das Leben, das ich nun
Von ihren Händen habe — forderte
Die beſten Menſchen mir zu Freunden auf,
Unmögliches mit einer edeln Schaar
Nach ihrem Wink und Willen zu vollbringen.
Voreiliger, warum verbarg dein Mund
Nicht das was du empfandſt, bis du dich werth
Und werther ihr zu Füßen legen konnteſt?
Das war dein Vorſatz, war dein kluger Wunſch.
Doch ſey es auch! Viel ſchöner iſt es, rein
Und unverdient ein ſolch Geſchenk empfangen,
Als halb und halb zu wähnen, daß man wohl
Es habe fordern dürfen. Blicke freudig!
Es iſt ſo groß, ſo weit, was vor dir liegt;
Und hoffnungsvolle Jugend lockt dich wieder
In unbekannte, lichte Zukunft hin!
— Schwelle Bruſt! — O Witterung des Glücks,
Begünſt'ge dieſe Pflanze doch einmal!
Sie ſtrebt gen Himmel, tauſend Zweige bringen

Aus ihr hervor, entfalten ſich zu Blüthen.
O daß ſie Frucht, o daß ſie Freude bringe!
Daß eine liebe Hand den goldnen Schmuck
Aus ihren friſchen, reichen Aeſten breche!

Dritter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Taſſo.

Sey mir willkommen, den ich gleichſam jetzt
Zum erſtenmal erblicke! Schöner ward
Kein Mann mir angekündigt. Sey willkommen!
Dich kenn' ich nun und deinen ganzen Werth,
Dir bied' ich ohne Zögern Herz und Hand,
Und hoffe, daß auch du mich nicht verſchmähſt.

Antonio.

Freigebig bieteſt du mir ſchöne Gaben,
Und ihren Werth erkenn' ich wie ich ſoll,
Drum laß mich zögern eh' ich ſie ergreife.
Weiß ich doch nicht, ob ich dir auch dagegen
Ein Gleiches geben kann. Ich möchte gern
Nicht übereilt und nicht undankbar ſcheinen:
Laß mich für beide klug und ſorgſam ſeyn.

Taſſo.

Wer wird die Klugheit tadeln? Jeder Schritt
Des Lebens zeigt, wie ſehr ſie nöthig ſey;
Doch ſchöner iſt's, wenn uns die Seele ſagt,
Wo wir der feinen Vorſicht nicht bedürfen.

Antonio.

Darüber frage jeder sein Gemüth,
Weil er den Fehler selbst zu büßen hat.

Taſſo.

So sey's! Ich habe meine Pflicht gethan;
Der Fürstin Wort, die uns zu Freunden wünscht,
Hab' ich verehrt und mich dir vorgestellt.
Rückhalten durft' ich nicht, Antonio; doch gewiß,
Zudringen will ich nicht. Es mag denn seyn.
Zeit und Bekanntschaft heißen dich vielleicht
Die Gabe wärmer fordern, die du jetzt
So kalt bei Seite lehnst und fast verschmähst.

Antonio.

Der Mäßige wird öfters kalt genannt
Von Menschen, die sich warm vor andern glauben,
Weil sie die Hitze fliegend überfällt.

Taſſo.

Du tadelst was ich tadle, was ich meide.
Auch ich verstehe wohl, so jung ich bin,
Der Heftigkeit die Dauer vorzuziehn.

Antonio.

Sehr weislich! Bleibe stets auf diesem Sinne.

Taſſo.

Du bist berechtigt mir zu rathen, mich
Zu warnen, denn es steht Erfahrung dir
Als lang' erprobte Freundin an der Seite.
Doch glaube nur, es horcht ein stilles Herz
Auf jedes Tages, jeder Stunde Warnung,
Und übt sich insgeheim an jedem Guten,
Das deine Strenge neu zu lehren glaubt.

Antonio.

Es ist wohl angenehm, sich mit sich selbst
Beschäft'gen, wenn es nur so nützlich wäre.
Inwendig lernt kein Mensch sein Innerstes
Erkennen; denn er mißt nach eignem Maß
Sich bald zu klein und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret jedem was er sey.

Tasso.

Mit Beifall und Verehrung hör' ich dich.

Antonio.

Und dennoch denkst du wohl bei diesen Worten
Ganz etwas anders, als ich sagen will.

Tasso.

Auf diese Weise rücken wir nicht näher.
Es ist nicht klug, es ist nicht wohl gethan,
Vorsetzlich einen Menschen zu verkennen,
Er sey auch wer er sey. Der Fürstin Wort
Bedurft' es kaum, leicht hab' ich dich erkannt:
Ich weiß daß du das Gute willst und schafft.
Dein eigen Schicksal läßt dich unbesorgt;
An Andre denkst du, Andern stehst du bei,
Und auf des Lebens leicht bewegter Woge
Bleibt dir ein stetes Herz. So seh' ich dich.
Und was wär' ich, ging' ich dir nicht entgegen?
Sucht' ich begierig nicht auch einen Theil
An dem verschloss'nen Schatz, den du bewahrst?
Ich weiß, es reut dich nicht, wenn du dich öffnest;
Ich weiß du bist mein Freund, wenn du mich kennst:
Und eines solchen Freunds bedurft' ich lange.
Ich schäme mich der Unerfahrenheit

Und meiner Jugend nicht. Still ruhet noch
Der Zukunft goldne Wolke mir um's Haupt.
O nimm mich, edler Mann, an deine Bruſt,
Und weihe mich, den Raſchen, Unerfahrnen,
Zum mäßigen Gebrauch des Lebens ein.

Antonio.

In Einem Augenblicke forderſt du,
Was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt.

Taſſo.

In Einem Augenblick gewährt die Liebe,
Was Mühe kaum in langer Zeit erreicht.
Ich bitt' es nicht von dir, ich darf es fodern.
Dich ruf' ich in der Tugend Namen auf,
Die gute Menſchen zu verbinden eifert.
Und ſoll ich dir noch einen Namen nennen?
Die Fürſtin hofft's, Sie will's — Eleonore,
Sie will mich zu dir führen, dich zu mir.
O laß uns ihrem Wunſch entgegen gehn!
Laß uns verbunden vor die Göttin treten,
Ihr unſern Dienſt, die ganze Seele bieten,
Vereint für ſie das Würdigſte zu thun.
Noch einmal! — Hier iſt meine Hand! Schlag' ein!
Tritt nicht zurück, und weigre dich nicht länger,
O edler Mann, und gönne mir die Wolluſt,
Die ſchönſte guter Menſchen, ſich dem Beſſern
Vertrauend ohne Rückhalt hinzugeben!

Antonio.

Du gehſt mit vollen Segeln! Scheint es doch
Du biſt gewohnt zu ſiegen, überall
Die Wege breit, die Pforten weit zu finden.
Ich gönne jeden Werth und jedes Glück

Dir gern; allein ich sehe nur zu sehr,
Wir stehn zu weit noch von einander ab.

Tasso.

Es sey an Jahren, an geprüftem Werth:
An frohem Muth und Willen weich' ich Keinem.

Antonio.

Der Wille lockt die Thaten nicht herbei;
Der Muth stellt sich die Wege kürzer vor.
Wer angelangt am Ziel ist, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.
Doch gibt es leichte Kränze, Kränze gibt es
Von sehr verschiedner Art; sie lassen sich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Tasso.

Was eine Gottheit diesem frei gewährt
Und jenem streng' versagt, ein solches Gut
Erreicht nicht jeder wie er will und mag.

Antonio.

Schreib' es dem Glück vor andern Göttern zu,
So hör' ich's gern, denn seine Wahl ist blind.

Tasso.

Auch die Gerechtigkeit trägt eine Binde,
Und schließt die Augen jedem Blendwerk zu.

Antonio.

Das Glück erhebe billig der Beglückte!
Er dicht' ihm hundert Augen für's Verdienst
Und kluge Wahl und strenge Sorgfalt an,
Nenn' es Minerva, nenn' es wie er will,
Er halte gnädiges Geschenk für Lohn,
Zufälligen Putz für wohlverdienten Schmuck.

Taſſo.

Du brauchſt nicht deutlicher zu ſeyn. Es iſt genug!
Ich blicke tief dir in das Herz und kenne
Für's ganze Leben dich. O kennte ſo
Dich meine Fürſtin auch! Verſchwende nicht
Die Pfeile deiner Augen, deiner Zunge!
Du richteſt ſie vergebens nach dem Kranze,
Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
Sey erſt ſo groß, mir ihn nicht zu beneiden!
Dann darfſt du mir vielleicht ihn ſtreitig machen.
Ich acht' ihn heilig und das höchſte Gut:
Doch zeige mir den Mann, der das erreicht,
Wornach ich ſtrebe, zeige mir den Helden,
Von dem mir die Geſchichten nur erzählten;
Den Dichter ſtell' mir vor, der ſich Homeren,
Virgilen ſich vergleichen darf, ja, was
Noch mehr geſagt iſt, zeige mir den Mann,
Der dreyfach dieſen Lohn verdiente, den
Die ſchöne Krone dreyfach mehr als mich
Beſchämte: dann ſollſt du mich knieend ſehn
Vor jener Gottheit, die mich ſo begabte;
Nicht eher ſtünd' ich auf, bis ſie die Zierde
Von meinem Haupt auf ſeins hinüber drückte.

Antonio.

Bis dahin bleibſt du freilich ihrer werth.

Taſſo.

Man wäge mich, das will ich nicht vermeiden;
Allein Verachtung hab' ich nicht verdient.
Die Krone, der mein Fürſt mich würdig achtete,
Die meiner Fürſtin Hand für mich gewunden,
Soll keiner mir bezweifeln noch begrinſen!

Antonio.

Es ziemt der hohe Ton, die rasche Gluth
Nicht dir zu mir, noch dir an diesem Orte.

Tasso.

Was du dir hier erlaubst, das ziemt auch mir.
Und ist die Wahrheit wohl von hier verbannt?
Ist im Palast der freie Geist gekerkert?
Hat hier ein edler Mensch nur Druck zu dulden?
Mich dünkt, hier ist die Hoheit erst an ihrem Platz,
Der Seele Hoheit! Darf sie sich der Nähe
Der Großen dieser Erde nicht erfreun?
Sie darf's und soll's. Wir nahen uns dem Fürsten
Durch Adel nur, der uns von Vätern kam;
Warum nicht durch's Gemüth, das die Natur
Nicht jedem groß verlieh, wie sie nicht jedem
Die Reihe großer Ahnherrn geben konnte.
Nur Kleinheit sollte hier sich ängstlich fühlen,
Der Neid, der sich zu seiner Schande zeigt:
Wie keiner Spinne schmutziges Gewebe
An diesen Marmorwänden haften soll.

Antonio.

Du zeigst mir selbst mein Recht dich zu verschmähn!
Der übereilte Knabe will des Mann's
Vertraun und Freundschaft mit Gewalt erstreben?
Unsittlich wie du bist, hältst du dich gut?

Tasso.

Viel lieber was ihr euch unsittlich nennt,
Als was ich mir unedel nennen müßte.

Antonio.

Du bist noch jung genug, daß gute Zucht
Dich eines bessern Wegs belehren kann.

Taſſo.

Nicht jung genug, vor Götzen mich zu neigen,
Und Trotz mit Trotz zu bänd'gen, alt genug.

Antonio.

Wo Lippenſpiel und Saitenſpiel entſcheiden,
Ziehſt du als Held und Sieger wohl davon.

Taſſo.

Verwegen wär' es, meine Fauſt zu rühmen,
Denn ſie hat nichts gethan; doch ich vertrau' ihr.

Antonio.

Du trauſt auf Schonung, die dich nur zu ſehr
Im frechen Laufe deines Glücks verzog.

Taſſo.

Daß ich erwachſen bin, das fühl' ich nun.
Mit dir am wenigſten hätt' ich gewünſcht
Das Wageſpiel der Waffen zu verſuchen:
Allein du ſchürteſt Gluth auf Gluth, es kocht
Das inn're Mark, die ſchmerzliche Begier
Der Rache ſieder ſchäumend in der Bruſt.
Biſt du der Mann der du dich rühmſt, ſo ſteh' mir.

Antonio.

Du weißt ſo wenig wer, als wo du biſt.

Taſſo.

Kein Heiligthum heißt uns den Schimpf ertragen.
Du läſterſt, du entweiheſt dieſen Ort,
Nicht ich, der ich Vertraun, Verehrung, Liebe,
Das ſchönſte Opfer, dir entgegen trug.
Dein Geiſt verunreint dieſes Paradies,
Und deine Worte dieſen reinen Saal,
Nicht meines Herzens ſchwellendes Gefühl,
Das brauſt, den kleinſten Flecken nicht zu leiden.

Antonio.

Welch hoher Geist in einer engen Brust!

Taſſo.

Hier ist noch Raum dem Busen Luft zu machen.

Antonio.

Es macht das Volk sich auch mit Worten Luft.

Taſſo.

Bist du ein Edelmann wie ich, so zeig' es.

Antonio.

Ich bin es wohl, doch weiß ich wo ich bin.

Taſſo.

Komm mit herab, wo unſre Waffen gelten.

Antonio.

Wie du nicht fordern ſollteſt, folg' ich nicht.

Taſſo.

Der Feigheit iſt ſolch Hinderniß willkommen.

Antonio.

Der Feige droht nur, wo er ſicher iſt.

Taſſo.

Mit Freuden kann ich dieſen Schutz entſagen.

Antonio.

Vergib dir nur, dem Ort vergibſt du nichts.

Taſſo.

Verzeihe mir der Ort, daß ich es litt.

(Er zieht den Degen)

Zieh' oder folge, wenn ich nicht auf ewig,
Wie ich dich haſſe, dich verachten ſoll!

Vierter Auftritt.

Alphons. Die Vorigen.

Alphons.

In welchem Streit treff' ich euch unerwartet?

Antonio.

Du findest mich, o Fürst, gelassen stehn
Vor einem den die Wuth ergriffen hat.

Taſſo.

Ich bete dich als eine Gottheit an,
Daß du mit Einem Blick mich warnend bändigst.

Alphons.

Erzähl', Antonio, Taſſo, sag' mir an,
Wie hat der Zwist sich in mein Haus gedrungen?
Wie hat er euch ergriffen, von der Bahn
Der Sitten, der Gesetze kluge Männer
Im Taumel weggerissen? Ich erstaune.

Taſſo.

Du kennst uns beide nicht, ich glaub' es wohl.
Hier dieser Mann, berühmt als klug und sittlich,
Hat roh und hämisch, wie ein unerzogner,
Unedler Mensch, sich gegen mich betragen.
Zutraulich nahr' ich ihm, er stieß mich weg;
Beharrlich liebend drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bitt'rer rührt' er nicht,
Bis er den reinsten Tropfen Bluts in mir
Zu Galle wandelte. Verzeih'! Du hast mich hier
Als einen Wüthenden getroffen. Dieser
Hat alle Schuld, wenn ich mich schuldig machte.
Er hat die Gluth gewaltsam angefacht,
Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.

Antonio.

Ihn riß der hohe Dichterſchwung hinweg!
Du haſt, o Fürſt, zuerſt mich angeredet,
Haſt mich gefragt: es ſey mir nun erlaubt,
Nach dieſem raſchen Redner auch zu ſprechen.

Taſſo.

O ja, erzähl', erzähl' von Wort zu Wort!
Und kannſt du jede Sylbe, jede Miene
Vor dieſen Richter ſtellen, wag' es nur!
Beleidige dich ſelbſt zum zweytenmale,
Und zeuge wider dich! Dagegen will
Ich keinen Hauch und keinen Pulsſchlag läugnen.

Antonio.

Wenn du noch mehr zu reden haſt, ſo ſprich:
Wo nicht, ſo ſchweig' und unterbrich mich nicht.
Ob ich, mein Fürſt, ob dieſer heiße Kopf
Den Streit zuerſt begonnen? wer es ſey,
Der Unrecht hat? iſt eine weite Frage,
Die wohl zuvörderſt noch auf ſich beruht.

Taſſo.

Wie das? Mich dünkt, das iſt die erſte Frage,
Wer von uns beiden Recht und Unrecht hat.

Antonio.

Nicht ganz, wie ſich's der unbegränzte Sinn
Gedenken mag.

Alphons.

Antonio!

Antonio.

Gnädigſter,
Ich ehre deinen Wink, doch laß ihn ſchweigen:
Hab' ich geſprochen, mag er weiter reden;

Du wirſt entſcheiden. Alſo ſag' ich nur:
Ich kann mit ihm nicht rechten, kann ihn weder
Verklagen, noch mich ſelbſt vertheid'gen, noch
Ihm jetzt genug zu thun mich anerbieten.
Denn wie er ſteht, iſt er kein freier Mann.
Es waltet über ihm ein ſchwer Geſetz,
Das deine Gnade höchſtens lindern wird.
Er hat mir hier gedroht, hat mich gefordert;
Vor dir verbarg er kaum das nackte Schwert.
Und trafſt du, Herr, nicht zwiſchen uns herein,
So ſtünde jetzt auch ich als pflichtvergeſſen,
Mitſchuldig und beſchämt vor deinem Blick.

Alphons (zu Taſſo).

Du haſt nicht wohl gethan.

Taſſo.

Mich ſpricht, o Herr,
Mein eigen Herz, gewiß auch deines frei.
Ja, es iſt wahr, ich drohte, forderte,
Ich zog. Allein, wie tückiſch ſeine Zunge
Mit wohlgewählten Worten mich verletzt,
Wie ſcharf und ſchnell ſein Zahn das feine Gift
Mir in das Blut geſtößt, wie er das Fieber
Nur mehr und mehr erhitzt — Du denkſt es nicht!
Gelaſſen, kalt, hat er mich ausgehalten,
Aufs höchſte mich getrieben. O! du kennſt,
Du kennſt ihn nicht, und wirſt ihn niemals kennen!
Ich trug ihm warm die ſchönſte Freundſchaft an;
Er warf mir meine Gaben vor die Füße;
Und hätte meine Seele nicht geglüht,
So war ſie deiner Gnade, deines Dienſtes
Auf ewig unwerth. Hab' ich des Geſetzes

Und dieſes Orts vergeſſen, ſo verzeih.
Auf keinem Boden darf ich niedrig ſeyn,
Erniedrigung auf keinem Boden dulden.
Wenn dieſes Herz, es ſey auch wo es will,
Dir fehlt und ſich, dann ſtrafe, dann verſtoße,
Und laß mich nie dein Auge wiederſehn.

Antonie.

Wie leicht der Jüngling ſchwere Laſten trägt,
Und Fehler wie den Staub vom Kleide ſchüttelt!
Es wäre zu verwundern, wenn die Zauberkraft
Der Dichtung nicht bekannter wäre, die
Mit dem Unmöglichen ſo gern ihr Spiel
Zu treiben liebt. Ob du auch ſo, mein Fürſt,
Ob alle deine Diener dieſe That
So unbedeutend halten, zweifl' ich faſt.
Die Majeſtät verbreitet ihren Schutz
Auf jeden, der ſich ihr wie einer Gottheit
Und ihrer unverletzten Wohnung naht.
Wie an dem Fuße des Altars, bezähmt
Sich auf der Schwelle jede Leidenſchaft.
Da blinkt kein Schwert, da fällt kein drohend Wort,
Da fordert ſelbſt Beleid'gung keine Rache.
Es bleibt das weite Feld ein offner Raum
Für Grimm und Unverſöhnlichkeit genug.
Dort wird kein Feiger drohn, kein Mann wird flehn.
Hier dieſe Mauern haben deine Väter
Auf Sicherheit gegründet, ihrer Würde
Ein Heiligthum befeſtigt, dieſe Ruhe
Mit ſchweren Strafen ernſt und klug erhalten;
Verbannung, Kerker, Tod ergriff den Schuldigen.
Da war kein Anſehn der Perſon, es hielt

Die Milde nicht den Arm des Rechts zurück;
Und ſelbſt der Frevler fühlte ſich geſchreckt.
Nun ſehen wir nach langem ſchönem Frieden
In das Gebiet der Sitten rohe Wuth
Im Taumel wiederkehren. Herr, entſcheide,
Beſtrafe! denn wer kann in ſeiner Pflicht
Beſchränkten Gränzen wandeln, ſchützet ihn
Nicht das Geſetz und ſeines Fürſten Kraft?

Alphons.

Mehr als ihr beide ſagt und ſagen könnt,
Läßt unparteyiſch das Gemüth mich hören.
Ihr hättet ſchöner eure Pflicht gethan,
Wenn ich dieß Urtheil nicht zu ſprechen hätte.
Denn hier ſind Recht und Unrecht nah verwandt.
Wenn dich Antonio beleidigt hat,
So hat er dir auf irgend eine Weiſe
Genug zu thun, wie du es fordern wirſt.
Mir wär' es lieb, ihr wähltet mich zum Austrag.
Indeſſen, dein Vergehen macht, o Taſſo,
Dich zum Gefangnen. Wie ich dir vergebe:
So lindr' ich das Geſetz um deinetwillen.
Verlaß uns, Taſſo! Bleib auf deinem Zimmer,
Von dir und mit dir ſelbſt allein bewacht.

Taſſo.

Iſt dieß, o Fürſt, dein richterlicher Spruch?

Antonio.

Erkenneſt du des Vaters Milde nicht?

Taſſo (zu Antonio).

Mit dir hab' ich vorerſt nichts mehr zu reden.
(zu Alphons)
O Fürſt, es übergibt dein ernſtes Wort

Mich Freien der Gefangenſchaft. Es ſey!
Du hältſt es Recht. Dein heilig Wort verehrend,
Heiß' ich mein innres Herz im Tiefſten ſchweigen.
Es iſt mir neu, ſo neu, daß ich faſt dich
Und mich und dieſen ſchönen Ort nicht kenne.
Doch dieſen kenn' ich wohl — Gehorchen will ich,
Ob ich gleich hier noch manches ſagen könnte,
Und ſagen ſollte. Mir verſtummt die Lippe.
War's ein Verbrechen? Wenigſtens es ſcheint,
Ich bin als ein Verbrecher angeſehn.
Und, was mein Herz auch ſagt, ich bin gefangen.

Alphons.

Du nimmſt es höher, Taſſe, als ich ſelbſt.

Taſſo.

Mir bleibt es unbegreiflich wie es iſt;
Zwar unbegreiflich nicht, ich bin ein Kind;
Ich meine faſt, ich müßt' es denken können.
Auf einmal winkt mich eine Klarheit an,
Doch augenblicklich ſchließt ſich's wieder zu,
Ich höre nur mein Urtheil, beuge mich.
Das ſind zu viel vergebne Worte ſchon!
Gewöhne dich von nun an zu gehorchen;
Ohnmächt'ger! du vergaßeſt wo du ſtandſt;
Der Götter Saal ſchien dir auf gleicher Erde,
Nun überwältigt dich der jähe Fall:
Gehorche gern, denn es geziemt dem Manne,
Auch willig das Beſchwerliche zu thun.
Hier nimm den Degen erſt, den du mir gabſt,
Als ich dem Cardinal nach Frankreich folgte;
Ich führt' ihn nicht mit Ruhm, doch nicht mit Schande,

Auch heute nicht. Der hoffnungsvollen Gabe
Entäußr' ich mich mit tief gerührtem Herzen.

Alphons.

Wie ich zu dir gesinnt bin fühlst du nicht.

Tasso.

Gehorchen ist mein Loos und nicht zu denken!
Und leider eines herrlichern Geschenks
Verläugnung fordert das Geschick von mir.
Die Krone kleidet den Gefangnen nicht:
Ich nehme selbst von meinem Haupt die Zierde,
Die für die Ewigkeit gegönnt mir schien.
Zu früh war mir das schönste Glück verliehen,
Und wird, als hätt' ich sein mich überhoben,
Mir nur zu bald geraubt.
Du nimmst dir selbst, was keiner nehmen konnte,
Und was kein Gott zum zweytenmale gibt.
Wir Menschen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtsinn die Natur verliehn.
Mit unschätzbaren Gütern lehret uns
Verschwenderisch die Noth gelassen spielen:
Wir öffnen willig unsre Hände, daß
Unwiederbringlich uns ein Gut entschlüpfe.
Mit diesem Kuß vereint sich eine Thräne,
Und weiht dich der Vergänglichkeit! Es ist
Erlaubt, das beide Zeichen unsrer Schwäche.
Wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche
Vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist?
Geselle dich zu diesem Degen, der
Dich leider nicht erwarb, um ihn geschlungen,
Ruhe, wie auf dem Sarg der Tapfern, auf

Dem Grabe meines Glücks und meiner Hoffnung!
Hier leg' ich beide willig dir zu Füßen;
Denn wer iſt wohl gewaffnet, wenn du zürnſt?
Und wer geſchmückt, o Herr, den du verkennſt?
Gefangen geh' ich, warte des Gerichts.

(Auf des Fürſten Wink hebt ein Page den Degen mit dem Kranze auf und trägt ihn weg.)

Fünfter Auftritt.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Wo ſchwärmt der Knabe hin? Mit welchen Farben
Mahlt er ſich ſeinen Werth und ſein Geſchick?
Beſchränkt und unerfahren hält die Jugend
Sich für ein einzig auserwähltes Weſen,
Und Alles über Alle ſich erlaubt.
Er fühle ſich geſtraft, und ſtrafen heißt
Dem Jüngling wohlthun, daß der Mann uns danke.

Alphons.

Er iſt geſtraft, ich fürchte, nur zu viel.

Antonio.

Wenn du gelind mit ihm verfahren magſt,
So gib, o Fürſt, ihm ſeine Freiheit wieder,
Und unſern Zwiſt entſcheide dann das Schwert.

Alphons.

Wenn es die Meinung fordert, mag es ſeyn.
Doch ſprich, wie haſt du ſeinen Zorn gereizt?

Antonio.

Ich wüßte kaum zu ſagen, wie's geſchah.
Als Menſchen hab' ich ihn vielleicht gekränkt,
Als Edelmann hab' ich ihn nicht beleidigt,
Und ſeinen Lippen iſt im größten Zorne
Kein ſittenloſes Wort entflohn.

Alphons.

So ſchien
Mir euer Streit, und was ich gleich gedacht,
Bekräftigt deine Rede mir noch mehr.
Wenn Männer ſich entzweyen, hält man billig
Den Klügſten für den Schuldigen. Du ſollteſt
Mit ihm nicht zürnen; ihn zu leiten ſtünde
Dir beſſer an. Noch immer iſt es Zeit:
Hier iſt kein Fall, der euch zu ſtreiten zwänge.
So lang' mir Friede bleibt, ſo lange wünſch' ich
In meinem Haus ihn zu genießen. Stelle
Die Ruhe wieder her; du kannſt es leicht.
Lenore Sanvitale mag ihn erſt
Mit zarter Lippe zu beſänft'gen ſuchen:
Dann tritt zu ihm, gib ihm in meinem Namen
Die volle Freiheit wieder, und gewinne
Mit edeln wahren Worten ſein Vertraun.
Verrichte das, ſobald du immer kannſt;
Du wirſt als Freund und Vater mit ihm ſprechen.
Noch eh' wir ſcheiden, will ich Friede wiſſen,
Und dir iſt nichts unmöglich, wenn du willſt.
Wir bleiben lieber eine Stunde länger,
Und laſſen dann die Frauen ſanft vollenden,
Was du begannſt; und kehren wir zurück,
So haben ſie von dieſem raſchen Eindruck

Die letzte Spur vertilgt. Es ſcheint, Antonio,
Du willſt nicht aus der Uebung kommen! Du
Haſt Ein Geſchäft kaum erſt vollendet, nun
Kehrſt du zurück und ſchaffſt dir gleich ein neues.
Ich hoffe, daß auch dieſes dir gelingt.

Antonio.

Ich bin beſchämt, und ſeh' in deinen Worten,
Wie in dem klarſten Spiegel meine Schuld!
Gar leicht gehorcht man einem edlen Herrn,
Der überzeugt, indem er uns gebietet.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Prinzeſſin (allein).

Wo bleibt Eleonore? Schmerzlicher
Bewegt mir jeden Augenblick die Sorge
Das tiefſte Herz. Kaum weiß ich was geſchah,
Kaum weiß ich wer von beiden ſchuldig iſt.
O daß ſie käme! Möcht' ich doch nicht gern
Den Bruder nicht, Antonio nicht ſprechen,
Eh' ich gefaßter bin, eh' ich vernommen,
Wie alles ſteht, und was es werden kann.

Zweyter Auftritt.

Prinzeſſin. Leonore.

Prinzeſſin.

Was bringſt du, Leonore? Sag' mir an:
Wie ſteht's um unſre Freunde? Was geſchah?

Leonore.

Mehr als wir wiſſen hab' ich nicht erfahren.

Sie trafen hart zuſammen, Taſſo zog,
Dein Bruder trennte ſie: allein es ſcheint,
Als habe Taſſo dieſen Streit begonnen.
Antonio geht frei umher und ſpricht
Mit ſeinem Fürſten; Taſſo bleibt dagegen
Verbannt in ſeinem Zimmer und allein.

Prinzeſſin.

Gewiß hat ihn Antonio gereizt,
Den Hochgeſtimmten kalt und fremd beleidigt.

Leonore.

Ich glaub' es ſelbſt. Denn eine Wolke ſtand,
Schon als er zu ihm trat, um ſeine Stirn.

Prinzeſſin.

Ach daß wir doch dem reinen ſtillen Wink
Des Herzens nachzugehn ſo ſehr verlernen!
Ganz leiſe ſpricht ein Gott in unſrer Bruſt,
Ganz leiſe, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen iſt und was zu fliehn.
Antonio erſchien mir heute früh
Viel ſchroffer noch als je, in ſich gezogner.
Es warnte mich mein Geiſt, als neben ihn
Sich Taſſo ſtellte. Sieh das Aeußre nur
Von beiden an, das Angeſicht, den Ton,
Den Blick, den Tritt! Es widerſtrebt ſich alles;
Sie können ewig keine Liebe wechſeln.
Doch überredete die Hoffnung mich,
Die Gleisnerin: ſie ſind vernünftig beide,
Sind edel, unterrichtet, deine Freunde;
Und welch ein Band iſt ſichrer als der Guten?
Ich trieb den Jüngling an; er gab ſich ganz;
Wie ſchön, wie warm ergab er ganz ſich mir!

O hätt' ich gleich Antonio gesprochen!
Ich zauderte; es war nur kurze Zeit;
Ich scheute mich, gleich mit den ersten Worten,
Und dringend ihm den Jüngling zu empfehlen;
Verließ auf Sitte mich und Höflichkeit,
Auf den Gebrauch der Welt, der sich so glatt
Selbst zwischen Feinde legt; befürchtete
Von dem geprüften Manne diese Härte
Der raschen Jugend nicht. Es ist geschehn!
Das Uebel stand mir fern, nun ist es da.
O gib mir einen Rath! Was ist zu thun?

Leonore.

Wie schwer zu rathen sey, das fühlst du selbst
Nach dem, was du gesagt. Es ist nicht hier
Ein Mißverständniß zwischen Gleichgestimmten;
Das stellen Worte, ja im Nothfall stellen
Es Waffen leicht und glücklich wieder her.
Zwey Männer sind's, ich hab' es lang gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte.
Und wären sie zu ihrem Vortheil klug,
So würden sie als Freunde sich verbinden;
Dann stünden sie für Einen Mann und gingen
Mit Macht und Glück und Lust durch's Leben hin.
So hofft' ich selbst, nun seh' ich wohl, umsonst.
Der Zwist von heute, sey er wie er sey,
Ist beizulegen: doch das sichert uns
Nicht für die Zukunft, für den Morgen nicht.
Es wär' am besten, dächt' ich, Tasso reis'te
Auf eine Zeit von hier; er könnte ja
Nach Rom, auch nach Florenz sich wenden; dort

Träf ich in wenig Wochen ihn, und könnte
Auf sein Gemüth als eine Freundin wirken.
Du würdest hier indessen den Antonio,
Der uns so fremd geworden, dir auf's Neue
Und deinen Freunden näher bringen: so
Gewährte das, was itzt unmöglich scheint,
Die gute Zeit vielleicht, die Vieles gibt.

Prinzessin.

Du wirst dich in Genuß, o Freundin, setzen,
Ich soll entbehren; heißt das billig seyn?

Leonore.

Entbehren wirst du nichts, als was du doch
In diesem Falle nicht genießen könntest.

Prinzessin.

So ruhig soll ich einen Freund verbannen?

Leonore.

Erhalten, den du nur zum Schein verbannst.

Prinzessin.

Mein Bruder wird ihn nicht mit Willen lassen.

Leonore.

Wenn er es sieht wie wir, so gibt er nach.

Prinzessin.

Es ist so schwer, im Freunde sich verdammen.

Leonore.

Und dennoch rettest du den Freund in dir.

Prinzessin.

Ich gebe nicht mein Ja, daß es geschehe.

Leonore.

So warte noch ein größres Uebel ab.

Prinzessin.

Du peinigst mich, und weißt nicht ob du nützest.

Leonore.

Wir werden bald entdecken, wer sich irrt.

Prinzessin.

Und soll es seyn, so frage mich nicht länger.

Leonore.

Wer sich entschließen kann, besiegt den Schmerz.

Prinzessin.

Entschlossen bin ich nicht, allein es sey,
Wenn er sich nicht auf lange Zeit entfernt —
Und laß uns für ihn sorgen, Leonore,
Daß er nicht Mangel etwa künftig leide,
Daß ihm der Herzog seinen Unterhalt
Auch in der Ferne willig reichen lasse.
Sprich mit Antonio, denn er vermag
Bei meinem Bruder viel, und wird den Streit
Nicht unserm Freund und uns gedenken wollen.

Leonore.

Ein Wort von dir, Prinzessin, gälte mehr.

Prinzessin.

Ich kann, du weißt es, meine Freundin, nicht
Wie's meine Schwester von Urbino kann,
Für mich und für die Meinen was erbitten.
Ich lebe gern so stille vor mich hin,
Und nehme von dem Bruder dankbar an,
Was er mir immer geben kann und will.
Ich habe sonst darüber manchen Vorwurf
Mir selbst gemacht; nun hab' ich überwunden.
Es schalt mich eine Freundin oft darum:
Du bist uneigennützig, sagte sie,
Das ist recht schön: allein so sehr bist du's,
Daß du auch das Bedürfniß deiner Freunde

Nicht recht empfinden kannſt. Ich laſſ' es gehn,
Und muß denn eben dieſen Vorwurf tragen.
Um deſto mehr erfreut es mich, daß ich
Nun in der That dem Freunde nützen kann;
Es fällt mir meiner Mutter Erbſchaft zu,
Und gerne will ich für ihn ſorgen helfen.

Leonore.

Und ich, o Fürſtin, finde mich im Falle,
Daß ich als Freundin auch mich zeigen kann.
Er iſt kein guter Wirth; wo es ihm fehlt,
Werd' ich ihm ſchon geſchickt zu helfen wiſſen.

Prinzeſſin.

So nimm ihn weg, und, ſoll ich ihn entbehren,
Vor allen andern ſey er dir gegönnt:
Ich ſeh' es wohl, ſo wird es beſſer ſeyn.
Muß ich denn wieder dieſen Schmerz als gut
Und heilſam preiſen? Das war mein Geſchick
Von Jugend auf; ich bin nun dran gewöhnt,
Nur halb iſt der Verluſt des ſchönſten Glücks,
Wenn wir auf den Beſitz nicht ſicher zählten.

Leonore.

Ich hoffe, dich ſo ſchön du es verdienſt
Glücklich zu ſehn.

Prinzeſſin.

Eleonore! Glücklich?
Wer iſt denn glücklich? — Meinen Bruder zwar
Möcht' ich ſo nennen, denn ſein großes Herz
Trägt ſein Geſchick mit immer gleichem Muth;
Allein was er verdient, das ward ihm nie.
Iſt meine Schweſter von Urbino glücklich?
Das ſchöne Weib, das edle große Herz!

Sie bringt dem jüngern Manne keine Kinder;
Er achtet sie, und läßt sie's nicht entgelten,
Doch keine Freude wohnt in ihrem Haus.
Was half denn unsrer Mutter ihre Klugheit?
Die Kenntniß jeder Art, ihr großer Sinn?
Konnt' er sie vor dem fremden Irrthum schützen?
Man nahm uns von ihr weg: nun ist sie todt;
Sie ließ uns Kindern nicht den Trost, daß sie
Mit ihrem Gott versöhnt gestorben sey.

Leonore.

O blicke nicht nach dem, was jedem fehlt;
Betrachte, was noch einem jeden bleibt!
Was bleibt nicht dir, Prinzessin?

Prinzessin.

Was mir bleibt?
Geduld, Eleonore! Ueben konnt' ich die
Von Jugend auf. Wenn Freunde, wenn Geschwister,
Bei Fest und Spiel gesellig sich erfreuten,
Hielt Krankheit mich auf meinem Zimmer fest,
Und in Gesellschaft mancher Leiden mußt'
Ich früh entbehren lernen. Eines war,
Was in der Einsamkeit mich schön ergetzte,
Die Freude des Gesangs; ich unterhielt
Mich mit mir selbst, ich wiegte Schmerz und Sehnsucht
Und jeden Wunsch mit leisen Tönen ein.
Da wurde Leiden oft Genuß, und selbst
Das traurige Gefühl zur Harmonie.
Nicht lang' war mir dieß Glück gegönnt, auch dieses
Nahm mir der Arzt hinweg: sein streng Gebot
Hieß mich verstummen; leben sollt' ich, leiden,
Den einz'gen kleinen Trost sollt' ich entbehren.

Leonore.

So viele Freunde fanden sich zu dir,
Und nun bist du gesund, bist lebensfroh.

Prinzessin.

Ich bin gesund, das heißt, ich bin nicht krank;
Und manche Freunde hab' ich, deren Treue
Mich glücklich macht. Auch hatt' ich einen —

Leonore.

Du hast ihn noch.

Prinzessin.

Und werd' ihn bald verlieren.
Der Augenblick, da ich zuerst ihn sah,
War viel bedeutend. Kaum erholt' ich mich
Von manchen Leiden; Schmerz und Krankheit waren
Kaum erst gewichen; still bescheiden blickt' ich
In's Leben wieder, freute mich des Tags
Und der Geschwister wieder, sog beherzt
Der süßen Hoffnung reinsten Balsam ein.
Ich wagt' es vorwärts in das Leben weiter
Hinein zu sehn, und freundliche Gestalten
Begegneten mir aus der Ferne. Da,
Eleonore, stellte mir den Jüngling
Die Schwester vor; er kam an ihrer Hand,
Und, daß ich dir's gestehe, da ergriff
Ihn mein Gemüth und wird ihn ewig halten.

Leonore.

O meine Fürstin, laß dich's nicht gereuen!
Das Edle zu erkennen ist Gewinnst,
Der nimmer uns entrissen werden kann.

Prinzessin.

Zu fürchten ist das Schöne, das Fürtreffliche,

Wie eine Flamme, die ſo herrlich nährt,
So lange ſie auf deinem Herde brennt,
So lang' ſie dir von einer Fackel leuchtet,
Wie hold! wer mag, wer kann ſie da entbehren?
Und frißt ſie ungehütet um ſich her,
Wie elend kann ſie machen! Laß mich nun.
Ich bin geſchwätzig, und verbärge beſſer
Auch ſelbſt vor dir, wie ſchwach ich bin und krank.

Leonore.

Die Krankheit des Gemüthes löſet ſich
In Klagen und Vertraun am leichtſten auf.

Prinzeſſin.

Wenn das Vertrauen heilt, ſo heil' ich bald;
Ich hab' es rein und hab' es ganz zu dir.
Ach meine Freundin! Zwar ich bin entſchloſſen:
Er ſcheide nur! Allein ich fühle ſchon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenliedern
Nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung ihn zu ſehen füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehnſucht;
Mein erſter Blick hinab in unſre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Thau der Schatten.
Wie ſchön befriedigt fühlte ſich der Wunſch
Mit ihm zu ſeyn an jedem heitern Abend!
Wie mehrte ſich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu kennen, mehr ſich zu verſtehn!
Und täglich ſtimmte das Gemüth ſich ſchöner
Zu immer reinern Harmonien auf.
Welch eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!

Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tausendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart ist öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgibt.
Sonst war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge schwieg, die Ahnung selbst verstummte,
Und glücklich eingeschifft, trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin:
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Brust.

Leonore.

Die Zukunft gibt dir deine Freunde wieder,
Und bringt dir neue Freude, neues Glück.

Prinzessin.

Was ich besitze, mag ich gern bewahren:
Der Wechsel unterhält, doch nutzt er kaum.
Mit jugendlicher Sehnsucht griff ich nie
Begierig in den Loostopf fremder Welt,
Für mein bedürfend unerfahren Herz
Zufällig einen Gegenstand zu haschen.
Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erst sagt' ich mir, entferne dich von ihm!
Ich wich und wich und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, so hart bestraft!
Ein reines, wahres Gut verschwindet mir,
Und meiner Sehnsucht schiebt ein böser Geist
Statt Freud' und Glück verwandte Schmerzen unter.

Leonore.

Wenn einer Freundin Wort nicht trösten kann;

So wird die stille Kraft der schönen Welt,
Der guten Zeit dich unvermerkt erquicken.

Prinzessin.

Wohl ist sie schön die Welt! In ihrer Weite
Bewegt sich so viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns sich zu entfernen scheint,
Und unsre bange Sehnsucht durch das Leben,
Auch Schritt vor Schritt, bis nach dem Grabe lockt!
So selten ist es daß die Menschen finden,
Was ihnen doch bestimmt gewesen schien,
So selten, daß sie das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!
Es reißt sich los was erst sich uns ergab,
Wir lassen los was wir begierig faßten.
Es gibt ein Glück, allein wir kennen's nicht:
Wir kennen's wohl, und wissen's nicht zu schätzen.

Dritter Auftritt.

Leonore (allein).

Wie jammert mich das edle, schöne Herz!
Welch traurig Loos, das ihrer Hoheit fällt!
Ach sie verliert — und denkst du zu gewinnen?
Ist's denn so nöthig daß er sich entfernt?
Machst du es nöthig, um allein für dich
Das Herz und die Talente zu besitzen,
Die du bisher mit einer andern theilst,
Und ungleich theilst? Ist's redlich so zu handeln?

Du mußt ihn haben, und ihr nimmſt du nichts:
Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
Iſt ihren andern Leidenſchaften gleich.
Sie leuchten, wie der ſtille Schein des Monds
Dem Wandrer ſpärlich auf dem Pfad zu Nacht;
Sie wärmen nicht, und gießen keine Luſt
Noch Lebensfreud' umher. Sie wird ſich freuen,
Wenn ſie ihn fern, wenn ſie ihn glücklich weiß,
Wie ſie genoß, wenn ſie ihn täglich ſah.
Und dann, ich will mit meinem Freunde nicht
Von ihr und dieſem Hofe mich verbannen:
Ich komme wieder, und ich bring' ihn wieder.
So ſoll es ſeyn! — Hier kommt der rauhe Freund;
Wir wollen ſehn, ob wir ihn zähmen können.

Vierter Auftritt.

Leonore. Antonio.

Leonore.

Du bringſt uns Krieg ſtatt Frieden: ſcheint es doch,
Du kommſt aus einem Lager, einer Schlacht,
Wo die Gewalt regiert, die Fauſt entſcheidet,
Und nicht von Rom, wo feyerliche Klugheit
Die Hände ſegnend hebt, und eine Welt
Zu ihren Füßen ſieht, die gern gehorcht.

Antonio.

Ich muß den Tadel, ſchöne Freundin, dulden,
Doch die Entſchuld'gung liegt nicht weit davon.
Es iſt gefährlich, wenn man allzu lang'

Sich klug und mäßig zeigen muß. Es lauert
Der böse Genius dir an der Seite,
Und will gewaltsam auch von Zeit zu Zeit
Ein Opfer haben. Leider hab' ich's diesmal
Auf meiner Freunde Kosten ihm gebracht.

Leonore.

Du hast um fremde Menschen dich so lang'
Bemüht und dich nach ihrem Sinn gerichtet:
Nun, da du deine Freunde wieder siehst,
Verkennst du sie, und rechtest wie mit Fremden.

Antonio.

Da liegt, geliebte Freundin, die Gefahr!
Mit fremden Menschen nimmt man sich zusammen,
Da merkt man auf, da sucht man seinen Zweck
In ihrer Gunst, damit sie nutzen sollen;
Allein bei Freunden läßt man frei sich gehn,
Man ruht in ihrer Liebe, man erlaubt
Sich eine Laune, ungezähmter wirkt
Die Leidenschaft, und so verletzen wir
Am ersten die, die wir am zärtsten lieben.

Leonore.

In dieser ruhigen Betrachtung find' ich dich
Schon ganz, mein theurer Freund, mit Freuden wieder.

Antonio.

Ja, mich verdrießt — und ich bekenn' es gern —
Daß ich mich heut so ohne Maß verlor.
Allein gestehe, wenn ein wackrer Mann
Mit heißer Stirn von saurer Arbeit kommt,
Und spät am Abend in ersehnten Schatten
Zu neuer Mühe auszuruhen denkt,
Und findet dann von einem Müßiggänger

Den Schatten breit beſeſſen, ſoll er nicht
Auch etwas Menſchlichs in dem Buſen fühlen?

Leonore.

Wenn er recht menſchlich iſt, ſo wird er auch
Den Schatten gern mit einem Manne theilen,
Der ihm die Ruhe ſüß, die Arbeit leicht
Durch ein Geſpräch, durch holde Töne macht.
Der Baum iſt breit, mein Freund, der Schatten gibt,
Und keiner braucht den Andern zu verdrängen.

Antonio.

Wir wollen uns, Eleonore, nicht,
Mit einem Gleichniß hin und wieder ſpielen.
Gar viele Dinge ſind in dieſer Welt,
Die man dem Andern gönnt und gerne theilt;
Jedoch es iſt ein Schatz, den man allein
Dem Hochverdienten gerne gönnen mag,
Ein andrer, den man mit dem Höchſtverdienten
Mit gutem Willen niemals theilen wird —
Und fragſt du mich nach dieſen beiden Schätzen;
Der Lorbeer iſt es und die Gunſt der Frauen.

Leonore.

Hat jener Kranz um unſers Jünglings Haupt
Den ernſten Mann beleidigt? Hätteſt du
Für ſeine Mühe, ſeine ſchöne Dichtung,
Beſcheid'nern Lohn doch ſelbſt nicht finden können.
Denn ein Verdienſt das außerordiſch iſt,
Das in den Lüften ſchwebt, in Tönen nur,
In leichten Bildern unſern Geiſt umgaukelt,
Es wird denn auch mit einem ſchönen Bilde,
Mit einem holden Zeichen nur belohnt;
Und wenn er ſelbſt die Erde kaum berührt,

Berührt der höchste Lohn ihm kaum das Haupt.
Ein unfruchtbarer Zweig ist das Geschenk,
Das der Verehrer unfruchtbare Neigung
Ihm gerne bringt, damit sie einer Schuld
Auf's leicht'ste sich entlade. Du mißgönnst
Dem Bild des Märtyrers den goldnen Stein
Um's kahle Haupt wohl schwerlich; und gewiß,
Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks.

Antonio.

Will etwa mich dein liebenswürd'ger Mund
Die Eitelkeit der Welt verachten lehren?

Leonore.

Ein jedes Gut nach seinem Werth zu schätzen,
Brauch' ich dich nicht zu lehren. Aber doch,
Es scheint, von Zeit zu Zeit bedarf der Weise
So sehr wie Andre, daß man ihm die Güter,
Die er besitzt, im rechten Lichte zeige.
Du, edler Mann, du wirst an ein Phantom
Von Gunst und Ehre keinen Anspruch machen.
Der Dienst, mit dem du deinem Fürsten dich,
Mit dem du deine Freunde dir verbindest,
Ist wirkend, ist lebendig, und so muß
Der Lohn auch wirklich und lebendig seyn.
Dein Lorbeer ist das fürstliche Vertrauen,
Das auf den Schultern dir, als liebe Last,
Gehäuft und leicht getragen ruht; es ist
Dein Ruhm das allgemeine Zutraun.

Antonio.

Und von der Gunst der Frauen sagst du nichts,
Die willst du mir doch nicht entbehrlich schildern?

Leonore.

Wie man es nimmt. Denn du entbehrst sie nicht,
Und leichter wäre sie dir zu entbehren,
Als sie es jenem guten Mann nicht ist.
Denn sag', gelang' es einer Frau, wenn sie
Nach ihrer Art für dich zu sorgen dächte,
Mit dir sich zu beschäft'gen unternähme?
Bei dir ist alles Ordnung, Sicherheit;
Du sorgst für dich, wie du für Andre sorgst,
Du hast was man dir geben möchte. Jener
Beschäftigt uns in unserm eignen Fache.
Ihm fehlt's an tausend Kleinigkeiten, die
Zu schaffen eine Frau sich gern bemüht.
Das schönste Leinenzeug, ein seiden Kleid
Mit etwas Stickerey, das trägt er gern.
Er sieht sich gern geputzt, vielmehr, er kann
Unedlen Stoff, der nur den Knecht bezeichnet,
An seinem Leib nicht dulden, alles soll
Ihm fein und gut und schön und edel stehn.
Und dennoch hat er kein Geschick, das alles
Sich anzuschaffen, wenn er es besitzt,
Sich zu erhalten; immer fehlt es ihm
An Geld, an Sorgsamkeit. Bald läßt er da
Ein Stück, bald eines dort. Er kehret nie
Von einer Reise wieder, daß ihm nicht
Ein Drittheil seiner Sachen fehle. Bald
Bestiehlt ihn der Bediente. So, Antonio,
Hat man für ihn das ganze Jahr zu sorgen.

Antonio.

Und diese Sorge macht ihn lieb und lieber.
Glückseliger Jüngling, dem man seine Mängel

Zur Tugend rechnet, dem so schön vergönnt ist,
Den Knaben noch als Mann zu spielen, der
Sich seiner holden Schwäche rühmen darf!
Du müßtest mir verzeihen, schöne Freundin,
Wenn ich auch hier ein wenig bitter würde.
Du sagst nicht alles, sagst nicht was er wagt,
Und daß er klüger ist als wie man denkt.
Er rühmt sich zweyer Flammen! knüpft und löst
Die Knoten hin und wieder, und gewinnt
Mit solchen Künsten solche Herzen! Ist's
Zu glauben?

Leonore.

Gut! Selbst das beweist ja schon,
Daß es nur Freundschaft ist, was uns belebt.
Und wenn wir denn auch Lieb' um Liebe tauschten,
Belohnten wir das schöne Herz nicht billig,
Das ganz sich selbst vergißt und hingegeben
Im holden Traum für seine Freunde lebt?

Antonio.

Verwöhnt ihn nur und immer mehr und mehr,
Laßt seine Selbstigkeit für Liebe gelten,
Beleidigt alle Freunde, die sich euch
Mit treuer Seele widmen, gebt dem Stolzen
Freiwilligen Tribut, zerstöret ganz
Den schönen Kreis geselliges Vertrauns!

Leonore.

Wir sind nicht so parteyisch wie du glaubst,
Ermahnen unsern Freund in manchen Fällen;
Wir wünschen ihn zu bilden, daß er mehr
Sich selbst genieße, mehr sich zu genießen

Den andern geben könne. Was an ihm
Zu tadeln iſt, das bleibt uns nicht verborgen.

Antonio.

Doch lobt ihr vieles was zu tadeln wäre.
Ich kenn' ihn lang', er iſt ſo leicht zu kennen,
Und iſt zu ſtolz ſich zu verbergen. Bald
Verſinkt er in ſich ſelbſt, als wäre ganz
Die Welt in ſeinem Buſen, er ſich ganz
In ſeiner Welt genug, und alles rings
Umher verſchwindet ihm. Er läßt es gehn,
Läßt's fallen, ſtößt's hinweg und ruht in ſich —
Auf einmal, wie ein unbemerkter Funke
Die Mine zündet, ſey es Freude, Leid,
Zorn oder Grille, heftig bricht er aus:
Dann will er alles faſſen, alles halten,
Dann ſoll geſchehn, was er ſich denken mag;
In einem Augenblicke ſoll entſtehn,
Was Jahre lang bereitet werden ſollte,
In einem Augenblick gegeben ſeyn,
Was Mühe kaum in Jahren löſen könnte.
Er fordert das Unmögliche von ſich,
Damit er es von andern fordern dürfe.
Die letzten Enden aller Dinge will
Sein Geiſt zuſammen faſſen; das gelingt
Kaum Einem unter Millionen Menſchen,
Und er iſt nicht der Mann: er fällt zuletzt,
Um nichts gebeſſert, in ſich ſelbſt zurück.

Leonore.

Er ſchadet andern nicht, er ſchadet ſich.

Antonio.

Und doch verletzt er andre nur zu ſehr.

Kannſt du es läugnen, daß im Augenblick
Der Leidenſchaft, die ihn bebend ergreift,
Er auf den Fürſten, auf die Fürſtin ſelbſt,
Auf wen es ſey, zu ſchmähn, zu läſtern wagt?
Zwar augenblicklich nur; allein genug,
Der Augenblick kommt wieder: er beherrſcht
So wenig ſeinen Mund als ſeine Bruſt.

Leonore.

Ich ſollte denken, wenn er ſich von hier
Auf eine kurze Zeit entfernte, ſollt'
Es wohl für ihn und andre nützlich ſeyn.

Antonio.

Vielleicht, vielleicht auch nicht. Doch eben jetzt
Iſt nicht daran zu denken: denn ich will
Den Fehler nicht auf meine Schultern laden;
Es könnte ſcheinen, daß ich ihn vertreibe,
Und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
Kann er an unſerm Hofe ruhig bleiben;
Und wenn er ſich mit mir verſöhnen will,
Und wenn er meinen Rath befolgen kann,
So werden wir ganz leidlich leben können.

Leonore.

Nun hoffſt du ſelbſt auf ein Gemüth zu wirken,
Das dir vor kurzem noch verloren ſchien.

Antonio.

Wir hoffen immer, und in allen Dingen
Iſt beſſer hoffen als verzweifeln. Denn
Wer kann das Mögliche berechnen? Er
Iſt unſerm Fürſten werth. Er muß uns bleiben.
Und bilden wir dann auch umſonſt an ihm,
So iſt er nicht der ein'ge, den wir bilden.

Leonore.

So ohne Leidenschaft, so unparteiisch
Glaubt' ich dich nicht. Du hast dich schnell bekehrt.

Antonio.

Das Alter muß doch Einen Vorzug haben,
Daß, wenn es auch dem Irrthum nicht entgeht,
Es doch sich auf der Stelle fassen kann.
Du warst, mich deinem Freunde zu versöhnen,
Zuerst bemüht. Nun bitt' ich es von dir.
Thu' was du kannst, daß dieser Mann sich finde,
Und alles wieder bald in gleichem sey.
Ich gehe selbst zu ihm, sobald ich nur
Von dir erfahre, daß er ruhig ist,
Sobald du glaubst daß meine Gegenwart
Das Uebel nicht vermehrt. Doch was du thust,
Das thu' in dieser Stunde; denn es geht
Alphons heut' Abend noch zurück, und ich
Werd' ihn begleiten. Leb' indessen wohl.

Fünfter Auftritt.

Leonore (allein).

Für diesmal, lieber Freund, sind wir nicht eins;
Mein Vortheil und der deine gehen heut'
Nicht Hand in Hand. Ich nütze diese Zeit
Und suche Tasso zu gewinnen. Schnell!

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer.

Taſſo (allein).

Biſt du aus einem Traum erwacht, und hat
Der ſchöne Trug auf einmal dich verlaſſen?
Hat dich an einem Tag der höchſten Luſt
Ein Schlaf gebändigt, hält und ängſtet nun
Mit ſchweren Feſſeln deine Seele? Ja,
Du wachſt und träumſt. Wo ſind die Stunden hin,
Die um dein Haupt mit Blumenkränzen ſpielten?
Die Tage, wo dein Geiſt mit freier Sehnſucht
Des Himmels ausgeſpanntes Blau durchdrang?
Und dennoch lebſt du noch, und fühlſt dich an,
Du fühlſt dich an, und weißt nicht ob du lebſt.
Iſt's meine Schuld, iſt's eines andern Schuld,
Daß ich mich nun als ſchuldig hier befinde?
Hab' ich verbrochen, daß ich leiden ſoll?
Iſt nicht mein ganzer Fehler ein Verdienſt?
Ich ſah ihn an, und ward vom guten Willen,
Vom Hoffnungswahn des Herzens übereilt:
Der ſey ein Menſch, der menſchlich Anſehn trägt.

Ich ging mit offnen Armen auf ihn los,
Und fühlte Schloß und Riegel, keine Bruſt.
O hätt' ich doch ſo klug mir ausgedacht,
Wie ich den Mann empfangen wollte, der
Von alten Zeiten mir verdächtig war!
Allein was immer dir begegnet ſey,
So halte dich an der Gewißheit feſt:
Ich habe ſie geſehn! Sie ſtand vor mir!
Sie ſprach zu mir, ich habe ſie vernommen!
Der Blick, der Ton, der Worte holder Sinn,
Sie ſind auf ewig mein, es raubt ſie nicht
Die Zeit, das Schickſal, noch das wilde Glück!
Und hob mein Geiſt ſich da zu ſchnell empor,
Und ließ ich allzu raſch in meinem Buſen
Der Flamme Luft, die mich nun ſelbſt verzehrt,
So kann mich's nicht gereun, und wäre ſelbſt
Auf ewig das Geſchick des Lebens hin.
Ich widmete mich ihr, und folgte froh
Dem Winke, der mich in's Verderben rief.
Es ſey! So hab' ich mich doch werth gezeigt
Des köſtlichen Vertrauns, das mich erquickt,
In dieſer Stunde ſelbſt erquickt, die mir
Die ſchwarze Pforte langer Trauerzeit
Gewaltſam öffnet. — Ja, nun iſt's gethan!
Es geht die Sonne mir der ſchönſten Gunſt
Auf einmal unter; ſeinen holden Blick
Entziehet mir der Fürſt, und läßt mich hier
Auf düſtrem, ſchmalem Pfad verloren ſtehn.
Das häßliche zweydeutige Geflügel,
Das leidige Gefolg' der alten Nacht,
Es ſchwärmt hervor und ſchwirrt mir um das Haupt.

Wohin, wohin beweg' ich meinen Schritt,
Dem Ekel zu entfliehn, der mich umfauſt,
Dem Abgrund zu entgehn, der vor mir liegt?

Zweyter Auftritt.

Leonore. Taſſo.

Leonore.

Was iſt begegnet? Lieber Taſſo, hat
Dein Eifer dich, dein Argwohn ſo getrieben?
Wie iſt's geſchehn? Wir alle ſehn beſtürzt.
Und deine Sanftmuth, dein gefällig Weſen,
Dein ſchneller Blick, dein richtiger Verſtand,
Mit dem du jedem gibſt was ihm gehört,
Dein Gleichmuth, der erträgt, was zu ertragen
Der Edle bald, der Eitle ſelten lernt,
Die kluge Herrſchaft über Zung' und Lippe —
Mein theurer Freund, faſt ganz verkenn' ich dich.

Taſſo.

Und wenn das alles nun verloren wäre?
Wenn einen Freund, den du einſt reich geglaubt,
Auf einmal du als einen Bettler fändeſt?
Wohl haſt du recht, ich bin nicht mehr ich ſelbſt,
Und bin's doch noch ſo gut als wie ich's war.
Es ſcheint ein Räthſel, und doch iſt es keins.
Der ſtille Mond, der dich bei Nacht erfreut,
Dein Auge, dein Gemüth mit ſeinem Schein
Unwiderſtehlich lockt, er ſchwebt am Tage
Ein unbedeutend blaſſes Wölkchen hin.

Ich bin vom Glanz des Tages überſchienen,
Ihr kennet mich, ich kenne mich nicht mehr.

Leonore.

Was du mir ſagſt, mein Freund, verſteh' ich nicht,
Wie du es ſagſt. Erkläre dich mit mir.
Hat die Beleidigung des ſchroffen Mann's
Dich ſo gekränkt, daß du dich ſelbſt und uns
So ganz verkennen magſt? Vertraue mir.

Taſſo.

Ich bin nicht der Beleidigte, du ſiehſt
Mich ja beſtraft, weil ich beleidigt habe.
Die Knoten vieler Worte löſt das Schwert
Gar leicht und ſchnell, allein ich bin gefangen.
Du weißt wohl kaum — erſchrick nicht, zarte Freundin —
Du triffſt den Freund in einem Kerker an.
Mich züchtiget der Fürſt wie einen Schüler.
Ich will mit ihm nicht rechten, kann es nicht.

Leonore.

Du ſcheineſt mehr als billig iſt bewegt.

Taſſo.

Hältſt du mich für ſo ſchwach, für ſo ein Kind,
Daß ſolch ein Fall mich gleich zerrütten könne?
Das was geſchehn iſt kränkt mich nicht ſo tief,
Allein das kränkt mich was es mir bedeutet.
Laß meine Neider, meine Feinde nur
Gewähren! Frei und offen iſt das Feld.

Leonore.

Du haſt gar manchen fälſchlich in Verdacht,
Ich habe ſelbſt mich überzeugen können.
Und auch Antonio feindet dich nicht an,
Wie du es wähnſt. Der heutige Verdruß —

Taſſo.

Den laſſ' ich ganz bei Seite, nehme nur
Antonio wie er war und wie er bleibt.
Verdrießlich fiel mir ſtets die ſteife Klugheit,
Und daß er immer nur den Meiſter ſpielt.
Anſtatt zu forſchen, ob des Hörers Geiſt
Nicht ſchon für ſich auf guten Spuren wandle,
Belehrt er dich von manchem, das du beſſer
Und tiefer fühlteſt, und vernimmt kein Wort
Das du ihm ſagſt, und wird dich ſtets verkennen.
Verkannt zu ſeyn, verkannt von einem Stolzen,
Der lächelnd dich zu überſehen glaubt!
Ich bin ſo alt noch nicht und nicht ſo klug,
Daß ich nur dulden gegenlächeln ſollte.
Früh oder ſpat, es konnte ſich nicht halten,
Wir mußten brechen; ſpäter wär' es nur
Um deſto ſchlimmer worden. Einen Herrn
Erkenn' ich nur, den Herrn der mich ernährt,
Dem folg' ich gern, ſonſt will ich keinen Meiſter.
Frei will ich ſeyn im Denken und im Dichten;
Im Handeln ſchränkt die Welt genug uns ein.

Leonore.

Er ſpricht mit Achtung oft genug von dir.

Taſſo.

Mit Schonung, willſt du ſagen, fein und klug.
Und das verdrießt mich eben; denn er weiß
So glatt und ſo bedingt zu ſprechen, daß
Sein Lob erſt recht zu Tadel wird, und daß
Nichts mehr, nichts tiefer dich verletzt, als Lob
Aus ſeinem Munde.

Leonore.

Möchtest du, mein Freund,
Vernommen haben, wie er sonst von dir
Und dem Talente sprach, das dir vor vielen
Die gütige Natur verlieh. Er fühlt gewiß
Das was du bist und hast, und schätzt es auch.

Tasso.

O glaube mir, ein selbstisches Gemüth
Kann nicht der Qual des engen Neids entfliehen.
Ein solcher Mann verzeiht dem andern wohl
Vermögen, Stand und Ehre; denn er denkt,
Das hast du selbst, das hast du wenn du willst,
Wenn du beharrst, wenn dich das Glück begünstigt.
Doch das was die Natur allein verleiht,
Was jeglicher Bemühung, jedem Streben
Stets unerreichbar bleibt, was weder Gold,
Noch Schwert, noch Klugheit, noch Beharrlichkeit
Erzwingen kann, das wird er nie verzeihn.
Er gönnt es mir? Er, der mit steifem Sinn
Die Gunst der Musen zu ertrotzen glaubt?
Der, wenn er die Gedanken mancher Dichter
Zusammenreiht, sich selbst ein Dichter scheint?
Weit eher gönnt er mir des Fürsten Gunst,
Die er doch gern auf sich beschränken möchte,
Als das Talent, das jene Himmlischen
Dem armen, dem verwaisten Jüngling gaben.

Leonore.

O sähest du so klar, wie ich es sehe!
Du irrst dich über ihn; so ist er nicht.

Tasso.

Und irr' ich mich an ihm, so irr' ich gern!

Ich denk' ihn mir als meinen ärgſten Feind,
Und wär' untröſtlich, wenn ich mir ihn nun
Gelinder denken müßte. Thöricht iſt's
In allen Stücken billig ſeyn; es heißt
Sein eigen Selbſt zerſtören. Sind die Menſchen
Denn gegen uns ſo billig? Nein, o nein!
Der Menſch bedarf in ſeinem engen Weſen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.
Bedarf er nicht der Nacht als wie des Tag's?
Des Schlafens wie des Wachens? Nein, ich muß
Von nun an dieſen Mann als Gegenſtand
Von meinem tiefſten Haß behalten; nichts
Kann mir die Luſt entreißen, ſchlimm und ſchlimmer
Von ihm zu denken.

Leonore.

Willſt du, theurer Freund,
Von deinem Sinn nicht laſſen, ſeh' ich kaum
Wie du am Hofe länger bleiben willſt.
Du weißt wie viel er gilt und gelten muß.

Taſſo.

Wie ſehr ich längſt, o ſchöne Freundin, hier
Schon überflüſſig bin das weiß ich wohl.

Leonore.

Das biſt du nicht, das kannſt du nimmer werden!
Du weißt vielmehr wie gern der Fürſt mit dir,
Wie gern die Fürſtin mit dir lebt; und kommt
Die Schweſter von Urbino, kommt ſie faſt
So ſehr um dein't- als der Geſchwiſter willen.
Sie denken alle gut und gleich von dir,
Und jegliches vertraut dir unbedingt.

Taſſo.

O Leonore, welch Vertraun iſt das?
Hat er von ſeinem Staate je ein Wort,
Ein ernſtes Wort mit mir geſprochen? Kam
Ein eigner Fall, worüber er ſogar
In meiner Gegenwart mit ſeiner Schweſter,
Mit andern ſich berieth, mich fragt' er nie.
Da hieß es immer nur: Antonio kommt!
Man muß Antonio ſchreiben! Fragt Antonio!

Leonore.

Du klagſt anſtatt zu danken. Wenn er dich
In unbedingter Freiheit laſſen mag,
So ehrt er dich, wie er dich ehren kann.

Taſſo.

Er läßt mich ruhn, weil er mich unnütz glaubt.

Leonore.

Du biſt nicht unnütz, eben weil du ruhſt.
So lange hegſt du ſchon Verdruß und Sorge,
Wie ein geliebtes Kind, an deiner Bruſt.
Ich hab' es oft bedacht, und mag's bedenken
Wie ich es will, auf dieſem ſchönen Boden,
Wohin das Glück dich zu verpflanzen ſchien,
Gedeihſt du nicht. O Taſſo! — Rath' ich dir's?
Sprech' ich es aus? — Du ſollteſt dich entfernen!

Taſſo.

Verſchone nicht den Kranken, lieber Arzt!
Reich' ihm das Mittel, denke nicht daran,
Ob's bitter ſey. — Ob er geneſen könne,
Das überlege wohl, o kluge, gute Freundin!
Ich ſeh' es alles ſelbſt, es iſt verbei!
Ich kann ihm wohl verzeihen, er nicht mir;

Und sein bedarf man, leider meiner nicht.
Und er ist klug, und leider bin ich's nicht.
Er wirkt zu meinem Schaden, und ich kann,
Ich mag nicht gegenwirken. Meine Freunde,
Sie lassen's gehn, sie sehen's anders an,
Sie widerstreben kaum, und sollten kämpfen.
Du glaubst, ich soll hinweg; ich glaub' es selbst —
So lebt denn wohl! Ich werd' auch das ertragen.
Ihr seyd von mir geschieden — werd' auch mir,
Von euch zu scheiden, Kraft und Muth verliehn!

Leonore.

Auch in der Ferne zeigt sich alles reiner,
Was in der Gegenwart uns nur verwirrt.
Vielleicht wirst du erkennen welche Liebe
Dich überall umgab, und welchen Werth
Die Treue wahrer Freunde hat, und wie
Die weite Welt die Nächsten nicht ersetzt.

Tasso.

Das werden wir erfahren! Kenn' ich doch
Die Welt von Jugend auf, wie sie so leicht
Uns hülflos, einsam läßt, und ihren Weg
Wie Sonn' und Mond und andre Götter geht.

Leonore.

Vernimmst du mich, mein Freund, so sollst du nie
Die traurige Erfahrung wiederholen.
Soll ich dir rathen, so begibst du dich
Erst nach Florenz, und eine Freundin wird
Gar freundlich für dich sorgen. Sey getrost,
Ich bin es selbst. Ich reise, den Gemahl
Die nächsten Tage dort zu finden, kann
Nichts freudiger für ihn und mich bereiten,

Als wenn ich dich in unsre Mitte bringe.
Ich sage dir kein Wort, du weißt es selbst,
Welch einem Fürsten du dich nahen wirst,
Und welche Männer diese schöne Stadt
In ihrem Busen hegt, und welche Frauen.
Du schweigst? Bedenk' es wohl! Entschließe dich.

Tasso.

Gar reizend ist, was du mir sagst, so ganz
Dem Wunsch gemäß, den ich im Stillen nähre;
Allein es ist zu neu: ich bitte dich,
Laß mich bedenken, ich beschließe bald.

Leonore.

Ich gehe mit der schönsten Hoffnung weg
Für dich und uns und auch für dieses Haus.
Bedenke nur, und wenn du recht bedenkst,
So wirst du schwerlich etwas bessers denken.

Tasso.

Noch eins, geliebte Freundin! sage mir,
Wie ist die Fürstin gegen mich gesinnt?
War sie erzürnt auf mich? Was sagte sie? —
Sie hat mich sehr getadelt? Rede frei.

Leonore.

Da sie dich kennt, hat sie dich leicht entschuldigt.

Tasso.

Hab' ich bei ihr verloren? Schmeichle nicht.

Leonore.

Der Frauen Gunst wird nicht so leicht verscherzt.

Tasso.

Wird sie mich gern entlassen, wenn ich gehe?

Leonore.

Wenn es zu deinem Wohl gereicht, gewiß.

Taſſo.

Werd' ich des Fürſten Gnade nicht verlieren?

Leonore.

In ſeiner Großmuth kannſt du ſicher ruhn.

Taſſo.

Und laſſen wir die Fürſtin ganz allein?
Du gehſt hinweg; und wenn ich wenig bin,
So weiß ich doch daß ich ihr etwas war.

Leonore.

Gar freundliche Geſellſchaft leiſtet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wiſſen.
Und es gelingt, ich ſehe dich beglückt,
Du wirſt von hier nicht unzufrieden gehn.
Der Fürſt befahl's, Antonio ſucht dich auf.
Er tadelt ſelbſt an ſich die Bitterkeit,
Womit er dich verletzt. Ich bitte dich,
Nimm ihn gelaſſen auf ſo wie er kommt.

Taſſo.

Ich darf in jedem Sinne vor ihm ſtehn.

Leonore.

Und ſchenke mir der Himmel, lieber Freund,
Noch eh' du ſcheideſt dir das Aug' zu öffnen:
Daß niemand dich im ganzen Vaterlande
Verfolgt und haßt, und heimlich drückt und neckt!
Du irrſt gewiß, und wie du ſonſt zur Freude
Von andern dichteſt, lieber dichteſt du
In dieſem Fall ein ſeltenes Gewebe,
Dich ſelbſt zu kränken. Alles will ich thun
Um es entzwey zu reißen, daß du frei
Den ſchönen Weg des Lebens wandeln mögeſt.
Leb' wohl! Ich hoffe bald ein glücklich Wort.

Dritter Auftritt.

Taſſo (allein).

Ich ſoll erkennen daß mich niemand haßt,
Daß niemand mich verfolgt, daß alle Liſt
Und alles heimliche Gewebe ſich
Allein in meinem Kopfe ſpinnt und webt!
Bekennen ſoll ich daß ich Unrecht habe,
Und Manchem Unrecht thue, der es nicht
Um mich verdient! Und das in einer Stunde,
Da vor dem Angeſicht der Sonne klar
Mein volles Recht, wie ihre Tücke, liegt.
Ich ſoll es tief empfinden wie der Fürſt
Mit offner Bruſt mir ſeine Gunſt gewährt,
Mit reichem Maß die Gaben mir ertheilt,
Im Augenblicke, da er, ſchwach genug,
Von meinen Feinden ſich das Auge trüben
Und ſeine Hand gewiß auch feſſeln läßt!

Daß er betrogen iſt kann er nicht ſehen,
Daß ſie Betrieger ſind kann ich nicht zeigen;
Und nur damit er ruhig ſich betriege,
Daß ſie gemächlich ihn betrügen können,
Soll ich mich ſtille halten, weichen gar!

Und wer gibt mir den Rath? Wer dringt ſo klug
Mit treuer, lieber Meinung auf mich ein?
Leonore ſelbſt, Leonore Sanvitale,
Die zarte Freundin! Ha, dich kenn' ich nun!
O warum traut' ich ihrer Lippe je?
Sie war nicht redlich, wenn ſie noch ſo ſehr
Mir ihre Gunſt, mir ihre Zärtlichkeit

Mit ſüßen Worten zeigte! Nein, ſie war
Und bleibt ein liſtig Herz; ſie wendet ſich
Mit leiſen klugen Tritten nach der Gunſt.

Wie oft hab' ich mich willig ſelbſt betrogen,
Auch über ſie! Und doch im Grunde hat
Mich nur — die Eitelkeit betrogen. Wohl!
Ich kannte ſie, und ſchmeichelte mir ſelbſt.
So iſt ſie gegen andre, ſagt' ich mir,
Doch gegen dich iſt's offne treue Meinung.
Nun ſeh' ich's wohl, und ſeh' es nur zu ſpät:
Ich war begünſtigt, und ſie ſchmiegte ſich
So zart — an den Beglückten. Nun ich falle,
Sie wendet mir den Rücken wie das Glück.

Nun kommt ſie als ein Werkzeug meines Feindes,
Sie ſchleicht heran und ziſcht mit glatter Zunge,
Die kleine Schlange, zauberiſche Töne.
Wie lieblich ſchien ſie! Lieblicher als je!
Wie wohl that von der Liebe jedes Wort!
Doch konnte mir die Schmeicheley nicht lange
Den falſchen Sinn verbergen; an der Stirne
Schien ihr das Gegentheil zu klar geſchrieben
Von allem was ſie ſprach. Ich fühl' es leicht,
Wenn man den Weg zu meinem Herzen ſucht
Und es nicht herzlich meint. Ich ſoll hinweg?
Soll nach Florenz, ſobald ich immer kann?

Und warum nach Florenz? Ich ſeh' es wohl.
Dort herrſcht der Mediceer neues Haus;
Zwar nicht in offner Feindſchaft mit Ferrara,
Doch hält der ſtille Neid mit kalter Hand
Die edelſten Gemüther aus einander.

Empfang' ich dort von jenen edlen Fürſten
Erhabne Zeichen ihrer Gunſt, wie ich
Gewiß erwarten dürfte, würde bald
Der Höfling meine Treu' und Dankbarkeit
Verdächtig machen; leicht gelang' es ihm.

Ja, ich will weg, allein nicht wie ihr wollt;
Ich will hinweg, und weiter als ihr denkt.

Was ſoll ich hier? Wer hält mich hier zurück?
O ich verſtand ein jedes Wort ſo gut,
Das ich Leonoren von den Lippen lockte!
Von Silb' zu Silbe nur erhaſcht ich's kaum,
Und weiß nun ganz wie die Prinzeſſin denkt —
Ja, ja, auch das iſt wahr, verzweifle nicht!
„Sie wird mich gern entlaſſen wenn ich gehe,
„Da es zu meinem Wohl gereicht." O! fühlte
Sie eine Leidenſchaft im Herzen, die mein Wohl
Und mich zu Grunde richtete! willkommner
Ergriffe mich der Tod, als dieſe Hand,
Die kalt und ſtarr mich von ſich läßt — Ich gehe! —
Nun hüte dich, und laß dich keinen Schein
Von Freundſchaft oder Güte täuſchen! Niemand
Betrügt dich nun, wenn du dich nicht betrügſt.

Vierter Auftritt.

Antonio. Taſſo.

Antonio.

Hier bin ich, Taſſo, dir ein Wort zu ſagen,
Wenn du mich ruhig hören magſt und kannſt.

Taſſo.

Das Handeln, weißt du, bleibt mir unterſagt;
Es ziemt mir wohl zu warten und zu hören.

Antonio.

Ich treffe dich gelaſſen, wie ich wünſchte,
Und ſpreche gern zu dir aus freier Bruſt.
Zuvörderſt löſ' ich in des Fürſten Namen
Das ſchwache Band, das dich zu feſſeln ſchien.

Taſſo.

Die Willkür macht mich frei, wie ſie mich band;
Ich nehm' es an und fordre kein Gericht.

Antonio.

Dann ſag' ich dir von mir: Ich habe dich
Mit Worten, ſcheint es, tief und mehr gekränkt,
Als ich, von mancher Leidenſchaft bewegt,
Es ſelbſt empfand. Allein kein ſchimpflich Wort
Iſt meinen Lippen unbedacht entflohen;
Zu rächen haſt du nichts als Edelmann,
Und wirſt als Menſch Vergebung nicht verſagen.

Taſſo.

Was härter treffe Kränkung oder Schimpf,
Will ich nicht unterſuchen; jene dringt
In's tiefe Mark, und dieſer ritzt die Haut.
Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt; die Meinung andrer

Befriedigt leicht das wohl geführte Schwert —
Doch ein gekränktes Herz erholt sich schwer.

Antonio.

Jetzt ist's an mir! daß ich dir dringend sage:
Tritt nicht zurück, erfülle meinen Wunsch,
Den Wunsch des Fürsten, der mich zu dir sendet.

Tasso.

Ich kenne meine Pflicht und gehe nach.
Es sey verziehn, so fern es möglich ist!
Die Dichter sagen uns von einem Speer,
Der eine Wunde, die er selbst geschlagen,
Durch freundliche Berührung heilen konnte.
Es hat des Menschen Zunge diese Kraft;
Ich will ihr nicht gehässig widerstehn.

Antonio.

Ich danke dir, und wünsche daß du mich
Und meinen Willen, dir zu dienen, gleich
Vertraulich prüfen mögest. Sage mir,
Kann ich dir nützlich seyn? Ich zeig' es gern.

Tasso.

Du botest an was ich nur wünschen konnte.
Du brachtest mir die Freiheit wieder; nun
Verschaffe mir, ich bitte, den Gebrauch.

Antonio.

Was kannst du meiner? Sag' es deutlich an.

Tasso.

Du weißt, geendet hab' ich mein Gedicht:
Es fehlt noch viel, daß es vollendet wäre.
Heut' überreicht' ich es dem Fürsten, hoffte
Zugleich ihm eine Bitte vorzutragen.
Gar viele meiner Freunde sind' ich jetzt

In Rom versammelt; einzeln haben sie
Mir über manche Stellen ihre Meinung
In Briefen schon eröffnet; vieles hab' ich
Benutzen können, manches scheint mir noch
Zu überlegen; und verschiedne Stellen
Möcht' ich nicht gern verändern, wenn man mich
Nicht mehr, als es geschehn ist, überzeugt.
Das alles wird durch Briefe nicht gethan;
Die Gegenwart löst diese Knoten bald.
So dacht' ich heut' den Fürsten selbst zu bitten:
Ich fand nicht Raum; nun darf ich es nicht wagen,
Und hoffe diesen Urlaub nun durch dich.

Antonio.

Mir scheint nicht räthlich daß du dich entfernst
In dem Moment, da dein vollendet Werk
Dem Fürsten und der Fürstin dich empfiehlt.
Ein Tag der Gunst ist wie ein Tag der Aernte:
Man muß geschäftig seyn sobald sie reift.
Entfernst du dich, so wirst du nichts gewinnen,
Vielleicht verlieren was du schon gewannst.
Die Gegenwart ist eine mächt'ge Göttin;
Lern' ihren Einfluß kennen, bleibe hier!

Tasso.

Zu fürchten hab' ich nichts; Alphons ist edel,
Stets hat er gegen mich sich groß gezeigt:
Und was ich hoffe, will ich seinem Herzen
Allein verdanken, keine Gnade mir
Erschleichen; nichts will ich von ihm empfangen
Was ihn gereuen könnte daß er's gab.

Antonio.

So fordre nicht von ihm daß er dich jetzt

Entlaſſen ſoll; er wird es ungern thun,
Und ich befürchte faſt er thut es nicht.

Taſſo.

Er wird es gern, wenn recht gebeten wird,
Und du vermagſt es wohl, ſobald du willſt.

Antonio.

Doch welche Gründe, ſag' mir, leg' ich vor?

Taſſo.

Laß mein Gedicht aus jeder Stanze ſprechen!
Was ich gewollt iſt löblich, wenn das Ziel
Auch meinen Kräften unerreichbar blieb.
An Fleiß und Mühe hat es nicht gefehlt.
Der heitre Wandel mancher ſchönen Tage,
Der ſtille Raum ſo mancher tiefen Nächte
War einzig dieſem frohen Lied geweiht.
Beſcheiden hofft' ich jenen großen Meiſtern
Der Vorwelt mich zu nahen; kühn geſinnt,
Zu edlen Thaten unſern Zeitgenoſſen
Aus einem langen Schlaf zu rufen, dann
Vielleicht mit einem edlen Chriſten-Heere
Gefahr und Ruhm des heil'gen Kriegs zu theilen.
Und ſoll mein Lied die beſten Männer wecken,
So muß es auch der beſten würdig ſeyn.
Alphonſen bin ich ſchuldig was ich that;
Nun möcht' ich ihm auch die Vollendung danken.

Antonio.

Und eben dieſer Fürſt iſt hier, mit andern,
Die dich ſo gut als Römer leiten können.
Vollende hier dein Werk, hier iſt der Platz,
Und um zu wirken eile dann nach Rom.

Taſſo.

Alphons hat mich zuerſt beciſiert, wird
Gewiß der letzte ſeyn der mich belehrt,
Und deinen Rath, den Rath der klugen Männer,
Die unſer Hof verſammelt, ſchätz' ich hoch.
Ihr ſollt entſcheiden, wenn mich ja zu Rom
Die Freunde nicht vollkommen überzeugen.
Doch dieſe muß ich ſehn. Gonzaga hat
Mir ein Gericht verſammelt, dem ich erſt
Mich ſtellen muß. Ich kann es kaum erwarten.
Flaminio de' Nobili, Angelio
Da Barga, Antoniano, und Speron Speroni!
Du wirſt ſie kennen. — Welche Namen ſind's!
Vertraun und Sorge ſtößen ſie zugleich
In meinen Geiſt, der gern ſich unterwirft.

Antonio.

Du denkſt nur dich, und denkſt den Fürſten nicht.
Ich ſage dir, er wird dich nicht entlaſſen;
Und wenn er's thut, entläßt er dich nicht gern.
Du willſt ja nicht verlangen, was er dir
Nicht gern gewähren mag. Und ſoll ich hier
Vermitteln, was ich ſelbſt nicht loben kann?

Taſſo.

Verſagſt du mir den erſten Dienſt, wenn ich
Die angebotne Freundſchaft prüfen will?

Antonio.

Die wahre Freundſchaft zeigt ſich im Verſagen
Zur rechten Zeit, und es gewährt die Liebe
Gar oft ein ſchädlich Gut, wenn ſie den Willen
Des Fordernden mehr als ſein Glück bedenkt.
Du ſcheineſt mir in dieſem Augenblick

Für gut zu halten was du eifrig wünſcheſt,
Und willſt im Augenblick was du begehrſt.
Durch Heftigkeit erſetzt der Irrende,
Was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt.
Es fordert meine Pflicht, ſo viel ich kann
Die Haſt zu mäß'gen, die dich übel treibt.

Taſſo.

Schon lange kenn' ich dieſe Tyranney
Der Freundſchaft, die von allen Tyranneyen
Die unerträglichſte mir ſcheint. Du denkſt
Nur anders und du glaubſt deßwegen
Schon recht zu denken. Gern erkenn' ich an
Du willſt mein Wohl; allein verlange nicht
Daß ich auf deinem Weg es finden ſoll.

Antonio.

Und ſoll ich dir ſogleich mit kaltem Blut,
Mit voller, klarer Ueberzeugung ſchaden?

Taſſo.

Von dieſer Sorge will ich dich befrein!
Du hältſt mich nicht mit dieſen Worten ab.
Du haſt mich frei erklärt, und dieſe Thüre
Steht mir nun offen, die zum Fürſten führt.
Ich laſſe dir die Wahl. Du oder ich!
Der Fürſt geht fort. Hier iſt kein Augenblick
Zu harren. Wähle ſchnell! Wenn du nicht gehſt,
So geh' ich ſelbſt, und werd' es wie es will.

Antonio.

Laß mich nur wenig Zeit von dir erlangen,
Und warte nur des Fürſten Rückkehr ab!
Nur heute nicht!

Taſſo.

Nein, dieſe Stunde noch,
Wenn's möglich iſt! Es brennen mir die Sohlen
Auf dieſem Marmorboden; eher kann
Mein Geiſt nicht Ruhe finden, bis der Staub
Des freien Wegs mich Eilenden umgibt.
Ich bitte dich! Du ſiehſt, wie ungeſchickt
In dieſem Augenblick ich ſey, mit meinem Herrn
Zu reden; ſiehſt — wie kann ich das verbergen —
Daß ich mir ſelbſt in dieſem Augenblick,
Mir keine Macht der Welt gebieten kann.
Nur Feſſeln ſind es die mich halten können!
Alphons iſt kein Tyrann, er ſprach mich frei.
Wie gern gehorcht' ich ſeinen Worten ſonſt!
Heut' kann ich nicht gehorchen. Heute nur
Laßt mich in Freiheit, daß mein Geiſt ſich finde!
Ich kehre bald zu meiner Pflicht zurück.

Antonio.

Du machſt mich zweifelhaft. Was ſoll ich thun?
Ich merke wohl, es ſteckt der Irrthum an.

Taſſo.

Soll ich dir glauben, denkſt du gut für mich,
So wirke was ich wünſche, was du kannſt.
Der Fürſt entläßt mich dann, und ich verliere
Nicht ſeine Gnade, ſeine Hülfe nicht.
Das dank' ich dir, und will dir's gern verdanken.
Doch hegſt du einen alten Groll im Buſen,
Willſt du von dieſem Hofe mich verbannen,
Willſt du auf ewig mein Geſchick verkehren,
Mich hülflos in die weite Welt vertreiben;
So bleib' auf deinem Sinn und widerſteh!

Antonio.

Weil ich dir doch, o Taſſo, ſchaden ſoll,
So wähl' ich denn den Weg den du erwählſt.
Der Ausgang mag entſcheiden wer ſich irrt;
Du willſt hinweg! Ich ſag' es dir zuvor:
Du wendeſt dieſem Hauſe kaum den Rücken,
So wird dein Herz zurück verlangen, wird
Dein Eigenſinn dich vorwärts treiben; Schmerz,
Verwirrung, Trübſinn harr't in Rom auf dich,
Und du verfehleſt hier und dort den Zweck.
Doch ſag' ich dieß nicht mehr um dir zu rathen;
Ich ſage nur voraus, was bald geſchieht,
Und lade dich auch ſchon im voraus ein,
Mir in dem ſchlimmſten Falle zu vertraun.
Ich ſpreche nun den Fürſten, wie du's forderſt.

Fünfter Auftritt.

Taſſo (allein).

Ja, gehe nur, und gehe ſicher weg,
Daß du mich überredeſt was du willſt.
Ich lerne mich verſtellen, denn du biſt
Ein großer Meiſter, und ich faſſe leicht.
So zwingt das Leben uns zu ſcheinen, ja,
Zu ſeyn wie jene, die wir kühn und ſtolz
Verachten konnten. Deutlich ſeh' ich nun
Die ganze Kunſt des höfiſchen Benehmens!
Mich will Antonio von hinnen treiben,
Und will nicht ſcheinen daß er mich vertreibt.
Er ſpielt den Schonenden, den Klugen, daß

Man nur recht krank und ungeschickt mich finde,
Bestellet sich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürsten und der Fürstin Blick.

Man soll mich halten, meint er: habe doch
Ein schön Verdienst mir die Natur geschenkt;
Doch leider habe sie mit manchen Schwächen
Die hohe Gabe wieder schlimm begleitet,
Mit ungebundnem Stolz, mit übertriebner
Empfindlichkeit und eignem düsterm Sinn.
Es sey nicht anders, einmal habe nun
Den Einen Mann das Schicksal so gebildet;
Nun müsse man ihn nehmen wie er sey,
Ihn dulden, tragen und vielleicht an ihm,
Was Freude bringen kann, am guten Tage
Als unerwarteten Gewinnst genießen,
Im übrigen, wie er geboren sey,
So müsse man ihn leben, sterben lassen.

Erkenn' ich noch Alphonsens festen Sinn?
Der Feinden trotzt, und Freunde treulich schützt,
Erkenn' ich ihn wie er nun mir begegnet?
Ja wohl erkenn' ich ganz mein Unglück nun!
Das ist mein Schicksal, daß nur gegen mich
Sich jeglicher verändert, der für andre fest
Und treu und sicher bleibt, sich leicht verändert
Durch einen Hauch, in einem Augenblick.

Hat nicht die Ankunft dieses Mann's allein
Mein ganz Geschick zerstört, in Einer Stunde?
Nicht dieser das Gebäude meines Glücks

Von ſeinem tiefſten Grund aus umgeſtürzt?
O muß ich das erfahren, muß ich's heut!
Ja, wie ſich alles zu mir drängte, läßt
Mich alles nun; wie jeder mich an ſich
Zu reißen ſtrebte, jeder mich zu faſſen,
So ſtößt mich alles weg und meidet mich.
Und das warum? Und wiegt denn er allein
Die Schale meines Werths und aller Liebe,
Die ich ſo reichlich ſonſt beſeſſen, auf?

Ja, alles flieht mich nun. Auch du! Auch du!
Geliebte Fürſtin, du entziehſt dich mir!
In dieſen trüben Stunden hat ſie mir
Kein einzig Zeichen ihrer Gunſt geſandt.
Hab' ich's um ſie verdient? — Du armes Herz,
Dem ſo natürlich war ſie zu verehren! —
Vernahm ich ihre Stimme, wie durchdrang
Ein unausſprechliches Gefühl die Bruſt!
Erblickt' ich ſie, da ward das helle Licht
Des Tag's mir trüb'; unwiderſtehlich zog
Ihr Auge mich, ihr Mund mich an, mein Knie
Erhielt ſich kaum, und aller Kraft
Des Geiſt's bedurft' ich aufrecht mich zu halten,
Vor ihre Füße nicht zu fallen; kaum
Vermocht' ich dieſen Taumel zu zerſtreun.
Hier halte feſt, mein Herz! Du klarer Sinn
Laß hier dich nicht umnebeln! Ja, auch Sie!
Darf ich es ſagen? und ich glaub' es kaum;
Ich glaub' es wohl, und möcht' es mir verſchweigen.
Auch Sie! Auch Sie! Entſchuldige ſie ganz,
Allein verbirg' dir's nicht: auch Sie! auch Sie!

O dieſes Wort, an dem ich zweifeln ſollte,
So lang' ein Hauch von Glauben in mir lebt,
Ja, dieſes Wort, es gräbt ſich wie ein Schluß
Des Schickſals noch zuletzt am ehrnen Rande
Der vollgeſchriebnen Qualentafel ein.
Nun ſind erſt meine Feinde ſtark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie ſoll ich ſtreiten wenn Sie gegenüber
Im Heere ſteht? Wie ſoll ich duldend harren
Wenn Sie die Hand mir nicht von ferne reicht?
Wenn nicht ihr Blick dem Flehenden begegnet?
Du haſt's gewagt zu denken, haſt's geſprochen,
Und es iſt wahr eh' du es fürchten konnteſt!
Und ehe nun Verzweiflung deine Sinnen
Mit ehrnen Klauen aus einander reißt,
Ja, klage nur das bittre Schickſal an,
Und wiederhole nur: auch Sie! auch Sie!

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Garten.

Alphons. Antonio.

Antonio.

Auf deinen Wink ging ich das zweytemal
Zu Taſſo hin, ich komme von ihm her.
Ich hab' ihm zugeredet, ja gedrungen;
Allein er geht von ſeinem Sinn nicht ab,
Und bittet ſehnlich, daß du ihn nach Rom
Auf eine kurze Zeit entlaſſen mögeſt.

Alphons.

Ich bin verdrießlich, daß ich dir's geſtehe,
Und lieber ſag' ich dir daß ich es bin,
Als daß ich den Verdruß verberg' und mehre.
Er will verreiſen; gut! ich halt' ihn nicht.
Er will hinweg, er will nach Rom; es ſey!
Nur daß mir Scipio Gonzaga nicht,
Der kluge Mediciſ, ihn nicht entwende!

Das hat Italien so groß gemacht,
Daß jeder Nachbar mit dem andern ſtreitet,
Die Beſſern zu beſitzen, zu benutzen.
Ein Feldherr ohne Heer ſcheint mir ein Fürſt,
Der die Talente nicht um ſich verſammelt:
Und wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſey auch wer er ſey.
Gefunden hab' ich dieſen und gewählt,
Ich bin auf ihn als meinen Diener ſtolz,
Und da ich ſchon für ihn ſo viel gethan,
So möcht' ich ihn nicht ohne Noth verlieren.

Antonio.

Ich bin verlegen, denn ich trage doch
Vor dir die Schuld von dem was heut' geſchah;
Auch will ich meinen Fehler gern geſtehn,
Er bleibet deiner Gnade zu verzeihn:
Doch wenn du glauben könnteſt, daß ich nicht
Das Mögliche gethan ihn zu verſöhnen,
So würd' ich ganz untröſtlich ſeyn. O! ſprich
Mit holdem Blick mich an, damit ich wieder
Mich faſſen kann, mir ſelbſt vertrauen mag.

Alphons.

Antonio, nein, da ſey nur immer ruhig,
Ich ſchreib' es dir auf keine Weiſe zu;
Ich kenne nur zu gut den Sinn des Mannes,
Und weiß nur allzu wohl was ich gethan,
Wie ſehr ich ihn geſtört, wie ſehr ich ganz
Vergeſſen daß ich eigentlich an ihn
Zu fordern hätte. Ueber vieles kann
Der Menſch zum Herrn ſich machen, ſeinen Sinn
Bezwinget kaum die Noth und lange Zeit.

Antonio.

Wenn andre vieles um den einen thun;
So iſt's auch billig daß der eine wieder
Sich fleißig frage, was den andern nützt.
Wer ſeinen Geiſt ſo viel gebildet hat,
Wer jede Wiſſenſchaft zuſammengeizt,
Und jede Kenntniß, die uns zu ergreifen
Erlaubt iſt, ſollte der ſich zu beherrſchen
Nicht doppelt ſchuldig ſeyn? Und denkt er dran?

Alphons.

Wir ſollen eben nicht in Ruhe bleiben!
Gleich wird uns, wenn wir zu genießen denken,
Zur Uebung unſrer Tapferkeit ein Feind,
Zur Uebung der Geduld ein Freund gegeben.

Antonio.

Die erſte Pflicht des Menſchen, Speiſ' und Trank
Zu wählen, da ihn die Natur ſo eng'
Nicht wie das Thier beſchränkt, erfüllt er die?
Und läßt er nicht vielmehr ſich wie ein Kind
Von allem reizen, was dem Gaumen ſchmeichelt?
Wann miſcht er Waſſer unter ſeinen Wein?
Gewürze, ſüße Sachen, ſtark Getränke,
Eins um das andre ſtürzt er haſtig ein,
Und dann beklagt er ſeinen trägen Sinn,
Sein feurig Blut, ſein allzu heftig Weſen,
Und ſchilt auf die Natur und das Geſchick.
Wie bitter und wie thöricht hab' ich ihn
Nicht oft mit ſeinem Arzte rechten ſehn;
Zum Lachen faſt, wär' irgend lächerlich
Was einen Menſchen quält und andre plagt.
„Ich fühle dieſes Uebel," ſagt er bänglich

Und voll Verdruß: „Was rühmt ihr eure Kunſt?
„Schafft mir Geneſung!“ Gut! verſetzt der Arzt,
So meidet das und das. — „Das kann ich nicht.“ —
So nehmet dieſen Trank. — „O nein! der ſchmeckt
„Abſcheulich, er empört mir die Natur.“ —
So trinkt denn Waſſer. — „Waſſer? Nimmermehr!
„Ich bin ſo waſſerſcheu als ein Gebiſſner.“ —
So iſt euch nicht zu helfen. — „Und warum?“ —
Das Uebel wird ſich ſtets mit Uebeln häufen,
Und, wenn es euch nicht tödten kann, nur mehr
Und mehr mit jedem Tag euch quälen. — „Schön!
„Wofür ſeyd ihr ein Arzt? Ihr kennt mein Uebel;
„Ihr ſollter auch die Mittel kennen, ſie
„Auch ſchmackhaft machen, daß ich nicht noch erſt,
„Der Leiden los zu ſeyn, recht leiden müſſe.“
Du lächelſt ſelbſt und doch iſt es gewiß,
Du haſt es wohl aus ſeinem Mund gehört?

Alphons.

Ich hab' es oft gehört und oft entſchuldigt.

Antonio.

Es iſt gewiß, ein ungemäßigt Leben,
Wie es uns ſchwere, wilde Träume gibt,
Macht uns zuletzt am hellen Tage träumen.
Was iſt ſein Argwohn anders als ein Traum?
Wohin er tritt glaubt er von Feinden ſich
Umgeben. Sein Talent kann niemand ſehn,
Der ihn nicht neidet, niemand ihn beneiden,
Der ihn nicht haßt und bitter ihn verfolgt.
So hat er oft mit Klagen dich beläſtigt:
Erbrochne Schlöſſer, aufgefangne Briefe,

Und Gift und Dolch! Was alles vor ihm ſchwebt!
Du haſt es unterſuchen laſſen, unterſucht,
Und haſt du was gefunden? Kaum den Schein.
Der Schutz von keinem Fürſten macht ihn ſicher,
Der Buſen keines Freundes kann ihn laben,
Und willſt du einem ſolchen Ruh' und Glück,
Willſt du von ihm wohl Freude dir verſprechen?

Alphons.

Du hätteſt Recht, Antonio, wenn in ihm
Ich meinen nächſten Vortheil ſuchen wollte!
Zwar iſt es ſchon mein Vortheil, daß ich nicht
Den Nutzen g'rad und unbedingt erwarte.
Nicht alles dienet uns auf gleiche Weiſe;
Wer vieles brauchen will, gebrauche jedes
In ſeiner Art, ſo iſt er wohl bedient.
Das haben uns die Medicis gelehrt,
Das haben uns die Päpſte ſelbſt gewieſen.
Mit welcher Nachſicht, welcher fürſtlichen
Geduld und Langmuth trugen dieſe Männer
Manch groß Talent, das ihrer reichen Gnade
Nicht zu bedürfen ſchien und doch bedurfte!

Antonio.

Wer weiß es nicht, mein Fürſt? des Lebens Mühe
Lehrt uns allein des Lebens Güter ſchätzen.
So jung hat er zu vieles ſchon erreicht,
Als daß genügſam er genießen könnte.
O ſollt' er erſt erwerben, was ihm nun
Mit offnen Händen angeboten wird;
Er ſtrengte ſeine Kräfte männlich an,
Und fühlte ſich von Schritt zu Schritt begnügt.
Ein armer Edelmann hat ſchon das Ziel

Von ſeinem beſten Wunſch erreicht, wenn ihn
Ein edler Fürſt zu ſeinem Hofgenoſſen
Erwählen will, und ihn der Dürftigkeit
Mit milder Hand entzieht. Schenkt er ihm noch
Vertraun und Gunſt, und will an ſeine Seite
Vor andern ihn erheben, ſey's im Krieg,
Sey's in Geſchäften oder im Geſpräch;
So, dächt' ich, könnte der beſcheidne Mann
Sein Glück mit ſtiller Dankbarkeit verehren.
Und Taſſo hat zu allem dieſem noch
Das ſchönſte Glück des Jünglings: daß ihn ſchon
Sein Vaterland erkennt und auf ihn hofft.
O glaube mir, ſein launiſch Mißbehagen
Ruht auf dem breiten Polſter ſeines Glücks.
Er kommt, entlaſſ' ihn gnädig, gib ihm Zeit,
In Rom und in Neapel, wo er will,
Das aufzuſuchen, was er hier vermißt,
Und was er hier nur wiederfinden kann.

Alphons.

Will er zurück erſt nach Ferrara gehn?

Antonio.

Er wünſcht in Belriguardo zu verweilen.
Das Nöthigſte, was er zur Reiſe braucht,
Will er durch einen Freund ſich ſenden laſſen.

Alphons.

Ich bin's zufrieden. Meine Schweſter geht
Mit ihrer Freundin gleich zurück, und reitend
Werd' ich vor ihnen noch zu Hauſe ſeyn.
Du folgſt uns bald, wenn du für ihn geſorgt.
Dem Caſtellan befiehl das Nöthige,
Daß er hier auf dem Schloſſe bleiben kann

So lang' er will, ſo lang' bis ſeine Freunde
Ihm das Gepäck geſendet, bis wir ihm
Die Briefe ſchicken, die ich ihm nach Rom
Zu geben Willens bin. Er kommt. Leb' wohl!

Zweyter Auftritt.

Alphons. Taſſo.

Taſſo
(mit Zurückhaltung).

Die Gnade, die du mir ſo oft bewieſen,
Erſcheinet heute mir im vollen Licht.
Du haſt verziehen, was in deiner Nähe
Ich unbedacht und frevelhaft beging;
Du haſt den Widerſacher mir verſöhnt.
Du willſt erlauben daß ich eine Zeit
Von deiner Seite mich entferne, willſt
Mir deine Gunſt großmüthig vorbehalten.
Ich ſcheide nun mit völligem Vertraun,
Und hoffe ſtill mich ſoll die kleine Friſt
Von allem heilen was mich jetzt beklemmt.
Es ſoll mein Geiſt auf's neue ſich erheben
Und auf dem Wege, den ich froh und kühn,
Durch deinen Blick ermuntert, erſt betrat,
Sich deiner Gunſt auf's neue würdig machen.

Alphons.

Ich wünſche dir zu deiner Reiſe Glück,
Und hoffe, daß du froh und ganz geheilt
Uns wieder kommen wirſt. Du bringſt uns dann

Den doppelten Gewinnſt für jede Stunde,
Die du uns nun entziehſt, vergnügt zurück.
Ich gebe Briefe dir an meine Leute,
An Freunde dir nach Rom, und wünſche ſehr,
Daß du dich zu den Meinen überall
Zutraulich halten mögeſt, wie ich dich
Als mein, obgleich entfernt, gewiß betrachte.

Taſſe.

Du überhäuft, o Fürſt, mit Gnaden den,
Der ſich unwürdig fühlt, und ſelbſt zu danken
In dieſem Augenblicke nicht vermag.
Anſtatt des Danks creffn' ich eine Bitte!
Am meiſten liegt mir mein Gedicht am Herzen.
Ich habe viel gethan, und keine Mühe
Und keinen Fleiß geſpart; allein es bleibt
Zu viel mir noch zurück. Ich möchte dort,
Wo noch der Geiſt der großen Männer ſchwebt,
Und wirkſam ſchwebt, dort möcht' ich in die Schule
Auf's neue mich begeben; würdiger
Erfreute deines Beifalls ſich mein Lied.
O gib die Blätter mir zurück, die ich
Jetzt nur beſchämt in deinen Händen weiß.

Alphons.

Du wirſt mir nicht an dieſem Tage nehmen,
Was du mir kaum an dieſem Tag' gebracht.
Laſſ' zwiſchen dich und zwiſchen dein Gedicht
Mich als Vermittler treten: hüte dich
Durch ſtrengen Fleiß die liebliche Natur
Zu kränken, die in deinen Reimen lebt,
Und höre nicht auf Rath von allen Seiten!
Die tauſendfältigen Gedanken vieler

Verſchiedner Menſchen, die im Leben ſich
Und in der Meinung widerſprechen, faßt
Der Dichter klug in Eins, und ſcheut ſich nicht
Gar Manchem zu mißfallen, daß er Manchem
Um deſto mehr gefallen möge. Doch
Ich ſage nicht, daß du nicht hie und da
Beſcheiden deine Feile brauchen ſollteſt;
Verſpreche dir zugleich, in kurzer Zeit
Erhältſt du abgeſchrieben dein Gedicht.
Es bleibt von deiner Hand in meinen Händen,
Damit ich ſeiner erſt mit meinen Schweſtern
Mich recht erfreuen möge. Bringſt du es
Vollkommner dann zurück; wir werden uns
Des höheren Genuſſes freun, und dich
Bei mancher Stelle nur als Freunde warnen.

Taſſo.

Ich wiederhole nur beſchämt die Bitte:
Laß mich die Abſchrift eilig haben. Ganz
Ruht mein Gemüth auf dieſem Werke nun.
Nun muß es werden was es werden kann.

Alphons.

Ich billige den Trieb der dich beſeelt!
Doch, guter Taſſo, wenn es möglich wäre,
So ſollteſt du erſt eine kurze Zeit
Der freien Welt genießen, dich zerſtreuen,
Dein Blut durch eine Kur verbeſſern. Dir
Gewährte dann die ſchöne Harmonie
Der herzerfüllten Sinne, was du nun
Im trüben Eifer nur vergebens ſuchſt.

Taſſo.

Mein Fürſt, ſo ſcheint es; doch, ich bin geſund

Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und ſo macht wieder mich mein Fleiß geſund.
Du haſt mich lang' geſehn, mir iſt nicht wohl
In freier Ueppigkeit. Mir läßt die Ruh'
Am mind'ſten Ruhe. Dieß Gemüth iſt nicht
Von der Natur beſtimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
In's weite Meer der Zeiten hinzuſchwimmen.

Alphons.

Dich führet alles, was du ſinnſt und treibſt,
Tief in dich ſelbſt. Es liegt um uns herum
Gar mancher Abgrund, den das Schickſal gruß;
Doch hier in unſerm Herzen iſt der tiefſte,
Und reizend iſt es ſich hinab zu ſtürzen.
Ich bitte dich, entreiße dich dir ſelbſt!
Der Menſch gewinnt, was der Poet verliert.

Taſſo.

Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Buſen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt.
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O geb' ein guter Gott uns auch dereinſt
Das Schickſal des beneidenswerthen Wurms,
Im neuen Sonnenthal die Flügel raſch
Und freudig zu entfalten!

Alphons.

Höre mich!
Du gibſt ſo vielen doppelten Genuß
Des Lebens; lern', ich bitte dich,
Den Werth des Lebens kennen, das du noch
Und zehnfach reich beſitzeſt. Lebe wohl!
Je eher du zu uns zurücke kehrſt,
Je ſchöner wirſt du uns willkommen ſeyn.

Dritter Auftritt.

Taſſo (allein).

So halte feſt, mein Herz, ſo war es recht!
Es wird dir ſchwer, es iſt das erſtemal,
Daß du dich ſo verſtellen magſt und kannſt.
Du hörteſt wohl, das war nicht ſein Gemüth,
Das waren ſeine Worte nicht; mir ſchien
Als klänge nur Antonio's Stimme wieder.
O gib nur Acht! Du wirſt ſie nun ſo fort
Von allen Seiten hören. Feſt, nur feſt!
Um einen Augenblick iſt's noch zu thun.
Wer ſpät im Leben ſich verſtellen lernt,
Der hat den Schein der Ehrlichkeit voraus.
Es wird ſchon gehn, nur übe dich mit ihnen.

(Nach einer Pauſe.)

Du triumphirſt zu früh, dort kommt ſie her!
Die beide Fürſtin kommt! O welch Gefühl!
Sie tritt herein; es löſ't in meinem Buſen
Verdruß und Argwohn ſich in Schmerzen auf.

Vierter Auftritt.

Prinzeſſin. Taſſo. Gegen das Ende des Auftritts die Uebrigen.

Prinzeſſin.

Du denkſt uns zu verlaſſen, oder bleibſt
Vielmehr in Belriguardo noch zurück,
Und willſt dich dann von uns entfernen, Taſſo?
Ich hoffe nur auf eine kurze Zeit.
Du gehſt nach Rom?

Taſſo.

Ich richte meinen Weg
Zuerſt dahin, und nehmen meine Freunde
Mich gütig auf, wie ich es hoffen darf,
So leg' ich da mit Sorgfalt und Geduld
Vielleicht die letzte Hand an mein Gedicht.
Ich finde viele Männer dort verſammelt,
Die Meiſter aller Art ſich nennen dürfen.
Und ſpricht in jener erſten Stadt der Welt
Nicht jeder Platz, nicht jeder Stein zu uns?
Wie viele tauſend ſtumme Lehrer winken
In ernſter Majeſtät uns freundlich an!
Vollend' ich da nicht mein Gedicht, ſo kann
Ich's nie vollenden. Leider, ach, ſchon fühl' ich,
Mir wird zu keinem Unternehmen Glück!
Verändern werd' ich es, vollenden nie.
Ich fühl', ich fühl' es wohl, die große Kunſt,
Die jeden nährt, die den geſunden Geiſt
Stärkt und erquickt, wird mich zu Grunde richten,
Vertreiben wird ſie mich. Ich eile fort!
Nach Napel will ich bald!

Prinzessin.

Darfst du es wagen?
Noch ist der strenge Bann nicht aufgehoben,
Der dich zugleich mit deinem Vater traf.

Tasso.

Du warnest recht, ich hab' es schon bedacht.
Verkleidet geh' ich hin, den armen Rock
Des Pilgers oder Schäfers zieh' ich an.
Ich schleiche durch die Stadt, wo die Bewegung
Der Tausende den Einen leicht verbirgt.
Ich eile nach dem Ufer, finde dort
Gleich einen Kahn mit willig guten Leuten,
Mit Bauern, die zum Markte kamen, nun
Nach Hause kehren, Leute von Sorrent;
Denn ich muß nach Sorrent hinüber eilen.
Dort wohnet meine Schwester, die mit mir
Die Schmerzensfreude meiner Eltern war.
Im Schiffe bin ich still, und trete dann
Auch schweigend an das Land, ich gehe sacht
Den Pfad hinauf, und an dem Thore frag' ich:
Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an!
Cornelia Serfale? Freundlich deutet
Mir eine Spinnerin die Straße, sie
Bezeichnet mir das Haus. So steig' ich weiter.
Die Kinder laufen nebenher und schauen
Das wilde Haar, den düstern Fremdling an.
So komm' ich an die Schwelle. Offen steht
Die Thüre schon, so tret' ich in das Haus —

Prinzessin.

Blick' auf, o Tasso, wenn es möglich ist,
Erkenne die Gefahr in der du schwebst!

Ich ſchone dich; denn ſonſt würd' ich dir ſagen:
Iſt's edel, ſo zu reden, wie du ſprichſt?
Iſt's edel, nur allein an ſich zu denken,
Als kränktest du der Freunde Herzen nicht?
Iſt's dir verborgen wie mein Bruder denkt?
Wie beide Schweſtern dich zu ſchätzen wiſſen?
Haſt du es nicht empfunden und erkannt?
Iſt alles denn in wenig Augenblicken
Verändert? Taſſo! Wenn du ſcheiden willſt,
So laſſ uns Schmerz und Sorge nicht zurück.

Taſſo (wendet ſich weg).

Prinzeſſin.

Wie tröſtlich iſt es einem Freunde, der
Auf eine kurze Zeit verreiſen will,
Ein klein Geſchenk zu geben, ſey es nur
Ein neuer Mantel, oder eine Waffe!
Dir kann man nichts mehr geben, denn du wirfſt
Unwillig alles weg, was du beſitzeſt.
Die Pilgermuſchel und den ſchwarzen Kittel,
Den langen Stab erwählſt du dir, und gehſt
Freiwillig arm dahin, und nimmſt uns weg,
Was du mit uns allein genießen konnteſt.

Taſſo.

So willſt du mich nicht ganz und gar verſtoßen?
O ſüßes Wort, o ſchöner, theurer Troſt!
Vertritt mich! Nimm in deinen Schutz mich auf! —
Laſſ mich in Belriguardo hier, verſetze
Mich nach Conſandoli, wohin du willſt!
Es hat der Fürſt ſo manches ſchöne Schloß,
So manchen Garten, der das ganze Jahr
Gewartet wird, und ihr betretet kaum

Ihn Einen Tag, vielleicht nur Eine Stunde.
Ja, wählet den entfernten aus, den ihr
In ganzen Jahren nicht besuchen geht,
Und der vielleicht jetzt ohne Sorge liegt,
Dort schickt mich hin! Dort laßt mich euer seyn!
Wie will ich deine Bäume pflegen! Die Citronen
Im Herbst mit Brettern und mit Ziegeln decken,
Und mit verkund'nem Rohre wohl verwahren!
Es sollen schöne Blumen in den Beeten
Die breiten Wurzeln schlagen; rein und zierlich
Soll jeder Gang und jedes Fleckchen seyn.
Und laßt mir auch die Sorge des Palastes!
Ich will zur rechten Zeit die Fenster öffnen,
Daß Feuchtigkeit nicht den Gemählden schade;
Die schön mit Stuckatur verzierten Wände
Will ich mit einem leichten Wedel säubern;
Es soll das Estrich blank und reinlich glänzen;
Es soll kein Stein, kein Ziegel sich verrücken;
Es soll kein Gras aus einer Ritze keimen!

Prinzessin.

Ich finde keinen Rath in meinem Busen,
Und finde keinen Trost für dich und — uns.
Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte? möchte mir
Ein heilsam Kraut entdecken, einen Trank,
Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns?
Das treuste Wort, das von der Lippe fließt,
Das schöne Heilungsmittel wirkt nicht mehr.
Ich muß dich lassen, und verlassen kann
Mein Herz dich nicht.

Taſſo.

Ihr Götter, iſt ſie's doch,
Die mit dir ſpricht und deiner ſich erbarmt?
Und konnteſt du das edle Herz verkennen?
War's möglich, daß in ihrer Gegenwart
Der Kleinmuth dich ergriff und dich bezwang?
Nein, nein, du biſt's! und nun ich bin es auch.
O fahre fort, und laß mich jeden Troſt
Aus deinem Munde hören! Deinen Rath
Entzieh' mir nicht! O ſprich: was ſoll ich thun?
Damit dein Bruder mir vergeben könne,
Damit du ſelbſt mir gern vergeben mögeſt,
Damit ihr wieder zu den Euren mich
Mit Freuden zählen möget? Sag' mir an!

Prinzeſſin.

Gar wenig iſt's was wir von dir verlangen;
Und dennoch ſcheint es allzuviel zu ſeyn.
Du ſollſt dich ſelbſt uns freundlich überlaſſen.
Wir wollen nichts von dir, was du nicht biſt,
Wenn du nur erſt dir mit dir ſelbſt gefällſt.
Du machſt uns Freude, wenn du Freude haſt,
Und du betrübſt uns nur, wenn du ſie fliehſt;
Und wenn du uns auch ungeduldig machſt,
So iſt es nur, daß wir dir helfen möchten
Und, leider! ſehn, daß nicht zu helfen iſt;
Wenn du nicht ſelbſt des Freundes Hand ergreifſt,
Die, ſehnlich ausgereckt, dich nicht erreicht.

Taſſo.

Du biſt es ſelbſt, wie du zum erſtenmal,
Ein heil'ger Engel, mir entgegen kamſt!
Verzeih' dem trüben Blick des Sterblichen,

Wenn er auf Augenblicke dich verkannt.
Er kennt dich wieder! Ganz eröffnet ſich
Die Seele, nur dich ewig zu verehren.
Es füllt ſich ganz das Herz von Zärtlichkeit —
Sie iſt's, ſie ſteht vor mir. Welch ein Gefühl!
Iſt es Verwirrung, was mich nach dir zieht?
Iſt's Raſerey? Iſt's ein erhöhter Sinn,
Der erſt die höchſte, reinſte Wahrheit faßt?
Ja, es iſt das Gefühl, das mich allein
Auf dieſer Erde glücklich machen kann,
Das mich allein ſo elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerſtand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Dieſe Leidenſchaft
Gedacht' ich zu bekämpfen, ſtritt und ſtritt
Mit meinem tiefſten Seyn, zerſtörte frech
Mein eignes Selbſt, dem du ſo ganz gehörſt —

Prinzeſſin.

Wenn ich dich, Taſſo, länger hören ſoll,
So mäßige die Gluth, die mich erſchreckt.

Taſſo.

Beſchränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der ſchäumend wallt und brauſend überſchwillt?
Mit jedem Wort' erhebeſt du mein Glück.
Mit jedem Worte glänzt dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innerſten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frei wie ein Gott, und alles dank' ich dir!
Unſägliche Gewalt, die mich beherrſcht,
Entfließet deinen Lippen; ja, du machſt
Mich ganz dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.

Es trübt mein Auge ſich in Glück und Licht,
Es ſchwankt mein Sinn. Mich hält der Fuß nicht mehr.
Unwiderſtehlich ziehſt du mich zu dir,
Und unaufhaltſam dringt mein Herz dir zu,
Du haſt mich ganz auf ewig dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Weſen hin!

(Er fällt ihr in die Arme und drückt ſie feſt an ſich.)

Prinzeſſin

(ihn von ſich ſtoßend und hinweg eilend).

Hinweg!

Leonore

(die ſich kaum eine Weile im Grunde ſehen laſſen, haſtig eilend).

Was iſt geſchehen? Taſſo! Taſſo!

(Sie geht der Prinzeſſin nach.)

Taſſo

(im Begriff ihnen zu folgen).

O Gott!

Alphons

(der ſich ſchon eine Zeit lang mit Antonio genähert).

Er kommt von Sinnen, halt ihn feſt.

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Taſſo. Antonio.

Antonio.

O ſtünde jetzt, ſo wie du immer glaubſt,
Daß du von Feinden rings umgeben biſt,
Ein Feind bei dir, wie würd' er triumphiren!
Unglücklicher, noch kaum erhol' ich mich!

Wenn ganz was unerwartetes begegnet,
Wenn unſer Blick was ungeheures ſieht,
Steht unſer Geiſt auf eine Weile ſtill,
Wir haben nichts womit wir das vergleichen.

Taſſo
(nach einer langen Pauſe).

Vollende nur dein Amt, ich ſeh' du biſt's!
Ja du verdienſt das fürſtliche Vertraun;
Vollende nur dein Amt, und martre mich,
Da mir der Stab gebrochen iſt, noch langſam
Zu Tode! Ziehe! Zieh' am Pfeile nur,
Daß ich den Widerhaken grimmig fühle,
Der mich zerfleiſcht!
Du biſt ein theures Werkzeug des Tyrannen;
Sey Kerkermeiſter, ſey der Marterknecht,
Wie wohl! wie eigen ſteht dir beides an!
(Gegen die Scene)
Ja, gebe nur, Tyrann! Du konnteſt dich
Nicht bis zuletzt verſtellen, triumphire!
Du haſt den Sklaven wohl gekettet, haſt
Ihn wohl geſpart zu ausgedachten Qualen:
Geh' nur, ich haſſe dich, ich fühle ganz
Den Abſcheu, den die Uebermacht erregt,
Die frevelhaft und ungerecht ergreift.
(Nach einer Pauſe)
So ſeh' ich mich am Ende denn verbannt,
Verſtoßen und verbannt als Bettler hier!
So hat man mich bekränzt, um mich geſchmückt
Als Opferthier vor den Altar zu führen!
So lockte man mir noch am letzten Tage
Mein einzig Eigenthum, mir mein Gedicht

Mit glatten Worten ab, und hielt es feſt!
Mein einzig Gut iſt nun in euren Händen,
Das mich an jedem Ort empfohlen hätte;
Das mir noch blieb vom Hunger mich zu retten!
Jetzt ſeh' ich wohl warum ich ſevern ſoll.
Es iſt Verſchwörung, und du biſt das Haupt.
Damit mein Lied nur nicht vollkommner werde,
Daß nur mein Name ſich nicht mehr verbreite,
Daß meine Neider tauſend Schwächen finden,
Daß man am Ende meiner gar vergeſſe,
Drum ſoll ich mich zum Müßiggang gewöhnen,
Drum ſoll ich mich und meine Sinne ſchonen.
O werthe Freundſchaft, theure Sorglichkeit!
Abſcheulich dacht' ich die Verſchwörung mir,
Die unſichtbar und raſtlos mich umſpann,
Allein abſcheulicher iſt es geworden.

Und du, Sirene! die du mich ſo zart,
So himmliſch angelockt, ich ſehe nun
Dich auf einmal! O Gott, warum ſo ſpät!

Allein wir ſelbſt betriegen uns ſo gern,
Und ehren die Verworfnen, die uns ehren.
Die Menſchen kennen ſich einander nicht;
Nur die Galeerenſklaven kennen ſich,
Die eng' an eine Bank geſchmiedet keuchen;
Wo keiner was zu fordern hat und keiner
Was zu verlieren hat, ſie kennen ſich;
Wo jeder ſich für einen Schelmen gibt,
Und ſeines Gleichen auch für Schelmen nimmt.
Doch wir verkennen nur die andern höflich,
Damit ſie wieder uns verkennen ſollen.

Wie lang' verdeckte mir dein heilig Bild
Die Buhlerin, die kleine Künste treibt.
Die Maske fällt; Armiden seh' ich nun
Entblößt von allen Reizen — Ja, du bist's!
Von dir hat ahnungsvoll mein Lied gesungen!

Und die verschmitzte kleine Mittlerin!
Wie tief erniedrigt seh' ich sie vor mir!
Ich höre nun die leisen Tritte rauschen,
Ich kenne nun den Kreis, um den sie schlich.
Euch alle kenn' ich! Sey mir das genug!
Und wenn das Elend alles mir geraubt,
So preis' ich's doch; die Wahrheit lehrt es mich.

Antonio.

Ich höre, Tasso, dich mit Staunen an,
So sehr ich weiß, wie leicht dein rascher Geist
Von einer Gränze zu der andern schwankt.
Besinne dich! Gebiete dieser Wut!
Du läßerst, du erlaubst dir Wort auf Wort,
Das deinen Schmerzen zu verzeihen ist,
Doch das du selbst dir nie verzeihen kannst.

Tasso.

O sprich mir nicht mit sanfter Lippe zu,
Laß mich kein kluges Wort von dir vernehmen!
Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erst besinne, dann von Sinnen komme.
Ich fühle mir das innerste Gebein
Zerschmettert, und ich leb' um es zu fühlen.
Verzweiflung faßt mit aller Wut mich an,
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Läst'rung nur ein leiser Schmerzenslaut.

Ich will hinweg! und wenn du redlich biſt,
So zeig' es mir, und laß mich gleich von hinnen!

Antonio.

Ich werde dich in dieſer Not nicht laſſen;
Und wenn es dir an Faſſung ganz gebricht,
So ſoll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

Taſſo.

So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und ſo iſt es gethan;
Ich widerſtehe nicht, ſo iſt mir wohl —
Und laß es dann mich ſchmerzlich wiederholen,
Wie ſchön es war, was ich mir ſelbſt verſicherte.
Sie gehn hinweg — O Gott! dort ſeh' ich ſchon
Den Staub, der von den Wagen ſich erhebt —
Die Reiter ſind voraus — Dort fahren ſie,
Dort gehn ſie hin! Kam ich nicht auch daher?
Sie ſind hinweg, ſie ſind erzürnt auf mich.
O küßt' ich nur noch einmal ſeine Hand!
O daß ich nur noch Abſchied nehmen könnte!
Nur einmal noch zu ſagen: O verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh', dir iſt verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abſchied nehmen,
Nur Abſchied nehmen! Gebt, o gebt mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart
Zurück! Vielleicht genes' ich wieder. Nein,
Ich bin verſtoßen, bin verbannt, ich habe
Mich ſelbſt verbannt, ich werde dieſe Stimme
Nicht mehr vernehmen, dieſem Blicke nicht,
Nicht mehr begegnen —

Antonio.

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung ſteht!
Du biſt ſo elend nicht, als wie du glaubſt.
Ermanne dich! Du gibſt zu viel dir nach.

Taſſo.

Und bin ich denn ſo elend wie ich ſcheine?
Bin ich ſo ſchwach, wie ich vor dir mich zeige?
Iſt alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als ſchütterte der Boden, das Gebäude
In einen grauſen Haufen Schutt verwandelt?
Iſt kein Talent mehr übrig, tauſendfältig
Mich zu zerſtreun, zu unterſtützen?
Iſt alle Kraft erloſchen, die ſich ſonſt
In meinem Buſen regte? Bin ich Nichts,
Ganz Nichts geworden?
Nein, es iſt alles da! und ich bin nichts!
Ich bin mir ſelbſt entwandt, ſie iſt es mir!

Antonio.

Und wenn du ganz dich zu verlieren ſcheinſt,
Vergleiche dich! Erkenne was du biſt!

Taſſo.

Ja, du erinnerſt mich zur rechten Zeit! —
Hilft denn kein Beiſpiel der Geſchichte mehr?
Stellt ſich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt;
Damit ich mich mit ihm vergleichend faſſe?
Nein, alles iſt dahin! — Nur eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles —

Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott, zu ſagen wie ich leide.

Antonio
(tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand).

Taſſo.

O edler Mann! Du ſtehſt feſt und ſtill,
Ich ſcheine nur die ſturmbewegte Welle.
Allein bedenk', und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! die mächtige Natur,
Die dieſen Felſen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie ſendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und ſchwankt und ſchwillt und beugt ſich ſchäumend über.
In dieſer Woge ſpiegelte ſo ſchön
Die Sonne ſich, es ruhten die Geſtirne
An dieſer Bruſt, die zärtlich ſich bewegte.
Verſchwunden iſt der Glanz, entflohn die Ruhe. —
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und ſchäme mich nicht mehr es zu bekennen.
Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff an allen Seiten. Verſtand reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich faſſe dich mit beiden Armen an!
So klammert ſich der Schiffer endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte.

Die

natürliche Tochter.

Trauerspiel.

Personen.

König.
Herzog.
Graf.
Eugenie.
Hofmeisterin.
Secretair.
Weltgeistlicher.
Gerichtsrath.
Gouverneur.
Aebtissin.
Mönch.

Erſter Aufzug.

Dichter Wald.

Erſter Auftritt.

König. Herzog.

König.

Das flücht'ge Ziel, das Hunde, Roß und Mann,
Auf ſeine Fährte bannend, nach ſich reißt,
Der edle Hirſch, hat über Berg und Thal
So weit uns irr' geführt, daß ich mich ſelbſt,
Obgleich ſo landeskundig, hier nicht finde.
Wo ſind wir, Oheim? Herzog, ſage mir,
Zu welchen Hügeln ſchweiften wir heran?

Herzog.

Der Bach, der uns umrauſcht, mein König, fließt
Durch deines Dieners Fluren, die er deiner
Und deiner Ahnherrn königlicher Gnade,
Als erſter Lehnsmann deines Reiches, dankt.
An jenes Felſens andrer Seite liegt,
Am grünen Hang, ein artig Haus verſteckt,
Dich zu bewirthen keineswegs gebaut;
Allein bereit, dich huld'gend zu empfangen.

König.

Laß dieſer Bäume hochgewölbtes Dach,
Zum Augenblick des Raſtens, freundlich ſchatten.
Laß dieſer Lüfte liebliches Gewebe
Uns leiſe umſtricken, daß an Sturm und Streben
Der Jagdluſt auch der Ruhe Luſt ſich füge.

Herzog.

Wie du auf einmal völlig abgeſchieden,
Hier hinter dieſem Bollwerk der Natur,
Mein König, dich empfindeſt, fühl' ich mit.
Hier dränget ſich der Unzufriednen Stimme,
Der Unverſchämten offne Hand nicht nach.
Freiwillig einſam merkeſt du nicht auf,
Ob Undankbare ſchleichend ſich entfernen.
Die ungeſtüme Welt reicht nicht hierher,
Die immer fordert, nimmer leiſten will.

König.

Soll ich vergeſſen, was mich ſonſt bedrängt,
So muß kein Wort erinnernd mich berühren.
Entferntes Weltgetöſes Widerhall
Verklinge, nach und nach, aus meinem Ohr.
Ja, lieber Oheim, wende dein Geſpräch
Auf Gegenſtände dieſem Ort gemäßer.
Hier ſollen Gatten an einander wandeln,
Ihr Stufenglück in wohlgerathnen Kindern
Entzückt betrachten; hier ein Freund dem Freunde
Verſchloſſnen Buſen traulich öffnend nahn,
Und gabſt du nicht erſt neulich ſtille Winke,
Du hoffteſt mir, in ruh'gen Augenblicken,
Verborgenes Verhältniß zu bekennen;

Drangvoller Wünsche holden Inbegriff,
Erfüllung hoffend, heiter zu gestehn.

Herzog.

Mit größrer Gnade konntest du mich nicht,
O Herr, beglücken, als indem du mir
In diesem Augenblick die Zunge lösest.
Was ich zu sagen habe, könnt' es wohl
Ein andrer besser hören als mein König,
Dem unter allen Schätzen seine Kinder
Am herrlichsten entgegen leuchten; der
Vollkommner Vaterfreude Hochgenuß
Mit seinem Knechte herzlich theilen wird?

König.

Du sprichst von Vaterfreuden! Haßt du je
Sie denn gefühlt? Verkümmerte dir nicht
Dein einz'ger Sohn durch rohes, wildes Wesen,
Verworrenheit, Verschwendung, starren Trutz
Dein reines Leben, dein erwünschtes Alter;
Verändert er auf einmal die Natur?

Herzog.

Von ihm erwart' ich keine frohen Tage!
Sein trüber Sinn erzeugt nur Wolken, die,
Ach, meinen Horizont so oft verfinstern.
Ein anderes Gestirn, ein andres Licht
Erheitert mich. Und, wie in dunklen Grüften,
Das Mährchen sagt's, Karfunkelsteine leuchten,
Mit herrlich mildem Schein, der öden Nacht
Geheimnißvolle Schauer hold beleben,
So ward auch mir ein Wundergut beschert,
Mir Glücklichem! das ich, mit Sorgfalt, mehr
Als den Besitz ererbt errungner Güter,

Als meiner Augen, meines Lebens Licht,
Mit Freud' und Furcht, mit Luſt und Sorge pflege.

König.

Sprich vom Geheimniß nicht geheimnißvoll.

Herzog.

Wer ſpräche, vor der Majeſtät, getroſt
Von ſeinen Fehlern, wenn ſie nicht allein
Den Fehl in Recht und Glück verwandeln könnte.

König.

Der wonnevoll geheim verwahrte Schatz?

Herzog.

Iſt eine Tochter.

König.

Eine Tochter? Wie?
Und ſuchte, Fabelgöttern gleich, mein Oheim,
Zum niedern Kreis verkohlen hingewandt,
Sich Liebesglück und väterlich Entzücken?

Herzog.

Das Große wie das Niedre nöthigt uns
Geheimnißvoll zu handeln und zu wirken.
Nur allzuhoch ſtand jene, heimlich mir,
Durch wunderſam Geſchick, verbundne Frau,
Um welche noch dein Hof in Trauer wandelt,
Und meiner Bruſt geheime Schmerzen theilt.

König.

Die Fürſtin? Die verehrte, nah verwandte,
Nur erſt verlorbne?

Herzog.

War die Mutter! Laß,
O! laß mich nur von dieſem Kinde reden,
Das, ſeiner Eltern werth und immer werther,

Mit edlem Sinne, ſich des Lebens freut.
Begraben ſey das Uebrige mit ihr,
Der hochbegabten, hochgeſinnten Frauen.
Ihr Tod eröffnet mir den Mund, ich darf
Vor meinem König meine Tochter nennen,
Ich darf ihn bitten: ſie zu mir herauf,
Zu ſich herauf zu heben, ihr das Recht
Der fürſtlichen Geburt, vor ſeinem Hofe,
Vor ſeinem Reiche, vor der ganzen Welt,
Aus ſeiner Gnadenfülle zu bewähren.

König.

Vereint in ſich die Nichte, die du mir,
So ganz erwachſen, zuzuführen denkſt,
Des Vaters und der Mutter Tugenden:
So muß der Hof, das königliche Haus,
Indem uns ein Geſtirn entzogen wird,
Den Aufgang eines neuen Sterns bewundern.

Herzog.

O kenne ſie, eh' du zu ihrem Vortheil
Dich ganz entſcheideſt. Laß ein Vaterwort
Dich nicht beſtechen! Manches hat Natur
Für ſie gethan, das ich entzückt betrachte,
Und alles, was in meinem Kreiſe webt,
Hab' ich um ihre Kindheit hergelagert.
Schon ihren erſten Weg geleiteten
Ein ausgebildet Weib, ein weiſer Mann.
Mit welcher Leichtigkeit, mit welchem Sinn
Erfreut ſie ſich des Gegenwärtigen,
Indeß ihr Phantaſie das künft'ge Glück
Mit ſchmeichelhaften Dichterfarben mahlt.
An ihrem Vater hängt ihr frommes Herz,

Und wenn ihr Geiſt den Lehren edler Männer,
Sich ſtufenweiſ' entwickelnd, friedlich horcht:
So mangelt Uebung ritterlicher Tugend
Dem wohlgebauten feſten Körper nicht.
Du ſelbſt, mein König, haſt ſie unbekannt
Im wilden Drang der Jagd um dich geſehn.
Ja, heute noch! Die Amazonen-Tochter,
Die in den Fluß dem Hirſche ſich zuerſt
Auf raſchem Pferde flüchtig nachgeſtürzt.

König.

Wir ſorgten alle für das edle Kind!
Ich freue mich, ſie mir verwandt zu hören.

Herzog.

Und nicht zum erſtenmal empfand ich heute,
Wie Stolz und Sorge, Vaterglück und Angſt,
Zu übermenſchlichem Gefühl ſich miſchen.

König.

Gewaltſam und bebende riß das Pferd
Sich und die Reiterin auf jenes Ufer,
In dichtbewachſ'ner Hügel Dunkelheit.
Und ſo verſchwand ſie mir.

Herzog.

Noch einmal hat
Mein Auge ſie geſehen, eh' ich ſie
Im Labyrinth der bald'gen Jagd verlor.
Wer weiß, welch ferne Gegend ſie durchſtreift,
Verdroßnes Muthes, am Ziel ſich nicht zu finden,
Wo, ihrem angebeteten Monarchen ſich,
In ehrerbietiger Entfernung, anzunahern,
Allein ihr jetzt erlaubt iſt, bis er ſie,

Als Blüthe ſeines hochbejahrten Stammes,
Mit königlicher Huld zu grüßen würdigt.

König.

Welch ein Getümmel ſeh' ich dort entſtehn?
Welch einen Zulauf nach den Felſenwänden?

(Er winkt nach der Scene.)

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Graf.

König.

Warum verſammelt ſich die Menge dort?

Graf.

Die kühne Reiterin iſt, eben jetzt,
Von jener Felſenwand herabgeſtürzt.

Herzog.

Gott!

König.

Iſt ſie ſehr beſchädigt?

Graf.

Eilig hat
Man deinen Wundarzt, Herr, dahingerufen.

Herzog.

Was zaudr' ich? Iſt ſie todt, ſo bleibt mir nichts,
Was mich im Leben länger halten kann.

Dritter Auftritt.

König. Graf.

König.

Kennst du den Anlaß der Begebenheit?

Graf.

Vor meinen Augen hat sie sich ereignet.
Ein starker Trupp von Reitern, welcher sich
Durch Zufall von der Jagd getrennt gesehn,
Geführt von dieser Schönen, zeigte sich
Auf jener Klippen waldbewachs'ner Höhe.
Sie hören, sehen unten in dem Thal
Den Jagdgebrauch vollendet, sehn den Hirsch
Als Beute liegen seiner klaffenden
Verfolger. Schnell zerstreuet sich die Schaar,
Und jeder sucht sich einzeln seinen Pfad,
Hier oder dort, mehr oder weniger
Durch einen Umweg. Sie allein besinnt
Sich keinen Augenblick, und nöthiget
Ihr Pferd von Klipp' zu Klippe, grad herein.
Des Frevels Glück betrachten wir erstaunt;
Denn ihr gelingt es eine Weite, doch
Am untern steilen Abhang gehn dem Pferde
Die letzten, schmalen Klippenstufen aus,
Es stürzt herunter, sie mit ihm. So viel
Konnt' ich bemerken, eh' der Menge Drang
Sie mir verdeckte. Doch ich hörte bald
Nach deinem Arzte rufen. So erschien' ich nun
Auf deinen Wink, den Vorfall zu berichten.

König.

O möge ſie ihm bleiben! Fürchterlich
Iſt einer, der nichts zu verlieren hat.

Graf.

So hat ihm dieſer Schrecken das Geheimniß
Auf einmal abgezwungen, das er ſonſt,
Mit ſo viel Klugheit, zu verbergen ſtrebte?

König.

Er hatte ſchon ſich völlig mir vertraut.

Graf.

Die Lippen öffnet ihm der Fürſtin Tod,
Nun zu bekennen, was, für Hof und Stadt,
Ein offenbar Geheimniß lange war.
Es iſt ein eigner, grillenhafter Zug,
Daß wir, durch Schweigen, das Geſchehene,
Für uns und andre, zu vernichten glauben.

König.

O laß dem Menſchen dieſen edlen Stolz.
Gar vieles kann, gar vieles muß geſchehn,
Was man mit Worten nicht bekennen darf.

Graf.

Man bringt ſie, fürcht' ich, ohne Leben her!

König.

Welch unerwartet ſchreckliches Ereigniß!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Eugenie (auf zusammengeflochtenen Aesten, für todt hereingetragen). Herzog. Wundarzt. Gefolge.

Herzog
(zum Wundarzt).

Wenn deine Kunst nur irgend was vermag,
Erfahrner Mann, dem unsers Königs Leben,
Das unschätzbare Gut, vertraut ist, laß
Ihr helles Auge sich noch einmal öffnen,
Daß Hoffnung mir in diesem Blick erscheine!
Daß aus der Tiefe meines Jammers ich
Nur Augenblicke noch gerettet werde!
Vermagst du dann nichts weiter, kannst du sie
Nur wenige Minuten mir erhalten:
So laßt mich eilen, vor ihr hinzusterben,
Daß ich im Augenblick des Todes noch
Getröstet rufe: meine Tochter lebt!

König.

Entferne dich, mein Oheim! daß ich hier
Die Vaterpflichten treulich übernehme.
Nichts unversucht läßt dieser wackre Mann.
Gewissenhaft, als läg' ich selber hier,
Wird er um deine Tochter sich bemühen.

Herzog.

Sie regt sich!

König.

Ist es wahr?

Graf.

Sie regt sich!

Herzog.

Starr

Blickt ſie zum Himmel, blickt verirrt umher.
Sie lebt! ſie lebt!

König
(ein wenig zurücktretend).

Verdoppelt eure Sorge!

Herzog.

Sie lebt! ſie lebt! Sie hat dem Tage wieder
Ihr Aug' eröffnet. Ja! ſie wird nun bald
Auch ihren Vater, ihre Freunde kennen.
Nicht ſo umher, mein liebes Kind, verſchwende
Die Blicke ſtaunend, ungewiß; auf mich
Auf deinen Vater wende ſie zuerſt.
Erkenne mich, laß meine Stimme dir
Zuerſt das Ohr berühren, da du uns
Aus jener ſtummen Nacht zurückekehrſt.

Eugenie
(die indeß nach und nach zu ſich gekommen iſt und ſich aufgerichtet hat).

Was iſt aus uns geworden?

Herzog.

Kenne mich
Nur erſt! — Erkennſt du mich?

Eugenie.

Mein Vater!

Herzog.

Ja!
Dein Vater, den mit dieſen holden Tönen
Du aus den Armen der Verzweiflung retteſt.

Eugenie.

Wer brachte uns unter dieſe Bäume?

Herzog

(dem der Wundarzt ein weißes Tuch gegeben).

Bleib

Gelassen, meine Tochter! Diese Stärkung
Nimm sie mit Ruhe, mit Vertrauen an!

Eugenie.

(Sie nimmt dem Vater das Tuch ab, das er ihr vorgehalten und verhüllt ihr Gesicht damit. Dann steht sie schnell auf, indem sie das Tuch vom Gesicht nimmt.)

Da bin ich wieder! — Ja nun weiß ich alles.
Dort oben hielt ich, dort vermaß ich mich
Herab zu reiten, grad herab. Verzeih!
Nicht wahr, ich bin gestürzt? Vergibst du mir's?
Für todt hob man mich auf? Mein guter Vater!
Und wirst du die Verwegne lieben können,
Die solche bittre Schmerzen dir gebracht?

Herzog.

Zu wissen glaubt' ich, welch ein edler Schatz
In dir, o Tochter, mir beschieden ist;
Nun steigert mir gefürchteter Verlust
Des Glücks Empfindung in's unendliche.

König

(der sich bisher, im Grunde, mit dem Wundarzt und dem Grafen unterhalten, zu dem tretend).

Entferne jedermann! ich will sie sprechen.

Fünfter Auftritt.

König. Herzog. Eugenie.

König
(näher tretend).

Hat sich die wackre Reiterin erholt?
Hat sie sich nicht beschädigt?

Herzog.

Nein, mein König!
Und was noch übrig ist von Sorge und Weh,
Nimmst du, o Herr, durch deinen milden Blick,
Durch deiner Worte sanften Ton hinweg.

König.

Und wem gehört es an, das liebe Kind?

Herzog
(nach einer Pause).

Da du mich fragst, so darf ich dir bekennen;
Da du gebietest, darf ich sie vor dich
Als meine Tochter stellen.

König.

Deine Tochter?
So hat für dich das Glück, mein lieber Oheim,
Unendlich mehr als das Gesetz gethan.

Eugenie.

Wohl muß ich fragen: ob ich wirklich denn
Aus jener tödtlichen Betäubung mich
In's Leben wieder aufgerafft? und ob,
Was mir begegnet, nicht ein Traumbild sey?
Mein Vater nennt vor seinem Könige
Mich seine Tochter. O, so bin ich's auch!

Der Oheim eines Königes bekennt
Mich für sein Kind, so bin ich denn die Nichte
Des großen Königs. O verzeihe mir
Die Majestät! wenn aus geheimnißvollem,
Verborgnem Zustand ich, an's Licht auf einmal
Hervorgerissen und geblendet, mich,
Unsicher, schwankend, nicht zu fassen weiß.

(Sie wirft sich vor dem König nieder.)

König.

Mag diese Stellung die Ergebenheit
In dein Geschick, von Jugend auf, bezeichnen!
Die Demuth, deren unbequeme Pflicht
Du, deiner höheren Geburt bewußt,
So manches Jahr, im Stillen, ausgeübt.
Doch sey auch nun, wenn ich von meinen Füßen
Zu meinem Herzen dich herauf gehoben,

(er hebt sie auf und drückt sie an sich)

Wenn ich des Oheims heil'gen Vaterkuß
Auf dieser Stirne schönen Raum gedrückt,
So sey dieß auch ein Zeichen, sey ein Siegel
Dich, die Verwandte hab' ich anerkannt;
Und werde bald, was hier geheim geschah,
Vor meines Hofes Augen wiederholen.

Herzog.

So große Gabe fordert ungetheilten
Und unbegränzten Dank des ganzen Lebens.

Eugenie.

Von edlen Männern hab' ich viel gelernt,
Auch manches lehrte mich mein eigen Herz;
Doch meinen König anzureden bin
Ich nicht entfernterweise vorbereitet.

Doch wenn ich schon das ganz Gebrige
Dir nicht zu sagen weiß, so möcht' ich doch
Vor dir, o Herr, nicht ungeschickt verstummen.
Was fehlte dir? was wäre dir zu bringen?
Die Fülle selber, die zu dir sich drängt,
Fließt nur für andre strömend wieder fort.
Hier stehen Tausende dich zu beschützen,
Hier wirken Tausende nach deinem Wink;
Und wenn der Einzelne dir Herz und Geist
Und Arm und Leben fröhlich opfern wollte;
In solcher großen Menge zählt er nicht,
Er muß vor dir und vor sich selbst verschwinden.

König.

Wenn dir die Menge, gutes edles Kind,
Bedeutend scheinen mag: so tadl' ich's nicht;
Sie ist bedeutend, mehr noch aber sind's
Die Wenigen, geschaffen dieser Menge
Durch Wirken, Bilden, Herrschen vorzustehn.
Berief hiezu den König die Geburt,
So sind ihm seine nächsten Anverwandten
Geborne Räthe, die mit ihm vereint
Das Reich beschützen und beglücken sollten.
O träte doch in diese Regionen,
Zum Rathe dieser hohen Wächter, nie
Vermummte Zwietracht teufelwirkend ein.
Dir, edle Nichte, geb' ich einen Vater,
Durch allgewalt'gen, königlichen Spruch;
Erhalte mir nun auch, gewinne mir
Des nahverwandten Mannes Herz und Stimme!
Gar viele Widersacher hat ein Fürst,
O laß ihn jene Seite nicht verstarken!

Herzog.

Mit welchem Vorwurf kränkest du mein Herz!

Eugenie.

Wie unverständlich sind mir diese Worte!

König.

O lerne sie nicht allzufrüh verstehn!
Die Pforten unsers königlichen Hauses
Eröffn' ich dir mit eigner Hand; ich führe
Auf glatten Marmorboden dich hinein.
Noch staunst du dich, noch staunst du alles an,
Und in den innern Tiefen ahnest du
Nur sichre Würde mit Zufriedenheit..
Du wirst es anders finden! Ja, du bist
In eine Zeit gekommen, wo dein König
Dich nicht zum heitren, frohen Feste ruft,
Wenn er den Tag, der ihm das Leben gab,
In kurzem severa wird; doch soll der Tag
Um deinetwillen mir willkommen seyn;
Dort werd' ich dich im offnen Kreise sehn,
Und Aller Augen werden auf dir haften.
Die schönste Zierde gab dir die Natur;
Und daß der Schmuck der Fürstin würdig sey,
Die Sorge laß dem Vater, laß dem König.

Eugenie.

Der freud'gen Ueberraschung lauter Schrei,
Bedeutender Gebärde dringend Streben,
Vermöchten sie die Wonne zu bezeugen,
Die du dem Herzen schaffend aufgeregt?
Zu deinen Füßen, Herr, laß mich verstummen.

(Sie will knien.)

König
(Alle ſtehen auf).

Du ſollſt nicht knieen.

Eugenie.

Laß, o laß mich hier
Der völligſten Ergebung Glück genießen.
Wenn wir, in raſchen, muthigen Momenten,
Auf unſern Füßen ſtehen, ſtrack und kühn
Als eigner Stütze froh uns ſelbſt vertraun,
Dann ſcheint uns Welt und Himmel zu gehören.
Doch was in Augenblicken der Entzückung
Die Kniee beugt, iſt auch ein ſüß Gefühl.
Und was wir unſerm Vater, König, Gott,
Von Wonnedank, von ungemeſſ'ner Liebe,
Zum reinſten Opfer bringen möchten, drückt
In dieſer Stellung ſich am beſten aus.
(Sie küßt ihm wieder.)

Herzog
(Leiſe).

Erneute Huldigung geſtatte mir.

Eugenie.

Zu ewigen Vaſallen nimm uns an.

König.

Erhebt euch denn und ſtellt euch neben mich,
In's Chor der Treuen, die an meiner Seite
Das Rechte, das Beſtändige beſchützen.
O dieſe Zeit hat fürchterliche Zeichen,
Das Niedre ſchwillt, das Hohe ſenkt ſich nieder,
Als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verworrner Wünſche finden,
Nur dann ſich glücklich fühlen, wenn nichts mehr

Zu unterſcheiden wäre, wenn wir alle,
Von einem Strom vermiſcht dahingeriſſen,
Im Ocean uns unbemerkt verlören.
O! laßt uns widerſtehen, laßt uns tapfer
Was uns und unſer Volk erhalten kann,
Mit doppelt neuvereinter Kraft erhalten!
Laßt endlich uns den alten Zwiſt vergeſſen,
Der Große gegen Große reizt, von innen
Das Schiff durchbohrt, das gegen äußre Wellen
Geſchloſſen kämpfend nur ſich halten kann.

Eugenie.

Welch friſch wohlthät'ger Glanz umleuchtet mich
Und regt mich auf anſtatt mich zu verblenden!
Wie! Unſer König achtet uns ſo ſehr,
Um zu geſtehen daß er uns bedarf;
Wir ſind ihm nicht Verwandte nur, wir ſind
Durch ſein Vertraun zum höchſten Platz erhoben.
Und wenn die Edlen ſeines Königreichs
Um ihn ſich drängen, ſeine Bruſt zu ſchützen,
So fordert er uns auf zu größerm Dienſt.
Die Herzen dem Regenten zu erhalten
Iſt jedes Wohlgeſinnten höchſte Pflicht;
Denn wo er wankt, wankt das gemeine Weſen,
Und wenn er fällt, mit ihm ſtürzt alles ein.
Die Jugend, ſagt man, bilde ſich zu viel
Auf ihre Kraft, auf ihren Willen ein;
Doch dieſer Wille, dieſe Kraft, auf ewig,
Was ſie vermögen, dir gehört es an.

Herzog.

Des Kindes Zuverſicht, erhabner Fürſt,
Weißt du zu ſchätzen, weißt du zu verzeihen.

Und wenn der Vater, der erfahrne Mann,
Die Gabe dieſes Tags, die nächſte Hoffnung
In ihrem ganzen Werthe fühlt und wägt;
So biſt du ſeines vollen Danks gewiß.

König.

Wir wollen bald einander wiederſehn
An jenem Feſt, wo ſich die treuen Meinen
Der Stunde freun, die mir das Licht gegeben.
Dich geb' ich, edles Kind, an dieſem Tage
Der großen Welt, dem Hofe, deinem Vater
Und mir. Am Throne glänze dein Geſchick.
Doch bis dahin verlang' ich von euch beiden
Verſchwiegenheit. Was unter uns geſchehn,
Erfahre niemand. Mißgunſt lauert auf,
Schnell regt ſie Weg' auf Woge, Sturm auf Sturm;
Das Fahrzeug treibt an jähe Klippen hin,
Wo ſelbſt der Steurer nicht zu retten weiß.
Geheimniß nur verbürget unſre Thaten;
Ein Vorſatz, mitgetheilt, iſt nicht mehr dein;
Der Zufall ſpielt mit deinem Willen ſchon;
Selbſt wer gebieten kann muß überraſchen.
Ja, mit dem beſten Willen leiſten wir
So wenig, weil uns tauſend Willen kreuzen.
O! wäre mir zu meinen reinen Wünſchen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben;
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge.
Begnügte ſollten unter niedrem Dach,
Begnügte ſollten im Palaſte wohnen.
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genoſſen,
Entſagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Sechster Auftritt.

Herzog. Eugenie.

Eugenie.

O welch ein selig jubelvoller Tag!

Herzog.

O möcht' ich Tag' auf Tage so erleben!

Eugenie.

Wie göttlich hat der König uns beglückt.

Herzog.

Genieße rein so ungehoffte Gaben.

Eugenie.

Er scheint nicht glücklich, ach! und ist so gut.

Herzog.

Die Güte selbst erregt oft Widerstand.

Eugenie.

Wer ist so hart sich ihm zu widersetzen?

Herzog.

Der Heil des Ganzen von der Strenge hofft.

Eugenie.

Des Königs Milde sollte Milde zeugen.

Herzog.

Des Königs Milde zeugt Verwegenheit.

Eugenie.

Wie edel hat ihn die Natur gebildet.

Herzog.

Doch auf zu hohen Platz hinaufgestellt.

Eugenie.

Und ihn mit so viel Tugend ausgestattet.

Herzog.

Zur Häuslichkeit, zum Regimente nicht.

Eugenie.

Von altem Heldenſtamme grünt er auf.

Herzog.

Die Kraft entgeht vielleicht dem ſpäten Zweige.

Eugenie.

Die Schwäche zu vertreten ſind wir da.

Herzog.

Sobald er unſre Stärke nicht verkennt.

Eugenie
(nachdenklich).

Mich leiten ſeine Reden zum Verdacht.

Herzog.

Was ſinneſt du? Enthülle mir dein Herz.

Eugenie
(nach einer Pauſe).

Auch du biſt unter denen die er fürchtet.

Herzog.

Er fürchte jene die zu fürchten ſind.

Eugenie.

Und ſollten ihm geheime Feinde drohen?

Herzog.

Wer die Gefahr verheimlicht iſt ein Feind.
Wo ſind wir hingerathen! Meine Tochter,
Wie hat der ſonderbarſte Zufall uns
Auf einmal weggeriſſen nach dem Ziel.
Unvorbereitet red' ich, übereilt
Verwirr' ich dich, anſtatt dich aufzuklären.
So mußte dir der Jugend heitres Glück
Beim erſten Eintritt in die Welt verſchwinden.

Du konnteſt nicht in ſüßer Trunkenheit
Der blendenden Befriedigung genießen.
Das Ziel erreichſt du; doch des falſchen Kranzes
Verborgne Dornen ritzen deine Hand.
Geliebtes Kind! ſo ſollt' es nicht geſchehn!
Erſt nach und nach, ſo hofft' ich, würdeſt du
Dich aus Beſchränkung an die Welt gewöhnen,
Erſt nach und nach den liebſten Hoffnungen
Entſagen lernen, manchem holden Wunſch.
Und nun auf einmal, wie der jähe Sturz
Dir vorbedeutet, biſt du in den Kreis
Der Sorgen, der Gefahr herabgeſtürzt.
Mißtrauen athmet man in dieſer Luft,
Der Neid verdetzt ein fieberhaftes Blut
Und übergibt dem Kummer ſeine Kranken.
Ach ſoll ich nun nicht mehr in's Paradies,
Das dich umgab, am Abend wiederkehren,
Zu deiner Unſchuld heil'gem Vorgefühl
Mich von der Welt gedrängter Poſſe retten!
Du wirſt fortan, mit mir in's Netz verſtrickt,
Gelähmt, verwirren, dich und mich betrauren.

Eugenie.

Nicht ſo, mein Vater! Konnt' ich ſchon bisher
Unthätig, abgeſondert, eingeſchloſſen,
Ein kindlich Nichts, die reinſte Wonne dir,
Schon in des Daſeyns Unbedeutenheit
Erholung, Troſt und Lebensluſt gewähren:
Wie ſoll die Tochter erſt, in dein Geſchick
Verflochten, im Gewebe deines Lebens,
Als heitrer, bunter Faden, künftig glänzen!
Ich nehme Theil an jeder edlen That,

An jeder großen Handlung, die den Vater
Dem König und dem Reiche werther macht.
Mein frischer Sinn, die jugendliche Luſt,
Die mich belebt, ſie theilen dir ſich mit,
Verſcheuchen jene Träume, die der Welt
Unüberwindlich ungeheure Laſt
Auf Eine Menſchenbruſt zerklairſchend wälzen.
Wenn ich dir ſonſt in trüben Augenblicken
Ohnmächt'gen guten Willen, arme Liebe,
Dir leere Tändeleyen kindlich bot;
Nun hoff ich, eingeweiht in deine Plane,
Bekannt mit deinen Wünſchen, mir das Recht
Vollbürt'ger Kindſchaft rühmlich zu erwerben.

Herzog.

Was du bei dieſem wicht'gen Schritt verlierſt,
Erſcheint dir ohne Werth und ohne Würde;
Was du erwarteſt ſchätzeſt du zu ſehr.

Eugenie.

Mit hocherhabnen, hochbeglückten Männern
Gewalt'ges Anſehn, würd'gen Einfluß theilen!
Für edle Seelen reizender Gewinn!

Herzog.

Gewiß! Vergib, wenn du in dieſer Stunde
Mich ſchwächer findeſt, als dem Manne ziemt.
Wir tauſchten ſonderbar die Pflichten um:
Ich ſoll dich leiten und du leiteſt mich.

Eugenie.

Wohl denn! Mein Vater, tritt mit mir herauf,
In dieſe Regionen, wo mir eben
Die neue, heitre Sonne ſich erhebt.
In dieſen muntern Stunden lächle nur,

Wenn ich den Inbegriff von meinen Sorgen
Dir auch eröffne.

Herzog.

Sage, was es iſt.

Eugenie.

Der wichtigen Momente gibt's im Leben
Gar manche, die mit Freude, die mit Trauer
Des Menſchen Herz beſtürmen. Wenn der Mann
Sein Aeußeres in ſolchem Fall vergißt,
Nachläſſig oft ſich vor die Menge ſtellt,
So wünſcht ein Weib nach jedem zu gefallen,
Durch ausgeſuchte Tracht, vollkommnen Schmuck
Beneidenswerth vor andern zu erſcheinen.
Das hab' ich oft gehört und oft bemerkt,
Und nun empfind' ich, im bedeutendſten
Momente meines Lebens, daß auch ich
Der mädchenhaften Schwachheit ſchuldig bin.

Herzog.

Was kannſt du wünſchen, das du nicht erlangſt?

Eugenie.

Du biſt geneigt, mir alles zu gewähren,
Ich weiß es. Doch der große Tag iſt nah,
Zu nah, um alles würdig zu bereiten;
Und was von Stoffen, Stickerey und Spitzen,
Was von Juwelen mich umgeben ſoll,
Wie kann's geſchafft, wie kann's vollendet werden?

Herzog.

Uns überraſcht ein längſt gewünſchtes Glück;
Doch vorbereitet können wir's empfangen.
Was du bedarfſt iſt alles angeſchafft,
Und heute noch, verwahrt im edlen Schrein,

Erhältſt du Gaben, die du nicht erwartet.
Doch leichte Prüfung leg' ich dir dabei,
Zum Vorbild mancher künftig ſchweren, auf.
Hier iſt der Schlüſſel! den verwahre wohl;
Bezähme deine Neugier! Oeffne nicht,
Eh' ich dich wiederſehe, jenen Schab.
Vertraue niemand, ſey es wer es ſey.
Die Klugheit räth's, der König ſelbſt gebeut's.

Eugenie.

Dem Mädchen ſinnſt du harte Prüfung aus;
Doch will ich ſie beſtehn, ich ſchwör' es dir!

Herzog.

Mein eig'ner wüſter Sohn umlauert ja
Die ſtillen Wege, die ich dich geführt.
Der Güter kleinen Theil, den ich bisher
Dir ſchuldig zugewandt, mißgönnt er ſchon.
Erführ' er, daß du, höher nun empor
Durch unſers Königs Gunſt gehoben, bald
In manchem Recht ihm gleich dich ſtellen könnteſt;
Wie müßt' er wüthen! Würd' er tückiſch nicht,
Den ſchönen Schritt zu hindern, alles thun?

Eugenie.

Laß uns im Stillen jenen Tag erharren.
Und wenn geſchehn iſt, was mich ſeine Schweſter
Zu nennen mich berechtigt, ſoll's an mir,
Soll's an gefälligem Betragen, guten Worten,
Nachgiebigkeit und Neigung nicht gebrechen.
Er iſt dein Sohn; und ſollt' er nicht nach dir
Zur Liebe, zur Vernunft gebildet ſeyn?

Herzog.

Ich traue dir ein jedes Wunder zu,
Verrichte sie zu meines Hauses Bestem
Und lebe wohl. Doch ach! indem ich scheide,
Befällt mich grausend jäher Furcht Gewalt.
Hier lagst du todt in meinen Armen! Hier
Bezwang mich der Verzweiflung Tigerklaue.
Wer nimmt das Bild vor meinen Augen weg!
Dich hab' ich todt gesehn! So wirst du mir
An manchem Tag, in mancher Nacht erscheinen.
War ich entfernt von dir nicht stets besorgt?
Nun ist's nicht mehr ein kranker Grillentraum,
Es ist ein wahres unauslöschliches Bild:
Eugenie, das Leben meines Lebens,
Bleich, hingesunken, athemlos, entseelt.

Eugenie.

Erneue nicht, was du entfernen solltest,
Laß diesen Sturz, laß diese Rettung dir
Als werthes Pfand erscheinen meines Glücks.
Lebendig siehst du sie vor deinen Augen,
(indem sie ihn umarmt)
Und fühlst lebendig sie an deiner Brust.
So laß mich immer, immer wiederkehren!
Und vor dem glüh'nden, liebevollen Leben
Entweiche des verhaßten Todes Bild.

Herzog.

Kann wohl ein Kind empfinden, wie den Vater
Die Sorge möglichen Verlustes quält?
Gesteh' ich's nur! Wie öfters hat mich schon
Dein überkühner Muth, mit dem du dich,
Als wie an's Pferd gewachsen, voll Gefühl

Der doppelten, centauriſchen Gewalt,
Durch Thal und Berg, durch Fluß und Graben ſchleuderſt,
Wie ſich ein Vogel durch die Lüfte wirft,
Ach! öfters mehr geängſtigt als entzückt.
Daß doch gemäßigter dein Trieb fortan
Der ritterlichen Uebung ſich erfreue!

Eugenie.

Dem Ungemeſſnen beugt ſich die Gefahr.
Beſchlichen wird das Mäßige von ihr.
O! fühle jetzt wie damals, da du mich,
Ein kleines Kind, in ritterliche Weiſe
Mit heitrer Kühnheit, fröhlich einjeweidt.

Herzog.

Ich hatte damals Unrecht; ſoll mich nun
Ein langes Leben ſorgenvoll beſtrafen!
Und locket Uebung des Gefährlichen
Nicht die Gefahr an uns heran?

Eugenie.

Das Glück,
Und nicht die Sorge bändigt die Gefahr.
Leb' wohl, mein Vater, folge deinem König,
Und ſey nun auch um deiner Tochter willen
Sein redlicher Vaſall, ſein treuer Freund.
Leb' wohl!

Herzog.

O bleib! und ſteh an dieſem Platz
Lebendig, aufrecht, noch einmal, wie du
In's Leben wieder aufſprangſt, wo mit Wonne
Du mein zerriſſen Herz erfüllend heilteſt.
Unfruchtbar bleibe dieſe Freude nicht!

Zum ew'gen Denkmal weih' ich diesen Ort.
Hier soll ein Tempel aufstehn, der Genesung,
Der glücklichsten, gewidmet. Rings umher
Soll deine Hand ein Feenreich erschaffen.
Den wilden Wald, das struppige Gebüsch
Soll sanfter Gänge Labyrinth verknüpfen.
Der stille Fels wird gangbar, dieser Bach
In reinen Spiegeln fällt er hier und dort.
Der überraschte Wanderer fühlt sich hier
In's Paradies versetzt. Hier soll kein Schuß,
So lang' ich lebe, fallen, hier kein Vogel
Von seinem Zweig, kein Wild in seinem Busch
Geschreckt, verwundet, hingeschmettert werden.
Hier will ich her, wenn mir der Augen Licht,
Wenn mir der Füße Kraft zuletzt versagt,
Auf dich gelehnt wallfahrten; immer soll
Des gleichen Danks Empfindung mich beleben.
Nun aber lebe wohl! Und wie? — Du weinst?

Eugenie.

O! wenn mein Vater ängstlich fürchten darf,
Die Tochter zu verlieren, soll in mir
Sich keine Sorge regen, ihn vielleicht —
Wie kann ich's denken, sagen — ihn zu missen.
Verwaiſ'te Väter sind beklagenswerth;
Allein verwaiſ'te Kinder sind es mehr.
Und ich, die Aermſ'e, stände ganz allein,
Auf dieser weiten, fremden, wilden Welt,
Müßt' ich von ihm, dem Einzigen, mich trennen.

Herzog.

Wie du mich fürchtest, geb' ich dir's zurück.

Laſſ' uns getroſt, wie immer, vorwärts gehen.
Das Leben iſt des Lebens Pfand; es ruht
Nur auf ſich ſelbſt und muß ſich ſelbſt verbürgen.
Drum laſſ' uns eilig aus einander ſcheiden!
Von dieſem allzuweichen Lebewohl
Soll ein erfreulich Wiederſehn uns heilen!

(Sie trennen ſich ſchnell; aus der Entfernung werfen ſie ſich, mit ausgebreiteten Armen, ein Lebewohl zu und gehen eilig ab.)

Zweyter Aufzug.

Zimmer Eugeniens, im gothischen Styl.

Erster Auftritt.

Hofmeisterin. Secretair.

Secretair.

Verdien' ich, daß du mich, im Augenblick,
Da ich erwünschte Nachricht bringe, flehst?
Vernimm nur erst, was ich zu sagen habe!

Hofmeisterin.

Wohin es deutet, fühl' ich nur zu sehr.
O laß' mein Auge vom bekannten Blick,
Mein Ohr sich von bekannter Stimme wenden.
Entfliehen laß' mich der Gewalt, die sonst
Durch Lieb' und Freundschaft wirksam, fürchterlich,
Wie ein Gespenst, mir nun zur Seite steht.

Secretair.

Wenn ich des Glückes Füllhorn dir auf einmal,
Nach langem Hoffen, vor die Füße schütte,
Wenn sich die Morgenröthe jenes Tags,
Der unsern Bund auf ewig gründen soll,
Am Horizonte feyerlich erhebt;

So scheinst du nun verlegen, widerwillig,
Den Antrag eines Bräutigams zu flehn.

Hofmeisterin.

Du zeigst mir nur die eine Seite dar,
Sie glanzt und leuchtet, wie im Sonnenschein
Die Welt erfreulich daliegt; aber hinten
Droht schwarzer Nächte Graus, ich ahn' ihn schon.

Secretair.

So laß uns erst die schöne Seite sehn!
Verlangst du Wohnung, mitten in der Stadt,
Geräumig, heiter, trefflich ausgestattet,
Wie man's für sich, so wie für Gäste wünscht?
Sie ist bereit, der nächste Winter findet
Uns festlich dort umgeben, wenn du willst.
Sehnst du im Frühling dich aufs Land, auch dort
Ist uns ein Haus, ein Garten uns bestimmt,
Ein reiches Feld. Und was erfreuliches
An Waldung, Busch, an Wiesen, Bach und Seen
Sich Phantasie zusammen drangen mag,
Genießen wir, zum Theil, als unser eignes,
Zum Theil, als allgemeines Gut. Wobei
Noch manche Rente gar bequem vergönnt
Durch Sparsamkeit ein sichres Glück zu steigern.

Hofmeisterin.

In trübe Wolken hüllt sich jenes Bild,
So heiter du es mahlst, vor meinen Augen.
Nicht wünschenswerth, abscheulich naht sich mir
Der Gott der Welt im Ueberfluß heran.
Was für ein Opfer fordert er? Das Glück
Des holden Zöglings müßt' ich morden helfen!
Und was ein solch Verbrechen mir erwarb,

Ich ſollt' es je mit freier Bruſt genießen?
Eugenie! du, deren holdes Weſen
In meiner Nähe ſich von Jugend auf
Aus reicher Fülle rein entwickeln ſollte,
Kann ich noch unterſcheiden, was an dir
Dein eigen iſt und was du mir verdankſt?
Die, die ich als mein ſelbſt gebildet Werk
Im Herzen trage, ſollt' ich nun zerſtören?
Von welchem Stoffe ſeyd ihr denn geformt,
Ihr Grauſamen, daß eine ſolche That
Ihr fordern dürft und zu belohnen glaubt?

Secretair.

Gar manchen Schatz bewahrt von Jugend auf
Ein edles gutes Herz und bildet ihn
Nur immer ſchöner, liebenswürd'ger, aus
Zur holden Gottheit des geheimen Tempels;
Doch wenn das Mächtige, das uns regiert,
Ein großes Opfer heiſcht, wir bringen's doch
Mit blutendem Gefühl der Noth zuletzt.
Zwey Welten ſind es, meine Liebe, die
Gewaltſam ſich bekämpfend uns bedrängen.

Hofmeiſterin.

In völlig fremder Welt für mein Gefühl
Scheinſt du zu wandeln, da du deinem Herrn,
Dem edlen Herzog, ſolche Jammertage
Verrätheriſch bereiteſt, zur Parteyen
Des Sohns dich fügeſt — Wenn das Waltende
Verbrechen zu begünſt'gen ſcheinen mag,
So nennen wir es Zufall; doch der Menſch,
Der ganz beſonnen ſolche That erwählt,
Er iſt ein Räthſel. — Doch — und bin ich nicht

Mir auch ein Räthſel, daß ich noch an dir,
Mit ſolcher Neigung, bänge, da du mich
Zum jähen Abgrund hinzureißen ſtrebſt?
Warum o! ſchuf dich die Natur, von außen,
Gefällig, liebenswerth, unwiderſtehlich,
Wenn ſie ein kaltes Herz in deinen Buſen,
Ein glückzerſtörendes, zu pflanzen dachte!

Secretair.

An meiner Neigung Wärme zweifelſt du?

Hofmeiſterin.

Ich würde mich vernichten, wenn ich's könnte.
Doch ach! warum, und mit verhaßtem Plan
Auf's neue mich beſtürmen? Schwurſt du nicht,
In ew'ge Nacht das Schrecknis zu begraben?

Secretair.

Ach leider drängt ſich's mächtiger hervor.
Den jungen Fürſten zwingt man zum Entſchluß.
Erſt blieb Eugenie ſo manches Jahr
Ein unbedeutend, unbekanntes Kind.
Du haſt ſie ſelbſt von ihren erſten Tagen
In dieſen alten Sälen auferzogen,
Von wenigen beſucht und heimlich nur.
Doch wie verheimlichte ſich Vaterliebe!
Der Herzog, ſtolz auf ſeiner Tochter Werth,
Läßt nach und nach ſie öffentlich erſcheinen;
Sie zeigt ſich reitend, fahrend. Jeder fragt
Und jeder weiß zuletzt woher ſie ſey.
Nun iſt die Mutter todt. Der ſtolzen Frau
War dieſes Kind ein Greuel, das ihr nur
Der Neigung Schwäche vorzuwerfen ſchien.
Nie hat ſie's anerkannt und kaum geſehn.

Durch ihren Tod fühlt sich der Herzog frei,
Entwirft geheime Plane, nähert sich
Dem Hofe wieder und entsagt zuletzt
Dem alten Groll, versöhnt sich mit dem König
Und macht sich's zur Bedingung: dieses Kind
Als Fürstin seines Stamms erklärt zu sehn.

Hofmeisterin.

Und gönnt ihr dieser köstlichen Natur
Vom Fürstenblute nicht das Glück des Rechts?

Secretair.

Geliebte, Theure! Sprichst du doch so leicht,
Durch diese Mauern von der Welt geschieden,
In klösterlichem Sinne von dem Werth
Der Erdengüter. Blicke nur hinaus;
Dort wägt man besser solchen edlen Schatz.
Der Vater neidet ihn dem Sohn, der Sohn
Berechnet seines Vaters Jahre, Brüder
Entzweit ein ungewisses Recht auf Tod
Und Leben. Selbst der Geistliche vergißt
Wohin er streben soll und strebt nach Gold.
Verdächte man's dem Prinzen, der sich stets
Als einz'gen Sohn gefühlt, wenn er sich nun
Die Schwester nicht gefallen lassen will,
Die, eingedrungen, ihm das Erbtheil schmälert?
Man stelle sich an seinen Platz und richte.

Hofmeisterin.

Und ist er nicht schon jetzt ein reicher Fürst?
Und wird er's nicht durch seines Vaters Tod
Zum Uebermaß? Wie wär' ein Theil der Güter
So köstlich angelegt, wenn er dafür
Die holde Schwester zu gewinnen wäßte?

Secretair.

Willkürlich handeln iſt des Reichen Glück!
Er widerſpricht der Fordrung der Natur,
Der Stimme des Geſetzes, der Vernunft,
Und ſpendet an den Zufall ſeine Gaben.
Genug beſitzen dieſe darben. Alles
Bedürfte man! Unendlicher Verſchwendung
Sind ungemeſſne Güter wünſchenswerth.
Hier denke nicht zu rathen, nicht zu mildern;
Kannſt du mir uns nicht wirken, gib uns auf.

Hofmeiſterin.

Und was denn wirken? Lange droht ihr ſchon
Von fern dem Glück des liebenswürd'gen Kindes.
Was habt ihr denn in eurem furchtbar'n Rath
Beſchloſſen über ſie? Verlangt ihr etwa,
Daß ich mich blind zu eurer That geſelle?

Secretair.

Mit nichten! Hören kannſt und ſollſt du gleich,
Was zu beginnen, was von dir zu fordern
Wir ſelbſt genöthigt ſind. Eugenien
Sollſt du entführen! Sie muß dergeſtalt
Auf einmal aus der Welt verſchwinden, daß
Wir ſie getroſt als todt beweinen können;
Verborgen muß ihr künftiges Geſchick,
Wie das Geſchick der Todten, ewig bleiben.

Hofmeiſterin.

Lebendig weiht ihr ſie dem Grabe, mich
Beſtimmt ihr tückiſch zur Begleiterin.
Mich ſtoßt ihr mit hinab. Ich ſoll mit ihr,
Mit der Verrathnen, die Verrätherin,
Der Todten Schickſal vor dem Tode theilen.

Secretair.

Du führst sie hin und kehrst gleich zurück.

Hofmeisterin.

Soll sie im Kloster ihre Tage schließen?

Secretair.

Im Kloster nicht; wir mögen solch ein Pfand
Der Geistlichkeit nicht anvertrauen, die
Es leicht als Werkzeug gegen uns gebrauchte.

Hofmeisterin.

So soll sie nach den Inseln? Sprich es aus.

Secretair.

Du wirst's vernehmen! Jetzt beruh'ge dich.

Hofmeisterin.

Wie kann ich ruhen, bei Gefahr und Noth,
Die meinen Liebling, die mich selbst bedräut?

Secretair.

Dein Liebling kann auch drüben glücklich seyn,
Und dich erwarten hier Genuß und Wonne.

Hofmeisterin.

O, schmeichelt euch mit solcher Hoffnung nicht.
Was hilft's in mich zu stürmen? zum Verbrechen
Mich anzulocken, mich zu drängen? Sie,
Das hohe Kind, wird euren Plan vereiteln.
Gedenkt nur nicht sie als geduld'ges Opfer
Gefahrlos wegzuschleppen. Dieser Geist,
Der muthvoll sie beseelt, ererbte Kraft,
Begleiten sie wohin sie geht, zerreißen
Das falsche Netz, womit ihr sie umgabt.

Secretair.

Sie festzuhalten, das gelinge dir!
Willst du mich überreden, daß ein Kind,

Bisher im sanften Arm des Glücks gewiegt,
Im unverhofften Fall Besonnenheit
Und Kraft, Geschick und Klugheit zeigen werde?
Gebildet ist ihr Geist, doch nicht zur That,
Und wenn sie richtig fühlt und weise spricht,
So fehlt noch viel daß sie gemessen handle.
Des Unerfahrnen hoher, freier Muth
Verliert sich leicht in Feigheit und Verzweiflung,
Wenn sich die Noth ihm gegenüber stellt.
Was wir gesonnen, führe du es aus,
Klein wird das Uebel werden, groß das Glück.

Hofmeisterin.

So gebt mir Zeit zu prüfen und zu wählen!

Secretair.

Der Augenblick des Handelns drängt uns schon.
Der Herzog scheint gewiß, daß ihm der König
Am nächsten Fest die hohe Gunst gewähren
Und seine Tochter anerkennen wolle;
Denn Kleider und Juwelen stehn bereit,
Im prächt'gen Kasten sämmtlich eingeschlossen,
Wozu er selbst die Schlüssel wohl verwahrt
Und ein Geheimniß zu verwahren glaubt;
Wir aber wissen's wohl und sind gerüstet;
Geschehen muß nun schnell das Ueberlegte.
Heut Abend hörst du mehr. Nun lebe wohl!

Hofmeisterin.

Auf düstern Wegen wirkt ihr tückisch fort;
Und wähnet euren Vortheil klar zu sehen.
Habt ihr denn jeder Ahnung euch verschlossen,
Daß über Schuld und Unschuld, lichtverbreitend,
Ein rettend, rächend Wesen göttlich schwebt?

Secretair.

Wer wagt ein Herrſchendes zu läugnen, das
Sich vorbehält, den Ausgang unſrer Thaten
Nach ſeinem einz'gen Willen zu beſtimmen?
Doch wer hat ſich zu ſeinem hohen Rath
Geſellen dürfen? Wer Geſetz und Regel,
Wornach es ordnend ſpricht, erkennen mögen?
Verſtand empfingen wir, uns mündig ſelbſt
Im ird'ſchen Element zurecht zu finden,
Und was uns nützt iſt unſer höchſtes Recht.

Hofmeiſterin.

Und ſo verläugnet ihr das Göttlichſte,
Wenn euch des Herzens Winke nichts bedeuten.
Mich ruft es auf, die ſchreckliche Gefahr
Vom holden Zögling kräftig abzuwenden,
Mich gegen dich und gegen Macht und Liſt
Beherzt zu waffnen. Kein Verſprechen ſoll,
Kein Drohn mich von der Stelle drängen. Hier,
Zu ihrem Heil gewidmet, ſteh' ich feſt.

Secretair.

O meine Gute! dieß ihr Heil vermagſt
Du ganz allein zu ſchaffen, die Gefahr
Von ihr zu wenden magſt du ganz allein,
Und zwar indem du uns gehorchſt. Ergreife
Sie ſchnell, die beide Tochter, führe ſie,
So weit du kannſt, hinweg, verbirg ſie fern
Vor aller Menſchen Anblick, denn — du ſchaudertſt,
Du fühlſt, was ich zu ſagen habe. Sey's,
Weil du mich drängeſt, endlich auch geſagt:
Sie zu entfernen iſt das mildeſte.
Willſt du zu dieſem Plan nicht thätig wirken,

Denkſt du dich ihm geheim zu widerſetzen,
Und wagteſt du, was ich dir anvertraut,
Aus guter Abſicht irgend zu verrathen;
So liegt ſie todt in deinen Armen! Was
Ich ſelbſt beweinen werde, muß geſchehn.

Zweyter Auftritt.

Hofmeiſterin.

Die kühne Drohung überraſcht mich nicht!
Schon lange ſeh' ich dieſes Feuer glimmen,
Nun ſchlägt es bald in lichte Flammen aus.
Um dich zu retten muß ich, liebes Kind,
Dich deinem holden Morgentraum entreißen.
Nur Eine Hoffnung lindert meinen Schmerz;
Allein ſie ſchwindet, wie ich ſie ergreife.
Eugenie! wenn du entſagen könnteſt
Dem hohen Glück, das unermeßlich ſcheint,
An deſſen Schwelle dir Gefahr und Tod,
Verbannung als ein Milderes begegnet.
O dürft' ich dich erleuchten! dürft' ich dir
Verborgne Winkel öffnen, wo die Schaar
Verſchworener Verfolger tückiſch lauſcht.
Ach ſchweigen ſoll ich! Leiſe kann ich nur
Dich ahnungsvoll ermahnen; wirſt du wohl
Im Taumel deiner Freude, mich verſtehen!

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeisterin.

Eugenie.

Sey mir gegrüßt! du Freundin meines Herzens,
An Mutter Statt geliebte, sey gegrüßt.

Hofmeisterin.

Mit Wonne drück' ich dich an dieses Herz,
Geliebtes Kind, und freue mich der Freude,
Die reich aus Lebensfülle dir entquillt.
Wie heiter glänzt dein Auge! Welch Entzücken
Umschwebet Mund und Wange! Welches Glück
Drängt aus bewegtem Busen sich hervor!

Eugenie.

Ein großes Unheil hatte mich ergriffen,
Vom Felsen stürzte Roß und Reiterin.

Hofmeisterin.

O Gott!

Eugenie.

Sey ruhig! Siehst du doch mich wieder,
Gesund und hochbeglückt, nach diesem Fall.

Hofmeisterin.

Und wie?

Eugenie.

Du sollst es hören, wie so schön
Aus diesem Uebel sich das Glück entwickelt.

Hofmeisterin.

Ach aus dem Glück entwickelt oft sich Schmerz.

Eugenie.

Sprich böser Vorbedeutung Wort nicht aus!
Und schrecke mich der Sorge nicht entgegen.

Hofmeiſterin.

O! möchteſt du mir alles gleich vertrauen!

Eugenie.

Vor allen Menſchen dir zuerſt. Nur jetzt,
Geliebte, laß mich nur. Ich muß allein
In's eigene Gefühl mich finden lernen.
Du weißt, wie doch mein Vater ſich erfreut,
Wenn unerwartet ihm ein klein Gedicht
Entgegen kommt, wie mir's der Muſe Gunſt
Bei manchem Anlaß willig ſchenken mag.
Verlaß mich! Eben ſchwebt mir's heiter vor,
Ich muß es haſchen, ſonſt entſchwindet's mir.

Hofmeiſterin.

Wann ſoll wie ſonſt vertrauter Stunden Reihe
Mit reichlichen Geſprächen uns erquicken?
Wann öffnen wir, zufriednen Mädchen gleich,
Die ihren Schmuck einander wiederholt
Zu zeigen kaum ermüden, unſres Herzens
Geheimſte Fächer, uns bequem und herzlich,
Des wechſelſeit'gen Reichthums zu erfreuen?

Eugenie.

Auch jene Stunden werden wiederkehren,
Von deren ſtillem Glück man, mit Vertrauen,
Sich des Vertrau'ns erinnernd, gerne ſpricht.
Doch heute laß in voller Einſamkeit
Mich das Bedürfniß jener Tage finden.

Vierter Auftritt.

Eugenie, nachher Hofmeiſterin (außen).

Eugenie
(eine Briefkaſche hervorziehend).

Und nun geſchwind zum Pergament, zum Griffel!
Ich hab' es ganz und eilig faſſ' ich's auf,
Was ich dem Könige zu jener Feyer,
Bei der ich, neugeboren durch ſein Wort,
In's Leben trete, herzlich widmen ſoll.
(Sie ſchreibt langſam und ſchreibt.)
Welch Wonneleben wird hier ausgeſpendet!
Willſt du, o Herr der obern Regionen,
Des Neulings Unvermögen nicht verſchonen?
Ich ſinke hin, von Majeſtät geblendet.
Doch bald getreſt zu dir hinauf gewendet
Erfreut's mich, an dem Fuß der feſten Thronen,
Ein Sprößling deines Stamms, beglückt zu wohnen,
Und all mein frühes Hoffen iſt vollendet.
So fließe denn der holde Born der Gnaden!
Hier will die treue Bruſt ſo gern verweilen
Und an der Liebe Majeſtät ſich faſſen.
Mein Ganzes hängt an einem zarten Faden,
Mir iſt, als müßt' ich unaufhaltſam eilen,
Das Leben, das du gabſt, für dich zu laſſen.
(Das Geſchriebene mit Gefälligkeit betrachtend.)
So haſt du lange nicht, bewegtes Herz,
Dich in gemeſſ'nen Worten ausgeſprochen!
Wie glücklich! den Gefühlen unſrer Bruſt
Für ew'ge Zeit den Stempel aufzudrücken!

Doch iſt es wohl genug? Hier quillt es fort,
Hier quillt es auf! — Du nahest, großer Tag,
Der uns den König gab und der nun mich
Dem Könige, dem Vater, mich mir ſelbſt
Zu ungemeſſ'ner Wonne geben ſoll.
Dieß hohe Feſt verherrliche mein Lied!
Beflügelt drängt ſich Phantaſie voraus,
Sie trägt mich vor den Thron und ſtellt mir vor,
Sie gibt im Kreiſe mir —

Hofmeiſterin (außen).

Eugenie!

Eugenie.

Was ſoll das?

Hofmeiſterin.

Höre mich, und öffne gleich!

Eugenie.

Verhaßte Störung! Oeffnen kann ich nicht.

Hofmeiſterin.

Vom Vater Botſchaft!

Eugenie.

Wie? vom Vater? Gleich!
Da muß ich öffnen.

Hofmeiſterin.

Große Gaben ſcheint
Er dir zu ſchicken.

Eugenie.

Warte!

Hofmeiſterin.

Hörſt du?

Eugenie.

Warte!
Doch wo verberg' ich dieſes Blatt? Zu klar

Spricht's jene Hoffnung aus, die mich beglückt.
Hier iſt nichts zum Verſchließen! Und bei mir
Iſt's nirgend ſicher, dieſe Taſche kaum;
Denn meine Leute ſind nicht alle treu.
Gar manches hat man ſchon mir, als ich ſchlief,
Durchblättert und entwendet. Das Geheimniß,
Das größte, das ich je gehegt, wohin,
Wohin verberg' ich's?

(Indem ſie ſich der Seitenwand nähert.)

Wohl! hier war es ja,
Wo du, geheimer Wandſchrank, meiner Kindheit
Unſchuldige Geheimniſſe verbargſt!
Du, den mir kindiſch allausſpähende,
Von Neugier und von Müßiggang erzeugte,
Raſtloſe Thätigkeit entdecken half,
Du, jedem ein Geheimniß, öffne dich!

(Sie drückt an einer unbemerkten Feder und eine kleine Thüre ſpringt auf.)

So wie ich ſonſt verbotnes Zuckerwerk,
Zu liſtigem Genuß, in dir verſteckte,
Vertrau' ich heute meines Lebens Glück
Entzückt und ſorglich dir, auf kurze Zeit.

(Sie legt das Pergament in den Schrank und drückt ihn zu.)

Die Tage ſchreiten vor und ahnungsvoller
Bewegen ſich nun Freud' und Schmerz heran.

(Es öffnet die Thüre.)

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin. Bediente, (die einen prächtigen Putzkaſten tragen).

Hofmeiſterin.

Wenn ich dich ſtörte, führ' ich gleich mit mir,
Was mich gewiß entſchuld'gen ſoll, herbei.

Eugenie.

Von meinem Vater? dieſer prächt'ge Schrein!
Auf welchen Inhalt deutet ſolch Gefäß?

(zu den Bedienten.

Verweilt!

(Sie reicht ihnen einen Beutel hin.)

Zum Vorſchmack eures Botenlohns
Nehmt dieſe Kleinigkeit, das Beſſ're folgt.

(Bediente gehen.)

Und ohne Brief und ohne Schlüſſel! Steht
Mir ſolch ein Schatz verborgen, in der Nähe?
O Neugier! O Verlangen! Ahneſt du,
Was dieſe Gabe mir bedeuten kann?

Hofmeiſterin.

Ich zweifle nicht, du haſt es ſelbſt errathen.
Auf nächſte Hoheit deutet ſie gewiß.
Den Schmuck der Fürſtentochter bringt man dir,
Weil dich der König bald berufen wird.

Eugenie.

Wie kannſt du das vermuthen?

Hofmeiſterin.

Weiß ich's doch!
Geheimniſſe der Großen ſind belauſcht.

Eugenie.

Und wenn du's weißt, was soll ich dir's verbergen?
Soll ich die Neugier dieß Geschenk zu sehn
Vor dir umsonst bezähmen! — Hab' ich doch
Den Schlüssel hier! — Der Vater zwar verbot's.
Doch was verbot er? Das Geheimniß nicht
Unzeitig zu entdecken; doch dir ist
Es schon entdeckt. Du kannst nicht mehr erfahren,
Als du schon weißt, und schweigst nun, mir zu Liebe.
Was zaudern wir? Komm laß uns öffnen! komm,
Daß uns der Gaben hoher Glanz entzücke.

Hofmeisterin.

Halt ein! Gedenke des Verbots! Wer weiß,
Warum der Herzog weislich so befohlen?

Eugenie.

Mit Sinn befahl er, zum bestimmten Zweck;
Der ist vereitelt; alles weißt du schon.
Du liebst mich, bist verschwiegen, zuverlässig.
Laß uns das Zimmer schließen! das Geheime
Laß uns sogleich, vertraulich, untersuchen.

(Sie schließt die Zimmerthüre und eilt gegen den Schrank.)

Hofmeisterin

(sie abhaltend).

Der prächt'gen Stoffe Gold und Farbenglanz,
Der Perlen Milde, der Juwelen Strahl
Bleib' im Verborgnen! Ach sie reizen dich
Zu jenem Ziel unwiderstehlich auf.

Eugenie.

Was sie bedeuten ist das Reizende.

(Sie öffnet den Schrank, an der Thüre zeigen sich Spiegel.)

Welch köstliches Gewand entwickelt sich,

Indem ich's nur berühre, meinem Blick.
Und dieſe Spiegel! fordern ſie nicht gleich
Das Mädchen und den Schmuck vereint zu ſchildern.

Hofmeiſterin.

Kreuſa's tödtliches Gewand entfaltet,
So ſcheint es mir, ſich unter meiner Hand.

Eugenie.

Wie ſchwebt ein ſolcher Trübſinn dir um's Haupt?
Denk an beglückter Bräute frohes Feſt.
Komm! Reiche mir die Theile, nach und nach;
Das Unterkleid! Wie reich und ſüß durchflimmert
Sich rein des Silbers und der Farben Blitz.

Hofmeiſterin
(indem ſie Eugenien das Gewand umlegt.)

Verbirgt ſich je der Gnade Sonnenblick,
Sogleich ermattet ſolch ein Wiederglanz.

Eugenie.

Ein treues Herz verdient ſich dieſen Blick,
Und, wenn er welchen wollte, zieht's ihn an. —
Das Oberkleid, das goldne, ſchlage drüber,
Die Schleppe ziehe, weit verbreitet nach.
Auch dieſem Gold iſt mit Geſchmack und Wahl
Der Blumen Schmelz metalliſch aufgebrämt.
Und tret' ich ſo nicht ſchön umgeben auf?

Hofmeiſterin.

Doch wird von Kennern mehr die Schönheit ſelbſt
In ihrer eignen Herrlichkeit verehrt.

Eugenie.

Das einfach Schöne ſoll der Kenner ſchätzen;
Verziertes aber ſpricht der Menge zu. —

Nun leihe mir der Perlen ſanftes Licht,
Auch der Juwelen leuchtende Gewalt.

Hofmeiſterin.

Doch deinem Herzen, deinem Geiſt genügt
Nur eigner innrer Werth und nicht der Schein.

Eugenie.

Der Schein, was iſt er, dem das Weſen fehlt?
Das Weſen wär' es, wenn es nicht erſchiene?

Hofmeiſterin.

Und haſt du nicht in dieſen Mauern ſelbſt
Der Jugend ungetrübte Zeit verlebt?
Am Buſen deiner Liebenden, entzückt,
Verborgner Wonne Seligkeit erfahren?

Eugenie.

Gefaltet kann die Knoſpe ſich genügen,
So lange ſie des Winters Froſt umgibt;
Nun ſchwillt, vom Frühlingshauche, Lebenskraft,
In Blüthen bricht ſie auf, an Licht und Lüfte.

Hofmeiſterin.

Aus Mäßigkeit entſpringt ein reines Glück.

Eugenie.

Wenn du ein mäßig Ziel dir vorgeſteckt.

Hofmeiſterin.

Beſchränktheit ſucht ſich der Genießende.

Eugenie.

Du überredeſt die Geſchmückte nicht.
O! daß ſich dieſer Saal erweiterte,
Zum Raum des Glanzes, wo der König thront.
Daß reicher Teppich unten, oben ſich
Der goldnen Decke Wölbung breitete!
Daß hier im Kreiſe vor der Majeſtät

Demüthig ſtolz die Großen, angelacht
Von dieſer Sonne, herrlich leuchteten!
Ich unter dieſen Ausgezeichneten,
Am ſchönſten Feſt die Ausgezeichnete!
O laß mir dieſer Wonne Vorgefühl,
Wenn aller Augen mich zum Ziel erleſen.

Hofmeiſterin.

Zum Ziele der Bewundrung nicht allein,
Zum Ziel des Neides und des Haſſes mehr.

Eugenie.

Der Neider ſteht als Folie des Glücks,
Der Haſſer lehrt uns immer wehrhaft bleiben.

Hofmeiſterin.

Demüthigung beſchleicht die Stolzen oft.

Eugenie.

Ich ſeh' ihr Geiſtesgegenwart entgegen.

(zum Schranke gewendet)

Noch haben wir nicht alles durchgeſehn;
Nicht mich allein bedenk' ich dieſe Tage,
Für andre hoff' ich manche Koſtbarkeit.

Hofmeiſterin

(ein Käſtchen hervornehmend).

Hier aufgeſchrieben ſteht es: „Zu Geſchenken."

Eugenie.

So nimm voraus, was dich vergnügen kann,
Von dieſen Uhren, dieſen Doſen. Wähle! —
Nein! überlege noch! Vielleicht verbirgt
Sich Wünſchenswertheres im reichen Schrein.

Hofmeiſterin.

O fände ſich ein kräft'ger Talisman,
Des trüben Bruders Neigung zu gewinnen!

Eugenie.

Den Widerwillen tilge nach und nach
Des unbefangnen Herzens reines Wirken.

Hofmeisterin.

Doch die Partey, die seinen Groll bestärkt,
Auf ewig steht sie deinem Wunsch entgegen.

Eugenie.

Wenn sie bisher mein Glück zu hindern suchte,
Tritt nun Entscheidung unaufhaltsam ein,
Und in's Geschehne fügt sich jederman.

Hofmeisterin.

Das was du hoffest noch ist's nicht geschehn.

Eugenie.

Doch als vollendet kann ich's wohl betrachten.
(nach dem Schrank gehen)
Was liegt im langen Kästchen, oben an?

Hofmeisterin
(die es herausnimmt).

Die schönsten Bänder, frisch und neu gewählt —
Zerstreue nicht durch eitles Flitterwesens
Neugierige Betrachtung deinen Geist.
O wär' es möglich, daß du meinem Wort
Gehör verliehest, einen Augenblick!
Aus stillem Kreise trittst du nun heraus,
In weite Räume, wo dich Sorgendrang,
Vielfach geknüpfte Netze, Tod vielleicht
Von meuchelmörderischer Hand erwartet.

Eugenie.

Du scheinst mir krank! wie könnte sonst mein Glück
Dir fürchterlich, als ein Gespenst erscheinen.
(In das Kästchen blickend.)

Was ſeh' ich? Dieſe Rolle! Ganz gewiß
Das Ordensband der erſten Fürſtentöchter!
Auch dieſes werd' ich tragen! Nur geſchwind!
Laſſ' ſehen, wie es kleidet? Es gehört
Zum ganzen Prunk; ſo ſey auch das verſucht!
(Das Band wird umgelegt.)
Nun ſprich vom Tode nur! Sprich von Gefahr!
Was ziert mehr den Mann, als wenn er ſich,
Im Heldenſchmuck zu ſeinem Könige,
Sich unter ſeines Gleichen ſtellen kann?
Was reizt das Auge mehr, als jenes Kleid,
Das kriegeriſche lange Reihen zeichnet?
Und dieſes Kleid und ſeine Farben ſind
Sie nicht ein Sinnbild ewiger Gefahr?
Die Scherpe deutet Krieg, womit ſich ſtolz
Auf ſeine Kraft ein edler Mann umgürtet.
O meine Liebe! Was bedeutend ſchmückt,
Es iſt durchaus gefährlich. Laſſ' auch mir
Das Muthgefühl, was mir begegnen kann,
So prächtig ausgerüſtet, zu erwarten.
Unwiderruflich, Freundin, bleibt mein Glück.

Hofmeiſterin
(bei Seite).

Das Schickſal, das dich trifft, unwiderruflich.

Dritter Aufzug.

Vorzimmer des Herzogs, prächtig, modern.

Erster Auftritt.

Secretair. Weltgeistlicher.

Secretair.

Tritt still herein in diese Todtenstille!
Wie ausgestorben findest du das Haus.
Der Herzog schläft, und alle Diener stehen,
Von seinem Schmerz durchdrungen, stumm gebeugt.
Er schläft! Ich segnet' ihn, als ich ihn sah
Bewußtlos auf dem Pfühle ruhig athmen.
Das Uebermaß der Schmerzen löst'te sich
In der Natur balsam'scher Wohlthat auf.
Den Augenblick befürcht' ich, der ihn weckt;
Euch wird ein jammervoller Mann erscheinen.

Weltgeistlicher.

Darauf bin ich bereitet, zweifelt nicht.

Secretair.

Vor wenig Stunden kam die Nachricht an,
Eugenie sey todt! Vom Pferd gestürzt!

An eurem Orte ſey ſie beigeſetzt,
Als an dem nächſten Platz, wohin man ſie
Aus jenem Felſendickicht bringen können,
Wo ſie verwegen ſich den Tod erſtürmt.

Weltgeiſtlicher.

Und ſie indeſſen iſt ſchon weit entfernt?

Secretair.

Mit raſcher Eile wird ſie weggeführt.

Weltgeiſtlicher.

Und wem vertraut ihr ſolch ein ſchwer Geſchäft?

Secretair.

Dem klugen Weibe, das uns angehört.

Weltgeiſtlicher.

In welche Gegend habt ihr ſie geſchickt?

Secretair.

Zu dieſes Reiches letztem Hafenplatz.

Weltgeiſtlicher.

Von dorten ſoll ſie in das fernſte Land?

Secretair.

Sie führt ein günſt'ger Wind ſogleich davon.

Weltgeiſtlicher.

Und hier auf ewig gelte ſie für todt!

Secretair.

Auf deiner Fabel Vortrag kommt es an.

Weltgeiſtlicher.

Der Irrthum ſoll im erſten Augenblick,
Auf alle künft'ge Zeit, gewaltig wirken.
An ihrer Gruft, an ihrer Leiche ſoll
Die Phantaſie erſtarren. Tauſendfach
Zerreiß' ich das geliebte Bild und grabe
Dem Sinne des entſetzten Hörenden

Mit Feuerzügen dieſes Unglück ein.
Sie iſt dahin für alle, ſie verſchwindet
In's Nichts der Aſche. Jeder kehret ſchnell
Den Blick zum Leben und vergißt, im Taumel
Der treibenden Begierden, daß auch ſie
Im Reihen der Lebendigen geſchwebt.

Secretair.

Du trittſt mit vieler Kühnheit an's Geſchäft;
Beſorgſt du keine Reue hinten nach?

Weltgeiſtlicher.

Welch eine Frage thuſt du? Wir ſind feſt!

Secretair.

Ein innres Unbehagen fügt ſich oft,
Auch wider unſern Willen, an die That.

Weltgeiſtlicher.

Was hör' ich? du bedenklich? oder willſt
Du mich nur prüfen, ob es euch gelang
Mich, euern Schüler, völlig auszubilden?

Secretair.

Das Wichtige bedenkt man nie genug.

Weltgeiſtlicher.

Bedenke man eh' noch die That beginnt.

Secretair.

Auch in der That iſt Raum für Ueberlegung.

Weltgeiſtlicher.

Für mich iſt nichts zu überlegen mehr!
Da wär' es Zeit geweſen, als ich noch
Im Paradies beſchränkter Freuden weilte,
Als, von des Gartens engem Hag umſchloſſen,
Ich ſelbſtgeſäte Bäume ſelber pfropfte,
Aus wenig Beeten meinen Tiſch verſorgte,

Als noch Zufriedenheit im kleinen Hauſe
Gefühl des Reichthums über alles goß,
Und ich, nach meiner Einſicht, zur Gemeinde,
Als Freund, als Vater aus dem Herzen ſprach,
Dem Guten fördernd meine Hände reichte,
Dem Böſen, wie dem Uebel, widerſtritt.
O hätte damals ein wohlthät'ger Geiſt
Vor meiner Thüre dich vorbeigewieſen,
An der du müde, durſtig von der Jagd
Zu klopfen kamſt; mit ſchmeichleriſchem Weſen,
Mit ſüßem Wort mich zu bezaubern wußteſt.
Der Gaſtfreundſchaft geweihter, ſchöner Tag,
Er war der letzte reingenoſſnes Friedens.

Secretair.

Wir brachten dir ſo manche Freude zu.

Weltgeiſtlicher.

Und dranget mir ſo manch Bedürfniß auf.
Nun war ich arm, als ich die Reichen kannte;
Nun war ich ſorgenvoll, denn mir gebrach's;
Nun hatt' ich Noth, ich brauchte fremde Hülfe.
Ihr wart mir hülfreich, theuer bäß' ich das.
Ihr nahmt mich zum Genoſſen eures Glücks,
Mich zum Geſellen eurer Thaten auf.
Zum Sklaven, ſollt' ich ſagen, dingtet ihr
Den ſonſt ſo freien, jetzt bedrängten Mann.
Ihr lohnt ihm zwar, doch immer noch verſagt
Ihr ihm den Lohn, den er verlangen darf.

Secretair.

Vertraue, daß wir dich in kurzer Zeit,
Mit Gütern, Ehren, Pfründen überhäufen.

Weltgeistlicher.

Das ist es nicht, was ich erwarten muß.

Secretair.

Und welche neue Forderung bildest du?

Weltgeistlicher.

Als ein gefühllos Werkzeug braucht ihr mich
Auch dießmal wieder. Dieses holde Kind
Verstoßt ihr aus dem Kreise der Lebend'gen;
Ich soll die That beschönen, sie bedecken,
Und ihr beschließt, begeht sie ohne mich.
Von nun an fordr' ich mit im Rath zu sitzen,
Wo schreckliches beschlossen wird, wo jeder
Auf seinen Sinn, auf seine Kräfte stolz
Zum unvermeidlich Ungeheuren stimmt.

Secretair.

Daß du auch dießmal dich mit uns verbunden,
Erwirbt auf's neue dir ein großes Recht.
Gar manch Geheimniß wirst du bald vernehmen,
Dahin geduldе dich und sey gefaßt.

Weltgeistlicher.

Ich bin's und bin noch weiter als ihr denkt;
In eure Plane schaut' ich längst hinein.
Der nur verdient geheimnißvolle Weihe,
Der ihr durch Ahnung vorzugreifen weiß.

Secretair.

Was ahnest du? was weißt du?

Weltgeistlicher.

Laß uns das
Auf ein Gespräch der Mitternacht versparen.
O dieses Mädchens trauriges Geschick
Verschwindet, wie ein Bach im Ocean,

Wenn ich bedenke, wie verborgen ihr
Zu mächtiger Partеygewalt euch hebt
Und an die Stelle der gebietenden
Mit frecher Liſt euch einzudrängen hofft.
Nicht ihr allein; denn andre ſtreben auch,
Euch widerſtrebend, nach demſelben Zweck.
So untergrabt ihr Vaterland und Thron;
Wer ſoll ſich retten, wenn das Ganze ſtürzt?

Secretair.

Ich höre kommen! Tritt hier an die Seite!
Ich führe dich zu rechter Zeit herein.

Zweyter Auftritt.

Herzog. Secretair.

Herzog.

Unſel'ges Licht! du rufſt mich auf zum Leben,
Mich zum Bewußtſeyn dieſer Welt zurück
Und meiner ſelbſt. Wie öde, hohl und leer
Liegt alles vor mir da, und ausgebrannt,
Ein großer Schutt, die Stätte meines Glücks.

Secretair.

Wenn jeder von den Deinen, die um dich
In dieſer Stunde leiden, einen Theil
Von deinen Schmerzen übertragen könnte;
Du fühleſt dich erleichtert und geſtärkt.

Herzog.

Der Schmerz um Liebe, wie die Liebe, bleibt
Untheilbar und unendlich. Fühl' ich doch,

Welch ungeheures Unglück den betrifft,
Der seines Tags gewohntes Gut vermißt.
Warum o laßt ihr die bekannten Wände
Mit Farb' und Gold mir noch entgegen scheinen,
Die mich an gestern, mich an ehegestern,
An jenen Zustand meines vollen Glücks
Mich kalt erinnern. O warum verhüllet
Ihr nicht Gemach und Saal mit schwarzem Krepp!
Daß, finster wie mein Innres, auch von außen
Ein ewig nächt'ger Schatten mich umfange.

Secretair.

O möchte doch das Viele, das dir bleibt,
Nach dem Verlust als Etwas dir erscheinen.

Herzog.

Ein geistverlass'ner, körperlicher Traum!
Sie war die Seele dieses ganzen Hauses.
Wie schwebte beim Erwachen sonst das Bild
Des holden Kindes dringend mir entgegen.
Hier fand ich oft ein Blatt von ihrer Hand,
Ein geistreich, herzlich Blatt zum Morgengruß.

Secretair.

Wie drückte nicht der Wunsch dich zu ergetzen
Sich dichtrisch oft in frühen Reimen aus.

Herzog.

Die Hoffnung sie zu sehen gab den Stunden
Des mühevollen Tags den einz'gen Reiz.

Secretair.

Wie oft bei Hinderniß und Zögrung bat
Man ungeduldig, wie nach der Geliebten
Den raschen Jüngling, dich nach ihr gesehn.

Herzog.

Vergleiche doch die jugendliche Gluth,
Die ſelbſtiſchen Beſitz verzehrend haſcht,
Nicht dem Gefühl des Vaters, der entzückt,
In heil'gem Anſchaun ſtille hingegeben
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Rieſenſchritten freut.
Der Liebe Sehnſucht fordert Gegenwart;
Doch Zukunft iſt des Vaters Eigenthum.
Dort liegen ſeiner Hoffnung weite Felder,
Dort ſeiner Saaten keimender Genuß.

Secretair.

O Jammer! dieſe gränzenloſe Wonne,
Dieß ewig friſche Glück verlorſt du nun.

Herzog.

Verlor ich's? War es doch im Augenblick
Vor meiner Seele noch im vollen Glanz.
Ja, ich verlor's! du ruffi's, Unglücklicher,
Die öde Stunde ruft mir's wieder zu.
Ja, ich verlor's! So ſtrömt ihr Klagen denn!
Zerſtöre Jammer dieſen feſten Bau,
Den ein zu günſtig Alter noch verſchont.
Verhaßt ſey mir das Bleibende, verhaßt
Was mir in ſeiner Dauer Stolz erſcheint;
Erwünſcht was fließt und ſchwankt. Ihr Fluren ſchwellt,
Zerreißt die Dämme, wandelt Land in See!
Eröffne deine Schlünde, wildes Meer!
Verſchlinge Schiff und Mann und Schätze! Weit
Verbreitet euch, ihr kriegeriſchen Reihen,
Und häuft auf blut'gen Fluren Tod auf Tod!
Entzünde Strahl des Himmels dich im Leeren

Und triff der kühnen Thürme ſichres Haupt!
Zertrümmr', entzünde ſie und geißle weit,
Im Stadtgedräng, der Flamme Wuth umher,
Daß ich, von allem Jammer rings umfangen,
Dem Schickſal mich ergebe, das mich traf!

Secretair.

Das ungeheuer Unerwartete
Bedrängt dich fürchterlich, erhabner Mann.

Herzog.

Wohl unerwartet kam's, nicht ungewarnt.
In meinen Armen ließ ein guter Geiſt
Sie von den Todten wieder auferſtehn,
Und zeigte mir geilnd, vorübereilend,
Ein Schreckliches, nun ewig Bleibendes.
Da ſollt' ich ſtrafen die Verwegenheit,
Dem Uebermuth mich, ſcheltend, widerſetzen,
Verbieten jene Raſerey, die ſich
Unſterblich, unverwundbar wähnend, blind,
Wetteifernd mit dem Vogel, ſich durch Wald
Und Fluß und Sträuche von dem Felſen ſtürzt.

Secretair.

Was oft und glücklich unſre Beſten thun,
Wie ſollt' es dir des Unglücks Ahnung bringen?

Herzog.

Die Ahnung dieſer Leiden fühlt' ich wohl,
Als ich zum letztenmal — zum letztenmal!
Du ſprichſt es aus das fürchterliche Wort,
Das deinen Weg mit Finſterniß umzieht.
O hätt' ich ſie nur einmal noch geſehn!
Vielleicht war dieſes Unglück abzuleiten.
Ich hätte flehentlich gebeten; ſie als Vater

Zum treulichſten ermahnt, ſich mir zu ſchonen,
Und von der Wuth tollkühner Reiterey
Um unſres Glückes willen abzuſtehn.
Ach, dieſe Stunde war mir nicht gegönnt.
Und nun vermiſſ' ich mein geliebtes Kind!
Sie iſt dahin! Verwegner ward ſie nur
Durch jenen Sturz, dem ſie ſo leicht entrann.
Und niemand ſie zu warnen, ſie zu leiten!
Entwachſen war ſie dieſer Frauenzucht.
In welchen Händen ließ ich ſolchen Schatz?
Verzärtelnden, nachgieb'gen Weiberhänden.
Kein feſtes Wort! den Willen meines Kinds
Zu mäßiger Vernünftigkeit zu lenken!
Zur unbedingten Freiheit ließ man ihr,
Zu jedem kühnen Wagniß offnes Feld.
Ich fühl' es oft und ſagt' es mir nicht klar:
Bei dieſem Weibe war ſie ſchlecht verwahrt.

Secretair.

O! table nicht die Unglückſelige!
Vom tiefſten Schmerz begleitet irrt ſie nun
Wer weiß in welchem Lande troſtlos hin.
Sie iſt entflohn. Denn wer vermöchte dir
In's Angeſicht zu ſehen, der auch nur
Den fernſten Vorwurf zu befürchten hätte.

Herzog.

O! laſſ' mich ungerecht auf andre zürnen,
Daß ich mich nicht verzweifelnd ſelbſt zerreiße.
Wohl trag' ich ſelbſt die Schuld und trag' ſie ſchwer.
Denn rief ich nicht mit thörigem Beginnen
Gefahr und Tod auf dieſes theure Haupt?
Sie überall zu ſehn als Meiſterin

Das war mein Stolz! Zu theuer büß' ich ihn.
Zu Pferde ſollte ſie, im Wagen ſie,
Die Roſſe bändigend, als Heldin glänzen.
In's Waſſer tauchend, ſchwimmend ſchien ſie mir
Den Elementen göttlich zu gebieten.
So, dieß es, kann ſie jeglicher Gefahr
Dereinſt entgehen. Statt ſie zu bewahren,
Gibt Uebung zur Gefahr den Tod ihr nun.

Secretair.

Des edlen Pflichtgefühles Uebung gibt
Ach! unſrer Unvergeßlichen den Tod.

Herzog.

Erkläre dich!

Secretair.

Und weck' ich dieſen Schmerz
Durch Schilderung kindlich edles Unternehmens!
Ihr alter, erſter, hochgeliebter Freund
Und Lehrer wohnt, von dieſer Stadt entfernt,
Verſchränkt in Trübſinn, Krankheit, Menſchenhaß.
Nur ſie allein vermocht' ihn zu erheitern;
Als Leidenſchaft empfand ſie dieſe Pflicht;
Nur allzuoft verlangte ſie hinüber,
Und oft verſagte man's. Nun hatte ſie's
Planmäßig angelegt, ſie nutzte kühn
Des Morgenrittes abgemeſſ'ne Stunden,
Mit ungeheurer Schnelligkeit, zum Zweck
Den alten, vielgeliebten Mann zu ſehn.
Ein eing'ner Reitknecht nur war im Geheimniß.
Er unterlegt' ihr jedesmal das Pferd,
Wie wir vermuthen; denn auch er iſt fort.

Der arme Mensch und jene Frau verloren,
Aus Furcht vor dir, sich in die weite Welt.

Herzog.

Die Glücklichen! die noch zu fürchten haben;
Bei denen sich der Schmerz, um ihres Herrn
Verlornes Heil, in leicht verwundene
In leicht gehobne Bangigkeit verwandelt.
Ich habe nichts zu fürchten! nichts zu hoffen!
Drum laß mich alles wissen; zeige mir
Den kleinsten Umstand an, ich bin gefaßt.

Dritter Auftritt.

Herzog. Secretair. Weltgeistlicher.

Secretair.

Auf diesen Augenblick, verehrter Fürst,
Hab' ich hier einen Mann zurückgehalten,
Der, auch gebeugt, vor deinem Blick erscheint.
Es ist der Geistliche, der, aus der Hand
Des Todes, deine Tochter aufgenommen,
Und sie, da keiner Hülfe Trost sich zeigte,
Mit liebevoller Sorgfalt beigesetzt.

Vierter Auftritt.

Herzog. Weltgeiſtlicher.

Weltgeiſtlicher.

Den Wunſch vor deinem Antlitz zu erſcheinen,
Erhabner Fürſt, wie lebhaft hegt' ich ihn!
Nun wird er mir gewährt im Augenblick,
Der dich und mich in tiefen Jammer ſenkt.

Herzog.

Auch ſo willkommen, unwillkommner Bote!
Du haſt ſie noch geſehn, den letzten Blick,
Den ſehnſuchtsvollen, dir in's Herz gefaßt,
Das letzte Wort bedächtig aufgenommen,
Dem letzten Seufzer Mitgefühl erwiedert.
O ſage: ſprach ſie noch? Was ſprach ſie aus?
Gedachte ſie des Vaters? Bringſt du mir
Von ihrem Mund ein herzlich Lebewohl?

Weltgeiſtlicher.

Willkommen ſcheint ein unwillkommner Bote,
So lang' er ſchweigt und noch der Hoffnung Raum,
Der Täuſchung Raum in unſerm Herzen gibt.
Der ausgeſprochne Jammer iſt verhaßt.

Herzog.

Was zauderſt du? Was kann ich mehr erfahren?
Sie iſt dahin! Und dieſen Augenblick
Iſt über ihrem Sarge Ruh' und Stille.
Was ſie auch litt, es iſt für ſie vorbei,
Für mich beginnt es; aber rede nur!

Weltgeiſtlicher.

Ein allgemeines Uebel iſt der Tod.

So denke dir das Schickſal deiner Todten,
Und finſter wie des Grabes Nacht verſtumme
Der Uebergang, der ſie hinabgeführt.
Nicht jeden leitet ein gelinder Gang
Unmerklich in das ſtille Reich der Schatten.
Gewaltſam ſchmerzlich reißt Zerſtörung oft
Durch Höllenqualen in die Ruhe hin.

Herzog.

So hat ſie viel gelitten?

Weltgeiſtlicher.

Viel, nicht lange.

Herzog.

Es war ein Augenblick, in dem ſie litt,
Ein Augenblick, wo ſie um Hülfe rief.
Und ich? Wo war ich da? Welch ein Geſchäft,
Welch ein Vergnügen hatte mich gefeſſelt?
Verkündigte mir nichts das Schreckliche,
Das mir das Leben von einander riß?
Ich hörte nicht den Schrei, ich fühlte nicht
Den Unfall, der mich ohne Rettung traf.
Der Ahnung heil'ges, fernes Mitgefühl
Iſt nur ein Mährchen. Sinnlich und verſtockt,
In's Gegenwärtige verſchloſſen, fühlt
Der Menſch das nächſte Wohl, das nächſte Weh,
Und Liebe ſelbſt iſt in der Ferne taub.

Weltgeiſtlicher.

So viel auch Worte gelten, fühl' ich doch
Wie wenig ſie zum Troſte wirken können.

Herzog.

Das Wort verwundet leichter als es heilt.
Und ewig wiederholend ſtrebt vergebens

Verlornes Glück der Kummer herzuſtellen.
So war denn keine Hülfe, keine Kunſt
Vermögend ſie in's Leben aufzurufen?
Was haſt du, ſage mir, begonnen? Was
Zu ihrem Heil verſucht? Du haſt gewiß
Nichts unbedacht gelaſſen.

Weltgeiſtlicher.

Leider war
Nichts zu bedenken mehr, als ich ſie fand.

Herzog.

Und ſoll ich ihres Lebens holde Kraft
Auf ewig miſſen! Laß mich meinen Schmerz
Durch meinen Schmerz betriegen, dieſe Reſte
Verewigen. O! komm, wo liegen ſie?

Weltgeiſtlicher.

In würdiger Kapelle ſteht ihr Sarg
Allein verwahrt. Ich ſehe vom Altar
Durch's Gitter jedesmal die Stätte, will
Für ſie ſo lang' ich lebe betend ſtehen.

Herzog.

O komm und führe mich dahin! Begleiten
Soll uns der Aerzte vielerfahrenſter.
Laß uns den ſchönen Körper der Verweſung
Entreißen. Laß mit edlen Specereyen
Das unſchätzbare Bild zuſammen halten!
Ja! die Atomen alle, die ſich einſt
Zur köſtlichen Geſtalt verſammelten,
Sie ſollen nicht in's Element zurück.

Weltgeiſtlicher.

Was darf ich ſagen? Muß ich dir bekennen!
Du kannſt nicht hin! Ach das zerſtörte Bild!

Kein Fremder ſäh' es ohne Jammer an!
Und vor die Augen eines Vaters — Nein,
Verhüt' es Gott! du darfſt ſie nicht erblicken.

Herzog.

Welch neuer Qualenkrampf bedrohet mich!

Weltgeiſtlicher.

O! laſſ mich ſchweigen, daß nicht meine Worte
Auch die Erinnrung der Verlornen ſchänden.
Laſſ mich verhehlen, wie ſie durch's Gebüſch,
Durch Felſen hergeſchleift, entſtellt und blutig,
Zerriſſen und zerſchmettert und zerbrochen,
Unkenntlich, mir im Arm zur Erde hing.
Da ſegnet' ich, von Thränen überfließend,
Der Stunde Heil, in der ich feyerlich
Dem holden Vaternamen einſt entſagt.

Herzog.

Du biſt nicht Vater! biſt der ſelbſtiſchen
Verſtockten, der Verkehrten einer, die
Ihr abgeſchloſſ'nes Weſen unfruchtbar
Verzweifeln läßt. Entferne dich. Verhaßt
Erſcheinet mir dein Anblick.

Weltgeiſtlicher.

Fühlt' ich's doch!
Wer kann dem Boten ſolcher Noth verzeihn?
(Will ſich entfernen.)

Herzog.

Vergib und bleib. Ein ſchön entworfnes Bild,
Das wunderbar dich ſelbſt zum zweytenmal,
Vor deinen Augen zu erſchaffen ſtrebt,
Haſt du entzückt es jemals angeſtaunt?
O hätteſt du's! du hätteſt dieſe Form,

Die ſich zu meinem Glück, zur Luſt der Welt,
In tauſendfalt'gen Zügen, auferbaut,
Mir grauſam nicht zerſtümmelt, mir die Wonne
Der traurigen Erinnrung nicht verkümmert!

Weltgeiſtlicher.

Was ſollt' ich thun? dich zu dem Sarge führen,
Den tauſend fremde Thränen ſchon benetzt,
Als ich das morſche, ſchlotternde Gebein
Zu ruhiger Verweſung eingeweiht?

Herzog.

Schweig, Unempfindlicher! du mehreſt nur
Den herben Schmerz, den du zu lindern denkſt.
O! Wehe! daß die Elemente nun,
Von keinem Geiſt der Ordnung mehr beherrſcht,
Im leiſen Kampf das Götterbild zerſtören.
Wenn über werdend Wachſendem vorher
Der Vatersinn mit Wonne brütend ſchwebte;
So ſteckt, ſo kehrt in Moder nach und nach
Vor der Verzweiflung Blick die Luſt des Lebens,

Weltgeiſtlicher.

Was Luſt und Licht Zerſtörliches erbaut,
Bewahret lange das verſchloſſ'ne Grab.

Herzog.

O weiſer Brauch der Alten, das Vollkommne,
Das ernſt und langſam die Natur geknüpft,
Des Menſchenbilds erhabne Würde, gleich
Wenn ſich der Geiſt, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu löſen.
Und wenn die Gluth mit tauſend Gipfeln ſich
Zum Himmel hob, und zwiſchen Dampf und Wolken,
Des Adlers Fittig deutend, ſich bewegte;

Da trocknete die Thräne, freier Blick
Der Hinterlaſſ'nen ſtieg dem neuen Gott
In des Olymps verklärte Räume nach.
O ſammle mir in köſtliches Gefäß
Der Aſche, der Gebeine trüben Reſt,
Daß die vergebens ausgeſtreckten Arme
Nur etwas faſſen, daß ich dieſer Bruſt,
Die ſehnſuchtsvoll ſich in das Leere drängt,
Den ſchmerzlichſten Beſitz entgegendrücke.

Weltgeiſtlicher.

Die Trauer wird durch Trauren immer herber.

Herzog.

Durch Trauren wird die Trauer zum Genuß.
O daß ich doch geſchwundner Aſche Reſt,
Im kleinen Hauſe, wandernd, immer weiter,
Bis zu dem Ort, wo ich zuletzt ſie ſah,
Als Büßender mit kurzen Schritten trüge!
Dort lag ſie todt in meinen Armen, dort
Sah ich, getäuſcht, ſie in das Leben kehren.
Ich glaubte ſie zu faſſen, ſie zu halten,
Und nun iſt ſie auf ewig mir entrückt.
Dort aber will ich meinen Schmerz verewigen.
Ein Denkmal der Geneſung hab' ich dort,
In meines Traums Entzückungen, gelobt —
Schon führet klug des Gartenmeiſters Hand
Durch Buſch und Fels beſcheidne Wege her,
Schon wird der Platz gerundet, wo mein König
Als Oheim ſie an ſeine Bruſt geſchloſſen,
Und Ebenmaß und Ordnung will den Raum
Verherrlichen, der mich ſo hoch beglückt.
Doch jede Hand ſoll feyern! Halb vollbracht

Soll dieser Plan wie mein Geschick erstarren!
Das Denkmal nur, ein Denkmal will ich stiften,
Von rauhen Steinen ordnungslos gethürmt,
Dort bin zu wallen, stille zu verweilen,
Bis ich vom Leben endlich selbst genese.
O laßt mich dort, versteint, am Steine ruhn!
Bis aller Sorgfalt lichtgezogne Spur
Aus dieser Wüste Trauersitz verschwindet.
Mag sich umher der freie Platz berasen!
Mag sich der Zweig dem Zweige wild verflechten,
Der Birke hangend Haar den Boden schlagen,
Der junge Busch zum Baume sich erheben,
Mit Moos der glatte Stamm sich überziehn;
Ich fühle keine Zeit; denn sie ist hin,
An deren Wachsthum ich die Jahre maß.

Weltgeistlicher.

Den vielbewegten Reiz der Welt zu meiden,
Das Einerlei der Einsamkeit zu wählen,
Wird sich's der Mann erlauben, der sich oft
Wohlthätiger Zerstreuung übergab,
Wenn Unerträgliches, mit Felsenlast
Herbei sich wälzend, ihn bedrohend schlich?
Hinaus! mit Flügelschnelle durch das Land,
Durch fremde Reiche, daß vor deinem Sinn
Der Erde Bilder heilend sich bewegen.

Herzog.

Was hab' ich in der Welt zu suchen, wenn
Ich sie nicht wiederfinde, die allein
Ein Gegenstand für meine Blicke war?
Soll Fluß und Hügel, Thal und Wald und Fels
Verüber meinen Augen gehn, und nur

Mir das Bedürfniß wecken, jenes Bild,
Das einzige geliebte, zu erhaſchen?
Vom hohen Berg hinab, in's weite Meer,
Was ſoll für mich ein Reichthum der Natur,
Der an Verluſt und Armuth mich erinnert!

Weltgeiſtlicher.

Und neue Güter eigneſt du dir an!

Herzog.

Nur durch der Jugend friſches Auge mag
Das längſt bekannte neubelebt uns rühren,
Wenn das Erſtaunen, das wir längſt verſchmäht,
Von Kindes Munde hold uns wiederklingt.
So hoffe' ich ihr des Reichs bebaute Flächen,
Der Wälder Tiefen, der Gewäſſer Fluth
Bis an das offne Meer zu zeigen, dort
Mich ihres trunknen Blicks in's Unbegränzte
Mit unbegränzter Liebe zu erfreun.

Weltgeiſtlicher.

Wenn du, erhabner Fürſt, des großen Lebens
Beglückte Tage der Beſchauung nicht
Zu widmen trachteteſt, wenn Thätigkeit
Für's Wohl Unzähliger am Throne dir
Zum Vorzug der Geburt den herrlichern
Des allgemeinen, edlen Wirkens gab;
So ruf' ich dich, im Namen aller, auf:
Ermanne dich! und laſſ' die trüben Stunden,
Die deinen Horizont umziehn, für andre,
Durch Troſt und Rath und Hülfe, laſſ' für dich
Auch dieſe Stunden ſo zum Feſte werden.

Herzog.

Wie ſchaal und abgeſchmackt iſt ſolch ein Leben,

Wenn alles Regen, alles Treiben ſtets
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt
Und kein geliebter Zweck euch endlich lohnt.
Den ſah ich nur in ihr, und ſo beſaß
Und ſo erwarb ich mit Vergnügen, ihr
Ein kleines Reich anmuth'ges Glücks zu ſchaffen.
So war ich heiter, aller Menſchen Freund,
Behülflich, wach, zu Rath und That bequem.
Den Vater lieben ſie! ſo ſagt' ich mir,
Dem Vater danken ſie's und werden auch
Die Tochter einſt als werthe Freundin grüßen.

Weltgeiſtlicher.

Zu ſüßen Sorgen bleibt nun keine Zeit!
Ganz andre fordern dich, erhabner Mann!
Darf ich's erwähnen, ich der unterſte
Von deinen Dienern? Jeder ernſte Blick
In dieſen trüben Tagen iſt auf dich,
Auf deinen Werth, auf deine Kraft gerichtet.

Herzog.

Der Glückliche nur fühlt ſich Werth und Kraft.

Weltgeiſtlicher.

So tiefer Schmerzen heiße Qual verbürgt
Dem Augenblick unendlichen Gehalt,
Mir aber auch Verzeihung, wenn ſich, kühn,
Vertraulichkeit von meinen Lippen wagt,
Wie heftig wilde Gährung unten kocht,
Wie Schwäche kaum ſich oben ſchwankend hält;
Nicht jedem wird es klar, dir aber iſt's
Mehr als der Menge, der ich angehöre.
O zaudre nicht, im nahen Sturmgewitter
Das falſch gelenkte Steuer zu ergreifen!

Zum Wohle deines Vaterlands verbanne
Den eignen Schmerz; ſonſt werden tauſend Väter
Wie du um ihre Kinder weinen, tauſend
Und aber tauſend Kinder ihre Väter
Vermiſſen, Angſtgeſchrei der Mütter gräßlich
An hohler Kerkerwand verklingend hallen.
O bringe deinen Jammer, deinen Kummer,
Auf dem Altar des allgemeinen Wohls
Zum Opfer dar, und alle, die du rettеſt,
Gewinnſt du dir als Kinder zum Erſatz.

Herzog.

Aus grauenvollen Winkeln führe nicht
Mir der Geſpenſter dichte Schaar heran,
Die meiner Tochter liebliche Gewalt
Mir zaubriſch oft und leicht hinweggebannt.
Sie iſt dahin, die ſchmeichleriſche Kraft,
Die meinen Geiſt in holde Träume ſang.
Nun drängt das Wirkliche mit dichten Maſſen
An mich heran, und droht mich zu erdrücken.
Hinaus, hinaus! Von dieſer Welt hinweg!
Und lügt mir nicht das Kleid, in dem du wandelſt;
So führe mich zur Wohnung der Geduld,
In's Kloſter führe mich und laſſ' mich dort,
Im allgemeinen Schweigen, ſtumm, gebeugt,
Ein müdes Leben in die Grube ſenken.

Weltgeiſtlicher.

Mir ziemt es kaum dich an die Welt zu weiſen;
Doch andre Worte ſprech' ich kühner aus.
Nicht in das Grab, nicht über's Grab verſchwendet
Ein edler Mann der Sehnſucht hohen Werth.

Er kehrt in ſich zurück und findet ſtaunend
In ſeinem Buſen das Verlorne wieder.

Herzog.

Daß ein Beſitz ſo feſt ſich hier erhält,
Wenn das Verlorne fern und ferner flieht,
Das iſt die Qual, die das geſchiedene,
Für ewig losgeriſſ'ne Glied auf's neue
Dem ſchmerzergriffnen Körper fügen will.
Getrenntes Leben, wer vereinigt's wieder?
Vernichtetes, wer ſtellt es her?

Weltgeiſtlicher.

Der Geiſt!
Des Menſchen Geiſt, dem nichts verloren geht,
Was er von Werth mit Sicherheit beſeſſen.
So lebt Eugenie vor dir, ſie lebt
In deinem Sinne, den ſie ſonſt erhub,
Dem ſie das Anſchaun herrlicher Natur
Lebendig aufgeregt, ſo wirkt ſie noch,
Als hohes Vorbild, ſchützet vor Gemeinem,
Vor Schlechtem dich, wie's jede Stunde bringt,
Und ihrer Würde wahrer Glanz verſcheuchet
Den eitlen Schein, der dich beſtechen will.
So fühle dich durch ihre Kraft beſeelt!
Und gib ihr ſo ein unzerſtörlich Leben,
Das keine Macht entreißen kann, zurück.

Herzog.

Laß eines dumpfen, dunkeln Traumgeflechtes
Verworrne Todesnetze mich zerreißen!
Und bleibe mir, du vielgeliebtes Bild,
Vollkommen, ewig jung und ewig gleich!
Laß deiner klaren Augen reines Licht

Mich immerfort umglänzen! Schwebe vor,
Wohin ich wandle, zeige mir den Weg
Durch dieſer Erde Dornenlabyrinth!
Du biſt kein Traumbild, wie ich dich erblicke;
Du warſt, du biſt. Die Gottheit hatte dich
Vollendet einſt gedacht und dargeſtellt;
So biſt du theilhaft des Unendlichen,
Des Ewigen, und biſt auf ewig mein.

Vierter Aufzug.

Platz am Hafen. Zur einen Seite ein Palast, auf der andern eine Kirche, im Grund eine Reihe Bäume, durch die man nach dem Hafen hinabsieht.

Erster Auftritt.

Eugenie (in einem Schreibbuch geblättert, auf einer Bank im Grunde, mit dem Gesicht nach der See). **Hofmeisterin, Gerichtsrath** (im Vordergrunde).

Hofmeisterin.

Drängt unausweichlich ein betrübt Geschäft
Mich aus dem Mittelpunkt des Reiches, mich
Aus dem Bezirk der Hauptstadt an die Gränze
Des festen Land's zu diesem Hafenplatz:
So folgt mir fr[illegible]g die Sorge, Schritt vor Schritt,
Und deutet mir bedenklich in die Weite.
Wie müssen Rath und Antheil eines Manns,
Der allen edel, zuverlässig gilt,
Mir als ein Leitstern wonniglich erscheinen!
Verzeih daher, wenn ich mit diesem Blatt,
Das mich zu solcher schweren That berechtigt,
Zu dir mich wendend komme, den so lange
Man im Gericht, wo viel Gerechte wirken,
Erst pries als Beistand, nun als Richter preist.

Gerichtsrath
(der indessen das Blatt nachdenkend angesehen).

Nicht mein Verdienst, nur mein Bemühen war
Vielleicht zu preisen. Sonderbar jedoch
Will es mich dünken, daß du eben diesen,
Den du gerecht und edel nennen willst,
In solcher Sache fragen, ihm getrost
Solch ein Papier vor's Auge bringen magst,
Worauf er nur mit Schauder blicken kann.
Nicht ist von Recht, noch von Gericht die Rede;
Hier ist Gewalt! entsetzliche Gewalt,
Selbst wenn sie klug, selbst wenn sie weise handelt.
Anheimgegeben ward ein edles Kind,
Auf Tod und Leben, sag' ich wohl zuviel?
Anheimgegeben deiner Willkür. Jeder,
Sey er Beamter, Kriegsmann, Bürger! Alle
Sind angewiesen dich zu schützen, sie
Nach deines Worts Gesetzen zu behandeln.

(Er gibt das Blatt zurück.)

Hofmeisterin.

Auch hier beweise dich gerecht und laß
Nicht dies Papier allein als Kläger sprechen,
Auch mich, die hart Verklagte, höre nun
Und meinen offnen Vortrag günstig an.
Aus edlem Blut entsproß die Treffliche;
Von jeder Gabe, jeder Tugend schenkt'
Ihr die Natur den allerschönsten Theil,
Wenn das Gesetz ihr andre Rechte weigert.
Und nun verbannt! Ich sollte sie dem Kreise
Der Ihrigen entführen, sie hierher,
Hinüber nach den Inseln sie geleiten.

Gerichtsrath.

Gewiſſem Tod entgegen, der im Qualm
Erhitzter Dünſte ſchleichend überfällt.
Dort ſoll verwelken dieſe Himmelsblume,
Die Farbe dieſer Wange dort verbleichen!
Verſchwinden die Geſtalt, die ſich das Auge
Mit Sehnſucht immer zu erhalten wünſcht.

Hofmeiſterin.

Bevor du richteſt, höre weiter an!
Unſchuldig iſt, bedarf es wohl Betheurung?
Doch vieler Uebel Urſach dieſes Kind.
Sie, als des Haders Apfel, warf ein Gott
Erzürnt in's Mittel zwiſchen zwey Parteyen,
Die ſich, auf ewig nun getrennt, bekämpfen.
Sie will der eine Theil zum höchſten Glück
Berechtigt wiſſen, wenn der andre ſie
Hinabzudrängen ſtrebt. Entſchieden beide. —
Und ſo umſchlang ein heimlich Labyrinth
Verſchmitztes Wirkens doppelt ihr Geſchick,
So ſchwankte Liſt um Liſt im Gleichgewicht,
Bis ungeduld'ge Leidenſchaft zuletzt
Den Augenblick entſchiedenes Gewinns
Beſchleunigte. Da brach von beiden Seiten
Die Schranke der Verſtellung, drang Gewalt,
Dem Staate ſelbſt gefährlich, drohend los,
Und nun, ſogleich der Schuld'gen Schuld zu hemmen,
Zu rügen, trifft ein hoher Götterſpruch
Des Kampfs unſchuld'gen Anlaß, meinen Zögling,
Und reißt verbannend mich mit ihm dahin.

Gerichtsrath.

Ich ſchelte nicht das Werkzeug, rechte kaum

Mit jenen Mächten, die sich solche Handlung
Erlauben können. Leider sind auch sie
Gebunden und gedrängt. Sie wirken selten
Aus freier Ueberzeugung. Sorge, Furcht
Vor größerm Uebel nöthiget Regenten
Die nützlich ungerechten Thaten ab.
Vollbringe was du mußt, entferne dich
Aus meiner Enge reingezognem Kreis.

Hofmeisterin.

Den eben such' ich auf: da dring' ich hin!
Dort hoff' ich Heil! du wirst mich nicht verstoßen.
Den werthen Zögling wünscht' ich lange schon
Vom Glück zu überzeugen, das im Kreise
Des Bürgerstandes hold genügsam weilt.
Entsagte sie der nicht gegönnten Höhe,
Ergäbe sich des biedern Gatten Schutz
Und wendete von jenen Regionen,
Wo sie Gefahr, Verbannung, Tod umlauern,
In's Häusliche den liebevollen Blick;
Gelöst wär' alles, meiner strengen Pflicht
Wär' ich entledigt, könnt' im Vaterland
Vertrauter Stunden mich verweilend freuen.

Gerichtsrath.

Ein sonderbar Verhältniß zeigst du mir!

Hofmeisterin.

Dem klug entschloss'nen Manne zeig' ich's an.

Gerichtsrath.

Du gibst sie frei, wenn sich ein Gatte findet?

Hofmeisterin.

Und reichlich ausgestattet geb' ich sie.

Gerichtsrath.

So übereilt, wer dürfte sich entschließen?

Hofmeisterin.

Nur übereilt bestimmt die Neigung sich.

Gerichtsrath.

Die Unbekannte wählen wäre Frevel.

Hofmeisterin.

Dem ersten Blick ist sie gekannt und werth.

Gerichtsrath.

Der Gattin Feinde drohen auch dem Gatten.

Hofmeisterin.

Versöhnt ist alles, wenn sie Gattin heißt.

Gerichtsrath.

Und ihr Geheimniß wird man's ihm entdecken?

Hofmeisterin.

Vertrauen wird man dem Vertrauenden.

Gerichtsrath.

Und wird sie frei solch einen Bund erwählen?

Hofmeisterin.

Ein großes Uebel dränget sie zur Wahl.

Gerichtsrath.

In solchem Fall zu werben ist es redlich?

Hofmeisterin.

Der Rettende faßt an und klügelt nicht.

Gerichtsrath.

Was forderst du vor allen andern Dingen?

Hofmeisterin.

Entschließen soll sie sich im Augenblick.

Gerichtsrath.

Ist euer Schicksal ängstlich so gestaltet?

Hofmeiſterin.

Im Hafen regt ſich emſig ſchon die Fahrt.

Gerichtsrath.

Haſt du ihr früher ſolchen Bund gerathen?

Hofmeiſterin.

Im Allgemeinen deutet' ich dahin.

Gerichtsrath.

Entfernte ſie unwillig den Gedanken?

Hofmeiſterin.

Noch war das alte Glück ihr allzunah.

Gerichtsrath.

Die ſchönen Bilder werden ſie entweichen?

Hofmeiſterin.

Das hohe Meer hat ſie hinweggeſchreckt.

Gerichtsrath.

Sie fürchtet ſich vom Vaterland zu trennen?

Hofmeiſterin.

Sie fürchter's und ich fürcht' es wie den Tod.
O! laſſ' uns, Edler, glücklich Aufgefundner,
Vergebne Worte nicht bedenklich wechſeln!
Noch lebt in dir, dem Jüngling, jede Tugend,
Die mächt'ges Glaubens, unbedingter Liebe
Zu nie genug geſchätzter That bedarf.
Gewiß umgibt ein ſchöner Kreis dich auch
Von Aehnlichen! Von Gleichen ſag' ich nicht!
O! ſieh dich um in deinem eignen Herzen,
In deiner Freunde Herzen ſieh umher,
Und findeſt du ein überfließend Maß
Von Liebe, von Ergebung, Kraft und Muth;
So werde dem Verdienteſten dieß Kleinod
Mit ſtillem Segen heimlich übergeben!

Gerichtsrath.

Ich weiß, ich fühle deinen Zuſtand, kann
Und mag nicht mit mir ſelbſt, bedächtig ernſt,
Wie Klugheit forderte, zu Rathe gehn!
Ich will ſie ſprechen.

Hofmeiſterin
(tritt zurück gegen Eugenien).

Gerichtsrath.

Was geſchehen ſoll,
Es wird geſchehn! In ganz gemeinen Dingen
Hängt viel von Wahl und Wollen ab; das Höchſte,
Was uns begegnet, kommt wer weiß woher.

Zweyter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath.

Gerichtsrath.

Indem du mir, verehrte Schöne, nahſt,
So zweifl' ich faſt, ob man mich treu berichtet.
Du biſt unglücklich, ſagt man; doch du bringſt,
Wohin du wandelſt, Glück und Heil heran.

Eugenie.

Find' ich den erſten, dem aus tiefer Noth
Ich Blick und Wort entgegen wenden darf,
So mild und edel, als du mir erſcheinſt;
Dieß Angſtgefühl, ich hoffe, wird ſich löſen.

Gerichtsrath.

Ein Vielerfahrner wäre zu bedauern,
Wär' ihm das Loos gefallen, das dich trifft;

Wie ruft nicht erſt bedrängter Jugend Kummer
Die Mitgefühle hülfsbedürftig an!

Eugenie.

So hob ich mich vor kurzem aus der Nacht
Des Todes an des Tages Licht herauf,
Ich wußte nicht wie mir geſchehn! wie hart
Ein jäher Sturz mich lähmend hingeſtreckt.
Da raffi' ich mich empor, erkannte wieder
Die ſchöne Welt, ich ſah den Arzt bemüht
Die Flamme wieder anzufachen, fand
In meines Vaters liebevollem Blick,
An ſeinem Ton mein Leben wieder. Nun
Zum zweytenmal von einem jähern Sturz
Erwach' ich! Fremd und ſchattengleich erſcheint
Mir die Umgebung, mir der Menſchen Wandeln,
Und deine Milde ſelbſt ein Traumgebild.

Gerichtsrath.

Wenn Fremde ſich in unſre Lage fühlen,
Sind ſie wohl näher als die Nächſten, die
Oft unſern Gram als wohlbekanntes Uebel
Mit läſſiger Gewohnheit überſehn.
Dein Zuſtand iſt gefährlich! ob er gar
Unheilbar ſey, wer wagt es zu entſcheiden!

Eugenie.

Ich habe nichts zu ſagen! Unbekannt
Sind mir die Mächte, die mein Elend ſchufen.
Du haſt das Weib geſprochen, jene weiß;
Ich dulde nur dem Wahnſinn mich entgegen.

Gerichtsrath.

Was auch der Obermacht gewalt'gen Schluß

Auf dich herabgerufen, leichte Schuld,
Ein Irrthum, den der Zufall ſchädlich leitet;
Die Achtung bleibt, die Neigung ſpricht für dich.

Eugenie.

Des reinen Herzens treulich mir bewußt,
Sinn' ich der Wirkung kleiner Fehler nach.

Gerichtsrath.

Auf ebnem Boden ſtraucheln iſt ein Scherz,
Ein Fehltritt ſtürzt vom Gipfel dich herab.

Eugenie.

Auf jenen Gipfeln ſchwebt' ich voll Entzücken,
Der Freuden Uebermaß verwirrte mich.
Das nahe Glück berührt' ich ſchon im Geiſt,
Ein köſtlich Pfand lag ſchon in meinen Händen.
Nur wenig Rube! wenige Geduld!
Und alles war, ſo darf ich glauben, mein.
Doch übereilt' ich's, überließ mich raſch
Zudringlicher Verſuchung. — War es das? —
Ich ſah, ich ſprach, was mir zu ſehn, zu ſprechen
Verboten war. Wird ein ſo leicht Vergehn
So hart beſtraft? Ein täglich ſcheinendes,
Scherzhafter Probe gleichendes Verbot,
Verdammt's den Uebertreter ohne Schonung?
O ſo iſt's wahr was uns der Völker Sagen
Unglaublich überliefern! Jenes Apfels
Leichtſinnig augenblicklicher Genuß
Hat aller Welt unendlich Weh verſchuldet.
So ward auch mir ein Schlüſſel anvertraut!
Verbotne Schätze wagt' ich aufzuſchließen,
Und aufgeſchloſſen hab' ich mir das Grab.

Gerichtsrath.

Des Uebels Quelle findeſt du nicht aus,
Und aufgefunden fließt ſie ewig fort.

Eugenie.

In kleinen Fehlern ſuch' ich's, gebe mir
Aus eitlem Wahn die Schuld ſo großer Leiden.
Nur höher! höher wende den Verdacht!
Die beiden, denen ich mein ganzes Glück
Zu danken hoffte, die erhabnen Männer,
Zum Scheine reichten ſie ſich Hand um Hand.
Der innre Zwiſt unſicherer Parteyen,
Der nur in düſtern Höhlen ſich geneckt,
Er bricht vielleicht in's Freie bald hervor!
Und was mich erſt als Furcht und Sorg' umgeben,
Entſcheidet ſich indem es mich vernichtet,
Und droht Vernichtung aller Welt umher.

Gerichtsrath.

Du jammerſt mich! das Schickſal einer Welt
Verkündeſt du nach deinem Schmerzgefühl.
Und ſchien dir nicht die Erde froh und glücklich,
Als du ein heitres Kind auf Blumen ſchrittſt?

Eugenie.

Wer hat es reizender als ich geſehn,
Der Erde Glück mit allen ſeinen Blüthen.
Ach! Alles um mich her, es war ſo reich,
So voll und rein, und was der Menſch bedarf,
Es ſchien zur Luſt, zum Ueberfluß gegeben.
Und wem verdankt' ich ſolch ein Paradies?
Der Vaterliebe dankt' ich's, die beſorgt
Um's Kleinſte wie um's Größte mich verſchwendriſch
Mit Prachtgenüſſen zu erdrücken ſchien,

Und meinen Körper, meinen Geiſt zugleich,
Ein ſolches Wohl zu tragen, bildete.
Wenn alles weichlich Eitle mich umgab,
Ein wonniges Behagen mir zu ſchmeicheln,
So rief mich ritterlicher Trieb hinaus,
Zu Roß und Wagen, mit Gefahr zu kämpfen.
Oft ſehnt' ich mich in ferne Weiten hin,
Nach fremder Lande ſeltſam neuen Kreiſen.
Dorthin verſprach der edle Vater mich,
An's Meer verſprach er mich zu führen, hoffte
Sich meines erſten Blicks in's Unbegränzte
Mit liebevollem Antheil zu erfreun —
Da ſteh' ich nun und ſchaue weit hinaus,
Und enger ſcheint mich's, enger zu umſchließen.
O Gott, wie ſchränkt ſich Welt und Himmel ein,
Wenn unſer Herz in ſeinen Schranken banget.

Gerichtsrath.

Unſelige! die mir, aus deinen Höhen,
Ein Meteor, verderblich niederſtreift,
Und meiner Bahn Geſetz berührend ſtörſt!
Auf ewig haſt du mir den heitern Blick
In's volle Meer getrübt. Wenn Phöbus nun
Ein feuerwallend Lager ſich bereitet,
Und jedes Auge von Entzücken thränt,
Da werd' ich weg mich wenden, werde dich
Und dein Geſchick beweinen. Fern am Rande
Des nachtumgebnen Oceans erblick' ich
Mit Noth und Jammer deinen Pfad umſtrickt!
Entbehrung alles nöthig lang' Gewohnten,
Bedrängniß neuer Uebel, ohne Flucht.
Der Sonne glühendes Geſchoß durchdringt

Ein feuchtes, kaum der Fluth entriſſnes Land.
Um Niederungen ſchwebet, gift'ges Brodems,
Blaudunſt'ger Streifen angeſchwollne Peſt.
Im Vortod ſeh' ich, matt und hingebleicht,
Von Tag zu Tag ein Kummerleben ſchwanken.
O die ſo blühend, heiter vor mir ſteht,
Sie ſoll ſo früh langſames Tods verſchwinden!

Eugenie.

Entſetzen rufſt du mir hervor! Dorthin?
Dorthin verſtößt man mich! In jenes Land,
Als Höllenwinkel mir, von Kindheit auf
In grauenvollen Zügen dargeſtellt.
Dorthin, wo ſich in Sümpfen Schlang' und Tiger
Durch Rohr und Dorngeflechte tückiſch drängen.
Wo peinlich quälend als belebte Wolken
Um Wandrer ſich Inſectenſchaaren ziehn.
Wo jeder Hauch des Windes, unbequem
Und ſchädlich, Stunden raubt und Leben kürzt.
Zu bitten dacht' ich; flehend ſiehſt du nun
Die Dringende. Du kannſt, du wirſt mich retten.

Gerichtsrath.

Ein mächtig ungeheurer Talisman
Liegt in den Händen deiner Führerin.

Eugenie.

Was iſt Geſetz und Ordnung? Können ſie
Der Unſchuld Kindertage nicht beſchützen?
Wer ſeyd denn ihr, die ihr mit leerem Stolz
Durch's Recht Gewalt zu bänd'gen euch berühmt?

Gerichtsrath.

In abgeſchloſſnen Kreiſen lenken wir,
Geſetzlich ſtreng, das in der Mittelhöhe

Des Lebens wiederkehrend Schwebende.
Was droben ſich in ungemeſſnen Räumen,
Gewaltig ſeltſam, hin und her bewegt,
Belebt und tödtet, ohne Rath und Urtheil,
Das wird nach anderm Maß, nach andrer Zahl
Vielleicht berechnet, bleibt uns räthſelhaft.

Eugenie.

Und das iſt alles? Haſt du weiter nichts
Zu ſagen, zu verkünden?

Gerichtsrath.

Nichts!

Eugenie.

Ich glaub' es nicht!
Ich darf's nicht glauben.

Gerichtsrath.

Laſſ'! o laſſ' mich fort!
Soll ich als feig, als unentſchloſſen gelten?
Bedauern, jammern? Soll nicht irgendhin
Mit kühner Hand auf deine Rettung deuten?
Doch läge nicht in dieſer Kühnheit ſelbſt
Für mich die gräßlichſte Gefahr, von dir
Verkannt zu werden? mit verfehltem Zweck
Als frevelhaft unwürdig zuerſcheinen?

Eugenie.

Ich laſſe dich nicht los, den mir das Glück,
Mein altes Glück, vertraulich zugeſendet.
Mich hat's von Jugend auf gehegt, gepflegt,
Und nun im rauhen Sturme ſendet mir's
Den edlen Stellvertreter ſeiner Neigung.
Sollt' ich nicht ſehen, fühlen, daß du Theil
An mir und meinem Schickſal nimmſt? Ich ſehe

Nicht ohne Wirkung hier! du ſinnſt! du denkſt! —
Im weiten Kreiſe rechtlicher Erfahrung
Schauſt du zu meinen Gunſten um dich her.
Noch bin ich nicht verloren! Ja du ſuchſt
Ein Mittel mich zu retten; haſt es wohl
Schon ausgefunden! Mir bekennt's dein Blick,
Dein tiefer, ernſter, freundlich trüber Blick.
O! kehre dich nicht weg! O! ſprich es aus,
Ein hohes Wort, das mich zu heilen tönc.

Gerichtsrath.

So wendet, voll Vertraun, zum Arzte ſich
Der Tieferkrankte, fleht um Linderung,
Fleht um Erhaltung ſchwer bedrohter Tage;
Als Gott erſcheint ihm der erfahrne Mann.
Doch ach! Ein bitter, unerträglich Mittel
Wird nun geboten. Ach! ſoll ihm, vielleicht,
Der edlen Glieder grauſame Verſtümmlung,
Verluſt ſtatt Heilung, angekündigt werden?
Gerettet willſt du ſeyn! Zu retten biſt du,
Nicht herzuſtellen. Was du warſt iſt hin,
Und was du ſeyn kannſt, magſt du's übernehmen?

Eugenie.

Um Rettung aus des Todes Nachtgewalt,
Um dieſes Lichts erquickenden Genuß,
Um Sicherheit des Daſeyns, ruft zuerſt,
Aus tiefer Noth, ein Halbverlorner noch.
Was dann zu heilen ſey, was zu erſtatten,
Was zu vermiſſen, lehre Tag um Tag.

Gerichtsrath.

Und nächſt dem Leben was erſtehſt du dir?

Eugenie.

Des Vaterlandes vielgeliebten Boden!

Gerichtsrath.

Du forderſt viel im einz'gen, großen Wort!

Eugenie.

Ein einzig Wort enthält mein ganzes Glück.

Gerichtsrath.

Den Zauberbann, wer wagt's ihn aufzulöſen?

Eugenie.

Der Tugend Gegenzauber ſiegt gewiß!

Gerichtsrath.

Der obern Macht iſt ſchwer zu widerſtehen.

Eugenie.

Allmächtig iſt ſie nicht die ohre Macht.
Gewiß! dir gibt die Kenntniß jener Formen,
Für Hohe wie für Niedre gleich verbindlich,
Ein Mittel an. Du lächelſt. Iſt es möglich!
Das Mittel iſt gefunden! Sprich es aus!

Gerichtsrath.

Was hülf' es, meine Beſte, wenn ich dir
Von Möglichkeiten ſpräche! Möglich ſcheint
Faſt alles unſern Wünſchen; unſrer That
Setzt ſich von innen wie von außen viel,
Was ſie durchaus unmöglich macht, entgegen;
Ich kann, ich darf nicht reden, laß mich los!

Eugenie.

Und wenn du täuſchen ſollteſt! — Wäre nur,
Für Augenblicke, meiner Phantaſie
Ein zweifelhafter, leichter Flug vergönnt!
Ein Uebel um das andre biete mir!
Ich bin gerettet, wenn ich wählen kann.

Gerichtsrath.

Ein Mittel gibt es, dich im Vaterland
Zurück zu halten. Friedlich iſt's und Manchem
Erſchien es auch erfreulich. Große Gunſt
Hat es vor Gott und Menſchen. Heil'ge Kräfte
Erheben's über alle Willkür. Jedem,
Der's anerkennt, ſich's anzueignen weiß,
Verſchafft es Glück und Ruhe. Vollbeſtand
Erwünſchter Lebensgüter ſind wir ihm,
So wie der Zukunft höchſte Bilder ſchuldig.
Als allgemeines Menſchengut verordnet's
Der Himmel ſelbſt, und ließ dem Glück, der Kühnheit
Und ſtiller Neigung Raum ſich's zu erwerben.

Eugenie.

Welch Paradies in Räthſeln ſtellſt du dar?

Gerichtsrath.

Der eignen Schöpfung himmliſch Erdenglück.

Eugenie.

Was hilft mein Sinnen! ich verwirre mich!

Gerichtsrath.

Errath'ſt du's nicht; ſo liegt es fern von dir.

Eugenie.

Das zeige ſich ſobald du ausgeſprochen.

Gerichtsrath.

Ich wage viel! Der Ehſtand iſt es!

Eugenie.

Wie?

Gerichtsrath.

Geſprochen iſt's, nun überlege du.

Eugenie.

Mich überraſcht, mich ängſtet ſolch ein Wort.

Gerichtsrath.

In's Auge faſſe was dich überraſcht.

Eugenie.

Mir lag es fern in meiner frohen Zeit,
Nun kann ich ſeine Nähe nicht ertragen;
Die Sorge, die Beklemmung mehrt ſich nur.
Von meines Vaters, meines Königs Hand
Mußt' ich dereinſt den Bräutigam erwarten.
Vorellig ſchwärmte nicht mein Blick umher
Und keine Neigung wuchs in meiner Bruſt.
Nun ſoll ich denken was ich nie gedacht,
Und fühlen was ich ſittſam weggewieſen;
Soll mir den Gatten wünſchen, eh' ein Mann
Sich liebenswerth und meiner werth gezeigt,
Und jenes Glück, das Hymen uns verſpricht,
Zum Rettungsmittel meiner Noth entweihen.

Gerichtsrath.

Dem wackern Mann vertraut ein Weib getroſt,
Und wär' er fremd, ein zweifelhaft Geſchick.
Der iſt nicht fremd, wer Theil zu nehmen weiß.
Und ſchnell verbindet ein Bedrängter ſich
Mit ſeinem Retter. Was im Lebensgange
Dem Gatten ſeine Gattin feſſelnd eignet,
Ein Sicherheitsgefühl, ihr werd' es nie
An Rath und Troſt, an Schutz und Hülfe fehlen,
Das löſt im Augenblick ein kühner Mann
Dem Buſen des gefahrumgebnen Weibes,
Durch Wagethat, auf ew'ge Zeiten ein.

Eugenie.

Und mir, wo zeigte ſich ein ſolcher Held?

Gerichtsrath.

Der Männer Schaar iſt groß in dieſer Stadt.

Eugenie.

Doch allen bin und bleib' ich unbekannt.

Gerichtsrath.

Nicht lange bleibt ein ſolcher Blick verborgen!

Eugenie.

O täuſche nicht ein leichtbetrognes Hoffen!
Wo fände ſich ein Gleicher, ſeine Hand
Mir, der Erniedrigten, zu reichen? Dürft' ich
Dem Gleichen ſelbſt ein ſolches Glück verdanken?

Gerichtsrath.

Ungleich erſcheint im Leben viel, doch bald
Und unerwartet iſt es ausgeglichen.
In ew'gem Wechſel wiegt ein Wohl das Weh
Und ſchnelle Leiden unſre Freuden auf.
Nichts iſt beſtändig! Manches Mißverhältniß
Löſt unbemerkt indem die Tage rollen
Durch Stufenſchritte ſich in Harmonie.
Und ach! den größten Abſtand weiß die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Eugenie.

In leere Träume denkſt du mich zu wiegen.

Gerichtsrath.

Du biſt gerettet, wenn du glauben kannſt.

Eugenie.

So zeige mir des Retters treues Bild.

Gerichtsrath.

Ich zeig' ihn dir, er bietet ſeine Hand!

Eugenie.

Du! welch ein Leichtſinn überraſchte dich?

Gerichtsrath.

Entſchieden bleibt auf ewig mein Gefühl.

Eugenie.

Der Augenblick! vermag er ſolche Wunder?

Gerichtsrath.

Das Wunder iſt des Augenblicks Geſchöpf.

Eugenie.

Und Irrthum auch der Uebereilung Sohn.

Gerichtsrath.

Ein Mann, der dich geſehen, irrt nicht mehr.

Eugenie.

Erfahrung bleibt des Lebens Meiſterin.

Gerichtsrath.

Verwirren kann ſie, doch das Herz entſcheidet.
O! laß dir ſagen: wie, vor wenig Stunden,
Ich mit mir ſelbſt zu Rathe ging und mich
So einſam fühlte; meine ganze Lage,
Vermögen, Staud, Geſchäft in's Auge faßte
Und um mich her nach einer Gattin ſann;
Da regte Phantaſie mir manches Bild,
Die Schätze der Erinnrung ſichtend auf,
Und wohlgefällig ſchwebten ſie vorüber.
Zu keiner Wahl bewegte ſich mein Herz.
Doch du erſcheineſt, ich empfinde nun
Was ich bedurfte. Dieß iſt mein Geſchick.

Eugenie.

Die Fremde, Schlechtumgebne, Mißempfohlne,
Sie könnte frohen ſtolzen Troſt empfinden,
Sich ſo geſchätzt, ſich ſo geliebt zu ſehn;
Bedächte ſie nicht auch des Freundes Glück,
Des edlen Manns, der unter allen Menſchen

Vielleicht zuletzt ihr Hülfe bieten mag.
Betriegſt du dich nicht ſelbſt? und wagſt du dich
Mit jener Macht, die mich bedroht, zu meſſen?

Gerichtsrath.

Mit jener nicht allein! — Dem Ungeſtüm
Des rohen Drangs der Menge zu entgehn,
Hat uns ein Gott den ſchönſten Port bezeichnet.
Im Hauſe, wo der Gatte ſicher waltet,
Da wohnt allein der Friede, den vergebens
Im Weiten du da draußen ſuchen magſt.
Unruh'ge Mißgunſt, grimmige Verläumdung,
Verhallendes, parteiiſches Beſtreben,
Nicht wirken ſie auf dieſen heil'gen Kreis!
Vernunft und Liebe hegen jedes Glück,
Und jeden Unfall mildert ihre Hand.
Komm! Rette dich zu mir! Ich kenne mich!
Und weiß was ich verſprechen darf und kann.

Eugenie.

Biſt du in deinem Hauſe Fürſt?

Gerichtsrath.

Ich bin's!
Und jeder iſt's, der Gute wie der Böſe.
Reicht eine Macht denn wohl in jenes Haus,
Wo der Tyrann die holde Gattin kränkt,
Wenn er, nach eignem Sinn, verworren handelt;
Durch Launen, Worte, Thaten, jede Luſt,
Mit Schadenfreude, ſinnreich untergräbt?
Wer trocknet ihre Thränen? Welch Geſetz,
Welch Tribunal erreicht den Schuldigen?
Er triumphirt, und ſchweigende Geduld
Senkt nach und nach verzweifelnd ſie in's Grab.

Nothwendigkeit, Geſetz, Gewohnheit gaben
Dem Mann ſo große Rechte; ſie vertrauten
Auf ſeine Kraft, auf ſeinen Biederſinn. —
Nicht Heldenfauſt, nicht Heldenſtamm, Geliebte,
Verehrte Fremde, weiß ich dir zu bieten!
Allein des Bürgers hohen Sicherſtand.
Und biſt du mein, was kann dich mehr berühren?
Auf ewig biſt du mein, verſorgt, beſchützt.
Der König fordre dich von mir zurück;
Als Gatte kann ich mit dem König rechten.

Eugenie.

Vergiß! Mir ſchwebt noch allzulebhaft vor
Was ich verſcherzte! Du, Großmüthiger,
Bedenkeſt nur was mir noch übrig blieb.
Wie wenig iſt es! Dieſes Wenige
Lehrſt du mich ſchätzen, gibſt mein eignes Weſen
Durch dein Gefühl belebend mir zurück.
Verehrung zoll' ich dir. Wie ſoll ich's nennen?
Dankbare, ſchweſterlich entzückte Neigung!
Ich fühle mich als dein Geſchöpf und kann
Dir leider, wie du wünſcheſt, nicht gehören.

Gerichtsrath.

So ſchnell verſagſt du dir und mir die Hoffnung!

Eugenie.

Das Hoffnungsloſe kündet ſchnell ſich an!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hofmeiſterin.

Hofmeiſterin.

Dem günſt'gen Wind gehorcht die Flotte ſchon,
Die Segel ſchwellen, alles eilt hinab.
Die Scheidenden umarmen thränend ſich,
Und von den Schiffen, von dem Strande wehn
Die weißen Tücher noch den letzten Gruß.
Bald lichtet unſer Schiff die Anker auch!
Komm! Laß uns gehen! Uns begleitet nicht
Ein Scheidegruß, wir ziehen unbeweint.

Gerichtsrath.

Nicht unbeweint, nicht ohne bittern Schmerz
Zurückgelaſſ'ner Freunde, die nach euch
Die Arme rettend ſtrecken. O! Vielleicht
Erſcheint was ihr im Augenblick verſchmäht
Euch bald ein ſehnſuchtswerthes, fernes Bild.

(Zu Eugenien.)

Vor wenigen Minuten nannt' ich dich
Entzückt willkommen! Soll ein Lebewohl
Bebend auf ewig unſre Trennung ſiegeln?

Hofmeiſterin.

Der Unterredung Inhalt, ahn' ich ihn?

Gerichtsrath.

Zum ew'gen Bunde ſiehſt du mich bereit.

Hofmeiſterin
(zu Eugenien).

Und wie erkennſt du ſolch ein groß Erbieten?

Eugenie.

Mit höchſt gerührtes Herzens reinſtem Dank.

Hofmeiſterin.

Und ohne Neigung dieſe Hand zu faſſen?

Gerichtsrath.

Zur Hülfe bietet ſie ſich dringend an.

Eugenie.

Das Nächſte ſteht oft unergreifbar fern.

Hofmeiſterin.

Ach! fern von Rettung ſtehn wir nur zu bald.

Gerichtsrath.

Und haſt du künftig Drohendes bedacht?

Eugenie.

Sogar das letzte Drohende, den Tod.

Hofmeiſterin.

Ein angebotnes Leben ſchlägſt du aus?

Gerichtsrath.

Erwünſchte Feyer froher Bundestage.

Eugenie.

Ein Feſt verſäumt' ich, kein's erſcheint mir wieder.

Hofmeiſterin.

Gewinnen kann, wer viel verloren, ſchnell.

Gerichtsrath.

Nach glänzendem ein dauerhaft Geſchick.

Eugenie.

Hinweg die Dauer, wenn der Glanz verloſch.

Hofmeiſterin.

Wer Mögliches bedenkt läßt ſich genügen.

Gerichtsrath.

Und wem genügte nicht an Lieb' und Treue?

Eugenie.

Den Schmeichelworten widerſpricht mein Herz,
Und widerſtrebt euch beiden ungeduldig.

Gerichtsrath.

Ach allzulästig ſcheint, ich weiß es wohl,
Uns unwillkommne Hülfe! Sie erregt
Nur innern Zwieſpalt. Danken möchten wir,
Und ſind undankbar, da wir nicht empfangen.
Drum laßt uns ſcheiden! doch des Hafenbürgers
Gebrauch und Pflicht vorher an euch erfüllen,
Auf's unfruchtbare Meer, von Landesgaben,
Zum Lebewohl, Erquickungsvorrath widmen.
Dann werd' ich ſtehen, werde ſtarres Blicks
Geſchwollne Segel ferner, immer ferner,
Und Glück und Hoffnung weichend ſchwinden ſehn.

Vierter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

In deiner Hand, ich weiß es, ruht mein Heil,
So wie mein Elend. Laß dich überreden!
Laß dich erweichen! Schiffe mich nicht ein!

Hofmeiſterin.

Du lenkeſt nur was uns begegnen ſoll,
Du haſt zu wählen! Ich gehorche nur
Der ſtarken Hand, ſie ſtößt mich vor ſich hin.

Eugenie.

Und nennſt du Wahl, wenn Unvermeidliches
Unmöglichem ſich gegenüber ſtellt?

Hofmeiſterin.

Der Bund iſt möglich wie der Bann vermeidlich.

Eugenie.

Unmöglich iſt was Edle nicht vermögen.

Hofmeiſterin.

Für dieſen biedern Mann vermagſt du viel.

Eugenie.

In beſſ're Lagen führe mich zurück;
Und ſein Erbieten lohn' ich gränzenlos.

Hofmeiſterin.

Ihn lohne gleich was ihn allein belohnt,
Zu hohen Stufen heb' ihn deine Hand!
Wenn Tugend, wenn Verdienſt den Tüchtigen
Nur langſam fördern, wenn er ſtill entſagend
Und kaum bemerkt ſich andern widmend ſtrebt;
So führt ein edles Weib ihn leicht an's Ziel.
Hinunter ſoll kein Mann die Blicke wenden;
Hinauf zur höchſten Frauen kehr' er ſich!
Gelingt es ihm ſie zu erwerben, ſchnell
Geebnet zeigt des Lebens Pfad ſich ihm.

Eugenie.

Verwirrender, verfälſchter Worte Sinn
Entwikl' ich wohl aus deinen falſchen Reden,
Das Gegentheil erkenn' ich nur zu klar:
Der Gatte zieht ſein Weib unwiderſtehlich
In ſeines Kreiſes abgeſchloſſne Bahn.
Dorthin iſt ſie gebannt, ſie kann ſich nicht
Aus eigner Kraft beſondre Wege wählen,
Aus niedrem Zuſtand führt er ſie hervor,
Aus höhern Sphären lockt er ſie hernieder.
Verſchwunden iſt die frühere Geſtalt,
Verloſchen jede Spur vergangner Tage.

Was ſie gewann, wer will es ihr entreißen?
Was ſie verlor, wer gibt es ihr zurück?

Hofmeiſterin.

So brichſt du, grauſam, dir und mir den Stab.

Eugenie.

Noch forſcht mein Blick nach Rettung hoffnungsvoll.

Hofmeiſterin.

Der Liebende verzweifelt, kannſt du hoffen?

Eugenie.

Ein kalter Mann verlieh' uns beſſern Rath.

Hofmeiſterin.

Von Rath und Wahl iſt keine Rede mehr;
Du ſtürzeſt mich in's Elend, folge mir!

Eugenie.

O daß ich dich noch einmal freundlich hold
Vor meinen Augen ſähe, wie du ſtets
Von früher Zeit herauf mich angeblickt!
Der Sonne Glanz, die alles Leben regt,
Des klaren Monds erquicklich leiſer Schein,
Begegneten mir holder nicht als du.
Was konnt' ich wünſchen? Vorbereitet war's.
Was durft' ich fürchten? Abgelehnt war alles!
Und zog ſich in's Verborg'ne meine Mutter,
Vor ihres Kindes Blicken, früh zurück;
So reichteſt du ein überfließend Maß
Beſorgter Mutterliebe mir entgegen.
Biſt du denn ganz verwandelt? Aeußerlich
Erſcheinſt du mir die vielgeliebte ſelber;
Doch ausgewechſelt iſt, ſo ſcheint's, dein Herz —
Du biſt es noch, die ich um Klein und Großes
So oft gebeten, die mir nichts verweigert.

Gewohnter Ehrfurcht kindliches Gefühl,
Es lehrt mich nun das Höchſte zu erbitten.
Und könnt' es mich erniedrigen, dich nun
An Vaters, Königs, dich an Gottes Statt,
Gebognen Knies um Rettung anzuflehen?

(Sie kniet.)

Hofmeiſterin.

In dieſer Lage ſcheinſt du meiner nur
Verſtellt zu ſpotten. Falſchheit rührt mich nicht.

(hebt Eugenien mit Heftigkeit auf.)

Eugenie.

So hartes Wort, ſo widriges Betragen,
Erfahr' ich das, erleb' ich das von dir?
Und mit Gewalt verſcheuchſt du meinen Traum.
Im klaren Lichte ſeh' ich mein Geſchick!
Nicht meine Schuld, nicht jener Großen Zwiſt,
Des Bruders Tücke hat mich hergeſtoßen
Und mitverſchworen hältſt du mich gebannt.

Hofmeiſterin.

Dein Irrthum ſchwankt nach allen Seiten hin.
Was will der Bruder gegen dich beginnen?
Den böſen Willen hat er, nicht die Macht.

Eugenie.

Sey's wie ihm wolle! Noch verſchmacht' ich nicht
In ferner Wüſte hoffnungsloſen Räumen.
Ein liebend Volk bewegt ſich um mich her,
Ein liebend Volk, das auch den Vaternamen
Entzückt aus ſeines Kindes Mund vernimmt.
Die fordr' ich auf. Aus roher Menge kündet
Ein mächt'ger Ruf mir meine Freiheit an.

Hofmeiſterin.

Die rohe Menge haſt du nie gekannt,
Sie ſtarrt und ſtaunt und zaudert, läßt geſchehn;
Und regt ſie ſich, ſo endet ohne Glück,
Was ohne Plan zufällig ſie begonnen.

Eugenie.

Den Glauben wirſt du mir mit kaltem Wort
Nicht, wie mein Glück mit frecher That, zerſtören.
Dort unten hoff' ich Leben, aus dem Leben,
Dort wo die Maſſe, thätig ſtrömend, wogt,
Wo jedes Herz, mit Wenigem befriedigt,
Für holdes Mitleid gern ſich öffnen mag.
Du hältſt mich nicht zurück! Ich rufe laut,
Wie furchtbar mich Gefahr und Noth bedrängen,
In's wählende Gemiſch mich ſtürzend, aus.

Fünfter Aufzug.

Platz am Hafen.

Erſter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

Mit welchen Ketten führſt du mich zurück?
Gehorch' ich, wider Willen, dießmal auch!
Fluchwürdige Gewalt der Stimme, die
Mich einſt, ſo glatt, zur Folgſamkeit gewöhnte,
Die meines erſten bildſamen Gefühls
Im ganzen Umfang ſich bemeiſterte!
Du warſt es, der ich dieſer Worte Sinn
Zuerſt verdanke, dieſer Sprache Kraft
Und künſtliche Verknüpfung; dieſe Welt
Hab' ich aus deinem Munde, ja, mein eignes Herz.
Nun brauchſt du dieſen Zauber gegen mich,
Du feſſelſt mich, du ſchleppſt mich hin und wieder,
Mein Geiſt verwirrt ſich, mein Gefühl ermattet,
Und zu den Todten ſehn' ich mich hinab.

Hofmeiſterin.

O! hätte dieſe Zauberkraft gewirkt,
Als ich dich dringend, flehentlich, gebeten,
Von jenen hohen Planen abzuſtehn.

Eugenie.

Du ahnteſt ſolch ungeheures Uebel
Und warnteſt nicht den allzuſichern Muth?

Hofmeiſterin.

Wohl durft' ich warnen, aber leiſe nur;
Die ausgeſprochne Sylbe trug den Tod.

Eugenie.

Und hinter deinem Schweigen lag Verbannung!
Ein Todeswort willkommner war es mir.

Hofmeiſterin.

Dieß Unglück, vorgeſehen oder nicht,
Hat mich und dich in gleiches Netz verſchlungen.

Eugenie.

Was kann ich wiſſen welch ein Lohn dir wird,
Um deinen armen Zögling zu verderben.

Hofmeiſterin.

Er wartet wohl am fremden Strande mein!
Das Segel ſchwillt und führt uns beide hin.

Eugenie.

Noch hat das Schiff in ſeine Kerker nicht
Mich aufgenommen. Sollt' ich willig gehn?

Hofmeiſterin.

Und riefſt du nicht das Volk zur Hülfe ſchon?
Es ſtaunte nur dich an und ſchwieg und ging.

Eugenie.

Mit ungeheurer Noth im Kampfe ſchien
Ich dem gemeinen Blick des Wahnſinns Beute.
Doch ſollſt du mir mit Worten, mit Gewa't
Den muth'gen Schritt nach Hülfe nicht verkümmern.
Die Erſten dieſer Stadt erheben ſich,
Aus ihren Häuſern, dem Geſtade zu,
Die Schiffe zu bewundern, die gereiht,
Uns unerwünſcht, das hohe Meer gewinnen.
Schon regt ſich am Palaſt des Gouverneurs
Die Wache. Jener iſt es, der die Stufen
Von Mehreren begleitet niederſteigt.
Ich will ihn ſprechen, ihm den Fall erzählen!
Und iſt er werth, an meines Königs Platz,
Den wichtigſten Geſchäften vorzuſtehn;
So weiſ't er mich nicht unerhört von hinnen.

Hofmeiſterin.

Ich hindre dich an dieſem Schritte nicht,
Doch nennſt du keinen Namen, nur die Sache.

Eugenie.

Den Namen nicht, bis ich vertrauen darf.

Hofmeiſterin.

Es iſt ein edler junger Mann und wird
Was er vermag mit Anſtand gern gewähren.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gouverneur. Adjutanten.

Eugenie.

Dir in den Weg zu treten, darf ich's wagen?
Wirſt du der kühnen Fremden auch verzeihn?

Gouverneur

(nachdem er ſie aufmerkſam betrachtet).

Wer ſich, wie du, dem erſten Blick empfiehlt,
Der iſt gewiß des freundlichſten Empfangs.

Eugenie.

Nicht froh und freundlich iſt es was ich bringe,
Entgegen treibt mich dir die höchſte Noth.

Gouverneur.

Iſt ſie zu heben möglich, ſey mir's Pflicht;
Iſt ſie auch nur zu lindern, ſoll's geſchehn.

Eugenie.

Von hohem Haus entſproß die Bittende:
Doch leider ohne Namen tritt ſie auf.

Gouverneur.

Ein Name wird vergeſſen; dem Gedächtniß
Schreibt ſolch ein Bild ſich unauslöſchlich ein.

Eugenie.

Gewalt und Liſt entreißen, führen, drängen
Mich von des Vaters Bruſt an's wilde Meer.

Gouverneur.

Wer durfte ſich an dieſem Friedensbild
Mit ungeweihter Feindeshand vergreifen?

Eugenie.

Ich ſelbſt vermuthe nur! Mich überraſcht
Aus meinem eignen Hauſe dieſer Schlag.
Von Eigennutz und böſem Rath geleitet
Sann mir ein Bruder dieß Verderben aus,
Und dieſe hier, die mich erzogen, ſteht
Mir unbegreiflich meinen Feinden bei.

Hofmeiſterin.

Ihr ſteh' ich bei und mildre großes Uebel,
Das ich zu heilen leider nicht vermag.

Eugenie.

Ich ſoll zu Schiffe ſteigen fordert ſie!
Nach jenen Ufern führt ſie mich hinüber!

Hofmeiſterin.

Geh' ich auf ſolchem Weg ihr das Geleit,
So zeigt es Liebe, Mutterſorgfalt an.

Gouverneur.

Verzeiht, geſchätzte Frauen, wenn ein Mann,
Der, jung an Jahren, manches in der Welt
Geſehn und überlegt, im Augenblick,
Da er euch ſieht und hört, bedenklich ſtutzt.
Vertrauen ſcheint ihr beide zu verdienen,
Und ihr mißtraut einander beide ſelbſt,
So ſcheint es wenigſtens. Wie ſoll ich nun
Des wunderbaren Knotens Räthſelſchlinge,
Die euch umſtrickt, zu löſen übernehmen?

Eugenie.

Wenn du mich hören willſt, vertrau' ich mehr.

Hofmeiſterin.

Auch ich vermöchte manches zu erklären.

Gouverneur.

Daß uns mit Fabeln oft ein Fremder täuſcht,
Muß auch der Wahrheit ſchaden, wenn wir ſie
In abenteuerlicher Hülle ſehn.

Eugenie.

Mißtraust du mir, ſo bin ich ohne Hülfe:

Gouverneur.

Und traut' ich auch, iſt doch zu helfen ſchwer.

Eugenie.

Nur zu den Meinen ſende mich zurück.

Gouverneur.

Verlorne Kinder aufzunehmen, gar
Entwendete, verſtoßne zu beſchützen,
Bringt wenig Dank dem wohlgeſinnten Mann.
Um Gut und Erbe wird ſogleich ein Streit
Um die Perſon, ob ſie die rechte ſey,
Gehäſſig aufgeregt, und wenn Verwandte
Um's Mein und Dein gefühllos hadern, trifft
Den Fremden, der ſich eingemiſcht, der Haß
Von beiden Theilen, und nicht ſelten gar,
Weil ihm der ſtrengere Beweis nicht glückt,
Steht er zuletzt auch vor Gericht beſchämt.
Verzeih mir alſo, wenn ich nicht ſogleich
Mit Hoffnung dein Geſuch erwiedern kann.

Eugenie.

Ziemt eine ſolche Furcht dem edlen Mann,
Wohin ſoll ſich ein Unterdrückter wenden?

Gouverneur.

Doch wenigſtens entſchuldigſt du gewiß,
Im Augenblick wo ein Geſchäft mich ruft,
Wenn ich, auf morgen frühe, dich hinein
In meine Wohnung lade, dort genauer
Das Schickſal zu erfahren, das dich drängt.

Eugenie.

Mit Freuden werd' ich kommen. Nimm voraus
Den lauten Dank für meine Rettung an!

Hofmeiſterin
(die ihm ein Papier überreicht).

Wenn wir auf deine Ladung nicht erſcheinen,
So iſt dieß Blatt Entſchuldigung genug.

Gouverneur
(der es aufmerkſam eine Weile angeſehen, es zurückgebend).

So kann ich freilich nur beglückte Fahrt,
Ergebung in's Geſchick und Hoffnung wünſchen.

Dritter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

Iſt dieß der Talisman, mit dem du mich
Entführſt, gefangen hältſt, der alle Guten,
Die ſich zu Hülfe mir bewegen, lähmt?
Laß mich es anſehn, dieſes Todes-Blatt!

Mein Elend kenn' ich, nun ſo laß mich auch,
Wer es verhängen konnte, laß mich's wiſſen.

Hofmeiſterin
(die das Blatt offen darreicht).

Hier! Sieh herein.

Eugenie
(ſich wegwendend).

Entſetzliches Gefühl!
Und überlebt' ich's, wenn des Vaters Name,
Des Königs Name mir entgegen blitzte!
Noch iſt die Täuſchung möglich, daß, verwegen,
Ein Fronbeamter die Gewalt mißbraucht,
Und, meinem Bruder fröhnend, mich verletzt.
Da bin ich noch zu retten. Eben dieß
Will ich erfahren! Zeige her!

Hofmeiſterin (wie oben).

Du ſiehſt's!

Eugenie (wie oben).

Der Muth verläßt mich! Nein, ich wag' es nicht.
Sey's wie es will, ich bin verloren, bin
Aus allem Vortheil dieſer Welt geſtoßen;
Entſag' ich denn auf ewig dieſer Welt!
O dieß vergönnſt du mir! du willſt es ja,
Die Feinde wollen meinen Tod, ſie wollen
Mich lebend eingeſcharrt. Vergönne mir
Der Kirche mich zu nähern, die begierig
So manch unſchuldig Opfer ſchon verſchlang.
Hier iſt der Tempel, dieſe Pforte führt
Zu ſtillem Jammer, wie zu ſtillem Glück.

Laß dieſen Schritt mich in's Verborgne thun;
Was mich daſelbſt erwartet, ſey mein Loos.

Hofmeiſterin.

Ich ſehe die Aebtiſſin ſteigt, begleitet
Von zwey der ihren, zu dem Platz herab;
Auch ſie iſt jung, von hohem Haus entſproſſen;
Entdeck' ihr deinen Wunſch, ich hindr' es nicht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Aebtiſſin. Zwey Nonnen.

Eugenie.

Betäubt, verworren, mit mir ſelbſt entzweyt
Und mit der Welt, verehrte heil'ge Jungfrau,
Siehſt du mich hier. Die Angſt des Augenblicks,
Die Sorge für die Zukunft treiben mich
In deine Gegenwart, in der ich Lindrung
Des ungeheuern Uebels hoffen darf.

Aebtiſſin.

Wenn Ruhe, wenn Beſonnenheit und Friede
Mit Gott und unſerm eignen Herzen ſich
Mittheilen läßt; ſo ſoll es, edle Fremde,
Nicht fehlen an der Lehre treuem Wort,
Dir einzuflößen, was der Meinen Glück
Und meins, für heut ſo wie auf ewig, fördert.

Eugenie.

Unendlich iſt mein Uebel, ſchwerlich möcht'
Es durch der Worte göttliche Gewalt

Sogleich zu heilen ſeyn. O! nimm mich auf
Und laß mich weilen, wo du weilſt, mich erſt
In Thränen löſen dieſe Bangigkeit
Und mein erleichtert Herz dem Troſte weihen.

Aebtiſſin.

Wohl hab' ich oft im heiligen Bezirk
Der Erde Thränen ſich in göttlich Lächeln
Verwandeln ſehn, in himmliſches Entzücken,
Doch drängt man ſich gewaltſam nicht herein;
Gar manche Prüfung muß die neue Schweſter,
Und ihren ganzen Werth, uns erſt entwickeln.

Hofmeiſterin.

Entſchiedner Werth iſt leicht zu kennen, leicht
Was du bedingen möchteſt zu erfüllen.

Aebtiſſin.

Ich zweifle nicht am Adel der Geburt,
Nicht am Vermögen, dieſes Hauſes Rechte,
Die groß und wichtig ſind, dir zu gewinnen.
Drum laßt mich bald vernehmen was ihr denkt.

Eugenie.

Gewähre meine Bitte, nimm mich auf!
Verbirg mich vor der Welt, im tiefſten Winkel,
Und meine ganze Habe nimm dahin.
Ich bringe viel und hoffe mehr zu leiſten.

Aebtiſſin.

Kann uns die Jugend, uns die Schönheit rühren,
Ein edles Weſen ſpricht's an unſer Herz;
So haſt du viele Rechte, gutes Kind.
Geliebte Tochter! komm an meine Bruſt!

Eugenie.

Mit dieſem Wort, mit dieſem Herzensdruck
Beſänftigſt du auf einmal alles Toben
Der aufgeregten Bruſt. Die letzte Welle
Umſpühlt mich weichend noch. Ich bin im Hafen.

Hofmeiſterin
(dazwiſchentretend).

Wenn nicht ein grauſam Schickſal widerſtände!
Betrachte dieſes Blatt, uns zu beklagen.
(Sie reicht der Aebtiſſin das Blatt.)

Aebtiſſin (die leſen).

Ich muß dich tadeln, daß du wiſſentlich
So manch vergeblich Wort mit angehört.
Ich beuge vor der höhern Hand mich tief,
Die hier zu walten ſcheint.

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Hofmeiſterin.

Eugenie.

Wie? höhre Hand?
Was meint die Heuchlerin? Verſteht ſie Gott?
Der himmliſch Höchſte hat gewiß nicht hier,
Mit dieſer Frevelthat, zu thun. Verſteht
Sie unſern König? Wohl! ich muß es dulden
Was dieſer über mich verhängt. Allein
Ich will nicht mehr in Zweifel, zwiſchen Furcht
Und Liebe ſchweben, will nicht weibiſch mehr,

Indem ich untergehe, noch des Herzens
Und ſeiner weichlichen Gefühle ſchonen.
Es breche, wenn es brechen ſoll, und nun
Verlang' ich dieſes Blatt zu ſehen, ſey
Von meinem Vater, ſey von meinem König
Das Todesurtheil unterzeichnet. Jener
Gereizten Gottheit, die mich niederſchmettert,
Will ich getroſt in's Auge ſchauend ſtehn.
O! daß ich vor ihr ſtünde. Fürchterlich
Iſt der bedrängten Unſchuld letzter Blick.

Hofmeiſterin.

Ich hab' es nie verweigert, nimm es hin.

Eugenie
(das Papier von außen anſehend).

Das iſt des Menſchen wunderbar Geſchick,
Daß bei dem größten Uebel noch die Furcht
Vor fernerem Verluſt ihm übrig bleibt.
Sind wir ſo reich, ihr Götter! daß ihr uns
Mit Einem Schlag nicht alles rauben könnt?
Des Lebens Glück entriß mir dieſes Blatt,
Und läßt mich größern Jammer noch befürchten.
(Sie entfaltet's.)
Wohlan! Getroſt mein Herz und ſchaudre nicht
Die Neige dieſes bittern Kelchs zu ſchlürfen.
(blickt hinein.)
Des Königs Hand und Siegel!

Hofmeiſterin
(die das Blatt abnimmt).

Gutes Kind,
Bedaure mich, indem du dich bejammerſt.

Ich übernahm das traurige Geſchäft,
Der Allgewalt Befehl vollzieh' ich nur,
Um dir in deinem Elend beizuſtehn,
Dich keiner fremden Hand zu überlaſſen.
Was meine Seele peinigt, was ich noch
Von dieſem ſchrecklichen Ereigniß kenne,
Erfährſt du künftig. Jetzt verzeihe mir,
Wenn mich die eiſerne Nothwendigkeit
Uns unverzüglich einzuſchiffen zwingt.

Sechster Auftritt.

Eugenie (allein), hernach Hofmeiſterin (im Grunde).

Eugenie.

So iſt mir denn das ſchönſte Königreich,
Der Hafenplatz, von Tauſenden belebt,
Zur Wüſte worden und ich bin allein.
Hier ſprechen edle Männer, nach Geſetzen,
Und Krieger lauſchen auf gemeſſnes Wort.
Hier flehen heilig Einſame zum Himmel;
Beſchäftigt ſtrebt die Menge nach Gewinn.
Und mich verſtößt man, ohne Recht und Urtheil,
Nicht Eine Hand bewaffnet ſich für mich,
Man ſchließt mir die Aſyle, niemand mag
Zu meinen Gunſten wenig Schritte wagen.
Verbannung! Ja, des Schreckenworts Gewicht
Erdrückt mich ſchon, mit allen ſeinen Laſten,
Schon fühl' ich mich ein abgeſtorbnes Glied,
Der Körper, der geſunde, ſtößt mich los.

Dem ſelbſtbewußten Todten gleich' ich, der,
Ein Zeuge ſeiner eigenen Beſtattung,
Gelähmt, in halbem Traume, grauſend liegt.
Entſetzliche Nothwendigkeit! Doch wie?
Iſt mir nicht eine Wahl verſtattet? Kann
Ich nicht des Mannes Hand ergreifen, der
Mir einzig edel ſeine Hülfe beut? —
Und könnt' ich das? Ich könnte die Geburt,
Die mich ſo hoch hinaufgerückt, verläugnen!
Von allem Glanze jener Hoffnung mich
Auf ewig trennen! Das vermag ich nicht!
O faſſe mich, Gewalt, mit ehrnen Fäuſten;
Geſchick, du blindes, reiße mich hinweg!
Die Wahl iſt ſchwerer als das Uebel ſelbſt,
Die zwiſchen zweyen Uebeln ſchwankend bebt.

(Hofmeiſterin, mit Leuten, welche Geräthe tragen, geht ſchweigend hinten vorbei).

Sie kommen! tragen meine Habe fort,
Das letzte was von köſtlichem Beſitz
Mir übrig blieb. Wird es mir auch geraubt?
Man bringt's hinüber, und ich ſoll ihm nach.
Ein günſt'ger Wind bewegt die Wimpel ſeewärts,
Bald werd' ich alle Segel ſchwellen ſehn.
Die Flotte löſet ſich vom Hafen ab!
Und nun das Schiff, das mich Unſel'ge trägt.
Man kommt! Man fordert mich an Bord. O Gott!
Iſt denn der Himmel ehern über mir?
Dringt meine Jammerſtimme nicht hindurch?
So ſey's! Ich gehe! Doch mich ſoll das Schiff,
In ſeines Kerkers Räume, nicht verſchlingen.
Das letzte Bret, das mich hinüber führt,

Soll meiner Freiheit erſte Stufe werden.
Empfangt mich dann, ihr Wellen, faßt mich auf,
Und, feſtumſchlingend, ſenket mich hinab,
In eures tiefen Friedens Grabesſchoos.
Und wenn ich dann vom Unbill dieſer Welt
Nichts mehr zu fürchten habe, fühlt zuletzt
Mein bleichendes Gebein dem Ufer zu,
Daß eine fromme Seele mir das Grab,
Auf heim'ſchem Boden wohlgeſinnt bereite.

(Mit einigen Schritten.)

Wohlan denn!

(Hält inne.)

Will mein Fuß nicht mehr gehorchen?
Was feſſelt meinen Schritt, was hält mich hier?
Unſel'ge Liebe zum unwürd'gen Leben!
Du führeſt mich zum harten Kampf zurück.
Verbannung, Tod, Entwürdigung umſchließen
Mich feſt und ängſten mich einander zu.
Und wie ich mich von einem ſchaudernd wende,
So grinſ't das andre mir, mit Höllenblick.
Iſt denn kein menſchlich, iſt kein göttlich Mittel,
Von tauſendfacher Qual mich zu befreien?
O! daß ein einzig ahnungsvolles Wort,
Zufällig, aus der Menge, mir ertönte!
O, daß ein Friedensvogel mir vorbei
Mit leiſem Zittig leitend ſich bewegte!
Gern will ich hin, wohin das Schickſal ruft,
Es deute nur! und ich will gläubig folgen.
Es winke nur, ich will dem heil'gen Winke,
Vertrauend, hoffend, ungeſäumt mich fügen.

Siebenter Auftritt.

Eugenie. Mönch.

Eugenie

(die eine Zeitlang vor ſich hingeſehen, indem ſie die Augen aufſchlägt und den Mönch erblickt).

Ich darf nicht zweifeln, ja! ich bin gerettet!
Ja! dieſer iſt's, der mich beſtimmen ſoll.
Geſendet auf mein Flehn erſcheint er mir,
Der Würdige, Bejahrte, dem das Herz,
Bei'm erſten Blick, vertraut entgegen flieht.

(Ihm entgegen gehend)

Mein Vater! laß den ach! mir nun verſagten,
Verkümmerten, verbotnen Vaternamen
Auf dich, den edlen Fremden, übertragen.
Mit wenig Worten höre meine Noth.
Nicht als dem weiſen, wohlbedächt'gen Mann,
Dem gottbegabten Greiſe leg' ich ſie,
Mit ſchmerzlichem Vertraun, dir an die Bruſt.

Mönch.

Was dich bedrängt eröffne freies Muthes.
Nicht ohne Schickung trifft der Leidende
Mit dem zuſammen, der als höchſte Pflicht
Die Linderung der Leiden üben ſoll.

Eugenie.

Ein Räthſel ſtatt der Klagen wirſt du hören,
Und ein Orakel fordr' ich, keinen Rath.
Zu zwey verhaßten Zielen liegen mir
Zwey Wege vor den Füßen, einer dorthin,
Hierhin der andre, welchen ſoll ich wählen?

Mönch.

Du führſt mich in Verſuchung! Soll ich nur
Als Loos entſcheiden?

Eugenie.

Als ein heilig Loos.

Mönch.

Begreif' ich dich; ſo hebt aus tiefer Noth
Zu höhern Regionen ſich dein Blick.
Erkoren iſt im Herzen eigner Wille,
Entſcheidung hofft du dir vom Waltenden.
Ja wohl! das ewig Wirkende bewegt,
Uns unbegreiflich, dieſes oder jenes,
Als wie von ohngefähr, zu unſerm Wohl,
Zum Rathe, zur Entſcheidung, zum Vollbringen,
Und wie getragen werden wir an's Ziel.
Dieß zu empfinden iſt das höchſte Glück,
Es nicht zu fordern iſt beſcheidne Pflicht,
Es zu erwarten ſchöner Troſt im Leiden.
O! wär' ich doch gewürdigt, nun für dich,
Was dir am beſten frommte, vorzufühlen.
Allein die Ahnung ſchweigt in meiner Bruſt,
Und kannſt du mehr nicht mir vertraun, ſo nimm
Ein fruchtlos Mitleid hin zum Lebewohl.

Eugenie.

Schiffbrüchig faſſ' ich noch die letzte Planke!
Dich halt' ich feſt und ſage wider Willen
Zum letztenmal das hoffnungsloſe Wort:
Aus hohem Haus entſproſſen, werd' ich nun
Verſtoßen, über's Meer verbannt und könnte
Mich durch ein Ehebündniß retten, das

Zu niedren Sphären mich herunter zieht.
Was ſagt nun dir das Herz? verſtummt es noch?

Mönch.

Es ſchweige, bis der prüfende Verſtand
Sich als ohnmächtig ſelbſt bekennen muß.
Du haſt nur Allgemeines mir vertraut,
Ich kann dir nur das Allgemeine rathen.
Biſt du zur Wahl genöthigt unter zwey
Verhaßten Uebeln; faſſe ſie in's Auge,
Und wähle was dir noch den meiſten Raum
Zu heilgem Thun und Wirken übrig läßt,
Was deinen Geiſt am wenigſten begränzt,
Am wenigſten die frommen Thaten feſſelt.

Eugenie.

Die Ehe, merk' ich, rächſt du mir nicht an.

Mönch.

Nicht eine ſolche, wie ſie dich bedroht.
Wie kann der Prieſter ſegnen, wenn das Ja
Der holden Braut nicht aus dem Herzen quillt.
Er ſoll nicht Widerwärt'ges aneinander
Zu immer neu erzeugtem Streite ketten;
Den Wunſch der Liebe, die zum All das Eine,
Zum Ewigen das Gegenwärtige,
Das Flüchtige zum Dauernden erhebt,
Den zu erfüllen iſt ſein göttlich Amt.

Eugenie.

In's Elend über's Meer verbannſt du mich.

Mönch.

Zum Troſte jener dräben ziehe hin.

Eugenie.

Wie ſoll ich tröſten, wenn ich ſelbſt rzweifle?

Mönch.

Ein reines Herz, wovon dein Blick mir zeugt,
Ein edler Muth, ein hoher, freier Sinn,
Erhalten dich und andre, wo du auch
Auf dieſer Erde wandelſt. Wenn du nun
In frühen Jahren ohne Schuld verbannt,
Durch heil'ge Fügung, fremde Fehler büßeſt,
So führſt du, wie ein überirdiſch Weſen,
Der Unſchuld Glück und Wunderkräfte mit.
So ziehe denn hinüber! Trete friſch
In jenen Kreis der Traurigen. Erheitre
Durch dein Erſcheinen jene trübe Welt.
Durch mächt'ges Wort, durch kräft'ge That, erregе
Der tiefgebeugten Herzen eigne Kraft;
Vereine die Zerſtreuten um dich her,
Verbinde ſie einander, alle dir;
Erſchaffe, was du hier verlieren ſollſt,
Dir Stamm und Vaterland und Fürſtenthum.

Eugenie.

Getrauteſt du zu thun was du gebieteſt?

Mönch.

Ich that's! — Als jungen Mann entführte ſchon,
Zu wilden Stämmen, mich der Geiſt hinüber.
In's rohe Leben bracht' ich milde Sitte,
Ich brachte Himmelshoffnung in den Tod.
O! hätt' ich nicht, verführt von treuer Neigung
Dem Vaterland zu nützen, mich zurück
Zu dieſer Wildniß freches Städteleben,
Zu dieſem Wuſt verfeinerter Verbrechen,
Zu dieſem Pfuhl der Selbſtſüchtigkeit gewendet!

Hier feſſelt mich des Alters Unvermögen,
Gewohnheit, Pflichten; ein Geſchick vielleicht,
Das mir die ſchwerſte Prüfung ſpät beſtimmt.
Du aber, jung, von allen Banden frei,
Geſtoßen in das Weite, dringe vor,
Und rette dich! Was du als Elend fühlſt,
Verwandelt ſich in Wohlthat! Eile fort!

Eugenie.

Eröffne klarer! was befürchteſt du?

Mönch.

Im Dunklen drängt das Künft'ge ſich heran,
Das künftig Nächſte ſelbſt erſcheinet nicht
Dem offnen Blick der Sinne, des Verſtands.
Wenn ich beim Sonnenſchein durch dieſe Straßen
Bewundernd wandle, der Gebäude Pracht,
Die felſengleich gethürmten Maſſen ſchaue,
Der Plätze Kreis, der Kirchen edlen Bau,
Des Hafens maſterfüllten Raum betrachte;
Das ſcheint mir alles für die Ewigkeit
Gegründet und geordnet; dieſe Menge
Gewerkſam Thätiger, die, hin und her,
In dieſen Räumen wogt, auch die verſpricht
Sich unvertilgbar ewig herzuſtellen.
Allein wenn dieſes große Bild bei Nacht
In meines Geiſtes Tiefen ſich erneut,
Da ſtürmt ein Brauſen durch die düſtre Luft,
Der feſte Boden wankt, die Thürme ſchwanken,
Gefugte Steine löſen ſich herab
Und ſo zerfällt in ungeformten Schutt
Die Prachterſcheinung. Wenig lebendes

Durchklimmt bekümmert neuentſtandne Hügel,
Und jede Trümmer deutet auf ein Grab.
Das Element zu bändigen vermag
Ein tiefgebeugt, vermindert Volk nicht mehr,
Und raſtlos wiederkehrend füllt die Fluth
Mit Sand und Schlamm des Hafens Becken aus.

Eugenie.

Die Nacht entwaffnet erſt den Menſchen, dann
Bekämpft ſie ihn mit nichtigem Gebild.

Mönch.

Ach! bald genug ſteigt über unſern Jammer
Der Sonne trübgedämpfter Blick heran.
Du aber fliehe, die ein guter Geiſt
Verbannend ſegnete. Leb' wohl und eile!

Achter Auftritt.

Eugenie (allein).

Vom eignen Elend leitet man mich ab
Und fremden Jammer prophezeyt man mir.
Doch wär' es fremd, was deinem Vaterland
Begegnen ſoll? Dieß fällt mit neuer Schwere
Mir auf die Bruſt! Zum gegenwärt'gen Uebel
Soll ich der Zukunft Geiſtesbürden tragen?
So iſt's denn wahr, was in der Kindheit ſchon
Mir um das Ohr geklungen! was ich erſt
Erhorcht, erfragt und nun zuletzt, ſogar
Aus meines Vaters, meines Königs Mund,

Vernehmen mußte. Diesem Reiche droht
Ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben
Gefugten Elemente wollen sich
Nun wechselseitig mehr mit Liebeskraft
Zu stets erneuter Einigkeit umfangen.
Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun jedes
Kalt in sich selbst zurück. Wo blieb der Ahnherrn
Gewalt'ger Geist, der sie zu Einem Zweck
Vereinigte, die feindlich kämpfenden,
Der diesem großen Volk als Führer sich,
Als König und als Vater dargestellt?
Er ist entschwunden! Was uns übrig bleibt
Ist ein Gespenst, das mit vergebnem Streben
Verlorenen Besitz zu greifen wähnt.
Und solche Sorge nähm' ich mit hinüber?
Entzöge mich gemeinsamer Gefahr?
Entflöhe der Gelegenheit, mich kühn
Der hohen Ahnen würdig zu beweisen,
Und jeden, der mich ungerecht verletzt,
In böser Stunde hülfreich zu beschämen?
Nun bist du Boden meines Vaterlands
Mir erst ein Heiligthum, nun fühl' ich erst
Den dringenden Beruf mich anzuklammern.
Ich lasse dich nicht los, und wehes Band
Mich dir erhalten kann, es ist nun heilig.
Wo find' ich jenen gutgesinnten Mann,
Der mir die Hand so traulich angeboten.
An ihn will ich mich schließen! Im Verborgnen
Verwahr' er mich, als reinen Talisman.
Denn, wenn ein Wunder auf der Welt geschieht;
Geschieht's durch liebevolle, treue Herzen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16233359

Die Größe der Gefahr betracht' ich nicht,
Und meine Schwäche darf ich nicht bedenken,
Das alles wird ein günstiges Geſchick,
Zu rechter Zeit, auf hohe Zwecke leiten.
Und wenn mein Vater, mein Monarch mich einſt
Verkannt, verſtoßen, mich vergeſſen, ſoll
Erſtaunt ihr Blick auf der Erhaltnen ruhn,
Die das, was ſie im Glücke zugeſagt,
Aus tiefem Elend zu erfüllen ſtrebt.
Er kommt! Ich ſeh' ihm freudiger entgegen
Als ich ihn ließ. Er kommt. Er ſucht mich auf!
Zu ſcheiden denkt er, bleiben werd' ich ihm.

Neunter Auftritt.

Eugenie. Gerichtsrath. Ein Knabe (mit einem ſchönen Käſtchen).

Gerichtsrath.

Schon ziehn die Schiffe nach einander fort,
Und bald, ſo fürcht' ich, wirſt auch du berufen.
Empfange noch ein herzlich Lebewohl
Und eine friſche Gabe, die auf langer Fahrt
Bekommnen Reiſenden Erquickung athmet.
Gedenke mein! O daß du meiner nicht
Am böſen Tage ſehnſuchtsvoll gedenkeſt!

Eugenie.

Ich nehme dein Geſchenk mit Freuden an,
Es bürgt mir deine Neigung, deine Sorgfalt;

Doch send' es eilig in dein Haus zurück!
Und wenn du denkst wie du gedacht, empfindest
Wie du empfunden, wenn dir meine Freundschaft
Genügen kann, so folg' ich dir dahin.

Gerichtsrath
(nach einer Pause, den Knaben durch einen Wink entfernend).

Ist's möglich? hätte sich, zu meiner Gunst,
In kurzer Zeit, dein Wille so verändert?

Eugenie.

Er ist verändert! aber denke nicht,
Daß Bangigkeit mich dir entgegen treibe.
Ein edleres Gefühl, laß mich's verbergen!
Hält mich am Vaterland, an dir zurück.
Nun sey's gefragt: Vermagst du, hohes Muths,
Entsagung der Entsagenden zu weihen?
Vermagst du zu versprechen: mich, als Bruder,
Mit reiner Neigung zu empfangen? Mir,
Der liebevollen Schwester, Schutz und Rath,
Und stille Lebensfreude zu gewähren?

Gerichtsrath.

Zu tragen glaub' ich alles, nur das eine,
Dich zu verlieren, da ich dich gefunden,
Erscheint mir unerträglich. Dich zu sehen,
Dir nah zu seyn, für dich zu leben, wäre
Mein einzig höchstes Glück. Und so bedinge
Dein Herz allein das Bündniß, das wir schließen.

Eugenie.

Von dir allein gekannt muß ich fortan
Die Welt vermeidend im Verborgnen leben.

Beſitzeſt du ein ſtill entferntes Landgut;
So widm' es mir und ſende mich dahin.

Gerichtsrath.

Ein kleines Gut beſitz' ich, wohlgelegen;
Doch alt und bald verfallen iſt das Haus.
Du kannſt jedoch in jener Gegend bald
Die ſchönſte Wohnung finden, ſie iſt feil.

Eugenie.

Nein! In das altverfallne laß mich ziehn,
Zu meiner Lage ſtimmt es, meinem Sinn.
Und wenn er ſich erheitert, find' ich gleich
Der Thätigkeit bereiten Stoff und Raum.
Sobald ich mich die Deine nenne, laß
Von irgend einem alten zuverläſſ'gen Knecht
Begleitet, mich in Hoffnung einer künft'gen
Beglückten Auferſtehung, mich begraben.

Gerichtsrath.

Und zum Beſuch, wann darf ich dort erſcheinen?

Eugenie.

Du warteſt meinen Ruf geduldig ab.
Auch ſolch ein Tag wird kommen, uns vielleicht
Mit ernſten Banden enger zu verbinden.

Gerichtsrath.

Du legeſt mir zu ſchwere Prüfung auf.

Eugenie.

Erfülle deine Pflichten gegen mich;
Daß ich die meinen kenne, ſey gewiß.
Indem du, mich zu retten, deine Hand

Mir bietest, wagst du viel. Werd' ich entdeckt,
Werd' ich's zu früh; so kannst du vieles dulden.
Ich sage dir das tiefste Schweigen zu.
Woher ich komme, niemand soll's erfahren,
Ja, die entfernten Lieben will ich nur
Im Geist besuchen, keine Zeile soll,
Kein Bote dort mich nennen, wo vielleicht
In meinem Heil ein Funke glühen möchte.

Gerichtsrath.

In diesem wicht'gen Fall was soll ich sagen?
Uneigennütz'ge Liebe kann der Mund
Mit Frechheit oft betheuern, wenn im Herzen
Der Selbstsucht Ungeheuer lauschend grinst.
Die That allein beweis't der Liebe Kraft.
Indem ich dich gewinne, soll ich allem
Entsagen, deinem Blick sogar! Ich will's.
Wie du zum erstenmale mir erschienen,
Erscheinst du bleibend mir, ein Gegenstand
Der Neigung, der Verehrung. Deinetwillen
Wünsch' ich zu leben, du gebietest mir.
Und wenn der Priester sich, sein Lebenlang,
Der unsichtbaren Gottheit niederbeugt,
Die im beglückten Augenblick vor ihn,
Als höchstes Musterbild, vorüberging;
So soll von deinem Dienste mich fortan,
Wie du dich auch verhüllest, nichts zerstreun.

Eugenie.

Ob ich vertraue, daß dein Aeußres nicht,
Nicht deiner Worte Wohllaut lügen kann;
Daß ich empfinde, welch ein Mann du bist,

Gerecht, gefühlvoll, thätig, zuverläſſig,
Davon empfange den Beweis, den höchſten,
Den eine Frau beſonnen geben kann!
Ich zaudre nicht, ich eile dir zu folgen!
Hier meine Hand; wir gehen zum Altar.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Zehnter Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1828.

Inhalt.

Elpenor.
Clavigo.
Stella.
Claudine von Villa Bella.
Erwin und Elmire.

Elpenor.

Ein Trauerspiel.

Fragment.

Personen.

Antiope.
Lykus.
Epopeus.
Evadne.
Polymetis.
Jünglinge.
Jungfrauen.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Evadne. Jungfrauen.

Evadne.

Verdoppelt eure Schritte, kommt herab!
Verweilet nicht zu lange, gute Mädchen,
Kommt herein!
Gewand und Haaren gebt nicht zu viel Sorgfalt!
Iſt das Geſchäft vollbracht, kommt Zeit zum Schmuck.
Zur Arbeit heißt der Morgen rege ſeyn.

Jungfrau.

Hier ſind wir, und die andern folgen gleich.
Wir haben ſelbſt uns dieſem Feſt geweckt;
Du ſieheſt uns bereit, was du befiehlſt, zu thun.

Evadne.

Wohlan, beeifert euch mit mir!
Zwar halb nur freudig, halb mit Widerwillen,
Ruf ich euch auf zum Dienſte dieſes Tags;
Denn er bringt unſrer hochgeliebten Frauen
In Fröhlichkeit gekleidet ſtillen Schmerz.

Jungfrau.

Ja, und uns allen; denn es ſcheidet heute
Der werthe Knabe, den ſo lange ſchon
Die glücklichſte Gewohnheit uns verbindet.
Sag', wie erträgt's die Königin? Gibt ſie gelaſſen
Den theuern Pflegling ſeinem Vater wieder?

Evadne.

Schon wird mir bange für die künft'gen Tage.
Noch ruht der alte Schmerz in ihrer Seele;
Der doppelte Verluſt des Sohns und des Gemahls
Iſt noch nicht ausgeheilt. Und wenn des Knaben
Erheiternde Geſellſchaft ſie verläßt,
Wird ſie dem alten Kummer widerſtehn?
Wie Larven aus der Unterwelt vor andern
Dem Einſamen erſcheinen, rührt Verlaſſne
Aengſtlich der Trauer kalte Schattenhand.
Und wem gibt ſie den lieben Zögling wieder!

Jungfrau.

Ich hab' es auch bedacht.
Nie war der Bruder des Gemahls ihr lieb;
Sein rauh Betragen hielt ſie weit entfernt.
Nie hätten wir geglaubt, daß ſie in ſeinem Sohn
Der ſüßen Liebe Gegenſtand umarmte.

Evadne.

Wär' es ihr eigner, wie belohnte ſie
Der heut'ge Tag für alle Mutterſorgen!
Der ſchöne Knabe ſchreitet feyerlich,
Vor alles Volkes ſehnſuchtsvollen Augen,
Aus der beſchränkten Kindheit niederem Kreis
Auf der beglückten Jugend erſte Stufe;
Doch ſie erfreut es kaum. Ein ganzes Reich

Dankt ihr die Sorg' und ach! in ihrem Busen
Gewinnt der Gram nur neue Luft und Nahrung.
Denn für das schwerste edelste Bemühn
Wird se viel Freude nicht dem Menschen, als Natur
Mit einem einzigen Geschenke leicht gewährt.

Jungfrau.

Ach, welche schönen Tage lebte sie,
Eh' noch das Glück von ihrer Schwelle wich,
Ihr den Gemahl, den Sohn entführend floh
Und unerwartet sie verwaist zurücke ließ!

Evadne.

Laß uns das Angedenken jener Zeiten
So heftig klagend nicht erneuen,
Das Gute schätzen, das ihr übrig blieb,
Im nahverwandten Knaben großen Reichthum.

Jungfrau.

Den nennst du reich, der fremde Kinder nährt?

Evadne.

Wenn sie gerathen, ist auch das vergnüglich.
Ja wohl! Ihr ward ein herrlicher Ersatz
In Lykus Sohne. Hier am einsamen Gestad,
An ihrer Seite wuchs er schnell hervor,
Und er gehört nun ihr durch Lieb' und Bildung.
Dem Vielverwandten gönnt sie herzlich nun
Den Theil des Reichs, der ihrem Sohn
Vom Vater her gebührte,
Ja, gönnt ihm einst was sie an Land und Schätzen
Von ihren Aeltern sich ererbt.
Sie stattet ihn mit allem Segen aus,
Und sucht sich still den Trost im Guten.
Dem Volk ist's besser wenn nur Einer herrscht,

Hört' ich sie sagen, und noch manches Wort,
Womit sie lindernd gern das Uebel priese,
Das sie befiel.

Jungfrau.

Mich dünkt ich sah sie heute froh, das Auge hell.

Evadne.

Mir schien es auch. O mögen ihr die Götter
Ein frisches Herz erhalten!
Denn leichter dient sich einem Glücklichen.

Jungfrau.

Der edler ist, nicht hart im Uebermuth.

Evadne.

Wie wir sie billig preisen, unsre Frau.

Jungfrau.

Ich sah sie fröhlich, fröhlicher den Knaben,
Der Morgensonne Gold auf ihrem Antlitz.
Da schwang sich eine Freude mir durch's Herz,
Die Nacht der alten Tage zu erhellen.

Evadne.

Laß uns nicht weiblich vieles reden
Wo viel zu thun ist.
Die Freude soll dem Dienst nicht schaden, der
Heut mehr gefordert wird als andern Tages.
Laßt eure Lust in eurem Eifer sehen,
Mit dem ein jedes eilt sein Werk zu thun.

Jungfrau.

Verordne du! wir andern säumen nicht.

Evadne.

Daß unsrer Fürstin Herz geöffnet ist,
Hab ich gesehn. Sie will, daß ihre Schätze,
Die still verwahrt dem künftigen Geschlecht

Entgegen ruhten, heut ſich zeigen
Und dieſem Tag gewidmet glänzen;
Daß dieſe Feyer ſich auf Reinlichkeit
Und Ordnung, wie auf zwey Gefährten, würdig lehne.
Was mir vertraut iſt, hab' ich aufgeſchloſſen;
Nun ſorget für den Schmuck der Säle ſelbſt,
Entfaltet die geſtickten Teppiche und deckt
Damit den Boden, Sitze, Tafeln;
Gering- und köſtliches vertheilt mit kluger Wahl!
Bereitet Platz genug für viele Gäſte,
Und ſetzt die kunſtgetriebenen Geſchirre
Zur Augenluſt auf ihre rechten Stellen!
An Speiſ' und Trank ſoll's auch nicht fehlen, denn
So will's die Fürſtin, und ich ſorgte ſo.
Und was den Fremden dargeboten wird,
Soll Anmuth und Gefälligkeit begleiten.
Die Männer, ſeh' ich, haben auch Befehl;
Denn Pferde, Waffen, Wagen
Sind dieſe Feyer zu verherrlichen bewegt.

Jungfrau.

Wir gehen!

Evadne.

Wohl! Ich folge gleich.
Nur hält mich noch der Anblick meines Prinzen.
Dem Morgenſtern vergleichbar naht er, funkelnd, ſchnell,
Laßt mich ihn ſegnen, ihn, der Tauſenden
Ein neues Licht des Glücks aufgehend ſcheint.

Zweyter Auftritt.

Elpenor und Evadne.

Elpenor.

Du, meine Gute, Treue, bist du hier,
Die immer Theil an meiner Freude nimmt?
Sieh, was der Aufgang dieses Tags mir brachte!
Die ich so gerne Mutter nenne will mich heut
Mit vielen Zeichen ihrer Lieb' entlassen.
Den Bogen und den reichbeladnen Köcher
Gab sie mir; von Barbaren
Gewann ihr Vater ihn. Seit meiner ersten Jugend
Gefiel er mir vor allen Waffen wohl,
Die an den hohen Pfeilern hangen.
Ich forderte ihn oft; mit Worten nicht,
Ich nahm ihn von den Pfosten
Und klirrte an der starken Senne;
Dann blickt' ich die Geliebte freundlich an,
Und ging um sie herum, und zauberte
Den Bogen wieder aufzuhängen.
Heut wurde mir der alte Wunsch gewährt.
Er ist nun mein, ich führ' ihn mit mir fort,
Wenn ich den Vater nach der Stadt begleite.

Evadne.

Ein würdiges Geschenk! es sagt dir viel.

Elpenor.

Was denn?

Evadne.

Groß ist der Bogen, schwer zu beugen;
Wenn ich nicht irre, du vermagst es nicht.

Elpenor.

Das werd' ich ſchon.

Evadne.

So denkt die theure Pflegemutter auch.
Vertraut ſie dir, daß du mit Mannskraft
Dereinſt die ſtraffe Sehne ſpannen wirſt;
So winkt ſie dir zugleich, und hofft, daß du
Nach würd'gem Ziel die Pfeile ſenden wirſt.

Elpenor.

O laß mich nur! Noch hab' ich auf der Jagd
Das leichte Reh,
Geringe Vögel nur der niedern Luft erlegt;
Doch wenn ich dich einſt bändige,
Ihr Götter, gebt es bald!
Dann hol' ich ihr aus ſeinen hohen Wolken
Den ſichern Adler herunter.

Evadne.

Wirſt du entfernt von deinen Bergen, deinen Wäldern,
In denen du bisher mit uns gelebt,
Auch deiner erſten Jugendfreuden
Und unſer auch gedenken?

Elpenor.

Und du biſt unerbittlich? willſt nicht mit mir ziehn?
Willſt deine Sorgfalt mir nicht ferner gönnen?

Evadne.

Du gehſt, wohin ich dir nicht folgen kann,
Und deine nächſten Jahre ſchon
Vertragen eines Weibes Sorge kaum.
Der Frauen Liebe nährt das Kind;
Den Knaben ziehn am beſten Männer.

Elpenor.

Sag' mir, wann kommt mein Vater, der mich heut
Nach seiner Stadt zurückführt?

Evadne.

Eher nicht,
Als bis die Sonne hoch am Himmel wandelt.
Dich hat der früheste Morgen aufgeweckt.

Elpenor.

Geschlafen hab' ich nicht, geschlummert nur.
In der bewegten Seele ging mir auf und ab,
Was alles ich heut zu erwarten habe.

Evadne.

Wie du verlangst, so wirst auch du verlangt;
Denn aller Bürger Augen warten dein.

Elpenor.

Sag' an, ich weiß, Geschenke sind bereitet,
Die heute noch von meinem Vater kommen;
Ist dir's bekannt, was bringen wohl die Boten?

Evadne.

Zuvörderst reiche Kleider, das vermuth' ich wohl,
Wie einer haben soll,
Auf den die Augen vieler sind gerichtet,
Damit ihr Blick, der nicht in's Innre dringt,
Sich an dem Aeußern weide.

Elpenor.

Auf etwas andres hoff' ich, meine Liebe!

Evadne.

Mit Schmuck und reicher Zierde
Wird auch dein Vater heut nicht karg seyn.

Elpenor.

Das will ich nicht verachten, wenn es kommt;

Doch rätheſt du als wär' ich eine Tochter.
Ein Pferd wird kommen, groß, muthig und ſchnell;
Was ich ſo lang' entbehrt, das werd' ich haben,
Und eigen haben. Denn was half es mir?
Bald ritt ich dieß, bald das, es war nicht mein,
Und nebenher voll Angſt ein alter Diener.
Ich wollte reiten, und er wollte mich geſund
Nach Hauſe haben.
Am liebſten war ich auf der Jagd
Der Königin zur Seite! doch ich merkt' es wohl,
Wär' ſie allein geweſen,
Sie hätte ſchärfer geritten,
Und ich wohl auch, wär' ich allein geweſen.
Nein, dieſes Pferd, es wird mein eigen bleiben,
Und ich will reiten, es ſoll eine Luſt ſeyn.
Ich hoffe das Thier iſt jung und wild und roh;
Es ſelber zuzureiten wär' mir größte Freude.

Evadne.

Auf dein Vergnügen, hoff' ich, und zugleich
Auf deine Sicherheit iſt man bedacht.

Elpenor.

Vergnügen ſucht der Mann ſich in Gefahren,
Und ich will bald ein Mann ſeyn.
Auch wird mir noch gebracht, errath' es ſchnell, ein Schwert,
Ein größres als ich auf der Jagd geführt,
Ein Schlachtſchwert.
Es biegt ſich wie ein Rohr und ſpaltet
Auf einen Hieb den ſtarken Aſt.
Ja, Eiſen haut es durch und keine Spur
Bleibt auf der Schärfe ſchartig ſitzen.
Sein Griff mit goldnem Drachenhals geziert.

Und Ketten hängen um den Nacken,
Als hätt' ein Held in finſtrer Höhle
Ihn überwältiget, gebunden,
Dienſtbar an's Tageslicht geriſſen.
Im nahen Wald verſuch' ich ſchnell die Klinge;
Dort will ich Bäume ſpaltend niederhauen.

Evadne.

Mit dieſem Muth wirſt du den Feind beſiegen.
Für Freunde Freund zu ſeyn, verleihe dir
Die Grazie des Feuers einen Funken
In deine Bruſt, das auf dem himmliſchen Altar,
Durch ihre ewig reine Hand genährt,
Zu Jovis Füßen brennt.

Elpenor.

Ich will ein treuer Freund ſeyn,
Will theilen was mir von den Göttern wird;
Und wenn ich alles habe was mich freut,
Will ich gern allen andern alles geben.

Evadne.

Nun fahre wohl! Sehr ſchnell ſind dieſe Tage
Mir hingeflohn; wie eine Flamme, die
Nun erſt den Holzſtoß recht ergriffen,
Verzehrt die Zeit das Alter ſchneller als die Jugend.

Elpenor.

So will ich eilen Rühmliches zu thun.

Evadne.

Die Götter geben dir Gelegenheit
Und hohen Sinn, das Rühmliche
Von dem Gerühmten rein zu unterſcheiden.

Elpenor.

Was ſagſt du mir? Ich kann es nicht verſtehn.

Evadne.

Mit Worten, wären's ihrer noch so viel,
Wird dieser Segen nicht erklärt:
Denn es ist Wunsch und Segen mehr als Lehre.
Die geb' ich dir an diesem Tage zum Geleit.
Die ersten Pfade liefst du spielend durch,
Und nun beschreitest du den breitern Weg;
Da folge stets Erfahrenen.
Nicht nützen wird es, würde nur verwirren,
Beschrieb' ich dir bei'm Austritt zu genau
Die fernen Gegenden, die du wandern wirst.
Der beste Rath ist, folge gutem Rath,
Und laß das Alter dir ehrwürdig seyn.

Elpenor.

Das will ich thun.

Evadne.

Erbitte von den Göttern dir Verständige
Und Wohlgesinnte zu Gefährten.
Beleidige nicht das Glück durch Thorheit, Uebermuth;
Der Jugend Fehler wohl begünstigt es,
Doch mit den Jahren fordert's mehr.

Elpenor.

Ja, viel vertrau' ich dir, und deine Frau,
So klug sie ist, weiß ich, vertraut dir viel.
Sie fragte dich gar oft um dieß und jenes,
Wenn du auch nicht bereit antwortetest.

Evadne.

Wer alt mit Fürsten wird lernt vieles, lernt
Zu vielem schweigen.

Elpenor.

Wie gern blieb' ich bei dir, bis ich so weise
Als nöthig ist, um nicht zu fehlen.

Evadne.

Wenn du dich so bedünktest, wäre mehr Gefahr.
Ein Fürst soll einzeln nicht erzogen werden.
Einsam lernt niemand je sich selbst,
Noch wen'ger anderen gebieten.

Elpenor.

Entziehe künftig mir nicht deinen Rath!

Evadne.

Du sollst ihn haben, wenn du ihn verlangst;
Auch unverlangt, wenn du ihn hören kannst.

Elpenor.

Wenn ich vor dir am Feuer saß und du erzähltest
Von Thaten alter Zeit, du einen Guten rühmtest,
Des Edlen Werth erhobst; da glüht' es mir
Durch Mark und Adern.
Ich rief in meinem Innersten:
O wär' ich der, von dem sie spricht!

Evadne.

O möchtest du mit immer gleichem Triebe
Zur Höhe wachsen, die erreichbar ist!
Laß es den besten Wunsch sein.
Den ich mit diesem Abschiedskuß dir weihe!
Theures Kind, leb' wohl!
Ich seh' die Königin sich nahn.

Dritter Auftritt.

Antiope, Elpenor, Evadne.

Antiope.

Ich find' euch hier in freundlichem Gespräch.

Evadne.

Die Trennung heißt der Liebe Bund erneuen.

Elpenor.

Sie ist mir werth, mir wird das Scheiden schwer.

Antiope.

Dem schönsten Willkomm gehst du heut entgegen,
Erfährest erst was du bisher entbehrt.

Evadne.

Hast du noch irgend einen Auftrag, Königin?
Ich geh' hinein, wo vieles zu besorgen ist.

Antiope.

Ich sage nichts, Evadne, heute nicht;
Denn du thust immer was ich loben muß.

Vierter Auftritt.

Antiope. Elpenor.

Antiope.

Und du, mein Sohn, leb' in das Leben wohl!
So sehr als ich dich liebe, scheid' ich doch
Von dir gesetzt und freudig.
Ich war bereit auch so den eignen zu entbehren,
Mit zarten Mutterhänden ihn
Der strengen Pflicht zu überliefern.

Du hast bisher der Liebenden gefolgt;
Geh, lerne nun gehorchen, daß du herrschen lernst.

Elpenor.

Dank! tausend Dank, o meine beste Mutter!

Antiope.

Vergelt' es deinem Vater, daß er mir geneigt,
Mir deiner ersten Jahre schönen Anblick,
Der holden Jugend süßen Mitgenuß gegönnt,
Den einz'gen Trost, als mich das Glück so hart verletzte.

Elpenor.

Oft hab' ich dich bedauert, dir den Sohn
Und mir den Vetter heiß zurückgewünscht.
Welch ein Gespiele wäre das geworden!

Antiope.

Um wenig älter nur als du. Wir beiden Mütter
Versprachen zugleich den Brüdern einen Erben.
Ihr sprosset auf; ein neuer Glanz der Hoffnung
Durchleuchtete der Väter altes Haus
Und überschien das weite gemeinsame Reich.
In beiden Knaben entbrannte neue Lust
Zu leben, mit Verstand zu herrschen und mit Macht
Zu kriegen.

Elpenor.

Sonst zogen sie so oft in's Feld,
Warum denn jetzt nicht mehr?
Die Waffen meines Vaters ruhen lange.

Antiope.

Der Jüngling kämpft, damit der Greis genieße.
Damals traf meinen Gemahl das Loos,
Den Feind jenseit des Meers zu bändigen.
Er trug gewaltsames Verderben

In ihre Städte. Tückiſch lauerte ihm
Und allen Schätzen meines Lebens
Ein feindſeliger Gott auf.
Er zog mit froher Kraft vor ſeinem Heer;
Den theuern Sohn verließ er an der Mutter Bruſt;
Wo ſchien der Knabe ſicherer, als da,
Wo ihn die Götter ſelber hingelegt?
Da ließ er ſcheidend ihn und ſagte: Wachſe wohl!
Und richte deiner erſten Worte Stammeln,
Das Straucheln deiner erſten Tritte,
Entgegen auf der Schwelle deinem Vater,
Der glücklich, ſiegreich, balde wiederkehrt.
Es war ein eitler Segen!

Elpenor.

Dein Kummer greift mich an, wie mich der Muth
Aus deinen Augen glänzend kann entzünden.

Antiope.

Er fiel, von einem tück'ſchen Hinterhalte
Im Laufe ſeines Sieges überwältigt.
Da war von Thränen meine Bruſt des Tags,
Zu Nacht mein einſam Lager heiß.
Den Sohn an mich zu drücken, über ihn
Zu weinen, war des Jammers Labſal.
O den, auch den vom Herzen zu verlieren,
Ertrug ich nicht, und noch ertrag' ich's nicht!

Elpenor.

Ergib dich nicht dem Schmerz und laß auch mich
Dir etwas ſeyn.

Antiope.

O unvorſichtig Weib, die du dich ſelbſt
Und alle deine Hoffnung ſo zerſtört!

Elpenor.

Klagst du dich an, die du nicht schuldig bist?

Antiope.

Zu schwer bezahlt man oft ein leicht Versehn.
Von meiner Mutter kamen Boten über Boten;
Sie riefen mich und bließen meinen Schmerz
An ihrer Seite mich erleichtern.
Sie wollte meinen Knaben sehen,
Auch ihres Alters Trost.
Erzählung und Gespräch und Wiederholung,
Erinnrung alter Zeiten sollte dann
Den tiefen Eindruck meiner Qualen lindern.
Ich ließ mich überreden und ich ging.

Elpenor.

Nenn' mir den Ort! Sag' wo geschah die That?

Antiope.

Du kennst das Gebirg, das von der See hinein
Das Land zur rechten Seite schließt;
Dorthin nahm ich den Weg. Von allen Feinden schien
Die Gegend und von Räubern sicher.
Nur wenig Knechte waren zum Geleit des Wagens
Und eine Frau war bei mir.
Dort ragt ein Fels bei'm Eintritt in's Gebirg hervor,
Ein alter Eichbaum faßt ihn mit den starken Aesten
Und aus der Seite fließt ein klarer Quell.
Dort hielten sie im Schatten, tränkten
Die abgespannten Rosse, wie man pflegt,
Und es zerstreuten sich die Knechte.
Der eine suchte Honig, der im Walde träuft,
Uns zu erquicken;
Der andre hielt die Pferde bei dem Brunnen;

Der dritte hieb der Zweige kühlenden Wedel.
Auf einmal hören sie den Fernsten schreien,
Der Nahe eilt hinzu, und es entsteht
Ein Kampf der Unbewaffneten
Mit kühnen wohlbewehrten Männern,
Die sich hervor aus dem Gebüsche drängen.
Sich heftig wehrend fallen die Getreuen,
Der Fuhrmann auch, der im Entsetzen
Die Pferde fahren läßt, und sich mit Steinen
Hartnäckig der Gewalt entgegensetzt.
Wir fliehn und stehn. Die Räuber glauben leicht
Sich meines Knaben zu bemächtigen;
Doch nun erneuert sich der Streit.
Wir ringen voller Wuth, den Schatz vertheidigend.
Mit unauflösbarn Banden mütterlicher Arme
Umschling' ich meinen Sohn. Die andre hält
Entsetzlich schreiend mit geschwinden Händen
Die eindringende Gewalt ab,
Bis ich zuletzt, vom Schwert getroffen,
Durch Vorsatz oder Zufall weiß ich nicht,
Ohnmächtig niedersinke,
Den Knaben mit dem Leben zugleich
Von meinem Busen lasse,
Und die Gefährtin schwergeschlagen fällt.

Elpenor.

O warum ist man Kind! warum entfernt
Zur Zeit, wo solche Hülfe nöthig ist!
Es ballt die Faust sich mir vor der Erzählung,
Ich hör' die Frauen rufen: Rette! Rache!
Nicht wahr, o Mutter, wen die Götter lieben,
Den führen sie zur Stelle wo man sein bedarf?

Antiope.

So leiteten sie Herkules und Theseus,
So Jason und der alten Helden Chor.
Wer edel ist, den suchet die Gefahr
Und er sucht sie, so müssen sie sich treffen.
Ach, sie erschleicht auch Schwache, denen nichts
Als knirschende Verzweiflung übrig bleibt:
So fanden uns die Hirten des Gebirgs,
Verbanden meine Wunden, führten sorgsam
Die Sterbende zurück; ich kam und lebte.
Mit welchem Gram betrat ich meine Wohnung,
Wo Schmerz und Sorge sich am Herd gelagert.
Wie verbrannt, vom Feind zerstört
Schien mir das wohlbestellte königliche Haus;
Und noch verstummt mein Jammer.

Elyenor.

Erfuhrst du nie, ob ein Verräther,
Ein Feind, wer diese That verübt?

Antiope.

Nach allen Seiten sandte schnell dein Vater Boten,
Ließ von Gewapneten die Küsten
Scharf untersuchen sammt den Bergen; doch umsonst.
Und nach und nach, wie ich genas,
Kam grimmiger der Schmerz zurück,
Und die unbänd'ge Wuth ergriff mein Haupt.
Mit Waffen der Ohnmächtigen
Verfolgt' ich den Verräther.
Ich rief den Donner, rief die Fluth,
Rief die Gefahren an, die leis',
Um schwer zu schaden, auf der Erde schleichen.
Ihr Götter, rief ich aus, ergreift die Noth,

Die über Erd' und Meer blind und gesetzlos schweift!
Ergreift sie mit gerechten Händen,
Und stoßt sie ihm entgegen, wo er kommt.
Wenn er bekränzt mit Fröhlichen
Von einem Fest zurückekehrt;
Wenn er mit Beute schwer beladen seine Schwelle tritt,
Da starr' sie ihm entgegen und ergreif' ihn!
Verwünschung war die Stimme meiner Seele,
Die Sprache meiner Lippe Fluch.

Elpenor.

O glücklich wäre der, dem die Unsterblichen
Die heißen Wünsche deines Grimmes
Zu vollführen gäben!

Antiope.

Wohl! mein Sohn,
Vernimm mir wenig Worten noch mein Schicksal:
Denn es wird das deine.
Dein Vater begegnete mir gut, doch fühlt' ich bald,
Daß ich nun in dem Seinen lebte, seiner Gnade,
Was er mir gönnen wollte, danken mußte.
Bald wandt' ich mich bieher zu meiner Mutter,
Und lebte still bei ihr, bis sie die Götter riefen.
Da ward ich Meisterin von allem, was mein Vater,
Was sie mir hinterließ. Vergebens forscht' ich
Um Nachricht von meinem Verlornen.
Wie mancher Fremde kam und täuschte mich mit Hoffnung!
Ich war geneigt, dem letzten stets zu glauben;
Er ward gekleidet und genährt und endlich doch,
So wie die ersten, lügenhaft erfunden.
Mein Reichthum lockte Freyer; viele kamen
Von nah' und fern, sich um mich her zu lagern,

Die Neigung hieß mich einsam leben,
Um dem Verlangen nach den Schatten
Der Unterwelt voll Sehnsucht nachzuhängen;
Allein die Noth befahl, den Mächtigsten
Zu wählen: denn ein Weib vermag allein nicht viel.
Mit deinem Vater mich zu berathen,
Kam ich in seine Stadt.
Denn ich gesteh' es dir, geliebt hab' ich ihn nie;
Doch seiner Klugheit konnt' ich stets vertrauen.
Da fand ich dich, und mit dem ersten Blicke
War meine Seele ganz dir zugewandt.

Elpenor.

Ich kann mich noch erinnern, wie du kamst.
Ich warf den Ballen weg, womit ich spielte,
Und lief, den Gürtel deines Kleids zu schaun,
Und wollte nicht von dir, als du die Thiere,
Die um ihn her sich schlingend jagen,
Mir wiederholend zeigtest und benanntest.
Es war ein schönes Stück, ich lieb' es noch zu sehn.

Antiope.

Da sprach ich zu mir selbst, als ich betrachtend
Dich zwischen meinen Knien hielt:
So war das Bild, das mir die Wünsche vorbedeutend
Durch meine Wohnungen geführt.
Solch einen Knaben sah ich oft im Geist
Auf meiner Väter altem Stuhl am Herd sich lagern.
So hofft' ich ihn zu führen, ihn zu leiten,
Den lebhaft Fragenden zu unterrichten.

Elpenor.

Das hast du mir gegönnt und mir gethan.

Antiope.

Hier ist er! sagte mir mein Geist, als ich dein Haupt,
In meinen Händen spielend wandte,
Und eifrig dir die lieben Augen küßte;
Hier ist er! Nicht dein eigen, doch deines Stammes.
Und hört' ein Gott ihn, dein Gebet erhörend,
Aus den zerstreuten Steinen des Gebirgs erbilder,
So wär' er dein und deines Herzens Kind;
Er ist der Sohn nah deinem Herzen.

Elpenor.

Von jener Zeit an blieb' ich fest an dir.

Antiope.

Du kanntest bald und liebtest bald die Liebende.
Die Wärt'rin kam, dich zur gewohnten Zeit
Dem Schlaf zu nehmen.
Unwillig ihr zu folgen faßtest du
Mir beiden Armen meinen Hals,
Und wurzeltest dich tief in meine Brust.'

Elpenor.

Noch wohl erinnr' ich mich der Freude,
Als du mich scheidend mit dir führtest.

Antiope.

Schwer war dein Vater zu bereden. Viel
Versucht' ich lange, ich versprach ihm, dein
Als meines eigensten zu wahren.
Laß mir den Knaben! sprach ich, bis die Jugend ihn
Zum ernsten Leben ruft.
Er sey das Ziel von allen meinen Wünschen,
Dem Fremden, wer es sey, versag' ich meine Hand,
Als Witwe will ich leben, will ich sterben.
Ihm sey das Meinige ein schöner Theil

Zu dem, was er beſitzt.
Da ſchwieg dein Vater, ſann dem Vortheil nach.
Ich rief: nimm gleich die Inſeln! nimm ſie hin zum Pfand!
Befeſtige dein Reich, beſchütze meins,
Erhalt' es deinem Sohne! Dieß bewegt' ihn endlich;
Denn Ehrgeiz hat ihn ſtets beherrſcht
Und die Begierde zu befehlen.

Elpenor.

O tadl' ihn nicht!
Den Göttern gleich zu ſeyn, iſt Edler Wunſch.

Antiope.

Du warſt nun mein. Oft hab' ich mich geſcholten,
Daß ich in dir, durch dich
Des ſchrecklichen Verluſtes Lindrung fühlen konnte.
Ich nährte dich; feſt hat die Liebe mich
An dich, doch auch die Hoffnung feſtgebunden.

Elpenor.

O möcht' ich dir doch alles leiſten!

Antiope.

Nicht jene Hoffnung, die im ſtrengen Winter
Mit Frühlingsblumen uns das Haupt umwindet,
Vom Blüthenbaum aus reichen Früchten lächelt;
Nein! umgewendet hatte mir
Das Unglück in der Bruſt die Wünſche,
Und des Verderbens ungemeſſene Begier
In mir entzündet.

Elpenor.

Verhehle nichts! Sprich, laß mich alles wiſſen!

Antiope.

Es iſt nun Zeit, du kannſt vernehmen; höre!
Ich ſah dich wachſen und erſpähte ſtill

Der offnen Neigung Trieb und schöne Kraft.
Da rief ich aus: ja er ward mir geboren!
In ihm der Rächer jener Missethat,
Die mir das Leben zerstückte.

Elpenor.

Gewiß! gewiß!
Ich will nicht ruhen, bis ich ihn entdeckt,
Und grimmig soll die Rache, ungezähmt,
Auf sein verschuldet Haupt nachsinnend wüthen.

Antiope.

Versprich und schwöre mir! Ich führe dich
An den Altar der Götter dieses Hauses.
Ein freudig Wachsthum gönnten dir die Traurigen;
Sie ruhn gebeugt an dem verwais'ten Herde
Und hören uns.

Elpenor.

Ich ehre sie und brächte gern
Der Dankbarkeit bereite Gaben.

Antiope.

Ein Jammer dringt durch der Unsterblichen
Wohlthätig Wesen,
Wenn ihres lang bewahrten Herdes
Letzte Gluth verlischt.
Von keinem neuen Geschlechte leuchtet
Frisch genährte Flamme durch's Haus.
Vergebens fachen sie den glimmenden Rest
Mit himmlischem Odem von neuem empor.
Die Asche zerstiebt in Luft,
Die Kohle versinkt.
Theilnehmend an der Irdischen Schmerzen
Blicken sie dich

Mit halbgesenkten Häuptern an,
Und widerstreben nicht, mißbilligend,
Wenn ich dir zurufe:
Hier am friedlichen, unblutigen Altar
Gelobe, schwöre Rache!

Elpenor.

Hier bin ich! Was du forderst, leist' ich gern.

Antiope.

Rastlos streicht die Rache hin und wieder,
Sie zerstreuet ihr Gefolge
An die Enden der bewohnten Erde
Ueber der Verbrecher schweres Haupt.
Auch in Wüsten treibt sie sich, zu suchen,
Ob nicht da und dort in letzten Höhlen
Ein Verruchter sich verberge,
Schweift sie hin und her und schwebt vorüber,
Eh' sie trifft.
Leise sinken Schauer von ihr nieder,
Und der Böse wechselt ängstlich
Aus Palästen in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freien Himmel,
Wie ein Kranker bang sein Lager wechselt.
Süßer Morgenlüfte Kinderstammeln
In den Zweigen scheint ihm drohend;
Oft in schweren Wolken
Senkt sie nahe sich auf's Haupt ihm, schlägt nicht,
Wender ihren Rücken
Oft dem wohlbewußten, schüchternen Verbrecher.
Ungewiß im Fluge kehrt sie wieder
Und begegnet seinen starren Blicken.
Vor dem Herrschen ihres großen Auges

Ziehet sich, von bösem Krampfe zuckend,
In der Brust das feige Herz zusammen,
Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Busen, dort zu Eis gerinnend.
So begegne du, wenn einst die Götter
Mich erhören,
Mit dem scharfen Finger dir ihn zeigen,
Finster deine Stirn gefaltet jenem Frevler.
Zähl' ihm langsam meiner Jahre Schmerzen
Auf den kahlen Scheitel.
Das Erbarmen, die Versöhnung
Und das Mitgefühl der Menschenqualen,
Guter Könige Begleiterinnen,
Mögen weit zurücktretend
Sich verbergen,
Daß du ihre Hand auch wollend
Nicht ergreifen könnest.
Fasse den geweihten Stein und schwöre,
Aller meiner Wünsche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Gern! Ich schwöre!

Antiope.

Doch nicht er allein sey zum Verderben
Dir empfohlen; auch die Seinen,
Die um ihn und nach ihm seines
Erdenglückes Kraft befest'gen,
Zehre du zu Schatten auf.
Wär' er lang in's Grab gesiegen;
Führe du die Enkel und die Kinder
Zu dem aufgeworfnen durst'gen Hügel,
Gieße dort ihr Blut aus,

Daß es fließend seinen Geist umwittre,
Er im Dunkeln dran sich labe,
Bis die Schaar unwillig Abgeschiedner
Ihn im Sturme weckt.
Grausen komm' auf Erden über alle,
Die sich im Verborgnen sicher dünken,
Heimliche Verräther!
Keiner blicke mehr aus Angst und Sorgen
Nach dem Friedensdach der stillen Wohnung,
Keiner schaue mehr zur Grabesspforte
Hoffend, die sich einmal willig
Jedem auftut und dann unbeweglich,
Strenger als gezoss'nes Erz und Riegel,
Freud' und Schmerzen ewig von ihm scheidet.
Wenn er seine Kinder sterbend segnet,
Starr' ihm in der Hand das letzte Leben,
Und er schaudre, die beweglichen Locken
Der geliebten Häupter zu berühren.
Bei dem kalten, festen, heil'gen Stein,
Berühr' ihn, schwöre,
Aller meiner Wünsche Umfang zu erfüllen!

Elpenor.

Frei war noch mein Herz von Rach' und Grimme;
Denn mir ist kein Unrecht widerfahren.
Wenn wir uns im Spiele leicht entzweiten,
Folgte leichter Friede noch vor Abend.
Du entzündest mich mit einem Feuer,
Das ich nie empfunden; meinem Busen
Hast du einen schweren Schatz vertraut.
Hast zu einer hohen Heldenwürde
Mich erhoben, daß ich nun gewisser

Mit bewußtem Schritt in's Leben eile.
Ja, den ersten schärfsten Grimm des Herzens
Mit dem ersten treusten Schwur der Lippe,
Schwör' ich dir an dieser heil'gen Stätte
Ewig dir und deinem Dienst zu eigen!

Antiope.

Laß mich mit diesem Herzenskuß, mein Eigenster,
Dir aller Wünsche Siegel auf die Stirne drücken.
Und nun tret' ich vor die hohe Pforte
Zu der heil'gen Quelle,
Die aus dem geheimen Felsen sprudelnd
Meiner Mauern alten Fuß benetzet,
Und nach wenig Augenblicken kehr' ich wieder.

Fünfter Auftritt.

Elpenor.

Ich bin begierig zu sehen was sie vorhat.
In sich gekehrt bleibt sie vor'm hellen Strahl
Des Wassers stehn und scheint zu sinnen.
Sorgfältig wäscht sie nun die Hände, dann die Arme,
Besprengt die Stirn, den Busen.
Sie schaut gen Himmel,
Empfängt mit hohler Hand das frische Naß
Und gießt es feverlich zur Erde, dreymal.
Welch eine Weihung mag sie da begehn?
Sie richtet ihren Tritt der Schwelle zu. Sie kommt.

Sechster Auftritt.

Antiope. Elpenor.

Antiope.

Laß mich mit frohem freud'gem Muthe dir
Noch einmal danken.

Elpenor.

Und wofür?

Antiope.

Daß du des Lebens Last von mir genommen.

Elpenor.

Ich dir?

Antiope.

Der Haß ist eine lähm'ge Bürde.
Er senkt das Herz tief in die Brust hinab,
Und legt sich wie ein Grabstein schwer auf alle Freuden.
Nicht im Elend allein ist fröhlicher Liebe
Keiner willkommner Strahl die einzige Tröstung.
Hüllt er in Wolken sich ein,
Ach! dann leuchtet des Glückes
Der Freude flatternd Gewand
Nicht mit erquickenden Farben.
Wie in die Hände der Götter
Hab' ich in deine meinen Schmerz gelegt,
Und stets', wie vom Gebete, ruhig auf.
Weggewaschen hab' ich von mir
Der Rachegöttinnen
Fleckenhinterlassende Berührung.
Weithin führt sie
Allreinigend nun die Welle.

Und ein stiller Keim friedlicher Hoffnung
Hebt, wie durch aufgelockerte Erde, sich empor
Und blickt bescheiden nach dem grünfärbenden Lichte.

Elpenor.

Vertraue mir! Du darfst mir nichts verhehlen.

Antiope.

Ob er noch wandelt unter den Lebendigen,
Den ich als abgeschieden lang betraure?

Elpenor.

Dreyfach willkommen, wenn er uns erschiene.

Antiope.

Sag an, gesteh'! Kannst du versprechen,
Lebt er und zeigt er kommend sein Antlitz,
Gibst du die Hälfte gern, die ihm gebührt, zurück?

Elpenor.

Von allem gern.

Antiope.

Auch hat dein Vater mir's geschworen.

Elpenor.

Und ich versprech' es, schwör's zu deinen
Geweihten heil'gen Händen.

Antiope.

Und ich empfange
Für den Entfernten dein Versprechen, deinen Schwur.

Elpenor.

Doch zeige mir nun an, wie soll ich ihn erkennen?

Antiope.

Wie ihn die Götter führen werden,
Welch Zeugniß sie ihm geben, weiß ich nicht.
Doch merke dir: in jener Stunde,
Als ihn die Räuber mir entrissen, hing

An seinem Hals ein goldnes Kettchen,
Dreyfach schön gewunden,
Und an der Kette hing ein Bild der Sonne
Wohlgegraben.

Elpenor.

Ich verwahre das Gedächtniß.

Antiope.

Ein andres Zeichen noch kann ich dir geben,
Das schwerer nachzuahmen, der Verwandtschaft
Ganz unumstößlich Zeugniß.

Elpenor.

Sage mir's vernehmlich.

Antiope.

Am Nacken trägt er einen braunen Flecken,
Wie ich ihn auch an dir
Mit freudiger Verwundrung schaute.
Von eurem Ahnherrn pflanzte sich dieß Mahl
Auf beide Enkel fort,
In beiden Vätern unsichtbar verborgen.
Darauf gib Acht und prüfe scharfes Sinnes
Der angebornen Tugend sichres Zeichen.

Elpenor.

Es soll sich keiner unterschieben, mich betriegen.

Antiope.

Schöner als das Ziel der Rache
Sey dir dieser Blick in alle Fernen
Deines Wandels. Lebe, lebe wohl!
Ich wiederhole hundertmal,
Was ungern ich zum letztenmale sage,
Und doch muß ich dich lassen, theures Kind!
Die stille hohe Betrachtung

Deines künftigen Geſchickes
Schwebt, wie eine Gottheit,
Zwiſchen Freud' und Schmerzen.
Niemand tritt auf dieſe Welt,
Dem nicht von beiden mancherlei bereitet wäre,
Und den Großen mit großem Maße;
Doch überwiegt das Leben alles,
Wenn die Liebe in ſeiner Schale liegt.
So lang' ich weiß du wandelſt auf der Erde,
Dein Auge ſchaut der Sonne theures Licht
Und deine Stimme ſchallt dem Freunde zu,
Biſt du mir gleich entfernt, ſo fehlt mir nichts zum Glück.
Bleib' mir, daß ich zu meinen lieben Schatten einſt
Geſellt mich deiner lang' erwartend freue,
Und geben dir die Götter jemand
Zu lieben, ſo wie ich dich liebe!
Komm! Viele Worte frommen nicht den Scheidenden.
Laß uns der Zukunft Schmerzen künftig leiden,
Und fröhlich ſey dir eines neuen Lebens Tag.
Die Boten, die der König ſendet, ſäumen nicht;
Sie nahen bald, und ihn erwart' ich auch.
Komm! Laß uns gehn, ſie zu empfangen,
Den Gaben und dem Sinn gleich, die ſie bringen.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Polymetis.

Aus einer Stadt voll sehnlicher Erwartung
Komm' ich, der Diener eines Glücklichen,
Nicht glücklich.
Es sendet mich mein Herr mit viel Geschenken
An seinen Sohn voraus,
Und folgt in wenig Stunden meinem Schritt.
Bald werd' ich eines freyen Knaben Angesicht
Erblicken, doch zur allgemeinen Freude
Verstellt nur meine Stimm' erheben,
Geheimnißvolle Schmerzen
Mit frohen Zügen überkleiden.
Denn hier, hier steckt von altem Hochverrath
Ein ungeheilt Geschwür,
Das sich vom blüh'nden Leben,
Von jeder Kraft in meinem Busen nährt.
Ein König sollte seiner kühnen Thaten
Mitschuldig niemand machen.
Was er, um Kron' und Reich sich zu gewinnen
Und zu befestigen, thut,
Was sich um Kron' und Reich zu thun wohl ziemen mag,
Ist in dem Werkzeug niedriger Verrath.

Doch ja, den lieben ſie und haſſen den Verräther.
Weh' ihm!
In einen Taumel treibt uns ihre Gunſt,
Und wir gewöhnen uns leicht zu vergeſſen,
Was wir der eignen Würde ſchuldig ſind.
Die Gnade ſcheinet ein ſo hoher Preis,
Daß wir den Werth von unſrem Selbſt
Zur Gegengabe viel zu wenig achten.
Wir fühlen uns Geſellen einer That,
Die unſrer Seele fremd war;
Wir dünken uns Geſellen und ſind Knechte.
Von unſrem Rücken ſchwingt er ſich aufs Roß,
Und raſch hinweg iſt der Reiter
In ſeinem Ziel,
Eh' wir das ſorgenvolle Angeſicht
Vom Boden heben.
Nach meinen Lippen dringt das ſchreckliche Geheimniß.
Entdeck' ich es, bin ich ein doppelter Verräther;
Entdeck' ich's nicht, ſo ſiegt der ſchändlichſte Verrath.
Geſellin meines ganzen Lebens,
Verſchwiegene Verſtellung,
Willſt du den ſanften, den gewalt'gen Finger
Im Augenblicke mir vom Munde heben?
Soll ein Geheimniß, das ich nun ſo lange,
Wie Philoctet den alten Schaden,
Als einen ſchmerzbeladnen Feind ernähre,
Soll es ein Fremdling meinem Herzen werden?
Und wie ein anderes gleichgültig's Wort
In Luft zerfließen?
Du biſt mir ſchwer und lieb, du ſchwarzes Bewußtſeyn,
Du ſtärkſt mich quälend;

Doch deine Reifezeit erscheinet bald.
Noch zweifl' ich, und wie bang ist da der Zweifel,
Wenn unser Schicksal am Entschluß hängt!
O gebt ein Zeichen mir, ihr Götter!
Löst meinen Mund, verschließt ihn, wie ihr wollt!

Zweyter Auftritt.

Elpenor. Polymetis.

Elpenor.

Willkommen, Polymetis, der du von Alters her
Durch Freundlichkeit und guten Willen schon
Genug bekannt bist, hochwillkommen heute!
O sage mir, was bringst du? Kommt es bald?
Wo sind die Deinen? wo des Königs Diener?
Darfst du entdecken, was mir dieser Tag bereitet?

Polymetis.

Mein theurer Prinz!

Wie? Du erkennst den alten Freund sogleich!
Und ich nach eines kurzen Jahrs Entfernung
Muß fragen, ist er's wirklich?
Das Alter stockt, wie ein bejahrter Baum,
Und wenn er nicht verdorrt, scheint er derselbe.
Aus deiner lieblichen Gestalt, du süßer Knabe,
Entwickelt jeder Frühling neue Reize.
Man möchte dich stets halten wie du bist,
Und immer, was du werden sollst, genießen.
Die Boten kommen bald, die du mit Recht erwartest;
Sie bringen dir Geschenke deines Vaters,
Und die sind deiner und des Tages wert).

Elpenor.

Verzeih' der Ungeduld! Schon viele Nächte
Kann ich nicht schlafen. Manchen Morgen schon
Lauf' ich den Fels hervor und seh' mich um,
Und schaue nach der Ebene,
Als wollt' ich sie, die Kommenden, erblicken,
Und weiß sie kommen nicht.
Jetzt, da sie nah sind, halt' ich es nicht aus,
Und komme, ihnen zu begegnen.
Hörst du der Rosse Stampfen? Hörst du ein Geschrei?

Polymetis.

Noch nicht, mein Prinz; ich ließ sie weit zurück.

Elpenor.

Sag', ist's ein schönes Pferd, das heut mich tragen soll?

Polymetis.

Ein Schimmel, lebhaft, fromm und glänzend wie das Licht.

Elpenor.

Ein Schimmel, sagst du mir! Soll ich mich dir vertraun?
Soll ich's gestehn? Ein Rappe wär' mir lieber.

Polymetis.

Du kannst sie haben, wie du sie begehrst.

Elpenor.

Ein Pferd von dunkler Farbe greift viel feuriger
Den Boden an. Denn soll es je mir werth seyn,
Muß es mit Noth nur hinter andern
Gehalten werden, keinen Vermahnungen leiden,
Muß setzen, klettern, vor rauschenden Fahnen,
Vor gefällten Speeren sich nicht scheuen,
Und der Trompete rasch entgegen wiehern.

Polymetis.

Ich sehe wohl, mein Prinz, ich hatte Recht

Und kannte dich genau.
Unschlüssig war dein Vater, was er senden sollte.
Sey nicht besorgt, o Herr, so sagt' ich ihm,
Der Feyerkleider und des Schmuckes ist genug;
Nur Waffen send' ihm viel und alte Schwerter.
Kann er sie jetzt nicht führen,
So wird die Hoffnung ihm die Seele heben,
Und künft'ge Kraft ihm in der jungen Faust
Vorahnend zucken.

Elpenor.

O schönes Glück! O lang' erwarteter,
O Freudentag! Und du, mein alter Freund,
Wie dank' ich dir, wie soll ich dir's vergelten,
Daß du für mich, nach meinem Wunsch, gesorgt!

Polymetis.

Mir wohlzuthun und vielen, liegt in deiner Hand.

Elpenor.

Sag', ist's gewiß? Das alles soll ich haben?
Und bringen sie das alles?

Polymetis.

Ja, und mehr!

Elpenor.

Und mehr?

Polymetis.

Und vieles mehr!
Sie bringen dir, was Geld nicht kaufen kann,
Und was das stärkste Schwert dir nicht erwirbt,
Was niemand gern entbehrt, an dessen Schatten
Der Stolze, der Tyrann sich weiden mag.

Elpenor.

O nenne mir den Schatz und laß mich nicht
Vor diesem Räthsel stutzen.

Polymetis.

Die edlen Jünglinge,
Die Knaben, die dir heut entgegen gehen,
Sie tragen in der Bruſt ein dir ergebnes Herz,
Voll Hoffnung und voll Zutraun,
Und ihre fröhlichen Geſichter ſind
Ein Vorbild vieler Tauſende,
Die dich erwarten.

Elpenor.

Drängt ſich das Volk ſchon auf den Straßen früh?

Polymetis.

Ein jeglicher vergißt der Noth, der Arbeit,
Und der Bequemſte rafft ſich auf.
Sein dringendes Bedürfniß iſt nur dich zu ſehn,
Und harrend fühlt ein jeder
Zum zweitenmal die Freude des Tages,
Der dich gebar.

Elpenor.

Wie fröhlich will ich Fröhlichen begegnen!

Polymetis.

O daß ihr Blick dir tief die Seele durchdringe!
Denn ſolch' ein Blick
Begegnet keinem, ſelbſt dem König nicht.
Was gern der Greis von guter alter Zeit erzählt,
Was von der Zukunft ſich der Jüngling träumt,
Knüpft Hoffnung in den ſchönſten Kranz zuſammen
Und hält verſprechend ihn ob jenem Ziel,
Das deinen Tagen aufgeſteckt iſt.

Elpenor.

Wie meinen Vater ſollen ſie mich lieben
Und ehren.

Polymetis.

Gern verſprechen ſie dir mehr.
Ein alter König drängt die Hoffnungen der Menſchen
In ihre Herzen tief zurück,
Und feſſelt dort ſie ein.
Der Anblick aber eines neuen Fürſten
Befreit die lang' gebundnen Wünſche.
Im Taumel dringen ſie hervor,
Genießen übermäßig, thöricht oder klug,
Des ſchwer entbehrten Athems.

Elpenor.

Ich will den Vater bitten, daß er Wein und Brot,
Und von den Heerden, was er leicht entbehrt,
Dem Volk vertheilt.

Polymetis.

Er wird es gern. Den Tag,
Den uns die Götter einmal nur im Leben
Gewähren können, feyre jeder hoch.
Wie ſelten öffnet ſich der Menſchen Herz zuſammen!
Ein jeder iſt für ſich beſorgt. Unſinn und Wuth
Durchſtammt ein Volk weit eh'r als Lieb' und Freude.
Du wirſt die Vater ſehn, die Hände
Auf ihrer Söhne Haupt gelegt,
Mit Eifer deuten: Sieh, dort kommt er!
Der Hohe blickt den Niedern an, wie Seinesgleichen.
Zu ſeinem Herrn erhebt der Knecht
Ein offnes frohes Aug', und der Beleidigte
Begegnet ſanft des Widerſachers Blick,
Und läd't ihn ein zur milden Reue,
Zum offnen, weichen Mitgenuß des Glücks.
So miſcht der Freud' unſchuld'ge Kinderhand

Die willgen Herzen, ſchafft ein Feſt,
Ein ungekünſteltes, den goldnen Tagen gleich,
Da noch Saturn der jungen Erde
Gelind als ein geliebter Vater vorſtand.

Elpenor.

Wie viel Geſpielen hat man mir beſtimmt?
Hier hatt' ich drey, wir waren gute Freunde,
Oft uneins und bald wieder eins.
Wenn ich erſt eine Menge haben werde,
Dann wollen wir in Freund und Feind uns theilen,
Und Wachen, Lager, Ueberfall und Schlachten
Recht ernſtlich ſpielen. Kennſt du ſie?
Sind's willge, gute Knaben?

Polymetis.

Du hätteſt ſollen das Gedränge ſehn,
Wie jeder ſeinen Sohn, und wie die Jünglinge
Sich ſelbſt mit Eifer boten! Von den Edelſten,
Den Beſten ſind dir Zwölfe zugewählt,
Die immer dienſtlich deiner warten ſollen.

Elpenor.

Doch kann ich wohl noch mehr zum Spiele fordern?

Polymetis.

Du haſt ſie alle gleich auf einen Wink.

Elpenor.

Ich will ſie ſondern, und die Beſten ſollen
Auf meiner Seite ſeyn.
Ich will ſie führen ungebahnte Wege;
Sie werden kletternd ſchnell den ſichern Feind
In ſeiner Felſenburg zu Grunde richten.

Polymetis.

Mit dieſem Geiſte wirſt du, theurer Prinz,

Zum Jugendspiel die Knaben, bald das ganze Volk
Zum ernsten Spiele führen.
Ein jeder fühlt sich hinter dir,
Ein jeder von dir nachgezogen.
Der Jüngling hält die rasche Gluth zurück
Und wartet auf dein Auge,
Wohin es Leben oder Tod gebietet.
Gern irrt auch der erfahrne Mann mit dir,
Und selbst der Greis entsagt der schwererworbnen Weisheit,
Und kehrt noch einmal in das Leben
Zu dir theilnehmend rasch zurück.
Ja, dieses graue Haupt wirst du an deiner Seite
Dem Sturm entgegen sehn, und diese Brust
Vergießt ihr letztes Blut, vielleicht, weil du dich irrtest.

Elpenor.

Wie meinst du? O es soll euch nicht gereuen.
Ich will gewiß der erste seyn wo's Noth hat,
Und euer Aller Zutraun muß mir werden.

Polymetis.

Das flößten reichlich schon die Götter
Dem Volke für den jungen Fürsten ein.
Es ist ihm leicht und schwer, es zu erhalten.

Elpenor.

Es soll mir keiner es entziehen;
Wer brav ist, soll es mit mir seyn.

Polymetis.

Du wirst nicht Glückliche allein beherrschen.
In stillen Winkeln liegt der Druck des Elends,
Der Schmerzen, auf so vielen Menschen;
Verworfen scheinen sie, weil sie das Glück verwarf,
Doch folgen sie dem Muthigen auf seinen Wegen

Unſichtbar nach und ihre Bitte dringt
Bis zu der Götter Ohr. Geheimnisvolle Hülfe
Kommt von dem Schwachen oft dem Stärkeren zu gute.

Elpenor.

Ich hör', ich hör' den Freudenruf
Und der Trompete Klang vom Thal herauf.
O laß mich ſchnell! Ich will den ſteilen Pfad
Hinab den Kommenden entgegen;
Du folge, lieber Freund, den großen Weg,
Und willſt du, bleibe hier!

Dritter Auftritt.

Polymetis.

Wie Schmeicheln dem Knaben ſchon ſo lieblich klingt!
Und [illegible] unſchuldig iſt der Hoffnung Schmeicheln.
Wenn wir dereinſt zu dem, was wir mißbilligen,
Dich loben müſſen, härter fühlen wir's.
Der preiſe glücklich ſich, der von
Den Göttern dieſer Welt entfernt lebt.
Verehr' und fürcht' er ſie und danke ſtill,
Wenn ihre Hand gelind das Volk regiert.
Ihr Schmerz berührt ihn kaum und ihre Freude
Kann er unmäßig theilen.
O weh mir! doppelt weh mir heute!
Du ſchöner muntrer Knabe, ſollſt du leben?
Soll ich das Ungeheur, das dich zerreißen kann,
In ſeinen Klüften angeſchloſſen halten?
Die Königin ſoll erfahren,

Welch ſchwarze That dein Vater gegen ſie verübt?
Willſt du mir's lohnen, wenn ich ſchweige?
Wird eine Treue, die nicht rauſcht, empfunden?
Was hab' ich Alter noch von dir zu hoffen?
Ich werde dir zur Laſt ſeyn.
Du wirſt vorübergehend mit einem Händedruck
Mich ſehr befriedigt halten.
Vom Strome Gleichgeſinnter wirſt du fortgeriſſen,
Indeß dein Vater uns mit ſchwerem Scepter beherrſcht.
Nein! ſoll mir je noch eine Sonne ſcheinen,
So muß ein ungeheurer Zwiſt das Haus zerrütten,
Und wann die Noth mit tauſend Armen eingreift,
Dann wird man wieder unſern Werth
Wie in den erſten, den verworrnen Zeiten, fühlen;
Dann wird man uns, wie ein veraltet Schwert,
Vom Pfeiler eifrig nehmen,
Den Roſt von ſeiner Klinge tilgen.
Hervor aus euren Grüften,
Ihr alten Larven verborgner ſchwarzer Thaten,
Wo ihr gefangen lebt! Die ſchwere Schuld erſtirbt nicht!
Auf! Umgebt mit dumpfem Nebel
Den Thron, der über Gräbern aufgebaut iſt,
Daß Entſetzen, wie ein Donnerſchlag,
Durch alle Buſen fahre!
Freude verwandelt in Knirſchen!
Und vor den ausgeſtreckten Armen
Scheitre die Hoffnung!

Clavigo.

Ein Trauerspiel.

Personen.

Clavigo, Archivarius des Königs.
Carlos, dessen Freund.
Beaumarchais.
Marie Beaumarchais.
Sophie Guilbert, geborne Beaumarchais.
Guilbert, ihr Mann.
Buenco.
Saint George.

(Der Schauplatz ist zu Madrit.)

Erſter Akt.

Clavigo's Wohnung.

Clavigo. Carlos.

Clavigo (vom Schreibtiſch aufſtehend.)

Das Blatt wird eine gute Wirkung thun, es muß alle Weiber bezaubern. Sag' mir, Carlos, glaubſt du nicht daß meine Wochenſchrift jetzt eine der erſten in Europa iſt?

Carlos. Wir Spanier wenigſtens haben keinen neuern Autor, der ſo viel Stärke des Gedankens, ſo viel blühende Einbildungskraft mit einem ſo glänzenden und leichten Stil verbände.

Clavigo. Laſſ mich. Ich muß unter dem Volke noch der Schöpfer des guten Geſchmacks werden. Die Menſchen ſind willig allerlei Eindrücke anzunehmen; ich habe einen Ruhm, ein Zutrauen unter meinen Mitbürgern; und, unter uns geſagt, meine Kenntniſſe breiten ſich täglich aus; meine Empfindungen

erweitern sich, und mein Stil bildet sich immer wahrer und stärker.

Carlos. Gut, Clavigo. Doch wenn du mir's nicht übel nehmen willst, so gefiel mir damals deine Schrift weit besser, als du sie noch zu Mariens Füßen schriebst, als noch das liebliche muntere Geschöpf auf dich Einfluß hatte. Ich weiß nicht, das Ganze hatte ein jugendlicheres, blühenderes Ansehen.

Clavigo. Es waren gute Zeiten, Carlos, die nun vorbei sind. Ich gestehe dir gern, ich schrieb damals mit offnerem Herzen: und wahr ist's, sie hatte viel Antheil an dem Beifall, den das Publicum mir gleich Anfangs gewährte. Aber in der Länge, Carlos, man wird der Weiber gar bald satt; und warst du nicht der erste meinem Entschluß Beifall zu geben, als ich mir vornahm sie zu verlassen?

Carlos. Du wärst versauert. Sie sind gar zu einförmig. Nur, dünkt mich, wär's wieder Zeit, daß du dich nach einem neuen Plan umsähest, es ist doch auch nichts wenn man so ganz auf'm Sand' ist.

Clavigo. Mein Plan ist der Hof, und da gilt kein Feyern. Hab' ich's für einen Fremden, der ohne Stand, ohne Namen, ohne Vermögen hierher kam, nicht weit genug gebracht! hier an einem Hofe! unter dem Gedräng von Menschen, wo es schwer hält sich bemerken zu machen? Mir ist's so wohl, wenn ich den Weg ansehe, den ich zurückgelegt habe. Geliebt

liebt von den Ersten des Königreichs! geehrt durch meine Wissenschaften, meinen Rang! Archivarius des Königs! Carlos, das spornt mich alles; ich wäre nichts, wenn ich bliebe was ich bin! Hinauf! Hinauf! Und da kostet's Mühe und List! Man braucht seinen ganzen Kopf; und die Weiber, die Weiber! Man vertändelt gar zu viel Zeit mit ihnen.

Carlos. Narre, das ist deine Schuld. Ich kann nie ohne Weiber leben, und mich hindern sie an gar nichts. Auch sag' ich ihnen nicht so viel schöne Sachen, tröste mich nicht Monate lang an Sentiments und dergleichen; wie ich denn mit honnetten Mädchen am ungernsten zu thun habe. Ausgeredt hat man bald mit ihnen; hernach schleppt man sich eine Zeitlang herum, und kaum sind sie ein Bißchen warm bei einem, hat sie der Teufel gleich mit Heirathsgedanken und Heirathsvorschlägen, die ich fürchte wie die Pest. Du bist nachdenkend, Clavigo?

Clavigo. Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marien verlassen — hintergangen habe, nenn's wie du willst.

Carlos. Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur Einmal in der Welt, hat nur einmal diese Kräfte, diese Aussichten, und wer sie nicht zum Besten braucht, wer sich nicht so weit treibt als möglich, ist ein Thor. Und heirathen! heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! sich

häuslich niederlaſſen, ſich einſchränken, da man noch die Hälfte ſeiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte ſeiner Eroberungen noch nicht gemacht hat! Daß du ſie liebteſt, das war natürlich; daß du ihr die Ehe verſprachſt, war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hätteſt, wär's gar Raſerey geweſen.

Clavigo. Sieh ich begreife den Menſchen nicht. Ich liebte ſie wahrlich, ſie zog mich an, ſie hielt mich, und wie ich zu ihren Füßen ſaß, ſchwur ich ihr, ſchwur ich mir, daß es ewig ſo ſeyn ſollte, daß ich der Ihrige ſeyn wollte, ſobald ich ein Amt hätte, einen Stand — Und nun, Carlos!

Carlos. Es wird noch Zeit genug ſeyn, wenn du ein gemachter Mann biſt, wenn du das erwünſchte Ziel erreicht haſt, daß du alsdann, um all dein Glück zu krönen und zu befeſtigen, dich mit einem angeſehenen und reichen Hauſe durch eine kluge Heirath zu verbinden ſuchſt.

Clavigo. Sie iſt verſchwunden! glatt aus meinem Herzen verſchwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — Daß man ſo veränderlich iſt!

Carlos. Wenn man beſtändig wäre, wollt' ich mich verwundern. Sieh doch, verändert ſich nicht alles in der Welt? Warum ſollten unſere Leidenſchaften bleiben? Sey du ruhig, ſie iſt nicht das erſte verlaſſ'ne Mädchen, und nicht das erſte das ſich ge-

tröstet hat. Wenn ich dir rathen soll, da ist die junge Wittwe gegenüber. —

Clavigo. Du weißt ich halte nicht viel auf solche Vorschläge. Ein Roman, der nicht ganz von selbst kommt, ist nicht im Stande mich einzunehmen.

Carlos. Ueber die delicaten Leute!

Clavigo. Laß das gut seyn, und vergiß nicht daß unser Hauptwerk gegenwärtig seyn muß uns dem neuen Minister nothwendig zu machen. Daß Wbal das Gouvernement von Indien niederlegt, ist immer beschwerlich für uns. Zwar ist mir's weiter nicht bange; sein Einfluß bleibt — Grimaldi und er sind Freunde, und wir können schwatzen und uns bücken —

Carlos. Und denken und thun was wir wollen.

Clavigo. Das ist die Hauptsache in der Welt. (Schellt dem Bedienten.) Tragt das Blatt in die Druckerey.

Carlos. Sieht man euch den Abend?

Clavigo. Nicht wohl. Nachfragen könnt ihr ja.

Carlos. Ich möchte heut Abend gar zu gern was unternehmen das mir das Herz erfreute; ich muß diesen ganzen Nachmittag wieder schreiben. Das endigt nicht.

Clavigo. Laß es gut seyn. Wenn wir nicht für so viele Leute arbeiteten, wären wir so viel Leuten nicht über den Kopf gewachsen. (Ab.)

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais. Don Buenco.

Buenco. Sie haben eine üble Nacht gehabt?

Sophie. Ich sagt's ihr gestern Abend. Sie war so ausgelassen lustig und hat geschwatzt bis eilfe, da war sie erhitzt, konnte nicht schlafen, und nun hat sie wieder keinen Athem, und weint den ganzen Morgen.

Marie. Daß unser Bruder nicht kommt! Es sind zwey Tage über die Zeit.

Sophie. Nur Geduld er bleibt nicht aus.

Marie (aufstehend). Wie begierig bin ich diesen Bruder zu sehen, meinen Richter und meinen Retter. Ich errinnre mich seiner kaum.

Sophie. O ja, ich kann mir ihn noch wohl vorstellen; er war ein feuriger, offner, braver Knabe von dreyzehn Jahren, als uns unser Vater hierher schickte.

Marie. Eine edle große Seele. Sie haben den Brief gelesen, den er schrieb, als er mein Unglück erfuhr. Jeder Buchstabe davon steht in meinem Herzen. „Wenn Du schuldig bist," schreibt er, „so erwarte keine Vergebung; über Dein Elend soll noch die Verachtung eines Bruders auf Dir schwer werden, und der Fluch eines Vaters. Bist du unschuldig! O dann alle Rache, alle, alle glühende Rache auf

den Verräther!“ — Ich zittere! Er wird kommen. Ich zittere, nicht für mich, ich stehe vor Gott in meiner Unschuld. Ihr müßt, meine Freunde — Ich weiß nicht was ich will! O Clavigo!

Sophie. Du hörst nicht! du wirst dich umbringen.

Marie. Ich will stille seyn! Ja ich will nicht weinen. Mich dünkt auch ich hätte keine Thränen mehr! Und warum Thränen? Es ist mir nur leid daß ich euch das Leben sauer mache. Denn im Grunde, worüber beklag' ich mich? Ich habe viel Freude gehabt, so lang' unser alter Freund noch lebte. Clavigo's Liebe hat mir viel Freude gemacht, vielleicht mehr als ihm die meinige. Und nun — was ist's nun weiter? Was ist an mir gelegen? an einem Mädchen gelegen, ob ihm das Herz bricht? ob es sich verzehrt und sein armes junges Leben ausquält?

Buenco. Um Gottes willen, Mademoiselle!

Marie. Ob's ihm wohl einerlei ist — daß er mich nicht mehr liebt? Ach warum bin ich nicht mehr liebenswürdig? — Aber bedauern, bedauern sollt' er mich! daß die Arme, der er sich so nothwendig gemacht hatte, nun ohne ihn ihr Leben hinschleichen, hinjammern soll. — Bedauern! Ich mag nicht von dem Menschen bedauert seyn.

Sophie. Wenn ich dich ihn könnte verachten lehren, den Nichtswürdigen! den Hassenswürdigen!

Marie. Nein, Schwester! ein Nichtswürdiger iſt er nicht; und muß ich denn den verachten, den ich haſſe? — Haſſen! Ja manchmal kann ich ihn haſſen! manchmal, wenn der Spaniſche Geiſt über mich kommt. Neulich, o neulich als wir ihm begegneten, ſein Anblick wirkte volle, warme Liebe auf mich! und wie ich wieder nach Hauſe kam, und mir ſein Betragen auffiel, und der ruhige, kalte Blick, den er über mich herwarf an der Seite der glänzenden Donna; da ward ich Spanierin in meinem Herzen, und griff nach meinem Dolch, und nahm Gift zu mir, und verkleidete mich. Ihr erſtaunt, Buenco? Alles in Gedanken verſteht ſich.

Sophie. Närriſches Mädchen.

Marie. Meine Einbildungskraft führte mich ihm nach, ich ſah ihn, wie er zu den Füßen ſeiner neuen Geliebten alle die Freundlichkeit, alle die Demuth verſchwendete, mit der er mich vergiftet hat — ich zielte nach dem Herzen des Verräthers! Ach Buenco! — Auf Einmal war das gutherzige Franzöſiſche Mädchen wieder da, das keine Liebestränke kennt, und keine Dolche zur Rache. Wir ſind übel dran! Vaudevilles, unſere Liebhaber zu unterhalten, Fächer, ſie zu beſtrafen, und wenn ſie untreu ſind? — Sag', Schweſter, wie machen ſie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu ſind?

Sophie. Man verwünscht sie.

Marie. Und?

Sophie. Und läßt sie laufen.

Marie. Laufen! Nun und warum soll ich Clavigo nicht laufen lassen? Wenn das in Frankreich Mode ist, warum soll's nicht in Spanien seyn. Warum soll eine Französin in Spanien nicht Französin seyn? Wir wollen ihn laufen lassen und uns einen andern nehmen; mich dünkt sie machen's bei uns auch so.

Buence. Er hat eine feyerliche Zusage gebrochen, und keinen leichtsinnigen Roman, kein gesellschaftliches Attachement. Mademoiselle, Sie sind bis in's innerste Herz beleidigt, gekränkt. O mir ist mein Stand, daß ich ein unbedeutender ruhiger Bürger von Madrit bin, nie so beschwerlich, nie so ängstlich gewesen als jetzt, da ich mich so schwach, so unvermögend fühle, Ihnen gegen den falschen Höfling Gerechtigkeit zu schaffen!

Marie. Wie er noch Clavigo war, noch nicht Archivarius des Königs, wie er der Fremdling, der Ankömmling, der Neueingeführte in unserm Hause war, wie liebenswürdig war er, wie gut! Wie schien all sein Ehrgeiz, all sein Aufstreben ein Kind seiner Liebe zu seyn! Für mich rang er nach Namen, Stand, Gütern: er hat's, und ich! — —

Guilbert (kommt).

(Ärgerlich zu seiner Frau) Der Bruder kommt.

Marie. Der Bruder! — (Sie zittert, man führt sie in einen Sessel.) Wo? wo? Bringt mir ihn! Bringt mich hin!

Beaumarchais (kommt).

Meine Schwester! (von der ältesten weg, nach der jüngsten zustürzend.) Meine Schwester! meine Freunde! O Schwester!

Marie. Bist du da? Gott sey Dank, du bist da!

Beaumarchais. Laß mich zu mir selbst kommen.

Marie. Mein Herz, mein armes Herz!

Sophie. Beruhigt euch! Lieber Bruder, ich hoffte, dich gelassener zu sehn.

Beaumarchais. Gelassener! Seyd ihr denn gelassen? Seh' ich nicht an der zerstörten Gestalt dieser Lieben, an deinen verweinten Augen, deiner Blässe des Kummers, an dem todten Stillschweigen eurer Freunde, daß ihr so elend seyd, wie ich mir euch den ganzen langen Weg vorgestellt habe? Und elender — denn ich seh' euch, ich hab' euch in meinen Armen, die Gegenwart verdoppelt meine Gefühle, o meine Schwester!

Sophie. Und unser Vater!

Beaumarchais. Er segnet euch und mich, wenn ich euch rette.

Buenco. Mein Herr, erlauben Sie einem Un-

bekannten, der den edlen braven Mann in Ihnen bei'm ersten Anblick erkennt, seinen innigsten Antheil an Tag zu legen, den er bei dieser ganzen Sache empfindet. Mein Herr! Sie machen diese ungeheure Reise, Ihre Schwester zu retten, zu rächen. Willkommen! seyn Sie willkommen wie ein Engel, ob Sie uns Alle gleich beschämen!

Beaumarchais. Ich hoffte, mein Herr, in Spanien solche Herzen zu finden, wie das Ihre ist; das hat mich angespornt den Schritt zu thun. Nirgend, nirgend in der Welt mangelt es an theilnehmenden beistimmenden Seelen; wenn nur einer auftritt, dessen Umstände ihm völlige Freiheit lassen all seiner Entschlossenheit zu folgen. Und o, meine Freunde, ich habe das hoffnungsvolle Gefühl! überall gibt's treffliche Menschen unter den Mächtigen und Großen, und das Ohr der Majestät ist selten taub; nur ist unsere Stimme meist zu schwach bis dahinauf zu reichen.

— Sophie. Kommt, Schwester! Kommt! Legt euch einen Augenblick nieder. Sie ist ganz außer sich. (Sie führen sie weg.)

Marie. Mein Bruder!

Beaumarchais. Will's Gott, du bist unschuldig, und dann alle, alle Rache über den Verräther. (Marie, Sophie ab.) Mein Bruder! Meine Freunde! ich seh's an euern Blicken daß ihr's seyd. Laßt mich

zu mir ſelbſt kommen. Und dann! Eine reine unparteyiſche Erzählung der ganzen Geſchichte. Die ſoll meine Handlungen beſtimmen. Das Gefühl einer guten Sache ſoll meinen Entſchluß befeſtigen; und glaubt mir, wenn wir Recht haben, werden wir Gerechtigkeit finden.

Zweyter Akt.

Das Haus des Clavigo.

Clavigo.

Wer die Franzosen seyn mögen, die sich bei mir haben melden lassen? — Franzosen! Sonst war mir diese Nation willkommen! — Und warum nicht jetzt? Es ist wunderbar, ein Mensch, der sich über so vieles hinaussetzt, wird doch an einer Ecke mit Zwirnsfäden angebunden. — Weg! — Und wär' ich Marien mehr schuldig als mir selbst? und ist's eine Pflicht mich unglücklich zu machen, weil mich ein Mädchen liebt?

Ein Bedienter.

Die Fremden, mein Herr.

Clavigo. Führe sie herein. Du sagtest doch ihrem Bedienten, daß ich sie zum Frühstück erwarte?

Bedienter. Wie Sie befahlen.

Clavigo. Ich bin gleich wieder hier. (Ab.)

Beaumarchais. Saint George.

(Der Bediente ſetzt ihnen Stühle und geht.)

Beaumarchais. Es iſt mir ſo leicht! ſo wohl! mein Freund, daß ich endlich hier bin, daß ich ihn habe; er ſoll mir nicht entwiſchen. Seyn Sie ruhig; wenigſtens zeigen Sie ihm die gelaſſenſte Außenſeite. Meine Schweſter! meine Schweſter! Wer glaubte daß du ſo unſchuldig als unglücklich biſt? Es ſoll an den Tag kommen, du ſollſt auf das grimmigſte gerächt werden. Und du guter Gott, erhalte mir die Ruhe der Seele, die du mir in dieſem Augenblicke gewährteſt, daß ich mit aller Mäßigung in dem entſetzlichen Schmerz und ſo klug handle als möglich.

Saint George. Ja dieſe Klugheit, alles, mein Freund, was Sie jemals von Ueberlegung bewieſen haben, nehm' i.h in Anſpruch. Sagen Sie mir's zu, mein Beſter, noch einmal, daß Sie bedenken wo Sie ſind. In einem fremden Königreiche, wo alle Ihre Beſchützer, wo all Ihr Geld nicht im Stande iſt, Sie gegen die geheimen Maſchinen nichtswürdiger Feinde zu ſichern.

Beaumarchais. Seyn Sie ruhig. Spielen Sie Ihre Rolle gut, er ſoll nicht wiſſen mit welchem von uns beiden er's zu thun hat. Ich will ihn martern. O ich bin gutes Humors genug, um den Kerl an einem langſamen Feuer zu braten.

Clavigo (kommt wieder).

Meine Herren, es iſt mir eine Freude, Männer von einer Nation bei mir zu ſehen, die ich immer geſchätzt habe.

Beaumarchais. Mein Herr, ich wünſche daß auch wir der Ehre würdig ſeyn mögen, die Sie unſern Landsleuten anzuthun belieben.

Saint George. Das Vergnügen, Sie kennen zu lernen, hat bei uns die Bedenklichkeit überwunden daß wir beſchwerlich ſeyn könnten.

Clavigo. Perſonen, die der erſte Anblick empfiehlt, ſollten die Beſcheidenheit nicht ſo weit treiben.

Beaumarchais. Freilich kann Ihnen nicht fremd ſeyn von Unbekannten beſucht zu werden, da Sie durch die Vortrefflichkeit Ihrer Schriften ſich eben ſo ſehr in auswärtigen Reichen bekannt gemacht haben, als die anſehnlichen Aemter, die Ihro Majeſtät Ihnen anvertrauen, Sie in Ihrem Vaterlande diſtinguiren.

Clavigo. Der König hat viel Gnade für meine geringen Dienſte, und das Publikum viel Nachſicht für die unbedeutenden Verſuche meiner Feder; ich wünſchte daß ich einigermaßen etwas zu der Verbeſſerung des Geſchmackes in meinem Lande, zur Ausbreitung der Wiſſenſchaften beitragen könnte. Denn ſie ſind's allein, die uns mit andern Nationen verbinden, ſie ſind's, die aus den entfernteſten Geiſtern

Freunde machen, und die angenehmste Vereinigung unter denen selbst erhalten, die leider durch Staatsverhältnisse öfters getrennt werden.

Beaumarchais. Es ist entzückend einen Mann so reden zu hören, der gleichen Einfluß auf den Staat und auf die Wissenschaften hat. Auch muß ich gestehen, Sie haben mir das Wort aus dem Munde genommen, und mich geradeS Wegs auf das Anliegen gebracht, um dessen willen Sie mich hier sehen. Eine Gesellschaft gelehrter würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben, an jedem Orte, wo ich durchreis'te und Gelegenheit fände, einen Briefwechsel zwischen ihnen und den besten Köpfen des Königreichs zu stiften. Wie nun kein Spanier besser schreibt als der Verfasser der Blätter, die unter dem Namen: der Denker, so bekannt sind, ein Mann, mit dem ich die Ehre habe zu reden —

Clavigo (macht eine verbindliche Bewgung).

Beaumarchais. Und der eine besondere Zierde der Gelehrten ist, indem er gewußt hat mit seinen Talenten einen solchen Grad von Weltklugheit zu verbinden; dem es nicht fehlen kann die glänzenden Stufen zu besteigen, deren ihn sein Charakter und seine Kenntnisse würdig machen: ich glaube meinen Freunden keinen angenehmern Dienst leisten zu können, als wenn ich sie mit einem solchen Manne verbinde.

Clavigo. Kein Vorschlag in der Welt konnte

mir erwünschter seyn, meine Herren: ich sehe dadurch die angenehmsten Hoffnungen erfüllt, mit denen sich mein Herz oft ohne Aussicht einer glücklichen Gewährung beschäftigte. Nicht daß ich glaubte, durch meinen Briefwechsel den Wünschen Ihrer gelehrten Freunde genug thun zu können; so weit geht meine Eitelkeit nicht. Aber da ich das Glück habe, daß die besten Köpfe in Spanien mit mir zusammenhängen, da mir nichts unbekannt bleiben mag, was in unserm weiten Reiche von einzelnen, oft verborgenen Männern für die Wissenschaften, für die Künste gethan wird: so sahe ich mich bisher als einen Colporteur an, der das geringe Verdienst hat die Erfindungen anderer gemeinnützig zu machen; nun aber werd' ich durch Ihre Dazwischenkunft zum Handelsmann, der das Glück hat, durch Umsetzung der einheimischen Producte den Ruhm seines Vaterlandes auszubreiten, und darüber es noch mit fremden Schätzen zu bereichern. Und so erlauben Sie, mein Herr, daß ich einen Mann, der mit solcher Freimüthigkeit eine so angenehme Botschaft bringt, nicht wie einen Fremden behandle; erlauben Sie daß ich frage, was für ein Geschäft, was für ein Anliegen Sie diesen weiten Weg geführt hat? Nicht, als wollt' ich durch diese Indiscretion eine eitle Neugierde befriedigen; nein, glauben Sie vielmehr daß es in der reinsten Absicht geschieht, alle Kräfte, allen Einfluß, den ich etwa ha-

den mag, für Sie zu verwenden: denn ich ſage Ihnen zum Voraus, Sie ſind an einen Ort gekommen, wo ſich einem Fremden zu Ausführung ſeiner Geſchäfte, beſonders bei Hofe, unzählige Schwierigkeiten entgegenſetzen.

Beaumarchais. Ich nehme ein ſo gefälliges Anerbieten mit allem Dank an. Ich habe keine Geheimniſſe für Sie, mein Herr, und dieſer Freund wird bei meiner Erzählung nicht zu viel ſeyn; er iſt ſattſam von dem unterrichtet was ich Ihnen zu ſagen habe.

Clavigo (verrochtet Saint George mit Aufmerkſamkeit).

Beaumarchais. Ein franzöſiſcher Kaufmann, der bei einer ſtarken Anzahl von Kindern wenig Vermögen beſaß, hatte viel Correſpondenten in Spanien. Einer der reichſten kam vor funfzehn Jahren nach Paris, und that ihm den Vorſchlag: „Gebt mir zwey von euern Töchtern, ich nehme ſie mit nach Madrit, und verſorge ſie. Ich bin ledig, bejahrt, ohne Verwandte, ſie werden das Glück meiner alten Tage machen, und nach meinem Tode hinterlaſſ' ich ihnen eine der anſehnlichſten Handlungen in Spanien."

Man vertraute ihm die älteſte und eine der jüngſten Schweſtern. Der Vater übernahm, das Haus mit allen franzöſiſchen Waaren zu verſehn, die man verlangen würde, und ſo hatte alles ein gutes Anſehn, bis der Correſpondent mit Tode abging, ohne die Fran-

Französinnen im geringsten zu bedeuten, die sich dann in dem beschwerlichen Falle sahen, allein einer neuen Handlung vorzustehen.

Die älteste hatte indessen geheirathet, und unerachtet des geringen Zustandes ihrer Glücksgüter, erhielten sie sich durch gute Aufführung und durch die Annehmlichkeit ihres Geistes eine Menge Freunde, die sich wechselsweise beeiferten ihren Credit und ihre Geschäfte zu erweitern.

Clavigo (wird immer aufmerksamer).

Beaumarchais. Ungefähr um eben die Zeit hatte sich ein junger Mensch von den Canarischen Inseln bürtig, in dem Hause vorstellen lassen.

Clavigo (verliert alle Munterkeit aus seinem Gesicht, und sein Ernst geht nach und nach in eine Verlegenheit über, die immer sichtbarer wird).

Beaumarchais. Ungeachtet seines geringen Standes und Vermögens nimmt man ihn gefällig auf. Die Frauenzimmer, die eine große Begierde zur französischen Sprache an ihm bemerkten, erleichtern ihm alle Mittel sich in weniger Zeit große Kenntnisse zu erwerben.

Voll von Begierde, sich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrit das seiner Nation noch unbekannte Vergnügen einer Wochenschrift im Geschmack des Englischen Zuschauers zu geben. Seine Freundinnen lassen es nicht ermangeln

ihm auf alle Art beizustehn; man zweifelt nicht daß ein solches Unternehmen großen Beifall finden würde; genug, ermuntert durch die Hoffnung nun bald ein Mensch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es der jüngsten einen Heirathsvorschlag zu thun.

Man gibt ihm Hoffnung. „Sucht euer Glück zu machen," sagt die älteste, „und wenn euch ein Amt, die Gunst des Hofes, oder irgend sonst ein Mittel, ein Recht wird gegeben haben an meine Schwester zu denken, wenn sie euch dann andern Freyern vorzieht, kann ich euch meine Einwilligung nicht versagen."

Clavigo (bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel).

Beaumarchais. Die jüngste schlägt verschiedene ansehnliche Parthien aus; ihre Neigung gegen den Menschen nimmt zu, und hilft ihr die Sorge einer ungewissen Erwartung tragen: sie interessirt sich für sein Glück, wie für ihr eigenes, und ermuntert ihn das erste Blatt seiner Wochenschrift zu geben, das unter einem vielversprechenden Titel erscheint.

Clavigo (ist in der entsetzlichsten Verlegenheit).

Beaumarchais (ganz kalt). Das Werk macht ein erstaunendes Glück; der König selbst, durch diese liebenswürdige Production ergetzt, gab dem Autor öffentliche Zeichen seiner Gnade. Man versprach ihm das erste ansehnliche Amt, das sich auftun würde. Von dem Augenblick an entfernt er alle Nebenbuhler

von seiner Geliebten, indem er ganz öffentlich sich um sie bemühte. Die Heirath verzog sich nur in Erwartung der zugesagten Versorgung. — Endlich nach sechs Jahren Harrens, ununterbrochener Freundschaft, Beistands und Liebe von Seiten des Mädchens; nach sechs Jahren Ergebenheit, Dankbarkeit, Bemühungen, heiliger Versicherungen von Seiten des Mannes erscheint das Amt — und er verschwindet.

Clavigo. (Es entfährt ihm ein tiefer Seufzer, den er zu verbergen sucht, und ganz außer sich ist.)

Beaumarchais. Die Sache hatte zu großes Aufsehn gemacht, als daß man die Entwicklung sollte gleichgültig angesehen haben. Ein Haus für zwey Familien war gemiethet. Die ganze Stadt sprach davon. Alle Freunde waren auf's höchste aufgebracht und suchten Rache. Man wendete sich an mächtige Gönner; allein der Nichtswürdige, der nun schon in die Kabalen des Hofs initiirt war, weiß alle Bemühungen fruchtlos zu machen, und geht in seiner Insolenz so weit, daß er es wagt den Unglücklichen zu drohen, wagt, denen Freunden, die sich zu ihm begeben, in's Gesicht zu sagen: die Französinnen sollten sich in Acht nehmen, er biete sie auf ihm zu schaden, und wenn sie sich unterständen etwas gegen ihn zu unternehmen, so wär's ihm ein leichtes sie in einem fremden Lande zu verderben, wo sie ohne Schutz und Hülfe seyen.

Das arme Mädchen fiel auf die Nachricht in Convulsionen, die ihr den Tod drohten. In der Tiefe ihres Jammers schreibt die älteste nach Frankreich die offenbare Beschimpfung, die ihnen angethan worden. Die Nachricht bewegt ihren Bruder auf's Schrecklichste, er verlangt seinen Abschied, um in so einer verwirrten Sache selbst Rath und Hülfe zu schaffen, er ist im Fluge von Paris zu Madrit, und der Bruder — bin ich; der Alles verlassen hat, Vaterland, Pflichten, Familie, Stand, Vergnügen, um in Spanien eine unschuldige unglückliche Schwester zu rächen.

Ich komme bewaffnet mit der besten Sache und aller Entschlossenheit, einen Verräther zu entlarven, mit blutigen Zügen seine Seele auf sein Gesicht zu zeichnen, und der Verräther — bist Du!

Clavigo. Hören Sie mich, mein Herr — Ich bin — Ich habe — Ich zweifle nicht —

Beaumarchais. Unterbrechen Sie mich nicht. Sie haben mir nichts zu sagen und viel von mir zu hören.

Nun um einen Anfang zu machen, seyn Sie so gütig, vor diesem Herrn, der expreß mit mir aus Frankreich gekommen ist, zu erklären: ob meine Schwester durch irgend eine Treulosigkeit, Leichtsinn, Schwachheit, Unart oder sonst einen Fehler diese öffentliche Beschimpfung um Sie verdient habe.

Clavigo. Nein, mein Herr. Ihre Schwester

Donna Maria, iſt ein Frauenzimmer voll Geiſt, Liebenswürdigkeit und Tugend.

Beaumarchais. Hat ſie Ihnen jemals ſeit Ihrem Umgange eine Gelegenheit gegeben ſich über ſie zu beklagen, oder ſie geringer zu achten?

Clavigo. Nie! Niemals!

Beaumarchais (aufſtehend). Und warum, Ungeheuer! hatteſt du die Grauſamkeit das Mädchen zu Tode zu quälen? Nur weil dich ihr Herz zehn andern vorzog, die alle rechtſchaffener und reicher waren als du.

Clavigo. Oh mein Herr! Wenn Sie wüßten, wie ich verhetzt worden bin, wie ich durch mancherlei Rathgeber und Umſtände —

Beaumarchais. Genug! (Zu Saint George) Sie haben die Rechtfertigung meiner Schweſter gehört; gehn Sie und breiten Sie es aus. Was ich dem Herrn weiter zu ſagen habe, braucht keine Zeugen.

Clavigo (ſteht auf. Saint George geht).

Beaumarchais. Bleiben Sie! Bleiben Sie! (Beide ſetzen ſich nieder.) Da wir nun ſo weit ſind, will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, den Sie hoffentlich billigen werden.

Es iſt Ihre Convenienz und meine, daß Sie Marien nicht heirathen, und Sie fühlen wohl, daß ich nicht gekommen bin den Komödienbruder zu machen, der den Roman entwickeln und ſeiner Schweſter einen Mann ſchaffen will. Sie haben ein ehrliches

Mädchen mit kaltem Blute beschimpft, weil Sie glaubten in einem fremden Lande sey sie ohne Beistand und Rächer. So handelt ein Niederträchtiger, ein Nichtswürdiger. Und also, zuförderst erklären Sie eigenhändig, freiwillig, bei offenen Thüren, in Gegenwart Ihrer Bedienten: daß Sie ein abscheulicher Mensch sind, der meine Schwester betrogen, verrathen, sie ohne die mindeste Ursache erniedrigt hat; und mit dieser Erklärung geh' ich nach Aranjuez, wo sich unser Gesandter aufhält, ich zeige sie, ich lasse sie drucken, und übermorgen ist der Hof und die Stadt davon überschwemmt. Ich habe mächtige Freunde hier, habe Zeit und Geld, und das alles wend' ich an, um Sie auf alle Weise auf's grausamste zu verfolgen, bis der Zorn meiner Schwester sich legt, befriedigt ist, und sie mir selbst Einhalt thut.

Clavigo. Ich thue diese Erklärung nicht.

Beaumarchais. Das glaub' ich, denn vielleicht thät' ich sie an Ihrer Stelle eben so wenig. Aber hier ist das andere: Schreiben Sie nicht, so bleib' ich von diesem Augenblick bei Ihnen, ich verlasse Sie nicht, ich folge Ihnen überall hin, bis Sie, einer solchen Gesellschaft überdrüssig, hinter Buenretiro meiner los zu werden gesucht haben. Bin ich glücklicher als Sie; ohne den Gesandten zu sehn, ohne mit einem Menschen hier gesprochen zu haben, faß' ich meine sterbende Schwester in meine Arme, hebe sie in den

Wagen und kehre mit ihr nach Frankreich zurück. Begünstigt Sie das Schicksal, so hab' ich das Meine gethan, und so lachen Sie denn auf unsere Kosten. Unterdessen das Frühstück!

(Beaumarchais zieht die Schelle. Ein Bedienter bringt die Schokolade. Beaumarchais nimmt seine Tasse, und geht in der anstoßenden Galerie spazieren, die Gemählde betrachtend.)

Clavigo. Luft! Luft! — Das hat dich überrascht, angepackt wie einen Knaben — Wo bist du, Clavigo? Wie willst du das enden? — Ein schrecklicher Zustand, in den dich deine Thorheit, deine Verrätherey gestürzt hat! (Er greift nach dem Degen auf dem Tische.) Ha! Kurz und gut! — (läßt ihn liegen.) — Und da wäre kein Weg, kein Mittel, als Tod — oder Mord? abscheulicher Mord! — Das unglückliche Mädchen ihres letzten Trostes, ihres einzigen Beistandes zu berauben, ihres Bruders! — Des edeln, braven Menschen Blut sehen! — Und so den doppelten, unerträglichen Fluch einer vernichteten Familie auf dich zu laden! — O das war die Aussicht nicht, als das liebenswürdige Geschöpf dich die ersten Stunden ihrer Bekanntschaft mit so viel Reizen anzog! Und da du sie verließest, sahst du nicht die gräßlichen Folgen deiner Schandthat! — Welche Seligkeit wartete dein in ihren Armen! in der Freundschaft solch eines Bruders! — Marie! Marie! O daß du vergeben könntest! daß ich zu deinen Füßen das alles abweinen dürfte! — Und

warum nicht? — Mein Herz geht mir über; meine Seele geht mir auf in Hoffnung! — Mein Herr!

Beaumarchais. Was beschließen Sie?

Clavigo. Hören Sie mich! Mein Betragen gegen Ihre Schwester ist nicht zu entschuldigen. Die Eitelkeit hat mich verführt. Ich fürchtete, meine Plane, meine Aussichten auf ein ruhmvolles Leben durch diese Heirath zu Grunde zu richten. Hätte ich wissen können, daß sie so einen Bruder habe, sie würde in meinen Augen keine unbedeutende Fremde gewesen seyn; ich würde die ansehnlichsten Vortheile von dieser Verbindung gehofft haben. Sie erfüllen mich, mein Herr, mit der größesten Hochachtung für Sie; und indem Sie mir auf diese Weise mein Unrecht lebhaft empfinden machen, flößen Sie mir eine Begierde ein, eine Kraft alles wieder gut zu machen. Ich werfe mich zu Ihren Füßen! Helfen Sie! Helfen Sie, wenn's möglich ist, meine Schuld austilgen und das Unglück endigen. Geben Sie mir Ihre Schwester wieder, mein Herr, geben Sie mich Ihr! Wie glücklich wär' ich, von Ihrer Hand eine Gattin und die Vergebung aller meiner Fehler zu erhalten.

Beaumarchais. Es ist zu spät! Meine Schwester liebt Sie nicht mehr, und ich verabscheue Sie. Schreiben Sie die verlangte Erklärung, das ist alles was ich von Ihnen fordere, und überlassen Sie mir die Sorgfalt einer ausgesuchten Rache.

Clavigo. Ihre Hartnäckigkeit ist weder gerecht noch klug. Ich gebe Ihnen zu daß es hier nicht auf mich ankommt, ob ich eine so sehr verschlimmerte Sache wieder gut machen will. — Ob ich sie gut machen kann? das hängt von dem Herzen Ihrer vortrefflichen Schwester ab, ob sie einem Elenden wieder ansehen mag, der nicht verdient das Tageslicht zu sehen. Allein Ihre Pflicht ist's, mein Herr, das zu prüfen und und darnach sich zu betragen, wenn Ihr Schritt nicht einer jugendlichen unbesonnenen Hitze ähnlich sehen soll. Wenn Donna Maria unbeweglich ist; o ich kenne das Herz! o ihre Güte, ihre himmlische Seele schwebt mir ganz lebhaft vor! Wenn sie unerbittlich ist, dann ist es Zeit, mein Herr.

Beaumarchais. Ich bestehe auf der Erklärung.

Clavigo (nach dem Tisch zu gehend). Und wenn ich nach dem Degen greife?

Beaumarchais (gehend). Gut, mein Herr! Schön, mein Herr!

Clavigo (ihn zurückhaltend). Noch ein Wort. Sie haben die gute Sache; lassen Sie mich die Klugheit für Sie haben. Bedenken Sie, was Sie thun. Auf beide Fälle sind wir alle unwiederbringlich verloren. Müßt ich nicht für Schmerz, für Beängstigung untergehn, wenn Ihr Blut meinen Degen färben sollte, wenn ich Marien noch über all ihr Unglück auch ihren Bruder

raubte, und dann — der Mörder des Clavigo würde die Pyrenäen nicht zurück messen.

Beaumarchais. Die Erklärung, mein Herr, die Erklärung!

Clavigo. So sey's denn. Ich will alles thun, um Sie von der aufrichtigen Gesinnung zu überzeugen, die mir Ihre Gegenwart einflößt. Ich will die Erklärung schreiben, ich will sie schreiben aus Ihrem Munde. Nur versprechen Sie mir nicht eher Gebrauch davon zu machen, bis ich im Stande gewesen bin Donna Maria von meinem geänderten, renevollen Herzen zu überzeugen; bis ich mit Ihrer Aeltesten ein Wort gesprochen, bis diese ihr gütiges Fürwort bei meiner Geliebten eingelegt hat. So lange, mein Herr.

Beaumarchais. Ich gehe nach Aranjuez.

Clavigo. Gut denn, bis Sie wiederkommen, so lange bleibt die Erklärung in Ihrem Portefeuille; hab' ich meine Vergebung nicht, so lassen Sie Ihrer Rache vollen Lauf. Dieser Vorschlag ist gerecht, anständig, klug, und wenn Sie nicht wollen, so sey's denn unter uns beiden um Leben und Tod gespielt. Und der das Opfer seiner Uebereilung wird, sind immer Sie und Ihre arme Schwester.

Beaumarchais. Es steht Ihnen an, die zu bedauern, die Sie unglücklich gemacht haben.

Clavigo (sich setzend). Sind Sie das zufrieden?

Beaumarchais. Gut denn, ich gebe nach!

Aber keinen Augenblick länger. Ich komme von Aranjuez, ich frage, ich höre! Und hat man Ihnen nicht vergeben, wie ich denn hoffe, wie ich's wünsche! Gleich auf, und mit dem Zettel in die Druckerey.

Clavigo. (nimmt Papier). Wie verlangen Sie's?

Beaumarchais. Mein Herr! in Gegenwart Ihrer Bedienten.

Clavigo. Wozu das?

Beaumarchais. Befehlen Sie nur daß ſie in der anſtoßenden Galerie gegenwärtig ſind. Man ſoll nicht ſagen daß ich Sie gezwungen habe.

Clavigo. Welche Bedenklichkeiten!

Beaumarchais. Ich bin in Spanien, und habe mit Ihnen zu thun.

Clavigo. Nun denn! (Klingelt. Ein Bedienter.) Ruft meine Leute zuſammen, und begebt euch auf die Galerie herbei.

(Der Bediente geht, die übrigen kommen und beſetzen die Galerie.)

Clavigo. Sie überlaſſen mir die Erklärung zu ſchreiben.

Beaumarchais. Nein, mein Herr! Schreiben Sie, ich bitte, ſchreiben Sie wie ich's Ihnen ſage.

Clavigo (ſchreibt).

Beaumarchais. Ich Unterzeichneter, Joſeph Clavigo, Archivarius des Königs —

Clavigo. Des Königs.

Beaumarchais. — bekenne, daß, nachdem ich

in dem Hause der Madam Guilbert freundschaftlich aufgenommen worden —

Clavigo. Worden.

Beaumarchais. — ich Mademoiselle von Beaumarchais, ihre Schwester, durch hundertfältig-wiederholte Heirathsversprechungen betrogen habe. — Haben Sie's? —

Clavigo. Mein Herr!

Beaumarchais. Haben Sie ein ander Wort dafür?

Clavigo. Ich dächte —

Beaumarchais. Betrogen habe. Was Sie gethan haben, können Sie ja noch eher schreiben. — Ich habe sie verlassen, ohne daß irgend ein Fehler oder Schwachheit von ihrer Seite einen Vorwand oder Entschuldigung dieses Meineids veranlasset hätte.

Clavigo. Nun!

Beaumarchais. Im Gegentheil ist die Aufführung des Frauenzimmers immer rein, untadelich, und aller Ehrfurcht würdig gewesen.

Clavigo. Würdig gewesen.

Beaumarchais. Ich bekenne, daß ich durch mein Betragen, den Leichtsinn meiner Reden, durch die Auslegung der sie unterworfen waren, öffentlich dieses tugendhafte Frauenzimmer erniedrigt habe; weswegen ich sie um Vergebung bitte, ob ich mich gleich nicht werth achte sie zu erhalten.

Clavigo (hält inne).

Beaumarchais. Schreiben Sie! Schreiben Sie! — Welches Zeugniß ich mit freiem Willen und ungezwungen von mir gegeben habe, mit dem beſondern Verſprechen, daß, wenn dieſe Satisfaction der Beleidigten nicht hinreichend ſeyn ſollte, ich bereit bin ſie auf alle andere erforderliche Weiſe zu geben. Madrit.

Clavigo (ſteht auf, winkt den Bedienten ſich wegzubegeben, und reicht ihm das Papier). Ich habe mit einem beleidigten, aber mit einem edeln Menſchen zu thun. Sie halten Ihr Wort, und ſchieben Ihre Rache auf. In dieſer einzigen Rückſicht, in dieſer Hoffnung hab' ich das ſchimpfliche Papier von mir geſtellt, wozu mich ſonſt nichts gebracht hätte. Aber ehe ich es wage vor Donna Maria zu treten, hab' ich beſchloſſen jemandem den Auftrag zu geben, mir bei ihr das Wort zu reden, für mich zu ſprechen — und der Mann ſind Sie.

Beaumarchais. Bilden Sie ſich das nicht ein.

Clavigo. Wenigſtens ſagen Sie ihr die bittere herzliche Reue, die Sie an mir geſehn haben. Das iſt alles, alles, warum ich Sie bitte; ſchlagen Sie mir's nicht ab; ich müßte einen andern, weniger kräftigen Fürſprecher wählen, und Sie ſind ihr ja eine treue Erzählung ſchuldig. Erzählen Sie ihr wie Sie mich gefunden haben.

Beaumarchais. Gut, das kann ich, das will ich. Und ſo Adieu.

Clavigo. Leben Sie wohl! (Er will seine Hand nehmen, Beaumarchais hält sie zurück.)

Clavigo (allein). So unerwartet aus einem Zustand in den andern. Man taumelt, man träumt! — Diese Erklärung, ich hätte sie nicht geben sollen. — Es kam so schnell, so unerwartet, als ein Donnerwetter!

Carlos (kommt).

Was hast du für Besuch gehabt? Das ganze Haus ist in Bewegung; was gibt's?

Clavigo. Mariens Bruder.

Carlos. Ich vermuthet's. Der Hund von einem alten Bedienten, der sonst bei Guilberts war und der mir nun trätscht, weiß es schon seit gestern daß man ihn erwartet habe, und trifft mich erst diesen Augenblick. Er war da?

Clavigo. Ein vortrefflicher Junge.

Carlos. Den wollen wir bald los sein. Ich habe den Weg über schon gesponnen! — Was hat's denn gegeben? Eine Ausforderung? eine Ehrenerklärung? War er fein hitzig, der Bursch?

Clavigo. Er verlangte eine Erklärung, daß seine Schwester mir keine Gelegenheit zur Veränderung gegeben.

Carlos. Und du hast sie ausgestellt?

Clavigo. Ich hielt es für's Beste.

Carlos. Gut, sehr gut! Ist sonst nichts vorgefallen?

Clavigo. Er drang auf einen Zweykampf, oder die Erklärung.

Carlos. Das letzte war das geſcheidſte. Wer wird ſein Leben gegen einen ſo romantiſchen Fratzen wagen. Und forderte er das Papier ungeſtüm?

Clavigo. Er dictirte mir's, und ich mußte die Bedienten in die Galerie rufen.

Carlos. Ich verſteh! Ah! nun hab' ich dich, Herrchen! das bricht ihm den Hals. Heiß' mich einen Schreiber, wenn ich den Buben nicht in zwey Tagen im Gefängniß habe, und mit dem nächſten Transport nach Indien.

Clavigo. Nein, Carlos. Die Sache ſteht anders, als du denkſt.

Carlos. Wie?

Clavigo. Ich hoffe durch ſeine Vermittlung, durch mein eifriges Beſtreben, Verzeihung von der Unglücklichen zu erhalten.

Carlos. Clavigo!

Clavigo. Ich hoff all das Vergangene zu tilgen, das Zerrüttete wieder herzuſtellen, und ſo in meinen Augen und in den Augen der Welt wieder zum ehrlichen Mann zu werden.

Carlos. Zum Teufel, biſt du kindiſch geworden? Man ſpürt dir doch immer an daß du ein Gelehrter biſt. — Dich ſo bethören zu laſſen! Siehſt du nicht,

daß das ein einfältig angelegter Plan iſt, um dich in's Garn zu ſprengen?

Clavigo. Nein, Carlos, er will die Heirath nicht; ſie ſind dagegen, ſie will nichts von mir hören.

Carlos. Das iſt die rechte Höhe. Nein, guter Freund, nimm mir's nicht übel, ich hab' wohl in Komödien geſehen, daß man einen Landjunker ſo geprellt hat.

Clavigo. Du beleidigſt mich. Ich bitte, ſpare deinen Humor auf meine Hochzeit. Ich bin entſchloſſen Marien zu heirathen, freiwillig, aus innerm Trieb. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Glückſeligkeit ruht auf dem Gedanken, ihre Vergebung zu erhalten. Und dann fahr' hin, Stolz! An der Bruſt dieſer Lieben liegt noch der Himmel wie vormals; aller Ruhm den ich erwerbe, alle Größe zu der ich mich erhebe, wird mich mit doppeltem Gefühl ausfüllen: denn das Mädchen theilt's mit mir, die mich zum doppelten Menſchen macht. Leb' wohl! ich muß hin! ich muß die Guilbert wenigſtens ſprechen.

Carlos. Warte nur bis nach Tiſch.

Clavigo. Keinen Augenblick. (Ab.)

Carlos (ihm nachſehend und eine Weile ſchweigend). Da macht wieder jemand einmal einen dummen Streich. (Ab.)

Drit-

Dritter Akt.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais.

Marie.

Du haſt ihn geſehen? Mir zittern alle Glieder! Du haſt ihn geſehen? Ich war nah an einer Ohnmacht, als ich hörte er käme, und du haſt ihn geſehen? Nein, ich kann, ich werde, nein, ich kann ihn nie wieder ſehn.

Sophie. Ich war außer mir als er hereintrat; denn ach! liebt' ich ihn nicht, wie du, mit der vollſten, reinſten, ſchweſterlichſten Liebe? Hat mich nicht ſeine Entfernung gekränkt, gemartert? — und nun, den Rückkehrenden, den Reuigen zu meinen Füßen! — Schweſter! es iſt was bezauberndes in ſeinem Anblick, in dem Ton ſeiner Stimme. Er —

Marie. Nimmer, nimmermehr!

Sophie. Er iſt noch der Alte, noch eben das gute, ſanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftig-

keit der Leidenschaft. Es ist noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängstliche marternde Gefühl, wenn ihm Neigung versagt wird. Alles! Alles! Und von dir spricht er, Marie! wie in jenen glücklichen Tagen der feurigsten Leidenschaft; es ist, als wenn dein guter Geist diesen Zwischenraum von Untreu und Entfernung selbst veranlaßt habe, um das Einförmige, Schleppende einer langen Bekanntschaft zu unterbrechen und dem Gefühl eine neue Lebhaftigkeit zu geben.

Marie. Du redst ihm das Wort?

Sophie. Nein, Schwester; auch versprach ich's ihm nicht. Nur meine Beste, seh' ich die Sachen wie sie sind. Du und der Bruder, ihr seht sie in einem allzuromantischen Lichte. Du hast das mit gar manchem guten Kinde gemein, daß dein Liebhaber treulos ward und dich verließ! und daß er wieder kommt, reuig seinen Fehler verbessern, alle alte Hoffnungen erneuern will — das ist ein Glück, das eine andere nicht leicht von sich stoßen würde.

Marie. Mein Herz würde reißen!

Sophie. Ich glaube dir. Der erste Anblick muß auf dich eine empfindliche Wirkung machen — und dann, meine Beste, ich bitte dich halt' diese Bangigkeit, diese Verlegenheit, die dir alle Sinne zu übermeistern scheint, nicht für eine Wirkung des Hasses, für keinen Widerwillen. Dein Herz spricht

mehr für ihn als du es glaubst, und eben darum traust du dich nicht ihn wieder zu sehen, weil du seine Rückkehr so sehnlich wünschest.

Marie. Sey barmherzig.

Sophie. Du sollst glücklich werden. Fühlt' ich daß du ihn verachtetest, daß er dir gleichgültig wäre, so wollt' ich kein Wort weiter reden, so sollt' er mein Angesicht nicht mehr sehen. Doch so, meine Liebe — Du wirst mir danken, daß ich dir geholfen habe diese ängstliche Unbestimmtheit zu überwinden, die ein Zeichen der innigsten Liebe ist.

Die Vorigen. Guilbert. Buenco.

Sophie. Kommen Sie, Buenco! Guilbert, kommen Sie! Helft mir dieser Kleinen Muth einsprechen, Entschlossenheit, jetzt da es gilt.

Buenco. Ich wollte daß ich sagen dürfte: nehmt ihn nicht wieder an.

Sophie. Buenco!

Buenco. Mein Herz wirft sich mir im Leib' herum bei dem Gedanken: Er soll diesen Engel noch besitzen, den er so schändlich beleidigt, den er an das Grab geschleppt hat. Und besitzen? — warum? wodurch macht er das alles wieder gut was er verbrechen hat? — Daß er wiederkehrt, daß ihm auf einmal beliebt wiederzukehren, und zu sagen! „Jetzt mag ich sie, jetzt will ich sie.“ Just als wäre diese treff-

liche Seele, eine verdächtige Waare, die man am Ende dem Käufer doch noch nachwirft, wenn er euch schon durch die niedrigsten Gebote und jüdisches Ab- und Zulaufen bis auf's Mark gequält hat. Nein, meine Stimme kriegt er nicht, und wenn Mariens Herz selbst für ihn spräche. — Wiederzukommen, und warum denn jetzt? — jetzt? — Mußt' er warten bis ein tapferer Bruder käme, dessen Rache er fürchten muß, um wie ein Schulknabe zu kommen und Abbitte zu thun? — Ha! er ist so feig', als er nichtswürdig ist!

Guilbert. Ihr redet wie ein Spanier und als wenn ihr die Spanier nicht kennter. Wir schweben diesen Augenblick in einer größern Gefahr, als ihr alle nicht seht.

Marie. Bester Guilbert!

Guilbert. Ich ehre die unternehmende Seele unsers Bruders, ich habe im Stillen seinem Heldenmuth zugesehen, und wünsche daß alles gut ausschlagen möge, wünsche daß Marie sich entschließen könnte, Clavigo ihre Hand zu geben, denn — (Leiser) ihr Herz hat er doch. —

Marie. Ihr seyd grausam.

Sophie. Hör' ihn, ich bitte dich, hör' ihn!

Guilbert. Dein Bruder hat ihm eine Erklärung abgedrungen, die dich vor den Augen aller Welt rechtfertigen soll, und die wird uns verderben.

Buenco. Wie?

Marie. O Gott!

Guilbert. Er ſtellte ſie aus in der Hoffnung dich zu bewegen. Bewegt er dich nicht, ſo muß er alles anwenden um das Papier zu vernichten; er kann's, er wird's. Dein Bruder will es gleich nach ſeiner Rückkehr von Aranjuez drucken und ausſtreuen. Ich fürchte, wenn du beharreſt, er wird nicht zurückkehren.

Sophie. Lieber Guilbert.

Marie. Ich vergehe!

Guilbert. Clavigo kann das Papier nicht auskommen laſſen. Verwirfſt du ſeinen Antrag und er iſt ein Mann von Ehre, ſo geht er deinem Bruder entgegen und einer von beiden bleibt; dein Bruder ſterbe oder ſiege, er iſt verloren. Ein Fremder in Spanien! Mörder dieſes geliebten Höflings! — Schweſter, es iſt ganz gut daß man edel denkt und fühlt; nur, ſich und die Seinigen zu Grunde zu richten —

Marie. Rathe mir, Sophie, hilf mir!

Guilbert. Und Buenco, widerlegen Sie mich.

Buenco. Er wagt's nicht, er fürchtet für ſein Leben; ſonſt hätt' er gar nicht geſchrieben, ſonſt bot' er Marien ſeine Hand nicht an.

Guilbert. Deſto ſchlimmer; ſo findet er hundert die ihm ihren Arm leihen, hundert die unſerm Bruder tückiſch auf dem Wege das Leben rauben. Ha!

Buenco, bist du so jung? Ein Hofmann sollte keinen Meuchelmörder im Solde haben?

Buenco. Der König ist groß und gut.

Guilbert. Auf denn! Durch alle die Mauern die ihn umschließen, die Wachen, das Ceremoniel, und alle das, womit die Hofschranzen ihn von seinem Volke geschieden haben, dringen Sie durch und retten Sie uns! — Wer kommt?

Clavigo (kommt).

Ich muß! Ich muß!

Marie (thut einen Schrei, und fällt Sophien in die Arme).

Sophie. Grausamer! in welchen Zustand versetzen Sie uns! (Guilbert und Buenco treten zu ihr.)

Clavigo. Ja sie ist's! Sie ist's! Und ich bin Clavigo. — Hören Sie mich, Beste, wenn Sie mich nicht ansehen wollen. Zu der Zeit, da mich Guilbert mit Freundlichkeit in sein Haus aufnahm, da ich ein armer unbedeutender Junge war, da ich in meinem Herzen eine unüberwindliche Leidenschaft für Sie fühlte, war's da Verdienst an mir? Oder war's nicht vielmehr innere Uebereinstimmung der Charaktere, geheime Zuneigung des Herzens, daß auch Sie für mich nicht unempfindlich blieben, daß ich nach einer Zeit mir schmeicheln konnte dieß Herz ganz zu besitzen? Und nun — bin ich nicht eben derselbe? Warum sollt' ich nicht hoffen dürfen? Warum nicht bitten? Wollen Sie einen Freund, einen Geliebten, den Sie nach einer

gefährlichen, unglücklichen Seereise lange für verloren geachtet, nicht wieder an ihren Busen nehmen, wenn er unvermuthet wieder käme, und sein gerettetes Leben zu Ihren Füßen legte? und habe ich weniger auf einem stürmischen Meere die Zeit geschwebet? Sind unsere Leidenschaften, mit denen wir in ewigem Streit leben, nicht schrecklicher, unbezwinglicher, als jene Wellen, die den Unglücklichen fern von seinem Vaterlande verschlagen! Marie! Marie! Wie können Sie mich hassen, da ich nie aufgehört habe Sie zu lieben? Mitten in allem Taumel, durch allen verführerischen Gesang der Eitelkeit und des Stolzes, hab' ich mich immer jener seligen unbefangenen Tage erinnert, die ich in glücklicher Einschränkung zu ihren Füßen zubrachte, da wir eine Reihe von blühenden Aussichten vor uns liegen sahen. — Und nun, warum wollten Sie nicht mit mir alles erfüllen was wir hofften? Wollen Sie das Glück des Lebens nun nicht ausgenießen, weil ein düsterer Zwischenraum sich unsern Hoffnungen eingeschoben hatte? Nein, meine Liebe, glauben Sie, die besten Freuden der Welt sind nicht ganz rein; die höchste Wonne wird auch durch unsere Leidenschaften, durch das Schicksal unterbrochen. Wollen wir uns beklagen daß es uns gegangen ist wie allen andern, und wollen wir uns strafbar machen, indem wir diese Gelegenheit von uns stoßen das Vergangene herzustellen, eine zerrüttete Familie wieder auf-

zurichten, die heldenmüthige That eines edeln Bruders zu belohnen, und unser eigen Glück auf ewig zu befestigen? — Meine Freunde, um die ich's nicht verdient habe, meine Freunde, die es seyn müssen, weil Sie Freunde der Tugend sind, zu der ich rückkehre, verbinden Sie Ihr Flehen mit dem meinigen. Marie! (Er wirft sich nieder.) Marie! Kennst du meine Stimme nicht mehr? Vernimmst du nicht mehr den Ton meines Herzens? Marie! Marie!

Marie. O Clavigo!

Clavigo (springt auf und faßt ihre Hand mit entzückten Küssen). Sie vergibt mir, Sie liebt mich! (umarmt den Guilbert, den Buenco.) Sie liebt mich noch! O Marie, mein Herz sagt mir's! Ich hätte mich zu deinen Füßen werfen, stumm meinen Schmerz, meine Reue ausweinen wollen; du hättest mich ohne Worte verstanden, wie ich ohne Worte meine Vergebung erhalte. Nein, diese innige Verwandtschaft unserer Seelen ist nicht aufgehoben; nein, sie vernehmen einander noch wie ehemals, wo kein Wink nöthig war, um die innersten Bewegungen sich mitzutheilen. Marie — Marie — Marie. —

Beaumarchais (tritt auf.)

Ha!

Clavigo (ihm entgegen fliegend). Mein Bruder!

Beaumarchais. Du vergibst ihm?

Marie. Laßt, laßt mich! meine Sinne vergehn.

(Man führt sie weg.)

Beaumarchais. Sie hat ihm vergeben?

Buenco. Es sieht so aus.

Beaumarchais. Du verdienst dein Glück nicht.

Clavigo. Glaube daß ich's fühle.

Sophie (kommt zurück). Sie vergibt ihm. Ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen. Er soll sich entfernen, rief sie schluchzend, daß ich mich erhole! Ich vergeb' ihm. — Ach Schwester! rief sie, und fiel mir um den Hals, woher weiß er daß ich ihn so liebe?

Clavigo (ihr die Hand küssend.) Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne. Mein Bruder!

Beaumarchais (umarmt ihn). Von Herzen denn. Ob ich euch schon sagen muß: noch kann ich euch nicht lieben. Und somit seyd ihr der Unsrige und vergessen sey alles! Das Papier, das ihr mir gabt, hier ist's. (Er nimmt's aus der Brieftasche, zerreißt es und gibt's ihm hin.)

Clavigo. Ich bin der Eurige, ewig der Eurige.

Sophie. Ich bitte entfernt euch, daß sie eure Stimme nicht hört, daß sie sich beruhigt.

Clavigo (sie ringe umarmend). Lebt wohl! Lebt wohl! — Tausend Küsse dem Engel. (Ab.)

Beaumarchais. Es mag denn gut seyn, ob ich gleich wünschte es wäre anders. (Lächelnd.) Es ist doch ein gutherziges Geschöpf so ein Mädchen — Und, meine Freunde, auch muß ich's sagen, es war ganz der Gedanke, der Wunsch unsers Gesandten, daß ihm

Marie vergeben, und daß eine glückliche Heirath dieſe verdrießliche Geſchichte endigen möge.

Guilbert. Mir iſt auch wieder ganz wohl.

Buenco. Er iſt euer Schwager, und ſo Adieu! Ihr ſeht mich in eurem Hauſe nicht wieder.

Beaumarchais. Mein Herr!

Guilbert. Buenco!

Buenco. Ich haſſ ihn nun einmal bis an's jüngſte Gericht. Und gebt Acht mit was für einem Menſchen ihr zu thun habt. (Ab.)

Guilbert. Er iſt ein melancholiſcher Unglücksvogel. Und mit der Zeit läßt er ſich doch wieder bereden, wenn er ſieht es geht alles gut.

Beaumarchais. Doch war's übereilt daß ich ihm das Papier zurückgab.

Guilbert. Laßt! Laßt! Keine Grillen! (Ab.)

Vierter Akt.

Clavigo's Wohnung.

Carlos (allein).

Es iſt löblich, daß man dem Menſchen, der durch Verſchwendung oder andere Thorheiten zeigt daß ſein Verſtand ſich verſchoben hat, von Amtswegen Vormünder ſetzt. Thut das die Obrigkeit, die ſich doch ſonſt nicht viel um uns bekümmert, wie ſollten wir's nicht an einem Freunde thun? Clavigo, du biſt in übeln Umſtänden! Noch hoff ich! Und wenn du nur noch halbweg lenkſam biſt, wie ſonſt; ſo iſt's eben noch Zeit dich vor einer Thorheit zu bewahren, die bei deinem lebhaften empfindlichen Charakter das Elend deines Lebens machen und dich vor der Zeit in's Grab bringen muß. Er kommt.

Clavigo (nachdenkend).

Guten Tag, Carlos.

Carlos. Ein ſchwermüthiges, gepreßtes: Guten Tag! Kommſt du in dem Humor von deiner Braut?

Clavigo. Es ist ein Engel! Es sind vortreffliche Menschen!

Carlos. Ihr werdet doch mit der Hochzeit nicht so sehr eilen, daß man sich noch ein Kleid dazu kann sticken lassen?

Clavigo. Scherz oder Ernst, bei unserer Hochzeit werden keine gestickten Kleider paradiren.

Carlos. Ich glaub's wohl.

Clavigo. Das Vergnügen an uns selbst, die freundschaftliche Harmonie sollen der Prunk dieser Feyerlichkeit seyn.

Carlos. Ihr werdet eine stille kleine Hochzeit machen?

Clavigo. Wie Menschen, die fühlen daß ihr Glück ganz in ihnen selbst beruht.

Carlos. In den Umständen ist es recht gut.

Clavigo. Umständen! Was meinst du mit den Umständen?

Carlos. Wie die Sache nun steht und liegt und sich verhält.

Clavigo. Höre, Carlos, ich kann den Ton des Rückhalts an Freunden nicht ausstehen. Ich weiß du bist nicht für diese Heirath; demungeachtet, wenn du etwas dagegen zu sagen hast, sagen willst: so sag's gerade zu. Wie steht denn die Sache? wie verhält sich sich?

Carlos. Es kommen einem im Leben mehr un-

Clavigo. Und du sagtest mir von allem dem nichts?

Carlos. Weil ich dich mit leeren Grillen nicht beschäftigen wollte, und niemals rathen konnte daß du mit einer einzigen Ernst gemacht hättest. O Clavigo, ich habe dein Schicksal im Herzen getragen wie mein eigenes! Ich habe keinen Freund als dich; die Menschen sind mir alle unerträglich, und du fängst auch an mir unerträglich zu werden.

Clavigo. Ich bitte dich, sey ruhig.

Carlos. Brenn' einem das Haus ab, daran er zehen Jahre gebauet hat, und schick ihm einen Beichtvater, der ihm die christliche Geduld empfiehlt. — Man soll sich für niemand interessiren als für sich selbst; die Menschen sind nicht werth — —

Clavigo. Kommen deine feindseligen Grillen wieder?

Carlos. Wenn ich aufs neue ganz drein versinke, wer ist Schuld dran als du? Ich sagte zu mir: Was soll ihm jetzt die vortheilhafteste Heirath? ihm, der es für einen gewöhnlichen Menschen weit genug gebracht hätte; aber mit seinem Geist, mit seinen Gaben ist es unverantwortlich — ist es unmöglich daß er bleibt was er ist. — Ich machte meine Projecte. Es gibt so wenig Menschen, die so unternehmend und biegsam, so geistvoll und fleißig zugleich sind. Er ist in alle Fächer gerecht; als Archivarius kann er sich schnell

die wichtigsten Kenntnisse erwerben, er wird sich nothwendig machen, und laßt eine Veränderung vorgehn so ist er Minister.

Clavigo Ich gestehe dir, das waren oft auch meine Träume!

Carlos. Träume! So gewiß ich den Thurm erreiche und erklettere, wenn ich darauf losgehe, mit dem festen Vorsatze nicht abzulassen bis ich ihn erstiegen habe, so gewiß hättest du auch alle Schwierigkeiten überwunden. Und hernach wär' mir für das übrige nicht bang gewesen. Du hast kein Vermögen von Hause, desto besser; das hätte dich auf die Erwerbung eifriger, auf die Erhaltung aufmerksamer gemacht. Und wer am Zoll sitzt ohne reich zu werden, ist ein Pinsel. Und dann seh' ich nicht, warum das Land dem Minister nicht so gut Abgaben schuldig ist, als dem Könige. Dieser gibt seinen Namen her und jener die Kräfte. Wenn ich denn mit allem dem fertig war, dann sah ich mich erst nach einer Parthie für dich um. Ich sah manch stolzes Haus, das die Augen über deine Abkunft zugeblinkt hätte, manches der reichsten, das dir gern den Aufwand deines Standes verschafft haben würde, nur um an der Herrlichkeit des zweyten Königs Theil nehmen zu dürfen — und nun —

Clavigo. Du bist ungerecht, du setzest meinen gegenwärtigen Zustand zu tief herab. Und glaubst

du denn, daß ich mich nicht weiter treiben, nicht auch noch mächtigere Schritte thun kann?

Carlos. Lieber Freund, brich du einer Pflanze das Herz aus, sie mag hernach treiben und treiben unzählige Nebenschößlinge; es gibt vielleicht einen starken Busch, aber der stolze königliche Wuchs des ersten Schusses ist dahin. Und denke nur nicht daß man diese Heirath bei Hofe gleichgültig ansehen wird. Hast du vergessen was für Männer dir den Umgang, die Verbindung mit Marien mißriethen? Hast du vergessen wer dir klugen den Gedanken eingab sie zu verlassen? Soll ich dir sie an den Fingern herzählen?

Clavigo. Der Gedanke hat mich auch schon gepeinigt, daß so wenige diesen Schritt billigen werden.

Carlos. Keiner! Und deine hohen Freunde sollten nicht aufgebracht seyn, daß du, ohne sie zu fragen, ohne ihren Rath, dich so geradezu hingegeben hast, wie ein unbesonnener Knabe auf dem Markte sein Geld gegen wurmstichige Nüsse wegwirft?

Clavigo. Das ist unartig, Carlos, und übertrieben.

Carlos. Nicht um einen Zug. Denn daß einer aus Leidenschaft einen seltsamen Streich macht, das lass ich gelten. Ein Kammermädchen zu heirathen, weil sie schön ist wie ein Engel! Gut, der Mensch wird getadelt, und doch beneiden ihn die Leute.

Clavigo. Die Leute, immer die Leute.

Car-

Carlos. Du weißt ich frage nicht ängstlich nach andrer Beifall, doch das iſt ewig wahr: wer nichts für andre thut thut nichts für ſich; und wenn die Menſchen dich nicht bewundern, oder beneiden, biſt du auch nicht glücklich.

Clavigo. Die Welt urtheilet nach dem Scheine. O! wer Mariens Herz beſitzt iſt zu beneiden!

Carlos. Was die Sache iſt ſcheint ſie auch. Aber freilich dacht' ich daß das verborgene Qualitäten ſeyn müſſen, die dein Glück beneidenswerth machen; denn was man mit ſeinen Augen ſieht, mit ſeinem Menſchenverſtande begreifen kann —

Clavigo. Du willſt mich zu Grunde richten.

Carlos. Wie iſt das zugegangen? wird man in der Stadt fragen. Wie iſt das zugegangen, fragt man bei Hofe. Um Gottes willen, wie iſt das zugegangen? Sie iſt arm, ohne Stand; hätte Clavigo nicht einmal ein Abenteuer mit ihr gehabt, man wüßte gar nicht, daß ſie in der Welt iſt. Sie ſoll artig ſeyn, angenehm, witzig! — Wer wird darum eine Frau nehmen? Das vergeht ſo in den erſten Zeiten des Eheſtands. Ach! ſagt einer, ſie ſoll ſchön ſeyn, reizend, ausnehmend ſchön. — Da iſt's zu begreifen, ſagt ein anderer —

Clavigo (wird verwirrt, ihm entfährt ein tiefer Seufzer). Ach!

Carlos. Schön? O! ſagt die eine, es geht an! Ich hab' ſie in ſechs Jahren nicht geſehn. Da kann

sich schon was verändern, sagt eine andere. Man muß doch Acht geben, er wird sie bald produciren, sagt die dritte. Man fragt, guckt, man geht zu Gefallen, man wartet, man ist ungeduldig, erinnert sich immer des stolzen Clavigo, der sich nie öffentlich sehen ließ, ohne eine herrliche, hochängige Spanierin im Triumph aufzuführen, deren volle Brust, ihre glühenden Wangen, ihre heißen Augen, die Welt rings umher zu fragen schienen: Bin ich nicht meines Begleiters werth? und die in ihrem Uebermuth den seidnen Schlepprock so weit hinten aus im Winde segeln ließ, als möglich, um ihre Erscheinung ansehnlicher und würdiger zu machen. — Und nun erscheint der Herr — und allen Leuten versagt das Wort im Munde — kommt angezogen mit seiner trippelnden, kleinen, hohlängigen Französin, der die Auszehrung aus allen Gliedern spricht, wenn sie gleich ihre Todtenfarbe mit Weiß und Roth überpinselt hat. O Bruder, ich werde rasend, ich laufe davon, wenn mich nun die Leute zu packen kriegen, und fragen und quästioniren und nicht begreifen können —

Clavigo (ihn bei der Hand fassend). Mein Freund, mein Bruder, ich bin in einer schrecklichen Lage. Ich sage dir, ich gestehe dir, ich erschrak als ich Marien wieder sah! Wie entstellt sie ist, — wie bleich, abgezehrt! O das ist meine Schuld, meiner Verrätherey! —

Carlos. Possen! Grillen! Sie hatte die Schwindsucht, da dein Roman noch sehr im Gange war. Ich

sagte dir's tausendmal, und — Aber ihr Liebhaber habt keine Augen, keine Nasen. Clavigo, es ist schändlich! So alles, alles zu vergessen, eine kranke Frau, die die Pest unter deine Nachkommenschaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel so in gewissen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen. — Ein Mann, der Stammvater einer Familie seyn könnte, die vielleicht künftig — Ich werde noch närrisch, der Kopf vergeht mir.

Clavigo. Carlos, was soll ich dir sagen! Als ich sie wieder sah; im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte sie mir ein: aber Liebe — sieh! es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über'n Nacken führe. Ich strebte munter zu seyn, wieder vor denen Menschen, die mich umgaben, den Glücklichen zu spielen: es war alles vorbei, alles so steif, so ängstlich. Wären sie weniger außer sich gewesen, sie müßten's gemerkt haben.

Carlos. Hölle! Tod und Teufel! und du willst sie heirathen? —

Clavigo (steht ganz in sich selbst versunken ohne zu antworten).

Carlos. Du bist hin! verloren auf ewig! Leb' wohl, Bruder, und laß mich alles vergessen, laß mich mein einsames Leben noch so ausknirschen, über das Schicksal deiner Verblendung. Ha! das alles! sich in

den Augen der Welt verächtlich zu machen, und nicht einmal dadurch eine Leidenschaft, eine Begierde befriedigen! dir muthwillig eine Krankheit zuziehen, die, indem sie deine innern Kräfte untergräbt, dich zugleich dem Anblick der Menschen abscheulich macht.

Clavigo. Carlos! Carlos!

Carlos. Wärst du nie gestiegen, um nie zu fallen! Mit welchen Augen werden sie das ansehn! Da ist der Bruder, werden sie sagen! daß muß ein braver Kerl seyn, der hat ihn in's Bockshorn gejagt, er hat sich nicht getraut ihm die Spitze zu bieten. Ha! werden unsre schwadronirenden Hofjunker sagen, man sieht immer, daß er kein Cavalier ist. Pah! ruft einer, und rückt den Hut in die Augen, der Franzos hätte mir kommen sollen, und patscht sich auf den Bauch, ein Kerl, der vielleicht nicht werth wäre dein Reitknecht zu seyn.

Clavigo (fällt in dem Ausbruch der heftigsten Beängstigung, mit einem Strom von Thränen, dem Carlos um den Hals). Rette mich! Freund! mein Bester, rette mich! Rette mich von dem gedoppelten Meineid, von der unübersehlichen Schande, von mir selbst — ich vergehe!

Carlos. Armer! Elender! Ich hoffte, diese jugendlichen Raserenen, die stürmenden Thränen, diese versinkende Wehmuth sollte vorüber seyn, ich hoffte dich als Mann nicht mehr erschüttert, nicht mehr in dem beklemmenden Jammer zu sehen, den du ehemals so oft

in meinen Busen ausgeweint hast. Ermanne dich, Clavigo, ermanne dich!

Clavigo. Laß mich weinen! (Wirft sich in einen Sessel.)

Carlos. Weh dir, daß du eine Bahn betreten hast, die du nicht endigen wirst! Mit deinem Herzen, deinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußtest du den unseligen Hang nach Größe verbinden! Und was ist Größe, Clavigo? Sich in Rang und Ansehn über andre zu erheben? Glaub' es nicht! Wenn dein Herz nicht größer ist, als andrer Herzen; wenn du nicht im Stande bist, dich gelassen über Verhältnisse hinaus zu setzen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist du mit allen deinen Bändern und Sternen, bist mit der Krone selbst nur ein gemeiner Mensch. Fasse dich, beruhige dich!

Clavigo (richtet sich auf, sieht Carlos an und reicht ihm eine Hand, die Carlos mit Heftigkeit anfaßt).

Carlos. Auf! auf, mein Freund! und entschließe dich. Sieh, ich will alles bei Seite setzen, ich will sagen: Hier liegen zwey Vorschläge auf gleichen Schalen. Entweder du heirathest Marien und findest dein Glück in einem stillen bürgerlichen Leben, in den ruhigen häuslichen Freuden; oder du führest auf der ehrenvollen Bahn deinen Lauf weiter nach dem nahen Ziele. — Ich will alles bei Seite setzen, und will sagen: die Zunge steht inne; es kommt auf deinen Ent-

schluß an, welche von beiden Schalen den Ausschlag haben soll! Gut! Aber entschließe dich! — Es ist nichts erbärmlicher in der Welt als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zweyen Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann, als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. Auf, und gib Marien deine Hand, handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück seines Lebens seinen Worten aufopfert, der es für seine Pflicht achtet, was er verderben hat wieder gut zu machen, der auch den Kreis seiner Leidenschaften und Wirksamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande ist, alles wieder gut zu machen was er verderben hat: und so genieße das Glück einer ruhigen Beschränkung, den Beifall eines bedächtigen Gewissens, und alle Seligkeit, die denen Menschen gewährt ist, die im Stande sind sich ihr eigen Glück zu schaffen und Freude den Ihrigen — Entschließe dich; so will ich sagen, du bist ein guter Kerl —

Clavigo. Einen Funken, Carlos, deiner Stärke, deines Muths.

Carlos. Er schläft in dir, und ich will blasen bis er in Flammen schlägt. Sieh auf der andern Seite das Glück und die Größe die dich erwarten. Ich will dir diese Aussichten nicht mit dichterischen bunten Farben vormahlen; stelle sie dir selbst in der Lebhaftigkeit dar, wie sie in voller Klarheit vor deiner Seele standen,

ehe der französische Strudelkopf dir die Sinne verwirrte. Aber auch da, Clavigo, sey ein ganzer Kerl, und mache deinen Weg stracks, ohne rechts und links zu sehen. Möge deine Seele sich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menschen eben auch darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehen; daß der, dessen Werk es ist, ein großes Ganze zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässiget, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in seiner Natur, der König in seinem Staate; warum sollten wir's nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?

Clavigo. Carlos, ich bin ein kleiner Mensch.

Carlos. Wir sind nicht klein, wenn Umstände uns zu schaffen machen, nur wenn sie uns überwältigen. Noch einen Athemzug, und du bist wieder bei dir selber. Wirf die Reste einer erbärmlichen Leidenschaft von dir, die dich in jetzigen Tagen eben so wenig kleiden, als das graue Jäckchen und die bescheidene Miene, mit denen du nach Madrit kamst. Was das arme Mädchen für dich gethan hat, hast du ihr lange gelohnt; und daß du dir die erste freundliche Aufnahme schuldig bist — Oh! eine andre hätte um das Vergnügen deines Umgangs eben so viel und mehr gethan, ohne solche Prätensionen zu machen — und wird dir einfallen, deinem

Schulmeiſter die Hälfte deines Vermögens zu geben, weil er dich vor dreyßig Jahren das Abc gelehrt hat? Nun, Clavigo?

Clavigo. Das iſt all gut; im Ganzen magſt du Recht haben, es mag alſo ſeyn; nur wie helfen wir uns aus der Verwirrung in der wir ſtecken? Da gib Rath, da ſchaff Hülfe, und dann rede.

Carlos. Gut! Du willſt alſo?

Clavigo. Mach' mich können, ſo will ich. Ich habe kein Nachdenken; hab's für mich.

Carlos. Alſo denn. Zuerſt gehſt du, den Herrn an einen dritten Ort zu beſcheiden, und alsdann forderſt du mit der Klinge die Erklärung zurück, die du gezwungen und unbeſonnen ausgeſtellt haſt.

Clavigo. Ich habe ſie ſchon, er zerriß und gab mir ſie.

Carlos. Trefflich! Trefflich! Schon den Schritt gethan — und du haſt mich ſo lange reden laſſen? — Alſo kürzer! Du ſchreibſt ihm ganz gelaſſen: „Du fändeſt nicht für gut, ſeine Schweſter zu heirathen; die Urſache könnte er erfahren, wenn er ſich heute Nacht, von einem Freunde begleitet, und mit beliebigen Waffen verſehen, da oder dort einfinden wolle.“ Und ſomit ſignirt. — Komm, Clavigo, ſchreib das. Ich bin dein Sekundant und — es müßte mit dem Teufel zugehen —

Clavigo (geht nach dem Tiſche).

Carlos. Höre! Ein Wort! Wenn ich's so recht bedenke, ist das ein einfältiger Vorschlag. Wer sind wir, um uns gegen einen aufgebrachten Abenteurer zu wagen? Und die Aufführung des Menschen, sein Stand verdient nicht, daß wir ihn für unsers Gleichen achten. Also hör' mich! Wenn ich ihn nun peinlich anklage, daß er heimlich nach Madrit gekommen, sich bei dir unter einem falschen Namen mit einem Helfershelfer anmelden lassen, dich erst mit freundlichen Worten vertraulich gemacht, dann dich unvermuthet überfallen, eine Erklärung dir abgenöthigt und sie auszustreuen weggegangen ist — Das bricht ihm den Hals: er soll erfahren, was das heißt, einen Spanier mitten in der bürgerlichen Ruhe zu befehden.

Clavigo. Du hast Recht.

Carlos. Wenn wir nun aber unterdessen, bis der Prozeß eingeleitet ist, bis dahin uns der Herr noch allerlei Streiche machen könnte, das Gewisse spielten, und ihn kurz und gut bei'm Kopfe nähmen?

Clavigo. Ich verstehe, und kenne dich, daß du Mann bist es auszuführen.

Carlos. Nun auch! wenn ich, der ich schon fünf und zwanzig Jahre mitlaufe, und dabei war, da dem Ersten unter den Menschen die Angsttropfen auf dem Gesichte standen, wenn ich so ein Possenspiel nicht entwickeln wollte. Und somit lässest du mir freie Hand; du brauchst nichts zu thun, nichts zu schreiben. Wer

den Bruder einstecken läßt, gibt pantomimisch zu verstehen daß er die Schwester nicht mag.

Clavigo. Nein, Carlos! Es gehe wie es wolle, das kann, das werd' ich nicht leiden. Beaumarchais ist ein würdiger Mensch, und er soll in keinem schimpflichen Gefängnisse verschmachten um seiner gerechten Sache willen. Einen andern Vorschlag, Carlos einen andern!

Carlos. Pah! Pah! Kindereyen! Wir wollen ihn nicht fressen, er soll wohl aufgehoben und versorgt werden, und lang' kann's auch nicht währen. Denn siehe, wenn er spürt daß es Ernst ist, kriecht sein theatralischer Eifer gewiß zum Kreuz, er kehrt bedutzt nach Frankreich zurück, und dankt auf das höflichste, wenn man ja seiner Schwester ein jährliches Gehalt aussetzen will, warum's ihm vielleicht einzig und allein zu thun war.

Clavigo. So sey's denn! Nur verfahrt gut mit ihm.

Carlos. Sey unbesorgt. — Noch eine Vorsicht! Man kann nicht wissen wie's verschwätzt wird, wie er Wind kriegt, und er überläuft dich, und alles geht zu Grunde. Drum begib dich aus deinem Hause, daß auch kein Bedienter weiß, wohin. Laß nur das nöthigste zusammenpacken. Ich schicke dir einen Burschen, der dir's forttragen und dich hinbringen soll, wo dich die heilige Hermandad selbst nicht findet. Ich hab' so ein Paar Mauslöcher immer offen. Adieu.

Clavigo. Leb' wohl!

Carlos. Frisch! Frisch! Wenn's vorbei ist, Bruder, wollen wir uns laben.

Guilberts Wohnung.

Sophie Guilbert. Marie Beaumarchais (mit Arbeit).

Marie. So ungestüm ist Buence fort?

Sophie. Das war natürlich. Er liebt dich, und wie konnte er den Anblick des Menschen ertragen, den er doppelt hassen muß?

Marie. Er ist der beste, tugendhafteste Bürger, den ich je gekannt habe. (Ihr die Arbeit zeigend.) Mich dünkt, ich mach' es so? Ich ziehe hier das ein und das Ende steck' ich hinauf. Es wird gut stehn.

Sophie. Recht gut. Und ich will paille Band zu dem Häubchen nehmen! es kleid't mich keins besser. Du lächelst?

Marie. Ich lache über mich selbst. Wir Mädchen sind doch eine wunderliche Nation: kaum heben wir den Kopf nur ein wenig wieder, so ist gleich Putz und Band was uns beschäftigt.

Sophie. Das kannst du dir nicht nachsagen; seit dem Augenblick, da Clavigo dich verließ, war nichts im Stande dir eine Freude zu machen.

Marie (fährt zusammen und sieht nach der Thür).

Sophie. Was hast du?

Marie (bestemmt). Ich glaubte es käme Jemand! Mein armes Herz! O es wird mich noch umbringen. Fühl' wie es schlägt, von dem leeren Schrecken.

Sophie. Sey ruhig. Du siehst blaß; ich bitte dich, meine Liebe!

Marie (auf die Brust deutend). Es drückt mich hier so. — Es sticht mich so. — Es wird mich umbringen.

Sophie. Schone dich.

Marie. Ich bin ein närrisches unglückliches Mädchen. Schmerz und Freude haben mit all ihrer Gewalt mein armes Leben untergraben. Ich sage dir, es ist nur halbe Freude daß ich ihn wieder habe. Ich werde das Glück wenig genießen, das mich in seinen Armen erwartet; vielleicht gar nicht.

Sophie. Schwester, meine liebe Einzige! Du nagst mit solchen Grillen an dir selber.

Marie. Warum soll ich mich betriegen?

Sophie. Du bist jung und glücklich und kannst alles hoffen.

Marie. Hoffnung! O der süße einzige Balsam des Lebens bezaubert oft meine Seele. Muthige jugendliche Träume schweben vor mir, und begleiten die geliebte Gestalt des Unvergleichlichen, der nun wieder der meine wird. O Sophie, wie reizend ist

er! Seit ich ihn nicht sah, hat er — ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken soll — es haben sich alle großen Eigenschaften, die ehemals in seiner Bescheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er ist ein Mann worden, und muß mit diesem reinen Gefühle seiner selbst, mit dem er auftritt, das so ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit ist, er muß alle Herzen wegreißen. — Und er soll der meinige werden? — Nein, Schwester, ich war seiner nicht werth — Und jetzt bin ich's viel weniger!

Sophie. Nimm ihn nur und sey glücklich. — Ich höre deinen Bruder!

Beaumarchais (kommt).

Wo ist Guilbert?

Sophie. Er ist schon eine Weile weg; lang kann er nicht mehr ausbleiben.

Marie. Was hast du, Bruder? — (aufspringend und ihm um den Hals fallend) Lieber Bruder, was hast du?

Beaumarchais. Nichts! Laß mich, meine Marie!

Marie. Wenn ich deine Marie bin, so sag' mir, was du auf dem Herzen hast?

Sophie. Laß ihn. Die Männer machen oft Gesichter, ohne just was auf dem Herzen zu haben.

Marie. Nein, nein. Ach ich sehe dein Angesicht nur wenige Zeit; aber schon drückt es mir alle

deine Empfindungen aus, ich lese jedes Gefühl dieser unverstellten, unverdorbenen Seele auf deiner Stirne. Du hast etwas was dich stutzig macht. Rede, was ist's?

Beaumarchais. Es ist nichts, meine Lieben. Ich hoffe, im Grunde ist's nichts. Clavigo —

Marie. Wie?

Beaumarchais. Ich war bei Clavigo. Er ist nicht zu Hause.

Sophie. Und das verwirrt dich?

Beaumarchais. Sein Pförtner sagt, er sey verreist, er wisse nicht wohin? es wisse niemand, wie lange? Wenn er sich verläugnen ließe! Wenn er wirklich verreist wäre! Warum das?

Marie. Wir wollen's abwarten.

Beaumarchais. Deine Zunge lügt. Ha! Die Blässe deiner Wangen, das Zittern deiner Glieder, alles spricht und zeugt, daß du das nicht abwarten kannst. Liebe Schwester! (Faßt sie in seine Arme.) An diesem klopfenden, ängstlich bebenden Herzen schwör' ich dir. Höre mich, Gott, der du gerecht bist! Höret mich, alle seine Heiligen! Du sollst gerächet werden, wenn er — die Sinne vergehn mir über dem Gedanken, — wenn er rückfiele, wenn er doppeltes gräßliches Meineids sich schuldig machte, unsers Elends spottete — Nein, es ist, es ist nicht möglich, nicht möglich — Du sollst gerächet werden.

Sophie. Alles zu früh, zu voreilig. Schone ihrer, ich bitte dich, mein Bruder.

Marie (ſetzt ſich).

Sophie. Was haſt du? Du wirſt ohnmächtig.

Marie. Nein, nein. Du biſt gleich ſo beſorgt.

Sophie (reicht ihr Waſſer). Nimm das Glas.

Marie. Laß doch! wozu ſoll's? — Nun meinetwegen, gib her.

Beaumarchais. Wo iſt Guilbert? Wo iſt Bueneo? Schicke nach ihnen, ich bitte dich. (Sophie ab.) Wie iſt dir, Marie?

Marie. Gut, ganz gut! Denkſt du denn, Bruder? —

Beaumarchais. Was, meine Liebe?

Marie. Ach!

Beaumarchais. Der Athem wird dir ſchwer?

Marie. Das unbändige Schlagen meines Herzens verſetzt mir die Luft.

Beaumarchais. Habt ihr denn kein Mittel? Brauchſt du nichts niederſchlagendes?

Marie. Ich weiß ein Mittel, und darum bitt' ich Gott ſchon lange.

Beaumarchais. Du ſollſt's haben, und ich hoffe von meiner Hand.

Marie. Schon gut.

Sophie (kommt).

So eben gibt ein Kurier dieſen Brief ab; er kommt von Aranjuez.

Beaumarchais. Das iſt das Siegel und die Hand unſers Geſandten.

Sophie. Ich hieß ihn abſteigen und einige Erfriſchungen zu ſich nehmen; er wollte nicht, weil er noch mehr Depeſchen habe.

Marie. Willſt du doch, Liebe, das Mädchen nach dem Arzte ſchicken?

Sophie. Fehlt dir was? Heiliger Gott! was fehlt dir?

Marie. Du wirſt mich ängſtigen, daß ich zuletzt kaum traue ein Glas Waſſer zu begehren — Sophie! — Bruder! — Was enthält der Brief? Sieh, wie er zittert! wie ihn aller Muth verläßt!

Sophie. Bruder, mein Bruder!

Beaumarchais (wirft ſich ſprachlos in einen Seſſel und läßt den Brief fallen).

Sophie. Mein Bruder! (Hebt den Brief auf und lieſt.)

Marie. Laßt mich ihn ſehn! ich muß — (will aufſtehn.) Weh! Ich fühl's. Es iſt das letzte. Schweſter, aus Barmherzigkeit den letzten ſchnellen Todesſtoß! Er verräth uns! —

Beaumarchais (aufſpringend). Er verräth uns! (an die Stirn ſchlagend und auf die Bruſt.) Hier! hier! es

iſt

iſt alles ſo dumpf, ſo todt vor meiner Seele, als hätt' ein Donnerſchlag meine Sinne gelähmt. Marie! Marie! du biſt verrathen! — und ich ſtehe hier! Wohin? — Was? — Ich ſehe nichts, nichts! keinen Weg, keine Rettung! (wirft ſich in den Seſſel.)

Guilbert (kommt).

Sophie. Guilbert! Rath! Hülfe! Wir ſind verloren!

Guilbert. Weib!

Sophie. Lies! Lies! Der Geſandte meldet unſerm Bruder: Clavigo habe ihn peinlich angeklagt, als ſey er unter einem falſchen Namen in ſein Haus geſchlichen, habe ihm im Bette die Piſtole vorgehalten, habe ihn gezwungen, eine ſchimpfliche Erklärung zu unterſchreiben; und wenn er ſich nicht ſchnell aus dem Königreiche entfernt, ſo ſchleppen ſie ihn in's Gefängniß, daraus ihn zu befreien der Geſandte vielleicht ſelbſt nicht im Stande iſt.

Beaumarchais (aufſpringend). Ja, ſie ſollen's! ſie ſollen's! ſollen mich in's Gefängniß ſchleppen. Aber von ſeinem Leichname weg, von der Stätte weg, wo ich mich in ſeinem Blute werde geletzt haben. — Ach! der grimmige, entſetzliche Durſt nach ſeinem Blute füllt mich ganz. Dank ſey dir, Gott im Himmel, daß du dem Menſchen mitten im glühenden unerträglichſten Leiden ein Labſal ſendeſt, eine Erquickung.

Wie ich die dürstende Rache in meinem Busen fühle! wie aus der Vernichtung meiner selbst, aus der stumpfen Unentschlossenheit mich das herrliche Gefühl, die Begier nach seinem Blute herausreißt, mich über mich selbst reißt! Rache! Wie mir's wohl ist! wie alles an mir nach ihm hin strebt, ihn zu fassen, ihn zu vernichten!

Sophie. Du bist fürchterlich, Bruder.

Beaumarchais. Deste besser. — Ach! Keinen Degen, kein Gewehr! Mit diesen Händen will ich ihn erwürgen, daß mein die Wonne sey! ganz mein eigen das Gefühl: ich hab' ihn vernichtet.

Marie. Mein Herz! Mein Herz!

Beaumarchais. Ich habe dich nicht retten können, so sollst du gerächt werden. Ich schnaube nach seiner Spur, meine Zähne gelüstet's nach seinem Fleisch, meinen Gaumen nach seinem Blut. Bin ich ein rasendes Thier geworden! Mir glüht in jeder Ader, mir zuckt in jeder Nerve die Begier nach ihm! — Ich würde den ewig hassen, der mir ihm jetzt mit Gift vergäbe, der mir ihn meuchelmörderisch aus dem Wege räumte. O hilf mir, Guilbert, ihn aufsuchen! Wo ist Buenco? Helft mir ihn finden.

Guilbert. Rette dich! Rette dich! Du bist außer dir.

Marie. Fliehe, mein Bruder!

Sophie. Führ' ihn weg; er bringt ſeine Schweſter um.

Buenco (kommt).

Auf, Herr! Fort! Ich ſah's voraus. Ich gab auf alles Acht. Und nun! man ſtellt euch nach, ihr ſeyd verloren, wenn ihr nicht im Augenblick die Stadt verlaßt.

Beaumarchais. Nimmermehr! Wo iſt Clavigo?

Buenco. Ich weiß nicht.

Beaumarchais. Du weißt's. Ich bitte dich fußfällig, ſag' mir's.

Sophie. Um Gottes willen, Buenco!

Marie. Ach! Luft! Luft! (Fällt zurück.) Clavigo! —

Sophie. Hülfe, ſie ſtirbt!

Marie. Verlaſſ' uns nicht, Gott im Himmel! — Fort, mein Bruder, fort!

Beaumarchais (fällt vor Marien nieder, die ungeachtet aller Hülfe nicht wieder zu ſich ſelbſt kommt). Dich verlaſſen! Dich verlaſſen!

Sophie. So bleib', und verderb' uns alle, wie du Marien getödtet haſt. Du biſt hin, o meine Schweſter! durch die Unbeſonnenheit deines Bruders.

Beaumarchais. Halt, Schweſter!

Sophie (ſpottend). Retter! — Rächer — Hilf dir ſelber!

Beaumarchais. Verdien' ich das?

Sophie. Gib mir sie wieder! Und dann geh in Kerker, geh auf's Martergerüst, geh, vergieße dein Blut, und gib mir sie wieder.

Beaumarchais. Sophie!

Sophie. Ha! und ist sie hin, ist sie todt — so erhalte dich uns! (Ihm um den Hals fallend.) Mein Bruder, erhalte dich uns! unserm Vater! Eile, eile! Das war ihr Schicksal! Sie hat's geendet. Und ein Gott ist im Himmel, dem laß die Rache.

Buenco. Fort! fort! Kommen Sie mit mir, ich verberge Sie, bis wir Mittel finden, Sie aus dem Königreiche zu schaffen.

Beaumarchais (fällt auf Marien und küßt sie). Schwester! (Sie reißen ihn los, er faßt Sophien, sie macht sich los, man bringt Marien weg, und Buenco mit Beaumarchais ab.)

Guilbert. Ein Arzt.

Sophie (aus dem Zimmer zurückkommend darein man Marien gebracht hat). Zu spät! Sie ist hin! Sie ist todt!

Guilbert. Kommen Sie, mein Herr! Sehen Sie selbst! Es ist nicht möglich! (Ab.)

Fünfter Akt.

Straße vor dem Hauſe Guilberts.

(Nacht.)

(Das Haus iſt offen. Vor der Thüre ſtehen drey in ſchwarze Mäntel gehüllte Männer mit Fackeln. Clavigo in einen Mantel gewickelt, den Degen unter'm Arm, kommt. Ein Bedienter geht voraus mit einer Fackel.)

Clavigo.

Ich ſagte dir's, du ſollteſt dieſe Straße meiden.

Bedienter. Wir hätten einen gar großen Umweg nehmen müſſen, und Sie eilen ſo. Es iſt nicht weit von hier, wo Don Carlos ſich aufhält.

Clavigo. Fackeln dort?

Bedienter. Eine Leiche. Kommen Sie, mein Herr.

Clavigo. Mariens Wohnung! Eine Leiche! Mir fährt ein Todesſchauer durch alle Glieder. Geh, frag, wen ſie begraben?

Bedienter (geht zu den Männern). Wen begrabt ihr?

Die Männer. Marien Beaumarchais.

Clavigo (setzt sich auf einen Stein und verhüllt sich).

Bedienter (kommt zurück). Sie begraben Marien Beaumarchais.

Clavigo (aufspringend). Mußtest du's wiederholen, Verräther? Das Donnerwort wiederholen, das mir alles Mark aus meinen Gebeinen schlägt?

Bedienter. Stille, mein Herr, kommen Sie. Bedenken Sie die Gefahr, in der Sie schweben.

Clavigo. Geh in die Hölle! Ich bleibe.

Bedienter. O Carlos! O daß ich dich fände, Carlos! Er ist außer sich! (Ab.)

Clavigo. (In der Ferne die Leichenmänner.)

Clavigo. Todt! Marie todt! Die Fackeln dort! ihre traurigen Begleiter! Es ist ein Zauberspiel, ein Nachtgesicht, das mich erschreckt, das mir einen Spiegel vorhält, darin ich das Ende meiner Verrätherey en abnungsweise erkennen soll. — Noch ist es Zeit! Noch! — Ich bebe, mein Herz zerfließt in Schauer! Nein! Nein! du sollst nicht sterben. Ich komme! Ich komme! — Verschwindet, Geister der Nacht, die ihr euch mit ängstlichen Schrecknissen mir in den Weg stellt — (sieht auf sie tot.) Verschwindet! — Sie stehen! Ha! sie sehen sich nach mir um! Weh! Weh mir! es sind Menschen wie ich. — Es ist wahr — Wahr? — Kannst du's fassen? — Sie ist todt — Es ergreift mich mit allem Schauer der Nacht das Gefühl: sie ist

todt! Da liegt sie, die Blume zu deinen Füßen — und du — Erbarm dich meiner, Gott im Himmel, ich habe sie nicht getödtet! — Verbergt euch, Ste...e, schaut nicht hernieder, ihr, die ihr so oft den Missethäter sahst in dem Gefühl des innigsten Glückes diese Schwelle verlassen, durch eben diese Straße mit Saitenspiel und Gesang in goldnen Phantasien hinschweben, und sein am heimlichen Gitter lauschendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden! — Und du füllst nun das Haus mit Wehklagen und Jammer! und diesen Schauplatz deines Glückes mit Grabgesang! — Marie! Marie! nimm mich mit dir! nimm mich mit dir! (Eine traurige Musik tönt einige Laute von innen.) Sie beginnen den Weg zum Grabe! — Haltet! haltet! Schließt den Sarg nicht! Laßt mich sie noch einmal sehen! (Er geht aufs Haus los.) 'Ha! wem, wem wag' ich's unter's Gesicht zu treten? wem in seinen entsetzlichen Schmerzen zu begegnen? — Ihren Freunden? Ihrem Bruder! dem wüthender Jammer den Busen füllt! (Die Musik geht wieder an.) Sie ruft mir! sie ruft mir! Ich komme! — Welche Angst umgibt mich! Welches Beben hält mich zurück!

(Die Musik fängt zum drittenmale an und fährt fort. Die Fackeln bewegen sich vor der Thür, es treten noch drey andere zu ihnen, die sich in Ordnung reihen, um den Leichenzug einzufassen, der aus dem Hause kommt. Sechs tragen die Bahre, darauf der bedeckte Sarg steht. Gulbert, Buenco in tiefer Trauer.)

Clavigo (hervortretend). Haltet!

Guilbert. Welche Stimme!

Clavigo. Haltet! (Die Träger stehen.)

Buenco. Wer unterſteht ſich den ehrwürdigen Zug zu ſtören?

Clavigo. Setzt nieder!

Guilbert. Ha!

Buenco. Elender! Iſt deiner Schandthaten kein Ende? Iſt dein Opfer im Sarge nicht ſicher vor dir?

Clavigo. Laßt! macht mich nicht raſend! die Unglücklichen ſind gefährlich! Ich muß ſie ſehen! (Er wirft das Tuch ab. Marie liegt weißgekleidet und mit gefalteten Händen im Sarge. Clavigo tritt zurück und verbirgt ſein Geſicht.)

Buenco. Willſt du ſie erwecken, um ſie wieder zu tödten?

Clavigo. Armer Spötter! — Marie! (Er fällt vor dem Sarge nieder.)

Beaumarchais. Buenco hat mich verlaſſen. Sie iſt nicht todt, ſagen ſie, ich muß ſehen, trotz dem Teufel! Ich muß ſie ſehen. Fackeln, Leiche! (Er rennt auf ſie los, erblickt den Sarg und fällt ſprachlos drüber hin; man hebt ihn auf, er iſt wie ohnmächtig. Guilbert hält ihn.)

Clavigo (der an der andern Seite des Sargs aufſteht). Marie! Marie!

Beaumarchais (auffahrend). Das iſt ſeine Stimme! Wer ruft Marie? Wie mit dem Klang der Stimme ſich eine glühende Wuth in meine Adern goß!

Clavigo. Ich bin's.

Beaumarchais (wild zurückbebend und nach dem Degen greifend. Gulbert hält ihn).

Clavigo. Ich fürchte deine glühenden Augen nicht, nicht die Spitze deines Degens! Sieh hier her, dieses geschlossene Auge, diese gefalteten Hände!

Beaumarchais. Zeigst du mir das? (Er reißt sich los, dringt auf Clavigo ein, der zieht, sie fechten, Beaumarchais stößt ihm den Degen in die Brust.)

Clavigo (sinkend). Ich danke dir, Bruder! Du vermählst uns. (Er sinkt auf den Sarg.)

Beaumarchais (ihn wegreißend). Weg von dieser Heiligen, Verdammter!

Clavigo. Weh! (Die Träger halten ihn.)

Beaumarchais. Blut! Blick auf, Marie, blick auf deinen Brautschmuck, und dann schließ deine Augen auf ewig. Sieh, wie ich deine Ruhestätte geweiht habe mit dem Blute deines Mörders! Schön! Herrlich!

Sophie (kommt).

Bruder! Gott! was gibt's?

Beaumarchais. Tritt näher, Liebe, und schau. Ich hoffte ihr Brautbette mit Rosen zu bestreuen; sieh die Rosen, mit denen ich sie ziere auf ihrem Wege zum Himmel.

Sophie. Wir sind verloren!

Clavigo. Rette dich, Unbesonnener! rette dich, eh' der Tag anbricht. Gott, der dich zum Rächer

ſandte, begleite dich. — Sophie — vergib mir! — Bruder — Freunde, vergebt mir!

Beaumarchais. Wie ſein fließendes Blut alle die glühende Rache meines Herzens auslöſcht! wie mit ſeinem wegflichenden Leben meine Wuth verſchwindet! (Auf ihn niederkniend) Stirb, ich vergebe dir!

Clavigo. Deine Hand! und deine, Sophie! Und eure! (Buenco zaudert.)

Sophie. Gib ſie ihm, Buenco.

Clavigo. Ich danke dir! du biſt die alte. Ich danke euch! Und wenn du noch hier dieſe Stätte umſchwebſt, Geiſt meiner Geliebten, ſchau herab, ſieh dieſe himmliſche Güte, ſprich deinen Segen dazu, und vergib mir auch! — Ich komme! ich komme! — Rette dich, mein Bruder! Sagt mir, vergab ſie mir? Wie ſtarb ſie?

Sophie. Ihr letztes Wort war dein unglücklicher Name! Sie ſchied weg ohne Abſchied von uns.

Clavigo. Ich will ihr nach, und ihr den eurigen bringen.

Carlos. Ein Bedienter.

Carlos. Clavigo! Mörder!

Clavigo. Höre mich, Carlos! Du ſiehſt hier die Opfer deiner Klugheit — und nun, um des Blutes willen, in dem mein Leben unaufhaltſam dahin fließt! rette meinen Bruder —

Carlos. Mein Freund! Ihr ſteht da? Lauft nach Wundärzten! (Bedienter ab.)

Clavigo. Es iſt vergebens. Rette! rette den unglücklichen Bruder! — Deine Hand darauf! Sie haben mir vergeben, und ſo vergeb' ich dir. Du begleiteſt ihn bis an die Gränze, und — ab!

Carlos (mit dem Fuße ſtampfend). Clavigo! Clavigo!

Clavigo (ſieht dem Sarge nähernd, auf den ſie ihn niederlaſſen). Marie! deine Hand! (Er entfaltet ihre Hände, und faßt die rechte.)

Sophie (zu Beaumarchais). Fort, Unglücklicher! fort!

Clavigo. Ich hab' ihre Hand! Ihre kalte Todtenhand! Du biſt die meinige — Und noch dieſen Bräutigamskuß. Ab!

Sophie. Er ſtirbt. Rette dich, Bruder!

Beaumarchais (fällt Sophien um den Hals).

Sophie (umarmt ihn, indem ſie zugleich eine Bewegung macht ihn zu entfernen).

Stella.

Ein Trauerſpiel.

Personen.

Stella.
Cäcilie, Anfangs Sommer.
Fernando.
Lucie.
Verwalter.
Postmeisterin.
Annchen.
Karl.
Bediente.

Erſter Akt.

Im Poſthauſe.

(Man hört einen Poſtillon blaſen.)

Poſtmeiſterin.

Karl! Karl!

Der Junge (kommt).

Was iſt?

Poſtmeiſterin. Wo hat dich der Henker wieder? Geh hinaus; der Poſtwagen kommt. Führ' die Paſſagiers herein, trag' ihnen das Gepäck; rühr' dich! Machſt du wieder ein Geſicht? (Der Junge ab.)

Poſtmeiſterin (ihm nachrufend). Wart'! ich will dir dein muffig Weſen vertreiben. Ein Wirthsburſche muß immer munter, immer alert ſeyn. Hernach wenn ſo ein Schurke Herr wird, ſo verdirbt er. Wenn ich wieder heirathen möchte, ſo wär's nur darum; einer Frau allein fällt's gar zu ſchwer das Pack in Ordnung zu halten!

Madame Sommer, Lucie (in Reiſekleidern). Karl.

Lucie (einen Mantelſack tragend, zu Karl). Laß Er's nur, es iſt nicht ſchwer; aber nehm' Er meiner Mutter die Schachtel ab.

Postmeisterin. Ihre Dienerin, meine Frauenzimmer! Sie kommen beizeiten. Der Wagen kommt sonst nimmer so früh.

Lucie. Wir haben einen gar jungen, lustigen, hübschen Schwager gehabt, mit dem ich durch die Welt fahren möchte; und unser sind nur zwey und wenig beladen.

Postmeisterin. Wenn Sie zu speisen belieben, so sind Sie wohl so gütig zu warten; das Essen ist noch nicht gar fertig.

Madame Sommer. Darf ich Sie nur um ein wenig Suppe bitten?

Lucie. Ich hab' keine Eil. Wollten Sie indeß meine Mutter versorgen?

Postmeisterin. Sogleich.

Lucie. Nur recht gute Brühe!

Postmeisterin. So gut sie da ist. (Ab.)

Madame Sommer. Daß du dein Befehlen nicht lassen kannst! Du hättest, dünkt mich, die Reise über schon klug werden können! Wir haben immer mehr bezahlt als verzehrt; und in unsern Umständen! —

Lucie. Es hat uns noch nie gemangelt.

Madame Sommer. Aber wir waren dran.

Postillon (tritt herein).

Lucie. Nun, braver Schwager, wie steht's? Nicht wahr, dein Trinkgeld?

Postil-

Postillon. Hab' ich nicht gefahren wie Extrapost?

Lucie. Das heißt, du haſt auch was extra verdient; nicht wahr? Du ſollteſt mein Leibkutſcher werden, wenn ich nur Pferde hätte.

Postillon. Auch ohne Pferde ſteh' ich zu Dienſten.

Lucie. Da!

Postillon. Danke, Mamſell! Sie gehn nicht weiter?

Lucie. Wir bleiben für dießmal hier.

Postillon. Adies! (Ab.)

Madame Sommer. Ich ſeh' an ſeinem Geſicht daß du ihm zu viel gegeben haſt.

Lucie. Sollte er mit Murren von uns gehen? Er war die ganze Zeit ſo freundlich. Sie ſagen immer, Mama, ich ſey eigenſinnig; wenigſtens eigennützig bin ich nicht.

Madame Sommer. Ich bitte dich, Lucie, verkenne nicht was ich dir ſage. Deine Offenheit ehr ich, wie deinen guten Muth und deine Freigebigkeit; aber es ſind nur Tugenden wo ſie hingehören.

Lucie. Mama, das Oertchen gefällt mir wirklich. Und das Haus da drüben iſt wohl der Dame, der ich künftig Geſellſchaft leiſten ſoll?

Madame Sommer. Mich freut's wenn der Ort deiner Beſtimmung dir angenehm iſt.

Lucie. Stille mag's ſeyn, das merk' ich ſchon.

Iſt's doch wie Sonntag auf dem großen Platze! Aber die gnädige Frau hat einen ſchönen Garten, und ſoll eine gute Frau ſeyn; wir wollen ſehn wie wir zurecht kommen. Was ſehen Sie ſich um, Mama?

Madame Sommer. Laß mich, Lucie! Glückliches Mädchen, das durch nichts erinnert wird! Ach damals war's anders! Mir iſt nichts ſchmerzlicher als in ein Poſthaus zu treten.

Lucie. Wo fänden Sie auch nicht Stoff ſich zu quälen?

Madame Sommer. Und wo nicht Urſache dazu? Meine Liebe, wie ganz anders war's damals, da dein Vater noch mit mir reiſ'te: da wir die ſchönſte Zeit unſers Lebens in freier Welt genoſſen; die erſten Jahre unſrer Ehe! Damals hatte alles den Reiz der Neuheit für mich. Und in ſeinem Arm vor ſo tauſend Gegenſtänden vorüber zu eilen; da jede Kleinigkeit mir intereſſant ward, durch ſeinen Geiſt, durch ſeine Liebe! —

Lucie. Ich mag auch wohl gern reiſen.

Madame Sommer. Und wenn wir dann nach einem heißen Tag', nach ausgeſtandenen Fatalitäten, ſchlimmem Weg' im Winter, wenn wir eintrafen, in manche noch ſchlechtere Herberge wie dieſe iſt, und den Genuß der einfachſten Bequemlichkeit zuſammen fühlten, auf der hölzernen Bank zuſammen ſaßen,

unſern Eyerkuchen und abgeſottene Kartoffeln zuſammen aßen — — Damals war's anders!

Lucie. Es iſt nun einmal Zeit ihn zu vergeſſen.

Madame Sommer. Weißt du was das heißt: Vergeſſen! Gutes Mädchen, du haſt, Gott ſey Dank! noch nichts verloren, das nicht zu erſetzen geweſen wäre. Seit dem Augenblick, da ich gewiß ward er habe mich verlaſſen, iſt alle Freude meines Lebens dahin. Mich ergriff eine Verzweiflung. Ich mangelte mir ſelbſt; ein Gott mangelte mir. Ich weiß mich des Zuſtands kaum zu erinnern.

Lucie. Auch ich weiß nichts mehr, als daß ich auf Ihrem Bette ſaß und weinte, weil Sie weinten. Es war in der grünen Stube, auf dem kleinen Bette. Die Stube hat mir am wehſten gethan, da wir das Haus verkaufen mußten.

Madame Sommer. Du warſt ſieben Jahr alt, und konnteſt nicht fühlen was du verlorſt.

Annchen (mit der Suppe). Die Poſtmeiſterin. Karl.

Annchen. Hier iſt die Suppe für Madame.

Madame Sommer. Ich danke, meine Liebe! Iſt das Ihr Töchterchen?

Poſtmeiſterin. Meine Stieftochter, Madame! aber da ſie ſo brav iſt, erſetzt ſie mir den Mangel an eigenen Kindern.

Madame Sommer. Sie sind in Trauer?

Postmeisterin. Für meinen Mann, den ich vor drey Monaten verlor. Wir haben nicht gar drey Jahre zusammen gelebt.

Madame Sommer. Sie scheinen doch ziemlich getröstet.

Postmeisterin. O Madame! Unser eins hat so wenig Zeit zu weinen, als leider zu beten. Das geht Sonntage und Werkeltage. Wenn der Pfarrer nicht einmal auf den Text kommt, oder man ein Sterbelied singen hört — Karl, ein Paar Servietten! deck hier am Ende auf.

Lucie. Wem ist das Haus da drüben?

Postmeisterin. Unsrer Frau Baronesse. Eine allerliebste Frau.

Madame Sommer. Mich freut's, daß ich von einer Nachbarin bestätigen höre, was man uns in einer weiten Ferne betheuert hat. Meine Tochter wird künftig bei ihr bleiben und ihr Gesellschaft leisten.

Postmeisterin. Dazu wünsche ich Ihnen Glück, Mamsell.

Lucie. Ich wünsche daß sie mir gefallen möge.

Postmeisterin. Sie müßten einen sonderbaren Geschmack haben, wenn Ihnen der Umgang mit der gnäd'gen Frau nicht gefiele.

Lucie. Desto besser! Denn wenn ich mich einmal

nach jemanden richten soll, so muß Herz und Wille dabei sein; sonst geht's nicht.

Postmeisterin. Nun! nun! wir reden bald wieder davon, und Sie sollen sagen ob ich wahr gesprochen habe. Wer um unsre gnädige Frau lebt, ist glücklich; wird meine Tochter ein wenig größer, so soll sie ihr wenigstens einige Jahre dienen: es kommt dem Mädchen auf sein ganzes Leben zu Gute.

Annchen. Wenn Sie sie nur sehn! Sie ist so lieb! Sie glauben nicht wie sie auf Sie wartet. Sie hat mich auch recht lieb. Wollen Sie denn nicht zu ihr gehn? Ich will Sie begleiten.

Lucie. Ich muß mich erst zurecht machen, und will auch noch essen.

Annchen. So darf ich doch hinüber, Mamachen? Ich will der gnädigen Frau sagen daß die Mamsell gekommen ist.

Postmeisterin. Geh nur!

Madame Sommer. Und sag' ihr, Kleine, wir wollten gleich nach Tisch' aufwarten. (Annchen ab.)

Postmeisterin. Mein Mädchen hängt außerordentlich an ihr. Auch ist sie die beste Seele von der Welt, und ihre ganze Freude ist mit Kindern. Sie läßt sich von Bauersmädchen aufwarten bis sie ein Geschick haben, hernach sucht sie eine gute Condition für sie; und so vertreibt sie sich die Zeit, seit ihr Ge-

mahl weg iſt. Es iſt unbegreiflich, wie ſie ſo unglücklich ſeyn kann, und dabei ſo freundlich, ſo gut.

Madame Sommer. Iſt ſie nicht Witwe?

Poſtmeiſterin. Das weiß Gott! Ihr Herr iſt vor drey Jahren weg, und hört man und ſieht nichts von ihm. Und ſie hat ihn geliebt über alles. Mein Mann konnte nie fertig werden wenn er anfing von ihnen zu erzählen. Und noch! Ich ſag's ſelbſt, es gibt ſo kein Herz auf der Welt mehr. Alle Jahre, den Tag, da ſie ihn zum letztenmal ſah, läßt ſie keine Seele zu ſich, ſchließt ſich ein, und auch ſonſt, wenn ſie von ihm redt, geht's einem durch die Seele.

Madame Sommer. Die Unglückliche!

Poſtmeiſterin. Es läßt ſich von der Sache viel reden.

Madame Sommer. Wie meinen Sie?

Poſtmeiſterin. Man ſagt's nicht gern.

Madame Sommer. Ich bitte Sie!

Poſtmeiſterin. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, kann ich's Ihnen wohl vertrauen. Es ſind nun über die acht Jahre, daß ſie hierher kamen. Sie kauften das Rittergut; niemand kannte ſie; man hieß ſie den gnädigen Herrn und die gnädige Frau, und hielt ihn für einen Officier, der in fremden Kriegsdienſten reich geworden war, und ſich nun zur Ruhe ſetzen wollte. Sie war damals blutjung, nicht älter als ſechzehn Jahr', und ſchön wie ein Engel.

Lucie. Da wär' ſie jetzt nicht über vier und zwanzig?

Poſtmeiſterin. Sie hat für ihr Alter Betrübniß genug erfahren. Sie hatte ein Kind; es ſtarb ihr bald; im Garten iſt ſein Grab, nur von Raſen, und ſeit der Herr weg iſt, hat ſie eine Einſiedelei dabei angelegt, und ihr Grab dazu beſtellen laſſen. Mein Mann ſeliger war bei Jahren und nicht leicht zu rühren; aber er erzählte nichts lieber, als von der Glückſeligkeit der beiden Leute, ſo lang' ſie hier zuſammen lebten. Man war ein ganz anderer Menſch, ſagte er, nur zuzuſehn, wie ſie ſich liebten.

Madame Sommer. Mein Herz bewegt ſich nach ihr.

Poſtmeiſterin. Aber wie's geht. Man ſagte, der Herr hätte curioſe Principia gehabt, wenigſtens kam er nicht in die Kirche; und die Leute, die keine Religion haben, haben keinen Gott und halten ſich an keine Ordnung. Auf einmal hieß es: der gnädige Herr iſt fort. Er war verreiſt und kam eben nicht wieder.

Madame Sommer (vor ſich). Ein Bild meines ganzen Schickſals!

Poſtmeiſterin. Da waren alle Mäuler davon voll. Eben zu der Zeit, da ich als eine junge Frau hierher zog, auf Michael ſind's eben drei Jahre. Und da wußt' jedes was anders, ſogar ziſchelte man ein-

ander in die Ohren, ſie ſeyen niemals getraut geweſen; aber verrathen Sie mich nicht. Er ſoll wohl ein vornehmer Herr ſeyn, ſoll ſie entführt haben, und was man alles ſagt. Ja, wenn ein junges Mädchen ſo einen Schritt thut, ſie hat ihr Leben lang dran abzubüßen.

Annchen (kommt).

Die gnädige Frau läßt Sie ſehr bitten gleich hinüber zu kommen; ſie will Sie nur einen Augenblick ſprechen, nur ſehen.

Lucie. Es ſchickt ſich nicht in dieſen Kleidern.

Poſtmeiſterin. Gehn Sie nur, ich geb' Ihnen mein Wort daß ſie darauf nicht achtet.

Lucie. Will Sie mich begleiten, Kleine?

Annchen. Von Herzen gern!

Madame Sommer. Lucie, ein Wort! (Die Poſtmeiſterin entfernt ſich.) Daß du nichts verräthſt! nicht unſern Stand, nicht unſer Schickſal. Begegne ihr ehrerbietig.

Lucie. Laſſen Sie mich nur! Mein Vater war ein Kaufmann, iſt nach Amerika, iſt todt; und dadurch ſind unſere Umſtände — Laſſen Sie mich nur; ich hab' das Mährchen ja oft genug erzählt. (Laut) Wollten Sie nicht ein bißchen ruhen? Sie haben's Noth. Die Frau Wirthin weiſt Ihnen wohl ein Zimmerchen mit einem Bett an.

Poſtmeiſterin. Ich hab' eben ein hübſches ſtil-

les Zimmerchen im Garten. (Zu Lucen) Ich wünſche, daß Ihnen die gnädige Frau gefallen möge.

(Lucie mit Annchen ab.)

Madame Sommer. Meine Tochter iſt noch ein bißchen oben aus.

Poſtmeiſterin. Das thut die Jugend. Werden ſich ſchon legen, die ſtolzen Wellen.

Madame Sommer. Deſto ſchlimmer.

Poſtmeiſterin. Kommen Sie, Madame, wenn's gefällig iſt. (Beide ab.)

(Man hört einen Poſtillon.)

Fernando (in Officierstracht). Ein Bedienter.

Bedienter. Soll ich gleich wieder einſpannen und Ihre Sachen aufpacken laſſen?

Fernando. Du ſollſt's herein bringen, ſag' ich dir; herein. Wir gehen nicht weiter, hörſt du.

Bedienter. Nicht weiter? Sie ſagten ja —

Fernando. Ich ſage, laß dir ein Zimmer anweiſen, und bring' meine Sachen dorthin.

(Bedienter ab.)

Fernando (am's Fenſter tretend). So ſeh' ich dich wieder? Himmliſcher Anblick! So ſeh' ich dich wieder? Den Schauplatz all meiner Glückſeligkeit! Wie ſtill das ganze Haus iſt! Kein Fenſter offen! Die Galerie wie öde, auf der wir ſo oft zuſammen ſaßen! Merk' dir's, Fernando, das klöſterliche Anſehn ihrer Wohnung, wie ſchmeichelt es deinen Hoffnungen! Und

ſollte, in ihrer Einſamkeit, Fernando ihr Gedanke, ihre Beſchäftigung ſeyn? Und hat er's um ſie verdient? O! mir iſt als wenn ich nach einem langen, freudeloſen Todesſchlaf in's Leben wieder erwachte; ſo neu, ſo bedeutend iſt mir alles. Die Bäume, der Brunnen, noch alles, alles! So lief das Waſſer aus eben den Röhren, wenn ich, ach, wie tauſendmal! mit ihr gedankenvoll aus unſerm Fenſter ſchaute, und jedes in ſich gekehrt, ſtill dem Rinnen des Waſſers zuſah! Sein Geräuſch iſt mir Melodie, rückerinnernde Melodie. Und ſie? Sie wird ſeyn wie ſie war. Ja, Stella, du haſt dich nicht verändert; das ſagt mir mein Herz. Wie's dir entgegen ſchlägt! Aber ich will nicht, ich darf nicht! Ich muß mich erſt erholen, muß mich erſt überzeugen daß ich wirklich hier bin, daß mich kein Traum täuſcht, der mich ſo oft ſchlafend und wachend aus den fernſten Gegenden hierher geführt hat. Stella! Stella! Ich komme! Fühlſt du nicht meine Näherung? in deinem Arm alles zu vergeſſen! — Und wenn du um mich ſchwebſt, theurer Schatten meines unglücklichen Weibes, vergib mir, verlaß mich! Du biſt dahin; ſo laß mich dich vergeſſen, in den Armen des Engels alles vergeſſen, meine Schickſale, allen Verluſt, meine Schmerzen, und meine Reue — Ich bin ihr ſo nah' und ſo ferne — Und in einem Augenblick — — Ich kann nicht, ich kann nicht! Ich muß mich erholen, oder ich erſticke zu ihren Füßen.

Poſtmeiſterin (kommt).

Verlangen der gnädige Herr zu ſpeiſen?

Fernando. Sind Sie verſehen?

Poſtmeiſterin. O ja! wir warten auf ein Frauenzimmer, das hinüber zur gnädigen Frau iſt.

Fernando. Wie geht's Ihrer gnädigen Frau?

Poſtmeiſterin. Kennen Sie ſie?

Fernando. Vor Jahren war ich wohl manchmal da. Was macht ihr Gemahl.

Poſtmeiſterin. Weiß Gott. Er iſt in die weite Welt.

Fernando. Fort?

Poſtmeiſterin. Freilich! Verläßt die liebe Seele! Gott verzeih's ihm!

Fernando. Sie wird ſich ſchon zu tröſten wiſſen.

Poſtmeiſterin. Meinen Sie doch? Da müſſen Sie ſie wenig kennen. Sie lebt wie eine Nonne, ſo eingezogen, die Zeit ich ſie kenne. Faſt kein Fremdes, kein Beſuch aus der Nachbarſchaft kommt zu ihr. Sie lebt mit ihren Leuten, hat die Kinder des Orts alle an ſich, und iſt, ungeachtet ihres innern Schmerzens, immer freundlich, immer angenehm.

Fernando. Ich will ſie doch beſuchen.

Poſtmeiſterin. Das thun Sie. Manchmal läßt ſie uns invitiren, die Frau Amtmännin, die Frau Pfarrerin und mich, und diskurirt mit uns von allerlei. Freilich hüten wir uns, ſie an den gnädigen

Herrn zu erinnern. Ein einzigmal geſchah's. Gott weiß, wie's uns wurde, da ſie anfing von ihm zu reden, ihn zu preiſen, zu weinen. Gnädiger Herr, wir haben alle geweint wie die Kinder, und uns faſt nicht erholen können.

... Fernando (vor ſich). Das haſt du um ſie verdient! — (Laut) Iſt meinem Bedienten ein Zimmer angewieſen?

Poſtmeiſterin. Eine Treppe hoch. Karl, zeig' dem gnädigen Herrn das Zimmer.

(Fernando mit dem Jungen ab.)

Lucie, Annchen (kommen).

Poſtmeiſterin. Nun, wie iſt's?

Lucie. Ein liebes Weibchen, mit der ich mich vertragen werde. Sie haben nicht zu viel von ihr geſagt. Sie wollt' mich nicht laſſen. Ich mußte ihr heilig verſprechen, gleich nach Tiſch mit meiner Mutter und dem Gepäck zu kommen.

Poſtmeiſterin. Das dacht' ich wohl! Iſt's jetzt gefällig zu eſſen? Noch ein ſchöner langer Officier iſt angefahren, wenn Sie den nicht fürchten.

Lucie. Nicht im geringſten. Mit Soldaten hab' ich lieber zu thun als mit andern. Sie verſtellen ſich wenigſtens nicht, daß man die Guten und Boſen gleich das erſtemal kennt. Schläft meine Mutter?

Poſtmeiſterin. Ich weiß nicht.

Lucie. Ich muß doch nach ihr ſehn. (Ab.)

Poſtmeiſterin. Karl! Da iſt wieder das Salzfaß vergeſſen. Heißt das geſchwenkt? Sieh nur die Gläſer! Ich ſollt' dir ſie am Kopf entzwey ſchmeißen, wenn du ſo viel werth wärſt, als ſie koſten!

Fernando (kommt).

Poſtmeiſterin. Das Frauenzimmer iſt wieder da. Sie wird gleich zu Tiſch kommen.

Fernando. Wer iſt ſie?

Poſtmeiſterin. Ich kenn' ſie nicht. Sie ſcheint von gutem Stande, aber ohne Vermögen; ſie wird künftig der gnäd'gen Frau zur Geſellſchaft ſeyn.

Fernando. Sie iſt jung?

Poſtmeiſterin. Sehr jung; und ſchnippiſch. Ihre Mutter iſt auch droben.

Lucie (kommt).

Lucie. Ihre Dienerin!

Fernando. Ich bin glücklich eine ſo ſchöne Tiſchgeſellſchaft zu finden.

Lucie (neigt ſich).

Poſtmeiſterin. Hierher, Mamſell! Und Sie belieben hierher!

Fernando. Wir haben nicht die Ehre von Ihnen, Frau Poſtmeiſterin?

Poſtmeiſterin. Wenn ich einmal ruhe, ruht alles. (Ab.)

Fernando. Alſo ein Tete a Tete!

Lucie. Den Tisch dazwischen, wie ich's wohl leiden kann.

Fernando. Sie haben sich entschlossen der Frau Baroneſſe künftig Geſellſchaft zu leiſten?

Lucie. Ich muß wohl!

Fernando. Mich dünkt, Ihnen ſollt' es nicht fehlen einen Geſellſchafter zu finden, der noch unterhaltender wäre als die Frau Baroneſſe.

Lucie. Mir iſt nicht drum zu thun.

Fernando. Auf Ihr ehrlich Geſicht?

Lucie. Mein Herr, Sie ſind wie alle Männer, merk' ich!

Fernando. Das heißt?

Lucie. Auf den Punkt ſehr arrogant. Ihr Herren dünkt euch unentbehrlich; und ich weiß nicht, ich bin doch groß geworden ohne Männer.

Fernando. Sie haben keinen Vater mehr?

Lucie. Ich erinnere mich kaum daß ich einen hatte. Ich war jung da er uns verließ eine Reiſe nach Amerika zu thun, und ſein Schiff iſt untergegangen, hören wir.

Fernando. Und Sie ſcheinen ſo gleichgültig dabei?

Lucie. Wie könnt' ich anders? Er hat mir wenig zu Liebe gethan; und ob ich's ihm gleich verzeihe daß er uns verlaſſen hat; denn was geht dem Menſchen über ſeine Freiheit? ſo möcht' ich doch nicht meine Mutter ſeyn, die vor Kummer ſtirbt.

Fernando. Und Sie ſind ohne Hülfe, ohne Schutz?

Lucie. Was braucht's das? Unſer Vermögen iſt alle Tage kleiner geworden; dafür auch ich alle Tage größer; und mir iſt's nicht bange meine Mutter zu ernähren.

Fernando. Mich erſtaunt Ihr Muth!

Lucie. O, mein Herr, der gibt ſich. Wenn man ſo oft unterzugehen fürchtet, und ſich immer wieder gerettet ſieht, das gibt ein Zutrauen!

Fernando. Davon Sie Ihrer lieben Mutter nichts mittheilen können?

Lucie. Leider iſt ſie die verliert, nicht ich. Ich dank's meinem Vater daß er mich auf die Welt geſetzt hat, denn ich lebe gern und vergnügt; aber ſie — die alle Hoffnung des Lebens auf ihn geſetzt, ihm den Flor ihrer Jugend aufgeopfert hatte, und nun verlaſſen, auf einmal verlaſſen — — Das muß was entſetzliches ſeyn, ſich verlaſſen zu fühlen! — Ich habe noch nichts verloren; ich kann nichts davon reden. — Sie ſcheinen nachdenkend!

Fernando. Ja, meine Liebe, wer lebt, verliert; (aufſtehend) aber er gewinnt auch. Und ſo erhalt' Ihnen Gott Ihren Muth! (Er nimmt ihre Hand.) Sie haben mich erſtaunen gemacht. O, mein Kind, wie glücklich! — — Ich bin auch in der Welt gar viel, gar

oft von meinen Hoffnungen — Freuden — Es iſt doch immer — Und —

Lucie. Was meinen Sie?

Fernando. Alles Gute! die beſten, wärmſten Wünſche für Ihr Glück! (Ab.)

Lucie. Das iſt ein wunderbarer Menſch! Er ſcheint aber gut zu ſeyn.

Zweyter Akt.

Stella. Ein Bedienter.

Stella.

Geh hinüber, geschwind hinüber! Sag' ihr, ich erwarte sie.

Bedienter. Sie versprach gleich zu kommen.

Stella. Du siehst ja sie kommt nicht. Ich hab' das Mädchen recht lieb. Geh! — Und ihre Mutter soll ja mit kommen!

(Bedienter ab.)

Stella. Ich kann sie kaum erwarten. Was das für ein Wünschen, ein Hoffen ist, bis so ein neues Kleid ankommt! Stella! du bist ein Kind. Und warum soll ich nicht lieben? — Ich brauche viel, viel um dieß Herz auszufüllen! — Viel? Arme Stella! Viel? — Sonst da er dich noch liebte, noch in deinem Schooße lag, füllte sein Blick deine ganze Seele; und — O Gott im Himmel! dein Rathschluß ist unerforschlich. Wenn ich von seinen Küssen meine Augen zu dir hinauf wendete, mein Herz an dem seinen glühte,

und ich mit bebenden Lippen seine große Seele in mich trank, und ich dann mit Wonnethränen zu dir hinauf sah, und aus vollem Herzen zu dir sprach: Laß uns glücklich, Vater! du hast uns so glücklich gemacht! Es war dein Wille nicht — (Sie fällt einen Augenblick in Nachdenken, fährt dann schnell auf, und drückt ihre Hände ans Herz.) Nein, Fernando, nein, das war kein Vorwurf!

Madame Sommer, Lucie (kommen).

Stella. Ich habe Sie! Liebes Mädchen, du bist nun die meine. — Madame, ich danke Ihnen für das Zutrauen, mit dem Sie mir den Schatz in die Hände liefern. Das kleine Trotzköpfchen, die gute freie Seele. O ich hab' dir's schon abgelernt, Lucie.

Madame Sommer. Sie fühlen was ich Ihnen bringe und lasse.

Stella (nach einer Pause, in der sie Madame Sommer angesehen hat). Verzeihen Sie! Man hat mir Ihre Geschichte berichtet, ich weiß daß ich Personen von guter Familie vor mir habe, aber Ihre Gegenwart überrascht mich. Ich fühle im ersten Anblick Vertrauen und Ehrfurcht gegen Sie.

Madame Sommer. Gnädige Frau —

Stella. Nichts davon. Was mein Herz gesiehet, bekennt mein Mund gern. Ich höre, Sie sind nicht wohl; wie ist's Ihnen? Setzen Sie sich.

Madame Sommer. Doch, gnädige Frau!

Diese Reise in den Frühlingstagen, die abwechselnden Gegenstände, und diese reine, segensvolle Luft, die sich schon so oft für mich mit neuer Erquickung gefüllt hat, das wirkte alles auf mich so gut, so freundlich, daß selbst die Erinnerung abgeschiedener Freuden mir ein angenehmes Gefühl wurde, ich einen Widerschein der goldnen Zeiten der Jugend und Liebe in meiner Seele aufdämmern sah.

Stella. Ja die Tage! die ersten Tage der Liebe! — Nein, du bist nicht zum Himmel zurückgekehrt, goldne Zeit! du umgibst noch jedes Herz in den Momenten, da sich die Blüthe der Liebe erschließt.

Madame Sommer (ihre Hände fassend). Wie groß! Wie lieb!

Stella. Ihr Angesicht glänzt wie das Angesicht eines Engels, Ihre Wangen färben sich!

Madame Sommer. Ach und mein Herz! Wie geht es auf! wie schwillt's vor Ihnen!

Stella. Sie haben geliebt! O Gott sey Dank! Ein Geschöpf das mich versteht! das Mitleiden mit mir haben kann! das nicht kalt zu meinen Schmerzen drein blickt! — Wir können ja doch einmal nicht dafür daß wir so sind! — Was hab' ich nicht alles gethan! Was nicht alles versucht! — Ja, was half's? — Es wollte das — just das — und keine Welt, und sonst nichts in der Welt — Ach! der Geliebte ist überall, und alles ist für den Geliebten.

Madame Sommer. Sie tragen den Himmel im Herzen.

Stella. Eh' ich mich's versah, wieder sein Bild! — So richtete er sich auf, in der und jener Gesellschaft, und sah sich nach mir um — So kam er dort über's Feld her gesprengt, und warf sich an der Gartenthür in meinen Arm. — Dahinaus sah ich ihn fahren, dahinaus — ach, und er war wiedergekommen — — Kehr' ich mit meinen Gedanken in das Geräusch der Welt — er ist da! Wenn ich so in der Loge saß, und gewiß war, wo er auch steckte, ich mochte ihn sehen oder nicht, daß er jede meiner Bewegungen bemerkte und liebte, mein Aufstehen, mein Niedersitzen! Ich fühlte, daß das Schütteln meines Federbusches ihn mehr anzog, als all die blinkenden Augen ringsum, und daß alle Musik nur Melodie zu dem ewigen Liede seines Herzens war: „Stella! Stella! Wie lieb du mir bist!"

Lucie. Kann man denn einander so lieb haben?

Stella. Du fragst, Kleine? Da kann ich dir nicht antworten — Aber mit was unterhalt' ich euch! — — Kleinigkeiten! wichtige Kleinigkeiten — Wahrlich man ist noch ein großes Kind, und es ist einem so wohl dabei — Eben wie die Kinder sich hinter ihr Schürzchen verstecken, und rufen Pip! daß man sie suchen soll! — — Wie ganz füllt das unser Herz, wenn wir, beleidigt, den Gegenstand unsrer Liebe zu

verlaſſen bei uns ſehr eifrig feſtſetzen; mit welchen Verzerrungen von Seelenſtärke treten wir wieder in ſeine Gegenwart! wie übt ſich das in unſerm Buſen auf und ab! und wie platzt es zuletzt wieder, auf Einen Blick, Einen Händedruck zuſammen.

Madame Sommer. Wie glücklich! Sie leben doch noch ganz in dem Gefühl der innigſten, reinſten Menſchheit.

Stella. Ein Jahrtauſend von Thränen und Schmerzen vermöchte die Seligkeit nicht aufzuwiegen der erſten Blicke, des Zitterns, Stammelns, des Nahens, Weichens — des Vergeſſens ſein ſelbſt — den erſten flüchtigen, feurigen Kuß, und die erſte ruhigathmende Umarmung — Madame! Sie verſinken, meine Theure! Wo ſind Sie?

Madame Sommer. Männer! Männer!

Stella. Sie machen uns glücklich und elend! Mit Ahnungen von Seligkeit erfüllen ſie unſer Herz! Welche neuen, unbekannten Gefühle und Hoffnungen ſchwellen unſere Seele, wenn ihre ſtürmende Leidenſchaft ſich jedem unſerer Nerven mittheilt. Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Thränen die Leiden einer Welt an meinem Buſen hinſtrömte! Ich bat ihn um Gottes willen ſich zu ſchonen! — mich! — Vergebens — Bis in's innerſte Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und ſo ward das Mädchen von Kopf bis zu

den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl. Und wo ist denn nun der Himmelsstrich für dieß Geschöpf, um drin zu athmen, um Nahrung drunter zu finden?

Madame Sommer. Wir glauben den Männern! In den Augenblicken der Leidenschaft betriegen sie sich selbst, warum sollten Wir nicht betrogen werden?

Stella. Madame! Da fährt mir ein Gedanke durch den Kopf — Wir wollen einander das seyn, was sie uns hätten werden sollen! Wir wollen beisammen bleiben! — Ihre Hand! — Von diesem Augenblick an, lass' ich Sie nicht!

Lucie. Das wird nicht angehn!

Stella. Warum, Lucie?

Madame Sommer. Meine Tochter fühlt —

Stella. Doch keine Wohlthat in diesem Vorschlag! Fühlen Sie, welche Wohlthat Sie mir thun wenn Sie bleiben! O ich darf nicht allein seyn! Liebe, ich hab' alles gethan, ich hab' mir Federvieh und Reh' und Hunde angeschafft; und lehre kleine Mädchen stricken und knüpfen, nur um nicht allein zu seyn, nur um was außer mir zu sehen das lebt und zunimmt. Und dann doch, wenn mir's glückt, wenn eine gute Gottheit mir an einem heitern Frühlingsmorgen den Schmerz von der Seele weggehoben zu haben scheint; wenn ich ruhig erwache, und die liebe Sonne auf meinen blühenden Bäumen leuchtet, und ich mich thätig, munter fühle zu den Geschäften des Tages: dann

ist mir's wohl, dann treib' ich eine Zeitlang herum, verrichte und ordne, und führe meine Leute an, und in der Freiheit meines Herzens dank' ich laut auf zum Himmel für die glücklichen Stunden.

Madame Sommer. Ach ja, gnädige Frau, ich fühl's! Geschäftigkeit und Wohlthätigkeit sind eine Gabe des Himmels, ein Ersatz für unglücklichliebende Herzen.

Stella. Ersatz? Entschädigung wohl, nicht Ersatz — Etwas anstatt des Verlornen, nicht das Verlorne selbst mehr — Verlorne Liebe! wo ist da Ersatz für? — O wenn ich manchmal von Gedanken in Gedanken sinke, freundliche Träume der Vergangenheit vor meine Seele bringe, hoffnungsvolle Zukunft ahne, und so in des Mondes Dämmerung meinen Garten auf und ab walle, dann mich's auf einmal ergreift! ergreift daß ich allein bin, vergebens nach allen vier Winden meine Arme ausstrecke, den Zauber der Liebe vergebens mit einem Drang', einer Fülle ausspreche, daß ich meine, ich müßte den Mond herunter ziehen — und ich allein bin, keine Stimme mir aus dem Gebüsch' antwortet, und die Sterne kalt und freundlich über meine Qual herabblinken! Und dann, auf einmal das Grab meines Kindes zu meinen Füßen. —

Madame Sommer. Sie hatten ein Kind?

Stella. Ja, meine Beste! O Gott, du hattest mir diese Seligkeit auch nur zu kosten gegeben, um

mir einen bittern Kelch auf mein ganzes Leben zu bereiten. — Wenn so ein Bauerkind auf dem Spaziergange barfuß mir entgegen läuft, und mit den großen unschuldigen Augen mir eine Kußhand reicht, es durchdringt mir Mark und Gebeine! So groß, denk' ich, wär' meine Mina! Ich heb' es ängstlich liebend in die Höhe, küss es hundertmal; mein Herz ist zerrissen, die Thränen stürzen aus meinen Augen und ich fliehe!

Lucie. Sie haben doch auch viel Beschwerlichkeit weniger.

Stella (lächelt und klopft ihr die Achseln). Wie ich nur noch empfinden kann! — Wie die schrecklichen Augenblicke mich nicht getödtet haben! — Es lag vor mir! abgepflückt die Knospe! und ich stand — versteinert im innersten Busen — ohne Schmerz — ohne Bewußtseyn — — ich stand! — Da nahm die Wärterin das Kind auf, drückte es an ihr Herz, und rief auf einmal: es lebt! — Ich fiel auf sie, ihr um den Hals, mit tausend Thränen auf das Kind — ihr zu Füßen — — Ach, und sie hatte sich betrogen! Todt lag es da, und ich neben ihm in wüthender gräßlicher Verzweiflung.

(Sie wirft sich in einen Sessel.)

Madame Sommer. Wenden Sie Ihre Gedanken von den traurigen Scenen.

Stella. Nein! Wohl, sehr wohl ist mir's, daß mein Herz sich wieder öffnen, daß ich das alles los-

ſchwätzen kann, was mich ſo drängt! — Ja wenn ich auch einmal anfange von ihm zu erzählen, der mir alles war! — der — Ihr ſollt ſein Porträt ſehn! — ſein Porträt — O mich dünkt immer, die Geſtalt des Menſchen iſt der Text zu allem was ſich über ihn empfinden und ſagen läßt.

Lucie. Ich bin neugierig.

Stella (eröffnet ihr Cabinet und führt ſie hinein). Hier, meine Lieben, hier!

Madame Sommer. Gott!

Stella. So! — So! — Und doch nicht den tauſendſten Theil wie er war. Dieſe Stirn, dieſe ſchwarzen Augen, dieſe braunen Locken, dieſer Ernſt — Aber ach, er hat nicht ausdrücken können die Liebe, die Freundlichkeit, wenn ſeine Seele ſich ergoß! O mein Herz, das fühlſt du allein!

Lucie. Madame, ich erſtaune!

Stella. Es iſt ein Mann!

Lucie. Ich muß Ihnen ſagen, heut' aß ich drüben mit einem Officier im Poſthauſe, der dieſem Herrn glich — O er iſt es ſelbſt! ich will mein Leben wetten.

Stella. Heute? Du betriegſt dich! Du betriegſt mich.

Lucie. Heute! Nur war jener älter, brauner, verbrannt von der Sonne. Er iſt's! Er iſt's!

Stella (ſieht die Scene). Lucie, mein Herz zerſpringt! Ich will hinüber!

Lucie. Es wird sich nicht schicken.

Stella. Schicken? O mein Herz! —

Bedienter (kommt).

Stella. Wilhelm, hinüber in's Posthaus! hinüber! Ein Officier ist drüben, der soll — der ist — Lucie, sag's ihm — Er soll herüber kommen.

Lucie. Kannte er den gnädigen Herrn?

Bedienter. Wie mich selbst.

Lucie. So geh' Er in's Posthaus; es ist ein Officier drüben, der ihm außerordentlich gleicht. Seh' Er ob ich mich betriege. Ich schwöre er ist's.

Stella. Sag' ihm, er soll kommen, kommen! geschwind! geschwind! Wär' das überstanden! — Hätt' ich ihn in diesen, in — Du betriegst dich! Es ist unmöglich — Laßt mich, ihr Lieben, laßt mich allein! —

(Sie schließt das Cabinet hinter sich.)

Lucie. Was fehlt Ihnen, meine Mutter? Wie blaß!

Madame Sommer. Das ist der letzte Tag meines Lebens! Das trägt mein Herz nicht! Alles, alles auf einmal.

Lucie. Großer Gott!

Madame Sommer. Der Gemahl — Das Bild — Der Erwartete — Geliebte! Das ist mein Gemahl! Es ist dein Vater!

Lucie. Mutter! beste Mutter!

Madame Sommer. Und der iſt hier! wird in ihre Arme ſinken, in wenig Minuten! — Und wir? — Lucie, wir müſſen fort!

Lucie. Wohin Sie wollen.

Madame Sommer. Gleich!

Lucie. Kommen Sie in den Garten. Ich will in's Poſthaus. Wenn nur der Wagen noch nicht fort iſt, ſo können wir ohne Abſchied in der Stille — inzwiſchen ſie berauſcht von Glück —

Madame Sommer. In aller Wonne des Wiederſehens ihn umfaſſend — Ihn! Und ich in dem Augenblick da ich ihn wieder finde, auf ewig! auf ewig!

Fernando, Bedienter (kommen).

Bedienter. Hierher! Kennen Sie Ihr Cabinet nicht mehr? Sie iſt außer ſich! Ach! daß Sie wieder da ſind!

(Fernando vorbei, über ſie hinſehend.)

Madame Sommer. Er iſt's! Er iſt's — Ich bin verloren!

Dritter Akt.

Stella (in aller Freude hineintretend mit Fernando).

Stella (zu den Wänden).

Er iſt wieder da! Seht ihr ihn? Er iſt wieder da! (Vor das Gemählde einer Venus tretend.) Siehſt du ihn, Göttin? Er iſt wieder da! Wie oft bin ich Thörin auf- und abgelaufen, hier, und habe geweint, geklagt vor dir. Er iſt wieder da! Ich traue meinen Sinnen nicht. Göttin! ich habe dich ſo oft geſehen, und er war nicht da — Nun biſt du da, und er iſt da! — Lieber! Lieber! Du warſt lange weg — Aber du biſt da! (Ihm um den Hals fallend.) Du biſt da! Ich will nichts fühlen, nichts hören, nichts wiſſen als daß du da biſt!

Fernando. Stella! meine Stella! (An ihrem Halſe) Gott im Himmel, du gibſt mir meine Thränen wieder!

Stella. O du Einziger!

Fernando. Stella! Laß mich wieder deinen lieben Athem trinken, deinen Athem, gegen den mir alle Himmelsluft leer, unerquicklich war! — —

Stella. Lieber! — —

Fernando. Hauche in diesen ausgetrockneten, verstürmten, zerstörten Busen wieder neue Liebe, neue Lebenswonne, aus der Fülle deines Herzens! — (Er hängt an ihrem Munde.)

Stella. Bester!

Fernando. Erquickung! Erquickung! — Hier wo du athmest, schwebt alles in genüglichem, jungem Leben. Lieb' und bleibende Treue würden hier den ausgedorrten Vagabunden fesseln.

Stella. Schwärmer!

Fernando. Du fühlst nicht was Himmelsthau dem Dürstenden ist, der aus der öden, sandigen Welt an deinen Busen zurückkehrt.

Stella. Und die Wonne des Armen? Fernando! sein verirrtes, verlornes, einziges Schäfchen wieder an sein Herz zu drücken?

Fernando (zu ihren Füßen). Meine Stella!

Stella. Auf, Bester! Steh' auf! Ich kann dich nicht knieen sehen.

Fernando. Laß das! Lieg' ich doch immer vor dir auf den Knieen; beugt sich doch immer mein Herz vor dir, unendliche Lieb' und Güte!

Stella. Ich habe dich wieder! — Ich kenne mich nicht, ich verstehe mich nicht! Im Grunde, was thut's?

Fernando. Mir ist wie in den ersten Augenblicken unsrer Freuden. Ich hab' dich in meinen Armen, ich sauge die Gewißheit deiner Liebe auf deinen Lippen,

und taumle, und frage mich ſtaunend ob ich wache oder träume.

Stella. Nein, Fernando, wie ich ſpüre, geſcheider biſt du nicht geworden.

Fernando. Da ſey Gott für! — Aber dieſe Augenblicke von Wonne in deinen Armen machen mich wieder gut, wieder fromm. — Ich kann beten, Stella; denn ich bin glücklich.

Stella. Gott verzeih' dir's, daß du ſo ein Böſewicht, und ſo gut biſt — Gott verzeih' dir's, der dich ſo gemacht hat — ſo flatterhaft und ſo treu — Wenn ich den Ton deiner Stimme höre, ſo mein' ich doch gleich wieder, das wäre Fernando, der nichts in der Welt liebte, als mich!

Fernando. Und ich, wenn ich in dein blaues, ſüßes Aug' dringe, und drin mich mit Forſchen verliere; ſo mein' ich, die ganze Zeit meines Wegſeyns hätte kein ander Bild drin gewohnet als das meine.

Stella. Du irrſt nicht.

Fernando. Nicht? —

Stella. Ich würde dir's bekennen! — Geſtand ich dir nicht in den erſten Tagen meiner vollen Liebe zu dir alle kleinen Leidenſchaften, die je mein Herz gerührt hatten? Und war ich dir darum nicht lieber? —

Fernando. Du Engel!

Stella. Was ſiehſt du mich ſo an? Nicht wahr, das Elend hat die Blüthe von meinen Wangen geſtreift? —

Fernando. Roſe! meine ſüße Blume! Stella! — Was ſchüttelſt du den Kopf?

Stella. — Daß man euch ſo lieb haben kann! — Daß man euch den Kummer nicht anrechnet, den ihr uns verurſachet!

Fernando (ihre Locken ſtreichelnd). Ob du wohl graue Haare davon gekriegt haſt? — Es iſt dein Glück, daß ſie ſo blond ohne das ſind — Zwar ausgefallen ſcheinen dir keine zu ſeyn. (Er zieht ihr den Kamm aus den Haaren, und ſie rollen tief herunter.)

Stella. Muthwille!

Fernando (ſeine Arme drein wickelnd). Rinaldo wieder in den alten Ketten!

Bedienter (kommt).

Gnädige Frau! —

Stella. Was haſt du? Du machſt ein verdrießlich, ein kaltes Geſicht; du weißt die Geſichter ſind mein Tod wenn ich vergnügt bin.

Bedienter. Und doch, gnädige Frau — Die zwey Fremden wollen fort.

Stella. Fort? Ach!

Bedienter. Wie ich ſage. Ich ſeh' die Tochter in's Poſthaus gehn, wieder kommen, zur Mutter reden. Da erkundigt' ich mich drüben: es hieß, ſie hätten Extrapoſt beſtellt, weil der Poſtwagen hinunter ſchon fort iſt. Ich redete mit ihnen; ſie bat mich, die Mutter, in Thränen, ich ſollte ihnen ihre Kleider heimlich hin

über ſchaffen, und der gnädigen Frau tauſend Segen wünſchen; ſie konnten nicht bleiben.

Fernando. Es iſt die Frau, die heute mit ihrer Tochter angekommen iſt? —

Stella. Ich wollte die Tochter in meine Dienſte nehmen, und die Mutter dazu behalten — O daß ſie mir jetzt dieſe Verwirrung machen, Fernando! —

Fernando. Was mag ihnen ſeyn?

Stella. Gott weiß! Ich kann, ich mag nichts wiſſen. Verlieren möcht' ich ſie nicht gern — Hab' ich doch dich, Fernando! — Ich würde zu Grunde gehn in dieſen Augenblicken! Rede mit ihnen, Fernando — — Eben jetzt! jetzt! — Mache, daß die Mutter herüber kommt, Heinrich! (Der Bediente geht ab.) Sprich mit ihr; ſie ſoll Freiheit haben. — Fernando, ich will in's Bosket! Komm nach! Komm nach! — Ihr Nachtigallen, ihr empfangt ihn noch!

Fernando. Liebſte Liebe!

Stella (an ihm hangend). Und du kommſt doch bald?

Fernando. Gleich! Gleich! (Stella ab.)

Fernando (allein). Engel des Himmels! Wie vor ihrer Gegenwart alles heiter wird, alles frei! — Fernando, kennſt du dich noch ſelbſt? Alles, was dieſen Buſen bedrängt, es iſt weg; jede Sorge, jedes ängſtliche Zurückerinnern, was war — und was ſeyn wird! — Kommt ihr ſchon wieder? — Und doch, wenn ich dich an-

anſehe, deine Hand halte, Stella! fliehe alles, verliſcht jedes andre Bild in meiner Seele!

Der Verwalter (kommt).

(Ihm die Hände küſſend.) Sie ſind wieder da?

Fernando (die Hand wegziehend). Ich bin's.

Verwalter. Laſſen Sie mich! Laſſen Sie mich! O gnädiger Herr! —

Fernando. Biſt du glücklich?

Verwalter. Meine Frau lebt, ich habe zwey Kinder — Und Sie kommen wieder!

Fernando. Wie habt ihr gewirthſchaftet?

Verwalter. Daß ich gleich bereit bin Rechenſchaft abzulegen — Sie ſollen erſtaunen wie wir das Gut verbeſſert haben. — Darf ich denn fragen wie es Ihnen ergangen iſt?

Fernando. Stille! — Soll ich dir alles ſagen? Du verdienſt's, alter Mitſchuldiger meiner Thorheiten.

Verwalter. Gott ſey nur Dank, daß Sie nicht Zigeunerhauptmann waren; ich hätte auf Ein Wort von Ihnen geſengt und gebrennt.

Fernando. Du ſollſt's hören!

Verwalter. Ihre Gemahlin? Ihre Tochter?

Fernando. Ich habe ſie nicht gefunden. Ich traute mich ſelbſt nicht in die Stadt; allein aus ſichern Nachrichten weiß ich, daß ſie ſich einem Kaufmann, einem falſchen Freunde vertraut hat, der ihr die Capitalien, die ich ihr zurückließ, unter dem Verſprechen gro-

ßerer Procente ablockte und sie darum betrog. Unter dem Vorwande sich aufs Land zu begeben, hat sie sich aus der Gegend entfernt und verloren, und bringt wahrscheinlicher Weise durch eigene und ihrer Tochter Handarbeit ein kümmerliches Leben durch. Du weißt, sie hatte Muth und Charakter genug so etwas zu unternehmen.

Verwalter. Und Sie sind nun wieder hier! Verzeih'n wir's Ihnen, daß Sie so lange ausgeblieben.

Fernando. Ich bin weit herum gekommen.

Verwalter. Wäre mir's nicht zu Hause mit meiner Frau und zwey Kindern so wohl, beneidete ich Sie um den Weg, den Sie wieder durch die Welt versucht haben. Werden Sie uns nun bleiben?

Fernando. Will's Gott!

Verwalter. Es ist doch am Ende nichts anders und nichts bessers.

Fernando. Ja wer die alten Zeiten vergessen könnte!

Verwalter. Die uns bei mancher Freude manche Noth brachten. Ich erinnere mich noch an alles genau: wie wir Cäcilien so liebenswürdig fanden, uns ihr aufdrangen, unsere jugendliche Freiheit nicht geschwind genug los werden konnten.

Fernando. Es war doch eine schöne, glückliche Zeit!

Verwalter. Wie sie uns ein munteres, leb-

haftes Tchterchen brachte, aber zugleich von ihrer Munterkeit, von ihrem Reiz manches verlor.

Fernando. Verschone mich mit dieser Lebensgeschichte.

Verwalter. Wie wir hier und da, und da und dort uns umsahn, wie wir endlich diesen Engel trafen, wie nicht mehr von Kommen und Gehen die Rede war, sondern wir uns entschließen mußten, entweder die eine oder die andere glücklich zu machen; wie wir es endlich so bequem fanden, daß sich eben eine Gelegenheit zeigte die Güter zu verkaufen, wie wir mit manchem Verlust uns davon machten, den Engel raubten, und das schöne, mit sich selbst und der Welt unbekannte Kind hieher verbannten.

Fernando. Wie es scheint, bist du noch immer so lehrreich und geschwätzig wie vor Alters.

Verwalter. Hatte ich nicht Gelegenheit was zu lernen? War ich nicht der Vertraute Ihres Gewissens? Als Sie auch von hier, ich weiß nicht, ob so ganz aus reinem Verlangen Ihre Gemahlin und Ihre Tochter wiederzufinden, oder auch mit aus einer heimlichen Unruhe, sich wieder weg sehnten und wie ich Ihnen von mehr als Einer Seite behülflich seyn mußte —

Fernando. So weit für dießmal.

Verwalter. Bleiben Sie nur, dann ist alles gut. (Ab.)

Bedienter (kommt).

Madame Sommer!

Fernando. Bring' sie herein.

(Bedienter ab.)

Fernando (allein). Dieß Weib macht mich schwermüthig. Daß nichts ganz, nichts rein in der Welt ist! Diese Frau! Ihrer Tochter Muth hat mich zerstört; was wird ihr Schmerz thun!

Madame Sommer (tritt auf).

Fernando (vor sich). O Gott! und auch ihre Gestalt muß mich an mein Vergehen erinnern! Herz! Unser Herz! o wenn's in dir liegt so zu fühlen und so zu handeln, warum hast du nicht auch Kraft, dir das Geschehene zu verzeihen? — Ein Schatten der Gestalt meiner Frau! — O wo seh' ich den nicht! (Laut.) Madame!

Madame Sommer. Was befehlen Sie, mein Herr?

Fernando. Ich wünschte daß Sie meiner Stella Gesellschaft leisten wollten und mir. Setzen Sie sich!

Madame Sommer. Die Gegenwart des Elenden ist dem Glücklichen zur Last, und ach! der Glückliche dem Elenden noch mehr.

Fernando. Ich begreife Sie nicht. Können Sie Stella verkannt haben? Sie, die ganz Liebe, ganz Gottheit ist?

Madame Sommer. Mein Herr! ich wünschte

heimlich zu reiſen! Laſſen Sie mich — Ich muß fort. Glauben Sie, daß ich Gründe habe! Aber ich bitte, laſſen Sie mich!

Fernando (vor ſich). Welche Stimme! Welche Geſtalt! (Laut.) Madame! (Er wendet ſich ab.) — Gott, es iſt meine Frau! (Laut.) Verzeihen Sie! (Eilend ab.)

Madame Sommer (allein). Er erkennt mich! — Ich danke dir, Gott, daß du in dieſen Augenblicken meinem Herzen ſo viel Stärke gegeben haſt! — Bin ich's? die Zerſchlagene! die Zerriſſene! die in der bedeutenden Stunde ſo ruhig, ſo muthig iſt? Guter, ewiger Verſorger, du nimmſt unſerm Herzen doch nichts, was du ihm nicht aufbewahrteſt, bis zur Stunde wo es deſſen am meiſten bedarf.

Fernando (kommt zurück).

(Vor ſich.) Sollte ſie mich kennen? — (Laut.) Ich bitte Sie, Madame, ich beſchwöre Sie, eröffnen Sie mir ihr Herz!

Madame Sommer. Ich müßte Ihnen mein Schickſal erzählen; und wie ſollten Sie zu Klagen und Trauer geſtimmt ſeyn, an einem Tage da Ihnen alle Freuden des Lebens wiedergegeben ſind, da Sie alle Freuden des Lebens der würdigſten weiblichen Seele wiedergegeben haben! Nein, mein Herr! entlaſſen Sie mich!

Fernando. Ich bitte Sie!

Madame Sommer. Wie gern erſpart' ich's

Ihnen und mir! Die Erinnerung der ersten, glücklichen Tage meines Lebens macht mir tödtliche Schmerzen.

Fernando. Sie sind nicht immer unglücklich gewesen?

Madame Sommer. Sonst würd' ich's jetzt in dem Grade nicht seyn. (Nach einer Pause mit erleichterter Brust.) Die Tage meiner Jugend waren leicht und froh. Ich weiß nicht was die Männer an mich fesselte; eine große Anzahl wünschte mir gefällig zu seyn. Für wenige fühlte ich Freundschaft, Neigung; doch keiner war, mit dem ich geglaubt hätte, mein Leben zubringen zu können. Und so vergingen die glücklichen Tage der rosenfarbenen Zerstreuungen, wo so ein Tag dem andern freundlich die Hand bieten. Und doch fehlte mir etwas. — Wenn ich tiefer in's Leben sah', und Freud' und Leid ahnete die des Menschen warten, da wünscht' ich mir einen Gatten, dessen Hand mich durch die Welt begleitete, der für die Liebe, die ihm mein jugendliches Herz weihen konnte, im Alter mein Freund, mein Beschützer, mir statt meiner Eltern geworden wäre, die ich um seinetwillen verließ.

Fernando. Und nun?

Madame Sommer. Aber ich sah' den Mann! Ich sah' ihn, auf den ich in den ersten Tagen unsrer Bekanntschaft all' meine Hoffnungen niederlegte! Die Lebhaftigkeit seines Geistes schien mit solch einer Treue des Herzens verbunden zu seyn, daß sich ihm das mei-

nige gar bald öffnete, daß ich ihm meine Freundschaft, und ach, wie schnell darauf meine Liebe gab. Gott im Himmel, wenn sein Haupt an meinem Busen ruhte, wie schien er dir für die Stäte zu danken, die du ihm in meinen Armen bereitet hattest! Wie flog er aus dem Wirbel der Geschäfte und Zerstreuungen wieder zu mir, und wie unterstützt ich mich in trüben Stunden an seiner Brust!

Fernando. Was konnte diese liebe Verbindung stören?

Madame Sommer. Nichts ist bleibend — Ach, er liebte mich so gewiß, als ich ihn. Es war eine Zeit, da er nichts kannte, nichts wußte als mich glücklich zu sehen, mich glücklich zu machen. Es war, ach die leichteste Zeit des Lebens, die ersten Jahre einer Verbindung, wo manchmal mehr ein bißchen Unmuth, ein bißchen Langeweile uns peinigen, als daß es wirklich Uebel wären. Ach, er begleitete mich den leidlichen Weg, um mich in einer öden, fürchterlichen Wüste allein zu lassen.

Fernando (immer erwärmter). Und wie? Seine Gesinnungen, sein Herz?

Madame Sommer. Können wir wissen, was in dem Busen der Männer schlägt? — Ich merkte nicht daß ihm nach und nach das alles ward — wie soll ich's nennen? — nicht gleichgültiger! das darf ich mir nicht sagen. Er liebte mich immer, immer! Aber

er brauchte mehr als meine Liebe. Ich hatte mit seinen Wünschen zu theilen, vielleicht mit einer Nebenbuhlerin; ich verbarg ihm meine Vorwürfe nicht, und zuletzt —

Fernando. Er konnte? —

Madame Sommer. Er verließ mich. Das Gefühl meines Elends hat keinen Namen! All' meine Hoffnungen in dem Augenblick zu Grunde! in dem Augenblick, da ich die Früchte der aufgeopferten Blüthe einzuärnten gedachte — verlassen! — verlassen! — Alle Stützen des menschlichen Herzens, Liebe, Zutrauen, Ehre, Stand, täglich wachsendes Vermögen, Aussicht über eine zahlreiche wohlversorgte Nachkommenschaft, alles stürzte vor mir zusammen, und ich — das überbliebene unglückliche Pfand unsrer Liebe — Ein todter Kummer folgte auf die wüthenden Schmerzen, und das ausgeweinte, durchverzweifelte Herz sank in Ermattung hin. Die Unglücksfälle, die das Vermögen einer armen Verlassenen ergriffen, achtete ich nicht, fühlte ich nicht, bis ich zuletzt —

Fernando. Der Schuldige!

Madame Sommer (mit zurückgehaltener Wehmuth). Er ist's nicht! — Ich bedaure den Mann, der sich an ein Mädchen hängt.

Fernando. Madame!

Madame Sommer (gelinde spottend, ihre Rührung zu verbergen). Nein, gewiß! Ich seh' ihn als einen Gefangenen an. Sie sagen ja auch immer es sey so.

Er wird aus seiner Welt in die unsere herüber gezogen, mit der er im Grunde nichts gemein hat. Er betriegt sich eine Zeit lang, und weh uns, wenn ihm die Augen aufgehn! — Ich nun gar, konnte ihm zuletzt nichts seyn als eine redliche Hausfrau, die zwar mit dem festesten Bestreben an ihm hing, ihm gefällig, für ihn sorgsam zu seyn; die dem Wohl ihres Hauses, ihres Kindes, all' ihre Tage widmete, und freilich sich mit so viel Kleinigkeiten abgeben mußte, daß ihr Herz und Kopf oft wüste ward, daß sie keine unterhaltende Gesellschafterin war, daß er mit der Lebhaftigkeit seines Geistes meinen Umgang nothwendig schal finden mußte. Er ist nicht schuldig!

Fernando (zu ihren Füßen). Ich bin's!

Madame Sommer (mit einem Strom von Thränen an seinem Hals). Mein!

Fernando. Cäcilie! — mein Weib! —

Cäcilie (von ihm sich abwendend). Nicht mein — Du verlässest mich, mein Herz! — (Wieder an seinem Hals.) Fernando! — wer du auch seyst — laß diese Thränen einer Elenden an deinem Busen fließen — Halte mich diesen Augenblick aufrecht, und dann verlaß mich auf ewig — Es ist nicht dein Weib! — Stoße mich nicht von dir! —

Fernando. Gott! — Cäcilie, deine Thränen an meinen Wangen — das Zittern deines Herzens an dem meinigen! — Schone mich! schone mich! —

Cäcilie. Ich will nichts, Fernando! — Nur diesen Augenblick! — Gönne meinem Herzen diese Ergießung, es wird frei werden, stark! Du sollst mich los werden —

Fernando. Eh' soll mein Leben zerreißen, eh' ich dich lasse!

Cäcilie. Ich werde dich wieder sehn, aber nicht auf dieser Erde! Du gehörst einer andern, der ich dich nicht rauben kann — — Oeffne, öffne mir den Himmel! Einen Blick in jene selige Ferne, in jenes ewige Bleiben — Allein, allein ist's Trost in diesem fürchterlichen Augenblicke.

Fernando (sie bey der Hand fassend, aufstehend, sie umarmend). Nichts, nichts in der Welt soll mich von dir trennen. Ich habe dich wieder gefunden.

Cäcilie. Gefunden, was du nicht suchtest!

Fernando. Laß! laß! — Ja, ich habe dich gesucht; dich, meine Verlassene, meine Theure! Ich fand sogar in den Armen des Engels hier keine Ruhe, keine Freuden; alles erinnerte mich an dich, an deine Tochter, an meine Lucie. Gütiger Himmel! wie viel Freude! Sollte das liebenswürdige Geschöpf meine Tochter seyn? — — Ich habe dich aufgesucht überall. Drey Jahre zieh' ich herum. An dem Ort unsers Aufenthalts fand ich ach! unsere Wohnung verändert, in fremden Händen, und die traurige Geschichte des Verlust's deines Vermögens. Deine Entweichung zer-

riß mir das Herz; ich konnte keine Spur von dir finden, und meiner selbst und des Lebens überdrüssig, steckt' ich mich in diese Kleider, in fremde Dienste, half die sterbende Freiheit der edeln Corsen unterdrücken; und nun siehst du mich hier, nach einer langen und wunderbaren Verirrung wieder an deinem Busen, mein theuerstes, mein bestes Weib!

Lucie (tritt auf).

Fernando. O meine Tochter!

Lucie. Lieber, bester Vater! wenn Sie mein Vater wieder sind!

Fernando. Immer und ewig!

Cäcilie. Und Stella? —

Fernando. Hier gilt's schnell sein. Die Unglückliche! Warum, Lucie, diesen Morgen, warum konnten wir uns nicht erkennen? — Mein Herz schlug mir; du weißt wie gerührt ich dich verließ! Warum? Warum? Wir hätten uns das alles erspart! Stella! wir hätten ihr diese Schmerzen erspart — Doch wir wollen fort. Ich will ihr sagen, ihr bestünden darauf euch zu entfernen, wolltet sie mit euerm Abschied nicht beschweren, wolltet fort. Und du, Lucie, geschwind hinüber; laß eine Chaise zu Dreyen aufpacken. Meine Sachen soll der Bediente zu den eurigen packen. — Bleib noch hüben, theuerste Frau! Und du, meine Tochter, wenn alles bestellt ist, komm herüber; und verweilt im Gartensaal, wartet auf mich. Ich will mich

von ihr losmachen, sagen, ich wollte euch hinüber begleiten, sorgen, daß ihr wohl fort kämt, und das Postgeld für euch bezahlen. — Arme Seele, ich betriege dich mit deiner Güte! — Wir wollen fort! —

Cäcilie. Fort? — Nur ein vernünftig Wort!

Fernando. Fort! Laß seyn! — Ja, meine Lieben, wir wollen fort!

(Cäcilie und Lucie ab.)

Fernando (allein). Fort? — — Wohin? Wohin? — Ein Dolchstich würde allen diesen Schmerzen den Weg öffnen, und mich in die dumpfe Fühllosigkeit stürzen, um die ich jetzt alles dahin gäbe! — Bist du da, Elender? Erinnere dich der vollglücklichen Tage, da du in starker Genügsamkeit gegen den Armen standst, der des Lebens Bürde abwerfen wollte; wie du dich fühltest in jenen glücklichen Tagen, und nun! — Ja, die Glücklichen! die Glücklichen! — Eine Stunde früher diese Entdeckung, und ich wäre geborgen! ich hätte sie nie wieder gesehn, sie mich nicht; ich hätte mich überreden können: sie hat dich diese vier Jahre vergessen, verschmerzt ihr Leiden. Aber nun? Wie soll ich vor ihr erscheinen, was ihr sagen? — O meine Schuld, meine Schuld wird schwer in diesen Augenblicken über mir! — Verlassen, die beiden lieben Geschöpfe! Und ich, in dem Augenblick da ich sie wieder finde, verlassen von mir selbst! elend! O meine Brust!

Vierter Akt.

Einsiedelei in Stella's Garten.

Stella (allein).

Du blühst schön, schöner als sonst, liebe, liebe Stätte der gehofften ewigen Ruhe — Aber du lockst mich nicht mehr — mir schaudert vor dir — kühle, lockre Erde, mir schaudert vor dir — — Ach wie oft, in Stunden der Einbildung, hüllt' ich schon Haupt und Brust dahingegeben in den Mantel des Todes, und stand gelassen an deiner Tiefe, und schritt hinunter, und verbarg mein jammervolles Herz unter deine lebendige Decke. Da solltest du, Verwesung, wie ein liebes Kind, diese überfüllte, drängende Brust aussaugen, und mein ganzes Daseyn in einen freundlichen Traum auflösen — Und nun! — Sonne des Himmels, du scheinst herein — es ist so licht, so offen um mich her, und ich freue mich deß! — Er ist wieder da! — und in einem Wink steht rings um mich die Schöpfung liebevoll — und ich bin ganz Leben — — und neues wärmeres, glühenderes Leben will ich von seinen Lippen

trinken! — Zu ihm — bei ihm — mit ihm in bleibender Kraft wohnen! — Fernando! — Er kommt! Horch! — Nein, noch nicht! — — Hier soll er mich finden, hier an meinem Rosenaltar, unter meinen Rosenzweigen! Diese Knöspchen will ich ihm brechen — — Hier! Hier! — Und dann führ' ich ihn in diese Laube. Wohl, wohl war's, daß ich sie doch, so eng' sie ist, für Zwey eingerichtet habe — Hier lag sonst mein Buch, stand mein Schreibzeug — Weg Buch und Schreibzeug! — Käm' er nur! — Gleich verlassen! — Hab' ich ihn denn wieder? — Ist er da? —

Fernando (kommt).

Stella. Wo bleibst du, mein Bester? Wo bist du? Ich bin lang', lang' allein! (Aengstlich) Was hast du?

Fernando. Die Weiber haben mich verstimmt! — Die Alte ist eine brave Frau; sie will aber nicht bleiben, will keine Ursache sagen, sie will fort. Laß sie, Stella.

Stella. Wenn sie nicht zu bewegen ist, ich will sie nicht wider Willen — Und, Fernando, ich brauche Gesellschaft — und jetzt — (an seinem Hals) jetzt, Fernando! Ich habe dich ja!

Fernando. Beruhige dich!

Stella. Laß mich weinen! Ich wollte der Tag wäre vorbei! Noch zittern mir alle Gebeine! — Freude! — Alles unerwartet auf Einmal! Dich, Fernando! Und kaum! kaum! Ich werde vergehen in diesem allen!

Fernando (vor ſich). Ich Elender! Sie verlaſſen? (Laut) Laß mich, Stella!

Stella. Es iſt deine Stimme, deine liebende Stimme! — Stella! Stella! — Du weißt, wie gern ich dich dieſen Namen ausſprechen hörte: — Stella! Es ſpricht ihn niemand aus wie du. Ganz die Seele der Liebe in dem Klang'! — Wie lebhaft iſt mir noch die Erinnerung des Tags, da ich dich ihn zuerſt ausſprechen hörte, da all mein Glück in dir begann!

Fernando. Glück?

Stella. Ich glaube du fängſt an zu rechnen; rechneſt die trüben Stunden, die ich mir über dich gemacht habe. Laß, Fernando! Laß! — O! ſeit dem Augenblick, da ich dich zum erſtenmal ſah', wie ward alles ſo ganz anders in meiner Seele! Weißt du den Nachmittag im Garten, bei meinem Onkel? Wie du zu uns hereintrat'ſt? Wir ſaßen unter den großen Kaſtanienbäumen hinter dem Luſthaus! —

Fernando (vor ſich). Sie wird mir das Herz zerreißen! — — (Laut) Ich weiß noch, meine Stella!

Stella. Wie du zu uns trat'ſt? Ich weiß nicht, ob du bemerkteſt daß du im erſten Augenblick meine Aufmerkſamkeit gefeſſelt hatteſt? Ich wenigſtens merkte bald daß deine Augen mich ſuchten. Ach, Fernando! da brachte mein Onkel die Muſik, du nahmſt deine Violine, und wie du ſpieltеſt, lagen meine Augen ſorglos auf dir; ich ſpähte jeden Zug in deinem Ge-

ſicht, und — in einer unvermutheten Pauſe ſchlugſt du die Augen auf — auf mich! ſie begegneten den meinigen! Wie ich erröthete, wie ich wegſah'! Du haſt es bemerkt, Fernando; denn von der Zeit an fühlt' ich wohl, daß du öfter über dem Blatt wegſahſt, oft zur ungelegenen Zeit aus dem Tact kamſt, daß mein Onkel ſich zertrat. Jeder Fehlſtrich, Fernando, ging mir durch die Seele — Es war die ſüßeſte Confuſion, die ich in meinem Leben gefühlt habe. Um alles Gold hätt' ich dich nicht wieder grad anſehen können. Ich machte mir Luft, und ging —

Fernando. Bis auf den kleinſten Umſtand! — (vor ſich) Unglückliches Gedächtniß!

Stella. Ich erſtaune oft ſelbſt wie ich dich liebe, wie ich jeden Augenblick bei dir mich ganz vergeſſe; doch alles vor mir noch zu haben, ſo lebhaft als wär's heute! Ja wie oft hab' ich mir's auch erzählt, wie oft, Fernando! — Wie ihr mich ſuchtet, wie du an der Hand meiner Freundin, die du vor mir kennen lernteſt, durch's Bosket ſtreifteſt, und ſie rief: Stella! — und du rieſſt: Stella! Stella! — Ich hatte dich kaum reden gehört und erkannte deine Stimme; und wie ihr auf mich traft, und du meine Hand nahmſt! Wer war confuſer, ich oder du? Eins half dem andern — Und von dem Augenblick an — Meine gute Sara ſagte mir's wohl, gleich ſelbigen Abend — Es iſt alles eingetroffen — Und welche Seligkeit in dei-

nen

nen Armen! Wenn meine Sara meine Freuden ſehen könnte! Es war ein gutes Geſchöpf; ſie weinte viel um mich, da ich ſo krank, ſo liebeskrank war. Ich hätte ſie gern mitgenommen, da ich um deinetwillen alles verließ.

Fernando. Alles verließ!

Stella. Fällt dir das ſo auf? Iſt's denn nicht wahr? Alles verließ! Oder kannſt du in Stella's Munde ſo was zum Vorwurf mißdeuten? Um deinetwillen hab' ich lange nicht genug gethan.

Fernando. Freilich! Deinen Onkel, der dich als Vater liebte, der dich auf den Händen trug, deſſen Wille dein Wille war, das war nicht viel? Das Vermögen, die Güter, die alle dein waren, dein worden wären, das war nichts? Den Ort wo du von Jugend auf gelebt, dich gefreut hatteſt — deine Geſpielen —

Stella. Und das alles, Fernando, ohne dich? Was war mir's vor deiner Liebe? Aber da, als die in meiner Seele aufging, da hatt' ich erſt Fuß in der Welt gefaßt — Zwar muß ich dir geſtehn, daß ich manchmal in einſamen Stunden dachte: Warum konnt' ich das nicht alles mit ihm genießen? Warum mußten wir fliehen? Warum nicht im Beſitz von dem allen bleiben? Hätte ihm mein Onkel meine Hand verweigert? — Nein! — Und warum fliehen? — O ich habe für dich wieder Entſchuldigungen genug gefunden!

für dich! da hat mir's nie gemangelt! Und wenn's Grille wäre, sagte ich! — wie ihr denn eine Menge Grillen habt — wenn's Grille wäre, das Mädchen so heimlich als Beute für sich zu haben! — Und wenn's Stolz wäre, das Mädchen so allein, ohne Zugabe zu haben. Du kannst denken, daß mein Stolz nicht wenig dabei interessirt war, sich das Beste glauben zu machen; und so kamst du nun glücklich durch.

Fernando. Ich vergebe!

Annchen (kommt).

Verzeihen Sie, gnädige Frau! Wo bleiben Sie, Herr Hauptmann! Alles ist aufgepackt, und nun fehlt's an Ihnen! Die Mamsell hat schon ein Laufens, ein Befehlens heut' verführt, daß es unleidlich war; und nun bleiben Sie aus!

Stella. Geh, Fernando, bring' sie hinüber; zahl' das Postgeld für sie, aber sey gleich wieder da.

Annchen. Fahren Sie denn nicht mit? Die Mamsell hat eine Chaise zu Dreyen bestellt, Ihr Bedienter hat ja aufgepackt!

Stella. Fernando, das ist ein Irrthum!

Fernando. Was weiß das Kind?

Annchen. Was ich weiß? Freilich sieht's kurios aus, daß der Herr Hauptmann mit dem Frauenzimmer fort will, von der gnädigen Frau; seit sie bei Tisch Bekanntschaft mit Ihnen gemacht hat. Das

war wohl ein zärtlicher Abſchied, als Sie ihr zur geſegneten Mahlzeit die Hand drückten?

Stella (verlegen). Fernando!

Fernando. Es iſt ein Kind!

Annchen. Glauben Sie's nicht, gnädige Frau! es iſt alles aufgepackt; der Herr geht mit.

Fernando. Wohin? Wohin?

Stella. Verlaß uns, Annchen!

(Annchen ab.)

Stella. Reiß mich aus der entſetzlichen Verlegenheit! Ich fürchte nichts, und doch ängſtet mich das Kindergeſchwätz. — Du biſt bewegt! Fernando! Ich bin deine Stella!

Fernando (ſich umwendend, und ſie bei der Hand faſſend). Du biſt meine Stella!

Stella. Du erſchreckſt mich, Fernando! Du ſiehſt wild.

Fernando. Stella! ich bin ein Böſewicht, und feig; und vermag vor dir nichts. Fliehen! — Hab' das Herz nicht dir den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen, und will dich heimlich vergiften, ermorden! Stella!

Stella. Um Gottes willen!

Fernando (mit Wuth und Zittern). Und nur nicht ſehn ihr Elend, nicht hören ihre Verzweiflung! Fliehen! —

Stella. Ich halt's nicht aus!

(Sie will ſinken und hält ſich an ihn.)

Fernando. Stella, die ich in meinen Armen faſſe! Stella! die du mir alles biſt! Stella! — nein, Ich verlaſſe dich!

Stella (verwirrt lächelnd). Mich!

Fernando (mit Abwechſlung). Dich! mit dem Weibe, das du geſehen haſt! mit dem Mädchen! —

Stella. Es wird ſo Nacht!

Fernando. Und dieſes Weib iſt meine Frau! —

Stella (ſieht ihn ſtarr an, und läßt die Arme ſinken).

Fernando. Und das Mädchen iſt meine Tochter! Stella! (Bemerkt erſt, daß ſie in Ohnmacht gefallen iſt.) Stella! (Er bringt ſie auf einen Sitz.) Stella! — Hülfe! Hülfe!

Cäcilie, Lucie (kommen).

Fernando. Seht! ſeht den Engel! Er iſt da hin! Seht! — Hülfe! (Sie bemühen ſich um ſie.)

Lucie. Sie erholt ſich.

Fernando (ſtumm ſie anſehend). Durch dich! Durch dich! (Ab.

Stella. Wer? Wer? — (Aufſtehend.) Wo iſt er? (Sie ſinkt zurück, ſieht die an, die ſich um ſie bemühen.) Dank euch! Dank! — — Wer ſeyd ihr?

Cäcilie. Beruhigen Sie ſich! Wir ſind's.

Stella. Ihr! — Seyd ihr nicht fort? Seyd ihr? — Gott! wer ſagte mir's? — Wer biſt du? — Biſt du? — (Faßt bei den Händen faſſend.) Nein! ich halt's nicht aus!

Cäcilie. Beste! Liebste! Ich schließ' dich Engel an mein Herz!

Stella. Sag' mir, — es liegt tief in meiner Seele — Sag' mir — bist du —

Cäcilie. Ich bin — ich bin sein Weib! —

Stella (aufspringend, sich die Augen zuhaltend). Und ich? — (Sie geht verwirrt auf und ab.)

Cäcilie. Kommen Sie in Ihr Zimmer!

Stella. Woran erinnerst du mich? Was ist mein? — Schrecklich! Schrecklich! — Sind das meine Bäume, die ich pflanzte, die ich erzog? Warum in dem Augenblick mir alles so fremd wird? — Verstoßen! — Verloren! — Verloren auf ewig! Fernando! Fernando!

Cäcilie. Geh, Lucie, such' deinen Vater.

Stella. Um Gottes Barmherzigkeit! Halt! — Weg! Laß ihn nicht kommen! Entfern' dich! — Vater! — Gatte! —

Cäcilie. Süße Liebe!

Stella. Du liebst mich? Du drückst mich an deine Brust? — — Nein! Nein — Laß mich! — Verstoß mich! — (An ihrem Halse.) Noch einen Augenblick! Es wird bald aus mit mir seyn! Mein Herz! Mein Herz!

Lucie. Sie müssen ruhen!

Stella. Ich ertrag' euern Anblick nicht! Euer Leben hab' ich vergiftet! euch geraubt euer alles —

Ihr im Elend; und ich — welche Seligkeit in seinen Armen! (Sie wirft sich auf die Knie.) Könnt ihr mir vergeben?

Cäcilie. Laß! Laß! (Sie bemühen sich, sie aufzuheben.)

Stella. Hier will ich liegen, flehn, jammern, zu Gott und euch: Vergebung! Vergebung! — (Sie springt auf.) — Vergebung? — Trost gebt mir! Trost! Ich bin nicht schuldig! — Du gabst mir ihn, heiliger Gott im Himmel! ich hielt ihn fest, wie die liebste Gabe aus deiner Hand — Laß mich! — Mein Herz zerreißt! —

Cäcilie. Unschuldige! Liebe!

Stella (an ihrem Halse). Ich lese in deinen Augen, auf deiner Lippe, Worte des Himmels. Halt' mich! Trag' mich! Ich gehe zu Grunde! Sie vergibt mir! Sie fühlt mein Elend!

Cäcilie. Schwester! meine Schwester! erhole dich! nur einen Augenblick erhole dich! Glaube, daß der in unser Herz diese Gefühle legte, die uns oft so elend machen, auch Trost und Hülfe dafür bereiten kann.

Stella. An deinem Hals laß mich sterben!

Cäcilie. Kommen Sie! —

Stella (nach einer Pause, wild wegfahrend). Laßt mich alle! Sieh' es drängt sich eine Welt voll Verwirrung und Qual in meine Seele, und füllt sie ganz mit

unsäglichen Schmerzen — Es ist unmöglich — unmöglich! So auf einmal! — Ist nicht zu fassen, nicht zu tragen! — (Sie steht eine Weile niedersehend still, in sich gekehrt, sieht dann auf, erblickt die beiden, fährt mit einem Schrei zusammen, und entflieht.)

Cäcilie. Geh ihr nach, Lucie! Beobachte sie!

(Lucie ab.)

Cäcilie. Sieh herab auf deine Kinder, und ihre Verwirrung, ihr Elend! — Leidend lernt' ich viel. Stärke mich! — Und kann der Knoten gelöst werden, heiliger Gott im Himmel! zerreiß' ihn nicht.

Fünfter Akt.

Stella's Cabinet.

Im Mondenſchein.

Stella.

(Sie hat Fernando's Porträt, und iſt im Begriff, es von dem Blendrahmen loszumachen.)

Fülle der Nacht, umgib mich! faſſe mich! leite mich! ich weiß nicht wohin ich trete! — — Ich muß! ich will hinaus in die weite Welt! Wohin? Ach wohin? — Verbannt aus deiner Schöpfung! Wo du, heiliger Mond, auf den Wipfeln meiner Bäume dämmerſt; wo du mit furchtbar lieben Schatten das Grab meiner holden Mina umgibſt, ſoll ich nicht mehr wandeln? Von dem Ort, wo alle Schätze meines Lebens, alle ſelige Erinnerungen aufbewahrt ſind? — Und du, worüber ich ſo oft mit Andacht und Thränen gewohnt habe, Stätte meines Grabes! die ich mir weihte; wo umher alle Wehmuth, alle Wonne meines Lebens dämmert; wo ich noch abgeſchieden umzuſchweben, und die Vergangenheit allſchmachtend zu genießen hoffte, von dir auch verbannt ſeyn? — Verbannt ſeyn! — Du biſt ſtumpf! Gott ſey Dank! dein Gehirn iſt verwüſtet; du

kannſt ihn nicht faſſen den Gedanken: Verbannt ſeyn! Du würdeſt wahnſinnig werden! — — Nun! — O mir iſt ſchwindlich! — Leb' wohl! — Lebt wohl? Nimmer wieder ſehen? — Es iſt ein dumpfer Todtenblick in dem Gefühl! Nicht wieder ſehn? — Fort! Stella! (Sie ergreift das Porträt.) Und dich ſollt' ich zurücklaſſen? — (Sie nimmt ein Meſſer und fängt an die Nägel loszubrechen.) O daß ich ohne Gedanken wäre! daß ich in dumpfem Schlaf, daß ich in hinreißenden Thränen mein Leben hingäbe! Das iſt, und wird ſeyn — du biſt elend! — (Das Gemälde nach dem Monde wendend.) Ha, Fernando! da du zu mir trat'ſt, und mein Herz dir entgegen ſprang, fühlteſt du nicht das Vertrauen auf deine Treue, deine Güte? — Fühlteſt du nicht welch Heiligthum ſich dir erdffnete, als ſich mein Herz gegen dich aufſchloß? — Und du bebteſt nicht vor mir zurück? Verſankſt nicht? Entfloh'ſt nicht? — Du konnteſt meine Unſchuld, mein Glück, mein Leben, ſo zum Zeitvertreib pflücken, und zerpflücken, und am Wege gedankenlos hinſtreuen? — Edler! — Ha, Edler! — Meine Jugend! — meine goldnen Tage! — Und du trägſt die tiefe Tücke im Herzen! — Dein Weib! — deine Tochter! — Und mir war's frei in der Seele, rein wie ein Frühlingsmorgen! — Alles, alles Eine Hoffnung — — Wo biſt du, Stella? — (Das Porträt anſchauend.) So groß! ſo ſchmeichelnd! — Der Blick war's, der mich in's Verderben riß! — — Ich haſſe dich! Weg! wende dich weg! — So dämmernd! ſo

lieb! — Nein! Nein! — Verderber! — Mich? — Mich? — Du? — Mich? — (Sie zuckt mit dem Messer nach dem Gemählde.) Fernando! — (Sie wendet sich ab, das Messer fällt, sie stürzt mit einem Ausbruch von Thränen vor den Stuhl nieder.) Liebster! Liebster! — Vergebens! Vergebens! —

Bedienter (kommt).

Gnädige Frau! wie Sie befahlen, die Pferde sind an der hintern Gartenthür. Ihre Wäsche ist aufgepackt. Vergessen Sie nicht Geld!

Stella. Das Gemählde!

Bedienter (nimmt das Messer auf, und schneidet das Gemählde von der Rahme und rollt's).

Stella. Hier ist Geld.

Bedienter. Aber warum?

Stella (einen Moment stillstehend, auf und umher blickend). Komm! (Ab.)

S e c h s t.

Fernando.

Laß mich! Laß mich! Sieh! da faßt's mich wieder mit all' der schrecklichen Verworrenheit! — So kalt, so graß liegt alles vor mir — als wär' die Welt nichts — ich hätte drin nichts verschuldet — — Und sie! — Ha! bin ich nicht elender als ihr? Was habt ihr an mich zu fordern? — Was ist nun des Sinnens Ende? — Hier! und hier! Von einem Ende zum andern! durch-

gedacht! und wieder durchgedacht! und immer quälender! immer ſchrecklicher! — — (Sich die Stirn haltend.) Wo's zuletzt widerſtößt! Nirgends vor, nicht hinter ſich! Nirgends Rath und Hülfe! — Und dieſe zwey? Dieſe drey beſten weiblichen Geſchöpfe der Erde — elend durch mich! — elend ohne mich! — Ach! noch elender mit mir! — Wenn ich klagen könnte, könnte verzweifeln, könnt' um Vergebung bitten — könnt' in ſtumpfer Hoffnung nur eine Stunde hinbringen — zu ihren Füßen liegen, und in theilnehmendem Elend Seligkeit genießen! — Wo ſind ſie? — Stella! du liegſt auf deinem Angeſichte, blickſt ſterbend nach dem Himmel, und ächzeſt: „Was hab' ich Blume verſchuldet, daß mich dein Grimm ſo niederknickt? Was hatte ich Arme verſchuldet, daß du dieſen Böſewicht zu mir führteſt?" — Cäcilie! Mein Weib! o mein Weib! — Elend! Elend! tiefes Elend! — Welche Seligkeiten vereinigen ſich um mich elend zu machen! Gatte! Vater! Geliebter! — Die beſten, edelſten weiblichen Geſchöpfe! — Dein! Dein? — Kannſt du das faſſen, die dreyfache, unſägliche Wonne? — Und nur die iſt's, die dich ſo ergreift, die dich zerreißt! — Jede fordert mich ganz — Und ich? — Hier iſt's zu! — tief! unergründlich! — — Sie wird elend ſeyn! Stella! biſt elend! — Was hab' ich dir geraubt? Das Bewußtſeyn deiner ſelbſt, dein junges Leben! — Stella! — Und ich bin ſo kalt! (Er nimmt eine Piſtole vom Tiſch.) Doch, auf alle Fälle! — (Er ladet.)

Cäcilie (kommt).

Mein Beſter! wie iſt uns? — (Sie ſieht die Piſtolen.) Das ſieht ja reiſefertig aus!

Fernando (legt ſie nieder).

Cäcilie. Mein Freund! Du ſcheinſt mir gelaſſener. Kann man ein Wort mit dir reden?

Fernando. Was willſt du, Cäcilie? Was willſt du, mein Weib?

Cäcilie. Nenne mich nicht ſo bis ich ausgeredet habe. Wir ſind nun wohl ſehr verworren; ſollte das nicht zu löſen ſeyn? Ich hab' viel gelitten, und darum nichts von gewaltſamen Entſchlüſſen. Vernimmſt du mich, Fernando?

Fernando. Ich höre!

Cäcilie. Nimm's zu Herzen! Ich bin nur ein Weib, ein kummervolles, klagendes Weib; aber Entſchluß iſt in meiner Seele. — Fernando — ich bin entſchloſſen — ich verlaſſe dich!

Fernando (ſpottend). Kurz und gut?

Cäcilie. Meinſt du man müſſe hinter der Thür Abſchied nehmen um zu verlaſſen was man liebt?

Fernando. Cäcilie!

Cäcilie. Ich werfe dir nichts vor, und glaube nicht daß ich dir ſo viel aufopfere. Bisher beklagte ich deinen Verluſt; ich härmte mich ab, über das was ich nicht ändern konnte. Ich finde dich wieder, deine Gegenwart flößt mir neues Leben, neue Kraft ein.

Fernando, ich fühle daß meine Liebe zu dir nicht eigennützig iſt, nicht die Leidenſchaft einer Liebhaberin, die alles dahingäbe den erflehten Gegenſtand zu beſitzen. Fernando! mein Herz iſt warm und voll für dich; es iſt das Gefühl einer Gattin, die, aus Liebe, ſelbſt ihre Liebe hinzugeben vermag.

Fernando. Nimmer! Nimmer!

Cäcilie. Du fährſt auf?

Fernando. Du marterſt mich!

Cäcilie. Du ſollſt glücklich ſeyn! Ich habe meine Tochter — und einen Freund an dir. Wir wollen ſcheiden ohne getrennt zu ſeyn. Ich will entfernt von dir leben, und ein Zeuge deines Glücks bleiben. Deine Vertraute will ich ſeyn; du ſollſt Freude und Kummer in meinen Buſen ausgießen. Deine Briefe ſollen mein einziges Leben ſeyn, und die meinen ſollen dir als ein lieber Beſuch erſcheinen — — Und ſo bleibſt du mein, biſt nicht mit Stella verbannt in einen Winkel der Erde, wir lieben uns, nehmen Theil an einander! Und ſo, Fernando, gib mir deine Hand drauf.

Fernando. Als Scherz wär's zu grauſam; als Ernſt iſt's unbegreiflich! — Wie's nun will, Beſte! — Der kalte Sinn löſ't den Knoten nicht. Was du ſagſt, klingt ſchön, ſchmeckt ſüß. Wer nicht fühlte daß darunter weit mehr verborgen liegt; daß du dich ſelbſt betriegſt, indem du die marterndſten Gefühle

mit einem blendenden eingebildeten Troſte ſchweigen machſt. Nein, Cäcilie! Mein Weib, nein! — Du biſt mein — ich bleibe dein — Was ſollen hier Worte? Was ſoll ich die Warum's dir vortragen? Die Warum's ſind ſo viel Lügen. Ich bleibe dein, oder —

Cäcilie. Nun denn! — Und Stella?

Fernando (führt auf und geht wild auf und ab).

Cäcilie. Wer betriegt ſich? Wer betäubt ſeine Qualen durch einen kalten, ungefühlten, ungedachten, vergänglichen Troſt? Ja, ihr Männer kennt euch.

Fernando. Ueberhebe dich nicht deiner Gelaſſenheit! — Stella! Sie iſt elend! Sie wird ihr Leben fern von mir und dir ausjammern. Laß ſie! Laß mich!

Cäcilie. Wohl, glaube ich, würde ihrem Herzen die Einſamkeit thun; wohl ihrer Zärtlichkeit, uns wieder vereinigt zu wiſſen. Jetzo macht ſie ſich bittere Vorwürfe. Sie würde mich immer für unglücklicher halten, wenn ich dich verließ', als ich wäre; denn ſie berechnete mich nach ſich. Sie würde nicht ruhig leben, nicht lieben können, der Engel! wenn ſie fühlte, daß ihr Glück Raub wäre. Es iſt ihr beſſer —

Fernando. Laß ſie fliehen! Laß ſie in ein Kloſter!

Cäcilie. Wenn ich nun aber wieder ſo denke: warum ſoll ſie denn eingemauert ſeyn? Was hat ſie verſchuldet, um eben die blühendſten Jahre, die Jahre der Fülle, der reifenden Hoffnung hinzutrauern, verzweifelnd am Abgrund' hinzujammern? geſchieden zu

ſeyn von ihrer lieben Welt? — von dem, den ſie ſo glühend liebt? — von dem, der ſie — Nicht wahr, du liebſt ſie, Fernando?

Fernando. Ha! was ſoll das? Biſt du ein böſer Geiſt, in Geſtalt meines Weibes? Was kehrſt du mein Herz um und um? Was zerreißeſt du das zerriſſene? Bin ich nicht zerſtört, zerrüttet genug? Verlaß mich! Ueberlaß mich meinem Schickſal! — und Gott erbarme ſich euer! (Er wirft ſich in einen Seſſel.)

Cäcilie (tritt zu ihm und nimmt ihn bei der Hand). Es war einmal ein Graf —

Fernando (will aufſpringen, ſie hält ihn).

Cäcilie. Ein deutſcher Graf. Den trieb ein Gefühl frommer Pflicht von ſeiner Gemahlin, von ſeinen Gütern, nach dem gelobten Lande —

Fernando. Ha!

Cäcilie. Er war ein Biedermann; er liebte ſein Weib, nahm Abſchied von ihr, empfahl ihr ſein Hausweſen, umarmte ſie und zog. Er zog durch viele Länder, kriegte, und ward gefangen. Seiner Sclaverey erbarmte ſich ſeines Herrn Tochter; ſie löſ'te ſeine Feſſeln, ſie flohen. Sie geleitete ihn auf's neue durch alle Gefahren des Kriegs — Der liebe Waffenträger! — Mit Sieg bekrönt, ging's nun zur Rückreiſe — zu ſeinem edeln Weibe! — Und ſein Mädchen? — Er fühlte Menſchheit! — er glaubte an Menſchheit, und nahm ſie mit. — Sieh da, die wackre Haus-

frau, die ihrem Gemahl entgegen eilt, sieht all' ihre Treue, all' ihr Vertrauen, ihre Hoffnungen belohnt, ihn wieder in ihren Armen. Und dann daneben seine Ritter, mit stolzer Ehre von ihren Rossen sich auf den vaterländischen Boden schwingend; seine Knechte ablaßend die Beute, sie zu ihren Füßen legend; und sie schon in ihrem Sinn das all' in ihren Schränken aufbewahrend, schon ihr Schloß mit auszierend, ihre Freunde mit beschenkend — Edles theures Weib, der größte Schatz ist noch zurück! — Wer ist's die dort verschleiert mit dem Gefolge naht? Sanft steigt sie vom Pferde — — „Hier!" — rief der Graf, sie bei der Hand fassend, sie seiner Frau entgegen führend, — „Hier! sieh das alles — und sie! nimm's aus ihren Händen — nimm mich aus ihren wieder! Sie hat die Ketten von meinem Halse geschlossen, sie hat den Winden befohlen, sie hat mich erworben — hat mir gedient, mein gewartet! — Was bin ich ihr schuldig? — Da hast du sie! — Belohn' sie."

Fernando (legt schluchzend mit den Armen über'n Tisch gebreitet).

Cäcilie. An ihrem Halse rief das treue Weib, in tausend Thränen rief sie: Nimm alles was ich dir geben kann! Nimm die Hälfte deß, der ganz dein gehört — Nimm ihn ganz! Laß mir ihn ganz! Jede soll ihn haben, ohne der andern was zu rauben — Und rief sie an seinem Halse, zu seinen Füßen: Wir

sind

sind dein!“ — — Sie faßten seine Hände, hingen an ihm — Und Gott im Himmel freute sich der Liebe, und sein heiliger Statthalter sprach seinen Segen dazu. Und ihr Glück, und ihre Liebe faßte selig Eine Wohnung, Ein Bett, und Ein Grab.

Fernando. Gott im Himmel! Welch ein Strahl von Hoffnung dringt herein!

Cäcilie. Sie ist da! Sie ist unser (nach der Cabinets-Thüre) Stella!

Fernando. Laß sie, laß mich! (Im Begriff wegzugehen.)

Cäcilie. Bleib! Höre mich!

Fernando. Der Worte sind schon genug. Was werden kann wird werden. Laß mich! In diesem Augenblick bin ich nicht vorbereitet vor euch beiden zu stehen. (Ab.)

Cäcilie, hernach Lucie, vernach Stella.

Cäcilie. Der Unglückliche! Immer so einsylbig, immer dem freundlichen, vermittelnden Wort widerstrebend, und sie, eben so! Es muß mir doch gelingen. (Nach der Thüre) Stella! Höre mich, Stella!

Lucie. Ruf ihr nicht! Sie ruht, von einem schweren Leiden ruht sie einen Augenblick. Sie leidet sehr; ich fürchte, meine Mutter, mit Willen; ich fürchte, sie stirbt.

Cäcilie. Was ſagſt du?

Lucie. Es war nicht Arzenen, fürcht' ich, was ſie nahm.

Cäcilie. Und ich hätte vergebens gehofft? O, daß du dich täuſchteſt! — Fürchterlich — Fürchterlich!

Stella (an der Thüre). Wer ruft mich? Warum weckt ihr mich? Welche Zeit iſt's? Warum ſo frühe?

Lucie. Es iſt nicht frühe, es iſt Abend.

Stella. Ganz recht, ganz wohl, Abend für mich.

Cäcilie. Und ſo täuſcheſt du uns!

Stella. Wer täuſchte dich? Du.

Cäcilie. Ich brachte dich zurück, ich hoffte.

Stella. Für mich iſt kein Bleibens.

Cäcilie. Ach hätte ich dich ziehen laſſen, reiſen, eilen, an's Ende der Welt!

Stella. Ich bin am Ende.

Cäcilie (zu Lucien, die indeſſen ängſtlich hin und wieder gelaufen iſt). Was zauderſt du? Eile, rufe um Hülfe!

Stella (die Lucien anfaßt). Nein, verweile. (Sie lehnt ſich auf beide, und ſie kommen weiter hervor.) An eurem Arm dachte ich durch's Leben zu gehen; ſo führt mich zum Grabe. (Sie führen ſie langſam hervor und laſſen ſie auf der rechten Seite auf einen Seſſel nieder.)

Cäcilie. Fort, Lucie! fort! Hülfe! Hülfe!

(Lucie ab.)

Stella, Cäcilie, hernach Fernando, hernach Lucie.

Stella. Mir iſt geholfen!

Cäcilie. Wie anders glaubt' ich! Wie anders hofft' ich!

Stella. Du Gute, Duldende, Hoffende!

Cäcilie. Welch entſetzliches Schickſal!

Stella. Tiefe Wunden ſchlägt das Schickſal, aber oft heilbare. Wunden, die das Herz dem Herzen ſchlägt, das Herz ſich ſelber, die ſind unheilbar und ſo — laß mich ſterben.

Fernando (mit ein). Uebereilte ſich Lucie, oder iſt die Botſchaft wahr? Laß ſie nicht wahr ſeyn, oder ich fluche deiner Großmuth, Cäcilie, deiner Langmuth.

Cäcilie. Mir wirft mein Herz nichts vor. Guter Wille iſt höher als aller Erfolg. Eile nach Rettung, ſie lebt noch, ſie gehört uns noch.

Stella (die aufſteht und Fernando's Hand faßt). Willkommen! Laß mir deine Hand, (zu Cäcilien) und du die deine. Alles um Liebe, war die Loſung meines Lebens. Alles um Liebe, und ſo nun auch den Tod. In den ſeligſten Augenblicken ſchwiegen wir und verſtanden uns, (ſucht die Hände beider Gatten zuſammenzubringen) und nun laßt mich ſchweigen und ruhen. (Sie ſänt auf ihren rechten Arm, der über den Tiſch gelehnt iſt.)

Fernando. Ja wir wollen ſchweigen, Stella, und ruhen. (Er geht langſam nach dem Tiſche hinter Hand.)

Cäcilie (in ungeduldiger Bewegung). Lucie kommt nicht, niemand kommt. Iſt denn das Haus, iſt denn die Nachbarſchaft eine Wüſte? Faſſe dich, Fernando, ſie lebt noch. Hunderte ſind vom Todeslager aufgeſtanden, aus dem Grabe ſind ſie wieder aufgeſtiegen, Fernando, ſie lebt noch. Und wenn uns alles verläßt, und hier kein Arzt iſt, keine Arzenen; ſo iſt doch einer im Himmel, der uns hört. (Auf den Knieen, in der Nähe von Stella.) Höre mich! Erhöre mich, Gott! Erhalte ſie uns, laß ſie nicht ſterben!

Fernando (hat mit der linken Hand ein Piſtol ergriffen, und geht langſam ab).

Cäcilie (wie vorher, Stella's linke Hand faſſend). Ja ſie lebt noch; ihre Hand, ihre liebe Hand, iſt noch warm. Ich laſſe dich nicht, ich faſſe dich mit der ganzen Gewalt des Glaubens und der Liebe. Nein, es iſt kein Wahn! Eifriges Gebet iſt ſtärker denn irdiſche Hülfe. (Aufſtehend und ſich umſehend.) Er iſt hinweg, der Stumme, Hoffnungsloſe. Wohin? O, daß er nicht den Schritt wagt, wohin ſein ganzes ſturmvolles Leben ſich hindrängte. Zu ihm! (Indem ſie fort will, wendet ſie ſich nach Stella.) Und dieſe laſſ ich hülflos hier. Großer Gott! und ſo ſtehe ich, im fürchterlichſten Augenblick, zwiſchen Zweyen, die ich nicht trennen und nicht vereinigen kann. (Es fällt in der Ferne ein Schuß.)

Cäcilie. Gott! (will dem Schall nach.)

Stella (ſich mühſam aufrichtend). Was war das? Cäcilie, du ſtehſt ſo ferne, komm näher, verlaß mich nicht. Es iſt mir ſo bange. O meine Angſt! Ich ſehe Blut fließen. Iſt's denn mein Blut? Es iſt nicht mein Blut. Ich bin nicht verwundet, aber todt krank — Es iſt doch mein Blut.

Lucie (kommt). Hülfe, Mutter, Hülfe! Ich renne nach Hülfe, nach dem Arzte, ſprenge Boten fort; aber ach! ſoll ich dir ſagen, ganz anderer Hülfe bedarf's. Mein Vater fällt durch ſeine eigene Hand, er liegt im Blute. (Cäcilie will fort. Lucie hält ſie.) Nicht dahin, meine Mutter, der Anblick iſt hülflos, und erregt Verzweiflung.

Stella (die bald aufgerichtet aufmerkſam zugehört hat, faßt Cäciliens Hand). So wäre es geworden? (ſich aufrichtend und an Cäcilien und Lucien lehnend.) Kommt, ich fühle mich wieder ſtark, kommt zu ihm. Dort laßt mich ſterben.

Cäcilie. Du wankſt, deine Kniee tragen dich nicht. Wir tragen dich nicht. Auch mir iſt das Mark aus den Gebeinen.

Stella (ſinkt an den Seſſel nieder). Am Ziele denn. So gehe du hin, zu dem, dem du angehörſt. Nimm ſeinen letzten Seufzer, ſein letztes Röcheln auf. Er iſt dein Gatte. Du zauderſt? Ich bitte, ich beſchwöre dich. Dein Bleiben macht mich unruhig. (Mit Bewegung, doch ſchwach) Bedenke, er iſt allein, und gehe!

(Cäcilie mit Heftigkeit ab.)

Lucie. Ich verlaſſe dich nicht, ich bleibe bei dir.

Stella. Nein, Lucie! Wenn du mir wohl willſt, ſo eile. Fort! fort! laß mich ruhen! Die Flügel der Liebe ſind gelähmt, ſie tragen mich nicht zu ihm hin. Du biſt friſch und geſund. Die Pflicht ſey thätig wo die Liebe verſtummt. Fort zu dem, dem du angehörſt! Er iſt dein Vater. Weißt du, was das heißt? Fort! wenn du mich liebſt, wenn du mich beruhigen willſt.

(Lucie entfernt ſich langſam.)

Stella (ſinkend). Und ich ſterbe allein.

Claudine von Villa Bella.

Ein Singſpiel.

Perſonen.

Alonzo, Herr von Villa Bella.
Claudine, ſeine Tochter.
Lucinde, ſeine Nichte.
Pedro von Caſtellvecchio, unter dem Namen Pedro von Rovera.
Carlos von Caſtellvecchio, unter dem Namen Ruganino.
Basco, ein Abenteurer.
Landvolk.
Vagabunden.
Bediente Alonzo's.
Bediente Pedro's.
Garden des Fürſten von Rocca Bruna.

Der Schauplatz in Sicilien.

Erſter Aufzug.

Ein Gartenſaal mit offnen Arkaden, durch welche man in einen geſchmückten Garten hinausſieht. Zu beiden Seiten des Saales ſind Kleider, Stoffe, Geräthe, Geſchmeide mit Geſchmack aufgehängt und geſtellt.

Lucinde (mit zwey Mädchen, beſchäftigt ſich noch hie und da etwas in Ordnung zu bringen); zu ihr Alonzo (der alles durchſieht und mit der Anordnung zufrieden ſcheint).

Alonzo.

Das haſt du wohl bereitet;
Verdienſt den beſten Lohn!
Bekränzet und begleitet
Naht ſich Claudine ſchon.
Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum ſich denken läßt!
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das ſchönſte Feſt.

Lucinde.

Ihr habt mir wohl vertrauet,
Ich habe nicht geprahlt;
Herr Onkel, ſchaut nur, ſchauet,
Hier iſt was ihr befahlt.

Ihr habt nicht mehr getrieben,
Als ich mich selber trieb;
Ihr kannt die Tochter lieben,
Mir ist die Nichte lieb.

(Zu Zwei.)

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden,
Wie's kaum sich denken läßt.

Lucinde.

Heut seyd ihr zu beneiden,
Wie sich's empfinden läßt.

Alonzo und Lucinde.

Ein Fest der Vaterfreuden
Ist wohl das größte Fest.

Pedro (kommt).

Gewiß, ich will nicht fehlen,
Ich hab' es wohl bedacht!
Von Geld und von Juwelen
Habt ihr genug gebracht.
Die Blumen in dem Garten,
Sie waren mir zu stolz;
Die zärtesten zu wählen
Ging ich durch Wies' und Holz.

(Zu Zwei.)

Alonzo.

Heut bin ich zu beneiden.

Lucinde (zu Pedro).

Heut ist er zu beneiden.

Pedro (zu Alonzo).

Heut seyd ihr zu beneiden.

Alonzo, Lucinde, Pedro.

Wie ſich's nicht ſagen läßt.
Ein Feſt der Vaterfreuden
Iſt wohl das größte Feſt.

(Der beſtimmende Satz wird durch eine ländliche Muſik angekündigt. Landleute von verſchiedenem Alter, die Kinder voran, treten paarweiſe durch den mittlern Bogen in den Saal, und ſtellen ſich an beide Seiten hinter die Geſchenke. Zuletzt treten Claudine, begleitet von einigen Frauenzimmern, feſtlich, nicht reich, gekleidet herein. Kurz eh' ſie eintritt, fällt der Geſang ein.)

Alonzo, Lucinde, Pedro
(mit den Landleuten).

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!
Gabſt uns Claudinen,
Biſt uns ſo glücklich,
Uns wieder erſchienen,
Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Ein Kind.

Sieh, es erſcheinen
Alle die Kleinen;
Mädchen und Bübchen
Kommen, o Liebchen,
Binden mit Bändern
Und Kränzen dich an.

Alle (außer Claudinen).

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Alonzo.

Nur von dem Deinen
Bring' ich die Gabe:
Denn was ich habe,
Das all iſt dein.
Nimm dieſe Kleider,
Nimm die Gefäße,
Nimm die Juwelen,
Und bleibe mein.

Alle (außer Claudinen).

Sieh', wie des Tages wir
All' uns erfreun!

Lucinde.

Roſen und Nelken
Zieren den Schleier,
Den ich zur Feyer
Heute dir reiche.
Blühen erſt werden ſie,
Wenn er dich ſchmückt.
Wenn du des Tages dich
Wandelnd veranügteſt.
Wenn du in Träumen
Die Nächte dich wiegteſt,
Hab' ich mit eigner
Hand ihn geſtickt.

Alle (außer Claudinen).

Nimm ihn, und trag' ihn,
Und bleibe beglückt.

Pedro.

Blumen der Wieſe,
Dürfen auch dieſe

Hoffen und mähnen?
Ach, es ſind Thränen —
Noch ſind die Thränen
Des Thaues daran.

Alle (außer Claudinen).

Nimm ſie, die herzlichen
Gaben, ſie an.

Claudine.

Thränen und Schweigen
Mögen euch zeigen,
Wie ich ſo fröhlich
Fühle, ſo ſelig.
Alles, was alles
Ihr für mich gethan.

Alle (außer Claudinen.)

Nimm ſie, die Gaben,
Die herzlichen, an.

Claudine (ihren Vater umarmend).

Könnt' ich mein Leben,
Vater, dir geben!

(Zu Lucinden und den Übrigen.)

Könnt' ich ohn' Schranken
Allen euch danken!

(Sie wendet ſich ſchüchtern zu Hedon.)

Könnt' ich —

(Sie hält an, die Muſik macht eine Pauſe, der Geſang fällt ein.)

Alle.

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

(Der Zug geht unter dem Geſange ab; es bleiben

Claudine, Lucinde, Alonzo, Pedro.)

Claudine.

Vergebet meinem Schweigen: denn ich kann
Nicht reden wie ich fühle. Diese Gaben
Erfreuen mich wie ihr es wünscht; doch mehr
Entzückt mich eure Liebe. Laßt mir Raum
Mich erst zu faſſen; denn vielleicht vermag
Die Lippe nach und nach zu ſprechen, was
Das Herz auf einmal fühlt und kaum erträgt.

Alonzo.

Geliebte Tochter, ja dich kenn' ich wohl.
Verzeih' des lauten Feſtes Vater: Thorheit!
Ich weiß du liebſt im Stillen wahr zu ſeyn,
Und einer Liebe Zeugniß zu empfangen,
Die, weder vorbereitet noch geſchmückt,
Sich deſto treuer zeigt. Leb' wohl! Du ſollſt
Nach deiner Luſt in Einſamkeit genießen,
Was eine laut gewordne Liebe dir
Mit fröhlichem Getümmel brachte. Komm,
O theurer Pedro, werther Sohn des erſten,
Des beſten Freundes meiner Jugend! Wenn
Er nun auch von uns weggeſchieden iſt,
So ließ er mir in dir ſein Ebenbild.
Doch leider, daß du mich an dieſem Tage
Mit deinem Scheiden noch betrüben willſt.
Iſt's denn nicht möglich daß du bleiben kannſt?
Nur dieſe Woche noch, ſie endet bald.

Pedro.

Vermehre nicht durch deinen Wunſch die Trauer,
Die ich in meinem Buſen ſchon empfinde.
Mein Urlaub geht zu Ende. Fehlt' ich jetzt,

So fehlt' ich sehr, und könnte leicht des Königs
Und meiner Obern Gunst verscherzen. Ja,
Du weißt es wohl, ich habe mich verstohlen
Und unter fremdem Namen hergeschlichen,
Dich zu besuchen. Denn so eben kam
Der Fürst von Rocca Bruna, der so viel
Bei Hofe gilt, auf seine Güter; nie
Würd' es der stolze Mann verzeihen können,
Daß ich ihn nicht besuchte, nicht verehrte.
So treibt mich fort die enge Zeit der Pflicht,
Und jene Sorge hier entdeckt zu werden.

Alonzo.

Ich fasse mich, und danke, daß du freundlich
Uns diesen Tag noch zugegeben! Komm!
Ich habe manches Wort dir noch zu sagen,
Eh' du uns scheidend, zwar ich hoffe nur
Auf kurze Zeit, betrübst; komm mir! Lebt wohl!

(Alonzo und Pedro ab.)

Claudine. Lucinde.

Lucinde.

Er geht, Claudine, geht; du hältst ihn nicht?

Claudine.

Wer gebe mir das Recht ihn aufzuhalten?

Lucinde.

Die Liebe, die gar viele Rechte gibt.

Claudine.

Verschon', o Gute, mich mit diesem Scherze!

Lucinde.

Du willst, o Freundin, mir es nicht gestehn.
Vielleicht hast du noch selbst dir's nicht gestanden.
Die Gegenwart des jungen Mannes bringt

Dich außer Faſſung. Wie dein erſter Blick
Ihn zog, und hielt, und dir vielleicht auf ewig
Ein ſchönes Herz erwarb! denn er iſt brav.
Als er auf ſeine Güter ging, und hier
Nur einen Tag ſich hielt, war er ſogleich
Von dir erfüllt; ich konnt' es leicht bemerken.
Nun macht er einen Umweg, kommt geſchwind'
Und unter fremdem Namen wieder her,
Läßt ſeinen Urlaub faſt verſtreichen, geht
Mit Widerwillen fort, und kehret bald,
Geliebtes Kind, zurück, um ohne dich
Nicht wieder fort zu reiſen. Komm, geſteh'!
Du gingſt viel lieber gleich mit ihm davon.

Claudine.

Wenn du mich liebſt, ſo laß mir Raum und Zeit,
Daß mein Gemüth ſich ſelbſt erſt wieder kenne.

Lucinde.

Um dir es zu erleichtern, was du mir
Zu ſagen haſt, vertrau' ich kurz und gut
Dir ein Geheimniß.

Claudine.

Wie? Lucinde, du,
Geheimniß?

Lucinde.

Ja, und zwar ein eignes, neues
Claudine, ſieh mich an! Ich, ljebes Kind,
Bin auch verliebt.

Claudine.

Was ſagſt du da? Es macht
Mich doppelt lachen, daß du endlich auch
Dich überwunden fühlſt, und daß du mir
Es g'rade ſo geſtehſt, als hätteſt du
Ein neues Kleid dir angeſchafft, und kannſt

Ver-

Vergnügt zu einer Freundin, sie zu fragen
Wie dich es kleidet. Sage mir geschwind:
Wer? Wen? Wie? Wo? Gewiß, es ist wohl eigen,
Ganz neu! Lucinde, du? ein frohes Mädchen,
Vom Morgen bis zur Nacht geschäftig, munter,
Das Mütterchen des Hauses, bist du auch
Wie eine Müßiggängerin gefangen?

Lucinde.

Und was noch schlimmer ist —

Claudine.

Noch schlimmer? Was?

Lucinde.

Ja! ja! ich bin gefangen, und von wem?
Von einem Unbekannten, einem Fremden,
Und irr' ich mich nicht sehr —

Claudine.

Du seufzest lächelnd?

Lucinde.

Von einem Abenteurer!

Claudine.

Seh' ich nun,
Daß du nur spottest.

Lucinde.

Höre mich! Genug,
Es nenne niemand frei und weise sich
Vor seinem Ende! Jedem kann begegnen,
Was Erd' und Meer von ihm zu trennen scheint.
Du siehst den Fall, und du verwunderst dich?
Das klügste Mädchen macht den dümmsten Streich.
Hin und wieder fliegen Pfeile;
Amors leichte Pfeile fliegen

Von dem schlanken goldnen Bogen;
Mädchen, seyd ihr nicht getroffen?
Es ist Glück! Es ist nur Glück.

Warum fliegt er so in Eile?
Jene dort will er besiegen;
Schon ist er vorbei geflogen;
Sorglos bleibt der Busen offen;
Gebet Acht! Er kommt zurück!

Claudine.

Doch ich begreife nicht wie du so leicht
Das alles nimmst.

Lucinde.

Das überlaß nur mir!

Claudine.

Doch sage schnell, wie ging es immer zu?

Lucinde.

Was weißt du dran! Genug, es ist geschehn.
Wenn ich auch sagte, daß an einem Abend
Ich durch das Wäldchen ging, nichts weiter denkend,
Daß sich ein Mann mir in den Weg gestellt,
Und mich gegrüßt und angesehen, wie
Ich ihn, und daß er bald mich angeredet,
Und mir gesagt: er folge hier und da
Auf meinen Schritten mir schon lange nach,
Und liebe mich, und wünsche daß ich ihn
Auch lieben möge. Nicht? das klingt denn doch
Sehr wunderbar?

Claudine.

Gewiß!

Lucinde.

Und doch so ist's.

Er ſtand vor mir; ich ſah ihn an, wie ich
Die Männer anzuſehn gewohnt bin, dachte
Denn doch, es ſey das klügſte nach dem Schloſſe
Zurückzugehn, und unterm Ueberlegen
Sah ich ihn an, und es gefiel mir ſo
Ihn anzuſehn. Ich fragt' ihn wer er ſey?
Er ſchwieg ein Weilchen; dann verſetzt' er lächelnd:
„Nichts bin ich, wenn du mich verachteſt; viel,
Wenn du mich lieben könnteſt. Mache nun
Aus deinem Knechte was du willſt!“ Ich ſah
Ihn wieder an, und weiß doch nicht was ich
An ihm zu ſehen hatte. G'nug, ich ſah
Hinweg, und wieder hin, als wenn ich mehr
An ihm zu ſehen fände.

Claudine.

Nun, was ward
Aus Sehn und Wiederſehn?

Lucinde.

Ja, daß ich nun
Ihn ſtets vor Augen habe, wo ich gehe.

Claudine.

Erzähle mir zuerſt, wie kamſt du los?

Lucinde.

Er faßte meine Hände, die ich ſchnell
Zurückzog. Ernſt und trocken ſagt' ich ihm:
„Ein Mädchen hat dem Fremden nichts zu ſagen,
Verlaßt mich! Wagt es nicht mir nachzufolgen!“
Ich ging, er ſtand. Ich ſeh' ihn immer ſtehen,
Und blicke da und dorthin, ob er nicht
Mir irgendwo begegnen will.

Claudine.

Wie ſah

Er aus?

Lucinde.

Genug, genug! und laß, Geliebte,
Mich meine Schuldigkeit nicht heut verſäumen.
Dein Vater will daß alle ſeine Leute
Mit einem Tanz und Mahl ſich heute freun.
Er hat mir aufgetragen wohl zu ſorgen,
Daß alles werde wie er gerne mag.
Es wäre ſchlimm, wenn ich an deinem Feſte
Zuerſt die Pflicht verſäumte, die ich lang'
Mit froher Treue leiſten konnte. Nun,
Leb' wohl! ein andermal! — Nun ſieh dich um!
Wie biſt du denn? Du haſt die ſchönen Sachen
Kaum eines Blicks gewürdigt. Hier iſt Stoff,
Ein Dutzend Mädchen lang' zu unterhalten.

(Ab.)

Claudine (allein).

(Sie beſieht unter dem Ritornell die Geſchenke, und tritt zuletzt mit Pedro's Strauß, den ſie die ganze Zeit in der Hand gehalten, hervor.)

Alle Freuden, alle Gaben,
Die mir heut gehuldigt haben,
Sind nicht dieſe Blumen werth.
Ehr' und Liebe von allen Seiten,
Kleider, Schmuck, und Koſtbarkeiten,
Alles was mein Herz begehrt;
Aber alle dieſe Gaben
Sind nicht dieſe Blumen werth.
Und darfſt du dieſen Undank dir verzeihen?
Was ein geliebter Vater heut gereicht,

Was Freunde geben, was ein kleines Volk
Unſchuldig bringt, das alles iſt wie nichts,
Verſchwindet vor der Gabe dieſes neuen
Noch unbekannten Fremden. Ja es iſt,
Es iſt geſchehn! Es ruht mein ganzes Herz
Nun auf dem Bilde dieſes Jünglings! nun
Bewegt ſich's nur in Hoffnung oder Furcht,
Ihn zu beſitzen oder zu verlieren.

Pedro.

Verzeih', daß ich dich ſuche: denn es iſt
Nicht Schuld noch Wille. Jene ſtrenge Macht,
Die alle Welt beherrſcht, und die ich nur
Von Dichtern mir beſchreiben ließ, ergreift
Mich nun, und führt mich, wie der Sturm
Die Wolken, ohne Raſt zu deinen Füßen.

Claudine.

Ihr kommt nicht ungelegen; mit Entzücken
Betracht' ich hier die Gaben, die mir heut
So ſchöne Zeugen ſind der reinſten Liebe.

Pedro.

Glückſel'ge Blumen, welcher ſchöne Platz
Iſt euch gegönnt! Ihr bleibt, und ich muß gehn.

Claudine.

Sie welken, da ihr bleibt.

Pedro.

Was ſagſt du mir!

Claudine.

Ich wollte daß ich viel zu ſagen hätte,
Allein es iſt umſonſt. Mein Vater hält
Euch länger nicht; er glaubt vielleicht ihr ſolltet
Recht eilen. Nun er iſt ein Mann; er hat

Gelernt sich eine Freude zu versagen:
Doch wir, wir andren Mädchen, möchten gern
Uns eurer Gegenwart noch lange freuen.
Es ist ein ander, froher Leben, seit
Ihr zu uns kamt. Ist's denn gewiß,
Gewiß so nöthig, daß ihr geht?

Pedro.

Es ist.
Und würd' ich eilen, wenn ich bleiben könnte?
Mein Vater starb, ich habe seine Güter
Auf dieser schönen Insel nun bereis't.
Er sah sie lang' nicht mehr, seitdem der König
Ihn mit besondrer Gnade festgehalten.
Ich darf nicht meinen Urlaub überschreiten:
Schon kenn' ich alles was das Haus besitzt;
Ich wäre reich, wenn nach des Vaters Willen
Ich alles für das meine halten könnte.
Allein ich bin der ält'ste nicht, und nicht
Der einzige des Hauses. Denn es schwärmt
Ein ältrer Bruder, den ich kaum gesehen,
Im Reich' herum, und führt, so viel man weiß,
Ein thöricht Leben.

Claudine.

Gleicht er euch so wenig?

Pedro.

Mein Vater war ein strenger rauher Mann.
Ich habe niemals recht erfahren können
Warum er ihn verstieß; auch scheint mein Bruder
Ein harter Kerl zu seyn. Er hat sich nie
In diesen Jahren wieder blicken lassen.
Genug, mein Vater starb, und hinterließ

Mir alles, was er jenem nur entzieht
Nach den Gesetzen konnte; und der Hof
Bestätigte den Willen. Doch ich mag
Das nicht beißen, was ein fremder Mann
Aus Unverrichtigkeit, aus Leichtsinn einst
Verlor; geschweige denn mein eigner Bruder.
Ich sucht' ihn auf. Denn hier und da erscholl
Der Ruf, er habe sich mit frechen Menschen
In einen Bund gegeben, schwärme nun
Mit losgebundnem Mutde, seiner Neigung
Mit unverwandtem Auge folgend, froh-
Und leicht-gesinnt am Rande des Verderbens.

Claudine.

So habt ihr nichts von ihm erfahren?

Pedro.

Nichts.
Ich folgte jeder Spur, die sich mir zeigte;
Allein umsonst. Und nun verzweifl' ich fast
Ihn je zu finden, glaube ganz gewiß,
Er ist schon lang' mit einem fremden Schiffe
In alle Welt, und lebt vielleicht nicht mehr.

Claudine.

So wird denn auch ein Meer uns trennen; bald
Wird euch der Glanz des Hofes diese stille
Verlass'ne Wohnung aus den Augen blenden.
Ich möchte gern nichts sagen, möchte nicht
An euch zu zweifeln scheinen.

Pedro.

Nein, o nein!
Mein Herz bleibt hier; und wenn ich eilen muß,
So eil' ich gern, um schnell zurückzukehren.

Ich ſage dir kein Lebewohl; kein Ach
Sollſt du vernehmen: denn du ſiehſt mich bald,
Und würdiger vor dir. Und was ich bin,
Was ich erlange, das iſt dein. Geliebte,
Ich dränge mich zur Gnade nicht für mich!
Nimm deinem Freunde nicht den ſichern Muth
Sich deiner werth zu machen. Der verdient
Die Liebe nur, der um der Ehre willen
Im ſüßen Augenblicke von der Liebe
Entſchloſſen-hoffend ſich entfernen kann.

Es erhebt ſich eine Stimme;
Hoch und höher ſchallen Chöre;
Ja es iſt der Ruf der Ehre,
Und die Ehre rufet laut:

„Säume nicht, du friſche Jugend!
Auf die Höhe, wo die Tugend
Mit der Ehre
Sich den Tempel aufgebaut.“

Aber aus dem ſtillen Walde,
Aus den Büſchen
Mit den Düften
Mit den friſchen
Kühlen Lüften,
Führet Amor,
Bringet Hymen
Mir die Liebe, mir die Braut.

Jenes Rufen! Dieſes Lispeln! —
Soll ich folgen? Soll ich's hören?
Soll ich bleiben? Soll ich gehn?

Ach wenn Götter uns bethören,
Können Menſchen widerſtehn? (Ab.)

Claudine.

Er flieht! Doch iſt es nicht das letzte Wort;
Ich weiß er wird vor Abend nicht verreiſen.
O werther Mann! Es bleiben mir die Freunde,
Das theure Paar, zu meinem Troſt zurück,
Die holde Liebe mit der ſeltnen Treue.
Sie ſollen mich erhalten wenn du gehſt,
Und mich von dir beſtändig unterhalten.

Liebe ſchwärmt auf allen Wegen;
Treue wohnt für ſich allein.
Liebe kommt euch raſch entgegen;
Aufgeſucht will Treue ſeyn.
(Sie geht ſingend ab.)

Einſame Wohnung im Gebirge.

Rugantino (mit einer Cither, auf und ab gehend, den Degen an der Seite, den Hut auf dem Kopfe). Vagabunden (am Tiſche mit Würfeln ſpielend).

Rugantino.

Mit Mädeln ſich vertragen,
Mit Männern 'rumgeſchlagen,
Und mehr Credit als Geld;
So kommt man durch die Welt.

Vagabunden.

Mit vielem läßt ſich ſchmauſen;
Mit wenig läßt ſich hauſen;

Daß wenig vieles sey,
Schafft nur die Lust verbei.

Ruganino.

Will sie sich nicht bequemen,
So müßt ihr's eben nehmen.
Will einer nicht vom Ort,
So jagt ihn g'rade fort.

Vagabunden.

Laßt alle nur mißgönnen,
Was sie nicht nehmen können,
Und seyd von Herzen froh;
Das ist das A und O.

Ruganino
(erst allein, dann mit den übrigen).

So fahret fort zu dichten,
Euch nach der Welt zu richten.
Bedenkt in Wohl und Weh
Dieß goldne A B C.

Ruganino.

Laßt nun, ihr lieben Freunde, den Gesang
Auf einen Augenblick verklingen. Leid
Ist mir's daß Basco sich nicht sehen läßt;
Er darf nicht fehlen; denn die That ist kühn.
Ihr wißt daß in dem Schloß von Villa Bella
Ein Mädchen wohnt, Verwandte des Alonzo.
Ich liebe sie: der Anblick dieser Schönen
Hat mich, wie keiner je, gefesselt. Lorena'
Beherrscht mich Amor, und ich muß sie bald
An meinen Busen drücken; sonst zerstört
Ein innres Feuer meine Brust. Ihr habt

Mir alles ausgeführt: ich kenne nun
Das ganze Schloß durch eure Hülfe gut.
Ich dank' euch das, und werde thätig danken.
Zerstreuet euch nicht weit, und auf den Abend
Seyd hier beisammen; wir besprechen dann
Die Sache weiter. Bis dahin lebt wohl!

(Die Vagabunden ab.)

Basco (tritt auf.)

Rugantino.

Willkommen, Basco; dich erwart' ich lang'.

Basco.

Sey mir gegrüßt; dich such' ich eben auf.

Rugantino.

So treffen wir ja recht erwünscht zusammen.
Heut fühl' ich erst wie sehr ich dein bedarf.

Basco.

Und deine Hülfe wird mir doppelt nöthig.
Sag' an, was willst du? Sprich, was hast du vor?

Rugantino.

Ich will heut Nacht um Schloß von Villa Bella
Mich heimlich schleichen, will versuchen ob
Lucinde mich am Fenster hören wird;
Und hört sie mich, erhört sie mich wohl auch,
Und läßt mich ein. Unmöglich ist's ihr nicht;
Ich weiß, sie kann die eine Seitenthüre
Des Schlosses öffnen.

Basco.

Gut, was brauchst du da
Für Hülfe? Wer sich was erschleichen will,
Erschleiche sich's auf seinen eignen Zeh'n.

Rugantino.

Nicht ſo, mein Freund! Läßt ſie mich in das Haus,
Begluckt ſie meine Liebe. —

Basco.

Nun, ſo ſchleicht
Der Fuchs vom Taubenſchlage wie er kam,
Und hat den Weg gelernt und geht ihn wieder.

Rugantino.

Du räthſt es nicht, denn du begreifſt es nicht —

Basco.

Wenn es vernünftig iſt, begreif' ich's wohl.

Rugantino.

So laß mich reden! Du begreifſt es nicht
Wie ſehr mich dieſes Mädchen angezogen.
Ich will nicht ihre Gunſt allein genießen;
Ich will ſie ganz und gar beſitzen.

Basco.

Wie?

Rugantino.

Entführen will ich ſie.

Basco.

Ha! Biſt du toll?

Rugantino.

Toll, aber klug! Läßt ſie mich einmal ein,
Dann drohʼ ich ihr mit Lärm und mit Verrath,
Mit allem was ein Mädchen fürchten muß,
Und gebʼ ihr gleich die allerbeſten Worte,
Wie mich mein Herz es heißt. Sie fühlt gewiß
Wie ich ſie liebe; kann aus meinen Armen
Sich ſelbſt nicht reißen. Nein, ſie widerſteht
Der Macht der Liebe nicht, wenn ich ihr zeige

Wie ich sie liebe, wie ich mehr und mehr
Sie ewig schätzen werde. Ja, sie folgt
Aus dem Palast mir in die Hütte, läßt
Ein thöricht Leben, das ich selbst verlassen;
Genießt mit mir in diesen schönen Bergen
Im Aufenthalt der Freiheit erst ihr Leben.
Dazu bedarf ich euer, wenn sie sich
Entschließen sollte, wie ich ganz und gar
Es hoffen muß; daß ihr am Fuß des Berges
Euch findet lasset; daß ihr eine Trage
Bereitet, sie den Pfad herauf zu bringen;
Daß ihr bewaffnet mir den Rücken sichert,
Wenn ja ein Unglück uns verfolgen sollte.

Basco.

Versteinert bleib' ich stehn, und sehe kaum,
Und glaube nicht zu hören. Ruganino!
Du bist besessen. Farfarellen sind
Dir in den Leib gefahren! Was? Du willst
Ein Mädchen rauben? Statt die Last dem andern
Zu überlassen, klüglich zu genießen,
Zu gehen und zu kommen, willst du dir
Und deinen Freunden diesen schweren Bündel
Auf Hals und Schultern laden? Nein, es ist
Kein Mensch so klug, daß er nicht eben toll
Bei der gemeinsten Sache werden könnte.
Sieh doch die Schafe nur; sie weiden dir
Den Klee ab wo er steht, und sammeln nicht
In Scheunen auf. An jedem Berge stehn
Der Blumen viel für unsre Heerden; viel
Sind Mädchen über's ganze Land gesät,
Von einem Ufer bis zum andern. Nein,

Es iſt nicht möglich. Schleiche dich zu ihr,
Und ſchleiche wieder weg, und danke Gott
Daß ſie dich laſſen kann und laſſen muß.

Rugantino.

Nicht weiter, Basco, denn es iſt beſchloſſen.

Basco.

Ich ſeh' es, theurer Freund, noch nicht gethan.

Rugantino.

Du ſollſt ein Zeuge ſeyn wie es geräth.

Basco.

Nur heute wird's unmöglich dein zu ſeyn.

Rugantino.

Was kann euch hindern wenn ich euch gebiete?

Basco.

Bedenke, Freund, wir ſind einander gleich.

Rugantino.

Verwegner! Rede ſchnell, was haſt du vor?

Basco.

Es iſt gewiß, der Fürſt von Rocca Bruna,
Der uns bisher geduldet, hat zuletzt
Von ſeinen Nachbarn ſich bereden laſſen.
Er fürchtet daß es laut bei Hofe werde;
Er iſt vor wenig Tagen ſelbſt gekommen,
Und ſeine Gegenwart treibt uns gewiß
Aus dieſer Gegend weg, ich weiß es ſchon.
Es kommt gewiß uns morgen der Befehl
Sogleich aus dieſen Bergen abzuſcheiden.
Wenn er ſich nur nicht gar gelüſten läßt,
Sich unſrer werthen Häupter zu verſichern.

Ruganting.

Nun gut, ſo führen wir noch heute Nacht
Den Anſchlag aus, der mir das Mädchen eignet.

Basco.

O nein! Ich muß noch Geld zur Reiſe ſchaffen.

Ruganting.

Was ſoll das geben? Sage, was es gibt?

Basco.

Gehſt du nicht mit; ſo brauchſt du's nicht zu wiſſen.

Ruganting.

Dir ziemt es gegen mich geheim zu ſeyn?

Basco.

Uns ziemt der Raub noch beſſer als die Liebe.
Du haſt mit keinem Knaben hier zu thun.

Ruganting.

So lang' ich euch ernährte, ließet ihr
Nur gar zu gern euch meine Kinder nennen.

Basco.

Wie glücklich daß wir nun erwachſen ſind,
Da deine Renten ſehr in's Stocken kommen!

Ruganting.

Was unſer Fleiß und unſre Liſt und Klugheit
Den Männern und den Weibern abgelockt,
Das konnten wir mit frohem Muth verzehren.
Es ſoll auch künftig keinem fehlen; zwar
Iſt's dieſe Tage ſchmal geworden —

Basco.

Ja!
Warum denn dieſe Tage? Weil du dich
Mit einem Abenteur beſchäftigſt, das
Nichts fruchtet und die ſchöne Zeit verzehrt.

Rugantino.

So willſt du denn zum Abſchied noch den Fürſten,
Die ganze Nachbarſchaft verletzen?

Basco.

Du
Haſt nichts beſonders vor! Ein edles Mädchen
Aus einem großen Hauſe rauben, iſt
Wohl eine Kleinigkeit, die niemand rügt?
Wer iſt der Thor?

Rugantino.

Wer glaubſt denn du zu ſeyn,
Daß du mich ſcheiten willſt, du Kürbiß?

Basco.

Ha!
Du Kerze! Wetterfahne du! Es ſollen
Dir Männer nicht zu deinen Poſſen dienen.
Ich gehe mit den Meinen, heut zu thun
Was allen nützt, und willſt du deine Schöne
Zu holen gehn; ſo wird es uns erfreuen
In unſrer Küche ſie zu finden. Laß
Von ihrer zarten Hand ein feines Mahl,
Ich bitte dich, bereiten, wenn ihr früher
Zu Hauſe ſeyd als wir; und ſey gewiß
Wir wollen ihr auf's beſte dankbar ſeyn,
Wenn ſie nur nicht die guten Freunde trennt.

Rugantino.

Was hält mich ab daß ich mit dieſer Fauſt,
Mit dieſem Degen, Frecher, dich nicht ſtrafe!

Basco.

Die andre Fauſt von gleicher Stärke hier,
Ein andrer Degen hier von gleicher Länge.

Vagabunden (treten auf).
Horchet doch, was soll das geben.
Daß man hier so heftig spricht?

Rugantino.
Deinem Willen nachzugeben!
Frecher, mir vom Angesicht!

Basco.
Nur als Knecht bei dir zu leben!
Junger Mann, du kennst mich nicht.

Vagabunden.
Was soll das geben?
Was soll das sein?
Zwey solche Männer
Die sich entzweyn!

Rugantino.
Es ist gesprochen!
Es ist gethan!

Basco.
So sey's gebrochen!
So sey's gethan!

Vagabunden.
Aber was soll aus uns werden?
Den zerstreuten, irren Heerden
Im Gebirge gleichen wir.

Rugantino und Basco.
Kommt mit mir! Kommt mit mir!
Euer Führer stehet hier.

Vagabunden.
Euer Zwist, er soll nicht währen;
Keinen wollen wir entbehren.

Rugantino und Basco.
Euer Führer stehet hier.

Vagabunden.
Wer gibt Rath? Wer hilft uns hier?

Rugantino.
Die Ehre, das Vergnügen,
Sie sind auf meiner Seite;
Ihr Freunde, folget mir!

Basco.
Der Vortheil nach den Siegen,
Die Lust bei guter Beute,
Sie finden sich bei mir.

Rugantino.
Wem hab' ich schlimm gerathen?
Wen hab' ich schlecht geführt?

Basco.
Bedenket meine Thaten,
Und was ich ausgeführt.

Beide.
Tretet hier auf diese Seite.

Rugantino.
Ehr' und Lust!

Basco.
Lust und Beute!

Beide.
Kommt herüber! Folget mir.

(Die Vagabunden theilen sich. Ein Drittheil stellt sich auf Rugantino's, zwei Drittheile auf Basco's Seite.)

Vagabunden.
Ich begebe mich zu dir.

Vagabunden (auf Vasco's Seite).
Kommt herüber!
Vagabunden (auf Rugantino's Seite).
Nein, wir bleiben;
Kommt herüber!
Vagabunden (auf Vasco's Seite).
Nein, wir bleiben.

Vagabunden.

Kommt herüber; wir sind hier.

Rugantino.

Du hast, du hast gewonnen,
Wenn du die Stimmen zählest;
Allein, mein Freund, du fehlest:
Die Besten sind bei mir.

Vasco.

Du hast, du hast gewonnen,
Wenn du die Mäuler zählest;
Allein, mein Freund, du fehlest:
Die Arme sind bei mir.

Alle.

Laßt uns sehen, laßt uns warten,
Was wir schaffen, was wir thun.

Vasco (und die Seinen).

Geht nur, gehet in den Garten.
Sehet, wo die Nymphen ruhn.

Rugantino (und die Seinen).

Geht und mischet eure Karten;
Wer gewinnt, der hat zu thun.

Alle.

Laßt uns sehen, laßt uns warten,
Was wir schaffen, was wir thun.

Zweyter Aufzug.

Nacht und Mondschein.

Terrasse des Gartens von Villa Bella, im Mittelgrunde des Theaters. Eine doppelte Treppe führt zu einem eisernen Gitter, das die Gartenmauer schließt. An der Seite Bäume und Gebüsch.

Ruganino (mit seinem Theil Vagabunden).

Ruganino.

Hier, meine Freunde, dieses ist der Platz!
Hier bleibet, und ich suche durch den Garten
Gelegenheit dem Fenster mich zu nahn,
Wo meine Schöne ruht. Sie schläft allein
In einem Seitenflügel dieses Schlosses.
So viel ist mir bekannt. Ich locke sie
Mit meiner Saiten Ton an's Fenster. Dann
Geb' Amor Glück und Heil, der stets geschäftig
Und wirksam ist, wo sich ein Paar begegnet.
Nur bleibet still und wartet, bis ich euch
Hier wieder suche. Eilet mir nicht nach,
Wenn ihr auch Lärm und Händel hören solltet;
Es wäre denn ich schösse; dann geschwind!
Und sehet wie ihr durch Gewalt und List
Mir helfen könnt. Lebt wohl! — Allein wer kommt?
Wer kommt so spät mit Leuten? — Still — es ist —
Ja es ist Don Rovero, der ein Gast
Des Hauses war. Er geht, mir recht gelegen,

Schon diese Nacht hinweg. Wenn er nur nicht
Den andern in die Hände fällt, die sich
Am Wege lagern, wildes Abenteuer
Unedel zu begehn. — Versteckt euch nur.

Pedro (zu seinen Leuten).

Ihr geht voran; in einem Augenblick
Fol' ich euch nach. Ihr wartet an der Eiche,
Da wo die Pferde stehn; ich komme gleich.
Lebet wohl, geliebte Bäume,
Wachset in der Himmels-Luft:
Tausend liebevolle Träume
Schlingen sich durch euern Duft.
Doch was steh' ich und verweile?
Wie so schwer, so bang ist's mir?
Ja, ich gehe! Ja, ich eile!
Aber ach mein Herz bleibt hier. (Ab.)

Rugantino (hervortretend).

Er ist hinweg! ich gehe! — Still doch! Still!
Im Garten seh' ich Frauen auf und nieder
Im Mondschein wandern. Still! verbergt euch nur.
Wir müssen sehen was das geben kann.
Vielleicht ist mir das Liebchen nah', und näher,
Als ich es hoffen darf. Nur fort! Bei Seite!

Claudine (auf der Terrasse).

In dem stillen Mondenscheine,
Wandl' ich schmachtend und alleine.
Dieses Herz ist liebevoll,
Wie es gern gestehen soll.

Rugantino
(unten und vorn, für sich).

In dem stillen Mondenscheine,

Singt ein Liedchen! Wohl das meine?
Ach so süß, so liebevoll,
Wie die Cither locken soll.

(Mit der Cither sich begleitend, und sich nähernd.)

Cupido, loser, eigensinniger Knabe;
Du bats mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte bist du geblieben,
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden.

(Claudine hat eine Zeit lang auf die Cither gehört, und ist vorübergegangen. Es tritt Lucinde von der andern Seite auf die Terrasse.)

Lucinde.

Hier im stillen Mondenscheine,
Ging ich freudig sonst alleine;
Doch halb traurig und halb wild
Folgt mir jetzt ein liebes Bild.

Rugantino

(unten und vorn, für sich).

In dem stillen Mondenscheine
Geht das Liebchen nicht alleine,
Und ich bin so unruhvoll,
Was ich thun und lassen soll.

(Sich mit der Cither begleitend, und sich nähernd.)

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun lös' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Ruthvill' schüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrenner den Vorrath des Winters und sengest mich Armen.

(Indeß ist Claudine auch weiter herbeigekommen, und hat mit Lucinden dem Gesange Rugantino's zugehört.)

Claudine und Lucinde.

Das Klimpern hör' ich
Doch gar zu gerne.

Kám' ſie nur näher,
Sie ſteht ſo ferne;
Nun kommt ſie näher,
Nun iſt ſie da.

Rugantino (zugleich mit ihnen).

Es ſcheint, ſie hören
Das Klimpern gerne.
Ich trete näher,
Ich ſtand zu ferne;
Nun bin ich näher,
Nun bin ich da.

Rugantino (ſich begleitend).

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben.
Ich ſuch', und bin wie blind und irre geworden;
Du lärmſt ſo ungeſchickt; ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

(Rugantino iſt unter der letzten Strophe immer näher getreten und nach und nach die Treppe hinaufgeſtiegen. Die Frauenzimmer haben ſich von innen an die Gittenthür geſtellt; Rugantino ſteigt die Treppen immer ſachte hinauf, daß er endlich ganz nah bei ihnen an der Seite der Thür ſteht.)

Pedro
(mit gezogenem Degen).

Sie ſind entflohn!
Entfloben, die Verwegnen!
Mich dünkt, mich dünkt,
Sie ſind hieher entflohn.

Rugantino
(indem er Pedro hört, und die Frauenzimmer zugleich zurücktreten, eilig die Treppe herunter).

O doch verflucht!
Verflucht! was muß begegnen!

Pedro! Er iſt's!
Den glaubt' ich ferne ſchon.

Claudine und Lucinde
(die ſich wieder auf der Terraſſe ſehen laſſen).

Trete zurück!
Zurück! was muß begegnen!
Männer und Lärm!
Mich dünkt, ſie ſtreiten ſchon.

(Die Vagabunden und indeß zu Rugantino getreten; er ſteht mit ihnen an der einen Seite.)

Ruganting.

Hinter der Eiche,
Kommt, laßt uns lauſchen!

Pedro.

Hier im Geſträuche
Hor' ich ein Rauſchen! —
Wer da? Wer iſt's?
Seyd ihr nicht Memmen.
Tretet hervor.

Ruganting (zu den Seinigen).

Bleibet zurück!
Der ſoll bei Seite.
Droht er, der Thor!

Alle.

Horch! Horch! Still! Still!
Claudine u. Lucinde. Sie ſind auf einmal ſtille!
Pedro. Es wird auf einmal ſtille!
Ruganting u. Vagabunden. Er iſt auf einmal ſtille!

Alle.

Was das nur werden will?

Pedro.

Wer da?

Rugantino.

Eine Begegnung!

Pedro.

Sie sucht ihres Gleichen!
Hier!

(Sie fechten.)

Claudine und Lucinde.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen;
O eil', o eile!

Pedro.

Es soll dein Degen
Mich nicht zum Weichen,
Zum Wanken bringen.

Rugantino.

Dich soll mein Degen,
Willst du nicht weichen,
Zur Ruhe bringen.

Vagabunden.

Ich höre Degen
Und Waffen klingen,
Ganz in der Nähe.

Claudine und Lucinde.

O ruf' den Vater,
Und hol' die Leute;
Es gibt ein Unglück;
Was kann geschehn!

Vagabunden.

Hier sind die Deinen,
Bewährte Leute,

In jedem Falle
Dir beizustehn.

Pedro.

Ich steh' alleine;
Doch steh' ich feste.
Ihr wißt zu rauben,
Und nicht zu stehn.

Rugantino.

Laßt mich alleine.
Ich steh' ihm feste;
Du sollst nicht Räuber,
Sollst Männer sehn.

(Während dieses Gesangs fechten Rugantino und Pedro, mit wiederholten Absätzen. Zuletzt entfernen sich die Frauenzimmer; die Vagabunden stehen an der Seite. Pedro, der in den rechten Arm verwundet wird, nimmt den Degen in die Linke, und stellt sich gegen Rugantino.)

Rugantino.

Laßt ab, ihr seid verwundet!

Pedro.

Noch genug
Ist Stärk' in diesem Arm, dir zu begegnen.

Rugantino.

Laßt ab und fürchtet nicht!

Pedro.

Du redest menschlich.
Wer bist du? Willst du meinen Beutel? Hier!
Du kannst ihn nehmen; dieses Leben sollst
Du theuer zahlen.

Rugantino.

Nimm bereite Hülfe.
Du Fremdling, an, und wenn du mir nicht traust,
So laß die Noth dir rathen, die dich zwingt.

Pedro.

Weh mir! Ich schwanke! Blut auf Blut entströmt
Zu heftig meiner Wunde. Haltet mich,
Wer ihr auch seyd! Ich fühle mich gezwungen,
Von meinen Feinden Hülfe zu begehren.

Rugantino.

Hier! Unterstützt ihn, und verbindet ihn,
Bringt ihn zu unsrer Wohnung schnell hinauf.

Pedro.

Bringt mich hinein nach Villa Bella.

(Er wird ohnmächtig.)

Rugantino.

Nicht!
Er soll nicht hier herein. Tragt ihn hinauf,
Und sorgt für ihn auf's beste. Diese Nacht
Ist nun verdorben durch die Schuld und Thorheit
Der zu verwegnen Raufgesellen. Geht,
Ich folge bald.

(Vagabunden mit Pedro ab.)

Ich muß mich um das Schloß
Noch einmal leise schleichen: denn ich kann
Der Hoffnung nicht entsagen, noch vor Morgen
Mein Abenteuer, wenn nicht zu vollführen,
Doch anzuknüpfen. Warte, Basco, wart'!
Ich denk' es dir, du ungezähmter Thor!

Alonzo und Bediente

(inwendig an der Gartenthür).

Alonzo.

Schließt auf! und macht nur schnell die ganze Runde
Des Schlosses; wen ihr findet, nehmt gefangen.

Rugantino.

Ein schöner Fall! Nun gilt es muthig seyn.

Alonzo.

Die Frauen haben ein Geräusch der Waffen,
Ein Aechzen tönen hören. Sehet nach;
Ich bleibe hier, bis ihr zurücke kehrt.

(Bediente ab, ohne Ruganino zu bemerken.)

Rugantino.

Am besten ist's der drohenden Gefahr
In's Angesicht zu sehen. Laßt mich erst
Durch meine Cither mich verkünd'gen. Still,
So sieht es dann recht unverdächtig aus.
Cupido, kleiner loser, schelmischer Knabe!

Alonzo.

Was hör' ich! Eine Cither! Laßt uns sehen.

(Heraustretend.)

Wer seyd ihr, daß ihr noch so spät zur Nacht
In dieser Gegend schleicht, wo alles ruht?

Rugantino.

Ich schleiche nicht, ich wandle nur für mich.
Wie's mir gefällt, auf breiter freier Straße.

Alonzo.

Um unsre Mauern lieben wir nicht sehr
Das Nachtgeschwärm'; es ist uns zu verdächtig.

Rugantino.

Mir wär' es lieber, eure Mauern standen
Wo anders, die mir hier im Wege stehen.

Alonzo (für sich).

Es ist ein grober Gast, doch spricht er gut.

Rugantino.

Er möchte gern an mich, und traut sich nicht.

Alonzo.

Habt ihr nicht ein Geſchrei vernommen? Nicht
Hier Streitende gefunden?

Rugantino.

Nichts dergleichen.

Alonzo (für ſich).

Der kommt von ungefähr, ſo ſcheint es mir.

Rugantino (für ſich).

Ich will doch höflich ſeyn, vielleicht geräth's.

Alonzo.

Ihr thut nicht wohl, daß ihr um dieſe Stunde
Allein auf freien Straßen wandelt; ſie
Sind jetzt nicht ſicher.

Rugantino.

O ſie ſind's für mich.
Geſang und Saitenſpiel, die größten Freunde
Des Menſchenlebens, ſchützen meinen Weg
Durch die Gefilde, die der Mond beleuchtet.
Es wagt kein Thier, es wagt kein wilder Menſch
Den Sänger zu beleid'gen, der ſich ganz
Den Göttern, der Begeiſt'rung übergab.
Nur aus Gewohnheit trag' ich dieſen Degen;
Denn ſelbſt im Frieden ziert er ſeinen Mann.

Alonzo.

Ihr haltet euch in dieſer Gegend auf?

Rugantino.

Ich bin ein Gaſt des Prinzen Rocca Bruna.

Alonzo.

Wie? meines guten Freundes? Seyd willkommen!
Ich frage nicht, ob ihr ein Fremder ſeyd;
Mir ſcheint es ſo.

Rugantino.

Ein Fremder hier im Lande.
Doch hab' ich auch das Glück, daß mich der König
Zu seinen letzten Dienern zählen will.

Alonzo (bei Seite).

Ein Herr vom Hof! So kam es gleich mir vor.

Rugantino.

Ich darf euch wohl um eine Güte bitten?
Ich bin so durstig; denn schon lange treibt
Die Lust zu wandeln mich durch diese Felder.
Ich bitt' euch, mir durch einen eurer Diener
Nur ein Glas Wasser freundlich zu gewähren.

Alonzo.

Mit nichten so. Was? Glaubt ihr, daß ich euch
Vor meiner Thüre lasse? Kommt herein!
Nur einen Augenblick Geduld! Hier kommen
Die Leute, die ich ausgeschickt. Man hatte
Nah' an dem Garten Lärm gehört, das Klirren
Der Waffen, ein Gesprech von Fechtenden.

Die Bedienten (kommen).

Was gibt's? Ihr herrt niemand? findet keinen?

(Die Bedienten machen verwunderte Zeichen.)

Es ist doch sonderbar, was meine Frauen
Für Geister sah'n? Wer weiß es was die Furcht
Den guten Kindern vorgebildet. Kommt!
Ihr sollt euch laben, sollet anders nicht
Als wohl bewirtet mir von hinnen scheiden.
Und wenn ihr bleiben wollt, so findet ihr
Ein gutes Bett und einen guten Willen.

Rugantino.

Ihr macht mich ganz beschämt, und zeiget mir

Mit wenig Worten euern edlen Sinn.

(Für ſich)

Welch Glück der Welt vermag ſo viel zu thun,
Als dieſes Unglück mir verſchafft!

(Laut)

Ich komme.

(Beide durch die Gartenthür ab.)

Wohl erleuchtetes Zimmer in dem Schloſſe von Villa Bella.

Claudine. Lucinde.

Claudine.

Wo bleibt mein Vater? Käm' er doch zurück!
Ich bin voll Sorge. Freundin, wie ſo ſtill?

Lucinde.

Ich denke nach, und weiß nicht wie mir iſt;
Ich weiß nicht ob mir träumte. Ganz genau
Glaubt' ich zuletzt die Stimme des Geliebten
Im Lärm und Streit zu hören.

Claudine.

Wie? des deinen?
Ich hörte Pedro's Stimme ganz genau.
Ich kann vor Angſt nicht bleiben; laß uns hin,
Laß uns zum Garten.

Lucinde.

Still! Es kommt dein Vater.

Alonzo. Rugantino. Bediente.

Alonzo.

Hier bring' ich einen ſpäten Gaſt, ihr Kinder!
Empfangt ihn wohl, er ſcheint ein edler Mann.

Rugantino (zu Alonzo).

Ich bin beſchämt von eurer Güte;
(Zu den Damen) bin
Betäubt von eurer Gegenwart. Mich faßt
Das Glück ganz unerwartet an, und hebt
Mich heftig in die Höhe, daß mir ſchwindelt.

Claudine.

Seyd uns willkommen! War't ihr bei dem Streite?

Alonzo.

Er weiß von keinem Streit. Ich fand ihn ſingend,
Als ich zur Thüre kam, und alles ſtill.

Lucinde (für ſich).

Er iſt's! O Gott! Er iſt's! Verberge dich,
Gerührtes Herz. Mir zittern alle Glieder.

(Claudine ſpricht mit Alonzo, im Hintergrunde auf und abgehend.)

Rugantino (heimlich zu Lucinden).

So fand' ich mich an deiner Seite wieder;
Beſchließe mir nun Leben oder Tod.

Lucinde.

Ich bitt' euch, ſtill! Verſchonet meine Ruhe.
Verſchonet meinen Namen, ſtill, nur ſtill!

Alonzo (zu den Bedienten).

Ein Glas gekühltes Waſſer bringt herauf.
Bringt eine Flaſche Wein von Syrakus.

(Zu Rugantino)

Auf alle Fälle, wackrer Fremdling, nehmt

Euch

Euch künftig mehr in Acht, und geht ſo ſpät
Nicht mehr allein. Wir ſind in dieſer Gegend
Sehr übel dran; es iſt uns ganz nicht möglich,
Das Raubgeſind, das liederliche Volk
Von unſern Straßen zu vertreiben. Denken
Auch zwey, drey Nachbarn überein, und halten
In ihren Gränzen Ordnung; ja ſo ſchützt
Gleich im Gebirg' ein andrer Herr die Schelmen;
Und dieſe ſchweifen, wenn ſie auch des Tags
Nicht ſicher ſind, bei Nacht herum und treiben
Solch einen Unfug, daß ein Ehrenmann
In doppelter Gefahr ſich findet.

Ruganting.

Gewiß gehorch' ich euerm guten Rath.

Alonzo.

Ich hoff' es ſoll mit nächſtem beſſer werden.
Der Prinz von Rocca Bruna hat beſchloſſen,
Was nur verdächtiges Geſindel ſich
In ſeinen Bergen lagert, zu vertreiben.
Ihr werdet es von ihm erfahren haben;
Denn er iſt ſelbſt gekommen, den Befehl
Des Königs und der Nachbarn alte Wünſche
Mit ſtrenger Eil' und Vorſicht zu vollbringen.

Ruganting.

Ich weiß er denkt mit Ernſt an dieſe Sache.

(Für ſich)

Das hatte Basco richtig ausgeſpürt.

Claudine.

So habt ihr keinen Streit und nichts vernommen?

Ruganting.

Nicht einen Laut, als jenen Silberton

Der zarten Grillen die das Feld beleben,
Und einem Dichter lieb wie Brüder ſind.

Lucinde.

Ihr dichtet auch ein Lied?

Rugantino.

Wer dichtet nicht
Dem dieſe ſchöne reine Sonne ſcheint,
Der dieſen Hauch des Lebens in ſich zieht?
(Leiſe zu Lucinden)
Dem es beſchert war nur ein einzigmal
In dieſes Aug' zu ſehen? Draußen ſtand ich,
Vor deiner Thüre, draußen vor der Mauer,
Und weinte jammernd in mein Saitenſpiel.
Der Thau der Nacht benetzte meine Kleider,
Der hohe Mond ſchien tröſtend zu verweilen;
Da ſah mich Amor und erbarmte ſich.
Hier bin ich nun, und wenn du dich nicht mein
In dieſer Nacht erbarmen willſt —

Lucinde.

Ihr ſeyd
Verwegen-dringend. Ihr verkennt mich ſehr:
Nun ſchweigt!

Rugantino.

Ich ſoll verzweifeln. Mir iſt's Ein's
Zu leben oder gleich zu ſterben, wenn
Du mir ein Zeichen deiner Gunſt verſagſt.

Claudine

(die indeſſen mit ihrem Vater geſprochen, und wieder herbeitritt).

So gebt uns doch ein Lied, ich bitte ſehr.
Ein ſtilles Lied zur guten Nacht.

Rugantino.

Wie gern!

Das rauſchende Vergnügen lieb' ich nicht,
Die rauſchende Muſik iſt mir zuwider.

(Bald gegen Claudinen, bald gegen Lucinden gekehrt, und ſich mit der Einen beſtändig.)

Liebliches Kind!
Kannſt du mir ſagen,
Sagen warum
Zärtliche Seelen
Einſam und ſtumm
Immer ſich quälen,
Selbſt ſich betriegen,
Und ihr Vergnügen
Immer nur ahnen
Da wo ſie nicht ſind?
Kannſt du mir's ſagen?
Liebliches Kind?

Alonzo

(hat während der Arie mit einigen Bedienten im Hintergrunde ernſthaft geſprochen. Man konnte aus ihren Geberden ſehen, daß von Rugantino die Rede war, indem ſie auf ihn deuteten, und ihrem Herrn etwas zu betheuern ſchienen. Gegen das Ende der Arie tritt Alonzo hervor, und hört zu; da ſie geendigt iſt, ſpricht er:)

Die Frage ſcheint verfänglich; doch es möchte
Sich ein und andres drauf erwiedern laſſen.

(Er geht wieder zu den Bedienten, und ſpricht mit ihnen an der einen Seite des Theaters; indeß Rugantino und die beiden Frauenzimmer ſich an der andern Seite unterhalten.)

Alonzo (zu den Bedienten).

So ſeyd ihr ganz gewiß, daß er es ſey,
Der Rädelsführer jener Vagabunden?

Ja, ja, er kam mir gleich verdächtig vor.
Du kennst ihn ganz genau? Geschieht mir nun
Selbst unter ihm gedient zu haben? Gut!
Dir soll's nicht schaden daß du es geschehst.
Seht ihn noch einmal an, daß ihr mich nicht
Zu einem falschen Tritt verleitet. Still!
Ich will die Kinder singen machen, daß
Wir schicklich noch beisammen bleiben können.

(Er tritt zu den andern.)

Wie geht es? Habt' ihr's ausgemacht? Ich dächte
Ihr gabt ihm das zurück als kluge Mädchen!

Die Weibsleute beobachten den Augustino heimlich und genau, und vergewissern von Zeit zu Zeit ihren Herren, daß sie der Sache gewiß sind; indeß singen

Claudine und Lucinde.

Ein zärtlich Herz hat viel,
Nur allzuviel zu sagen.
Allein auf deine Fragen
Läßt sich ein Wörtchen sagen:
Es fehlt, es fehlt der Mann,
Dem man vertrauen kann.

Augustino.

Um einen Mann zu schätzen, muß man ihn
Zu prüfen wissen.

Lucinde.

Ein Versuch geht eher
Für einen Mann, als für ein Mädchen an.

Alonzo (zu den Weibsleuten).

Ihr bleibt dabei? Nun gut, ich will es wagen:
Denn hab' ich ihn, so sind die andern bald
Von selbst zerstreut. Du seiner Vogel, kommst

Du mir zuletzt in's Haus? Ich halt' ihn hier,
Geb' ihm ein Zimmer ein, das schon so gut
Als ein Gefängniß iſt und doch nicht ſcheint.
(Laut)
Mein Herr, ihr bleibt heut Nacht bei uns. Ich laſſe
Euch nicht hinweg, ihr ſollt mir ſicher ruhen,
Und morgen gibt der Tag euch das Geleite.

Rugantino.

Ich danke tauſendmal. Schlaft, werthe Freunde,
Auch ruhigſte nach einem frohen Tag!
(Zu Lucinden)
Entſchließe dich! Mir brennt das Herz im Buſen:
Und ſagſt du mir nicht eine Hoffnung zu,
So bin ich meiner ſelbſt nicht mächtig, bin
Im Falle, toll und wild das äußerſte zu wagen.

Lucinde (für ſich).

Er macht mir bang'! Ich fühle mich verlegen;
Ich will ihm leider nur ſchon allzuwohl.

Rugantino (für ſich).

Ich muß noch ſuchen, alle ſie zuſammen
Im Saal zu halten; meine Schöne gibt
Zuletzt wohl nach. O Glück! O ſüße Freude!
(Laut)
Ich denke nach, ihr Schönen, was ihr ſangt.
Ihr habt gewiß die Männer ſehr beleidigt;
Ihr glaubt es gebe keinen treuen Mann;
Allein wie viel Geſchichten könnt' ich euch
Von ewig unbegränzter Liebe ſagen!
Die Erde freut ſich einer treuen Seele,
Der Himmel gibt ihr Segen und Gedeihn;
Indeß die ſchwarzen Geiſter in der Gruft

Der falſchen Bruſt, der lügenhaften Lippe,
Wohl-ausgedachte Qualen zubereiten.
Vernehmt mein Lied! Es ſchwebt die tiefe Nacht
Mit allen ihren Schauern um uns her.
Ich löſche dieſe Lichter aus; und Eines
Ganz ferne hin, daß in der Dunkelheit
Sich mein Gemüth mit allen Schrecken fülle,
Daß mein Geſang den Abſcheu meiner Seele
Zugleich mit jenen ſchwarzen Thaten melde.

(Das Theater iſt verfinſtert, bis auf Ein Licht im Hintergrunde. Die Damen ſetzen ſich. Claudine zunächſt an die Scene, Lucinde nach der Mitte des Theaters. Alonzo geht auf und ab, und ſteht meiſt an der andern Seite des Theaters. Rugantino ſpricht bald heimlich den Frauenzimmern, bald an Lucin, dem Seite. Er flüſtert ihr heimlich den Streichen geſchickt einige Worte zu; ſie ſcheint verlegen. Claudine, wie durch die ganze Scene, nachdenklich und abweſend. Alonzo nachdenklich und aufmerkſam. Kein Bedienter iſt auf dem Theater.)

Rugantino.

Es war ein Bube frech genung,
War erſt aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Mädel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekoſ't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgeſcherzt,
Und endlich ſie verlaſſen.

Da's braune Mädel das erfuhr,
Vergingen ihr die Sinnen.
Sie lacht' und weint' und bet't' und ſchwur;
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund' als ſie verſchieden war,
Wird bang' dem Buben, grauſ't ſein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

Er gab die Sporen kreuz und quer,
Und ritt auf alle Seiten;
Hinüber, herüber, hin und her;
Kann keine Ruh' erreiten;
Reit't sieben Tag' und sieben Nacht,
Es blitzt und donnert, stürmt und kracht,
Die Fluthen reißen über.

Und reit't im Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk' entgegen,
Bindt's Pferd dauf' an und kriecht hinein,
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er stürzt wohl hundert Klafter.

Und als er sich ermannt vom Schlag',
Sieht er drey Lichtlein schleichen;
Er rafft sich auf, und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen,
Irrführen ihn die Quer und Läng',
Trepp-auf Trepp-ab, durch enge Gäng',
Verfallne wüste Keller.

Auf einmal sieht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohläugig grinsen allzumal,
Und winken ihm zum Feste.
Er sieht sein Schätzel untenan,
Mit weißen Tüchern angethan;
Die wend't sich —

(Der Gesang wird durch die Ankunft von Alonzo's Bedienten unterbrochen.)

Zwey Bediente Alonzo's.

Herr, o Herr, es ſind zwey Männer
Von Don Pedro's braven Leuten,
Vor der Thüre ſind ſie hier,
Und verlangen ſehr nach dir.

Alonzo.

Himmel, was ſoll das bedeuten!
Führet ſie geſchwind zu mir.

Zwey Bediente Pedro's.

(Die Lichter werden wieder angezündet und der Saal erhellt.)

Ganz verwirrt und ganz verlegen,
Voller Angſt und voller Sorgen,
Kommen wir durch Nacht und Nebel,
Hülf und Rettung rufen wir.

Alonzo und Claudine.

Redet, redet!

Rugantino und Lucinde.

Saget, ſaget!

(Zu vier)

Saget an, was ſoll das hier?

Pedro's Bediente.

Von verwegnem Raubgeſindel
Dieſen Abend überfallen,
Haben wir uns wohl vertheidigt;
Doch vergebens widerſtanden
Wir der überlegnen Macht.
Wir vermiſſen unſern Herren;
Er verlor ſich in die Nacht.

Claudine.

Welch ein Unheil! Welche Schmerzen!
Ach, ich kann mich nicht verbergen.

Eilet, Vater, eilet, Leute,
Unſerm Freunde beizuſtehn.

Alonzo.

Wo ergriffen euch die Räuber?

Bediente.

Noch im Wald' von Villa Bella.

Claudine.

Wo verlort ihr euern Herren?

Bediente.

Er verfolgte die Verwegnen.

Lucinde.

Habt ihr ihm denn nicht gerufen?

Bediente.

O gewiß, und laut und öfter.

Ruganino.

Habt ihr das Gepäck gerettet?

Bediente.

Alles wird verloren ſein.

Alonzo (für ſich).

So ſehr mich das beſtürzt,
So ſehr es mich verdrießt,
So nutz' ich doch,
Gebraucht' ich die Gelegenheit.
Es iſt die ſchönſte, höchſte Zeit,
Daß ich erſt dieſen Vogel fange!

Claudine.

O bedenkt euch nicht ſo lange!

Alonzo.

Liebes Kind, ich geh', ich gehe!

Lucinde.

Eilt! Er iſt wohl in der Nähe.

Rugantino.

Laßt mich euern Zweyten ſeyn.

Alonzo (zu den Bedienten).

Alle zuſammen! Sattelt die Pferde!
Holet Piſtolen! Holet Gewehre!
Eilig verſammelt euch hier in dem Saal!

(Die Bedienten gehen mehreres ab.)

Rugantino.

Ich bin bewaffnet, hier iſt mein Degen!
Hier ſind Piſtolen, hier wohnt die Ehre!
Meine Geſchäftigkeit zeig' ich einmal.

Alonzo

(indem er die Terzerolen dem Rugantino abnimmt).

Ach wozu nützen dieſe Piſtölchen?
Nur euch zu hindern ſchlaudert der Degen.

(Zu den Bedienten)

Bringt ein Paar andre, bringet ein Schwert.

Rugantino.

Dankbar und freudig, daß ihr mich waffnet;
Jegliche Wehre, die ihr getragen,
Doppelt und dreyfach iſt ſie mir werth.

Alonzo

(indem die Terzerolen ladend).

Hebt die Piſtolen auf bis an den Morgen.
Nehmet den Degen, geber, verwahrt ihn!

Rugantino

(indem er indeſſen den Degen übt).

Liebliche Schönen, wenn ihr entwaffnet,
Laß' ich's geſchehen; aber erbarmt euch
Eures entwaffneten zärtlichen Knechts!

(Beyde gehen mit den Waffen ab. Alonzo und Rugantino treten zurück und ſprechen leiſe mit einander, wie auch mit den Bedienten, die ſich nach und nach im Grunde verſammeln.)

Claudine (für sich).

Voller Angst und auf und nieder
Steigt der Busen; kaum noch halten
Mich die Glieder. Ach ich sinke!
Meine kranke Seele siecht.

Lucinde

(die wieder hereingekommen und zu Claudinen tritt).

Nein gewiß, du siehst ihn wieder:
Ach ich theile deine Schmerzen.

(Bei Seite, heimlich nach Rugantino sich umsehend)

Ach daß ich ihn gleich verliere!
Wenn ihm nur kein Leid's geschiehet!

Rugantino

(zwischen beide hineintretend).

Trauet nur! Er kommt euch wieder,
Ja, wir schaffen den Geliebten.

(Heimlich zu Lucinden)

Ach, ich bin im Paradiese,
Wenn dein Auge freundlich sieht.

(Da dem, jenes für sich)

Claudine.

Ach, schon decken mich die Wogen!
Nein! Wer hilft, wer tröstet mich?

Rugantino.

Nein, ich hab' mich nicht betrogen;
Ja, sie liebt — sie lebt für mich.

Lucinde.

Ach! wie bin ich ihm gewogen!
Ach! wie schön — Wie liebt er mich!

(Indessen haben sich alle Bedienten bewaffnet im Hintergrunde versammelt.)

Alonzo (zu den Bedienten).

Seyd ihr zuſammen? Seyd ihr bereit?

Bediente.

Alle zuſammen, alle bereit.

Alonzo.

Horcht den Befehlen, folget ſogleich! —

(Auf Rugantino deutend)

Dieſen, hier dieſen nehmet gefangen!

Claudine und Lucinde.

Himmel, was hör' ich?

Alonzo.

Nehmt ihn gefangen!

Rugantino.

Ha, welche Schändlichkeit
Wird hier begangen!
Haltet!

Alonzo (zum Ohr).

Gehorchet mir!

Rugantino.

Haltet!

Bediente (zu Alonzo).

Gehorchen dir.

(Zu Rugantino)

Gib dich!

Rugantino (zu Alonzo).

Verräther, nahmſt mir die Waffen!
Sage, was hab' ich mit dir zu ſchaffen?
Sage, was ſoll das?

Alonzo (zu den Bedienten).

Greifet ihn an!

Rugantino.

Haltet!

(Nach einer Pauſe)

Ich gebe mich! Es iſt gethan.

(Für ſich, indeß die andern ſuſpendirt ſtehen)

Noch ein Mittel, ich will es faſſen!
Sie ſollen beben und mich entlaſſen.
Gefangen? Nimmer! Ich duld' es nie!

(Pauſe. Rugantino zieht einen Dolch hervor, faßt Claudinen bei der Hand, und ſetzt ihr den Dolch auf die Bruſt.)

Entlaß mich! oder ich tödte ſie!

Alle (außer Rugantino).

Götter!

Rugantino (zu Alonzo).

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen.

(Zu drey)

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?

Rugantino.

Zurück! Zurück!

Alle (außer Rugantino).

Götter!

Alonzo. Claudine. Lucinde.

Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſteht uns bei?

Rugantino.

Du ſiehſt dein Blut
Aus dieſem Buſen rinnen!

(Zu dem)

Alonzo und Lucinde.

Schreckliche Wuth!
Fürchterliches Beginnen!

Claudine.

Schone mein Blut!
Wirſt du, was wirſt du gewinnen?

Rugantino.

Zurück! Zurück!

Alle (außer Rugantino).

Götter!
Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſieht uns bei?

Claudine.

Laß ihn, Vater, laß ihn fliehen,
Wär' er auch ſchuldig, und mache mich frei!

Rugantino.

Sprich ein Wort! Mir iſt's gelungen.
Laß mich los, und ſie iſt frei.

Lucinde.

Du ſo grauſam? Du nicht edel?
Sey ein Menſch und gib ſie frei.

Alonzo.

Ach, wozu bin ich gezwungen!
Nein! — doch ja, ich laſſ' ihn frei.

Alle (außer Rugantino).

Ach wer rettet, wer erbarmet
Sich der Noth? Wer ſieht uns bei?

Rugantino (zu Alonzo).

Ja, du rettest, du erbarmest
Dich dein selbst, und machst sie frei.

Alonzo.

Verwegner!
Ja, gehe!
Entferne dich eilend,
Ja, fliehe nur fort!
Du hast mich gebunden,
Du hast überwunden,
Da hast du mein Wort!

Rugantino
(nach Claudine haltend).

Ja, ich traue deinem Worte,
Das du mir gewiß erfüllst:
Und versprich, daß zu der Pforte
Du mich selbst begleiten willst.

Alonzo.

Traue, traue meinem Worte,
Wenn du auch dein Wort erfüllst;
Und ich führe dich zur Pforte,
Wenn du sie mir lassen willst.

Rugantino.

Dieß Versprechen, diese Worte
Sind ihr Leben, sind dein Glück.
(Zu Lucinden)
Bring' sogleich mir meine Waffen.
Bring', o Schöne, sie zurück.

Lucinde.

Ach, ich weiß mich kaum zu finden,
Welch ein Unheil! Welches Glück!

Claudine (zu Mengo).

Ach, ich kehr' zu deinen Armen
Aus der Hand des Tod's zurück.

Alonzo.

Meine Liebe, deine Kühnheit
Iſt dein Vortheil, iſt dein Glück.

Alle.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt ſein Vortheil, iſt ſein Glück.

Ruganting.

Dieſe Liebe, dieſe Kühnheit
Iſt mein Vortheil, iſt mein Glück.

Alle.

Ein grauſames Wetter
Hat all' uns umzogen;
Es rollen die Donner,
Es brauſen die Wogen;
Wir ſchweben in Sorge,
In Noth und Gefahr,
Es treiben die Stürme
Bald hin uns, bald wieder;
Es ſchwanken die Füße,
Es beben die Glieder;
Es pochen die Herzen,
Es ſträubt ſich das Haar.

(Indeſſen hat Claudine die Waffen dem Ruganting zurückgegeben. Alonzo bewaffnet ſich ebenfalls.)

Dritter Aufzug.

Wohnung der Vagabunden im Gebirge.

Pedro (allein).

Langſam weichen mir die Sterne,
Langſam naht die Morgenſtunde:
Blicke mit dem Roſenmunde
Mich, Aurora, freundlich an.
Wie ſehnlich harr' ich auf das Licht des Tages!
Wie ſehnlich auf den Boten, der mir Nachricht
Von Villa Bella ſchleunig bringen ſoll.
Ich bin bewacht von ſonderbaren Leuten;
Sie ſcheinen wild und roh und gutes Muths.
Den einen hab' ich leicht beſtechen können,
Daß er ein Briefchen der Geliebten bringe.
Nach ſeiner Rechnung könnt' er wieder hier
Schon eine Viertelſtunde ſeyn. Er kommt.

Vagabund
(tritt herein und gibt Pedro ein Billet).

Pedro.

Du haſt den Auftrag redlich ausgerichtet:
Ich ſeh's an dieſem Blatt. O liebe Hand,
Die zitternd dieſen Namen ſchrieb! ich küſſe
Dich tauſendmal. Was wird ſie ſagen? Was?
(Er lieſt).

„Mit Angſt und Zittern ſchreib' ich dir, Geliebter!
„Wie ſehr erſchreckt mich deine Wunde! Niemand
„Iſt in dem Hauſe: denn mein Vater folgt
„Mit allen Leuten deinen Feinden nach.
„Wir Mädchen ſind allein. Ach, alles wagt
„Die Liebe! Gern möcht' ich mich zu dir wagen,
„Um dich zu pflegen, zu befrein, Geliebter.
„Zerriſſen iſt mein Herz; es bellet nur
„In deiner Gegenwart. Was ſoll ich thun?
„Es eilt der Bote, keinen Augenblick
„Will er verweilen. Lebe wohl! Ich kann
„Von dieſem Blatt, ich kann von dir nicht ſcheiden."
O ſüßes Herz! Wie dringt ein Morgenſtrahl
In dieſen öden Winkel der Gebirge!
Sie weiß nun wo ich bin; ihr Vater kommt
Nun bald zurück; man ſendet Leute her;
Ich bleibe ruhig hier und wart' es ab.

Zum Vagabunden.

Du ſiehſt, mein Freund, du warteſt, ach vergeb!
Nimm deinen Lohn! Vor Freude hab' ich dich
Und deinen Dienſt vergeſſen. Hier! Entdecke
Mir, wer ihr ſeyd, und wer der junge Mann
Am Wege war, der mich verwundete.
Ich lohne gut, und kann noch beſſer lohnen!
Ich höre Leute kommen. Laß uns gehen
Und insgeheim ein Wort zuſammen ſprechen.

(Beide ab.)

Basco (mit ſeinen Vagabunden, welche Mantelſäcke und allerlei Geräthe tragen).

Basco.

Herein mit den Sachen,

Herein, nur herein!
Das alles iſt euer,
Das alles iſt mein.
So haben die andern
Gar treulich geſorgt;
Wir haben es wieder
Von ihnen geborgt.
Wie ſorglich gefaltet!
Wie zierlich gepackt!
Auf unſere Reiſe
Zuſammengepackt.

(Die Vagabunden wollen die Bündel eröffnen. Basco hält ſie ab.)

Nein, Freunde, laſſen wir es noch zuſammen,
Und geben uns nicht ab, hier auszukramen.
Wir machen ſichrer gleich uns auf den Weg.
Ich kenne zwey, drey Orte, wo wir gut
Und ſicher wohnen; dort vertheilen wir
Die Beute, wie es Loos und Glück beſtimmt.
Laßt uns noch wenig Augenblicke warten,
Ob Rugantino ſich nicht zeigen will.
Und kommt er nicht, ſo könnt ihr immer gehen;
Ich warte hier auf ihn, er komme nun
Mit einem Weibchen oder nur allein.
Wir müſſen ihn nicht laſſen; ſind wir ſchon
Nicht immer gleicher Meinung, iſt er doch
Ein braver Mann, den wir nicht miſſen können.

Pedro (mit herein).

Was ſeh' ich! Meine Sachen! Welch Geſchick!

Basco (für ſich).

Was will uns Der! Bei'm Himmel! Don Rovero.

Wie kommt er hier herauf? Das gibt neu Handel:
Nur gut, daß wir die Herrn zu Hause ſind.

Pedro.

Wer ihr auch ſeyd, ſo muß ich leider ſchließen,
Daß ihr die Männer ſeyd die mich beraubt.
Ich ſehe dieß Gepäck; es iſt das meine,
Hier dieſe Bündel, dieſe Decken hier.

Basco.

Es kann wohl ſeyn daß es das eure war;
Doch jetzt, vergönnt es nur, gehört es uns.

Pedro.

Ich will mit euch nicht rechten, kann mit euch
Verwundet und allein nicht ſtreiten. Beſſer
Für mich und euch, wir finden uns in Güte.

Basco.

Sagt eure Meinung an, ob ſie gefällt.

Pedro.

Hier ſind viel Sachen, die euch wenig nutzen,
Und die ich auf der Reiſe nöthig brauche.
Laßt uns das Ganze ſchätzen, und ich zahle
Euch, wie und wo ihr wollt, die Summe. — Hier
Reich' ich die Hand, ich gebe Treu' und Wort,
Daß ich, was ich verſpreche, pünktlich halte.

Basco.

Das läßt ſich hören; nur iſt hier der Platz
Zu der Verhandlung nicht; ihr müßt mit uns
Noch eine Meile gehn.

Pedro.

Warum denn das?

Basco.

Es iſt nicht anders, und bequemt euch nur.

Pedro.

Zuvörderſt ſagt mir an: Es hing am Pferde
Von Leder eine Taſche, die allein
Mir etwas werth iſt. Briefe, Documente
Führt' ich in ihr, die ihr nur gradezu
In's Feuer werfen müßtet. Schafft mir ſie;
Ich gebe dreyßig Unzen, ſie zu haben.

Basco (zu den Leuten).

Wo iſt die Taſche? Gab ich ſie nicht dir
Noch auf dem Wege zu den andern Sachen?
Wo iſt ſie?

Pedro.

Daß ſie nicht verloren wäre!

Basco.

Geht, eilt und ſucht, ſie nutzt dem jungen Mann,
Und bringt uns dreyßig Unzen in den Beutel.

Ruganſino

(tritt auf mit der Brieftaſche, welche er eröffnet hat, und die Papiere anſiehend).

Kaum trau' ich meinen Augen. Dieſe Briefe,
An meinen Bruder leſ' ich ſie gerichtet.
Es kann nicht fehlen: denn wer nennt ſich Pedro
Von Caſtellvecchio noch als er? Wie kann
Er in der Nähe ſeyn? Ich bin beſtürzt.

Pedro (zu Basco).

Da kommt er eben recht mit meiner Taſche.
Iſt dieſer von den Euern?

Basco.

Ja, der Beſte,
Möcht' ich wohl ſagen, wenn ich ſelbſt nicht wäre.

(Laut).

Du fandest glücklich diese Tasche wieder;
Hier diesem jungen Mann gehört sie zu.

Rugantino (zu Pedro).

Gehört sie dir?

Pedro.

Du hast in deinem Blick,
In deinem Wesen, was mein Herz zu dir
Eröffnen muß; ja ich gesteh' es dir:
Ich bin vom Hause Cassellvecchio.

Rugantino.

Du?

Pedro.

Der zweyte Sohn. Doch still, ich sage dir,
Warum ich mich mit einem fremden Namen
Auf dieser Reise nennen lasse, gern.

Rugantino.

Ich will es gern vernehmen. Nimm die Tasche,
Und laß mich hier allein.

Pedro.

O sage mir,
Wie komm ich aus den Händen dieser Männer?

Rugantino.

Du sollst es bald erfahren. Laß mich nur.

(Pedro ab).

Rugantino (zu Basco).

Das sind die Sachen dieses Fremden?

Basco.

Ja.
Sie waren unser, und sie sind nun wieder
Auf leidliche Bedingung sein geworden.

Rugantino.

Schon gut, laß mich allein; ich rufe dir.

Basco.

Hier iſt nicht lang' zu zaudern: fort! nur fort!
Ich fürchte ſehr, der Fürſt von Rocca Bruna
Schickt ſeine Garden aus, noch eh' es tagt.

Ruggantino.

Noch eh' es tagt, ſind wir gewiß davon.

(Allein.)

Mein Bruder! Welch Geſchick führt ihn hierher?
In dieſen Augenblicken, da die Liebe
Mich jede Thorheit, die ich je beging,
Bereuen läßt. Er ſcheint ein edler Mann;
Er wird mich gern erkennen, wird es leicht.

(Nach einigem Schweigen.)

Ihr Zweifel! Weg! laßt meiner Freude Raum,
Daß ich ſie ganz, daß ich ſie recht genieße!

(Gegen die Scene gekehrt.)

Ich rufe dich, o Fremder, auf ein Wort.

Pedro (tritt auf).

Sag' an, was du verlangſt; ich höre gern.

Ruggantino.

Mir war vor wenig Zeit ein junger Mann
Gar wohl bekannt; er lebte hier mit uns.
Gewöhnlich nannten wir ihn Ruggantine,
Und zwar mit Recht; er war ein wilder Menſch;
Allein gewiß aus einem edeln Hauſe.
Und mir vertraut' er, denn wir lebten ſehr
In Einigkeit, er ſey von Caſtellvecchio,
Er ſey der Aelteſte des Hauſes, Carlos
Mit Namen. Sollteſt du ſein Bruder ſeyn?

Pedro.

O Himmel! welche Nachricht gibſt du mir!
O ſchaff' ihn her, und ſchaffe die Verſicherung.

Daß er es ſey; du ſollſt den ſchönſten Lohn
Von ſeinem Bruder haben: denn ich bin's.
Wie lange ſuch' ich ihn! Der Vater ſtarb,
Und ich beſitze nun die Güter, die
Ich gern und willig mit ihm theile, wenn
Ich ihn an dieſen Buſen drücken, dann
Zurück zu unſern Freunden bringen mag.
Du ſtehſt in dich gekehrt? O welch ein Licht
Scheint mir durch dieſe Nacht! O ſieh' mich an.
Wo iſt er? Sage mir, wo iſt er?

Carlos.

Hier!
Ich bin's!

Pedro.

Iſt's möglich!

Carlos.

Die Beweiſe geb'
Ich dir und die Gewißheit leicht genug.
Hier iſt der Ring, den meine Mutter trug,
Die nur zu früh für ihren Carlos ſtarb;
Hier iſt ihr Bild.

Pedro.

Ihr Götter, iſt's gewiß?

Carlos.

Ja, zweifle nur ſo lang', bis ich den letzten
Von deinen Zweifeln glücklich heben kann.
Ich habe dir Geſchichten zu erzählen,
Die niemand weiß als du und ich; mir bleibt
Noch manches Zeugniß.

Pedro.

Laß mich hören.

Carlos.

Komm!

(Sie gehen nach dem Grunde, und sprechen leise unter lebhaften Geberden.)

Basco.

Was haben die zusammen? Wie vertraut!
Ich fürchte fast das nimmt ein böses Ende.
Die Leidenschaft des Thoren zu Lucinden
War schon der lieben Freiheit sehr gefährlich.
Und wie man sonst ein theatralisch Werk
Mit Trauung oder Tod zu enden pflegt;
So, fürcht' ich, unser schwärmend lustig Leben
Wird sich mit einer schalen Ordnung schließen.
Ihr Herrn, was gibt's? Vergeßt ihr daß der Tag
Zu grauen schon beginnt, und daß der Fürst
Die Räuber, den Beraubten mit einander,
Die Schwärmer, die Verliebten holen wird?

Carlos.

O theile meine Freude, fürchte nichts!
Dieß ist mein Bruder.

Basco.

Hättest ihn schon lang',
Wenn du ihn suchen wollen, finden können.
Das ist ein rechtes Glück!

Carlos.

Du sollst es theilen.

Basco.

Und wie?

Carlos.

Ich werfe mich, von ihm geleitet,
Zu meines Königs Füßen; die Vergebung

Verſagt er nicht, wenn ſie mein Bruder bittet.
Lucinde wird die meine. Du, mein Freund,
Sollſt dann mit mir, wenn es der König fordert,
In ſeinem Dienſte zeigen was wir ſind.

Basco.

Das Zeigen kenn' ich ſchon und auch den Dienſt.
Nein, nein, lebt wohl! Ich ſcheide nun von euch.
Sagt an wie ihr die Sachen löſen wollt.
Nur kurz: denn hier iſt jedes Wort zu viel.

Pedro.

Eröffne dieſen Mantelſack; du wirſt
Hier an der Seite funfzig Unzen finden.
Scheint dieſes dir genug, daß du den Reſt
Uns frei und ungepfändet laſſen magſt?

Basco

(der indeß den Mantelſack geöffnet und das Geld herausgenommen hat).

Ich dächte, Herr, ihr legtet etwas zu.

Carlos.

Ich dächte, Herr, und ihr begnügtet euch.

Basco.

Gedenkt an euer Schätzchen! Dieſer Mann
Hat es mit mir zu thun.

Pedro

(einen Beutel aus der Taſche ziehend).

In dieſem Beutel
Sind ferner zwanzig Unzen. Iſt's genug?

Carlos.

Es muß und ſoll! Es iſt, bei Gott, zu viel.

Basco.

Nun, nun, es ſey! Lebt wohl, ihr Herrn! Lebt wohl!
Leb' wohl, Freund Rugantino! Dich zu laſſen,

Verdröſſ mich ſehr, du biſt ein wackrer Mann,
Wenn dich die Liebe nicht zu ihrem Sclaven
Schnell umgemeiſtert hätte. Fahre wohl.
Ich geh' mit freien Leuten Freiheit finden.

Carlos.

Leb' wohl, du alter Trotzkopf! Denke mein!

(Vasco geht mit ſeinen Bagabunden ab; zu den übrigen, die bleiben, ſpricht)

Carlos.

Ihr folgt uns beiden; wir verſprechen euch
Vergebung, Sicherheit; an Unterhalt
Soll's auch nicht fehlen. Traget dieſe Sachen,
Und eilet nur auf Villa Bella zu.

Pedro.

Ihr Freunde, laßt uns eilen: denn mir ſelbſt
Iſt viel daran gelegen, daß uns nicht
Der Fürſt von Rocca Bruna fangen läſſe.
Geſchwind nach Villa Bella! Kommt nur, kommt!

Wald und Dämmerung.

Claudine.

Ich habe Lucinden,
Die Freundin, verloren.
Ach, hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Lucinde, wo biſt du?
Lucinde! Lucinde!
Wie ſtill ſind die Gründe,
Wie öde, wie bang'!

Ach hat es mir Armen
Das Schickſal geſchworen?
Ich ruf um Erbarmen,
Ihr Götter, um Gnade!
Wer zeigt mir die Pfade?
Wer zeigt mir den Gang?

(Sie geht nach dem Grunde.)

Basco (mit den Seinigen).

Ihr kennt das Schloß, wo wir in Sicherheit
Auf eine Weile bleiben können; ſo
Verſprach's der Pachter, und er hält's gewiß.
Tragt dieſe Sachen hin; ich gehe nur
Nach einer guten Freundin, die vom Wege
Nicht ferne wohnt, zu ſehn. Am friſchen Morgen
Hat Amor mir die Leber angezündet,
Als er mit ſeiner Mutter aus dem Meere,
Die über jenen Bergen leuchtet, ſtieg.
Ich folge bald; es wird ein froher Tag.

(Die Tagabunden gehen; er erblickt Claudinen.)

Was ſeh' ich dort? Wird mir ein Morgentraum
Vor's Aug' geführt? Ein Mädchen iſt's gewiß:
Ein ſchönes zartes Bildchen. Laßt uns ſehen,
Ob es wohl greifbar und genießbar iſt?
Mein Kind!

Claudine.

Mein Herr! Seyd ihr ein edler Mann,
So zeiget mir den Weg nach einer Wohnung;
Sie kann nicht weit hier im Gebirge liegen.
Es ward ein junger Mann verwundet; er
Ward hier herauf gebracht. Wißt ihr davon?

Basco.

Ich hab' an eignen Sachen g'nug zu thun,
Und kümmre mich um nichts was andre treiben.

Claudine.

Dort seh' ich eine Wohnung; ist's die eure?

Basco.

Die meine nicht; sie steht nicht weit von hier
Um diese Felsen. Kommt! Noch schläft mein Weib;
Sie wird euch gut empfangen, und ich frage
Bald den Verwundten aus, nach dem ihr bangt.

(Da er im Begriff ist sie wegzuführen, kommen

Carlos und Pedro.)

Carlos.

Nur diesen Pfad! Er geht ganz grad' hinab.

Pedro.

Was sieht mein Auge! Götter, ist's Claudine!

Claudine.

Ich bin es, theurer Freund.

Pedro.

Wie kommst du her?
O Himmel! Du hierher!

Claudine.

Die Sorge trieb
Mich aus dem Schlosse, dich zu suchen. Niemand
War in dem Hause mehr! Der alte Pförtner
Allein verwahrt' es; alle folgten schnell
Dem Vater, der nach deinen Räubern jagt.

Pedro.

Ich fasse mich und meine Freude nicht.

Carlos.

Mein werthes Fräulein!

Claudine.

Muß ich euch erblicken!

Pedro.

Daß ich dich habe!

Claudine.

Daß ich zeigen kann,
Wie ich dich liebe.

Pedro.

Himmel, welch ein Glück!

Claudine.

O geht und ſucht! Lucinde kam mit mir;
Ich habe ſie verloren.

Carlos.

Wie, Lucinde?

Claudine.

Sie irrt in Männertracht, nicht weit von hier,
Auf dieſen Pfaden. Muthig legte ſie
Ein Wämmchen an; es ziert ein Federhut,
Es ſchützt ein Degen ſie. O geht und ſucht!

Carlos.

Ich fliege fort! Ihr Götter, welch ein Glück!

Pedro.

Wir warten hier, daß wir euch nicht verfehlen.

(Carlos ab.)

Basco (für ſich).

Ich gehe nach, und fällt ſie mir zuerſt
In meine ſtarken Hände, ſo! ſie nicht
So leicht entſchlüpfen. Eine muß ich haben;
Es gehe wie es wolle. Nur geſchwind! (Ab.)

Claudine.

Ich fürchte für Lucinden! Jener Mann,
Der nach ihr ging, hat unſer Haus mit Schrecken
Und Sorgen dieſe Nacht erfüllt. Wer iſt's?

Pedro.

Was dir unglaublich scheinen wird, mich ließ
In ihm das Glück den Bruder Carlos finden.

Claudine.

Es drängt ein Abenteuer sich aufs andre.

Pedro.

Der wilden Nacht folgt ein erwünschter Tag.

Claudine.

Und deine Wunde? Götter! Freud' und Dank!
Ist nicht gefährlich?

Pedro.

Nein, Geliebte! Nein!
Und deine Gegenwart nimmt alle Schmerzen
Mir aus den Gliedern; jede Sorge flieht.
Du bist auf ewig mein.

Claudine.

Es kommt der Tag!

Pedro.

An diesem Baum erkenn' ich's; ja wir sind
Auf deines Vaters Grund und Boden; hier
Ist von den Garden nichts zu fürchten, die
Der Fürst von Rocca Bruna streifen läßt.

Claudine.

O Himmel, welch Gefühl ergreift mich nun,
Da sich die Nacht von Berg' und Thälern hebt!
Bin ich es selbst? Bin ich hierher gekommen?
Es weicht die Finsterniß; die Binde fällt,
Die mir um's Haupt der kleine Gott geschlungen;
Ich sehe mich, und ich erschrecke nun
Mich hier zu sehn. Was hab' ich unternommen?

Mich umfängt ein banger Schauer,
Mich umgeben Qual und Trauer;
Welchen Schritt hab' ich gethan!

Pedro.

Laß, Geliebte, laß die Trauer!
Dieſes Bangen, dieſe Schauer
Deuten Lieb' und Glück dir an.

Claudine.

Kann ich vor dem Vater ſtehen?

Pedro.

Laß uns nur zuſammen gehen.

Beide.

Ja, es bricht der Tag heran.

Claudine.

Ach, wo verberg' ich mich
Tief in den Bergen?

Pedro.

Hier in dem Buſen dich
Magſt du verbergen.

Claudine.

Ja dir, o Grauſamer,
Dank' ich die Qual.

Pedro.

Ich bin ein Glücklicher
Endlich einmal.
Faſſe, faſſe dich, Geliebte,
Ja, bedenke, daß die Liebe
Alle deine Qualen heilt.

Claudine.

Es ermannt ſich die Betrübte,

Höret auf das Wort der Liebe;
Ja, schon fühl' ich mich geheilt.

Beide.

Nun geschwind, in diesen Gründen
Unsre Freundin aufzufinden,
Die uns nur zu lang' verweilt.
Sey gegrüßet, neue Sonne,
Sey ein Zeuge dieser Wonne!
Sey ein Zeuge, wie die Liebe
Alle bangen Qualen heilt.

Felsen und Gebüsch.

Lucinde (in Mannskleidern). Voraus Basco.
(Beide mit bloßen Degen.)

Lucinde.

Lege, Verräther, nieder die Waffen!
Hier zu den Füßen lege sie mir.

Basco (weichend).

Junker, wo anders mach' dir zu schaffen.
(Für sich).
Liebliches Vögelchen, hab' ich dich hier?

Lucinde.

Wandrern zu drohen wagst du verwegen;
Doch wie ein Bübchen
Fliehst du den Streit.

Basco (der sich stellt).

Zwischen den Fingern brennt mich der Degen;
Wir sind, o Liebchen,
Noch nicht so weit.

(Sie fechten. Lucinde wird entwaffnet und steht in sich gekehrt und befängt da.)

Vasco.

Sieh, wir wiſſen Rath zu ſchaffen,
Haben Muth und haben Glück.

Lucinde.

Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, welch Geſchick!

Vasco.

Sieh, wir wiſſen
Rath zu ſchaffen.
Laß dich küſſen.
Seht den Affen! —
Welch Entſetzen,
Welch ein Blick!

Lucinde.

Möcht' ich wiſſen
Rath zu ſchaffen.
Ach, zu miſſen
Meine Waffen,
Welch Entſetzen,
Welch Geſchick!

Carlos (zum erſten Male).

hab' ich, o Engel, dich wieder gefunden!
Ich bin ein glücklicher Sterblicher heut.

Lucinde.

Seltenes Schickſal! Gefährliche Stunden!
Hat mich vom Wilden der Wilde befreit?

Pedro und Claudine.

Claudine.

Haſt du ſie glücklich hier wieder gefunden?
Alles gelinget den Glücklichen heut.

Pedro.

Kaum iſt der Bruder mir wieder gefunden,
Iſt ihm auch eine Geliebte nicht nah.

(Pantomime, wodurch ſie ſich unter einander erklären; inzwiſchen ſingt)

Basco.

Hat ſich das Völkchen zuſammengefunden?
Friede mißlingt, es mißlingt mir der Streit.

Claudine. Pedro. Lucinde. Carlos.

Weilet, o weilet, ihr ſeligen Stunden!
Eilet, o eilet, verbindet uns heut!

Basco (mit ihnen bei Seite).

Weilet nicht länger, verdrießliche Stunden!
Eil' ich und eil' ich und trage mich weit.

Die Garden des Fürſten von Rocca Bruna.

Der Anführer.

Eilet, euch umher zu ſtellen!
Hier, hier ſind' ich die Geſellen;
Haben wir die Schelmen nun!

Die Garden (indem ſie anſchlagen).

Wage keiner der Geſellen
Hier zur Wehre ſich zu ſtellen;
Schon gefangen ſeyd ihr nun.

Die übrigen Perſonen.

Hier auf fremdem Grund und Boden
Habt ihr Herren nichts zu thun.

Der Anführer.

Denkt ihr wieder nur zu flüchten?
Nein, ihr Frevler, nein, mit nichten!
Denn der Fürſt von Rocca Bruna,
Und der Herr von Villa Bella,

Beide ſind nun einig worden,
Beide Herren wollen ſo.

Die übrigen Perſonen.

Weh, o Weh! Was iſt geworden!
Weh, o Weh! Wer hilft uns flüchten!
Nimmer werd' ich wieder froh.

(Da ſie den Alonzo kommen ſehen, treten ſie mit beſtürzter Geberde nach dem Grunde des Theaters. Die Gaſten ſtellen ſich an die Seiten, der Anführer tritt hervor.)

Alonzo
(mit Gefolge, alle bewaffnet)

Habt ihr, Freunde, ſie gefangen?
Brav, das war ein gutes Stück!

Der Anführer.

Sie zuſammen hier gefangen;
Wohl, es war ein gutes Glück!

Carlos, Lucinde, (die den Hut in die Augen drückt) und Basco (treten vor Alonzo).

Werther Herr, laſſt euch erweichen!
Laſſet, laſſet uns davon.

Alonzo.

O von allen euren Streichen
Kennen wir die Pröbchen ſchon.

(Beide dieſe Perſonen treten zurück. Pedro kommt hervor.)

Pedro.

Lieber Vater, darf ſich zeigen
Euer Freund und euer Sohn?

Alonzo (nach einer Pauſe).

Ach die Freude macht mich ſchweigen.
(Ihn umarmend)
Lieber Freund und lieber Sohn!

Carlos, Lucinde, Basco.

(Sie eilig nach einander hervorkommen, indeß Claudine auf einem Felſen im Grunde in Ohnmacht liegt).

Ach Hülf und Hülfe!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!

(Sie kehren eilig wieder um.)

Pedro.

Ach helfet, helfet!
Sie liegt in Ohnmacht;
Was iſt geſchehn!

(Er eilt nach dem Grunde.)

Alonzo.

Wem iſt zu helfen?
Wer liegt in Ohnmacht? —
Was muß ich ſehn?

(Indeſſen hat ſich Claudine erholt, ſie wird langſam hervorgeführt.)

Claudine.

Ja du ſiehſt, du ſiehſt Claudinen:
Willſt du noch dein Kind erkennen,
Das ſich hier verloren gibt?

Alonzo.

Kind, erheitre deine Mienen!
Laß dich meine Liebe nennen!
Sage, ſaget, was es gibt.

Lucinde (die ſich entdeckt).

Ja, ich muß mich ſchuldig nennen;
Ich beſtärkte ſelbſt Claudinen,
Den zu ſuchen, den ſie liebt.

Pedro.

Ja, ich darf mich glücklich nennen!
Kann ich, kann ich es verdienen?
Du verzeihſt uns, wie ſie liebt.

Carlos.

Laß, o Herr, mich auch erkühnen
Carlos mich vor dir zu nennen,
Der Lucinden heftig liebt.

Basco (für ſich).

Könnt' ich irgend mir verdienen,
Von dem Volke mich zu trennen,
Das mir lange Weile gibt.

(Die ganze Entwickelung, welche die Poeſie nur kurz andeuten darf und die Muſik weiter ausführen, wird durch das Spiel der Acteurs erſt lebendig. Alonzo's Erſtaunen, und wie er nach und nach, von den Umſtänden unterrichtet, ſich faßt, erſt von Verwunderung zu Verwunderung, endlich zur Ruhe übergeht, die Zärtlichkeit Pedro's und Claudinens, die leidenſchaftliche Leidenſchaft Carlos und Lucindens, welche ſich nicht mehr zurückhält, die Geberden Pedro's, der ſeinen Bruder dem Alonzo vorſtellt, der Verdruß Basco's, nicht von der Stelle zu dürfen: alles werden die Schauſpieler lebhaft, angemeſſen und übereinſtimmend ausdrücken und durch eine ſtudirte Pantomine den muſikaliſchen Vortrag beleben.)

Alonzo (zu den Gardes).

Dieſe Gefangenen
Geben ſich willig.
Es iſt ein Irrthum
Heute geſchehn.
Dieß iſt mein Boden:
Alle ſie führ' ich
Eilig nach Hauſe.

Grüßet den Fürsten,
Ich wart' ihm auf.

(Die Garden entfernen sich.)

Alle.

Welch' ein Glück und welche Wonne!
Nach den Stürmen bringt die Sonne
Uns den schönsten Tag heran,
Und es tragen Freud' und Wonne
Unsre Seelen himmelan.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16234/360

Erwin und Elmire.

Ein Singspiel.

Personen.

Erwin.
Elmire.
Rosa.
Valerio.

Erſter Aufzug.

Ein Garten, mit einer Ausſicht auf Land und Luſthäuſer.

Erſter Auftritt.

Roſa und Valerio
(kommen mit einander ſingend aus der Ferne).

Roſa.

Wie ſchön und wie herrlich, nun ſicher einmal
Im Herzen des Liebſten regieren!

Valerio.

Wie ſchön und wie fröhlich, durch Feld und durch Thal
Sein Liebchen am Arme zu führen!

Roſa.

Man ſiehet mit Freude die Wolken nun ziehn,
Die Bäche mit Ruhe nun fließen!

Valerio.

Die Bäume nun grünen, die Blumen nun blühn,
Kann alles gedoppelt genießen!

Beide.

Die Tage der Jugend ſie glänzen und blühn;
O laß uns der Jugend genießen!

Roſa.

Ich drücke meine Freude dir, Geliebter,
Mit keinen holden, ſüßen Worten aus.
Ja, du biſt mein! Ja, ich erkenne nun
Dein treues, einzig-treues Herz! Verzeih',
Wenn ich mit Eiferſucht dich jemals quälte.
Daß du mir werth biſt, zeigt dir meine Sorge.

Valerio.

Ja, ich bin dein, und nichts ſoll mich von dir,
So lang' mein Athem wechſelt, je entfernen.
Vergib, wenn ich aus angeborner Neigung,
Mit einem jeden gut und froh zu ſeyn,
Mich dir verdächtig machte. Sieh mir nach;
Denn du allein beſitzeſt dieſes Herz.

Roſa.

So ſey es! Deine Hand! Vergiß, und ich
Will auch vergeſſen.

Valerio.

O bekämpfe ja
Das Uebel, das in deinen Buſen ſich
Auch wider deinen eignen Willen ſchleicht.
Jung ſind wir, glücklich, und die nahe Hoffnung,
Auf immer uns verbunden bald zu freuen,
Macht dieſe Gegend einem Paradieſe
Mit allen ſeinen Seligkeiten gleich.
Gewiß, gewiß! Ich fühl' es ganz; und ſchweben
Wohlthät'ge Geiſter um uns her, die uns
Dieß Glück bereitet, ſo erfreuen ſie
Sich ihres Werkes. Laß uns ungekränkt
Vor ihren Augen der gegönnten Luſt
Mit ſtets entzückter Dankbarkeit genießen.

Ein Schauſpiel für Götter,
Zwey Liebende zu ſehn!
Das ſchönſte Frühlingswetter
Iſt nicht ſo warm, ſo ſchön.

Wie ſie ſtehn! nach einander ſehn!
In vollen Blicken
Ihre ganze Seele ſtrebt!
In ſchwebendem Entzücken
Zieht ſich Hand und Hand,
Und ein ſchauervolles Drücken
Knüpft ein dauernd Seelenband.

(Lucrio, der die Pantomime zu dieſer Arie gegen ſeine Gelaktie ausgedrückt hat, faßt ſie jetzt in den Arm, und ſie umſchlingt ihn mit dem übrigen.)

Wie um uns ein Frühlingswetter
Aus der vollen Seele quillt!
Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Götter, das iſt euer Bild.

(Zu Zwey)

Das iſt euer Bild, ihr Götter!
Sehet, Götter, euer Bild!

(Sie gehen nach dem Grunde des Theaters, als wenn ſie abtreten wollten, und machen eine Pauſe. Dann ſcheinen ſie ſich zu beſinnen, und kommen gleichſam ſpazierengehend wieder hervor.)

Roſa.

Doch laßt uns auch an unſre Freundin denken.
Ich ſehe ſie am Fenſter nicht, auch nicht
Auf der Terraſſe. Bleibt die Arme wohl
An dieſem ſchönen Tage ſtill bei ſich
Verſchloſſen? oder wandelt ſie im Walde
Gedankenvoll, betrübt, allein?

Valerio.

Sie ist
Wohl zu beklagen. Seit der gute Jüngling,
Der sie so sehr geliebt, und dem sie selbst
Sich heimlich widmete,
Durch Kälte, scheinende Verachtung viel
Gequält, zuletzt es nicht mehr trug und fort
In alle Welt, Gott weiß wohin, entfloh;
Seitdem verfolgt und foltert der Gedanke
Ihr Innerstes, welch eine Seele sie,
Gequält, und welche Liebe sie verscherzt.

Rosa.

Sie kommt. O laß uns mit ihr gehen, sie
Mit fröhlichen Gesprächen unterhalten.
Es ziemt uns wohl, da wir so glücklich sind,
Den Schmerzen andrer lindernd beizustehn.

Zweyter Auftritt.

Elmire. Die Vorigen.

Rosa und Valerio
(ihr entgegen gehend, zu Zwey).

Liebes Kind, du siehst uns wieder!
Komm, begleite diese Lieder!
Diesen Tag, so schön, so schön,
Laß im Garten uns begehn.

Elmire.

Liebe Freunde, kommt ihr wieder?
Ach mich hält der Kummer nieder.

Sey der Tag auch noch so schön,
Kann ihn nicht mit euch begehn.

Rosa und Valerio.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Blühten die Blumen!
Grünte mein Garten!“
Kaum erst erfüllt,
Ist schon gestillt?

Elmire.

Und das Verlangen,
Und das Erwarten:
„Säh' ich den Liebsten
Wieder im Garten!“
Ist nicht erfüllt,
Wird nicht gestillt.

Rosa und Valerio.

Soll umsonst die Sonne scheinen?

Elmire.

Laßt, o Liebe, laßt mich weinen!

Rosa und Valerio.

Sieh', die Blumen blühen all!
Hör', es schlägt die Nachtigall!

Elmire.

Leider, sie verblühen all!
Traurig schlägt die Nachtigall!

(zu Drey)

Elmire. Rosa u. Valerio. Töne, töne, Nachtigall! Meiner Klagen, Neuer Freuden, Wiederhall.

Rosa.

O süße Freundin! Will denn keine Lust
Mit diesem Frühlingstage dich besuchen?

Valerio.

Ist dieser Schmerz so eingewohnt zu Haus,
Daß er auf keine Stunde sich entfernet?

Elmire.

Ach leider, ach! bestürmen dieses Herz
Der Liebe Schmerzen, das Gefühl der Reue.
Verlaßt mich, meine Freunde; denn was hilft's?
Die liebe Gegenwart, die tröstliche,
Bringt keine Freude, keinen Trost zu mir.
Bin ich allein, so darf ich wiederholen,
In's tausendfache wiederholen, was
Euch nur verdrießlich oft zu hören wäre.

Valerio.

Im Busen eines Freundes wiederhallend
Verliert sich nach und nach des Schmerzens Ton.

Elmire.

Ich lausche gern dem schmerzlichen Gesang,
Der wie ein Geisterlied das Ohr umschwebt.

Rosa.

Die Freuden andrer locken nach und nach
Uns aus uns selbst zu neuen Freuden hin.

Elmire.

Wenn andre sich ihr Glück verdienen, hab'
Ich meine Schmerzen mir gar wohl verdient.
Nein, Nein! Verlaßt mich, daß im stillen Hain
Mir die Gestalt begegne, die Gestalt
Des Jünglings, den ich mir so gern entgegen
Mit seiner süßen Miene kommen sah.

Er blickt mich traurig an, er naht ſich nicht,
Er bleibt von fern an einem Seitenwege
Wie unentſchloſſen ſtehn. So kam er ſonſt,
Und drang ſich nicht wie jeder andre mir
Mit ungeſtümem Weſen auf. Ich ſah
Gar oft nach ihm, wenn ich nach einem andern
Zu ſehen ſchien; er merkt es nicht, er ſollt'
Es auch nicht merken. Schilt mich, und ſchilt
Mich nicht. Ein tief Gefühl der Jugendfreuden,
Der Jugendfreiheit, die wir nur zu bald
Verſcherzen, um die lange, lange Wandrung
Auf gutes Glück mit einem Unbekannten
Verbunden, anzutreten; dieß Gefühl
Hielt mich zurück zu ſagen wie ich liebte.
Und doch auch ſo! Ich hätte können zärter
Mit dieſer guten Seele handeln. Nur
Zu nah liegt eine freche Kälte neben
Der heißeſten Empfindung unſrer Bruſt.

Roſa.

Wenn du es willſt, ſo gehn wir nach den Buchen,
Wo heute die Geſellſchaft ſich verſammelt.

Elmire.

Ich halt' euch nicht, gewiß nicht ab. Ihr geht,
Ich bleibe hier, ich mag mich nicht zerſtreuen.

Valerio.

So werden wir gewiß dich nicht allein
Mit deinem Kummer im Geſpräche laſſen.

Elmire.

Wenn ihr mich liebt und mit mir bleiben wollt,
So ſchmeichelt meiner Trauer, ſtört ſie nicht.

Roſa.

Beliebt es dir zu ſingen?

Valerio.

Wenn du magſt —?

Elmire.

Recht gern! Ich bitte laßt uns jenes Lied
Zuſammen ſingen, das Erwin ſo oft
Des Abends ſang, wenn unter meinem Fenſter
Er ſeine Cither rührte, hoch und höher
Die Nacht ſich über ſeinen Klagen wölbte.

Roſa.

Verzeih!

Valerio.

Es gibt ſo viele, viele Lieder!

Elmire.

Das Eine wünſch' ich, ihr verſagt mir's nicht.

Roſa.

Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen.

Valerio.

Da kam eine junge Schäferin
Mit leichtem Schritt und munterm Sinn
Daher, daher,
Die Wieſe her und ſang.

Elmire.

Ach, denkt das Veilchen, wär' ich nur
Die ſchönſte Blume der Natur,
Ach nur ein kleines Veilchen,
Bis mich das Liebchen abgepflückt
Und an dem Buſen matt gedrückt!

Ach nur, ach nur
Ein Viertelſtündchen lang!

Roſa.

Ach aber ach! das Mädchen kam
Und nicht in Acht das Veilchen nahm,
Ertrat das arme Veilchen.

Valerio.

Und ſank und ſtarb und freut' ſich noch;
„Und ſterb' ich denn, ſo ſterb' ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!"

(Zu drei)

„Und ſterb ich denn, ſo ſterb ich doch
Durch ſie, durch ſie,
Zu ihren Füßen doch!"

Elmire.

Und dieſes Mädchen, das auf ſeinem Wege
Unwiſſend eine Blume niedertritt,
Sie hat nicht Schuld; ich aber, ich bin ſchuldig.
Oft hab' ich ihn, ich muß es doch geſtehn,
Oft hab' ich ihn gereizt, ſein Lied gelobt,
Ihn wiederholen laſſen, was er mir
In's Herz zu ſingen wünſchte; dann auch wohl
Ein andermal gethan als wenn ich ihn
Nicht hörte. Mehr noch, mehr hab' ich verbrochen.

Valerio.

Du klagſt dich ſtreng', geliebte Freundin, an.

Elmire.

Welt ſtrenger klagt mich an des Treuen Flucht.

Roſa.

Die Liebe bringt ihn die vielleicht zurück.

Elmire.

Sie hat vielleicht ihn anderwärts entſchädigt.
Ich bin nicht bös geboren; doch erſt jetzt
Erſtaun' ich, wie ich lieblos ihn gemartert.
Man ſchonet einen Freund, ja man iſt höflich
Und ſorgſam, keinen Fremden zu beleid'gen;
Doch den Geliebten, der ſich einzig mir
Auf ewig gab, den ſchont' ich nicht, und konnte
Mit ſchadenfroher Kälte den betrüben.

Valerio.

Ich kenne dich in deiner Schilderung nicht.

Elmire.

Und eben da lernt' ich mich ſelbſt erſt kennen.
Was war es anders, als er einſt zwey Pfirſchen
Von einem ſelbſtgepflanzten Bäumchen friſch
Gebrochen brachte, da wir eben ſpielten!
Die ſtille Freude ſeiner Augen, um
Dieß erſte Paar der lang erwarteten,
Gepflegten Frucht, gleich einer Gottheit mir
Zu überreichen, ſah ich nicht; ich ſah
Sie damals nicht, — doch hab' ich ſie geſehn;
Wie könnt' ich ſonſt des Ausdrucks mich erinnern?
Ich dankt' ihm leicht und nahm ſie an, und gleich
Bot ich ſie der Geſellſchaft freundlich hin;
Er trat zurück, erblaßte; ſeinem Herzen
War es ein Todesſtoß. Nicht ſind's die Pfirſchen,
Die Früchte ſind es nicht. Ach, daß mein Herz
So ſtolz und kalt und übermüthig war!

Valerio.

Wenn es auch edel iſt ſich ſeiner Fehler
Erinnern, ſie erkennen, und ſich ſelbſt

Verbeſſern, o ſo kann es keine Tugend,
Nicht lebenswürdig ſeyn, mit der Erinn'rung
Die Kraft des Herzens tief zu untergraben.

Elmire.

Befreie mich von allen dieſen Bildern,
Vom Bilde jeder Blume, die er mir
Aus ſeinem Garten brachte, von dem Blick
Mit dem er noch mich anſah, als er ſchon
Beſchloſſen hatte, ſich von mir zu reißen.

Erwin! o ſchau, du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gib mir den Tod.

So jung, ſo ſittſam zum Entzücken!
Die Wangen, welches friſche Blut!
Und ach! in ſeinen naſſen Blicken,
Ihr Götter, welche Liebesgluth!

Erwin! o ſchau, du wirſt gerochen;
Kein Gott erhöret meine Noth.
Mein Stolz hat ihm das Herz gebrochen;
O Liebe! gib mir den Tod.

(Roſa und Valerio bemühen ſich während dieſes Geſanges ſie zu trösten, beſonders Valerio. Gegen das Ende der Arie wird Roſa ſtill, tritt an die Seite, ſieht ſich manchmal nach den beiden unruhig und verdrießlich um.)

Roſa (für ſich).

Ich komme hier mir überflüſſig vor;
Der Freund ſcheint auf die Freundin mehr zu wirken,
Als eine Freundin. Gut, ich kann ja wohl

Allein durch dieſe Gänge wandeln, finde
Auch einen Freund, die Zeit mir zu verkürzen.

(Er geht ab, ſich noch einigemal umſehend. Elmire und Valerio, welche mit einander fortſprechen, bemerken nicht, daß ſie ſich entfernt.)

Valerio.

Ich laſſe dich nicht mehr, und leide nicht,
Daß dieſe Schmerzen ewig wiederkehren.
Es fehlt der Menſch, und darum hat er Freunde.
Es haben gute, weiſe Menſchen ſich
Dazu gebildet, daß ſie den Gefallnen
Mit leichter Hand erheben, Irrende
Dem rechten Wege leitend näher bringen.
Ich habe ſelbſt auch viele Schmerzenszeiten
Erleben müſſen; wer erlebt ſie nicht?
Die angeborne Heftigkeit und Haſt,
Die ich nun eher bändigend beherrſche,
Ergriff mich oft, und trieb mich ab vom Ziel.
Da führte mich zu einem alten, edeln
Und klugen Manne mein Geſchick. Er hörte
Mich liebreich an; und die verworrnen Knoten
Des wild verknüpften Sinnes löſ't' er leicht
Und bald, mit wohlerfahrner treuer Hand.
Ja, lebt er noch, denn lange hab' ich ihn
Nicht mehr geſehn, ſo ſollſt du zu ihm hin;
Ich führe dich, und Roſa geht mit uns.

Elmire.

Wo iſt ſie hin?

Valerio.

Ich ſehe ſie dort unten
Im Schatten gehn.

Elmire.

Wo wohnt der theure Mann?

Valerio.

Nicht allzu weit von hier, in dem Gebirge.
Du weißt, wir gingen neulich durch den Wald,
Und an dem Berge weg, bis zu dem Orte,
Wo eine Felsenwand am Flusse still
Uns stehen hieß. Der kleine Steg, der sonst
Hinüber führt, war von dem Strom vor Kurzem
Hinweg gerissen; doch wir finden ihn
Jetzt wieder hergestellt. Dieß ist der Weg;
Wir folgen einem Pfade durch's Gebüsch,
Und auf der Wiese kennen wir gar leicht
Den Fußsteig linker Hand, und dieser führt
Uns stets am Flusse hin, um Wald und Fels,
Durch Busch und Thal; man kann nicht weiter irren.
Zuletzt wirst du die Hütte meines Freundes
Auf einem Felsen sehn; es wird dir wohl
Auf diesem Wege werden, wohler noch,
Wenn du dieß Heiligthum erreichst.

Elmire.

O bring' mich hin! Der Tag ist lang; ich sehne
Mich nach dem stillen Gange, nach den Worten
Des guten Greises, dem ich meine Schuld
Und meine Noth gar gern bekennen werde.

Valerio.

Und trügt mich nicht was ich an ihm bemerkt,
So weiß er mehr, als andre Menschen wissen.
Sein ungetrübtes freies Auge schaut
Die Ferne klar, die uns im Nebel liegt.
Die Melodie des Schicksals, die um uns
In tausend Kreisen klingend sich bewegt,
Vernimmt sein Ohr; und wir erhaschen kaum

Nur abgebrochne Töne hier und da.
Betrieg' ich mich nicht sehr, so wird der Mann
Dir mit dem Trost zugleich auch Hülfe reichen.

Elmire.

O laß uns fort! Wie oft sind wir um nichts
Berg-auf, Berg-ab gestiegen, sind gegangen
Nur um zu gehen! Laß uns dieses Ziel,
So bald als möglich ist, erreichen. Rosa! Wo
Ist unsre Freundin?

Valerio.

Gleich! ich hole sie.
Auch wünsch' ich sehr, daß sie ihn einmal sehe,
Aus seinem Mund ein heilsam Wort vernehme;
Sie bleibt mir ewig werth; doch fürcht' ich stets,
Sie macht mich elend; denn die Eifersucht
Nagt ihre Brust wie eine Krankheit, die
Wir nicht vermögen auszutreiben, nicht
Ihr zu entfliehen. Oft, wenn sie die Freuden,
Die reinsten mir vergällt, verzweifl' ich fast,
Und der Entschluß sie zu verlassen steigt,
Wie ein Gespenst, in meinem Busen auf.

Elmire.

Geschwind, geschwind, daß uns der weise Mann
Zusammen rathe, Trost und Hülfe gebe.
Wenn ihm die Kraft vom Himmel zugetheilt ist.

(Indem sie dringend Valerio's Hände nimmt)

Ich muß, ich muß ihn sehen,
Den göttergleichen Mann.

Valerio

(der ihre Hände festhält und ihre Freundlichkeit erwiedert).

Ich will mit Freude sehen,
Wie schön er trösten kann.

Roſa

(die ungeſehen hereingetreten und ſie beobachtet, für ſich).

Was muß, was muß ich ſehen!
Du böſer, falſcher Mann!

Elmire (wie oben).

Der Troſt aus ſeinem Munde
Wird Nahrung meinem Schmerz.

Valerio (wie oben).

Er heilet deine Wunde,
Beſeliget dein Herz.

Roſa (wie oben).

O welche tiefe Wunde!
Es bricht, es bricht mein Herz!

Elmire (wird ſie gewahr).

Komm mit, Geliebte! Laß uns eilend gehen
Und unſre Sonnenhüte nehmen. Du
Biſt doch zufrieden, daß wir neue Wege,
Geleitet von Valerio, betreten?

Roſa.

Ich dächte faſt, ihr gingt allein, vermiedet
Der Freundin unbequeme Gegenwart.

Elmire.

Wie, Roſa? Mich?

Valerio.

Mein Kind, bedenke doch
Mit wem du redeſt, was du mir ſo heilig
Vor wenig Augenblicken noch verſprachſt.

Roſa.

Bedenk' es ſelbſt, Verräther! Nein, ich habe
Mit dieſen meinen Augen nichts geſehn.

Valerio.

Das iſt zu viel, zu viel! du ſiehſt mich hier
Mit warmem Herzen einer edeln Freundin
In trüber Stunde beizuſtehn bemüht.
Iſt dieß Verrath?

Roſa.

Und ſie ſcheint ſehr getröſtet.

Elmire.

Kann deine Leidenſchaft mich auch verkennen?

Valerio.

Beleid'ge, Roſa, nicht das ſchöne Herz!
Geh' in dich ſelbſt, und höre was dein Freund,
Was dein Geliebter ſagt, und was dir ſchon
Dein eigen Herz ſtatt meiner ſagen ſollte.

Roſa

(zurückweichend und ſchluchzend, indem Valerio ſich um ſie bemüht).

Nein, nein, ich glaube nicht,
Nein, nicht den Worten.
Worte, ja Worte habt ihr genug.
Liebe und liebte worten nur, worten!
Alles erlogen, alles iſt Trug.

(Er wendet ſich von ihm ab; und da ſie ſich auf die andre Seite kehrt, kommt ihr Elmire entgegen, ſie zu beſchäftigen.)

Freundin, du Falſche!
Sollteſt dich ſchämen!
Laß mich! Ich will nicht,
Will nichts vernehmen.
Doppelte Falſchheit,
Doppelter Trug!

Valerie.

So iſt es denn nicht möglich daß du dich
Bemeiſtern kannſt? Doch ach, was red' ich viel!
Wenn dieſer falſche Ton in einem Herzen
Nun einmal klingt, und immer wieder klingt;
Wo iſt der Künſtler, der es ſtimmen könnte?
In dieſem Augenblick verwundeſt du
Mich viel zu tief, als daß es heilen ſollte.
Wie? Dieſe redliche Bemühung eines Freundes,
Der Freundin beizuſtehen, die Erfüllung
Der ſchönſten Pflicht, du wagſt ſie mißzudeuten?
Was iſt mein Leben, wenn ich andern nicht
Mehr nutzen ſoll? Und welches Wirken iſt
Wohl beſſer angewandt, als einen Geiſt,
Der, leidenſchaftlich ſich bewegend, gern
Sein eignes Haus zerſtörte, zu beſänft'gen?
Nein! Nein! ich folge jenem Trieb', der mir
Schon lang' den Weg zur Flucht gezeigt, ſchon lange
Mich deiner Tyranney auf ewig zu
Entziehen hieß. Leb' wohl! Es iſt geſchehn!
Zerſchlagen iſt die Urne, die ſo lang'
Der Liebe Freuden und der Liebe Schmerzen
In ihrem Buſen willig faßte; raſch
Entſtürzet das Gefühl ſich der Verwahrung,
Und fließt, am Boden rieſelnd und verbreitet,
Zu deinen Füßen nun verſiegend hin.

Höret alle mich, ihr Götter,
Die ihr auf Verliebte ſchauet:
Dieſes Glück, ſo ſchön gebauet,
Reiß' ich voll Verzweiflung ein.

Ach ich hab' in deinen Armen,
Mehr gelitten als genossen!
Nun es sey! Es ist beschlossen!
Ende Glück, und ende Pein! (Ab.)

Elmire.

Hörst du, er hat geschworen;
Ich furcht', er macht es wahr.

Rosa

Sie sind nicht alle Thoren,
Wie dein Geliebter war.

Elmire.

Gewiß, er muß dich hassen;
Kannst du so grausam seyn?

Rosa.

Und kann er mich verlassen,
So war er niemals mein.

(Es kommt ein Knabe, der ein versiegeltes Blättchen an Rosa bringt.)

Elmire.

Welch ein Blättchen bringt der Knabe?
Knabe, sage mir, wer gab dir's?
Doch er schweigt und eilet fort.

Rosa

(Elmiren das Blatt gebend).

Ach, an mich ist's überschrieben!
Liebe Freundin, lies, o lies es,
Und verschweige mir kein Wort.

Elmire (liest.)

„Ich flieh', ich fliehe,
„Dich zu vermeiden,
„Und mit den Schmerzen
„Und mit den Freuden

„Nicht mehr zu kämpfen.
„Siehſt mich nicht wieder;
„Schon bin ich fort!“

Roſa
(auf das Blatt ſehend).

O weh'! o wehe!
Was muß ich hören!
Was muß ich leiden!
Aus meinem Herzen
Entfliehn die Freuden;
Es flieht das Leben
Mit ihnen fort.

Elmire.

Komm, ermanne dich, Geliebte!
Noch iſt alles nicht verloren,
Nein, du wirſt ihn wiederſehn.

Roſa.

Laß, o laß die tief Betrübte;
Nein, er hat, er hat geſchworen,
Ach, es iſt um mich geſchehn.

Elmire.

Ich weiß ein Plätzchen
Und eine Wohnung;
Ich wett', er eilet,
Ich wett', er fliehet
An dieſen Ort.

Roſa.

O was verſprech' ich
Dir für Belohnung!
O eil'! o eile!

Er flieht, er fliehet
Wohl weiter fort.

Elmire.

Bin bereit mit dir zu eilen;
Dort den eignen Schmerz zu heilen,
Find' ich einen heil'gen Mann.

Rosa.

O Geliebte, laß uns eilen,
Diese Schmerzen bald zu heilen,
Die ich nicht ertragen kann.

Elmire.

Zwey Mädchen suchen
Mit Angst und Sorgen,
Die Vielgeliebten
Zurück zu finden;
Es fühlet jede
Was sie verlor.

Rosa.

O laß die Buchen
Am stillen Morgen,
O laß die Eichen
Den Weg uns zeigen!
Es finde jede
Den sie erkor.

Beide.

Und zwischen Felsen
Und zwischen Sträuchen,
O trag', o Liebe,
Die Fackel vor!

Zweyter Aufzug.

Waldig-buſchige Einöde, zwiſchen Felſen eine Hütte mit einem Garten dabey.

Erſter Auftritt.

Erwin.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk' ich trauernd,
Als ich, Engel, an dir hing,
Auf das erſte Knöspchen lauernd
Früh zu meinem Garten ging,

Alle Blüthen, alle Früchte
Noch zu deinen Füßen trug,
Und vor deinem Angeſichte
Hoffnung in dem Herzen ſchlug.

Ihr verblühet, ſüße Roſen,
Meine Liebe trug euch nicht;
Blühtet, ach, dem Hoffnungsloſen,
Dem der Gram die Seele bricht!

So iſt es denn vergebens jenes Bild
Aus meiner Stirne wegzutilgen. Hell
Bleibt die Geſtalt und glänzend vor mir ſtehn.
Je tiefer ſich die Sonne hinter Wolken
Und Nebel bergen mag, je trüber ſich
Der Schmerz um meine Seele legt; nur heller
Und heller glänzt im Innerſten dieß Bild,
Dieß Angeſicht hervor, ich ſeh', ich ſeh's! —
Sie wandelt vor mir hin, und blickt nicht her.
O welch ein Wuchs! o welch ein ſtiller Gang!
Sie tritt ſo gut und ſo beſcheiden auf,
Als ſorgte ſie zu zeigen: „Seht, ich bin's.“
Und doch geht ſie ſo leiſ' und leicht dahin,
Als wüßte ſie von ihrer eignen Schönheit
So wenig als der Stern der uns erquickt.
Aber bald wächſt das Gefühl in meinem Buſen;
Dieſe ſtille Betrachtung, heftiger, heftiger
Wendet ſie Schmerzen tief in der Bruſt.
Unwiderſtehlich faßt mich das Verlangen
Zu ihr! zu ihr! und dieſe Gegenwart
Des ſchönen Bilds vor meiner Seele flieht
Nur mehr und mehr, je mehr ich nach ihm greife.

(Gegen Hain und Garten zielend.)

O theurer Mann, den ich in dieſer Oede,
So ſtill und glücklich fand, der manche Stunde
Mir Frieden in das Herz geſprochen, der
Zu früh nach jenen ſeligen Gefilden
Hinüber wandelte! Von deinem Grabe,
Das ich mit Blumen kränzte, ſprich zu mir;
Und kannſt du mich nicht retten, zieh mich nach!

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

(Gegen die andre Seite gekehrt)

Schweige, zarte liebe Stimme!
Mit den ſanften Zaubertönen
Lockſt du mich, vermehrſt das Sehnen,
Marterſt mit vergebnem Schmerz.

(Wie oben)

Welch ein Liſpeln, welch ein Schauer
Weht vom Grabe des Geliebten!
Ja, es wehet dem Betrübten
Sanften Frieden in das Herz.

Wer kommt am Fluſſe her, und ſteigt behende
Den Fels herauf? Erkenn' ich dieſen Mann,
So iſt's Valerio. Welch ein Geſchick
Führt ihn auf dieſe Spur? Ich eile ſchnell
Mich zu verbergen. — Was beſchließ' ich? Was
Iſt hier zu thun? — Geſchwind in deine Hütte!
Dort kannſt du horchen, überlegen dort.

Zweyter Auftritt.

Valerio

(eine blonde Haarlocke in der Hand tragend)

Nein, es iſt nicht genug, die Welt zu fliehn!
Die ſchönen Locken hab' ich gleich entſchloſſen
Vom Haupte mir geſchnitten, und es iſt

An keine Wiederkehr zu denken. Hier
Weih' ich der Einsamkeit den ganzen Rest
Von meinem Leben. Felsen und Gebüsch,
Du hoher Wald, du Wasserfall im Thal,
Vernehmet mein Gelübde, nehmt es an!

Hier! Es ist mein fester Wille,
Euch, ihr Nymphen dieser Stille,
Weih' ich dieses schöne Haar!
Alle Locken, alle Haare,
Zierden meiner jungen Jahre,
Bring' ich euch zum Opfer dar.

(Er legt die Locke auf den Felsen.)

Dritter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio

(ohne Erwin zu sehen).

Mein Herz ist nun von aller Welt entfernt,
Ich darf mich wohl dem heil'gen Manne zeigen.

Erwin

(in der Thür der Hütte).

Vergebens will ich fliehn; sie zieht mich an,
Die Stimme, die mich somit so oft getröstet.

Valerio.

Er kommt! O Heiliger, vergib, du siehst —

(Er erstaunt und tritt zurück.)

Erwin.

Vergib, mein Freund, du siehst nur seinen Schüler.

Valerie.

Iſt's möglich? welche Stimme! welches Bild!

Erwin.

Hat ihn der Gram nicht ganz und gar entſtellt?

Valerie.

Er iſt's! er iſt's! mein Freund! Erwin mein Freund!

Erwin.

Der Schatten deines Freundes ruft dich an.

Valerie.

O komm an meine Bruſt, und laß mich endlich
Des ſüßen Traumes noch mich wachend freuen.

Erwin.

Du bringſt mir eine Freude, die ich nie
Mehr hoffen konnte, ja nicht hoffen wollte.
Mein treuer, beſter Freund, ich ſchließe dich
Mit Luſt an meinen Buſen, fühle jetzt,
Daß ich noch lebe. Irrend ſchlich Erwin,
Verbannten Schatten gleich, um dieſe Felſen:
Allein er lebt! Er lebt! — O theurer Mann,
Ich lebe nur um wieder neu zu bangen.

Valerie.

O ſage mir! O ſage viel, und ſprich:
Wo iſt der Mann, der Edle, der dieß Haus
So lang' bewohnte?

Erwin.

Dieſe kleine Hütte,
Sein Körper und ſein Kleid ſind hier geblieben;
Er iſt gegangen! Dorthin wohin ich ihm
Zu folgen noch nicht werth war. Siehſt du, hier,
Bedeckt mit Roſen, blüht des Frommen Grab.

Valerio.

Ich wein' ihm keine Thräne: denn die Freude,
Dich hier zu finden, hat mir das Gefühl
Von Schmerz und Tod aus meiner Bruſt gehoben.

Erwin.

Ich ſelbſt erkenne mich für ſchuldig; oft
Weint' ich an ſeinem Grabe Thränen, die
Dem edlen Mann nicht galten. Freund, o Freund!

Valerio.

Was hab ich dir zu ſagen!

Erwin.

Rede nicht! —
Warum biſt du gekommen? ſag' mir an!

Valerio.

Die Eiferſucht der Liebſten trieb mich fort.
Es konnte dieſe Qual mein treues Herz
Nicht länger tragen.

Erwin.

So verſcheuchte dich
Ein allzuroſes Glück von ihrer Seite,
Ach weh! — Wie bringt die Gegenwart
Des alten Freundes, dieſe liebe Stimme,
Der Blick, der tröſtend mir entgegen kam,
Wenn ſich mein Herz verzweifelnd ſpalten wollte,
Wie bringſt du, theurer Mann, mir eine Welt
Von Bildern, von Gefühlen in die Wüſte! —
Wo biſt du hin auf einmal, ſüßer Friede,
Der dieſes Haus und dieſes Grab umſchwebte?
Auf einmal faßt mich die Erinnrung an,
Gewaltig an; ich widerſtehe nicht
Dem Schmerz, der mich ergreift und mich zerreißt.

Valerio.

Geliebter Freund, vernimm in wenig Worten
Mehr Troſt und Glück als du dir hoffen darfſt.

Erwin.

Die Hoffnung hat mich lang' genug getäuſcht;
Wenn du mich liebſt, ſo ſchweig' und laß mich los.

Rede nicht! Ich darf nicht fragen.
Schweig' o ſchweig'! Ich will nichts wiſſen.
Ach was werd' ich hören müſſen!
Ja, ſie lebt, und nicht für mich!

Doch was haſt du mir zu ſagen?
Sprich! ich will, ich will es hören.
Soll ich ewig mich verzehren?
Schlage zu und tödte mich!

Valerio

(der zuletzt, anſtatt Erwinen zuzuhören und auf ſeine Bedeutſamkeit zu merken, mit Staunen nach der Seite hingeſehen, wo er hereingekommen).

Ich ſchweige, wenn du mich nicht hören willſt.

Erwin.

Wo blickſt du hin? Was ſiehſt du in dem Thale?

Valerio.

Zwey Mädchen ſeh' ich, die den ſteilen Pfad
Mit Mühe klimmen. Ich betrachte ſchon
Sie mit Erſtaunen eine Weile. Sanft
Regt ſich der Wunſch im Buſen: „Möchte doch
Auf dieſen Pfaden die Geliebte wandeln!“
Mein unbefeſtigt Herz wird mehr und mehr
Durch deine Gegenwart, o Freund, erſchüttert.

Ich finde dich statt jenes edeln Weisen;
Ich weiß die Freude die noch deiner wartet;
Ich fühle daß ich noch der Welt gehöre;
Entfliehen konnt' ich, ihr mich nicht entreißen.

Erwin
(nach der Seite sehend).

Sie kommen g'rad' herauf: sie sind gekleidet
Wie Mädchen aus der Stadt; und wie verloren
Sie sich in das Gebirg'? Es folgt von weitem
Ein Diener nach; sie scheinen nicht verirrt.
Herein! Herein! mein Freund; ich lasse mich
Vor keinem Menschen sehn, der aus der Stadt
Zu kommen scheint.

Valerio.

Sie irren doch vielleicht;
Es wäre hart sie nicht zurecht zu weisen. —
O Himmel, trügt mein Auge? — Retter Amor!
Wie machst du es mit deinen Dienern gut!
Sie sind es!

Erwin.

Wer?

Valerio.

Sie sind es! Freue dich!
Das Ende deines Leidens ist gekommen.

Erwin.

Du täuschest mich.

Valerio.

Die allerliebsten Mädchen,
Rosette, mit — Elmiren!

Erwin.

Welch ein Traum!

Valerie.

Sieh' hin! Erkennst du sie?

Erwin.

Ich seh' und sehe
Mit offnen Augen nichts; so blendet mich
Ein neues Glück, das mir den Sinn verwirrt.

Valerie.

Elmire steht an einem Felsen still.
Sie lehnt sich an und sieht hinab ins Thal;
Ihr tiefer Blick durchwandelt Wies' und Wald;
Sie denkt; gewiß, Erwin, gedenkt sie dein.
Erwin! Erwin!

Erwin

(aus tiefen Gedanken)

O wecke mich nicht auf!

Valerie.

Rosette schreitet beftiger voraus.
Geschwind, Erwin, verberge dich; ich bleibe,
Erschrecke sie mit diesem kurzen Haar,
Mit Ernst und Schweigen. Mag der kleine Gott
Uns alle dann mit schöner Freude kränzen!

Vierter Auftritt.

Valerie (an der andern Seite auf einem Felsen stehend).

Rosa.

Rosa.

Hier ist der Platz! — O Himmel, welch ein Glück!
Valerio! Er ist's! So hat mein Herr,
Elmire hat mich nicht betrogen. Ja!

Ich find' ihn wieder. — Freund, mein theurer Freund,
Was machst du hier? Was hab' ich zu erwarten?
Du hörest meine Stimme, wendest nicht
Dein Angesicht nach deiner Liebsten um?
Doch ja, du siehst mich an, du blickst nach mir,
O komm herab, o komm in meinen Arm!
Du schweigst und bleibst? O Himmel, seh' ich recht!
Dein schönes Haar hast du vom Haupt geschnitten;
O was vermuth' ich! was errath' ich nun!

Kannst du nicht besänftigt werden?
Bleibst du still und einsam hier?
Ach, was sagen die Geberden,
Ach, was sagt dein Schweigen mir?

Hast du dich mit ihm verbunden,
Ist dir nicht ein Wort erlaubt;
Ach so ist mein Glück verschwunden,
Ist auf ewig mir geraubt.

Valerio.

Du jammerst mich, und doch vermag ich nicht,
Betrübtes Kind, dir nun zu helfen. Nur
Zum Troste sag' ich dir: Noch ist nicht alles,
Was du zu fürchten scheinst, gethan; noch bleibt
Die Hoffnung mir und dir. Allein ich muß
In diesem Augenblick den Druck der Hand
Und jeden liebevollen Gruß versagen.
Entferne dich dorthin, und setze dich
Auf jenen Felsen; bleibe still und nähre
Den festen Vorsatz, dich und den Geliebten
Nicht mehr zu quälen, dort, bis wir dich rufen.

Rosa.

Ich folge deinen Winken, drücke nicht
Die Freude lebhaft aus, daß du mir wieder
Gegeben bist. Dein freundlich-ernstes Wort,
Dein Blick gebietet mir, ich geh' und hoffe!

Fünfter Auftritt.

Valerio. Erwin.

Valerio.

Erwin! Erwin!

Erwin.

Mein Freund, was hast du mir
Für Schmerzen zubereitet! Sage mir,
Was soll ich denken? Denn von ungefähr
Sind diese Frauen nicht hieher gekommen.
Grausamer Freund, du hast die stille Wohnung
Doch endlich ausgespäht, und kommst mit List,
Mit glatten Worten, mit Verstellung, mich
Erst einzuwiegen, führest dann ein Bild
Vor meinen Augen auf, das jeden Schmerz
Auf's neue regt, das weder Trost noch Hülfe
Mir bringen kann und mir Verzweiflung bringt.

Valerio.

Nur stille, lieber Mann; ich sage dir
Bis auf das Kleinste, wie es zugegangen.
Nur jetzt ein Wort! — Sie liebt dich —

Erwin.

Nein, ach nein!
Laß mich nicht hoffen, daß ich nicht verzweifle.

Valerio.

Du sollst sie sehen.

Erwin.

Nein, ich fliehe sie.

Valerio.

Du sollst sie sprechen!

Erwin.

Ich verstumme schon.

Valerio.

Ihr vielgeliebtes Bild wird vor dir stehn.

Erwin.

Sie nähert sich. Ihr Götter, ich versinke!

Valerio.

Vernimm ein Wort. Sie bath, den weisen Alten
Hier oben zu besuchen. Hast du nicht
Ein Kleid von ihm?

Erwin.

Ein neues Kleid ist da;
Man sandte es ihm zuletzt, allein er wollte
In seinem alten Rock begraben seyn.

Valerio.

Verkleide dich.

Erwin.

Wozu die Mummerey!
Was er verliess, bleibt mir verehrungswerth.

Valerio.

Es ist kein Scherz, du sollst nur Augenblicke
Verborgen vor ihr stehn, sie sehn, sie hören,
Ihr innres Herz erkennen, wie sie liebt.
Und

Erwin.

Was soll ich thun?

Valerio.

Geschwind, geschwind!

Erwin.

Doch mein Gesicht, mein glattes Kinn wird bald
Den Trug entdecken; soll ich dann beschämt,
Verloren vor dir stehn?

Valerio.

Zum guten Glück
Hat meine Leidenschaft des holden Schmuckes
Der Jugend mich beraubt. Das blonde Haar.

(Er nimmt das Haar vom Felsen.)

An's Kinn gepaßt, macht dich zum weisen Mann.

Erwin.

Noch immer wechselst du mit Ernst und Scherz.

Valerio.

Vergnügter hab' ich nie den Sinn geändert.
Sie kommt, geschwind.

Erwin.

Ich folge; sey es nun
Zum Leben oder Tod; es ist gewagt.

(Sie gehen in die Hütte.)

Sechster Auftritt.

Elmire (allein).

Mit vollen Athemzügen
Sang' ich, Natur, aus dir
Ein schmerzliches Vergnügen,
Wie lebt,
Wie bebt,
Wie strebt
Das Herz in mir!
Freundlich begleiten
Mich Lüftlein gelinde.
Flobene Freuden
Ach, säuseln im Winde,
Fassen die bebende,
Die strebende Brust.
Himmliche Zeiten!
Ach, wie so geschwinde
Dämmert und blicket
Und schwindet die Lust.

Du lachst mir, angenehmes Thal,
Und du, o heine Himmelssonne,
Erfüllst seit langer Zeit zum erstenmal
Mein Herz mit süßer Frühlingswonne.
Weh mir! Ach sonst war meine Seele rein,
Genos ich friedlich deinen Segen;
Verbirg' dich, Sonne, meiner Pein!
Verwildre dich, Natur, und stürme mir entgegen.

Die Winde sausen,
Die Ströme brausen,
Die Blätter rascheln

Dürr ab in's Thal.
Auf steiler Höhe,
Am nackten Felsen,
Lieg' ich und flehe;
Auf öden Wegen
Durch Sturm und Regen,
Fühl' ich und flieh' ich
Und suche die Qual.
Wie glücklich, daß in meinem Herzen
Sich wieder neue Hoffnung regt!
O wende, Liebe, diese Schmerzen,
Die meine Seele kaum erträgt.

Siebenter Auftritt.

Elmire. Valerio.

Valerio.

Welch eine Klage tönet um das Haus?

Elmire.

Welch eine Stimme tönet mir entgegen!

Valerio.

Es ist ein Freund, der hier sich wieder findet.

Elmire.

So hat mich die Vermuthung nicht betrogen.

Valerio.

Ach meine Freundin, heute gab ich dir
Den besten Trost, belebte deine Hoffnung
In einem Augenblicke, da ich nicht
Bedachte, daß ich selbst des Trostes bald
Auf immer mangeln würde.

Elmire.

Wie, mein Freund?

Valerio.

Die Haare sind vom Scheitel abgeschnitten,
Ich von der Welt.

Elmire.

O ferne sey uns das!

Valerio.

Ich darf nur wenig reden, nur das Wenige
Was nöthig ist. Du wirst den Edeln sehen,
Der hier nun glücklicher als ehmals wohnt.
Er saß in seiner Hütte still, und sah'
Die Ankunft zwey bedrängter Herzen schon
In seinem stillen Sinn voraus. Er kommt.
Sogleich will ich ihn rufen.

Elmire.

Tausend Dank!
O ruf' ihn her, wenn ich mich zu der Hütte
Nicht wagen darf. Mein Herz ist offen; nun
Will ich ihm meine Noth und meine Schuld
Mit hoffnungsvoller Reue gern gestehn.

Achter Auftritt.

Elmire. Erwin (in langem Kleide mit weißem Barte tritt aus der Hütte).

Elmire (unter).

Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

(Sie hebt sie auf und verbirgt die Bewegungen ihres Herzens.)

Angſt und Kummer, Reu' und Schmerz
Quälen dieſes arme Herz.
Sieh' mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach, es war ein junges Blut,
War ſo lieb, er war ſo gut!
Ach, ſo redlich liebt' er mich!
Ach, ſo heimlich quält' er ſich!
Sieh' mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

Ich vernahm ſein ſtummes Flehn,
Und ich konnt' ihn zehren ſehn;
Hielte mein Gefühl zurück,
Gönnt' ihm keinen holden Blick.
Sieh' mich vor dir unverſtellt,
Herr, die Schuldigſte der Welt.

Ach, ſo drängt' und quält' ich ihn;
Und nun iſt der Arme hin,
Schwebt in Kummer, Mangel, Noth,
Iſt verloren, er iſt todt.
Sieh' mich, Heil'ger, wie ich bin,
Eine arme Sünderin.

(Erwin zieht eine Schreibtafel heraus und ſchreibt mit zitternder Hand einige Worte, ſchlägt die Tafel zu, und gibt ſie Elmiren. Eilig will ſie die Blätter aufmachen; er hält ſie ab und macht ihr ein Zeichen, ſich zu entfernen. Dieſe Pantomime wird von Muſik begleitet, wie alles das Folgende.)

Elmire.

Ja, würd'ger Mann, ich ehre deinen Wink,
Ich überlaſſe dich der Einſamkeit,

Ich ſtöre nicht dein heiliges Gefühl
Durch meine Gegenwart. Wann darf ich, wann
Die Blätter öffnen? wann die heil'gen Züge
Mit Andacht ſchauen, küſſen, in mich trinken?
(Er deutet in die Ferne.)
An jener Linde? Wohl! ſo bleibe dir
Der Friede ſtets, wie du ihn mir bereiteſt.
Leb' wohl! Mein Herz bleibt hier mit ew'gem Danke.
(Ab.)

Erwin
(ſchaut ihr mit ausgeſtreckten Armen nach, dann reißt er den Mantel und die Maske ab).

Sie liebt mich!
Sie liebt mich!
Welch ſchreckliches Beben!
Fühl' ich mich ſelber?
Bin ich am Leben?
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Ach! rings ſo anders!
Biſt du's noch, Sonne?
Biſt du's noch, Hütte?
Trage die Wonne,
Seliges Herz!
Sie liebt mich!
Sie liebt mich!

Neunter Auftritt.

Erwin. Valerio. Nachher Elmire. Nachher Rosa.

Valerio.

Sie liebt dich! Sie liebt dich!
Siehst du, die Seele
Hast du betrübet,
Die dich nur immer,
Immer geliebet!

Erwin.

Ich bin so freudig,
Fühle mein Leben!
Ach, sie vergibt mir,
Sie hat vergeben!

Valerio.

Nein, ihre Thränen
Thust ihr nicht gut.

Erwin.

Sie zu versöhnen
Fließe mein Blut!
Sie liebt mich!

Valerio.

Sie liebt dich!
Wo ist sie hin?

Erwin.

Ich schickte sie hinab
Nach jener Linde, daß mir nicht das Herz
Vor Füll' und Freude brechen sollte. Nun
Hat sie auf einem Täfelchen, das ich
Ihr in die Hände gab, das Wort gelesen:
„Er ist nicht weit!“

Valerio.

Sie kommt! Geſchwind, ſie kommt.
Nur einen Augenblick in dieß Geſträuch!

(Er verſteckt ſich.)

Elmire.

Er iſt nicht weit!
Wo find' ich ihn wieder?
Er iſt nicht weit!
Mir beben die Glieder.
O Hoffnung! O Glück!
Wo geh' ich, wo ſuch' ich,
Wo find' ich ihn wieder?
Ihr Götter, erhört mich,
O gebt ihn zurück!
Erwin! Erwin!

Erwin (hervortretend).

Elmire!

Elmire.

Weh mir!

Erwin (zu ihren Füßen).

Ich bin's.

Elmire (an ſeinem Halſe).

Du biſt's!

Valerio (hervortretend).

O ſchauet hernieder!
Ihr Götter, dieß Glück!
Da haſt du ihn wieder!
Da nimm ſie zurück! (Ab.)

Erwin.

Ich habe dich wieder!
Hier bin ich zurück.
Ich sinke darnieder,
Mich tödtet das Glück.

Elmire.

Ich habe dich wieder!
Mir trübt sich der Blick.
O schauet hernieder,
Und gönnt mir das Glück!

Rosa

(welche schon, während Elmirens vorige Strophe, mit Valerio hereingetreten und ihre Freude, Verwunderung und Versöhnung mit dem Geliebten pantomimisch ausgedrückt).

Da hab' ich ihn wieder!
Du hast ihn zurück!
O schauet hernieder,
Ihr Götter, dieß Glück!

Valerio.

Eilet, gute Kinder, eilet,
Euch auf ewig zu verbinden.
Dieser Erde Glück zu finden
Suchet ihr umsonst allein.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen,
Uns auf ewig zu verbinden!
Dieser Erde Glück zu finden
Müsset ihr zu Paaren seyn.

Erwin.

Es verhindert mich die Liebe,
Mich zu kennen, mich zu faſſen.
Ohne Thräne kann ich laſſen
Dieſe Hütte, dieſes Grab.

Elmire. Roſa. Valerio.

Oft, durch unſer ganzes Leben
Bringen wir der ſtillen Hütte
Neuen Dank und neue Bitte,
Daß uns bleibe, was ſie gab.

Alle.

Laßt uns eilen, eilen, eilen!
Dank auf Dank ſey unſer Leben.
Viel hat uns das Glück gegeben;
Es erhalte, was es gab.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Eilfter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1829.

153.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Jery und Bätely.
Lila.
Die Fiſcherin.
Scherz, Liſt und Rache.
Der Zauberflöte zweyter Theil.
Palaeophron und Neoterpe.
Vorſpiel 1807.
Was wir bringen. Laucſtädt.
Was wir bringen. Fortſetzung. Halle.
Theaterreden.

Jery und Bätely.

Ein Singſpiel.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bergige Gegend. Im Grund eine Hütte am Felsen, von dem ein Wasser herabstürzt; an der Seite geht eine Wiese abhängig hinunter, deren Ende von Bäumen verdeckt ist. Vorne an der Seite ein steinerner Tisch mit Bänken.

Bätely

(mit zwey Eimern Milch, die sie an einem Joche trägt, kommt von der Wiese).

Singe, Vogel, singe!
Blühe, Bäumchen, blühe!
Wir sind guter Dinge,
Sparen keine Mühe
Spat und früh.

Die Leinwand ist begossen, die Kühe sind gemolken, ich habe gefrühstückt, die Sonne ist über den Berg herauf, und noch liegt der Vater im Bette. Ich muß ihn wecken, daß ich jemand habe mit dem ich schwatze. Ich mag nicht müßig, ich mag nicht allein seyn. (Sie nimmt Rocken und Spindel.) Wenn er mich hört, pflegt er aufzustehn.

Vater (tritt auf).

Vater. Guten Morgen, Bätely.

Bätely. Vater, guten Morgen!

Vater. Ich hätte gerne noch länger geschlafen, und du weckst mich mit einem lustigen Liedchen, daß ich nicht zanken darf. Du bist artig und unartig zugleich.

Bäteln. Nicht wahr, Vater, wie immer?

Vater. Du hättest mir die Ruhe gönnen sollen! Weißt du doch nicht wann ich heut Nacht zu Bette gegangen bin.

Bäteln. Ihr hattet gute Gesellschaft.

Vater. Das war auch nicht artig daß du so früh hineinschlupftest, als wenn dir der schöne Mondschein die Augen zudrückte. Der arme Jery war doch um deinetwillen da; er saß bis nach Mitternacht bei mir auf der Bank, er hat mich recht gedauert.

Bäteln. Ihr seyd gleich so mitleidig, wenn er klagt und druckst und immer eben dasselbe wiederholt, hernach eine Viertelstunde still ist, thut als wenn er aufbrechen wollte, und doch am Ende bleibt und wieder von vornen anfängt. Mir ist's ganz anders dabei, mir macht's Langeweile.

Vater. Ich wollte doch selbst, daß du dich zu etwas entschlössest.

Bäteln. Wollt ihr mich so gerne los seyn?

Vater. Nicht das; ich zöge mit, wir hätten's beide besser und bequemer.

Bäteln. Wer weiß? Ein Mann ist nicht immer bequem.

Vater. Besser ist besser. Wir verpachteten das Gärtchen hier oben, und richteten uns unten ein.

Bäteln. Sind wir's doch einmal so gewohnt! Unser Haus hält Wind, Schnee und Regen ab, unsre

Alpe gibt uns was wir brauchen, wir haben zu essen und zu trinken das ganze Jahr, verkaufen auch noch so viel, daß wir uns ein hübsches Kleid auf den Leib schaffen konnen, sind hier oben allein und geben niemand ein gut Wort! Und was wär' euch unten im Flecken ein größer Haus, die Stube besser getäfelt, mehr Vieh und mehr Leute dabei? Es gibt nur mehr zu thun und zu sorgen, und man kann doch nicht mehr essen, trinken und schlafen als vorher. Euch wollt' ich's freilich bequemer wünschen.

Vater. Und mir wollt' ich wünschen daß ich nicht mehr um dich zu sorgen hätte. Freilich werde ich alt, und spüre denn doch daß ich abnehme. Der rechte Arm wird mir immer steifer, und ich fühle das Wetter mehr in der Schulter, da wo mir die Kugel den Knochen traf. Und dann, mein Kind, wenn ich einmal abgehe, kannst du allein gar nicht bestehen; du mußt heirathen, und weißt nicht welchen Mann du kriegst. Jetzt ist's ein guter Mensch der dir seine Hand anbietet. Das werf' ich immer im Kopf herum, und sorge und denke für dich.

Jeden Morgen
Neue Sorgen,
Sorgen für dein junges Blut.

Bärely.

Alle Sorgen
Nur auf morgen!
Sorgen sind für morgen gut.

Was hat denn Jery gesagt?

Vater. Was hilft's? Du gibst doch nichts drauf.

Bäteli. Ich möchte hören ob was neues drunter war.

Vater. Neues nichts, er hat auch nichts neues zu sagen, bis du ihm das Alte vom Herzen nimmst.

Bäteli. Es ist mir leid um ihn. Er könnte recht vergnügt seyn: er ist allein, hat vom Vater schöne Güter, ist jung und frisch; nun will er mit Gewalt eine Frau dazu haben, und just mich. Er fände zehen für Eine im Ort. Was kommt er zu uns herauf? Warum will er just mich?

Vater. Weil er dich lieb hat.

Bäteli. Ich weiß nicht was er will, er kann nichts als mich plagen.

Vater. Mir wär' er gar nicht zuwider.

Bäteli. Mir ist er's auch nicht. Er ist hübsch, wacker, brav. Neulich auf dem Jahrmarkte warf er den Fremden, der sich mit Schwingen groß machte, rechtschaffen an den Boden. Er gefällt mir sonst ganz wohl. Wenn sie nur nicht gleich heirathen wollten, und wenn man einmal freundlich mit ihnen ist, einem hernach den ganzen Tag auflägen.

Vater. Es ist erst seit einem Monat, daß er so oft kommt.

Bäteli. Es wird nicht lange währen, so ist er wieder da; denn ganz früh sah ich ihn auf die Matte

ſchleichen, die er oben im Walde hat. Sein' Tage hat er nicht ſo oft nach den Sennen geſehn, als neuerdings; ich wollt', er ließ' mich in Ruh. — Die Leinwand iſt ſchon faſt wieder trocken. Wie hoch die Sonne ſchon ſteht! Und euer Frühſtück?

Vater. Ich will es ſchon finden. Sorge nur zur rechten Zeit für's Mittagseſſen.

Bärely. Daran iſt mir mehr gelegen wie euch.

(Vater ab.)

Bärely. Wahrhaftig da kommt er! Hab' ich's doch geſagt. Die Liebhaber ſind ſo pünktlich wie die Sonne. Ich muß nur ein luſtig Lied anfangen, daß er nicht gleich in ſeine alte Leyer einlenken kann.

(Sie macht ſich was zu ſchaffen und ſingt.)

Es rauſchet das Waſſer
Und bleibet nicht ſtehn;
Gar luſtig die Sterne
Am Himmel hin gehn;
Gar luſtig die Wolken
Am Himmel hin ziehn;
So rauſchet die Liebe
Und fähret dahin.

Jery
(der ſich ihr indeſſen genähert).

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn;

So auch mit der Liebe,
Der treuen, geſchickt;
Sie wegt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

Bätely. Was bringt ihr neues, Jery?

Jery. Das Alte, Bätely!

Bätely. Hier oben haben wir altes genug! Wenn ihr uns nichts neues bringen wollt! Wo kommt ihr ſo früh her?

Jery. Ich habe oben auf der Alpe nachgeſehen, wie viel Käſe vorräthig ſind; unten am See hält ein Kaufmann, der ihrer ſucht. Ich denke wir werden einig.

Bätely. Da kriegt ihr wieder viel Geld in die Hände.

Jery. Mehr als ich brauche.

Bätely. Ich gönn' es euch.

Jery. Ich gönnt' euch die Hälfte, gönnt' euch das Ganze. Wie ſchön wär's, wenn ich einen Handel gemacht hätte, und käme nach Hauſe und würfe dir die Doublen in den Schoos. Zähl' es nach, ſagt' ich dann, heb' es auf! Wenn ich nun nach Hauſe komme, muß ich mein Geld in den Schrank ſtellen, und weiß nicht für wen.

Bätely. Wie lang' iſt's noch auf Oſtern?

Jery. Nicht lange mehr, wenn ihr mir Hoffnung macht.

Bätely. Behüte Gott! ich meinte nur.

Jery. Du wirst an vielem Uebel schuld seyn. Schon so oft hast du mir den Kopf so toll gemacht, daß ich dir zum Trutz eine andre nehmen wollte. Und wenn ich sie nun hätte, und wäre sie gleich müde, und sähe immer und immer, das ist nicht Bätely! ich wär' auf immer elend.

Bätely. Du mußt eine schöne nehmen, die reich ist und gut; so eine wird man nimmer satt.

Jery. Ich habe Dich verlangt und keine reichere noch bessere.

Ich verschone dich mit Klagen;
Doch das Eine muß ich sagen,
Immer sagen: dir allein
Ist und wird mein Leben seyn.
Willst du mich nicht wieder lieben?
Willst du ewig mich betrüben?
Mir im Herzen bist du mein;
Ewig, ewig bleib' ich dein.

Bätely. Du kannst recht hübsche Lieder, Jery, und singst sie recht gut. Nicht wahr, du lehrst mich ein halb Dutzend? Ich bin meine alten satt. Leb' wohl! Ich habe noch viel zu thun diesen Morgen; der Vater ruft.

(Ab.)

Jery.

Gehe!
Verschmähe

Die Treue!
Die Reue
Kommt nach!

Ich gehe von hinnen,
Du wirst mich vertreiben,
Um Luft zu gewinnen,
Hier kann ich nicht bleiben.

Verschmähe
Die Treue,
Die Reue
Kommt nach!

Thomas (tritt auf).

Thomas. Jery!

Jery. Wer?

Thomas. Guten Tag!

Jery. Wer seyd ihr?

Thomas. Kennst du mich nicht mehr?

Jery. Thomas, bist du's?

Thomas. Hab' ich mich so geändert?

Jery. Ja wohl, du hast dich gestreckt; du siehst vornehmer aus.

Thomas. Das macht das Soldatenleben; ein Soldat sieht immer vornehmer aus als ein Bauer; das macht, er ist mehr geplagt.

Jery. Du bist auf Urlaub?

Thomas. Nein, ich habe meinen Abschied. Wie die Capitulation um war, Adieu, Herr Hauptmann, macht' ich, und ging nach Hause.

Jery. Was iſt das aber für ein Rock? Warum trägſt du den Treſſenhut und den Säbel? Du ſiehſt ja noch ganz ſoldatenmäßig aus.

Thomas. Das heißen ſie in Frankreich eine Uniforme de goût, wenn Einer auf ſeine eigne Hand was buntes trägt.

Jery. Gefiel dir's nicht?

Thomas. Gar wohl, gar gut, nur nicht lange. Ich nähme nicht funfzig Doublen, daß ich nicht Soldat geweſen wäre. Man iſt ein ganz anderer Kerl; man wird friſcher, luſtiger, gewandter, kann ſich in alles ſchicken, und weiß wie es in der Welt ausſieht.

Jery. Wie kommſt du hierher? Wo ſchwärmſt du herum?

Thomas. Zu Hauſe bei meiner Mutter wollte mir's nicht gleich gefallen; da hab' ich ein vierzig rechte Appenzeller Ochſen zuſammengekauft und auf Credit genommen, alle ſchwarz und ſchwarzbraun wie die Nacht; die treib' ich nach Mailand, das iſt ein guter Handel; man verdient etwas und iſt luſtig auf dem Wege. Da hab' ich meine Geige bei mir, mit der mach' ich Kranke geſund und das Regenwetter fröhlich. Nun wie iſt denn dir, alter Tell? Du ſiehſt nicht friſch drein. Was haſt du?

Jery. Ich wäre auch gern lang' einmal fort, hätte auch gern einmal ſo einen Handel verſucht. Geld hab' ich

ohnedieß immer liegen, und zu Hause gefällt mir's gar nicht mehr.

Thomas. Hm! Hm! Du siehst nicht aus wie ein Kaufmann; der muß klare Augen im Kopfe haben! Du siehst trübe und verdrossen.

Jery. Ach Thomas!

Thomas. Seufze nicht, das ist mir zuwider.

Jery. Ich bin verliebt!

Thomas. Weiter nichts? O das bin ich immer wo ich in ein Quartier komme und die Mädchen sind nur nicht gar abscheulich.

Ein Mädchen und ein Gläschen Wein
Curiren alle Noth;
Und wer nicht trinkt und wer nicht küßt,
Der ist so gut wie todt.

Jery. Ich sehe, du bist geworden wie die andern: es ist nicht genug daß ihr lustig seyd, ihr müßt auch gleich liederlich werden.

Thomas. Das verstehst du nicht, Gevatter! Dein Zustand ist so gefährlich nicht. Ihr armen Tröpfe, wenn es euch das erstemal anwandelt, meint ihr gleich Sonne, Mond und Sterne müßten untergehn.

Es war ein fauler Schäfer,
Ein rechter Siebenschläfer,
Ihn kümmerte kein Schaf;
Ein Mädchen konnt' ihn fassen:
Da war der Tropf verlassen,
Fort Appetit und Schlaf!

Es trieb ihn in die Ferne,
Des Nachts zählt' er die Sterne,
Er klagt' und härmt' sich brav:
Nun, da sie ihn genommen,
Ist alles wiederkommen,
Durst, Appetit und Schlaf.

Nun sage, willst du heirathen?

Jery. Ich freye um ein allerliebstes Mädchen.

Thomas. Wann ist die Hochzeit?

Jery. So weit sind wir noch nicht.

Thomas. Wie so?

Jery. Sie will mich nicht.

Thomas. Sie ist nicht gescheidt.

Jery. Ich bin mein eigner Herr, hab' ein hübsches Gut, ein schönes Haus, ich will ihren Vater zu mir nehmen, sie sollen's gut bei mir haben.

Thomas. Und sie will dich nicht? Hat sie einen andern im Kopfe?

Jery. Sie mag keinen.

Thomas. Keinen? Sie ist toll. Sie soll Gott danken und mit beiden Händen zugreifen! Was ist denn das für ein Trotzkopf?

Jery. Schon ein Jahr geh' ich um sie. In diesem Hause wohnt sie bei ihrem Vater. Sie nähren sich von dem kleinen Gute hierbei. Alle jungen Bursche hat sie schon weggescheucht, die ganze Nachbarschaft ist unzufrieden mit ihr. Dem einen hat sie einen schnip-

pischen Korb gegeben, dem andern hat sie einen Sohn toll gemacht. Die meisten haben sich kurz resolvirt und haben andere Weiber genommen. Ich allein kann's nicht über das Herz bringen, so hübsche Mädchen man mir auch schon angetragen hat.

Thomas. Man muß sie nicht lange fragen. Was will so ein Mädchen allein in den Bergen? Wenn nun ihr Vater stirbt, was will sie anfangen? Da muß sie sich dem ersten besten an den Hals werfen.

Jery. Es ist nicht anders.

Thomas. Du verstehst es nicht. Man muß ihr nur recht zureden und das ein bißchen derb. Ist sie zu Hause?

Jery. Ja!

Thomas. Ich will Freyersmann seyn. Was krieg' ich wenn ich sie dir kupple?

Jery. Es ist nichts zu thun.

Thomas. Was krieg' ich?

Jery. Was du willst.

Thomas. Zehn Doublen! Ich muß etwas rechts fordern.

Jery. Von Herzen gern.

Thomas. Nun laß mich gewähren!

Jery. Wie willst du's anstellen?

Thomas. Gescheidt!

Jery. Nun?

Thomas. Ich will sie fragen, was sie machen will, wenn ein Wolf kommt?

Jery. Das ist Spaß.

Thomas. Und wenn ihr Vater stirbt?

Jery. Ah!

Thomas. Und sie krank wird?

Jery. Nun sprich recht gut.

Thomas. Und wenn sie alt wird?

Jery. Du hast reden gelernt.

Thomas. Ich will ihr Historien erzählen.

Jery. Recht schön.

Thomas. Ich will ihr erzählen, daß man Gott zu danken hat, wenn man einen treuen Burschen findet.

Jery. Vortrefflich!

Thomas. Ich will dich herausstreichen! Geh nur, geh!

Jery.

Neue Hoffnung, neues Leben,
Was mein Thomas mir verspricht!

Thomas.

Freund, dir eine Frau zu geben,
Ist die größte Wohlthat nicht.

(Jery ab.)

Thomas (allein).

Wozu man in der Welt nicht kommt! Das hätte ich nicht gedacht, daß ich bei meinem Ochsenhandel nebenher noch einen Kuppelpelz verdienen sollte. Ich will doch sehen was das für ein Drache ist, und ob sie kein

vernünftig Wort mit ſich reden läßt. Am beſten, ich thu' als wenn ich den Jery nicht kennte und nichts von ihm wüßte, und fall' ihr dann mit meinem Antrag in die Flanke.

Bätely (kommt aus der Hütte).

Thomas (für ſich).

Iſt ſie das? O die iſt hübſch!

(Laut)

Guten Tag, mein ſchönes Kind.

Bätely. Großen Dank! Wär' Ihm was lieb?

Thomas. Ein Glas Milch oder Wein, Jungfer, wäre mir eine rechte Erquickung. Ich treibe ſchon drey Stunden den Berg herauf und habe nichts gefunden.

Bätely. Von Herzen gerne, und ein Stück Brot und Käſ' dazu! Rothen Wein, recht guten italiäniſchen.

Thomas. Scharmant! Iſt das euer Haus?

Bätely. Ja, da wohn' ich mit meinem Vater.

Thomas. Ey! ey! So ganz allein?

Bätely. Wir ſind ja unſer zwey. Wart' Er, ich will Ihm zu trinken holen; oder komm' Er lieber mit herein; was will Er da haußen ſtehn? Er kann dem Vater was erzählen.

Thomas. Nicht doch, mein Kind, das hat keine Eile. (Er nimmt ſie bei der Hand und hält ſie.)

Bätely (macht ſich los). Ey was ſoll das?

Thomas. Laß Sie doch ein Wort mit ſich reden. (Er faßt ſie an.)

Bätely (wie oben). Meint Er? Kennt Er mich schon?

Thomas.

Nicht so eilig, liebes Kind!
Ey so schön und spröde!

Bätely.

Weil die meisten thöricht sind,
Meint Er, ist es jede?

Thomas.

Nein, ich lasse dich nicht los,
Mädchen, sey gescheidter!

Bätely.

Euer Durst ist wohl nicht groß;
Geht nur immer weiter!

(Bätely ab.)

Thomas (allein).

Das hab' ich schlecht angefangen! Erst hätt' ich sie sollen vertraut machen, mich einnisten, essen und trinken; dann meine Worte anbringen. Du bist immer zu huy! Denk' ich denn auch, daß sie so wild seyn wird! Sie ist ja so scheu wie ein Eichhorn. Ich muß es noch einmal versuchen. (Nach der Hütte.) Noch ein Wort, Jungfer!

Bätely (am Fenster). Geht nur eurer Wege! Hier ist nichts für euch. (Sie schlägt das Fenster zu.)

Thomas. Du grobes Ding! Wenn sie's ihren Liebhabern so macht, so nimmt mich's Wunder daß noch einer bleibt. Da kommt der arme Jery schlecht zu-

rechte! Die ſollte ihren Mann finden, der auch wieder aus dem Walde riefe wie ſie hinein ſchreit. Das trotzige Ding dünkt ſich hier oben ſo ſicher! Wenn einer auch einmal ungezogen würde müßte ſie's haben, und ich hätte faſt Luſt ihr den ledigen Stand zu verleiden. Wenn nun Jery auf mich paßt und hofft und wartet, wird er mich auslachen, ſo wenig es ihm lächerlich iſt. Zum Henker, ſie ſoll mich anhören, was ich ihr zu ſagen habe. Ich will wenigſtens meine Commiſſion ausrichten. So gerade abzuziehen, iſt gar zu ſchimpflich. (An der Hütte ſtark anpochend.) Nun ohne Spaß, Jungfer, mache Sie auf; ſey Sie ſo gut und geb' Sie mir ein Glas Wein! Ich will's gern bezahlen.

Bäteln (wie oben am Fenſter). Hier iſt kein Wirthshaus und pack' Er ſich! Wir ſind das hier zu Lande gar nicht gewohnt. Darnach ſich einer aufführt, darnach wird einem. Geb' Er ſich nur keine Mühe. (Sie ſchmeißt das Fenſter zu.)

Thomas. Du eigenſinniges albernes Ding! Ich will dir weiſen, daß du da oben ſo ſicher nicht biſt. Das Affengeſicht! Wir wollen ſehen, wer ihr beiſteht! Und wenn ſie einmal gewitzigt iſt, wird ſie nicht mehr Luſt haben, ſo allein ſich auszuſetzen. Schon gut! Da ich meine Lection nicht mündlich anbringen kann will ich's ihr durch recht verſtändliche Zeichen zu erkennen geben. Da kommt meine Heerde juſt den Berg herauf, die ſoll auf ihrer Wieſe Mittagsruhe halten. Ha!

Ha! — Sie ſollen ihr die Marken ſchön zurechte machen, ihr den Boden wohl zuſammendämmeln. (Er ruft nach der Scene.) He da! He!

(Ein Knecht tritt auf.)

Treibt nun in der Hitze den Berg nicht weiter hinauf! Hier iſt eine Wieſe zum Ausruhen. Treibt nur das Vieh alle da hinein! — Nun! was ſtehſt du und verwunderſt dich? Thu' was ich dir befehle. Begreifſt du's? Auf dieſe Wieſe hier! Nur ohne Umſtände. Und laßt euch nichts anfechten, es geſchehe was wolle. Laßt ſie graſen und ausruhen! Ich kenne die Leute hier, ich will ſchon mit ihnen ſprechen! (Der Knecht geht ab.) Wenn es aber vor den Landvogt kommt? Ey was um das bißchen Strafe! Ich denke die Cur ſoll anſchlagen; und hilft's nichts, ſo ſind wir alle auf einmal gerächt, Jery und ich und alle Verliebten und Betrübten. (Er tritt auf das Felſenſtück nahe beim Waſſer und ſpricht mit Leuten außer dem Theater.) Treibt nur die Ochſen hier auf die Wieſe! Reißt nur die Planken zuſammen! So! nur alle! Junge, hierher! herein! Nun gut, macht euch luſtig! Jagt mir dort die Kühe weg! — Was die für Sprünge machen, daß man ſie von ihrem Grund und Boden vertreibt! — Nun Trotz dem Affen! (Er ſetzt ſich auf das Felſenſtück, nimmt ſeine Violine hervor, ſtreicht und ſingt.)

Ein Quodlibet, wer hört es gern,
Der komme flugs herbei;
Der Autor der iſt Holofern,
Es iſt noch nageineu.

Vater
(eilig aus der Hütte).

Was gibt's? was unterſteht ihr euch!
Wer gibt das Recht euch? wer?

Thomas.

In Polen und im Röm'ſchen Reich
Geht's auch nicht beſſer her.

Bätely.

Meinſt du, daß du hier Junker biſt,
Daß niemand wehren kann?

Thomas.

Ein Mädchen, das verſtändig iſt,
Das nimmt ſich einen Mann.

Vater.

Sieh, welch ein unerhörter Trotz!
Wart' nur, du kriegſt dein Theil!

Thomas (wie oben).

Man ſagt, auf einen harten Klotz
Gehört ein grober Keil.

Bätely.

Verwegner, auf und packe dich!
Was hab' ich dir gethan?

Thomas (wie oben).

Pardonnez-moi! Ihr ſehet mich
Für einen andern an.

(Ab.)

Bätely.

Sollen wir's dulden?

Vater.

Ohne Verſchulden!

Bäteln.

Rufet zur Hülfe
Die Nachbarn herbei!

(Vater ab.)

Bäteln.

Mir ſpringt im Schmerze
Der Muth mein Herze,
Fühle mich, ach!
Raſend im Grimm'
Und im Grimme ſo ſchwach!

Thomas (kommt wieder).

Gib mir, o Schönſte,
Nur freundliche Blicke,
Gleich ſoll mein Vieh
Von dem Berge zurücke!

Bäteln.

Wagſt mir vor's Angeſicht
Wieder zu ſtehn?

Thomas.

Liebchen, o zürne nicht,
Biſt ja ſo ſchön!

Bäteln.

Toller!

Thomas.

O ſüßes,
O himmliſches Blut!

Bäteln.

Ach ich erſticke!
Ich ſterbe für Muth!

(Er will ſie küſſen, ſie ſtößt ihn weg und fährt in die Thür.

Er will das Fenster aufschieben; da sie es zuhält, zerbricht er einige Scheiben, und im Taumel zerschlägt er die übrigen.)

Thomas (bedeutlich hervortretend). St! St! Das war zu toll! Nun wird Ernst aus dem Spiele. Du hättest deine Probe gescheidter anfangen können. Ein Freyersmann sollte nicht mit der Thür in's Haus fallen. Sieht man doch, daß ich immer nur für mich gekuppelt habe, und da ist's nicht übel gerade und ohne Umschweife zu tractiren. — Was ist zu thun? Das gibt Lärm. Ich muß sehen daß ich mich mit Ehren zurück ziehe, daß es nicht aussieht, als ob ich mich fürchtete. Nur recht frech gethan, musicirt und so sachte retirirt! (Er geht, auf der Violine spielend, nach der Wiese.)

Vater. O Himmel! Welcher Zorn! Welcher Verdruß! Der Bösewicht! Nun fühl' ich erst, daß mir das Mark nicht mehr in den Knochen sitzt wie vor Alters, daß mein Arm lahm ist, daß meine Füße nicht mehr fortwollen! Wart' nur! Von den Nachbarn rührt sich keiner, sie sind mir alle wegen des Mädchens auffässig. Ich rufe, ich spreche, ich erzähle, keiner will mir zu Gefallen etwas wagen. Ja sie spotten beinahe mich aus. (Nach der Wiese gekehrt.) Seht wie frech! Wie verwegen! Wie er umhergeht und musicirt! Die Planken zerrissen! (Nach dem Hause.) Die Fenster zerschlagen! Es fehlt nichts, als daß er noch plündert. — Kommt denn kein Nachbar? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß sie

mir's so denken sollten. Ja! ja! so ist's! Sie sehen zu, sie machen höhnische Gesichter. Eure Tochter ist keck genug, sagt der eine, laßt sie sich mit dem Burschen herumschlagen. — Hat sie nun keinen, ruft der andre, den sie an der Nase herumführt, der sich ihr zu Liebe die Rippen zerstoßen ließe? — Mag sie's für meinen Sohn haben, der um ihrentwillen aus dem Lande gelaufen ist, sagt ein dritter. — Vergebens! — Es ist erschrecklich, es ist abscheulich! O wenn Jery in der Nähe wäre! der einzige, der uns retten könnte.

Bärely (kommt aus der Hütte, der Vater geht ihr entgegen, sie lehnt sich auf ihn). Mein Vater! Ohne Schutz! Ohne Hülfe! Diese Beleidigung! Ich bin ganz außer mir. — Ich traue meinen Sinnen nicht, und mein Herz kann's nicht tragen.

Jery (tritt auf).

Vater. Jery, sey willkommen, sey gesegnet!

Jery. Was geschieht hier? Warum seyd ihr so verstört?

Vater. Ein Fremder verwüstet uns die Matten, zerschlägt die Scheiben, kehrt alles drunter und drüber. Ist er toll? ist er betrunken? was weiß, was weiß ich? Niemand kann ihm wehren, niemand. — Bestraf ihn, vertreib' ihn!

Jery. Bleibet gelassen, meine Besten, ich will ihn packen, ich schaff' euch Ruhe, ihr sollt gerächt werden!

Bärely. O Jery, treuer, lieber! Wie erfreust du mich! Sey unser Retter! Tapfrer, einziger Mann!

Jery. Geht beiseite, verschließt euch in's Haus. Laßt euch nicht bange seyn! Laßt mich gewähren. Ich schaff euch Rache und vertreib' ihn gewiß.

(Vater und Bärely gehen ab.)

Jery

(allein, indem er einen Stock ergreift).

Dem Verwegnen
Zu begegnen,
Schwillt die Brust.
Welch Verbrechen,
Sie beleid'gen!
Sie vertheid'gen,
Welche Lust!

(Er tritt gegen die Wiese.)

Weg von dem Orte!
Ich schone keinen.

(Indem er abgehen will, tritt ihm Thomas entgegen.)

Thomas.

Spare die Worte,
Es sind die Meinen.

Jery.

Thomas!

Thomas.

O Jery!
Soll ich von hinnen?

Jery.

Bist du von Sinnen!
Hast du's gethan?

Thomas.

Jery, ja Jery!
Nur höre mich an.

Jery.

Wehr' dich, Verräther!
Ich schlage dich nieder.

Thomas.

Glaub' mir, ich habe
Noch Knochen und Glieder.

Jery.

Wehr' dich!

Thomas.

Das kann ich!

Jery.

Fort mit dir, fort!

Thomas.

Jery, sey klug,
Und hör' nur ein Wort!

Jery.

Rühr' dich, ich schlag' dir
Den Schädel entzwey!
Liebe, o Liebe,
Du stehest mir bei.

(Jery treibt Thomassen vor sich her, sie gehen, sich schlagend, ab. Bätely kommt ängstlich aus der Hütte, die beiden Kämpfenden kommen wieder auf's Theater, sie haben sich angefaßt und ringen, Thomas hat Vortheil über Jery.)

Bätely.

Jery! Jery!
Höre! Höre!

Wollt ihr gar nicht hören!
Hülfe, Hülfe!
Vater, Hülfe!
Laßt euch, laßt euch wehren!

(Sie ringen und ſchwingen ſich herum, endlich wirft Thomas den Jery zu Boden.)

Thomas (ſpricht abgebrochen, wie er nach und nach zu Athem kommt). Da liegſt du! Du haſt mir's ſauer gemacht! Doppelt ſauer! Du biſt ein ſtarker Kerl und mein guter Freund! Da liegſt du nun! Du wollteſt nicht hören. Uebereile dich nicht mehr! Das iſt eine gute Lection. Armer Jery! wenn dich auch der Fall von deiner Liebe heilen könnte! (Zu Bätely, die ſich indeſſen mit Jery beſchäftigt. Jery iſt aufgeſtanden.) Um deinetwillen leidet er, und mich ſchmerzt daß ich ihm weh gethan habe. Sorge für ihn, verbinde ihn, heile ihn! Er hat ſeinen Mann gefunden; viel Glück, wenn er bei dieſer Gelegenheit auch eine Frau findet! Ich mache mich auf die Wege, und habe nicht länger zu paſſen.

(Ab.)

Jery (der indeſſen von Bätely begleitet an den Tiſch im Vordergrunde getreten, und ſich geſetzt hat). Laß mich, laß mich!

Bätely. Ich ſollte dich laſſen? Du haſt dich meiner ſo treulich angenommen!

Jery. Ach, ich kann mich noch nicht erholen! ich ſtreite für dich und werde beſiegt! Laß mich, laß mich!

Bätely. Nein, Jery, du haſt mich gerächt, auch

überwunden haſt du geſiegt. Sieh, er treibt ſein Vieh hinweg, er macht dem Unfug ein Ende.

Jery. Und iſt dafür nicht beſtraft! Er geht trotzig umher, prahlend davon, und erſetzt nicht den Schaden. Ich vergehe in meiner Schande!

Bäteli. Du biſt doch der ſtärkſte im ganzen Canton. Auch die Nachbarn erkennen, wie brav du biſt. Dießmal war es ein Zufall, du haſt wo angeſtoßen! Sey ruhig, ſey getroſt! Sieh mich an! Geſtehe mir, haſt du dich beſchädigt?

Jery. Meine rechte Hand iſt verrenkt. Es wird nichts thun, es iſt gleich wieder in Ordnung.

Bäteli. Laß mich ziehen! Thut es weh? Noch einmal! Ja, ſo wird es gethan ſeyn. Es wird beſſer ſeyn.

Jery. Deine Sorgfalt hab' ich nicht verdient.

Bäteli. Das leideſt du um mich! Wohl hab' ich nicht verdient, daß du dich meiner ſo thätig annimmſt!

Jery. Rede nicht.

Bäteli. So beſcheiden! Gewiß hab' ich's nicht um dich verdient. Sieh nur, deine Hand iſt aufgeſchlagen, und du ſchweigſt!

Jery. Laß nur, es will nichts bedeuten.

Bäteli. Nimm das Tuch, du wirſt ſonſt voll Blut.

Jery. Es heilt für ſich, es heilt geſchwinde.

Bärtely. Nein! Nein! Gleich will ich dir einen Umſchlag zurechte machen. Warmer Wein iſt gut und heilſam. Warte, warte nur, gleich bin ich wieder da. (Ab.)

Jery (allein).

Endlich, endlich darf ich hoffen,
Ja, mir ſteht der Himmel offen!
Auf einmal
Streift in's tiefe Nebelthal
Ein erwünſchter Sonnenſtrahl.
Theilt euch, Wolken, immer weiter!
Himmel, werde völlig heiter,
Ende, Liebe, meine Qual!

Thomas (der an der Seite herein ſieht). Höre, Jery!

Jery. Welch eine Stimme! Unverſchämter! Darfſt du dich ſehen laſſen?

Thomas. Stille! Stille! Nicht zornig, nicht aufgebracht! Höre nur zwey Worte, die ich dir zu ſagen habe.

Jery. Du ſollſt meine Rache ſpüren, wenn ich nur einmal wieder heil bin.

Thomas. Laß uns die Zeit nicht mit Geſchwätz verderben! Höre mich, es hat Eil.

Jery. Weg von meinem Angeſicht! Du biſt mir abſcheulich.

Thomas. Wenn du dieſe Gelegenheit verlierſt, ſo iſt ſie auf immer verloren. Erkenne dein Glück, ein Glück, das ich dir verſchaffe. Ihre Sprödigkeit

verſchwindet, ſie fühlt ſich dankbar, ſie fühlt, was ſie dir ſchuldig iſt.

Jery. Du willſt mich lehren? Toller ungezogner Menſch!

Thomas. Schelte, wenn du mich nur anhören willſt. Gut, ich habe ihr dieſen tollen Streich geſpielt! Es war halb Vorſatz, halb Zufall. Genug, ſie findet daß ein wackrer Mann ein guter Beiſtand iſt. Gewiß ſie bekehrt ſich — Du wollteſt nicht hören, ich mußte mich zur Wehre ſetzen; du biſt ſelbſt Schuld daß ich dich nieder geworfen, dich beſchädigt habe.

Jery. Geh nur, du beredeſt mich nicht.

Thomas. Sieh nur, wie alles glückt, wie alles ſich ſchicken muß. Sie iſt bekehrt, ſie ſchätzt dich, ſie wird dich lieben. Nun ſey nicht ſäumig, träume nicht, ſchmiede das Eiſen, ſo lang' es heiß bleibt.

Jery. Laß ab, und plage mich nicht länger!

Thomas. Ich muß dir's doch noch einmal ſagen: ſey nur zufrieden! du biſt mir's ſchuldig; du haſt mir zeitlebens dein Glück zu danken. Konnte ich deinen Auftrag beſſer ausrichten? Und wenn die Art und Weiſe ein bißchen wunderlich war, ſo iſt doch am Ende der Zweck erreicht. Du kannſt dich freuen! Mache es richtig mit ihr. Ich komme zurück, ihr werdet mir vergeben, und wenn es euch wohl geht, noch gar meinen Einfall, meine Tollheit loben.

Jery. Ich weiß nicht was ich denken soll.

Thomas. Glaubst du denn daß ich sie für nichts und wieder nichts beleidigen wollte?

Jery. Bruder, es war ein toller Gedanke; als ein Soldatenstreich mag es hingehn!

Thomas. Die Hauptsache ist daß sie deine Frau wird; und dann ist's einerlei wie der Freyersmann sich angestellt hat. Der Vater kommt! Auf einen Augenblick, leb' wohl. (Ab.)

Vater (tritt auf).

Jery, welch ein sonderbar Geschick ist das! Soll ich's ein Unglück, soll ich's ein Glück nennen? Bätely ist umgewendet, erkennt deine Liebe, ehrt dich, liebt dich, weint um dich. Sie ist gerührt, wie ich sie nie gesehen habe.

Jery. Konnt' ich eine solche Belohnung erwarten?

Vater. Sie ist betroffen. In sich gekehrt steht sie am Herde, sie denkt an's Vergangne und wie sie sich gegen dich betragen hat. Sie denkt was sie dir schuldig geworden. Sey nur zufrieden. Ich wette, sie beschließt noch heute, was dich und mich erfreuen wird, was wir beide wünschen.

Jery. Soll ich sie besitzen?

Vater. Sie kommt, ich mach' ihr Platz.

(Ab.)

Bätely
(mit einem Topfe und Leinwand).
Ich bin lang', sehr lang' geblieben.
Komm, wir müssen's nicht verschieben:
Komm, und zeig' mir deine Hand.

Jery
(indem sie ihn verbindet).
Liebe Seele, mein Gemüthe
Bleibt beschämt von deiner Güte.
Ach wie wohl thut der Verband!

Bätely
(die geendigt hat).
Schmerzen dich noch deine Wunden?

Jery.
Liebste, sie sind lang' verbunden;
Seit dein Finger sie berührt,
Hab' ich keinen Schmerz gespürt.

Bätely.
Rede, aber rede treulich,
Sieh mir offen in's Gesicht!
Findest du mich nicht abscheulich?
Jery, aber schmeichle nicht!
Der du ganz dein Herz geschenkt,
Die du nun so schön vertheidigt,
Oft wie hat sie dich beleidigt,
Weggestoßen und gekränkt!
Hat dein Lieben sich geendet,
Hat dein Herz sich weggewendet,

Ueberlaß mich meiner Pein!
Sag' es nur, ich will es dulden,
Stille leiden meine Schulden;
Du ſollſt immer glücklich ſeyn.

Jery.

Es rauſchen die Waſſer,
Die Wolken vergehn;
Doch bleiben die Sterne,
Sie wandeln und ſtehn.
So auch mit der Liebe,
Der treuen, geſchicht;
Sie wegt ſich, ſie regt ſich,
Und ändert ſich nicht.

(Sie ſehen einander an. Bätely ſcheint bewegt und unſchlüſſig.)

Jery.

Engel, du ſcheinſt mir gewogen!
Doch ich bitte, halt' die Regung
Noch zurück, noch iſt es Zeit!
Leicht, gar leicht wird man betrogen
Von der Rührung der Bewegung,
Von der Güt' und Dankbarkeit.

Bäteln.

Nein, ich werde nicht betrogen!
Mich beſchämet die Erwägung
Deiner Lieb' und Tapferkeit.
Beſter ich bin dir gewogen,
Traue, traue dieſer Regung
Meiner Lieb' und Dankbarkeit!

Jery.

Verweile;
Uebereile

Dich nicht!
Mir lohnet ſchon g'nüglich
Ein freundlich Geſicht.

Bätely

(nach einer Pauſe).

Kannſt du deine Hand noch regen?
Sag' mir, Jery, ſchmerzt ſie dir?

Jery

(ſeine rechte Hand aufhebend).

Nein, ich kann ſie gut bewegen.

Bätely

(die übrige hinreichend).

Jery, nun ſo gib ſie mir.

Jery

(ein wenig zurück tretend).

Soll ich noch zweifeln?
Soll ich mich freuen?
Wirſt du mir bleiben?
Wird dich's gereuen?

Bätely.

Traue mir! Traue mir,
Ja ich bin dein!

Jery

(einſchlagend).

Ich bin auf ewig
Nun dein, und ſey mein!

(Sie umarmen ſich.)

Beide.

Liebe! Liebe!
Haſt du uns verbunden,
Laß, o laß die letzten Stunden
Selig wie die erſten ſeyn.

Vater (tritt auf).

Himmel! was ſeh' ich?
Soll ich es glauben?

Jery.

Soll ich ſie haben?

Bätely.

Willſt du's erlauben,
Vater?

Jery.

O Vater!

Vater.

Kinder —

(Zu drey)

O Glück!

Vater.

Kinder, ihr gebt mir
Die Jugend zurück.

Bätely und Jery.

(knieend.)

Gebt uns den Segen.

Vater.

Nehmet den Segen.

(Zu drey)

Segen und Glück.

Thomas (kommt).

Darf ich mich zeigen?
Darf ich es wagen?

Bärely.

Welche Vermegenheit!

Jery.

Welches Betragen!

Vater.

Welche Vermeſſenheit!

Thomas.

Höret mich an!
In der Betrunkenheit
Hab' ich's gethan.
Rufet die Aelt'ſten,
Den Schaden zu ſchätzen
Ich gebe die Strafe,
Will alles erſetzen.
(Heimlich zu Jery)
Und für mein Kuppeln
Krieg' ich zwölf Dubbeln;
Mehr ſind der Schaden,
Die Strafe nicht werth.
(Laut zu Bärely)
Gehe dich!
(Zum Vater)
Höre mich!
(Zu Jery)
Bitte für mich!

Jery.

Laßt uns, ihr Lieben,
Der Thorheit verzeihen,
Am ſchönen Tage
Jeden ſich freuen;
Auf und vergebt ihm!

Bätely und Vater.

(zu Jery)

Ich gebe dir nach.

(zu Thomas)

Dir iſt verziehen.

(Zu vier)

O fröhlicher Tag!

(Hörnergetön aus der Ferne. Von allen Seiten, erſt ungeſehen einzeln, dann ſichtbar auf den Felſen zuſammen.)

Chor der Sennen.

Hört das Schreien,
Hört das Toben!
War es unten?
Iſt es oben?
Kommt zu Hülfe
Wo's auch ſey.

Jery. Bätely. Vater.

(Zu drey)

Siehſt du wie ſchlimm ſich's macht
Was du ſo unbedacht
Thörig gethan.

Thomas.

Hurtig ſie ausgelacht!
Jetzt da wir fertig ſind
Fangen ſie an.

Chor (eintretend).

Als Mord und Todſchlag
Klang es von hier.

Jery. Bäteln. Vater und Thomas.

Und Lieb' und Heirath
Findet ſich hier.

Chor

(hin und wiederrennend).

Eilet zu Hülfe
Wo es auch ſey.

Jene (zu vier).

Nachbarn und Freunde ſtill! —
Nun iſt's vorbei.

(Die Maſſe beruhigt und ordnet ſich und tritt zu beiden Seiten nah an's Proſcenium.)

Thomas

(tritt in die Mitte).

Ein Quodlibet wer hört es gern
Der horch' und halte Stand.
Die Klugen alle ſind ſo fern,
Der Thor iſt bei der Hand.

Das ſag' ich, gute Nachbarsleut,
Nicht alles ſprech' ich aus.

(Thomas nimmt einen Knaben bei der Hand und führt ihn auf dem Theater weiter vor, thut vertraulich mit ihm und ſingt)

Er falle wenn er jemals freyt,
Nicht mit der Thür in's Haus.

(Thomas fährt in Proſa fort zu dem Knaben zu ſprechen: Nun wie hieß es? ſo was mußt du gleich auswendig können.)

Der Knabe.

Nicht fallet, wenn ihr jemals freyt,
Grob mit der Thür in's Haus.

Thomas.

Schön, und das merke dir.
Freyst du einmal!
Das ist der Kern des Stücks,
Ist die Moral.

Thomas und der Knabe.

(zu zwey)

Und fallet wenn ihr selber freyt,
Nicht mit der Thür in's Haus.

(Haben Thomas und der Knabe Anmuth und Gunst genug, so können sie es wagen diese Zeilen unmittelbar an die Zuschauer zu richten.)

Chor (wiederholt's).

(Indessen hat man pantomimisch sich im allgemeinen verständigt.)

Thomas.

Sie sind seibander,
Verzeiht einander,
Mir ist verziehn,
Ich fahre nun hin.

Alle.

Friede den Höhen,
Friede den Matten;
Verleiht, ihr Bäume,
Kühlende Schatten
Ueber die junge Frau,
Ueber den Gatten.
Nun zum Altar!

Näher dem Himmel
Kindergewimmel
Freue die Nachbarn,
Freue das Paar.
Nun im Getümmel
Auf zum Altar!

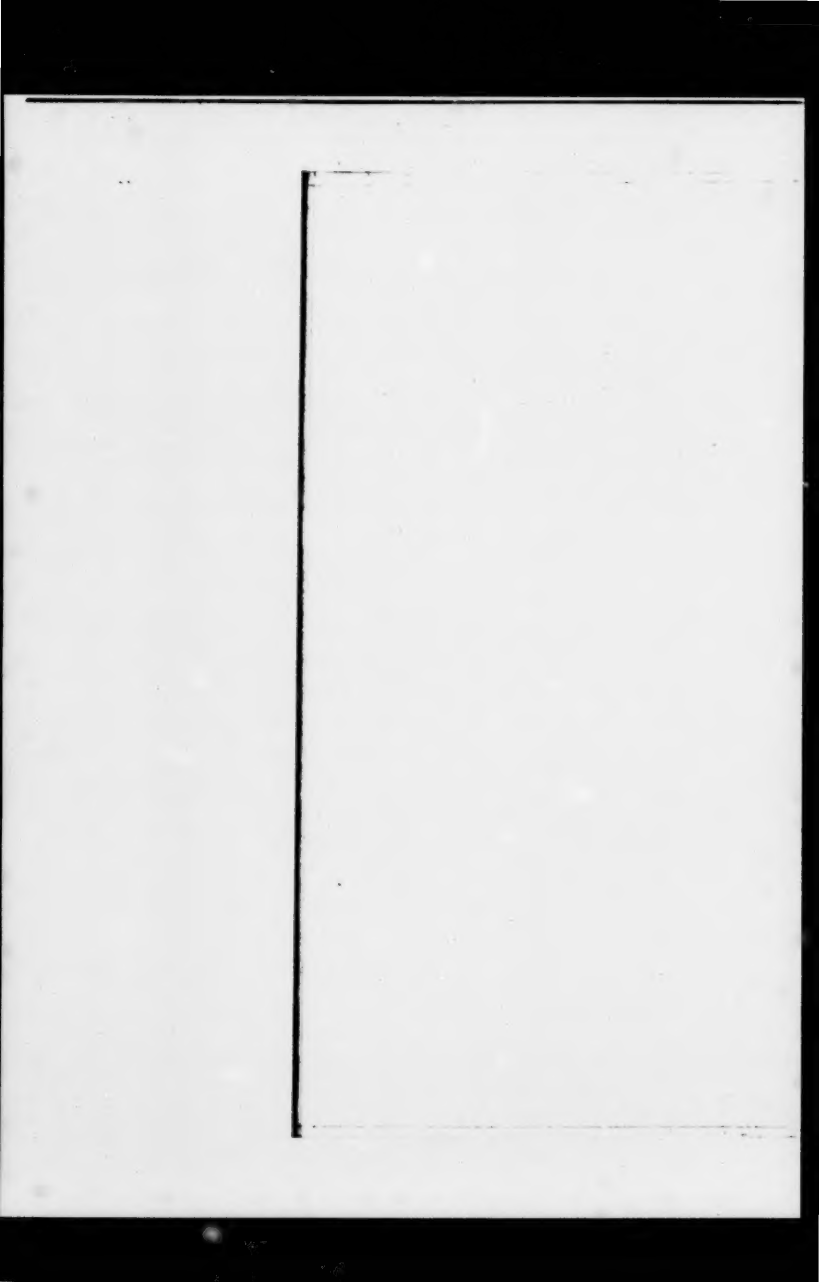

Lila.

Personen.

Recitirende.

Baron Sternthal.
Graf Altenſtein.
Sophie, } Lila's Schweſtern.
Lucie, }

Recitirende und Singende.

Lila, Baron Sternthals Gemahlin.
Marianne, deſſen Schweſter.
Graf Friedrich, Graf Altenſteins Sohn.
Verazio, ein Arzt.

Singende.

Chor der Feen.
Chor der Spinnerinnen.
Chor der Gefangnen.

Tanzende.

Der Daer.
Der Dämon.
Feen.
Spinnerinnen.
Gefangene.

Der Schauplatz iſt auf Baron Sternthals Landgute.

Erſter Aufzug.

Saal.

Eine Geſellſchaft junger Leute beiderlei Geſchlechts, in Hauptſachen, ergetzen ſich in einem Tanze; es ſcheint ſie wiederholen ein bekanntes Ballet.

Graf Friedrich (tritt zu ihnen).

Friedrich.

Pfui doch, ihr Kinder! Still! Iſt's erlaubt, daß ihr ſo einen Lärmen macht? Die ganze Familie iſt traurig und ihr tanzt und ſpringt!

Lucie. Als wenn's eine Sünde wäre! Das Unglück unſrer Schweſter geht uns nah' genug zu Herzen; ſollte uns darum die alte Luſt nicht wieder einmal in die Füße kommen, da wir ſo gewohnt ſind immer zu tanzen? In unſerm Hauſe war ja nichts als Geſang, Feſt und Freude, und wenn man jung iſt —

Sophie. O, wir ſind auch betrübt, wir ziehen's uns nur nicht ſo zu Gemüthe. Und wenn es uns

auch nicht um's Herz wäre, wir sollten doch tanzen und springen, daß wir die andern nur ein bißchen lustig machten.

Friedrich. Ihr habt eure Schwester lange nicht gesehen?

Lucie. Wir dürfen ja nicht. Man verbietet uns in den Theil des Parks zu kommen, wo sie sich aufhält.

Sophie. Sie ist mir ein einzigmal begegnet, und ich habe mich der Thränen nicht enthalten können. Sie schien mit sich selbst in Zweifel zu seyn, ob ich auch ihre Schwester sey. Und da sie mich lange betrachtet hatte, bald ernsthaft und bald wieder freundlich geworden war, verließ sie mich mit einer Art von Widerwillen, der mich ganz aus der Fassung brachte.

Friedrich. Das ist eben das Gefährlichste ihrer Krankheit. Das Gleiche ist mir mit ihr begegnet. Seitdem ihr die Phantasieen den Kopf verrückt haben, traut sie niemanden, hält alle ihre Freunde und Liebsten, sogar ihren Mann, für Schattenbilder und von den Geistern untergeschobene Gestalten. Und wie will man sie von dem Wahren überzeugen, da ihr das Wahre als Gespenst verdächtig ist?

Sophie. Alle Curen haben auch nicht anschlagen wollen.

Lucie. Und es kommt alle Tage ein neuer Zahnbrecher, der unsere Hoffnungen und Wünsche mißbraucht.

Friedrich. Was das betrifft, da ſeyd ohne Sorgen, wir werden keinem mehr Gehör geben.

Sophie. Das iſt ſchon gut! Heute iſt doch wieder ein neuer gekommen, und wenn ihr gleich die andern von der vorigen Woche mit ihren Pferdearzneyen fortgeſchickt habt, ſo wird euch doch der vielleicht mit ſeiner Subtilität dran kriegen. Denn witzig ſieht mir der alte Fuchs aus.

Friedrich. Aha! gefällt er euch? Nicht wahr, ob ihr gleich ſo ruſchlich ſeyd, daß ihr auf nichts in der Welt Acht gebt, ſo ſpürt ihr doch daß das eine andere Art von Krebſen iſt, als die Quackſalber bisher?

Lucie. Es iſt ein Arzt, und darum hab' ich ſchon eine Averſion vor ihm. Gut iſt er im Grunde und pfiffig dazu. Da wir ihn um Arzney plagten, und er wohl ſah daß uns nichts fehlte, gab er doch jeder eine Doſe wohlriechender und wohlſchmeckender Schäkereyen.

Sophie. Und mir dazu einen guten Rath. Mich hat er beſonders in Affection genommen.

Friedrich. Was für einen?

Sophie. Und einen guten Wunſch dazu.

Lucie. Was war's?

Sophie. Ich werde beides für mich behalten.

(Sie geht zu der übrigen Geſellſchaft, die ſich in den Grund des Saals zurückgezogen hat und ſich nach und nach verliert.)

Lucie (die ihr nachgeht). Sage doch!

Marianne (tritt auf).

Friedrich (der ihr entgegen geht). Liebste Marianne, Sie nehmen keinen Antheil an dem Leichtsinne dieser unbekümmerten Geschöpfe.

Marianne. Glauben Sie, Graf, daß mein Gemüth einen Augenblick heiter und ohne Sorgen seyn könnte? Ich habe diese ganze Zeit her mein Clavier nicht angerührt, keinen Ton gesungen. Wie schwer wird es mir, den heftigen Charakter meines Bruders zu besänftigen, der das Schicksal seiner Gattin kaum erträgt!

Friedrich. Ach! daß an diese geliebte Person die Schicksale so vieler Menschen geknüpft sind! Auch unsers, theuerste Marianne, hängt an dem ihren. Sie wollen Ihren Bruder nicht verlassen; Ihr Bruder kann und will Sie nicht entbehren, so lang seine Gemahlin in dem betrübten Zustande bleibt; und ich indessen muß meine treue heftige Leidenschaft in mich verschließen! Ich bin recht unglücklich.

Marianne. Der neue Arzt gibt uns die beste Hoffnung. Könnt' er auch unser Uebel heilen! Bester Graf, wie freudig wollt' ich seyn!

Friedrich. Gewiß, Marianne?

Marianne. Gewiß! Gewiß!

Doctor Verazio (tritt auf).

Friedrich. Theuerster Mann, was für Aussichten, was für Hoffnungen bringen Sie uns?

Verazio. Es sieht nicht gut aus. Der Baron will von keiner Cur ein Wort hören.

Friedrich. Sie müssen sich nicht abweisen lassen.

Verazio. Wir wollen alles versuchen.

Friedrich. Ach Sie heilen gar viele Schmerzen auf einmal.

Verazio. Ich habe so etwas gemerkt. Nun wir wollen sehen! Hier kommt der Baron.

Baron Sternthal (tritt auf).

Verazio. Wenn Ihnen meine Gegenwart wie meine Kunst zuwider ist, so verzeihen Sie daß Sie mich noch hier finden. In wenig Zeit muß Graf Altenstein hier eintreffen, der mich wieder zurück bringen wird, wenn er leider sieht daß seine Empfehlung nicht Eingang gefunden hat.

Baron. Verzeihen Sie, und der Graf wird mir auch verzeihen. Es ist nicht Undankbarkeit gegen seine Fürsorge, nicht Mißtrauen in Ihre Kunst, es ist Mißtrauen in mein Schicksal. Nach so viel fehlgeschlagnen Versuchen, die Gesundheit ihrer Seele wieder herzustellen, muß ich glauben daß ich auf die Probe gestellt werden soll, wie lieb ich sie habe? Ob ich wohl aushalte ihr Elend zu theilen, da ich mir so viel Glück mit ihr versprach? Ich will auch nicht widerspänstig seyn, und in Geduld vom Himmel erwarten was mir Menschen nicht geben sollen.

Verazio. Ich ehre diese Gesinnungen, gnädiger

Herr. Nur find' ich hart daß Sie mir sogar die näheren Umstände ihrer Krankheit verbergen, mir nicht erlauben wollen sie zu sehen, und mir dadurch den Weg abschneiden, theils meine Erfahrungen zu erweitern, theils etwas bestimmtes über die Hülfe zu sagen, die man ihr leisten könnte.

Sophie (zu den andern). Und er möchte auch wieder mit unserer armen Schwester Haut seine Erfahrungen erweitern. Es ist einer wie der andere.

Lucie. O ja, wenn sie nur was zu seciren, klystiren, elektrisiren haben, sind sie bei der Hand, um nur zu sehen was eins für ein Gesicht dazu schneid't, und zu versichern daß sie es wie im Spiegel voraus gesehen hätten.

Baron (der bisher mit Friedrich und Verazio gesprochen). Sie plagen mich!

Verazio. Jeder der in sich fühlt daß er etwas gutes wirken kann, muß ein Plaggeist seyn. Er muß nicht warten bis man ihn ruft; er muß nicht achten wenn man ihn fortschickt. Er muß seyn, was Homer an den Helden preis't, er muß seyn wie eine Fliege, die, verscheucht, den Menschen immer wieder von einer andern Seite anfällt.

Sophie. Ehrlich ist er wenigstens; er beschreibt den Marktschreier deutlich genug.

Verazio. Lassen Sie's nur gut seyn, Fräulein; Sie fallen mir doch noch in die Hände.

Sophie. Er hat Ohren wie ein Zaubrer.

Verazio. Denn, wie ich an Ihren Augen sehe —

Sophie. Kommt, wir haben hier nichts zu thun — Adieu!

Alle. Adieu! Adieu!

Sophie. Er ist wohl gar ein Physiognomist? (Ab.)

Friedrich. Höre doch wenigstens, Vetter.

Baron. Ja, so ist mir's schon mehr ergangen. Man läßt sich nach und nach einnehmen, und unsere Hoffnungen und Wünsche sind von so kindischer Natur, daß ihnen mögliches und unmögliches beides von Einer Art zu seyn scheint.

Verazio. In was für Hände Sie auch gefallen sind?

Baron. Das sagt der folgende immer vom vorhergehenden. Und es ist erstaunlich, wenn unsere Einbildungskraft einmal auf etwas heftig gespannt ist, was man stufenweise zu thun fähig wird. Mir schaudert's, wenn ich an die Curen denke, die man mit ihr gebraucht hat, und ich zittre zu was für weitern Grausamkeiten gegen sie man mich verleiten wollte, und fast verleitet hätte. Nein, ihre Liebe zu mir hat ihr den Verstand geraubt; die meinige soll ihr wenigstens ein leidlich Leben erhalten.

Verazio. Ich nehme herzlichen Antheil an Ihrem Kummer. Ich stelle mir das Schreckliche der Lage

vor, da Sie, kaum der Gefahr des Todes entronnen, Ihre Gattin in solchem Elend vor sich sehen mußten!

Friedrich. Da kommt mein Vater.

Graf Altenstein. Die Vorigen.

Graf Altenstein. Vetter, guten Morgen! guten Morgen, Doctor! Was haben Sie gut's ausgerichtet? Hab' ich dir da nicht einen tüchtigen Mann herüber geschickt?

Baron. Es ist recht brav daß Sie kommen. Ich danke Ihnen für die Bekanntschaft, die Sie mir verschafft haben. Wir sind in der kurzen Zeit recht gute Freunde worden, nur einig sind wir noch nicht.

Graf Altenstein. Warum? Hast du kein Vertrauen zu meinem Doctor?

Baron. Das beste! wie zu Ihrem guten Willen, nur —

Graf Altenstein. Wenn du ihn hättest reden hören, ehegestern Abend, wie er mir alles erzählte, alles erklärte — es war mir so begreiflich, so deutlich, ich meinte ich wollte nun selbst curiren, so schön hing alles zusammen. Wenn ich's nur behalten hätte!

Friedrich. Es geht Ihnen, Papa, wie mir und andern in der Predigt —

Graf Altenstein. Wo ist deine Frau?

Baron. An der hintern Seite des Parks hält sie sich noch immer auf, schläft des Tags in der Hütte, die wir ihr zurecht gemacht haben, vermeidet alle

Menschen, und wandelt des Nachts in ihren Phantasien herum. Manchmal versteck' ich mich sie zu belauschen, und ich versichere Ihnen, es gehört viel dazu um nicht rasend zu werden. Wenn ich sie herumziehen sehe mit losem Haar, — im Mondschein einen Kreis abgehen, — mit bald unsicherm Tritt schleicht sie auf und ab, neigt sich bald vor den Sternen, kniet bald auf den Rasen, umfaßt einen Baum, verliert sich in den Sträuchen wie ein Geist! — Ha! —

Graf Altenstein. Ruhig, Vetter! ruhig! Statt wild zu seyn, solltest du die Vorschläge des Doctors anhören.

Verazio. Lassen Sie's, gnädiger Herr. Ich bin fast, seit ich hier bin, der Meinung des Herrn Barons geworden, daß man ganz von Euren abgehen, oder wenigstens sehr behutsam damit seyn müsse. Wie lang' ist's her daß die gnädige Frau in dem Zustande ist?

Graf Altenstein. Laßt sehen! Auf den Dienstag zehn Wochen. Es war just Pferdemarkt in der Stadt gewesen, und Abends, wie ich nach Hause ritt, sprach ich hier ein. Da war der verfluchte Brief angekommen, der die Nachricht von deinem Tode brachte. Sie lag ohnmächtig nieder, und das ganze Haus war wie toll. — Höre ich muß einen Augenblick in den Stall. Wie geht's deinem Schimmel?

Baron. Ich werde ihn weggeben müssen, lieber Onkel.

Graf Altenstein. Schade für's Pferd! wahrlich Schade. (Ab.)

Verazio. Woher kam denn das falsche Gerücht? Wer beging die entsetzliche Unvorsichtigkeit so etwas zu schreiben?

Baron. Da gibt's solche politische alte Weiber, die weitläufige Correspondenzen haben, und immer etwas neues brauchen, woher es auch komme, daß das Porto doch nicht ganz vergeblich ausgegeben wird. In der Welt ist im Grunde des Guten so viel als des Bösen; weil aber niemand leicht was gutes erdenkt, dagegen jederman sich einen großen Spaß macht, was böses zu erfinden und zu glauben, so gibt's der favorablen Neuigkeiten so viel. Und so einer —

Friedrich. Nun, seyn Sie nicht böse! Es war ein guter Freund —

Baron. Den der Teufel hole! Was ging's ihn an, ob ich todt oder lebendig war? Blessirt war ich, das wußte jederman und meine Frau und ihr alle. Wenn er ein guter Freund war, warum mußte er der Erste seyn der meine Wunde tödtlich glaubte?

Friedrich. In der Entfernung —

Verazio (zu Friedrich). Sie waren gegenwärtig?

Friedrich. Ich hatte ihr schon einige Monate Gesellschaft geleistet. Sie war bei Abwesenheit ihres Mannes immer in Sorgen. Ihre Zärtlichkeit stellte sich die Gefahren doppelt lebhaft vor. Wir thaten

Melancholie, in der sie begraben war? Denn nach dem Schrecken, den der unglückliche Brief machte, da sie einige Tage wie in einem hitzigen Fieber lag, schien sie wenig verändert; nur war fast gar nichts aus ihr zu bringen; ihre Blicke wurden scheu und unsicher; sie schien jederman, den sie sah, zu fürchten oder nicht zu bemerken. Sie verlangte Trauerkleider, und wenn wir sie mit der Ungewißheit trösten wollten, nahm sie sich's gar nicht an, bemächtigte sich alles was sie an uns von schwarzem Taffet und Bändern kriegen konnte, und behing sich damit.

Baron. Macht mir den Kopf nicht warm, mit eurer Erzählung! Genug so ist's, Herr Doctor! Sie wollte mich nicht wieder erkennen, sie floh mich wie ein Gespenst, alle Hülfe war vergebens. Und ich werde mir ewig Vorwürfe machen, daß ich sie, auch nur auf kurze Zeit, der unmenschlichen Behandlung eines Marktschreiers überließ, der sich bei mir anzustreichen gewußt hatte. (Er tritt zurück.)

Friedrich. Es ist wahr, sie gerieth darüber in Wuth, flüchtete in den Wald, und versteckte sich daselbst. Man machte vergebens gütliche Versuche sie heraus zu bringen, und der Baron besteht darauf er leide keine Gewalt mehr gegen sie. Man hat ihr heimlich eine Hütte zurecht gemacht, worin sie sich bei Tage verbirgt, und wohin ihr ein Kammermädchen, das einzige Geschöpf dem sie traut, wenige einfache

Speisen heimlich schaffen darf. So leben wir in trauriger Hoffnung einen Tag nach dem andern hin. Unsere Familie, die in einem ewigen freudigen Leben von Tanz, Gesang, Festen und Ergetzungen schwebte, streicht an einander weg wie Gespenster, und es wäre kein Wunder, wenn man selbst den Verstand verlöre.

Verazio. Aus allem, was Sie mir sagen, kann ich noch Hoffnung schöpfen.

Graf Altenstein (kommt und tritt mit dem Baron zu ihnen).

Graf Altenstein. Hören Sie, Doctor! Man erzählt mir unten wunderbare Sachen! was sagen Sie dazu? Lila hat ihrem Kammermädchen, der einzigen zu der ihr Vertrauen auch bei ihrem Wahnsinn geblieben ist, unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit versichert, daß sie wohl wisse woran sie sey: es sey ihr offenbaret worden, ihr Sternthal sey nicht todt, sondern werde nur von feindseligen Geistern gefangen gehalten, die auch ihr nach der Freiheit strebten, deßwegen sie unerkannt und heimlich herumwandern müsse, bis sie Gelegenheit und Mittel fände ihn zu befreien.

Baron. Desto schlimmer! Sie hat Netten noch eine weitläufige Geschichte von Zauberern, Feen, Ogern und Dämonen erzählt, und was sie alles auszustehen habe bis sie mich wieder erlangen könne.

Verazio. Ist die Nette weit?

Graf Altenstein. Sie ist hier im Hause.

Verazio. Dieß bestätigt in mir einen Gedanken, den ich schon lang in mir herumwerfe. Wollen Sie einen Vorschlag anhören? —

Baron. Anhören wohl.

Verazio. Es ist hier nicht von Euren noch von Quacksalbereyen die Rede. Wenn wir Phantasie durch Phantasie curiren könnten, so hätten wir ein Meisterstück gemacht.

Baron. Wodurch wir sie aus dem Wahnsinn in Raserey werfen könnten.

Graf Altenstein. So laß ihn doch ausreden.

Verazio. Sind nicht Musik, Tanz und Vergnügen das Element, worin ihre Familie bisher gelebt hat? Glauben Sie denn daß die todte Stille, in der Sie versunken sind, Ihnen und der Kranken Vortheil bringe? Zerstreuung ist wie eine goldne Wolke, die den Menschen, wär' es auch nur auf kurze Zeit, seinem Elend entrückt; und Sie alle, wenn Sie die gewohnten Freuden wieder genießen, werden seyn wie Menschen, die in einer vaterländischen Luft sich von Mühseligkeit und Krankheit auf einmal wieder erholen.

Baron. Und wir sollten eine Weile Thorheiten treiben, indessen die elend ist, um derentwillen wir uns sonst nur zu vergnügen schienen?

Verazio. Eben von diesem Vorwurf will ich Sie befreien. Lassen Sie uns der gnädigen Frau die Geschichte ihrer Phantasien spielen! Sie sollen die

Feen, Ogern und Dämonen vorſtellen. Ich will mich ihr als ein weiſer Mann zu nähern ſuchen und ihre Umſtände ausforſchen. Aus dem, was Sie mir erzählen, zeigt ſich, daß ſich ihr Zuſtand von ſelbſt verbeſſert habe: ſie hält Sie nicht mehr für todt; die Hoffnung lebt in ihr Sie wieder zu ſehen; ſie glaubt ſelbſt, daß ſie ihren Gemahl durch Geduld und Standhaftigkeit wieder erwerben könne. Wenn auch nur Muſik und Tanz um ſie herum ſie aus der dunkeln Traurigkeit riſſen, in der ſie verſenkt iſt, wenn das unvermuthete Erſcheinen abenteuerlicher Geſtalten ſie auch nur in ihren Hoffnungen und Phantaſien beſtärkte, das es gewiß thun wird; ſo hätten wir ſchon genug gewonnen. Allein ich gehe einem weit höhern Endzweck entgegen. Ich will nichts verſprechen, nichts hoffen laſſen —

Graf Altenſtein. Der Einfall iſt vortrefflich, iſt ſo natürlich, daß ich nicht weiß warum wir nicht ſelbſt darauf gefallen ſind. Sie glauben alſo, Doctor, daß wir, wenn wir der Phantaſie unſerer Nichte ſchmeicheln, etwas über ſie vermögen werden?

Berazio. Zuletzt wird Phantaſie und Wirklichkeit zuſammentreffen. Wenn ſie ihren Gemahl in ihren Armen hält, den ſie ſich ſelbſt wieder errungen, wird ſie wohl glauben müſſen daß er wieder da iſt.

Graf Altenſtein. Von Ogern erzählt ſie, die ihr nach der Freiheit ſtreben? Ich will den Oger

machen; etwas wildes iſt ſo immer meine Sache; und Feen, ſchöne Feen haben wir ja genug im Hauſe. Kommen Sie, das müſſen wir geſcheidt anfangen!

Verazio. Schaffen Sie nur die nöthigen Sachen herbei, für das Uebrige laſſen Sie mich ſorgen.

Baron. Ich weiß nicht — laßt uns erſt überlegen.

Graf Altenſtein. Ueberleg' du's und wir wollen indeß Anſtalten machen. Kommen Sie Doctor, laſſen Sie uns zu Netten gehen. Friedrich, reite hinüber und ſchaffe die Masken zuſammen. In unſern beiden Häuſern müſſen ſich ſo viele alte und neue finden, daß man das ganze Cabinet der Feen damit fourniren könnte. Alles was Hände, Füße und Kehlen hat, berufe herbei. Suche Muſik aus, und laß probiren wie es in der Eile gehn will.

Friedrich. Da wird ein ſchönes Impromptu zuſammen gehext werden!

Graf Altenſtein. Item, es gehr!

Verazio. Kommen Sie, wir wollen der Sache weiter nachdenken; Sie ſollen nicht übereilt werden.

Friedrich. Und an willigen Füßen und Kehlen ſoll's gewiß nicht ermangeln.

Zweyter Aufzug.

Romantiſche Gegend eines Parks.

Lila.

Süßer Tod! ſüßer Tod! komm und leg' mich in's kühle Grab! — Sie verläßt mich nicht die Melodie des Todes, auch in den Augenblicken, da ich hoffnungsvoll und ruhig bin. Was iſt das, das mir ſo oft in der Seele dämmert, als wenn ich nicht mehr wäre? Ich ſchwanke im Schatten, habe keinen Theil mehr an der Welt. (Auf Kopf und Herz deutend) Es iſt hier ſo! und hier! daß ich nicht kann, wie ich will und mag — Sagt dir denn nicht eine Stimme in deinem Herzen: „Er iſt nicht auf ewig dir entriſſen, daure nur „aus! Er ſoll wieder dein ſeyn!“ — Dann kommt wieder ein Schlaf über mich, eine Ohnmacht —

Ich ſchwinde, verſchwinde,
Empfinde und finde
Mich kaum.
Iſt das Leben?
Iſt's Traum?
Ich ſollte nicht behalten.

Was mir das Schicksal gab.
Ich dämmre! ich schwanke!
Komm, süßer Gedanke,
Tod! Bereite mein Grab!
(Sie geht nach dem Grunde, indeß tritt hervor)

Der Magus (der sie bisher beobachtet, Kräuter suchend). Euch, die ihr auf wandernden Gestirnen über uns schwebt, und ihre gütigen Einflüsse auf uns herab sendet, euch danke ich daß ihr mir vergönnt habt, in guter Stunde diese niedrigen Kinder der Erde in meinen Schoos zu versammeln! Sie sollen, zu herrlichen Endzwecken bereitet, aus meinen Händen wohlthätiger und wirkender wieder ausgehn durch die Gaben eurer Weisheit und euer fortdauerndes Walten.

Lila (sich nähernd). Wie kommt der Alte hierher? Was für Kräuter mag er suchen? Ist's wohl ein harmloser Mensch, oder ein Kundschafter, der dich umschleicht, zu forschen wo man dir feindselig am leichtesten beikommen mag? Daß man doch in dieser Welt so oft hierüber in Zweifel schweben muß! — Entflieh' ich ihm?

Magus (für sich, aber lauter). Auch sie, die in diesen einsamen Gefilden wandelt, erquickt durch eure liebreiche Gegenwart! Erhebt ihr Herz, daß aus der Dunkelheit sich ihre Geister aufrichten, daß sie nicht trübsinnig den großen Endzweck versäume, dem sie heimlich sehnend entgegen hofft.

Lila. Weh mir! Er kennt mich. Er weiß von mir.

Magus. Bebe nicht, gedrückte Sterbliche! Des Freundlichen iſt viel auf Erden. Der Unglückliche wird argwöhniſch, er kennt weder die gute Seite des Menſchen, noch die günſtigen Winke des Schickſals.

Lila (zu ihm tretend). Wer du auch ſonſt, verbirg unter dieſer edlen Geſtalt, verſtecke hinter dieſen Geſinnungen keinen Verräther! Die Mächtigen ſollten nicht lügen, und die Gewaltigen ſich nicht verſtellen; aber die Götter geben auch den Ungerechten Gewalt, und gut Glück den Heimtückiſchen.

Magus. Immer zu mißtrauen iſt ein Irrthum, wie immer zu trauen.

Lila. Dein Wort, deine Stimme zieht mich an.

Magus. Willſt du dich einem Wohlmeinenden vertrauen, ſo ſage, wie fühlſt du dich?

Lila. Wohl, aber traurig; und vor dem Gedanken, daß ich fröhlich werden könnte, fürchte ich mich, wie vor dem größten Uebel.

Magus. Du ſollſt nicht fröhlich ſeyn, nur Frohliche machen.

Lila. Kann das ein Unglücklicher?

Magus. Das iſt ſein ſchöner Troſt. Vermeide niemanden, der dir begegnet. Du findeſt leicht einen dem du hilfſt, einen der dir helfen kann.

Lila. Mein Gemüth neigt ſich der Stille, der Oede zu.

Magus. Ist es wohl gethan jeder Neigung zu folgen?

Lila. Was soll ich thun?

Magus. Gütige Geister umgeben dich, und möchten dir beistehn. Sie werden dir sogleich erscheinen wenn sie dein Herz ruft.

Lila. So nah' sind sie?

Magus. So nah' die Belehrung, so nah' die Hülfe. Sie wissen viel, denn sie sind ohne Beschäftigung; sie lehren gut, denn sie sind ohne Leidenschaft.

Lila. Führe mich zu ihnen.

Magus. Sie kommen. Du wirst glauben bekannte Gestalten zu sehen, und du irrst nicht.

Lila. O diese gefährliche List kenne ich, wenn uns falsche Geister mit Gestalten der Liebe locken.

Magus. Verbanne für ewig dieses Mißtrauen und diese Sorgen. Nein, meine Freundin! die Geister haben keine Gestalten; jeder sieht sie mit den Augen seiner Seele in bekannte Formen gekleidet.

Lila. Wie wunderbar!

Magus. Hüte dich sie zu berühren, denn sie zerfließen in Luft. Die Augen trügen. Aber folge ihrem Rath. Was du dann fassest, was du in deinen Armen hältst, das ist wahr, das ist wirklich. Wandle deinen Pfad fort. Du wirst die Deinigen wieder finden, wirst den Deinigen wieder gegeben werden.

Lila. Ich wandre! und sollt' ich zum stillen Flusse des Todes gelangen, ruhig tret' ich in den Kahn —

Magus. Nimm dieses Fläschchen, und wenn du Erquickung bedarfst, salbe deine Schläfe damit. Es ist eine Seele in diesen Tropfen, die mit der unsrigen nahe verwandt ist, freundlich sich zu ihr gesellt, und schwesterlich ihr in den Augenblicken aufhilft, wo sie schaffen und wirken soll und eben ermangeln will.

Lila (zaudert).

Magus. Wenn du mir mißtraust, so wirf's in's nächste Wasser.

Lila. Ich traue und danke.

Magus. Verachte keine Erquickung, die Sterblichen so nöthig ist. Es herrschen die holden Feen über das zarteste, was der Mensch zu seinem Genuß nur sich auswählen möchte. Sie werden dir Speise vorsetzen. Verschmähe sie nicht.

Lila. Mir ekelt vor jeder Kost.

Magus. Diese wird dich reizen. Sie ist so edel als schmackhaft, und so schmackhaft als gesund.

Lila. Einer Büßenden ziemt es nicht sich an herrlicher Tafel zu weiden.

Magus. Glaubst du dir zu fruchten und den Göttern zu dienen, wenn du dich dessen enthältst was der Natur gemäß ist? Freundin! dich hat die Erfahrung gelehrt, daß du dich selbst nicht retten kannst. Wer Hülfe begehrt, muß nicht auf seinem Sinne bleiben.

Lila. Deine Stimme gibt mir Muth. Kehr' ich aber in mein Herz zurück, so erschrecke ich über den ängstlichen Ton der darin widerhallt.

Magus. Ermanne dich und es wird alles gelingen.

Lila. Was vermag ich?

Magus. Wenig! Doch erniedrige nicht deinen Willen unter dein Vermögen.

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten;
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei. (Ab.)

Lila (allein). Er geht! Ungern seh' ich ihn scheiden. Wie seine Gegenwart mir schon Muth, schon Hoffnung einflößt! Warum eilt er? Warum bleibt er nicht, daß ich an seiner Hand meinen Wünschen entgegen gehe? Nein, ich will mich einsam nicht mehr abhärmen, ich will mich der Gesellschaft erfreuen, die mich umgibt. — Zaudert nicht länger, liebliche Geister! Zeigt euch mir! Erscheinet, freundliche Gestalten!

Chor

Chor der Feen (erſt in der Ferne, dann näher). Zuletzt treten ſie auf, an ihrer Spitze Almaide.

Chor.

Mit leiſem Geflüſter,
Ihr luft'gen Geſchwiſter,
Zum grünenden Saal!
Erfüller die Pflichten!
Der Mond erhellt die Fichten,
Und unſern Geſichten
Erſcheinen die lichten
Die Sternlein im Thal.

(Während dieſes Geſangs hat ein Theil des Chors einen Tanz begonnen, zwiſchen welchem Lila zuletzt hinein tritt und Almaiden anredet.)

Lila. Verzeiht einer Irrenden, wenn ſie eure heiligen Reihen ſtört! Ich bin zu euch gewieſen, und da ihr mir erſcheint, iſt es mir ein Zeichen daß ihr mich aufnehmen wollt. Ich ergebe mich ganz eurem Rath, eurer Leitung. Wäret ihr Sterbliche, ich könnte euch meine Freundinnen heißen, euch Liebe geben und Liebe von euch hoffen. Täuſcht mein Herz nicht, das Hülfe von euch erwartet.

Almaide.

Sey nicht beklommen!
Sey uns willkommen!
Traurige Sterbliche,
Weide dich hier!
Wir in der Hülle
Nächtlicher Stille

Weiden
Den Reiden,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter ſind wir.

(Im Grunde eröffnet ſich eine ſchöne erleuchtete Laube, worin ein Tiſch mit Speiſen ſich zeigt, daneben zwey Seſſel ſtehen.)

Sey uns willkommen!
Sey nicht beklommen!
Traurige Sterbliche,
Weide dich hier!

(Lila wird von den Feen in die Laube geführt, ſie ſetzt ſich an den Tiſch. Almaide gegen ſie über. Die tanzenden Feen bekränzen beide, indeß das ſingende Chor an den Seiten des Theaters vertheilt iſt.)

Chor.

Wir in der Hölle
Nächtlicher Stille
Weiden
Den Reiden,
Lieben die Sterblichen;
Keine verderblichen
Götter ſind wir.

(Lila ſteht auf und kommt mit Almaiden hervor.)

Almaide. Du biſt mit wenigem geſättigt, meine Freundin. Faſt könnteſt du mit uns wandeln, die wir leichten Thau von der Lippe erquickter Blumen ſaugen, und ſo uns zu nähren gewohnt ſind.

Lila. Nicht die Freiheit eines leichten Lebens ſättigt mich; der Kummer eines ängſtlichen Zuſtandes raubt mir die Luſt zu jeder Speiſe.

Almaide. Da du uns geſehen haſt, kannſt du nicht länger elend bleiben. Der Anblick eines wahrhaft Glücklichen macht glücklich.

Lila. Mein Geiſt ſteigt auf und ſinkt wieder zurück.

Almaide. Auf zur Thätigkeit, und er wird von Stufe zu Stufe ſteigen, kaum raſten, zurück nie treten. Auf, meine Freundin!

Lila. Was räthſt du mir?

Almaide. Vernimm! Es lebt dein Gemahl.

Lila. Ihr Götter hab' ich recht vermuthet?

Almaide. Allein er iſt in der Gewalt eines neidiſchen Dämons, der ihn mit ſüßen Träumen bändigt und gefangen hält.

Lila. So ahnt' ich's.

Almaide. Er kann nie wieder erwachen, wenn du ihn nicht weckſt.

Lila. So iſt er nicht todt? Gewiß nicht todt? Er ruht nur auf einem weichen Lager, in keiner Gruft, ein herrlicher Thronhimmel wölbt ſich über dem Schlafenden? Leiſe will ich an ſeine Seite treten, erſt ihn ruhen ſehn und mich ſeiner Gegenwart erfreuen. Träumt er denn wohl von mir? — Dann fang' ich leiſe, leiſe nur an: Mein Lieber, erwache! Erwache, mein Beſter! Sey wieder mein! Richte dich auf! Höre meine Stimme, die Stimme deiner Geliebten! — Wird er denn auch hören, wenn ich rufe?

Almaide. Er wird.

Lila. O führe mich zur Stätte wo er sein Haupt niedergelegt hat! — Und wenn er nicht sogleich erwachen will, faſſ' ich ihn an und ſchüttl' ihn leiſe und warte beſcheiden, und ſchüttl' ihn ſtärker und rufe wieder: Erwache! — Nicht wahr, es iſt ein tiefer Schlaf, in dem er begraben liegt?

Almaide. Ein tiefer Zauberſchlaf, den deine Gegenwart leicht zerſtreuen kann.

Lila. Laß uns nicht verweilen!

Almaide. Die Stätte ſeiner Ruhe vermögen wir nicht ſogleich zu erreichen; es liegt noch manche Gefahr, manches Hinderniß dazwiſchen.

Lila. O Himmel!

Almaide. Dein Zaudern ſelbſt war Schuld, daß ſich dieſe Gefahren, dieſe Hinderniſſe nur vermehrten. Nach und nach hat jener Dämon alle deine Verwandten, alle deine Freunde in ſeine Gewalt gelockt; und wenn du ſäumſt, wird er auch dich überliſten, denn auf dich iſt gezählt.

Lila. Wie kann ich ihm entgehen? Wie ſie befreien? Komm! Hilf mir! Komm!

Almaide. Ich kann dich nicht begleiten, dir nicht helfen. Der Menſch hilft ſich ſelbſt am beſten. Er muß wandeln, ſein Glück zu ſuchen; er muß zugreifen es zu faſſen; günſtige Götter können leiten, ſegnen. Vergebens fordert der Läſſige ein unbedingtes Glück. Ja, wird es ihm gewährt, ſo iſt's zur Strafe.

Lila. So fahret wohl! Ich gehe allein auf dunkelm Pfade.

Almaide. Verweile dieſe Nacht! Mit dem fröhlichen Morgen ſollſt du einen glücklichen Weg antreten.

Lila. Nein, jetzt! jetzt! Auf dem Pfade des Todes gleitet mein Fuß willig hinab.

Almaide. Höre mich!

Lila. Vom Grabe her ſäuſelt die Stimme des Windes lieblicher, als deine ſüße Lippe mich locken kann.

Almaide (für ſich). O weh! Sie fällt zurück! Ich habe zu viel geſagt! (Laut) Hier in dieſer Laube ſteht für dich ein Ruhebette. Bediene dich ſein, indeſſen wir unſre ſtillen Weihungen vollenden. Wir wollen dich vor der Kühle der Nacht, vor dem Thau des Morgens bewahren, ſchweſterlich für dich ſorgen und deine Pfade ſegnen.

Lila. Es iſt vergebens, ich kann nicht ergreifen was ihr bietet. Eure Liebe, eure Güte fließt mir wie klares Waſſer durch die faſſenden Hände.

Almaide (für ſich). Unglückliche, was iſt für dich zu hoffen? (Laut) Du mußt bei uns verweilen!

Lila.

Ich fühle die Güte,
Und kann euch nicht danken.
Verzeihet dem kranken,
Verworrenen Sinn!
Mir iſt's im Gemüthe

Bald düſter, bald heiter,
Ich ſehne mich weiter,
Und weiß nicht wohin. (Ab.)

Almaide. Sie verliert ſich in die Büſche. Sie entfernt ſich nicht weit. Auf, Schweſtern, ſingt ihr ein Lied, daß der Ton des Troſtes um ihren Buſen ſchalle.

Almaide (mit dem Chor).
Wir helfen gerne,
Sind nimmer ferne,
Sind immer nah.
Rufen die Armen
Unſer Erbarmen,
Gleich ſind wir da!

Dritter Aufzug.

Rauher Wald, im Grunde eine Höhle.

Almaide. Magus.

Magus.

Göttliche Fee! Was du mir erzählst, verwundert mich nicht. Beruhige dich! Dieſe Rückfälle müſſen uns nicht erſchrecken. Jede Natur, die ſich aus einem geſunkenen Zuſtande erheben will, muß oft wieder nachlaſſen, um ſich von der neuen, ungewohnten Anſtrengung zu erholen. Ich fürchte mich vor niemand mehr, als vor einem Thoren, der einen Anlauf nimmt klug zu werden. Wir müſſen nicht verzagen, wir haben mehr ſolche Scenen zu erwarten. Genug, daß ſie einige Speiſe zu ſich genommen, daß ſie den Gedanken gefaßt hat, an ihr liege es die Ihrigen zu retten. Wir haben uns nur zu hüten, daß wir ſie nicht zu geſchwinde geheilt glauben, daß wir den Gemahl ihr nicht eher zeigen, bis ſie fähig iſt ſeine Gegenwart zu ertragen. Laß uns eilen! ihr Platz machen! Sie kommt hieher, wo neue Erſcheinungen auf ſie warten. (Beide ab.)

Lila (mit dem Fläschchen in der Hand). Ich habe dir Unrecht gethan, edler Alter! Ohne deinen Balsam würde mir es schwer geworden seyn, diesen düstern, rauhen Weg zu wandeln. Die freundlichen Gottheiten sind geschieden. Mich hält die Nacht in ihren Tiefen. Die Sterne sind geschwunden. Ein rauher, ahnungsvoller Wind schwebt um mich her.

Chor der Gefangnen (von innen).

Wer rettet!

Lila. Es hangt und wehklagt aus den Höhlen!

Chor (von innen).

Weh! Weh!

Lila. Entgegen, schwaches Herz! Du bist so elend und fürchtest noch?

Chor (von innen).

Erbarmen!
Was hilft uns Armen
Des Lebens holder Tag!

Lila. Es ruft dir! Dir! um Hülfe! Die armen Verlaßnen! Ach! — Ja, es sind die Deinen. Ihr Götter! Hier sind sie verschlossen! Hier gefangen! Ich halte mich nicht, es koste was es wolle. Ich muß sie sehn, sie trösten, und, wenn es möglich ist, sie retten.

Gefangne (treten auf in Ketten, beklagen ihr Schicksal in einem traurigen Tanze; da sie zuletzt Lila erblicken, stutzen sie und raten ihr pantomimisch sich zu entfernen).

Lila. Ihr werdet mich nicht bewegen euch zu verlassen. Vielleicht bin ich bestimmt euch zu befreien

und glücklich zu machen. Der Himmel führt oft Unglückliche zusammen, daß beider Elend gehoben werde.

Friedrich (tritt auf).

Wer ist die Verwegene, die sich dem Aufenthalt der Angst und der Trauer nähern darf? Himmel, meine Nichte! Lila, bist du's?

Lila. Friedrich darf ich mir trauen?

Friedrich. Ja, ich bin's!

Lila. Du bist es! (Sie faßt ihn an.) Seyd Zeugen, meine Hände, daß ich ihn wieder habe! — Und in diesem Zustande?

Friedrich. Soll ich dir's sagen? Soll ich deine Trauer vermehren? Ich bin, wir sind in diesem Zustande, durch deine Schuld.

Lila. Durch meine?

Friedrich. Erinnerst du dich? Es ist kurze Zeit, als ich dir nicht weit von dieser Stelle begegnete.

Lila. Deinen Schatten glaubte ich zu sehen, nicht dich.

Friedrich. Eben das war mein Unglück! Ich reichte dir die Hand, ich reichte dir sie flehend. Du eiltest nur schneller vorüber. Ach es war eben der Augenblick, da mich der Dämon durch seinen grausamen Oger verfolgen ließ. Hättest du mir deine Hand gereicht, er hätte keine Gewalt über mich gehabt, wir wären frei, und hätten zur Freiheit deines Gemahls zusammen wirken können.

Lila. Weh mir!

Friedrich. Siehſt du hier dieſe? Du kennſt ſie alle. Den frohen Karl, den ſchelmiſchen Heinrich, den treuen Franz, den dienſtfertigen Ludwig, dieſe guten Nachbarn hier, du erkennſt ſie alle. Küßt ihr die Hand! Freut euch eurer Gegenwart!

(Einige der Gefangenen treten zu ihr, geben pantomimiſch ihre Freude zu erkennen, und küſſen ihr die Hände.)

Lila. Ihr ſeyd's! Ihr ſeyd mir alle willkommen! — In Ketten ſind' ich euch wieder! Gute Freunde! Hab' ich euch doch wieder! Sind wir doch wenigſtens zuſammen! Wie lang iſt's daß wir uns nicht geſehen haben? Wie kann ich euch retten? (Sie ſieht ſie voll Verwunderung an, ſchweigt und ſieht ſie immer ſtarrer und ſtarrer an. Endlich wendet ſie ſich ängſtlich hinweg.) Wehe mir! Ich kann nicht bleiben, ich muß euch verlaſſen.

Friedrich. Wie? Warum? Statt mit uns zu rathſchlagen, wie wir dem gemeinſamen Uebel entgehen können, willſt du fliehn?

Lila. Ach es iſt nicht Feigheit, aber ein unbeſchreiblich Gefühl. Eure Gegenwart ängſtigt mich, eure Liebe! Nicht die Furcht vor dem Ungeheuer. Stünde er da, ihr ſolltet ſehn daß Lila nicht zittert. Eure Liebe, die ich mir nicht zueignen kann, treibt mich von hinnen! Eure Stimme, euer Mitleiden mehr als eure Noth. — Was kann ich ſagen? — Laßt mich — Laßt mich!

Friedrich.

Bleib' und erwirb den Frieden,
Bleibe! du wirst uns befreien:
Freundliche Götter verleiden
Den schönsten Augenblick.

Lila.

Ach, mir ist nicht beschieden
Der Erde mich zu freuen.
Feindliche Götter streuen
Mir Elend auf mein Glück!

Friedrich.

Laß dich die Liebe laben!

Lila.

Ach sie ist nur entflohn!

Friedrich.

Mit allen Himmelsgaben
Sollst du ihn wieder haben,
Ist er so nahe schon.

Lila.

Ach, alle Himmelsgaben
Sollt' ich im Traum nur haben?
Wandre zum Grabe schon!

(Lila geht ab. Friedrich und die Uebrigen setzen ihr verlegen nach.)

Magus. Folgt ihr nicht! Haltet sie nicht auf. Ich habe euch und sie wohl beobachtet. Ich zweifle nicht an einem günstigen Ausgange. Ich werde ihr folgen, ihr Muth einsprechen, sie hierher zurück bringen. Es ist die Zeit, da der Oger von der Jagd zurück kehrt. Da sie der Liebe wenig Gehör gibt,

laßt uns ſehen ob Gewalt und Unrecht ſie nicht aus dem Traume wecken. (Magus ab.)

Der Oger (kommt von der Jagd zurück und freut ſich ſeiner Beute. Er läßt ſich von den Gefangenen bedienen, ſie formiren einen Tanz, der Oger tritt in die Höhle.)

Lila (welche eine Zeit lang von der Seite zugeſehen, tritt hervor). Nun erſt erkenn' ich mich wieder, da mein Herz an dieſen fürchterlichen Platz ſehnſuchtsvoll herfliegt. Ja, ich will's, ich kann's, ich bin's ihnen ſchuldig. Meine Freunde!

Friedrich. Was bringſt du uns, Geliebte?

Lila. Mich ſelbſt. Es iſt nur Ein Mittel euch zu retten — daß ich euer Schickſal theile.

Friedrich. Wie?

Lila. Mir iſt offenbart worden: ich muß dem Oger trotzen, ihn auffordern, ihn reizen; und da ich keine Waffen habe ihn zu bekämpfen, ihn zu überwinden, ſollen mir die Ketten willkommen ſeyn, die mich an eure Geſellſchaft ſchließen.

Friedrich. Du wagſt viel.

Lila. Seyd ruhig, denn ich bin der Eimer, den das Schickſal in den Brunnen wirft um euch heraus zu ziehen.

Der Oger (tritt auf, erblickt Lila).

Lila. Ungeheuer, tritt näher! Meine Stimme iſt die Stimme der Götter! Gib dieſe los, oder erwarte die Rache der Zimmergütigen!

(Unter dem Ritornell zu folgender Arie zeigt der Oger ſeine Verachtung ihrer Schwachheit; er gebietet den Seinigen Ketten herbei zu bringen, welche ihr angelegt werden.)

Lila.

Ich biete dir Trutz!
Gib her deine Ketten!
Die Götter erretten,
Gewähren mir Schutz.

Ich ſoll vor dir erzittern?
Mir regt ſich alles Blut,
Und in den Ungewittern
Erzeigt ſich erſt der Muth.

(Der Oger geht ab.)

Friedrich. Jetzt, da du dich ſo männlich bezeigſt, kann ich dir erſt ein Geheimniß entdecken, das vorher meine Lippe nicht überſchreiten durfte. Ja, du konnteſt allein durch dieſe That uns alle retten. Halte dich feſt an unſre Geſellſchaft.

Lila. Iſt's gewiß?

Friedrich. Ganz gewiß. Der Dämon hat ſeine Feinde mächtiger gemacht, er hat dich zum Siege gefeſſelt; er wird einen Brand in's Haus tragen, der ſein ganzes Reich verzehren ſoll.

Lila. Sage weiter. Ich ſehe nur Männer hier! Wo ſind meine Schweſtern, unſre Nichten, wo die Freundinnen?

Friedrich. Auf das ſeltſamſte gefangen. Sie ſind genöthigt ihr Tagewerk am Rocken zu vollenden,

wie wir den Garten zu beſorgen und im Pallaſte zu dienen. Du wirſt ſie ſehen.

Lila. Ich brenne vor Begierde.

Friedrich. Doch laß uns ohne Beiſtand der Geiſter nicht eilen; ſie kommen, wir bedürfen ihres Raths.

Almaide. Chor der Feen (treten auf).

Almaide. Theure Schweſter, find' ich dich wieder!

Lila. In Freud' und Schmerzen. Gefangen hier mit dieſen Geliebten. Ihre Gegenwart tröſtet mich über alles und belebt meine Hoffnung.

Almaide. Laß dich nicht wieder durch unzeitige Trauer, durch Bangigkeit und Sorgen zurückziehn. Gehe vorwärts, und du erlangſt deine Wünſche.

Lila. Laßt mich bald an's Ziel meiner Hoffnungen gelangen.

Almaide. Schreite zu! Niemand kann es dir entrücken. Nur vernimm unſern Rath.

Lila. Wie gern vernehm' ich, wie gern befolg' ich ihn!

Almaide. Sobald du in dem Garten angelangt biſt, ſo eile an den nächſten Brunnen, dein Geſicht und deine Hände zu waſchen; ſogleich werden dieſe Ketten von deinen Armen fallen. Eile ſodann in die Laube, die mit Roſenbüſchen umſchattet iſt. Dort

wirſt du ein neues Gewand finden; bekleide dich damit, wirf deine Trauer ab, und ſchmücke dich, wie es einer Siegerin ziemt. Lege den geſtickten Schleier um's Haupt; dieſer ſchützt dich vor aller Gewalt des Dämons. So viel können wir thun; das Uebrige iſt dein Werk.

Lila. Belehrt mich weiter, was werd' ich finden?

Almaide. Dieſe Freunde werden dir alles erklären. Dein Geiſt wird dich leiten in jedem Augenblick das Rechte zu wirken. Nur froh! Nur bald! Wir ſagen, dein Gemahl, dein Geliebter iſt nah'.

Lila.

Sterne! Sterne!
Er iſt nicht ferne!
Liebe Geiſter, kann es geſchehn,
Laßt mich die Stätte des Liebſten ſehn!
Götter, die ihr nicht bethöret,
Höret,
Hier im Walde
Balde
Seht mir den Geliebten frei!
Ja, ich fühl' beglückte Triebe!
Liebe
Löſ't die Zauberei.

Friedrich und Almaide mit dem Chor der Feen und Gefangenen.

Ferne! Ferne!
Er iſt nicht ferne!

Nur geduldig, es soll geschehn!
Du sollst die Statt des Liebsten sehn.
Wir, die wir das Schicksal hören,
Schwören,
Hier im Walde
Balde
Machst du den Geliebten frei!
Sey nicht bange, sey nicht trübe!
Liebe
Löst die Zauberey.

Vierter Aufzug.

Wald.

Almaide. Friedrich.

Friedrich.

Nur einen Augenblick, meine Beſte! Welche Qual, dir ſo nahe zu ſeyn, und dir kein Wort ſagen zu können! Dir nicht ſagen zu dürfen wie ſehr ich dich liebe! Hab' ich doch nichts anders als dieſen einzigen Troſt! Wenn mir auch der geraubt werden ſollte —

Almaide. Entfernen Sie ſich, mein Freund! Es ſind viele Beobachter auf allen Seiten.

Friedrich. Was können ſie ſehen, was ſie nicht ſchon wiſſen: daß unſre Gemüther auf ewig verbunden ſind.

Almaide. Laſſen Sie uns jeden Argwohn vermeiden, der unſer unwürdig wäre.

Friedrich. Ich verlaſſe dich! Deine Hand, meine Theure!

(Er küßt ihre Hand.)

Magus. Find' ich euch ſo zuſammen, meine

Freunde? Verspracht ihr mir nicht heilig ihr wolltet auf euren Posten bleiben? Graf! Graf! man wollte sich klug betragen. Sie wissen daß der Baron nicht immer guter Laune ist, daß man ihn oft auf seine Schwester eifersüchtig halten sollte.

Friedrich. Machen Sie mir keine Vorwürfe! Sie wissen nicht was ein Herz wie das meinige leidet.

Alle diese langen Stunden
Konnt' ich ihr kein Wörtchen sagen;
Eben hab' ich sie gefunden,
Darf nicht meine Leiden klagen,
Wenn ich lang' bescheiden war?

(Zum Magus)

Ja, ich gehe, theurer Meister,
Du beherrschest unsre Geister.

(Zu Almaiden)

Ja, ich bleibe wie ich war.

(Zum Magus)

Daß ein tröstlich Wort mich höre!
Ewig werd' ich dich verehren,
Aber, aber keine Lehren!
Lehren nützen mir kein Haar!

(Für sich)

Klug hat er es unternommen;
Lila soll Verstand bekommen,
Ach! und ich verlier' ihn gar!

(Friedrich geht an der einen Seite ab, an der andern der Magus mit Almaiden.)

(Der hintere Vorhang öffnet ſich. Man erblickt einen ſchön geſchmückten Garten, in deſſen Grunde ein Gebäude mit ſieben Hallen ſteht. Jede Halle iſt mit einer Thüre verſchloſſen, an deren Mitte ein Rocken und eine Spindel befeſtigt iſt; an der Seite des Rockens ſind in jeder Thüre zwey Oeffnungen, ſo groß, daß ein Paar Arme durchreichen können. Alles iſt romantiſch verziert.)

Die Chöre der Gefangnen (ſind mit Gartenarbeit beſchäftigt, das tanzende Chor formirt ein Ballet).

Graf Friedrich und der Magus (treten herein. Der Magus ſcheint mit dem Grafen eine Anrede zu nehmen und geht ſodann auf der andern Seite ab. Friedrich gibt den Chören ein Zeichen. Sie ſtellen ſich an beide Seiten).

Friedrich.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!
Horchet dem Sange,
Schlaft nicht ſo lange!

Chor.

Auf aus der Ruh'! Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!

Chor der Frauen (von innen).

Laßt uns die Ruh'! Laßt uns die Ruh'!
Liebliche Freunde, nur ſingt uns dazu!
Euer Getone
Wieget ſo ſchöne!
Laßt uns die Ruh',
Liebliche Freunde, nur ſingt uns dazu!

Chor der Männer.

Auf aus der Ruh',
Höret die Freunde, ſie rufen euch zu!

Horchet dem Sange,
Zaudert nicht lange!
Auf aus der Ruh'!
Höret die Freunde, sie rufen euch zu!

(Es lassen sich Hände sehen, die aus den Oeffnungen heraus greifen, Rocken und Spindel fassen und zu spinnen anfangen.)

Chor der Männer.

Spinnet dann, spinnet dann
Immer geschwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

Chor der Frauen (von innen)

Freudig im Spinnen,
Eilig zerrinnen
Uns die bezauberten
Ledigen Stunden.
Ach, sind so leichte
Nicht wieder gefunden!

Chor der Männer.

Spinnet dann, spinnet dann,
Immer geschwinder!
Endet das Tagwerk,
Ihr lieblichen Kinder!

(Es eröffnen sich die sieben Thüren. Marianne tritt ohne Maske aus der mittelsten. Sophie und Lucie aus den nächsten beiden. Das singende und tanzende Chor der Frauen kommt nach und nach in einer gewissen Ordnung hervor. Das singende Chor der Frauen tritt an die Seite zu dem

Chor der Männer. Marianne zu Friedrichen: die beiden tanzenden Chöre vereinigen ſich in einem Ballette; indeſſen ſingen)

Die Chöre der Männer und Frauen.

So tanzet und ſpringet
In Reihen und Kranz,
Die liebliche Jugend,
Ihr ziemet der Tanz.

Am Rocken zu ſitzen
Und fleißig zu ſeyn,
Das Tagwerk zu enden,
Es ſchläfert euch ein.

Drum tanzet und ſpringet,
Erfriſcht euch das Blut,
Der traurigen Liebe
Gebt Hoffnung und Mut!

(Vorſtehendes Tutti wird mit Applauſen geſungen, zwiſchen welchem der Balletmeiſter in Geſtalt des Dämons ein Solo und mit den erſten Tänzerinnen zu zwey, auch zu drey tanzt. Ueberhaupt wird die ganze Anſtalt des vierten Actes völlig ſeinem Geſchmacke überlaſſen.)

Lila (welche ſich während des vorhergehenden Tanzes manchmal blicken laſſen, tritt unter der letzten Strophe in die Mitte der Tanzenden und Singenden. Sie hat ein weißes Kleid an, mit Blumen und feſtlichen Farben geziert). So ſind' ich euch denn alle hier zuſammen! Wie lange hab' ich euch entbehren müſſen! Darf ich hoffen, daß die Gewalt des Dämons bald überwunden wird?

Sophie. Sie iſt's durch deine Gegenwart. Sey uns willkommen, Schweſter!

Lila. Willkommen, meine Sophie! meine Lucie, willkommen! Marianne, bist du es wirklich?

Marianne. Umarme mich, theure Freundin!

(Alle begrüßen sie, umarmen sie, küssen ihr die Hände.)

Lila. Wie wunderlich seyd ihr angezogen?

Lucie. Bald hoffen wir von diesen Kleidern, von diesem lästigen Schmucke befreit zu seyn.

Lila. Welch eine seltsame Erscheinung tritt hier auf?

Magus. Erkennst du mich nicht, meine Freundin?

Lila. Sagt mir, woran ich bin. Es kommt mir alles, ich komme mir selbst so wunderbar vor. Ist das nicht unser Garten? Ist das nicht unser Gartenhaus? Was soll die Mummerey am hellen Tage? Irr' ich mich nicht, so scheinst du älter als du bist. Dieser Bart schließt nicht recht an's Kinn.

Magus. In wenig Augenblicken siehst du mich wieder. Du bist am Ziele; ergetze dich mit den Deinigen, bald sollst du deinen letzten Wunsch befriedigt sehn. Du sollst deinen Gemahl in deine Arme schließen. (Ab.)

Lila.

Am Ziele!
Ich fühle

Die Nähe
Des Lieben,
Und flehe,
Getrieben
Von Hoffnung und Schmerz.
Ihr Gütigen!
Ihr kennt mich nicht laſſen!
Laſſ't mich ihn faſſen,
Selig befriedigen
Das bangende Herz.

Der Baron, Graf Altenſtein, Verazio
(in Hauskleidern treten auf).

Der Baron. Haltet mich nicht länger! Wenn euer Mittel gewirkt hat, werther Doctor, ſo iſt es Zeit, daß wir uns ihrer verſichern! Lila! meine Geliebte, meine Gattin!

Lila. O Himmel, mein Gemahl! Wo kommſt du her? So erwartet und ſo unerwartet! Mein Oheim! Meine Freunde! Mein Gemahl!

(Während der Freude des Wiedererkennens ſingt)

Das Chor.

Nimm ihn zurück!
Die guten Geiſter geben
Dir ſein Leben,
Dir dein Glück;
Neuem Leben,
Uns gegeben,
Komm in unſern
Arm zurück!

Friedrich.

Empfinde dich in seinen Küssen,
Und glaub' an deiner Liebe Glück!
Was Lieb' und Phantasie entrissen,
Gibt Lieb' und Phantasie zurück.

Chor.

Nimm ihn zurück,
Die guten Geister geben
Dir sein Leben,
Dir dein Glück!

Marianne.

Er überstand die Todesleiden,
Du hast vergebens dich gequält:
Zu unserm Leben, unsern Freuden
Hast du uns nur allein gefehlt.

Chor.

Neuem Leben,
Uns gegeben,
Komm in unsern
Arm zurück!

Lila.

Ich habe dich, Geliebter, wieder,
Umarme dich, o bester Mann!
Es beben alle mir die Glieder
Vom Glück, das ich nicht fassen kann.

Chor.

Weg mit den zitternden,
Alles verbitternden

Zweifeln von hier!
Nur die verbündete,
Ewig begründete
Wonne sey dir!
Kommt ihr entronnenen,
Wieder gewonnenen
Freuden heran!
Lebet, ihr Seligen,
So die unzähligen
Tage fortan!

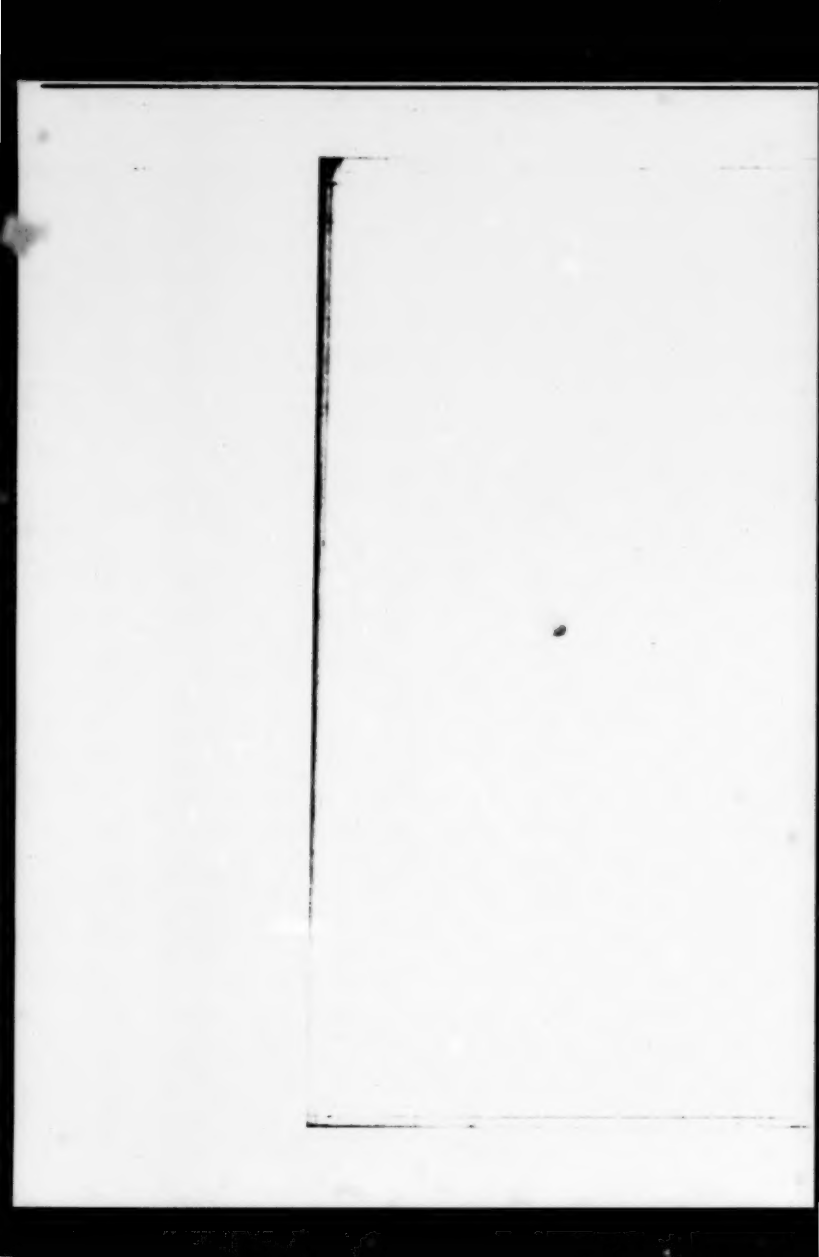

Die

Fiſcherin.

Ein Singſpiel.

Auf dem natürlichen Schauplatz zu Tiefurth an der Ilm vorgeſtellt.

Perſonen.

Dortchen.
Ihr Vater.
Niklas, ihr Bräutigam.
Nachbarn.

Unter hohen Erlen am Fluſſe ſtehen zerſtreute Fiſcherhütten. Es iſt Nacht und ſtille. An einem kleinen Feuer ſind Idole geſetzt. Netze und Fiſchergeräthe rings umher aufgeſtellt.

Dortchen (beſchäftigt, ſingt).

Wer reitet ſo ſpät durch Nacht und Wind?
Es iſt der Vater mit ſeinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn ſicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgſt du ſo bang dein Geſicht? —
Siehſt, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif? —
Mein Sohn, es iſt ein Nebelſtreif. —

Du liebes Kind, komm' geh' mit mir!
Gar ſchöne Spiele ſpiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen ſind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand. —

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leiſe verſpricht? —
Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern ſäuſelt der Wind. —

Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
Und wiegen und tanzen und singen dich ein. —

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt! —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Nun hätt' ich vor Ungeduld alle meine Lieder zweymal durchgesungen, und es thäte noth ich finge sie zum drittenmal an. Sie kommen noch nicht! kommen nicht! und bleiben wieder wie gewöhnlich unerträglich außen, so heilig sie versprochen haben heute recht bei Zeiten wieder da zu seyn. Die Erdäpfel sind zu Mulm verkocht, die Suppe ist angebrannt, mich hungert, und ich schiebe von jedem Augenblick zum andern auf, meinen Theil allein zu essen, weil ich immer denke sie kommen, sie müssen kommen. Bei den Mannsleuten ist alle Mühe verloren, sie sind doch

nicht zu bessern. Ich habe gedroht, gemurrt, Gesichter geschnitten, das Essen verdorben, und wenn das alles nicht helfen wollte, recht schön gebeten; und sie machen's einen Tag wie den andern nach ihrer Weise. Ueber Niklas ärgere ich mich am meisten, denn der will Wunder thun als wenn er mich lieb hätte, als wenn er mir alles an den Augen absehn wollte, und dann treibt er's doch als wenn ich schon seine Frau wäre. Verlohnte sich's nur der Mühe, so möchte noch alles gut seyn. Kämen sie immer von ihrem Fange recht beladen zurück, daß das Schiff sinken möchte, und man was zu Markte tragen könnte, da möcht's noch gut seyn, man könnte nachher auch wieder etwas auf sich wenden, und brauchte nicht immer so schlecht zu essen, zu trinken und einher zu gehn. Gerade das Gegentheil! je weniger gefangen, je später kommen sie nach Haus. Neulich Abend habe ich ihnen vom Hügel zugesehn wie sie's machen, und wäre fast vor Ungeduld vergangen. Anstatt hübsch frisch zu rudern, lassen sie den Kahn treiben, und rauchen ihr Pfeifchen in Ruh. Da kommt einer den Fußpfad am Ufer her, da reitet einer seine Pferde in die Schwemme, da gibt's „guten Tags" und „guten Abends" daß kein Ende ist. Bald fahren sie da an, bald dorten, und das größte Unglück ist daß die Schenke am Wasser liegt. Sie sind gewiß wieder ausgestiegen und lassen sich's wohl seyn, und wann sie nach Hause

kommen, ſind ſie wieder durſtig. Es iſt mir recht zuwider! recht ernſtlich zuwider!

Zur Männer uns zu plagen
Sind leider wir beſtimmt.
Wir laſſen ſie gewähren,
Wir folgen ihren Willen:
Und wären ſie nur dankbar,
So wär' noch alles gut.

Und rührt ſich im Herzen
Der Unmuth zuweilen:
Stille! heißt es,
Stille! liebes Herz!

Aber ich will auch nicht länger
Allen ihren Grillen folgen,
Alles mir gefallen laſſen;
Will nach meinem Kopfe thun!

Wenn ich nur was anſtellen könnte was ſie recht verdröſſe! Wenn ich böſe thue, ſind ſie freundlich, und wenn ich ihnen die Schüſſel hinſtoße, ſo eſſen ſie ganz gelaſſen. Wenn ich mich in eine Ecke ſetze, ſo ſprechen ſie unter ſich. Man ſagt immer, die Weiber ſchwätzten viel, und wenn die Männer anfangen, ſo hat's gar kein Ende. Ich will mich in's Bette legen, und das Feuer ausgehn laſſen, da mögen ſie ſehn wer ihnen aufwartet. Ja was hilft mich das? Da laſſen ſie mich wohl auch liegen! Ich wollte lieber ſie zankten und lärmten, es iſt nichts abſcheulicher als gleich-

gleichgültige Mannsleute! Ich bin ſo wild! ſo toll! daß ich gar nicht weiß, was ich anfangen ſoll. Ich möchte mir ſelbſt was zu Leide thun! Sie werden mich am Ende noch raſend machen! Und wenn's gar zu bunt wird, ſo ſpring' ich in's Waſſer! Da mögen ſie zuſehn wo ſie ein Dortchen wieder kriegen, das ihnen ihre Sachen ſo ordentlich hält, und alles von ihnen erträgt, nicht von Hauſe kommt, und für alles ſorgt. Wann ich todt bin, da werden ſie ſehn was ſie an mir gehabt haben, werden ſich ihre Undankbarkeit vorwerfen, es wird aber zu ſpät ſeyn, und es wird mir und ihnen nichts helfen. (Sie fängt an zu weinen.) Da werden ſie ſich die Haare ausraufen, und werden ſchreien und jammern, daß ſie nicht eher nach Hauſe gekommen ſind. Aber ich bin doch ein rechter Narr, daß ich mich ſo um ſie betrübe! Und wann ſie nach Hauſe kommen, thun ſie als wenn's gar nichts wäre. Ich könnte ſie ſchon ſtrafen, daß ſie mich ſo oft in Sorgen laſſen für nichts und wieder nichts, und wenn ich denke es iſt einem ein Unglück geſchehen, ſo laſſen ſie ſich's beim Branntewein wohl ſchmecken. — — Ja das will ich thun! Es ſoll ausſehen als wenn ich in's Waſſer gefallen wäre. Den einen Eimer will ich verſtecken, und den andern auf's Bret hinauf ſtellen, und mein Hütchen in's Gebüſch hängen: Sie ſollen glauben, ich ſey in's Waſſer gefallen, und am Ende will ich ſie recht auslachen. (Man hört von weitem

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ſingen.) Ich höre ſie ſchon von weitem. (Sie macht alles zurechte, ſtellt den Eimer, hängt das Hütchen in's Gebüſche.) So ſieht's recht natürlich aus! Nun mögt ihr's haben! (Sie verſteckt ſich.)

Der Vater und Niklas
(in der Ferne im Kahne).

Wenn der Fiſcher 's Netz auswirft
Die Fiſchlein aufzufangen,
Spannt er ſtill und hoffnungsvoll
Viel Beute zu erlangen.
Raſch wirft er die Garn hinaus;
Kehrt betrübt und leer nach Haus.

Fähret denn den andern Tag
Mit ſeinem Schiffchen wieder,
Und von ſchönem reichem Fang
Sinkt das Schiff faſt nieder;
So wir fuhren heut hinaus,
Kehren vergnügt und reich nach Haus.

Dortchen (läßt ſich wieder ſehen). Faſt wird mir's bange! Ich möcht' es wieder weg thun! Soll ich? Soll ich nicht? Sie ſind gar zu nahe, ich muß es laſſen.

Niklas (heraus ſpringend). Haltet an! Ich will den Kahn feſt binden.

Vater. Das hieß ein Fang!

Niklas. Der beſte im ganzen Jahr.

Vater. Und ſo unvermuthet! Ich dachte an nichts weniger. Nur geſchwind! daß ſie nur alle,

wie ſie ſind, in die Fiſchkaſten kommen, bis morgen frühe.

Niklas. Sie gehn nicht alle hinein.

Vater. Wir laſſen einen Theil in den Gefäßen ſtehen. Sie müſſen nur in der Nacht noch einmal friſch Waſſer haben.

Niklas. Dafür laßt mich ſorgen.

Vater. Gib her, ich will das hinübertragen.

Niklas. Geht nur hinauf und ruht aus, und ſagt's Dortchen, und ſeht wie es mit dem Eſſen ſteht. Sie wird uns gewiß freundliche Geſichter machen, da wir ſo glücklich nach Hauſe kommen.

Vater. Du wirſt nicht fertig.

Niklas. Gleich! Gleich! Geht nur acht wie geſchwind ich bin.

Vater (herauskommend). Es iſt doch ein großer Unterſchied, ob man viel gefangen hat, oder nichts. Geht's? Kommſt du zurecht?

Niklas. Recht gut!

Vater. Dortchen! — W[illegible]ckſt du? Dortchen! (Er ſucht ſie überall um.) Nun wohin die ſich verlaufen hat! (In den Topf ſehend.) Das kocht alles als wenn kein Waſſer in der Nähe wäre, es verbrennt ſchier. Niklas, mache daß du fertig wirſt. Dortchen iſt nicht da, und unſere Mahlzeit geht im Rauch auf.

Niklas. Sie wird bei Suſen ſeyn; ruft ihr doch.

Vater. Sie wird schon kommen! Wir wollen es schon allein verzehren, und sie hat ihren Theil doch immer vorne weg. Sie kann nicht warten. Für eine Braut hat sie einen erschrecklichen Appetit. Nun lustig! Darauf einen Schluck Branntewein, den haben wir wohl verdient.

Auf dem Fluß und auf der Erde
Ist der Fischer wohlgemuth,
Auf dem Fluß und auf der Erde
Geht's dem armen Fischer,
Geht's dem Fischer schlecht und gut.

Um zu hungern und zu dürsten
Fähret er des Morgens aus,
Und mit vieler Müh' und Sorgen
Findet er sein Stückchen Brot.
Macht uns auch das Wasser naß,
Macht die Luft uns wieder trocken,
Und wir leben nach wie vor.

Niklas (der sich heraufkommen die letzten Verse mit singt). Das ist recht hübsch und gut, wenn man es nicht besser haben kann.

Vater. Besser! Da versuch' einmal die Erdäpfel.

Niklas. Ich kann euch versichern, in der Stadt haben sie's bequemer. (Er sieht herum.) Stickt sie denn nirgends? Dortchen! Lieb Dortchen! Nicht zu Hause? Sollte sie sich versteckt haben? Sie wartet sonst so voll Ungeduld, sie ist nicht leicht von ihrem Herde wegzubringen.

Vater. Setze dich her!

Niklas. Die Gerichte laſſen ſich auch ſtehend verzehren.

Vater. Du warſt heute ſo nachdenklich.

Niklas. Ich geſteh's euch, daß es mir im Kopf herum geht, was ſo ein Bauerjunge ein vornehmer Herr wird, wenn er in die Stadt kommt.

Vater. Ja das ſteckt an.

Niklas. Wenn ich Dortchen habe, meinet ihr nicht, daß ich mich drinnen nach einem Dienſte umſehen ſoll?

Vater. Was iſt denn dadrinnen zu fiſchen?

Niklas. Genug! nur mit andern Netzen.

Vater. Was kannſt du denn, um dich fortzubringen?

Niklas. Ich kann alles lernen.

Vater. Ein hübſcher Anfang!

Niklas. Ich habe nichts zu verlieren.

Vater. Eine ſchöne Ausſtattung! und eine beredte Empfehlung dazu: denn du haſt eine ſchöne Frau.

Niklas. Nein, Vater! darauf verſteh' ich keinen Spaß.

Vater. Ach, du kannſt alles lernen!

Niklas. Da ſchmeiß' ich gewiß zu.

Vater. Da ſchmeißt ſich's nicht ſo.

Niklas. Wo nur Dortchen iſt?

Vater. Laß ſie ſeyn und rede.

Niklas. Was denn?

Vater. Schwatze nur.

Niklas. Wovon?

Vater. Was du willst.

Niklas. Es fällt mir nichts ein.

Vater. So lüge was.

Niklas. Die schönen Livreen haben mir lange in die Augen gestochen. Sie haben's recht bequem, gut essen und trinken und eine Aussicht auf ihre alten Tage.

Vater. Das stickt dir gewaltig im Kopfe. Und was soll ich denn indessen anfangen?

Niklas. Ihr kommt immer fort.

Vater. Aber wie?

Niklas. Und könnt hernach zu uns ziehn.

Vater. Sey kein Thor! Ich lass' euch nicht weg und damit ist's aus.

Niklas. Ich hör' sie kommen.

Vater. Iß nur und sey ruhig.

Niklas. Nein es war nichts.

Vater. Sie wird nicht ausbleiben. Und nächstens noch weniger.

Niklas. Laßt mich nach ihr gehn.

Vater. Ich mag nicht allein seyn.

Niklas. Ich will ihr rufen.

Vater. So ruhe doch! Sing eins, daß die Zeit vergeht, und darnach werden wir ungewiegt einschla-

fen. Ich rauche mein Pfeifchen dazu und genug für heute.

Niklas. Wenn ſie nur da wäre, ſänge ich den zweyten.

Vater. So ſinge du jetzt beide zuſammen. Sey kein Kind!

Niklas. Was wollt ihr denn?

Vater. Mir iſt's ein's.

Niklas. Die Geſchichte vom Waſſermann?

Vater. Wie der Waſſermann das Mädchen aus der Kirche holt?

Niklas. Eben das.

Vater. Sollte denn dadran was wahres ſeyn?

Niklas. Behüte Gott! Es iſt ein Mährchen.

Vater. Du meinſt es wäre ganz und gar erlogen?

Niklas. Freilich!

Vater. Ich habe doch manchmal auch wunderſame Geſchichten gehört, und oft geſchieht einem auch ſo was, wo es nicht juſt iſt. Biſt du niemals gerickt worden?

Niklas. Ach ja, aber bei Tage.

Vater. Ich rede nicht gern davon.

Niklas. Es ſind Einbildungen. (Er fängt an zu ſingen.)

Vater. Es platzte dahinten etwas.

Niklas. Nicht doch, es iſt das Waſſer.

Vater. So sing nur. Ich bin nun schon so alt geworden und manchmal überlänft mich's doch.

Niklas. Nun hört denn auch, es ist eher lächerlich als graußlich.

„O Mutter, guten Rath mir leiht,
Wie soll ich bekommen die schöne Maid?"
Sie baut ihm ein Pferd von Wasser klar,
Und Zaum und Sattel von Sande gar.
Sie kleidet ihn an zum Ritter fein;
So ritt er Marienkirchhof hinein.
Er band sein Pferd an die Kirchenthür,
Er ging um die Kirch' dreymal und vier.
Der Wassermann in die Kirch' ging ein,
Sie kamen um ihn, groß und klein.
Der Priester eben stand' vor'm Altar:
„Was kommt für ein blanker Ritter dar?"
Das schöne Mädchen lacht in sich:
„O wär' der blanke Ritter für mich!"
Er trat über ein Stuhl und zwey:
„O Mädchen, gib mir Wort und Treu!"
Er trat über Stühle drey und vier:
„O schönes Mädchen, zieh' mit mir."
Das schöne Mädchen die Hand ihm reicht:
„Hier hast du meine Treu, ich folg' dir leicht."
Sie gingen hinaus mit Hochzeitschaar,
Sie tanzten freudig und ohne Gefahr.
Sie tanzten nieder bis an den Strand,
Sie waren allein jetzt Hand in Hand.
„Halt, schönes Mädchen, das Roß mir hier!
„Das niedlichste Schiffchen bring ich dir;"

Und als sie kamen auf den weißen Sand,
Da kehrten sich alle Schiffe zu Land;
Und als sie kamen auf den Sand,
Das schöne Mädchen sank zu Grund.
Noch lange hörten am Lande sie,
Wie das schöne Mädchen im Wasser schrie.
Ich rath euch Jungfern, was ich kann:
Geht nicht in Tanz mit dem Wassermann.

Vater. Ein lustiger Tanz! eine schöne Invitation!

Niklas. Habt ihr nichts schreien gehört?

Vater. Einbildungen! Wenn ich mich nicht fürchte, hör' ich nichts; dir fällt noch was aus dem Lied' ein.

Niklas. Es schrie wahrhaftig. Mir fiel's unterm Singen so auf's Herz, und ich wollte schwören, ich hörte was.

Vater. Fängst du nun an? du Großhans!

Niklas. Ich ruh' euch nicht eher, bis ich weiß wo sie ist.

Vater. Sie ist kein klein Kind, sie wird nicht in's Wasser fallen.

Niklas. Der Wassermann ist mir zuwider.

Vater. Siehst du nicht gar die Nixe!

Niklas. Nein, es ahnet mir was.

Vater. Es träumt dir.

Niklas. Es gibt ein Unglück! ein Unglück!

Vater. Geh' nur! Lauf nur, du machst mir bange. Ich will auch suchen.

Niklas. Dortchen! Dortchen!

Vater. Nur nicht ſo ängſtlich. Dortchen!

Niklas. Mein Dortchen!

Vater. Faſſe dich nur, ſey nicht ſo albern.

Niklas. Ach mein Dortchen! mein Dortchen!

Vater. Lauf nur zu Suſen, ich will zum Gevatter hinauf.

Niklas. Sie wäre gewiß hier.

Vater. Es iſt nicht möglich.

Niklas. Vater, ich fahre aus der Haut.

Vater. So geh' nur vom Flecke. Sehe nur nach, am Ende liegt ſie gar im Bette!

Niklas. Nein doch, nein!

Vater. Sie hat erſt Waſſer holen wollen, da ſteht der Stutz.

Niklas. Wo iſt der andre? ich ſeh' ihn nicht.

Vater. Wer weiß!

Niklas. Vater, ach Vater!

Vater. Was iſt's?

Niklas. Ich bin des Todes!

Vater. Was gibt's?

Niklas. Sie iſt ertrunken! Hier hängt ihr Hütchen. Im Waſſerſchöpfen fiel ſie hinein! Vater!

Vater. Laß ſehen! Laß ſehen! Unglück über alle Unglücke!

Helft! helft ſie retten!
Sie iſt ertrunken!
Iſt unvorſichtig
In Fluß geſunken!
Um Gottes willen
Was ſtehſt du da?

Niklas.

Es lähmt der Schrecken
Mir alle Glieder.
Ich ſteh' verworren,
Ich ſinke nieder;
Ich kann nicht wiſſen
Wie mir geſchah.

Vater.

Die Nachbarn ſchlafen,
Ich will ſie wecken.
Auf! hört uns, höret!
Vernehmt das Schrecken.

Chor (eins einzeln, dann zuſammen).

Was gibt's! Wer ruft uns?
Uns durch die Nacht?

Vater.

Helft! helft ſie retten!
Sie iſt ertrunken!
Iſt unvorſichtig
In Fluß geſunken!
Um Gottes willen,
Was ſteht ihr da!

Alle (bald wechselnd, bald zusammen).

Eilt nur geschwinde!
Lauft nach den Reusen!
Wohl blieb sie hangen:
Und zündet Schleifen,
Und brennet Fackeln
Und Feuer an! *)
Geschwind zu Schiffe!
Herbei die Stangen!
Sie aufzusuchen!
Sie aufzufangen!
Den Strom hinunter!
Habt acht! Habt acht!

Dortchen (aus dem Grotte hervortretend).

Es ist mir der Streich,
Er ist mir gelungen!
Doch sind sie in Schrecken
Und Angst um mich!

Ich habe die Lieben
Vergebens geängstet;
Mich jammern die Armen!

---

*) Auf diesen Moment war eigentlich die Wirkung des ganzen Stücks berechnet. Die Zuschauer sahen, ohne es zu vermuthen, dergestalt, daß sie den ganzen schlängelnden Fluß hinunterwärts vor sich hatten. In dem gegenwärtigen Augenblick sah man erst Fackeln sich in der Nähe bewegen. Auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne; dann loderten auf den ausspringenden Erhöhungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entfernten Gegend einigs immer in tiefer Nacht lag. Seltsam hat man eine schönere Wirkung gesehen. Sie dauerte, unter mancherlei Abwechslungen, bis an das Ende des Stücks, da denn das ganze Tableau noch einmal auflohte.

Ich eile zu ſagen,
Ich eile zu rufen:
Hier bin ich!
Noch leb' ich!
Noch leb' ich für euch. (ab.)

Vater (der von dem Waſſer herauf kommt).
Ihre Stimm' hab' ich vernommen.
Himmel! wäre ſie entkommen!
Hör' ich hie? und hör' ich da?
Sie ſchien fern und ſchien mir nah.

Dortchen (zurücktretend).
Ja ihr habet recht vernommen,
Ach ich bin zu ſpät gekommen!
Lieber Vater, ich bin da!
O verzeiht mir was geſchah!

Vater.
Wie? und du biſt nicht ertrunken?
Find' ich dich nicht einmal feucht?

Dortchen.
Ich bin nicht in Fluß geſunken,
Vater, wie es euch gedäucht.

Vater.
Heyſa luſtig!
Sie iſt wieder hier!
Hört auf zu ſuchen!
Hört auf euch zu ängſten!
Kommt her,
Freut euch mit mir!
Doch wo, ſag' an, haſt du geſteckt?

Dortchen.

Verzeiht, wenn ich euch so erschreckt.
O laßt euch sagen:
Ich wollt' euch plagen,
Ich wollt' euch necken,
Und euch erschrecken;
Ich macht' euch bange,
Weil ihr so lange
Von Hause bleibt.

Ja, mein Vater, ihr müßt mir verzeihen, es war wirklich nicht so bös gemeint. Ihr wißt wie ich euch immer so inständig bitte mich nicht warten zu lassen, zur rechten Zeit bei'm Essen zu seyn. Glaubt ihr daß mich's niemals verdrießt, daß ich niemals Langeweile habe, wenn ich so bis in die tiefe Nacht allein sitzen muß, und ihr außen bleibt und meinen Bräutigam zurückhaltet daß er nicht so bald wieder bei mir seyn kann, als er es gern wünschte. Ihr müßt mir diese Posse nicht übel nehmen und wieder gut seyn.

Vater.

Du Bösewicht!
Du ungerathen Kind!
Uns so zu necken!
So zu erschrecken!
Niklas verzweifelt
Dich zu erretten;
Nachbarn und Freunde
Sind aus den Betten,

Jammern und klagen,
Schreln und verzagen,
Sag', welch ein Muthwill',
Tolle! dich treibt?

Dortchen.

Hört mich nur!
Schreit nicht ſo!
Haltet mit Schelten!

Vater.

Möcht' ich doch,
Sollt' ich doch
Dir es vergelten!

Dortchen.

Glaubt nur, es reuet mich
Was ich gethan.

Vater.

Kaum und mit Mühe
Halt' ich mich an.

Niklas (kommt mit den Andern). Ach Himmel, ſie lebt! ſie iſt da! Dortchen wo biſt du geblieben?

Dortchen. Lieber Niklas!

Vater. Es iſt dein Glück, daß ſie kommen!

Niklas. Sag' mir nur! — Ich muß dich küſſen!

Vater. Weg mit ihr! Sie verdient die Freude nicht.

Niklas. Ich kann mich noch nicht erholen.

Dortchen. Rede dem Vater zu.

Niklas. Vater, beruhigt euch, ſie iſt ja nicht verloren.

Vater. Ey was! davon iſt die Rede nicht! Sie verdiente daß ich ihr den Muthwillen austriebe.

Niklas. Was ſoll das heißen?

Vater. Verſtehſt du denn nichts?

Niklas. Ich habe noch nichts gehört.

Dortchen. Vergib mir im voraus!

Niklas. Ich begreife kein Wort.

Vater. Sie hat uns zum beſten gehabt.

Dortchen. Ihr habt mich oft genug geängſtigt; da wißt ihr, wie's thut.

Niklas. Wie kam denn dein Hütchen hier in's Gebüſche?

Dortchen. Ich hing's hinein.

Niklas. Du Vogel! es war kein feiner Spaß, denn du weißt wie wir dich lieben.

Dortchen. Mit Ueberlegung geſchah's nicht. Der Unmuth überraſchte mich. Wie oft ſoll ich noch ſagen, verzeiht!

Niklas. Unter Einer Bedingung.

Dortchen. Und die?

Niklas. Daß du Ernſt machſt. Und daß wir von den Fiſchen, die wir heute gefangen haben, die ſchönſten morgen zur Hochzeit auftiſchen.

Dortchen. Laß mich!

Vater. Ganz gut! Wenn's mir nachgeht, ſollſt du keine Gräte davon zu ſehn kriegen, und ſollſt dein Ja noch lange für dich behalten.

Dortchen. Das wäre keine große Strafe.

Vater. Denk doch! Ich nehm' dich bei'm Wort; du darfst mir den Kopf nicht toller machen.

Niklas. Stille, Vater, und laßt uns gewähren. Ich habe eure Einwilligung, und wegen der Schäkerey wollen wir —

Vater. Und über eurem Geschwätze wollen wir nicht vergessen, daß die Nachbarn mit Recht einen großen Dank und einen guten Schlaftrunk fordern können, da wir sie doch umsonst geweckt haben. Sieh, wie sie beisammen stehen und sich verwundern, daß uns nichts einfällt.

Niklas. Ihr habt recht. Dortchen gib uns die Flasche. Sie haben sich's um deinetwillen recht angelegen seyn lassen. Es war ihnen rechter Ernst dich zu finden und dich zu retten. Ich hab' es erst gesehen, wie lieb du allen bist.

(Dortchen bringt Flasche und Glas, schenkt ein, und reicht's dem Alten.)

Vater. Gute Freunde tausend Dank! Und zu guter Nacht eure Gesundheit! Prosit allerseits! Und nun rings herum auf das Wohl des Brautpaars.

Alle (trinken). Prosit hoch!

Vater. Das Mädchen, wovon du gestern das Lied sangst, kriegte einen Mann durch Witz, du kriegst ihn durch Schalkheit. Ihr probiret doch alle Wege, bis einer gelingt.

Dortchen. Pfuy doch! das wäre auch der Mühe werth.

Vater.

Es war ein Ritter, er reiſt' durch's Land,
Er ſucht' ein Weib nach ſeiner Hand.
Er kam wohl an einer Witwe Thür,
Drey ſchöne Töchter ſaßen vor ihr,
Der Ritter er ſah und ſah ſie lang,
Zu wählen war ihm das Herz ſo bang.

Niklas.

Wer antwort't mir der Fragen drey,
Zu wiſſen, welche die meine ſey?

Dortchen.

Leg' vor, leg' vor uns der Fragen drey,
Zu wiſſen, welche die deine ſey.

Niklas.

Sag', was iſt länger als der Weg daher?
Und was iſt tiefer als das tiefe Meer?
Oder was iſt lauter als das laute Horn?
Und was iſt ſchärfer als der ſcharfe Dorn?
Oder was iſt grüner als grünes Gras?
Und was iſt ärger als ein Weibsbild was?

Vater.

Die erſte, die zweyte ſie ſannen nach;
Die dritte die jüngſte die ſchönſte ſprach:

Dortchen.

O Lieb' iſt länger, als der Weg daher,
Und Höll' iſt tiefer als das tiefe Meer,
Und der Donner iſt lauter als das laute Horn,
Und der Hunger iſt ſchärfer als der ſcharfe Dorn,

Und Gift iſt grüner als grünes Gras,
Und der Teufel iſt ärger als ein Weibsbild was.

Vater.

Kaum hat ſie die Fragen beantwort't ſo,
Der Ritter er eilt und wählet ſie froh.
Die erſte die zweyte ſie ſannen nach,
Indeß ihnen jetzt ein Freyer gebrach.

Alle.

Drum, liebe Mädchen, ſeyd auf der Hut!
Frägt euch ein Freyer, antwortet gut.

Vater (zu den Nachbarn). Ihr wollt nun wohl auch wieder zu Bette? Kommt nur noch einen Augenblick herunter, zu ſehn was wir für einen Fang gethan haben. Ich muß ihnen noch friſch Waſſer geben, mein einer Fiſchkaſten iſt zu Trümmern, und in den andern gehn ſie nicht alle.

(Ab mit den Nachbarn.)

Niklas. Was biſt du ſo ſtill?

Dortchen. Laß mich in Ruhe!

Niklas. Biſt du nicht vergnügt, die meine zu ſeyn?

Dortchen. Es hat ſich!

Niklas. Bin ich dir zuwider?

Dortchen. Wer ſagt das?

Niklas. Du ſchienſt mich ja ſonſt nicht zu verachten?

Dortchen. Wer thut das?

Niklas. Du magſt mich nicht?

Dortchen. Hab' ich dir einen Korb gegeben?

Niklas. Ich verſteh' dich nicht.

Dortchen. Du biſt mir beſchwerlich.

Niklas. Soll ich gehn?

Dortchen. Wenn dir's gefällt.

Niklas. Das heißt mit einem Bräutigam wunderlich umgehen.

Dortchen. Morgen! ſchon morgen!

Niklas. Nun warum nicht, wenn du mich lieb haſt?

Dortchen. Ach!

Niklas. Was fehlt dir, ich kann dich nicht ſo traurig ſehen, ich bin's gar nicht gewohnt; rede, erkläre dich!

Dortchen. Was ſoll dir das? Gehe nur hinunter! helfe dem Alten daß er fertig wird, daß er nicht ewig kramt!

Niklas. Liebſt du mich?

Dortchen. Ja doch! geh' nur!

Niklas. Und biſt ſo niedergeſchlagen!

Dortchen. Plage mich nicht! Ich bin deine Braut, morgen deine Frau, da haſt du einen Kuß drauf und laß mich allein.

(Sie küßt ihn, und er geht ab.)

Dortchen. So muß und ſoll es denn ſeyn, was ich ſo lange wünſchte und fürchtete.

Ich hab's geſagt ſchon meiner Mutter
Schon aufgeſagt vor Sommers Mitte!
Such, liebe Mutter, dir nur ein Mädchen,
Ein Spinnermädchen, ein Webermädchen.
Ich hab' geſponnen genug weißes Flächschen,
Hab' genug gewirket das feine Linnchen,
Hab' genug geſcheuert die weißen Tiſchchen,
Hab' genug gefeget die grünen Höfchen,
Hab' genug gehorchet der lieben Mutter.
Muß nun auch dorchen der lieben Schwieger.
Hab' genug gehacket das Gras der Auen.
Hab' genug getragen den weißen Harken.
O du mein Kränzchen von grüner Raute
Wirſt nicht lang grünen auf meinem Haupte!
Ihr meine Flechtchen von grüner Seide
Sollt nicht mehr funkeln im Sonnenſcheine!
O du mein Härlein, mein gelbes Härlein
Wirſt nicht mehr flattern im weh'nden Winde!
Beſuchen werd' ich die liebe Mutter
Nicht mehr im Kranze, ſondern im Häubchen!
O du mein Häubchen, mein feines Häubchen,
Du wirſt noch ſchallen im weh'nden Winde!
Und du mein Nähzeug, mein buntes Nähzeug,
Du wirſt noch ſchimmern im Mondenſcheine!
Ihr meine Flechtchen von grüner Seide,
Ihr werdet hangen, mir Thränen machen!
Ihr meine Ringchen, ihr goldnen Ringchen!
Ihr werdet liegen, im Kaſten roſten!

Vater (indem er heranf kommt). Nicht wahr, das ſind fette Burſche?

Niklas. Nun gute Nacht!

Vater. Gute Nacht allerseits! Sagt doch auch der Braut gute N[illegible]! Gute Nacht an Jungfer Dortchen! Morgen um diese Zeit —

Dortchen. Verschont mich mit dem Spaß! Ich habe das Gerede recht satt und wenn ihr es morgen nicht besser treibt, so mag die Eule Braut seyn.

Schlußgesang.

Wer soll Braut seyn?
Eule soll Braut seyn!
Die Eule sprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein sehr gräßlich Ding,
Kann nicht die Braut seyn,
Ich kann nicht die Braut seyn!

Wer soll Bräutigam seyn?
Zaunkönig soll Bräutigam seyn!
Zaunkönig sprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein sehr kleiner Kerl,
Kann nicht Bräutigam seyn,
Ich kann nicht der Bräutigam seyn!

Wer soll Brautführer seyn?
Krähe soll Brautführer seyn!
Die Krähe sprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein sehr schwarzer Kerl,
Kann nicht Brautführer seyn,
Ich kann nicht der Brautführer seyn!

Wer ſoll Koch ſeyn?
Wolf ſoll Koch ſeyn!
Der Wolf der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr rück'ſcher Kerl,
Kann nicht Koch ſeyn,
Ich kann nicht der Koch ſeyn!

Wer ſoll Mundſchenk ſeyn?
Haſe ſoll Mundſchenk ſeyn!
Der Haſe ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich bin ein ſehr ſchneller Kerl,
Kann nicht Mundſchenk ſeyn,
Ich kann nicht der Mundſchenk ſeyn!

Wer ſoll Spielmann ſeyn?
Storch ſoll Spielmann ſeyn!
Der Storch der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Ich hab' einen großen Schnabel,
Kann nicht wohl Spielmann ſeyn,
Ich kann nicht wohl Spielmann ſeyn!

Wer ſoll der Tiſch ſeyn?
Fuchs ſoll der Tiſch ſeyn!
Der Fuchs der ſprach zu ihnen
Hinwieder, den beiden:
Sucht euch einen andern Tiſch,
Ich will mit zu Tiſch ſeyn,
Ich will mit zu Tiſch ſeyn!

Was soll die Aussteuer seyn?
Der Beifall soll die Aussteuer seyn!
Kommt wendet euch zu ihnen
Die unserm Spiele lächeln!
Was wir auch nur halb verdient,
Geb' uns eure Güte ganz,
Geb' uns eure Güte ganz!

Scherz, Liſt und Rache.

Ein Singſpiel.

Perſonen.

Scapin.
Scapine.
Doctor.

Erſter Act.

Straße.

Scapine

mit einem Körbchen Waaren: ie kommt aus dem Grunde nach und nach herver, betrachtet beſonders eins der vorderſten Häuſer zu ihrer linken Hand.

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Ich ſah's nur flüchtig,
Schon in der Weite;
Doch es iſt richtig,
Es iſt die Seite,
Es iſt das Haus!

Wie kommt es daß ich ihn nicht ſehe,
Daß er nicht hören will?
Ich darf nicht rufen. —
Scapin, mein Mann, ſteckt hier in dieſem Hauſe.
Der Herr davon iſt eigentlich
Ein alter Knaſterbart,
Ein Arzt, der manchem ſchon den Weg gewieſen,
Den er nicht gerne ging.

Doch niemand hat er leicht
Geſchadet mehr als uns.
Wir hatten eine Muhme, die uns zwar
Nicht übermäßig günſtig war;
Allein ſie hätt' uns doch ihr bißchen Geld,
Und was ſie ſonſt beſaß,
Aus löblicher Gewohnheit hinterlaſſen,
Hätt' dieſer Schleicher nicht gewußt
In ihrer Krankheit aufzupaſſen,
Uns anzuſchwärzen,
Von unſerm Lebenswandel
Viel böſes zu erzählen,
Daß ſie zuletzt, halb ſterbend, halb verwirrt,
Ihm alles ließ und uns enterbte. —
Wart' nur du Knauſer!
Warte Tückiſcher!
Unwiſſender! du Thor!
Wir haben dir es anders zugedacht.
Ganz nah! ganz nah, noch dieſe Nacht
Biſt du um deinen Fang gebracht.
Ich und mein Mann wir haben andre ſchon
Als deines Gleichen unternommen.
Verriegle nur dein Haus,
Bewahre deinen Schatz,
Du ſollſt uns nicht entkommen.

Will niemand kaufen
Von meinen Waaren?
Soll ich nur laufen?
Wollt' ihr nur ſparen?
O ſchaut heraus!

Scapin (am Fenſter).

Biſt du's?

Scapine.

Wer anders? Hörſt du endlich?

Scapin.

Still! Still! Ich komme gleich!
Der Alte ſchläft! Still! daß wir ihn nicht wecken.
(Er tritt zurück.)

Scapine.

Schlafe nur dein Mittagsſchläfchen,
Schlafe nur! es wacht die Liſt.
Schon ſo ſicher, daß dein Schäfchen
Im Trocknen iſt?
Warte, du bereuſt es morgen,
Was du frech an uns gethan!
Warte! Warte! Deine Sorgen
Gehn erſt an.

Scapin
(in krüppelhafter Geſtalt).

Wer iſt hier? Wer ruft?

Scapine
(zurück tretend).

Welche Geſtalt! Wer iſt das?

Scapin
(näher tretend).

Jemand Bekanntes.

Scapine.

O verwünſcht!
Scapin! biſt du's?

Scapin
(ſich aufrichtend).

Das bin ich, liebes Weibchen!
Du gutes Kind, du allerbeſter Schatz!

Scapine.

O lieber Mann, ſeh' ich dich endlich wieder!

Scapin.

Kaum halt' ich mich, daß ich dich nicht bei'm Kopf
Mit beiden Händen faſſe, und auf einmal
Für meinen langen Mangel mich entſchäd'ge.

Scapine.

Laß ſeyn! Geduld! Wenn's jemand ſähe,
Das könnt' uns gleich das ganze Spiel verderben.

Scapin.

Du biſt ſo hübſch, ſo hübſch, du weißt es nicht,
Und vierzehn lange Tage
Hab' ich dich nicht geſehn!

Scapine.

Sieh doch, ſogar auf dich wirkt die Entfernung!
Laß uns nicht weiter tändeln!
Laß uns ſchnell
Bereden, was es gibt.
Du haſt dich alſo glücklich
Bei'm Alten eingeſchmeichelt? Haſt
Dich ihm empfohlen? Biſt in ſeinem Dienſte?

Scapin.

Zwey Wochen faſt.

Scapine.

Wie haſt du's angefangen?
Durch welchen Weg biſt du
In's Heiligthum des Geizes eingedrungen?

Scapin.

Es war ein Kunſtſtück, meiner werth.
Ich wußte, daß er ſeinen Diener
Schnell weggejagt, und nun allein
Zu Hauſe war. In der Geſtalt,
Wie du mich ſiehſt,

(er nimmt nach und nach die Krüppelgeſtalt wieder an).

ſaß ich vor ſeiner Thür;
Und er ging aus und ein, und ſah mich nicht,
Brummte und ſchien mich nicht zu ſehn,
Mein Anblick war ihm keineswegs erbaulich.
Zuletzt ächzt' ich ſo lange, daß er ſich
Verdrießlich zu mir kehrte, rief:
Was willſt du hier? Was gibt's? —
Und ich war für und bückte mich erbärmlich.

Arm und elend ſoll ich ſeyn.
Ach! Herr Doctor erbarmt euch mein!

(In der Perſon des Doctors)

Geht zu andern, guter Mann!
Armuth iſt eine böſe Krankheit,
Die ich nicht curiren kann.

(Als Bettler)

Ach weit bittrer noch als Mangel
Iſt mein Elend, meine Krankheit,
Iſt mein Schmerz und meine Noth;
Könnt ihr nichts für mich erfinden,
Iſt mein Leben nur ein Tod.

(Als Doctor)

Reiche den Puls! Laß mich ermeſſen,
Welch ein Uebel in dir ſteckt.

(Als Bettler)

Ach mein Herr! ich kann nicht eſſen.

(Als Doctor)

Wie? nicht eſſen?

(Als Bettler)

Ja, nicht eſſen!
Lange, lang' hab' ich vergeſſen,
Wie ein guter Biſſen ſchmeckt.

(Als Doctor)

Das iſt ſehr, ſehr ſonderbar!
Aber ich begreif' es klar.

(Als Bettler)

Eine Küche nur zu ſehen,
Gleich iſt es um mich geſchehen;
Nur von fern ein Gaſtmahl wittern
Macht mir alle Glieder zittern,
Würſte, Braten, und Paſteten
Sind im Stande mich zu tödten;
Wein auf hundert Schritt zu riechen,
Bringt mich in die größte Noth;
Reines Waſſer muß mir g'nügen,
Und ein Stück verſchimmelt Brot.

Ich ſah' ihn an, kaum hatt' er es vernommen,
Als er ſich auf einmal beſann.
In ſeinem Herzen war das Mitleid angekommen,
Ich war ſein guter lieber armer Mann.
Ach! rief ich aus: ich mag noch alle Pflichten
Von jedem Herrendienſt mit Munterkeit und Treu,
Was man mir aufträgt, gern verrichten:
Nur macht mich eines Herrn wollüſtig Leben ſcheu.
Er ſann und freute ſich — und kurz und gut,

Mein

Mein Uebel war ihm mehr als ein Empfehlungsſchreiben.
Er ſprach: Mein Tiſch empört dir nicht das Blut;
Du kannſt getroſt in meinem Hauſe bleiben.
Wir wurden einig, und ich ſchlich mich ein.

Scapine.

Wie ging es dir?

Scapin.

Eh nun!
Ich faſſete ganz herrlich
Dem Anſchein nach;
Doch, wie er den Rücken wendete,
That ich im nächſten Gaſthof
Nach aller Luſt mir reichlich was zu gute.

Scapine.

Und er?

Scapin.

Von ſeinem Geize, ſeinem kargen Leben,
Von ſeinem Unſinn, ſeinem Ungeſchick,
Erzähl' ich nichts; darüber ſollſt du noch
An manchem ſchönen Abend lachen.
Genug, ich weiß nun wie es ſteht,
Ich kenne die Gelegenheit
Und jeden Winkel ſeines Hauſes.
Und ob er gleich
Mit ſeiner Kaſſe ſehr geheim iſt,
So wett' ich doch,
Von jenen hundert köſtlichen Dukaten,
Die uns gehörten,
Die er uns vor der Naſe weggeſchnappt,
Iſt noch kein einziger aus ſeinen Händen.
Oft ſchließt er ſich ein und zählt,

Und ich habe durch eine Ritze
Das schöne Geld zusammen blinken sehn.
Wenn wir nun klug sind,
Ist es wieder unser.

Scapine.

So glaubst du jener Streich,
Den wir uns vorgenommen,
Sey durchzusetzen?

Scapin.

Ganz gewiß.
Verlasse dich auf mich!
Nur merke wohl!

Scapine.

Ich merke.

Scapin.

In seinem Zimmer stehen zwey Gestelle
Mit Gläsern eins zur Linken, und zur Rechten
Mit Büchsen eines und mit Schachteln:
Dieß ist das Arsenal, woraus der Tod
Privilegirte Pfeile sendet.
Auf dem Gestelle zur Rechten,
Ganz oben, rechts, steht eine runde Büchse,
Roth angemahlt.
Wie auf den andern Reihen
Mehr Büchsen stehn.
Doch diese kannst du nicht verfehlen,
Sie steht zuletzt, allein,
Und ist die einzige von ihrer Art
In dieser Reihe.
In dieser Büchse ist das Rattengift
Verwahrt,

Arſenik ſteht auch außen angeſchrieben.
Das merke dir.

Scapine.

Wie? auf dem Geſtelle rechts?

Scapin.

Wohl!

Scapine.

Und auf der obern Reihe,
Die letzte Büchſe?

Scapin.

Recht.

Scapine.

Arſenik ſteht daran,
Und ſie iſt roth und rund?

Scapin.

Vollkommen. Du kennſt ſie
Wie deinen Mann, von innen und von außen.
Wir muſtern eben ſeine Flaſchen und ſeine Büchſen,
Notiren was an Arzeneyen abgeht;
Da bring' ich bei Gelegenheit die Sachen durcheinander,
Daß ein Verſehn noch mehr wahrſcheinlich werde.

Scapine.

Brav! Und übrigens ſoll alles gehn,
Wie wir es abgeredet?

Scapin.

Gewiß.

Scapine.

Du fürchteſt nichts von deines Herren Klugheit?

Scapin.

Mit nichten! wenn du die Kunſt
Ohnmächtig dich zu ſtellen noch verſtehſt,

Mit ſtockendem Pulſe
Für todt zu liegen,
Wenn mir der Kopf am alten Flecke ſteht:
Nur friſch! es geräth!
Er iſt ein ganz erbärmlicher Menſch,
Ein Schelm und überdieß ein Narr,
So recht ein Kerl,
Von dem die Leute gerne glauben,
Es ſtecke etwas hinter ihm verborgen.
Nur friſch, mein Liebchen!
Deine Hand, und guten Muth,
So iſt der Braten unſer!

Scapine.

Es ſchleicht durch Wald und Wieſen
Der Jäger, ein Wild zu ſchießen,
Frühmorgens eh' es tagt.

Scapin.

Die Mühe ſoll uns nicht verdrießen
Auch wir ſind angewieſen,
Ein jedes hat ſeine Jagd.

Scapine.

Auch wir ſind angewieſen!
Die Mädchen auf die Tropfen,
Die Weiber auf die Thoren,
Die Männer auf die Narren.
O! welche hohe Jagd!

Scapin.

Es muß uns nicht verdrießen.
Denn oft iſt Malz und Hopfen
Bei allen gar verloren;

Man muß vergebens harren,
Wenn man nichts kühnes wagt.

Beide.

Es muß uns nicht verdrießen!

Scapine.

Denn oft iſt Malz und Hopfen,

Scapin.

An ſo viel armen Tropfen,

Scapine.

So viel verkehrten Thoren,

Scapin.

Und alle Müh' verloren.

Scapine.

Der ganze Schwall von Narren,

Scapin.

Läßt euch vergebens harren,

Beide.

Wenn ihr nichts kühnes wagt.

Scapin.

Es iſt nun deine Sache;
Ich weiß wie klug du biſt.
Süß iſt die Rache,
Und angenehm die Liſt.

Scapine.

Es iſt gemeine Sache;
Ich weiß wie klug du biſt.
Süß wird die Rache,
Und angenehm die Liſt.

Scapin.

So eile
Und komme bald zurück.

Scapine.

Ich weile
Nicht einen Augenblick.

Beide.

Ich lade dich auf heute
Zu neuen Ergetzungen ein.
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie ſoll ſie, wie wird ſie uns freun!

Zweyter Act.

(Zimmer. Geſtelle mit Arzeneybüchſen und Gläſern im Grunde. Tiſch mit Rechen. Großvaterſtuhl zur linken Seite der Spielenden.)

Der Doctor
(mit Goldſtücken beſchäftigt).

Süßer Anblick! Seelenfreude!
Augenweid' und Herzensweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!
Die meiſten Menſchen kommen mir
Wie große Kinder vor,
Die auf den Markt mit wenig Pfennigen
Begierig eilen.
So lang' die Taſche noch
Das bißchen Geld verwahrt,
Ach! da iſt alles ihre,
Zuckerwerk und andre Näſchereyen,
Die bunten Bilder und das Steckenpferdchen,
Die Trommel und die Geige!
Herz, was begehrſt du? —

Und das Herz iſt unerſättlich!
Es ſperrt die Augen ganz gewaltig auf.
Doch iſt für eine dieſer Siebenſachen
Die Baarſchaft erſt vertändelt,
Dann Adieu ihr ſchönen Wünſche,
Ihr Hoffnungen, Begierden!
Lebt wohl!
In einen armen Pfefferkuchen
Seyd ihr gekrochen;
Kind, geh' nach Hauſe!

Nein! nein! ſo ſoll mir's niemals werden.
So lang' ich dich beſitze,
Seyd ihr mein,
Ihr Schätze dieſer Erde!
Was von Beſitzthum
Irgend einen Reichen
Erfreuen kann,
Das ſeh' ich alles,
Und kann fröhlich rufen:
Herz, was begehrſt du?

Soll mich ein Wagen
Mit zwey ſchönen Pferden tragen?
Gleich iſt's gethan.
Willſt du ſchöne reiche Kleider?
Schnell, Meiſter Schneider,
Meſſ' er mir die Kleider an! —

Haus und Garten?
Hier iſt Geld!
Spiel und Karten?
Hier iſt Geld!

Köſtlich Speiſen?
Weite Reiſen?

Mein iſt, mein die ganze Welt!
Herzchen! Liebes Herzens-Herzchen,
Was begehrſt du, Herzens-Herzchen?
Fordre nur die ganze Welt.

Welcher Anblick! welche Freude!
Augenweid' und Seelenweide!
Erſte Luſt und letzte Luſt!
Zeigt mir alle Erdegaben,
Alles, alles iſt zu haben,
Und ich bin es mir bewußt!

Wer klopft ſo leiſe?
Gewiß mein Diener.
Er glaubt, ich ſchlafe,
Indeß ich mich
An meinen Schätzen wohl beluſtige.
(Laut)
Wer klopft? — Biſt du's?

Scapin.

Wacht ihr, mein Herr und Meiſter?

Doctor
(als gähnte er).

Ach! Oh! Au! Ah!
So eben wach' ich auf,
Gleich öffn' ich dir die Thüre.
Warte! Warte!

Scapin
(herein tretend).

Wohl bekomm' euch das Schläfchen!

Doctor.

Ich denk' es soll.
Hast du indessen
Den Umschlag fleißig gebraucht?
Hast du die Tropfen eingenommen?

Scapin.

Das versäum' ich nie.
Wie sollt' ich auch den eignen Leib so hassen,
Nicht alles thun was ihr verordnet?
Unendlich besser fühl' ich mich.
Seht nur, mein Knie verliert die alte Krümme,
Schon fang' ich im Gelenke
Bewegung an zu spüren,
Und bald bin ich durch eure Sorgfalt
Frisch wie zuvor.
Nur ach! der Appetit
Will noch nicht kommen!

Doctor.

Danke dem Himmel dafür!
Wozu der Appetit?
Und wenn du keinen hast,
Brauchst du ihn nicht zu stillen. —
Laß uns nun wieder an die Arbeit gehn.
Wo sind wir stehn geblieben?
Welche Reihe hast du zuletzt gehabt?

Scapin
(am Gelenke deutend).

Hier! diese.

Doctor.

Wohl, wir müssen eilen,

Damit ich wiſſe, was von jeder Arzenei
Vor jeder Species mir abgeht,
Daß ich bei Zeiten mich in Vorrath ſetze.
Ich habe ſchon zu lange gezaudert.
Es fehlt mir hie und da.

Scapin

ſteigt auf einen Tritt mit Stufen, der mit dem Negiſter zum Geſt.

Abadarbar! iſt zur Hälfte leer.

Doctor
(am Schreibtiſch).

Wohl.

Scapin.

Der Lebensbalſam!
Faſt ganz und gar verbraucht.

Doctor.

Ich glaub' es wohl,
Er will der ganzen Welt faſt ausgehn.

Scapin.

Präparirte Perlen! — Wie?
Die ganze Büchſe voll!
Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.
Ihr wißt ja ſonſt recht wohl zu ſparen,
Verſchwendet ihr ſo die köſtlichſte der Waaren?

Doctor.

Gar recht! Du haſt dich nicht geirrt!
Ja wohl bin ich ein guter Wirth,
Es jammerte mich ſtets die Perlen klein zu mahlen:
Für dießmal ſind es Auſterſchalen.

Scapin.

Königlich Elixir! —

Wie roth, wie schön glänzt diese volle Flasche!
Mein guter Herr, erlaubt mir daß ich nasche;
Vielleicht errett' ich mich von aller meiner Pein.

Doctor.

Laß sie nur stehen! Laß sie seyn!
Man nimmt es nicht zum Zeitvertreibe.
Die Kraft des Elixirs ist aller Welt bekannt;
Von seiner Wirkung königlich genannt;
Es schlägt gewaltig durch und läßt euch nichts im Leibe.

(Es klopft.)

Doch fahre hübsch in einer Reihe fort.
Was soll das seyn? Du bist bald hier bald dort!

(Es klopft.)

Doctor.

Mich dünkt es pocht.

Scapin.

Ich hab' es auch vernommen.

Doctor.

Der Abend ist schon nicht mehr weit.
Geh' hin und sieh; es ist sonst nicht die Zeit,
Wo Patienten kommen.

(Scapin ab. Der Doctor beschäftigt sich während des Actenmachs mit diesem und jenem.)

Scapin (kommt zurück).

Herr! ein Mädchen! Herr! ein Weibchen,
Wie ich keines lang' gesehn.
Wie ein Schäfchen, wie ein Täubchen!
Jung, bescheiden, sanft und schön.

Doctor.

Führ' herein das junge Weibchen;
Mich verlanget sie zu sehn.

Scapin.

Nur herein, mein Turteltäubchen!
Sie muß nicht von weitem ſtehn.

Doctor.

Nur herein! O wie ſchön!

(Zu Zwey)

Nur herein! O wie ſchön!
So beſcheiden und ſo ſchön!
Nur herein!
Sie muß nicht von weitem ſtehn.

Scapine.

Ein armes Mädchen,
Vergebt, vergebet!
Ich komm' und flehe
Um Rath und Hülfe
Von Schmerz und Noth.
Ich bin ein Mädchen!
Nennt mich nicht Weibchen,
Ihr macht mich roth.

Doctor.

Mein liebes Kind, ſie muß ſich faſſen;
Tret' ſie getroſt herbei!
Sie darf vor aller Welt ſich frei,
Vor Kaiſer und vor Königen ſich ſehen laſſen.
Was fehlt ihr? Rede ſie! Sie darf ſich mir vertraun.
Wie ſoll man mehr auf äußres Anſehn baun!
Wer ſie nur ſähe, ſollte ſchwören
Sie ſey recht wacker und geſund;
Ich glaub' es ſelbſt, es muß ihr ſchöner Mund
Mich eines Andern erſt belehren.

Scapine.

Wollt ihr den Puls nicht fühlen, weiser Mann?
Vielleicht erfahrt ihr mehr als ich euch sagen kann.
(Sie reicht ihm den Arm.)

Doctor.

Ey! ey! was ist das?
Wie geschwind!
Wie ungleich,
Bald früher, bald später.
Das kindische, unschuldige Gesicht! —
Im Herzchen ist kein Gleichgewicht.
Ja, ja, gewiß, der Puls ist ein Verräther.
Zaudre nicht, die Zeit vergeht!
Gesteh', wie es in deinem Herzen steht.

Scapine.

Ach! wie sollt' ich das gestehen,
Was ich nicht zu nennen weiß?
Mir nicht so in's Aug' gesehen!
Nein, mein Herr! es wird mir heiß.

Fühlen Sie mein Herz; es schläget,
Es beweget
Meine Brust schon allzu sehr!

Ach! was soll ich denn gestehen? —
Mir nicht so in's Aug' gesehen!
Nein, mein Herr, ich kann nicht mehr.

(Sie hat sich während der Arie manchmal nach Scapin umgesehen, als wenn sie sich vor ihm fürchtete.)

Doctor.

Ich verstehe dich;
Du traust mir wohl,
Doch willst du dich vor diesem Burschen da

Nicht explicitren.
Ich lobe die Bescheidenheit.

(Zu Scapin.)

Hast du nichts zu thun als dazustehn?
Geh' hin, beschäft'ge dich!

Scapin.

Mein Herr, der Anblick heilet mich:
Ich fühle nach und nach ein himmlisches Behagen;
Ich glaube gar mir knurrt der Magen!
Wie durch ein Wunder flieht die Pein,
Die Lust zum Essen stellt sich ein.
O dürft' ich, um es zu beweisen,
Gleich hier in diesen Apfel beißen!

(Er greift ihr an die Wange.)

Doctor.

Willst du! — Unverschämter! —
Hinaus mit dir! Was fällt dir ein?
Der Bissen ist für dich zu fein.

(Er treibt ihn fort.)

Nun, schöner Schatz, sind wir allein.
Gestehe mir nun was dich quälet,
Was du zu viel hast, was dir fehlet.

Scapine.

O sonderbar und wieder sonderbar
Ist mein Geschick!
Ich gleiche mir nicht einen Augenblick.
Es ist so seltsam und so wahr!
Gern in stillen Melancholien
Wandl' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Lockt mich die Nachtigall.

Doch hör' ich auf Schalmeyen
Den Schäfer nur blasen!
Gleich möcht' ich mit zum Reihen
Und tanzen und rasen,
Und toller und toller
Wird's immer mit mir.

Seh' ich eine Nase,
Möcht' ich sie zupfen;
Seh' ich Perrücken,
Möcht' ich sie rupfen;
Seh' ich einen Rücken,
Möcht' ihn patschen;
Seh' ich eine Wange,
Möcht' ich sie klatschen.

(Sie singt ihren Mutwillen, indem sie jedes mal sie singt, gleich an ihm ausübt.)

Hör' ich Schalmeyen,
Lauf' ich zum Reihen;
Toller und toller
Wird's immer mit mir.

(Sie gesteht ihn zu tanzen, schleudert ihn in einen Takt, und wie sie sich erhebt, fällt sie wieder ein.)

Nur in süßen Melodien
Wandl' ich an dem Wasserfall,
Und in süßen Melodien
Letzet mich die Nachtigall.

Doctor.

Nun! nun! bei diesem sanften Paroxysmus
Wollen wir's bewenden lassen!
Daß ja der tolle Dämon nicht sein Spiel
Zum zweytenmal mit meiner Nase treibe!

(Sie

(Wie er eine muntere Geberde annimmt. Lacht er zusammen.)

Noch niemals hat ein Kranker
So deutlich seinen Zuſtand mir beſchrieben.
Ein Glück daß es nicht öfter kommt!
Doch kommen auch ſo ſchöne Patienten
Nicht öfters. Liebſtes Kind,
Hat ſie Vertraun zu mir?

Scapine
(freundlich und zutraulich)

Vertraun? Ich dächte doch!
Hab' ich mich nicht genugſam erklärt?

Doctor.

O ja! vernehmlich! — Ich meine nur Vertraun —
(Er thut ihr ſchön, ſie erwiedert's.)
Was man Vertrauen heißt,
Wodurch die Arzenen erſt kräftig wird —
Gut! — Merke ſie, mein Schatz;
Die große Heftigkeit verſpricht kein langes Leben;
Ich merk' es wohl, die Säfte ſind zu ſcharf.
(Bei Seite)
Ich muß ihr Arzeneyen geben,
Damit ſie einen Arzt bedarf.

(Während des Nachſtehenden Duetts bringt der Doctor einen kleinen Tiſch herbei, und indem er einen Becher darauf ſetzt, füllt er ein.)

Doctor.

Aus dem Becher, ſchön vergoldet,
Sollſt du, liebes Weibchen, trinken:
Aber laß den Muth nicht ſinken;
Es iſt bitter, doch geſund.

Scapine.

Ewig bleib' ich euch verſchuldet;
Gern gehorch' ich euren Winken;
Was ihr gebet, will ich trinken,
Ich verſprech's mit Hand und Mund.

Doctor

(der wiederum ein und wieder läuft, und von den Repoſitorien Büchſen und Gläſer holt und dann davon in den Becher einſchüttet, ſie aber zuſammen auf dem Tiſche neben dem Becher ſtehen läßt).

Drey Meſſerſpitzen
Von dieſem Pulver!
Drey Pertlönchen
Von dieſem Salze!
Nun ein Paar Löffel
Von dieſen Tropfen!
Nun ein halb Gläschen
Von dieſem Safte!
O welch ein Tränkchen!
O welch ein Trank!
Ja, mein Kindchen, das erfriſchet;
Du haſt ganz gewiß mir Dank!

Scapine.

Ach mein Herr! Ach miſchet! miſchet
Nicht ſo viel in Einen Trank!

Doctor.

Nun misceatur, detur, signetur.
Kühlendes, ſpühlendes,
Kühlendes Tränkchen!
Köſtlicher hab' ich

Nie was bereitet!
Nimm es, vom beſten
Der Wünſche begleitet!
Zaudre nicht, Kindchen,
Trinke nur friſch,
Und du wirſt heiter,
Geſund wie ein Fiſch.

(Sie nimmt indeſſen den Becher, zaudert, reicht ihn wieder hin. Einige Augenblicke Pauſe. Stummes Spiel. Wie ſie den Becher gegen den Mund bringt)

Scapin
(außen in einiger Entfernung.)

Hülfe!

Doctor.

Was ſoll das ſeyn?

Scapin.

Hülfe!

Scapine.

Wen hör' ich ſchrein?

Scapin.

Rettet!

Doctor.

Soll das mein Diener ſeyn?

Scapin.

Rettet!

Scapine.

Ich hör' ihn ſchrein.

Scapin (herein tretend)

Feuer! Feuer!
Feuer im Dache!
Im obern Gemache
Iſt alles voll Dampf.

Doctor.

Feuer im Dache?
Im obern Gemache?
Mich lähmet der Krampf.

Scapine.

Eilet zum Dache,
Zum obern Gemache!
Wo zeigt ſich der Dampf?
(Scapin ab.)

Doctor.

Ich bin des Todes!
Auf immer geſchlagen!

Scapine.

Was ſoll ich ergreifen?
Was ſoll ich euch tragen?

Doctor
(ihr eine Schatulle reichend).

Hier! nimm!
Nein! laß!

Scapine.

Gebt her!
Warum das?

Doctor.

Ich bin des Todes,
Auf immer geſchlagen!
Mich lähmet der Krampf!

Scapine.

Laßt mich nur nehmen,
Laßt mich nur tragen!
Riecht ihr den Dampf?

Scapin
(mit ein Paar Eimern).

Hier bring' ich Waſſer.
Auf! Waſſer getragen!
Es mehrt ſich der Dampf.

Doctor.

Welche Verwirrung!
Entſetzen und Graus!

Scapin.

Eilet und löſchet
Und rettet das Haus!

Scapine

Faſſet und traget
Und ſchleppet hinaus!

(Sie bringt dem Doctor die Eimer auf, ſie ſtehen wie unſinnig durch einander, endlich ſchieben ſie den Doctor zur Thüre hinaus. Scapin hinter ihm drein, Scapine kehrt in der Thüre um und ſieht, da ſie ihn allein ſieht, in ein lautes Lachen aus.)

Ha! ha! ha! ha!
Nur unverzagt,
Geſchwind gewagt!
Das iſt vortrefflich gut gegangen!

(Sie gießt den Trank zum Fenſter hinaus und ſtellt den Becher wieder an ſeinen Platz.)

Ha! ha! ha! ha!
Da fließt es hin!
Wir haben ihn!
Er iſt mit Haut und Haar gefangen.
Geſchwind, daß ich das Beſte nicht vergeſſe!
Wo ſteht die Büchſe?

(Sie ſieht ſich an den Repoſitorien um.)

Hier! das muß ſie ſeyn.

(Sie zeigt auf dem Trank in die Höhe.)

Arſenik! Ja getroffen, ſchnell getauſcht. —
Dieſe hier iſt ziemlich ähnlich,
Weißes Pulver in dieſer wie in jener.

(Sie verwechſelt die Büchſen, ſetzt die eine auf das Tiſchchen, die andere hinauf.)

Gut!
Welch Entſetzen wird den Alten faſſen!
Welch Unheil ihn ergreifen,
Wenn er mich
Durch ſeine Schuld vergiftet glaubt!
Und nun geſchwind, zu ſehen wo ſie bleiben,
Daß ich ihm nicht verdächtig werde.

Nur unverzagt!
Es iſt vortrefflich gut gegangen.
Wir haben ihn!
Er iſt mit Haut und Haar gefangen.

Dritter Act.

Das Theater bleibt unverändert.

Doctor. Scapin.

Doctor.

Welche Tollheit? welcher Unsinn
Hat den Kopf
Dir eingenommen?
Unverständ'ger Tropf!

Scapin.

Lobet meine häuslichen Sorgen,
Meinen wackern Kopf.
Unrecht bin ich angekommen,
Aber bin kein Tropf.

Doctor.

Rede nicht, Unglücklicher!
Ich kann die halben Gläser,
Büchsen und Schachteln,
Mein halb Dispensatorium
Hinunter schlucken,
Eh' ich den Schaden
Wieder aus meinen Gliedern

Rein heraus zu ſpülen
Im Stande bin.

Scapin.

Ihr habt ja ohne dieß
Gar manche Arzeneyen
Auf's neue zu bereiten.
Macht die Portionen nur doppelt.
Geht bei euch ſelbſt zu Gaſte.

Scapine (kommt).

Doctor.

Denke nur, mein Kind.
Der Lärm war ganz um nichts.
Es roch und ſtank im Hauſe;
Allein was war's?
Im obern Zimmer.
Unter'm Dache.
Nichts von Rauch und Dampf.
Ich komm' hinunter in die Küche,
Da liegt ein alter Hader in der Aſche
Und dampft und ſtinkt.
Das war die Feuersbrunſt! —
Ich will dich kunſtig lehren
So lange Kohlen halten,
Nicht gleich die Brände löſchen!
Geh! geh nur aus den Augen!
Dein Glück iſt dieſes ſchöne Kind,
Das jedes widrige Gefühl
In meinem Buſen lindert,
Und meine Galle
Zu Honig wandelt. Geh!

(Scapin ab.)

Doctor

(sieht in den Becher. Da er ihn leer findet, vergnügt zu Scapine).

Nun, mein Kind, es wird bekommen!
Sag' mir, ging es frisch hinein?

Scapine

(die indessen allerlei Geberden des Ueberlegens gemacht hat).

Götter! hätt' ich's nicht genommen!
Welche Gluth! O welche Pein! —
Mir ist's ich krieg' ein Fieber.

Doctor.

Nicht doch, es geht vorüber.

Scapine.

Ich zittre, ich friere!
Ich wanke, verliere
Bald Hören und Sehn!

Doctor.

Sag' sie mir, um's Himmels willen,
Schönes Kind, was fängt sie an?

Scapine.

Ach! wer kann die Schmerzen stillen!
Ach! was hat man mir gethan!

Doctor.

Weh! ich zittre! Weh! ich bebe!
Welcher Zufall, welch Geschick!

Scapine.

Ich verschmachte! ach! ich lebe
Nur noch einen Augenblick!

Doctor.

Es soll die Facultät entscheiden.
Ich bin nicht Schuld an deinem Schmerz.

Scapine.

Schon wühlt in meinen Eingeweiden
Entsetzlicher der Schmerz!

Doctor.

Ach wie zerreißen deine Leiden
Mein eigen Herz!

Scapine.

Schon steigen bittre Todesleiden
Herauf an's Herz.

Doctor.

Mein Kind!
Mein schönes, allerliebstes Püppchen!
O setze dich.

(Er führt sie zum Sessel.)

Nur einen Augenblick Geduld,
Es geht gewiß vorüber.
Was ich dir gab, ist unschuld'ge Arzenei:
Sie sollte eigentlich
Fast ganz und gar nichts wirken;
Es war auch nichts bald schädliches dabei.
Deine Klagen zerrütten mir das Gehirn,
Der Angstschweiß steht mir auf der Stirn.
Was ist geschehn? Was ist dir? Rede frei!

Scapine (aufstehend).

Welch ein schreckliches Licht
Fährt auf einmal vor der Seele mir vorüber!
O Himmel! Weh mir! Weh!
Ja, es ist Gift!
Ich bin verloren! Und du bist der Mörder!

Doctor.

Du fabelst, kleiner Schatz.

Scapine.

Widersprich mir nicht,
Gesteh mir! Ich fühl' es, ich muß sterben.

Doctor.

Ich bin des Todes!

Scapine

(nach einer Pause, in welcher der Doctor unbeweglich geblieben, auf ihn los fahrend).

Es wüthet in meinen Eingeweiden
Unbändiger der Schmerz.
Es fassen bittre Todesleiden
Mein bald zerrissen Herz.

(Sie geht in ein Geberdenspiel über, als wenn sie ausser sich wäre als wenn sie an einen fremden Ort geriethe.)

Doctor.

Welche Geberden!
Himmel! was soll das werden!

Scapine.

Mit Widerwillen
Betret' ich schaudernd diesen Pfad,
Allein ich muß.
So sey es denn! Ich gehe,
Doch geh' ich nicht allein.
Halt an! halt hier!
Keinen Schritt!
Den Weg, den du mich sendest,
Sollst du mit!
Du sollst nicht mehr auf unsre Kosten lachen.
Bereites Glück! Hier kommt schon Charons Nachen.
Herbei! herbei! Lande mit deinem Kahn!
Nur immer schneller! Näher heran!

(Zum Doctor)

Doch stille! daß ich dich nicht nenne,
Daß dich der Alte nicht erkenne.
Du hast ihm so viel Fährlohn zugewendet,
So manches Seelchen ihm gesendet;
Erkennt er dich, so nimmt er dich nicht ein,
Du kannst ihm hüben mehr, als drüben nütze seyn.

(Sie steigt von der Höhe hinab, gewinnt in den Kahn. Sie steigt nach ihm ein, bläst sich mehrmal an ihn fest, und geberdet sich in der folgenden Arie, wie eins, das in einem schwankenden Schiffe steht.)

Hinüber, hinüber!
Es heben, es kräuseln
Sich fliehende Wellen;
Wir schwanken und schwimmen,
Wir schweben und schaukeln
An's Ufer hinan;

Und trüber und trüber
Vernehm' ich ein Säuseln,
Ein Aechzen, ein Bellen. —
Sind's rufende Sind's Stimmen?
Ja! Ja! Es umgaukeln
Schon Geister den Kahn.

Sie macht die Geberden als wenn sie ausstiege, den Fährmann bezahlte u. s. w.)

Doctor.

Ja! ja! wir sind nun angelandet.
Laß uns nur sehn, wo wir ein Obdach finden.
Ob jemand hier zu Hause sey.

(Er will nach der Thüre, sie hält ihn ab.)

Scapine.

Zurück! zurück! das ist nun meine Sache!

Du wirst noch immer früh genug
In diesen höllischen Palast
Gefordert werden.
Ich ruhe hier an diesen Schwellen
Erst aus von meiner weiten bösen Reise.

(Er schiebt den Schemmel, worauf er sich legt, zum Theil so, daß der Thür nicht zur Thüre kommen kann.)

Und du, bleib' hier, und hüte dich,
Mit keinem Fuß den Vorhof zu verlassen!

Doctor

(indem er vergebens versucht zu entkommen).

Wie komm' ich zur Thüre!
Wär' ich eine Spinne,
Wär' ich eine Fliege,
Kröch' ich, flög' ich fort:
Aber ich verliere,
Was ich auch ersinne;
Wenn ich sie nicht betriege,
Komm' ich nicht vom Ort.

Sie glaubt in Plutons Reich zu seyn,
Vor seiner Thür zu sitzen und zu ruhn.
Wie komm' ich da hinein?
Was kann ich thun?
Ich muß mich auch nach ihrem Sinne richten,
Ich will mir was Poetisches erdichten.
Da fällt mir ein, was gut gelingen muß:
Ich stelle mich als Cerberus.
Den Hunden, die in's Haus gehören,
Wird sie den Eingang nicht verwehren.

(Er kommt auf allen Vieren, knurrt und bellt sie an.)

Wau! Wau!
Mach Platz,
Mein Schatz,
Es gibt Verdruß!
Wau! Wau! au! au!
Ich muß hinaus,
Ich muß in's Haus,
Ich bin der Cerberus.

(Da er ihr zu nahe kommt, gibt sie ihm einen Tritt, daß er umfällt. Er bellt liegend fort und endigt die Arie.)

Scapine (aufstehend).

(Der Doctor klärt auf und in die rechte Ecke.)

Der Hund erinnert mich,
Daß ich nicht länger warten soll.
Ja! ja! du Böswicht,
Dein Maß ist voll!
Hervor mit dir! Sie haben Platz genommen,
Die hohen Richter und ihr Fürst.
Es sind so viele Zeugen angekommen,
Daß du dich nicht erretten wirst.

(Gegen den Vordergrund gekehrt.)

Mit Ehrfurcht tret' ich vor die Stufen
Des hohen Throns.
Habt ihr sie all' herbei gerufen,
Die Opfer dieses Erdensohns?
Verdient er schon von euch Belohnung,
Daß er die öde kalte Wohnung
Mit Colonisten reich besetzt;
Vergesset, daß ihr ihn als Unterhändler schätzt;

Wollt ihr parteyisch auch dem Arzt vergeben,
So leiht mir doch gerecht ein unbefangen Ohr!
Mit Gift entriß er mir das Leben,
Ich stell' ihn euch als Mörder vor.

In euerm finstern Hause
Laßt Recht mir widerfahren,
Gebt ihm den verdienten Lohn!
Ich schlepp' ihn bei den Haaren,
Ich zerr' ihn bei der Krause
Vor euern furchtbar'n Thron.

Hier kniet der Verbrecher!
Es zeigen die Rächer,
Mit Fackeln in Händen,
Mit Schlangen und Bränden,
Die Geister sich schon!

(Die Pantomime der vorhergehenden Arie gibt sich von selbsten. Am Ende wirft sie sich in den Sessel; er bleibt ihr zu Füßen liegen. Sie fällt wieder in Geberden des Schmerzens; sie scheint zu sich zu kommen, er läuft hin und wieder, bringt ihr zu riechen, geberdet sich ängstlich. Sie stößt von Zeit zu Zeit schmerzhafte Seufzer aus. Dieses stumme Spiel wird von Musik begleitet, bis endlich der Doctor im folgenden Gesang fällt und Scapin zugleich sich von außen hören läßt.)

Doctor.

Kneipen und Grimmen
Geht bald vorüber,
Dient zur Gesundheit.
Sieh, ich beschwöre
Den Mond und die Sterne,
Zeugen der Unschuld!

Scapin.

Gräßliche Stimmen
Hör' ich erschallen,

Rufen um Hülfe.
Nein, nein, ich höre
Nicht länger von ferne
Den Lärm mit Geduld.
(Er tritt herein.)

Doctor.

Ach mein Freund,
Sieh nur hier!
Diese stirbt,
Glaubt von mir
Und von meinen Arzeneyen
Umgebracht zu seyn.

Scapine.

Mein Auge sinkt in Nacht —
Ich sterbe!
Dieser hat mich umgebracht!

Doctor (zu Scapin)

Du glaubst es nicht,
Du kennest mich zu gut.

Scapin.

Ist's möglich — Herr! — Warum?
Du armes junges Blut!

Scapine.

Daß er nicht entfliehe!
Der Strafe sich nicht entziehe!
Der Tod gibt mir nur diese kleine Frist
Zu bitten: sey gerecht! —
Wenn du nicht sein Helfers-Helfer bist.

Doctor.

O Noth! in die wir gerathen!
Wer hilft uns sie überstehn?

Sca-

Scapin.

Welche ſchwere Miſſethaten
Seh' ich geſchehn!

Scapine.

Ach wohin — bin ich — gerathen?
Ach! das Licht — nicht mehr — zu ſehn!

(Während dieſes Terzett's ahmt ſie eine Sterbende nach und liegt am Ende deſſelben für todt da.)

Scapin.

Sie iſt todt! Ganz gewiß!
Es ſtockt der Puls, ihr Auge bricht.
Welch eine ſchreckliche Geſchichte!
Ich flüchte.

Doctor.

Halt! bleibe!
Bei'm heiligen Hippokrates,
Galenus und bei Sokrates,
Der am Verſuch mit Schierling ſelber ſtarb,
Bei allen Pfennigen die ich mir je erwarb,
Unſchuldiger iſt nichts aus meiner Hand gekommen,
Als jenes Tränkchen, das ſie eingenommen.
Nähm's einer auch zum Frühſtück täglich ein,
Weder ſchlimmer, weder beſſer,
Sollt's ihm in ſeinen Häuten ſeyn.
Hier ſteht noch alles, wie ich's eingefüllt.

(Scapin tritt hinzu.)

Was gibt's? Was iſt dein Blick ſo wild?
Dein Auge ſtarrt! du zitterſt! Rede, ſprich!
Welch ein Geſpenſt erſchrecket dich?

Scapin.

Verflucht! an dieser Büchse steht
Arsenik angeschrieben.

Doctor.

A — Ar — Arsenik! Weh mir! Nein!
Es kann nicht seyn!

Scapin.

Ja wohl! Seht her!

Doctor.

O weh!
Ich Unglückseliger! Wie kam sie da herab?

Scapin.

Das weiß ich nicht; genug sie steht nun hier,
Und schwerlich läßt sich ein Versehen denken.

Doctor.

Das Unglück macht mich stumm,
Nacht wird's vor mir, mir geht der Kopf herum.

Scapin

(ihm die Büchse vorhaltend).

Seht an! Seht her!
Es sey nun wie es sey,
Welch Unheil habt ihr angestiftet!
Das arme Mädchen ist vergiftet.
Seht die Blässe dieser Wangen,
Seht nur an die steifen Glieder!
Herr! Was habt ihr da begangen?
Ach er sank auf ewig nieder,
Dieser schöne holde Blick!
Hier ist es besser weit entfernt zu seyn,
Lebt wohl! Habt Dank! Gedenket mein!

Doctor.

Bedenke du, was ich an dir gethan!
Hier iſt Gelegenheit, dein dankbar Herz zu zeigen;
Nimm deines guten Herrn dich auch in Nöthen an.
Du weißt, ich kann, ich hoff' auch du kannſt ſchweigen.
Sieh dieſes ſchöne Paar Ducaten
Iſt dein, wenn du ſie zuſammenraffſt,
Sie mir aus dem Hauſe ſchaffſt.
Mein alter Freund, hilf mir davon!

Scapin.

Bei'm Himmel! wohl ein ſchöner Lohn!
Iſt es ein Kleines, was ich wage,
Wenn ich heut' Nacht ſie aus dem Hauſe trage?
Ich ſchleppe ſie erſt eine gute Strecke,
Werf' ſie in den Canal, lehn' ſie an eine Ecke;
Ertappt man mich, adieu du armer Tropf!
Was eure Kunſt gethan, das büßt mein Kopf.

Doctor
(geht nach der Schatulle, nimmt heraus)

Nimm, o nimm die fünf Zechinen!

Scapin.

Nein, gewiß, ich thu' es nicht!

Doctor.

Willſt du mir um zehne dienen?

Scapin.

Zehne haben kein Gewicht.

Doctor.

Hier ſind zwanzig.

Scapin.

Kein Gedanke!
Immer weiter!

Doctor.

Ich erkranke,
Es vergeht mir das Geſicht!
Nimm die dreyßig —

Scapin,

Laßt doch ſehen!

(Scapin nimmt das Geld, läßt's in einen Beutel laufen, den er bereit hält, reicht aber Geld und Beutel hin, ohne daß es der Alte annimmt.)

Dreyßig! Es wird nicht geſchehen,
Es iſt wider meine Pflicht!

Doctor.

Hier noch fünf und nun nichts drüber!

(Scapin läßt ſie in den Beutel plätſchern, dann wie oben.)

Scapin.

Glaubt, mir iſt das Leben lieber,
Ich laufe! ich eile,
Ich ſag's dem Richter an.

Doctor.

Ich bleibe, verweile!
Was hab' ich dir gethan?

Scapin.

Wollt ihr, daß ich auf den Galgen
Warten ſoll?
Euer Markten iſt nur eitel;
Nehmt zurück den ganzen Beutel,
Oder macht die funfzig voll.

Doctor.

Schönſter Theil von meinen Freuden,
Sollſt du ſo erbärmlich ſcheiden?
Es greift mir das Leben an.

Scapin.

Herr! Nun, habt ihr bald gethan?

Doctor.

Hier die funfzig! O ſchreckliche Summe!
Fürchterliche Probe!
Wenn er ſein Wort nur hält!

Scapin (bei Seite).

Schelte und brumme,
Wüthe und tobe!
Ich habe das Geld.

Doctor.

Ich zahle voraus,
Ich bin ein Thor.

Scapin.

Man nimmt voraus,
Man ſieht ſich vor. —
Nun, ſeyd nur ruhig!
Von Schmach und Strafen
Befrei' ich euch.

Doctor.

Ich bin nicht ruhig,
Ich kann nicht ſchlafen.
Nur fort! nur gleich!

Scapin.

In das Gewölbe
Schieb' ich ſie ſachte,
Bis uns die Nacht
Ihren Mantel verleiht.

Doctor.

Hier ſind die Schlüſſel,
Und im Gewölbe

Iſt auch durch Zufall
Ein Sack ſchon bereit.

Scapin.

Sachte, ſachte
Bring' ich ſie fort.

Doctor.

Stille, ſtille
Bringe ſie fort!

(Sie ſchieben ſie mit dem Seſſel hinaus.)

Vierter Act.

Gewölbe mit einer Thüre im Grunde.

Scapine
(kommt zur Thüre heraus und sieht sich um).

Bin ich allein? Wie finster hier und stille!
O glücklich der, den keine Furcht berückt!
Sein Wille bleibt sich gleich, wie hoher Götter Wille,
Selbst die Gefahr macht ihn beglückt.

Nacht, o holde! halbes Leben!
Jedes Tages schöne Freundin!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt.

In dem vollen Arm der Schönen
Ruhet jetzt belohnte Liebe;
Und nach einsam langem Sehnen
Bringen auch verschmähtem Triebe
Träume jetzt ein Bild der Lust.
Nacht, o holde! —

Es schleicht mit leisen Schritten
Die List in deinen Schatten;
Sie suchet ihren Gatten,

Den Trug! — Im ſtillſten Winkel
Entdeckt ſie ihn! — und freudig
Drückt ſie ihn an die Bruſt.

Nacht, o holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundin!
Laß den Schleier mich umgeben,
Der von deinen Schultern fällt!

Scapin
(hört gut Seitenthür öffnen).

Es kommt mit leiſen Schritten
Dein Freund durch Nacht und Schatten:
Erkennſt du deinen Gatten?
Und in dem ſtillen Winkel
Entdeckt er dich, und freudig
Drückt er dich an die Bruſt!

Scapine.

Wer ſchleicht mit leiſen Schritten?
Wer kommt durch Nacht und Schatten?
Begegn' ich meinem Gatten
In dieſem todten Winkel?
Willkommen! Welche Freude!
O komm an meine Bruſt!

Beide.

Nacht, o holde! halbes Leben!
Jedes Tages ſchöne Freundin!
Laß den Schleier uns umgeben,
Der um deine Schultern fällt.

Scapine.

Iſt's glücklich? iſt's gelungen?

Scapin.

Hier iſt das Geld errungen!

Scapine.

O ſchön! o wohl erworben!

Scapin.

Er iſt mir faſt geſtorben.

(Zu Zwei)

Das iſt die eine Hälfte;
Wie wand und krümmt' er ſich!

Scapine.

Du haſt die eine Hälfte;
Die andre bleibt für mich.

Scapin.

Nun iſt es Zeit, ich geh' mich zu verſtecken.
Er glaubt, ich habe dich im Sacke fortgebracht.
Nun ruf' und lärme laut, ihn aus dem Schlaf zu wecken,
Wenn er nicht etwa gar noch voller Sorgen macht.

Scapine.

Wie wird der arme Tropf erſchrecken!
Hörſt du? Von ferne durch die Nacht
Ein Wetter zieht herbei. Der Donner mehrt das Grauſen.
Er ſoll hervor, und ſchlief er noch ſo feſt!
Geh' nur! Ich will im alten Neſt
Wie ſieben böſe Geiſter hauſen.

Scapine (allein).

Sie im tiefen Schlaf zu ſtören,
Wandle näher, Himmelsſtimme!
Mit poſaunenlautem Grimme
Rufe zu, daß ſie es hören,
Die mich grauſam hergebracht!

Roller, Donner! Blitze, fenget!
Was iſt über mich verhänget?
Wer verſchloß mich in die Nacht?

Scapin
(ſchaut zur Thüre herein).

Er kommt, mein Schatz, er kommt!
Ich hör' ihn oben ſchleichen.
Dein Toben hat ihn aus dem Bett geſprengt.
Nichts wird der Furcht, nichts dem Entſetzen gleichen.
Ein ſchwer Gericht iſt über ihn verhängt!

(Scapin ab. Scapine bereut und zieht ſich an die hintere Thüre zurück.)

Doctor
(mit einer Laterne).

Still' iſt es, ſtille!
Stille, ſo ſtille!
Regt ſich doch kein Mäuschen,
Rührt ſich doch kein Lüftchen,
Nichts, nichts!
Regt ſich doch und rühret ſich doch nichts!

War es der Donner?
War es der Hagel?
War es der Sturm,
Der ſo tobte, ſo ſchlug?
Still' iſt es, ſtille!

Scapine
(innerlich ganz leiſe, kaum vernehmlich).

Ach!

Doctor.

Hä?

Scapine
(mit erhöhter Stimme, doch immer leiſe).

Ach!

Doctor.

Was war das?

Scapine
(lauter).

Weh!

Doctor
(an der Bretterseite meisterlauernd).

O weh!

Scapine
(immer inwendig leise und ängstlich).

Ach! zu früh
Trugen sie
Mich in's Grab,
In's kühle Grab.

Doctor
(immer an der Seite).

Ach sie kommt wieder;
Denn in dem Sacke
Trug sie mein Diener
Schon lange davon.

Scapine
(wie oben).

Die ihr es höret,
Die ihr's vernehmet,
Bejammert das Schicksal,
Das jugendliche Blut!

Doctor
(der sich aufzuheben sucht und wieder hinfällt).

O! wär' ich von hinnen!
Wo find' ich die Thüre?
Mich tragen die Füße,
Die Schenkel nicht mehr.

Scapine.

Früh sollt' ich sterben,
Frühe verachen.
Bejammert das Schicksal,
Das jugendliche Blut!

Doctor.

Ach ich muß sterben.
Ich muß verachen.
O gabe der Himmel,
Es wäre schon Tag!

Scapine
(im weißen Schleier an die Thüre tretend).

Welch ein Schlaf? Welch Erwachen!
Ein schauerlicher Ort, ein traurig Licht!
(Sie kommt weiter hervor.)
Wie trüb' ist mir's,
Mir schwankt der Fuß,
Wie matt!
(Sie erblickt den Alten auf der Erde.)
Ihr Götter! welch ein Nachtgesicht!

Doctor.

Wer rettet mich aus der Gefahr!
Ach! das Gespenst wird mich gewahr —
Laß ab! Quäle mich nicht,
Unruhiger, unglückseel'ger Geist!
Ich bin an deinem Tode nicht schuldig.
Oh! — Weh mir, Weh!

Scapine
(wankend).

Weh mir!
Wo bin ich?

Wer hat mich hergebracht?
Rede! wie iſt mir?
Bin ich noch im Leben?
Bin ich mir ſelbſt ein Traumgeſicht?

Doctor
(indem er aufſteht).

Ich wollte dir gar gerne Nachricht geben,
Allein ich weiß es ſelber nicht.

Scapine.

Ach nun erkenn' ich dich! Weh mir,
Soll meine Noth und meine Qual nicht enden?
Ich lebe noch und bin in deinen Händen!

Ich fühl's an dieſen Schmerzen,
Noch leb' ich, aber welch ein Leben!
Weit beſſer wär's dem Herzen
Den letzten Stoß zu geben.
Vollende was du gethan!

Doch wie? In deinem Blick zeigt ſich Erbarmen.
Ach hilf mir! rette mich!
Du biſt ein Arzt.
O göttlicher, kunſtreicher Mann,
Lind're dieſe Qualen!
Ich weiß, du kannſt was keiner kann;
Ich will dir's hundertfach bezahlen.

O kannſt du noch Erbarmen,
Kannſt du noch Mitleid fühlen,
So rette mich! hilf mir Armen!
Lind're die Qual! Erbarmen!
Dein Erbarmen!
Zu deinen Füßen fleh' ich's an!

Doctor.

Gerne, alles ſteht zu Dienſten, was ich habe.
Steh nur auf!
Theriak! Mithridat!
Komm herauf! komm mit!
(Im Begriff ſie wegzuführen hält er inne.)
Nein, warte, warte!
Ich will dir alles bringen.
(Bei Seite)
Hätt' ich ſie nur zum Hauſe hinaus.
Der Böſewicht!
Hat mir ſie auf dem Halſe gelaſſen.
(Laut)
Wart' nur, ich bringe dir gleich
Die allerſtärkſten Gegengifte.
Dann nimm ſie ein,
Und friſch mit dir davon,
Und laufe was du kannſt,
Sobald nur möglich iſt
Dein Bette zu erreichen.
(Er will fort.)

Scapine.

Halte, halt!
Du redeſt nicht wahr,
Du ſprichſt nicht ehrlich.
Ich merke dir's an.
Sieh mir in die Augen!
Neuer Verrath
Steht an der Stirne dir geſchrieben!
Nein, nein, ich ſeh' ſchon was es ſoll!
Du willſt mit einer friſchen Doſe

Mein armes Herz auf ewig
Zum Stocken,
Meine Zunge zum Schweigen bringen,
Mein Eingeweid' zerreißen! —
Weh! o welch ein Schmerz!

Nein, nichts soll mich halten!
Theuer verkauf' ich den Rest des Lebens.
Mein Geschrei tönt nicht vergebens
Zu den Nachbarn durch die Nacht.

Doctor.

Still, stille! laß dich halten!
Du bist nicht in Gefahr des Lebens.
Lärme nicht, verwirre nicht vergebens
Meine Nachbarn durch die Nacht.

Scapine.

Nein, ich rufe.

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Keinen Augenblick
Versäum' ich.
Ich fühle schon den Tod.

Doctor.

O Mißgeschick!
Wach' ich oder träum' ich?
Es verwirret mich die Noth.

Scapine.

Ich weiß es wohl,
Ich habe Gift,
Und habe von dir

Keine Hülfe zu erwarten.
Entſchließe dich!
Bezahle mir
Gleich funfzig baare Ducaten,
Daß ich gehe,
Mich curiren laſſe;
Und iſt nicht Hülfe mehr,
Daß mir noch etwas bleibe,
Ein elend halb verpfuſchtes Leben hinzubringen.

Doctor.

Weißt du auch was du ſprichſt?
Funfzig Ducaten!

Scapine.

Weißt du auch was das heißt,
Vergiftet ſeyn?

Nein, nichts ſoll mich halten:
Theuer verkauf' ich den Reſt des Lebens.

Doctor.

Stille, laß dich halten!
Verwirre mich nicht vergebens!

Scapine.

Es mehren ſich die Qualen.
Meinſt du, es ſey ein Spiel?

Doctor.

Noch einmal zu bezahlen!
Himmel das iſt zu viel!

(Auf den Knieen)

Barmherzigkeit!

Scapine.

Vergebens!

Doctor.

Die Freude meines Lebens
Geht nun auf ewig hin.
Barmherzigkeit!

Scapine.

Bezahle!

Doctor.

Sie ſind mit einemmale
Fort! hin! fort! hin!
(Sie nöthigt den Alten nach dem Bette zu gehen.)

Scapin (der hervor tritt).
(Zu Zwey)

Es ſtellet ſich die Freude
Vor Mitternacht ein;
Die Rache, die Liſt, die Beute,
Wie muß ſie die Klugen erfreun!
(Da ſie den Alten hören verbirgt ſich Scapin.)

Doctor
(mit einem Beutel).

Laß mich noch an dieſem Blicke
Mich an dieſem Klang ergetzen!
Nein, du glaubeſt,
Nein, du fühlſt nicht,
Welches Glücke
Du mir raubeſt;
Nein, es iſt nicht zu erſetzen!
Ach! du nimmſt mein Leben hin.
(Den Beutel an ſich drückend.)
Sollen wir uns trennen?
Werd' ich es können?

Ach du Reil von meinen Freuden,
Sollst du so erbärmlich scheiden?
Ach! es geht mein Leben hin!

Scapine

(die unter voriger Arie sich sehr ungeduldig bezeigt).

Glaubst du, daß mir armem Weibe
Nicht dein Becher Gift im Leibe
Schmerzen, Jammer,
Ein elend Ende bringt?

(Sie reißt ihm den Beutel weg.)

Ist's auch wahr?
Leuchte her!

Doctor

(nimmt die Laterne auf und leuchtet).

Welcher Schmerz!

Scapine.

Ganz und gar
Ist's vollbracht.
Gute Nacht!
Geschwind, daß ich mich rette!

(Sie eilt nach der Thüre, der Alte geht ihr verdrießlich nach. Sie kehrt um, naht sich ihm und macht ihm einen Reverenz.)

Geh', Alter, geh' zu Bette!
Geh' zu Bette,
Und träume die Geschichte.
So wird der Trug zu nichte,
Wenn List mit List zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Scapin (hervor tretend).

Geh', Alter, geh' zu Bette!

(Zu Zweyen)

Geh' zu Bette!

Scapin.

Und träume die Geschichte!

(Zu Zwei)

So wird der Trug zu nichte,
Wenn List mit List zur Wette,
Kühnheit mit Klugheit ringt.

Doctor.

Was ist das?
Was seh' ich?
Was hör' ich da?

Beide.

Höre nur und sieh:
Das Geld war unser,
Und ist es wieder,
Und wird es bleiben.
Gehabt euch wohl!

Doctor.

Was muß ich hören?
Was muß ich vernehmen?
Welche Lichter
Erscheinen mir da?
Nachbarn, herbei!
Ich werde bestohlen.

Scapine (zu Scapin).

Eile! O eile,
Die Wache zu holen,
Daß dieser Mörder
Der Strafe nicht entgeh'!

Doctor.

Diebe!

Scapine
(wirft sich Scapin in die Arme, der die Gestalt des Krüppels annimmt).

Gift!

Doctor.

Diebe!

Scapin.

Rattengift!

Scapine (mit Zuckungen).

Ich sterbe!
Ai!

Doctor.

Still!

Scapine.

Ai! Ai!

Doctor.

Still! Still!

Scapine.

Ich sterbe!
Ach weh! Ach weh!
Es kneipet, es drücket,
Ich sterbe, mich ersticket
Ein kochendes Blut!
Ich sterbe!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die schändliche Brut!

Scapine (an der einen). Scapin (an der andern Seite).

Hört ihr die Münze?
Hört ihr sie klingen?

(Sie schütteln ihm mit dem Beutel vor den Ohren.)

Scapine.

Kling ling!

Scapin.

Kling ling!

Beide.

Kling! ling! ling!

Doctor.

Mir will das Herz
In dem Buſen zerſpringen!

Beide.

Kling ling! Kling ling! ling!

Doctor.

Diebe!

Beide.

Mörder! Gift!

Scapine
(in der Stellung wie oben).

Ich ſterbe!

Doctor.

Stille! Stille!

Scapine.

Wer muß nun ſchweigen?

Scapin.

Wer darf ſich beklagen?

Doctor.

Ihr dürft euch zeigen?
Ihr dürft es wagen?
Diebe!

Beide.

Mörder!

Doctor.

Stille! Still!

Beide.

Hört ihr die Münze?
Hört ihr sie klingen?
Kling ling!

Scapine
(in der vollen Stellung).

Ich sterbe!
Mir siedet das Blut!

Doctor.

Himmel, verderbe
Die schändliche Brut!

Scapine.

O weh!

Doctor.

Ich weiß nicht, lügen sie?
Ich weiß nicht, betriegen sie?
Ich weiß nicht, sind sie toll?

Beide.

Ha! ha! ha! ha!
Seht nur sehr!
Wie er toll ist!
Wie er rennt!
Ach er kennt
Sich selbst nicht mehr!
Ach es ist um ihn gethan!

Doctor.

Welche Verwegenheit!

Beide.

Keine Verlegenheit
Ficht uns an.

Scapine.

Al!

Doctor.

Stille!

Beide.

Hört ihr ſie klingen?

Doctor.

Diebe!

Beide.

Mörder!

Doctor.

Stille!

Beide.

Wie er toll iſt!
Wie er rennt!
Seyd doch beſcheiden!
Geht, legt euch ſchlafen!
Träumt von dem Streich!

Doctor.

Soll ich das leiden?
Kerker und Strafen
Warten auf euch.

Der

Zauberflöte

Zweyter Theil.

Fragment.

Tag. Wald, Felsengrotte zu einem erndhaften Thal zugehauen. Aus dem Walde kommen

Monostatos. Mohren.

Monostatos.

Erhebet und preiset,
Gefährten, unser Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttin zurück.

Chor.

Es ist uns gelungen,
Es half uns das Glück!
Wir kommen im Triumphe
Zur Göttin zurück.

Monostatos.

Wir wirkten verstohlen,
Wir schlichen hinan;
Doch was sie uns befohlen,
Bald ist es gethan.

Chor.

Wir wirkten verstohlen,
Wir schlichen hinan;
Doch was sie uns befohlen,
Bald ist es gethan.

Monoſtatos.

O Göttin! die du, in den Grüften
Verſchloſſen, mit dir ſelber wohneſt,
Bald in den höchſten Himmelsläften,
Zum Trutz der ſtolzen Lichter, throneſt,
O höre deinen Freund! höre deinen künftigen Gatten!
Was hindert dich, allgegenwärtige Macht,
Was hält dich ab, o Königin der Nacht!
In dieſem Augenblick uns hier zu überſchatten.

(Donnerſchlag. Monoſtatos und die Mohren ſtürzen zu Boden. Finſter nis. Aus dem Portal entwickeln ſich Wolken und verſchlingen es zuletzt.)

Die Königin (in den Wolken).

Wer ruft mich an?
Wer wagt's mit mir zu ſprechen?
Wer dieſe Stille hier zu unterbrechen?
Ich höre nichts — ſo bin ich denn allein!
Die Welt verſtummt um mich, ſo ſoll es ſeyn.

(Die Wolken dehnen ſich über das Theater aus und ſtehen über Monoſtatos und die Mohren hin, die man jetzt noch ſehen kann.)

Woget ihr Wolken hin,
Decket die Erde,
Daß es noch düſterer,
Finſterer werde!
Schrecken und Schauer,
Klagen und Trauer
Leiſe verhalle bang,
Ende den Nachtgeſang
Schweigen und Tod.

Monoſtatos und das Chor (in voriger Stellung, ganz leiſe).

Vor deinem Throne hier
Liegen und dienen —

Königin.

Seyd ihr Getreuen mir
Wieder erſchienen?

Monoſtatos.

Ja, dein Getreuer,
Geliebter, er iſt's.

Königin.

Bin ich gerochen?

Chor.

Göttin, du biſt's!

Königin.

Schlängelt, ihr Blitze,
Mit wüthendem Eilen,
Raſtlos, die laſtenden
Nächte zu theilen!
Strömet, Kometen,
Am Himmel hernieder!
Wandelnde Flammen
Begegnet euch wieder,
Leuchtet der hohen
Befriedigten Wuth!

Monoſtatos und das Chor.

Siehe! Kometen
Sie ſteigen hernieder,
Wandelnde Flammen
Begegnen ſich wieder,
Und von den Polen
Erhebt ſich die Gluth.

(Indem ein Nordlicht ſich aus der Mitte verbreitet, ſteht die Königin wie in einer Glorie. In den Wolken kreuzen ſich Kometen, Elmsfeuer

und Lichtbällen. Das Ganze muß durch Form und Farbe und geheime Symmetrie einen groß-prunkhaften, doch angenehmen Effect machen.)

Monostatos.

In solcher feyerlichen Pracht
Wirst du nun bald der ganzen Welt erscheinen;
In's Reich der Sonne wirket deine Macht.
Pamina und Tamino weinen;
Ihr höchstes Glück ruht in des Grabes Nacht.

Königin.

Ihr neugeborner Sohn ist er in meinen Händen?

Monostatos.

Noch nicht; doch werden wir's vollenden,
Ich les' es in der Sterne wilder Schlacht.

Königin.

Noch nicht in meiner Hand? was habt ihr denn gethan?

Monostatos.

O Göttin sieh uns gnädig an!
In Jamnier haben wir das Königshaus verlassen.
Nun kannst du sie mit Freude hassen.
Vernimm! — Der schönste Tag bestieg schon seinen Thron,
Die süße Hoffnung nahte schon,
Versprach, der Gattentreue Lohn,
Den lang erflehten, ersten Sohn.
Die Mädchen wanden schon die blumenreichsten Kränze,
Sie freuten sich auf Opferzug und Tänze,
Und neue Kleider freuten sie noch mehr.
Indeß die Frau mit klugem Eifer wachten,
Und mütterlich die Königin bedachten - -
Unsichtbar schlichen wir durch den Pallast umher —
Da rief's! ein Sohn! ein Sohn! Wir öffnen ungesäumt
Den goldnen Sarg, den du uns übergeben,

Die Finsterniß entströmt, umhüllet alles Leben,
Ein jeder tappt und schwankt und träumt.
Die Mutter hat des Anblicks nicht genossen,
Der Vater sah noch nicht das holde Kind,
Mit Feuerhand ergreif' ich es geschwind,
In jenen goldnen Sarg wird es sogleich verschlossen —
Und immer finstrer wird die Nacht,
In der wir ganz allein mit Tigeraugen sehen;
Doch ach! da muß, ich weiß nicht welche Macht,
Mit strenger Kraft uns widerstehen.
Der goldne Sarg wird schwer —

Chor.

Wird schwerer uns in Händen.

Monostatos.

Wird schwerer, immer mehr und mehr!
Wir können nicht das Werk vollenden.

Chor.

Er zieht uns an den Boden hin.

Monostatos.

Dort bleibt er fest und läßt sich nicht bewegen.
Gewiß! es wirkt Saraſtro's Zaubersegen.

Chor.

Wir fürchten selbst den Bann und fliehn.

Königin.

Ihr Feigen, das sind eure Thaten?
Mein Zorn —

Chor.

Halt ein den Zorn, o Königin!

Monostatos.

Mit unverwandtem klugem Sinn
Drück' ich dein Siegel schnell, das niemand lösen kann,

Auf's goldne Grab und ſperre ſo den Knaben
Auf ewig ein.
So mögen ſie den ſtarren Liebling haben!
Da mag er ihre Sorge ſeyn!
Dort ſteht die todte Laſt, der Tag erſcheinet bange,
Wir ziehen fort mit drohendem Geſange.

Chor.

Sähe die Mutter je
Säh' ſie den Sohn;
Riſſe die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Sähe der Vater je
Säh' er den Sohn;
Riſſe die Parze gleich
Schnell ihn davon.

Monoſtatos.

Zwar weiß ich, als wir uns entfernt,
Iſt federleicht der Sarkophag geworden.
Sie bringen ihn dem brüderlichen Orden,
Der, ſtill in ſich gekehrt, die Weisheit lehrt und lernt.
Nun muß mit Liſt und Kraft dein Knecht auf's neue wirken!
Selbſt in den heiligen Bezirken
Hat noch dein Haß, dein Fluch hat ſeine Kraft.
Wenn ſich die Gatten ſehn, ſoll Wahnſinn ſie berücken;
Wird ſie der Anblick ihres Kinds entzücken,
So ſey es gleich auf ewig weggerafft.

Königin, Monoſtatos und Chor.

Sehen die Eltern je
Sehn ſie ſich an;
Faſſe die Seele gleich
Schauder und Wahn!

Sehen

Sehen die Eltern je
Sehn ſie den Sohn;
Reiße die Parze gleich
Schnell ihn davon!

(Das Theater geht in ein Chaos über, daraus entwickelt ſich

Ein königlicher Saal.

Frauen tragen auf einem goldnen Gerüſte, von welchem ein prächtiger Teppich herabhängt, einen goldnen Sarkophag. Andre tragen einen reichen Baldachin darüber. Chor.)

Chor der Frauen.

In ſtiller Sorge wallen wir
Und trauern bei der Luſt;
Ein Kind iſt da, ein Sohn iſt hier,
Und Kummer drückt die Bruſt.

Eine Dame.

So wandelt fort und ſtehet niemals ſtille,
Das iſt der weiſen Männer Wille,
Vertraut auf ſie, gehorchet blind;
So lang ihr wandelt lebt das Kind.

Chor.

Ach armes eingeſchloſſnes Kind
Wie wird es dir ergehen.
Dich darf die gute Mutter nicht,
Der Vater dich nicht ſehen.

Eine Dame.

Und ſchmerzlich ſind die Gatten ſelbſt geſchieden,
Nicht Herz an Herz iſt ihnen Troſt gegönnt.
Dort wandelt er, dort weinet ſie getrennt;
Sarastro nur verſchafft dem Hauſe Frieden.

Chor.

O ſchlafe ſanft, o ſchlafe ſüß,
Du längſt erwünſchter Sohn!
Aus dieſem frühen Grabe ſteigſt
Du auf des Vaters Thron.

Eine Dame.

Der Königin kommt, laßt uns von dannen wallen.
Im öden Raum läßt er die Klage ſchallen,
Schon ahnet er die Oede ſeines Throns:
Er ſehe nicht den Sarg des theuern Sohns.

(Sie ziehen vorüber.)

Tamino.

Wenn dem Vater aus der Wiege
Zart und friſch der Knabe lächelt,
Und die vielgeliebten Züge
Holde Morgenluft umfächelt,
Ja! dem Schickſal dieſe Gabe
Dankt er mehr als alle Habe:
Ach es lebt, es wird geliebt
Bis es Liebe wieder gibt.

Die Frauen (in der Ferne).

Ach es lebt, es wird geliebt
Bis es Liebe wieder gibt.

Tamino.

Dämmernd nahte ſchon der Tag
An Aurorens Purpur-Schöne.
Ach! ein grauſer Donnerſchlag
Hüllt in Nacht die Freudenſcene.
Und was mir das Schickſal gab
Deckt ſo früh ein goldnes Grab.

Die Frauen (in der Ferne).

Ach was uns das Schickſal gab
Deckt ſo früh ein goldnes Grab.

Tamino.

Ich höre ſie, die meinen Liebling tragen.
O kommt heran! Laßt uns zuſammen klagen!
O ſagt! wie trägt Pamina das Geſchick?

Eine Dame.

Es fehlen ihr der Götter ſchönſte Gaben,
Sie ſeufzt nach dir, ſie jammert um den Knaben.

Tamino.

O ſagt mir, lebt noch mein verſchloſſ'nes Glück?
Bewegt ſich's noch an ſeinem Zauberplatze?
O gebt mir Hoffnung zu dem Schatze!
O gebt mir bald ihn ſelbſt zurück!

Damen.

Wenn mit betrübten Sinnen
Wir wallen und wir lauſchen,
So hören wir dadrinnen
Gar wunderlich es rauſchen.
Wir fühlen was ſich regen,
Wir ſehn den Sarg ſich bewegen,
Wir horchen und wir ſchweigen
Auf dieſe guten Zeichen.
Und Nachts, wenn jeder Ton verhallt,
So hören wir ein Kind, das lallt.

Tamino.

Ihr Götter! ſchützet es auf wunderbare Weiſe!
Erquickt's mit eurem Trank! nährt es mit eurer Speiſe!
Und ihr beweiſ't mir eure Treue.
Bewegt euch immer fort und fort!

Bald rettet uns mit heil'ger Weihe
Sarastro's lösend Götterwort.
Lauschet auf die kleinste Regung,
Meldet jegliche Bewegung
Dem besorgten Vater ja.

Tamino und Chor.

Und befreiet und gerettet,
An der Mutter Brust gebettet,
Lieg' er bald ein Engel da.

(Mond und Fels, im Hintergrund eine Höhle, an der einen Seite derselben ein acht'r Wasserfall, an der anderen ein Wegweiser.)

Papageno, Papagena
(sitzen auf beiden Seiten des Theaters von einander abgewendet).

Sie (steht auf und geht zu ihm).

Was hast du denn, mein liebes Männchen?

Er (sitzend).

Ich bin verdrießlich, laß mich gehn!

Sie.

Bin ich denn nicht dein liebes Hennchen?
Magst du denn mich nicht länger sehn?

Er.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Sie.

Er ist verdrießlich! ist verdrießlich.

Beide.

Die ganze Welt ist nicht mehr schön.

Sie (setzt sich auf ihre Seite).

Er (steht auf und geht zu ihr).

Was hast du denn, mein liebes Weibchen?

Sie.

Ich bin verdrießlich, laß mich gehn!

Er.

Bist du denn nicht mein süßes Täubchen?
Will unsre Liebe schon vergehn?

Sie.

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Er (sich entfernend).

Ich bin verdrießlich! bin verdrießlich!

Beide.

Was ist uns beiden nur geschehn?

Er. Mein Kind! Mein Kind! laß uns nur ein bißchen zur Vernunft kommen. Sind wir nicht recht undankbar gegen unsre Wohlthäter, daß wir uns so unartig geberden?

Sie. Ja wohl! ich sag' es auch, und doch ist es nicht anders.

Er. Warum sind wir denn nicht vergnügt?

Sie. Weil wir nicht lustig sind.

Er. Hat uns nicht der Prinz zum Hochzeitgeschenk die kostbare Flöte gegeben, mit der wir alle Thiere herbeilocken, hernach die schmackhaften aussuchen und uns die beste Mahlzeit bereiten?

Sie. Hast du mir nicht gleich am zweyten Hochzeittag das herrliche Glockenspiel geschenkt? Ich darf nur darauf schlagen, sogleich stürzen sich alle Vögel in's Netz. Die Tauben fliegen uns gebraten in's Maul.

Er. Die Hasen laufen gespickt auf unsern Tisch! und Sarastro hat uns die ergiebige Weinquelle an

unſre Hütte herangezaubert — und doch ſind wir nicht vergnügt.

Sie (ſeufzend). Ja! es iſt kein Wunder.

Er. (ſeufzend). Freilich! kein Wunder.

Sie. Es fehlt uns —

Er. Leider es fehlen uns —

Sie (weinend). Wir ſind doch recht unglücklich!

Er (weinend). Ja wohl recht unglücklich!

Sie (immer mit zunehmendem Weinen und Schluchzen). Die Schönen,

Er (gleichfalls). Artigen,

Sie. Kleinen,

Er. Scharmanten,

Sie. Pa —

Er. Pa —

Sie. Papa —

Er. Papa —

Sie. Ach der Schmerz wird mich noch umbringen.

Er. Ich mag gar nicht mehr leben!

Sie. Mich däuchte, ſie wären ſchon da.

Er. Sie hüpften ſchon herum.

Sie. Wie war das ſo artig.

Er. Erſt einen kleinen Papageno.

Sie. Dann wieder eine kleine Papagena.

Er. Papageno.

Sie. Papagena.

Er. Wo ſind ſie nun geblieben?

Sie. Sie ſind eben nicht gekommen.

Er. Das iſt ein rechtes Unglück! Hätte ich mich nur bei Zeiten gehangen!

Sie. Wär' ich nur eine alte Frau geblieben!

Beide. Ach wir Armen!

Chor (hinter der Scene).

Ihr guten Geſchöpfe
Was trauert ihr ſo?
Ihr luſtigen Vögel
Seyd munter und froh!

Er.

Aha!

Sie.

Aha!

Beide.

Es klingen die Felſen,
Sie ſingen einmal.
So klangen,
So ſangen
Der Wald ſonſt und der Saal.

Chor.

Beſorgt das Gewerbe,
Genießet in Ruh,
Euch ſchenken die Götter —

(Pauſe.)

Er.

Die Pa?

Chor (als Echo).

Die Pa, Pa, Pa.

Sie.

Die Pa? Pa? Pa?

Chor (als Echo).

Pa, Pa, Pa, Pa,

Er.

Die Papageno's?

(Pauſe.)

Sie.

Die Papagena's?

(Pauſe.)

Chor.

Euch geben die Götter
Die Kinder dazu.

Er.

Komm, laß uns geſchäftig ſeyn,
Da vergehn die Grillen.
Erſtlich noch ein Gläschen Wein —

(Sie gehn nach der Quelle und trinken.)

Beide.

Nun laß uns geſchäftig ſeyn,
Schon vergehn die Grillen.

(Er nimmt die Flöte und ſieht ſich um, als wenn er nach dem Wilde ſähe. Sie ſetzt ſich in die kleine Laube an den Vogelherd und nimmt das Glockenſpiel vor ſich.)

Er (bläſt).

Sie (ſingt).

Laß, o großer Geiſt des Lichts!
Unſre Jagd gelingen.

Sie (ſpielt). Beide (ſingen).

Laß der Vögel bunte Schaar
Nach dem Herde dringen.

Er (bläſ't).

Sie (ſingt).

Sieh! die Löwen machen ſchon
Friſch ſich auf die Reiſe.

Sie (ſpielt).

Er (ſingt).

Gar zu mächtig ſind ſie mir.
Sie ſind zähe Speiſe.

Er (bläſ't).

Sie (ſingt).

Hör', die Vöglein flattern ſchon,
Flattern auf den Aeſten.

Sie (ſpielt).

Er (ſingt).

Spiele fort! Das kleine Volk
Schmeckt am allerbeſten.
Auf dem Felde hüpfen ſchon
Schöne fette Hühnchen.

Er (bläſ't).

Sie (ſpielt und ſingt).

Blaſe fort! da kommen ſchon
Haſen und Caninchen.

(Es erſcheinen auf dem Felſen Haſen und Caninchen. Indeſſen ſind auch die Löwen, Bären und Affen angekommen und treten dem Papageno in Weg.)

Sie (ſpielt).

Er (ſingt).

Wär' ich nur die Bären los!
Die verwünſchten Affen!
Jene ſind ſo breit und dumm,
Das ſind ſchmale Laffen.

(Auf den Bäumen laſſen ſich Papageyen ſehen.)

Sie (ſpielt und ſingt).

Auch die Papageyen-Schaar
Kommt von weiten Reiſen.
Glänzend farbig ſind ſie zwar;
Aber ſchlecht zu ſpeiſen.

Er

(hat indeſſen den Haſen nachgeſtellt und einen erwiſcht und bringt ihn an den Löffeln hervor).

Sieh, den Haſen haſcht' ich mir
Aus der großen Menge.

Sie

(hat indeſſen das Garn zugeſchlagen, in welchem man Vögel flattern ſieht).

Sieh, die fetten Vögel hier
Garſtig im Gedränge.

(Sie nimmt einen Vogel heraus und bringt ihn an den Flügeln hervor.)

Beide.

Wohl, mein Kind, wir leben ſo
Einer von dem andern.
Laß uns heiter, laß uns froh
Nach der Hütte wandern.

Chor (unſichtbar).

Ihr luſtigen Vögel,
Seyd munter und froh.
Verdoppelt die Schritte,
Schon ſeyd ihr erhört;
Euch iſt in der Hütte
Das Beſte beſchert.

(Bei der Wiederholung fallen Er und Sie mit ein.)

Verdopple die Schritte,
Schon ſind wir erhört;
Uns iſt in der Hütte
Das Beſte beſchert.

Tempel.

Verſammlung der Prieſter.

Chor.

Schauen kann der Mann und wählen!
Doch was hilft ihm oft die Wahl.
Kluge ſchwanken, Weiſe fehlen,
Doppelt iſt dann ihre Qual.
Recht zu handeln,
Grad zu wandeln,
Sey des edlen Mannes Wahl.
Soll er leiden,
Nicht entſcheiden,
Spreche Zufall auch einmal.

(Saraſtro tritt vor dem Schluſſe des Geſanges unter ſie. Sobald der Geſang verklungen hat, kommt der Sprecher herein und tritt zu Saraſtro.)

Der Sprecher. Vor der nördlichen Pforte unſerer heiligen Wohnung ſtehet unſer Bruder, der die Pilgrimſchaft unſeres Jahres zurückgelegt hat und wünſcht wieder eingelaſſen zu werden. Er überſendet hier das gewiſſe Zeichen, an dem du erkennen kannſt daß er noch werth iſt, in unſere Mitte wieder aufgenommen zu werden.

(Er überreicht Saraſtro einen runden Kryſtall an einem Bande.)

Saraſtro. Dieſer geheimnißvolle Stein iſt noch hell und klar. Er würde trüb erſcheinen wenn unſer Bruder gefehlt hätte. Führe den Wiederkehrenden heran!

(Der Sprecher geht ab.)

Saraſtro. In dieſen ſtillen Mauern lernt der

Mensch sich selbst und sein Innerstes erforschen. Er bereitet sich vor, die Stimme der Götter zu vernehmen; aber die erhabene Sprache der Natur, die Töne der bedürftigen Menschheit lernt nur der Wandrer kennen, der auf den weiten Gefilden der Erde umherschweift. In diesem Sinne verbindet uns das Gesetz jährlich einen von uns als Pilger hinaus in die rauhe Welt zu schicken. Das Loos entscheidet und der Fromme gehorcht. Auch ich, nachdem ich mein Diadem dem würdigen Tamino übergeben habe, nachdem er mit junger Kraft und frühzeitiger Weisheit an meiner Stelle regiert, bin heute zum Erstenmal auch in dem Falle, so wie jeder von euch, in das heilige Gefäß zu greifen und mich dem Ausspruche des Schicksals zu unterwerfen.

(Der Sprecher mit dem Pilger tritt ein.)

Pilger. Heil dir, Vater! Heil euch, Brüder!

Alle. Heil dir!

Sarastro. Der Krystall zeigt mir an daß du reines Herzens zurücke kehrst, daß keine Schuld auf dir ruht. Nun aber theile deinen Brüdern mit, was du gelernt, was du erfahren hast, und vermehre die Weisheit, indem du sie bestätigst. Vor allen aber warte noch ab, wem du deine Kleider, wem du dieses Zeichen übergeben sollst, wen der Wille der Götter für dießmal aus der glücklichen Gesellschaft entfernen wird.

(Er gibt dem Pilger die Kugel zurück. Zwey Priester bringen einen tragbaren Altar, auf welchem ein flammendes goldnes Gefäß steht.

Der Altar muß ſo hoch ſeyn, daß man nicht in das Gefäß hineinſehen kann, ſondern in die Höhe reichen muß, um hineinzugreifen.)

Chorgeſang.

Saraſtro (der ſeine Rolle auseinander wickelt). Mich traf das Loos und ich zaudere keinen Augenblick mich ſeinem Gebote zu unterwerfen. Ja die Ahnung iſt erfüllt. Mich entfernen die Götter aus eurer Mitte, um euch und mich zu prüfen. Im wichtigen Augenblicke werde ich abgerufen, da die Kräfte feindſeliger Mächte wirkſamer werden. Durch meine Trennung von euch wird die Schale des Guten leichter. Haltet feſt zuſammen, dauert aus, lenkt nicht vom rechten Wege und wir werden uns fröhlich wiederſehen.

Die Krone gab ich meinem lieben
Ich gab ſie ſchon dem werthen Mann.
Die Herrſchaft iſt mir noch geblieben
Daß ich euch allen dienen kann.
Doch wird auch das mir nun entriſſen;
Ich werd' euch heute laſſen müſſen
Und von dem heilig lieben Ort —
Ich gehe ſchon.
Leb' wohl mein Sohn!
Lebt wohl ihr Söhne!
Bewahret der Weisheit hohe Schöne.
Ich gehe ſchon
Vom heilig lieben Ort
Als Pilger aus der Halle fort.

(Während dieſer Arie gibt Saraſtro ſein Oberkleid und die hohenprieſterlichen Abzeichen hinweg, die nebſt dem goldnen Gefäße weggetragen werden. Er

empfängt dagegen die Pilgerlieder, das Band mit der Krystallkugel wird ihm umgehangen und er nimmt den Stab in die Hand. Hiezu wird der Componist zwischen den verschiedenen Theilen der Arie, jedoch nur so viel, als nöthig, Raum zu lassen wissen.)

Chor.

Wer herrschet nun
Am heilig lieben Ort?
Er geht von uns als Pilger fort.

(Die Priester bleiben zu beiden Seiten stehen, der Akazi in der Mitte.)

Sarastro.

Mir ward bei euch, ihr Brüder,
Das Leben nur ein Tag.
Drum singet Freudenlieder,
Werft euch in Demuth nieder
Und gleich erhebt euch wieder,
Was auch der Gott gebieten mag.

Von euch zu scheiden,
Von euch zu lassen
Welch tiefes Leiden!
Ich muß mich fassen!
O harter Schlag!

(ab.)

Chor.

Ihr heiligen Hallen
Vernehmet die Klagen;
Nicht mehr erschallen
An heitern Tagen
Sarastro's Worte,
Am ernsten Orte
In edlen Pflichten
Zu unterrichten.

Es ſoll die Wahrheit
Nicht mehr auf Erden
In ſchöner Klarheit
Verbreiter werden.
Dein hoher Gang
Wird nun vollbracht;
Doch uns umgibt
Die tiefe Nacht.

Ein feyerlicher Zug.

(Pamina mit ihrem Gefolge. Das Käſtchen wird getragen. Sie will es, einer Vorbedeutung zufolge, bei Sonne nehmen, und das Käſtchen wird auf den Altar geſetzt. Gebet, Erbeben. Der Altar verſinkt und das Käſtchen mit. Verzweiflung der Pamina. Dieſe Scene iſt dergeſtalt angelegt, daß die Schauſpielerin durch Beihülfe der Muſik eine bedeutende Folge von Leidenſchaften ausdrücken kann.)

Wald und Felſ.

Papageno's Wohnung.

(Sie haben große ſchöne Eier in der Hütte gefunden. Sie vermuthen, daß beſondre Vögel drinnen ſtecken mögen. Der Dichter muß ſorgen, daß die bei dieſer Gelegenheit vorfallenden Späße innerhalb der Grenzen der Schicklichkeit bleiben. Saraſtro kommt zu ihnen. Nach einigen myſtiſchen Aeußerungen über die Naturkräfte ſteigt ein niedriger Felſen aus der Erde, in deſſen Innern ſich ein Feuer bewegt. Auf Saraſtro's Anweiſung wird auf demſelbigen ein artiges Neſt zurecht gemacht, die Eier hineingelegt und mit Blumen bedeckt. Saraſtro entfernt ſich. Die Eier fangen an zu ſchwellen, eins nach dem andern bricht auf und drei Kinder kommen heraus, zwei Jungen und ein Mädchen. Ihr erſtes Vergnügen unter einander, ſo wie gegen die Alten, gibt zu dichteriſchen und muſikaliſchen Scherzen Gelegenheit. Saraſtro kommt zu ihnen. Einige Worte über Erziehung. Dann erzählt er ihnen den traurigen Zuſtand, in dem ſich Pamina und Tamino befinden. Nach dem Verluſten des Käſtchens ſucht Pamina ihren Gatten auf. Indem ſie ſich erblicken, fallen ſie in einen periodiſchen Schlaf, wie ihnen angedroht war, aus dem ſie nur kurze Zeit erwachen, um ſich der Verzweif-

lung zu überlaſſen. Saraſtro heißt die muntere Familie nach Hofe gehen, um die Betrübniß durch ihre Scherze aufzuheitern. Besonders soll Papageno die Flöte mitnehmen, um deren heilende Kraft zu versuchen. Saraſtro bleibt allein zurück und erflehet unter einer bedeutenden Arie den heiter liegenden Berg.)

Vorſaal im Pallaſt.

Zwey Damen und zwey Herren (gehen auf und ab).

Tutti.

Stille daß niemand ſich rühre ſich rege,
Daß der Geſang nur ſich ſchläfernd bewege!
Wachend und ſorgend bekümmert euch hier;
Kranket der König ſo kranken auch wir.

Dritte Dame (ſchnell kommend).

Wollet ihr das neuſte hören,
Kann ich euch das neuſte ſagen;
Lange werden wir nicht klagen,
Denn die Mutter iſt verſöhnt.

Dritter Herr
(ſchnell kommend und einfallend).

Und man ſaget, Papageno
Hat den größten Schatz gefunden,
Große Gold- und Silberklumpen,
Wie die Straußeneier groß.

Erſtes Tutti.

Stille, wie mögt ihr das neue nur bringen,
Da wir die Schmerzen der Könige ſingen?
(Pauſe.)
Aber ſo redet denn, macht es nur kund.

Dritte Dame.

Wollet ihr das neuſte hören? —

Drit-

Dritter Herr.

Und man ſaget, Papageno —

Dritte Dame.

Laſſet euch das neuſte ſagen —

Dritter Herr.

Hat den größten Schatz gefunden —

Vierte Dame

(ſchnell kommend und einfallend).

War Saraſtro doch verſchwunden;
Doch man weiß, wo er geweſen,
Kräuter hat er nur geleſen
Und er kommt und macht geſund.

Vierter Herr

(geſchwind kommend und einfallend).

Ich verkünde frohe Stunden,
Alle Schmerzen ſind vorüber;
Denn es iſt der Prinz gefunden
Und man trägt ihn eben her.

Tutti

(der letzten vier, in welchem ſie ihre Nachrichten verſchränkt wiederholen).

Tutti

(der erſten vier).

Stille, wie mögt ihr die Mährchen uns bringen.
Helfet die Schmerzen der Herrſcher beſingen.
Wär' es doch wahr und ſie wären geſund.

(Die letzten vier fallen ein, indem ſie ihre Nachrichten immer verſchränkt wiederholen.)

Papageno und Papagena

(die mit der Wache ſtreitend hereindringen).

Papageno. Es ſoll mich niemand abhalten.

Papagena. Mich auch nicht.

Papageno. Ich habe dem König eher Dienſte geleiſtet als eure Bärte zu wachſen anfingen, mit denen ihr jezo grimmig thut.

Papagena. Und ich habe der Königin manchen Gefallen gethan, als der böſe Mohr ſie noch in ſeinen Klauen hatte. Freilich würde ſie mich nicht mehr kennen: denn damals war ich alt und häßlich, jezo bin ich jung und hübſch.

Papageno. Alſo will ich nicht wieder hinaus, da ich einmal herein bin.

Papagena. Und ich will bleiben, weil ich hier bin.

Herr. Sieh da das gefiederte Paar! recht wie gerufen. (Zur Wache) Laßt ſie nur! ſie werden dem König und der Königin willkommen ſeyn.

Papageno. Tauſend Dank, ihr Herren! Wir hören, es ſieht hier ſehr übel aus.

Herr. Und wir hören, es ſteht bei euch ſehr gut aus.

Papageno. Bis es beſſer wird, mag es hingehen.

Dame. Iſt's denn wahr daß ihr die herrlichen Eier gefunden habt?

Papageno. Gewiß.

Herr. Goldne Straußeneier!

Papageno. Nicht anders.

Dame. Kennt ihr denn auch den Vogel, der ſie legt?

Papageno. Bis jezt noch nicht.

Dame. Es müſſen herrliche Eier ſeyn.

Papageno. Ganz unſchätzbar.

Herr. Wie viel habt ihr denn bis jetzt gefunden?

Papageno. Ungefähr zwey bis drittehalb Schock.

Dame. Und alle maſſiv?

Papageno. Bis auf einige die lauter waren.

Herr. Allerliebſter Papageno, ihr ließt mir wohl eine Mandel zukommen?

Papageno. Von Herzen gern.

Dame. Ich wollte mir nur ein Paar in mein Naturalien-Cabinet ausbitten.

Papageno. Sie ſtehen zu Dienſten.

Dame. Dann habe ich noch ein Dutzend Freunde, alles Naturforſcher, die ſich beſonders auf die edeln Metalle vortrefflich verſtehen.

Papageno. Alle ſollen befriedigt werden.

Herr. Ihr ſeyd ein vortrefflicher Menſch.

Papageno. Das wird mir leicht. Die Eier ſind das wenigſte. Ich bin ein Handelsmann und zwar im Großen, wie ich ſonſt im Kleinen war.

Dame. Wo ſind denn eure Waaren?

Papageno. Draußen vor dem äußerſten Schloßhofe. Ich mußte ſie ſtehen laſſen.

Dame. Gewiß wegen des Zolls.

Papageno. Sie wußten gar nicht was ſie fordern ſollten.

Herr. Sie ſind wohl ſehr koſtbar.

Papageno. Unſchätzbar.

Dame. Man kann es nach den Eiern berechnen.

Papageno. Freilich! ſie ſchreiben ſich von den Eiern her.

Herr (zur Dame). Wir müſſen ihn zum Freunde haben, wir müſſen ihnen durchhelfen.

(Mit Papageno und Papagena ab, ſodann mit beiden zurück. Ein tragen goldne Käfige mit verſchiednen Kindern.)

Papageno und Papagena.
Von allen ſchönen Waaren,
Zum Markte hergefahren,
Wird keine mehr behagen,
Als die wir euch getragen
Aus fremden Ländern bringen.
O höret was wir ſingen
Und ſeht die ſchönen Vögel!
Sie ſtehen zum Verkauf.

Papagena (einen herauslaſſend).
Zuerſt beſeht den großen,
Den luſtigen, den loſen.
Er hüpfet leicht und munter
Vom Baum und Buſch herunter;
Gleich iſt er wieder droben.
Wir wollen ihn nicht loben.
O ſeht den muntern Vogel!
Er ſteht hier zum Verkauf.

Papageno (den andern vorweiſend).
Betrachtet nun den kleinen,
Er will bedächtig ſcheinen

Und doch iſt er der loſe
So gut als wie der große.
Er zeiget meiſt im ſtillen
Den allerbeſten Willen.
Der loſe kleine Vogel
Er ſteht hier zum Verkauf.

Papagena (das vorige wiederholend).
O ſeht das kleine Täubchen!
Das liebe Turtelweibchen.
Die Mädchen ſind ſo zierlich,
Verſtändig und manierlich.
Sie mag ſich gerne putzen
Und eure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel
Er ſteht hier zum Verkauf.

Beide.
Wir wollen ſie nicht loben,
Sie ſtehn zu allen Proben.
Sie lieben ſich das Neue;
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel:
Sie haben alle Flügel.
Wie artig ſind die Vögel!
Wie reizend iſt der Kauf!

(Es hängt von dem Componiſten ab, die letzten Zeilen eines jeden Verſes theils durch die Kinder, theils durch die Alten und zuletzt vielleicht durch das ganze Chor der gegenwärtigen Perſonen wiederholen zu laſſen.)

Dame. Sie ſind wohl artig genug; aber iſt das alles?

Papagena. Alles, und ich dächte, genug.

Herr. Habt ihr nicht einige von den Eiern im Korbe? Sie wären mir lieber als die Vögel.

Papageno. Ich glaub's. Sollte man übrigens in dieser wahrheitsliebenden Gesellschaft die Wahrheit sagen dürfen, so würde man bekennen daß man ein wenig aufgeschnitten hat.

Herr. Nur ohne Umstände.

Papageno. So würde ich sagen, daß dieses unser ganzer Reichthum sey.

Dame. Da wärt ihr weit.

Herr. Und die Eier?

Papageno. Davon sind nur die Schalen noch übrig. Denn eben diese sind herausgekrochen.

Herr. Und die übrigen dritthalb Schock ungefähr?

Papageno. Das war nur eine Redensart.

Dame. Da bleibt euch wenig übrig.

Papageno. Ein hübsches Weibchen, lustige Kinder und guter Humor. Wer hat mehr?

Herr. Du bist also noch immer weiter nichts als ein Lustigmacher.

Papageno. Und deßhalb unentbehrlich.

Herr. Vielleicht könnte dieser Spaß den König und die Königin erheitern?

Dame. Keinesweges. Es würde vielleicht ihnen nur traurige Erinnerungen geben.

Papageno. Und doch hat mich Saraſtro deßwegen hergeſchickt.

Herr. Saraſtro? Wo habt ihr Saraſtro geſehn?

Papageno. In unſern Gebirgen.

Herr. Er ſuchte Kräuter?

Papageno. Nicht daß ich wüßte.

Herr. Ihr ſahe doch daß er ſich manchmal bückte.

Papageno. Ja, beſonders wenn er ſtolperte.

Herr. So ein heiliger Mann ſtolpert nicht; er bückte ſich vorſätzlich.

Papageno. Ich bin es zufrieden.

Herr. Er ſuchte Kräuter und vielleicht Steine, und kommt hieher König und Königin zu heilen.

Papageno. Wenigſtens heute nicht; denn er befahl mir ausdrücklich, nach dem Pallaſte zu gehen, die berühmte Zauberflöte mitzunehmen und bei'm Erwachen von Ihro Majeſtäten gleich die ſanfteſte Melodie anzuſtimmen, und dadurch ihren Schmerz wenigſtens eine Zeitlang auszulöſchen.

Dame. Man muß alles verſuchen.

Herr. Es iſt eben die Stunde des Erwachens. Verſucht euer möglichſtes. An Dank und Belohnung ſoll es nicht fehlen.

Pamina und Tamino.

(unter einem Thronhimmel auf zwey Seſſeln ſchlafend).

(Man wird, um den pathetiſchen Eindruck nicht zu ſtören, wohl thun Papagena mit den Kindern abtreten laſſen, auch Papageno, der die Flöte bläſt.

(kann sich hinter die Coulisse wenigstens halb verbergen und nur von Zeit zu Zeit sich sehen lassen.)

Pamina
(auf den Ton der Flöte erwachend).

An der Seite des Geliebten
Süß entschlafen, sanft erwachen,
Gleich zu sehn den holden Blick:
(Papageno bläst auf sie bläst und horcht.)

Tamino (erwachend).

Ach das könnte den Betrübten
Gleich zum frohen Gatten machen;
Aber ach was stört mein Glück!

Chor.

Papageno blase, blase!
Denn es kehrt der Schmerz zurück.

Pamina
(aufstehend und heraustretend).

Aufgemuntert von dem Gatten
Sich zur Thätigkeit erheben
Nach der Ruhe sanftem Schatten
Wieder in das rasche Leben
Und zur Pflicht, o welche Lust!

Tamino
(aufstehend und heraustretend).

Immerfort bei guten Thaten
Sich der Gattin Blick erfreuen,
Von der milden wohlberathen
Sich der heitern Tugend weihen,
O wie hebt es meine Brust!
(Sie umarmen sich. Pause, beiderseits der Flöte.)

Chor.

Papageno, laß die Flöte
Nicht von deinem Munde kommen!
Halte nur noch dießmal aus!

Papageno.

Laßt mich nur zu Athem kommen!
Denn er bleibt mir wahrlich aus.

Tamino und Pamina
(sich von einander entfernend).

Ach was hat man uns genommen!
O wie leer iſt dieſes Haus!

Chor.

Blaſe, Papageno, blaſe,
Halte nur noch dießmal aus!

(Papageno bläſt.)

Tamino und Pamina
(ſich einander freundlich nähernd).

Nein, man hat uns nichts genommen,
Groß und reich iſt unſer Haus.

Papageno.

Ach mir bleibt der Athem aus!

Chor.

Halte nur noch dießmal aus!

Pamina und Tamino.

O wie leer iſt dieſes Haus!

(Es iſt wohl überflüſſig zu bemerken, daß es ganz von dem Componiſten abhänge, den Uebergang von Zufriedenheit und Freude zu Schmerz und Verzweiflung, nach Maaß verſchiedener Verſe, zu verſtärken und zu wiederholen.)

(Es kommen Prieſter. Es wird von dem Componiſten abhängen, ob derſelbe nur zwey oder das ganze Chor einführen will. Ich nehme das letzte an. Sie gehen Nachricht, wo ſich der Held befinde.)

Prieſter.

In den tiefen Erdgewölben
Hier das Waſſer, hier das Feuer,
Unerbittlich dann die Wächter,
Dann die wilden Ungeheuer
Zwiſchen Leben, zwiſchen Tod.
Halb entſeelet
Von Durſt gequälet
Liegt der Knabe.
Hört ſein Flehen!
Weh! ach er verſchmachtet ſchon.
Rettet! rettet euern Sohn.

Alle.

Welche Stille, welches Grauſen
Liegt auf einmal um uns her!
Welch ein dumpfes fernes Sauſen!
Welch ein tiefbewegtes Brauſen!
Wie der Sturm im fernen Meer.
Immer lauter aus der Ferne
Hör' ich alle Wetter drohen.
Welche Nacht bedeckt den goldnen
Heitern Himmel,
Und die Sterne
Schwinden ſchon vor meinem Blick.

(Unterirdiſches Gewölbe. In der Mitte der Altar mit dem Kätzchen, wie er verſank. Am zwey Pfeilern ſtehen gefeſſelte Männer gelehnt und ſcheinen zu ſchlafen. Von ihnen gehen Ketten herab, womit die Löwen gefeſſelt ſind, die am Altare waren. Alles iſt dunkel, das Kätzchen iſt verſchwunden und beleuchtet die Scene.)

Chor (unſichtbar).

Wir richten und beſtrafen:
Der Wächter ſoll nicht ſchlafen;
Der Himmel glüht ſo rotö.
Der Löwe ſoll nicht raſten,
Und öffnet ſich der Kaſten,
So ſey der Knabe todt.

(Die Löwen richten ſich auf und gehen an der Kette hin und her.)

Erſter Wächter
(ohne ſich zu bewegen).

Bruder, wachſt du?

Zweyter
(ohne ſich zu bewegen).

Ich höre.

Erſter.

Sind wir allein?

Zweyter.

Wer weiß!

Erſter.

Wird es Tag?

Zweyter.

Vielleicht ja.

Erſter.

Kommt die Nacht?

Zweyter.

Sie iſt da.

Erſter.

Die Zeit vergeht.

Zweyter.

Aber wie?

Erſter.

Schlägt die Stunde wohl?

Zweyter.

Uns nie.

Zu Zweyen.

Vergebens bemühet
Ihr euch da droben ſo viel.
Es rennt der Menſch, es flehet
Vor ihm das bewegliche Ziel.
Er zieht und zerrt vergebens
Am Vorhang, der ſchwer auf des Lebens
Geheimniß, auf Tagen und Nächten ruht.
Vergebens ſtrebt er in die Luft,
Vergebens dringt er in die tiefe Gruft.
Die Luft bleibt ihm finſter,
Die Gruft wird ihm helle.
Doch wechſelt das Helle
Mit Dunkel ſo ſchnelle.
Er ſteige herunter
Er dringe hinan;
Er irret und irret
Von Wahne zu Wahn.

(Der hintre Vorhang öffnet ſich. Decoration des Waſſers und Feuers wie in der Zauberflöte. Links das Feuer, eine kleine freie Erhöhung, wenn man da durchgegangen iſt, alsdann das Waſſer, oben drüber ein ganzbarer Felſen, aber ohne Tempel. Die ganze Decoration muß ſo eingerichtet ſeyn, daß es ausſieht, als wenn man von dem Felſen nur durch das Feuer und das Waſſer in die Gruft kommen könnte.)

Tamino und Pamina

(kommen mit Fackeln den Felſen herunter. Im Herabgehen ſingen ſie).

Tamino.

Meine Gattin, meine Theure.

O wie iſt der Sohn zu retten;
Zwiſchen Waſſer zwiſchen Feuer,
Zwiſchen Graus und Ungeheuer
Ruhet unſer höchſter Schatz.

(Sie gehen durch's Feuer.)

Pamina.

Einer Gattin, einer Mutter,
Die den Sohn zu retten eilet,
Macht das Waſſer, macht das Feuer,
In der Gruft das Ungeheuer,
Macht der ſtrenge Wächter Platz.

(Indeſſen hat ſich eine Wolke herabgezogen, ſo daß ſie in der Mitte zwiſchen Waſſer und Feuer ſchwebt. Die Wolke thut ſich auf.)

Die Königin der Nacht.

Was iſt geſchehen!
Durch das Waſſer, durch das Feuer,
Drangen ſie glücklich und verwegen.
Auf ihr Wächter! ihr Ungeheuer!
Stellet mächtig euch entgegen
Und bewahret mir den Schatz.

Die Wächter

(richten ihre Speere gegen das Kätzchen, doch ſo, daß ſie davon entfernt bleiben. Die Löwen ſchütteln ſich aufmerkſam an ihr an. Die Stellungen ſollten auf beiden Seiten ſymmetriſch ſeyn.)

Wir bewahren, wir bewachen
Mit Speer und Löwenrachen,
O Göttin, deinen Schatz.

Tamino und Pamina
(hervorkommend).

O mein Gatte, mein Geliebter,
Meine Gattin, meine Theure,
Sieh, das Waſſer, ſieh, das Feuer

Macht der Mutterliebe Platz.
Ihr Wächter habt Erbarmen.

Königin.

Ihr Wächter, kein Erbarmen!
Behauptet euren Platz!

Tamino und Pamina.

O weh! o weh uns Armen!
Wer rettet unſern Schatz?

Königin.

Sie dringen durch die Wachen,
Der grimmige Löwenrachen
Verſchlinge gleich den Schatz!

(Die Wolke zieht weg. Stille.)

Das Kind (im Kämchen).

Die Stimme des Vaters,
Des Mütterchens Ton
Es hört ſie der Knabe
Und wachet auch ſchon.

Pamina und Tamino.

O Seligkeit, den erſten Ton,
Das Lallen ſeines Sohns zu hören!
O laßt nicht Zauber uns bethören.
Ihr Götter! welche Seligkeit
Beglückt uns ſchon!
O laßt uns ihn noch einmal hören
Den ſüßen Ton.

Chor (unsichtbar).

Nur ruhig! es ſchläfet
Der Knabe nicht mehr.
Er fürchtet die Löwen
Und Speere nicht ſehr.

Ihn halten die Grüfte
Nicht lange mehr auf;
Er dringt in die Lüfte
Mit geiſtigem Lauf.

(Der Deckel des Kaſtens ſpringt auf. Es ſteigt ein Genius hervor, der durch die Lichter, welche den Kaſten transparent machten, ganz erleuchtet iſt, wenn die Lichter ſo disponirt ſind, daß die obere Hälfte der übrigen Figuren gleichfalls mit erleuchtet iſt. In dem Augenblick treten die Wächter mit den Löwen dem Kaſten näher und entfernen Tamino und Pamina.)

Genius.

Hier bin ich ihr Lieben!
Und bin ich nicht ſchön?
Wer wird ſich betrüben
Sein Söhnchen zu ſehn.
In Nächten geboren,
Im herrlichen Haus,
Und weder verloren
In Nächten und Graus.
Es drohen die Speere,
Die grimmigen Rachen,
Und drohten mir Heere
Und drohten mir Drachen;
Sie haben doch alle
Dem Knaben nichts an.

(In dem Augenblick als die Wächter nach dem Genius mit den Spießen ſtoßen, fliegt er davon.)

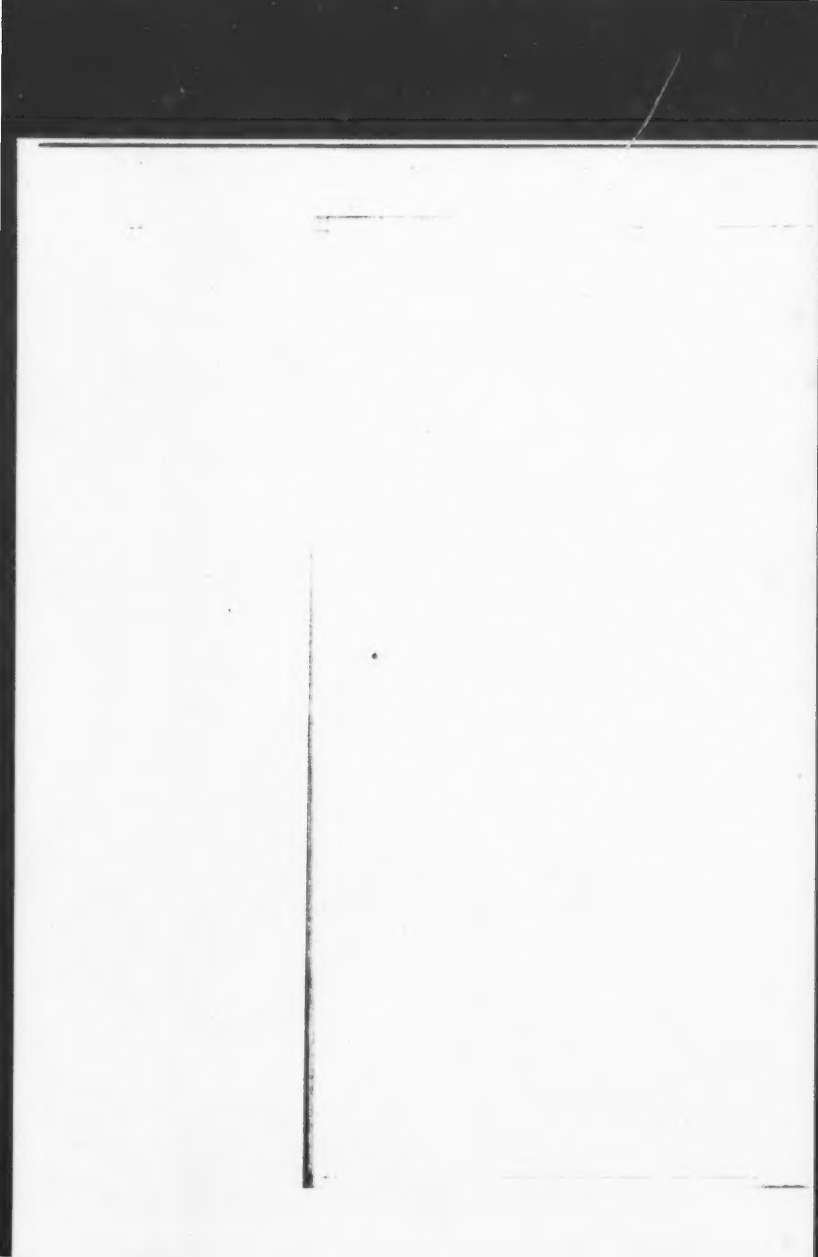

Palaeophron und Neoterpe.

Der Herzogin Amalia von Sachſen Weimar widmete dieſes kleine Stück der Verfaſſer mit dankbarer Verehrung. Er hatte dabei die Abſicht, an alte bildende Kunſt zu erinnern und ein plaſtiſches, doch bewegliches und belebtes Werk den Zuſchauern vor Augen zu ſtellen.

Durch gegenwärtigen Abdruck kann man dem Publicum freilich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollſtändigen Darſtellung auf die Geſinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuſchauer, auf die Einbildung und die perſönlichen Vorzüge der ſpielenden Perſonen, auf gefühlte Recitation, auf Kleidung, Masken und mehr Umſtände berechnet war.

(Eine Vorhalle, an der Seite ein Altar, um denſelben ein Hügel, durch eine niedrige Mauer bezeichnet; außerhalb, an dem Vorſprunge der Mauer, ein ſteinerner Seſſel.)

Neoterpe
(mit zwey Kindern in Charaktermasken).

Zum frohen Feſte ſind' ich ſeine Leute hier
Verſammelt, und ich dränge mich beherzt herein,
Ob ſie mir und den Meinen guten Schutz vielleicht
Gewähren möchten, deſſen ich ſo ſehr bedarf.
Zwar wenn ich komme Gaſtgerechtigkeit zu fiedn,
Könnte man auch fordern daß ich ſagte wer ich ſey;
Doch dieſes iſt viel ſchwerer als man denken mag.
Zu leben weiß ich, mich zu kennen weiß ich nicht;
Doch was ſo Manche von mir ſagen weiß ich wohl.
Die einen haben mich die neue Zeit genannt,
Auch manchmal heiß' ich ihnen Genius der Zeit;
Genug! ich bin das Neue eben überall.
Willkommen ſtets und unwillkommen wandl' ich fort,
Und wär' ich nicht, ſo wäre nichts auch überall.
Und ob ich gleich ſo nöthig als erfreulich bin,
So wandelt doch ein Alter immer hinter mir,
Der mich vernichten würde, wenn es ihm einmal,
Mit ſeinem langſam langbedächt'gen Schritt,
Mich zu erreichen glückte. Doch ſo hetzt er mich

Von einem Ort zum andern, daß ich nicht so froh
Mit meinen artigen Gespielen mich, der Luft
Des heitern Lebens hingegeben, freuen darf.
Nun hab' ich mich hierher gerettet, wo mit Recht
Man sich des schönsten Tags zu freun versammelt ist,
Und denke Schutz zu finden vor dem wilden Mann
Und Recht, obgleich er stärker ist als ich.
Drum werf' ich bittend mich an den Altar
Der Götter dieses Hauses flehend hin.
Kniet nieder gleichfalls, allerliebste Kinder ihr,
Die ihr zu mir gesellt, ein gleich Geschick,
Wie ich es hoffe, hier getrost erwarten dürft.

Palaeophron

(auf zwei Alte in Charaktermasken gelehnt, im Hereintreten zu seiner Begleiterin).

Ihr habet klug die Flüchtige mir ausgespürt,
Und nicht vergebens wenden wir den Fuß hierher;
Denn seht! sie hat sich flehend an den Ort gewandt,
Berühret den Altar der uns verehrlich ist.
Doch wenn er gleich sie schützt und ihre leid'ge Brut;
So wollen wir sie doch belagern, daß sie sich
Von ihrem Schutzort nicht entfernen darf, wofern
Sie nicht in unsre Hände sich begeben will.
Drum führet mich zum Sessel, daß ich mich
Ihr gegenüber setzen und bedenken kann,
Wiefern ich mit Gewalt, wo nicht mit gutem Wort,
Zu ihrer Schuldigkeit zu bringen sie vermag.

(Er setzt sich und spricht zu den Zuschauern)

Und ihr, die ihr vielleicht in euern Schutz sie nehmt,
Dieweil sie lieblich aussieht und bethulich ist,

Und jedem gern nach ſeiner eignen Art erſcheint,
Erfahrt, welch Recht ſie zu verfolgen mir gebührt.
Ich will nicht ſagen daß ſie meine Tochter ſey;
Doch hab' ich ſtets als Oheim Vaterrecht auf ſie,
Und kann behaupten daß aus meinem Blute ſie
Entſproſſen, mir vor allen andern angehört.
Im Allgemeinen nennt man mich die alte Zeit,
Und wer beſonders wohl mir will, der nennt mich auch
Die goldne Zeit, und will in ſeiner Jugend mich
Als Freund beſeſſen haben, da ich, jung wie er
Und rüſtig, unvergleichlich ſoll geweſen ſeyn.
Auch hör' ich überall, wohin ich horchend nur
Die Ohren wende, mein entzückend großes Lob.
Und dennoch kehret jederman den Rücken mir
Und richtet emſig ſein Geſicht der neuen zu,
Der jungen da, die ſchmeichelnd jeglichen verdirbt,
Mit thörichtem Gefolge durch das Volk ſich drängt.
Drum hab' ich ſie, mit dieſen wackeren Geſellen hier,
Verfolgt und in die Enge ſie zuletzt gebracht.
Ihr ſeht es, wie ich hoffe, doch zufrieden an,
Daß ich ein Ende mache ſolchem Frevelgang.

Neoterpe.

Holde Gottheit dieſes Hauſes,
Der die Bürger, der die Fremden
Auf dem reinlichen Altare
Manche Dankesgabe bringen,
Haſt du jemals den Vertriebnen
Aufgenommen, dem Verirrten
Aufgeholfen, und der Jugend

Süßes Jubelfeſt begünſtigt;
Ward an dieſer heil'gen Schwelle
Mancher Hungrige geſpeiſet,
Mancher Durſtige getränket,
Und erquickt durch Mild' und Güte,
Mehr als durch die beſten Gaben;
O! ſo hör' auch unſer Flehen!
Sieh der zarten Kleinen Jammer!
Steh' uns gegen unſre Feinde,
Gegen dieſen Wüthrich bei!

Palaeophron.

Wenn ihr freventlich ſo lange
Guter Ordnung euch entzogen,
Zwecklos hin und her geſchwärmet,
Und zuletzt euch Sorg' und Mangel
An die kalten Steine treiben,
Denkt ihr, werden gleich die Götter
Euretwillen ſich hernieder
Aus der hohen Ruhe regen!
Nein, mein gutes ſüßes Püppchen!
Sammle nach dem eignen Herzen
Die zerſtreuten Blicke nieder,
Und wenn du dich unvermögend
Fühleſt, deiner Noth zu rathen;
Wende ſeitwärts, wende hieher
Nach dem alten, immer ſtrengen,
Aber immer guten Oheim,
Deine Seufzer, deine Bitten,
Und erwarte Troſt und Glück.

Neoterpe.

Wenn dieſer Mann, den ich zum erſtenmal ſo nah
In's Auge faſſe, nicht die allerhäßlichſten
Begleiter hätte, die ſo grämlich um ihn ſtehn,
So könnt' er mir gefallen, da er freundlich ſpricht
Und edel ausſieht, daß man eines Göttlichen
Erfreulich ſchöne Gegenwart empfinden muß.
Ich dächt' ich wendete mich um und ſprächʼ ihn an!

Palaeophron.

Wenn dieſes Mädchen, das ich nur von ferne ſonſt
Und auf der Flucht geſehen, nicht die läppiſche
Geſellſchaft mit ſich ſchleppte, die verhaßt mir iſt,
So müßt' ich wünſchen, immer an der Seite mir
Die liebliche Geſtalt zu ſehn, die Hoben gleich
Der Jugend Becher aus den holden Augen gießt.
Sie kehrt ſich um, und ſpricht ſie nicht, ſo iſt's an mir.

Neoterpe.

Wenn wir uns zu den Göttern wenden, iſt es wohl
Kein Wunder, da uns auf der Erde ſolche Noth
Bereitet iſt, und ich des edlen Mannes Kraft,
Die mich beſchützen ſollte, mir als ärgſten Feind
Und Widerſacher finde. Solches hofft' ich nicht!
Denn da ich noch ein Kind war, hört' ich ſtets:
Der Jugend Führer ſey das Alter; beiden ſey,
Nur wenn ſie als Verbundne wandeln, Glück beſchert.

Palaeophron.

Dergleichen Reden hören freilich gut ſich an:
Doch hat es allerlei Bedenkliches damit,

Das ich jetzt nicht berühren will. Doch sage mir!
Wer sind die Creaturen beide, die an dich
So fest geschlossen durch die Straßen ziehn?
Du ehrest dich mit solcherlei Gesellschaft nicht.

Neoterpe.

Die guten Kinder! Beide haben das Verdienst,
Daß sie, so schnell als ich durch alles durchzugehn
Gewohnt, die Menge theilen, die ich finden mag.
Nicht eine Spur von Faulheit zeigt das junge Paar,
Und immer sind sie früher an dem Platz als ich.
Doch wenn du mich nach Eigenschaft und Namen fragst;
Geldschnabel heißt man diesen. Heiter tritt er auf
Und hat nichts Arges weiter in der argen Welt.
Doch diesen heißt man Naseweis, der flink und rasch
Nach allen Gegenden das stumpfe Näschen kehrt.
Wie kannst du solchen guten zarten Kindern nur
Gehässig seyn, die seine Lebenslierden sind?
Doch daß ich dein Vertrauen erwiedre, sage mir!
Wer sind die Männer, die nicht eben liebenswerth,
An deiner Seite stehn, mit düstrem wildem Blick?

Palaeophron.

Das Ernste kommt euch eben wild und düster vor,
Weil ihr, gewöhnt an flache leere Heiterkeit,
Des Augenblicks Bedeutung nicht empfinden könnt.
Dagegen fühlet dieser Mann nur allzusehr,
Daß in der Welt nur wenig zur Befriedigung
Des weisen Mannes eigentlich gereichen kann.
Griesgram wird er daher genannt. Er muß fürwahr,
Wie ich es selbst gestehe, der bepflanzten Welt

Und des geſtirnten Himmels Hochzeitſchmuck
Mit ganz beſondern wunderlichen Farben ſehn,
Die Sonne roth, die Frühlingsblätter braun und falb.
So ſagt er wenigſtens, und ſcheint gewiß zu ſeyn,
Daß das Gewölb des Himmels nächſtens brechen wird.
Doch dieſer, den man Haberecht mit Recht genannt,
Iſt ſeiner tiefbegründeten Unfehlbarkeit
So ganz gewiß, daß er mir nie das letzte Wort,
Ob ich gleich Herr und Meiſter bin, gelaſſen hat.
So dienet er zur Uebung mir der Redekunſt,
Der Lunge, ja der Galle, das geſteh' ich gern.

Neoterpe.

Nein, ich werd' es nie vermögen
Dieſe wundervollen Frazen,
An der Seite des Verwandten,
Mit Vertrauen anzuſehn!

Palaeophron.

Könnt' ich irgend einem Freunde
Meine würdigen Begleiter
Auf ein Stündchen überlaſſen;
Thät' ich es von Herzen gern!

Neoterpe.

Wußt' ich meine kleinen Schäze
Irgend jemand zu vertrauen,
Der mir ſie ſpazieren führte;
Mir geſchäh' ein großer Dienſt!

Palaeophron.

Mein lieber Griesgram! was ich dir bisher verſchwieg,
Entdeck' ich nun, ſo ſehr es dich verdrießen muß.

Durch Stadt und Vorſtadt zieht ein frecher Mann und lehrt
Und ruft: Ihr Bürger, merket auf mein wahres Wort!
Die Thätigkeit iſt was den Menſchen glücklich macht.
Die, erſt das Gute ſchaffend, bald ein Uebel ſelbſt
Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt,
Drum auf bei Zeiten Morgens! ja, und fändet ihr
Was geſtern ihr gebaut ſchon wieder eingeſtürzt,
Ameiſen gleich nur friſch die Trümmern aufgeräumt!
Und neuen Plan erſonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet ihr, und wenn aus ihren Fugen ſelbſt
Die Welt geſchoben in ſich ſelbſt zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Luſt.
So ſpricht er thöricht und erreget mir das Volk;
Und niemand ſitzt mir an der Straße mehr und klagt,
Und niemand ſtickt in einem Winkel jammervoll.
Ich brauche nicht hinzuſetzen, eile hin!
Und ſteure dieſem Unheil, wenn es möglich iſt.

(Gutsherrn ab.)

Dich aber, edler Haberecht, beleidigt man
Noch ärger faſt; denn in den Hallen an dem Markt
Läßt ſich ein Fremder hören, welcher ſchwört,
Es habe grade Haberecht darum kein Recht,
Weil er es immer haben und behalten will.
Es habe niemand Recht, als wer den Widerſpruch
Mit Geiſt zu löſen, andre zu verſtehen weiß,
Wenn er auch gleich von andern nicht verſtanden wird.
Dergleichen ketzeriſche Reden führet er —

(Haberecht eilig ab.)

Du eileſt fort zu kämpfen? Ich erkenne dich!

Neoterpe.

Du haſt die beiden wilden Männer fortgeſchickt;

Um meinetwillen, merk' ich wohl, iſt es geſchehn.
Das zeiget gute Neigung an, und ich fürwahr
Bin auch geneigt, die kleinen Weſen hier, die dir
Verdrießlich ſind, hinweg zu ſchicken, wenn ich nur
Auch ſicher wäre, daß Gefahr und Noth ſie nicht
Ergreifen kann, wenn ſie allein im Volke gehn.

Palaeophron.

Kommt nur! ich geb' euch beiden ſicheres Geleit.

(Die Kinder treten aus dem Kreis vor den Alten.)

Geht nur, ihr Kinder! doch erfüllet mein Geſetz,
Das ich euch wohlbedächtig gebe, ganz genau.
Geldſchnabel ſoll dem Griesgram, wie der Naſeweiß
Dem Haberecht beſtändig aus dem Wege gehn,
So wird es Friede bleiben in der edlen Stadt.

(Die Kinder gehen ab.)

Neoterpe

(die aus dem Kreis tritt und ſich neben den Alten auf die Mauer ſetzt).

Ich ſteige ſicher nun heraus
Und komme dir vertraulich nah.
O! ſieh mich an und ſage mir:
Iſt möglich die Veränderung?
Du ſcheinſt mir ein jüngerer,
Ein rüſtig friſcher Mann zu ſeyn.
Der Kranz von Roſen meines Haupts
Er kleidete fürwahr dich auch.

Palaeophron.

Ich ſelber fühle rüſtiger
In meinem tiefen Buſen mich;
Und wie du mir ſo nahe biſt,

So stellst du ein gesittetes
Und lieblich ernstes Wesen dar.
Der Bürgerkranz auf meinem Haupt,
Von dichtem Eichenlaub gedrängt,
Auf deiner Stirne säh' ich ihn,
Auf deinen Locken, wonnevoll.

Neoterpe.

Versuchen wir's und wechseln gleich
Die Kränze, die mit Eigensinn
Ausschließend wir uns angemaßt.
Den meinen nehm' ich gleich herab.
(Sie nimmt die Rosenkrone herunter.)

Palaeophron
(der den Eichenkranz herabnimmt).

Und ich den meinen ebenfalls,
Und mit des Kranzes Wechselscherz
Sey zwischen uns ein ew'ger Bund
Geschlossen, der die Stadt beglückt.
(Er setzt ihr den Eichenkranz auf.)

Neoterpe.

Des Eichenkranzes Würde soll
Mir immer sagen, daß ich nicht
Der edlen Mühe schonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.
(Sie setzt ihm die Rosenkrone auf's Haupt.)

Palaeophron.

Der Rosenkrone Munterkeit
Soll mich erinnern, daß auch mir
Im Lebensgarten, wie vordem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Neoterpe
(indem ſie aufſteht und vortritt).

Das Alter ehr' ich, denn es hat für mich gelebt.

Palaeophron
(indem er aufſteht und vortritt).

Die Jugend ſchätz' ich, die für mich nun leben ſoll.

Neoterpe.

Haſt du Geduld, wenn alles langſam reifen wird?

Palaeophron.

Von grüner Frucht am Baume hoff' ich Süßigkeit.

Neoterpe.

Aus harter Schale ſey der ſüße Kern für mich.

Palaeophron.

Von meiner Habe mitzutheilen ſey mir Pflicht.

Neoterpe.

Gern will ich ſammeln, daß ich einſt auch geben kann.

Palaeophron.

Gut iſt der Vorſatz, aber die Erfüllung ſchwer.

Neoterpe.

Ein edles Beiſpiel macht die ſchweren Thaten leicht.

Palaeophron.

Ich ſehe deutlich, wen du mir bezeichnen willſt.

Neoterpe.

Was wir zu thun verſprechen, hat Sie längſt gethan.

Palaeophron.

Und unſern Bund hat Sie begründet in der Stadt.

Neoterpe.

Ich nehme dieſen Kranz herab und reich' ihn Ihr.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16235361

Palaeophron.

Und ich den meinen.

(Sie nehmen die Kränze herunter und halten sie vor sich hin.)

Neoterpe.

Lange lebe! Würdige!

Palaeophron.

Und fröhlich lebe! wie die Rose Dir es winkt.

Neoterpe.

Sie lebe! rufe jeder wahre Bürger mit.

Vorſpiel

zu

Eröffnung des Weimariſchen Theaters

am 19. September

1807

nach glücklicher Wiederverſammlung

der

Herzoglichen Familie.

Wald. Fels. Meer.

Nacht.

(Ferner Donner.)

Kriegesgöttin.

Durch dieser nachtbedeckten Felder still Gebreit,
Mit unbemerkten Schritten, stürm' ich rasch heran,
Ob irgend jemand widerstünde meiner Kraft.
Noch aber find' ich niemand. Ja, behende soll
Dieß Schwert mir Raum verschaffen, wenn sich mir
Die aufgeschreckte Menge kühn entgegenstellt:
Denn diesem Stahle widersteht kein Sterblicher.
Ein grauser Kampf umhüllt sich bald mit Nebelnacht,
Und meine Fackel leuchtet weit und breit zur Flucht.

(Näherer Blitz und Donner.)

Schon reihenweis' liegt ausgestreckt Getödtetes,
Wie hinter emsig Mähenden das Blumengras.
Ich aber, unaufhaltsam, kräftig schreite vor,
Dem Glücksgestirn entgegen, das mich leitete.
Wohlauf denn, Schlachtruf!

(Blitz und Donner.)

Töne gräßlich durch die Nacht!
Du Blitzgeschoß, verbreite Schreck, verbreite Tod!
Heran, ihr Donner, ihr mich längst verkündenden!

(Blitz und Donner immer näher.)

Entwickle dich, du hagelschwerer Wolkenzug!

Stürz', alles überrauschend, fluthendes Gestein,
Und schwemme was entgegensteht von Grund hinweg!

(Unter Blitz und Donner ab.)

Eine Flüchtende.

(Blitz und Donner entfernen sich.)

Wo flieh' ich hin? wo berg' ich mein bedrohtes Haupt?
Denn überall umgeben mich die Drängenden.
Gewaltiger Kriegskampf, Waffenklang und Mordgeschrei
Ertönen heute, wo noch gestern Friede sang.
Und aufgeschreckt wir Armen, schaarweis fliehen wir
Und gleich zersprengt, von Ungemach zu Ungemach.
Umsonst! Kein Ausgang aus dem Irrsal zeigt sich mir.
Der finstre Bergwald, Nacht und Schrecknis heget er;
Die Felsenwänd' an aufgeregter wilder Fluth,
Sie halten hier und überall den Schritt mir an;
Und aus der Tiefe tönet mir der Schreckensruf:
Zurück! Zurück! Wohin entfliehst du Einzelne?
Zurück! Des Gatten denke, den das scharfe Schwert,
Der Kinder, die des Hauses Flamme tobend faßt.
Vergebens! ach! an dieser Seite trennet mich
Der breite Strom des mörderischen Ungestüms,
Mit blutigen Wogen, von bekannter Spur hinweg.

(Ganz ferner Donner.)

O, Seligkeit verhüllendes, und nie genug
Geschätztes Dach der Friedenshütte, die mich barg!
O, nie genug verehrter Engraum, kleiner Herd!
Du runde Tafel! die den holden Kinderkreis
Anmuthig anschloß elterlicher Sorgenlust,

Dort lodert's auf! Die Ernte ſtrömt in Feuerqual
Zum Himmel an, und des Beſitzes treu Gebäus
Schwankt unterflammt und beugt ſich, widerſteht und ſinkt.
Durchglühter Schutt ſtürzt, Flammenrauchſtaub kraus't empor,
Und unten krachend, ſchwerbelaſtet, dumpfgedrückt,
Verkohlt ſo vieler Menſchenjahre werther Fleiß.
Und Grabesruhe waltet über Trümmern.

(Ferner Donner.)

Ach
Selbſt in das Grab dringt wilder Elemente Wuth
Und reißt die Todten zwiſchen die Lebendigen;
Sie ſollen ſchauen, welch ein Elend uns betraf,
Und irren, unſre Väter, heimathlos wie wir.

(Näherer Donner.)

Schon kehrt zurück das Wetter, das zerſtörende.
Vergeb'ne Hoffnung, ausgewüthet hab' es nun:
Es kehrt zurück und raſet allgewaltiger,
Und Land und Meer bewegen ſich in wildem Bund.
Iſt dieß der Erde feſter Boden? Weh' mir! Weh'!
Und dieß die Pfade, ſicher ſonſt betretene?
Im Schiffe ſteh' ich, wogend ſchwankt es hin und her;
Mein Knie verſagt mir; nach dem Boden zieht es mich;
Zu knieen und zu ſtehen dränget mich das Herz.

(Sie kniet.)

Iſt über dieſer Wolkendecke dunkrer Nacht
Kein Stern, der in der Finſterniß uns leuchtete?
Kein Auge, das herunterſäh' auf unſre Noth?
O du, dem ich von Jugend auf hinangeflehet,
Du, deſſen heil'gen Tempel ich mit Kinderſchritt
Und Kinderſinn erſt, dann mit warmer, jugendlich
Bewegter Bruſt hinanſtieg, im vertrauenden

Andächt'gen Chor der Aelteren und Aeltesten;
Mit heitrem, festtags-sonnenhaftem Freudeblick,
Ein Danklied, ein Triumphlied deiner Vaterkraft
Und Vatergüte tausendstimmig dargebracht,
Warum verbirgst du hinter düstern Teppichen
Dein Antlitz, deiner Sterne strahlende Heiterkeit?
Ist es dein ew'ger Wille? Sind es der Natur
Unbänd'ge taube Kräfte, Dir im Widerstreit,
Dein Werk zerstörend, uns zerknirschend ....

(Naher Donner.)

Weh' mir! Weh'!
Vergebens alles! Immer wilder drängt's heran.
Die Elemente fassen sich, die tobenden;
Die Welle sprüht des Felsenwaldes Aeste durch,
Und in dem blitzdurchflammten Aether schmelzen hin
Die Gipfel, Gluthstrom stürzet um Verzweifelnde.

(Es schlägt ein. Zugleich erscheint ein Wunder- und Trostzeichen, der verehrten regierenden Herzogin Namenszug im Sternbilde.)

Königlicher Saal.

Die Majestät

im Krönungsornat.

Sicher tret' ich auf und glanzumgeben;
Jedes Auge freut sich meines Kommens,
Jedes Herz erhebt sich gleich zur Hoffnung,
Jeder Geist, schon schweiget er in Wünschen.
Denn die Weisheit, wandelt sie bescheiden
Unter Menschen, lehrend, rathend, scheltend,
Wenig achtet sie der Haufe, leider öfters

Wird ſie wohl verachtet und verſtoßen;
Aber wenn ſie ſich zur Macht geſellet,
Neiget gleich ſich die erſtaunte Menge,
Freudig, ehrfurchtsvoll und hoffend, nieder;
Und wie vor Gewalt ſich Furcht geflüchtet,
So entgegnet nun der Macht Vertrauen.

Hat Natur, nach ihrem dunklen Walten,
Hier ſich Bergreihn hingezogen, droben
Felſen aufgezackt, und gleich daneben
Ueber Thalgeſtein und Höhn und Höhlen
Heilig ruhend alten Wald gepfleget,
Daß den unwirthbaren Labyrinthen
Sich der Wandrer grauſend gern entzöge:
Sieh! da dringt heran des edlen Menſchen
Meiſterhand; ſie darf es unternehmen,
Darf zerſtören tauſendjähr'ge Schöpfung.
Schallet nun das Beil im tiefſten Walde,
Klingt das Eiſen an dem ſchroffen Felſen,
Und in Stämmen, Splittern, Maſſen, Trümmern
Liegt zu unbegreiflich neuem Schaffen
Ein Zerſtörtes gräßlich durcheinander.
Aber bald dem Winkelmaß, der Schnur nach,
Reihen ſich die Steine, wachſen höher;
Neue Form entſpringt an ihnen, herrlich
Bildet mit der Ordnung ſich die Zierde,
Und der alte Stamm gekantet fügt ſich,
Ruhend bald und bald emporgerichtet,
Einer in den andern. Hohes Giebels
Neuer Kunſtwald hebt ſich in die Lüfte.
Sieh! des Meiſters Kränze wehen droben,

Jubel ſchallt ihm, und den Weltbaumeiſter
Hört man wohl dem irdiſchen vergleichen.

So vermag's ein jeder. Nicht der König
Hat das Vorrecht; Allen iſt's verliehen.
Wer das Rechte kann, der ſoll es wollen;
Wer das Rechte will, der ſollt' es können,
Und ein jeder kann's, der ſich beſcheidet
Schöpfer ſeines Glücks zu ſein im Kleinen.

Der du an dem Webersſtuhle ſitzeſt,
Unterrichtet, mit behenden Gliedern
Fäden durch die Fäden ſchlingeſt, alle
Durch den Tactſchlag aneinander drängeſt,
Du biſt Schöpfer, daß die Gottheit lächeln
Deiner Arbeit muß und deinem Fleiße.
Du beginneſt weislich und vollendeſt
Emſig, und aus deiner Hand empfänget
Jeglicher zufrieden das Gewandſtück;
Einen Feſttag ſchaffſt du jedem Haushalt.

So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menſchengeiſt, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unſichtbar alle Welt erleuchtet.
Und ſo grüße jedes Land den Fürſten,
Jede Stadt den Aelteſten, der Haushalt
Grüße ſeinen Herrn und Vater jauchzend,
Wenn ſie wiederkehren als die Meiſter,
Zu erbauen oder herzuſtellen.

Fromm erflehet Segen Euch von oben;
Aber Hülfe ſchafft Euch thätig wirkend

Selber, und vertilget alle Spuren
Meines Fußes, der gewaltig auftrat.
Und der Weise, der Verständige, nehme
Theil an meiner Macht und meinem Glück hin!

Friede. Majeſtät.

Majeſtät.

Sey mir geſegnet, Holdeſte des Erdenſtamms!

Friede.

Empfange gnädig deine treue Dienerin!

Majeſtät.

Du wirſt als Herrin immer neben mir beſtehn.

Friede.

So nimm die treue Schweſter an die ſtarke Bruſt!

Majeſtät.

Gerechtigkeit und Friede küſſen ſich, o Glück!

Friede.

O längſt erflehter Augenblick, o Wonnetag!

Majeſtät.

Ich ſehe, Schweſter, dich erheiterter als je.

Friede.

Denn mehr als je umgaukelt mich die Heiterkeit.
Dieſe Stadt, die ich ſo lange
Mütterlich begünſtigte,
Weil ſie meine holden Gaben,
Würdig ſchätzend, thätig wirkend,
Dankbarlich erwiderte;
Weil ſich holder Friedenskünſte
Alte, Junge, Hohe, Niedre
Männiglich befleißigten.

Aber nie iſt mir ein Regen,
Solch ein Treiben, ſolch Beſtreben,
Wie es heut ſich rührt, begegnet.
Jeder ſtrebet mit dem andern,
Jeder eifert vor dem andern,
Einer iſt des andern Muſter
Aufgeweckter Thätigkeit.
Kein Befehl iſt's der ſie aufregt,
Jeder froh gehorcht ſich ſelber;
Und ſo reih'n ſie aneinander
Ihren Fleiß und ihre Luſt.

Majeſtät.

Dieſes Thun, das einzig ſchätzenswerthe,
Das hervordringt aus dem eignen Buſen,
Das ſich ſelbſt bewegt und ſeines Kreiſes
Holden Spielraum wiederkehrend ausfüllt,
Lob' ich höchlens: denn es zu belohnen
Bin ich ſelbſt nicht mächtig gnug; es lohnt ſich
Jeder ſelbſt, der ſich im ſtillen Hausraum
Wohl befleißigt übernommnes Tagwerks,
Freudig das Begonnene vollendet.
Gern und ehrenhaft mag er zu andern
Oeffentlich ſich fügen, nützlich werden,
Nun dem Allgemeinen weislich rathend
Wie er ſich bereits und ſeine Liebſten.
Alſo wer dem Hauſe trefflich vorſteht,
Bildet ſich und macht ſich werth, mit andern
Dem gemeinen Weſen vorzuſtehen.
Er iſt Patriot, und ſeine Tugend
Dringt hervor und bildet ihresgleichen,
Schließt ſich an die Reihen Gleichgeſinnter.

Jeder fühlt es, jeder hat's erfahren:
Was dem Einen frommt, das frommet Allen.

Friede.

Was du sagest, ich verehr' es!
Denn du hast mit wenig Worten
Ausgesprochen, was die Städte
Bauet, was die Staaten gründet:
Bürgersinn, wozu Natur uns
Eingepflanzt so Lust als Kräfte.
Aber heute siehst du diesen
Treuen Sinn sich anders zeigen,
Nicht so ernst wie du's verstanden,
Aber sich zum schönsten Feste
Emsiglich bethätigend.
Sieh! ein Waldgebüsch bewegt sich
Nach der Stadt hin; aller Gärten
Froher, blumenhafter Aufputz
Reißt sich los, um sich in's grüne
Prachtgehäng' hinein zu flechten,
Das der Häuser, das der Hütten
Ansicht schön verhüllt und zieret,
Das von Giebel sich zu Giebel
Ziehend reicht, und kranzbeladen,
Schwankend, frischbelastet schwebt.
Bunter wird die tiefe Grüne,
Muntrer immer; Band an Bändern
Schlingt sich um, geknüpft zu Schleifen
Krümmt sich's, und die losen Enden
Flattern windbewegt. Zum Laubgang
Siehst du Straßen umgewandelt,
Und zum Feyersaal den Marktplatz.

Außenseiten sind nun Bände,
Fenster vollverzierte Nischen;
Unter ihnen schmückt die Brüstung
Sich mit bunten Teppichen.
Hier mit holden Blumenzügen
Spricht's dich an und dort mit goldnen,
So, als ob dir offne Herzen
Ueberall begegneten.

Aber dieser stummen Rede
Soll ein lautes Wort vorangehn,
Ein bescheidnes, von dem Munde
Lieblicher Unschuldiger.
Siehe! da bewegt sich kindlich
Schon, bekränzt und bekränzend,
In der Jugend Schmuck, den Lilien
An Gewand gleich, eine Reihe
Holder Lebenserstlinge.
Wer sie siehet, dem bewegt sich
Wonnevoll das Herz. Der Vater
Sucht mit Blicken seine Tochter,
Und des Jünglings Auge gleitet
Ueber alle mädlend hin.

Störe nicht den holden Zug, du
Roß und Reiter! Jeder freue
Sich des Buntgewühls. Der Jäger
Grüße die bekannten Zweige,
Und der Jüngling, volle Flaschen
Schwenkend, wähne, seine Lauben
Habe hier geschmückt der Weingott.
Und vom zartesten Geilspet

Bis zum wildesten Tumulte
Drücke jeder sein Gefühl aus.

Majestät.

Des Ungestümes wilden Ausdruck lieb' ich nicht:
Die Freude kehrt sich unversehns in herben Schmerz,
Wenn ohne Ziel die Lust dahin schwärmt, ohne Maß;
Doch mag ich's loben, wenn dich Göttliche man heut
Mit übermäßiger Freude wild empfängt und ehrt,
Vorauserblickend alles was man wünscht und hofft.

Friede.

Wenn sich Herz und Blick entgegen
Drängt an diesem frohen Tag,
Freilich bin ich's, die von Allen
Sehnsuchtsvoll Erwartete.
Aber, unsichtbar auf Erden
Schwebend, konnt' ich meiner hohen
Glückverbreitenden Gesinnung
Wählen kein vollkommner Gleichniß,
Nicht ein ausdrucksvoller Abbild,
Als in diese Freude-Fülle
Allbelebend sich hereinsenkt.
Tausend Blumen aus den Kränzen,
Aber tausend aus Gehängen
Blickend, mögen Ihrer Blüthe
Lieblichkeit nicht überscheinen;
Und wie um die frische Rose
Jede Blume sich bescheidet
Sich im bunten Strauß zu fügen:
Also diese Welt von Zweigen,
Blumen, Bändern, Alten, Jungen,
Dieser Kreis von frohen Blicken,

Alles iſt auf Sie gerichtet,
Sie, die lieblich Würdige!
Wie Sie an der Hand des Gatten,
Jung wie Er und Hoffnung gebend,
Für Sich ſelber Freude hoffend,
Segnend uns entgegen tritt.

Majeſtät.

Ich wünſche Dir und dieſem Lande wünſch' ich Glück,
Daß deinen göttlich aufgeforderten Beruf
Du mit ſo großer Gabe gleich bethätigeſt;
Rückkehr, die frohe, reicher Ernte gleichet ſie,
Wo ſcheidend herzlich ſtille Thränen wir geſä't.
So grüße ſegnend alle die Rückkehrenden,
Nach vielen Tagen froh Zuſammentreffenden,
Und ſchütze ſie und hüte ſie mit meiner Kraft.
Doch aber bleibet immer fort auch eingedenk
Der Abgeſchied'nen, deren rühmliche Lebenszeit

(Im Hintergrunde zeigt ſich in Coſſern das Andenken der verewigten Herzogin Mutter, umgeben von Glorie und dem Kranz ihrer Zurückgelaſſenen.)

Umhüllt zuletzt, zur Glorie ſich läuterte,
Unſterblich glänzend, keinem Zufall ausgeſtellt;
Um welche ſich verſammlet Ihr geliebt Geſchlecht
Und Alle, deren Schickſal ſie umwaltete.
Sie wirkte noch wie vormals immer mütterlich.
In Leid und Freuden bleibet Ihrer eingedenk,
Genuß, Entbehrung, Hoffnung, Schmerz und Scheidetag
Menſchlich zu übernehmen, aber männlich auch!

Was wir bringen.

Vorspiel,

bei Erdffnung des neuen Schauspielhauses

zu Lauchstädt.

Personen.

Vater Märten	Hr. Malcolmi.
Mutter Märten	Mad. Beck.
Nymphe	Dem. Maas.
Phone	Dem. Jagemann.
Pathos	Dem. Malcolmi.
Reisender	Hr. Becker.
Zwey Knaben.	

Bauernſtube.

(An der rechten Seite niedriger Herd, mit gelindem Feuer und einigen Töpfen; an der linken Seite hölzerner Tiſch und Stuhl. In der Höhe, gleich unter der Decke, ein Teppich aufgehängt.)

Erſter Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe.

(Beide in ländlichen Bauernkleidern.)

Vater (geht in Gedanken, einigermaßen bewegt, auf und ab).

Mutter (hausmütterlich geſchäftig, hin und wieder. Sie breitet eine Serviette auf den Tiſch, nimmt vom Herde einen Napf, trägt ihn auf, legt einen Löffel dazu und ſpricht indeſſen). Setze dich doch, lieber Alter, ſetze dich ruhig hin, genieße dein Frühſtück mit Gelaſſenheit! Nun! was ſoll denn das ſchon wieder? Sage nur, was haſt du? Alle dieſe Tage her biſt du nachdenklich, gehſt auf und ab, ſprichſt wenig, biſt zerſtreut. Haſt du was auf dem Herzen? Heraus damit! wie kannſt du mir's verſchweigen?

Vater. Es gibt in der Welt ſo mancherlei zu bedenken.

Mutter. Ja freilich, zu bedenken und zu bethun. Frühstücke jetzt in Ruhe! Dann hinaus, auf's Feld, sieh zu, wie sich die Früchte erholt haben, und bringe mir gute Nachricht. Für mich gibt's zu Hause genug zu schaffen, im Stalle, in der Scheune, auf dem Boden, im Keller, in der Küche. Und das Gesinde mag seyn wie es will, wenn die Frau nicht hinten und vorne ist, so kommt doch nichts zu Stande. Laß dir die Suppe schmecken, setze dich! (sie nöthigt ihn zu sitzen.) Daß sie nicht kalt wird! Hier ist der Löffel! hier! (sie nöthigt ihn zu essen.)

Vater. Nun nun, nur nicht zu hastig. Ich will das Maul schon finden.

Mutter (im Hinausgehen bei Seite). Ich begreife nicht, was er haben mag. Er scheint mir schon seit einigen Tagen ganz verändert. Seine Pfeife schmeckt ihm nicht mehr, und er lebt mir nicht mehr zu Willen. Was kann das heißen? Das muß heraus, und zwar je eher je lieber.

Zweyter Auftritt.

Vater Märten (allein).

(Er steht auf und sieht sich behutsam um, ob die Frau weg ist.) Sie ist fort, nun bin ich auf eine Weile sicher. Geschwind an's Werk! Noch einmal durchgemessen, ob wohl auch alles, wie wir's zugelegt haben, auf die

Stelle paßt. (Er holt einen etwa sechsfüßigen Maßstab und mißt, erst aus der Tiefe des Theaters hervor.) Sechs, und hernach wieder Vier, sodann Acht und wieder Sechs! Ganz richtig. (Er ist indessen in's Proscenium gekommen.) Wie wird sie sich wundern, wenn sie erfährt, daß ich das alte Haus wegreiße, daß ich ein neues baue, daß alles schon parat ist.

Dritter Auftritt.

Vater Märten. Mutter Marthe.

Mutter (tritt geschäftig herein, wie jemand, der etwas verloren oder vergessen hat, sie stutzt, indem sie die Handlung ihres Mannes gewahr wird, und kommt langsam hervor).

Vater (mißt indeß von der linken Seite des Prosceniums gegen die rechte). Vier, und dann Sechs und wieder Sechs! (Indem er den Maßstab anschlagen will, trifft er seine Frau, die eben dazwischen tritt.)

Mutter (den Schlag parirend und den Maßstab auffassend). Halte! Nicht so eifrig!

Vater (einigermaßen verlegen). Ey sieh! bist du auch da?

Mutter. Um noch in meinen alten Tagen Schläge zu kriegen.

Vater (verdrießlich, humoristisch). Warum gehst du nicht aus dem Wege, wann gemessen wird.

Mutter. Was wird gemessen?

Vater (der ſich gefaßt hat). Siehſt du nicht? Dieſer Fußboden, dieſes Zimmer, dieſes Haus.

Mutter. Und wozu ſolche Umſtände?

Vater (nach einer Pauſe). Da es nun einmal nicht länger zu verheimlichen iſt, da du mich belauſcht haſt; ſo mag's denn auch heraus. Kurz und gut! ich baue.

Mutter. Doch wohl Schlöſſer in die Luft, wie ſchon öfters.

Vater. Nein, nein, im Ernſte. Dieſes unſer Haus baue ich ganz neu, von Grund auf, und ehe ein Paar Tage vergehn, reiße ich das alte auf der Stelle nieder.

Mutter. Das iſt eine Grille, die dir ſchon oft gekommen und oft vergangen iſt.

Vater. Dießmal ſoll ſie ausgeführt werden.

Mutter. In deinen alten Tagen.

Vater. Eben, wenn man alt iſt, muß man zeigen daß man noch Luſt zu leben hat. Mache dich gefaßt, räume auf, räume aus! Richte dich ein. Nächſtens wirſt du da droben die Schindeln krachen hören.

Mutter. Ach! du lieber Gott! was ſoll das heißen? Du biſt ja ganz verändert, Männchen. Sonſt nahmſt du doch vernünftige Vorſtellungen an; jetzt willſt du deiner guten Frau das Haus überm Kopfe zuſammen reißen.

Vater. Ueberm Kopfe nicht, du darfſt nur hinaus gehen.

Mutter. Meine schönen Geschirre werden mir zerschlagen und verbeult.

Vater. Die trägst du zur Nachbarin.

Mutter. Und meine Kleider!

Vater. Die gibst du der Frau Pfarrerin aufzuheben.

Mutter. Meine Tische, Stühle und Betten.

Vater. Die stellen wir in die Scheune, bis alles wieder fertig ist.

Mutter. Und mein Herd, an dem ich schon dreyßig Jahre koche.

Vater. Der wird weggerissen; dafür baue ich dir eine eigne Küche, in der du wieder dreyßig Jahre kochen kannst.

Mutter. Das werde ich nie gewohnt werden.

Vater. Zur Bequemlichkeit gewöhnt man sich doch auch. Aber daß mir durch das alte, morsche Dach Schnee und Regen auf der Nase tanzen soll, daran kann ich mich nicht gewöhnen.

Mutter. Laß es ausflicken.

Vater. Es muß ganz herunter. Hängt doch da droben noch der Teppich, den wir neulich aufbinden mußten, als uns der Schnee im Bett zu besuchen kam.

Mutter. Das geht vorüber.

Vater. Der Staub auch und die Unlust, die du vom Bauen haben wirst.

Mutter. Soll es denn wirklich wahr werden? Läßt du dir denn gar nicht zureden?

Vater. Laß dir nur auch einmal zureden, dann iſt alles gut. Unſer Haus liegt an der Straße, wo ſo viele Leute vorbei fahren, wo ſo mancher einkehrt, und nun ſoll ich, bis an mein Ende, die Demüthigung erdulden, daß die Reiſenden auswendig ſpotten und die Gäſte inwendig klagen.

Mutter. Haben ſie doch das Eſſen gelobt.

Vater. Aber die Wohnung geſcholten.

Mutter. Den Kaffe geprieſen.

Vater. Und auf die niedrigen Thüren geflucht.

Mutter. Die Betten gut gefunden.

Vater. Und einen bequemen Sitz entbehrt. Nur Geduld! Was wir Gutes hatten, werden wir behalten, und was uns fehlte muß ſich finden. Geſtehe ich dir's alſo nur: mit dem Gevatter Maurer, mit dem Vetter Zimmermann iſt ſchon Abrede genommen.

Mutter. Eine Verſchwörung unter den Männern! Ihr ſaubern Zeiſige!

Vater. Die Steine, die da draußen angefahren ſind, und zugehauen werden —

Mutter. Ich will nicht hoffen!

Vater. Die Zulage, an der ſie eben arbeiten —

Mutter. Iſt's möglich! Welche Treuloſigkeit!

Vater. Gehören zu unſerm Hauſe, ſind unſer Haus, wie es nächſtens daſtehen wird.

Mutter. Und ihr macht mir weiß das Amt lasse neue Scheunen bauen.

Vater. Das mußt du verzeihen.

Mutter. Und ihr habt mich zum Besten!

Vater. Freilich zu deinem Besten geschieht's.

Mutter. Nein, das ist zu arg! Hinter meinem Rücken! Ohne mein Wissen und Willen!

Vater. Beruhige dich!

Mutter. Das schöne, alte Gebälke, noch von meinem Urgroßvater her.

Vater. Schön war's zu seiner Zeit, jetzt ist es überall wurmstichig.

Mutter. Das soll ich alles vor meinen Augen niederreißen sehen.

Vater. Thue die Augen zu, bis es herunter ist. Sieh nicht hin, bis das neue droben steht! Dann sollst du schon deine Freude haben. Eine schlechte Wohnung macht brave Leute verächtlich. Gut gesessen ist halb gegessen, und wenn du künftig deinen Gästen in bessern Zimmern, auf bequemern Sitzen deine guten Speisen aufsetzest, so werden sie ihnen gewiß besser schmecken als bisher.

Mutter. Ich glaube es kaum! Sie werden im bessern Haus auch bessere Tafel erwarten.

Vater. Nun, das ist auch kein Unglück. Da raffinirt man, man lernt was, man geht mit der Zeit.

Mutter. Die Zeit läuft gar zu geſchwind für meine alten Beine.

Vater. Wir ſpannen vor.

Mutter. Nein, ich kenne dich ganz und gar nicht. Ein böſer Geiſt hat dich verblendet. Mit rechten Dingen geht's nicht zu. (Sich ſetzend.) Mir iſt's in alle Glieder geſchlagen, ich kann nicht von der Stelle.

Vater (der indeſſen durch's Fenſter geſehen). Da ſieh nur einmal die ſchwer bepackte Kutſche, mit ſechs Pferden! Wahrſcheinlich was Vornehmes. Ich ſchäme mich zu Tode wenn ſie bei uns einkehren.

Mutter (aufſpringend). Laß ſie nur kommen. Iſt das Haus ſchlecht, ſo iſt es doch reinlich, und über die Bedienung ſollen ſie ſich nicht beklagen. Ich habe noch allerlei Vorrath! Geſchwinde, geſchwinde ſoll ein Eſſen parat ſtehen.

Vater. Sieh nur! Ein Paar artige kleine Knaben ſitzen auf dem Bocke, der eine ſpringt herunter, die Kutſche fährt langſam, er kommt auf's Haus zu. Das iſt ein Springinsfeld! Da iſt er ſchon.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Erſter Knabe.

Erſter Knabe. Kann man hier unterkommen?

Mutter. O ja, mein Sohn.

Erſter Knabe. Meine Herrſchaften möchten ſich hier ein Stündchen aufhalten.

Mutter. Sie ſollen uns nur die Ehre erzeigen, herein zu treten. Es wird ſich ſchon was zu ihrer Bewirthung finden.

Erſter Knabe. O! Dafür ſeyd unbeſorgt, ſie führen alles mit ſich was ſie brauchen. (Ab.)

Vater. Nicht die beſte Nachricht für den Wirth.

Mutter. Gleich bring' ich alles in Ordnung. (Sie räumt auf.) Geh ihnen indeſſen entgegen.

Vater. Da iſt ſchon eine.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Nymphe, dann ein zweyter Knabe (welcher eine Schatulle nachträgt).

Nymphe. Seyd mir gegrüßt, gute Leute!

Mutter. Gegrüßt, ſchönes Frauenzimmer!

Vater. Von Herzen willkommen!

Nymphe (ſieht ſich überall um).

Vater (leiſe zur Mutter). Gib nur acht! Wie die den Mund aufthut, wird's wieder über das arme Haus her-

gehen. Wahrscheinlich ist's das Kammermädchen, die sich nach der Gelegenheit umsehen soll.

Mutter. Laß das nur gut seyn, es geschieht heute nicht zum Erstenmal.

Vater (vor sich). Aber gewiß zum Letztenmal. Morgen soll mir das Dach herunter.

Nymphe (die lebhaft zwischen beide tritt). O! wie wohl es mir bei euch wird, ihr lieben, guten Leute! diese geringscheinende Hütte wird mir ein Himmel.

Mutter. Hörst du, Alter?

Vater (vor sich). Nun das ist curios. Das Erstemal daß ich diese Redensarten höre!

Nymphe. Hier fühle ich mich ganz zunächst an der Natur. Hier wird mein Auge durch keinen falschen Schimmer geblendet, hier genießt mein Herz die volle Freiheit, sich dem einfachen, beglückenden Gefühl zu überlassen. Ach, könnten meine Schwestern, meine Freundinnen empfinden wie ich, wir würden zusammen unsere Tage bei euch zubringen.

Mutter. Hast du es gehört, Alter?

Vater (vor sich.) Ich begreife kein Wort davon. Sie spricht von Schwestern, von Freundinnen, also nicht von Herrschaft. Wer mag sie seyn? das schöne Kind, das in so einem verwünschten Neste sein Leben zubringen möchte.

Nymphe (die indessen hinter den Herd getreten ist). An diesem Herde wollt' ich stehen, hier wollte ich unschuldige

Speisen kochen, euch mit herzlicher Liebe dienen, euer Alter erleichtern, und mich so glücklich fühlen! (Sie nimmt einige Gefäße aus der Statulle, und fängt an, ein Frühstück zu bereiten.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Erster Knabe.

Erster Knabe. Wie finden Sie's denn? Ist es erträglich?

Nymphe. So schön, allerliebst, einzig! Sie sollen herein, geschwind herein!

(Erster Knabe und Vater ab.)

Nymphe. Ich weiß mir gar nichts besseres als unter diesem ehrwürdigen Dache, an diesem niedrigen Herde, in völliger Einstimmung mit meinen eignen Gefühlen, einen heitern Tag nach dem andern zu durchleben.

Mutter. Ach, Sie allerliebstes Kind, wären Sie nur um ein Weniges früher gekommen. Mein Mann will das Haus einreißen, vielleicht hätten Sie es noch gerettet.

Nymphe. Einreißen? Dieses Denkmal früherer, goldener Zeiten, diese Wohnung des Friedens! O, der Grausame! (Sie fährt in ihrer Beschäftigung fort.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten. Phone. Erſter Knabe.

Vater. Belieben Sie herein zu treten und ſich ſelbſt zu überzeugen, daß es noch allenfalls leidlich bei uns iſt. Freilich, wenn Sie in einiger Zeit wieder kommen, ſollen Sie es ſchon beſſer finden.

Phone. Laſſen Sie das nur gut ſeyn, lieber Herr Wirth. Auf etwas mehr oder weniger kommt's uns nicht an. Wir haben einen ſo guten Humor, daß wir uns alle Zuſtände leidlich, ja vergnüglich zu machen wiſſen.

Vater. Da ſind Sie und das Fräulein dort ja wohl Zwillingsgeſchwiſter? Sie erzeigte uns auch die Ehre, dieſe Herberge ganz allerliebſt zu finden.

Phone. Das könnte ich nun eben nicht ſagen. Mir iſt der Ort ganz gleichgültig. Das einzige, was ich nicht vertragen kann, iſt die lange Weile.

Vater. Die iſt freilich mitunter hier zu Hauſe.

Phone. Mir iſt aber dafür gar nicht bange; denn ich weiß ſie mir und andern zu vertreiben.

Vater. Nun möchte ich doch ſehen, wie Sie das hier anfangen wollen.

Phone. Das ſollt ihr gleich erfahren.

(Sie ſingt ein beliebtes Lied.)

Vater (der bisher mit Verwunderung zugehört). Schön, allerliebst! Ja so laß ich mir's gefallen.

Mutter (die gleichfalls von Zeit zu Zeit auf den Gesang gemerkt). Wie meinst du, Alter! Ich dächte das ließe sich hören.

Nymphe. Liebe Schwester, habe Dank für den holden Gesang, durch den du mein kleines Geschäft erheitert hast. (Indem Nymphe und die Mutter den Tisch zum Frühstück zurechte machen. Sie stellen eine Art kleiner Terrine und silberne Becher auf.) Genießt jetzt aber auch der einfachen Kost, am ländlichen Herde zubereitet. (Zum Knaben) Gehe hinaus, bringe mir einige Feldblumen, daß ich diese Tafel schmücke.

Phone. Das machst du sehr schön, liebe Schwester.

Nymphe. Aber wo bleibt unsere Dritte?

Erster Knabe. Sie sitzt noch im Wagen, sie will nicht herein, ich habe sie zum schönsten gebeten. Sie schwur, eine solche Höhle nicht zu betreten.

Phone. Wir müssen selbst gehen sie zu holen. Komm!

Achter Auftritt.

Vater und Mutter.

Vater. Hörst du? eine Höhle! das soll man mir nicht zum Zweytenmale sagen, morgen muß das

Dach herunter! ich will die Höhle schon luftig machen.

Mutter. So höre doch, was die artige Kleine da sagt; es sey ein Paradies, versichert sie, unser Haus.

Vater. Wer weiß was sie unter Paradies versteht! Was aber eine Höhle heißen soll weiß ich recht gut.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Pathos. Nymphe. Phone. Die beiden Knaben (welche sich bald entfernen).

Phone. So komm doch herein, gute Schwester. Wo wir sind kannst du wohl auch seyn.

Nymphe. Genieße was wir dir bereitet haben, und verschmähe nicht diesen einfachen unschuldigen Aufenthalt.

Pathos. Verschone mich mit deiner Kost. Was ich genießen kann, habe ich genossen. Laßt euch wohl werden auf eure Weise, und bleibt unbesorgt um mich. Nun aber vor allen Dingen verschließt Thor und Thüre, daß niemand weiter sich in unsern Kreis eindränge.

Vater (geht auf kurze Zeit ab).

Phone und Nymphe (setzen sich an den Tisch, und schürfen aus silbernen Bechern das Aufgetragene).

Pathos. Wo ich hintrete, verwandelt sich alles! Und wenn mein Geist das Wirkliche umschaffen könnte: so müßte dieser Raum zum Tempel werden.

Mutter (zum Vater). Es muß doch so schlimm in unserm Hause nicht aussehen! die Eine findet ein Paradies darin, die Andere will es gar zum Tempel machen.

Vater. Hätte ich das voraussehen können, so wären freilich die Baukosten zu ersparen gewesen. Indessen scheint es, diese guten Kinder verwandeln nur für sich und nicht für andere Leute.

Pathos (zwischen beide hineintretend). Ihr scheint mir ein Paar ehrwürdige Leute.

Mutter. Ob wir ehrwürdig sind, das wissen wir nicht; aber daß wir ehrlich sind, können wir betheuern.

Pathos. Ihr lebt lange zusammen?

Mutter. Seit unserer Jugend.

Pathos. In diesem baufälligen Hause?

Vater. Ganz recht! Das Haus war baufällig, da wir noch rüstig waren.

Pathos (beide mit einigem Erstaunen anblickend). Sollte ich wohl irren?

Mutter. Was sehr ihr uns so an, mein Fräulein?

Pathos. Sollten die fabelhaften Zeiten wiederkehren?

Vater. Wie meint ihr das?

Pathos. Sollte wohl hinter euch was anders verborgen seyn?

Mutter. Ich begreife euch nicht. Ihr macht mir bange.

Pathos. Habt ihr nichts von Philemon und Baucis gehört?

Vater. Kein Sterbenswort.

Mutter. Wer war denn das?

Pathos. Ihr seyd es selbst, ohne es zu wissen. Ich sehe Philemon und Baucis vor mir.

Vater (vor sich). Nein, das wird zu arg! Erst verwandeln sie mir mein Haus in ein Paradies, eine Höhle, einen Tempel, und nun soll's gar an uns selbst kommen! Wenn wir sie doch nur schon wieder los wären!

Pathos. Ich sehe sie vor mir die würdigen Gatten, verbunden in ihrer ersten Jugend, in treuer Gesellschaft ihr Leben hinbringen. Ein Chor von muntern Geschöpfen um sie her! Nach und nach lösen sie sich los, die Töchter werden ausgestattet, die Söhne versorgt, und ein frohes thätiges Alter beglückt die beiden.

Vater. Bis jetzt redt sie wahr.

Mutter. Das trifft vollkommen.

Pathos. Gastfreundlich und geschäftig haben sie immer Fremde bei sich aufgenommen. Je beschränkter ihre Wohnung war, desto lebhafter zeigte sich ihre Bemühung. Durch Neigung und Aufmerksamkeit ersetzten sie was zu ersetzen war.

Mutter. Hörst du, das klingt anders, als du erwartetest.

Vater.

Vater. Auf eine ſolche Lobrede hatte ich mich freilich nicht vorgeſehen.

Pathos. In dem Gefühl ihrer Beſcheidenheit hielten ſie ihren Zuſtand nicht gering, das alte Haus nicht zu enge, nicht zu ſchlecht.

Vater (bei Seite). Das paßt nun nicht, denn das alte Haus habe ich ſchon lange ſehr ſchlecht gefunden.

Pathos. Und eben dieſe Beſcheidenheit verhinderte ſie, zu erkennen, daß ſie Götter aufgenommen hatten.

Vater (bei Seite). Nun fängt mir's an unheimlich zu werden. Denn entweder das ſind die Götter ſelbſt, oder es iſt nicht richtig im Oberſtübchen.

Pathos (zu den Uebrigen, die indeſſen aufgeſtanden ſind). O! meine Schweſtern, dieſe guten würdigen Leute verdienen, daß ihnen ein neues Haus erbauet, daß ſie verjüngt, daß ſie zu Prieſtern eingeweiht werden des Tempels der ſchönſten Gaſtfreundſchaft.

Phone. Wir ſind es zufrieden, meine Schweſter. Du vermagſt viel über die Gemüther; aber was wirſt du über dieſe Balken und Steine vermögen?

Vater. Was das betrifft, deßhalb ſeyn Sie unbeſorgt. Eben bin ich im Begriff zu bauen. Steine, Holz und alles Nöthige iſt angeſchafft. Nur mit meiner Frau bin ich noch nicht ganz einig.

Mutter. Nun, nun! die Frauenzimmer haben auch vom Verjüngen geſprochen. Wenn ſich das ſo

thun ließe! Zum neuen Gasthof eine neue Wirthin, ein neuer Wirth! das ließe sich hören.

Vater. Laß das gut seyn! Daran, fürcht' ich, möcht' es hapern.

Pathos. Sprecht nicht mehr vom Gasthof; es ist von ganz andern Dingen die Rede.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reisender.

Reisender (draußen). He! Wirthshaus! Wirthshaus! Warum ist das Thor zu? Warum ist die Thür verschlossen? Laßt mich ein! Ich muß hinein.

Pathos. Wer ist der Unverschämte, der unsere heiligen Cirkel zu stören droht?

Vater (gegen das Fenster). Es ist ein Fußreisender.

Phone (gegen das Fenster). Ein hübscher, junger Mensch.

Nymphe (gegen das Fenster). Ach, gewiß einer von den Liebenswürdigen, die sich's so sauer werden lassen, überall die holden Naturscenen aufzusuchen. Der Himmel hat sich auf einmal überzogen, ich fürchte ein Gewitter. Laßt mir den Guten nicht weiter gehen, laßt ihn herein.

Pathos. Habt ihr ein ander Zimmer, gute Leute, daß ich allein seyn kann?

Vater. Was ihr ſeht, iſt das ganze Haus.

Pathos. So muß er draußen bleiben, ich kann ihm nicht helfen.

(Das Fenſter geht auf. Reiſender ſpringt herein, im Coſtum der beſſern deutſchen Fußreiſenden.)

Reiſender. Was ſehe ich? Einen leeren, verlaßnen Raum glaubte ich zu betreten, und finde die vortrefflichſte Geſellſchaft. Seyn Sie mir gegrüßt, meine Damen, gegrüßt, Herr und Frau Wirthin! Manchen Wald habe ich durchwandelt, manch Gebirg durchſtiegen, manche Ausſicht bewundert, manche Ruine durchkrochen, in mancher Mühle durchnachtet; aber ſolch ein glückliches Abenteuer iſt mir nirgends aufgeſtoßen.

Phone (leiſe zu den Andern). Er gefällt mir gar nicht übel.

Nymphe. Er hat was ſehr Intereſſantes.

Pathos. Gute Sitten und Lebensart läßt er hoffen.

Reiſender. Wo ſoll ich anfangen? wo ſoll ich aufhören? Soll ich geiſtreicher Anmuth, ſoll ich edler Natürlichkeit, ſoll ich der Majeſtät, dem Biederſinn, der Treuherzigkeit opfern?

Phone. Das ſcheint ein Phyſiognomiſt zu ſeyn, er macht uns Complimente die wir gern annehmen. Wenn er mir nur nicht, um ſichrer zu gehen, nach der neuen Methode, den Kopf befühlen will.

Vater. Womit kann man dienen?

Mutter. Was ſteht zu Befehl?

Nymphe. Vielleicht verschmähen Sie unser Frühstück nicht? Kann ich aufwarten? (Sie reicht ihm einen Becher.)

Reisender. Aus so schönen Händen einen Labetrunk, wer könnte den verschmähen! aber beschämen Sie mich nicht! An mir ist zu fragen: womit ich aufwarten? womit ich dienen kann?

Phone. Was haben Sie uns denn anzubieten?

Reisender. Ohne Prahlerey, die kunstreichste Unterhaltung.

Phone. Uns! Eine kunstreiche Unterhaltung! Schwester, wir wollen doch sehen wie er das anfängt.

Nymphe. Nun ist meine ganze Freude hin! Ich hielt ihn für einen zarten, feinfühlenden Sohn der Natur und wollte mich eben mit ihm über Berg und Hügel, über Aussichten, Thäler und verfallene Schlösser unterhalten, und am Ende ist der gute Mensch ein Taschenspieler!

Pathos. Und wenn es wäre; so hätte es nichts zu sagen. Ich kann dergleichen wohl mit ansehen, wenn ich nur weiter nichts damit zu schaffen haben soll.

Phone (zum Reisenden). Nun! und so wären Sie also denn doch, was man einen Taschenspieler heißt?

Reisender. Keinesweges, meine Damen! Für eine jede Kunst, für ein jedes Handwerk hat die Welt einen Spitznamen, ja für das Edelste und Beste einen Ekelnamen gefunden. Doch wenn ich mich selbst ankün-

digen ſoll, ſo bin ich ein Phyſicus, der wunderliche Dinge hervorzubringen und darzuſtellen weiß. Ein Phyſicus iſt verwandt mit dem höchſten Ernſt, da mag er ein Philoſoph heißen, und mit dem gemeinſten Spaß, da kann er für einen Taſchenſpieler gelten.

Nymphe. Mit allem ſolchem Zeuge mag ich eben gar nichts zu thun haben.

Phone. Und warum nicht? Ich werde immer heiter, wenn man mich auf eine unſchuldige Weiſe zum Beſten hat.

Pathos. So laßt ihn denn doch nur gewähren und ſeht ſeinen Scherzen mit Vergnügen zu. Immer iſt es beſſer, daß er eure Augen, eure Sinne betriegt, als wenn er euer Herz oder euren Geſchmack verführen wollte.

Reiſender. Sie ſcheinen, meine Damen, dieſe geringen Verdienſte, die ich Ihnen anzubieten habe, wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, auch etwas gar zu gering zu ſchätzen. Es möchten wohl Späße ſeyn, was ich im Sinn habe; aber ſo ganz pur ſpaßhaft ſind ſie nicht; denn ich ſpaße zum Beiſpiel nicht allein. Wollen Sie nicht Theil daran nehmen, und zwar perſönlichen Theil; ſo läßt ſich gar nichts ausrichten. Fangen wir zum Beiſpiel gleich davon an: daß Sie ſich hier nicht zum Beſten befinden.

Nymphe. Und warum nicht?

Phone. So ganz übel könnt' ich doch auch nicht sagen.

Pathos. Wir wollen gestehen daß es wohl besser seyn könnte.

Reisender. Viel zu umständlich wäre es, hier am Orte eine Veränderung abzuwarten.

Vater. Nun freilich! und ich müßte noch dazu Sie ersuchen, das Haus zu räumen, ehe ich das neue aufstellen könnte.

Reisender. Deßhalb hielte ich es für das Sicherste, wir veränderten selbst den Ort, welches mit keinen gar zu großen Schwierigkeiten verbunden seyn möchte.

Phone. Freilich, wenn wir uns in den Wagen setzen und, in schlechtem oder gutem Wetter, noch so viele Meilen weiter fahren wollten.

Nymphe. Ja wohl! und mir gefällt es hier für dießmal, laß uns eben bleiben.

Pathos. So hört doch wenigstens, was er zu sagen hat. Die Art wie er es vorbringt, läßt mich hoffen daß er dabei was Eignes denken mag.

Reisender. Gewiß und ungezweifelt, meine Damen! denn wie würde ich mich nur irgend mit Recht einen Physicus nennen können, wenn ich nicht die wunderbaren Mittel, durch die man das Unmögliche möglich macht, so bequem wie ein anderes Hokus Pokus, in Händen hätte. Beliebt nun, zum Beispiel, Ihnen sämmtlich, wie wir hier beisammen sind, den Ort zu

verändern, in die Luft zu ſteigen, an einem andern Orte, an einem ehrwürdigern Platze ſich niederzulaſſen?

Pathos. Das ſollte mir ganz angenehm ſeyn.

Phone. Ich gehe gleich auch mit.

Nymphe. Ich entſchließe mich, obgleich ungern. Hier von dieſem Bezirk der Unſchuld reiße ich mich nur mit Schmerzen los.

Reiſender. Nun Alter, wie ſieht's mit Euch aus? Seyd Ihr auch dabei?

Vater. Es iſt ein wunderlicher Vorſchlag! Faſt habe ich Luſt! doch ſagt mir nur erſt wie es werden ſoll?

Reiſender. Und ſie, gute Frau?

Mutter. Nein, ich will nichts damit zu ſchaffen haben. Das iſt baare Hexerey! und bin ich doch ſchon oft, bloß darum, weil ich eine tüchtige gute Hausmutter bin, in den Verdacht gekommen, als flöge der Drache bei mir ein und aus. Fort, junger Herr, bleibt mir vom Leibe!

Reiſender. Niemand iſt gezwungen. Die meiſten Stimmen, hoffe ich, ſind für die Fahrt, wenn wir ein künſtliches Fuhrwerk herbeiſchaffen. Wer mitgehen will, hebe die Hand auf.

(Alle heben die Hand auf außer der Mutter.)

Vorher aber muß ich Sie auch durchaus beruhigen. Von Luftballonen haben Sie neuerer Zeit viel gehört. Herren und Frauen ſind damit aufgeſtiegen. Ferner aus ältern Zeiten iſt die wahrhafte Geſchichte von Fauſts

Mantel jedem bekannt. Aus dieſen beiden Verſuchen werden wir einen dritten bilden, der vortrefflich gelingen muß. Hier oben ſehe ich einen Teppich hängen; was iſt das für ein Teppich?

Vater. Sonſt hielten wir ihn ſehr in Ehren. Es iſt ein alter, geerbter Teppich; doch jetzt haben wir ihn dahinauf gebunden, weil der letzte Schnee uns eben auf die unverſchämteſte Weiſe im Bette beſuchen wollte.

Reiſender. Könnten wir den Teppich nicht geſchwind herunter nehmen?

Vater. Geſchwind nicht wohl! Ich müßte die große Leiter holen. Wir haben ein paar Stunden gebraucht, um ihn hinauf zu knüpfen.

Reiſender. Das thäte ſo viel nicht. Wenn Sie mitwirken wollen, meine Schönen, ſo getraue ich mir ihn in kurzer Zeit herab zu bringen. Nehmen Sie hier dieſe Blättchen, und ſingen Sie die wenigen Noten. Sie haben ſonſt von Liedern gehört, mit denen man den Mond herunter zieht; hier gilt es nur einen Teppich; aber es gilt für alles Hohe, das wir zu uns herunter ziehen, um uns deſto lebhafter von ihm hinaufheben zu laſſen.

(Die Damen ſingen. Reiſender entfernt ſich indeſſen, und benutzt die Zeit, die zu ſeiner Umkleidung nöthig iſt. Der Teppich ſteigt langſam nieder, und breitet ſich auf dem Boden aus.)

Warum doch erſchallen
Himmelwärts die Lieder? —
Zögen gerne nieder
Sterne, die droben

Blinken und wallen.
Zögen ſich Luna's
Lieblich Umarmen,
Zögen die warmen
Wonnigen Tage
Seliger Götter
Gern uns herab!

Reiſender (der in einem weiten Talar zurückkommt) Sie verzeihen, wenn ich in einer fremden Tracht erſcheine! doch man bewirkt das Wunderbare nicht auf alltägliche Weiſe. Sie ſehen, der Teppich hat ſich herabgelaſſen, und iſt eben ſo bereit, um mit uns allen wieder aufzuſteigen. Das Leichte hebt er leicht und mit Grazie; aber auch ſelbſt das Schwerſte ſchleppt er wenigſtens in die Höhe. Wer hat Muth, ihn zu betreten?

Pathos (auf den Teppich tretend). Ich werde ihn in die Höhe heben, er nicht mich.

Phone. Ich merke ſchon wohin das geht, ich bin dabei. (Sie tritt auf den Teppich.)

Nymphe. Ich fühle eine gewiſſe Furcht. Ganz wohl iſt mir's nicht zu Muthe; indeß, ihr Schweſtern zieht mich und ich bleibe nicht zurück. (Tritt gleichfalls auf den Teppich.)

Reiſender. Nun Alter! wie ſieht's denn mit Euch aus! Getraut Ihr Euch nicht auch heran?

Vater. Ich möchte wohl! ja, ich kann mich

kaum enthalten. So etwas Neues und Sonderbares hätte ich gerne längſt verſucht.

Mutter. Biſt du denn ganz von allem guten Rath verlaſſen? Wo willſt du hin? Gelingt es, ſo biſt du auf ewig verloren; mißlingt es, ſo brichſt du wenigſtens ein Bein.

Vater. Abhalten laß ich mich nicht. Wo findet ſich ſo eine Gelegenheit zum Zweytenmale? Soll ich nicht ſo viel Muth haben wie dieſe ſchönen Kinder?

Phone. So recht, Vater! Kommt, haltet Euch an mir, wenn's Euch ſchwindelt.

Vater. Charmant! Das will ich mir nicht zum Zweytenmale ſagen laſſen. (Tritt auf den Teppich.)

Reiſender (der ſie ordnet und vertheilt). Bald iſt's gut! noch aber fehlt das Gleichgewicht, denn, ſehen Sie, ich werde mich als Ballaſt quer in die Mitte legen. Die gute Frau muß nothwendig noch heran. Ich bitte gar ſehr, komm ſie doch zu uns!

Mutter. Nein! da behüte mich Gott vor! Ich will mein Gewiſſen nicht beflecken! ich bleibe hier ſtehen und halten, und ich will mich gewiß nicht verführen laſſen. Lieber Mann, gehe mir von dem verwünſchten Teppiche herunter! ich bitte dich inſtändig, auf's inſtändigſte!

Vater. Ich habe einmal Poſto gefaßt, und ich denke mir daß daraus was werden ſoll. Sage dem Gevatter Maurer, ſage dem Vetter Zimmermann: ſie

ſollen nur alles beſorgen und thun wie wir es abgeredet haben. Ich fahre indeſſen hin; ich komme, will's Gott, wieder. Ein neues Haus, ein neuer Menſch. So dächte ich, du kämſt auch mit, da wäre doch alles gemeinſchaftlich.

(Die vordere Seite des Teppichs fängt an, ſich in die Höhe zu heben und die darauf Stehenden zu bedecken.)

Mutter. O weh! o weh! ich habe es für Spaß gehalten, ich habe es für unmöglich gehalten, und nun macht der Herenmeiſter Ernſt. Der Teppich geht in die Höhe. Sie fliegen auf und davon. Ich fürchte auch die Frauen ſind durchaus Heren und Zaubervolk.

Reiſender (der hinter dem Teppich hervorkommt). Liebe Frau, ich bitte ſie mitzukommen. Es iſt keine Gefahr dabei, es geht ſo ſanft, wie ein Schiffchen auf dem Teich, und ſie iſt in der beſten Geſellſchaft.

Mutter. Nein, nein, ich will von euch allen nichts wiſſen. Das mag mir eine ſaubere Geſellſchaft ſeyn, die ſich, mir nichts dir nichts, entſchließt, zum Teufel zu fahren. Ja, ja, Herr! mache er nur große Augen, ſchneide er nur Geſichter, mich erſchreckt er nicht. Denkt er denn, daß ich den Schwarzen nicht auch im bunten Kittel erkennen werde? Ein Schwarzkünſtler iſt er, oder der Gottſeibeiuns ſelbſt.

Reiſender. Will ſie, oder will ſie nicht?

Mutter. Laß er doch erſt einmal ſeine Hände ſehen! Warum hat er denn ſo lange Aermel, wenn er

nicht die Klauen verbergen will? Warum iſt denn der Talar ſo lang? als daß man den Pferdefuß nicht ſehen ſoll. Nun ſo ſchlag' er ihn doch zurück, wenn er ein gut Gewiſſen hat.

Reiſender. Sie hat mich ja vorher ganz ſchmuck geſehen.

Mutter. Was? was? Handſchuhe hatte er an, und Elephantenſtrümpfe? darunter läßt ſich gar viel verbergen.

Reiſender. Nun ſo bleibe ſie und erwarte ſie wie es ihr geht. Wie wir hinaufgeflogen ſind ſtürzt das Haus zuſammen. Mache ſie wenigſtens daß ſie hinauskommt.

Mutter. Nein! nein! Hier bin ich geboren, hier will ich leben und ſterben. Laß doch ſehen, ob die böſen Geiſter das Haus einwerfen können, das die guten ſo lange erhalten haben.

Reiſender. Nun Adieu denn! Wenn ſie durchaus ſo halsſtarrig iſt, ſo folge ſie wenigſtens meinem letzten Rath: halte ſie die Augen feſt zu bis alles vorbei iſt, und ſo Gott befohlen! (Geht hinter den Teppich.)

Mutter. Gott befohlen! Nun, das klingt doch nicht ſo ganz teufliſch. In dieß Eckchen will ich mich ſtecken, die Augen will ich zuthun, mein Gebetlein verrichten, und abwarten was über mich ergehen ſoll.

Vater (hinter dem Teppich). Lebe wohl, Frau! Nun geht es fort.

Mutter (an der rechten Seite knieend, und mit beiden Händen die Augen zuhaltend, ganz außer sich). Ja, nun geht's fort, und ich höre schon sausen, rauschen, quiken, schreien, ächzen. Der böse Geist hat sie in seinen Klauen. O weh! o weh! mein armer Mann! Ich unglückseel'ges Weib! Ich höre knittern und krachen, das Gebälke bricht, der Schornstein fällt, die Mauern bersten. Ach! ach! Wär' ich doch hinaus! Nun ist's vorbei und das ist mein Letztes.

Eilfter Auftritt.

(Der Schauplatz verwandelt sich in einen prächtigen Saal. Zu gleicher Zeit hebt sich der Teppich empor und bleibt in einer gewissen Höhe, als Baldachin, schweben. Darunter stehen Pathos in tragischer, Phone in opernhaft-phantastischer Kleidung, Nymphe weiß, mit Rosenguirlanden, Vater Märten in französischem, nicht zu altfränkischem Staatskleide, mit Alongeperücke, Stock, den Hut unterm Arm. Der zweyte Knabe, mit zwey großen Masken, einer tragischen und komischen, in Händen; der erste Knabe halb schwarz und halb rosenfarb gekleidet, mit zwey Fackeln; Reisender als Merkur.)

Mutter. Nun ist's vorbei! Alles ist so still geworden. Nun darf ich wohl wieder aufblinzen. (Sie sieht erst durch die Finger, dann starrt sie die Gruppe, so wie das Haus an.) Wo bin ich hingekommen? Bin ich auch entführt? Hat sich um mich alles verändert? O wie

ſeh' ich aus? In dieſen meinen Alltagskleidern, in der Kirche! unter ſo vornehmen Leuten. Wo verkrieche ich mich hin?

(Sie tritt in die Couliſſe, die ihr zunächſt ſteht.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen (außer Martha).

Pathos. Dank den Göttern, wir ſind in unſere Heimath gebracht. Der Wunderbau iſt vollendet; wie gut läßt ſich's hier weilen und wohnen. Kommt, Schweſtern! Durchforſcht mit mir die Hallen unſers neuen Tempels.

(Sie geht mit gemeſſenen Schritten nach dem Hintergrunde.)

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen ausser Pathos.

Phone (zu Nymphe). Mir gefällt es hier außerordentlich.

Nymphe. Ich wollte, wir wären wo wir hergekommen ſind. Dort war mir's doch behaglicher.

Phone. Sieh nur! welche artigen Kinder zu unſern Seiten ſtehen. Der meine iſt beſonders liebenswürdig. Du wendeſt dich weg, artiger Knabe! Du fliehſt mich! O! ſo bleibe doch. Komm in meine Arme!

Erſter Knabe (macht eine Bewegung nach der linken Seite).

Phone (folgt ihm).

Erſter Knabe (wendet ſich gegen die rechte und zeigt ſeine ſchwarze Hälfte).

Phone. Was ſeh' ich? Welch ein wandelbarer Chamäleon biſt du? Erſt ziehſt du mich mit allen Reizen an, nun erſcheinſt du mir fürchterlich. An dieſer Verwandlung erkenne ich dich wohl.

Erſter Knabe (der ſich wieder nach der linken Seite wendet und ſeine helle Hälfte zeigt).

Phone. Nun ſehe ich dich wieder heiter und ſchön. So abwechſelnd gefällſt du mir eben. Ich muß dich haſchen, dich feſt halten und vermag ich es nicht, ſo will ich dich ewig verfolgen.

(Beide ab, an der linken Seite des Grundes.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Phone und dem erſten Knaben.

Nymphe (zu dem Knaben). Laß mich in dieſen glänzenden Prachtſälen, in denen ich nur ein unendlich Leeres empfinde, dich liebes Kind an mein Herz drücken, und in deiner Kindernatur mich wieder herſtellen.

Zweyter Knabe (hebt die komiſche Maske empor und hält ſie vor's Geſicht).

Nymphe. O pfui! welch ein Abscheu! welch ein Schreckbild! welch Entsetzen! Entferne dich! (Sie macht einige Schritte gegen die linke Seite, der Knabe tritt ihr nach.) Laß mich! bleib zurück! Welch ein böser Genius verfolgt mich. Ahnete mein Herz doch hier nichts Gutes. Wie entkomme ich? wo fliehe ich hin? (Sie entflieht, vom Knaben verfolgt, nach der rechten Seite des Grundes.)

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Nymphe und zweyter Knabe.

Vater (welcher die ganze Zeit mit Verwunderung da gestanden, an der linken Seite ein wenig hervortretend). Wunderbar genug geht's hier zu. Ich erhole mich noch nicht von meinem Erstaunen. Möchte ich doch wohl wissen wie das zugegangen ist? wo wir sind? welcher König diesen Pallast bewohnt? Besonders artig aber sind ich es von den Geistern, daß sie auch gleich für unsere Garderobe gesorgt haben. Potz Fischchen! ich dächte so könnten wir uns bei Hofe wohl sehen lassen. (Er geht mit Behaglichkeit nach dem Grunde.)

Sechszehnter Auftritt.

Merkur allein
(gegen die Zuſchauer vortretend).

Wenn ihr, verehrte Viele, die ſich dieſen Tag,
Zu unſres Feſtes Weihe, mächtig zugedrängt,
Des erſten Spiels leichtfertige Verworrenheit
Mit günſt'gen Augen angeſehn, mit günſt'gem Ohr
Die räthſelhaften Reden willig aufgefaßt;
So ſind auch wir der Pflichten dankbar eingedenk,
Und ohne Säumen tret' ich abgeſendet her,
Den Schleier eilig wegzuheben, der vielleicht
Noch über unſern raſchbewegten Scherzen ſchwebt.

Wenn das Gefühl ſich herzlich oft in Dämmrung freut,
So gnüget heitre Sonnenklarheit nur dem Geiſt.
Und eurem Geiſte zuzuſprechen haben wir
Beſondrer Formen bunte Mannichfaltigkeit,
Verwegen und vertraulich, euch vorbei geführt.

Zuvörderſt alſo wird euch nicht entgangen ſeyn,
Daß jener Bauernſtube niedrige Gelegenheit
Das alte Schauſpielhaus bedeutet, das euch ſonſt,
Mit ungefälliger Umgebung oft bedrängt
So gut als uns, und das wir ſämmtlich ſtets verwünſcht.
Geſprengt iſt jene Raupenhülle, neu belebt
Erſcheinen wir in dieſes weiten Tempels Raum.
Bedeutend iſt's zu gleicher Zeit und wirklich auch;
Denn ihr habt Alle beſſern Platz, ſo gut als wir.
Drum Lob den Architekten, deren Sinn und Kraft,
Auch den Gewerken, deren Hand es ausgeführt!

Und wenn wir aus dem alten in den neuen Raum
Zu Fuße nicht gegangen, sondern unverhofft
Ein höh'res Wirken scheinbar uns hinweg geführt;
So zeigen diese Scherze, daß wir, mehr und mehr,
Zu höh'ren Regionen unsrer edlen Kunst
Uns aufzuschwingen, Alle vorbereitet sind.

Weil aber uns im Sinne schwebt der alte Spruch:
Daß von den Göttern alles zu beginnen ist;
So denket jener Oberhäupter, deren Gunst
Des neuen Zustands heitre Freundlichkeit gewährt,
Der beiden Fürsten, die von Einem alten Stamm
Entsprossen, und gerüstet mit des Wirkens Kraft,
In ihrer hohen Thaten unbedingten Kreis
Auch uns, mit Vaterarmen, gütig aufgefaßt.
So danket Jenem, dieses Landes höchstem Herrn,
Der in dem holden Thale, das den grünen Schmuck
Belebter Zierde seiner Vaterhand verdankt,
Auch uns den Platz bezeichnen wollen, uns, zugleich
Mit all den Seinen, friedliche Gesetzlichkeit
Und reifer Fülle sichern Dauerstand gewährt.
Sodann, dem Nahverwandten danket, der uns her
Gesendet, einen Musertheil des lauten Chors,
Der ihn umgibt, verbreitend Kunst und Wissenschaft.

So haben beide väterliche Fürsten denn
Der neuen Anstalt solche hohe Gunst erzeigt,
Auf daß, an unsern Stellen, beide, wir und ihr,
Gedenken mögen, im Vergnügen unsrer Pflicht:
Uns wechselsweis zu bliden. Denn der Künste Chor
Tritt nie behaglich auf, wofern er nicht bequem
Gebahnte Wege findet. Durch ein wild Gesträuch,

Durch rohen Dorugefechtes Unzugänglichkeit
Kann er die leichten Tänze nicht gefällig ziehn.
Was sie zu leisten immer auch sich vorgesetzt,
Gelingt nur dann und wächst nur dann erst weiter fort,
Wenn schon gebildet ihnen, heiter, Herz und Sinn
Mit lebenskräft'ger Fülle reich entgegen strebt.

So denken Jene, die uns diesen Platz vertraut;
Und also denkt der große König ebenfalls,
Der nachbarlich an diese reiche Fluren gränzt.
Auch er erwartet, auf gesunden derben Stamm
Gepfropfter, guter edler Früchte sich zu freun,
Und hoffet reiner Sitten innerlich Gesetz
Im Busen seines Volks lebendig aufgestellt,
Und, auf dem Weg durch die Gefilde schöner Kunst,
Nach lebensthät'gen Zwecken unverwandten Blick.

So füllet weihend nun das Haus, ihr Erdengötter,
[illegible]rdig ernster Gegenwart, mit edlem Sinn.
Daß, schauend oder wirkend, Alle wir zugleich
Der höhern Bildung unverrückt entgegen gehn.

Und bietet aller Bildung nicht die Schauspielkunst,
Mit hundert Armen, ein phantast'scher Riesengott,
Unendlich mannichfalt'ge, reiche Mittel dar?
Davon an unsern kleinen Kreis heran zu ziehn,
So viel als möglich, ist ein unverrückt Gesetz
In unserm Haushalt, und wir haben heute gleich
Das *was wir bringen* euch in Bildern dargestellt.
Von denen geb' ich schuld'ge Rechenschaft zum Schluß,
Damit ihr deutlich schauet unsern ganzen Sinn.

Siebenzehnter Auftritt.

Merkur. Mutter Marthe.

Mutter (eilig von der rechten Seite her eintretend). Iſt denn niemand, gar niemand hier? Ich laufe mich, in den weitläufigen Kreuzgängen, faſt außer Athem. Es wird mir bange in dieſer Einſamkeit.

Merkur.

So ſchneidet mir die gute Frau den Vortrag ab.

Mutter (ihn erblickend). Gott ſey Dank, wieder eine lebendige Seele! Wer ihr auch ſeyd, habt Barmherzigkeit mit mir, ſagt mir wo ich bin, wo mein Mann iſt, und weil ihr gewiß mit dieſen Hexenmeiſtern zuſammenhängt, ſo ſchafft mir doch meine Sonntagskleider. Zu Hauſe im Kaſten liegen ſie ganz ordentlich auf einander. Für einen von euren Geiſtern iſt es ein kleines Packet, und mir iſt alles daran gelegen, mich, als eine wohl anſtändige Perſon, zu recommandiren.

Merkur

(gegen das Publikum gewendet).

Doch, daß ich ihre Gegenwart ſogleich benutze;
So ſprech' ich's aus: Hier dieſe gute Frau,
So wenig es ihr Anſehn geben mag,
Iſt ſelbſt ein allegoriſch Weſen.

Mutter. Wie? was? ich ein Weſen? ich allegoriſch? Das ſagt mir ein anderer nach. Ich bin nicht allegoriſch, bin nicht à la mediſch. Doch wenn

ich ſaubere Kleider haben will, um mich anſtändig, in vornehmer Geſellſchaft ſehen zu laſſen, ſo iſt es eine Schuldigkeit. Man geht nicht mit Alltagskleidern in die Kirche.

Merkur

(immer gegen das Publikum gekehrt).

Man könnte ſie auch wohl ſymboliſch nennen.

Mutter. Das iſt zu arg, mein Herr, ich bin nicht ſimpel. Ein gutes einfaches Weib bin ich, das will ich bleiben und dafür gelten. (Sie weint.)

Merkur (wie oben).

Sie weine nur, bis ich mich deutlicher erklärt.
Sie zeigt, ſymboliſch, jenes aufgeweckte Spiel,
Das euch, grotesk, die Menſchen darzuſtellen wagt.
Beſchränkten Eigenwillen, heftige Begier
Und Abſcheu, Zornes Raſerey und faulen Schlaf,
Leichtfertige Verwegenheit, gemeinen Stolz.
In ſolchem Spiele tritt ſie auf als Meiſterin
Und außerdem, in manchem Sinn, erfreut ſie euch.
Doch heute hat ſie ſich das Eine Bauerweib
So feſt in Kopf geſetzt.

(Auf ſie losgehend.)

Madam!

Mutter. Ey was Madam! Frau Marthe bin ich.

Merkur.

Wer dieſe Säle nur betritt der iſt Madam;
Drum fügen Sie ſich nur.

Mutter (ihm ſcharf in's Geſicht ſehend). Irr' ich mich

nicht, ſo ſeyd ihr gar der Schelm, der mir den Mann entführt. Wo iſt mein Mann?

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Vater Märten (im Staatskleide).

Merkur.

Dieß zu erfahren fragen Sie die Excellenz,
Die dort ſich, gravitätiſch langſam, her bewegt.
Der Herr muß alles wiſſen, denn er iſt ſchon längſt
Der Königin Fac Totum, die uns All vereint.

Mutter (geht, mit zunehmenden Reverenzen, auf den Hereintretenden los).

Merkur.

Ich rede wahr, denn mannichfaltig ſind des Manns
Bemühungen, ihr wißt es wohl, in manchem Fach;
Doch heute ſtellt er euch das biedre Schauſpiel dar,
Das euch des bürgerlichen Lebens innern Gang,
Mit wahrer Form und Farbe, vor die Augen bringt.
Ihr wißt, wem dieß die deutſche Bühne gern verdankt.
Nicht ungerüſtet kommen wir zu dieſem Fach.

(Wie die beiden andern vortreten, zieht er ſich ein wenig zurück.)

Vater (der gravitätiſch, ohne auf die Frau zu merken, gegen das Proſcenium hervor gekommen). Was will ſie, gute Frau?

Mutter. Ach! gnäd'ger Herr! wo iſt mein Mann? Sie haben mir meinen Mann entführt.

Ich bitte, um aller Welt willen, ſchaffen Sie mir ihn wieder.

Vater. Haben ihn die Werber weggenommen? So eine junge hübſche Frau mag wohl einen hübſchen, rüſtigen Mann haben. Ich bedaure ihren Verluſt! Es geht jetzt etwas heftig mit der Rekrutirung.

Mutter. Ach mein Gott! was ſprechen Euer Excellenz! was ſprechen Sie von rüſtig! von Rekruten! Einen armen, alten, ſchwachen Ehekrüppel muß ich ſchon mehrere Jahre nur ſo hegen und pflegen.

Vater (halb für ſich). Ey du vermaledeytes Weib!

Mutter. Was meinen Euer Excellenz?

Vater (mit verhaltenem Zorn). Ich meine: daß eine Frau beſſer von ihrem Mann ſprechen ſollte.

Mutter. Verzeihen Euer Excellenz, ich habe viel zu viel Reſpect, um Ihnen eine Unwahrheit zu ſagen. Die Haushaltung liegt ganz allein auf mir, mit dem Feldbau geht es nur ſo ſo. Nun hat er ſich aus lauter Müßiggang, bei'm Pfeifchen Tabak, einen neuen Hausbau ausgedacht. Ueberhaupt weiß ich gar nicht, was ich denken ſoll. Ehemals tappte er, nun man ſollte es nicht ſagen, aber wahr iſt's, auf allen Vieren, nur ſo durch die Welt hin, und ſah weder rechts noch links, und gehorchte mir blindlings; nun aber hat er ſich auf einmal auf die Hinterbeine geſetzt.

Vater. Ordentlich wie ein Menſch? Da thut er wohl dran.

Mutter. Keineswegs, denn gleich hauen die Männer über die Schnur, wenn man ihnen ein bischen Luft läßt. Er hat sich mit Hexenmeistern eingelassen, die haben ihn auf und davon geführt und mich selbst bebert, daß ich nicht weiß wo ich zu Hause bin. Der thörichte Graukopf ist an allem Schuld.

Vater. Sie sollte vom Alter nicht verächtlich reden! weiß sie das! Ich bin auch alt und bin kein Krüppel, kein Tagedieb.

Mutter. Ach, ich bitte tausendmal um Vergebung! mit Euer Excellenz ist es ganz was anders. Euer Excellenz stehen so derb auf den Füßen, anstatt daß mein Alter immer mit geknickten Knieen herumschlurft. Wie schön gerad halten Sie sich nicht, indeß mein Alter krumm und gebückt einher geht. In Euer Excellenz glattem Gesicht ist keine Runzel zu bemerken! und nun gar der Anstand, die majestätische Perrücke. Wie glücklich ist Ihre Frau Gemahlin, einen solchen Herrn zu besitzen.

Vater. Wer weiß wie sie hinter seinem Rücken spricht.

Mutter. Was könnte sie anders als Gutes?

Vater. Das denkt jeder gute Ehemann und läßt sich bei der Nase herum führen; aber das wird uns gar zu schlecht gelohnt. Marthe! Marthe! das hätte ich nicht von dir gedacht.

Mutter. Was höre ich! was seh' ich! die Excellenz und mein Mann ist es Einer? sind es Zwey?

Merkur

(der zwischen sie hinein tritt, ein Gewand auf dem Arm).

Er ist es freilich! Wundern müssen Sie sich nicht
In diesem Wunderlande. Fassen Sie sich, gute Frau!
Vor allen Dingen aber ziehen Sie nur das Gewand
Gefällig an; auch dieses wird ein Wunder thun:
Es frischet Ihnen das Gedächtniß lebhaft an,
Vergangner Tagen werden Sie gedenken gleich.

Mutter. Nun lassen Sie sehen! (Sie nimmt das Gewand über.)

Merkur.

Und haben Sie von Seelenwandrung nicht gehört?

Mutter. Ach, ich weiß nicht ob meine Seele oder mein Körper auf der Wanderschaft ist.

Merkur.

Wir eben Alle sind dergleichen wandernde,
Beweglich muntre Seelen, die gelegentlich
Aus einem Körper in den andern übergehn.
Zum Beispiel! haben Sie Frau Wunschel nicht gekannt?

Mutter. Ja, Frau von Wunschel wollen Sie sagen. Ich erinnere mich derselben noch gar wohl. Eine liebe, liebe Frau. (Hier wird eine schickliche Stelle aus der Rolle der Madame Wunschel eingeschaltet.)

Merkur.

Die Frau von Brumbach ist wohl Ihnen auch nicht fremd?

Mutter. Ach ja, es ist eine Dame in ihren besten

Jahren. Sie hatte ſo ein Gänschen von Nichte. (Hier wird eine ſchickliche Stelle aus der Rolle der Frau von Brumbach eingeſchaltet.)

Merkur.

Das alles waren Sie und ſind es immer noch,
Sobald Sie wollen, meine liebe, gnäd'ge Frau!

Mutter. Nun ſpricht der Herr ganz vernünftig. Das laß ich mir gefallen.

Merkur.

Nun edler Herr! die Hand an dieſe Dame hier!
Verſöhnung! Was man Märten Uebels zugefügt,
Das darf die Excellenz nicht ahnden.

(Mann und Frau geben einander die Hände.)

So iſt's recht,
Und nun, als Baucis und Philemon unſers Tempelbau's,
Genießet lange lange noch des guten Glücks,
Die Herrn und Frauen zu ergetzen. Tretet bald,
Als Oberförſter, Oberförſterin, im Glanz
Der Kunſtnatur, willkommen und bewundert auf.
Nun aber, dächt' ich, Zeit iſt's, wir empfehlen uns.

Mutter. Ey freilich! das verſteht ſich von ſelbſt. Wir werden nicht weggehen wie die Katze vom Taubenſchlag. Und ſomit wollen wir uns beſtens empfohlen haben. Es ſoll uns jederzeit angenehm ſeyn, wenn Sie einkehren, und mit uns vorlieb nehmen wollen.

Vater. Ich confirmire mich mit meiner geſprächigen Hälfte, und wünſche allerſeits wohl zu leben.

(Er gibt ihr den Arm und ſie gehen zuſammen ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Nymphe. Zweyter Knabe (der sie verfolgt). Merkur.

Nymphe (flieht vor dem Knaben, der sie mit der Maske scheucht; sie eilt auf Merkur los, und wirft sich ihm um den Hals). Rette mich geliebter, schöner, göttlicher Jüngling von dem ungeheuern Gespenst, das mich verfolgt. Du erschienst mir vor Kurzem in menschlicher Bildung, und gleich neigte sich mein Herz dir zu. Ich erquickte dich mit irdischem Trank; nun laß mir auch deine himmlische Gewalt zu Gute kommen.

Merkur.

Du süße kleine Leidenschaft erhole dich.

Nymphe. Ihr habt mich weggerissen aus der stillen ländlichen Wohnung, wo ich die unschuldigsten Freuden genoß; ihr habt mich in diese Säle geführt, wo für mich nichts Reizendes zu finden ist, wo mich Larven verfolgen, vor denen ich keine Rettung finde, als an deinem Busen.

Merkur

(indem Nymphe an ihm gelehnt bleibt, zu den Zuschauern).

Indem sich, meine Herrn, das schöne Kind
An meinen Busen drängt, verwirr' ich mich;
Vergesse fast daß ich als Gott mich dargestellt,
Und daß ich überdieß, als Prologus,
Als Commentator dieses ersten Spiels
Vor euch in Pflichten stehe; doch verzeiht!

Ich ſelber finde meine Lage ſehr bedenklich.
Und wenn das ſchöne liebevolle Kind
Nicht eilig ſich erbeut, daß ich mich ſchnell
Von ihr entfernen kann, ſo fürcht' ich ſehr,
Die Flügelchen an Hut und Schuh und Stab
Verpfänd' ich gegen einen einz'gen Kuß.
Indeſſen will ich mich um euretwillen
So gut als möglich faſſen, euch ſo viel
Nur ſagen: daß mein gutes, holdes Kind
Das Liebliche, Natürliche bedeutet,
Das ſich ſo redlich ausſpricht wie es iſt,
Das ohne Rückhalt ſein gedrängt Gefühl
Auf Bäume, Blüthen, Wälder, Bäche, Felſen,
Auf alte Mauern, wie auf Menſchen überträgt.

(Zu Nymphe)

Biſt du beruhigt liebe kleine Seele?

Zweyter Knabe (zu Merkur).

Ihr ſprecht von allen gegen dieſe Herren;
Nur mich vergeßt ihr; ſagt auch, wer ich bin.

Merkur.

Wohl billig kommt die Reihe nun an dich;
Doch producire dich nur ſelbſt! du ſiehſt es ja,
Ich habe hier genug zu thun. Friſch und beherzt
Hervor und ſprich: der Jüngſte bin ich dieſes Chors,
Das maskenhafte Spiel, das ein gewandter Freund
Aus Roms verfall'nem Schutte, ja, was mehr,
Aus altem Schulſtaub neubelebt heraufführt.
Laß deine Maske ſehen! dieſe da!

(Das Kind legt die komiſche Maske auf)

Dieß derbe wunderliche Kunſtgebild
Zeigt, mit gewalt'ger Form, das Franzenhafte;

(Das Kind legt die tragiſche Maske auf.)

Doch dieſes läßt vom Höheren und Schönen
Den allgemeinen, ernſten Abglanz ahnen.
Perſönlichkeit der wohlbekannten Künſtler
Iſt aufgehoben; ſchnell erſcheinet eine Schaar
Von fremden Männern, wie dem Dichter nur beliebt,
Zu mannichfaltigem Ergetzen, eurem Blick.
Daran gewöhnt euch, bitten wir nur erſt im Scherz,
Denn bald wird ſelbſt das hohe Heldenſpiel,
Der alten Kunſt und Würde völlig eingedenk,
Von uns Kothurn und Maske willig leiden.
Sie kennen dich! nun Liebchen ſey es dir genug,
Ein Andres bleibt uns übrig, dieſes holde Kind,
Das dich ſo ſchüchtern ſtoh, dir zu verſöhnen.
Drum heb' ich meinen Stab, den Seelenführer,
Berühre dich und ſie. Nun werdet ihr,
Natürliches und Künſtliches, nicht mehr
Einander widerſtreben, ſondern ſtets vereint
Der Bühne Freuden mannichfaltig ſteigern.

Nymphe.

Wie iſt mir! welchen Schleier nahmſt du mir
Von meinen Augen weg, indeß mein Herz
So warm als ſonſt, ja freier, glüht und ſchlägt.

(Merkur tritt zurück.)

Herbei du Kleiner! keinen Gegner ſeh' ich,
Nur einen Freund erblick' ich neben mir.
Erheitre mir die ſonſt beladne Bruſt.
In meinen Ernſt verflechte deinen Scherz
Und laß mich lächeln, wo die bittre Thräne floß.
Im Sinne ſchwebt mir eines Dichters alter Spruch,

Den man mich lehrte, ohne daß ich ihn begriff,
Und den ich nun verstehe, weil er mich beglückt.

Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen,
Und haben sich, eh man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden,
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wohl nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst, in abgemess'nen Stunden,
Mit Geist und Fleiß, uns an die Kunst gebunden;
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen.
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will muß sich zusammen raffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

(Rompre mit dem Knaben ab.)

Zwanzigster Auftritt.

Merkur. Erster Knabe.

Erster Knabe (eilig herantaufend).

Beschütze mich! Dort hinten folgt mir jene!
Sie will mich haschen und ich leid' es nicht.

Merkur.

Gelegen wirst du, allerliebstes Wunderkind,
Mir in die Hände deine Wechselfarbigkeit.
Den Augenblick benutz' ich euch zu sagen:

Daß wir, die Phantaſie euch darzuſtellen,
Ein ſchäckig Knäblein mit Bedacht gewählt.
Dieß Zwerglein, wenn es ungebunden ſchwärmt,
Macht Glück und Unglück, wie dem Augenblick beliebt.
Bald wird's euch düſter das Vergangne mahlen,
Mit trübem Firniß gegenwärt'ge Freuden,
Und mit der Sorge grauem Spinnenſtor
Der Hoffnung reizendes Gebild umnebeln.
Bald wieder, wenn ihr in die tiefſte Noth
Verſunken ſchon verzweifelt, euch behend
Der ſchönſten Morgenröthe Purpurſaum
Um das gebeugte Haupt, erquickend, winden.
Doch iſt er auch zu bänd'gen. Ja, er bändigt
Sogar ſich ſelbſt, ſobald ich ihm den Stab
Vertrauend überliefre, der die Seelen führt.
Sogleich iſt er geregelt, und ein roher Stoff
Zu neuer Schöpfung bildet ſich zuſammen.
Wie von Apollo's Leyer aufgefordert,
Bewegt, zu Mauern, das Geſtein ſich her,
Und wie zu Orpheus Zaubertönen eilt
Ein Wald heran und bildet ſich zum Tempel.
Uns alle führt er an, wir folgen ihm,
Und unſre Reihen ſchlingt er mannichfach.
Beſonders aber ſtrebt ihm jene Schöne dort,
Auf des Geſanges raſchem Fittig, nach.
Wär' er zu halten, dieſe hielt' ihn feſt;
Doch wollt' er bleiben, ſie entließ ihn gleich.

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Phone.

Phone.

Ich ſeh' du haſt ihn! alſo liefre mir ihn aus.

Merkur.

Zuerſt erlaube daß ich dich erkläre!

Phone.

Ein Mädchen zu erklären, wäre Kunſt.

Merkur (zu den Zuſchauern).

Der Oper Zauberfreuden ſtellt ſie vor.

Phone.

Was ſtell' ich vor?

Merkur.

Die Oper, den Geſang!

Phone.

Vorſtellen läßt ſich der Geſang nicht; aber leiſten.

Merkur.

Nur friſch, zur allgemeinen Freude, immer zu!

Phone.

(Sie ſingt eine große Arie, nach deren Schluß ſie ſich gegen den Grund wendet.)

Merkur.

Zum Schluſſe, merk' ich, neigt ſich unſer buntes Spiel.

(Zum erſten Knaben, der ſich, indeſſen daß Phone ſingt, im Hintergrunde aufgehalten hat, und wie ſie nach dem Hintergrunde geht, ſogleich wieder zu Merkur hervor eilt.)

Hier

Hier haſt du meinen Stab, nun geh', mein Kind,
Und führe mir die Seelen alle her.

(Das Kind geht ab.)

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Merkur. Pathos.

Merkur.

Sie kommt in ſtillem Ernſte, die uns heut
Das Tragiſche bedeutet, hört ſie an.
Was ſie zu ſagen hat, verkünde ſie allein.

(Er entfernt ſich.)

Pathos.

Sie ſind gethan die ungeheuren Thaten,
Kein heißer Wunſch ruft ſie zurück,
Kein Wählen gilt, es frommt kein Rathen,
Zerſtoben iſt auf ewig alles Glück.
Von Königen ergießt auf ihre Staaten
Sich weit und breit ein tödtliches Geſchick.
Welch eine Horde muß ich vor mir ſehen?
Das Schreckliche geſchieht und wird geſchehen!

Der Nächſte ſtößt den Nächſten tückiſch nieder,
Und tückiſch wird zuletzt auch er beſiegt;
Denn, wie ein Schmied, im Feuer Glied an Glieder
Zur ehrnen, ungeheuren Kette fügt,
So ſchlingt in Greuel ſich ein Greuel wieder,
Durch Laſter wird die Laſterthat gerügt:
In Todesnebel, Höllenqualm und Grauſen
Scheint die Verzweiflung nur allein zu hauſen.

Doch ſenkt ſich ſpät ein heiliges Verſchonen
In der Beklemmung allzudichte Nacht,
Am holden Blick in höh're Regionen
Fühlt nun ſich jedes edle Herz erwacht,
Dort drängt's euch hin, dort hoffet ihr zu wohnen,
Auf einmal wird ein Himmel euch gebracht;
Vom Reinen läßt das Schickſal ſich verſöhnen,
Und alles löſ't ſich auf im Guten und im Schönen.

Letzter Auftritt.

Alle.

Sie reihen ſich in folgender Ordnung:

Marthe. Nymphe. Zweyter Knabe.
Pathos. Erſter Knabe. Phone.
Märten.

Merkur

(der vorwärts an die linke Seite tritt).

Und wenn ſie nun zuſammen ſich geſellen,
Nach der Verwandtſchaft endlich anzereiht;
So merkt ſie wohl, damit in künft'gen Fällen
Ihr ſie erkennet, wenn von Zeit zu Zeit
Sie einzeln ſich euch vor die Augen ſtellen,
Wenn jedes einzeln ſeine Gabe beut.
Zu unſrer Pflicht könnt ihr uns liebreich zwingen,
Wenn ihr genehmigt was wir bringen.

Prolog

bei Wiederholung des Vorſpiels in Weimar.

Ein Schiffer, wenn er nach beglückter langer Fahrt,
An manchem fremden Ufer mit Genuß verweilt,
Und mancher ſchönen Früchte, landend, ſich erfreut,
Empfindet erſt der höchſten Wünſche Ziel erreicht,
Wenn ihm der heim'ſche Hafen Arm und Buſen beut.
So geht es uns, wenn wir, nach manchem heitren Tag,
Den wir, an fremder Stäte, thätig froh verlebt,
Zuletzt uns wieder an bekannter Stelle ſehn,
Wo wir als in dem Vaterland verweilen; denn
Wo wir uns bilden, da iſt unſer Vaterland.
Doch wie wir denken, wie wir fühlen iſt euch ſchon
Genug bekannt, und wie, mit Neigung und Vertrau'n
Und Ehrfurcht, wir vor euch uns mühen wißt ihr wohl.
Darum ſcheint es ein Ueberfluß, wenn man mich jetzt
Hervorgeſendet euch zu grüßen, unſern Kreis
Auf's neu euch zu empfehlen. Auch erſchein' ich nicht
Um deſſentwillen eigentlich, wiewohl man oft
Das ganz Bekannte mit Vergnügen hören mag;
Denn heute hab' ich was zu bitten, habe was
Gewiſſermaßen zu entſchuld'gen. Ja, fürwahr!
Das was wir wollen, was wir bringen, dürfen wir
Euch nicht verkünden, da vor euren Augen ſich
Was wir begonnen, nach und nach entwickelt hat;
Als wir jedoch die nachbarliche Flur beſucht,
Und dort, vor einer neuen Bühne, großen Drang

Der Fremden zu gewarten hatten, die vielleicht
Der kühnen Neuerungen Wagestücke nicht
Mit günst'gen Augen sähe, unserm Wunsch gemäß;
Da traten wir zusammen, und in seiner Art
Ein jeder suchte das zu leisten, was ihm wohl
Am leidlichsten gelänge; was denn auch zuletzt
Auf Mannichfaltigkeit des Spieles, deren wir
Uns rühmen dürfen, leicht und heiter deutete.
Das ist denn auch gelungen, und wir hatten uns,
Auf manche Weise, der geschenkten Gunst zu freu'n.

Vielleicht nun wär' es klug gethan, wenn wir's dabei
Bewenden ließen, das was glücklich dort gewirkt,
Weil es besonders zu dem Fall geeignet war,
Nicht wiederbrächten, hier, wo es doch eigentlich,
An mancher Stelle, nicht gehörig passen mag.

Weil aber das Besondre, wenn es nur zugleich
Bedeutend ist, auch als ein Allgemeines wirkt,
So wagen wir, auf eure Freundlichkeit, getrost,
Euch eben darzubringen was wir dort gebracht.
Ihr habt uns oft begleitet in die fernste Welt,
Nach Samarkand und Peking und in's Feenreich;
So laßt euch heut gefallen in das nächste Bad
Mit uns zu wandern, nehmt bequemen Platz daselbst,
In einem neuen Hause, das in kurzer Zeit,
Fast wie durch Zauberkünste, sich heraufgebaut;
Gedenkt, mit Lächeln, einer alten Hütte dann,
In der ihr sonst, mit Unlust, oft die Luft gesucht;
Denn etwas ähnlich's ist euch doch auch hier geschehn.

Und wenn ihr das was andern zubereitet war
Mit gutem Willen zu genießen euch entschließt,
So werdet ihr wohl manches finden, das ihr euch
Und eurem Zustand anzueignen nicht verschmäht.
Das alles hegt in seinem Herzen! bitt' ich euch!
Und mit Gefühl und Phantasie empfanget mich,
Wenn ihr, als fremde Herrn und Frauen, mir zuletzt,
Als Sachsen und als Preußen, anzureden seyd.

Was wir bringen.

Fortsetzung.

Vorspiel,

zu

Eröffnung des Theaters in Halle,

im July 1814,

von

Goethe und Riemer.

Wald, Tempel.

Vorn zwey alte Baumstämme.

Erster Auftritt.

Merkur.

Das was vor Jahren wir in Lauchstädt brachten,
Das ist von euch noch Manchen wohlbekannt,
Und damals galt's ein eng veraltet Haus
Mit einem neuen freiern zu vertauschen.
Da ward es jedem wohl, wenn aus der Klemme
Er in die breite bess're Wohnung trat,
Und mit Bequemlichkeit und heitrem Sinn
Die Bilder schaute wie sie gaukelten.
Heut aber sehen wir kein neues Haus;
Es ist dasselbe das durch eure Gunst
Uns öfter schon zu eurer Lust empfing;
Doch find' ich es verändert, weiß nicht wie?

Es kommt mir vor, als ob die sämmtlichen
Die Ellenbogen freier zu bewegen
Im Falle wären, ohne grad' einander
Unfreundlich anzustoßen. Alle scheinen mir
Bequemlicher zu sitzen, ob die Bänke gleich

Nicht frisch gepolstert sind. Was ist denn das?
Ich frage, wie ihr seht, und weiß genau
Schon was ich frage, drum antwortet nicht:
Denn wir verstehn uns schon, und wollen uns
Wie sonst vergnüglich unterhalten; ist ja doch
Gerechte Zeit für dießmal uns gegeben.

Nun, auf besagtes Damals noch einmal
Zurück zu kommen, sind euch wohl die beiden
Gestalten noch zumeist erinnerlich,
Die ihrer Zeit als komisch treues Pärchen
Euch in so mancher Formenwandelung
Durch ihrer Laune guten Fluß ergetzten.
Sie sind der Welt bekannt, und ihre Namen
Nennt schon der alten Dichter frommer Mund;
Doch darf, ja muß ich sie wohl auch euch nennen,
Wie ich sie damals euch schon vorgestellt.
Philemon heißt der Mann, und Baucis sie.
Soweit ist alles gut! Doch nun vernehmt,
Was mit den guten Alten sich begeben.

Es hat der Götter Schluß und gnäd'ger Wille
Das treu verdiente Paar im Fach der Alten,
So zur Belohnung ihrer würd'gen Thaten
Als auch der Welt zum Muster und Exempel,
In zwey Standbildern rühmlichst aufgestellt,
Und, weil besonders sie als Oberförster
Und Oberförsterin wohlgefällig sich gezeigt,
Ganz in der Draperie von schönen Bäumen,
Zur Zier des Tempels dem sie würdig dienten. —
Da stehn sie nun in grünen Uniformen
Auf's munterste mit Epheu decorirt,

Und ruhn gemächlich so in ihren Fächern
Noch als die treuen immergrünen Alten.

Heut aber ist es Zeit, die rechte Zeit
In's Leben sie, zum Leben zu erwecken,
Damit sie Anthell auch zum zweytenmale
An allem nehmen was der Tag uns bringt,
Und bei des Friedens allgemeiner Feyer
Die Alten jugendlich sich wieder freuen.
Sie geben sich vor so viel werthen Gästen
Wohl ganz wie sonst auf's heiterste zum Besten.
Wir wollen sehn ob ihr Humor erhalten —
Ich gehe jetzt und wecke erst den Alten.

Doch wie? — was ist mir? wie befangen
Auf einmal sind mir Hand und Herz!
Es stockt in meinen Busen das Verlangen —
Und mich verläßt gewohnter Scherz.

(Ernste Musik, mehr feyerlich als traurig, kann nachstehendes melodramatisch begleiten.)

Denn Geisterstimmen, wie aus tiefen Klüften,
Vernehm' ich nah' und näher in den Lüften,
Verhängnißvolle Wundertöne,
Die mir der Parcen nahe Zukunft deuten. —
Ihr müßt auf eine andere Scene
Auf Ernst und Feyer euch bereiten:
Nicht günstig ist die Zeit den Scherzen;
Der Himmel selbst scheint sich zu schwärzen. —

Doch fürchtet nicht! Die Seelen sanft berühren
Ist mir die viel willkommenere Pflicht
Als sie den Schatten zuzuführen;
Drum schaut getrost: es bleibe Licht!

Zweyter Auftritt.

Merkur.

Der Parcen jüngste seht ihr kommen
Die Aller Lebensfaden spinnt;
Ernst ist sie zwar in sich genommen,
Doch allen Menschen hold gesinnt;
Und wie ich mag aus ihren Blicken lesen,
Ist heitrer dießmal ihr gefällig Wesen:
Gewiß, ein großes Werk ist ihr gelungen,
Worin der Welt ein Heil und euch entsprungen.

(Klotho läßt sich auf dem Felsen sehen.)

Dritter Auftritt.

Klotho

(langsam herunterkommen).

Ein würdig Daseyn ward von mir gesponnen,
Das vollgedrängt die goldne Spindel trägt;
Von guter Mischung hab' ich, wohlbesonnen,
Gehalt und Kraft des Fadens angelegt,
Zum Heil der Menschen ward das Werk begonnen,

(zu Merkur)

Zu ihrem Heil in deine Hand gelegt;
Du wirst es dann der Schwester übergeben,
Sie weis es aus zum wirkungsreichen Leben.

Merkur.

Ein treffliches Gespinnst, muß ich bekennen:
Der Faden tüchtig und durchaus sich gleich,
Voll ächtes Werth's, an Wundergaben reich,
Wie ihren Lieblingen die Götter gönnen:

Des Sängers Mund, des Sehers hohe Kraft,
Des Arztes Kunst und tiefe Wissenschaft. —

Klotho

(zu den Zuschauern gewendet).

Und dieses Leben sollt ihr billig kennen,
Das Land wohl kennen, dem es angehört,
„Das immerdar in seiner Fluren Mitte
Den deutschen Biedersinn, die eigne Sitte,
Der edlen Freiheit längsten Sproß genährt,"
Das meerentrungne Land voll Gauen, Wiesen,
Den reichen Wohnsitz jener tapfern Friesen.

(Klotho ab. Lachesis kommt, ein Kind trägt die Weise.)

Merkur

(reicht ihr nur den Faden hin, und behält die Spindel).

So übergeb' ich denn mit günst'ger Zunge
Dieß theure Pfand den theuren Pflegehänden;
Du legst es an! daß in der Zeiten Schwunge
So edle Kräfte sich zum Zweck vollenden.

Lachesis

(fängt an zu weben; etwas schnell, so daß der Faden einigemal herumgeht).

Merkur.

Gemach! gemach! Nicht mit so raschem Sprunge
Geziemt solch Lebens hohen Werth vergeuden;
Bedenke, daß in jedem Rades-Schwunge
Dem Sterblichen sich Jahre vorbedeuten!

Lachesis.

Rasch schlägt der Puls des jugendlichen Lebens,
Rasch schießt der Pflanze Trieb zum schlanken Kiel;
Die Jugend freut sich nur des Vorwärts-Strebens,
Versucht sich weit umher, versucht sich viel.

Der Kräfte Spielen iſt drum nicht vergebens,
So kennt ſie bald ſich Umfang, Maß und Ziel:
Der Moſt, der gährend ſich vom Schaum geläutert,
Er wird zum Trank, der Geiſt und Sinn erheitert.

So vorgeübt an Geiſt und Willenskräften,
Zum Wiſſen wie zur Thätigkeit gereift,
Führt ihn Beruf zu ſtätigen Geſchäften,
Die er mit Luſt, zu ſicherm Zweck, ergreift,
Weil That und Wiſſen ſich zuſammenheften;
Sich Eins am Andern nährend ſtützt und ſteift;
Und ſo von inn- und außen gleich berufen
Erſteigt er hier des Lehramts hohe Stufen.

Nun öffnet ihm Natur den reichen Tempel,
Er darf vertraut, ihr Prieſter, darin walten;
Nun offenbart er ſie durch Lehre, durch Exempel,
Ihr Wollen ſelbſt muß ſich in That geſtalten;
Entziffernd leicht den viel verſchlungnen Stempel
Muß ſich für ihn ein einfach Wort entfalten,
Da Erdentiefen und des Himmels Sphären
Nur ein Geſetz der Menſchenbruſt bewähren.

Den alten Ruhm, den vorverdiente Geiſter
Für dieſe Stadt durch Werk und Wort begründet,
Er ſetzt ihn fort als weit geprieſ'ner Meiſter,
Der Tauſende von Lernenden entzündet;
Ein ſolch Verdienſt als Lehrer und als Leiſter
Es bleibt dem Thron nicht länger unverkündet;
Der ruft das heilſam immer neue Wirken
Zu höh'rem Glanz nach weiteren Bezirken.

(Amyntor erſcheint in der Thür des Tempels, nähert ſich langſam bei folgenden Versen.)

Und seinem Herzen wird der reine Segen,
Von jenen Banden, jener Spannung frei,
Die fremde Macht und Satzung um ihn legen
Mit schwerem Dämonsdruck der Tyrannei,
Sich wieder selbst, nach deutscher Art zu regen,
Nur seinem Gott, Gesetz und König treu:
„Im Schutz den ihm des Adlers Flügel spenden,
Wo er begonnen, will er treulich enden."

Atropos (bei vorstehenden Worten ganz herangetreten, verflucht den Faden abzuschneiden).

Merkur und Lachesis
(die ersten Worte zugleich, dann Lachesis).

Halt ein! Halt, unerbittlich Strenge,
Wenn je Erbarmen deine Brust belebt;
Dieß Leben ist kein Leben aus der Menge,
Das kein Verdienst und kein Talent erhebt —

Merkur.

Wie es in ewig wechselndem Gedränge
Ein Tag gebiert, ein anderer begräbt;
Gewohnt wie die Natur zu schaffen, heilen,
Sollt' er auch nie das Loos der Menge theilen.

Lachesis.

Und eben jetzt, da kaum der Fried' entblühte,
Der ihm des Wirkens wohlverdiente Frucht
Nach Tagesgluth am milden Abend biete,
Da ich des Lenzes schnell vertauschte Flucht
Ihm durch des Herbstes Dauer reich vergüte
Durch edle Früchte seiner eignen Zucht —

Atropos (einfallend).

Unwiderruflich steht des Schicksals Schluß,
Unfrei vollführ' ich nur ein strenges Muß.

Merkur.

Rührt dich zum Zaudern, zum Verschieben
Nicht dieser Zeiten drängender Moment?

Lachesis.

Nicht Schmerzen seiner Theuren, seiner Lieben,
Und wer ihn Vater, Freund und Retter nennt?

Atropos.

Unthätig bin ich schon zu lang geblieben,
Zuviel schon hab' ich leider ihm vergönnt;
Verwegner greift er nur in meine Rechte
Und trutzt sogar des Schicksals ew'ge Mächte.

Merkur.

Wär' triftig dieser Grund, ihn hätt' ich auch;
Denn ist nicht meines Amts verjährter Brauch
Daß ich die Schatten, die du schaffst, geleite?
Der Raub an dir, ist's auch an meiner Seite;
Doch konnte dieß mich nie zum Neide rühren,
Nie widerstand ich seinem Kunstbemühn;
Und selbst die Gabe die nur mir verliehn,
Die Seelen sanft und schmeichelnd zu berühren,
Ich seh' ihn gern sie klüglich so verwalten,
Um Seel' und Leib im Einklang zu erhalten.

Atropos.

Genug! die graufe Zeit kennt kein Verschonen
Und Strenge herrscht in Hütten wie auf Thronen.
Und dann, wo mir gerechte Ernten reifen,
In offner Feldschlacht, in bedrängten Vesten,
Wenn Heereszüge durch die Länder streifen
Und von den wehlempfangnen rauhen Gästen
Die Seuchen still durch Stadt und Dörfer schleichen,
Ihr wirthlich Dach mir gift'gem Hauch verpesten,

Da tritt Er ein, zu helfen und zu wehren
Die Opfer die mit Recht mir angehören.

Lacheſis.

Schon ſind der Opfer dir zu viel gefallen;
Das Theuerſte ſie haben's hingegeben.
Laß es genug ſeyn! und vor allen
Den Lebenswürdigſten, o laß Ihn leben!

(Plötzlich Nacht.)

Atropos

(den Faden im Moment abſchneidend: im Tempel erſcheint des Vereinigten Namenszug in einem Sternenkranze).

Er lebt! lebt ewig in der Welt Gedächtniß,
Das von Geſchlecht ſich zu Geſchlechtern reiht;
Sein Name wirkt ein heiliges Vermächtniß
In ſeinen Jüngern fort und fort erneut:
Und ſo in edler Nachfolg' und Gedächtniß
Gelangt die Tugend zur Unſterblichkeit.
Zu gleichem Preiſe ſieht ſich aufgefodert
Wem gleicher Trieb im edlen Buſen lodert!

(Ein Waldvorhang fällt vor den Tempel nieder. Es wird Tag.)

Vierter Auftritt.

Merkur.

Hat dieser Auftritt euch im Innersten
Gerührt, bewegt, noch mehr, erschüttert,
So wendet von dem lichten Trosteszeichen
Zurück in's Leben euren feuchten Blick,
In jenes Mannes freundlicher Umgebung,
Die er, ihm selbst geschaffen, euch verläßt,
Um so, durch seiner Nähe still verborgnes
Fortwirken, durch des Lebens Anblick selbst,
Zum Leben immer kräft'ger euch zu stärken.
Denn grünet nicht mit jedes Lenzes Prangen
Sein Schaffen fort, und immer höher, reicher?
Die Bäume die er pflanzte, bieten stets
Mit immer wachsenden und breitern Aesten
Dem Freund, dem Fremdling gern ihr wirthlich Dach. —
Ich höre schon von fern die Schmeichelröne,
Die euch in ihre grüne Wölbung laden:
Es ist die wohlbekannte der Najaden;
Erwartet euch nun eine heitre Scene.
Sie kommt! sie kommt! Doch ich muß fort mich schleichen;
Denn merkt sie mich, so möchte sie entweichen.

Fünfter Auftritt.

Reils Garten.

(Die Melodie: In meinem Schlößchen läßt gar fein, von Blas-Inſtrumenten hinter dem Theater.)

Nymphe der Saale.

I.

Ich ſteh' wohl auf gar morgensfrub
Wenn ihr noch liegt in guter Ruh
Und ſchau im erſten Sonnenſchein
Gleich in den ſchönen Garten hinein.

II.

Da glänzt das Haus in munterer Tracht
Die einem friſch in's Auge lacht,
Und ſpricht gar freundlich jederman
Doch bei ihm zu verweilen, an.

III.

Ein braver Mann das, der's gebaut,
Dem's auch vor keiner Mühe graut:
Den ſteilen Fels hat er beſtanzt,
Daß ihr im Grünen ſchmauſ't und tanzt.

IV.

Das alles hat der Mann gethan
Und mehr noch als ich ſagen kann;
Nun ruht er dort, ſo frub als ſpat, —
Schad' um den Mann, ja ewig Schad'!

V.

Wo die Cypreſſe ſchwank ſich reat
In's Kühle hat er ſich geleat;
Ein' Inſchrift hat er ihm geſtellt,
Sie lautet ſo — wenn's euch gefällt: —

VI.

„Verlaſſen muß ich dieſe Hallen,
Das treue Weib, die Kinderſchaar;
Mir folgt von dieſen Bäumen allen,
Nur einzig die Cypreſſ' im Haar."

Da beſuch' ich ihn öfter dann zu Haus
Und bring' ihm manchen friſchen Strauß
Und ſchwätz' ihm auch von nah und fern
Wie's draußen zugeht — er hört es gern.
Vor allem erzähl' ich mit fertiger Zungen
Wie meine Deutſchen den Sieg errungen,
Und daß ſich alles ſo ſchickt und macht,
Wie er's gewünſcht, und wie er's gedacht.
Da gewinnt er auf Einmal einen rechten Glanz —
Wißt Ihr wie er mir vorkommt? — Ganz
Wie Merlin, der Alte, in leuchtender Gruft,
Und es umwallt ihn ein himmliſcher Duft. —

In ſeinen Gröttchen iſt's gar fein,
Es flimmt und flammt wie Sternenſchein;
Soll ich's euch recht beſchreiben, faſt
Wie der Sternenkönigin Pallaſt.

Wie er denn da von euch auch ſpricht!
Und von dem Bade das er eingerichtet,

Und wie er's ferner denkt zu halten
Und was in dem Salze für Kräfte walten —
Könnt' ich nur alles ſo recht behalten —
Mit dem Salz hab' ich mich nicht viel abgegeben.
Das ſüße Waſſer das iſt mein Leben!
Meine Schweſtern, die Quellen, die könnten es ſagen,
Aber ſie mögen ſich nicht mit mir behagen.

Weil ich ſo gewohnt zu wandern
Heute hier und morgen dort,
Meinen ſie ich wär' von Flandern,
Schicken gleich mich wieder fort.

Da bin ich denn auch bald hier, bald dort,
Bald auf dieſer bald auf jener Seite,
Bald neck' ich hier, bald da die Leute,
Und mit Hibl, Haha, Hohe
Verführ' ich ein beſtändiges Halloh.

Nur Eins das fällt mir grade bei;
Er hat mir's vielmals aufgetragen,
Ich möcht's gelegentlich euch ſagen
Und ſeinen beſten Gruß dabei:

Bei'm Baden ſey die erſte Pflicht,
Daß man ſich nicht den Kopf zerbricht,
Und daß man höchſtens nur ſtudire,
Wie man das luſtigſte Leben führe.

Da bin ich gleich auch von der Partie,
Und das vergeßt ihr mir denn auch nie! nie! nie!

Wie iſt mir's denn? Seh' ich recht oder wie?
Hihi, Haha, hahaha, hihihi.
Da gibt's was zu ſehen, was zu lachen;
Etwas das euch Spaß wird machen:
Seht, da kommt was gefahren
Auf einem Wagen oder Karren;
Die kann nach dem ganzen Schein
Nur vom Schweſtern-Chore ſeyn.

Bei meiner Treu! bei meiner Sechſe!
Die iſt just ſo von meinem Gewächſe,
Eine Nixe wie ich, — wohl gar eine Hexe! —
Hexen-Nixe? Nixen-Hexe?
Nichts von Nixe!
Sie zeigt ſich auf großem Schaugerüſte,
Das thut keine Nixe, das ich wüßte.

In Gras und Rohr zu lauſchen,
In's Waſſer hinzurauſchen
Bis über Kopf und Bruſt,
Dann auf und nieder gaukeln
Sich mit den Wellen ſchaukeln —
Das iſt die Nixenluſt.

Ja, eine Hexe iſt es fürwahr
Sie hat gar einen weiten Talar
Und hinter ihr eine große Dienerſchaar.
Nein! vor ſo viel ſchönen Herren und Frauen
Laß ich mich nicht im Negligé beſchauen;
Ich will mich ſachtchen in mein Bettchen ſtehlen
Und bis auf Wiederſehn — mich euch empfehlen!
Ade! — Ade! — Ade!

Sechster Auftritt.

Ein dekorirter ländlicher Vorhang fällt von Reils Garten nieder. Der Schauspielkunst auf Carattre's Wagen, mit zwey Kindern, das eine als Kunst, das andere als Natur costumirt, d. h. jenes prächtig und anständig, dieses ganz einfach. Sklaven gehen dem Wagen vorher, Mohren folgen, vielleicht einige von den weiß gekleideten Priestern, Frauenzimmer, und was man sonst für schicklich und artig findet. Wenn der Wagen auf der Mitte der Bühne vorübergehend steht, so spricht die

Schauspielkunst.

Hier haltet an! Ich sehe nah' und näher
Die Thurmgebäude viel geliebter Stadt
(Sie zeigt aus: die Kinder bleiben, höflich angeputzt, im Wagen.)
Ich grüße sie bevor ich sie betrete,
Und huldige der herrschenden Gewalt,
Dem alten Recht an seinem deutschen Platz.
Wir danken denen, die auch uns zusammt
Mit Kennerblick, mit Freundeshuld begegnet,
Und unserer Kunst so gleichen Werth als Würde
Mit andern Musenschwestern zugestehn.
Ich sprech' es aus, ich sprech' es ungeheuchelt:
Zufrieden fühl' ich — fühle mich geschmeichelt.

Wie war es sonst für mich entehrend,
Wenn jederman die Duldung pries
Und mich als thörig und bethörend
Hinaus ach! vor die Schwelle wies.
Und freilich zogen die Camönen
So stattlich damals nicht einher;
Doch war zu Zeiten der Hellenen
Des Thespis Karren auch nicht mehr.

Nun aber, andre Zeiten, andre Sitten!
Wir sehen uns nicht nur gelitten,

Sogar wir ſehn uns hochgeehrt:
Das iſt es was den Eifer mehrt.
Wir haben unſer Mögliches gethan,
Und kommen feſtlicher einhergeſchritten,
Uns der Verſammlung würdiger zu nahn.
Zuvörderſt hat Saraſtro höchſt großmüthig
Den Löwenzug, den er nur ſelbſt regiert,
Und obendrein, wie er gewohnt, großgütig
Den goldnen Wagen beſtens offerirt
Und von der Dienerſchaft, der großen reichen,
Sein ganzes Mohren-Volk und ihres Gleichen.

Doch möchte ſich der Prunk zuviel vermeſſen,
Wofern er nicht Gehalt im Schilde führt;
Drum hab' ich zwey Begleiter nicht vergeſſen,
Sie ſind antik als Genien coſtumirt:
Denn, was man ſo Genie kurzweg genannt,
Nicht immer iſt's, wenn man es braucht, zur Hand,
Auch wohl, wie das ſo geht, nicht grad im Gange;
Die beiden aber froh und klug gewandt,
In ihrer Mitte wird mir gar nicht bange.

(Indeſſen ſind die Kinder aus dem Wagen geſtiegen und ſtehen der zur Seite, die Kunſt rechts und die Natur links; ſie legt der erſten die Hand auf die Schulter.)

Denn ſtockt einmal der ernſten Kunſt Getriebe,

(Sie legt der andern die Hand auf die Schulter.)

Dann wirkt Natur mit ihrem eignen Triebe.

Nun hoffen wir, da ſich vor allen Dingen
Der Himmel frei und wolkenlos erheitert,
Sich Geiſt und Bruſt und Sinn und Herz erweitert,
Nur um ſo beſſer werd' es uns gelingen,

Euch durch den Reichthum unſerer Kunſtgeſtalten
Noch manchen Abend froh zu unterhalten.
(Nacht.)

Siebenter Auftritt.

Merkur
(der indeſſen einigemal herumgeſehn ob ſie noch nicht fort ſind).

Nicht zum Entſetzen, nur zur Luſt
Soll dießmal ſich der Tag verdunkeln;
Nun möge jedes Auge funkeln,
Und froh ſich fühlen jede Bruſt!
Entfeſſelt die gebundnen Triebe,
Bekannte Töne hör' ich fern;
Ihr wißt ich bin der Gott der Diebe,
Doch heut' entſag' ich euch zu Liebe
Dem ſchlauen Weſen herzlich gern.
Ich will mich nicht vom Schauplatz ſtehlen,
Ihr lobt mich wohl. — Ich führe lautes Klanges
Die Oper her, mit Fülle des Geſanges
Hofft ſich auch die euch zu empfehlen.

Achter Auftritt.

(Der hintere Vorhang erhebt ſich. Das bekannte illuminirte Schloß des Baſſa Selim ſteht ſchon. Der Chor, anſtatt ſich gegen das Schloß zu wenden, tritt vor ins Proſcenium.)

Singt dem großen Tage Lieder!
Töne feuriger, Geſang,
Saale, bring' der Elbe wieder
Frei entbundnen Jubelklang!

Laßt sie sich regen, frische Gesänge,
Segnen die kühle die friedliche Fluth;
Nie so in Ewigkeit tönte der Menge
Kräftiger Sang und so herzliche Gluth.

(Indessen ist der Bassa und Constanze ausgetreten, allein von Blonden und Pedrillo. Belmonte und Osmin sind auch gegangen. Das Chor hat sich getheilt: obige Personen treten vor.)

Belmonte.

So half der Himmel uns, den Kühnen,
Aus einer schnöden Sclaverey;
Nun aber sind wir froh und frei;
Nun wollen wir es auch verdienen.

Chor.

Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Constanze.

Genuß der Liebe, Glück der Treue,
Die freie Gabe sind sie nun;
Das ist das Walten, ist das Thun
Daß nun sich auch ein jeder freue!

Chor.

Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Bassa.

Der Bassa selbst gewinnet Stimme,
Eröffnet doch die tiefe Brust:
Er ruft euch an zu Glück und Lust
Und nie ergrimmt er mehr im Grimme.

Chor.

Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Pedrillo.

Der Jugend aber ist vor allen
Willkommen dieser frohe Tag;
Deßwegen ich auch lieber mag
Den hübschen Mädchen heut gefallen.

Chor.

Wem solches Glück sich aufgethan,
Der fängt ein neues Leben an.

Blonde.

So darf auch Blonde wohl sich freuen
Das Mädchen frei in frischer Welt;
Und wenn sie Manchem wohlgefällt,
So wird Pedrillo das verzeihen.

Osmin.

Nicht weiß Osmin, wie ihm geschiehet,
Er fühlt sich fröhlich, fühlt sich gut,
Gekühlet ist das wilde Blut,
Da ihm wie euch das Leben blühet.
Er sieht sich ganz verwandelt an:

Erst gejauchzt, dann gesungen,
Dann getanzt und dann gesprungen,
Dann geschmauset, dann getrunken,
Immer mehr, zuletzt gesunken!

Schluß-Chor.

Lebe, frommer König, lebe!
Selbſtgefühl bei allem Ruhm
Sey dein ewig Eigenthum,
Himmelslohn und Erdenruhm!

Theaterreden,

gehalten

zu Weimar.

Prolog.

Gesprochen den 7. May 1791.

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht in's Auge.
Der Landmann deckt den Samen mit der Egge,
Und nur ein guter Sommer reift die Frucht;
Der Meister eines Baues gräbt den Grund
Nur desto tiefer, als er hoch und höher
Die Mauern führen will; der Mahler gründet
Sein ausgespanntes Tuch mit vieler Sorgfalt,
Eh' er sein Bild gedankenvoll entwirft,
Und langsam nur entsteht was jeder wollte.

Nun, dächten wir, die wir versammelt sind,
Euch manches Werk der Schauspielkunst zu zeigen,
Nur an uns selbst; so träten wir vielleicht
Getrost hervor und jeder könnte hoffen
Sein weniges Talent euch zu empfehlen.
Allein bedenken wir, daß Harmonie
Des ganzen Spiels allein verdienen kann
Von euch gelobt zu werden, daß ein jeder
Mit jedem stimmen, alle mit einander
Ein schönes Ganzes vor euch stellen sollen:
So reget sich die Furcht in unsrer Brust.

Von allen Enden Deutschlands kommen wir
Erst jetzt zusammen; sind einander fremd,
Und fangen erst nach jenem schönen Ziel
Vereint zu wandeln an, und jeder wünscht
Mit seinem Nebenmann, es zu erreichen;
Denn hier gilt nicht daß Einer athemlos
Dem Andern heftig vorzueilen strebt,
Um einen Kranz für sich hinweg zu haschen.
Wir treten vor euch auf, und jeder bringt
Bescheiden seine Blume, daß nur bald
Ein schöner Kranz der Kunst vollendet werde,
Den wir zu eurer Freude knüpfen möchten.

Und so empfehlen wir, mit bestem Willen,
Uns eurer Billigkeit und eurer Strenge.

Prolog.

Gesprochen den 3. October 1791.

Wenn man von einem Orte sich entfernt,
An dem man eine lange Zeit gelebt,
An den Gefühl, Erinnerung,
Verwandte, Freunde fest uns binden,
Dann reißt das Herz sich ungern los, es fließen
Die Thränen unaufhaltsam. Doch gedoppelt
Ergreift uns dann die Freude, wenn wir je
In die geliebten Mauern wiederkehren.
Wir aber, die wir hier noch fremde sind,
Und hier nur wenig Augenblicke weilten,
Wir kehren freudig und entzückt zurück,
Als wenn wir unsre Vaterstadt begrüßten.
Ihr zählt uns zu den euern, und wir fühlen,
Welch einen Vorzug uns dieß Loos gewährt.

Seyd überzeugt, der Wunsch euch zu gefallen
Belebt die Brust von jedem, der vor euch
Auf diese Bühne tritt. Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja
Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; vielleicht in Deutschland mehr,
Als anderswo.

Von dieſen Schwierigkeiten
Euch hier zu unterhalten iſt nicht Zeit;
Ihr kennt ſie ſelbſt, und beſſer iſt's vielleicht,
Ihr kennt ſie nicht. Mit deſto froherm Sinn
Kommt ihr in dieſes Haus, und hört uns zu,
Und ſeht uns handeln. Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekoſtet. Aber dann, wenn eben das
Gelingt; wenn alles geht als müßt' es nur
So gehn: dann hatte mancher ſich vorher
Den Kopf zerbrochen, und mit vieler Mühe
War endlich kaum die Leichtigkeit erreicht.

Der ſchönſte Lohn von allem was wir thun
Iſt euer Beifall: denn er zeigt uns an
Daß unſer Wunſch erfüllt iſt, euch Vergnügen
Zu machen; und nur eifriger beſtrebt
Sich jeder das zum Zweytenmal zu leiſten
Was Einmal ihm gelang. O, ſeyd nicht karg
Mit eurem Beifall! denn es iſt ja nur
Ein Capital das ihr auf Zinſen legt.

Epilog.

Gesprochen den 11. Juny 1792

In diesen letzten Stunden, die ihr uns,
Verehrte, gönnet, tret' ich vor euch auf;
Und ganz gewiß denkt ihr ich stehe hier
Abschied zu nehmen. — Nein! Verzeiht! mir ist's
Unmöglich! — — Schnell verjag' ich den Gedanken,
Daß wir von euch uns trennen sollen.
Mit leichtem Geiste flieg' ich über Tage
Und Wochen weg, die uns in fremder Gegend,
Entfernt von euch, beschäftigen. Wir denken
Uns gar zu gern: schon sind wir wieder da! —
Schon grüß' ich euch auf's Neue! Seht, der Herbst
Hat eure holden Bäume schon entlaubt!
Es locket euch nicht mehr des Thales Reiz,
Der Hügel Munterkeit lockt euch nicht mehr.
Es braust der Winterstrom; es fliegt der Schnee! —
Schon eilt ihr wieder gern vertraulich her;
Ihr freut euch dessen was wir Neues bringen,
Und das Bekannte besser und vollkommner
Von uns zu hören freut euch auch. Wir finden
Euch immer freundlicher für uns gesinnt:
Wir sind nicht Fremde mehr, wir sind die euren;
Ihr nehmet Theil an uns, wie wir an euch.

Ein günstiges Geschick gibt uns den Fürsten,
Zu unserm Wohl, zu unsrer Lust zurück,
Und neue Friedensfreuden kränzen schön
Die Tage seiner Gattin, seiner Mutter;
Und wie ihr sie verehrt, und ihres Glücks euch freut,
So mög' euch allen eignes Glück erscheinen!
Und dieses laßt uns mit genießen. — Kommt!
Was Deutschland Neues gibt, ihr sollt es sehen,
Das Gute wiederholt, das Fremde soll
Nicht ausgeschlossen seyn. Wir geben euch
Von jeder Art; denn keine sey verschmäht!
Nur eine melden wir, wenn's möglich ist:
Die Art die Langeweile macht! — — So kommt! —
So kommt denn! — Ach! — — Wo bin ich hin gerathen?
Um viele Stunden hab' ich diese Worte
Zu früh gesprochen! mich mit süßen Bildern
Getäuscht! den Abschied mir erleichtern wollen. —
Geschwind herunter mit dem Vorhang, daß
Nicht eine Thräne mir entwische! Nur
Geschwind herunter, daß von uns
Ein heitres Bild in eurer Seele bleibe!

Und weil denn endlich hier nur von Vergnügen
Die Rede wäre, wünschen wir euch allen
Zu Hause jedes Glück, das unser Herz
Aus seinen Banden löst und es eröffnet:
Die schöne Freude, die uns Häuslichkeit
Und Liebe, Freundschaft und Verträulichkeit
Gewähren mögen, hat uns auch das Glück
Hoch oder tief gestellt, viel oder wenig
Begünstigt; denn die allerhöchste Freude
Gewähren jene Güter die uns allen
Gemein sind, die wir nicht veräußern, nicht
Vertauschen können, die uns niemand raubt,
An die uns eine gütige Natur
Ein gleiches Recht gegeben, und dieß Recht
Mit stiller Macht und Allgewalt bewahrt.

So seyd denn alle zu Hause glücklich!
Väter, Mütter, Töchter, Söhne, Freunde,
Verwandte, Gäste, Diener. Liebt euch,
Vertragt euch! Einer sorge für den andern!
Dieß schöne Glück, es raubt es kein Tyrann;
Der beste Fürst vermag es nicht zu geben.

Und so gesinnt besuchet dieses Haus,
Und sehet, wie vom Ufer, manchem Sturm
Der Welt und wilder Leidenschaften zu.
Genießt das Gute was wir geben können,
Und bringet Muth und Heiterkeit mit euch;
Und richtet dann mit freiem reinem Blick
Uns und die Dichter. Bessert sie und uns;
Und wir erinnern uns in späten Jahren
Mit Dank und Freude dieser schönen Zeit.

Prolog

zu dem Schauspiel der Krieg, von Goldoni.

Gesprochen von Madame Beter, geb. Neumann.

Den 15. October 1793.

Den Gruß, den wir zu Anfang schuldig blieben,
Mit frohem Herzen sprech' ich heut' ihn aus;
Und die Gelegenheit gibt mir das Stück,
Es heißt: der Krieg, das wir euch heute geben.
Zwar werdet ihr von tiefer Politik,
Warum die Menschen Kriege führen, was
Der letzte Zweck von allen Schlachten sey,
Fürwahr in unserm Lustspiel wenig hören.
Dagegen bleibt ihr auch verschont von allen
Unangenehmen Bildern, wie das Schwert
Die Menschen, wie das Feuer Städte wegzehrt,
Und wie, im wilderregten Staubgetümmel,
Die halbgereifte Saat zertreten sinkt.
Ihr hört vielmehr, wie in dem Felde selbst,
Wo die Gefahr von allen Seiten droht,
Der Leichtsinn herrscht und mit bequemer Hand
Den kühnen Mann dem Ruhm entgegen führt;
Ihr werdet sehen daß die Liebe sich
So gut in's Zelt als in die Häuser schleicht,
Und, wie am Flötenton, sich an der rauhen,
Eintönigen Musik des Kriegsgetümmels freut;
Und daß der Eigennutz, der viel verderbt,
Auch dort nur sich und seinen Vortheil denkt.

So wünschen wir, daß dieses schwache Bild
Euch einiges Vergnügen gebe, euch das Glück
Der Ruhe fühlbar mache, die wir fern
Von allem Elend hier genießen.

Doch wir leiden
Ein Einziges durch jenen bösen Krieg;
Und dieses Einzige drückt schwer genug! —

Ach, warum muß der Eine fehlen! der,
So werth uns allen, und für unser Glück
So unentbehrlich ist! Wir sind in Sicherheit,
Er in Gefahr; wir leben im Genuß,
Und Er entbehrt. — O, mög' ein guter Geist
Ihn schützen! — jedes edle Streben
Ihm würdig lohnen; seinen Kampf
Für's Vaterland mit glücklichem Erfolge krönen! —

Die Stunde naht heran; Er kommt zurück,
Verehrt, bewundert, und geliebt von allen! —
Er tritt auch hier herein. Es schlagen ihm
Die treuen Herzen froh entgegen,
„Willkommen!" riefe jeder gern;
„Er lebe!" schwebt auf jeder Lippe.
Doch die Lippe verstummt. —
Das volle Herz macht sich durch Zeichen Luft;
Es rührt sich jede Hand! Unbändig schallt
Die Freude von den Wänden wieder.
Durch's Getümmel tönt der allgemeine Wunsch;
„Er lebe! lebe für uns, wie wir für ihn!"

Prolog

zum Luſtſpiel: Alte und neue Zeit, von Iffland.

Geſprochen von Madame Becker, geb. Brumann, im Charakter des Jakob.

Den 6. October 1792.

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermals verkleidet, und nun ſoll,
Im vielgeliebten Weimar, wieder zum Erſtenmal
Ein neues Stück gegeben werden,
Das alt' und neue Zeit zum Titel hat.

Ja, alt' und neue Zeit, das ſind fürwahr
Beſondre Worte. — Seh' ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen; auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt wird mir's wunderlich
Zu Muthe. — Jakob ſoll ich heißen?
Ein Knabe ſeyn? — Das glaubt kein Menſch.
Wie Viele werden nicht mich ſehn und kennen,
Beſonders die, die mich, als kleine Chriſtel,
Mit ihrer Freundſchaft, ihrer Gunſt beglückt.

Was ſoll das nun? Man zieht ſich aus und an;
Der Vorhang hebt ſich, da iſt alles Licht
Und Luſt, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel. —
Erſt iſt man klein, wird gröſſer, man gefällt,

Man liebt — und endlich iſt die Frau,
Die Mutter da, die ſelbſt nicht weiß
Was ſie zu ihren Kindern ſagen ſoll. —
Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agiren, als da draußen leben.

(Er ſtöhnet in den Büchern, ſchlägt ſie endlich zu, und legt ſie hin.)

Jakob — was fällt dir ein?
Man ſieht doch recht daß du ein Schüler biſt,
Ein guter zwar, doch der zu viel allein
In ſeinen Büchern ſteckt. — Hinweg die Grillen —
Hervor mit dir!

(Hervortretend.)

Begrüße dieſe Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nutzt;
Wo ſicher und vergnügt ſich das Gewerbe
An Wiſſenſchaft und Künſte ſchließt; wo der Geſchmack
Die dumpfe Dummheit längſt vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In dieſen Kreis des Guten mit gehört.

Ja, gönnt uns dieſen Preis, daß wir nicht ganz umſonſt
Hier oben uns bemühn. Wenn Herz und Geiſt
Sich euch erweitern, wenn ihr zu Geſchäften
Euch wieder muntrer fühlt,
Wenn der Geſchmack ſich allgemeiner zeigt,
Wenn euer Urtheil immer ſichrer wird;
So denkt: auch jener kleine Jakob hat
Dazu was beigetragen; und ſeyd ihm,
Seyd allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, ſo wie zur alten, günſtig.

Prolog.

Bei Eröffnung der Darſtellungen des Weimariſchen Hoftheaters in Leipzig den 24. May 1807.

(Geſprochen von Madame Wolf.)

Wenn ſich auf hoher Meeresfluth ein Schiff
Von grader Bahn abſeits getrieben ſieht,
Vom Sturme wüthend hin und her geſchleudert
Der vorgeſchriebnen Richtung Pfad verfehlt;
Da trauert Volk und Steuermann, da ſchwanket
Von Hoffnung zu Verzweiflung jedes Herz:
Erſcheint jedoch in kaum entlegner Zone
Bequemer neuer Küſte Landungsplatz,
Erfreut ein wirthlicher Empfang die Gäſte;
Behend verliſcht der Uebel tief Gefühl.

So geht es uns, die wir vom Sturm ergriffen
Und abgelenkt von vielgewohnter Bahn,
Zwar nicht als Fremde, doch als Neue kommen.
Wir ſind nicht fremd; denn Manchen unter euch
Begrüßen wir als Gönner unſrer Muſe.
O möge nun, was einige gegönnet,
In dieſen Tagen uns von allen werden!

Und wie man überhaupt das Wollen ſchätzt,
Wenn das Vollbringen auch nicht alles leiſtet;

So haben wir ein Recht an eure Gunſt:
Denn keiner iſt von uns, der ſich vollendet,
Der ſein Talent für abgeſchloſſen hielte;
Ja, keiner iſt, der nicht mit jedem Tage
Die Kunſt mehr zu gewinnen, ſich zu bilden,
Was unſre Zeit und was ihr Geiſt verlangt
Sich klarer zu vergegenwärtigen ſtrebte.
Drum ſchenkt uns freien Beifall wo's gelingt,
Und fördert unſer Streben durch Belehrung.

Belehrung! ja, ſie kann uns hier nicht fehlen,
Hier, wo ſich früh, vor mancher deutſchen Stadt,
Geiſt und Geſchmack entfaltete, die Bühne
Zu ordnen und zu regeln ſich begann.
Wer nennt nicht ſtill bei ſich die edlen Namen,
Die ſchön und gut auf's Vaterland gewirkt,
Durch Schrift und Rede, durch Talent und Beiſpiel?
Auch jene ſind noch unvergeſſen, die
Von dieſer Bühne ſchon ſeit langer Zeit
Natur und Kunſt verbindend herrlich wirkten.
Gleicht jener Vorzeit nicht die Gegenwart?
Von der ich ſchweige, daß die Wahrheit nicht
Im Schein der Schmeicheleyen verhüllt ſich berge;
Doch darf ich ſagen: tiefer, zarter Sinn,
Das Alte, Mittlere, das Neuſte faſſend,
Dringt er nicht hier in mancher Blüthe vor?
Und theilet nicht der Bühne ſchön Bemühn
Der Künſtler mit dem Freund der Kunſt ſo gern?

Wer ſich daher als Dichter, Künſtler, Kenner
An unſerm Spiele freut, bezeug' es laut,

Und

Und unſer Geiſt ſoll ſich im Tiefſten freuen;
Denn, wer als Menſch uns Beifall geben mag,
Er thu' es frei und froh, und unſer Herz
Wird neue Luſt in Dankbarkeit gewinnen.
Ihr gebt uns Muth, wir wollen Freude geben;
Und ſo gewinnt, in dieſes Raums Bezirk,
Gemüth und Geiſt und Sinn, befreit, erhöht,
Was uns von außen fehlt, erwünſchten Frieden.

Prolog.

Halle, den 6. August 1814.

Daß ich mit bunten Kränzen reichlich ausgeschmückt,
Mit Blumen-Stab und-Krone, wie zum schönsten Fest,
Vor euch erscheine, drob verwundre niemand sich!
Denn für den Guten bleibt es wohl das höchste Fest,
Wenn alte Schulden zu entrichten ihm gelingt,
Und wenn ihm dankbar sich zu zeigen endlich glückt.
Wie sind wir fröhlich, gegenwärtig hier am Ort
Vor euch zu treten, euch, die ihr so manches mal
An ferner Stäte günstig uns zu suchen kamt,
Und nicht des Wegs Unbilden, nicht der Sonne Glutd,
Nicht drohender Gewitter Schrecknis achtetet.
Da haben wir, was immer wir vermocht, gethan,
Um euer Zutraun zu erwidern, eures Geists
Gereiften Beifall, eurer Herzen Zartgefühl
Uns zu gewinnen, wie dem Dichter und der Kunst.

So kommen wir denn heute nicht als Bittende,
Mit bänglicher Erwartung, in ein fremdes Land;
Als Dankende begegnen wir Bekannten schon
Und Gönnern, Freunden, längst erprobter Neigung froh.
Auch, was wir bringen, ist euch allen wohlbekannt:
Das Mannichfalt'ge vorzutragen ist uns Pflicht,
Damit ein jeder finden möge was behagt;

Was einfach, rein natürlich und gefällig wirkt,
Was allgemein zu jedem frohen Herzen ſpricht;
Doch auch das Poſſenhafte werde nicht verſchmäht:
Der Haufe fordert, was der ernſte Mann verzeiht.
Und dieſen zu vergnügen ſind wir auch bedacht:
Denn manches, was zu ſtiller Ueberlegung euch,
Zu tiefrem Antheil rührend anlockt, bringen wir,
Entſproſſen vaterländ'ſchem Boden, fremdem auch:
Anmuthig Großes; dann das große Schreckliche.
So ſchaffet Mannichfaltigkeit die höchſte Luſt,
Beſchäftigt leicht den Geiſt und Sinn Gebildeter,
Und bildet jeden, den zum Urtheil ſie erregt.

Jedoch was ſprech' ich ſchon Bekanntes wieder aus!
Verzeiht! So iſt es: Wenn wir mit Wohlwollenden
Von Angeſicht zu Angeſicht uns finden, geht
Das Herz uns auf, die Rede fließt vom Munde leicht,
Und immer iſt's als bliebe mehr zu ſagen noch.
So möcht' ich auch der guten längſt verehrten Stadt
Und ihren wohlgeſinnten Bürgern Glück und Heil
Von Herzen wünſchen, froh Gelingen jeder That
Und jedes Unternehmens, daß zu neuer Luſt
Des neuen Herrſchers wohl gedeihe dieſes Volk!
Zwar vom Verdienſt ſo manches weiſen, thätigen
Und frommen Mannes, welcher ſtandhaft hier gewirkt;
Von Tauſenden, die hier gebildet, Vaterland
Und Ausland ſo durch Lehre wie durch That beglückt;
Und vom Gewerbſinn vieler rüſtig Schaffenden
Will ich nicht reden; aber was zum nächſten uns
Und eigentlich berühret, ja hieher beruft,
Das darf ich preiſen; denn ihr ſeyd ja gleiches Sinns.

Entwallet nicht der Erde dort ein Wunderquell?
Und füllt geraume Becken mit erprobtem Naß,
Das bald verdampfend werthe Gaben hinterläßt:
Die größte Gabe ſag' ich wohl mit kühnem Wort,
Die allergrößte, welche Mutter Tellus beut!
Sie gibt uns Gold und Silber aus dem reichen Schoos,
Das aller Menſchen Aug' und Herzen an ſich zieht;
Sie reicht das Eiſen allgemeinem Kunſtgebrauch,
Das ſo zerſtört als bauet, ſo verderbt als ſchützt;
Sie reicht uns tauſend aber tauſend andres Gut:
Doch über alles preiſ' ich den gekörnten Schnee,
Die erſt' und letzte Würze jedes Wohlgeſchmacks,
Das reine Salz, dem jede Tafel huldiget!

Denn wohl vergebens hätte Ceres ausgeſtreut
Zahlloſe Samen, endlos Frucht auf Frucht gehäuft;
Vergebens nährte tief im finſtern Waldgebüſch
Der Heerden Zucht Diana, wie im Blachgefild:
Vergebens hegten Amphitritens Nymphen weit
Im Ocean, in Flüſſen, Bächen, bis zum Fels
Hinauf, Gewimmel leicht bewegter Wunderbrut;
Vergebens ſenkte Phöbus lebensreichen Blick
Auf die Geſchwader, die in Lüften hin und her
Und doch zuletzt dem Menſchen in die Netze ziehn,
Dem klugen, allverzehrenden: denn wenig iſt
Was er dem Gaumen anzueignen nicht gelernt:
Doch wäre ganz vergeblich aller Götter Gunſt,
Umſonſt des Menſchen vielgewandtes Thun, umſonſt
Des Feuers Kraft das alle Speiſe zeitiget —
Wenn jener Gabe Wohlthat uns Natur verſagt,
Die erſt mit Anmuth würzet, was die Nothdurft heiſcht.

Und wie den Göttern wenig Weihrauch gnügen mag
Zum frommen Opfer, alſo bleibt beim Tafelieſt
Zuletzt des Salzes Krume, die man präſend ſtreut,
Ein trefflich Sinnbild deſſen was begeiſtend wirkt,
Geſelligkeit belebet, Freund und Freund bewährt.

Doch ſo viel Gutes reichlich auch Natur verliehn,
Des Menſchen Geiſt verbeſſert's immer und erhöht's;
Was alles nur genoſſen ward und was genutzt,
Zu größerm Nutzen ſteigert er's, zu höh'rem Zweck.

Iſt nicht Geſundheit allen uns das höchſte Gut?
Und werden wir von tauſend Uebeln nicht bedrängt?
So daß nach allen Seiten wir um Rettung flehn.
Drum Heil den Männern! deren tiefer edler Sinn
Zum Wohl des Kranken jenen Quell bereitete,
Und klug erwägend neue Kräfte künſtlich ſchafft;
Dabei auch Sorge väterlich und wirthlich hegt,
Nothwend'gem gleich das Angenehme zugeſellt:
Wie ihr an dieſem Saale mit Erheitrung ſeht,
Der ſchön verziert und allen uns gemächlich iſt.
O werde das was ernſtlich ſie gethan und thun,
Von jederman mit offnem warmem Dank erkannt!

Nun wend' ich mich an alle, die als Gäſte hier
Mit Hoffnung ſich der neuen Segensquelle nahn,
Und ſpreche nichts von allen frommen Wünſchen aus,
Die ſich in unſrem Herzen, wie ihr ſicher ſeyd,
Für euch bewegen, jeglichem zu Glück und Heil;
Dieß aber zeig' ich euch vertraulich an, daß wir
Ganz eigentlich dem treuen Arzt zur Seite ſtehn:

Denn Geist und Körper innig sind sie ja verwandt;
Ist jener froh, gleich fühlt sich dieser frei und wohl,
Und manches Uebel flüchtet vor der Heiterkeit.
Hier also, meine Freunde, hier an diesen Platz
Hat uns der Arzt zu seinem Beistand bestellt,
Daß wer am Morgen badend seine Cur begann,
Sie Abends end'ge schauend hier nach Herzenslust.
Dieß also bleibt die Vorschrift! Diese merkt euch wohl,
Und setzt nicht aus: das ist Bedingt bei jeder Cur,
Daß man ununterbrochen ernstlich sie gebraucht:
Und wißt! wir kennen alle wohl; wer außenbleibt
Der wird verklagt, der hat es mit dem Arzt zu thun!
Nicht viele Worte mach' ich mehr! Ihr seht wohl ein:
Um euer Heil auf's redlichste sind wir besorgt.

So laßt mich enden, und zum Schlusse, wie sich ziemt,
Den Männern uns empfehlen, die am Ruder stehn
Und deren Leitung, deren Schutz wir uns vertraun!

Epilog

zum Trauerſpiele Eſſex, im Charakter der Königin.

Und Eſſex nicht? — Unſelige kein Wort!
Ihr tretet auf, den Edlen trägt man fort!
Die Schwäche wird, die Liſt zu ſpät verbannt;
Ich traut euch noch, ob ich euch ſchon gekannt,
Wie Einer, der, zu eigenem Gericht,
Die Schlange nährt, und wähnt ſie ſteche nicht.
Kein Laut, kein Hauch beleidige mich hier!
Eſſex verſtummt und ſo verſtummt auch ihr!
Nun zeige ſich mein ungebeugter Sinn;
Verſchwindet all'! Es bleibt die Königin.

(Alle entfernen ſich, ſie wirft ſich nieder.)

Sie bleibe! ja! an dieſem Tag voll Graun,
Mit ſchnellem Blick ihr Leben zu beſchaun;
Denn ihr geziemt's, ſo hoch hinauf geſtellt,
Des Glücks Gebieterin, die Luſt der Welt,
Sich immer ſelber gleich, da klar zu ſehn,
Wo andre, dumpf gedrückt, im Traume gehn.

Wer Muth ſich fühlt in königlicher Bruſt,
Er zaudert keineswegs, betritt mit Luſt
Des Stufenthrones untergrabne Bahn,
Kennt die Gefahr und ſteigt getroſt hinan;
Des goldnen Reifes ungeheure Laſt
Er wägt ſie nicht; entſchloſſen, wie gefaßt,
Drückt er ſie fröhlich auf das kühne Haupt
Und trägt ſie leicht, als wie von Grün umlaubt.

So thatest du. — Was noch so weit entfernt,
Haſt du dir anzueignen ſtill gelernt;
Und was auch Wildes dir den Weg verrannt,
Du haſt's geſehn, betrachtet und erkannt. —
Des Vaters Wuth, der Mutter Mißgeſchick,
Der Schweſter Haß, das alles blieb zurück,
Blieb hinter dir, indeſſen du gedeugt
Mit hohem Sinn dich in dir ſelbſt erzeugt,
Und im Gefängniß hart behandelt, Friſt
Zu bilden dich gewannſt das was du biſt.
Ein froher Tag erſchien, er rief dich an,
Man rief dich aus, und ſo war es gethan:
„Die Königin, ſie lebe!“ Nun, du ſtandſt,
Und ſtehſt noch, trotz dem was du empfandſt,
Und trotz der Feinde, die mit Krieg und Tod
Von außen und von innen dich bedroht.
Des Papſtes heil'ger Grimm, des Spaniers Neid,
So vieler Freier Unbeſcheidenheit,
Der Großen tückiſch aufgeregter Sinn,
Verräther viel, ſelbſt eine Königin, —
Und D i e ſ e r denn zuletzt! Das trag' ich hier!
Die ſchnöde Welt was weiß ſie denn von mir?
Schauſpielerin! ſo nennen ſie mich all,
Und Schau zu ſpielen iſt ja unſer Fall.
Die Völker gaffen, reden, wähnen viel,
Was wollen ſie denn anders als ein Spiel?
Verſtellt man ſich denn einzig auf dem Thron?
Dort ſpielt ein Kind und das verſtellt ſich ſchon.

Doch mit dir ſelbſt, in Glück und in Gefahr,
Eliſabeth, dir ſelbſt getreu und wahr,

Mit

Mit Recht verſchloſſen — Welches zweyte Herz
Vermag zu theilen königlichen Schmerz?
Die falſche Welt, ſie buhlt um unſern Schatz,
Um unſre Gunſt, ſogar um unſern Platz;
Und machſt du je dir den Geliebten gleich,
Nicht Liebe gnügt, er will das Königreich.
So war auch dieſer. — Und nun ſprich es aus:
Dein Leben trugen ſie mit ihm hinaus. —
Der Menſch erfährt, er ſey auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
Dieß gibt man zu, doch wer geſteht ſich frei,
Daß dieſe Liebe nun die letzte ſey;
Daß ſich kein Auge mehr mit froher Gluth
Zu unſerm wendet, kein erregtes Blut,
Das überraſchtem Herzen leicht entquoll,
Verrätheriſch mehr die Wange färben ſoll;
Daß kein Begegnen möglich, das entzückt,
Kein Wiederſehn zu hoffen, das beglückt,
Daß von der Sonne klarſter Himmelspracht
Nichts mehr erleuchtet wird. — Hier iſt es Nacht, —
Und Nacht wird's bleiben, in der hohlen Bruſt.
Du blickſt umher, und ſchauteſt ohne Luſt,
So lang die Parce deinen Faden zwirnt,
Den Sternenhimmel, den du ſelbſt geſtirnt,
Und ſuchſt vergebens um dein fürſtlich Haupt
Den ſchönſten Stern, den du dir ſelbſt geraubt;
Das Andre ſcheint ein unbedeutend Heer,
Geſteh' dir's nur! denn Eſſer lebt nicht mehr.

War er dir nicht der Mittelpunct der Welt?
Der liebſte Schmuck an allem was gefällt?

War nicht um ihn Saal, Garten und Gefild
Als wie der Rahmen um ein kostbar Bild?
Das holde Bild, es war ein eitler Traum;
Das Schnitzwerk bleibt und zeigt den leeren Raum.

Wie schritt er nicht so frei, so musterhaft!
Des Jünglings Reize mit des Mannes Kraft;
Wie lauscht' ich gern dem wohlbedachten Rath!
Erst reine Klugheit, dann die rasche That;
Gemäßigt Feuer erst, dann Flammengluth,
Und königlich war selbst sein Uebermuth.

Doch ach! zu lange hast du dir's verhehlt:
Was ist das alles, wenn die Treue fehlt,
Und wenn der Günstling, gegen uns ergrimmt,
Das rauben will, was mir ihm frei bestimmt,
Wenn unsere Macht, zu eigenem Verdruß,
Wo sie belohnen wollte, strafen muß!

Er ist gestraft — ich bin es auch! wohlan
Hier ist der Abschluß! Alles ist gethan
Und nichts kann mehr geschehn! Das Land, das Meer,
Das Reich, die Kirche, das Gericht, das Heer,
Sie sind verschwunden, alles ist nicht mehr!

Und über dieses Nichts du Herrscherin!
Hier zeige sich zuletzt dein fester Sinn;
Regiere noch, weil es die Noth gebeut.
Regiere noch da es dich nicht mehr freut.
Im Purpurmantel und mit Glanz gekrönt,
Dich so zu sehen ist die Welt gewöhnt;
So unerschüttert zeige dich am Licht,
Wenn dir's im Busen morsch zusammenbricht.

Allein wenn dich die nächtlich ſtille Zeit
Von jedem Auge, jedem Ohr befreit,
In deiner Zimmer einſamſtem Gemach,
Entledige ſich dein gerechtes Ach!
Du ſeufzeſt! — Fürchte nicht der Wände Spott,
Und wenn du weinen kannſt, ſo danke Gott!

Und immer mit dir ſelbſt, und noch einmal,
Erneuet ſich die ungemeſſne Qual.
Du wiederholſt die ungemeſſne Pein:
Er iſt nicht mehr; auch du hörſt auf zu ſeyn —
So ſtirb Eliſabeth mit dir allein!

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Zwölfter Band.

Unter den verbrieften deutſchen Bundes-ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1829.

Inhalt.

Faust, erster Theil.
Faust, zweyter Theil.

Faust.

Eine Tragödie.

Zueignung.

Ihr nahet euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.
Versuch' ich wohl euch dießmal fest zu halten?
Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?
Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer alten halbverklungnen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf;
Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf,
Und nennt die Guten, die, um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor mir hinweggeschwunden.

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Zerstoben ist das freundliche Gedränge,
Verklungen ach! der erste Wiederklang.
Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang,
Und was sich sonst an meinem Lied erfreuet,
Wenn es noch lebt, irrt in der Welt zerstreuet.

Und mich ergreift ein längſt entwöhntes Sehnen
Nach jenem ſtillen ernſten Geiſterreich,
Es ſchwebet nun in unbeſtimmten Tönen
Mein liſpelnd Lied, der Aeolsharfe gleich,
Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
Das ſtrenge Herz es fühlt ſich mild und weich;
Was ich beſitze ſeh' ich wie im weiten,
Und was verſchwand wird mir zu Wirklichkeiten.

Vorſpiel
auf dem Theater.

Director, Theaterdichter, luſtige Perſon.

Director.

Ihr beiden, die ihr mir ſo oft,
In Noth und Trübſal beigeſtanden,
Sagt was ihr wohl in deutſchen Landen
Von unſrer Unternehmung hofft?
Ich wünſchte ſehr der Menge zu behagen,
Beſonders weil ſie lebt und leben läßt.
Die Pfoſten ſind, die Bretter aufgeſchlagen,
Und jederman erwartet ſich ein Feſt.
Sie ſitzen ſchon mit hohen Augenbraunen
Gelaſſen da und möchten gern erſtaunen.
Ich weiß wie man den Geiſt des Volks verſöhnt;
Doch ſo verlegen bin ich nie geweſen;
Zwar ſind ſie an das Beſte nicht gewöhnt,
Allein ſie haben ſchrecklich viel geleſen.
Wie machen wir's, daß alles friſch und neu
Und mit Bedeutung auch gefällig ſey?
Denn freilich mag ich gern die Menge ſehen,
Wenn ſich der Strom nach unſrer Bude drängt,
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt.
Bei hellem Tage, ſchon vor Vieren,
Mit Stößen ſich bis an die Caſſe ficht
Und, wie in Hungersnoth um Brot an Beckerthüren,
Um ein Billet ſich faſt die Hälſe bricht,

Dieß Wunder wirkt auf so verschiedne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o! thu' es heute!

Dichter.

O sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht.
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur stillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht;
Wo Lieb' und Freundschaft unsres Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.

Ach! was in tiefer Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißrathen jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.
Oft wenn es erst durch Jahre durchgedrungen
Erscheint es in vollendeter Gestalt.
Was glänzt ist für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Lustige Person.

Wenn ich nur nichts von Nachwelt hören sollte;
Gesetzt daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte denn der Mitwelt Spaß?
Den will sie doch und soll ihn haben.
Die Gegenwart von einem braven Knaben
Ist, dächt' ich, immer auch schon was.
Wer sich behaglich mitzutheilen weiß,
Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
Er wünscht sich einen großen Kreis,
Um ihn gewisser zu erschüttern.

Drum seyd nur brav und zeigt euch musterhaft,
Laßt Phantasie, mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.

Director.

Besonders aber laßt genug geschehn!
Man kommt zu schaun, man will am liebsten sehn.
Wird vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
Da habt ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seyd ein vielgeliebter Mann.
Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen,
Ein jeder sucht sich endlich selbst was aus.
Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen;
Und jeder geht zufrieden aus dem Haus.
Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken!
Solch ein Ragout es muß euch glücken;
Leicht ist es vorgelegt, so leicht als ausgedacht.
Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht,
Das Publicum wird es euch doch zerpflücken.

Dichter.

Ihr fühlet nicht, wie schlecht ein solches Handwerk sey!
Wie wenig das dem ächten Künstler zieme!
Der saubern Herren Pfuscherey
Ist, merk' ich, schon bei euch Maxime.

Director.

Ein solcher Vorwurf läßt mich ungekränkt:
Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten.
Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu spalten,

Und seht nur hin für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle,
Und, was das allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben sich und ihren Putz zum besten
Und spielen ohne Gage mit.
Was träumet ihr auf eurer Dichter-Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.
Der, nach dem Schauspiel, hofft ein Kartenspiel,
Der eine wilde Nacht an einer Dirne Busen.
Was plagt ihr armen Thoren viel,
Zu solchem Zweck, die holden Musen?
Ich sag' euch, gebt nur mehr, und immer immer mehr,
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren,
Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer — —
Was fällt euch an? Entzückung oder Schmerzen?

Dichter.

Geh hin und such dir einen andern Knecht!
Der Dichter sollte wohl das höchste Recht,
Das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um deinetwillen freventlich verscherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?

Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt.
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durch einander klingt;
Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe,
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Accorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft im Dichter offenbart.

Lustige Person.

So braucht sie denn die schönen Kräfte
Und treibt die dicht'rischen Geschäfte,
Wie man ein Liebesabenteuer treibt.
Zufällig naht man sich, man fühlt, man bleibt
Und nach und nach wird man verflochten;
Es wächst das Glück, dann wird es angefochten,
Man ist entzückt, nun kommt der Schmerz heran,
Und eh' man sich's versieht, ist's eben ein Roman.
Laßt uns auch so ein Schauspiel geben!
Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.
Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüthe
Vor eurem Spiel und lauscht der Offenbarung,
Dann saugt jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk sich melancholische Nahrung,
Dann wird bald dies bald jenes aufgeregt,
Ein jeder sieht was er im Herzen trägt.
Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein;
Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen;
Ein Werdender wird immer dankbar seyn.

Dichter.

So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück!

Luſtige Perſon.

Der Jugend, guter Freund, bedarfſt du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebſte Mädchen hängen,
Wenn fern des ſchnellen Laufes Kranz
Vom ſchwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem heft'gen Wirbeltanz
Die Nächte ſchmauſend man vertrinket.
Doch in's bekannte Saitenſpiel
Mit Muth und Anmuth einzugreifen,
Nach einem ſelbſtgeſteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuſchweifen,
Das, alte Herrn, iſt eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindiſch, wie man ſpricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder.

Director.

Der Worte ſind genug gewechſelt,
Laßt mich auch endlich Thaten ſehn;
Indeß ihr Complimente dreſchelt,
Kann etwas nützliches geſchehn.
Was hilft es viel von Stimmung reden?
Dem Zaudernden erſcheint ſie nie.
Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poeſie.
Euch iſt bekannt, was wir bedürfen,
Wir wollen ſtark Getränke ſchlürfen;
Nun braut mir unverzüglich dran!
Was heute nicht geſchieht, iſt morgen nicht gethan,

Und keinen Tag soll man verpassen,
Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich bei'm Schopfe fassen,
Er will es dann nicht fahren lassen,
Und wirket weiter, weil er muß.
Ihr wißt auf unsern deutschen Bühnen
Probirt ein jeder was er mag;
Drum schonet mir an diesem Tag
Prospecte nicht und nicht Maschinen.
Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht,
Die Sterne dürfet ihr verschwenden;
An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
An Thier und Vögeln fehlt es nicht.
So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Prolog

im Himmel.

Der Herr,
die himmliſchen Heerſchaaren
nachher Mephiſtopheles.

Die drey Erzengel treten vor.

Raphael.

Die Sonne tönt nach alter Weiſe
In Bruderſphären Wettgeſang,
Und ihre vorgeſchriebne Reiſe
Vollendet ſie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner ſie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am erſten Tag.

Gabriel.

Und ſchnell und unbegreiflich ſchnelle
Dreht ſich umher der Erde Pracht;
Es wechſelt Paradieſes-Helle
Mit tiefer ſchauervoller Nacht;
Es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
Am tiefen Grund der Felſen auf,
Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brausen um die Wette,
Vom Meer auf's Land, vom Land auf's Meer,
Und bilden wüthend eine Kette
Der tiefsten Wirkung rings umher.
Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerschlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das sanfte Wandeln deines Tags.

Zu Dreyen.

Der Anblick gibt den Engeln Stärke
Da keiner dich ergründen mag,
Und alle deine hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

Mephistopheles.

Da du, o Herr, dich einmal wieder nahst
Und fragst wie alles sich bei uns befinde,
Und du mich sonst gewöhnlich gerne sahst,
So siehst du mich auch unter dem Gesinde.
Verzeih, ich kann nicht hohe Worte machen,
Und wenn mich auch der ganze Kreis verhöhnt;
Mein Pathos brächte dich gewiß zum Lachen,
Hätt'st du dir nicht das Lachen abgewöhnt.
Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag,
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;

Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur thierischer als jedes Thier zu seyn.
Er scheint mir, mit Verlaub von Ew. Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Cicaden,
Die immer flegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt;
Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase.

Der Herr.

Hast du mir weiter nichts zu sagen?
Kommst du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?

Mephistopheles.

Nein Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht.
Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,
Ich mag sogar die armen selbst nicht plagen.

Der Herr.

Kennst du den Faust?

Mephistopheles.

Den Doctor?

Der Herr.

Meinen Knecht!

Mephistopheles.

Fürwahr! er dient euch auf besondre Weise.
Nicht irdisch ist des Thoren Trank noch Speise.
Ihn treibt die Gährung in die Ferne,
Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt;
Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne,
Und von der Erde jede höchste Lust,

Und alle Nah' und alle Ferne
Befriedigt nicht die tiefbewegte Bruſt.

Der Herr.

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüth' und Frucht die künft'gen Jahre zieren.

Mephiſtopheles.

Was wettet ihr? den ſollt ihr noch verlieren,
Wenn ihr mir die Erlaubniß gebt
Ihn meine Straße ſacht zu führen!

Der Herr.

So lang' er auf der Erde lebt,
So lange ſey dir's nicht verboten.
Es irrt der Menſch ſo lang' er ſtrebt.

Mephiſtopheles.

Da dank' ich euch; denn mit den Todten
Hab' ich mich niemals gern befangen.
Am meiſten lieb' ich mir die vollen friſchen Wangen.
Für einen Leichnam bin ich nicht zu Haus;
Mir geht es wie der Katze mit der Maus.

Der Herr.

Nun gut, es ſey dir überlaſſen!
Zieh' dieſen Geiſt von ſeinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannſt du ihn erfaſſen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und ſteh' beſchämt, wenn du bekennen muſt:
Ein guter Menſch in ſeinem dunklen Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewuſt.

Mephistopheles.

Schon gut! nur dauert es nicht lange.
Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange.

Der Herr.

Du darfst auch da nur frei erscheinen;
Ich habe deines Gleichen nie gehaßt.
Von allen Geistern die verneinen
Ist mir der Schalk am wenigsten zur Last.
Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.
Doch ihr, die ächten Göttersöhne,
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaßt euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

Der Himmel schließt, die Erzengel vertheilen sich.

Mephistopheles allein.

Von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern,
Und hüte mich mit ihm zu brechen.
Es ist gar hübsch von einem großen Herrn,
So menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen.

Der

Tragödie

Erster Theil.

Nacht.

In einem hochgewölbten, engen, gothischen Zimmer Faust unruhig auf seinem Sessel am Pulte.

Faust.

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerey und Medicin,
Und leider auch Theologie!
Durchaus studirt, mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Thor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doctor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr,
Herauf, herab und quer und krumm,
Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen.
Zwar bin ich gescheidter als alle die Laffen,
Doctoren, Magister, Schreiber und Pfaffen;
Mich plagen keine Skrupel noch Zweifel,
Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel —
Dafür ist mir auch alle Freud' entrissen,
Bilde mir nicht ein was rechts zu wissen,
Bilde mir nicht ein ich könnte was lehren
Die Menschen zu bessern und zu bekehren.
Auch hab' ich weder Gut noch Geld,
Noch Ehr' und Herrlichkeit der Welt;

Es möchte kein Hund so länger leben!
Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimniß würde kund;
Daß ich nicht mehr, mit sauerm Schweiß,
Zu sagen brauche was ich nicht weiß;
Daß ich erkenne was die Welt
Im Innersten zusammenhält,
Schau' alle Wirkenskraft und Samen,
Und thu' nicht mehr in Worten kramen.

O säh'st du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:
Dann, über Büchern und Papier,
Trübseliger Freund erschienst du mir!
Ach! könnt' ich doch auf Berges Höh'n,
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhle mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen
In deinem Thau gesund mich baden!

Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes dumpfes Mauerloch,
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemahlte Scheiben bricht!
Beschränkt von diesem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umsteckt;

Mit Gläſern, Büchſen rings umſtellt,
Mit Inſtrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrath drein geſtopft —
Das iſt deine Welt! das heißt eine Welt!

Und fragſt du noch, warum dein Herz
Sich bang in deinen Buſen klemmt?
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir alle Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natur,
Da Gott die Menſchen ſchuf hinein,
Umgibt in Rauch und Moder nur
Dich Thiergeripp' und Todtenbein.

Fleuch! Auf! Hinaus in's weite Land!
Und dieß geheimnißvolle Buch,
Von Noſtradamus eigner Hand,
Iſt dir es nicht Geleit genug?
Erkennſt dann der Sterne Lauf,
Und wenn Natur dich unterweiſ't,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie ſpricht ein Geiſt zum andern Geiſt.
Umſonſt, daß trocknes Sinnen hier
Die heil'gen Zeichen dir erklärt.
Ihr ſchwebt, ihr Geiſter, neben mir;
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!

Er ſchlägt das Buch auf und erblickt das Zeichen des Makrokosmus.

Ha! welche Wonne fließt in dieſem Blick
Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
Ich fühle junges heil'ges Lebensglück
Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.

War es ein Gott, der dieſe Zeichen ſchrieb,
Die mir das inn're Toben ſtillen,
Das arme Herz mit Freude füllen,
Und mit geheimnißvollem Trieb,
Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
Bin ich ein Gott? Mir wird ſo licht!
Ich ſchau' in dieſen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
Jetzt erſt erkenn' ich was der Weiſe ſpricht:
„Die Geiſterwelt iſt nicht verſchloſſen;
„Dein Sinn iſt zu, dein Herz iſt todt!
„Auf, bade, Schüler, unverdroſſen
„Die ird'ſche Bruſt im Morgenroth!"

Er beſchaut das Zeichen.

Wie alles ſich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!
Wie Himmelskräfte auf und nieder ſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen!
Mit ſegenduftenden Schwingen
Im Himmel durch die Erde dringen,
Harmoniſch all' das All durchklingen!

Welch Schauſpiel! aber ach! ein Schauſpiel nur!
Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüſte, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt —
Ihr quellt, ihr tränkt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?

Er ſchlägt unwillig das Buch um, und erblickt das Zeichen des Erdgeiſtes.

Wie anders wirkt dieß Zeichen auf mich ein!
Du, Geiſt der Erde, biſt mir näher;
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh' ich wie von neuem Wein,
Ich fühle Muth mich in die Welt zu wagen,
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herumzuſchlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirſchen nicht zu zagen.
Es wölkt ſich über mir —
Der Mond verbirgt ſein Licht —
Die Lampe ſchwindet!
Es dampft! — Es zucken rothe Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an!
Ich fühl's, du ſchwebſt um mich, erflehter Geiſt.
Enthülle dich!
Ha! wie's in meinem Herzen reißt!
Zu neuen Gefühlen
All' meine Sinnen ſich erwühlen!
Ich fühle ganz mein Herz dir hingegeben!
Du mußt! du mußt! und koſtet' es mein Leben!

Er faßt das Buch und ſpricht das Zeichen des Geiſtes geheimnißvoll aus.
Es zuckt eine rothliche Flamme, der Geiſt erſcheint in der Flamme.

Geiſt.

Wer ruft mir?

Fauſt abgewendet.

Schreckliches Geſicht!

Geiſt.

Du haſt mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang' geſogen,
Und nun —

Fauſt.

Weh! ich ertrag' dich nicht!

Geiſt.

Du ſtehſt erathmend mich zu ſchauen,
Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu ſehn;
Mich neigt dein mächtig Seelenflehn,
Da bin ich! — Welch erbärmlich Grauen
Faßt Uebermenſchen dich! Wo iſt der Seele Ruf?
Wo iſt die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf,
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erſchwoll, ſich uns, den Geiſtern, gleich zu heben?
Wo biſt du, Fauſt, deß Stimme mir erklang,
Der ſich an mich mit allen Kräften drang?
Biſt Du es, der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam wegekrümmter Wurm?

Fauſt.

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Fauſt, bin Deinesgleichen!

Geiſt.

In Lebensfluthen, im Thatenſturm
Wall' ich auf und ab,
Wehe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben,
So ſchaff ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Fauſt.

Fauſt.

Der du die weite Welt umſchweifſt,
Geſchäftiger Geiſt, wie nah fühl' ich mich dir!

Geiſt.

Du gleichſt dem Geiſt den du begreifſt,
Nicht mir!

Verſchwindet.

Fauſt zuſammenſtürzend.

Nicht dir?
Wem denn?
Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal dir!

Es klopft.

O Tod! ich kenn's — das iſt mein Famulus —
Es wird mein ſchönſtes Glück zu nichte!
Daß dieſe Fülle der Geſichte
Der trockne Schleicher ſtören muß!

Wagner im Schlafrocke und der Nachtmütze, eine Lampe in der Hand. Fauſt wendet ſich unwillig.

Wagner.

Verzeiht! ich hör' euch declamiren;
Ihr laſ't gewiß ein griechiſch Trauerſpiel?
In dieſer Kunſt möcht' ich was profitiren,
Denn heut zu Tage wirkt das viel.
Ich hab' es öfters rühmen hören,
Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Fauſt.

Ja, wenn der Pfarrer ein Komödiant iſt;
Wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag.

Wagner.

Ach! wenn man ſo in ſein Muſeum gebannt iſt,

Und ſieht die Welt kaum einen Feyertag,
Kaum durch ein Fernglas, nur von weiten,
Wie ſoll man ſie durch Ueberredung leiten?

Fauſt.

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zuſammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blaſ't die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aſchenhäufchen h'raus!
Bewund'rung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen ſteht;
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen ſchaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.

Wagner.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück;
Ich fühl' es wohl noch bin ich weit zurück.

Fauſt.

Such' Er den redlichen Gewinn!
Sey Er kein ſchellenlauter Thor!
Es trägt Verſtand und rechter Sinn
Mit wenig Kunſt ſich ſelber vor;
Und wenn's euch Ernſt iſt was zu ſagen,
Iſt's nöthig Worten nachzujagen?
Ja, eure Reden, die ſo blinkend ſind,
In denen ihr der Menſchheit Schnitzel kräuſelt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der herbſtlich durch die dürren Blätter ſäuſelt!

Wagner.

Ach Gott! die Kunſt iſt lang!
Und kurz iſt unſer Leben.
Mir wird, bei meinem kritiſchen Beſtreben,
Doch oft um Kopf und Buſen bang'.
Wie ſchwer ſind nicht die Mittel zu erwerben,
Durch die man zu den Quellen ſteigt!
Und eh' man nur den halben Weg erreicht,
Muß wohl ein armer Teufel ſterben.

Fauſt.

Das Pergament iſt das der heil'ge Bronnen,
Woraus ein Trunk den Durſt auf ewig ſtillt?
Erquickung haſt du nicht gewonnen,
Wenn ſie dir nicht aus eigner Seele quillt.

Wagner.

Verzeiht! es iſt ein groß Ergetzen
Sich in den Geiſt der Zeiten zu verſetzen,
Zu ſchauen wie vor uns ein weiſer Mann gedacht,
Und wie wir's dann zuletzt ſo herrlich weit gebracht.

Fauſt.

O ja, bis an die Sterne weit!
Mein Freund, die Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit ſieben Siegeln;
Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt,
Das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt,
In dem die Zeiten ſich beſpiegeln.
Da iſt's denn wahrlich oft ein Jammer!
Man läuft euch bei dem erſten Blick davon.
Ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer,
Und höchſtens eine Haupt- und Staatsaction

Mit trefflichen pragmatiſchen Maximen,
Wie ſie den Puppen wohl im Munde ziemen!

Wagner.

Allein die Welt! des Menſchen Herz und Geiſt!
Möcht' jeglicher doch was davon erkennen.

Fauſt.

Ja was man ſo erkennen heißt!
Wer darf das Kind bei'm rechten Namen nennen?
Die wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.
Ich bitt' euch, Freund, es iſt tief in der Nacht,
Wir müſſen's dießmal unterbrechen.

Wagner.

Ich hätte gern nur immer fortgewacht,
Um ſo gelehrt mit euch mich zu beſprechen.
Doch morgen, als am erſten Oſtertage,
Erlaubt mir ein' und andre Frage.
Mit Eifer hab' ich mich der Studien befliſſen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wiſſen. Ab.

Fauſt allein.

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh iſt wenn er Regenwürmer findet!

Darf eine ſolche Menſchenſtimme hier,
Wo Geiſterfülle mich umgab, ertönen?
Doch ach! für dießmal dank' ich dir,
Dem ärmlichſten von allen Erdenſöhnen.

Du riſſeſt mich von der Verzweiflung los,
Die mir die Sinne ſchon zerſtören wollte.
Ach! die Erſcheinung war ſo rieſengroß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden ſollte.

Ich, Ebenbild der Gottheit, das ſich ſchon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein ſelbſt genoß in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgeſtreift den Erdenſohn;
Ich, mehr als Cherub, deſſen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und ſchaffend, Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft.

Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermeſſen!
Hab' ich die Kraft dich anzuziehn beſeſſen,
So hatt' ich dich zu halten keine Kraft.
In jenem ſel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich ſo klein, ſo groß;
Du ſtießeſt grauſam mich zurücke,
In's ungewiſſe Menſchenloos.
Wer lehret mich? was ſoll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unſre Thaten ſelbſt, ſo gut als unſre Leiden,
Sie hemmen unſres Lebens Gang.

Dem Herrlichſten, was auch der Geiſt empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff ſich an;
Wenn wir zum Guten dieſer Welt gelangen,
Dann heißt das Beſſ're Trug und Wahn.

Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erſtarren in dem irdiſchen Gewühle.

Wenn Phantaſie ſich ſonſt mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So iſt ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenſtrudel ſcheitert.
Die Sorge niſtet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket ſie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt ſie ſich und ſtöret Luſt und Ruh;
Sie deckt ſich ſtets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erſcheinen,
Als Feuer, Waſſer, Dolch und Gift;
Du bebſt vor allem was nicht trifft,
Und was du nie verlierſt das mußt du ſtets beweinen.

Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief iſt es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt;
Den, wie er ſich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt.

Iſt es nicht Staub was dieſe hohe Wand,
Aus hundert Fächern, mir verenget;
Der Trödel, der mit tauſendfachem Tand,
In dieſer Mottenwelt mich dränget?
Hier ſoll ich finden was mir fehlt?
Soll ich vielleicht in tauſend Büchern leſen,
Daß überall die Menſchen ſich gequält,
Daß hie und da ein Glücklicher geweſen? —
Was grinſeſt du mir hohler Schädel her?
Als daß dein Hirn wie meines einſt verwirret
Den leichten Tag geſucht und in der Dämmrung ſchwer,
Mit Luſt nach Wahrheit, jämmerlich geirret.

Ihr Inſtrumente freilich ſpottet mein,
Mit Rad und Kämmen, Walz' und Bügel:
Ich ſtand am Thor, ihr ſolltet Schlüſſel ſeyn;
Zwar euer Bart iſt kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.
Geheimnißvoll am lichten Tag
Läßt ſich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was ſie deinem Geiſt nicht offenbaren mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.
Du alt Geräthe das ich nicht gebraucht,
Du ſtehſt nur hier, weil dich mein Vater brauchte.
Du alte Rolle, du wirſt angeraucht,
So lang an dieſem Pult die trübe Lampe ſchmauchte.
Weit beſſer hätt' ich doch mein Weniges verpraßt,
Als mit dem Wenigen belaſtet hier zu ſchwitzen!
Was du ererbt von deinen Vätern haſt
Erwirb es um es zu beſitzen.
Was man nicht nützt iſt eine ſchwere Laſt;
Nur was der Augenblick erſchafft das kann er nützen.

Doch warum heftet ſich mein Blick auf jene Stelle?
Iſt jenes Fläſchchen dort den Augen ein Magnet?
Warum wird mir auf einmal lieblich helle,
Als wenn im nächt'gen Wald uns Mondenglanz umweht?

Ich grüße dich, du einzige Phiole!
Die ich mit Andacht nun herunterhole,
In dir verehr' ich Menſchenwitz und Kunſt.
Du Inbegriff der holden Schlummerſäfte,
Du Auszug aller tödtlich feinen Kräfte,
Erweiſe deinem Meiſter deine Gunſt!
Ich ſehe dich, es wird der Schmerz gelindert,
Ich faſſe dich, das Streben wird gemindert,

Des Geistes Fluthstrom ebbet nach und nach.
In's hohe Meer werd' ich hinausgewiesen,
Die Spiegelfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.

Ein Feuerwagen schwebt, auf leichten Schwingen,
An mich heran! Ich fühle mich bereit
Auf neuer Bahn den Aether zu durchdringen,
Zu neuen Sphären reiner Thätigkeit.
Dieß hohe Leben, diese Götterwonne!
Du, erst noch Wurm, und die verdienest du?
Ja, kehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu!
Vermesse dich die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber schleicht.
Hier ist es Zeit durch Thaten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht,
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt,
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen
Und, wär es mit Gefahr, in's Nichts dahin zu fließen.

Nun komm herab, krystalline reine Schale!
Hervor aus deinem alten Futterale,
An die ich viele Jahre nicht gedacht!
Du glänztest bei der Väter Freudenfeste,
Erheitertest die ernsten Gäste,
Wenn einer dich dem andern zugebracht.

Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht,
Des Trinkers Pflicht, sie reimweis zu erklären,
Auf Einen Zug die Höhlung auszuleeren,
Erinnert mich an manche Jugend-Nacht;
Ich werde jetzt dich keinem Nachbar reichen,
Ich werde meinen Witz an deiner Kunst nicht zeigen;
Hier ist ein Saft, der eilig trunken macht.
Mit brauner Fluth erfüllt er deine Höhle.
Den ich bereitet, den ich wähle,
Der letzte Trunk sey nun, mit ganzer Seele,
Als festlich hoher Gruß, dem Morgen zugebracht!

Er setzt die Schale an den Mund.

Glockenklang und Chorgesang.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Freude dem Sterblichen,
Den die verderblichen,
Schleichenden, erblichen
Mängel umwanden.

Faust.

Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton,
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
Verkündiget ihr dumpfen Glocken schon
Des Osterfestes erste Feierstunde?
Ihr Chöre singt ihr schon den tröstlichen Gesang
Der einst, um Grabes Nacht, von Engelslippen klang,
Gewißheit einem neuen Bunde?

Chor der Weiber.

Mit Specereyen
Hatten wir ihn gepflegt,
Seine Treuen
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!
Selig der Liebende,
Der die Betrübende,
Heilsam' und übende
Prüfung bestanden.

Faust.

Was sucht ihr mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.
Zu jenen Sphären wag' ich nicht zu streben,
Woher die holde Nachricht tönt;
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmels-Liebe Kuß
Auf mich herab, in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuß;

Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heißen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dieß Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeyer freies Glück;
Erinnrung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O tönet fort ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene
Schon sich nach oben,
Lebend Erhabene,
Herrlich erhoben;
Ist er in Werdelust
Schaffender Freude nah;
Ach! an der Erde Brust,
Sind wir zum Leide da.
Ließ er die Seinen
Schmachtend uns hier zurück;
Ach! wir beweinen
Meister dein Glück!

Chor der Engel.

Christ ist erstanden,
Aus der Verwesung Schoos;
Reißet von Banden
Freudig euch los!
Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,

Brüderlich ſpeiſenden,
Predigend reiſenden,
Wonne verheißenden
Euch iſt der Meiſter nah',
Euch iſt er da!

Vor dem Thor.

Spaziergänger aller Art ziehen hinaus.

Einige Handwerksburſche.

Warum denn dort hinaus?

Andre.

Wir gehn hinaus auf's Jägerhaus.

Die Erſten.

Wir aber wollen nach der Mühle wandern.

Ein Handwerksburſch.

Ich rath' euch nach dem Waſſerhof zu gehn.

Zweyter.

Der Weg dahin iſt gar nicht ſchön.

Die Zweyten.

Was thuſt denn du?

Ein Dritter.

Ich gehe mit den andern.

Vierter.

Nach Burgdorf kommt herauf, gewiß dort findet ihr
Die ſchönſten Mädchen und das beſte Bier,
Und Händel von der erſten Sorte.

Fünfter.

Du überlaßiger Geſell,
Juckt dich zum drittenmal das Fell?
Ich mag nicht hin, mir graut es vor dem Orte.

Dienſtmädchen.

Nein, nein! ich gehe nach der Stadt zurück.

Andre.

Wir finden ihn gewiß bei jenen Pappeln ſtehen.

Erſte.

Das iſt für mich kein groſses Glück;
Er wird an deiner Seite gehen,
Mit dir nur tanzt er auf dem Plan.
Was gehn mich deine Freuden an!

Andre.

Heut iſt er ſicher nicht allein,
Der Krauskopf, ſagt er, würde bei ihm ſeyn.

Schüler.

Blitz, wie die wackern Dirnen ſchreiten!
Herr Bruder komm! wir müſſen ſie begleiten.
Ein ſtarkes Bier, ein beizender Toback,
Und eine Magd im Putz das iſt nun mein Geſchmack.

Bürgermädchen.

Da ſieh mir nur die ſchönen Knaben!
Es iſt wahrhaftig eine Schmach;
Geſellſchaft könnten ſie die allerbeſte haben,
Und laufen dieſen Mägden nach!

Zweyter Schüler zum erſten.

Nicht ſo geſchwind! dort hinten kommen zwey,
Sie ſind gar niedlich angezogen,
's iſt meine Nachbarin dabei;
Ich bin dem Mädchen ſehr gewogen.

Sie gehen ihren ſtillen Schritt
Und nehmen uns doch auch am Ende mit.

Erſter.

Herr Bruder, nein! Ich bin nicht gern genirt.
Geſchwind! daß wir das Wildpret nicht verlieren.
Die Hand, die Samſtags ihren Beſen führt,
Wird Sonntags dich am beſten careſſiren.

Bürger.

Nein, er gefällt mir nicht der neue Burgemeiſter!
Nun, da er's iſt, wird er nur täglich dreiſter.
Und für die Stadt was thut denn er?
Wird es nicht alle Tage ſchlimmer?
Gehorchen ſoll man mehr als immer,
Und zahlen mehr als je vorher.

Bettler ſingt.

Ihr guten Herrn, ihr ſchönen Frauen,
So wohlgeputzt und backenroth,
Beileb' es euch mich anzuſchauen,
Und ſeht und mildert meine Noth!
Laßt hier mich nicht vergebens leyern!
Nur der iſt froh, der geben mag.
Ein Tag den alle Menſchen feyern,
Er ſey für mich ein Erntetag.

Andrer Bürger.

Nichts beſſers weiß ich mir an Sonn- und Feyertagen,
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkey,
Die Völker auf einander ſchlagen.

Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus
Und ſieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus,
Und ſegnet Fried' und Friedenszeiten.

Dritter Bürger.

Herr Nachbar, ja! ſo laß ich's auch geſchehn,
Sie mögen ſich die Köpfe ſpalten,
Mag alles durch einander gehn;
Doch nur zu Hauſe bleib's bei'm Alten.

Alte zu den Bürgermädchen.

Ey! wie geputzt! das ſchöne junge Blut!
Wer ſoll ſich nicht in euch vergaffen? —
Nur nicht ſo ſtolz! Es iſt ſchon gut!
Und was ihr wünſcht das wüßt' ich wohl zu ſchaffen.

Bürgermädchen.

Agathe fort! ich nehme mich in Acht
Mit ſolchen Hexen öffentlich zu gehen;
Sie ließ mich zwar, in Sanct Andreas Nacht,
Den künft'gen Liebſten leiblich ſehen —

Die Andre.

Mir zeigte ſie ihn im Kryſtall,
Soldatenhaft, mit mehreren Verwegnen;
Ich ſeh' mich um, ich ſuch' ihn überall,
Allein mir will er nicht begegnen.

Soldaten.

Burgen mit hohen
Mauern und Zinnen,
Mädchen mit ſtolzen
Höhnenden Sinnen
Möcht' ich gewinnen!

Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!

Und die Trompete
Laſſen wir werben,
Wie zu der Freude,
So zum Verderben.
Das iſt ein Stürmen!
Das iſt ein Leben!
Mädchen und Burgen
Müſſen ſich geben.
Kühn iſt das Mühen,
Herrlich der Lohn!
Und die Soldaten
Ziehen davon.

Fauſt und Wagner.

Fauſt.

Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungs-Glück;
Der alte Winter, in ſeiner Schwäche,
Zog ſich in rauhe Berge zurück.
Von dorther ſendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eiſes
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt ſich Bildung und Streben,
Alles will ſie mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menſchen dafür.

Kehre dich um, von dieſen Höhen
Nach der Stadt zurück zu ſehen.
Aus dem hohlen finſtern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder ſonnt ſich heute ſo gern.
Sie feyern die Auferſtehung des Herrn,
Denn ſie ſind ſelbſt auferſtanden
Aus niedriger Häuſer dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetſchender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind ſie alle an's Licht gebracht.
Sieh nur, ſieh! wie behend ſich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerſchlägt,
Wie der Fluß, in Breit' und Länge,
So manchen luſtigen Nachen bewegt,
Und bis zum Sinken überladen
Entfernt ſich dieſer letzte Kahn.
Selbſt von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre ſchon des Dorfs Getümmel,
Hier iſt des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet groß und klein:
Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſeyn!

Wagner.

Mit euch, Herr Doctor, zu ſpazieren
Iſt ehrenvoll und iſt Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.

Das Fiedeln, Schreien, Kegelſchieben,
Iſt mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben wie vom böſen Geiſt getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Geſang.

Bauern unter der Linde.

Tanz und Geſang.

Der Schäfer putzte ſich zum Tanz,
Mit bunter Jacke, Band und Kranz,
Schmuck war er angezogen.
Schon um die Linde war es voll;
Und alles tanzte ſchon wie toll.
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
So ging der Fiedelbogen.

Er drückte haſtig ſich heran,
Da ſtieß er an ein Mädchen an
Mit ſeinem Ellenbogen;
Die friſche Dirne kehrt ſich um
Und ſagte: nun das ſind' ich dumm!
Juchhe! Juchhe!
Juchheiſa! Heiſa! He!
Seyd nicht ſo ungezogen.

Doch hurtig in dem Kreiſe ging's,
Sie tanzten rechts, ſie tanzten links
Und alle Röcke flogen.

Sie wurden roth, sie wurden warm
Und ruhten athmend Arm in Arm.
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Und Hüft' an Ellenbogen.

Und thu' mir doch nicht so vertraut!
Wie mancher hat nicht seine Braut
Belogen und betrogen!
Er schmeichelte sie doch bei Seit'
Und von der Linde scholl es weit:
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
Geschrei und Fiedelbogen.

Alter Bauer.

Herr Doctor, das ist schön von euch,
Daß ihr uns heute nicht verschmäht,
Und unter dieses Volksgedräng',
Als ein so Hochgelahrter, geht.
So nehmet auch den schönsten Krug,
Den wir mit frischem Trunk gefüllt,
Ich bring' ihn zu und wünsche laut,
Daß er nicht nur den Durst euch stillt;
Die Zahl der Tropfen, die er hegt,
Sey euren Tagen zugelegt.

Faust.

Ich nehme den Erquickungs-Trank,
Erwiedr' euch allen Heil und Dank.

Das Volk sammelt sich im Kreis umher.

Alter Bauer.

Fürwahr es ist sehr wohl gethan,
Daß ihr am frohen Tag erscheint;
Habt ihr es vormals doch mit uns
In bösen Tagen gut gemeint!
Gar mancher steht lebendig hier,
Den euer Vater noch zuletzt
Der heißen Fieberwuth entriß,
Als er der Seuche Ziel gesetzt.
Auch damals ihr, ein junger Mann,
Ihr gingt in jedes Krankenhaus,
Gar manche Leiche trug man fort,
Ihr aber kamt gesund heraus;
Bestandet manche harte Proben;
Dem Helfer half der Helfer droben.

Alle.

Gesundheit dem bewährten Mann,
Daß er noch lange helfen kann!

Faust.

Vor jenem droben steht gebückt,
Der helfen lehrt und Hülfe schickt.

Er geht mit Wagnern weiter.

Wagner.

Welch ein Gefühl mußt du, o großer Mann,
Bei der Verehrung dieser Menge haben!
O! glücklich! wer von seinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann.
Der Vater zeigt dich seinem Knaben,

Ein jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fiedel ſtockt, der Tänzer weilt.
Du gehſt, in Reihen ſtehen ſie,
Die Mützen fliegen in die Höh':
Und wenig fehlt, ſo beugten ſich die Knie,
Als käm' das Venerabile.

Fauſt.

Nur wenig Schritte noch hinauf zu jenem Stein,
Hier wollen wir von unſrer Wandrung raſten.
Hier ſaß ich oft gedankenvoll allein
Und quälte mich mit Beten und mit Faſten.
An Hoffnung reich, im Glauben feſt,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Peſt
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen.
Der Menge Beifall tönt mir nun wie Hohn.
O könnteſt du in meinem Innern leſen,
Wie wenig Vater und Sohn
Solch eines Ruhmes werth geweſen!
Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der über die Natur und ihre heil'gen Kreiſe,
In Redlichkeit, jedoch auf ſeine Weiſe,
Mit grillenhafter Mühe ſann.
Der, in Geſellſchaft von Adepten,
Sich in die ſchwarze Küche ſchloß,
Und, nach unendlichen Recepten,
Das Widrige zuſammengoß.
Da ward ein rother Leu, ein kühner Freyer,
Im lauen Bad der Lilie vermählt
Und beide dann mit offnem Flammenfeuer
Aus einem Brautgemach in's andere gequält.

Erſchien darauf mit bunten Farben
Die junge Königin im Glas,
Hier war die Arzeney, die Patienten ſtarben,
Und niemand fragte: wer genas?
So haben wir mit hölliſchen Latwergen
In dieſen Thälern, dieſen Bergen,
Weit ſchlimmer als die Peſt getobt.
Ich habe ſelbſt den Gift an Tauſende gegeben,
Sie welkten hin, ich muß erleben
Daß man die frechen Mörder lobt.

Wagner.

Wie könnt ihr euch darum betrüben!
Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunſt, die man ihm übertrug,
Gewiſſenhaft und pünctlich auszuüben?
Wenn du, als Jüngling, deinen Vater ehrſt,
So wirſt du gern von ihm empfangen;
Wenn du, als Mann, die Wiſſenſchaft vermehrſt,
So kann dein Sohn zu höh'rem Ziel gelangen.

Fauſt.

O glücklich, wer noch hoffen kann
Aus dieſem Meer des Irrthums aufzutauchen!
Was man nicht weiß das eben brauchte man,
Und was man weiß kann man nicht brauchen.
Doch laß uns dieſer Stunde ſchönes Gut
Durch ſolchen Trübſinn nicht verkümmern!
Betrachte wie in Abendſonne-Gluth
Die grünumgebnen Hütten ſchimmern.

Sie rückt und weicht, der Tag iſt überlebt,
Dort eilt ſie hin und fördert neues Leben.
O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu ſtreben!
Ich ſäh' im ewigen Abendſtrahl
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen ſeinen Schluchten;
Schon thut das Meer ſich mit erwärmten Buchten
Vor den erſtaunten Augen auf.
Doch ſcheint die Göttin endlich wegzuſinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag, und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein ſchöner Traum, indeſſen ſie entweicht.
Ach! zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.
Doch iſt es jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt;
Wenn über ſchroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet ſchwebt,
Und über Flächen, über Seen,
Der Kranich nach der Heimath ſtrebt.

Wagner.

Ich hatte ſelbſt oft grillenhafte Stunden,
Doch ſolchen Trieb hab' ich noch nie empfunden.

Man ſieht ſich leicht an Wald und Feldern ſatt,
Des Vogels Fittig werd' ich nie beneiden.
Wie anders tragen uns die Geiſtesfreuden.
Von Buch zu Buch, von Blatt zu Blatt!
Da werden Winternächte hold und ſchön,
Ein ſelig Leben wärmet alle Glieder,
Und ach! entrollſt du gar ein würdig Pergamen,
So ſteigt der ganze Himmel zu dir nieder.

Fauſt.

Du biſt dir nur des einen Triebs bewußt;
O lerne nie den andern kennen!
Zwey Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt,
Die eine will ſich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebesluſt,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltſam ſich vom Duſt
Zu den Gefilden hoher Ahnen.
O gibt es Geiſter in der Luft,
Die zwiſchen Erd' und Himmel herrſchend weben,
So ſteiget nieder aus dem goldnen Duft
Und führt mich weg, zu neuem buntem Leben!
Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
Und trüg' er mich in fremde Länder,
Mir ſollt' er um die köſtlichſten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel ſeyn.

Wagner.

Berufe nicht die wohlbekannte Schaar,
Die ſtrömend ſich im Dunſtkreis überbreitet,
Dem Menſchen tauſendfältige Gefahr,
Von allen Enden her, bereitet.

Von Norden dringt der ſcharfe Geiſterzahn
Auf dich herbei, mit pfeilgeſpitzten Zungen;
Von Morgen ziehn, vertrocknend, ſie heran,
Und nähren ſich von deinen Lungen;
Wenn ſie der Mittag aus der Wüſte ſchickt,
Die Gluth auf Gluth um deinen Scheitel häufen,
So bringt der Weſt den Schwarm, der erſt erquickt,
Um dich und Feld und Aue zu erſäufen.
Sie hören gern, zum Schaden froh gewandt,
Gehorchen gern, weil ſie uns gern betriegen,
Sie ſtellen wie vom Himmel ſich geſandt,
Und liſpeln engliſch, wenn ſie lügen.
Doch geben wir! Ergraut iſt ſchon die Welt,
Die Luft gekühlt, der Nebel fällt!
Am Abend ſchätzt man erſt das Haus. —
Was ſtehſt du ſo und blickſt erſtaunt hinaus?
Was kann dich in der Dämmrung ſo ergreifen?

Fauſt.

Siehſt du den ſchwarzen Hund durch Saat und Stoppel ſtreifen?

Wagner.

Ich ſah ihn lange ſchon, nicht wichtig ſchien er mir.

Fauſt.

Betrachte ihn recht! Für was hältſt du das Thier?

Wagner.

Für einen Pudel, der auf ſeine Weiſe
Sich auf der Spur des Herren plagt.

Fauſt.

Bemerkſt du, wie in weitem Schneckenkreiſe
Er um uns her und immer näher jagt?

Und irr' ich nicht, ſo zieht ein Feuerſtrudel
Auf ſeinen Pfaden hinterdrein.

Wagner.

Ich ſehe nichts als einen ſchwarzen Pudel;
Es mag bei euch wohl Augentäuſchung ſeyn.

Fauſt.

Mir ſcheint es, daß er magiſch leiſe Schlingen
Zu künft'gem Band um unſre Füße zieht.

Wagner.

Ich ſeh' ihn ungewiß und furchtſam uns umſpringen,
Weil er, ſtatt ſeines Herrn, zwey Unbekannte ſieht.

Fauſt.

Der Kreis wird eng, ſchon iſt er nah!

Wagner.

Du ſiehſt! ein Hund, und kein Geſpenſt iſt da.
Er knurrt und zweifelt, legt ſich auf den Bauch.
Er wedelt. Alles Hunde Brauch.

Fauſt.

Geſelle dich zu uns! Komm hier!

Wagner.

Es iſt ein pudelnärriſch Thier.
Du ſtehest ſtill, er wartet auf;
Du ſprichſt ihn an, er ſtrebt an dir hinauf;
Verliere was, er wird es bringen,
Nach deinem Stock in's Waſſer ſpringen.

Fauſt.

Du haſt wohl Recht; ich finde nicht die Spur
Von einem Geiſt, und alles iſt Dreſſur.

Wagner.

Dem Hunde, wenn er gut gezogen,
Wird selbſt ein weiſer Mann gewogen.
Ja deine Gunſt verdient er ganz und gar,
Er der Studenten trefflicher Scolar.

Sie gehen in das Stadt-Thor.

Studirzimmer.

Faust mit dem Pudel hereintretend.

Verlaſſen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,
Mit ahnungsvollem heil'gem Grauen
In uns die beſſ're Seele weckt.
Entſchlafen ſind nun wilde Triebe,
Mit jedem ungeſtümen Thun;
Es reget ſich die Menſchenliebe,
Die Liebe Gottes regt ſich nun.

Sey ruhig Pudel! renne nicht hin und wieder!
An der Schwelle was ſchnoberſt du hier?
Lege dich hinter den Ofen nieder,
Mein beſtes Kiſſen geb' ich dir.
Wie du draußen auf dem bergigen Wege
Durch Rennen und Springen ergetzt uns haſt,
So nimm nun auch von mir die Pflege,
Als ein willkommner ſtiller Gaſt.

Ach wenn in unſrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unſerm Buſen helle,
Im Herzen, das ſich ſelber kennt.

Vernunft fängt wieder an zu sprechen,
Und Hoffnung wieder an zu blühn;
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin.

Knurre nicht Pudel! Zu den heiligen Tönen,
Die jetzt meine ganze Seel' umfassen,
Will der thierische Laut nicht passen.
Wir sind gewohnt, daß die Menschen verhöhnen
Was sie nicht verstehn,
Daß sie vor dem Guten und Schönen,
Das ihnen oft beschwerlich ist, murren;
Will es der Hund, wie sie, murren?

Aber ach! schon fühl' ich, bei dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen.
Aber warum muß der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab' ich so viel Erfahrung.
Doch dieser Mangel läßt sich ersetzen,
Wir lernen das Ueberirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem neuen Testament.
Mich drängt's den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen.

Er schlägt ein Volumen auf und schickt sich an.

Geschrieben steht: „Im Anfang war das Wort!"
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?

Ich kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen,
Ich muß es anders überſetzen,
Wenn ich vom Geiſte recht erleuchtet bin.
Geſchrieben ſteht: im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erſte Zeile,
Daß deine Feder ſich nicht übereile!
Iſt es der Sinn, der alles wirkt und ſchafft?
Es ſollte ſtehn: im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieſes niederſchreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geiſt! Auf einmal ſeh' ich Rath
Und ſchreibe getroſt: im Anfang war die That!

Soll ich mit dir das Zimmer theilen,
Pudel, ſo laß das Heulen,
So laß das Bellen!
Solch einen ſtörenden Geſellen
Mag ich nicht in der Nähe leiden.
Einer von uns beiden
Muß die Zelle meiden.
Ungern heb' ich das Gaſtrecht auf,
Die Thür' iſt offen, daß freien Lauf.
Aber was muß ich ſehen!
Kann das natürlich geſchehen?
Iſt es Schatten? iſt's Wirklichkeit?
Wie wird mein Pudel lang und breit!
Er hebt ſich mit Gewalt,
Das iſt nicht eines Hundes Geſtalt!
Welch ein Geſpenſt bracht' ich in's Haus!
Schon ſieht er wie ein Nilpferd aus.

Mit feurigen Augen, ſchrecklichem Gebiß.
O! du biſt mir gewiß!
Für ſolche halbe Höllenbrut
Iſt Salomonis Schlüſſel gut.

Geiſter auf dem Gange.

Drinnen gefangen iſt einer!
Bleibet draußen, folg' ihm keiner!
Wie im Eiſen der Fuchs
Zagt ein alter Höllenluchs.
Aber gebt Acht!
Schwebet hin, ſchwebet wieder,
Auf und nieder,
Und er hat ſich losgemacht.
Könnt ihr ihm nützen,
Laßt ihn nicht ſitzen!
Denn er that uns allen
Schon viel zu Gefallen.

Fauſt.

Erſt zu begegnen dem Thiere,
Brauch' ich den Spruch der Viere:

Salamander ſoll glühen,
Undene ſich winden,
Sylphe verſchwinden,
Kobold ſich müden.

Wer ſie nicht kennte
Die Elemente,
Ihre Kraft
Und Eigenſchaft,
Wäre kein Meiſter
Ueber die Geiſter.

Ver-

Verſchwind' in Flammen
Salamander!
Rauſchend fließe zuſammen
Undene!
Leucht' in Meteoren-Schöne
Sylphe!
Bring' häusliche Hülfe
Incubus! incubus!
Tritt hervor und mache den Schluß.

Keines der Viere
Steckt in dem Thiere.
Es liegt ganz ruhig und grinſ't mich an;
Ich hab' ihm noch nicht weh gethan.
Du ſollſt mich hören
Stärker beſchwören.

Biſt du Geſelle
Ein Flüchtling der Hölle?
So ſieh dieß Zeichen!
Dem ſie ſich beugen
Die ſchwarzen Schaaren.

Schon ſchwillt es auf mit borſtigen Haaren.

Verworfnes Weſen!
Kannſt du ihn leſen?
Den nie entſproſſnen,
Unausgeſprochnen,
Durch alle Himmel gegoſſnen,
Freventlich durchſtochnen?

Hinter den Ofen gebannt
Schwillt es wie ein Elephant,

Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege dich zu des Meisters Füßen!
Du siehst daß ich nicht vergebens drohe.
Ich versenge dich mit heiliger Lohe!
Erwarte nicht
Das dreymal glühende Licht!
Erwarte nicht
Die stärkste von meinen Künsten!

Mephistopheles

tritt, indem der Nebel fällt, gekleidet wie ein fahrender Scholastikus, hinter dem Ofen hervor.

Wozu der Lärm? was steht dem Herrn zu Diensten?

Faust.

Das also war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scolast? Der Casus macht mich lachen.

Mephistopheles.

Ich salutire den gelehrten Herrn!
Ihr habt mich weidlich schwitzen machen.

Faust.

Wie nennst du dich?

Mephistopheles.

Die Frage scheint mir klein
Für einen der das Wort so sehr verachtet,
Der, weit entfernt von allem Schein,
Nur in der Wesen Tiefe trachtet.

Faust.

Bey euch, ihr Herrn, kann man das Wesen
Gewöhnlich aus dem Namen lesen,

Wo es sich allzudeutlich weist,
Wenn man euch Fliegengott, Verderber, Lügner heißt.
Nun gut, wer bist du denn?

Mephistopheles.

Ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Faust.

Was ist mit diesem Räthselwort gemeint?

Mephistopheles.

Ich bin der Geist der stets verneint!
Und das mit Recht; denn alles was entsteht
Ist werth daß es zu Grunde geht;
Drum besser wär's daß nichts entstünde.
So ist denn alles was ihr Sünde,
Zerstörung, kurz das Böse nennt,
Mein eigentliches Element.

Faust.

Du nennst dich einen Theil, und stehst doch ganz vor mir?

Mephistopheles.

Bescheidne Wahrheit sprech' ich dir.
Wenn sich der Mensch, die kleine Narrenwelt,
Gewöhnlich für ein Ganzes hält;
Ich bin ein Theil des Theils, der anfangs alles war,
Ein Theil der Finsternis, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht,
Und doch gelingt's ihm nicht, da es, so viel es strebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern strömt's, die Körper macht es schön,

Ein Körper hemmt's auf seinem Gange,
So, hoff' ich, dauert es nicht lange
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Faust.

Nun kenn' ich deine würd'gen Pflichten!
Du kannst im Großen nichts vernichten
Und fängst es nun im Kleinen an.

Mephistopheles.

Und freilich ist nicht viel damit gethan.
Was sich dem Nichts entgegenstellt,
Das Etwas, diese plumpe Welt,
So viel als ich schon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beizukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand,
Gerubig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben.
Wie viele hab' ich schon begraben!
Und immer circulirt ein neues, frisches Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser, wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Apart's für mich.

Faust.

So setzest du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!

Was anders suche zu beginnen
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Mephistopheles.

Wir wollen wirklich uns besinnen,
Die nächstenmale mehr davon!
Dürft' ich wohl diesmal mich entfernen?

Faust.

Ich sehe nicht warum du fragst.
Ich habe jetzt dich kennen lernen,
Besuche nun mich wie du magst.
Hier ist das Fenster, hier die Thüre,
Ein Rauchfang ist dir auch gewiß.

Mephistopheles.

Gesteh' ich's nur! Daß ich hinausspaziere
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf eurer Schwelle —

Faust.

Das Pentagramma macht dir Pein?
Ey sage mir, du Sohn der Hölle,
Wenn das dich bannt, wie kamst du denn herein?
Wie ward ein solcher Geist betrogen?

Mephistopheles.

Beschaut es recht! es ist nicht gut gezogen;
Der eine Winkel, der nach außen zu,
Ist, wie du siehst, ein wenig offen.

Faust.

Das hat der Zufall gut getroffen!
Und mein Gefangner wärst denn du?
Das ist von ungefähr gelungen!

Mephistopheles.

Der Pudel merkte nichts als er hereingesprungen,

Die Sache sieht jetzt anders aus;
Der Teufel kann nicht aus dem Haus.

Faust.

Doch warum gehst du nicht durch's Fenster?

Mephistopheles.

's ist ein Gesetz der Teufel und Gespenster:
Wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus.
Das erste steht uns frei, bei'm zweyten sind wir Knechte.

Faust.

Die Hölle selbst hat ihre Rechte?
Das sind' ich gut, da ließe sich ein Pact,
Und sicher wohl, mit euch ihr Herren schließen?

Mephistopheles.

Was man verspricht, das sollst du rein genießen,
Dir wird davon nichts abgezwackt.
Doch das ist nicht so kurz zu fassen,
Und wir besprechen das zunächst;
Doch jetzo bitt' ich, hoch und höchst,
Für diesesmal mich zu entlassen.

Faust.

So bleibe doch noch einen Augenblick,
Um mir erst gute Mähr zu sagen.

Mephistopheles.

Jetzt laß mich los! ich komme bald zurück;
Dann magst du nach Belieben fragen.

Faust.

Ich habe dir nicht nachgestellt,
Bist du doch selbst in's Garn gegangen.
Den Teufel halte wer ihn hält!
Er wird ihn nicht sobald zum zweytenmale fangen.

Mephiſtopheles.

Wenn dir's beliebt, ſo bin ich auch bereit
Dir zur Geſellſchaft hier zu bleiben;
Doch mit Bedingniß, dir die Zeit,
Durch meine Künſte, wurdig zu vertreiben.

Fauſt.

Ich ſeh' es gern, das ſteht dir frei;
Nur daß die Kunſt gefällig ſey!

Mephiſtopheles.

Du wirſt, mein Freund, für deine Sinnen,
In dieſer Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerlei.
Was dir die zarten Geiſter ſingen,
Die ſchönen Bilder die ſie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberſpiel.
Auch dein Geruch wird ſich ergetzen,
Dann wirſt du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt ſich dein Gefühl.
Bereitung braucht es nicht voran,
Beiſammen ſind wir, fanget an!

Geiſter.

Schwinder, ihr dunkeln
Wölbungen droben!
Reizender ſchaue
Freundlich der blaue
Aether herein!
Wären die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen
Scheinen darein.

Himmlischer Söhne
Geistige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet voräber.
Sehnende Neigung
Folget hinüber;
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,
Decken die Laube,
Wo sich für's Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sprossende Ranken!
Lastende Traube
Stürzt in's Behälter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieseln durch reine,
Edle Gesteine,
Lassen die Höhen
Hinter sich liegen,
Breiten zu Seen
Sich um's Genügen
Grünender Hügel.
Und das Gefügel
Schlürfet sich Wonne,
Flieget der Sonne,
Flieget den hellen

Inſeln entgegen,
Die ſich auf Wellen
Gaukelnd bewegen;
Wo wir in Chören
Jauchzende hören,
Ueber den Auen
Tanzende ſchauen,
Die ſich im Freien
Alle zerſtreuen.
Einige klimmen
Ueber die Höhen,
Andere ſchwimmen
Ueber die Seen,
Andere ſchweben;
Alle zum Leben,
Alle zur Ferne
Liebender Sterne
Seliger Huld.

Mephiſtopheles.

Er ſchläft! So recht, ihr luft'gen zarten Jungen!
Ihr habt ihn treulich eingeſungen!
Für dieß Concert bin ich in eurer Schuld.
Du biſt noch nicht der Mann den Teufel feſt zu halten!
Umgaukelt ihn mit ſüßen Traumgeſtalten,
Verſenkt ihn in ein Meer des Wahns;
Doch dieſer Schwelle Zauber zu zerſpalten
Bedarf ich eines Rattenzahns.
Nicht lange brauch' ich zu beſchwören,
Schon raſchelt eine hier und wird ſogleich mich hören.

Der Herr der Ratten und der Mäuse,
Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse,
Befiehlt dir dich hervor zu wagen
Und diese Schwelle zu benagen,
So wie er sie mit Oel betupft —
Da kommst du schon hervorgehupft!
Nur frisch an's Werk! Die Spitze, die mich bannte,
Sie sitzt ganz vornen an der Kante.
Noch einen Biß, so ist's geschehn. —
Nun, Fauste, träume fort, bis wir uns wiedersehn.

Faust erwachend.

Bin ich denn abermals betrogen?
Verschwindet so der geisterreiche Drang,
Daß mir ein Traum den Teufel vorgelogen,
Und daß ein Pudel mir entsprang?

Studirzimmer.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Es klopft. Herein! Wer will mich wieder plagen?

Mephistopheles.

Ich bin's.

Faust.

Herein!

Mephistopheles.

Du mußt es dreymal sagen.

Faust.

Herein denn!

Mephistopheles.

So gefällst du mir.
Wir werden, hoff ich, uns vertragen!
Denn dir die Grillen zu verjagen
Bin ich, als edler Junker, hier,
In rothem goldverbrämtem Kleide,
Das Mäntelchen von starrer Seide,
Die Hahnenfeder auf dem Hut,
Mit einem langen spitzen Degen,
Und rathe nun dir, kurz und gut,
Dergleichen gleichfalls anzulegen;

Damit du, losgebunden, frei,
Erfahren was das Leben sey.

Faust.

In jedem Kleide werd' ich wohl die Pein
Des engen Erdelebens fühlen.
Ich bin zu alt, um nur zu spielen,
Zu jung, um ohne Wunsch zu seyn.
Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.
Nur mit Entsetzen wach' ich Morgens auf,
Ich möchte bittre Thränen weinen,
Den Tag zu sehn, der mir in seinem Lauf
Nicht Einen Wunsch erfüllen wird, nicht Einen,
Der selbst die Ahnung jeder Lust
Mit eigensinnigem Krittel mindert,
Die Schöpfung meiner regen Brust
Mit tausend Lebensfratzen hindert.
Auch muß ich, wenn die Nacht sich niedersenkt,
Mich ängstlich auf das Lager strecken;
Auch da wird keine Ruh geschenkt,
Mich werden wilde Träume schrecken.
Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen;
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Mephistopheles.

Und doch ist nie der Tod ein ganz willkommner Gast.

Faust.

O selig der, dem er im Siegesglanze
Die blut'gen Lorbeer'n um die Schläfe windet,
Den er, nach rasch durchrastem Tanze,
In eines Mädchens Armen findet.
O wär' ich vor des hohen Geistes Kraft
Entzückt, entseelt dahin gesunken!

Mephistopheles.

Und doch hat jemand einen braunen Saft,
In jener Nacht, nicht ausgetrunken.

Faust.

Das Spioniren, scheint's, ist deine Lust.

Mephistopheles.

Allwissend bin ich nicht; doch viel ist mir bewußt.

Faust.

Wenn aus dem schrecklichen Gewühle
Ein süß bekannter Ton mich zog,
Den Rest von kindlichem Gefühle
Mit Anklang froher Zeit betrog;
So fluch' ich allem was die Seele
Mit Lock- und Gaukelwerk umspannt,
Und sie in diese Trauerhöhle
Mit Blend- und Schmeichelkräften bannt!
Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt!
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt!

Verflucht was uns in Träumen heuchelt,
Des Ruhms, der Namensdauer Trug!
Verflucht was als Besitz uns schmeichelt,
Als Weib und Kind, als Knecht und Pflug!
Verflucht sey Mammon, wenn mit Schätzen
Er uns zu kühnen Thaten regt,
Wenn er zu müßigem Ergetzen
Die Polster uns zurechte legt!
Fluch sey dem Balsamsaft der Trauben!
Fluch jener höchsten Liebeshuld!
Fluch sey der Hoffnung! Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Geister-Chor unsichtbar.

Weh! weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
Wir tragen
Die Trümmern in's Nichts hinüber,
Und klagen
Ueber die verlorne Schöne.
Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf

Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Mephistopheles.

Dieß sind die kleinen
Von den Meinen.
Höre, wie zu Lust und Thaten
Klugheit sie rathen!
In die Welt weit,
Aus der Einsamkeit,
Wo Sinnen und Säfte stocken,
Wollen sie dich locken.

Hör' auf mit deinem Gram zu spielen,
Der, wie ein Geier, dir am Leben frißt;
Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.
Doch so ist's nicht gemeint
Dich unter das Pack zu stoßen,
Ich bin keiner von den Großen;
Doch willst du, mit mir vereint,
Deine Schritte durch's Leben nehmen,
So will ich mich gern bequemen
Dein zu seyn, auf der Stelle.
Ich bin dein Geselle
Und, mach' ich dir's recht,
Bin ich dein Diener, bin dein Knecht!

Faust.

Und was soll ich dagegen dir erfüllen?

Mephiſtopheles.

Dazu haſt du noch eine lange Friſt.

Fauſt.

Nein, nein! der Teufel iſt ein Egoiſt
Und thut nicht leicht um Gottes Willen
Was einem andern nützlich iſt.
Sprich die Bedingung deutlich aus;
Ein ſolcher Diener bringt Gefahr ins Haus.

Mephiſtopheles.

Ich will mich hier zu deinem Dienſt verbinden,
Auf deinen Wink nicht raſten und nicht ruhn;
Wenn wir uns drüben wieder finden,
So ſollſt du mir das Gleiche thun.

Fauſt.

Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägſt du erſt dieſe Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entſtehn.
Aus dieſer Erde quillen meine Freuden,
Und dieſe Sonne ſcheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erſt von ihnen ſcheiden,
Dann mag was will und kann geſchehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten gibt.

Mephiſtopheles.

In dieſem Sinne kannſt du's wagen.
Verbinde dich; du ſollſt, in dieſen Tagen,
Mit Freuden meine Künſte ſehn,
Ich gebe dir was noch kein Menſch geſehn.

Fauſt.

Was willſt du armer Teufel geben?
Ward eines Menſchen Geiſt, in ſeinem hohen Streben,
Von Deinesgleichen je gefaßt?
Doch haſt du Speiſe die nicht ſättigt, haſt
Du rothes Gold, das ohne Raſt,
Queckſilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
Ein Mädchen, das an meiner Bruſt
Mit Aeugeln ſchon dem Nachbar ſich verbindet,
Der Ehre ſchöne Götterluſt,
Die, wie ein Meteor, verſchwindet.
Zeig mir die Frucht die fault, eh' man ſie bricht,
Und Bäume die ſich täglich neu begrünen!

Mephiſtopheles.

Ein ſolcher Auftrag ſchreckt mich nicht,
Mit ſolchen Schätzen kann ich dienen.
Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran
Wo wir was Gut's in Ruhe ſchmauſen mögen.

Fauſt.

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So ſey es gleich um mich gethan!
Kannſt du mich ſchmeichelnd je belügen
Daß ich mir ſelbſt gefallen mag,
Kannſt du mich mit Genuß betriegen;
Das ſey für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephiſtopheles.

Top!

Fauſt.

Und Schlag auf Schlag!

Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch! du biſt ſo ſchön!
Dann magſt du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!
Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt du deines Dienſtes frei,
Die Uhr mag ſtehn, der Zeiger fallen,
Es ſey die Zeit für mich vorbei!

Mephiſtopheles.

Bedenk' es wohl, wir werden's nicht vergeſſen.

Fauſt.

Dazu haſt du ein volles Recht,
Ich habe mich nicht freventlich vermeſſen.
Wie ich beharre bin ich Knecht,
Ob dein, was frag' ich, oder weſſen.

Mephiſtopheles.

Ich werde heute gleich, bei'm Doctorſchmaus,
Als Diener, meine Pflicht erfüllen.
Nur eins! — Um Lebens oder Sterbens willen,
Bitt' ich mir ein Paar Zeilen aus.

Fauſt.

Auch was geſchriebnes forderſt du Pedant?
Haſt du noch keinen Mann, nicht Mannes-Wort gekannt?
Iſt's nicht genug, daß mein geſprochnes Wort
Auf ewig ſoll mit meinen Tagen ſchalten?
Raſ't nicht die Welt in allen Strömen fort,
Und mich ſoll ein Verſprechen halten?
Doch dieſer Wahn iſt uns in's Herz gelegt,
Wer mag ſich gern davon befreien?
Beglückt wer Treue rein im Buſen trägt,
Kein Opfer wird ihn je gereuen!

Allein ein Pergament, beschrieben und beprägt,
Ist ein Gespenst vor dem sich alle scheuen.
Das Wort erstirbt schon in der Feder,
Die Herrschaft führen Wachs und Leder.
Was willst du böser Geist von mir?
Erz, Marmor, Pergament, Papier?
Soll ich mit Griffel, Meißel, Feder schreiben?
Ich gebe jede Wahl dir frei.

Mephistopheles.

Wie magst du deine Rednerey
Nur gleich so hitzig übertreiben?
Ist doch ein jedes Blättchen gut.
Du unterzeichnest dich mit einem Tröpfchen Blut.

Faust.

Wenn dieß dir völlig G'nüge thut,
So mag es bei der Fratze bleiben.

Mephistopheles.

Blut ist ein ganz besondrer Saft.

Faust.

Nur keine Furcht, daß ich dieß Bündniß breche!
Das Streben meiner ganzen Kraft
Ist g'rade das was ich verspreche.
Ich habe mich zu hoch gebläht;
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geist hat mich verschmäht,
Vor mir verschließt sich die Natur.
Des Denkens Faden ist zerrissen,
Mir ekelt lange vor allem Wissen.
Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glühende Leidenschaften stillen!
In undurchdrungnen Zauberhüllen

Sey jedes Wunder gleich bereit!
Stürzen wir uns in das Rauſchen der Zeit,
In's Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß,
Mit einander wechſeln wie es kann;
Nur raſtlos bethätigt ſich der Mann.

Mephiſtopheles.

Euch iſt kein Maß und Ziel geſetzt.
Beliebt's euch überall zu naſchen,
Im Fliehen etwas zu erhaſchen,
Bekomm euch wohl was euch ergetzt.
Nur greift mir zu und ſeyd nicht blöde!

Fauſt.

Du böreſt ja, von Freud' iſt nicht die Rede.
Dem Taumel weih' ich mich, dem ſchmerzlichſten Genuß,
Verliebtem Haß, erquickendem Verdruß.
Mein Buſen, der vom Wiſſensdrang geheilt iſt,
Soll keinen Schmerzen künftig ſich verſchließen,
Und was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen,
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern,
Und, wie ſie ſelbſt, am End' auch ich zerſcheitern.

Mephiſtopheles.

O glaube mir, der manche tauſend Jahre
An dieſer harten Speiſe kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Menſch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub' unſer einem, dieſes Ganze

Iſt nur für einen Gott gemacht!
Er findet ſich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finſterniß gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht.

Fauſt.

Allein ich will!

Mephiſtopheles.

Das läßt ſich hören!
Doch nur vor Einem iſt mir bang';
Die Zeit iſt kurz, die Kunſt iſt lang.
Ich dächt', ihr ließet euch belehren.
Aſſocirt euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken ſchweifen,
Und alle edlen Qualitäten
Auf euren Ehren-Scheitel häufen,
Des Löwen Muth,
Des Hirſches Schnelligkeit,
Des Italiäners feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit.
Laßt ihn euch das Geheimniß finden,
Großmuth und Argliſt zu verbinden,
Und euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane, zu verlieben.
Möchte ſelbſt ſolch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen.

Fauſt.

Was bin ich denn, wenn es nicht möglich iſt
Der Menſchheit Krone zu erringen,
Nach der ſich alle Sinne dringen?

Mephistopheles.

Du bist am Ende — was du bist.
Setz' dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz' deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer was du bist.

Faust.

Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeist's auf mich herbeigerafft,
Und wenn ich mich am Ende niedersetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher.

Mephistopheles.

Mein guter Herr, ihr seht die Sachen,
Wie man die Sachen eben sieht;
Wir müssen das gescheidter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freilich Händ' und Füße
Und Kopf und H — — die sind dein;
Doch alles, was ich frisch genieße,
Ist das drum weniger mein?
Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vier und zwanzig Beine.
Drum frisch! Laß alles Sinnen seyn,
Und g'rad' mit in die Welt hinein!
Ich sag' es dir: ein Kerl, der speculirt,
Ist wie ein Thier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Fauſt.

Wie fangen wir das an?

Mephiſtopheles.

Wir gehen eben fort.

Was iſt das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyiren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanſt!
Was willſt du dich das Stroh zu dreſchen plagen?
Das Beſte, was du wiſſen kannſt,
Darfſt du den Buben doch nicht ſagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange!

Fauſt.

Mir iſt's nicht möglich ihn zu ſehn.

Mephiſtopheles.

Der arme Knabe wartet lange,
Der darf nicht ungetröſtet gehn.
Komm, gib mir deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köſtlich ſtehn.

Er kleidet ſich um.

Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelſtündchen Zeit;
Indeſſen mache dich zur ſchönen Fahrt bereit!

Fauſt ab.

Mephiſtopheles

in Fauſt's langem Kleide.

Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeiſt beſtärken,

So hab' ich dich schon unbedingt —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde gehn!

Ein Schüler tritt auf.

Schüler.

Ich bin allhier erst kurze Zeit,
Und komme voll Ergebenheit,
Einen Mann zu sprechen und zu kennen,
Den alle mir mit Ehrfurcht nennen.

Mephistopheles.

Eure Höflichkeit erfreut mich sehr!
Ihr seht einen Mann wie andre mehr.
Habt ihr euch sonst schon umgethan?

Schüler.

Ich bitt' euch, nehmt euch meiner an!
Ich komme mit allem guten Muth,
Leidlichem Geld und frischem Blut;
Meine Mutter wollte mich kaum entfernen;
Möchte gern' was rechts hieraußen lernen.

Mephiſtopheles.

Da ſeyd ihr eben recht am Ort.

Schüler.

Aufrichtig, möchte ſchon wieder fort:
In dieſen Mauern, dieſen Hallen,
Will es mir keineswegs gefallen.
Es iſt ein gar beſchränkter Raum,
Man ſieht nichts Grünes, keinen Baum,
Und in den Sälen, auf den Bänken,
Vergeht mir Hören, Sehn und Denken.

Mephiſtopheles.

Das kommt nur auf Gewohnheit an.
So nimmt ein Kind der Mutter Bruſt
Nicht gleich im Anfang willig an,
Doch bald ernährt es ſich mit Luſt.
So wird's euch an der Weisheit Brüſten
Mit jedem Tage mehr gelüſten.

Schüler.

An ihrem Hals will ich mit Freuden hangen;
Doch ſagt mir nur, wie kann ich hingelangen?

Mephiſtopheles.

Erklärt euch, eh' ihr weiter geht,
Was wählt ihr für eine Facultät?

Schüler.

Ich wünſchte recht gelehrt zu werden,
Und möchte gern was auf der Erden
Und in dem Himmel iſt erfaſſen,
Die Wiſſenſchaft und die Natur.

Mephiſtopheles.

Da ſeyd ihr auf der rechten Spur;
Doch müßt ihr euch nicht zerſtreuen laſſen.

Schüler.

Ich bin dabei mit Seel' und Leib;
Doch freilich würde mir behagen
Ein wenig Freiheit und Zeitvertreib
An schönen Sommerfeyertagen.

Mephistopheles.

Gebraucht der Zeit, sie geht so schnell von hinnen,
Doch Ordnung lehrt euch Zeit gewinnen.
Mein theurer Freund, ich rath' euch drum
Zuerst Collegium Logicum.
Da wird der Geist euch wohl dreßirt,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fort an
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz' und Quer,
Irrlichtelire hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwey! Drey! dazu nöthig sey.
Zwar ist's mit der Gedanken-Fabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo Ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt:
Der Philosoph der tritt herein,
Und beweist euch, es müßt' so seyn:
Das Erst' wär' so, das Zweyte so,
Und drum das Dritt' und Vierte so;

Und wenn das Erst' und Zweyt' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.
Wer will was lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Schüler.

Kann euch nicht eben ganz verstehen.

Mephistopheles.

Das wird nächstens schon besser gehen,
Wenn ihr lernt alles reduciren
Und gehörig classificiren.

Schüler.

Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Mephistopheles.

Nachher, vor allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphysik machen!
Da seht daß ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt;
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht.
Doch vorerst dieses halbe Jahr
Nehmt ja der besten Ordnung wahr.
Fünf Stunden habt ihr jeden Tag;
Seyd drinnen mit dem Glockenschlag!

Habt euch vorher wohl präparirt,
Paragraphos wohl einſtudirt,
Damit ihr nachher beſſer ſeht,
Daß er nichts ſagt, als was im Buche ſteht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' euch der Heilig' Geiſt!

Schüler.

Das ſollt ihr mir nicht zweymal ſagen!
Ich denke mir wie viel es nützt;
Denn, was man ſchwarz auf weiß beſitzt,
Kann man getroſt nach Hauſe tragen.

Mephiſtopheles.

Doch wählt mir eine Facultät!

Schüler.

Zur Rechtsgelehrſamkeit kann ich mich nicht bequemen.

Mephiſtopheles.

Ich kann es euch ſo ſehr nicht übel nehmen,
Ich weiß wie es um dieſe Lehre ſteht.
Es erben ſich Geſetz' und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort;
Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zum Geſchlechte,
Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage;
Weh dir, daß du ein Enkel biſt!
Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
Von dem iſt leider! nie die Frage.

Schüler.

Mein Abſcheu wird durch euch vermehrt.
O glücklich der! den ihr belehrt.
Faſt möcht' ich nun Theologie ſtudiren.

Mephistopheles.

Ich wünschte nicht euch irre zu führen.
Was diese Wissenschaft betrifft,
Es ist so schwer den falschen Weg zu meiden,
Es liegt in ihr so viel verborgnes Gift,
Und von der Arzenei ist's kaum zu unterscheiden.
Am besten ist's auch hier, wenn ihr nur Einen hört,
Und auf des Meisters Worte schwört.
Im Ganzen — haltet euch an Worte!
Dann geht ihr durch die sichre Pforte
Zum Tempel der Gewißheit ein.

Schüler.

Doch ein Begriff muß bei dem Worte seyn.

Mephistopheles.

Schon gut! Nur muß man sich nicht allzu ängstlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.
Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten,
An Worte läßt sich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt sich kein Jota rauben.

Schüler.

Verzeiht, ich halt' euch auf mit vielen Fragen,
Allein ich muß euch noch bemühn.
Wollt ihr mir von der Medicin
Nicht auch ein kräftig Wörtchen sagen?
Drey Jahr' ist eine kurze Zeit,
Und, Gott! das Feld ist gar zu weit.
Wenn man einen Fingerzeig nur hat,
Läßt sich's schon eher weiter fühlen.

Mephistopheles für sich.

Ich bin des trocknen Tons nun satt,
Muß wieder recht den Teufel spielen.

Laut.

Der Geist der Medicin ist leicht zu fassen;
Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie's Gott gefällt.
Vergebens daß ihr ringsum wissenschaftlich schweift,
Ein jeder lernt nur was er lernen kann;
Doch der den Augenblick ergreift,
Das ist der rechte Mann.
Ihr seyd noch ziemlich wohlgebaut,
An Kühnheit wird's euch auch nicht fehlen,
Und wenn ihr euch nur selbst vertraut,
Vertrauen euch die andern Seelen.
Besonders lernt die Weiber führen;
Es ist ihr ewig Weh und Ach
So tausendfach
Aus Einem Puncte zu curiren,
Und wenn ihr halbweg ehrbar thut,
Dann habt ihr sie all' unter'm Hut.
Ein Titel muß sie erst vertraulich machen,
Daß eure Kunst viel Künste übersteigt;
Zum Willkomm' tappt ihr dann nach allen Siebensachen,
Um die ein andrer viele Jahre streicht,
Versteht das Pülslein wohl zu drücken,
Und fasset sie, mit feurig schlauen Blicken,
Wohl um die schlanke Hüfte frei,
Zu seh'n, wie fest geschnürt sie sey.

Schüler.

Das ſieht ſchon beſſer aus! Man ſieht doch wo und wie?

Mephiſtopheles.

Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
Und grün des Lebens goldner Baum.

Schüler.

Ich ſchwör' euch zu, mir iſt's als wie ein Traum.
Dürft' ich euch wohl ein andermal beſchweren,
Von eurer Weisheit auf den Grund zu hören?

Mephiſtopheles.

Was ich vermag, ſoll gern geſchehn.

Schüler.

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' eure Gunſt mir dieſes Zeichen!

Mephiſtopheles.

Sehr wohl.

Er ſchreibt und gibt's.

Schüler lieſt.

Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.

Macht's ehrerbietig zu und empfiehlt ſich.

Mephiſtopheles.

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!

Fauſt tritt auf.

Fauſt.

Wohin ſoll es nun gehn?

Mephiſtopheles.

Wohin es dir gefällt.
Wir ſehn die kleine, dann die große Welt.

Mit welcher Freude, welchem Nutzen.
Wirſt du den Curſum durchſchmarutzen!

Fauſt.

Allein bei meinem langen Bart
Fehlt mir die leichte Lebensart.
Es wird mir der Verſuch nicht glücken;
Ich wußte nie mich in die Welt zu ſchicken.
Vor andern fühl' ich mich ſo klein;
Ich werde ſtets verlegen ſeyn.

Mephiſtopheles.

Mein guter Freund, das wird ſich alles geben;
Sobald du dir vertrauſt, ſobald weißt du zu leben.

Fauſt.

Wie kommen wir denn aus dem Haus?
Wo haſt du Pferde, Knecht und Wagen?

Mephiſtopheles.

Wir breiten nur den Mantel aus,
Der ſoll uns durch die Lüfte tragen.
Du nimmſt bei dieſem kühnen Schritt
Nur keinen großen Bündel mit.
Ein Bischen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt uns behend von dieſer Erde.
Und ſind wir leicht, ſo geht es ſchnell hinauf;
Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.

Zeche luſtiger Geſellen.

Froſch.

Will keiner trinken? keiner lachen?
Ich will euch lehren Geſichter machen!
Ihr ſeyd ja heut wie naſſes Stroh,
Und brennt ſonſt immer lichterloh.

Brander.

Das liegt an dir; du bringſt ja nichts herbei,
Nicht eine Dummheit, keine Sauerey.

Froſch

gießt ihm ein Glas Wein über den Kopf.

Da haſt du beides!

Brander.

Doppelt Schwein!

Froſch.

Ihr wollt' es ja, man ſoll es ſeyn!

Siebel.

Zur Thür hinaus wer ſich entzweyt!
Mit offner Bruſt ſingt Runda, ſauft und ſchreit!
Auf! Holla! Ho!

Altmayer.

Weh mir, ich bin verloren!
Baumwolle her! der Kerl ſprengt mir die Ohren.

Siebel.

Wenn das Gewölbe wiederſchallt,
Fühlt man erſt recht des Baſſes Grundgewalt.

Froſch.

So recht, hinaus mit dem der etwas übel nimmt!
A! tara lara da!

Altmayer.

A! tara lara da!

Froſch.

Die Kehlen ſind geſtimmt.

Singt.

Das liebe, heil'ge Röm'ſche Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen?

Brander.

Ein garſtig Lied! Pfuy! ein politiſch Lied!
Ein leidig Lied! Dankt Gott mit jedem Morgen
Daß ihr nicht braucht für's Röm'ſche Reich zu ſorgen!
Ich halt' es wenigſtens für reichlichen Gewinn,
Daß ich nicht Kaiſer oder Kanzler bin.
Doch muß auch uns ein Oberhaupt nicht fehlen;
Wir wollen einen Papſt erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausſchlag gibt, den Mann erhöht.

Froſch ſingt.

Schwing' dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß' mir mein Liebchen zehentauſendmal.

Siebel.

Dem Liebchen keinen Gruß! Ich will davon nichts hören!

Froſch.

Dem Liebchen Gruß und Kuß! du wirſt mir's nicht verwehren!

Singt.

Riegel auf! in ſtiller Nacht.
Riegel auf! der Liebſte wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel.

Ja, ſinge, ſinge nur, und lob' und rühme ſie!
Ich will zu meiner Zeit ſchon lachen.
Sie hat mich angeführt, dir wird ſie's auch ſo machen.
Zum Liebſten ſey ein Kobold ihr beſchert!
Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg ſchäkern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von echtem Fleiſch und Blut
Iſt für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wiſſen,
Als ihr die Fenſter eingeſchmiſſen!

Brander auf den Tiſch ſchlagend.

Paßt auf! paßt auf! Gehorchet mir!
Ihr Herrn geſteht, ich weiß zu leben;
Verliebte Leute ſitzen hier,
Und dieſen muß, nach Standsgebühr,
Zur guten Nacht ich was zum Beſten geben.
Gebt Acht! Ein Lied vom neuſten Schnitt!
Und ſingt den Rundreim kräftig mit!

Er ſingt.

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte ſich ein Ränzlein angemäſ't,
Als wie der Doctor Luther.

Die Köchin hatt' ihr Gift geſtellt;
Da ward's ſo eng' ihr in der Welt,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus jauchzend.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie fuhr herum, ſie fuhr heraus,
Und ſoff aus allen Pfützen,
Zernagt', zerkratzt' das ganze Haus,
Wollte nichts ihr Wüthen nützen;
Sie thät gar manchen Aengſtesſprung,
Bald hatte das arme Thier genung,
Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätt' es Lieb' im Leibe.

Brander.

Sie kam vor Angſt am hellen Tag
Der Küche zugelaufen,
Fiel an den Herd und zuckt' und lag,
Und thät erbärmlich ſchnaufen.
Da lachte die Vergifterin noch;
Ha! ſie pfeift auf dem letzten Loch,
Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Chorus.

Als hätte ſie Lieb' im Leibe.

Siebel.

Wie ſich die platten Burſche freuen!
Es iſt mir eine rechte Kunſt,
Den armen Ratten Gift zu ſtreuen!

Brander.

Sie ſtehn wohl ſehr in deiner Gunſt?

Altmayer.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte!
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er ſieht in der geſchwollnen Ratte
Sein ganz natürlich Ebenbild.

Fauſt und Mephiſtopheles.

Mephiſtopheles.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In luſtige Geſellſchaft bringen,
Damit du ſiehſt wie leicht ſich's leben läßt.
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Feſt.
Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder ſich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz.
Wenn ſie nicht über Kopfweh klagen,
So lang' der Wirth nur weiter borgt,
Sind ſie vergnügt und unbeſorgt.

Brander.

Die kommen eben von der Reiſe,
Man ſieht's an ihrer wunderlichen Weiſe;
Sie ſind nicht eine Stunde hier.

Froſch.

Wahrhaftig du haſt Recht! Mein Leipzig lob' ich mir
Es iſt ein klein Paris, und bildet ſeine Leute.

Siebel.

Für was ſiehſt du die Fremden an?

Frosch.

Laßt mich nur gehn! Bei einem vollen Glase,
Zieh' ich, wie einen Kinderzahn,
Den Burschen leicht die Würmer aus der Nase.
Sie scheinen mir aus einem edlen Haus,
Sie sehen stolz und unzufrieden aus.

Brander.

Marktschreier sind's gewiß, ich wette!

Altmayer.

Vielleicht.

Frosch.

Gib Acht, ich schraube sie!

Mephistopheles zu Faust.

Den Teufel spürt das Völkchen nie,
Und wenn er sie bei'm Kragen hätte.

Faust.

Seyd uns gegrüßt, ihr Herrn!

Siebel.

Viel Dank zum Gegengruß.

Leise, Mephistopheles von der Seite ansehend.

Was hinkt der Kerl auf Einem Fuß?

Mephistopheles.

Ist es erlaubt, uns auch zu euch zu setzen?
Statt eines guten Trunks, den man nicht haben kann,
Soll die Gesellschaft uns ergetzen.

Altmayer.

Ihr scheint ein sehr verwöhnter Mann.

Frosch.

Ihr seyd wohl spät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr mit Herren Hans noch erst zu Nacht gespeist?

Mephiſtopheles.

Heut ſind wir ihn vorbei gereiſt!
Wir haben ihn das letztemal geſprochen.
Von ſeinen Vettern wußt' er viel zu ſagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen.

Er neigt ſich gegen Froſch.

Altmayer leiſe.

Da haſt du's! der verſteht's!

Siebel.

Ein pfiffiger Patron!

Froſch.

Nun, warte nur, ich krieg' ihn ſchon!

Mephiſtopheles.

Wenn ich nicht irrte, hörten wir
Geübte Stimmen Chorus ſingen?
Gewiß, Geſang muß trefflich hier
Von dieſer Wölbung wiederklingen!

Froſch.

Seyd ihr wohl gar ein Virtuos?

Mephiſtopheles.

O nein! die Kraft iſt ſchwach, allein die Luſt iſt groß.

Altmayer.

Gebt uns ein Lied!

Mephiſtopheles.

Wenn ihr begehrt, die Menge.

Siebel.

Nur auch ein nagelneues Stück!

Mephiſtopheles.

Wir kommen erſt aus Spanien zurück,
Dem ſchönen Land des Weins und der Geſänge.

Singt:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh —

Frosch.

Horcht! Einen Floh! Habt ihr das wohl gefaßt?
Ein Floh ist mir ein saub'rer Gast.

Mephistopheles singt:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie seinen eignen Sohn.
Da rief er seinen Schneider,
Der Schneider kam heran:
Da, miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hosen an!

Brander.

Vergeßt nur nicht dem Schneider einzuschärfen,
Daß er mir auf's genauste mißt,
Und daß, so lieb sein Kopf ihm ist,
Die Hosen keine Falten werfen!

Mephistopheles.

In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatte Bänder auf dem Kleide,
Hatt' auch ein Kreuz daran,
Und war sogleich Minister,
Und hatt' einen großen Stern.
Da wurden seine Geschwister
Bei Hof' auch große Herrn.

Und Herrn und Frau'n am Hofe,
Die waren ſehr geplagt,
Die Königin und die Zofe
Geſtochen und genagt,
Und durften ſie nicht knicken,
Und weg ſie jucken nicht.
Wir knicken und erſticken
Doch gleich wenn einer ſticht.

Chorus jauchzend.

Wir knicken und erſticken
Doch gleich wenn einer ſticht.

Froſch.

Bravo! Bravo! Das war ſchön!

Siebel.

So ſoll es jedem Floh ergehn!

Brander.

Spitzt die Finger und packt ſie fein!

Altmayer.

Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!

Mephiſtopheles.

Ich tränke gern ein Glas, die Freiheit hoch zu ehren,
Wenn eure Weine nur ein bißchen beſſer wären.

Siebel.

Wir mögen das nicht wieder hören!

Mephiſtopheles.

Ich fürchte nur der Wirth beſchweret ſich;
Sonſt gäb' ich dieſen werthen Gäſten
Aus unſerm Keller was zum Beſten.

Siebel.

Nur immer her! ich nehm's auf mich.

Frosch.

Schafft ihr ein gutes Glas, so wollen wir euch loben.
Nur gebt nicht gar zu kleine Proben;
Denn wenn ich judiciren soll,
Verlang' ich auch das Maul recht voll.

Altmayer leise.

Sie sind vom Rheine, wie ich spüre.

Mephistopheles.

Schafft einen Bohrer an!

Brander.

Was soll mit dem geschehn?
Ihr habt doch nicht die Fässer vor der Thüre?

Altmayer.

Dahinten hat der Wirth ein Körbchen Werkzeug stehn.

Mephistopheles nimmt den Bohrer.

Zu Frosch.

Nun sagt, was wünschet ihr zu schmecken?

Frosch.

Wie meint ihr das? Habt ihr so mancherlei?

Mephistopheles.

Ich stell' es einem jeden frei.

Altmayer zu Frosch.

Aha, du fängst schon an die Lippen abzulecken.

Frosch.

Gut! wenn ich wählen soll, so will ich Rheinwein haben.
Das Vaterland verleiht die allerbesten Gaben.

Mephistopheles,

indem er an dem Platz, wo Frosch sitzt, ein Loch in den Tischrand bohrt.

Verschafft ein wenig Wachs, die Pfropfen gleich zu machen!

Altmayer.

Ach das sind Taschenspielersachen.

Mephiſtopheles zu Brander.

Und ihr?

Brander.

Ich will Champagner Wein,
Und recht muſſirend ſoll er ſeyn!

Mephiſtopheles

bohrt, einer hat indeſſen die Wachspfropfen gemacht und verſetzt.

Brander.

Man kann nicht ſtets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft ſo fern.
Ein echter deutſcher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern.

Siebel

indem ſich Mephiſtopheles ſeinem Platze nähert.

Ich muß geſtehn, den ſauern mag ich nicht,
Gebt mir ein Glas vom echten ſüßen!

Mephiſtopheles bohrt.

Euch ſoll ſogleich Tokayer fließen.

Altmayer.

Nein, Herren, ſeht mir in's Geſicht!
Ich ſeh' es ein, ihr habt uns nur zum Beſten.

Mephiſtopheles.

Ey! Ey! Mit ſolchen edlen Gäſten
Wär' es ein bißchen viel gewagt.
Geſchwind! Nur grad' heraus geſagt!
Mit welchem Weine kann ich dienen?

Altmayer.

Mit jedem! Nur nicht lang gefragt.

Nachdem die Löcher alle gebohrt und verstopft sind.

Mephistopheles mit seltsamen Geberden.

Trauben trägt der Weinstock!
Hörner der Ziegenbock;
Der Wein ist saftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tisch kann Wein auch geben.
Ein tiefer Blick in die Natur!
Hier ist ein Wunder, glaubet nur!
Nun zieht die Pfropfen und genießt!

Alle

indem sie die Pfropfen ziehen, und jeder der verlangte Wein in's Glas läuft.

O schöner Brunnen, der uns fließt!

Mephistopheles.

Nur hütet euch, daß ihr mir nichts vergießt!

Sie treulen wiederholt.

Alle singen.

Uns ist ganz kannibalisch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!

Mephistopheles.

Das Volk ist frei, seht an, wie wohl's ihm geht!

Faust.

Ich hätte Lust nun abzufahren.

Mephistopheles.

Gib nur erst Acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren.

Siebel

trinkt unvorsichtig, der Wein fließt auf die Erde, und wird zur Flamme.

Helft! Feuer! Helft! Die Hölle brennt!

Mephistopheles die Flamme besprechend.

Sey ruhig, freundlich Element!

Zu dem Geſellen

Für dießmal war es nur ein Tropfen Fegefeuer.

Siebel.

Was ſoll das ſeyn? Wart! Ihr bezahlt es theuer!
Es ſcheinet, daß ihr uns nicht kennt.

Froſch.

Laß er uns das zum zweytenmale bleiben!

Altmayer.

Ich dächt', wir hießen ihn ganz ſachte ſeitwärts gehn.

Siebel.

Was Herr? Er will ſich unterſtehn,
Und hier ſein Hokuspokus treiben?

Mephiſtopheles.

Still, altes Weinfaß!

Siebel.

Beſenſtiel!
Du willſt uns gar noch grob begegnen?

Brander.

Wart nur! Es ſollen Schläge regnen!

Altmayer

zieht einen Pfropf aus dem Tiſch, es ſpringt ihm Feuer entgegen.

Ich brenne! ich brenne!

Siebel.

Zauberey!

Stoßt zu! der Kerl iſt vogelfrei!

Sie ziehen die Meſſer und gehn auf Mephiſtopheles los.

Mephiſtopheles mit ernſthafter Geberde.

Falſch Gebild und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seyd hier und dort!

Sie ſtehn erſtaunt und ſehn einander an.

Altmayer.

Wo bin ich? Welches ſchöne Land?

Froſch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand!

Brander.

Hier unter dieſem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

Er faßt Siebeln bei der Naſe. Die andern thun es wechſelsweiſe und heben die Meſſer.

Mephiſtopheles wie oben.

Irrthum, laß los der Augen Band!
Und merkt euch wie der Teufel ſpaße.

Er verſchwindet mit Faust, die Geſellen fahren aus einander.

Siebel.

Was gibt's?

Altmayer.

Wie?

Froſch.

War das deine Naſe?

Brander (zu Siebel).

Und deine hab' ich in der Hand!

Altmayer.

Es war ein Schlag, der ging durch alle Glieder!
Schafft einen Stuhl, ich ſinke nieder!

Froſch.

Nein, ſagt mir nur, was iſt geſchehn?

Siebel.

Wo iſt der Kerl? Wenn ich ihn ſpüre,
Er ſoll mir nicht lebendig gehn!

Altmayer.

Ich hab' ihn ſelbſt hinaus zur Kellerthüre —
Auf einem Faſſe reiten ſehn — —
Es liegt mir bleyſchwer in den Füßen.

Sich nach dem Tiſche wendend.

Mein! Sollte wohl der Wein noch fließen?

Siebel.

Betrug war alles, Lug und Schein.

Froſch.

Mir däuchte doch als tränk' ich Wein.

Brander.

Aber wie war es mit den Trauben?

Altmayer.

Nun ſag' mir eins, man ſoll kein Wunder glauben!

Hexenküche.

Auf einem niedrigen Herde ſteht ein großer Keſſel über dem Feuer. In dem Dampfe, der davon in die Höhe ſteigt, zeigen ſich verſchiedene Geſtalten. Eine Meerkatze ſitzt bei dem Keſſel und ſchäumt ihn, und ſorgt daß er nicht überläuft. Der Meerkater mit den Jungen ſitzt daneben und wärmt ſich. Wände und Decke ſind mit dem ſeltſamſten Hexenhausrath ausgeſchmückt.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Mir widerſteht das tolle Zauberweſen;
Verſprichſt du mir, ich ſoll geneſen,
In dieſem Wuſt von Raſerey?
Verlang' ich Rath von einem alten Weibe?
Und ſchafft die Sudelköcherey
Wohl dreyßig Jahre mir vom Leibe?
Weh mir, wenn du nichts beſſers weißt!
Schon iſt die Hoffnung mir verſchwunden.
Hat die Natur und hat ein edler Geiſt
Nicht irgend einen Balſam ausgefunden?

Mephiſtopheles.

Mein Freund, nun ſprichſt du wieder klug!
Doch zu verjüngen gibt's auch ein natürlich Mittel;
Allein es ſteht in einem andern Buch,
Und iſt ein wunderlich Capitel.

Fauſt.

Fauſt.

Ich will es wiſſen.

Mephiſtopheles.

Gut! Ein Mittel, ohne Geld
Und Arzt und Zauberey zu haben:
Begib dich gleich hinaus auf's Feld,
Fang' an zu hacken und zu graben,
Erhalte dich und deinen Sinn
In einem ganz beſchränkten Kreiſe,
Ernähre dich mit ungemiſchter Speiſe,
Leb' mit dem Vieh als Vieh, und acht' es nicht für Raub,
Den Acker, den du ernteſt, ſelbſt zu düngen;
Das iſt das beſte Mittel, glaub',
Auf achtzig Jahr dich zu verjüngen!

Fauſt.

Das bin ich nicht gewöhnt, ich kann mich nicht bequemen,
Den Spaten in die Hand zu nehmen.
Das enge Leben ſteht mir gar nicht an.

Mephiſtopheles.

So muß denn doch die Hexe dran.

Fauſt.

Warum denn juſt das alte Weib!
Kannſt du den Trank nicht ſelber brauen?

Mephiſtopheles.

Das wär' ein ſchöner Zeitvertreib!
Ich wollt' indeß wohl tauſend Brücken bauen.
Nicht Kunſt und Wiſſenſchaft allein,
Gedult will bei dem Werke ſeyn.
Ein ſtiller Geiſt iſt Jahre lang geſchäftig;
Die Zeit nur macht die feine Gährung kräftig.

Und alles was dazu gehört
Es ſind gar wunderbare Sachen!
Der Teufel hat ſie's zwar gelehrt;
Allein der Teufel kann's nicht machen.

Die Thiere erblickend.

Sieh, welch ein zierliches Geſchlecht!
Das iſt die Magd! das iſt der Knecht!

Zu den Thieren

Es ſcheint, die Frau iſt nicht zu Hauſe?

Die Thiere.

Bei'm Schmauſe,
Aus dem Haus
Zum Schornſtein hinaus!

Mephiſtopheles.

Wie lange pflegt ſie wohl zu ſchwärmen?

Die Thiere.

So lange wir uns die Pfoten wärmen.

Mephiſtopheles zu Fauſt.

Wie findeſt du die zarten Thiere?

Fauſt.

So abgeſchmackt als ich nur jemand ſah!

Mephiſtopheles.

Nein, ein Discours wie dieſer da,
Iſt g'rade der den ich am liebſten führe!

Zu den Thieren

So ſagt mir doch, verfluchte Puppen,
Was quirlt ihr in dem Brey herum?

Thiere.

Wir kochen breite Bettelſuppen.

Mephistopheles.

Da habt ihr ein groß Publicum.

Der Kater

macht sich herbei und schmeichelt dem Mephistopheles.

O würfle nur gleich
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar schlecht ist's bestellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Mephistopheles.

Wie glücklich würde sich der Affe schätzen,
Könnt' er nur auch in's Lotto setzen!

Indessen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel gespielt und rollen sie hervor.

Der Kater.

Das ist die Welt;
Sie steigt und fällt
Und rollt beständig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das?
Ist hohl inwendig.
Hier glänzt sie sehr,
Und hier noch mehr,
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!
Du mußt sterben!
Sie ist von Thon,
Es gibt Scherben.

Mephistopheles.

Was soll das Sieb?

Der Kater holt es herunter.

Wärst du ein Dieb,
Wollt' ich dich gleich erkennen.

Er läuft zur Hündin und läßt sie durchsehen.

Sieh durch das Sieb!
Erkennst du den Dieb,
Und darfst ihn nicht nennen?

Mephistopheles sich dem Feuer nähernd.

Und dieser Topf?

Kater und Kätzin.

Der alberne Tropf!
Er kennt nicht den Topf,
Er kennt nicht den Kessel!

Mephistopheles.

Unhöfliches Thier!

Der Kater.

Den Wedel nimm hier,
Und setz' dich in Sessel!

Er nöthigt den Mephistopheles zu sitzen.

Faust

welcher diese Zeit über vor einem Spiegel gestanden, sich ihm bald genähert, bald sich von ihm entfernt hat.

Was seh' ich? Welch ein himmlisch Bild
Zeigt sich in diesem Zauberspiegel!
O Liebe, leihe mir den schnellsten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!

Ach wenn ich nicht auf dieser Stelle bleibe,
Wenn ich es wage nah' zu gehn,
Kann ich sie nur als wie im Nebel sehn! —
Das schönste Bild von einem Weibe!
Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln sehn!
So etwas findet sich auf Erden?

Mephistopheles.

Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt,
Und selbst am Ende Bravo sagt,
Da muß es was gescheidtes werden.
Für dießmal sieh dich immer satt;
Ich weiß dir so ein Schätzchen auszuspuren,
Und selig wer das gute Schicksal hat,
Als Bräutigam sie heim zu führen!

Faust sieht immerfort in den Spiegel. Mephistopheles, sich in dem Sessel dehnend und mit dem Wedel spielend, fährt fort zu sprechen.

Hier sitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Zepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere

welche bisher allerlei wunderliche Bewegungen durch einander gemacht haben, bringen dem Mephistopheles eine Krone mit großem Geschrei.

O sey doch so gut,
Mit Schweiß und mit Blut
Die Krone zu leimen!

Sie gehn ungeschickt mit der Krone um und zerbrechen sie in zwey Stücke mit welchen sie herumspringen.

Nun ist es geschehn!
Wir reden und sehn,
Wir hören und reimen;

Faust gegen den Spiegel.

Weh mir! ich werde schier verrückt.

Mephistopheles auf die Thiere deutend.

Nun fängt mir an fast selbst der Kopf zu schwanken.

Die Thiere.

Und wenn es uns glückt,
Und wenn es sich schickt,
So sind es Gedanken!

Faust wie oben.

Mein Busen fängt mir an zu brennen!
Entfernen wir uns nur geschwind!

Mephistopheles in obiger Stellung.

Nun, wenigstens muß man bekennen,
Daß es aufrichtige Poeten sind.

Der Kessel, welchen die Köchin bisher außer Acht gelassen, fängt an überzulaufen; es entsteht eine große Flamme, welche zum Schornstein hinaus schlägt. Die Hexe kommt durch die Flamme mit entsetzlichem Geschrei herunter gefahren.

Die Hexe.

Au! Au! Au! Au!
Verdammtes Thier! verfluchte Sau!
Versäumst den Kessel, versengst die Frau!
Verfluchtes Thier!

Faust und Mephistopheles erstaunt.

Was ist das hier!
Wer seyd ihr hier!
Was wollt ihr da!
Wer schlich sich ein!
Die Feuerpein
Euch in's Gebein!

Sie fähret mit dem Schaumlöffel in den Keffel und sprizt Flammen nach Faust, Mephistopheles und den Thieren. Die Thiere winseln.

Mephistopheles,

welcher den Besen, den er in der Hand hält, umkehrt, und unter die Gläser und Töpfe schlägt.

Entzwey! entzwey!
Da liegt der Brey!
Da liegt das Glas!
Es ist nur Spaß,
Der Tact, du Aas,
Zu deiner Melodey.

Indem die Hexe voll Grimm mit Entsetzen zurücktritt.

Erkennst du mich? Gerippe! Scheusal du!
Erkennst du deinen Herrn und Meister?
Was hält mich ab, so schlag' ich zu,
Zerschmettre dich und deine Katzen-Geister!
Hast du vor'm rothen Wamms nicht mehr Respect?
Kannst du die Hahnenfeder nicht erkennen?
Hab' ich dieß Angesicht versteckt?
Soll ich mich etwa selber nennen?

Die Hexe.

O Herr, verzeiht den rohen Gruß!
Seh' ich doch keinen Pferdefuß.
Wo sind denn eure beiden Raben?

Mephistopheles.

Für dießmal kommst du so davon;
Denn freilich ist es eine Weile schon,
Daß wir uns nicht gesehen haben.
Auch die Cultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;

Das nordiſche Phantom iſt nun nicht mehr zu ſchauen;
Wo ſiehſt du Hörner, Schweif und Klauen?
Und was den Fuß betrifft, den ich nicht miſſen kann,
Der würde mir bei Leuten ſchaden;
Darum bedien' ich mich, wie mancher junge Mann,
Seit vielen Jahren falſcher Waden.

Die Hexe tanzend.

Sinn und Verſtand verlier' ich ſchier,
Seh' ich den Junker Satan wieder hier!

Mephiſtopheles.

Den Namen, Weib, verbitt' ich mir!

Die Hexe.

Warum? Was hat er euch gethan?

Mephiſtopheles.

Er iſt ſchon lang' in's Fabelbuch geſchrieben;
Allein die Menſchen ſind nichts beſſer dran,
Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.
Du nennſt mich Herr Baron, ſo iſt die Sache gut;
Ich bin ein Cavalier, wie andre Cavaliere.
Du zweifelſt nicht an meinem edlen Blut;
Sieh her, das iſt das Wappen, das ich führe!

Er macht eine unanſtändige Geberde.

Die Hexe lacht unmäßig.

Ha! Ha! Das iſt in eurer Art!
Ihr ſeyd ein Schelm, wie ihr nur immer war't!

Mephiſtopheles zu Fauſt.

Mein Freund, das lerne wohl verſtehn!
Dieß iſt die Art mit Hexen umzugehn.

Die Hexe.

Nun ſagt, ihr Herren, was ihr ſchafft.

Mephiſtopheles.

Ein gutes Glas von dem bekannten Saft,
Doch muß ich euch um's ält'ſte bitten;
Die Jahre doppeln ſeine Kraft.

Die Hexe.

Gar gern! Hier hab' ich eine Flaſche,
Aus der ich ſelbſt zuweilen naſche,
Die auch nicht mehr im mind'ſten ſtinkt;
Ich will euch gern ein Gläschen geben.
Leiſe
Doch wenn es dieſer Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wiſt ihr wohl, nicht eine Stunde leben.

Mephiſtopheles.

Es iſt ein guter Freund, dem es gedeihen ſoll;
Ich gönn' ihm gern das Beſte deiner Küche.
Zieh deinen Kreis, ſprich deine Sprüche,
Und gib ihm eine Taſſe voll!

Die Hexe

mit ſeltſamen Gebärden, zieht einen Kreis und ſtellt wunderbare Sachen hinein; indeſſen fangen die Gläſer an zu klingen, die Keſſel zu tönen, und machen Muſik. Zuletzt bringt ſie ein großes Buch, ſtellt die Meerkatzen in den Kreis, die ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müſſen. Sie winkt Fauſten, zu ihr zu treten.

Fauſt zu Mephiſtopheles.

Nein, ſage mir, was ſoll das werden?
Das tolle Zeug, die raſenden Gebärden,
Der abgeſchmackteſte Betrug,
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephiſtopheles.

Ey, Poſſen! Das iſt nur zum Lachen;
Sey nur nicht ein ſo ſtrenger Mann!
Sie muß als Arzt ein Hocuspocus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

Er nöthigt Fauſten in den Kreis zu treten.

Die Hexe mit großer Emphaſe fängt an aus dem Buche zu declamiren.

Du mußt verſtehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwey laß gehn,
Und Drey mach' gleich,
So biſt du reich.
Verlier' die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So ſagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So iſt's vollbracht:
Und Neun iſt Eins,
Und Zehn iſt keins.
Das iſt das Hexen-Einmal-Eins!

Fauſt.

Mich dunkt, die Alte ſpricht im Fieber.

Mephiſtopheles.

Das iſt noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, ſo klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerſpruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.

Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört;
Wer will sich mit den Narr'n befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.

Die Hexe (hört sie).

Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.

Faust.

Was sagt sie uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hundert tausend Narren sprechen.

Mephistopheles.

Genug, genug, o treffliche Sibylle!
Gib deinen Trank herbei, und fülle
Die Schale rasch bis an den Rand hinan;
Denn meinem Freund wird dieser Trank nicht schaden:
Er ist ein Mann von vielen Graden,
Der manchen guten Schluck gethan.

Die Hexe

mit vielen Ceremonien, schenkt den Trank in eine Schale; wie sie Faust an den Mund bringt, entsteht eine leichte Flamme.

Mephiſtopheles.

Nur friſch hinunter! Immer zu!
Es wird dir gleich das Herz erfreuen.
Biſt mit dem Teufel du und du,
Und willſt dich vor der Flamme ſcheuen?

Die Hexe läßt den Kreis.
Fauſt tritt heraus.

Mephiſtopheles.

Nun friſch hinaus! Du darfſt nicht ruhn.

Die Hexe.

Mög' euch das Schlückchen wohl behagen!

Mephiſtopheles zur Hexe.

Und kann ich dir was zu Gefallen thun,
So darfſt du mir's nur auf Walpurgis ſagen.

Die Hexe.

Hier iſt ein Lied! wenn ihr's zuweilen ſingt,
So werdet ihr beſondre Wirkung ſpüren.

Mephiſtopheles zu Fauſt.

Komm nur geſchwind und laß dich führen;
Du mußt nothwendig tranſpiriren,
Damit die Kraft durch Inn- und Aeußres dringt.
Den edlen Müßiggang lehr' ich hernach dich ſchätzen,
Und bald empfindeſt du mit innigem Ergetzen,
Wie ſich Cupido regt und hin und wieder ſpringt.

Fauſt.

Laß mich nur ſchnell noch in den Spiegel ſchauen!
Das Frauenbild war gar zu ſchön!

Mephiſtopheles.

Nein! Nein! Du ſollſt das Muſter aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir ſeh'n.

Leiſe

Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.

Straße.

Faust. Margarete vorüber gehend.

Faust.

Mein schönes Fräulein, darf ich wagen,
Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?

Margarete.

Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.

Sie macht sich los und ab.

Faust.

Beim Himmel, dieses Kind ist schön!
So etwas hab ich nie gesehn.
Sie ist so sitt- und tugendreich,
Und etwas schnippisch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeß' ich's nicht!
Wie sie die Augen niederschlägt,
Hat tief sich in mein Herz geprägt;
Wie sie kurz angebunden war,
Das ist nun zum Entzücken gar!

Mephistopheles tritt auf.

Faust.

Hör, du mußt mir die Dirne schaffen!

Mephistopheles.

Nun, welche?

Faust.

Sie ging just vorbei.

Mephistopheles.

Da die? Sie kam von ihrem Pfaffen,
Der sprach sie aller Sünden frei;
Ich schlich mich bart am Stuhl vorbei,
Es ist ein gar unschuldig Dina,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Ueber die hab' ich keine Gewalt!

Faust.

Ist über vierzehn Jahr doch alt.

Mephistopheles.

Du sprichst ja wie Hans Liederlich,
Der begehrt jede liebe Blum' für sich,
Und dünkelt ihm es wär' kein Ehr'
Und Gunst die nicht zu pflücken wär';
Geht aber doch nicht immer an.

Faust.

Mein Herr Magister Lobesan,
Laß er mich mit dem Gesetz in Frieden!
Und das sag' ich ihm kurz und gut,
Wenn nicht das süße junge Blut
Heut' Nacht in meinen Armen ruht,
So sind wir um Mitternacht geschieden.

Mephistopheles.

Bedenk was gehn und stehen mag!
Ich brauche wenigstens vierzehn Tag',
Nur die Gelegenheit auszuspüren.

Fauſt.

Hätt' ich nur ſieben Stunden Ruh,
Brauchte den Teufel nicht dazu,
So ein Geſchöpfchen zu verführen.

Mephiſtopheles.

Ihr ſprecht ſchon faſt wie ein Franzos;
Doch bitt' ich, laßt's euch nicht verdrießen:
Was hilft's nur g'rade zu genießen?
Die Freud' iſt lange nicht ſo groß,
Als wenn ihr erſt herauf, herum,
Durch allerlei Brimborium,
Das Püppchen geknetet und zugericht't,
Wie's lehret manche welſche Geſchicht'.

Fauſt.

Hab' Appetit auch ohne das.

Mephiſtopheles.

Jetzt ohne Schimpf und ohne Spaß.
Ich ſag' euch, mit dem ſchönen Kind
Geht's ein- für allemal nicht geſchwind.
Mit Sturm iſt da nichts einzunehmen;
Wir müſſen uns zur Liſt bequemen.

Fauſt.

Schaff mir etwas vom Engelsſchatz!
Führ' mich an ihren Ruheplatz!
Schaff mir ein Halstuch von ihrer Bruſt,
Ein Strumpfband meiner Liebesluſt!

Mephiſtopheles.

Damit ihr ſeht, daß ich eurer Pein
Will förderlich und dienſtlich ſeyn;

Wollen wir keinen Augenblick verlieren,
Will euch noch heut' in ihr Zimmer führen.

Fauſt.

Und ſoll ſie ſehn? ſie haben?

Mephiſtopheles.

Nein!
Sie wird bei einer Nachbarin ſeyn.
Indeſſen könnt ihr ganz allein
An aller Hoffnung künft'ger Freuden
In ihrem Dunſtkreis ſatt euch weiden.

Fauſt.

Können wir hin?

Mephiſtopheles.

Es iſt noch zu früh.

Fauſt.

Sorg' du mir für ein Geſchenk für ſie.

ab.

Mephiſtopheles.

Gleich ſchenken? Das iſt brav! Da wird er reüſſiren!
Ich kenne manchen ſchönen Platz
Und manchen alt vergrabnen Schatz;
Ich muß ein bißchen revidiren.

ab.

Abend.

Ein kleines reinliches Zimmer.

Margarete

ihre Zöpfe flechtend und aufbindend.

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt'
Wer heut der Herr geweſen iſt!
Er ſah gewiß recht wacker aus,
Und iſt aus einem edlen Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne leſen —
Er wär' auch ſonſt nicht ſo keck geweſen.

ab.

Mephiſtopheles. Fauſt.

Mephiſtopheles.

Herein, ganz leiſe, nur herein!

Fauſt nach einigem Stillſchweigen.

Ich bitte dich, laß mich allein!

Mephiſtopheles herumſpürend.

Nicht jedes Mädchen hält ſo rein.

ab.

Fauſt rings aufſchauend.

Willkommen ſüßer Dämmerſchein!
Der du dieß Heiligthum durchwebſt.
Ergreif mein Herz, du ſüße Liebespein!
Die du vom Thau der Hoffnung ſchmachtend lebſt.
Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieſer Armuth welche Fülle!
In dieſem Kerker welche Seligkeit!

Er wirft ſich auf den ledernen Seſſel am Bette.

O nimm mich auf! der du die Vorwelt ſchon
Bei Freud' und Schmerz im offnen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an dieſem Väter-Thron
Schon eine Schaar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Chriſt,
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geiſt
Der Fül' und Ordnung um mich ſäuſeln,
Der mütterlich dich täglich unterweiſ't,
Den Teppich auf den Tiſch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuſeln.
O liebe Hand! ſo göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.
Und hier!

Er hebt einen Bettvorhang auf.

Was faßt mich für ein Wonnegrauß!
Hier möcht' ich volle Stunden ſäumen.
Natur! Hier bildeteſt in leichten Träumen
Den eingebornen Engel aus;

Hier lag das Kind! mit warmem Leben
Den zarten Busen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte sich das Götterbild!

Und du! Was hat dich hergeführt?
Wie innig fühl' ich mich gerührt!
Was willst du hier? Was wird das Herz dir schwer?
Armsel'ger Faust! ich kenne dich nicht mehr.

Umgibt mich hier ein Zauberduft?
Mich drang's so g'rade zu genießen,
Und fühle mich in Liebestraum zerfließen!
Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?

Und träte sie den Augenblick herein,
Wie würdest du für deinen Frevel büßen!
Der große Hans, ach wie so klein!
Läg', hingeschmolzen, ihr zu Füßen.

Mephistopheles.

Geschwind! ich seh' sie unten kommen.

Faust.

Fort! Fort! Ich kehre nimmermehr!

Mephistopheles.

Hier ist ein Kästchen leidlich schwer,
Ich hab's wo anders hergenommen.
Stellt's hier nur immer in den Schrein,
Ich schwör' euch, ihr vergehn die Sinnen;
Ich that euch Sächelchen hinein,
Um eine andre zu gewinnen.
Zwar Kind ist Kind und Spiel ist Spiel.

Faust.

Ich weiß nicht soll ich?

Mephistopheles.

Fragt ihr viel?
Meint ihr vielleicht den Schatz zu wahren?
Dann rath' ich eurer Lüsternheit,
Die liebe schöne Tageszeit
Und mir die weitre Müh' zu sparen.
Ich hoff' nicht daß ihr geizig seyd!
Ich kratz' den Kopf, reib' an den Händen —

Er stellt das Kästchen in den Schrein und drückt das Schloß wieder zu.

Nur fort! geschwind! —
Um euch das süße junge Kind
Nach Herzens Wunsch und Will' zu wenden;
Und ihr seht drein,
Als solltet ihr in den Hörsaal hinein,
Als stünden grau leibhaftig vor euch da
Physik und Metaphysica!
Nur fort!

ab.

Margarete mit einer Lampe.

Es ist so schwül, so dumpfig hie

Sie macht das Fenster auf.

Und ist doch eben so warm nicht drauß'.
Es wird mir so, ich weiß nicht wie —
Ich wollt', die Mutter käm' nach Haus.
Mir läuft ein Schauer über'n ganzen Leib —
Bin doch ein thöricht furchtsam Weib!

Sie fängt an zu singen, indem sie sich auskleidet.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß bei'm Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Väter-Saale,
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut,
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief in's Meer,
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Er erklärt den Schwan, ihm Ränder einzuräumen, und erschafft das Schwanenlächeln.

Wie kommt das ſchöne Käſtchen hier herein?
Ich ſchloß doch ganz gewiß den Schrein.
Es iſt doch wunderbar! Was mag wohl drinne ſeyn?
Vielleicht bracht's jemand als ein Pfand,
Und meine Mutter lieh darauf.
Da hängt ein Schlüſſelchen am Band,
Ich denke wohl ich mach' es auf!
Was iſt das? Gott im Himmel! Schau,
So was hab' ich mein' Tage nicht geſehn!
Ein Schmuck! Mit dem könnt' eine Edelfrau
Am höchſten Feyertage gehn.
Wie ſollte mir die Kette ſtehn?
Wem mag die Herrlichkeit gehören?

Sie putzt ſich damit auf und tritt vor den Spiegel.

Wenn nur die Ohrring' meine wären!
Man ſieht doch gleich ganz anders drein.
Was hilft euch Schönheit, junges Blut?
Das iſt wohl alles ſchön und gut,
Allein man läßt's auch alles ſeyn;
Man lobt euch halb mit Erbarmen.
Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. Ach wir Armen!

Faust in Gedanken auf und ab gehend. Zu ihm
Mephistopheles.

Mephistopheles.

Bei aller verschmähten Liebe! Bei'm höllischen Elemente!
Ich wollt' ich wüßte was ärgers, daß ich's fluchen könnte!

Faust.

Was hast? was kneipt dich denn so sehr?
So kein Gesicht sah' ich in meinem Leben!

Mephistopheles.

Ich möcht' mich gleich dem Teufel übergeben,
Wenn ich nur selbst kein Teufel wär'!

Faust.

Hat sich dir was im Kopf verschoben?
Dich kleidet's, wie ein Rasender zu toben!

Mephistopheles.

Denkt nur, den Schmuck für Gretchen angeschafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft! —
Die Mutter kriegt das Ding zu schauen,
Gleich fängt's ihr heimlich an zu grauen:
Die Frau hat gar einen feinen Geruch,
Schnuffelt immer im Gebetbuch,

Und riecht's einem jeden Möbel an,
Ob das Ding heilig iſt oder profan;
Und an dem Schmuck da ſpürt ſie's klar,
Daß dabei nicht viel Segen war.
Mein Kind, rief ſie, ungerechtes Gut
Beſängt die Seele, zehrt auf das Blut.
Wollen's der Mutter Gottes weihen,
Wird uns mit Himmels-Manna erfreuen!
Margretlein zog ein ſchiefes Maul,
Iſt halt, dacht' ſie, ein geſchenkter Gaul,
Und wahrlich! gottlos iſt nicht der,
Der ihn ſo fein gebracht hierher.
Die Mutter ließ einen Pfaffen kommen;
Der hatte kaum den Spaß vernommen,
Ließ ſich den Anblick wohl behagen.
Er ſprach: So iſt man recht geſinnt!
Wer überwindet der gewinnt.
Die Kirche hat einen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefreſſen,
Und doch noch nie ſich übergeſſen;
Die Kirch' allein, meine lieben Frauen,
Kann ungerechtes Gut verdauen.

Fauſt.

Das iſt ein allgemeiner Brauch,
Ein Jud' und König kann es auch.

Mephiſtopheles.

Strich drauf ein Spange, Kett' und Ring',
Als wären's eben Pfifferling',
Dankt' nicht weniger und nicht mehr,
Als ob's ein Korb voll Nüſſe wär',

Verſprach ihnen allen himmliſchen Lohn —
Und ſie waren ſehr erbaut davon.

Fauſt.

Und Gretchen?

Mephiſtopheles.

Sitzt nun unruhvoll,
Weiß weder was ſie will noch ſoll,
Denkt an's Geſchmeide Tag und Nacht,
Noch mehr an den der's ihr gebracht.

Fauſt.

Des Liebchens Kummer thut mir leid.
Schaff' du ihr gleich ein neu Geſchmeid'!
Am erſten war ja ſo nicht viel.

Mephiſtopheles.

O ja, dem Herrn iſt Alles Kinderſpiel!

Fauſt.

Und mach', und richt's nach meinem Sinn
Häng' dich an ihre Nachbarin.
Sey Teufel doch nur nicht wie Brei,
Und ſchaff' einen neuen Schmuck herbei!

Mephiſtopheles.

Ja, gnäd'ger Herr, von Herzen gerne.

Fauſt ab.

Mephiſtopheles.

So ein verliebter Thor verpufft
Euch Sonne, Mond und alle Sterne
Zum Zeitvertreib dem Liebchen in die Luft.

ab.

Marthe allein.

Gott verzeih's meinem lieben Mann.
Er hat an mir nicht wohl gethan!
Geht da ſtracks in die Welt hinein,
Und läßt mich auf dem Stroh allein.
Thät' ihn doch wahrlich nicht betrüben,
Thät' ihn, weiß Gott, recht herzlich lieben.

Sie weint.

Vielleicht iſt er gar todt! — O Pein! — —
Hätt' ich nur einen Todtenſchein!

Margarete kommt.

Margarete.

Frau Marthe!

Marthe.

Gretelchen, was ſoll's?

Margarete.

Faſt ſinken mir die Kniee nieder!
Da find' ich ſo ein Käſtchen wieder
Im meinem Schrein, von Ebenholz,
Und Sachen herrlich ganz und gar,
Weit reicher als das erſte war.

Marthe.

Das muß sie nicht der Mutter sagen;
Thät's wieder gleich zur Beichte tragen.

Margarete.

Ach seh' sie nur! ach schau' sie nur!

Marthe wegt sie auf.

O du glückselge Creatur!

Margarete.

Darf mich, leider, nicht auf der Gassen,
Noch in der Kirche mit sehen lassen.

Marthe.

Komm du nur oft zu mir herüber,
Und leg' den Schmuck hier heimlich an;
Spazier' ein Stündchen lang dem Spiegelglas vorüber,
Wir haben unsre Freude dran;
Und dann gibt's einen Anlaß, gibt's ein Fest,
Wo man's so nach und nach den Leuten sehen läßt.
Ein Kettchen erst, die Perle dann in's Ohr;
Die Mutter sieht's wohl nicht, man macht ihr auch was vor.

Margarete.

Wer konnte nur die beiden Kästchen bringen?
Es geht nicht zu mit rechten Dingen!

Es klopft.

Margarete.

Ach Gott! mag das meine Mutter seyn?

Marthe thut's Vorhängel zurück.

Es ist ein fremder Herr — Herein!

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Bin ſo frei g'rad' herein zu treten,
Muß bei den Frauen Verzeihn erbeten.

Zum Unterſchied vor Margareten zurück.

Wollte nach Frau Marthe Schwerdtlein fragen!

Marthe.

Ich bin's, was hat der Herr zu ſagen?

Mephiſtopheles leiſe zu ihr

Ich kenne Sie jetzt, mir iſt das genug;
Sie hat da gar vornehmen Beſuch.
Verzeiht die Freiheit die ich genommen,
Will Nachmittage wieder kommen.

Marthe laut.

Denk', Kind, um alles in der Welt!
Der Herr dich für ein Fräulein hält.

Margarete.

Ich bin ein armes junges Blut;
Ach-Gott! der Herr iſt gar zu gut:
Schmuck und Geſchmeide ſind nicht mein.

Mephiſtopheles.

Ach, es iſt nicht der Schmuck allein;
Sie hat ein Weſen, einen Blick ſo ſcharf!
Wie freut mich's daß ich bleiben darf.

Marthe.

Was bringt er denn? Verlange ſehr —

Mephiſtopheles.

Ich wollt' ich hätt' eine frohere Mähr'!
Ich hoffe ſie läßt mich's drum nicht büßen:
Ihr Mann iſt todt und läßt ſie grüßen.

Marthe.

Iſt todt? das treue Herz! O weh!
Mein Mann iſt todt! Ach ich vergeh'!

Margarete.

Ach! liebe Frau, verzweifelt nicht!

Mephiſtopheles.

So hört die traurige Geſchicht'!

Margarete.

Ich würde drum mein' Tag' nicht lieben;
Würde mich Verluſt zu Tode betrüben.

Mephiſtopheles.

Freud' muß Leid, Leid muß Freude haben.

Marthe.

Erzählt mir ſeines Lebens Schluß!

Mephiſtopheles.

Er liegt in Padua begraben
Bei'm heiligen Antonius,
An einer wohlgeweihten Stätte
Zum ewig kühlen Ruhebette.

Marthe.

Habt ihr ſonſt nichts an mich zu bringen?

Mephiſtopheles.

Ja, eine Bitte, groß und ſchwer;
Laß ſie doch ja für ihn dreyhundert Meſſen ſingen!
Im übrigen ſind meine Taſchen leer.

Marthe.

Was! Nicht ein Schauſtück? Kein Geſchmeid'?
Was jeder Handwerksburſch im Grund des Säckels ſpart,
Zum Angedenken aufbewahrt,
Und lieber hungert, lieber bettelt!

Mephiſtopheles.

Madam, es thut mir herzlich leid;
Allein er hat ſein Geld wahrhaftig nicht verzettelt.
Auch er bereute ſeine Fehler ſehr,
Ja, und bejammerte ſein Unglück noch viel mehr.

Margarete.

Ach! daß die Menſchen ſo unglücklich ſind!
Gewiß ich will für ihn manch Requiem noch beten.

Mephiſtopheles.

Ihr wäret werth, gleich in die Eh' zu treten:
Ihr ſeyd ein liebenswürdig Kind.

Margarete.

Ach nein, das geht jetzt noch nicht an.

Mephiſtopheles.

Iſt's nicht ein Mann, ſey's derweil' ein Galan.
's iſt eine der größten Himmelsgaben,
So ein lieb Ding im Arm zu haben.

Margarete.

Das iſt des Landes nicht der Brauch.

Mephiſtopheles.

Brauch oder nicht! Es gibt ſich auch.

Marthe.

Erzählt mir doch!

Mephiſtopheles.

Ich ſtand an ſeinem Sterbebette,
Es war was beſſer als von Miſt,
Von halbgefaultem Stroh; allein er ſtarb als Chriſt,
Und fand daß er weit mehr noch auf der Zeche hätte.

Wie, rief er, muß ich mich von Grund aus haſſen,
So mein Gewerb, mein Weib ſo zu verlaſſen!
Ach! die Erinnrung tödtet mich.
Vergäb' ſie mir nur noch in dieſem Leben! —

Marthe weinend.

Der gute Mann! ich hab' ihm längſt vergeben.

Mephiſtopheles.

Allein, weiß Gott! ſie war mehr Schuld als ich.

Marthe.

Das lügt er! Was! am Rand des Grab's zu lügen!

Mephiſtopheles.

Er fabelte gewiß in letzten Zügen,
Wenn ich nur halb ein Kenner bin.
Ich hatte, ſprach er, nicht zum Zeitvertreib zu gaffen,
Erſt Kinder, und dann Brot für ſie zu ſchaffen,
Und Brot im allerweit'ſten Sinn,
Und konnte nicht einmal mein Theil in Frieden eſſen.

Marthe.

Hat er ſo aller Treu', ſo aller Lieb' vergeſſen,
Der Plackerey bei Tag und Nacht!

Mephiſtopheles.

Nicht doch, er hat euch herzlich dran gedacht.
Er ſprach: Als ich nun weg von Malta ging,
Da bete' ich für Frau und Kinder brünſtig;
Uns war denn auch der Himmel günſtig,
Daß unſer Schiff ein Türkiſch Fahrzeug fing,
Das einen Schatz des großen Sultans führte.
Da ward der Tapferkeit ihr Lohn,
Und ich empfing denn auch, wie ſich gebührte,
Mein wohlgemeſſnes Theil davon.

Marthe.

Marthe.

En wie? En wo? Hat er's vielleicht vergraben?

Mephiſtopheles.

Wer weiß, wo nun es die vier Winde haben.
Ein ſchönes Fräulein nahm ſich ſeiner an,
Als er in Napel fremd umher ſpazierte;
Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan,
Daß er's bis an ſein ſelig Ende ſpürte.

Marthe.

Der Schelm! der Dieb an ſeinen Kindern!
Auch alles Elend, alle Noth
Konnt' nicht ſein ſchändlich Leben hindern!

Mephiſtopheles.

Ja ſeht! dafür iſt er nun todt.
Wär' ich nun jetzt an eurem Platze,
Betraurt' ich ihn ein züchtig Jahr,
Viſirte dann unterweil' nach einem neuen Schatze.

Marthe.

Ach Gott! wie doch mein erſter war,
Find' ich nicht leicht auf dieſer Welt den andern!
Es konnte kaum ein herziger Närrchen ſeyn.
Er liebte nur das allzuviele Wandern;
Und fremde Weiber, und fremden Wein,
Und das verfluchte Würfelſpiel.

Mephiſtopheles.

Nun, nun, ſo konnt' es gehn und ſtehen,
Wenn er euch ungefähr ſo viel
Von ſeiner Seite nachgeſehen.
Ich ſchwör' euch zu, mit dem Beding
Wechſelt' ich ſelbſt mit euch den Ring!

Marthe.

O es beliebt dem Herrn zu scherzen!

Mephistopheles für sich.

Nun mach' ich mich bei Zeiten fort!
Die bietet wohl den Teufel selbst bei'm Wort.

zu Gretchen.

Wie steht es denn mit Ihrem Herzen?

Margarete.

Was meint der Herr damit?

Mephistopheles für sich.

Du gut's, unschuldig's Kind!

Laut.

Lebt wohl ihr Fraun!

Margarete.

Lebt wohl!

Marthe.

O sagt mir doch geschwind!
Ich möchte gern ein Zeugniß haben,
Wo, wie und wann mein Schatz gestorben und begraben.
Ich bin von je der Ordnung Freund gewesen,
Möcht' ihn auch todt im Wochenblättchen lesen.

Mephistopheles.

Ja, gute Frau, durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;
Habe noch gar einen feinen Gesellen,
Den will ich euch vor den Richter stellen.
Ich bring' ihn her.

Marthe.

O thut das ja!

Mephiſtopheles.

Und hier die Jungfrau iſt auch da? —
Ein braver Knab'! iſt viel gereiſt,
Fräuleins alle Höflichkeit erweiſt.

Margarete.

Müßte vor dem Herren ſchamroth werden.

Mephiſtopheles.

Vor keinem Könige der Erden.

Marthe.

Da hinter'm Haus in meinem Garten
Wollen wir der Herrn heut' Abend warten.

Straße.

Fauſt. Mephiſtopheles.

Fauſt.

Wie iſt's? Will's fördern? Will's bald gehn?

Mephiſtopheles.

Ah bravo! Find' ich euch in Feuer?
In kurzer Zeit iſt Gretchen euer.
Heut' Abend ſollt ihr ſie bei Nachbar' Marthen ſehn:
Das iſt ein Weib wie auserleſen
Zum Kuppler- und Zigeunerweſen!

Fauſt.

So recht!

Mephiſtopheles.

Doch wird auch was von uns begehrt.

Fauſt.

Ein Dienſt iſt wohl des andern werth.

Mephiſtopheles.

Wir legen nur ein gültig Zeugniß nieder,
Daß ihres Ehherrn ausgerechte Glieder
In Padua an heil'ger Stätte ruhn.

Fauſt.

Sehr klug! Wir werden erſt die Reiſe machen müſſen!

Mephiſtopheles.

Sancta Simplicitas! darum iſt's nicht zu thun;
Bezeugt nur ohne viel zu wiſſen.

Fauſt.

Wenn Er nichts beſſers hat, ſo iſt der Plan zerriſſen.

Mephiſtopheles.

O heil'ger Mann! Da wär't ihr's nun!
Iſt es das erſtemal in eurem Leben,
Daß ihr falſch Zeugniß abgelegt?
Habt ihr von Gott, der Welt und was ſich d'rin bewegt,
Vom Menſchen, was ſich ihm in Kopf und Herzen regt,
Definitionen nicht mit großer Kraft gegeben?
Mit frecher Stirne, kühner Bruſt?
Und wollt ihr recht in's Innre gehen,
Habt ihr davon, ihr müßt es g'rad' geſtehen,
So viel als von Herrn Schwerdtleins Tod gewußt!

Fauſt.

Du biſt und bleibſt ein Lügner, ein Sophiſte.

Mephiſtopheles.

Ja, wenn man's nicht ein bißchen tiefer wüßte.
Denn morgen wirſt, in allen Ehren,
Das arme Gretchen nicht [illegible] hören,
Und alle Seelenlieb' ihr ſchwören?

Fauſt.

Und zwar von Herzen.

Mephiſtopheles.

Gut und ſchön!
Dann wird von ewiger Treu' und Liebe,
Von einzig überallmächt'gem Triebe —
Wird das auch ſo von Herzen gehn?

Fauſt.

Laß das! Es wird! — Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen ſuche, keinen finde,

Dann durch die Welt mit allen Sinnen ſchweife,
Nach allen höchſten Worten greife,
Und dieſe Gluth, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Iſt das ein teufliſch Lügenſpiel?

Mephiſtopheles.

Ich hab' doch Recht!

Fauſt.

Hör'! merk' dir dieß —
Ich bitte dich, und ſchone meine Lunge —
Wer Recht behalten will und hat nur eine Zunge,
Behält's gewiß.
Und komm', ich hab' des Schwätzens Ueberdruß,
Denn du haſt Recht, vorzüglich weil ich muß.

Garten.

Margarete am Fauſtens Arm. Marthe mit Mephiſtopheles auf und ab ſpazierend.

Margarete.

Ich fühl' es wohl, daß mich der Herr nur ſchont,
Herab ſich läßt, mich zu beſchämen.
Ein Reiſender iſt ſo gewohnt
Aus Gütigkeit fürlieb zu nehmen;
Ich weiß zu gut, daß ſolch' erfahrnen Mann
Mein arm Geſpräch nicht unterhalten kann.

Fauſt.

Ein Blick von dir, Ein Wort mehr unterhält,
Als alle Weisheit dieſer Welt.

Er küßt ihre Hand.

Margarete.

Incommodirt euch nicht! Wie könnt ihr ſie nur küſſen?
Sie iſt ſo garſtig, iſt ſo rauh!
Was hab' ich nicht ſchon alles ſchaffen müſſen!
Die Mutter iſt gar zu genau.

Gehn vorüber.

Marthe.

Und ihr, mein Herr, ihr reiſ't ſo immer fort?

Mephiſtopheles.

Ach, daß Gewerb' und Pflicht uns dazu treiben!
Mit wie viel Schmerz verläßt man manchen Ort,
Und darf doch nun einmal nicht bleiben!

Marthe.

In raſchen Jahren geht's wohl an,
So um und um frei durch die Welt zu ſtreifen;
Doch kömmt die böſe Zeit heran,
Und ſich als Hageſtolz allein zum Grab' zu ſchleifen,
Das hat noch Keinem wohl gethan.

Mephiſtopheles.

Mit Grauſen ſeh' ich das von weiten.

Marthe.

Drum, werther Herr, berathet euch in Zeiten.

Gehn vorüber.

Margarete.

Ja, aus den Augen aus dem Sinn!
Die Höflichkeit iſt euch geläufig;
Allein ihr habt der Freunde häufig,
Sie ſind verſtändiger als ich bin.

Fauſt.

O Beſte! glaube, was man ſo verſtändig nennt,
Iſt oft mehr Eitelkeit und Kurzſinn.

Margarete.

Wie?

Fauſt.

Ach, daß die Einfalt, daß die Unſchuld nie
Sich ſelbſt und ihren heil'gen Werth erkennt!
Daß Demuth, Niedrigkeit, die höchſten Gaben
Der liebevoll austheilenden Natur —

Margarete.

Denkt ihr an mich ein Augenblickchen nur,
Ich werde Zeit genug an euch zu denken haben.

Fauſt.

Ihr ſeyd wohl viel allein?

Margarete.

Ja, unſre Wirthſchaft iſt nur klein,
Und doch will ſie verſehen ſeyn.
Wir haben keine Magd; muß kochen, fegen, ſtricken
Und nähn, und laufen früh und ſpat;
Und meine Mutter iſt in allen Stücken
So accurat!
Nicht daß ſie juſt ſo ſehr ſich einzuſchränken hat;
Wir könnten uns weit eh'r als andre regen:
Mein Vater hinterließ ein hübſch Vermögen.
Ein Häuschen und ein Gärtchen vor der Stadt.
Doch hab' ich jetzt ſo ziemlich ſtille Tage;
Mein Bruder iſt Soldat,
Mein Schweſterchen iſt todt.
Ich hatte mit dem Kind wohl meine liebe Noth;
Doch übernähm' ich gern noch einmal alle Plage,
So lieb war mir das Kind.

Fauſt.

Ein Engel, wenn dir's glich.

Margarete.

Ich zog es auf, und herzlich liebt' es mich.
Es war nach meines Vaters Tod geboren.
Die Mutter gaben wir verloren,
So elend wie ſie damals lag,
Und ſie erholte ſich ſehr langſam, nach und nach.
Da konnte ſie nun nicht d'ran denken
Das arme Würmchen ſelbſt zu tränken,
Und ſo erzog ich's ganz allein,
Mit Milch und Waſſer; ſo ward's mein.
Auf meinem Arm, in meinem Schoos
War's freundlich, zappelte, ward groß.

Fauſt.

Du haſt gewiß das reinſte Glück empfunden.

Margarete.

Doch auch gewiß gar manche ſchwere Stunden.
Des Kleinen Wiege ſtand zu Nacht
An meinem Bett', es durfte kaum ſich regen,
War ich erwacht;
Bald mußt' ich's tränken, bald es zu mir legen,
Bald, wenn's nicht ſchwieg, vom Bett' aufſtehn,
Und tänzelnd in der Kammer auf und nieder gehn,
Und früh am Tage ſchon am Waſchtrog ſtehn;
Dann auf dem Markt und an dem Herde ſorgen,
Und immer fort wie heut ſo morgen.
Da geht's, mein Herr, nicht immer muthig zu;
Doch ſchmeckt dafür das Eſſen, ſchmeckt die Ruh.

Gehn vorüber.

Marthe.

Die armen Weiber ſind doch übel dran:
Ein Hageſtolz iſt ſchwerlich zu bekehren.

Mephiſtopheles.

Es käme nur auf eures gleichen an,
Mich eines beſſern zu belehren.

Marthe.

Sagt g'rad', mein Herr, habt ihr noch nichts gefunden?
Hat ſich das Herz nicht irgendwo gebunden?

Mephiſtopheles.

Das Sprichwort ſagt: Ein eigner Herd,
Ein braves Weib, ſind Gold und Perlen werth.

Marthe.

Ich meine, ob ihr niemals Luſt bekommen?

Mephiſtopheles.

Man hat mich überall recht höflich aufgenommen.

Marthe.

Ich wollte ſagen: ward's nie Ernſt in eurem Herzen?

Mephiſtopheles.

Mit Frauen ſoll man ſich nie unterſtehn zu ſcherzen.

Marthe.

Ach, ihr verſteht mich nicht!

Mephiſtopheles.

Das thut mir herzlich leid!
Doch ich verſteh' — daß ihr ſehr gütig ſeyd.

Gehn vorüber.

Fauſt.

Du kannteſt mich, o kleiner Engel, wieder,
Gleich als ich in den Garten kam?

Margarete.

Habt ihr es nicht? ich ſchlug die Augen nieder.

Fauſt.

Und du verzeihſt die Freiheit, die ich nahm,
Was ſich die Frechheit unterfangen,
Als du jüngſt aus dem Dom gegangen?

Margarete.

Ich war beſtürzt, mir war das nie geſchehn;
Es konnte niemand von mir übels ſagen.
Ach, dacht' ich, hat er in deinem Betragen
Was freches, unanſtändiges geſehn?
Es ſchien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieſer Dirne g'rade hin zu handeln.

Gesteh' ich's doch! Ich wußte nicht was sich
Zu eurem Vorteil hier zu regen gleich begonnte;
Allein gewiß, ich war recht bös' auf mich,
Daß ich auf euch nicht böser werden konnte.

Faust.

Süß Liebchen!

Margarete.

Laßt einmal!

Sie pflückt eine Sternblume und pupft die Blätter ab, eins nach dem andern.

Faust.

Was soll das? Einen Strauß?

Margarete.

Nein, es soll nur ein Spiel.

Faust.

Wie?

Margarete.

Geht! ihr lacht mich aus.

Sie rupft und murmelt.

Faust.

Was murmelst du?

Margarete halb laut.

Er liebt mich — liebt mich nicht.

Faust.

Du holdes Himmels-Angesicht!

Margarete fährt fort.

Liebt mich — Nicht — Liebt mich — Nicht —

Das letzte Blatt auerupfend, mit heller Freude

Er liebt mich!

Fauſt.

Ja, mein Kind! Laß dieſes Blumenwort
Dir Götter-Ausſpruch ſeyn. Er liebt dich!
Verſtehſt du, was das heißt? Er liebt dich!

Er faßt ihre beiden Hände.

Margarete.

Mich überläuft's!

Fauſt.

O ſchaudre nicht! Laß dieſen Blick,
Laß dieſen Händedruck dir ſagen.
Was unausſprechlich iſt:
Sich hinzugeben ganz und eine Wonne
Zu fühlen, die ewig ſeyn muß!
Ewig! — Ihr Ende würde Verzweiflung ſeyn.
Nein, kein Ende! Kein Ende!

Margarete

drückt ihm die Hände, macht ſich los und läuft weg. Er ſteht einen Augenblick in Gedanken, dann folgt er ihr.

Marthe kommend.

Die Nacht bricht an.

Mephiſtopheles.

Ja, und wir wollen fort.

Marthe.

Ich bät' euch länger hier zu bleiben,
Allein es iſt ein gar zu böſer Ort.
Es iſt als hätte niemand nichts zu treiben
Und nichts zu ſchaffen,
Als auf des Nachbarn Schritt und Tritt zu gaffen,
Und man kommt in's Gered', wie man ſich immer ſtellt.
Und unſer Pärchen?

Mephistopheles.

Ist den Gang dort aufgeflogen.
Muthwill'ge Sommervögel!

Marthe.

Er scheint ihr gewogen.

Mephistopheles.

Und sie ihm auch. Das ist der Lauf der Welt.

Ein Gartenhäuschen.

Margarete ſpringt herein, ſteckt ſich hinter die Thür, hält die Fingerſpitze an die Lippen, und guckt durch die Ritze.

Margarete.

Er kommt!

Fauſt kommt.

Ach Schelm, ſo neckſt du mich!
Treff ich dich!

Er küßt ſie.

Margarete

ihn faſſend und den Kuß zurückgebend.

Beſter Mann! von Herzen lieb' ich dich!

Mephiſtopheles klopft an.

Fauſt ſtampfend.

Wer da?

Mephiſtopheles.

Gut Freund!

Fauſt.

Ein Thier!

Mephiſtopheles.

Es iſt wohl Zeit zu ſcheiden.

Marthe kommt.

Ja, es iſt ſpät, mein Herr.

Fauſt.

Darf ich euch nicht geleiten?

Margarete.

Die Mutter würde mich — Lebt wohl!

Fauſt.

Muß ich denn gehn?

Lebt wohl!

Marthe.

Ade!

Margarete.

Auf baldig Wiederſehn!

Fauſt und Mephiſtopheles ab.

Margarete.

Du lieber Gott! was ſo ein Mann
Nicht alles alles denken kann!
Beſchämt nur ſteh' ich vor ihm da,
Und ſag' zu allen Sachen ja.
Bin doch ein arm unwiſſend Kind,
Begreife nicht was er an mir find't.

ab.

Wald

Wald und Höhle.

Faust allein.

Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir alles,
Warum ich bat. Du haſt mir nicht umſonſt
Dein Angeſicht im Feuer zugewendet.
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, ſie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt ſtaunenden Beſuch erlaubſt du nur,
Vergönneſt mir in ihre tiefe Bruſt
Wie in den Buſen eines Freund's zu ſchauen.
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.
Und wenn der Sturm im Walde brauſ't und knarrt,
Die Rieſenfichte ſtürzend Nachbaräſte
Und Nachbarſtämme quetſchend nieder ſtreift,
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert;
Dann führſt du mich zur ſichern Höhle, zeigſt
Mich dann mir ſelbſt, und meiner eignen Bruſt
Geheime tiefe Wunder öffnen ſich.
Und ſteigt vor meinem Blick der reine Mond
Beſänftigend herüber: ſchweben mir
Von Felſenwänden, aus dem feuchten Buſch,
Der Vorwelt ſilberne Geſtalten auf,
Und lindern der Betrachtung ſtrenge Luſt.

O daß dem Menſchen nichts Vollkomm'nes wird.
Empfind' ich nun. Du gabſt zu dieſer Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich ſchon nicht mehr
Entbehren kann, wenn er gleich, kalt und frech,
Mich vor mir ſelbſt erniedrigt, und zu Nichts,
Mit einem Worthauch, deine Gaben wandelt.
Er facht in meiner Bruſt ein wildes Feuer
Nach jenem ſchönen Bild geſchäftig an.
So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Mephiſtopheles tritt auf.

Mephiſtopheles.

Habt ihr nun bald das Leben g'nug geführt?
Wie kann's euch in die Länge freuen?
Es iſt wohl gut, daß man's einmal probirt;
Dann aber wieder zu was Neuen!

Fauſt.

Ich wollt', du hätteſt mehr zu thun,
Als mich am guten Tag zu plagen.

Mephiſtopheles.

Nun nun! ich laſſ dich gerne ruhn,
Du darfſt mir's nicht im Ernſte ſagen.
An dir Geſellen unhold, barſch und toll,
Iſt wahrlich wenig zu verlieren.
Den ganzen Tag hat man die Hände voll!
Was ihm gefällt und was man laſſen ſoll,
Kann man dem Herrn nie an der Naſe ſpüren.

Fauſt.

Das iſt ſo juſt der rechte Ton!
Er will noch Dank, daß er mich ennüirt.

Mephiſtopheles.

Wie hätt'ſt du, armer Erdenſohn,
Dein Leben ohne mich geführt?
Vom Fribskrabs der Imagination
Hab' ich dich doch auf Zeiten lang curirt;
Und wär' ich nicht, ſo wär'ſt du ſchon
Von dieſem Erdball abſpazirt.
Was haſt du da in Höhlen, Felſenritzen
Dich wie ein Schuhu zu verſitzen?
Was ſchlurfſt aus dumpfem Moos und triefendem Geſtein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?
Ein ſchöner, ſüßer Zeitvertreib!
Dir ſteckt der Doctor noch im Leib.

Fauſt.

Verſtehſt du, was für neue Lebenskraft
Mir dieſer Wandel in der Oede ſchafft?
Ja, würdeſt du es ahnen können,
Du wäreſt Teufel g'nug mein Glück mir nicht zu gönnen.

Mephiſtopheles.

Ein überirdiſches Vergnügen!
In Nacht und Thau auf den Gebirgen liegen,
Und Erd und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
Der Erde Mark mit Ahnungsdrang durchwühlen,
Alle ſechs Tagewerk' im Buſen fühlen,
In ſtolzer Kraft ich weiß nicht was genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16236/362

Verſchwunden ganz der Erdenſohn.
Und dann die hohe Intuition —
(Mit einer Geberde.)
Ich darf nicht ſagen wie — zu ſchließen.

Fauſt.

Pfuy über dich!

Mephiſtopheles.

Das will euch nicht behagen;
Ihr habt das Recht geüttet pfuy zu ſagen.
Man darf das nicht vor keuſchen Ohren nennen,
Was keuſche Herzen nicht entbehren können.
Und kurz und gut, ich gönn' Ihm das Vergnügen,
Gelegentlich ſich etwas vorzulügen;
Doch lange hält Er das nicht aus.
Du biſt ſchon wieder abgetrieben,
Und, währt es länger, aufgerieben
Zu Tollheit oder Angſt und Graus.
Genug damit! Dein Liebchen ſitzt dadrinne.
Und alles wird ihr eng' und trüb'.
Du kommſt ihr gar nicht aus dem Sinne,
Sie hat dich übermächtig lieb.
Erſt kam deine Liebeswuth übergeſloſſen,
Wie vom geſchmolznen Schnee ein Bächlein überfließt;
Du haſt ſie ihr in's Herz gegoſſen;
Nun iſt dein Bächlein wieder ſeicht.
Mich dünkt, anſtatt in Wäldern zu thronen,
Ließ es dem großen Herren gut,
Das arme affenjunge Blut
Für ſeine Liebe zu belohnen.

Die Zeit wird ihr erbärmlich lang;
Sie ſteht am Fenſter, ſieht die Wolken ziehn
Ueber die alte Stadtmauer hin.
Wenn ich ein Vöglein wär'! ſo geht ihr Geſang
Tagelang, halbe Nächte lang.
Einmal iſt ſie munter, meiſt betrübt,
Einmal recht ausgeweint,
Dann wieder ruhig, wie es ſcheint,
Und immer verliebt.

Fauſt.

Schlange! Schlange!

Mephiſtopheles für ſich.

Gelt! daß ich dich fange!

Fauſt.

Verruchter! hebe dich von hinnen,
Und nenne nicht das ſchöne Weib!
Bring' die Begier zu ihrem ſüßen Leib
Nicht wieder vor die halb verrückten Sinnen!

Mephiſtopheles.

Was ſoll es denn? Sie meint, du ſeyſt entflohn,
Und halb und halb biſt du es ſchon.

Fauſt.

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch ſo fern,
Ich kann ſie nie vergeſſen, nie verlieren;
Ja, ich beneide ſchon den Leib des Herrn,
Wenn ihre Lippen ihn indeß berühren.

Mephiſtopheles.

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet
Um's Zwillingspaar, das unter Roſen weidet.

Faust.

Entfliehe, Kuppler!

Mephistopheles.

Schön! Ihr schimpft und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub' und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den edelsten Beruf,
Auch selbst Gelegenheit zu machen.
Nur fort, es ist ein großer Jammer!
Ihr sollt in eures Liebchens Kammer,
Nicht etwa in den Tod.

Faust.

Was ist die Himmelsfreud in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Brust erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Noth?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehaus'te?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brausete
Begierig wüthend nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte, hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zu Grunde gehn.

Mephistopheles.

Wie's wieder siedet, wieder glüht!
Geh' ein und tröste sie, du Thor!
Wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht,
Stellt er sich gleich das Ende vor.
Es lebe wer sich tapfer hält!
Du bist doch sonst so ziemlich eingeteufelt.
Nichts Abgeschmackters sind' ich auf der Welt,
Als einen Teufel der verzweifelt.

Gretchens Stube.

Gretchen
am Spinnrade allein.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Wo ich ihn nicht hab'
Ist mir das Grab,
Die ganze Welt
Ist mir vergällt.

Mein armer Kopf
Ist mir verrückt,
Mein armer Sinn
Ist mir zerstückt.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer;
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Nach ihm nur schau' ich
Zum Fenster hinaus,
Nach ihm nur geh' ich
Aus dem Haus.

Sein hoher Gang,
Sein' edle Geſtalt,
Seines Mundes Lächeln,
Seiner Augen Gewalt,

Und ſeiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach ſein Kuß!

Meine Ruh' iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Buſen drängt
Sich nach ihm hin.
Ach dürft' ich faſſen
Und halten ihn,

Und küſſen ihn
So wie ich wollt',
An ſeinen Küſſen
Vergehen ſollt'!

Marthens Garten

Margarete. Faust.

Margarete.

Versprich mir, Heinrich!

Faust.

Was ich kann!

Margarete.

Nun sag', wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältst nicht viel davon.

Faust.

Laß das, mein Kind! Du fühlst, ich bin dir gut;
Für meine Lieben ließ ich Leib und Blut,
Will niemand sein Gefühl und seine Kirche rauben.

Margarete.

Das ist nicht recht, man muß d'ran glauben!

Faust.

Muß man?

Margarete.

Ach! wenn ich etwas auf dich könnte!
Du ehrst auch nicht die heil'gen Sacramente.

Faust.

Ich ehre sie.

Margarete.

Doch ohne Verlangen.
Zur Messe, zur Beichte bist du lange nicht gegangen.
Glaubst du an Gott?

Faust.

Mein Liebchen, wer darf sagen,
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Ueber den Frager zu seyn.

Margarete.

So glaubst du nicht?

Faust.

Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?

Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarete.

Das ist alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bißchen andern Worten.

Faust.

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarete.

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum;
Denn du hast kein Christenthum.

Faust.

Lieb's Kind!

Margarete.

Es thut mir lang' schon weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh'.

Faust.

Wie so?

Margarete.

Der Mensch, den du da bei dir hast,
Ist mir in tiefer inn'rer Seele verhaßt;
Es hat mir in meinem Leben
So nichts einen Stich in's Herz gegeben,
Als des Menschen widrig Gesicht.

Faust.

Liebe Puppe, fürcht' ihn nicht!

Margarete.

Seine Gegenwart bewegt mir das Blut.
Ich bin sonst allen Menschen gut;
Aber, wie ich mich sehne dich zu schauen,
Hab' ich vor dem Menschen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Gott verzeih' mir's, wenn ich ihm Unrecht thu'!

Faust.

Es muß auch solche Käuze geben.

Margarete.

Wollte nicht mit seines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür herein,
Sieht er immer so spöttisch drein,
Und halb ergrimmt;
Man sieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es steht ihm an der Stirn' geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben.

Mir wird's so wohl in deinem Arm,
So frei, so hingegeben warm,
Und seine Gegenwart schnürt mir das Inn're zu.

Faust.

Du ahnungsvoller Engel du!

Margarete.

Das übermannt mich so sehr,
Daß, wo er nur mag zu uns treten,
Mein' ich sogar, ich liebte dich nicht mehr.
Auch wenn er da ist, könnt' ich nimmer beten,
Und das frißt mir in's Herz hinein;
Dir, Heinrich, muß es auch so seyn.

Faust.

Du hast nun die Antipathie!

Margarete.

Ich muß nun fort.

Faust.

Ach kann ich nie
Ein Stündchen ruhig dir am Busen hängen,
Und Brust an Brust und Seel' in Seele drängen?

Margarete.

Ach wenn ich nur alleine schlief!
Ich ließ dir gern heut Nacht den Riegel offen;
Doch meine Mutter schläft nicht tief:
Und würden wir von ihr betroffen,
Ich wär' gleich auf der Stelle todt!

Faust.

Du Engel, das hat keine Noth.
Hier ist ein Fläschchen! Drey Tropfen nur
In ihren Trank umhüllen
Mit tiefem Schlaf gefällig die Natur.

Margarete.

Was thu' ich nicht um deinetwillen?
Es wird ihr hoffentlich nicht schaden!

Faust.

Würd' ich sonst, Liebchen, dir es rathen?

Margarete.

Seh' ich dich, bester Mann, nur an,
Weiß nicht was mich nach deinem Willen treibt;
Ich habe schon so viel für dich gethan,
Daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt.

ab.

Mephistopheles tritt auf.

Mephistopheles.

Der Grasaff! ist er weg?

Faust.

Hast wieder spionirt?

Mephistopheles.

Ich hab's ausführlich wohl vernommen,
Herr Doctor wurden da katechisirt;
Hoff es soll Ihnen wohl bekommen.
Die Mädels sind doch sehr interessirt,
Ob einer fromm und schlicht nach altem Brauch.
Sie denken, duckt er da, folgt er uns eben auch.

Faust.

Du Ungeheuer siehst nicht ein,
Wie diese treue liebe Seele
Von ihrem Glauben voll,
Der ganz allein
Ihr selig machend ist, sich heilig quäle,
Daß sie den liebsten Mann verloren halten soll.

Mephistopheles.

Du übersinnlicher, sinnlicher Frever,
Ein Mägdelein nasführet dich.

Faust.

Du Spottgeburt von Dreck und Feuer!

Mephistopheles.

Und die Physiognomie verstehst sie meisterlich.
In meiner Gegenwart wird's ihr sie weiß nicht wie,
Mein Mäskchen da weissagt verborgnen Sinn;
Sie fühlt, daß ich ganz sicher ein Genie,
Vielleicht wohl gar der Teufel bin.
Nun heute Nacht —?

Faust.

Was geht dich's an?

Mephistopheles.

Hab ich doch meine Freude dran!

Am Brunnen.

Gretchen und Lieschen
mit Krügen.

Lieschen.

Haſt nichts von Bärbelchen gehört?

Gretchen.

Kein Wort. Ich komm' gar wenig unter Leute.

Lieschen.

Gewiß, Sibylle ſagt' mir's heute!
Die hat ſich endlich auch bethört.
Das iſt das Vornehmthun!

Gretchen.

Wie ſo?

Lieschen.

Es ſtinkt!
Sie füttert zwey, wenn ſie nun iſt und trinkt.

Gretchen.

Ach!

Lieschen.

So iſt's ihr endlich recht ergangen.
Wie lange hat ſie an dem Kerl gehangen!

Das war ein Spazieren,
Auf Dorf und Tanzplatz Führen,
Mußt' überall die erste seyn,
Curtesirt' ihr immer mit Pastetchen und Wein;
Bild't sich was auf ihre Schönheit ein,
War doch so ehrlos sich nicht zu schämen
Geschenke von ihm anzunehmen.
War ein Gelos' und ein Geschleck';
Da ist denn auch das Blümchen weg!

Gretchen.

Das arme Ding!

Lieschen.

Bedauerst sie noch gar!
Wenn unser eins am Spinnen war,
Uns Nachts die Mutter nicht hinunterließ,
Stand sie bei ihrem Buhlen süß,
Auf der Thürbank und im dunkeln Gang
Ward ihnen keine Stunde zu lang.
Da mag sie denn sich ducken nun,
Im Sünderhemdchen Kirchbuß' thun!

Gretchen.

Er nimmt sie gewiß zu seiner Frau.

Lieschen.

Er wär' ein Narr! Ein flinker Jung'
Hat anderwärts noch Luft genung,
Er ist auch fort.

Gretchen.

Das ist nicht schön!

Lieschen.

Kriegt sie ihn, soll's ihr übel gehn.

Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling ſtreuen wir vor die Thür!

Ab.

Gretchen
nach Hauſe gehend.

Wie konnt' ich ſonſt ſo tapfer ſchmähten,
Wenn that ein armes Mägdlein fehlen!
Wie konnt' ich über andrer Sünden
Nicht Worte g'nug der Zunge finden!
Wie ſchien mir's ſchwarz, und ſchwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht ſchwarz g'nug war,
Und ſegnet' mich und that ſo groß,
Und bin nun ſelbſt der Sünde bloß!
Doch — alles was dazu mich trieb,
Gott! war ſo gut! ach war ſo lieb!

Zwinger.

In der Mauerhöhle ein Andachtsbild der Mater dolorosa, Blumenkrüge davor.

Gretchen
steckt frische Blumen in die Krüge.

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Das Schwert im Herzen,
Mit tausend Schmerzen
Blickst auf zu deines Sohnes Tod.

Zum Vater blickst du,
Und Seufzer schickst du
Hinauf um sein' und deine Noth.

Wer fühlet,
Wie wühlet
Der Schmerz mir im Gebein?
Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt nur du, nur du allein!

Wohin ich immer gehe,
Wie weh, wie weh, wie wehe,
Wird mir im Busen hier!
Ich bin ach kaum alleine,
Ich wein', ich wein', ich weine,
Das Herz zerbricht in mir.

Die Scherben vor meinem Fenster
Bethaut' ich mit Thränen, ach!
Als ich am frühen Morgen
Dir diese Blumen brach.

Schien hell in meine Kammer
Die Sonne früh herauf,
Saß ich in allem Jammer
In meinem Bett schon auf.

Hilf! rette mich von Schmach und Tod!
Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dein Antlitz gnädig meiner Noth!

Nacht.

Straße vor Gretchens Thüre.

Valentin Soldat, Gretchens Bruder.

Wenn ich so saß bei einem Gelag,
Wo mancher sich berühmen mag,
Und die Gesellen mir den Flor
Der Mägdlein laut gepriesen vor,
Mit vollem Glas das Lob verschwemmt,
Den Ellenbogen aufgestemmt
Saß ich in meiner sichern Ruh,
Hört' all' dem Schwadroniren zu,
Und streiche lächelnd meinen Bart,
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und sage: Alles nach seiner Art!
Aber ist eine im ganzen Land,
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schwester das Wasser reicht?
Top! Top! Kling! Klang! das ging herum;
Die einen schrieen: er hat Recht,
Sie ist die Zier vom ganzen Geschlecht!
Da saßen alle die Lober stumm.
Und nun! — um's Haar sich auszuraufen
Und an den Wänden hinauf zu laufen! —

Mit Stichelreden, Nasenrümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!
Soll wie ein böser Schuldner sitzen,
Bei jedem Zufallswörtchen schwitzen!
Und möcht' ich sie zusammenschmeißen;
Könnt' ich sie doch nicht Lügner heißen.

Was kommt heran? Was schleicht herbei?
Irr' ich nicht, es sind ihrer zwei.
Ist er's, gleich packt' ich ihn beim Felle,
Soll nicht lebendig von der Stelle!

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Wie von dem Fenster dort der Sacristey
Aufwärts der Schein des ew'gen Lämpchens flämmert
Und schwach und schwächer seitwärts dämmert,
Und Finsterniß drängt ringsum bei!
So sieht's in meinem Busen nächtig.

Mephistopheles.

Und mir ist's wie dem Kätzlein schmächtig,
Das an den Feuerleitern schleicht,
Sich leis' dann um die Mauern streicht;
Mir ist's ganz tugendlich dabei,
Ein bißchen Diebsgelüst, ein bißchen Rammeley.
So spukt mir schon durch alle Glieder
Die herrliche Walpurgisnacht.
Die kommt uns übermorgen wieder,
Da weiß man doch warum man wacht.

Faust.

Rückt wohl der Schatz indessen in die Höh',
Den ich dorthinten flimmern seh'?

Mephistopheles.

Du kannst die Freude bald erleben,
Das Kesselchen herauszuheben.
Ich schielte neulich so hinein,
Sind herrliche Löwenthaler drein.

Faust.

Nicht ein Geschmeide, nicht ein Ring,
Meine liebe Buhle damit zu zieren?

Mephistopheles.

Ich sah dabei wohl so ein Ding,
Als wie eine Art von Perlenschnüren.

Faust.

So ist es recht! Mir thut es weh,
Wenn ich ohne Geschenke zu ihr geh'.

Mephistopheles.

Es sollt' euch eben nicht verdrießen
Umsonst auch etwas zu genießen.
Jetzt da der Himmel voller Sterne glüht,
Sollt ihr ein wahres Kunststück hören:
Ich sing ihr ein moralisch Lied,
Um sie gewisser zu bethören.

Singt zur Gitter.

Was machst du mir
Vor Liebchens Thür,
Kathrinchen, hier

Bei frühem Tagesblicke?
Laß, laß es seyn!
Er läßt dich ein
Als Mädchen ein,
Als Mädchen nicht zurücke.

Nehmt euch in Acht!
Ist es vollbracht,
Dann gute Nacht
Ihr armen, armen Dinger!
Habt ihr euch lieb,
Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb',
Als mit dem Ring am Finger.

Valentin tritt vor.

Wen lockst du hier'? bei'm Element!
Vermaledeyter Rattenfänger!
Zum Teufel erst das Instrument!
Zum Teufel hinter drein den Sänger!

Mephistopheles.

Die Cither ist entzwey! an der ist nichts zu halten.

Valentin.

Nun soll es an ein Schädelspalten!

Mephistopheles zu Faust.

Herr Doctor nicht gewichen! Frisch!
Hart an mich an, wie ich euch führe.
Heraus mit eurem Fledermisch!
Nur zugestoßen! Ich parire.

Valentin.

Parire den!

Mephistopheles.

Warum denn nicht?

Valentin.

Auch den!

Mephistopheles.

Gewiß!

Valentin.

Ich glaub' der Teufel ficht!
Was ist denn das? Schon wird die Hand mir lahm.

Mephistopheles zu Faust.

Stoß zu!

Valentin fällt.

O weh!

Mephistopheles.

Nun ist der Lümmel zahm!
Nun aber fort! Wir müssen gleich verschwinden:
Denn schon entsteht ein mörderlich Geschrei.
Ich weiß mich trefflich mit der Polizey,
Doch mit dem Blutbann schlecht mich abzufinden.

Marthe am Fenster.

Heraus! Heraus!

Gretchen am Fenster.

Herbei ein Licht!

Marthe wie oben.

Man schilt und rauft, man schreit und ficht.

Volk.

Da liegt schon einer todt!

Marthe herunterkommend.

Die Mörder sind sie denn entflohn?

Gretchen herunterkommend.

Wer liegt hier?

Volk.

Deiner Mutter Sohn.

Gretchen.

Allmächtiger! welche Noth!

Valentin.

Ich sterbe! das ist bald gesagt
Und bälder noch gethan.
Was steht ihr Weiber heult und klagt?
Kommt her und hört mich an!

Alle treten um ihn.

Mein Gretchen sieh! du bist noch jung,
Bist gar noch nicht gescheidt genung,
Machst deine Sachen schlecht.
Ich sag' dir's im Vertrauen nur:
Du bist doch nun einmal eine Hur';
So sey's auch eben recht.

Gretchen.

Mein Bruder! Gott! Was soll mir das?

Valentin.

Laß unsern Herr Gott aus dem Spaß.
Geschehn ist leider nun geschehn,
Und wie es gehn kann, so wird's gehn.
Du fingst mit Einem heimlich an,
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt.

Wenn erst die Schande wird geboren,
Wird sie heimlich zur Welt gebracht,
Und man zieht den Schleier der Nacht
Ihr über Kopf und Ohren;

Ja, man möchte sie gern ermorden.
Mächt't sie aber und macht sich groß,
Dann geht sie auch bei Tage bloß,
Und ist doch nicht schöner geworden.
Je häßlicher wird ihr Gesicht,
Je mehr sucht sie des Tages Licht.

Ich seh' wahrhaftig schon die Zeit,
Daß alle brave Bürgersleut',
Wie von einer angesteckten Leichen,
Von dir, du Metze! seitab weichen.
Dir soll das Herz im Leib verzagen,
Wenn sie dir in die Augen sehn!
Sollst keine goldne Kette mehr tragen!
In der Kirche nicht mehr am Altar stehn!
In einem schönen Spitzenkragen
Dich nicht bei'm Tanze wohlbehagen!
In eine finstre Jammerecken
Unter Bettler und Krüppel dich verstecken,
Und wenn dir denn auch Gott verzeiht,
Auf Erden seyn vermaledeit!

Marthe.

Befehlt eure Seele Gott zu Gnaden!
Wollt ihr noch Lästrung auf euch laden?

Valentin.

Könnt' ich dir nur an den dürren Leib,
Du schändlich kupplerisches Weib!
Da hofft' ich aller meiner Sünden
Vergebung reiche Maß zu finden.

Gretchen.

Mein Bruder! Welche Höllenpein!

Valentin.

Ich ſage, laß die Thränen ſeyn!
Da du dich ſprachſt der Ehre los,
Gabſt mir den ſchwerſten Herzensſtoß.
Ich gehe durch den Todesſchlaf
Zu Gott ein als Soldat und brav.

(Stirbt)

Dom.

Amt, Orgel und Gesang.

Gretchen unter vielem Volke. Böser Geist hinter Gretchen.

Böser Geist.

Wie anders, Gretchen, war dir's,
Als du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriffnen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!
Gretchen!
Wo steht dein Kopf?
In deinem Herzen,
Welche Missethat?
Bet'st du für deiner Mutter Seele, die
Durch dich zur langen, langen Pein hinüberschlief?
Auf deiner Schwelle wessen Blut?
— Und unter deinem Herzen
Regt sich's nicht quillend schon,
Und ängstet dich und sich
Mit ahnungsvoller Gegenwart?

Gretchen.

Weh! Weh!
Wär' ich der Gedanken los,
Die mir herüber und hinüber gehen
Wider mich!

Chor.

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla.

Orgelton.

Böſer Geiſt.

Grimm faßt dich!
Die Poſaune tönt!
Die Gräber beben!
Und dein Herz,
Aus Aſchenruh'
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeſchaffen,
Bebt auf!

Gretchen.

Wär' ich hier weg!
Mir iſt als ob die Orgel mir
Den Athem verſetzte,
Geſang mein Herz
Im Tiefſten löſ'te.

Chor.

Judex ergo cum sedebit,
Quidquid latet adparebit,
Nil inultum remanebit.

Gretchen.

Mir wird ſo eng'!
Die Mauern-Pfeiler

Befangen mich!
Das Gewölbe
Drängt mich! — Luft!

Böſer Geiſt.

Verbirg' dich! Sünd' und Schande
Bleibt nicht verborgen.
Luft? Licht?
Weh dir!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Böſer Geiſt.

Ihr Antlitz wenden
Verklärte von dir ab.
Die Hände dir zu reichen,
Schauert's den Reinen.
Weh!

Chor.

Quid sum miser tunc dicturus?

Gretchen.

Nachbarin! Euer Fläſchchen! —

Sie fällt in Ohnmacht.

Walpurgisnacht.

Harzgebirg.

Gegend von Schierke und Elend.

Faust. Mephistopheles.

Mephistopheles.

Verlangst du nicht nach einem Besenstiele?
Ich wünschte mir den allerderbsten Bock.
Auf diesem Weg sind wir noch weit vom Ziele.

Faust.

So lang' ich mich noch frisch auf meinen Beinen fühle,
Genügt mir dieser Knotenstock.
Was hilft's daß man den Weg verkürzt! —
Im Labyrinth der Thäler hinzuschleichen,
Dann diesen Felsen zu ersteigen,
Von dem der Quell sich ewig sprudelnd stürzt,
Das ist die Lust, die solche Pfade würzt!
Der Frühling webt schon in den Birken
Und selbst die Fichte fühlt ihn schon;
Sollt' er nicht auch auf unsre Glieder wirken?

Mephistopheles.

Fürwahr ich spüre nichts davon!
Mir ist es winterlich im Leibe;
Ich wünschte Schnee und Frost auf meiner Bahn.
Wie traurig steigt die unvollkommne Scheibe
Des rothen Monds mit später Gluth heran,

Und leuchtet ſchlecht, daß man bei jedem Schritte,
Vor einen Baum, vor einen Felſen rennt!
Erlaub' daß ich ein Irrlicht bitte!
Dort ſeh' ich eins, das eben luſtig brennt.
He da! mein Freund! Darf ich dich zu uns fodern?
Was willſt du ſo vergebens lodern?
Sey doch ſo gut und leucht' uns da hinauf!

Irrlicht.

Aus Ehrfurcht, hoff' ich, ſoll es mir gelingen,
Mein leichtes Naturell zu zwingen;
Nur zickzack geht gewöhnlich unſer Lauf.

Mephiſtopheles.

Ey! Ey! er denkt's den Menſchen nachzuahmen.
Geh er nur g'rad', in's Teufels Namen!
Sonſt blaſ' ich ihm ſein Flacker-Leben aus.

Irrlicht.

Ich merke wohl, ihr ſeyd der Herr vom Haus,
Und will mich gern nach euch bequemen.
Allein bedenkt! der Berg iſt heute zaubertoll,
Und wenn ein Irrlicht euch die Wege weiſen ſoll,
So müßt ihr's ſo genau nicht nehmen.

Fauſt, Mephiſtopheles, Irrlicht im Wechſelgeſang.

In die Traum- und Zauberſphäre
Sind wir, ſcheint es, eingegangen.
Führ' uns gut und mach' dir Ehre!
Daß wir vorwärts bald gelangen,
In den weiten öden Räumen.

Seh' die Bäume hinter Bäumen,
Wie ſie ſchnell vorüber rücken,
Und die Klippen, die ſich bücken,

Und die langen Felſennaſen,
Wie ſie ſchnarchen, wie ſie blaſen!

Durch die Steine, durch den Raſen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich Rauſchen? hör ich Lieder?
Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten, hallet wieder.

Uhu! Schuhu! tönt es näher,
Kauz und Kibitz und der Häher,
Sind ſie alle wach geblieben?
Sind das Molche durch's Geſträuche?
Lange Beine, dicke Bäuche!
Und die Wurzeln, wie die Schlangen,
Winden ſich aus Fels und Sande,
Strecken wunderliche Bande,
Uns zu ſchrecken, uns zu fangen;
Aus belebten derben Maſern
Strecken ſie Polypenfaſern
Nach dem Wandrer. Und die Mäuſe
Tauſendfärbig, ſchaarenweiſe,
Durch das Moos und durch die Heide!
Und die Funkenwürmer fliegen,
Mit gedrängten Schwärme-Zügen,
Zum verwirrenden Geleite.

Aber ſag' mir ob wir ſtehen,
Oder ob wir weiter gehen?

Alles, alles ſcheint zu drehen,
Fels und Bäume, die Geſichter
Schneiden, und die irren Lichter,
Die ſich mehren, die ſich bläben.

Mephiſtopheles.

Faſſe wacker meinen Zipfel!
Hier iſt ſo ein Mittelgipfel,
Wo man mit Erſtaunen ſieht,
Wie im Berg der Mammon glüht.

Fauſt.

Wie ſeltſam glimmert durch die Gründe
Ein morgenröthlich trüber Schein!
Und ſelbſt bis in die tiefen Schlünde
Des Abgrunds wittert er hinein.
Da ſteigt ein Dampf, dort ziehen Schwaden,
Hier leuchtet Gluth aus Dunſt und Flor,
Dann ſchleicht ſie wie ein zarter Faden,
Dann bricht ſie wie ein Quell hervor.
Hier ſchlingt ſie eine ganze Strecke,
Mit hundert Adern, ſich durch's Thal,
Und hier in der gedrängten Ecke
Vereinzelt ſie ſich auf einmal.
Da ſprühen Funken in der Nähe,
Wie ausgeſtreuter goldner Sand.
Doch ſchau'! in ihrer ganzen Höhe
Entzündet ſich die Felſenwand.

Mephiſtopheles.

Erleuchtet nicht zu dieſem Feſte
Herr Mammon prächtig den Palaſt?
Ein Glück daß du's geſehen haſt;
Ich ſpüre ſchon die ungeſtümen Gäſte.

Faust.

Wie rast die Windsbraut durch die Luft!
Mit welchen Schlägen trifft sie meinen Nacken!

Mephistopheles.

Du mußt des Felsens alte Rippen packen,
Sonst stürzt sie dich hinab in dieser Schlünde Gruft.
Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre wie's durch die Wälder kracht!
Aufgescheucht fliegen die Eulen.
Hör', es splittern die Säulen
Ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Aeste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
Ueber einander krachen sie alle,
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.
Hörst du Stimmen in der Höhe?
In der Ferne, in der Nähe?
Ja, den ganzen Berg entlang
Strömt ein wüthender Zaubergesang!

Hexen im Chor.

Die Hexen zu dem Brocken ziehn,
Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün.
Dort sammelt sich der große Hauf,
Herr Urian sitzt oben auf.
So geht es über Stein und Stock
Es f — t die Hexe, es st — t der Bock,

Stimme.

Die alte Baubo kommt allein;
Sie reitet auf einem Mutterschwein.

Chor.

So Ehre dem, wem Ehre gebühret!
Frau Baubo vor! und angeführt!
Ein tüchtig Schwein und Mutter drauf,
Da folgt der ganze Hexenhauf.

Stimme.

Welchen Weg kommst du her?

Stimme.

Ueber'n Ilsenstein!
Da guckt' ich der Eule in's Nest hinein.
Die macht ein Paar Augen!

Stimme.

O fahre zur Hölle!
Was reit'st du so schnelle!

Stimme.

Mich hat sie geschunden,
Da sieh nur die Wunden!

Hexen. Chor.

Der Weg ist breit, der Weg ist lang,
Was ist das für ein toller Drang?
Die Gabel sticht, der Besen kratzt,
Das Kind erstickt, die Mutter platzt.

Hexenmeister. Halber Chor.

Wir schleichen wie die Schneck' im Haus,
Die Weiber alle sind voraus.
Denn, geht es zu des Bösen Haus,
Das Weib hat tausend Schritt voraus.

Andre Hälfte.

Wir nehmen das nicht ſo genau,
Mit tauſend Schritten macht's die Frau;
Doch, wie ſie auch ſich eilen kann,
Mit einem Sprunge macht's der Mann.

Stimme oben.

Kommt mit, kommt mit, vom Felſenſee!

Stimmen von unten.

Wir möchten gerne mit in die Höh'.
Wir waſchen und blank ſind wir ganz und gar;
Aber auch ewig unfruchtbar.

Beide Chöre.

Es ſchweigt der Wind, es ſteht der Stern,
Der trübe Mond verbirgt ſich gern.
Im Sauſen ſprüht das Zauber-Chor
Viel tauſend Feuerfunken hervor.

Stimme von unten.

Halte! Halte!

Stimme von oben.

Wer ruft da aus der Felſenſpalte?

Stimme unten.

Nehmt mich mit! Nehmt mich mit!
Ich ſteige ſchon dreyhundert Jahr,
Und kann den Gipfel nicht erreichen.
Ich wäre gern bei Meinesgleichen.

Beide Chöre.

Es trägt der Beſen, trägt der Stock,
Die Gabel trägt, es trägt der Bock;
Wer heute ſich nicht heben kann,
Iſt ewig ein verlorner Mann.

Halbhexe unten.

Ich tripple nach, ſo lange Zeit;
Wie ſind die andern ſchon ſo weit!
Ich hab' zu Hauſe keine Ruh',
Und komme hier doch nicht dazu.

Chor der Hexen.

Die Salbe gibt den Hexen Muth,
Ein Lumpen iſt zum Segel gut,
Ein gutes Schiff iſt jeder Trog;
Der fliegt nie, der heut nicht flog.

Beide Chöre.

Und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So ſtreichet an dem Boden hin.
Und deckt die Heide weit und breit
Mit eurem Schwarm der Hexenheit.

Sie laſſen ſich nieder.

Mephiſtopheles.

Das drängt und ſtößt, das ruſcht und klappert!
Das ziſcht und quirlt, das zieht und plappert!
Das leuchtet, ſprüht und ſtinkt und brennt!
Ein wahres Hexenelement!
Nur feſt an mir! ſonſt ſind wir gleich getrennt.
Wo biſt du?

Fauſt in der Ferne.

Hier!

Mephiſtopheles.

Was! dort ſchon hingeriſſen?
Da werd' ich Hausrecht brauchen müſſen.
Platz! Junker Voland kommt. Platz! ſüßer Pöbel, Platz!
Hier, Doctor, faſſe mich! und nun, in Einem Satz,

Laß uns aus dem Gedräng' entweichen;
Es iſt zu toll, ſogar für Meinesgleichen.
Dort neben leuchtet was mit ganz beſondrem Schein.
Es zieht mich was nach jenen Sträuchen.
Komm, komm! wir ſchlupfen da hinein.

Fauſt.

Du Geiſt des Widerſpruchs! Nur zu! du magſt mich führen.
Ich denke doch, das war recht klug gemacht;
Zum Brocken wandeln wir in der Walpurgisnacht,
Um uns beliebig nun dieſelbſt zu iſoliren.

Mephiſtopheles.

Da ſieh nur welche bunten Flammen!
Es iſt ein muntrer Klub beiſammen.
Im Kleinen iſt man nicht allein.

Fauſt.

Doch droben möcht' ich lieber ſeyn!
Schon ſeh' ich Gluth und Wirbelrauch.
Dort ſtrömt die Menge zu dem Böſen;
Da muß ſich manches Räthſel löſen.

Mephiſtopheles.

Doch manches Räthſel knüpft ſich auch.
Laß du die große Welt nur ſauſen,
Wir wollen hier im Stillen hauſen.
Es iſt doch lange hergebracht,
Daß in der großen Welt man kleine Welten macht.
Da ſeh' ich junge Hexchen nackt und bloß,
Und alte die ſich klug verhüllen.
Seyd freundlich, nur um meinetwillen;
Die Müh' iſt klein, der Spaß iſt groß.

Ich höre was von Instrumenten tönen!
Verflucht Geschnarr! Man muß sich dran gewöhnen.
Komm mit! Komm mit! Es kann nicht anders seyn,
Ich tret' heran und führe dich herein,
Und ich verbinde dich auf's neue.
Was sagst du, Freund? das ist kein kleiner Raum.
Da sieh nur hin! du siehst das Ende kaum.
Ein Hundert Feuer brennen in der Reihe;
Man tanzt, man schwatzt, man kocht, man trinkt, man liebt;
Nun sage mir, wo es was bessers gibt?

Faust.

Willst du dich nun, um uns hier einzuführen,
Als Zaub'rer oder Teufel produciren?

Mephistopheles.

Zwar bin ich sehr gewohnt incognito zu gehn,
Doch läßt am Galatag man seinen Orden sehn.
Ein Anieband zeichnet mich nicht aus,
Doch ist der Pferdefuß hier ehrenvoll zu Haus.
Siehst du die Schnecke da? Sie kommt herangekrochen;
Mit ihrem tastenden Gesicht
Hat sie mir schon was abgerochen.
Wenn ich auch will, verläugn' ich hier mich nicht.
Komm nur! von Feuer gehen wir zu Feuer,
Ich bin der Werber und du bist der Freyer.

Zu einigen, die um vergnügende Kohlen sitzen.

Ihr alten Herrn, was macht ihr hier am Ende?
Ich lobt' euch, wenn ich euch hübsch in der Mitte fände,
Von Saus umzirkt und Jugendbraus;
Genug allein ist jeder ja zu Haus.

General.

Wer mag auf Nationen trauen!
Man habe noch ſo viel für ſie gethan;
Denn bei dem Volk, wie bei den Frauen,
Steht immerfort die Jugend oben an.

Miniſter.

Jetzt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Parvenü.

Wir waren wahrlich auch nicht dumm,
Und thaten oft was wir nicht ſollten;
Doch jetzo kehrt ſich alles um und um,
Und eben da wir's feſt erhalten wollten.

Autor.

Wer mag wohl überhaupt jetzt eine Schrift
Von mäßig klugem Inhalt leſen!
Und was das liebe junge Volk betrifft,
Das iſt noch nie ſo naſeweis geweſen.

Mephiſtopheles,
der auf einmal ſehr alt erſcheint.

Zum jüngſten Tag fühl' ich das Volk gereift,
Da ich zum letztenmal den Herenberg erſteige,
Und, weil mein Fäßchen trübe läuft,
So iſt die Welt auch auf der Neige.

Trödelhere.

Ihr Herren geht nicht ſo vorbei!
Laßt die Gelegenheit nicht fahren!
Aufmerkſam blickt nach meinen Waaren;
Es ſteht dahier gar mancherlei.

Und doch iſt nichts in meinem Laden,
Dem keiner auf der Erde gleicht,
Das nicht einmal zum tücht'gen Schaden
Der Menſchen und der Welt gereicht.
Kein Dolch iſt hier, von dem nicht Blut gefloſſen,
Kein Kelch, aus dem ſich nicht, in ganz geſunden Leib,
Verzehrend heißes Gift ergoſſen,
Kein Schmuck, der nicht ein liebenswürdig Weib
Verführt, kein Schwert das nicht den Bund gebrochen,
Nicht etwa hinterrücks den Gegenmann durchſtochen.

Mephiſtopheles.

Frau Muhme! Sie verſteht mir ſchlecht die Zeiten,
Gethan geſchehn! Geſchehn gethan!
Verleg' ſie ſich auf Neuigkeiten!
Nur Neuigkeiten ziehn uns an.

Fauſt.

Daß ich mich nur nicht ſelbſt vergeſſe!
Heiß' ich mir das doch eine Meſſe!

Mephiſtopheles.

Der ganze Strudel ſtrebt nach oben;
Du glaubſt zu ſchieben und du wirſt geſchoben.

Fauſt.

Wer iſt denn das?

Mephiſtopheles.

Betrachte ſie genau!
Lilith iſt das.

Fauſt.

Wer?

Mephiſtopheles.

Adams erſte Frau.

Nimm dich in Acht vor ihren ſchönen Haaren,
Vor dieſem Schmuck, mit dem ſie einzig prangt.
Wenn ſie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt ſie ihn ſobald nicht wieder fahren.

Fauſt.

Da ſitzen zwey, die alte mit der jungen;
Die haben ſchon was rechts geſprungen!

Mephiſtopheles.

Das hat nun heute keine Ruh'.
Es geht zum neuen Tanz; nun komm! wir greifen zu.

Fauſt mit der jungen tanzend.

Einſt hatt' ich einen ſchönen Traum;
Da ſah ich einen Apfelbaum,
Zwey ſchöne Aepfel glänzten dran,
Sie reizten mich, ich ſtieg hinan.

Die Schöne.

Der Aepfelchen begehrt ihr ſehr
Und ſchon vom Paradieſe her.
Von Freuden fühl' ich mich bewegt,
Daß auch mein Garten ſolche trägt.

Mephiſtopheles mit der Alten.

Einſt hatt' ich einen wüſten Traum;
Da ſah' ich einen geſpaltnen Baum,
Der hatt' ein — — —;
So — es war, gefiel mir's doch.

Die Alte.

Ich biete meinen beſten Gruß
Dem Ritter mit dem Pferdefuß!
Halt' er einen — — bereit,
Wenn er — — nicht ſcheut.

Proktophantasmist.

Verfluchtes Volk! was unterfangt ihr euch?
Hat man euch lange nicht bewiesen,
Ein Geist steht nie auf ordentlichen Füßen?
Nun tanzt ihr gar, uns andern Menschen gleich!

Die Schöne tanzend.

Was will denn der auf unserm Ball?

Faust tanzend.

Ey! der ist eben überall.
Was andre tanzen muß er schätzen.
Kann er nicht jeden Schritt beschwätzen,
So ist der Schritt so gut als nicht geschehn.
Am meisten ärgert ihn, sobald wir vorwärts gehn.
Wenn ihr euch so im Kreise drehen wolltet,
Wie er's in seiner alten Mühle thut,
Das hieß er allenfalls noch gut;
Besonders wenn ihr ihn darum begrüßen solltet.

Proktophantasmist.

Ihr seyd noch immer da! Nein das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack es fragt nach keiner Regel.
Wir sind so klug und dennoch spukt's in Tegel.
Wie lange hab' ich nicht am Wahn hinausgekehrt
Und nie wird's rein, das ist doch unerhört!

Die Schöne.

So hört doch auf uns hier zu ennuyiren!

Proktophantasmist.

Ich sag's euch Geistern in's Gesicht,
Den Geistesdespotismus leid' ich nicht;
Mein Geist kann ihn nicht exerciren.

Es wird fortgetanzt.

Heut, ſeh' ich, will mir nichts gelingen;
Doch eine Reiſe nehm' ich immer mit
Und hoffe noch, vor meinem letzten Schritt,
Die Teufel und die Dichter zu bezwingen.

Mephiſtopheles.

Er wird gleich in eine Pfütze ſetzen,
Das iſt die Art wie er ſich ſoulagirt,
Und wenn Blutegel ſich an ſeinem Steiß ergetzen,
Iſt er von Geiſtern und von Geiſt curirt.

Zu Fauſt, der aus dem Tanz getreten iſt.

Was läſſeſt du das ſchöne Mädchen fahren?
Das dir zum Tanz ſo lieblich ſang?

Fauſt.

Ach! mitten im Geſange ſprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.

Mephiſtopheles.

Das iſt was rechts! Das nimmt man nicht genau;
Genug die Maus war doch nicht grau.
Wer fragt darnach in einer Schäferſtunde?

Fauſt.

Dann ſah' ich —

Mephiſtopheles.

Was?

Fauſt.

Mephiſto, ſiehſt du dort
Ein blaſſes, ſchönes Kind allein und ferne ſtehen?
Sie ſchickt ſich langſam nur vom Ort,
Sie ſcheint mit geſchloſſnen Füßen zu gehen.

Ich muß bekennen, daß mir däucht,
Daß sie dem guten Gretchen gleicht.

Mephistopheles.

Laß das nur stehn! Dabei wird's niemand wohl.
Es ist ein Zauberbild, ist leblos, ein Idol.
Ihm zu begegnen ist nicht gut;
Vom starren Blick erstarrt des Menschen Blut,
Und er wird fast in Stein verkehrt,
Von der Meduse hast du ja gehört.

Faust.

Fürwahr es sind die Augen einer Todten,
Die eine liebende Hand nicht schloß.
Das ist die Brust, die Gretchen mir geboten,
Das ist der süße Leib, den ich genoß.

Mephistopheles.

Das ist die Zauberei, du leicht verführter Thor!
Denn jedem kommt sie wie sein Liebchen vor.

Faust.

Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden.
Wie sonderbar muß diesen schönen Hals
Ein einzig rothes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!

Mephistopheles.

Ganz recht! ich seh' es ebenfalls.
Sie kann das Haupt auch unter'm Arme tragen;
Denn Perseus hat's ihr abgeschlagen. —
Nur immer diese Lust zum Wahn!
Komm doch das Hügelchen heran,

Hier

Hier iſt's ſo luſtig wie im Prater;
Und hat man mir's nicht angethan,
So ſeh' ich wahrlich ein Theater.
Was gibt's denn da?

Servibilis.

Gleich fängt man wieder an.
Ein neues Stück, das letzte Stück von ſieben;
Soviel zu geben iſt allhier der Brauch.
Ein Dilettant hat es geſchrieben,
Und Dilettanten ſpielen's auch.
Verzeiht ihr Herrn, wenn ich verſchwinde;
Mich dilettirt's den Vorhang aufzuziehn.

Mephiſtopheles.

Wenn ich euch auf dem Blocksberg finde,
Das find' ich gut; denn da gehört ihr hin.

Walpurgisnachtstraum

oder

Oberons und Titanias goldne Hochzeit.

Intermezzo.

Theatermeiſter.

Heute ruhen wir einmal
Miedings wackre Söhne.
Alter Berg und feuchtes Thal,
Das iſt die ganze Scene!

Herold.

Daß die Hochzeit golden ſey
Soll'n funfzig Jahr ſeyn vorüber;
Aber iſt der Streit vorbei,
Das golden iſt mir lieber.

Oberon.

Seyd ihr Geiſter wo ich bin,
So zeigt's in dieſen Stunden;
König und die Königin,
Sie ſind auf's neu verbunden.

Puck.

Kommt der Puck und dreht ſich quer
Und ſchleift den Fuß im Reihen;
Hundert kommen hinterher
Sich auch mit ihm zu freuen.

Ariel.

Ariel bewegt den Sang
In himmliſch reinen Tönen;
Viele Frazen lockt ſein Klang,
Doch lockt er auch die Schönen,

Oberon.

Gatten die sich vertragen wollen,
Lernen's von uns beiden!
Wenn sich zweye lieben sollen,
Braucht man sie nur zu scheiden.

Titania.

Schmollt der Mann und grillt die Frau,
So faßt sie nur behende,
Führt mir nach dem Mittag Sie
Und Ihn an Nordens Ende.

Orchester Tutti.

Fortissimo.

Fliegenschnauz' und Mückennas'
Mit ihren Anverwandten,
Frosch im Laub' und Grill' im Gras'
Das sind die Musikanten!

Solo.

Seht da kommt der Dudelsack!
Es ist die Seifenblase.
Hört den Schneckeschnickeschnack
Durch seine stumpfe Nase.

Geist der sich erst bildet.

Spinnenfuß und Krötenbauch
Und Flügelchen dem Wichtchen!
Zwar ein Thierchen gibt es nicht,
Doch gibt es ein Gedichtchen.

Ein Pärchen.

Kleiner Schritt und hoher Sprung
Durch Honigthau und Düfte;
Zwar du trippelst mir genung,
Doch gehst's nicht in die Lüfte.

Neugieriger Reiſender.

Iſt das nicht Maskeraden-Spott?
Soll ich den Augen trauen?
Oberon den ſchönen Gott
Auch heute hier zu ſchauen!

Orthodox.

Keine Klauen, keinen Schwanz!
Doch bleibt es außer Zweifel,
So wie die Götter Griechenlands,
So iſt auch er ein Teufel.

Nordiſcher Künſtler.

Was ich ergreife das iſt heut
Fürwahr nur ſkizzenweiſe;
Doch ich bereite mich bei Zeit
Zur italiän'ſchen Reiſe.

Puriſt.

Ach! mein Unglück führt mich her:
Wie wird nicht [illegible]ludert!
Und von dem ganzen Herenheer
Sind zweye nur gepudert.

Junge Here.

Der Puder iſt ſo wie der Rock
Für alt' und graue Weibchen;
Drum ſitz' ich nackt auf meinem Bock
Und zeig' ein derbes Leibchen.

Matrone.

Wir haben zu viel Lebensart
Um hier mit euch zu mauen;
Doch hoff' ich, ſollt ihr jung und zart,
So wie ihr ſeyd, verfaulen.

Capellmeiſter.

Fliegenſchnauz' und Mückennaſ'
Umſchwärmt mir nicht die Nacht!
Froſch im Laub' und Grill' im Graſ
So bleibt doch auch im Tacte!

Windfahne
nach der einen Seite.

Geſellſchaft wie man wünſchen kann,
Wahrhaftig lauter Bräute!
Und Jungeſellen, Mann für Mann,
Die hoffnungsvollſten Leute.

Windfahne
nach der andern Seite.

Und thut ſich nicht der Boden auf
Sie alle zu verſchlingen,
So will ich mit behendem Lauf
Gleich in die Hölle ſpringen.

Xenien.

Als Inſecten ſind wir da,
Mit kleinen ſcharfen Scheren,
Satan, unſern Herrn Papa,
Nach Würden zu verehren.

Hennings.

Seht! wie ſie in gedrängter Schaar
Naiv zuſammen ſcherzen.
Am Ende ſagen ſie noch gar,
Sie hätten auch Herzen.

Musaget.

Ich mag in diesem Herenheer
Mich gar zu gern verlieren;
Denn freilich diese wüst' ich eh'r,
Als Musen anzuführen.

Ci-devant Genius der Zeit.

Mit rechten Leuten wird man was.
Komm, fasse meinen Zipfel!
Der Blocksberg, wie der deutsche Parnaß,
Hat gar einen breiten Gipfel.

Neugieriger Reisender.

Sagt wie heißt der steife Mann?
Er geht mit stolzen Schritten.
Er schnopert was er schnopern kann.
„Er spürt nach Jesuiten."

Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen;
Darum seht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen.

Weltkind.

Ja für die Frommen, glaubet mir,
Ist alles ein Vehikel;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel.

Tänzer.

Da kommt ja wohl ein neues Chor?
Ich höre ferne Trommeln.
Nur ungestört! es sind im Rohr
Die unisonen Dommeln.

Tanzmeiſter.

Wie jeder doch die Beine lupft!
Sich wie er kann herauszieht!
Der Krumme ſpringt, der Plumpe hupft
Und fragt nicht wie es ausſieht.

Fideler.

Das haßt ſich ſchwer das Lumpenpack
Und gäb' ſich gern das Reſtchen;
Es eint ſie hier der Dudelſack
Wie Orpheus Leyer die Beſtien.

Dogmatiker.

Ich laſſe mich nicht irre ſchrei'n,
Nicht durch Kritik noch Zweifel.
Der Teufel muß doch etwas ſeyn;
Wie gäb's denn ſonſt auch Teufel?

Idealiſt.

Die Phantaſie in meinem Sinn
Iſt dießmal gar zu herriſch.
Fürwahr, wenn ich das alles bin,
So bin ich heute närriſch.

Realiſt.

Das Weſen iſt mir recht zur Qual
Und muß mich daß verdrießen;
Ich ſtehe hier zum erſtenmal
Nicht feſt auf meinen Füßen.

Supernaturaliſt.

Mit viel Vergnügen bin ich da
Und freue mich mit dieſen;
Denn von den Teufeln kann ich ja
Auf gute Geiſter ſchließen.

Skeptiker.

Sie gehn den Flämmchen auf der Spur,
Und glaub'n ſich nah dem Schatze.
Auf Teufel reimt der Zweifel nur;
Da bin ich recht am Platze.

Capellmeiſter.

Froſch im Laub' und Grill' im Gras'
Verfluchte Dilettanten!
Fliegenſchnauz' und Mückennas'
Ihr ſeyd doch Muſikanten!

Die Gewandten.

Sansſouci ſo heißt das Heer
Von luſtigen Geſchöpfen,
Auf den Füßen geht's nicht mehr,
Drum gehn wir auf den Köpfen.

Die Unbehülflichen.

Sonſt haben wir manchen Biſſen erſchranzt,
Nun aber Gott befohlen!
Unſere Schuhe ſind durchgetanzt,
Wir laufen auf nackten Sohlen.

Irrlichter.

Von dem Sumpfe kommen wir,
Woraus wir erſt entſtanden;
Doch ſind wir gleich im Reihen hier
Die glänzenden Galanten.

Sternſchnuppe.

Aus der Höhe ſchoß ich her
Im Stern- und Feuerſcheine,
Liege nun im Graſe quer,
Wer hilft mir auf die Beine?

Die Maſſiven.

Platz und Platz! und ringsherum!
So gehn die Gräschen nieder,
Geiſter kommen, Geiſter auch
Sie haben plumpe Glieder.

Puck.

Tretet nicht ſo maſtig auf
Wie Elephantenkälber,
Und der plumpſt' an dieſem Tag
Sey Puck der derbe ſelber.

Ariel.

Gab die liebende Natur
Gab der Geiſt euch Flügel,
Folget meiner leichten Spur,
Auf zum Roſenhügel!

Orcheſter.

Pianissimo.

Wolkenzug und Nebelflor
Erhellen ſich von oben.
Luft im Laub und Wind im Rohr
Und alles iſt zerſtoben.

Trüber Tag.

Feld.

Faust. Mephistopheles.

Faust.

Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt und nun gefangen! Als Missethäterin im Kerker zu entsetzlichen Qualen eingesperrt das holde unselige Geschöpf! Bis dahin! dahin! — Verrätherischer, nichtswürdiger Geist, und das hast du mir verheimlicht! — Steh nur, steh! Wälze die teuflischen Augen ingrimmend im Kopf herum! Steh und trutze mir durch deine unerträgliche Gegenwart! Gefangen! Im unwiederbringlichen Elend! Bösen Geistern übergeben und der richtenden gefühllosen Menschheit! Und mich wiegst du indeß in abgeschmackten Zerstreuungen, verbirgst mir ihren wachsenden Jammer und lässest sie hülflos verderben!

Mephistopheles.

Sie ist die erste nicht.

Faust.

Hund! abscheuliches Unthier! — Wandle ihn, du unendlicher Geist! wandle den Wurm wieder in seine Hundsgestalt, wie er sich oft nächtlicher Weise gefiel vor mir herzutrotten, dem harmlosen Wandrer vor die Füße zu tollern und sich dem niederstürzenden auf die Schultern zu hängen.

Wandl' ihn wieder in seine Lieblingsbildung, daß er vor mir im Sand auf dem Bauch krieche, ich ihn mit Füßen trete, den Verworfnen! — Die erste nicht! — Jammer! Jammer! von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elendes versank, daß nicht das erste genugthat für die Schuld aller übrigen in seiner windenden Todesnoth vor den Augen des ewig Verzeihenden! Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieser einzigen; du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin!

Mephistopheles.

Nun sind wir schon wieder an der Gränze unsres Witzes, da wo euch Menschen der Sinn überschnappt. Warum machst du Gemeinschaft mit uns, wenn du sie nicht durchführen kannst? Willst fliegen und bist vor'm Schwindel nicht sicher? Drangen wir uns dir auf, oder du dich uns?

Faust.

Fletsche deine gefräßigen Zähne mir nicht so entgegen! Mir ekelt's! — Großer herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennest und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und an Verderben sich letzt?

Mephistopheles.

Endigst du?

Faust.

Rette sie! oder weh dir! Den gräßlichsten Fluch über dich auf Jahrtausende!

Mephistopheles.

Ich kann die Bande des Rächers nicht lösen, seine Riegel nicht öffnen. — Rette sie! — Wer war's, der sie in's Verderben stürzte? Ich oder du?

Faust blickt wild umher.

Mephistopheles.

Greifst du nach dem Donner? Wohl, daß er euch elenden Sterblichen nicht gegeben ward! Den unschuldig entgegnenden zu zerschmettern, das ist so Tyrannen-Art sich in Verlegenheiten Luft zu machen.

Faust.

Bringe mich hin! Sie soll frei seyn!

Mephistopheles.

Und die Gefahr der du dich aussetzest? Wisse, noch liegt auf der Stadt Blutschuld von deiner Hand. Ueber des Erschlagenen Stätte schweben rächende Geister und lauern auf den wiederkehrenden Mörder.

Faust.

Noch das von dir? Mord und Tod einer Welt über dich Ungeheuer! Führe mich hin, sag' ich, und befrei' sie!

Mephistopheles.

Ich führe dich und was ich thun kann, höre! Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden? Des Thürners Sinne will ich umnebeln, bemächtige dich der Schlüssel und führe sie heraus mit Menschenhand. Ich wache! die Zauberpferde sind bereit, ich entführe euch. Das vermag ich.

Faust.

Auf und davon!

Nacht. offen Feld.

Faust. Mephistopheles,
auf schwarzen Pferden daher brausend.

Faust.

Was weben die dort um den Rabenstein?

Mephistopheles.

Weiß nicht was sie kochen und schaffen.

Faust.

Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Mephistopheles.

Eine Hexenzunft.

Faust.

Sie streuen und weihen.

Mephistopheles.

Vorbei! Vorbei!

Kerker.

Faust, mit einem Bund Schlüssel und einer Lampe, vor einem eisernen Thürchen.

Mich faßt ein längst entwohnter Schauer,
Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.
Hier wohnt sie hinter dieser feuchten Mauer,
Und ihr Verbrechen war ein guter Wahn!
Du zauderst zu ihr zu gehen!
Du fürchtest sie wieder zu sehen!
Fort! Dein Zagen zögert den Tod heran.

Er ergreift das Schloß. Es singt inwendig.

Meine Mutter, die Hur,
Die mich umgebracht hat!
Mein Vater, der Schelm,
Der mich gessen hat!
Mein Schwesterlein klein
Hub auf die Bein,
An einem kühlen Ort;
Da ward ich ein schönes Waldvögelein;
Fliege fort, fliege fort!

Faust aufschließend.

Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauscht,
Die Ketten klirren hört, das Stroh, das rauscht.

Er tritt ein.

Margarete sich auf dem Lager verbergend.

Weh! Weh! Sie kommen. Bittrer Tod!

Faust leise.

Still! Still! ich komme dich zu befreien.

Margarete sich vor ihm hinwälzend.

Bist du ein Mensch, so fühle meine Noth.

Faust.

Du wirst die Wächter aus dem Schlafe schreien!

Er faßt die Ketten, sie aufzuschließen.

Margarete auf den Knien.

Wer hat dir Henker diese Macht
Ueber mich gegeben!
Du holst mich schon um Mitternacht.
Erbarme dich und laß mich leben!
Ist's morgen früh nicht zeitig genung?

Sie steht auf.

Bin ich doch noch so jung, so jung!
Und soll schon sterben!
Schön war ich auch, und das war mein Verderben.
Nah' war der Freund, nun ist er weit;
Zerrissen liegt der Kranz, die Blumen zerstreut.
Fasse mich nicht so gewaltsam an!
Schone mich! Was hab' ich dir gethan?
Laß mich nicht vergebens flehen,
Hab' ich dich doch mein Tage nicht gesehen!

Faust.

Werd' ich den Jammer überstehen!

Margarete.

Ich bin nun ganz in deiner Macht.
Laß mich nur erſt das Kind noch tränken.
Ich herzt' es dieſe ganze Nacht;
Sie nahmen mir's um mich zu kränken
Und ſagen nun, ich hätt' es umgebracht.
Und niemals werd' ich wieder froh.
Sie ſingen Lieder auf mich! Es iſt bös von den Leuten!
Ein altes Mährchen endigt ſo,
Wer heißt ſie's deuten?

Fauſt wirft ſich nieder.

Ein Liebender liegt dir zu Füßen
Die Jammerknechtſchaft aufzuſchließen.

Margarete wirft ſich zu ihm.

O laß uns knien die Heil'gen anzurufen!
Sieh! unter dieſen Stufen,
Unter der Schwelle
Siedet die Hölle!
Der Böſe,
Mit furchtbarem Grimme,
Macht ein Getöſe!

Fauſt laut.

Gretchen! Gretchen!

Margarete aufmerkſam.

Das war des Freundes Stimme!

Sie ſpringt auf. Die Ketten fallen ab.

Wo iſt er? Ich hab' ihn rufen hören.
Ich bin frei! Mir ſoll niemand wehren.

An seinen Hals will ich fliegen,
An seinem Busen liegen!
Er rief Gretchen! Er stand auf der Schwelle.
Mitten durch's Heulen und Klappen der Hölle,
Durch den grimmigen, teuflischen Hohn,
Erkannt' ich den süßen, den liebenden Ton.

Faust.

Ich bin's!

Margarete.

Du bist's! O sag' es noch einmal!
Ihn fassend.
Er ist's! Er ist's! Wohin ist alle Qual?
Wohin die Angst des Kerkers? der Ketten?
Du bist's! Kommst mich zu retten!
Ich bin gerettet! —
Schon ist die Straße wieder da,
Auf der ich dich zum erstenmale sah.
Und der heitere Garten,
Wo ich und Marthe deiner warten.

Faust fortstürmend.

Komm mit! Komm mit!

Margarete.

O weile!
Weil' ich doch so gern wo du weilest.
Liebkosend.

Faust.

Eile!
Wenn du nicht eilest,
Werden wir's theuer büßen müssen.

Margarete.

Wie? du kannſt nicht mehr küſſen?
Mein Freund, ſo kurz von mir entfernt,
Und haſt's Küſſen verlernt?
Warum wird mir an deinem Halſe ſo bang?
Wenn ſonſt von deinen Worten, deinen Blicken
Ein ganzer Himmel mich überdrang,
Und du mich küßteſt als wollteſt du mich erſticken.
Küſſe mich!
Sonſt küſſ ich dich!

Sie umfaßt ihn.

O weh! deine Lippen ſind kalt,
Sind ſtumm.
Wo iſt dein Lieben
Geblieben?
Wer brachte mich drum?

Sie wendet ſich von ihm.

Fauſt.

Komm! Folge mir! Liebchen, faſſe Muth!
Ich herze dich mit tauſendfacher Gluth;
Nur folge mir! Ich bitte dich nur dieß!

Margarete zu ihm gewendet.

Und biſt du's denn? Und biſt du's auch gewiß?

Fauſt.

Ich bin's! Komm mit!

Margarete.

Du machſt die Feſſeln los,
Nimmſt wieder mich in deinen Schoos.
Wie kommt es, daß du dich vor mir nicht ſcheuſt? —
Und weißt du denn, mein Freund, wen du befreiſt?

Faust.

Komm! komm! Schon weicht die tiefe Nacht.

Margarete.

Meine Mutter hab' ich umgebracht,
Mein Kind hab' ich ertränkt.
War es nicht dir und mir geschenkt?
Dir auch — Du bist's! ich glaub' es kaum.
Gib deine Hand! Es ist kein Traum!
Deine liebe Hand! — Ach aber sie ist feucht!
Wische sie ab! Wie mich däucht
Ist Blut dran.
Ach Gott! Was hast du gethan!
Stecke den Degen ein;
Ich bitte dich drum!

Faust.

Laß das Vergang'ne vergangen seyn,
Du bringst mich um.

Margarete.

Nein, du mußt übrig bleiben!
Ich will dir die Gräber beschreiben.
Für die mußt du sorgen
Gleich morgen;
Der Mutter den besten Platz geben,
Meinen Bruder sogleich darneben,
Mich ein wenig bei Seit',
Nur nicht gar zu weit!
Und das Kleine mir an die rechte Brust.
Niemand wird sonst bei mir liegen! —
Mich an deine Seite zu schmiegen

Das war ein ſüßes, ein holdes Glück!
Aber es will mir nicht mehr gelingen;
Mir iſt's als müßt' ich mich zu dir zwingen,
Als ſtießeſt du mich von dir zurück;
Und doch biſt du's und blickſt ſo gut, ſo fromm.

Fauſt.

Fühlſt du daß ich es bin, ſo komm!

Margarete.

Dahinaus?

Fauſt.

In's Freie.

Margarete.

Iſt das Grab drauß',
Lauert der Tod, ſo komm!
Von hier in's ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —
Du gehſt nun fort? O Heinrich, könnt' ich mit!

Fauſt.

Du kannſt! So wolle nur! Die Thür ſteht offen.

Margarete.

Ich darf nicht fort; für mich iſt nichts zu hoffen.
Was hilft es fliehn? Sie lauern doch mir auf.
Es iſt ſo elend betteln zu müſſen,
Und noch dazu mit böſem Gewiſſen!
Es iſt ſo elend in der Fremde ſchweifen,
Und ſie werden mich doch ergreifen!

Fauſt.

Ich bleibe bei dir.

Margarete.

Geſchwind! Geſchwind!
Rette dein armes Kind.

Fort! Immer den Weg
Am Bach hinauf,
Ueber den Steg,
In den Wald hinein,
Links wo die Planke ſteht,
Im Teich.
Faß es nur gleich!
Es will ſich heben,
Es zappelt noch!
Rette! rette!

Fauſt.

Beſinne dich doch!
Nur Einen Schritt, ſo biſt du frei!

Margarete.

Wären wir nur den Berg vorbei!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein,
Es faßt mich kalt bei'm Schopfe!
Da ſitzt meine Mutter auf einem Stein
Und wackelt mit dem Kopfe;
Sie winkt nicht, ſie nickt nicht, der Kopf iſt ihr ſchwer,
Sie ſchlief ſo lange, ſie wacht nicht mehr.
Sie ſchlief damit wir uns freuten.
Es waren glückliche Zeiten!

Fauſt.

Hilft hier kein Flehen, hilft kein Sagen;
So wag' ich's dich hinweg zu tragen.

Margarete.

Laß mich! Nein, ich leide keine Gewalt!
Faſſe mich nicht ſo mörderiſch an!
Sonſt hab' ich dir ja alles zu lieb gethan.

Fauſt.

Der Tag graut! Liebchen! Liebchen!

Margarete.

Tag! Ja es wird Tag! der letzte Tag dringt herein;
Mein Hochzeittag ſollt' es ſeyn!
Sag niemand daß du ſchon bei Gretchen warſt.
Weh meinem Kranze!
Es iſt eben geſchehn!
Wir werden uns wiederſehn;
Aber nicht bei'm Tanze.
Die Menge drängt ſich, man hört ſie nicht.
Der Platz, die Gaſſen
Können ſie nicht faſſen.
Die Glocke ruft, das Stäbchen bricht.
Wie ſie mich binden und packen!
Zum Blutſtuhl bin ich ſchon entrückt.
Schon zuckt nach jedem Nacken
Die Schärfe die nach meinem zückt.
Stumm liegt die Welt wie das Grab!

Fauſt.

O wär' ich nie geboren!

Mephiſtopheles erſcheint draußen.

Auf! oder ihr ſeyd verloren.
Unnützes Zagen! Zaudern und Plaudern!
Meine Pferde ſchaudern,
Der Morgen dämmert auf.

Margarete.

Was ſteigt aus dem Boden herauf?
Der! der! Schick' ihn fort!
Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich!

Faust.

Du sollst leben!

Margarete.

Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!

Mephistopheles zu Faust.

Komm! komm! Ich lasse dich mit ihr im Stich.

Margarete.

Dein bin ich, Vater! Rette mich!
Ihr Engel! Ihr heiligen Schaaren,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mephistopheles.

Sie ist gerichtet!

Stimme von oben.

Ist gerettet!

Mephistopheles zu Faust.

Her zu mir!

Verschwindet mit Faust.

Stimme von innen, verhallend.

Heinrich! Heinrich!

Faust.

Zweyter Theil.

Anmuthige Gegend.

Faust auf blumigen Rasen gebettet, ermüdet, unruhig, schlaflos suchend.

Dämmerung.

Geister-Kreis schwebend bewegt, anmuthige kleine Gestalten.

Ariel Gesang von Aeolsharfen begleitet.

Wenn der Blüthen Frühlings-Regen
Ueber alle schwebend sinkt,
Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt,
Kleiner Elfen Geistergröße
Eilet wo sie helfen kann,
Ob er heilig, ob er böse,
Jammert sie der Unglücksmann.

Die ihr dieß Haupt umschwebt im luft'gen Kreise,
Erzeigt euch hier nach edler Elfen Weise,
Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.
Vier sind die Pausen nächtiger Weile,
Nun ohne Säumen fällt sie freundlich aus.

Erſt ſenkt ſein Haupt auf's kühle Polſter nieder,
Dann badet ihn im Thau aus Lethe's Fluth;
Gelenk ſind bald die krampferſtarrten Glieder,
Wenn er geſtärkt dem Tag entgegen ruht;
Vollbringt der Elfen ſchönſte Pflicht,
Gebt ihn zurück dem heiligen Licht.

Chor.

Einzeln, zu zweyen und vielen, abwechſelnd und geſammelt.

Wenn ſich lau die Lüfte füllen
Um den grünumſchränkten Plan,
Süße Düfte, Nebelhüllen
Senkt die Dämmerung heran.
Liſpelt leiſe ſüßen Frieden,
Wiegt das Herz in Kindesruh;
Und den Augen dieſes Müden
Schließt des Tages Pforte zu.

Nacht iſt ſchon hereingeſunken
Schließt ſich heilig Stern an Stern,
Große Lichter, kleine Funken,
Glitzern nah und glänzen fern;
Glitzern hier im See ſich ſpiegelnd
Glänzen droben klarer Nacht,
Tiefſten Ruhens Glück beſiegelnd
Herrſcht des Mondes volle Pracht.

Schon verloſchen ſind die Stunden,
Hingeſchwunden Schmerz und Glück;
Fühl' es vor! Du wirſt geſunden;
Traue neuem Tagesblick.

Thäler grünen, Hügel ſchwellen,
Buſchen ſich zu Schatten-Ruh;
Und in ſchwanken Silberwellen
Wogt die Saat der Ernte zu.

Wunſch um Wünſche zu erlangen
Schaue nach dem Glanze dort!
Leiſe biſt du nur umfangen,
Schlaf iſt Schale, wirf ſie fort!
Säume nicht dich zu erdreiſten
Wenn die Menge zaudernd ſchweift;
Alles kann der Edle leiſten,
Der verſteht und raſch ergreift.

Ungeheures Getöſe verkündet das Herannahen der Sonne.

Ariel.

Horchet! horcht! dem Sturm der Horen,
Tönend wird für Geiſtes-Ohren
Schon der neue Tag geboren.
Felſenthore knarren raſſelnd
Phöbus Räder rollen praſſelnd,
Welch Getöſe bringt das Licht!
Es trommetet, es poſaunet,
Auge blinzt und Ohr erſtaunet,
Unerhörtes hört ſich nicht.
Schlüpfet zu den Blumenkronen,
Tiefer tiefer, ſtill zu wohnen,
In die Felſen unter's Laub;
Trifft es euch ſo ſeyd ihr taub.

Faust.

Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Aetherische Dämmerung milde zu begrüßen;
Du Erde warst auch diese Nacht beständig
Und athmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Daseyn immerfort zu streben. —
In Dämmerschein liegt schon die Welt erschlossen,
Der Wald ertönt von tausendstimmigem Leben,
Thal aus, Thal ein ist Nebelstreif ergossen,
Doch senkt sich Himmelsklarheit in die Tiefen,
Und Zweig und Aeste, frisch erquickt, entsprossen
Dem duft'gen Abgrund wo versenkt sie schliefen;
Auch Farb' an Farbe klärt sich los vom Grunde,
Wo Blum' und Blatt von Zitterperle triefen,
Ein Paradies wird um mich her die Runde.

Hinaufgeschaut! — Der Berge Gipfelriesen
Verkünden schon die feverlichste Stunde,
Sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen
Das später sich zu uns hernieder wendet.
Jetzt zu der Alpe grüngesenkten Wiesen
Wird neuer Glanz und Deutlichkeit gespendet,
Und stufenweis herab ist es gelungen; —
Sie tritt hervor! — und, leider schon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenschmerz durchdrungen.

So ist es also, wenn ein sehnend Hoffen
Dem höchsten Wunsch sich traulich zugerungen,
Erfüllungspforten findet flügeloffen,

Nun aber bricht aus jenen ewigen Gründen
Ein Flammen-Uebermaß, wir ſtehn betroffen;
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umſchlingt uns, welch' ein Feuer!
Iſt's Lieb'? Iſt's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechſelnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,
Zu bergen uns in jugendlichſtem Schleier.

So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Waſſerſturz, das Felſenriff durchbrauſend,
Ihn ſchau' ich an mit wachſendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tauſend
Dann aber tauſend Strömen ſich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume ſauſend.
Allein wie herrlich dieſem Sturm erſprießend,
Wölbt ſich des bunten Bogens Wechſel-Dauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der ſpiegelt ab das menſchliche Beſtreben.
Ihm ſinne nach und du begreifſt genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.

Kaiserliche Pfalz.

Saal des Thrones.

Staatsrath in Erwartung des Kaisers.

Trompeten.

Hofgesinde aller Art prächtig gekleidet tritt vor.

Der Kaiser gelangt auf den Thron, zu seiner Rechten der Astrolog.

Kaiser.

Ich grüße die Getreuen, Lieben,
Versammelt aus der Näh' und Weite; —
Den Weisen seh' ich mir zur Seite,
Allein wo ist der Narr geblieben?

Junker.

Gleich hinter deiner Mantel-Schleppe
Stürzt' er zusammen auf der Treppe,
Man trug hinweg das Fett-Gewicht,
Todt oder trunken? weiß man nicht.

Zweyter Junker.

Sogleich mit wunderbarer Schnelle
Drängt sich ein andrer an die Stelle.

Gar köſtlich iſt er aufgeputzt,
Doch fratzenhaft daß jeder ſtutzt;
Die Wache hält ihm an der Schwelle
Kreuzweis die Hellebarden vor —
Da iſt er doch der kühne Thor!

Mephiſtopheles
am Throne kniend.

Was iſt verwünſcht und ſtets willkommen?
Was iſt erſehnt und ſtets verjagt?
Was immerfort in Schutz genommen?
Was hart geſcholten und verklagt?
Wen darfſt du nicht herbeiberufen?
Wen höret jeder gern genannt?
Was naht ſich deines Thrones Stufen?
Was hat ſich ſelbſt hinweggebannt?

Kaiſer.

Für dießmal ſpare deine Worte!
Hier ſind die Räthſel nicht am Orte,
Das iſt die Sache dieſer Herrn. —
Da löſe du! das hört' ich gern:
Mein alter Narr ging, fürcht' ich, weit in's Weite;
Nimm ſeinen Platz und komm an meine Seite.

Mephiſtopheles
ſteigt hinauf und ſtellt ſich zur Linken.

Gemurmel der Menge.

Ein neuer Narr — Zu neuer Pein —
Wo kommt er her — Wie kam er ein —
Der Alte fiel — der hat verthan —
Es war ein Faß — Nun iſt's ein Span —

Kaiſer.

Und alſo ihr Getreuen, Lieben,
Willkommen aus der Näh' und Ferne,
Ihr ſammelt euch mit günſtigem Sterne,
Da droben iſt uns Glück und Heil geſchrieben.
Doch ſagt warum in dieſen Tagen,
Wo wir der Sorgen uns entſchlagen,
Schönbärte mummenſchänzlich tragen
Und heitres nur genießen wollten,
Warum wir uns rathſchlagend quälen ſollten?
Doch weil ihr meint es ging nicht anders an,
Geſchehen iſt's, ſo ſey's gethan.

Canzler.

Die höchſte Tugend, wie ein Heiligen-Schein,
Umgibt des Kaiſers Haupt, nur er allein
Vermag ſie gültig auszuüben:
Gerechtigkeit! — Was alle Menſchen lieben,
Was alle fordern, wünſchen, ſchwer entbehren,
Es liegt an ihm dem Volk es zu gewähren.
Doch ach! Was hilft dem Menſchengeiſt Verſtand,
Dem Herzen Güte, Willigkeit der Hand,
Wenn's fieberhaft durchaus im Staate wüthet,
Und Uebel ſich in Uebeln überbrütet.
Wer ſchaut hinab von dieſem hohen Raum
In's weite Reich, ihm ſcheint's ein ſchwerer Traum,
Wo Mißgeſtalt in Mißgeſtalten ſchaltet,
Das Ungeſetz geſetzlich überwaltet,
Und eine Welt des Irrthums ſich entfaltet.

Der raubt sich Heerden, der ein Weib,
Kelch, Kreuz und Leuchter vom Altare,
Verübmt sich dessen manche Jahre
Mit heller Haut, mit unverletztem Leib.
Jetzt drängen Kläger sich zur Halle,
Der Richter prunkt auf hohem Pfühl,
Indessen wogt, in grimmigem Schwalle,
Des Aufruhrs wachsendes Gewühl.
Der darf auf Schand und Frevel pochen
Der auf Mitschuldigste sich stützt,
Und: Schuldig! hörst du ausgesprochen
Wo Unschuld nur sich selber schützt.
So will sich alle Welt zerstückeln,
Vernichtigen was sich gebührt;
Wie soll sich da der Sinn entwickeln
Der einzig uns zum Rechten führt?
Zuletzt ein wohlgesinnter Mann
Neigt sich dem Schmeichler, dem Bestecher,
Ein Richter der nicht strafen kann
Gesellt sich endlich zum Verbrecher.
Ich mahlte schwarz, doch dichtern Flor
Zög' ich dem Bilde lieber vor.

Pause.

Entschlüsse sind nicht zu vermeiden,
Wenn alle schädigen, alle leiden
Geht selbst die Majestät zu Raub.

Heermeister.

Wie tobt's in diesen wilden Tagen
Ein jeder schlägt und wird erschlagen
Und für's Commando bleibt man taub.

Der Bürger hinter seinen Mauern,
Der Ritter auf dem Felsennest
Verschwuren sich uns auszudauern
Und halten ihre Kräfte fest.
Der Miethsoldat wird ungeduldig,
Mit Ungestüm verlangt er seinen Lohn,
Und wären wir ihm nichts mehr schuldig
Er liefe ganz und gar davon.
Verbiete wer was alle wollten,
Der hat in's Wespennest gestört;
Das Reich das sie beschützen sollten,
Es liegt geplündert und verheert.
Man läßt ihr Toben wüthend hausen,
Schon ist die halbe Welt verthan;
Es sind noch Könige da draußen
Doch keiner denkt es ging ihn irgend an.

Schatzmeister.

Wer wird auf Bundsgenossen pochen!
Subsidien die man uns versprochen,
Wie Röhrenwasser, bleiben aus.
Auch Herr, in deinen weiten Staaten
An wen ist der Besitz gerathen?
Wohin man kommt da hält ein Neuer Haus
Und unabhängig will er leben,
Zusehen muß man wie er's treibt;
Wir haben so viel Rechte hingegeben,
Daß uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.
Auch auf Parteyen, wie sie heißen,
Ist heut zu Tage kein Verlaß;
Sie mögen schelten oder preisen,
Gleichgültig wurden Lieb und Haß,

Die Ghibellinen wie die Guelfen
Verbergen ſich um auszuruhn;
Wer jetzt will ſeinem Nachbar helfen?
Ein jeder hat für ſich zu thun.
Die Goldespforten ſind verrammelt,
Ein jeder kratzt und ſcharrt und ſammelt
Und unſre Caſſen bleiben leer.

Marſchalk.

Welch Unheil muß auch ich erfahren;
Wir wollen alle Tage ſparen
Und brauchen alle Tage mehr.
Und täglich wächſt mir neue Pein,
Den Köchen thut kein Mangel wehe;
Wildſchweine, Hirſche, Haſen, Rehe,
Welſchhühner, Hühner, Gänſ' und Enten
Die Deputate, ſichre Renten,
Sie geben noch ſo ziemlich ein.
Jedoch am Ende fehlt's an Wein.
Wenn ſonſt im Keller Faß an Faß ſich häufte,
Der beſten Berg- und Jahresläufte,
So ſchlürft unendliches Geſäufte
Der edlen Herrn den letzten Tropfen aus.
Der Stadtrath muß ſein Lager auch verzapfen,
Man greift zu Humpen greift zu Napfen,
Und unterm Tiſche liegt der Schmaus.
Nun ſoll ich zahlen, alle lohnen;
Der Jude wird mich nicht verſchonen
Der ſchafft Anticipationen,
Die ſpeiſen Jahr um Jahr voraus.

Die Schweine kommen nicht zu Fette,
Verpfändet iſt der Pfühl im Bette,
Und auf den Tiſch kommt vorgegeſſen Brot.

Kaiſer
nach einigem Nachdenken zu Mephiſtopheles.

Sag, weißt du Narr nicht auch noch eine Noth?

Mephiſtopheles.

Ich keineswegs. Den Glanz umher zu ſchauen,
Dich und die deinen! — Mangelte Vertrauen,
Wo Majeſtät unweigerlich gedeut,
Bereite Macht Feindſeliges zerſtreut,
Wo guter Wille, kräftig durch Verſtand
Und Thätigkeit, vielfältige, zur Hand?
Was könnte da zum Uebel ſich vereinen,
Zur Finſterniß wo ſolche Sterne ſcheinen?

Gemurmel.

Das iſt ein Schalk — der's wohl verſteht —
Er lügt ſich ein — So lang es geht —
Ich weiß ſchon — Was dahinter ſteckt —
Und was denn weiter? — Ein Project —

Mephiſtopheles.

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieſer Welt?
Dem dieß, dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Eſtrich zwar iſt es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefſte herzuſchaffen.
In Bergesadern, Mauergründen
Iſt Geld gemünzt und ungemünzt zu finden,
Und fragt ihr mich wer es zu Tage ſchafft:
Begabten Mann's Natur- und Geiſteskraft.

Canzler.

Natur und Geiſt — ſo ſpricht man nicht zu Chriſten.
Deßhalb verbrennt man Atheiſten
Weil ſolche Reden höchſt gefährlich ſind.
Natur iſt Sünde, Geiſt iſt Teufel,
Sie hegen zwiſchen ſich den Zweifel,
Ihr mißgeſtalter Zwitterkind.
Uns nicht ſo! — Kaiſers alten Landen
Sind zwey Geſchlechter nur entſtanden,
Sie ſtünen würdig ſeinen Thron:
Die Heiligen ſind es und die Ritter:
Sie ſtehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.
Dem Pöbelſinn verworrener Geiſter
Entwickelt ſich ein Widerſtand,
Die Ketzer ſind's! die Hexenmeiſter!
Und ſie verderben Stadt und Land.
Die willſt du nun mit frechen Scherzen
In dieſe hohen Kreiſe ſchwärzen,
Ihr hegt euch an verderbtem Herzen,
Dem Narren ſind ſie nah verwandt.

Mephiſtopheles.

Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was ihr nicht taſtet ſteht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet glaubt ihr ſey nicht wahr,
Was ihr nicht wägt hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt das meint ihr gelte nicht.

Kaiſer.

Dadurch ſind unſre Mängel nicht erledigt,
Was willſt du jetzt mit deiner Faſtenpredigt?

Ich habe satt das ewige Wie und Wenn;
Es fehlt an Geld, nun gut so schaff' es denn.

Mephistopheles.

Ich schaffe was ihr wollt und schaffe mehr;
Zwar ist es leicht, doch ist das Leichte schwer;
Es liegt schon da, doch um es zu erlangen
Das ist die Kunst, wer weiß es anzufangen?
Bedenkt doch nur: in jenen Schreckensläuften
Wo Menschenfluthen Land und Volk ersäuften,
Wie der und der, so sehr es ihn erschreckte,
Sein Liebstes da- und dortwohin versteckte.
So war's von je in mächtiger Römer Zeit,
Und so fortan, bis gestern, ja bis heut.
Das alles liegt im Boden still begraben,
Der Boden ist des Kaisers, der soll's haben.

Schatzmeister.

Für einen Narren spricht er gar nicht schlecht,
Das ist fürwahr des alten Kaisers Recht.

Canzler.

Der Satan legt euch goldgewirkte Schlingen:
Es geht nicht zu mit frommen rechten Dingen.

Marschalk.

Schafft' er uns nur zu Hof willkommne Gaben,
Ich wollte gern ein bißchen Unrecht haben.

Heermeister.

Der Narr ist klug, verspricht was jedem frommt;
Fragt der Soldat doch nicht woher es kommt.

Mephiſtopheles.

Und glaubt ihr euch vielleicht durch mich betrogen;
Hier ſteht ein Mann! da! fragt den Aſtrologen,
In Kreiſ' um Kreiſe kennt er Stund und Haus;
So ſage denn wie ſteht's am Himmel aus?

Gemurmel.

Zwey Scheime ſind's — Verſtehn ſich ſchon —
Narr und Phantaſt — So nah' dem Thron —
Ein mattgeſungen — alt Gedicht —
Der Thor bläſt ein — der Weiſe ſpricht —

Aſtrolog (ſpricht. Mephiſtopheles bläſt ein.

Die Sonne ſelbſt ſie iſt ein lautres Gold,
Mercur der Bote dient um Gunſt und Sold,
Frau Venus hat's euch allen angethan,
So früh als ſpat blickt ſie euch lieblich an;
Die keuſche Luna launet grillenhaft,
Mars trifft er nicht, ſo dräut euch ſeine Kraft.
Und Jupiter bleibt doch der ſchönſte Schein,
Saturn iſt groß, dem Auge fern und klein.
Ihn als Metall verehren wir nicht ſehr,
An Werth gering, doch im Gewichte ſchwer.
Ja! wenn zu Sol ſich Luna fein geſellt,
Zum Silber Gold, dann iſt es beitre Welt,
Das Uebrige iſt alles zu erlangen,
Paläſte, Gärten, Brüſtlein, rothe Wangen,
Das alles ſchafft der hochgelahrte Mann
Der das vermag was unſer keiner kann.

Kaiſer.

Ich höre doppelt was er ſpricht
Und dennoch überzeugt's mich nicht.

Gemurmel.

Was soll uns das — Gedroschner Spaß —
Kalenderey — Chymisterey —
Das hört' ich oft — Und falsch gehofft —
Und kommt er auch — So ist's ein Gauch —

Mephistopheles.

Da stehen sie umher und staunen,
Vertrauen nicht dem hohen Fund,
Der eine faselt von Alraunen
Der andre von dem schwarzen Hund.
Was soll es daß der eine witzelt,
Ein andrer Zauberey verklagt,
Wenn ihm doch auch einmal die Sohle kitzelt
Wenn ihm der sichre Schritt versagt.

Ihr alle fühlt geheimes Wirken
Der ewig waltenden Natur,
Und aus den untersten Bezirken
Schmiegt sich herauf lebend'ge Spur.
Wenn es in allen Gliedern zwackt,
Wenn es unheimlich wird am Platz,
Nur gleich entschlossen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz!

Gemurmel.

Mir liegt's im Fuß wie Bleigewicht —
Mir krampft's im Arme — das ist Gicht —
Mir krabbelt's an der großen Zeh' —
Mir thut der ganze Rücken weh —
Nach solchen Zeichen wäre hier
Das allerreichste Schatzrevier.

Kaiſer.

Nur eilig! du entſchlüpfſt nicht wieder,
Erprobe deine Lügenſchäume,
Und zeig' uns gleich die edlen Räume.
Ich lege Schwert und Scepter nieder,
Und will mit eignen hohen Händen,
Wenn du nicht lügſt, das Werk vollenden,
Dich, wenn du lügſt, zur Hölle ſenden!

Mephiſtopheles.

Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden —
Doch kann ich nicht genug verkünden
Was überall beſitzlos harrend liegt.
Der Bauer der die Furche pflügt
Hebt einen Goldtopf mit der Scholle,
Salpeter hofft er von der Leimenwand
Und findet golden-goldne Rolle
Erſchreckt, erfreut in kümmerlicher Hand.
Was für Gewölbe ſind zu ſprengen,
In welchen Klüften, welchen Gängen
Muß ſich der Schatzbewußte drängen,
Zur Nachbarſchaft der Unterwelt!
In weiten, allverwahrten Kellern,
Von goldnen Humpen, Schüſſeln, Tellern,
Sieht er ſich Reihen aufgeſtellt.
Pokale ſtehen aus Rubinen
Und will er deren ſich bedienen
Daneben liegt uraltes Naß.
Doch — werdet ihr dem Kundigen glauben —
Verfault iſt längſt das Holz der Dauben,
Der Weinſtein ſchuf dem Wein ein Faß.

Essenzen solcher edlen Weine,
Gold und Juwelen nicht alleine
Umhüllen sich mit Nacht und Graus.
Der Weise forscht hier unverdrossen;
Am Tag' erkennen das sind Possen,
Im Finstern sind Mysterien zu Haus.

Kaiser.

Die laß ich dir! Was will das Düstre frommen?
Hat etwas Werth, es muß zu Tage kommen.
Wer kennt den Schelm in tiefer Nacht genau?
Schwarz sind die Kühe, so die Katzen grau.
Die Töpfe drunten, voll von Goldgewicht;
Zieh' deinen Pflug, und ackre sie an's Licht.

Mephistopheles.

Nimm Hack' und Spaten, grabe selber,
Die Bauernarbeit macht dich groß,
Und eine Heerde goldner Kälber
Sie reißen sich vom Boden los.
Dann ohne Zaudern, mit Entzücken,
Kannst du dich selbst, wirst die Geliebte schmücken;
Ein leuchtend Farb- und Glanzgestein erhöht
Die Schönheit wie die Majestät.

Kaiser.

Nur gleich, nur gleich! Wie lange soll es währen!

Astrolog (wie oben).

Herr mäßige solch dringendes Begehren,
Laß erst vorbei das bunte Freudenspiel;
Zerstreutes Wesen führt uns nicht zum Ziel.
Erst müssen wir in Fassung uns versühnen,
Das Untre durch das Obere verdienen.

Wer Gutes will der ſey erſt gut;
Wer Freude will beſänftige ſein Blut;
Wer Wein verlangt der keltre reife Trauben,
Wer Wunder hofft der ſtärke ſeinen Glauben.

Kaiſer.

So ſey die Zeit in Fröhlichkeit verthan!
Und ganz erwünſcht kommt Aſchermittwoch an.
Indeſſen feyern wir, auf jeden Fall,
Nur luſtiger das wilde Carneval.

Trompeten. Exeunt.

Mephiſtopheles.

Wie ſich Verdienſt und Glück verketten
Das fällt den Thoren niemals ein;
Wenn ſie den Stein der Weiſen hätten
Der Weiſe mangelte dem Stein.

Weitläufiger Saal, mit Nebengemächern, verziert und aufgeputzt zur Mummerschanz.

Herold.

Denkt nicht ihr seyd in deutschen Gränzen
Von Teufels-, Narren- und Todtentänzen,
Ein heitres Fest erwartet euch.
Der Herr, auf seinen Römerzügen
Hat, sich zu Nutz, euch zum Vergnügen,
Die hohen Alpen überstiegen,
Gewonnen sich ein heitres Reich.
Der Kaiser, er, an heiligen Sohlen
Erbat sich erst das Recht zur Macht,
Und als er ging die Krone sich zu holen,
Hat er uns auch die Kappe mitgebracht.
Nun sind wir alle neugeboren;
Ein jeder weltgewandte Mann
Zieht sie behaglich über Kopf und Ohren;
Sie ähnlet ihn verrückten Thoren,
Er ist darunter weise wie er kann.
Ich sehe schon wie sie sich schaaren,
Sich schwankend sondern, traulich paaren;
Zudringlich schließt sich Chor an Chor.

Herein,

Herein, hinaus, nur unverdroſſen;
Es bleibt doch endlich nach wie vor
Mit ihren hunderttauſend Poſſen
Die Welt ein einzig großer Thor.

Gärtnerinnen.

Geſang begleiten von Mandolinen.

Euren Beifall zu gewinnen
Schmückten wir uns dieſe Nacht,
Junge Florentinerinnen
Folgten deutſchen Hofes Pracht;

Tragen wir in braunen Locken
Mancher heitern Blume Zier;
Seidenfäden, Seidenflocken
Spielen ihre Rolle hier.

Denn wir halten es verdienſtlich,
Lobenswürdig ganz und gar,
Unſere Blumen, glänzend künſtlich,
Blühen fort das ganze Jahr.

Allerlei gefärbten Schnitzeln
Ward ſymmetriſch Recht gethan;
Mögt ihr Stück für Stück bewitzeln,
Doch das Ganze zieht euch an.

Niedlich ſind wir anzuſchauen,
Gärtnerinnen und galant;
Denn das Naturell der Frauen
Iſt ſo nah' mit Kunſt verwandt.

Herold.

Laßt die reichen Körbe sehen
Die ihr auf den Häupten traget,
Die sich bunt am Arme blähen,
Jeder wähle was behaget.
Eilig daß in Land und Gängen
Sich ein Garten offenbare,
Würdig sind sie zu umdrängen
Krämerinnen wie die Waare.

Gärtnerinnen.

Feilschet nun am heitern Orte,
Doch kein Markten findet statt!
Und mit sinnig kurzem Worte
Wisse jeder was er hat.

Ölzweig mit Früchten.

Keinen Blumenstor beneid' ich,
Allen Widerstreit vermeid' ich;
Mir ist's gegen die Natur:
Bin ich doch das Mark der Lande,
Und, zum sichern Unterpfande,
Friedenszeichen jeder Flur,
Heute, hoff' ich, soll mir's glücken
Würdig schönes Haupt zu schmücken.

Aehrenkranz
golden.

Ceres Gaben, euch zu putzen,
Werden hold und lieblich stehn:
Das Erwünschteste dem Nutzen
Sey als eure Zierde schön.

Phantaſiekranz.

Bunte Blumen Malven ähnlich
Aus dem Moos ein Wunderflor!
Der Natur iſt's nicht gewöhnlich
Doch die Mode bringt's hervor.

Phantaſieſtrauß.

Meinen Namen euch zu ſagen
Würde Theophraſt nicht wagen,
Und doch hoff' ich wo nicht allen,
Aber mancher zu gefallen,
Der ich mich wohl eignen möchte,
Wenn ſie mich in's Haar verflöchte.
Wenn ſie ſich entſchließen könnte,
Mir am Herzen Platz vergönnte.

Ausforderung.

Mögen bunte Phantaſien
Für des Tages Mode blühen,
Wunder ſeltſam ſeyn geſtaltet
Wie Natur ſich nie entfaltet;
Grüne Stiele, goldne Glocken
Blickt hervor aus reichen Locken! —
Doch wir

Roſenknoſpen.

halten uns verſteckt,
Glücklich wer uns friſch entdeckt.
Wenn der Sommer ſich verkünde!
Roſenknoſpe ſich entzündet,
Wer mag ſolches Glück entbehren?
Das Verſprechen, das Gewähren,

Das beherrscht, in Flores Reich,
Blick und Sinn und Herz zugleich.

Unter grünen Laubhütten putzen die Gärtnerinnen gleich ihren Kram auf.

Gärtner.

Gesang begleitet von Theorben.

Blumen sehet rubig sprießen,
Reizend euer Haupt umzieren,
Früchte wollen nicht verführen,
Kostend mag man sie genießen.

Bieten bräunliche Gesichter
Kirschen, Pfirschen, Königspflaumen,
Kauft! denn gegen Zung' und Gaumen
Hält sich Auge schlecht als Richter.

Kommt von allerreifsten Früchten
Mit Geschmack und Lust zu speisen
Ueber Rosen läst sich dichten,
In die Aepfel muß man beißen.

Seyd's erlaubt uns anzupaaren
Eurem reichen Jugendgier,
Und wir putzen reifer Waaren
Fülle nachbarlich empor.

Unter lustigen Gewinden
In geschmückter Lauben Bucht,
Alles ist zugleich zu finden:
Knospe, Blätter, Blume, Frucht.

Unter Wechselgesang, begleitet von Guitarren und Theorben, suchen beide Chöre fort ihre Waaren stufenweis in die Höhe zu schmücken und anzupreisen.

Mutter und Tochter.

Mutter.

Mädchen als du kamst an's Licht
Schmückt ich dich im Häubchen,
Warst so lieblich von Gesicht,
Und so zart am Leibchen.
Dachte sie sogleich als Braut,
Gleich dem Reichsten angetraut,
Dachte dich als Weibchen.

Ach! Nun ist schon manches Jahr
Ungenützt verflogen,
Der Sponsirer bunte Schaar
Schnell vorbei gezogen;
Tanztest mit dem einen flink,
Gabst dem andern stillen Wink
Mit dem Ellenbogen.
Welches Fest man auch ersann,
Ward umsonst begangen,
Pfänderspiel und dritter Mann
Wollten nicht verfangen;
Heute sind die Narren los,
Liebchen öffne deinen Schoos,
Bleibt wohl einer hangen.

Gespielinnen

jung und schön gesellen sich hinzu, ein vertrauliches Geplauder wird laut.

Fischer und Vogelsteller.

Mit Netzen, Angel und Leimruthen, auch sonstigem Geräthe treten auf, machen sich unter die schönen Kinder. Wechselseitige Versuche zu gewinnen, zu fangen, zu entziehen und fest zu halten geben zu den angenehmsten Dialogen Gelegenheit.

Holzhauer

treten ein ungeſtüm und ungeſchlacht.

Nur Platz! nur Blöße!
Wir brauchen Räume,
Wir fällen Bäume
Die krachen, ſchlagen:
Und wenn wir tragen
Da gibt es Stöße.
Zu unſerm Lobe
Bringt dieß in's Reine;
Denn wirkten Grobe
Nicht auch im Lande,
Wie kämen Feine
Für ſich zu Stande,
So ſehr ſie witzten?
Des ſeyd belehret!
Denn ihr erfröret
Wenn wir nicht ſchwitzten.

Pulcinelle

täppiſch, faſt täppiſch.

Ihr ſeyd die Thoren
Gebückt geboren.
Wir ſind die Klugen
Die nie was trugen;
Denn unſre Kappen,
Jacken und Lappen
Sind leicht zu tragen.
Und mit Behagen
Wir immer müßig
Pantoffelfüßig,

Durch Markt und Hausen
Einher zu laufen.
Gaffend zu stehen,
Uns anzukrähen;
Auf solche Klänge
Durch Drang und Menge
Alsgleich zu schlüpfen,
Gesammt zu hupfen,
Vereint zu toben.
Ihr mögt uns loben,
Ihr mögt uns schelten
Wir lassen's gelten.
Parasiten schmeichelnt küssen.
Ihr wackern Träger
Und eure Schwäger,
Die Kohlenbrenner,
Sind unsre Männer.
Denn alles Bücken,
Bejah'ndes Nicken,
Gewundne Phrasen,
Das Doppelblasen,
Das wärmt und kühlet
Wie's einer fühlet,
Was könnt es frommen?
Es möchte Feuer
Selbst ungeheuer
Vom Himmel kommen,
Gäb' es nicht Scheite
Und Kohlentrachten
Die Heerdesbreite
Zur Gluth entfachten.

Da brät's und prudelt's,
Da kocht's und strudelt's.
Der wahre Schmecker,
Der Tellerlecker,
Er riecht den Braten,
Er ahnet Fische;
Das regt zu Thaten
An Gönners Tische.

Trunkner unbemußt.

Sey mir heute nichts zuwider!
Fühle mich so frank und frei;
Frische Luft und heitre Lieder
Holt' ich selbst sie doch herbei.
Und so trink' ich! trinke, trinke.
Stoßet an ihr! Tinke, Tinke!
Du dorthinten komm heran!
Stoßet an, so ist's gethan.

Schrie mein Weibchen doch entrüstet,
Rümpfte diesen bunten Rock,
Und, wie sehr ich mich gebrüstet,
Schalt mich einen Maskenstock.
Doch ich trinke! Trinke, Trinke!
Angeklungen! Tinke, Tinke!
Maskenstöcke stoßet an!
Wenn es klingt so ist's gethan,

Saget nicht daß ich verirrt bin,
Bin ich doch wo mir's behagt.
Borgt der Wirth nicht, borgt die Wirthin,
Und am Ende kneipt die Magd.

Die Grazien.

Aglaia.

Anmuth bringen wir in's Leben;
Leget Anmuth in das Geben.

Hegemone.

Leget Anmuth in's Empfangen,
Lieblich iſt's den Wunſch erlangen.

Euphroſyne.

Und in ſtiller Tage Schranken
Höchſt anmuthig ſey das Danken.

Die Parzen.

Atropos.

Mich die älteſte zum Spinnen
Hat man dießmal eingeladen;
Viel zu denken, viel zu ſinnen
Gibt's beim zarten Lebensfaden.

Daß er euch gelenk und weich ſey
Wußt' ich feinſten Flachs zu ſichten;
Daß er glatt und ſchlank und gleich ſey
Wird der kluge Finger ſchlichten.

Wolltet ihr bei Luſt und Tänzen
Allzuüppig euch erweiſen;
Denkt an dieſes Fadens Gränzen,
Hütet euch! Er möchte reißen!

Klotho.

Biſt in dieſen letzten Tagen
Ward die Scheere mir vertraut;
Denn man war von dem Betragen
Unſrer Alten nicht erbaut.

Zerrt unnützeſte Geſpinnſte
Lange ſie an Licht und Luſt,
Hoffnung herrlichſter Gewinnſte
Schleppt ſie ſchneidend zu der Gruft.

Doch auch ich im Jugend-Walten
Irrte mich ſchon hundertmal;
Heute mich im Zaum zu halten,
Scheere ſteckt im Futteral.

Und ſo bin ich gern gebunden,
Blicke freundlich dieſem Ort;
Ihr in dieſen freien Stunden
Schwärmt nur immer fort und fort.

Lacheſis.

Mir, die ich allein verſtändig,
Blieb das Ordnen zugetheilt;
Meine Weiſe, ſtets lebendig,
Hat noch nie ſich übereilt.

Fäden kommen, Fäden weisen,
Jeden lenk' ich seine Bahn,
Keinen laß ich überschweifen,
Füg' er sich im Kreis heran.

Könnt' ich einmal mich vergessen
Wär' es um die Welt mir bang,
Stunden zählen, Jahre messen
Und der Weber nimmt den Strang.

Herold.

Die jetzo kommen werdet ihr nicht kennen,
Wär't vor noch so gelehrt in alten Schriften;
Sie anzusehn die so viel Uebel stiften
Ihr würdet sie willkommne Gäste nennen.

Die Furien sind es, niemand wird uns glauben,
Hübsch, wohlgestaltet, freundlich, jung von Jahren;
Laßt euch mit ihnen ein, ihr sollt erfahren
Wie schlangenhaft verletzen solche Tauben.

Zwar sind sie tückisch, doch am heutgen Tage
Wo jeder Narr sich rühmet seiner Mangel,
Auch sie verlangen nicht den Nahm als Engel,
Bekennen sich als Stadt- und Landesplage.

Alecto.

Was hilft es euch, ihr werdet uns vertrauen,
Denn wir sind hübsch und jung und Schmeichelsagen,
Hat einer unter euch ein Liebe-Schätzchen;
Wir werden ihm so lang' die Ohren krauen,
Bis wir ihm sagen dürfen, Aug' in Auge:
Daß sie zugleich auch dem und jenem winke,
Im Kopfe dumm, im Rucken krumm, und hinke,
Und, wenn sie seine Braut ist, gar nichts tauge.

So wissen wir die Braut auch zu bedrängen:
Es hat sogar der Freund, vor wenig Wochen,
Verächtliches von ihr zu der gesprochen! —
Versöhnt man sich so bleibt doch etwas hängen.

Megära.

Das ist nur Spaß! denn, sind sie erst verbunden,
Ich nehm' es auf, und weiß in allen Fällen
Das schönste Glück durch Grille zu vergällen;
Der Mensch ist ungleich, ungleich sind die Stunden.

Und niemand hat Erwünschtes fest in Armen,
Der sich nicht nach Erwünschterem thörig sehnte,
Vom höchsten Glück, woran er sich gewöhnte:
Die Sonne flieht er, will den Frost erwarmen.

Mit diesem allen weiß ich zu gebahren,
Und führe her Asmodi den Getreuen,
Zu rechter Zeit Unseliges auszustreuen,
Verderbe so das Menschenvolk in Paaren.

Tisiphone.

Gift und Dolch statt böser Zungen
Misch' ich, schärf' ich dem Verräther;
Liebst du andre, früher, später,
Hat Verderben dich durchdrungen.

Muß der Augenblicke Süßtes
Sich zu Gischt und Galle wandeln!
Hier kein Markten, hier kein Handeln
Wie er es beginn', er büßt es.

Singe keiner vom Vergeben!
Felsen klag' ich meine Sache,
Echo! Horch! Erwiedert Rache;
Und wer wechselt soll nicht leben.

Herold.

Beliebt es euch zur Seite wegzuweichen,
Denn was jetzt kommt ist nicht von eures Gleichen.
Ihr seht wie sich ein Berg herangedrängt,
Mit bunten Teppichen die Weichen stolz behängt,
Ein Haupt mit langen Zähnen, Schlangenrüssel,
Geheimnißvoll, doch zeig' ich euch den Schlüssel.
Im Nacken sitzt ihm zierlich-zarte Frau,
Mit seinem Stäbchen lenkt sie ihn genau,
Die andre droben stehend herrlich-hehr
Umgibt ein Glanz der blendet mich zu sehr.
Zur Seite gehn gekettet edle Frauen.
Die eine bang, die andre froh zu schauen,
Die eine wünscht, die andre fühlt sich frei,
Verkünde jede wer sie sey.

Furcht.

Durstige Fackeln, Lampen, Lichter,
Dämmern durch's verworrne Fest,
Zwischen diese Truggesichter
Bannt mich ach die Kette fest.

Fort, ihr lacherlichen Lacher!
Euer Grinsen gibt Verdacht;
Alle meine Widersacher
Drängen mich in dieser Nacht.

Hier! ein Freund ist Feind geworden,
Seine Maske kenn' ich schon;
Jener wollte mich ermorden,
Nun entdeckt schleicht er davon.

Ach wie gern in jeder Richtung,
Flöh' ich zu der Welt hinaus;
Doch von drüben droht Vernichtung,
Hält mich zwischen Dunst und Graus.

Hoffnung.

Seyd gegrüßt ihr lieben Schwestern.
Habt ihr euch schon heut und gestern
In Vermummungen gefallen,
Weiß ich doch gewiß von allen
Morgen wollt ihr euch enthüllen.
Und wenn wir bei Fackelscheine
Uns nicht sonderlich behagen,
Werden wir in heitern Tagen,
Ganz nach unserm eignen Willen,
Bald gesellig, bald alleine
Frei durch schöne Fluren wandeln.
Nach Belieben ruhn und handeln
Und in sorgenfreiem Leben
Nie entbehren, stets erstreben;
Ueberall willkommne Gäste
Treten wir getrost hinein:
Sicherlich es muß das Beste
Irgendwo zu finden seyn.

Klugheit.

Zwey der größten Menschenfeinde
Furcht und Hoffnung angekettet,
Halt' ich ab von der Gemeinde;
Platz gemacht! ihr seyd gerettet.

Den lebendigen Kolossen
Führ' ich, seht ihr, thurmbeladen,
Und er wandelt unverdrossen
Schritt vor Schritt auf steilen Pfaden.

Droben aber auf der Zinne
Jene Göttin mit bebenden
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerseits sich hinzuwenden.

Rings umgibt sie Glanz und Glorie
Leuchtend fern nach allen Seiten;
Und sie nennet sich Victorie,
Göttin aller Thätigkeiten.

Zoilo-Thersites.

Hu! Hu! da komm' ich eben recht,
Ich schelt' euch allzusammen schlecht!
Doch was ich mir zum Ziel ersah
Ist eben Frau Victoria,
Mit ihrem weißen Flügelpaar,
Sie dünkt sich wohl sie sey ein Aar,
Und wo sie sich nur hinewandt
Gehör' ihr alles Volk und Land;
Doch, wo was Nähmliches geltnet
Es mich sogleich in Harnisch bringt.
Das Tiefe hoch, das Hohe tief,
Das Schiefe grad, das Grade schief,
Das ganz allein macht mich gesund,
So will ich's auf dem Erdenrund.

Herold.

Herold.

So treffe dich, du Lumpenhund,
Des frommen Stabes Meiſterſtreich,
Da krümm' und winde dich ſogleich! —
Wie ſich die Doppelzwerggeſtalt
So ſchnell zum ekeln Klumpen ballt! —
— Doch Wunder! — Klumpen wird zum Ei,
Das bläht ſich auf und platzt entzwei.
Nun fällt ein Zwillingspaar heraus,
Die Otter und die Fledermaus;
Die eine fort im Staube kriecht,
Die andre ſchwarz zur Decke fliegt.
Sie eilen draußen zum Verein;
Da möcht' ich nicht der Dritte ſeyn.

Gemurmel.

Friſch! dahinten tanzt man ſchon —
Nein! Ich wollt' ich wär' davon —
Fühlſt du, wie uns das umflicht,
Das geſpenſtiſche Gezücht? —
Sauſ't es mir doch über's Haar —
Ward ich's doch am Fuß gewahr —
Keiner iſt von uns verletzt —
Alle doch in Furcht geſetzt —
Ganz verdorben iſt der Spaß —
Und die Beſtien wollten das.

Herold.

Seit wir ſind bei Masteraden
Heroldspflichten aufgeladen,

Wach' ich ernſtlich an der Pforte,
Daß euch hier am luſtigen Orte
Nichts Verderbliches erſchleiche,
Weder wanke, weder weiche.
Doch ich fürchte durch die Fenſter
Ziehen luftige Geſpenſter,
Und von Spuk und Zaubereyen
Wüßt' ich euch nicht zu befreien.
Machte ſich der Zwerg verdächtig,
Nun! dort hinten ſtrömt es mächtig.
Die Bedeutung der Geſtalten
Möcht' ich amtsgemäß entfalten.
Aber was nicht zu begreifen
Wüßt' ich auch nicht zu erklären,
Helfet alle mich belehren! —
Seht ihr's durch die Menge ſchweifen? —
Vierbeſpannt ein prächtiger Wagen
Wird durch alles durchgetragen;
Doch er theilet nicht die Menge,
Nirgend ſeh' ich ein Gedränge.
Farbig glitzert's in der Ferne,
Irrend leuchten bunte Sterne,
Wie von magiſcher Laterne,
Schnaubt heran mit Sturmgewalt.
Platz gemacht! Mich ſchaudert's!

Knabe Wagenführer.

Halt!
Roſſe hemmet eure Flügel,
Fühlet den gewohnten Zügel,
Meiſtert euch wie ich euch meiſtre,
Rauſchet hin wenn ich begeiſtre —

Dieſe Räume laßt uns ehren!
Schaut umher wie ſie ſich mehren
Die Bewundrer, Kreis um Kreiſe.
Herold auf! nach deiner Weiſe,
Ehe wir von euch entfliehen,
Uns zu ſchildern uns zu nennen;
Denn wir ſind Allegorien
Und ſo ſollteſt du uns kennen.

Herold.

Wüßte nicht dich zu benennen,
Eher könnt' ich dich beſchreiben.

Knabe Lenker.

So probir's!

Herold.

Man muß geſtehn:
Erſtlich biſt du jung und ſchön.
Halbwüchſiger Knabe biſt du; doch die Frauen
Sie möchten dich ganz ausgewachſen ſchauen.
Du ſcheineſt mir ein künftiger Sponſirer,
Recht ſo von Haus aus ein Verführer.

Knabe Lenker.

Das läßt ſich hören! fahre fort,
Erfinde dir des Räthſels heitres Wort.

Herold.

Der Augen ſchwarzer Blitz, die Nacht der Locken
Erheitert von juwelnem Band!
Und weich ein zierliches Gewand
Fließt dir von Schultern zu den Socken,
Mit Purpurſaum und Glitzerland!

Man könnte dich ein Mädchen ſchelten,
Doch würdeſt du, zu Wohl und Weh,
Auch jetzo ſchon bei Mädchen gelten,
Sie lehrten dich das A. B. C.

Knabe Lenker.

Und dieſer der als Prachtgebilde
Hier auf dem Wagenthrone prangt?

Herold.

Er ſcheint ein König reich und milde,
Wohl dem der ſeine Gunſt erlangt!
Er hat nichts weiter zu erſtreben,
Wo's irgend fehlte ſpäht ſein Blick,
Und ſeine reine Luſt zu geben
Iſt größer als Beſitz und Glück.

Knabe Lenker.

Hiebei darfſt du nicht ſtehen bleiben,
Du mußt ihn recht genau beſchreiben.

Herold.

Das Würdige beſchreibt ſich nicht.
Doch das geſunde Mondgeſicht,
Ein voller Mund, erblühte Wangen,
Die unterm Schmuck des Turbans prangen.
Im Faltenkleid ein reich Behagen!
Was ſoll ich von dem Anſtand ſagen?
Als Herrſcher ſcheint er mir bekannt.

Knabe Lenker.

Plutus, des Reichthums Gott genannt,
Derſelbe kommt in Prunk daher
Der hohe Kaiſer wünſcht ihn ſehr.

Herold.

Sag' von dir ſelber auch das Was und Wie?

Knabe Lenker.

Bin die Verſchwendung, bin die Poeſie;
Bin der Poet, der ſich vollendet
Wenn er ſein eigenſt Gut verſchwendet.
Auch ich bin unermeßlich reich
Und ſchäze mich dem Plutus gleich,
Belieb' und ſchmück' ihm Tanz und Schmaus,
Das was ihm fehlt das theil' ich aus.

Herold.

Das Prahlen ſteht dir gar zu ſchön,
Doch laſſ' uns deine Künſte ſehn.

Knabe Lenker.

Hier ſeht mich nur ein Schnippchen ſchlagen,
Schon glänzt's und glizert's um den Wagen.
Da ſpringt eine Perlenſchnur hervor,
(immerfort umherſchnippend)
Nehmt goldne Spange für Hals und Ohr;
Auch Kamm und Krönchen ohne Fehl,
In Ringen köſtlichſtes Juwel;
Auch Flämmchen ſpend' ich dann und wann,
Erwartend wo es zünden kann.

Herold.

Wie greift und haſcht die liebe Menge!
Faſt kommt der Geber in's Gedränge.
Kleinode ſchnippt er wie ein Traum
Und alles haſcht im weiten Raum.
Doch da erlieb' ich neue Pfiffe,
Was einer noch ſo emſig griffe

Deß hat er wirklich schlechten Lohn,
Die Gabe flattert ihm davon.
Es ißt sich auf das Perlenband,
Ihm krabbeln Käfer in der Hand,
Er wirft sie weg der arme Tropf,
Und sie umsummen ihm den Kopf.
Die andern statt solider Dinge
Erhaschen frevle Schmetterlinge.
Wie doch der Schelm so viel verheißt,
Und nur verleiht was golden gleißt!

Knabe Lenker.

Zwar Masken, merk' ich, weißt du zu verkünden,
Allein der Schale Wesen zu ergründen
Sind Herolds Hofgeschäfte nicht;
Das fordert schärferes Gesicht.
Doch hüt' ich mich vor jeder Fehde;
An dich, Gebieter, wend' ich Frag und Rede.

(Zu Plutus gewendet)

Haß du mir nicht die Windesbraut
Des Viergespannes anvertraut?
Lenk' ich nicht glücklich wie du leitest?
Bin ich nicht da wohin du deutest?
Und wußt' ich nicht auf kühnen Schwingen
Für dich die Palme zu erringen?
Wie oft ich auch für dich gefochten,
Mir ist es jederzeit geglückt:
Wenn Lorbeer deine Stirne schmückt,
Hab' ich ihn nicht mit Sinn und Hand geflochten?

Plutus.

Wenn's nöthig ist daß ich dir Zeugniß leiste,
So sag' ich gern: Bist Geist von meinem Geiste.

Du handelſt ſtets nach meinem Sinn,
Biſt reicher als ich ſelber bin.
Ich ſchätze, deinen Dienſt zu lohnen,
Den grünen Zweig vor allen meinen Kronen.
Ein wahres Wort verkünd' ich allen:
Mein lieber Sohn an dir hab' ich Gefallen.

Knabe Lenker zur Menge.

Die größten Gaben meiner Hand
Seht! hab' ich rings umher geſandt.
Auf dem und jenem Kopfe glüht
Ein Flämmchen das ich angeſprüht,
Von einem zu dem andern hüpft's,
An dieſem hält ſich's, dem entſchlüpft's,
Gar ſelten aber flammt's empor,
Und leuchtet raſch in kurzem Flor;
Doch vielen, ehe man's noch erkannt,
Verliſcht es, traurig ausgebrannt.

Weiber-Geklatſch.

Da droben auf dem Viergeſpann
Das iſt gewiß ein Charlatan;
Gekaunzt da hintendrauf Hanswurſt,
Doch abgezehrt von Hunger und Durſt,
Wie man ihn niemals noch erblickt;
Er fühlt wohl nicht wenn man ihn zwickt.

Der Abgemagerte.

Vom Leibe mir eines Weibsgeſchlecht!
Ich weiß dir komm ich niemals recht. —
Wie noch die Frau den Herd verſah,
Da hieß ich Avaritia;
Da ſtand es gut um unſer Haus:
Nur viel herein, und nichts hinaus!

Ich eiferte für Kist und Schrein;
Das sollte wohl gar ein Laster seyn.
Doch als in allerneusten Jahren
Das Weib nicht mehr gewohnt zu sparen,
Und, wie ein jeder böser Zahler,
Weit mehr Begierden hat als Thaler,
Da bleibt dem Manne viel zu dulden,
Wo er nur hinsieht da sind Schulden.
Sie wendet's, kann sie was erspulen,
An ihren Leib, an ihren Buhlen;
Auch speist sie besser, trinkt noch mehr
Mit der Sponsirer leidigem Heer;
Das steigert mir des Goldes Reiz:
Bin männlichen Geschlechts, der Geiz!

Hauptweib.

Mit Drachen mag der Drache gehen,
Ist's doch am Ende Lug und Trug!
Er kommt die Männer aufzureizen,
Sie sind schon unbequem genug.

Weiber in Masse.

Der Strohmann! Reich ihm eine Schlappe!
Was will das Marterholz uns dräu'n?
Wir sollen seine Fratze scheun!
Die Drachen sind von Holz und Pappe,
Frisch an und dringt auf ihn hinein!

Herold.

Bei meinem Stabe! Ruh' gehalten! —
Doch braucht es meiner Hülfe kaum,
Seht wie die grimmen Ungestalten
Bewegt im rasch gewonnenen Raum

Das Doppel-Flügelpaar entfalten.
Entrüſtet ſchüttelnd ſich der Drachen
Umſchuppte, feuerſpeiende Rachen;
Die Menge flieht, rein iſt der Platz.

Plutus ſteigt vom Wagen.

Herold.

Er tritt herab, wie königlich!
Er winkt, die Drachen rühren ſich,
Die Kiſte haben ſie vom Wagen
Mit Gold und Geiz herangetragen,
Sie ſteht zu ſeinen Füßen da:
Ein Wunder iſt es wie's geſchah.

Plutus zum Lenker.

Nun biſt du los der allzuläſtigen Schwere,
Biſt frei und frank, nun friſch zu deiner Sphäre!
Hier iſt ſie nicht! Verworren, ſchäckig, wild
Umdrängt uns hier ein fratzenhaft Gebild.
Nur wo du klar in's helle Klare ſchauſt,
Dir angehörſt und dir allein vertrauſt,
Dorthin wo Schönes, Gutes nur gefällt,
Zur Einſamkeit! — Da ſchaffe deine Welt.

Knabe Lenker.

So acht' ich mich als werthen Abgeſandten,
So lieb' ich dich als nächſten Anverwandten.
Wo du verweilſt iſt Fülle, wo ich bin
Fühlt jeder ſich im herrlichſten Gewinn;
Auch ſchwankt er oft im widerſinnigen Leben:
Soll er ſich dir? ſoll er ſich mir ergeben?
Die Deinen freilich können müßig ruhn,
Doch wer mir folgt hat immer was zu thun.

Nicht ins Geheim vollführ' ich meine Thaten
Ich athme nur und schon bin ich verrathen.
So lebe wohl! Du gönnst mir ja mein Glück,
Doch Ilsple leis' und gleich bin ich zurück.

(Ab wie er kam.)

Plutus.

Nun ist es Zeit die Schätze zu entfesseln!
Die Schlösser treff' ich mit des Herolds Ruthe.
Es thut sich auf! schaut her! in ehrnen Kesseln
Entwickelt sich's und wallt von goldnem Blute,
Zunächst der Schmuck von Kronen, Ketten, Ringen;
Es schwillt und droht ihn schmelzend zu verschlingen.

Wechselgeschrei der Menge.

Seht hier, o hin! wie's reichlich quillt,
Die Kiste bis zum Rande füllt. —
Gefäße goldne schmelzen sich,
Gemünzte Rollen wälzen sich. —
Dukaten hüpfen wie geprägt,
O wie mir das den Busen regt —
Wie schau ich alle mein Begehr!
Da kollern sie am Boden her. —
Man bietet's euch, benutzt's nur gleich
Und bückt euch nur und werdet reich. —
Wir andern, rüstig wie der Blitz,
Wir nehmen den Koffer in Besitz.

Herold.

Was soll's, ihr Thoren? soll mir das?
Es ist ja nur ein Maskenspaß.
Heut Abend wird nicht mehr begehrt;
Glaubt ihr man geb' euch Gold und Werth?

Sind doch für euch in diesem Spiel
Selbst Rechenpfennige zu viel.
Ihr Täppischen! ein artiger Schein
Soll gleich die plumpe Wahrheit seyn.
Was soll euch Wahrheit? — Dumpfen Wahn
Packt ihr an allen Zipfeln an. —
Vermummter Plutus, Maskenheld,
Schlag' dieses Volk mir aus dem Feld.

Plutus.

Dein Stab ist wohl dazu bereit,
Verleih' ihn mir auf kurze Zeit. —
Ich tauch' ihn rasch in Sud und Gluth. —
Nun! Masken seyd auf eurer Hut.
Wie's blitzt und platzt, in Funken sprüht!
Der Stab schon ist er angeglüht.
Wer sich zu nah herangedrängt
Ist unbarmherzig gleich versengt —
Jetzt fang' ich meinen Umgang an.

Geschrei und Gedräng.

O weh! Es ist um uns gethan. —
Entfliehe wer entfliehen kann! —
Zurück, zurück du Hintermann! —
Mir sprüht es heiß in's Angesicht. —
Mich drückt des glühenden Stabs Gewicht —
Verloren sind wir all und all. —
Zurück, zurück du Maskenschwall!
Zurück, zurück, unsinniger Hauf —
O hätt' ich Flügel flög ich auf. —

Plutus.

Schon ist der Kreis zurückgedrängt
Und niemand glaub' ich ist versengt,

Die Menge weicht;
Sie iſt verſcheucht. —
Doch ſolcher Ordnung Unterpfand
Lieb' ich ein unſichtbares Band.

Herold.

Du haſt ein herrlich Werk vollbracht,
Wie dank' ich deiner klugen Macht!

Plutus.

Noch braucht es, edler Freund, Geduld:
Es droht noch mancherlei Tumult.

Geiz.

So kann man doch, wenn es beliebt,
Vergnüglich dieſen Kreis beſchauen;
Denn immerfort ſind vornen an die Frauen
Wo's was zu gaffen, was zu naſchen gibt.
Noch bin ich nicht ſo völlig eingeroſtet!
Ein ſchönes Weib iſt immer ſchön;
Und heute weil es mich nichts koſtet,
So wollen wir getroſt ſponſiren gehn.
Doch weil am überfüllten Orte
Nicht jedem Ohr vernehmlich alle Worte,
Verſuch' ich klug und hoff es ſoll mir glücken,
Mich pantomimiſch deutlich auszudrücken.
Hand, Fuß, Gebärde reicht mir da nicht hin,
Da muß ich mich um einen Schwank bemühn.
Wie feuchten Thon will ich das Gold behandeln,
Denn dieß Metall läßt ſich in alles wandeln.

Herold.

Was fängt der an der mag're Thor!
Hat ſo ein Hungermann Humor?

Er knetet alles Gold zu Teig,
Ihm wird es unter Händen weich,
Wie er es drückt und wie es ballt
Bleibt's immer doch nur ungestalt.
Er wendet sich zu den Weibern dort,
Sie schreien alle, möchten fort,
Gebärden sich gar widerwärtig;
Der Schalk erweist sich übelfertig.
Ich fürchte daß er sich ergetzt
Wenn er die Sittlichkeit verletzt.
Dazu darf ich nicht schweigsam bleiben,
Gib meinen Stab, ihn zu vertreiben.

Plutus.

Er ahnet nicht was uns von außen droht;
Laß ihn die Narrentheidung treiben,
Ihm wird kein Raum für seine Possen bleiben;
Gesetz ist mächtig, mächtiger ist die Noth.

Getümmel und Gesang.

Das wilde Heer es kommt zumal
Von Bergeshöh' und Waldes Thal,
Unwiderstehlich schreitet's an:
Sie feyern ihren großen Pan.
Sie wissen doch was keiner weiß
Und drängen in den leeren Kreis.

Plutus.

Ich kenn' euch wohl und euren großen Pan!
Zusammen habt ihr kühnen Schritt gethan.
Ich weiß recht gut was nicht ein jeder weiß,
Und öffne schuldig diesen engen Kreis.

Mag ſie ein gut Geſchick begleiten!
Das wunderlichſte kann geſchehn;
Sie wiſſen nicht wohin ſie ſchreiten,
Sie haben ſich nicht vorgeſehn.

Wildgeſang.

Geputztes Volk du, Flitterſchau!
Sie kommen roh, ſie kommen rauh,
In hohem Sprung, in raſchem Lauf,
Sie treten derb und tüchtig auf.

Faunen.

Die Faunenſchaar
Im luſtigen Tanz,
Den Eichenkranz
Im krauſen Haar,
Ein feines zugeſpitztes Ohr
Dringt an dem Lockenkopf hervor,
Ein ſtumpfes Näschen, ein breit Geſicht
Das ſchadet alles bei Frauen nicht.
Dem Faun wenn er die Patſche reicht
Verſagt die Schönſte den Tanz nicht leicht.

Satyr.

Der Satyr hüpft nun hinterdrein
Mit Ziegenfuß und dürrem Bein,
Ihm ſollen ſie mager und ſehnig ſeyn,
Und gemſenartig auf Bergeshöhn
Beluſtigt er ſich umherzuſehn.
In Freiheitsluft erquickt alsdann
Verhöhnt er Kind und Weib und Mann,
Die tief in Thales Dampf und Rauch
Behaglich meinen ſie lebten auch,

Da ihm doch rein und ungeſtört
Die Welt dort oben allein gehört.

Gnomen.

Da trippelt ein die kleine Schaar,
Sie hält nicht gern ſich Paar und Paar;
Im mooſigen Kleid mit Lämplein hell
Bewegt ſich's durcheinander ſchnell,
Wo jedes für ſich ſelber ſchafft,
Wie Leuchtameiſen wimmelhaft;
Und wuſelt emſig hin und her,
Beſchäftigt in die Kreuz und Quer.

Den frommen Gütchen nah verwandt,
Als Felschirurgen wohl bekannt;
Die hohen Berge ſchröpfen wir,
Aus vollen Adern ſchöpfen wir;
Metalle ſtürzen wir zu Hauf,
Mit Gruß getroſt: Glück auf! Glück auf!
Das iſt von Grund aus wohl gemeint:
Wir ſind der guten Menſchen Freund.
Doch bringen wir das Gold zu Tag
Damit man ſtehlen und kuppeln mag,
Nicht Eiſen fehle dem ſtolzen Mann,
Der allgemeinen Mord erſann.
Und wer die drey Gebot verach't
Sich auch nichts aus den andern macht.
Das alles iſt nicht unſre Schuld,
Drum habt ſofort wie wir Geduld.

Rieſen.

Die wilden Männer ſind's genannt,
Am Harzgebirge wohl bekannt,

Natürlich nackt in aller Kraft,
Sie kommen ſämmtlich rieſenhaft.
Den Fichtenſtamm in rechter Hand
Und um den Leib ein wulſtig Band,
Den derbſten Schurz von Zweig und Blatt,
Leibwache wie der Papſt nicht hat.

Nymphen im Chor.
Sie umſchlingen den großen Pan.

Auch kommt er an! —
Das All der Welt
Wird vergeſſellt
Im großen Pan.
Ihr heiterſten umgebet ihn,
Im Gaukeltanz umſchwebet ihn,
Denn weil er ernſt und gut dabei,
So will er daß man fröhlich ſey.
Auch unterm blauen Wölbedach
Verhielt er ſich beſtändig wach,
Doch rieſeln ihm die Bäche zu,
Und Lüftlein wiegen ihn mild in Ruh.
Und wenn er zu Mittage ſchläft
Sich nicht das Blatt am Zweige regt;
Geſunder Pflanzen Balſamduft
Erfüllt die ſchwelaſam ſtille Luft;
Die Nymphe darf nicht munter ſeyn
Und wo ſie ſtand da ſchläft ſie ein.
Wenn unerwartet mit Gewalt
Dann aber ſeine Stimm erſchallt,
Wie Blitzes Knattern, Meergebraus,
Dann niemand weiß wo ein noch aus,

Zerſtreut ſich tapfres Heer im Feld
Und im Getümmel bebt der Held.
So ehre dem, dem Ehre gebührt
Und Heil ihm der uns hergeführt!

Deputation der Gnomen.

An den großen Pan.

Wenn das glänzend reiche Gute
Fadenweis durch Klüfte ſtreicht,
Nur der klugen Wünſchelruthe
Seine Labyrinthe zeigt,

Wölben wir in dunklen Grüften
Troglodytiſch unſer Haus,
Und an reinen Tageslüften
Theilſt du Schätze gnädig aus.

Nun entdecken wir hienieden
Eine Quelle wunderbar,
Die bequem verſpricht zu geben
Was kaum zu erreichen war.

Dieß vermagſt du zu vollenden,
Nimm es Herr in deine Hut:
Jeder Schatz in deinen Händen
Kommt der ganzen Welt zu gut.

Plutus zum Herold.

Wir müſſen uns im hohen Sinne faſſen
Und was geſchieht getroſt geſchehen laſſen,
Du biſt ja ſonſt des ſtärkſten Muthes voll.
Nun wird ſich gleich ein Gräulichſtes ereignen,
Hartnäckig wird es Welt und Nachwelt läugnen:
Du ſchreib' es treulich in dein Protokoll,

Herold

(den Stab anfaſſend, welchen Pluto in der Hand behält).

Die Zwerge führen den großen Pan
Zur Feuerquelle ſacht heran,
Sie ſiedet auf vom tiefſten Schlund,
Dann ſinkt ſie wieder hinab zum Grund,
Und finſter ſteht der offne Mund;
Wallt wieder auf in Gluth und Sud,
Der große Pan ſteht wohlgemuth
Freut ſich des wunderſamen Dings.
Und Perlenſchaum ſprüht rechts und links,
Wie mag er ſolchen Weſen traun?
Er bückt ſich tief hinein zu ſchaun. —
Nun aber fällt ſein Bart hinein! —
Wer mag das glatte Kinn wohl ſeyn?
Die Hand verbirgt es unſerm Blick. —
Nun folgt ein großes Ungeſchick,
Der Bart entflammt und fliegt zurück,
Entzündet Kranz und Haupt und Bruſt,
Zu Leiden wandelt ſich die Luſt. —
Zu löſchen läuft die Schaar herbei,
Doch keiner bleibt von Flammen frei,
Und wie es patſcht und wie es ſchlägt
Wird neues Flammen aufgeregt;
Verflochten in das Element
Ein ganzer Maſſenklump verbrennt.
Was aber hör' ich wird uns kund
Von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund!
O ewig unglückſel'ge Nacht
Was haſt du uns für Leid gebracht!

Verkünden wird der nächſte Tag
Was niemand willig hören mag;
Doch hör' ich aller Orten ſchrein
„Der Kaiſer," leidet ſolche Pein.
O wäre doch ein andres wahr!
Der Kaiſer brennt und ſeine Schaar.
Sie ſey verflucht die ihn verführt,
In darzig Reis ſich eingeſchnürt.
Zu toben her mit Brüll-Geſang
Zu allerſeitigem Untergang.
O Jugend, Jugend wirſt du nie
Der Freude reines Maß bezirken?
O Hoheit, Hoheit wirſt du nie
Vernünftig wie allmächtig wirken?

Schon geht der Wald in Flammen auf,
Sie züngeln leckend ſpitz hinauf,
Zum holzverſchränkten Deckenband,
Uns droht ein allgemeiner Brand.
Des Jammers Maß iſt übervoll,
Ich weiß nicht wer uns retten ſoll.
Ein Aſchenhaufen einer Nacht
Liegt morgen reiche Kaiſerpracht.

Plutus.

Schrecken iſt genug verbreitet,
Hülfe ſey nun eingeleitet! —
Schlage heil'gen Stabs Gewalt,
Daß der Boden bebt und ſchallt!
Du geräumig weite Luft
Fülle dich mit kühlem Duft.

Zieht heran, umherzuschweifen,
Nebeldünste, schwangre Streifen,
Deckt ein flammendes Gewühl;
Rieselt, säuselt, Wölkchen kräuselt,
Schlüpfet wallend, leise dämpfet,
Löschend überall bekämpfet,
Ihr, die lindernden, die feuchten,
Wandelt in ein Wetterleuchten
Solcher eitlen Flamme Spiel. —
Drohen Geister uns zu schädigen
Soll sich die Magie bethätigen.

Luſtgarten.

Morgenſonne.

Der Kaiſer, Hofleute. Fauſt, Mephiſtopheles, anſtändig, nicht auffallend, nach Sitte gekleidet; beide knieen.

Fauſt.

Verzeihſt du, Herr, das Flammengaukelſpiel?

Kaiſer

zum Aufſtehn winkend.

Ich wünſche mir dergleichen Scherze viel. —
Auf einmal ſah ich mich in glüh'nder Sphäre,
Es ſchien mir faſt als ob ich Pluto wäre.
Aus Nacht und Kohlen lag ein Felſengrund,
Von Flämmchen glühend. Dem und jenem Schlund
Aufwirbelten viel tauſend wilde Flammen
Und flackerten in Ein Gewölb zuſammen.
Zum höchſten Dome züngelt es empor,
Der immer ward und immer ſich verlor.
Durch fernen Raum gewundner Feuerſäulen
Sah ich bewegt der Völker lange Zeilen,
Sie drängten ſich im weiten Kreis heran,
Und huldigten, wie ſie es ſtets gethan.

Von meinem Hof' erkannt' ich ein und andern,
Ich ſchien ein Fürſt von tauſend Salamandern.

Mephiſtopheles.

Das biſt du, Herr! weil jedes Element
Die Majeſtät als unbedingt erkennt.
Gehorſam Feuer haſt du nun erprobt;
Wirf dich in's Meer wo es am wildſten tobt,
Und kaum betrittſt du perlenreichen Grund,
So bildet wallend ſich ein herrlich Rund;
Siehſt auf und ab lichtgrüne ſchwanke Wellen,
Mit Purpurſaum, zur ſchönſten Wohnung ſchwellen,
Um dich, den Mittelpunct. Bei jedem Schritt,
Wohin du gehſt, gehn die Paläſte mit.
Die Wände ſelbſt erfreuen ſich des Lebens,
Pfeilſchnellen Wimmlens, Hin- und Widerſtrebens.
Meerwunder drängen ſich zum neuen milden Schein,
Sie ſchießen an, und keines darf herein.
Da ſpielen farbig goldbeſchuppte Drachen,
Der Hayfiſch klafft, du lachſt ihm in den Rachen.
Wie ſich auch jetzt der Hof um dich entzückt,
Haſt du doch nie ein ſolch Gedräng erblickt.
Doch bleibſt du nicht vom Liebkichſten geſchieden:
Es nahen ſich neugierige Nereiden
Der prächt'gen Wohnung in der ew'gen Friſche,
Die jüngſten ſcheu und lüſtern wie die Fiſche,
Die ſpätern klug. Schon wird es Thetis kund,
Dem zweyten Peleus reicht ſie Hand und Mund. —
Den Sitz alsdann auf des Olymps Revier . . .

Kaiſer.

Die luft'gen Räume die erlaß ich dir:
Noch früh genug beſteigt man jenen Thron.

Mephiſtopheles.

Und, höchſter Herr! Die Erde haſt du ſchon.

Kaiſer.

Welch gut Geſchick hat dich hieher gebracht,
Unmittelbar aus Tauſend Einer Nacht?
Gleichſt du an Fruchtbarkeit Scheherazaden,
Verſichr' ich dich der höchſten aller Gnaden.
Sey ſtets bereit, wenn eure Tageswelt,
Wie's oft geſchieht, mir widerlichſt mißfällt.

(Iſt fortzuſetzen.)

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Dreyzehnter Band.

Unter den durchlauchtigsten deutschen Bunde schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Puppenspiel.

Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.

Das Neueste von Plunderesweilern.

Fastnachtsspiel.

Pater Brey.

Satyros.

Bahrdt.

Parabasin.

Legende.

Hans Sachs.

Mieding.

Künstlers Erdenwallen.

Künstlers Apotheose.

Epilog zu Schiller's Glocke.

Die Geheimnisse.

Maskenzüge.

Carlsbader Gedichte.

Des Epimenides Erwachen.

Neueröffnetes

moraliſch-politiſches

Puppenſpiel.

Et prodesse volunt et delectare poetae.

Prolog.

Auf, Adler, dich zur Sonne ſchwing,
Dem Publico dieß Blättchen bring;
So Luſt und Klang gibt friſches Blut,
Vielleicht iſt ihm nicht wohl zu Muth.
Ach ſchau ſie, guck ſie, komm herbei
Der Papſt und Kaiſer und Kleriſey!
Haben lange Mäntel und lange Schwänz,
Paradiren mit Eichel- und Lorbeerkränz,
Trottiren und ſtäuben zu hellen Schaaren,
Machen ein Gezwatzer als wie die Staaren,
Dringt einer ſich dem andern vor,
Deutet einer dem andern ein Eſelsohr.
Da ſteht das liebe Publicum
Und ſieht erſtaunend auf und um.
Was all der tollen Reiterey
Für Anfang, Mitt' und Ende ſey.
Oho, ſa ſa, zum Teufel zu!
O weh! laß ab, laß mich in Ruh!
Herum, herauf, hinan, hinein —
Das muß ein Schwarm Autoren ſeyn!
Ach Herr, man krümmt und krammt ſich ſo,
Zappelt wie eine Laus, hüpft wie ein Floh,

Und fliegt einmal und kriecht einmal,
Und endlich läßt man euch in Saal.
Sey's Kammerherr nun, sey's Lakey;
Genug, daß einer drinne sey.
Nun weiter auf, nun weiter an!
Wie's tummelt auf der Ehrenbahn!
Ach sieh! wie schöne pflanzt sich ein
Das Völklein dort im Schattenhain;
Ist wohl zurecht und wohl zu Muth,
Zäunt jeder sich sein kleines Gut,
Beschneid't die Nägel in Ruh' und Fried'
Und singt sein Klimpimpimper-Lied;
Da kommt ein Flegel ihm auf den Leib,
Frißt seine Aepfel, beschläft sein Weib:
Sich drauf die Bürgerschaft rottirt,
Gebrüllt, gewetzt und Krieg geführt;
Und Höll' und Erd' bewegt sich schon.
Da kommt mir ein Titanensohn,
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt' und Wäldern einem Hauf,
Mit Schlachtfelds-Lärm und liebem Sang,
(Es wankt die Erd', dem Volk ist's bang)
Und trägt sie eben in Einem Lauf
Zum Schämel den Olymp hinauf.
Deß wird Herr Jupiter ergrimmt,
Sein'n ersten besten Strahl er nimmt,
Und schmeißt den Kerl die Kreuz und Quer
Hurlurli durli in's Thal daher,
Und freut sich seines Siegs so lang,
Bis Juno ihm macht wieder bang.

So iſt die Eitelkeit der Welt!
Iſt keines Reich ſo feſt geſtellt,
Iſt keine Erdenmacht ſo groß,
Fällt alles doch ſein Endelos.
Drum treib's ein jeder wie er kann;
Ein kleiner Mann iſt auch ein Mann!
Der Hoh' ſtolzirt, der Kleine lacht,
So hat's ein jeder wohl gemacht.

Das

Jahrmarkts-Fest

zu

Plundersweilern.

Ein Schwankspiel.

Marktſchreier.

Werd's rühmen und preiſen weit und breit.
Daß Plunderswellern dieſer Zeit
Ein ſo hochgelahrter Doctor ziert,
Der ſeine Collegen nicht ſchikanirt.
Habt Dank für den Erlaubnißſchein!
Hoffe, ihr werdet zugegen ſeyn,
Wenn wir heut' Abend auf allen Vieren
Das liebe Publicum amüſiren.
Ich hoff' es ſoll euch wohl behagen;
Geht's nicht vom Herzen, ſo geht's vom Magen.

Doctor.

Herr Bruder, Gott geb' euch ſeinen Segen
Unzählbar, in Schnupftuchs-Hagelregen.
Den Profit kann ich euch wohl gönnen;
Weiß was im Grunde wir alle können.
Läßt ſich die Krankheit nicht curiren,
Muß man ſie eben mit Hoffnung ſchmieren.
Die Kranken ſind wie Schwamm und Zunder;
Ein neuer Arzt thut immer Wunder.
Was gebt ihr für eine Comödia?

Marktſchreier.

Herr, es iſt eine Tragödia,
Voll ſüßer Worten und Sittenſprüchen;
Hüten uns auch vor Zoten und Flüchen,

Seitdem in jeder großen Stadt
Man übertreine Sitten hat.

Doctor.

Da wird man ſich wohl ennüyiren!

Marktſchreier.

Könnt' ich nur meinen Hanswurſt curiren;
Der macht' euch ſicher große Freud',
Weil ihr davon ein Kenner ſeyd.
Doch iſt's gar ſchwer es recht zu machen;
Die Leute ſchämen ſich, zu lachen:
Mit Tugendſprüchen und großen Worten
Gefällt man wohl an allen Orten;
Denn da denkt jeder für ſich allein:
So ein Mann magſt du auch wohl ſeyn!
Doch wenn wir droben ſprächen und thäten,
Wie ſie gewöhnlich thun und reden,
Da rief ein jeder im Augenblick:
Es pfui, ein indecentes Stück!
Allein, wir ſuchen zu gefallen;
Drum lügen wir und ſchmeicheln allen.

Doctor.

Sauer iſt's ſo ſein Brot erwerben!

Marktſchreier.

Man ſagt: es könne den Charakter verderben,
Wenn man Verſtellung als Handwerk treibt,
In fremde Seelen ſpricht und ſchreibt,
Und wenn man das ſehr oft gethan,
Nehme man auch fremde Gemüthsart an.
Doch ach! wir ſcheinen oft zu ſcherzen,
Und haben viel Kummer unter'm Herzen;

Verſchenken tauſend Stück Piſtolen,
Und haben nicht die Schuh' zu beſohlen.
Unſre Helden ſind gewöhnlich ſchüchtern,
Auch ſpielen wir unſre Trunkenen nüchtern.
So macht man Scheim und Böſewicht,
Und hat davon keine Ader nicht.

Doctor.

Der Rollen muß man ſich nicht ſchämen.

Marktſchreier.

Warum will man's uns übel nehmen?
Tritt im gemeinen Lebenslauf
Ein jeder doch behutſam auf,
Weiß ſich in Zeit und Ort zu ſchicken,
Bald ſich zu heben und bald zu drücken,
Und ſo ſich manches zu erwerben,
Indeß wir andre faſt Hunger ſterben.

Doctor.

So habt ihr alſo gute Leute?

Marktſchreier.

Ihre Talente, die ſeht ihr heute;
Auch ſind ſie wegen guter Sitten
An hohen Höfen wohl gelitten.

Doctor.

Es ſetzt doch wohl mitunter Zank?

Marktſchreier.

Das geht noch ziemlich, Gott ſey Dank!
Sie können ſich nicht immer leiden;
Stark ſind ſie im Geſichterſchneiden:
Ich laſſ ſie gelaſſen ſich entzweyen;
Jeden Tag gibt's neue Parteyen.

Man muß nicht die Geduld verlieren,
Doch ſind ſie bös zu transportiren.
Will jetzt zu meinem Geſchäfte gehn.

Doctor.

Nun, alter Freund, auf Wiederſehn!

Bedienter.

Ein Compliment vom gnäd'gen Fräulein:
Sie hofft, Sie werden ſo gütig ſeyn,
Und mit zu der Frau Amtmann gehen,
Um all das Gaukelſpiel zu ſehen.

Der zweyte Vorhang geht auf, man ſieht den ganzen Jahrmarkt. Im Grunde ſteht das Bretergerüſte des Marktſchreyers, links eine Laube vor der Thür des Amtmanns, darin ein Tiſch und Stühle. Während der Symphonie gehn alle, doch in ſolcher Ordnung durch einander, daß ſich die Perſonen gegen der Vorderſeite begegnen, und dann ſich in den Grund verlieren, um den andern Platz zu machen.

Tyroler.

Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!
Sechs Kreuzer 's Stück, iſt gar kein Geld,
Wie's einem in die Hände fällt.
Kauft allerhand, kauft allerhand,
Kauft lang' und kurze Waar'!

Der Bauer ſtreift mit den Beſen an den Tyroler und reißt ihm ſeine Sachen herunter. Streit zwiſchen beiden; während deſſen Marmotte von den zerſtreuten Sachen einlockt.

Bauer.

Beſen kauft, Beſen kauft!
Groß und klein,
Schroff und rein,
Braun und weiß,
All aus friſchem Birkenreis;

Kehrt die Gaſſe, Stub' und St —
Beſenreis, Beſenreis!

Der Gang des Jahrmarkts geht fort.

Nürnberger.

Liebe Kindlein,
Kauft ein,
Hier ein Händlein,
Hier ein Schwein;
Trummel und Schlägel,
Ein Reitpferd, ein Wägel,
Kugeln und Kegel,
Kiſtchen und Pfeifer,
Kutſchen und Läufer,
Huſar und Schweizer;
Nur ein paar Kreuzer,
Iſt alles dein!
Kindlein, kauft ein.

Fräulein.

Die Leute ſchreien wie beſeſſen.

Doctor.

Es gilt um's Abendeſſen.

Tyrolerin.

Kann ich mit meiner Waare dienen?

Fräulein.

Was führt Sie denn?

Tyrolerin.

Gemahlt neumodiſch Band,
Die leichtſten Palatinen
Sind bei der Hand;
Seh'n Sie die allerliebſten Häubchen an.

Die Fächer! was man sehen kann!
Niedlich, scharmant!

Der Doctor thut artig mit der Tyrolerin, während des Beschauens der Waaren; wird zuletzt dringender.

Tyrolerin.

Nicht immer gleich
Ist ein galantes Mädchen,
Ihr Herrn, für euch;
Nimmt sich der gute Freund zu viel heraus,
Gleich ist die Schneck' in ihrem Haus,
Und er macht so! —

Sie wischt dem Doctor das Maul.

Wagenschmiermann.

Her! Her!
Butterweiche Wagenschmer,
Daß die Achsen nicht knirren
Und die Räder nicht girren.
Yah! Yah!
Ich und mein Esel sind auch da.

Gouvernante kommt mit dem Pfarrer durch's Gedränge; er hält sich bei dem Pfefferkuchenmädchen auf; die Gouvernante ist ungeduldig.

Gouvernante.

Dort steht der Doctor und mein Fräulein,
Herr Pfarrer, lassen Sie uns eilen.

Pfefferkuchenmädchen.

Ha, ha, ha!
Nehmt von den Pfefferkuchen da;
Sind gewürzt, süß und gut;
Frisches Blut,
Guten Muth;
Pfeffernüß! ha, ha, ha!

Gouvernante.

Geſchwind, Herr Pfarrer, dann! —
Sticht Sie das Mädchen an?

Pfarrer.

Wie Sie befehlen.

Zigeunerhauptmann und ſein Burſch.

Zigeunerhauptmann.

Lumpen und Quark
Der ganze Mark!

Zigeunerburſch.

Die Piſtolen
Möcht' ich mir holen!

Zigeunerhauptmann.

Sind nicht den Teufel werth!
Weitmäulichte Laffen
Feilſchen und gaffen,
Gaffen und kaufen,
Beſtienhaufen!
Kinder und Frauen,
Affen und Katzen!
Möcht' all das Zeug nicht,
Wenn ich's geſchenkt kriegt'!
Dürft' ich nur über ſie!

Zigeunerburſch.

Wetter! wir wollten ſie!

Zigeunerhauptmann.

Wollten ſie zauſen!

Zigeunerburſch.

Wollten ſie laufen!

Zigeunerhauptmann.

Mit zwanzig Mann
Mein wär' der Kram!

Zigeunerbursch.

Wär' wohl der Mühe werth.

Fräulein.

Frau Amtmann, Sie werden verzeihen —

Amtmännin (kommt aus der Hausthür).

Wir freuen
Uns von Herzen. Willkomm'ner Besuch!

Doctor.

Ist heut doch des Lärmens genug.

Bänkelsänger kommt mit seiner Frau und steckt sein Bild auf; die Leute versammeln sich.

Bänkelsänger.

Ihr lieben Christen allgemein,
Wann wollt ihr euch verbessern?
Ihr könnt nicht anders ruhig seyn,
Und euer Glück vergrößern:
Das Laster weh dem Menschen thut;
Die Tugend ist das höchste Gut,
Und liegt euch vor den Füßen.

Die folgenden Verse ad libitum.

Amtmann.

Der Mensch meint's doch gut.

Marmotte.

Ich komme schon durch manche Land
Avecque la marmotte,
Und immer ich was zu essen fand,
Avecque la marmotte,

Avec-

Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Ich hab' gesehn gar manchen Herrn,
Avecque la marmotte,
Der hätt' die Jungfern gar zu gern,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Hab' auch gesehn die Jungfer schön,
Avecque la marmotte,
Die thäte nach mir Kleinen sehn,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Nun laßt mich nicht so gehn, ihr Herrn,
Avecque la marmotte,
Die Burschen essen und trinken gern,
Avecque la marmotte,
Avecque si, avecque la,
Avecque la marmotte.

Die Gesellschaft wirft den Knaben kleines Geld hin; Marmotte rafft alles auf

Citherspielbub.

Ai! Ai! meinen Kreuzer!
Er hat mir meinen Kreuzer genommen!

Marmotte.

Ist nicht wahr, ist mein.

Balgen sich. Marmotte singt. Citherspielbub weint.

Symphonie.

Lichtputzer
in Hannswurstnacht, auf dem Theater.

Wollen's gnädigst erlauben,
Daß wir nicht anfangen?

Zigeunerhauptmann.

Wie die Schöpse laufen,
Vom Narren Gift zu kaufen?

Schweinmetzger.

Führt mir die Schweine nach Haus.

Ochsenhändler.

Die Ochsen langsam zum Ort hinaus,
Wir kommen nach.
Herr Bruder, der Wirth uns borgt,
Wir trinken eins. Die Heerde ist versorgt.

Hannswurst.

Ihr mehnt, i bin Hannswurst, nit wahr?
Hab sei Krage, sei Hose, sei Knopf;
Hätt' i au sei Kopf,
Wär' i Hannswurst ganz und gar.
Is doch in der Art.
Seht nur de Bart!
Allons, wer kauf mir
Pflaster, Larier!
Hab' so viel Durst,
Als wie Hannswurst.
Schnupftuch 'rauf!

Marktschreier.

Wirst nit viel angeln, ist noch zu früh.
Meine Damen und Herrn
Sähen wohl gern

's treffliche Trauerſtück;
Und dieſen Augenblick
Wird ſich der Vorhang heben;
Belieben nur Acht zu geben.
Iſt die Hiſtoria
Von Eſther in Drama;
Iſt nach der neuſten Art,
Zähnklapp und Grauſen gepaart;
Das nur ſehr Schad' iſt,
Daß heller Tag iſt;
Sollte ſtichdunkel ſeyn,
Denn 's ſind viel Lichter drein.

Der Vorhang hebt ſich. Man ſieht an der Seite einen Thron und einen Galgen in der Ferne.

Symphonie.

Kaiſer Ahasverus. Haman.

Haman allein.

Die du mit ew'ger Gluth mich Tag und Nacht begleiteſt,
Mir die Gedanken fällſt, und meine Schritte leiteſt,
O Rache, wende nicht im letzten Augenblick
Die Hand von deinem Knecht! Es wägt ſich mein Geſchick.
Was ſoll der hohe Glanz, der meinen Kopf umſchwebet?
Was ſoll der günſt'ge Hauch, der längſt mein Glück belebet?
Da mir ein ganzes Reich gebückt zu Füßen liegt,
Wenn ſich ein einziger nicht in dem Staube ſchmiegt.
Was hilft's auf ſo viel Herrn und Fürſten wegzugeben,
Wenn es ein Jude wagt, mir in's Geſicht zu ſehen?
Thut er auf Abram groß, auf unbefleckes Blut!
So lehr' ihn unſre Macht des Tempels grauſe Gluth,

Und wie Jerusalem in Schutt und Staub zerfallen,
So lieg' das ganze Volk, und Mardochai vor allen!
O kochte nur, wie hier, erst Ahasverus Blut!
Da er ein König ist, ach, ist er viel zu gut.

Ahasverus
tritt auf und spricht.

Sieh Haman, — bist du da?

Haman.

Ich warte hier schon lange.

Ahasverus.

Du schläfst auch nie recht aus, es ist mir um dich bange.
Setzt sich.

Haman.

Erhabenster Monarch, da deine Majestät
Wie immer, seh' ich wohl, auf Ros' und Flaumen geht,
Welch einen Dank soll man den hohen Göttern sagen,
Für dein so seltes Glück, die Krone leicht zu tragen!
Dein Volk, wie Sand am Meer, macht dir so wenig Müh'!
Das ist nur Götterkraft; von ihnen hast du sie.
So läßt sich ein Gebirg' in feste Ruh' nicht stören,
Wenn Wälder ohne Zahl auf seinem Haupt sich mehren.

Ahasverus.

O ja, was das betrifft, die Götter machen's recht;
So lebt und so regiert von jeher mein Geschlecht.
Mit Müh' hat keiner sich das weite Reich erworben,
Und keiner jemals ist aus Sorglichkeit gestorben.

Haman.

Wie bin ich, Gnädigster, voll Unmuth und Verdruß,
Daß ich heut deine Ruh' gezwungen stören muß!

Ahasverus.

Was ihr zu ſagen habt, bitt' ich euch — kurz zu ſagen.

Haman.

Wo nehm' ich Worte her, das Schreckniß vorzutragen?

Ahasverus.

Wie ſo?

Haman.

Du kennſt das Volk, das man die Juden nennt,
Das außer ſeinem Gott nie einen Herrn erkennt.
Du gabſt ihm Raum und Rud', ſich weit und breit zu mehren,
Und ſich nach ſeiner Art in deinem Land zu nähren;
Du wurdeſt ſelbſt ihr Gott, als ihrer ſie verließ,
Und Stadt- und Tempels-Pracht in Flammen ſchwinden ließ:
Und doch verkennen ſie in dir den güt'gen Retter,
Verachten dein Geſetz, und ſpotten deiner Götter;
Daß ſelbſt dein Unterthan ihr Glück mit Neide ſieht,
Und zweifelt ob er auch vor rechten Göttern kniet.
Laß ſie durch ein Geſetz von ihrer Pflicht belehren,
Und wenn ſie ſtörrig ſind, durch Flamm' und Schwert bekehren.

Ahasverus.

Mein Freund, ich lobe dich: du ſprichſt nach deiner Pflicht;
Doch wie's ihr andern ſeht, ſo ſieht's der König nicht.
Mir iſt es einerlei wem ſie die Pſalmen ſingen,
Wenn ſie nur ruhig ſind, und mir die Steuern bringen.

Haman.

Ich ſeh', Großmächtigſter, Dir nur gehört das Reich,
Du biſt an Gnad' und Huld den hohen Göttern gleich!
Doch iſt das nicht allein: ſie haben einen Glauben,
Der ſie berechtiget die Fremden zu berauben,
Und der Vermegenheit ſtehn deine Völker bloß.
O König! ſäume nicht, denn die Gefahr iſt groß.

Ahasverus.

Wie wäre denn das jetzt so gar auf einmal kommen?
Von Mord und Straßenraub hab' ich lang' nichts vernommen.

Haman.

Auch iſt's das eben nicht wovon die Rede war:
Der Jude liebt das Geld, und fürchtet die Gefahr.
Er weiß mit leichter Müh', und ohne viel zu wagen,
Durch Handel und durch Zins, Geld aus dem Land zu tragen.

Ahasverus.

Ich weiß das nur zu gut. Mein Freund, ich bin nicht blind;
Doch das thun andre mehr, die unbeſchnitten ſind.

Haman.

Das alles ließe ſich vielleicht auch noch verſchmerzen:
Doch finden ſie durch Geld den Schlüſſel aller Herzen,
Und kein Geheimniß iſt vor ihnen wohl verwahrt.
Mit jedem handeln ſie nach einer eignen Art.
Sie wiſſen jederman durch Borg und Tauſch zu faſſen;
Der kommt nie los, der ſich nur Einmal eingelaſſen.
Mit unſern Weibern auch iſt es ein übel Spiel;
Sie haben nie kein Geld und brauchen immer viel.

Ahasverus.

Ha, ha! Das geht zu weit! Ha, ha! Du machſt mich lachen;
Ein Jude wird dich doch nicht eiferſüchtig machen?

Haman.

Das nicht, Durchlauchtigſter! Doch iſt's ein alter Brauch,
Wer's mit den Weibern hält, der hat die Männer auch;
Und von dem niedern Volk, das in der Irre wandelt,
Wird Recht und Eigenthum, Amt, Rang und Glück verhandelt.

Ahasverus.

Du irrſt dich, guter Mann! Wie könnte das geſchehn?
Das alles muß nach mir und meinem Willen gehn.

Haman.

Ich weiß vollkommen wohl; dir iſt zwar niemand gleich,
Doch gibt's viel große Herrn und Fürſten in dem Reich,
Die dein ſo ſanftes Joch nur wider Willen dulden.
Sie haben Stolz genug, doch ſtecken ſie in Schulden;
Es iſt ein jeglicher in deinem ganzen Land
Auf ein' und andre Art mit Iſrael verwandt,
Und dieſes ſchlaue Volk ſieht Einen Weg nur offen:
So lang' die Ordnung ſteht, ſo lang' hat's nichts zu hoffen.
Es nährt drum insgeheim den faſt getuſchten Brand,
Und eh' wir's uns verſehn, ſo flammt das ganze Land.

Ahasverus.

Das iſt das erſtemal nicht daß uns dieß begegnet;
Doch unſre Waffen ſind am Ende ſtets geſegnet:
Wir ſchicken unſer Heer und feyern jeden Sieg,
Und ſitzen ruhig hier, als wär' da drauß' kein Krieg.

Haman.

Ein Aufruhr, angeflammt in wenig Augenblicken,
Iſt eben auch ſo bald durch Klugheit zu erſticken:
Allein durch Rath und Geld nährt ſich Rebellion,
Vereint beſtürmen ſie, es wankt zuletzt der Thron.

Ahasverus.

Der kann ganz ſicher ſtehn, ſo lang' als ich drauf ſitze!
Man weiß wie da herab ich gar erſchrecklich blitze:
Die Stufen ſind von Gold, die Säulen Marmorſtein,
In hundert Jahren fällt ſolch Wunderwerk nicht ein.

Haman.

Ach warum drängſt du mich, dir alles zu erzählen?

Ahasverus.

So ſag' es g'rad heraus, ſtatt mich ringsum zu quälen;
So ein Geſpräch iſt mir ein ſchlechter Zeitvertreib.

Haman.

Ach Herr, sie wagen sich vielleicht an deinen Leib.

Ahasverus zusammenfahrend.

Wie? was?

Haman.

Es ist gesagt. So fließet denn, ihr Klagen!
Wer ist wohl Manns genug, um hier nicht zu verzagen?
Tief in der Hölle ward die schwarze That erdacht,
Und noch verbirgt ein Theil der Schuldigen die Nacht.
Vergebens daß dich Thron und Kron' und Zepter schützen;
Du sollst nicht Babylon, nicht mehr dein Reich besitzen!
In fürchterlicher Nacht trennt die Verrätherey
Mit Vatermörderhand dein Lebensband entzwey;
Dein Blut, wofür das Blut von Tausenden geflossen,
Wird über Bett und Pfühl erbärmlich hingegossen.
Weh heulet im Palast, Weh heult durch Reich und Stadt,
Und Weh, wer deinem Dienst sich aufgeopfert hat!
Dein hoher Leichnam wird wie schlechtes Aas geachtet,
Und deine Treuen sind in Reihen hingeschlachtet!
Zuletzt, vom Morden satt, tilgt die Verrätherhand
Ihr eigen schändlich Werk durch allgemeinen Brand.

Ahasverus.

O weh! was will mir das? Mir wird ganz grün und blau!
Ich glaub', ich sterbe gleich. — Geh', sag' es meiner Frau!
Die Zähne schlagen mir, die Kniee mir zusammen,
Mir läuft ein kalter Schweiß! schon seh' ich Blut und Flammen.

Haman.

Ermanne dich!

Ahasverus.

Ach! Ach!

Haman.

Es ist wohl hohe Zeit;
Doch treues Volk ist stets zu deinem Dienst bereit.
Du wirst den Redlichsten an seinem Eifer kennen.

Ahasverus.

Je nun, was zaudert ihr? So laßt sie gleich verbrennen!

Haman.

Man muß behutsam gehn; so schnell hat's keine Noth.

Ahasverus.

Derweilen stechen sie mich zwanzig Male todt.

Haman.

Das wollen wir nun schon mit unsern Waffen hindern.

Ahasverus.

Und ich war so vergnügt als unter meinen Kindern!
Mir wünschen sie den Tod? Das schmerzt mich gar zu sehr!

Haman.

Und, Herr, wer einmal stirbt, der ißt und trinkt nicht mehr.

Ahasverus.

Man kann den Hochverrath nicht schrecklich g'nug bestrafen.

Haman.

Du solltest schon so früh bei deinen Vätern schlafen?

Ahasverus.

Ey pfui! mir ist das Grab mehr als der Tod verhaßt!
Ach! ach! mein würd'ger Freund! — Nun still! ich bin gefaßt.
Nun soll's der ganzen Welt vor meinem Zorne grauen!
Geh, laß mir auf einmal zehntausend Galgen bauen.

Haman knieend.

Unüberwindlichster! hier lieg' ich, bitte Gnad'!
Es wär' um's viele Volk — und um die Waldung Schad'.

Ahasverus.

Steh' auf! Dich hat kein Mensch an Großmuth überschritten;
Dich lehrt dein edel Herz für Feinde selbst zu bitten.
Steh' auf! wie meinst du das?

Haman.

Gar mancher Böswicht
Ist unter diesem Volk; doch alle sind es nicht;
Und vor unschuld'gem Blut mög' sich dein Schwert behüten!
Bestrafen muß ein Fürst, nicht wie ein Tiger wüthen!
Das Ungeheu'r, das sich mit tausend Klauen regt,
Liegt kraftlos wenn man ihm die Häupter niederschlägt.

Ahasverus.

O wohl! So hängt mir sie, nur ohne viel Geschwätze!
Der Kaiser will es so, so sagen's die Gesetze.
Wer sind sie, sag' mir an?

Haman.

Ach das ist nicht bestimmt;
Doch geht man niemals fehl wenn man die Reichsten nimmt.

Ahasverus.

Vermaledeyte Brut, du sollst nicht länger leben!
Und dir sey all ihr Gut und Hab' und Haus gegeben!

Haman.

Ein trauriges Geschenk!

Ahasverus.

Wer kommt dir erst in Sinn?

Haman.

Der erst' ist Mardochai, Hofjud' der Königin.

Ahasverus.

O weh! da wird sie mir kein Stündchen Ruhe lassen!

Haman.

Ist er nur einmal todt, so wird sie schon sich fassen.

Ahasverus.

So hängt ihn denn geſchwind, und laßt ihr nicht zu mir!

Haman.

Wen du nicht rufen läßt, der kommt ſo nicht zu dir.

Ahasverus.

Wo iſt ein Galgen nur? Hängt ihn eh's jemand ſpüret!

Haman.

Schon hab' ich einen hier vorſorglich aufgeführet.

Ahasverus.

Und fragt mich jetzt nicht mehr! Ich hab' genug gethan;
Beſchloſſen hab' ich es, nun geht's mich nicht mehr an.
(Ab.)

Hanswurſt.

Der erſte Actus iſt nun vollbracht,
Und der nun folgt — das iſt der zweyte.

Marktſchreier.

Liebe Freunde, gute Leute,
Daß Menſchenlieb' und Freundlichkeit
Sorge für eure Geſundheit
Und Leibeswohl, zu dieſer Zeit
Mich dieſen weiten Weg geführt,
Das ſeyd ihr alle verſchwadirt,
Und von meiner Wiſſenſchaft und Kunſt
Werdet ihr, liebe Freunde, mit Gunſt
Euch ſelbſt am beſten überführen,
Und iſt ſo wenig zu verlieren.
Zwar könnt' ich euch Brief und Siegel weiſen
Von der Kaiſerin aller Reußen
Und von Friedrich, dem König in Preußen,

Und allen Europens Potentaten —
Doch wer ſpricht gern von ſeinen Thaten?
Sind auch viele meiner Vorfahren,
Die leider! nichts als Prahler waren.
Ihr könntet's denken auch von mir,
Drum rühm' ich nichts, und zeig' euch hier
Ein Päckel Arzeney, köſtlich und gut;
Die Waare ſich ſelber loben thut.
Wozu es alles ſchon gut geweſen,
Iſt auf'm gedruckten Zettel zu leſen;
Und enthält das Päckel ganz
Ein Magenpulver und Purganz,
Ein Zahnpülverlein, honigſüße,
Und einen Ring gegen alle Flüſſe.
Wird nur dafür ein Batzen begehrt,
Iſt in der Noth wohl hundert werth.

Hannswurſt.

Schnupftuch 'rauf!

Die Zuſchauer kaufen bei'm Marktſchreier.

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eyer!
Sie ſind gut,
Und ſind nicht theuer,
Friſch wie's einer nur begehrt!

Zigeunerhauptmann.

Das Milchmädchen da iſt ein hübſches Ding;
Ich kauft' ihr wohl ſo einen zinnernen Ring.

Zigeunerburſch.

O ja, mir wär' ſie eben recht.

Zigeunerhauptmann.

Zuerſt der Herr und dann der Knecht.

Beide.

Wie verkauft ſie ihre Eyer?

Milchmädchen.

Drey, ihr Herrn, für einen Dreyer.

Beide.

Straf mich Gott, das ſind ſie werth.

Sie machen ſich von ihnen los.

Milchmädchen.

Kauft meine Milch!
Kauft meine Eyer!

Beide. Sie halten ſie.

Nicht ſo wild!
O nicht ſo theuer!

Milchmädchen.

Was ſollen mir
Die tollen Freyer?
Kauft meine Milch,
Kauft meine Eyer!
Dann ſeyd ihr mir lieb und werth.

Doctor.

Wie gefällt Ihnen das Drama?

Amtmann.

Nicht! Sind doch immer Scandala.
Hab' auch gleich ihnen ſagen laſſen,
Sie ſollten das Ding geziemlicher faſſen.

Doctor.

Was ſagte denn der Entrepreneur?

Amtmann.

Es käme dergleichen Zeug nicht mehr,
Und zuletzt Haman gedenkt erscheine
Zu Warnung und Schrecken der ganzen Gemeine.

Hannswurst.

Schnupftuch 'rauf!

Marktschreier.

Die Herren gehn noch nicht von hinnen,
Wir wollen den zweyten Act beginnen.
Indessen können sie sich besinnen,
Ob sie von meiner Waare was brauchen.

Hannswurst.

Gebt Acht! kommen euch Thränen in die Augen.

Musik.

Esther und Mardochai (treten auf).

Mardochai

weinend und schluchzend.

O greuliches Geschick! o schreckenvoller Schluß!
O Unthat, die dir heut mein Mund verkünden muß!
Erbärmlich, Königin, muß ich vor dir erscheinen.

Esther.

So sag' mir was du willt, und hör' nur auf zu weinen!

Mardochai.

Hü hü! es hält's mein Herz, hü hü! es hält's nicht aus.

Esther.

Geh' weine dich erst satt, sonst bringst du nichts heraus.

Mardochai.

Hü hü! es wird mir noch, hü hü! das Herz zersprengen.

Esther.

Was gibt's denn?

Mardochai.

U hu hu, ich soll heut Abend hängen!

Esther.

Ey, was du sagst, mein Freund! Ey, woher weißt du dieß?

Mardochai.

Das ist sehr einerlei, genug es ist gewiß.
Darf denn der Glückliche dem schönsten Tage trauen?
Darf einer denn auf Fels sein Haus geruhig bauen?
Mich machte deine Gunst so sicher, Königin,
Wie zitre' ich, da ich nun von den Verworfnen bin!

Esther.

Sag', wem gelüstet's denn, mein Freund, nach deinem Leben?

Mardochai.

Der stolze Haman hat's dem König angegeben.
Wenn du dich nicht erbarmst, nicht eilst mir beizustehn,
Nicht schnell zum König gehst, so ist's um mich geschehn.

Esther.

Die Bitte, armer Mann, kann ich dir nicht gewähren;
Man kommt zum König nicht, er müßt' es erst begehren.
Tritt einer unverlangt dem König vor's Gesicht,
Du weißt, der Tod steht drauf! Gewiß, dein Ernst ist's nicht.

Mardochai.

O Unvergleichliche, du hast gar nichts zu wagen;
Wer deine Schönheit sieht, der kann dir nichts versagen.

Und in Geſetzen ſind die Strafen nur gehäuft,
Weil man ſonſt gar zu grob den König überläuft.

Eſther.

Und ſollt' ich auch, mein Freund, das Leben nicht verlieren,
Mich warnt der Vaſti Sturz, ich mag es nicht probieren.

Mardochai.

So iſt dir denn der Tod des Freundes einerlei?

Eſther.

Allein was hälf es dir? Wir ſtürben alle zwey?

Mardochai.

Erhalt' mein graues Haupt, Geld, Kinder, Weib und Ehre!

Eſther.

Von Herzen gern, wenn's nur nicht ſo gefährlich wäre.

Mardochai.

Ich ſeh', dein hartes Herz ruf ich vergebens an.
Gedenk', Undankbare, was ich für dich gethan!
Erzogen hab' ich dich von deinen erſten Tagen,
Ich habe dich gelehrt bei Hof dich zu betragen.
Du hätteſt lange ſchon des Königs Gunſt verſcherzt,
Er hätte lange ſchon ſich ſatt an dir geherzt,
Du biſt oft gar zu g'rad, und wäreſt längſt verkleinert,
Hätt' ich nicht deine Lieb' und deine Pflicht verfeinert.
Dir kam allein durch mich der König unter's Joch,
Und durch mich ganz allein beſitzeſt du ihn noch.

Eſther.

Von ſelbſten hab' ich wohl nicht Gunſt noch Glück erworben;
Dir dank' ich's ganz allein, auch wenn du längſt geſtorben.

Mardochai.

O ſtürb' ich für mein Volk und unſer heilig Land!
Allein ich ſterb' umſonſt durch die verruchte Hand.

Dort

Dort hängt mein graues Haupt, dem ungeſtümen Regen,
Dem glüh'nden Sonnenſchein und bittern Schnee entgegen;
Dort naſcht geſchäftig mir, zum Winter-Zeitvertreib,
Ein garſtig Rabenvolk das ſchöne Fett vom Leib!
Dort ſchlagen ausgedörrt zuletzt die edlen Glieder
Von jedem leichten Wind mit Klappern hin und wieder!
Ein Greuel allem Volk, ein ew'ger Schandfleck mir,
Ein Fluch auf Iſrael, und, Königin — was dir?

Eſther.

Gewiß groß Herzeleid! Doch kann ich es erlangen,
So ſollſt du mir nicht lang' am leid'gen Galgen hangen;
Und mit ſorgfält'gem Schmerz vortrefflich balſamirt,
Begrab' ich dein Gebein, recht wie es ſich gebührt.

Mardochai.

Vergebens wirſt du dann den treuen Freund beweinen!
Er wird dir in der Noth nicht mehr wie ſonſt erſcheinen,
Mit keinem Beutel Geld, den du ſo eifrig nahmſt,
Wenn du mit Schuldverdruß von Spiel und Handel kamſt;
Mit keinem neuen Kleid, noch Perlen und Juwelen:
Mein Geiſt erſcheint dir leer, und, um dich recht zu quälen,
Bringt er nur die Geſtalt von Schätzen aus der Gruft,
Und wenn du's faſſen willſt, verſchwindet's in die Luft.

Eſther.

Ey, weißt du was, mein Freund? Bedenke mich am Ende
Mit einem Kapital in deinem Teſtamente.

Mardochai.

Wie gerne thät' ich das, von deiner Huld gerührt!
Doch leider! iſt mein Gut auch ſämmtlich confiscirt.
Und dann muß ich den Tod der Brüder auch beſorgen!
Kein Einz'ger bleibt zurück, dir künftig mehr zu borgen.

Der ſchöne Handel fällt, es kommt kein Contreband
Durch unſre Induſtrie dir künftig mehr zur Hand.
Die kleinſte Joſe wird nichts mehr an dir beneiden;
Dich werden, Mägden gleich, inländ'ſche Zeuge kleiden;
Und endlich wirſt du ſo mit hoffnungsloſer Pein
Die Sklavin deines Manns und ſeiner Leute ſeyn!

Eſther.

Das iſt nicht ſchön von dir! Was brauchſt du's mir zu ſagen?
Kommt einmal dieſe Zeit, dann iſt es Zeit zu klagen.

(Weinend.)

Nein! Wird mir's ſo ergehn?

Mardochai.

Ich ſchwör' dir, anders nicht!

Eſther.

Was thu' ich?

Mardochai.

Rett' uns noch!

Eſther.

Ach, geh' mir vom Geſicht!
Ich wollte —

Mardochai.

Königin, ich bitte dich, erhöre!
Was willſt du?

Eſther.

Ach ich wollt' — daß alles anders wäre!

Mardochai (allein).

Bei Gott! hier ſoll mich nicht manch ſchönes Wort verdrießen,
Ich laſſ' ihr keine Ruh', ſie muß ſich doch entſchließen.

Ab.

Marktſchreier.

Seiltänzer und Springer ſollten nun kommen;
Doch haben die Tage ſo abgenommen.
Allein morgen früh bei guter Zeit
Sind wir mit unſerer Kunſt bereit.
Und wem zuletzt noch ein Päckel gefällt,
Der hat es um die Hälfte Geld.

Schattenſpielmann

hinter der Scene.

Orgelum Orgeley!
Dudeldumdey!

Doctor.

Laßt ihn herbeikommen.

Amtmann.

Bringt den Schirm heraus.

Doctor.

Thut die Lichter aus;
Sind ja in einem honetten Haus.
Nicht wahr, Herr Amtmann, man iſt was man bleibt?

Amtmann.

Man iſt wie man's treibt.

Schattenſpielmann.

Orgelum, Orgeley!
Dudeldumdey!

Lichter weg! mein Lämpchen nur,
Nimmt ſich ſonſt nicht aus.
In's Dunkle da, Mesdames.

Doctor.

Von Herzen gern.

Schattenſpielmann.

Orgelum, orgelev! :,:
Ach wie ſie is alles dunkel!
Finſternis is,
War ſie all wüſt und leer,
Hab ſie all nichs auf dieſer Erd geſehe.
Orgelum :,:
Sprach ſie Gott, 's werd Licht!
Wie's hell da reinbricht!
Wie ſie all durk einander gehn,
Die Element alle vier,
In ſechs Tag alles gemacht is,
Sonn, Mond, Stern, Baum und Thier,
Orgelum, orgelev!
Dudeldumdev!
Steh ſie Adam in die Paradies,
Steh ſie Eva, hat ſie die Schlang verführt,
Rausgejagt,
Mit Dorn und Diſteln
Geburtsſchmerzen geplagt.
O weh!
Orgelum :,:
Hat ſie die Welt vermehrt
Mit viel gottloſe Leut,
Waren ſo fromm vorher!
Habe geſunge, gebett!

Glaube mehr an keine Gott,
Is e Schand und e Spott!
Seh sie die Ritter und Damen
Wie sie zusammen kamen,
Sich degeh, sich begatte
In alle grüne Schatte,
Uf alle grüne Halde:
Kann das unser Herr Gott leide?
Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!
Fährt da die Sündfluth 'rein,
Wie sie gotterbärmlick schrein;
All all ersaufen schwer,
Is gar keine Rettung mehr
Orgelum :,:
Guck sie, in vollem Schuß
Fliegt daher Mercurius,
Macht ein End all dieser Noth;
Dank sey dir, lieber Herre Gott!
Orgelum, orgeley,
Dudeldumdey!

Doctor.

Ja, da wären wir geborgen!

Fräulein.

Empfehlen uns.

Amtmann.

Sie kommen doch wieder morgen?

Gouvernante.

Man hat an Einmal satt.

Doctor.

Jeder Tag ſeine eigne Plage hat.

Schattenſpielmann.

Orgelum, orgelen,
Dudeldumdey!

Das

Neueſte von Plundersweilern.

1 7 8 0.

Nachſtehendes Gedicht verlangt eine kurze Einleitung, weil es ſonſt zum größten Theil unverſtändlich bleiben müßte.

Herzogin Amalia hatte die gnädige Gewohnheit eingeführt, daß Sie allen Perſonen Ihres nächſten Kreiſes zu Weihnachten einen heiligen Chriſt beſcheren ließ. In einem geräumigen Zimmer waren Tiſche, Geſtelle, Pyramiden und Baulichkeiten errichtet, wo jeder Einzelne ſolche Gaben fand, die ihn theils für ſeine Verdienſte um die Geſellſchaft belohnen und erfreuen, theils auch wegen einiger Unarten, Angewohnheiten und Mißgriffe beſtrafen und vermahnen ſollten.

Zu Weihnachten 1780 verbanden ſich mehrere dieſes Vereins, der Fürſtin gleichfalls eine Gabe darzubringen, welche nichts Geringeres ſeyn ſollte, als die deutſche Literatur der nächſtvergangenen Jahre in einem Scherzbilde. Ueber dieſen Gegenſtand war ſo viel geſprochen worden, ſo viel geſtritten und gemeint, daß ſich manches Neckiſche wohl zuſammenfaſſen ließ, und das Zerſtreute in einem Bilde aufzuſtellen möglich war. Nach Erfindung und Entwurf des Verfaſſers ward durch Rath Krauſe eine Aquarellzeichnung verfertigt, zu gleicher Zeit aber ein Gedicht geſchrieben, welches die bunten und ſeltſamen Geſtalten einigermaßen erklären ſollte. Dieſes Bild war auf einem vergoldeten Geſtell eingerahmt und verdeckt, und als nun jederman ſich über die empfangenen Gaben genugſam erfreut hatte, trat der Marktſchreier von Plunderswellern, in der von Ettersburg her bekannten Geſtalt, begleitet von

der luſtigen Perſon, herein, begrüßte die Geſellſchaft, und nach Enthüllung und Beleuchtung des Bildes recitirte er das Gedicht, deſſen einzelne Gegenſtände der Begleiter, wie ſie eben vorkamen, mit der Pritſche bezeichnete. Dieſer Scherz gelang zur Ergetzung der höchſten Gönnerin, nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die ſich getroffen fühlen mochten.

Das Bild exiſtirt noch, wohlerhalten, und dürfte von einem geſchickten Kupferſtecher geiſtreich radirt zum völligen Verſtändniß des Gedichts, und dem deutſchen Publicum, das über jene Zeiten ſich längſt aufgeklärt ſieht, zur unverfänglichen Unterhaltung dienen.

Weimar, d. 30. April
1816.

Im deutschen Reich gar wohl bekannt
Iſt der Ort, Plunderswillern genannt,
Und ſeines Jahrmarkts Lärm und Luſt
Viel groß und kleinem Volk bewußt;
Auch ſieht man, daß zu einer Stadt
Der Flecken ſich erweitert hat.

Und zwar mag es nicht etwa ſeyn,
Wie zwiſchen — — — — — —,
Als wo man emſig und zu Hauf
Macht Vogelbauer auf den Kauf,
Und ſendet, gegen fremdes Geld,
Die Vöglein in die weite Welt.

Vielmehr ſind hier, wie in Paris,
Der Leute mehr als der Logis;
Und wie ein Haus gebaut ſeyn mag,
Gleich iſt's beſetzt den andern Tag.

Beſonders eine der längſten Gaſſen
Hat man für Leſer erbauen laſſen,
Wie in den Häuſern, eng und weit,
Geleſen wird zu jeder Zeit;
Auswahl und Urtheil ſind verbannt.
Mit neuen Büchern in der Hand,

Find't man, ſo wie man geht und ſteht,
Von Thürſchwell' auf bis zum Privet,
Einen jeden emſig ſich erbauen
Und kaum zum Gruße ſeitwärts ſchauen.

Wie man denn ſchon ſeit langen Zeiten
Läßt Kaffee öffentlich bereiten,
Daß für drey Pfennig' jederman
Sich ſeinen Magen verderben kann:
So theilt man nun den Leſeſchmaus
Liebhabern für ſechs Pfennig' aus.

Von dieſer Straße, lang und ſchön,
Könnt ihr hier nur das Eckhaus ſehn.
Hier ſchauen Damen und Herrn herum
Begierig in das Publicum,
Wie einer an den andern rennt;
Und Abends ſind ſie gar content.

Vor ihrem Fenſter, mit leichten Schritten,
Spaziert ein Mädchen von ſchlechten Sitten,
Und bietet um geringen Preis
Gar vieler Menſchen ſauren Schweiß.
Ein jeder wird ſie laut verachten;
Es mag kein Menſch ſie übernachten,
Und alle kommen doch zu Haufen
Ihr ihre Waaren abzukaufen.

Wie ſchlimm ſieht's drum in jenem Haus,
In der uralten Handlung aus!
Gar einzeln naht ſich dann und wann
Ein etwa grundgelehrter Mann,

Nach einem Follo zu fragen;
Dagegen bücken viel Automagen
Sich mit demüthigen Gebärden
Vor dem Papierpatron zur Erden.
Auch iſt das Haus, wie jeder ſagt,
Von böſer Nachbarſchaft geplagt:
Wie man Exempel jeden Tag
In der Almende ſehen mag.

Halt auf! o weh! welch ein Geſchrei!
Was zerrt man dieſe Leut' herbei?
Was hat das arme Volk begangen?
Was wird mit ihnen angefangen?

Die aufgehängten Becken hier
Verkünden euch den Herrn Barbier.
Dem, wo er irgend Stoppeln ſieht,
Das Meſſer unter'n Händen glüht;
Und er raſirt, die Wuth zu ſtillen,
Zwar gratis, aber wider Willen,
Und bei dem ungebetnen Schnitt
Geht auch wohl Haut und Naſe mit.

Welch ein Palaſt am End' der Stadt
Iſt's, wo er ſeine Bude hat!
Auf gutes Fundament gebaut,
Der alle Gegend überſchaut.
Wer iſt der vornehm reiche Mann,
Der alſo bau'n und wohnen kann?

Mit großer Luſt und großem Glück
Hält ihr Serail hier Frau Kritik.

Ein jeder, er ſey groß und klein,
Wird ihr gar ſehr willkommen ſeyn.
Sein Zimmer iſt ihm gleich bereit,
Sein Eſſen auch zu rechter Zeit;
Er wird genähret und verwahrt
Nach ſeiner Art und ſeinem Bart.
Doch läßt, aus Furcht vor Neidesflammen,
Sie ihre Freunde nie zuſammen.
Sie hat zwar weder Leut' noch Land,
Auch weder Capital noch Pfand,
Sie bringt auch ſelber nichts hervor,
Und lebt und ſteht doch groß im Flor:
Denn was ſie reich macht und erhält,
Das iſt eine Art von Stempelgeld;
Drum ſehn wir alle neuen Waaren
Zum großen Thor hineingefahren.

Am Fenſter läßt ſich einer blicken,
Der reißt gar alles grob zu Stücken;
Ein andrer mißt das Werk mit Ellen;
Ein dritter läßt's auf der Wage ſchnellen;
Ein vierter, oben auf dem Haus,
Kloyſt gar die alten Kleider aus.
Gar viele Fenſter ſind auch zu;
Das deutet nicht auf inn're Ruh'.
Die meiſten arbeiten wie in der Gruft
Und kommen ſelten an friſche Luft.

Doch ſcheint's, ihr möget nicht verweilen
Und gerne dieſen Zug ereilen;
Bleibt nur ein wenig hinterdrein;
Ich fürcht' es möcht' gefährlich ſeyn.

Unter dem Leichnam auf ſeinem Rücken
Seht ihr einen jungen Herrn ſich drücken,
Ein Schießgewehr in ſeiner Hand:
So trug er ſeinen Freund durch's Land,
Erzählt den traurigen Lebenslauf
Und fordert jeden zum Mitleid auf.
Kaum hält er ſich auf ſeinen Füßen,
Die Thränen ihm von den Wangen fließen,
Beſchreibt gar rührend des Armen Noth,
Verzweiflung und erbärmlichen Tod;
Wie er ihn endlich aufgerafft:
Das alles ein wenig ſtudentenhaft.
Da fing's entſetzlich an zu rumoren
Unter Klugen, Weiſen und unter Thoren;
Drum wünſcht er weit davon zu ſeyn.

Denn ſeht, es kommen hinterdrein
Ein Chor ſchwermüthiger Junggeſellen,
Die ſich gar ungebärdig ſtellen.
Mehr ſag' ich nicht: Man kennt genug
Den ganzen uniformen Zug.

Jeder führt eine Jungfrau fein,
Die ſcheinen gleiches Sinns zu ſeyn:
Denn ſie tragen auf bunten Stangen
Paniere zierlich aufgehangen,
Die Zeichen ihrer Luſt und Schmerz:
Einen vollen Mond, ein brennend Herz;
Wie denn nun faſt eine jede Stadt
Ihren eignen Mondſchein nöthig hat.
Die Herzen lärmen und pochen ſo ſehr,
Man hört ſein eigen Wort nicht mehr;

Doch scheinen die Liebchen bei diesen Spielen
Noch seitwärts in die Welt zu schielen.

Laßt sie vorbei und seht die Knaben,
Die in der Ecke ihre Kurzweil haben.
Die Laube, die sie faßt, ist klein,
Doch dünkt sie ihnen ein dichter Hain,
Sie haben aus Mayen sie aufgesteckt
Und vor der Sonne sich bedeckt;
Mit Siegsgesang und Harfenschlag
Verklimpern sie den lieben Tag;
Sie kränzen freudig sich wechselsweise,
Einer lebt in des andern Preise;
Daneben man Keul' und Waffen schaut.
Sie sitzen auf der Löwenhaut;
Doch guckt, als wie ein Eselsohr,
Ein Murmelkasten drunter vor,
Daraus denn bald ein jederman
Ihre hohe Ankunft errathen kann.

Ihr schaut euch um, ihr seht empor,
Leiht andern Stimmen euer Ohr!
Ja seht nur recht! Dort eine Welt
In vielen Fächern dargestellt.
Man nennt's ein episches Gedicht;
So was hat seines Gleichen nicht.

Der Mann, den ihr am Bilde seht,
Scheint halb ein Barde und halb Prophet.
Seine Vorfahren müssen's büßen,
Sie liegen wie Dagon zu seinen Füßen;

Auf ihren Häuptern ſteht der Mann,
Daß er ſeinen Helden erreichen kann.

Kaum iſt das Lied nur halb geſungen,
Iſt alle Welt ſchon liebdurchdrungen.
Man ſieht die Paare zum Erbarmen
In jeder Stellung ſich umarmen.
Ein Zögling kniet ihm an dem Rücken,
Der denkt die Welt erſt zu beglücken;
Zeigt des Propheten Strümpf' und Schuh',
Betheuert, er hab' auch Hoſen dazu,
Und, was ſich niemand denken kann,
Einen Steiß habe der große Mann.

Vor dieſem himmliſchen Bericht
Fällt die ganze Schule auf's Angeſicht,
Und rufen: Preis dir in der Höh',
O trefflicher Euſtazie!

Der Adler umgeſtürzte Zier!
Der deutſche Bär ein feines Thier!
Wie viele Wunder die geſchehn,
Könnt ihr hier nicht auf einmal ſehn!
Er hat auch eine Heftelfabrik,
Die zeigt ſich nicht auf dieſem Stück.

Ihr kennt den himmliſchen Mercur,
Ein Gott iſt er zwar von Natur;
Doch ſind ihm Stelzen zum irdiſchen Leben
Als wie ein Pfahl in's Fleiſch gegeben;
Darauf macht er durch des Volkes Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterſchritte.

Auf ſeinen Scepter und ſeine Ruthe
Thut er ſich öfters was zu Gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben
Und möchten ihn gerne herunter haben;
Vergebens ſägſt du, thöricht Kind!
Die Stelzen, wie er, unſterblich ſind.

Es ſchaut zu ihm ein großer Hauf
Von mancherlei Bewunderern auf;
Doch dieſen Pact, ſo ſchwer und groß,
Wird er wohl ſchwerlich jemals los.

Wie iſt mir? wie erſcheint ein Engel
In Wolken mit dem Lilienſtengel!
Er bringt einen Lorberkranz hernieder,
Er ſieht ſich um und ſucht ſich Brüder.

Wer ſagt mir ein vernünftig Wort?
Was treiben die eilenden Knaben dort?
Seht ihr nicht, wie geſchickt ſie's machen!
Seht doch, wie ſteigen ihre Drachen!
Geht er nicht ſchnell und hoch genung?
Man nennt es einen Odenſchwung.

Die andern führ' ich euch nicht vor;
Sie haben mit dem Blaſerohr
Nach Schmetterlingen unverdroſſen
Mit Lettenkugeln lang' geſchoſſen,
Und dann war ſtets das arme Ding
Ein lahmgeſchoſſ'ner Schmetterling.

Die kleinen Jungens in der Pfützen
Laßt ſie mit ihren Schuſſern ſitzen!
Und laßt uns ſehn, dort ſtäubt's im Sand,
Dort zieht ein wüthig Heer zu Land.

Zuvörderſt ſprengt ein Ritersmann
Auf einem zweydeutigen Pferdlein an;
Ein hoher Federbuſch ihn ziert,
Die Lanze er gar ſtolz regiert,
Von Kopf zu Fuß in Stahl vermummt
Daß jeder Bauer und Knecht verſtummt.
Als Ritter nimmt er Preis und Gruß;
Doch eigentlich geht er zu Fuß.

Hinter ihm wird kein Gut's geſchafft.
Es reißet einer mit voller Kraft
Die Bäume ſammt den Wurzeln aus;
Die Vögel fliegen zu den Neſtern heraus.
Sein Haupt trägt eine Felſenmütze,
Sein Schüttein ſchüttert Ritterſitze.
Entſetzt euch nicht ob dieſer Stärke
Und der modernen Simſon's-Werke:
Denn aller Rieſen-Vorrath hier
Iſt nur von Pappe und von Papier.

Ein andrer trägt einen Kometenhut;
Ein dritter beißt in die Steine vor Wuth;
Sie ſtolpern über Särg' und Leichen,
Dem Pathos iſt nichts zu vergleichen.
Sie möchten gerne mit hellen Schaaren
Aus ihren eignen Häuten fahren;

Doch ſitzen ſie darin zu feſt,
Drum es jeder endlich bewenden läßt.

Im Vordergrund ſind zwey feine Knaben,
Die gar ein artig Kurzweil haben.
Mit Deutſchheit ſich zu zieren iſt
Hat jeder ſein armes Wamms zerſchlitzt;
Sie ziehen die Hemdchen durch die Spalten,
Das gibt gar wunderreiche Falten;
Die Puffen ſtehn gut zu Geſicht;
Sie ſchonen ſogar der Höschen nicht;
Sie werden bald ihr Ziel erreichen
Und deutſchen Betteljungen gleichen.

Wenn ich nun jemand rathen mag,
So hat er genug für dieſen Tag,
Und geht den Lärm und das Geſchrei,
Was hinten ſich erhebt, vorbei.

Die Bude, die man dorten ſchaut,
Iſt ſchon vor Alters aufgebaut,
Worein gar mancher, wie ſich's gebührt,
Nach ſeiner Art ſich proſtituirt.
Die feſten Säulen zeigen an,
Der Ort ſich nicht bewegen kann;
Ein Mann, der droben im Reifrock ſteht,
Deutet auf hohe Gravität:
Doch Wurſtel läßt ſich nicht vertreiben,
Läßt ſeine Neckerey nicht bleiben,
Indeß ein neuer Unfall droht,
Und bringt den Alten faſt den Tod.

Eine Rotte, kürzlich angekommen,
Hat das Portal ſchon eingenommen
Und nagelt, ihr iſt nicht zu wehren,
An's Frontiſpiz zwey Hemiſphären,
Eröffnet nun die weite Welt
Erobernd zum Theaterfeld;
Darauf denn jeder bald verſteht,
Wie es von London nach China geht.
Und ſo hat man für wenig Geld
Gleich eine Fahrt um die ganze Welt;
Es poltert alles drüber und drunter,
Die Knaben jauchzen laut mitunter,
Und auf den Dielen wohlverſchanzt
Die Schellenkapp' wird aufgepflanzt.
Kein Menſch iſt ſicher ſeines Lebens;
Es wehrt der Held ſich nur vergebens;
Es gehen beinah' in dieſer Stunde
Souffleur und Confident zu Grunde,
Die man als heilige Perſonen
Von je gewohnt war zu verſchonen.
Und dieſer Lärm dient auf einmal
Auf unſerm Schauſpiel zum Final.

Ein

Faſtnachtsſpiel,

auch wohl zu tragieren

nach Oſtern,

vom

Pater Brey,

dem falſchen Propheten.

Zur Lehr, Nutz und Kurzweil gemeiner Chriſtenheit, inſonderes Frauen und Jungfrauen zum goldnen Spiegel.

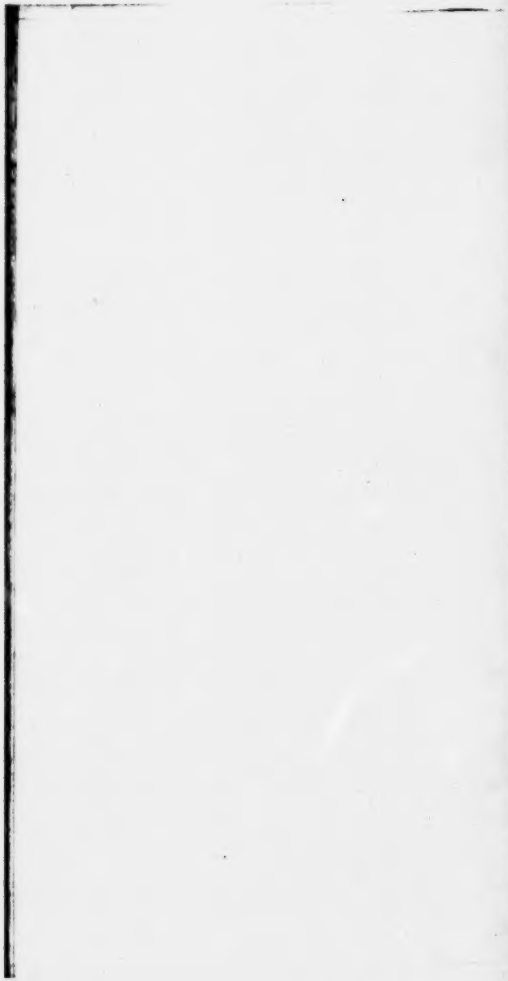

Würzkrämer

in seinem Laden.

Junge! hol' mir die Schachtel dort droben.
Der Teufels-Pfaff hat mir alles verschoben.
Mir war mein Laden wohl eingericht't,
Fehlt' auch darin an Ordnung nicht:
Mir war eines jeden Platz bekannt,
Die nöthigst' Waar' stund bei der Hand,
Tobak und Kaffee, ohn' den zu Tag
Kein Höckenweib mehr leben mag.
Da kam ein Teufels-Pfäfflein in's Land,
Der hat uns Kopf und Sinn verwandt.
Sagt, wir wären unordentlich,
An Sinn und Humor den Studenten gleich,
Könnt' unsre Haushaltung nicht bestehen,
Müßten all' ärschlings zum Teufel gehen,
Wenn wir nicht thäten seiner Führung
Uns übergeben, und geistlicher Regierung.
Wir waren Bürgersleut' guter Art,
Glaubten dem Kerl auf seinen Bart,
Darin er freilich hat nicht viel Haar:
Wir waren bethört eben ganz und gar.
Da kam er denn in den Laden herein,
Sagt: Verflucht! das sind mir Schwein'!
Wie alles durch einander steht!
Müßt's einrichten nach dem Alphabet.

Da kriegt er meinen Kaffen Kaffee,
Und setzt mir ihn oben hinauf in's C.
Und stellt mir die Tobaksbüchsen weg,
Dort hinten in's T, zum Teufelsdreck;
Kehrt eben alles drüber und drunter,
Ging weg und sprach: So besieh's jetzunder!
Da macht er sich an meine Frauen,
Die auch ein bischen umzuschauen;
Ich hat mir aber die Ehr' auf einandermal aus;
Und so schafft ich mir'n aus dem Haus.
Er hat mir's aber auch gedacht,
Und mir einen verfluchten Streich gemacht:
Sonst hielten wir's mit der Nachbarin,
Ein altes Weib von treuem Sinn;
Mit der hat er uns auch entzweyt.
Man sieht sie fast nicht die ganze Zeit;
Doch, da kommt sie so eben her.

Nachbarin kommt.

Würzkrämer.

Frau Nachbarin, was ist Ihr Begehr?

Sibylla, die Nachbarin.

Hätte gern für zwey Pfennig Schwefel und Zunder.

Würzkrämer.

Ey sieh, 's is ja ein großes Wunder,
Daß man nur einmal hat die Ehr'!

Sibylla.

Ey der Herr Nachbar braucht einen nicht sehr.

Würzkrämer.

Red' Sie das nicht. Es war' ein' Zeit,
Da wir waren gute Nachbersleut',

Und borgten einander Schüſſeln und Beſen:
Wär' auch alles gut geweſen;
Aber vom Pfaffen kommt der Neid,
Mißtrau'n, Verdruß und Zwiſtigkeit.

Sibylla.

Red' Er mir nichts über'n Herr Pater:
Er iſt im Haus als wie der Vater,
Hat über meine Tochter viel Gewalt,
Zeigt ihr, wie ſie ſoll werden klug und alt,
Und iſt ein Menſch von viel Verſtand,
Hat auch geſehn ſchon manches Land.

Würzkrämer.

Aber bedenkt Sie nicht dabei,
Wie ſehr gefährlich der Pfaff Ihr ſey?
Was thut er an Ihrer Tochter lecken?
An fremden verbotnen Speiſen ſchlecken?
Was würd' Herr Balandrino ſagen?
Wenn er zurückkäm' in dieſen Tagen,
Der in Italia zu dieſer Friſt
Unter'n Dragonern Hauptmann iſt,
Und iſt Ihrer Tochter Bräutigam,
Nicht blökt und trottelt wie ein Lamm.

Sibylla.

Herr Nachbar, Er hat ein böſes Maul,
Er gönnt dem Herrn Pater kein'n blinden Gaul,
Mein' Tochter die iſt in Büchern beleſen,
Das iſt dem Herrn Pater juſt ſein Weſen:
Auch red't ſie beſtändig allermeiſt
Von ihrem Herzen, wie ſie's heißt.

Würzkrämer.

Frau Nachbarin, das iſt alles gut;
Eure Tochter iſt ein junges Blut,
Und kennt den Teufel der Männer Ränken,
Warum ſie ſich an die Maidels denken;
Die ganze Stadt is voll davon.

Sibylla.

Lieber Herr Nachbar, weiß alles ſchon:
Meint Er denn aber, Herr, bei'm Blut,
Daß mein Maidel was Böſes thut?

Würzkrämer.

Was Böſes? Davon iſt nicht die Red',
Es iſt nur aber die Frag' wie's ſteht.
Sieht Sie, ich muß Ihr deutlich ſagen:
Ich ſtund ungefähr dieſer Tagen
Hinten am Hollunderzaun;
Da kam mein Pfäfflein und Mädelein traun,
Gingen auf und ab ſpazieren,
Thäten einander umſchlungen führen,
Thäten mit Aeugleins ſich begäffeln,
Einander in die Ohren räffeln,
Als wollten ſie eben alſogleich
Miteinander in's Bett oder in's Himmelreich.

Sibylla.

Dafür habt Ihr eben keine Sinnen;
Ganz geiſtiglich iſt ſein Beginnen,
Er iſt von Fleiſchbegierden rein,
Wie die lieben Herzengelein.
Ich wollt', Ihr thätet ihn nur recht kennen,
Würdet ihn gern einen Heiligen nennen.

Frau Sibylla, die Nachbarin, ab.

Balandrino

der Dragoner-Hauptmann, tritt auf und ſpricht:

Da bin ich nun durch viele Gefahr
Zurückgekehrt im dritten Jahr,
Hab' in Italia die Pfaffen gelauf't,
Und manche Republik gezauf't.
Bin nur jetzt von Sorgen getrieben,
Wie es drinne ſteht mit meiner Lieben,
Und ob ſie, wie in der Stadt man ſagt,
Sich mit dem Teufels-Pfaffen behagt.
Will doch gleich den Nachbar fragen;
War ein redlich Kerl in alten Tagen.

Würzkrämer.

Herr Hauptmann, ſeyd Ihr's? Gott ſey Dank
Haben Euch bald erwart't ſo lang.

Hauptmann.

Ich bin freilich lang geblieben.
Wie habt Ihr's denn die Zeit getrieben?

Würzkrämer.

So bürgerlich. Eben leidlich dumm.

Hauptmann.

Wie ſteht's in der Nachbarſchaft herum?
Iſt's wahr —

Würzkrämer.

Seyd Ihr etwa ſchon vergift't?
Da hat einer ein' böſ' Eh' geſtift't.

Hauptmann.

Sagt, iſt's wahr mit dem Pfaffen?

Würzkrämer.

Herr, ich hab' nichts mit dem Miſt zu ſchaffen,

Aber ſo viel kann ich Euch ſagen:
Ihr müßt nit mit Feuer und Schwert drein ſchlagen;
Müßt erſt mit eignen Augen ſehn,
Wie's drinnen thut im Hauſ' hergehn.
Kommt nur in meine Stube 'nein,
So eben fällt ein Schwank mir ein.
Laßt Euch's unangefochten ſeyn,
Eure Braut iſt ein gutes Ding
Und der Pfaff nur ein Däumerling.

Sie gehen ab.

Wird vorgeſtellt der Frau Sibylla Garten. Treten auf: das Pfäfflein und Leonora, ſich an den Händen führend.

Pfaff.

Wie iſt doch heut der Tag ſo ſchön!
Gar lieblich iſt's ſpazieren zu gehn.

Leonora.

Wie ſchön wird nicht erſt ſeyn der Tag,
Da mein Balandrino kommen mag!

Pfaff.

Wollt' Euch wohl gönnen die Herzensfreude!
Doch wir ſind indeß beiſammen heute,
Und ergetzen unſere Bruſt
Mit Freundſchaft und Geſprächesluſt.

Leonora.

Wie wird Euch Balandrino ſchätzen,
An Eurem Umgang ſich ergetzen,
Erkennen Euer edel Geblüt,
Frei und liebevolles Gemüth!
Und, wie Ihr wollet allen gut,
Niemals zu viel noch zu wenig thut!

Pfaff.

O Jungfrau, ich mit Seel' und Sinn
Auf immerdar dein eigen bin,
Und, den du Bräutigam thuſt nennen,
Mög' er ſo deinen Werth erkennen!
O himmliſch glücklich iſt der Mann,
Der dich die Seine nennen kann!

Sie gehen vorüber.

Tritt auf Balandrino der Hauptmann, verkleidet in einen alten Ehrimann mit weißem Bart und Augenperrücke, und der Würzkrämer.

Würzkrämer.

Hab' Euch nun geſagt des Pfaffen Geſchicht';
Wie er alles nach ſeinem Gehirn einricht't,
Wie er will Berg und Thal vergleichen,
Alles Rauhe mit Gyps und Kalk verſtreichen,
Und endlich mahlen auf das Weiß
Sein Geſicht oder ſeinen Steiß.

Hauptmann.

Wir wollen den Kerl gewaltig curiren
Und über die Ohren in Dreck 'nein führen!
Geht jetzt ein bißchen nur beiſeit.

Würzkrämer.

Wenn Ihr mich braucht, ich bin nicht weit.

Geht ab.

Hauptmann.

Ho! Holla! ho!

Sibylla.

Welch ein Geſchrei?

Hauptmann.

Treff' ich nicht hier den Pater Brey?

Sibylla.

Er wird wohl in dem Garten ſeyn;
Ich ſchick' ihn Ihnen gleich herein. (Ab.)

Der Pfaff
tritt auf und ſpricht.

Womit kann ich dem Herren dienen?

Hauptmann.

Ich bin ſo frei, mich zu erkühnen,
Den Herren Pater hier aufzutreiben;
Sie müſſen's Ihrem Ruf zuſchreiben.
Ich habe ſo viel Gut's vernommen
Von vielen, die da und dorther kommen,
Wie Sie überall haben genug
Der Menſchen Gunſt und guten Geruch;
Wollt' Sie doch eiligſt kennen lernen,
Aus Furcht, Sie möchten ſich bald entfernen.

Pfaff.

Mein lieber Herr, wer ſind Sie dann?

Hauptmann.

Ich bin ein reicher Edelmann,
Habe gar viel Gut und Geld,
Die ſchönſten Dörfer auf der Welt;
Aber mir fehlt's am rechten Mann,
Der all das guberniren kann.
Es geht, geht alles durch einander,
Wie Mäuſedreck und Coriander;
Die Nachbarn leben in Zank und Streit,
Unter Brüdern iſt keine Einigkeit,
Die Mägde ſchlafen bei den Buben,
Die Kinder boſiren in die Stuben;
Ich fürcht', es kommt der jüngſte Tag.

Pfaff.

Pfaff.

Ach da wird alles gut darnach!

Hauptmann.

Ich hätt's eben noch gern gut vorher;
Drum verlanget mich zu wiſſen ſehr,
Wie Sie denken, ich ſollt's anfangen?

Pfaff.

Können nicht zu Ihrem Zweck gelangen,
Sie müſſen denn einen Plan disponiren
Und den mit Stätigkeit vollführen.
Da muß alles calculirt ſeyn,
Da darf kein einzeln Geſchöpf hinein,
Mäuſ' und Ratten, Flöh' und Wanzen
Müſſen alle beitragen zum Ganzen.

Hauptmann.

Das thun ſie jetzt auch, ohne Kunſt.

Pfaff.

Doch iſt das nicht das Recht', mit Gunſt;
Es geht ein jedes ſeinen Gang;
Doch ſo ein Reich das dauert nicht lang':
Muß alles in einander greifen,
Nichts hinüber herüber ſchweifen;
Das gibt alsdann ein Reich, das hält
Im ſchönſten Flor bis an's End' der Welt!

Hauptmann.

Mein Herr, ich hab' hier in der Näh'
Ein Völklein, da ich gerne ſäh',
Wenn Eure Kunſt und Wiſſenſchaft
Wollt' da beweiſen ihre Kraft.
Sie führen ein Sodomitiſch Leben,
Ich will ſie Eurer Aufſicht übergeben;

Sie reden alle durch die Nasen,
Haben Wänste sehr aufgeblasen,
Und schnauzen jeden Christen an,
Und laufen davon vor jederman.

Pfaff.

Da ist der Fehler, da sitzt es eben!
Sobald die Kerls wie Wilde leben,
Und nicht bethulich und freundlich sind;
Doch das verbessert sich geschwind.
Hab' ich doch mit Geistesworten,
Auf meinen Reisen aller Orten,
Aus rohen ungewaschnen Leuten,
Die lebten wie Juden, Türken und Heiden,
Zusammengebracht eine Gemein',
Die lieben wie Mayenlämmelein
Sich und die Geistesbrüderlein.

Hauptmann.

Wollet Ihr nicht gleich hinaus reiten?
Der Herr Nachbar soll Euch begleiten.

Pfaff.

Der ist sonst nicht mein guter Freund.

Hauptmann.

Herr Pater! mehr als Ihr es meint.

Sie gehen ab.

Hauptmann
kommt zurück und spricht.

Nun muß ich noch ein bischen sehn,
Wie's thut mit Leonoren stehn.
Ich thu' sie wohl unschuldig schätzen,
Der Pfaff kann nichts als prahlen und schwätzen.

Da kommt ſie eben recht herein.
Jungfrau! Sie ſcheint betrübt zu ſeyn.

Leonora.

Mir iſt's im Herzen weh und bange,
Mein Bräutigam der bleibt ſo lange.

Hauptmann.

Liebt Ihr ihn denn allein ſo ſehr?

Leonora.

Ohn' ihn möcht' ich nicht leben mehr.

Hauptmann.

Der Pater Euch ja hofiren thut?

Leonora.

Ach ja, das iſt wohl alles gut;
Aber gegen meinen Bräutigam
Iſt der Herr Pater nur ein Schwamm.

Hauptmann.

Ich fürcht', es wird ein Hurry geben,
Wenn der Hauptmann hört Euer Leben.

Leonora.

Ach nein! denn ich ihm ſchwören kann,
Denke nicht dran, der Pfaff ſey Mann;
Und ich dem Hauptmann eigen bin
Von ganzem Herzen und ganzem Sinn.

Hauptmann

wirft Perrücke und Bart weg und entdeckt ſich.

So komme denn an meine Bruſt,
O Liebe, meines Herzens Luſt!

Leonora.

Iſt's möglich? Ach ich glaub' es kaum;
Die himmliſch' Freude iſt ein Traum!

Hauptmann.

O Leonor', bist treu genug;
Wärst du gewesen auch so klug!

Leonora.

Ich bin ganz ohne Schuld und Sünd'.

Hauptmann.

Das weiß ich wohl, mein liebes Kind;
Die Kerls sind vom Teufel besessen,
Schnoppern herum an allen Essen,
Lecken den Weiblein die Ellenbogen,
Stellen sich gar zu wohlgezogen,
Nisten sich ein mit Schmeicheln und Lügen
Wie Flitzläus', sind nicht heraus zu kriegen.
Aber ich hab' ihn prostituirt:
Der Nachbar hat ihn hinaus geführt,
Wo die Schwein' auf die Weide gehn,
Da mag er bekehren und lehren schön!

Nachbar Würzkrämer
kommt lachend außer Athem.

Gott grüß' Euch, edles junges Paar!
Der Pfaff ist rasend ganz und gar,
Läuft wie wüthig hinter mir drein.
Ich führt' ihn draußen zu den Schwein'n;
Sperrt' Maul und Augen auf, der Matz,
Als ich ihm sagt', er wär' am Platz:
Er säh', sie redten durch die Nasen,
Hätten Bäuche sehr aufgeblasen,
Wären unfreundlich, grob und liederlich,
Schnauzten und bissen sich unbrüderlich,
Lebten ohne Religion und Gott
Und Ordnung, wie jene Hottentott;

Möcht' sie nun machen all' honett,
Und die frömmst' nehmen mit zu Bett.

Hauptmann.

Thät' er drauf wacker rasen?

Würzkrämer.

Viel Flüch' und Schimpf aus'm Rachen blasen.
Da kommt er ja gelaufen schon.

Pfaff außer Athem.

Wo hat der Teufel den Cujon?

Erblickt, da er den Hauptmann sieht.

Hauptmann.

Herr Pfaff! erkennt Er nun die Schlingen?
Sollt' Ihm wohl noch ein Gratias singen:
Doch mag Er frei seiner Wege gahn;
Nur hör' Er noch zwey Wörtchen an.
Er meint, die Welt könnt' nicht bestehen,
Wenn Er nicht thät' drauf herumergehen;
Bild't sich ein wunderliche Streich'
Von seinem himmlisch geist'gen Reich;
Meint, Er wolle die Welt verbessern,
Ihre Glückseligkeit vergrößern,
Und lebt ein jedes doch fortan
So übel und so gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rucken
Fäng' Er uns nur einmal die Mücken!
Aber da ist nichts recht und gut,
Als was Herr Pater selber thut.
Thät' gerne eine Stadt abbrennen,
Weil er sie nicht hat bauen können;
Findt's verflucht, daß ohn' ihn zu fragen
Die Sonn' sich auf und ab kann wagen.

Doch Herr! damit Er uns beweis't,
Daß ohne Ihn die Erde reißt,
Zusammenstürzen Berg und Thal,
Probier' Er's nur und sterb' Er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinstall nur zusammenfällt,
So erklär' ich Ihn für einen Propheten,
Will Ihn mit all' meinem Haus anbeten.

Der Pfaff geht ab.

Hauptmann.

Und du, geliebtes Lorchen mein,
Warst gleich ei'm Wickelkindelein,
Das schreit nach Brey und Suppe lang',
Deß wird der Mutter angst und bang':
Ihr Brey ist noch nicht gar und recht:
Drum nimmt sie schnell ein Lümpchen schlecht,
Und taut ein Zuckerbrot hinein,
Und steckt's dem Kind in's Mündelein.
Da saugt's und zutscht denn um sein Leben,
Will ihm aber keine Sättigung geben;
Es zieht erst allen Zucker aus,
Und speit den Lumpen wieder aus.
So laßt uns denn den Schnacken belachen,
Und gleich von Herzen Hochzeit machen.
Ihr Jungfrauen, laßt Euch nimmer küssen
Von Pfaffen, die sonst nichts wollen noch wissen;
Denn wer möcht' Einen zu Tische laden
Auf den bloßen Geruch von einem Braten?
Es gehört zu jeglichem Sacrament
Geistlicher Anfang, leiblich Mittel, fleischlich End.

Satyros

oder

der vergötterte Waldteufel.

Drama.

1770.

Erſter Act.

Einſiedler.

Ihr denkt, ihr Herrn, ich bin allein,
Weil ich nicht mag in Städten ſeyn.
Ihr irrt euch, liebe Herren mein!
Ich hab' mich nicht hierher begeben,
Weil ſie in Städten ſo ruchlos leben
Und alle wandeln nach ihrem Trieb,
Der Schmeichler, Heuchler und der Dieb.
Das hätt' mich immerfort ergetzt,
Wollten ſie nur nicht ſeyn hochgeſchätzt;
Beſtehlen und be — — mich, wie die Raben,
Und noch dazu Reverenzen haben!
Ihrer langweiligen Narrheit ſatt
Bin herausgezogen in Gottes Stadt;
Wo's freilich auch geht drüber und drunter
Und geht deßungeacht nicht unter.
Ich ſah im Frühling ohne Zahl
Blüthen und Knoſpen durch Berg und Thal,
Wie alles drängt und alles treibt,
Kein Blättlein ohne Keimlein bleibt.

Da denkt nun gleich der steif' Philister:
Das ist für mich und meine Geschwister.
Unser Herrgott ist so gnädig heuer;
Hätt' ich's doch schon in Fach und Scheuer!
Unser Herrgott spricht: aber mir nit so;
Es sollen's ander' auch werden froh.
Da lockt uns denn der Sonnenschein
Störch' und Schwalb' aus der Fremd' herein,
Den Schmetterling aus seinem Haus,
Die Fliegen aus den Ritzen raus,
Und brütet das Raupen-Völklein aus.
Das quillt all von Erzeugungskraft,
Wie sich's hat aus dem Schlaf gerafft;
Vögel und Frösch' und Thier' und Mücken
Begehn sich zu allen Augenblicken,
Hinten und vorn, auf Bauch und Rücken,
Daß man auf jeder Blüth' und Blatt
Ein Eh- und Wochenbettlein hat.
Und sing' ich dann im Herzen mein
Lob Gott mit allen Würmelein.
Das Volk will dann zu essen haben,
Verzehren bescherte Gottesgaben.
So frißt's Würmlein frisch Keimlein-Blatt,
Das Würmlein macht das Lerchlein satt,
Und weil ich auch bin zu essen hier
Mir das Lerchlein zu Gemüthe führ'.
Ich bin dann auch ein häuslich Mann,
Hab' Haus und Stall und Garten dran.
Mein Gärtlein, Früchtlein ich beschütz'
Vor Kält' und Raupen und dürrer Hitz'.

Kommt aber herein der Kieſelſchlag
Und furaſchirt mir an einem Tag;
So ärgert mich der Streich fürwahr;
Doch leb' ich noch am End' vom Jahr,
Wo mancher Wärwolf iſt ſchon todt
Aus Aengſten vor der Hungersnoth.

Man hört von ferne heulen.

U! U! Au! Au! Weh! Weh! Ai! Ai!

Einſiedler.

Welch ein erbärmlich Wehgeſchrei!
Muß eine verwundte Beſtl' ſeyn.

Satyros.

O weh, mein Rücken! o weh, mein Bein!

Einſiedler.

Gut Freund, was iſt euch Leids geſchehn?

Satyros.

Dumme Frag'! Ihr könnt's ja ſehn.
Ich bin geſtürzt — entzwey mein Bein!

Einſiedler.

Hockt auf! Hier in die Hütte rein.

Einſiedler hockt ihn auf, trägt ihn in die Hütte und legt ihn auf's Bett.

Einſiedler.

Halt ſtill, daß ich die Wund' beſeh'!

Satyros.

Ihr ſeyd ein Flegel! ihr thut mir weh.

Einſiedler.

Ihr ſeyd ein Frau! ſo halt' denn ſtill!
Wie, Teufel, ich euch da ſchinden will?

Verbindet ihn.

So bleibt nur wenigſtens in Ruh'

Satyros.

Schafft mir Wein und Obſt dazu.

Einſiedler.

Milch und Brot, ſonſt nichts auf der Welt.

Satyros.

Eure Wirthſchaft iſt ſchlecht beſtellt.

Einſiedler.

Des vornehmen Gaſt's mich nicht verſah.
Da koſtet von dem Topfe da.

Satyros.

Pfui! was iſt das ein ä Geſchmack
Und magrer als ein Bettelſack.
Da droben im G'birg die wilden Ziegen,
Wenn ich eine bei'n Hörnern thu' kriegen,
Faſſ' mit dem Maul ihre vollen Zitzen,
Thu' mir mit Macht die Gurgel beſpritzen,
Das iſt, bei Gott! ein ander Weſen.

Einſiedler.

Drum eilt euch wieder zu geneſen.

Satyros.

Was blaſ't ihr da ſo in die Hand?

Einſiedler.

Seyd ihr nicht mit der Kunſt bekannt?
Ich hauch' die Fingerſpitzen warm.

Satyros.

Ihr ſeyd doch auch verteufelt arm.

Einſiedler.

Nein, Herr! ich bin gewaltig reich;
Meinem eignen Mangel helf' ich gleich.
Wollt ihr von Supp' und Kraut nicht was?

Satyros.

Das warm Geſchlapp was ſoll mir das?

Einſiedler.

So legt euch denn einmal zur Ruh',
Bringt ein paar Stund' mit Schlafen zu.
Will ſehen, ob ich nicht etwan
Für euren Gaum was finden kann.

Ende des erſten Acts.

Zweyter Act.

Satyros, erwachend.

Das iſt eine Hunde-Lagerſtätt!
Ein's Miſſethäters Folterbett!
Aufflegen hab' ich than mein'n Rücken,
Und die Unzahl verfluchter Mücken!
Bin kommen in ein garſtig Loch.
In meiner Höhl' da lebt man doch;
Hat Wein im wohlgeſchnitzten Krug,
Und fette Milch und Käſ' genug. —
Kann doch wohl wieder den Fuß betreten? —
Da iſt dem Kerl ſein Platz zu beten.
Es thut mir in den Augen weh,
Wenn ich dem Narren ſeinen Herrgott ſeh.
Wollt' lieber eine Zwiebel anbeten
Bis mir die Thrän' in die Augen träten,
Als öffnen meines Herzens Schrein
Einem Schnitzbildlein, Querhölzelein.
Mir geht in der Welt nichts über mich:
Denn Gott iſt Gott, und ich bin ich.

Ich denk', ich ſchleiche ſo hinaus;
Der Teufel hol' den Herrn vom Haus!
Könnt' ich nicht etwa brauchen was?
Das Leinwand nu wär' ſo ein Spaß.
Die Maidels laufen ſo vor mir;
Ich denk', ich bind's ſo etwa für.
Seinen Herrgott will ich runter reißen
Und draußen in den Gießbach ſchmeißen.

Ende des zweyten Acts.

Dritter Act.

Satyros.

Ich bin doch müd'; 's iſt hölliſch ſchwül.
Der Brunn der iſt ſo ſchattenkühl.
Hier hat mir einen Königsthron
Der Raſen ja bereitet ſchon;
Und die Lüftelein laden mich all,
Wie loſe Buhlen ohne Zahl.
Natur iſt rings ſo liebebang;
Ich will dich letzen mit Flöt' und Sang.

Zwey Mägdlein mit Waſſerkrügen.

Arſinoe.

Hör', wie 's daher ſo lieblich ſchallt!
Es kömmt vom Brunn oder aus'm Wald.

Pſyche.

Es iſt kein Knab' von unſrer Flur
So ſingen Himmelsgötter nur.
Komm laß uns lauſchen!

Arſinoe.

Mir iſt bang.

Pſyche.

Mein Herz, ach! lechzt nach dem Geſang.

Saty-

Satyros ſingt.

Dein Leben, Herz, für wen ergiebt's?
Dein Adlerauge was erſieht's?
Dir huldigt ringsum die Natur,
's iſt alles dein;
Und biſt allein,
Biſt elend nur!

Arſinoe.

Der ſingt wahrhaftig gar zu ſchön!

Pſyche.

Mir will das Herz in meiner Bruſt vergehn.

Satyros ſingt.

Haſt Melodie vom Himmel geführt
Und Fels und Wald und Fluß gerührt;
Und wonnlicher war dein Lied der Flur
Als Sonnenſchein;
Und biſt allein,
Biſt elend nur!

Pſyche.

Welch göttlich hohes Angeſicht!

Arſinoe.

Siehſt denn ſeine langen Ohren nicht?

Pſyche.

Wie glühend ſtark umher er ſchaut!

Arſinoe.

Möcht' drum nicht ſeyn des Wunders Braut.

Satyros.

O Mädchen hold, der Erde Zier!
Ich bitt' euch, fliehet nicht vor mir.

Pſyche.

Wie kommſt du an den Brunnen hier?

Satyros.

Woher ich komm', kann ich nicht sagen,
Wohin ich geh', mußt ihr nicht fragen.
Gebenedeyt sind mir die Stunden,
Da ich dich, liebes Paar! gefunden.

Psyche.

O lieber Fremdling! sag' uns recht,
Welch ist dein Nam' und dein Geschlecht?

Satyros.

Meine Mutter hab' ich nie gekannt,
Hat niemand mir mein'n Vater genannt.
Im fernen Land hoch Berg und Wald
Ist mein beliebter Aufenthalt.
Hab' weit und breit meinen Weg genommen.

Psyche.

Sollt' er wohl gar vom Himmel kommen?

Arsinoe.

Von was, o Fremdling, lebst du dann?

Satyros.

Vom Leben, wie ein andrer Mann.
Mein ist die ganze weite Welt,
Ich wohne wo mir's wohl gefällt.
Ich herrsch' über's Wild und Vögelheer,
Frücht' auf der Erden und Fisch' im Meer.
Auch ist auf'm ganzen Erdenstrich
Kein Mensch so weis' und klug als ich.
Ich kenn' die Kräuter ohne Zahl,
Der Sterne Namen allzumal,
Und mein Gesang der dringt in's Blut
Wie Weines Geist und Sonnen Gluth.

Pſyche.

Ach Gott! ich weiß wie's einem thut.

Arſinoe.

Hör', das wär' meines Vaters Mann.

Pſyche.

Ja freilich!

Satyros.

Wer iſt dein Vater dann?

Arſinoe.

Er iſt der Prieſter und Aelteſt' im Land,
Hat viele Bücher und viel Verſtand,
Verſteht ſich auch auf Kräuter und Sternen;
Ihr müßt ihn wahrhaftig kennen lernen.

Pſyche.

So lauf und bring' ihn geſchwind herbei!

Arſinoe ab.

Satyros.

So ſind wir denn allein und frei.
O Engelskind! Dein himmliſch Bild
Hat meine Seel' mit Wonn' erfüllt.

Pſyche.

O Gott! ſeitdem ich dich geſehn,
Kann kaum auf meinen Füßen ſtehn.

Satyros.

Von dir glänzt Tugend, Wahrheits-Licht
Wie aus eines Engels Angeſicht.

Pſyche.

Ich bin ein armes Mägdelein,
Dem du, Herr! wolleſt gnädig ſeyn.

Er umfaßt ſie.

Satyros.

Hab' alles Glück der Welt im Arm
So Liebe-Himmels-Wonne-warm!

Pſyche.

Dieß Herz mir ſchon viel Weh bereit't;
Nun aber ſtirbt's in Seligkeit.

Satyros.

Du haſt nie gewußt, wo mit bin?

Pſyche.

Nie, — als ſeitdem ich bei dir bin.

Satyros.

Es war ſo ahnungsvoll und ſchwer,
Dann wieder ängſtlich arm und leer;
Es trieb dich oft in Wald hinaus,
Dort Bangigkeit zu athmen aus;
Und wolluſtvolle Thränen floſſen
Und heil'ge Schmerzen ſich ergoſſen
Und um dich Himmel und Erd' verging?

Pſyche.

O Herr! du weißeſt alle Ding',
Und aller Seligkeit Wahntraumbild
Fühl' ich erbebend voll erfüllt.

Er küßt ſie mächtig.

Pſyche.

Laßt ab! — mich ſchaudert's — Wonn und Weh —
O Gott im Himmel! ich vergeh —

Hermes und Arimos kommen.

Hermes.

Willkommen, Fremdling, in unſerm Land!

Satyros.

Ihr tragt ein verflucht weites Gewand.

Hermes.

Das iſt nun ſo die Landesart.

Satyros.

Und einen lächerlich krauſen Bart.

Arſinoe leiſe zu Pſyche.

Dem Frazen da iſt gar nichts recht.

Pſyche.

O Kind! er iſt von einem Göttergeſchlecht.

Hermes.

Ihr ſcheint mir auch ſo wunderbar.

Satyros.

Siehſt an mein ungekämmtes Haar,
Meine nackten Schultern, Bruſt und Lenden,
Meine langen Nägel an den Händen;
Da ekelt dir's vielleicht dafür?

Hermes.

Mir nicht!

Pſyche.

Mir auch nicht.

Arſinoe für ſich.

Aber mir!

Satyros.

Ich wollt' ſonſt ſchnell von hinnen eilen,
Und in dem Wald mit den Wölfen heulen,
Wenn ihr euer unſelig Geſchick
Wolltet wähnen für Gut und Glück,
Eure Kleider, die euch beſchimpfen,
Mir als Vorzug entgegen rümpfen.

Hermes.

Herr! es iſt eine Nothwendigkeit.

Pſyche.

O, wie beſchwert mich ſchon mein Kleid!

Satyros.

Was Noth! Gewohnheitspoſſe nur
Fernt euch von Wahrheit und Natur,
Drinn doch alleine Seligkeit
Beſteht, und Lebens-Liebens-Freud';
Seyd all zur Sklaverey verdammt,
Nichts Ganzes habt ihr allzuſammt!

Es drängt ſich allerley Volk zuſammen.

Einer aus dem Volk.

Wer mag der mächtig' Redner ſeyn?

Ein andrer.

Einem dringt das Wort durch Mark und Bein.

Satyros.

Habt eures Urſprungs vergeſſen,
Euch zu Sklaven verſeſſen,
Euch in Häuſer gemauert,
Euch in Sitten vertrauert,
Kennt die goldnen Zeiten
Nur als Mährchen, von weiten.

Das Volk.

Weh uns! Weh!

Satyros.

Da eure Väter neugeboren
Vom Boden aufſprangen,
In Wonnetaumel verloren
Willkommenlied ſangen,
An mitgeborner Gattin Bruſt,
Der rings aufkeimenden Natur,

Ohne Neid gen Himmel blickten
Sich zu Göttern entzückten.
Und ihr — wo iſt ſie hin die Luſt
An ſich ſelbſt? Sclavlinge, verbannet nur!

Das Volk.

Weh! Weh!

Satyros.

Selig, wer fühlen kann
Was ſey: Gott ſeyn! Mann!
Seinem Buſen vertraut,
Entäußert bis auf die Haut
Sich alles fremden Schmucks,
Und nun ledig des Drucks
Gehäufter Kleinigkeiten, frei
Wie Wolken, fühlt was Leben ſey!
Stehn auf ſeinen Füßen,
Der Erde genießen,
Nicht kränklich erwählen,
Mit Bereiten ſich quälen;
Der Baum wird zum Zelte,
Zum Teppich das Gras,
Und rohe Kaſtanien
Ein herrlicher Fraß!

Das Volk.

Rohe Kaſtanien! O hätten wir's ſchon!

Satyros.

Was hält euch zurücke
Vom himmliſchen Glücke?
Was hält euch davon?

Das Volk.

Rohe Kaſtanien! Jupiters Sohn!

Satyros.

Folgt mir, ihr werthen
Herren der Erden.
Alle gesellt!

Das Volk.

Rohe Kastanien! Unser die Welt!

Ende des dritten Acts.

Vierter Act.

Im Wald.

Satyros, Hermes, Psyche, Arsinoe, das Volk.

Sitzen in einem Kreise alle gekauert wie die Eichhörnchen, haben Kastanien in den Händen und nagen daran.

Hermes für sich.

Sackerment! ich habe schon
Von der neuen Religion
Eine verfluchte Indigestion!

Satyros.

Und bereitet zu dem tiefen Gang
Aller Erkenntniß, horchet meinem Gesang!
Vernehmt, wie im Unding
Alles durcheinander ging;
Im verschloßnen Haß die Elemente tosend,
Und Kraft an Kräften widrig von sich stoßend,
Ohne Feinds-Band, ohne Freunds-Band,
Ohne Zerstören, ohne Vermehren.

Das Volk.

Lehr' uns, wir hören!

Satyros.

Wie im Urding das Urding erquoll, -
Achtsmacht durch die Nacht scholl,

Durchdrang die Tiefen der Wesen all,
Daß aufkeimte Begehrungs-Schwall
Und die Elemente sich erschlossen
Mit Hunger ineinander ergossen,
Alldurchdringend, alldurchdrungen.

Hermes.

Des Mannes Geist ist von Göttern entsprungen.

Satyros.

Wie sich Haß und Lieb gebar
Und das All nun ein Ganzes war,
Und das Ganze klang
In lebend wirkendem Ebengesang,
Sich thäte Kraft in Kraft verzehren,
Sich thäte Kraft in Kraft vermehren,
Und auf und ab sich rollend ging
Das all und ein' und ewig' Ding,
Immer verändert, immer beständig!

Das Volk.

Er ist ein Gott!

Hermes.

Wie wird die Seele lebendig
Vom Feuer seiner Rede!

Das Volk.

Gott! Gott!

Psyche.

Heiliger Prophete
Gottheit! an deinen Worten, an deinen Blicken
Ich sterbe vor Entzücken!

Das Volk.

Sinkt nieder!
Betet an!

Einer.

Sey uns gnädig!

Ein andrer.

Wunderthätig
Und herrlich!

Das Volk.

Nimm dieß Opfer an!

Einer.

Die Finsterniß ist vergangen.

Das Volk.

Nimm dieß Opfer an!

Einer.

Der Tag bricht herein.

Das Volk.

Wir sind dein!
Gott, dein! ganz dein!

Der Einsiedler kommt durch den Wald gerade auf den Satyros zu.

Einsiedler.

Ah, saubrer Gast! find' ich dich hier,
Du ungezogen schändlich Thier!

Satyros.

Mit wem sprichst du?

Einsiedler.

Mit dir!
Wer hat bestohlen mich undankbar?
Meines Gottes Bild geraubet gar?
Du hinkender Teufel!

Das Volk.

Höllenspott!
Er lästert unsern herrlichen Gott!

Einſiedler.

Du wirſt von keiner Schande roth.

Das Volk.

Der Läſtrer hat verdient den Tod.
Steinigt ihn!

Satyros.

Haltet ein!
Ich will nicht dabei zugegen ſeyn.

Das Volk.

Sein unrein Blut, du himmliſch Licht!
Fließ fern von deinem Angeſicht.

Satyros.

Ich gehe.

Das Volk.

Doch verlaß uns nicht!

Satyros ab.

Einſiedler.

Seyd ihr toll?

Hermes.

Unſeliger, kein Wort!
Bringt ihn an einen ſichern Ort!
Geht, verſchließt ihn in meine Wohnung.

Sie führen den Einſiedler ab.

Das Volk.

Sterben ſoll er!

Hermes.

Er verdient keine Schonung.
Und zu verſühnen den himmliſchen Geiſt,
Der uns ſich ſo gnädig und liebreich erweiſ't,
Wollen wir ihm unſern Tempel weihn
Und mit dem blutigen Opfer erfreun.

Das Volk.

Wohl! Wohl!

Hermes.

Zur Gottheit Füßen
Den Frevel zu büßen.

Das Volk.

Das Verbrechen
Zu rächen,
Zu tilgen den Spott.

Alle.

Zernichtet die Läſtrer,
Verherrlichet Gott!

Ende des vierten Acts.

Fünfter Act.

Wohnung des Hermes.

Eudora, Hermes Frau. Der Einsiedler.

Eudora.

Nimm, guter Mann! dieß Brod und Milch von mir,
Es ist das letzte.

Einsiedler.

Weib! ich danke dir.
Und weine nicht; laß mich in Ruhe scheiden:
Dieß Herz ist wohl gewöhnt zu leiden,
Allein zu leiden männiglich.
Dein Mitleid überwältigt mich.

Eudora.

Ich bin betrübt, wie Blutdurst meinen Mann,
Das ganze Volk der Schwindel fassen kann!

Einsiedler.

Sie glauben. Laß sie! Du wirst nichts gewinnen.
Das Schicksal spielt
Mit unserm armen Kopf und Sinnen.

Eudora.

Dich um des Thiers willen tödten!

Einsiedler.

Thiers! Wer sein Herz bedürft's fühlt,

Find't überall einen Propheten.
Ich bin der erſte Märtyrer nicht
Aber gewiß der harmloſen einer;
Um keiner Meinungen, keiner
Willkürlichen Grillen,
Um eines armen Lappens willen,
Eines Lappens, bei Gott! den ich brauchte.
Mein Andachtsbild, den Schutzgott meiner Ruh,
Raubt mir das Ungeheu'r dazu.

Eudora.

O Freund! ich kenn' ſein Götterblut wie du.
Mein Mann ward Knecht in ſeiner eignen Wohnung,
Und Ihro hoch'ſt'ge Majeſtät ſah zur Belohnung
Mich Hausfrau für einen arkadiſchen Schwan,
Mein Ehbett für einen Raſen an,
Sich drauf zu tummeln.

Einſiedler.

Ich erkenn' ihn dran.

Eudora.

Ich ſchickt' ihn mit Verachtung weg. Er hing
Sich feſter an Pſyche, das arme Ding,
Um mir zu trotzen! Und ſeit der Zeit
Sterb' ich oder ſeh dich befreit.

Einſiedler.

Sie bereiten das Opfer heut.

Eudora.

Die Gefahr lehrt uns bereit ſeyn.
Ich gebe nichts verloren;
Mit einem Blick lenk' ich ein
Bei dem kühnen eingebild'ten Thoren.

Einsiedler.

Und dann?

Eudora.

Wann sie dich zum Opfer führen,
Lock' ich ihn an, sich zu verlieren
In die innern heiligen Hallen,
Aus Großmuth-Sanftmuth-Schein.
Da bring' auf das Volk ein
Uns zu überfallen.

Einsiedler.

Ich fürchte . . .

Eudora.

Fürchte nicht!
Einer, der um sein Leben spricht,
Hat Gewalt. Ich wage und du sollst reden. Ab.

Einsiedler.

Gebt's nicht, so mögen sie mich tödten.

Der Tempel.

Satyros sitzt ernst wild auf dem Altar. Das Volk vor ihm auf den Knieen. Psyche an ihrer Spitze.

Das Volk. Chorus.

Geist des Himmels, Sohn der Götter,
Zürne nicht!
Frevlern deiner Stirne Wetter,
Uns ein gnädig Angesicht!
Hat der Lästrer das verbrochen,
Sieh herab, du wirst gerochen!
Schrecklich nahet sein Gericht.

Hermes.

Ihm folgt ein Trupp, den Einsiedler gebunden führend.

Das

Das Volk.

Höll und Tod dem Uebertreter!
Geist des Himmels, Sohn der Götter,
Zürne deinen Kindern nicht!

Satyros herabsteigend.

Ich hab' ihm seine Missethat verziehn!
Der Gerechtigkeit überlaß ich ihn.
Mögt den Thoren schlachten, befrein;
Ich will nicht dawider seyn.

Das Volk.

O Edelmuth!
Es fließe sein Blut!

Satyros.

Ich geh' in's Heiligthum hinein;
Und keiner soll sich unterstehn,
Bei Lebensstraf', mir nachzugehn!

Einsiedler für sich.

Weh mir! Ihr Götter, wollet bei mir stehn!

Satyros ab.

Einsiedler.

Mein Leben ist in euren Händen,
Ich bin nicht unbereitet es zu enden.
Ich habe schon seit manchen langen Tagen
Nicht genossen, nur das Leben so ausgetragen.
Es mag! Mich hält der thränenvolle Blick
Des Freundes, eines lieben Weibes Noth
Und unversorgter Kinder Elend nicht zurück.
Mein Haus versinkt nach meinem Tod,
Das dem Bedürfniß meines Lebens
Allein gebaut war. Doch das schmerzt mich nur
Daß ich die tiefe Kenntniß der Natur

Mit Müh' geforſcht und leider! nun vergebens;
Daß hohe Menſchen-Wiſſenſchaft,
Manche geheimnißvolle Kraft,
Mit dieſem Geiſt der Erd' entſchwinden ſoll.

Einer des Volks.

Ich kenn' ihn; er iſt der Künſte voll.

Ein Andrer.

Was Künſte! Unſer Gott weiß das all.

Ein Dritter.

Ob er ſie ſagt, das iſt ein andrer Fall.

Einſiedler.

Ihr ſeyd über hundert. Wenn's zwey-hundert wären,
Ich wollte jedem ſein eigen Kunſtſtück lehren,
Einem jeden eins,
Denn was Alle wiſſen, iſt keins.

Das Volk.

Er will uns beſchwätzen. Fort! Fort!

Einſiedler.

Noch ein Wort!
So erlaube, daß ich dir
Ein Geheimniß eröffne, das für und für
Dich glücklich machen ſoll.

Hermes.

Und wie ſoll's heißen?

Einſiedler leiſe.

Nichts weniger als den Stein der Weiſen.
Komm von der Menge
Nur einen Schritt in dieſe Gänge.

Sie treten zurück.

Das Volk.

Verwegner, keinen Schritt!

Pſyche.

In's Heiligthum! Und, Hermes, du gehſt mit?
Vergiſſeſt des Gottes Gebot?

Volk.

Auf! Auf! des Frevlers Blut und Tod.

Sie reißen den Einſiedler zum Altare. Einer zückt dem Hermes das Meſſer auf.

Eudora inwendig.

Hülfe! Hülfe!

Das Volk.

Welche Stimme?

Hermes.

Das iſt mein Weib!

Einſiedler.

Gebietet eurem Grimme
Einen Augenblick!

Eudora inwendig.

Hülfe, Hermes! Hülfe!

Hermes.

Mein Weib! Götter, mein Weib!

Er ſtößt die Thüren des Heiligthums auf. Man ſieht Eudoren ſich gegen des Satyros Umarmungen vertheidigend.

Hermes.

Es iſt nicht möglich!

Satyros läßt Eudoren los.

Eudora.

Da ſeht ihr euren Gott!

Volk.

Ein Thier! ein Thier!

Satyros.

Von euch Schurken keinen Spott!

Ich thät euch Eſeln eine Ehr' an,
Wie mein Vater Jupiter vor mir gethan;
Wollt' eure dummen Köpf' belehren
Und euren Weibern die Mücken wehren,
Die ihr nicht gedenkt ihnen zu vertreiben;
So mögt ihr denn im Dreck beſtehen.
Ich zieh' meine Hand von euch ab,
Laſſe zu edlern Sterblichen mich herab.

Hermes.

Geh! wir begehren deiner nit.

Satyrn ab.

Einſiedler.

Es geht doch wohl eine Jungfrau mit.

Prolog

zu den neusten

Offenbarungen Gottes,

verdeutscht

durch

Dr. Carl Friedrich Bahrdt.

Gieſſen 1774.

Die Frau Profeſſorin tritt auf im Putz, den Mantel umwerfend. Bahrdt ſitzt am Pult ganz angezogen und ſchreibt.

Frau Bahrdt.

So komm denn, Kind, die Geſellſchaft im Garten
Wird gewiß auf uns mit dem Kaffee warten.

Bahrdt.

Da kam mir ein Einfall von ungefähr:

Sein geſchriebenes Blatt anſehend.

So redt' ich, wenn ich Chriſtus wär'.

Frau Bahrdt.

Was kommt ein Getrappel die Trepp' herauf?

Bahrdt.

's iſt ärger als ein Studentenhauf.
Das iſt ein Beſuch auf allen Vieren.

Frau Bahrdt.

Gott behüt! 's iſt der Tritt von Thieren.

Die vier Evangeliſten mit ihrem Gefolge treten herein. Die Frau Doctorin thut einen Schrei. Matthäus mit dem Engel. Markus begleitet vom Löwen. Lukas vom Ochſen. Johannes, über ihm der Adler.

Matthäus.

Wir hören, du biſt ein Biedermann,
Und nimmſt dich unſers Herren an:

Uns wird die Christenheit zu enge,
Wir sind jetzt überall im Gedränge.

Bahrdt.

Willkomm'n, ihr Herrn! Doch thut mir's leid,
Ihr kommt zur ungelegnen Zeit,
Muß eben in Gesellschaft 'nein.

Johannes.

Das werden Kinder Gottes seyn:
Wir wollen uns mit dir ergetzen.

Bahrdt.

Die Leute würden sich entsetzen:
Sie sind nicht gewohnt solche Bärte breit,
Und Röcke so lang und Falten so weit;
Und eure Bestien, muß ich sagen,
Würde jeder Andre zur Thür 'naus jagen.

Matthäus.

Das galt doch alles auf der Welt,
Seitdem uns unser Herr bestellt.

Bahrdt.

Das kann nun weiter nichts bedeuten:
G'nug, so nehm' ich euch nicht zu Leuten.

Markus.

Und wie und was verlangst denn du?

Bahrdt.

Daß ich's euch kürzlich sagen thu':
Es ist mit eurer Schriften Art,
Mit euern Falten und euerm Bart,
Wie mit den alten Thalern schwer,

Das Silber fein geprobet ſehr.
Und gelten dennoch jetzt nicht mehr:
Ein kluger Fürſt der münzt ſie ein,
Und thut ein tüchtig's Kupfer drein;
Da mag's denn wieder fort curſiren!
So müßt ihr auch, wollt ihr ruliren,
Und in Geſellſchaft euch produciren,
So müßt ihr werden wie unſer einer,
Gerunzt, geſunzt, glatt, — 's gilt ſonſt keiner.
Im ſeidnen Mantel und Krägelein ſtink,
Das iſt doch gar ein ander Ding!

Lukas der Mahler.

Macht' mich in dem Coſtume ſehn!

Bahrdt.

Da braucht ihr gar nicht weit zu gehn,
Hab' just noch einen ganzen Ornat.

Der Engel Matthäi.

Das wär' mir ein Evangeliſten-Staat!
Kommt —

Matthäus.

Johannes iſt ſchon wegegſchlichen
Und Bruder Markus mit entwichen.

Des Lukas Ochs

kommt Lichtern zu nah, er muß nach ihm.

Bahrdt.

Schafft ab zuerſt das garſtig' Thier;
Nehm' ich doch kaum ein Hündlein mit mir.

Lukas.

Mögen gar nichts weiter verſehren mit dir.

Die Evangelisten und ihren Gefolge ab.

Frau Bahrdt.

Die Kerls nehmen keine Lebensart an.

Bahrdt.

Komm, 's ſollen ihre Schriften dran.

Parabeln.

Sie
werden fortgeſetzt
bis zum Dutzend
wodurch man
den hier angedeuteten

Charakter

völlig zu umzeichnen hofft
und zugleich
unſerer Zeit
welche das Charakteriſtiſche
in der Kunſt
ſo ſehr zu ſchätzen weiß
einigen Dienſt zu leiſten
glaubt.

I.

Ein Meiſter einer ländlichen Schule
Erhub ſich einſt von ſeinem Stuhle,
Und hatte feſt ſich vorgenommen
In beſſere Geſellſchaft zu kommen;
Deßwegen er, im nahen Bad,
In den ſogenannten Salon eintrat.
Verblüfft war er gleich an der Thür,
Als wenn's ihm zu vornehm wöerführ';
Macht daher dem erſten Fremden rechts
Einen tiefen Bückling, es war nichts ſchlechts;
Aber hinten hätt' er nicht vorgeſehn,
Daß da auch wieder Leute ſtehn,
Gab einem zur Linken in den Schoos
Mit ſeinem Hintern einen derben Stoß.
Das hätt' er ſchnell gern abgebüßt;
Doch wie er eilig den wieder begrüßt;
So ſtößt er rechts einen andern an,
Er hat wieder jemand was Leid's gethan.
Und wie er's dieſem wieder abbittet,
Er's wieder mit einem andern verſchüttet.
Und complimentirt ſich zu ſeiner Qual,
Von hinten und vorn, ſo durch den Saal,

Bis ihm endlich ein derber Geist
Ungeduldig die Thüre weist.

Möge doch mancher, in seinen Sünden,
Hievon die Nutzanwendung finden.

II.

Da er nun seine Straße ging
Dacht' er: ich machte mich zu gering;
Will mich aber nicht weiter schmiegen;
Denn wer sich grün macht den fressen die Ziegen.
So ging er gleich frisch querfeldein,
Und zwar nicht über Stock und Stein;
Sondern über Aecker und gute Wiesen,
Zertrat das alles mit latschen Füßen.

Ein Besitzer begegnet ihm so
Und fragt nicht weiter wie? noch wo?
Sondern schlägt ihn tüchtig hinter die Ohren.

Bin ich doch gleich wie neu geboren!
Ruft unser Wandrer hochentzückt.
Wer bist du Mann der mich beglückt?
Möchte mich Gott doch immer segnen,
Daß mir so fröhliche Gesellen begegnen!

Legende.

Als noch, verkannt und ſehr gering,
Unſer Herr auf der Erde ging,
Und viele Jünger ſich zu ihm fanden,
Die ſehr ſelten ſein Wort verſtanden,
Liebt er ſich gar über die Maßen
Seinen Hof zu halten auf der Straßen,
Weil unter des Himmels Angeſicht
Man immer beſſer und freier ſpricht.
Er ließ ſie da die höchſten Lehren
Aus ſeinem heiligen Munde hören;
Beſonders durch Gleichniß und Exempel
Macht' er einen jeden Markt zum Tempel.

So ſchlendert' er in Geiſtes Ruh
Mit ihnen einſt einem Städtchen zu,
Sah etwas blinken auf der Straß,
Das ein zerbrochen Hufeiſen was.
Er ſagte zu St. Peter drauf:
Heb' doch einmal das Eiſen auf!
Sanct Peter war nicht aufgeräumt,
Er hatte ſo eben im Gehen geträumt,
So was vom Regiment der Welt,
Was einem jeden wohlgefällt:
Denn im Kopf hat das keine Schranken;
Das waren ſo ſeine liebſten Gedanken,
Nun war der Fund ihm viel zu klein,
Hätte müſſen Kron' und Zepter ſeyn;

Aber wie ſollt' er ſeinen Rücken
Nach einem halben Hufeiſen bücken?
Er alſo ſich zur Seite kehrt
Und thut als hätt' er's nicht gehört.

Der Herr, nach ſeiner Langmuth, drauf
Hebt ſelber das Hufeiſen auf,
Und thut auch weiter nicht dergleichen.
Als ſie nun bald die Stadt erreichen,
Geht er vor eines Schmiedes Thür,
Nimmt von dem Mann drey Pfennig dafür.
Und als ſie über den Markt nun gehen,
Sieht er daſelbſt ſchöne Kirſchen ſtehen,
Kauft ihrer, ſo wenig oder ſo viel,
Als man für einen Dreyer geben will,
Die er ſodann nach ſeiner Art
Ruhig im Aermel aufbewahrt.

Nun ging's zum andern Thor hinaus,
Durch Wieſ' und Felder ohne Haus,
Auch war der Weg von Bäumen bloß;
Die Sonne ſchien, die Hitz' war groß,
So daß man viel an ſolcher Stätt'
Für einen Trunk Waſſer gegeben hätt'.
Der Herr geht immer voraus vor allen,
Läßt unverſehens eine Kirſche fallen.
Sanct Peter war gleich dahinter her,
Als wenn es ein goldner Apfel wär;
Das Beerlein ſchmeckte ſeinem Gaum.
Der Herr, nach einem kleinen Raum,

Ein ander Kirſchlein zur Erde ſchickt,
Wornach Sanct Peter ſchnell ſich bückt.
So läßt der Herr ihn ſeinen Rücken
Gar vielmal nach den Kirſchen bücken.
Das dauert eine ganze Zeit.
Dann ſprach der Herr mit Heiterkeit:
Thät'ſt du zur rechten Zeit dich regen,
Hätt'ſt du's bequemer haben mögen.
Wer geringe Ding' wenig acht't,
Sich um geringere Mühe macht.

Erklärung

eines

alten Holzschnittes

vorstellend

Hans Sachsens poetische Sendung.

In seiner Werkstatt Sonntags früh
Steht unser theurer Meister hie,
Sein schmutzig Schurzfell abgelegt,
Einen saubern Feyerwamms er trägt,
Läßt Pechdraht, Hammer und Kneipe rasten,
Die Ahl steckt an dem Arbeitskasten;
Er ruht nun auch am sieb'nten Tag
Von manchem Zug und manchem Schlag.

Wie er die Frühlings-Sonne spürt,
Die Ruh' ihm neue Arbeit gebiert:
Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält,
Daß die fängt an zu wirken und zu leben,
Daß er sie gerne möcht' von sich geben.

Er hätt' ein Auge treu und klug,
Und wär' auch liebevoll genug,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen sein;
Hätt' auch eine Zunge, die sich ergoß,
Und leicht und fein in Worte floß;
Deß thäten die Musen sich erfreun,
Wollten ihn zum Meistersänger weihn.

Da tritt herein ein junges Weib,
Mit voller Bruſt und rundem Leib,
Kräftig ſie auf den Füßen ſteht,
Grad, edel vor ſich hin ſie geht,
Ohne mit Schlepp' und Steiß zu ſchwenzen,
Oder mit den Augen herum zu ſcharlenzen.
Sie trägt einen Maßſtab in ihrer Hand,
Ihr Gürtel iſt ein gülden Band,
Hätt' auf dem Haupt einen Kornähr-Kranz,
Ihr Auge war lichten Tages Glanz;
Man nennt ſie thätig Ehrbarkeit,
Sonſt auch Großmuth, Rechtfertigkeit.

Die tritt mit gutem Gruß herein;
Er drob nicht mag verwundert ſeyn,
Denn wie ſie iſt, ſo gut und ſchön,
Meint er er hätt' ſie lang geſehn.

Die ſpricht: Ich habe dich auserleſen,
Vor vielen in dem Weltwirrweſen,
Daß du ſollſt haben klare Sinnen,
Nichts ungeſchicklich's magſt beginnen.
Wenn andre durch einander rennen,
Sollſt du's mit treuem Blick erkennen;
Wenn andre bärmlich ſich beklagen,
Sollſt ſchwankweis deine Sach' fürtragen;
Sollſt halten über Ehr' und Recht,
In allem Ding ſeyn ſchlicht und ſchlecht,
Frummkeit und Tugend bieder preiſen,
Das Böſe mit ſeinem Namen heißen.
Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;

Sondern die Welt ſoll vor dir ſtehn,
Wie Albrecht Dürer ſie hat geſehn,
Ihr feſtes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Soll dich führen durch alle Land,
Soll dir zeigen alles Leben,
Der Menſchen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthſchaft tollert,
Der Ameishauf durcheinander kollert;
Mag dir aber bei allem geſchehn,
Als thätſt in einen Zauberkaſten ſehn.
Schreib das dem Menſchenvolk auf Erden,
Ob's ihm möcht' eine Witzung werden.
Da macht ſie ihm ein Fenſter auf,
Zeigt ihm draußen viel bunten Hauf,
Unter dem Himmel allerlei Weſen,
Wie ihr's mögt in ſeinen Schriften leſen.

Wie nun der liebe Meiſter ſich
An der Natur freut wunniglich,
Da ſeht ihr an der andern Seiten
Ein altes Weiblein zu ihm gleiten;
Man nennet ſie Hiſtoria,
Mythologia, Fabula;
Sie ſchleppt mit keichend-wankenden Schritten
Eine große Tafel in Holz geſchnitten;
Darauf ſeht ihr mit weiten Aermeln und Falten
Gott Vater Kinderlehre halten,

Adam, Eva, Paradies und Schlang,
Sodom und Gomorras Untergang,
Könnt auch die zwölf durchlauchtigen Frauen
Da in einem Ehren-Spiegel ſchauen;
Dann allerlei Blutdurſt, Frevel und Mord,
Der zwölf Tyrannen Schandenport,
Auch allerlei Lehr und gute Weis.
Könnt ſehn St. Peter mit der Gaiß,
Ueber der Welt Regiment unzufrieden,
Von unſerm Herrn zurecht beſchieden.
Auch war bemahlt der weite Raum
Ihres Kleids und Schlepps und auch der Saum
Mit weltlich Tugend und Laſter Geſchicht.

Unſer Meiſter das all' erſicht
Und freut ſich deſſen wunderſam,
Denn es dient ſehr in ſeinen Kram.
Von wannen er ſich eignet ſehr
Gut Exempel und gute Lehr,
Erzählt das eben für und treu,
Als wär' er ſelbſt geſyn dabei.
Sein Geiſt war ganz dahin gebannt,
Er hätt' kein Auge davon verwandt,
Hätt' er nicht hinter ſeinem Rucken
Hören mit Klappern und Schellen ſpucken.

Da thät er einen Narren ſpüren
Mit Bocks- und Affenſprüng hofiren,
Und ihm mit Schwank und Narretheyden
Ein luſtig Zwiſchenſpiel bereiten.
Schleppt hinter ſich an einer Leinen
Alle Narren, groß und kleinen,

Dick und hager, geſtreckt und krumb,
All zu witzig und all zu dumb.
Mit einem groſsen Farrenſchwanz
Regiert er ſie wie ein'n Affentanz.
Beſpöttet eines jeden Färm,
Treibt ſie in's Bad, ſchneid't ihnen die Würm,
Und führt gar bitter viel Beſchwerden,
Daß ihrer doch nicht wollen wen'ger werden.

Wie er ſich ſieht ſo um und um,
Kehrt ihm das faſt den Kopf herum,
Wie er wollt Worte zu allem finden?
Wie er möcht ſo viel Schwall verbinden?
Wie er möcht immer muthig bleiben,
So fort zu ſingen und zu ſchreiben?
Da ſteigt auf einer Wolke Saum
Herein zu's Oberfenſters Raum
Die Muſe, heilig anzuſchauen,
Wie ein Bild unſrer lieben Frauen.
Die umgibt ihn mit ihrer Klarheit
Immer kräftig wirkender Wahrheit.
Sie ſpricht: Ich komm um dich zu weihn,
Nimm meinen Segen und Gedeihn!
Ein heilig Feuer, das in dir ruht,
Schlag aus in hohe lichte Gluth!
Doch daß das Leben, das dich treibt,
Immer bei beiden Kräften bleibt;
Hab ich deinem innern Weſen
Nahrung und Balſam auserleſen,
Daß deine Seel ſey wonnereich
Einer Knoſpe im Thaue gleich.

Da zeigt ſie ihm hinter ſeinem Haus
Heimlich zur Hinterthür hinaus,
In dem eng umzäunten Garten,
Ein holdes Mägdlein ſitzend warten
Am Bächlein, bei'm Hollunderſtrauch;
Mit abgeſenktem Haupt und Aug,
Sitzt unter einem Apfelbaum
Und ſpürt die Welt rings um ſich kaum,
Hat Roſen in ihren Schoos gepflückt
Und bindet ein Kränzlein ſehr geſchickt,
Mit hellen Knoſpen und Blättern drein:
Für wen mag wohl das Kränzel ſeyn?
So ſitzt ſie in ſich ſelbſt geneigt,
In Hoffnungsfülle ihr Buſen ſteigt,
Ihr Weſen iſt ſo ahndevoll,
Weiß nicht was ſie ſich wünſchen ſoll,
Und unter vieler Grillen Lauf
Steigt wohl einmal ein Seufzer auf.

Warum iſt deine Stirn ſo trüb?
Das was dich dränget, ſüße Lieb,
Iſt volle Wonn' und Seligkeit,
Die dir in Einem iſt bereit,
Der manches Schickſal wirrevoll
An deinem Auge ſich lindern ſoll;
Der durch manch wonnigliches Kuß
Wiedergeboren werden muß,
Wie er den ſchlanken Leib umfaßt,
Von aller Müde findet Raſt,
Wie er in's liebe Aermlein ſinkt,
Neue Lebenstag' und Kräfte trinkt.

Und dir kehrt neues Jugendglück,
Deine Schalkheit kehret dir zurück.
Mit Necken und manchen Scheltereyen
Wirſt ihn bald nagen, bald erfreuen.
So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Wie er ſo heimlich glücklich lebt,
Da droben in den Wolken ſchwebt,
Ein Eichkranz ewig jung belaubt
Den ſetzt die Nachwelt ihm auf's Haupt,
In Froſchpfuhl all das Volk verbannt,
Das ſeinen Meiſter je verkannt.

Auf Miedings Tod.

Auf Miedings Tod.

Welch ein Getümmel füllt Thaliens Haus?
Welch ein geschäftig Volk eilt ein und aus?
Von hohlen Brettern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feiert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung still und zart ersann,
Beschäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich sehe Hanswurstd gedankenvoll;
Ist's Türk', ist's Heide, den er leiden soll?
Und Schumann froh, als wär' er schon bezahlt,
Weil er einmal mit ganzen Farben mahlt.
Ich sehe Thielens leicht bewegten Schritt,
Der laut'ger wird, jemehr er euch verschnitt.
Der thätige Jude läuft mit manchem Rest.
Und diese Gährung deutet auf ein Fest.

Allein, wie viele hab' ich hergezählt,
Und nenn' Ihn nicht, den Mann, der nie gefehlt,
Der sinnreich schnell, mit schmerzbeladner Brust,
Den Lattenbau zu fügen wohl gewußt,
Das Bretgerüst, das, nicht von ihm belebt,
Wie ein Skelett an todten Drähten schwebt.

Wo ist er? sagt! — Ihm war die Kunst so lieb,
Daß Kolik nicht, nicht Husten ihn vertrieb.

„Er liegt ſo krank, ſo ſchlimm es nie noch war!“
Ach Freunde! Weh! Ich fühle die Gefahr;
Hält Krankheit ihn zurück, ſo iſt es Noth',
Er iſt nicht krank, nein, Kinder, er iſt todt!

Wie? Mieding todt? erſchallt bis unter's Dach
Das hohle Haus, vom Echo kehrt ein Ach!
Die Arbeit ſtockt, die Hand wird jedem ſchwer,
Der Leim wird kalt, die Farbe fließt nicht mehr;
Ein jeder ſteht betaubt an ſeinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.

Ja, Mieding todt! O ſcharret ſein Gebein
Nicht undankbar wie manchen Andern ein!
Laßt ſeinen Sarg eröffnet, tretet her,
Klagt jedem Bürger, der gelebt wie er,
Und laßt am Rand des Grabes wo wir ſtehn,
Die Schmerzen in Betrachtung übergehn.

O Weimar! dir fiel ein beſonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und groß.
Bald wegen Geiſt und Witz beruft dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der ſtille Weiſe ſchaut und ſieht geſchwind
Wie zwey Extreme nah verſchwiſtert ſind.
Eröffne du, die du beſondre Luſt
Am Guten haſt, der Rührung deine Bruſt!

Und du, o Muſe, rufe weit und laut
Den Namen aus, der heut uns ſtill erbaut!
Wie Manchen, werth und unwerth, hielt mit Glück
Die ſanfte Hand von ew'ger Nacht zurück;

O laß auch Miedings Namen nicht vergehn!
Laß ihn stets neu am Horizonte stehn!
Nenn' ihn der Welt, die krieg'risch oder fein
Dem Schicksal dient, und glaubt ihr Herr zu seyn,
Dem Rath der Zeit vergebens widerlecht,
Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht;
Wo jeder, mit sich selbst genug geplagt,
So selten nach dem nächsten Nachbar fragt,
Doch gern im Geist nach fernen Zonen eilt,
Und Glück und Uebel mit dem Fremden theilt.
Verkünde laut und sag' es überall:
Wo Einer fiel, seh' jeder seinen Fall!

Du, Staatsmann, tritt herbei! Hier liegt der Mann,
Der, so wie du, ein schwer Geschäft begann;
Mit Lust zum Werke mehr, als zum Gewinn,
Schob er ein leicht Gerüst mit leichtem Sinn,
Den Wunderbau der äußerlich entzückt,
Indeß der Zaubrer sich im Winkel drückt.
Er war's der säumend manchen Tag verlor,
So sehr ihn Autor und Acteur beschwor;
Und dann zuletzt, wenn es zum Treffen ging,
Des Stückes Glück an schwache Fäden hing.

Wie oft trat nicht die Herrschaft schon herein!
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,
Daß er noch kletterte, die Stangen trug,
Die Seile zog und manchen Nagel schlug.
Oft glückt's ihm; kühn betrog er die Gefahr;
Doch auch ein Bock macht' ihm kein graues Haar.

Wer preis't genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Draht elaſt'sche Federn wand,
Vielfält'ge Pappen auf die Lättchen ſchlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug;
Von Zindel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben ſaß,
So treu dem unermüdlichen Beruf,
War Er's der Held und Schäfer leicht erſchuf.
Was alles zarte ſchöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm nachahmend ausgeführt:
Des Raſens Grün, des Waſſers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten und des Mondes Licht —
Ja ſelbſt ein Ungeheur erſchreckt' ihn nicht.

Wie die Natur manch widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt, und ſtreitend Körper ſchafft:
So zwang er jedes Handwerk, jeden Fleiß;
Des Dichters Welt entſtand auf ſein Geheiß;
Und, ſo verdient, gewährt die Muſe nur
Den Namen ihm — Director der Natur *).

Wer faßt nach ihm, voll Kühnheit und Verſtand,
Die vielen Zügel mit der Einen Hand?
Hier, wo ſich jeder ſeines Weges treibt,
Wo ein Factotum unentbehrlich bleibt;
Wo ſelbſt der Dichter, heimlich voll Verdruß,
Im Fall der Noth die Lichter putzen muß.

*) S. XIV. Band, Seite 10, Cottaiſche Ausgabe.

O sorget nicht! Gar viele regt sein Tod!
Sein Witz ist nicht zu erben, doch sein Brot;
Und, ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur essen kann.

Was stutzt ihr? Seht den schlecht verzierten Sarg,
Auch das Gefolg scheint euch gering und karg;
Wie! ruft ihr, wer so künstlich und so fein,
So wirksam war, muß reich gestorben seyn!
Warum versagt man ihm den Trauerglanz,
Den äußern Anstand letzter Ehre ganz?

Nicht so geschwind! Das Glück macht alles gleich,
Den Faulen und den Thät'gen — Arm und Reich.
Zum Gütersammeln war er nicht der Mann;
Der Tag verzehrte, was der Tag gewann.
Bedauert ihn, der, schaffend bis an's Grab,
Was künstlich war, und nicht was Vortheil gab,
In Hoffnung täglich weniger erwarb,
Vertröstet lebte, und vertröstet starb.

Nun laßt die Glocken tönen, und zuletzt
Werd' er mit lauter Trauer beigesetzt!
Wer ist's, der ihm ein Lob zu Grabe bringt,
Eh noch die Erde rollt, das Chor verklingt?

Ihr Schwestern, die ihr, bald auf Thespis Karrn,
Geschleppt von Eseln und umschrien von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feil zu bieten, fahrt;
Bald wieder durch der Menschen Gunst beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt

Die Mädchen eurer Art ſind ſelten karg,
Kommt, gebt die ſchönſten Kränze dieſem Sarg;
Vereinet hier theilnehmend euer Leid,
Zahlt, was ihr Ihm, was ihr uns ſchuldig ſeyd!
Als euern Tempel graufe Gluth verheert,
Wart ihr von uns drum weniger geehrt?
Wie viel Altäre ſtiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf!
An wie viel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein ſchwer befriedigt Publicum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht,
Erſcheint ihr, die ihr vielgeſtaltet ſeyd,
Im Reitrock bald und bald im Gallakleid.

Auch das Geſolg, das um euch ſich ergießt,
Dem der Geſchmack die Thüren ekel ſchließt,
Das leichte, tolle, ſchecktge Geſchlecht,
Es kam zu Hauf, und immer kam es recht.

An weiße Wand bringt dort der Zauberſtab
Ein Schattenvolk aus mythologſchem Grab.
Im Poſſenſpiel regt ſich die alte Zeit,
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Britte ſich erdacht,
Ward, wohlverdeutſcht, hier Deutſchen vorgebracht;
Und oftmals liehen Wärme, Leben, Glanz,
Dem armen Dialog — Geſang und Tanz.

Des Carnevals zerſtreuter Flitterweit
Ward ſinnreich Spiel und Handlung zugeſellt.
Dramatiſch ſelbſt erſchienen hergeſandt
Drey Könige aus fernem Morgenland;
Und ſittſam bracht' auf reinlichem Altar
Dianens Prieſterin ihr Opfer dar.
Nun ehrt uns auch in dieſer Trauerzeit!
Gebt uns ein Zeichen! denn ihr ſeyd nicht weit.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht wer da kommt und feſtlich näher tritt?
Sie iſt es ſelbſt; die Gute fehlt uns nie;
Wir ſind erhört, die Muſen ſenden ſie.
Ihr kennt ſie wohl; ſie iſt's, die ſtets gefällt;
Als eine Blume zeigt ſie ſich der Welt:
Zum Muſter wuchs das ſchöne Bild empor,
Vollendet nun, ſie iſt's und ſtellt es vor.
Es gönnten ihr die Muſen jede Gunſt,
Und die Natur erſchuf in ihr die Kunſt.
So häuft ſie willig jeden Reiz auf ſich,
Und ſelbſt dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbei. Seht ſie gefällig ſtehn!
Nur abſichtslos, doch wie mit Abſicht ſchön.
Und hocherſtaunt ſeht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künſtlern nur erſcheint.

Anſtändig führt die leiſ' erhobne Hand
Den ſchönſten Kranz, umknüpft von Trauerband.
Der Roſe frohes, volles Angeſicht,
Das treue Veilchen, der Narciſſe Licht,

Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädchenhand geſchickt hervorgebracht,
Durchſchlungen von der Myrte ſanfter Zier,
Vereint die Kunſt zum Trauerſchmucke hier;
Und durch den ſchwarzen, leichtgeknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerſpitze ſtill hervor.

Es ſchweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz,
Wirft ſie in's Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der ſich um's Herz ergießt.
Sie ſpricht: Den Dank für das, was du gethan,
Geduldet, nimm, du Abgeſchiedner, an!
Der Gute, wie der Böſe, müht ſich viel,
Und beide bleiben weit von ihrem Ziel.
Dir gab ein Gott in holder, ſteter Kraft
Zu deiner Kunſt die ew'ge Leidenſchaft.
Sie war's die dich zur böſen Zeit erhielt,
Mit der du krank, als wie ein Kind, geſpielt,
Die auf den blaſſen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entſchlief!
Ein jeder, dem Natur ein Gleiches gab,
Beſuche pilgernd dein beſcheiden Grab!
Feſt ſteh' dein Sarg in wohlgegönnter Ruh;
Mit lockrer Erde deckt ihn leiſe zu,
Und ſanfter als des Lebens, liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

Künſtlers Erdewallen.

Drama.

Erſter Act.

Vor Sonnen-Aufgang.

Der Künſtler an ſeiner Staffeley. Er hat eben das Porträt einer fleiſchigen, häßlichen, coquett ſchielenden Frau aufgeriſſen. Beim erſten Pinſelſtrich ſetzt er ab.

Ich will nicht! ich kann nicht!
Das ſchändliche, verzerrte Geſicht!

Er thut das Bild bei Seite.

Soll ich ſo verderben den himmliſchen Morgen!
Da ſie noch ruhen alle meine lieben Sorgen,
Gutes Weib! koſtbare Kleinen!

Er tritt an's Fenſter.

Aurora, wie neukräftig liegt die Erd' um dich!
Und dieſes Herz fühlt wieder jugendlich,
Und mein Auge wie ſelig, dir entgegen zu weinen!

Er ſetzt ein lebensgroßes Bild der Venus Urania auf die Staffeley.

Meine Göttin, deiner Gegenwart Blick
Ueberdrängt mich wie erſtes Jugendglück.
Die ich in Seel' und Sinn, himmliſche Geſtalt,
Dich umfaſſe mit Bräutigams Gewalt,

Wo mein Pinsel dich berührt, bist du mein:
Du bist ich, bist mehr als ich, ich bin dein.
Uranfängliche Schönheit! Königin der Welt!
Und ich soll dich lassen für feiles Geld?
Dem Thoren lassen, der am bunten Tand
Sich weidet, an einer schäckigen Wand?

Er blickt nach der Kammer.

Meine Kinder! — Göttin, du wirst sie nehen!
Du gehst in eines Reichen Haus,
Ihn in Contribution zu setzen,
Und ich trag' ihnen Brot heraus.
Und er besitzt dich nicht, er hat dich nur.
Du wohnst bei mir, Urquell der Natur,
Leben und Freude der Creatur!
In dir versunken,
Fühl' ich mich selig, an allen Sinnen trunken.

Man hört in der Kammer ein Kind schreien.

Ae! á!

Künstler.

Lieber Gott!

Künstlers Frau erwacht.

's is schon Tag!
Bist schon auf? Lieber, geh doch, schlag
Mir Feuer, leg Holz an, stell Wasser bei,
Daß ich dem Kindel koch' den Brei.

Künstler

einen Augenblick vor seinem Weibe verweilend.

Meine Göttin!

Sein ältester Knabe

springt aus dem Bette, und läuft barfuß hervor.

Lieber Pappe, ich helfe dich!

Künſtler.

Wie lang'?

Knabe.

Was?

Künſtler.

Bring' klein Holz in die Küch'.

Zweyter Act.

Künſtler.

Wer klopft ſo gewaltig? Fritzel, ſchau.

Knabe.

Es iſt der Herr mit der dicken Frau.

Künſtler

ſtellt das leidige Porträt wieder auf.

Da muß ich thun als hätt' ich gemahlt.

Frau.

Mach's nur, es wird ja wohl bezahlt.

Künſtler.

Das thut's ihm.

Der Herr und Madame treten herein.

Herr.

Da kommen wir ja zurecht.

Madame.

Hab' heut geſchlafen gar zu ſchlecht.

Frau.

O die Madam ſind immer ſchön.

Herr.

Darf man die Stück' in der Eck' beſehn?

Künſtler.

Sie machen Sich ſtaubig. (Zu Madame.) Belieben Sich niederzulaſſen!

Herr.

Sie müſſen ſie recht im Geiſte faſſen.
Es iſt wohl gut, doch ſo nicht,
Daß es einen von dem Tuch anſpricht.

Künſtler heimlich.

Es iſt auch darnach ein Angeſicht.

Der Herr
nimmt ein Gemählde aus der Ecke.

Iſt das Ihr eigen Bildniß hier?

Künſtler.

Vor zehen Jahren glich es mir.

Herr.

Es gleicht noch ziemlich.

Madame
einen flüchtigen Blick darauf werfend.

O gar ſehr!

Herr.

Sie haben jetzt gar viel Runzeln mehr.

Frau
mit dem Korbe am Arm, heimlich.

Gib mir Geld, ich muß auf den Markt!

Künſtler.

Ich hab' nichts.

Frau.

Dafür kauft man einen Quark.

Künſtler.

Da!

Herr.

Aber Ihre Manier iſt jetzt größer.

Künſtler.

Das eine wird ſchlimmer, das andre beſſer.

Herr zur Staffeley tretend.

So! ſo! da an dem Naſenbug!
Und die Augen ſind nicht feurig g'nug.

Künſtler für ſich.

O mir! Das mag der Teufel ertragen.

Die Muſe
ungeſehn von andern, tritt zu ihm.

Mein Sohn, fängſt jetzt an zu verzagen?
Trägt ja ein jeder Menſch ſein Joch;
Iſt ſie garſtig, bezahlt ſie doch!
Und laß den Kerl tadeln und ſchwätzen:
Haſt Zeit genug dich zu ergetzen
An dir ſelbſt und an jedem Bild,
Das liebevoll aus deinem Pinſel quillt.
Wenn man muß eine Zeitlang hacken und graben,
Wird man die Ruh erſt willkommen haben.
Der Himmel kann einen auch verwöhnen,
Daß man ſich thut nach der Erde ſehnen.
Dir ſchmeckt das Eſſen, Lieb' und Schlaf,
Und biſt nicht reich, ſo biſt du brav.

Künſtlers Apotheoſe.

Drama.

Es wird eine prächtige Gemäldegalerie vorgestellt. Die Bilder aller Schulen hängen in breiten goldenen Rahmen. Es gehen mehrere Personen auf und ab. An einer Seite sitzt ein Schüler, und ist beschäftiget, ein Bild zu copiren.

Schüler,

indem er aufsteht, Palette und Pinsel auf den Stuhl legt, und dahinter tritt.

Da sitz' ich hier schon Tage lang,
Mir wird's so schwül, mir wird's so bang.
Ich mahle zu und streiche zu,
Und sehe kaum mehr was ich thu'.
Gezeichnet ist es durch's Quadrat;
Die Farben, nach des Meisters Rath,
So gut mein Aug' sie sehen mag,
Abm' ich nach meinem Muster nach;
Und wenn ich dann nicht weiter kann,
Steh' ich wie ein geneckelter Mann,
Und sehe hin und sehe her,
Als ob's gethan mit Sehen wär';
Ich stehe hinter meinem Stuhl
Und schwitze wie ein Schwefelpfuhl —
Und dennoch wird zu meiner Qual
Nie die Copie Original.
Was dort ein freies Leben hat,
Das ist hier trocken, steif und matt;

Was reizend ſteht und ſitzt und geht,
Iſt hier gewunden und gedreht;
Was dort durchſichtig glänzt und glüht,
Hier wie ein alter Topf ausſieht,
Und überall es mir gebricht,
Als nur am guten Willen nicht,
Und bin nur eben mehr gequält,
Daß ich recht ſehe was mir fehlt.

Ein Meiſter tritt hinzu.

Mein Sohn, das haſt du wohl gemacht,
Mit Fleiß das Bild zu Stand gebracht!
Du ſiehſt, wie wahr ich ſtets geſagt:
Je mehr als ſich ein Künſtler plagt,
Je mehr er ſich zum Fleiße zwingt,
Um deſto mehr es ihm gelingt.
Drum übe dich nur Tag für Tag,
Und du wirſt ſehn, was das vermag!
Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht,
Und nach und nach kommt der Verſtand
Unmittelbar dir in die Hand.

Schüler.

Ihr ſeyd zu gut und ſagt mir nicht,
Was alles dieſem Bild gebricht.

Meiſter.

Ich ſehe nur mit Freuden an,
Was du, mein Sohn, bisher gethan.
Ich weiß, daß du dich ſelber treibſt,
Nicht gern auf einer Stufe bleibſt.

Will hier und da noch was gebrechen,
Wollen wir's ein andermal beſprechen.

Entfernt ſich.

Schüler das Buch anſehend.

Ich habe weder Ruh' noch Raſt,
Bis ich die Kunſt erſt recht gefaßt.

Ein Liebhaber tritt zu ihm.

Mein Herr, mir iſt verwunderlich,
Daß Sie hier Ihre Zeit verſchwenden,
Und auf dem rechten Wege Sich
Schnurſtracks an die Natur nicht wenden.
Denn die Natur iſt aller Meiſter Meiſter!
Sie zeigt uns erſt den Geiſt der Geiſter,
Läßt uns den Geiſt der Körper ſehn,
Lehrt jedes Geheimniß uns verſtehn.
Ich bitte, laſſen Sie Sich rathen!
Was hilft es, immer fremden Thaten
Mit größter Sorgfalt nachzugehn?
Sie ſind nicht auf der rechten Spur;
Natur, mein Herr! Natur! Natur!

Schüler.

Man hat es mir ſchon oft geſagt,
Ich habe kühn mich dran gewagt;
Es war mir ſtets ein großes Feſt:
Auch iſt mir dieß und jen's geglückt;
Doch öfters ward ich mit Proteſt,
Mit Scham und Schande weggeſchickt.
Kaum wag' ich es ein andermal;
Es iſt nur Zeit, die man verliert:
Die Blätter ſind zu koloſſal,
Und ihre Schrift gar ſeltſam abbrevirt.

Liebhaber sich wegwendend.

Nun seh' ich schon das Wo und Wie;
Der gute Mensch hat kein Genie!

Schüler sich niedersetzend.

Mich dünkt, noch hab' ich nichts gethan;
Ich muß ein andermal noch dran.

Ein zweyter Meister

tritt zu ihm, setzt seine Arbeit an und wendet sich um, ohne etwas zu sagen.

Schüler.

Ich bitt' euch, geht so stumm nicht fort,
Und sagt mir wenigstens ein Wort.
Ich weiß, ihr seyd ein kluger Mann,
Ihr könntet meinen Wunsch am allerersten stillen.
Verdien' ich's nicht durch alles was ich kann,
Verdien' ich's wenigstens durch meinen guten Willen.

Meister.

Ich sehe was du thust, was du gethan,
Bewundernd bald und bald voll Mitleid an.
Du scheinst zum Künstler mir geboren,
Hast weislich keine Zeit verloren:
Du fühlst die tiefe Leidenschaft,
Mit frohem Aug' die herrlichen Gestalten
Der schönen Welt begierig fest zu halten;
Du übst die angeborne Kraft,
Mit schneller Hand bequem dich auszudrücken;
Es glückt dir schon und wird noch besser glücken;
Allein —

Schüler.

Verhehlt mir nichts!

Meiſter.

Allein du übſt die Hand,
Du übſt den Blick, nun üb' auch den Verſtand.
Dem glücklichſten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Inſtinct allein
Zum Ungemeinen aufzuſchwingen:
Die Kunſt bleibt Kunſt! Wer ſie nicht durchgedacht,
Der darf ſich keinen Künſtler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erſt recht ſicher kennen.

Schüler.

Ich weiß es wohl, man kann mit Aug' und Hand
An die Natur, an gute Meiſter gehen;
Allein, o Meiſter, der Verſtand,
Der übt ſich nur mit Leuten die verſtehen.
Es iſt nicht ſchön, für ſich allein
Und nicht für andre mit zu ſorgen:
Ihr könntet vielen nützlich ſeyn,
Und warum bleibt ihr ſo verborgen?

Meiſter.

Man hat's bequemer heut zu Tag,
Als unter meine Zucht ſich zu bequemen:
Das Lied, das ich ſo gerne ſingen mag,
Das mag nicht jeder gern vernehmen.

Schüler.

O ſagt mir nur, ob ich zu tadeln bin,
Daß ich mir dieſen Mann zum Muſter auserkoren?
Er deutet auf das Bild, das er copirt hat.
Daß ich mich ganz in ihn verloren?
Iſt es Verluſt, iſt es Gewinn,

Daß ich allein an ihm mich nur ergetze,
Ihn weit vor allen andern schätze,
Als gegenwärtig ihn, und als lebendig liebe,
Mich stets nach ihm und seinen Werken übe?

Meister.

Ich tadl' es nicht, weil es fürtrefflich ist;
Ich tadl' es nicht, weil du ein Jüngling bist:
Ein Jüngling muß die Flügel regen,
In Lieb' und Haß gewaltsam sich bewegen.
Der Mann ist vielfach groß, den du dir auserwählt,
Du kannst dich lang' an seinen Werken üben;
Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt:
Man muß die Kunst, und nicht das Muster lieben.

Schüler.

Ich sähe nimmer mich an seinen Bildern satt,
Wenn ich mich Tag für Tag damit beschäft'gen sollte.

Meister.

Erkenne, Freund, was er geleistet hat,
Und dann erkenne, was er leisten wollte:
Dann wird er dir erst nützlich seyn,
Du wirst nicht alles neben ihm vergessen.
Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.

Schüler.

So redet nur auch mehr davon!

Meister.

Ein andermal, mein lieber Sohn.

Galerieinspector tritt zu ihnen.

Der heut'ge Tag ist uns gesegnet,
O, welch ein schönes Glück begegnet!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16237363

Es wird ein neues Bild gebracht,
So köſtlich, als ich keins gedacht.

Meiſter.

Von wem?

Schüler.

Sagt an, es ahnet mir.

Auf das Bild zeigend, das er copirt.

Von dieſem?

Inſpector.

Ja, von dieſem hier.

Schüler.

Wird endlich doch mein Wunſch erfüllt!
Die heiße Sehnſucht wird geſtillt!
Wo iſt es? Laßt mich eilig gehn.

Inſpector.

Ihr werdet's bald hier oben ſehn.
So köſtlich, als es iſt gemahlt,
So theuer hat's der Fürſt bezahlt.

Gemählde händler tritt auf.

Nun kann die Galerie doch ſagen,
Daß ſie ein einzig Bild beſitzt.
Man wird einmal in unſern Tagen
Erkennen, wie ein Fürſt die Künſte liebt und ſchützt.
Es wird ſogleich herauf getragen;
Es wird erſtaunen wer's erblickt.
Mir iſt in meinem ganzen Leben
Noch nie ein ſolcher Fund geglückt.
Mich ſchmerzt es faſt es wegzugeben:
Das viele Gold, das ich begehrt,
Erreicht noch lange nicht den Werth.

Man bringt das Bild der Venus Urania herein und ſetzt es auf eine Staffelei.

Hier! wie es aus der Erbschaft kam,
Noch ohne Firniß, ohne Rahm.
Hier braucht es keine Kunst noch List.
Seht, wie es wohl erhalten ist!

Alle verwundern sich davor.

Erster Meister.

Welch eine Praktik zeigt sich hier!

Zweyter Meister.

Das Bild, wie ist es überdacht!

Schüler.

Die Eingeweide brennen mir!

Liebhaber.

Wie göttlich ist das Bild gemacht!

Händler.

In seiner trefflichsten Manier.

Inspector.

Der goldne Rahm wird schon gebracht.
Geschwind herbei! geschwind herein!
Der Prinz wird bald im Saale seyn.

Das Bild wird in den Rahmen befestiget und wieder aufgestellt.

Der Prinz

tritt auf und betrachtet das Gemählde.

Das Bild hat einen großen Werth;
Empfanget hier, was ihr begehrt.

Der Cassier

hebt den Beutel mit den Zechinen auf den Tisch und seufzet.

Händler zum Cassier.

Ich prüfe sie erst durch's Gewicht.

Caſſier aufhörend.

Es ſteht bei euch, doch zweifelt nicht.

Der Fürſt ſteht vor dem Bilde, die andern in einiger Entfernung. Der Plafond eröffnet ſich, die Muſe, den Künſtler an der Hand führend, auf einer Wolke.

Künſtler.

Wohin, o Freundin, führſt du mich?

Muſe.

Sieh nieder und erkenne dich!
Dieß iſt der Schauplatz deiner Ehre.

Künſtler.

Ich fühle nur den Druck der Atmoſphäre.

Muſe.

Sieh nur herab, es iſt ein Werk von dir,
Das jedes andre neben ſich verdunkelt,
Und zwiſchen vielen Sternen hier
Als wie ein Stern der erſten Größe funkelt.
Sieh, was dein Werk für einen Eindruck macht,
Das du in deinen reinſten Stunden
Aus deinem innern Selbſt empfunden,
Mit Maß und Weisheit durchgedacht,
Mit ſtillem treuem Fleiß vollbracht!
Sieh, wie noch ſelbſt die Meiſter lernen!
Ein kluger Fürſt, er ſteht entzückt;
Er fühlt ſich im Beſitz von dieſem Schatz beglückt;
Er geht und kommt, und kann ſich nicht entfernen.
Sieh dieſen Jüngling, wie er glüht,
Da er auf deine Tafel ſieht!
In ſeinem Auge glänzt das herzliche Verlangen,
Von deinem Geiſt den Einfluß zu empfangen.

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf Seinesgleichen:
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
So lebst auch du durch ungemess'ne Zeit.
Genieße der Unsterblichkeit!

Künstler.

Erkenn' ich doch, was mir im kurzen Leben
Zeus für ein schönes Glück gegeben,
Und was er mir in dieser Stunde schenkt;
Doch er vergebe mir, wenn dieser Blick mich kränkt.
Wie ein verliebter junger Mann
Unmöglich doch den Göttern danken kann,
Wenn seine Liebste fern und eingeschlossen weint;
Wer wagt es, ihn beglückt zu nennen?
Und wird er wohl sich trösten können,
Weil Eine Sonne ihn und sie bescheint?
So hab' ich stets entbehren müssen,
Was meinen Werken nun so reichlich widerfährt;
Was hilft's, o Freundin, mir, zu wissen,
Daß man mich nun bezahlet und verehrt?
O hätt' ich manchmal nur das Gold besessen,
Das diesen Rahm jetzt übermäßig schmückt,
Mit Weib und Kind mich herzlich satt zu essen,
War ich zufrieden und beglückt.
Ein Freund, der sich mit mir ergetzte,
Ein Fürst, der die Talente schätzte,

Sie haben leider mir gefehlt;
Im Kloſter fand ich dumpfe Gönner;
So hab' ich emſig, ohne Kenner
Und ohne Schüler mich gequält.

Hinab auf den Schüler deutend.

Und willſt du dieſen jungen Mann,
Wie er's verdient, dereinſt erheben,
So bitt' ich, ihm bei ſeinem Leben,
So lang' er ſelbſt noch kau'n und küſſen kann,
Das Nöthige zur rechten Zeit zu geben!
Er fühle froh, daß ihn die Muſe liebt,
Wenn leicht und ſtill die frohen Tage fließen.
Die Ehre, die mich nun im Himmel ſelbſt betrübt,
Laß ihn dereinſt, wie mich, doch freudiger genießen.

Epilog

zu Schiller's Glocke.

Wiederholt und erneut

bei der Vorstellung am 10ten May 1815.

Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sey ihr erst Geläute!

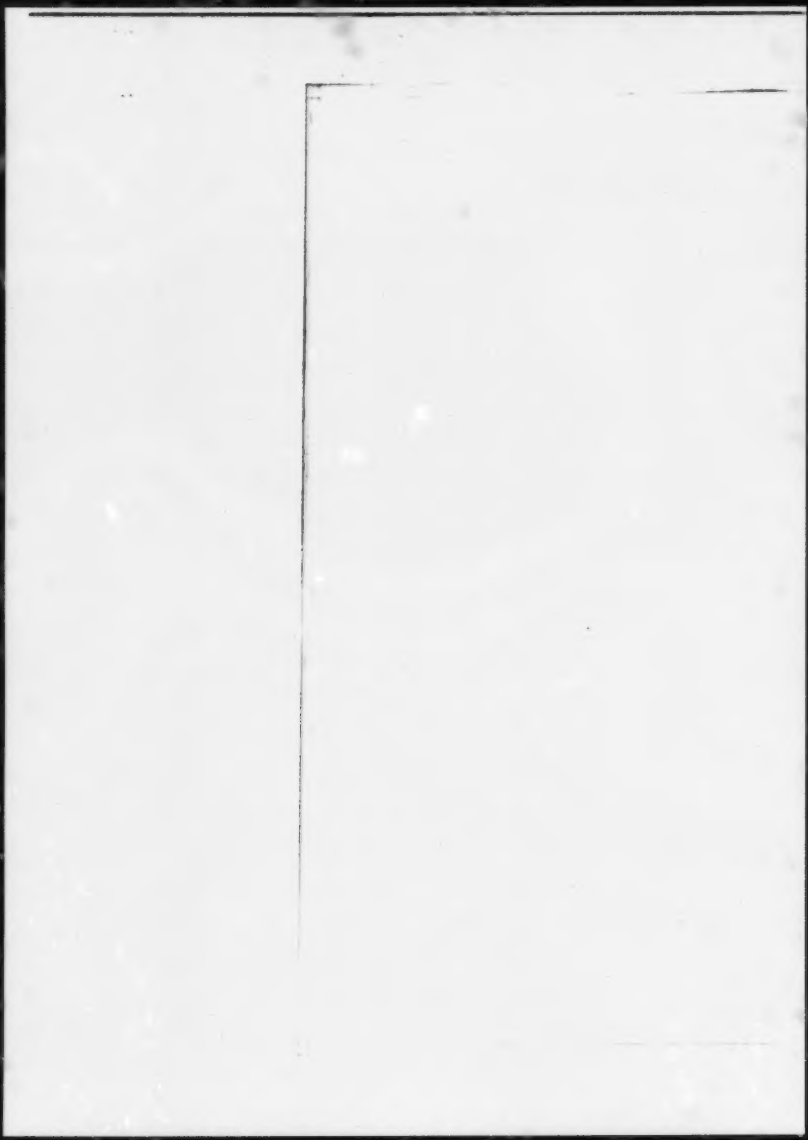

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, in lebensrezem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen;
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unſer! Mag das ſtolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte ſich bei uns, im ſichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indeſſen ſchritt ſein Geiſt gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weſenloſem Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Nun ſchmückt er ſich die ſchöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, ſich und uns zu köſtlichem Gewinne
Verwechſelt er die Zeiten wunderſam,
Begegnet ſo, im Würdigſten beſchäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm ſchwollen der Geſchichte Fluth auf Fluthen,
Verſpülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrſcher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt ſich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichſten, im höchſten Guten
Nach ihrem Weſen deutlich durchgeprobt. —
Nun ſank der Mond und zu erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber ſtieg die Sonne.

Nun glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder ſpäter,
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,

Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edler endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig
Dieß breterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Wort hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genau,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das ſtrenge Wort geleſen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So ſchied er nun, wie er ſo oft geneſen;
Nun ſchreckt uns das, wofür uns längſt gegraut.
Doch ſchon erblicket ſein verklärtes Weſen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder ſchaut.
Was Mitwelt ſonſt an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geiſter, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienſt unwillig anerkannt,
Sie fühlen ſich von ſeiner Kraft durchdrungen,
In ſeinem Kreiſe willig feſtgebannt:
Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feyert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor ſo manchen Jahren —
Schon zehne ſind's! — von uns ſich weggekehrt!
Wir haben alle ſegenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er ſie gelehrt;
Schon längſt verbreitet ſich's in ganze Schaaren,
Das Eigenſte, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entſchwindend,
Unendlich Licht mit ſeinem Licht verbindend.

Die Geheimnisse.

Ein Fragment.

Ein wunderbares Lied iſt euch bereitet;
Vernehmt es gern und jeden ruft herbei!
Durch Berg' und Thäler iſt der Weg geleitet;
Hier iſt der Blick beſchränkt, dort wieder frei,
Und wenn der Pfad ſacht' in die Büſche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrthum ſey;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthſeln werde:
Gar viele müſſen vieles hier gewinnen,
Gar manche Blüthen bringt die Mutter Erde;
Der eine flieht mit düſterm Blick von hinnen,
Der andre weilt mit fröhlicher Geberde:
Ein jeder ſoll nach ſeiner Luſt genießen,
Für manchen Wandrer ſoll die Quelle fließen.

Ermüdet von des Tages langer Reise,
Die auf erhabnen Antrieb er gethan,
An einem Stab nach frommer Wandrer Weise
Kam Bruder Marcus, außer Steg und Bahn,
Verlangend nach geringem Trank und Speise,
In einem Thal am schönen Abend an,
Voll Hoffnung in den waldbewachs'nen Gründen
Ein gastfrei Dach für diese Nacht zu finden.

Am steilen Berge, der nun vor ihm stehet,
Glaubt er die Spuren eines Wegs zu sehn,
Er folgt dem Pfade, der in Krümmen gehet,
Und muß sich steigend um die Felsen drehn;
Bald sieht er sich hoch über's Thal erhöhet,
Die Sonne scheint ihm wieder freundlich schön,
Und bald sieht er mit innigem Vergnügen
Den Gipfel nah vor seinen Augen liegen.

Und neben hin die Sonne, die im Neigen
Noch prachtvoll zwischen dunkeln Wolken thront;
Er sammelt Kraft die Höhe zu ersteigen,
Dort hofft er seine Mühe bald belohnt.
Nun, spricht er zu sich selbst, nun muß sich zeigen,
Ob etwas Menschlichs in der Nähe wohnt!
Er steigt und horcht und ist wie neu geboren:
Ein Glockenklang erschallt in seine Ohren.

Und wie er nun den Gipfel ganz ersteigen,
Sieht er ein nahes, sanft geschwungnes Thal.
Sein stilles Auge leuchtet von Vergnügen;
Denn vor dem Walde sieht er auf einmal

In grüner Au' ein ſchön Gebäude liegen,
So eben trifft's der letzte Sonnenſtrahl:
Er eilt durch Wieſen, die der Thau befeuchtet,
Dem Kloſter zu, das ihm entgegen leuchtet.

Schon ſieht er dicht ſich vor dem ſtillen Orte,
Der ſeinen Geiſt mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geſchloſſ'nen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er ſteht und ſinnt und liſpelt leiſe Worte
Der Andacht, die in ſeinem Herzen quillt,
Er ſteht und ſinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne ſinkt und es verklingt das Läuten!

Das Zeichen ſieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Troſt und Hoffnung ſteht,
Zu dem viel tauſend Geiſter ſich verpflichtet,
Zu dem viel tauſend Herzen warm geflieht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in ſo mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er ſieht das Kreuz, und ſchlägt die Augen nieder.

Er fühlet neu, was dort für Heil entſprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt;
Doch von ganz neuem Sinn wird er durchdrungen,
Wie ſich das Bild ihm hier vor Augen ſtellt:
Es ſieht das Kreuz mit Roſen dicht umſchlungen.
Wer hat dem Kreuze Roſen zugeſellt?
Es ſchwillt der Kranz, um recht von allen Seiten
Das ſchroffe Holz mit Weichheit zu bekleiden.

Und leichte Silber-Himmelswolken ſchweben,
Mit Kreuz und Roſen ſich empor zu ſchwingen,
Und aus der Mitte quillt ein heilig Leben
Dreyfacher Strahlen, die aus Einem Punkte dringen;
Von keinen Worten iſt das Bild umgeben,
Die dem Geheimniß Sinn und Klarheit bringen.
Im Dämmerſchein, der immer tiefer grauet,
Steht er und ſinnt und fühlet ſich erbauet.

Er klopft zuletzt, als ſchon die hohen Sterne
Ihr helles Auge zu ihm nieder wenden.
Das Thor geht auf und man empfängt ihn gerne
Mit offnen Armen, mit bereiten Händen.
Er ſagt, woher er ſey, von welcher Ferne
Ihn die Befehle höh'rer Weſen ſenden.
Man horcht und ſtaunt. Wie man den Unbekannten
Als Gaſt geehrt, ehrt man nun den Geſandten.

Ein jeder drängt ſich zu, um auch zu hören,
Und iſt bewegt von heimlicher Gewalt,
Kein Odem wagt den ſeltnen Gaſt zu ſtören,
Da jedes Wort im Herzen widerhallt.
Was er erzählet, wirkt wie tiefe Lehren
Der Weisheit, die von Kinderlippen ſchallt:
An Offenheit, an Unſchuld der Geberde
Scheint er ein Menſch von einer andern Erde.

Willkommen, ruft zuletzt ein Greis, willkommen
Wenn deine Sendung Troſt und Hoffnung trägt!
Du ſiehſt uns an; wir alle ſtehn beklommen,
Obgleich dein Anblick unſre Seele regt:

Das ſchönſte Glück, ach! wird uns weggenommen,
Von Sorgen ſind wir und von Furcht bewegt.
Zur nächt'gen Stunde nehmen unſre Mauern
Dich Fremden auf, um auch mit uns zu trauern:

Denn ach, der Mann, der alle hier verbündet,
Den wir als Vater, Freund und Führer kennen,
Der Licht und Muth dem Leben angezündet,
In wenig Zeit wird er ſich von uns trennen,
Er hat es erſt vor kurzem ſelbſt verkündet;
Doch will er weder Art noch Stunde nennen:
Und ſo iſt uns ſein ganz gewiſſes Scheiden
Geheimnißvoll und voller bittren Leiden.

Du ſiehſt alle hier mit grauen Haaren,
Wie die Natur uns ſelbſt zur Ruhe wies:
Wir nahmen keinen auf, den, jung an Jahren,
Sein Herz zu früh der Welt entſagen hieß.
Nachdem wir Lebens Luſt und Laſt erfahren,
Der Wind nicht mehr in unſre Segel blies,
War uns erlaubt, mit Ehren hier zu landen,
Getroſt, daß wir den ſichern Hafen fanden.

Dem edlen Manne, der uns hergeleitet,
Wohnt Friede Gottes in der Bruſt;
Ich hab' ihn auf des Lebens Pfad begleitet,
Und bin mir alter Zeiten wohl bewußt;
Die Stunden, da er einſam ſich bereitet,
Verkünden uns den nahenden Verluſt.
Was iſt der Menſch, warum kann er ſein Leben
Umſonſt, und nicht für einen Beſſern geben?

Dieß wäre nun mein einziges Verlangen:
Warum muß ich des Wunſches mich entſchlagen?
Wie viele ſind ſchon vor mir hingegangen!
Nur ihn muß ich am bitterſten beklagen.
Wie hätt' er ſonſt ſo freundlich dich empfangen!
Allein er hat das Haus uns übertragen;
Zwar keinen noch zum Folger ſich ernennet,
Doch lebt er ſchon im Geiſt von uns getrennet.

Und kommt nur täglich eine kleine Stunde,
Erzählet, und iſt mehr als ſonſt gerührt:
Wir hören dann aus ſeinem eignen Munde,
Wie wunderbar die Vorſicht ihn geführt;
Wir merken auf, damit die ſichre Kunde
Im Kleinſten auch die Nachwelt nicht verliert;
Auch ſorgen wir, daß einer fleißig ſchreibe,
Und ſein Gedächtniß rein und wahrhaft bleibe.

Zwar vieles wollt' ich lieber ſelbſt erzählen,
Als ich jetzt nur zu hören ſtille bin;
Der kleinſte Umſtand ſollte mir nicht fehlen,
Noch hab' ich alles lebhaft in dem Sinn;
Ich höre zu und kann es kaum verhehlen,
Daß ich nicht ſtets damit zufrieden bin:
Sprech' ich einmal von allen dieſen Dingen,
Sie ſollen prächtiger aus meinem Munde klingen.

Als dritter Mann erzählt' ich mehr und freier,
Wie ihn ein Geiſt der Mutter früh verhieß,
Und wie ein Stern bei ſeiner Taufe Feyer
Sich glänzender am Abend-Himmel wies,

Und wie mit weiten Fittigen ein Geier
Im Hofe ſich bei Tauben niederließ;
Nicht grimmigſtoßend und wie ſonſt zu ſchaden,
Er ſchien ſie ſanft zur Einigkeit zu laden.

Dann hat er uns beſcheidentlich verſchwiegen,
Wie er als Kind die Otter überwand,
Die er um ſeiner Schweſter Arm ſich ſchmiegen,
Um die entſchlaf'ne feſt gewunden fand.
Die Amme flob und ließ den Säugling liegen;
Er droſſelte den Wurm mit ſichrer Hand:
Die Mutter kam und ſah mit Freudebeben
Des Sohnes Thaten und der Tochter Leben.

Und ſo verſchwieg er auch, daß eine Quelle
Vor ſeinem Schwert aus trocknem Felſen ſprang,
Stark wie ein Bach, ſich mit bewegter Welle
Den Berg hinab bis in die Tiefe ſchlang:
Noch quillt ſie fort ſo raſch, ſo ſilberhelle,
Als ſie zuerſt ſich ihm entgegen drang,
Und die Gefährten, die das Wunder ſchauten,
Den heißen Durſt zu ſtillen kaum getrauten.

Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
Iſt es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt;
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und ſagen: Das iſt er, das iſt ſein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort:
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Wie frühe war es, daß sein Herz ihn lehrte,
Was ich bei ihm kaum Tugend nennen darf;
Daß er des Vaters strenges Wort verehrte,
Und willig war, wenn jener rauh und scharf
Der Jugend freie Zeit mit Dienst beschwerte,
Dem sich der Sohn mit Freuden unterwarf,
Wie, elternlos und irrend, wohl ein Knabe
Aus Noth es thut um eine kleine Gabe.

Die Streiter mußt' er in das Feld begleiten,
Zuerst zu Fuß bei Sturm und Sonnenschein,
Die Pferde warten, und den Tisch bereiten,
Und jedem alten Krieger dienstbar seyn.
Gern und geschwind lief er zu allen Zeiten
Bei Tag und Nacht als Bote durch den Hain;
Und so gewohnt für andre nur zu leben,
Schien Mühe nur ihm Fröhlichkeit zu geben.

Wie er im Streit mit kühnem munterm Wesen
Die Pfeile las, die er am Boden fand,
Eilt' er hernach die Kräuter selbst zu lesen,
Mit denen er Verwundete verband:

Was er berührte, mußte gleich genesen,
Es freute ſich der Kranke ſeiner Hand:
Wer wollt' ihn nicht mit Fröhlichkeit betrachten,
Und nur der Vater ſchien nicht fein zu achten.

Leicht, wie ein ſegelnd Schiff, das keine Schwere
Der Ladung fühlt und eilt von Port zu Port,
Trug er die Laſt der elterlichen Lehre;
Gehorſam war ihr erſt und letztes Wort;
Und wie den Knaben Luſt, den Jüngling Ehre,
So zog ihn nur der fremde Wille fort.
Der Vater ſann umſonſt auf neue Proben,
Und wenn er fodern wollte, mußt' er loben.

Zuletzt gab ſich auch dieſer überwunden,
Bekannte thätig ſeines Sohnes Werth;
Die Rauhigkeit des Alten war verſchwunden,
Er ſchenkt' auf einmal ihm ein köſtlich Pferd;
Der Jüngling ward vom kleinen Dienſt entbunden,
Er führte ſtatt des kurzen Dolchs ein Schwert:
Und ſo trat er geprüft in einen Orden,
Zu dem er durch Geburt berechtigt worden.

So könnt' ich dir noch Tagelang berichten,
Was jeden Hörer in Erſtaunen ſetzt;
Sein Leben wird den köſtlichſten Geſchichten
Gewiß dereinſt von Enkeln gleich geſetzt;
Was dem Gemüth in Fabeln und Gedichten
Unglaublich ſcheint und es doch hoch ergetzt,
Vernimmt es hier und mag ſich gern bequemen,
Zwiefach erfreut für wahr es anzunehmen.

Und fragst du mich, wie der Erwählte heiße,
Den sich das Aug' der Vorsicht ausersah?
Den ich zwar oft, doch nie genugsam preise,
An dem so viel Unglaubliches geschah?
Humanus heißt der Heilige, der Weise,
Der beste Mann, den ich mit Augen sah:
Und sein Geschlecht, wie es die Fürsten nennen,
Sollst du zugleich mit seinen Ahnen kennen.

Der Alte sprach's und hätte mehr gesprochen,
Denn er war ganz der Wunderdinge voll,
Und wir ergetzen uns noch manche Wochen
An allem, was er uns erzählen soll;
Doch eben ward sein Reden unterbrochen,
Als gegen seinen Gast das Herz am stärksten quoll.
Die andern Brüder gingen bald und kamen,
Bis sie das Wort ihm von dem Munde nahmen.

Und da nun Markus nach genossnem Mahle
Dem Herrn und seinen Wirthen sich geneigt,
Erbat er sich noch eine reine Schale
Voll Wasser, und auch die ward ihm gereicht.
Dann führten sie ihn zu dem großen Saale,
Worin sich ihm ein seltner Anblick zeigt.
Was er dort sah, soll nicht verborgen bleiben,
Ich will es euch gewissenhaft beschreiben.

Kein Schmuck war hier, die Augen zu verblenden,
Ein kühnes Kreuzgewölbe stieg empor,
Und dreyzehn Stühle sah er an den Wänden
Umher geordnet, wie im frommen Chor,

Gar

Gar zierlich ausgeſchnitzt von klugen Händen;
Es ſtand ein kleiner Pult an jedem vor.
Man fühlte hier der Andacht ſich ergeben,
Und Lebensruh und ein geſellig Leben.

Zu Häupten ſah er dreyzehn Schilde hangen,
Denn jedem Stuhl war eines zugezählt.
Sie ſchienen hier nicht ahnenſtolz zu prangen,
Ein jedes ſchien bedeutend und gewählt,
Und Bruder Marcus brannte vor Verlangen
Zu wiſſen, was ſo manches Bild verhehlt;
Im mittelſten erblickt er jenes Zeichen
Zum zweytenmal, ein Kreuz mit Roſenzweigen.

Die Seele kann ſich hier gar vieles bilden,
Ein Gegenſtand zieht von dem andern fort;
Und Helme hängen über manchen Schilden,
Auch Schwert und Lanze ſieht man hier und dort;
Die Waffen, wie man ſie von Schlachtgefilden
Auflesen kann, verzieren dieſen Ort:
Hier Fahnen und Gewehre fremder Lande,
Und, ſeh' ich recht, auch Ketten dort und Bande!

Ein jeder ſinkt vor ſeinem Stuhle nieder,
Schlägt auf die Bruſt in ſtill Gebet gekehrt;
Von ihren Lippen tönen kurze Lieder,
In denen ſich andächt'ge Freude nährt;
Dann ſegnen ſich die treu verbundnen Brüder
Zum kurzen Schlaf, den Phantaſie nicht ſtört:
Nur Marcus bleibt, indem die andern gehen,
Mit einigen im Saale ſchauend ſtehen.

So müd' er iſt, wünſcht er noch fort zu wachen,
Denn kräftig reizt ihn manch und manches Bild:
Hier ſieht er einen feuerfarbnen Drachen,
Der ſeinen Durſt in wilden Flammen ſtillt;
Hier einen Arm in eines Bären Rachen,
Von dem das Blut in heißen Strömen quillt;
Die beiden Schilder hingen, gleicher Weite,
Bei'm Roſenkreuz zur recht und linken Seite.

Du kommſt hierher auf wunderbaren Pfaden,
Spricht ihn der Alte wieder freundlich an;
Laß dieſe Bilder dich zu bleiben laden,
Bis du erfährſt, was mancher Held gethan;
Was hier verborgen, iſt nicht zu errathen,
Man zeige denn es dir vertraulich an;
Du ahneſt wohl, wie manches hier gelitten,
Geliebt, verloren ward, und was erſtritten.

Doch glaube nicht, daß nur von alten Zeiten,
Der Greis erzählt, hier geht noch manches vor;
Das, was du ſiehſt, will mehr und mehr bedeuten;
Ein Teppich deckt es bald und bald ein Flor.
Beliebt es dir, ſo magſt du dich bereiten:
Du kamſt, o Freund, nur erſt durch's erſte Thor;
Im Vorhof biſt du freundlich aufgenommen,
Und ſcheinſt mir werth in's Innerſte zu kommen.

Nach kurzem Schlaf in einer ſtillen Zelle
Weckt unſern Freund ein dumpfer Glockenton.
Er rafft ſich auf mit unverdroſſ'ner Schnelle,
Dem Ruf der Andacht folgt der Himmelsſohn.

Geſchwind bekleidet eilt er nach der Schwelle,
Es eilt ſein Herz voraus der Kirche ſchon,
Gehorſam, ruhig, durch Gebet beflügelt;
Er klinkt am Schloß, und findet es verriegelt.

Und wie er horcht, ſo wird in gleichen Zeiten
Dreymal ein Schlag auf hohles Erz erneut,
Nicht Schlag der Uhr und auch nicht Glockenläuten,
Ein Flötenton miſcht ſich von Zeit zu Zeit;
Der Schall, der ſeltſam iſt und ſchwer zu deuten,
Bewegt ſich ſo, daß er das Herz erfreut,
Einladend ernſt, als wenn ſich mit Geſängen
Zufriedne Paare durch einander ſchlängen.

Er eilt an's Fenſter, dort vielleicht zu ſchauen,
Was ihn verwirrt und wunderbar ergreift;
Er ſieht den Tag im fernen Oſten grauen,
Den Horizont mit leichtem Duft geſtreift.
Und — ſoll er wirklich ſeinen Augen trauen? —
Ein ſeltſam Licht das durch den Garten ſchweift:
Drey Jünglinge mit Fackeln in den Händen
Sieht er ſich eilend durch die Gänge wenden.

Er ſieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen knapp und wohl am Leibe ſtehn,
Ihr lockig Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Roſen ihren Gurt umwunden ſehn;
Es ſcheint, als kämen ſie von nächt'gen Tänzen,
Von froher Mühe recht erquickt und ſchön.
Sie eilen nun und löſchen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus, und ſchwinden in die Ferne.

Maskenzüge.

Die Weimariſchen Redouten waren beſonders von 1776 an ſehr lebhaft und erhielten oft durch Masken-Erfindungen einen beſondern Reiz. Der Geburtstag der allverehrten und geliebten regierenden Herzogin fiel auf den 30ſten Januar, und alſo in die Mitte der Wintervergnügungen. Mehrere Geſellſchaften ſchloſſen ſich daher theils an einander, theils bildeten ſie einzelne ſinnreiche Gruppen, davon manches Angenehme zu erzählen ſeyn würde, wenn man ſich jenes weggeſchwundenen Jugendtraums wieder lebhaft erinnern könnte.

Leider ſind die meiſten Programme, ſo wie die zu den Aufzügen beſtimmten und dieſelben gewiſſermaßen erklärenden Gedichte, verloren gegangen, und nur wenige werden hier mitgetheilt. Symbolik und Allegorie, Fabel, Gedicht, Hiſtorie und Scherz reichten gar mannichfaltigen Stoff und die verſchiedenſten Formen dar. Vielleicht läßt ſich künftig außer dem vorliegenden noch einiges auffinden und zuſammenſtellen.

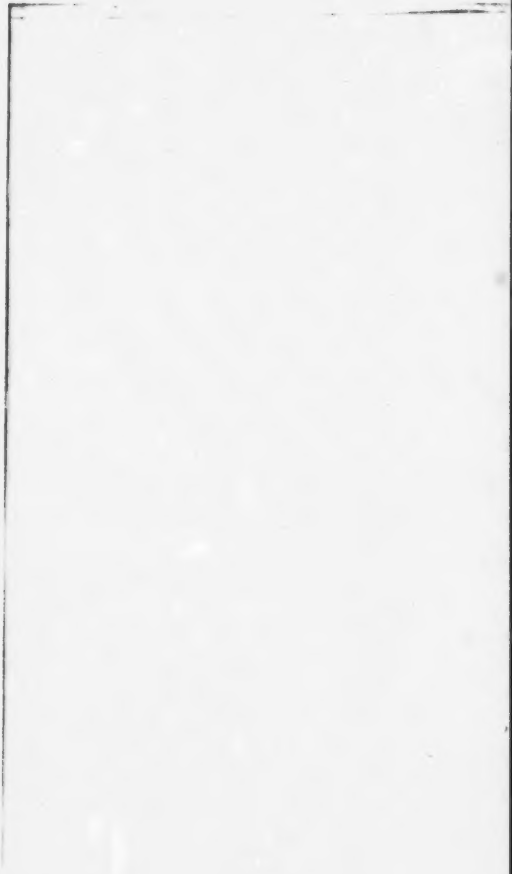

Aufzug des Winters.

Der Schlaf.

Ein treuer Freund der allen frommt,
Gerufen oder nicht, er kommt.
Gern mag er Elend, Sorge, Pein
Mit seinem sanften Schleier decken;
Und selbst das Glücke wiegt er ein,
Zu neuen Freuden es zu wecken.

Die Nacht.

Der Menschen Freund und Feind,
Dem Traurigen betrübt,
Dem Frohen frod,
Gefürchtet und geliebt.

Die Träume.

Wir können eine ganze Welt
So klein wir sind, betrügen,
Und jeden, wie es uns gefällt,
Erschrecken und vergnügen.

Der Winter.

Euch so zusammen hier zu finden
Ist mir die größte Lust.
Ich nur, ich weiß euch zu verbinden,
Deß bin ich mir bewußt.
Vor meinen Stürmen fliehet ihr
Und suchet eures Gleichen;
Und darin muß der Sommer mir
Mit seiner Schönheit weichen.

Das Spiel.

Bei vielen gar gut angeschrieben
Find' ich hier manch bekannt Gesicht;
Doch Einen, dem ich immer treu geblieben,
Den find' ich nicht.

Der Wein.

Zur Gesellschaft kann nicht besser
Je ein Gast gefunden seyn:
Gerne geben meine Fäss.r,
Nehmen gerne wieder ein.

Die Liebe.

In mancherlei Gestalten
Mach' ich euch bang.
So jung ich bin, mich kennen doch die Alten
Schon lang.

Die Tragödie.

Mit nachgeahmten hohen Schmerzen
Durchbohr' ich spielend jede Brust,
Und euren tiefbewegten Herzen
Sind Thränen Freude, Schmerzen Lust.

Die Komödie.

Magst sie immer weinen machen,
Das ist, dünkt mich, gar nicht schwer;
Doch ich mache sie zu lachen,
Das ist besser und ist mehr.

Das Carneval.

Mich ergetzen viele Lichter,
Mehr noch fröhliche Gesichter;
Mich ergetzen Tanz und Scherz,
Mehr noch ein vergnügtes Herz;

Pracht und buntes Leben sehr,
Aber eure Gunst noch mehr.

Zu den vier Temperamenten.

Die vier Kleinen die ich führe
Sind gar wunderliche Thiere,
Sind auch nach der Menschen Art
Widerwärtiglich gepaart,
Und mit Weinen oder Lachen
Müssen sie Gesellschaft machen.

Chor der Masken.

Spanier und Spanierin.

Vor dem bunten Schwarme flieht
Die Melancholey.
Auch aus fremden Ländern zieht
Uns die Lust herbei.

Scapin und Scapine.

Mit einer Mütze voller List
Bleibt Scapin euch zu Diensten,
Und auch Scapinens Köpfchen ist
Nicht leer von feinen Künsten.

Pierot und Pierotte.

Wir beiden mögen treu und gut
Uns gern gesellig zeigen,
Mit langen Aermeln, frohem Muth
Und wünschen euch deßgleichen.

Ein Paar in Tabarros.

Wir zwey Tabarros wollen gar
Uns auch hierzu gesellen,
Um noch zuletzt mit Einem Paar
Die Menge vorzustellen.

Das Studium.

Mein Fleiß iſt immer etwas nütz,
Auch hier iſt er's geblieben:
Ich hab' euch allen unſern Witz
Verſtändlich aufgeſchrieben.

Aufzug der vier Weltalter.

Das goldne Alter
(begleitet von der Freude und der Unschuld)

Sanft wie ein Morgentraum schreit' ich hervor,
Mich kennt der Mensch nicht eh' er mich verlor.
Der Jugend Schöne und der Blüthen Zeit
Des Herzens Erstlinge sind mir geweiht.

Das silberne Alter
(begleitet von der Fruchtbarkeit, den Gaben des Geistes und der geselligen Fröhlichkeit).

Was tief verborgen ruht, ruf' ich hervor;
Ich gebe zwiefach was der Mensch verlor.
Durch Kunst gepflegt wird nur in meinem Schoos
Das Schöne prächtig und das Gute groß.

Das eherne Alter
(begleitet von der Ehre, dem Stolz und dem Geiz).

An Herrlichkeit bin ich den Göttern gleich,
Das Große nur zu ehren steht mein Reich;
Das Treffliche drängt sich zu meinem Thron,
Und Ehr' und Reichthum spenden Glück und Lohn.

Das eiserne Alter
(begleitet von der Gewaltthätigkeit).

Gewalt und Macht sind mir allein verliehn;
Ich schreite über hoch und niedrig hin!
Unschuld und Fröhlichkeit wird mir zum Raub,
Reichthum und Gaben tret' ich in den Staub.

Die Zeit.

Ich fahr' euch an. Mir leise nachzugehn
Kann auch das Mächtigste nicht widerstehn.
Der Strom der Wuth versiegt in seinem Lauf
Und Freud' und Unschuld führ' ich wieder auf.

Die weiblichen Tugenden.

Zum 30. Januar 1782.

Wir die Deinen
Wir vereinen,
In der Mitte
Vom Gedränge,
Vor der Menge
Leise Schritte;
Wir umgeben
Stets dein Leben,
Und dein Wille
Heißt uns stille
Wirkend schweigen.
Ach verzeihe!
Daß zur Weihe
Dieser Feyer
Wir uns freier
Heute zeigen
Im Gedränge
Vor der Menge
Dir begegnen
Und dich segnen.

Amor.

Zum 30. Januar 1782.

Amor, der den schönsten Segen
Dir so vieler Herzen reicht,
Ist nicht jener, der verwegen
Eitel ist und immer leicht;

Es ist Amor, den die Treue
Neugeboren zu sich nahm,
Als die schöne Welt, die neue,
Aus der Götter Händen kam.

Gierig horcht' ich ihren Lehren,
Wie ein Knabe folgsam ist,
Und sie lehrte mich verehren
Was verehrungswürdig ist.

Mit den Guten mich zu finden
War mein erster Jugendtrieb,
Mich den Edlen zu verbinden
Machte mir die Erde lieb.

Aber ach! nur allzu selten
Freut mein erster Gruß ein Herz;
Meine falschen Brüder gelten
Mehr mit leichtem Wechselscherz.

Einsam wohn' ich dann, verdrossen,
Allen Freuden abgeneigt,
Wie in einen Fels verschlossen,
Den die Fabel dir gezeigt.

Doch auf einmal bilden wieder
Herzen ſich, dem meinen gleich;
Ewig jung komm' ich hernieder
Und befeſtige mein Reich.

Jugendfreuden zu erhalten
Zeig' ich leis das wahre Glück,
Und ich führe ſelbſt die Alten
In die holde Zeit zurück.

Was den Guten Gut's begegnet
Leiten Göttliche durch mich.
Dieſer Amor grüßt und ſegnet
Heute ſeine Freundin, Dich!

Planetentanz.

Zum 30. Januar 1784.

An Deinem Tage regt sich
Das ganze Firmament,
Und was am Himmel Schönes brennt
Das kommt und grüßet Dich.

Aufzug.

(Vier Winde machen Raum. Die zwölf Himmelszeichen treten hervor, sie bringen Liebe, Leben und Wachsthum mit sich. Diese schönen Kinder eilen die Fürstin zu begrüßen; indeß bildet sich der Thierkreis. Die Planeten treten hinein. Mercur ruft sie zur Feyer des Tages; allein noch begehren sie ihren Unmuth, denn die Sonne verweilt zu kommen. Doch auch sie naht sich bald mit ihrem Gefolge, sendet ihre mildesten Strahlen der Fürstin zum Geschenke und der festliche Tanz beginnt.)

Die Liebe,

Leben und Wachsthum mit ſich führend.

Oft ſchon kam ich friſch und heiter,
Freute deines Tags mich hier;
Doch ich eilte flüchtig weiter,
Denn zu einſam war es mir.

Heut komm' ich aus fernen Reichen
Wieder her zu dir geſchwind —
Kinder lieben ihres Gleichen
Und ich bin noch immer Kind.

Darum hab' ich mir aus vielen
Dieſe mir herbei gebracht,
Finde gar auch den Geſpielen,
Der uns friſch entgegen lacht.

Gerne bleiben wir und wahren
Mit der größten Sorgfalt ihn,
Deinen Sohn, der dir nach Jahren
Doch zur rechten Stund' erſchien.

Immer ſoll das reinſte Leben
Mit ihm machen, bei ihm ruhn,
Und der Wachsthum mit ihm ſtreben,
Edel einſt dir gleich zu thun.

Mercur.

Munter bin ich wie die Flammen,
Daß mich alle Götter loben;
Immer ruf' ich ſie zuſammen,
Und gewöhnlich folgt man mir.

Aber heute ſtand ich oben
Müßig an des Himmels Stufen,
Denn ſie kommen ungerufen
Und verſammeln ſich vor dir.

Venus.

Nicht leer dacht' ich herab zu ſteigen:
Ich mach' ihr jedes Herz zu eigen,
Das wird an ihrem Tag' die ſchönſte Gabe ſeyn;
Es iſt der Himmelsgaben beſte.
So ſprach ich, trat voll Zuverſicht herein;
Allein ich ſeh', ſie ſind ſchon alle dein,
Und ſo bin ich nur unnütz bei dem Feſte.

Tellus.

Mich ſchmückt ein tauſendfaches Leben,
Das nur von mir das Leben nimmt;
Nur ich kann allen alles geben:
Genießet was ich euch beſtimmt!
Auch will ich keinem Sterne weichen,
Auf ſo viel Güter ſtolz bin ich,
Am ſtolzeſten auf deines Gleichen
Und dich!

Luna.

Was im dichten Haine
Oft bei meinem Scheine
Deine Hoffnung war,
Komm' auf lichten Wegen
Lebend dir entgegen,
Stell' erfüllt ſich dar.

Meiner Ankunft Schauern
Sollſt du nie mit Trauern
Still entgegen gehn;
Im Genuß der Freuden
Will zu allen Zeiten
Ich dich wandeln ſehn.

Mars.

Von dem Meere
Wo die Heere
Muthig stehn,
Von dem Orte
Wo der Pforte
Drohende Gefahren wehn,
Aus der Ferne
Wendet her sich meine Kraft.
Und ich weile gerne
Wo dein Blick
Häuslich Glück
Täglich schafft.

Jupiter.

Ich bin der oberste der Götter;
Wer will sich über mich erhöhn?
Ich schleudre fürchterliche Wetter;
Wer ist's, wer kann mir widerstehn?

Wie würd' es meine Brust entzünden,
Bestritte mir ein Gott das Reich!
Allein in dem, was sie für dich empfinden,
Weiß ich gern alle sie mir gleich.

Saturn.

Grau und langſam, doch nicht älter
Als ein andres Himmelslicht,
Still und ernſthaft, doch nicht kälter
Trer' ich vor dein Angeſicht.

Glücklich wie im Götterſaale
Find' ich dich auf deinem Thron,
Dich beglückt in dem Gemahle
In der Tochter und dem Sohn.

Sieh' wir ſegnen dich, wir bringen
Dir ein bleibendes Geſchick,
Und auf himmliſch reinen Schwingen
Ruhet über dir das Glück.

Deine Tage ſo umkränzend,
Immer licht und neu belebt,
Wie der Ring, der ewig glänzend
Mein erhabnes Haupt umſchwebt.

Cybele.

Im fernen Raum, wohin kein menſchlich Auge drang,
Wo ich der Sterne reine Bahn erblickte,
Und mich ihr lieblicher Geſang
Zu höhern Himmeln aufentzückte,

Dort ſchwebt' ich einſam ungenannt,
Seit vielen tauſend tauſend Jahren,
Ich war der Erde unbekannt
Und hatte nichts von ihr erfahren;

Nun rufen mich verwandte Sphären:
O Schweſter bleib allein nicht fern!
Zum erſtenmal ein neuer Stern
Komm' auch herab Sie zu verehren! —

Bei deinem Feſte ſcheint mein ſtilles Licht;
Zwar ſtieg' ich halb mit Widerwillen nieder;
Allein vor dir und deinem Angeſicht
Find' ich den ganzen Himmel wieder.

S o l.

Von mir kommt Leben und Gewalt,
Gedeihen, Wohlthun, Macht;
Und würd' ich finſter, rubl, kalt,
Stürzt' alles in die Nacht.

Man ehrt mich, weil ich herrlich bin,
Man liebt mich, weil ich mild.
Des Bildes iſt ein edler Sinn,
Du liebſt ein edles Bild.

Die Wolken führ' ich gleich und ſchnell
Mit unverdroſſnem Arm;
Mein Licht iſt allen Erden hell,
Und meine Strahlen warm.

Erfülle Fürſtin deine Pflicht
Geſegnet tauſendmal!
Und dein Verſtand ſey wie mein Licht,
Dein Wille wie mein Strahl.

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1804.

Der lang' ersehnte Friede naht wieder,
Und alles scheint umkränzet und umlaubt;
Hier legt die Wuth die scharfen Waffen nieder,
Dem Sieger ist sogar der Helm geraubt;
Das nahe Glück erreget frohe Lieder,
Und Scherz und laute Freuden sind erlaubt;
Und wir, als ein Gebild aus höhern Sphären,
Erscheinen heute deinen Tag zu ehren.

Die Palmen legen wir zu deinen Füßen,
Und Blumen streuen wir vor deinem Schritt.
Die Eintracht darf sich wieder fest umschließen,
An ihrer Seite kommt die Hoffnung mit.
In Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergessen alles was es litt;
Dieß ist der Wunsch, der jedes Herz belebet,
Das wieder frisch in's neue Leben strebet.

Und Ceres wird versöhnet und verehret,
Die wieder froh die goldnen Aehren regt;
Wenn dann die Fülle prächtig wiederkehret,
Die aller Freuden reiche Kränze trägt,
Wird auch der Kunst der schönste Wunsch gewähret,
Daß ihr ein fühlend Herz entgegenschlägt,
Und in der Ferne sehen wir, auf's neue,
Der edlen Schwestern eine lange Reihe!

Doch jeder blickt bebende nach den Seinen,
Und theilt mit Freuden freudiges Gefühl;
Man eilet ſich harmoniſch zu vereinen,
Und wir ſind hier an der Erſcheinung Ziel:
Du zählſt mit Heiterkeit uns zu den Deinen,
Verzeihest mild das bunte Maskenſpiel.
O ſey beglückt! ſo wie du uns entzückeſt,
Im Kreiſe den du ſchaffeſt und beglückeſt.

Maskenzug.

Zum 30. Januar 1802.

Wenn von der Ruhmverkünderin begleitet
Heroischer Geſang den Geiſt entzündet,
Auf Thatenfeldern hin und wieder ſchreitet,
Mit Lorbeer ſich das eigne Haupt umwindet,
Ein Denkmal über Wolken ſich bereitet,
Auf ſchwindendes die ſchönſte Dauer gründet,
Von Göttern und von Menſchen unbezwungen;
So ſcheint's, er hab' ein höchſtes Ziel errungen.

Doch hat uns erſt der Muſe Blick getroffen,
Die dem Gefährlichſten ſich zugeſellt,
Dann ſtehet uns ein andrer Himmel offen,
Dann leuchtet uns die neue ſchön're Welt.
Hier lernet man verlangen, lernet hoffen,
Wo uns das Glück am zarten Faden hält,
Und wo man mehr und immer mehr genießet,
Je enger ſich der Kreis im Kreiſe ſchließet.

Bald fühlſt du dich von jener eingeladen,
Der Holden, die mit Unſchuld ſich verband,
Und Fels und Baum, auf allen deinen Pfaden,
Erſcheint belebt durch ihre Götterhand;
Dich grüßen kindlich des Gebirgs Najaden,
Des Meeres Nymphen grüßen dich am Strand.
Wer einſam durch ein ſtilles Tempe ſchreitet,
Der fühlt ſich recht umgeben und begleitet.

Doch ſollen wir nicht allzuweichlich fühlen,
Da trifft uns denn gar oft ein leichter Schlag.
Wir fahren auf! Wer wagt's mit uns zu ſpielen?
Bald heimlich neckend, bald am offnen Tag!
Iſt's Momus der in ſtädtiſchen Gewühlen,
Ein Satyr, der im Feld ſich üben mag?
Was uns geſchmerzt ſind allgemeine Poſſen,
Wir lachen bald, wo es uns erſt verdroſſen.

Sie kommen an, vom wilden Schwarm umgeben,
Den Phantaſie in ihrem Reiche hegt.
Die Woge ſchwillt, die im verwornen Streben
Sich ungewiß nach allen Seiten trägt.
Doch allen wird ein einzig Ziel gegeben,
Und jeder fühlt und neigt ſich, froh bewegt,
Der Sonne, die das bunte Feſt vergoldet,
Die alles ſchaut und kennt, belebt und duldet.

Zum 30. Januar 1806.

Herzlich und freudevoll
Bringe der Treue Zoll,
Singendes Chor!
Rasch wie der Hände-Klang
Töne des Liedes Drang
Steige der Festgesang
Zu dir empor!

Mitten in unsre Reihn
Stürmet der Krieg herein,
Umstellt uns hier;
Doch der nur Wildes denkt,
Schreckend sich vorwärts drängt,
Selten die Fahne senkt,
Er neigt sich dir.

Hören bei'm Friedensfest
Auch sich Trommete läßt,
Schon ist es nah.
Herr Gott dich loben wir!
Herr Gott wir danken dir!
Segnest uns für und für!
So klingt es da.

Wunden schon heilen sich,
Wolken schon theilen sich,
Dein Tag erscheint.
Ehrfurcht uns all' durchdringt,
Abschied der Krieger bringt
Heil dir der Barde singt,
Alle vereint.

Die Romantiſche Poeſie.

Stanzen

zu

Erklärung eines Maskenzugs

aufgeführt

den 30. Januar 1810.

Der Geburtstag der regierenden Herzogin von Weimar, der jedesmal als ein ausgezeichnetes Jahresfest begangen wird, rief in diesem Jahre, bei den glücklichsten Familien-Ereignissen in der Gegenwart hoher verehrter Gäste, zu besonders lebhaften Feyerlichkeiten auf. Für die demselben gewidmete Maskenlust schien es ein angemessener Schmuck, die verschiedenen Dichtungen, denen unsre Vorfahren und auch die Ahnherrn jenes hohen Fürstenhauses eine vorzügliche Neigung schenkten, in bedeutenden mannigfaltigen Gestalten darzustellen. Ein Herold zeigte sich daher, anfahrend einen Minnesinger und Heldendichter, welche vor die hohen Herrschaften zu beiden Seiten gestellt, durch nachfolgende Strophen, die vorüberziehenden theils allegorischen theils individuellen Gestalten der modernen Poesie ankündigten und erklärten.

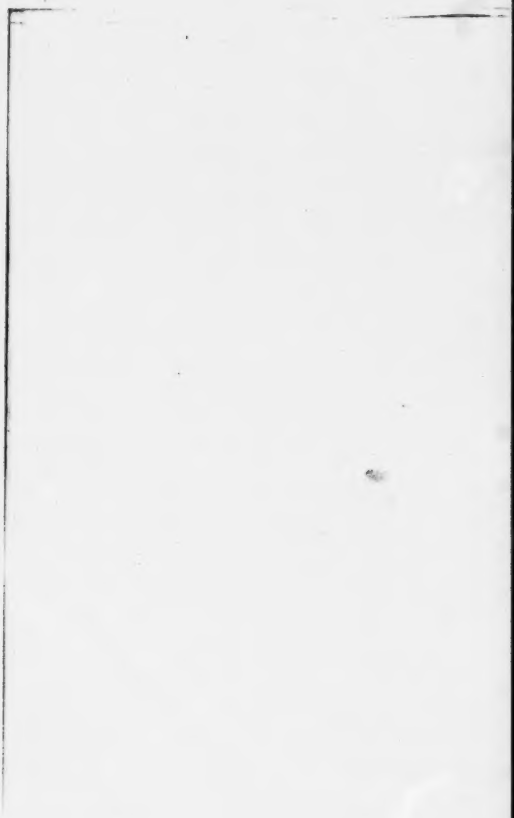

Minnesinger.

Von Wartburgs Höhn, wo vor so manchen Sonnen
Uns Eure Väter freundlich angehört,
Wohin, noch froh gedenk der alten Wonnen,
Der ewig rege Bardengeist sich kehrt,
Weil jede Krone, die er dort gewonnen,
Des Gebers Ruhm durch alle Zeiten mehrt:
Das Gute, das geschehend uns ergetzt,
Wird rühmlich, wenn die Zeit es trägt und schätzet —

Heldendichter.

Da sangen wir an jedem Feyertage,
Der Eurem Stamm die frische Knospe gab;
Den spatentriss nen Ahnherrn trug die Klage
Melodisch groß zum siegeschmückten Grab;
Dann kündeten wir jede Wundersage,
Das Heldenschwert so wie den Zauberstab;
Und jauchzend folgten wir dem jungen Paare,
Dem frohen schönbekränzten, zum Altare.

Herold.

Nun tritt ein Herold auf zur guten Stunde,
Der treu vor euch den goldnen Scepter bückt.
Er bringt von jener Zeit gewisse Kunde,
Daß Fürsten selbst mit Liedern sich geschmückt,
Und führet vor euch her froh in die Runde
Der Bilder Schaar, wie sie uns dort entzückt;
Und zweyerley vermag er anzumelden:
Der Liebe Scherz, darauf den Ernst des Helden.

Frühling.

Der Lenz tritt auf. Vom ſüßen Liebesmunde
Ertönt durchaus ein holder Zauberſchall.
Nun wird der Welt erſt recht die frohe Stunde!
So ſingt und ſagt das Lied der Nachtigall.
Ein Seufzer ſteigt aus regem Herzensgrunde
Und Wonn' und Sehnſucht walten überall.
Und wer nicht liebt, wird ſich des ſchönen Mayen,
So gut er kann, doch leider bald nur freuen.

Sommer.

Der Sommer folgt. Es wachſen Tag und Hitze,
Und von den Auen dränget uns die Gluth;
Doch dort am Waſſerfall, am Felſenſitze,
Erquickt ein Trunk, erfriſcht ein Wort das Blut.
Der Donner rollt, ſchon kreuzen ſich die Blitze,
Die Höhle wählt ſich auf zur ſichern Hut;
Dem Toſen nach kracht ſchnell ein knatternd Schmettern;
Doch Liebe lächelt unter Sturm und Wettern.

Minnepaar.

Im goldnen Glanz, im bunten Farbenſcheine
Der neuen Welt genießen ſie den Tag.
Er ſagt's ihr klar, wie er es freundlich meine;
Sie ſagt's ihm ſo, daß er es deuten mag.
Er wagt es nun und nennet ſie die ſeine,
Er wiederholt's mit jedem Herzensſchlag;
Und ſo beglückt, bald offen, bald verſtohlen,
Des ſüßen Wortes ew'ges Wiederholen.

Tanzende.

Ein leichter Sinn erhebt ſie von der Erden;
Das muntre Paar, es mag nicht ſtille ſtehn.

An Worte Statt ſind liebliche Gebärden,
Die zwar im Tact, jedoch von Herzen gehn,
Und Schling' auf Schlinge Kettenzüge werden.
Wie luſtig iſt's, ſich um ſich ſelbſt zu drehn!
Mit leichtem Anſtand wechſeln ſie die Glieder;
Doch kehrt zum Auge bald das Auge wieder.

Jagdluſtige.

Mit ernſtem Gang, zu ernſteren Geſchäften,
Zieht nach dem Wald ein friſches Jägerpaar,
Getroſt in ſich, ſchlank gleich den edlen Stämmen,
Die ſich zur Luſt ein hoher Wald gebar.
Sie lächeln ſtolz, vertrauend ihren Kräften;
So trotzen ſie der Mühe, der Gefahr,
Und denken nicht der Macht, die uns gebietet,
Wovor Diana ſelbſt nicht ſchützt, noch hütet.

Herbſt.

Den Fleiß belohnend aber tritt Pomone
Mit reicher Gaben Fülle zu uns an.
Mit Freuden ſehen wir den Kranz, die Krone,
Und viel genießt, wer heuer viel gethan.
Der Vater ſchafft, er freut ſich mit dem Sohne,
Auf's neue Jahr geht ſchon der neue Plan;
Im Kreis der Gäſte waltet frohes Leben:
Der Edle hat, und will auch andern geben.

Spielende.

Beſitz iſt gut, der jedem wohl behaget;
Doch wer ihn hat, wär' ihn gern wieder los.
Und wenn er wagend nun das Glück befraget,
Fällt ihm vielleicht ſogar ein doppelt Loos.
Selbſt wenn Verluſt ihn hin und wieder plaget,
Iſt doch das Glück der Ungewißheit groß.

Mit Leidenſchaft genießen ſie des Lebens,
Und Amor ſelbſt belauſcht ſie nur vergebens.

Winter.

Wir dürfen kaum hier noch den Winter nennen:
Denn iſt wohl Winter, wo die Sonne ſcheint?
Die Augen glühn, die Herzen alle brennen,
Und jeder ſpricht und handelt wie er's meint.
Von allen Jahreszeiten die wir kennen
Iſt ſie's, die eine, die uns ſo vereint:
Sie gab uns Dich, belebt nun dieſe Feſte,
Und ſo erſcheint ſie uns die allerbeſte.

Norden.

Doch wendet nun von dieſem Blumengrünen
Zu nord'ſchen Himmelsfeuern das Geſicht —
Woher auch uns mit Jugendglanz erſchienen
Die Majeſtät in ſternedurchwebtem Licht —
Zum alten Volk unüberwundner Hünen,
Das wandernd ſich durch alle Länder ficht.
Mit welcher Kraft die Rieſenfäuſte ſchlagen,
Seht ihr am Schwert, vom Zwergenpaar getragen.

Brunehild.

Dem Pol entſpricht die herrlichſte der Frauen,
Ein Rieſenkind, ein kräftig Wunderbild.
Stark und gewandt, mit hohem Selbſtvertrauen,
Dem Feinde grimm, dem Freunde ſüß und mild,
So leuchtet, nie verſteckt vor unſerm Schauen,
Am Horizont der Dichtkunſt, Brunehild,
Wie ihres Nordens ſtäte Sommerſonne,
Vom Eismeer bis zum Po, bis zur Garonne.

Siegfried.

Ihr schreitet kühn der gleiche Mann zur Seite,
Der ihr bestimmt war, den sie doch verlor.
Für seinen Freund erkämpft' er solche Beute,
Durchsprengte kühn das Zauberflammenthor.
Wie schön das Hochzeitlager sich auch breite,
Die Freundschaft zieht er streng der Minne vor:
Dieß Schwert, ein Werk zwergemsiger Schmiedehöhlen,
Schied Ihn und Sie! — O seltsames Vermählen!

Prinzessin.

Nun geht es auf, das Licht der Morgenländer,
Die Tochter von Byzanz. Ihr seht sie hier!
Als Kaiserskind trägt sie die Goldgewänder,
Und doch ist sie des Schmuckes höchste Zier.
Die goldnen Schuhe, jene theuren Pfänder,
Die Liebesboten zwischen Ihm und Ihr,
Sie bringt der Zwerg, die frohste Morgengabe:
Ein Liebespfand ist mehr als Gut und Habe.

Rother.

Ich spreche nun so heiter als bedächtig
Von König Rother's unbezwungner Kraft;
Und ob er gleich in Waffen groß und mächtig,
Hat Liebe doch ihm solches Glück verschafft.
Als Pilger klug, als Gast freigebig, prächtig,
Hat er als Held zuletzt sie weggerafft,
Zum schönsten Glück, zum höchsten Mutterloose:
Von ihnen stammt Pipin und Carl der Große.

Asprian.

Den mächtigsten von allen Kampfgenossen
Erblickt ihr nun, den Riesen Asprian.
Ein Hagelwetter aus der Wolk' ergossen

Trifft nicht so blind und breit als dieser Mann.
Die Freunde haben selbst ihn angeschlossen:
Drum wenn er gleich nicht Feinde finden kann,
So schlägt er doch, schlägt alles um sich nieder,
Und schonet nicht die eignen Waffenbrüder.

Recht und Ehre.

Die Welt, sie wäre nicht vor ihm zu retten,
Wenn nicht auch hier die Weisheit vorgebaut,
Ihn hält das Recht, ein hehres Weib, in Ketten,
Der man getrost so großes Amt vertraut;
Die andre lockt und zieht mit goldnen Ketten,
Indem sie schmeichelnd nach dem wilden schaut.
Er geht bedächtig an dem frohen Tage,
Er sieht sich um und schaut, wohin er schlage.

Liebe.

Dann folgen zwey. — Laß diese mich erklären! —
Sie sind einander beide nah verwandt,
Mit Sonn' und Mondes Glanz von höhern Sphären
Zu Wohl und Weh uns freundlich zugesandt;
Doch will sich diese nicht an jene kehren,
Sie streift allein, verdirbt, erquickt das Land;
Und selten sieht man beide Schwester-Flammen,
Wie heut, gepaart, in Einigkeit beisammen.

Treue.

Und die Bescheidne zeigt sich frei und freier
Und irrt sich nicht am rauschenden Getön;
Sie steht vor euch, sie öffnet ihren Schleier
Und will getrost so vor der Menge gehn;
Ermuthigt glänzet nun das stille Feuer,
Dem Glühwurm gleich, so anspruchslos als schön.

Sie widmet euch den reinſten aller Triebe;
Gern folgt ſie dem Verdienſt, ſo wie der Liebe.

Otnit.

Ein groß Verdienſt weiß dieſer zu erwerben,
Entbrannt für Menſchenwohl von heil'ger Gluth.
Er ſchaut umher auf klägliches Verderben,
Mann wider Mann, Volk wider Volk in Wuth.
Mit Drachenſchweiß wird Berg und Wald ſich färben,
Die Ebne färben ſich mit Räuberblut,
So daß, weil Gute dankbar nun ihm dienen,
Unholde nicht zu ſchaden ſich erkühnen.

Weltlich Regiment.

So kommt zuletzt das [illegible]erlichſte zu Stande,
Wonach die Welt im [illegible]anzen immer ſtrebt;
Der Friede herrſcht [illegible] unbegränzten Lande,
Wo niemand mehr vor ſeinem Nachbar bebt;
Nun liebt der Menſch der Ehrfurcht hehre Bande,
Er fühlt ſich frei, wenn er gebändigt lebt;
Nur will er ſelbſt, er will den Herrn erwählen,
Dem aber ſoll's an Glück und Prunk nicht fehlen.

Geiſtlich Regiment.

Mit allem ſoll ſich auch die Schweſter ſchmücken,
Doch Demuth ſoll ihr höchſtes Kleinod ſeyn.
Sie geht mit freundlich halbgeſenkten Blicken,
Und mit ſich ſelbſt ſo ruhig überein;
Doch würde ſie der erſte Platz beglücken:
Dem Hochſinn iſt die zweyte Stelle Pein.
Sie ſcheint der Schweſter Hoheit nachzuſinnen
Und möchte gern den Schritt ihr abgewinnen.

Canzler und Clericus.

Auch kleine Wesen kommen mit zum Spiele:
Gar manches wird durch sie geheim erregt.
Der eine der gewandt mit spitzem Kiele
Das Reich begränzet, ja die Feinde schlägt;
Der andre, der entfernt vom Weltgewühle
Das Wort, zum Buch erstarrt, am Herzen trägt:
Sie, beide ruhig, wissen zu begeistern,
Sie gehen nach, und oft vor ihren Meistern.

Elberich. Räthsel.

Im stillen aber herrschet über diese
Und weit und breit, ein wundersames Haupt,
Scheinbar ein Kind und nach der Kraft ein Riese,
Das jeder läugnet, jeder hofft und glaubt:
Der Welt gehört's, so wie dem Paradiese;
Auch ist ihm alles, ist ihm nichts erlaubt.
Verein' es nur in kindlichem Gemüthe,
Die Weisheit mit der Klugheit und der Güte.

Minnesinger.

Und voller Zutraun schließt sich an — die Menge;
Wir aber lassen sie in Frieden ziehn.
Ihr saht vor Euch ein liebevoll Gedränge,
Gestalten vorger Zeit, vorüber fliehn.
Den bunten Staat, das blitzende Gepränge,
Wir bitten, seht nicht flüchtig drüber hin:
Inwendig waltet ehrfurchtsvolle Scheue,
Der Liebe Flammen, wie das Licht der Treue.

Heldendichter.

Ja selbst das Große schwindet gleich den Schatten,
Und öde wird der thatenvollste Raum;

Drum ſoll die That ſich mit dem Worte gatten:
Ein ſolcher Zweig, gepflanzt, er wird zum Baum;
Luſtwälder ziehn ſich über grüne Matten,
So blüht er fort, der ſchöne Lebenstraum.
Was Eure hohen Väter, Ihr nach ihnen
An uns gethan, es ſoll für ewig grünen!

Maskenzug ruſſiſcher Nationen

zum 16. Februar. 1810.

Feſtlied.

Raſch herein und nicht gezaudert!
Nicht getrotzt und nicht geſchaudert!
Nicht gekoſ't und nicht geplaudert!
Hier iſt Ernſt bei Scherz.
Tüchtig, feſt, mit ſtarkem Schritte,
Bringen wir zur Feſtes-Mitte
Fremde Kleider, fremde Sitte,
Wohlgekanntes Herz.

So entlegen wir auch ſtammen,
Kreiſend ziehen wir zuſammen,
Wie das Chor von Sternenflammen
Sich um Eine dreht.
In dem Glanze deines Wohles
Freuen wir uns unſres Wohles.
Wie der Feuerglanz des Poles
Sternenlicht erhöht.

Hin und wieder und zur Seiten
Sehn wir fremd Geb ide ſchreiten,
Dir die Freude zu bereiten
Wie ſie jeder ſchafft.
Wandelt fröhlich zwiſchen dieſen,
Die des Feſtes mitgenießen,
Zwiſchen Zwergen, zwiſchen Rieſen
Und des Nordens Kraft.

Lächle, daß es dir gefalle,
So gefallen wir uns alle.
Nun ertönt mit Einem Schalle
Lauter Wünſche Chor!
Hier bedarf es keiner Sichtung,
Alle zieht vereinte Richtung.
Trage Wahrheit, trage Dichtung
Dieſen Tag empor!

Gaſtlied.

Zu erſcheinen
Mit den Seinen
In dem lichten Kreiſe,
Alle Biedre
Hoch' und Niedre,
Das iſt rechte Weiſe!
Kommt gegangen
Ehrenvoll empfangen!
Dieſen Tagen
Ziemet froh Behagen.

Wie wir ſollen
In dem vollen
Lampenhellen Saale!
Viele zeigen
Viele neigen
Sich mit einem Male.
Wenn es wären
Alle die dich ehren,
Treu und munter;
Wär' es noch viel bunter.

Brautlied.

Er.

„Kommt hervor aus euren Kemenaten,
Brüder, rathet mir! ich möchte gerne freyn.“
Fragst du viel, so bist du schlecht berathen;
Schau nur selbst herum und da und dort hinein.
Findest du sie still zu Haus
Und thätig und verständig;
Richte nur den Hochzeitschmaus:
Der Tanz ist gleich lebendig.

Sie.

„Kommt hercin, ihr lieben Nachbarinnen,
Schwestern, rathet mir! man wirbt um meine Hand.“
Fragst du viel, du wirst nicht viel gewinnen:
Um dich selbst verschlingt sich ja das Band.
Ob er dir gefallen kann?
Die Augen mußt du fragen.
Ob's ein braver guter Mann?
Das muß das Herz dir sagen.

Beide.

„Einig sind die Zwey, die sich gefunden!
Lebt nun wohl! In's Leben geht es fort.“
Fließen doch für euch nun andre Stunden;
Euch gehört von nun an jeder Ort.
Hand in Hand, wie dieses Paar,
Wollen wir das Fest genießen;
Fröhlich jauchze die ganze Schaar
Und stampfe mit den Füßen!

Im Namen

der

Bürgerschaft von Carlsbad.

Der Kaiſerin Ankunft.

Den 6. Juny 1810.

Zu des einzigen Tages Feſte
Schmückt euch alle, windet Kränze!
Daß für Heimiſche, für Gäſte,
Herrlicher das Thal erglänze,
Dem ein neuer Frühling wehr.
Väter, Mütter, Töchter, Söhne,
Auf! Ein frohes Lied ertöne,
Alles um euch her verſchöne
Den Empfang der Majeſtät!

Hier im waldbewachſ'nen Thale,
Das ſo mancher Fremde ſegnet,
Weil mit heilſam heißer Schale
Die Geneſung ihm begegnet
Und ihm friſches Leben ſchafft,
Muß in tiefen Felſenſchlünden
Feuer ſich mit Waſſer binden,
Klüften ſiedend ſich entwinden;
Neue Kräfte wirkt die Kraft.

Dem Genesnen, dem Gesunden,
Bieten sich so manche Schätze.
Daß der Freund den Freund gefunden
Zeugen die erwählten Plätze,
Wie Erinn'rung köstlich sey.
Und so wurden Wald und Wiese
Zum bewohnten Paradiese,
Daß ein jeglicher genieße,
Sich empfinde, froh und frei.

Aber heute neu mit Machten
Sprudle Quell aus deinen Höhlen!
Falter aus die frischen Prachten,
Ihr des grünen Thals Juwelen,
Holde Blumen, eurer Flor!
Und ihr Sprossen dieser Gauen,
Kinder, eilt Sie anzuschauen,
Blickt mit Wonne, mit Vertrauen,
Zu der Herrlichen empor!

Sie, die Tausenden geboret,
Sie erwählt euch, sie ist euer!
Ihr umgeht sie unverwehret;
Gnädig gönnt sie dieser Feyer
Mutterblicke hoch und mild.
Dränget euch ihr jungen Schaaren!
Dem der früh solch Glück erfahren,
Wächst an Glanz von Jahr zu Jahren,
Der Erinn'rung Himmelsbild.

Was in segensreicher Enge
Diese Kaiserstadt umwallet,
Was in fröhlichem Gedränge
Seit Jahrhunderten erschallet,
Werde diesem Tag zu Theil!
Alles Wohl, das hier gequollen,
Alle Lust, die hier erschollen,
Ruft herab, mit feuervollen
Segenswünschen, ihr zum Heil!

Der Kaiſerin Becher.

Den 10. Juny 1810.

Dich klein geblümt Gefäß mit Schmuck und Leben
Des Blumenflores mahleriſch zu umwinden,
Iſt zwar zu ſpät; doch unſer Glück zu künden
Soll nun von Worten dich ein Kranz umgeben.

Und möcht' er auch ſo zierlich dich umſchweben,
Wie ihn die Grazien, die Muſen, binden;
Rein auszuſprechen, was wir rein empfinden,
Iſt für den Dichter ſelbſt vergeblich Streben.

Den Lippen, denen Huld und Gunſt entquellen,
Von denen Freundlichkeit und Frohſinn wirken,
Haſt du, beglückt Gefäß! dich nähern dürfen;

Getoſtet haben ſie die heißen Wellen. —
O möchten ſie aus unſern Luſtbezirken
Des Lebens Balſam friſch erquicklich ſchürfen!

Der
Kaiſerin
Platz.

Den 19. Juny 1810.

Wenn vor dem Glanz, der um die Herrin ſchwebet,
Das Volk ſich theilt, in drängendem Gewühle,
Dann gleich um ſie ſich neu zu ſammeln ſtrebet,
Stumm erſt und ſtaunend, dann im Hochgefühle
Mit Leberuf den Widerhall belebet;
So ſpreche nun die Nymphe dieſer Kühle
Zu jedem ſtill empfindenden Gemüthe
Von ihrer Anmuth, Heiterkeit und Güte.

Ehrwürd'ger Fels! der ſich vom Himmelsblauen
Herab dem Thale reich bemoos't vermählte,
Am ſchattengrünen Berg ihr bunten Auen!
Die längſt zum Bilde ſich der Künſtler wählte,
Ihr ließt euch ſtets geſchmückt und fröhlich ſchauen;
Doch immer war's als ob euch Eines fehlte:
Nun Sie auf euch mit Huld und Neigung blicket,
Nun wißt ihr erſt warum ihr euch geſchmücket.

Die Sonne wird, o Nymphe! bald ſich ſenken,
An die du mit uns allen dich verwöhnet;
Nicht ohne Schmerz läßt ſie entfernt ſich denken.
O möchte ſie, nach der ſich alles ſehnet,
Hieher den Weg, froh wiederkehrend, lenken!
O möchteſt du, wenn du dich neu verſchönet,
In deinem zweigumwölbten, luft'gen Saale,
Sie wiederſehn, ſie ſehn mit dem Gemahle!

Der Kaiserin Abschied.

Den 12. Juny 1810.

Lasset uns die Nacht erhellen
Abermals mit bunten Feuern!
Die von Felsen, die von Wellen
Wiederglänzend Ihr betheuern
Unsrer treuen Wünsche Gluth.
Abermals zur Morgenstunde
Sammle sich die bunte Menge!
Stimme fröhliche Gesänge;
Von dem Herzen zu dem Munde
Ströme neuer Lebensmuth!

Hörner schallen, Fahnen fliegen,
Trommeln künden frohe Feyer;
Aber ach! auf allen Zügen
Liegt es wie der Wolkenschleier,
Der um Gipfel sich gethan.
Und so spricht's aus trüben Blicken:
Sie, die unser sich bemeistert,
Uns erhoben, uns begeistert,
Ach! Sie zieht in Augenblicken
Langsam scheidend herghinan.

Die zu uns hernieder steigend
Mit uns wandelt unsre Pfade,
Unserm Gruße freundlich neigend,
Die allseitig heitre Gnade,
Sie zu missen, welch ein Schmerz! —
Tröstet euch! auch sie empfindet,
Und die Muse soll's euch sagen:
Denn die Muse darf es wagen,
Die das Innre wohl ergründet,
Auch zu blicken ihr in's Herz.

„An der Kluft, vom Fels umschlossen,
Dem der größte Schatz entquillet;
Bei dem Volk, das unverdrossen
Junggewohnte Pflicht erfüllet,
Allen dient um kleinen Lohn;
In dem menschenreichen Thale,
Dem von allen Ort und Enden
Hülfsbedürft'ge zu sich wenden,
Herrsch' ich nun im grünen Saale,
Herrsche von dem Blumenthron."

„Und so seh' ich Abgesandte
Vieler Völker, die mich ehren;
Freunde sind' ich, Nahverwandte,
Die ganz eigens mir gehören,
Und so nenn' ich alles mein.
Ja durch Neigung mir verbunden
Fühlt sich jeder aufgeheitert;
Auch mir ist das Herz erweitert,
Und die Freiheit dieser Stunden
Wird mir unvergeßlich seyn."

„Keine Blumen ſoll man ſtreuen,
Da ich mit Bedauern ſcheide.
Geh, o Muſe! ſag' den Treuen,
Daß ich ſelbſt mit ihnen leide:
Schnell war mir die Stunde da.
Laßt verſtummen alle Lieder;
Doch auf euren Lippen ſchwebet
Jener Wunſch, der mich belebet.
Wenn ihr liſpelt: Kehre wieder!
Habt ihr gleich mein offnes Ja."

Auf denn, Muſe! zu verkünden
Was die Frau dir aufgetragen. —
Laſſet alle Nebel ſchwinden!
Laßt die ſchönſte Sonne tagen!
Weil ein jeder hoffen mag.
Die ihr traurig ſie begleitet,
Eilt entzückt ihr dann entgegen;
Und ihr bringt auf neuen Wegen,
Kaiſerlich umher geleitet,
Sie herab am ſchönſten Tag.

Ihro
der
Kaiserin von Oesterreich Majestät.

Wie lange harren wir gewisser Kunde!
Wie ist das Zweifeln bang, die Hoffnung süß!
Noch schwebt sie vor, die unwillkommne Stunde,
Da uns die Frau, die Herrliche, verließ,
Und uns das letzte Wort vom Gnadenmunde
Die Wiederkehr, die baldige, verhieß;
Wir sollten ja in diesem stillen Thale
Sie wiedersehn, sie schön mit dem Gemahle.

Doch solch ein Wort läßt immer noch in Sorgen,
Und leider waren wir zu sehr verwöhnt;
Erinnerten an jedem heitren Morgen
Wie sie uns einst den schönsten Tag verschönt,
Und unser Leben, häuslich sonst verborgen,
Mit Herrlichkeit der Majestät gekrönt.
Es war geschehn! Sie war uns nun entrissen,
Und wo sie ging wird man sie stets vermissen.

Der starre Fels, er scheint sich noch zu neigen
Vor ihrer Hoheit, ihrer Majestät;
Die Stämme wiegen sich, in allen Zweigen
Von ihrer Anmuth lind und leis umweht;

Die Blumen, die ihr Haupt im Grünen beugen,
Erheben's forſchend, wo vielleicht ſie geht?
Und mit den Büſchen, die ihr Blüthen ſtreuen,
Wetteifern all' die Herzen ihrer Treuen.

Und wenn ſie ſich im weiten Reich beweget,
Nach jeder Richtung wird ſogleich gefragt;
Wenn dann der Weg ſie in die Ferne träget,
Vereitelt Hoffen bitterlich beklagt,
Und immer neu die Hoffnung aufgeregt,
Sie wird erfüllen was ſie zugeſagt;
Erſt ſoll es ihr und dem Gemahle glücken,
Die Tochter und den Eidam zu erblicken.

Es iſt geſchehn! Im ſeligſten Momente
Begegnet ſich der liebevolle Blick,
Und was die Donau ernſt und ſchmerzlich trennte
Gibt wonnevoll die Elbe nun zurück.
Wer iſt es, der's in Worte faſſen könnte:
Begünſtigt iſt der Höchſten größtes Glück,
Im Drang der ahnungsvollſten Weltgewühle
Die elterlichen, kindlichen Gefühle.

Auf hoher Burg ſodann ein feſtlich Prangen
Erhebt den Geiſt und überraſcht den Sinn.
Denn Böhmens Hauptſtadt ſoll das Glück erlangen,
Des höchſten Anblicks einzigen Gewinn;
Der Vater will die Tochter dort empfangen,
Der Kaiſer Oeſtreichs Frankreichs Kaiſerin.
So wird er ſie am Tag der Freude führen
Die herrlich Fremdgewordne zu den Ihren.

So nah gerückt sollt' es verderben,
Ein Glück, das dann wohl immer sich verliert!
Nein! Ihr versagt es nicht den Hoffnungsvollen,
Sie rufen aus was sie im Tiefsten rührt:
Wie unsre Brunnen immer treu gequollen,
So unser Herz dem, der das Scepter führt,
Und unser Thun, wie wir die Gäste pflegen,
Verdienet seinen Blick und seinen Segen.

Nun endlich meldet würdevoll Geläute
Der Majestäten feierliches Nahn,
Und an des Berges ausgeglätteter Seite
Rückt schon der Zug den Kaiserweg heran;
Die Menge schwillt in wogenhafter Breite,
Zu seiner Herrscher Blick drängt sie hinan.
Verstumme Lied! und laßt in vollen Chören
Den Freudenruf entzückten Busens hören!

Ihro
des
Kaiſers von Oeſterreich Majeſtät.

Er kommt! Er naht! — Wie fühlt bei dieſem Schalle
Die Seele gleich ſich ahnungsvoll bedingt!
Doch ſchon befreien ſich die Herzen alle
Durch Leberuf, davon der Fels erklingt.
Nun Muſe! ſtreue gleich auf die im Schwalle
Bewegte Volksfluth, die den Herrn umringt,
Den Samen aus zu würdiger Beachtung
Des Augenblicks und ewiger Betrachtung.

Denn wendet er in ſeinen weiten Reichen
Den Blick umher nach mannichfalt'gem Gut,
So überſieht er Fülle ſonder Gleichen,
Die über allem ausgebreitet ruht;
Wo Ebne ſich verflächet, Berge ſteigen,
Der Aehre Gold, der edlen Rebe Blut,
Und ſchaarenweis zum Nutzen eingehändigt
Der Thiere Heerden, die der Menſch gebändigt.

Und wo die großen Flüſſe ſich ergießen
Durch überbreites, reichbebautes Land,
Mit ſchnellen Fluthen manche Städte grüßen,
Dort hält er gern das Auge hingewandt.

Nun laſſ' er auch des Vaterblicks genießen
Die tiefe Stadt, die kühn ſich unterwand,
In enge Schlucht ſich nothgedrungen ſetzte,
Vielleicht die klinſte, keineswegs die letzte.

Weil dieſes Thal, von Bergen rings umfriedet,
Ein ungeheures Wunder ſich erzeugt,
Wo heimlich, ſeit Urjahren unermüdet,
Heilſam Gewäſſer durch die Klüfte ſchleicht,
In tiefen Höhlen ohne Feuer ſiedet,
Und ohne Fall hoch in die Lüfte ſteigt,
Und wenn des Wirkens Leidenſchaft geſtillet
Die Felſen bildet denen es entquillet.

In tiefer Wildnis dieſer Thäler ſchreckte
Des Jägers Horn die ſcheuen Wilde kaum.
Er war es, der den Wunderquell entdeckte,
Und Böhmens Carl belebt den ſtummen Raum.
Ein jeder, der zu bauen ſich erkeckte
Auf heißem Boden, an der Schlünde Saum,
Und ferne her nun die Erkrankten ladet,
Sieht ſich mit Wald und Feld und Trift begnadet.

So hat fortan, mit immer regem Streben,
Natur und Kunſt viel Tauſenden genützt.
Was Gott dem Bürger in die Hand gegeben,
Wenn es der Fürſt begünſtigt und beſchützt,
Dann bleibt fürwahr ein unverwüſtlich Leben,
Indem der Sohn dem Vater nachbeſitzt.
Geſchlechter widerſtehn der größten Plage
Und blühn und wachſen bis zum ſpätſten Tage.

Vollſtändig iſt jedoch kein Glück zu nennen,
Wenn bei ſo manchem Gut das höchſte fehlt;
Wir durften das nur in der Ferne kennen,
Und Jahre haben wir umſonſt gezählt.
Erſt heute mögen wir getroſt bekennen
Wie ſolch ein Mangel uns bisher gequält;
Heut fühlen wir entbehrter Regung Wonne.
Der Blick des Herrn, er iſt die zweyte Sonne.

Erhabne Gegenwart! die heute gründet
Was lange ſchon der Wunſch im ſtillen war.
Beamte, Bürger, wechſelſeits entzündet,
Beeifern ſich im neuen Jubeljahr,
Und jeder macht die Kraft die er ſich findet,
Nach allen Seiten thätig offenbar,
Und nun erſcheint, damit der Herr ſich freue,
Das Alte feſt, und lebenvoll das Neue.

Selbſt jener wilde Quell, den tief im Schlunde
Kein Menſchenwitz und keine Kraft beſchwor,
Ergrimmt nicht mehr am eingezwängten Schlunde,
Ihm läßt die Weisheit nun ein offnes Thor;
Damit der fernſte Pilger hier geſunde,
Wirft ſprudelnd frei er volle Kraft hervor,
Zerreißt nicht mehr die ſelbſtgewölbten Decken,
Nur heilen will er künftig, nicht erſchrecken.

Und wo die Brunnen lau und milder wallen,
Befiehlt der Herr, ſoll es auch heiter ſeyn.
Schon richten ſich empor geraume Hallen,
Behauner Stamm fügt ſich geviertem Stein.

Des Herren Preis wird ſtets daſelbſt erſchallen:
Er gab uns dieſen Raum, er lud uns ein!
Uns wird die Noth nicht mehr zuſammen drängen,
Behaglich ſoll das Wandeln ſich verlängen.

Von ſeines Auges mildem Blick entbrennet
Ein heilig Feuer, das uns nie entweicht;
Und wie man erſt des Sommers Kräfte kennet
Wenn ſich im Herbſt der Trauben Fülle zeigt,
So zeige ſich, wenn er von uns getrennet,
Der Segen wirkſam, den er uns gereicht,
Und werde ſo, beim glücklichſten Ereigniß,
Die kleine Stadt des großen Reiches Gleichniß.

Ihre

der

Kaiserin von Frankreich Majestät.

Sieht man den schönsten Stern die Nacht erhellen,
So wird das Auge wie das Herz erquickt;
Doch wenn, in seltnen langersehnten Fällen,
Ein herrliches Gestirn zum andern rückt,
Die nah verwandten Strahlen sich gesellen,
Dann weilt ein jeder schauend, hochentzückt;
So unser Blick, wie er hinauf sich wendet,
Wird vom Verein der Majestät geblendet.

Wir denken noch wie sie hinweggezogen
Der Eltern Lust, die holde Friedensbraut;
Schon beugten sich des Rheines edle Wogen,
Die beiden Ufer lächelten vertraut;
So freut die Erde sich am Himmelsbogen
Von farbigen Juwelen aufgebaut,
Der, wenn er schon vor unsern Augen schwindet,
Den Frieden sichert, den er ankündet.

Im neuen Reich empfängt sie das Behagen
Von Millionen, die aus düstrer Nacht
Aufschauen wieder zu gesunden Tagen,
Zum festen Leben abermals erwacht.

Ein jeder fühlt sein Herz gesichert schlagen
Und staunet nun, denn alles ist vollbracht,
Die holde Braut in lebensreichem Scheine —
Was Tausende verwirrten löst der Eine.

Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen
Er übersieht's in hellstem Geisteslicht,
Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte
Das feste Band in alle seine Rechte.

Und wenn dem Helden alles zwar gelungen,
Den das Geschick zum Günstling auserwählt,
Und ihm vor allen alles aufgedrungen,
Was die Geschichte jemals aufgezählt;
Ja reichlicher als Dichter je gesungen! —
Ihm hat bis jetzt das Höchste noch gefehlt;
Nun steht das Reich gesichert nie gegründet,
Nun fühlt er froh im Sohne sich gegründet.

Und daß auch diesem eigne Hoheit gnüge,
Ist Roma selbst zur Wächterin bestellt.
Die Göttin, hehr an ihres Königs Wiege,
Denkt abermal das Schicksal einer Welt.
Was sind hier die Trophäen aller Siege,
Wo sich der Vater in dem Sohn gefällt?
Zusammen werden sie des Glücks genießen,
Mit milder Hand den Janustempel schließen.

Sie, die zum Vorzug einſt als Braut gelanget,
Vermittlerin nach Götterart zu ſeyn,
Als Mutter, die, den Sohn im Arme, pranget,
Beförd're neuen, dauernden Verein;
Sie klär', wenn die Welt im Düſtern banget,
Den Himmel auf zu ew'gem Sonnenſchein!
Uns ſey durch ſie dieß letzte Glück beſchieden —
Der alles wollen kann, will auch den Frieden.

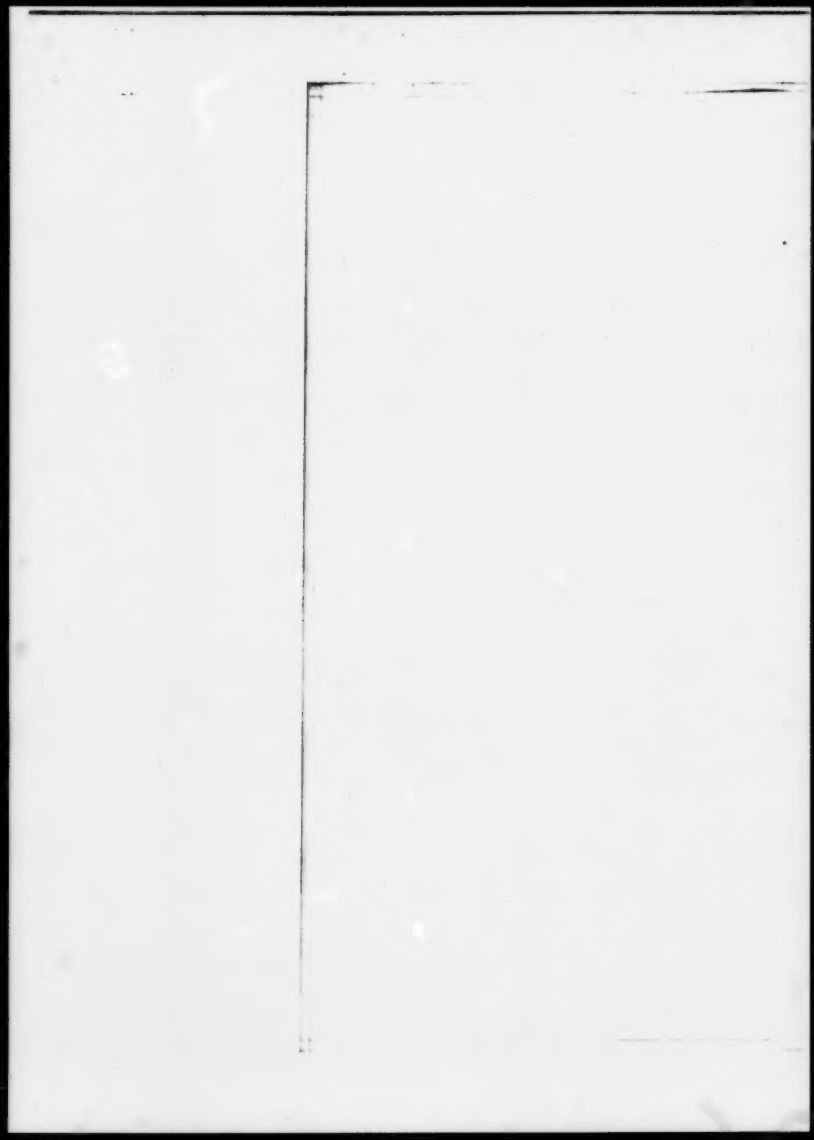

Des

Epimenides Erwachen.

Den Frieden kann das Wollen nicht bereiten:
Wer alles will will sich vor allen mächtig,
Indem er siegt, lehrt er die andern streiten;
Bedenkend macht er seinen Feind bedächtig;
So wachsen Kraft und List nach allen Seiten,
Der Weltkreis ruht von Ungeheuern trächtig,
Und der Geburten zahllose Plage
Droht jeden Tag als mit dem jüngsten Tage.

Der Dichter ſucht das Schickſal zu entbinden,
Das, wogenhaft und ſchrecklich ungeſtaltet,
Nicht Maß, noch Ziel, noch Richte weiß zu finden
Und brauſend webt, zerſtört und knirſchend waltet.
Da faßt die Kunſt, in liebendem Entzünden,
Der Maſſe Wuſt, die iſt ſogleich entfaltet,
Durch Mitverdienſt gemeinſamen Erregens,
Geſang und Rede, ſinnigen Bewegens.

Mitwirkende.

Regie . . . . . Genaſt.

Tonkünſtler . . . . . B. A. Weber.

Schauſpieler.

Prolog.

Die Muſe . . . . . Wolff.

Wortführer:

Epimenides . . . . . Graff.

Dämonen:

des Kriegs . . . . . Haide

der Liſt:
- Cardinal . . . . . Oels.
- Diplomat . . . . . Wolff.
- Hofmann . . . . . Demy.
- Dame . . . . . Engels.
- Juriſt . . . . . Lorzing.
- Luſtige Perſon . . . . . Unzelmann.

der Unterdrückung . . . . . Stromeyer.

Schauſpieler.

Chorführer:

Jugendfürſt . . . . . Mollte.

Chor der Tugenden:

Glaube . . . . . Eberwein.

Liebe . . . . . Unzelmann.

Hoffnung . . . . . Wolff.

Einigkeit . . . . . Lorzing.

Begleitende:

Zwey Genien . . . . . Beck. / Riemann.

Schweigende:

Kleinere Genien.

Kleine Dämonen.

Chöre:

Krieger. Hofleute.

Echo der Freigesinnten.

Sieger. Frauen. Landleute

Decorateur . . . . . Beuther.

Berlin, d. 30. März 1815.

Weimar, d. 30. Januar 1816.

Des

Epimenides Erwachen.

Erſter Aufzug.

Ein prächtiger Säulenhof; im Grunde ein tempelähnliches Wohngebäude.

Erſter Auftritt.

Die Muſe.

(Zwey Genien, der eine an einem Thyrſus leyer, Masken, geſchriebene Rolle, tropäenartig, tragend; der andere einen Sternenkreis um ſich her.)

In tiefe Sclaverey lag ich gebunden
Und mir gefiel der Starrheit Eigenſinn;
Ein jedes Licht der Freiheit war verſchwunden,
Die Feſſeln ſelbſt, ſie ſchienen mir Gewinn:
Da nahte ſich, in holden Frühlingsſtunden,
Ein Glanzbild; — gleich entzückt — ſo wie ich bin —
Seh' ich es weit und breiter ſich entfalten,
Und rings umher iſt keine Spur des Alten.

Die Fesseln fallen ab von Händ' und Füßen,
Wie Schuppen fällt's herab vom starren Blick,
Und eine Thräne, von den liebesüßen,
Zum ersten Mal sie kehrt in's Aug' zurück;
Sie fließt — ihr nach die Götter-Schwestern fließen,
Das Herz empfindet längst entwohntes Glück,
Und mir erscheint, was mich bisher gemieden,
Ganz ohne Kampf, der reine Seelenfrieden.

Und mir entgegnet, was mich sonst entzückte:
Der Leyer Klang, der Töne süßes Licht,
Und, was mich schnell der Wirklichkeit entrückte,
Bald ernst, bald frohgemuth, ein Kunstgesicht;
Und das den Pergamenten Aufgedrückte,
Ein unergründlich schweres Leichtgewicht;
Der Sterne Kreis erhebt den Blick nach oben
Und alle wollen nur das Eine loben.

Und Glück und Unglück tragen so sich besser,
Die eine Schale sinkt, die andre steigt,
Das Unglück mindert sich, das Glück wird größer,
So auf den Schultern trägt man beide leicht!
Da leere das Geschick die beiden Fässer,
Der Segen trifft, wenn Fluch uns nie erreicht;
Wir sind für stets dem guten Geist zu Theile,
Der böse selbst er wirkt zu unserm Heile.

So ging es mir! Mög' es euch so ergehen,
Daß aller Haß sich augenblicks entferne,
Und wo wir noch ein dunkles Wölkchen sehen,
Sich alsobald der Himmel übersternte,

Es tausendfach erglänzte von den Höhen
Und alle Welt von uns die Eintracht lernte;
Und so genießt das höchste Glück hienieden,
Nach hartem äußerm Kampf den innern Frieden.

(Die Muse bewegt sich als wenn sie abgehen wollte; die Kinder fliehen voran und sind schon in der Coulisse, sie aber ist noch auf dem Theater, wenn Epimenides erscheint; dann spricht sie folgende Stanze, geht ab und jener kommt die Stufen herab.)

Muse.

Und diesen laß ich euch an meiner Stelle,
Der, früher schon, geheimnißvoll belehrt,
Als Mann, der Weisheit unversiegter Quelle
Und ihrem Schau'n sich treulich zugekehrt,
Nun freigesinnt, beinah zur Götterhelle,
Die wunderbarsten Bilder euch erklärt;
Doch laßt vorher die wildesten Gestalten
In eigensinn'ger Kraft zerstörend walten. (Ab.)

Zweyter Auftritt.

Epimenides.

Uralten Waldes majestätische Kronen,
Schroffglatter Felsenwände Spiegelflächen
Im Schein der Abendsonne zu betrachten —
Erreget Geist und Herz zu der Natur
Erhabnen Gipfeln, ja zu Gott hinan.
Auch schau' ich gern der Menschenhände Werk,
Woher des Meisters Hochgedanke strahlt;
Und dieser Pfeiler, dieser Säulen Pracht
Umwandl' ich sinnend, wo sich alles fügte,

Die Inſel unter mir, ringsum das Meer,
Den Tages-Himmel von der einzigen Sonne
Von tauſenden den nächtigen erleuchtet;
Da ſtrebt's in meiner Seele dieſes All,
Das herrliche, zu kennen; doch umſonſt:
Der Kindheit Bande feſſelten mein Haupt.
Da nahmen ſich die Götter meiner an,
Zur Höhle führten ſie den Sinnenden,
Verſenkten mich in tiefen langen Schlaf;
Als ich erwachte hört' ich einen Gott:
„Biſt vorbereitet," ſprach er, „wähle nun!
Willſt du die Gegenwart und das was iſt,
Willſt du die Zukunft ſehn, was ſeyn wird." Gleich
Mit heiterm Sinn verlangt' ich zu verſtehn,
Was mir das Auge, was das Ohr mir beut.
Und gleich erſchien durchſichtig dieſe Welt,
Wie ein Kryſtallgefäß mit ſeinem Inhalt. —
Den ſchau' ich nun ſo viele Jahre ſchon;
Was aber künftig iſt, bleibt mir verborgen.
Soll ich vielleicht nun ſchlafen, ſagt mir an,
Daß ich zugleich auch Künftiges gewahre?

Genien.

Wäreſt du fieberhaft, wäreſt du krank,
Wüßteſt dem Schlafe du herzlichen Dank:
Zeiten ſie werden ſo fieberhaft ſeyn,
Laden die Götter zum Schlafen dich ein.

Epimenides.

Zum Schlafen? jetzt? — Ein ſehr bedeutend Wort.
Zwey eures Gleichen ſind's, wo nicht ihr ſelbſt,
Sind Zwillingsbrüder, Einer Schlaf genannt,

Den andern mag der Mensch nicht gerne nennen;
Doch reicht der Weise einem wie dem andern
Die Hand mit Willen — also, Kinder, hier!
(Er reicht ihnen die Hände, welche sie anfassen.)
Hier habt ihr mich! Vollziehet den Befehl,
Ich lebte nur mich ihm zu unterwerfen.

Genien.

Wie man es wendet und wie man es nimmt,
Alles geschieht was die Götter bestimmt!
Laß nun den Sonnen, den Monden den Lauf,
Kommen wir zeitig und wecken dich auf.

(Epimenides steigt, begleitet von den Knaben, die Stufen hinan, und als die Vorhänge sich öffnen, sieht man ein prächtiges Lager, über demselben eine wohlleuchtende Lampe. Er besteigt es; man sieht ihn sich niederlegen und einschlafen. Sobald der Weise ruht, stürzen die Knaben zwey eherne Pferde nieder, auf welchen man den Schlaf und Tod, nach antiker Weise, vorgestellt sieht. Ferner Donnern.)

Vierter Auftritt.

Heereszug.

(Im Gefolge der sämmtlichen Völker, welche von den Römern zuerst bezwungen und dann als Bundesgenossen gegen die übrige Welt gebraucht worden.)

Der Ruf des Herrn
Der Herrn ertönt;
Wir folgen gern,
Wir sind's gewöhnt;

Gebo-

Geboren ſind
Wir all' zum Streit
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.
Wir ziehn, wir ziehn
Und ſagen's nicht,
Wohin? wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwert und Spieß
Wir tragen's fern,
Und jens und dieß
Wir wagen's gern.

Fünfter Auftritt.

Dämon des Kriegs

(ſehr ſchnell auftretend).

Mit Staunen ſeh' ich euch, mit Freude,
Der ich euch ſchuf bewundr' euch heute:
Ihr zieht mich an, ihr zieht mich fort,
Mich muß ich unter euch vergeſſen:
Mein einzig Streben ſey immerfort
An eurem Eifer mich zu meſſen.
Des Höchſten bin ich mir bewußt,
Dem Wunderbarſten widm' ich mich mit Luſt:
Denn wer Gefahr und Tod nicht ſcheut
Iſt Herr der Erde, Herr der Geiſter,
Was auch ſich gegenſetzt und dräut,
Er bleibt zuletzt allein der Meiſter.

Kein Widerſpruch! kein Widerſtreben!
Ich kenne keine Schwierigkeit,
Und wenn umher die Länder beben,
Dann erſt iſt meine Wonnezeit.
Ein Reich mag nach dem andern ſtürzen,
Ich ſteh' allein und wirke frei;
Und will ſich wo ein ſchneller Knoten ſchürzen,
Um deſto ſchneller hau' ich ihn entzwey.
Kaum iſt ein großes Werk gethan,
Ein neues war ſchon ausgedacht,
Und wär' ich ja auf's Aeußerſte gebracht,
Da fängt erſt meine Kühnheit an. —
Ein Schauder überduft die Erde,
Ich ruf' ihr zu ein neues Werde.

(Ein Brandſchein verbreitet ſich über das Theater.)

Es werde Finſterniß! — Ein brennend Meer
Soll allen Horizont umrauchen
Und ſich der Sterne zitternd Heer
Im Blute meiner Flammen tauchen.
Die höchſte Stunde bricht herein,
Wir wollen ihre Gunſt erfaſſen:
Gleich unter dieſer Ahnung Schein
Entfaltet euch, gedrängte Maſſen,
Vom Berg in's Land, fußab an's Meer
Verbreite dich, unüberwindlich Heer!
Und wenn der Erdkreis überzogen
Kaum noch den Atem heben mag,
Demüthig ſeine Herrn bewirthet —
Am Ufer ſchließet mir des Zwanges ehrnen Bogen:
Denn wie euch ſonſt das Meer umgürtet,
Umgürtet ihr die kühnen Wogen:

So Nacht für Nacht, ſo Tag für Tag;
Nur keine Worte — Schlag auf Schlag!

Heereszug

(ſich entfernend).

So geht es kühn
Zur Welt hinein;
Was wir beziehn
Wird unſer ſeyn:
Will einer das,
Verwehren wir's;
Hat einer was,
Verzehren wir's.

Hat einer g'nug
Und will noch mehr;
Der wilde Zug
Macht alles leer.
Da ſackt man auf,
Und brennt das Haus;
Da packt man auf
Und rennt heraus.

So zieht vom Ort
Mit feſtem Schritt
Der Erſte fort,
Den Zweiten mit;

Wenn Wahn und Bahn
Der Beste brach,
Kommt an und an
Der Letzte nach.

Sechster Auftritt.

Dämonen der List

(treten, in verschiedenen Gestalten, von derselben Seite, nach welcher das Kriegsheer abzieht, auf, schlingen sich durch die Colonne durch, welche in ihrem raschen Schritt gehindert langsamer abzieht).

Wenn unser Sang
Gefällig lockt,
Der Sieges-Drang
Er schwankt und stockt;
Wenn unser Zug
Sich krümmt und schlingt,
Der Waffen Flug
Wird selbst bedingt.

Nur alle mit
Dahin! dahin!
Nur Schritt vor Schritt,
Gelassen kühn.
Wie's steht und fällt
Ihr tretet ein,
Geschwind die Welt
Wird euer seyn.

(Wenn der Kriegszug das Theater verlassen hat, haben die Nachgekommenen dasselbe schon völlig eingenommen, und indem der Dämon des Kriegs den Seinigen folgen will, treten ihm die Dämonen der List in den Weg.)

Siebenter Auftritt.

Dämonen der Liſt.

Alle.

Halt ein! Du rennſt in dein Verderben!

Dämon des Kriegs.

Wer alſo ſpricht der müſſe ſterben.

Pfaffe.

Erkenn' ich doch daß du unſterblich biſt,
Doch auch unſterblich iſt die Pfaffenliſt.

Dämon des Kriegs.

So ſprecht!

Juriſt.

Färwahr, dein ungezähmter Muth
Läßt ſich durch Güte nicht erbitten.
Du wirſt mit einem Meer von Blut
Den ganzen Erdkreis überſchütten.

Diplomat.

Doch wandl' ich dir nicht ſtill voran
Und folg' ich nicht den raſchen Pfaden;
So haſt du wenig nur gethan
Und wirſt dir immer ſelber ſchaden.

Dame.

Wer leiſe reizt und leiſe quält,
Erreicht zuletzt des Herrſchers höchſtes Ziel;
Und wie den Marmor ſelbſt der Tropfen Folge höhlt,
So tödt' ich endlich das Gefühl.

Diplomat.

Du eilſt uns vor, wir folgen ſtill
Und mußt uns noch am Ende ſchätzen:
Denn wer der Liſt ſich wohl noch fügen will,
Wird der Gewalt ſich widerſetzen.

Dämon des Kriegs.

Verweilet ihr, ich eile fort!
Der Abſchluß der iſt meine Sache.
Du wirkeſt hier, du wirkeſt dort,
Und wenn ich nicht ein Ende mache,
So hat ein jeder noch ein Wort.
Ich löſe raſch mit einem Male
Die größten Zweifel Angeſichts.
So legte Brennus in die Schale
Das Schwert ſtatt goldenes Gewichts,
Du magſt nur dein Gewerbe treiben
In dem dich niemand übertrifft;
Ich kann nur mit dem Schwerte ſchreiben,
Mit blut'gen Zügen, meine Schrift.

(Geht raſch ab.)

Achter Auftritt.

Dämonen der Liſt.

Pfaffe.

Der Kriegesgott er wüthe jetzt,
Und ihr umgarnt ihn doch zuletzt.

Diplomat.

Zertret' er goldner Saaten Halme
Mit flügelſchnellem Siegeslauf,
Allein wenn ich ſie nicht zermalme
Gleich richten ſie ſich wieder auf.

Dame.

Die Geiſter macht er nie zu Sclaven,
Durch offne Rache, harte Strafen
Macht er ſie nur der Freiheit reif.

Hofmann.

Doch alles was wir je erſonnen
Und alles was wir je begonnen
Gelinge nur durch Unterſchleif.

Pfaffe.

Den Völkern wollen wir verſprechen,
Sie reizen zu der kühnſten That;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weiſe, klug im Rath.

Juriſt.

Durch Zaudern wollen wir verwehren
Und alle werden uns vertraun.
Es ſey ein ewiges Zerſtören,
Es ſey ein ew'ges Wiederbaun.

Luſtige Perſon.

Stellt nur nicht ſo in eng geſchloſſ'nen Reihen,
Schließt mich in eure Cirkel ein!
Damit zu euren Gaukeleyen
Die meinigen behülflich ſey'n.

Bin der gefährlichſte von allen!
Dieweil man mich für nichtig hält,
Daran hat jederman Gefallen,
Und ſo betrieg' ich alle Welt.

Euch dien' es Allen zum Beſcheide:
Ich ſpiele doppelte Perſon:
Erſt komm ich an in dieſem Kleide,
In dieſem mach' ich mich davon.

(zeigt ſich als böſer Geiſt, verſinkt, eine Flamme (schlägt empor.)

Diplomat.

Und nun beginnet gleich — das herrliche Gebäude,
Der Augen Luſt, des Geiſtes Freude,
Im Wege ſteht es mir von allen;
Durch eure Künſte ſoll es fallen.

Hofmann.

Leiſe müßt ihr das vollbringen,
Die gelinde Macht iſt groß;
Wurzelfaſern, wie ſie dringen,
Sprengen wohl die Felſen los.

Chor.

Leiſe müßt ihr das vollbringen,
Die geheime Macht iſt groß.

Hofmann.

Und ſo löſet ſtill die Fugen
An dem herrlichen Palaſt;
Und die Pfeiler, wie ſie trugen,
Stürzen durch die eigne Laſt.
In das Feſte ſucht zu dringen
Ungewaltſam, ohne Stoß.

Chor.

Leiſe müßt ihr das vollbringen,
Die geheime Macht iſt groß.

(Während dieſes letzten Chors verbreiten ſich die Dämonen an alle Couliſſen, nur der Hofmann bleibt in der Mitte, die übrigen ſind mit dem letzten Laute auf einmal alle verſchwunden.)

Neunter Auftritt.

Dämon als Hofmann (allein).

(Lauschend.)

Ich trete sacht, ich halte Puls und Oden. —
Ich fühle sie wohl, doch hör' ich sie nicht;
Es zittert unter mir der Boden;
Ich fürchte selbst, er schwankt und bricht:

(Er entfernt sich von der einen Seite.)

Die mächtig riesenhaften Quadern
Sie scheinen unter sich zu hadern;

(Er entfernt sich von der andern Seite.)

Die schlanken Säulenschäfte zittern,
Die schönen Glieder, die in Liebesbanden
Einträchtig sich zusammen fanden,
Jahrhunderte als eins bestanden —
Erdbeben scheinen sie zu wittern,
Bei dringender Gefahr und Noth,
Die einem wie dem andern droht
Sich gegenseitig zu erbittern.

(Er tritt in die Mitte, argwöhnisch gegen beide Seiten.)

Ein Wink, ein Hauch den Bau zu Grunde stößt
Wo sich von selbst das Feste löst.

(In dem Augenblicke bricht alles zusammen. Er steht in schweigender, umsichtiger Betrachtung.)

Zehnter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung
(tritt auf).
(Im Coſtum eines orientaliſchen Deſpoten.)

Dämon der Liſt (ehrerbietig).

Mein Fürſt! mein Herrſcher, ſo allein?

Dämon der Unterdrückung.

Da wo ich bin, da ſoll kein andrer ſeyn.

Dämon der Liſt.

Auch die nicht, die dir angehören?

Dämon der Unterdrückung.

Ich werde niemals dir verwehren
Zu ſchaun mein fürſtlich Angeſicht;
Doch weiß ich wohl, du liebſt mich nicht.
Dein Vielbemühn was hilft es dir?
Denn ewig dienſtbar biſt du mir.

Dämon der Liſt.

Herr, du verkenneſt meinen Sinn!
Zu dienen dir iſt mein Gewinn;
Und wo kann freieres Leben ſeyn
Als dir zu dienen, dir allein!
Was Großes auch die Welt geſehn,
Für deinen Scepter iſt's geſchehn,
Was Himmel zeugte, Hölle fand,
Ergoſſen über Meer und Land,
Es kommt zuletzt in deine Hand.

Dämon der Unterdrückung.

Sehr wohl! Die Müde mir verkürzen
Das iſt dein edelſter Beruf:
Denn was die Freiheit langſam ſchuf,
Es kann nicht ſchnell zuſammen ſtürzen,
Nicht auf der Kriegsroſaune Ruf;
Doch haſt du klug den Boden untergraben,
So ſtürzt das alles Blitz vor Blitz.
Da kann ich meinen ſtummen Sitz
In ſel'gen Wüſteneyen haben.
Du haſt gethan, wie ich gedacht:
Ich will nun ſehn was du vollbracht.

(Verliert ſich unter die Ruinen).

Eilfter Auftritt.

Dämon der Liſt

(zuerſcheinend.)

Ja gehe nur und ſieh dich um!
In unſrer Schöpfung magſt du wohnen.
Du findeſt alles ſtill und ſtumm,
Denkſt du in Sicherheit zu thronen.
Ihr drücket euch ihr unteren Dämonen
So mögt ihr wüthen, mögt auch ruhn,
Ich deut' euch beides heimlich an;
Da mag denn jener immer thun,
Und dieſer glauben es ſey gethan.

Ich aber wirke ſchleichend immer zu,
Um beide nächſtens zu erſchrecken:
Dich Kriegesgott bring' ich zur Ruh,
Dich Sclavenfürſten will ich wecken.

Zu dringen und zu weichen,
Das iſt die größte Kunſt,
Und ſo zu überſchleichen
Das Glück und ſeine Gunſt.
Die Wege die ſie gehen,
Sie ſind nach meinem Sinn;
Der Uebermuth ſoll geſtehen
Daß ich allmächtig bin.

(Ab.)

Zwölfter Auftritt.

Dämon der Unterdrückung.

(aus den Ruinen hervortretend).

Es iſt noch allzu friſch, man könnt' es wieder bauen
Die graue Zeit, wirkend ein neues Grauen —
Verwittrung, Staub und Regenſchlick
Mit Moos und Wildniß düſtre ſie die Räume.
Nun wach'ſt empor, ehrwürd'ge Bäume!
Und zeiget dem erſtaunten Blick
Ein längſt veraltetes verſchwundenes Geſchick.
Begraben auf ewig jedes Glück.

(Während dieſer Arie begrünet ſich die Ruine nach und nach.)

Nicht zu zieren — zu verdecken,
Nicht zu freuen — zu erſchrecken,
Wachſe dieſes Zauberthal!
Und ſo ſchleichen und ſo wanken,
Wie verderbliche Gedanken,
Sich die Büſche, ſich die Ranken
Als Jahrhunderte zumal.

So ſey die Welt denn einſam! aber mir,
Dem Herrſcher, ziemt es nicht, daß er allein:
Mit Männern mag er nicht verkehren,
Eunuchen ſollen Männern wehren
Und bald umgeben wird er ſeyn;
Nun aber ſollen ſchöne Frauen
Mit Taubenblick mir in die Augen ſchauen,
Mit Pfauenwedeln luſtig wehen,
Gemeſſ'nes Schrittes mich umgehen,
Mich liebenswürdig all' umſehnen,
Und ganze Schaaren mir allein.
Das Paradies es tritt herein!
Er ruht im Ueberfluß gebettet,
Und jene die ſich glücklich wähnen
Sie ſind bewacht, ſie ſind gekettet.

Dreyzehnter Auftritt.

Liebe
(ungeſehen aus der Ferne).

Ja, ich ſchweife ſchon im Weiten
Dieſer Wildniß leicht und froh:
Denn der Liebe ſind die Zeiten
Alle gleich und immer ſo.

Dämon der Unterdrückung.

Wie? was hör' ich da von weiten?
Iſt noch eine Seele froh?
Ich vernichte Zeit auf Zeiten
Und ſie ſind noch immer ſo! —

(Melodie jenes Geſangs, durch blaſende Inſtrumente. Der Dämon zeigt in dieſen Geberden der Ueberraſchung und Rührung.)

Doch, dein Busen will entflammen,
Dich besänftigt dieser Schall?
Nimm, o nimm dich nur zusammen
Gegen diese Nachtigall!

Liebe (tritt auf).
(Der Dämon ist verschwunden.)

Ja, ich walle gar im Weiten
Dieser Pfade leicht und froh:
Denn der Liebe sind die Zeiten
Alle gleich und immer so.

Dämon der Unterdrückung.

O, wie kommt sie da von weiten,
Ohne Furcht und immer froh!

Liebe.

Denn der Liebe sind die Zeiten
Immer gleich und immer so.

Dämon der Unterdrückung
(zu ihr tretend).

Wen suchst du denn? Du suchest wen!
Ich dächte doch du mußt ihn kennen.

Liebe.

Ich suche wohl — es ist so schön!
Und weiter weiß ich nichts zu nennen.

Dämon der Unterdrückung
(ernsthaft väterlich, erhaben und überlegen).

Nun! o nenne mir den Lieben
Dem entgegen man so eilt.

Liebe.

Ja, es ist, es ist das Lieben,
Das im Herzen still verweilt!

(Der Dämon entfernt sich.)

Vierzehnter Auftritt.

Glaube

(hat die Schweſter am Geſang erkannt, kommt eilig herbei, wirft ſich ihr an die Bruſt).

Liebe

(ſteht in ihrem heitern Geſange noch eine Zeit lang fort, bis Glaube ſich leidenſchaftlich losreißt und abwärts tritt).

Glaube.

O liebſte Schweſter! kannſt du mich
Und meine Leiden ſo empfangen?
Ich irre troſtlos, ſuche dich,
An deinem Herzen auszubangen;
Nun flieh' ich leider wie ich kam,
Mich abgeſtoßen muß ich fühlen:
Wer theilt nun Zweifel, Kummer, Gram
Wie ſie das tiefſte Herz durchwühlen!

Liebe (ſich nähernd).

O Schweſter! mich ſo im Verdacht?
Die immer neu und immer gleich
Unſterbliche unſterblich macht,
Die Sterblichen alle gut und reich.
Von oben kommt mir der Gewinn,
Die höchſte Gabe willſt du läſtern?
Denn ohne dieſen heitren Sinn,
Was wären wir und unſre Schweſtern!

Glaube.

Nein, in dieſen Jammerſtunden
Klinget keine Freude nach!
Schmerzen tauſendfach empfunden,
Herz um Herz das knirſchend brach,

Leer Gebet, vergebne Thränen,
Eingekettet unſer Sehnen,
Unſrer Herrlichkeit Verhöhnen,
Der Erniedrigung Gewöhnen! —
Ewig deckt die Nacht den Tag.

Liebe.

Es ſind nicht die letzten Stunden,
Laß den Göttern das Gericht!

Glaube.

Nie haſt du ein Glück empfunden:
Denn der Jammer rührt dich nicht!

(Sie treten aus einander.)

Dämon der Unterdrückung (für ſich).

Still! nun hab' ich überwunden —
Schweſtern und verſtehn ſich nicht!

(Zum Glauben)

Herrlich Mädchen! welches Bangen,
Welche Neigung, welch Verlangen
Regt dieſe ſchöne Bruſt?

Glaube.

Herr, o Herr! gerecht Verlangen
War die Schweſter zu umfangen,
Treue bin ich mir bewußt.

Dämon der Unterdrückung (zur Liebe).

Wie? du Holde, das Verlangen
Deine Schweſter zu umfangen
Regt ſich's nicht in deiner Bruſt?

Liebe.

Sie, die beſte, zu umfangen
Fühl' ich ewiges Verlangen;
Komm, o komm an meine Bruſt!

Glaube.

Glaube.

O verzeih' dem Schmerz, dem Bangen!
Kaum getraut' ich zu verlangen
Lieb' um Liebe, Luſt um Luſt!

(Sie umarmen ſich.)

Dämon der Unterdrückung (für ſich).

Immer wächſ't mir das Verlangen
Zu bethören; ſie zu fangen
Sey mein Streben, meine Luſt.

(Zwiſchen ſie tretend.)

Holdſel'ges Paar, das himmliſch mir begegnet,
Es ſey der Tag für euch und mich geſegnet,
Er ſey bezeichnet immerdar!
Ja, dieſer Stunde jedes von uns gedenke!

(Kleine Dämonen mit Juwelen.)

Verſchmähet nicht die wenigen Geſchenke
Aus meiner Hand, verehrtes Paar.

(Die Liebe liebkoſend und ihr Armbänder anlegend.)

Hände, meiner Augen Weide,
O wie drück' und küſſ' ich ſie,
Nimm das köſtlichſte Geſchmeide,
Trag' es und vergiß mich nie!

(Den Glauben liebkoſend und ihr einen köſtlichen Gürtel oder vielmehr Bruſtſchmuck anlegend.)

Wie ſie ſich in dir vereinen
Hoher Sinn und Lebensluſt:
So mit bunten Edelſteinen
Schmück' ich dir die volle Bruſt.

(Die kleinen Dämonen bringen heimlich ſchwarze (ſchwere Ketten hervor.)

Glaube.

Das verdient wohl dieser Busen
Daß ihn die Juwele schmückt.

(Der eine Dämon klingt ihr die Kette hinten in den Gürtel, in dem Augenblick fühlt sie Schmerzen, sie ruft, indem sie auf die Brust sieht.)

Doch wie ist mir! von Medusen
Werd' ich gräulich angeblickt.

Liebe.

O! wie sich das Auge weidet,
Und die Hand wie freut sie sich!

(Sie streckt die Arme aus und berührt die Armbänder von oben; das Dämonchen hängt von unten eine Doppelkette ein.)

Was ist das? wie sticht's und schneidet
Und unendlich foltert's mich!

Dämon der Unterdrückung
(zur Liebe, mäßig spottend).

So ist dein zartes Herz belohnt!
Von diesen wird dich nichts erretten;
Doch finde dich, du bist's gewohnt,
Du gehst doch immerfort in Ketten.

(Zum Glauben, der sich ängstlich geberdet, mit geheuchelter Theilnahme.)

Ja schluchze nur aus voller Brust
Und mache den Versuch zu weinen!

(Zu beiden gewaltsam)

Verzichtet aber auf Glück und Lust;
Das Beß're wird euch nie erscheinen!

(Sie führen von ihm weg, werfen sich an den Seiten nieder: Liebe liegt einwärts, Glaube still.)

Dämon der Unterdrückung.

So hab' ich euch dahin gebracht
Bei'm hellsten Tag in tiefste Nacht.

Getrennt wie ſie gefeſſelt ſind.
Iſt Liebe thöricht, Glaube blind.
Allein die Hoffnung ſchweift noch immer frei.
Mein Zauber winke ſie herbei!
Ich bin ſchon oft ihr liſtig nachgezogen,
Doch wandelbar wie Regenbogen
Setzt ſie den Fuß bald da, bald dort, bald hier;
Und hab' ich dieſe nicht betrogen,
Was hilft das alles andre mir!

Fünfzehnter Auftritt.

Hoffnung

(erſcheint auf der Ferne unter Hand des Zuſchauers, bewaffnet mit Helm, Schild und Speer).

Dämon der Unterdrückung.

Sie kommt! ſie iſt's! — Ich will ſie irren,
's iſt auch ein Mädchenhaupt, ich will's verwirren.
Sie ſieht mich, bleibt gelaſſen ſtehn,
Sie ſoll mir dießmal nicht entgehn.

(Sanft theilnehmend)

Im Gedränge hier auf Erden
Kann nicht jeder was er will;
Was nicht iſt, es kann noch werden,
Hüte dich und bleibe ſtill.

(Sie hebt den Speer gegen ihn auf und ſteht in drohender Geberde unbeweglich.)

Doch welch ein Nebel, welche Dünſte
Verbergen plötzlich die Geſtalt!
Wo find' ich ſie? ich weiß nicht wo ſie wallt;
An ihr verſchwend' ich meine Künſte.

Verdichter ſchwankt der Nebelrauch und wächſt
Und webt, er webt undeutliche Geſtalten,
Die deutlich doch undeutlich immer fort
Das Ungeheure mir entfalten.
Geſpenſter ſind's, nicht Wolken, nicht Geſpenſter,
Die Wirklichen ſie dringen auf mich ein.
Wie kann das aber wirklich ſeyn
Das Webende, das immer ſich entſchleiert?
Verſchleierte Geſtalten, Ungeſtalten,
In ewigem Wechſeltrug erneuert!
Wo bin ich? Bin ich mir bewußt? —
Sie ſind's! ſie ſind auch nicht, und aus dem Grauen
Muß ich voran lebendig Kräft'ge ſchauen;
Fürwahr es drängt ſich Bruſt an Bruſt
Voll Lebensmacht und Kampfesluſt;
Die Häupter in den Wolken ſind gekrönt,
Die Füße ſchlangenartig ausgedehnt,
Verſchlungen ſchlingend
Mit ſich ſelber ringend,
Doch alle klappernd nur auf mich geſpitzt.
Die breite Wolke ſenkt ſich, eine Wolke
Lebendig tauſendfach, vom ganzen Volke
Von allen Edlen ſchwer; ſie ſinkt, ſie drückt,
Sie beugt mich nieder, ſie erſtickt!

(Er wehrt ſich gegen die von der Einbildungskraft ihm vorgeſpiegelte Vision, welche ihn aus, wahnt in die Enge getrieben zu ſeyn, iſt ganz nahe zu ſiegen. Die Hoffnung nimmt ihre ruhige Stellung wieder an. Er ermannt ſich.)

Aufgeregte Höllenbilder,
Zeigt euch wild und immer wilder!

Euer Wanken, euer Weben
Sind Gedanken; ſollt' ich beben?
Euer Laſten, euer Streben,
Ihr Verhaßten, iſt kein Leben;
Eure Häupter, eure Kronen
Sind nur Schatten, trübe Luft.

Doch ich wittre Grabesduft,
Unten ſchein' ich mir zu wohnen
Und ſchon modert mir die Gruft.

(Er entfernt mit Grauen.)

Hoffnung

(iſt nicht mehr zu ſehen).

(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Liebe
(erhebt sich nach einiger Zeit, wie abwesend, wo nicht wahnsinnig).

Sag', wie ist dir denn zumuthen?
Was beengt dir so das Herz?
Was ich fühle, sind nicht Qualen,
Was ich leide, ist nicht Schmerz.
Ob ich gleich den Namen höre,
Liebe, so hieß ich immer fort;
Es ist als ob ich gar nicht wäre,
Liebe 's ist ein leeres Wort.

Glaube
(ein wenig aufgestanden, aber mehr sitzend auf seinen Füßen stehn).

Wankt der Felsen unter mir,
Der mich sonst so kräftig trug?
Nein! ich wanke, sinke hier,
Habe nicht mehr Kraft genug
Mich zu halten, meine Knie
Brechen, ach, ich beuge sie
Nicht zum Beten; sinnenlos,
Herzlos lieg' ich an dem Boden,
Mir versagt, mir stockt der Odem;
Götter! meine Noth ist groß!

Liebe (weiter ſchreitend).

Zwar gefeſſelt ſind die Hände,
Doch der Fuß bewegt ſich noch;
Wenn ich, ach, dorthin mich wende,
Schüttl' ich ab das ſchwere Joch.

Glaube

(wie vorher, nur etwas raſcher und lebhafter).

Will ich mich vom Ort bewegen,
Wird vielleicht der Buſen frei.

(Indem die Schweſter heran kommen.)

O, die Schweſter! Welch ein Segen!
Ja, die Gute kommt herbei.

(Indem ſie gegen einander die Arme ausſtrecken, eben ſie ſich ſo weit entfernt, daß ſie ſich nicht berühren können.)

Liebe.

Gott! ich kann dich nicht erreichen,
Ach, von dir ſteh' ich gebannt!

(Indem ſie an ihren vorigen Platz eilig zurück tritt.)

Glaube.

Gibt's ein Elend ſolchesgleichen!

(Die noch gezögert und ſich hin und wieder umgeſehen hat, ſtürmt auch nach ihrer Seite.)

Nein! die Welt hat's nicht gekannt.

(Beide werfen ſich an ihrer Seite nieder.)

Zweyter Auftritt.

Hoffnung
(welche indessen eben erschienen und herunter getreten ist).

Ich höre jammern, höre klagen,
In Banden meine Schwestern? wie,
O wie sie ringen, wie sie zagen!
Vernehmt mein Wort, es fehlet nie.
Ihr zeigt mir freilich eure Ketten,
Getrauet nicht mich anzuschaun;
Doch bin ich, hoff euch zu erretten,
Erhebt euch, kommt mir zu vertraun!

Dritter Auftritt.

Genien (beyde eilend)

Immer sind wir noch im Lande,
Hier und dort mit raschem Lauf.
(Sie nehmen die Ketten ab, zugleich mit dem Schmuck.)
Erstlich lösen wir die Bande,
Richte du sie wieder auf!

Denn uns Genien gegeben
Ward gewiß ein schönes Theil;
Euer eigenes Bestreben
Wirke nun das eigne Heil.
(Sie entfernen sich.)

Hoffnung
(zu den vorigen Genien).

Nehmt Gotteslohn, ihr ſüßen Bruder!
(Sie hebt erſt den Glauben auf und bringt ihn zu der Mitte.)
Und ſteht nur erſt der Glaube feſt,
So hebt ſich auch die Liebe wieder.

Liebe
(die von ſelbſt aufſteigt und auf die Hoffnung lobelln).

Ja, ich bin's, und neugeboren
Werf' ich mich an deine Bruſt.

Glaube.

Völlig hatt' ich mich verloren,
Wieder find' ich mich mit Luſt.

Hoffnung.

Ja, wer ſich mit mir verſchworen,
Iſt ſich alles Glücks bewußt;
Denn wie ich bin, ſo bin ich auch beſtändig,
Nie der Verzweiflung geb' ich mich dahin;
Ich mildre Schmerz, das höchſte Glück vollend' ich;
Weiblich geſtaltet, bin ich männlich kühn.
Das Leben ſelbſt iſt nur durch mich lebendig,
Ja über's Grab kann ich's hinüber ziehn,
Und wenn ſie mich ſogar als Aſche ſammeln,
So müſſen ſie noch meinen Namen ſtammeln.
Und nun vernehmt! — Wie einſt, in Grabeshöhlen,
Ein frommes Volk geheim ſich flüchtete,
Und allen Drang der himmliſch reinen Seelen
Nach oben voll Vertrauen richtete,

Nicht unterließ auf höchsten Schutz zu zählen
Und auszudauern sich verpflichtete:
So hat die Tugend still ein Reich gegründet
Und sich, zu Schutz und Trutz, geheim verbündet.

Im Tiefsten, hohl, das Erdreich untergraben,
Auf welchem jene schrecklichen Gewalten
Nun offenbar ihr wildes Wesen haben,
In majestätisch häßlichen Gestalten,
Und mit den beiden überreifen Gaben
Der Oberfläche nach Belieben schalten;
Doch wird der Boden gleich zusammen stürzen
Und jenes Reich des Uebermuths verkürzen.

Von Osten rollt, Lawinen gleich, herüber
Der Schnee- und Eisball, wälzt sich groß und größer,
Er schmilzt und naß und näher stürzt vorüber
Das alles überschwemmende Gewässer:
So strömt's nach Westen, dann zum Süd hinüber,
Die Welt sieht sich zerstört — und fühlt sich besser:
Vom Ocean, vom Pelt her, kommt uns Rettung;
So wirkt das All in glücklicher Verkettung.

Vierter Auftritt.

Genien

(eben so viel Schwestern Kronen darreichend).

Und so bestärkt euch, Königinnen!
Ihr seyd es, eh'schon jetzt gedeugt;
Ihr müßt noch alles Glück gewinnen:
Vom Himmel seyd ihr uns gezeugt;

Zum Himmel werdet ihr euch heben, —
Die Sterblichen ſie ſehn's entzückt, —
Und glorreich über Welten ſchweben,
Die ihr auf ewig nun beglückt.

Doch, was dem Abgrund kühn entſtiegen
Kann durch ein ehernes Geſchick
Den halben Weltkreis überſiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerſtehn!
Und alle die noch an ihm hangen,
Sie müſſen mit zu Grunde gehn.

Hoffnung.

Nun begegn' ich meinen Braven,
Die ſich in der Nacht verſammelt
Um zu ſchweigen, nicht zu ſchlafen,
Und das ſchöne Wort der Freiheit
Wird geliſpelt und geſtammelt,
Bis in ungewohnter Neuheit
Wir an unſrer Tempel Stufen
Wieder neu entzückt es rufen:

(mit Ueberzeugung, laut)

Freiheit!

(gemäßigter)

Freiheit!

(von allen Ende Echo)

Freiheit!

Liebe.

Kommt, zu ſehn was unſre frommen
Guten Schweſtern unternommen,

Die mit Seufzen sich bereiten
Auf die blutig wilden Zeiten.

Glaube.

Denn der Liebe Hülf und Laben
Wird den schönsten Segen haben,
Und im Glauben überwinden
Sie die Furcht, die sie empfinden.

Genius I.

Ihr werdet eure Kraft beweisen,
Bereitet still den jüngsten Tag.

Genius II.

Denn jenes Haupt von Stahl und Eisen
Zermalmt zuletzt ein Donnerschlag.

(Die himmlischen Künste, unter musikalischer Begleitung, kehren sich um und gehen nach dem Grunde. Die Hoffnung besteigt die Ruinen links des Zuschauers, Glaube und Liebe die Ruinen rechts; die Knaben besteigen die Terrassen und stellen sich an die Pforten. Sie begrüssen sich alle unter einander nochmals zum Abschied. Es wird Nacht.)

Fünfter Auftritt.

Unsichtbares Chor.

Sterne versanken und Monden in Blut.
Aber nun wittert und lichtet es gut:
Sonne sie nahet dem himmlischen Thron,
Lieber, sie kommen und wecken dich schon.

(Die Genien eröffnen die Pforten, indem sie sich dahinter verstecken und lauschen. Epimenides tritt noch wie er eingeschlafen: die Lampe brennt. Er erwacht, reibt sich, sieht auf, tritt unter die Thüre, gibt seine Verwunderung darüber zu erkennen, tritt weiter in die Ruinen herunter, umgeht sie, sieht sich befindet.)

Sechster Auftritt.

Epimenides.

Und welch Erwachen! wunderbar genug!
Die Pforten öffnen ſich bei düſtrer Nacht.
Täuſcht mich der Genien ſonſt ſo treuer Dienſt?
Kein Stern am Himmel?

(Es erſcheint ein Komet unerwartet.)

Welch ein furchtbar Zeichen
Erſchreckt den Blick mit Ruthenfeuerſchein!
Wo bin ich denn? — In eine Wüſteney,
Von Fels und Baum beſchränkt, bin ich begraben.

Wie war es ſonſt! als mir die Flügelthüren,
Bei'm erſten Morgenlicht, von Geiſterhand
Sich öffneten, das liebe Himmelspaar
Mich in die holde Welt herunter führte;
Mich Tempel und Palaſt, und nah und fern
Die herrlichſte Natur mich glänzend grüßte.
Wie düſter jetzt! und was der Feuerſchein
Mir ahnungsvoll entdeckt iſt grauſenhaft.
Wer leitet mich? wer rettet vom Verderben?
Verdient wohl euer Freund, ihr Götter, ſo zu ſterben?

(Die Genien treten oben an der Pforte hervor mit Fackeln.)

Doch ihr erhört des treuen Prieſters Ruf!
Ich ſehe neuen goldnen Schein umſchimmern:
Die Lieben ſind's! o, wo ſie leuchtend gehn,
Liegt keine Wüſte, hauſt kein Schreckniß mehr.

(Sie ſind herunter gekommen und ſtehen neben ihm.)

O ſagt mir an, ihr Holden, welchen Traum
Von Aengſtlichkeiten ſchafft ihr um mich her?

(Sie legen den Finger auf den Mund.)

Ich träume, ja! wo nicht, ſo hat ein Gott
In tiefe Wüſteneyen mich verſchlagen —
Hier — keine Spur von jenem alten Glanz,
Nicht Spur von Kunſt, von Ordnung keine Spur!
Es iſt der Schöpfung wildes Chaos hier,
Das letzte Grauen endlicher Zerſtörung.

Genien
(treten hinüber und herüber).

Epimenides.

Was deutet ihr? Ich ſoll mich hier erkennen!
(Die Genien leuchten voran nach der einen Seite.)
Euch folgen? wohl! ihr leuchtet dieſerſeits.
Was ſeh' ich hier! ein wohlbekanntes Bild!
In Marmorglanze, Glanz vergangner Tage.
„Der Vater ruht auf ſeinem breiten Polſter,
Die Frau im Seſſel, Kinder ſtehn umher
Von jedem Alter; Knechte tragen zu,
Das Pferd ſogar es wiehert an der Pforte;
Die Tafel iſt beſetzt, man ſchwelgt und ruht."
Fürwahr! es iſt die Stätte noch, wo mir
Des Freudentages hellſte Sonne ſchien;
Iſt alles doch in Schutt und Graus verſunken.
(Sie treten, und treten ihn nach der andern Seite.)
Noch weiter? Nein, ihr Guten, nein, ach nein!
Ich glaub' es auch, es iſt die alte Stätte;
Doch während meines Schlafes hat ein Gott
Die Erd' erſchüttert, daß Ruinen hier
Sich auf einander thürmen, durch ein Wunder
Der Bäume, der Geſträuche Trieb beſchleunigt. —
So iſt es hin, was alles ich gebaut
Und was mit mir von Jugend auf emporſtieg.

O, wär' es herzuſtellen! Nein, ach nein!
Ihr nöthigt mich an dieſe Tafel hin!
Zerſchlagen iſt ſie, nicht mehr leſerlich.
Hinweg von mir! O mein Gedächtniß! O!
Du hältſt das Lied noch feſt, du wiederholſt es.

Unſichtbares Chor.

„Haſt du ein gegründet Haus
Flieh die Götter alle,
Daß es bis man dich trägt hinaus
Nicht zu Schutt zerfalle,
Und noch lange hinterdrein
Kindeskindern diene,
Und umher ein friſcher Hain
Immer neu ergrüne."

Epimenides.

Dämonen ſeyd ihr, keine Genien!
Der Hölle, die Verzweiflung haucht, entſtiegen.
Sie haucht mich an, durchdringt, erſtarrt die Bruſt,
Umſtrickt das Haupt, zerrüttet alle Sinnen.

(Er beugt ſeine Knie, richtet ſich aber gleich wieder auf.)

Nein, kniee nicht! ſie hören dich nicht mehr;
Die Genien ſchweigen, wünſche dir den Tod.
Denn wo der Menſch verzweifelt, lebt kein Gott,
Und ohne Gott will ich nicht länger leben.

(Er wendet ſich ab verzweifelnd.)

Genien

(ſich einander parirend).

Komm! wir wollen dir verſprechen
Rettung aus dem tiefſten Schmerz:
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz:

Denn es lebt ein ewig Leben,
Es iſt ſelbſt der ganze Mann,
In ihm wirken Luſt und Streben,
Die man nicht zermalmen kann.

Epimenides
(wehmüthig).

O ſprecht! o heißt! mein Knie es trägt mich kaum:
Ihr wollt euch bittern Spott erlauben?

Genien.

Komm mit! den Ohren iſt's ein Traum;
Den Augen ſelbſt wirſt du nicht glauben.

(Es wird auf einmal Tag. Von ferne kriegeriſche Muſik. Epimenides und die Knaben ſtehen vor der Pforte.)

Siebenter Auftritt.

(Die kriegeriſche Muſik kommt näher. Die Hoffnung, den Jugendfürſten an der Seite, führt über die Ruinen, da wo ſie abgegangen iſt, ein Heer herein, welches die verſchiedenen Völker zu ihrem Kriege verbündeter Völker bezeichnet.)

Chor.

Brüder, auf die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' iſt groß.
Alle Gewebe der Tyranneyen
Haut entzwey und reißt euch los!
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk es werde gethan!

So erſchallt nun Gottes Stimme,
Denn des Volkes Stimme ſie erſchallt,
Und entflammt von heil'gem Grimme
Folgt des Blitzes Allgewalt.

Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große Werk wird gethan.

Und ſo ſchreiten wir, die Kühnen,
Eine halbe Welt entlang,
Die Verwüſtung, die Ruinen,
Nichts verhindre deinen Gang.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk ſey gethan.

Jugendfürſt.

Hinter uns her vernehmt ihr ſchallen
Starke Worte, treuen Ruf,
Siegen, heißt es, oder fallen
Iſt was alle Völker ſchuf.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk es wäre gethan.

Hoffnung.

Noch iſt vieles zu erfüllen,
Noch iſt manches nicht vorbei;
Doch wir alle, durch den Willen,
Sind wir ſchon von Banden frei.

Chor.

Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk ſey gethan.

Jugendfürſt.

Auch die Alten und die Greiſen
Werden nicht im Rathe ruhn;
Denn es iſt um den Stein der Weiſen,
Es iſt um das All zu thun.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das Werk es war ſchon gethan.

Chor.

Denn ſo Einer vorwärts rufet,
Gleich ſind alle hinterdrein.
Und ſo geht es, abgeſtufet,
Stark und ſchwach und groß und klein.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das große, das Werk iſt gethan.

Und wo eh wir ſie nun erfaſſen,
In den Sturz, in die Flucht ſie hinein!
Ja in ungeheuren Maſſen
Stürzen wir ſchon hinterdrein.
Hinan! — Vorwärts — hinan!
Und das alles, das Werk iſt gethan.

Achter Auftritt.

(Glaube und Liebe mit den Frauen und Landesbewohnern an der andern Seite.)

Chor.

Und wir kommen
Mit Verlangen
Wir, die frommen,
Zu empfangen
Sie, die Braven,
Sie mit Kränzen
Zu umſchlingen.

Und mit Hymnen
Zu umſingen,

Zu erheben
Jene Braven
Die da ſchlafen,
Die gegeben
Höh'rem Leben.

Landbewohner
(aller Alter und Stände).

Und die wir zurück geblieben,
Eurer Kraft uns anvertraut,
Haben unſren kühnen Lieben
Haus und Hof und Feld gebaut;
Und wie ihr im Siege ſchreitet
Drückt uns traulich an die Bruſt;
Alles was wir euch bereitet
Lang genießt es und mit Luſt.

Sämmtliche Chöre.

Und mit den wichtigſten Geſchäften
Verherrlicht heut den großen Tag,
Zuſammen all' mit vollen Kräften
Erhebt den Bau der niederlag:
Strebt an — Glück auf — Strebt an!
Nur zu! und ſchon regt ſich's hinan.

Und ſchon der Pfeiler der geſpalten
Er hebt gefüget ſich empor
Und Säulenreihen ſie entfalten
Der ſchlanken Stämme Zierd' und Flor.
Strebt an — Glück auf — Strebt an!
Er ſteht und das Werk iſt gethan.

(Indeſſen ſind die Ruinen wieder aufgeführt. Ein Theil der Tapetenthür bleibt und pfeift.)

Neunter Auftritt.

Epimenides mit vier Priestern.

Epimenides
(nach oben).

Wie selig euer Freund gewesen,
Der diese Nacht des Jammers überschlief,
Ich kennt's an den Ruinen lesen,
Ihr Götter, ich empfind' es tief!
(Zu den Umstehenden)
Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz den ihr empfunden,
Seyd ihr auch größer als ich bin.

Priester.

Tadle nicht der Götter Willen
Wenn du manches Jahr gewannst:
Sie bewahrten dich im Stillen,
Daß du rein empfinden kannst:
Und so gleichst du künft'gen Tagen,
Denen unsre Qual und Plagen,
Unser Streben, unser Wagen,
Endlich die Geschichte deut,
Und nicht glauben was wir sagen
Wirst du, wie die Folgezeit.

Glaube.

Zum Ungeheuren war ich aufgerufen,
Mir dienten selbst Zerstörung, Blut und Tod;
So stammte denn an meines Thrones Stufen
Der Freiheit plötzlich furchtbar Morgenroth.
Schneidend eisige Lüfte blasen
Ströme schwellen Schlund auf Schlund.

Und

Und der Elemente Raſen
Alles kräftigte den Bund.
Heil der Edlen die den Glauben
In der tiefſten Bruſt genährt,
Unter Gluth und Mord und Rauben
Das Verderben abgewehrt.

Ihr danken wir, nach mancher Jahre Grauen,
Das ſchöne Licht das wir vergnüglich ſchauen.

Liebe.

Begrüßet Ihn mit liebevollen Blicken,
Der liebevoll bei ſeinem Volk verweilt,
Der treuen Seinen neubelebt Entzücken
Mit offnem holden Vaterherzen theilt.
Der Edle hat mit Edlen ſich verbündet,
Da jauchzte kühn die treue Schaar,
Und wo die Liebe wirkt und gründet,
Da wird die Kraft der Tugend offenbar,
Das Glück iſt ſicher und gegründet.

Hoffnung.

Ich will geſtehn den Eigennutz, o Schweſtern!
Für jedes Opfer fordr' ich meinen Lohn,
Ein ſelig Heute für ein ſchrecklich Geſtern,
Triumphes-Wonne ſtatt der Duldung Hohn:
So wollt' ich es dem hohen Paare geben,
Von deſſen Blick beſeelt wir alle leben.

Epimenides.

Die Tugenden, die hier ein kräftig Wirken
Und in unendlichen Bezirken
Sich herzlich tauſendfach gezeigt,
Den höchſten Zweck mit Blitzesflug erreicht,
Sie heißen uns die größten Tage feyern.

Nur eine, die mit treuer Hand
Die Schweſtern, feſt und zart, verband,
Abſeits, verhüllt beſcheiden ſtand,
Die Einigkeit muß ich entſchleiern.
(Er führet eine bisher verborgen gebliebene Verſchleierte hervor, und ſchlägt ihr den Schleier zurück.)

Zehnter Auftritt.

Die Einigkeit.

Der Geiſt, der alle Welten ſchafft,
Durch mich belehrt er ſeine Theuren:
„Von der Gefahr, der ungeheuren,
Errettet nur geſammte Kraft.“
Das was ich lehre, ſcheint ſo leicht,
Und faſt unmöglich zu erfüllen:
„Nachgiebigkeit bei großem Willen.“
Nun iſt des Wortes Ziel erreicht,
Den höchſten Wunſch ſeh' ich erfüllen.

Jugendfürſt.

Ja, alle Kronen ſeh' ich neugeſchmückt
Mit eignem Gold, mit Feindes-Beute;
Ihr habt das Volk, ihr habt euch ſelbſt beglückt;
Was ihr beſitzt, beſitzt ihr erſt von heute.
Zwar hat der Ahnen würdiges Verdienſt
Die goldnen Reife längſt geflochten,
Doch nun iſt's eigener Gewinnſt:
Ihr habt das Recht daran erfochten.

Epimenides.

Und wir ſind alle neugeboren,
Das große Sehnen iſt geſtillt,
Bei Friedrich's Aſche war's geſchworen
Und iſt auf ewig nun erfüllt.

Chor der Krieger.

Und wir wandeln mit freien Schritten,
Weil wir uns was zugetraut,
Und empfangen in unſere Mitten
Gattin, Schweſter, Tochter, Braut.
Gethan! — Glück auf! — Gethan!
Und den Dank nun zum Himmel hinan!

Chor der Frauen.

Euch zu laben
Laßt uns eilen.
Unſre Gaben
Auszutheilen,
Eure Wunden
Auszuheilen:
Selige Stunden
Sind gegeben
Unſrem Leben!

(Große Gruppe.)

Epimenides.

Ich ſehe nun mein frommes Hoffen
Nach Wunderthaten eingetroffen;
Schön iſt's dem Höchſten ſich vertraun.
Er lehrte mich das Gegenwärt'ge kennen;
Nun aber ſoll mein Blick entbrennen,
In fremde Zeiten auszuſchaun.

Prieſter.

Und nun ſoll Geiſt und Herz entbrennen,
Vergangnes fühlen, Zukunft ſchaun.

Chor.

So riſſen wir uns rings herum
Von fremden Banden los.
Nun ſind wir Deutſche wiederum

Nun ſind wir wieder groß.
So waren wir und ſind es auch
Das edelſte Geſchlecht,
Von biederm Sinn und reinem Hauch
Und in der Thaten Recht.
Und Fürſt und Volk und Volk und Fürſt
Sind alle friſch und neu!
Wie du dich nun empfinden wirſt
Nach eignem Sinne frei.
Wer dann das Innere begehrt
Der iſt ſchon groß und reich;
Zuſammen haltet euren Werth
Und euch iſt Niemand gleich.
Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergoſſnen Bluts,
Und freuet euch von Jahr zu Jahr,
Des unſchätzbaren Guts.
Die große Stadt, am großen Tag,
Die unſre ſollte ſeyn!
Nach ungeheurem Doppelſchlag
Zum zweytenmal hinein!
Nun töne laut: der Herr iſt da,
Von Sternen glänzt die Nacht.
Er hat, damit uns Heil geſchah,
Geſtritten und gewacht.
Für alle die ihm angeſtammt,
Für uns war es gethan,
Und wie's von Berg zu Bergen flammt,
Entzücken flamm' hinan!

(Der Vorhang fällt.)

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Vierzehnter Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1829.

Inhalt.

Der Triumph der Empfindſamkeit.
Die Vögel.
Der Groß-Cophta.
Der Bürgergeneral.

Der

Triumph der Empfindſamkeit.

Eine dramatiſche Grille.

Personen.

Andrason, ein kumeristischer König.
Mandandane, seine Gemahlin.
Dieselbe noch einmal.
Ferla, seine Schwester, eine junge Witwe.
Mana, }
Sora, }
Lato, } Hoffräulein der Ferla.
Meta, }
Dromare, Prinz.
Merkule, sein Cavalier.
Der Oberste seiner Leibwache.
Leibwache.
Mohren.
Bediente.
Astalaphus, Mandandanens Kammerdiener.

Erſter Act.

Saal,
im guten Geſchmacke decorirt.

Mana und Sora (begegnen einander).

Mana. Wo willſt du hin, Sora?

Sora. In den Garten, Mana.

Mana. Haſt du ſo viel Zeit? Wir erwarten den König jeden Augenblick; verliere dich nicht vom Schloſſe.

Sora. Ich kann es unmöglich aushalten; ich bin den ganzen Tag noch nicht an die freie Luft gekommen.

Mana. Wo iſt die Prinzeſſin?

Sora. In ihrem Zimmer. Sie probirt mit der kleinen Meta einen Tanz, und läuft jeden Augenblick an's Fenſter, zu ſehen, ob der Bruder kommt.

Mana. Es iſt eine rechte Noth, ſeitdem die großen Herren auf das Incognito gefallen ſind. Man weiß gar nicht mehr woran man iſt. Sonſt wurden ſie Mo-

nate lang voraus angekündigt, und wenn sie sich näherten war alles in Bewegung; Couriere sprengten herbei, man konnte sich schicken und richten. Jetzo, eh' man sich's versieht, sind sie einem auf dem Nacken. Wahrhaftig, das letztemal hat er mich in der Nachtmütze überrascht.

Sora. Darum warst du heut so früh fertig?

Mana. Ich finde keine Lust daran. — Wenn mir ein Fremder auf der Treppe begegnet, wird mir's immer bang'; ich denke gleich es ist wieder einmal ein König oder ein Kaiser, der seinen gnädigen Spaß mit uns zu treiben kommt.

Sora. Dießmal ist er nun gar zu Fuße. Andre lassen sich doch in's Gebirge zum Orakel in Sänften tragen, er nicht so; allein, mit einem tüchtigen Stabe in der Hand, trat er seine Reise an.

Mana. Schade, daß er nicht zu Theseus Zeiten gelebt hat!

Feria (tritt auf, mit ihr Mela.

Feria. Seht ihr noch niemand? Wenn ihm nur kein Unglück begegnet ist!

Sora. Seyd ruhig, meine Fürstin. Die Gefahren und der üble Humor scheinen sich beide vor ihm zu fürchten.

Feria. Er will mich nur einen Augenblick sprechen und dann gleich wieder fort.

Lato (tritt auf).

Der König kommt.

Feria. Wohl! ſehr wohl!

Lato. Ich ſah hinüber in das Thal, und erblickte ihn eben als er über den Bach ſchritt.

Feria. Laßt uns ihm entgegen gehen.

Sora. Da iſt er.

Andraſon (kommt).

Feria. Sey uns willkommen! herzlich willkommen!

Alle. Willkommen!

Andraſon. Ich umarme dich, meine Schweſter! Ich grüße euch, meine Kinder! Eure Freude macht mich glücklich, eure Liebe tröſtet mich.

Feria. Mein Bruder, bedarfſt du noch Troſtes? Hat das Orakel dir keinen gegeben? Möchteſt du doch immer vergnügt ſeyn! Möchte dir doch immer wohl ſeyn! Wir waren, ſeit du uns ehegeſtern verließeſt, voller Hoffnung für dich und dein Anliegen.

Mana. Majeſtät! —

Andraſon. Schönheit!

Sora. Herr!

Andraſon. Gebieterin!

Lato. Wie ſoll man euch denn nennen?

Andraſon. Ihr wißt daß ihr keine Umſtände mit mir machen ſollt.

Mana (für ſich). Nur damit er auch keine mit uns zu machen braucht.

Lato. Wir möchten von dem Orakel hören.

Sora. Hat das Orakel nichts Gutes geſagt?

Mela. Habt ihr das Orakel nicht unſertwegen gefragt?

Andraſon. Liebe Kinder, das Orakel iſt eben ein Orakel.

Lato. Sonderbar.

Andraſon. Daß ein zartes Herz, voller Gefühle, Hoffnungen und Ahnungen, das einer ungewiſſen Zukunft ſehnſuchtsvoll entgegen lebt, nach Würfeln haſcht, den Becher ſchüttelt, Wurf über Wurf verſucht, und in dem Glückstäfelchen ſorgfältig forſcht, was ihm die Würfe bedeuten, und dann fröhlich oder traurig einen halben Tag verlebt, das mag hingehn, mag recht gut ſeyn.

Lato (für ſich). Woher er alles weiß? Damit habe ich mich erſt heute beſchäftigt.

Andraſon. Daß ein ſchönes Kind Punkte über Punkte tüpfelt, nachſchlägt und ſucht, was ihr für ein Gatte werden möchte? ob der Liebhaber treu iſt? und ſo weiter, das ſind' ich wohlgethan.

Mela (für ſich). Er iſt ein Hexenmeiſter! Wenn wir allein ſind, wiſſen wir uns nichts beſſers.

Andraſon. Aber wer ein poſitives Uebel, Zahnweh oder Unfrieden im Hauſe hat, der frage keinen Arzt und kein Orakel! Ihr Wiſſen und ihre Kunſt fällt zu

kurz: dieß und jenes Mittelchen, und vorzüglich Geduld, iſt was ſie euch empfehlen.

Feria. Kannſt du, darfſt du uns ſagen? Hat's dir eine Antwort gegeben? Darfſt du ſie entdecken?

Andraſon. Ich will ſie in vier Sprachen überſetzen und an allen Landſtraßen aufhängen laſſen, es weiß doch kein Menſch was es ſoll.

Feria. Wie?

Andraſon. Da ich ankomme und eingeführt werde—

Sora. Wie ſieht's im Tempel aus?

Mana. Iſt der recht prächtig?

Feria. Ruhe, ihr Mädchen!

Andraſon. Wie mich die Prieſter zur heiligen Höhle bringen —

Mela. Die iſt wohl ſchwarz und dunkel?

Andraſon. Wie deine Augen. — Ich trete vor die Tiefe, und ſage klar und vernehmlich: Geheimnißvolle Weisheit! hier tritt ein Mann auf, der ſich bisher für den glücklichſten hielt; denn es geht ihm nichts ab; alles, was die Götter einem Menſchen Gutes zueignen können, ſchenkten ſie mir, ſelbſt das köſtlichſte aller Beſitzthümer verſagten ſie mir nicht: ein treffliches Weib. Aber — ach! daß Aber und Aber ſich immer zu dem Danke geſellen, den wir den Göttern zu bringen haben! — Dieſe Frau, dieſes Muſter der Liebe und Treue, nimmt ſeit kurzem unglücklicher Weiſe an einem Menſchen Theil, der ſich ihr aufdringt und der mir verhaßt

iſt. Dir, hohe Weisheit, der alles bekannt iſt, ſag' ich nichts weiter, und bitte: enthülle mir mein Schickſal! gib mir Rath, und was mehr iſt, Hülfe! — Ich dächte, das hieße ſich deutlich erklären?

Lare. Wir verſtehn es wohl.

Feria. Und die Antwort?

Andraſon. Wer ſagen könnte: ich verſtehe ſie!

Sora. Ich bin höchſt neugierig — Haben wir doch manches Räthſel errathen!

Mela. Geſchwinde!

Andraſon. Ich ſteh' und horche, und es fängt von unten auf an — erſt leiſe — dann vernehmlich — dann vernehmlicher:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchönen Händen entgeiſtert,

Alle. Oh!

Andraſon. Gebt mir ein Licht. Das greifliche Geſpenſt ſoll entgeiſtert werden.

Lare. Von ſchönen Händen.

Andraſon. Die fänden ſich allenfalls. Ein greiflich Geſpenſt, das iſt etwas aus der neuen Poeſie, die mir immer unbegreiflich geweſen iſt.

Feria. Es iſt arg.

Andraſon. Wartet nur und merkt; es kommt noch beſſer:

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von
ſchönen Händen entgeiſtert,
Und der leinene Sack ſeine Geweide
verleiht,

Alle. O! eh! Ey! O! ah! ha! ha!

Andraſon. Seht! Ein leinen Geſpenſt, und ein greiflicher Sack, und Eingeweide von ſchönen Händen! Nein, was zu viel iſt bleibt zu viel! Was ſo ein Orakel nicht alles ſagen darf!

Mana. Wiederholt es uns!

Andraſon. Nicht wahr, ihr hört gar zu gerne was erhaben klingt, wenn ihr's gleich nicht verſteht?

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von
ſchönen Händen entgeiſtert,
Und der leinene Sack ſeine Geweide
verleiht.

Seyd ihr nun klüger, meine Lieben? Nun aber merkt auf:

Wird die geflickte Braut mit dem Ver-
liebten vereinet:
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragen-
der, über dein Haus.

Sora. Nein das iſt nicht möglich!

Andraſon. O ja; die Götter haben ſich dießmal ſehr ihrer poetiſchen Freiheit bedient.

Lato. Habt ihr es nicht aufgeſchrieben?

Andrason. Freilich! Hier iſt die Rolle, wie ich ſie aus den Händen der Prieſter erhielt.

Lato. Laßt es uns leſen, vielleicht wird es uns klärer.

(Andrason bringt eine Rolle aus dem Gürtel und wickelt ſie auf. Die Frauenzimmer drängen ſich wechſelsweiſe zu, leſen, lachen, und machen ihre Anmerkungen. Es kommt auf den guten Humor der Schauſpielerinnen an, dieſes munter und angenehm vorzuſtellen; deßwegen ihnen überlaſſen bleibt hier zu extemporiren. Die Hauptabſicht dieſer Wiederholung iſt, daß das Publikum mit dem Orakelſpruch recht bekannt werde.)

Feria. Das iſt höchſt ſonderbar und unbegreiflich! Wie iſt es dir weiter ergangen? Haſt du nicht irgend eine Aufklärung gefunden?

Andrason. Nicht Aufklärung, aber Hoffnung. Verwundert über die unverſchämte Dunkelheit der Antwort, aber nicht außer Faſſung gebracht, trat ich aus der Höhle. Ich ſah den älteſten Prieſter auf einem goldenen Seſſel ſitzen. Ich nahte mich ihm, und indem ich einige Edelſteine in ſeinen Schoos legte, rief ich aus: O welche Fülle der Weisheit kommt uns von den Göttern! Wie erleuchtet werden wir, die wir auf dunkeln Wegen irren, durch ihre Offenbarungen! Aber nicht rathen allein; helfen müſſen die Unſterblichen. Der Jüngling, über den ich mich beklage, der mir das Leben verbittert, wird ehſtens hier erſcheinen, voll Zutrauens und Gehorſams. Möge die alles durchdringende Stimme der Götter ihn ergreifen, ſein Herz faſſen, und ihm

gebieten, nie wieder einen Fuß über meine Schwelle zu ſetzen! Mein Dank würde ohne Gränzen bleiben. — Der Alte nickte mit dem Kopfe, ſein weißer Bart bewegte ſich murmelnd; ich ging mit wechſelnder Hoffnung und Sorgen zurück, und bin nun hier. —

Feria. Möge alles zum Beſten ausſchlagen! — Du verzeihſt, Bruder; ich muß vor Tafel mit meinen Räthen, die ſchon lange warten, noch einige Geſchäfte abthun; ich laſſe dir die Kinder, unterhalte dich mit meinem muntern Geſchlechte.

Andraſon. Ich danke dir, Schweſter. Wenn ich dich miſſen ſoll, weiß ich nichts beſſers als dieſe freundlichen Augen.

Feria. Bald ſeh' ich dich wieder. (ab.)

Sora. Sagt uns nun, Herr, was ihr denkt.

Andraſon. Von der geflickten Braut?

Sora. Ich meine, was ihr thun wollt.

Andraſon. Thun! als ob das Orakel nichts geſagt hätte. Mit meinem Uebel beladen wieder nach Hauſe gehn, und nach meiner Frau ſehen, die ich in wunderbaren Zuſtänden anzutreffen fürchte.

Sora. Was macht ſie denn indeſſen?

Andraſon. Sie geht im Mondſcheine ſpazieren, ſchlummert an Waſſerfällen, und hält weitläufige Unterredungen mit den Nachtigallen. Denn ſeitdem der Prinz weg iſt, einen Zug durch ſeine Provinzen und hiernächſt

zum Orakel zu thun, ist's nicht anders, als ob ihre Seele in einen langen Faden gezogen wäre, der bis zu ihm hinüber reichte. Eins noch, an dem sie großes Vergnügen findet, ist daß sie Monodramen aufführt.

Mana. Was sind das für Dinge?

Andrason. Wenn ihr Griechisch könntet, würdet ihr gleich wissen, daß das ein Schauspiel heißt, wo nur Eine Person spielt.

Lato. Mit wem spielt sie denn?

Andrason. Mit sich selbst, das versteht sich.

Lato. Pfui, das muß ein langweilig Spiel seyn!

Andrason. Für den Zuschauer wohl. Denn eigentlich ist die Person nicht allein, spielt aber doch allein; denn es können noch mehr Personen dabei seyn, Liebhaber, Kammerjungfern, Najaden, Dreaden, Hamadryaden, Ehemänner, Hofmeister; aber eigentlich spielt sie für sich, es bleibt ein Monodrama. Es ist eben eine von den neuesten Erfindungen; es läßt sich nichts darüber sagen. Solche Dinge finden großen Beifall.

Sora. Und das spielt sie ganz allein für sich?

Andrason. O ja! Oder, wenn etwa Dolch oder Gift zu bringen ist — denn es geht meistens etwas bunt her — wenn eine schreckliche Stimme aus dem Felsen oder durch's Schlüsselloch zu rufen hat, solche wichtige Rollen nimmt der Prinz über sich, wenn er da ist, oder in seiner Abwesenheit ihr Kammerdiener, ein sehr alberner Bursche; aber das ist eins.

Mela. Wir wollen auch einmal so spielen.

Andraſon. Laßt's doch gut seyn, und dankt Gott, daß es noch nicht bis zu euch gekommen iſt! Wenn ihr spielen wollt, so spielt zu zweyen wenigſtens; das iſt seit dem Paradieſe her das üblichſte und das geſcheidtſte geweſen. Nun noch eins, meine Beſten, — daß wir die Zeit nicht mit fremden Dingen verplappern — meine Hoffnung wieder glücklich zu werden ruht nicht allein bei den Göttern, ſondern auch auf euch, ihr Mädchen.

Sora. Auf uns?

Andraſon. Ja auf euch! und ich hoffe ihr werdet das Eure thun.

Mana. Wie ſoll das werden?

Andraſon. Der Prinz, wenn er nach dem Orakel geht, wird hier vorbei kommen, euch ſeine Ehrerbietung zu bezeigen, wie Fremde gewöhnlich thun, die dieſen Weg nehmen. Meine Schweſter wird artig seyn und ihm Quartier anbieten; ihm anbieten, daß ſie ſeine Leute, ſein Gepäcke beherbergen will, indeß er ſich in's Gebirge nach dem Orakel tragen läßt, wo jeder, er ſey wer er wolle, allein, ohne Gefolge anlangen muß. Wenn er nun kommt, meine Beſten, ſo ſucht ſein Herz zu rühren. — Ihr ſeyd liebenswürdig. Ich will die als eine Göttin verehren, die ihn an ſich zieht und mich von ihm befreit.

Sora. Gut! Euch iſt er unerträglich, und uns

wollt ihr ihn zuſchieben! Wenn er uns nun auch unerträglich iſt?

Andraſon. Seyd ruhig, Kinder! Das findet ſich. Ihr andern liebt meiſtentheils an den Männern, was Männer an ſich unter einander nicht leiden können. Und gewiß er iſt ſo übel nicht, und wäre, denk' ich, noch zu curiren.

Mela. Wie ſollen wir es denn anfangen?

Andraſon. Bravo, liebes Kind! du zeigſt doch guten Willen! Ich muß erſt eure Anlagen ein wenig kennen lernen. Laßt ſehn! Stellt euch vor, ich ſey der Prinz; ich will ankommen, ſchmachtend und traurig thun — wie wollt ihr mich empfangen?

(Sie beginnen einen lebhaften Tanz.)

Andraſon. Nicht doch, Kinder, nicht doch! Meinet ihr, daß alles Wild nach Einer Witterung geht? Mit einem ſolchen Bauerntanz wollt ihr meinen ſublimirten Helden gewinnen? Nein! ſeht auf mich! das muß in einem andern Geiſte tractirt werden.

(Sanfte Muſik.)

(Er macht ihnen die hergebrachten Bewegungen vor, womit die Schauſpieler gewöhnlich die Empfindungen auszudrücken denken.)

Andraſon. Habt ihr wohl Acht gegeben, Kinder? Erſtlich, immer den Leib vorwärts gebogen, und mit den Knieen geknickt, als wenn ihr kein Mark in den Knochen hättet! Hernach immer eine Hand an der Stirne

und eine am Herzen, als wenn's euch in Stücken ſpringen wollte; mitunter tief Athem geholt, und ſo weiter. Die Schnupftücher nicht vergeſſen!

(Die Muſik geht fort, und die Fräulein befolgen ſeine Vorſchrift. Er ſtellt den Prinzen vor; bald corrigirt er ſie, bald nimmt er die Perſon des Prinzen wieder an; endlich hört man eine Trompete in der Ferne.)

Andraſon. Aha!

Lato. Es wird aufgetragen.

Andraſon. Es heißt zu Pferde, und zu Tiſche! Beides eine ſchöne Einladung. Kommt! dieſe Empfindſamkeit zuletzt hat mich hungriger gemacht, als meine Reiſen bisher.

Zweyter Act.

Saal,

in Chinesischem Geschmacke. der Grund gelb mit bunten Figuren.

Mana und Sora.

Mana. Nun das heiß' ich ein Gepäcke! Der ganze Hof ist voll Kisten, Kasten, Mantelsäcke und ungeheurer Verschläge.

Sora (läuft an's Fenster). Wir werden ihm den ganzen Flügel des Palastes geben müssen, nur seine Sachen unterzubringen.

Mana. Es ist abscheulich, wenn Mannspersonen reisen, als wenn sie Wöchnerinnen wären. Ueber uns halten sie sich auf, daß, wenn wir doch auf vier Wochen in's Bad gehen, der Schachteln, Kästchen, Pappen und Wachstücher kein Ende werden will; und sich erlauben sie's!

Sora. Wie mehr Sachen, liebes Kind, die sie uns übel nehmen.

Ein

Ein Bedienter (kommt).

Der Cavalier des Prinzen läßt sich melden.

Mana. Führt ihn herein. (Bedienter ab). Sieh zu, es hat sich doch nichts an meinem Kopfputze verschoben?

Sora. Halt! — Die Locke hier — Er kommt.

Merkulo (tritt herein.)

Vollkommene Damen! Es sind nicht viel Augenblicke meines Lebens, worin ich mich so glücklich fühlte, als in dem gegenwärtigen. Sonst werden wir armen Diener meistentheils bei verdrießlichen Angelegenheiten vorgeschoben, bei angenehmen Ereignissen stehen wir zurück; aber dießmal erhebt mich mein Prinz über sich selbst, indem er mich voraus in die Wohnung des Vergnügens und der Reize sendet.

Mana. Sie sind sehr gütig.

Sora. Und recht willkommen. Wir haben so viel Gutes von dem Prinzen gehört, daß wir vor Neugierde brennen ihn zu sehen.

Merkulo. Mein Fürst ist glücklich, daß er schon in der Entfernung Ihre Aufmerksamkeit hat auf sich ziehen können; und wenn er, wie ich nicht anders hoffe, durch seine Gegenwart Ihre Gunst erhalten sollte, so kann er sich als den glücklichsten der Menschen preisen. Dürfte ich nicht indeß Ihrer Prinzessin aufwarten, an die er mir eine Unzahl Verbindlichkeiten aufgetragen hat?

Mana. Sie werden ihr bald vorgestellt werden

können. Sie hat uns befohlen Ihnen dieſe und die anſtoßenden Zimmer anzuweiſen. Bedienen Sie ſich davon ſo viel und wie Sie's nöthig finden.

Merkulo. Wollen Sie mir erlauben daß ich unſere Geräthſchaften, deren freilich nicht wenige ſind, herein und in Ordnung bringen laſſe?

Mana. Nach Ihrer Bequemlichkeit.

Merkulo (mit einer Verbeugung ab).

Sora. Wir wollen bleiben. Ich bin gar zu neugierig was ſie alles mitbringen.

Es läßt ſich ein lebhafter Marſch hören, und es kommt ein Zug. Merkulo voraus, der Oberſte, die Wache, ſodann Trabanten, welche Kaſten von verſchiedener Größe tragen, vier Mohren, die eine Laube bringen, und Gefolge. Sie umgehen das Theater. Die Kaſten werden auf beiden Seiten, die Laube in den Grund, und ein großer Kaſten auf die Laube geſetzt. Die ſtummen Perſonen gehn alle ab, der Marſch hört auf. Es bleiben

Sora. Mana. Merkulo.

Sora. Wer ſind denn die hübſchen bewaffneten jungen Leute, und wer iſt der Herr, der uns ſalutirte?

Merkulo. Das iſt der Oberſte über des Prinzen Kriegsvolk, und die andern ſind junge Edelleute, militäriſche Edelknaben meines gnädigſten Herrn, und loſe Vögel.

Mana. Wir erſtaunen, mein Herr! Sie führen Decorationen mit ſich! Wollen Sie etwa eine Komödie ſpielen? Vermuthlich iſt die Theater-Garderobe in dieſen Kaſten?

Merkulo. Verzeihen Sie, meine Damen! — Eigentlich ſollte ich den Finger auf den Mund legen, und Sie mit guter Art bitten, dieſen Saal, der v nun an ein Platz der Geheimniſſe wird, zu verlaſſen, allein wie vermag ich das gegen Ihre Güte und gegen Ihre Reize! Nur vor unheiligen fremden Augen bewahren wir unſere heiligen Empfindungen, nicht vor ſo angenehmen Seelen, deren Theilnehmung wir wünſchen.

Sora. Sagen Sie uns um's Himmels willen, was ſoll die Laube!

Merkulo. An dieſem Zug, meine ſchönen Kinder, können Sie einen großen Theil des Charakters meines liebenswürdigen Prinzen erkennen. Er, der empfindſamſte Mann von allen Männern, der für die Schönheiten der Natur ein gefühlvolles Herz trägt, der Rang und Hoheit nicht ſo ſehr ſchätzt, als den zärtlichen Umgang mit der Natur —

Sora. Ach das iſt ein Mann für uns! Wir gehn auch gar zu gern im Mondſchein ſpazieren, und hören die Nachtigallen lieber als alles.

Merkulo. Da iſt Eins zu bedauern, meine vortrefflichen Damen! Mein Prinz iſt von ſo zärtlichen, äußerſt empfindſamen Nerven, daß er ſich gar ſehr vor der Luft, und vor ſchnellen Abwechſelungen der Tageszeiten hüten muß. Freilich unter freiem Himmel kann man's nicht immer ſo temperirt haben, wie man wünſcht. Die Feuchtigkeit des Morgen- und Abendthaues hal-

ten die Leibärzte für höchst schädlich, den Duft des Mooses und der Quellen bei heißen Sommertagen für nicht minder gefährlich! Die Ausdünstungen der Thäler, wie leicht geben die einen Schnupfen! Und in den schönsten, wärmsten Mondnächten sind die Mücken just am unerträglichsten. Hat man sich auf dem Rasen seinen Gedanken überlassen, gleich sind die Kleider voll Ameisen, und die zärtlichste Empfindung in einer Laube wird oft durch eine herabfahrende Spinne gestört. Der Prinz hat durch seine Akademien Preise ausgesetzt, um zu erfahren, ob diesen Beschwerden, zum Besten der zärtlichen Welt, nicht abgeholfen werden könne? Es sind auch verschiedene Abhandlungen gekrönt worden; die Sache aber ist bis jetzo noch um kein Haar weiter.

Sora. O, wenn je ein Mittel gegen die Mücken und Spinnen erfunden werden sollte, machen Sie es doch ja gemeinnützig! Denn wenn man oft in himmlischen Entzückungen aufgefahren ist, erinnert einen das leidige Gezieser, mit seinen Stacheln und krabligen Füßen, gleich wieder an die Sterblichkeit.

Merkulo. Inzwischen, meine schönen Damen, hat der Prinz, der seinen Genuß weder verschoben noch unterbrochen haben will, den Entschluß gefaßt, durch tüchtige Künstler sich eine Welt in der Stube zu verschaffen. Sein Schloß ist daher auf die angenehmste Weise ausgeziert, seine Zimmer gleichen Lauben, seine

Säle Wäldern, seine Cabinette Grotten, so schön und schöner als in der Natur; und dabei alle Bequemlichkeiten, die Stahlfedern und Ressorts nur geben können.

Sora. Das muß scharmant seyn!

Merkulo. Und weil der Prinz so sehr dran gewöhnt ist, wie er denn in jedem Lustschloß seine Natur hat, so haben wir auch eine Reisenatur, die wir auf unsern Zügen überall mit herumführen. Unser Hof-Etat ist mit einem sehr geschickten Manne vermehrt worden, dem wir den Titel als Naturmeister, Directeur de la nature, gegeben haben. Er hat eine große Anzahl von Künstlern unter sich. Ein würdiger Schüler von ihm ist dieser Mann hier, der unsere Natur auf der Reise besorgt, und den ich die Ehre habe Ihnen in dieser Qualität zu präsentiren. Was uns allein noch abgeht, das sind die kühlen Lüftchen. Die Versuche davon sind immer noch unvollkommen; wir hoffen aber aus Frankreich auch diesem Mangel nächstens abgeholfen zu sehen.

Sora. Um Vergebung, was ist in dem Kasten da? Darf man's wissen?

Merkulo. Geheimnisse, meine schönen Fräulein, Geheimnisse! Aber Sie haben das Geheimniß gefunden, die Geheimnisse meines Herzens aufzulösen, so daß Ihnen eben weiter nichts verborgen bleibt. Hier führen wir die vorzüglichsten Glückseligkeiten empfind-

samer Seelen bei uns. In diesem Kasten sind sprudelnde Quellen.

Mana. O!

Merkulo. Hier in diesem ist der Gesang, der lieblichste Gesang der Vögel verborgen.

Mana. Warum nicht gar?

Merkulo. Und hier in diesem größern ist Mondschein eingepackt.

Sora. Es ist nicht möglich! Lassen Sie's uns doch sehn.

Merkulo. Es steht nicht in meiner Gewalt. Der Prinz allein weiß diese Herrlichkeiten in Bewegung und Leben zu setzen. Er ganz allein darf sie fühlen; ich könnte Ihnen nur den groben Stoff sichtbar machen.

Mana. O wir müssen den Prinzen bitten, daß er uns die Maschinen einmal spielen läßt.

Merkulo. Um's Himmels willen, lassen Sie sich nichts merken! Und besonders unter dem Titel von Spielen würde der Prinz seine Liebhabereyen nicht erkennen. Jeder Mensch, meine schönen Fräulein, treibt seine Liebhabereyen sehr ernsthaft, meistens ernsthafter als seine Geschäfte. Indessen halte ich für Schuldigkeit, Ihr Vergnügen, so viel an mir ist, zu befördern, und wollte Ihnen gern unsre Raritäten, wenn gleich nur leblos, vorzeigen, wäre nur die Decoration des Saales einigermaßen mit dieser eingeschlossenen Natur übereinstimmend.

Mana. So vollkommen muß man die Illuſion nicht verlangen.

Sora. Dem iſt leicht abzuhelfen. Wir haben ja die gewirkten Tapeten, die nichts als Wälder und Gegenden vorſtellen.

Merkulo. Das wird allerliebſt ſeyn.

Sora. He! (Ein Bedienter kommt.) Sagt dem Hoftapezier, er ſoll die gewirkte Waldtapete gleich herunter laſſen!

Merkulo. An mir ſoll's auch nicht fehlen.

(Muſik.)

(Er gibt ein Zeichen, und in dem Augenblicke als ſich die Scene in Wald verwandelt, verwandeln ſich die Kaſten in Raſenbänke, Felſen, Gebüſche und ſo weiter. Der Kaſten über der Laube in Wolken. Der Decorateur wird ſorgen, daß das Ganze übereinſtimmend und reizend ſey, und mit der verſchwindenden Decoration einen recht fühlbaren Contraſt mache.)

Merkulo. Bravo! Bravo!

Sora. O wie ſchön!

(Sie beſehen alles auf das emſigſte ſo lange die Muſik fortdauert.)

Mana. Die Decoration iſt allerliebſt.

Merkulo. Um Vergebung, nicht Decoration, ſondern künſtliche Natur nennen wir das; denn das Wort Natur, merken Sie wohl, muß überall dabei ſeyn.

Sora. Scharmant! Allerliebſt!

Merkulo. Da muß ich Sie noch ein Kunſtwort lehren, mit dem weit zu reichen iſt. Scharmant! Aller-

liebſt! das könnten Sie ebenfalls auch von einer Florſchürze, von einem Häubchen ſagen. Nein, wenn Sie etwas erblicken, es ſey was es wolle, ſehn Sie es ſteif an, und rufen: Ach was das für einen Effect auf mich macht! — Es weiß zwar kein Menſch was Sie eigentlich ſagen wollen; denn Sonne, Mond, Fels und Waſſer, Geſtalten und Geſichter, Himmel und Erde, und ein Stück Glanzleinewand, jedes macht ſeinen eignen Effect; was für einen, das iſt ein bißchen ſchwerer auszudrücken. Halten Sie ſich aber nur an's Allgemeine: Ach! was das für einen beſondern Effect auf mich macht! — Jeder der dabeiſteht ſieht auch hin, und ſtimmt in den beſondern Effect mit ein; und dann iſt's ausgemacht — daß die Sache einen beſondern Effect macht.

Mana. Mit allem dem ſcheint mir Ihr Prinz Liebhaber vom Theater.

Merkulo. Sehr! ſehr! Das Theater und unſere Natur ſind freilich nahe mit einander verwandt. Dabei iſt er ein trefflicher Schauſpieler. Wenn Sie ihn bereden könnten etwas vor Ihnen aufzuführen.

Sora. Haben Sie denn eine Truppe bei ſich?

Merkulo. Das nicht! Wir ſind aber alle eine Art von Komödianten. Und dann agirt der Prinz, wenn's dazu kommt, meiſtentheils allein.

Sora. Ach! davon haben wir ſchon gehört.

Merkulo. Ey! — Sehen Sie, meine Damen,

das iſt eine Erfindung, oder vielmehr eine Wiederauffindung, die unſern erleuchteten Zeiten aufbehalten war. Denn in den alten Zeiten, ſchon auf dem Römiſchen Theater, waren die Monodramen vorzüglich eingeführt. So leſen wir zum Exempel vom Nero.

Mana. Das war der böſe Kaiſer?

Merkulo. Es iſt wahr, er taugte von Haus aus nichts, war aber drum doch ein excellenter Schauſpieler. Er ſpielte bloß Monodramen. Denn ernſtlich ſagt Suetonius — Nun das werden Sie alles in der trefflich gelehrten Schrift eines unſerer Akademiſten über dieſe Schauſpielart leſen! Sie wird auf Befehl unſers Prinzen geſchrieben und auf ſeine Koſten gedruckt. Wir führen aber auch die neuſten Werke auf, wie man ſie von der Meſſe kriegt: Monodramen zu zwey Perſonen, Dyodramen zu dreyen, und ſo weiter.

Sora. Wird denn auch drin geſungen?

Merkulo. Ey geſungen und geſprochen! Eigentlich weder geſungen noch geſprochen. Es iſt weder Melodie noch Geſang drin, deßwegen es auch manchmal Melodram genannt wird.

Sora. Wie iſt das?

Merkulo. Gelegentlich, meine Fräulein! Gelegentlich!

Sora. Nun, wir hoffen, der Prinz ſoll gut Freund mit uns werden. Wir hoffen Sie ſollen recht lange bei uns bleiben. Sie bleiben doch recht lange bei uns?

Merkulo. Gar zu gütig! — Ach! wer glauben könnte, daß so eine Einladung aus einem so schönen Herzen käme! Es ist aber leider eines der gewöhnlichen Hofcomplimente, womit man einen Fremden bewillkommt, nur um sich zu versichern, daß er bald wieder weggehen werde.

Mana. Warten Sie nur, wir haben dem Prinzen schon allerlei Scherze von unsrer Art zugedacht, die ihn gewiß unterhalten sollen.

Merkulo. Meine Fräulein, ich wünsche Ihnen Glück und uns allen! Möchten Sie sein Herz, sein zärtlich Herz gewinnen, und ihn durch Ihren Leibreiz aus der sanften Traurigkeit ziehen, in der er verschmachtet!

Sora. Ach! Wir haben auch zärtliche Herzen, das ist just recht unsere Sache.

Mana. Bringen Sie uns nicht auch neue Liedchen mit?

Sora. Ja, wir haben's in der Art, wenn wir eine hübsche Melodie finden, singen wir sie meist todt, daß sie kein Mensch mehr hören mag.

Mana. Kein Liedchen an den Mond?

Merkulo. O deren haben wir verschiedene. Ich kann gleich mit einem aufwarten.

Sora. Thun Sie's ja!

Merkulo (ſingt).

Du gedrechſelte Laterne,
Ueberleuchteſt alle Sterne,
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägſt du der Sonne mildeſten Glanz.

Sora. O pfui! das iſt gar nichts Empfindſames!

Merkulo. Schönes Kind, um's Himmels willen, es iſt aus dem Griechiſchen!

Mana. Es gefällt mir ganz und gar nicht.

Merkulo. Daran iſt wohl die Melodie ſchuld, ich hab' es immer gedacht. Das Lied an ſich ſelbſt iſt gewiß vortrefflich, hören Sie nur!

(Er ſingt's auf die Melodie: *Monseigneur, voyez nos larmes*, und die Fräulein fangen an mitzuſingen.)

Bediente. Der Prinz kommt! man eilt ihm entgegen!

(Merkulo und die Fräulein gehn ſingend ab).

Dritter Act.

Wald,

die Laube im Grunde wie zu Ende des vorigen Acts.

(Die vier Fräulein führen den Prinzen unter einer sanften Musik herein. Merkulo folgt ihnen. Die Frauenzimmer bemühen sich in einem gefälligen Tanze um den nachdenklichen und in sich selbst versunkenen Ankömmling; er antwortet ihren Freundlichkeiten nur gezwungen. Da die Musik einen Augenblick pausirt, spricht)

Merkulo (für sich). Das sind recht Homerische Sitten, wo die schönen Töchter des Hauses sich um die Fremden bemühen. Ich hätte wohl Lust, mich in's Bad zu setzen und mich abreiben zu lassen.

(Die Musik geht fort; endlich da die Fräulein ihre Bemühungen ganz vergeblich sehn, eilen sie verdrießlich davon, und es bleiben)

Prinz und Merkulo.

Prinz. Gesegnet seyst du, liebe Einsamkeit! Wie erbärmlich habe ich mich seit dem Eintritt in dieses Haus zwingen müssen!

Merkulo. Das muß ich Eure Durchlaucht bekennen, daß mir's manchmal unbegreiflich geweſen iſt, wie Sie ſich an einer wohlbeſetzten Tafel und zwiſchen liebenswürdigen Frauen ennuyiren können?

Prinz. Es iſt nicht Langeweile, es iſt die Gefälligkeit dieſer angenehmen Geſchöpfe, die mich ängſtet. Ach! warum muß ich dem weiblichen Geſchlechte zur Qual geſchaffen ſeyn? Denn nur Eine kann mein Herz beſitzen, und die übrigen — Ach! — —

Merkulo. Die hab' ich ſchon oft bedauert! und ich hab' ihnen auch gelegentlich mein Mitleiden auf eine ſo überzeugende Art zu verſtehn gegeben, daß ich wirklich ſagen kann: ich habe das Glück gehabt, einigen das Leben zu friſten, die auf dem Sprunge ſtanden, durch Ihre Grauſamkeit, in die elyſiſchen Felder vertrieben zu werden.

Prinz. Rede davon nicht! vermehre nicht meinen Kummer!

Merkulo. Ich ſage nichts! denn wenn man Ihren hohen Stand, und Ihre trefflichen Qualitäten zuſammen nimmt, ſo iſt's evident, daß Einer Ihrer Blicke ganz unglaubliche Bewegungen in einem ſchönen Herzen hervorbringen muß.

Prinz. Meinen Stand erwähnſt du, Unglücklicher? Was iſt mein Stand gegen dieſes Herz?

Merkulo. Halten Sie mir's zu Gnaden! Wir wollen der Sache ihr Recht anthun. Eine wahre Liebe

iſt z. E. was Vortreffliches; aber eine wahre Liebe mit einem wohlgeſpickten Beutel, darüber geht gar nichts. So auch, was den Stand betrifft —

Prinz. Rede nur nicht immer! nicht ſolche Dinge!

Merkulo. Nein, ich müßte undankbar ſeyn, wenn ich es nicht geſtände, nicht bekennte! In Ihrer Nähe, mein Gebieter, bin ich ohnehin ſicher. Ihre fürſtliche Gegenwart zieht, wie ein Gewitterableiter, alle Elektricität zärtlicher Herzen an ſich, daß wir andern vor'm Einſchlagen ganz geſichert ſind.

Prinz. Iſt es bald eilfe?

Merkulo. Es wird gleich ſeyn, und ich gehe, um Sie Ihren Empfindungen in der feverlichen Stunde der Mitternacht allein zu überlaſſen. Es iſt eine vortreffliche neuere Erfindung, daß jeder Stunde, jeder Tageszeit ihre eignen Gefühle gewidmet ſind. Darin waren die Alten rechte Tröpfe. In ihren Schauſpielen konnte das Feverlichſte, Schrecklichſte bei hellem Tage und unter freiem Himmel vorgehn; unter eilfe und zwölfe thun wir's aber gar nicht, und ohne Särge, Kirchhöfe und ſchwarze Tücher läßt ſich nichts Rechts ausrichten.

Prinz. Sind meine Piſtolen geladen?

Merkulo. Auf Ihren Befehl, wie immer. Aber ich bitte Sie um Gottes willen, erſchießen Sie ſich nicht einmal!

Prinz. Sey ruhig! (Es ſchlägt eilfe.) Es ſchlägt!

Merkulo. Sie haben hier eine Glocke, die gar

keinen feyerlichen Ton hat. Es klingt als wenn man auf Blech hämmerte: mich könnte nun ſo etwas gleich vollkommen aus meiner zärtlichſten Faſſung bringen.

(Die Muſik gibt einige Laute und entfernte Melodien zum folgenden an.)

Prinz. Schweig', Unheiliger! und entflieh!

Merkulo. Ab! (Ab.)

Prinz.

Vergebens ſucht ihr mich durch eure Schönheit, durch euer einſchmeichelndes Weſen abzuziehen, von den Gedanken wegzuwenden, die ich immer mit den Armen meiner Seele umſchlungen halte. Fahrt wohl, ihr ſterblichen Mädchen! Das Unſterbliche umſchwebt meine Stirne, und die Geiſter ſteigen herab, meine Wohnung zu beleben und mein Herz zu beſeligen.

(Die feyerliche Muſik geht fort, die Waſſerfälle fangen an zu rauſchen, die Vögel zu ſingen, der Mond zu ſcheinen.)

Prinz.

Dich ehr' ich, heiliges Licht,
Reiner hoher Gefühle Freund!
Du, der du mir
Der Liebe ſtockende Schmerzen
Im Buſen auf zu ſanften Thränen löſeſt!
Ach welche Seligkeiten ſäuſelſt du mir
In's tiefe Heiligthum der Nacht,
Und deuteſt mir

Auf der geheimnißvollen Liebe Ruheſtätte!
Ach verzeih! Ach mein Herz
Fühlt nicht immer gleich!
Verzeih dem trüben Blick auf deine Schönheit!
Verzeih dem flüchtigen!

(Nach der Laube gekehrt.)

Hier, hier wohnt meine Gottheit,
Die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!
Dieß Pochen und dieß Zittern!
Ha! es ſchlägt dem Augenblick entgegen,
Wo die Zauberey
Die Seligkeit des Wahren überflügelt!
O den Genuß, ihr Götter, gabt ihr mir!
O den Genuß bewahret mir, ihr Götter!

(Die Laube thut ſich auf, man ſieht ein Frauenzimmer darin ſitzen: ſie muß vollkommen an Geſtalt und Kleidung der Schauſpielerin gleichen, die nachher als Mandandane auftritt.)

Prinz.

Himmel ſie iſt's! Himmel ſie iſt's!
Seligkeit thauet herab. — —
Deine Hand an dieſes Herz,
Geliebte, ſüße Freundin!
Du ganz für mich geſchaffne,
Ganz durch Sympathie gefundene,
Gewählte!
In dieſer ſchönen Stimmung unſrer Herzen
Wird mir ein Glück, das nur die Götter kennen.
Ach in hohen Himmelsfreuden
Fühl' ich ſchaudernd mich verſchweben!
Ha! vor Wonne ſtockt mein Leben,
Stockt der Athem in der Bruſt!

Ach

Ach umweht mich, Seligkeiten!
Lindert dieſes heiße Streben,
Und in wonnevolles Leben
Löſet auf die ſchöne Luft!

(Während der letzten Cadenz, da die Inſtrumente die Stimme zu lange nachahmen, ſetzt ſich der Prinz auf eine Raſenbank, und ſchläft endlich ein. Man gibt ihm verſchiedenmal den Ton an, damit er einfallen und ſchließen möge; allein er rührt ſich nicht, und es entſteht eine Verlegenheit im Orcheſter; endlich ſieht ſich die erſte Violine genöthigt die Cadenz zu ſchließen, die Inſtrumente fallen ein, die Laute geht zu, der mittlere Vorhang fällt nieder, und es zeigt ſich)

Ein Vorſaal.

Feria und die Vier Fräulein.

Feria. Mich dünkt, der Prinz pflegt ſeiner Ruhe ziemlich lange. Es ſoll nicht geſagt ſeyn, daß ein Mann in unſerm Schloſſe ungeſtraft die Morgenröthe herbeigeſchlafen habe! Sind die Klappern bei der Hand und die Raſſeln? Wir wollen ihm ein Schariwari machen, und die fatale Schläfrigkeit, unſre verhaßte Nebenbuhlerin, von ſeinen Augen peitſchen.

(Lebhafter Tanz zu fünfen mit Caſtagnetten und Metallbecken; mitunter tanzt Feria ſolo. Der Oberſte kommt, die Prinzeſſin zu bitten, daß ſie des Prinzen Ruhe nicht ſtören möge, indem die Wache die Fräulein aufhalten will. Dieſe machen immer ärgern Lärm. Der hintere Vorhang geht auf; das Theater iſt wieder wie zu Anfang des Acts; Mertulo tritt zu gleicher Zeit herein, der Prinz fährt bewegt von ſeiner Raſenbank in die Höhe, ergrimmt und ſingt)

Ja ihr ſeyd's Erinnyen, Mänaden!
Ohne Gefühl für Liebe,
Ohne Gefühl für Schmerz!
Ich hoffe im Arm der Grazien zu baden,
Und ihr zerreißt mein Herz!
Mein Herz! mein Herz!
Zerreißt mein leidend Herz!

(Während der Arie begibt ſich Feria, die Fräulein und die Wache, eins nach dem andern, auf die Seite; es bleiben allein)

Prinz und Merkulo.

Merkulo. Mein Prinz, faſſen Sie ſich!

Prinz. Mein Freund, welche tödtliche Wunde!

Merkulo. Gnädiger Herr, nur Schariwari!

Prinz. Ich will weg! dieſen Augenblick mich in die Einſamkeit des Gebirges verlieren!

Merkulo. Was wird die Prinzeſſin, was werden die Damen denken?

Prinz. Denken ſie doch auch nicht wen ſie vor ſich haben. Ohne das mindeſte Gefühl für das Hohe, Ueberirdiſche meiner Stimmung, raſſeln ſie mit knirſchenden Tönen der Vorhölle drein. Ach ihr goldnen Morgenträume, wo ſeyd ihr hin? auf ewig! auf ewig!

Merkulo. Es war nicht böſe gemeint. Schon vor Sonnenaufgang waren die Mädchen geſchäftig, ein Dejeuné im Garten zurecht zu machen; wir haben auch wirklich den Morgenſtern mit Bratwürſten in der Hand und einem vortrefflichen Glas Cyperwein bewill-

kommt. Man fürchtete, es möchte alles kalt werden, verderben, und wir wollten Ihr angenehmes Geſicht im Glanz der erſten Morgen-Sonne genießen.

Prinz. Ja mit Schellen und Klapperblechen genießt man den Morgen! — Fort! — Leb wohl!

Merkulo. Gnädiger Herr!

Prinz. Du weißt, meine Entſchließungen ſind raſch und feſt.

Merkulo (für ſich). Leider!

Prinz. Ich gehe nach dem Orakel! Laß auf's ſchärfſte dieſes Heiligthum bewachen, daß unter keinem Vorwand eine lebendige Seele einen Fuß herein ſetze!

Merkulo. Bleiben Sie beruhigt.

Prinz. Leb wohl. (Ab.)

Vierter Act.

Andrasons Schloß,
eine rauhe und felsige Gegend. Höhle im Grunde.

(Mandandanens Kammerdiener als Askalaphus tritt auf mit einem Reverenz, und spricht den Prologus.)

Herrn und Frauen allzugleich,
Merkt wohl, das hier ist Pluto's Reich,
Und ich, wie ich mich vor euch stelle,
Das ich zuerst bedeuten muß,
Ich nenne mich Askalaphus,
Und bin Hofgärtner in der Hölle.

Die Charge ist hier unten neu:
Denn ehmals war Elysium dadrüben.
Die rauhen Wohnungen dahüben,
Man ließ es eben so dabei.

Nun aber kam ein Lord herunter,
Der fand die Hölle gar nicht munter,
Und eine Lady fand Elysium zu schön.
Man sprach so lang', bis daß der seltne Gusto siegte,
Und Pluto selbst den hohen Einfall kriegte,
Sein altes Reich als einen Park zu sehn.

Da schleppen nun Titanen ohne Zahl,
Den alten Sisyphus mit eingeschlossen,
Rastlos geschunden und verdrossen,
Gar manches schöne Berg und Thal
Zusammen.
Aus den fluthenden Flammen
Des Acherons herauf
Müssen die ewigen Felsen jetzt!
Und, gält's tausend Hände,
Sie werden an irgend einem Ende
Als Point de vue zurecht gesetzt.

Um Eins nur ist es Jammerschade,
Um's schöne Erdreich im Elysium!
Aber es ist keine Gnade,
Wir gehn damit ganz sündlich um.
Sonst dankt man Gott, wenn man die Steine
Vom Acker hat:
Aber hier! sechs Meilen herum sind keine
Zu finden mehr, und wir haben es noch nicht satt;
Damit verschütten wir den Boden,
Wo das weichste Gras,
Die liebsten Blümchen blühen, und warum das?
Alles um des Mannichfaltigen willen.

Ein frischer Wald, eine feine Wiese,
Das ist uns alles alt und klein;
Es müssen in unserm Paradiese
Dorn und Disteln seyn.

Dafür aber auch graben wir in den Hainen
Elysiums die schönsten Bäume aus,
Und setzen sie, wo wir es eben meinen,
An manche leere Stelle
Herüber in die Hölle,
Um des Cerberus Hundehaus,
Und formiren das zu einer Kapelle.

Denn, Notabene! in einem Park
Muß alles Ideal seyn,
Und, Salva Venia, jeden Quark
Wickeln wir in eine schöne Schal' ein.
So verstecken wir zum Exempel
Einen Schweinstall hinter einen Tempel;
Und wieder ein Stall, versteht mich schon,
Wird geradeswegs ein Pantheon.
Die Sach' ist, wenn ein Fremder drin spaziert,
Daß alles wohl sich präsentirt;
Wenn's dem denn hyperbolisch dünkt,
Posaunt er's hyperbolisch weiter aus.
Freilich der Herr vom Haus
Weiß meistens wo es stinkt.

Wie ich also sagte: unsre elysischen Bäume
Schwinden wie elysische Träume,
Wenn man sie verpflanzen will.
Ich bin zu allen Sachen still:

Denn in einem Park iſt alles Trunk,
Verdorret ein Baum und wird ein Strunk,
Ha! ſagen ſie, da ſeht die Spar,
Wie die Kunſt auch hinterdrein der Natur
Im Dürren iſt. — Ja leider Kark!
Was ich ſagen wollte! Zum vollkommnen Park
Wird uns wenig mehr abgehn.
Wir haben Tiefen und Höhn,
Eine Muſterkarte von allem Geſträuche,
Krumme Gänge, Waſſerfälle, Teiche,
Pagoden, Höhlen, Wieschen, Felſen und Klüfte,
Eine Menge Reſeda und andres Gedüfte,
Weimuthsfichten, babyloniſche Weiden, Ruinen,
Einſiedler in Löchern, Schäfer im Grünen,
Moſcheen und Thürme mit Cabinetten,
Von Moos ſehr unbequeme Betten,
Obelisken, Labyrinthe, Triumphbogen, Arkaden,
Fiſcherhütten, Pavillons zum Baden,
Chineſiſch-Gothiſche Grotten, Kioſken, Tinge,
Mauriſche Tempel und Monumente,
Gräber, ob wir gleich niemand begraben,
Man muß es alles zum Ganzen haben.

Ein einziges iſt noch zurücke,
Und drauf iſt jeder Lord ſo ſtolz:
Das iſt eine ungeheure Brücke
Von Holz
Und Einem Bogen von Hangewerk,
Das iſt unſer ganzes Augenmerk.
Denn ernſtlich kann kein Park beſtehn
Ohne ſie, wie wir auf jedem Kupfer ſehn.

Auch in unſern toleranten Tagen
Wird immer mehr drauf angetragen,
Auf Communicatien, wie bekannt,
Dem man ſich auch gleich ſtellen muß;
Elyſium und Erebus
Werden vice versa tolerant.

Wir freuten uns der Brücke ſchon;
Doch leider Acheron und Pyriphlegethon
Speien ewige Flammen,
Da fehlt's uns an geſcheiden Leuten;
Und bringen wir die Brücke nicht zuſammen,
So will der ganze Park nichts bedeuten;
Das Coſtume leidet weder Erz noch Stein,
Von Holz muß ſo eine Brücke ſeyn.

Aber warum ich komme! ohne Zeit zu verlieren:
Pluto's ſchönes Weib
Geht gewöhnlich hierher ſpazieren,
Denn drin iſt nicht viel Zeitvertreib.
Da ſucht ſie bei den armen Todten
So ſchöne Gegenden, wie auf Sicilliens Beden;
Wir haben's aber nur in Gedichten.
Dann fragt ſie täglich nach herrlichen Früchten;
Wir haben aber keine zu reichen:
Pfirſchen, Trauben, darnach liefen wir weit;
Holzbirn', Schleen, rothe Beerchen und dergleichen
Iſt alles, was bei uns gedeiht.

(Zwey höllische Geiſter bringen einen Granatenbaum in einem Kübel.)

Drum hab' ich zu einem Treibhaus gerathen,
Und brüte, zum Exempel, dieſe Granaten
In einem froſtbedeckten Haus
Mit unterirdiſchem Feuer aus;
Den will ich in die Erde lieben,
(Er macht alles unrecht wie er's ſagt.)
Mit Felſen, Raſen, Moos umgeben,
Daß meine Königin vermeine,
Es wüchſe alles aus dem Steine,
Und wenn ſie den Betrug verſpürt,
Den Künſtler lobe, wie ſich's gebührt. Ab.)

(Vorherrſchende Muſik, ahmend ſeine Gefühle.)

Mandandane
als
Proſerpina.

Halte! halt' einmal, Unſelige! Vergebens
Irrſt du in dieſen rauhen Wüſten hin und her!
Endlos liegen vor dir die Trauergefilde,
Und was du ſuchſt, liegt immer hinter dir.

Nichts vorwärts,
Aufwärts auch ſoll dieſer Blick nicht ſteigen!
Die ſchwarze Höhle des Tartarus
Verwölbt die lieben Gegenden des Himmels,
In die ich ſonſt
Nach meines Ahnherrn froher Wohnung

Mit Liebesblick hinauf ſah!
Ach! Tochter du des Jupiters,
Wie tief biſt du verloren! —

Geſpielinnen!
Als jene blumenreiche Thäler
Für uns geſammt noch blühten,
Als an dem himmelklaren Strom des Alpheus
Wir plätſchernd noch im Abendſtrahle ſcherzten,
Einander Kränze wanden,
Und heimlich an den Jüngling dachten,
Deſſen Haupte unſer Herz ſie widmete;
Da war uns keine Nacht zu tief zum Schwätzen,
Keine Zeit zu lang,
Um freundliche Geſchichten zu wiederholen,
Und die Sonne
Riß leichter nicht aus ihrem Silberbette
Sich auf, als wir voll Luſt zu leben
Früh im Thau die Roſenfüße badeten. —

O Mädchen! Mädchen!
Die ihr, einſam nun,
Zerſtreut an jenen Quellen ſchleicht,
Die Blumen aufleſt,
Die ich, ach Entführte!
Aus meinem Schooſe fallen ließ,
Ihr ſiehtund ſeht mir nach, wohin ich verſchwand!

Weggeriſſen haben ſie mich,
Die raſchen Pferde des Orkus;
Mit feſten Armen
Hielt mich der unerbittliche Gott:

Amor! ach Amor floh lachend auf zum Olymp —
Haſt du nicht, Muthwilliger,
Genug an Himmel und Erde?
Mußt du die Flammen der Hölle
Durch deine Flammen vermehren? —

Herunter geriſſen
In dieſe endloſen Tiefen!
Königin hier!
Königin?
Vor der nur Schatten ſich neigen!

Hoffnungslos iſt ihr Schmerz!
Hoffnungslos der Abgeſchiedenen Glück.
Und ich wend' es nicht.
Den ernſten Gerichten
Hat das Schickſal ſie übergeben;
Und unter ihnen wandl' ich umher,
Göttin! Königin!
Selbſt Sklavin des Schickſals!

Ach das fliehende Waſſer
Möcht' ich dem Tantalus ſchöpfen,
Mit lieblichen Früchten ihn ſättigen!
Armer Alter!
Für gereiztes Verlangen geſtraft! —
In Ixions Rad möcht' ich greifen,
Einhalten ſeinen Schmerz!
Aber was vermögen wir Götter
Ueber die ewigen Qualen!
Troſtlos für mich und für ſie,
Wohn' ich unter ihnen und ſchaue

Der armen Danaiden Geschäftigkeit!
Leer und immer leer!
Nicht Einen Tropfen Wassers zum Munde,
Nicht Einen Tropfen Wassers in ihre Wannen!
Leer und immer leer!
Ach so ist's mit dir auch, mein Herz!
Woher willst du schöpfen? — und wohin? —

Euer ruhiges Wandeln, Selige,
Streicht nur vor mir vorüber;
Mein Weg ist nicht mit euch!
In euern leichten Tänzen,
In euern tiefen Hainen,
In eurer lispelnden Wohnung,
Rauscht's nicht von Leben wie droben,
Schwankt nicht von Schmerz zu Lust
Der Seligkeit Fülle. —

Ist's auf seinen düstern Augenbraunen,
Im verschlossenen Blicke?
Magst du ihn Gemahl nennen?
Und darfst du ihn anders nennen?
Liebe! Liebe!
Warum öffnetest du sein Herz
Auf einen Augenblick?
Und warum nach mir,
Da du wußtest,
Es werde sich wieder auf ewig verschließen?
Warum ergriff er nicht eine meiner Nymphen,
Und setzte sie neben sich
Auf seinen kläglichen Thron?
Warum mich, die Tochter der Ceres?

O Mutter! Mutter!
Wie dich deine Gottheit verläßt
Im Verluſt deiner Tochter,
Die du glücklich glaubteſt,
Hinſpielend, hintändelnd ihre Jugend!

Ach du kamſt gewiß
Und fragteſt nach mir,
Was ich bedürfte?
Etwa ein neues Kleid,
Oder goldene Schuhe?
Und du fandeſt die Mädchen
An ihre Weiden gefeſſelt,
Wo ſie mich verloren,
Nicht wieder fanden,
Ihre Locken zerrauften,
Erbärmlich klagten,
Meine lieben Mädchen! —

Wohin iſt ſie? Wohin? rufſt du.
Welchen Weg nahm der Verruchte?
Soll er ungeſtraft Jupiters Stamm entweihen?
Wohin geht der Pfad ſeiner Roſſe?
Fackeln her!
Durch die Nacht will ich ihn verfolgen!
Will keine Stunde ruhen, bis ich ſie finde,
Will keinen Gang ſcheuen,
Hierhin und dorthin.

Dir blinken deine Drachen mit klugen Augen zu,
Aller Pfade gewohnt folgen ſie deinem Lenken:
In der unbewohnten Wüſte treibt dich's irre —

Ach nur hierher, hierher nicht!
Nicht in die Tiefe der Nacht,
Unbetreten den Ewiglebenden,
Wo bedeckt von beschwerendem Graus
Deine Tochter ermattet!

Wende aufwärts,
Aufwärts den geflügelten Schlangenpfad,
Aufwärts nach Jupiters Wohnung!
Der weiß es,
Der weiß es allein, der Erhabene,
Wo deine Tochter ist! —

Vater der Götter und Menschen!
Ruhst du noch oben auf deinem goldenen Stuhle,
Zu dem du mich Kleine
So oft mit Freundlichkeit aufwehst,
In deinen Händen mich scherzend
Gegen den endlosen Himmel schwenktest,
Daß ich kindisch droben zu verschweben bebte?
Bist du's noch, Vater? —

Nicht zu deinem Haupte,
In dem ewigen Blau
Des feuerdurchwebten Himmels,
Hier! hier! — —

Leite sie her!
Daß ich auf mit ihr
Aus diesem Kerker fahre!
Daß mir Phöbus wieder

Seine lieben Strahlen bringe,
Luna wieder
Aus den Silberlocken lächle!

O du hörſt mich,
Freundlichlieber Vater,
Wirſt mich wieder,
Wieder aufwärts heben;
Daß, befreit von langer, ſchwerer Plage,
Ich an deinem Himmel wieder mich ergetze!

Letze dich, verzagtes Herz!
Ach! Hoffnung!
Hoffnung gießt
In Sturmnacht Morgenröthe!

Dieſer Boden
Iſt nicht Fels, nicht Moos mehr;
Dieſe Berge
Nicht voll ſchwarzen Grauſes!
Ach hier find' ich wieder eine Blume!
Dieſes welke Blatt,
Es lebt noch,
Harrt noch,
Daß ich ſeiner mich erfreue!

Seltſam! ſeltſam!
Find' ich dieſe Frucht hier?
Die mir in den Gärten droben
Ach! ſo lieb war —

(Sie bricht den Granatapfel ab.)

Laß dich genießen,
Freundliche Frucht!
Laß mich vergessen
Alle den Harm!
Wieder mich wähnen
Droben in Jugend,
In der verträumelten
Lieblichen Zeit,
In den umduftenden
Himmlischen Blüthen,
In den Gerüchen
Seliger Wonne,
Die der Entzückten,
Der Schmachtenden ward!

(Sie ißt einige Körner.)

Labend! labend!

Wie greift's auf einmal
Durch diese Freuden,
Durch diese offne Wonne
Mit entsetzlichen Schmerzen,
Mit eisernen Händen
Der Hölle durch! — —
Was hab' ich verbrochen,
Daß ich genoß?
Ach warum schafft
Die erste Freude hier mir Qual?
Was ist's? was ist's? —
Ihr Felsen scheint hier schrecklicher herabzuwinken,
Mich fester zu umfassen!
Ihr Wolken, tiefer mich zu drücken!

Im

Im fernen Schooſe des Abgrunds
Dumpfe Gewitter toſend ſich zu erzeugen!
Und ihr weiten Reiche der Parzen
Mir zuzurufen:
Du biſt unſer!

Die Parzen (unſichtbar).

Du biſt unſer!
Iſt der Rathſchluß deines Ahnherrn!
Nüchtern ſollteſt wiederkehren;
Und der Biß des Apfels macht dich unſer!
Königin, wir ehren dich!

Proſerpina.

Haſt du's geſprochen, Vater?
Warum? warum?
Was that ich, daß du mich verſtößeſt?
Warum rufſt du mich nicht
Zu deinem lichten Thron auf!
Warum den Apfel?
O verflucht die Früchte!
Warum ſind Früchte ſchön,
Wenn ſie verdammen?

Parzen.

Biſt nun unſer!
Warum trauerſt du?
Sieh, wir ehren dich,
Unſre Königin!

Proſerpina.

O wäre der Tartarus nicht eure Wohnung,
Daß ich euch hin verwünſchen könnte!
O wäre der Cocyt nicht euer ewig Bad,

Daß ich für euch
Noch Flammen übrig hätte!
Ich Königin,
Und kann euch nicht vernichten!

In ewigem Haß ſey ich mit euch verbunden! —
So ſchöpfet, Danaiden!
Spinnt, Parzen! wüthet, Furien!
In ewig gleich elendem Schickſal.
Ich beherrſche euch,
Und bin darum elender als ihr alle.

Parzen.

Du biſt unſer!
Wir neigen uns dir
Biſt unſer! unſer!
Hohe Königin!

Proſerpina.

Fern! weg von mir
Sey eure Treu' und eure Herrlichkeit!
Wie haſſ' ich euch!
Und dich, wie zehnfach haſſ' ich dich —
Weh mir! ich fühle ſchon
Die verhaßten Umarmungen!

Parzen.

Unſer! Unſre Königin!

Proſerpina.

Warum reckſt du ſie nach mir?
Recke ſie nach dem Avernus!
Rufe die Qualen aus ſtygiſchen Nächten empor!
Sie neigen deinem Wink entgegen,

Nicht meine Liebe.
Wie haſſ' ich dich,
Abſcheu und Gemahl,
O Pluto! Pluto!
Gib mir das Schickſal deiner Verdammten!
Nenn' es nicht Liebe! —
Wirf mich mit dieſen Armen
In die zerſtörende Qual!

Parzen.

Unſer! unſer! hohe Königin!

(Andraſon erſcheint bei den Worten: Abſcheu und Gemahl ꝛc. Mandandane richtet die Apoſtrophe an ihn, und ſtirbt vor ihm mit Entſetzen. Er erſtaunt, ſieht ſich um, und folgt ihr voller Verwunderung.)

Fünfter Act.

Vorſaal.

Mana. Sora. Mela. Lato.

Sora. Liebe Schweſtern, es koſte was es wolle, wir müſſen in des Prinzen Zimmer.

Mana. Aber die Wache?

Sora. Die hindert uns nicht; es ſind Männer. Wir wollen ihnen ſchön thun, und Wein geben; damit führen wir ſie wie wir wollen.

Lato. Laß ſehn!

Sora. Ich habe vom ſüßen Wein genommen, und ihn mit Schlaftrunk gemiſcht. Denn, ihr Kinder, es liegt viel dran.

Mela. Wie ſo?

Sora. Wer nicht neugierig iſt, erfährt nichts. Mir brannt es auf dem Herzen zu wiſſen, wie's im Zimmer wohl ſeyn möchte, wenn die ſchönen Sachen

alle ſpielten. Gegen Mitternacht ſchlich ich mich hinan, und guckte durch einen Riß in der Thür, den ich von Alters her wohl kenne.

Mana. Was ſahſt du?

Sora. Was ihr nicht denkt! Nun glaub' ich wohl, daß der Prinz gegen uns ſo unempfindlich blieb, ſo verachtend von uns wegging!

Lato. Ach! er iſt ein ſchöner Geiſt von der neuen Sorte, die ſind alle grob.

Sora. Das nicht allein. Er führt ſeine Geliebte mit ſich herum.

Mana. Nicht möglich!

Lato. Ey wie?

Sora. Wenn ich euch nichts aufſpürte! In dem verfluchten Kaſten, in der geheimnißvollen Laube ſitzt ſie. Mich wundert nur, wie ſie ſich mag ſo herumſchleppen laſſen, ſo ſtille ſitzen!

Mana. Drum wurde das Ding von Mauleſeln getragen!

Mela. Wie ſieht ſie aus?

Sora. Ich habe nur einen Zipfel vom Kleide ſehen können, und daß der Prinz ihre Hand nahm und küßte. Gar nichts weiter. Hernach entſtand ein Geräuſche; da rutſcht' ich fort.

Lato. O laßt uns ſehen!

Mana. Wenn ſich's nur ſchickte!

Sora. Es iſt ja Nacht, kein Menſch wird es er-

fahren. Ich habe schon den Hauptschlüssel. Nun spielt mit der Wache hübsch die Mädchen.

(Musik.)

(Die Frauenzimmer spielten unter sich kleine Spiele. Die von der Wache kommen einzeln herein und sehen zu; sie rufen einander herbei, endlich mischen sie sich in die Spiele. Die Fräulein thun erst fremd, dann freundlich, endlich bringen sie Wein und Früchte; die Jünglinge lassen sich's wohl schmecken, Tanz und Scherz geht fort, bis die Wache anfängt, schläfrig zu werden; sie taumeln hin und her, zuletzt in die Coulissen, und die Mädchen behalten das Feld.)

Sora. Nun frisch ohne Zeitverlust in's Zimmer! Laßt uns die Verwegene aus ihrer Dunkelheit reißen, ihre Schande zu unserm Triumph offenbaren!

(Alle ab.)

(Der hintere Vorhang geht auf, das Theater verändert sich in die Waldscene. Nacht ohne Mondschein. Um die Laube ist alles düster und stille. Die vier Fräulein kommen mit Fackeln: Pantomime und Tanz, worin sie Neugierde und Verdruß ausdrücken. Sie öffnen die Laube, leuchten starrend hinein, und fahren zurück.)

Sora. Was ist das? Mandandane!

Lato. Ein Gespenst oder Andrasons Gemahlin!

Mela. Eine Maske. Was steckt darunter?

(Sie nähern sich wieder allmählich.)

Mana. Wir wollen sie anrufen.

Lato. Heda, junge Dame!

Sora. Sie rührt sich nicht.

Mela. Ich dächte, wir blieben aus dem Spiele, ich fürchte es steckt Zauberey dahinter.

Sora. Ich muß es doch näher beſehn.

Mana. Nimm dich in Acht! wenn's auffährt —

Lato. Sie wird dich nicht beißen.

Mela. Ich gehe meiner Wege.

Sora (die es anrührt und zurückfährt). Ha!

Mana. Was gibt's?

Mela. Es iſt wahrlich lebendig! Sollt es denn Mandandane ſelbſt ſeyn? Es iſt nicht möglich!

Lato (indem ſie ſich immer weiter entfernt). Wir müſſen's doch heraus haben.

Mela. So redet es doch an!

Sora (die ſich furchtſam nähert). Wer du auch ſeyſt, ſeltſame, unbekannte Geſtalt, rede! rühre dich! und gib uns Rechenſchaft von deinem abenteuerlichen Hierſeyn!

Mana. Es will ſich nicht rühren.

Lato. Geh' eines hin und nehme ihr die Maske ab.

Sora. Ich will einen Anlauf nehmen! Kommt alle mit!

(Sie halten ſich an einander, und es zerrt eine die andre nach ſich, bis zur Laube.)

Mana. Wir wollen am Seſſel ziehen, ob's leicht oder ſchwer iſt?

(Sie ziehen am Seſſel und bringen ihn mit leichter Mühe bis ganz hervor an's Theater; ſie gehen drum herum, machen allerlei Verſuche, die Maske fällt herunter, und ſie thun einen allgemeinen Schrei.)

Mana. Eine Puppe!

Sora. Eine ausgestopfte Nebenbuhlerin!

Lato. O ein schönes Gebirn!

Sora. Wenn sie eben so ein Herz hat?

Mana. Die soll uns nicht umsonst vexirt haben! Auskleiden soll man sie und in den Garten stellen, die Vögel damit zu scheuchen.

Lato. So was ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen.

Mela. Es ist doch ein schönes Kleid.

Mana. Man sollte schwören, es gehöre Mandandanen.

Mela. Ich begreife nicht was der Prinz mit der Puppe will.

(Sie versuchen an der Puppe verschiedenes, endlich bringen sie aus der Brust einen Sack hervor, und erheben ein lautes Geschrei.)

Sora. Was ist in dem Sack? Laßt sehn, was ist in dem Sack?

Mana. Häckerling ist drin, wie sich's anfühlen läßt.

Sora. Es ist doch zu schwer —

Lato. Es ist auch etwas Festes drin.

Mela. Bindet ihn auf; laßt sehn!

Andrason (kommt).

Ihr Kinder, wo seyd ihr? Ich such' euch überall, ihr Kinder.

Mana. Du kommst eben zur gelegenen Zeit! Da sieh!

Andraſon. Was Teufel iſt das? meiner Frauen Kleider? meiner Frauen Geſtalt?

Mana (ihm den Sack zeigend). Mit Häckerling ausgeſtopft.

Sora. Sieh dich um; das iſt die Natur, worin der Prinz lebt, und das iſt ſeine Geliebte.

Andraſon (auffahrend). Ihr großen Götter!

Sora. Mach nur den Sack auf!

Andraſon (aus tiefen Gedanken). Halt!

Mana. Was iſt dir, Andraſon?

Andraſon. Mir iſt, als wenn mir in dieſer Finſterniß ein Licht vom Himmel käme.

Sora. Du biſt verzückt.

Andraſon. Seht ihr nichts, ihr Mädchen? Begreift ihr nichts?

Mana. Ja, ja! das Geſpenſt, das uns geängſtet hat, iſt begreiflich genug, und der Sack, den ich in meinen Armen habe, dazu.

Andraſon. Verehre die Götter!

Sora. Du machſt mich mit deinem Ernſt zu lachen.

Andraſon. Seht ihr nicht die Hälfte des mir Glück weiſſagenden Orakels erfüllt? —

Mana. Daß wir nicht darauf gefallen ſind!

Andraſon.

Wenn wird ein greiflich Geſpenſt von ſchonen Händen entgeiſtert.

Sora. Nichts kann klärer ſeyn!

Andrason.

Und der leinene Sack seine Geweide gibt her.

Nun aufgemacht, ihr Kinder! laßt uns vor allem sehn, was der enthält!

(Sie binden ihn auf, und wie sie ihn umschütteln, fällt eine ganze Partie Bücher, mit Häckerling vermischt, heraus.)

Andrason. Gebt Acht, das werden Zauberbücher seyn. (Er hebt eins auf.) Empfindsamkeiten!

Mana. O gebt's her!

(Die andern haben indessen die übrigen Bücher aufgehoben.)

Andrason. Was hast du? Siegwart, eine Klostergeschichte, in drey Bänden.

Mana. O das muß scharmant seyn! Gib her, das muß ich lesen. — Der gute Jüngling!

Lato. Den müssen wir kennen lernen!

Sora. Da ist ja auch ein Kupfer dabei!

Mela. Das ist gut, da weiß man doch wie er ausgesehen hat.

Lato. Er hat wohl recht traurig, recht interessant ausgesehn.

(Es bleibt den Schauspielern überlassen, sich hier auf gute Art über ähnliche Schriften lustig zu machen.)

Andrason. Eine schöne Gesellschaft unter Einem Herzen!

Mela. Wie kommen die Bücher nur da herein?

Andrason. Laßt sehn! Ist das alles? (Er wendet

den Sack völlig um, es fallen noch einige Bücher und viel Packerling heraus.) Da kommt erſt die Grundſuppe!

Sora. O laßt ſehn!

Andraſon. Die neue Heloiſe! — weiter! — Die Leiden des jungen Werthers! — Armer Werther!

Sora. O gebt's! das muß ja wohl traurig ſeyn.

Andraſon. Ihr Kinder, da ſey Gott vor, daß ihr in das Zeug nur einen Blick thun ſolltet! Gebt her! (Er packt die Bücher wieder in den Sack zuſammen, thut den Häckerling dazu und bindet's um.)

Mana. Es iſt nicht artig von euch, daß ihr uns den Spaß verderben wollt! wir hätten da manche ſchöne Nacht leſen können, wo wir ohnedem nicht ſchlafen.

Andraſon. Es iſt zu euerm Beſten, ihr Kinder! Ihr glaubt's nicht, aber es iſt wahrlich zu euerm Beſten. Nur in's Feuer damit.

Mana. Laßt ſie nur erſt die Prinzeſſin ſehn.

Andraſon. Ohne Barmherzigkeit. (Nach einer Pauſe.) Aber was erſcheinen mir für neue Lichter auf dem dunkeln Pfade der Hoffnung! Ich ſeh', ich ſeh'! die Götter nehmen ſich meiner an.

Sora. Was habt ihr für Erſcheinungen?

Andraſon. Hört mich! Dieſe Bücher ſollen nicht in's Feuer!

Mana. Das iſt mir ſehr lieb.

Andraſon. Und ihr ſollt ſie auch nicht haben!

Sora. Warum?

Andraſon. Hört, was das Orakel ferner geſagt hat:

Wird die geflickte Braut mit dem Verliebten vereinet;
Dann kommt Ruhe und Glück, Fragender, über dein Haus.

Daß von dieſer lieblichen Braut die Rede ſey, das iſt wohl keine Frage mehr. Wie wir ſie aber mit dem lieben Prinzen vereinen ſollen, das ſeh' ich noch nicht ein. Ich will auch nicht darüber nachdenken: das iſt der Götter Sache! Aber geflickt muß ſie zuerſt werden, das iſt klar, und das iſt unſere Sache!

(Er thut den Sack wieder an den vorigen Ort, die Mädchen helfen dazu, und man bittet, daß alles mit der größten Decenz geſchehe. Darauf wird die Maske wieder vorgebunden und die Puppe in gebörige Poſitur geſetzt.)

Sora. Ich verſtehe noch von allem dem kein Wort; und das, was mir an dem Orakel nicht gefällt, iſt, daß es von ſo gemeinen Sachen und in ſo niedrigen Ausdrücken ſpricht.

Andraſon. Liebes Kind, die gemeinen Sachen haben auch ihr hohes Intereſſe, und ich verzeihe dir, daß du den tiefen Sinn des Orakels nicht einſiehſt.

Mana. Nun, ſo ſeyd nicht ſo geheimnißvoll, erklärt einem was.

Andraſon. Iſt es nicht deutlich, meine ſchönen

Kinder, daß in dieſen Papieren eine Art von Talisman ſteckt; daß in ihnen dieſe magiſche Gewalt liegt, die den Prinzen an eine abgeſchmackte ausgeſtopfte Puppe feſſelt, wozu er die Geſtalt von eines ehrlichen Mannes Frau geborgt hat? Seht ihr nicht, daß, wenn wir dieſe Papiere verbrennten, der Zauber aufhören, und er ſeine Geliebte als ein hohles Bild der Phantaſie gleich erkennen würde? Die Götter haben mir dieſen Wink gegeben, und ich danke ihnen, daß ich ſie nicht mißverſtanden habe. O du liebliche, holde, geflickte Braut, möge die Kraft aller lügenhaften Träume auf dich herabſteigen! möge dein papiernes Herz, deine leinenen Gedärme ſo viel Kraft haben, den hoch und fein empfindenden Prinzen an ſich zu ziehen, wie ſonſt magiſche Zeichen, geweihte Kerzen, Alraune und Todtenköpfe, Geiſter und Schätze an ſich zu ziehen pflegen! — Die Laube war wohl der Aufenthalt dieſer himmliſchen Nymphe? Kommt! wir wollen ſie verwahren, alles in Ordnung bringen, niemand etwas davon entdecken, und der Mitwirkung der Götter für's Folgende gewiß ſeyn.

Mana. Andraſon, nun kommt mir's erſt wunderbar vor, daß ihr da ſeyd!

Andraſon. Ein ſeltſames verdrängt die Empfindung des andern.

Sora. Wie kommt ihr ſo ſchnell wieder, und in tiefer Nacht bei uns an?

Andraſon. Laßt's euch ſagen und klagen, meine

lieben Kinder. Als ich von euch wegging, eilte ich gerade nach Hause. Ich machte den Weg in ziemlich kurzer Zeit; das Verlangen, mein Haus, meine liebe Frau wieder zu sehen, wurde immer größer bei mir. Ich fühlte mich schon in ihren Armen, und letzte mich für die lange Abwesenheit recht herzlich. Wie ich in meinen Schloßhof hinein trete, ihr Kinder, höre ich oben ein Gebrause, ein Getöne, Rufen, hohles Anschlagen und eine Wirthschaft durch einander, daß ich nichts anders dachte, als der wilde Jäger sey bei mir eingezogen. Ich gehe hinauf; es wird immer ärger; die Stimmen werden unvernehmlicher und hohler, je näher ich komme; nur meine Frau höre ich schreien und rufen, als wenn sie unsinnig geworden wäre. Ganz verwundert tret' ich in den Saal. Ich finde ihn finster wie eine Höhle, ganz zur Hölle decorirt, und mein Weib fährt mir in ungeheurer Leidenschaft und mit entsetzlichem Fluchen auf den Hals, tractirt mich als Pluto, als Scheusal, und flieht endlich vor mir, daß ich eben wie versteint dastehe und kein Wort hervorzubringen weiß.

Mana. Aber um Gottes willen, was war ihr denn?

Andrason. Wie ich's bei'm Licht besah, war's ein Monodrama!

Mela. Das muß doch ganz kurios seyn.

Andrason. Nun muß ich euch noch eine Neuigkeit sagen: sie ist mit hier.

Mana. Mit hier?

Sora. O laßt uns gleich zu ihr gehen! Wir haben ſie doch alle recht lieb.

Mana. Wie kommt's denn aber, daß ihr ſie mit hierher bringt, da ihr wißt, der Prinz wird wieder durchkommen?

Andraſon. Ihr kennt ja, lieben Kinder, meine alte Gutmüthigkeit. Wie ſie ſich aus ihrer poetiſch theatraliſchen Wuth ein bißchen erholt hatte, war ſie wieder gefällig und gut gegen mich. Ich erzählte ihr allerlei um ſie zu zerſtreuen, erzählte ihr allerhand von euch und meiner Schweſter; ſie ſagte, ſie hätte längſt gewünſcht euch wieder einmal zu ſehn; ich ſagte ihr, daß eine Reiſe ihr ſehr gut ſeyn würde, und weil die ſchnellſten Entſchlüſſe die beſten ſeyen, ſollte ſie ſich gleich in den Wagen ſetzen. Sie nahm's an, und erſt hinterdrein fiel mir ein, daß ich einen dummen Streich gemacht hatte, ſie, ehe es nöthig war, mit dem Prinzen wieder zuſammen zu bringen. Doch war's gleich mein Troſt, wie gewöhnlich, daß ich dachte, es entſteht vielleicht etwas Gutes daraus. Und wie ihr ſeht, gelegner hätten wir nicht kommen können.

Mandandane, Feria (kommt).

Mana. Sey uns willkommen, Mandandane!

Mandandane. Willkommen, meine Freundinnen!

Feria. Das war eine rechte unvermuthete Freude! — Was macht ihr in des Prinzen Zimmer?

Mandandane. Iſt das ſein Zimmer?

Feria. Was gibt's denn da? was iſt das?

Mandandane. Wie? Meine Geſtalt? Meine Kleider?

Andraſon (für ſich). Wie wird das ausgehn?

Mana. Wir haben dieſe ausgeſtopfte Puppe in der Laube gefunden, die der Prinz mit ſich herumſchleppt.

Sora. Dieß iſt die Göttin, die ſeine vollkommene Anbetung hat.

Mandandane. Es iſt Verläumdung! Der Mann, deſſen Liebe ganz in geiſtigen Empfindungen ſchwebt, ſollte ſich mit ſo einem ſchalen Puppenwerk abgeben? Ich weiß, daß er mich liebt; aber es iſt meine Geſellſchaft, die Unterhaltung, die er für ſeinen Geiſt bei mir findet. — Ihn mit ſo einem kindiſchen Spiel im Verdacht haben, beißt ihn und mich beleidigen!

Sora. Man könnte ſagen: daß er euer Andenken ſo werth hält, und euer Bild überall mit ſich herum trägt, um ſich mit ihm wie mit euch ſelbſt zu unterhalten.

Andraſon (leiſe zu ihr). Halte dein verwünſchtes Maul!

Feria. Ich weiß nicht was ich dazu ſagen ſoll.

Mandandane. Nein! Sollte ſein Andenken ſo

eine

eine erlogene, abgeſchmackte Nahrung brauchen, ſo müßte ſeine Liebe ſelbſt von dieſer kindiſchen Art ſeyn; er würde nicht mich, ſondern eine Puppe lieben, die er nur nach meiner Geſtalt zu modeln Belieben trüge.

Andraſon. Wenn du wüßteſt, womit ſie ausgeſtopft iſt.

Mandandane. Es iſt nicht wahr!

Mana. Wir betheuern's. Wo ſollten wir denn die Puppe her nehmen? Sieh hier noch den Platz, wo ſie geſteckt hat.

Andraſon. Wenn du es nicht glauben willſt, ſo iſt das beſte Mittel: wenn wir merken, daß der Prinz wiederkommt, nimm die Maske vor, ſetze dich ſelbſt in die Laube, thue, als ſeyſt du mit Häckerling ausgeſtopft, und ſieh alsdann zu, ob wir wahr reden.

(Die Mädchen ſetzen indeß die Puppe wieder in die Laube.)

Mandandane. Das iſt ein ſeltſamer Vorſchlag.

Feria. Laßt uns gehen, eh' der Tag und jemand von ſeinen Leuten uns überraſcht.

(Alle ab bis auf Andraſon, der Sora zurückhält.)

Andraſon. Sora!

Sora. Herr!

Andraſon. Ich bin in der größten Verlegenheit.

Sora. Wie?

Andraſon. Der fünfte Act geht zu Ende und wir ſind erſt recht verwickelt!

Sora. So laßt den ſechsten ſpielen!

Andrason. Das ist außer aller Art.

Sora. Ihr seyd ein Deutscher, und auf dem deutschen Theater geht alles an.

Andrason. Das Publicum dauert mich nur; es weiß noch kein Mensch woran er ist.

Sora. Das geschieht ihnen oft.

Andrason. Sie könnten denken wir wollten sie zum Besten haben.

Sora. Würden sie sich sehr irren?

Andrason. Freilich! denn eigentlich spielen wir uns selber.

Sora. Ich habe so etwas gemerkt.

Andrason. Muth gefaßt! — O ihr Götter! Seht wie ihr euerm Orakel Erfüllung, dem Zuschauer Geduld und diesem Stück eine Entwicklung gebt! denn ohne ein Wunder weiß ich nicht, wie wir auf gute Art aus einander kommen sollen.

Sechster Act.

Wald und Laube.

Prinz und Merkulo.

Prinz (auf dem Rasen liegend).

Merkulo (für sich). Der Besuch bei'm Orakel ist meinem Prinzen nicht wohl bekommen. War er vorher betrübt, so ist er jetzt außer sich. Könnt' ich seinen Schmerz nur zu Worten bringen! (Zum Prinzen) Theuerster Herr! Hat die kurze Abwesenheit Ihr Herz so gegen mich zugeschlossen, daß Sie mich nicht würdigen der Vertraute Ihres Schmerzes zu seyn, da ich so oft der Vertraute Ihres Entzückens gewesen bin?

Prinz. Ich verstehe nicht was sie sagen — und doch ist mir's, als wenn die Götter etwas Großes über mich verhängten. Mein Gemüth ist von unbekannten Empfindungen durchdrungen.

Merkulo. Wie lautet der Ausspruch des Orakels?

Prinz. Seine Worte sind zweideutig, und was mich am meisten verdrießt, ihnen fehlt der Stempel der Ehrfurcht, den meine Fragen und mein Zustand

ſelbſt den Göttern einflößen ſollten. Ich bat ſie mit gerührtem Herzen, mir zu entwickeln: Wann denn dieſe ſtürmiſche Bewegung meines Herzens endlich aufhören, wann dieſes tantaliſche Streben nach ewig fliehendem Genuß endlich erſättiget werden würde? wann ich, für meine Mühſeligkeiten und Leiden endlich belohnt, die Entzückungen mit der Ruhe, und dieſe holde Traurigkeit mit einem beſtätigten Herzen würde verbinden können? Und was gaben ſie mir für eine Antwort! Ich mag ſie meinem Gedächtniß nicht wieder zurück rufen! Nimm und lies!

(Er gibt ihm eine Rolle.)

Merkulo (lieſt).

Wird nicht ein kindiſches Spiel vom
ernſten Spiele vertrieben,
Wird dir lieb nicht und werth, was du
beſitzend nicht haſt,
Gibſt entſchloſſen dafür was du nicht
habend beſitzeſt;
Schwebt in ewigem Traum, Armer, dein
Leben dahin.

Ein witziges Orakel! ein antitheriſches Orakel!

(Er lieſt weiter.)

Was du thöricht geraubt, gib du dem
Eigener wieder;
Eigen werde dir dann, was du ſo ängſtlich erborgſt.

Oder fürchte den Zorn der überſchwebenden Götter!
Hier und über dem Fluß fürchte des Tantalus Loos.

Prinz. Warum muß' ich Thörichter fragen, da ich nunmehr wider meinen Willen folgen, oder der Götter Zorn auf mich laden muß!

(Merkulo kann nach Belieben den Orakelſpruch wiederholen, Anmerkungen machen ꝛc. bis er glaubt, das Publicum habe die Worte genugſam gehört.)

Merkulo. Bei dieſer Gelegenheit, dächt' ich, könnten Sie ſich immer mit der Unwiſſenheit entſchuldigen; denn ich ſehe wenigſtens nicht, wie das Orakel prätendiren kann, daß man's verſtehen ſoll.

Prinz. Ich verſteh' es nur zu wohl! Nicht die Worte; aber den Sinn. (Gegen die Laube gekehrt.) Dich ſoll ich weggeben! Dich ſoll ich aufopfern! Als wenn ich Ruhe der Seele und Glück erwerben könnte, wenn ich mich ganz zu Grunde richte!

Merkulo. Freilich laſſen ſich ebenfalls die Worte des Orakels dahin deuten.

Prinz. Es iſt allzugrauſam!

Wegzugeben was ich habe,
Götter ach! iſt allzuviel.

Merkulo.

Nennen doch die hohe Gabe
Götter ſelbſt ein Kinderſpiel!

Prinz.

Ich verliere diese Freuden!
Mir verschwindet dieses Licht!

Merkulo (für sich).

O wahrhaftig! zu beneiden
Sind die Seligkeiten nicht.

Prinz.

Götter neiden dieß Entzücken,
Und sie nennen es ein Spiel.

Merkulo.

Uns weit besser zu erquicken
Gibt's noch andrer Sachen viel.

Prinz. Es ist ein entsetzlicher Entschluß, der in meiner Seele sich hin und her bewegt, und was für Empfindungen auf- und absteigen, die mir diesen Entschluß bald zu erleichtern, bald zu erschweren scheinen! — Laß mich allein, und sey bereit, auf meinen Wink alle meine Leute, alle Bewohner dieses Hauses zusammen zu rufen: denn was ich thun will, ist eine große und männliche That, und leidet den Anblick vieler Zeugen.

Merkulo. Bester Herr, Sie machen mir bange.

Prinz. Erfülle deine Pflicht!

Merkulo (im Weggehen umkehrend). Noch eins! Andrason ist wieder hier; wollen Sie den auch zum Zeugen haben?

Prinz. Himmel! Andrason!

Merkulo. Er ſelbſt. Ich hab' ihn, wie ich aufſtand, mit ſeiner Schweſter am Fenſter geſehen.

Prinz. Laß mich allein! — Meine Sinnen verwirren ſich; ich muß Luft haben, um die tauſend Gedanken, die in mir durcheinander gehn, zurecht zu legen. (Merkulo ab.)

Prinz (allein nach einer Pauſe).

Faſſe dich! Entſchließe dich: denn du mußt! — Weggeben ſollſt du das, was dein ganzes Glück macht; aufgeben, was die Götter wohl Spiel nennen dürfen, weil ihnen die ganze Menſchheit ein Spiel zu ſeyn ſcheint. Dich weggeben! (Er macht die Laube auf. Mandandane mit einer Maske vor dem Geſicht ſteht drin.) Es iſt ganz unmöglich! Es iſt als griff ich nach meinem eignen Herzen, um es herauszureißen! und doch! — (Er fährt zuſammen und von der Laube weg.) Was iſt das in mir? wie unbegreiflich! Wollen mir die Götter meinen Entſchluß erleichtern? Soll ich mir's läugnen oder geſtehn? Zum erſtenmal fühl' ich den Zug, der mich nach dieſer himmliſchen Geſtalt zieht, ſich verringern! Dieſe Gegenwart umfängt mich nicht mehr mit dem unendlichen Zauber, der mich ſonſt vor ihr mit himmliſchen Nebeln bedeckte! Iſt's möglich? In meinem Herzen entwickelt, beſtimmt ſich das Gefühl: du kannſt, du willſt ſie weggeben! — Es iſt mir unbegreiflich! (Er geht auf ſie los.) Geliebteſte! (Er wendet kurz wieder um.) Nein, ich belüge mich! Mein Herz iſt nicht hier! In fremden

Gegenden ſchwärmt's herum, und ſucht nach voriger Seligkeit — Mir iſt's als wenn du es nicht mehr wäreſt, als wenn eine Fremde mir untergeſchoben wäre. O ihr Götter! die ihr ſo grauſam ſeyd, welche ſeltſame Gnade erzeigt ihr mir wieder, daß ihr mir das ſo erleichtert, was ich auf euern Befehl thue! — Ja, lebe wohl! Von ungefähr iſt Andraſon nicht hier. Ich hatte ihm die beſte Hälfte ſeines Eigenthums geraubt; hier nehme er ſie wieder! Und ihr, himmliſche Geiſter, gebt euerm folgſamen Sohn aus den Weiten der Welt neues unbekanntes Glück! (Er ruft) Merkulo!

Merkulo (kommt).

Prinz. Bringe ſie zuſammen, die Meinigen, das Haus: könnt' ich die Welt zuſammen rufen, ſie ſollte Zeuge der wundervollen That ſeyn! (Merkulo ab.)

(Der Prinz verſchleiert die Laute. Unter einer feyerlichen Muſik kommen: der Oberſte, die Wache, das ganze Gefolge, nach ihnen die Fräulein, alles ſtellt ſich zu beiden Seiten, wie ſie ſtehen müſſen, um das Schluß-Ballet anzufangen. Zuletzt kommen Feria, und Andraſon mit Merkulo. Die Muſik hört auf.)

Prinz. Tritt näher, Andraſon, und höre mich einen Augenblick geruhig an. Bisher ſind wir nicht die beſten Freunde geweſen: nunmehr haben die Götter mir die Augen geöffnet. Das Unrecht, ſeh' ich, war auf meiner Seite; ich raubte dir die beſte Hälfte des Weibes das du liebſt. Auf Befehl der Unſterblichen geb' ich dir ſie zurück. Nimm als ein Heiligthum

wieder, was ich als ein Heiligthum bewahrt habe; und verzeih' das Vergangne meiner Noth, meinem Irrthum, meiner Jugend, und meiner Liebe!

Andraſon (laut). Was ſoll das heißen? (Für ſich) Was wird das geben?

Prinz (eröffnet die Laube, man ſieht Mandandane ſitzen). Hier, erkenne das Geheimniß und empfange ſie zurück!

Andraſon. Meine Frau! Du entführſt mir meine Frau? ſchleppſt ſie mit dir herum? beſchimpfeſt mich öffentlich, da du ſie mir vor den Augen aller Welt zurückgibſt?

Prinz. Dieß ſey dir ein Beweis der Heiligkeit meiner Geſinnungen, daß ich jetzt das Licht nicht ſcheue!

Andraſon. Himmel und Hölle! Ich will es rächen. (Er greift nach dem Schwert. Ferza hält ihn, er ſpricht leiſe zu ihr.) Laß ſeyn! Ich muß ja ſo thun.

Prinz. Entrüſte dich nicht! Mein Schwert hat auch eine Schärfe. Sey ſtille, gib der Vernunft Gehör! Du kannſt nicht ſagen: Es iſt mein Weib; und es iſt doch dein Weib.

Andraſon. Ich haſſe die Räthſel! (Nach einem Augenblick, ſtille für ſich) Ich erſtaune! Wieder enthindet ſich in meiner Seele ein neuer Verſtand, eine Erklärung der letzten Worte des Orakels! Wär' es möglich? O helft mir, gütige Götter! (Laut) Verzeih'! ich fühle, daß ich dir Unrecht thue. Hierin iſt Zauberey oder eine andere geheime Kraft, die der Men-

schen Sinne zwiespaltig mit sich selbsten macht. Was soll ich mit zwey Weibern thun? Ich verehre den Wink des Himmels und deinen Schwur. Diese nehm' ich wieder an; aber gern geb' ich dir jene dagegen, die ich gegenwärtig besitze.

Prinz. Wie?

Andrason. Bringt sie her!

(Die Sklaven ab.)

Prinz. Sollte ich nach so viel Leiden noch glücklich werden können?

Andrason. Vielleicht thun hier die Himmlischen ein Wunder, um uns beide zur Ruhe zu bringen. Laß uns diese beiden als Schwestern betrachten, jeder darf Eine besitzen, und jeder die seinige ganz.

Prinz. Ich vergeh' in Hoffnung!

Andrason. Komm du auf mein Theil, immer gleich Geliebte!

(Die Mohren heben den Sessel aus der Laube und setzen ihn an die linke Seite des Grundes.)

Mandandane (im Begriff die Maske abzuwerfen, an Andrasons Hals). O Andrason!

Andrason (der sie nicht aufstehn noch die Maske abnehmen läßt). Still Püppchen! Stille Liebchen! Es naht der entscheidende Augenblick!

(Die Sklaven bringen die Puppe, der Prinz auf sie los und fällt vor ihr nieder.)

Prinz. Himmel, sie ist's! Himmel, sie ist's! Seligkeit tönet herab!

(Die Puppe wird an die andere Seite des Theaters Mandandanen gegenüber geſetzt. Hier muß die Aehnlichkeit beider dem Zuſchauer noch Illuſion machen, wie es überhaupt durch's ganze Stück darauf angeſehen iſt.)

Andraſon. Komm und gib mir deine Hand! Aller Groll höre unter uns auf, und feyerlich entſag' ich hier dieſer zweyten Mandandane, und vereine ſie mit dir auf ewig! (Er legt ihre Hände zuſammen.) Sey glücklich! (für ſich) mit deiner geflickten Braut!

Prinz. Ich weiß nicht wo mich die Trunkenheit der Wonne hinführt. Dieſe iſt's, ich fühl' ihre Nähe, die mich ſo lang' an ſich zog, die ſo lang' das Glück meines Lebens machte! Ich fühl's, ich bin wieder in dem Zauberſtrudel fortgeriſſen, der unaufhörlich von ihr ausfließt. (Zu Mandandanen) Verzeih' und leb' wohl! (Auf die Puppe deutend) Hier, hier iſt meine Gottheit, die ganz mein Herz nach ihrem Herzen zieht!

Mandandane
(die die Maske abwirft, zu Andraſen).

Laß uns den Bund erneuen,
Gib wieder deine Hand!
Verzeih' daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz (zur Puppe).

Was Menſchen zu erfreuen
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!

Merkulo.

Wie mir's iſt ſag' ich nicht!
Als zögen uns die Wände ein Fratzengeſicht!
Himmel und Erde ſcheint uns Eſel zu bohren,
Wir ſind unwiederbringlich verloren.

Mandandane (zu Andraſon).

Laß uns den Bund erneuen,
Gib wieder deine Hand!
Verzeih' daß ich den Treuen
So thöricht dich verkannt.

Prinz (zur Puppe).

Was Menſchen zu erfreuen,
Die Götter je geſandt,
Das Leben zu erneuen,
Fühl' ich an deiner Hand!

Andraſon. Wenn je ein ſeltſam Orakel buchſtäblich erfüllt worden, ſo iſt's dieſes, und alle meine Wünſche ſind befriedigt, da ich dich ſo wieder in meinen Armen halte. Auf, Schweſter, Kinder, Freunde! Laßt's nun an Luſtbarkeiten nicht fehlen. Wir wollen unſers Glücks genießen, über die wunderbare Geſchichte unſere ſtillen Betrachtungen anſtellen, (mehr hervortretend gegen die Zuſchauer) und von hundert Lehren, die wir daraus ziehen könnten, uns beſonders dieſe merken: daß ein Thor erſt dann recht angeführt iſt, wenn er ſich einbildet, er folge gutem Rath oder gehorche den Göttern.

(Ein großes Ballet zum Schluſſe.)

Die

Vögel.

Nach dem Aristophanes.

Personen.

Treufreund, als Scarin.
Hoffegut, als Pierrot.
Schuhu.
Papagey.
Chor der Vögel.

Waldiges felsiges Thal
auf einem hohen Bergwipfel, im Grunde eine Ruine.

Hoffegut
(von der einen Seite oben auf dem Felsen).

O gefährlicher Srieg! o unglückseliger Weg!

Treufreund (auf der andern Seite in der Höhe, ungesehn). Still! ich hör' ihn wieder. — Heup!

Hoffegut (antwortend). Heup!

Treufreund. Auf welche Klippe hast du dich verirrt?

Hoffegut. Weh mir! o weh!

Treufreund. Geduldig, mein Freund!

Hoffegut. Ich stecke in Dornen.

Treufreund. Nur gelassen!

Hoffegut. Auf dem feuchten betriegrischen Moos schwindl' ich am Abhang des Felsens!

Treufreund. Immer ruhig! — Mach' dich herunter! Da seh' ich ein Wieschen!

Hoffegut. Ich fall', ich falle!

Treufreund. Nur sachte! ich komme gleich!

Hoffegut. Au, au, ich liege schon unten!

Treufreund. Wart', ich will dich aufheben!

Hoffegut (auf der Erde liegend). O daß den bösen Verführer, den landstreicherischen Gesellen, den wagehalsigen Kletterer die Götter verderblich verdürben!

Treufreund. Was schreist du?

Hoffegut. Ich verwünsche dich!

Treufreund (den man eben auf dem Felsen auf allen Vieren erblickt). Hier ist der Muscus cyperoides polytrichocarpomanidoides.

Hoffegut. Er bringt mich um.

Treufreund. Hier ist der Lichen canescens pigerrimus, welch eine traurige Figur!

Hoffegut. Mir sind alle Gebeine zerschellt.

Treufreund. Siehst du, was die Wissenschaft für ein Nothanker ist! In den höchsten Lüften, auf den rauhsten Felsen findet der unterrichtete Mensch Unterhaltung.

Hoffegut. Ich wollte du müßtest im tiefsten Meergrund' ein Conchyliencabinet zusammenlesen, und ich wäre, wo ich herkomme!

Treufreund. Ist dir's nicht wohl? Es ist so eine reine Luft da oben.

Hoffegut. Ich spür's am Athem!

Treufreund. Hast du dich umgesehen? Welche treffliche Aussicht!

Hoffegut. Die kann mir nichts helfen.

Treufreund. Du bist wie ein Stein —

Hof-

Hoffegut. Wenn die Kälte ausſchlägt: ich ſchwitze über und über.

Treufreund (herunter kommend). Das iſt heilſam; und ich verſichere dich wir ſind am rechten Ort —

Hoffegut. Ich wollte wir wären wieder unten —

Treufreund. Und ſind den nächſten Weg gegangen.

Hoffegut. Ja, grad' auf, aber ein Paar Stunden länger. Ich kann kein Glied rühren, von der Müh' und vom Fall. Weh! o weh!

Treufreund (hebt ihn auf). Nu, nu, du hängſt ja noch zuſammen.

Hoffegut. O müſſ es allen denen ſo ergehen, die zu Hauſe unzufrieden ſind!

Treufreund. Faſſ dich, faſſ dich!

Hoffegut. Wir hatten wenigſtens zu eſſen und zu trinken —

Treufreund. Wenn uns jemand borgte, oder es was zu ſchmarutzen gab.

Hoffegut. Warm im Winter —

Treufreund. So lange wir im Bette lagen.

Hoffegut. Keine Strapazen; und es waren gewiß Leute ſchlimmer dran als wir, die wir wie unſinnig in die Welt hinein rennen und was Tolles auf die tollſte Art aufſuchen.

Treufreund (gegen die Zuſchauer). Unſere Geſchichte iſt mit wenigen Worten dieſe: Wir konnten's in der

Stadt nicht mehr aushalten. Denn, ob wir gleich nicht viel verlangten, so kriegten wir doch immer weniger als wir hofften; was wir thaten wurde gut bezahlt, und wir hatten immer weniger als wir brauchten; wir schränkten uns auf alle mögliche Weise ein, und konnten niemals auskommen. Wir lebten gern auf unsere Weise, und konnten selten eine Gesellschaft finden, die für uns paßte. Kurz, wir sehnten uns nach einem neuen Lande, wo's eben anders zuginge.

Hoffegut. Und haben uns auf dem Wege vortrefflich verbessert.

Treufreund. Der Ausgang gibt den Thaten ihre Titel. — Große Verdienste bleiben in den neuern Zeiten selten verborgen; es gibt Journale, wo man jede edle Handlung gleich verewigt. Wir haben gehört daß auf dem Gipfel dieses überhohen Berges ein Schuhu wohnt, der mit nichts zufrieden ist, und dem wir deßwegen große Kenntnisse zuschreiben. Sie nennen ihn im ganzen Lande den Kriticus. Er sitzt den Tag über zu Hause, und denkt alles durch was die Leute gestern gethan haben, und ist immer noch einmal so gescheid als einer der vom Rathhaus kommt. Wir vermuthen daß er alle Städte, obwohl nur bei Nacht, wie der hinkende Teufel, wird gesehen haben, und daß er uns wird einen Ort anzeigen können, wo wir mit Vergnügen unser Leben zubringen mögen. Sieh

doch, ſieh, das ſchöne Gemäuer dahinten! Iſt's doch als wenn die Feen es hin gebert hätten.

Hoffegut. Entzückſt du dich wieder über die alten Steine?

Treufreund. Gewiß dahinten wohnt er. Heda, he! Schuhu! he! he! Herr Schuhu! Iſt niemand zu Hauſe?

Papagey (tritt auf und ſpricht ſchnarrend). Herren, meine Herren! Wie haben wir die Ehre? Wo kommen Sie her? Welch eine angenehme Ueberraſchung!

Treufreund. Wir kommen den Herrn Schuhu hier oben aufzuſuchen.

Hoffegut. Und haben faſt die Hälſe gebrochen, um die Ehre zu haben ihm aufzuwarten.

Papagey. Was thut man nicht um die Bekanntſchaft eines großen Mannes zu gewinnen! Sie werden meinem Herrn willkommen ſeyn. Wenn er gleich kein freundlich Geſicht macht, ſo ſieht er's doch gern wenn man ihn beſucht.

Treufreund. Sind Sie ſein Diener?

Papagey. Ja, ſo lang' als mir's denkt.

Hoffegut. Wie iſt denn Ihr Name?

Papagey. Man heißt mich den Leſer.

Treufreund. Den Leſer!

Papagey. Und von Geſchlecht bin ich ein Papagey.

Hoffegut. Das hätt' ich Ihnen eher angeſehen.

Treufreund. Seyd ihr denn mit euerm Herrn zufrieden?

Papagey. Ach ja, ja. Wir ſchicken uns recht für einander. Er denkt den ganzen Tag, und ich denke gar nichts; er urtheilt über alles, und das iſt mir ſehr recht, da brauch' ich's nicht zu thun. Wenn mir ſo was recht in der Seele wohl thut, wenn ich's auswendig gelernt habe, ich mich den ganzen Tag mit trage, da geh' ich eben des Abends hin und frage ihn ob's auch was taugt?

Treufreund. Ihr müßt aber hier jämmerliche Langeweile haben.

Papagey. Glaubt das nicht; wir ſind von allem unterrichtet.

Hoffegut. Was thut und treibt ihr aber den ganzen Tag?

Papagey. Je nun, wir warten eben bis der Abend kommt.

Treufreund. Ihr habt aber wahrſcheinlich noch beſondre Liebhabereyen?

Papagey. Ich bin ein erklärter Freund von Nachtigallen, Lerchen und andern dergleichen Singvögeln. Ganze Stunden lang bei Tag und Nacht kann ich ſtehen und ihnen zuhören, und ſo entzückt ſeyn, ſo ſelig ſeyn, daß ich manchmal meine die Federn müßten mir vom Leibe fließen. Zum Unglück iſt mein Herr auch ſehr auf dieſe Thierchen geſtellt, nur von einer andern

Seite; wo er eins habhaft werden kann, ſchnaps! hat er's bei'm Kopfe und rupft's. Kaum ein Paar hat er auf mein inſtändiges Bitten hier oben leben laſſen, und juſt nicht die beſten.

Treufreund. Ihr ſolltet ihm remonſtriren.

Papagey. Das hilft nichts wenn er hungrig iſt.

Hoffegut. Ihr ſolltet ihm ander Futter unterſchieben.

Papagey. Das geſchieht auch, ſo lang's mögliich iſt, und das iſt eben mein Leidweſen. Wenn's nur immer Mäuſe gäbe! Denn Mäuſe find't er ſo delicieur wie Lerchen, und die ſchönſte Lerche ſchnabelirt er wie eine Maus.

Hoffegut. Warum dient ihr ihm denn aber?

Papagey. Er iſt nun einmal Herr.

Hoffegut. Ich ließ' ihn hier oben in ſeiner Wüſte, und ſuchte mir dort unten ſo ein ſchönes, allerliebſtes, dichtes, feuchtliches Hölzchen, das voller Nachtigallen wäre, und wo die Lerchen über dem Felde dran zu Hunderten in der Luft herum ſängen: da wollte ich mir's recht wohl werden laſſen!

Papagey. Ach wenn's nur ſchon ſo wäre!

Treufreund. Nun ſo macht daß ihr von ihm los kommt.

Papagey. Wie ſoll ich's anfangen?

Hoffegut. Gibt er euch denn ſo gute Nahrung, daß ihr's wo anders nicht beſſer haben könnt?

Papagey. Behüte Gott! Ich muß mir mein Bißchen selbst suchen. Ja, wenn ich Gebeine und Gerippe fressen könnte; das ist alles, was er von seinen Mahlzeiten übrig läßt.

Treufreund. Das heiße ich ein Attachement! Macht doch, daß wir einen Herrn kennen lernen, der so einen treuen Diener verdient.

Papagey. Nur stille, stille, daß ihr ihn nicht aufweckt! denn wenn man ihn aus den Träumen stört, da ist er so unartig wie ein Kind; sonst ist er ein recht gesetzter Mann. Doch ich höre daß er eben von seinem Mittagsschläfchen erwacht, sich schüttelt! da ist er am freundlichsten; ich will euch melden. — Mein theurer Herr, ich bitte euch, hier sind ein paar liebenswürdige Fremde! Der Himmel ist bedeckt, es wird euern Augen nichts schaden.

Schubu (tritt auf).

Ueber was verlangen die Herrn mein Urtheil?

Treufreund. Nicht sowohl Urtheil als guten Rath.

Papagey. Das ist eben recht seine Sache. Ich habe noch nicht gesehen daß einer etwas gemacht hat, den er nicht hinterdrein mit der Nase auf's Beff're gestoßen hätte.

Schubu. Einen guten Rath, meine Herren?

Hoffegut. Oder auch eine Nachricht, wie Sie's nehmen wollen.

Papagey. Damit wird er Ihnen auch dienen können; denn er iſt von allem unterrichtet.

Schuhu. Ja, ich habe Correſpondenz mit allen Malcontenten in der ganzen Welt; da erhalte ich die geheimſten Nachrichten, Papiere und Documente; und wenn man mit den Leuten ſpricht die unzufrieden ſind, da erfährt man recht die Wahrheit.

Treufreund. Ganz natürlich!

Hoffegut. Ohne Zweifel.

Papagey. O gewiß!

Schuhu. Ich habe meine rechte Freude allen Vögeln bange zu machen. Es wird keinem wohl, wenn er mich nur von weitem wittert. Sie führen ein Gekreiſche und Gekrächze und Gekrakſe, und können, wie ein ſchimpfendes altes Weib, gar von dem Orte nicht wegkommen wo man ſie ärgert. Es iſt aber auch einer oder der andere ſich bewußt daß ich ihm ſeine Jungen anatomirt habe, um ihm zu zeigen wie er ihnen hätte ſollen ſchärfere Flügel, rüſtigere Schnäbel und wohlgebautere Beine anſchaffen.

Treufreund. Wir haben uns alſo an die rechte Schmiede gewendet; denn wir ſuchen eine Stadt, einen Staat, wo wir uns beſſer befänden als da wo wir herkommen.

Schuhu. Wenn Sie Nachricht haben wollten von einem wo's ſchlimmer hergeht, damit könnt' ich eher

dienen. Seyn Sie verſichert, kein Volk in der Welt weiß ſich aufzuführen, und kein König zu regieren.

Hoffegut. Und ſie leben doch alle.

Schuhu. Das iſt eben das ſchlimmſte. Aber was vertreibt Sie aus Ihrem Vaterlande?

Treufreund. Die ganz unerträgliche Einrichtung. Bedenken Sie, wenn wir zu Hauſe ſaßen und ein Pfeifchen Tabak rauchten, oder in's Wirthshaus gingen und uns ein Gläschen alten Wein ſchmecken ließen, wollte uns kein Menſch für unſere Mühe bezahlen. Was wir am liebſten thaten, war am ſtrengſten verboten, und wenn wir es ja einmal doch probirten, wurden wir für unſere gute Meinung noch dazu geſtraft.

Schuhu. Sie ſcheinen ſeltſame Begriffe zu haben.

Hoffegut. O nein, unſere meiſten Freunde ſind ſo geſinnt.

Schuhu. Allein, was für eine Stadt ſuchen Sie eigentlich?

Treufreund. O eine ganz unvergleichliche! ſo eine weiche, wohlgepolſterte — ſo eine, wo's einem immer wohl wäre.

Schuhu. Es gibt verſchiedene Arten von Wohlſeyn.

Treufreund. Eine Stadt, wo es einem nicht fehlen könnte, alle Tage an eine wohlbeſetzte Tafel geladen zu werden.

Schuhu. Hm!

Hoffegut. So eine Stadt, wo vornehme Leute die Vortheile ihres Standes mit uns Geringern zu theilen bereit wären.

Schuhu. He!

Treufreund. Eben eine Stadt, wo die Regenten fühlten, wie es dem Volk, wie es einem armen Teufel zu Muthe iſt.

Schuhu. Gut.

Hoffegut. Ja, eine Stadt, wo reiche Leute Zinſen gäben, damit man ihnen nur das Geld abnähme und verwahrte.

Schuhu. So!

Treufreund. Eine Stadt, wo Enthuſiasmus lebte, wo ein Mann, der eine edle That gethan, der ein gutes Buch geſchrieben hätte, gleich auf Zeitlebens in allem frei gehalten würde.

Schuhu. Sind Sie ein Schriftſteller?

Treufreund. Ey wohl!

Schuhu. Sie auch?

Hoffegut. Freilich! wie alle meine Landsleute.

Schuhu. Da gehören Sie vor meinen Stuhl.

Hoffegut. Wenn Sie was dazu beitragen können, ſo ſorgen Sie, daß wir beſſer bezahlt werden.

Schuhu. Das bekümmert mich nicht.

Treufreund. Daß wir nicht nachgedruckt werden.

Schuhu. Das geht mich nichts an.

Hoffegut. Eine Stadt, wo Vater und Mutter

nicht gleich so gräßliche Gesichter schnitten, wenn man sich ihren liebenswürdigen Töchtern nähert.

Schuhu. Wie?

Treufreund. So eine Stadt, wo Ehemänner einen Begriff von dem bedrängten Zustande eines unverheiratheten wohlgesinnten Jünglings hätten.

Schuhu. Was?

Hoffegut. Eine Stadt, wo ein glücklicher Autor weder Schuster noch Schneider, weder Fleischer noch Wirth zu bezahlen brauchte, da wo mir selbst ein niedliches Schätzchen ihre Annehmlichkeiten gratis aufdränge, weil ich einmal gewußt habe ihr Herz zu rühren.

Schuhu. Zu wem, denkt ihr, daß ihr gekommen seyd?

Treufreund. Wie so?

Schuhu. Wo finde ich Worte die eure Ungezogenheit ausdrücken?

Hoffegut. Sonst habt ihr deren doch einen guten Vorrath.

Schuhu. Schändlich! und was schlimmer ist, abscheulich! und was schlimmer ist, gottlos! und was schlimmer ist, abgeschmackt!

Treufreund. Er hat die Leiter erstiegen.

Schuhu. Für euch ist kein Weg als in's Zucht- oder in's Tollhaus. (Ab.)

Papagey. Aber um Gottes willen! was macht

ihr, ihr Herren? Ihr ſcheint ja ſo vernünftige Leute und mein Herr iſt ſo ein vernünftiger Herr!

Treufreund. Das macht, daß juſt vernünftige Leute ſich unter einander am wenigſten vertragen können.

Papagey. So einen ernſthaften Mann, den Vogel der Vögel!

Treufreund. O ja! er gleicht dem Wiedehopf, denn er macht ſein Neſt aus Quark.

Hoffegut. Oder dem Guckguck, denn er legt ſeine Eyer in fremde Neſter.

Papagey. Meine Herren, ich leide ganz erbärmlich!

Treufreund. Wir auch — an Hunger und Durſt.

Papagey. Ach meine Leiden ſind viel grauſamer! es ſind Seelenleiden. Iſt's denn nicht möglich, daß treffliche, mit ſo vielen Gaben ausgerüſtete und ausgezeichnete Männer auf Einen Zweck wirken, und vereint das Gute, das Vollkommene erſchaffen können?

Hoffegut. Es wird ſich ſchon finden. Ich dächte, ihr retteret indeß die Hausehre und gäbt uns was zum Beſten.

Papagey. Die Herren ſcheinen ſonderliche Kenner zu ſeyn. Erlauben Sie nicht, daß ich Ihnen meine Nachtigallen und meine Lerchen producire?

Hoffegut. Schaum und Wind!

Papagey. Nun ſollt ihr ſie hören, meine lieb-

lichen, allerliebſten, unſere Stunden mit ewiger Freude umkränzenden Sängerinnen.

Treufreund. Leſer, lieber Leſer!

Papagey. O du kleine, leichtbewegliche, aufſpringende, ſchwirrende, ſchmetternde, hellklingende Lerche, du Gaſt der friſch gepflügten Erde, laß deine Stimme hören, und ſchaffe neue Bewunderung und Freude!

Treufreund. Der wäre vortrefflich, eine Ode auf eine mittelmäßige Actrice zu machen.

(Die Lerche hinter der Scene ſingt, während der Zeit der Papagey ſein unendliches Entzücken und die Zuhörer ihre Verwunderung äußern.)

Papagey. Dank dir, heißen Dank!

Treufreund. Hunger, heißen Hunger!

Hoffegut. Durſt, heißen Durſt! Iſt nicht irgend eine Quelle hier in der Nachbarſchaft?

Treufrund. Gibt's keine Heidelbeeren, Himbeeren, Mehlbeeren, Brombeeren hier oben, daß ich dem Scheidewaſſer meines Magens nur etwas zur Nahrung einfüllen konnte?

Papagey. Ihr ſollt meine Nachtigall hören, die ſanftzaubernde Huldin, die Beſeelerin der Nächte! — Wecke, rufe hervor jedes ſchlummernde Gefühlchen! belebe mit Wolluſt jeden Flaum, und mache mich von der Kralle bis zum Schnabel ganz zur Empfindung!

Hoffegut. Wenn ſie ſich nur kurz faßt!

Treufreund. Das iſt gar ihre Art nicht. Wenn ſo eine Nachtigall einmal in's Schlagen kommt, da muß man ihr den Hals umdreben, wenn ſie aufhören ſou.

(Nachtigall hinter der Scene, eine lange ſürmiſche Arie nach Belieben.)

Papagey. Brav! brav! Das iſt ein Ausdruck! eine Mannichfaltigkeit!

Treufreund. Mir iſt's als wär' ich in der deutſchen Komödie, es will gar kein Ende nehmen.

Hoffegut. Sie hat eine hübſche Stimme; ich möchte ſie doch in der Nähe ſehen.

Papagey. Nun noch zu guter Letzt ein Rondeau von der allerliebſten Lerche; ſie hat ſo was Humoriſtiſches in ihrem Geſange.

(Rondeau von der Lerche, während deſſen Treufreund den Tact tritt, und ſonſt Bewegungen macht wie einer der tanzen will.)

Papagey. Um Gotteswillen, wer wird den Tact treten? Merkt doch auf den Ausdruck!

Treufreund. Der Tact iſt das Einzige was ich von der Muſik höre; da fährt's einem ſo recht in die Beine.

(Das Rondeau geht fort. Treufreund fängt an für ſich zu tanzen.)

Treufreund. Ich glaube, ich werde toll vor Hunger.

(Hoffegut wird auch angeſteckt. Der Schubu kommt und ruft.)

Schubu. Soll denn des Gelärms noch kein Ende werden?

(Treufreund trägt den Schubu und Hoffegut den Papagey zu faſſen, und nöthigen ſie zu tanzen. Wie das Rondeau zu Ende iſt, klatſchen Treufreund und Hoffegut in die Hände und rufen: Bravo! brave! — Hinter der Scene entſteht ein Gemimmel.)

Hoffegut. Was hör' ich! welch ein Geſchrei! welch ein Geräuſch!

Treufreund. Die Aeſte werden lebendig.

Hoffegut. Ich höre piepſen und krakſen, und ſehe eine Verſammlung unzähliger Vögel.

Die Vögel (kommen nach und nach herein).

Treufreund. Welch ein buntes, abgeſchmacktes Gefieder! Lauter Tagvögel! Sie ſpüren ihren nächtlichen Feind, den mächtigen Kriticus.

Hoffegut. Welch ein abenteuerlicher Kamm! Wie das Thier ſich verwundert!

Treufreund. Dieſer hat ſich noch ärger ausgeputzt und ſieht noch alberner aus.

Hoffegut. Sieh den dritten, wie er wichtig thut! Sie berathſchlagen ſich unter einander.

Treufreund. Bis ſie einig werden, haben wir gute Zeit.

Hoffegut. O weh mir! Der Haufe vermehrt ſich. Sieh dieſe kleine Brut, dieſen gefährlichen Anflug! Wie's trippelt, wie's ſtutzt, wie's hüpft, ſcheut, und wiederkommt! Weh uns! weh! — O welche Wolke

von ſcheußlichen Creaturen! Welch ein ſchändlicher Tod droht uns von abſcheulichen Feinden!

Treufreund. Warum nicht gar! Ich habe Appetit ſie zu freſſen.

Hoffegut. Ein Wagehals nimmt kein gutes Ende; davon haben wir ein Exempel in der Hiſtorie. Du wirſt umkommen, und ich werde umkommen, und ich werde nicht das mindeſte Vergnügen davon gehabt haben.

Treufreund. Haſt du die Geſchichte des Regulus geleſen?

Hoffegut. Leider!

Treufreund. Des Cicero?

Hoffegut. Nun ja!

Treufreund. Kein großer Mann muß eines natürlichen Todes ſterben.

Hoffegut. Hätteſt du mir das eher geſagt!

Treufreund. Es iſt noch immer Zeit.

Hoffegut. Haſt du mir darum ſolche Lehren gegeben? mir immer vorgeſagt, daß ein Menſch leben müſſe, als wenn er hundert Jahre alt werden wollte; daß er ſich ordentlich, mäßig, keuſch und in allen Dingen ſparſam erzeigen müſſe? Haſt du mir nicht eine brave, niedliche Frau verſprochen, wenn ich mich aufführte, wie ſich unſere jungen Leute nicht aufführen? — und nun ſoll ich ſo ſchändlich untergehen! Hätt' ich das

eher gewußt, ich hätte mir wollen mein bischen junges Leben zu Nutze machen.

Treufreund. Laß dich deine Tugend nicht gereuen!

Hoffegut. Sie ſchmieden einen Anſchlag, ſie wetzen ihre Schnäbel, ſie ſchließen ſich in Reihen, ſie fallen uns an!

Treufreund. Halte den Rücken frei, drücke den Schlapphut in's Geſicht, und wehre dich mit dem Aermel! Jedem Thier und jedem Narren haben die Götter ſeine Vertheidigungswaffen gegeben.

Erſter Vogel. Verſäumt keinen Augenblick! Sie ſind's! unſere gefährlichſten Feinde! Es ſind Menſchen!

Zweyter Vogel. Vogelſteller? Verſchonet keinen! Fallet ſie an mit vereinten Kräften, mit ſchneller Gewalt!

Chor der Vögel.

Platt und kratzt und krammt und backet,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelſtellern
Ungeſäumt die Augen aus!

Schlagt und klatſcht dann mit den Flügeln
Ihre Wangen, ihre Lippen,
Die uns zum Verderben pfeifen,
Ihre mordgeſinnten Schläfe;
Daß ſie taumelnd niederſtürzen!

Und

Und dann zerrt und reißt euch gierig,
Keiner ſie dem andern gönnend
Um die vielgeliebten Augen!
Schlänkert die geliebten Biſſen,
Sie gemächlich zu verſchlucken!
Jagt euch um die Leckerbiſſen!
Selig wer den Fraß verſchlingt!

Hoffegut. Wer wird ſich der Menge entgegen ſetzen!

Treufreund. Freilich nicht allein mit zehn Fingern. Die größten Generale loben die Verſchanzungen. Hier, mein Freund iſt das Rüſt- und Zeughaus unſers alten großglasäugigen Kriticus. Dieſe Geräthſchaften und Waffen ſind uns gerade willkommen. Hier iſt ein Ballen, noch einer, und noch einer.

(Die Ballen und Bücher werden nach und nach von beiden Freunden herausgeſchafft, und eine Art von Feſtung aufgebaut. An den Ballen kann außen angeſchrieben ſtehn, aus welchem Fache die Bücher ſind.)

Lauter neue Bücher, die er nach dem Geruche recenſirt hat! Hier ſind die großen Lexica, die großen Krambuden der Litteratur, wo jeder einzeln ſein Bedürfniß pfennigweiſe nach dem Alphabet abholen kann! — Nun wären wir von unten auf geſichert, denn jene verfluchten kleinen Kröten ſcheinen uns von gefährlichen Seiten angreifen zu wollen. Halt' hier! halt' feſt!

Hoffegut. Was ſoll ich weiter holen? Es geht

verflucht langſam mit unſerer Verſchanzung im Angeſicht der Feinde.

Treufreund. Sey nur ſtill, das iſt homeriſch.

(Die nachbenannten Geräthſchaften müſſen koloſſaliſch und in die Augen fallend ſeyn, beſonders die Feder und das Tintenfaß.)

Nimm zuerſt dieſen knotigen Prügel, womit der Kriticus alles junge Gezieſer auf der Stelle breit zu ſchlagen pflegt! Nimm dieſe Peitſchen, mit denen er, ſich gegen den Muthwillen waffnend, die Ungezogenheit noch ungezogener macht! Nimm dieſe Blasröhre, womit er ehrwürdigen Leuten, die er nicht erreichen kann, Lettenkugeln in die Perrücken ſchießt — und ſo wehre dich gegen jeden in ſeiner Art! Hier, nimm das Tintenfaß und die große Feder, und beſchmiere damit dem erſten, der mit buntem Gefieder herankommt, die Flügel; denn wer die Gefahr nicht ſcheut, fürchtet doch verunziert zu werden. Halte dich wohl! Fürchte nichts! und wenn du Schläge kriegſt, ſo denke, daß ſie dem Tapfern wie dem Feigen von den Göttern zugemeſſen ſind.

Hoffegut. Ich bin ein lebendiges Herz.

Chor.

Pickt und kratzt und krammt und hacket,
Bohrt und krallet den verwegnen,
Den verfluchten Vogelſtellern
Ungeſäumt die Augen aus!

Papagey. Bedenkt, meine Freunde! hört das Wort der Vernunft!

Erſter Vogel. Biſt du auch hier? Zerreißt den Verräther zuerſt!

Zweyter Vogel. Er hat ſie eingeführt, er muß mit ihnen ſterben.

Dritter Vogel. Du verfluchter Sprecher!

(Sie hacken auf den Papagey und treiben ihn fort.)

Treufreund. Sie ſcheinen getheilt. Man muß ſie nicht zu Athem kommen laſſen.

Hoffegut. Nur immer zu!

Treufreund. Dieſe Nation iſt in ihrer Kindheit. Ich habe von den Seefahrern gehört, daß man dergleichen Völker durch Hanneteät am erſten betriegen kann. Ich werde dieſe Stöcke wegwerfen, wirf die Peitſche aus der Hand! Siehſt du, wie ſie Acht geben und ſich verwundern?

Hoffegut. Ich ſehe, wie ſie ihre Schnäbel auf uns richten, und uns grimmig zu zerhacken drohen.

Treufreund. Ich entäußere mich dieſer Feder, ich ſetze das Tintenfaß bei Seite, ich demolire die Feſtung.

Hoffegut. Biſt du raſend?

Treufreund. Ich glaube an Menſchheit.

Hoffegut. Unter den Vögeln?

Treufreund. Am erſten.

Hoffegut. Was wird das werden!

Treufreund. Weißt du nicht, daß die Gegenwart eines großen Mannes ihm alle seine Feinde versöhnt?

Hoffegut. Wenn sie Narren sind.

Treufreund. Das ist eben was wir versuchen wollen.

Hoffegut. Nun aber mach deine Sache!

Treufreund (zum vor). Nur einen Augenblick euern raschen, auf unser Verderben gerichteten Entschluß mit Ueberlegung zurückzuhalten, wird euch zum ewigen Ruhm gereichen, geflügelte Völker! die ihr vor andern euers Geschlechts so ausgezeichnet seyd, daß ihr nicht blos mit Gekrakse und Geschrei in den Lüften hin und her fahret, sondern durch die himmlische Gabe der Rede und vernehmlicher Worte euch zu versammeln und gemeinschaftlich zu handeln vermögt! Großes Geschenk der alten Parze! Etwas zum Schaden Bekannter oder Unbekannter vernehmen, kann uns der größte Vorwurf werden; dagegen es immer lobenswürdig ist, auch wenn wir etwas für gut erkennen, die Erinnerungen derer anzuhören, die, bekannter mit uns verborgenen Umständen, unserm rasch gefaßten Entschluß eine bess.re Richtung zu geben wissen.

Erster Vogel. Er spricht gut.

Zweyter Vogel. Ganz allerliebst!

Dritter Vogel. Ich wollte, ihr hörtet die Sache, nicht die Worte.

Hoffegut. Es ist, als wenn ein Franzos unter die Deutschen kommt.

Treufreund. Oder ein Virtuos unter Liebhaber.

Dritter Vogel. Laßt sie nicht reden! Folgt eurem Entschluß! er Gründe anhört kommt in Gefahr nachzugeben.

Hoffegut (zu Treufreund). Es wird dir nichts helfen.

Treufreund. Gib nur Acht wie ich pfeife. (Zu den Vögeln) Ihr seyd in Gefahr euch selbst einen großen Schaden zu thun, indem ihr eure nächsten Verwandten und besten Freunde aus Mißverständniß zu tödten bereit seyd.

Erster Vogel. Mit keinem Menschen sind wir verwandt noch freund. Ihr sollt umkommen, wir haben's wohl überlegt.

Treufreund. Und irrt euch doch. Denn freilich, das ganz Unwahrscheinliche vorauszusehn und zu bedenken, kann man von keinem Rathe erwarten. Wir scheinen euch feindselig hier zu seyn, und sind die besten, edelsten, uneigennützigsten von euern Freunden, sind keine Menschen, sind Vögel.

Zweyter Vogel. Ihr! — Vögel? Welch eine unverschämte Lüge! Wo habt ihr eure Federn?

Treufreund. Wir sind in der Mause; wir haben sie alle verloren.

Vierter Vogel. Zu welchem Geſchlecht wagt ihr euch zu rechnen?

Treufreund. Die Seefahrer haben uns vom Südpole mitgebracht. Dieſes iſt der Otahitiſche Miſtfinke, nach dem Linné Monedula ryparocandula; und ich bin von den Freundsinſeln, der große Hoſenkackerling, Epops maximus polycacaromerdicus; es gibt auch einen kleinen, der iſt aber nicht ſo rar.

Erſter Vogel (zu den andern). Was haltet ihr davon?

Dritter Vogel. Es ſieht völlig aus wie eine Lüge.

Vierter Vogel. Es kann aber doch auch wahr ſeyn.

Treufreund. Von Menſchen unſerer Freiheit beraubt, in der wir ſo angenehm auf den Zweigen ſaßen, uns wiegten, Kirſchkerne aufknackten, Ananas beſchnuppperten, Piſangs naſchten, Hanfſamen knusperten —

Erſter Vogel. Ach, das muß gut geſchmeckt haben!

Treufreund. In böſe Käfige geſteckt, auf dem langweiligen Schiffe! Umgang eines verdrießlichen Capitäns und grober Matroſen! ſchlechte Koſt, ein trübſeliges und heimlichen Haß nährendes Leben!

Zweyter Vogel. Sie ſind zu beklagen.

Treufreund. Angekommen in Europa; wie Scheuſale angeſtaunt, von Standsperſonen nach Be-

lieben, von Bürgern um vier Groſchen, von Kindern um ſechs Pfennige, und von Gelehrten und Künſtlern gratis.

Dritter Vogel. Sie haben mich auch einmal ſo dran gehabt.

Treufreund. Sie glaubten uns zahm gemacht zu haben, weil wir, durch den Hunger gebändigt, nicht mehr wie anfangs hackten und krallten, ſondern Mandelkerne und Nüſſe aus den Händen ſchöner Damen annahmen und uns hinter den Ohren krauen ließen.

Vierter Vogel. Das muß doch auch wohl thun.

Treufreund. Aber vergebens! Wir, im Herzen wie Hannibal, oder ein Rachſüchtiger auf dem Engliſchen Theater, ungebeugt durch die Noth, ohne Dank gegen tyranniſche Wohlthäter, ſchmiedeten einen doppelten, heimlichen, großen Anſchlag — unſerer Freiheit und ihres Verderbens. — Iſt es der Beſcheidenheit erlaubt, Aufmerkſamkeit auf ihre Thaten zu lenken: o! ſo laßt mich euch bemerklich machen, daß ſonſt jeder geflügelte Gefangene ſchon ſich ſelig fühlt, wenn das Thürchen ſeines Kerkers ſich eröffnet, der Faden, der ihn hält, zerreißt, und er ſich mit einem ſchnellen Schwung aus dem Geſichte ſeiner Feinde entfernen kann. Aber Wir, ganz anders geſinnt, verachteten oft eine leichte Gelegenheit zur Freiheit; andere Plane wechſelten wir im Buſen, und ſaßen lauſchend und getroſt indeß auf dem Stängelchen.

Hoffegut. Die Federn fangen mir an zu wachsen, ich werde zum Vogel, wenn du so fortfährst.

Treufreund. Wer lügen will, sagt man, muß sich erst selbst überreden. (Zu den Vögeln) Was uns täglich in die Augen fiel, war ihre Einbildung und ihre Albernheit, ihre Untüchtigkeit etwas vorzunehmen, ihr Müßiggang, ihre plumpe Gewaltthätigkeit und ihr ungeschickter Betrug. Ach! — seufzeten wir so oft in der Stille — soll dieß Volk, so unwürdig von der Erde genährt zu werden, die ihnen durch den Diebstahl des Prometheus verrätherisch zugewandte Herrschaft so mißbrauchen, und sie den urältesten Herren, dem ersten Volke vorenthalten!

Erster Vogel. Wer ist das erste Volk?

Treufreund. Ihr seyd's! Die Vögel sind das erste, urälteste Geschlecht, vom Schicksale bestimmt, Herren zu seyn des Himmels —

Vögel. Des Himmels?

Treufreund. Und der Erde!

Vögel. Und der Erde?

Treufreund. Nicht anders!

Vögel. Aber wie?

Treufreund. Denn nicht allein die Menschen, sondern auch die Götter vorenthalten euch euer rechtmäßiges Erbtheil. Sie sitzen auf euern väterlichen Thronen; und ihr indeß, wie armselige Vertriebene, einzelne Ausschößlinge einer alten Wurzel, werdet auf

euerm eignen Boden, wie in einem fremden Garten, als Unkraut behandelt.

Zweyter Vogel. Er rührt mich!

Treufreund. Die Thränen kommen mir in die Augen, wenn ich euch anſehe. Ein Prinz, deſſen Aeltern von Reich und Krone vertrieben worden, der ſeiner Sicherheit wegen in armſeligen Hütten bei Fiſchern ſein Leben zubringen muß — wird durch den Zufall einem Freunde vom Hauſe, einem würdigen General entdeckt; dieſer eilt ihn aufzuſuchen, und wirft ſich ihm zu Füßen — Nein, ich würde nicht mit mehr Rührung die Knie des entſtellten Erhabenen umfaſſen, nicht mit mehr wahrer Inbrunſt ihm mein Leben, meine Treue, mein Vermögen anbieten, als ich mich euch nähere, und zum erſtenmal ſeit langer Zeit einen hoffnungsvollen Schmerz genieße.

Hoffegut. Sie ſchweigen. Wahrhaftig ſie ſchluchzen, ſie trocknen ſich die Augen. Sie ſind doch noch zu rühren! So ein Publicum möcht' ich küſſen.

Erſter Vogel. Du bringſt uns ein unerwartetes Licht vor die Augen.

Hoffegut. Sie geberden ſich wie Faſanen, die man bei der Laterne ſchießt. Wie willſt du auskommen? Du haſt dich in einen ſchlimmen Handel gemiſcht.

Treufreund. Merk' auf und lern' was! (Zu den Vögeln) Es wird euch bekannt ſeyn, ihr werdet geleſen haben —

Vögel. Wir haben nichts geleſen.

Treufreund (der den Periclen in eben dem Tone wieder aufnimmt). Ihr werdet nicht geleſen haben, es wird euch nicht bekannt ſeyn, daß nach dem uralten Schickſal die Vögel das Aelteſte ſind.

Vögel. Wie beweiſt ihr das?

Hoffegut. Ich bin ſelbſt neugierig.

Treufreund. Ganz leicht. Es ſagt der Dichter Periplectomenes, da er vom Anfang der Anfänge ſpricht:

Und in der Urwelt Schoos, voll ruhender innrer Geburten,
Lag das Ey des Anfangs, erwartend Leben und Regung.

Nun wo will das Ey hergekommen ſeyn, wenn es kein Vogel gelegt hat.

Dritter Vogel. Es muß ein groß Ey weſen ſeyn!

Hoffegut. Allenfalls vom Vogel Rock oder einem Lindwurm.

Treufreund. Das iſt lange noch nicht alles; hört weiter; (er fährt fort:)

Und auf die ſtockende Nacht ſenkt warm die urſprüngliche Liebe
Sich mit den Fittigen her und brütet über den Weſen.

Ihr ſeht alſo deutlich, wo will die Liebe Fittige hergenommen haben, wenn nicht von den Vögeln? und wie von den Vögeln, wenn keine geweſen ſind? und wenn ihrer geweſen ſind, ſind ſie nicht älter als die

Liebe? Ja, ſogar ſind verſchiedene der Meinung, daß die Liebe ſelbſt ein Vogel geweſen ſey. — Nun, was ſagt ihr dazu? — Die uralten Götter und Göttinnen, die Nacht, der Erebus, die Erde, werden bei den Dichtern alle mit Flügeln eingeführt; und werden ſie's nicht, ſo iſt's ein Verſehn: denn wenn ſie, wie ich eben bewieſen habe, von den Vögeln herkommen, ſo müſſen ſie Flügel haben.

Hoffegut. Deutlich und zuſammenhängend.

Vögel. O anſchauliche Lehre, o ehrenvolles Denkmal!

Treufreund. Die Zeit hat Flügel! das iſt Saturnus! Das zweyte Geſchlecht der herrſchenden Götter war von euerm Stamme geſetzt: ſeine Frau aber hatte wohl keine gehabt; da entſtanden die letzten Baſtarde, Jupiter und ſeine Geſchwiſter und Kinder — ihnen waren die Flügel verſagt, das Schickſal und die Vögel ihnen gram! Sie legten ſich auf's Schmeicheln und nahmen Vögel zu ihren Günſtlingen, um ihnen das Recht auf die Herrſchaft vergeſſen zu machen; Jupiter den Adler, Juno den Pfau, den Raben Apollo, und Venus die Taube. Seinem geliebten Sohn und Kuppelboten Mercur negotiirte Jupiter ſelbſt zwey Paar Flügel. Dem Siege wußten ſie Fittige zu verſchaffen, den Horen, dem Schlaf.

Hoffegut. Es iſt wahr, ich hab' ſie alle ſo gemahlt geſehen.

Treufreund. Und, was ſag' ich? Amorn, den loſeſten aller Vögel, zierten ein Paar regenbogenfarbene Schwingen. Er, der Herr iſt der Götter und Menſchen, iſt unſtreitig ein Vogel! Er ſetzt die erſte uralte Gewalt eures Geſchlechts fort. Und ſo hat die Liebe blos von den Vögeln ihre Macht. Und was noch merkwürdiger iſt, will ich euch auch ſagen.

Dritter Vogel. Rede weiter! Laß uns nicht in Ungewißheit.

Hoffegut. Das heiß' ich einen Kinderſinn! Hätt' ich nur ein Netz! die wären mein.

Treufreund. Hätte Prometheus, als ein weiſer vorſichtiger Vater, ſtatt des ſo ſehr beneideten Flämmchens, ſeinen Menſchen Flügel gegeben: weit einen größern Schaden hätt' er ſeinen Göttern gethan; aber auch euch, meine Freunde! Drum dankt dem Schickſal und euern Ahnherrn, die ihm ſeine klugen Sinne verdunkelten; denn in ſo mannichfaltiger Kunſt, als die Menſchen ſich geübt haben, iſt doch immer noch das Fliegen ein vergeblicher Wunſch, eine eitle Bemühung geweſen. Sie ſcheinen ihre eigenen Vorzüge darüber zu vergeſſen, ſtehn mit aufgereckten Mäulern da und beneiden euch, wenn ihr von den hohen Felſen über die undurchdringlichen Wälder dahin fahrt. Kein Waſſer hält einen Verliebten auf; mit den Fiſchen eifern ſie in die Wette: aber Euer Reich iſt unzugänglich, und zu Euern Künſten ein Sterblicher zu plump.

Im Traume finden ſie die höchſte Seligkeit, wenn ſie zu fliegen wähnen, und man hört die Zärtlichen an allen Ecken ſeufzen: „Wenn ich ein Vögle wär' und auch zwey Flügel hätt' —" aber vergebens!

Vierter Vogel. Unſere Feinde beneiden uns.

Hoffegut. Neider ſind Feinde.

Treufreund. Aber im tiefſten Herzen iſt eurer Vorzüge Uebermacht ihnen eingeprägt; und von Geſchlecht zu Geſchlechten beugen ſie ſich, ohn' es zu wiſſen, vor dem uralten Recht eurer Herrſchaft, wenigſtens im Bilde.

Zweyter Vogel. Sag' uns keine Räthſel! Wir lieben die Deutlichkeit; wir lieben nicht nachzudenken noch zu rathen.

Treufreund. Ja, übereinſtimmend geben alle Völker euch göttliche und königliche Ehre. Sie bilden ſich ein, ſehr viel Imagination zu haben; und wenn ſie den vortrefflichſten unter ihnen mit etwas Rechtem vergleichen wollen, ſo können ſie nicht weiter als bis zum Adler. Ihr ſeyd ſo weit herumgekommen in der Welt, ihr ſolltet wiſſen —

Vögel. Wir wiſſen nichts.

Treufreund. Habt ihr niemals von jener mächtigen Stadt gehört? — Sie unterjochte die bewohnte Welt, und es waren ſo vortreffliche Leute darin, daß nachher kein Held und kein großer Mann entſtanden iſt, der nicht gewünſcht hätte einem ihrer Bürgermeiſter

oder Stadtwachtmeiſter ähnlich zu ſehen — Rom, ſag' ich, das freie Rom, das keinen König über ſich leiden konnte, ſetzte den Adler auf die Stange, und den Senat mit dem Volk in einem demüthigen Monogramm zu ſeinen Füßen! So ließen ſie ihn dem Heer vortragen, und folgten mit Ehrfurcht und Muth, als ſeine Söhne, als ſeine Knechte. So ehrenvoll behandelt man euch, indeß ihr, gleich jungen Prinzen, gar nicht zu begreifen ſcheint, was für Vorzüge die Götter euch angeboren haben. Erlaubt, daß ich euch mit der Naſe darauf ſtoße.

Vögel. Wie es dir beliebt.

Treufreund. Es iſt ſchon lange, daß von der Macht Roms und ſeiner Herrlichkeit kaum einige Backſteine mehr übrig ſind. Aber andere Völkerſchaften haben ſich zu der Ehrfurcht bekannt, die euch niemals entgehen kann. Im Norden iſt jetzt das Bild des Adlers in der größten Verehrung: überall ſeh't ihr's aufgeſtellt, und wie vor einem Heiligen neigen ſich alle Völker, wenn er auch von dem ſchlechteſten Sudler gemahlt oder geſchnitzt worden iſt. Schwarz, die Krone auf dem Haupt, ſperrt er ſeinen Schnabel aus einander, ſtreckt eine rothe Zunge heraus, und zeigt ein Paar immer bereitwillige Krallen. So bewahrt er die Landſtraßen, iſt das Entſetzen aller Schleichhändler, Tabakskrämer und Deſerteure. Es wird niemanden recht wohl,

der ihn anſieht — Und was ſoll ich von dem zwenköpfigen ſagen?

Erſter Vogel. Wir wollten, ihr thätet dem Adler weniger Ehre an; wir können ihn ſelbſt nicht wohl leiden.

Treufreund. Dieſe Ehre iſt euch allen gemein. Denn wenn Fürſten und Könige ſich und die Ihrigen vor andern geringen Menſchen recht auszeichnen wollen, wählen ſie irgend einen Vogel, und tragen ihn mit Gold und Silber geſtickt auf der Bruſt. Ja, ſie ſchlagen euch an vergoldete und diamantene Kreuze (die größte Ehre, die jemand widerfahren kann!) und tragen euch in Knopflöchern ſchwebend am Buſen.

Zweyter Vogel. Was hilft uns dieſe zeitliche Ehre, dieſe leere Achtung, wodurch ſie ſich mehr unter einander ſelbſt als uns re Vorzüge preiſen? Götter und Menſchen beſitzen unſer Reich, und wir irren als Fremdlinge zwiſchen Himmel und Erde.

Treufreund. Mit nichten, meine Kinder! Die Gewalt habt ihr ihnen gelaſſen; euer Vaterland, euer Reich ſind ſie untüchtig einzunehmen. Noch iſt es frei wie vom Anfang' her.

Vögel. Zeig' es uns!

Hoffegut. Ich gehe mit.

Vögel. Führ' uns hin!

Dritter Vogel. Gibt's Wicken, gibt's Mandelkerne drin?

Vierter Vogel. Es wird doch an Würmchen nicht fehlen?

Alle.

Führ' uns hin!
Daß wir da trippeln,
Daß wir uns freuen,
Naſchen und flattern —
Rühmliche Wonne!
Mandeln zu knuſpern!
Erbſen zu ſchlucken!
Würmchen zu leſen!
Preisliches Glück!
Führ' uns hin!

Treufreund. Ihr ſeyd drin.

Vögel. Du ſtellſt uns auf den Kopf.

Treufreund. Tretet näher! — Hierher! Nun ſeht euch um! Hier in die Höhe! Was ſeht ihr da oben?

Erſter Vogel. Die Wolken und den uralten ausgeſpannten Himmel.

Dritter Vogel. Er ſieht wohl ſchon eine Weile?

Hoffegut. Ich denk's! Es iſt mir auch noch gar nicht bange für ihn.

Treufreund. Da droben wohnen, wie jederman bekannt iſt, ſeit vielen Jahrtauſenden die Götter. Nun ſeht hinunter, was ſeht ihr da?

Zweyter Vogel. Zwiſchen Himmel und Erde?

Treufreund. Ja, dazwiſchen.

Vögel. Nun, nun, da ſehen wir — nichts.

Treufreund. Nichts? O ihr ſeyd ja faſt ſo blind wie die Menſchen! Sehr ihr nicht den ungeheuern Raum, ausgebreiteter als das Oben und Unten, das unermeßliche Land, das an alles gränzt, dieſen luftig wäſſrigen See, der alles umgibt, dieſen ätheriſchen Wohnplatz, dieſes mittelweltriſche Reich?

Vögel. Was meinſt du damit?

Treufreund. Die Luft mein' ich. Wer bewohnt ſie als ihr? wer beſchifft ſie, wer begibt ſich darin von einem Orte zum andern? wem gehört ſie zu, als euch?

Vögel. Daran haben wir gar nicht gedacht.

Treufreund. Und fliegt drin herum!

Erſter Vogel. Aber wie ſollen wir's anfangen?

Treufreund. Hier iſt mit vereinten Kräften das große Werk zu beginnen; eine Stadt zu gründen; mit einer feſten Mauer den ganzen Aether zu umgeben: eine regulirte Miliz einzurichten; die Gränzen wohl zu beſetzen; eine Acciſe anzulegen, und ſo den Göttern und Menſchen die Nahrung zu erſchweren!

Hoffegut. Da gibt's Aemter zu vergeben! Ich werde alle meine Freunde und Verwandte anbringen.

Zweyter Vogel. Aber Jupiter wird donnern.

Treufreund. Wir laſſen ihm keine Blitze aus dem Aetna ohne ſchweren Impoſt verabfolgen, und legen ſelbſt uns einen Donnerthurm an. Die Adler ſind ja ohnehin gewohnt damit umzugehn. Wir laſſen

keine Opfergerüche hinauf, ohne daß ſie Tranſito bezahlen.

Dritter Vogel. Werden ſie ſo zuſehen?

Treufreund. Ihr wißt nicht, wie's droben ausſieht. Sicher in ihren alten lang' unangetaſteten Rechten, ſitzen ſie ſchläfrig auf ihren Stühlen, ſind aller Mühe, ſind alles Widerſtands entwohnt, ſind leicht zu überraſchen und zu überwinden.

Vierter Vogel. Aber die Menſchen, das Pulver und Bley, und die Netze?

Treufreund. Die ſind übel dran. Sie haben unter ſich ſo viel zu kriegen, zu ſcharmuziren und zu ſchikaniren; Keiner denkt weiter als heute; und wenn einer ihrer Nachbarn gut ausbält oder ſich rüſtet, haben ſie nicht leicht ein Arges dran. Widerſetzen ſie ſich, ſo ſind wir ihnen überlegen; ergeben ſie ſich, ſo ſollen ſie's wohl haben; beſſer als jetzt! Wir wollen's machen, wie alle Eroberer, die Leute todtſchlagen, um es mit ihrer Nachkommenſchaft gut zu meinen.

Vierter Vogel. Werden ſie's geſchehen laſſen?

Treufreund. Wir haben ſie in Händen. Wir handeln den Göttern den Regen ab, legen große Ciſternen an, und vereinzelnen ihn an die Irdiſchen, wenn's Dürrung gibt, ſo viel jeder für ſeinen Acker und Garten braucht. Sie ſollen alle zufriedner ſeyn als jetzt. Ich geb' euch nur eine Skizze von meinem großen Plan; denn das Detail iſt unüberſehbar. Kurz,

ihr werdet Herren! Die Götter tractiren wir als alte Verwandte, die aber zurückgekommen ſind; die Menſchen als überwundene Provinzen, die Thiere, beſonders die Inſecten, die in unſerm Reich doch leben müſſen, als kaiſerliche Kammerknechte, ungefähr wie die Juden im Römiſchen Reich.

Vogel. Nur gleich, nur gleich! Wir können's nicht erwarten.

Treufreund. Gleich, gleich! Das geht ſo geſchwind nicht. Ueberlegt's wohl! Wählt ein Dutzend, oder wie viel ihr wollt, aus euern Mitteln, die das große Werk mit geſammten Kräften unternehmen.

Vogel. Mit nichten! Du haſt's erfunden, führ' es aus! Sey du unſer Rathgeber, unſer Leiter, unſer Heerführer!

Treufreund. Ihr beſchämt mich!

Hoffegut. Du bedenkſt nicht!

Treufreund. Sey ruhig, unſer Glück iſt gemacht.

Vogel (auf Hoffegut zeigend). Und dieſer? Was ſoll der? Darf er hier bleiben? Zu was iſt er nütze?

Treufreund. Er iſt uns unentbehrlich.

Vogel. Was kannſt du? Worin übertriffſt du das Volk?

Hoffegut. Ich kann pfeifen!

Vogel. Schön! o ſchön! o ein köſtlicher, ein nothwendiger Bürger! Wir ſind ein glückliches Volk von

dieſem Tage an! (Zu Treufreund.) Du ſollſt uns regieren, er ſoll uns pfeifen! Was geht uns noch ab?

Treufreund (beſchämt). Soll es ſo ſeyn?

Vögel. Du nimmſt's an?

Treufreund (neigt ſich).

Vögel.

Halte Wort!
Wir geben dir die Herrſchaft,
Verleihen dir das Reich!
Mach' uns den ſtolzen Göttern,
Den ſtolzern Menſchen gleich!

Epilog.

Der erste, der den Inhalt dieses Stücks
Nach seiner Weise auf's Theater brachte,
War Aristophanes, der ungezogne
Liebling der Grazien.
Wenn unser Dichter, dem nichts angelegner ist,
Als euch ein Stündchen Lust
Und einen Augenblick Beherzigung
Nach seiner Weise zu verschaffen,
In ein- und anderem gesündigt hat;
So bitter er durch meinen Mund
Euch allseits um Verzeihung.
Denn, wie ihr billig seyd, so werdet ihr erwägen,
Daß von Athen nach Ettersburg
Mit einem Salto-mortale
Nur zu gelangen war.
Auch ist er sich bewußt,
Mit so viel Gutmüthigkeit und Ehrbarkeit
Des alten declarirten Böswichts
Verrufene Späße
Hier eingeführt zu haben,
Daß er sich euers Beifalls schmeicheln darf.
Dann bitten wir euch, zu bedenken,
Und etwas Denken ist dem Menschen immer nütze,
Daß mit dem Scherz es wie mit Wunden ist,
Die niemals nach so ganz gemeßnem Maß,
Und reinlich abgezogenem Gewicht geschlagen werden.

Wir haben, nur gar kurz gefaßt,
Des ganzen Werkes Eingang
Zur Probe hier demüthig vorgestellt;
Sind aber auch erbötig,
Wenn es gefallen hat,
Den weiteren weitläufigen Erfolg
Von dieser wunderbaren doch wahrhaftigen Geschichte
Nach unsern besten Kräften vorzutragen.

Der Groß-Cophta.

Ein Luſtſpiel

in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Der Domherr.
Der Graf.
Der Ritter.
Der Marquis.
Die Marquiſe.
Ihre Nichte.
Der Oberſt der Schweizergarde.
Saint Jean, Bedienter des Domherrn.
La Fleur, Bedienter des Marquis.
Jäck, ein Knabe, Diener der Marquiſe.
Geſellſchaft von Herren und Damen.
Zwey Hofjuweliere.
Jünglinge.
Kinder.
Ein Kammermädchen.
Sechs Schweizer.
Bediente.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Erleuchteter Saal.

(Im Grunde des Theaters an einem Tiſche eine Geſellſchaft von zwölf bis funfzehn Perſonen bei'm Abendeſſen. An der rechten Seite ſitzt der Domherr, neben ihm hinterwärts die Marquiſe, dann folgt eine bunte Reihe; der letzte Mann auf der linken Seite iſt der Ritter. Das Deſſert wird aufgetragen und die Bedienten entfernen ſich. Der Domherr ſteht auf und geht nachdenklich am Proſcenio hin und wieder. Die Geſellſchaft ſcheint ſich von ihm zu unterhalten. Endlich ſteht die Marquiſe auf und geht zu ihm. Die Ouvertüre, welche bis dahin fortgedauert, hört auf, und der Dialog beginnt.)

Marquiſe.

Iſt es erlaubt, ſo zerſtreut zu ſeyn? gute Geſellſchaft zu fliehen, ſeinen Freunden die Luſt traulicher Stunden zu verderben? Glauben Sie, daß wir ſcherzen und genießen können, wenn unſer Wirth den Tiſch verläßt, den er ſo gefällig bereitet hat? Schon dieſen ganzen Abend ſcheinen Sie nur dem Körper nach ge-

gewärtig. Noch hofften wir gegen das Ende der Tafel, jetzt da ſich die Bedienten entfernt haben, Sie heiter, offen zu ſehen, und Sie ſtehen auf, Sie treten von uns weg, und gehen hier am andern Ende des Saals gedankenvoll auf und nieder, als wenn nichts in der Nähe wäre, das Sie intereſſiren, das Sie beſchäftigen könnte.

Domherr. Sie fragen was mich zerſtreut? Marquiſe, meine Lage iſt Ihnen bekannt — wäre es ein Wunder wenn ich von Sinnen käme? Iſt es möglich daß ein menſchlicher Geiſt, ein menſchliches Herz, von mehr Seiten beſtürmt werden kann als das meinige! Welche Natur muß ich haben daß ſie nicht unterliegt! Sie wiſſen was mich aus der Faſſung bringt, und fragen mich?

Marquiſe. Aufrichtig, ſo ganz klar ſeh' ich es nicht ein. Geht doch alles wie Sie es nur wünſchen können!

Domherr. Und dieſe Erwartung, dieſe Ungewißheit?

Marquiſe. Wird doch wenige Tage zu ertragen ſeyn? — Hat nicht der Graf, unſer großer Lehrer und Meiſter, verſprochen uns alle und Sie beſonders weiter vorwärts in die Geheimniſſe zu führen? Hat er nicht den Durſt nach geheimer Wiſſenſchaft, der uns alle quält, zu ſtillen, jeden nach ſeinem Maße zu be-

friedigen verſprochen? Und können wir zweifeln, daß er ſein Wort halten werde?

Domherr. Gut! er hat. — Verbot er aber nicht zugleich alle Zuſammenkünfte, wie eben die iſt die wir jetzt hinter ſeinem Rücken wagen? Gebot er uns nicht Faſten, Eingezogenheit, Enthaltſamkeit, ſtrenge Sammlung und ſtille Betrachtung der Lehren, die er uns ſchon überliefert hat? — Und ich bin leichtſinnig genug, heimlich in dieſem Gartenhauſe eine fröhliche Geſellſchaft zu verſammeln, dieſe Nacht der Freude zu weihen, in der ich mich zu einer großen und heiligen Erſcheinung vorbereiten ſoll! — Schon mein Gewiſſen ängſtiget mich, wenn er es auch nicht erführe. Und wenn ich nun gar bedenke daß ſeine Geiſter ihm gewiß alles verrathen, daß er vielleicht auf dem Wege iſt uns zu überraſchen! — Wer kann vor ſeinem Zorn beſtehen? — Ich würde vor Scham zu Boden ſinken — jeden Augenblick! — es ſcheint mir, ich höre ihn; ich höre reiten, fahren. (Er eilt nach der Thüre.)

Marquiſe (für ſich). O Graf! du biſt ein unnachahmlicher Schelm! Der meiſterhafteſte Betrüger! Immer hab' ich dich im Auge, und täglich lern' ich von dir! Wie er die Leidenſchaft dieſes jungen Mannes zu brauchen, ſie zu vermehren weiß! Wie er ſich ſeiner ganzen Seele bemächtigt hat, und ihm unumſchränkt gebietet! Wir wollen ſehen ob unſre Nachahmung glückt. (Der Domherr kommt zurück.) Bleiben Sie außer Sorgen.

Der Graf weiß viel; allwissend ist er nicht, und dieses Fest soll er nicht erfahren. — Seit vierzehn Tagen habe ich Sie, habe ich unsre Freunde nicht gesehen, habe mich vierzehn Tage in einem elenden Landhause verborgen gehalten, manche langweilige Stunde ausdauern müssen, nur um in der Nähe unsrer angebeteten Prinzessin zu seyn, manchmal ein Stündchen ihr heimlich aufzuwarten und von den Angelegenheiten eines geliebten Freundes zu sprechen. Heute kehre ich nach der Stadt zurück, und es war sehr freundlich von Ihnen, daß Sie mir auf halbem Wege, hier in diesem angenehmen Landhause, ein Gastmahl bereiteten, mir entgegen kamen und meine besten Freunde zu meinem Empfange versammelten. Gewiß, Sie sind der guten Nachrichten werth, die ich Ihnen bringe. Sie sind ein warmer, ein angenehmer Freund. Sie sind glücklich, Sie werden glücklich seyn; nur wünschte ich, daß Sie auch Ihres Glücks genössen.

Domherr. Es wird sich bald geben, bald!

Marquise. Kommen Sie, setzen Sie sich. Der Graf ist abwesend, seine vierzigtägigen Fasten in der Einsamkeit auszuhalten, und sich zu dem großen Werke vorzubereiten. Er erfährt unsre Zusammenkünfte nicht, so wenig er unser großes Geheimniß erfahren darf. (Bedenklich) Könnte es vor der Zeit entdeckt werden, daß die Prinzessin verzeiht, daß sich der Fürst wahrscheinlich durch eine geliebte Tochter bald versöhnen

läßt; wie leicht könnte das ganze schöne Gebäude durch die Bemühungen der Mißgunst zu Grunde gehen! Ausdrücklich hat mir die Prinzessin, die Ihre Verbindung mit dem Grafen kennt, befohlen, diesem Manne, den sie fürchtet, unsre wichtige Angelegenheit zu verbergen.

Domherr. Ich hange ganz von ihrem Willen ab; auch dieses schwere Gebot will ich erfüllen, ob ich gleich überzeugt bin, daß ihre Furcht ungegründet ist. Dieser große Mann würde uns eher nützen als schaden. Vor ihm sind alle Stände gleich. Zwey liebende Herzen zu verbinden ist sein angenehmstes Geschäft. Meine Schüler, pflegt er zu sagen, sind Könige, werth die Welt zu regieren und eines jeden Glückes werth. — Und wenn es ihm seine Geister anzeigen, wenn er sieht, daß in diesem Augenblick Mißtrauen gegen ihn unsre Herzen zusammenzieht, da er die Schätze seiner Weisheit vor uns eröffnet!

Marquise. Ich kann nur sagen, daß es die Prinzessin ausdrücklich verlangt.

Domherr. Es sey. Ich gehorche ihr, und wenn ich mich zu Grunde richten sollte.

Marquise. Und wir bewahren unser Geheimniß leicht, da niemand auch nur von ferne vermuthen kann, daß die Prinzessin Sie begünstigt.

Domherr. Gewiß, jederman glaubt mich in Ungnade, auf ewig vom Hofe entfernt. Mitleidig, ja verachtend sind die Blicke der Menschen, die mir be-

gegnen. Nur durch einen großen Aufwand, durch Ansehn meiner Freunde, durch Unterstützung mancher Unzufriedenen erhalte ich mich aufrecht. Gebe der Himmel daß meine Hoffnungen nicht trügen, daß dein Versprechen in Erfüllung gehe!

Marquise. Mein Versprechen? — Sagen Sie nicht mehr so, bester Freund. Bisher war es mein Versprechen; aber seit diesem Abend, seitdem ich Ihnen einen Brief überbrachte, gab ich Ihnen nicht mit diesem Briefe die schönsten Versicherungen in die Hände?

Domherr. Ich habe es schon tausendmal geküßt, dieses Blatt. (Er bringt ein Blatt aus der Tasche.) Laß es mich noch tausendmal küssen! Von meinen Lippen soll es nicht kommen, bis die heißen begierigen Lippen auf ihrer schönen Hand verweilen können: auf der Hand, die mich unaussprechlich entzückt, indem sie mir auf ewig mein Glück versichert.

Marquise. Und wenn dann der Schleier von diesem Geheimniß hinwegfällt, und Sie mit dem völligen Glanze des vorigen Glückes, ja in einem weit schönern vor den Augen der Menschen da stehn, neben einem Fürsten, der Sie wieder erkennt, neben einer Fürstin, die Sie nie verkannt hat; wie wird dieses neue, dieses leuchtende Glück die Augen des Neides blenden, und mit welcher Freude werde ich Sie an dem Platze sehen den Sie so sehr verdienen! —

Domherr. Und mit welcher Dankbarkeit werde

ich eine Freundin zu belohnen wiſſen, der ich alles ſchuldig bin!

Marquiſe. Reden Sie nicht davon. Wer kennt Sie, und iſt nicht gleich lebhaft für Sie hingeriſſen? Wer wünſcht nicht Ihnen, ſelbſt mit Aufopferung, zu dienen?

Domherr. Horch! es kommt ein Wagen angefahren. Was iſt das?

Marquiſe. Seyn Sie unbeſorgt; er fährt vorbei. Die Thüren ſind verſchloſſen, die Läden verwahrt; ich habe auf's genaueſte die Fenſter zudecken laſſen, daß niemand den Schein eines Lichts bemerken kann. Niemand wird glauben, daß in dieſem Hauſe Geſellſchaft ſey.

Domherr. Welch ein Lärm, welch ein Getümmel?

(Ein Bedienter tritt ein.)

Es iſt ein Wagen vorgefahren; man pocht an die Thür, als wenn man ſie einſchlagen wollte. Ich höre des Grafen Stimme; er droht und will eingelaſſen ſeyn.

Marquiſe. Iſt das Haus verriegelt? — Macht ihm nicht auf! Rührt euch nicht. Antwortet nicht. Wenn er ausgetobt hat, mag er abfahren.

Domherr. Sie bedenken nicht, mit wem wir zu thun haben. — Macht ihm auf! Wir widerſtehn vergebens.

Bediente (die hereinſtürzen). Der Graf! der Graf!

Marquiſe. Wie iſt er hereingekommen?

Bedienter. Die Thüren thaten ſich von ſelbſt auf; beide Flügel.

Domherr. Wo ſoll ich hin?

Die Frauen. Wer wird uns retten!

Ritter. Nur getroſt!

Die Frauen. Er kommt! er kommt!

Zweyter Auftritt.

Der Graf. Vorige.

Graf (unter der Thüre hinterwärts ſprechend). Aſſaraton! Pantaſſaraton! Dienſtbare Geiſter bleibt an der Thüre, laßt niemand entwiſchen! leidet nicht, daß jemand über die Schwelle gehe, der nicht von mir bezeichnet iſt.

Die Frauen. Weh uns!

Die Männer. Was ſoll das werden!

Graf. Uriel, du zu meiner Rechten, Ithuriel, du zu meiner Linken, tretet herein. Beſtrafet die Verbrecher, denen ich dießmal nicht vergeben werde.

Die Frauen. Wohin verkriech' ich mich!

Domherr. Es iſt alles verloren!

Graf. Uriel! (Pauſe, als wenn er Antwort vernähme.) So recht! — „hier bin ich!" das iſt dein gewöhnlicher Spruch, folgſamer Geiſt! — Uriel, faſſe dieſe Weiber!

(Die

(Die Mädchen thun einen lauten Schrei.) Führe ſie weit über Berg und Thal, ſetze ſie auf einen Kreuzweg nieder; denn ſie glauben nicht, ſie gehorchen nicht, bis ſie fühlen. Greif zu!

Die Frauen. Ai! Ai! Er hat mich! — Großer Meiſter, um Gotteswillen!

Marquiſe. Herr Graf!

Die Frauen. Knieend bitten wir unſre Schuld ab.

Graf. Uriel, du bitteſt für ſie! Soll ich mich erweichen laſſen?

Die Frauen. Bitte für uns, Uriel!

Marquiſe. Iſt es erlaubt, dieſe Geſchöpfe ſo zu ängſtigen!

Graf. Was! Was! Auf Ihre Kniee nieder, Madame! Nicht vor mir, vor den unſichtbaren Mächten, die neben mir ſtehen, auf die Kniee! Können Sie ein ſchuldloſes Herz, ein freies Angeſicht gegen dieſe himmliſchen Geſtalten wenden?

Ein Mädchen. Siehſt du was?

Die Andre. Einen Schatten, ganz dicht an ihm!

Graf. Wie ſieht es in Ihrem Herzen aus?

Marquiſe. Großer Meiſter! Schone des zarten Geſchlechts!

Graf. Ich bin gerührt, nicht erweicht. Ithuriel! ergreife dieſe Männer, führe ſie in meine tiefſten Keller.

Domherr. Mein Herr und Meiſter!

Ritter. Nicht ein Wort mehr! Ihre Geiſter erſchrecken uns nicht, und hier iſt eine Klinge gegen Sie ſelbſt. Glauben Sie nicht, daß wir noch Arm und Muth genug haben, uns und dieſe Frauen zu vertheidigen?

Graf. Thörichter Jüngling! Zieh völlig, ziehe! Stoß hieher, hieher auf dieſe freie unbeſchützte Bruſt! ſtoß her, daß ein Zeichen geſchehe für dich und alle. Ein dreyfacher Harniſch, der Rechtſchaffenheit, der Weisheit, der Zauberkraft ſchützt dieſe Bruſt. Stoß her und ſuche die Stücke deiner zerbrochenen Klinge beſchämt zu meinen Füßen.

Die Männer. Welche Majeſtät!

Die Frauen. Welche Gewalt!

Die Männer. Welche Stimme!

Die Frauen. Welch ein Mann!

Der Ritter. Was ſoll ich thun?

Domherr. Was kann das werden?

Marquiſe. Was ſoll ich ſagen?

Graf. Steht auf! ich begnadige das unverſtändige Geſchlecht. Meine verirrten Kinder will ich nicht ganz verſtoßen; doch alle Züchtigung erlaß ich euch nicht.

(zu den Männern:)

Entfernt euch! (die Männer treten in den Grund zurück.)

(zu den Frauen:)

und ihr, faßt und ſammelt euch!

(als wenn er vertraulich zu den Geiſtern ſpräche:)

Uriel! Ithuriel! geht zu euren Brüdern!

(zu den Frauen:)

Nun laßt hören, ob ihr meiner Lehren noch eingedenk ſeyd. — Was ſind die Haupttugenden der Weiber?

Erſtes Mädchen. Geduld und Gehorſam.

Graf. Was iſt ihr Sinnbild?

Zweytes Mädchen. Der Mond.

Graf (gegen die Marquiſe). Warum?

Marquiſe. Weil er ſie erinnert, daß ſie kein eigen Licht haben, ſondern daß ſie allen Glanz vom Manne erhalten.

Graf. Wohl, das merkt euch! — Und nun, wenn ihr nach Hauſe fahrt, werdet ihr linker Hand das erſte Viertel am klaren Himmel erblicken; dann ſprecht unter einander: ſeht, wie zierlich es da ſteht! welches gemäßigte Licht! welche ſchöne Taille! welche Sittſamkeit! das wahre Bild einer liebenswürdigen heranwachſenden Jungfrau. Erblickt ihr künftig den Vollmond, ſo ermahnt euch unter einander, und ſprecht: wie ſchön glänzt das Bild einer glücklichen Hausfrau! ſie wendet ihr Geſicht gerade ihrem Manne zu; ſie fängt die Strahlen ſeines Lichtes auf, die ſanft und lieblich von ihr wiederglänzen. Das bedenkt recht, und führt unter einander dieſes Bild aus, ſo gut ihr nur könnt; ſetzt eure Betrachtungen ſo weit fort als ihr vermöget; bildet euren Geiſt, erhebt euer Gemüth: denn ſo nur könnt ihr würdig werden, das Angeſicht des Groß-Cophta zu ſchauen. — Nun geht! über-

tretet keines meiner Gebote, und der Himmel behüte euch vor dem abnehmenden Lichte, vor dem betrübten Witwenſtande! — Ihr fahrt ſogleich ſämmtlich nach der Stadt, und nur eine ſtrenge Buße kann euch Vergebung erwerben und die Ankunft des Groß-Cophta beſchleunigen. Lebt wohl.

Marquiſe (bei Seite). Der verwünſchte Kerl! Er iſt ein Fantaſt, ein Lügner, ein Betrüger; ich weiß es, ich bin's überzeugt; und doch imponirt er mir! (Die Frauenzimmer neigen ſich und gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen (außer den Damen).

Graf. Nun Ritter und ihr andern, tretet herbei! Ich hab' euch vergeben; ich ſeh' euch beſchämt, und meine Großmuth überläßt eurem eigenen Herzen Strafe und Beſſerung.

Ritter. Wir erkennen deine Huld, väterlicher Meiſter.

Graf. Wenn ihr aber in der Folge meine Verordnungen überſchreitet, wenn ihr nicht alles anwendet, den begangenen Fehler wieder gut zu machen: ſo hoffet nie das Angeſicht des Groß-Cophta zu ſehen, nie an der Quelle der Weisheit eure durſtigen Lippen zu erquicken. — Nun, laßt hören, habt ihr gefaßt, was

ich euch überlieferte? — Wann soll ein Schüler seine Betrachtungen anstellen?

Ritter. Bei Nachtzeit.

Graf. Warum?

Erster Schüler. Damit er desto lebhafter fühle, daß er im Finstern wandelt.

Graf. Welche Nächte soll er vorziehen?

Zweyter Schüler. Nächte, wenn der Himmel klar ist und die Sterne funkeln.

Graf. Warum?

Ritter. Damit er einsehe, daß viele tausend Lichter noch nicht hell machen, und damit seine Begierde nach der einzig erleuchtenden Sonne desto lebhafter werde.

Graf. Welchen Stern soll er vorzüglich im Auge haben?

Erster Schüler. Den Polarstern.

Graf. Was soll er sich dabei vorstellen?

Zweyter Schüler. Die Liebe des Nächsten.

Graf. Wie heißt der andere Pol?

Erster Schüler. Die Liebe der Weisheit.

Graf. Haben diese beiden Pole eine Achse?

Ritter. Freilich, denn sonst könnten sie keine Pole seyn. Diese Achse geht durch unser Herz, wenn wir rechte Schüler der Weisheit sind, und das Universum dreht sich um uns herum.

Graf. Sage mir den Wahlſpruch des erſten Grades.

Ritter. Was du willſt, das dir die Leute thun ſollen, wirſt du ihnen auch thun.

Graf. Erkläre mir dieſen Spruch.

Ritter. Er iſt deutlich, er bedarf keiner Erklärung.

Graf. Wohl! — Nun geht in den Garten, und faßt den Polarſtern recht in die Augen.

Ritter. Es iſt ſehr trübe, großer Lehrer; kaum daß hie und da ein Sternchen durchblinkt.

Graf. Deſto beſſer! — So bejammert euren Ungehorſam, euren Leichtſinn, eure Leichtfertigkeit; das ſind Wolken, welche die himmliſchen Lichter verdunkeln.

Ritter. Es iſt kalt, es geht ein unfreundlicher Wind, wir ſind leicht gekleidet.

Graf. Hinunter! hinunter mit euch! Darf ein Schüler der Weisheit frieren? — Mit Luſt ſollter ihr eure Kleider abwerfen, und die heiße Begierde eures Herzens, der Durſt nach geheimer Wiſſenſchaft ſollte Schnee und Eis zum Schmelzen bringen. Fort mit euch! fort!

(Der Ritter und die andern mit einer Verbeugung ab.)

Vierter Auftritt.

Der Graf. Der Domherr.

Graf. Nun hervor mit Ihnen, Domherr! hervor! Sie erwartet ein ſtrenger Gericht. — Ihnen hätte ich es nicht zugetraut. Der Schüler, dem ich mehr als allen andern die Hand reiche, den ich mit Gewalt zu mir heraufziehe, dem ich ſchon die Geheimniſſe des zweyten Grades enthüllt habe — dieſer beſteht ſo ſchlecht bei einer geringen Prüfung! — Nicht die Drohungen ſeines Meiſters, nicht die Hoffnung den Groß-Cophta zu ſehen, können ihn abhalten, ſeine Gelage nur wenige Nächte zu verſchieben. Pfui! iſt das männlich? iſt das weiſe? Die Lehren des größten Sterblichen! die Hülfe der Geiſter! die Eröffnung aller Geheimniſſe der Natur, eine ewige Jugend, eine immer gleiche Geſundheit, eine unverwüſtliche Stärke, eine nie verſchwindende Schönheit! Um dieſe größten Schätze der Welt bemühſt du dich, und kannſt nicht einem Abendſchmauſe entſagen!

Domherr (niederkniend). Du haſt mich oft zu deinen Füßen geſehen; hier lieg' ich wieder. Vergib mir! entziehe mir nicht deine Huld. — Die Reize — die Lockung — die Gelegenheit — die Verführung! — Nie ſollſt du mich wieder ungehorſam finden! gebiete! lege mir auf was du willſt!

Graf. Wie kann ich mit dir zürnen, du mein Liebling! wie kann ich dich verſtoßen, du Erwählter

des Schickſals! Steh auf, komm an meine Bruſt, von der du dich, ſelbſt mit Gewalt, nicht losreißen kannſt.

Domherr. Wie entzückſt du mich! — Aber darf ich in dieſem Augenblicke, wo ich büßen und trauren ſollte, darf ich als ein Zeichen der Verſöhnung mir eine Gnade von dir ausbitten?

Graf. Sprich, mein Theurer!

Domherr. Laß mich nicht länger in Ungewißheit, gib mir ein helleres Licht über den wunderbaren Mann, den du Groß-Cophta nennſt, den du uns zeigen willſt, von dem du uns ſo viel verſprichſt. Sage mir wer iſt er? Wo iſt er? Iſt er ſchon nah? Werd' ich ihn ſehen? Kann er mich würdigen? Kann er mich aufnehmen? Wird er mir die Lehren überliefern, nach denen mein Herz ſo heftig begehrt?

Graf. Mäßig! mäßig, mein Sohn! Wenn ich dir nicht gleich alles entdecke, ſo iſt dein Beſtes meine Abſicht. — Deine Neugierde zu wecken, deinen Verſtand zu üben, deine Gelehrſamkeit zu beleben, das iſt es was ich wünſche! ſo möchte ich mich um dich verdient machen. — Hören und lernen kann jedes Kind; merken und rathen müſſen meine Schüler. — Als ich ſagte: Cophta, fiel dir nichts ein?

Domherr. Cophta! Cophta! — Wenn ich dir es geſtehen ſoll, wenn ich mich vor dir nicht zu ſchämen brauche! Meine Einbildungskraft verließ ſogleich dieſen

kalten, beſchränkten Welttheil; ſie beſuchte jenen heißen Himmelsſtrich, wo die Sonne noch immer über unſäglichen Geheimniſſen brütet. Aegypten ſah ich auf einmal vor mir ſtehen; eine heilige Dämmerung umgab mich; zwiſchen Pyramiden, Obelisken, ungeheuren Sphinxen, Hieroglyphen verirrte ich mich; ein Schauer überfiel mich. — Da ſah' ich den Groß-Cophta wandeln; ich ſah' ihn umgeben von Schülern, die wie mit Ketten an ſeinen klugen Mund gebunden waren.

Graf. Dießmal hat dich deine Einbildungskraft nicht irre geführt. Ja, dieſer große, herrliche, und ich darf wohl ſagen, dieſer unſterbliche Greis iſt es, von dem ich euch ſagte, den ihr zu ſehen dereinſt hoffen dürfet. In ewiger Jugend wandelt er ſchon Jahrhunderte auf dieſem Erdboden. Indien, Aegypten iſt ſein liebſter Aufenthalt. Nackt betritt er die Wüſten Libyens; ſorglos erforſcht er dort die Geheimniſſe der Natur. Vor ſeinem gebieteriſch hingeſtreckten Arm ſtutzt der hungrige Löwe; der grimmige Tiger entflieht vor ſeinem Schelten, daß die Hand des Weiſen ruhig heilſame Wurzeln aufſuche, Steine zu unterſcheiden wiſſe, die wegen ihrer geheimen Kräfte ſchätzbarer ſind als Gold und Diamanten.

Domherr. Und dieſen trefflichen Mann ſollen wir ſehen? Gib mir einen Wink, auf welche Weiſe es möglich ſey?

Graf. O du Kurzſichtiger! welche Winke ſoll ich dir geben? Dir, deſſen Augen geſchloſſen ſind!

Domherr. Nur Ein Wort!

Graf. Es iſt genug! — Was der Hörer wiſſen ſoll, pflege ich ihm nie zu ſagen.

Domherr. Ich brenne vor Begierde, beſonders ſeitdem du mich in den zweyten Grad der Geheimniſſe erhoben haſt. O! daß es möglich wäre, daß du mir auch ſogleich den dritten ſchenkteſt.

Graf. Es kann nicht geſchehen!

Domherr. Warum?

Graf. Weil ich noch nicht weiß, wie du die Lehren des zweyten Grades gefaßt haben magſt und ausüben wirſt.

Domherr. Prüfe mich ſogleich.

Graf. Es iſt jetzt nicht Zeit.

Domherr. Nicht Zeit?

Graf. Haſt du ſchon vergeſſen, daß die Schüler des zweyten Grades ihre Betrachtungen bei Tage und beſonders Morgens anſtellen ſollen?

Domherr. So ſey es denn morgen bei guter Zeit.

Graf. Gut! Nun aber zuvörderſt die Buße nicht verſäumt! — Hinunter zu den Andern in den Garten! — — Aber du ſollſt einen großen Vorzug vor ihnen haben. — — Wende ihnen den Rücken zu — ſchaue gegen Mittag. Von Mittag kommt der Groß-

Cophta; dieſes Geheimniß entdeck' ich dir allein. Alle Wünſche deines Herzens eröffne ihm; ſprich ſo leiſe du willſt, er hört dich.

Domherr. Ich gehorche mit Freuden.

(Er küßt dem Grafen die Hand und entfernt ſich.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf. Saint Jean.

Saint Jean (der vorſichtig herein tritt). Hab' ich meine Sachen nicht recht gemacht?

Graf. Du haſt deine Pflicht erfüllt.

Saint Jean. Flogen die Thüren nicht auf, als wenn Geiſter ſie von einander ſprengten? Meine Kameraden erſchracken und flohen; es hat keiner was geſehen noch gemerkt.

Graf. Es mag gut ſeyn! Ich hätte ſie auch ohne dich aufgebracht; nur verlangt eine ſolche Operation mehr Umſtände. Ich nehme nur manchmal zu gemeinen Mitteln meine Zuflucht, um die edlen Geiſter nicht immer zu incommodiren. (Einen Beutel eröffnend.) Hier für deine Mühe! Gib dieß Geld nicht frevelhaft weg; es iſt philoſophiſches Gold. Es bringt Segen! — — Wenn man's in der Taſche behält, wird ſie nie leer.

Saint Jean. So! da will ich's wohl verwahren.

Graf. Wohl, und ſpare dir immer zwey, drey Goldſtücke dazu, du wirſt Wunder ſehen.

Saint Jean. Haben Sie das Gold ſelbſt gemacht, Herr Graf?

Graf. Ich gebe gar kein andres aus.

Saint Jean. Wie glücklich ſind Sie!

Graf. Weil ich Glückliche mache.

Saint Jean. Ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben.

Graf. Das ſoll dein Schade nicht ſeyn. Gehe hin und ſchweige, damit nicht Andre dieſe Quelle kennen lernen. In wenig Zeit ſollſt du die Stelle haben, um die du gebeten haſt.

(Bedienter ab.)

Sechster Auftritt.

Der Graf.

Glücklicherweiſe find' ich hier eine wohlbeſetzte Tafel, ein feines Deſſert, treffliche Weine. Der Domherr läßt's nicht fehlen. Wohl, hier kann ich meinen Magen reſtauriren, indeß die Menſchen glauben, ich halte meine vierzigtägigen Faſten. Ich ſcheine ihnen auch darum ein Halbgott, weil ich ihnen meine Bedürfniſſe zu verbergen weiß.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16238/364

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Wohnung des Marquis.

Der Marquis, hernach la Fleur.

Der Marquis (in einem ſehr eleganten Frack vor dem Spiegel). Geburt, Rang, Geſtalt, was ſind ſie alle gegen das Geld! Wie dank' ich der kühnen Induſtrie meiner Frau, daß ſie mir ſo viel verſchafft. Wie anders ſeh' ich aus, da ich nun das erſtemal nach meinem Stande gekleidet bin! Ich kann nicht erwarten, bis ich mich öffentlich zeige. (Er klingelt.)

La Fleur. Was befehlen Sie, gnädiger Herr?

Marquis. Gib mir die Chatulle.

La Fleur (bringt ſie). So ſchwer hab' ich noch nie daran getragen.

Marquis (indem er die Chatulle öffnet). Was ſagſt du, ſind dieſe beiden Uhren nicht ſchön, die ich geſtern kaufte?

La Fleur. Sehr ſchön.

Marquis. Und dieſe Doſe?

La Fleur. Koſtbar und zierlich.

Marquis. Dieſer Ring?

La Fleur. Gehört auch Ihnen?

Marquis. Dieſe Schnallen? Dieſe Stahlknöpfe? Genug, alles zuſammen! Findeſt du mich nicht elegant und vornehm gekleidet?

La Fleur. Sie zeichnen ſich nun auf dem Spaziergange gewiß vor vielen aus.

Marquis. Wie wohl mir das thut! — Aus Noth ewig in der Uniform zu gehen, immer in der Menge verloren zu ſeyn, die Aufmerkſamkeit keines Menſchen zu reizen! Ich hätte lieber todt ſeyn mögen als länger ſo leben. — Iſt die Nichte ſchon aufgeſtanden!

La Fleur. Ich glaube kaum. Sie hat wenigſtens das Frühſtück noch nicht gefordert. Es ſcheint mir ſie iſt erſt wieder eingeſchlafen, ſeitdem Sie heute früh von ihr weggeſchlichen.

Marquis. Unverſchämter! — Stille!

La Fleur. Unter uns darf ich doch aufrichtig ſeyn!

Marquis. Wenn dir in Gegenwart meiner Frau ſo ein Wort entführe!

La Fleur. Glauben Sie nicht daß ich Herr über meine Lippen bin?

Marquis. Noch kann die Marquiſe unmöglich etwas argwöhnen. Sie hält die Nichte für ein Kind,

in drey Jahren haben sie sich nicht gesehen; ich fürchte, wenn sie das Kind recht ansieht —

La Fleur. Das möchte noch alles gehen. Wenn sie nur nicht die Bekanntschaft mit dem alten Herenmeister hätte; vor dem fürchte ich mich. Der Mann ist ein Wunder! Alles weiß er, alles verrathen ihm seine Geister. Wie ging es im Hause des Domherrn? Der Zauberer entdeckte ein wichtiges Geheimniß, und nun sollte es der Kammerdiener verschwatzt haben.

Marquis. Er ist eben, so viel ich weiß, nicht der größte Freund meiner Frau.

La Fleur. Ach er bekümmert sich um alles; und wenn er seine Geister fragt, bleibt ihm nichts verborgen.

Marquis. Sollte denn das alles wahr seyn was man von ihm erzählt?

La Fleur. Es zweifelt niemand daran. Nur die Wunder, die ich gewiß weiß —

Marquis. Es ist doch sonderbar! — Sieh zu, es fährt ein Wagen vor.

(La Fleur ab.)

Marquis. Wenn meine Frau mein Verhältniß zur schönen Nichte erfahren könnte! — Nun, es käme auf den ersten Augenblick an. Wenn sie ihre Plane durchsetzt, wenn ich ihr zum Werkzeug diene, läßt sie mich dann nicht machen was ich will? — Sie selbst!

Zweyter Auftritt.

Der Marquis. Die Marquiſe.

Marquiſe. Ich komme früher als ich dachte.

Marquis. Ich freue mich dich endlich wieder zu ſehen.

Marquiſe. Warum kamſt du mir nicht auch entgegen? Der Domherr hatte dich eingeladen.

Marquis. Verzeih mir! Ich hatte eben geſtern vieles zu berichtigen. Du ſchriebſt mir ja, daß ich mich zu einer Reiſe vorbereiten ſollte.

Marquiſe. Du haſt nicht viel verloren. Der Domherr war unleidlich und die Geſellſchaft verſtimmt. Zuletzt überraſchte uns noch der Graf und jagte uns auseinander. Man muß ſich nun einmal die Tollheiten dieſes Menſchen gefallen laſſen.

Marquis (lächelnd). Wie geht es denn mit deiner Unterhandlung? (Ironiſch) Haſt du dich bei Hofe recht eingeſchmeichelt?

Marquiſe. Es iſt wahr, wir haben uns lange nicht geſehen. Du warſt abweſend als ich verreiſte. Gleich als der Fürſt und die Prinzeſſin auf das Luſtſchloß hinaus gezogen waren, miethete ich mir ein kleines Landhaus in der Nähe, und wohnte da ganz im Stillen; indem ſich der Domherr einbildete ich ſehe die Prinzeſſin täglich. Ich ſchickte ihm Boten, ich erhielt

Briefe

Briefe von ihm, und ſeine Hoffnung war auf's äußerſte geſpannt. Denn wie unglücklich dieſer Mann iſt, ſeitdem ihn ſein unkluges Betragen vom Hofe entfernt hat, wie leichtgläubig, wenn ſeinen Hoffnungen geſchmeichelt wird, läßt ſich nicht denken. Ich brauchte es nicht ſo künſtlich anzulegen als ich es gethan habe, und ich überredete ihn doch.

Marquis. Aber auf die Länge kann dieſes Mährchen nicht halten.

Marquiſe. Dafür laß mich ſorgen. Er iſt jetzt nahe dem Gipfel ſeiner Glückſeligkeit. Heute Nacht, als er mich auf ſeinem Landhauſe empfing, brachte ich ihm einen Brief von der Prinzeſſin —

Marquis. Von der Prinzeſſin?

Marquiſe. Den ich ſelbſt geſchrieben hatte. Er war in allgemeinen Ausdrücken gefaßt; die Ueberbringerin, hieß es, würde mehr ſagen.

Marquis. Und weiter?

Marquiſe. Ich kündigte ihm die Gnade der Prinzeſſin an; ich verſicherte ihn, daß ſie ſich bei ihrem Vater verwenden und die Gnade des Fürſten gewiß für ihn wieder erlangen würde.

Marquis. Gut! aber welchen Vortheil verſprichſt du dir von allem dieſem?

Marquiſe. Erſtlich eine Kleinigkeit, in die wir uns auf der Stelle theilen wollen.

(Sie zieht einen Beutel hervor.)

Marquis. Beſtes Weib!

Marquiſe. Das erhielt ich vom Domherrn, um die Garderobe der Fürſtin mir günſtig zu machen. Zähle dir nur gleich deine Hälfte davon ab.

Marquis (tritt an den Tiſch und zählt, ohne auf das, was ſie ſagt, Acht zu geben).

Marquiſe. Aber, wie geſagt, eine Kleinigkeit! — Gelingt nur mein Anſchlag, ſo ſind wir auf immer geborgen. — Die Hofjuweliere haben ſchon lange ein koſtbares Halsband liegen, das ſie gern verkaufen möchten; der Domherr hat ſo viel Credit, daß ſie es ihm wohl einhändigen, wenn er ihnen eine terminliche Zahlung garantirt, und ich —

Marquis (der nach ihr hinſieht). Was ſagſt du von Terminen? von Zahlung?

Marquiſe. Merkſt du denn nicht auf? Du biſt ſo ganz bei dem Gelde.

Marquis. Hier haſt du deine Hälfte! Die meine ſoll gut angewendet werden. Sieh einmal, wie ich mich herausgeputzt habe.

(Er zeigt ſich ihr; dann tritt er vor den Spiegel.)

Marquiſe (für ſich). O des eitlen, kleinlichen Menſchen!

Marquis (ſich herumdrehend). Was wollteſt du ſagen?

Marquiſe. Du hätteſt beſſer aufgemerkt, wenn du hätteſt ahnen können, von welcher wichtigen Sache

ich ſprach. Es iſt nichts weniger als mit einem einzigen Schlage unſer ganzes Glück zu machen.

Marquis. Und wie?

Marquiſe. Erinnerſt du dich von dem koſtbaren Halsbande gehört zu haben, das die Hofjuweliere arbeiten ließen, in Hoffnung, der Fürſt ſolle ſeiner Tochter damit ein Geſchenk machen.

Marquis. Ganz recht! Ich habe es ſogar dieſe Woche noch bei ihnen geſehen, als ich dieſen Ring kaufte; es iſt von unglaublicher Schönheit. Man weiß nicht, ob man die Größe der Steine, ihre Gleichheit, ihr Waſſer, die Anzahl, oder den Geſchmack, womit ſie zuſammengeſetzt ſind, am meiſten bewundern ſoll. Ich konnte mich vom Anblick nicht ſcheiden; dieſer Ring verſchwand zu nichts dagegen; ich ging recht unzufrieden weg, und konnte mir das Halsband einige Tage nicht aus dem Sinne ſchaffen.

Marquiſe. Und dieſes Halsband ſoll unſer werden!

Marquis. Dieſes Halsband? Unſer? Du erſchreckſt mich! Welch ein ungeheurer Gedanke!

Marquiſe. Glaubſt du, daß ich weiter keine Abſicht habe, als dir für Uhren, Ringe und Stahlknöpfe zu ſorgen? Ich bin gewohnt armſelig zu leben, aber nicht armſelig zu denken. — Wir haben uns lange genug elend beholfen, unter unſerm Stande, unter der Würde meiner großen Vorfahren leben müſſen; jetzt,

da sich eine Gelegenheit darbieten, will ich gewiß nicht kleinlich seyn und sie entschlüpfen lassen.

Marquis. Aber ums Himmels willen, was ist dein Plan? Wie ist es möglich ihn auszuführen?

Marquise. Höre mich! Dem Domherrn mach' ich glauben, die Prinzessin wünsche das Halsband zu besitzen, und daran sage ich keine ganze Unwahrheit: denn man weiß daß es ihr außerordentlich gefallen hat und daß sie es gern besessen hätte. Ich sage dem Domherrn ferner: die Prinzessin wünsche das Halsband zu kaufen und verlange von ihm, daß er nur seinen Namen dazu hergeben solle, daß er den Kauf mit den Juwelieren schließe, die Termine festsetze und allenfalls den ersten Termin bezahle. Sie wolle ihn völlig schadlos halten und diesen Dienst als ein Pfand seiner Treue, seiner Ergebenheit ansehen.

Marquis. Wie verblendet muß er seyn so viel zu wagen!

Marquise. Er glaubt ganz sicher zu gehen. Auch habe ich ihm schon ein Blatt zugestellt, in welchem die Prinzessin ihm Sicherheit zu versprechen scheint.

Marquis. Liebe Frau, das wird gefährlich!

Marquise. Schäme dich! Mit mir darfst du alles wagen. Ich habe mich schon vorgesehen in Absicht auf die Ausdrücke, die Unterschrift. Sey nur ruhig! — Und wenn alles entdeckt würde, bin ich nicht als ein Seitenzweig der fürstlichen Familie so gut als aner-

kannt! — Höre nur! Der Domherr iſt jetzt voller Freuden über dieſes Vertrauen; er ſieht darin ein gewiſſes Zeichen der neugeſchenkten Gunſt, und wünſcht nichts ſehnlicher, als daß der Kauf zu Stande und das Halsband ſchon in ihren Händen ſey.

Marquis. Und dieſes Halsband denkſt du zu unterſchlagen?

Marquiſe. Natürlich! Mache dich nur immer reiſefertig. Sobald der Schatz in unſern Händen iſt, wollen wir ihn nutzen. Wir brechen den Schmuck auseinander, du gehſt nach England hinüber, verkaufeſt, vertauſcheſt zuerſt die kleinen Steine mit Klugheit; ich komme nach, ſobald mir meine Sicherheit nicht mehr erlaubt hier zu bleiben; indeſſen will ich die Sache ſchon ſo führen und ſo verwirren, daß der Domherr allein ſtecken bleibt.

Marquis. Es iſt ein großes Unternehmen; aber ſage mir, fürchteſt du dich nicht in der Nähe des Grafen, dieſes großen Zauberers, ſolch einen Plan zu entwerfen?

Marquiſe. Ein großer Schelm iſt er! Seine Zauberey beſteht in ſeiner Klugheit, in ſeiner Unverſchämtheit. Er fühlt wohl daß ich ihn kenne. Wir betragen uns gegen einander wie ſich's gebührt; wir verſtehen einander, ohne zu ſprechen; wir helfen einander ohne Abrede.

Marquis. Aber die Geiſter, die er bei ſich hat?

Marquiſe. Poſſen!

Marquis. Die Wunder die er thut?

Marquiſe. Mährchen!

Marquis. So viele haben doch geſehen —

Marquiſe. Blinde!

Marquis. So viele glauben —

Marquiſe. Tröpfe!

Marquis. Es iſt zu allgemein! Die ganze Welt iſt davon überzeugt!

Marquiſe. Weil ſie albern iſt!

Marquis. Die Wundercuren —

Marquiſe. Charlatanerie!

Marquis. Das viele Geld, das er beſitzt —

Marquiſe. Mag er auf eben dem Wege erlangt haben, wie wir das Halsband zu erlangen gedenken.

Marquis. Du glaubſt alſo daß er nicht mehr weiß als ein Anderer?

Marquiſe. Du mußt unterſcheiden — wenn du kannſt. Er iſt kein gemeiner Schelm. Er iſt ſo unternehmend und gewaltſam als klug, ſo unverſchämt als vorſichtig; er ſpricht ſo vernünftig als unſinnig; die reinſte Wahrheit und die größte Lüge gehn ſchweſterlich aus ſeinem Munde hervor. Wenn er aufſchneidet, iſt es unmöglich zu unterſcheiden, ob er dich zum Beſten hat, oder ob er toll iſt. — — Und es braucht weit weniger als das, um die Menſchen verwirrt zu machen.

Jäck (hereinſpringend). Ihre Nichte fragt: ob ſie aufwarten kann? — Sie iſt hübſch Ihre Nichte!

Marquiſe. Gefällt ſie dir? — Laß ſie kommen.

(Jäck ab.)

Marquiſe. Ich wollte dich eben fragen wie dir es gegangen iſt, ob du ſie glücklich in die Stadt gebracht haſt? Wie iſt ſie geworden? Glaubſt du daß ſie ihr Glück machen wird?

Marquis. Sie iſt ſchön, liebenswürdig, ſehr angenehm; und gebildeter als ich glaubte, da ſie auf dem Lande erzogen iſt.

Marquiſe. Ihre Mutter war eine kluge Frau, und es fehlte in ihrer Gegend nicht an guter Geſellſchaft. — Da iſt ſie.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Nichte.

Nichte. Wie glücklich bin ich, Sie wieder zu ſehen, liebſte Tante!

Marquiſe. Liebe Nichte! Seyn Sie mir herzlich willkommen.

Marquis. Guten Morgen, Nichtchen! Wie haben Sie geſchlafen?

Nichte (beſchämt). Ganz wohl.

Marquiſe. Wie ſie groß geworden iſt, ſeit ich ſie nicht geſehen habe!

Nichte. Es werden drey Jahre ſeyn.

Marquis. Groß, ſchön, liebenswürdig! Sie iſt alles geworden, was ihre Jugend uns weiſſagte.

Marquiſe (zum Marquis). Erſtaunſt du nicht, wie ſie unſerer Prinzeſſin gleicht?

Marquis. So oben hin. In der Figur, im Wuchſe, in der Größe mag eine allgemeine Aehnlichkeit ſeyn; aber dieſe Geſichtsbildung gehört ihr allein, und ich denke, ſie wird ſie nicht vertauſchen wollen.

Marquiſe. Sie haben eine gute Mutter verloren.

Nichte. Die ich in Ihnen wieder finde.

Marquiſe. Ihr Bruder iſt nach den Inſeln.

Nichte. Ich wünſche daß er ſein Glück mache.

Marquis. Dieſen Bruder erſetze ich.

Marquiſe (zum Marquis). Es iſt eine gefährliche Stelle, Marquis!

Marquis. Wir haben Muth.

Jäck. Der Ritter! — Er iſt noch nicht freundlicher geworden.

Marquiſe. Er iſt willkommen!

(Jäck ab.)

Marquiſe (zur Nichte). Sie werden einen liebenswürdigen Mann kennen lernen.

Marquis. Ich dächte ſie könnte Seinesgleichen ſchon mehr geſehen haben.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Marquiſe. Es ſcheint Sie haben ſo wenig geſchlafen als ich.

Ritter. Gewiß dießmal hat der Graf unſere Geduld ſehr geprüft, beſonders die meine. Er ließ uns eine völlige Stunde im Garten ſtehen, dann befahl er uns in die Wagen zu ſitzen und nach Hauſe zu fahren; er ſelbſt brachte den Domherrn herein.

Marquiſe. So ſind wir denn glücklich alle wieder in der Stadt zuſammen.

Ritter. Iſt dieſes Frauenzimmer Ihre Nichte, die Sie uns ankündigten?

Marquiſe. Sie iſt's.

Ritter. Ich bitte, mich ihr vorzuſtellen.

Marquiſe. Dieß iſt der Ritter Greville, mein werther Freund.

Nichte. Ich freue mich, eine ſo angenehme Bekanntſchaft zu machen!

Ritter (nachdem er ſie aufmerkſam betrachtet). Ihre Tante hat nicht zu viel geſagt; gewiß Sie werden die ſchönſte Zierde unſers gemeinſchaftlichen Kreiſes ſeyn.

Nichte. Ich merke wohl, daß man ſich in der großen Welt gewöhnen muß dieſe ſchmeichelhaften Ausdrücke zu hören. Ich fühle meine Unwürdigkeit und

bin von Herzen beschämt; noch vor kurzer Zeit würden mich solche Complimente sehr verlegen gemacht haben.

Ritter. Wie gut sie spricht!

Marquise (setzt sich). Sagt' ich Ihnen nicht voraus, daß sie Ihnen gefährlich werden könnte?

Ritter (setzt sich zu ihr). Sie scherzen, Marquise!

Marquis (versucht pantomimisch die Nichte, ihm an der Hutcocarde, an dem Stockbande etwas zurechte zu machen: sie thut es, indem sie sich an ein Tischchen der Marquise gegenüber setzt. Der Marquis bleibt vor ihr stehen).

Marquise. Wie haben Sie den Domherrn verlassen?

Ritter. Er schien verdrießlich und verlegen; ich verdenk' es ihm nicht. Der Graf überraschte uns, und ich darf wohl sagen: er kam uns allen zur Unzeit.

Marquise. Und Sie wollten sich mit gewaffneter Hand den Geistern widersetzen?

Ritter. Ich versichere Sie, schon längst war mir die Arroganz des Grafen unerträglich; ich hätte ihm schon einigemal die Spitze geboten, wenn nicht sein Stand, sein Alter, seine Erfahrung, seine übrigen Eigenschaften mehr als seine Güte gegen mich mir wiederum die größte Ehrfurcht einflößten. Ich leugne es nicht, oft ist er mir verdächtig: bald erscheint er mir als ein Lügner, als ein Betrüger; und gleich bin ich

wieder durch die Gewalt ſeiner Gegenwart an ihn gebunden und wie an Ketten gelegt.

Marquiſe. Wem geht es nicht ſo?

Ritter. Auch Ihnen?

Marquiſe. Auch mir.

Ritter. Und ſeine Wunder? Seine Geiſter?

Marquiſe. Wir haben ſo große, ſo ſichere Proben von ſeiner übernatürlichen Kraft, daß ich gerne meinen Verſtand gefangen nehme, wenn bei ſeinem Betragen mein Herz widerſtrebt.

Ritter. Ich bin in dem nämlichen Fall, wenn meine Zweifel gleich ſtärker ſind. Nun aber muß ſich's bald entſcheiden, heute noch! denn ich weiß nicht wie er ausweichen will. — Als er uns heute gegen Morgen aus dem Garten erlöſte: denn ich muß geſtehen, wir gehorchten ihm pünctlich und keiner wagte nur einen Schritt, trat er endlich zu uns und rief: Seyd mir geſegnet, die ihr die ſtrafende Hand eines Vaters erkennt und gehorcht. Dafür ſoll euch der ſchönſte Lohn zugeſichert werden. Ich habe tief in eure Herzen geſehn. Ich habe euch redlich gefunden. Dafür ſollt ihr heute noch den Groß-Cophta erkennen.

Marquiſe. Heute noch?

Ritter. Er verſprach's.

Marquiſe. Hat er ſich erklärt, wie er ihn zeigen will? Wo?

Ritter. In dem Hauſe des Domherrn, in der

ägyptischen Loge, wo er uns eingeweiht hat. Diesen Abend.

Marquise. Ich verstehe es nicht. Sollte der Groß-Cophta schon angelangt seyn?

Ritter. Es ist mir unbegreiflich!

Marquise. Sollte ihn der Domherr schon kennen und es bis hieher geleugnet haben?

Ritter. Ich weiß nicht was ich denken soll; aber es werde nun wie es wolle, ich bin entschlossen den Betrüger zu entlarven, sobald ich ihn entdecke.

Marquise. Als Freundin kann ich Ihnen ein so heroisches Unternehmen nicht rathen; glauben Sie daß es so ein Leichtes sey?

Ritter. Was hat er denn für Wunder vor unsern Augen gethan? Und wenn er fortfährt uns mit dem Groß-Cophta aufzuziehen, — wenn es am Ende auf eine Mummerey hinausläuft, daß er uns einen Landstreicher seinesgleichen als den Urmeister seiner Kunst aufdringen will: wie leicht werden dem Domherrn, wie leicht der ganzen Schule die Augen zu öffnen seyn!

Marquise. Glauben Sie es nicht, Ritter! Die Menschen lieben die Dämmerung mehr als den hellen Tag, und eben in der Dämmerung erscheinen die Gespenster. Und dann denken Sie, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie einen solchen Mann durch eine rasche, durch eine übereilte That beleidigen. Ich

verehre ihn immer als ein übernatürliches Weſen. — Seine Großmuth, ſeine Freigebigkeit und ſein Wohlwollen gegen Sie! Hat er Sie nicht in das Haus des Domherrn gebracht? Begünſtigt er Sie nicht auf alle Weiſe? Können Sie nicht hoffen, durch ihn Ihr Glück zu machen, wovon Sie als ein dritter Sohn weit entfernt ſind? — — Doch Sie ſind zerſtreut — Irre ich, Ritter? oder Ihre Augen ſind mehr auf meine Nichte als ihr Geiſt auf mein Geſpräch gerichtet!

Ritter. Verzeihen Sie meine Neugierde. Ein neuer Gegenſtand reizt immer.

Marquiſe. Beſonders wenn er reizend iſt.

Marquis (der bisher mit der Nichte leiſe geſprochen). Sie ſind zerſtreut und Ihre Blicke ſcheinen nach jener Seite gerichtet zu ſeyn.

Nichte. Ich ſah meine Tante an. Sie hat ſich nicht geändert ſeitdem ich ſie geſehen habe.

Marquis. Deſto mehr verändert ſind' ich Sie, ſeitdem der Ritter eingetreten iſt.

Nichte. Seit dieſen wenigen Augenblicken?

Marquis. O ihr Weiber! ihr Weiber!

Nichte. Beruhigen Sie ſich, Marquis! Was fällt Ihnen ein?

Marquiſe. Wir machen doch dieſen Morgen eine Tour, Nichtchen?

Nichte. Wie es Ihnen gefällt.

Ritter. Darf ich mich zum Begleiter anbieten?

Marquiſe. Dießmal nicht, es würde Ihnen die Zeit lang werden. Wir fahren von Laden zu Laden. Wir haben viel einzukaufen: denn es muß dieſer ſchönen Geſtalt an keinem Putze fehlen. Dieſen Abend finden wir uns in der ägyptiſchen Loge zuſammen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Jäck. Der Graf.

Jäck. Der Graf! —

Graf (der gleich hinter Jäck herein kommt). Wird nirgends angemeldet. Keine Thür iſt ihm verſchloſſen, er tritt in alle Gemächer unverſehens herein. Und ſollte er auch unerwartet, unwillkommen herabfahren wie ein Donnerſchlag: ſo wird er doch nie hinweggehen, ohne, gleich einem wohlthätigen Gewitter, Segen und Fruchtbarkeit zurück zu laſſen.

Jäck (der indeß unbeweglich dageſtanden, den Grafen angeſehen und ihm zugehört, ſchüttelt den Kopf und geht ab).

Der Graf (ſetzt ſich und behält in dieſem, ſo wie in den vorhergehenden und folgenden Auftritten den Hut auf dem Kopfe, den er höchſtens nur, um jemand zu grüßen, lüftet). Auch Sie treff ich wieder hier, Ritter? Fort mit Ihnen, überlaſſen Sie ſich der Meditation; und dieſen Abend zur geſetzten Stunde finden Sie ſich in dem Vorzimmer des Domherrn.

Ritter. Ich gehorche. Und Ihnen allerſeits empfehle ich mich. (Ab.)

Nichte. Wer iſt dieſer Herr?

Marquis. Der Graf Roſtro, der größte und wunderbarſte aller Sterblichen.

Graf. Marquiſe! Marquiſe! Wenn ich nicht ſo nachſichtig wäre, wie würde es um Sie ſtehen?

Marquiſe. Wie das, Herr Graf?

Graf. Wenn ich nicht ſo nachſichtig und mächtig zugleich wäre! Ihr ſeyd ein leichtſinniges Volk! Wie oft habt ihr mich nicht fußfällig gebeten daß ich euch weiter in die Geheimniſſe führen ſoll! Habt ihr nicht verſprochen euch allen Prüfungen zu unterwerfen, wenn ich euch den Groß-Cophta zeigen, wenn ich euch ſeine Gewalt über die Geiſter ſehen und mit Händen greifen ließe; und was habt ihr behalten?

Marquiſe. Keine Vorwürfe, beſter Graf! Sie haben uns genug geſtraft.

Graf. Ich laſſe mich erweichen. (Nach einigem Nachdenken.) Ich ſehe wohl, ich muß anders zu Werke gehen, und euch durch eine ganz beſondere Weihung, durch die kräftigſte Anwendung meiner Wundergaben in wenig Augenblicken rein und fähig machen, vor dem Wundermann zu erſcheinen. Es iſt eine Operation, die, wenn ſie nicht geräth, uns allen gefährlich ſeyn kann. Ich ſehe es immer lieber, wenn meine Schüler ſich ſelber vorbereiten, damit ich ſie als umgeſchaffene Menſchen

ruhig und ſicher in die Geſellſchaft der Geiſter führen kann.

Marquiſe. Laſſen Sie uns nicht länger warten. Machen Sie uns noch heute glücklich, wenn es möglich iſt. Lieber will ich mich der größten Gefahr ausſetzen, die nur einen Augenblick dauert, als mich dem ſtrengen Gebot unterwerfen, das mir Monate lang Tage und Nächte raubt.

Graf. Leicht wollt ihr alles haben, leicht und bequem! und ihr fragt nicht wie ſchwer mir nun die Arbeit werden muß?

Marquiſe. Ihnen ſchwer? — Ich wüßte nicht, was Ihnen ſchwer werden könnte.

Graf. Schwer! ſauer! und gefährlich! — Glaubt ihr, der Umgang mit Geiſtern ſey eine luſtige Sache? Man zwingt ſie nicht, wie ihr die Männer, mit einem Blick, mit einem Händedruck. Ihr denkt nicht, daß ſie mir widerſtehen, daß ſie mir zu ſchaffen machen, daß ſie mich überwältigen möchten, daß ſie auf jeden meiner Fehler Acht haben, mich zu überliſten. Schon zweymal in meinem Leben habe ich gefürchtet ihnen unterzuliegen; darum trage ich dieſes Gewehr (er zieht ein Terzerol aus der Taſche) immer bei mir, um mich des Lebens zu berauben, wenn ich fürchten müßte, ihnen unterthänig zu werden.

Nichte (zum Marquis). Welch ein Mann! Es zittern mir die Kniee vor Schrecken! So bab' ich nie

reden

reden hören! von ſolchen Dingen hab' ich nie reden hören! von ſolchen Dingen hab' ich nichts geträumt!

Marquis. Wenn Sie erſt die Einſichten, die Gewalt dieſes Mannes kennen ſollten, Sie würden erſtaunen.

Nichte. Er iſt gefährlich! mir iſt angſt und bange!

(Der Graf ſitzt indes unbeweglich und ſieht ſtarr vor ſich hin.)

Marquiſe. Wo ſind Sie, Graf? Sie ſcheinen abweſend! — So hören Sie doch! (Sie faßt ihn an und ſchüttelt ihn.) Was iſt das? Er rührt ſich nicht! Hören Sie mich doch!

Marquis (tritt näher). Sie ſind ein Kenner von Steinen, wie hoch ſchätzen Sie dieſen Ring? — — Er hat die Augen auf und ſieht mich nicht an.

Marquiſe (die ihn noch bei der Hand hält). So ſteif wie Holz, als wenn kein Leben in ihm wäre!

Nichte. Sollte er ohnmächtig geworden ſeyn? Er ſprach ſo heftig! Hier iſt etwas zu riechen!

Marquis. Nein doch, er ſitzt ja ganz gerade; es iſt nichts Hinfälliges an ihm.

Marquiſe. Stille! er bewegt ſich!

(Der Marquis und die Nichte treten von ihm weg.)

Graf (ſehr laut und heftig, indem er vom Stuhle aufführt). Hier! halt ein, Schwager! hier will ich ausſteigen!

Marquiſe. Wo ſind Sie, Graf?

Graf (nachdem er tief Athem geholt hat). Ah — Seben

Sie, ſo geht mir's! (nach einer Pauſe.) Da haben Sie ein Beiſpiel! (Pauſe.) Ich kann es Ihnen wohl vertrauen. — Ein Freund, der gegenwärtig in Amerika lebt, kam unverſehens in große Gefahr; er ſprach die Formel aus, die ich ihm anvertraut habe; nun konnte ich nicht widerſtehen! Die Seele ward mir aus dem Leibe gezogen, und ich eilte in jene Gegenden. Mit wenig Worten entdeckte er mir ſein Anliegen, ich gab ihm ſchleunigen Rath; nun iſt mein Geiſt wieder hier, verbunden mit der irdiſchen Hülle, die inzwiſchen als ein lebloſer Klotz zurückblieb. — (Pauſe.) Das Sonderbarſte iſt dabei, daß eine ſolche Abweſenheit ſich immer damit endigt daß es mir vorkommt, ich fahre entſetzlich ſchnell, ſehe meine Wohnung, und rufe dem Poſtillon zu, der eben im Begriff iſt vorbei zu fahren. — Hab' ich nicht ſo was ausgerufen?

Marquiſe. Sie erſchreckten uns damit. — Sonderbar und erſtaunlich! (Leiſe) Welche Unverſchämtheit!

Graf. Sie können aber nicht glauben, wie ich ermüdet bin. Mir ſind alle Gelenke wie zerſchlagen; ich brauche Stunden um mich wieder zu erholen. Davon ahnet ihr nichts; ihr wähnt man mache nur Alles bequem mit dem Zauberſtäbchen.

Marquis. Wunderbarer, verehrungswürdiger Mann! (Leiſe) Welch ein dreiſter Lügner!

Nichte (herbei tretend). Sie haben mir recht bange gemacht, Herr Graf.

Graf. Ein gutes, natürliches Kind! (Zur Marquiſe.) Ihre Nichte?

Marquiſe. Ja, Herr Graf! Sie hat vor kurzem ihre Mutter verloren; ſie iſt auf dem Lande erzogen und erſt drey Tage in der Stadt.

Graf (die Nichte ſcharf anſehend). So hat mich Uriel doch nicht betrogen.

Marquiſe. Hat Ihnen Uriel von meiner Nichte was geſagt?

Graf. Nicht geradezu; er hat mich nur auf ſie vorbereitet.

Nichte (tritt zum Marquis). Um Gotteswillen, der weiß alles, der wird alles verrathen.

Marquis (tritt). Bleiben Sie ruhig, wir wollen hören.

Graf. Ich war dieſe Tage ſehr verlegen, als ich die wichtige Handlung überdachte, die noch heute vorgehen ſoll. — Sobald ſich euch der Groß-Cophta wird offenbart haben, wird er ſich umſehen und fragen, wo iſt die Unſchuldige? Wo iſt die Taube? Ein unſchuldiges Mädchen muß ich ihm ſtellen. Ich dachte hin und wieder, wo ich ſie finden, wie ich ſie zu uns einführen wollte. Da lächelte Uriel und ſagte: „ſey getroſt, du wirſt ſie finden, ohne ſie zu ſuchen. Wenn du von einer großen Reiſe zurückkehreſt, wird die ſchönſte, reinſte Taube vor dir ſtehen.“ — Alles iſt eingetroffen, wie ich mir's gar nicht denken konnte. Ich komme

aus Amerika zurück, und dieſes unſchuldige Kind ſteht vor mir.

Marquis (leiſe). Dießmal hat Uriel gewaltig fehlgegriffen.

Nichte (leiſe). Ich zittre und bebe!

Marquis (leiſe). So hören Sie doch aus.

Marquiſe. Dem Groß-Cophta ſoll ein unſchuldiges Mädchen gebracht werden? Der Groß-Cophta kommt von Orient? Ich hoffe nicht —

Graf (zur Marquiſe). Entfernen Sie alle fremden, alle leichtfertigen Gedanken! (Zur Nichte, ſanft und freundlich) Treten Sie näher, mein Kind! nicht furchtſam, treten Sie näher! — So! — Eben ſo zeigen Sie ſich dem Groß-Cophta. Seine ſcharfen Augen werden Sie prüfen; er wird Sie vor einen blendenden glänzenden Kryſtall führen, Sie werden darin die Geiſter erblicken die er beruft, Sie werden das Glück genießen wornach andere vergebens ſtreben, Sie werden Ihre Freunde belehren und ſogleich einen großen Rang in der Geſellſchaft einnehmen in die Sie treten; Sie, die jüngſte, aber auch die reinſte. — — Wetten wir, Marquiſe! dieſes Kind wird Sachen ſehen, die den Domherrn höchſt glücklich machen. Wetten wir, Marquiſe?

Marquiſe. Wetten? Mit Ihnen, der alles weiß?

Nichte (die bisher ihre Verlegenheit zu verbergen geſucht). Verſchonen Sie mich, Herr Graf! Ich bitte Sie, verſchonen Sie mich!

Graf. Seyn Sie getroſt, gutes Kind! die Unſchuld hat nichts zu fürchten!

Nichte (in der äußerſten Bewegung). Ich kann die Geiſter nicht ſehen! ich werde des Todes ſeyn!

Graf (ſchmeichelnd). Faſſen Sie Muth. Auch dieſe Furcht, dieſe Demuth kleidet Sie ſchön und macht Sie würdig vor unſre Meiſter zu treten! Reden Sie ihr zu, Marquiſe!

(Die Marquiſe ſpricht heimlich mit der Nichte.)

Marquis. Darf ich nicht auch ein Zeuge dieſer Wunder ſeyn?

Graf. Kaum! Sie ſind noch unvorbereiteter als dieſe Frauen. Sie haben dieſe ganze Zeit unſere Verſammlungen gemieden.

Marquis. Verzeihen Sie, ich war beſchäftigt.

Graf. Sich zu putzen, das Sie den Weibern überlaſſen ſollten.

Marquis. Sie ſind zu ſtrenge.

Graf. Nicht ſo ſtrenge, daß ich den ausſchließen ſollte der mich noch hoffen läßt. Kommen Sie, kommen Sie! Laſſen Sie uns eine Viertelſtunde ſpazieren gehn. Wenigſtens muß ich Sie examiniren und vorbereiten. Leben Sie wohl! Auf Wiederſehn beide.

Nichte (die den Grafen zurückhält). Ich bitte, ich beſchwöre Sie!

Graf. Noch einmal, mein Kind: verlaſſen Sie ſich auf mich daß Ihnen nichts Schreckliches bevor-

ſteht, daß Sie die Unſterblichen mild und freundlich finden werden. Marquiſe! geben Sie ihr einen Begriff von unſern Verſammlungen, belehren Sie das holde Geſchöpf. Unſer Freund, der Domherr, fragt den Groß-Cophta gewiß nach dem was ihm zunächſt am Herzen liegt; ich bin überzeugt, die Erſcheinung wird ſeine Hoffnungen ſtärken. Er verdient zufrieden, verdient glücklich zu werden; und wie ſehr, meine Taube, wird er Sie ſchätzen, wenn die Geiſter ihm durch Sie ſein Glück verkündigen. Leben Sie wohl! Kommen Sie, Marquis!

Nichte (dem Grafen nacheilend). Herr Graf! Herr Graf!

Sechster Auftritt.

Die Marquiſe. Die Nichte.

Nichte. (Da der Graf und der Marquis abgegangen ſind, bleibt ſie in einer troſtloſen Stellung im Hintergrunde ſtehen.)

Marquiſe (an dem vordern Theile des Theaters für ſich). Ich verſtehe dieſe Winke; ich danke dir, Graf, daß du mich für deinesgleichen hältſt. Dein Schade ſoll es nicht ſeyn daß du mir nutzeſt. — Er merkt ſchon lange daß ich dem Domherrn mit der Hoffnung ſchmeichle die Prinzeſſin für ihn zu gewinnen. Von meinem großen Plan ahnet er nichts; er glaubt es ſey auf kleine Prel-

lereyen angelegt. Nun denkt er mir zu nutzen, indem er mich braucht; er gibt mir in die Hand, dem Domherrn durch meine Nichte vorzuſpiegeln was ich will, und ich kann es nicht thun, ohne den Glauben des Domherrn an die Geiſter zu ſtärken. Wohl, Graf! ſo müſſen Kluge ſich verſtehen, um thörichte, leichtgläubige Menſchen ſich zu unterwerfen. (Sich umkehrend.) Nichtchen, wo ſind Sie? Was machen Sie?

Nichte. Ich bin verloren! (Geht mit unſichern Schritten auf die Tante los und bleibt auf halbem Wege ſtehen.)

Marquiſe. Faſſen Sie ſich, meine Liebe!

Nichte. Ich kann — ich werde die Geiſter nicht ſehen!

Marquiſe. Gutes Kind, dafür laſſen Sie mich ſorgen. Ich will Ihnen ſchon rathen, ſchon durchhelfen.

Nichte. Hier iſt kein Rath, keine Hülfe! Retten Sie mich! Retten Sie eine Unglückliche vor öffentlicher Schmach! Der Zauberer wird mich verwerfen, ich werde keine Geiſter ſehen! Ich werde beſchämt vor Allen da ſtehen!

Marquiſe (für ſich). Was kann das bedeuten?

Nichte. Auf meinen Knieen, ich bitte! Ich flehe! Erretten Sie mich! Alles will ich bekennen! Ach Tante! Ach liebe Tante! Wenn ich Sie noch ſo nennen darf! Sie ſehen ein unſchuldiges Mädchen vor ſich. Verachten Sie mich nicht! Verſtoßen Sie mich nicht!

Marquiſe (für ſich). Unerwartet genug! (Gegen die Nichte.) Stehn Sie auf, mein Kind!

Nichte. Ich vermöchte nicht, wenn ich auch wollte! Meine Kniee tragen mich nicht! Es thut mir wohl ſo vor Ihnen zu liegen. Nur in dieſer Stellung darf ich ſagen: vielleicht bin ich zu entſchuldigen! Meine Jugend! Meine Unerfahrenheit! Mein Zuſtand! Meine Leichtgläubigkeit —

Marquiſe. Unter den Augen Ihrer Mutter glaubt' ich Sie ſicherer, als in einem Kloſter. Stehen Sie auf. (Sie hebt die Nichte auf.)

Nichte. Ach! Soll ich ſagen, ſoll ich geſtehn?

Marquiſe. Nun?

Nichte. Erſt ſeit dem Tode meiner Mutter iſt die Ruhe, die Glückſeligkeit von mir gewichen.

Marquiſe. Wie? (Abgewendet.) Sollt' es möglich ſeyn? (Kalt.) Reden Sie weiter!

Nichte. O Sie werden mich haſſen! Sie werden mich verwerfen! Unglückſeliger Tag, an dem Ihre Güte ſelbſt mich zu Grunde richtete!

Marquiſe. Erklären Sie ſich!

Nichte. O Gott! Wie ſchwer iſt es auszuſprechen, was uns ein unglücklicher Augenblick ſo ſüß verſchmeichelt! — Vergeben Sie, daß ich ihn liebenswürdig fand! Wie liebenswürdig war er! Der erſte Mann, der mir die Hand mit Inbrunſt drückte, mir

in die Augen ſah und ſchwur, er liebe mich. Und in welcher Zeit? In den Augenblicken, da mein Herz, von dem traurigſten Verluſte lange unausſprechlich gepreßt, ſich endlich in heißen Thränen Luft machte, weich, ganz weich war! da ich in der öden Welt um mich her durch die Wolken des Jammers nur Mangel und Kummer erblickte; wie erſchien er mir da als ein Engel; der Mann, den ich ſchon in meiner Kindheit verehrt hatte, erſchien als mein Tröſter! Er drückte ſein Herz an das meinige. — Ich vergaß, daß er nie der meine werden konnte — daß er Ihnen angehört — Es iſt ausgeſprochen! — Sie wenden Ihr Geſicht von mir weg? Haſſen Sie mich, ich verdiene es! Verſtoßen Sie mich! Laſſen Sie mich ſterben!

(Sie wirft ſich in einen Seſſel.)

Marquiſe (für ſich). Verführt — durch meinen Gemahl! — Beides überraſcht mich, beides kommt mir ungelegen. — — Faſſe dich! — Weg mit allen kleinen beſchränkten Geſinnungen! Hier iſt die Frage, ob du nicht auch dieſen Umſtand benutzen kannſt? — — Gewiß — — O! ſie wird nur deſto geſchmeidiger ſeyn, mir blindlings gehorchen — — und über meinen Mann gibt mir dieſe Entdeckung auch neue Vortheile. — Wenn ich meine Abſichten erreiche, ſo iſt mir das Uebrige alles gleichgültig! — (Laut) Kommen Sie, Nichte, erholen Sie ſich! Sie ſind ein gutes, braves Kind! Alles vergebe ich! Kommen Sie, werfen Sie Ihren

Schleier über, wir wollen ausfahren. Sie müssen sich zerstreuen.

Nichte (indem sie aufsteht und der Marquise um den Hals fällt). Beste, liebe Tante, wie beschämen Sie mich!

Marquise. Sie sollen eine Freundin, eine Vertraute an mir finden. Nur der Marquis darf nicht wissen, daß ich es bin; wir wollen ihm die Verlegenheit ersparen.

Nichte. Welche Großmuth!

Marquise. Sie werden ihn auf eine geschickte Weise vermeiden; ich werde Ihnen behülflich seyn.

Nichte. Ich bin ganz in Ihren Händen!

Marquise. Und was die Geister betrifft, will ich Ihnen die wunderbarsten Geheimnisse entdecken; und Sie sollen diese fürchterliche Gesellschaft lustig genug finden. Kommen Sie! Kommen Sie nur!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer des Domherrn.

(Im Grunde ein Kamin, auf deſſen beiden Seiten zwey Bilder in Lebensgröße, eines ältlichen Herrn und einer jungen Dame.)

Der Domherr (Papiere in der Hand haltend). Soll ich denn wieder einmal, angebetete Fürſtin, vor dein ſchönes Bild mit hoffnungsvoller Freude treten! Soll die Sehnſucht, die zu dir hinauf blickt, endlich einigen Troſt von deinen Lippen erwarten dürfen! — Noch ſchweb' ich in Ungewißheit. Dieſe köſtlichen Züge ſeh' ich vor mir, (auf die Papiere deutend) ich erkenne deine Hand, ich fühle deine Geſinnungen; aber noch iſt es nur allgemeine Höflichkeit, noch ſteht keine Sylbe von dem, was ich ſo heftig wünſche, auf dieſen Blättern. — Thor! und was verlangſt du? — Iſt es nicht ſchon genug, daß ſie ſchreibt? Dir ſo viel ſchreibt. Und wäre nicht ihr bloßer Namenszug ſchon ein Zeuge ihrer glücklich veränderten Geſinnungen? — Veränderten? —

Nein, ſie hat ſich nie verändert. Sie ſchwieg, als man mich verſtieß; ſie verſtellte ſich, um mir zu nutzen. Und nun belohnt ſie mich mit zehnfachem Vertrauen, und wird bald Gelegenheit finden mich wieder herauf zu führen. — Sie wünſcht das koſtbare Halsband, ſie gibt mir den Auftrag, ohne Vorbewußt ihres Vaters ihr dieſes Kleinod zu verſchaffen, ſie ſendet mir ihre Garantie, ſie wird wegen der Zahlungen immer in Verbindung mit mir bleiben; gerne lege ich den erſten Termin aus, um ſie noch feſter an mich zu knüpfen. — Ja, du wirſt — du wirſt — darf ich es in der Gegenwart deines Bildes ausſprechen? — du wirſt mein ſeyn! — Welch ein Wort! — Welch ein Gedanke! — Schon füllt die Glückſeligkeit wieder ganz mein Herz aus. Ja! dieſes Bild ſcheint wieder ſich zu bewegen, mir zu lächeln, mir freundlich zuzuwinken. — Schon hebt ſich der Ernſt von des Fürſten Stirne hinweg. Huldreich ſieht er mich an, wie in jenen Tagen, als er mir dieſe koſtbaren Gemählde unvermuthet ſchenkte. Und ſie! — Komm herab, Göttin, herab! — Oder hebe mich zu dir hinauf, wenn ich nicht vor deinen Augen ſterben ſoll!

Zweyter Auftritt.

Der Domherr. Ein Bedienter, hernach die Hofjuweliere.

Bedienter. Ew. Gnaden haben die Hofjuweliere befohlen; sie sind vor der Thüre.

Domherr. Laß sie herein kommen!

(Zu den Juwelieren)

Nun, wie sind Sie mit dem Entwurfe des Contracts zufrieden, den ich Ihnen zugeschickt habe?

Juwelier. Wegen der Summe hätten wir noch einige Erinnerungen zu machen.

Domherr. Ich dächte doch, der Schmuck wäre gut bezahlt. Sie finden nicht leicht einen Käufer. Liegt Ihnen das Halsband nicht schon ein Jahr müßig?

Juwelier. Leider! — Und dann — Verzeihen Sie, gnädiger Herr —

Domherr. Was ist's noch?

Juwelier. Wenn wir auch mit der gebotenen Summe uns begnügen und sie in den festgesetzten Terminen annehmen wollten, so werden Sie doch nicht ungnädig nehmen, wenn wir auf Ihre bloß handschriftliche Versicherung ein so kostbares Stück abzuliefern Bedenken tragen. Es ist gewiß nicht Mißtrauen; nur unsre Sicherheit in einem so wichtigen Geschäfte —

Domherr. Ich verdenke Ihnen nicht daß Sie mir eine so große Summe nicht geradezu anvertrauen wol-

len. Ich habe Ihnen aber schon gesagt daß ich das Halsband nicht für mich, sondern für eine Dame kaufe, die allerdings so viel Credit bei Ihnen haben sollte.

Juwelier. Wir trauen völlig Ihren Worten, und wünschten nur eine Zeile von der Hand unsrer gnädigsten Käuferin.

Domherr. Ich sagte Ihnen schon daß es nicht angeht, und empfehle Ihnen nochmals das Geheimniß. Genug ich werde Ihr Schuldner. Damit Sie aber nicht glauben, als handelte ich übereilt und hätte nicht gewußt mich und Sie zu decken: so lesen Sie hier.

(Er gibt ihnen ein Papier, und spricht für sich, indem sie es lesen.)

Zwar hat die Marquise ausdrücklich verlangt, ich soll das Blatt niemanden zeigen, soll es nur zu meiner eigenen Sicherheit verwahren. — Wenn nun aber diese Leute auch an ihre Sicherheit denken, wenn sie nun auch wissen wollen wer mir und ihnen für eine so große Summe steht — (laut) Was sagen Sie nun, meine Herren?

Juwelier (indem er das Blatt zurück gibt). Wir bitten um Vergebung, wir zweifeln keinen Augenblick. — Auch ohne dieß würden wir das Halsband ausgeliefert haben. Hier ist es. Wäre es gefällig den Contract zu unterschreiben?

Domherr. Sehr gern.

(Er unterschreibt und wechselt das Papier gegen das Schmuckkästchen aus.)

Leben Sie wohl, meine Herren! Die Termine ſollen richtig abgetragen werden, und künftig haben wir mehr mit einander zu thun.

Die Juweliere (gehen mit tiefen Verbeugungen ab).

Dritter Auftritt.

Domherr, nachher ein Bedienter, dann Jäck.

Domherr (indem er das Halsband betrachtet). Koſtbar, ſehr koſtbar! — und werth des ſchlanken weißen Halſes, der dich tragen ſoll, werth des himmliſchen Buſens den du berühren wirſt. Eile zu ihr, glänzender Schmuck, damit ſie einen Augenblick lächle und gefällig an den Mann denke, der viel wagt um ihr dieſe Freude zu verſchaffen. Geh, ſey ihr ein Zeuge, daß ich alles für ſie zu thun bereit bin. (Den Schmuck anſehend.) Wäre ich ein König, du ſollteſt ſie als ein Geſchenk überraſchen und bald durch koſtbarere Geſchenke wieder verdunkelt werden. — Ach wie betrübt's mich, wie demüthigt's mich, daß ich jetzt nur den Mäkler machen kann!

Bedienter (ein Billet bringend). Ein Bote von der Marquiſe!

Domherr. Er ſoll warten.

Bedienter (ab).

Domherr (lieſt). „Wenn der Schmuck in Ihren

„Händen iſt, ſo geben Sie ihn gleich dem Ueber-
„bringer. Ich habe die ſchönſte Gelegenheit, ihn
„hinaus zu ſchicken; eine Kammerfrau iſt in der
„Stadt; ich ſchicke verſchiedene Putzwaaren an
„die Göttliche und packe die Juwelen bei. Der
„Lohn für dieſen kleinen Dienſt erwartet Sie
„ſchon heute Nacht. In einer Viertelſtunde bin
„ich bei Ihnen. Was ſteht uns nicht heute be-
„vor! Das Angeſicht des Groß-Cophta und das
„Angeſicht eines Engels. Leben Sie wohl, lieb-
„ſter Auserwählter. Verbrennen Sie dieß Blatt.“

Traue ich meinen Augen? Noch heute Nacht? Geſchwinde! Geſchwinde! Sey der Vorläufer des Glücklichſten unter allen Sterblichen.

(Er ſchreibt wenige Worte und ſiegelt das Schmuckkäſtchen ein.)

Warum muß auch heute ſich alles zuſammen drängen? Soll ein einziger Abend mich für ſo viel Langeweile, ſo viel Ungeduld und Schmerzen entſchädigen? Erſcheine ſehnlich erwarteter Zeitpunkt meines Glücks! Führet mich, ihr Geiſter, in's Heiligthum der geheimen Kenntniſſe; führe mich, o Liebe, in dein Heiligthum!

(Er klingelt.)

Bedienter (tritt ein).

Domherr. Wer iſt von der Marquiſe da?

Bedienter. Ihr Jäck.

Domherr. Laß ihn hereinkommen!

Bedienter (ab).

Dom-

Domherr. Ich habe keine Ruhe, bis ich das Kleinod in ihren Händen weiß.

Jäck (tritt auf). Was befehlen Ihro Gnaden?

Domherr. Bringe dieß Packet deiner gnädigen Frau. Eile und halt' es feſt, damit du es nicht etwa verlierſt.

Jäck. So wenig als meinen Kopf.

Domherr. Du biſt ſo leichtſinnig.

Jäck. Nicht im Beſtellen.

Domherr. So geh' hin.

Jäck. Gnädiger Herr! Sie verwöhnen die Boten.

Domherr. Ich verſtehe. (Gibt dem Knaben Geld.) Hier, wende es wohl an!

Jäck. Ich geb' es gleich aus, damit ich es nicht verliere. Ich danke unterthänig! (Halb laut als ſpreche er für ſich, doch ſo, daß es der Domherr hören kann.) Welch ein Herr! Fürſt verdient er zu ſeyn! (Mit vielen muthwilligen Bücklingen ab.)

Domherr. Eile nur! eile! — Wie glücklich, daß ich dieſen Auftrag ſo ſchnell ausrichten konnte! Nur das Einzige macht mir Sorge daß ich es dem Grafen verbergen mußte. — Es war der Fürſtin ausdrücklicher Wille. — O ihr guten Geiſter, die ihr mir ſo ſichtbar beiſtandet, bleibt auf meiner Seite und verbergt die Geſchicht nur auf kurze Zeit eurem Meiſter!

Vierter Auftritt.

Domherr. Ritter. Bedienter.

St. Jean. Der Ritter.

Domherr. Drey Seſſel!

St. Jean (ſtellt die Seſſel).

Ritter. Hier bin ich! Kaum habe ich dieſen Augenblick erwarten können. Schon lange geh' ich ungeduldig auf der Promenade hin und wieder; es ſchlägt die Stunde und ich fliege hieher.

Domherr. Seyn Sie mir willkommen.

Ritter. Den Grafen fand ich auf der Treppe. Er redete mich liebreich an, mit einem ſanften Tone, den ich nicht an ihm gewohnt bin. Er wird gleich hier ſeyn.

Domherr. Iſt er hinüber in's Logenzimmer gegangen?

Ritter. So ſchien mir's.

Domherr. Er bereitet ſich zu feyerlichen Handlungen, Sie erſt hier in den zweyten Grad aufzunehmen, dann mich in den dritten zu erheben, und uns dem Groß-Cophta vorzuſtellen.

Ritter. Ja er hatte die Miene eines Wohlthäters, eines Vaters. Dieſe Miene ließ mich viel hoffen. O wie ſchön glänzt die Güte vom Angeſicht des Gewaltigen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf (indem er ſeinen Hut abnimmt und gleich wieder aufſetzt). Ich grüße euch, Männer des zweyten Grades!

Domherr. Wir danken dir!

Ritter. Nennſt du mich auch ſchon ſo?

Graf. Den ich ſo grüße, der iſt's.

(Er ſetzt ſich auf den mittelſten Seſſel.)

Bedeckt Euch.

Domherr. Du befiehlſt es! (Er ſetzt auf.)

Graf. Ich befehle nicht. Ihr bedient euch eures Rechtes; ich erinnere euch nur.

Ritter (bei Seite, indem er den Hut aufſetzt). Welche Milde! Welche Nachſicht! Ich brenne vor Begierde, die Geheimniſſe des zweyten Grades zu hören.

Graf. Setzt euch, meine Freunde, ſetzt euch, meine Gehülfen!

Domherr. Die Gehülfen ſollten vor dem Meiſter ſtehen, um, gleich dienſtbaren Geiſtern, ſeine Befehle ſchleunig auszurichten.

Graf. Wohlgeſprochen! Aber ſie ſitzen bei ihm, weil ſie ſeine Räthe mehr als ſeine Diener ſind.

(Beide ſetzen ſich.)

Graf (zum Ritter). Wie nennt man die Männer des zweyten Grades?

Ritter. Wenn ich eben recht hörte, Gehülfen.

Graf. Warum mögen sie diesen Namen tragen?

Ritter. Wahrscheinlich, weil sie der Meister aufgeklärt und thätig genug findet, zu seinen Absichten mitzuwirken und seine Zwecke zu erfüllen.

Graf. Was denkst du von den Endzwecken dieses Grades?

Ritter. Ich kann mir nichts anders denken, als daß wir nun erst ausüben sollen, was uns der erste Grad gelehrt hat. Dem Schüler zeigt man von weitem, was zu thun ist; dem Gehülfen gibt man die Mittel an die Hand, wie er das Ziel erreichen könne.

Graf. Was ist das Ziel, das man den Schülern vorsteckt?

Ritter. Das eigene Beste in dem Besten der andern zu suchen.

Graf. Was erwartet nun der antretende Gehülfe?

Ritter. Daß ihm der Meister die Mittel anzeigen soll, das allgemeine Beste zu befördern.

Graf. Erkläre dich näher.

Ritter. Du weißt besser, als ich selbst, was ich zu sagen habe. In jedes gute Herz ist das edle Gefühl von der Natur gelegt, daß es für sich allein nicht glücklich seyn kann, daß es sein Glück in dem Wohl der andern suchen muß. Dieses schöne Gefühl weißt du in den Schülern des ersten Grades zu erregen, zu stärken, zu beleben! — Und wie nöthig ist es, uns zum Guten Muth zu machen! Unser Herz, das von Kind-

heit an nur in der Geselligkeit sein Glück findet, das sich so gern hingibt, und nur dann am höchsten und reinsten genießt, wenn es sich für einen geliebten Gegenstand aufopfern kann — ach! dieses Herz wird leider durch den Sturm der Welt aus seinen liebsten Träumen gerissen! Was wir geben können, will niemand nehmen; wo wir zu wirken streben, will niemand helfen; wir suchen und versuchen und finden uns bald in der Einsamkeit.

Graf (nach einer Pause). Weiter, mein Sohn.

Ritter. Und was noch schlimmer ist, muthlos und klein. Wer beschreibt die Schmerzen eines verkannten, von allen Seiten zurückgestoßenen menschenfreundlichen Herzens? Wer drückt die langen langsamen Qualen eines Gemüths aus, das zu wohlthätiger Theilnehmung geboren, ungern seine Wünsche und Hoffnungen aufgibt, und sich doch zuletzt derselben auf ewig entäußern muß? Glücklich, wenn es ihm noch möglich wird, eine Gattin, einen Freund zu finden, denen es das einzeln schenken kann, was dem ganzen Menschengeschlechte zugedacht war; wenn er Kindern, wenn er — Thieren nützlich und wohlthätig seyn kann!

Graf. Ihr habt noch mehr zu sagen, fahrt fort.

Ritter. Ja, dieses schöne Gefühl belebt Ihr in euren Schülern auf's Neue. Ihr gebt ihnen Hoffnung, daß die Hindernisse, die dem sittlichen Menschen entgegen stehen, nicht unüberwindlich seyn, daß es mög-

lich ſey, ſich nicht allein zu kennen, ſondern ſich auch zu beſſern; daß es möglich ſey, die Rechte der Menſchen nicht nur einzuſehen, ſondern auch geltend zu machen, und indem man für andere arbeitet, zugleich den einzigen ſchönen Lohn für ſich gewinnen —

Graf (zum Domherrn, der ſich bisher unruhig auf ſeinem Seſſel bewegt hat). Was ſagt Ihr zu dieſen Aeußerungen unſers Ritters?

Domherr (lächelnd). Daß ſie von einem Schüler kommen, und von keinem Gefährten.

Ritter. Wie?

Domherr. Es iſt nicht von ihm zu verlangen, er muß belehrt werden.

Ritter. Was?

Domherr. Sage mir den Wahlſpruch des erſten Grades.

Ritter. Was du willſt daß die Menſchen für dich thun ſollen, das thue für ſie.

Domherr. Vernimm dagegen den Wahlſpruch des zweyten Grades: Was du willſt daß die Menſchen für dich thun ſollen, das thue für ſie nicht.

Ritter (aufſpringend). Nicht? Hat man mich zum Beſten? — Darf ein vernünftiger, ein edler Menſch ſo reden?

Graf. Setze dich nieder und höre zu. (zum Domherrn) Wo iſt der Mittelpunkt der Welt, auf den ſich alles beziehen muß?

Domherr. In unſerm Herzen.

Graf. Was iſt unſer höchſtes Geſetz?

Domherr. Unſer eigener Vortheil.

Graf. Was lehrt uns der zweyte Grad?

Domherr. Weiſe und klug zu ſeyn.

Graf. Wer iſt der Weiſeſte?

Domherr. Der nichts anders weiß noch will, als das was begegnet.

Graf. Wer iſt der Klügſte?

Domherr. Der in allem, was ihm begegnet, ſeinen Vortheil findet.

Ritter (der wieder aufſpringt). Entlaßt mich! Es iſt mir unmöglich, es iſt mir unerträglich, ſolche Reden zu hören.

Domherr (halb lachend). Ging es mir doch beinahe eben ſo, wie Ihnen. (Zum Grafen) Es iſt ihm zu verzeihen, daß er ſich ſo ungebärdig ſtellt. (Zum Ritter) Beruhigen Sie ſich, Sie werden ſchon über ſich ſelbſt lachen und uns das Lächeln verzeihen, das Sie in dieſem Augenblick verdrießt. Aus dem Felde der jugendlichen Schwärmerey, worin der Meiſter ſeine Schüler gängelt, glaubt man über eine goldene Brücke in eine reizende Feenwelt hinüber geführt zu werden. Und freilich iſt es unerwartet, wenn man unſanft in die wirkliche Welt wieder zurück gebracht wird, aus der man ſich zu entfernen glaubte.

Ritter. Meine Herren, Sie erlauben daß ich gehe, daß ich mich von meinem Erſtaunen erhole.

Domherr. Gehn Sie nur, gehn Sie und ſehn Sie ſich in der Welt, ſehn Sie ſich in Ihrem Herzen um. Bedauren Sie meinetwegen die Thoren; aber ziehen Sie Vortheil aus der Thorheit. Sehn Sie wie jeder vom andern ſo viel als möglich zu nehmen ſucht, um ihm ſo wenig als möglich zurück zu geben. Jeder mag lieber befehlen als dienen, lieber ſich tragen laſſen als tragen. Jeder fordert reichlich Achtung und Ehre, und gibt ſie ſo ſpärlich als möglich zurück. Alle Menſchen ſind Egoiſten; nur ein Schüler, nur ein Thor kann ſie ändern wollen. Nur wer ſich ſelbſt nicht kennt, wird läugnen: daß es in ſeinem Herzen eben ſo beſtellt ſey.

Ritter. Wohin bin ich gerathen!

Domherr. Dieſen Lauf der Welt wird Ihnen der Meiſter im zweyten Grade ganz enthüllen. Er wird Ihnen zeigen daß man von den Menſchen nichts verlangen kann, ohne ſie zum Beſten zu haben und ihrem Eigenſinne zu ſchmeicheln; daß man ſich unverſöhnliche Feinde macht, wenn man die Albernen aufklären, die Nachtwandler aufwecken und die Verirrten zurecht weiſen will; daß alle vorzüglichen Menſchen nur Marktſchreier waren und ſind — klug genug ihr Anſehn und ihr Einkommen auf die Gebrechen der Menſchheit zu gründen.

Ritter. Abſcheulich! Abſcheulich!

Graf. Es ſey genug. Er mag nun ſelbſt denken; und noch ein Wort, eh' wir uns trennen. Wie nennt man den erſten Grad?

Domherr. Die Lehre.

Graf. Warum?

Domherr. Damit die Schüler glauben, ſie lernen etwas.

Graf. Wie nennt man den zweyten Grad?

Domherr. Die Prüfung.

Graf. Und weßwegen?

Domherr. Weil der Kopf eines Menſchen darin geprüft wird, und man ſieht, zu was er fähig iſt.

Graf. Vortrefflich! (Leiſe zum Domherrn) Laß uns allein; ich muß dieſen Trotzkopf zu begütigen ſuchen.

Domherr. Ich hoffte du würdeſt meine Wünſche erhören und mich in den dritten Grad erheben.

Graf. Ich darf dem Groß-Cophta nicht vorgreifen. Warte ſeine Erſcheinung ab; in kurzer Zeit werden alle deine Wünſche befriedigt ſeyn.

Sechster Auftritt.

Der Graf. Der Ritter.

Graf. Junger Mann!

Ritter (der indeſſen nachdenklich und unbeweglich geſtanden). Leben Sie wohl, Herr Graf!

Graf. Wo wollen Sie hin? Ich laſſe Sie nicht weg.

Ritter. Halten Sie mich nicht! Ich laſſe mich nicht halten!

Graf. Bleiben Sie!

Ritter. Nicht länger, als bis ich Ihnen Dank geſagt, für das Gute das Sie mir erzeigt, für die Bekanntſchaften die Sie mir gemacht, für den guten Willen, den Sie mir verſichert. Und nun leben Sie wohl! auf ewig wohl! denn ich möchte mich nicht undankbar zeigen gegen meinen Wohlthäter. Leben Sie wohl! und laſſen mich nur noch das ſagen: Ihre Wohlthaten beſchämten mich nicht, denn ich glaubte ſie einem edlen großen Manne zu verdanken.

Graf. Weiter! weiter! Reden Sie aus, eher kommen Sie nicht von der Stelle.

Ritter. Sie wollen es? Sie befehlen es? Es ſey denn! O Graf! wie haben Sie in dieſer Viertelſtunde mein Glück, meine Hoffnungen zernichtet! Haben Sie mich nicht beſſer gekannt, nicht beſſer beurtheilt?

Graf. Worin hab' ich mich denn ſo ſehr betrogen? Ich lernte Sie als einen jungen Mann kennen, der ſein Glück zu machen wünſchte; der mit Eifer, ja mit Heftigkeit, nach Rang, nach Vermögen ſtrebte, und deſto heftiger, je weniger ihm ſeine Lage Anſprüche zu großen Hoffnungen erlaubte.

Ritter. Wohl! Aber zeigte ich mich nicht auch mit einem Herzen, das niedrige, gewöhnliche Mittel verſchmähete? Wünſchte ich nicht meine beſte Empfehlung von meiner Redlichkeit, meiner Geſetzlichkeit, meiner Treue, von allen jenen Eigenſchaften, die einen edlen Mann, die einen Soldaten zieren? — Und nun?

Graf. Und nun erſchrecken Sie über den Fuchspelz, mit dem Sie Ihre Löwenmähne bedecken ſollten.

Ritter. Scherzen Sie nur, ich will ernſthaft reden; ernſthaft zum letztenmale mit einem Manne, den ich für meinen Freund hielt. Ja, ich geſteh' es Ihnen: Ihr Betragen war mir längſt verdächtig. Dieſe geheimen Wiſſenſchaften, in deren Vorhof mir dunkler ward als vorher in der freien Welt, dieſe wunderbaren Kräfte, die uns auf guten Glauben verſichert wurden, dieſe Verwandtſchaft mit Geiſtern, dieſe unfruchtbaren Ceremonien, alles weiſſagte mir nichts Gutes; nur die Großheit Ihrer Geſinnungen, die ich in vielen Fällen kennen lernte, die Entäußerung von jedem Eigennutz, Ihre Theilnehmung, Ihre Dienſtfertigkeit, Ihre Freigebigkeit, das alles deutete mir dagegen auf einen tiefen

Grund eines edlen Herzens. Ich hing an Ihrem Munde, ſaugte Ihre Lehren ein bis auf dieſen Augenblick, der alle meine Hoffnungen zerſtörte. Leben Sie wohl! — Wenn ich je ein kleinlicher niedriger Schelm werden, wenn ich dem Strome nachſchwimmen und nur einen augenblicklichen elenden Vortheil für mich zum Schaden der andern gewinnen ſollte: ſo bedurft' es nicht dieſer Vorbereitungen, dieſer Anſtalten, die mich beſchämen und erniedrigen. Ich verlaſſe Sie! Aus mir werde, was da will.

Graf. Ritter, ſehen Sie mich an!

Ritter. Was verlangen Sie von mir?

Graf. Was Sie mich thun ſehn, thun Sie auch. (Er nimmt den Hut ab.)

Ritter. Sollen wir mit Ceremonien ſcheiden?

Graf. Selbſt die Höflichkeit gebietet Ihnen, zu folgen.

Ritter (indem er den Hut abnimmt). Nun denn, ſo empfehle ich mich Ihnen.

Graf (der ſeinen Hut wegwirft). Nun Ritter?

Ritter. Was ſoll das?

Graf. Ich verlange, daß Sie mir nachfolgen.

Ritter (der ſeinen Hut wegwirft). So ſey denn zum letztenmale etwas Unverſtändliches, etwas Thörichtes gethan!

Graf. Nicht ſo thöricht wie du glaubſt. (Er geht mit offnen Armen auf ihn zu). Siehe mich von Angeſicht,

zu Angeſicht, du Erwählter. Komm in meine Arme, ſchließe dich an meine Bruſt, erhabener Meiſter!

Ritter. Was ſoll das? Laſſen Sie mich los!

Graf. Niemals, wenn ich dich nicht eher laſſen ſollte, als bis meine Freude über dieſen meinen trefflichen Freund erſchöpft wäre!

Ritter. Erklärt Euch, Ihr macht mich verwirrt.

Graf. Erinnerſt du dich, wie nannte der Domherr den zweyten Grad?

Ritter. Mich dünkt: die Prüfung.

Graf. Gut, die haſt du überſtanden.

Ritter. Erklärt euch!

Graf. Laß mich erſt meine lebhafteſte Freude in dieſen Umarmungen ausdrücken.

Ritter. Ich verſtumme!

Graf. Wie ſelten hab' ich ſie genoſſen! Ich wünſche Euch Glück und mir.

Ritter. Laß mich nicht länger in Ungewißheit.

Graf. Du haſt das ſonderbarſte Abenteuer überſtanden, du haſt dir die Würde eines Meiſters ſelbſt gegeben, du haſt dir die Vorzüge des dritten Grades nie mit ſtürmender Fauſt erobert.

Ritter. Noch immer bin ich in Zweifel und Ungewißheit!

Graf. Ich wünſchte nun, daß dein Verſtand dir erklärte, was dein Herz ausgeübt hat; mit weniger

Aufmerkſamkeit wirſt du es leicht. Was waren deine Hoffnungen als Schüler des erſten Grades?

Ritter. Beſſer zu werden als ich bin, und, durch Eure Hülfe, das Gute was ich erkenne, in Ausübung zu bringen.

Graf. Und was erfuhrſt du, als du aus dem Munde des Domherrn die Grundſätze des zweyten Grades vernahmſt?

Ritter. Ich erfuhr zu meinem Entſetzen: daß Ihr Euch bisher nur verſtelltet und die Schüler zum Beſten hattet; daß man die, die Ihr Gehülfen nennt, zu weltklugen Menſchen machen, ſie zu Egoiſten ſtempeln, die zarteſten Empfindungen der Freundſchaft, der Liebe, der Treue und jeder ſchönen Anforderung, die unſer Herz unwiderſtehlich macht, aus ihrem Buſen reißen und ſie, ich darf es wohl ſagen, zu gemeinen, ganz gemeinen, ſchlechten, ganz ſchlechten, Menſchen machen wollte. Du weißt, mit welchem Abſcheu ich dieſen Uebergang verwarf. Weiter hab' ich nichts zu ſagen: ich verändere meine Geſinnungen nicht, und — entlaß mich!

Graf. Eben deßwegen ſchließ' ich dich an mein Herz, werfe meinen Hut vor dir weg und grüße dich als Meiſter. Du haſt die Prüfung überſtanden: du biſt der Verſuchung entgangen, du haſt dich als einen Mann gezeigt, den ich ſuche. Alles was du aus dem Munde des Domherrn gehört haſt, was leider dieſer Unglückliche nebſt mehrern andern für Wahrheit hält, iſt nur

Prüfung, nur Verſuchung. Wenn die erhabenen, groſſen, uneigennützigen Meiſter einen Lehrling, der ſich gut anläßt, weiter vorwärts führen wollen: ſo verſuchen ſie ihn erſt, und am ſicherſten geſchieht es, wenn ſie ihm die ſcheinbaren Vortheile eines eigennützigen Betragens vorlegen. Greift er darnach, ſo thut er einen Schritt zurück, indem er glaubt einen vorwärts zu thun. Wir laſſen ihn lange Zeit in ſeinem Sinne hingehen, und glücklich iſt er, wenn wir ihn nach und nach durch groſſe Umwege zum Licht führen.

Ritter. Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll. Glaubt denn der Domherr, daß die Grundſätze, die er mir mit ſo viel Behaglichkeit vorgetragen, die rechten, die wahren ſind?

Graf. Freilich glaubt er's, der Unglückliche!

Ritter. Und du, ſein Buſenfreund, ziehſt ihn nicht aus dieſem Irrthum?

Graf. Ich arbeite daran. Es iſt aber ſchwerer als du denkſt. Der Eigendünkel eines halbklugen Egoiſten hebt ihn über alle Menſchen hinweg; indem er ſie zu überſehen glaubt, läßt er ſich alles nach, und gibt andern eben dadurch Gelegenheit ihn zu überſehen, ihn zu beherrſchen.

Ritter. Ihr ſolltet nicht ruhen bis ihm die Augen geöffnet ſind.

Graf. Damit du einſehen lernſt wie ſchwer das iſt, ſollſt du mir helfen ihn auf den rechten Weg zu bringen.

Ritter (nach einer Pauſe). So wäre es denn wahr daß ich mich an Euch nicht geirrt habe? daß ich in dir je länger ich dich kenne, immer den Beſſern, den Größern, den Unbegreiflichen finde? Meine Dankbarkeit iſt gränzenlos, meine Freude verſtummt in dieſer Umarmung.

Graf. Nun gehe, mein Sohn. Drüben in dem Zimmer ſind Kleider zurecht gelegt, in denen man ſich nur dem Groß-Cophta zeigen darf. Wären alle, die ſich ihm heute vorſtellen, rein wie du, ſo würde er von ſeiner Erſcheinung ſelbſt große Freude haben. Du wirſt große Wunder ſehen, und wirſt ſie bald verſtehen, ja bald ſelbſt hervorbringen lernen. Gehe, ſtaune und ſchweige!

Ritter. Ich bin ganz, ich bin ewig dein!

Siebenter Auftritt.

Der Graf allein.

So wäre denn auch dieſer nach ſeiner Art zur Ordnung gewieſen. Man muß die Angeln, die Netze nach Proportion der Fiſche einrichten, die man zu fangen gedenkt, und wenn es ein Wallfiſch iſt, wirft man mit Harpunen nach ihm. Den Mäuſen ſtellt man Fallen, Füchſen legt man Eiſen, Wölfen gräbt man Gruben, und die Löwen verſcheucht man mit Fackeln. Dieſen jungen Löwen habe ich auch mit einer Fackel zur Ruhe gebracht, und ich darf den Meiſterſtreich wagen, der

mein

mein Anſehen bei allen befeſtigen muß. Die Decoration iſt in Ordnung, die Marquiſe hat mich verſtanden und es wird alles glücklich von Statten gehen.

Ein Bedienter (in einem langen weißen Feyerkleide). Alles iſt fertig, Herr Graf! Der Domherr, der Ritter, die Damen ſind alle gekleidet. Wollen Sie ſich hier anziehen? Soll ich Ihre Kleider herüber bringen?

Graf. Nein, ich komme! Folge mir und thue dein Amt.

Achter Auftritt.

Vorſaal und Eingang in die Aſyrtiſche Loge.

(Muſik.)

Sechs Kinder

(kommen gepaart in weißen langen Kleidern, mit fliegendem Haar; Roſenkränze auf dem Kopfe und Rauchfäſſer in den Händen)

Sechs Jünglinge

(hinter ihnen, weiß aber kurz gekleidet, gleichfalls mit Roſenkränzen auf dem Haupte, jeder zwey Fackeln kreuzweiſe über der Bruſt. Sie ziehen anſtändig über das Theater und ſtellen ſich an beide Seiten).

Chor der Kinder.

Schon eröffnet iſt der Tempel,
Sind die Hallen, ſind die Grüfte.
Weihrauch reinige die Lüfte,
Die um dieſe Säulen wehn.

Chor der Jünglinge.

Holde Kinder, zarte Sproſſen,
Bleibet in dem Vorhof ſtehn,
Und ihr Weiſen, ihr Genoſſen,
Eilt ins Heiligthum zu gehn.

(Muſik.)

Die Genoſſen der Loge

(kommen zwey und zwey aus entgegengeſetzten Couliſſen; jedesmal ein Frauenzimmer und eine Mannsperſon. Sie begegnen einander, grüßen ſich und treten an die Thür der Loge).

Chor der Kinder und Jünglinge.

Klein und ärmlich wie die Zwerge,
Tief umhüllt von Rauch und Wahn,
Stehn wir vor dem heil'gen Berge —
Geiſter, dürfen wir hinan?

Chor von innen.

Bringet Ernſt zur ernſten Sache,
Kommt zum Licht aus Dunſt und Wahn.
Daß der Sophta nicht erwache —
Leiſe, leiſe tretet an.

(Die Pforte öffnet ſich. Die Genoſſen treten hinein; die Pforte ſchließt ſich und es nimmt wieder ein neues Paar. Ceremonie und Geſang werden wiederholt. Es fügt ſich, daß der Domherr und die Nichte zuſammentreffen und mit einander ins Heiligthum gehen. Sie ſind die letzten. Die Muſik verliert ſich ins Pianiſſimo, die Kinder treten in die Couliſſen, die Jünglinge fallen auf die Kniee zu beiden Seiten des Proſcenii.)

Neunter Auftritt.

(Der Vorhang geht auf und es zeigt ſich ein Saal mit ägyptiſchen Bildern und Zierrathen. In der Mitte ſteht ein tiefer Seſſel, auf welchem eine in Goldſtoff gekleidete Perſon zurückgelehnt liegt, deren Haupt mit einem weißen Schleier bedeckt iſt. Zur rechten Hand kniet der Domherr, zur Linken der Ritter, vorwärts neben dem Domherrn die Marquiſe, neben dem Ritter der Marquis, dann die Nichte. Die Muſik verliert ſich.)

Domherr. Erhabener, unſterblicher Greis! Du erlaubſt Unwürdigen ſich deinen Füßen zu nähern, Gnade und Hülfe von dir zu erbitten. Du ſchläfſt, oder vielmehr du ſcheinſt zu ſchlafen: denn wir wiſſen, daß du ſelbſt in deiner Ruhe aufmerkſam und thätig biſt und das Wohl der Menſchen befördereſt. Gib uns ein Zeichen, daran wir erkennen daß du uns hörſt, daß du uns hold biſt!

(Muſik, nur wenige Töne.)

Der Verſchleierte (legt die rechte Hand auf).

Ritter. Du ſiehſt hier eine Anzahl Menſchen vor dir, die aufgemuntert durch das Verſprechen deines würdigſten Schülers in vollem Vertrauen ſich zu dir nahen und hoffen, daß du ihre Bedürfniſſe befriedigen werdeſt. Freilich ſind dieſe Bedürfniſſe ſehr verſchieden; doch ſelbſt das mannigfaltigſte wird einfach vor deinem allgemeinen Blick, vor deiner ausgebreiteten Macht. Wirſt du uns erhören, wenn wir gleich unwürdig ſind?

(Muſik wie oben nach Verhältniß.)

Der Verſchleierte (richtet ſich auf).

Marquiſe. Verzeihe der Ungeduld eines Weibes, laß uns dein Angeſicht ſehen, wir ſchmachten ſchon Monate lang nach deiner Gegenwart.

(Muſik wie oben.)

Der Verſchleierte (ſteht auf und bleibt vor dem Seſſel ſtehen).

Marquis. Erlaube, daß wir uns dir nahen, daß wir den Saum deines Rockes küſſen. Die Wünſche, die ſo lange in unſern Herzen ſchliefen, ſind jetzt aufgewacht; in deiner Gegenwart werden ſie unerträglich unruhig.

(Muſik wie oben.)

Der Verſchleierte (tritt ſachte die Stufen herunter).

Nichte (leiſe). Mir zittern alle Glieder!

Domherr. Verſage uns nicht länger den Glanz deines Angeſichts!

Alle. Großer Cophta, wir bitten!

(Muſik, wenige raſche Töne.)

(Der Schleier fällt.)

Alle (indem ſie auf einmal aufſtehen und weiter vortreten). Der Graf!

(Die Jünglinge ſtehen auf.)

Graf (der hervortritt). Ja, der Graf! Der Mann, den ihr bisher mit einem Namen nanntet, unter dem ihn die Welt in dem gegenwärtigen Augenblicke kennt. O ihr Blinden! Ihr Hartherzigen! Faſt ein Jahr gehe ich mit euch um, ich unterrichte eure Unwiſſenheit, ich

belebe einen todten Sinn, ich deute euch auf den Groß-Cophta, ich gebe euch die entſcheidendſten Winke; und es geht euch kein Licht auf, daß ihr denſelben Mann, den ihr ſucht, beſtändig vor euch habt, daß ihr die Güter, nach denen ihr euch ſehnt, täglich von ſeinen Händen empfangt, daß ihr mehr Urſache habt zu danken als zu bitten. Doch ich habe Mitleiden mit eurem irdiſchen Sinn, ich laſſe mich zu eurer Schwäche herab. Seht mich denn in meiner Herrlichkeit; mögen eure Augen mich erkennen, wenn euer Herz mich verkannt hat! Und wenn die Gewalt, die ich über eure Gemüther ausübte, euren Glauben ſchwach ließ, ſo glaubt nun an die Wunder, die ich außer euch, aber in eurer Gegenwart vollende!

Domherr (bei Seite). Ich erſtaune!

Ritter (bei Seite). Ich verſtumme!

Marquiſe (bei Seite). Seine Unverſchämtheit übertrifft meine Erwartung.

Marquis (bei Seite). Ich bin neugierig zu ſehen, wo das hinaus will.

Graf. Ihr ſteht beſtürzt? Ihr ſeht vor euch nieder? Ihr getraut euch kaum mich von der Seite anzublicken? Wendet euer Geſicht zu mir, ſeht mir freudig und zutraulich in die Augen, werft alle Furcht weg und erhebt euer Herz! — Ja, ihr ſeht den Mann vor euch, der ſo alt als die ägyptiſchen Prieſter, ſo erhaben als die indiſchen Weiſen, ſich in dem Umgange der größ-

ten Männer gebildet hat, die ihr ſeit Jahrhunderten bewundert; der über allen Rang erhaben iſt, keiner Güter bedarf, in der Stille das Gute wirkt, das die Welt bald dieſer bald jener Urſache zuſchreibt; der in einer geheimen, durch die ganze Welt ausgebreiteten Geſellſchaft von Männern lebt, die mehr oder weniger einander gleich ſind, ſich ſelten perſönlich, öfters aber durch ihre Werke offenbaren.

Domherr. Iſt es möglich daß es noch mehrere deines gleichen gebe?

Graf (in die Höhe deutend). Alles findet ſeines gleichen, außer ein Einziger!

Ritter. Welch ein erhabener Gedanke!

Marquiſe (bei Seite). Welch ein Schelm! das Heiligſte in ſeine Lüge zu verweben!

Graf. Ja, ſeht her. Dieſem Haupte kann die brennende Sonne, der beizende Schnee nichts anhaben. Mit dieſem unbewehrten vorgeſtreckten Arm habe ich in den libyſchen Wüſten einen brüllenden hungrigen Löwen aufgehalten, mit dieſer Stimme, die zu euch ſpricht, ihm gedroht, bis er mir zu meinen Füßen ſchmeichelte. Er erkannte ſeinen Herrn, und ich konnte ihn nachher auf die Jagd ausſchicken; nicht für mich, der ich blutige Speiſe nicht genieße, ja kaum einer irdiſchen Speiſe bedarf, ſondern für meine Schüler, für das Volk, das ſich oft in der Wüſte um mich verſammelte. Dieſen Löwen habe ich in Alexandrien gelaſſen;

ich werde bei meiner Rückkunft einen treuen Gefährten an ihm finden.

Domherr. Haben die übrigen Meiſter deiner Geſellſchaft auch ſo große Fähigkeiten als du?

Graf. Die Gaben ſind verſchieden ausgetheilt; keiner von uns darf ſagen: er ſey der Größte.

Ritter. Iſt denn der Cirkel dieſer großen Männer geſchloſſen, oder iſt es möglich darin aufgenommen zu werden?

Graf. Vielen wäre es möglich; wenigen gelingt es. Die Hinderniſſe ſind zu groß.

Domherr. Wenn uns deine Erſcheinung nicht unglücklicher machen ſoll als wir bisher waren: ſo gib uns wenigſtens einen Wink, wohin wir unſere Aufmerkſamkeit, unſer Beſtreben richten ſollen.

Graf. Das iſt mein Vorſatz. — Nach allen Prüfungen, die ihr ausgeſtanden habt, iſt es billig daß ich euch einen Schritt weiter führe, daß ich euch gleichſam eine Magnetnadel in die Hand gebe, die euch zeige wohin ihr eure Fahrt zu richten habt. Vernehmt! —

Domherr. Ich bin ganz Ohr!

Ritter. Meine Aufmerkſamkeit kann nicht höher geſpannt werden!

Marquis (bei Seite). Ich bin äußerſt neugierig!

Marquiſe (bei Seite). Was wird er vorbringen?

Graf. Wenn der Menſch, mit ſeinen natürlichen Kräften nicht zufrieden, etwas Beſſeres ahnet, etwas

Höheres begehrt; wenn er sich eine unverwüstliche Gesundheit, ein dauerhaftes Leben, einen unerschöpflichen Reichthum, die Neigung der Menschen, den Gehorsam der Thiere, ja sogar Gewalt über Elemente und Geister stufenweise zu verschaffen denkt: so kann es nicht ohne tiefe Kenntniß der Natur geschehen. Hierzu eröffne ich euch die Pforte. — — Die größten Geheimnisse, Kräfte und Wirkungen liegen verborgen — — in verbis, herbis et lapidibus.

Alle. Wie?

Graf. In Worten, Kräutern und Steinen.

(Pause)

Marquise (für sich). In Steinen? Wenn er die meint, die ich in der Tasche habe, so hat er vollkommen recht.

Marquis. In Kräutern? Man sagt, es sey kein Kraut gewachsen das unser bestimmtes Lebensziel verlängern könne; und doch muß Ihnen ein solches Kraut bekannt seyn, da Sie Ihr Leben nicht allein hoch gebracht, sondern auch Ihre Kräfte, Ihr äußeres Ansehen so lange erhalten haben.

Graf. Die Unsterblichkeit ist nicht jedermans Sache.

Domherr. In Worten? Hier ahne ich das meiste, erhabner Lehrer. Gewiß habt ihr eine Sprache, eine Schrift, wodurch ganz andere Dinge bezeichnet werden,

als mit unſern armſeligen Lauten, wodurch wir nur die gemeinſten Dinge auszudrücken im Stande ſind. Gewiß beſitzeſt du die geheimnißvollen Zeichen, mit denen Salomon die Geiſter bezwang?

Graf. Alle dieſe, ja die ſonderbarſten Charaktere, die man jemals geſehen hat, Worte, die eine menſchliche Lippe kaum auszuſprechen vermag.

Ritter. O lehre ſie uns nach und nach buchſtabiren.

Graf. Vor allen Dingen müßt ihr erkennen daß es nicht auf die Lippen ankommt, nicht auf die Sylben die ausgeſprochen werden, ſondern auf das Herz das dieſe Worte nach den Lippen ſendet. Ihr ſollt erfahren was eine unſchuldige Seele für Gewalt über die Geiſter hat.

Nichte (für ſich). Ach Gott! Nun wird er mich verrufen, ich zittre und bebe! Wie ſchlecht werde ich meine Rolle ſpielen! ich wollte, ich wäre weit von hier, ich hätte dieſen Menſchen niemals geſehen.

Graf. Tritt herbei, ſchönes unſchuldiges Kind! Ohne Furcht, ohne Sorge, tritt näher, mit einer holden Freude daß du zu dem Glück auserleſen biſt, wornach ſo viele ſich ſehnen.

Domherr. Was ſoll das geben?

Ritter. Was haben Sie vor?

Graf. Wartet und merket auf!

(Muſik.)

Der Graf (gibt ein Zeichen. Ein Dreyfuß ſteigt aus dem Boden, auf welchem eine erleuchtete Kugel befeſtigt iſt. Der Graf winkt der Nichte, und hängt ihr den Schleier über, der ihn vorher bedeckt hat, doch ſo daß ihr Geſicht frei bleibt; ſie tritt hinter den Dreyfuß. Bei dieſer Pantomime legt der Graf ſein gebieteriſches Weſen ab; er zeigt ſich ſehr artig und gefällig, gewiſſermaßen ehrerbietig gegen ſie. Die Kinder mit den Rauchfäſſern treten neben den Dreyfuß. Der Graf ſteht zunächſt der Nichte, die übrigen gruppiren ſich mit Verſtand. Die Jünglinge ſtehen ganz vorn. Die Nichte ſieht auf die Kugel, die Geſellſchaft auf ſie, mit der größten Aufmerkſamkeit. Sie ſcheint einige Worte auszuſprechen, ſieht wieder auf die Kugel, und biegt ſich dann erſtaunt, wie jemand der was Unerwartetes ſieht, zurück, und bleibt in der Stellung ſtehen. Die Muſik hört auf).

Graf. Was ſiehſt du, geliebte Tochter? Erſchrick nicht, faſſe dich! Wir ſind bei dir, mein Kind!

Ritter. Was kann ſie ſehen? Was wird ſie ſagen?

Domherr. Still, ſie ſpricht!

Nichte (ſpricht einige Worte, aber leiſe, daß man ſie nicht verſtehen kann).

Graf. Laut, meine Tochter, lauter, daß wir es alle verſtehen!

Nichte. Ich ſehe Kerzen, helle brennende Kerzen in einem prächtigen Zimmer. Jetzt unterſcheide ich chineſiſche Tapeten, vergoldetes Schnitzwerk, einen Kronleuchter. Viele Lichter blenden mich.

Graf. Gewöhne dein Auge, ſieh ſtarr hin; was ſiehſt du weiter? Iſt niemand im Zimmer?

Nichte. Hier! — Laßt mir Zeit — hier in dem Schimmer beim Kerzenlichte — am Tiſche ſitzend — erblick' ich eine Dame; ſie ſchreibt, ſie lieſt.

Domherr. Sag', kannſt du ſie erkennen? Wie ſieht ſie aus? Wer iſt's? Verſchweige nichts!

Nichte. Ihr Geſicht kann ich nicht ſehen; die ganze Geſtalt ſchwankt vor meinen Augen wie ein Bild auf bewegtem Waſſer.

Marquiſe (für ſich). Ganz vortrefflich ſpielt das gute Kind uns ihre Lection vor.

Marquis (für ſich). Ich bewundere die Verſtellung. Liebe Natur, wozu biſt du nicht fähig!

Nichte. Jetzt! jetzt! Ihr Kleid kann ich deutlicher ſehen; himmelblau fällt es um ihren Seſſel und wie der Himmel iſt es mit ſilbernen Sternen beſä't.

Domherr (zur Marquiſe). Nun werde ich ganz glücklich! Es iſt die geliebte Fürſtin. Man ſagte mir von dieſem Kleide, blau mit ſilbernen Muſchen, die den Augen des Kindes als Sterne erſcheinen. Horch!

Nichte. Was ſeh' ich! Großer Meiſter, erhabener Cophta, entlaß mich! Ich ſehe fürchterliche Dinge.

Graf. Bleibe getroſt und ſprich: was ſiehſt du?

Nichte. Ich ſehe zwey Geiſter hinter dem Stuhle; ſie flüſtern einer um den andern der Dame zu.

Graf. Sind ſie häßlich?

Nichte. Sie ſind nicht häßlich; aber mich ſchaudert's.

Graf (zum Domherrn). Dieſe Geiſter ſprechen zum Vortheil eines Freundes. Kannſt du die Dame erkennen? Kennſt du den Freund?

Domherr (um die Hand küſſend). Du biſt ewig meiner Dankbarkeit verſichert!

Nichte. Sie wird unruhig; das Flüſtern der Geiſter hindert ſie am Leſen, hindert ſie am Schreiben; ungeduldig ſteht ſie auf; die Geiſter ſind weg.

(Sie wendet ihr Geſicht ab.)

Laßt mich einen Augenblick.

Graf. Nur gelaſſen, meine Tochter! Wenn du wüßteſt, unter welchem Schutze du ſtehſt! (Er unterſtützt ſie.)

Ritter (für ſich). O wie ſie liebenswürdig iſt! Wie reizend in ihrer Unſchuld! Nie hat mich ein Mädchen ſo gerührt. Nie hab' ich eine ſolche Neigung empfunden! Wie ſorge ich für das gute Kind! Gewiß, der Domherr, die Tante — das himmliſche Weſen ahnet nicht, in welcher Gefahr ſie ſchwebt! O wie gern möcht' ich ſie aufmerkſam machen, ſie retten, wenn ich mich auch ganz dabei vergeſſen ſollte.

Graf. Nimm dich zuſammen, meine Taube, ſieh hin, gewiß du haſt uns noch mehr zu offenbaren!

Nichte (auf die Engel ſtarrend). Sie tritt an's Kamin, ſie blickt in den Spiegel! Ahi!

Graf. Was iſt dir?

Nichte. Ahi!

Marquiſe. Was haſt du?

Nichte. Ach in dem Spiegel ſteht der Domherr.

Domherr. Welche Glückſeligkeit! Meiſter — ich — wie ſoll ich dir danken! Das thuſt du alles für mich!

Nichte. Sie ſieht hinein, ſie lächelt; weg iſt der Domherr, ſie ſieht ſich ſelbſt.

Ritter. Welche Wunderkraft! Welche Gaben!

Nichte (mit einem gefühlvollen freudigen Ausdruck). Ja nun! — Ich ſehe alles nun deutlich, ich ſehe die herrliche Schönheit, das liebenswürdige Geſicht. Wie ihm die Traurigkeit ſo ſchön ſteht, die ſich über alle Züge verbreitet.

Domherr (der wieder die Hände des Grafen gehalten und ſie öfters geküßt). Unausſprechlich, unbeſchreiblich beglückſt du deinen Knecht!

Nichte. Sie wird unruhig, das Zimmer ſcheint ihr zu enge, ſie geht nach der Glasthüre, ſie will hinaus. Ach! Ach! —

Graf. Ermanne dich! Nur noch einen Augenblick! Sieh noch einmal hin!

Nichte (verwirrt). Die Geiſter ſtehn ihr zur Seite. Sie öffnen die Thüre, draußen iſt's dunkel.

Marquiſe (zum Domherrn). Sie geht dir entgegen.

Domherr. Iſt's möglich!

Marquiſe. Du wirſt's erfahren.

Nichte. Ach! (ſie fällt in Ohnmacht.)

Ritter. O Gott! Helft ihr! Schont ſie! Es iſt unverzeihlich, daß ihr ſie nicht eher entlaſſen habt!

Marquiſe. Hier iſt Salz.

(Die Hauptperſonen drängen ſich zu ihr, die Jünglinge treten aus dem Proſcenio ins Theater, die Kinder furchtſam zu ihnen. Es macht Alles eine ſchöne aber wilde Gruppe.)

Graf. Ueberlaßt ſie mir! Nur durch himmliſchen Balſam kann ſie erquickt werden.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Zimmer der Nichte.

Die Nichte. Ein Mädchen.

Nichte (bei der Toilette. Ein Mädchen hilft ihr ſich ankleiden, und geht ſodann in die Garderobe; ſie kommt mit einem Bündel zurück, und geht über das Theater). Was trägſt du da? Was iſt in dem Bündel?

Mädchen. Es iſt das Kleid das Sie mir befahlen zum Schneider zu ſchaffen.

Nichte. Gut. Daß ich es, wo möglich, morgen oder übermorgen wieder habe.

Mädchen (geht ab).

Nichte. Nun bin ich angezogen wie es meine Tante befohlen hat. — Was mag dieſe neue Mummerey bedeuten? — Wenn ich bedenke was mir heute begegnet iſt, ſo habe ich alles zu befürchten. Kaum erhole ich mich von jener ſchauderhaften Scene, ſo muthet man mir zu, mich umzukleiden, und wenn ich

mich recht anſehe, ſo iſt das ungefähr wie ich die Prinzeſſin beſchrieben habe. Der Domherr liebt die Fürſtin, und ich ſoll ſie wohl gar vorſtellen? In welche Hände bin ich gerathen! Was hab' ich zu erwarten? Welchen grauſamen Gebrauch macht meine Tante von dem Vertrauen, das ich ihr zu voreilig hingab! Wehe mir! Ich ſehe niemanden, an den ich mich wenden könnte. Die Geſinnungen des Marquis werden mir nun deutlicher. Es iſt ein eitler, frecher, leichtſinniger Mann, der mich unglücklich gemacht hat, und bald in mein Verderben willigen wird, um mich nur los zu werden. Der Domherr iſt eben ſo gefährlich. Der Graf ein Betrüger. — — Ach nur der Ritter wäre der Mann an den ich mich wenden könnte. Seine Geſtalt, ſein Betragen, ſeine Geſinnungen zeichneten mir ihn im erſten Augenblicke als einen rechtſchaffenen, einen zuverläſſigen thätigen Jüngling; und, wenn ich mich nicht irre, war ich ihm nicht gleichgültig. — Aber ach! betrogen durch die unverſchämte Mummerey der Geiſterſcene hält er mich für ein Geſchöpf, das der größten Verehrung werth iſt. Was ſoll ich ihm bekennen? Was ſoll ich ihm vertrauen? — — Es komme wie es wolle, ich will es wagen! Was hab' ich zu verlieren? Und bin ich nicht ſchon in dieſen wenigen Stunden der Verzweiflung nahe gebracht? — Es entſtehe was wolle, ich muß ihm ſchreiben. Ich werde ihn ſehen, mich ihm vertrauen; der edle Mann kann

mich

mich verdammen, aber nicht verſtoßen! Er wird einen Schutzort für mich finden. Jedes Kloſter, jede Penſion ſoll mir ein angenehmer Aufenthalt werden.

(Sie ſpricht und ſchreibt.)

„Ein unglückliches Mädchen, das Ihrer Hülfe bedarf, und von dem Sie nicht übler denken müſſen weil ſie Ihnen vertraut, bittet Sie morgen früh um eine Viertelſtunde Gehör. Halten Sie ſich in der Nähe, ich laſſe Ihnen ſagen wenn ich allein bin. Die traurige Lage in der ich mich befinde, nöthigt mich zu dieſem zweydeutigen Schritt.“

So mag es ſeyn! — — Der kleine Jäck iſt mir wohl ein ſichrer Bote.

(Sie geht an die Thüre und ruft.)

Jäck!

Zweyter Auftritt.

Nichte. Jäck.

Nichte. Kleiner! weißt du des Ritters Greville Wohnung?

Jäck. Ich bin oft dort geweſen.

Nichte. Willſt du mir wohl gleich ein Billet an ihn beſtellen? Aber daß es niemand erfährt!

Jäck. Recht gern! Was hab' ich davon?

Nichte (indem ſie ihm Geld reicht). Einen Laubthaler!

Jäck (der ſich auf einem Faß einigemal herumdreht). Ich habe Flügel.

Richte (indem ſie ihm das Billet gibt). Hier!

Jäck. Das Geld wird bald verdient ſeyn. Wahrſcheinlich iſt er in der Nähe. Um dieſe Zeit pflegt er in das Kaffeehaus an der Ecke zu kommen.

Richte. Das wäre ſchön. Nur vorſichtig!

Jäck. Geben Sie nur. Verlaſſen Sie ſich auf mich.

Richte. Du biſt ein durchtriebener Schelm!

Jäck. Ich bin zu brauchen, das weiß Ihre Tante.

Dritter Auftritt.

Richte allein.

Wie frech dieſer Knabe iſt! Wie abgerichtet! So ſollt' ich auch werden; und wäre ſie langſamer zu Werke gegangen, ſie hätte mich Schritt vor Schritt in's Verderben geführt. Glücklicherweiſe werd' ich es gewahr, und fühle noch ſo viel Kraft mich zu retten. Geiſt meiner Mutter, ſteh mir bei! Ein Fehler riß mich aus dem gleichgültigen Zuſtande, in welchem ich ſonſt zwiſchen Tugend und Laſter ſchlummerte. O möge dieſer Fehler der erſte Schritt zur Tugend ſeyn!

Vierter Auftritt.

Nichte. Marquiſe.

Marquiſe. Laſſen Sie ſehen, Nichte, wie finden Sie ſich in das neue Kleid?

Nichte. Nicht eben ſo ganz, als wenn es mein eigen wäre.

Marquiſe. Nun, nun, es geht ſchon! Es kleidet Sie alles.

Nichte. Auch der Betrug, wie Sie heute geſehen haben.

Marquiſe. Wer wird ſolche Worte brauchen! (Etwas an ihr zurecht rückend.) So! Es muß mehr an den Leib geſchloſſen ſeyn, und dieſe Falte muß reicher fallen. Der Wagen wird bald kommen, und wir fahren heute noch auf's Land.

Nichte. Noch heute?

Marquiſe. Ja, und Sie haben heute noch eine Rolle zu ſpielen.

Nichte. Noch eine? Sie ſind unbarmherzig, Tante. Die erſte hat mir ſchon ſo viel Mühe gekoſtet, daß Sie mich mit der zweyten verſchonen ſollten.

Marquiſe. Eben deßwegen, mein Kind. Noch dieſe und dann die dritte und vierte, und es wird Ihnen keine mehr Mühe koſten.

Nichte. Ich fürchte Sie finden mich nicht halb ſo fähig als Sie glauben.

Marquise. Es kommt auf einen Versuch an. Diese Nacht werden Sie eine sehr geringe Rolle zu spielen haben.

Nichte. In diesem prächtigen Kleide?

Marquise. Dem Inhalte nach, meine ich. Sie haben eine halb stumme Liebhaberin vorzustellen.

Nichte. Wie verstehn Sie das?

Marquise. Ich bringe Sie in einen Garten, führe Sie in eine Laube, gebe Ihnen eine Rose, und Sie verweilen einen Augenblick. Es kommt ein Cavalier auf Sie zu, er wirft sich Ihnen zu Füßen, er bittet Sie um Vergebung, Sie geben einen unvernehmlichen Laut von sich: „mein Herr!“ — oder was Sie wollen; — er fährt fort um Verzeihung zu bitten: „Stehn Sie auf!“ versetzen Sie leise; er bittet um Ihre Hand, als um ein Zeichen des Friedens. Sie reichen ihm Ihre Hand; er bedeckt sie mit tausend Küssen. „Stehn Sie auf!“ sagen Sie alsdann: „Entfernen Sie sich, man könnte uns überraschen!“ Er zaudert; Sie stehen vom Sitze auf: „Entfernen Sie sich!“ sagen Sie dringend, und drücken ihm die Rose in die Hand. Er will Sie aufhalten: „Es kommt jemand!“ lispeln Sie, und eilen aus der Laube. Er will zum Abschiede einen Kuß wagen; Sie halten ihn zurück, drücken ihm die Hand und sagen sanft: „Wir sehn uns wieder!“ und machen sich von ihm los.

Nichte. Liebe Tante, verzeihen Sie mir, es ist

eine ſchwere, eine gefährliche Aufgabe. Wer iſt der Mann? Wen ſoll ich vorſtellen? Wird die Nacht, werden die Umſtände ihn nicht verwegner machen? Können Sie mich ſo ausſetzen?

Marquiſe. Du biſt ſicher, mein Kind. Ich bin in der Nähe und werde nicht einen Augenblick verweilen, wenn ich dieſe letzten Worte höre. Ich trete herbei und verſcheuche ihn.

Nichte. Wie ſoll ich meine Rolle recht ſpielen, da ich nicht weiß wen ich vorſtelle?

Marquiſe. Betragen Sie ſich edel, ſprechen Sie leiſe; das übrige wird die Nacht thun.

Nichte. Welch einen Argwohn erregt mir das blaue Kleid, dieſe ſilbernen Muſchen!

Marquiſe. Nun gut, wenn Sie es denn vermuthen, wenn Sie es errathen. Sie ſtellen die Prinzeſſin vor und der Cavalier wird der Domherr ſeyn.

Nichte. Liebe Tante, wie können Sie einem unglücklichen verlaſſenen Mädchen ſolch eine ſonderbare Unternehmung zumuthen! Ich begreife den Zuſammenhang nicht, ich ſehe nicht was es Ihnen nutzen kann: aber bedenken Sie daß es kein Scherz iſt. Wie hart würde einer geſtraft, der die Hand des Fürſten in irgend einer Unterſchrift nachahmte, der das Bild ſeines Königes auf ein unächtes Metall zu prägen ſich unterfinge? Und ich ſoll, wiſſentlich, mein armſeliges Selbſt für die geheiligte Perſon einer Fürſtin geben, ſoll mit

erlogenen Zügen, durch erborgte Kleider die äußere Gestalt jener erhabenen Person nachäffen und durch mein Betragen in eben dem Augenblick die edle Sittlichkeit schänden, die den Charakter dieser großen Fürstin macht? Ich schelte mich selbst, ich bin zu bestrafen, bin zu verdammen. Haben Sie Mitleid mit mir! denn Sie werden mich nicht retten wenn man mich verurtheilt. Wollen Sie mich zu einer Verbrecherin machen, weil ich Ihnen einen Fehler eingestand?

Marquise. Es ist nicht zu ändern.

Nichte (bittend). Meine Tante!

Marquise (gebieterisch). Meine Nichte! — Sobald der Wagen da ist erfahren Sie es; werfen Sie dann Ihren Mantel um und folgen Sie mir.

Nichte. Ich wünschte —

Marquise. Sie wissen was zu thun ist, es kann nichts abgeändert werden.

Fünfter Auftritt.

Nichte, nachher Jack.

Nichte. So war mein Argwohn auf dem rechten Wege! Es ist gewiß was ich fürchtete. Sie will mich dem Domherrn auf eine oder die andere Weise in die Hände liefern, und vielleicht ist der Marquis selbst mit ihr einig. Von solchen Menschen läßt sich alles

erwarten, und deſto beſſer habe ich gethan mich an den Ritter zu wenden. Ich werde mich heute ſchon zu betragen wiſſen, und morgen, wenn ich mich in ihm nicht betrogen habe —

Jäck (in der Thüre). Iſt ſie weg?

Nichte. Nur herein!

Jäck. Wie geſagt, ſo gethan!

Nichte. Was bringſt du?

Jäck. Hier ein Blättchen! (indem er ihr ein Billet gibt und ſich dann im Sprunge herumdreht.) Und noch einen Laubthaler vom Ritter für meine Mühe. Brauchen Sie mich ferner zum Courier.

Nichte. Wo haſt du ihn angetroffen?

Jäck. Im Kaffeehauſe gegenüber, wie ich ſagte.

Nichte. Sagte er was zu dir?

Jäck. Er fragte, ob Sie zu Hauſe, ob Sie allein ſeyen? — Ich muß ſehen was es gibt; ich höre, die gnädige Frau fährt aus.

Sechster Auftritt.

Nichte, nachher der Ritter.

Nichte (das Billet leſend). „Ich weiß Ihr Vertrauen
„zu ſchätzen und freue mich unendlich darüber.
„Schon habe ich Sie im Stillen beklagt; in wenig
„Minuten bin ich bei Ihnen“ —
O Gott was will das heißen?

„Bis morgen früh kann ich meiner Ungeduld nicht
„gebieten. In Ihrem Quartier hab' ich eine Zeit-
„lang gewohnt, und beſitze noch durch einen Zu-
„fall den Hauptſchlüſſel. Ich eile nach Ihrer Gar-
„derobe, ſeyn Sie ohne Sorgen; es ſoll mich nie-
„mand entdecken, und verlaſſen Sie ſich in jedem
„Sinn auf meine Discretion."

Ich bin in der entſetzlichſten Verlegenheit! Er wird mich in dieſen Kleidern finden! Was ſoll ich ſagen?

Ritter (der aus der Garderobe tritt). Sie verzeihen, daß ich eile; wie hätt' ich dieſe Nacht ruhig ſchlafen können?

Nichte. Mein Herr —

Ritter (ſie ſcharf anſehend). Wie find' ich Sie verändert? Welcher Aufputz! Welche ſonderbare Kleidung! Was ſoll ich dazu ſagen?

Nichte. O mein Herr! ich hatte Sie jetzt nicht vermuthet. Entfernen Sie ſich, eilen Sie! Meine Tante erwartet mich dieſen Augenblick. Morgen früh —

Ritter. Morgen früh wollen Sie mir vertrauen, und heute nicht?

Nichte. Ich höre jemand kommen, man wird mich rufen.

Ritter. Ich gehe, ſagen Sie nur: was ſtellt das Kleid vor?

Nichte. O Gott!

Ritter. Was kann das für ein Vertrauen ſeyn, wenn Sie mir dieſe Kleinigkeit verſchweigen?

Nichte. Alles Vertrauen hab' ich zu Ihnen, nur — das iſt nicht mein Geheimniß. Dieſes Kleid —

Ritter. Dieſes Kleid iſt mir merkwürdig genug. Einigemal hat ſich die Prinzeſſin in einem ſolchen Kleide ſehen laſſen. Selbſt heute haben Ihnen die Geiſter die Fürſtin in dieſem Kleide gezeigt, und nun find' ich Sie —

Nichte. Rechnen Sie mir dieſe Maskerade nicht zu.

Ritter. Welche entſetzliche Vermuthungen!

Nichte. Sie ſind wahr.

Ritter. Die Geiſterſcene?

Nichte. War Betrug.

Ritter. Die Erſcheinungen?

Nichte. Abgeredet.

Ritter. O ich Unglücklicher! O hätten Sie mir ewig geſchwiegen! Hätten Sie mir den ſüßen Irrthum gelaſſen! Sie zerſtören mir den angenehmſten Wahn meines Lebens!

Nichte. Ich habe Sie nicht berufen, Ihnen zu ſchmeicheln, ſondern Sie als einen edeln Mann um Rettung und Hülfe anzuflehn. Eilen Sie, entfernen Sie ſich! Wir ſehen uns morgen wieder. Verſchmähen Sie nicht ein unglückliches Geſchöpf, das nach Ihnen, wie nach einem Schutzgott hinauf ſieht.

Ritter. Ich bin verloren! Auf ewig zu Grunde

gerichtet! Wüßten Sie was Sie in dieſem Augenblick mir geraubt haben, ſo würden Sie zittern; Sie würden mich nicht um Mitleid anflehn. Ich habe kein Mitleid mehr! Den Glauben an mich ſelbſt und an andre, an Tugend, Unſchuld, an jede Größe und Liebenswürdigkeit haben Sie mir entriſſen. Ich habe kein Intereſſe mehr, und Sie verlangen daß ich es an Ihnen nehmen ſoll? Meine Zutraulichkeit iſt auf das Schändlichſte mißhandelt worden, und Sie wollen daß ich Ihnen trauen ſoll? Ihnen, einer doppelten, dreyfachen Schauſpielerin? Welch ein Glück, daß ich dieſen Abend hieher kam und Ihnen nicht Zeit ließ ſich vorzubereiten, die Maske anzulegen, mit der Sie auch mich zu hintergehen dachten!

Nichte. Ich bin ganz unglücklich! Eilen Sie! Entfernen Sie ſich! Man kommt!

Ritter. Ich gehe, Sie nie wieder zu ſehen!

Siebenter Auftritt.

Die Nichte. Der Marquis.

Marquis (halb in der Thüre). Sind Sie allein, Nichte? Nur ein Wort!

Nichte (indem der Marquis wieder zur Thür hinaus ſieht, betrachtet ſie ſich geſchwind im Spiegel). Ich ſehe verweint, verworren aus! Was werd' ich ſagen?

Marquis (ſie umarmend und feſt an ſich drückend). Süßes holdes Geſchöpf!

Nichte (ihn zurückhaltend). Um Gotteswillen, Marquis!

Marquis. Wir ſind allein, fürchten Sie nichts!

Nichte (ſich von ihm losmachend). Die Marquiſe erwartet mich. (Bei Seite.) Wenn der Ritter noch da wäre!

Marquis. Was haben Sie? Sie ſehen ganz verſtört aus.

Nichte. Ach Gott! Die Zumuthungen meiner Tante —

Marquis. Du dauerſt mich, liebes Kind; aber ich will dich retten.

Nichte. Sie wiſſen doch, heute Nacht ſoll ich die Rolle der Prinzeſſin ſpielen. Es iſt erſchrecklich! Kommen Sie! (Sie ſieht ſich inzwiſchen furchtſam nach der Garderobethür um.)

Marquis. Bleiben Sie, bleiben Sie, eben deßwegen bin ich hier! Spielen Sie heute Nacht Ihre Rolle nur gut, Sie haben nichts zu beſorgen.

Nichte. So laſſen Sie uns gehen.

Marquis. Nein doch; ich wollte Ihnen ſagen —

Nichte. Dazu iſt's morgen Zeit.

Marquis. Keineswegs! Sie ſcheinen dieſe Abenteuer weniger zu fürchten als Sie ſollten.

Nichte (wie oben). Ich bin in der größten Verlegenheit!

Marquis. Es ſteht Ihnen noch etwas Seltſames dieſe Nacht bevor, an das Sie nicht denken.

Nichte. Was denn? Sie erſchrecken mich!

Marquis. Daß Sie mit mir wegreiſen werden.

Nichte. Mit Ihnen?

Marquis. Und das ſagen Sie mit einer Art von Widerwillen?

Nichte. Ich weiß nicht was ich ſagen ſoll.

Marquis. Ich werde Sie leicht aufklären. Die Maskerade, zu der Sie angezogen ſind, iſt nicht ein bloßer Scherz. Meine Frau hat im Namen der Prinzeſſin den Domherrn um einen wichtigen Dienſt erſucht, und Sie ſollen die Dankbarkeit der Fürſtin gegen den betrogenen Mann ausdrücken.

Nichte (wie oben in Verlegenheit). Ich ſoll ihm eine Roſe geben.

Marquis. Eine würdige Belohnung für einen ſolchen Dienſt! Denn zu nichts geringerem hat ſich die blinde Leidenſchaft des Domherrn bereden laſſen, als das ſchöne Halsband von den Hofjuwelieren zu kaufen.

Nichte. Das Halsband?

Marquis. Das wir geſtern ſo ſehr bewunderten, als wir dieſen Ring kauften.

Nichte. Es iſt nicht möglich!

Marquis. So gewiß, daß ich ſchon einen Theil davon in der Taſche habe.

Nichte. Sie? Was ſoll das heißen? — Man könnte horchen.

Marquis. So treten Sie hieher: (Er nähert ſich der Garderobe.) Ja, mein Kind! Der Domherr beſaß es kaum eine Viertelſtunde; gleich war es in den Händen meiner Frau, um es der Prinzeſſin noch heute Abend zu überliefern. Wie glücklich war das Weib in dieſem Augenblick, und ich nicht weniger! Unbarmherzig brach ſie die ſchöne Arbeit von einander: es that mir im Herzen weh, den koſtbaren Schmuck ſo zerſtört zu ſehen, und ich konnte nur durch das herrliche Paketchen getröſtet werden, das ſie mir zu meiner Reiſe zubereitete. Ich habe wenigſtens für hundert tauſend Livres Steine in der Taſche. Ich geh' noch heute nach England ab, mache dort alles zu Gelde, ſchaffe Silbergeſchirr und Koſtbarkeiten in Menge.

Nichte (welche bisher die größte Verlegenheit verborgen). Welche gefährliche Unternehmung!

Marquis. Wir müſſen jetzt nicht ſorgen, ſondern wagen.

Nichte. Ich wünſche Ihnen Glück!

Marquis. Nein, du ſollſt es mir bringen! Du ſollſt und mußt meine Reiſegefährtin ſeyn.

Nichte. Sie wollen mich dieſer Gefahr ausſetzen?

Marquis. Die Gefahr iſt weit größer, wenn du zurück bleibſt. Meine Frau iſt verwegen genug, das Mährchen, ſo lang es nur gehen will, durchzu-

ſpielen. — Bis der erſte Zahlungstermin kommt, ja noch weiter, iſt ſie ziemlich ſicher. Indeß kann ich dich nicht hier laſſen.

Nichte. Bedenken Sie —

Marquis. Ich weiß nicht wie ich dein Betragen erklären ſoll. Wär' es möglich, daß man mir ſchon dein Herz entwendet hätte? — Nein, es iſt nicht möglich! Du biſt verlegen, aber nicht verändert. Laß dich nicht etwa den anſcheinenden Reichthum des Domherrn blenden; wir ſind jetzt reicher als er, der in Kurzem ſich in der größten Verlegenheit ſehen wird. Ich habe alles genau berechnet. Du magſt heute Nacht die Perſon der Prinzeſſin noch vorſtellen. — Es iſt die Abſicht meiner Frau daß ich euch hinaus begleiten und dann gleich weiter fahren ſoll. Ich nehme deßwegen einen beſondern Wagen. Iſt die Scene vorbei, ſo erkläre ich der Marquiſe kurz und gut, daß du mich begleiteſt. Du magſt ein wenig widerſtehen, ich führe dich mit Gewalt weg. Lärm darf ſie nicht machen, aus Furcht daß alles verrathen wird. — Du hörſt nicht zu; was iſt dir?

Nichte. Verzeihen Sie mir, — dieſer Vorſchlag — Ich bin verwirrt — ich verſtumme! Bedenken Sie in welcher Lage wir die Tante zurücklaſſen!

Marquis. Sie wird ſich ſchon helfen, ſie iſt klug genug. Sie hat dieſe Sache ſo weit gebracht und wir verderben ihr nichts an ihrem Plan. Genug, ich will,

ich kann dich nicht entbehren, und wenn du je an meiner Liebe zweifelteſt, ſo ſiehſt du nun, wie heftig ſie iſt. Ich werde dich nicht hier laſſen, ſo vielen Nachſtellungen, ſo vielen Gefahren ausgeſetzt; nicht acht Tage, ſo hab' ich dich verloren. Die unſinnige Leidenſchaft des Domherrn zur Fürſtin hält ihn nicht von andern Liebeshändeln zurück. Nur wenige Tage, und du wirſt unter dem Schleier ſeine Gebieterin, und ohne Schleier ſein gehorſamſtes Liebchen ſeyn. Komm! — So hab' ich es beſchloſſen, und davon laſſ' ich nicht ab. (Er umarmt ſie.) Du biſt mein geworden, und niemand ſoll dich mir rauben! Meine Frau war mir niemals hinderlich, und wenn ſie die Steine glücklich davon bringt, wird ſie uns gern verzeihen. — Wie iſt dir? Du biſt nicht bei dir!

Richte. Es iſt um mich geſchehen! Führen Sie mich wohin Sie wollen.

Marquis. Wiſſe nur, es iſt ſchon alles richtig. Unter einem andern Vorwande habe ich von deinem Kammermädchen nur das nothwendigſte zuſammen packen laſſen. Es kommt auf wenige Tage an, ſo ſind wir neu und beſſer als jemals gekleidet. Wir wollen uns nicht mit alter Trödelwaare beſchweren.

(Er führt die Richte ab, die ihm troſtlos folgt und nochmals zurück nach der Garderobethür ſieht.)

Achter Auftritt.

Der Ritter
(der aus dem Cabinet hervorgeht).

Was hab' ich gehört, und in welchen Abgrund von Verrätherey und Nichtswürdigkeit hab' ich hinein geblickt! Niemals konnte ich dieſe Menſchen achten, mit denen ich leben mußte! Oft waren ſie mir verdächtig; aber wenn man ſie bei mir ſolcher verruchten Handlungen wegen angeklagt hätte, ich hätte ſie gegen jedermann in Schutz genommen. Nun verſteh' ich dich, ſchöne Verführerin, warum du mich erſt morgen früh ſehen wollteſt! Gewiß war es ihr bekannt, daß der Marquis heute Nacht verreiſen ſolle; aber daß er ſie zwingen würde mit ihm zu gehen dachte ſie nicht. Sie glaubte gewiß ſeine Neigung zu ihr ſey erſchöpft, wie ihre Neigung zu ihm. O die Abſcheuliche! Dieſe Unſchuld zu heucheln! — Wie ein himmliſcher Geiſt ſtand ſie vor uns, und die reinſten Weſen ſchienen durch ihren Mund zu ſprechen, indeß ſie, eines Liebhabers überdrüſſig, ſich nach andern umſieht, und über die Zauberkugel weg nach den betrogenen Männern ſchielt, die ſie als ein himmliſches Weſen anbeten. Wie ſoll ich das alles zurecht legen was ich gehört habe? Was ſoll ich thun? Der Graf und die Marquiſe ſpinnen den unerhörteſten Betrug an. Um ihren ungeheuern Plan durchzuführen, wagen ſie es den Namen einer vortrefflichen Fürſtin zu mißbrauchen, ja ſogar ihre Geſtalt in einem ſchänd-

ſchändlichen Poſſenſpiel nachzuäffen. Früher oder ſpäter wird ſich's entdecken, und die Sache endige ſich wie ſie wolle, ſo muß ſie dem Fürſten und der Fürſtin höchſt unangenehm ſeyn. Es leidet keinen Aufſchub. — Soll ich hingehen und dem betrogenen Domherrn die Augen eröffnen? Noch wäre es möglich ihn zu retten! Das Halsband iſt zerſtückt; aber noch iſt der Marquis hier, man kann ſie feſt halten, ihnen den Schmuck abnehmen, die Betrüger beſchämen und ſie in der Stille verjagen. — Gut, ich gehe. — Doch halt! — Das thu' ich um des kalten, eigennützigen Weltmannes willen? Er wird mir danken, und für die Rettung aus der ungeheuren Gefahr mir ſeine Protection verſprechen, mir eine anſehnliche Charge zuſichern, ſobald er ſich wieder würde in Gunſt geſetzt haben. Dieſe Erfahrung macht ihn nicht klug; er wird dem erſten beſten Betrüger ſich wieder in die Hände geben, ſich immer leidenſchaftlich, ohne Sinn, Verſtand und ohne Folge betragen; wird mich als einen Schmarotzer in ſeinem Hauſe dulden; wird bekennen daß er mir Verbindlichkeiten habe, und ich werde vergebens auf eine reelle Unterſtützung warten, da es ihm, ungeachtet ſeiner ſchönen Einnahme, immer an baarem Gelde fehlt. — —

(Geht nachdenkend auf und nieder.)

Thörichter, beſchränkter Menſch! Und du ſiehſt nicht ein, daß ſich hier der Weg zu deinem Glücke öffnet, den du ſo oft vergebens geſucht haſt? Mit Recht hat

dich heute der Domherr als einen Schüler verlacht, mit Recht der Graf deine Gutmüthigkeit auf eine verruchte Weise mißbraucht! Du verdienteſt jene Lection, da du nicht einmal durch ſie klüger geworden biſt. — Sie glaubten nicht dich zu ihrem Verderben zu unterrichten. — Wohl, ſo ſoll es ſeyn! Ich eile zu dem Miniſter. Er iſt eben auf dem Landhauſe, wohin dieſe Betrüger zuſammen in die Falle geben. Sie ſind keiner Schonung werth! Es iſt eine Wohlthat für's menſchliche Geſchlecht, wenn ſie nach Verdienſt geſtraft werden, wenn man ſie außer Stand ſetzt ihre Künſte weiter fort zu treiben. Ich eile; der Moment iſt entſcheidend! Werden ſie über der That ergriffen, ſo iſt alles bewieſen. Die Steine, die der Marquis in der Taſche hat, zeugen wider ihn; es hängt von dem Fürſten ab die Schuldigen zu behandeln wie es ihm recht dünkt, und ich werde mit leeren Verſprechungen gewiß nicht hingehalten. Ich ſehe mein Glück mit dem Anbruche des Tages hervortreten! Hier iſt nicht ein Augenblick zu ſäumen! Fort! Fort!

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Nacht.

Ein Lustgarten. Rechter Hand der Schauspieler eine Laube.

Der Graf. La Fleur.

La Fleur. Ich höre noch niemand. Es rührt sich nichts im ganzen Garten. Ich bin recht verlegen. Ich habe doch gewiß recht gehört.

Der Graf (mit anmaßlicher Bedeutung). Du hast recht gehört.

La Fleur. Nun, wenn Sie es selbst wissen, so ist es desto besser; denn Sie können versichert seyn daß ich immer die Wahrheit sage. Um diese Stunde wollte meine Herrschaft hier in diesem Garten seyn. Ich weiß nicht was sie vorhaben. Mit vier Pferden sind sie vor uns weggefahren und ihr Wagen wird an der kleinen Thür still halten. Ich habe sie deßwegen an der andern Seite aussteigen lassen. Ich vermuthe, der Domherr ist auch hierher bestellt.

Graf (wie oben). Warte! (Er hält seinen kleinen Finger an's Ohr.) Dieser Ring sagt mir, daß du gewissermaßen wahr redest.

La Fleur. Gewissermaßen?

Graf. Ja. Das heißt: in so ferne du es selbst wissen kannst. Ich bin nicht allwissend; aber dieser Ring sagt mir immer: ob die Menschen lügen, oder ob sie sich irren.

La Fleur. Wenn ich Ihnen rathen sollte — doch Sie wissen schon was das Beste ist.

Graf. Sprich nur! ich will schon sehn, ob du mir das Beste räthst.

La Fleur. Ich dächte wir gingen sachte diese dunkle Allee hinauf und horchten immer im Gehen, ob wir nicht irgend etwas kommen oder lispeln hören.

Graf. Ganz recht. Geh' nur voraus und horche ob der Weg sicher ist.

Zweyter Auftritt.

Der Graf (allein).

Ich begreif es nicht — und nach allen Umständen die dieser Mensch angibt, ist es höchst wahrscheinlich. Die Marquise bestellt den Domherrn hier heraus; wär' es möglich, daß es ihr gelungen wäre die Prinzessin zu gewinnen? was ich immer für ein albernes Unterneh-

men, was ich für Lüge und Trug hielt. — Wenn ihr das gelingt, was soll dann dem Menschen nicht gelingen!

(Er geht von der linken Seite im Grunde ab.)

Dritter Auftritt.

Der Ritter. Der Oberst der Schweizer-Garde. Sechs Schweizer kommen von der linken Seite aus den vordern Coulissen.

Oberst (der zuletzt herauskommt, nach der Scene). Hier bleibt versteckt und rührt euch nicht eher, es mag sich zutragen was will, bis ihr Waldhörner hört. In dem Augenblick, da sie stillschweigen, fallt zu und nehmt gefangen wen ihr im Garten findet. (Zu den Schweizern, die auf dem Theater stehn) Ihr gebt auf das nämliche Signal acht. Viere verbergen sich bei der großen Pforte; laßt herein es komme wer will, aber niemanden hinaus.

Ein Schweizer. Herein mögen sie kommen, hinaus soll keiner.

Der Oberst. Und wer hinaus will, den haltet fest.

Schweizer. Wir wollen schon wacker anfassen.

Oberst. Und wenn die Waldhörner schweigen, so bringt hierher, wen ihr etwa angehalten habt. Zwey aber halten die Pforte besetzt.

Schweizer. Ja, Herr Obrist. Ich und mein

Kamrad bringen euch die Gefangenen, und der Michel und der Dusle bleiben bei der Pforte, daß nicht etwa ein anderer hinaus ſchlupfet.

Oberſt. Geht nur, Kinder, geht, ſo iſt's recht!

(Die vier Schweizer gehen ab.)

Oberſt. Ihr beiden tretet etwa zehn Schritte von hier in's Gebüſch; das Uebrige wißt ihr.

Schweizer. Gut.

Oberſt. So, Ritter, wären unſre Poſten alle beſetzt. Ich zweifle, daß uns einer entgeht. Wenn ich ſagen ſoll, ſo glaub' ich, wir werden hier auf dieſem Platze den beſten Fang thun.

Ritter. Wie ſo, Herr Oberſt?

Oberſt. Da von Liebeshändeln die Rede iſt, ſo werden ſie dieſes Plätzchen gewiß ausſuchen. In dem übrigen Garten ſind die Alleen zu gerade, die Plätze zu licht; dieſes Buſchwerk, dieſe Lauben ſind für die Schalkheiten der Liebe dicht genug zuſammen gewachſen.

Ritter. Ich bin recht in Sorgen bis alles vorüber iſt.

Oberſt. Unter ſolchen Umſtänden ſollt' es einem Soldaten erſt recht wohl werden.

Ritter. Ich wollte als Soldat lieber an einem gefährlichen Poſten ſtehn. Sie werden mir es nicht verdenken daß es mir bang' um das Schickſal dieſer Menſchen iſt, wenn ſie gleich nichtswürdig genug ſind, und meine Abſicht ganz löblich war.

Oberſt. Seyn Sie ruhig! Ich habe Befehl vom Fürſten und vom Miniſter, die Sache in der Kürze abzuthun; man verläßt ſich auf mich. Und der Fürſt hat ſehr recht. Denn wenn es Händel gibt, wenn die Geſchichte Aufſehn macht, ſo denken doch die Menſchen von der Sache was ſie wollen, und es iſt alſo immer beſſer man thut ſie im Stillen ab. Deſto größer wird auch Ihr Verdienſt, lieber junger Mann, das gewiß nicht unbelohnt bleiben wird. Mich dünkt ich höre was; laſſen Sie uns bei Seite treten.

Vierter Auftritt.

Die Marquiſe. Der Marquis. Die Nichte.

Die Marquiſe (zum Marquis, der nur eben herausſtritt). Bleiben Sie nur immer in dieſem Gebüſch und halten Sie ſich ſtill. Ich trete gleich wieder zu Ihnen.

Der Marquis (tritt zurück).

Marquiſe. Hier, liebes Kind, iſt die Laube, hier iſt die Roſe; das Uebrige wiſſen Sie.

Nichte. O liebſte Tante, verlaſſen Sie mich nicht! Handeln Sie menſchlich mit mir; bedenken Sie was ich Ihnen zu Liebe thue, was ich Ihnen zu Gefallen wage!

Marquiſe. Wir ſind bei Ihnen, mein Kind;

nur Muth! Es iſt keine Gefahr, in fünf Minuten iſt alles vorüber.

(Die Marquiſe tritt ab.)

Nichte (allein). O Gott, was hilft es, daß eine tiefe Nacht die Schuld bedeckt? Der Tag bewillkommt eine jede gute That die im Stillen geſchah, und zeigt ein ernſtes fürchterliches Geſicht dem Verbrecher.

Fünfter Auftritt.

Die Nichte. Der Domherr.

Die Nichte (ſetzt ſich in die Laube und hält die Roſe in der Hand).

Der Domherr (der von der entgegengeſetzten Seite aus dem Grunde des Theaters hervorkommt). Eine tiefe Stille weiſſagt mir meine nahe Glückſeligkeit. Ich vernehme keinen Laut in dieſen Gärten, die ſonſt durch die Gunſt des Fürſten allen Spaziergängern offen ſtehn und bei ſchönen Abenden oft von einem einſamen unglücklich Liebenden, öfter von einem glücklichen frohen Paar beſucht werden. O ich danke dir, himmliſches Licht, daß du dich heute in einen ſtillen Schleier hülleteſt! Du erfreueſt mich, rauher Wind, du drohende trübe Regenwolke, daß ihr die leichtſinnigen Geſellſchaften verſcheuchet, die in dieſen Gängen oft umſonſt hin und wieder ſchwärmen, die Lauben mit Gelächter füllen, und

ohne eigenen Genuß andere an den ſüßeſten Vergnügungen ſtören. O ihr ſchönen Bäume, wie ſcheint ihr mir ſeit den wenigen Sommern gewachſen, ſeit mich der traurige Bann von euch entfernte! Ich ſeh' euch nun wieder, ſeh' euch mit den ſchönſten Hoffnungen wieder, und meine Träume, die mich einſt in euern jungen Schatten beſchäftigten, werden nunmehr erfüllt. Ich bin der Glücklichſte von allen Sterblichen.

Marquiſe (die tritt zu ihm rein). Sind Sie es, Domherr? Nähern Sie ſich, nähern Sie ſich Ihrem Glück! Sehn Sie dort in der Laube?

Domherr. O ich bin auf dem Gipfel der Seligkeit!

Die Marquiſe (rein zurück).

Der Domherr (tritt an die Laube und wirft ſich der Nichte zu Füßen). Anbetungswürdige Sterbliche, erſte der Frauen! Laſſen Sie mich zu Ihren Füßen verſtummen, laſſen Sie mich auf dieſer Hand meinen Dank, mein Leben aushauchen.

Nichte. Mein Herr —

Domherr. Oeffnen Sie mir nicht Ihre Lippen, Göttliche! es iſt an Ihrer Gegenwart genug. Verſchwinden Sie mir wieder, ich habe Jahre lang an dieſem glücklichen Augenblicke zu genießen. Die Welt iſt voll von Ihrer Vortrefflichkeit; Ihre Schönheit, Ihr Verſtand, Ihre Tugend entzückt alle Menſchen. Sie ſind wie eine Gottheit, niemand naht ſich ihr als um

ſie anzubeten, als um das Unmögliche von ihr zu bitten. Und ſo bin ich auch hier, meine Fürſtin —

Nichte. O ſtehn Sie auf, mein Herr —

Domherr. Unterbrechen Sie mich nicht. So bin ich auch hier, aber nicht um zu bitten, ſondern um zu danken, für das göttliche Wunder zu danken, womit Sie mein Leben retteten.

Nichte (indem ſie aufſteht). Es iſt genug!

Domherr (knieend und ſie zurückhaltend). Ja wohl der Worte genug, der Worte ſchon zu viel! Vergeben Sie! Die Götter ſelbſt verzeihen, wenn wir mit Worten umſtändlich bitten, ob ſie gleich unſre Bedürfniſſe, unſre Wünſche lange ſchon kennen. Vergeben Sie meinen Worten! Was hat der arme Menſch beſſers als Worte, wenn er das hingeben möchte was ihm ganz zugehört. Sie geben den Menſchen viel, erhabene Fürſtin; kein Tag, der nicht durch Wohlthaten ausgezeichnet wäre; aber ich darf mir in dieſem glücklichen Augenblicke ſagen, daß ich der Einzige bin, der Ihre Huld in dieſem Grade erfährt, der ſich ſagen kann: „Sie bezeigt dir Vergebung auf eine Weiſe, die dich höher erhebt als du jemals tief fallen konnteſt. Sie kündigt dir ihre Gnade an, auf eine Art, die dir ein ewiges Pfand dieſer Geſinnungen iſt; ſie macht dein Glück, ſie befeſtigt's, ſie verewigt's, alles in einem Augenblick.“

Die Nichte (macht eine Bewegung vorwärts, die den Dom-

herrn nöthigt aufzustehn'. Entfernen Sie sich; man kommt! Wir sehn uns wieder.

(Sie hat ihm, indem er aufstand, die Hand gereicht und läßt ihm, da sie sich zurückzieht, die Rose in den Händen.)

Domherr. Ja nun will ich eilen, ich will scheiden, will dem brennenden Verlangen widerstehn, das mich zur größten Verwegenheit treibt.

(Er naht sich ihr mit Heftigkeit und tritt gleich wieder zurück.)

Nein, befürchten Sie nichts! Ich gehe, aber lassen Sie mich es aussprechen, denn es hängt doch nur mein künftiges Leben von Ihren Winken ab. Ich darf alles bekennen, weil ich Macht genug über mich selbst habe, diesem glücklichen Augenblick hier gleichsam zu trotzen. Verbannen Sie mich auf ewig von Ihrem Angesicht, wenn Sie mir die Hoffnung nehmen, jemals in diesen Armen von allen verdienten und unverdienten Qualen auszuruhn. Sagen Sie ein Wort. (Sie bei der Hand fassend.)

Nichte (ihm die Hände drückend). Alles, alles, nur jetzt verlassen Sie mich!

Domherr (auf ihren Händen ruhend). Sie machen mich zum glücklichsten Menschen, gebieten Sie unumschränkt über mich.

(Es lassen sich in der Ferne zwey Waldhörner hören, die eine höchst angenehme Cadenz mit einander ausführen. Der Domherr ruht indessen auf den Händen der Nichte.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Die Marquiſe. Der Marquis, hernach der Oberſte der Schweizer-Garde. Schweizer.

Marquiſe (zwiſchen die beiden hineintretend). Eilen Sie, mein Freund, entfernen Sie ſich; ich habe ein Geräuſch gehört, Sie ſind keinen Augenblick ſicher. Man könnte die Prinzeſſin im Schloſſe vermiſſen; eilen Sie, wir müſſen weg.

Domberr (ſich losreiſſend). Ich muß, ich will hinweg. Leben Sie wohl, laſſen Sie mich keine Ewigkeit ſchmachten.

(Er geht ſachte nach der linken Seite des Grundes.)

Marquiſe. Nun folgen Sie mir, Nichte. Leben Sie wohl, Marquis, machen Sie Ihre Sachen gut, Sie ſollen Ihre Frau — Ihre Freundin bald wieder ſehn. Umarmen Sie ihn zum Abſchied, Nichte.

Der Marquis (umarmt die Nichte und zieht ſie auf ſeine Seite herüber). Hierher, ſchönes Kind, kommen Sie mit mir; vor jener Thüre ſteht mein Wagen.

Die Nichte (zaudernd). O Gott, was will das werden!

Marquiſe (nach der Nichte greifend). Was heißt das, Marquis? Sind Sie toll?

Marquis. Machen Sie keinen Lärm; das Mädchen iſt mein. Laſſen Sie mir dieſes Geſchöpf, in das

ich rasend verliebt bin, und ich verspreche Ihnen dagegen alles treulich auszurichten, was Sie mir aufgetragen haben. Ich gehe nach England, besorge Ihre Geschäfte, wir erwarten Sie dort und wollen Sie wohl und redlich empfangen; aber lassen Sie mir das Mädchen.

Marquise. Es ist nicht möglich! Folgen Sie mir, Nichte. Was sagen Sie zu der Verwegenheit meines Mannes? Reden Sie! Sind Sie mit ihm einverstanden?

Nichte (zaudernd). Meine Tante —

Marquis (sie fortziehend). Gestehn Sie es ihr, keine Verstellung! Es ist abgeredet! Kommen Sie! Keinen Widerstand, oder ich mache Lärm, und bin in diesem Augenblicke meiner Verzweiflung fähig, uns alle zu verrathen.

Marquise. Entsetzlich! Entsetzlich! Ich bin zu Grunde gerichtet.

(Die Waldhörner schweigen auf einmal, nachdem sie ein lebhaftes Stück geblasen.)

Der Oberste (der den Domherrn zurück bringt und dem zwey Schweizer folgen). Hierher, mein Herr, hierher!

Domherr. Was unterstehn Sie sich? Dieser Spaziergang ist einem jeden frei gegeben.

Oberster. Jedem Spaziergänger, nicht dem Verbrecher! Sie entkommen nicht; geben Sie sich gutwillig.

Domherr. Glauben Sie, daß ich unbewaffnet bin?

(Er greift in die Tasche und zieht ein Terzerol hervor.)

Oberster. Stecken Sie Ihr Terzerol ein. Sie können nach mir schießen; aus dem Garten kommen Sie nicht. Alle Zugänge sind besetzt. Es kommt niemand hinaus. Ergeben Sie sich in das Schicksal, dem Sie muthwillig entgegen rannten.

Marquise (die indessen aufmerksam geworden ist und gehorcht hat). Welch ein neuer, unerwarteter Auftritt! Kommt auf diese Seite. Wenn wir nicht einig sind, gehen wir mit einander zu Grunde.

(Die Marquise, der Marquis, die Nichte wollen sich auf die Seite zurückziehn, wo sie herein gekommen sind; es treten ihnen zwey Schweizer in den Weg.)

Marquise. Wir sind zu Grunde gerichtet!

Marquis. Wir sind verrathen!

Nichte. Ich bin verloren!

Domherr (der in diesem Augenblick neben die Nichte zu stehen kommt). O Gott!

Oberster. Niemand gehe von der Stelle! Sie sind alle meine Gefangenen.

Domherr (auf die Nichte deutend). Auch diese?

Oberster. Gewiß!

Domherr. Mein Unglück ist so groß, daß ich es in diesem Augenblick nicht überdenken kann.

Oberster. Nicht so groß, als Ihre Unbesonnenheit!

Domherr. Ich will jeden Vorwurf ertragen, alles, was mir eine beleidigte Gerechtigkeit von Strafen auferlegen kann; ich folge Ihnen, ſchleppen Sie mich in einen Kerker, wenn es Ihnen befohlen iſt: nur verehren Sie dieß überirdiſche Weſen! Verbergen Sie, was Sie geſehen haben, läugnen Sie, erfinden Sie. Sie thun dem Fürſten einen größern Dienſt, als mit der traurigen, ſchrecklichen Wahrheit, daß ſeine Tochtr, ſeine einzig geliebte Tochter —

Oberſter. Ich kenne meine Pflicht. Ich ſehe hier nur meine Gefangenen; ich kenne nur meine Ordre und werde ſie vollziehn.

Marquiſe. Wohin!

Marquis. O warum mußt' ich mir hieher kommen!

Nichte. Meine Furcht war gegründet!

Domherr. So bin ich denn der unglücklichſte aller Menſchen! Was hat man im Sinn? Iſt's möglich! Was kann der Fürſt gegen das Liebſte beginnen, das er auf der Welt hat? Meine Gebieterin — meine Freunde — ich bin's, der euch unglücklich macht! O warum muß ich leben? warum ſo lieben? warum verfolgt' ich nicht den Gedanken, der mir mehr als einmal einkam, in einem fremden Lande meine Zärtlichkeit, meine Ehrbegier an andern Gegenſtänden abzuſtumpfen? Warum floh ich nicht? Ach, warum ward ich immer wieder zurück gezogen? Ich möchte euch Vorwürfe machen, ich möchte mich ſchelten, mich haſſen; und

doch, wenn ich mich in diesem Augenblicke ansehe, so kann ich nicht wünschen, daß es anders seyn möchte. Ich bin immer noch der Glücklichste mitten im Unglück!

Oberster. Endigen Sie, mein Herr; denn es ist Zeit, und hören Sie mich an.

Domherr. Ja, ich will; aber zuerst entlassen Sie unsre Gebieterin. Wie? Sie sollte hier in Nacht und Thau stehen, und das Urtheil eines Unglücklichen anhören, an dem sie Theil nimmt? Nein, sie kehre zurück in ihre Zimmer, sie bleibe nicht länger den Augen dieser Knechte ausgesetzt, die sich über ihre Beschämung freuen! Eilen Sie, eilen Sie, meine Fürstin! wer kann sich Ihnen widersetzen? Und dieser Mann, der mich gefangen halten darf, diese Kolessen, die mir ihre Hellebarden entgegen setzen, sind Ihre Diener. Gehn Sie, leben Sie wohl! Wer will Sie aufhalten? Aber vergessen Sie nicht eines Mannes, der endlich zu Ihren Füßen liegen konnte, der endlich Ihnen betheuern durfte, daß Sie ihm alles in der Welt sind. Sehn Sie noch einen Augenblick auf seine Qual, auf seine Wehmuth, und dann überlassen Sie ihn dem grausamen Schicksal, das sich gegen ihn verschworen hat.

(Er wirft sich der Nichte zu Füßen, die sich auf die Marquise lehnt. Der Marquis steht dabei in einer verlegenen Stellung, und sie machen auf der rechten Seite des Theaters eine schöne Gruppe, in welcher die zwey Schweizer nicht zu vergessen sind. Der Oberste und zwey Schweizer stehn an der linken Seite.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Der Graf (den zwey Schweizer mit den umgekehrten Hellebarden vor sich hertreiben). Ich sag' euch, daß ihr eure Grobheit Zeitlebens zu büßen haben werdet! Mir so zu begegnen! Dem Größten aller Sterblichen! Wißt, ich bin Conte di Rostro, di Rostro impudente, ein ehrsamer, überall verehrter Fremder, ein Meister aller geheimen Wissenschaften, ein Herr über die Geister —

Schweizer. Bring' Er das unserm Obersten vor, der versteht das Wälsche, sieht Er; und wenn Er nicht geradezu geht, so werden wir Ihn rechts und links in die Rippen stoßen und Ihm den Weg weisen, wie's uns befohlen ist.

Graf. Habt ihr Leute denn gar keine Vernunft?

Schweizer. Die hat der, der uns commandirt. Ich sag's Ihm, geh' Er geradezu, ganz gerade dahin, da steht unser Oberster.

Graf (gebieterisch). Wagt es nicht mich anzurühren!

Domherr (der auf die Stimme des Grafen zu sich kommt und auffährt). Ja, da erwartete ich dich, großer Cophta, würdiger Meister, erhabenster unter allen Sterblichen! So ließest du deinen Sohn fallen, um ihn durch ein Wunder wieder zu erheben. Wir sind dir alle auf ewig verpflichtet. Ich brauche dir nicht zu gestehen, daß ich

drücken Sie mich an Ihre Bruſt, verzeihen Sie mir und retten Sie mich!

Graf (gravitätiſch ihn umarmend). Ich verzeihe dir!

(zu dem Oberſten)

Wir werden zuſammen ſogleich von hier wegfahren.

Oberſter (lächelnd). O ja! Recht gern!

Domherr. Welch ein Wunder!

Marquiſe (zum Marquis). Was ſoll das heißen? Wenn der uns noch rettete!

Marquis. Ich fange an zu glauben, daß er ein Hexenmeiſter iſt.

Oberſter. Ich brauche dieſe Reden nicht weiter anzuhören; ich weiß nur ſchon zu klar, mit wem und was ich zu thun habe.

(Gegen die Scene gekehrt)

Treten Sie nur auch herein, junger Mann, Sie haben mich lange genug allein gelaſſen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Ritter.

Ritter. Ja, hier bin ich, die Abſcheulichen zu beſchämen und die Thoren zu bedauern!

Die Uebrigen (außer dem Oberſten.) Was ſoll das heißen? Der Ritter! Entſetzlich! Es iſt nicht möglich!

Ritter. Ja, ich bin hier um gegen euch alle zu zeugen.

Nichte. Daran bin ich allein Schuld.

Domherr. Was soll das heißen? Ich werde wahnsinnig!

Oberster. Sie kennen also diesen Mann? Hier geht alles natürlich zu, außer daß dieser in solcher Gesellschaft ehrlich geblieben ist. Er hat eure Schelmereyen beobachtet, er hat sie dem Fürsten entdeckt, und ich habe den Auftrag, zu untersuchen und zu strafen. (Zum Domherrn) Zuförderst also, damit Sie einsehen, auf welchem Wege man Sie bisher geführt, von wem Sie geführt worden, wie sehr Sie betrogen sind, so erkennen Sie doch endlich das Phantom, womit man diesen Abend unsre Fürstin gelästert hat.

(Er hebt der Nichte den Schleier vom Gesicht.)

Domherr (erkennt sie und drückt pantomimisch sein Entsetzen aus).

Ritter. Wie die Fürstin so die Geister! — Solchen Menschen vertrauten Sie!

Domherr. Auch Ihnen vertraut' ich, und Sie, merk' ich, haben mich zu Grunde gerichtet.

Oberster. Diese Nichtswürdigen haben sich Ihrer Schwäche bedient, und Sie zu den strafwürdigsten Unternehmungen angefeuert. Was können Sie erwarten?

Domherr. Herr Oberst —

Oberst. Beruhigen Sie sich! Und erfahren Sie zuförderst, daß der Fürst edel genug denkt, um auch

dießmal Ihren Leichtſinn, Ihren Frevel mit Gelindigkeit zu beſtrafen. Was ſag' ich, beſtrafen? Er will vielmehr den zweyten Verſuch machen, ob es möglich ſey Sie zu beſſern, Sie der großen Ahnherrn würdig zu machen, von denen Sie abſtammen. Ihre Entfernung vom Hofe, die nun zwey Jahre dauert, hat Ihnen wenig genutzt. Ich kündige Ihnen an daß Sie frei ſind, aber nur mit der Bedingung, daß Sie binnen acht Tagen das Land verlaſſen, unter dem Vorwande als wenn Sie eine große Reiſe zu thun Willens wären. Mit Ihrem Oheim, den der Fürſt beſonders ſchätzt, dem er vertraut, wird alles abgeredet und eingerichtet werden. Sie können frei in Ihrem Wagen zurückkehren, wenn Sie nur erſt unterrichtet ſind, wie es mit dem gefährlichen Juwelenhandel ausſieht, in den Sie ſich eingelaſſen haben.

Domherr. Was muß ich erfahren! Was muß ich erleben!

Oberſt (zu dem Marquis). Geben Sie zuförderſt die Juwelen heraus, die Sie in der Taſche haben.

Marquis. Die Juwelen? Ich weiß von keinen!

Ein Schweizer. Er hat da was erſt in den Buſch geworfen. Es muß nicht weit liegen.

(Man ſucht und bringt das Käſtchen hervor, das man dem Oberſten überreicht.)

Oberſt. Läugnet nicht weiter! Es iſt alles am Tage. (Zur Marquiſe) Wo ſind die übrigen Steine? Es

ſtehn Sie nur! Sie kommen nicht wieder nach Hauſe, und zu Hauſe bei Ihnen iſt in dieſem Augenblicke alles verſiegelt. Verdienen Sie die Gelindigkeit, mit der man Sie zu behandeln gedenkt.

Marquiſe. Hier ſind ſie. (Das Schmuckkäſtchen hervorbringend.) So dacht' ich ſie nicht los zu werden.

Oberſt (zum Domherrn). Man wird dieſe Juwelen den Hofjuwelieren wieder zuſtellen, und Ihre Verbindlichkeit dagegen einlöſen. Die falſche Unterſchrift der Prinzeſſin werden Sie dagegen zurücklaſſen. Ich halte Sie nicht weiter auf, Sie können gehen.

Domherr. Ja, ich gehe. Sie haben mich beſchämt geſehn; aber glauben Sie nicht, daß ich erniedrigt bin. Meine Geburt gibt mir ein Recht auf die erſten Bedienungen im Staate; dieſe Vorzüge kann mir niemand nehmen, und noch weniger wird man mir die Leidenſchaft aus dem Herzen reißen, die ich für meine Fürſtin empfinde. Sagen Sie es ihr, wie glücklich mich dieſes Phantom gemacht hat. Sagen Sie ihr, daß alle Demüthigungen nichts gegen den Schmerz ſind, mich noch weiter von ihr entfernen zu müſſen; in ein Land zu gehen, wo ich ſie nicht mehr auch nur im Vorüberfahren erblicken werde: aber ihr Bild und die Hoffnung werden nie aus meinem Herzen kommen, ſo lange ich lebe. Sagen Sie ihr das. Euch Uebrige verachte ich. Ihr waret geſchäftig um meine Leidenſchaft, wie Käfer um einen blühenden

Baum; die Blätter konntet ihr verzehren, daß ich mitten im Sommer wie ein dürres Reis daſtehe; aber die Aeſte, die Wurzeln mußtet ihr unangetaſtet laſſen. Schwärmt hin wo ihr wieder Nahrung findet!

(Der Domherr geht ab.)

Oberſter. Die Uebrigen werden unter guter Bedeckung ganz in der Stille auf eine Grenz-Feſtung gebracht, bis man hinlänglich unterſucht hat ob ihre Schelmſtreiche nicht vielleicht noch weiter um ſich gegriffen haben. Findet ſich's daß ſie in weiter keine Händel verwickelt ſind, ſo wird man ſie in der Stille des Landes verweiſen und ſo von dieſem betrügeriſchen Volke ſich befreien. Es ſind eben vier, ein Wagen voll. Fort mit Ihnen! Man begleite ſie bis an das große Thor, wo ein Fuhrwerk ſteht, und übergebe ſie dort den Dragonern.

Nichte. Wenn ein unglückliches Mädchen von einem ſtrengen Urtheilsſpruch noch auf Gnade ſich berufen darf, ſo hören Sie mich an. Ich unterziehe mich jeder Strafe, nur trennen Sie mich von dieſen Menſchen, die meine Verwandten ſind, ſich meine Freunde nannten und mich in das tiefſte Elend geſtürzt haben. Verwahren Sie mich, entfernen Sie mich; nur haben Sie Barmherzigkeit, bringen Sie mich in ein Kloſter!

Ritter. Was höre ich?

Oberſt. Iſt es Ihr Ernſt?

Nichte. O hätte dieſer Mann geglaubt, daß meine Geſinnungen aufrichtig ſeyen, ſo wären wir alle nicht, wo wir ſind. Ritter, Sie haben nicht edel gehandelt! Durch meine Unvorſichtigkeit, durch einen Zufall haben Sie das Geheimniß erfahren. Wären Sie der Mann geweſen, für den ich Sie hielt, Sie hätten dieſen Gebrauch nicht davon gemacht, Sie hätten den Domherrn unterrichten, die Juwelen beiſchaffen und ein Mädchen retten können, das nun unwiederbringlich verloren iſt. Es iſt wahr, man wird Sie für dieſen Dienſt belohnen; unſer Unglück wird ein Capital ſeyn, von dem Sie große Renten ziehen. Ich verlange nicht daß Sie im Genuß der fürſtlichen Gunſt, der einträglichen Stellen, in deren Beſitz Sie ſich bald befinden werden, an die Thränen eines armen Mädchens denken ſollen, deren Zutraulichkeit Ihnen Gelegenheit gab zu horchen. Aber brauchen Sie jetzt, da Sie ein bedeutender Mann bei Hofe ſind, Ihren Einfluß das zu bewirken, warum ich Sie bat, da Sie noch nichts hatten, wenigſtens zeigten, als Geſinnungen, die ich ehren mußte. Erlangen Sie von dieſem ernſthaften würdigen Manne nur, daß ich nicht mit dieſer Geſellſchaft weggebracht werde; daß meine Jugend in einem fremden Lande nicht größern Erniedrigungen ausgeſetzt werde, als ich in dieſem leider ſchon dulden mußte.

(Zum Oberſten)

Ich bitte, ich beſchwöre Sie, mein Herr, wenn

Sie eine Tochter haben, an der Sie Freude zu erleben wünſchen, ſo ſchicken Sie mich fort; aber allein. Verwahren Sie mich; aber verbannen Sie mich nicht!

Oberſt. Sie rührt mich!

Ritter. Iſt es Ihr Ernſt?

Nichte. O hätten Sie es früher geglaubt!

Oberſt. Ich kann Ihren Wunſch erfüllen; ich gehe in nichts von meiner Inſtruction ab.

Nichte. Ja, Sie erfüllen ganz Ihre Inſtruction, wenn die Abſicht iſt, wie es ſcheint, dieſen verwegenen Handel im Stillen beizulegen. Verbannen Sie mich nicht, ſchicken Sie mich in kein fremdes Land; denn die Neugierde wird rege werden. Man wird die Geſchichte erzählen, man wird ſie wiederholen. Man wird fragen: „wie ſieht das abenteuerliche Mädchen aus? Sie ſoll, ſie muß der Prinzeſſin gleichen, ſonſt hätte die Fabel nicht können erfunden, nicht geſpielt werden. Wo iſt ſie? Man muß ſie ſehen, man muß ſie kennen.“ O Ritter, wenn ich ein Geſchöpf war, wie Sie dachten, ſo wäre der gegenwärtige Fall für mich erwünſcht genug, und ich brauchte keine Ausſtattung weiter, um in der Welt mein Glück zu machen.

Oberſt. Hiermit ſey es genug! Begleitet jene drey an den Wagen; der Officier, dem ihr ſie übergebt, weiß ſchon das weitere.

Marquis (leiſe zur Marquiſe). Es iſt nur von Ver-

bannung die Rede. Wir wollen demüthig abziehn, um das Uebel nicht ärger zu machen.

Marquiſe. Wuth und Verdruß kochen mir im Herzen; nur die Furcht vor einem größern Uebel hält mich ab ihr Luft zu machen.

Oberſt. Nun fort!

Marquiſe. Bedenken Sie, Herr Oberſt, und laſſen Sie den Fürſten bedenken, welches Blut in meinen Adern fließt, daß ich ihm verwandt bin und daß er ſeine eigne Ehre verletzt, wenn er mich erniedrigt!

Oberſt. Das hätten Sie bedenken ſollen! — Gehen Sie! Schon hat man dieſe noch lange nicht erwieſene Verwandtſchaft zu Ihrem Vortheil mit in Anſchlag gebracht.

Graf. Mein Herr, Sie vermiſchen mit dieſem Geſindel einen Mann, der gewohnt iſt überall ehrenvoll behandelt zu werden.

Oberſt. Gehorchen Sie!

Graf. Es iſt mir unmöglich!

Oberſt. So wird man Sie's lehren.

Graf. Ein Reiſender, der überall wo er hinkommt, Wohlthaten verbreitet.

Oberſt. Es wird ſich zeigen.

Graf. Dem man wie einem Schutzgeiſt Tempel bauen ſollte.

Oberſt. Es wird ſich finden.

Graf. Der ſich als Groß-Cophta legitimirt hat.

Oberſt. Wodurch?

Graf. Durch Wunder.

Oberſt. Wiederholen Sie eins und das andre, rufen Sie Ihre Geiſter herbei, laſſen Sie ſich befreien!

Graf. Ich achte euch nicht genug, um meine Macht vor euch ſehen zu laſſen.

Oberſt. Groß gedacht! So unterwerfen Sie ſich dem Befehl.

Graf. Ich thue es, meine Langmuth zu zeigen; aber bald werde ich mich offenbaren. Ich werde Ihrem Fürſten ſolche Geheimniſſe melden, daß er mich im Triumphe zurückholen ſoll, und Sie werden vor dem Wagen voran reiten, in dem der Groß-Cophta verherrlicht zurückkehren wird.

Oberſt. Das wird ſich alles finden; nur heute kann ich Sie unmöglich begleiten. Fort mit ihnen!

Schweizer. Fort, ſagt der Oberſte, und wenn ihr nicht geht, ſo werdet ihr unſre Hellebarden fühlen.

Graf. Ihr Elenden, ihr werdet bald vor mir in's Gewehr treten.

Die Schweizer (ſchlagen auf ihn los). Will Er das letzte Wort haben?

(Die Schweizer mit den drey Perſonen ab.)

Oberſt (zur Nichte). Und Sie ſollen noch heute Nacht in das Frauenkloſter, das keine Viertelſtunde von hier

liegt. Wenn es Ihr Ernſt iſt ſich von der Welt zu ſcheiden, ſo ſollen Sie Gelegenheit finden.

Nichte. Es iſt mein völliger Ernſt. Ich habe keine Hoffnung mehr auf dieſer Welt. (Zum Ritter) Aber das muß ich Ihnen noch ſagen, daß ich meine erſte, lebhafte Neigung mit in die Einſamkeit nehme — die Neigung zu Ihnen.

Ritter. Sagen Sie das nicht, ſtrafen Sie mich nicht ſo hart. Jedes Ihrer Worte verwundet mich tief. Ihr Zuſtand iſt gegen den meinigen zu beneiden. Sie können ſagen: „man hat mich unglücklich gemacht;“ und welchen unerträglichen Schmerz muß ich empfinden, wenn ich mir ſage: „auch dich zählt ſie unter die Menſchen, die zu ihrem Verderben mitwirkten.“ O vergeben Sie mir! vergeben Sie einer Leidenſchaft, die, durch einen unglückſeligen Zufall mit ſich ſelbſt uneins, das verletzte, was ihr noch vor wenig Augenblicken das liebſte, das wertheſte auf der Welt war. Wir ſollen uns trennen! Unausſprechlich iſt die Qual, die ich in dieſem Zuſtand empfinde. Erkennen Sie meine Liebe und bedauren Sie mich. O daß ich nicht meiner Empfindung folgte und nach der zufälligen Entdeckung gleich zum Domherrn eilte! Ich hätte mir einen Freund, eine Geliebte erworben, und ich hätte mein Glück mit Freuden genießen können. Es iſt alles verloren.

Oberſt. Faſſen Sie ſich!

Richte. Leben Sie wohl! Dieſe letzten tröſtlichen Worte werden mir immer gegenwärtig bleiben. (Zum Oberſt) Ich ſehe an Ihren Augen, daß ich ſcheiden ſoll. Möge Ihre Menſchlichkeit belohnt werden!

(Sie geht mit der Wache ab.)

Oberſt. Das arme Geſchöpf dauert mich! Kommen Sie! Alles iſt gut gegangen. Ihre Belohnung wird nicht ausbleiben.

Ritter. Sie mag ſeyn welche ſie will, ſo fürſtlich als ich ſie erwarten darf; ich werde nichts genießen können, denn ich habe nicht recht gehandelt. Mir bleibt nur Ein Wunſch und Eine Hoffnung, das gute Mädchen aufzurichten und ſie ſich ſelbſt und der Welt wieder zu geben.

Der

Bürgergeneral.

Ein Luſtſpiel

in einem Aufzuge.

Zweyte Fortſetzung

der beiden Billets.

Personen.

Röſe.
Görge.
Märten.
Der Edelmann.
Schnaps.
Der Richter.
Bauern.

Der Schauplatz iſt in Märtens Hauſe, wie in den vorigen Stücken.

Erſter Auftritt.

Röſe. Görge.

Görge

(der zum Hauſe mit einem Rechen herauskommt, ſpricht zurück).

Hörſt du, liebe Röſe?

Röſe (die unter die Thüre tritt). Recht wohl, lieber Görge!

Görge. Ich gehe auf die Wieſe, und ziehe Maulwurfshaufen auseinander.

Röſe. Gut.

Görge. Hernach ſeh' ich wie es auf dem Acker ausſieht.

Röſe. Schön! Und dann kommſt du auf's Krautland und gräbſt, und findeſt mich da mit dem Frühſtück.

Görge. Und da ſetzen wir uns zuſammen und laſſen es uns ſchmecken.

Röſe. Du ſollſt eine gute Suppe haben.

Görge. Wenn ſie noch ſo gut wäre! Du mußt mit eſſen, ſonſt ſchmeckt ſie mir nicht.

Röſe. Mir geht's eben ſo.

Görge. Nun, leb' wohl, Röſe!

(Röſe geht, bleibt ſtehen, ſieht ſich um; ſie werfen ſich Kußhände zu, er kehrt zurück.)

Görge. Höre, Röſe! — Die Leute reden kein wahr Wort.

Röſe. Selten wenigſtens. Wie ſo?

Görge. Sie ſagen: Als Mann und Frau hätte man ſich nicht mehr ſo lieb wie vorher. Es iſt nicht wahr, Röſe. Wie lange haben wir uns ſchon? Wart!

Röſe. Zwölf Wochen.

Görge. Wahrhaftig! Und da iſt immer noch Görge und Röschen, und Röschen und Görge wie vorher. Nun leb' wohl!

Röſe. Leb' wohl. Wie oft haben wir das nicht ſchon geſagt!

Görge (entfernt ſich). Und wie oft werden wir es noch ſagen!

Röſe. Und uns immer wieder ſuchen und finden.

Görge (ſtille ſtehend). Das iſt eine Luſt!

Röſe. Ich komme gleich nach. Leb' wohl!

Görge (gehend). Leb' wohl!

Röſe (unter der Thüre). Görge!

Görge (zurückkommend). Was gibt's?

Röſe. Du haſt was vergeſſen.

Görge (ſich anſehend). Was denn?

Röſe (ihm entgegenſpringend). Noch einen Kuß!

Görge. Liebe Röſe!

Röſe. Lieber Görge! (küſſend.)

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Brav, ihr Kinder! Brav! an euch merkt man nicht daß die Zeit vergeht.

Görge. Wir merken's auch nicht, gnädiger Herr.

Röſe (bedeutend). Sie werden's auch bald nicht mehr merken.

Edelmann. Wie ſo?

Röſe. Machen Sie nur kein Geheimniß daraus! — Sie iſt ja ſo hübſch.

Edelmann (lächelnd). Wer?

Görge. Hm! Röſe, du haſt recht. Ja wohl, recht hübſch.

Röſe. Und Sie ſind auch ſo ein ſchöner junger Herr.

Edelmann. Görge! Darf ſie das ſagen?

Görge. Jetzt eher als ſonſt. Denn ich will's nur geſtehen, ich bin oft eiferſüchtig auf Sie geweſen.

Edelmann. Du haſt's auch Urſache gehabt. Röſe gefiel mir immer.

Röſe. Sie ſcherzen, gnädiger Herr.

Görge. Es iſt mir nur immer gar zu ernſtlich vorgekommen.

Röſe. Er hat mich oft genug gequält.

Görge. Und ſie mich auch.

Edelmann. Und jetzt?

Görge. Jetzt iſt Röſe meine Frau, und, ich denke, eine recht brave Frau.

Edelmann. Das iſt gewiß.

Röſe (bedeutend). Und Sie? —

Edelmann. Nun?

Görge (mit Bärtlingen). Darf man gratuliren?

Edelmann. Wozu?

Röſe (ſich neigend). Wenn Sie's nicht ungnädig nehmen wollen.

Görge. Sie werden bald auch ein allerliebſtes Weibchen haben.

Edelmann. Das ich nicht wüßte.

Röſe. In wenig Tagen läugnen Sie es nicht mehr.

Görge. Und ſie iſt ſo liebenswürdig.

Edelmann. Wer denn?

Röſe. Fräulein Caroline, die neulich mit der alten Tante hier zum Beſuche war.

Edelmann. Daher habt ihr euren Argwohn? Wie ihr fein ſeyd!

Görge. Ich dächte doch ſo etwas ließe ſich einſehen.

Röſe. Es iſt recht ſchön daß Sie ſich auch verheirathen.

Görge. Man wird ein ganz anderer Mensch. Sie werden's sehen.

Röse. Jetzt gefällt mir's erst zu Hause.

Görge. Und ich meine ich wäre darin im Hause geboren.

Röse. Und wenn der Vater die Zeitungen lies't und sich um die Welthändel bekümmert, da drücken wir einander die Hände.

Görge. Und wenn der Alte sich betrübt, daß es draußen so wild zugeht, dann rücken wir näher zusammen und freuen uns daß es bei uns so friedlich und ruhig ist.

Edelmann. Das Beste was ihr thun könnt.

Röse. Und wenn der Vater gar nicht begreifen kann wie er die Französische Nation aus den Schulden retten will, da sag' ich: Görge, wir wollen uns nur hüten daß wir keine Schulden machen.

Görge. Und wenn er außer sich ist daß man allen Leuten dort ihre Güter und ihr Vermögen nimmt, da überlegen wir zusammen wie wir das Gütchen verbessern wollen, das wir von dem Lottogelde zu kaufen gedenken.

Edelmann. Ihr seyd gescheide junge Leute.

Röse. Und glücklich.

Edelmann. Das hör' ich gern.

Görge. Sie werden's auch bald erfahren.

Röse. Das wird wieder eine Luſt auf dem Schloſſe werden!

Görge. Als wie zu Lebzeiten Ihrer ſeligen Frau Mama.

Röse. Zu der man immer lief, wenn jemand krank war.

Görge. Die einem ſo guten Spiritus auflegte, wenn man ſich eine Beule geſtoßen hatte.

Röse. Die ſo gute Salben wußte, wenn man ſich verbrannt hatte.

Edelmann. Wenn ich heirathe, will ich mich nach einem Frauenzimmer umſehen, die ihr ähnlich iſt.

Görge. Die iſt ſchon gefunden.

Röse. Ich denk's. Seyn Sie nicht böſe, gnädiger Herr, daß wir ſo vorlaut ſind.

Görge. Wir können's aber nicht abwarten —

Röse. Sie ſo glücklich zu ſehen als uns.

Görge. Sie müſſen nicht länger zögern.

Röse. Es iſt verlorne Zeit.

Görge. Und wir haben ſchon den Vorſprung.

Edelmann. Wir wollen ſehen.

Görge. Es thut freilich nichts, wenn unſer Junge ein bißchen älter iſt als der Ihrige; da kann er deſto beſſer auf den Junker Acht haben.

Röse. Das wird hübſch ſeyn wenn ſie zuſammen ſpielen. Sie dürfen doch?

Edelmann. Wenn ſie nur ſchon da wären. Ja! —

meine Kinder ſollen mit den eurigen aufwachſen, wie ich mit euch.

Röſe. Das wird eine Luſt ſeyn!

Görge. Ich ſehe ſie ſchon.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Märten (am Fenſter).

Märten. Röſe! Roſe! Wo bleibt das Frühſtück?

Röſe. Gleich! Gleich!

Märten. Muß ich ſchon wieder warten. (Das Fenſter zu.)

Röſe. Den Augenblick!

Görge. Mach nur; Röſe.

Röſe. Da werd' ich ausgeſchmält.

Edelmann. Daran iſt der Kuß ſchuld, über dem ich euch ertappte. Ich vergaß auch darüber mein Wildpret.

Görge. Ihre Freundlichkeit iſt ſchuld, gnädiger Herr!

Röſe. Ja wohl. Ich vergaß darüber den Vater.

Görge. Und ich Wieſe, Acker und Krautland.

Edelmann. Nun denn jedes auf ſeinen Weg.

(Unter wechſelſeitigen Begrüßungen an verſchiedenen Seiten ab, und Röſe in's Haus.)

Vierter Auftritt.

(Märtens Stube, mit einem Kamin, einigen Schränken, einem Tiſch mit Stühlen. An der Seite ein Fenſter. Gegen über eine angelehnte Leiter.)

Märten. Röſe.

Märten. Röſe, wo biſt du?

Röſe. Hier, Vater.

Märten. Wo bleibſt du?

Röſe. Der gnädige Herr kam gegangen, und wie er ſo gut iſt, ſchwatzte er mit uns.

Märten. Und mein Caffee?

Röſe (auf den Kamin deutend). Steht hier.

Märten. Das ſeh' ich. Aber die Milch?

Röſe. Iſt gleich warm. (Geht nach dem Schranke, öffnet ihn mit einem Schlüſſel des Bundes, das ſie anhängen hat, nimmt Rahm heraus, und ſetzt ihn in den Kamin.)

Märten (indeſſen). Röſe, das iſt nicht hübſch!

Röſe (beſchäftigt). Was denn, Vater?

Märten. Daß du mich ganz und gar über Sorgen vergiſſeſt.

Röſe (wie oben). Wie ſo?

Märten. Mit ihm haſt du geplaudert; für ihn haſt du geſorgt.

Röſe. Auch, Vater. Ich hab' ihm ein Butterbrot gegeben.

Märten. Für ihn allein ſorgſt du.

Röſe. Nicht doch! Für Euch ſo gut wie für ihn.

Märten. Und doch verſprachſt du mir, wenn ich dich beirathen ließe —

Röſe. Sollte alles bleiben vor wie nach.

Märten. Hältſt du nun Wort?

Röſe. Gewiß. Hier iſt der Caffee.

Märten. Biſt du alle Morgen gleich bei der Hand wie ſonſt?

Röſe. Hier iſt die Milch. (Sie langt wieder nach dem Schranke.)

Märten. Und muß ich nicht auf alles warten?

Röſe. Hier die Taſſe! der Löffel! der Zucker! Wollt Ihr auch ein Butterbrot?

Märten. Nein, nein. — Du bleibſt mir die Antwort ſchuldig.

Röſe (auf das Frühſtück deutend). Hier ſteht ſie.

Märten. Es mag gut ſeyn. Erzähle mir etwas.

Röſe. Ich muß fort.

Märten. Schon wieder?

Röſe. Görgen die Suppe bringen, der mag den Caffee nicht.

Märten. Warum ißt er ſie nicht zu Hauſe?

Röſe. Er will erſt was arbeiten. Auf dem Krautlande hat er eine Laube gebaut, da machen wir ein Feuerchen an, wärmen die Suppe, und verzehren ſie mit einander.

Märten. So geh hin! Es iſt doch nicht anders.

Röſe. Wie meint Ihr?

Märten. Vater und Mutter verlaßt ihr, und folgt dem Manne nach.

Röſe. So ſoll's ja ſeyn.

Märten. Geh nur.

Röſe. Zu Mittag ſollt Ihr ein gut Eſſen haben; ich ſage nicht was.

Märten. Schon recht.

Röſe. Seyd nicht verdrießlich.

Märten. Nein doch!

Röſe. So lebt wohl.

Märten. Geh nur! Ich komme auch hinaus.

Fünfter Auftritt.

Märten allein (ſitzend und trinkend).

Es iſt gut daß ſie geht. Schnaps ſagte mir geſtern im Vorbeigehn: wenn die Kinder im Felde wären, wollte er mich beſuchen und mir viel Neues erzählen. — Ein vertrackter Kerl der Schnaps! Alles weiß er! — Wenn er nur mit Görgen beſſer ſtände! Aber der hat geſchworen, wenn er ihn wieder im Hauſe trifft, will er ihn lederweich ſchlagen. Und Görge hält ſein Wort. — Ein guter Burſch! Ein heftiger Burſch! — Ich höre was. (An der Thüre.) Ha! Ha! Schnaps! — Da iſt er ja.

Sechster Auftritt.

Märten. Schnaps.

Schnaps (hereinſtrebend). Seyd Ihr allein, Vater Martin?

Märten. Nur herein!

Schnaps (einen Fuß hereinſetzend). Görgen ſah ich gehen; iſt Röſe nach?

Märten. Ja, Gevatter Schnaps. Wie immer.

Schnaps. Da bin ich.

Märten. Ihr ſeyd vorſichtig.

Schnaps. Das iſt die erſte Tugend.

Märten. Wo kommt Ihr her?

Schnaps. Hm! Hm!

Märten. Seit acht Tagen hat man Euch nicht geſehen.

Schnaps. Ich glaub' es.

Märten. Habt Ihr auswärts eine Cur verrichtet?

Schnaps. Vater Martin! — Ich habe curiren gelernt.

Märten. Gelernt? — Als wenn Ihr noch was zu lernen brauchtet.

Schnaps. Man lernt nie aus.

Märten. Ihr ſeyd beſcheiden.

Schnaps. Wie alle große Männer.

Märten. Nun, was die Größe betrifft! — Ihr ſeyd ja kleiner als ich.

Schnaps. Vater Martin, davon iſt die Rede nicht. Aber hier! hier! (Auf die Stirn deutend.)

Märten. Ich verſtehe.

Schnaps. Und da gibt's Leute in der Welt, die das zu ſchätzen wiſſen.

Märten. Ohne Zweifel.

Schnaps. Da findet man Zutrauen —

Märten. Ich glaub's.

Schnaps. Da erfährt man —

Märten (ungeduldig). Was denn? Sagt!

Schnaps. Und erhält Aufträge.

Märten. Geſchwind! Was gibt's?

Schnaps (bedeutend). Man wird ein Mann von Einfluß.

Märten. Iſt's möglich?

Schnaps. In wenig Tagen erfahrt Ihr's.

Märten. Nur gleich! Nur heraus damit.

Schnaps. Ich kann nicht. Schon das iſt genug geſagt.

Märten (bedenklich). Gevatter Schnaps —

Schnaps. Was gibt's?

Märten. Seht mich an.

Schnaps. Nun?

Märten. Gerad' in die Augen.

Schnaps. So?

Märten. Scharf!

Schnaps. Zum Henker! Ich ſeh' Euch ja an. Mich wundert's, daß ihr meinen Blick ertragen könnt.

Mårten. Hört!

Schnaps. Was ſoll's?

Mårten. Wäre das, was Ihr zu erzählen habt —

Schnaps. Wie meint Ihr?

Mårten. Nicht etwa wieder ſo eine Hiſtorie?

Schnaps. Wie könnt Ihr ſo denken?

Mårten. Oder —

Schnaps. Nicht doch, Vater Martin!

Mårten. Oder von den vielen Schnäpſen, Euren hochanſehnlichen Vorfahren?

Schnaps. Das war Scherz, lauter Scherz! Nun fängt's an Ernſt zu werden.

Mårten. Ueberzeugt mich.

Schnaps. Nun denn! Weil Ihr's ſeyd.

Mårten. Ich bin äußerſt neugierig.

Schnaps. So hört! — Sind wir auch ſicher?

Mårten. Ganz gewiß! Görge iſt auf's Feld, und Röſe zu ihm.

Schnaps (mit Vorbereitung). Sperrt die Ohren auf! Sperrt die Augen auf!

Mårten. So macht denn fort!

Schnaps. Ihr habt oft gehört — Es lauſcht doch niemand?

Mårten. Niemand.

Schnaps. Daß die berühmten Jacobiner — es ist doch niemand versteckt? —

Märten. Gewiß nicht.

Schnaps. Gescheide Leute in allen Ländern aufsuchen, kennen, benutzen.

Märten. So sagt man.

Schnaps. Nun ist mein Ruf — ich höre jemand!

Märten. Nein doch!

Schnaps. Mein Ruf über den Rhein erschollen —

Märten. Das ist weit.

Schnaps. Und man gibt sich schon seit einem halben Jahre alle erdenkliche Mühe —

Märten. So fahrt nur fort!

Schnaps. Mich für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen.

Märten. Das wäre!

Schnaps. Man kennt in Paris meinen Verstand —

Märten. Ey! Ey!

Schnaps. Meine Geschicklichkeit.

Märten. Curios!

Schnaps. Genug, die Herren Jacobiner sind seit einem halben Jahre um mich herumgeschlichen, wie die Katze um den heißen Brei!

Märten. Ich kann mich nicht genug verwundern!

Schnaps. Bis man mich vor acht Tagen in die Stadt bestellte.

Märten. Ihr ſolltet einen Fremden curiren, der das Bein gebrochen hatte. So ſagtet Ihr.

Schnaps. So hatte man mir geſagt.

Märten. Wir wunderten uns.

Schnaps. Ich auch.

Märten. Ob's denn nicht auch in der Stadt Chirurgen gebe?

Schnaps. Genug, ich wunderte mich — und ging.

Märten. Da habt Ihr wohl gethan.

Schnaps. Ich finde meinen Patienten.

Märten. Wirklich?

Schnaps. Und wie ich den Fuß aufbinde —

Märten. Nun?

Schnaps. Iſt er ſo geſund wie meiner.

Märten. Was?

Schnaps. Ich erſtaune!

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Der Herr lacht —

Märten. Natürlich.

Schnaps. Und fällt mir um den Hals.

Märten. Iſt's möglich!

Schnaps. Bürger Schnaps! ruft er aus.

Märten. Bürger Schnaps? das iſt curios!

Schnaps. Wertheſter Bruder!

Märten. Und weiter?

Schnaps. Genug, er eröffnete mir alles.

Märten. Was denn?

Schnaps. Daß er ein Abgesandter des Jacobiner-Clubs sey.

Märten. Wie sah er denn aus?

Schnaps. Wie ein andrer Mensch.

Märten. Habt Ihr Euch nicht vor dem Manne gefürchtet?

Schnaps. Ich mich fürchten?

Märten. Und habt mit ihm gesprochen, wie mit Eures gleichen?

Schnaps. Natürlich! — Alle Menschen sind gleich.

Märten. So sagt nur!

Schnaps. Was soll ich alles weitläufig erzählen?

Märten. Ich hör' es gern.

Schnaps. Er nahm mich in seine Gesellschaft auf.

Märten. Wie ging das zu?

Schnaps. Mit vielen Ceremonien.

Märten. Die möcht' ich wissen.

Schnaps. Ihr könnt alles sehn.

Märten. Wie so?

Schnaps. Gebt Acht! hier im Barbiersacke trage ich das ganze Geheimniß.

Märten. Ist's möglich?

Schnaps. Schaut her!

Märten. Laßt sehen.

Schnaps. Eins nach dem andern.

Mär-

Märten. Nur zu!

Schnaps (nach einer Pauſe). Erſtlich umarmt' er mich nochmals.

Märten. Ein höflicher Herr!

Schnaps. Das dank ihm der Henker!

Märten. Ich wüßte nicht —

Schnaps. Dann bracht' er (er bringt eine rothe Mütze hervor) —

Märten. Das rothe Käppchen? Ihr ſeyd ja kein Ehemann.

Schnaps. Ungeſchickt! — Die Freiheitsmütze.

Märten. Laßt ſehen.

Schnaps. Und ſetzte mir ſie auf. (Er ſetzt das Käppchen auf.)

Märten. Ihr ſeht ſchnakiſch aus!

Schnaps. Ferner den Rock. (Er zieht eine Nationaluniform hervor.)

Märten. Das iſt ein ſchmuckes Kleid.

Schnaps. Helft mir Vater, es iſt ein bißchen knapp.

Märten (indem ſie ſich mit Anziehen plagen). Oh, das iſt eine Noth! das zwängt!

Schnaps. Das iſt die Uniform der Freiheit.

Märten. Da iſt mir meine weite Bauerjacke doch lieber.

Schnaps. Nun ſeht her! Was ſagt Ihr zu dem Säbel?

Märten. Gut!

Schnaps. Nun die Cocarde?

Märten. Iſt das die Nationalcocarde?

Schnaps. Freilich. (Steckt ſie auf den Hut.)

Märten. Wie ſie den alten Hut nicht ziert!

Schnaps. Möchtet Ihr nicht auch ſo eine tragen?

Märten. Es käme drauf an.

Schnaps. Wie mich der Fremde ſo angezogen hatte —

Märten. Er ſelbſt?

Schnaps. Freilich. Wir bedienen jetzt alle einander.

Märten. Das iſt hübſch.

Schnaps. So ſagte er —

Märten. Ich bin neugierig.

Schnaps. Ich habe ſchon viele hier im Lande angeworben —

Märten. So iſt das doch wahr.

Schnaps. Aber keinen gefunden, auf den ich mehr Vertrauen ſetzte als auf Euch.

Märten. Das iſt ſchmeichelhaft.

Schnaps. So erfüllt nun meine Hoffnungen —

Märten. Und wie?

Schnaps. Gebt zu euren Freunden und macht ſie mit unſern Grundſätzen bekannt.

Märten. Laßt ſie hören.

Schnaps. Gleich! — Und wenn ihr tauſend redliche —

Märten. Tauſend redliche? Das iſt viel!

Schnaps. Wohldenkende und beherzte Leute beiſammen habt —

Märten. Nun?

Schnaps. So fangt die Revolution in Eurem Dorfe an.

Märten. In unſerm Dorfe? Hier, in unſerm Dorfe?

Schnaps. Freilich!

Märten. Behüt' uns Gott!

Schnaps. Ey! wo denn?

Märten. Eh! was weiß ich? Da oder dort! Ueberall! Nur nicht hier.

Schnaps. Hört nur, nun kommt das wichtigſte.

Märten. Noch was wichtigers?

Schnaps. Fangt die Revolution an! ſagte er.

Märten. Gnad' uns Gott!

Schnaps. Ich gebe Euch dazu völlige Autorität, und mache Euch hiermit —

Märten. Wozu?

Schnaps. Zum Bürgergeneral.

Märten. Zum General? — Herr Schnaps, Herr Schnaps! das klingt nun faſt wieder nach dem Oſtindiſchen General-Gouverneur.

Schnaps. Stille! Es iſt nicht Zeit zu ſcherzen.

Märten. Es scheint.

Schnaps. Und zum Zeichen geb' ich Euch diesen Schnurrbart.

Märten. Einen Schnurrbart?

Schnaps. Den jeder Bürgergeneral tragen muß.

Märten. Ist's möglich!

Schnaps (hat den Schnurrbart angeheftet). Ihr habt nun ein Ansehn.

Märten. Wahrhaftig!

Schnaps. Eine Autorität.

Märten. Zum Erstaunen!

Schnaps. Und an der Spitze der Freigesinnten werdet ihr Wunder thun.

Märten. Ohne Zweifel, Herr General.

Schnaps. Man sagt nicht: Herr General. Man sagt: mein General! Bürger-General! — Es ist kein Mensch ein Herr.

Märten. Mein General!

Schnaps. Was gibt's, Bürger?

Märten. Ich bin nur ein Bauer.

Schnaps. Wir sind Alle Bürger.

Märten. So sagt mir nur wo das hinaus will?

Schnaps. Unsre Grundsätze heißt man das.

Märten. Worauf es hinaus will?

Schnaps. Ja.

Märten. Ich dächte fast es ginge auf Schläge hinaus.

Schnaps. Nun müßt Ihr hören.

Märten. Was denn?

Schnaps. Die Grundſätze, die ich ausbreiten ſoll.

Märten. Die hatt' ich ganz und gar vergeſſen.

Schnaps. Hört!

Märten (der zufälligerweiſe im Auf- und Abgehen an das Fenſter kommt). O Weh!

Schnaps. Was gibt's?

Märten. Herr General! Mein General — da kommt Görge den Berg herein.

Schnaps. Verflucht!

Märten. Herr — mein General! Er hat einen großen Prügel.

Schnaps (nach dem Fenſter laufend). Ich bin in großer Verlegenheit.

Märten. Das glaub' ich.

Schnaps. Ich fürchte —

Märten. So kommt mir's vor.

Schnaps. Meint Ihr etwa Görgen?

Märten. Nein doch, den Prügel.

Schnaps. Nichts in der Welt, als verrathen zu werden.

Märten. Da habt Ihr Recht.

Schnaps. Die gute Sache würde leiden, wenn man unſre Abſicht zu früh entdeckte.

Märten. Gewiß.

Schnaps. Verſteckt mich.

Märten. Steigt auf den Boden.

Schnaps. Ja! Ja!

Märten. Nur unter's Heu.

Schnaps. Ganz recht.

Märten. Nur fort, Herr General! der Feind ist in der Nähe.

Schnaps. Geschwind den Sack her! (Er nimmt den Barbiersack auf.)

Märten. Fort! Fort!

Schnaps (indem er die Leiter hinaufsteigt). Verräther mich ja nicht.

Märten. Nein, nein.

Schnaps. Und denkt nicht, daß ich mich fürchte

Märten. Nicht doch!

Schnaps. Lauter Klugheit!

Märten. Die ist zu loben. Nur zu!

Schnaps (ganz oben, indem er hineinsteigt). Lauter Klugheit!

Siebenter Auftritt.

Märten. Görge (mit einem Stock).

Görge. Wo ist der Schurke?

Märten. Wer?

Görge. Ist es wahr, Vater?

Märten. Was denn?

Görge. Röse sagte mir, sie hätte, da sie weg-

gegangen wäre, Schnapsen in's Haus schleichen sehen.

Märten. Er kam; ich habe ihm aber gleich die Wege gewiesen.

Görge. Da habt Ihr wohl gethan. Ich schlag' ihm Arm und Bein entzwey, wenn ich ihn hier antreffe.

Märten. Du bist gar zu aufgebracht.

Görge. Was? Nach allen den Streichen?

Märten. Das ist vorbei.

Görge. Er hat noch keine Ruhe. Jetzt, da Röse meine Frau ist —

Märten. Was denn?

Görge. Hört er nicht auf uns zu necken, uns zu beunruhigen.

Märten. Und wie denn?

Görge. Da sagt er zu Rosen im Vorbeigehen: Guten Abend, Röse! Wie Ihr doch allen Leuten in die Augen stecht! Der Officier, der da durchritt, hat nach Euch gefragt.

Märten. Das kann wohl wahr seyn.

Görge. Was braucht er's wieder zu sagen? Nein, es sind lauter Lügen.

Märten. Wahrscheinlich.

Görge. Da kommt er einmal, und sagt: der Fremde, der auf dem Schlosse gewohnt hat, der hat Euch recht gelobt. Wollt Ihr ihn in der Stadt be-

ſuchen? Es wird ihm recht lieb ſeyn. Er wohnt in der langen Straße Numero 30.

Märten. Das heißt man ja kuppeln.

Görge. Er iſt alles im Stande.

Märten. Ich glaub's wohl.

Görge. Und Röſe gibt ihm immer was ab, wie er's verdient, und der böſe Kerl trägt's ihr nach. Ich fürchte er thut uns einen Poſſen.

Märten. So böſe iſt er doch nicht. Er ſpaßt nur.

Görge. Ein ſchöner Spaß! Ich will ihn aber treffen.

Märten. Nimm dich in Acht! das koſtet Strafe.

Görge. Die bezahl' ich gern. Und ich will's ihm gedenken daß er mich jetzt von Röſen weggeſprengt hat. Wenn er nur nicht gar draußen bei ihr iſt! Geſchwind, geſchwind! ich muß fort. (Eilig ab.)

Achter Auftritt.

Märten. Hernach Schnaps.

Märten. Ein Glück, daß er ihn nicht vermuthet! Das hätte ſchöne Händel geſetzt! (Am Fenſter.) Wie er läuft! Er iſt ſchon am Berge. Nun kann mein General wieder aus dem Hinterhalte hervorkommen. Es iſt doch curios, daß jetzt die ſchlimmſten Leute immer in die Höhe kommen! Man lieſ't's in allen Zeitungen.

Der da eben taugt nun ganz und gar nichts, und kommt zu ſolchen Ehren! Wer weiß was noch daraus wird! Es ſind gefährliche Zeiten; man weiß gar nicht mehr wen man um ſich hat. Auf alle Fälle will ich ihm ſchmeicheln. Er nutzt mir wohl wieder. — Mein General!

Schnaps (an der Bodenthüre. Es fällt Heu herunter). Iſt er fort?

Märten. Schon weit weg.

Schnaps (mit Heu bedeckt). Ich komme ſchon.

Märten. Ihr ſeht verzweifelt aus, General Schnaps.

Schnaps (auf der Leiter ſich reinigend). Das iſt im Felde nicht anders; man kann nicht alles ſauber haben.

Märten. Kommt nur herunter.

Schnaps. Iſt er wirklich fort?

Märten. Schon weit weg. Er war beſorgt, Ihr möchtet indeſſen zu Roſen ſchleichen, und lief als wenn es hinter ihm brennte.

Schnaps (herunterkommend). Vortrefflich! Nun ſchließt mir aber die Hausthür zu.

Märten. Das ſieht verdächtig aus.

Schnaps. Beſſer verdächtig als ertappt. Schließt zu, Vater Martin. Mit wenig Worten ſag' ich Euch alles.

Märten (gehend). Nun gut.

Schnaps. Wenn jemand pocht pack' ich ein, und schleiche mich zur Hinterthür hinaus; und Ihr macht was Ihr wollt.

Neunter Auftritt.

Schnaps. Nachher Märten.

Schnaps. Wenn ich ihm nur erst ein Frühstück abgewonnen hätte! Eine rechte Schande! ein reicher Mann und immer so knauserig! (Er schleicht an den Schränken herum.) Alles verschlossen, wie gewöhnlich, und Röse hat wieder die Schlüssel mit. — Hernach brauch' ich noch ein Paar Laubthaler patriotische Contribution. (Wieder am Secrante.) Die Thüren klappern, die Schlösser sind schlecht verwahrt. Der Magen knurrt, der Beutel noch ärger. Schnaps! Bürgergeneral! Frisch dran! Mach ein Probestück deines Handwerks!

Märten (zurückkommend). Alles ist verwahrt. Nun seyd kurz.

Schnaps. Wie es die Sache zuläßt.

Märten. Ich fürchte die Kinder kommen zurück.

Schnaps. Das hat Zeit. Wenn sie beisammen sind wissen sie nicht wenn's Mittag oder Abend ist.

Märten. Ihr wagt am meisten.

Schnaps. So hört mich.

Märten. So macht fort.

Schnaps (nach einer Pauſe). Doch wenn ich bedenke —

Märten. Noch ein Bedenken?

Schnaps. Ihr ſeyd ein geſcheidter Mann, das iſt wahr.

Märten. Großen Dank!

Schnaps. Doch ohne Studien.

Märten. Das iſt meine Sache nicht.

Schnaps (wichtig). Den guten unſtudirten Leutchen, die man ſonſt den gemeinen Mann zu nennen pflegte —

Märten. Nun?

Schnaps. Trägt man eine Sache beſſer durch Exempel, durch Gleichniſſe vor.

Märten. Das läßt ſich hören.

Schnaps. Alſo zum Exempel — (Er geht heftig auf und nieder, und ſtößt an Märten.)

Märten. Zum Exempel: das iſt grob.

Schnaps. Verzeiht, ich war in meiner Revolutionslaune.

Märten. Die gefällt mir ganz und gar nicht.

Schnaps. Zum Exempel — (auf Märten los gehend.)

Märten. Bleibt mir vom Leibe!

Schnaps. Zum Exempel, wir haben uns vereinigt.

Märten. Wer?

Schnaps. Wir beide und noch neun hundert neun und neunzig.

Märten. Ehrliche Leute?

Schnaps. Das macht tauſend.

Märten. Richtig.

Schnaps. Gehen wir gewaffnet auf den Edelhof, mit Flinten und Piſtolen.

Märten. Wo ſollen die Flinten und Piſtolen herkommen?

Schnaps. Das findet ſich alles. Seht Ihr nicht daß ich ſchon einen Säbel habe? (Er nimmt Märten an die eine Seite des Theaters.)

Märten. Ey wohl!

Schnaps. Wir ziehen auf den Edelhof, und ſtellen den Edelmann zur Rede. Da kommen wir nun hinein. (Er agirt das Hereintommen.)

Märten (macht ſich los). Hört nur, ich muß Euch ſagen, ich mag nicht mitgehen. Wir ſind dem Edelmanne viel Dank ſchuldig.

Schnaps. Narrenspoſſen! Dankbarkeit iſt das was Ihr zum voraus abſchaffen müßt.

Märten. Wie iſt das möglich?

Schnaps. Es iſt ganz natürlich. Schafft ſie nur ab! Ihr werdet finden, der Undank iſt die bequemſte Sache von der Welt.

Märten. Hätt' ich nicht gedacht!

Schnaps. Probiert's und kommt! Macht keine Umſtände, es iſt ja nur ein Gleichniß.

Märten. Ja ſo! ein Gleichniß.

Schnaps (nimmt ihn wieder an die Seite). Nun kommen wir herein. — Aber wißt Ihr was!

Märten. Nun?

Schnaps. Es iſt beſſer daß Ihr den Edelmann macht. (Er führt ihn hinüber). Stellt Euch hierher.

Märten. Meinetwegen.

Schnaps. Ich komme mit dem Bürgerausſchuß.

Märten. Mit den neun hundert neun und neunzig?

Schnaps. Drüber oder drunter.

Märten. Gut.

Schnaps. Herr! ſag' ich —

Märten. Nur gemach!

Schnaps. Nein! das war nicht recht; es ſoll niemand ein Herr ſeyn.

Märten. Nun, wie ſagt Ihr denn?

Schnaps. Warte — Kurz und gut: im Namen der Freiheit und Gleichheit macht eure Keller auf und eure Vorrathskammern; wir wollen eſſen und ihr ſeyd ſatt.

Märten. Wenn's nach Tiſche iſt mag's angehn.

Schnaps. Thut eure Garderoben auf! wir ſind entblößt.

Märten. Pfuy! Ihr werdet doch nicht —

Schnaps. Nicht anders. — Thut eure Beutel auf! wir ſind nicht bei Gelde.

Märten. Das glaubt Euch jederman.

Schnaps. Nun antwortet.

Märten. Ja, was ſoll ich ſagen?

Schnaps (auffahrend und trotzig). Was wollt Ihr ſagen?

Märten. Nur gemach!

Schnaps. Was könnt Ihr ſagen? Ihr ſeyd ein Verwegner! (auf den Schrank losgehend) Ihr habt verſchloßne Gewölbe!

Märten. Das iſt Röſens Milchſchrank.

Schnaps (natürlich). Pfun! Ihr müßt im Gleichniſſe bleiben.

Märten. Ja ſo!

Schnaps (wie oben). Und verſperrte Kaſten!

Märten. Da ſind Kleider drin.

Schnaps. Wo ſind die Schlüſſel?

Märten. Röſe hat ſie mitgenommen. Sie iſt ſehr häuslich, ſehr ſorgfältig; ſie verſchließt alles, und trägt die Schlüſſel bei ſich.

Schnaps. Ausflüchte! Weitläufigkeiten! Wo ſind die Schlüſſel?

Märten. Ich habe ſie nicht.

Schnaps. So werd' ich aufbrechen müſſen. (Er zieht den Säbel, und macht ſich an den Schrank.)

Märten. Reitet Euch der Henker?

Schnaps. Das iſt nur zum Exempel.

Märten. Laßt das bleiben.

Schnaps. Was! ihr wollt Euch widerſetzen? (Er bricht an den Leiſten.)

Märten. Seyd Ihr denn vom Teufel beſeſſen?

Schnaps. Das muß auf! (Er bricht.) Krick! Krack!

Märten (herumlaufend). Röſe! Röſe! wo biſt du?

Schnaps (ſchreit). Es geht! Krick! Krack!

Märten. Görge! Görge!

Schnaps. So haltet Euer Maul, und bedenkt daß ich es Euch nur erzählungsweiſe vorbringe.

Märten. Nur erzählungsweiſe? Ich dächte es wäre handgreiflich genug.

Schnaps. Bedenkt doch! Ihr ſeyd jetzt der Edelmann. (Der Schrank geht indeſſen auf.)

Märten. Gott bewahre mich! Da ſteht der Schrank auf. Die Leiſten ſind weggebrochen, das Schloß verdorben. Was wird Röſe ſagen? Packt Euch zum Henker! Wißt Ihr, daß ich das nicht leide! daß das Grobheiten ſind! Ungezogenheiten! daß ich die Nachbarn rufen werde, daß ich zum Richter gehen werde!

Schnaps (der ſich indeſſen im Schranke umgeſehen und die Töpfe viſitirt hat). Zum Richter? Eurem Todfeind? Zu dem ſtolzen Kerl?

Märten. Peſt!

Schnaps. Wißt nur daß Ihr Richter werden

müßt, wenn wir nur hier erſt den Freiheitsbaum errichtet haben.

Märten. Richter? Ich weiß wohl noch wie ich geheimer Landrichter werden ſollte.

Schnaps. Das ſind jetzt andere Zeiten; man betrügt niemand mehr.

Märten. Das wäre mir lieb.

Schnaps. Man hat niemand zum Beſten.

Märten. Das iſt mir angenehm.

Schnaps. Nun, vor allen Dingen —

Märten. Macht daß ich Richter werde!

Schnaps. Ohne Zweifel. — Vor allen Dingen aber hört wovon die Rede iſt.

Märten. Die Rede iſt daß wir die Schränke wieder zumachen.

Schnaps. Mit nichten.

Märten. Daß wir die Leiſten wieder annageln.

Schnaps. Keinesweges. Die Rede iſt daß Ihr begreift warum man mich zum General gemacht hat.

Märten. Das ſeh' ich freilich nicht ſo deutlich ein.

Schnaps. Alſo Exempli gratia.

Märten. Noch ein Exempel?

Schnaps. Wir haben ja noch keins gehabt.

Märten. Nur zu viel.

Schnaps. Ich ſage alſo — (Er holt einen großen Milchtopf, und ſetzt ihn auf den Tiſch.)

Mär-

Märten. Um Gottes willen rührt mir den Topf nicht an! Röſe ſagt: das wäre jetzt ihr beſter.

Schnaps. Das iſt mir lieb zu hören.

Märten. Nehmt doch einen kleinen Topf, wenn's ja ſeyn ſoll.

Schnaps. Nein, ich brauche den größten zu meinem Exempel.

Märten. Nun ſo ſag' ich Euch kurz und gut, daß ich von allem dem Zeuge nichts wiſſen will.

Schnaps. So!

Märten. Und daß Ihr Euch aus dem Hauſe packen könnt.

Schnaps. Ey!

Märten. Und daß ich ganz und gar nichts hören will.

Schnaps. Ihr wollt nichts hören?

Märten. Nein.

Schnaps. Ihr wollt nichts wiſſen?

Märten. Nein.

Schnaps. Nichts annehmen?

Märten. Nein.

Schnaps (zieht den Säbel). So wißt! daß ich Euch das Verſtändniß eröffnen werde.

Märten. Mit dem Säbel? Das iſt eine ſchöne Manier.

Schnaps (ihm zu Leibe gehend). So wißt! daß Ihr ſchuldig ſeyd Euch zu unterrichten, neue Gedanken zu

erfahren; daß Ihr geſcheidt werden müßt, daß Ihr frei werden müßt, daß Ihr gleich werden müßt, Ihr mögt wollen oder nicht.

Märten (bei Seite). Görge! Görge! Kämſt du nur! ich wollt' ihn nicht verſtecken.

Schnaps. Ihr hört alſo gern?

Märten. Gewiß.

Schnaps. Und habt keine Abneigung Euch zu unterrichten?

Märten. Keineswegs.

Schnaps. So iſt's recht.

Märten. Ich find' es auch.

Schnaps. Nun gebt Acht!

Märten. Recht gern.

Schnaps. Dieſer Topf ſtellt ein Dorf vor.

Märten. Ein Dorf?

Schnaps. Oder eine Stadt.

Märten. Curios!

Schnaps. Oder eine Feſtung.

Märten. Wunderlich!

Schnaps. Ja! Zum Exempel eine Feſtung.

Märten (bei Seite). Wenn ich nur die Exempel los wäre!

Schnaps. Ich ziehe davor.

Märten. Was gibt das?

Schnaps. Ich fordre ſie auf! Treteng! Treteng! (die Trompete nachahmend.)

Märten. Er iſt ganz und gar verrückt.

Schnaps. Sie macht Mäuſe, und will ſich nicht ergeben.

Märten. Daran thut ſie wohl. (Bei Seite.) Wenn nur Röſe käme die Feſtung zu entſetzen.

Schnaps. Ich beſchieße ſie! Pu! Pu!

Märten. Das wird arg!

Schnaps. Ich mache ihr die Hölle heiß. Ich ſetze ihr Tag und Nacht zu. Pu! Pu! Pu! Sie ergibt ſich.

Märten. Da thut ſie übel.

Schnaps (mäßert ſich dem Topfe). Ich ziehe hinein.

Märten. Es wird ihr ſchlimm gehen.

Schnaps (nimmt den Löffel). Ich verſammle die Bürgerſchaft.

Märten. Nun iſt's aus.

Schnaps. Die Wohlgeſinnten kommen eilig. Da laſſ ich mich nieder, (er ſetzt ſich) und rede ſie an.

Märten. Du armer Topf!

Schnaps. Brüder Bürger! ſag' ich.

Märten. Das klingt freundlich genug.

Schnaps. Leider ſeh' ich euch uneins.

Märten. Im Topfe iſt es ja ganz ſtille.

Schnaps. Es iſt eine heimliche Gährung.

Märten (horchend). Ich ſpüre nichts davon.

Schnaps. Ihr habt den urſprünglichen Zuſtand der Gleichheit verlaſſen.

Märten. Wie ſo?

Schnaps (parenthese). Da ihr zuſammen noch reine Milch war't, fand ſich ein Tropfen wie der andere.

Märten. Das läßt ſich nicht läugnen.

Schnaps. Nun aber ſeyd ihr ſauer geworden.

Märten. Die Bürger?

Schnaps. Ihr habt euch geſchieden.

Märten. Sieh doch!

Schnaps. Und ich finde die Reichen, die unter dem ſauren Rahm vorgeſtellt werden —

Märten. Das iſt ſchnakiſch!

Schnaps. Die Reichen ſchwimmen oben.

Märten. Die Reichen ſind der ſaure Rahm? Ha! ha!

Schnaps. Sie ſchwimmen oben! Das iſt nicht zu dulden.

Märten. Es iſt unleidlich!

Schnaps. Ich ſchöpfe ſie alſo ab. (Er ſchöpft auf einen Teller.)

Märten. O weh! Nun geht's drüber her.

Schnaps. Und wie ich den Rahm abgehoben habe, find' ich die Schlippermilch.

Märten. Natürlich.

Schnaps. Das iſt auch nicht zu verachten.

Märten. Mich däucht.

Schnaps. Das iſt ſo der hübſche, wohlhabende Mittelſtand.

Märten. Die Schlippermilch der Mittelſtand? Was das für Einfälle ſind!

Schnaps. Davon nehme ich nach Gutdünken. (Er ſchöpft.)

Märten. Der verſteht's.

Schnaps. Nun rühre ich ſie unter einander, (er rührt) und lehre ſie wie man ſich verträgt.

Märten. Was ſoll's nun?

Schnaps (ſteht auf und geht nach dem Schranke). Nun ſehe ich mich in der Gegend um und finde — (er bringt ein großes Bret hervor) einen Edelhof.

Märten. Das iſt ja ein Bret.

Schnaps. Die Edelleute haben immer die beſten Aecker in der Flur; drum werden ſie billig unter dem Brote vorgeſtellt.

Märten. Das ſoll auch dran?

Schnaps. Natürlich! Es muß alles gleich werden.

Märten (bei Seite). Hätte er nur den Säbel nicht anhängen! Das macht unſer Spiel verwünſcht ungleich.

Schnaps. Da wird nun auch das nöthige abgeſchnitten, und —

Märten. Käme nur Görge!

Schnaps. Auf dem Reibeiſen gerieben.

Märten. Gerieben?

Schnaps. Ja, um den Stolz, den Uebermuth zu demüthigen.

Märten. Ja! Ja!

Schnaps. Und wird ſodann unter das Uebrige gemiſcht und umgerührt.

Märten. Seyd Ihr bald fertig?

Schnaps (bedächtig). Nun fehlen noch die geiſtlichen Güter.

Märten. Wo ſollen die herkommen?

Schnaps. Hier find' ich eine Zuckerſchachtel. (Er greift nach der, welche bei dem Caffeezeuge ſteht.)

Märten (fällt ihm in den Arm). Laßt ſtehen! Rührt ſie nicht an! Röſe wiegt mir immer für die ganze Woche Zucker ab; damit muß ich reichen.

Schnaps (an den Säbel greifend). Bürger!

Märten. Geduld!

Schnaps. Die geiſtlichen Herren haben immer die ſchmackhafteſten, die ſüßeſten Beſitzthümer —

Märten. Es muß ſie ja jemand haben.

Schnaps. Und werden deßhalb billig durch den Zucker repräſentirt. Der wird nun auch gerieben —

Märten. Was fang' ich an?

Schnaps. Und drüber geſtreut.

Märten (bei Seite). Ich hoffe, du ſollſt mir das bezahlen. (Ans Fenſter.) Horch! Kommt Görge wohl?

Schnaps. Und ſo iſt die ſauerſüße Milch der Freiheit und Gleichheit fertig.

Märten (am Fenſter, leiſe). Es war nichts.

Schnaps. Kommt her! Was macht Ihr am Fenſter?

Märten. Ich dachte, es käme jemand.

Schnaps. Görge kömmt doch nicht? (Er ſteht auf.)

Märten. Es iſt alles ſtille.

Schnaps. Laßt einmal ſehen. (Er rennt an das Fenſter, und legt ſich auf Märten.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge (der zur Hinterthür hereinſchleicht).

Görge (leiſe). Wer zum Henker iſt beim Vater? Sollte das Schnaps ſeyn?

Märten (am Fenſter). Drückt mich nicht ſo!

Schnaps. Ich muß ja ſehen. (Lehnt ſich hinaus.)

Märten. Was denn?

Schnaps. Wie ſich meine Soldaten betragen.

Görge (wie oben). Es iſt ſeine Stimme! Wie ſieht der Kerl aus?

Schnaps. Brav! meine wackern Freunde!

Märten. Mit wem redet Ihr?

Schnaps. Seht Ihr nicht wie meine Leute um den Freiheitsbaum tanzen?

Märten. Seyd Ihr toll? Es regt ſich keine Seele.

Görge. Er iſt's fürwahr! Was heißt das? Der Vater ſchließt ſich mit ihm ein! Wie er vermummt iſt! Glücklich! daß ich die Hinterthür offen fand!

Schnaps. So seht doch! wie man Euern Weibern und Töchtern Begriffe von der Freiheit und Gleichheit beibringt!

Märten (der sich losmachen will, aber von Schnaps gehalten wird). Das ist zu arg!

Görge. Was sie nur zusammen reden! Ich verstehe nichts. (Sich umsehend.) Was soll das heißen? Der Schrank offen! Saure Milch zurechte gemacht! Das soll wohl ein Frühstück werden?

Schnaps (wie oben). So freut Euch doch wie alles einig und vergnügt ist.

Märten. In Eurem Kopfe muß es wunderlich spuken. Ich sehe nichts.

Görge (sich zurückziehend). Ich muß nur horchen.

Schnaps (Märten loslassend). Ich sehe alles im Geiste; Ihr werdet es bald vor Eurem Hause mit Augen sehen.

Märten. In meinem Hause seh' ich schon im voraus nichts Gutes.

Schnaps (noch einmal zum Fenster hinaus sehend, für sich). Alles ist ruhig und sicher. Nun geschwind an die Mahlzeit! (Er tritt an den Tisch.)

Märten. Säh' ich dich wo anders!

Schnaps. O du liebliche Suppe der Freiheit und Gleichheit, sey mir gesegnet! — Seht her!

Märten. Was gibt's?

Schnaps. Nun ſetzt ſich der Bürger-General drüber.

Märten. Das dacht' ich.

Schnaps. Und verzehrt ſie.

Märten. Allein?

Schnaps (eſſend). Nicht doch! — Mit den Seinigen.

Märten. Das iſt honnet.

Schnaps. Setzt Euch, Bürger Martin.

Märten. Danke ſchön!

Schnaps. Laßt's Euch ſchmecken.

Märten. Ich bin nicht hungrig.

Schnaps. Scheut Euch nicht vor mir, wir ſind alle gleich.

Märten. Das merk' ich.

Schnaps. Ihr ſeyd ein braver Bürger.

Märten. Davon weiß ich kein Wort.

Schnaps. Ihr ſollt mein Corporal werden.

Märten. Viel Ehre!

Schnaps. Setzt Euch, mein Corporal.

Märten. Ihr ſcherzt, mein General.

Schnaps (aufſtehend und complimentirend). Mein Corporal!

Märten. Mein General!

Görge (der ſich indeſſen hervorgeſchlichen, trifft Schnapſen mit dem Stocke, indem er ſich bückt).

Schnaps. Was iſt das?

Görge. Mein General!

Märten. Brave, Görge!

Görge (auf Schnapsen ſchlagend). Mein Corporal!

Schnaps. Heilige Freiheit ſtehe mir bei!

Görge. Find' ich dich ſo?

Märten. Nur zu!

Schnaps. Heilige Gleichheit, nimm dich meiner an!

Görge. Singe nur! Ich ſchlage den Tact.

Schnaps (den Säbel ziehend und ſich zur Wehre ſetzend). Heilige Revolutionsgewalt, befreie mich!

Görge. Was? Du willſt dich wehren?

Märten. Nimm dich in Acht, der Kerl iſt desperat.

Görge. Der Nichtswürdige! Er ſoll mir kommen. (Dringt auf Schnaps ein.)

Schnaps. O weh mir!

Görge. Du ſollſt empfinden!

Märten. Den Säbel her!

Görge (ihn entwaffnend). Ich habe ihn ſchon.

Schnaps (hinter Tiſch und Stühle ſich verſchanzend). Nun gilt kapituliren.

Görge. Hervor!

Schnaps. Beſter Görge, ich ſpaße nur!

Görge. Ich auch. (Er ſchlägt nach ihm, trifft aber nur den Tiſch.)

Märten. Triff ihn.

Schnaps (macht ſich hervor, und läuft herum). Oder ſonſt —

Görge (ihm nach). Das ſoll dir nichts helfen.

Schnaps (da er gegen das Fenſter kommt). Hülfe! Hülfe!

Görge (treibt ihn weg). Willſt du ſchweigen!

Schnaps (wie oben). Feuer! Feuer!

Märten (verrennt ihm von der andern Seite den Weg). Stopf ihm das Maul!

Schnaps (hinter zwey Stühlen verſchanzt). Verſchont mich! Es iſt genug!

Görge. Willſt du heraus!

Schnaps (wirft ihnen die Stühle nach den Beinen, ſie ſpringen zurück). Da habt ihr's!

Görge. Warte nur!

Schnaps. Wer ein Narr wäre! (Springt zur Hinterthür hinaus.)

Görge. Ich haſche dich doch. (Ihm nach.)

Märten (ſteht und reibt das Bein, das der Stuhl getroffen hat, und hinkt den übrigen Theil des Stücks). Der Böſewicht! Mein Bein! Hat er's doch auch brav abgekriegt!

Eilfter Auftritt.

Märten. Röſe. Hernach Görge.

Röſe (von außen). Vater! Vater!

Märten. O weh! Röſe! Was wird die zu der Geſchichte ſagen?

Röſe. Macht auf, Vater! Was iſt das für ein Lärm?

Märten (am Fenſter). Ich komme! Warte nur.

Görge (zur Hinterthür herein). Der verwünſchte Kerl! Er hat ſich in die Kammer eingeſperrt; ich hab' aber gleich das Vorlegeſchloß vorgelegt, er ſoll uns nicht entwiſchen.

Röſe. Vater! wo bleibt Ihr? Macht auf!

Görge. Das iſt ja Röſe.

Märten. Geh! Ich hinke. Mach' ihr die Thür auf.

Görge (ab).

Märten. Nun geht das Unglück an. Die arme Röſe! Der ſchöne Topf! (ſetzt ſich.)

Görge (der mit Röſen hereinkommt). Sieh nur, Röſe.

Röſe. Was iſt das? Was gibt das?

Görge. Denk nur —

Röſe. Mein Topf! Vater, was heißt das?

Märten. Schnaps —

Görge. Stell dir nur vor —

Röſe. Mein Schrank! Der Zucker! (hin und her laufend.) O weh! o weh! Schnaps? Wo iſt er?

Görge. Sey ruhig, er iſt eingeſperrt.

Röſe. Das iſt recht. Wir wollen ihn gleich den Gerichtsleuten überliefern. Sie kommen ſchon.

Märten (aufſpringend und winkend). Wer?

Röſe. Die Nachbarn ſind zum Richter gelaufen, da es hier im Hauſe Lärm gab.

Märten. Zum Richter? O weh, wir ſind verloren!

Röſe. Mein ſchöner Topf!

Görge. Er ſoll's bezahlen.

Märten. Hört mich, Kinder, hört mich! Vergeßt Topf und alles!

Röſe. Warum nicht gar.

Märten. Schweig und höre! Wir dürfen Schnapſen nicht verrathen; wir müſſen ihn verläugnen.

Görge. Das wäre ſchön!

Märten. So höre doch! Wir ſind alle verloren, wenn ſie ihn finden. Er iſt ein Abgeſandter vom Jacobinerclub.

Röſe. Unmöglich! Der Schuft?

Märten. Warum nicht? Sie finden ihn in der Uniform. Er kann's nicht läugnen.

Görge. Ja, die hat er an.

Märten. Und wir werden verdächtig, wir werden eingezogen, wir müſſen vor's Amt! Gott weiß!

Görge. Wir könnten ja aber ſagen —

Märten. Eile nur, und ſag' es ſey nichts geweſen.

Görge. Wenn ſie's nur glauben! (eilig ab.)

Röſe. Ich gebe mich nicht zufrieden. Mein ſchöner Topf!

Märten. Narrenspoſſen! Beſinne dich auf was, unſre Köpfe zu retten.

Röſe. Die verliert man nicht gleich. Ihr dürft ja nur ſagen: wie Euch der Kerl hätte anwerben wollen, hätte ihn Görge brav durchgeprügelt.

Märten. Das wäre vortrefflich! Warum iſt dir's nicht gleich eingefallen? Nun iſt Görge hinunter, und verläugnet ihn; nun ſind wir verdächtig. Es iſt ein Unglück! Ein Unglück!

Röſe. O verwünſcht!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Richter. Görge. Bauern.

Richter (hereindringend). Nein, nein, ich muß die Sache unterſuchen.

Görge (ihn abhaltend). Es iſt nichts.

Märten. Muß ich den Richter in meinem Hauſe ſehen? Ich unglücklicher Mann!

Röſe (vortretend). Bemüh' Er ſich nicht, Herr Richter.

Richter. Kein Bemühen! Es iſt Schuldigkeit. Wer hat Feuer geſchrieen?

Röſe. Es war Spaß.

Richter.. Man ſpaßt nicht ſo. Wer hat Hülfe gerufen?

Röſe. Ich — Ich — neckte mich mit Görgen.

Richter. Necktet Euch?

Röſe (führt den Richter herum, und erzählt, indem ſie ſich beſinnt. Da hatt' ich im Milchſchranke einen ſchönen Topf ſaure Milch — und ſchloß den Schrank zu und ging weg — Da kam Görge — Warte nur, Görge! — Da kam Görge, und hatte Appetit — und brach den Schrank auf.

Richter. Ey! ey!

Röſe. Und rahmte mir den Topf ab — und machte ſich ein Frühſtück zurecht — hier ſteht es noch — da kam ich nach Hauſe — und war böſe — und — gab ihm eine Ohrfeige — da haſcht' er mich — und kitzelte mich, und da ſchrie ich — und da balgten wir uns, und da warfen wir die Stühle um — und da fiel einer dem Vater auf die Füße — Nicht wahr, Vater?

Märten. Ihr ſeht, wie ich hinke.

Röſe. Und da ſchrie ich noch ärger — und —

Richter. Und da leg ich dem Richter was vor.

Röſe. Ich lüge nicht.

Richter. Ich glaube Ihr wißt es ſelbſt nicht, ſo

glatt geht's Euch vom Maule. Glaubt Ihr, daß unſer einer nicht beſſer aufpaßte?

Görge. Wie ſo?

Richter (zu Röſen). Gingt Ihr nicht eben vor meinem Hauſe vorbei?

Röſe. Ja.

Richter. Begegnetet Ihr nicht dieſen Leuten?

Röſe. Ich erinnere mich's nicht.

Richter (zu den Bauern). Iſt ſie euch nicht begegnet?

Ein Bauer. Ja! und ſie hat mit uns geſprochen, und wir haben ihr geſagt daß bei ihrem Vater großer Lärm wäre.

Märten. Nun iſt's aus!

Röſe. O verwünſcht!

Görge. So geht's mit dem Ausreden!

Richter. Da ſteht Ihr nun! Was ſagt Ihr dazu? (Sie ſehen einander an; der Richter geht auf und nieder, und findet die Mütze.) Oho! Was iſt das?

Görge. Ich weiß nicht.

Richter (ſieht ſich um und findet den Hut mit der Cocarde). Und das?

Röſe. Ich verſteh's nicht.

Richter (hält ſie Märten hin). Nun? Vielleicht wißt Ihr? Vielleicht verſteht Ihr?

Märten (für ſich). Was ſoll ich ſagen?

Richter. So werd' ich's Euch wohl erklären müſſen.

ſen. Das iſt eine Freiheitsmütze. Das iſt eine Nationalcocarde. Eine ſchöne Entdeckung! Nun ſteht Ihr da, und verſtummt, weil es zu deutlich iſt. — In dieſem Hauſe iſt alſo der Club der Verſchwornen, die Zuſammenkunft der Verräther, der Sitz der Rebellen? — Das iſt ein Fund! das iſt ein Glück! — Ihr habt Euch gewiß unter einander verunreinigt, wie die Franzoſen auch — und ſeyd Euch einander in die Haare gefallen — habt Euch ſelbſt verrathen. So iſt's ſchon recht! Wir wollen weiter hören.

Röſe. Lieber Herr Richter!

Richter. Sonſt ſeyd Ihr ſo ſchnippiſch. Jetzt könnt Ihr bitten.

Görge. Ihr müßt wiſſen —

Richter. Ich muß? — Ihr werdet bald anders reden.

Märten. Herr Gevatter!

Richter. Bin ich einmal wieder Gevatter?

Röſe. Seyd Ihr nicht mein Pathe?

Richter. Seit der Zeit hat ſich vieles geändert.

Märten. Laßt Euch ſagen —

Richter. Schweigt! Ihr dürft mir gar nicht kommen! Habt Ihr nicht etwa ſchon Anſtalt zum Freiheitsbaum gemacht? Habt Ihr nicht ſchon abgeredet, mich an den erſten beſten Pfahl zu hängen? Man weiß wie jetzt das unruhige Volk von ſeiner Obrigkeit ſpricht, wie es denkt! Es ſoll ihm übel bekommen. Es ſoll

Euch übel bekommen! (Zu den Bauern) Fort mit ihnen! Und gleich zum Gerichtshalter! Es muß versiegelt werden, es muß inventirt werden. Es finden sich Waffen, Pulver, Cocarden! Das gibt eine Untersuchung. Fort! Fort!

Märten. Ich unglücklicher Mann!

Röse. So laßt Euch bedeuten, Herr Richter.

Richter. Etwa belügen, Mamsell Röschen? Fort! fort!

Görge. Wenn's nicht anders ist, so soll Schnaps auch mit. Da muß sich die Sache aufklären.

Richter. Was sagt Ihr von Schnaps?

Görge. Ich sage —

Röse (am Fenster). Da kommt zum Glück der gnädige Herr.

Richter. Der wird's zeitig genug erfahren.

Görge. Ruf ihn!

Röse. Gnäd'ger Herr! Gnäd'ger Herr! Zu Hülfe! Zu Hülfe!

Richter. Schweigt nur! Er wird Euch nicht helfen; er wird froh seyn daß solche Böswichter entdeckt sind. Und dann ist es eine Polizeysache, eine Criminalsache; die gehört für mich, für den Gerichtshalter, für die Regierung, für den Fürsten! Es muß ein Exempel statuirt werden!

Märten. Da haben wir das Exempel!

Dreyzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Edelmann.

Edelmann. Kinder, was gibt's?

Röſe. Helfen Sie uns, gnädiger Herr!

Richter. Hier ſehen Ew. Gnaden was ſich im Hauſe findet.

Edelmann. Was denn?

Richter. Eine Freiheitsmütze.

Edelmann. Sonderbar!

Richter. Eine Nationalcocarde.

Edelmann. Was ſoll das heißen?

Richter. Verſchwörung! Aufruhr! Hochverrath! (Er behält die Mütze und Cocarde in der Hand, und nimmt ſie hernach mit hinaus.)

Edelmann. Laßt mich fragen!

Richter. Laſſen Sie uns nachſuchen! Wer weiß, was noch im Hauſe ſteckt.

Edelmann. Stille!

Röſe. Gnädiger Herr!

Edelm[illegible]. Dieſe Sachen?

Märten. Brachte Schnaps in's Haus.

Görge. In meiner Abweſenheit.

Märten. Brach die Schränke auf —

Röſe. Machte ſich über die Milchtöpfe —

Märten. Und wollte mich in der Gleichheit und Freiheit unterrichten.

Edelmann. Wo iſt er?

Görge. In der Hinterkammer. Er hat ſich eingeſperrt, als ich ihn verfolgte.

Edelmann. Schafft ihn herbei!

Görge (mit dem Richter und den Bauern ab).

Edelmann. Das iſt alſo wieder ein Streich von Herrn Schnaps, wie ich merke.

Märten. Nichts anders.

Edelmann. Wie kam er in's Haus?

Märten. In meiner Kinder Abweſenheit.

Röſe. Er fürchtet ſich vor Görgen.

Märten. Er machte mich neugierig.

Edelmann. Man ſagt Ihr ſeyd's manchmal.

Märten. Verzeihen Sie!

Edelmann. Und ein biſchen leichtgläubig dazu.

Märten. Er machte es gar zu wahrſcheinlich, daß er die wichtigſten Sachen wiſſe.

Edelmann. Und hatte Euch zum Beſten.

Märten. Wie es ſcheint.

Röſe. Es war ihm nur um ein Frühſtück zu thun. Da ſehen Sie nur, gnädiger Herr, welche ſchöne ſaure Milch er ſich zurecht gemacht hat, mit geriebenem Brot und Zucker und allem. Das liebe Gut! man muß es nun wegwerfen; es kann's kein ehrlicher Menſch genießen, da der Unflath die Schmanze drüber gehabt hat.

Edelmann. Er wollte alſo ein Frühſtück gewinnen?

Märten. Nach ſeiner Art. Er ſagte er ſey von den Jacobinern abgeſchickt.

Edelmann. Und weiter?

Märten. Zog er eine Uniform an und bewaffnete ſich.

Edelmann. Toll genug!

Märten. Und ſagte: er wäre Bürgergeneral, und ward mit jedem Augenblick gröber.

Edelmann. Das iſt ſo die Art.

Märten. Erſt that er freundlich und vertraut, dann ward er brutal, und brach mir den Schrank auf, und nahm was ihm gefiel.

Edelmann. Gerade wie ſeine Collegen!

Märten. Ich bin recht übel dran.

Edelmann. Noch nicht ſo übel wie die Provinzen wo ſeines Gleichen gehauſ't haben; wo gutmüthige Thoren ihnen auch anfangs zufielen, wo ſie mit Schmeicheln und Verſprechungen anfingen, mit Gewalt, Raub, Verbannung ehrlicher Leute und allen Arten böſer Begegnung endigten. Dankt Gott daß Ihr ſo wohlfeil davon kommt!

Röſe. Sie ſchützen uns alſo, gnädiger Herr?

Edelmann. Es ſcheint daß Ihr nichts verſchuldet habt.

Märten. Da kommen ſie.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Görge. Der Richter. Schnaps (von den Bauern geführt in der Uniform. mit Säbel und Schnurrbart).

Edelmann. Hervor, Herr General!

Richter. Hier iſt der Rädelsführer! Sehen Sie ihn nur an. Alles wie die Zeitungen ſchreiben. Uniform! Säbel! (Er ſetzt ihm Mütze und Hut auf.) Mütze! Hut! So ſoll er am Pranger ſtehen! Geſchwind zum Gerichtshalter! Verhört! In Ketten und Banden nach der Reſidenz geſchleppt!

Edelmann. Sachte! ſachte!

Richter. Boten fort! Der Kerl iſt nicht allein! Man muß ihn requiren! Man muß die Mitverſchwornen entdecken! Man muß Regimenter marſchiren laſſen! Man muß Hausſuchung thun!

Edelmann. Nur gemach! — Schnaps, was ſind das für Poſſen?

Schnaps. Ja wohl, eitel Poſſen!

Edelmann. Wo ſind die Kleider her? Geſchwind! Ich weiß ſchon.

Schnaps. Sie können unmöglich wiſſen, gnädiger Herr, daß ich dieſe Kleider mit dem ganzen militäriſchen Apparat von einem armen Teufel geerbt habe.

Edelmann. Geerbt? Er pflegt ſonſt zu ſtehlen.

Schnaps. Hören Sie mich an.

Märten. Was wird er ſagen?

Schnaps. Als der letzte Transport Franzöſiſcher Kriegsgefangenen durch die Stadt gebracht wurde —

Edelmann. Nun?

Schnaps. Schlich ich aus Neugierde hinein.

Edelmann. Weiter!

Schnaps. Da blieb im Wirthshauſe in der Vorſtadt ein armer Teufel liegen, der ſehr krank war.

Richter. Das iſt gewiß nicht wahr.

Schnaps. Ich nahm mich ſeiner an, und er — verſchied.

Edelmann. Das iſt ſehr wahrſcheinlich.

Schnaps. Er vermachte mir ſeine Sachen, für die Mühe die ich mir genommen —

Edelmann. Ihn umzubringen.

Schnaps. Beſtehend aus dieſem Rocke und Säbel.

Edelmann. Und die Mütze? Die Cocarde?

Schnaps. Fand ich in ſeinem Mantelſack unter alten Lumpen.

Edelmann. Da fand Er ſein Generals-Patent.

Schnaps. Ich kam hierher und fand den einfältigen Märten.

Märten. Den einfältigen Märten? Der Unverſchämte!

Schnaps. Leider gelang es mir nur zur Hälfte; ich konnte die ſchöne Milch nicht ausſeſſen, die ich ein-

gebrockt hatte. Ich kriegte darüber eine kleine Differenz mit Görgen —

Edelmann. Ohne Umstände! Iſt alles die reine Wahrheit was Er ſagt?

Schnaps. Erkundigen Sie ſich in der Stadt. Ich will angeben wo ich den Mantelſack verkauft habe. Dieſe Garderobe trug ich im Barbierbeutel herüber.

Edelmann. Es wird ſich alles finden.

Richter. Glauben Sie ihm nicht!

Edelmann. Ich weiß was ich zu thun habe. Findet ſich alles wahr, ſo muß eine ſolche Kleinigkeit nicht gerügt werden; ſie erregt nur Schrecken und Mißtrauen in einem ruhigen Lande. Wir haben nichts zu befürchten. Kinder, liebt Euch, beſtellt Euren Acker wohl, und haltet gut Haus.

Röſe. Das iſt unſre Sache.

Görge. Dabei bleibt's.

Edelmann. Und Euch, Alter, ſoll es zum Lobe gereichen, wenn Ihr Euch auf die hieſige Landsart und auf die Witterung verſteht, und Euer Säen und Ernten darnach einrichtet. Fremde Länder laßt für ſich ſorgen, und den politiſchen Himmel betrachtet allenfalls einmal Sonn- und Feſttags.

Märten. Es wird wohl das Beſte ſeyn.

Edelmann. Bei ſich fange jeder an, und er wird viel zu thun finden. Er benutze die friedliche Zeit die uns gegönnt iſt; er ſchaffe ſich und den Seinigen

einen rechtmäßigen Vortheil: ſo wird er dem Ganzen Vortheil bringen.

Richter (der indeſſen ſeine Ungeduld gezeigt hat, gleichſam einfallend). Aber dabei kann's doch unmöglich bleiben! Bedenken Sie die Folgen! Ginge ſo was ungeſtraft hin —

Edelmann. Nur gelaſſen! Unzeitige Gebote, unzeitige Strafen bringen erſt das Uebel hervor. In einem Lande wo der Fürſt ſich vor niemand verſchließt; wo alle Stände billig gegen einander denken; wo niemand gehindert iſt in ſeiner Art thätig zu ſeyn; wo nützliche Einſichten und Kenntniſſe allgemein verbreitet ſind: da werden keine Partenen entſtehen. Was in der Welt geſchieht wird Aufmerkſamkeit erregen; aber aufrühriſche Geſinnungen ganzer Nationen werden keinen Einfluß haben. Wir werden in der Stille dankbar ſeyn daß wir einen heitern Himmel über uns ſehen, indeß unglückliche Gewitter unermeßliche Fluren verhageln.

Röſe. Es hört ſich Ihnen ſo gut zu!

Görge. Wahrhaftig, Röſe! — Reden Sie weiter, gnädiger Herr.

Edelmann. Ich habe ſchon alles geſagt. (Erzieht Schnapſen hervor.) Und wie viel will das ſchon heißen, daß wir über dieſe Cocarde, dieſe Mütze, dieſen Rock, die ſo viel Uebel in der Welt geſtiftet haben, einen Augenblick lachen konnten!

Röſe. Ja, recht lächerlich ſieht Er aus, Herr Schnaps.

Görge. Ja, recht albern!

Schnaps. Das muß ich mir wohl gefallen laſſen. (Nach der Milch ſpielend.) Wenn ich nur vor meinem Abzug die andere Hälfte der patriotiſchen Contribution zu mir nehmen dürfte!

Röſe. So gut ſoll's Ihm nicht werden.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Funfzehnter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1829.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Die Aufgeregten.
Die Ausgewanderten.
Die guten Weiber.
Novelle.

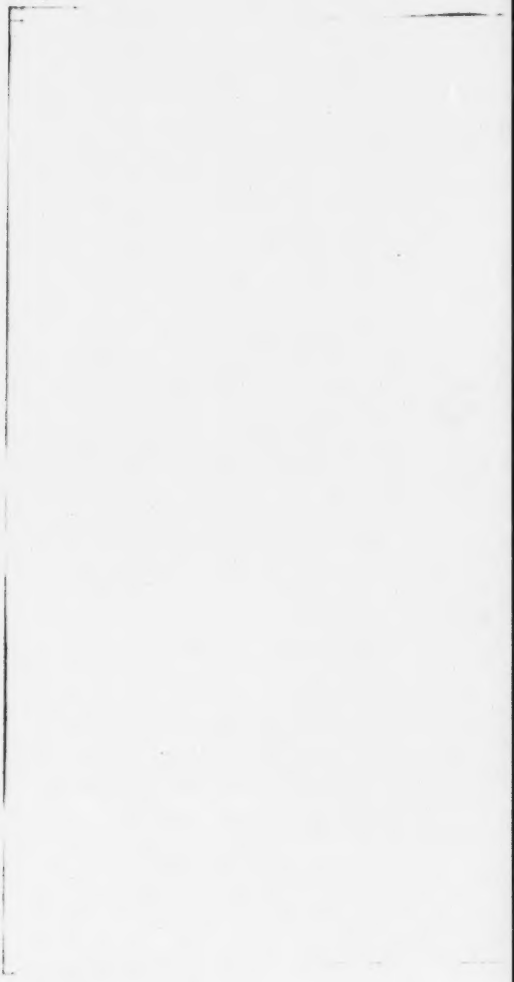

Die
Aufgeregten.

Politiſches Drama
in fünf Acten.

Personen.

Die Gräfin.
Friederike, ihre Tochter.
Carl, ihr Söhnchen.
Der Baron, ein Vetter.
Der Hofrath.
Breme von Bremenfeld, Chirurgus.
Caroline, Bremens Tochter.
Luise, Bremens Nichte.
Der Magister, Hofmeister des jungen Grafen.
Der Amtmann.
Jacob, junger Landmann und Jäger.

Martin, Albert, Peter, } Landleute.

Georg, Bedienter der Gräfin.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Ein gemeines Wohnzimmer, an der Wand zwey Bilder, eines bürgerlichen Mannes und ſeiner Frau, in der Tracht wie ſie vor funfzig oder ſechzig Jahren zu ſeyn pflegte.)

(Nacht.)

Luiſe (an einem Tiſche worauf ein Licht ſteht, ſtrickend).

Caroline (in einem Großvaterſeſſel gegenüber, ſchlafend).

Luiſe (einen vollendeten geſtrickten Strumpf in die Höhe haltend). Wieder ein Strumpf! Nun wollt' ich, der Onkel käme nach Hauſe, denn ich habe nicht Luſt einen andern anzufangen. (Sie ſteht auf und geht an's Fenſter.) Er bleibt heut ungewöhnlich lange weg, ſonſt kommt er doch gegen eilf Uhr und es iſt jetzt ſchon Mitternacht. (Sie tritt wieder an den Tiſch.) Was die franzöſiſche Revolution Gutes oder Böſes ſtiftet, kann ich nicht beurtheilen; ſo viel weiß ich, daß ſie mir dieſen Winter einige Paar Strümpfe mehr einbringt. Die Stunden die ich jetzt wachen und warten muß, bis Herr Breme nach Hauſe kommt, hätt' ich verſchlafen, wie ich ſie jetzt verſtricke, und er verplaudert ſie, wie er ſie ſonſt verſchlief.

Caroline im Schlafe redend. Nein, nein, mein Vater!

Luiſe (ſich dem Seſſel nähernd). Was gibt's? liebe Muhme! — Sie antwortet nicht! — Was nur dem guten Mädchen ſeyn mag! Sie iſt ſtill und unruhig; des Nachts ſchläft ſie nicht, und jetzt, da ſie vor Müdigkeit eingeſchlafen iſt, ſpricht ſie im Traume. Sollte meine Vermuthung gegründet ſeyn? Sollte der Baron in dieſen wenigen Tagen einen ſolchen Eindruck auf ſie gemacht haben, ſo ſchnell und ſtark? (Hervortretend) Wunderſt du dich, Luiſe, und haſt du nicht ſelbſt erfahren wie die Liebe wirkt! wie ſchnell und wie ſtark!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Georg.

Georg (haſtig und ängſtlich). Liebes Mamſellchen, geben Sie mir geſchwinde, geſchwinde —

Luiſe. Was denn, Georg?

Georg. Geben Sie mir die Flaſche.

Luiſe. Was für eine Flaſche?

Georg. Ihr Herr Onkel ſagte, Sie ſollen mir die Flaſche geſchwinde geben, ſie ſteht in der Kammer, oben auf dem Brete rechter Hand.

Luiſe. Da ſtehen viele Flaſchen, was ſoll denn drinne ſeyn?

Georg. Spiritus.

Luiſe. Es gibt allerlei Spiritus; hat er ſich nicht deutlicher erklärt? wozu ſoll's denn?

Georg. Er ſagt' es wohl, ich war aber ſo erſchrocken. Ach der junge Herr —

Caroline (die aus dem Schlaf auffährt). Was gibt's? — Der Baron?

Luiſe. Der junge Graf!

Georg. Leider, der junge Graf!

Caroline. Was iſt ihm begegnet?

Georg. Geben Sie mir den Spiritus.

Luiſe. Sage nur was dem jungen Grafen begegnet iſt, ſo weiß ich wohl was der Onkel für eine Flaſche braucht.

Georg. Ach das gute Kind! was wird die Frau Gräfin ſagen wenn ſie morgen kömmt! wie wird ſie uns ausſchelten!

Caroline. So red' er doch!

Georg. Er iſt gefallen, mit dem Kopfe vor eine Tiſchecke, das Geſicht iſt ganz in Blut, wer weiß ob nicht gar das Auge gelitten hat.

Luiſe (indem ſie einen Wachsſtock anzündet und in die Kammer geht). Nun weiß ich was ſie brauchen.

Caroline. So ſpät! wie ging das zu?

Georg. Liebes Mamſellchen, ich dachte lange es würde nichts Gutes werden. Da ſitzt Ihr Vater und der Hofmeiſter alle Abend bei'm alten Pfarrer und leſen

die Zeitungen und Monatsschriften, und so disputiren sie und können nicht fertig werden und das arme Kind muß dabei sitzen; da druckt sich's denn in eine Ecke wenn's spät wird und schläft ein, und wenn sie aufbrechen da taumelt das Kind schlaftrunken mit und heute — nun sehen sie — da schlägt's eben Zwölfe — heute bleiben sie über alle Gebühr aus, und ich sitze zu Hause und habe Licht brennen und dabei stehen die andern Lichter für den Hofmeister und den jungen Herrn, und Ihr Vater und der Magister bleiben vor der Schloßbrücke stehen und können auch nicht fertig werden. —

Luise (kommt mit einem Glas zurück).

Georg (fährt fort). Und das Kind kommt in den Saal getappt und ruft mich, und ich fahre auf und will die Lichter anzünden wie ich immer thue, und wie ich schlaftrunken bin, lösche ich das Licht aus. Indessen tappt das Kind die Treppe hinauf, und auf dem Vorsaal stehen die Stühle und Tische, die wir morgen früh in die Zimmer vertheilen wollen; das Kind weiß es nicht, geht gerade zu, stößt sich, fällt, wir hören es schreien, ich mache Lärm, ich mache Licht und wie wir hinauf kommen, liegt's da und weiß kaum von sich selbst. Das ganze Gesicht ist blutig. Wenn es ein Auge verloren hat, wenn es gefährlich wird, geh ich morgen früh auf und davon, eh' die Frau Gräfin ankommt; mag's verantworten wer will!

Luiſe (die indeſſen einige Bändchen Leinwand aus der Schublade genommen, gibt ihm die Flaſche). Hier! geſchwind! trage das hinüber und nimm die Läppchen dazu, ich komme gleich ſelbſt. Der Himmel verhüte, daß es ſo übel ſey! Geſchwind, Georg, geſchwind!

Georg (ab).

Luiſe. Halte warmes Waſſer bereit, wenn der Onkel nach Hauſe kommt und Caffee verlangt. Ich will geſchwind hinüber. Es wäre entſetzlich, wenn wir unſere gute Gräfin ſo empfangen müßten. Wie empfahl ſie nicht dem Magiſter, wie empfahl ſie nicht mir das Kind bei ihrer Abreiſe! Leider habe ich ſehen müſſen, daß es die Zeit über ſehr verſäumt worden iſt; daß man doch gewöhnlich ſeine nächſte Pflicht verſäumt! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Caroline. Hernach der Baron.

Caroline (nachdem ſie einigemal nachdenkend auf- und abgegangen). Er verläßt mich keinen Augenblick, auch im Traume ſelbſt war er mir gegenwärtig. O wenn ich glauben könnte daß ſein Herz, ſeine Abſichten ſo redlich ſind, als ſeine Blicke, ſein Betragen reizend und einnehmend iſt! Ach, und die Art mit der er

alles zu ſagen weiß, wie edel er ſich ausdrückt! Man ſage was man will, welche Vorzüge gibt einem Menſchen von edler Geburt eine ſtandesmäßige Erziehung! Ach, daß ich doch ſeines Gleichen wäre!

Der Baron (an der Thüre). Sind Sie allein, beſte Caroline?

Caroline. Herr Baron, wo kommen Sie her? Entfernen Sie ſich! wenn mein Vater käme! Es iſt nicht ſchön mich ſo zu überfallen.

Baron. Die Liebe, die mich hieher führt, wird auch mein Fürſprecher bei Ihnen ſeyn, angebetete Caroline. (Er will ſie umarmen.)

Caroline. Zurück, Herr Baron! Sie ſind ſehr verwegen. Wo kommen Sie her?

Baron. Ein Geſchrei weckt mich, ich ſpringe herunter und finde, daß mein Neffe ſich eine Brauſche gefallen hat. Ich finde Ihren Vater um das Kind beſchäftigt, nun kommt auch Ihre Muhme, ich ſehe daß es keine Gefahr hat, es fällt mir ein: Caroline iſt allein und was kann mir bei jeder Gelegenheit anders einfallen als Caroline? Die Augenblicke ſind koſtbar, ſchönes, angenehmes Kind! Geſtehen Sie mir, ſagen Sie mir, daß Sie mich lieben (will ſie umarmen).

Caroline. Noch einmal, Herr Baron! laſſen Sie mich, und verlaſſen Sie dieſes Haus.

Baron. Sie haben verſprochen mich ſobald als möglich zu ſehen, und wollen mich nun entfernen?

Caroline. Ich habe versprochen morgen früh mit Sonnenaufgang in dem Garten zu seyn, mit Ihnen spazieren zu gehen, mich Ihrer Gesellschaft zu freuen. Hieher hab' ich Sie nicht eingeladen.

Baron. Aber die Gelegenheit —

Caroline. Hab' ich nicht gemacht.

Baron. Aber ich benutze sie; können Sie mir es verdenken?

Caroline. Ich weiß nicht was ich von Ihnen denken soll.

Baron. Auch Sie — lassen Sie es mich frei gestehen — auch Sie erkenne ich nicht.

Caroline. Und worin bin ich mir denn so unähnlich?

Baron. Können Sie noch fragen?

Caroline. Ich muß wohl, ich begreife Sie nicht

Baron. Ich soll reden?

Caroline. Wenn ich Sie verstehen soll.

Baron. Nun gut. Haben Sie nicht seit den drey Tagen die ich Sie kenne jede Gelegenheit gesucht, mich zu sehen und zu sprechen?

Caroline. Ich läugne es nicht.

Baron. Haben Sie mir nicht so oft ich Sie ansah mit Blicken geantwortet? und mit was für Blicken!

Caroline (verlegen). Ich kann meine eignen Blicke nicht sehen.

Baron. Aber fühlen, was sie bedeuten — Haben Sie mir, wenn ich Ihnen im Tanze die Hand drückte, die Hand nicht wieder gedrückt?

Caroline. Ich erinnere mich's nicht.

Baron. Sie haben ein kurzes Gedächtniß, Caroline. Als wir unter der Linde drehten, und ich Sie zärtlich an mich schloß, damals stieß mich Caroline nicht zurück.

Caroline. Herr Baron, Sie haben sich falsch ausgelegt, was ein gutherziges unerfahrnes Mädchen —

Baron. Liebst du mich?

Caroline. Noch einmal, verlassen Sie mich! Morgen frühe —

Baron. Werde ich ausschlafen.

Caroline. Ich werde Ihnen sagen —

Baron. Ich werde nichts hören.

Caroline. So verlassen Sie mich.

Baron (sich entfernend). O, es ist mir Leid, daß ich gekommen bin.

Caroline (allein, nach einer Bewegung, als wenn sie ihn aufhalten wollte). Er geht, ich muß ihn fortschicken, ich darf ihn nicht halten. Ich liebe ihn, und muß ihn verscheuchen. Ich war unvorsichtig, und bin unglücklich. Weg sind meine Hoffnungen auf den schönen

Morgen, weg die goldnen Träume, die ich zu nähren wagte. O, wie wenig Zeit braucht es, unſer ganzes Schickſal umzukehren!

Vierter Auftritt.

Caroline. Breme.

Caroline. Lieber Vater wie geht's? was macht der junge Graf?

Breme. Es iſt eine ſtarke Contuſion, doch ich hoffe die Läſion ſoll nicht gefährlich ſeyn. Ich werde eine vortreffliche Cur machen und der Herr Graf wird ſich künftig, ſo oft er ſich im Spiegel beſieht, bei der Schmarre ſeines geſchickten Chirurgi, ſeines Breme von Bremenfeld, erinnern.

Caroline. Die arme Gräfin! wenn ſie nur nicht ſchon morgen käme.

Breme. Deſto beſſer! und wenn ſie den übeln Zuſtand des Patienten mit Augen ſieht, wird ſie, wenn die Cur vollbracht iſt, deſtomehr Ehrfurcht für meine Kunſt empfinden. Standesperſonen müſſen auch wiſſen daß ſie und ihre Kinder Menſchen ſind; man kann ſie nicht genug empfinden machen wie verehrungswürdig ein Mann iſt, der ihnen in ihren Nöthen beiſteht, denen ſie wie alle Kinder Adams unterworfen ſind, beſonders ein Chirurgus. Ich ſage dir, mein Kind, ein Chirur-

gus iſt der verehrungswürdigſte Mann auf dem ganzen Erdboden. Der Theolog befreit dich von der Sünde die er ſelbſt erfunden hat; der Juriſt gewinnt dir deinen Proceß und bringt deinen Gegner der gleiches Recht hat an den Bettelſtab; der Medicus curirt dir eine Krankheit weg, die andere herbei, und du kannſt nie recht wiſſen ob er dir genutzt oder geſchadet hat; der Chirurgus aber befreit dich von einem reellen Uebel, das du dir ſelbſt zugezogen haſt, oder das dir zufällig und unverſchuldet über den Hals kommt; er nutzt dir, ſchadet keinem Menſchen, und du kannſt dich unwiderſprechlich überzeugen, daß ſeine Cur gelungen iſt.

Caroline. Freilich auch, wenn ſie nicht gelungen iſt.

Breme. Das lehrt dich den Pfuſcher vom Meiſter unterſcheiden. Freue dich, meine Tochter, daß du einen ſolchen Meiſter zum Vater haſt: für ein wohldenkendes Kind iſt nichts ergetzlicher als ſich ſeiner Eltern und Großeltern zu freuen.

Caroline (mit traurigem Ton, wie bisher). Das thu' ich, mein Vater.

Breme (ſie nachahmend). Das thuſt du, mein Töchterchen, mit einem betrübten Geſichtchen und weinerlichen Tone. — Das ſoll doch wohl keine Freude vorſtellen?

Caroline. Ach, mein Vater!

Breme. Was haſt du, mein Kind?

Caroline. Ich muß es Ihnen gleich sagen.

Breme. Was hast du?

Caroline. Sie wissen der Baron hat diese Tage her sehr freundlich, sehr zärtlich mit mir gethan, ich sagt' es Ihnen gleich und fragte Sie um Rath.

Breme. Du bist ein vortreffliches Mädchen! werth als eine Prinzessin, eine Königin aufzutreten.

Caroline. Sie riethen mir auf meiner Hut zu seyn, auf mich wohl Acht zu haben, aber auch auf ihn; mir nichts zu vergeben aber auch ein Glück, wenn es mich aufsuchen sollte, nicht von mir zu stoßen. Ich habe mich gegen ihn betragen, daß ich mir keine Vorwürfe zu machen habe; aber er —

Breme. Rede, mein Kind, rede!

Caroline. O es ist abscheulich. Wie frech, wie verwegen! —

Breme. Wie? (nach einer Pause.) Sage mir nichts, meine Tochter, du kennst mich, ich bin eines hitzigen Temperaments, ein alter Soldat, ich würde mich nicht fassen können, ich würde einen tollen Streich machen.

Caroline. Sie können es hören, mein Vater, ohne zu zürnen, ich darf es sagen, ohne roth zu werden. Er hat meine Freundlichkeit übel ausgelegt, er hat sich in Ihrer Abwesenheit, nachdem Luise auf das Schloß geeilt war, hier in's Haus geschlichen. Er war verwegen, aber ich wies ihn zurechte. Ich trieb ihn fort und ich darf wohl sagen, seit diesem Augen-

blick haben ſich meine Geſinnungen gegen ihn geändert. Er ſchien mir liebenswürdig, als er gut war, als ich glauben konnte daß er es gut mit mir meine; jetzt kommt er mir vor ſchlimmer als jeder andere. Ich werde Ihnen alles, wie bisher, erzählen, alles geſtehen, und mich Ihrem Rath ganz allein überlaſſen.

Breme. Welch ein Mädchen! welch ein vortreffliches Mädchen! O ich beneidenswerther Vater! Wartet nur, Herr Baron, wartet nur! Die Hunde werden von der Kette loskommen, und den Füchſen den Weg zum Taubenſchlag verrennen. Ich will nicht Breme heißen, nicht den Namen Bremenfeld verdienen, wenn in kurzem nicht alles anders werden ſoll.

Caroline. Erzürnt euch nicht, mein Vater.

Breme. Du gibſt mir ein neues Leben, meine Tochter; ja fahre fort deinen Stand durch deine Tugend zu zieren, gleiche in allem deiner vortrefflichen Urgroßmutter, der ſeligen Burgemeiſterin von Bremenfeld. Dieſe würdige Frau war durch Sittſamkeit die Ehre ihres Geſchlechts und durch Verſtand die Stütze ihres Gemahls. Betrachte dieſes Bild jeden Tag, jede Stunde, ahme ſie nach und werde verehrungswürdig wie ſie.

Caroline (ſieht das Bild an und lacht).

Breme. Was lachſt du, meine Tochter?

Caroline. Ich will meiner Urgroßmutter gern in allem Guten folgen, wenn ich mich nur nicht an-

ziehen soll wie sie. Ha, Ha, Ha! Sehn Sie nur, so oft ich das Bild ansehe muß ich lachen, ob ich es gleich alle Tage vor Augen habe, ha, ha, ha! Sehn Sie nur das Häubchen, das wie Fledermausflügel vom Kopfe losfteht.

Breme. Nun, nun! zu ihrer Zeit lachte niemand darüber, und wer weiß wer über euch künftig lacht wenn er euch gemahlt sieht: denn ihr seyd sehr selten angezogen und aufgeputzt, daß ich sagen möchte, ob du gleich meine hübsche Tochter bist, sie gefällt mir! Gleiche dieser vortrefflichen Frau an Tugenden und kleide dich mit besserm Geschmack, so hab' ich nichts dagegen, vorausgesetzt, daß, wie sie sagen, der gute Geschmack nicht theurer ist als der schlechte. Uebrigens dächt' ich du gingst zu Bette, denn es ist spät.

Caroline. Wollen Sie nicht noch Caffee trinken? das Wasser siedet, er ist gleich gemacht.

Breme. Setze nur alles zu rechte, schütte den gemahlenen Caffee in die Kanne, das heiße Wasser will ich selbst darüber gießen.

Caroline. Gute Nacht, mein Vater!

(geht ab.)

Breme. Schlaf wohl, mein Kind.

Fünfter Auftritt.

Breme (allein).

Daß auch das Unglück just diese Nacht geschehen mußte! Ich hatte alles klüglich eingerichtet, meine Eintheilung der Zeit als ein ächter Practicus gemacht. Bis gegen Mitternacht hatten wir zusammen geschwatzt, da war alles ruhig, nachher wollte ich meine Tasse Caffee trinken, meine bestellten Freunde sollten kommen zu der geheimnißvollen Ueberlegung. Nun hat's der Henker! Alles ist in Unruhe. Sie wachen im Schloß dem Kinde Umschläge aufzulegen. Wer weiß wo sich der Baron herumdrückt, um meiner Tochter aufzupassen. Bei'm Amtmann seh' ich Licht, bei dem verwünschten Kerl, den ich am meisten scheue. Wenn wir entdeckt werden, so kann der größte, schönste, erhabenste Gedanke, der auf mein ganzes Vaterland Einfluß haben soll, in der Geburt erstickt werden. (Er geht an's Fenster.) Ich höre jemand kommen; die Würfel sind geworfen, wir müssen nun die Steine setzen; ein alter Soldat darf sich vor nichts fürchten. Bin ich denn nicht bei dem großen unüberwindlichen Fritz in die Schule gegangen!

Sechster Auftritt.

Breme. Martin.

Breme. Seyd Ihr's, Gevatter Martin?

Martin. Ja, lieber Gevatter Breme, das bin ich. Ich habe mich ganz ſtille aufgemacht wie die Glocke Zwölfe ſchlug und bin hergekommen; aber ich habe noch Lärm gehört und hin und wieder gehen und da bin ich im Garten einigemal auf und ab geſchlichen, bis alles ruhig war. Sagt mir nur was Ihr wollt, Gevatter Breme, daß wir ſo ſpät bei Euch zuſammen kommen, in der Nacht; könnten wir's denn nicht bei Tage abmachen?

Breme. Ihr ſollt alles erfahren, nur müßt Ihr Geduld haben, bis die andern alle beiſammen ſind.

Martin. Wer ſoll denn noch alles kommen?

Breme. Alle unſere guten Freunde, alle vernünftigen Leute. Außer Euch, der Ihr Schulze von dem Ort hier ſeyd, kommt noch Peter der Schulze von Roſenhahn und Albert der Schulze von Wieſengruben; ich hoffe auch, Jakob wird kommen, der das hübſche Freigut beſitzt. Dann ſind recht ordentliche und vernünftige Leute beiſammen, die ſchon was ausmachen können.

Martin. Gevatter Breme, Ihr ſeyd ein wunderlicher Mann, es iſt Euch alles eins, Nacht und Tag, Tag und Nacht, Sommer und Winter.

Breme. Ja, wenn das auch nicht ſo wäre, könnte nichts rechts werden. Wachen oder Schlafen, das iſt mir auch ganz gleich. Es war nach der Schlacht bei Leuthen, wo unſere Lazarethe ſich in ſchlechtem Zuſtand befanden, und ſich wahrhaftig noch in ſchlechterem Zuſtande befunden hätten, wäre Breme nicht damals ein junger rüſtiger Burſche geweſen. Da lagen viele Bleſſirte, viele Kranke, und alle Feldſcherer waren alt und verdroſſen, aber Breme, ein junger tüchtiger Kerl, Tag und Nacht parat. Ich ſag' Euch, Gevatter, daß ich acht Nächte nach einander weg gewacht, und am Tage nicht geſchlafen habe. Das merkte ſich der auch, der alte Fritz, der alles wußte was er wiſſen wollte. Höre Er, Breme, ſagte er einmal, als er in eigner Perſon das Lazareth viſitirte: Höre Er, Breme, man ſagt daß Er an der Schlafloſigkeit krank liege. — Ich merkte wo das hinaus wollte, denn die andern ſtunden alle dabei; ich faßte mich und ſagte: Ihro Majeſtät, das iſt eine Krankheit wie ich ſie allen Ihren Dienern wünſche, und da ſie keine Mattigkeit zurückläßt und ich den Tag auch noch brauchbar bin, ſo hoffe ich, daß Seine Majeſtät deßwegen keine Ungnade auf mich werfen werden.

Martin. Ey, ey! wie nahm denn das der König auf?

Breme. Er ſah ganz ernſthaft aus, aber ich ſah ihm wohl an, daß es ihm wohlgefiel. Breme, ſagte er, womit vertreibt Er ſich denn die Zeit? da faßt' ich

mir wieder ein Herz und ſagte: ich denke an das was Ihro Majeſtät gethan haben und noch thun werden, und da könnt' ich Methuſalems Jahre erreichen und immer fortwachen, und könnt's doch nicht ausdenken. Da that er als hört' er's nicht und ging vorbei. Nun war's wohl acht Jahre darnach, da faßt' er mich bei der Naſe wieder in's Auge. Wacht Er noch immer, Breme? rief er. Ihro Majeſtät, verſetzt' ich, laſſen einem ja im Frieden ſo wenig Ruh als im Kriege. Sie thun immer ſo große Sachen, daß ſich ein geſcheidter Kerl daran zu Schanden denkt.

Martin. So habt Ihr mit dem König geſprochen, Gevatter? Durfte man ſo mit ihm reden?

Breme. Freilich durfte man ſo und noch ganz anders, denn er wußte alles beſſer. Es war ihm einer wie der andere, und der Bauer lag ihm am mehrſten am Herzen. Ich weiß wohl, ſagte er zu ſeinen Miniſtern, wenn ſie ihm das und jenes einreden wollten: die Reichen haben viele Advocaten, aber die Dürftigen haben nur Einen, und das bin ich.

Martin. Wenn ich ihn doch nur auch geſehen hätte!

Breme. Stille, ich höre was! es werden unſere Freunde ſeyn. Sieh da! Peter und Albert.

Siebenter Auftritt.

Peter. Albert. Die Vorigen.

Breme. Willkommen! — Iſt Jakob nicht bei euch?

Peter. Wir haben uns bei den drey Linden beſtellt; aber er blieb uns zu lang aus, nun ſind wir allein da.

Albert. Was habt Ihr uns Neues zu ſagen, Meiſter Breme? Iſt was von Wetzlar gekommen, geht der Proceß vorwärts?

Breme. Eben weil nichts gekommen iſt, und weil, wenn was gekommen wäre, es auch nicht viel heißen würde, ſo wollt' ich euch eben einmal meine Gedanken ſagen: denn ihr wißt wohl, ich nehme mich der Sachen aller, aber nicht öffentlich an, bis jetzt nicht öffentlich, denn ich darf's mit der gnädigen Herrſchaft nicht ganz verderben.

Peter. Ja, wir verdürben's auch nicht gern mit ihr, wenn ſie's nur halbweg leidlich machte.

Breme. Ich wollte euch ſagen — wenn nur Jakob da wäre, daß wir alle zuſammen wären, und daß ich nichts wiederholen müßte, und wir einig würden.

Albert. Jakob? Es iſt faſt beſſer, daß er nicht dabei iſt. Ich traue ihm nicht recht; er hat das Freigütchen, und wenn er auch wegen der Zinſen mit uns

gleiches Intereſſe hat, ſo geht ihn doch die Straße nichts an, und er hat ſich im ganzen Proceß gar zu läſſig bewieſen.

Breme. Nun ſo laßt's gut ſeyn. Setzt euch und hört mich an. (Sie ſetzen ſich.)

Martin. Ich bin recht neugierig zu hören.

Breme. Ihr wißt, daß die Gemeinden ſchon vierzig Jahre lang mit der Herrſchaft einen Proceß führen, der auf langen Umwegen endlich nach Wetzlar gelangt iſt, und von dort den Weg nicht zurück finden kann. Der Gutsherr verlangt Frohnen und andere Dienſte, die ihr verweigert, und mit Recht verweigert: denn es iſt ein Receß geſchloſſen worden mit dem Großvater unſers jungen Grafen — Gott erhalt' ihn! — der ſich dieſe Nacht eine erſchreckliche Brauſche gefallen hat.

Martin. Eine Brauſche?

Peter. Gerade dieſe Nacht?

Albert. Wie iſt das zugegangen?

Martin. Das arme liebe Kind!

Breme. Das will ich euch nachher erzählen. Nun hört mich weiter an. Nach dieſem geſchloſſenen Receß überließen die Gemeinden an die Herrſchaft ein paar Fleckchen Holz, einige Wieſen, einige Triften und ſonſt noch Kleinigkeiten, die euch von keiner Bedeutung waren und der Herrſchaft viel nutzten: denn man ſieht, der alte Graf war ein kluger Herr, aber

auch ein guter Herr. Leben und leben laſſen, war ſein Spruch. Er erließ den Gemeinden dagegen einige zu entbehrende Frohnen und —

Albert. Und das ſind die, die wir noch immer leiſten müſſen.

Breme. Und machte ihnen einige Convenienzen —

Martin. Die wir noch nicht genießen.

Breme. Richtig, weil der Graf ſtarb, die Herrſchaft ſich im Beſitz deſſen ſetzte, was ihr zugeſtanden war, der Krieg einfiel, und die Unterthanen noch mehr thun mußten, als ſie vorher gethan hatten.

Peter. Es iſt accurat ſo, ſo hab' ich's mehr als einmal aus der Advocaten Munde gehört.

Breme. Und ich weiß es beſſer als der Advocat, denn ich ſehe weiter. Der Sohn des Grafen, der verſtorbene gnädige Herr, wurde eben um die Zeit volljährig. Das war, bei Gott! ein wilder böſer Teufel, der wollte nichts herausgeben, und mißhandelte euch ganz erbärmlich. Er war im Beſitz, der Receß war fort, und nirgends zu finden.

Albert. Wäre nicht noch die Abſchrift da, die unſer verſtorbener Pfarrer gemacht hat, wir wüßten kaum etwas davon.

Breme. Dieſe Abſchrift iſt euer Glück und euer Unglück. Dieſe Abſchrift gilt alles vor jedem billigen Menſchen, vor Gericht gilt ſie nichts. Hättet ihr dieſe

Abſchrift nicht, ſo wäret ihr ungewiß in dieſer Sache. Hätte man dieſe Abſchrift der Herrſchaft nicht vorgelegt, ſo wüßte man nicht, wie ungerecht ſie denkt.

Martin. Da müßt Ihr auch wieder billig ſeyn. Die Gräfin läugnet nicht, daß vieles für uns ſpricht; nur weigert ſie ſich den Vergleich einzugehen, weil ſie, in Vormundſchaft ihres Sohnes, ſich nicht getraut, ſo etwas abzuſchließen.

Albert. In Vormundſchaft ihres Sohnes! Hat ſie nicht den neuen Schloßflügel bauen laſſen, den er vielleicht ſein Lebtage nicht bewohnt, denn er iſt nicht gern in dieſer Gegend.

Peter. Und beſonders da er nun eine Brauſche gefallen hat.

Albert. Hat ſie nicht den großen Garten und die Waſſerfälle anlegen laſſen, worüber ein paar Mühlen haben müſſen weggekauft werden? Das getraut ſie ſich alles in Vormundſchaft zu thun, aber das Rechte, das Billige, das getraut ſie ſich nicht.

Breme. Albert, du biſt ein wackerer Mann, ſo hör' ich gern reden, und ich geſtehe wohl, wenn ich von unſerer gnädigen Gräfin manches Gute genieße und deßhalb mich für ihren unterthänigen Diener bekenne, ſo möcht' ich doch auch darin meinen König nachahmen, und euer Sachwalter ſeyn.

Peter. Das wäre recht ſchön. Macht nur daß unſer Proceß bald aus wird.

Breme. Das kann ich nicht, das müßt ihr.

Peter. Wie wäre denn das anzugreifen?

Breme. Ihr guten Leute wißt nicht, daß alles in der Welt vorwärts geht, daß heute möglich ist, was vor zehn Jahren nicht möglich war. Ihr wißt nicht, was jetzt alles unternommen, was alles ausgeführt wird.

Martin. O ja, wir wissen, daß in Frankreich jetzt wunderliches Zeug geschieht.

Peter. Wunderliches und Abscheuliches!

Albert. Wunderliches und Gutes.

Breme. So recht, Albert, man muß das Beste wählen! Da sag' ich nun, was man in Güte nicht haben kann, soll man mit Gewalt nehmen.

Martin. Sollte das gerade das Beste seyn?

Albert. Ohne Zweifel.

Peter. Ich dächte nicht.

Breme. Ich muß euch sagen, Kinder, jetzt oder niemals.

Albert. Da dürft ihr uns in Wiesengruben nicht viel vorschwatzen; dazu sind wir fix und fertig. Unsere Leute wollten längst rebellern; ich habe nur immer abgewehrt, weil mir Herr Breme immer sagte, es sey noch nicht Zeit, und das ist ein gescheidter Mann, auf den ich Vertrauen habe.

Breme. Gratias, Gevatter, und ich sage euch: jetzt ist es Zeit.

Albert. Ich glaub's auch.

Peter. Nehmt mir's nicht übel, das kann ich nicht einsehen: denn wenn's gut Aderlassen ist, gut Purgiren, gut Schröpfen, das steht im Kalender, und darnach weiß ich mich zu richten; aber wenn's just gut rebellern sey? das glaub' ich, ist viel schwerer zu sagen.

Breme. Das muß unser einer verstehen.

Albert. Freilich versteht Ihr's.

Peter. Aber sagt mir nur woher's eigentlich kommt, daß Ihr's besser versteht, als andere gescheidte Leute?

Breme. (gravitätisch.) Erstlich, mein Freund, weil schon vom Großvater an meine Familie die größten politischen Einsichten erwiesen. Hier dieses Bildniß zeigt euch meinen Großvater Herrmann Breme von Bremenfeld, der, wegen großer und vorzüglicher Verdienste zum Burgermeister seiner Vaterstadt erhoben, ihr die größten und wichtigsten Dienste geleistet hat. Dort schwebt sein Andenken noch in Ehren und Segen, wenn gleich boshafte, pasquillantische Schauspieldichter seine großen Talente und gewisse Eigenheiten, die er an sich haben mochte, nicht sehr glimpflich behandelten. Seine tiefe Einsicht in die ganze politische und militärische Lage von Europa wird ihm selbst von seinen Feinden nicht abgesprochen.

Peter. Es war ein hübscher Mann, er sieht recht wohlgenährt aus.

Breme. Freilich genoß er ruhigere Tage als sein Enkel.

Martin. Habt Ihr nicht auch das Bildniß Eures Vaters?

Breme. Leider, nein! Doch muß ich euch sagen: die Natur, indem sie meinen Vater Jost Breme von Bremenfeld hervorbrachte, hielt ihre Kräfte zusammen, um euren Freund mit solchen Gaben auszurüsten, durch die er euch nützlich zu werden [illegible]. Doch behüte der Himmel, daß ich mich über meine Vorfahren erheben sollte; es wird uns jetzt viel leichter gemacht, und wir können mit geringern natürlichen Vorzügen eine große Rolle spielen.

Martin. Nicht zu bescheiden, Gevatter!

Breme. Es ist lauter Wahrheit. Sind nicht jetzt der Zeitungen, der Monatsschriften, der fliegenden Blätter so viel, aus denen wir uns unterrichten, an denen wir unsern Verstand üben können! Hätte mein seliger Großvater nur den tausendsten Theil dieser Hülfsmittel gehabt, er wäre ein ganz anderer Mann geworden. Doch Kinder, was rede ich von mir! Die Zeit vergeht, und ich fürchte der Tag bricht an. Der Hahn macht uns aufmerksam, daß wir uns kurz fassen sollen. Habt ihr Muth?

Albert. An mir und den Meinigen soll's nicht fehlen.

Peter. Unter den Meinigen findet sich wohl ei-

ner, der ſich an die Spitze ſtellt; ich verbitte mir den Auftrag.

Martin. Seit den paar letzten Predigten, die der Magiſter hielt, weil der alte Pfarrer ſo krank liegt, iſt das ganze große Dorf hier in Bewegung.

Breme. Gut! ſo kann was werden. Ich habe ausgerechnet, daß wir über ſechshundert Mann ſtellen können. Wollt ihr, ſo iſt in der nächſten Nacht alles gethan.

Martin. In der nächſten Nacht?

Breme. Es ſoll nicht wieder Mitternacht werden, und ihr ſollt wieder haben alles, was euch gebührt, und mehr dazu.

Peter. So geſchwind? wie wäre das möglich?

Albert. Geſchwind oder gar nicht.

Breme. Die Gräfin kommt heute an, ſie darf ſich kaum beſinnen. Rückt nur bei einbrechender Nacht vor das Schloß, und fordert eure Rechte, fordert eine neue Ausfertigung des alten Reverſes, macht euch noch einige kleine Bedingungen, die ich euch ſchon angeben will, laßt ſie unterſchreiben, laßt ſie ſchwören und ſo iſt alles gethan.

Peter. Vor einer ſolchen Gewaltthätigkeit zittern mir Arm und Beine.

Albert. Narr! Wer Gewalt braucht, darf nicht zittern.

Martin. Wie leicht können ſie uns aber ein Re-

giment Dragoner über den Hals ziehen. So arg dürfen wir's doch nicht machen. Das Militär, der Fürst, die Regierung würden uns schön zusammen arbeiten.

Breme. Gerade umgekehrt. Das ist's eben, worauf ich fuße. Der Fürst ist unterrichtet, wie sehr das Volk bedruckt sey. Er hat sich über die Unbilligkeit des Adels, über die Langweiligkeit der Processe, über die Ebicane der Gerichtshalter und Advocaten oft genug deutlich und stark erklärt, so daß man voraussetzen kann, er wird nicht zürnen, wenn man sich Recht verschafft, da er es selbst zu thun gehindert ist.

Peter. Sollte das gewiß seyn?

Albert. Es wird im ganzen Lande davon gesprochen.

Peter. Da wäre noch allenfalls was zu wagen.

Breme. Wie ihr zu Werke gehen müßt, wie vor allen Dingen der abscheuliche Gerichtshalter bei Seite muß, und auf wen noch mehr genau zu sehen ist, das sollt ihr alles noch vor Abend erfahren. Bereitet eure Sachen vor, regt eure Leute an, und seyd mir heute Abend um Sechse bei'm Herrenbrunnen. Daß Jakob nicht kommt, macht ihn verdächtig, ja es ist besser, daß er nicht gekommen ist. Gebt auf ihn Acht, daß er uns wenigstens nicht schade; an dem Vortheil, den wir uns erwerben, wird er schon Theil nehmen wollen. Es wird Tag, lebt wohl, und bedenkt nur, daß, was geschehen soll, schon geschehen ist. Die Gräfin kommt

eben erſt von Paris zurück, wo ſie das alles geſehn und gehört hat, was wir mit ſo vieler Verwunderung leſen; vielleicht bringt ſie ſchon ſelbſt mildere Geſinnungen mit, wenn ſie gelernt hat, was Menſchen, die zu ſehr gedruckt werden, endlich für ihre Rechte thun können und müſſen.

Martin. Lebt wohl, Gevatter, lebt wohl! Punct Sechſe bin ich am Herrenbrunnen.

Albert. Ihr ſeyd ein tüchtiger Mann! Lebt wohl.

Peter. Ich will Euch recht loben wenn's gut abläuft.

Martin. Wir wiſſen nicht wie wir's Euch danken ſollen.

Breme (mit Würde). Ihr habt Gelegenheit genug mich zu verbinden. Das kleine Capital z. E. von zweyhundert Thalern, das ich der Kirche ſchuldig bin, erlaßt ihr mir ja wohl.

Martin. Das ſoll uns nicht reuen.

Albert. Unſere Gemeine iſt wohlhabend und wird auch gern was für Euch thun.

Breme. Das wird ſich finden. Das ſchöne Fleck, das Gemeindegut war und das der Gerichtshalter zum Garten einzäunen und umarbeiten laſſen, das nehmt ihr wieder in Beſitz und überlaßt mir's.

Albert. Das wollen wir nicht anſehen, das iſt ſchon verſchmerzt.

Peter. Wir wollen auch nicht zurückbleiben.

Breme. Ihr habt ſelbſt einen hübſchen Sohn und ein ſchönes Gut, dem könnt' ich meine Tochter geben. Ich bin nicht ſtolz, glaubt mir, ich bin nicht ſtolz. Ich will Euch gern meinen Schwäher heißen.

Peter. Das Mamſellchen iſt hübſch genug; nur iſt ſie ſchon zu vornehm erzogen.

Breme. Nicht vornehm, aber geſcheidt. Sie wird ſich in jeden Stand finden müſſen. Doch darüber läßt ſich noch vieles reden. Lebt jetzt wohl, meine Freunde, lebt wohl!

Alle. So lebt denn wohl!

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Vorzimmer der Gräfin. Sowohl im Fond als an den Seiten hängen adliche Familienbilder in mannigfaltigen geiſtlichen und weltlichen Coſtumen.)

Der Amtmann (tritt herein und indem er ſich umſieht, ob niemand da iſt, kommt Luiſe von der andern Seite).

Amtmann. Guten Morgen, Demoiſelle! Sind Ihro Excellenz zu ſprechen? Kann ich meine unterthänigſte Devotion zu Füßen legen?

Luiſe. Verziehen Sie einigen Augenblick, Herr Amtmann. Die Frau Gräfin wird gleich herauskommen. Die Beſchwerlichkeiten der Reiſe und das Schrecken bei der Ankunft haben einige Ruhe nöthig gemacht.

Amtmann. Ich bedaure von ganzem Herzen! Nach einer ſo langen Abweſenheit, nach einer ſo beſchwerlichen Reiſe ihren einzig geliebten Sohn in

einem ſo ſchrecklichen Zuſtande zu finden! Ich muß geſtehen, es ſchaudert mich, wenn ich nur daran denke. Ihre Excellenz waren wohl ſehr alterirt!

Luiſe. Sie können ſich leicht vorſtellen was eine zärtliche ſorgſame Mutter empfinden mußte, als ſie ausſtieg, ins Haus trat und da die Verwirrung fand, nach ihrem Sohne fragte und aus ihrem Stocken und Stottern leicht ſchließen konnte daß ihm ein Unglück begegnet ſey.

Amtmann. Ich bedaure von Herzen. Was fingen Sie an?

Luiſe. Wir mußten nur geſchwind alles erzählen, damit ſie nicht etwas Schlimmeres beſorgte; wir mußten ſie zu dem Kinde führen, das mit verbundenem Kopf und blutigen Kleidern da lag. Wir hatten nur für Umſchläge geſorgt und ihn nicht ausziehen können.

Amtmann. Es muß ein ſchrecklicher Anblick geweſen ſeyn.

Luiſe. Sie blickte hin, that einen lauten Schrei und fiel mir ohnmächtig in die Arme. Sie war untröſtlich als ſie wieder zu ſich kam, und wir hatten alle Mühe ſie zu überführen daß das Kind ſich nur eine ſtarke Beule gefallen, daß es aus der Naſe geblutet und daß keine Gefahr ſey.

Amtmann. Ich möcht' es mit dem Hofmeiſter nicht theilen, der das gute Kind ſo vernachläſſigt.

Luiſe. Ich wunderte mich über die Gelaſſenheit der Gräfin, beſonders da er den Vorfall leichter behandelte als es ihm in dem Augenblick geziemte.

Amtmann. Sie iſt gar zu gnädig, gar zu nachſichtig.

Luiſe. Aber ſie kennt ihre Leute und merkt ſich alles. Sie weiß wer ihr redlich und treu dient, ſie weiß wer nur dem Schein nach ihr unterthäniger Knecht iſt. Sie kennt die Nachläſſigen ſo gut als die Falſchen, die Unklugen ſowohl als die Böſartigen.

Amtmann. Sie ſagen nicht zu viel, es iſt eine vortreffliche Dame, aber eben deßwegen! Der Hofmeiſter verdiente doch daß ſie ihn geradezu wegſchickte.

Luiſe. In allem, was das Schickſal des Menſchen betrifft, geht ſie langſam zu Werke, wie es einem Großen geziemt. Es iſt nichts ſchrecklicher als Macht und Uebereilung.

Amtmann. Aber Macht und Schwäche ſind auch ein trauriges Paar.

Luiſe. Sie werden der gnädigen Gräfin nicht nachſagen daß ſie ſchwach ſey.

Amtmann. Behüte Gott, daß ein ſolcher Gedanke einem alten treuen Diener einfallen ſollte! Aber es iſt denn doch erlaubt zum Vortheil ſeiner gnädigen Herrſchaft zu wünſchen, daß man manchmal mit mehr

Strenge gegen Leute zu Werke gehe, die mit Strenge behandelt seyn wollen.

Luise. Die Frau Gräfin!

(Luise tritt ab.)

Zweyter Auftritt.

Die Gräfin (im Negligee). Der Amtmann.

Amtmann. Euer Excellenz haben zwar auf eine angenehme Weise doch unvermuthet Ihre Dienerschaft überrascht, und wir bedauern nur daß Dieselben bei Ihrer Ankunft durch einen so traurigen Anblick erschreckt worden. Wir hatten alle Anstalten zu Dero Empfang gemacht: das Tannenreißig zu einer Ehrenpforte liegt wirklich schon im Hofe; die sämmtlichen Gemeinden wollten reihenweis an dem Wagen ziehen und Hochdieselben mit einem lauten Vivat empfangen, und jeder freute sich schon bei einer so feyerlichen Gelegenheit seinen Festtagsrock anzuziehen und sich und seine Kinder zu putzen.

Gräfin. Es ist mir lieb daß die guten Leute sich nicht zu beiden Seiten des Wegs gestellt haben, ich hätte ihnen unmöglich ein freundlich Gesicht machen können, und Ihnen am wenigsten, Herr Amtmann!

Amtmann. Wie ſo? Wodurch haben wir Ew. Excellenz Ungnade verdient?

Gräfin. Ich kann nicht läugnen, ich war ſehr verdrießlich als ich geſtern auf den abſcheulichen Weg kam, der gerade da anfängt wo meine Beſitzungen angehen. Die große Reiſe hab' ich faſt auf lauter guten Wegen vollbracht und eben da ich wieder in das Meinige zurückkomme, find' ich ſie nicht nur ſchlechter wie vor'm Jahr, ſondern ſo abſcheulich, daß ſie alle Uebel einer ſchlechten Chauſſee verbinden. Bald tief ausgefahrne Löcher, in die der Wagen umzuſtürzen droht, aus denen die Pferde mit aller Gewalt ihn kaum herausreißen, bald Steine ohne Ordnung über einander geworfen, daß man eine Viertelſtunde lang ſelbſt in dem bequemſten Wagen auf's unerträglichſte zuſammen geſchüttelt wird. Es ſollte mich wundern wenn nichts daran beſchädigt wäre.

Amtmann. Ew. Excellenz werden mich nicht ungehört verdammen; nur mein eifriges Beſtreben von Ew. Excellenz Gerechtſamen nicht das Mindeſte zu vergeben, iſt Urſache an dieſem üblen Zuſtande des Wegs.

Gräfin. Ich verſtehe. —

Amtmann. Sie erlauben Ihrer tiefen Einſicht nur anheim zu ſtellen, wie wenig es mir hätte ziemen wollen den widerſpenſtigen Bauern auch nur ein Haar breit nachzugeben. Sie ſind ſchuldig die Wege zu

bessern, und da Ew. Excellenz Chaussee befehlen, sind sie auch schuldig die Chaussee zu machen.

Gräfin. Einige Gemeinden waren ja willig.

Amtmann. Das ist eben das Unglück. Sie führen die Steine an; als aber die übrigen widerspenstigen sich weigerten und auch jene widerspenstig machten, blieben die Steine liegen und wurden nach und nach theils aus Nothwendigkeit, theils aus Muthwillen, in die Gleise geworfen, und da ist nun der Weg freilich ein bischen holprig geworden.

Gräfin. Sie nennen das ein wenig holprig!

Amtmann. Verzeihen Ew. Excellenz wenn ich sogar sage, daß ich diesen Weg öfters mit vieler Zufriedenheit zurücklege. Es ist ein vortreffliches Mittel gegen die Hypochondrie, sich dergestalt zusammen schütteln zu lassen.

Gräfin. Das, gesteh' ich, ist eine eigne Curmethode.

Amtmann. Und freilich, da nun eben wegen dieses Streites, welcher vor dem Kaiserlichen Reichskammergericht auf das eifrigste betrieben wird, seit einem Jahre an keine Wegbesserung zu denken gewesen und überdieß die Holzfuhren stark gehen, in diesen letztern Tagen auch anhaltendes Regenwetter eingefallen; so möchte denn freilich jemanden, der gute Chausseen gewohnt ist, unsere Straße gewissermaßen impraktikabel vorkommen.

Gräfin. Gewiſſermaßen? Ich dächte ganz und gar.

Amtmann. Ew. Excellenz belieben zu ſcherzen. Man kommt doch noch immer fort. —

Gräfin. Wenn man nicht liegen bleibt. Und doch hab' ich an der Meile ſechs Stunden zugebracht.

Amtmann. Ich, vor einigen Tagen, noch länger. Zweymal wurd' ich glücklich herausgewunden, das drittemal brach ein Rad und ich mußte mich noch nur ſo hereinſchleppen laſſen. Aber bei allen dieſen Unfällen war ich getroſt und gutes Muths: denn ich bedachte daß Ew. Excellenz und Ihres Herrn Sohnes Gerechtſame ſalvirt ſind. Aufrichtig geſtanden, ich wollte auf ſolchen Wegen lieber von hier nach Paris fahren, als nur einen Finger breit nachgeben, wenn die Rechte und Befugniſſe meiner gnädigen Herrſchaft beſtritten werden. Ich wollte daher Ew. Excellenz dächten auch ſo und Sie würden gewiß dieſen Weg nicht mit ſo viel Unzufriedenheit zurückgelegt haben.

Gräfin. Ich muß ſagen darin bin ich anderer Meinung, und gehörten dieſe Beſitzthümer mir eigen, müßte ich mich nicht bloß als Verwalterin anſehen, ſo würde ich über manche Bedenklichkeit hinausgehen, ich würde mein Herz hören, das mir Billigkeit gebieten, und meinen Verſtand, der mich einen wahren Vortheil von einem ſcheinbaren unterſcheiden lehrt. Ich würde großmüthig ſeyn, wie es dem gar wohl

anſteht der Macht hat. Ich würde mich hüten unter dem Scheine des Rechts auf Forderungen zu beharren, die ich durchzuſezen kaum wünſchen müßte, und die indem ich Widerſtand finde mir auf Lebenslang den völligen Genuß eines Beſitzes rauben, den ich auf billige Weiſe verbeſſern könnte. Ein leidlicher Vergleich und der unmittelbare Gebrauch ſind beſſer als eine wohlgegründete Rechtsſache, die mir Verdruß macht und von der ich nicht einmal den Vortheil für meine Nachkommen einſehe.

Amtmann. Ew. Excellenz erlauben daß ich darin der entgegengeſetzten Meinung ſeyn darf. Ein Proceß iſt eine ſo reizende Sache, daß wenn ich reich wäre, ich eher einige kaufen würde, um nicht ganz ohne dieſes Vergnügen zu leben.

(Tritt ab.)

Gräfin. Es ſcheint daß er ſeine Luſt an unſern Beſitzthümern büßen will.

Dritter Auftritt.

Gräfin. Magiſter.

Magiſter. Darf ich fragen, gnädige Gräfin, wie Sie ſich befinden?

Gräfin. Wie Sie denken können, nach der Alteration die mich bei meinem Eintritt überfiel.

Magiſter. Es that mir herzlich leid, doch hoff ich ſoll es von keinen Folgen ſeyn. Ueberhaupt aber kann Jenen ſchwerlich der Aufenthalt hier ſobald angenehm werden, wenn Sie ihn mit dem vergleichen den Sie vor kurzem genoſſen haben.

Gräfin. Es hat auch große Reize wieder zu Hauſe bei den Seinigen zu wohnen.

Magiſter. Wie oftmals hab' ich Sie um das Glück beneidet gegenwärtig zu ſeyn, als die größten Handlungen geſchahen, die je die Welt geſehen hat, Zeuge zu ſeyn des ſeligen Taumels der eine große Nation in dem Augenblick ergriff, als ſie ſich zum erſtenmal frei und von den Ketten entbunden fühlte, die ſie ſo lange getragen hatte, daß dieſe ſchwere fremde Laſt gleichſam ein Glied ihres elenden, kranken Körpers geworden.

Gräfin. Ich habe wunderbare Begebenheiten geſehen, aber wenig erfreuliches.

Magiſter. Wenn gleich nicht für die Sinne, doch für den Geiſt. Wer aus großen Abſichten fehl greift handelt immer lobenswürdiger als wer dasjenige thut was nur kleinen Abſichten gemäß iſt. Man kann auf dem rechten Wege irren und auf dem falſchen recht gehen — —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Luiſe.

(Durch die Ankunft dieſes vorzüglichen Frauenzimmers wird die Lebhaftigkeit des Geſprächs erſt gemildert und ſodann die Unterredung von dem Gegenſtande gänzlich abgelenkt. Der Magiſter, der nun weiter kein Intereſſe findet, entfernt ſich, und das Geſpräch unter den beiden Frauenzimmern ſetzt ſich fort wie folgt.)

Gräfin. Was macht mein Sohn? ich war eben im Begriff zu ihm zu gehen.

Luiſe. Er ſchläft recht ruhig, und ich hoffe er wird bald wieder herumſpringen und in kurzer Zeit keine Spur der Beſchädigung mehr übrig ſeyn.

Gräfin. Das Wetter iſt gar zu übel, ſonſt ging' ich in den Garten. Ich bin recht neugierig zu ſehen wie alles gewachſen iſt, und wie der Waſſerfall, wie die Brücke und die Felſenkluft ſich jetzt ausnehmen.

Luiſe. Es iſt alles vortrefflich gewachſen, die Wildniſſe die Sie angelegt haben ſcheinen natürlich zu ſeyn, ſie bezaubern jeden der ſie zum erſtenmal ſieht, und auch mir geben ſie in einer ſtillen Stunde einen angenehmen Aufenthalt. Doch muß ich geſtehen, daß ich in der Baumſchule unter den fruchtbaren Bäumen lieber bin. Der Gedanke des Nutzens führt mich aus mir ſelbſt heraus und gibt mir eine Fröhlichkeit die ich ſonſt nicht empfinde. Ich kann ſäen, pfropfen, oculiren, und wenn gleich mein Auge keine mahleriſche

Wirkung empfindet, ſo iſt mir doch der Gedanke von Früchten höchſt reizend, die einmal und wohl bald jemanden erquicken werden.

Gräfin. Ich ſchätze Ihre guten häuslichen Geſinnungen.

Luiſe. Die einzigen die ſich für den Stand ſchicken, der an's Nothwendige zu denken hat, dem wenig Willkür erlaubt iſt.

Gräfin. Haben Sie den Antrag überlegt, den ich Ihnen in meinem letzten Briefe that? Können Sie ſich entſchließen meiner Tochter Ihre Zeit zu widmen, als Freundin, als Geſellſchafterin mit ihr zu leben?

Luiſe. Ich habe kein Bedenken, gnädige Gräfin.

Gräfin. Ich hatte viel Bedenken Ihnen den Antrag zu thun. Die wilde unbändige Gemüthsart meiner Tochter macht ihren Umgang unangenehm und oft ſehr verdrießlich. So leicht mein Sohn zu behandeln iſt, ſo ſchwer iſt es meine Tochter.

Luiſe. Dagegen iſt ihr edles Herz, ihre Art zu handeln aller Achtung werth. Sie iſt heftig aber bald zu beſänftigen, unbillig aber gerecht, ſtolz aber menſchlich.

Gräfin. Hierin iſt ſie ihrem Vater — —

Luiſe. Aeußerſt ähnlich. Auf eine ſehr ſonderbare Weiſe ſcheint die Natur in der Tochter den rauhen Vater, in dem Sohne die zärtliche Mutter wieder hervorgebracht zu haben.

Gräfin. Verſuchen Sie, Luiſe, dieſes wilde aber edle Feuer zu dämpfen. Sie beſitzen alle Tugenden die ihr fehlen. In Ihrer Nähe, durch Ihr Beiſpiel wird ſie gereizt werden ſich nach einem Muſter zu bilden das ſo liebenswürdig iſt.

Luiſe. Sie beſchämen mich, gnädige Gräfin. Ich kenne an mir keine Tugend als die, daß ich mich bisher in mein Schickſal zu finden mußte, und ſelbſt dieſe hat kein Verdienſt mehr, ſeitdem Sie, gnädige Gräfin, ſo viel gethan haben um es zu erleichtern. Sie thun jetzt noch mehr, da Sie mich näher an Sich heranziehen. Nach dem Tode meines Vaters und dem Umſturz meiner Familie habe ich vieles entbehren lernen, nur nicht geſitteten und verſtändigen Umgang.

Gräfin. Bei Ihrem Onkel müſſen Sie von dieſer Seite viel ausſtehen.

Luiſe. Es iſt ein guter Mann, aber ſeine Einbildung macht ihn oft höchſt albern, beſonders ſeit der letzten Zeit da jeder ein Recht zu haben glaubt nicht nur über die großen Welthändel zu reden, ſondern auch darin mitzuwirken.

Gräfin. Es geht ihm wie ſehr Vielen.

Luiſe. Ich habe manchmal meine Bemerkungen im Stillen darüber gemacht. Wer die Menſchen nicht kennte, würde ſie jetzt leicht kennen lernen. So viele nehmen ſich der Sache der Freiheit, der allgemeinen

Gleichheit an, nur um für sich eine Ausnahme zu machen, nur um zu wirken es sey auf welche Art es wolle.

Gräfin. Sie hätten nichts mehr erfahren können und wenn Sie mit mir in Paris gewesen wären.

Fünfter Auftritt.

Friederike. Der Baron. Die Vorigen.

Friederike. Hier, liebe Mutter, ein Hase und zwey Feldhühner! Ich habe die drey Stücke geschossen, der Vetter hat immer gepudelt.

Gräfin. Du siehst wild aus, Friederike; wie du durchnäßt bist!

Friederike (das Wasser vom Hute abschwingend). Der erste glückliche Morgen, den ich seit langer Zeit gehabt habe.

Baron. Sie jagt mich nun schon vier Stunden im Felde herum.

Friederike. Es war eine rechte Lust. Gleich nach Tische wollen wir wieder hinaus.

Gräfin. Wenn du's so heftig treibst, wirst du es bald überdrüssig werden.

Friederike. Geben Sie mir das Zeugniß, liebe Mama! Wie oft hab' ich mich aus Paris wieder nach unsern Revieren gesehnt. Die Opern, die Schauspiele, die Gesellschaften, die Gastereyen, die Spaziergänge,

was iſt das alles gegen einen einzigen vergnügten Tag auf der Jagd, unter freiem Himmel, auf unſern Bergen, wo wir eingeboren und eingewohnt ſind. — Wir müſſen eheſten Tags hetzen, Vetter.

Baron. Sie werden noch warten müſſen, die Frucht iſt noch nicht aus dem Felde.

Friederike. Was will das viel ſchaden, es iſt faſt von gar keiner Bedeutung. Sobald es ein bißchen aufgetrocknet wollen wir hetzen.

Gräfin. Geh, zieh dich um! Ich vermuthe daß wir zu Tiſche noch einen Gaſt haben, der ſich nur kurze Zeit bei uns aufhalten kann.

Baron. Wird der Hofrath kommen?

Gräfin. Er verſprach mir, heute wenigſtens auf ein Stündchen einzuſprechen. Er geht auf Commiſſion.

Baron. Es ſind einige Unruhen im Lande.

Gräfin. Es wird nichts zu bedeuten haben, wenn man ſich nur vernünftig gegen die Menſchen beträgt und ihnen ihren wahren Vortheil zeigt.

Friederike. Unruhen? Wer will Unruhen anfangen?

Baron. Mißvergnügte Bauern, die von ihren Herrſchaften gedruckt werden und die leicht Anführer finden.

Friederike. Die muß man auf den Kopf ſchießen. (Sie macht Bewegungen mit der Flinte.) Sehen Sie,

gnädige Mama, wie mir der Magiſter die Flinte verwahrlos't hat! Ich wollte ſie doch mitnehmen und da Sie es nicht erlaubten, wollte ich ſie dem Jäger aufzuheben geben. Da bat mich der Graurock ſo inſtändig ſie ihm zu laſſen: ſie ſey ſo leicht, ſagt' er, ſo bequem, er wolle ſie ſo gut halten, er wolle ſo oft auf die Jagd geben. Ich ward ihm wirklich gut, weil er ſo oft auf die Jagd geben wollte und nun, ſehen Sie, find' ich ſie heute in der Geſindeſtube hinter'm Ofen. Wie das ausſieht! Sie wird in meinem Leben nicht wieder rein.

Baron. Er hatte die Zeit her mehr zu thun; er arbeitet mit an der allgemeinen Gleichheit, und da hält er wahrſcheinlich die Haſen auch mit für ſeines Gleichen und ſcheut ſich ihnen was zu Leide zu thun.

Gräfin. Zieht euch an, Kinder, damit wir nicht zu warten brauchen. Sobald der Hofrath kommt wollen wir eſſen.

(Ab.)

Friederike (ihre Flinte beſehend). Ich habe die franzöſiſche Revolution ſchon ſo oft verwünſcht, und jetzt thu' ich's doppelt und dreyfach. Wie kann mir nun der Schaden erſetzt werden daß meine Flinte roſtig iſt?

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Saal im Schloſſe.)

Gräfin. Hofrath.

Gräfin. Ich geb' es Ihnen recht auf's Gewiſſen, theurer Freund. Denken Sie nach wie wir dieſem unangenehmen Proceſſe ein Ende machen. Ihre große Kenntniß der Geſetze, ihr Verſtand und ihre Menſchlichkeit helfen gewiß ein Mittel finden, wie wir aus dieſer widerlichen Sache ſcheiden können. Ich habe es ſonſt leichter genommen, wenn man Unrecht hatte und im Beſitz war: je nun, dacht' ich, es geht ja wohl ſo hin, und wer hat iſt am beſten dran. Seitdem ich aber bemerkt habe, wie ſich Unbilligkeit von Geſchlecht zu Geſchlecht ſo leicht aufhäuft, wie großmüthige Handlungen meiſtentheils nur perſönlich ſind und der Eigennutz allein gleichſam erblich wird; ſeitdem ich mit Augen geſehen habe, daß die menſchliche Natur auf einen unglücklichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann: ſo habe

ich mir fest vorgenommen jede einzelne Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden, und unter den Meinigen, in Gesellschaft, bei Hofe, in der Stadt, über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, keine Kleinheit unter einem großen Scheine ertragen und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verschrieen werden sollte.

Hofrath. Es ist schön, gnädige Gräfin, und ich freue mich Sie wieder zu finden wie ich Abschied von Ihnen genommen und noch ausgebildeter. Sie waren eine Schülerin der großen Männer die uns durch ihre Schriften in Freiheit gesetzt haben, und nun finde ich in Ihnen einen Zögling der großen Begebenheiten, die uns einen lebendigen Begriff geben von allem was der wohldenkende Staatsbürger wünschen und verabscheuen muß. Es ziemt Ihnen Ihrem eignen Stande Widerpart zu halten. Ein jeder kann nur seinen eignen Stand beurtheilen und tadeln. Aller Tadel heraufwärts oder hinabwärts ist mit Nebenbegriffen und Kleinheiten vermischt, man kann nur durch seines Gleichen gerichtet werden. Aber eben deßwegen weil ich ein Bürger bin der es zu bleiben denkt, der das große Gewicht des höheren Standes im Staate anerkennt und zu schätzen Ursache hat, bin ich auch unversöhnlich gegen die kleinlichen neidischen Neckereyen, gegen den blinden Haß, der nur aus eigner Selbstigkeit erzeugt wird, prätentios Prä-

tentionen bekämpft, ſich über Formalitäten formaliſirt, und ohne ſelbſt Realität zu haben, da nur Schein ſieht, wo er Glück und Folge ſehen könnte. Wahrlich! Wenn alle Vorzüge gelten ſollen, Geſundheit, Schönheit, Jugend, Reichthum, Verſtand, Talente, Klima, warum ſoll der Vorzug nicht auch irgend eine Art von Gültigkeit haben, daß ich von einer Reihe tapferer, bekannter, ehrenvoller Väter entſprungen bin! Das will ich ſagen da wo ich eine Stimme habe, und wenn man mir auch den verhaßten Namen eines Ariſtokraten zueignete.

(Hier findet ſich eine Lücke, welche wir durch Erzählung ausfüllen. Der trockne Ernſt dieſer Scene wird dadurch gemildert, daß der Hofrath ſeine Neigung zu Luiſen bekennt, indem er ſich bereit zeigt ihr ſeine Hand zu geben. Ihre frühern Verhältniſſe, vor dem Umſturz, den Luiſens Familie erlitt, kommen zur Sprache, ſo wie die ſtillen Bemühungen des vorzüglichen Mannes, ſich und zugleich Luiſen eine Exiſtenz zu verſchaffen.

Eine Scene zwiſchen der Gräfin, Luiſen und dem Hofrath gibt Gelegenheit drey ſchöne Charaktere näher kennen zu lernen und uns für das, was wir in den nächſten Auftritten erdulden ſollen, vorläufig einigermaßen zu entſchädigen. Denn nun verſammelt ſich um den Theetiſch, wo Luiſe einſchenkt, nach und nach das ganze Perſonal des Stücks, ſo daß zuletzt auch die Bauern eingeführt werden. Da man ſich nun nicht enthalten kann von Politik zu ſprechen, ſo thut der Baron, welcher Leichtſinn, Frevel und Spott nicht verbergen kann, den Vorſchlag, ſogleich eine Nationalverſamm-

verſammlung vorzuſtellen. Der Hofrath wird zum Präſidenten erwählt und die Charaktere der Mitſpielenden, wie man ſie ſchon kennt, entwickeln ſich freier und heftiger. Die Gräfin, das Söhnchen mit verbundenem Kopfe neben ſich, ſtellt die Fürſtin vor, deren Anſehen geſchmälert werden ſoll und die aus eigenen liberalen Geſinnungen nachzugeben geneigt iſt. Der Hofrath, verſtändig und gemäßigt, ſucht ein Gleichgewicht zu erhalten, ein Bemühen, das jeden Augenblick ſchwieriger wird. Der Baron ſpielt die Rolle des Edelmanns, der von ſeinem Stande abfällt und zum Volke übergeht. Durch ſeine ſchelmiſche Verſtellung werden die andern gelockt ihr Innerſtes hervorzukehren. Auch Herzensangelegenheiten miſchen ſich mit in's Spiel. Der Baron verfehlt nicht Carolinen die ſchmeichelhafteſten Sachen zu ſagen, die ſie zu ihren ſchönſten Gunſten auslegen kann. An der Heftigkeit, womit Jakob die Gerechtſame des gräflichen Hauſes vertheidigt, läßt ſich eine ſtille unbewußte Neigung zu der jungen Gräfin nicht verkennen. Luiſe ſieht in allem dieſen nur die Erſchütterung des häuslichen Glücks, dem ſie ſich ſo nahe glaubt, und wenn die Bauern mitunter ſchwerfällig werden, ſo erheitert Bremenfeld die Scene durch ſeinen Dünkel, durch Geſchichten und guten Humor. Der Magiſter, wie wir ihn ſchon kennen, überſchreitet vollkommen die Grenze, und da der Baron immerfort hetzt, läuft es endlich auf Perſönlichkeiten hinaus, und als nun vollends die Brauſche des Erbgrafen als unbedeutend, ja lächerlich behandelt wird, ſo bricht die Gräfin los und die Sache kommt ſo weit, daß dem Magiſter aufgekündigt wird. Der Baron verſchlimmert das Uebel, und er bedient ſich, da der Lärm immer ſtärker wird, der Gelegenheit mehr in Carolinen zu dringen und ſie zu einer heimlichen Zuſammenkunft für die Nacht zu bereden.

Bei allen dieſem zeigt ſich die junge Gräfin entſchieden heftig, parteiiſch auf ihren Stand, hartnäckig auf ihren Beſitz, welche Härte jedoch durch ein unbefangenes, rein natürliches und im tiefſten Grunde rechtliches weibliches Weſen bis zur Liebenswürdigkeit gemildert wird. Und ſo läßt ſich einſehen, daß der Act ziemlich tumultuariſch und, in ſofern es der bedenkliche Gegenſtand erlaubt, für das Gefühl nicht ganz unerträglich geendigt wird. Vielleicht bedauert man, daß der Verfaſſer die Schwierigkeiten einer ſolchen Scene nicht zur rechten Zeit zu überwinden bemüht war.)

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Bremens Wohnung.)

Breme. Martin. Albert.

Breme. Sind eure Leute alle an ihren Poſten? Habt ihr ſie wohl unterrichtet? Sind ſie gutes Muths?

Martin. Sobald Ihr mit der Glocke ſtürmt, werden ſie alle da ſeyn.

Breme. So iſt's recht! Wenn im Schloſſe die Lichter alle aus ſind, wenn es Mitternacht iſt, ſoll es gleich angehen. Unſer Glück iſt's daß der Hofrath fortgeht. Ich fürchtete ſehr er möchte bleiben und uns den ganzen Spaß verderben.

Albert. Ich fürchte ſo noch immer es geht nicht gut ab. Es iſt mir ſchon zum Voraus bange die Glocke zu hören.

Breme. Seyd nur ruhig. Habt ihr nicht heute ſelbſt gehört, wie übel es jetzt mit den vornehmen Leuten ſteht? Habt ihr gehört was wir der Gräfin alles unter's Geſicht geſagt haben?

Martin. Es war ja aber nur zum Spaß.

Albert. Es war schon zum Spaße grob genug.

Breme. Habt ihr gehört wie ich eure Sache zu verfechten weiß? Wenn's Ernst gilt, will ich so vor den Kaiser treten. Und was sagt ihr zum Herrn Magister, hat sich der nicht auch wacker gehalten?

Albert. Sie haben's Euch aber auch brav abgegeben. Ich dachte zuletzt es würde Schläge setzen; und unsere gnädige Comtesse, war's doch als wenn ihr seliger Herr Vater leibhaftig da stünde.

Breme. Laßt mir das Gnädige weg, es wird sich bald nichts mehr zu gnädigen haben. Seht, hier hab' ich die Briefe schon fertig, die schick' ich in die benachbarten Gerichtsdörfer. Sobald's hier losgeht, sollen die auch stürmen und rebelliren und auch ihre Nachbarn auffordern.

Martin. Das kann was werden.

Breme. Freilich! Und alsdann Ehre dem Ehre gebührt! Euch, meine lieben Kinder. Ihr werdet als die Befreier des Landes angesehn.

Martin. Ihr, Herr Breme, werdet das größte Lob davon tragen.

Breme. Nein, das gehört sich nicht; es muß jetzt alles gemein seyn.

Martin. Indessen habt Ihr's doch angefangen.

Breme. Gebt mir die Hände, brave Männer! So standen einst die drey großen Schweizer, Wilhelm

Tell, Walther Staubbach, Fürſt von Uri, die ſtanden auf dem Grütliberg beiſammen und ſchwuren den Tyrannen ew'gen Haß und ihren Mitgenoſſen ewige Freiheit. Wie oft hat man dieſe wackern Helden gemahlt und in Kupfer geſtochen! Auch uns wird dieſe Ehre widerfahren. In dieſer Poſitur werden wir auf die Nachwelt kommen.

Martin. Wie Ihr euch das alles ſo denken könnt.

Albert. Ich fürchte nur daß wir im Karrn eine böſe Figur machen können. Horcht! Es klingelt Jemand. Mir zittert das Herz im Leibe wenn ſich nur was bewegt.

Breme. Schämt euch! Ich will aufziehen. Es wird der Magiſter ſeyn, ich habe ihn herüber beſtellt. Die Gräfin hat ihm den Dienſt aufgeſagt; die Conteß hat ihn ſehr beleidigt. Wir werden ihn leicht in unſere Partey ziehen. Wenn wir einen Geiſtlichen unter uns haben, ſind wir unſerer Sache deſto gewiſſer.

Martin. Einen Geiſtlichen und Gelehrten.

Breme. Was die Gelehrſamkeit betrifft, geb' ich ihm nichts nach, und beſonders hat er weit weniger politiſche Lecture als ich. Alle die Chroniken, die ich von meinem ſeligen Großvater geerbt habe, waren in meiner Jugend ſchon durchgeleſen und das Theatrum Europäum kenn' ich in- und auswendig. Wer recht verſteht was geſchehen iſt, der weiß auch was geſchieht und geſchehen wird. Es iſt immer einerlei; es paſſirt

in der Welt nichts neues. Der Magiſter kommt. Halt! wir müſſen ihn feyerlich empfangen. Er muß Reſpect vor uns kriegen. Wir ſtellen jetzt die Repräſentanten der ganzen Nation gleichſam in Nuce vor. Setzt euch.

(Er ſetzt drey Stühle auf die eine Seite des Theaters, auf die andere einen Stuhl. Die beiden Schulzen ſetzen ſich, und wie der Magiſter hereintritt, ſetzt ſich Breme geſchwind in ihre Mitte und nimmt ein gravitätiſches Weſen an.)

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magiſter.

Magiſter. Guten Morgen, Herr Breme. Was gibt's Neues? Sie wollen mir etwas Wichtiges vertrauen, ſagten Sie.

Breme. Etwas ſehr Wichtiges, gewiß! Setzen Sie ſich.

Magiſter (will den einzelnen Stuhl nehmen und zu ihnen rücken).

Breme. Nein, bleiben Sie dort, ſitzen Sie dort nieder! Wir wiſſen noch nicht ob Sie an unſerer Seite niederſitzen wollen.

Magiſter. Eine wunderbare Vorbereitung.

Breme. Sie ſind ein Mann, ein freigeborner, ein freidenkender, ein geiſtlicher, ein ehrwürdiger Mann.

Sie ſind ehrwürdig weil Sie geiſtlich ſind, und noch ehrwürdiger, weil Sie frei ſind. Sie ſind frei, weil Sie edel ſind, und ſind ſchätzbar, weil Sie frei ſind. Und nun! Was haben wir erleben müſſen! Wir ſahen Sie verachtet, wir ſahen Sie beleidigt; aber wir haben zugleich Ihren edlen Zorn geſehen, einen edlen Zorn, aber ohne Wirkung. Glauben Sie daß wir Ihre Freunde ſind, ſo glauben Sie auch daß ſich unſer Herz im Buſen umkehrt, wenn wir Sie verkehrt behandelt ſehen. Ein edler Mann und verhöhnt, ein freier Mann und bedroht, ein geiſtlicher Mann und verachtet, ein treuer Diener und verſtoßen! Zwar verhöhnt von Leuten die ſelbſt Hohn verdienen, verachtet von Menſchen die keiner Achtung werth ſind, verſtoßen von Undankbaren deren Wohlthaten man nicht genießen möchte, bedroht von einem Kinde, von einem Mädchen, — das ſcheint freilich nicht viel zu bedeuten; aber wenn Ihr bedenkt, daß dieſes Mädchen kein Mädchen, ſondern ein eingefleiſchter Satan iſt, daß man ſie Legion nennen ſollte, denn es ſind viele tauſend ariſtokratiſche Geiſter in ſie gefahren; ſo ſeht ihr deutlich, was uns von allen Ariſtokraten bevorſteht, Ihr ſeht es, und wenn Ihr klug ſeyd, ſo nehmt Ihr Eure Maßregeln.

Magiſter. Wozu ſoll dieſe ſonderbare Rede? Wohin wird Euch der ſeltſame Eingang führen? Sagt Ihr das, um meinen Zorn gegen dieſe verdammte Brut noch mehr zu erhitzen, um meine auf's äußerſte getrie-

dene Empfindlichkeit noch mehr zu reizen? Schweigt ſtille! Wahrhaftig ich wüßte nicht wozu mein gekränktes Herz jetzt nicht alles fähig wäre. Was! Nach ſo vielen Dienſten, nach ſo vielen Aufopferungen, mir ſo zu begegnen, mich vor die Thüre zu ſetzen! Und warum? Wegen einer elenden Beule, wegen einer gequetſchten Naſe, mit der ſo viele hundert Kinder auf und davon ſpringen. Aber es kommt eben recht, eben recht! Sie wiſſen nicht, die Großen, wen ſie in uns beleidigen, die wir Zungen, die wir Federn haben.

Breme. Dieſer edle Zorn ergetzt mich, und ſo frage ich Euch denn im Namen aller edlen, freigebornen, der Freiheit werthen Menſchen, ob Ihr dieſe Zunge, dieſe Feder von nun an dem Dienſte der Freiheit völlig widmen wollt?

Magiſter. O ja, ich will, ich werde!

Breme. Daß Ihr keine Gelegenheit verſäumen wollt zu dem edlen Zwecke mitzuwirken, nach dem jetzt die ganze Menſchheit emporſtrebt?

Magiſter. Ich gebe Euch mein Wort.

Breme. So gebt mir Eure Hand, mir und dieſen Männern.

Magiſter. Einem jeden; aber was haben dieſe armen Leute, die wie Sklaven behandelt werden, mit der Freiheit zu thun?

Breme. Sie ſind nur noch eine Spanne davon,

nur ſo breit als die Schwelle des Gefängniſſes iſt, an deſſen eröffneter Thüre ſie ſtehen.

Magiſter. Wie?

Breme. Der Augenblick iſt nahe, die Gemeinden ſind verſammelt, in einer Stunde ſind ſie hier. Wir überfallen das Schloß, nöthigen die Gräfin zur Unterſchrift des Receſſes und zu einer eidlichen Verſicherung, daß künftighin alle drückenden Laſten aufgehoben ſeyn ſollen.

Magiſter. Ich erſtaune!

Breme. Da habe ich nur noch ein Bedenken wegen des Eids. Die vornehmen Leute glauben nichts mehr. Sie wird einen Eid ſchwören und ſich davon entbinden laſſen. Man wird ihr beweiſen daß ein gezwungener Eid nichts gelte.

Magiſter. Dafür will ich Rath ſchaffen. Dieſe Menſchen, die ſich über alles wegſetzen, ihres Gleichen behandeln wie das Vieh, ohne Liebe, ohne Mitleid, ohne Furcht frech in den Tag hineinleben, ſo lange ſie mit Menſchen zu thun haben die ſie nicht ſchätzen, ſo lange ſie von einem Gott ſprechen den ſie nicht erkennen: dieſes übermüthige Geſchlecht kann ſich doch von dem geheimen Schauer nicht losmachen, der alle lebendigen Kräfte der Natur durchſchwebt, kann die Verbindung ſich nicht läugnen, in der Worte und Wirkung, That und Folge ewig mit einander bleiben. Laßt ſie einen feyerlichen Eid thun.

Martin. Sie ſoll in der Kirche ſchwören.

Breme. Nein, unter freiem Himmel.

Magiſter. Das iſt nichts. Dieſe feyerlichen Scenen rühren nur die Einbildungskraft. Ich will es euch anders lehren. Umgebt ſie, laßt ſie in eurer Mitte die Hand auf ihres Sohnes Haupt legen, bei dieſem geliebten Haupte ihr Verſprechen betheuern und alles Uebel, was einen Menſchen betreffen kann, auf dieſes kleine Gefäß herabrufen, wenn ſie unter irgend einem Vorwande ihr Verſprechen zurücknähme, oder zugäbe daß es vereitelt würde.

Breme. Herrlich!

Martin. Schrecklich!

Albert. Glaubt mir, ſie iſt auf ewig gebunden.

Breme. Ihr ſollt zu ihr in den Kreis treten und ihr das Gewiſſen ſchärfen.

Magiſter. An allem was ihr thun wollt nehm' ich Antheil, nur ſagt mir, wie wird man es in der Reſidenz anſehen? Wenn ſie euch Dragoner ſchicken, ſo ſeyd ihr alle gleich verloren.

Martin. Da weiß Herr Breme ſchon Rath.

Albert. Ja was das für ein Kopf iſt!

Magiſter. Klärt mich auf.

Breme. Ja, ja, das iſt's nun eben was man hinter Herrmann Breme dem Zweyten nicht ſucht. Er hat Connexionen, Verbindungen, da wo man glaubt er habe nur Kunden. So viel kann ich Euch nur ſagen,

und es wiſſen's dieſe Leute, daß der Fürſt ſelbſt eine Revolution wünſcht.

Magiſter. Der Fürſt?

Breme. Er hat die Geſinnungen Friedrichs und Joſephs, der beiden Monarchen, welche alle wahre Demokraten als ihre Heiligen anbeten ſollten. Er iſt erzürnt zu ſehen, wie der Bürger- und Bauernſtand unter'm Druck des Adels ſeufzt, und leider kann er ſelbſt nicht wirken, da er von lauter Ariſtokraten umgeben iſt. Haben wir uns nur aber erſt legitimirt, dann ſetzt er ſich an unſere Spitze und ſeine Truppen ſind zu unſern Dienſten, und Breme und alle braven Männer ſind an ſeiner Seite.

Magiſter. Wie habt Ihr das alles erforſcht und gethan und habt Euch nichts merken laſſen?

Breme. Man muß im Stillen viel thun, um die Welt zu überraſchen. (Er geht an's Fenſter.) Wenn nur erſt der Hofrath fort wäre, dann ſolltet Ihr Wunder ſehen.

Martin (auf Bremen deutend). Nicht wahr, das iſt ein Mann!

Albert. Er kann einem recht Herz machen.

Breme. Und, lieber Magiſter, die Verdienſte, die ihr Euch dieſe Nacht erwerbt, dürfen nicht unbelohnt bleiben. Wir arbeiten heute für's ganze Vaterland. Von unſerm Dorfe wird die Sonne der Freiheit aufgehen. Wer hätte das gedacht!

Magiſter. Befürchtet ihr keinen Widerſtand?

Breme. Dafür iſt ſchon geſorgt. Der Amtmann und die Gerichtsdiener werden gleich gefangen genommen. Der Hofrath geht weg, die paar Bedienten wollen nichts ſagen und der Baron iſt nur der einzige Mann im Schloſſe, den locke ich durch meine Tochter herüber in's Haus und ſperre ihn ein bis alles vorbei iſt.

Martin. Wohl ausgedacht.

Magiſter. Ich verwundere mich über eure Klugheit.

Breme. Nu, nu! wenn es Gelegenheit gibt ſie zu zeigen, ſollt Ihr noch mehr ſehen, beſonders was die auswärtigen Angelegenheiten betrifft. Glaubt mir es geht nichts über einen guten Chirurgus, beſonders wenn er dabei ein geſchickter Barbier iſt. Das unverſtändige Volk ſpricht viel von Bartkratzern und bedenkt nicht, wie viel dazu gehört jemanden zu barbieren eben daß es nicht kratze. Glaubt mir nur, es wird zu nichts mehr Politik erfordert, als den Leuten den Bart zu putzen, ihnen dieſe garſtigen barbariſchen Excremente der Natur, dieſe Barthaare, womit ſie das männliche Kinn täglich verunreinigt, hinweg zu nehmen und den Mann dadurch an Geſtalt und Sitten einer glattwangigen Frau, einem zarten liebenswürdigen Jüngling ähnlich zu machen. Komme ich dereinſt dazu mein Leben und Meinungen aufzuſetzen, ſo ſoll

man über die Theorie der Barbierkunſt erſtaunen, aus der ich zugleich alle Lebens- und Klugheitsregeln herleiten will.

Magiſter. Ihr ſeyd ein originaler Kopf.

Breme. Ja, ja, das weiß ich wohl, und deßwegen habe ich auch den Leuten verziehen, wenn ſie mich oft nicht begreifen konnten, und wenn ſie, albern genug, glaubten mich zum beſten zu haben. Aber ich will ihnen zeigen: daß wer einen rechten Seifenſchaum zu ſchlagen weiß, wer mit Leichtigkeit, Bequemlichkeit und Gewandtheit der Finger einzuſeifen, den ſprödeſten Bart zahm zu machen verſteht, wer da weiß, daß ein friſch abgezognes Meſſer eben ſo gut rauft als ein ſtumpfes, wer mit dem Strich oder wider den Strich die Haare wegnimmt, als wären ſie gar nicht dageweſen, wer dem warmen Waſſer zum Abwaſchen die gehörige Temperatur verleiht und ſelbſt das Abtrocknen mit Gefälligkeit verrichtet, und in ſeinem ganzen Benehmen etwas Zierliches darſtellt, das iſt kein gemeiner Menſch, ſondern er muß alle Eigenſchaften beſitzen die einem Miniſter Ehre machen.

Albert. Ja, ja, es iſt ein Unterſchied zwiſchen Barbier und Barbier.

Martin. Und Herr Breme beſonders, das iſt dir eine ordentliche Luſt.

Breme. Nu, nu, es wird ſich zeigen. Es iſt bei der ganzen Kunſt nichts Unbedeutendes. Die Art

den Scheersack aus- und einzukramen, die Art die Geräthschaften zu halten, ihn unterm Arm zu tragen, — ihr sollt Wunder hören und sehen. Nun wird's aber Zeit daß ich meine Tochter vorkriege. Ihr Leute geht an eure Posten. Herr Magister, halten Sie sich in der Nähe.

Magister. Ich gehe in den Gasthof, wohin ich gleich meine Sachen habe bringen lassen, als man mir im Schlosse übel begegnete.

Breme. Wenn Sie stürmen hören, so soll's Ihnen frei stehen sich zu uns zu schlagen, oder abzuwarten ob es uns glückt, woran ich gar nicht zweifele.

Magister. Ich werde nicht fehlen.

Breme. So lebt denn wohl und gebt auf's Zeichen Acht.

Dritter Auftritt.

Breme (allein).

Wie würde mein sel'ger Großvater sich freuen, wenn er sehen könnte wie gut ich mich in das neue Handwerk schicke. Glaubt doch der Magister schon daß ich große Connexionen bei Hofe habe. Da sieht man was es thut wenn man sich Credit zu machen weiß. Nun muß Caroline kommen. Sie hat das Kind so lange gewartet, ihre Schwester wird sie ablösen. Da ist sie.

Vierter Auftritt.

Breme. Caroline.

Breme. Wie befindet ſich der junge Graf?

Caroline. Recht leidlich. Ich habe ihm Mährchen erzählt bis er eingeſchlafen iſt.

Breme. Was gibt's ſonſt im Schloſſe?

Caroline. Nichts Merkwürdiges.

Breme. Der Hofrath iſt noch nicht weg?

Caroline. Er ſcheint Anſtalt zu machen. Sie binden eben den Mantelſack auf.

Breme. Haſt du den Baron nicht geſehen?

Caroline. Nein, mein Vater.

Breme. Er hat dir heute in der Nationalverſammlung allerlei in die Ohren geraunt?

Caroline. Ja, mein Vater.

Breme. Das eben nicht die ganze Nation ſondern meine Tochter Caroline betraf?

Caroline. Freilich, mein Vater.

Breme. Du haſt dich doch klug gegen ihn zu benehmen gewußt?

Caroline. O gewiß.

Breme. Er hat wohl wieder ſtark in dich gedrungen?

Caroline. Wie Sie denken können.

Breme. Und du haſt ihn abgewieſen?

Caroline. Wie ſich's ziemt.

Breme. Wie ich es von meiner trefflichen Tochter erwarten darf, die ich aber auch mit Ehre und Glück überhäuft und für ihre Tugend reichlich belohnt sehen werde.

Caroline. Wenn Sie nur nicht vergebens hoffen.

Breme. Nein, meine Tochter, ich bin eben im Begriff einen großen Anschlag auszuführen, wozu ich deine Hülfe brauche.

Caroline. Was meinen Sie, mein Vater?

Breme. Es ist dieser verwegenen Menschenrace der Untergang gedroht.

Caroline. Was sagen Sie?

Breme. Setze dich nieder und schreib.

Caroline. Das?

Breme. Ein Billet an den Baron daß er kommen soll.

Caroline. Aber wozu?

Breme. Das will ich dir schon sagen. Es soll ihm kein Leids widerfahren, ich sperre ihn nur ein.

Caroline. O Himmel!

Breme. Was gibt's?

Caroline. Soll ich mich einer solchen Verrätherey schuldig machen?

Breme. Nur geschwind.

Caroline. Wer soll es denn hinüber bringen?

Breme. Dafür laß mich sorgen.

Caroline. Ich kann nicht.

Breme. Zuerſt eine Kriegsliſt. (Er zündet eine Blendlaterne an und löſcht das Licht aus.) Geſchwind, nun ſchreib', ich will dir leuchten.

Caroline (für ſich). Wie ſoll das werden? Der Baron wird ſehen daß das Licht ausgelöſcht iſt, er wird auf das Zeichen kommen.

Breme (zwingt ſie zum Sitzen). Schreib! „Luiſe bleibt im Schloſſe, mein Vater ſchläft. Ich löſche das Licht aus, kommen Sie.“

Caroline (widerſtrebend). Ich ſchreibe nicht.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Baron (am Fenſter).

Baron. Caroline!

Breme. Was iſt das? (Er ſchiebt die Blendlaterne zu und hält Carolinen feſt, die aufſtehen will.)

Baron (wie oben). Caroline! Sind Sie nicht hier? (Er ſteigt herein.) Stille! Wo bin ich? Daß ich nicht fehl gehe. Gleich dem Fenſter gegenüber iſt des Vaters Schlafzimmer, und hier rechts, an der Wand, die Thüre in der Mädchen Kammer. (Er tappt an der Seite hin und trifft die Thür.) Hier iſt ſie, nur angelehnt. O wie gut ſich der blinde Cupido im Dunkeln zu finden weiß! (Er geht hinein.)

Breme. In die Falle! (Er ſchiebt die Blendlaterne auf,

eilt nach der Kammerthüre und ſtößt den Riegel vor.) So recht, und das Vorlegeſchloß iſt auch ſchon in Bereitſchaft. (Er legt ein Schloß vor.) Und du Nichtswürdige! So verräthſt du mich?

Caroline. Mein Vater!

Breme. So heuchelſt du mir Vertrauen vor?

Baron (inwendig). Caroline! Was heißt das?

Caroline. Ich bin das unglücklichſte Mädchen unter der Sonne.

Breme (laut an der Thüre). Das heißt: daß Sie hier ſchlafen werden, aber allein.

Baron (inwendig). Nichtswürdiger! Machen Sie auf, Herr Breme, der Spaß wird Ihnen theuer zu ſtehen kommen.

Breme (laut). Es iſt mehr als Spaß, es iſt bitterer Ernſt.

Caroline (an der Thüre). Ich bin unſchuldig an dem Verrath!

Breme. Unſchuldig? Verrath?

Caroline (an der Thüre knieend). O, wenn du ſehen könnteſt, mein Geliebter, wie ich hier vor dieſer Schwelle liege, wie ich untröſtlich meine Hände ringe, wie ich meinen grauſamen Vater bitte! — Machen Sie auf, mein Vater! — Er hört nicht, er ſieht mich nicht an. — O mein Geliebter, habe mich nicht im Verdacht, ich bin unſchuldig!

Breme. Du unſchuldig? Niederträchtige feile

Dirne! Schande deines Vaters! Ewiger ſchändender Flecken in dem Ehrenkleid das er eben in dieſem Augenblicke angezogen hat. Steh' auf, hör' auf zu weinen, daß ich dich nicht an den Haaren von der Schwelle wegziehe, die du ohne zu erröthen, nicht wieder betreten ſollteſt. Wie! In dem Augenblick, da Breme ſich den größten Männern des Erdbodens gleich ſetzt, erniedrigt ſich ſeine Tochter ſo ſehr!

Caroline. Verſtoßt mich nicht, verwerft mich nicht, mein Vater! Er that mir die heiligſten Verſprechungen.

Breme. Rede mir nicht davon, ich bin außer mir. Was! ein Mädchen, das ſich wie eine Prinzeſſin, wie eine Königin aufführen ſollte, vergißt ſich ſo ganz und gar? Ich halte mich kaum, daß ich dich nicht mit Fäuſten ſchlage, nicht mit Füßen trete. Hier hinein! (Er ſtößt ſie in ſein Schlafzimmer.) Dieß franzöſiſche Schloß wird dich wohl verwahren. Von welcher Wuth fühl' ich mich hingeriſſen! Das wäre die rechte Stimmung, um die Glocke zu ziehen. — Doch nein, faſſe dich, Breme! — Bedenke daß die größten Menſchen in ihrer Familie manchen Verdruß gehabt haben. Schäme dich nicht einer frechen Tochter und bedenke, daß Kaiſer Auguſtus in eben dem Augenblick, mit Verſtand und Macht, die Welt regierte, da er über die Vergehungen ſeiner Julie bittere Thränen vergoß. Schäme dich nicht zu weinen, daß eine

ſolche Tochter dich hintergangen hat; aber bedenke auch zugleich, daß der Endzweck erreicht iſt, daß der Widerſacher eingeſperrt verzweifelt und daß deiner Unternehmung ein glückliches Ende bevorſteht.

Sechster Auftritt.

(Saal im Schloſſe, erleuchtet.)

Friederike (mit einer gezogenen Büchſe).
Jakob (mit einer Flinte).

Friederike. So iſt's recht, Jakob, du biſt ein braver Burſche. Wenn du mir die Flinte zurecht bringſt, daß mir der Schulfuchs nicht gleich einfällt wenn ich ſie anſehe, ſollſt du ein gut Trinkgeld haben.

Jakob. Ich nehme ſie mit, gnädige Gräfin, und will mein Beſtes thun. Ein Trinkgeld braucht's nicht, ich bin Ihr Diener für ewig.

Friederike. Du willſt in der Nacht noch fort, es iſt dunkel und regnicht, bleibe doch bei'm Jäger.

Jakob. Ich weiß nicht wie mir iſt, es treibt mich etwas fort. Ich habe eine Art von Ahnung.

Friederike. Du ſiehſt doch ſonſt nicht Geſpenſter.

Jakob. Es iſt auch nicht Ahnung, es iſt Vermuthung. Mehrere Bauern ſind bei'm Chirurgus in der Nacht zuſammen gekommen; ſie hatten mich auch

eingeladen, ich ging aber nicht hin; ich will keine Händel mit der gräflichen Familie. Und jetzt wollt' ich doch ich wäre hingegangen, damit ich wüßte was ſie vorhaben.

Friederike. Nun was wird's ſeyn, es iſt die alte Proceßgeſchichte.

Jakob. Nein, nein, es iſt mehr, laſſen Sie mir meine Grille, es iſt für Sie, es iſt für die Ihrigen daß ich beſorgt bin.

Siebenter Auftritt.

Friederike. Nachher die Gräfin und der Hofrath.

Friederike. Die Büchſe iſt noch wie ich ſie verlaſſen habe, die hat mir der Jäger recht gut verſorgt. Ja das iſt auch ein Jäger und über die geht nichts. Ich will ſie gleich laden und morgen früh bei guter Tageszeit einen Hirſch ſchießen. (Sie beſchäftigt ſich an einem Tiſche, worauf ein Armleuchter ſteht, mit Pulverhorn, Lademaß, Pflaſter, Kugel, Hammer und ladet die Büchſe ganz langſam und methodiſch.)

Gräfin. Da haſt du ſchon wieder das Pulverhorn bei'm Licht, wie leicht kann eine Schnuppe herunter fallen. Sey doch vernünftig, du kannſt dich unglücklich machen!

Friederike. Laſſen Sie mich, liebe Mutter, ich bin ſchon vorſichtig. Wer ſich vor dem Pulver fürchtet, muß nicht mit Pulver umgehen.

Gräfin. Sagen Sie mir, lieber Hofrath, ich habe es recht auf dem Herzen: könnten wir nicht einen Schritt thun wenigſtens bis Sie zurückkommen?

Hofrath. Ich verehre in Ihnen dieſe Heftigkeit, das Gute zu wirken und nicht einen Augenblick zu zaudern.

Gräfin. Was ich einmal für Recht erkenne möcht' ich auch gleich gethan ſehn. Das Leben iſt ſo kurz, und das Gute wirkt ſo langſam.

Hofrath. Wie meinen Sie denn?

Gräfin. Sie ſind moraliſch überzeugt, daß der Amtmann in dem Kriege das Document bei Seite gebracht hat. —

Friederike (heftig). Sind Sie's?

Hofrath. Nach allen Anzeigen kann ich wohl ſagen, es iſt mehr als Vermuthung.

Gräfin. Sie glauben daß er es noch zu irgend einer Abſicht verwahre?

Friederike (wie oben). Glauben Sie?

Hofrath. Bei der Verworrenheit ſeiner Rechnungen, bei der Unordnung des Archivs, bei der ganzen Art wie er dieſen Rechtshandel benutzt hat, kann ich vermuthen daß er ſich einen Rückzug vorbehält, daß er vielleicht, wenn man ihn von dieſer Seite drängt,

ſich auf die andere zu retten und das Document dem Gegentheile für eine anſehnliche Summe zu verhandeln denkt.

Gräfin. Wie wär' es, man ſuchte ihn durch Gewinnſt zu locken? Er wünſcht ſeinen Neffen ſubſtituirt zu haben; wie wär' es, wir verſprächen dieſem jungen Menſchen eine Belohnung, wenn er zur Probe das Archiv in Ordnung brächte, beſonders eine anſehnliche, wenn er das Document ausfindig machte. Man gäbe ihm Hoffnung zur Subſtitution. Sprechen Sie ihn noch ehe Sie fortgehen; indeß, bis Sie wieder kommen richtet ſich's ein.

Hofrath. Es iſt zu ſpät, der Mann iſt gewiß ſchon zu Bette.

Gräfin. Glauben Sie das nicht. So alt er iſt, paßt er Ihnen auf bis Sie in den Wagen ſteigen. Er macht Ihnen noch in völliger Kleidung ſeinen Scharrfuß und verſäumt gewiß nicht ſich Ihnen zu empfehlen. Laſſen wir ihn rufen.

Friederike. Laſſen Sie ihn rufen, man muß doch ſehen wie er ſich gebärdet.

Hofrath. Ich bin zufrieden.

Friederike (klingelt und ſagt zum Bedienten der hereinkommt). Der Amtmann möchte doch noch einen Augenblick herüber kommen!

Gräfin. Die Augenblicke ſind koſtbar. Wollen

Sie nicht indeß noch einen Blick auf die Papiere werfen, die ſich auf dieſe Sache beziehen?

(Zuſammen ab.)

Achter Auftritt.

Friederike (allein). Nachher der Amtmann.

Friederike. Das will mir nicht gefallen. Sie ſind überzeugt daß er ein Schelm iſt, und wollen ihm nicht zu Leibe. Sie ſind überzeugt daß er ſie betrogen, ihnen geſchadet hat, und wollen ihn belohnen. Das taugt nun ganz und gar nichts. Es wäre beſſer daß man ein Exempel ſtatuirte. — Da kommt er eben recht.

Amtmann. Ich höre daß des Herrn Hofraths Wohlgeboren noch vor Ihrer Abreiſe mir etwas zu ſagen haben. Ich komme deſſen Befehle zu vernehmen.

Friederike (indem ſie die Büchſe nimmt). Verziehen Sie einen Augenblick, er wird gleich wieder hier ſeyn. (Sie ſchüttet Pulver auf die Pfanne.)

Amtmann. Was machen Sie da, gnädige Gräfin?

Friederike. Ich habe die Büchſe auf morgen früh geladen, da ſoll ein alter Hirſch fallen.

Amtmann. Ey, ey! Schon heute geladen und Pulver auf die Pfanne, das iſt verwegen! Wie leicht kann da ein Unglück geſchehen.

Friederike. Ey was! Ich bin gern fix und fertig. (Sie hebt das Gewehr auf und hält es, gleichsam zufällig, gegen ihn.)

Amtmann. Ey, gnädige Gräfin, kein geladen Gewehr jemals auf einen Menschen gehalten! Da kann der Böse sein Spiel haben.

Friederike (in der vorigen Stellung). Hören Sie, Herr Amtmann, ich muß Ihnen ein Wort im Vertrauen sagen: — daß Sie ein erzinfamer Spitzbube sind.

Amtmann. Welche Ausdrücke, meine Gnädige! — Thun Sie die Büchse weg.

Friederike. Rühre dich nicht vom Platz, verdammter Kerl! Siehst du, ich spanne, siehst du, ich lege an! Du hast ein Document gestohlen —

Amtmann. Ein Document? Ich weiß von keinem Documente.

Friederike. Siehst du, ich steche, es geht alles in der Ordnung, und wenn du nicht auf der Stelle das Document herausgibst, oder mir anzeigst wo es sich befindet oder was mit ihm vorgefallen; so rühr' ich diese kleine Nadel und du bist auf der Stelle mausetodt.

Amtmann. Um Gottes willen!

Friederike. Wo ist das Document?

Amtmann. Ich weiß nicht — Thun Sie die Büchse weg — Sie könnten aus Versehen —

Friederike (wie oben). Aus Verſehen, oder mit Willen biſt du todt. Rede, wo iſt das Document?

Amtmann. Es iſt — verſchloſſen.

Neunter Auftritt.

Gräfin. Hofrath. Die Vorigen.

Gräfin. Was gibt's hier?

Hofrath. Was machen Sie?

Friederike (immer zum Amtmann). Rühren Sie ſich nicht, oder Sie ſind des Todes! wo verſchloſſen?

Amtmann. In meinem Pulte.

Friederike. Und in dem Pulte! wo?

Amtmann. Zwiſchen einem Doppelboden.

Friederike. Wo iſt der Schlüſſel?

Amtmann. In meiner Taſche.

Friederike. Und wie geht der doppelte Boden auf?

Amtmann. Durch einen Druck an der rechten Seite.

Friederike. Heraus den Schlüſſel!

Amtmann. Hier iſt er.

Friederike. Hingeworfen!

Amtmann (wirft ihn auf die Erde).

Friederike. Und die Stube?

Amtmann. Iſt offen.

Friederike. Wer iſt drinnen?

Amtmann. Meine Magd und mein Schreiber.

Friederike. Sie haben alles gehört, Herr Hofrath. Ich habe Ihnen ein umſtändliches Geſpräch erſpart. Nehmen Sie den Schlüſſel und holen Sie das Document. Bringen Sie es nicht zurück, ſo hat er gelogen, und ich ſchieße ihn darum todt.

Hofrath. Laſſen Sie ihn mitgehen, bedenken Sie was Sie thun.

Friederike. Ich weiß was ich thue. Machen Sie mich nicht wild und gehen Sie.

Hofrath (ab).

Gräfin. Meine Tochter, du erſchreckſt mich. Thu' das Gewehr weg!

Friederike. Gewiß nicht eher als bis ich das Document ſehe.

Gräfin. Hörſt du nicht? Deine Mutter befiehlt's.

Friederike. Und wenn mein Vater aus dem Grabe aufſtünde, ich gehorchte nicht.

Gräfin. Wenn es los ginge.

Friederike. Welch Unglück wäre das?

Amtmann. Es würde Sie gereuen.

Friederike. Gewiß nicht. Erinnerſt du dich noch, Nichtswürdiger, als ich vor'm Jahr, im Zorn, nach dem Jägerburſchen ſchoß, der meinen Hund prügelte, erinnerſt du dich noch, da ich ausgeſcholten wurde und alle Menſchen den glücklichen Zufall prie-

ſen der mich hatte fehlen laſſen, da warſt du's allein der hämiſch lächelte und ſagte: was wär' es denn geweſen? Ein Kind aus einem vornehmen Hauſe! Das wäre mit Geld abzuthun. Ich bin noch immer ein Kind, ich bin noch immer aus einem vornehmen Hauſe, ſo müßte das auch wohl mit Geld abzuthun ſeyn.

Hofrath (kommt zurück). Hier iſt das Document.

Friederike. Iſt es? (Sie bringt das Gewehr in Ruh'.)

Gräfin. Iſt's möglich?

Amtmann. O ich Unglücklicher!

Friederike. Geh, Elender, daß deine Gegenwart meine Freude nicht vergälle!

Hofrath. Es iſt das Original.

Friederike. Geben Sie mir's. Morgen will ich's den Gemeinden ſelbſt zeigen und ſagen, daß ich's ihnen erobert habe.

Gräfin (ſie umarmend). Meine Tochter!

Friederike. Wenn mir der Spaß nur die Luſt an der Jagd nicht verdirbt. Solch ein Wildpret ſchieß ich nie wieder!

Fünfter Aufzug.

(Nacht, trüber Mondschein.)

Das Theater ſtellt einen Theil des Parks vor, der früher beſchrieben worden. Rauhe ſteile Felſenbänke, auf denen ein verfallenes Schloß. Natur und Mauerwerk in einander verſchränkt. Die Ruine ſo wie die Felſen mit Bäumen und Büſchen bewachſen. Eine dunkle Kluft deutet auf Höhlen, wo nicht gar unterirdiſche Gänge.

Friederike fackeltragend, die Büchſe unter'm Arm, Piſtolen im Gürtel, tritt aus der Höhle, umherſpürend. Ihr folgt die Gräfin, den Sohn an der Hand. Auch Luiſe. Sodann der Bediente, mit Käſtchen beſchwert. Man erfährt daß von hier ein unterirdiſcher Gang zu den Gewölben des Schloſſes reicht, daß man die Schloßpforten gegen die andringenden Bauern verriegelt, daß die Gräfin verlangt habe, man ſolle ihnen aus dem Fenſter das Document ankündigen und zeigen und ſo alles beilegen. Friederike jedoch ſey nicht zu bewegen geweſen, ſich in irgend eine Capitulation einzulaſſen, noch ſich einer Gewalt, ſelbſt nach eigenen Abſichten, zu fügen. Sie habe vielmehr die Ihrigen zur Flucht genöthigt, um auf dieſem geheimen Wege in's Freie zu gelangen und den benachbarten Sitz eines Anverwandten zu erreichen. Eben will man ſich auf den Weg machen, als man oben in der Ruine Licht ſieht, ein Geräuſch hört. Man zieht ſich in die Höhle zurück.

Herunter kommen Jakob, der Hofrath und eine Partey Bauern. Jakob hatte ſie unterwegs angetroffen und ſie zu Gunſten der Herrſchaft zu bereden geſucht. Der Wagen des wegfahrenden Hofraths war unter ſie gekommen.

Dieſer würdige Mann verbindet ſich mit Jakob und kann das Hauptargument, daß der Originalreceß gefunden ſey, allen übrigen Beweggründen hinzufügen. Die aufgeregte Schaar wird beruhigt, ja ſie entſchließt ſich den Damen zu Hülfe zu kommen.

Friederike, die gelauſcht hat, nun von allem unterrichtet, tritt unter ſie, dem Hofrath und dem jungen Landmann ſehr willkommen, auch den übrigen durch die Vorzeigung des Documents höchſt erwünſcht.

Eine früher ausgeſendete Patrouille dieſes Trupps kommt zurück und meldet daß ein Theil der Aufgeregten vom Schloſſe her im Anmarſche ſey. Alles verbirgt ſich, theils in die Höhle, theils in Felſen und Gemäuer.

Breme mit einer Anzahl bewaffneter Bauern tritt auf, ſchilt auf den Magiſter daß er außen geblieben und erklärt die Urſache, warum er einen Theil der Mannſchaft in den Gewölben des Schloſſes gelaſſen und mit dem andern ſich hieher verfügt. Er weiß das Geheimniß des unterirdiſchen Ganges und iſt überzeugt, daß die Familie ſich darein verſteckt und dieß gibt die Gewißheit, ihrer habhaft zu werden. Sie zünden Fackeln an und ſind im Begriff in die Höhle zu treten. Friederike, Jakob, der Hofrath erſcheinen in dem Augenblicke, bewaffnet, ſo wie die übrige Menge.

Breme ſucht der Sache eine Wendung, durch Beiſpiele aus der alten Geſchichte, zu geben, und thut ſich auf ſeine Einfälle viel zu Gute, da man ſie gelten läßt, und als nun das Document auch hier ſeine Wirkung nicht verfehlt, ſo ſchließt das Stück zu allgemeiner Zufriedenheit. Die vier Perſonen, deren Gegenwart einen unangenehmen Eindruck machen könnte: Caroline, der Baron, der Magiſter und der Amtmann, kommen nicht mehr zum Vorſchein.

Unterhaltungen

deutſcher Ausgewanderten.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übelverwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Beſitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängniſſen zu entgehen, womit alle ausgezeichneten Perſonen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß ſie ſich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten, und mancher Vortheile genoſſen, die ein wohldenkender Vater ſeinen Kindern und Nachkommen ſo gern zu verſchaffen wünſchte.

Die Baroneſſe von C., eine Witwe von mittlern Jahren, erwies ſich auch jetzt auf dieſer Flucht, wie ſonſt zu Hauſe, zum Troſte ihrer Kinder, Verwandten und Freunde, entſchloſſen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherlei Schickſale ausgebildet war ſie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geſchäft erſchien ihrem durchdringenden Geiſte willkommen. Sie wünſchte vielen zu dienen, und ihre ausgebreitete Bekanntſchaft ſetzte ſie in Stand es zu thun. Nun mußte ſie ſich unerwartet als Führerin einer kleinen Caravane darſtellen, und verſtand auch

dieſe zu leiten, für ſie zu ſorgen und den guten Humor, wie er ſich zeigte, in ihrem Kreiſe, auch mitten unter Bangigkeit und Noth, zu unterhalten. Und wirklich ſtellte ſich bei unſern Flüchtlingen die gute Laune nicht ſelten ein; denn überraſchende Vorfälle, neue Verhältniſſe gaben den aufgeſpannten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bei der übereilten Flucht war das Betragen eines jeden charakteriſtiſch und auffallend. Das eine ließ ſich durch eine falſche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreißen; das andere gab einer unnöthigen Sorge Raum, und alles, was dieſer zu viel, jener zu wenig that, jeder Fall wo ſich Schwäche und Nachgiebigkeit oder Uebereilung zeigte, gab in der Folge Gelegenheit ſich wechſelſeitig zu plagen und aufzuziehen, ſo daß dadurch dieſe traurigen Zuſtände luſtiger wurden, als eine vorſätzliche Luſtreiſe ehemals hatte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Komödie eine Zeitlang, ohne über die abſichtlichen Poſſen zu lachen, ernſthaft zuſchauen können, dagegen aber ſogleich ein lautes Gelächter entſteht, wenn in der Tragödie etwas unſchickliches vorkommt: ſo wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menſchen aus ihrer Faſſung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein, belachten Umſtänden begleitet ſeyn.

Beſonders mußte Fräulein Luiſe, die älteſte Tochter der Baroneſſe, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herriſches Frauenzimmer, ſehr vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß ſie bei dem erſten Schrecken ganz aus der Faſſung gerathen ſey, in Zerſtreuung, ja in einer Art von Abweſenheit, die unnützeſten Sachen mit dem größten Ernſte zum Aufpacken gebracht, und ſogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angeſehen habe.

Sie vertheidigte ſich aber ſo gut ſie konnte; nur wollte ſie keinen Scherz, der ſich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr ſchon Leiden genug verurſachte, ihn bei der alliirten Armee in täglicher Gefahr zu wiſſen, und eine gewünſchte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeſchoben und vielleicht gar vereitelt zu ſehen.

Ihr älterer Bruder Friedrich, ein entſchloſſener junger Mann, führte alles was die Mutter beſchloß, mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Courier, Wagenmeiſter und Wegweiſer. Der Lehrer des jüngern hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leiſtete der Baroneſſe im Wagen Geſellſchaft; Vetter Carl fuhr mit einem alten Geiſtlichen, der als Hausfreund ſchon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer ältern und jüngern Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener

folgten in Halb-Chaiſen, und einige ſchwerbepackte Brancards, die auf mehr als Einer Station zurückbleiben mußten, ſchloſſen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Geſellſchaft ihre Wohnungen verlaſſen, aber Vetter Carl entfernte ſich mit doppeltem Widerwillen von dem jenſeitigen Rheinufer; nicht daß er etwa eine Geliebte daſelbſt zurückgelaſſen hätte, wie man nach ſeiner Jugend, ſeiner guten Geſtalt und ſeiner leidenſchaftlichen Natur hätte vermuthen ſollen; er hatte ſich vielmehr von der blendenden Schönheit verführen laſſen, die unter dem Namen Freiheit ſich erſt heimlich, dann öffentlich ſo viele Anbeter zu verſchaffen wußte, und, ſo übel ſie auch die einen behandelte, von den andern mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenſchaft verblendet werden, ſo erging es auch Vetter Carln. Sie wünſchen den Beſitz eines einzigen Gutes, und wähnen alles übrige dagegen entbehren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältniſſe ſcheinen in Nichts zu verſchwinden, indem das gewünſchte Gut zu Einem, zu Allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde werden uns fremd, indem wir uns etwas zueignen, das uns ganz ausfüllt und uns alles übrige fremd macht.

Vetter Carl überließ ſich der Heftigkeit ſeiner Neigung und verhehlte ſie nicht in Geſprächen. Er glaubte um ſo freier ſich dieſen Geſinnungen ergeben zu können,

als er selbst ein Edelmann war, und, obgleich der zweyte Sohn, dennoch ein ansehnliches Vermögen zu erwarten hatte. Eben diese Güter, die ihm künftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der nicht zum besten darauf hauste. Deßungeachtet konnte Carl einer Nation nicht feind werden, die der Welt so viele Vortheile versprach, und deren Gesinnungen er nach öffentlichen Reden und Aeußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich störte er die Zufriedenheit der Gesellschaft, wenn sie ja derselben noch fähig war, durch ein unmäßiges Lob alles dessen, was bei den Neufranken gutes oder böses geschah, durch ein lautes Vergnügen über ihre Fortschritte, wodurch er die andern um desto mehr aus der Fassung brachte, als sie ihre Leiden durch die Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt nur um so schmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte sich schon einigemal mit ihm überworfen und ließ sich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein. Die Baronesse wußte ihn auf eine kluge Weise wenigstens zu augenblicklicher Mäßigung zu leiten. Fräulein Luise machte ihm am meisten zu schaffen, indem sie, freilich oft ungerechter Weise, seinen Charakter und seinen Verstand verdächtig zu machen suchte. Der Hofmeister gab ihm im stillen recht, der Geistliche im stillen unrecht, und die Kammermädchen, denen seine Gestalt reizend und seine Freigebigkeit re-

ſpectabel war, hörten ihn gerne reden, weil ſie ſich durch ſeine Geſinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die ſie bisher vor ihm beſcheiden niedergeſchlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfniſſe des Tages, die Hinderniſſe des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Geſellſchaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Intereſſe zurück, und die große Anzahl Franzöſiſcher und Deutſcher Ausgewanderten, die ſie überall antrafen und deren Betragen und Schickſale ſehr verſchieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wie viel Urſache man habe, in dieſen Zeiten alle Tugenden, beſonders aber die Tugend der Unparteylichkeit und Verträglichkeit zu üben.

Eines Tages machte die Baroneſſe die Bemerkung, daß man nicht deutlicher ſehen könne, wie ungebildet in jedem Sinne die Menſchen ſeyen, als in ſolchen Augenblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. Die bürgerliche Verfaſſung, ſagte ſie, ſcheint wie ein Schiff zu ſeyn, das eine große Anzahl Menſchen, alte und junge, geſunde und kranke, über ein gefährliches Waſſer, auch ſelbſt zu Zeiten des Sturms, hinüber bringt; nur in dem Augenblicke wenn das Schiff ſcheitert, ſieht man wer ſchwimmen kann, und ſelbſt gute Schwimmer gehen unter ſolchen Umſtänden zu Grunde.

Wir ſehen meiſt die Ausgewanderten ihre Fehler und

albernen Gewohnheiten mit ſich in der Irre herum führen und wundern uns darüber. Doch wie den reiſenden Engländer der Theekeſſel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, ſo wird die übrige Maſſe der Menſchen von ſtolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigenſinn, Schiefheit im Urtheil, von der Luſt ihrem Nebenmenſchen tückiſch etwas zu verſetzen, überallhin begleitet. Der leichtſinnige freut ſich der Flucht wie einer Spazierfahrt und der Ungenügſame verlangt, daß ihm auch noch als Bettler alles zu Dienſten ſtehe. Wie ſelten daß uns die reine Tugend irgend eines Menſchen erſcheint, der wirklich für andere zu leben, für andere ſich aufzuopfern getrieben wird.

Indeſſen man nun mancherlei Bekanntſchaften machte, die zu ſolchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbei gegangen. Das Glück hatte ſich wieder zu den deutſchen Waffen geſellt, die Franzoſen waren wieder über den Rhein hinüber gedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeſchloſſen.

In der Hoffnung auf den weitern Fortgang der ſiegreichen Waffen, und begierig wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des Rheins, in der ſchönſten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden ſie ſich, als ſie den ſchönen Strom wieder vor ihren Fenſtern vorbeifließen ſahen, wie freudig nahmen ſie wieder von jedem Theile des Hauſes Beſitz, wie freundlich begrüßten ſie

die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jeglichen Hausrath, wie werth war ihnen auch das geringste das sie schon verloren gegeben hatten, wie stiegen ihre Hoffnungen, dereinst auch jenseits des Rheines alles noch in dem alten Zustande zu finden!

Kaum erscholl in der Nachbarschaft die Ankunft der Baronesse, als alle alten Bekannten, Freunde und Diener herbeieilten sich mit ihr zu besprechen, die Geschichten der vergangenen Monate zu wiederholen, und sich in manchen Fällen Rath und Beistand von ihr zu erbitten.

Umgeben von diesen Besuchen, ward sie auf's angenehmste überrascht, als der Geheimerath von S. mit seiner Familie bei ihr ankam, ein Mann dem die Geschäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, ein Mann der das Zutrauen seines Fürsten verdiente und besaß. Er hielt sich streng an Grundsätze und hatte über manche Dinge seine eigene Denkweise. Er war genau im Reden und Handeln und forderte das gleiche von andern. Ein consequentes Betragen schien ihm die höchste Tugend.

Sein Fürst, das Land, er selbst hatten viel durch den Einfall der Franzosen gelitten; er hatte die Willkür der Nation, die nur vom Gesetz sprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeist derer die das Wort Freiheit immer im Munde führten. Er hatte gesehen, daß auch in diesem Falle der große Hause sich treu blieb,

und Wort für That, Schein für Beſitz mit großer Heftigkeit aufnahm. Die Folgen eines unglücklichen Feldzugs, ſo wie die Folgen jener verbreiteten Geſinnungen und Meinungen, blieben ſeinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu läugnen war, daß er manches mit hypochondriſchem Gemüthe betrachtete und mit Leidenſchaft beurtheilte.

Seine Gemahlin, eine Jugendfreundin der Baroneſſe, fand, nach ſo vielen Trübſalen, einen Himmel in den Armen ihrer Freundin. Sie waren mit einander aufgewachſen, hatten ſich mit einander gebildet, ſie kannten keine Geheimniſſe vor einander. Die erſten Neigungen junger Jahre, die bedenklichen Zuſtände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mütter, alles hatten ſie ſich ſonſt, theils mündlich, theils in Briefen, vertraut, und hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur dieſe letzte Zeit her waren ſie durch die Unruhen verhindert worden, ſich einander, wie gewöhnlich, mitzutheilen. Um ſo lebhafter drängten ſich ihre gegenwärtigen Geſpräche, um deſto mehr hatten ſie einander zu ſagen, indeſſen die Töchter der Geheimeräthin ihre Zeit mit Fräulein Luiſen in einer wachſenden Vertraulichkeit zubrachten.

Leider war der ſchöne Genuß dieſer reizenden Gegend oft durch den Donner der Kanonen geſtört, den man, je nachdem der Wind ſich drehte, aus der Ferne

deutlicher oder undeutlicher vernahm. Eben ſo wenig konnte, bei den vielen zuſtrömenden Neuigkeiten des Tages, der politiſche Discurs vermieden werden, der gewöhnlich die augenblickliche Zufriedenheit der Geſellſchaft ſtörte, indem die verſchiedenen Denkungsarten und Meinungen von beiden Seiten ſehr lebhaft geäußert wurden. Und wie unmäßige Menſchen ſich deßhalb doch nicht des Weins und ſchwer zu verdauender Speiſen enthalten, ob ſie gleich aus der Erfahrung wiſſen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Uebelſeyn bevorſteht: ſo konnten auch die meiſten Glieder der Geſellſchaft ſich in dieſem Falle nicht bändigen, vielmehr gaben ſie dem unwiderſtehlichen Reiz nach, andern wehe zu thun und ſich ſelbſt dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerath diejenige Parten anführte, welche dem alten Syſtem zugethan war, und daß Carl für die entgegengeſetzte ſprach, welche von bevorſtehenden Neuerungen Heilung und Belebung des alten kranken Zuſtandes hoffte.

Im Anfange wurden die Geſpräche noch mit ziemlicher Mäßigung geführt, beſonders da die Baroneſſe durch anmuthige Zwiſchenreden beide Theile im Gleichgewicht zu halten wußte; als aber die wichtige Epoche heranahete, daß die Blocade von Mainz in eine Belagerung übergehen ſollte, und man nunmehr für dieſe ſchöne Stadt und ihre zurückgelaſſenen Bewohner leb-

hafter zu fürchten anfing, äußerte jederman ſeine Meinungen mit ungebundener Leidenſchaft.

Beſonders waren die daſelbſt zurückgebliebenen Clubbiſten ein Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs, und jeder erwartete ihre Beſtrafung oder Befreiung, je nachdem er ihre Handlungen entweder ſchalt oder billigte.

Unter die erſten gehörte der Geheimerath, deſſen Argumente Carln am verdrießlichſten fielen, wenn er den Verſtand dieſer Leute angriff und ſie einer völligen Unkenntniß der Welt und ihrer ſelbſt beſchuldigte.

Wie verblendet müſſen ſie ſeyn! rief er aus, als an einem Nachmittage das Geſpräch ſehr lebhaft zu werden anfing, wenn ſie wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit ſich ſelbſt in der größten Verwirrung kämpft und, auch in ruhigen Augenblicken, nichts als ſich ſelbſt zu ſchätzen weiß, auf ſie mit einiger Theilnehmung herunter blicken werde. Man wird ſie als Werkzeuge betrachten, ſie eine Zeitlang gebrauchen und endlich wegwerfen, oder wenigſtens vernachläſſigen. Wie ſehr irren ſie ſich, wenn ſie glauben, daß ſie jemals in die Zahl der Franzoſen aufgenommen werden könnten.

Jedem der mächtig und groß iſt erſcheint nichts lächerlicher als ein kleiner und ſchwacher, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß ſeiner ſelbſt, ſeiner Kräfte und ſeines Verhältniſſes, ſich

jenem gleich zu ſtellen dünkt. Und glaubt ihr denn, daß die große Nation nach dem Glücke, das ſie bisher begünſtigt, weniger ſtolz und übermüthig ſeyn werde, als irgend ein anderer königlicher Sieger?

Wie mancher, der jetzt als Municipalbeamter mit der Schärpe herum läuft, wird die Maskerade verwünſchen, wenn er, nachdem er ſeine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt in dieſer neuen Form von denen, auf die er ſein ganzes Vertrauen ſetzte, niedrig behandelt wird. Ja es iſt mir höchſt wahrſcheinlich, daß man bei der Uebergabe der Stadt, die wohl nicht lange verzögert werden kann, ſolche Leute den Unſrigen überliefert oder überläßt. Mögen ſie doch alsdann ihren Lohn dahin nehmen, mögen ſie alsdann die Züchtigung empfinden, die ſie verdienen, ich mag ſie ſo unparteiiſch richten als ich kann.

Unparteiiſch! rief Carl mit Heftigkeit aus; wenn ich doch dieß Wort nicht wieder ſollte ausſprechen hören! Wie kann man dieſe Menſchen ſo geradezu verdammen? Freilich haben ſie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten Form ſich und andern begünſtigten Menſchen zu nützen. Freilich haben ſie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes beſeſſen und ſich darinne gepflegt; vielmehr haben ſie die Unbequemlichkeit der vernachläſſigten Theile eures Staatspallaſtes mehr empfunden, weil

ſie ſelbſt ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten: ſie haben nicht, durch eine mechaniſch erleichterte Geſchäftigkeit beſtochen, dasjenige für gut angeſehen, was ſie einmal zu thun gewohnt waren; freilich haben ſie nur im ſtillen der Einſeitigkeit, der Unordnung, der Läſſigkeit, der Ungeſchicklichkeit zuſehen können, womit eure Staatsleute ſich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freilich haben ſie nur heimlich wünſchen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt ſeyn möchten! Und wer wird läugnen, daß unter ihnen nicht wenigſtens einige wohldenkende und tüchtige Männer ſich befinden, die, wenn ſie auch in dieſem Augenblicke das beſte zu bewirken nicht im Stande ſind, doch durch ihre Vermittlung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten das Glück haben; und da man ſolche darunter zählt, wer wird ſie nicht bedauern, wenn der Augenblick nahe, der ſie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben ſoll.

Der Geheimerath ſcherzte darauf, mit einiger Bitterkeit, über junge Leute die einen Gegenſtand zu idealiſiren geneigt ſeyen: Carl ſchonte dagegen diejenigen nicht, welche nur nach alten Formen denken könnten, und was dahinein nicht paſſe nothwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Wiederreden ward das Geſpräch immer heftiger und es kam von beiden Seiten alles zur Sprache, was im Laufe dieſer Jahre ſo

manche gute Geſellſchaft entzweyt hatte. Vergebens ſuchte die Baroneſſe, wo nicht einen Frieden, doch wenigſtens einen Stillſtand zuwege zu bringen; ſelbſt der Geheimeräthin, die, als ein liebenswürdiges Weib, einige Herrſchaft über Carls Gemüth ſich erworben hatte, gelang es nicht auf ihn zu wirken; um ſo weniger, als ihr Gemahl fortfuhr treffende Pfeile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken, und über die beſondere Neigung der Kinder mit dem Feuer zu ſpielen, das ſie doch nicht regieren könnten, zu ſpotten.

Carl, der ſich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geſtändniß nicht zurück: daß er den franzöſiſchen Waffen alles Glück wünſche, und daß er jeden Deutſchen auffordere, der alten Sclaverey ein Ende zu machen, daß er von der franzöſiſchen Nation überzeugt ſey, ſie werde die edlen Deutſchen, die ſich für ſie erklärt, zu ſchätzen wiſſen, als die Ibrigen anſehn und behandeln, und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schickſale überlaſſen, ſondern ſie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es ſey lächerlich zu denken, daß die Franzoſen nur irgend einen Augenblick, bei einer Capitulation oder ſonſt, für ſie ſorgen würden; vielmehr würden dieſe Leute gewiß in die Hände der Alliirten fallen, und er hoffte ſie alle gehangen zu ſehen.

Dieſe Drohung hielt Carl nicht aus und rief viel-

mehr: er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutſchland eine geſegnete Ernte finden und kein ſchuldiges Haupt verfehlen werde. Dazu fügte er einige ſehr ſtarke Vorwürfe, welche den Geheimerath perſönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

So muß ich denn wohl, ſagte der Geheimerath, mich aus einer Geſellſchaft entfernen, in der nichts, was ſonſt achtungswerth ſchien, mehr geehrt wird. Es thut mir leid, daß ich zum zweytenmal, und zwar durch einen Landsmann vertrieben werde; aber ich ſehe wohl, daß von dieſem weniger Schonung als von den Neufranken zu erwarten iſt, und ich finde wieder die alte Erfahrung beſtätigt, daß es beſſer ſey, den Türken als den Renegaten in die Hände zu fallen.

Mit dieſen Worten ſtand er auf und ging aus dem Zimmer; ſeine Gemahlin folgte ihm; die Geſellſchaft ſchwieg. Die Baroneſſe gab mit einigen, aber ſtarken, Ausdrücken ihr Mißvergnügen zu erkennen; Carl ging im Saale auf und ab. Die Geheimeräthin kam weinend zurück und erzählte, daß ihr Gemahl einpacken laſſe und ſchon Pferde beſtellt habe. Die Baroneſſe ging zu ihm ihn zu bereden; indeſſen weinten die Fräulein und küßten ſich und waren äußerſt betrübt, daß ſie ſich ſo ſchnell und unerwartet von einander trennen ſollten. Die Baroneſſe kam zurück; ſie hatte nichts ausgerichtet. Man fing an nach und nach alles zu-

ſammen zu tragen was den Fremden gehörte. Die traurigen Augenblicke des Losbindens und Scheidens wurden ſehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Käſtchen und Schachteln verſchwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen, und die Thränen floſſen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort und die Baroneſſe ſah ihm nach; die Thränen ſtanden ihr in den Augen. Sie trat vom Fenſter zurück und ſetzte ſich an den Stickrahmen. Die ganze Geſellſchaft war ſtill, ja verlegen; beſonders äußerte Carl ſeine Unruhe, indem er, in einer Ecke ſitzend, ein Buch durchblätterte und manchmal drüber weg nach ſeiner Tante ſah. Endlich ſtand er auf und nahm ſeinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in der Thüre kehrte er um, trat an den Rahmen und ſagte mit edler Faſſung: ich habe Sie beleidigt, liebe Tante, ich habe Ihnen Verdruß verurſacht, verzeihen Sie meine Uebereilung, ich erkenne meinen Fehler und fühl' ihn tief.

Ich kann verzeihen, antwortete die Baroneſſe: ich werde keinen Groll gegen dich hegen, weil du ein edler guter Menſch biſt; aber du kannſt nicht wieder gut machen, was du verdorben haſt. Ich entbehre durch deine Schuld in dieſen Augenblicken die Geſellſchaft einer Freundin, die ich ſeit langer Zeit zum erſtenmal wieder ſah, die mir das Unglück ſelbſt wieder zuführte, und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns bedroht.

droht. Sie, die ſchon lange auf einer ängſtlichen Flucht herumgetrieben wird, und ſich kaum wenige Tage in Geſellſchaft von geliebten alten Freunden in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erholt, muß ſchon wieder flüchtig werden, und die Geſellſchaft verliert dabei die Unterhaltung ihres Gatten, der, ſo wunderlich er auch in manchen Stücken ſeyn mag, doch ein trefflicher rechtſchaffener Mann iſt und ein unerſchöpfliches Archiv von Menſchen- und Welt-Kenntniß, von Begebenheiten und Verhältniſſen mit ſich führt, die er auf eine leichte, glückliche und angenehme Weiſe mitzutheilen verſteht. Um dieſen vielfachen Genuß bringt uns deine Heftigkeit; wodurch kannſt du erſetzen, was wir verlieren?

Carl. Schonen Sie mich, liebe Tante: ich fühle meinen Fehler ſchon lebhaft genug, laſſen Sie mich die Folgen nicht ſo deutlich einſehen.

Baroneſſe. Betrachte ſie vielmehr ſo deutlich als möglich. Hier kann nicht von Schonen die Rede ſeyn; es iſt nur die Frage, ob du dich überzeugen kannſt. Denn nicht das erſtemal begehſt du dieſen Fehler, und es wird das letztemal nicht ſeyn. O ihr Menſchen, wird die Noth, die euch unter Ein Dach, in Eine enge Hütte zuſammen drängt, euch nicht duldſam gegen einander machen? Iſt es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf euch und die eurigen unaufhaltſam losdringen? Könnt ihr ſo

nicht an euch selbst arbeiten, und euch mäßig und vernünftig gegen diejenigen betragen, die euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müssen denn eure Gemüther nur so blind und unaufhaltsam wirken und drein schlagen, wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

Carl antwortete nichts, und der Hofmeister kam von dem Fenster, wo er bisher gestanden, auf die Baroneſſe zu und sagte: er wird sich bessern, dieser Fall soll ihm, soll uns allen zur Warnung dienen. Wir wollen uns täglich prüfen, wir wollen den Schmerz, den Sie empfunden haben, uns vor Augen stellen, wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben.

Baroneſſe. Wie leicht doch Männer sich überreden können, besonders in diesem Puncte! Das Wort Herrschaft ist ihnen ein so angenehmes Wort, und es klingt so vornehm sich selbst beherrschen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und möchten uns glauben machen, es sey wirklich auch in der Ausübung Ernst damit; und wenn ich doch nur einen einzigen in meinem Leben gesehen hätte, der auch nur in der geringsten Sache sich zu beherrschen im Stande gewesen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgültig ist, dann stellen sie sich gewöhnlich sehr ernsthaft, als ob sie es mit Mühe entbehrten, und was sie heftig wünschen, wissen sie sich selbst und andern als vortrefflich, nothwendig, unvermeid-

lich und unentbehrlich vorzuſtellen. Ich wüßte auch nicht einen, der auch nur der geringſten Entſagung fähig wäre.

Hofmeiſter. Sie ſind ſelten ungerecht, und ich habe Sie noch niemals ſo von Verdruß und Leidenſchaft überwältigt geſehen, als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ich habe mich dieſer Leidenſchaft wenigſtens nicht zu ſchämen. Wenn ich mir meine Freundin, in ihrem Reiſewagen, auf unbequemen Wegen, mit Thränen an verletzte Gaſtfreundſchaft ſich zurück erinnernd denke, ſo möcht' ich euch allen von Herzen gram werden.

Hofmeiſter. Ich habe Sie in den größten Uebeln nicht ſo bewegt und ſo heftig geſehen, als in dieſem Augenblick.

Baroneſſe. Ein kleines Uebel, das auf die größeren folgt, erfüllt das Maß; und dann iſt es wohl kein kleines Uebel eine Freundin zu entbehren.

Hofmeiſter. Beruhigen Sie ſich und vertrauen Sie uns allen, daß wir uns beſſern, daß wir das Mögliche thun wollen, Sie zu befriedigen.

Baroneſſe. Keinesweges; es ſoll mir keiner von euch ein Vertrauen ablocken, aber fordern will ich künftig von euch, befehlen will ich in meinem Hauſe.

Fordern Sie nur, befehlen Sie nur! rief Carl, und Sie ſollen ſich über unſern Ungehorſam nicht zu beſchweren haben.

Nun meine Strenge wird ſo arg nicht ſeyn, ver-

ſetzte lächelnd die Baroneſſe, indem ſie ſich zuſammennahm; ich mag nicht gerne befehlen, beſonders ſo freigeſinnten Menſchen; aber einen Rath will ich geben, und eine Bitte will ich hinzufügen.

Hofmeiſter. Und beides ſoll uns ein unverbrüchliches Geſetz ſeyn.

Baroneſſe. Es wäre thöricht, wenn ich das Intereſſe abzulenken gedächte, das jedermann an den großen Weltbegebenheiten nimmt, deren Opfer wir leider ſelbſt ſchon geworden ſind. Ich kann die Geſinnungen nicht ändern, die bei einem jeden nach ſeiner Denkweiſe entſtehen, ſich befeſtigen, ſtreben und wirken, und es wäre eben ſo thöricht als grauſam, zu verlangen, daß er ſie nicht mittheilen ſollte. Aber das kann ich von dem Cirkel erwarten, in dem ich lebe, daß gleichgeſinnte ſich im Stillen zu einander fügen und ſich angenehm unterhalten, indem der eine dasjenige ſagt, was der andere ſchon denkt. Auf eurem Zimmer, auf Spaziergängen und wo ſich übereindenkende treffen, eröffne man ſeinen Buſen nach Luſt, man lehne ſich auf dieſe oder jene Meinung, ja man genieße recht lebhaft die Freude einer leidenſchaftlichen Ueberzeugung. Aber, Kinder, in Geſellſchaft laßt uns nicht vergeſſen, wie viel wir ſonſt ſchon, ehe alle dieſe Sachen zur Sprache kamen, um geſellig zu ſeyn, von unſern Eigenheiten aufopfern mußten, und daß jeder, ſo lange die Welt ſtehen wird, um geſellig zu

ſeyn, wenigſtens äußerlich ſich wird beherrſchen müſſen. Ich fordere euch alſo nicht im Namen der Tugend, ſondern im Namen der gemeinſten Höflichkeit auf, mir und andern in dieſen Augenblicken das zu leiſten, was ihr von Jugend auf, ich darf faſt ſagen, gegen einen jeden beobachtet habt, der euch auf der Straße begegnete.

Ueberhaupt, fuhr die Baroneſſe fort, weiß ich nicht, wie wir geworden ſind, wohin auf einmal jede geſellige Bildung verſchwunden iſt. Wie ſehr hütete man ſich ſonſt in der Geſellſchaft irgend etwas zu berühren, was einem oder dem andern unangenehm ſeyn konnte! Der Proteſtant vermied in Gegenwart des Katholiken irgend eine Ceremonie lächerlich zu finden; der eifrigſte Katholik ließ den Proteſtanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, ſich ſeiner Kinder lebhaft zu freuen, und jeder fühlte ſich verlegen, wenn ihm ein ſolches unbedachtſames Wort entwiſcht war. Jeder Umſtehende ſuchte das Verſehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem dieſem? Wir ſuchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den andern verdrießt und ihn aus ſeiner Faſſung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu

seyn zurückkehren! Wir haben bisher schon manches Traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bei Tage und die Flammen bei Nacht den Untergang unsrer Wohnungen und unsrer zurückgelassenen Besitzthümer. Laßt uns auch diese Nachrichten nicht mit Heftigkeit in die Gesellschaft bringen, laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille schon Schmerzen genug erregt.

Als euer Vater starb, habt ihr mir wohl mit Worten und Zeichen diesen unersetzlichen Verlust bei jedem Anlaß erneuert? Habt ihr nicht alles, was sein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden und durch eure Liebe, eure stillen Bemühungen und eure Gefälligkeit das Gefühl jenes Verlustes zu lindern und die Wunde zu heilen gesucht? Haben wir jetzt nicht alle nöthiger, eben jene gesellige Schonung auszuüben, die oft mehr wirkt, als eine wohlmeinende aber rohe Hülfe; jetzt, da nicht etwa in der Mitte von glücklichen ein oder der andere Zufall diesen oder jenen verletzt, dessen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald wieder verschlungen wird, sondern wo unter einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher kaum wenige, entweder durch Natur oder Bildung, einer zufälligen oder künstlichen Zufriedenheit genießen.

Carl. Sie haben uns nun genug erniedrigt,

liebe Tante, wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?

Baroneſſe. Hier iſt ſie, mit der Bedingung, daß ihr Luſt habt euch von ihr leiten zu laſſen. Rufen wir eine Amneſtie aus! Man kann ſich jetzt nicht geſchwind genug dazu entſchließen.

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die ſich nach dem Abſchiede noch recht herzlich ausgeweint hatten, herein und konnten ſich nicht bezwingen, Vetter Carln freundlich anzuſehen.

Kommt her, ihr Kinder, rief die Baroneſſe: wir haben eine ernſthafte Unterredung gehabt, die, wie ich hoffe, Friede und Einigkeit unter uns herſtellen, und den guten Ton, den wir eine Zeitlang vermiſſen, wieder unter uns einführen ſoll; vielleicht haben wir nie nöthiger gehabt uns an einander zu ſchließen, und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerſtreuen. Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beiſammen ſind, gänzlich alle Unterhaltung über das Intereſſe des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Geſpräche entbehrt, wie lange haſt du uns, lieber Carl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beſchaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen du ſo ſchöne Kenntniſſe haſt. Wie lange haben Sie (ſo redete ſie den Hofmeiſter an) die alte und neue Geſchichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und

einzelner Menſchen ſchweigen laſſen; wo ſind die ſchönen und zierlichen Gedichte geblieben, die ſonſt ſo oft aus den Brieftaſchen unſrer jungen Frauenzimmer, zur Freude der Geſellſchaft, hervorkamen; wohin haben ſich die unbefangenen philoſophiſchen Betrachtungen verloren? Iſt die Luſt gänzlich verſchwunden, mit der ihr, von euren Spaziergängen, einen merkwürdigen Stein, eine, uns wenigſtens, unbekannte Pflanze, ein ſeltſames Inſect zurückbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zuſammenhang aller vorhandenen Geſchöpfe wenigſtens angenehm zu träumen? Laßt alle dieſe Unterhaltungen, die ſich ſonſt ſo freiwillig dargeboten, durch eine Verabredung, durch Vorſatz, durch ein Geſetz wieder bei uns eintreten, bietet alle eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und beſonders geſellig zu ſeyn; und das alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt, benöthigt ſeyn, wenn auch alles völlig drunter oder drüber gehen ſollte. Kinder, verſprecht mir das!

Sie verſprachen es mit Lebhaftigkeit.

Und nun geht, es iſt ein ſchöner Abend, genieße ihn jeder nach ſeiner Weiſe, und laßt uns bei'm Nachteſſen, ſeit langer Zeit zum erſtenmal, die Früchte einer freundſchaftlichen Unterhaltung genießen.

So ging die Geſellſchaft auseinander; nur Fräulein Luiſe blieb bei der Mutter ſitzen: ſie konnte den Verdruß, ihre Geſpielin verloren zu haben, nicht ſo

bald vergeſſen, und ließ Carln, der ſie zum Spaziergange einlud, auf eine ſehr ſchnippiſche Weiſe abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeitlang ſtill neben einander geblieben, als der Geiſtliche herein trat, der von einem langen Spaziergange zurückkam, und von dem was in der Geſellſchaft vorgekommen war nichts erfahren hatte. Er legte Hut und Stock ab, ließ ſich nieder und wollte eben etwas erzählen; Fräulein Luiſe aber, als wenn ſie ein angefangenes Geſpräch mit ihrer Mutter fortſetzte, ſchnitt ihm die Rede mit folgenden Worten ab:

Manchen Perſonen wird denn doch das Geſetz, das eben beliebt worden iſt, ziemlich unbequem ſeyn. Schon wenn wir ſonſt auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt: denn da war nicht ſo täglich wie in der Stadt ein armes Mädchen zu verläumden, ein junger Menſch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Ausflucht, von ein paar großen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutſchen wie die Franzoſen lächerlich zu finden und bald dieſen bald jenen zum Jakobiner und Clubbiſten zu machen. Wenn nun auch dieſe Quelle verſtopft wird, ſo werden wir manche Perſonen wohl ſtumm in unſerer Mitte ſehen.

Iſt dieſer Anfall etwa auf mich gerichtet, mein Fräulein? fing der Alte lächelnd an: nun Sie wiſſen, daß ich mich glücklich ſchätze, manchmal ein Opfer

für die übrige Gesellschaft zu werden. Denn, gewiß, indem Sie bei jeder Unterhaltung Ihrer fürtrefflichen Erzieherin Ehre machen, und Sie jederman angenehm, liebenswürdig und gefällig findet; so scheinen Sie einem kleinen bösen Geist, der in Ihnen wohnt und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherlei Zwang den Sie ihm anthun, auf meine Unkosten gewöhnlich einige Entschädigung zu verschaffen. Sagen Sie mir, gnädige Frau, fuhr er fort, indem er sich gegen die Baronesse wandte: was ist in meiner Abwesenheit vorgegangen? und was für Gespräche sind aus unserm Cirkel ausgeschlossen?

Die Baronesse unterrichtete ihn von allem was vorgefallen war. Aufmerksam hörte er zu und versetzte sodann: es dürfte auch nach dieser Einrichtung manchen Personen nicht unmöglich seyn, die Gesellschaft zu unterhalten und vielleicht besser und sichrer als andere.

Wir wollen es erleben, sagte Luise.

Dieses Gesetz, fuhr er fort, enthält nichts beschwerliches für jeden Menschen, der sich mit sich selbst zu beschäftigen wußte, vielmehr wird es ihm angenehm seyn, indem er dasjenige, was er sonst gleichsam verstohlen trieb, in die Gesellschaft bringen darf. Denn, nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpasser und Verläumder, als die Gesellschaft? Ich habe selten bei einer Lectüre,

bei irgend einer Darſtellung intereſſanter Materien, die Geiſt und Herz beleben ſollten, einen Cirkel ſo aufmerkſam und die Seelenkräfte ſo thätig geſehen, als wenn irgend etwas Neues, und zwar eben etwas das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin heruntergeſetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie ſich ſelbſt und fragen Sie viele andere, was gibt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß den ſie hat, ſondern die Neuheit. Nur das neue ſcheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zuſammenhang Verwunderung erregt und unſere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung ſetzt, unſer Gefühl nur leicht berührt und unſern Verſtand völlig in Ruhe läßt. Jeder Menſch kann, ohne die mindeſte Rückkehr auf ſich ſelbſt, an allem was neu iſt lebhaften Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenſtande zum andern fortreißt, ſo kann der großen Menſchenmaſſe nichts willkommener ſeyn, als ein ſolcher Anlaß zu ewiger Zerſtreuung und eine ſolche Gelegenheit, Tücke und Schadenfreude auf eine bequeme und immer ſich erneuernde Weiſe auszulaſſen.

Nun! rief Luiſe, es ſcheint Sie wiſſen ſich zu helfen; ſonſt ging es über einzelne Perſonen her, jetzt ſoll es das ganze menſchliche Geſchlecht entgelten.

Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich ſeyn ſollen, verſetzte jener; aber ſo viel muß ich Ihnen ſagen: wir andern, die wir von der Geſell-

ſchaft abhängen, müſſen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas thun, das ihr zuwider iſt, als was ihr läſtig wäre, und läſtiger iſt ihr in der Welt nichts, als wenn man ſie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles was dahin zielt muß man ja vermeiden und allenfalls das im Stillen für ſich vollbringen, was bei jeder öffentlichen Verſammlung verſagt iſt.

Für ſich, im Stillen, mögen Sie wohl allenfalls manche Flaſche Wein ausgetrunken und manche ſchöne Stunde des Tages verſchlafen haben, fiel Luiſe ihm ein.

Ich habe nie, fuhr der Alte fort, auf das was ich thue viel Werth gelegt: denn ich weiß, daß ich gegen andere Menſchen ein großer Faullenzer bin; indeſſen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieſer Geſellſchaft, wie ſie geſtimmt iſt, manche angenehme Stunde verſchaffen könnte.

Was iſt es für eine Sammlung? fragte die Baroneſſe.

Gewiß nichts weiter als eine ſcandalöſe Chronik, ſetzte Luiſe hinzu.

Sie irren ſich, ſagte der Alte.

Wir werden ſehen, verſetzte Luiſe.

Laß ihn ausreden, ſagte die Baroneſſe: und überhaupt gewöhne dir nicht an, einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen. Wir haben nicht Urſache den Unarten, die in

uns ſtecken, auch nur im Scherze Nahrung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worin beſteht Ihre Sammlung? wird ſie zu unſrer Unterhaltung dienlich und ſchicklich ſeyn? iſt ſie ſchon lange angefangen? warum haben wir noch nichts davon gehört?

Ich will Ihnen hierüber Rechenſchaft geben, verſetzte der Alte. Ich lebe ſchon lange in der Welt und habe immer gern auf das Acht gegeben, was dieſem oder jenem Menſchen begegnet. Zur Ueberſicht der großen Geſchichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeſchichten, wahren und falſchen, mit denen man ſich im Publicum trägt, die man ſich insgeheim einander erzählt, gibt es manche, die noch einen reineren, ſchönern Reiz haben als den Reiz der Neuheit; manche die durch eine geiſtreiche Wendung uns immer zu erheitern Anſpruch machen; manche die uns die menſchliche Natur und ihre inneren Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen; andere wieder, deren ſonderbare Albernheiten uns ergetzen. Aus der großen Menge, die im gemeinen Leben unſere Aufmerkſamkeit und unſere Bosheit beſchäftigen, und die eben ſo gemein ſind als die Menſchen, denen ſie begegnen oder die ſie erzählen, habe ich diejenigen geſammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben ſchienen, die meinen Verſtand, die mein Gemüth berührten und beſchäftigten, und die

mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten.

Ich bin sehr neugierig, sagte die Baroneſſe, zu hören, von welcher Art Ihre Geſchichten ſind und was ſie eigentlich behandeln.

Sie können leicht denken, verſetzte der Alte, daß von Proceſſen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede ſeyn wird. Dieſe haben meiſtentheils nur ein Intereſſe für die welche damit geplagt ſind.

Luiſe. Und was enthalten ſie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht läugnen, gewöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweyet, glücklich oder unglücklich gemacht, öfter aber verwirrt als aufgeklärt werden.

Luiſe. So? Alſo wahrſcheinlich eine Sammlung lüſterner Späße geben Sie uns für eine feine Unterhaltung? Sie verzeihen mir, Mama, daß ich dieſe Bemerkung mache, ſie liegt ſo ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch ſagen dürfen.

Der Alte. Sie ſollen, hoffe ich, nichts was ich lüſtern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

Luiſe. Und was nennen Sie denn ſo?

Der Alte. Ein lüſternes Geſpräch, eine lüſterne Erzählung ſind mir unerträglich. Denn ſie ſtellen uns etwas Gemeines, etwas das der Rede und Aufmerkſam-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16239365

keit nicht werth iſt, als etwas Beſonderes, als etwas Reizendes vor und erregen eine falſche Begierde, anſtatt den Verſtand angenehm zu beſchäftigen. Sie verhüllen das, was man entweder ohne Schleier anſehen, oder wovon man ganz ſeine Augen wegwenden ſollte.

Luiſe. Ich verſtehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geſchichten wenigſtens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späßen die Ohren beleidigen laſſen? Es ſoll wohl eine Mädchenſchule werden, und Sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Der Alte. Keins von beiden. Denn ernſtlich, erfahren werden Sie nichts Neues, beſonders da ich ſchon ſeit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewiſſe Recenſionen in den gelehrten Zeitungen niemals überſchlagen.

Luiſe. Sie werden anzüglich.

Der Alte. Sie ſind Braut und ich entſchuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baroneſſe. Ich ſehe wohl, wo Sie hinaus wollen, machen Sie es aber auch ihr begreiflich.

Der Alte. Ich müßte gar wiederholen was ich zu Anfange des Geſprächs ſchon geſagt habe, es ſcheint aber nicht, daß ſie den guten Willen hat aufzumerken.

Luiſe. Was braucht's da guten Willen und viele Worte! Man mag es beſehen wie man will, ſo wer-

den es scandalöse Geschichten seyn, auf eine oder die andere Weise scandalös, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederholen, mein Fräulein, daß dem wohldenkenden Menschen nur dann etwas scandalös vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Lust zu schaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon sein Auge wegwendet; dagegen aber kleine Fehler und Mängel lustig findet, und besonders mit seiner Betrachtung gern bei Geschichten verweilt, wo er den guten Menschen in leichtem Widerspruch mit sich selbst, seinen Begierden und seinen Vorsätzen findet; wo alberne und auf ihren Werth eingebildete Thoren beschämt, zurecht gewiesen oder betrogen werden; wo jede Anmaßung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weise bestraft wird; wo Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen bald gestört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und bestätigt werden. Da wo der Zufall mit der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit spielt, hat er am liebsten seine stille Betrachtung, und keiner seiner Helden, deren Geschichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu befürchten noch Lob zu erwarten.

Baronesse. Ihre Einleitung erregt den Wunsch bald ein Probestück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unserm Leben (und wir haben doch die meiste Zeit in Einem Kreise zugebracht) vieles geschehen wäre, das man in eine solche Sammlung aufnehmen könnte.

Der

Der Alte. Es kommt freilich vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freilich nicht läugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt wieder antreffen. Aber eben dieses gibt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen lassen werde: — man soll keine meiner Geschichten deuten!

Luise. Sie werden uns doch nicht verwehren, unsre Freunde und Nachbarn wieder zu kennen, und wenn es uns beliebt das Räthsel zu entziffern?

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch dagegen erlauben in einem solchen Falle einen alten Folianten hervorzuziehen um zu beweisen, daß diese Geschichte schon vor einigen Jahrhunderten geschehen oder erfunden worden. Eben so werden Sie mir erlauben heimlich zu lächeln, wenn eine Geschichte für ein altes Mährchen erklärt wird, die unmittelbar in unserer Nähe vorgegangen ist, ohne daß wir sie eben gerade in dieser Gestalt wieder erkennen.

Luise. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es ist das beste wir machen Friede für diesen Abend, und Sie erzählen uns noch geschwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorsam seyn darf. Diese Unterhaltung wird für

die verſammelte Geſellſchaft aufgeſpart. Wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich ſage voraus: alles was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an ſich. Wenn aber die Geſellſchaft, nach einer ernſthaften Unterhaltung, auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn ſie ſich, von manchem Guten ſchon geſättigt, nach einem leichten Nachtiſche umſiehet, alsdann werd' ich bereit ſeyn, und wünſche daß das, was ich vorſetze, nicht unſchmackhaft befunden werde.

Baroneſſe. Wir werden uns denn ſchon bis morgen gedulden müſſen.

Luiſe. Ich bin höchſt neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das ſollten Sie nicht ſeyn, Fräulein: denn geſpannte Erwartung wird ſelten befriedigt.

Abends nach Tiſche, als die Baroneſſe zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die übrigen beiſammen, und ſprachen über mancherlei Nachrichten, die eben einliefen, über Gerüchte, die ſich verbreiteten. Man war dabei, wie es gewöhnlich in ſolchen Augenblicken zu geſchehen pflegt, in Zweifel was man glauben und was man verwerfen ſollte.

Der alte Hausfreund ſagte darauf: ich finde am bequemſten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm iſt, ohne Umſtände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr ſeyn laſſen, was wahr ſeyn kann.

Man machte die Bemerkung, daß der Mensch auch gewöhnlich so verfahre, und durch einige Wendung des Gesprächs kam man auf die entschiedene Neigung unsrer Natur, das Wunderbare zu glauben. Man redete vom Romanhaften, vom Geisterhaften, und als der Alte einige gute Geschichten dieser Art künftig zu erzählen versprach, versetzte Fräulein Luise: Sie wären recht artig und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beisammen sind, eine solche Geschichte vortrügen; wir würden aufmerksam zuhören und Ihnen dankbar seyn.

Ohne sich lange bitten zu lassen, fing der Geistliche darauf mit folgenden Worten an:

Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daselbst eine Geschichte, die großes Aufsehen erregte, und worüber die Urtheile sehr verschieden waren. Die einen behaupteten, sie sey völlig ersonnen, die andern, sie sey wahr, aber es stecke ein Betrug dahinter. Diese Partey war wieder unter einander selbst uneinig; sie stritten, wer dabei betrogen haben könnte? Noch andere behaupteten: es sey keinesweges ausgemacht, daß geistige Naturen nicht sollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müsse nicht jede wunderbare Begebenheit ausschließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geschichte selbst:

Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner

Zeit der Liebling des neapolitanischen Publicums. In der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reizt und lockt, und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur mäßig und verständig wußte sie die Freuden zu genießen, die beide gewähren, ohne dabei aus der Fassung zu kommen, die ihr in ihrer Lage so nöthig war. Alle jungen, vornehmen, reichen Leute drängten sich zu ihr, nur wenige nahm sie auf; und wenn sie bei der Wahl ihrer Liebhaber meist ihren Augen und ihrem Herzen folgte, so zeigte sie doch bei allen kleinen Abenteuern einen festen, sichern Charakter, der jeden genauen Beobachter für sie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit sie einige Zeit zu sehen, indem ich mit einem ihrer Begünstigten in nahem Verhältnisse stand.

Verschiedene Jahre waren hingegangen, sie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, schwache und unzuverlässige Menschen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewissen Sinne dem Weibe alles ist, gerade da, wo sie eines Beistandes am nöthigsten bedürfte, bei Vorfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bei augenblicklichen Entschließungen, meistentheils zu nichts wird, wenn er nicht gar seiner Geliebten, indem er nur an sich selbst denkt, schadet, und aus Eigenliebe

ihr das Schlimmſte zu rathen, und ſie zu den gefährlichſten Schritten zu verleiten ſich gedrungen fühlt.

Bei ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geiſt meiſtentheils unbeſchäftigt geblieben; auch dieſer verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben, und kaum hatte ſie dieſes Bedürfniß gefühlt, ſo fand ſich unter denen, die ſich ihr zu nähern ſuchten, ein junger Mann, auf den ſie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen ſchien.

Es war ein Genueſer, der ſich um dieſe Zeit, einiger wichtiger Geſchäfte ſeines Hauſes wegen, in Neapel aufhielt. Bei einem ſehr glücklichen Naturell hatte er die ſorgfältigſte Erziehung genoſſen. Seine Kenntniſſe waren ausgebreitet, ſein Geiſt wie ſein Körper vollkommen ausgebildet, ſein Betragen konnte für ein Muſter gelten, wie einer, der ſich keinen Augenblick vergißt, ſich doch immer in andern zu vergeſſen ſcheint. Der Handelsgeiſt ſeiner Geburtsſtadt ruhete auf ihm; er ſah das, was zu thun war, im Großen an. Doch war ſeine Lage nicht die glücklichſte; ſein Haus hatte ſich in einige höchſt mißliche Speculationen eingelaſſen und war in gefährliche Proceſſe verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten ſich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen Anſtrich von Traurigkeit, der ihm ſehr wohl anſtand, und unſerm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte,

seine Freundschaft zu suchen, weil sie zu fühlen glaubte, daß er selbst einer Freundin bedürfe.

Er hatte sie bisher nur an öffentlichen Orten und bei Gelegenheit gesehen; sie vergönnte ihm nunmehr auf seine erste Anfrage den Zutritt in ihrem Hause, ja sie lud ihn recht dringend ein, und er verfehlte nicht zu kommen.

Sie versäumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunsch zu entdecken. Er war verwundert und erfreut über ihren Antrag. Sie bat ihn inständig ihr Freund zu bleiben, und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der sie sich eben befand, und worüber er bei seinen mancherlei Verhältnissen den besten Rath geben und die schleunigste Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen seine Lage, und indem sie ihn zu erheitern und zu trösten wußte, indem sich in ihrer Gegenwart manches entwickelte, was sonst bei ihm nicht so früh erwacht wäre, schien sie auch seine Rathgeberin zu seyn, und eine wechselseitige, auf die edelste Achtung, auf das schönste Bedürfniß gegründete Freundschaft hatte sich in kurzem zwischen ihnen befestigt.

Nur leider überlegt man bei Bedingungen, die man eingeht, nicht immer, ob sie möglich sind. Er hatte versprochen nur Freund zu seyn, keine Ansprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen, und doch konnte

er sich nicht läugnen, daß ihm die von ihr begünstigten Liebhaber überall im Wege, höchst zuwider, ja ganz und gar unerträglich waren. Besonders fiel es ihm höchst schmerzlich auf, wenn ihn seine Freundin von den guten und bösen Eigenschaften eines solchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünstigten genau zu kennen schien, und doch noch vielleicht selbigen Abend, gleichsam zum Sport des werthgeschätzten Freundes, in den Armen eines Unwürdigen ausruhte.

Glücklicher oder unglücklicher Weise geschah es bald, daß das Herz der Schönen frei wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Vergnügen, und suchte ihr vorzustellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen andern gebühre. Nicht ohne Widerstand und Widerwillen gab sie seinen Wünschen Gehör; ich fürchte, sagte sie, daß ich über diese Nachgiebigkeit das Schätzbarste auf der Welt, einen Freund verliere. Sie hatte richtig geweissagt; denn kaum hatte er eine Zeit lang in seiner doppelten Eigenschaft bei ihr gegolten, so fingen seine Launen an beschwerlicher zu werden; als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung, und als ein verständiger und angenehmer Mann unausgesetzte Unterhaltung. Dieß aber war keineswegs nach dem Sinne des lebhaften Mädchens; sie konnte sich in keine Aufopferung finden und hatte nicht Lust irgend jemand ausschließliche Rechte zuzugestehen. Sie suchte daher auf eine zarte Weise seine Besuche nach und nach zu verrin-

gern, ihn seltner zu sehen und ihn fühlen zu lassen, daß sie um keinen Preis der Welt ihre Freiheit weggebe.

Sobald er es merkte, fühlte er sich vom größten Unglück betroffen, und leider befiel ihn dieses Unheil nicht allein: seine häuslichen Angelegenheiten fingen an äußerst schlimm zu werden. Er hatte sich dabei den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an sein Vermögen als eine unerschöpfliche Quelle angesehen, daß er seine Handelsangelegenheiten versäumt, um auf Reisen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu spielen, als ihm seine Geburt und sein Einkommen gestatteten. Die Processe, auf die er seine Hoffnung setzte, gingen langsam und waren kostspielig. Er mußte deßhalb einigemal nach Palermo, und während seiner letzten Reise machte das kluge Mädchen verschiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben, und ihn nach und nach von sich zu entfernen. Er kam zurück, und fand sie in einer andern Wohnung, entfernt von der seinigen, und sah den Marchese von S., der damals auf die öffentlichen Lustbarkeiten und Schauspiele großen Einfluß hatte, vertraulich bei ihr aus- und eingehen. Dieß überwältigte ihn, und er fiel in eine schwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu seiner Freundin gelangte, eilte sie zu ihm, sorgte für ihn, richtete seine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß seine Casse nicht zum besten bestellt war, ließ sie eine ansehnliche Summe

zurück, die hinreichend war ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Anmaßung ihre Freiheit einzuschränken hatte der Freund schon viel in ihren Augen verloren; wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerksamkeit auf ihn zugenommen; endlich hatte die Entdeckung, daß er in seinen eigenen Angelegenheiten so unklug gehandelt habe, ihr nicht die günstigsten Begriffe von seinem Verstande und seinem Charakter gegeben. Indessen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war, vielmehr schien ihre Sorgfalt für seine Genesung, die Treue, womit sie halbe Tage lang an seinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundschaft und Liebe, als ihres Mitleids zu seyn, und er hoffte nach seiner Genesung in alle Rechte wieder eingesetzt zu werden.

Wie sehr irrte er sich! In der Maße wie seine Gesundheit wieder kam und seine Kräfte sich erneuerten, verschwand bei ihr jede Art von Neigung und Zutrauen, ja er schien ihr so lästig, als er ihr sonst angenehm gewesen war. Auch war seine Laune, ohne daß er es selbst bemerkte, während dieser Begebenheiten höchst bitter und verdrießlich geworden; alle Schuld, die er an seinem Schicksal haben konnte, warf er auf andere und wußte sich in allem völlig zu rechtfertigen. Er sah in sich nur einen unschuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann, und hoffte völlige Entschädigung alles

Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit seiner Geliebten.

Mit diesen Anforderungen trat er gleich in den ersten Tagen hervor, als er wieder ausgehen und sie besuchen konnte. Er verlangte nichts weniger, als daß sie sich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannte verabschieden, das Theater verlassen, und ganz allein mit ihm und für ihn leben sollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit seine Forderungen zu bewilligen, erst auf eine scherzhafte, dann auf eine ernsthafte Weise, und war leider endlich genöthigt ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet sey, zu gestehen. Er verließ sie, und sah sie nicht wieder.

Er lebte noch einige Jahre in einem sehr eingeschränkten Kreise, oder vielmehr bloß in der Gesellschaft einer alten frommen Dame, die mit ihm in Einem Hause wohnte, und sich von wenigen Renten erhielt. In dieser Zeit gewann er den einen Proceß und bald darauf den andern; allein seine Gesundheit war untergraben und das Glück seines Lebens verloren. Bei einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine schwere Krankheit; der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm sein Urtheil ohne Widerwillen, nur wünschte er seine schöne Freundin noch einmal zu sehen. Er schickte seinen Bedienten zu ihr, der sonst in glücklichen Zeiten manche günstige Antwort gebracht hatte. Er ließ sie bitten sie schlug es ab. Er schickte zum zweytenmal

und ließ sie beschwören; sie beharrte auf ihrem Sinne. Endlich, es war schon tief in der Nacht, sendete er zum drittenmal; sie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit, denn ich war eben mit dem Marchese und einigen andern Freunden bei ihr zum Abendessen. Ich rieth ihr und bat sie, dem Freunde den letzten Liebesdienst zu erzeigen; sie schien unentschlossen, aber nach einigem Nachdenken nahm sie sich zusammen. Sie schickte den Bedienten mit einer abschläglichen Antwort weg, und er kam nicht wieder.

Wir saßen nach Tische in einem vertrauten Gespräch und waren alle heiter und gutes Muths. Es war gegen Mitternacht, als sich auf einmal eine klägliche, durchdringende, ängstliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zusammen, sahen einander an und sahen uns um, was aus diesem Abenteuer werden sollte. Die Stimme schien an den Wänden zu verklingen, wie sie aus der Mitte des Zimmers hervorgedrungen war. Der Marchese stand auf und sprang an's Fenster, und wir andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig da lag. Sie kam erst langsam zu sich selbst. Der eifersüchtige und heftige Italiäner sah kaum ihre wieder aufgeschlagenen Augen, als er ihr bittre Vorwürfe machte. Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden, sagte er, so lassen Sie doch solche weniger auffallend und heftig seyn. Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geistes, daß, da sie

jederman und zu jeder Zeit bei sich zu sehen das Recht habe, sie wohl schwerlich solche traurige und schreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich Schreckhaftes. Seine langen nachdröhnenden Schwingungen waren uns allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entstellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe Nacht bei ihr bleiben. Es ließ sich nichts weiter hören. Die andre Nacht dieselbe Gesellschaft, nicht so heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieselbige Zeit derselbe gewaltsame, fürchterliche Ton.

Wir hatten indessen über die Art des Schreies und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt, und unsre Vermuthungen erschöpft. Was soll ich weitläufig seyn? So oft sie zu Hause aß, ließ er sich um dieselbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal stärker, manchmal schwächer. Ganz Neapel sprach von diesem Vorfall. Alle Leute des Hauses, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhaftesten Theil daran, ja die Policey ward aufgerufen. Man stellte Spione und Beobachter aus. Denen auf der Gasse schien der Klang aus der freien Luft zu entspringen, und in dem Zimmer hörte man ihn gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe. So oft sie auswärts aß, vernahm man nichts; so oft sie zu Hause war, ließ sich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hauſe blieb ſie nicht ganz von dieſem böſen Begleiter verſchont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die erſten Häuſer geöffnet. Sie war als eine gute Geſellſchafterin überall willkommen, und ſie hatte ſich, um dem böſen Gaſte zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hauſe zu ſeyn.

Ein Mann, durch ſein Alter und ſeine Stelle ehrwürdig, führte ſie eines Abends in ſeinem Wagen nach Hauſe. Als ſie vor ihrer Thüre von ihm Abſchied nimmt, entſteht der Klang zwiſchen ihnen beiden, und man hebt dieſen Mann, der ſo gut wie tauſend andere die Geſchichte wußte, mehr todt als lebendig in ſeinen Wagen.

Ein andermal fährt ein junger Tenor, den ſie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt, eine Freundin zu beſuchen. Er hatte von dieſem ſeltſamen Phänomen reden hören und zweifelte, als ein muntrer Knabe, an einem ſolchen Wunder. Sie ſprachen von der Begebenheit. Ich wünſchte doch auch, ſagte er, die Stimme Ihres unſichtbaren Begleiters zu hören; rufen Sie ihn doch auf, wir ſind ja zu Zweyen, und werden uns nicht fürchten. Leichtſinn oder Kühnheit, ich weiß nicht was ſie vermochte, genug ſie ruft dem Geiſte, und in dem Augenblicke entſteht mitten im Wagen der ſchmetternde Ton, läßt ſich dreymal ſchnell hinter einander gewaltſam hören und verſchwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hauſe ihrer Freundin

fand man beide ohnmächtig im Wagen, nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich, und vernahm was ihnen begegnet sey.

Die Schöne brauchte einige Zeit sich zu erholen. Dieser immer erneuerte Schrecken griff ihre Gesundheit an, und das klingende Gespenst schien ihr einige Frist zu verstatten, ja sie hoffte sogar, weil es sich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreit zu seyn. Allein diese Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Carneval unternahm sie mit einer Freundin und einem Kammermädchen eine kleine Lustreise. Sie wollte einen Besuch auf dem Lande machen; es war Nacht ehe sie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten sie in einem schlechten Wirthshaus übernachten und sich so gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundin sich niedergelegt und das Kammermädchen, nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin in's andre Bette steigen, als diese scherzend zu ihr sagte: wir sind hier am Ende der Welt, und das Wetter ist abscheulich, sollte er uns wohl hier finden können? Im Augenblick ließ er sich hören, stärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders als die Hölle sey im Zimmer, sprang aus dem Bette, lief, wie sie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zusammen. Niemand that diese Nacht ein Auge zu. Allein es war

auch das letztemal daß sich der Ton hören ließ. Doch hatte leider der ungebetene Gast bald eine andere lästigere Weise seine Gegenwart anzuzeigen.

Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten als auf einmal Abends zur gewöhnlichen Stunde, da sie mit ihrer Gesellschaft zu Tische saß, ein Schuß, wie aus einer Flinte oder stark geladnen Pistole, zum Fenster herein fiel. Alle hörten den Knall, alle sahen das Feuer, aber bei näherer Untersuchung fand man die Scheibe ohne die mindeste Verletzung. Deßungeachtet nahm die Gesellschaft den Vorfall sehr ernsthaft, und alle glaubten, daß man der Schönen nach dem Leben stehe. Man eilt nach der Policey, man untersucht die benachbarten Häuser, und da man nichts Verdächtiges findet, stellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten. Man durchsucht genau das Haus worin sie wohnt, man vertheilt Spione auf der Straße.

Alle diese Vorsicht war vergebens. Drey Monate hinter einander fiel in demselbigen Augenblicke der Schuß durch dieselbe Fensterscheibe ohne das Glas zu verletzen, und, was merkwürdig war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach der italiänischen Uhr gezählt wird und Mitternacht daselbst eigentlich keine Epoche macht.

Man gewöhnte sich endlich an diese Erscheinung wie an die vorige, und rechnete dem Geiste seine unschädliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel

manchmal ohne die Gesellschaft zu erschrecken, oder sie in ihrem Gespräch zu unterbrechen.

Eines Abends, nach einem sehr warmen Tage, öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenster und trat mit dem Marchese auf den Balcon. Kaum standen sie einige Minuten draußen, als der Schuß zwischen ihnen beiden durchfiel und sie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer schleuderte, wo sie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als sie sich wieder erholt hatten, fühlte er auf der linken, sie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige, und da man sich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherlei scherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ sich dieser Schall im Hause nicht wieder hören, und sie glaubte nun endlich ganz von ihrem unsichtbaren Verfolger befreit zu seyn, als auf einem Wege, den sie des Abends mit einer Freundin machte, ein unvermuthetes Abenteuer sie nochmals auf das gewaltsamste erschreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaja, wo ehemals der geliebte genuesische Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondschein. Eine Dame, die bei ihr saß, fragte: ist das nicht das Haus, in welchem der Herr * gestorben ist? Es ist eins von diesen beiden, so viel ich weiß, sagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus einem dieser beiden Häuser der Schuß und drang durch den Wagen durch.

Der

Der Kutſcher glaubte angegriffen zu ſeyn und fuhr mit aller möglichen Geſchwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Beſtimmung hob man die beiden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieſer Schrecken war auch der letzte. Der unſichtbare Begleiter änderte ſeine Methode, und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenſtern ein lautes Händeklatſchen. Sie war als beliebte Sängerin und Schauſpielerin dieſen Schall ſchon mehr gewohnt. Er hatte an ſich nichts Schreckliches und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuſchreiben. Sie gab wenig darauf Acht; ihre Freunde waren aufmerkſamer und ſtellten, wie das vorigemal, Poſten aus. Sie hörten den Schall, ſahen aber vor wie nach niemand, und die meiſten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieſer Erſcheinungen.

Nach einiger Zeit verlor ſich auch dieſer Klang und verwandelte ſich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodiſch, aber unglaublich angenehm und lieblich. Sie ſchienen den genaueſten Beobachtern von der Ecke einer Querſtraße her zu kommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenſter hinzuſchweben und dann dort auf das ſanfteſte zu verklingen. Es war als wenn ein himmliſcher Geiſt durch ein ſchönes Präludium aufmerkſam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff ſey. Auch dieſer Ton verſchwand endlich und ließ ſich nicht mehr hören, nach-

dem die ganze wunderbare Geſchichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte.

Als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, fing die Geſellſchaft an ihre Gedanken und Zweifel über dieſe Geſchichte zu äußern, ob ſie wahr ſey, ob ſie auch wahr ſeyn könne?

Der Alte behauptete, ſie müſſe wahr ſeyn, wenn ſie intereſſant ſeyn ſolle: denn für eine erfundene Geſchichte habe ſie wenig Verdienſt. Jemand bemerkte darauf: es ſcheine ſonderbar, daß man ſich nicht nach dem abgeſchiedenen Freunde und nach den Umſtänden ſeines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht einiges zur Aufklärung der Geſchichte hätte genommen werden können.

Auch dieſes iſt geſchehen, verſetzte der Alte; ich war ſelbſt neugierig genug, ſogleich nach der erſten Erſcheinung in ſein Haus zu gehen, und unter einem Vorwand die Dame zu beſuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn geſorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenſchaft für das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit ſeines Lebens faſt allein von ihr geſprochen und ſie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgeſtellt habe.

Als ſeine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünſcht als ſie vor ſeinem Ende noch einmal zu ſehen, wahrſcheinlich in der Hoffnung, nur noch eine zärtliche Aeußerung, eine Reue oder ſonſt irgend

ein Zeichen der Liebe und Freundschaft von ihr zu erzwingen. Desto schrecklicher sey ihm ihre anhaltende Weigerung gewesen, und sichtbar habe die letzte entscheidende abschlägliche Antwort sein Ende beschleunigt. Verzweifelnd habe er ausgerufen: Nein, es soll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tode soll sie keine Ruhe vor mir haben. Mit dieser Heftigkeit verschied er und nur zu sehr mußten wir erfahren, daß man auch jenseits des Grabes Wort halten könne.

Die Gesellschaft fing auf's neue an über die Geschichte zu meinen und zu urtheilen. Zuletzt sagte der Bruder Fritz: ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äußern will, als bis ich nochmals alle Umstände in mein Gedächtniß zurück gerufen und meine Combinationen besser geprüft habe.

Als man lebhafter in ihn drang, suchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er sich erbot, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Interesse nicht gleiche, aber doch auch von der Art sey, daß man sie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

Bei einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Familie bewohnte, war eine Waise erzogen worden, die, als sie herangewachsen und vierzehn Jahr alt war, meist um die

Dame vom Hauſe ſich beſchäftigte und die nächſten Dienſte ihrer Perſon verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden, und ſie ſchien nichts weiter zu wünſchen, als durch Aufmerkſamkeit und Treue ihren Wohlthätern dankbar zu ſeyn. Sie war wohlgebildet, und es fanden ſich einige Freyer um ſie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieſer Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und ſie zeigte auch nicht das mindeſte Verlangen ihren Zuſtand zu ändern.

Auf einmal begabs ſich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hauſe Geſchäfte halber herumging, unter ihr, hier und da, pochen hörte. Anfangs ſchien es zufällig, aber da das Klopfen nicht aufhörte und beinahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward ſie ängſtlich und traute ſich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau heraus zu gehen, als in welchem ſie allein Ruhe hatte.

Dieſes Pochen ward von jederman vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr ſtand. Anfangs ſcherzte man darüber, endlich aber fing die Sache an unangenehm zu werden. Der Herr vom Hauſe, der von einem lebhaften Geiſt war, unterſuchte nun ſelbſt die Umſtände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht ſowohl indem ſie den Fuß aufſetzte, als indem ſie ihn zum Weiterſchreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig, und beſonders waren ſie ſehr

ſtark, wenn ſie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am heftigſten war, gleich hinter ihr einige Dielen aufreißen. Es fand ſich nichts, außer daß bei dieſer Gelegenheit ein paar große Ratten zum Vorſchein kamen, deren Jagd viel Lärm im Hauſe verurſachte.

Entrüſtet über dieſe Begebenheit und Verwirrung griff der Hausherr zu einem ſtrengen Mittel, nahm ſeine größte Hetzpeitſche von der Wand und ſchwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn ſich noch ein einzigmal das Pochen hören ließe. Von der Zeit an ging ſie ohne Anfechtung im ganzen Hauſe herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter.

Woraus man denn deutlich ſieht, fiel Luiſe ein, daß das ſchöne Kind ſein eignes Geſpenſt war, und aus irgend einer Urſache ſich dieſen Spaß gemacht und ſeine Herrſchaft zum beſten gehabt hatte.

Keinesweges, verſetzte Fritz: denn diejenigen, welche dieſe Wirkung einem Geiſte zuſchrieben, glaubten, ein Schutzgeiſt wolle zwar das Mädchen aus dem Hauſe haben, aber ihr doch kein Leids zufügen laſſen. Andere nahmen es näher und hielten dafür, daß einer ihrer Liebhaber die Wiſſenſchaft oder das Geſchick gehabt habe, dieſe Töne zu erregen, um das Mädchen

aus dem Hauſe in ſeine Arme zu nöthigen. Dem ſey wie ihm wolle, das gute Kind zehrte ſich über dieſen Vorfall beinah völlig ab, und ſchien einem traurigen Geiſte gleich, da ſie vorher friſch, munter und die Heiterſte im ganzen Hauſe geweſen. Aber auch eine ſolche körperliche Abnahme läßt ſich auf mehr als eine Weiſe deuten.

Es iſt Schade, verſetzte Carl, daß man ſolche Vorfälle nicht genau unterſucht, und daß man bei Beurtheilung der Begebenheiten, die uns ſo ſehr intereſſiren, immer zwiſchen verſchiedenen Wahrſcheinlichkeiten ſchwanken muß, weil die Umſtände, unter welchen ſolche Wunder geſchehen, nicht alle bemerkt ſind.

Wenn es nur nicht überhaupt ſo ſchwer wäre zu unterſuchen, ſagte der Alte, und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwiſchen laſſe, worin Betrug und Irrthum ſich verſtecken könne. Vermag man denn einem Taſchenſpieler ſo leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wiſſen, daß er uns zum beſten hat?

Kaum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein ſehr ſtarker Knall ſich hören ließ. Alle fuhren auf, und Carl ſagte ſcherzend: es wird ſich doch kein ſterbender Liebhaber hören laſſen?

Er hätte gewünſcht ſeine Worte wieder zurück zu

nehmen, denn Luise ward bleich und gestand, daß sie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Fritz, um sie zu zerstreuen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtische, der in der Ecke stand. Die gewölbte Decke desselben war quer völlig durchgerissen; man hatte also die Ursache des Klanges; aber deßungeachtet fiel es ihnen auf, daß dieser Schreibtisch von Röntgens bester Arbeit, der schon mehrere Jahre an demselben Platze stand, in diesem Augenblicke zufällig gerissen seyn sollte. Man hatte ihn oft als Muster einer vortrefflichen und dauerhaften Tischlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun sollte er auf einmal reißen, ohne daß in der Luft die mindeste Veränderung zu spüren war.

Geschwind, sagte Carl, laßt uns zuerst diesen Umstand berichtigen und nach dem Barometer sehen.

Das Quecksilber hatte seinen Stand vollkommen, wie seit einigen Tagen; das Thermometer selbst war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit sich brachte.

Schade, daß wir nicht einen Hygrometer bei der Hand haben, rief er aus: gerade das Instrument wäre das nöthigste!

Es scheint, sagte der Alte, daß uns immer die nöthigsten Instrumente abgehen, wenn wir Versuche auf Geister anstellen wollen.

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Haſt herein kam und meldete, daß man ein ſtarkes Feuer am Himmel ſehe, jedoch nicht wiſſe, ob es in der Stadt oder in der Gegend ſey.

Da man durch das vorhergehende ſchon empfänglicher für den Schrecken geworden war, ſo wurden alle mehr, als es vielleicht ſonſt geſchehen ſeyn würde, von der Nachricht betroffen. Fritz eilte auf das Belvedere des Hauſes, wo auf einer großen horizontalen Scheibe die Charte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hülfe man auch bei Nacht die verſchiedenen Lagen der Orte ziemlich genau beſtimmen konnte. Die andern blieben, nicht ohne Sorgen und Bewegung, bei einander.

Fritz kam zurück und ſagte: ich bringe keine gute Nachricht. Denn höchſt wahrſcheinlich iſt der Brand nicht in der Stadt, ſondern auf dem Gute unſerer Tante. Ich kenne die Richtung ſehr genau und fürchte nicht mich zu irren. Man bedauerte die ſchönen Gebäude und überrechnete den Verluſt. Indeſſen, ſagte Fritz, iſt mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigſtens über das ſonderbare Anzeichen des Schreibtiſches beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berichtigen, in der wir den Klang gehört haben. Sie rechneten zurück und es konnte etwa halb Zwölfe geweſen ſeyn.

Nun, ihr mögt lachen oder nicht, fuhr Fritz fort,

will ich euch meine Muthmaßung erzählen. Ihr wißt, daß unſre Mutter ſchon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte ſagen einen gleichen Schreibtiſch an unſre Tante geſchenkt hat. Beide waren zu Einer Zeit, aus Einem Holze, mit der größten Sorgfalt von Einem Meiſter verfertigt; beide haben ſich bisher trefflich gehalten, und ich wollte wetten, daß in dieſem Augenblicke mit dem Luſthauſe unſrer Tante der zweyte Schreibtiſch verbrennt, und daß ſein Zwillingsbruder auch davon leidet. Ich will mich morgen ſelbſt aufmachen und dieſes ſeltſame Factum ſo gut als möglich zu berichtigen ſuchen.

Ob Friedrich wirklich dieſe Meinung hegte, oder ob der Wunſch, ſeine Schweſter zu beruhigen, ihm zu dieſem Einfall geholfen, wollen wir nicht entſcheiden; genug ſie ergriffen die Gelegenheit über manche unläugbare Sympathien zu ſprechen, und fanden am Ende eine Sympathie zwiſchen Hölzern die auf Einem Stamm erzeugt worden, zwiſchen Werken die Ein Künſtler verfertigt, noch ziemlich wahrſcheinlich. Ja ſie wurden einig, dergleichen Phänomene eben ſo gut für Naturphänomene gelten zu laſſen, als andere, welche ſich öfter wiederholen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

Ueberhaupt, ſagte Carl, ſcheint mir, daß jedes Phänomen, ſo wie jedes Factum an ſich eigentlich das Intereſſante ſey. Wer es erklärt oder mit andern Be-

gebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß, und hat uns zum besten, wie z. B. der Naturforscher und Historienschreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist. Wenn gegen Mitternacht die Flamm den Schreibtisch der Tante verzehrt hat, so ist das sonderbare Reißen des unsern zu gleicher Zeit für uns eine wahre Begebenheit, sie mag übrigens erklärbar seyn und zusammenhängen mit was sie will.

So tief es auch schon in der Nacht war, fühlte niemand eine Neigung zu Bette zu gehen, und Carl erbot sich gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die nicht minder interessant sey, ob sie sich gleich vielleicht eher erklären und begreifen lasse, als die vorigen.

Der Marschall von Bassompierre, sagte er, erzählt sie in seinen Memoiren; es sey mir erlaubt in seinem Namen zu reden.

Seit fünf oder sechs Monaten hatte ich bemerkt, so oft ich über die kleine Brücke ging (denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht erbauet), daß eine schöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwey Engeln kenntlich war, sich tief und wiederholt vor mir neigte und mir so weit nachsah, als sie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf, ich sah sie gleichfalls an und dankte ihr sorgfältig. Einst ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke herauf kam, trat

ſie an ihre Ladenthüre und ſagte zu mir, indem ich vorbeiritt: mein Herr, Ihre Dienerin! Ich erwiederte ihren Gruß und indem ich mich von Zeit zu Zeit umſah, hatte ſie ſich weiter vorgelehnt, um mir ſo weit als möglich nachzuſehen.

Ein Bedienter nebſt einem Poſtillon folgten mir, die ich noch dieſen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurück ſchicken wollte. Auf meinen Befehl ſtieg der Bediente ab und ging zu der jungen Frau, ihr in meinem Namen zu ſagen, daß ich ihre Neigung mich zu ſehen und zu grüßen bemerkt hätte; ich wollte, wenn ſie wünſchte mich näher kennen zu lernen, ſie aufſuchen, wo ſie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten: er hätte ihr keine beſſere Neuigkeit bringen können, ſie wollte kommen, wohin ich ſie beſtellte, nur mit der Bedingung, daß ſie eine Nacht mit mir unter Einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorſchlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zuſammenkommen könnten? Er antwortete, daß er ſie zu einer gewiſſen Kupplerin führen wollte; rathe mir aber, weil die Peſt ſich hier und da zeige, Matratzen, Decken und Leintücher aus meinem Hauſe hinbringen zu laſſen. Ich nahm den Vorſchlag an, und er verſprach mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine ſehr ſchöne Frau von ungefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen

Nachtmütze, einem sehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von grünwollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen, und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir außerordentlich, und da ich mir einige Freiheiten herausnehmen wollte, lehnte sie meine Liebkosungen mit sehr guter Art ab und verlangte mit mir zwischen zwey Leintüchern zu seyn. Ich erfüllte ihr Begehren und kann sagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt habe, noch von irgend einer mehr Vergnügen genossen hätte. Den andern Morgen fragte ich sie: ob ich sie nicht noch einmal sehen könnte, ich verreise erst Sonntag; und wir hatten die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir: daß sie es gewiß lebhafter wünsche als ich; wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, sey es ihr unmöglich; denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne sie mich wieder sehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, sagte sie: Ihr seyd wohl meiner in diesem Augenblicke schon überdrüssig und wollt nun Sonntags verreisen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen.

Ich war leicht zu überreden, versprach ihr den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nämlichen Orte einzufinden. Darauf

antwortete sie mir: ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein schändliches Haus um Ihrentwillen gekommen bin; aber ich habe es freiwillig gethan, und ich hatte ein so unüberwindliches Verlangen mit Ihnen zu seyn, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenschaft bin ich an diesen abscheulichen Ort gekommen, aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweytenmal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes sterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch irgend jemand zu Willen gewesen bin, und nach irgend einem andern verlange! Aber was thäte man nicht für eine Person, die man liebt und für einen Bassompierre? Um seinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch seine Gegenwart diesen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal sehen, so will ich Euch bei meiner Tante einlassen.

Sie beschrieb mir das Haus auf's genaueste und fuhr fort: ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch später, die Thüre soll offen seyn. Erst findet Ihr einen kleinen Gang, in dem haltet Euch nicht auf, denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann stößt Euch eine Treppe sogleich entgegen, die Euch in's erste Geschoß führt, wo ich Euch mit offnen Armen empfangen werde.

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Un-

geduld die Sonntagsnacht, in der ich das schöne Weibchen wieder sehen sollte. Um zehn Uhr war ich schon am bestimmten Orte. Ich fand die Thüre, die sie mir bezeichnet hatte, sogleich, aber verschlossen und im ganzen Hause Licht, das sogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzulodern schien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsstimme, die mich fragte, wer draußen sey?

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand sie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erstaunt war ich, als ich in dem Zimmer ein paar Leute fand, welche Bettstroh verbrannten, und bei der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwey nackte Körper auf dem Tische ausgestreckt sahe. Ich zog mich eilig zurück und stieß im Hinausgehen auf ein paar Todtengräber, die mich fragten, was ich suchte? Ich zog den Degen, um sie mir vom Leibe zu halten, und kam nicht unbewegt von diesem seltsamen Anblick nach Hause. Ich trank sogleich drey bis vier Gläser Wein, ein Mittel gegen die pestilenzialischen Einflüsse, das man in Deutschland sehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruhet, den andern Tag meine Reise nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieser Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich ging sogar nach dem Laden der zwey

Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin geseſſen hatte.

Dieſes Abenteuer begegnete mir mit einer Perſon vom geringen Stande, aber ich verſichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eins der reizendſten geweſen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnſucht an das ſchöne Weibchen habe denken können.

Auch dieſes Räthſel, verſetzte Fritz, iſt ſo leicht nicht zu löſen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hauſe mit an der Peſt geſtorben, oder ob ſie es nur dieſes Umſtands wegen vermieden habe.

Hätte ſie gelebt, verſetzte Carl, ſo hätte ſie ihren Geliebten gewiß auf der Gaſſe erwartet, und keine Gefahr hätte ſie abgehalten, ihn wieder aufzuſuchen. Ich fürchte immer, ſie hat mit auf dem Tiſche gelegen.

Schweigt, ſagte Luiſe: die Geſchichte iſt gar zu ſchrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit ſolchen Bildern zu Bette legen!

Es fällt mir noch eine Geſchichte ein, ſagte Carl, die artiger iſt und die Baſſompierre von einem ſeiner Vorfahren erzählt.

Eine ſchöne Frau, die den Ahnherrn außerordentlich liebte, beſuchte ihn alle Montage auf ſeinem Sommerhauſe, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er ſeine Frau glauben ließ, daß er dieſe Zeit zu einer Jagdpartie beſtimmt habe.

Zwey Jahre hatten sie sich ununterbrochen auf diese Weise gesehen, als seine Frau einigen Verdacht schöpfte, sich eines Morgens nach dem Sommerhause schlich und ihren Gemahl mit der Schönen in tiefem Schlafe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen sie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleier vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleier erblickte, that sie einen hellen Schrei, brach in laute Klagen aus und jammerte, daß sie ihren Geliebten nicht mehr wiedersehen, ja daß sie sich ihm auf hundert Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem sie ihm drey Geschenke, ein kleines Fruchtmaß, einen Ring und einen Becher für seine drey rechtmäßigen Töchter verehrt und ihm die größte Sorgfalt für diese Gaben anbefohlen hatte. Man hob sie sorgfältig auf, und die Abkömmlinge dieser drey Töchter glaubten die Ursache manches glücklichen Ereignisses in dem Besitz dieser Gabe zu finden.

Das sieht nun schon eher dem Mährchen der schönen Melusine und andern dergleichen Feengeschichten ähnlich, sagte Luise.

Und doch hat sich eine solche Tradition, versetzte Friedrich, und ein ähnlicher Talisman in unserm Hause erhalten.

Wie wäre denn das? fragte Carl.

Es ist ein Geheimniß, versetzte jener: nur der älteste Sohn

Sohn darf es allenfalls bei Lebzeiten des Vaters erfahren, und nach ſeinem Tode das Kleinod beſitzen.

Du haſt es alſo in Verwahrung? fragte Luiſe.

Ich habe wohl ſchon zu viel geſagt, verſetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete um ſich hinweg zu begeben.

Die Familie hatte zuſammen, wie gewöhnlich, das Frühſtück eingenommen und die Baroneſſe ſaß wieder an ihrem Strickrahmen. Nach einem kurzen allgemeinen Stillſchweigen begann der geiſtliche Hausfreund mit einigem Lächeln: es iſt zwar ſelten, daß Sänger, Dichter und Erzähler, die eine Geſellſchaft zu unterhalten verſprechen, es zur rechten Zeit thun; vielmehr laſſen ſie ſich gewöhnlich, wo ſie willig ſeyn ſollten, ſehr dringend bitten, und ſind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gern ablehnen möchte. Ich hoffe daher eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in dieſem Augenblicke gelegen ſey, irgend eine Geſchichte anzuhören?

Recht gerne, verſetzte die Baroneſſe, und ich glaube es werden alle übrigen mit mir übereinſtimmen. Doch wenn Sie uns eine Geſchichte zur Probe geben wollen, ſo muß ich Ihnen ſagen, welche Art ich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bei welchen, nach Weiſe der Tauſend und Einen Nacht, Eine Begebenheit in die andere eingeſchachtelt, Ein Intereſſe durch das andere verdrängt wird; wo ſich der Erzähler

genöthigt ſieht, die Neugierde, die er auf eine leichtſinnige Weiſe erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen, und die Aufmerkſamkeit, anſtatt ſie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch ſeltſame und keineswegs lobenswürdige Kunſtgriffe aufzuſpannen. Ich tadle das Beſtreben, aus Geſchichten, die ſich der Einheit des Gedichts nähern ſollen, rhapſodiſche Räthſel zu machen und den Geſchmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenſtände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frei, aber laſſen Sie uns wenigſtens an der Form ſehen, daß wir in guter Geſellſchaft ſind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geſchichte von wenig Perſonen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht iſt, wahr, natürlich und nicht gemein, ſo viel Handlung als unentbehrlich und ſo viel Geſinnung als nöthig; die nicht ſtill ſteht, ſich nicht auf Einem Flecke zu langſam bewegt, ſich aber auch nicht übereilt; in der die Menſchen erſcheinen wie man ſie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber intereſſant und liebenswürdig. Ihre Geſchichte ſey unterhaltend, ſo lange wir ſie hören, befriedigend, wenn ſie zu Ende iſt, und hinterlaſſe uns einen ſtillen Reiz weiter nachzudenken.

Kennte ich Sie nicht beſſer, gnädige Frau, verſetzte der Geiſtliche, ſo würde ich glauben, Ihre Abſicht ſey, mein Waarenlager, noch eh' ich irgend etwas davon ausgekramt habe, durch dieſe hohen und

ſtrengen Forderungen völlig in Mißcredit zu ſetzen. Wie ſelten möchte man Ihnen nach Ihrem Maßſtab Genüge leiſten können. Selbſt in dieſem Augenblicke, fuhr er fort, als er ein wenig nachgedacht, nöthigen Sie mich, die Erzählung die ich im Sinne hatte, zurück zu ſtellen und auf eine andere Zeit zu verlegen; und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geſchichte, an die ich aber immer mit einiger Vorliebe gedacht habe, ſogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfange.

In einer Italiäniſchen Seeſtadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der ſich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabei ein guter Seemann und hatte große Reichthümer erworben, indem er ſelbſt nach Alexandria zu ſchiffen, koſtbare Waaren zu erkaufen oder einzutauſchen pflegte, die er alsdann zu Hauſe wieder abzuſetzen oder in die nördlichen Gegenden Europens zu verſenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um ſo mehr, als er in ſeiner Geſchäftigkeit ſelbſt das größte Vergnügen fand, und ihm keine Zeit zu koſtſpieligen Zerſtreuungen übrig blieb.

Bis in ſein funfzigſtes Jahr hatte er ſich auf dieſe Weiſe emſig fortbeſchäftigt, und ihm war von den geſelligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verſtehen; eben ſo wenig hatte das ſchöne Geſchlecht, bei

allen Vorzügen seiner Landsmännimen, seine Aufmerksamkeit weiter erregt, als insofern er ihre Begierde nach Schmuck und Kostbarkeiten sehr wohl kannte, und sie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig versah er sich daher auf die Veränderung, die in seinem Gemüthe vorgehen sollte, als eines Tags sein reich beladen Schiff in den Hafen seiner Vaterstadt einlief, eben an einem jährlichen Feste, das besonders der Kinder wegen gefeyert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienste in allerlei Verkleidungen sich zu zeigen, bald in Processionen, bald in Schaaren durch die Stadt zu scherzen, und sodann im Felde auf einem großen freien Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunststücke und Geschicklichkeiten zu zeigen, und in artigem Wettstreit ausgesetzte kleine Preise zu gewinnen.

Anfangs wohnte unser Seemann dieser Feyer mit Vergnügen bei; als er aber die Lebenslust der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet und so viele Menschen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmsten aller Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm, bei einer Rückkehr auf sich selbst, sein einsamer Zustand äußerst auffallen. Sein leeres Haus fing zum erstenmal an, ihm ängstlich zu werden, und er klagte sich selbst in seinen Gedanken an.

O ich Unglückseliger! warum gehn mir so spät die

Augen auf? Warum erkenne ich erſt im Alter jene Güter, die allein den Menſchen glücklich machen? So viel Mühe! ſo viel Gefahren! was haben ſie mir verſchafft? Sind gleich meine Gewölbe voll Waaren, meine Kiſten voll edler Metalle, und meine Schränke voll Schmuck und Kleinodien, ſo können doch dieſe Güter mein Gemüth weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich ſie aufhäufe, deſto mehr Geſellen ſcheinen ſie zu verlangen; ein Kleinod fordert das andere, ein Goldſtück das andere. — Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; ſie rufen mir ungeſtüm zu: geh und eile, ſchaffe noch mehr unſersgleichen herbei! Gold erfreut ſich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinodes. So gebieten ſie mir ſchon die ganze Zeit meines Lebens, und erſt ſpät fühle ich, daß mir in allem dieſem kein Genuß bereitet iſt. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und ſage zu mir: du genießeſt dieſe Schätze nicht, und niemand wird ſie nach dir genießen! Haſt du jemals eine geliebte Frau damit geſchmückt? haſt du eine Tochter damit ausgeſtattet? haſt du einen Sohn in den Stand geſetzt, ſich die Neigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befeſtigen? Niemals! Von allen deinen Beſitzthümern haſt du, hat niemand der Deinigen etwas beſeſſen, und was du mühſam zuſammen gebracht haſt, wird nach deinem Tode ein Fremder leichtfertig verpraſſen.

O wie anders werden heute Abend jene glücklichen Eltern ihre Kinder um den Tisch verſammeln, ihre Geſchicklichkeit preiſen, und ſie zu guten Thaten aufmuntern! Welche Luſt glänzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung ſchien aus dem gegenwärtigen zu entſpringen! Sollteſt du denn aber ſelbſt gar keine Hoffnung faſſen können? Biſt du denn ſchon ein Greis? Iſt es nicht genug, die Verſäumniß einzuſehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen iſt? Nein, in deinem Alter iſt es noch nicht thöricht, an's Freyen zu denken, mit deinen Gütern wirſt du ein braves Weib erwerben und glücklich machen; und ſiehſt du noch Kinder in deinem Hauſe, ſo werden dir dieſe ſpätern Früchte den größten Genuß geben, anſtatt daß ſie oft denen, die ſie zu früh vom Himmel erhalten, zur Laſt werden und zur Verwirrung gereichen.

Als er durch dieſes Selbſtgeſpräch ſeinen Vorſatz bei ſich befeſtigt hatte, rief er zwey Schiffsgeſellen zu ſich und eröffnete ihnen ſeine Gedanken. Sie, die gewohnt waren in allen Fällen willig und bereit zu ſeyn, fehlten auch dießmal nicht, und eilten, ſich in der Stadt nach den jüngſten und ſchönſten Mädchen zu erkundigen: denn ihr Patron, da er einmal nach dieſer Waare lüſtern ward, ſollte auch die beſte finden und beſitzen.

Er ſelbſt feyerte ſo wenig als ſeine Abgeſandten.

Er ging, fragte, sah und hörte, und fand bald was er suchte in einem Frauenzimmer, das in diesem Augenblick das schönste der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ungefähr sechszehn Jahr alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Gestalt und Wesen das Angenehmste zeigte, und das Beste versprach.

Nach einer kurzen Unterhaltung, durch welche der vortheilhafteste Zustand, sowohl bei Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes, der Schönen versichert war, vollzog man die Heirath mit großer Pracht und Lust, und von diesem Tage an fühlte sich unser Handelsmann zum erstenmal im wirklichen Besitz und Genuß seiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die schönsten und reichsten Stoffe zur Bekleidung des schönen Körpers, die Juwelen glänzten ganz anders an der Brust und in den Haaren seiner Geliebten, als ehemals im Schmuckkästchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Werth von der Hand die sie trug.

So fühlte er sich nicht allein so reich, sondern reicher als bisher, indem seine Güter sich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren schienen. Auf diese Weise lebte das Paar fast ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er schien seine Liebe zu einem thätigen und herumstreifenden Leben gegen das Gefühl häuslicher Glückseligkeit gänzlich vertauscht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt sich so leicht nicht ab, und eine Richtung, die wir früh genommen,

kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unser Handelsmann oft, wenn er andere sich einschiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren sah, wieder die Regungen seiner alten Leidenschaft gefühlt, ja er hatte selbst in seinem Hause, an der Seite seiner Gattin, manchmal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieses Verlangen vermehrte sich mit der Zeit und verwandelte sich zuletzt in eine solche Sehnsucht, daß er sich äußerst unglücklich fühlen mußte, und — zuletzt wirklich krank ward.

Was soll nun aus dir werden? sagte er zu sich selbst. Du erfährst nun wie thöricht es ist, in späten Jahren eine alte Lebensweise gegen eine neue zu vertauschen. Wie sollen wir das, was wir immer getrieben und gesucht haben, aus unsern Gedanken, ja aus unsern Gliedern wieder heraus bringen? Und wie geht es mir nun? der ich bisher wie ein Fisch das Wasser, wie ein Vogel die freie Luft geliebt, da ich mich in einem Gebäude bei allen Schätzen und bei der Blume aller Reichthümer, bei einer schönen jungen Frau eingesperrt habe? Anstatt daß ich dadurch hoffte Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, so scheint es mir, daß ich alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menschen für Thoren, welche in rastloser Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen suchen; denn die

Thätigkeit iſt das Glück, und für den, der die Freuden eines ununterbrochenen Beſtrebens empfinden kann, iſt der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel an Beſchäftigung werde ich elend, aus Mangel an Bewegung krank, und wenn ich keinen andern Entſchluß faſſe, ſo bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

Freilich iſt es ein gewagtes Unternehmen, ſich von einer jungen liebenswürdigen Frau zu entfernen. Iſt es billig um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freyen, und ſie nach einer kurzen Zeit ſich ſelbſt, der langen Weile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlaſſen? Spazieren dieſe jungen ſeidnen Herren nicht ſchon jetzt vor meinen Fenſtern auf und ab? Suchen ſie nicht ſchon jetzt, in der Kirche und in Gärten, die Aufmerkſamkeit meines Weibchens an ſich zu ziehen? und was wird erſt geſchehen, wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bei ihrer Conſtitution wäre es thöricht zu hoffen, daß ſie ſich der Freuden der Liebe enthalten könnte. Entfernſt du dich, ſo wirſt du bei deiner Rückkunft die Neigung deines Weibes, und ihre Treue zugleich mit der Ehre deines Hauſes verloren haben.

Dieſe Betrachtungen und Zweifel, mit denen er ſich eine Zeit lang quälte, verſchlimmerten den Zuſtand, in dem er ſich befand, auf's äußerſte. Seine Frau, ſeine Verwandten und Freunde betrübten ſich um ihn,

ohne daß sie die Ursache seiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich ging er nochmals bei sich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: Thörichter Mensch! du lässest es dir so sauer werden, ein Weib zu bewahren, das du doch bald, wenn dein Uebel fortdauert, sterbend hinter dir und einem andern lassen mußt. Ist es nicht wenigstens klüger und besser, du suchst das Leben zu erhalten, wenn du gleich in Gefahr kommst, an ihr dasjenige zu verlieren, was als das höchste Gut der Frauen geschätzt wird. Wie mancher Mann kann durch seine Gegenwart den Verlust dieses Schatzes nicht hindern, und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann. Warum solltest du nicht Muth haben, dich eines solchen Gutes zu entschlagen, da von diesem Entschlusse dein Leben abhängt.

Mit diesen Worten ermannte er sich und ließ seine Schiffsgesellen rufen. Er trug ihnen auf nach gewohnter Weise ein Fahrzeug zu befrachten, und alles bereit zu halten, daß sie bei dem ersten günstigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er sich gegen seine Frau folgendermaßen:

Laß dich nicht befremden, wenn du in dem Hause eine Bewegung siehst, woraus du schließen kannst, daß ich mich zu einer Abreise anschicke. Betrübe dich nicht, wenn ich dir gestehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke. Meine Liebe zu

dir iſt noch immer dieſelbe, und ſie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Unthätigkeit und Nachläſſigkeit im Stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wieder ſehe, den ich jetzt mit größerem Eifer beſuchen werde, weil ich dort die köſtlichſten Stoffe und die edelſten Koſtbarkeiten für dich zu gewinnen denke. Ich laſſe dich im Beſitz aller meiner Güter und meines Vermögens; bediene dich deſſen und vergnüge dich mit deinen Eltern und Verwandten. Die Zeit der Abweſenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wieder ſehen.

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichſten Vorwürfe, verſicherte: daß ſie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da ſie ihn weder halten könne, noch einſchränken wolle, daß er ihrer auch in der Abweſenheit zum beſten gedenken möge.

Nachdem er darauf verſchiedenes mit ihr über einige Geſchäfte und häusliche Angelegenheiten geſprochen, ſagte er nach einer kleinen Pauſe: ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon du mir frei zu reden erlauben mußt; nur bitte ich dich auf's herz-

lichſte, nicht zu mißdeuten was ich ſage, ſondern auch ſelbſt in dieſer Beſorgniß meine Liebe zu erkennen.

Ich kann es errathen, verſetzte die Schöne darauf, du biſt meinetwegen beſorgt, indem du nach Art der Männer unſer Geſchlecht ein für allemal für ſchwach hältſt. Du haſt mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubſt du, daß ich in deiner Abweſenheit leichtſinnig und verführbar ſeyn werde. Ich ſchelte dieſe Sinnesart nicht, denn ſie iſt bei euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich dir verſichern, daß nichts ſo leicht Eindruck auf mich machen, und kein möglicher Eindruck ſo tief wirken ſoll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sey ohne Sorgen; du ſollſt deine Frau ſo zärtlich und treu bei deiner Rückkunft wieder finden, als du ſie Abends fandeſt, wenn du nach einer kleinen Abweſenheit in meine Arme zurückkehrteſt.

Dieſe Geſinnungen traue ich dir zu, verſetzte der Gemahl, und bitte dich darin zu verharren. Laß uns aber an die äußerſten Fälle denken; warum ſoll man ſich nicht auch darauf vorſehen? Du weißt wie ſehr deine ſchöne und reizende Geſtalt die Augen unſerer jungen Mitbürger auf ſich zieht; ſie werden ſich in meiner Abweſenheit noch mehr als bisher um dich bemühen; ſie werden ſich dir auf alle Weiſe zu nähern, ja zu gefallen ſuchen. Nicht immer wird das Bild

deines Gemahls, wie jetzt seine Gegenwart, sie von deiner Thüre und deinem Herzen verscheuchen. Du bist ein edles und gutes Kind, aber die Forderungen der Natur sind rechtmäßig und gewaltsam; sie stehen mit unserer Vernunft beständig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unterbrich mich nicht. Du wirst gewiß in meiner Abwesenheit, selbst bei dem pflichtmäßigen Andenken an mich, das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht, und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeit lang der Gegenstand deiner Wünsche seyn; aber wer weiß was für Umstände zusammentreffen, was für Gelegenheiten sich finden, und ein anderer wird in der Wirklichkeit ernten was die Einbildungskraft mir zugedacht hatte. Werde nicht ungeduldig, ich bitte dich, höre mich aus!

Sollte der Fall kommen, dessen Möglichkeit du läugnest, und den ich auch nicht zu beschleunigen wünsche, daß du ohne die Gesellschaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wohl entbehren könntest: so versprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichtsinnigen Knaben zu wählen, die, so artig sie auch aussehen mögen, der Ehre noch mehr als der Tugend einer Frau gefährlich sind. Mehr durch Eitelkeit als durch Begierde beherrscht, bemühen sie sich um eine jede, und finden nichts natürlicher, als eine der andern aufzuopfern. Fühlst du dich ge-

neigt, dich nach einem Freunde umzusehen, so forsche nach einem, der diesen Namen verdient, der bescheiden und verschwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimnisses zu erheben weiß.

Hier verbarg die schöne Frau ihren Schmerz nicht länger und die Thränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, stürzten reichlich aus ihren Augen. Was du auch von mir denken magst, rief sie nach einer leidenschaftlichen Umarmung aus, so ist doch nichts entfernter von mir, als das Verbrechen, das du gewissermaßen für unvermeidlich hältst. Möge, wenn jemals auch nur ein solcher Gedanke in mir entsteht, die Erde sich aufthun, und mich verschlingen und möge alle Hoffnung der Seligkeit mir entrissen werden, die uns eine so reizende Fortdauer unsers Daseyns verspricht! Entferne das Mißtrauen aus deiner Brust, und laß mir die ganze reine Hoffnung, dich bald wieder in meinen Armen zu sehen.

Nachdem er auf alle Weise seine Gattin zu beruhigen gesucht, schiffte er sich den andern Morgen ein; seine Fahrt war glücklich und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indessen lebte seine Gattin in dem ruhigen Besitz eines großen Vermögens nach aller Lust und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten niemand zu sehen; und indem die Geschäfte ihres Mannes durch getreue

Diener fortgeführt wurden, bewohnte ſie ein großes Haus, in deſſen prächtigen Zimmern ſie mit Vergnügen täglich das Andenken ihres Gemahls erneuerte.

So ſehr ſie aber auch ſich ſtille hielt, und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie verſäumten nicht, häufig vor ihrem Fenſter vorbei zu gehen, und ſuchten des Abends durch Muſik und Geſänge ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Die ſchöne Einſame fand Anfangs dieſe Bemühungen unbequem und läſtig, doch gewöhnte ſie ſich bald daran, und ließ an den langen Abenden, ohne ſich zu bekümmern, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung ſich gefallen, und konnte dabei manchen Seufzer, der ihrem Abweſenden galt, nicht zurückhalten.

Anſtatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie ſie hoffte, nach und nach müde geworden wären, ſchienen ſich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beſtändigen Dauer anzulaſſen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Inſtrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien ſchon unterſcheiden, und bald ſich die Neugierde nicht mehr verſagen, zu wiſſen, wer die Unbekannten, und beſonders wer die Beharrlichen ſeyn möchten. Sie durfte ſich zum Zeitvertreib eine ſolche Theilnahme wohl erlauben.

Sie fing daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu ſehen,

auf die vorbeigehenden zu merken, und besonders die Männer zu unterscheiden, die ihre Fenster am längsten im Auge behielten. Es waren meist schöne wohlgekleidete junge Leute, die aber freilich in Gebärden sowohl als in ihrem ganzen Aeußern eben so viel Leichtsinn als Eitelkeit sehen ließen. Sie schienen mehr durch ihre Aufmerksamkeit auf das Haus der Schönen sich merkwürdig machen, als jener eine Art von Verehrung beweisen zu wollen.

Wahrlich, sagte die Dame manchmal scherzend zu sich selbst, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugesteht, schließt er alle diejenigen aus, die sich um mich bemühen, und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Bescheidenheit und Verschwiegenheit Eigenschaften eines ruhigen Alters sind, die zwar unser Verstand schätzt, die aber unsre Einbildungskraft keinesweges aufzuregen, noch unsre Neigung anzureizen im Stande sind. Vor diesen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich sicher daß sie kein Vertrauen erwecken, und die, denen ich mein Vertrauen schenken könnte, finde ich nicht im mindesten liebenswürdig.

In der Sicherheit dieser Gedanken erlaubte sie sich immer mehr, dem Vergnügen an der Musik und an der Gestalt der vorbeigehenden Jünglinge nachzuhängen; und ohne daß sie es merkte, wuchs nach und nach

ein

ein unruhiges Verlangen in ihrem Busen, dem sie nur zu spät zu widerstreben gedachte. Die Einsamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem sich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fing nun an, jedoch mit stillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch seine Welt- und Menschenkenntniß, besonders die Kenntniß des weiblichen Herzens zu bewundern. So war es also doch möglich, was ich ihm so lebhaft abstritt, sagte sie zu sich selbst, und so war es also doch nöthig, in einem solchen Falle mir Vorsicht und Klugheit anzurathen! Doch was können Vorsicht und Klugheit, da wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbestimmten Verlangen zu spielen scheint. Wie soll ich den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bei näherer Bekanntschaft noch eine Wahl übrig?

Mit solchen und hundert andern Gedanken vermehrte die schöne Frau das Uebel, das bei ihr schon weit genug um sich gegriffen hatte. Vergebens suchte sie sich zu zerstreuen; jeder angenehme Gegenstand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte, auch in der tiefsten Einsamkeit, angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In solchem Zustande befand sie sich, als sie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten ver-

nahm, es sey ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna studirt habe, so eben in seine Vaterstadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu seinem Lobe zu sagen. Bei außerordentlichen Kenntnissen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit, die sonst Jünglingen nicht eigen ist, und bei einer sehr reizenden Gestalt die größte Bescheidenheit. Als Procurator hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er sich auf dem Rathhause ein, um daselbst seine Geschäfte zu besorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines so vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne stillen Wunsch, in ihm denjenigen zu finden, dem sie ihr Herz, selbst nach der Vorschrift ihres Mannes, übergeben könnte. Wie aufmerksam ward sie daher, als sie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hause vorbeigehe; wie sorgfältig beobachtete sie die Stunde, in der man auf dem Rathhause sich zu versammeln pflegte. Nicht ohne Bewegung sah sie ihn endlich vorbeigehen; und wenn seine schöne Gestalt und seine Jugend für sie nothwendig reizend seyn mußten, so war seine Bescheidenheit von der andern Seite dasjenige was sie in Sorgen versetzte.

Einige Tage hatte sie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunsche nicht länger widerstehen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie kleidete sich mit Sorgfalt, trat auf den Balcon, und das Herz

ſchlug ihr, als ſie ihn die Straße herkommen ſah. Allein wie betrübt, ja beſchämt war ſie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in ſich gekehrt und mit niedergeſchlagenen Augen, ohne ſie auch nur zu bemerken, auf das zierlichſte ſeines Weges vorbeiging.

Vergebens verſuchte ſie mehrere Tage hintereinander auf eben dieſe Weiſe von ihm bemerkt zu werden. Immer ging er ſeinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuſchlagen oder da und dorthin zu wenden. Je mehr ſie ihn aber anſah, deſto mehr ſchien er ihr derjenige zu ſeyn, deſſen ſie ſo ſehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter, und, da ſie ihr nicht widerſtand, endlich ganz und gar gewaltſam. Wie! ſagte ſie zu ſich ſelbſt, nachdem dein edler verſtändiger Mann den Zuſtand vorausgeſehen, in dem du dich in ſeiner Abweſenheit befinden würdeſt, da ſeine Weiſſagung eintrifft, daß du ohne Freund und Günſtling nicht leben kannſt, ſollſt du dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach deinem Sinne, nach dem Sinne deines Gatten, einen Jüngling, mit dem du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimniß genießen kannſt? Thöricht, wer die Gelegenheit verſäumt, thöricht, wer der gewaltſamen Liebe widerſtehen will.

Mit ſolchen und vielen andern Gedanken ſuchte ſich die ſchöne Frau in ihrem Vorſatze zu ſtärken, und nur kurze Zeit ward ſie noch von Ungewißheit hin und her

getrieben. Endlich aber, wie es begegnet, daß eine Leidenschaft, welcher wir lange widerstehen, uns zuletzt auf einmal dahin reißt, und unser Gemüth dergestalt erhöht, daß wir auf Besorgniß und Furcht, Zurückhaltung und Scham, Verhältnisse und Pflichten, mit Verachtung als auf kleinliche Hindernisse zurücksehen, so faßte sie auf einmal den raschen Entschluß, ein junges Mädchen, das ihr diente, zu dem geliebten Manne zu schicken und, es koste nun was es wolle, zu seinem Besitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tische saß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau sie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Procurator wunderte sich nicht über diese Botschaft; er hatte den Handelsmann in seiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig abwesend war, und ob er gleich von seiner Heirath nur von weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelassene Frau, in der Abwesenheit ihres Mannes, wahrscheinlich in einer wichtigen Sache seines rechtlichen Beistandes bedürfe. Er antwortete deßwegen dem Mädchen auf das verbindlichste und versicherte, daß er, sobald man von der Tafel aufgestanden, nicht säumen würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unaussprechlicher Freude vernahm die schöne Frau, daß sie den Geliebten nun bald sehen und sprechen sollte. Sie eilte, sich auf's beste anzuziehen, und ließ geschwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das

reinlichſte ausputzen. Orangenblätter und Blumen wurden geſtreut, der Sopha mit den koſtlichſten Teppichen bedeckt. So ging die kurze Zeit, die er ausblieb, beſchäftigt hin, die ihr ſonſt unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung ging ſie ihm entgegen, als er endlich ankam, mit welcher Verwirrung hieß ſie ihn, indem ſie ſich auf das Ruhebett niederließ, auf ein Tabouret ſitzen, das zunächſt dabei ſtand! Sie verſtummte in ſeiner ſo erwünſchten Nähe, ſie hatte nicht bedacht, was ſie ihm ſagen wollte; auch er war ſtill und ſaß beſcheiden vor ihr. Endlich ermannte ſie ſich und ſagte nicht ohne Sorge und Beklommenheit:

Sie ſind noch nicht lange in Ihrer Vaterſtadt wieder angekommen, mein Herr, und ſchon ſind Sie allenthalben für einen talentreichen und zuverläſſigen Mann bekannt. Auch ich ſetze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und ſonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Beichtvater als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheirathet, der, ſo lange wir zuſammen lebten, die größte Aufmerkſamkeit für mich hatte, und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen zu reiſen und zu handeln ihn ſeit einiger Zeit aus meinen Armen geriſſen hätte.

Als ein verſtändiger und gerechter Mann fühlte er

wohl das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung anthat. Er begriff, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne; er wußte, daß sie vielmehr einem Garten voll schöner Früchte gleicht, die für jederman, so wie für den Herrn verloren wären, wenn er eigensinnig die Thüre auf einige Jahre verschließen wollte. Er sprach mir daher vor seiner Abreise sehr ernstlich zu, er versicherte mir, daß ich ohne Freund nicht würde leben können, er gab mir dazu nicht allein die Erlaubniß, sondern er drang in mich und nöthigte mir gleichsam das Versprechen ab, daß ich der Neigung, die sich in meinem Herzen finden würde, frei und ohne Anstand folgen wollte.

Sie hielt einen Augenblick inne, aber bald gab ihr ein vielversprechender Blick des jungen Mannes Muth genug, in ihrem Bekenntniß fortzufahren.

Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu seiner übrigens so nachsichtigen Erlaubniß. Er empfahl mir die äußerste Vorsicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen gesetzten, zuverlässigen, klugen und verschwiegenen Freund wählen sollte. Ersparen Sie mir das Uebrige zu sagen, mein Herr, ersparen Sie mir die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie sehr ich für Sie eingenommen bin, und errathen Sie aus diesem Zutrauen meine Hoffnungen und meine Wünsche.

Nach einer kurzen Pause versetzte der junge liebens-

würdige Mann mit gutem Bedachte: Wie ſehr bin ich Ihnen für das Vertrauen verbunden, durch welches Sie mich in einem ſo hohen Grade ehren und glücklich machen. Ich wünſche nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie ſich an keinen unwürdigen gewendet haben. Laſſen Sie mich Ihnen zuerſt als Rechtsgelehrter antworten; und als ein ſolcher geſteh' ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der ſein Unrecht ſo deutlich gefühlt und eingeſehen hat: denn es iſt gewiß, daß einer, der ein junges Weib zurücklßt, um ferne Weltgegenden zu beſuchen, als ein ſolcher anzuſehen iſt, der irgend ein anderes Beſitzthum völlig derelinquirt und durch die deutlichſte Handlung auf alles Recht daran Verzicht thut. Wie es nun dem erſten beſten erlaubt iſt, eine ſolche völlig in's Freie gefallene Sache wieder zu ergreifen, ſo muß ich es um ſo mehr für natürlich und billig halten, daß eine junge Frau, die ſich in dieſem Zuſtande befindet, ihre Neigung abermals verſchenke, und ſich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverläſſig ſcheint, ohne Bedenken überlaſſe.

Tritt nun aber gar, wie hier, der Fall ein, daß der Ehemann ſelbſt, ſeines Unrechts ſich bewußt, mit ausdrücklichen Worten ſeiner hinterlaſſenen Frau dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann, ſo bleibt gar kein Zweifel übrig, um ſo mehr, da demjenigen kein Unrecht geſchieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

Wenn Sie mich nun, — fuhr der junge Mann mit

ganz andern Blicken und dem lebhaftesten Ausdrucke fort, indem er die schöne Freundin bei der Hand nahm, — wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, so machen Sie mich mit einer Glückseligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seyn Sie versichert, rief er aus, indem er die Hand küßte, daß Sie keinen ergebnern, zärtlichern, treuern und verschwiegenern Diener hätten finden können.

Wie beruhigt fühlte sich nach dieser Erklärung die schöne Frau. Sie scheute sich nicht, ihm ihre Zärtlichkeit auf's lebhafteste zu zeigen; sie drückte seine Hände, drängte sich näher an ihn und legte ihr Haupt auf seine Schulter. Nicht lange blieben sie in dieser Lage, als er sich auf eine sanfte Weise von ihr zu entfernen suchte, und nicht ohne Betrübniß zu reden begann: Kann sich wohl ein Mensch in einem seltsamern Verhältnisse befinden? Ich bin gezwungen mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzuthun, in einem Augenblicke, da ich mich den süßesten Gefühlen überlassen sollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach! wenn nur der Aufschub mich nicht um meine schönsten Hoffnungen betriegt!

Die Schöne fragte ängstlich nach der Ursache dieser sonderbaren Aeußerung.

Eben als ich in Bologna, versetzte er, am Ende meiner Studien war und mich auf's äußerste angriff,

mich zu meiner künftigen Bestimmung geschickt zu machen, verfiel ich in eine schwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerstören, doch meine körperlichen und Geisteskräfte zu zerrütten drohte. In der größten Noth und unter den heftigsten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn sie mich genesen ließe, ein Jahr lang in strengem Fasten zubringen und mich alles Genusses, von welcher Art er auch sey, enthalten wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das treulichste erfüllt, und sie sind mir in Betrachtung der großen Wohlthat, die ich erhalten, keineswegs lang geworden, da es mir nicht beschwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwey Monate, die noch übrig sind, da mir erst nach Verlauf derselben ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe übersteigt! Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht, die Sie mir so freiwillig zugedacht haben.

Die Schöne, mit dieser Erklärung nicht sonderlich zufrieden, faßte doch wieder bessern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: Ich wage kaum, Ihnen einen Vorschlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von einem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich jemand fände, der so streng und sicher wie ich das Gelübde zu halten übernähme, und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit

mir theilte, so würde ich um so geschwinder frei seyn, und nichts würde sich unsern Wünschen entgegen stellen. Sollten Sie nicht, meine süße Freundin, um unser Glück zu beschleunigen, willig seyn einen Theil des Hindernisses, das uns entgegensteht, hinweg zu räumen? Nur der zuverlässigsten Person kann ich einen Antheil an meinem Gelübde übertragen; es ist streng, denn ich darf des Tages nur zweymal Brot und Wasser genießen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen, und muß ungeachtet meiner vielen Geschäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geschehen ist, nicht vermeiden, bei einem Gastmahl zu erscheinen, so darf ich deßwegen doch nicht meine Pflicht hintansetzen, vielmehr muß ich den Reizungen aller Leckerbissen, die an mir vorübergehen, zu widerstehen suchen. Können Sie sich entschließen, einen Monat lang gleichfalls alle diese Gesetze zu befolgen, so werden Sie alsdann sich selbst in dem Besitz eines Freundes desto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein so lobenswürdiges Unternehmen gewissermaßen selbst erworben haben.

Die schöne Dame vernahm ungern die Hindernisse, die sich ihrer Neigung entgegensetzten; doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch seine Gegenwart dergestalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu streng schien, wenn ihr nur dadurch der Besitz eines so werthen Gutes versichert werden konnte. Sie sagte ihm daher

mit den gefälligſten Ausdrücken: Mein ſüßer Freund! das Wunder wodurch Sie Ihre Geſundheit wieder erlangt haben, iſt mir ſelbſt ſo werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde Theil zu nehmen, das Sie dagegen zu erfüllen ſchuldig ſind. Ich freue mich, Ihnen einen ſo ſichern Beweis meiner Neigung zu geben; ich will mich auf das genaueſte nach Ihrer Vorſchrift richten, und ehe Sie mich losſprechen, ſoll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten.

Nachdem der junge Mann mit ihr auf's genaueſte diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen ſie ihm die Hälfte ſeines Gelübdes erſparen konnte, entfernte er ſich mit der Verſicherung, daß er ſie bald wieder beſuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorſatze fragen würde; und ſo mußte ſie ihn gehen laſſen, als er ohne Händedruck, ohne Kuß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr ſchied. Ein Glück für ſie war die Beſchäftigung, die ihr der ſeltſame Vorſatz gab, denn ſie hatte manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerſt wurden die ſchönen Blätter und Blumen hinausgekehrt, die ſie zu ſeinem Empfang hatte ſtreuen laſſen; dann kam an die Stelle des wohlgepolſterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das ſie ſich, zum erſtenmal in ihrem Leben nur von Waſſer und Brot kaum geſättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war ſie beſchäftigt Hemden zuzuſchneiden und zu

nähen, deren sie eine bestimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen versprochen hatte. Bei dieser neuen und unbequemen Beschäftigung unterhielt sie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres süßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückseligkeit; und bei eben diesen Vorstellungen schien ihre schmale Kost ihr eine herzstärkende Nahrung zu gewähren.

So verging eine Woche, und schon am Ende derselben fingen die Rosen ihrer Wangen an einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr sonst wohl paßten, waren zu weit, und ihre sonst so raschen und muntern Glieder matt und schwach geworden; als der Freund wieder erschien und ihr durch seinen Besuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte sie in ihrem Vorsatze zu beharren, munterte sie durch sein Beispiel auf, und ließ von weitem die Hoffnung eines ungestörten Genusses durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er sich auf, und versprach bald wieder zu kommen.

Die wohlthätige Arbeit ging auf's neue muntrer fort, und von der strengen Diät ließ man keineswegs nach. Aber auch, leider! hätte sie durch eine große Krankheit nicht mehr erschöpft werden können. Ihr Freund, der sie am Ende der Woche abermals besuchte, sah sie mit dem größten Mitleiden an, und stärkte sie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun schon vorüber sey.

Nun ward ihr das ungewohnte Fasten, Beten und

Arbeiten mit jedem Tage lästiger, und die übertriebene Enthaltsamkeit schien den gesunden Zustand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte sich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten und war genöthigt, ungeachtet der warmen Jahrszeit, sich in doppelte und dreyfache Kleider zu hüllen, um die beinah völlig verschwindende innerliche Wärme einigermaßen zusammen zu halten. Ja sie war nicht länger im Stande aufrecht zu bleiben, und sogar gezwungen in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte sie da über ihren Zustand machen! Wie oft ging diese seltsame Begebenheit vor ihrer Seele vorbei, und wie schmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergingen, ohne daß der Freund erschienen wäre, der sie diese äußersten Aufopferungen kostete! Dagegen aber bereitete sich in diesen trüben Stunden ihre völlige Genesung vor, ja sie ward entschieden. Denn als bald darauf ihr Freund erschien und sich an ihr Bette auf eben dasselbe Tabouret setzte, auf dem er ihre erste Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewissermaßen zärtlich zusprach, die kurze Zeit noch standhaft auszudauern, unterbrach sie ihn mit Lächeln und sagte: Es bedarf weiter keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gelübde diese wenigen Tage mit Geduld und mit der Ueberzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem besten

auferlegt haben. Ich bin jetzt zu schwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir selbst erhalten; Sie haben mich mir selbst gegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Daseyn von nun an Ihnen schuldig bin.

Wahrlich! mein Mann war verständig und klug, und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, sie über eine Neigung nicht zu schelten, die durch seine Schuld in ihrem Busen entstehen konnte, ja er war großmüthig genug, seine Rechte der Forderung der Natur hintan zu setzen. Aber Sie, mein Herr, Sie sind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsere heißesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt; aber beide sind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt, und so lange, bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl! Ihre Freundin wird Sie künftig mit Vergnügen sehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich; entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Besitzthümer entstehen, sondern zeigen Sie ihnen auch, durch sanfte

Anleitung und durch Beiſpiel, daß in jedem Menſchen die Kraft der Tugend im Verborgenen keimt; die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn ſeyn, und Sie werden mehr als der erſte Staatsmann und der gröſte Held den Namen Vater des Vaterlandes verdienen.

Man muß Ihren Procurator loben, ſagte die Baroneſſe, er iſt zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; ſo ſollten alle diejenigen ſeyn, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurück bringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen andern den Ehrentitel einer moraliſchen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieſ Art, und unſre Geſellſchaft wird ſich deren gewiß freuen.

Der Alte. Wenn dieſe Geſchichte Ihren Beifall hat, ſo iſt es mir zwar ſehr angenehm, doch thut mir's leid, wenn Sie noch mehr moraliſche Erzählungen wünſchen, denn es iſt die erſte und letzte.

Luiſe. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der beſten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verſtehn mich unrecht. Es iſt nicht die einzige moraliſche Geſchichte, die ich erzählen kann, ſondern alle gleichen ſich dergeſtalt, daß man immer nur dieſelbe zu erzählen ſcheint.

Luiſe. Sie ſollten ſich doch endlich dieſe Paradoren abgewöhnen, die das Geſpräch nur verwirren; erklären Sie ſich deutlicher.

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moraliſch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Menſch in ſich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Beſſern, ſelbſt gegen ſeine Neigung zu handeln. Dieſes lehrt uns dieſe Geſchichte, und keine moraliſche Geſchichte kann etwas anderes lehren.

Luiſe. Und ich muß alſo, um moraliſch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luiſe. Auch wenn ſie gut iſt?

Der Alte. Keine Neigung iſt an ſich gut, ſondern nur in ſo fern ſie etwas Gutes wirkt.

Luiſe. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

Der Alte. So ſoll man ſich verbieten, wohlthätig zu ſeyn, ſobald man ſieht, daß man ſein eigenes Hausweſen dadurch zu Grunde richtet.

Luiſe. Und wenn man einen unwiderſtehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte?

Der Alte. Dafür iſt bei den Menſchen ſchon geſorgt, daß die Dankbarkeit bei ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch geſetzt auch; ſo würde der zu ſchätzen ſeyn, der ſich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu ſeinem Wohlthäter unternähme.

Luiſe.

Luiſe. So könnte es denn alſo doch unzählige moraliſche Geſchichten geben.

Der Alte. In dieſem Sinne, ja; doch würden ſie alle nichts weiter ſagen, als was mein Procurator geſagt hat, und deßwegen kann man ihn einzig dem Geiſte nach nennen: denn darin haben Sie recht, der Stoff kann ſehr verſchieden ſeyn.

Luiſe. Hätten Sie ſich eigentlicher ausgedrückt, ſo hätten wir nicht geſtritten.

Der Alte. Aber auch nicht geſprochen. Verwirrungen und Mißverſtändniſſe ſind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luiſe. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig ſeyn. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr ſeines eigenen Lebens andere rettet, iſt das keine moraliſche Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art mich auszudrücken, nicht. Wenn aber ein furchtſamer Menſch ſeine Furcht überwindet und eben daſſelbe thut, dann iſt es eine moraliſche Handlung.

Die Baroneſſe. Ich wollte, lieber Freund, Sie gäben uns noch einige Beiſpiele, und verglichen ſich gelegentlich mit Luiſen über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, ſchon höchlich erfreuen; aber Schöneres iſt nichts in der Welt als Neigung durch Vernunft und Gewiſſen geleitet. Haben Sie noch eine

Geſchichte dieſer Art, ſo wünſchten wir ſie zu hören. Ich liebe mir ſehr Parallelgeſchichten. Eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn beſſer als viele trockene Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch einige, die hieher gehören, vorbringen: denn ich habe auf dieſe Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes beſonders Acht gegeben.

Luiſe. Nur eins möchte ich mir ausbitten. Ich läugne nicht, daß ich die Geſchichten nicht liebe, die unſre Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn alles in Italien und Sicilien, im Orient geſchehen? Sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Intereſſantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmährchen nach Samarcand und Ormus verſetzen, um unſere Einbildungskraft zu verwirren. Wenn Sie aber unſern Geiſt, unſer Herz bilden wollen, ſo geben Sie uns einheimiſche, geben Sie uns Familiengemählde, und wir werden uns deſto eher darin erkennen, und wenn wir uns getroffen fühlen, deſto gerührter an unſer Herz ſchlagen.

Der Alte. Auch darin ſoll Ihnen gewillfahrt werden. Doch iſt es mit den Familiengemählden eine eigene Sache. Sie ſehen einander alle ſo gleich, und wir haben faſt alle Verhältniſſe derſelben ſchon gut bearbeitet auf unſern Theatern geſehen. Indeſſen will ich's wagen und eine Geſchichte erzählen, von der

Ihnen ſchon etwas Aehnliches bekannt iſt, und die nur durch eine genaue Darſtellung deſſen was in den Gemüthern verging, neu und intereſſant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder, ſowohl der Geſtalt als dem Geiſte nach, bald vom Vater bald von der Mutter Eigenſchaften an ſich tragen; und ſo kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine beſondere und verwunderswürdige Weiſe verbindet.

Hievon war ein junger Menſch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beide Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der ſeinigen genau unterſcheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, ſo auch den Trieb den Augenblick zu genießen, und eine gewiſſe leidenſchaftliche Art bei manchen Gelegenheiten nur ſich ſelbſt in Anſchlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, ſo ſchien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft ſich für andere aufzuopfern. Man ſieht hieraus leicht, daß diejenigen, die mit ihm umgingen, oft, um ſeine Handlungen zu erklären, zu der Hypotheſe ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwey Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherlei Scenen, die in ſeiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit,

die ſeinen ganzen Charakter in's Licht ſetzt, und in ſeinem Leben eine entſchiedene Epoche machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genoſſen: denn ſeine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder wie es ſolchen Leuten geziemt; und wenn der Vater in Geſellſchaften, beim Spiel und durch zierliche Kleidung mehr als billig war ausgab, ſo wußte die Mutter, als eine gute Haushälterin, dem gewöhnlichen Aufwande ſolche Gränzen zu ſetzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemals ein Mangel zum Vorſchein kommen konnte. Dabei war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er ſehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menſchen lebte, hatte er ſich in Geſchäften auch vieler Verbindungen und mancher Beihülfe zu erfreuen.

Die Kinder, als ſtrebende Naturen, wählen ſich gewöhnlich im Hauſe das Beiſpiel deſſen, der am meiſten zu leben und zu genießen ſcheint. Sie ſehen in einem Vater, der ſich's wohl ſeyn läßt, die entſchiedene Regel, wornach ſie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil ſie ſchon früh zu dieſer Einſicht gelangen, ſo ſchreiten meiſtentheils ihre Begierden und Wünſche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauſes fort. Sie finden ſich bald überall gehindert, um ſo mehr als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kin-

dern dagegen meiſtentheils nur gewähren möchten, was ſie ſelbſt in früherer Zeit genoſſen, da noch jederman mäßiger und einfacher zu leben ſich bequemte.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an ſeinen Geſpielen ſah. Er wollte in Kleidung, in einer gewiſſen Liberalität des Lebens und Betragens hinter niemanden zurückbleiben; er wollte ſeinem Vater ähnlich werden, deſſen Beiſpiel er täglich vor Augen ſah, und der ihm doppelt als Muſterbild erſchien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günſtiges Vorurtheil hegt, und dann wieder weil der Knabe ſah, daß der Mann auf dieſem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabei von jederman geſchätzt und geliebt wurde. Ferdinand hatte hierüber, wie man ſich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, ſondern ſelbſt immer in der Mode ſeyn wollte. So wuchs er heran und ſeine Forderungen wuchſen immer vor ihm her, ſo daß er zuletzt, da er achtzehn Jahr alt war, ganz außer Verhältniß mit ſeinem Zuſtande ſich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht, denn ſeine Mutter hatte ihm davor den größten Abſcheu eingeflößt, ſein Vertrauen zu erhalten geſucht und in mehreren Fällen das äußerſte gethan, um ſeine Wünſche zu erfüllen, oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu

reißen. Unglücklicherweise mußte sie, in eben dem Zeitpuncte, wo er nun als Jüngling noch mehr auf's Aeußere sah, wo er durch die Neigung zu einem sehr schönen Mädchen, verflochten in größere Gesellschaft, sich andern nicht allein gleich zu stellen, sondern vor andern sich hervorzuthun und zu gefallen wünschte, in ihrer Haushaltung gedrängter seyn als jemals; anstatt also seine Forderungen wie sonst zu befriedigen, fing sie an seine Vernunft, sein gutes Herz, seine Liebe zu ihr in Anspruch zu nehmen, und setzte ihn, indem sie ihn zwar überzeugte aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte ohne alles zu verlieren, was ihm so lieb als sein Leben war, die Verhältnisse nicht verändern, in denen er sich befand. Von der ersten Jugend an war er diesem Zustande entgegen, er war mit allem was ihn umgab zusammengewachsen; er konnte keine Faser seiner Verbindungen, Gesellschaften, Spaziergänge und Lustpartien zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Gespielen, eine neue ehrenvolle Bekanntschaft und, was das Schlimmste war, seine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und werth er seine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß sie zugleich seiner Sinnlichkeit, seinem Geiste, seiner Eitelkeit und seinen lebhaften Hoffnungen schmeichelte. Eins der schönsten, angenehmsten und reichsten Mädchen der

Stadt gab ihm, wenigſtens für den Augenblick, den Vorzug vor ſeinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm mit dem Dienſt, den er ihr widmete, gleichſam zu prahlen, und ſie ſchienen wechſelsweiſe auf die Ketten ſtolz zu ſeyn, die ſie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienſte zu verwenden und auf jede Weiſe zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Beſitz ſey.

Dieſer Umgang und dieſes Beſtreben machte Ferdinanden mehr Aufwand als es unter andern Umſtänden natürlich geweſen wäre. Sie war eigentlich von ihren abweſenden Eltern einer ſehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherlei Künſte und ſeltſame Anſtalten, um Ottilien, dieſe Zierde der Geſellſchaft, in Geſellſchaft zu bringen. Ferdinand erſchöpfte ſich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verſchaffen, die ſie ſo gern genoß und die ſie jedem, der um ſie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben dieſem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu werden; von dieſer Seite keine Hülfe zu ſehen; einen ſo lebhaften Abſcheu vor Schulden zu fühlen, die auch ſeinen Zuſtand nicht lange würden gefriſtet haben; dabei von jederman für wohlhabend und freigebig angeſehen zu werden, und das tägliche und

dringende Bedürfniß des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichsten Lagen, in der sich ein junges, durch Leidenschaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewisse Vorstellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorüber gingen, hielt er nun fester; gewisse Gedanken, die ihn sonst nur Augenblicke beunruhigten, schwebten länger vor seinem Geiste, und gewisse verdrießliche Empfindungen wurden daurender und bitterer. Hatte er sonst seinen Vater als sein Muster angesehen, so beneidete er ihn nun als seinen Nebenbuhler. Von allem, was der Sohn wünschte, war jener im Besitz; alles, worüber dieser sich ängstigte, ward jenem leicht. Und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, sondern von dem was jener hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren sollte, um ihn genießen zu lassen. Der Vater dagegen war ganz anderer Gesinnung; er war von denen Menschen, die sich viel erlauben und die deßwegen in den Fall kommen, denen, die von ihnen abhängen, viel zu versagen. Er hatte dem Sohne etwas Gewisses ausgesetzt und verlangte genaue Rechenschaft, ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

Nichts schärft das Auge des Menschen mehr als wenn man ihn einschränkt. Darum sind die Frauen

durchaus klüger als die Männer; und auf niemand sind Untergebene aufmerksamer, als auf den, der befiehlt, ohne zugleich durch sein Beispiel voraus zu gehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen seines Vaters aufmerksam, besonders auf solche, die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen, er beurtheilte ihn strenger, wenn jener sich willkürlich etwas Kostspieliges erlaubte.

Ist es nicht sonderbar, sagte er zu sich selbst, daß Eltern, während sie sich mit Genuß aller Art überfüllen, indem sie bloß nach Willkür ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genusse ausschließen, da die Jugend am empfänglichsten dafür ist! Und mit welchem Rechte thun sie es? Und wie sind sie zu diesem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entscheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der seine Enkel wie seine Kinder hielt, es würde mir viel besser ergehen; er würde es mir nicht am Nothwendigen fehlen lassen: denn ist uns das nicht nothwendig, was wir in Verhältnissen brauchen, zu denen wir erzogen und geboren sind? Der Großvater würde mich nicht darben lassen, so wenig er des Vaters Verschwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingesehen, daß sein Enkel auch werth ist, zu genie-

ßen, ſo hätte er vielleicht in dem Teſtament mein früheres Glück entſchieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzuſetzen gedachte, und ſo hat vielleicht bloß der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater ſo zu wirthſchaften fortfährt, wohl gar auf immer verlieren kann.

Mit dieſen und andern Sophiſtereyen über Beſitz und Recht, über die Frage, ob man ein Geſetz oder eine Einrichtung, zu denen man ſeine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menſchen erlaubt ſey im Stillen von den bürgerlichen Geſetzen abzuweichen, beſchäftigte er ſich oft in ſeinen einſamen verdrießlichſten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Luſtpartie oder eine andere angenehme Geſellſchaft ausſchlagen mußte. Denn ſchon hatte er kleine Sachen von Werth, die er beſaß, vertrödelt, und ſein gewöhnliches Taſchengeld wollte keinesweges hinreichen.

Sein Gemüth verſchloß ſich, und man kann ſagen, daß er in dieſen Augenblicken ſeine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und ſeinen Vater haßte, der ihm, nach ſeiner Meinung, überall im Wege ſtand.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die ſeinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß

ſein Vater nicht allein kein guter, ſondern auch ein unordentlicher Haushälter war. Denn er nahm oft aus ſeinem Schreibtiſche in der Geſchwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal wieder an zu zählen und zu rechnen, und ſchien verdrießlich, daß die Summen mit der Caſſe nicht übereinſtimmen wollten. Der Sohn machte dieſe Bemerkung mehrmals, und um ſo empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur geradezu in das Geld hinein griff, einen entſchiedenen Mangel ſpürte.

Zu dieſer Gemüthsſtimmung traf ein ſonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentſchiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kaſten alter Briefe durchzuſehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtiſch ſtand, der des Vaters Kaſſe enthielt. Der Kaſten war ſchwer; er hatte ihn unrecht gefaßt, und wollte ihn einen Augenblick abſetzen, oder vielmehr nur anlehnen. Unvermögend ihn zu halten, ſtieß er gewaltſam an die Ecke des Schreibtiſches, und der Deckel deſſelben flog auf. Er ſah nun alle die Rollen vor ſich liegen, zu denen er manchmal nur hinein geſchielt hatte, ſetzte ſeinen Kaſten nieder und nahm, ohne zu denken und zu überlegen, eine Rolle von der

Seite weg, wo der Vater gewöhnlich sein Geld zu willkürlichen Ausgaben herzunehmen schien. Er druckte den Schreibtisch wieder zu und versuchte den Seitenstoß; der Deckel flog jedesmal auf und es war so gut, als wenn er den Schlüssel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Heftigkeit suchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müssen. Er war fleißiger um seine Schöne; alles was er that und vornahm, war leidenschaftlicher; seine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten sich in ein heftiges, ja beinahe wildes Wesen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch niemanden wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladnes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns ein Uebermaß von physischer Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menschen, und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

Je mehr ihm seine innere Empfindung widersprach, desto mehr häufte Ferdinand künstliche Argumente auf einander, und desto muthiger und freier schien er zu handeln, je mehr er sich selbst von einer Seite gebunden fühlte.

Zu derselbigen Zeit waren allerlei Kostbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte sich zu schmücken; er suchte einen Weg, sie ihr zu verschaffen, ohne daß Ottilie selbst eigentlich wußte, woher die Geschenke ka-

men. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm seine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geschenke und ihren Verdacht auf den Oheim zu erkennen gab.

Aber um sich und ihr dieses Vergnügen zu machen, mußte er noch einigemal den Schreibtisch seines Vaters eröffnen, und er that es mit desto weniger Sorge, als der Vater zu verschiedenen Zeiten Geld hinein gelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuschreiben.

Bald darauf sollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreisen. Die jungen Leute betrübten sich äußerst da sie scheiden sollten, und ein Umstand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geschenke von Ferdinanden kamen; sie setzte ihn darüber zu Rede, und als er es gestand, schien sie sehr verdrießlich zu werden. Sie bestand darauf, daß er sie zurücknehmen sollte, und diese Zumuthung machte ihm die bittersten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne sie nicht leben könne noch wolle; er bat sie ihm ihre Neigung zu erhalten, und beschwor sie ihm ihre Hand nicht zu versagen, sobald er versorgt und häuslich eingerichtet seyn würde. Sie liebte ihn, sie war gerührt, sie sagte ihm zu, was er wünschte, und in diesem glücklichen Augenblicke versiegelten sie ihr Versprechen mit den lebhaftesten Umarmungen und mit tausend herzlichen Küssen.

Nach ihrer Abreise schien Ferdinand sich sehr allein.

Die Gesellschaften, in welchen er sie zu sehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem sie fehlte. Er besuchte nur noch aus Gewohnheit sowohl Freunde als Lustörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die Casse des Vaters, um Ausgaben zu bestreiten, zu denen ihn keine Leidenschaften nöthigten. Er war oft allein, und die gute Seele schien die Oberhand zu gewinnen. Er erstaunte über sich selbst bei ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophistereyen über Recht und Besitz, über Ansprüche an fremdes Gut, und wie die Rubriken alle heißen mochten, bei sich auf eine so kalte und schiefe Weise habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beschönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menschen schätzenswerth mache, daß der Gute eigentlich leben müsse, um alle Gesetze zu beschämen, indem ein anderer sie entweder umgehen oder zu seinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwischen ehe diese wahren und guten Begriffe bei ihm ganz klar wurden und zu herrschenden Entschlüssen führten, unterlag er doch noch einigemal der Versuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu schöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem bösen Geiste an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er sich und faßte den Entschluß, vor allen Dingen die Handlung sich unmöglich zu machen, und seinen Vater von dem Zustande des Schlosses zu un-

terrichten. Er fing es klug an, und trug den Kaſten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart ſeines Vaters durch das Zimmer, beging mit Vorſatz die Ungeſchicklichkeit mit dem Kaſten wider den Schreibtiſch zu ſtoßen, und wie erſtaunte der Vater, als er den Deckel auffahren ſah. Sie unterſuchten beide das Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward alles reparirt, und Ferdinand hatte ſeit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in ſo guter Verwahrung ſah.

Aber dieß war ihm nicht genug. Er nahm ſich ſogleich vor, die Summe, die er ſeinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu ſammeln und ſie ihm auf eine oder die andere Weiſe zuzuſtellen. Er fing nun an auf's genaueſte zu leben und von ſeinem Taſchengelde, was nur möglich war, zu ſparen. Freilich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er ſonſt verſchwendet hatte; indeſſen ſchien die Summe ſchon groß, da ſie ein Anfang war, ſein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß iſt ein ungeheurer Unterſchied zwiſchen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwiſchen dem erſten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf dieſem guten Wege, als der Vater ſich entſchloß, ihn in Handelsgeſchäften zu verſchicken. Er ſollte ſich mit einer entfernten Fabrikanſtalt bekannt machen. Man hatte die Abſicht in einer Ge-

gend, wo die ersten Bedürfnisse und die Handarbeit sehr wohlfeil waren, selbst ein Comptoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu setzen, den Vortheil, den man gegenwärtig andern gönnen mußte, selbst zu gewinnen, und durch Geld und Credit die Anstalt in's Große zu treiben. Ferdinand sollte die Sache in der Nähe untersuchen und davon einen umständlichen Bericht abstatten. Der Vater hatte ihm ein Reisegeld ausgesetzt und ihm vorgeschrieben damit auszukommen; es war reichlich und er hatte sich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf seiner Reise lebte Ferdinand sehr sparsam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil seines Reisegeldes ersparen könnte, wenn er auf jede Weise sich einzuschränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem übrigen nach und nach zu gelangen, und er fand sie. Denn die Gelegenheit ist eine gleichgültige Göttin, sie begünstigt das Gute wie das Böse.

In der Gegend, die er besuchen sollte, fand er alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jederman ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort. Von neu entdeckten Vortheilen hatte man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er sah bald ein, daß man mit einem gewissen Capital, mit Vorschüssen, Einkauf des ersten Materials im Großen, mit Anlegung

von

von Maſchinen durch die Hülfe tüchtiger Werkmeiſter eine große und ſolide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte ſich durch die Idee dieſer möglichen Thätigkeit ſehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick ſeine geliebte Ottilie vorſchwebte, ließ ihn wünſchen, daß ſein Vater ihn an dieſen Platz ſetzen, ihm das neue Etabliſſement anvertrauen und ſo auf eine reichliche und unerwartete Weiſe ausſtatten möchte.

Er ſah alles mit größerer Aufmerkſamkeit, weil er alles ſchon als das Seinige anſah. Er hatte zum erſtenmal Gelegenheit, ſeine Kenntniſſe, ſeine Geiſteskräfte, ſein Urtheil anzuwenden. Die Gegend ſowohl als die Gegenſtände intereſſirten ihn auf's höchſte, ſie waren Labſal und Heilung für ſein verwundetes Herz; denn nicht ohne Schmerzen konnte er ſich des väterlichen Hauſes erinnern, in welchem er, wie in einer Art von Wahnſinn, eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu ſeyn ſchien.

Ein Freund ſeines Hauſes, ein wackerer aber kränklicher Mann, der ſelbſt den Gedanken eines ſolchen Etabliſſements zuerſt in Briefen gegeben hatte, war ihm ſtets zur Seite, zeigte ihm alles, machte ihn mit ſeinen Ideen bekannt, und freute ſich, wenn ihm der junge Menſch entgegen, ja zuvorkam. Dieſer Mann führte ein ſehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil ſeine Geſundheit es ſo forderte. Er hatte keine Kinder, eine Nichte pflegte ihn, der er ſein Vermögen zugedacht hatte,

der er einen wackern und thätigen Mann wünschte, um mit Unterstützung eines fremden Capitals und frischer Kräfte dasjenige ausgeführt zu sehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber seine physischen und ökonomischen Umstände zurück hielten.

Kaum hatte er Ferdinanden gesehen, als ihm dieser sein Mann zu seyn schien, und seine Hoffnung wuchs, als er so viel Neigung des jungen Menschen zum Geschäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ seiner Nichte seine Gedanken merken, und diese schien nicht abgeneigt. Sie war ein junges, wohlgebildetes, gesundes und auf jede Weise gut gearretes Mädchen. Die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erhielt sie immer rasch und thätig, und die Sorge für seine Gesundheit immer weich und gefällig. Man konnte sich zur Gattin keine vollkommnere Person wünschen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, sah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünschte, wenn Ottilie einst als seine Gattin in diesen Gegenden wohnen würde, ihr eine solche Haushälterin und Beschließerin beigeben zu können. Er erwiederte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine sehr ungezwungene Weise; er lernte sie näher kennen und sie schätzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung, und sowohl sie als ihr Oheim legten sein Betragen nach ihren Wünschen aus.

Ferdinand hatte sich nunmehr genau umgesehen und

von allem unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht, und nach seiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, selbst den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten gesagt und jede Haushaltung glücklich gepriesen, die einer so sorgfältigen Wirthin überlassen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Absichten habe, und waren in allem um deste gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bei seinen Untersuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft vieles von diesem Platze zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel schließen, seinem Vater die entwendete Summe wieder erstatten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreien könne. Er eröffnete seinem Freunde die Absicht seiner Speculation, der eine außerordentliche Freude darüber hatte, und ihm alle mögliche Beihülfe leistete, ja er wollte seinem jungen Freunde alles auf Credit verschaffen, das dieser jedoch nicht annahm, sondern einen Theil davon sogleich von dem Ueberschusse des Reisegeldes bezahlte, und den andern in gehöriger Frist abzutragen versprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen; mit welcher Zufriedenheit er seinen Rückweg antrat, läßt sich denken; denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die,

wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigne Kraft erhebt und los macht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleich einem ruhigen lobenswürdigen Bürger, da hingegen jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preis verdient, und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu seyn, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe, als an neun und neunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiedererstattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die sein schon wieder beruhigtes Gemüth auf's neue schmerzlich kränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bei seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

Ferdinands Vater war, wie wir wissen, was seine Privatcasse betraf, nicht der ordentlichste, die Handlungssachen hingegen wurden von einem geschickten und genauen Associe sehr richtig besorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn einwendete, nicht eben gemerkt, außer daß unglücklicherweise darunter ein Paquet einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Münzsorte gewesen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte. Diese vermißte er, und der Um-

ſtand ſchien ihm bedenklich. Allein was ihn äußerſt beunruhigte, war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Dukaten fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wieder erhalten hatte. Er wußte, daß der Schreibtiſch ſonſt durch einen Stoß aufgegangen war, er ſah als gewiß an, daß er beraubt ſey, und gerieth darüber in die äußerſte Heftigkeit. Sein Argwohn ſchweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichſten Drohungen und Verwünſchungen erzählte er den Vorfall ſeiner Frau; er wollte das Haus um und umkehren, alle Bedienten, Mägde und Kinder verhören laſſen, niemand blieb von ſeinem Argwohn frei. Die gute Frau that ihr Möglichſtes, ihren Gatten zu beruhigen; ſie ſtellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Discredit dieſe Geſchichte ihn und ſein Haus bringen könnte, wenn ſie ruchbar würde; daß niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme, als nur um uns durch ſein Mitleiden zu demüthigen; daß bei einer ſolchen Gelegenheit weder er noch ſie verſchont werden würden, daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts herauskäme, daß man vielleicht den Thäter entdecken, und, ohne ihn auf Zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch dieſe und andere Vorſtellungen bewog ſie ihn endlich ruhig zu bleiben und durch ſtille Nachforſchung der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung ſchon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechſelſeitigen Verſprechen der jungen Leute unterrichtet. Sie wußte von den Geſchenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und ſie hatte nur geſchwiegen, weil ihre Nichte abweſend war. Eine ſichere Verbindung mit Ferdinand ſchien ihr vortheilhaft, ein ungewiſſes Abenteuer war ihr unerträglich. Da ſie alſo vernahm, daß der junge Menſch bald zurück kommen ſollte, da ſie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte ſie, von dem was geſchehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Verſorgung für Ferdinand zu hoffen ſey, und ob man in eine Heirath mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte ſich nicht wenig, als ſie von dieſen Verhältniſſen hörte. Sie erſchrack, als ſie vernahm, welche Geſchenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erſtaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu laſſen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu ſprechen, verſicherte, daß ſie Ottilien für eine vortheilhafte Partie halte, und daß es nicht unmöglich ſey, ihren Sohn nächſtens auf eine ſchickliche Weiſe auszuſtatten.

Als die Tante ſich entfernt hatte, hielt ſie es nicht für räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Ge-

heimniß aufzuklären, ob Ferdinand, wie ſie fürchtete, die Geſchenke von dem entwendeten Geld gemacht habe. Sie eilte zu dem Kaufmann, der dieſe Art Geſchmeide vorzüglich verkaufte, feilſchte um ähnliche Dinge und ſagte zuletzt: er müſſe ſie nicht überbenern, denn ihrem Sohn, der eine ſolche Commiſſion gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann betheuerte nein! zeigte die Preiſe genau an und ſagte dabei: man müſſe noch das Agio der Geldſorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe. Er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

Sie ging nun, nachdem ſie ſich zum Scheine die nächſten Preiſe aufſetzen laſſen, mit ſehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinands Verirrung war zu deutlich, die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und ſie ſah nach ihrer ſorglichen Gemüthsart die ſchlimmſte That und die fürchterlichſten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen; ſie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen. Sie wünſchte ſich aufzuklären und fürchtete das Schlimmſte zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück. Er konnte Lob für ſeine Geſchäfte erwarten, und brachte zugleich in ſeinen Waaren heimlich das Löſegeld mit.

wodurch er sich von dem geheimen Verbrechen zu befreien gedachte.

Der Vater nahm seine Relation gut, doch nicht mit solchem Beifall auf, wie er hoffte, denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerstreut und verdrießlich, um so mehr als er einige ansehnliche Posten in diesem Augenblicke zu bezahlen hatte. Diese Laune des Vaters drückte ihn sehr, noch mehr die Gegenwart der Wände, der Mobilien, des Schreibtisches, die Zeugen seines Verbrechens gewesen waren. Seine ganze Freude war hin, seine Hoffnungen und Ansprüche; er fühlte sich als einen gemeinen, ja als einen schlechten Menschen.

Er wollte sich eben nach einem stillen Vertriebe der Waaren, die nun bald ankommen sollten, umsehen, und sich durch die Thätigkeit aus seinem Elende herausreißen, als die Mutter ihn bei Seite nahm, und ihm mit Liebe und Ernst sein Vergehen vorhielt, und ihm auch nicht den mindesten Ausweg zum Läugnen offen ließ. Sein weiches Herz war zerrissen; er warf sich unter tausend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Verzeihung, betheuerte, daß nur die Neigung zu Ottilien ihn verleiten können, und daß sich keine anderen Laster zu diesem jemals gesellt hätten. Er erzählte darauf die Geschichte seiner Reue, daß er vorsätzlich dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtisch zu eröffnen, entdeckt, und daß er durch Ersparniß auf der Reise und durch eine

glückliche Speculation ſich im Stande ſehe, alles wieder zu erſetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, beſtand darauf zu wiſſen, wo er mit den großen Summen hingekommen ſey, denn die Geſchenke betrügen den geringſten Theil. Sie zeigte ihm zu ſeinem Entſetzen eine Berechnung deſſen, was dem Vater fehlte; er konnte ſich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und hoch und theuer ſchwur er, von dem Gelde nichts angerührt zu haben. Hierüber war die Mutter äußerſt zornig. Sie verwies ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige Reue ſeine Beſſerung und Bekehrung wahrſcheinlich machen ſollte, ſeine liebevolle Mutter noch mit Läugnen, Lügen und Mährchen aufzuhalten gedenke, daß ſie gar wohl wiſſe, wer des einen fähig ſey, ſey auch alles übrigen fähig. Wahrſcheinlich habe er unter ſeinen liederlichen Kameraden Mitſchuldige, wahrſcheinlich ſey der Handel, den er geſchloſſen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und ſchwerlich würde er davon etwas erwähnt haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verſtoßung; doch nichts kränkte ihn mehr, als daß ſie ihn merken ließ, eine Verbindung zwiſchen ihm und Ottilien ſey eben zur Sprache gekommen. Mit gerührtem Herzen verließ ſie ihn in dem traurigſten Zuſtande. Er ſah ſeinen Fehler entdeckt, er ſah ſich in dem Verdachte, der ſein Ver-

brechen vergrößerte. Wie wollte er seine Eltern überreden, daß er das Gold nicht angegriffen? Bei der heftigen Gemüthsart seines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er sah sich im Gegensatze von allem dem, was er seyn konnte. Die Aussicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verschwand. Er sah sich verstoßen, flüchtig, und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgesetzt.

Aber selbst alles dieses, was seine Einbildungskraft verwirrte, seinen Stolz verletzte, seine Liebe kränkte, war ihm nicht das Schmerzlichste. Am tiefsten verwundete ihn der Gedanke, daß sein redlicher Vorsatz, sein männlicher Entschluß, sein befolgter Plan, das Geschehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geläugnet, gerade zum Gegentheil ausgelegt werden sollte. Wenn ihn jene Vorstellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er sein Schicksal verdient habe, so ward er durch diese auf's innigste gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat selbst gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande ist. Diese Rückkehr auf sich selbst, diese Betrachtung, daß das edelste Streben vergebens seyn sollte, machte ihn weich; er wünschte nicht mehr zu leben.

In diesen Augenblicken dürstete seine Seele nach einem höhern Beistand. Er fiel an seinem Stuhle nieder, den er mit seinen Thränen benetzte, und forderte Hülfe vom göttlichen Wesen. Sein Gebet war eines

erhörenswerthen Inhalts: der Menſch, der ſich ſelbſt vom Laſter wieder erhebt, habe Anſpruch auf eine unmittelbare Hülfe; derjenige, der keine ſeiner Kräfte ungebraucht laſſe, könne ſich da, wo ſie eben ausgehen, wo ſie nicht hinreichen, auf den Beiſtand des Vaters im Himmel berufen.

In dieſer Ueberzeugung, in dieſer dringenden Bitte verharrte er eine Zeit lang und bemerkte kaum, daß ſeine Thüre ſich öffnete und jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Geſichte auf ihn zukam, ſeine Verwirrung ſah und ihn mit tröſtlichen Worten anredete. Wie glücklich bin ich, ſagte ſie, daß ich dich wenigſtens als keinen Lügner finde, und daß ich deine Reue für wahr halten kann. Das Geld hat ſich gefunden, der Vater, als er es von einem Freunde wieder erhielt, gab es dem Caſſier aufzuheben, und durch die vielen Beſchäftigungen des Tages zerſtreut, hat er es vergeſſen. Mit dem Silber ſtimmt deine Angabe ziemlich zuſammen, die Summe iſt nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen, und verſprach dem Vater die fehlende Summe wieder zu verſchaffen, wenn er ſich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verſpräche.

Ferdinand ging ſogleich zur größten Freude über. Er eilte ſein Handelsgeſchäft zu vollbringen, ſtellte bald der Mutter das Geld zu, erſetzte ſelbſt das, was er nicht genommen hatte, wovon er wußte, daß es bloß durch

die Unordnung des Vaters in seinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter, doch hatte dieser ganze Vorfall eine sehr ernste Wirkung bei ihm zurück gelassen. Er hatte sich überzeugt, daß der Mensch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen; er glaubte nun auch, daß dadurch der Mensch das göttliche Wesen für sich interessiren und sich dessen Beistand versprechen könne, den er eben so unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater seinen Plan, sich in jenen Gegenden niederzulassen. Er stellte die Anstalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt, und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältniß Ferdinands zu Ottilien. Diesem gefiel eine so glänzende Schwiegertochter, und die Aussicht, seinen Sohn ohne Kosten ausstatten zu können, war ihm sehr angenehm. —

Diese Geschichte gefällt mir, sagte Luise, als der Alte geendigt hatte, und ob sie gleich aus dem gemeinen Leben genommen ist, so kommt sie mir doch nicht alltäglich vor. Denn wenn wir uns selbst fragen und andere beobachten, so finden wir, daß wir selten durch uns selbst bewogen werden, diesem oder jenem Wunsche zu entsagen; meist sind es die äußern Umstände die uns dazu nöthigen.

Ich wünschte, sagte Carl, daß wir gar nicht nöthig hätten uns etwas zu versagen, sondern daß wir dasjenige gar nicht kennten was wir nicht besitzen sollen.

Leider iſt in unſern Zuſtänden alles zuſammen gedrängt, alles iſt bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte, und wir ſollen nur immer drunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die ſchönſten Genüſſe Verzicht thun.

Laſſen Sie uns, ſagte Luiſe zum Alten, nun Ihre Geſchichte weiter hören.

Der Alte. Sie iſt wirklich ſchon aus.

Luiſe. Die Entwicklung haben wir freilich gehört; nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterſcheiden richtig, und da Sie ſich für das Schickſal meines Freundes intereſſiren, ſo will ich Ihnen wie es ihm ergangen noch kürzlich erzählen.

Befreit von der drückenden Laſt eines ſo häßlichen Vergehens, nicht ohne beſcheidne Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, dachte er nun an ſein künftiges Glück und erwartete ſehnſuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, um ſich zu erklären und ſein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Geſellſchaft ihrer Eltern; er eilte zu ihr, er fand ſie ſchöner und heiterer als jemals. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick in welchem er ſie allein ſprechen und ihr ſeine Ausſichten vorlegen könnte. Die Stunde kam, und mit aller Freude und Zärtlichkeit der Liebe erzählte er ihr ſeine Hoffnungen, die Nähe ſeines Glücks und den Wunſch, es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie beſtürzt,

als ſie die ganze Sache ſehr leichtſinnig, ja man dürfte beinahe ſagen höhniſch aufnahm. Sie ſcherzte nicht ganz fein über die Einſiedelei die er ſich ausgeſucht habe, über die Figur die ſie beide ſpielen würden, wenn ſie ſich als Schäfer und Schäferin unter ein Strohdach flüchteten und was dergleichen mehr war.

Betroffen und erbittert kehrte er in ſich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdroſſen, und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn geweſen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm ſonſt verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein ſehr helles Auge, um zu ſehen, daß ein ſogenannter Vetter, der mit angekommen war, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog und einen großen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bei dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er ſich doch bald zuſammen, und die Ueberwindung, die ihm ſchon einmal gelungen war, ſchien ihm zum zweytenmale möglich. Er ſah Ottilien oft und gewann über ſich, ſie zu beobachten; er that freundlich ja zärtlich gegen ſie, und ſie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre größte Macht verloren, und er fühlte bald, daß ſelten bei ihr etwas aus dem Herzen kam, daß ſie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abſtoßend, angenehm und launiſch ſeyn konnte. Sein Gemüth machte ſich nach und nach von ihr los, und er entſchloß ſich auch noch die letzten Faden entzwey zu reißen.

Dieſe Operation war ſchmerzhafter als er ſich vorgeſtellt hatte. Er fand ſie eines Tages allein und nahm ſich ein Herz, ſie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr in's Gedächtniß zurück zu rufen, in denen ſie beide, durch das zarteſte Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann faſt ſagen zärtlich; er ward weicher und wünſchte in dieſem Augenblicke, daß alles anders ſeyn möchte als er ſich vorgeſtellt hatte. Doch nahm er ſich zuſammen und trug ihr die Geſchichte ſeines bevorſtehenden Etabliſſements mit Ruhe und Liebe vor. Sie ſchien ſich darüber zu freuen und gewiſſermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeſchoben werde. Sie gab zu erkennen, daß ſie nicht die mindeſte Luſt habe die Stadt zu verlaſſen; ſie ließ ihre Hoffnung ſehen, daß er ſich, durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden, in den Stand ſetzen könnte, auch unter ſeinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur zu ſpielen. Sie ließ ihn nicht undeutlich merken, daß ſie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als ſein Vater gehen und ſich in allem noch anſehnlicher und rechtlicher zeigen werde.

Nur zu ſehr fühlte Ferdinand, daß er von einer ſolchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe, und doch war es ſchwer ſo vielen Reizen zu entſagen. Ja vielleicht wäre er ganz unſchlüſſig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelöſ't, und in ſeinem Be-

tragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte; daß er aber für beide nicht räthlich hielte, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren, und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

Noch auf diesen Brief wünschte er eine günstige Antwort; allein sie kam nicht wie sein Herz, sondern wie sie seine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine sehr zierliche Art sein Wort zurück, ohne sein Herz ganz los zu lassen, und eben so sprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war sie gebunden und ihren Worten nach frei.

Was soll ich nun weiter umständlich seyn? Ferdinand eilte in seine friedlichen Gegenden zurück, seine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig, und ward es nur um so mehr, als das gute natürliche Mädchen, die wir schon kennen, ihn als Gattin beglückte, und der alte Oheim alles that seine häusliche Lage zu sichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in spätern Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen wohlgebildeten Familie. Er hat mir seine Geschichte selbst erzählt; und wie es Menschen zu geben pflegt, denen irgend etwas Bedeutendes in früherer Zeit begegnet, so hatte sich auch jene Geschichte so tief bei ihm eingedrückt, daß sie einen großen

Einfluß

Einfluß auf ſein Leben hatte. Selbſt als Mann und Hausvater pflegte er ſich manchmal etwas, das ihm Freude würde gemacht haben, zu verſagen, um nur nicht aus der Uebung einer ſo ſchönen Tugend zu kommen, und ſeine ganze Erziehung beſtand gewiſſermaßen darin, daß ſeine Kinder ſich gleichſam aus dem Stegreife etwas mußten verſagen können.

Auf eine Weiſe die ich im Anfang nicht billigen konnte, unterſagte er, zum Beiſpiel, einem Knaben bei Tiſche von einer beliebten Speiſe zu eſſen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war als wenn weiter nichts geſchehen wäre.

Und ſo ließen die älteſten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obſt oder ſonſt einen Leckerbiſſen vor ſich vorbei gehen; dagegen erlaubte er ihnen ich möchte wohl ſagen alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in ſeinem Hauſe. Er ſchien über alles gleichgültig zu ſeyn und ließ ihnen eine faſt unbändige Freiheit; nur fiel es ihm die Woche einmal ein, daß alles auf die Minute geſchehen mußte: alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren regulirt, ein jeder erhielt ſeine Ordre für den Tag, Geſchäfte und Vergnügungen wurden gehäuft, und niemand durfte eine Secunde fehlen. Ich könnte Sie ſtundenlang von ſeinen Geſprächen und Anmerkungen über die ſonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er ſcherzte mit mir als einem katholiſchen Geiſtlichen über meine Gelübde und behauptete,

daß eigentlich jeder Mensch sowohl sich selbst Enthaltsamkeit als andern Gehorsam geloben sollte; nicht um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Baroneſſe machte eben einige Anmerkungen und gestand, daß dieſer Freund im Ganzen wohl Recht gehabt habe: denn ſo komme auch in einem Reiche alles auf die executive Gewalt an; die geſetzgebende möge ſo vernünftig ſeyn als ſie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig ſey.

Luiſe ſprang an's Fenſter, denn ſie hörte Friedrichen zum Hofe herein reiten. Sie ging ihm entgegen und führte ihn in's Zimmer. Er ſchien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwüſtung kam, und anſtatt ſich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulaſſen, der das Haus ihrer Tante betroffen, verſicherte er, daß es ausgemacht ſey, daß der Schreibtiſch zu eben der Stunde dort verbrannt ſey, da der ihrige hier ſo heftige Sprünge bekommen hatte.

In eben dem Augenblicke, ſagte er, als der Brand ſich ſchon dem Zimmer näherte, rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf dieſem Schreibtiſche ſtand. Im Hinaustragen mochte ſich etwas am Werke verrücken und ſie blieb auf halb zwölfe ſtehen. Wir haben alſo wenigſtens was die Zeit betrifft eine völlige Uebereinſtimmung. Die Baroneſſe lächelte, der Hofmeiſter behauptete, daß wenn zwey Dinge zuſammenträfen, man deßwegen noch nicht auf ihren Zuſammenhang ſchließen könne. Luiſen

gefiel es dagegen diese beiden Vorfälle zu verknüpfen, besonders da sie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht erhalten hatte; und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freien Lauf.

Wissen Sie nicht, sagte Carl zum Alten, uns irgend ein Mährchen zu erzählen? Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn sie das was wirklich geschehen ist, verarbeiten will; die luftigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstand und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, däucht mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen, sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so daß wir vergessen, daß etwas außer uns sey, das diese Bewegung hervorbringt.

Fahren Sie nicht fort, sagte der Alte, Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft umständlicher auszuführen. Auch das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen, denn sie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten was ihr geschenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin

Das Mährchen.

An dem großen Fluſſe, der eben von einem ſtarken Regen geſchwollen und übergetreten war, lag in ſeiner kleinen Hütte, müde von der Anſtrengung des Tages, der alte Fährmann und ſchlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen; er hörte, daß Reiſende übergeſetzt ſeyn wollten.

Als er vor die Thür hinaus trat, ſah er zwey große Irrlichter über dem angebundenen Kahne ſchweben, die ihm verſicherten, daß ſie große Eile hätten und ſchon an jenem Ufer zu ſeyn wünſchten. Der Alte ſäumte nicht, ſtieß ab und fuhr, mit ſeiner gewöhnlichen Geſchicklichkeit, quer über den Strom, indeß die Fremden in einer unbekannten ſehr behenden Sprache gegen einander ziſchten und mitunter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem ſie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder hüpften.

Der Kahn ſchwankt! rief der Alte, und wenn ihr ſo unruhig ſeyd, kann er umſchlagen; ſetzt euch, ihr Lichter!

Sie brachen über dieſe Zumuthung in ein großes

Gelächter aus, verspotteten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld, und stieß bald am jenseitigen Ufer an.

Hier ist für Eure Mühe! riefen die Reisenden, und es fielen, indem sie sich schüttelten, viele glänzende Goldstücke in den feuchten Kahn. — Um's Himmels willen, was macht ihr! rief der Alte, ihr bringt mich in's größte Unglück! wäre ein Goldstück in's Wasser gefallen, so würde der Strom, der dieß Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erhoben, das Schiff und mich verschlungen haben, und wer weiß, wie es euch gegangen seyn würde; nehmt euer Geld wieder zu euch!

Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeschüttelt haben, versetzten jene.

So macht ihr mir noch die Mühe, sagte der Alte, indem er sich bückte und die Goldstücke in seine Mütze las, daß ich sie zusammen suchen, an's Land tragen und vergraben muß.

Die Irrlichter waren aus dem Kahne gesprungen, und der Alte rief: wo bleibt nun mein Lohn?

Wer kein Gold nimmt, mag umsonst arbeiten! riefen die Irrlichter — Ihr müßt wissen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann. — Mit Früchten der Erde? Wir verschmähen sie, und haben sie nie genossen — Und doch kann ich euch nicht los lassen, bis ihr mir versprecht, daß ihr mir drey Kohl-

häupter, drey Artiſchocken und drey große Zwiebeln liefert.

Die Irrlichter wollten ſcherzend davon ſchlüpfen; allein ſie fühlten ſich auf eine unbegreifliche Weiſe an den Boden gefeſſelt; es war die unangenehmſte Empfindung die ſie jemals gehabt hatten. Sie verſprachen ſeine Forderung nächſtens zu befriedigen; er entließ ſie und ſtieß ab. Er war ſchon weit hinweg als ſie ihm nachriefen: Alter! hört Alter! wir haben das Wichtigſte vergeſſen! Er war fort und hörte ſie nicht. Er hatte ſich an derſelben Seite den Fluß hinab treiben laſſen, wo er in einer gebirgigen Gegend, die das Waſſer niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verſcharren wollte. Dort fand er zwiſchen hohen Felſen eine ungeheure Kluft, ſchüttete es hinein und fuhr nach ſeiner Hütte zurück.

In dieſer Kluft befand ſich die ſchöne grüne Schlange, die durch die herabklingende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie erſah kaum die leuchtenden Scheiben, als ſie ſolche auf der Stelle mit großer Begierde verſchlang, und alle Stücke, die ſich in dem Gebüſch und zwiſchen den Felsritzen zerſtreut hatten, ſorgfältig aufſuchte.

Kaum waren ſie verſchlungen, ſo fühlte ſie mit der angenehmſten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden ſchmelzen und ſich durch ihren ganzen Körper ausbreiten, und zur größten Freude bemerkte ſie,

daß sie durchsichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr schon versichert, daß diese Erscheinung möglich sey; weil sie aber zweifelhaft war, ob dieses Licht lange dauern könne, so trieb sie die Neugierde und der Wunsch, sich für die Zukunft sicher zu stellen, aus dem Felsen heraus, um zu untersuchen, wer das schöne Gold herein gestreut haben könnte. Sie fand niemanden. Desto angenehmer war es ihr, sich selbst, da sie zwischen Kräutern und Gesträuchen hinkroch, und ihr anmuthiges Licht, das sie durch das frische Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter schienen von Smaragd, alle Blumen auf das herrlichste verklärt. Vergebens durchstrich sie die einsame Wildniß; desto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als sie auf die Fläche kam und von weitem einen Glanz, der dem ihrigen ähnlich war, erblickte. Find' ich doch endlich meines Gleichen! rief sie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beschwerlichkeit durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob sie gleich auf trocknen Bergwiesen, in hohen Felsritzen am liebsten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß und mit zartem Thau und frischem Quellwasser ihren Durst gewöhnlich stillte, so hätte sie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes alles unternommen was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte sie endlich zu einem feuchten Ried, wo unsere beiden Irrlichter hin und wieder

ſpielten. Sie ſchoß auf ſie los, begrüßte ſie, und freute ſich ſo angenehme Herren von ihrer Verwandtſchaft zu finden. Die Lichter ſtrichen an ihr her, hüpften über ſie weg und lachten nach ihrer Weiſe. Frau Muhme, ſagten ſie, wenn Sie ſchon von der horizontalen Linie ſind, ſo hat das doch nichts zu bedeuten; freilich ſind wir nur von Seiten des Scheins verwandt, denn ſehen Sie nur (hier machten beide Flammen indem ſie ihre ganze Breite aufopferten ſich ſo lang und ſpitz als möglich) wie ſchön uns Herren von der verticalen Linie dieſe ſchlanke Länge kleidet; nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin, welche Familie kann ſich deß rühmen? ſo lang es Irrlichter gibt, hat noch keins weder geſeſſen noch gelegen.

Die Schlange fühlte ſich in der Gegenwart dieſer Verwandten ſehr unbehaglich, denn ſie mochte den Kopf ſo hoch heben als ſie wollte, ſo fühlte ſie doch, daß ſie ihn wieder zur Erde biegen mußte, um von der Stelle zu kommen, und hatte ſie ſich vorher im dunkeln Hain außerordentlich wohlgefallen, ſo ſchien ihr Glanz in Gegenwart dieſer Vettern ſich jeden Augenblick zu vermindern, ja ſie fürchtete, daß er endlich gar verlöſchen werde.

In dieſer Verlegenheit fragte ſie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor kurzem in

die Felskluft gefallen ſey; ſie vermuthe, es ſey ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und ſchüttelten ſich, und es ſprangen eine große Menge Goldſtücke um ſie herum. Die Schlange fuhr ſchnell darnach ſie zu verſchlingen. Laßt es Euch ſchmecken, Frau Muhme, ſagten die artigen Herren, wir können noch mit mehr aufwarten. Sie ſchüttelten ſich noch einige Male mit großer Behendigkeit, ſo daß die Schlange kaum die koſtbare Speiſe ſchnell genug hinunter bringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachſen, und ſie leuchtete wirklich auf's herrlichſte, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das Mindeſte zu verlieren.

Ich bin euch auf ewig verbunden, ſagte die Schlange, nachdem ſie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war, fordert von mir was ihr wollt; was in meinen Kräften iſt, will ich euch leiſten.

Recht ſchön! riefen die Irrlichter, ſage, wo wohnt die ſchöne Lilie? Führ' uns ſo ſchnell als möglich zum Palaſte und Garten der ſchönen Lilie, wir ſterben vor Ungeduld, uns ihr zu Füßen zu werfen.

Dieſen Dienſt, verſetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, kann ich euch ſogleich nicht leiſten. Die ſchöne Lilie wohnt leider jenſeit des Waſſers. — Jenſeit des Waſſers! Und wir laſſen uns in dieſer ſtürmiſchen

Nacht überſetzen! wie grauſam iſt der Fluß, der uns nun ſcheidet! ſollte es nicht möglich ſeyn, den Alten wieder zu errufen?

Sie würden ſich vergebens bemühen, verſetzte die Schlange, denn wenn Sie ihn auch ſelbſt an dem dieſſeitigen Ufer anträfen, ſo würde er Sie nicht einnehmen; er darf jederman herüber, niemand hinüber bringen. — Da haben wir uns ſchön geborgen! Gibt es denn kein ander Mittel, über das Waſſer zu kommen? — Noch einige, nur nicht in dieſem Augenblick. Ich ſelbſt kann die Herren überſetzen, aber erſt in der Mittagsſtunde. — Das iſt eine Zeit, in der wir nicht gerne reiſen. — So können Sie Abends auf dem Schatten des Rieſen hinüber fahren. — Wie geht das zu? — Der große Rieſe, der nicht weit von hier wohnt, vermag mit ſeinem Körper nichts; ſeine Hände heben keinen Strohhalm, ſeine Schultern würden kein Reißbündel tragen; aber ſein Schatten vermag viel, ja alles. Deßwegen iſt er beim Aufgang und Untergang der Sonne am mächtigſten, und ſo darf man ſich Abends nur auf den Nacken ſeines Schattens ſetzen, der Rieſe geht alsdann ſachte gegen das Ufer zu und der Schatten bringt den Wanderer über das Waſſer hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit ſich an jener Waldecke einfinden, wo das Gebüſch dicht an's Ufer ſtößt, ſo kann ich Sie überſetzen und der ſchönen Lilie verſtellen; ſcheuen Sie hingegen die Mittagshitze, ſo dürfen Sie nur gegen Abend in jener Felſen-

bucht den Riesen aufsuchen, der sich gewiß recht gefällig zeigen wird.

Mit einer leichten Verbeugung entfernten sich die jungen Herren, und die Schlange war zufrieden von ihnen loszukommen, theils um sich in ihrem eignen Lichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der sie schon lange auf eine sonderbare Weise gequält ward.

In den Felsklüften, in denen sie oft hin und wieder kroch, hatte sie an einem Orte eine seltsame Entdeckung gemacht. Denn ob sie gleich durch diese Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genöthiget war, so konnte sie doch durch's Gefühl die Gegenstände recht wohl unterscheiden. Nur unregelmäßige Naturproducte war sie gewohnt überall zu finden; bald schlang sie sich zwischen den Zacken großer Krystalle hindurch, bald fühlte sie die Haken und Haare des gediegenen Silbers, und brachte ein und den andern Edelstein mit sich an's Licht hervor. Doch hatte sie zu ihrer großen Verwunderung in einem ringsum verschlossenen Felsen Gegenstände gefühlt, welche die bildende Hand des Menschen verriethen. Glatte Wände, an denen sie nicht aufsteigen konnte, scharfe regelmäßige Kanten, wohlgebildete Säulen, und, was ihr am sonderbarsten vorkam, menschliche Figuren, um die sie sich mehrmals geschlungen hatte, und die sie für Erz oder äußerst polirten Marmor halten mußte. Alle diese Erfahrungen wünschte sie noch zuletzt durch den Sinn des

Auges zuſammen zu faſſen und das, was ſie nur muthmaßte, zu beſtätigen. Sie glaubte ſich nun fähig durch ihr eignes Licht dieſes wunderbare unterirdiſche Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit dieſen ſonderbaren Gegenſtänden völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Ritze, durch die ſie in das Heiligthum zu ſchleichen pflegte.

Als ſie ſich am Orte befand, ſah ſie ſich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenſtände der Rotonde nicht erleuchten konnte, ſo wurden ihr doch die nächſten deutlich genug. Mit Erſtaunen und Ehrfurcht ſah ſie in eine glänzende Niſche hinauf, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterm Golde aufgeſtellt war. Dem Maß nach war die Bildſäule über Menſchengröße, der Geſtalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt ſeine Haare zuſammen.

Kaum hatte die Schlange dieſes ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: Wo kommſt du her? — Aus den Klüften, verſetzte die Schlange, in denen das Gold wohnt. — Was iſt herrlicher als Gold, fragte der König? — Das Licht, antwortete die Schlange. — Was iſt erquicklicher als Licht? fragte jener — Das Geſpräch, antwortete dieſe.

Sie hatte unter dieſen Reden bei Seite geſchielt und in der nächſten Niſche ein anderes herrliches Bild geſehen.

In derselben saß ein silberner König, von langer und eher schmächtiger Gestalt; sein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter mit Edelsteinen geschmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in seinem Angesichte und schien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bei diesem Lichte sah die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Gestalt da saß, sich auf seine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geschmückt war, und eher einem Felsen als einem Menschen glich. Sie wollte sich nach dem vierten umsehen, der in der größten Entfernung von ihr stand, aber die Mauer öffnete sich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verschwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerksamkeit der Schlange auf sich. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren stille Flamme man gerne hinein sah, und die auf eine wunderbare Weise, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

Warum kommst du, da wir Licht haben? fragte der goldene König. — Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf. — Endigt sich mein Reich? fragte der silberne König. — Spät oder nie, versetzte der Alte.

Mit einer starken Stimme fing der eherne König an

zu fragen: Wann werde ich aufſtehn? — Bald, verſetzte der Alte. — Mit wem ſoll ich mich verbinden? fragte der König. Mit deinen ältern Brüdern, ſagte der Alte. — Was wird aus dem jüngſten werden? fragte der König. — Er wird ſich ſetzen, ſagte der Alte.

Ich bin nicht müde, rief der vierte König mit einer rauhen ſtotternden Stimme.

Die Schlange war, indeſſen jene redeten, in dem Tempel leiſe herumgeſchlichen, hatte alles betrachtet und beſah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er ſtand an eine Säule gelehnt, und ſeine anſehnliche Geſtalt war eher ſchwerfällig als ſchön. Allein das Metall, woraus er gegoſſen war, konnte man nicht unterſcheiden. Genau betrachtet war es eine Miſchung der drey Metalle, aus denen ſeine Brüder gebildet waren. Aber beim Guſſe ſchienen dieſe Materien nicht recht zuſammen geſchmolzen zu ſeyn; goldne und ſilberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Maſſe hindurch, und gaben dem Bilde ein unangenehmes Anſehn.

Indeſſen ſagte der goldne König zum Manne: Wie viel Geheimniſſe weißt du? — Drey, verſetzte der Alte. — Welches iſt das wichtigſte? fragte der ſilberne König. — Das offenbare, verſetzte der Alte. — Willſt du es auch uns eröffnen? fragte der eherne. — Sobald ich das vierte weiß, ſagte der Alte. Was kümmert's mich! murmelte der zuſammengeſetzte König vor ſich hin.

Ich weiß das vierte, ſagte die Schlange, näherte

ſich dem Alten und ziſchte ihm etwas in's Ohr. — Es iſt an der Zeit! rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel ſchallte wieder, die metallenen Bildſäulen klangen, und in dem Augenblicke verſank der Alte nach Weſten und die Schlange nach Oſten, und jedes durchſtrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felſen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurch wandelte, füllten ſich hinter ihm ſogleich mit Gold, denn ſeine Lampe hatte die wunderbare Eigenſchaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelſteine zu verwandeln, und alle Metalle zu zernichten; dieſe Wirkung zu äußern mußte ſie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte ſie nur einen ſchönen hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch ſie erquickt.

Der Alte trat in ſeine Hütte, die an dem Berge angebauet war, und fand ſein Weib in der größten Betrübniß. Sie ſaß am Feuer und weinte und konnte ſich nicht zufrieden geben. Wie unglücklich bin ich, rief ſie aus, wollt' ich dich heute doch nicht fortlaſſen! — Was gibt es denn? fragte der Alte ganz ruhig.

Kaum biſt du weg, ſagte ſie mit Schluchzen, ſo kommen zwey ungeſtüme Wanderer vor die Thüre; unvorſichtig laſſe ich ſie herein, es ſchienen ein paar artige, rechtliche Leute; ſie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte ſie für Irrlichter halten können: kaum ſind ſie im Hauſe, ſo fangen ſie an, auf eine unverſchämte Weiſe,

Weiſe, mir mit Worten zu ſchmeicheln, und werden ſo zudringlich, daß ich mich ſchäme daran zu denken.

Nun, verſetzte der Mann lächelnd, die Herren haben wohl geſcherzt; denn deinem Alter nach ſollten ſie es wohl bei der allgemeinen Höflichkeit gelaſſen haben.

Was Alter! Alter! rief die Frau; ſoll ich immer von meinem Alter hören? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch was ich weiß. Und ſieh dich nur um, wie die Wände ausſehen; ſieh nur die alten Steine, die ich ſeit hundert Jahren nicht mehr geſehen habe; alles Gold haben ſie herunter geleckt, du glaubſt nicht mit welcher Behendigkeit, und ſie verſicherten immer, es ſchmecke viel beſſer als gemeines Gold. Als ſie die Wände rein gefegt hatten, ſchienen ſie ſehr gutes Muthes, und gewiß ſie waren auch in kurzer Zeit ſehr viel größer, breiter und glänzender geworden. Nun fingen ſie ihren Muthwillen von Neuem an, ſtreichelten mich wieder, hießen mich ihre Königin, ſchüttelten ſich und eine Menge Goldſtücke ſprangen herum; du ſiehſt noch wie ſie dort unter der Bank leuchten; aber welch ein Unglück! unſer Mops fraß einige davon und ſieh da liegt er am Kamine todt; das arme Thier! ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich ſah es erſt, da ſie fort waren, denn ſonſt hätte ich nicht verſprochen, ihre Schuld beim Fährmann abzutragen. — Was ſind ſie ſchuldig? fragte der Alte — Drey Kohlhäupter, ſagte die Frau,

drey Artischocken und drey Zwiebeln; wenn es Tag wird, habe ich versprochen, sie an den Fluß zu tragen.

Du kannst ihnen den Gefallen thun, sagte der Alte; denn sie werden uns gelegentlich auch wieder dienen.

Ob sie uns dienen werden, weiß ich nicht, aber versprochen und betheuert haben sie es.

Indessen war das Feuer im Kamine zusammen gebrannt, der Alte überzog die Kohlen mit vieler Asche, schaffte die leuchtenden Goldstücke bei Seite, und nun leuchtete sein Lämpchen wieder allein, in dem schönsten Glanze, die Mauern überzogen sich mit Gold und der Mops war zu dem schönsten Onyx geworden, den man sich denken konnte. Die Abwechselung der braunen und schwarzen Farbe des kostbaren Gesteins machte ihn zum seltensten Kunstwerke.

Nimm deinen Korb, sagte der Alte, und stelle den Onyx hinein; alsdann nimm die drey Kohlhäupter, die drey Artischocken und die drey Zwiebeln, lege sie umher und trage sie zum Flusse. Gegen Mittag laß dich von der Schlange übersetzen und besuche die schöne Lilie, bring ihr den Onyx, sie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie sie alles Lebendige durch ihre Berührung tödtet; sie wird einen treuen Gefährten an ihm haben. Sage ihr, sie solle nicht trauern, ihre Erlösung sey nahe, das größte Unglück könne sie als das größte Glück betrachten, denn es sey an der Zeit.

Die Alte packte ihren Korb und machte sich, als es

Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne schien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte; das Weib ging mit langsamem Schritt, denn der Korb drückte sie auf's Haupt, und es war doch nicht der Onyx der so lastete. Alles Todte was sie trug fühlte sie nicht, vielmehr hob sich alsdann der Korb in die Höhe und schwebte über ihrem Haupte. Aber ein frisches Gemüs oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen, war ihr äußerst beschwerlich. Verdrießlich war sie eine Zeit lang hingegangen, als sie auf einmal, erschreckt, stille stand; denn sie hätte beinahe auf den Schatten des Riesen getreten, der sich über die Ebene bis zu ihr hin erstreckte. Und nun sah sie erst den gewaltigen Riesen, der sich im Fluß gebadet hatte, aus dem Wasser heraussteigen, und sie wußte nicht, wie sie ihm ausweichen sollte. Sobald er sie gewahr ward, fing er an sie scherzhaft zu begrüßen, und die Hände seines Schattens griffen sogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit nahmen sie ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel heraus und brachten sie dem Riesen zum Munde, der sodann weiter den Fluß hinauf ging und dem Weibe den Weg frei ließ.

Sie bedachte, ob sie nicht lieber zurückgehen und die fehlenden Stücke aus ihrem Garten wieder ersetzen sollte, und ging unter diesen Zweifeln immer weiter vorwärts, so daß sie bald an dem Ufer des Flusses ankam. Lange saß sie in Erwartung des Fährmanns, den sie endlich

mit einem sonderbaren Reisenden herüberschiffen sah. Ein junger edler schöner Mann, den sie nicht genug ansehen konnte, stieg aus dem Kahne.

Was bringt Ihr? rief der Alte. — Es ist das Gemüse das Euch die Irrlichter schuldig sind, versetzte die Frau und wies ihre Waare hin. Als der Alte von jeder Sorte nur zwey fand, ward er verdrießlich und versicherte, daß er sie nicht annehmen könne. Die Frau bat ihn inständig, erzählte ihm, daß sie jetzt nicht nach Hause gehen könne und daß ihr die Last auf dem Wege den sie vor sich habe beschwerlich sey. Er blieb bei seiner abschläglichen Antwort, indem er ihr versicherte, daß es nicht einmal von ihm abhange. Was mir gebührt, muß ich neun Stunden zusammen lassen, und ich darf nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittheil übergeben habe. Nach vielem Hinundwiederreden versetzte endlich der Alte: es ist noch ein Mittel. Wenn Ihr Euch gegen den Fluß verbürgt und Euch als Schuldnerin bekennen wollt, so nehm' ich die sechs Stücke zu mir, es ist aber einige Gefahr dabei. — Wenn ich mein Wort halte, so laufe ich doch keine Gefahr? — Nicht die geringste. Steckt Eure Hand in den Fluß, fuhr der Alte fort, und versprecht, daß Ihr in vier und zwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt.

Die Alte that's, aber wie erschrack sie nicht, als sie ihre Hand kohlschwarz wieder aus dem Wasser zog. Sie schalt heftig auf den Alten, versicherte, daß ihre Hände

immer das Schönſte an ihr geweſen wären, und daß ſie, ungeachtet der harten Arbeit, dieſe edlen Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie beſah die Hand mit großem Verdruſſe und rief verzweiflungsvoll aus: das iſt noch ſchlimmer! ich ſehe ſie iſt gar geſchwunden, ſie iſt viel kleiner als die andere.

Jetzt ſcheint es nur ſo, ſagte der Alte; wenn Ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach ſchwinden und endlich ganz verſchwinden, ohne daß Ihr den Gebrauch derſelben entbehrt. Ihr werdet alles damit verrichten können, nur daß ſie niemand ſehen wird. — Ich wollte lieber, ich könnte ſie nicht brauchen und man ſäh' mir's nicht an, ſagte die Alte; indeſſen hat das nichts zu bedeuten, ich werde mein Wort halten, um dieſe ſchwarze Haut und dieſe Sorge bald los zu werden. Eilig nahm ſie darauf den Korb, der ſich von ſelbſt über ihren Scheitel erhob und frei in die Höhe ſchwebte, und eilte dem jungen Manne nach, der ſachte und in Gedanken am Ufer hinging. Seine herrliche Geſtalt und ſein ſonderbarer Anzug hatten ſich der Alten tief eingedruckt.

Seine Bruſt war mit einem glänzenden Harniſch bedeckt, durch den alle Theile ſeines ſchönen Leibes ſich durchbewegten. Um ſeine Schultern hing ein Purpurmantel, um ſein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in ſchönen Locken; ſein holdes Geſicht war den Strahlen der Sonne ausgeſetzt, ſo wie ſeine ſchön gebauten Füße.

Mit nackten Sohlen ging er gelassen über den heißen Sand hin, und ein tiefer Schmerz schien alle äußeren Eindrücke abzustumpfen.

Die gesprächige Alte suchte ihn zu einer Unterredung zu bringen, allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Bescheid, so daß sie endlich, ungeachtet seiner schönen Augen, müde ward ihn immer vergebens anzureden, von ihm Abschied nahm und sagte: Ihr gehr mir zu langsam, mein Herr, ich darf den Augenblick nicht versäumen, um über die grüne Schlange den Fluß zu passiren und der schönen Lilie das vortreffliche Geschenk von meinem Manne zu überbringen. Mit diesen Worten schritt sie eilends fort und eben so schnell ermannte sich der schöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach. Ihr gehr zur schönen Lilie! rief er aus, da gehen wir Einen Weg. Was ist das für ein Geschenk das Ihr tragt?

Mein Herr, versetzte die Frau dagegen, es ist nicht billig, nachdem Ihr meine Fragen so einsylbig abgelehnt habt, Euch mit solcher Lebhaftigkeit nach meinen Geheimnissen zu erkundigen. Wollt Ihr aber einen Tausch eingehen und mir Eure Schicksale erzählen, so will ich Euch nicht verbergen, wie es mit mir und meinem Geschenke steht. Sie wurden bald einig; die Frau vertraute ihm ihre Verhältnisse, die Geschichte des Hundes, und ließ ihn dabei das wundervolle Geschenk betrachten.

Er hob sogleich das natürliche Kunstwerk aus dem Korbe und nahm den Mops, der sanft zu ruhen schien,

in ſeine Arme. Glückliches Thier! rief er aus, du wirſt von ihren Händen berührt, du wirſt von ihr belebt werden, anſtatt daß lebendige vor ihr fliehen, um nicht ein trauriges Schickſal zu erfahren. Doch was ſage ich traurig! iſt es nicht viel betrübter und bänglicher durch ihre Gegenwart gelähmt zu werden, als es ſeyn würde von ihrer Hand zu ſterben! Sieh mich an, ſagte er zu der Alten; in meinen Jahren, welch einen elenden Zuſtand muß ich erdulden. Dieſen Harniſch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, dieſen Purpur, den ich durch eine weiſe Regierung zu verdienen ſuchte, hat mir das Schickſal gelaſſen, jenen als eine unnöthige Laſt, dieſen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwert ſind hinweg, ich bin übrigens ſo nackt und bedürftig, als jeder andere Erdenſohn, denn ſo unſelig wirken ihre ſchönen blauen Augen, daß ſie allen lebendigen Weſen ihre Kraft nehmen, und daß diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, ſich in den Zuſtand lebendig wandelnder Schatten verſetzt fühlen.

So fuhr er fort zu klagen und befriedigte die Neugierde der Alten keineswegs, welche nicht ſowohl von ſeinem innern als von ſeinem äußern Zuſtande unterrichtet ſeyn wollte. Sie erfuhr weder den Namen ſeines Vaters noch ſeines Königreichs. Er ſtreichelte den harten Mops, den die Sonnenſtrahlen und der warme Buſen des Jünglings als wenn er lebte erwärmt hatten. Er fragte viel nach dem Mann mit der Lampe, nach den Wirkungen

des heiligen Lichtes und ſchien ſich davon für ſeinen traurigen Zuſtand künftig viel Gutes zu verſprechen.

Unter dieſen Geſprächen ſahen ſie von ferne den majeſtätiſchen Bogen der Brücke, der von einem Ufer zum andern hinüber reichte, im Glanz der Sonne auf das wunderbarſte ſchimmern. Beide erſtaunten, denn ſie hatten dieſes Gebäude noch nie ſo herrlich geſehen. Wie! rief der Prinz; war ſie nicht ſchon ſchön genug, als ſie vor unſern Augen wie von Jaſpis und Praſem gebaut daſtand? Muß man nicht fürchten ſie zu betreten, da ſie aus Smaragd, Chryſopras und Chryſolith mit der anmuthigſten Mannichfaltigkeit zuſammengeſetzt erſcheint? Beide wußten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war: denn die Schlange war es, die ſich jeden Mittag über den Fluß hinüber bäumte und in Geſtalt einer kühnen Brücke da ſtand. Die Wanderer betraten ſie mit Ehrfurcht und gingen ſchweigend hinüber.

Sie waren kaum am jenſeitigen Ufer, als die Brücke ſich zu ſchwingen und zu bewegen anfing, in kurzem die Oberfläche des Waſſers berührte und die grüne Schlange in ihrer eigenthümlichen Geſtalt den Wanderern auf dem Lande nachgleitete. Beide hatten kaum für die Erlaubniß auf ihrem Rücken über den Fluß zu ſetzen gedankt, als ſie bemerkten, daß außer ihnen dreyen noch mehrere Perſonen in der Geſellſchaft ſeyn müßten, die ſie jedoch mit ihren Augen

nicht erblicken konnten. Sie hörten neben sich ein Gezisch, dem die Schlange gleichfalls mit einem Gezisch antwortete; sie horchten auf und konnten endlich Folgendes vernehmen: Wir werden, sagten ein paar wechselnde Stimmen, uns erst incognito in dem Park der schönen Lilie umsehen, und ersuchen Euch, uns mit Anbruch der Nacht, sobald wir nur irgend präsentabel sind, der vollkommenen Schönheit vorzustellen. An dem Rande des großen Sees werdet ihr uns antreffen. Es bleibt dabei, antwortete die Schlange, und ein zischender Laut verlor sich in der Luft.

Unsere drey Wanderer beredeten sich nunmehr, in welcher Ordnung sie bei der Schönen vortreten wollten, denn so viel Personen auch um sie seyn konnten, so durften sie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn sie nicht empfindliche Schmerzen erdulden sollten.

Das Weib mit dem verwandelten Hunde im Korbe nahte sich zuerst dem Garten und suchte ihre Gönnerin auf, die leicht zu finden war, weil sie eben zur Harfe sang; die lieblichen Töne zeigten sich erst als Ringe auf der Oberfläche des stillen Sees, dann wie ein leichter Hauch setzten sie Gras und Büsche in Bewegung. Auf einem eingeschlossenen grünen Platze, in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannichfaltiger Bäume, saß sie und bezauberte beim ersten Anblick auf's neue die Augen, das Ohr und das Herz des Weibes, das sich ihr mit Entzücken näherte und bei

ſich ſelbſt ſchwur, die Schöne ſey während ihrer Abweſenheit nur immer ſchöner geworden. Schon von weitem rief die gute Frau dem liebenswürdigſten Mädchen Gruß und Lob zu. Welch ein Glück Euch anzuſehen, welch einen Himmel verbreitet Eure Gegenwart um Euch her! Wie die Harfe ſo reizend in Eurem Schooſe lehnt, wie Eure Arme ſie ſo ſanft umgeben, wie ſie ſich nach Eurer Bruſt zu ſehnen ſcheint und wie ſie unter der Berührung Eurer ſchlanken Finger ſo zärtlich klingt! Dreyfach glücklicher Jüngling, der du ihren Platz einnehmen konnteſt!

Unter dieſen Worten war ſie näher gekommen; die ſchöne Lilie ſchlug die Augen auf, ließ die Hände ſinken und verſetzte: Betrübe mich nicht durch ein unzeitiges Lob, ich empfinde nur deſto ſtärker mein Unglück. Sieh, hier zu meinen Füßen liegt der arme Canarienvogel todt, der ſonſt meine Lieder auf das angenehmſte begleitete; er war gewöhnt auf meiner Harfe zu ſitzen, und ſorgfältig abgerichtet mich nicht zu berühren; heute, indem ich vom Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anſtimme, und mein kleiner Sänger munterer als jemals ſeine harmoniſchen Töne hören läßt, ſchießt ein Habicht über meinem Haupte hin; das arme kleine Thier, erſchrocken, flüchtet in meinen Buſen und in dem Augenblick fühl' ich die letzten Zuckungen ſeines ſcheidenden Lebens. Zwar von meinem Blicke getroffen ſchleicht der Räuber dort

ohnmächtig am Waſſer hin, aber was kann mir ſeine Strafe helfen, mein Liebling iſt todt, und ſein Grab wird nur das traurige Gebüſch meines Gartens vermehren.

Ermannt Euch, ſchöne Lilie! rief die Frau, indem ſie ſelbſt eine Thräne abtrocknete, welche ihr die Erzählung des unglücklichen Mädchens aus den Augen gelockt hatte, nehmt Euch zuſammen, mein Alter läßt Euch ſagen, Ihr ſollt Eure Trauer mäßigen, das größte Unglück als Vorbote des größten Glücks anſehen; denn es ſey an der Zeit; und wahrhaftig, fuhr die Alte fort, es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand wie ſie ſchwarz geworden iſt! wahrhaftig ſie iſt ſchon um vieles kleiner, ich muß eilen eh' ſie gar verſchwindet! Warum mußt' ich den Irrlichtern eine Gefälligkeit erzeigen, warum mußt' ich dem Rieſen begegnen und warum meine Hand in den Fluß tauchen? Könnt Ihr mir nicht ein Kohlhaupt, eine Artiſchocke und eine Zwiebel geben? ſo bring' ich ſie dem Fluſſe und meine Hand iſt weiß wie vorher, ſo daß ich ſie faſt neben die Eurige halten könnte.

Kohlhäupter und Zwiebeln könnteſt du allenfalls noch finden: aber Artiſchocken ſucheſt du vergebens. Alle Pflanzen in meinem großen Garten tragen weder Blüthen noch Früchte; aber jedes Reiß, das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze, grünt

ſogleich und ſchießt hoch auf. Alle dieſe Gruppen, dieſe Büſche, dieſe Haine habe ich leider wachſen ſehen. Die Schirme dieſer Pinien, die Obelisken dieſer Cypreſſen, die Koloſſen von Eichen und Buchen, alles waren kleine Reißer als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen ſonſt unfruchtbaren Boden gepflanzt.

Die Alte hatte auf dieſe Rede wenig Acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der ſchönen Lilie immer ſchwärzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden ſchien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben forteilen, als ſie fühlte, daß ſie das Beſte vergeſſen hatte. Sie hub ſogleich den verwandelten Hund heraus und ſetzte ihn nicht weit von der Schönen in's Gras. Mein Mann, ſagte ſie, ſchickt Euch dieſes Andenken, Ihr wißt, daß Ihr dieſen Edelſtein durch Eure Berührung beleben könnt. Das artige treue Thier wird Euch gewiß viel Freude machen, und die Betrübniß, daß ich ihn verliere, kann nur durch den Gedanken aufgeheitert werden, daß Ihr ihn beſitzt.

Die ſchöne Lilie ſah das artige Thier mit Vergnügen und, wie es ſchien, mit Verwunderung an. Es kommen viele Zeichen zuſammen, ſagte ſie, die mir einige Hoffnung einflößen; aber ach! iſt es nicht bloß ein Wahn unſrer Natur, daß wir dann, wenn

vieles Unglück zuſammen trifft, uns vorbilden das Beſte ſey nah.

Was helfen mir die vielen guten Zeichen?
Des Vogels Tod, der Freundin ſchwarze Hand?
Der Mops von Edelſtein, hat er wohl ſeines gleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir geſandt?

Entfernt vom ſüßen menſchlichen Genuſſe,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach! warum ſteht der Tempel nicht am Fluſſe!
Ach! warum iſt die Brücke nicht gebaut!

Ungeduldig hatte die gute Frau dieſem Geſange zugehört, den die ſchöne Lilie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe begleitete und der jeden andern entzückt hätte. Eben wollte ſie ſich beurlauben, als ſie durch die Ankunft der grünen Schlange abermals abgehalten wurde. Dieſe hatte die letzten Zeilen des Liedes gehört und ſprach deßhalb der ſchönen Lilie ſogleich zuverſichtlich Muth ein.

Die Weiſſagung von der Brücke iſt erfüllt! rief ſie aus; fragt nur dieſe gute Frau wie herrlich der Bogen gegenwärtig erſcheint. Was ſonſt undurchſichtiger Jaſpis, was nur Praſem war, durch den das Licht höchſtens auf den Kanten durchſchimmerte, iſt nun durchſichtiger Edelſtein geworden. Kein Beryll iſt ſo klar und kein Smaragd ſo ſchönfarbig.

Ich wünſche euch Glück dazu, ſagte Lilie, allein verzeihet mir, wenn ich die Weiſſagung noch nicht

erfüllt glaube. Ueber den hohen Bogen eurer Brücke können nur Fußgänger hinüber schreiten und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern sollen. Ist nicht von den großen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst herausſteigen werden?

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand geheftet, unterbrach hier das Gespräch und empfahl sich. Verweilt noch einen Augenblick, sagte die schöne Lilie, und nehmt meinen armen Canarienvogel mit. Bittet die Lampe, daß sie ihn in einen schönen Topas verwandle, ich will ihn durch meine Berührung beleben und er, mit Eurem guten Mops, soll mein bester Zeitvertreib seyn; aber eilt was ihr könnt, denn mit Sonnenuntergang ergreift unleidliche Fäulniß das arme Thier und zerreißt den schönen Zusammenhang seiner Gestalt auf ewig.

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwischen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

Wie dem auch sey, sagte die Schlange, indem sie das abgebrochene Gespräch fortsetzte, der Tempel ist erbauet.

Er steht aber noch nicht am Flusse, versetzte die Schöne.

Noch ruht er in den Tiefen der Erde, sagte die Schlange; ich habe die Könige gesehen und gesprochen.

Aber wann werden ſie aufſtehn? fragte Lilie.

Die Schlange verſetzte: ich hörte die großen Worte im Tempel ertönen: es iſt an der Zeit.

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete ſich über das Angeſicht der Schönen. Hörte ich doch, ſagte ſie, die glücklichen Worte ſchon heute zum zweytenmal; wann wird der Tag kommen, an dem ich ſie dreymal höre?

Sie ſtand auf und ſogleich trat ein reizendes Mädchen aus dem Gebüſch, das ihr die Harfe abnahm. Dieſer folgte eine andre, die den elfenbeinernen, geſchnitzten Feldſtuhl, worauf die Schöne geſeſſen hatte, zuſammenſchlug und das ſilberne Kiſſen unter den Arm nahm. Eine dritte, die einen großen, mit Perlen geſtickten Sonnenſchirm trug, zeigte ſich darauf, erwartend, ob Lilie auf einem Spaziergange etwa ihrer bedürfe. Ueber allen Ausdruck ſchön und reizend waren dieſe drey Mädchen, und doch erhöhten ſie nur die Schönheit der Lilie, indem ſich jedes geſtehen mußte, daß ſie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Gefälligkeit hatte indeß die ſchöne Lilie den wunderbaren Mops betrachtet. Sie beugte ſich, berührte ihn und in dem Augenblicke ſprang er auf. Munter ſah er ſich um, lief hin und wieder und eilte zuletzt ſeine Wohlthäterin auf das freundlichſte zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an ſich. So kalt du biſt, rief ſie aus, und obgleich

nur ein halbes Leben in dir wirkt, bist du mir doch willkommen; zärtlich will ich dich lieben, artig mit dir scherzen, freundlich dich streicheln, und fest dich an mein Herz drücken. Sie ließ ihn darauf los, jagte ihn von sich, rief ihn wieder, scherzte so artig mit ihm und trieb sich so munter und unschuldig mit ihm auf dem Grase herum, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und Theil daran nehmen mußte, so wie kurz vorher ihre Trauer jedes Herz zum Mitleid gestimmt hatte.

Diese Heiterkeit, diese anmuthigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein wie wir ihn schon kennen, nur schien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben, und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke blässer. Er trug den Habicht auf seiner Hand, der wie eine Taube ruhig saß und die Flügel hängen ließ.

Es ist nicht freundlich, rief Lilie ihm entgegen, daß du mir das verhaßte Thier vor die Augen bringst, das Ungeheuer, das meinen kleinen Sänger heute getödtet hat.

Schilt den unglücklichen Vogel nicht! versetzte darauf der Jüngling; klage vielmehr dich an und das Schicksal, und vergönne mir, daß ich mit dem Gefährten meines Elends Gesellschaft mache.

Indessen hörte der Mops nicht auf die Schöne zu necken, und sie antwortete dem durchsichtigen Liebling mit

mit dem freundlichſten Betragen. Sie klatſchte mit den Händen, um ihn zu verſcheuchen; dann lief ſie, um ihn wieder nach ſich zu ziehen. Sie ſuchte ihn zu haſchen, wenn er floh, und jagte ihn von ſich weg, wenn er ſich an ſie zu drängen verſuchte. Der Jüngling ſah ſtillſchweigend und mit wachſendem Verdruſſe zu; aber endlich, da ſie das häßliche Thier, das ihm ganz abſcheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weißen Buſen drückte und die ſchwarze Schnauze mit ihren himmliſchen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld und er rief voller Verzweiflung aus: Muß ich, der ich durch ein trauriges Geſchick vor dir, vielleicht auf immer, in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch dich alles, ja mich ſelbſt, verloren habe, muß ich vor meinen Augen ſehen, daß eine ſo widernatürliche Mißgeburt dich zur Freude reizen, deine Neigung feſſeln und deine Umarmung genießen kann! Soll ich noch länger nur ſo hin und wieder gehen, und den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber abmeſſen? Nein, es ruht noch ein Funke des alten Heldenmuthes in meinem Buſen; er ſchlage in dieſem Augenblick zur letzten Flamme auf! Wenn Steine an deinem Buſen ruhen können, ſo möge ich zu Stein werden; wenn deine Berührung tödtet, ſo will ich von deinen Händen ſterben.

Mit dieſen Worten machte er eine heftige Bewegung; der Habicht flog von ſeiner Hand, er aber ſtürzte auf die Schöne los, ſie ſtreckte die Hände aus, ihn abzu-

halten und berührte ihn nur deſto früher. Das Bewußtſeyn verließ ihn, und mit Entſetzen fühlte ſie die ſchöne Laſt an ihrem Buſen. Mit einem Schrei trat ſie zurück, und der holde Jüngling ſank entſeelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geſchehen! Die ſüße Lilie ſtand unbeweglich, und blickte ſtarr nach dem entſeelten Leichnam. Das Herz ſchien ihr im Buſen zu ſtocken und ihre Augen waren ohne Thränen. Vergebens ſuchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen; die ganze Welt war mit ihrem Freunde ausgeſtorben. Ihre ſtumme Verzweiflung ſah ſich nach Hülfe nicht um, denn ſie kannte keine Hülfe.

Dagegen regte ſich die Schlange deſto emſiger; ſie ſchien auf Rettung zu ſinnen, und wirklich dienten ihre ſonderbaren Bewegungen wenigſtens die nächſten ſchrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geſchmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, ſo trat eine der ſchönen Dienerinnen Liliens hervor, brachte den elfenbeinernen Feldſtuhl, und nöthigte, mit freundlichen Gebärden, die Schöne ſich zu ſetzen; bald darauf kam die zweyte, die einen feuerfarbigen Schleier trug und das Haupt ihrer Gebieterin damit mehr zierte als bedeckte; die dritte übergab ihr die Harfe, und kaum hatte ſie das prächtige In-

ſtrument an ſich gedrückt, und einige Töne aus den Saiten hervorgelockt, als die erſte mit einem hellen runden Spiegel zurückkam, ſich der Schönen gegenüber ſtellte, ihre Blicke auffing und ihr das angenehmſte Bild, das in der Natur zu finden war, darſtellte. Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleier ihre Reize, die Harfe ihre Anmuth, und ſo ſehr man hoffte ihre traurige Lage verändert zu ſehen, ſo ſehr wünſchte man ihr Bild ewig wie es gegenwärtig erſchien, feſt zu halten.

Mit einem ſtillen Blick nach dem Spiegel lockte ſie bald ſchmelzende Töne aus den Saiten, bald ſchien ihr Schmerz zu ſteigen, und die Saiten antworteten gewaltſam ihrem Jammer; einigemal öffnete ſie den Mund zu ſingen, aber die Stimme verſagte ihr, doch bald löſ'te ſich ihr Schmerz in Thränen auf, zwey Mädchen faßten ſie hülfreich in die Arme, die Harfe ſank aus ihrem Schooſe, kaum ergriff noch die ſchnelle Dienerin das Inſtrument und trug es bei Seite.

Wer ſchafft uns den Mann mit der Lampe, eh die Sonne untergeht? ziſchte die Schlange leiſe, aber vernehmlich; die Mädchen ſahen einander an, und Liliens Thränen vermehrten ſich. In dieſem Augenblicke kam athemlos die Frau mit dem Korbe zurück. Ich bin verloren und verſtümmelt, rief ſie aus! ſeht wie meine Hand beinahe ganz weggeſchwunden iſt; weder der Fährmann noch der Rieſe wollten mich überſetzen, weil ich noch eine Schuldnerin des Waſſers bin; vergebens habe

ich hundert Kohlhäupter und hundert Zwiebeln angeboten, man will nicht mehr als die drey Stücke, und keine Artiſchocke iſt nun einmal in dieſen Gegenden zu finden.

Vergeßt eure Noth, ſagte die Schlange, und ſucht hier zu helfen; vielleicht kann euch zugleich mit geholfen werden. Eilt was ihr könnt die Irrlichter aufzuſuchen, es iſt noch zu hell ſie zu ſehen, aber vielleicht hört ihr ſie lachen und flattern. Wenn ſie eilen, ſo ſetzt ſie der Rieſe noch über den Fluß, und ſie können den Mann mit der Lampe finden und ſchicken.

Das Weib eilte ſo viel ſie konnte, und die Schlange ſchien eben ſo ungeduldig als Lilie die Rückkunft der beiden zu erwarten. Leider vergoldete ſchon der Strahl der ſinkenden Sonne nur den höchſten Gipfel der Bäume, des Dickichts, und lange Schatten zogen ſich über See und Wieſe; die Schlange bewegte ſich ungeduldig und Lilie zerfloß in Thränen.

In dieſer Noth ſah die Schlange ſich überall um, denn ſie fürchtete jeden Augenblick, die Sonne werde untergehen, die Fäulniß den magiſchen Kreis durchdringen und den ſchönen Jüngling unaufhaltſam anfallen. Endlich erblickte ſie hoch in den Lüften, mit purpurrothen Federn den Habicht, deſſen Bruſt die letzten Strahlen der Sonne auffing. Sie ſchüttelte ſich vor Freuden über das gute Zeichen, und ſie betrog ſich nicht; denn kurz darauf ſah man den Mann mit der Lampe über den

See hergleiten, gleich als wenn er auf Schlittſchuhen ginge.

Die Schlange veränderte nicht ihre Stelle, aber die Lilie ſtand auf und rief ihm zu: welcher gute Geiſt ſendet dich in dem Augenblick, da wir ſo ſehr nach dir verlangen und deiner ſo ſehr bedürfen?

Der Geiſt meiner Lampe, verſetzte der Alte, treibt mich und der Habicht führt mich hierher. Sie ſprazelt wenn man meiner bedarf, und ich ſehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um; irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden ſoll. Sey ruhig, ſchönſtes Mädchen! ob ich helfen kann weiß ich nicht, ein Einzelner hilft nicht, ſondern wer ſich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufſchieben wollen wir und hoffen. Halte deinen Kreis geſchloſſen, fuhr er fort, indem er ſich an die Schlange wendete, ſich auf einen Erdhügel neben ſie hinſetzte und den todten Körper beleuchtete. Bringt den artigen Canarienvogel auch her und leget ihn in den Kreis! Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte ſtehen ließ, und gehorchten dem Manne.

Die Sonne war indeſſen untergegangen, und wie die Finſterniß zunahm, fing nicht allein die Schlange und die Lampe des Mannes nach ihrer Weiſe zu leuchten an, ſondern der Schleier Liliens gab auch ein ſanftes Licht von ſich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blaſſen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen

Anmuth färbte. Man ſah ſich wechſelsweiſe mit ſtiller Betrachtung an, Sorge und Trauer waren durch eine ſichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erſchien daher das alte Weib in Geſellſchaft der beiden muntern Flammen, die zwar zeither ſehr verſchwendet haben mußten, denn ſie waren wieder äußerſt mager geworden, aber ſich nur deſto artiger gegen die Prinzeſſin und die übrigen Frauenzimmer betrugen. Mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck ſagten ſie ziemlich gewöhnliche Sachen, beſonders zeigten ſie ſich ſehr empfänglich für den Reiz, den der leuchtende Schleier über Lilien und ihre Begleiterinnen verbreitete. Beſcheiden ſchlugen die Frauenzimmer ihre Augen nieder und das Lob ihrer Schönheit verſchönerte ſie wirklich. Jederman war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ungeachtet der Verſicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne ſo lange ſie von ſeiner Lampe beſchienen ſey, behauptete ſie mehr als einmal, daß wenn es ſo fort gehe, noch vor Mitternacht dieſes edle Glied völlig verſchwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Geſpräch der Irrlichter aufmerkſam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch dieſe Unterhaltung zerſtreut und aufgeheitert werden. Und wirklich war Mitternacht herbeigekommen man wußte nicht wie. Der Alte ſah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: Wir ſind zur glücklichen Stunde beiſammen, jeder verrichte ſein Amt, jeder thue

ſeine Pflicht und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in ſich auflöſen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt.

Nach dieſen Worten entſtand ein wunderbares Geräuſch, denn alle gegenwärtigen Perſonen ſprachen für ſich und drückten laut aus was ſie zu thun hätten, nur die drey Mädchen waren ſtille; eingeſchlafen war die eine neben der Harfe, die andere neben dem Sonnenſchirm, die dritte neben dem Seſſel, und man konnte es ihnen nicht verdenken, denn es war ſpät. Die flammenden Jünglinge hatten nach einigen vorübergehenden Höflichkeiten, die ſie auch den Dienerinnen gewidmet, ſich doch zuletzt nur an Lilien, als die allerſanfteſte, gehalten.

Faſſe, ſagte der Alte zum Habicht, den Spiegel, und mit dem erſten Sonnenſtrahl beleuchte die Schläferinnen und wecke ſie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Höhe.

Die Schlange fing nunmehr an ſich zu bewegen, löſ'te den Kreis auf und zog langſam in großen Ringen nach dem Fluſſe. Feyerlich folgten ihr die beiden Irrlichter, und man hätte ſie für die ernſthafteſten Flammen halten ſollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, deſſen ſanftes Licht man bisher kaum bemerkt hatte, ſie zogen von beiden Seiten daran, und er ward immer größer und leuchtender, ſie hoben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Canarienvogel auf die Bruſt, der Korb hob ſich in die Höhe und ſchwebte

über dem Haupte der Alten und sie folgte den Irrlichtern auf dem Fuße. Die schöne Lilie nahm den Mops auf ihren Arm und folgte der Alten, der Mann mit der Lampe beschloß den Zug, und die Gegend war von diesen vielerlei Lichtern auf das sonderbarste erhellt.

Aber mit nicht geringer Bewunderung sah die Gesellschaft, als sie zu dem Flusse gelangte, einen herrlichen Bogen über denselben hinübersteigen, wodurch die wohlthätige Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bei Tage die durchsichtigen Edelsteine bewundert, woraus die Brücke zusammengesetzt schien, so erstaunte man bei Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts schnitt sich der helle Kreis scharf an dem dunklen Himmel ab, aber unterwärts zuckten lebhafte Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die bewegliche Festigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langsam hinüber, und der Fährmann, der von ferne aus seiner Hütte hervorsah, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Kreis und die sonderbaren Lichter, die darüber zogen.

Kaum waren sie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach seiner Weise zu schwanken und sich wellenartig dem Wasser zu nähern anfing. Die Schlange bewegte sich bald darauf an's Land, der Korb setzte sich zur Erde nieder, und die Schlange zog auf's neue ihren Kreis umher, der Alte neigte sich vor ihr und sprach: was hast du beschlossen?

Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde, ver

ſetzte die Schlange; verſprich mir daß du keinen Stein am Lande laſſen willſt.

Der Alte verſprach's und ſagte darauf zur ſchönen Lilie: rühre die Schlange mit der linken Hand an und deinen Geliebten mit der rechten. Lilie kniete nieder und berührte die Schlange und den Leichnam. Im Augenblicke ſchien dieſer in das Leben überzugehen, er bewegte ſich im Korbe, ja er richtete ſich in die Höhe und ſaß; Lilie wollte ihn umarmen, allein der Alte hielt ſie zurück, er half dagegen dem Jüngling aufſtehn und leitete ihn, indem er aus dem Korbe und dem Kreiſe trat.

Der Jüngling ſtand, der Canarienvogel flatterte auf ſeiner Schulter, es war wieder Leben in beiden, aber der Geiſt war noch nicht zurückgekehrt; der ſchöne Freund hatte die Augen offen und ſah nicht, wenigſtens ſchien er alles ohne Theilnehmung anzuſehn, und kaum hatte ſich die Verwunderung über dieſe Begebenheit in etwas gemäßigt, als man erſt bemerkte, wie ſonderbar die Schlange ſich verändert hatte. Ihr ſchöner ſchlanker Körper war in tauſend und tauſend leuchtende Edelſteine zerfallen; unvorſichtig hatte die Alte, die nach ihrem Korbe greifen wollte, an ſie geſtoßen, und man ſah nichts mehr von der Bildung der Schlange, nur ein ſchöner Kreis leuchtender Edelſteine lag im Graſe.

Der Alte machte ſogleich Anſtalt, die Steine in den Korb zu faſſen, wozu ihm ſeine Frau behülflich ſeyn mußte. Beide trugen darauf den Korb gegen das Ufer

an einen erhabenen Ort, und er schüttete die ganze Ladung, nicht ohne Widerwillen der Schönen und seines Weibes, die gerne davon sich etwas ausgesucht hätten, in den Fluß. Wie leuchtende und blinkende Sterne schwammen die Steine mit den Wellen hin, und man konnte nicht unterscheiden, ob sie sich in der Ferne verloren oder untersanken.

Meine Herren, sagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, nunmehr zeige ich Ihnen den Weg und eröffne den Gang, aber Sie leisten uns den größten Dienst, wenn Sie uns die Pforte des Heiligthums öffnen, durch die wir dießmal eingehen müssen und die außer Ihnen niemand aufschließen kann.

Die Irrlichter neigten sich anständig und blieben zurück. Der Alte mit der Lampe ging voraus in den Felsen, der sich vor ihm aufthat; der Jüngling folgte ihm, gleichsam mechanisch; still und ungewiß hielt sich Lilie in einiger Entfernung hinter ihm; die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und streckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe sie erleuchten könne. Nun schlossen die Irrlichter den Zug, indem sie die Spitzen ihrer Flammen zusammen neigten und mit einander zu sprechen schienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug sich vor einem großen ehernen Thore befand, dessen Flügel mit einem goldenen Schloß verschlossen waren. Der Alte rief sogleich die Irrlichter herbei, die sich nicht lange auf-

muntern ließen, ſondern geſchäftig mit ihren ſpitzeſten Flammen Schloß und Riegel aufzehrten.

Laut tönte das Erz, als die Pforten ſchnell aufſprangen und im Heiligthum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erſchienen. Jeder neigte ſich vor den ehrwürdigen Herrſchern, beſonders ließen es die Irrlichter an krauſen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pauſe fragte der goldne König: Woher kommt ihr? — Aus der Welt; antwortete der Alte. Wohin geht ihr? fragte der ſilberne König. — In die Welt; ſagte der Alte. — Was wollt ihr bei uns? fragte der eherne König. — Euch begleiten, ſagte der Alte.

Der gemiſchte König wollte eben zu reden anfangen, als der goldne zu den Irrlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, ſprach: Hebet euch weg von mir, mein Gold iſt nicht für euren Gaum. Sie wandten ſich darauf zum ſilbernen und ſchmiegten ſich an ihn, ſein Gewand glänzte ſchön von ihrem gelblichen Wiederſchein. Ihr ſeyd mir willkommen, ſagte er, aber ich kann euch nicht ernähren; ſättiget euch auswärts und bringt mir euer Licht. Sie entfernten ſich und ſchlichen, bei dem ehernen vorbei, der ſie nicht zu bemerken ſchien, auf den zuſammengeſetzten los. Wer wird die Welt beherrſchen? rief dieſer mit ſtotternder Stimme. — Wer auf ſeinen Füßen ſteht, antwortete der Alte. — Das bin ich! ſagte

der gemischte König. — Es wird sich offenbaren, sagte der Alte, denn es ist an der Zeit.

Die schöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn auf's herzlichste. Heiliger Vater, sagte sie, tausendmal dank' ich dir, denn ich höre das ahnungsvolle Wort zum drittenmal. Sie hatte kaum ausgeredet, als sie sich noch fester an den Alten anhielt, denn der Boden fing unter ihnen an zu schwanken, die Alte und der Jüngling hielten sich auch an einander, nur die beweglichen Irrlichter merkten nichts.

Man konnte deutlich fühlen, daß der ganze Tempel sich bewegte, wie ein Schiff das sich sanft aus dem Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet sind; die Tiefen der Erde schienen sich vor ihm aufzuthun als er hindurch zog. Er stieß nirgends an, kein Felsen stand ihm in dem Weg.

Wenige Augenblicke schien ein feiner Regen durch die Oeffnung der Kuppel hereinzurieseln; der Alte hielt die schöne Lilie fester und sagte zu ihr: Wir sind unter dem Flusse und bald am Ziel. Nicht lange darauf glaubten sie still zu stehn, doch sie betrogen sich; der Tempel stieg aufwärts.

Nun entstand ein seltsames Getöse über ihrem Haupte. Bretter und Balken, in ungestalter Verbindung, begannen sich zu der Oeffnung der Kuppel krachend herein zu drängen. Lilie und die Alte sprangen zur Seite, der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb ste-

ben. Die kleine Hütte des Fährmanns, denn ſie war es die der Tempel, im Aufſteigen, vom Boden abgeſondert und in ſich aufgenommen hatte, ſank allmählich herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Weiber ſchrien laut, und der Tempel ſchütterte wie ein Schiff das unvermuthet an's Land ſtößt. Aengſtlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte, die Thüre war verſchloſſen und auf ihr Pochen hörte niemand. Sie pochten heftiger und wunderten ſich nicht wenig, als zuletzt das Holz zu klingen anfing. Durch die Kraft der verſchloſſenen Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, ſo veränderte ſie ſogar ihre Geſtalt; denn das edle Metall verließ die zufälligen Formen der Breter, Pfoſten und Balken, und dehnte ſich zu einem herrlichen Gebäuſe von getriebener Arbeit aus. Nun ſtand ein herrlicher kleiner Tempel in der Mitte des großen, oder wenn man will ein Altar des Tempels würdig.

Durch eine Treppe, die von innen heraufging, trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe, der Mann mit der Lampe leuchtete ihm, und ein anderer ſchien ihn zu unterſtützen, der in einem weißen kurzen Gewand hervorkam und ein ſilbernes Ruder in der Hand hielt; man erkannte in ihm ſogleich den Fährmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte.

Die ſchöne Lilie ſtieg die äußeren Stufen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten, aber noch immer

mußte sie sich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, so lange die Lampe verborgen gewesen, immer kleiner geworden war, rief: Soll ich doch noch unglücklich werden? ist bei so vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten? Ihr Mann deutete nach der offenen Pforte und sagte: Siehe, der Tag bricht an, eile und bade dich im Flusse. — Welch ein Rath! rief sie, ich soll wohl ganz schwarz werden und ganz verschwinden, habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlt — Gehe, sagte der Alte, und folge mir! Alle Schulden sind abgetragen.

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erschien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Kranze der Kuppel, der Alte trat zwischen den Jüngling und die Jungfrau und rief mit lauter Stimme: Drey sind die da herrschen auf Erden: die Weisheit, der Schein und die Gewalt. Bei dem ersten Worte stand der goldne König auf, bei dem zweyten der silberne und bei dem dritten hatte sich der eherne langsam empor gehoben, als der zusammengesetzte König sich plötzlich ungeschickt niedersetzte.

Wer ihn sah' konnte sich, ungeachtet des feverlichen Augenblicks, kaum des Lachens enthalten, denn er saß nicht, er lag nicht, er lehnte sich nicht an, sondern er war unförmlich zusammengesunken.

Die Irrlichter, die sich bisher um ihn beschäftigt hatten, traten zur Seite; sie schienen, obgleich blaß

beim Morgenlichte, doch wieder gut genährt und wohl bei Flammen; ſie hatten auf eine geſchickte Weiſe die goldnen Adern des koloſſalen Bildes mit ihren ſpitzen Zungen bis auf's innerſte heraus geleckt. Die unregelmäßigen leeren Räume, die dadurch entſtanden waren, erhielten ſich eine Zeit lang offen und die Figur blieb in ihrer vorigen Geſtalt. Als aber auch zuletzt die zarteſten Aederchen aufgezehrt waren, brach auf einmal das Bild zuſammen und leider gerade an den Stellen die ganz bleiben, wenn der Menſch ſich ſetzt; dagegen blieben die Gelenke, die ſich hätten biegen ſollen, ſteif. Wer nicht lachen konnte, mußte ſeine Augen wegwenden; das Mittelding zwiſchen Form und Klumpen war widerwärtig anzuſehn.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den ſchönen, aber immer noch ſtarr vor ſich hinblickenden Jüngling vom Altare herab und gerade auf den ehernen König los. Zu den Füßen des mächtigen Fürſten lag ein Schwert, in eherner Scheide. Der Jüngling gürtete ſich — Das Schwert an der Linken, die Rechte frei! rief der gewaltige König. Sie gingen darauf zum ſilbernen, der ſein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieſer ergriff es mit der linken Hand, und der König ſagte mit gefälliger Stimme: Weide die Schafe! Als ſie zum goldenen Könige kamen, drückte er mit väterlich ſegnender Gebärde dem Jüngling den Eichenkranz auf's Haupt und ſprach: Erkenne das Höchſte!

Der Alte hatte während dieſes Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach umgürtetem Schwert hob ſich ſeine Bruſt, ſeine Arme regten ſich und ſeine Füße traten feſter auf; indem er den Scepter in die Hand nahm, ſchien ſich die Kraft zu mildern und durch einen unausſprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz ſeine Locken zierte, belebten ſich ſeine Geſichtszüge, ſein Auge glänzte von unausſprechlichem Geiſt, und das erſte Wort ſeines Mundes war Lilie.

Liebe Lilie! rief er, als er ihr die ſilbernen Treppen hinauf entgegen eilte; denn ſie hatte von der Zinne des Altars ſeiner Reiſe zugeſehn: liebe Lilie! was kann der Mann, ausgeſtattet mit allem, ſich köſtlicheres wünſchen als die Unſchuld und die ſtille Neigung die mir dein Buſen entgegen bringt? O! mein Freund, fuhr er fort, indem er ſich zu dem Alten wendete und die drey heiligen Bildſäulen anſah, herrlich und ſicher iſt das Reich unſerer Väter, aber du haſt die vierte Kraft vergeſſen, die noch früher, allgemeiner, gewiſſer die Welt beherrſcht, die Kraft der Liebe. Mit dieſen Worten fiel er dem ſchönen Mädchen um den Hals; ſie hatte den Schleier weggeworfen und ihre Wangen färbten ſich mit der ſchönſten unvergänglichſten Röthe.

Hierauf ſagte der Alte lächelnd: Die Liebe herrſcht nicht, aber ſie bildet, und das iſt mehr.

Ueber dieſer Feyerlichkeit, dem Glück, dem Entzücken

zücken hatte man nicht bemerkt, daß der Tag völlig angebrochen war, und nun fielen auf einmal durch die offne Pforte ganz unerwartete Gegenstände der Gesellschaft in die Augen. Ein großer mit Säulen umgebener Platz machte den Vorhof, an dessen Ende man eine lange und prächtige Brücke sah, die mit vielen Bogen über den Fluß hinüber reichte; sie war an beiden Seiten mit Säulengängen für die Wanderer bequem und prächtig eingerichtet, deren sich schon viele Tausende eingefunden hatten, und emsig hin und wieder gingen. Der große Weg in der Mitte war von Heerden und Maulthieren, Reitern und Wagen belebt, die an beiden Seiten, ohne sich zu hindern, stromweise hin und her flossen. Sie schienen sich alle über die Bequemlichkeit und Pracht zu verwundern, und der neue König mit seiner Gemahlin war über die Bewegung und das Leben dieses großen Volks so entzückt, als ihre wechselseitige Liebe sie glücklich machte.

Gedenke der Schlange in Ehren, sagte der Mann mit der Lampe, du bist ihr das Leben, deine Völker sind ihr die Brücke schuldig, wodurch diese nachbarlichen Ufer erst zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene schwimmenden und leuchtenden Edelsteine, die Reste ihres aufgeopferten Körpers, sind die Grundpfeiler dieser herrlichen Brücke, auf ihnen hat sie sich selbst erbaut und wird sich selbst erhalten.

Man wollte eben die Aufklärung dieses wunderba-

ren Geheimnisses von ihm verlangen, als vier schöne Mädchen zu der Pforte des Tempels hereintraten. An der Harfe, dem Sonnenschirm und dem Feldstuhl erkannte man sogleich die Begleiterinnen Liliens, aber die vierte, schöner als die drey, war eine unbekannte, die scherzend schwesterlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die silbernen Stufen hinaufstieg.

Wirst du mir künftig mehr glauben, liebes Weib? sagte der Mann mit der Lampe zu der Schönen: wohl dir und jedem Geschöpfe, das sich diesen Morgen im Flusse bader!

Die verjüngte und verschönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit belebten jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, der ihre Liebkosungen mit Freundlichkeit aufnahm. Wenn ich dir zu alt bin, sagte er lächelnd, so darfst du heute einen andern Gatten wählen; von heute an ist keine Ehe gültig, die nicht auf's neue geschlossen wird.

Weißt du denn nicht, versetzte sie, daß auch du jünger geworden bist? — Es freut mich, wenn ich deinen jungen Augen als ein wackrer Jüngling erscheine; ich nehme deine Hand von neuem an, und mag gern mit dir in das folgende Jahrtausend hinüberleben.

Die Königin bewillkommte ihre neue Freundin und stieg mit ihr und ihren übrigen Gespielinnen in den Altar hinab, indeß der König in der Mitte der beiden Männer

nach der Brücke hinsah und aufmerksam das Gewimmel des Volks betrachtete.

Aber nicht lange dauerte seine Zufriedenheit, denn er sah einen Gegenstand, der ihm einen Augenblick Verdruß erregte. Der große Riese, der sich von seinem Morgenschlaf noch nicht erholt zu haben schien, taumelte über die Brücke her und verursachte daselbst große Unordnung. Er war, wie gewöhnlich, schlaftrunken aufgestanden und gedachte sich in der bekannten Bucht des Flusses zu baden; anstatt derselben fand er festes Land und tappte auf dem breiten Pflaster der Brücke hin. Ob er nun gleich zwischen Menschen und Vieh auf das ungeschickteste hineintrat, so ward doch seine Gegenwart zwar von allen angestaunt doch von niemand gefühlt; als ihm aber die Sonne in die Augen schien, und er die Hände aufhub sie auszuwischen, fuhr der Schatten seiner ungeheuren Fäuste hinter ihm so kräftig und ungeschickt unter der Menge hin und wieder, daß Menschen und Thiere in großen Massen zusammen stürzten, beschädigt wurden, und Gefahr liefen in den Fluß geschleudert zu werden.

Der König, als er diese Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung nach dem Schwerte, doch besann er sich und blickte ruhig erst sein Scepter, dann die Lampe und das Ruder seiner Gefährten an. Ich errathe deine Gedanken, sagte der Mann mit der Lampe, aber wir und unsere Kräfte sind gegen diesen Unmächtigen un-

mächtig. Sey ruhig! er schadet zum letztenmal, und glücklicherweise ist sein Schatten von uns abgekehrt.

Indessen war der Riese immer näher gekommen, hatte vor Verwunderung über das, was er mit offenen Augen sah, die Hände sinken lassen, that keinen Schaden mehr, und trat gaffend in den Vorhof herein.

Gerade ging er auf die Thüre des Himmels zu, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden festgehalten wurde. Er stand als eine kolossale mächtige Bildsäule, von röthlich glänzendem Steine, da, und sein Schatten zeigte die Stunden, die in einen Kreis auf dem Boden um ihn her, nicht in Zahlen, sondern in edlen und bedeutenden Bildern, eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in nützlicher Richtung zu sehen; nicht wenig verwundert war die Königin, die als sie mit gröſter Herrlichkeit geschmückt aus dem Altare, mit ihren Jungfrauen, herauf stieg, das seltsame Bild erblickte, das die Aussicht aus dem Tempel nach der Brücke fast zudeckte.

Indessen hatte sich das Volk dem Riesen nachgedrängt, da er still stand, ihn umgeben und seine Verwandlung angestaunt. Von da wandte sich die Menge nach dem Tempel, den sie erst jetzt gewahr zu werden schien und drängte sich nach der Thür.

In diesem Augenblick schwebte der Habicht mit dem Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne

auf und warf es über die auf dem Altar ſtehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erſchienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels, von einem himmliſchen Glanze erleuchtet, und das Volk fiel auf ſein Angeſicht. Als die Menge ſich wieder erholt hatte und aufſtand, war der König mit den Seinigen in den Altar hinabgeſtiegen, um durch verborgene Hallen nach ſeinem Palaſte zu gehen, und das Volk zerſtreute ſich in dem Tempel, ſeine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drey aufrecht ſtehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht, aber es war deſto begieriger zu wiſſen, was unter dem Teppiche in der vierten Niſche für ein Klumpen verborgen ſeyn möchte; denn, wer es auch mochte geweſen ſeyn, wohlmeinende Beſcheidenheit hatte eine prächtige Decke über den zuſammengeſunkenen König hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag und keine Hand wagen darf wegzubeben.

Das Volk hätte kein Ende ſeines Schauens und ſeiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menge hätte ſich in dem Tempel ſelbſt erdrückt, wäre ihre Aufmerkſamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt worden.

Unvermuthet fielen Goldſtücke, wie aus der Luft, klingend auf die marmornen Platten, die nächſten Wanderer ſtürzten darüber her, um ſich ihrer zu bemächtigen, einzeln wiederholte ſich dieß Wunder, und zwar bald hier und bald da. Man begreift wohl, daß die abziehen-

den Irrlichter ſich hier nochmals eine Luſt machten und das Gold aus den Gliedern des zuſammengeſunkenen Königs auf eine luſtige Weiſe vergeudeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeit lang hin und wieder, drängte und zerriß ſich, auch noch da keine Goldſtücke mehr herabfielen. Endlich verlief es ſich allmälig, zog ſeine Straße, und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel iſt der beſuchteſte auf der ganzen Erde.

Die guten Weiber.

Henriette war mit Armidoro schon einige Zeit in dem Garten auf und ab spaziert, in welchem sich der Sommerclubb zu versammeln pflegte. Oft fanden sich diese beiden zuerst ein; sie hegten gegeneinander die heiterste Neigung und nährten bei einem reinen gesitteten Umgang die angenehmsten Hoffnungen einer künftigen dauerhaften Verbindung.

Die lebhafte Henriette sah kaum in der Ferne Amalien nach dem Lusthause gehen, als sie eilte ihre Freundin zu begrüßen. Amalie hatte sich eben im Vorzimmer an den Tisch gesetzt, auf dem Journale, Zeitungen und andere Neuigkeiten ausgebreitet lagen.

Amalie brachte hier manchen Abend mit Lesen zu, ohne sich durch das Hin- und Wiedergehn der Gesellschaft, das Klappern der Marken und die gewöhnliche laute Unterhaltung der Spieler im Saale irren zu lassen. Sie sprach wenig, außer wenn sie ihre Meinung einer andern entgegensetzte. Henriette dagegen war mit ihren Worten nicht karg, mit allem zufrieden und mit dem Lobe frisch bei der Hand.

Ein Freund des Herausgebers, den wir Sinklair nennen wollen, trat zu den beiden. Was bringen Sie Neues? rief Henriette ihm entgegen.

Sie ahnen es wohl kaum, verſetzte Sinklair, indem er ſein Portefeuille herauszog. Und wenn ich Ihnen auch ſage, daß ich die Kupfer zum dießjährigen Damenkalender bringe, ſo werden Sie die Gegenſtände derſelben doch nicht errathen; ja wenn ich weiter gehe, und Ihnen eröffne, daß in zwölf Abtheilungen Frauenzimmer vorgeſtellt ſind —

Nun! fiel Henriette ihm in das Wort: es ſcheint Sie wollen unſerm Scharfſinne nichts übrig laſſen. Sogar, wenn ich nicht irre, thun Sie mir es zum Poſſen, da Sie wiſſen, daß ich gern Charaden und Räthſel entwickele, gern das, was einer ſich denkt, ausfragen mag. Alſo zwölf Frauenzimmer-Charaktere, oder Begebenheiten, oder Anſpielungen, oder was ſonſt zur Ehre unſeres Geſchlechts gereichen könnte.

Sinklair ſchwieg und lächelte, Amalie warf ihren ſtillen Blick auf ihn und ſagte, mit der feinen, höhniſchen Miene die ihr ſo wohl ſteht: Wenn ich ſein Geſicht recht leſe, ſo hat er etwas gegen uns in der Taſche. Die Männer wiſſen ſich gar viel, wenn ſie etwas finden können, was uns, wenigſtens dem Scheine nach, herabſetzt.

Sinklair. Sie ſind gleich ernſt, Amalia, und drohen bitter zu werden. Kaum wag' ich meine Blättchen Ihnen vorzulegen.

Henriette. Nur heraus damit!

Sinklair. Es ſind Caricaturen,

Henriette. Die liebe ich beſonders.

Sinklair. Abbildungen böſer Weiber.

Henriette. Deſto beſſer! Darunter gehören wir nicht. Wir wollen uns unſere leidigen Schweſtern im Bilde ſo wenig zu Gemüthe ziehen, als die in der Geſellſchaft.

Sinklair. Soll ich?

Henriette. Nur immer zu!

Sie nahm ihm die Brieftaſche weg, zog die Bilder heraus, breitete die ſechs Blättchen vor ſich auf den Tiſch aus, überlief ſie ſchnell mit dem Auge und rückte daran hin und her, wie man zu thun pflegt, wenn man die Karte ſchlägt. Vortrefflich! rief ſie, das heiß' ich nach dem Leben! hier dieſe, mit dem Schnupftabaksfinger unter der Naſe, gleicht völlig der Mad. S., die wir heute Abend ſehen werden; dieſe, mit der Katze, ſieht beinahe aus wie meine Großtante; die mit dem Knaul hat was von unſerer alten Putzmacherin. Es findet ſich wohl zu jeder dieſer häßlichen Figuren irgend ein Original, nicht weniger zu den Männern. Einen ſolchen gebückten Magiſter hab' ich irgendwo geſehen und eine Art von ſolchem Zwirnhalter auch. Sie ſind recht luſtig dieſe Kupferchen und beſonders hübſch geſtochen.

Wie können Sie, verſetzte ruhig Amalia, die einen kalten Blick auf die Bilder warf und ihn ſogleich wieder abwendete, hier beſtimmte Aehnlichkeiten aufſuchen,

Das Häßliche gleicht dem Häßlichen, ſo wie das Schöne dem Schönen; von jenem wendet ſich unſer Geiſt ab, zu dieſem wird er hingezogen.

Sinklair. Aber Phantaſie und Witz finden mehr ihre Rechnung, ſich mit dem Häßlichen zu beſchäftigen als mit dem Schönen. Aus dem Häßlichen läßt ſich viel machen, aus dem Schönen nichts.

Aber dieſes macht uns zu etwas, jenes vernichtet uns! ſagte Armidoro, der im Fenſter geſtanden und von weitem zugehört hatte. Er ging, ohne ſich dem Tiſche zu nähern, in das anſtoßende Cabinet.

Alle Clubbgeſellſchaften haben ihre Epochen. Das Intereſſe der Geſellſchaft aneinander, das gute Verhältniß der Perſonen zu einander, iſt ſteigend und fallend. Unſer Clubb hat dieſen Sommer gerade ſeine ſchöne Zeit. Die Mitglieder ſind meiſt gebildete, wenigſtens mäßige und leidliche Menſchen, ſie ſchätzen wechſelſeitig ihren Werth und laſſen den Unwerth ſtill auf ſich beruhen. Jeder findet ſeine Unterhaltung und das allgemeine Geſpräch iſt oft von der Art, daß man gern dabei verweilen mag.

Eben kam Senton mit ſeiner Frau, ein Mann, der erſt in Handels-, dann in politiſchen Geſchäften viel gereiſt hatte, angenehmen Umgangs, doch in größerer Geſellſchaft meiſtens nur ein willkommner Lombreſpieler; ſeine Frau, liebenswürdig, eine gute, treue Gattin, die ganz das Vertrauen ihres Mannes genoß.

Sie fühlte ſich glücklich daß ſie ungehindert eine lebhafte Sinnlichkeit heiter beſchäftigen durfte. Einen Hausfreund konnte ſie nicht entbehren, und Laſtbarkeiten und Zerſtreuungen gaben ihr allein die Federkraft zu häuslichen Tugenden.

Wir behandeln unſere Leſer als Fremde, als Clubbgäſte, die wir vertraulich gern, in der Geſchwindigkeit, mit der Geſellſchaft bekannt machen möchten. Der Dichter ſoll uns ſeine Perſonen in ihren Handlungen darſtellen, der Geſprächſchreiber darf ſich ja wohl kürzer faſſen und ſich und ſeinen Leſern durch eine allgemeine Schilderung geſchwind über die Expoſition wegbelfen.

Seyten trat zu dem Tiſche und ſah die Bilder an.

Hier entſteht, ſagte Henriette, ein Streit für und gegen Caricatur. Zu welcher Seite wollen Sie ſich ſchlagen? Ich erkläre mich dafür und frage: Hat nicht jedes Zerrbild etwas unwiderſtehlich Anziehendes?

Amalie. Hat nicht jede üble Nachrede, wenn ſie über einen Abweſenden hergeht, etwas unglaublich Reizendes?

Henriette. Macht ein ſolches Bild nicht einen unauslöſchlichen Eindruck?

Amalie. Das iſt's warum ich ſie verabſcheue. Iſt nicht der unauslöſchliche Eindruck jedes Ekelhaften eben das, was uns in der Welt ſo oft verfolgt, uns

manche gute Speiſe verdirbt und manchen guten Trunk vergällt.

Henriette. Nun ſo reden Sie doch, Seyton.

Seyton. Ich würde zu einem Vergleich rathen. Warum ſollen Bilder beſſer ſeyn als wir ſelbſt? Unſer Geiſt ſcheint zwey Seiten zu haben, die ohne einander nicht beſtehen können. Licht und Finſterniß, Gutes und Böſes, Hohes und Tiefes, Edles und Niedriges und noch ſo viel andere Gegenſätze ſcheinen, nur in veränderten Portionen, die Ingredienzien der menſchlichen Natur zu ſeyn, und wie kann ich einem Mahler verdenken, wenn er einen Engel weiß, licht und ſchön gemahlt hat, daß ihm einfällt einen Teufel ſchwarz, finſter und häßlich zu mahlen.

Amalie. Dagegen wäre nichts zu ſagen, wenn nur nicht die Freunde der Verhäßlichungskunſt auch das in ihr Gebiet zögen, was beſſern Regionen angehört.

Seyton. Darin handeln ſie, dünkt mich, ganz recht. Ziehen doch die Freunde der Verſchönerungskunſt auch zu ſich hinüber was ihnen kaum angehören kann.

Amalie. Und doch werde ich den Verzerrern niemals verzeihen, daß ſie mir die Bilder vorzüglicher Menſchen ſo ſchändlich entſtellen. Ich mag es machen wie ich will, ſo muß ich mir den großen Pitt als einen ſtumpfnäſigen Beſenſtiel, und den in ſo manchem

Betracht ſchätzenswerthen Fex als ein wohlgeſacktes Schwein denken.

Henriette. Das iſt was ich ſagte. Alle ſolche Fratzenbilder drücken ſich unauslöſchlich ein und ich läugne nicht, daß ich mir manchmal in Gedanken damit einen Spaß mache, dieſe Geſpenſter aufrufe, und ſie noch ſchlimmer verzerre.

Sinklair. Laſſen Sie ſich doch, meine Damen, aus dieſem allgemeinen Streit zur Betrachtung unſerer armen Blättchen wieder herunter.

Seyton. Ich ſehe, hier iſt die Hunde-Liebhaberey nicht zum erfreulichſten dargeſtellt.

Amalie. Das mag hingehen, denn mir ſind dieſe Thiere beſonders zuwider.

Sinklair. Erſt gegen die Zerrbilder, dann gegen die Hunde.

Amalie. Warum nicht? Sind doch Thiere nur Zerrbilder des Menſchen.

Seyton. Sie erinnern ſich wohl, was ein Reiſender von der Stadt Grätz erzählt: daß er darin ſo viele Hunde und ſo viele ſtumme, halb alberne Menſchen gefunden habe. Sollte es nicht möglich ſeyn, daß der habituelle Anblick von bellenden unvernünftigen Thieren auf die menſchliche Generation einigen Einfluß haben könnte?

Sinklair. Eine Ableitung unſerer Leidenſchaften und Neigungen iſt der Umgang mit Thieren gewiß.

Amalie. Und wenn die Vernunft, nach dem gemeinen deutschen Ausdruck, manchmal still stehen kann, so steht sie gewiß in Gegenwart der Hunde still.

Sinklair. Glücklicher Weise haben wir in der Gesellschaft niemand, der einen Hund begünstigte, als Mad. Seyton. Sie liebt ihr artiges Windspiel besonders.

Seyton. Und dieses Geschöpf muß besonders mir, dem Gemahl, sehr lieb und wichtig seyn.

Mad. Seyton drohte ihrem Gemahl von ferne mit aufgehobenem Finger.

Seyton. Es beweist was Sie vorhin sagten, Sinklair, daß solche Geschöpfe die Neigungen ableiten. Darf ich, liebes Kind, (so rief er seiner Frau zu) nicht unsere Geschichte erzählen? Sie macht uns beiden keine Schande.

Mad. Seyton gab durch einen freundlichen Wink ihre Einwilligung zu erkennen und er fing an zu erzählen: Wir beiden liebten uns, und hatten uns vorgenommen einander zu heirathen, ehe als wir die Möglichkeit eines Etablissements voraussahen. Endlich zeigte sich eine sichere Hoffnung; allein ich mußte noch eine Reise vornehmen, die mich länger, als ich wünschte, aufzuhalten drohte. Bei meiner Abreise ließ ich ihr mein Windspiel zurück. Es war sonst mit mir zu ihr gekommen, mit mir weggegangen, manchmal auch geblieben. Nun gebührte es ihr, war ein munterer Gesell-

ſellſchafter und deutete auf meine Wiederkunft. Zu Hauſe galt das Thier ſtatt einer Unterhaltung, auf den Promenaden, wo wir ſo oft zuſammen ſpaziert hatten, ſchien das Geſchöpf mich aufzuſuchen und, wenn es aus den Büſchen ſprang, mich anzukündigen. So täuſchte ſich meine liebe Meta eine Zeit lang mit dem Scheine meiner Gegenwart, bis endlich, gerade zu der Zeit da ich wieder zu kommen hoffte, meine Abweſenheit ſich doppelt zu verlängern drohte und das arme Geſchöpf mit Tode abging.

Mad. Seyton. Nun, liebes Männchen, hübſch redlich, artig und vernünftig erzählt.

Seyton. Es ſteht dir frei, mein Kind, mich zu controlliren. Meiner Freundin ſchien ihre Wohnung leer, der Spaziergang unintereſſant, der Hund, der ſonſt neben ihr lag, wenn ſie an mich ſchrieb, war ihr, wie das Thier in dem Bild eines Evangeliſten, nothwendig geworden, die Briefe wollten nicht mehr fließen. Zufällig fand ſich ein junger Mann, der den Platz des vierfüßigen Geſellſchafters zu Hauſe und auf den Promenaden übernehmen wollte.

Genug, man mag ſo billig denken als man will, die Sache ſtand gefährlich.

Mad. Seyton. Ich muß dich nur gewähren laſſen. Eine wahre Geſchichte iſt ohne Exaggeration ſelten erzählenswerth.

Seyton. Ein beiderſeitiger Freund, den wir

als ſtillen Menſchenkenner und Herzenskenner zu ſchätzen wußten, war zurückgeblieben, beſuchte ſie manchmal, und hatte die Veränderung gemerkt. Er beobachtete das gute Kind im Stillen und kam eines Tages mit einem Windſpiel in's Zimmer, das dem erſten völlig glich. Die artige und herzliche Anrede, womit der Freund ſein Geſchenk begleitete, die unerwartete Erſcheinung eines aus dem Grabe gleichſam auferſtandenen Günſtlings, der ſtille Vorwurf, den ſich ihr empfängliches Herz bei dieſem Anblick machte, führten mein Bild auf einmal lebhaft wieder heran; der junge, menſchliche Stellvertreter wurde auf eine gute Weiſe entfernt, und der neue Günſtling blieb ein ſteter Begleiter. Als ich nach meiner Wiederkunft meine Geliebte wieder in meine Arme ſchloß, hielt ich das Geſchöpf noch für das alte und verwunderte mich nicht wenig, als es mich, wie einen Fremden, heftig anbellte. Die modernen Hunde müſſen kein ſo gutes Gedächtniß haben als die antiken! rief ich aus; Ulyß wurde nach ſo langen Jahren von dem ſeinigen wieder erkannt, und dieſer hier konnte mich in ſo kurzer Zeit vergeſſen lernen. Und doch hat er deine Penelope auf eine ſonderbare Weiſe bewacht! verſetzte ſie, indem ſie mir verſprach das Räthſel aufzulöſen. Das geſchah auch bald, denn ein heiteres Vertrauen hat von jeher das Glück unſerer Verbindung gemacht.

Mad. Sexton. Mit dieſer Geſchichte mag's ſo

bewenden. Wenn dir's recht iſt, ſo gehe ich noch eine Stunde ſpazieren; denn du wirſt dich nun doch an den Lombretiſchietzen.

Er nickte ihr ſein Ja zu; ſie nahm den Arm ihres Hausfreundes an und ging nach der Thür. Liebes Kind, nimm doch den Hund mit! rief er ihr nach. Die ganze Geſellſchaft lächelte, und er mußte mit lächeln, als er es gewahr ward, wie dieſes abſichtloſe Wort ſo artig paßte, und jederman darüber eine kleine, ſtille Schadenfreude empfand.

Sinklair. Sie haben von einem Hunde erzählt, der glücklicher Weiſe eine Verbindung befeſtigte; ich kann von einem andern ſagen, deſſen Einfluß zerſtörend war. Auch ich liebte, auch ich verreiſte, auch ich ließ eine Freundin zurück. Nur mit dem Unterſchied, daß ihr mein Wunſch ſie zu beſitzen noch unbekannt war. Endlich kehrte ich zurück. Die vielen Gegenſtände, die ich geſehn hatte, lebten immer fort vor meiner Einbildungskraft, ich mochte gern, wie Rückkehrende pflegen, erzählen, ich hoffte auf die beſondere Theilnahme meiner Freundin. Vor allen andern Menſchen wollte ich ihr meine Erfahrungen und meine Vergnügungen mittheilen. Aber ich fand ſie ſehr lebhaft mit einem Hunde beſchäftigt. That ſie's aus Geiſt des Widerſpruchs, der manchmal das ſchöne Geſchlecht beſeelt, oder war es ein unglücklicher Zufall: genug die liebenswürdigen Eigenſchaften des Thiers, die artige Unterhaltung mit demſelben, die

Anhänglichkeit, der Zeitvertreib, kurz was alles dazu gehören mag, waren das einzige Gespräch, womit sie einen Menschen unterhielt, der seit Jahr und Tag eine weit' und breite Welt in sich aufgenommen hatte. Ich stockte, ich verstummte, ich erzählte so manches andere, was ich abwesend ihr immer gewidmet hatte, ich fühlte ein Mißbehagen, ich entfernte mich, ich hatte Unrecht und ward noch unbehaglicher. Genug, von der Zeit an ward unser Verhältniß immer kälter, und wenn es sich zuletzt gar zerschlug, so muß ich, wenigstens in meinem Herzen, die erste Schuld jenem Hunde beimessen.

Armidoro, der aus dem Cabinet wieder zur Gesellschaft getreten war, sagte, nachdem er diese Geschichte vernommen: es würde gewiß eine merkwürdige Sammlung geben, wenn man den Einfluß, den die geselligen Thiere auf den Menschen ausüben, in Geschichten darstellen wollte. In Erwartung, daß einst eine solche Sammlung gebildet werde, will ich erzählen, wie ein Hündchen zu einem tragischen Abenteuer Anlaß gab.

Ferrand und Cardano, zwey Edelleute, hatten von Jugend auf in einem freundschaftlichen Verhältniß gelebt. Pagen an Einem Hofe, Officiere bei Einem Regimente, hatten sie gar manches Abenteuer zusammen bestanden, und sich aus dem Grunde kennen gelernt. Cardano hatte Glück bei den Weibern, Ferrand im Spiel. Jener nutzte das seine mit Leichtsinn und Uebermuth, dieser mit Bedacht und Anhaltsamkeit.

Zufällig hinterließ Cardano in dem Moment, als ein genaues Verhältniß abbrach, einen kleinen ſchönen Löwenhund; er ſchaffte ſich einen neuen und ſchenkte dieſen einer andern, eben da er ſie zu meiden gedachte, und von der Zeit an ward es Vorſatz, einer jeden Geliebten zum Abſchied ein ſolches Hündchen zu hinterlaſſen. Ferrand wußte um dieſe Poſſe, ohne daß er jemals beſonders aufmerkſam darauf geweſen wäre.

Beide Freunde wurden eine lange Zeit getrennt und fanden ſich erſt wieder zuſammen, als Ferrand verheirathet war und auf ſeinen Gütern lebte. Cardano brachte einige Zeit theils bei ihm, theils in der Nachbarſchaft zu, und war auf dieſe Weiſe über ein Jahr in einer Gegend geblieben, in der er viel Freunde und Verwandte hatte.

Einſt ſieht Ferrand bei ſeiner Frau ein allerliebſtes Löwenhündchen, er nimmt es auf, es gefällt ihm beſonders, er lobt es, ſtreichelt es, und natürlich kommt er auf die Frage, woher ſie das ſchöne Thier erhalten habe? Von Cardano, war die Antwort. Auf einmal bemächtigt ſich die Erinnerung voriger Zeiten und Begeben[illegible]n, das Andenken des frechen Kennzeichens, womit Cardano ſeinen Wankelmuth zu begleiten pflegte, des Sinnes des beleidigten Ehemanns, er fällt in Wuth, er wirft das artige Thier unmittelbar aus ſeinen Liebkoſungen mit Gewalt gegen die Erde, verläßt das ſchreiende Thier und die erſchrockene Frau. Ein Zwey-

kampf und mancherlei unangenehme Folgen, zwar keine Scheidung, aber eine ſtille Uebereinkunft ſich abzuſondern, und ein zerrüttetes Hausweſen machen den Beſchluß dieſer Geſchichte.

Nicht ganz war dieſe Erzählung geendiget, als Eulalie in die Geſellſchaft trat — ein Frauenzimmer, überall erwünſcht wo ſie hinkam, eine der ſchönſten Zierden dieſes Clubbs, ein gebildeter Geiſt und eine glückliche Schriftſtellerin.

Man legte ihr die böſen Weiber vor, womit ſich ein geſchickter Künſtler an dem ſchönen Geſchlecht verſündigt, und ſie ward aufgefordert ſich ihrer beſſern Schweſtern anzunehmen.

Wahrſcheinlich, ſagte Amalie, wird man auch eine Auslegung dieſer liebenswürdigen Bilder den Almanach zieren! Wahrſcheinlich wird es dem einen oder dem andern Schriftſteller nicht an Witz gebrechen, um das in Worten noch recht aufzudröſeln, was der bildende Künſtler hier in Darſtellungen zuſammengewoben hat.

Sinklair, als Freund des Herausgebers, konnte weder die Bilder ganz ausfallen laſſen, noch konnte er läugnen, daß hier und da eine Erklärung nöthig ſey, daß ein Zerrbild ohne Erklärung gar nicht beſtehen könne und erſt dadurch gleichſam belebt werden müſſe. Wie ſehr ſich auch der bildende Künſtler bemüht Witz zu zeigen, ſo iſt er doch niemals da[illegible] auf ſeinem Feld. Ein Zerr-

bild ohne Inſchriften, ohne Erklärung iſt gewiſſermaßen ſtumm, es wird erſt etwas durch die Sprache.

Amalia. So laſſen Sie denn auch dieſes kleine Bild hier durch die Sprache etwas werden. Ein Frauenzimmer iſt in einem Lehnſeſſel eingeſchlafen, wie es ſcheint über dem Schreiben; ein anderes, das dabei ſteht, reicht ihr eine Doſe, oder ſonſt ein Gefäß hin, und weint. Was ſoll das vorſtellen?

Sinklair. So ſoll ich alſo den Erklärer machen; obgleich die Damen weder gegen die Zerrbilder noch gegen ihre Erklärer gut geſinnt zu ſeyn ſcheinen? Hier ſoll, wie man mir ſagte, eine Schriftſtellerin vorgeſtellt ſeyn, welche Nachts zu ſchreiben pflegte, ſich von ihrem Kammermädchen das Dintenfaß halten ließ und das gute Kind zwang in dieſer Stellung zu verharren, wenn auch ſelbſt der Schlaf ihre Gebieterin überwältigt und dieſen Dienſt unnütz gemacht hatte. Sie wollte dann beim Erwachen den Faden ihrer Gedanken und Vorſtellungen, ſo wie Feder und Dinte ſogleich wieder finden.

Arbon, ein denkender Künſtler, der mit Eulalien gekommen war, machte der Darſtellung, wie ſie das Blatt zeigte, den Krieg. Wenn man, ſo ſagte er, ja dieſe Begebenheit, oder wie man es nennen will, darſtellen wollte, ſo mußte man ſich anders dabei benehmen.

Henriette. Nun laſſen Sie uns das Bild geſchwind auf's neue componiren.

Arbon. Laſſen Sie uns vorher den Gegenſtand genau betrachten. Daß jemand ſich beim Schreiben das Dintenfaß halten läßt, iſt ganz natürlich, wenn die Umſtände von der Art ſind, daß er es nirgends hinſetzen kann. So hielt Brantomes Großmutter der Königin von Navarra das Dintenfaß, wenn dieſe, in ihrer Sänfte ſitzend, die Geſchichten aufſchrieb die wir noch mit ſo vielem Vergnügen leſen. Daß jemand, der im Bette ſchreibt, ſich das Dintenfaß halten läßt, iſt abermals der Sache gemäß. Genug, ſchöne Henriette, die Sie ſo gern fragen und rathen, was mußte der Künſtler vor allen Dingen thun, wenn er dieſen Gegenſtand behandeln wollte?

Henriette. Er mußte den Tiſch verbannen, er mußte die Schlafende ſo ſetzen, daß in ihrer Nähe ſich nichts befand wo das Dintenfaß ſtehen konnte.

Arbon. Gut! Ich hätte ſie in einem der gepolſterten Lehnſeſſel vorgeſtellt, die man, wenn ich nicht irre, ſonſt Bergeren nannte, und zwar neben einem Kamin, ſo daß man ſie von vorn geſehn hätte. Es wird ſupponirt, daß ſie auf dem Knie geſchrieben habe; denn gewöhnlich, wer andern das Unbequeme zumuthet, macht ſich's ſelbſt unbequem. Das Papier entſinkt dem Schooſe, die Feder der Hand und ein hübſches Mädchen ſteht daneben und hält verdrießlich das Dintenfaß.

Henriette. Ganz recht! Denn hier haben wir

ſchon ein Dintenfaß auf dem Tiſche. Daher weiß man auch nicht, was man aus dem Gefäß in der Hand des Mädchens machen ſoll. Warum ſie nun gar Thränen abzuwiſchen ſcheint, läßt ſich bei einer ſo gleichgültigen Handlung nicht denken.

Sinklair. Ich entſchuldige den Künſtler. Hier hat er dem Erklärer Raum gelaſſen.

Arbon. Der denn auch wahrſcheinlich an den beiden Männern ohne Kopf, die an der Wand hängen, ſeinen Witz üben ſoll. Mich dünkt, man ſieht gerade in dieſem Falle, auf welche Abwege man geräth, wenn man Künſte vermiſcht, die nicht zuſammengehören. Wüßte man nichts von erklärten Kupferſtichen, ſo machte man keine, die einer Erklärung bedürfen. Ich habe ſogar nichts dagegen, daß der bildende Künſtler witzige Darſtellungen verſuche, ob ich ſie gleich für äußerſt ſchwer halte; aber auch alsdann bemühe er ſich ſein Bild ſelbſtſtändig zu machen. Ich will ihm Inſchriften und Zettel aus dem Munde ſeiner Perſonen erlauben, nur ſehe er zu, ſein eigner Commentator zu werden.

Sinklair. Wenn Sie ein witziges Bild zugeben, ſo werden Sie doch eingeſtehen, daß es nur für den Unterrichteten, nur für den, der Umſtände und Verhältniſſe kennt, unterhaltend und reizend ſeyn kann; warum ſollen wir alſo dem Commentator nicht danken, der uns in den Stand ſetzt, das geiſtreiche Spiel zu verſtehen, das vor uns aufgeführt wird?

Arbon. Ich habe nichts gegen die Erklärung des Bildes das ſich nicht ſelbſt erklärt; nur müßte ſie ſo kurz und ſchlicht ſeyn als möglich. Jeder Witz iſt nur für den Unterrichteten, jedes witzige Werk wird deßhalb nicht von allen verſtanden; was von dieſer Art aus fernen Zeiten und Ländern zu uns gelangt, können wir kaum entziffern. Gut! man mache Noten dazu, wie zu Rabelais oder Hudibras; aber was würde man zu einem Schriftſteller ſagen, der über ein witziges Werk ein witziges Werk ſchreiben wollte. Der Witz läuft ſchon bei ſeinem Urſprunge in Gefahr zu witzeln, im zweyten und dritten Glied wird er noch ſchlimmer ausarten.

Sinklair. Wie ſehr wünſchte ich, daß wir, anſtatt uns hier zu ſtreiten, unſerm Freunde, dem Herausgeber, zu Hülfe kämen, der zu dieſen Bildern nun einmal eine Erklärung wünſcht, wie ſie hergebracht, wie ſie beliebt iſt.

Armidoro (indem er aus dem Cabinet kommt). Ich höre, noch immer beſchäftigen dieſe getadelten Bilder die Geſellſchaft; wären ſie angenehm, ich wette ſie wären ſchon längſt bei Seite gelegt.

Amalia. Ich ſtimme darauf, daß es ſogleich geſchehe und zwar für immer. Dem Herausgeber muß aufgelegt werden, keinen Gebrauch davon zu machen. Ein Dutzend und mehr häßliche, haſſenswerthe Weiber! in einem Damenkalender! begreift der Mann nicht, daß er ſeine ganze Unternehmung zu ruiniren auf dem Wege

iſt? Welcher Liebhaber wird es wagen ſeiner Schönen, welcher Gatte ſeiner Frau, ja welcher Vater ſeiner Tochter einen ſolchen Almanach zu verehren, in welchem ſie beim erſten Aufſchlagen ſchon mit Widerwillen erblickt was ſie nicht iſt und was ſie nicht ſeyn ſoll?

Armidoro. Ich will einen Vorſchlag zur Güte thun: Dieſe Darſtellungen des Verabſcheuungswerthen ſind nicht die erſten, die wir in zierlichen Almanachen finden; unſer wackerer Chodowiecki hat ſchon manche Scenen der Unnatur, der Verderbniß, der Barbarey und des Abgeſchmacks in ſo kleinen Monatskupfern trefflich dargeſtellt; allein was that er: er ſtellte dem Haſſenswerthen ſogleich das Liebenswürdige entgegen — Scenen einer geſunden Natur, die ſich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung, eines treuen Ausdauerns, eines gefühlten Strebens nach Werth und Schönheit. Laſſen Sie uns mehr thun als der Herausgeber wünſcht, indem wir das Entgegengeſetzte thun. Hat der bildende Künſtler dießmal die Schattenſeite gewählt, ſo trete der Schriftſteller, oder, wenn ich meine Wünſche ausſprechen darf, die Schriftſtellerin auf die Lichtſeite, und ſo kann ein Ganzes werden. Ich will nicht länger zaudern, Eulalie, mit dieſen Vorſchlägen meine Wünſche laut werden zu laſſen. Uebernehmen Sie die Schilderung guter Frauen. Schaffen Sie Gegenbilder zu dieſen Kupfern; und gebrauchen Sie den Zauber ihrer Feder, nicht dieſe kleinen Blätter zu erklären, ſondern zu vernichten,

Sinklair. Thun Sie es, Eulalie! erzeigen Sie uns den Gefallen, verſprechen Sie geſchwind.

Eulalie. Schriftſteller verſprechen gar zu leicht, weil ſie hoffen, dasjenige leiſten zu können, was ſie vermögen. Eigene Erfahrung hat mich bedächtig gemacht. Aber auch, wenn ich in dieſer kurzen Zeit ſo viel Muße vor mir ſähe, würde ich doch Bedenken finden, einen ſolchen Auftrag zu übernehmen. Was zu unſern Gunſten zu ſagen iſt, muß eigentlich ein Mann ſagen, ein junger, feuriger, liebender Mann. Das Günſtige vorzutragen gehört Enthuſiasmus, und wer hat Enthuſiasmus für ſein eigen Geſchlecht?

Armidoro. Einſicht, Gerechtigkeit, Zartheit der Behandlung wären mir in dieſem Falle noch willkommner.

Sinklair. Und von wem möchte man lieber über gute Frauen etwas hören, als von der Verfaſſerin, die ſich in dem Mährchen, das uns geſtern ſo ſehr entzückte, ſo unvergleichlich bewieſen hat.

Eulalie. Das Mährchen iſt nicht von mir!

Sinklair. Nicht von Ihnen?

Armidoro. Das kann ich bezeugen.

Sinklair. Doch von einem Frauenzimmer.

Eulalie. Von einer Freundin.

Sinklair. So gibt es denn zwey Eulalien?

Eulalie. Wer weiß wie viel und beſſre.

Armidoro. Mögen Sie der Geſellſchaft erzählen, was Sie mir vertrauten? Jederman wird mit Verwun-

derung hören, auf welche ſonderbare Weiſe dieſe angenehme Production entſtanden iſt.

Eulalie. Ein Frauenzimmer, das ich auf einer Reiſe ſchätzen und kennen lernte, fand ſich in ſonderbare Lagen verſetzt, die zu erzählen allzu weitläufig ſeyn würde. Ein junger Mann, der viel für ſie gethan hatte, und ihr zuletzt ſeine Hand anbot, gewann ihre ganze Neigung, überraſchte ihre Vorſicht und ſie gewährte, vor der ehelichen Verbindung, ihm die Rechte eines Gemahls. Neue Ereigniſſe nöthigten den Bräutigam ſich zu entfernen und ſie ſah, in einer einſamen ländlichen Wohnung, nicht ohne Sorgen und Unruhe, dem Glücke Mutter zu werden entgegen. Sie war gewohnt mir täglich zu ſchreiben, mich von allen Vorfällen zu benachrichtigen. Nun waren keine Vorfälle mehr zu befürchten, ſie brauchte nur Geduld; aber ich bemerkte in ihren Briefen, daß ſie dasjenige, was geſchehen war und geſchehen konnte, in einem unruhigen Gemüth hin und wieder warf. Ich entſchloß mich, ſie in einem ernſthaften Briefe auf ihre Pflicht gegen ſich ſelbſt und gegen das Geſchöpf zu weiſen, dem ſie jetzt durch Heiterkeit des Geiſtes, zum Anfang ſeines Daſeyns, eine günſtige Nahrung zu bereiten, ſchuldig war. Ich munterte ſie auf ſich zu faſſen, und zufällig ſendete ich ihr einige Bände Mährchen, die ſie zu leſen gewünſcht hatte. Ihr Vorſatz, ſich von dem kummervollen Gedanken loszureißen, und dieſe phantaſtiſchen Productionen trafen auf eine ſonderbare Weiſe zu-

ſammen. Da ſie das Nachdenken über ihr Schickſal nicht ganz los werden konnte, ſo kleidete ſie nunmehr alles was ſie in der Vergangenheit betrübt hatte, was ihr in der Zukunft furchtbar vorkam, in abenteuerliche Geſtalten. Was ihr und den Ihrigen begegnet war, Neigung, Leidenſchaften und Verirrungen, das lieblich ſorgliche Muttergefühl, in einem ſo bedenklichen Zuſtande, alles verkörperte ſich in körperloſen Geſtalten, die in einer bunten Reihe ſeltſamer Erſcheinungen vorbei zogen. So brachte ſie den Tag, ja einen Theil der Nacht mit der Feder in der Hand zu.

Amalia. Wobei ſie ſich wohl ſchwerlich das Dintenfaß halten ließ.

Eulalie. Und ſo entſtand die ſeltſamſte Folge von Briefen, die ich jemals erhalten habe. Alles war bildlich, wunderlich und mährchenhaft. Keine eigentliche Nachricht erhielt ich mehr von ihr, ſo daß mir manchmal für ihren Kopf bange ward. Alle ihre Zuſtände, ihre Entbindung, die nächſte Neigung zum Säugling, Freude, Hoffnung und Furcht der Mutter, waren Begebenheiten einer andern Welt, aus der ſie nur durch die Ankunft ihres Bräutigams zurück gezogen wurde. An ihrem Hochzeittage ſchloß ſie das Mährchen, das, bis auf weniges, ganz aus ihrer Feder kam, wie Sie es geſtern gehört haben, und das eben den eignen Reiz durch die wunderliche und einzige Lage erhält in der es hervorgebracht wurde.

Die Gesellschaft konnte ihre Verwunderung über diese Geschichte nicht genug bezeigen, so daß Seyton, der seinen Platz am Lombretische eben einem andern überlassen hatte, herbei trat und sich nach dem Inhalte des Gesprächs erkundigte. Man sagte ihm kurz: es sey die Rede von einem Mährchen, das aus täglichen phantastischen Confessionen eines kränkelnden Gemüthes, doch gewissermaßen vorsätzlich, entstanden sey.

Eigentlich, sagte er, ist es Schade, daß, so viel ich weiß, die Tagebücher abgekommen sind. Vor zwanzig Jahren waren sie stärker in der Mode, und manches gute Kind glaubte wirklich einen Schatz zu besitzen, wenn es seine Gemüthszustände täglich zu Papiere gebracht hatte. Ich erinnere mich einer liebenswürdigen Person, der eine solche Gewohnheit bald zum Unglück ausgeschlagen wäre. Eine Gouvernante hatte sie in früher Jugend an ein solches tägliches, schriftliches Bekenntniß gewöhnt, und es war ihr zuletzt fast zum unentbehrlichen Geschäft geworden. Sie versäumte es nicht als erwachsenes Frauenzimmer, sie nahm die Gewohnheit mit in den Ehestand hinüber. Solche Papiere hielt sie nicht sonderlich geheim und hatte es auch nicht Ursach, sie las manchmal Freundinnen, manchmal ihrem Manne Stellen daraus vor. Das Ganze verlangte niemand zu sehen!

Die Zeit verging, und es kam auch die Reihe an sie, einen Hausfreund zu besitzen.

Mit eben der Pünktlichkeit, mit der sie sonst ihrem

Papiere täglich gebeichtet hatte, setzte sie auch die Geschichte dieses neuen Verhältnisses fort. Von der ersten Regung, durch eine wachsende Neigung, bis zum Unentbehrlichen der Gewohnheit, war der ganze Lebenslauf dieser Leidenschaft getreulich aufgezeichnet und gereichte dem Manne zur sonderbaren Lectüre, als er einmal zufällig über den Schreibtisch kam und, ohne Argwohn und Absicht, eine aufgeschlagne Seite des Tagebuchs herunter las. Man begreift, daß er sich die Zeit nahm, vor- und rückwärts zu lesen; da er denn zuletzt noch ziemlich getröstet von dannen schied, weil er sah, daß es gerade noch Zeit war, auf eine geschickte Weise, den gefährlichen Gast zu entfernen.

Henriette. Es sollte doch, nach dem Wunsche meines Freundes, die Rede von guten Weibern seyn, und ehe man sich's versieht, wird wieder von solchen gesprochen, die wenigstens nicht die besten sind.

Seyton. Warum denn immer bös' oder gut! Müssen wir nicht mit uns selbst, so wie mit andern vorlieb nehmen, wie die Natur uns hat hervorbringen mögen und wie sich jeder allenfalls durch eine mögliche Bildung besser zieht?

Armidore. Ich glaube es würde angenehm und nicht unnütz seyn, wenn man Geschichten von der Art, wie sie bisher erzählt worden und deren uns manche im Leben vorkommen, aufsetzte und sammelte. Leise Züge, die den Menschen bezeichnen, ohne daß gerade merkwürdige

Be-

Begebenheiten daraus entſpringen, ſind recht gut des Aufbehaltens werth. Der Romanſchreiber kann ſie nicht brauchen, denn ſie haben zu wenig Bedeutendes, der Anekdotenſammler auch nicht, denn ſie haben nichts Witziges und regen den Geiſt nicht auf; nur derjenige, der, im ruhigen Anſchauen, die Menſchheit gerne faßt, wird dergleichen Züge vollkommen aufnehmen.

Sinklair. Fürwahr! wenn wir früher an ein ſo löbliches Werk gedacht hätten, ſo würden wir unſerm Freunde, dem Herausgeber des Damenkalenders, gleich an Hand gehen können und ein Dutzend Geſchichten, wo nicht von fürtrefflichen, doch gewiß von guten Frauen ausſuchen können, um dieſe böſen Weiber zu balanciren.

Amalia. Beſonders wünſchte ich, daß man ſolche Fälle zuſammentrüge da wo eine Frau das Haus innen erhält, wo nicht gar erſchafft. Um ſo mehr als auch hier der Künſtler eine theure (koſtſpielige) Gattin, zum Nachtheil unſers Geſchlechts, aufgeſtellt hat.

Seyton. Ich kann Ihnen gleich, ſchöne Amalia, mit einem ſolchen Falle aufwarten.

Amalia. Laſſen Sie hören! Nur daß es Ihnen nicht geht wie den Männern gewöhnlich, wenn ſie die Frauen loben wollen, ſie gehen vom Lob aus und hören mit Tadel auf.

Seyton. Dießmal wenigſtens brauche ich die Umkehrung meiner Abſicht, durch einen böſen Geiſt, nicht zu fürchten.

Ein junger Landmann pachtete einen ansehnlichen Gasthof, der sehr gut gelegen war. Von den Eigenschaften, die zu einem Wirthe gehören, besaß er vorzüglich die Behaglichkeit, und weil es ihm von Jugend auf in den Trinkstuben wohl gewesen war, mochte er wohl hauptsächlich ein Metier ergriffen haben, das ihn nöthigte den größten Theil des Tages darin zuzubringen. Er war sorglos ohne Liederlichkeit, und sein Behagen breitete sich über alle Gäste aus, die sich bald häufig bei ihm versammelten.

Er hatte eine junge Person geheirathet, eine stille leidliche Natur. Sie versah ihre Geschäfte gut und pünktlich, sie hing an ihrem Hauswesen, sie liebte ihren Mann; doch mußte sie ihn bei sich im Stillen tadeln, daß er mit dem Gelde nicht sorgfältig genug umging. Das baare Geld nöthigte ihr eine gewisse Ehrfurcht ab, sie fühlte ganz den Werth desselben, so wie die Nothwendigkeit sich überhaupt in Besitz zu setzen, sich dabei zu erhalten. Ohne eine angeborne Heiterkeit des Gemüths hätte sie alle Anlagen zum strengen Geize gehabt. Doch ein wenig Geiz schadet dem Weibe nichts, so übel sie die Verschwendung kleidet. Freigebigkeit ist eine Tugend die dem Mann ziemt, und festhalten ist die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unser Urtheil wird im Ganzen immer naturgemäß ausfallen.

Margarete, so will ich meinen sorglichen Hausgeist nennen, war mit ihrem Manne sehr unzufrieden, wenn

er die großen Zahlungen, die er manchmal für aufgekaufte Fourrage von Fuhrleuten und Unternehmern erhielt, aufgezählt wie sie waren, eine Zeit lang auf dem Tische liegen ließ, das Geld alsdann in Körbchen einstrich und daraus wieder ausgab und auszahlte, ohne Pakete gemacht zu haben, ohne Rechnung zu führen. Verschiedene ihrer Erinnerungen waren fruchtlos, und sie sah wohl ein, daß, wenn er auch nicht verschwendete, manches in einer solchen Unordnung verschleudert werden müsse. Der Wunsch ihn auf bessere Wege zu leiten war so groß bei ihr, der Verdruß zu sehen, daß manches, was sie im Kleinen erwarb und zusammenhielt, im Großen wieder vernachlässigt wurde und auseinander floß, war so lebhaft, daß sie sich zu einem gefährlichen Versuch bewogen fühlte, wodurch sie ihm über diese Lebensweise die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm sich vor, ihm so viel Geld als möglich aus den Händen zu spielen, und zwar bediente sie sich dabei einer sonderbaren List. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tische aufgezählt war, wenn es eine Zeit lang gelegen hatte, nicht wieder nachzählte, ehe er es aufhob; sie bestrich daher den Boden eines Leuchters mit Talg und setzte ihn, in einem Schein von Ungeschicklichkeit, auf die Stelle, wo die Ducaten lagen, eine Geldsorte, der sie eine besondere Freundschaft gewidmet hatte. Sie erhaschte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzsorten und war mit ihrem ersten Fisch-

fange wohl zufrieden; sie wiederholte diese Operation mehrmals; und ob sie sich gleich über ein solches Mittel zu einem guten Zweck kein Gewissen machte, so beruhigte sie sich doch über jeden Zweifel vorzüglich dadurch, daß diese Art der Entwendung für keinen Diebstahl angesehen werden könne, weil sie das Geld nicht mit den Händen weggenommen habe. So vermehrte sich nach und nach ihr heimlicher Schatz und zwar um desto reichlicher, als sie alles, was bei der innern Wirthschaft von baarem Gelde ihr in die Hände floß, auf das strengste zusammenhielt.

Schon war sie beinahe ein ganzes Jahr ihrem Plane treu geblieben, und hatte indessen ihren Mann sorgfältig beobachtet, ohne eine Veränderung in seinem Humor zu spüren, bis er endlich einmal höchst übler Laune ward. Sie suchte ihm die Ursache dieser Veränderung abzuschmeicheln und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit sey. Es hätten ihm nach der letzten Zahlung, die er an Lieferanten gethan, seine Pachtgelder übrig bleiben sollen, sie fehlten aber nicht allein völlig, sondern er habe sogar die Leute nicht ganz befriedigen können. Da er alles im Kopf rechne und wenig aufschreibe, so könne er nicht nachkommen, wo ein solcher Verstoß herrühre.

Margarete schilderte ihm darauf sein Betragen, die Art, wie er einnehme und ausgebe, den Mangel an Aufmerksamkeit; selbst seine gutmüthige Freigebigkeit

kam mit in Anſchlag und freilich ließen ihn die Folgen ſeiner Handelsweiſe, die ihn ſo ſehr drückten, keine Entſchuldigung aufbringen.

Margarete konnte ihren Gatten nicht lange in dieſer Verlegenheit laſſen, um ſo weniger, als es ihr ſo ſehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie ſetzte ihn in Verwunderung, als ſie zu ſeinem Geburtstag, der eben eintrat, und an dem ſie ihn ſonſt mit etwas Brauchbarem anzubinden pflegte, mit einem Körbchen voll Geldrollen ankam. Die verſchiedenen Münzſorten waren beſonders gepackt, und der Inhalt jedes Röllchens war, mit ſchlechter Schrift, jedoch ſorgfältig, darauf gezeichnet. Wie erſtaunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor ſich ſah, und die Frau ihm verſicherte, das Geld gehöre ihm zu. Sie erzählte darauf umſtändlich, wann und wie ſie es genommen, was ſie ihm entzogen, und was durch ihren Fleiß erſpart worden ſey. Sein Verdruß ging in Entzücken über, und die Folge war, wie natürlich, daß er Ausgabe und Einnahme der Frau völlig übertrug, ſeine Geſchäfte vor wie nach, nur mit noch größerm Eifer, beſorgte, von dem Tage an aber keinen Pfennig Geld mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Amt eines Caſſiers mit großen Ehren, kein falſcher Laubthaler, ja kein verrufner Sechſer ward angenommen, und die Herrſchaft im Hauſe war, wie billig, die Folge ihrer Thätigkeit und Sorgfalt, durch die ſie

nach dem Verlauf von zehn Jahren ſich in den Stand ſetzte, den Gaſthof mit allem, was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.

Sinklair. Alſo ging alle dieſe Sorgfalt, Liebe und Treue doch zuletzt auf Herrſchaft hinaus. Ich möchte doch wiſſen, in wie fern man recht hat, wenn man die Frauen überhaupt für ſo herrſchſüchtig hält.

Amalia. Da haben wir alſo ſchon wieder den Vorwurf, der hinter dem Lobe herhinkt.

Armidoro. Sagen Sie uns doch, gute Eulalie, Ihre Gedanken darüber. Ich glaube in Ihren Schriften bemerkt zu haben, daß Sie eben nicht ſehr bemüht ſind, dieſen Vorwurf von Ihrem Geſchlecht abzulehnen.

Eulalie. In ſo fern es ein Vorwurf wäre, wünſchte ich, daß ihn unſer Geſchlecht durch ſein Betragen ablehnte; in wie fern wir aber auch ein Recht zur Herrſchaft haben, möchte ich es uns nicht gern vergeben. Wir ſind nur herrſchſüchtig, in ſo fern wir auch Menſchen ſind; denn was heißt herrſchen anders, in dem Sinn wie es hier gebraucht wird, als auf ſeine eigne Weiſe ungehindert thätig zu ſeyn, ſeines Daſeyns möglichſt genießen zu können. Dieß fordert jeder rohe Menſch mit Willkür, jeder gebildete mit wahrer Freiheit, und vielleicht erſcheint bei uns Frauen dieſes Streben nur lebhafter, weil uns die Natur, das Herkommen, die Geſetze eben ſo gut zu verkürzen ſcheinen, als die Männer begünſtigt ſind. Was dieſe beſitzen, müſ-

ſen wir erwerben, und was man erringt, behauptet man hartnäckiger, als das, was man ererbt hat.

Seyton. Und doch können ſich die Frauen nicht mehr beklagen, ſie erben in der jetzigen Welt ſo viel, ja faſt mehr als die Männer, und ich behaupte, daß es durchaus jetzt ſchwerer ſey ein vollendeter Mann zu werden, als ein vollendetes Weib; der Ausſpruch: „Er ſoll dein Herr ſeyn" iſt die Formel einer barbariſchen Zeit, die lange vorüber iſt. Die Männer konnten ſich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugeſtehen; indem die Frauen ſich ausbildeten ſtand die Wageſchaale inne, und, indem ſie bildungsfähiger ſind, neigt ſich in der Erfahrung die Wageſchaale zu ihren Gunſten.

Armidoro. Es iſt keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im Ganzen das Uebergewicht gewinnen müſſen; denn bei einem wechſelſeitigen Einfluß muß der Mann weiblicher werden, und dann verliert er; denn ſein Vorzug beſteht nicht in gemäßigter, ſondern in gebändigter Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, ſo gewinnt ſie; denn wenn ſie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, ſo entſteht ein Weſen, das ſich nicht vollkommner denken läßt.

Seyton. Ich habe mich in ſo tiefe Betrachtungen nicht eingelaſſen; indeſſen nehme ich für bekannt an, daß eine Frau herrſcht und herrſchen muß; daher, wenn ich

ein Frauenzimmer kennen lerne, gebe ich nur darauf acht wo ſie herrſcht; denn daß ſie irgend wo herrſche, ſetze ich voraus.

Amalia. Und da finden Sie denn was Sie vorausſetzen?

Seyton. Warum nicht? geht es doch den Phyſikern und andern, die ſich mit Erfahrungen abgeben, gewöhnlich nicht viel beſſer. Ich finde durchgängig: die thätige, zum Erwerben, zum Erhalten Geſchaffene, iſt Herr im Hauſe; die ſchöne, leicht und oberflächlich gebildete, Herr in großen Cirkeln; die tiefer gebildete beherrſcht die kleinen Kreiſe.

Amalia. Und ſo wären wir alſo in drey Claſſen eingetheilt.

Sinklair. Die doch alle, dünkt mich, ehrenvoll genug ſind, und mit denen freilich noch nicht alles erſchöpft iſt. Es gibt z. B. noch eine vierte, von der wir lieber nicht ſprechen wollen, damit man uns nicht wieder den Vorwurf mache, daß unſer Lob ſich nothwendig in Tadel verkehren müſſe.

Henriette. Die vierte Claſſe alſo wäre zu errathen. Laſſen Sie ſehen.

Sinklair. Gut, unſre drey erſten Claſſen waren Wirkſamkeit, zu Hauſe, in großen und in kleinen Cirkeln.

Henriette. Was wäre denn nun noch für ein Raum für unſre Thätigkeit?

Sinklair. Gar mancher; ich aber habe das Gegentheil im Sinne.

Henriette. Untätigkeit! und wie das? Eine untätige Frau ſollte herrſchen?

Sinklair. Warum nicht?

Henriette. Und wie?

Sinklair. Durch's Verneinen! Wer aus Charakter oder Maxime beharrlich verneint, hat eine größere Gewalt, als man denkt.

Amalia. Wir fallen nun bald, fürchte ich, in den gewöhnlichen Ton, in dem man die Männer reden hört, beſonders wenn ſie die Pfeifen im Munde haben.

Henriette. Laß ihn doch, Amalia, es iſt nichts unſchädlicher als ſolche Meinungen, und man gewinnt immer, wenn man erfährt, was andere von uns denken. Nun alſo die verneinenden, wie wäre es mit dieſen?

Sinklair. Ich darf hier wohl ohne Zurückhaltung ſprechen. In unſerm lieben Vaterland ſoll es wenige, in Frankreich gar keine geben, und zwar deßwegen, weil die Frauen ſowohl bei uns, als bei unſern galanten Nachbarn, einer löblichen Freiheit genießen; aber in Ländern, wo ſie ſehr beſchränkt ſind, wo der äußerliche Anſtand ängſtlich, die öffentlichen Vergnügungen ſeltner ſind, ſollen ſie ſich häufiger finden. In einem benachbarten Lande hat man ſogar einen eignen Namen, mit dem das Volk, die Menſchenkenner, ja ſogar die Aerzte ein ſolches Frauenzimmer bezeichnen.

Henriette. Nun geschwinde den Namen; Namen kann ich nicht rathen.

Sinklair. Man nennt sie, wenn es denn einmal gesagt seyn soll, man nennt sie Schälke.

Henriette. Das ist sonderbar genug.

Sinklair. Es war eine Zeit, als Sie die Fragmente des Schweizer Physiognomisten mit großem Antheil lesen mochten; erinnern Sie sich nicht auch, etwas von Schälken darin gefunden zu haben?

Henriette. Es könnte seyn; doch ist es mir nicht aufgefallen. Ich nahm vielleicht das Wort im gewöhnlichen Sinn und las über die Stelle weg.

Sinklair. Freilich bedeutet das Wort Schalk im gewöhnlichen Sinn eine Person, die mit Heiterkeit und Schadenfreude jemand einen Possen spielt; hier aber bedeutet's ein Frauenzimmer, das einer Person, von der es abhängt, durch Gleichgültigkeit, Kälte und Zurückhaltung, die sich oft in eine Art von Krankheit verhüllen, das Leben sauer macht. Es ist dieß in jener Gegend etwas Gewöhnliches. Mir ist es einigemal vorgekommen, daß mir ein Einheimischer, gegen den ich diese und jene Frau schön pries, einwendete: aber sie ist ein Schalk. Ich hörte sogar, daß ein Arzt einer Dame, die viel von einem Kammermädchen litt, zur Antwort gab: es ist ein Schalk, da wird schwer zu helfen seyn.

Amalie stand auf und entfernte sich.

Henriette. Das kommt mir doch etwas sonderbar vor.

Sinklair. Mir ſchien es auch ſo, und deßwegen ſchrieb ich damals die Symptome dieſer halb moraliſchen, halb phyſiſchen Krankheit in einem Aufſatz zuſammen, den ich das Capitel von den Schälken nannte, weil ich es mir als einen Theil anderer anthropologiſchen Bemerkungen dachte; ich habe es aber bisher ſorgfältig geheim gehalten.

Henriette. Sie dürfen es uns wohl ſchon einmal ſehen laſſen, und wenn ſie einige hübſche Geſchichten wiſſen, woraus wir recht deutlich ſehen können, was ein Schalk iſt, ſo ſollen ſie künftig auch in die Sammlung unſerer neueſten Novellen aufgenommen werden.

Sinklair. Das mag alles recht gut und ſchön ſeyn, aber meine Abſicht iſt verfehlt, um derentwillen ich herkam; ich wollte jemand in dieſer geiſtreichen Geſellſchaft bewegen, einen Text zu dieſen Kalenderkupfern zu übernehmen, oder uns jemand zu empfehlen, dem man ein ſolches Geſchäft übertragen könnte, anſtatt deſſen ſchelten, ja vernichten ſie mir dieſe Blättchen, und ich gehe, faſt ohne Kupfer, ſo wie ohne Erklärung weg. Hätte ich nur indeſſen das, was dieſen Abend hier geſprochen und erzählt worden iſt, auf dem Papiere, ſo würde ich beinahe für das, was ich ſuchte und nicht fand, ein Aequivalent beſitzen.

Armidoro (aus dem Cabinet tretend, wohin er manchmal gegangen war). Ich komme Ihren Wünſchen zuvor. Die Angelegenheit unſers Freundes, des Herausgebers,

ist auch mir nicht fremd. Auf diesem Papiere habe ich geschwind protocollirt was gesprochen worden, ich will es in's Reine bringen, und wenn Eulalie dann übernehmen wollte, über das Ganze den Hauch ihres anmuthigen Geistes zu gießen, so würden wir, wo nicht durch den Inhalt, doch durch den Ton, die Frauen mit den schroffen Zügen, in denen unser Künstler sie beleidigen mag, wieder aussöhnen.

Henriette. Ich kann Ihre thätige Freundschaft nicht tadeln, Armidore, aber ich wollte Sie hätten das Gespräch nicht nachgeschrieben. Es gibt ein böses Beispiel. Wir leben so heiter und zutraulich zusammen, und es muß uns nichts Schrecklicheres seyn, als in der Gesellschaft einen Menschen zu wissen, der aufmerkt, nachschreibt und, wie jetzt gleich alles gedruckt wird, eine zerstückelte und verzerrte Unterhaltung in's Publicum bringt.

Man beruhigte Henrietten, man versprach ihr nur allenfalls über kleine Geschichten, die vorkommen sollten, ein öffentliches Buch zu führen.

Eulalie ließ sich nicht bereden, das Protocoll des Geschwindschreibers zu redigiren, sie wollte sich von dem Mährchen nicht zerstreuen, mit dessen Bearbeitung sie beschäftigt war. Das Protocoll blieb in der Hand von Männern, die ihm denn, so gut sie konnten, aus der Erinnerung nachhalfen, und es nun, wie es eben werden konnte, den guten Frauen zu weiterer Beherzigung vorlegen.

Novelle.

Ein dichter Herbſtnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürſtlichen Schloßhofes, als man ſchon mehr oder weniger durch den ſich lichtenden Schleier die ganze Jägerey zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt ſah. Die eiligen Beſchäftigungen der nächſten ließen ſich erkennen: man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte ſich Büchſe und Patrontäſchchen, man ſchob die Dachsranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuſchleppen drohten. Auch hie und da gebärdete ein Pferd ſich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der ſelbſt hier in der Halbhelle eine gewiſſe Eitelkeit ſich zu zeigen nicht verläugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürſten, der, von ſeiner jungen Gemahlin Abſchied nehmend, allzulange zauderte.

Erſt vor kurzer Zeit zuſammen gekommt empfanden ſie ſchon das Glück übereinſtimmender Gemüther; beide waren von thätiglebhaftem Charakter, eines nahm gern an des andern Neigungen und Beſtrebungen Antheil. Des Fürſten Vater hatte noch den Zeitpunct erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder

in gleicher Betriebſamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach ſeiner Art, erſt gewinnen und dann genießen ſollte.

Wie ſehr dieſes gelungen war, ließ ſich in dieſen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt ſich verſammelte, den man gar wohl eine Meſſe nennen konnte. Der Fürſt hatte ſeine Gemahlin geſtern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und ſie bemerken laſſen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtauſch treffe; er wußte ſie an Ort und Stelle auf die Betriebſamkeit ſeines Länderkreiſes aufmerkſam zu machen.

Wenn ſich nun der Fürſt faſt ausſchließlich in dieſen Tagen mit den Seinigen über dieſe zudringenden Gegenſtände unterhielt, auch beſonders mit dem Finanzminiſter anhaltend arbeitete, ſo behielt doch auch der Landjägermeiſter ſein Recht, auf deſſen Vorſtellung es unmöglich war, der Verſuchung zu widerſtehen, an dieſen günſtigen Herbſttagen eine ſchon verſchobene Jagd zu unternehmen, ſich ſelbſt und den vielen angekommenen Fremden ein eignes und ſeltnes Feſt zu eröffnen.

Die Fürſtin blieb ungern zurück; man hatte ſich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Schei-

Scheidend verſäumte der Gemahl nicht einen Spazierritt vorzuſchlagen, den ſie im Geleit Friedrichs, des fürſtlichen Oheims, unternehmen ſollte, auch laſſe ich, ſagte er, dir unſern Honorio, als Stall- und Hofjunker, der für alles ſorgen wird; und im Gefolg dieſer Worte gab er im Hinabſteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verſchwand ſodann bald mit Gäſten und Gefolge.

Die Fürſtin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab ſich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Ausſicht ließen, die um deſto ſchöner war als das Schloß ſelbſt von dem Fuße herauf in einiger Höhe ſtand und ſo vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Anſichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleſkop noch in der Stellung wo man es geſtern Abend gelaſſen hatte, als man, über Buſch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, ſich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmaſſen den deutlichſten Begriff von einem ſo anſehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte ſich heute früh durch die annähernden Gläſer recht auffallend die herbſtliche Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwiſchen dem Gemäuer ungehindert und ungeſtört durch lange Jahre emporſtrebten. Die ſchöne Dame richtete jedoch das Fern-

rohr etwas tiefer nach einer öden, steinichten Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; sie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht: denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja sie enthielt sich nicht abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. Liebe Cousine, sagte der alte rüstige Herr, hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegen stemmte, und wie doch hie und da sein Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußte. Nun haben wir manches gethan um diese Wildniß zugänglicher zu machen, denn mehr bedarf es nicht um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken.

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete sprach er weiter: Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht ge-

mauert ein Thurm, doch niemand wäßte zu ſagen wo die Natur aufhört, Kunſt und Handwerk aber anfangen. Ferner ſieht man ſeitwärts Mauern angeſchloſſen und Zwinger terraſſenmäßig herab ſich erſtreckend. Doch ich ſage nicht recht, denn es iſt eigentlich ein Wald der dieſen uralten Gipfel umgibt; ſeit hundert und funfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen und überall ſind die mächtigſten Stämme empergewachſen; wo ihr euch an den Mauern andrängt ſtellt ſich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die ſchlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen, um dieſe müſſen wir uns herumſchlängeln und unſere Fußpfade verſtändig führen. Seht nur wie trefflich unſer Meiſter dieß Charakteriſtiſche auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verſchiedenen Stamm- und Wurzelarten zwiſchen das Mauerwerk verflochten und die mächtigen Aeſte durch die Lücken durchgeſchlungen ſind. Es iſt eine Wildniß wie keine, ein zufällig-einziges Lokal, wo die alten Spuren längſt verſchwundener Menſchenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur ſich in dem ernſteſten Streit erblicken laſſen.

Ein anderes Blatt aber vorlegend fuhr er fort: Was ſagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zuſammenſtürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, ſeit undenklichen Jahren von niemand betreten ward? Wir ſuchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe geſprengt und ſo einen

bequemen aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens, hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume hie und da zu Wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte aber entschieden aufgewachsen, nun erstrecken sie ihre Aeste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und ab schritt; ja durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Diese Blätterschichten wegräumend haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessen Gleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

Nach allem diesem aber ist es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen die in den Hauptthurm hinaufführen ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann um die Zinne, der unbegränzten Aussicht wegen, zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten, denn dieser Baum ist es der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern von allem überzeugt als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahreszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände

herumbewegt. In dieſer Ecke iſt für ihn und den Wächter den wir ihm zugegeben eine kleine angenehme Wohnung eingerichtet. Sie ſollten nicht glauben, meine Beſte, welch eine ſchöne Aus- und Anſicht er in's Land, in Hof und Gemäuer ſich dort bereitet hat. Nun aber da alles ſo rein und charakteriſtiſch umriſſen iſt, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit dieſen Bildern unſern Gartenſaal zieren und niemand ſoll über unſere regelmäßigen Parterre, Lauben und ſchattigen Gänge ſeine Augen ſpielen laſſen, der nicht wünſchte ſich dort oben in dem wirklichen Anſchauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerſtörlichen und des Friſchen, Schmiegſamen, Unwiderſteblichen ſeine Betrachtungen anzuſtellen.

Honorio trat ein und meldete die Pferde ſeyen vorgeführt, da ſagte die Fürſtin, zum Oheim gewendet: reiten wir hinauf und laſſen Sie mich in der Wirklichkeit ſehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten. Seit ich hier bin hör' ich von dieſem Unternehmen, und werde jetzt erſt recht verlangend mit Augen zu ſehen, was mir in der Erzählung unmöglich ſchien und in der Nachbildung unwahrſcheinlich bleibt. — Noch nicht, meine Liebe, verſetzte der Fürſt, was Sie hier ſahen, iſt, was es werden kann und wird; jetzt ſtockt noch manches im Beginnen; die Kunſt muß erſt vollenden, wenn ſie ſich vor der Natur nicht ſchämen ſoll — Und ſo reiten wir wenigſtens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den

Fuß; ich habe große Luſt mich heute weit in der Welt umzuſehen. — Ganz nach Ihrem Willen, verſetzte der Fürſt. — Laſſen Sie uns aber durch die Stadt reiten, fuhr die Dame fort, über den großen Marktplatz, wo eine zahlloſe Menge von Buden die Geſtalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es iſt als wären die Bedürfniſſe und Beſchäftigungen ſämmtlicher Familien des Landes umher nach außen gekehrt, in dieſem Mittelpunkt verſammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier ſieht der aufmerkſame Beobachter alles was der Menſch leiſtet und bedarf, man bildet ſich einen Augenblick ein, es ſey kein Geld nöthig, jedes Geſchäft könne hier durch Tauſch abgethan werden; und ſo iſt es auch im Grunde. Seitdem der Fürſt geſtern mir Anlaß zu dieſen Ueberſichten gegeben, iſt es mir gar angenehm zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land an einander gränzen, beide ſo deutlich ausſprechen, was ſie brauchen und was ſie wünſchen. Wie nun der Hochländer das Holz ſeiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eiſen zu einem jeden Gebrauch zu vermannichfaltigen, ſo kommen jene drüben mit den vielfältigſten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum zu unterſcheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag.

Ich weiß, verſetzte der Fürſt, daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerkſamkeit wendet; denn gerade zu dieſer Jahrszeit kommt es hauptſächlich darauf an, daß

man mehr empfange als gebe; dieß zu bewirken iſt am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes, ſo wie der kleinſten häuslichen Wirthſchaft. Verzeihen Sie aber, meine Beſte, ich reite niemals gern durch Markt und Meſſe: bei jedem Schritt iſt man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das ſich mir gleichſam in die Augen eingebrannt, als ich eine ſolche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen ſah. Ich hatte mich kaum —

Laſſen Sie uns die ſchönen Stunden nicht verſäumen, fiel ihm die Fürſtin ein, da der würdige Mann ſie ſchon einigemal mit ausführlicher Beſchreibung jenes Unheils geängſtigt hatte, wie er ſich nämlich, auf einer großen Reiſe begriffen, Abends im beſten Wirthshauſe auf dem Markte, der eben von einer Hauptmeſſe wimmelte, höchſt ermüdet zu Bette gelegt, und Nachts durch Geſchrei und Flammen, die ſich gegen ſeine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürſtin eilte das Lieblingspferd zu beſteigen, und führte, ſtatt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig-bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt. Und ſo war auch Honorio von der ſonſt ſo erſehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausſchließlich dienſtbar zu ſeyn.

Wie voraus zu ſehen durften ſie auf dem Markte nur

Schritt vor Schritt reiten; aber die ſchöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geiſtreiche Bemerkung. Ich wiederhole, ſagte ſie, meine geſtrige Lection, da denn doch die Nothwendigkeit unſere Geduld prüfen will. Und wirklich drängte ſich die ganze Menſchenmaſſe dergeſtalt an die Reitenden heran, daß ſie ihren Weg nur langſam fortſetzen konnten. Das Volk ſchaute mit Freuden die junge Dame und auf ſo viel lächelnden Geſichtern zeigte ſich das entſchiedene Behagen, zu ſehen, daß die erſte Frau im Lande auch die ſchönſte und anmuthigſte ſey.

Untereinander gemiſcht ſtanden Bergbewohner, die zwiſchen Felſen, Fichten und Föhren ihre ſtillen Wohnſitze hegten, Flachländer von Hügeln, Auen und Wieſen her, Gewerbsleute der kleinen Städte und was ſich alles verſammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürſtin ihrem Begleiter, wie alle dieſe, woher ſie auch ſeyen, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Beſatz. Iſt es doch als ob die Weiber nicht brauſchig und die Männer nicht pauſig genug ſich gefallen könnten.

Wir wollen ihnen das ja laſſen, verſetzte der Oheim; wo auch der Menſch ſeinen Ueberfluß hinwendet, ihm iſt wohl dabei, am wohlſten wenn er ſich damit ſchmückt und aufputzt. Die ſchöne Dame winkte Beifall.

So waren ſie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorſtadt hinführte, wo am Ende vieler

kleiner Buden und Kramstände ein gröſseres Bretergebäude in die Augen fiel, das ſie kaum erblickten als ein ohrzerreiſsendes Gebrülle ihnen entgegen tönte. Die Fütterungsſtunde der dort zur Schau ſtehenden wilden Thiere ſchien herangekommen; der Löwe ließ ſeine Wald- und Wüſtenſtimme auf's kräftigſte hören, die Pferde ſchauderten und man konnte der Bemerkung nicht entgehen, wie in dem friedlichen Weſen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde ſich ſo furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt durften ſie die bunten kolossalen Gemählde nicht überſehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darſtellten, welche der friedliche Staatsbürger zu ſchauen unüberwindliche Luſt empfinden ſollte. Der grimmig ungeheure Tiger ſprang auf einen Mohren los, im Begriff ihn zu zerreiſsen; ein Löwe ſtand ernſthaft majeſtätiſch, als wenn er keine Beute ſeiner würdig vor ſich ſähe; andere wunderliche bunte Geſchöpfe verdienten neben dieſen mächtigen weniger Aufmerkſamkeit.

Wir wollen, ſagte die Fürſtin, bei unſerer Rückkehr doch abſteigen und die ſeltenen Gäſte näher betrachten — Es iſt wunderbar, verſetzte der Fürſt, daß der Menſch durch Schreckliches immer aufgeregt ſeyn will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in ſeinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube dergleichen inwendig ebenfalls zu ſehen; es iſt an Mord und Todtſchlag noch nicht genug, an Brand und

Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert seyn, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sey, frei Athem zu holen.

Was denn aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben seyn, alles und jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hin, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm, und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begränzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor kurzem zum zweytenmale gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts, lebhaft auf einmal reich entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg, erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rückwärts aber — denn

niemals gelangte man hierher ohne ſich umzukehren — erblickten ſie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürſtliche Schloß links, von der Morgenſonne beleuchtet; den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und ſefort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen, mit ſeinen Wieſen und Mühlen; gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem ſie ſich an dem Anblick erſättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf ſo hoher Stelle zu geſchehen pflegt, erſt recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begränzten Ausſicht, ritten ſie eine ſteinichte breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegen ſtand, wenig alte Bäume rief unten um ſeinen Fuß; ſie ritten hindurch und ſo fanden ſie ſich gerade vor der ſteilſten unzugänglichſten Seite. Mächtige Felſen ſtanden von Urzeiten her, jedem Wechſel unangetaſtet, feſt, wohlgegründet voran, und ſo thürmte ſich's aufwärts; das dazwiſchen Herabgeſtürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig übereinander und ſchien dem Kühnſten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe ſcheint der Jugend zuzuſagen; dieß zu unternehmen, zu erſtürmen, zu erobern iſt jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürſtin bezeigte Neigung zu einem Verſuch, Honorio war bei der Hand, der fürſtliche Oheim, wenn ſchon bequemer, ließ ſich's gefallen und wollte ſich

doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch noch mahlerisch genug hinter einander schob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung, das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erschien gar stattlich; die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt ein so förderliches Werkzeug überzuschnallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, dießseits das bergartig terrassenweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende flache und in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land; Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier eben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu seyn pflegt, wo die Alten sagten, Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

Es ist nicht das erstemal, sagte die Fürstin, daß ich auf so hoher weitumschauender Stelle die Betrach-

tung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht, und den Eindruck verleiht als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne; und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sey hoch oder niedrig, weit oder eng, so gibt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurecht zu legen.

Honorio, der indessen durch das Sehrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: Seht hin! Seht hin! auf dem Markte fängt es an zu brennen. Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch, die Flamme dämpfte der Tag. Das Feuer greift weiter um sich! rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf stieg empor und Fürst Oheim sprach: Laßt uns zurückkehren, das ist nicht gut, ich fürchtete immer das Unglück zum zweytenmale zu erleben. Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht, lassen Sie mir Honorio, wir folgen sogleich. Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt so eilig als der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Hang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio, reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! in der Stadt wie auf

dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung, man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras, schnelles Reiten ist unsicher, ohnehin bis wir hineinkommen, wird das Feuer schon nieder seyn. Die Fürstin glaubte nicht daran, sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarkts-Brande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wohl war jener Fall, überraschend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Marktraum ein plötzlicher Brand Laden auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden; der Fürst selbst als ein ermüdet angelangter erst eingeschlafener Fremder an's Fenster sprang, alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegen züngelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltsam, die Breter prasselten,

die Latten knackten, Leinwand flog auf und ihre düstern an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister in ihrem Elemente um und um gestaltet sich muthwillig tanzend verzehren, und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreischendem Geheul rettete jeder was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube lassen mußten. Wie mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Besinnung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finsterer Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willenstarke Menschen widersetzten sich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten manches, mit Verlust ihrer Augenbraunen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Geiste der Fürstin der wüste Wirrwar, nun schien der heitere morgenliche Gesichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüstert, Wald und Wiese hatten einen wunderbaren bänglichen Anschein.

In das friedliche Thal einreitend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte

von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesenthals etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte, heranspringend, wie sie ihn vor kurzem gemahlt gesehen kam er entgegen; und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie so eben beschäftigten, machte den wundersamsten Eindruck. Flieht! gnädige Frau, rief Honorio, flieht! Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt, der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg, aufwärts unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte die steile, steinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an, und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich strack auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf, aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt herauf-

heraufritt, ſchien ſeine Kraft auf's neue anzuſpornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort wo die Fürſtin am Pferde ſtand; der Ritter beugte ſich herab, ſchoß und traf mit der zweyten Piſtole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es ſogleich niederſtürzte, und ausgeſtreckt in ſeiner Länge erſt recht die Macht und Furchtbarkeit ſehen ließ, von der nur noch das Körperliche übrig geblieben da lag. Honorio war vom Pferde geſprungen und kniete ſchon auf dem Thiere, dämpfte ſeine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirſchfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war ſchön, er war herangeſprengt, wie ihn die Fürſtin oft im Lanzen- und Ringelſpiel geſehen hatte. Eben ſo traf in der Reitbahn ſeine Kugel im Vorbeiſprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl, gerade unter dem Turban in die Stirne, eben ſo ſpießte er, flüchtig heranſprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen ſolchen Künſten war er gewandt und glücklich, hier kam beides zu ſtatten.

Gebt ihm den Reſt, ſagte die Fürſtin, ich fürchte er beſchädigt Euch noch mit den Krallen. — Verzeiht! erwiederte der Jüngling, er iſt ſchon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächſten Winter auf Eurem Schlitten glänzen ſoll. — Frevelt nicht! ſagte die Fürſtin; alles was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet ſich in ſolchem Augenblick. — Auch ich, rief Honorio, war nicht frömmer als jetzt

eben, deßhalb aber denke ich an's freudigste, ich blicke dieses Fell nur an wie es Euch zur Lust begleiten kann. — Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern, versetzte sie. — Ist es doch, erwiederte der Jüngling mit glühender Wange, ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen wurden. — Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern, und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf; schon ist kein Leben mehr im Thiere, bedenken wir das Weitere, vor allen Dingen steht auf! — Da ich nun einmal kniee, versetzte der Jüngling, da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten von der Gunst, von der Gnade die ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitern Reise. Wer das Glück hat an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Puncte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sey? Niemanden traut man Verstand zu, als wer das alles gesehen hat; es ist

als wenn man ſich nur für andere zu unterrichten hätte.

Steht auf! wiederholte die Fürſtin, ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünſchen und bitten, allein wenn ich nicht irre, ſo iſt die Urſache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben... Seine Abſicht war, Euch zum ſelbſtſtändigen Edelmann herangereift zu ſehen, der ſich und ihm auch auswärts Ehre machte, wie bisher am Hofe, und ich dächte Eure That wäre ein ſo empfehlender Reiſepaß als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann.

Daß anſtatt einer jugendlichen Freude eine gewiſſe Trauer über ſein Geſicht zog, hatte die Fürſtin nicht Zeit zu bemerken, noch er ſeiner Empfindung Raum zu geben, denn haſtig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau, geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen; und kaum war Honorio ſich beſinnend aufgeſtanden, als ſie ſich heulend und ſchreiend über den Leichnam her warf, und an dieſer Handlung, ſo wie an einer, obgleich reinlich anſtändigen, doch bunten und ſeltſamen Kleidung ſogleich errathen ließ, ſie ſey die Meiſterin und Wärterin dieſes dahin geſtreckten Geſchöpfes, wie denn der ſchwarzaugige, ſchwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Absätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unsern Mundarten übersetzen wollen, den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. Sie haben dich ermordet, armes Thier! ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn deine Fußballen schmerzten dich, und deine Krallen hatten keine Kraft mehr! Die heiße Sonne fehlte dir, sie zu reifen. Du warst der Schönste deines Gleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie du nun hier liegst, todt um nicht wieder aufzustehen. Wenn du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rothe Zunge, so schienst du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst du doch spielend dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir dich auf deinen Fahrten, wie lange war deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns! uns, ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern, und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr seyn! Wehe, wehe!

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere

Höhe des Bergs am Schloſſe herab Reiter heranſprengten, die alſobald für das Jagdgefolge des Fürſten erkannt wurden, er ſelbſt voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufſteigen ſehen und durch Thäler und Schluchten, wie auf gewaltſam hetzender Jagd, den geraden Weg nach dieſem traurigen Zeichen genommen. Ueber die ſteinige Blöße einherſprengend ſtutzten und ſtarrten ſie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die ſich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem erſten Erkennen verſtummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht ſelbſt ergab, mit wenigen Worten erläutert. So ſtand der Fürſt vor dem ſeltſamen unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unſchlüſſig war man nicht was zu thun ſey; anzuordnen, auszuführen war der Fürſt beſchäftigt, als ein Mann ſich in den Kreis drängte, groß von Geſtalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zuſammen Schmerz und Ueberraſchung zu erkennen. Der Mann aber gefaßt, ſtand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürſten und ſagte: Es iſt nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe iſt los, auch hier nach dem Gebirg iſt er hin, aber ſchont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme, wie dieß gute Thier.

Der Löwe? ſagte der Fürſt, haſt du ſeine Spur? —

Ja Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf, aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir, neugierig und hülfsbedürftig eilt' ich hierher. „Also, — beorderte der Fürst — muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; ihr ladet Eure Gewehre, geht sachte zu Werk, es ist kein Unglück, wenn ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können; warum wart ihr unvorsichtig genug sie entkommen zu lassen? — Das Feuer brach aus, versetzte jener, wir hielten uns still und gespannt, es verbreitete sich schnell, aber fern von uns, wir hatten Wasser genug zu unserer Vertheidigung, aber ein Pulverschlag flog auf, und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und sind nun unglückliche Leute.

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt, aber einen Augenblick schien alles zu stocken, als oben vom alten Schloß herab, eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Mahlers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt: oben hinter der höhern Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert, am Fuße einer hundert-

jährigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. Aergerlich aber schloß der Mann: warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen um sie ausputzen zu lassen, er wäre nicht wieder aufgestanden, das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitlebens gebrüstet.

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu statten kamen, da er sich wohl schon in Fällen gefunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte, sagte hierauf: welche Bürgschaft gebt ihr mir, daß wenn wir eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?

Hier diese Frau und dieses Kind, erwiederte der Vater hastig, erbieten sich ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten heraufschaffe, da wir ihn denn unschädlich und unbeschädigt wieder zurückbringen werden.

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte, süße Flöte zu nennen pflegte; sie war kurz geschnäbelt wie die Pfeifen; wer es verstand wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war, und der einzige bleiben soll; zwey Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß

niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu dem Zauberschlosse gelangen könne, wozu es Fürst Friedrichs Geist und Geschmack ausbilden will.

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umsah, das immer sanft gleichsam zu präludiren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: du hast heute viel geleistet, vollende das Tagwerk. Besetze den schmalen Weg, halter Eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher als bis ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt; allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige stehen. Eilig schickte Honorio sich an die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deßwegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise, als der Vater mit anständigem Enthusiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben, und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Sehe den Felsen wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt, und so gekrönt schaut er weit umher; stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber

auch da wollen ſie nicht verharren, muthwillig ſpringen ſie tief hinab, der Bach nimmt ſie auf, zum Fluſſe trägt er ſie. Nicht widerſtehend, nicht widerſpenſtig, eckig, nein, glatt und abgerundet gewinnen ſie ſchneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Rieſen in Schaaren daher ziehen und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

Doch wer preiſ't den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum ſeht ihr aber im Fernen umher? betrachtet hier die Biene, noch ſpät im Herbſt ſammelt ſie emſig und baut ſich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meiſter und Geſelle; ſchaut die Ameiſe da! ſie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, ſie baut ſich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, ſie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber ſie hat umſonſt gearbeitet, denn das Pferd ſtampft und ſcharrt alles aueinander, ſeht hin! es zertritt ihre Balken und zerſtreut ihre Planken, ungeduldig ſchnaubt es und kann nicht raſten; denn der Herr hat das Roß zum Geſellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will und die Frau wohin ſie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe, ernſtes Schrittes durchzog er die Wüſte, dort herrſcht er über alles Gethier und nichts widerſteht ihm. Doch der Menſch weiß ihn zu zähmen und das grauſamſte der Geſchöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes,

wornach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang.

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

Aus den Gruben, hier im Graben,
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin, hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweyte Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderschob, und dadurch wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte,

Engel ſchweben auf und nieder
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmliſcher Geſang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Dieſe ſanften frommen Lieder
Laſſen Unglück nicht heran:
Engel ſchweben hin und wieder
Und ſo iſt es ſchon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle drey:

Denn der Ew'ge herrſcht auf Erden,
Ueber Meere herrſcht ſein Blick;
Löwen ſollen Lämmer werden,
Und die Welle ſchwankt zurück.
Blankes Schwert erſtarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung ſind erfüllt;
Wunderthätig iſt die Liebe,
Die ſich im Gebet enthüllt.

Alles war ſtill, hörte, horchte und nur erſt als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beſchwichtigt; jeder in ſeiner Art gerührt. Der Fürſt, als wenn er erſt jetzt das Unheil überſähe, das ihn vor kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf ſeine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, ſich nicht verſagte das geſtickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl die jugendliche Bruſt von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten ſie belaſtet hatten. Eine vollkommene Stille beherrſchte die Menge,

man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbei zu führen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung, dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: Ihr glaubt also, daß ihr den entsprungenen Löwen, wo ihr ihn antrefft durch euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hülfe dieser Flötentöne beschwichtigen und ihn sodann unschädlich, so wie unbeschädigt in seinen Verschluß wieder zurückbringen könntet? Sie bejahten es, versichernd und betheuernd; der Castellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit Wenigen sich eiligst, die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt dürres Reißig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — Es ist nicht Noth, sagte die Frau, es wird ohne das alles in Güte geschehen.

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schoos gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankommenden schien er kaum zu bemerken, er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah

ſah umher wie zerſtreut. Die Frau ſprach ihn an mit Bitte, das Feuer nicht anzünden zu laſſen, er ſchien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ſie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, du haſt meinen Tiger erſchlagen, ich fluche dir nicht, ſchone meinen Löwen, guter junger Mann, ich ſegne dich.“

Honorio ſchaute gerad vor ſich hin, dorthin wo die Sonne auf ihrer Bahn ſich zu ſenken begann. — Du ſchauſt nach Abend, rief die Frau, du thuſt wohl daran, dort gibt's viel zu thun; eile nur, ſäume nicht, du wirſt überwinden. Aber zuerſt überwinde dich ſelbſt. Hierauf ſchien er zu lächeln, die Frau ſtieg weiter, konnte ſich aber nicht enthalten nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überſchien ſein Geſicht, ſie glaubte nie einen ſchönern Jüngling geſehen zu haben.

Wenn Euer Kind, ſagte nunmehr der Wärtel, ſidtend und ſingend, wie ihr überzeugt ſeyd, den Löwen anlocken und beruhigen kann, ſo werden wir uns deſſelben ſehr leicht bemeiſtern, da ſich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verſchüttet iſt, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, ſo kann ich die Oeffnung mit leichter Mühe ſchließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke ſieht, dem Thiere entſchlüpfen. Wir wollen uns ver-

bergen, aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hülfe kommen kann.

Die Umstände sind alle nicht nöthig, Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste thun. Es sey. versetzte der Wärtel, aber ich kenne meine Pflichten. Erst führ ich Euch durch einen beschwerlichen Steig auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe, das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels und das besänftigte Thier dort hereinlocken. Das geschah; Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte, und in der düstern Oeffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flötenton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Die Pause war ahnungsvoll genug, den alten mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß er lieber persönlich dem gefährlichen Thiere entgegen ginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Gesicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder, das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und wie es schien mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Lust sich niederzulegen, doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten

Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte, wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben ihn zu laben,
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder,
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften frommen Lieder
Haben's ihnen angethan.

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf dessen Schoos gehoben, die der Knabe fortsingend anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein buntseidenes Halstuch vom Nacken, und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnter Weise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sey.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe,
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt;
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Ist es möglich zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier, und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend und neue hinzufügend:

Und so geht mit guten Kindern
Seliger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn an's zarte Knie,
Ihn des Waldes Hochtyrannen
Frommer Sinn und Melodie.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Sechszehnter Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Inhalt.

Leiden des jungen Werthers.
Briefe aus der Schweiz.

Leiden des jungen Werthers.

Erſtes Buch.

Was ich von der Geſchichte des armen Werthers nur habe auffinden können habe ich mit Fleiß geſammelt, und lege es euch hier vor, und weiß, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt ſeinem Geiſt und ſeinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, ſeinem Schickſale eure Thränen nicht verſagen.

Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlſt, wie er, ſchöpfe Troſt aus ſeinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund ſeyn, wenn du aus Geſchick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannſt!

Am 4. May.

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Beſter Freund, was iſt das Herz des Menſchen! Dich zu verlaſſen, den ich ſo liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu ſeyn! Ich weiß, du verzeihſt mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgeſucht vom Schickſal, um ein Herz wie das meinige zu ängſtigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unſchuldig. Konnt' ich dafür, daß, während die eigenſinnigen Reize ihrer Schweſter mir eine angenehme Unterhaltung verſchafften, daß eine Leidenſchaft in dem armen Herzen ſich bildete? Und doch — bin ich ganz unſchuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns ſo oft zu lachen machten, ſo wenig lächerlich ſie waren, ſelbſt ergetzt? hab' ich nicht — O was iſt der Menſch, daß er über ſich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verſpreche dir's, ich will mich beſſern, will nicht mehr ein Bißchen Uebel, das uns das Schickſal vorlegt, wiederkäuen wie ich's immer gethan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene ſoll mir vergangen ſeyn. Gewiß du haſt recht, Beſter, der Schmerzen wären minder unter den Menſchen, wenn

ſie nicht — Gott weiß, warum ſie ſo gemacht ſind! — mit ſo viel Emſigkeit der Einbildungskraft ſich beſchäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurück zu rufen, eher als eine gleichgültige Gegenwart zu tragen.

Du biſt ſo gut, meiner Mutter zu ſagen, daß ich ihr Geſchäft beſtens betreiben, und ihr ehſtens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante geſprochen, und bei weitem das böſe Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht. Sie iſt eine muntere heftige Frau von dem beſten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beſchwerden über den zurück gehaltenen Erbſchaftsantheil; ſie ſagte mir ihre Gründe, Urſachen und die Bedingungen, unter welchen ſie bereit wäre alles heraus zu geben, und mehr als wir verlangten — kurz, ich mag jetzt nichts davon ſchreiben, ſage meiner Mutter es werde alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber, wieder bei dieſem kleinen Geſchäft gefunden, daß Mißverſtändniſſe und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen, als Liſt und Bosheit. Wenigſtens ſind die beiden letzteren gewiß ſeltener.

Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einſamkeit iſt meinem Herzen köſtlicher Balſam in dieſer paradieſiſchen Gegend, und dieſe Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft ſchauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke iſt ein Strauß von Blüthen, und man möchte zum Maykäfer werden, um in dem

Meer von Wohlgerüchen herum ſchweben, und alle ſeine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt ſelbſt iſt unangenehm, dagegen rings umher eine unausſprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verſtorbenen Grafen von M*** ſeinen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der ſchönſten Mannichfaltigkeit ſich kreuzen, und die lieblichſten Thäler bilden. Der Garten iſt einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wiſſenſchaftlicher Gärtner, ſondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das ſeiner ſelbſt hier genießen wollte. Schon manche Thräne hab' ich dem Abgeſchiedenen in dem verfallenen Cabinetchen geweint, das ſein Lieblingsplätzchen war, und auch meines iſt. Bald werde ich Herr vom Garten ſeyn; der Gärtner iſt mir zugethan, nur ſeit den paar Tagen, und er wird ſich nicht übel dabei befinden.

Am 10. May.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den ſüßen Frühlingsmorgen die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein, und freue mich meines Lebens in dieſer Gegend, die für ſolche Seelen geſchaffen iſt, wie die meine. Ich bin ſo glücklich, mein Beſter, ſo ganz in dem Gefühle von ruhigem Daſeyn verſunken, daß meine Kunſt darunter leidet. Ich könnte jezt nicht zeichnen, nicht einen Strich,

und bin nie ein größerer Mahler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen, näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft, und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

Am 12. May.

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme himmlische Phantasie in meinem Herzen ist die mir alles rings umher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter, und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinab gehen, wo unten das klareste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken, die Kühle des Orts; das hat alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machten und freyten, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 13. May.

Du fragst, ob du mir meine Bücher schicken sollst? — Lieber, ich bitte dich um Gottes willen, laß mir sie vom Halse! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert seyn; braus't dieses Herz doch genug aus sich selbst; ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn so ungleich, so unstät hast du nichts gesehen, als dieses Herz. Lieber! brauch' ich dir das zu sagen, der du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung, und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen. Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestatter. Sage das nicht weiter; es gibt Leute, die mir es verübeln würden.

Am 15. May.

Die geringen Leute des Ortes kennen mich schon, und lieben mich, besonders die Kinder. Wie ich im Anfange mich zu ihnen gesellte, sie freundschaftlich fragte über dieß und das, glaubten einige ich wollte ihrer spotten, und fertigten mich wohl gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich schon oft bemerkt habe, auf das lebhafteste: Leute von einigem Stande werden sich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten sie durch Annäherung

zu verlieren; und dann gibt's Flüchtlinge und üble Spaßvögel die sich herab zu lassen scheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke desto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wohl, daß wir nicht gleich sind, noch seyn können; aber ich halte dafür, daß der, der nöthig zu haben glaubt, vom so genannten Pöbel sich zu entfernen, um den Respekt zu erhalten, eben so tadelhaft ist als ein Feiger, der sich vor seinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Letzthin kam ich zum Brunnen, und fand ein junges Dienstmädchen, das ihr Gefäß auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich hinunter, und sah' sie an. Soll ich ihr helfen, Jungfer? sagte ich. — Sie ward roth über und über. O mein Herr! sagte sie — Ohne Umstände. — Sie legte ihren Kringen zurecht, und ich half ihr. Sie dankte und stieg hinauf.

Den 17. May.

Ich habe allerlei Bekanntschaft gemacht, Gesellschaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich Anzügliches für die Menschen haben muß; es mögen mich ihrer so viele und hängen sich an mich, und da thut mir's weh, wenn unser Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn du fragst, wie die Leute hier sind, muß ich dir sagen: wie überall! Es ist ein einförmiges

Ding um das Menschengeschlecht. Die meisten verarbeiten den größten Theil der Zeit um zu leben und das Bißchen, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden. O Bestimmung des Menschen!

Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergesse, manchmal mit ihnen die Freuden genieße die den Menschen noch gewährt sind, an einem artig besetzten Tisch mit aller Offen- und Treuherzigkeit sich herum zu spaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen, und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen, daß noch so viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenützt vermodern, und die ich sorgfältig verbergen muß. Ach, das engt das ganze Herz so ein. — Und doch mißverstanden zu werden, ist das Schicksal von unser einem.

Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist! ach, daß ich sie gekannt habe! — Ich würde sagen, du bist ein Thor, du suchst was hienieden nicht zu finden ist. Aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu seyn als ich war, weil ich alles war was ich seyn konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges

Weben von der feinſten Empfindung, dem ſchärfſten Witze, deſſen Modificationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun! — Ach ihre Jahre, die ſie voraus hatte, führten ſie früher an's Grab als mich. Nie werde ich ſie vergeſſen, nie ihren feſten Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V... an, einen offnen Jungen, mit einer gar glücklichen Geſichtsbildung. Er kommt erſt von Akademien, dünkt ſich eben nicht weiſe, aber glaubt doch er wiſſe mehr als andere. Auch war er fleißig, wie ich an allerlei ſpüre; kurz, er hat hübſche Kenntniſſe. Da er hörte, daß ich viel zeichnete und Griechiſch könnte (zwey Meteore hier zu Lande), wandte er ſich an mich, und kramte viel Wiſſens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winckelmann, und verſicherte mich er habe Sulzers Theorie, den erſten Theil, ganz durchgeleſen, und beſitze ein Manuſcript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut ſeyn.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennen lernen, den fürſtlichen Amtmann, einen offenen treuherzigen Menſchen. Man ſagt, es ſoll eine Seelenfreude ſeyn, ihn unter ſeinen Kindern zu ſehen, deren er neun hat; beſonders macht man viel Weſens von ſeiner älteſten Tochter. Er hat mich zu ſich gebeten, und ich will ihn ehſter Tage beſuchen. Er wohnt auf einem fürſtlichen Jagdhofe, anderthalb Stunden von hier, wohin er nach

dem Tode seiner Frau zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthause zu weh that.

Sonst sind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen, an denen alles unausstehlich ist, am unerträglichsten ihre Freundschaftsbezeigungen.

Leb' wohl! der Brief wird dir recht seyn, er ist ganz historisch.

Am 22. May.

Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sey, ist manchem schon so vorgekommen, und auch mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemahlt — das alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück, und finde eine Welt! Wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger

Kraft. Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann ſo träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wiſſen, warum ſie wollen, darin ſind alle hochgelehrten Schul- und Hofmeiſter einig: daß aber auch Erwachſene gleich Kindern auf dieſem Erdboden herumtaumeln, und wie jene nicht wiſſen woher ſie kommen, und wohin ſie gehen, eben ſo wenig nach wahren Zwecken handeln, eben ſo durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiſer regiert werden: das will niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich geſtehe dir gern, denn ich weiß, was du mir hierauf ſagen möchteſt, daß diejenigen die glücklichſten ſind, die gleich den Kindern in den Tag hinein leben, ihre Puppen herum ſchleppen, aus- und anziehen, und mit großem Reſpect um die Schublade umher ſchleichen, wo Mama das Zuckerbrot hinein geſchloſſen hat, und wenn ſie das Gewünſchte endlich erhaſchen, es mit vollen Backen verzehren, und rufen: Mehr! — Das ſind glückliche Geſchöpfe. Auch denen iſt's wohl, die ihren Lumpenbeſchäftigungen, oder wohl gar ihren Leidenſchaften prächtige Titel geben, und ſie dem Menſchengeſchlechte als Rieſenoperationen zu deſſen Heil und Wohlfahrt anſchreiben. — Wohl dem der ſo ſeyn kann! Wer aber in ſeiner Demuth erkennt, wo das alles hinaus läuft, wer da ſieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl iſt, ſein Gärtchen zum Paradieſe

zuzustutzen weiß, und wie unverdroſſen auch der Unglückliche unter der Bürde ſeinen Weg fortkeucht, und alle gleich intereſſirt ſind das Licht dieſer Sonne noch eine Minute länger zu ſehen; — ja der iſt ſtill, und bildet auch ſeine Welt aus ſich ſelbſt, und iſt auch glücklich, weil er ein Menſch iſt. Und dann, ſo eingeſchränkt er iſt, hält er doch immer im Herzen das ſüße Gefühl der Freiheit, und daß er dieſen Kerker verlaſſen kann, wann er will.

Am 26. May.

Du kennſt von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuſchlagen, und da mit aller Einſchränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den ſie Wahlheim *) nennen. Die Lage an einem Hügel iſt ſehr intereſſant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, überſieht man auf Einmal das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter iſt, ſchenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über alles geht ſind zwey Lin-

den

*) Der Leſer wird ſich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu ſuchen; man hat ſich genöthigt geſehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern.

den die mit ihren ausgebreiteten Aeſten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhöfen, Scheuern und Höfen eingeſchloſſen iſt. So vertraulich, ſo heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin laß ich mein Tiſchchen aus dem Wirthshauſe bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da, und leſe meinen Homer. Das erſtemal, als ich durch einen Zufall, an einem ſchönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen ſo einſam. Es war alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren ſaß an der Erde, und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwiſchen ſeinen Füßen ſitzendes Kind mit beiden Armen wider ſeine Bruſt, ſo daß er ihm zu einer Art von Seſſel diente, und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus ſeinen ſchwarzen Augen herum ſchaute, ganz ruhig ſaß. Mich vergnügte der Anblick: ich ſetzte mich auf einen Pflug, der gegenüber ſtand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergetzen. Ich fügte den nächſten Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bei, alles, wie es hinter einander ſtand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohl geordnete, ſehr intereſſante Zeichnung verfertiget hatte, ohne das Mindeſte von dem Meinen hinzu zu thun. Das beſtärkte mich in meinem Vorſatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein iſt unendlich reich, und ſie allein bildet den großen Künſtler. Man kann zum Vortheile

der Regeln viel sagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas Abgeschmacktes und Schlechtes hervorbringen, wie einer der sich durch Gesetze und Wohlstand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Böswicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören! Sag' du, das ist zu hart! sie schränkt nur ein, beschneidet die geilen Reben ꝛc. — Guter Freund, soll ich dir ein Gleichniß geben? Es ist damit, wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages bei ihr zu, verschwendet alle seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken daß er sich ganz ihr hingibt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: Feiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müßt ihr menschlich lieben! Theilet eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet eurem Mädchen. Berechnet euer Vermögen, und was euch von eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich euch nicht ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage ꝛc. — Folgt der Mensch, so gibt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten rathen ihn in ein

Collegium zu setzen; nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluthen herein braust, und eure staunende Seele erschüttert? — Liebe Freunde, da wohnen die gelassenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihr Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen.

Am 27. May.

Ich bin, wie ich sehe, in Verzückung, Gleichnisse und Declamation verfallen, und habe darüber vergessen, dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter geworden ist. Ich saß, ganz in mahlerische Empfindung vertieft, die dir mein gestriges Blatt sehr zerstückt darlegt, auf meinem Pfluge wohl zwey Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die sich indeß nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am Arm, und ruft von weitem: Philips, du bist recht brav. Sie grüßte mich, ich dankte ihr, stand auf, trat näher hin, und fragte sie, ob sie Mutter von den Kindern wäre? Sie bejahte es, und indem sie dem ältesten einen halben Weck gab, nahm sie das kleine auf, und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. — Ich habe, sagte

sie, meinem Philips das Kleine zu halten gegeben, und bin mit meinem Aeltesten in die Stadt gegangen, um weiß Brot zu holen, und Zucker, und ein irden Breipfännchen. — Ich sah das alles in dem Korbe, dessen Deckel abgefallen war. — Ich will meinem Hans (das war der Name des Jüngsten) ein Süppchen kochen zum Abende; der lose Vogel, der große, hat mir gestern das Pfännchen zerbrochen, als er sich mit Philipsen um die Scharre des Brei's zankte. — Ich fragte nach dem Aeltesten, und sie hatte mir kaum gesagt, daß er sich auf der Wiese mit einem Paar Gänsen herum jage, als er gesprungen kam, und dem zweyten eine Haselgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe, und erfuhr, daß sie des Schulmeisters Tochter sey, und daß ihr Mann eine Reise in die Schweiz gemacht habe, um die Erbschaft eines Vetters zu holen. — Sie haben ihn drum betrügen wollen, sagte sie, und ihm auf seine Briefe nicht geantwortet; da ist er selbst hinein gegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist! ich höre nichts von ihm. — Es ward mir schwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch für's jüngste gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn sie in die Stadt ginge, und so schieden wir von einander.

Ich sage dir, mein Schatz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs, das in glücklicher Gelas-

senheit den engen Kreis seines Daseyns hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt, sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und theilen das Butterbrot und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie; und wenn ich nicht nach der Betstunde da bin, so hat die Wirthin Ordre, ihn auszuzahlen.

Sie sind vertraut, erzählen mir allerhand, und besonders ergetze ich mich an ihren Leidenschaften und simpeln Ausbrüchen des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln.

Viel Mühe hat mich's gekostet, der Mutter ihre Besorgniß zu nehmen: sie möchten den Herrn incommodiren.

Am 30. May.

Was ich dir neulich von der Mahlerey sagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunst; es ist nur, daß man das Vortreffliche erkenne, und es auszusprechen wage, und das ist freilich mit wenigem viel gesagt. Ich habe heut eine Scene gehabt, die rein abgeschrieben die schönste Idylle von der Welt gäbe; doch was soll Dichtung, Scene und Idylle? Muß es denn immer gebosselt seyn, wenn wir Theil an einer Naturerscheinung nehmen sollen?

Wenn du auf dieſen Eingang viel Hohes und Vernehmes erwarteſt, ſo biſt du wieder übel betrogen; es iſt nichts als ein Bauerburſch, der mich zu dieſer lebhaften Theilnehmung hingeriſſen hat. — Ich werde, wie gewöhnlich, ſchlecht erzählen, und du wirſt mich, wie gewöhnlich, denk' ich, übertrieben finden; es iſt wieder Wahlheim, und immer Wahlheim, das dieſe Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Geſellſchaft draußen unter den Linden, Kaffee zu trinken. Weil ſie mir nicht ganz anſtand, ſo blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerburſch kam aus einem benachbarten Hauſe, und beſchäftigte ſich an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir ſein Weſen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach ſeinen Umſtänden, wir waren bald bekannt, und wie mir's gewöhnlich mit dieſer Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bei einer Witwe in Dienſten ſey, und von ihr gar wohl gehalten werde. Er ſprach ſo vieles von ihr, und lobte ſie dergeſtalt, daß ich bald merken konnte, er ſey ihr mit Leib und Seele zugethan. Sie ſey nicht mehr jung, ſagte er, ſie ſey von ihrem erſten Mann übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen, und aus ſeiner Erzählung leuchtete ſo merklich hervor, wie ſchön, wie reizend ſie für ihn ſey, wie ſehr er wünſche, daß ſie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres erſten Mannes auszulöſchen, daß ich

Wort für Wort wiederholen müßte, um dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieses Menschen anschaulich zu machen. Ja, ich müßte die Gabe des größten Dichters besitzen, um dir zugleich den Ausdruck seiner Gebärden, die Harmonie seiner Stimme, das himmlische Feuer seiner Blicke lebendig darstellen zu können. Nein, es sprechen keine Worte die Zartheit aus, die in seinem ganzen Wesen und Ausdruck war; es ist alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Besonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über sein Verhältniß zu ihr ungleich denken, und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Gestalt, von ihrem Körper sprach, der ihn ohne jugendliche Reize gewaltsam an sich zog und fesselte, kann ich mir nur in meiner innersten Seele wiederholen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde und das heiße sehnliche Verlangen nicht in dieser Reinheit gesehen, ja wohl kann ich sagen, in dieser Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich dir sage, daß bei der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele glüht, und daß mich das Bild dieser Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie selbst davon entzündet, lechze und schmachte.

Ich will nun suchen, auch sie ehstens zu sehn, oder vielmehr, wenn ich's recht bedenke, ich will's vermeiden. Es ist besser, ich sehe sie durch die Augen ihres

Liebhabers; vielleicht erſcheint ſie mir vor meinen eigenen Augen nicht ſo, wie ſie jetzt vor mir ſteht, und warum ſoll ich mir das ſchöne Bild verderben?

Am 16. Junius.

Warum ich dir nicht ſchreibe? — Fragſt du das, und biſt doch auch der Gelehrten einer? Du ſollteſt rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — kurz und gut, ich habe eine Bekanntſchaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weiß nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen iſt, daß ich eines der liebenswürdigſten Geſchöpfe habe kennen lernen, wird ſchwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich, und alſo kein guter Hiſtorienſchreiber.

Einen Engel! — Pfuy! das ſagt jeder von der Seinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, dir zu ſagen, wie ſie vollkommen iſt, warum ſie vollkommen iſt; genug ſie hat allen meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bei ſo viel Verſtand, ſo viel Güte bei ſo viel Feſtigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit. —

Das iſt alles garſtiges Gewäſch, was ich da von ihr ſage, leidige Abſtraction, die nicht einen Zug ihres Selbſt ausdrücken. Ein andermal — nein, nicht ein andermal, jetzt gleich will ich dir's erzählen. Thu' ich's

jetzt nicht, so geschäh' es niemals. Denn, unter uns, seit ich angefangen habe zu schreiben, war ich schon dreymal im Begriffe die Feder nieder zu legen, mein Pferd satteln zu lassen, und hinaus zu reiten. Und doch schwur ich mir heute früh, nicht hinaus zu reiten, und gehe doch alle Augenblick an's Fenster, zu sehen, wie hoch die Sonne noch steht. — — —

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrot zu Nacht essen, und dir schreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele ist, sie in dem Kreise der lieben muntern Kinder, ihrer acht Geschwister zu sehen! —

Wenn ich so fortfahre, wirst du am Ende so klug seyn, wie am Anfange. Höre denn, ich will mich zwingen in's Detail zu gehen.

Ich schrieb dir neulich, wie ich den Amtmann S... habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in seiner Einsiedeley, oder vielmehr seinem kleinen Königreiche zu besuchen. Ich vernachlässigte das, und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der stillen Gegend verborgen liegt.

Unsere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angestellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hiesigen guten schönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde

ausgemacht, daß ich eine Kutsche nehmen, mit meiner Tänzerin und ihrer Base nach dem Orte der Lustbarkeit hinaus fahren, und auf dem Wege Charlotten S... mitnehmen sollte. — Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennen lernen, sagte meine Gesellschafterin, da wir durch den weiten ausgehauenen Wald nach dem Jagdhause fuhren. Nehmen Sie sich in Acht, versetzte die Base, daß Sie sich nicht verlieben! — Wie so? sagte ich — Sie ist schon vergeben, antwortete jene, an einen sehr braven Mann, der weggereis't ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen, weil sein Vater gestorben ist, und sich um eine ansehnliche Versorgung zu bewerben. Die Nachricht war mir ziemlich gleichgültig.

Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebirge, als wir vor dem Hofthore anfuhren. Es war sehr schwül, und die Frauenzimmer äußerten ihre Besorgniß wegen eines Gewitters, das sich in weißgrauen dumpfichten Wölkchen rings am Horizonte zusammen zu ziehen schien. Ich täuschte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich selbst zu ahnen anfing, unsere Lustbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgestiegen, und eine Magd, die an's Thor kam, bat uns einen Augenblick zu verziehen, Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohl gebauten Hause, und da ich die vorliegende Treppe hinauf gestiegen war, und in die Thür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in

die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder, von eilf zu zwey Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust anhatte — Sie hielt ein schwarzes Brot, und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rufte so ungekünstelt sein: Danke! indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt entweder wegsprang, oder nach seinem stillern Charakter gelassen davon ging, nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. — Ich bitte um Vergebung, sagte sie, daß ich Sie herein bemühe, und die Frauenzimmer warten lasse. Ueber dem Anziehen und allerlei Bestellungen für's Haus in meiner Abwesenheit habe ich vergessen meinen Kindern ihr Vesperbrot zu geben, und sie wollen von niemanden Brot geschnitten haben, als von mir. — Ich machte ihr ein unbedeutendes Compliment; meine ganze Seele ruhte auf der Gestalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit mich von der Ueberraschung zu erholen, als sie in die Stube lief, ihre Handschuhe und den Fächer zu holen. Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich ging auf das

jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurück, als eben Lotte zur Thüre heraus kam, und sagte: Louis, gib dem Herrn Vetter eine Hand. Das that der Knabe sehr freimüthig, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn, ungeachtet seines kleinen Rotznäschens, herzlich zu küssen — Vetter? sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, glauben Sie, daß ich des Glücks werth sey, mit Ihnen verwandt zu seyn? — O, sagte sie mit einem leichtfertigen Lächeln: unsere Vetterschaft ist sehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn Sie der schlimmste drunter seyn sollten. — Im Gehen gab sie Sophien, der ältesten Schwester nach ihr, einem Mädchen von ungefähr eilf Jahren, den Auftrag wohl auf die Kinder Acht zu haben, und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hause käme. Den Kleinen sagte sie, sie sollten ihrer Schwester Sophie folgen, als wenn sie's selber wäre, das denn auch einige ausdrücklich versprachen. Eine kleine naseweise Blondine aber, von ungefähr sechs Jahren, sagte: du bist's doch nicht, Lottchen; wir haben dich doch lieber — Die zwey ältesten Knaben waren auf die Kutsche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte sie ihnen, bis vor den Wald mitzufahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken, und sich recht fest zu halten.

Wir hatten uns kaum zurecht gesetzt, die Frauenzimmer sich bewillkommt, wechselsweise über den An-

zug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht, und die Geſellſchaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen: als Lotte den Kutſcher halten, und ihre Brüder herab ſteigen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küſſen begehrten, das denn der älteſte mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von fünfzehn Jahren eigen ſeyn kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtſinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Baſe fragte, ob ſie mit dem Buche fertig wäre, das ſie ihr neulich geſchickt hätte? Nein, ſagte Lotte, es gefällt mir nicht; Sie können's wieder haben. Das vorige war auch nicht beſſer. — Ich erſtaunte, als ich fragte, was es für Bücher wären? und ſie mir antwortete: *) — Ich fand ſo viel Charakter in allem, was ſie ſagte, ich ſah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geiſtes aus ihren Geſichtszügen hervor brechen, die ſich nach und nach vergnügt zu entfalten ſchienen, weil ſie an mir fühlte daß ich ſie verſtand.

Wie ich jünger war, ſagte ſie, liebte ich nichts ſo ſehr, als Romane. Weiß Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags ſo in ein Eckchen ſetzen, und

*) Man ſieht ſich genöthiget, die Stelle des Briefes zu unterdrücken, um niemand Gelegenheit zu einiger Beſchwerde zu geben. Obgleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urtheile eines einzelnen Mädchens, und eines jungen, unſittlichen Menſchen gelegen ſeyn kann.

mit ganzem Herzen an dem Glück und Unstern einer Miß Jenny Theil nehmen konnte. Ich läugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich so selten an ein Buch komme, so muß es auch recht nach meinem Geschmack seyn. Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wieder finde, bei dem es zugeht, wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird, als mein eigen häuslich Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist.

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über diese Worte zu verbergen. Das ging freilich nicht weit: denn da sie mit solcher Wahrheit im Vorbeigehen vom Landpriester von Wakefield, vom *) — reden hörte, kam ich ganz außer mich, sagte ihr alles, was ich wußte, und bemerkte erst nach einiger Zeit, da Lotte das Gespräch an die anderen wendete, daß diese die Zeit über mit offenen Augen, als säßen sie nicht da, dagesessen hatten. Die Base sah mich mehr als einmal mit einem spöttischen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war.

Das Gespräch fiel auf's Vergnügen am Tanze. Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist, sagte Lotte, so gestehe ich Ihnen gern, ich weiß mir nichts über's Tanzen.

*) Man hat auch hier die Namen einiger vaterländischen Autoren weggelassen. Wer Theil an Lottens Beifalle hat, wird es gewiß an seinem Herzen fühlen, wenn er diese Stelle lesen sollte, und sonst braucht es ja niemand zu wissen.

Und wenn ich was im Kopfe habe, und mir auf meinem verſtimmten Clavier einen Contretanz vortrommle, ſo iſt alles wieder gut.

Wie ich mich unter dem Geſpräche in den ſchwarzen Augen weidete! wie die lebendigen Lippen, und die friſchen, muntern Wangen meine ganze Seele anzogen! wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz verſunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen ſie ſich ausdrückte! — davon haſt du eine Vorſtellung, weil du mich kennſt. Kurz, ich ſtieg aus dem Wagen, wie ein Träumender, als wir vor dem Luſthauſe ſtille hielten, und war ſo in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren, daß ich auf die Muſik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegen ſchallte.

Die zwey Herren Audran, und ein gewiſſer N. N. — wer behält alle die Namen! — die der Baſe und Lottens Tänzer waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten ſich ihrer Frauenzimmer, und ich führte das meinige hinauf.

Wir ſchlangen uns in Menuets um einander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und juſt die unleidlichſten konnten nicht dazu kommen, einem die Hand zu reichen, und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fingen einen Engliſchen an, und wie wohl mir's war, als ſie auch in der Reihe die Figur mit uns anfing, magſt du fühlen. Tanzen muß man ſie ſehen! Siehſt du, ſie iſt ſo mit ganzem Herzen und mit

ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper Eine Harmonie, so sorglos, so unbefangen, als wenn das eigentlich alles wäre, als wenn sie sonst nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblicke gewiß schwindet alles andre vor ihr.

Ich bat sie um den zweyten Contretanz; sie sagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit von der Welt versicherte sie mir, daß sie herzlich gern Deutsch tanze. Es ist hier so Mode, fuhr sie fort, daß jedes Paar, das zusammen gehört, beim Deutschen zusammen bleibt, und mein Chapeau walzt schlecht, und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlasse. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht, und mag nicht, und ich habe im Englischen gesehen, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein seyn wollen für's Deutsche, so geben Sie, und bitten sich's von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer Dame gehen. — Ich gab ihr die Hand darauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwischen meine Tänzerin unterhalten sollte.

Nun ging's an, und wir ergetzten uns eine Weile an mannichfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte sie sich! und da wir nun gar an's Walzen kamen, und wie die Sphären um einander herum rollten, ging's freilich anfangs, weil's die wenigsten können, ein Bißchen bunt durch einander. Wir waren klug, und ließen sie austoben; und als die ungeschicktesten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein,

und

und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und seiner Tänzerin, wacker aus. Nie ist mir's so leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Mensch mehr. Das liebenswürdigste Geschöpf in den Armen zu haben, und mit ihr herum zu fliegen wie Wetter, daß alles rings umher verging, und — Wilhelm, um ehrlich zu seyn, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen das ich liebte, auf das ich Ansprüche hätte, mir nie mit einem andern walzen sollte, als mit mir, und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verstehst mich!

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnaufen. Dann setzte sie sich, und die Orangen, die ich bei Seite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das sie einer unbescheidenen Nachbarin ehrenhalber zutheilte, ein Stich durch's Herz ging.

Beim dritten Englischen Tanz waren wir das zweyte Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten, und ich, weiß Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahresten Ausdruck des offensten reinsten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Gesichte merkwürdig gewesen war. Sie sieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf, und nennt den Namen Albert zweymal im Vorbeifliegen mit Bedeutung.

Wer iſt Albert, ſagte ich zu Lotten, wenn's nicht Vermeſſenheit iſt zu fragen? Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns ſcheiden mußten, um die große Achte zu machen, und mich dünkte einiges Nachdenken auf ihrer Stirn zu ſehen, als wir ſo vor einander vorbei kreuzten. — Was ſoll ich's Ihnen läugnen, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand zur Promenade bot, Albert iſt ein braver Menſch, dem ich ſo gut als verlobt bin. — Nun war mir das nichts Neues (denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege geſagt), und war mir doch ſo ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältniß auf ſie, die mir in ſo wenig Augenblicken ſo werth geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich, und kam zwiſchen das unrechte Paar hinein, daß alles drunter und drüber ging, und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um es ſchnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir ſchon lange am Horizonte leuchten geſehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel ſtärker zu werden anfingen, und der Donner die Muſik überſtimmte. Drey Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Muſik hörte auf. Es iſt natürlich, wenn uns ein Unglück, oder etwas Schreckliches im Vergnügen überraſcht, daß es ſtärkere Eindrücke auf uns macht, als ſonſt, theils wegen des Gegenſatzes, der ſich

ſo lebhaft empfinden läßt, theils, und noch mehr, weil unſere Sinnen einmal der Fühlbarkeit geöffnet ſind, und alſo deſto ſchneller einen Eindruck annehmen. Dieſen Urſachen muß ich die wunderbaren Grimaſſen zuſchreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen ſah. Die Klügſte ſetzte ſich in eine Ecke, mit dem Rücken gegen das Fenſter, und hielt die Ohren zu. Eine andere kniete vor ihr nieder, und verbarg den Kopf in der erſten Schoos. Eine dritte ſchob ſich zwiſchen beide hinein, und umfaßte ihre Schweſterchen mit tauſend Thränen. Einige wollten nach Hauſe; andere, die noch weniger wußten was ſie thaten, hatten nicht ſo viel Beſinnungskraft, den Keckheiten unſerer jungen Schlucker zu ſteuern, die ſehr beſchäftigt zu ſeyn ſchienen, alle die ängſtlichen Gebete, die dem Himmel beſtimmt waren, von den Lippen der ſchönen Bedrängten wegzufangen. Einige unſerer Herren hatten ſich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen, und die übrige Geſellſchaft ſchlug es nicht aus, als die Wirthin auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweiſen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beſchäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu ſtellen, und, als ſich die Geſellſchaft auf ihre Bitte geſetzt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich ſah Manchen, der in Hoffnung auf ein ſafriges Pfand ſein Mäulchen ſpitzte, und ſeine Glieder reckte. — Wir ſpielen Zählens, ſagte ſie. Nun gebt Acht! Ich

geh' im Kreiſe herum von der Rechten zur Linken, und ſo zählt ihr auch rings herum, jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer ſtockt, oder ſich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und ſo bis tauſend. — Nun war das luſtig anzuſehen. Sie ging mit ausgeſtrecktem Arm im Kreis herum. Eins, fing der Erſte an, der Nachbar zwey, drey der folgende, und ſo fort. Dann fing ſie an, geſchwinder zu geben, immer geſchwinder; da verſah's einer, patſch! eine Ohrfeige, und über das Gelächter, der folgende auch patſch! und immer geſchwinder. Ich ſelbſt kriegte zwey Maulſchellen, und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß ſie ſtärker ſeyen, als ſie ſie den übrigen zuzumeſſen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geſchwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tauſend ausgezählt war. Die Vertrauteſten zogen einander bei Seite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs ſagte ſie: über die Ohrfeigen haben ſie Wetter und alles vergeſſen! — Ich konnte ihr nichts antworten. — Ich war, fuhr ſie fort, eine der furchtſamſten, und indem ich mich herzhaft ſtellte, um den andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden. — Wir traten an's Fenſter. Es donnerte abſeitwärts, und der herrliche Regen ſäuſelte auf das Land, und der erquickendſte Wohlgeruch ſtieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie ſtand auf ihren Ellenbogen geſtützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, ſie ſah gen Himmel und auf mich, ich

ſah' ihr Auge thränenvoll, ſie legte ihre Hand auf die meinige, und ſagte — Klopſtock! — Ich erinnerte mich ſogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und verſank in dem Strome von Empfindungen, den ſie in dieſer Loſung über mich ausgoß. Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand, und küßte ſie unter den wonnevollſten Thränen, und ſah nach ihrem Auge wieder — Edler! hätteſt du deine Vergötterung in dieſem Blicke geſehen, und möchte ich nun deinen ſo oft entweihten Namen nie wieder nennen hören.

Am 19. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, daß es zwey Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich dir hätte vorſchwatzen können, ſtatt zu ſchreiben, ich dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unſerer Hereinfahrt vom Balle geſchehen iſt, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichſte Sonnenaufgang! Der tröpfelnde Wald, und das erfriſchte Feld umher! Unſere Geſellſchafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Partie ſeyn wollte? ihretwegen ſollt' ich unbekümmert ſeyn. — So lange ich dieſe Augen offen ſehe, ſagte ich, und ſah ſie feſt an, ſo lange hat's keine

Gefahr. — Und wir haben beide ausgehalten, bis an ihr Thor, da ihr die Magd leiſe aufmachte, und auf ihr Fragen verſicherte, daß Vater und Kleine wohl ſeyen, und alle noch ſchliefen. Da verließ ich ſie mit der Bitte: ſie ſelbigen Tages noch ſehen zu dürfen, ſie geſtand mir's zu, und ich bin gekommen, und ſeit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthſchaft treiben, ich weiß weder daß Tag, noch daß Nacht iſt, und die ganze Welt verliert ſich um mich her.

Am 21. Junius.

Ich lebe ſo glückliche Tage, wie ſie Gott ſeinen Heiligen aufſpart; und mit mir mag werden, was will, ſo darf ich nicht ſagen, daß ich die Freuden, die reinſten Freuden des Lebens, nicht genoſſen habe. — Du kennſt mein Wahlheim; dort bin ich völlig etablirt, von da habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotten, dort fühl' ich mich ſelbſt, und alles Glück das dem Menſchen gegeben iſt.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es ſo nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünſche einſchließt, auf meinen weitern Wanderungen, bald vom Berge, bald von der Ebne über den Fluß geſehen!

Lieber Wilhelm, ich habe allerlei nachgedacht, über die Begier im Menſchen, ſich auszubreiten, neue Ent-

deckungen zu machen, herum zu ſchweifen; und dann wieder über den innern Trieb, ſich der Einſchränkung willig zu ergeben, in dem Gleiſe der Gewohnheit ſo hinzufahren, und ſich weder um Rechts, noch um Links zu bekümmern.

Es iſt wunderbar: wie ich hierher kam, und vom Hügel in das ſchöne Thal ſchaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach könnteſt du dich in ſeine Schatten miſchen! Dort die Spitze des Berges! — Ach könnteſt du von da die weite Gegend überſchauen! — Die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin, und kehrte zurück, und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O es iſt mit der Ferne, wie mit der Zukunft! Ein großes dämmerndes Ganze ruht vor unſerer Seele, unſere Empfindung verſchwimmt darin, wie unſer Auge, und wir ſehnen uns, ach! unſer ganzes Weſen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu laſſen — und, ach! wenn wir hinzu eilen, wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles vor wie nach, und wir ſtehen in unſerer Armuth, in unſerer Eingeſchränktheit, und unſere Seele lechzt nach entſchlüpftem Labſale.

So ſehnt ſich der unruhigſte Vagabund zuletzt wieder nach ſeinem Vaterlande und findet in ſeiner Hütte, an der Bruſt ſeiner Gattin, in dem Kreiſe ſeiner Kinder, in

den Geschäften zu ihrer Erhaltung, die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim, und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbsen selbst pflücke, mich hinsetze, sie abfädne, und dazwischen in meinem Homer lese; wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter aussteche, Schoten an's Feuer stelle, zudecke, und mich dazu setze, sie manchmal umzuschütteln: da fühl' ich so lebhaft, wie die übermüthigen Freyer der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten. Es ist nichts, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchalischen Lebens, die ich, Gott sey Dank, ohne Affectation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simple harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krautkaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß, und da er an dem fortschreitenden Wachsthum seine Freude hatte, alle in Einem Augenblicke wieder mit genießt.

Am 29. Junius.

Vorgestern kam der Medicus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann, und fand mich auf der Erde unter

Lottens Kindern, wie einige auf mir herum krabbelten, andere mich neckten, und wie ich ſie kitzelte, und ein großes Geſchrei mit ihnen erregte. Der Doctor, der eine ſehr dogmatiſche Drathpuppe iſt, unterm Reden ſeine Manſchetten in Falten legt, und einen Kräuſel ohne Ende heraus zupft, fand dieſes unter der Würde eines geſcheidten Menſchen; das merkte ich an ſeiner Naſe. Ich ließ mich aber in nichts ſtören, ließ ihn ſehr vernünftige Sachen abhandeln, und baute den Kindern ihre Kartenhäuſer wieder, die ſie zerſchlagen hatten. Auch ging er darauf in der Stadt herum, und beklagte: des Amtmanns Kinder wären ſo ſchon ungezogen genug, der Werther verderbe ſie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen ſind die Kinder am nächſten auf der Erde. Wenn ich ihnen zuſehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte ſehe, die ſie einmal ſo nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigenſinne künftige Standhaftigkeit und Feſtigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor, und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuſchlüpfen, erblicke, alles ſo unverdorben, ſo ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menſchen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von dieſen! Und nun, mein Beſter, ſie, die unſeres Gleichen ſind, die wir als unſere Muſter anſehen ſollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie ſollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen?

Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter ſind und geſcheidter! — Guter Gott von deinem Himmel! alte Kinder ſiehſt du, und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude haſt, das hat dein Sohn ſchon lange verkündigt. Aber ſie glauben an ihn, und hören ihn nicht, — das iſt auch was altes — und bilden ihre Kinder nach ſich, und — Adieu, Wilhelm! Ich mag darüber nicht weiter raſonniren.

Am 1. Julius.

Was Lotte einem Kranken ſeyn muß, fühl' ich an meinem eigenen armen Herzen, das übler dran iſt, als manches, das auf dem Siechbette verſchmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bei einer rechtſchaffenen Frau zubringen, die ſich nach der Ausſage der Aerzte ihrem Ende naht, und in dieſen letzten Augenblicken Lotten um ſich haben will. Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von St... zu beſuchen, ein Oertchen, das eine Stunde ſeitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen vier dahin. Lotte hatte ihre zweyte Schweſter mitgenommen. Als wir in den mit zwey hohen Nußbäumen überſchatteten Pfarrhof traten, ſaß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthür, und da er Lotten ſah, ward er wie neu belebt, vergaß ſeinen Knotenſtock, und wagte ſich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, ſich nieder-

zulaſſen, indem ſie ſich zu ihm ſetzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte ſeinen garſtigen ſchmutzigen jüngſten Buben, das Quakelchen ſeines Alters. Du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie den Alten beſchäftigte, wie ſie ihre Stimme erhob, um ſeinen halb tauben Ohren vernehmlich zu werden, wie ſie ihm von jungen robuſten Leuten erzählte, die unvermuthet geſtorben wären, von der Vortrefflichkeit des Karlsbades, und wie ſie ſeinen Entſchluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie ſie fand, daß er viel beſſer ausſähe, viel munterer ſey als das letztemal da ſie ihn geſehen. — Ich hatte indeß der Frau Pfarrerin meine Höflichkeit gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin konnte, die ſchönen Nußbäume zu loben, die uns ſo lieblich beſchatteten, fing er an, uns, wiewohl mit einiger Beſchwerlichkeit, die Geſchichte davon zu geben. — Den alten, ſagte er, wiſſen wir nicht, wer den gepflanzt hat: einige ſagen dieſer, andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten iſt ſo alt, als meine Frau, im October funfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als ſie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amt, und wie lieb ihm der Baum war, iſt nicht zu ſagen; mir iſt er's gewiß nicht weniger. Meine Frau ſaß darunter auf einem Balken und ſtrickte, da ich vor ſieben und zwanzig Jahren als ein armer Student zum erſtenmale hier in den Hof kam. — Lotte fragte nach ſeiner Tochter:

es hieß, ſie ſey mit Herrn Schmidt auf die Wieſe hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in ſeiner Erzählung fort: wie ſein Vorfahr ihn lieb gewonnen, und die Tochter dazu, und wie er erſt ſein Vicar, und dann ſein Nachfolger geworden. Die Geſchichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerin mit dem ſogenannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam: ſie bewillkommte Lotte mit herzlicher Wärme, und ich muß ſagen, ſie gefiel mir nicht übel; eine raſche, wohl gewachſene Brünette, die einen die kurze Zeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber (denn als ſolchen ſtellte ſich Herr Schmidt gleich dar) ein feiner, doch ſtiller Menſch, der ſich nicht in unſere Geſpräche miſchen wollte, ob ihn gleich Lotte immer herein zog. Was mich am meiſten betrübte, war, daß ich an ſeinen Geſichtszügen zu bemerken ſchien, es ſey mehr Eigenſinn und übler Humor, als Eingeſchränktheit des Verſtandes, der ihn ſich mitzutheilen hinderte. In der Folge war dieß leider nur zu deutlich; denn als Friederike beim Spazierengehen mit Lotten und gelegentlich auch mit mir ging, wurde des Herrn Angeſicht, das ohnedieß einer bräunlichen Farbe war, ſo ſichtlich verdunkelt, daß es Zeit war daß Lotte mich beim Aermel zupfte, und mir zu verſtehen gab daß ich mit Friederiken zu artig gethan. Nun verdrießt mich nichts mehr als wenn die Menſchen einander plagen, am meiſten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da ſie am offen-

ſten für alle Freuden ſeyn könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben, und nur erſt zu ſpät das Unerſetzliche ihrer Verſchwendung einſehen. Mich wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurückkehrten, und an einem Tiſche Milch aßen, und das Geſpräch auf Freude und Leid der Welt ſich wendete, den Faden zu ergreifen, und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. Wir Menſchen beklagen uns oft, fing ich an, daß der guten Tage ſo wenig ſind, und der ſchlimmen ſo viel, und, wie mich dünkt, meiſt mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt. — Wir haben aber unſer Gemüth nicht in unſerer Gewalt, verſetzte die Pfarrerin; wie viel hängt vom Körper ab! wenn einem nicht wohl iſt, iſt's einem überall nicht recht. — Ich geſtand ihr das ein. Wir wollen es alſo, fuhr ich fort, als eine Krankheit anſehen, und fragen, ob dafür kein Mittel iſt? — Das läßt ſich hören, ſagte Lotte: ich glaube wenigſtens, daß viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich etwas neckt, und mich verdrießlich machen will, ſpring' ich auf, und ſing' ein paar Contretänze den Garten auf und ab, gleich iſt's weg. — Das war's, was ich ſagen wollte, verſetzte ich: es iſt mit der üblen Laune völlig, wie mit der Trägheit, denn es iſt eine

Art von Trägheit. Unſere Natur hängt ſehr dahin, und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit friſch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen. — Friederike war ſehr aufmerkſam, und der junge Menſch wandte mir ein: daß man nicht Herr über ſich ſelbſt ſey, und am wenigſten über ſeine Empfindungen gebieten könne. — Es iſt hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung, verſetzte ich, die doch jederman gerne los iſt; und niemand weiß, wie weit ſeine Kräfte gehen, bis er ſie verſucht hat. Gewiß, wer krank iſt, wird bei allen Aerzten herum fragen, und die größten Reſignationen, die bitterſten Arzeneyen, wird er nicht abweiſen, um ſeine gewünſchte Geſundheit zu erhalten. Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte ſein Gehör anſtrengte, um an unſerm Diſcurſe Theil zu nehmen; ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. Man predigt gegen ſo viele Laſter, ſagte ich: ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtſtuhle gearbeitet hätte. *) — Das müſſen die Stadtpfarrer thun, ſagte er, die Bauern haben keinen böſen Humor; doch könnte es auch zuweilen nicht ſchaden, es wäre eine Lection für ſeine Frau wenigſtens, und für den Herrn Amtmann. — Die Geſellſchaft

*) Wir haben nun von Lavatern eine treffliche Predigt hierüber, unter denen über das Buch Jonas.

lachte, und er herzlich mit, bis er in einen Huſten verfiel der unſern Diſcurs eine Zeit lang unterbrach; darauf denn der junge Menſch wieder das Wort nahm: Sie nannten den böſen Humor ein Laſter; mich däucht, das iſt übertrieben. — Mit nichten, gab ich zur Antwort, wenn das, womit man ſich ſelbſt und ſeinem Nächſten ſchadet, dieſen Namen verdient. Iſt es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können, müſſen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz ſich manchmal gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menſchen, der übler Laune iſt, und ſo brav dabei, ſie zu verbergen, ſie allein zu tragen, ohne die Freude um ſich her zu zerſtören! Oder, iſt ſie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unſere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns ſelbſt, das immer mit einem Neide verknüpft iſt, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir ſehen glückliche Menſchen, die wir nicht glücklich machen, und das iſt unerträglich. — Lotte lächelte mich an, da ſie die Bewegung ſah, mit der ich redete, und eine Thräne in Friederikens Auge ſpornte mich fortzufahren. — Wehe denen, ſagte ich, die ſich der Gewalt bedienen die ſie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben die aus ihm ſelbſt hervorkeimen. Alle Geſchenke, alle Gefälligkeiten der Welt, erſetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an ſich ſelbſt, den uns eine neidiſche Unbehaglichkeit unſers Tyrannen vergällt hat.

Mein ganzes Herz war voll in dieſem Augenblicke; die Erinnerung ſo manches Vergangenen drängte ſich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

Wer ſich das nur täglich ſagte, rief ich aus, du vermagſt nichts auf deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu laſſen und ihr Glück zu vermehren, indem du es mit ihnen genießeſt. Vermagſt du, wenn ihre innere Seele von einer ängſtigenden Leidenſchaft gequält, vom Kummer zerrüttet iſt, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?

Und wenn die letzte, bangſte Krankheit dann über das Geſchöpf herfällt, das du in blühenden Tagen untergraben haſt, und ſie nun da liegt in dem erbärmlichſten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel ſieht, der Todesſchweiß auf der blaſſen Stirne abwechſelt, und du vor dem Bette ſtehſt wie ein Verdammter, in dem innigſten Gefühl daß du nichts vermagſt mit deinem ganzen Vermögen, und die Angſt dich inwendig krampft, daß du alles hingeben möchteſt, dem untergehenden Geſchöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können.

Die Erinnerung einer ſolchen Scene, wobei ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bei dieſen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen, und verließ die Geſellſchaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: wir wollen fort! brachte mich zu mir ſelbſt.

Und

Und wie ſie mich auf dem Wege ſchalt, über den zu warmen Antheil an allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde! daß ich mich ſchonen ſollte! — O der Engel! Um deinetwillen muß ich leben!

Am 6. Julius.

Sie iſt immer um ihre ſterbende Freundin, und iſt immer dieſelbe, immer das gegenwärtige, holde Geſchöpf, das, wo ſie hinſieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging geſtern Abend mit Marianen und dem kleinen Malchen ſpazieren; ich wußte es und traf ſie an, und wir gingen zuſammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir gegen die Stadt zurück, an den Brunnen, der mir ſo werth, und nun tauſendmal werther iſt. Lotte ſetzte ſich auf's Mäuerchen, wir ſtanden vor ihr. Ich ſah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz ſo allein war, lebte wieder vor mir auf. Lieber Brunnen, ſagte ich, ſeither hab' ich nicht mehr an deiner Kühle geruht, hab' in eilendem Vorübergehn dich manchmal nicht angeſehn. — Ich blickte hinab, und ſah, daß Malchen mit einem Glaſe Waſſer ſehr beſchäftigt herauf ſtieg. — Ich ſah Lotten an, und fühlte alles was ich an ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glaſe. Mariane wollt' es ihr abnehmen; nein! rief das Kind mit dem ſüßeſten Ausdrucke, nein, Lottchen, du ſollſt zuerſt trinken!

— Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit sie das ausrief, so entzückt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrücken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde, und küßte es lebhaft, das sogleich zu schreien und zu weinen anfing. — Sie haben übel gethan, sagte Lotte. — Ich war betroffen. — Komm, Malchen, fuhr sie fort, indem sie es bei der Hand nahm, und die Stufen hinab führte, da wasche dich aus der frischen Quelle, geschwind, geschwind, da thut's nichts — Wie ich so da stand, und zusah, mit welcher Emsigkeit das Kleine mit seinen nassen Händchen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgespült, und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen; wie Lotte sagte, es ist genug, und das Kind doch immer eifriger fortwusch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig. — Ich sage dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Respect nie einer Taufhandlung beigewohnt — und als Lotte herauf kam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen, wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menschensinn zutraute, weil er Verstand hat; aber wie kam ich an! Er sagte, das sey sehr übel von Lotten gewesen; man solle den Kindern nichts weiß machen; dergleichen gebe zu unzähligen Irrthümern und

Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müſſe. — Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen laſſen, drum ließ ich's vorbeigehen, und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: Wir ſollen es mit den Kindern machen, wie Gott mit uns, der uns am glücklichſten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne ſo hintaumeln läßt.

Den 8. Julius.

Was man ein Kind iſt! Was man nach einem Blicke geizt! Was man ein Kind iſt! — Wir waren nach Wahlheim gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unſerer Spaziergänge glaubte ich in Lottens ſchwarzen Augen — ich bin ein Thor, verzeih' mir's! du ſollteſt ſie ſehen, dieſe Augen! — Daß ich kurz bin (denn die Augen fallen mir zu vor Schlaf), ſiehe, die Frauenzimmer ſtiegen ein, da ſtanden um die Kutſche der junge W... Selſtadt und Audran und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlchen, die freilich leicht und lüftig genug waren. — Ich ſuchte Lottens Augen; ach ſie gingen von einem zum andern! Aber auf mich! mich! mich! der ganz allein auf ſie reſignirt da ſtand, fielen ſie nicht! — Mein Herz ſagte ihr tauſend Adieu! Und ſie ſah mich nicht! Die Kutſche fuhr vorbei, und eine Thräne ſtand mir im Auge. Ich ſah ihr nach, und ſah Lottens Kopfputz ſich zum Schlage

heraus lehnen, und ſie wandte ſich um zu ſehen, ach! nach mir? — Lieber! in dieſer Ungewißheit ſchwebe ich; das iſt mein Troſt: Vielleicht hat ſie ſich nach mir umgeſehen! Vielleicht! — Gute Nacht! O was ich ein Kind bin!

Am 10. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Geſellſchaft von ihr geſprochen wird, ſollteſt du ſehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie ſie mir gefällt? — Gefällt! Das Wort haſſe ich auf den Tod. Was muß das für ein Menſch ſeyn, dem Lotte gefällt, dem ſie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich einer, wie mir Oſſian gefiele!

Am 11. Julius.

Frau M... iſt ſehr ſchlecht; ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich ſehe ſie ſelten bei meiner Freundin, und heute hat ſie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. — Der alte M... iſt ein geiziger, rangiger Filz, der ſeine Frau im Leben was rechts geplagt und eingeſchränkt hat; doch hat ſich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgeſprochen hatte, ließ ſie ihren Mann kommen (Lotte war im Zimmer),

und redete ihn alſo an: Ich muß dir eine Sache geſtehen, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, ſo ordentlich und ſparſam als möglich: allein du wirſt mir verzeihen, daß ich dich dieſe dreyßig Jahre hintergangen habe. Du beſtimmteſt im Anfange unſerer Heirath ein Geringes für die Beſtreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unſere Haushaltung ſtärker wurde, unſer Gewerbe größer, warſt du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältniſſe zu vermehren; kurz du weißt, daß du in den Zeiten, da ſie am größten war, verlangteſt, ich ſolle mit ſieben Gulden die Woche auskommen. — Die habe ich denn ohne Widerrede angenommen, und mir den Ueberſchuß wöchentlich aus der Loſung geholt, da niemand vermuthete, daß die Frau die Caſſe beſtehlen würde. Ich habe nichts verſchwendet, und wäre auch, ohne es zu bekennen, getroſt der Ewigkeit entgegen gegangen, wenn nicht diejenige, die nach mir das Hausweſen zu führen hat, ſich nicht zu helfen wiſſen würde, und du doch immer darauf beſtehen könnteſt, deine erſte Frau ſey damit ausgekommen.

Ich redete mit Letten über die unglaubliche Verblendung des Menſchenſinns, daß einer nicht argwohnen ſoll, dahinter müſſe was anders ſtecken, wenn eins mit ſieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand um zweymal ſo viel ſieht. Aber ich habe ſelbſt Leute ge-

kannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hauſe angenommen hätten.

Am 13. Julius.

Nein, ich betriege mich nicht! Ich leſe in ihren ſchwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir und meinem Schickſal. Ja ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß ſie — o darf ich, kann ich den Himmel in dieſen Worten ausſprechen? — daß ſie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie werth ich mir ſelbſt werde, wie ich — dir darf ich's wohl ſagen, du haſt Sinn für ſo etwas — wie ich mich ſelbſt anbete, ſeitdem ſie mich liebt!

Ob das Vermeſſenheit iſt, oder Gefühl des wahren Verhältniſſes? — Ich kenne den Menſchen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete: und doch — wenn ſie von ihrem Bräutigam ſpricht — mit ſolcher Wärme, ſolcher Liebe von ihm ſpricht, da iſt mir wie einem, der aller ſeiner Ehren und Würden entſetzt, und dem der Degen genommen wird.

Am 16. Julius.

Ach wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unverſehens den ihrigen berührt, wenn unſere

Füße ſich unter dem Tiſche begegnen! Ich ziehe zurück, wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wird's ſo ſchwindelig vor allen Sinnen — O! und ihre Unſchuld, ihre unbefangne Seele fühlt nicht, wie ſehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen! Wenn ſie gar im Geſpräch ihre Hand auf die meinige legt, und im Intereſſe der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmliſche Athem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann: — ich glaube zu verſinken, wie vom Wetter gerührt. — Und, Wilhelm! wenn ich mich jemals unterſtehe, dieſen Himmel, dieſes Vertrauen — Du verſtehſt mich. Nein, mein Herz iſt ſo verderbt nicht! Schwach! ſchwach genug! — Und iſt das nicht Verderben?

Sie iſt mir heilig. Alle Begier ſchweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie wie mir iſt wenn ich bei ihr bin; es iſt, als wenn die Seele ſich mir in allen Nerven umkehrte. — Sie hat eine Melodie, die ſie auf dem Claviere ſpielet mit der Kraft eines Engels, ſo ſimpel und ſo geiſtvoll! Es iſt ihr Leiblied, und mich ſtellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn ſie nur die erſte Note davon greift.

Kein Wort von der alten Zauberkraft der Muſik iſt mir unwahrſcheinlich. Wie mich der einfache Geſang angreift! Und wie ſie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf ſchie-

ßen möchte! Die Irrung und Finſterniß meiner Seele zerſtreut ſich, und ich athme wieder freier.

Am 18. Julius.

Wilhelm, was iſt unſerem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne iſt ohne Licht! Kaum bringſt du das Lämpchen hinein, ſo ſcheinen dir die bunteſten Bilder an deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre, als das, als vorübergehende Phantome, ſo macht's doch immer unſer Glück, wenn wir wie friſche Jungen davor ſtehen, und uns über die Wundererſcheinung entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Geſellſchaft hielt mich ab. Was war zu thun? ich ſchickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menſchen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wieder ſah! Ich hätte ihn gern beim Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geſchämt hätte.

Man erzählt von dem Bononiſchen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht, und eine Weile bei Nacht leuchtet. So war mir's mit dem Burſchen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf ſeinem Geſichte, ſeinen Backen, ſeinen Rockknöpfen, und dem Kragen am Sürtout geruht hatten, machte mir das alles ſo heilig, ſo werth! Ich hätte in dem

Augenblick den Jungen nicht um tauſend Thaler gegeben. Es war mir ſo wohl in ſeiner Gegenwart. — Bewahre dich Gott, daß du darüber lacheſt. Wilhelm, ſind das Phantome, wenn es uns wohl iſt?

Am 19. Julius.

Ich werde ſie ſehen! ruf ich Morgens aus, wenn ich mich ermuntere, und mit aller Heiterkeit der ſchönen Sonne entgegen blicke; ich werde ſie ſehen! Und da habe ich für den ganzen Tag keinen Wunſch weiter. Alles, alles verſchlingt ſich in dieſer Ausſicht.

Am 20. Julius.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Geſandten nach *** gehen ſoll. Ich liebe die Subordination nicht ſehr, und wir wiſſen alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Menſch iſt. Meine Mutter möchte mich gern in Activität haben, ſagſt du: das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch activ? und iſt's im Grunde nicht einerlei, ob ich Erbſen zähle, oder Linſen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperey hinaus, und ein Menſch, der um anderer willen, ohne daß es ſeine eigene Leidenſchaft, ſein eigenes Bedürfniß iſt, ſich um Geld, oder Ehre, oder ſonſt was abarbeitet, iſt immer ein Thor.

Am 24. Julius.

Da dir so sehr daran gelegen ist, daß ich mein Zeichnen nicht vernachlässige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als dir sagen, daß zeither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie war meine Empfindung an der Natur, bis auf's Steinchen, auf's Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach, alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte oder Wachs, so wollte ich's wohl heraus bilden. Ich werde auch Thon nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und sollten's Kuchen werden.

Lottens Portrait habe ich dreymal angefangen, und habe mich dreymal prostituirt; das mich um so mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit sehr glücklich im Treffen war. Darauf habe ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit soll mir gnügen.

Am 26. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will alles besorgen und bestellen; geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft. Um eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettel-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16240/368

chen, die Sie mir schreiben. Heute führte ich es schnell nach der Lippe, und die Zähne knisterten mir.

Am 26. Julius.

Ich habe mir schon manchmal vorgenommen, sie nicht so oft zu sehen. Ja, wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg' ich der Versuchung, und verspreche mir heilig: morgen willst du einmal wegbleiben; und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderstehliche Ursache, und ehe ich mich's versehe, bin ich bei ihr. Entweder sie hat des Abends gesagt: Sie kommen doch morgen? — Wer könnte da wegbleiben? Oder sie gibt mir einen Auftrag, und ich finde schicklich, ihr selbst die Antwort zu bringen; oder der Tag ist gar zu schön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, ist's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! — Ich bin zu nahe in der Atmosphäre — Zuck! so bin ich dort. Meine Großmutter hatte ein Mährchen vom Magnetenberg: die Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eisenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden scheiterten zwischen den über einander stürzenden Bretern.

Am 30. Julius.

Albert iſt angekommen, und ich werde gehen; und wenn er der beſte, der edelſte Menſch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu ſtellen bereit wäre, ſo wär's unerträglich, ihn vor meinem Angeſicht im Beſitz ſo vieler Vollkommenheiten zu ſehen. — Beſitz! — Genug, Wilhelm, der Bräutigam iſt da! Ein braver lieber Mann, dem man gut ſeyn muß. Glücklicher Weiſe war ich nicht beim Empfange! Das hätte mir das Herz zerriſſen. Auch iſt er ſo ehrlich, und hat Lotten in meiner Gegenwart noch nicht ein einzigmal geküßt. Das lohn' ihm Gott! Um des Reſpects willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das iſt Lottens Werk mehr, als ſeiner eigenen Empfindung: denn darin ſind die Weiber fein, und haben Recht; wenn ſie zwey Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, iſt der Vortheil immer ihr, ſo ſelten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht verſagen. Seine gelaſſene Außenſeite ſticht gegen die Unruhe meines Charakters ſehr lebhaft ab, die ſich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl, und weiß was er an Lotten hat. Er ſcheint wenig üble Laune zu haben, und du weißt, das iſt die Sünde, die ich ärger haſſe am Menſchen, als alles andere.

Er hält mich für einen Menſchen von Sinn; und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude,

die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt ſeinen Triumph, und er liebt ſie nur deſto mehr. Ob er ſie nicht manchmal mit kleiner Eiferſüchteley peinigt, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn; wenigſtens würd' ich an ſeinem Platze nicht ganz ſicher vor dieſem Teufel bleiben.

Dem ſey nun wie ihm wolle! meine Freude, bei Lotten zu ſeyn, iſt hin. Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Namen! Erzähl' die Sache an ſich. — Ich wußte alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätenſion an ſie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, in ſo fern es möglich iſt, bei ſo viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — und jetzt macht der Fratze große Augen, da der andere nun wirklich kommt, und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiße die Zähne auf einander, und ſpotte derer doppelt und dreyfach, die ſagen können, ich ſollte mich reſigniren, und weil es nun einmal nicht anders ſeyn könnte — Schafft mir dieſe Strohmänner vom Halſe! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert bei ihr ſitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, ſo bin ich ausgelaſſen närriſch, und fange viel verwirrtes Zeug an. — Um Gottes willen, ſagte mir Lotte heut, ich bitte Sie, keine Scene, wie die von geſtern Abend! Sie ſind fürchterlich, wenn Sie ſo luſtig ſind. — Unter uns, ich paſſe die Zeit ab, wenn er zu thun hat;

wutsch! bin ich drauß, und da iſt mir's immer wohl, wenn ich ſie allein finde.

Am 8. Auguſt.

Ich bitte dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf dich geredt, wenn ich die Menſchen unerträglich ſchalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schickſale fordern. Ich dachte wahrlich nicht daran, daß du von ähnlicher Meinung ſeyn könnteſt. Und im Grunde haſt du Recht. Nur eins, mein Beſter! In der Welt iſt es ſehr ſelten mit dem Entweder Oder gethan; die Empfindungen und Handlungsweiſen ſchattiren ſich ſo mannichfaltig, als Abfälle zwiſchen einer Habichts- und Stumpfnaſe ſind.

Du wirſt mir alſo nicht übel nehmen, wenn ich dir dein ganzes Argument einräume, und mich doch zwiſchen dem Entweder Oder durchzuſtehlen ſuche.

Entweder, ſagſt du, haſt du Hoffnung auf Lotten, oder du haſt keine. Gut! im erſten Fall ſuche ſie durchzutreiben, ſuche die Erfüllung deiner Wünſche zu umfaſſen: im anderen Fall ermanne dich, und ſuche einer elenden Empfindung los zu werden, die alle deine Kräfte verzehren muß — Beſter! das iſt wohl geſagt, und — bald geſagt.

Und kannſt du von dem Unglücklichen, deſſen Leben unter einer ſchleichenden Krankheit unaufhaltſam all-

mählich abstirbt, kannst du von ihm verlangen, er solle durch einen Dolchstoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, sich davon zu befreien?

Zwar könntest du mir mit einem verwandten Gleichnisse antworten: Wer ließe sich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen sein Leben auf's Spiel setzte? — Ich weiß nicht! — und wir wollen uns nicht in Gleichnissen herumbeißen. Genug — Ja, Wilhelm, ich habe manchmal so einen Augenblick aufspringenden, abschütteinden Muths, und da — wenn ich nur wüßte wohin? ich ginge wohl.

Abends.

Mein Tagebuch, das ich seit einiger Zeit vernachlässiget, fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erstaunt, wie ich so wissentlich in das alles, Schritt vor Schritt, hinein gegangen bin! Wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen, und doch gehandelt habe, wie ein Kind; jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat.

Am 10. August.

Ich könnte das beste glücklichste Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So schöne Umstände vereinigen sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergetzen, als die sind, in denen ich mich jetzt befinde. Ach so gewiß ist's, daß unser Herz allein sein Glück macht. — Ein Glied der liebenswürdigsten Familie zu seyn; von dem Alten geliebt zu werden, wie ein Sohn; von den Kleinen, wie ein Vater; und von Lotten! — dann der ehrliche Albert, der durch keine launische Unart mein Glück stört; der mich mit herzlicher Freundschaft umfaßt; dem ich nach Lotten das Liebste auf der Welt bin! — Wilhelm, es ist eine Freude uns zu hören, wenn wir spazieren gehen, und uns einander von Lotten unterhalten: es ist in der Welt nichts Lächerlichers erfunden worden, als dieses Verhältniß, und doch kommen mir oft darüber die Thränen in die Augen.

Wenn er mir von ihrer rechtschaffenen Mutter erzählt: wie sie auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben, und ihm Lotten anbefohlen habe; wie seit der Zeit ein ganz anderer Geist Lotten belebt habe; wie sie, in der Sorge für ihre Wirthschaft, und in dem Ernste, eine wahre Mutter geworden; wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen, und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn sie nie dabei verlassen habe. — Ich gehe so neben ihm hin, und pflücke Blumen am Wege, füge sie sehr sorg-

ſorgfältig in einen Strauß, und — werfe ſie in den vorüber fließenden Strom, und ſehe ihnen nach, wie ſie leiſe hinunter wallen. — Ich weiß nicht, ob ich dir geſchrieben habe, daß Albert hier bleiben, und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er ſehr beliebt iſt. In Ordnung und Emſigkeit in Geſchäften habe ich wenig ſeines Gleichen geſehen.

Am 12. Auguſt.

Gewiß, Albert iſt der beſte Menſch unter dem Himmel. Ich habe geſtern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abſchied von ihm zu nehmen; denn mich wandelte die Luſt an, in's Gebirge zu reiten, von woher ich dir auch jetzt ſchreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir ſeine Piſtolen in die Augen. Borge mir die Piſtolen, ſagte ich, zu meiner Reiſe. Meinetwegen, ſagte er, wenn du dir die Mühe nehmen willſt, ſie zu laden; bei mir hängen ſie nur pro forma. Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: Seit mir meine Vorſicht einen ſo unartigen Streich geſpielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben. — Ich war neugierig, die Geſchichte zu wiſſen. — Ich hielt mich, erzählte er, wohl ein Vierteljahr auf dem Lande bei einem Freunde auf, hatte ein Paar Terzerolen, ungeladen, und ſchlief ruhig. Einmal an einem regnichten Nachmittage, da ich müßig ſitze,

weiß ich nicht, wie mir einfällt: wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerolen nöthig haben, und könnten — du weißt ja, wie das iſt. — Ich gab ſie dem Bedienten, ſie zu putzen und zu laden; und der dahlt mit den Mädchen, will ſie erſchrecken, und Gott weiß wie, das Gewehr geht los, da der Ladſtock noch drin ſteckt, und ſchießt den Ladſtock einem Mädchen zur Maus herein an der rechten Hand, und zerſchlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren, und die Cur zu bezahlen oben drein, und ſeit der Zeit laſſ ich alles Gewehr ungeladen. Lieber Schatz, was iſt Vorſicht? Die Gefahr läßt ſich nicht auslernen! Zwar — Nun weißt du, daß ich den Menſchen ſehr lieb habe bis auf ſeine Zwar; denn verſteht ſich's nicht von ſelbſt, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber ſo rechtfertig iſt der Menſch! wenn er glaubt, etwas Uebereiltes, Allgemeines, Halbwahres geſagt zu haben: ſo hört er dir nicht auf zu limitiren, zu modificiren, und ab- und zuzuthun, bis zuletzt gar nichts mehr an der Sache iſt. Und bei dieſem Anlaß kam er ſehr tief in Text: ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen, und mit einer auffallenden Gebärde druckte ich mir die Mündung der Piſtole über's rechte Aug' an die Stirn. Pfun! ſagte Albert, indem er mir die Piſtole herabzog, was ſoll das? — Sie iſt nicht geladen, ſagte ich. — Und auch ſo, was ſoll's? verſetzte er ungeduldig. Ich kann mir nicht vorſtellen, wie ein Menſch

so thöricht seyn kann, sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen.

Daß ihr Menschen, rief ich aus, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: das ist thöricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deßwegen die innern Verhältnisse einer Handlung erforscht? wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urtheilen seyn.

Du wirst mir zugeben, sagte Albert, daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen, aus welchem Beweggrunde sie wollen.

Ich zuckte die Achseln, und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden sich auch hier einige Ausnahmen. Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster: aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren, und halten ihre Strafe zurück.

Das ist ganz anders, versetzte Albert, weil ein

Mensch, den seine Leidenschaften hinreißen, alle Besinnungskraft verliert, und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird.

Ach ihr vernünftigen Leute! rief ich lächelnd aus. Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, ihr sittlichen Menschen! scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei, wie der Priester, und danket Gott, wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat, wie einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und beides reut mich nicht: denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentlichen Menschen, die etwas Großes, etwas Unmöglichscheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte.

Aber auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, fast einem jeden bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten That nachrufen zu hören: der Mensch ist trunken, der ist närrisch! Schämt euch, ihr Nüchternen! Schämt euch, ihr Weisen!

Das sind nun wieder von deinen Grillen, sagte Albert. Du übertreibst alles, und hast wenigstens hier gewiß Unrecht, daß du den Selbstmord, wovon jetzt die Rede ist, mit großen Handlungen vergleichst, da man es doch für nichts anders als eine Schwäche halten

kann. Denn freilich iſt es leichter zu ſterben, als ein qualvolles Leben ſtandhaft zu ertragen.

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument bringt mich ſo aus der Faſſung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinſpruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's ſchon oft gehört, und mich öfter darüber geärgert hatte, und verſetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennſt das Schwäche? Ich bitte dich, laß dich vom Anſcheine nicht verführen. Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen ſeufzt, darfſt du das ſchwach heißen, wenn es endlich aufgährt, und ſeine Ketten zerreißt? Ein Menſch, der über dem Schrecken, daß Feuer ſein Haus ergriffen hat, alle Kräfte geſpannt fühlt, und mit Leichtigkeit Laſten wegträgt, die er bei ruhigem Sinne kaum bewegen kann; einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechſen aufnimmt, und ſie überwältigt, ſind die ſchwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anſtrengung Stärke iſt, warum ſoll die Ueberſpannung das Gegentheil ſeyn? — Albert ſah mich an, und ſagte: Nimm mir's nicht übel, die Beiſpiele, die du da gibſt, ſcheinen hieher gar nicht zu gehören. — Es mag ſeyn, ſagte ich; man hat mir ſchon öfters vorgeworfen, daß meine Combinationsart manchmal an Raiſonage gränze. Laßt uns denn ſehen, ob wir uns auf eine andere Weiſe vorſtellen können, wie dem Menſchen zu Muthe ſeyn mag, der ſich entſchließt,

die sonst angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur in so fern wir unterempfinden, haben wir Ehre von einer Sache zu reden.

Die menschliche Natur, fuhr ich fort, hat ihre Gränzen: sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen, und geht zu Grunde, sobald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob einer schwach oder stark ist? sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauren kann? es mag nun moralisch oder körperlich seyn: und ich finde es eben so wunderbar zu sagen, der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt, als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.

Parador! sehr parador! rief Albert aus. — Nicht so sehr, als du denkst, versetzte ich. Du gibst mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wieder herzustellen fähig ist.

Nun, mein Lieber, laß uns das auf den Geist anwenden. Sieh den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt, und ihn zu Grunde richtet.

Vergebens, daß der gelassene, vernünftige Mensch

den Zuſtand eines Unglücklichen überſieht, vergebens, daß er ihm zuredet! Eben ſo wie ein Geſunder, der am Bette des Kranken ſteht, ihm von ſeinen Kräften nicht das geringſte einflößen kann.

Alberten war das zu allgemein geſprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor wenigen Zeit im Waſſer todt gefunden, und wiederholte ihm ihre Geſchichte. — Ein gutes Geſchöpf, das in dem engen Kreiſe häuslicher Beſchäftigungen, wöchentlicher beſtimmter Arbeit, herangewachſen war, das weiter keine Ausſicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zuſammengeſchafften Putz mit ihres Gleichen um die Stadt ſpazieren zu gehen, vielleicht alle hohen Feſte einmal zu tanzen, und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichſten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer üblen Nachrede, mit einer Nachbarin zu verplaudern — deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfniſſe, die durch die Schmeichelenen der Männer vermehrt werden; ihre vorigen Freuden werden ihr nach und nach unſchmackhaft, bis ſie endlich einen Menſchen antrift, zu dem ein unbekanntes Gefühl ſie unwiderſtehlich hinreißt, auf den ſie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um ſich vergißt, nichts hört, nichts ſieht, nichts fühlt, als ihn, den Einzigen, ſich nur ſehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügen einer unbeſtändigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen

gerade nach dem Zweck; sie will die Seinige werden, sie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach denen sie sich sehnte. Wiederholtes Versprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen versiegelt, kühne Liebkosungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; sie schwebt in einem dumpfen Bewußtseyn, in einem Vorgefühl aller Freuden, sie ist bis auf den höchsten Grad gespannt, sie streckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünsche zu umfassen — und ihr Geliebter verläßt sie — Erstarrt, ohne Sinne, steht sie vor einem Abgrunde; alles ist Finsterniß um sie her, keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung! denn der hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Daseyn fühlte. Sie sieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen, die ihr den Verlust ersetzen könnten, sie fühlt sich allein, verlassen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entsetzlichen Noth ihres Herzens, stürzt sie sich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu ersticken. — Sieh, Albert, das ist die Geschichte so manches Menschen! und sag', ist das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben.

Wehe dem, der zusehen und sagen könnte: die Thörin! Hätte sie gewartet, hätte sie die Zeit wirken lassen, die Verzweiflung würde sich schon gelegt, es würde sich

schon ein anderer sie zu trösten vorgefunden haben. — Das ist eben, als wenn einer sagte: der Thor, stirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis seine Kräfte sich erholt, seine Säfte sich verbessert, der Tumult seines Blutes sich geleget hätten: alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag.

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anschaulich war, wandte noch einiges ein, und unter andern: ich hätte nur von einem einfältigen Mädchen gesprochen: wie aber ein Mensch von Verstande, der nicht so eingeschränkt sey, der mehr Verhältnisse übersehe, zu entschuldigen seyn möchte, könne er nicht begreifen. — Mein Freund, rief ich aus, der Mensch ist Mensch, und das bißchen Verstand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet, und die Gränzen der Menschheit einen drängen. Vielmehr — Ein andermal davon, sagte ich, und griff nach meinem Hute. O mir war das Herz so voll, — und wir gingen aus einander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.

Am 15. August.

Es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen nichts nothwendig macht, als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß sie mich ungern verlöre, und die Kinder

haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wieder kommen würde. Heute war ich hinaus gegangen, Lottens Clavier zu stimmen; denn die Kleinen verfolgten mich um ein Mährchen, und Lotte sagte selbst, ich sollte ihnen den Willen thun. Ich schnitt ihnen das Abendbrot, das sie nun so gern von mir als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptstückchen von der Prinzessin, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabei, das versichre ich dich, und ich bin erstaunt, was es auf sie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Incidentpunkt erfinden muß, den ich beim zweytenmal vergesse, sagen sie gleich, das vorigemal wär' es anders gewesen, so daß ich mich jetzt übe, sie unveränderlich in einem singenden Sylbenfall an einem Schnürchen weg zu recitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweyte veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche schaden muß. Der erste Eindruck findet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihn das Abenteuerlichste überreden kann; das haftet aber auch gleich so fest, und wehe dem, der es wieder auskratzen und austilgen will.

Am 18. August.

Mußte denn das so seyn, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elendes würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit ſo vieler Wonne überſtrömte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradieſe ſchuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geiſt, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich ſonſt vom Felſen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überſchaute, und alles um mich her keimen und quellen ſah; wenn ich jene Berge, vom Fuße bis zum Gipfel, mit hohen dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichſten Wäldern beſchattet ſah, und der ſanfte Fluß zwiſchen den liſpelnden Rohren dahin gleitete, und die lieben Wolken abſpiegelte, die der ſanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte; wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenſchwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den ſummenden Käfer aus ſeinem Graſe befreite; und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerkſam machte, und das Moos, das meinem harten Felſen ſeine Nahrung abzwingt, und das Geniſte, das den dürren Sandhügel hinunter wächſt, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Geſtalten der unendlichen Welt bewegten ſich allbelebend in meiner Seele.

Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte; und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannichfaltigen Geschöpfe. Alles, alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern, und sich anmaßen, und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt! Armer Thor! der du alles so gering achtest, weil du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis an's Ende des unbekannten Oceans, weht der Geist des Ewigschaffenden, und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach damals, wie oft habe ich mich mit Zittrigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken, und nur einen Augenblick, in der eingeschränkten Kraft meines Busens, einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurück zu rufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst, und läßt mich dann das

Bange des Zuſtandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgibt.

Es hat ſich vor meiner Seele, wie ein Verhang, weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt ſich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannſt du ſagen: Das iſt! da alles vorüber geht? da alles mit der Wetterſchnelle vorüber rollt, ſo ſelten die ganze Kraft ſeines Daſeyns ausdauert, ach! in den Strom fortgeriſſen, untergetaucht, und an Felſen zerſchmettert wird? Da iſt kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerſtörer biſt, ſeyn muſt; der harmloſeſte Spaziergang koſtet tauſend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet Ein Fußtritt die mühſeligen Gebäude der Ameiſen, und ſtampft eine kleine Welt in ein ſchmähliches Grab. Ha! nicht die große, ſeltne Noth der Welt, dieſe Fluthen, dieſe Erdbeben, die eure Städte verſchlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt; die nichts gebildet hat, das nicht ſeinen Nachbar, nicht ſich ſelbſt zerſtörte. Und ſo taumle ich beängſtigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich ſehe nichts, als ein ewig verſchlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 21. August.

Umsonst strecke ich meine Arme nach ihr aus, Morgens, wenn ich von schweren Träumen aufdämmre; vergebens suche ich sie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unschuldiger Traum getäuscht hat, als säß' ich neben ihr auf der Wiese, und hielt' ihre Hand, und deckte sie mit tausend Küssen. Ach, wenn ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe, und darüber mich ermuntere — ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine trostlos einer finstern Zukunft entgegen.

Am 22. August.

Es ist ein Unglück, Wilhelm! Meine thätigen Kräfte sind zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt, ich kann nicht müßig seyn, und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorstellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch alles. Ich schwöre dir, manchmal wünschte ich, ein Tagelöhner zu seyn, um nur des Morgens beim Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Akten vergraben sehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an seiner Stelle wäre! Schon etlichemal ist mir's so aufgefahren, ich wollte dir schreiben und dem

Minister, um die Stelle bei der Gesandtschaft anzuhalten, die, wie du versicherst, mir nicht versagt werden würde. Ich glaube es selbst. Der Minister liebt mich seit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich sollte mich irgend einem Geschäfte widmen; und eine Stunde ist mir's auch wohl drum zu thun. Hernach wenn ich wieder dran denke, und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das, seiner Freiheit ungeduldig, sich Sattel und Zeug auflegen läßt, und zu Schanden geritten wird; — ich weiß nicht, was ich soll — Und, mein Lieber! ist nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zustandes eine innere, unbehagliche Ungeduld, die mich überall hin verfolgen wird?

Am 28. August.

Es ist wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, so würden diese Menschen es thun. Heute ist mein Geburtstag; und in aller Frühe empfange ich ein Päckchen von Alberten. Mir fällt beim Eröffnen sogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vor hatte, als ich sie kennen lernte, und um die ich seither etlichemal gebeten hatte. Es waren zwey Büchelchen in Duodez dabei, der kleine Wetsteinische Homer, eine Ausgabe, nach der ich so oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Ernestischen nicht zu schleppen. Sieh, so kommen sie meinen Wünschen zuvor.

ſo ſuchen ſie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundſchaft auf, die tauſendmal werther ſind, als jene blendenden Geſchenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küſſe dieſe Schleife tauſendmal, und mit jedem Athemzuge ſchlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenigen, glücklichen, unwiederbringlichen Tage überfüllten. Wilhelm, es iſt ſo, und ich murre nicht; die Blüthen des Lebens ſind nur Erſcheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen! wie wenige ſetzen Frucht an, und wie wenige dieſer Früchte werden reif! Und doch ſind deren noch genug da; und doch — O mein Bruder! — können wir gereifte Früchte vernachläſſigen, verachten, ungenoſſen verfaulen laſſen?

Lebe wohl! Es iſt ein herrlicher Sommer; ich ſitze oft auf den Obſtbäumen in Lottens Baumſtück mit dem Obſtbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie ſteht unten und nimmt ſie ab, wenn ich ſie ihr herunter laſſe.

Am 30. Auguſt.

Unglücklicher! Biſt du nicht ein Thor? Betriegſt du dich nicht ſelbſt? Was ſoll dieſe tobende, endloſe Leidenſchaft? Ich habe kein Gebet mehr, als an ſie; meiner Einbildungskraft erſcheint keine andere Geſtalt, als die ihrige, und alles in der Welt um mich her ſehe ich nur

im

im Verhältniſſe mit ihr. Und das macht mir denn ſo manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß! Ach Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bei ihr geſeſſen bin, zwey, drey Stunden, und mich an ihrer Geſtalt, an ihrem Betragen, an dem himmliſchen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, nach und nach alle meine Sinnen aufgeſpannt werden, mir es düſter vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel faßt, wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen ſucht, und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm, ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin! Und, — wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Troſt erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen, — ſo muß ich fort, muß hinaus! und ſchweife dann weit im Feld umher; einen jähen Berg zu klettern iſt dann meine Freude, durch einen unwegſamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas beſſer! Etwas! Und wenn ich vor Müdigkeit und Durſt manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir ſteht, im einſamen Walde, auf einen krummgewachſenen Baum mich ſetze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verſchaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem

Dämmerschein hinschlummre! O Wilhelm! die einsame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären Labsale, nach denen meine Seele schmachtet. Adieu! Ich sehe dieses Elendes kein Ende als das Grab.

Am 5. September.

Ich muß fort! Ich danke dir, Wilhelm, daß du meinen wankenden Entschluß bestimmt hast. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, sie zu verlassen. Ich muß fort. Sie ist wieder in der Stadt bei einer Freundin. Und Albert — und — ich muß fort!

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! Nun überstehe ich alles. Ich werde sie nicht wieder sehn! O daß ich nicht an deinen Hals fliegen, dir mit tausend Thränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Bester, die Empfindungen, die mein Herz bestürmen! Hier sitze ich und schnappe nach Luft, suche mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang sind die Pferde bestellt.

Ach, sie schläft ruhig, und denkt nicht, daß sie mich nie wieder sehen wird. Ich habe mich losgerissen; bin stark genug gewesen, in einem Gespräch von zwey

Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott welch ein Geſpräch!

Albert hatte mir verſprochen, gleich nach dem Nachteſſen mit Lotten im Garten zu ſeyn. Ich ſtand auf der Terraſſe, unter den hohen Kaſtanienbäumen, und ſah der Sonne nach, die mir nun zum letztenmale über dem lieblichen Thale, über dem ſanften Fluß unterging. So oft hatte ich hier geſtanden mit ihr, und eben dem herrlichen Schauſpiele zugeſehen, und nun — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir ſo lieb war; ein geheimer ſympathetiſcher Zug hatte mich hier ſo oft gehalten, ehe ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unſerer Bekanntſchaft die wechſelſeitige Neigung zu dieſem Plätzchen entdeckten! das wahrhaftig eins von den romantiſchſten iſt, die ich von der Kunſt hervorgebracht geſehen habe.

Erſt haſt du zwiſchen Kaſtanienbäumen die weite Ausſicht — Ach ich erinnere mich, ich habe dir, denk' ich, ſchon viel davon geſchrieben, wie hohe Buchenwände einen endlich einſchließen, und durch ein daran ſtoßendes Bosket die Allee immer düſterer wird, bis zuletzt alles ſich in ein geſchloſſenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einſamkeit umſchweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum erſtenmale an einem hohen Mittage hinein trat; ich ahnete ganz leiſe, was für ein Schauplatz das noch werden ſollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den ſchmachtenden, ſüßen Gedanken des Abſcheidens, des Wiederſehens geweidet, als ich ſie die Terraſſe herauf ſteigen hörte. Ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßte ich ihre Hand, und küßte ſie. Wir waren eben herauf getreten, als der Mond hinter dem buſchigen Hügel aufging; wir redeten mancherlei, und kamen unvermerkt dem düſtern Cabinete näher. Lotte trat hinein, und ſetzte ſich, Albert neben ſie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange ſitzen; ich ſtand auf, trat vor ſie, ging auf und ab, ſetzte mich wieder: es war ein ängſtlicher Zuſtand. Sie machte uns aufmerkſam auf die ſchöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terraſſe vor uns erleuchtete: ein herrlicher Anblick, der um ſo viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einſchloß. Wir waren ſtill, und ſie fing nach einer Weile an: Niemals gehe ich im Mondenlichte ſpazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verſtorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden ſeyn! fuhr ſie mit der Stimme des herrlichſten Gefühls fort; aber, Werther, ſollen wir uns wieder finden? wieder erkennen? Was ahnen Sie? was ſagen Sie?

Lotte, ſagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, und mir die Augen voll Thränen wurden, wir werden uns wieder ſehen! hier und dort wieder ſehen! — Ich

konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte ſie mich das fragen, da ich dieſen ängſtlichen Abſchied im Herzen hatte!

Und ob die lieben Abgeſchiedenen von uns wiſſen, fuhr ſie fort, ob ſie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O! die Geſtalt meiner Mutter ſchwebt immer um mich, wenn ich am ſtillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern ſitze, und ſie um mich verſammelt waren. Wenn ich dann mit einer ſehnenden Thräne gen Himmel ſehe, und wünſche, daß ſie hereinſchauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab: die Mutter ihrer Kinder zu ſeyn. Mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's, Theuerſte, wenn ich ihnen nicht bin, was du ihnen warſt. Ach! thue ich doch alles, was ich kann; ſind ſie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr iſt, als das Alles, gepflegt und geliebt. Könnteſt du unſere Eintracht ſehen, liebe Heilige! du würdeſt mit dem heißeſten Danke den Gott verherrlichen, den du mit den letzten bitterſten Thränen um die Wohlfahrt deiner Kinder bateſt. —

Sie ſagte das! o Wilhelm, wer kann wiederholen, was ſie ſagte! Wie kann der kalte, todte Buchſtabe dieſe himmliſche Blüthe des Geiſtes darſtellen! Albert fiel ihr ſanft in die Rede: Es greift Sie zu ſtark an, liebe Lotte! ich weiß, Ihre Seele hängt ſehr nach dieſen

Ideen, aber ich bitte Sie — O Albert, sagte sie, ich weiß, du vergissest nicht die Abende, da wir zusammen saßen an dem kleinen runden Tischchen, wenn der Papa verreis't war, und wir die Kleinen schlafen geschickt hatten. Du hatteſt oft ein gutes Buch, und kamſt ſo ſelten dazu, etwas zu leſen — War der Umgang dieſer herrlichen Seele nicht mehr als alles? die ſchöne, ſanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf: er möchte mich ihr gleich machen.

Lotte! rief ich aus, indem ich mich vor ſie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tauſend Thränen netzte, Lotte! der Segen Gottes ruht über dir, und der Geiſt deiner Mutter! — Wenn Sie ihn gekannt hätten, ſagte ſie, indem ſie mir die Hand drückte, — ſie war werth von Ihnen gekannt zu ſeyn! — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, ſtolzeres Wort über mich ausgeſprochen worden — und ſie fuhr fort: Und dieſe Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngſter Sohn nicht ſechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; ſie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, beſonders das Kleine. Wie es gegen das Ende ging, und ſie zu mir ſagte: Bringe mir ſie herauf, und wie ich ſie herein führte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Aelteſten, die ohne Sinne waren, wie ſie um's Bette ſtanden, und wie ſie die Hände aufhob, und über ſie betete, und ſie küßte nach einander

und sie wegschickte, und zu mir sagte: Sey ihre Mutter! Ich gab ihr die Hand drauf. Du versprichst viel, meine Tochter, sagte sie, das Herz einer Mutter, und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an deinen dankbaren Thränen gesehen, daß du fühlst, was das sey. Habe es für deine Geschwister und für deinen Vater, die Treue und den Gehorsam einer Frau. Du wirst ihn trösten. Sie fragte nach ihm, er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen den er fühlte, der Mann war ganz zerrissen.

Albert, du warst im Zimmer. Sie hörte jemand gehen, und fragte, und forderte dich zu sich, und wie sie dich ansah und mich, mit dem getrösteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich seyn, zusammen glücklich seyn würden — Albert fiel ihr um den Hals und küßte sie, und rief: wir sind es! wir werden es seyn! Der ruhige Albert war ganz aus seiner Fassung, und ich wußte nichts von mir selber.

Werther, fing sie an, und diese Frau sollte dahin seyn! Gott! wenn ich manchmal denke, wie man das Liebste seines Lebens wegtragen läßt, und niemand, als die Kinder, das so scharf fühlt, die sich noch lange beklagten, die schwarzen Männer hätten die Mama weggetragen!

Sie stand auf, und ich ward erweckt und erschüttert, blieb sitzen, und hielt ihre Hand. Wir wollen fort, sagte sie, es wird Zeit. Sie wollte ihre Hand zurück ziehen,

und ich hielt ſie feſter. Wir werden uns wieder ſehen, rief ich, wir werden uns finden, unter allen Geſtalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, fuhr ich fort, ich gehe willig, und doch, wenn ich ſagen ſollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb' wohl, Lotte! Leb' wohl, Albert! Wir ſehn uns wieder — Morgen, denke ich, verſetzte ſie ſcherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach ſie wußte nicht, als ſie ihre Hand aus der meinen zog — Sie gingen die Allee hinaus, ich ſtand, ſah ihnen nach im Mondſcheine, und warf mich an die Erde und weinte mich aus, und ſprang auf, und lief auf die Terraſſe hervor, und ſah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür ſchimmern, ich ſtreckte meine Arme aus, und es verſchwand.

Leiden
des
jungen Werthers.

Zweytes Buch.

Am 20. October 1771.

Geſtern ſind wir hier angelangt. Der Geſandte iſt unpaß, und wird ſich alſo einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht ſo unhold wäre, wär' alles gut. Ich merke, ich merke, das Schickſal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! Ein leichter Sinn trägt alles! Ein leichter Sinn? das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O ein bißchen leichteres Blut würde mich zum Glücklichſten unter der Sonne machen. Was! da, wo andere mit ihrem bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbſtgefälligkeit herum ſchwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der du mir das alles ſchenkteſt, warum hielteſt du nicht die Hälfte zurück, und gabſt mir Selbſtvertrauen und Genügſamkeit!

Geduld! Geduld! es wird beſſer werden. Denn ich ſage dir, Lieber, du haſt Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herum getrieben werde, und ſehe, was ſie thun, und wie ſie's treiben, ſtehe ich viel beſſer mit mir ſelbſt. Gewiß, weil wir doch einmal ſo gemacht ſind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen, ſo liegt Glück oder Elend in den Gegenſtänden,

womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsamkeit. Unsere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen sich zu erheben, durch die phantastischen Bilder der Dichtkunst genährt, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind, und alles außer uns herrlicher erscheint, jeder andere vollkommener ist. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen so oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, scheint uns oft ein anderer zu besitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewisse idealische Behaglichkeit dazu. Und so ist der Glücklichste vollkommen fertig, das Geschöpf unserer selbst.

Dagegen, wenn wir mit all unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fort arbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit unserem Schlendern und Laviren es weiter bringen, als andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das ist doch ein wahres Gefühl seiner selbst, wenn man andern gleich oder gar vorläuft.

Am 26. November 1771.

Ich fange an, mich in so fern ganz leidlich hier zu befinden. Das Beste ist, daß es zu thun genug gibt; und dann, die vielerlei Menschen, die allerlei neuen Gestalten, machen mir ein buntes Schauspiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen

Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deßwegen nicht kalt ist, weil er viel übersieht; aus dessen Umgange so viel Empfindung für Freundschaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geschäftsauftrag an ihn ausrichtete, und er bei den ersten Worten merkte, daß wir uns verstanden, daß er mit mir reden konnte, wie nicht mit jedem. Auch kann ich sein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen einen öffnet.

Am 24. December 1771.

Der Gesandte macht mir viel Verdruß, ich habe es voraus gesehen. Er ist der pünktlichste Narr, den es nur geben kann; Schritt vor Schritt, und umständlich wie eine Base; ein Mensch, der nie mit sich selbst zufrieden ist, und dem es daher niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es steht so steht es: da ist er im Stande, mir einen Aufsatz zurück zu geben und zu sagen: er ist gut, aber sehen Sie ihn durch, man findet immer ein besseres Wort, eine reinere Partikel. Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindewörtchen darf außenbleiben, und von allen Inversionen, die mir manchmal entfahren, ist er ein Todfeind; wenn man seinen Pe-

ioden nicht nach der hergebrachten Melodie herabergeht, so versteht er gar nichts drin. Das ist ein Leiden mit so einem Menschen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C. ist noch das einzige, was mich schadlos hält. Er sagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langsamkeit und Bedenklichkeit meines Gesandten sey. Die Leute erschweren es sich und andern; doch, sagte er, man muß sich darein resigniren, wie ein Reisender, der über einen Berg muß; freilich, wäre der Berg nicht da, so wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er ist nun aber da, und man soll hinüber! —

Mein Alter spürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm gibt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, Uebels gegen mich vom Grafen zu reden: ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur schlimmer. Gestern gar brachte er mich auf, denn ich war mit gemeint: zu so Weltgeschäften sey der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten, und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrsamkeit mangle es ihm, wie allen Bellettristen. Dazu machte er eine Miene, als ob er sagen wollte: Fühlst du den Stich? Aber es that bei mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menschen, der so denken und sich so betragen konnte. Ich hielt ihm Stand, und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich sagte, der Graf sey ein Mann, vor dem man Achtung

haben müſſe, wegen ſeines Charakters ſowohl, als wegen ſeiner Kenntniſſe. Ich habe, ſagt' ich, niemand gekannt, dem es ſo geglückt wäre, ſeinen Geiſt zu erweitern, ihn über unzählige Gegenſtände zu verbreiten, und doch dieſe Thätigkeit für's gemeine Leben zu behalten. Das waren dem Gehirne ſpaniſche Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deraiſonnement noch mehr Galle zu ſchlucken.

Und daran ſeyd ihr alle Schuld, die ihr mich in das Joch geſchwatzt, und mir ſo viel von Activität vorgeſungen habt. Activität! Wenn nicht der mehr thut, der Karteffeln legt, und in die Stadt reitet, ſein Korn zu verkaufen, als ich, ſo will ich zehn Jahre mich noch auf der Galere abarbeiten, auf der ich nun angeſchmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garſtigen Volke, das ſich hier neben einander ſieht! Die Rangſucht unter ihnen, wie ſie nur wachen und aufpaſſen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendeſten, erbärmlichſten Leidenſchaften, ganz ohne Röckchen. Da iſt ein Weib, zum Exempel, die jederman von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, ſo, daß jeder Fremde denken muß: das iſt eine Närrin, die ſich auf das bißchen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderſtreiche einbildet. — Aber es iſt noch viel ärger: eben das Weib iſt hier aus der Nachbarſchaft eines Amtſchreibers Tochter — Sieh, ich kann das Menſchen-

geschlecht nicht begreifen, das so wenig Sinn hat, um sich so platt zu prostituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man ist, andere nach sich zu berechnen. Und weil ich so viel mit mir selbst zu thun habe, und dieses Herz so stürmisch ist — ach ich lasse gern die andern ihres Pfades gehen, wenn sie mich nur auch könnten gehen lassen.

Was mich am meisten neckt, sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse. Zwar weiß ich so gut als einer, wie nöthig der Unterschied der Stände ist, wie viel Vortheile er mir selbst verschafft: nur soll er mir nicht eben gerade im Wege stehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieser Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange ein Fräulein von B.... kennen, ein liebenswürdiges Geschöpf, das sehr viel Natur mitten in dem steifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unserem Gespräche, und da wir schieden, bat ich sie um Erlaubniß, sie bei sich sehen zu dürfen. Sie gestattete mir das mit so vieler Freimüthigkeit, daß ich den schicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie ist nicht von hier, und wohnt bei einer Tante im Hause. Die Physiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerksamkeit, mein Gespräch war meist an sie gewandt, und in minder als einer halben Stunde hatte ich so ziemlich weg, was

mir

mir das Fräulein hernach ſelbſt geſtand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an allem, kein anſtändiges Vermögen, keinen Geiſt, und keine Stütze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in den ſie ſich verpalliſadiret, und kein Ergetzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu ſehen. In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen ſeyn, und ihr Leben weggegaukelt, erſt mit ihrem Eigenſinne manchen armen Jungen gequält, und in den reifern Jahren ſich unter den Gehorſam eines alten Officiers geduckt haben, der gegen dieſen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne Jahrhundert mit ihr zubrachte, und ſtarb. Nun ſiebt ſie im eiſernen ſich allein, und würde nicht angeſehen, wäre ihre Nichte nicht ſo liebenswürdig.

Den 8. Januar 1772.

Was das für Menſchen ſind, deren ganze Seele auf dem Ceremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie ſie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tiſche ſich einſchieben wollen! Und nicht, daß ſie ſonſt keine Angelegenheit hätten: nein, vielmehr häufen ſich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bei der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht sehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den ersten hat, so selten die erste Rolle spielt! Wie mancher König wird durch seinen Minister, wie mancher Minister durch seinen Secretär regiert! Und wer ist denn der erste? Der, dünkt mich, der die andern übersieht, und so viel Gewalt oder List hat, ihre Kräfte und Leidenschaften zu Ausführung seiner Plane anzuspannen.

Am 20. Januar.

Ich muß Ihnen schreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem schweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neste D..., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke, herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte Ihnen zu schreiben; und jetzt in dieser Hütte, in dieser Einsamkeit, in dieser Einschränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fensterchen wüthen, hier waren Sie mein erster Gedanke. Wie ich herein trat, überfiel mich Ihre Gestalt, Ihr Andenken, o Lotte! so heilig, so warm! Guter Gott! der erste glückliche Augenblick wieder.

Wenn Sie mich sähen, meine Beste, in dem Schwall von Zerstreuung! wie ausgetrocknet meine Sinne werden; nicht einen Augenblick der Fülle des

Herzens, nicht Eine ſelige Stunde! nichts! nichts! Ich ſtehe wie vor einem Raritätenkaſten und ſehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken, und frage mich oft, ob es nicht ein optiſcher Betrug iſt. Ich ſpiele mit, vielmehr, ich werde geſpielt wie eine Marionette, und faſſe manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und ſchaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor, den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe ich, mich des Mondſcheins zu erfreuen, und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufſtehe, warum ich ſchlafen gehe.

Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung ſetzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, iſt hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, iſt weg.

Ein einzig weibliches Geſchöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B...; ſie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ey! werden Sie ſagen, der Menſch legt ſich auf niedliche Complimente! Ganz unwahr iſt es nicht. Seit einiger Zeit bin ich ſehr artig, weil ich doch nicht anders ſeyn kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer ſagen: es wüßte niemand ſo fein zu loben, als ich (und zu lügen, ſetzen Sie hinzu, denn ohne das geht es nicht ab, verſtehen Sie?) Ich wollte von Fräulein B... reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervor blickt.

Ihr Stand ist ihr zur Last, der keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt. Sie sehnt sich aus dem Getümmel, und wir phantasiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemischter Glückseligkeit; ach! und von Ihnen! Wie oft muß sie Ihnen huldigen, muß nicht, thut es freiwillig, hört so gern von Ihnen, liebt Sie.—

O säß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben vertraulichen Zimmerchen, und unsere kleinen Lieben wälzten sich mit einander um mich herum, und wenn sie Ihnen zu laut würden, wollte ich sie mit einem schauerlichen Mährchen um mich zur Ruhe versammeln.

Die Sonne geht herrlich unter über der schneeglänzenden Gegend, der Sturm ist hinüber gezogen, und ich — muß mich wieder in meinen Käfig sperren — Adieu! Ist Albert bei Ihnen? Und wie? — Gott verzeihe mir diese Frage!

Den 8. Februar.

Wir haben seit acht Tagen das abscheulichste Wetter, und mir ist es wohlthätig. Denn so lang ich hier bin, ist mir noch kein schöner Tag am Himmel erschienen, den mir nicht jemand verdorben oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet, und stöbert, und fröstelt, und thaut: ha! denk' ich, kann's doch zu Hause nicht schlimmer werden als es draußen ist, oder umgekehrt, und so ist's gut. Geht die Sonne des Morgens auf, und verspricht einen

feinen Tag, erwehr' ich mir niemals auszurufen: da haben ſie doch wieder ein himmliſches Gut, worum ſie einander bringen können. Es iſt nichts, worum ſie einander nicht bringen. Geſundheit, guter Name, Freudigkeit, Erholung! Und meiſt aus Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man ſie anhört, mit der beſten Meinung. Manchmal möcht' ich ſie auf den Knieen bitten, nicht ſo raſend in ihre eigenen Eingeweide zu wüthen.

Am 17. Februar.

Ich fürchte, mein Geſandter und ich halten es zuſammen nicht lange mehr aus. Der Mann iſt ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geſchäfte zu treiben iſt ſo lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann ihm zu widerſprechen, und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht iſt. Darüber hat er mich neulich bei Hofe verklagt, und der Miniſter gab mir einen zwar ſanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich ſtand im Begriffe meinen Abſchied zu begehren, als ich einen Privatbrief *) von ihm erhielt,

*) Man hat aus Ehrfurcht für dieſen trefflichen Herrn gebachten Brief, und einen andern, deſſen weiter hinten erwähnt wird, dieſer Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, eine ſolche Kühnheit durch den wärmſten Dank des Publikums entſchuldigen zu können.

einen Brief, vor dem ich niedergekniet, und den hohen, edlen, weisen Sinn angebetet habe. Wie er meine allzugroße Empfindlichkeit zurecht weiset, wie er meine überspannten Ideen von Wirksamkeit, von Einfluß auf andere, von Durchdringen in Geschäften, als jugendlichen guten Muth zwar ehrt, sie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten sucht, wo sie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können. Auch bin ich auf acht Tage gestärkt, und in mir selbst einig geworden. Die Ruhe der Seele ist ein herrliches Ding und die Freude an sich selbst. Lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht eben so zerbrechlich wäre, als es schön und kostbar ist.

Am 20. Februar.

Gott segne euch, meine Lieben, gebe euch alle die guten Tage, die er mir abzieht!

Ich danke dir, Albert, daß du mich betrogen hast: ich wartete auf Nachricht, wann euer Hochzeittag seyn würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichst an demselben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen, und ihn unter andere Papiere zu begraben. Nun seyd ihr ein Paar, und ihr Bild ist noch hier! Nun so soll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bei euch, bin dir unbeschadet in Lottens Herzen, habe, ja ich habe den zweyten Platz darin, und will und

muß ihn behalten. O ich würde rasend werden, wenn sie vergessen könnte — Albert, in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, leb' wohl! Leb' wohl, Engel des Himmels! Leb' wohl, Lotte!

Den 15. März.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich knirsche mit den Zähnen! Teufel! er ist nicht zu ersetzen, und ihr seyd doch allein Schuld daran, die ihr mich spornetet und triebt und quältet, mich in einen Posten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's! nun habt ihr's! Und daß du nicht wieder sagst, meine überspannten Ideen verdürben alles, so hast du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenschreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf von C... liebt mich, distinguirt mich, das ist bekannt, das habe ich dir schon hundertmal gesagt. Nun war ich gestern bei ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da Abends die noble Gesellschaft von Herrn und Frauen bei ihm zusammen kommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich speise bei dem Grafen, und nach Tische gehn wir in dem großen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obristen B.., der dazu kommt, und so rückt die

Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S.. mit Ihrem Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter, mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleibe, machen en passant ihre hergebrachten, hochadelichen Augen und Nasslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider ist, wollte ich mich eben empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garstigen Gewäsche frei wäre, als meine Fräulein B... herein trat. Da mir das Herz immer ein bißchen aufgeht, wenn ich sie sehe, blieb ich eben, stellte mich hinter ihren Stuhl, und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß sie mit weniger Offenheit, als sonst, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Ist sie auch wie alle das Volk! dachte ich, und war angestochen, und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich sie gerne entschuldigt hätte, und es nicht glaubte, und noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was du willst. Unterdessen füllt sich die Gesellschaft. Der Baron F.. mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des ersten her, der Hofrath R.. hier aber in qualitate Herr von R.. genannt, mit seiner tauben Frau ꝛc., den übel fournirten J.. nicht zu vergessen, der die Lücken seiner altfränkischen Garderobe mit neumodischen Lappen ausflickt, das kommt zu Hauf, und ich rede mit einigen meiner Bekanntschaft, die alle sehr lakonisch sind. Ich dachte —

und gab nur auf meine B.. Acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales sich in die Ohren flüsterten, daß es auf die Männer circulirte, daß Frau von S.. mit dem Grafen redete (das alles hat mir Fräulein B.. nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich los ging, und mich in ein Fenster nahm. Sie wissen, sagte er, unsere wunderbaren Verhältnisse; die Gesellschaft ist unzufrieden, merke ich, Sie hier zu sehen. Ich wollte nicht um alles — Ihro Excellenz fiel ich ein, ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich hätte eher dran denken sollen, und ich weiß, Sie vergeben mir diese Inconsequenz; ich wollte schon vorhin mich empfehlen, ein böser Genius hat mich zurück gehalten, setzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die alles sagte. Ich strich mich sachte aus der vornehmen Gesellschaft, ging, setzte mich in ein Cabriolet, und fuhr nach M.., dort vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen, und dabei in meinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war alles gut.

Des Abends komme ich zurück zu Tische, es waren noch wenige in der Gaststube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tischtuch zurück geschlagen. Da kommt der ehrliche Adelin hinein, legt seinen Hut nieder, indem er mich ansieht, tritt zu mir, und sagt leise: Du hast Verdruß gehabt? Ich? sagte ich. Der

Graf hat dich aus der Gesellschaft gewiesen. — Hole sie der Teufel! sagt' ich; mir war's lieb, daß ich in die freie Luft kam. — Gut, sagte er, daß du es auf die leichte Achsel nimmst! Nur verdrießt mich's, es ist schon überall herum — Da fing mich das Ding erst an zu wurmen. Alle, die zu Tische kamen, und mich ansahen, dachte ich, die sehen dich darum an! Das gab böses Blut.

Und da man nun heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren, und sagen: da sähe man's, wo es mit den Uebermüthigen hinausginge, die sich ihres bißchen Kopfs überhöben, und glaubten sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, und was des Hundegeschwätzes mehr ist — da möchte man sich ein Messer in's Herz bohren; denn man rede von Selbstständigkeit, was man will, den will ich sehen, der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn sie einen Vortheil über ihn haben; wenn ihr Geschwätze leer ist, ach, da kann man sie leicht lassen.

Am 16. März.

Es hetzt mich alles. Heute treffe ich Fräulein B.. in der Allee, ich konnte mich nicht enthalten sie anzureden, und ihr, sobald wir etwas entfernt von der Gesellschaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches

Betragen zu zeigen. O Werther, sagte sie, mit einem innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihrentwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich sah alles voraus, hundertmal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß die von S.. und T.. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit ihnen nicht verderben darf, — und jetzo der Lärm! — Wie, Fräulein? sagte ich, und verbarg meinen Schrecken; denn alles, was Adelin mir ehegestern gesagt hatte, lief mir wie siedend Wasser durch die Adern in diesem Augenblicke. — Was hat mich es schon gekostet! sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Thränen in den Augen standen. — Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. Erklären Sie sich, rief ich. Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen Sie, fing sie an; sie war gegenwärtig, und hat, o mit was für Augen hat sie das angesehen! Werther, ich habe gestern Nacht ausgestanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen.

Jedes Wort, das sie sprach, ging mir wie ein

Schwert durch's Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es gewesen wäre, mir das alles zu verschweigen; und nun fügte sie noch dazu, was weiter würde geträtscht werden, was eine Art Menschen darüber triumphiren würde. Wie man sich nunmehr über die Strafe meines Uebermuths und meiner Geringschätzung anderer, die sie mir schon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. Das alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahresten Theilnehmung — ich war zerstört, und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß sich einer unterstünde mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib stoßen könnte; wenn ich Blut sähe, würde mir es besser werden. Ach, ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn sie schrecklich erhitzt und aufgejagt sind, sich selbst aus Instinct eine Ader aufbeißen, um sich zum Athem zu helfen. So ist mir's oft, ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schaffte.

Am 24. März.

Ich habe meine Entlassung vom Hofe verlangt, und werde sie, hoffe ich, erhalten, und ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erst Erlaubniß dazu bei euch geholt habe. Ich muß nun einmal fort, und was ihr zu sagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weiß

ich alles, und alſo — Bringe das meiner Mutter in einem Säftchen bei, ich kann mir ſelbſt nicht helfen, und ſie mag ſich gefallen laſſen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freilich muß es ihr wehe thun. Den ſchönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrath und Geſandten anſetzte, ſo auf einmal Halte zu ſehen, und rückwärts mit dem Thierchen in den Stall! Macht nun daraus was ihr wollt, und combinirt die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und ſollen; genug, ich gehe; und damit ihr wißt, wo ich hinkomme, ſo iſt hier der Fürſt **, der vielen Geſchmack an meiner Geſellſchaft findet; der hat mich gebeten, da er von meiner Abſicht hörte, mit ihm auf ſeine Güter zu gehen, und den ſchönen Frühling da zuzubringen. Ich ſoll ganz mir ſelbſt gelaſſen ſeyn, hat er mir verſprochen, und da wir uns zuſammen bis auf einen gewiſſen Punkt verſtehn, ſo will ich es denn auf gut Glück wagen, und mit ihm gehen.

Zur Nachricht.

Am 19. April.

Danke für deine beiden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieſes Blatt liegen ließ, bis mein Abſchied vom Hofe da wäre; ich fürchtete, meine Mutter möchte ſich an den Miniſter wenden, und mir mein Vor-

haben erschweren. Nun aber ist es geschehen, mein Abschied ist da. Ich mag euch nicht sagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Minister schreibt: ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abschiede fünf und zwanzig Ducaten geschickt, mit einem Worte, das mich bis zu Thränen gerührt hat; also brauche ich von der Mutter das Geld nicht, um das ich neulich schrieb.

Am 5. May.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur sechs Meilen vom Wege liegt, so will ich den auch wieder sehen, will mich der alten glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hinein gehen, aus dem meine Mutter mit mir heraus fuhr, als sie nach dem Tode meines Vaters den lieben vertraulichen Ort verließ, um sich in ihre Stadt einzusperren. Adieu, Wilhelm! du sollst von meinem Zuge hören.

Am 9. May.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwartete Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelstunde vor der Stadt nach

S.. zu sieht, ließ ich halten, stieg aus, und ließ den Postillon fortfahren, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu kosten. Da stand ich nun unter der Linde, die ehedem, als Knabe, das Ziel und die Gränze meiner Spaziergänge gewesen. Wie anders! Damals sehnte ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung, so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, sehnenden Busen auszufüllen und zu befriedigen. Itzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten Planen! — Ich sah' das Gebirge vor mir liegen, das so tausendmal der Gegenstand meiner Wünsche gewesen war. Stundenlang konnt' ich hier sitzen, und mich hinüber sehnen, mit inniger Seele mich in den Wäldern, den Thälern verlieren, die sich meinen Augen so freundlich-dämmernd darstellten; und wenn ich dann um bestimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz! — Ich kam der Stadt näher, alle die alten bekannten Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, so auch alle Veränderungen, die man sonst vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein, und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht in's Detail geben; so reizend, als es mir war, so einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beschlossen, auf

dem Markte zu wohnen, gleich neben unſerem alten Hauſe. Im Hingehen bemerkte ich, daß die Schulſtube, wo ein ehrliches altes Weib unſere Kindheit zuſammengepfercht hatte, in einen Kramladen verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangſt, die ich in dem Loche ausgeſtanden hatte. — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht ſo viele Stätten religiöſer Erinnerungen an, und ſeine Seele iſt ſchwerlich ſo voll heiliger Bewegung. — Noch Eins für tauſend. Ich ging den Fluß hinab, bis an einen gewiſſen Hof; das war ſonſt auch mein Weg, und die Plätzchen, wo wir Knaben uns übten, die meiſten Sprünge der flachen Steine im Waſſer hervorzubringen. Ich erinnerte mich ſo lebhaft, wenn ich manchmal ſtand und dem Waſſer nachſah, mit wie wunderbaren Ahnungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorſtellte, wo es nun hinfloſſe, und wie ich da ſo bald Gränzen meiner Vorſtellungskraft fand, und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anſchauen einer unſichtbaren Ferne verlor. — Sieh', mein Lieber, ſo beſchränkt und ſo glücklich waren die herrlichen Altväter! ſo kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemeſſnen Meer und von der unendlichen Erde ſpricht, das iſt ſo wahr, menſchlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mich's, daß ich jetzt mit jedem

jedem Schulknaben nachſagen kann, daß ſie rund ſey? Der Menſch braucht nur wenige Erdſchollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhen.

Nun bin ich hier, auf dem fürſtlichen Jagdſchloß. Es läßt ſich noch ganz wohl mit dem Herrn leben, er iſt wahr und einfach. Wunderliche Menſchen ſind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie ſcheinen keine Schelme, und haben doch auch nicht das Anſehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen ſie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid thut, iſt, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und geleſen hat, und zwar aus eben dem Geſichtspuncte, wie ſie ihm der Andere vorſtellen mochte.

Auch ſchätzt er meinen Verſtand und meine Talente mehr, als dieß Herz, das doch mein einziger Stolz iſt, das ganz allein die Quelle von allem iſt, aller Kraft, aller Seligkeit, und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann jeder wiſſen — mein Herz habe ich allein.

Am 25. May.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich euch nichts ſagen wollte, bis es ausgeführt wäre: jetzt, da nichts draus wird, iſt es eben ſo gut. Ich wollte in den Krieg; das hat mir lange am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürſten hierher gefolgt, der General in *** Dienſten iſt. Auf einem Spaziergang

entdeckte ich ihm mein Vorhaben; er widerrieth mir es, und es müßte bei mir mehr Leidenschaft, als Grille gewesen seyn, wenn ich seinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

Am 11. Junius.

Sage was du willst, ich kann nicht länger bleiben. Was soll ich hier? Die Zeit wird mir lang. Der Fürst hält mich, so gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde nichts gemein mit einander. Er ist ein Mann von Verstande, aber von ganz gemeinem Verstande; sein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeschriebenes Buch lese. Noch acht Tage bleibe ich, und dann ziehe ich wieder in der Irre herum. Das Beste, was ich hier gethan habe, ist mein Zeichnen. Der Fürst fühlt in der Kunst, und würde noch stärker fühlen, wenn er nicht durch das garstige wissenschaftliche Wesen, und durch die gewöhnliche Terminologie eingeschränkt wäre. Manchmal knirsche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunst herumführe, und er es auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem gestempelten Kunstworte drein stolpert.

Am 16. Julius.

Ja wohl bin ich nur ein Wandrer, ein Waller auf der Erde! Seyd ihr denn mehr?

Am 18. Julius.

Wo ich bin will? Das laß dir im Vertrauen eröffnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weiß gemacht, daß ich die Bergwerke im **ſchen beſuchen wollte; iſt aber im Grunde nichts dran, ich will nur Lotten wieder näher, das iſt alles. Und ich lache über mein eignes Herz — und thu' ihm ſeinen Willen.

Am 29. Julius.

Nein, es iſt gut! es iſt alles gut! — Ich — ihr Mann! O Gott, der du mich machteſt, wenn du mir dieſe Seligkeit bereitet hätteſt, mein ganzes Leben ſollte ein anhaltendes Gebet ſeyn. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir dieſe Thränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünſche! — Sie meine Frau! Wenn ich das liebſte Geſchöpf unter der Sonne in meine Arme geſchloſſen hätte — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert ſie um den ſchlanken Leib faßt.

Und, darf ich es ſagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden, als mit ihm!

O er iſt nicht der Menſch, die Wünſche dieſes Herzens alle zu füllen. Ein gewiſſer Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm es wie du willſt; daß ſein Herz nicht ſympathetiſch ſchlägt, bei — oh! — bei der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zuſammen treffen; in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unſere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt ſie von ganzer Seele, und ſo eine Liebe, was verdient die nicht! —

Ein unerträglicher Menſch hat mich unterbrochen. Meine Thränen ſind getrocknet. Ich bin zerſtreut. Adieu, Lieber!

Am 4. Auguſt.

Es geht mir nicht allein ſo. Alle Menſchen werden in ihren Hoffnungen getäuſcht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich beſuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteſte Junge lief mir entgegen, ſein Freudengeſchrei führte die Mutter herbei, die ſehr niedergeſchlagen ausſah. Ihr erſtes Wort war: Guter Herr, ach mein Hans iſt mir geſtorben! Es war der jüngſte ihrer Knaben. Ich war ſtille. Und mein Mann, ſagte ſie, iſt aus der Schweiz zurück, und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute hätte er ſich heraus betteln müſſen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt.

— Ich konnte ihr nichts ſagen, und ſchenkte dem Kleinen was; ſie bat mich, einige Aepfel anzunehmen, das ich that, und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

Am 21. Auguſt.

Wie man eine Hand umwendet, iſt es anders mit mir. Manchmal will wohl ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach! nur für einen Augenblick! — Wenn ich mich ſo in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert ſtürbe? Du würdeſt! ja, Sie würde — und dann laufe ich dem Hirngeſpinnſte nach, bis es mich an Abgründe führet, vor denen ich zurückbebe.

Wenn ich zum Thor hinausgehe, den Weg, den ich zum erſtenmal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das ſo ganz anders! Alles, alles iſt vorüber gegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsſchlag meines damaligen Gefühles. Mir iſt es, wie es einem Geiſte ſeyn müßte, der in das ausgebrannte, zerſtörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürſt einſt gebaut, und mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgeſtattet, ſterbend ſeinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlaſſen hatte.

Am 3. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie sie ein Anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich sie so ganz allein, so innig, so voll liebe, nichts anders kenne, noch weiß, noch habe, als sie!

Am 4. September.

Ja, es ist so. Wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab' ich dir nicht einmal von einem Bauerburschen geschrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim; es hieß, er sey aus dem Dienste gejagt worden, und niemand wollte was weiter von ihm wissen. Gestern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe; ich redete ihn an, und er erzählte mir seine Geschichte, die mich doppelt und dreyfach gerührt hat, wie du leicht begreifen wirst, wenn ich dir sie wieder erzähle. Doch, wozu das alles? warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängstigt und kränkt? warum betrüb' ich noch dich? warum geb' ich dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu schelten. Sey's denn, auch das mag zu meinem Schicksal gehören!

Mit einer stillen Traurigkeit, in der ich ein wenig

ſcheues Weſen zu bemerken ſchien, antwortete der Menſch mir erſt auf meine Fragen; aber gar bald offner, als wenn er ſich und mich auf einmal wieder erkennte, geſtand er mir ſeine Fehler, klagte er mir ſein Unglück. Könnt ich dir, mein Freund, jedes ſeiner Worte vor Gericht ſtellen! Er bekannte, ja er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenſchaft zu ſeiner Hausfrau ſich in ihm tagtäglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er thue, nicht, wie er ſich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe hingeſollt? Er habe weder eſſen, noch trinken, noch ſchlafen können; es habe ihm an der Kehle geſtockt; er habe gethan, was er nicht thun ſollen; was ihm aufgetragen worden, hab' er vergeſſen; er ſey als wie von einem böſen Geiſt verfolgt geweſen; bis er eines Tags, als er ſie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden ſey. Da ſie ſeinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er ſich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollen; er wiſſe nicht, wie ihm geſchehen ſey, und nehme Gott zum Zeugen, daß ſeine Abſichten gegen ſie immer redlich geweſen, und daß er nichts ſehnlicher gewünſcht, als daß ſie ihn heirathen, daß ſie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeit lang geredet hatte, fing er an zu ſtocken, wie einer, der noch etwas zu ſagen hat, und ſich es nicht herauszuſagen getraut; endlich geſtand er mir auch mit Schüchternheit, was ſie ihm für kleine Vertrau-

lichkeiten erlaubt, und welche Nähe sie ihm vergönnet. Er brach zwey-, dreymal ab, und wiederholte die lebhaftesten Protestationen, daß er das nicht sage, um sie schlecht zu machen, wie er sich ausdrückte, daß er sie liebe und schätze, wie vorher, daß so etwas nicht über seinen Mund gekommen sey, und daß er es mir nur sage, um mich zu überzeugen, daß er kein ganz verkehrter und unsinniger Mensch sey — Und hier, mein Bester, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anstimmen werde: könnt' ich dir den Menschen vorstellen, wie er vor mir stand, wie er noch vor mir steht! Könnt' ich dir alles recht sagen, damit du fühltest, wie ich an seinem Schicksale Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug, da du auch mein Schicksal kennst, auch mich kennst, so weißt du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich besonders zu diesem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchlese, seh' ich, daß ich das Ende der Geschichte zu erzählen vergessen habe, das sich aber leicht hinzudenken läßt. Sie erwehrte sich sein; ihr Bruder kam dazu, der ihn schon lange gehaßt, der ihn schon lange aus dem Hause gewünscht hatte, weil er fürchtete, durch eine neue Heirath der Schwester werde seinen Kindern die Erbschaft entgehn, die ihnen jetzt, da sie kinderlos ist, schöne Hoffnungen gibt; dieser habe ihn gleich zum Hause hinausgestoßen, und einen solchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau, auch selbst wenn sie gewollt, ihn nicht wieder hätte auf-

nehmen können. Jetzo habe sie wieder einen andern Knecht genommen, auch über den, sage man, sey sie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiß, sie werde ihn heirathen, aber er sey fest entschlossen, das nicht zu erleben.

Was ich dir erzähle, ist nicht übertrieben, nichts verzärtelt, ja ich darf wohl sagen, schwach, schwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unsern hergebrachten sittlichen Worten vorgetragen habe.

Diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft, ist also keine dichterische Erfindung. Sie lebt, sie ist in ihrer größten Reinheit unter der Classe von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir Gebildeten — zu Nichts Verbildeten! Lies die Geschichte mit Andacht, ich bitte dich. Ich bin heute still, indem ich das hinschreibe; du siehst an meiner Hand, daß ich nicht so strudele und sudele, wie sonst. Lies, mein Geliebter, und denke dabei, daß es auch die Geschichte deines Freundes ist. Ja, so ist mir's gegangen, so wird mir's gehn, und ich bin nicht halb so brav, nicht halb so entschlossen, als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich fast nicht getraue.

Am 5. September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann aufs Land geschrieben, wo er sich Geschäfte wegen aufhielt. Es

fing an: Beſter, Liebſter, komme ſobald du kannſt, ich erwarte dich mit tauſend Freuden. — Ein Freund, der herein kam, brachte Nachricht, daß er wegen gewiſſer Umſtände ſobald noch nicht zurückkehren würde. Das Billet blieb liegen, und fiel mir Abends in die Hände. Ich las es und lächelte; ſie fragte worüber? — Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geſchenk iſt, rief ich aus, ich konnte mir einen Augenblick vorſpiegeln, als wäre es an mich geſchrieben. Sie brach ab, es ſchien ihr zu mißfallen, und ich ſchwieg.

Am 6. September.

Es hat ſchwer gehalten, bis ich mich entſchloß, meinen blauen einfachen Frack, in dem ich mit Lotten zum erſtenmale tanzte, abzulegen; er ward aber zuletzt gar unſcheinbar. Auch habe ich mir einen machen laſſen, ganz wie den vorigen, Kragen und Aufſchlag, und auch wieder ſo gelbe Weſte und Beinkleider dazu.

Ganz will es doch die Wirkung nicht thun. Ich weiß nicht — Ich denke, mit der Zeit ſoll mir der auch lieber werden.

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreiſ't, Alberten abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube, ſie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tauſend Freuden.

Ein Canarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter. Einen neuen Freund, ſagte ſie, und lockte ihn auf ihre Hand; er iſt meinen Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brot gebe, flattert er mit den Flügeln, und pickt ſo artig. Er küßt mich auch, ſehen Sie!

Als ſie dem Thierchen den Mund hinhielt, druckte es ſich lieblich in die ſüßen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoß.

Er ſoll Sie auch küſſen, ſagte ſie, und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahnung liebevollen Genuſſes.

Sein Kuß, ſagte ich, iſt nicht ganz ohne Begierde; er ſucht Nahrung, und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkoſung zurück.

Er ißt mir auch aus dem Munde, ſagte ſie. Sie reichte ihm einige Broſamen mit ihren Lippen, aus denen die Freuden unſchuldig theilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

Ich kehrte das Geſicht weg. Sie ſollte es nicht thun! ſollte nicht meine Einbildungskraft mit dieſen Bildern himmliſcher Unſchuld und Seligkeit reizen, und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmal die Gleichgültigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! —

Und warum nicht? Sie traut mir so! sie weiß, wie ich sie liebe!

Am 15. September.

Man möchte rasend werden, Wilhelm, daß es Menschen geben soll, ohne Sinn und Gefühl an dem wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat. Du kennst die Nußbäume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St.. mit Lotten gesessen, die herrlichen Nußbäume! die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! und wie herrlich die Aeste waren! und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen, die sie vor so vielen Jahren pflanzten. Der Schulmeister hat uns den einen Namen oft genannt, den er von seinem Großvater gehört hatte; so ein braver Mann soll es gewesen seyn, und sein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich sage dir, dem Schulmeister standen die Thränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, daß sie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den ersten Hieb dran that. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn so ein paar Bäume in meinem Hofe ständen, und einer davon stürbe vor Alter ab, ich muß zusehen. Lieber Schatz, eins ist doch dabei! Was Menschengefühl ist!

Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerin ſoll es an Butter und Eyern und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine Wunde ſie ihrem Orte gegeben hat. Denn ſie iſt es, die Frau des neuen Pfarrers (unſer alter iſt auch geſtorben), ein hageres, kränkliches Geſchöpf, das ſehr Urſache hat, an der Welt keinen Antheil zu nehmen, denn niemand nimmt Antheil an ihr. Eine Närrin, die ſich abgibt gelehrt zu ſeyn, ſich in die Unterſuchung des Canons melirt, gar viel an der neumodiſchen, moraliſchkritiſchen Reformation des Chriſtenthumes arbeitet, und über Lavaters Schwärmereyen die Achſeln zuckt, eine ganz zerrüttete Geſundheit hat, und deßwegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Creatur war es auch allein möglich, meine Nußbäume abzubauen. Siehſt du, ich komme nicht zu mir! Stelle dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüſſe reif ſind, ſo werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, das ſtört ſie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn ſie Kennikot, Semler und Michaelis gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, beſonders die Alten, ſo unzufrieden ſah, ſagte ich: Warum habt ihr es gelitten? — Wenn der Schulze will, hier zu Lande, ſagten ſie, was kann man machen? Aber eins iſt recht geſchehen: Der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von ſeiner Frau

Grillen, die ihm ohnedieß die Suppen nicht fett machen, was haben wollte, dachten es mit einander zu theilen; da erfuhr es die Kammer, und sagte: hier herein! denn sie hatte noch alle Prätensionen an den Theil des Pfarrhofes, wo die Bäume standen, und verkaufte sie an den Meistbietenden. Sie liegen! O wenn ich Fürst wäre! ich wollte die Pfarrerin, den Schulzen und die Kammer — Fürst! — Ja, wenn ich Fürst wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande!

Am 10. October.

Wenn ich nur ihre schwarzen Augen sehe, ist mir es schon wohl! Sieh, und was mich verdrießt, ist, daß Albert nicht so beglückt zu seyn scheint, als er — hoffte, als ich — zu seyn glaubte, wenn — Ich mache nicht gern Gedankenstriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken — und mich dünkt deutlich genug.

Am 12. October.

Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter, im dämmernden Lichte des Mondes hinführt. Zu hören vom Gebirge her, im Gebrülle des Waldstroms, halb

verwehtes Aechzen der Geiſter aus ihren Höhlen, und die Wehklagen des zu Tode ſich jammernden Mädchens, um die vier moosbedeckten, grasbewachſenen Steine des Edelgefallnen, ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußſtapfen ſeiner Väter ſucht, und ach! ihre Grabſteine findet, und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der ſich in's rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete, und der Mond ihr bekränztes, ſiegrückkehrendes Schiff beſchien. Wenn ich den tiefen Kummer auf ſeiner Stirn leſe, den letzten, verlaſſenen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken ſehe, wie er immer neue, ſchmerzlichglühende Freuden in der kraftloſen Gegenwart der Schatten ſeiner Abgeſchiedenen einſaugt, und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Graſe niederſieht, und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: Wo iſt der Sänger, Fingals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund! ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehn, meinen Fürſten von der zückenden Qual des langſam abſterbenden Lebens auf einmal befreien, und dem befreiten Halbgott meine Seele nachſenden.

Am 19. October.

Ach dieſe Lücke! dieſe entſetzliche Lücke, die ich hier in meinem Buſen fühle! — Ich denke oft, wenn du ſie nur Einmal, nur Einmal an dieſes Herz drücken könnteſt, dieſe ganze Lücke würde ausgefüllt ſeyn.

Am 26. October.

Ja, es wird mir gewiß, Lieber! gewiß und immer gewiſſer, daß an dem Daſeyn eines Geſchöpfes wenig gelegen iſt, ganz wenig. Es kam eine Freundin zu Lotten, und ich ging herein in's Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht leſen, und dann nahm ich eine Feder zu ſchreiben. Ich hörte ſie leiſe reden; ſie erzählten einander unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten: Wie dieſe heirathet, wie jene krank, ſehr krank iſt; ſie hat einen trocknen Huſten, die Knochen ſtehn ihr zum Geſicht heraus, und kriegt Ohnmachten; ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben, ſagte die eine. Der N. N. iſt auch ſo übel dran, ſagte Lotte. Er iſt geſchwollen, ſagte die andere. — Und meine lebhafte Einbildungskraft verſetzte mich an's Bett dieſer Armen; ich ſah ſie, mit welchem Widerwillen ſie dem Leben den Rücken wandten, wie ſie — Wilhelm! und meine Weibchen redeten davon, wie man eben davon redet — daß ein Fremder ſtirbt. — Und wenn ich mich umſehe, und ſehe das Zimmer an, und rings um mich

mich herum Lottens Kleider, und Alberts Scripturen, und dieſe Meubeln, denen ich nun ſo befreundet bin, ſogar dieſem Dintenfaſſe, und denke: Siehe, was du nun dieſem Hauſe biſt! Alles in allem. Deine Freunde ehren dich! du machſt oft ihre Freude, und deinem Herzen ſcheint es, als wenn es ohne ſie nicht ſeyn könnte; und doch — wenn du nun gingſt, wenn du aus dieſem Kreiſe ſchiedeſt? Würden ſie, wie lange würden ſie die Lücke fühlen, die dein Verluſt in ihr Schickſal reißt? wie lange? — O ſo vergänglich iſt der Menſch, daß er auch da, wo er ſeines Daſeyns eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck ſeiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele ſeiner Lieben, daß er auch da verlöſchen, verſchwinden muß, und das ſo bald!

Am 27. October.

Ich möchte mir oft die Bruſt zerreißen, und das Gehirn einſtoßen, daß man einander ſo wenig ſeyn kann. Ach die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht hinzu bringe, wird mir der andere nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit, werde ich den andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir ſteht.

Am 27. October Abends.

Ich habe ſo viel, und die Empfindung an ihr verſchlingt alles; ich habe ſo viel, und ohne ſie wird mir alles zu nichts.

Am 30. October.

Wenn ich nicht ſchon hundertmal auf dem Puncte geſtanden bin, ihr um den Hals zu fallen! Weiß der große Gott, wie einem das thut, ſo viele Liebenswürdigkeit vor einem herumkreuzen zu ſehen und nicht zugreifen zu dürfen; und das Zugreifen iſt doch der natürlichſte Trieb der Menſchheit! Greifen die Kinder nicht nach allem, was ihnen in den Sinn fällt? — Und ich?

Am 3. November.

Weiß Gott! ich lege mich ſo oft zu Bette, mit dem Wunſche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen: und Morgens ſchlage ich die Augen auf, ſehe die Sonne wieder, und bin elend. O daß ich launiſch ſeyn könnte, könnte die Schuld aufs Wetter, auf einen Dritten, auf eine fehlgeſchlagene Unternehmung ſchieben, ſo würde die unerträgliche Laſt des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Wehe mir! ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elen-

des verborgen iſt, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit. Bin ich nicht noch eben derſelbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumſchwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfaſſen? Und dieß Herz iſt jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen ſind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängſtlich meine Stirn zuſammen. Ich leide viel, denn ich habe verloren was meines Leben einzige Wonne war, die heilige belebende Kraft, mit der ich Welten um mich ſchuf; ſie iſt dahin! — Wenn ich zu meinem Fenſter hinaus an den fernen Hügel ſehe, wie die Morgenſonne über ihn her den Nebel durchbricht, und den ſtillen Wieſengrund beſcheint, und der ſanfte Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden zu mir herſchlängelt, — o! wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht, wie ein lackirtes Bildchen, und alle die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angeſicht ſteht wie ein verſiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer. Ich habe mich oft auf den Boden geworfen, und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm iſt, und um ihn die Erde verdürſtet.

Aber ach! ich fühle es, Gott gibt Regen und Sonnenſchein nicht unſerm ungeſtümen Bitten, und jene Zei-

ten, deren Andenken mich quält, warum waren sie so selig, als weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete, und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innigdankbarem Herzen aufnahm!

Am 8. November.

Sie hat mir meine Excesse vorgeworfen! ach, mit so viel Liebenswürdigkeit! Meine Excesse, daß ich mich manchmal von einem Glase Wein verleiten lasse, eine Bouteille zu trinken. Thun Sie es nicht! sagte sie; denken Sie an Lotten! — Denken! sagte ich, brauchen Sie mir das zu beißen? Ich denke! — ich denke nicht! Sie sind immer vor meiner Seele. Heute saß ich an dem Flecke, wo Sie neulich aus der Kutsche stiegen — sie redete was anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu lassen. Bester! ich bin dahin! Sie kann mit mir machen, was sie will.

Am 15. November.

Ich danke dir, Wilhelm, für deinen herzlichen Antheil, für deinen wohlmeinenden Rath, und bitte dich, ruhig zu seyn. Laß mich ausdulden; ich habe bei aller meiner Mühseligkeit noch Kraft genug durchzusetzen. Ich ehre die Religion, das weißt du, ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie

denn das einem jeden ſeyn? Wenn du die große Welt anſiehſt, ſo ſiehſt du Tauſende, denen ſie es nicht war, Tauſende, denen ſie es nicht ſeyn wird, gepredigt oder ungepredigt, und muß ſie mir es denn ſeyn? Sagt nicht ſelbſt der Sohn Gottes, daß die um ihn ſeyn würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? wenn mich nun der Vater für ſich behalten will, wie mir mein Herz ſagt? — Ich bitte dich, lege das nicht falſch aus; ſieh nicht etwa Spott in dieſen unſchuldigen Worten; es iſt meine ganze Seele, die ich dir vorlege; ſonſt wollte ich lieber, ich hätte geſchwiegen: wie ich denn über alles das, wovon jederman ſo wenig weiß als ich, nicht gerne ein Wort verliere. Was iſt es anders als Menſchenſchickſal, ſein Maß auszuleiden, ſeinen Becher auszutrinken? — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf ſeiner Menſchenlippe zu bitter, warum ſoll ich groß thun, und mich ſtellen, als ſchmeckte er mir ſüß? Und warum ſollte ich mich ſchämen, in dem ſchrecklichen Augenblick, da mein ganzes Weſen zwiſchen Seyn und Nichtſeyn zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finſtern Abgrunde der Zukunft leuchtet, und alles um mich her verſinkt, und mit mir die Welt untergeht — iſt es da nicht die Stimme der ganz in ſich gedrängten, ſich ſelbſt ermangelnden und unaufhaltſam hinabſtürzenden Creatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu kniſchen: Mein Gott! mein

Gott! warum haſt du mich verlaſſen? Und ſollt' ich mich des Ausdruckes ſchämen, ſollte mir es vor dem Augenblicke bange ſeyn, da ihm der nicht entging, der die Himmel zuſammenrollt, wie ein Tuch?

Am 21. November.

Sie ſieht nicht, ſie fühlt nicht, daß ſie ein Gift bereitet, das mich und ſie zu Grunde richten wird; und ich, mit voller Wolluſt ſchlürfe den Becher aus, den ſie mir zu meinem Verderben reicht. Was ſoll der gütige Blick, mit dem ſie mich oft — oft? — nein, nicht oft, aber doch manchmal anſieht, die Gefälligkeit, womit ſie einen unwillkürlichen Ausdruck meines Gefühles aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das ſich auf ihrer Stirne zeichnet?

Geſtern, als ich wegging, reichte ſie mir die Hand, und ſagte: Adieu, lieber Werther! — Lieber Werther! Es war das erſtemal, daß ſie mich Lieber hieß, und es ging mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir hundertmal wiederholt, und geſtern Nacht, da ich zu Bette gehen wollte, und mit mir ſelbſt allerlei ſchwatzte, ſagte ich ſo auf einmal: Gute Nacht, lieber Werther! und mußte hernach ſelbſt über mich lachen.

Am 22. November.

Ich kann nicht beten: Laß mir ſie! und doch kommt ſie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten:

Gib mir ſie! denn ſie iſt eines Andern. Ich wühle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antitheſen.

Am 24. November.

Sie fühlt, was ich dulde. Heute iſt mir ihr Blick tief durch's Herz gedrungen. Ich fand ſie allein; ich ſagte nichts, und ſie ſah mich an. Und ich ſah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geiſtes, das war alles vor meinen Augen verſchwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll Ausdruck des innigſten Antheils, des ſüßeſten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen? warum durfte ich nicht an ihrem Halſe mit tauſend Küſſen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Clavier, und hauchte mit ſüßer, leiſer Stimme harmoniſche Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen ſo reizend geſehen; es war, als wenn ſie ſich lechzend öffneten, jene ſüßen Töne in ſich zu ſchlürfen, die aus dem Inſtrument hervorquollen, und nur der himmliſche Widerhall aus dem reinen Munde zurückklänge. — Ja, wenn ich dir das ſo ſagen könnte! — Ich widerſtand nicht länger, neigte mich und ſchwur: nie will ich es wagen einen Kuß euch aufzudrücken, Lippen! auf denen die Geiſter des Himmels ſchweben. — Und doch — ich will — Ha! ſiehſt du, das ſteht wie

eine Scheidewand vor meiner Seele — dieſe Seligkeit — und dann untergegangen, dieſe Sünde abzubüßen — Sünde?

Am 26. November.

Manchmal ſag' ich mir: Dein Schickſal iſt einzig; preiſe die übrigen glücklich — ſo iſt noch keiner gequält worden. Dann leſe ich einen Dichter der Vorzeit, und es iſt mir, als ſäh' ich in mein eignes Herz. Ich habe ſo viel auszuſtehen! Ach ſind denn Menſchen vor mir ſchon ſo elend geweſen?

Am 30. November.

Ich ſoll, ich ſoll nicht zu mir ſelbſt kommen! wo ich hintrete, begegnet mir eine Erſcheinung, die mich aus aller Faſſung bringt. Heute! o Schickſal! o Menſchheit!

Ich gehe an dem Waſſer hin in der Mittagsſtunde, ich hatte keine Luſt zu eſſen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von fern ſah' ich einen Menſchen in einem grünen, ſchlechten Rocke, der zwiſchen den Felſen herum rabbelte, und Kräuter zu ſuchen ſchien. Als ich näher zu ihm kam, und er ſich auf das Geräuſch, das ich machte, herumdrehte, ſahe ich eine intereſſante Phyſiognomie, darin eine ſtille Trauer den

Hauptzug machte, die aber ſonſt nichts, als einen gera-
den guten Sinn ausdrückte; ſeine ſchwarzen Haare wa-
ren mit Nadeln in zwey Rollen geſteckt, und die übrigen
in einen ſtarken Zopf geflochten, der ihm den Rücken
herunter hing. Da mir ſeine Kleidung einen Menſchen
von geringem Stande zu bezeichnen ſchien, glaubte ich,
er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf ſeine Be-
ſchäftigung aufmerkſam wäre, und daher fragte ich ihn,
was er ſuchte? Ich ſuche, antwortete er mit einem tie-
fen Seufzer, Blumen — und finde keine. — Das iſt
auch die Jahrszeit nicht, ſagte ich lächelnd. — Es gibt
ſo viele Blumen, ſagte er, indem er zu mir herunter
kam. In meinem Garten ſind Roſen und Jelänger-
jelieber zweyerlei Sorten, eine hat mir mein Vater gege-
ben, ſie wachſen wie Unkraut; ich ſuche ſchon zwey Tage
darnach, und kann ſie nicht finden. Da haußen ſind
auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und
das Tauſendgüldenkraut hat ein ſchönes Blümchen. Kei-
nes kann ich finden. — Ich merkte was Unheimliches,
und drum fragte ich durch einen Umweg: Was will Er
denn mit den Blumen? Ein wunderbares zuckendes Lä-
cheln verzog ſein Geſicht. — Wenn Er mich nicht ver-
rathen will, ſagte er, indem er den Finger auf den Mund
drückte, ich habe meinem Schatz einen Strauß verſpre-
chen. Das iſt brav, ſagte ich. O, ſagte er, ſie hat
viel andere Sachen, ſie iſt reich. — Und doch hat ſie
Seinen Strauß lieb, verſetzte ich. — O! fuhr er fort,

sie hat Juwelen und eine Krone. — Wie heißt sie denn? — Wenn mich die Generalstaaten bezahlen wollten, versetzte er, ich wär' ein anderer Mensch! Ja, es war einmal eine Zeit, da mir es so wohl war! Jetzt ist es aus mit mir. Ich bin nun — Ein nasser Blick zum Himmel drückte alles aus. — Er war also glücklich? fragte ich. — Ach ich wollte, ich wäre wieder so! sagte er. Da war mir es so wohl, so lustig, so leicht, wie einem Fische im Wasser! — Heinrich! rief eine alte Frau, die den Weg herkam, Heinrich, wo steckst du? wir haben dich überall gesucht, komm zum Essen — Ist das Euer Sohn? fragt' ich, zu ihr tretend. Wohl, mein armer Sohn! versetzte sie. Gott hat mir ein schweres Kreuz aufgelegt. Wie lange ist er so? fragte ich. So stille, sagte sie, ist er nun ein halbes Jahr. Gott sey Dank, daß er nur so weit ist; vorher war er ein ganzes Jahr rasend, da hat er an Ketten im Tollhause gelegen. Jetzt thut er niemand nichts; nur hat er immer mit Königen und Kaisern zu schaffen. Er war ein so guter stiller Mensch, der mich ernähren half, seine schöne Hand schrieb, und auf einmal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raserey, und nun ist er, wie Sie ihn sehen. Wenn ich Ihm erzählen sollte, Herr — Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er so glücklich, so wohl darin gewesen sey? Der thörichte Mensch! rief sie mit mitleidigem Lächeln, da meint er die

Zeit, da er von ſich war, das rühmt er immer; das iſt die Zeit, da er im Tollhauſe war, wo er nichts von ſich wußte. — Das fiel mir auf, wie ein Donnerſchlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand, und verließ ſie eilend.

Da du glücklich warſt! rief ich aus, ſchnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend, da dir es wohl war, wie einem Fiſch im Waſſer! — Gott im Himmel! Haſt du das zum Schickſale der Menſchen gemacht, daß ſie nicht glücklich ſind, als ehe ſie zu ihrem Verſtande kommen, und wenn ſie ihn wieder verlieren! — Elender! und auch wie beneide ich deinen Trübſinn, die Verwirrung deiner Sinne, in der du verſchmachteſt! Du gehſt hoffnungsvoll aus, deiner Königin Blumen zu pflücken — im Winter — und trauerſt, da du keine findeſt, und begreifſt nicht, warum du keine finden kannſt. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus, und kehre wieder heim, wie ich gekommen bin. — Du wähnſt, welcher Menſch du ſeyn würdeſt, wenn die Generalſtaaten dich bezahlten. Seliges Geſchöpf! das den Mangel ſeiner Glückſeligkeit einer irdiſchen Hinderniß zuſchreiben kann. Du fühlſt nicht! du fühlſt nicht, daß in deinem zerſtörten Herzen, in deinem zerrütteten Gehirne dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde dir nicht helfen können.

Müſſe der troſtlos umkommen, der eines Kranken ſpottet, der nach der entfernteſten Quelle reiſ't, die ſeine

Krankheit vermehren, sein Ausleben schmerzhafter machen wird! der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse los zu werden, und die Leiden seiner Seele abzuthun, eine Pilgrimschaft nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Fußtritt, der seine Sohlen auf ungebahntem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereise legt sich das Herz um viele Bedrängnisse leichter nieder. — Und dürft ihr das Wahn nennen, ihr Wortkrämer auf euren Polstern? — Wahn! — O Gott! du siehst meine Thränen! Mußtest du, der du den Menschen arm genug erschufst, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das bißchen Armuth, das bißchen Vertrauen noch raubten, das er auf dich hat, auf dich, du Alliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinstockes, was ist es, als Vertrauen zu dir, daß du in alles, was uns umgibt, Heil- und Linderungskraft gelegt hast, der wir so stündlich bedürfen? Vater! den ich nicht kenne! Vater! der sonst meine ganze Seele füllte, und nun sein Angesicht von mir gewendet hat! rufe mich zu dir! schweige nicht länger! dein Schweigen wird diese dürstende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte. Die Welt

iſt überall einerlei, auf Mühe und Arbeit, Lohn und Freude; aber was ſoll mir das? mir iſt nur wohl, wo du biſt, und vor deinem Angeſichte will ich leiden und genießen. — Und du, lieber himmliſcher Vater, ſollteſt ihn von dir weiſen?

Am 1. December.

Wilhelm! der Menſch, von dem ich dir ſchrieb, der glückliche Unglückliche, war Schreiber bei Lottens Vater, und eine Leidenſchaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte, und worüber er aus dem Dienſt geſchickt wurde, hat ihn raſend gemacht. Fühle, bei dieſen trocknen Worten, mit welchem Unſinne mich die Geſchichte ergriffen hat, da mir ſie Albert eben ſo gelaſſen erzählte, als du ſie vielleicht lieſeſt.

Am 4. December.

Ich bitte dich — Siehſt du, mit mir iſt's aus, ich trag' es nicht länger! Heute ſaß ich bei ihr — ſaß, ſie ſpielte auf ihrem Clavier, mannichfaltige Melodien, und all den Ausdruck! all! — all! — Was willſt du? — Ihr Schweſterchen putzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir in's Geſicht — meine Thränen floſſen — Und auf einmal fiel ſie in die alte himmelſüße

Melodie ein, so auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Trostgefühl, und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düstern Zwischenräume, des Verdrusses, der fehlgeschlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder, mein Herz erstickte unter dem Zudringen. Um Gottes willen, sagte ich, mit einem heftigen Ausbruch hin gegen sie fahrend, um Gottes willen, hören Sie auf! Sie hielt, und sah mich starr an. Werther, sagte sie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging, Werther, Sie sind sehr krank, Ihre Lieblingsgerichte widerstehen Ihnen. Gehn Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich. Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! du siehst mein Elend, und wirst es enden.

Am 6. December.

Wie mich die Gestalt verfolgt! Wachend und träumend füllt sie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen schließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft sich vereinigt, stehn ihre schwarzen Augen. Hier! ich kann dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, so sind sie da; wie ein Abgrund ruhen sie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er sie am

ndthigſten braucht? Und wenn er in Freude ſich auf-
ſchwingt, oder im Leiden verſinkt, wird er nicht in bei-
den eben da aufgehalten, eben da zu dem ſtumpfen, kal-
ten Bewußtſeyn wieder zurückgebracht, da er ſich in der
Fülle des Unendlichen zu verlieren ſehnte?

Der Herausgeber an den Leser.

Wie sehr wünscht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unsers Freundes so viel eigenhändige Zeugnisse übrig geblieben wären, daß ich nicht nöthig hätte, die Folge seiner hinterlaßnen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe mir angelegen seyn lassen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu sammeln, die von seiner Geschichte wohl unterrichtet seyn konnten; sie ist einfach, und es kommen alle Erzählungen davon bis auf wenige Kleinigkeiten mit einander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Personen sind die Meinungen verschieden, und die Urtheile getheilt.

Was bleibt uns übrig, als dasjenige, was wir mit wiederholter Mühe erfahren können, gewissenhaft zu erzählen, die von dem Abscheidenden hinterlassenen Briefe einzuschalten, und das kleinste aufgefundene Blättchen nicht gering zu achten; zumal, da es so schwer ist, die eigensten, wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken, wenn sie unter Menschen vorgeht, die nicht gemeiner Art sind.

Unmuth und Unluſt hatten in Werthers Seele immer tiefer Wurzel geſchlagen, ſich feſter unter einander verſchlungen und ſein ganzes Weſen nach und nach eingenommen. Die Harmonie ſeines Geiſtes war völlig zerſtört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte ſeiner Natur durch einander arbeitete, brachte die widrigſten Wirkungen hervor, und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängſtlicher empor ſtrebte, als er mit allen Uebeln bisher gekämpft hatte. Die Beängſtigung ſeines Herzens zehrte die übrigen Kräfte ſeines Geiſtes, ſeine Lebhaftigkeit, ſeinen Scharfſinn auf; er ward ein trauriger Geſellſchafter, immer unglücklicher, und immer ungerechter, je unglücklicher er ward. Wenigſtens ſagen dieß Alberts Freunde; ſie behaupten, daß Werther einen reinen, ruhigen Mann, der nun eines lang gewünſchten Glücks theilhaftig geworden, und ſein Betragen, ſich dieſes Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurtheilen können, er, der gleichſam mit jedem Tage ſein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. Albert, ſagen ſie, hatte ſich in ſo kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derſelbige, den Werther ſo vom Anfang her kannte, ſo ſehr ſchätzte und ehrte. Er liebte Lotten über alles, er war ſtolz auf ſie, und wünſchte ſie auch von jederman als das herrlichſte Geſchöpf anerkannt zu wiſſen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachts abzuwenden wünſchte,

wenn er in dem Augenblicke mit niemand dieſen köſtlichen Beſitz auch auf die unſchuldigſte Weiſe zu theilen Luſt hatte? Sie geſtehen ein, daß Albert oft das Zimmer ſeiner Frau verlaſſen, wenn Werther bei ihr war, aber nicht aus Haß noch Abneigung gegen ſeinen Freund, ſondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieſer von ſeiner Gegenwart gedrückt ſey.

Lottens Vater war von einem Uebel befallen worden, das ihn in der Stube hielt; er ſchickte ihr ſeinen Wagen, und ſie fuhr hinaus. Es war ein ſchöner Wintertag, der erſte Schnee war ſtark gefallen, und deckte die ganze Gegend.

Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert ſie nicht abzuholen käme, ſie herein zu begleiten.

Das klare Wetter konnte wenig auf ſein trübes Gemüth wirken, ein dumpfer Druck lag auf ſeiner Seele, die traurigen Bilder hatten ſich bei ihm feſtgeſetzt, und ſein Gemüth kannte keine Bewegung, als von einem ſchmerzlichen Gedanken zum andern.

Wie er mit ſich in ewigem Unfrieden lebte, ſchien ihm auch der Zuſtand andrer nur bedenklicher und verworrener; er glaubte, das ſchöne Verhältniß zwiſchen Albert und ſeiner Gattin geſtört zu haben, er machte ſich Vorwürfe darüber, in die ſich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten miſchte.

Seine Gedanken fielen auch unterwegs auf dieſen

Gegenſtand. Ja, ja, ſagte er zu ſich ſelbſt, mit heimlichem Zähnknirſchen: das iſt der vertraute, freundliche, zärtliche, an allem theilnehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sattigkeit iſt's und Gleichgültigkeit! Zieht ihn nicht jedes elende Geſchäft mehr an, als die theure, köſtliche Frau? Weiß er ſein Glück zu ſchätzen? Weiß er ſie zu achten, wie ſie es verdient? Er hat ſie, nun gut er hat ſie — Ich weiß das, wie ich was anders auch weiß, ich glaube an den Gedanken gewöhnt zu ſeyn, er wird mich noch raſend machen, er wird mich noch umbringen — Und hat denn die Freundſchaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten ſchon einen Eingriff in ſeine Rechte, in meiner Aufmerkſamkeit für ſie einen ſtillen Vorwurf? Ich weiß es wohl, ich fühl' es, er ſieht mich ungern, er wünſcht meine Entfernung, meine Gegenwart iſt ihm beſchwerlich.

Oft hielt er ſeinen raſchen Schritt an, oft ſtand er ſtille, und ſchien umkehren zu wollen; allein er richtete ſeinen Gang immer wieder vorwärts, und war mit dieſen Gedanken und Selbſtgeſprächen endlich gleichſam wider Willen bei dem Jagdhauſe angekommen.

Er trat in die Thür, fragte nach dem Alten und nach Lotten, er fand das Haus in einiger Bewegung. Der älteſte Knabe ſagte ihm, es ſey drüben in Wahlheim ein Unglück geſchehn, es ſey ein Bauer erſchlagen worden! — Es machte das weiter keinen Ein-

druck auf ihn. — Er trat in die Stube, und fand Lotten beſchäftigt, dem Alten zuzureden, der ungeachtet ſeiner Krankheit hinüber wollte, um an Ort und Stelle die That zu unterſuchen. Der Thäter war noch unbekannt, man hatte den Erſchlagenen des Morgens vor der Hausthür gefunden, man hatte Muthmaßungen: der Entleibte war Knecht einer Witwe, die vorher einen andern im Dienſte gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hauſe gekommen war.

Da Werther dieſes hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. Iſt's möglich! rief er aus; ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruhn. Er eilte nach Wahlheim zu, jede Erinnerung ward ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Menſch die That begangen, den er ſo manchmal geſprochen, der ihm ſo werth geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach der Schenke zu kommen, wo ſie den Körper hingelegt hatten, entſetzt' er ſich vor dem ſonſt ſo geliebten Platze. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder ſo oft geſpielt hatten, war mit Blut beſudelt. Liebe und Treue, die ſchönſten menſchlichen Empfindungen, hatten ſich in Gewalt und Mord verwandelt. Die ſtarken Bäume ſtanden ohne Laub und bereift; die ſchönen Hecken, die ſich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert und die Grabſteine ſahen mit Schnee bedeckt durch die Lücken hervor.

Als er ſich der Schenke näherte, vor welcher das ganze Dorf verſammelt war, entſtand auf einmal ein Geſchrei. Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer, und ein jeder rief, daß man den Thäter herbeiführe. Werther ſah hin und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja! es war der Knecht, der jene Witwe ſo ſehr liebte, den er vor einiger Zeit mit dem ſtillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend, angetroffen hatte.

Was haſt du begangen, Unglücklicher! rief Werther aus, indem er auf den Gefangnen losging. Dieſer ſah ihn ſtill an, ſchwieg, und verſetzte endlich ganz gelaſſen: „Keiner wird ſie haben, ſie wird keinen haben.“ Man brachte den Gefangnen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entſetzliche, gewaltige Berührung war alles, was in ſeinem Weſen lag, durch einander geſchüttelt worden. Aus ſeiner Trauer, ſeinem Mißmuth, ſeiner gleichgültigen Hingegebenheit wurde er auf einen Augenblick herausgeriſſen; unüberwindlich bemächtigte ſich die Theilnehmung ſeiner, und es ergriff ihn eine unſägliche Begierde, den Menſchen zu retten. Er fühlte ihn ſo unglücklich, er fand ihn als Verbrecher ſelbſt ſo ſchuldlos, er ſetzte ſich ſo tief in ſeine Lage, daß er gewiß glaubte, auch Andere davon zu überzeugen. Schon wünſchte er für ihn ſprechen zu können, ſchon drängte ſich der lebhafteſte Vortrag nach ſeinen Lippen, er eilte

nach dem Jagdhause, und konnte sich unterwegs nicht enthalten, alles das, was er dem Amtmann vorstellen wollte, schon halb laut auszusprechen.

Als er in die Stube trat, fand er Alberten gegenwärtig, dieß verstimmte ihn einen Augenblick; doch faßte er sich bald wieder, und trug dem Amtmann feurig seine Gesinnungen vor. Dieser schüttelte einigemal den Kopf, und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenschaft und Wahrheit alles vorbrachte, was ein Mensch zur Entschuldigung eines Menschen sagen kann, so war doch, wie sich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unsern Freund nicht ausreden, widersprach ihm eifrig, und tadelte ihn, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme! Er zeigte ihm, daß auf diese Weise jedes Gesetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staats zu Grund gerichtet werde; auch setzte er hinzu, daß er in einer solchen Sache nichts thun könne, ohne sich die größte Verantwortung aufzuladen, es müsse alles in der Ordnung, in dem vorgeschriebenen Gang gehen.

Werther ergab sich noch nicht, sondern bat nur, der Amtmann möchte durch die Finger sehn, wenn man dem Menschen zur Flucht behülflich wäre! Auch damit wies ihn der Amtmann ab. Albert, der sich endlich in's Gespräch mischte, trat auch auf des Alten Seite: Werther wurde überstimmt, und mit einem entsetzlichen

Leiden machte er sich auf den Weg, nachdem ihm der Amtmann einigemal gesagt hatte: Nein, er ist nicht zu retten!

Wie sehr ihm diese Worte aufgefallen seyn müssen, sehn wir aus einem Zettelchen, das sich unter seinen Papieren fand, und das gewiß an dem nämlichen Tage geschrieben worden:

„Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! Ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind."

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns gesprochen, war Werthern höchst zuwider gewesen: er glaubte einige Empfindlichkeit gegen sich darin bemerkt zu haben, und wenn gleich bei mehrerem Nachdenken seinem Scharfsinne nicht entging, daß beide Männer recht haben möchten, so war es ihm doch, als ob er seinem innersten Daseyn entsagen müßte, wenn er es gestehen, wenn er es zugeben sollte.

Ein Blättchen, das sich darauf bezieht, das vielleicht sein ganzes Verhältniß zu Albert ausdrückt, finden wir unter seinen Papieren.

„Was hilft es, daß ich mir's sage und wieder sage, er ist brav und gut, aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht seyn.“

Weil es ein gelinder Abend war, und das Wetter anfing sich zum Thauen zu neigen, ging Lotte mit Alberten zu Fuße zurück. Unterwegs sah sie sich hier und da um, eben, als wenn sie Werthers Begleitung vermißte. Albert fing von ihm an zu reden, er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er berührte seine unglückliche Leidenschaft und wünschte, daß es möglich seyn möchte ihn zu entfernen. Ich wünsch' es auch um unsertwillen, sagt' er, und ich bitte dich, fuhr er fort, siehe zu, seinem Betragen gegen dich eine andere Richtung zu geben, seine öftern Besuche zu vermindern. Die Leute werden aufmerksam, und ich weiß, daß man hier und da drüber gesprochen hat. Lotte schwieg, und Albert schien ihr Schweigen empfunden zu haben; wenigstens seit der Zeit erwähnte er Werthers nicht mehr gegen sie, und wenn sie seiner erwähnte, ließ er das Gespräch fallen, oder lenkte es wo anders hin.

Der vergebliche Versuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Auflodern der Flamme eines verlöschenden Lichtes; er versank nur desto tiefer in Schmerz und Unthätigkeit;

beſonders kam er faſt außer ſich, als er hörte, daß man ihn vielleicht gar zum Zeugen gegen den Menſchen, der ſich nun auf's Läugnen legte, auffordern könnte.

Alles was ihm Unangenehmes jemals in ſeinem wirkſamen Leben begegnet war, der Verdruß bei der Geſandtſchaft, alles was ihm ſonſt mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in ſeiner Seele auf und nieder. Er fand ſich durch alles dieſes wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand ſich abgeſchnitten von aller Ausſicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geſchäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und ſo rückte er endlich, ganz ſeiner wunderbaren Empfindung, Denkart, und einer endloſen Leidenſchaft hingegeben, in dem ewigen Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geſchöpfe, deſſen Ruhe er ſtörte, in ſeine Kräfte ſtürmend, ſie ohne Zweck und Ausſicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende näher.

Von ſeiner Verworrenheit, Leidenſchaft, von ſeinem raſtloſen Treiben und Streben, von ſeiner Lebensmüde, ſind einige hinterlaſſene Briefe die ſtärkſten Zeugniſſe, die wir hier einrücken wollen.

Am 12. December.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zuſtande, in dem jene Unglücklichen geweſen ſeyn müſſen, von denen

man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umher getrieben. Manchmal ergreift mich's; es ist nicht Angst, nicht Begier — es ist ein inneres unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe! wehe! und dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahrszeit.

Gestern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen, ich hatte gehört, der Fluß sey übergetreten, alle Bäche geschwollen, und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überschwemmt! Nachts nach eilfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Aecker und Wiesen und Hecken und alles, und das weite Thal hinauf und hinab Eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat, und über der schwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich-herrlichem Wiederschein rollte und klang: da überfiel mich ein Schauer, und wieder ein Sehnen! Ach mit offnen Armen stand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinab zu stürzen! dahin zu brausen wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochtest du nicht, und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O Wilhelm!

wie gern hätte ich mein Menſchſeyn drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu faſſen! Ha! und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal dieſe Wonne zu Theil? —

Und wie ich wehmüthig hinabſah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht, auf einem heißen Spaziergange, — das war auch überſchwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm. Und ihre Wieſen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! wie verſtört jetzt vom reißenden Strom unſere Laube! dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenſtrahl blickte herein, wie einem Gefangenen ein Traum von Heerden, Wieſen und Ehrenämtern! Ich ſtand! — Ich ſchelte mich nicht, denn ich habe Muth zu ſterben. — Ich hätte — Nun ſitze ich hier, wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen ſtoppelt und ihr Brot an den Thüren, um ihr hinſterbendes, freudeloſes Daſeyn noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

Den 14. December.

„Was iſt das, mein Lieber? Ich erſchrecke vor mir ſelbſt! Iſt nicht meine Liebe zu ihr die heiligſte, reinſte, brüderlichſte Liebe? Habe ich jemals einen ſtrafbaren Wunſch in meiner Seele gefühlt? — Ich will nicht betheuern — Und nun, Träume! O wie

wahr fühlten die Menſchen, die ſo widerſprechende Wirkungen fremden Mächten zuſchrieben! Dieſe Nacht! ich zittre es zu ſagen, hielt ich ſie in meinen Armen, feſt an meinen Buſen gedrückt, und deckte ihren liebelispelnden Mund mit unendlichen Küſſen; mein Auge ſchwamm in der Trunkenheit des übrigen! Gott! bin ich ſtrafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir dieſe glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurück zu rufen? Lotte! Lotte! — Und mit mir iſt es aus! meine Sinne verwirren ſich, ſchon acht Tage habe ich keine Beſinnungskraft mehr, meine Augen ſind voll Thränen; ich bin nirgend wohl, und überall wohl; ich wünſche nichts, ich verlange nichts; mir wäre beſſer ich ginge."

Der Entſchluß, die Welt zu verlaſſen, hatte in dieſer Zeit, unter ſolchen Umſtänden in Werthers Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer ſeine letzte Ausſicht und Hoffnung geweſen; doch hatte er ſich geſagt, es ſolle keine übereilte, keine raſche That ſeyn, er wolle mit der beſten Ueberzeugung, mit der möglichſt ruhigen Entſchloſſenheit dieſen Schritt thun.

Seine Zweifel, ſein Streit mit ſich ſelbſt, blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahrſcheinlich ein angefangener Brief an Wilhelm iſt, und ohne Datum unter ſeinen Papieren gefunden worden.

„Ihre Gegenwart, ihr Schickſal, ihre Theilnehmung an dem meinigen, preßt noch die letzten Thränen aus meinem verſengten Gehirne.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten! das iſt alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten ausſieht? und man nicht wiederkehrt? Und daß das nun die Eigenſchaft unſers Geiſtes iſt, da Verwirrung und Finſterniß zu ahnen, wovon wir nichts beſtimmtes wiſſen.“

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr verwandt und befreundet, und ſein Vorſatz feſt und unwiderruflich, wovon folgender zweydeutige Brief, den er an ſeinen Freund ſchrieb, ein Zeugniß abgibt.

Am 20. December.

„Ich danke deiner Liebe, Wilhelm, daß du das Wort ſo aufgefangen haſt. Ja, du haſt Recht: mir wäre beſſer, ich ginge. Der Vorſchlag, den du zu einer Rückkehr zu euch thuſt, gefällt mir nicht ganz; wenigſtens möchte ich noch gerne einen Umweg machen, beſonders da wir anhaltenden Froſt und gute Wege zu hoffen haben. Auch iſt mir es ſehr lieb, daß du kommen willſt, mich abzuholen; verziehe nur noch vierzehn Tage, und erwarte noch einen Brief von mir mit dem Weiteren. Es iſt nöthig, daß nichts gepflückt werde, ehe es reif

iſt; und vierzehn Tage auf oder ab thun viel. Meiner Mutter ſollſt du ſagen: daß ſie für ihren Sohn beten ſoll, und daß ich ſie um Vergebung bitte, wegen alles Verdruſſes, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schickſal, die zu betrüben, denen ich Freude ſchuldig war. Lebwohl, mein Theuerſter! Allen Segen des Himmels über dich! Lebwohl!"

Was in dieſer Zeit in Lottens Seele vorging, wie ihre Geſinnungen gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund geweſen, getrauen wir uns kaum mit Worten auszudrücken, ob wir uns gleich davon, nach der Kenntniß ihres Charakters, wohl einen ſtillen Begriff machen können, und eine ſchöne weibliche Seele ſich in die ihrige denken und mit ihr empfinden kann.

So viel iſt gewiß, ſie war feſt bei ſich entſchloſſen alles zu thun, um Werthern zu entfernen, und wenn ſie zauderte, ſo war es eine herzliche, freundſchaftliche Schonung, weil ſie wußte, wie viel es ihn koſten, ja, daß es ihm beinahe unmöglich ſeyn würde. Doch ward ſie in dieſer Zeit mehr gedrängt Ernſt zu machen; es ſchwieg ihr Mann ganz über dieß Verhältniß, wie ſie auch immer darüber geſchwiegen hatte, und um ſo mehr war ihr angelegen, ihm durch die That zu beweiſen, wie ihre Geſinnungen der ſeinigen werth ſeyen.

An demſelben Tage, als Werther den zuletzt einge-

ſchalteten Brief an ſeinen Freund geſchrieben, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten und fand ſie allein. Sie beſchäftigte ſich einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die ſie ihren kleinen Geſchwiſtern zum Chriſtgeſchenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erſcheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln, in paradieſiſche Entzückung ſetzte. Sie ſollen, ſagte Lotte, indem ſie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, Sie ſollen auch beſchert kriegen, wenn Sie recht geſchickt ſind; ein Wachsſtöckchen und noch was. — „Und was heißen Sie geſchickt ſeyn? rief er aus; wie ſoll ich ſeyn? wie kann ich ſeyn? beſte Lotte!“ Donnerſtag Abend, ſagte ſie, iſt Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt jedes das Seinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher. — Werther ſtutzte. — Ich bitte Sie, fuhr ſie fort, es iſt nun einmal ſo, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht ſo bleiben. — Er wendete ſeine Augen von ihr, und ging in der Stube auf und ab, und murmelte das: Es kann nicht ſo bleiben, zwiſchen den Zähnen. Lotte, die den ſchrecklichen Zuſtand fühlte, worein ihn dieſe Worte verſetzt hatten, ſuchte durch allerlei Fragen ſeine Gedanken abzulenken, aber vergebens. „Nein, Lotte, rief er aus,

denn ſchon lange ängſtet mich, für Sie und uns, die Einſchränkung in die Sie ſich dieſe Zeit her ſelbſt gebannt haben. Gewinnen Sie es über ſich! Eine Reiſe wird Sie, muß Sie zerſtreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenſtand Ihrer Liebe, und kehren Sie zurück, und laſſen Sie uns zuſammen die Seligkeit einer wahren Freundſchaft genießen.

„Das könnte man, ſagte er mit einem kalten Lachen, drucken laſſen, und allen Hofmeiſtern empfehlen. Liebe Lotte! laſſen Sie mir noch ein klein wenig Ruh, es wird alles werden!“ — Nur das, Werther, daß Sie nicht eher kommen als Weihnachtsabend! — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot ſich einen froſtigen Guten Abend, und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Diſcurs an, der bald aus war, Albert deßgleichen, der ſodann ſeine Frau nach gewiſſen Aufträgen fragte, und als er hörte, ſie ſeyen noch nicht ausgerichtet, ihr einige Worte ſagte, die Werthern kalt, ja gar hart vorkamen. Er wollte gehen, er konnte nicht, und zauderte bis acht, da ſich denn ſein Unmuth und Unwillen immer vermehrte, bis der Tiſch gedeckt wurde, und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben, er aber, der nur ein unbedeutendes Compliment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen, und ging weg.

Er kam nach Hauſe, nahm ſeinem Burſchen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand, und ging

allein in sein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit sich selbst, ging heftig die Stube auf und ab, und warf sich endlich in seinen Kleidern auf's Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen eilf wagte hinein zu gehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefeln ausziehen sollte? das er denn zuließ, und dem Bedienten verbot den andern Morgen in's Zimmer zu kommen, bis er ihn rufen würde.

Montags früh, den ein und zwanzigsten December, schrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach seinem Tode versiegelt auf seinem Schreibtische gefunden und ihr überbracht hat, und den ich absatzweise hier einrücken will, so wie aus den Umständen erhellet, daß er ihn geschrieben habe.

„Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben, und das schreibe ich dir ohne romantische Ueberspannung, gelassen, an dem Morgen des Tages, an dem ich dich zum letztenmale sehen werde. Wenn du dieses liesest, meine Beste, deckt schon das kühle Grab die erstarrten Reste des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke seines Lebens keine größere Süßigkeit weiß, als sich mit dir zu unterhalten. Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt, und ach! eine wohlthätige Nacht. Sie ist es, die meinen Entschluß befestigt, bestimmt hat: ich will sterben! Wie ich mich gestern von dir riß, in

der fürchterlichen Empörung meiner Sinne, wie ſich alles, das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungsloſes, freudeloſes Daſeyn neben dir, in gräßlicher Kälte mich anpackte — ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich außer mir auf meine Knie, und o Gott! du gewährteſt mir das letzte Labſal der bitterſten Thränen! Tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zuletzt ſtand er da, feſt, ganz, der letzte, einzige Gedanke: ich will ſterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens, in der Ruhe des Erwachens, ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfre für dich. Ja, Lotte! warum ſollte ich es verſchweigen? Eins von uns dreyen muß hinweg, und das will ich ſeyn! O meine Beſte! in dieſem zerriſſenen Herzen iſt es wüthend herumgeſchlichen, oft — deinen Mann zu ermorden! — dich! — mich! — So ſey es! — Wenn du hinauf ſteigſt auf den Berg, an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnere dich meiner, wie ich ſo oft das Thal herauf kam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Scheine der ſinkenden Sonne hin und her wiegt — Ich war ruhig, da ich anfing; nun, nun weine ich wie ein Kind, da alles das ſo lebhaft um mich wird" —

Gegen zehn Uhr rief Werther seinem Bedienten, und unter dem Anziehen sagte er ihm, wie er in einigen Tagen verreisen würde, er solle daher die Kleider auskehren, und alles zum Einpacken zurecht machen; auch gab er ihm Befehl, überall Conto's zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuholen, und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwey Monate voraus zu bezahlen.

Er ließ sich das Essen auf die Stube bringen, und nach Tische ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hause antraf. Er ging tiefsinnig im Garten auf und ab, und schien noch zuletzt alle Schwermuth der Erinnerung auf sich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe, sie verfolgten ihn, sprangen an ihm hinauf, erzählten ihm, daß, wenn Morgen, und wieder Morgen, und noch ein Tag wäre, sie die Christgeschenke bei Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die sich ihre kleine Einbildungskraft versprach. Morgen! rief er aus, und wieder Morgen! und noch ein Tag! und küßte sie alle herzlich, und wollte sie verlassen, als ihm der Kleine noch etwas in das Ohr sagen wollte. Der verrieth ihm, die großen Brüder hätten schöne Neujahrswünsche geschrieben, so groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotten einen, und auch einen für Herrn Werther; die wollten sie am Neujahrstage früh überreichen. Das übermannte ihn; er schenkte jedem etwas, setzte sich zu

Pferde, ließ den Alten grüßen, und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen fünf kam er nach Hause, befahl der Magd nach dem Feuer zu sehen, und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäsche unten in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf schrieb er wahrscheinlich folgenden Absatz seines letzten Briefes an Lotten:

„Du erwartest mich nicht! du glaubst, ich würde gehorchen, und erst Weihnachtsabend dich wiedersehn. O Lotte! heut oder nie mehr. Weihnachtsabend hältst du dieses Papier in deiner Hand, zitterst, und benetzest es mit deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O wie wohl ist es mir, daß ich entschlossen bin."

Lotte war indeß in einen sonderbaren Zustand gerathen. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte sie empfunden, wie schwer es ihr fallen werde, sich von ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er sich von ihr entfernen sollte.

Es war wie im Vorübergehn in Alberts Gegenwart gesagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wieder kommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbarschaft geritten, mit dem er Geschäfte abzuthun hatte, und wo er über Nacht ausbleiben mußte.

Sie saß nun allein, keins von ihren Geschwistern war um sie, sie überließ sich ihren Gedanken, die stille über ihren Verhältnissen herumschweiften. Sie sah sich nun mit dem Mann auf ewig verbunden, dessen Liebe und Treue sie kannte, dem sie von Herzen zugethan war, dessen Ruhe, dessen Zuverlässigkeit recht vom Himmel dazu bestimmt zu seyn schien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen sollte; sie fühlte was er ihr und ihren Kindern auf immer seyn würde. Auf der andern Seite war ihr Werther so theuer geworden, gleich von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Uebereinstimmung ihrer Gemüther so schön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie Interessantes fühlte und dachte, war sie gewohnt mit ihm zu theilen, und seine Entfernung drohete in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte sie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können! wie glücklich wäre sie gewesen! — hätte sie ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen dürfen, hätte sie hoffen können, auch sein Verhältniß gegen Albert ganz wieder herzustellen!

Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht, und fand bei einer jeglichen etwas auszusetzen, fand keine, der sie ihn gegönnt hätte.

Ueber allen diesen Betrachtungen fühlte sie erst tief,

ohne sich es deutlich zu machen, daß ihr herzliches heimliches Verlangen sey, ihn für sich zu behalten, und sagte sich daneben, daß sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, schönes, sonst so leichtes und leicht sich helfendes Gemüth empfand den Druck einer Schwermuth, dem die Aussicht zum Glück verschlossen ist. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

So war es bald sieben geworden, als sie Werthern die Treppe herauf kommen hörte, und seinen Tritt, seine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie schlug ihr Herz, und wir dürfen fast sagen zum erstenmal, bei seiner Ankunft. Sie hätte sich gern vor ihm verläugnen lassen, und als er hereintrat, rief sie ihm mit einer Art von leidenschaftlicher Verwirrung entgegen: Sie haben nicht Wort gehalten. — Ich habe nichts versprochen, war seine Antwort. So hätten Sie wenigstens meiner Bitte Statt geben sollen, versetzte sie, ich bat Sie um unsrer beider Ruhe.

Sie wußte nicht recht, was sie sagte, eben so wenig was sie that, als sie nach einigen Freundinnen schickte, um nicht mit Werthern allein zu seyn. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und sie wünschte, bald daß ihre Freundinnen kommen, bald daß sie wegbleiben möchten. Das Mädchen kam zurück, und brachte die Nachricht, daß sich beide entschuldigen ließen.

Sie wollte das Mädchen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer ſitzen laſſen; dann beſann ſie ſich wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab, ſie trat an's Clavier und fing eine Menuet an, ſie wollte nicht fließen. Sie nahm ſich zuſammen, und ſetzte ſich gelaſſen zu Werthern, der ſeinen gewöhnlichen Platz auf dem Canapee eingenommen hatte.

Haben Sie nichts zu leſen? ſagte ſie. Er hatte nichts. Da drin in meiner Schublade, fing ſie an, liegt Ihre Ueberſetzung einiger Geſänge Oſſians; ich habe ſie noch nicht geleſen, denn ich hoffte immer, ſie von Ihnen zu hören; aber ſeither hat ſich's nicht finden, nicht machen wollen. Er lächelte, holte die Lieder, ein Schauer überfiel ihn, als er ſie in die Hände nahm, und die Augen ſtunden ihm voll Thränen, als er hinein ſah. Er ſetzte ſich nieder und las.

„Stern der dämmernden Nacht, ſchön funkelſt du in Weſten, hebſt dein ſtrahlend Haupt aus deiner Wolke, wandelſt ſtattlich deinen Hügel hin. Wornach blickſt du auf die Heide? Die ſtürmenden Winde haben ſich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauſchende Wellen ſpielen am Felſen ferne; das Geſumme der Abendfliegen ſchwärmt über's Feld. Wornach ſiehſt du, ſchönes Licht? Aber du lächelſt und gehſt; freudig umgeben dich die Wellen, und baden dein liebliches

Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl. Erſcheine, du herrliches Licht vor Oſſians Seele!

„Und es erſcheint in ſeiner Kraft. Ich ſehe meine geſchiedenen Freunde, ſie ſammeln ſich auf Lora, wie in den Tagen, die vorüber ſind — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelſäule; um ihn ſind ſeine Helden, und, ſiehe! die Barden des Geſanges: Grauer Ullin! Stattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und du, ſanftklagende Minona! — Wie verändert ſeyd ihr, meine Freunde, ſeit den feſtlichen Tagen auf Selma, da wir buhlten um die Ehre des Geſanges, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechſelnd beugen das ſchwachliſpelnde Gras.

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit niedergeſchlagenem Blick und thränenvollem Auge; ſchwer floß ihr Haar im unſtäten Winde, der von dem Hügel her ſtieß. — Düſter ward's in der Seele der Helden, als ſie die liebliche Stimme erhub; denn oft hatten ſie das Grab Salgars geſehen, oft die finſtere Wohnung der weißen Colma. Colma, verlaſſen auf dem Hügel mit der harmoniſchen Stimme; Salgar verſprach zu kommen; aber ringsum zog ſich die Nacht. Höret Colma's Stimme, da ſie auf dem Hügel allein ſaß.

Colma.

„Es iſt Nacht! — ich bin allein, verloren auf dem ſtürmiſchen Hügel. Der Wind ſauſt im Gebirge. Der

Strom heult den Felſen hinab. Keine Hütte ſchützt mich vor dem Regen, mich Verlaſſ'ne auf dem ſtürmiſchen Hügel.

„Tritt, o Mond, aus deinen Wolken! erſcheinet, Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht, von den Beſchwerden der Jagd, ſein Bogen neben ihm abgeſpannt, ſeine Hunde ſchnobend um ihn! Aber hier muß ich ſitzen allein auf dem Felſen des verwachſenen Stroms. Der Strom und der Sturm ſauſt, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er ſein Wort vergeſſen? — Da iſt der Fels und der Baum, und hier der rauſchende Strom! Mit einbrechender Nacht verſprachſt du hier zu ſeyn; ach! wohin hat ſich mein Salgar verirrt? Mit dir wollt' ich fliehen, verlaſſen Vater und Bruder! die Stolzen! Lange ſind unſere Geſchlechter Feinde, aber wir ſind keine Feinde, o Salgar!

„Schweig' eine Weile, o Wind! ſtill eine kleine Weile, o Strom! daß meine Stimme klinge durch's Thal, daß mein Wanderer mich höre. Salgar! ich bin's, die ruft! Hier iſt der Baum und der Fels! Salgar! mein Lieber! hier bin ich; warum zauderſt du zu kommen?

„Sieh' der Mond erſcheint, die Fluth glänzt im Thale, die Felſen ſtehen grau, den Hügel hinauf; aber ich ſeh' ihn nicht auf der Höhe, ſeine Hunde vor ihm

her verkündigen nicht ſeine Ankunft. Hier muß ich ſitzen allein.

„Aber wer ſind, die dort unten liegen auf der Heide? — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängſtet iſt meine Seele! — Ach, ſie ſind todt! Ihre Schwerter roth vom Gefechte! O mein Bruder, mein Bruder! warum haſt du meinen Salgar erſchlagen? O mein Salgar! warum haſt du meinen Bruder erſchlagen? Ihr wart mir beide ſo lieb! O du warſt ſchön an dem Hügel unter Tauſenden! Er war ſchrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber ach! ſie ſind ſtumm! ſtumm auf ewig! kalt, wie die Erde, iſt ihr Buſen!

„O von dem Felſen des Hügels, von dem Gipfel des ſtürmenden Berges, redet, Geiſter der Todten! redet, mir ſoll es nicht grauſen! — Wohin ſeyd ihr zur Ruhe gegangen? In welcher Gruft des Gebirges ſoll ich euch finden! — Keine ſchwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

„Ich ſitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wählet das Grab, ihr Freunde der Todten, aber ſchließt es nicht, bis ich komme. Mein Leben ſchwindet wie ein Traum, wie ſollt' ich zurück bleiben. Hier will ich wohnen mit meinen

Freunden, an dem Strome des klingenden Felsens — Wenn's Nacht wird auf dem Hügel, und Wind kommt über die Heide, soll mein Geist im Winde stehn und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus seiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt sie; denn süß soll meine Stimme seyn um meine Freunde, sie waren mir beide so lieb!

„Das war dein Gesang, o Minona, Thormans sanft erröthende Tochter. Unsere Thränen flossen um Colma, und unsere Seele ward düster.

„Ullin trat auf mit der Harfe, und gab uns Alpins Gesang — Alpins Stimme war freundlich, Rynos Seele ein Feuerstrahl. Aber schon ruhten sie im engen Hause, und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einst kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettegesang auf dem Hügel. Ihr Lied ist sanft, aber traurig. Sie klagten Morars Fall, des ersten der Helden. Seine Seele war wie Fingals Seele, sein Schwert wie das Schwert Oskars — Aber er fiel, und sein Vater jammerte, und seiner Schwester Augen waren voll Thränen, Minona's Augen waren voll Thränen, der Schwester des herrlichen Morars. Sie trat zurück vor Ullins Gesang, wie der Mond in Westen, der den Sturmregen voraus sieht, und sein schönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich schlug die Harfe mit Ullin zum Gesange des Jammers.

Ryno.

„Vorbei ſind Wind und Regen, der Mittag iſt ſo heiter, die Wolken theilen ſich. Fliehend beſcheint den Hügel die unbeſtändige Sonne. Röthlich fließt der Strom des Berges im Thale hin. Süß iſt dein Murmeln, Strom; doch ſüßer die Stimme, er bejammert den Todten. Sein Haupt iſt vor Alter gebeugt, und roth ſein thränendes Auge. Alpin! trefflicher Sänger! warum allein, auf dem ſchweigenden Hügel? warum jammerſt du, wie ein Windſtoß im Walde, wie eine Welle am fernen Geſtade?

Alpin.

„Meine Thränen, Ryno, ſind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank biſt du auf dem Hügel, ſchön unter den Söhnen der Heide! Aber du wirſt fallen wie Morar, und auf deinem Grabe der Trauernde ſitzen. Die Hügel werden dich vergeſſen, dein Bogen in der Halle liegen ungeſpannt.

„Du warſt ſchnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, ſchrecklich wie die Nachtfeuer am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Heide, deine Stimme gleich dem Waldſtrome nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. Manche fielen vor deinem Arm, die Flamme deines Grimmes verzehrte ſie. Aber wenn du wiederkehrteſt vom Kriege, wie friedlich war deine Stimme! dein Angeſicht war gleich der Sonne nach

dem Gewitter, gleich dem Monde in der ſchweigenden Nacht, ruhig deine Bruſt, wie der See, wenn ſich des Windes Brauſen gelegt hat.

„Eng iſt nun deine Wohnung! finſter deine Stätte! mit drey Schritten meſſ' ich dein Grab, o du! der du ehe ſo groß warſt! vier Steine mit mooſigen Häuptern ſind dein einziges Gedächtniß, ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wiſpelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morars. Keine Mutter haſt du, dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt iſt, die dich gebar, gefallen die Tochter von Morglan.

„Wer auf ſeinem Stabe iſt das? Wer iſt es, deſſen Haupt weiß iſt vor Alter, deſſen Augen roth ſind von Thränen? Es iſt dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes außer dir. Er hörte von deinem Ruf in der Schlacht; er hörte von zerſtobenen Feinden; er hörte Morars Ruhm! Ach! nichts von ſeiner Wunde? Weine, Vater Morars! weine! aber dein Sohn hört dich nicht. Tief iſt der Schlaf der Todten, niedrig ihr Kiſſen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf deinen Ruf. O wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache!

„Lebe wohl! edelſter der Menſchen, du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird dich das Feld ſehen! nimmer der düſtere Wald leuchten vom Glanze deines Stahls. Du hinterließeſt keinen Sohn, aber der Geſang ſoll

deinen Namen erhalten, künftige Zeiten ſollen von dir hören, hören von dem gefallenen Morar.

„Laut war die Trauer der Helden, am lauteſten Armins berſtender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod ſeines Sohnes, er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor ſaß nahe bei dem Helden, der Fürſt des hallenden Galmal. Warum ſchluchzet der Seufzer Armins? ſprach er; was iſt hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Geſang, die Seele zu ſchmelzen und zu ergötzen? ſie ſind wie ſanfter Nebel, der ſteigend vom See auf's Thal ſprüht, und die blühenden Blumen füllet das Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft, und der Nebel iſt gegangen. Warum biſt du ſo jammervoll, Armin, Herrſcher des ſeeumfloſſenen Gorma?

„Jammervoll! Wohl das bin ich, und nicht gering die Urſache meines Weh's. — Carmor, du verlorſt keinen Sohn, verlorſt keine blühende Tochter; Colgar, der Tapfere lebt, und Amira, die ſchönſte der Mädchen. Die Zweige deines Hauſes blühen, o Carmor; aber Armin iſt der letzte ſeines Stammes. Finſter iſt dein Bett, o Daura! dumpf iſt dein Schlaf im Grabe — Wann erwachſt du mit deinen Geſängen, mit deiner melodiſchen Stimme? Auf! ihr Winde des Herbſtes! auf! ſtürmt über die finſtere Heide! Waldſtröme, brauſet! heult, Ströme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechſelnd dein bleiches Geſicht! Erinnre mich der ſchrecklichen Nacht,

da meine Kinder umkamen, da Arindal, der Mächtige, fiel, Daura, die Liebe, verging.

„Daura, meine Tochter, du warst schön! schön, wie der Mond auf den Hügeln von Fura, weiß, wie der gefallene Schnee, süß, wie die athmende Luft! Arindal, dein Bogen war stark, dein Speer schnell auf dem Felde, dein Blick wie Nebel auf der Welle, dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!

„Armar, berühmt im Kriege, kam und warb um Daura's Liebe; sie widerstand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

„Erath, der Sohn Odgalls, grollte, denn sein Bruder lag erschlagen von Armar. Er kam in einen Schiffer verkleidet. Schön war sein Nachen auf der Welle, weiß seine Locken vor Alter, ruhig sein ernstes Gesicht. Schönste der Mädchen, sagte er, liebliche Tochter von Armin, dort am Felsen, nicht fern in der See, dort wartet Armar auf Daura; ich komme, seine Liebe zu führen über die rollende See.

„Sie folgt' ihm und rief nach Armar; nichts antwortete, als die Stimme des Felsens. Armar! mein Lieber! mein Lieber! warum ängstest du mich so? Höre, Sohn Arnaths! höre! Daura ist's, die dich ruft!

„Erath, der Verräther, floh' lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder: Arindal! Armin! Ist keiner seine Daura zu retten?

„Ihre

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal mein Sohn ſtieg vom Hügel herab, raub in der Beute der Jagd, ſeine Pfeile raſſelten an ſeiner Seite, ſeinen Bogen trug er in der Hand, fünf ſchwarzgraue Doggen waren um ihn. Er ſah den kühnen Erath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche, feſt umflocht er ſeine Hüften, der Gefeſſelte füllte mit Aechzen die Winde.

„Arindal betritt die Wellen in ſeinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armar kam in ſeinem Grimme, drückt' ab den grau befiederten Pfeil, er klang, er ſank in dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Erath, des Verräthers, kamſt du um, das Boot erreichte den Felſen, er ſank dran nieder, und ſtarb. Zu deinen Füßen floß deines Bruders Blut, welch war dein Jammer, o Daura!

„Die Wellen zerſchmetterten das Boot. Armar ſtürzte ſich in die See, ſeine Daura zu retten oder zu ſterben. Schnell ſtürmte ein Stoß vom Hügel in die Wellen, er ſank und hob ſich nicht wieder.

„Allein auf dem ſeebeſpühlten Felſen hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreien, doch konnte ſie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht ſtand ich am Ufer, ich ſah ſie im ſchwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hörte ich ihr Schreien, laut war der Wind, und der Regen ſchlug ſcharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward ſchwach.

ehe der Morgen erschien, sie starb weg, wie die Abendluft zwischen dem Grase der Felsen. Beladen mit Jammer starb sie und ließ Armin allein! Dahin ist meine Stärke im Kriege, gefallen mein Stolz unter den Mädchen.

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch hebt, sitze ich am schallenden Ufer, schaue nach dem schrecklichen Felsen. Oft im sinkenden Monde sehe ich die Geister meiner Kinder, halbdämmernd wandeln sie zusammen in trauriger Eintracht."

Ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werthers Gesang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand und weinte die bittersten Thränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen in's Schnupftuch. Die Bewegung beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eignes Elend in dem Schicksale der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Thränen vereinigten sich. Die Lippen und Augen Werthers glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel sie; sie wollte sich entfernen, und Schmerz und Antheil lagen betäubend wie Bley auf ihr. Sie athmete, sich zu erholen, und bat ihn schluchzend, fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, sein Herz wollte bersten, er hob das Blatt auf und las halbgebrochen:

„Warum weckſt du mich, Frühlingsluft? Du buhlſt und ſprichſt: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens iſt nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabſtört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen der mich ſah in meiner Schönheit, ringsum wird ſein Auge im Felde mich ſuchen, und wird mich nicht finden. —“

Die ganze Gewalt dieſer Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf ſich vor Lotten nieder in der vollſten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte ſie in ſeine Augen, wider ſeine Stirn, und ihr ſchien eine Ahnung ſeines ſchrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinnen verwirrten ſich, ſie drückte ſeine Hände, drückte ſie wider ihre Bruſt, neigte ſich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten ſich. Die Welt verging ihnen. Er ſchlang ſeine Arme um ſie her, preßte ſie an ſeine Bruſt, und deckte ihre zitternden, ſtammelnden Lippen mit wüthenden Küſſen. Werther! rief ſie, mit erſtickter Stimme, ſich abwendend, Werther! und drückte mit ſchwacher Hand ſeine Bruſt von der ihrigen; Werther! rief ſie mit dem gefaßten Tone des edelſten Gefühles. Er widerſtand nicht, ließ ſie aus ſeinen Armen, und warf ſich unſinnig vor ſie hin. Sie riß ſich auf, und in ängſtlicher Verwirrung, bebend

zwiſchen Liebe und Zorn, ſagte ſie: Das iſt das letztemal, Werther! Sie ſehn mich nicht wieder. Und mit dem vollſten Blicke der Liebe auf den Elenden eilte ſie in's Nebenzimmer und ſchloß hinter ſich zu. Werther ſtreckte ihr die Arme nach, getraute ſich nicht ſie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Canapee, und in dieſer Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräuſch zu ſich ſelbſt rief. Es war das Mädchen, das den Tiſch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er ſich wieder allein ſah, ging er zur Thüre des Cabinets und rief mit leiſer Stimme: Lotte! Lotte! nur noch Ein Wort! ein Lebewohl! — Sie ſchwieg. Er harrte und bat und harrte; dann riß er ſich weg und rief: Lebe wohl! Lotte! auf ewig lebe wohl!

Er kam an's Stadtthor. Die Wächter, die ihn ſchon gewohnt waren, ließen ihn ſtillſchweigend hinaus. Es ſtiebte zwiſchen Regen und Schnee, und erſt gegen eilfe klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hauſe kam, daß ſeinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute ſich nicht etwas zu ſagen, entkleidete ihn, alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felſen, der an dem Abhange des Hügels in's Thal ſieht, gefunden, und es iſt unbegreiflich, wie er ihn in einer finſtern, feuchten Nacht, ohne zu ſtürzen, erſtiegen hat.

Er legte ſich zu Bette und ſchlief lange. Der

Bediente fand ihn ſchreibend, als er ihm den andern Morgen auf ſein Rufen den Caffee brachte. Er ſchrieb Folgendes am Briefe an Lotten:

„Zum letztenmale denn, zum letztenmale ſchlage ich dieſe Augen auf. Sie ſollen ach! die Sonne nicht mehr ſehen; ein trüber, neblichter Tag hält ſie bedeckt. So traure denn, Natur! dein Sohn, dein Freund, dein Geliebter naht ſich ſeinem Ende. Lotte! das iſt ein Gefühl ohne gleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am nächſten, zu ſich zu ſagen: das iſt der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und morgen liege ich ausgeſtreckt und ſchlaff am Boden. Sterben! Was heißt das? Siehe wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe Manchen ſterben ſehen; aber ſo eingeſchränkt iſt die Menſchheit, daß ſie für ihres Daſeyns Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, dein! dein, o Geliebte! Und einen Augenblick — getrennt, geſchieden — vielleicht auf ewig? — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen? wie kannſt du vergehen? Wir ſind ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das iſt wieder ein Wort! ein leerer Schall! ohne Gefühl für mein Herz. — Todt, Lotte! eingeſcharrt der kalten Erde, ſo eng! ſo finſter! — Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hülfloſen Jugend; ſie ſtarb und ich folgte ihrer Leiche, und ſtand an dem Grabe,

wie sie den Sarg hinunter ließen, und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel hinunter schollerte, und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab, und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war! Ich stürzte neben das Grab hin — ergriffen, erschüttert, geängstet, zerrissen mein Innerstes, aber ich wußte nicht, wie mir geschah — wie mir geschehen wird — Sterben! Grab! ich verstehe die Worte nicht!

O vergib mir! vergib mir! Gestern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens seyn sollen. O du Engel! zum erstenmale, zum erstenmale ganz ohne Zweifel durch mein Inniginnerstes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den deinigen strömte; neue warme Wonne ist in meinem Herzen. Vergib mir! vergib mir!

Ach ich wußte, daß du mich liebtest, wußte es an den ersten seelenvollen Blicken, an dem ersten Händedruck: und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an deiner Seite sah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerst du dich der Blumen, die du mir schicktest, als du in jener fatalen Gesellschaft mir kein Wort sagen, keine Hand reichen konntest? O ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und sie versiegelten mir deine Liebe. Aber ach! diese Eindrücke gingen vorüber,

wie das Gefühl der Gnade ſeines Gottes allmählich wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen ſichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das iſt vergänglich, aber keine Ewigkeit ſoll das glühende Leben auslöſchen, das ich geſtern auf deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieſer Arm hat ſie umfaßt, dieſe Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieſer Mund hat an dem ihrigen geſtammelt. Sie iſt mein! Du biſt mein! ja, Lotte, auf ewig.

Und was iſt das, daß Albert dein Mann iſt? Mann! Das wäre denn für dieſe Welt — und für dieſe Welt Sünde, daß ich dich liebe, daß ich dich aus ſeinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut, und ich ſtrafe mich dafür; ich habe ſie in ihrer ganzen Himmelswonne geſchmeckt dieſe Sünde, habe Lebensbalſam und Kraft in mein Herz geſaugt. Du biſt von dieſem Augenblicke mein! mein, o Lotte! Ich gehe voran! gehe zu meinem Vater, zu deinem Vater. Dem will ich's klagen, und er wird mich tröſten bis du kommſt, und ich fliege dir entgegen, und faſſe dich und bleibe bei dir vor dem Angeſichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden ſeyn! wir werden uns wieder ſehen! Deine Mutter ſehen! ich werde ſie

ſehen, werde ſie finden, ach und vor ihr mein ganzes Herz ausſchütten! Deine Mutter, dein Ebenbild.“

Gegen eilfe fragte Werther ſeinen Bedienten, ob wohl Albert zurück gekommen ſey? Der Bediente ſagte: ja, er habe deſſen Pferd dahin führen ſehen. Darauf gibt ihm der Herr ein offenes Zettelchen, des Inhalts:

„Wollen Sie mir wohl zu einer vorhabenden Reiſe Ihre Piſtolen leihen? Leben Sie recht wohl!“

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geſchlafen; was ſie gefürchtet hatte, war entſchieden, auf eine Weiſe entſchieden, die ſie weder ahnen noch fürchten konnte. Ihr ſonſt ſo rein und leicht fließendes Blut war in einer fieberhaften Empörung, tauſenderlei Empfindungen zerrütteten das ſchöne Herz. War es das Feuer von Werthers Umarmungen, das ſie in ihrem Buſen fühlte? war es Unwille über ſeine Verwegenheit? war es eine unmuthige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zuſtandes mit jenen Tagen ganz unbefangener freier Unſchuld und ſorgloſen Zutrauens an ſich ſelbſt? Wie ſollte ſie ihrem Manne entgegen gehen? wie ihm eine Scene bekennen, die ſie ſo gut geſehen durfte, und die ſie ſich doch zu geſtehen nicht getraute? Sie hatten ſo lange gegen einander geſchwiegen, und

ſollte ſie die erſte ſeyn, die das Stillſchweigen bräche, und eben zur unrechten Zeit ihrem Gatten eine ſo unerwartete Entdeckung machte? Schon fürchtete ſie, die bloße Nachricht von Werthers Beſuch werde ihm einen unangenehmen Eindruck machen, und nun gar dieſe unerwartete Kataſtrophe! Konnte ſie wohl hoffen, daß ihr Mann ſie ganz im rechten Lichte ſehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde? und konnte ſie wünſchen, daß er in ihrer Seele leſen möchte? Und doch wieder, konnte ſie ſich verſtellen gegen den Mann, vor dem ſie immer wie ein kryſtallhelles Glas offen und frei geſtanden, und dem ſie keine ihrer Empfindungen jemals verheimlicht noch verheimlichen können? Eins und das andere machte ihr Sorgen und ſetzte ſie in Verlegenheit; und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werthern, der für ſie verloren war, den ſie nicht laſſen konnte, den ſie leider! ſich ſelbſt überlaſſen mußte, und dem, wenn er ſie verloren hatte, nichts mehr übrig blieb.

Wie ſchwer lag jetzt, was ſie ſich in dem Augenblick nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die ſich unter ihnen feſtgeſetzt hatte! So verſtändige, ſo gute Menſchen fingen wegen gewiſſer heimlicher Verſchiedenheiten unter einander zu ſchweigen an, jedes dachte ſeinem Recht und dem Unrechte des andern nach, und die Verhältniſſe verwickelten und verhetzten ſich dergeſtalt, daß es unmöglich ward, den

Knoten eben in dem kritiſchen Momente, von dem alles abhing, zu löſen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit ſie früher wieder einander näher gebracht, wäre Liebe und Nachſicht wechſelsweiſe unter ihnen lebendig worden, und hätte ihre Herzen aufgeſchloſſen, vielleicht wäre unſer Freund noch zu retten geweſen.

Noch ein ſonderbarer Umſtand kam dazu. Werther hatte, wie wir aus ſeinen Briefen wiſſen, nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er ſich dieſe Welt zu verlaſſen ſehnte. Albert hatte ihn oft beſtritten, auch war zwiſchen Lotten und ihrem Mann manchmal die Rede davon geweſen. Dieſer, wie er einen entſchiedenen Widerwillen gegen die That empfand, hatte auch gar oft mit einer Art von Empfindlichkeit, die ſonſt ganz außer ſeinem Charakter lag, zu erkennen gegeben, daß er an dem Ernſt eines ſolchen Vorſatzes ſehr zu zweifeln Urſach finde, er hatte ſich ſogar darüber einigen Scherz erlaubt, und ſeinen Unglauben Lotten mitgetheilt. Dieß beruhigte ſie zwar von einer Seite, wenn ihre Gedanken ihr das traurige Bild vorführten; von der andern aber fühlte ſie ſich auch dadurch gehindert, ihrem Manne die Beſorgniſſe mitzutheilen, die ſie in dem Augenblicke quälten.

Albert kam zurück, und Lotte ging ihm mit einer verlegenen Haſtigkeit entgegen, er war nicht heiter, ſein Geſchäft war nicht vollbracht, er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbiegſamen, kleinſin-

nigen Menſchen gefunden. Der üble Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob nichts vorgefallen ſey, und ſie antwortete mit Uebereilung: Werther ſey geſtern Abends da geweſen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erhielt zur Antwort, daß einige Briefe und Packete auf ſeiner Stube lägen. Er ging hinüber, und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den ſie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken ſeines Edelmuths, ſeiner Liebe und Güte hatte ihr Gemüth mehr beruhigt, ſie fühlte einen heimlichen Zug ihm zu folgen, ſie nahm ihre Arbeit und ging auf ſein Zimmer, wie ſie mehr zu thun pflegte. Sie fand ihn beſchäftigt die Packete zu erbrechen und zu leſen. Einige ſchienen nicht das Angenehmſte zu enthalten. Sie that einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete, und ſich an den Pult ſtellte zu ſchreiben.

Sie waren auf dieſe Weiſe eine Stunde neben einander geweſen, und es ward immer dunkler in Lottens Gemüth. Sie fühlte, wie ſchwer es ihr werden würde, ihrem Mann, auch wenn er bei dem beſten Humor wäre, das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag: ſie verfiel in eine Wehmuth, die ihr um deſto ängſtlicher ward, als ſie ſolche zu verbergen und ihre Thränen zu verſchlucken ſuchte.

Die Erſcheinung von Werthers Knaben ſetzte ſie in die größte Verlegenheit; er überreichte Alberten das Zet-

telchen, der sich gelassen nach seiner Frau wendete und sagte: gib ihm die Pistolen. „Ich lasse ihm glückliche Reise wünschen," sagte er zum Jungen. Das fiel auf sie wie ein Donnerschlag, sie schwankte aufzustehen, sie wußte nicht, wie ihr geschah. Langsam ging sie nach der Wand, zitternd nahm sie das Gewehr herunter, putzte den Staub ab und zauderte, und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick sie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hause hinaus war, machte sie ihre Arbeit zusammen, ging in ihr Zimmer, in dem Zustande der unaussprechlichsten Ungewißheit. Ihr Herz weissagte ihr alle Schrecknisse. Bald war sie im Begriffe sich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm alles zu entdecken, die Geschichte des gestrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahnungen; dann sah sie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am wenigsten konnte sie hoffen, ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tisch ward gedeckt, und eine gute Freundin, die nur etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte — und blieb, machte die Unterhaltung bei Tische erträglich; man zwang sich, man redete, man erzählte, man vergaß sich.

Der Knabe kam mit den Pistolen zu Werthern, der sie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe sie ihm gegeben. Er ließ sich Brot und Wein brin-

gen, hieß den Knaben zu Tiſche geben, und ſetzte ſich wieder zu ſchreiben.

„Sie ſind durch deine Hände gegangen, du haſt den Staub davon geputzt, ich küſſe ſie tauſendmal, du haſt ſie berührt: und du, Geiſt des Himmels, begünſtigſt meinen Entſchluß! und du, Lotte, reichſt mir das Werkzeug, du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünſchte, und ach! nun empfange. O ich habe meinen Jungen ausgefragt. Du zitterteſt, als du ſie ihm reichteſt, du ſagteſt kein Lebewohl! — Wehe! wehe! kein Lebewohl! — Sollteſt du dein Herz für mich verſchloſſen haben, um des Augenblicks willen, der mich ewig an dich befeſtigte? Lotte, kein Jahrtauſend vermag den Eindruck auszulöſchen! und ich fühle es, du kannſt den nicht haſſen, der ſo für dich glüht.“

Nach Tiſche hieß er den Knaben alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hauſe, ging wieder aus vor's Thor, ungeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, ſchweifte weiter in der Gegend umher, und kam mit anbrechender Nacht zurück und ſchrieb.

„Wilhelm, ich habe zum letztenmale Feld und Wald und den Himmel geſehen. Lebe wohl auch du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröſte ſie, Wilhelm! Gott ſegne euch! Meine Sachen ſind alle in Ordnung. Lebt wohl! wir ſehn uns wieder und freudiger.“

„Ich habe dir übel gelohnt, Albert, und du vergibst mir. Ich habe den Frieden deines Hauses gestört, ich habe Mißtrauen zwischen euch gebracht. Lebe wohl! ich will es enden. O daß ihr glücklich wärt durch meinen Tod! Albert! Albert! mache den Engel glücklich! Und so wohne Gottes Segen über dir!"

Er kramte den Abend noch viel in seinen Papieren, zerriß vieles und warf es in den Ofen, versiegelte einige Päcke mit Adressen an Wilhelm. Sie enthielten kleine Aufsätze, abgerissene Gedanken, deren ich verschiedene gesehn habe; und nachdem er um zehn Uhr Feuer hatte nachlegen und sich eine Flasche Wein geben lassen, schickte er den Bedienten, dessen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der sich dann in seinen Kleidern niederlegte, um frühe bei der Hand zu seyn; denn sein Herr hatte gesagt, die Postpferde würden vor sechse vor's Haus kommen.

Nach eilfe.

„Alles ist so still um mich her, und so ruhig meine Seele. Ich danke dir, Gott, der du diesen letzten Augenblicken diese Wärme, diese Kraft schenkest.

Ich trete an das Fenster, meine Beste! und sehe, und sehe noch durch die stürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein, ihr werdet nicht fallen! der Ewige trägt euch an seinem Herzen,

und mich. Ich ſehe die Deichſelſterne des Wagens, des liebſten unter allen Geſtirnen. Wann ich Nachts von dir ging, wie ich aus deinem Thore trat, ſtand er gegen mir über. Mit welcher Trunkenheit habe ich ihn oft geſehen! oft mit aufgehobenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merkſteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an dich! umgibſt du mich nicht! und habe ich nicht, gleich einem Kinde, ungenügſam allerlei Kleinigkeiten zu mir geriſſen, die du Heilige berührt hatteſt!

Liebes Schattenbild! Ich vermache dir es zurück, Lotte, und bitte dich es zu ehren. Tauſend tauſend Küſſe habe ich darauf gedrückt, tauſend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hauſe kam.

Ich habe deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu ſchützen. Auf dem Kirchhofe ſind zwey Lindenbäume, hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünſche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für ſeinen Freund thun. Bitte ihn auch. Ich will frommen Chriſten nicht zumuthen, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach, ich wollte ihr begrübt mich am Wege, oder im einſamen Thale, daß Prieſter und Levit vor dem bezeichneten Steine ſich ſegnend vorübergingen und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier, Lotte! Ich ſchaudre nicht, den kalten ſchrecklichen Kelch zu faſſen, aus dem ich den Taumel des To-

des trinken ſoll! Du reichteſt mir ihn und ich zage nicht. All! all! So ſind alle die Wünſche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, ſo ſtarr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen.

Daß ich des Glückes hätte theilhaftig werden können, für dich zu ſterben! Lotte, für dich mich hinzugeben! Ich wollte muthig, ich wollte freudig ſterben, wenn ich dir die Ruhe, die Wonne deines Lebens wieder ſchaffen könnte. Aber ach! das ward nur wenigen Edeln gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen, und durch ihren Tod ein neues hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen.

In dieſen Kleidern, Lotte, will ich begraben ſeyn, du haſt ſie berührt, geheiligt; ich habe auch deinen Vater darum gebeten. Meine Seele ſchwebt über dem Sarge. Man ſoll meine Taſchen nicht ausſuchen. Dieſe blaßrothe Schleife, die du am Buſen hatteſt, als ich dich zum erſtenmale unter deinen Kindern fand. — O küſſe ſie tauſendmal und erzähle ihnen das Schickſal ihres unglücklichen Freundes. Die Lieben! ſie wimmeln um mich. Ach wie ich mich an dich ſchloß! ſeit dem erſten Augenblicke dich nicht laſſen konnte! — Dieſe Schleife ſoll mit mir begraben werden. An meinem Geburtstage ſchenkteſt du mir ſie! Wie ich das alles verſchlang! — Ach ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen ſollte! — — Sey ruhig! ich bitte dich, ſey ruhig! —

Sie

Sie ſind geladen — Es ſchlägt zwölfe! So ſey es denn! — Lotte! Lotte, lebe wohl! lebe wohl!

Ein Nachbar ſah den Blick vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber alles ſtille blieb, achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um ſechſe tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet ſeinen Herrn an der Erde, die Piſtole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, ſie ſtehen auf, der Bediente bringt heulend und ſtotternd die Nachricht, Lotte ſinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medicus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung, der Puls ſchlug, die Glieder waren alle gelähmt. Ueber dem rechten Auge hatte er ſich durch den Kopf geſchoſſen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluß eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Seſſels konnte man ſchließen, er habe ſitzend vor dem Schreibtiſche die That vollbracht, dann iſt er herunter geſunken, hat ſich convulſiviſch um den Stuhl herum gewälzt. Er lag gegen das Fenſter entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, geſtiefelt, im blauen Frack mit gelber Weſte.

Das Haus, die Nachbarschaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf das Bette gelegt, die Stirn verbunden; sein Gesicht schien wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald schwach, bald stärker; man erwartete sein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Von Alberts Bestürzung, von Lottens Jammer laßt mich nichts sagen.

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht herein gesprengt, er küßte den Sterbenden unter den heißesten Thränen. Seine ältesten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße, sie fielen neben dem Bette nieder im Ausdrucke des unbändigsten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund, und der ältste, den er immer am meisten geliebt, hing an seinen Lippen, bis er verschieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um zwölfe Mittags starb er. Die Gegenwart des Amtmannes und seine Anstalten tuschten einen Auflauf. Nachts gegen eilfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er sich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.

Briefe

aus der Schweiz.

Erste Abtheilung.

Als vor mehreren Jahren uns nachstehende Briefe abschriftlich mitgetheilt wurden, behauptete man sie unter Werthers Papieren gefunden zu haben, und wollte wissen, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Lotten in der Schweiz gewesen. Die Originale haben wir niemals gesehen, und mögen übrigens dem Gefühl und Urtheil des Lesers auf keine Weise vorgreifen: denn, wie dem auch sey, so wird man die wenigen Blätter nicht ohne Theilnahme durchlaufen können.

Wie ekeln mich meine Beſchreibungen an, wenn ich ſie wieder leſe! Nur dein Rath, dein Geheiß, dein Befehl können mich dazu vermögen. Ich las auch ſo viele Beſchreibungen dieſer Gegenſtände, ehe ich ſie ſah. Gaben ſie mir denn ein Bild, oder nur irgend einen Begriff? Vergebens arbeitete meine Einbildungskraft ſie hervorzubringen, vergebens mein Geiſt etwas dabei zu denken. Nun ſteh' ich und ſchaue dieſe Wunder, und wie wird mir dabei? ich denke nichts, ich empfinde nichts und möchte ſo gern etwas dabei denken und empfinden. Dieſe herrliche Gegenwart regt mein Innerſtes auf, fordert mich zur Thätigkeit auf, und was kann ich thun, was thue ich! Da ſetz' ich mich hin und ſchreibe und beſchreibe. So geht denn hin, ihr Beſchreibungen! betriegt meinen Freund, macht ihn glauben, daß ich etwas thue, daß er etwas ſieht und lieſ't. —

Frei wären die Schweizer? frei dieſe wohlhabenden Bürger in den verſchloſſenen Städten? frei dieſe armen Teufel an ihren Klippen und Felſen? Was man dem Menſchen nicht alles weiß machen kann! beſonders wenn

man so ein altes Mährchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das alte Mährchen immer fort, man hört bis zum Ueberdruß: sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraudaserey en und Philistereyen, und da draußen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe werth von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmelthier gefangen gehalten wird.

Pfui, wie sieht so ein Menschenwerk und so ein schlechtes nothgedrungenes Menschenwerk, so ein schwarzes Städtchen, so ein Schindel- und Steinhaufen, mitten in der großen herrlichen Natur aus! Große Kiesel- und andere Steine auf den Dächern, daß ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe, und den Schmutz, den Mist! und staunende Wahnsinnige! — Wo man den Menschen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen.

Daß in den Menſchen ſo viele geiſtige Anlagen ſind, die ſie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine beſſere Zukunft, auf ein harmoniſches Daſeyn deuten, darin ſind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille kann ich auch nicht aufgeben, ob du mich gleich ſchon oft für einen Schwärmer erklärt haſt. Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in dieſem Leben Verzicht thun müſſen: ſo iſt es ganz gewiß mit dem Fliegen. So wie mich ſonſt die Wolken ſchon reizten mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehen, wenn ſie hoch über meinem Haupte wegzogen, ſo ſteh' ich jetzt oft in Gefahr, daß ſie mich von einer Felſenſpitze mitnehmen, wenn ſie an mir vorbeiziehen. Welche Begierde fühl' ich mich in den unendlichen Luftraum zu ſtürzen, über den ſchauerlichen Abgründen zu ſchweben und mich auf einen unzugänglichen Felſen niederzulaſſen. Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe, unter mir, über Felſen und Wäldern ſchwebt, und in Geſellſchaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er ſeinen Horſt und ſeine Jungen anvertrauet hat, große Kreiſe in ſanfter Eintracht zieht. Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchſten Felſen wie am niedrigſten Boden kleben, und wenn ich mühſelig mein Ziel erreicht habe, mich ängſtlich anklammern, vor der Rückkehr ſchaudern und vor dem Falle zittern?

Mit welchen sonderbaren Eigenheiten sind wir doch geboren! welches unbestimmte Streben wirkt in uns! wie seltsam wirken Einbildungskraft und körperliche Stimmungen gegen einander! Sonderbarkeiten meiner frühen Jugend kommen wieder hervor. Wenn ich einen langen Weg vor mich hingehe und der Arm an meiner Seite schlenkert, greif ich manchmal zu, als wenn ich einen Wurfspieß fassen wollte, ich schleudre ihn, ich weiß nicht auf wen, ich weiß nicht auf was; dann kommt ein Pfeil gegen mich angeflogen und durchbohrt mir das Herz; ich schlage mit der Hand auf die Brust und fühle eine unaussprechliche Süßigkeit, und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zustande. Woher kommt mir die Erscheinung? was soll sie heißen und warum wiederholt sie sich immer ganz mit denselben Bildern, derselben körperlichen Bewegung, derselben Empfindung?

Man sagt mir wieder, daß die Menschen, die mich unterwegs gesehen haben, sehr wenig mit mir zufrieden sind. Ich will es gern glauben, denn auch niemand von ihnen hat zu meiner Zufriedenheit beigetragen. Was weiß ich, wie es zugeht! daß die Gesellschaften mich drücken, daß die Höflichkeit mir unbequem ist, daß das was sie mir sagen mich nicht interessirt, daß das was sie mir zeigen mir entweder gleichgültig ist, oder mich ganz anders aufregt. Seh' ich eine gezeichnete, eine gemahlte Landschaft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprech-

lich ist. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob sie den Boden ergreifen wollten, die Finger der Hände bewegen sich krampfhaft, ich beiße in die Lippen, und es mag schicklich oder unschicklich seyn, ich suche der Gesellschaft zu entfliehen, ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir so unendlich werth bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Uebung ertragen hat. Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stätigkeit? Ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen? Man schickte uns neulich einen Korb mit Obst, ich war entzückt wie von einem himmlischen Anblick; dieser Reichthum, diese Fülle, diese Mannichfaltigkeit und Verwandtschaft! Ich konnte mich nicht überwinden eine Beere abzupflücken, eine Pfirsche, eine Feige aufzubrechen. Gewiß dieser Genuß des Auges und des innern Sinnes ist höher, des Menschen würdiger, er ist vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durstigen Menschen glauben, für ihren Gaum habe sich die Natur in Wundern erschöpft. Ferdinand kam und fand mich in meinen Betrachtungen, er gab mir Recht und sagte dann lächelnd mit inem

tiefen Seufzer: Ja, wir sind nicht werth diese herrlichen Naturproducte zu zerstören, wahrlich es wäre Schade! Erlaube mir, daß ich sie meiner Geliebten schicke. Wie gern sah ich den Korb wegtragen! wie liebte ich Ferdinanden! wie dankte ich ihm für das Gefühl das er in mir erregte, über die Aussicht die er mir gab. Ja wir sollen das Schöne kennen, wir sollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu seiner Natur zu erheben suchen; und um das zu vermögen, sollen wir uns uneigennützig erhalten, wir sollen es uns nicht zueignen, wir sollen es lieber mittheilen, es denen aufopfern, die uns lieb und werth sind.

Was bildet man nicht immer an unserer Jugend! Da sollen wir bald diese bald jene Unart ablegen, und doch sind die Unarten meist eben so viele Organe, die dem Menschen durch das Leben helfen. Was ist man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen Funken Eitelkeit abmerkt! Was ist der Mensch für eine elende Creatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat! Wie ich zu dieser Reflexion gekommen bin, will ich dir sagen: Vorgestern gesellte sich ein junger Mensch zu uns, der mir und Ferdinanden äußerst zuwider war. Seine schwachen Seiten waren so herausgekehrt, seine Leerheit so deutlich, seine Sorgfalt für's Aeußere so auffallend, wir hielten ihn so weit unter uns, und überall war er besser aufgenommen als wir. Unter andern Thorhei-

ten trug er eine Unterweſte von rothem Atlas, die am Halſe ſo zugeſchnitten war, daß ſie wie ein Ordensband ausſah. Wir konnten unſern Spott über dieſe Albernheit nicht verbergen; er ließ alles über ſich ergehen, zog den beſten Vortheil hervor und lachte uns wahrſcheinlich heimlich aus. Denn Wirth und Wirthin, Kutſcher, Knecht und Mägde, ſogar einige Paſſagiere, ließen ſich durch dieſe Scheinzierde betriegen, begegneten ihm höflicher als uns, er ward zuerſt bedient, und zu unſerer größten Demüthigung ſahen wir, daß die hübſchen Mädchen im Haus beſonders nach ihm ſchielten. Zuletzt mußten wir die durch ſein vornehmes Weſen theuer gewordne Zeche zu gleichen Theilen tragen. Wer war nun der Narr im Spiel? er wahrhaftig nicht!

Es iſt was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittenſprüche, die man hier auf den Oefen antrifft. Hier haſt du die Zeichnung von einem ſolchen Lehrbild, das mich beſonders anſprach. Ein Pferd mit dem Hinterfuße an einen Pfahl gebunden graſ't umher ſo weit es ihm der Strick zuläßt, unten ſteht geſchrieben: Laß mich mein beſcheiden Theil Speiſe dahin nehmen. So wird es ja wohl auch bald mit mir werden, wenn ich nach Hauſe komme und nach eurem Willen, wie das Pferd in der Mühle, meine Pflicht thue und dafür, wie das Pferd hier am Ofen, einen wohl abgemeſſenen Unterhalt empfahe. Ja ich komme zurück, und was mich er-

wartet war wohl der Mühe werth dieſe Berghöhen zu erklettern, dieſe Thäler zu durchirren und dieſen blauen Himmel zu ſehen, zu ſehen, daß es eine Natur gibt, die durch eine ewige ſtumme Nothwendigkeit beſteht, die unbedürftig, gefühllos und göttlich iſt, indeß wir in Flecken und Städten unſer kümmerliches Bedürfniß zu ſichern haben, und nebenher alles einer verworrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen.

Ja ich habe die Furca, den Gotthard beſtiegen! Dieſe erhabenen unvergleichlichen Naturſcenen werden immer vor meinem Geiſte ſtehen; ja ich habe die römiſche Geſchichte geleſen, um bei der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armſeliger Schlucker ich bin.

Es iſt mir nie ſo deutlich geworden, wie die letzten Tage, daß ich in der Beſchränkung glücklich ſeyn könnte, ſo gut glücklich ſeyn könnte wie jeder andere, wenn ich nur ein Geſchäft wüßte, ein rühriges, das aber keine Folge auf den Morgen hätte. das Fleiß und Beſtimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorſicht und Rückſicht zu verlangen. Jeder Handwerker ſcheint mir der glücklichſte Menſch; was er zu thun hat, iſt ausgeſprochen; was er leiſten kann, iſt entſchieden; er beſinnt ſich nicht bei dem, was man von ihm fordert, er arbeitet ohne zu denken, ohne Anſtrengung und Haſt,

aber mit Application und Liebe, wie der Vogel sein Neſt, wie die Biene ihre Zellen herſtellt; er iſt nur eine Stufe über dem Thier und iſt ein ganzer Menſch. Wie beneid' ich den Töpfer an ſeiner Scheibe, den Tiſcher hinter ſeiner Hobelbank!

Der Ackerbau gefällt mir nicht, dieſe erſte und nothwendige Beſchäftigung der Menſchen iſt mir zuwider; man äfft die Natur nach, die ihre Samen überall ausſtreut, und will nun auf dieſem beſondern Feld dieſe beſondre Frucht hervorbringen. Das geht nun nicht ſo; das Unkraut wächſt mächtig, Kälte und Näſſe ſchadet der Saat, und Hagelwetter zerſtört ſie. Der arme Landmann harrt das ganze Jahr, wie etwa die Karten über den Wolken fallen mögen, ob er ſein Paroli gewinnt oder verliert. Ein ſolcher ungewiſſer zweydeutiger Zuſtand mag den Menſchen wohl angemeſſen ſeyn, in unſerer Dumpfheit, da wir nicht wiſſen woher wir kommen noch wohin wir gehen. Mag es denn auch erträglich ſeyn, ſeine Bemühungen dem Zufall zu übergeben, hat doch der Pfarrer Gelegenheit, wenn es recht ſchlecht ausſieht, ſeiner Götter zu gedenken und die Sünden ſeiner Gemeine mit Naturbegebenheiten zuſammen zu hängen.

So habe ich denn Ferdinanden nichts vorzuwerfen! Auch mich hat ein liebes Abenteuer erwartet. Aben-

teuer? warum brauche ich das alberne Wort, es iſt nichts Abenteuerliches in einem ſanften Zuge, der Menſchen zu Menſchen hinzieht. Unſer bürgerliches Leben, unſere falſchen Verhältniſſe, das ſind die Abenteuer, das ſind die Ungeheuer, und ſie kommen uns doch ſo bekannt, ſo verwandt wie Onkel und Tanten vor!

Wir waren bei dem Herrn Tüdou eingeführt, und wir fanden uns in der Familie ſehr glücklich, reiche, offne, gute, lebhafte Menſchen, die das Glück des Tages, ihres Vermögens, der herrlichen Lage, mit ihren Kindern ſorgloſ und anſtändig genießen. Wir jungen Leute waren nicht genöthigt, wie es in ſo vielen ſteifen Häuſern geſchieht, uns um der Alten willen am Spieltiſch aufzuopfern. Die Alten geſellten ſich vielmehr zu uns, Vater, Mutter und Tante, wenn wir kleine Spiele aufbrachten, in denen Zufall, Geiſt und Witz durcheinander wirken. Eleonore, denn ich muß ſie nun doch einmal nennen, die zweyte Tochter, ewig wird mir ihr Bild gegenwärtig ſeyn, — eine ſchlanke zarte Geſtalt, eine reine Bildung, ein heiteres Auge, eine blaſſe Farbe, die bei Mädchen dieſes Alters eher reizend als abſchreckend iſt, weil ſie auf eine heilbare Krankheit deutet, im Ganzen eine unglaublich angenehme Gegenwart. Sie ſchien fröhlich und lebhaft, und man war ſo gern mit ihr. Bald, ja ich darf ſagen gleich, gleich den erſten Abend geſellte ſie ſich zu mir, ſetzte ſich neben mich und wenn uns das Spiel trennte,

wußte

wußte sie mich doch wieder zu finden. Ich war froh und heiter; die Reise, das schöne Wetter, die Gegend, alles hatte mich zu einer unbedingten, ja ich möchte fast sagen, zu einer aufgespannten Fröhlichkeit gestimmt; ich nahm sie von jedem auf und theilte sie jedem mit, sogar Ferdinand schien einen Augenblick seiner Schönen zu vergessen. Wir hatten uns in abwechselnden Spielen erschöpft als wir endlich auf's Heirathen fielen, das als Spiel lustig genug ist. Die Namen von Männern und Frauen werden in zwey Hüte geworfen und so die Ehen gegen einander gezogen. Auf jede, die heraus kommt, macht eine Person in der Gesellschaft, an der die Reihe ist, das Gedicht. Alle Personen in der Gesellschaft, Vater, Mutter und Tanten mußten in die Hüte, alle bedeutenden Personen, die wir aus ihrem Kreise kannten, und um die Zahl der Candidaten zu vermehren, warfen wir noch die bekanntesten Personen der politischen und literarischen Welt mit hinein. Wir fingen an und es wurden gleich einige bedeutende Paare gezogen. Nicht jederman konnte mit den Versen sogleich nach; Sie, Ferdinand und ich, und eine von den Tanten, die sehr artige französische Verse macht, wir theilten uns bald in das Secretariat. Die Einfälle waren meist gut und die Verse leidlich; besonders hatten die übrigen ein Naturell, das sich vor allen andern auszeichnete, eine glückliche Wendung ohne eben geistreich zu seyn, Scherz ohne Spott, und einen guten Willen gegen

jederman. Der Vater lachte herzlich und glänzte vor Freuden, als man die Verse seiner Tochter neben den unsern für die besten anerkennen mußte. Unser unmäßiger Beifall freute ihn hoch, wir lobten wie man das Unerwartete preist, wie man preist, wenn uns der Autor bestochen hat. Endlich kam auch mein Loos und der Himmel hatte mich ehrenvoll bedacht; es war niemand weniger als die russische Kaiserin, die man mir zur Gefährtin meines Lebens herausgezogen hatte. Man lachte herzlich und Eleonore behauptete, auf ein so hohes Beilager müßte sich die ganze Gesellschaft angreifen. Alle griffen sich an, einige Federn waren zerkaut, sie war zuerst fertig, wollte aber zuletzt lesen, die Mutter und die eine Tante brachten gar nichts zu Stande, und obgleich der Vater ein wenig geradezu, Ferdinand schalkhaft und die Tante zurückhaltend gewesen war, so konnte man doch durch alles ihre Freundschaft und gute Meinung sehen. Endlich kam es an sie, sie holte tief Athem, ihre Heiterkeit und Freiheit verließ sie, sie las nicht, sie lispelte es nur und legte es vor mich hin zu den andern; ich war erstaunt, erschrocken: so bricht die Knospe der Liebe in ihrer größten Schönheit und Bescheidenheit auf! Es war mir, als wenn ein ganzer Frühling auf einmal seine Blüthen auf mich herunter schüttelte. Jederman schwieg, Ferdinanden verließ seine Gegenwart des Geistes nicht, er rief: schön, sehr schön! er verdient das Gedicht so

wenig als ein Kaiſerthum. Wenn wir es nur verſtanden hätten, ſagte der Vater; man verlangte, ich ſollte es noch einmal leſen. Meine Augen hatten bisher auf dieſen köſtlichen Worten geruht, ein Schauder überlief mich vom Kopf bis auf die Füße, Ferdinand merkte meine Verlegenheit, nahm das Blatt weg und las; ſie ließ ihn kaum endigen als ſie ſchon ein anderes Loos zog. Das Spiel dauerte nicht lange mehr und das Eſſen ward aufgetragen.

Soll ich, oder ſoll ich nicht? Iſt es gut dir etwas zu verſchweigen, dem ich ſo viel, dem ich alles ſage? Soll ich dir etwas Bedeutendes verſchweigen, indeſſen ich dich mit ſo vielen Kleinigkeiten unterhalte, die gewiß niemand leſen möchte, als du, der du eine ſo große und wunderbare Vorliebe für mich gefaßt haſt? oder ſoll ich etwas verſchweigen, weil es dir einen falſchen, einen üblen Begriff von mir geben könnte? Nein! du kennſt mich beſſer als ich mich ſelbſt kenne, du wirſt auch das, was du mir nicht zutrauſt, zurecht legen wenn ich's thun konnte, du wirſt mich, wenn ich tadelnswerth bin, nicht verſchonen, mich leiten und führen, wenn meine Sonderbarkeiten mich vom rechten Wege abführen ſollten.

Meine Freude, mein Entzücken an Kunſtwerken, wenn ſie wahr, wenn ſie unmittelbar geiſtreiche Ausſprüche der Natur ſind, macht jedem Beſitzer, jedem Liebhaber die größte Freude. Diejenigen, die ſich Kenner nennen, ſind nicht immer meiner Meinung; nun

geht mich doch ihre Kennerschaft nichts an, wenn ich glücklich bin. Drückt sich nicht die lebendige Natur lebhaft dem Sinne des Auges ein, bleiben die Bilder nicht fest vor meiner Stirn, verschönern sie sich nicht und freuen sie sich nicht, den durch Menschengeist verschönerten Bildern der Kunst zu begegnen? Ich gestehe dir, darauf beruht bisher meine Liebe zur Natur, meine Liebhaberey zur Kunst, daß ich jene so schön, so schön, so glänzend und so entzückend sah, daß mich das Nachstreben des Künstlers, das unvollkommene Nachstreben, fast wie ein vollkommenes Vorbild hinriß. Geistreiche gefühlte Kunstwerke sind es, die mich entzücken. Das kalte Wesen, das sich in einen beschränkten Cirkel einer gewissen dürftigen Manier, eines kümmerlichen Fleißes einschränkt, ist mir ganz unerträglich. Du siehst daher, daß meine Freude, meine Neigung bis jetzt nur solchen Kunstwerken gelten konnte, deren natürliche Gegenstände mir bekannt waren, die ich mit meinen Erfahrungen vergleichen konnte. Ländliche Gegenden, mit dem was in ihnen lebt und webt, Blumen und Fruchtstücke, Gothische Kirchen, ein der Natur unmittelbar abgewonnenes Portrait, das konnt' ich erkennen, fühlen und, wenn du willst, gewissermaßen beurtheilen. Der wackre M*** hatte seine Freude an meinem Wesen und trieb, ohne daß ich es übel nehmen konnte, seinen Scherz mit mir. Er übersieht mich so weit in diesem Fache und ich mag lieber leiden, daß man lehrreich spottet, als daß

man unfruchtbar lebt. Er hatte ſich abgemerkt, was mir zunächſt auffiel, und verbarg mir nach einiger Bekanntſchaft nicht, daß in den Dingen, die mich entzückten, noch manches Schätzenswerthe ſeyn möchte, das mir erſt die Zeit entdecken würde. Ich laſſe das dahin geſtellt ſeyn und muß denn doch, meine Feder mag auch noch ſo viele Umſchweife nehmen, zur Sache kommen, die ich dir, obwohl mit einigem Widerwillen, vertraue. Ich ſehe dich in deiner Stube, in deinem Hausgärtchen, wo du bei einer Pfeife Tabak den Brief erbrechen und leſen wirſt. Können mir deine Gedanken in die freie und bunte Welt folgen? Werden deiner Einbildungskraft die Verhältniſſe und die Umſtände ſo deutlich ſeyn? Und wirſt du gegen einen abweſenden Freund ſo nachſichtig bleiben als ich dich in der Gegenwart oft gefunden habe?

Nachdem mein Kunſtfreund mich näher kennen gelernt, nachdem er mich werth hielt ſtufenweis beſſere Stücke zu ſehen, brachte er, nicht ohne geheimnißvolle Miene, einen Kaſten herbei, der eröffnet mir eine Danae in Lebensgröße zeigte, die den goldnen Regen in ihrem Schoße empfängt. Ich erſtaunte über die Pracht der Glieder, über die Herrlichkeit der Lage und Stellung, über das Große der Zärtlichkeit und über das Geiſtreiche des ſinnlichſten Gegenſtandes; und doch ſtand ich nur in Betrachtung davor. Es erregte nicht jenes Entzücken, jene Freude, jene unausſprechliche Luſt in mir. Mein Freund, der mir vieles von den Verdienſten dieſes

Bildes vorſagte, bemerkte über ſein eignes Entzücken meine Kälte nicht und war erfreut, mir an dieſem trefflichen Bilde die Vorzüge der italiäniſchen Schule deutlich zu machen. Der Anblick dieſes Bildes hatte mich nicht glücklich, er hatte mich unruhig gemacht. Wie! ſagte ich zu mir ſelbſt, in welchem beſondern Falle finden wir uns, wir bürgerlich eingeſchränkte Menſchen? Ein bemooster Fels, ein Waſſerfall hält meinen Blick ſo lange gefeſſelt, ich kann ihn auswendig; ſeine Höhen und Tiefen, ſeine Lichter und Schatten, ſeine Farben, Halbfarben und Wiederſcheine alles ſtellt ſich mir im Geiſte dar, ſo oft ich nur will, alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung eben ſo lebhaft wieder entgegen: und vom Meiſterſtücke der Natur, vom menſchlichen Körper, von dem Zuſammenhang, der Zuſammenſtimmung ſeines Gliederbaues habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff iſt. Meine Einbildungskraft ſtellt mir dieſen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunſt darbietet, bin ich nicht im Stande weder etwas dabei zu fühlen, noch das Bild zu beurtheilen. Nein! ich will nicht länger in dem ſtumpfen Zuſtande bleiben, ich will mir die Geſtalt des Menſchen eindrücken wie die Geſtalt der Trauben und Pfirſchen.

Ich veranlaßte Ferdinanden zu baden im See; wie herrlich iſt mein junger Freund gebildet! welch ein Ebenmaß aller Theile! welch eine Fülle der Form, welch ein

Glanz der Jugend, welch ein Gewinn für mich, meine Einbildungskraft mit diesem vollkommenen Muster der menschlichen Natur bereichert zu haben! Nun bevölkere ich Wälder, Wiesen und Höhen mit so schönen Gestalten; ihn seh' ich als Adonis dem Eber folgen, ihn als Narciß sich in der Quelle bespiegeln!

Noch aber fehlt mir leider Venus die ihn zurückhält, Venus, die seinen Tod betrauert, die schöne Echo, die noch einen Blick auf den kalten Jüngling wirft ehe sie verschwindet. Ich nahm mir fest vor, es koste was es wolle, ein Mädchen in dem Naturzustande zu sehen wie ich meinen Freund gesehen hatte. Wir kamen nach Genf. Sollten in dieser großen Stadt, dachte ich, nicht Mädchen seyn, die sich für einen gewissen Preis dem Mann überlassen? und sollte nicht eine darunter schön und willig genug seyn, meinen Augen ein Fest zu geben? Ich horchte an dem Lohnbedienten, der sich mir, jedoch nur langsam und auf eine kluge Weise, näherte. Natürlich sagte ich ihm nichts von meiner Absicht; er mochte von mir denken was er wollte, denn man will lieber jemanden lasterhaft als lächerlich erscheinen. Er führte mich Abends zu einem alten Weibe; sie empfing mich mit viel Vorsicht und Bedenklichkeiten: es sey, meinte sie, überall und besonders in Genf gefährlich der Jugend zu dienen. Ich erklärte mich sogleich, was ich für einen Dienst von ihr verlange. Mein Mährchen glückte mir und die Lüge

ging mir geläufig vom Munde. Ich war ein Mahler, hatte Landschaften gezeichnet, die ich nun durch die Gestalten schöner Nymphen zu heroischen Landschaften erheben wolle. Ich sagte die wunderlichsten Dinge, die sie ihr Lebtag nicht gehört haben mochte. Sie schüttelte dagegen den Kopf und versicherte mir: es sey schwer meinen Wunsch zu befriedigen. Ein ehrbares Mädchen werde sich nicht leicht dazu entschließen, es werde mich was kosten, sie wolle sehen. Was? rief ich aus, ein ehrbares Mädchen ergibt sich für einen leidlichen Preis einem fremden Mann — Allerdings — und sie will nicht nackend vor seinen Augen erscheinen? — Keinesweges; dazu gehört viel Entschließung — selbst wenn sie schön ist — auch dann. Genug ich will sehen, was ich für Sie thun kann, Sie sind ein junger artiger hübscher Mann, für den man sich schon Mühe geben muß.

Sie klopfte mir auf die Schultern und auf die Wangen: ja! rief sie aus, ein Mahler, das muß es wohl seyn, denn Sie sind weder alt noch vornehm genug, um dergleichen Scenen zu bedürfen. Sie bestellte mich auf den folgenden Tag und so schieden wir aus einander.

Ich kann heute nicht vermeiden mit Ferdinand in eine große Gesellschaft zu gehen und auf den Abend steht mir das Abenteuer bevor. Es wird einen schönen Gegensatz geben. Schon kenne ich diese verwünschte

Gesellschaft, wo die alten Weiber verlangen, daß man mit ihnen spielen, die jungen, daß man mit ihnen liebäugeln soll, wo man dann dem Gelehrten zuhören, den Geistlichen verehren, dem Edelmann Platz machen muß, wo die vielen Lichter kaum eine leidliche Gestalt beleuchten, die noch dazu hinter einen barbarischen Putz versteckt ist. Soll ich französisch reden, eine fremde Sprache in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge und noch dazu stockend und stotternd ausdrücken kann. Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit schon gestempelten hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen müssen. Heute will ich mit Ruhe ein paar Stunden die schlechten Späße ertragen in der Aussicht auf die sonderbare Scene, die meiner wartet.

Mein Abenteuer ist bestanden, vollkommen nach meinen Wünschen, über meine Wünsche, und doch weiß ich nicht ob ich mich darüber freuen oder ob ich mich tadeln soll. Sind wir denn nicht gemacht das Schöne rein zu beschauen, ohne Eigennutz das Gute hervor zu bringen? Fürchte nichts und höre mich: ich habe

mir nichts vorzuwerfen; der Anblick hat mich nicht aus meiner Faſſung gebracht, aber meine Einbildungskraft iſt entzündet, mein Blut erhitzt. O! ſtünd' ich nur ſchon den großen Eismaſſen gegenüber um mich wieder abzukühlen! Ich ſchlich mich aus der Geſellſchaft und in meinen Mantel gewickelt nicht ohne Bewegung zur Alten. Wo haben Sie Ihr Portefeuille? rief ſie aus — Ich hab' es dießmal nicht mitgebracht. Ich will heute nur mit den Augen ſtudiren. — Ihre Arbeiten müſſen Ihnen gut bezahlt werden, wenn Sie ſo theure Studien machen können. Heute werden Sie nicht wohlfeil davon kommen. Das Mädchen verlangt *** und mir können Sie auch für meine Bemühung unter ** nicht geben. (Du verzeihſt mir, wenn ich dir den Preis nicht geſtehe.) Dafür ſind Sie aber auch bedient wie Sie es wünſchen können. Ich hoffe, Sie ſollen meine Vorſorge loben; ſo einen Augenſchmaus haben Sie noch nicht gehabt und ... das Anfühlen haben Sie umſonſt.

Sie brachte mich darauf in ein kleines artig meublirtes Zimmer: ein ſauberer Teppich deckte den Fußboden, in einer Art von Niſche ſtand ein ſehr reinliches Bett, zu der Seite des Hauptes eine Toilette mit aufgeſtelltem Spiegel, und zu den Füßen ein Gueridon mit einem dreyarmigen Leuchter, auf dem ſchöne helle Kerzen brannten; auch auf der Toilette brannten zwey Leuchter. Ein erloſchenes Kaminfeuer hatte die Stube durchaus erwärmt. Die Alte wies mir einen Seſſel

an, dem Bette gegenüber am Kamin, und entfernte ſich. Es währte nicht lange ſo kam zu der entgegengeſetzten Thüre ein großes, herrlich gebildetes, ſchönes Frauenzimmer heraus; ihre Kleidung unterſchied ſich nicht von der gewöhnlichen. Sie ſchien mich nicht zu bemerken, warf ihren ſchwarzen Mantel ab und ſetzte ſich vor die Toilette. Sie nahm eine große Haube, die ihr Geſicht bedeckt hatte, vom Kopfe: eine ſchöne regelmäßige Bildung zeigte ſich, braune Haare mit vielen und großen Locken rollten auf die Schultern herunter. Sie fing an ſich auszukleiden; welch eine wunderliche Empfindung, da ein Stück nach dem andern herabfiel, und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erſchien und beinahe, möcht' ich ſagen, mir einen ſchauerlichen Eindruck machte. Ach! mein Freund, iſt es nicht mit unſern Meinungen, unſern Vorurtheilen, Einrichtungen, Geſetzen und Grillen auch ſo? Erſchrecken wir nicht, wenn eine von dieſen fremden, ungehörigen, unwahren Umgebungen uns entzogen wird, und irgend ein Theil unſerer wahren Natur entblößt daſtehen ſoll? Wir ſchaudern, wir ſchämen uns, aber vor keiner wunderlichen und abgeſchmackten Art, uns durch äußern Zwang zu entſtellen, fühlen wir die mindeſte Abneigung. Soll ich dir's geſtehen, ich konnte mich eben ſo wenig in den herrlichen Körper finden, da die letzte Hülle herab fiel, als vielleicht Freund L. ſich in ſeinen Zuſtand finden wird, wenn

ihn der Himmel zum Anführer der Mohawks machen sollte. Was sehen wir an den Weibern? was für Weiber gefallen uns und wie confundiren wir alle Begriffe? Ein kleiner Schuh sieht gut aus, und wir rufen: welch ein schöner kleiner Fuß! ein schmaler Schnürleib hat etwas Elegantes, und wir preisen die schöne Taille.

Ich beschreibe dir meine Reflexionen, weil ich dir mit Worten die Reihe von entzückenden Bildern nicht darstellen kann, die mich das schöne Mädchen mit Anstand und Artigkeit sehen ließ. Alle Bewegungen folgten so natürlich auf einander, und doch schienen sie so studirt zu seyn. Reizend war sie, indem sie sich entkleidete, schön, herrlich schön, als das letzte Gewand fiel. Sie stand, wie Minerva vor Paris mochte gestanden haben, bescheiden bestieg sie ihr Lager, unbedeckt versuchte sie in verschiedenen Stellungen sich dem Schlafe zu übergeben, endlich schien sie entschlummert. In der anmuthigsten Stellung blieb sie eine Weile, ich konnte nur staunen und bewundern. Endlich schien ein leidenschaftlicher Traum sie zu beunruhigen, sie seufzte tief, veränderte heftig die Stellung, stammelte den Namen eines Geliebten und schien ihre Arme gegen ihn auszustrecken. Komm! rief sie endlich mit vernehmlicher Stimme, komm, mein Freund, in meine Arme, oder ich schlafe wirklich ein. In dem Augenblick ergriff sie die seidne durchnähte Decke, zog sie über sich her, und ein allerliebstes Gesicht sah unter ihr hervor.

Briefe

aus der Schweiz.

Zweyte Abtheilung.

Münſter, den 3. October.
Sonntag Abends.

Von Baſel erhalten Sie ein Paket, das die Geſchichte unſrer bisherigen Reiſe enthält, indeſſen wir unſern Zug durch die Schweiz nun ernſtlich fortſetzen. Auf dem Wege nach Biel ritten wir das ſchöne Birſch-Thal herauf und kamen endlich an den engen Paß der hierher führt.

Durch den Rücken einer hohen und breiten Gebirgkette hat die Birſch, ein mäßiger Fluß, ſich einen Weg von Uralters geſucht. Das Bedürfniß mag nachher durch ihre Schluchten ängſtlich nachgeklettert ſeyn. Die Römer erweiterten ſchon den Weg, und nun iſt er ſehr bequem durchgeführt. Das über Felsſtücke rauſchende Waſſer und der Weg geben neben einander hin und machen an den meiſten Orten die ganze Breite des Paſſes, der auf beiden Seiten von Felſen beſchloſſen iſt, die ein gemächlich aufgehobenes Auge faſſen kann. Hinterwärts beben Gebirge ſanft ihre Rücken, deren Gipfel uns vom Nebel bedeckt waren.

Bald ſteigen aneinanderhängende Wände ſenkrecht auf, bald ſtreichen gewaltige Lagen ſchief nach dem Fluß

und dem Weg ein, breite Maſſen ſind aufeinander gelegt, und gleich daneben ſtehen ſcharfe Klippen abgeſetzt. Große Klüfte ſpalten ſich aufwärts, und Platten von Mauerſtärke haben ſich von dem übrigen Geſteine losgetrennt. Einzelne Felsſtücke ſind herunter geſtürzt, andere hängen noch über und laſſen nach ihrer Lage fürchten, daß ſie dereinſt gleichfalls herein kommen werden.

Bald rund, bald ſpitz, bald bewachſen, bald nackt, ſind die Firſten der Felſen, wo oft noch oben drüber ein einzelner Kopf kahl und kühn herüber ſieht, und an Wänden und in der Tiefe ſchmiegen ſich ausgewitterte Klüfte hinein.

Mir machte der Zug durch dieſe Enge eine große ruhige Empfindung. Das Erhabene gibt der Seele die ſchöne Ruhe, ſie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt ſich ſo groß als ſie ſeyn kann. Wie herrlich iſt ein ſolches reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand ſteigt ohne überzulaufen. Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenſtände faſſen, und da ich rein war, dieſe Empfindung nirgends falſch widerſtieß, ſo wirkten ſie was ſie ſollten. Vergleicht man ſolch ein Gefühl mit jenem, wenn wir uns mühſelig im Kleinen umtreiben, alles aufbieten, dieſem ſo viel als möglich zu borgen und aufzuſticken, und unſerm Geiſt durch ſeine eigne Creatur Freude und Futter zu bereiten; ſo ſieht man erſt wie ein armſeliger Behelf es iſt.

Ein

Ein junger Mann, den wir von Basel mitnahmen, sagte: es sey ihm lange nicht wie das erstemal, und gab der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber sagen: wenn wir einen solchen Gegenstand zum erstenmal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dieß ein schmerzlich Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Thränen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen. Was er an Wollust verliert gewinnt er an innerm Wachsthum. Hätte mich nur das Schicksal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus einem lieblichen Thal Geduld und Stille.

Am Ende der Schlucht stieg ich ab und kehrte einen Theil allein zurück. Ich entwickelte mir noch ein tiefes Gefühl, durch welches das Vergnügen auf einen hohen Grad für den aufmerksamen Geist vermehrt wird. Man ahnet im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Es mag geschehen seyn wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen, nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile, groß und einfach zusammen gesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch diese noch nur einzelne Erschütterungen gewesen, und

ſelbſt der Gedanke einer ſo ungeheuren Bewegung gibt ein hohes Gefühl von ewiger Feſtigkeit. Die Zeit hat auch, gebunden an die ewigen Geſetze, bald mehr bald weniger auf ſie gewirkt.

Sie ſcheinen innerlich von gelblicher Farbe zu ſeyn; allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in graublau, daß nur hier und da in Streifen und in friſchen Spalten die erſte Farbe ſichtbar iſt. Langſam verwittert der Stein ſelbſt und rundet ſich an den Ecken ab, weichere Flecken werden weggezehrt, und ſo gibt's gar zierlich ausgeſchweifte Höhlen und Löcher, die, wann ſie mit ſcharfen Kanten und Spitzen zuſammen treffen, ſich ſeltſam zeichnen. Die Vegetation behauptet ihr Recht; auf jedem Vorſprung, Fläche und Spalt faſſen Fichten Wurzel, Moos und Kräuter ſäumen die Felſen. Man fühlt tief, hier iſt nichts Willkürliches, hier wirkt ein alles langſam bewegendes ewiges Geſetz, und nur von Menſchenhand iſt der bequeme Weg, über den man durch dieſe ſeltſamen Gegenden durchſchleicht.

Genf, den 27. October.

Die große Bergkette, die von Baſel bis Genf Schweiz und Frankreich ſcheidet, wird, wie Ihnen bekannt iſt, der Jura genannt. Die größten Höhen davon ziehen ſich über Lauſanne bis ungefähr über Rolle und Nyon. Auf dieſem höchſten Rücken iſt ein merkwürdiges Thal von der Natur eingegraben — ich möchte ſagen eingeſchwemmt, da auf allen dieſen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewäſſer ſichtbar ſind — das la Vallée de Jour genannt wird, welcher Name, da Jour in der Landſprache einen Felſen oder Berg bedeutet, deutſch das Bergthal hieße. Eh ich zur Beſchreibung unſrer Reiſe fortgehe, will ich mit wenigem die Lage deſſelben geographiſch angeben. Seine Länge ſtreicht, wie das Gebirg ſelbſt, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht, und wird an jener Seite von den Septmoncels, an dieſer von der Dent de Vaulion, welche nach der Dole der höchſte Gipfel des Jura iſt, begränzt und hat, nach der Sage des Landes, neun kleine, nach unſrer ungefähren Reiſerechnung aber ſechs ſtarke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenſeite begränzt und auch von dem flachen Land herauf ſichtbar iſt, heißt Le noir Mont. Gegen Abend ſtreicht der Riſou hin und verliert ſich allmählich gegen die Franche-Comté. Frankreich und Bern theilen ſich ziemlich gleich in dieſes Thal.

ſo daß jenes die obere ſchlechte Hälfte und dieſes die untere beſſere beſitzt, welche letztere eigentlich La Vallée du Lac de Jour genannt wird. Ganz oben in dem Thal, gegen den Fuß der Septmoncels, liegt der Lac des Rouſſes, der keinen ſichtlichen einzelnen Urſprung hat, ſondern ſich aus quelligem Boden und den überall auslaufenden Brunnen ſammelt. Aus demſelben fließt die Orbe, durchſtreicht das ganze Franzöſiſche und einen großen Theil des Berner Gebiets, bis ſie wieder unten gegen die Dent de Vaulion ſich zum Lac de Jour bildet, der ſeitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Waſſer endlich ſich unter der Erde verlieret. Die Breite des Thals iſt verſchieden, oben beim Lac des Rouſſes etwa eine halbe Stunde, alsdann verengert ſich's und läuft wieder unten auseinander, wo etwa die größte Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum beſſern Verſtändniß des folgenden, wobei ich Sie einen Blick auf die Charte zu thun bitte, ob ich ſie gleich alle, was dieſe Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24. Oct. ritten wir, in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforſtmeiſters dieſer Gegenden, erſtlich Mont hinan, einen kleinen zerſtreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb- und Landhäuſern genannt werden könnte. Das Wetter war ſehr hell; wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Ausſicht auf den Genferſee, die Savoyer und Walliſer Gebirge, konnten Lauſanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch

die Gegend von Genf. Der Montblanc, der über alle Gebirge des Faucigni ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter, es war ſo ein großer Anblick, daß ein menſchlich Auge nicht dazu hinreicht. Der faſt volle Mond kam herauf und wir immer höher. Durch Fichtenwälder ſtiegen wir weiter den Jura hinan, und ſahen den See in Duft und den Widerſchein des Mondes darin. Es wurde immer heller. Der Weg iſt eine wohlgemachte Chauſſée, nur angelegt um das Holz aus dem Gebirg bequemer in das Land herunter zu bringen. Wir waren wohl drey Stunden geſtiegen, als es hinterwärts fachte wieder hinabzugehen anfing. Wir glaubten unter uns einen großen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Thal, was wir überſehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm endlich näher, ſahen einen weißen Bogen, den der Mond darin bildete, und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verſchaffte uns Quartier in einem Hauſe, wo man ſonſt nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterſchied ſich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts als daß der große Raum mitten inne zugleich Küche, Verſammlungsplatz, Vorſaal iſt, und man von da in die Zimmer gleicher Erde und auch die Treppe hinauf geht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf ſteinernen Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornſtein, mit Bretern dauerhaft und ſauber ausgeſchlagen, den Rauch aufnahm. In

der Ecke waren die Thüren zu den Backöfen, der ganze Fußboden übrigens gedielet, bis auf ein kleines Eckchen am Fenster um den Spülstein, das gepflastert war, übrigens rings herum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausrath und Geräthschaften in schöner Ordnung angebracht, alles nicht unreinlich gehalten.

Den 25. Morgens war helles kaltes Wetter, die Wiesen bereift, hier und da zogen leichte Nebel: wir konnten den untern Theil des Thals ziemlich übersehen, unser Haus lag am Fuß des östlichen noir Mont. Gegen Achte ritten wir ab, und um der Sonne gleich zu genießen, an der Abendseite hin. Der Theil des Thals, an dem wir hinritten, besteht in abgetheilten Wiesen, die gegen den See zu etwas sumpfichter werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben sich theils in einzelnen Häusern an der Seite angebaut, theils sind sie in Dörfern näher zusammengerückt, die einfache Namen von ihrer Lage führen. Das erste, wodurch wir kamen, war le Sentier. Wir sahen von weitem die Dent de Vaulion über einem Nebel, der auf dem See stand, hervorblicken. Das Thal ward breiter, wir kamen hinter einem Felsgrat, der uns den See verdeckte, durch ein ander Dorf, le Lieu genannt, die Nebel stiegen und fielen wechselsweise vor der Sonne. Hier nahebei ist ein kleiner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben scheint. Das Wetter klärte sich völlig auf und wir kamen gegen den Fuß der Dent de Vaulion und tra-

fen hier an's nördliche Ende des großen Sees, der, indem er ſich weſtwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm unter einer Brücke weg ſeinen Ausfluß hat. Das Dorf drüben heißt le Pont. Die Lage des kleinen Sees iſt wie in einem eigenen kleinen Thal, was man niedlich ſagen kann. An dem weſtlichen Ende iſt eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte. Nunmehr iſt er abgedämmt und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das Waſſer läuft durch Schleuſen auf die Räder, es ſtürzt ſich von da in Felsritzen, wo es eingeſchluckt wird und erſt eine Stunde von da in Valorbe hervor kommt, wo es wieder den Namen des Orbefluſſes führet. Dieſe Abzüge (entonnoirs) müſſen rein gehalten werden, ſonſt würde das Waſſer ſteigen, die Kluft wieder ausfüllen und über der Mühle weg gehen, wie es ſchon mehr geſchehen iſt. Sie waren ſtark in der Arbeit begriffen, den morſchen Kalkfelſen theils wegzuſchaffen, theils zu befeſtigen. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiſer auf la Dent. Im Aufſteigen ſahen wir nunmehr den großen See völlig hinter uns. Oſtwärts iſt der noir Mont ſeine Gränze, hinter dem der kahle Gipfel der Dole hervorkommt, weſtwärts hielt ihn der Felsrücken der gegen den See ganz nackt iſt, zuſammen. Die Sonne ſchien heiß, es war zwiſchen Eilf und Mittag. Nach und nach überſahen wir das ganze Thal, konnten in der Ferne den Lac des Rouſſes er-

kennen, und weiter her bis zu unſern Füßen, die Gegend durch die wir gekommen waren, und den Weg der uns rückwärts noch überblieb. Im Aufſteigen wurde von der großen Strecke Landes und den Herrſchaften, die man oben unterſcheiden könnte, geſprochen, und in ſolchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein ander Schauſpiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgketten waren unter einem klaren und heitern Himmel ſichtbar, alle niedern Gegenden mit einem weißen wolligen Nebelmeer überdeckt, das ſich von Genf bis nordwärts an den Horizont erſtreckte und in der Sonne glänzte. Daraus ſtieg oſtwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge, ohne Unterſchied von Namen der Völker und Fürſten, die ſie zu beſitzen glauben, nur Einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der ſie ſchön röthete. Der Montblanc gegen uns über ſchien der höchſte, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt ſchloſſen niedere Berge des Cantons Bern. Gegen Abend war an einem Platze das Nebelmeer unbegränzt, zur Linken in der weitſten Ferne zeigten ſich ſodann die Gebirge von Solothurn, näher die von Neufchatel, gleich vor uns einige niedere Gipfel des Jura, unter uns lagen einige Häuſer von Vaulien, dahin die Dent gehört, und daher den Namen hat. Gegen Abend ſchließt die Franche-Comté mit flachſtreichenden waldigen Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen Nord-

weſt ſich unterſchied. Grad ab war ein ſchöner Anblick. Hier iſt die Spitze, die dieſem Gipfel den Namen eines Zahns gibt. Er geht ſteil und eher etwas einwärts hinunter, in der Tiefe ſchließt ein kleines Fichtenthal an mit ſchönen Grasplätzen, gleich drüber liegt das Thal Valorbe genannt, wo man die Orbe aus dem Felſen kommen ſieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdiſchen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das Städtchen Valorbe liegt auch in dieſem Thal. Ungern ſchieden wir. Einige Stunden längeren Aufenthalts, indem der Nebel um dieſe Zeit ſich zu zerſtreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken laſſen; ſo aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünſchen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unſer ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, ſtiegen bei Pont zu Pferde, ritten an der Oſtſeite den See hinauf, kamen durch l'Abbaye de Jour, welches jetzt ein Dorf iſt, ehemals aber ein Sitz der Geiſtlichen war, denen das ganze Thal zugehörte. Gegen Viere langten wir in unſerm Wirthshaus an, und fanden ein Eſſen, wovon uns die Wirthin verſicherte, daß es um Mittag gut geweſen ſey, aber auch übergahr trefflich ſchmeckte.

Daß ich noch einiges, wie man mir es erzählt, hinzufüge. Wie ich eben erwähnte, ſoll ehedem das Thal Mönchen gehört haben, die es dann wieder vereinzelt, und zu Zeiten der Reformation mit den übrigen ausge-

trieben worden. Jetzt gehört es zum Canton Bern, und ſind die Gebirge umher die Holzkammer von dem Pays de Vaud. Die meiſten Hölzer ſind Privatbeſitzungen, werden unter Aufſicht geſchlagen und ſo in's Land gefahren. Auch werden hier die Dauben zu fichtenen Fäſſern geſchnitten, Eimer, Bottiche und allerlei hölzerne Gefäße verfertiget. Die Leute ſind gut gebildet und geſittet. Neben dem Holzverkauf treiben ſie die Viehzucht; ſie haben kleines Vieh und machen gute Käſe. Sie ſind geſchäftig, und ein Erdſchollen iſt ihnen viel werth. Wir fanden einen, der die wenige aus einem Gräbchen aufgeworfene Erde mit Pferd und Karren in einige Vertiefungen eben derſelben Wieſe führte. Die Steine legen ſie ſorgfältig zuſammen und bringen ſie auf kleine Haufen. Es ſind viele Steinſchleifer hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, mit welchem Erwerb ſich auch die Frauen und Kinder beſchäftigen. Die Häuſer ſind dauerhaft und ſauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfniß der Gegend und der Bewohner; vor jedem Hauſe läuft ein Brunnen, und durchaus ſpürt man Fleiß, Rührigkeit und Wohlſtand. Ueber alles aber muß man die ſchönen Wege preiſen, für die, in dieſen entfernten Gegenden, der Stand Bern wie durch den ganzen übrigen Canton ſorgt. Es geht eine Chauſſee um das ganze Thal herum, nicht übermäßig breit, aber wohl unterhalten, ſo daß die Einwohner mit der größten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit

kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft iſt ſehr rein und geſund.

Den 26. ward beim Frühſtück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle. Da wir hörten daß die Dole, der höchſte Gipfel des Jura, nicht weit von dem obern Ende des Thals liege, da das Wetter ſich auf das herrlichſte anließ und wir hoffen konnten, was uns geſtern noch gefehlt, heute vom Glück alles zu erlangen; ſo wurde dahin zu gehen beſchloſſen. Wir packten einem Boten Käſe, Butter, Brot und Wein auf, und ritten gegen Achte ab. Unſer Weg ging nun durch den obern Theil des Thals in dem Schatten des noir Mont hin. Es war ſehr kalt, hatte gereift und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Berniſchen zu reiten, wo ſich die Chauſſee, die man eben zu Ende bringt, abſchneiden wird. Durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir ins Franzöſiſche Gebiet ein. Hier verändert ſich der Schauplatz ſehr. Was wir zuerſt bemerkten, waren die ſchlechten Wege. Der Boden iſt ſehr ſteinicht, überall liegen ſehr große Haufen zuſammen geleſen; wieder iſt er eines Theils ſehr moraſtig und quellig; die Waldungen umher ſind ſehr ruinirt; den Häuſern und Einwohnern ſieht man ich will nicht ſagen Mangel, aber doch bald ein ſehr enges Bedürfniß an. Sie gehören faſt als Leibeigne an die Canonici von St. Claude, ſie ſind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen (sujets à la main morte et au droit de la suite), wovon mün-

lich ein mehreres, wie auch von dem neuſten Edict des Königs, wodnrch das droit de la suite aufgehoben wird, die Eigenthümer und Beſitzer aber eingeladen werden, gegen ein gewiſſes Geld der main morte zu entſagen. Doch iſt auch dieſer Theil des Thals ſehr angebaut. Sie nähren ſich mühſam und lieben doch ihr Vaterland ſehr, ſtehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder in's Land. Der erſte Sprengel heißt le Bois d'Amont, durch den wir in das Kirchſpiel les Rouſſes kamen, wo wir den kleinen Lac des Rouſſes und les ſept Moncels, ſieben kleine, verſchieden geſtaltete und verbundene Hügel, die mittägige Gränze des Thals, vor uns ſahen. Wir kamen bald auf die neue Straße, die aus dem Pays de Vaud nach Paris führt; wir folgten ihr eine Weile abwärts, und waren nunmehr von unſerm Thale geſchieden; der kahle Gipfel der Dole lag vor uns, wir ſtiegen ab, unſre Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Serques, und wir ſtiegen die Dole hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne ſchien heiß, aber es wechſelte ein kühler Mittagswind. Wenn wir, auszuruhen, uns umſahen, hatten wir les ſept Moncels hinter uns, wir ſahen noch einen Theil des Lac des Rouſſes und um ihn die zerſtreuten Häuſer des Kirchſpiels, der noir Mont deckte uns das übrige ganze Thal, höher ſahen wir wieder ungefähr die geſtrige Ausſicht in die Franche-Comté und näher bei uns, gegen Mittag, die letzten Berge und Thäler des Jura. Sorg-

fältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach der Gegend umzusehen, um derentwillen wir eigentlich herauf stiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Gestalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel und sahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns gestern versagt war. Das ganze Pays de Vaud und de Ger lag wie eine Flurcharte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. Wir waren so hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuser, Weinberge, und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meistens weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom Lemaner-See hatte sich der Nebel schon zurück gezogen, wir sahen den nächsten Theil an der diesseitigen Küste deutlich; den sogenannten kleinen See, wo sich der große verenget und gegen Genf zugeht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz, und gegenüber klärte sich das Land auf, das ihn einschließt. Vor allem aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte. Wir setzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felsen, ließen uns von der Sonne bescheinen, das Essen und Trinken schmeckte trefflich. Wir sahen dem Nebel zu, der sich nach und nach verzog, jeder entdeckte etwas, oder glaubte etwas zu entdecken. Wir sahen

nach und nach Lauſanne mit allen Gartenhäuſern umher, Vevey und das Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebirg das uns den Eingang von Wallis verdeckte, bis in den See, von da, an der Savoyer Küſte, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfchen und Häuschen zwiſchen inne; Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel, aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont-crèdo und Mont-vaucke, wo das Fort l'Ecluſe inne liegt, zog er ſich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, ſo lag das ganze Land von Lauſanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die nähern Berge und Höhen, auch alles, was weiße Häuſer hatte, konnten wir erkennen; man zeigte uns das Schloß Chanvan blinken, das vom Neuburgerſee links liegt, woraus wir ſeine Lage muthmaßen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es ſind keine Worte für die Größe und Schöne dieſes Anblicks, man iſt ſich im Augenblick ſelbſt kaum bewußt, daß man ſieht, man ruft ſich nur gern die Namen und alten Geſtalten der bekannten Städte und Orte zurück, und freut ſich in einer taumelnden Erkenntniß, daß das eben die weißen Puncte ſind, die man vor ſich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an ſich. Die Sonne wendete ſich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größern Flächen gegen uns zu. Schon was vom Schnee auf für ſchwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und

Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen! wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannichfaltig da liegen; man gibt da gern jede Prätension an's Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken ferrig werden kann.

Vor uns sahen wir ein fruchtbares bewohntes Land; der Boden worauf wir stunden, ein hohes, kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Thiere, von denen der Mensch Nutzen zieht. Das kann sich der einbildische Herr der Welt noch zueignen; aber jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden, vor unsern Augen, für sich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben und reizten einander wechselsweise, Städte, Berge und Gegenden, bald mit bloßem Auge, bald mit dem Teleskop, zu entdecken, und gingen nicht eher abwärts, als bis die Sonne im Weichen, den Nebel seinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit Sonnenuntergang auf die Ruinen des Fort de St. Sergues. Auch näher am Thal, waren unsre Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, schienen in einen leichten Feuerdampf aufzuschmelzen; die nächsten standen noch mit wohl bestimmten rothen Seiten gegen uns, nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich. Es

ſah faſt ängſtlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abſtirbt, ſo erblaßten alle langſam gegen den Montblanc zu, deſſen weiter Buſen noch immer roth herüber glänzte und auch zuletzt uns noch einen röthlichen Schein zu behalten ſchien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen, und den Augenblick, wo der Puls zu ſchlagen aufhört, nicht abſchneiden will. Auch nun gingen wir ungern weg. Die Pferde fanden wir in St. Sergues, und daß nichts fehle, ſtieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nyon, indeß unterweges unſere angeſpannten Sinnen ſich wieder lieblich entfalteten, wieder freundlich wurden, um mit friſcher Luft aus den Fenſtern des Wirthshauſes den breitſchwimmenden Wiederglanz des Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

Hier und da auf der ganzen Reiſe ward ſoviel von der Merkwürdigkeit der Savoyer Eisgebirge geſprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode dieſelben zu ſehen, daß der Graf eine ſonderliche Luſt kriegte, unſern Weg dahin zu leiten, von Genf aus über Cluſe und Salenche in's Thal Chamouni zu gehen, die Wunder zu betrachten, dann über Valorſine und Trient nach Martinach in's Wallis zu fallen. Dieſer Weg, den die meiſten Reiſenden nehmen, ſchien wegen der Jahrszeit etwas bedenklich. Der Herr de Sauſſure wurde deßwegen auf ſeinem Landgute beſucht und um Rath gefragt. Er verſicherte, daß man

ohne

ohne Bedenken den Weg machen könne: es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge auf's Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehl ſchlage, ſo könnten wir mit aller Sicherheit dieſe Reiſe unternehmen. Hier iſt die Abſchrift eines ſehr eiligen Tageregiſters.

Cluſe in Savoyen den 5. November.

Heute beim Abſcheiden von Genf theilte ſich die Geſellſchaft; der Graf, mit mir und einem Jäger, zog nach Savoyen zu; Freund W. mit den Pferden durch's Pays de Vaud in's Wallis. Wir in einem leichten Cabriolet mit vier Rädern, fuhren erſt, Hubern auf ſeinem Landgute zu beſuchen, den Mann, dem Geiſt, Imagination, Nachahmungsbegierde zu allen Gliedern heraus will, einen der wenigen ganzen Menſchen, die wir angetroffen haben. Er ſetzte uns auf den Weg, und wir fuhren ſodann, die hohen Schneegebirge, an die wir wollten, vor Augen, weiter. Vom Genferſee laufen die vordern Bergketten gegeneinander, bis da, wo Bonneville, zwiſchen der Mole, einem anſehnlichen Berge, und der Arve inne liegt. Da aßen wir zu Mittag. Hinter der Stadt ſchließt ſich das Thal an, obgleich noch ſehr breit, die Arve fließt ſachte durch, die Mittagſeite iſt ſehr angebaut und durchaus der Boden benutzt. Wir hatten ſeit früh etwas Regen, wenigſtens auf die Nacht, befürchtet, aber die Wolken

verließen nach und nach die Berge und theilten ſich in Schäfchen, die uns ſchon mehr ein gutes Zeichen geweſen. Die Luft war ſo warm, wie Anfang Septembers und die Gegend ſehr ſchön, noch viele Bäume grün, die meiſten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendroth roſenfarb in's Violette, und dieſe Farben auf großen, ſchönen, gefälligen Formen der Landſchaft. Wir ſchwatzten viel Gutes. Gegen Fünfe kamen wir nach Cluſe, wo das Thal ſich ſchließet und nur Einen Ausgang läßt, wo die Arve aus dem Gebirge kommt und wir morgen hineingehen. Wir ſtiegen auf einen hohen Berg und ſahen unter uns die Stadt an einen Fels gegenüber mit der einen Seite angelehnt, die andere mehr in die Fläche des Thals hingebaut, das wir mit vergnügten Blicken durchliefen, und auf abgeſtürzten Granitſtücken ſitzend, die Ankunft der Nacht, mit ruhigen und mannichfaltigen Geſprächen, erwarteten. Gegen Sieben, als wir hinabſtiegen, war es noch nicht kühler, als es im Sommer um neun Uhr zu ſeyn pflegt. In einem ſchlechten Wirthshaus, bei muntern und willigen Leuten, an deren Patois man ſich erluſtigt, erſchlafen wir nun den morgenden Tag, vor deſſen Anbruch wir ſchon unſern Stab weiter ſetzen wollen.

Abends gegen Zehn.

Salenche den 4. Nov. Mittags.

Bis ein ſchlechtes Mittageſſen von ſehr willigen Händen wird bereitet ſeyn, verſuche ich das Merkwürdigſte von heute früh aufzuſchreiben. Mit Tages Anbruch gingen wir zu Fuße von Cluſe ab, den Weg nach Balme. Angenehm friſch war's im Thal, das letzte Mondviertel ging vor der Sonne hell auf und erfreute uns, weil man es ſelten ſo zu ſehen gewohnt iſt. Leichte, einzelne Nebel ſtiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geiſter aufweckte, die Luſt fühlten, ihre Bruſt der Sonne entgegen zu tragen und ſie an ihren Blicken zu vergülden. Der obere Himmel war ganz rein, nur wenige durchleuchtete Wolkenſtreifen zogen quer darüber hin. Balme iſt ein elendes Dorf, unfern vom Wege, wo ſich eine Felsſchlucht wendet. Wir verlangten von den Leuten, daß ſie uns zur Höhle führen ſollten, von der der Ort ſeinen Ruf hat. Da ſahen ſich die Leute unter einander an und ſagten einer zum andern: Nimm du die Leiter, ich will den Strick nehmen, kommt ihr Herrn nur mit! Dieſe wunderbare Einladung ſchreckte uns nicht ab, ihnen zu folgen. Zuerſt ging der Stieg durch abgeſtürzte Kalkfelſenſtücke hinauf, die durch die Zeit vor die ſteile Felswand aufgeſtuft worden und mit Haſel- und Buchenbüſchen durchwachſen ſind. Auf ihnen kommt man endlich an die Schicht der Felswand, wo man mühſelig und leidig, auf der Leiter und Felsſtufen, mit

Hülfe übergebogener Nußbaum-Aeste und daran befestigter Stricke, hinauf klettern muß; dann ſteht man fröhlich in einem Portal das in den Felſen eingewittert iſt, überſieht das Thal und das Dorf unter ſich. Wir bereiteten uns zum Eingang in die Höhle, zündeten Lichter an und luden eine Piſtole, die wir losſchießen wollten. Die Höhle iſt ein langer Gang, meiſt ebenes Bodens, auf Einer Schicht, bald zu einem bald zu zwey Menſchen breit, bald über-Mannshöhe, dann wieder zum Bücken und auch zum Durchkriechen. Gegen die Mitte ſteigt eine Kluft aufwärts und bildet einen ſpitzigen Dom. In einer Ecke ſchiebt eine Kluft abwärts, wo wir immer gelaſſen Siebzehn bis Neunzehn gezählt haben, eh' ein Stein, mit verſchiedentlich wiederſchallenden Sprüngen, endlich in die Tiefe kam. An den Wänden ſintert ein Tropfſtein, doch iſt ſie an den wenigſten Orten feucht, auch bilden ſich lange nicht die reichen wunderbaren Figuren, wie in der Baumanns-Höhle. Wir drangen ſo weit vor, als es die Waſſer zuließen, ſchoſſen im Herausgehen die Piſtole los, davon die Höhle mit einem ſtarken dumpfen Klang erſchüttert wurde und um uns wie eine Glocke ſummte. Wir brauchten eine ſtarke Viertelſtunde wieder heraus zu gehen, machten uns die Felſen wieder hinunter, fanden unſern Wagen und fuhren weiter. Wir ſahen einen ſchönen Waſſerfall auf Staubbachs Art; er war weder ſehr hoch noch ſehr reich, doch ſehr intereſſant,

weil die Felſen um ihn wie eine runde Niſche bilden, in der er herabſtürzt, und weil die Kalkſchichten an ihm, in ſich ſelbſt umgeſchlagen, neue und ungewohnte Formen bilden. Bei hohem Sonnenſchein kamen wir hier an, nicht hungrig genug, das Mittageſſen, das aus einem aufgewärmten Fiſch, Kuhfleiſch und hartem Brot beſtehet, gut zu finden. Von hier gehet weiter in's Gebirg kein Fuhrwerk für eine ſo ſtattliche Reiſekutſche, wie wir haben; dieſe gehet nach Genf zurück und ich nehme Abſchied von Ihnen, um den Weg weiter fortzuſetzen. Ein Mauleſel mit dem Gepäck wird uns auf dem Fuße folgen.

Chamouni, den 4. Nov.
Abends gegen Neun.

Nur daß ich mit dieſem Blatt Ihnen um ſo viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; ſonſt wäre es beſſer meine Geiſter ruhen zu laſſen. Wir ließen Salenche in einem ſchönen, offnen Thale hinter uns, der Himmel hatte ſich während unſrer Mittagraſt mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine beſondere Anmerkung machen muß. Wir haben ſie je ſchön und noch ſchöner an einem heitern Tag von den Berner Eisbergen aufſteigen ſehen. Auch hier ſchien es uns wieder ſo, als wenn die Sonne die leiſeſten Ausdünſtungen von den höchſten Schneegebirgen gegen ſich aufzöge, und dieſe ganz feinen Dünſte von einer leichten

Luft, wie eine Schaumwolle, durch die Atmosphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie in den höchsten Sommertagen, bei uns, wo dergleichen Lufterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Lichtgewebenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns, das Thal fing an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor, wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Bergs kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites trocknes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen; von da in ein sehr angenehmes, rundgeschlossenes flaches Thal, worin das Dörfchen Servos liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen, wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan, die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouni näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne gingen nach einander auf und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge, rechts vor

uns, ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, faſt wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unſere Aufmerkſamkeit, bis es endlich, da wir unſern Standpunct änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am beſten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieſes Anblicks ganz außerordentlich; denn, da er mit den Sternen, die um ihn herumſtunden, zwar nicht in gleich raſchem Licht, doch in einer breitern zuſammenhängendern Maſſe leuchtete, ſo ſchien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören und man hatte Müh', in Gedanken ſeine Wurzeln wieder an die Erde zu befeſtigen. Vor ihm ſahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von ſchwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletſcher zwiſchen den ſchwarzen Wäldern herunter in's Thal ſteigen.

Meine Beſchreibung fängt an unordentlich und ängſtlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwey Menſchen, einen der's ſähe und einen der's beſchriebe.

Wir ſind hier in dem mittelſten Dorfe des Thals, le Prieuré genannt, wohl logirt, in einem Hauſe, das eine Witwe, den vielen Fremden zu Ehren, vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir ſitzen am Camin und laſſen

uns den Muskatellerwein, aus der Vallée d'Aoſt, beſſer ſchmecken, als die Faſtenſpeiſen, die uns aufgetiſcht werden.

Den 5. Nov. Abends.

Es iſt immer eine Reſolution als wie wenn man in's kalte Waſſer ſoll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu ſchreiben. Hier hätt' ich nun gerade Luſt, Sie auf die Beſchreibung der Savoyſchen Eisgebirge, die Bourit, ein paſſionirter Kletterer, herausgegeben hat, zu verweiſen.

Erfriſcht durch einige Gläſer guten Wein und den Gedanken, daß dieſe Blätter eher als die Reiſenden und Bourits Buch, bei Ihnen ankommen werden, will ich mein Möglichſtes thun. Das Thal Chamouni, in dem wir uns befinden, liegt ſehr hoch in den Gebirgen, iſt etwa ſechs bis ſieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, iſt, daß es in ſeiner Mitte faſt gar keine Fläche hat, ſondern das Erdreich, wie eine Mulde, ſich gleich von der Arve aus gegen die höchſten Gebirge anſchmiegt. Der Montblanc und die Gebirge die von ihm herabſteigen, die Eismaſſen, die dieſe ungeheuren Klüfte ausfüllen, machen die öſtliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin ſieben Gletſcher, einer größer als der andere, herunter kommen. Unſere Führer, die wir gedingt hatten, das Eis-

meer zu ſehen, kamen bei Zeiten. Der eine iſt ein rüſtiger junger Burſche, der andre ein ſchon älterer und ſich klugdünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beſchaffenheit der Eisberge ſehr wohl unterrichtet und ein ſehr tüchtiger Mann. Er verſicherte uns, daß ſeit acht und zwanzig Jahren — ſo lange führ' er Fremde auf die Gebirge — er zum erſtenmal ſo ſpät im Jahr, nach Allerheiligen, jemand hinauf bringe; und doch ſollten wir alles eben ſo gut wie im Auguſt ſehen. Wir ſtiegen, mit Speiſe und Wein gerüſtet, den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraſchen ſollte. Ich würde es, um die Backen nicht ſo voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisſtrom nennen: denn die ungeheuren Maſſen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzuſehen, in ziemlicher Ebne hervor. Gerad hinten endigt ein ſpitziger Berg, von deſſen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptſtrom hereinſtarren. Es lag noch nicht der mindeſte Schnee auf der zackigen Fläche und die blauen Spalten glänzten gar ſchön hervor. Das Wetter fing nach und nach an ſich zu überziehen, und ich ſah wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten ſchienen, wie ich ſie niemals geſehn. In der Gegend wo wir ſtunden, iſt die kleine von Steinen zuſammen gelegte Hütte für das Bedürfniß der Reiſenden zum Scherz das Schloß von Mont-Anvert genannt. Monſieur Blaire, ein Engländer, der ſich zu Genf auf-

hält, hat eine geräumigere an einem ſchicklichern Ort, etwas weiter hinauf, erbauen laſſen, wo man am Feuer ſitzend, zu einem Fenſter hinaus, das ganze Eisthal überſehen kann. Die Gipfel der Felſen gegenüber und auch in die Tiefe des Thals hin ſind ſehr ſpitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil ſie aus einer Geſteinart zuſammen geſetzt ſind, deren Wände faſt ganz perpendikular in die Erde einſchießen. Wittert eine leichter aus, ſo bleibt die andere ſpitz in die Luft ſtehen. Solche Zacken werden Nadeln genennet und die Aiguille du Dru iſt eine ſolche hohe merkwürdige Spitze, gerade dem Mont-Anvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und dieſe ungeheuren Maſſen auf ihnen ſelbſt beſchauen. Wir ſtiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Kryſtallklippen herum. Es iſt ein ganz trefflicher Anblick, wenn man, auf dem Eiſe ſelbſt ſtehend, den oberwärts ſich herabdrängenden und durch ſeltſame Spalten geſchiedenen Maſſen entgegen ſieht. Doch wollt' es uns nicht länger auf dieſem ſchlüpfrigen Boden gefallen, wir waren weder mit Fußeiſen, noch mit beſchlagenen Schuhen gerüſtet; vielmehr hatten ſich unſere Abſätze durch den langen Marſch abgerundet und geglättet. Wir machten uns alſo wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreiſe fertig. Wir ſtiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisſtrom ſtufenweis bis hinunter in's Thal dringt, und

traten in die Höhle in den er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sicherer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablosen. Wir nahmen unsern Weg nach dem Wirthshause zu, bei der Wohnung zweyer Blondins vorbei: Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die sehr weiße Haut, weiße, doch schroffe Haare, rothe und bewegliche Augen wie die Kaninchen haben. Die tiefe Nacht die im Thale liegt, lädt mich zeitig zu Bette, und ich habe kaum noch so viel Munterkeit Ihnen zu sagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock gesehen haben, der sich unter den Ziegen ausnimmt, wie der natürliche Sohn eines großen Herrn dessen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen ist. Von unsern Discursen geht's nicht an, daß ich etwas außer der Reihe mittheile. An Graniten, Gneißen, Lerchen- und Zirbelbäumen finden Sie auch keine große Erbauung; doch sollen Sie ehestens merkwürdige Früchte von unserm Botanisiren zu sehen kriegen. Ich bilde mir ein, sehr schlaftrunken zu seyn und kann nicht eine Zeile weiter schreiben.

Chamouni, den 6. Nov. früh.

Zufrieden mit dem, was uns die Jahrszeit zu sehen erlaubte, sind wir reisefertig, noch heute in's Wallis durchzudringen. Das ganze Thal ist über und über bis an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt, und wir

müssen erwarten, was Sonne und Wind zu unserm Vortheil thun werden. Unser Führer schlägt uns einen Weg über den Col de Balme vor: Ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Thals gegen Wallis zu liegt, auf dem wir, wenn wir glücklich sind, das Thal Chamouni, mit seinen meisten Merkwürdigkeiten, noch auf einmal von seiner Höhe übersehen können. Indem ich dieses schreibe, geschieht an dem Himmel eine herrliche Erscheinung: Die Nebel, die sich bewegen und sich an einigen Orten brechen, lassen wie durch Tagelöcher den blauen Himmel sehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben, über unsrer Dunstdecke, von der Morgensonne beschienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines schönen Tags ist dieser Anblick dem Aug' eine rechte Weide. Erst jetzo hat man einiges Maß für die Höhe der Berge. Erst in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf streichen die Nebel an dem Berg hin, hohe Wolken steigen von da auf, und alsdann sieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung schimmern. Es wird Zeit! Ich nehme zugleich von diesem geliebten Thal und von Ihnen Abschied.

Martinach im Wallis den 6. Nov. Abends.

Glücklich sind wir herüber gekommen und so wäre auch dieses Abenteuer bestanden. Die Freude über unser gutes Schicksal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

Unser Gepäck auf ein Maulthier geladen, zogen wir heute früh gegen Neune von Prieuré aus. Die Wolken wechselten, daß die Gipfel der Berge bald erschienen, bald verschwanden, bald die Sonne streifweis in's Thal dringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir gingen das Thal hinauf, den Ausguß des Eisthals vorbei, ferner den Glacier d'Argentiere hin, den höchsten von allen, dessen oberster Gipfel uns aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rath gehalten, ob wir den Stieg über den Col de Balme unternehmen und den Weg über Valorsine verlassen wollten. Der Anschein war nicht der vortheilhafteste; doch da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unsern Weg keck gegen die dunkle Nebel- und Wolkenregion an. Als wir gegen den Glacier du tour kamen, rissen sich die Wolken auseinander, und wir sahen auch diesen schönen Gletscher in völligem Lichte. Wir setzten uns nieder, tranken eine Flasche Wein aus und aßen etwas Weniges. Wir stiegen nunmehr immer den Quellen der Arve auf rauhen Matten und schlechtberas'ten Flecken entgegen und kamen dem Nebelkreis immer näher, bis er uns endlich völlig aufnahm. Wir stiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal, indem wir aufschritten, wieder über unsern Häuptern helle zu werden anfing. Kurze Zeit dauerte es, so traten wir aus den Wolken heraus, sahen sie in ihrer ganzen Last unter uns auf dem Thale liegen, und konnten die

Berge, die es rechts und links einschließen, außer den Gipfel des Montblanc, der mit Wolken bedeckt war, sehen, deuten und mit Namen nennen. Wir sahen einige Gletscher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabsteigen, von andern sahen wir nur die Pläße, indem uns die Eismassen durch die Bergschrunden verdeckt wurden. Ueber die ganze Wolkenfläche sahen wir, außerhalb dem mittägigen Ende des Thales, ferne Berge im Sonnenschein. Was soll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemassen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen. Merkwürdiger ist's, wie die Geister der Luft sich unter uns zu streiten schienen. Kaum hatten wir eine Weile gestanden und uns an der großen Aussicht ergetzt, so schien eine feindselige Gährung in dem Nebel zu entstehen, der auf einmal aufwärts strich, und uns auf's Neue einzuwickeln drohte. Wir stiegen stärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehn, allein er überflügelte uns und hüllte uns ein. Wir stiegen immer frisch aufwärts, und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge selbst zu Hülfe, der durch den Sattel, der zwey Gipfel verbindet, hereinstrich und den Nebel wieder in's Thal zurücktrieb. Dieser wundersame Streit wiederholte sich öfter, und wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an. Es war ein seltsamer, eigener Anblick. Der höchste Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter

uns ſahen wir durch den manchmal zerriſſenen Nebel in's ganze Thal Chamouni, und zwiſchen dieſen beiden Wolkenſchichten waren die Gipfel der Berge alle ſichtbar. Auf der Oſtſeite waren wir von ſchroffen Gebirgen eingeſchloſſen, auf der Abendſeite ſahen wir in ungeheure Thäler, wo doch auf einigen Matten ſich menſchliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Wallisthal, wo man mit einem Blick bis Martinach und weiter hinein mannichfaltig über einander geſchlungene Berge ſehen konnte. Auf allen Seiten von Gebirgen umſchloſſen, die ſich weiter gegen den Horizont immer zu vermehren und aufzuthürmen ſchienen, ſo ſtanden wir auf der Gränze von Savoyen und Wallis. Einige Contrebandiers kamen mit Mauleſeln den Berg herauf und erſchraken vor uns, da ſie an dem Platz jetzo niemand vermutheten. Sie thaten einen Schuß, als ob ſie ſagen wollten: damit ihr ſehr, daß ſie geladen ſind, und einer ging voraus, um uns zu recognosciren. Da er unſern Führer erkannte und unſere harmloſen Figuren ſah, rückten die andern auch näher, und wir zogen mit wechſelſeitigen Glückwünſchen an einander vorbei. Der Wind ging ſcharf und es fing ein wenig an zu ſchneien. Nunmehr ging es einen ſehr rauhen und wilden Stieg abwärts, durch einen alten Fichtenwald, der ſich auf Fels-Platten von Gneiß eingewurzelt hatte. Vom Wind übereinander geriſſen verfaulten hier die Stämme mit ihren Wurzeln, und die zugleich losgebrochenen Felſen lagen ſchroff

durcheinander. Endlich kamen wir in's Thal, wo der Trientfluß aus einem Gletscher entspringt, ließen das Dorfchen Trient ganz nahe rechts liegen und folgten dem Thale durch einen ziemlich unbequemen Weg, bis wir endlich gegen Sechse hier in Martinach auf flachem Wallisboden angekommen sind, wo wir uns zu weitern Unternehmungen ausruhen wollen.

Martinach, den 6. Nov. 1779. Abends.

Wie unsre Reise ununterbrochen fortgeht, knüpft sich auch ein Blatt meiner Unterhaltung mit Ihnen an's andre, und kaum hab' ich das Ende unserer Savoyer Wanderungen gefaltet und bei Seite gelegt, nehm' ich schon wieder ein andres Papier um Sie mit dem bekannt zu machen, was wir zunächst vorhaben.

In Nacht sind wir in ein Land getreten, nach welchem unsre Neugier schon lange gespannt ist. Noch haben wir nichts als die Gipfel der Berge, die das Thal von beiden Seiten einschließen, in der Abenddämmerung gesehen. Wir sind im Wirthshause untergekrochen, sehen zum Fenster hinaus die Wolken wechseln, es ist uns so heimlich und so wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die sich aus Stühlen, Tischblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und sich darin bereden, es regne und schneie draußen, um angenehme eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So sind wir in der Herbstnacht in einem

einem fremden unbekannten Lande. Aus der Charte wiſſen wir, daß wir in dem Winkel eines Ellenbogens ſitzen, von wo aus der kleinere Theil des Wallis, ungefähr von Mittag gegen Mitternacht, die Rhone hinunter ſich an den Genferſee anſchließt, der andere aber und längſte, von Abend gegen Morgen, die Rhone hinauf bis an ihren Urſprung, die Furka, ſtreicht. Das Wallis ſelbſt zu durchreiſen macht uns eine angenehme Ausſicht; nur wie wir oben hinaus kommen werden, erregt einige Sorge. Zuvörderſt iſt feſtgeſetzt, daß wir, um den untern Theil zu ſehen, morgen bis St. Maurice gehen, wo der Freund, der mit den Pferden durch das Pays de Vaud gegangen, eingetroffen ſeyn wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu ſeyn, und übermorgen ſoll es das Land hinauf. Wenn es nach dem Rath des Herrn de Sauſſure geht, ſo machen wir den Weg bis an die Furka zu Pferde, ſodann wieder bis Brieg zurück über den Simpelberg, wo bei jeder Witterung eine gute Paſſage iſt, über Domo d'oſſola, den Lago maggiore, über Bellinzona, und dann den Gotthard hinauf. Der Weg ſoll gut und durchaus für Pferde practicabel ſeyn. Am liebſten gingen wir über die Furka auf den Gotthard, der Kürze wegen und weil der Schwanz durch die Italiäniſchen Provinzen von Anfang an nicht in unſerm Plane war; allein wo mit den Pferden hin? die ſich nicht über die Furka ſchleppen laſſen, wo vielleicht gar ſchon Fußgängern der Weg durch

Schnee verſperrt iſt. Wir ſind darüber ganz ruhig und hoffen von Augenblick zu Augenblick wie bisher von den Umſtänden ſelbſt guten Rath zu nehmen. Merkwürdig iſt in dieſem Wirthshauſe eine Magd, die bei einer großen Dummheit alle Manieren einer ſich empfindſam zierenden Deutſchen Fräulein hat. Es gab ein großes Gelächter, als wir uns die müden Füße mit rothem Wein und Kleien, auf Anrathen unſers Führers, badeten und ſie von dieſer annehmlichen Dirne abtrocknen ließen.

Nach Tiſche.

Am Eſſen haben wir uns nicht ſehr erholt und hoffen daß der Schlaf beſſer ſchmecken ſoll.

Den 7ten St. Maurice gegen Mittag.

Unter Weges iſt es meine Art die ſchönen Gegenden zu genießen, daß ich mir meine abweſenden Freunde wechſelsweiſe herbeirufe, und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenſtände unterhalte. Komm' ich in ein Wirthshaus, ſo iſt ausruhen, mich rückerinnern und an Sie ſchreiben Eins, wenn ſchon manchmal die allzuſehr ausgeſpannte Seele lieber in ſich ſelbſt zuſammenfiele und mit einem halben Schlaf ſich erholte. Heute früh gingen wir in der Dämmerung von Martinach weg; ein friſcher Nordwind ward mit dem Tage lebendig, wir kamen an einem alten Schloſſe vorbei, das auf der Ecke

steht, wo die beiden Arme des Wallis ein Y machen. Das Thal ist eng und wird auf beiden Seiten von mannichfaltigen Bergen beschlossen, die wieder zusammen von eigenem, erhaben lieblichem Charakter sind. Wir kamen dahin wo der Trientstrom um enge und gerade Felsenwände herum in das Thal dringt, daß man zweifelhaft ist, ob er nicht unter den Felsen hervor komme. Gleich dabei steht die alte, vor'm Jahr durch den Fluß beschädigte Brücke, unweit welcher ungeheure Felsstücke vor kurzer Zeit vom Gebirge herab die Landstraße verschüttet haben. Diese Gruppe zusammen würde ein außerordentlich schönes Bild machen. Nicht weit davon hat man eine neue hölzerne Brücke gebaut und ein ander Stück Landstraße eingeleitet. Wir wußten, daß wir uns dem berühmten Wasserfall der Pisse vache näherten, und wünschten einen Sonnenblick, wozu uns die wechselnden Wolken einige Hoffnung machten. An dem Wege betrachteten wir die vielen Granit- und Gneißstücke, die bei ihrer Verschiedenheit doch alle Eines Ursprungs zu seyn schienen. Endlich traten wir vor den Wasserfall, der seinen Ruhm vor vielen andern verdient. In ziemlicher Höhe schießt aus einer Felskluft ein starker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub und Schaum sich weit und breit im Wind herumtreibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Wasserstaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor sich.

Tritt man weiter hinauf, so sieht man noch eine schönere Erscheinung. Die luftigen schäumenden Wellen des obern Strahls, wenn sie gischend und flüchtig die Linien berühren, wo in unsern Augen der Regenbogen entstehet, färben sich flammend, ohne daß die aneinanderhängende Gestalt eines Bogens erschiene; und so ist an dem Platze immer eine abwechselnde feurige Bewegung. Wir kletterten dran herum, setzten uns dabei nieder und wünschten ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabei zubringen zu können. Auch hier wieder, wie so oft auf dieser Reise, fühlten wir, daß große Gegenstände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genossen werden können. Wir kamen in ein Dorf wo lustige Soldaten waren, und tranken daselbst neuen Wein, den man uns gestern auch schon vorgesetzt hatte. Er sieht aus wie Seifenwasser, doch mag ich ihn lieber trinken als ihren sauren jährigen und zweyjährigen. Wenn man durstig ist, bekommt alles wohl. Wir sahen St. Maurice von weitem, wie es just an einem Platze liegt, wo das Thal sich zu einem Passe zusammendrückt. Links über der Stadt sahen wir an einer Felsenwand eine kleine Kirche mit einer Einsiedeley angeflickt, wo wir noch hinaufzusteigen denken. Hier im Wirthshause fanden wir ein Billet vom Freunde, der zu Ber, Dreyviertelstunden von hier, geblieben ist. Wir haben ihm einen Boten geschickt. Der Graf ist spazieren gegangen, vorwärts die Gegend noch zu sehen; ich will einen Bissen

essen und alsdann auch nach der berühmten Brücke und dem Paß zu gehn.

Nach Eins.

Ich bin wieder zurück von dem Fleckchen, wo man Tage lang sitzen, zeichnen, herumschleichen, und ohne müde zu werden, sich mit sich selbst unterhalten könnte. Wenn ich jemanden einen Weg in's Wallis rathen sollte, so wär' es dieser vom Genfersee die Rhone herauf. Ich bin auf dem Weg nach Ber zu über die große Brücke gegangen, wo man gleich in's Berner Gebiet eintritt. Die Rhone fließt dort hinunter und das Thal wird nach dem See zu etwas weiter. Wie ich mich umkehrte, sah ich die Felsen sich bei St. Maurice zusammen drücken, und über die Rhone, die unten durchrauscht, in einem hohen Bogen eine schmale leichte Brücke kühn hinüber gesprengt. Die mannichfaltigen Erker und Thürme einer Burg schließen drüben gleich an, und mit einem einzigen Thore ist der Eingang in's Wallis gesperrt. Ich ging über die Brücke nach St. Maurice zurück, suchte noch vorher einen Gesichtspunct, den ich bei Hubern gezeichnet gesehn habe und auch ungefähr fand.

Der Graf ist wieder gekommen, er war den Pferden entgegen gegangen und hat sich auf seinem Braunen voraus gemacht. Er sagt, die Brücke sey so schön und leicht gebaut, daß es aussähe als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben setzt. Der Freund kommt auch

an, zufrieden von seiner Reise. Er hat den Weg am Genfersee her bis Ber in wenigen Tagen zurück gelegt, und es ist eine allgemeine Freude sich wieder zu sehen.

Martinach gegen Neun.

Wir sind tief in die Nacht geritten, und der Herweg hat uns länger geschienen als der Himweg, wo wir von einem Gegenstand zu dem andern gelockt worden sind. Auch habe ich aller Beschreibungen und Reflexionen für heute herzlich satt, doch will ich zwey schöne noch geschwind in der Erinnerung festsetzen. An der Pisse vache kamen wir in tiefer Dämmerung wieder vorbei. Die Berge, das Thal und selbst der Himmel waren dunkel und dämmernd. Graulich und mit stillem Rauschen sah man den herabschießenden Strom von allen andern Gegenständen sich unterscheiden, man bemerkte fast gar keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden. Auf einmal sahen wir den Gipfel einer sehr hohen Klippe, völlig wie geschmolzen Erz im Ofen, glühen und rothen Dampf davon aufsteigen. Dieses sonderbare Phänomen wirkte die Abendsonne, die den Schnee und den davon aufsteigenden Nebel erleuchtete.

Sion, den 8. Nov. nach drey Uhr.

Wir haben heute früh einen Fehltritt gethan und uns wenigstens um drey Stunden versäumet. Wir ritten vor Tag von Martinach weg, um bei Zeiten in Sion zu seyn. Das Wetter war außerordentlich schön, nur

daß die Sonne, wegen ihres niedern Standes, von den Bergen gehindert war, den Weg den wir ritten zu beſcheinen; und der Anblick des wunderſchönen Wallisthals machte manchen guten und muntern Gedanken rege. Wir waren ſchon drey Stunden die Landſtraße hinan, die Rhone uns linker Hand, geritten; wir ſahen Sion vor uns liegen und freuten uns auf das bald zu veranſtaltende Mittagseſſen, als wir die Brücke, die wir zu paſſiren hatten, abgetragen fanden. Es blieb uns, nach Angabe der Leute, die dabei beſchäftigt waren, nichts übrig, als entweder einen kleinen Fußpfad, der an dem Felſen hinging, zu wählen, oder eine Stunde wieder zurück zu reiten und alsdann über einige andere Brücken der Rhone zu gehen. Wir wählten das letzte und ließen uns von keinem übeln Humor anfechten, ſondern ſchrieben dieſen Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geiſtes, der uns bei der ſchönſten Tageszeit durch ein ſo intereſſantes Land ſpazieren führen wollte. Die Rhone macht überhaupt in dieſem engen Lande böſe Händel. Wir mußten, um zu den andern Brücken zu kommen, über anderthalb Stunden durch die ſandigen Flecke reiten, die ſie durch Ueberſchwemmungen ſehr oft zu verändern pflegt, und die nur zu Erlen und Weidengebüſchen zu benutzen ſind. Endlich kamen wir an die Brücken, die ſehr böſe, ſchwankend, lang und von falſchen Klüppeln zuſammen geſetzt ſind. Wir mußten einzeln unſere Pferde, nicht ohne Sorge, darüber führen. Nun ging

es an der linken Seite des Wallis wieder nach Sion zu. Der Weg an sich war meistentheils schlecht und steinig, doch zeigte uns jeder Schritt eine Landschaft die eines Gemähldes werth gewesen wäre. Besonders führte er uns auf ein Schloß hinauf, wo herunter sich eine der schönsten Aussichten zeigte, die ich auf dem ganzen Wege gesehen habe. Die nächsten Berge schlossen auf beiden Seiten mit ihren Lagen in die Erde ein, und verjüngten durch ihre Gestalt die Gegend gleichsam perspectivisch. Die ganze Breite des Wallis von Berg zu Berg lag bequem anzusehen unter uns; die Rhone kam mit ihren mannichfaltigen Krümmen und Buschwerken, bei Dörfern, Wiesen und angebauten Hügeln vorbeigeflossen; in der Entfernung sah man die Burg von Sion und die verschiedenen Hügel die sich dahinter zu erheben anfingen; die letzte Gegend ward wie mit einem Amphitheaterbogen durch eine Reihe von Schneegebirgen geschlossen, die wie das übrige Ganze von der hohen Mittagssonne erleuchtet stunden. So unangenehm und steinig der Weg war, den wir zu reiten hatten, so erfreulich fanden wir die noch ziemlich grünen Reblauben die ihn bedeckten. Die Einwohner, denen jedes Fleckchen Erdreich kostbar ist, pflanzen ihre Weinstöcke gleich an ihre Mauern die ihre Güter von dem Wege scheiden; sie wachsen zu außerordentlicher Dicke und werden vermittelst Pfähle und Latten über den Weg gezogen, so daß er fast eine aneinanderhangende Laube bildet. In dem untern Theil war

meiſtens Wieſewachs, doch fanden wir auch, da wir uns Sion näherten, einigen Feldbau. Gegen dieſe Stadt zu wird die Gegend durch wechſelnde Hügel außerordentlich mannichfaltig, und man wünſchte eine längere Zeit des Aufenthalts genießen zu können. Doch unterbricht die Häßlichkeit der Städte und der Menſchen die angenehmen Empfindungen, welche die Landſchaft erregt, gar ſehr. Die ſcheußlichen Köpfe haben mich ganz und gar üblen Humors gemacht. Unſern Pferden dürfen wir wohl heute nichts mehr zumuthen, und denken deßwegen zu Fuße nach Senters zu gehen. Hier in Sion iſt das Wirthshaus abſcheulich, und die Stadt hat ein widriges ſchwarzes Anſehn.

Senters, den 8. Nov. Nachts.

Da wir bei einbrechendem Abend erſt von Sion weggegangen, ſind wir bei Nacht unter einem hellen Sternhimmel hier angekommen. Wir haben einige ſchöne Ausſichten darüber verloren, merk' ich wohl. Beſonders wünſchten wir das Schloß Tourbillion, das bei Sion liegt, erſtiegen zu haben; es muß von da aus eine ganz ungemein ſchöne Ausſicht ſeyn. Ein Bote, den wir mitnahmen, brachte uns glücklich durch einige böſe Flecke, wo das Waſſer ausgetreten war. Bald erreichten wir die Höhe und hatten die Rhone immer rechts unter uns. Mit verſchiedenen aſtronomiſchen Geſprächen verkürzten wir den Weg, und ſind bei guten Leuten,

die ihr Beſtes thun werden uns zu bewirthen, eingekehret. Wenn man zurück denkt, kommt einem ſo ein durchlebter Tag, wegen der mancherlei Gegenſtände, faſt wie eine Woche vor. Es fängt mir an recht leid zu thun, daß ich nicht Zeit und Geſchick habe, die merkwürdigſten Gegenden auch nur linienweiſe zu zeichnen; es iſt immer beſſer als alle Beſchreibungen für einen Abweſenden.

Seyters den 9ten.

Noch ehe wir aufbrechen, kann ich Ihnen einen guten Morgen bieten. Der Graf wird mit mir links in's Gebirg nach dem Leukerbad zu gehen, der Freund indeſſen die Pferde hier erwarten und uns morgen in Leuk wieder antreffen.

Leukerbad den 9ten am Fuß des Gemmiberges.

In einem kleinen bretternen Haus, wo wir von ſehr braven Leuten gar freundlich aufgenommen worden, ſitzen wir in einer ſchmalen und niedrigen Stube, und ich will ſehen, wie viel von unſerer heutigen ſehr intereſſanten Tour durch Worte mitzutheilen iſt. Von Seyters ſtiegen wir heute früh drey Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher große Verwüſtungen der Bergwaſſer unterwegs angetroffen hatten. Es reißt ein ſolcher ſchnell entſtehender Strom auf Stunden weit alles zuſammen, überfährt mit Steinen und Kies Felder, Wieſen und Gärten, die denn nach und nach kümmer-

lich, wenn es allenfalls noch möglich ist, von den Leuten wieder hergestellt und nach ein paar Generationen vielleicht wieder verschüttet werden. Wir hatten einen grauen Tag mit abwechselnden Sonnenblicken. Es ist nicht zu beschreiben, wie mannichfaltig auch hier das Wallis wieder wird; mit jedem Augenblick biegt und verändert sich die Landschaft. Es scheint alles sehr nah beisammen zu liegen, und man ist doch durch große Schluchten und Berge getrennt. Wir hatten bisher noch meist das offene Wallisthal rechts neben uns gehabt, als sich auf einmal ein schöner Anblick in's Gebirg vor uns aufthat.

Ich muß, um anschaulicher zu machen was ich beschreiben will, etwas von der geographischen Lage der Gegend, wo wir uns befinden, sagen. Wir waren nun schon drey Stunden aufwärts in das ungeheure Gebirg gestiegen, das Wallis von Bern trennet. Es ist eben der Stock von Bergen, der in Einemfort vom Genfersee bis auf den Gotthard läuft, und auf dem sich in dem Berner Gebiet die großen Eis- und Schnee-Massen eingenistet haben. Hier sind oben und unten relative Worte des Augenblicks. Ich sage, unter mir auf einer Fläche liegt ein Dorf, und eben diese Fläche liegt vielleicht wieder an einem Abgrund, der viel höher ist als mein Verhältniß zu ihr.

Wir sahen, als wir um eine Ecke herumkamen und bei einem Heiligenstock ausruhten, unter uns am Ende

einer schönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felsschlund herging, das Dorf Inden mit einer weißen Kirche ganz am Hange des Felsens in der Mitte von der Landschaft liegen. Ueber der Schlucht drüben gingen wieder Matten nnd Tannenwälder aufwärts, gleich hinter dem Dorfe stieg eine große Kluft von Felsen in die Höhe, die Berge von der linken Seite schlossen sich bis zu uns an, die von der rechten setzten auch ihre Rücken weiter fort, so daß das Dörfchen mit seiner weißen Kirche gleichsam wie im Brennpunct von so viel zusammenlaufenden Felsen und Klüften dastand. Der Weg nach Inden ist in die steile Felswand gehauen, die dieses Amphitheater von der linken Seite, im Hingehen gerechnet, einschließt. Es ist dieses kein gefährlicher aber doch sehr fürchterlich aussehender Weg. Er geht auf den Lagen einer schroffen Felswand hinnnter, an der rechten Seite mit einer geringen Planke von dem Abgrunde gesondert. Ein Kerl, der mit einem Maulesel neben uns hinab stieg, faßte sein Thier, wenn es an gefährliche Stellen kam, beim Schweife, um ihm einige Hülfe zu geben, wenn es gar zu steil vor sich hinunter in den Felsen hinein mußte. Endlich kamen wir in Inden an, und da unser Bote wohl bekannt war, so fiel es uns leicht, von einer willigen Frau ein gut Glas rothen Wein und Brot zu erhalten, da sie eigentlich in dieser Gegend keine Wirthshäuser haben. Nun ging es in die hohe Schlucht hinter Inden hinauf, wo wir denn bald

den so schrecklich beschriebenen Gemmiberg vor uns sahen, und das Leukerbad an seinem Fuß, zwischen andern hohen, unwegsamen und mit Schnee bedeckten Gebirgen, gleichsam wie in einer hohlen Hand liegen fanden. Es war gegen Drey als wir ankamen; unser Führer schaffte uns bald Quartier. Es ist zwar kein Gasthof hier, aber alle Leute sind so ziemlich, wegen der vielen Badegäste die hieher kommen, eingerichtet. Unsere Wirthin liegt seit gestern in den Wochen, und ihr Mann macht mit einer alten Mutter und der Magd ganz artig die Ehre des Hauses. Wir bestellten etwas zu essen und ließen uns die warmen Quellen zeigen, die an verschiedenen Orten sehr stark aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt sind. Außer dem Dorfe, gegen das Gebirg zu, sollen noch einige stärkere seyn. Es hat dieses Wasser nicht den mindesten schwefelichten Geruch, setzt wo es quillt und wo es durchfließt nicht den mindesten Oker noch sonst irgend etwas Mineralisches oder Irdisches an, sondern läßt wie ein anderes reines Wasser keine Spur zurück. Es ist, wenn es aus der Erde kommt, sehr heiß und wegen seiner guten Kräfte berühmt. Wir hatten noch Zeit zu einem Spaziergang gegen den Fuß des Gemmi, der uns ganz nah zu liegen schien. Ich muß hier wieder bemerken, was schon so oft vorgekommen, daß wenn man mit Gebirgen umschlossen ist, einem alle Gegenstände so außerordentlich nahe scheinen. Wir hatten eine starke Stunde über herunter gestürzte Felsstücke

und dazwischen geschwemmten Kies hinauf zu steigen, bis wir uns an dem Fuß des ungeheuren Gemmibergs, wo der Weg an steilen Klippen aufwärts geht, befanden. Es ist dieß der Uebergang in's Berner Gebiet, wo alle Kranken sich müssen in Sänften herunter tragen lassen. Hieß uns die Jahrszeit nicht eilen, so würde wahrscheinlicher Weise morgen ein Versuch gemacht werden, diesen so merkwürdigen Berg zu besteigen: so aber werden wir uns mit der bloßen Ansicht für dießmal begnügen müssen. Wie wir zurückgingen, sahen wir dem Gebräude der Wolken zu, das in der jetzigen Jahrszeit in diesen Gegenden äußerst interessant ist. Ueber das schöne Wetter haben wir bisher ganz vergessen, daß wir im November leben; es ist auch, wie man uns im Bernschen voraussagte, hier der Herbst sehr gefällig. Die frühen Abende und Schnee verkündenden Wolken erinnern uns aber doch manchmal, daß wir tief in der Jahrszeit sind. Das wunderbare Weben, das sie heute Abend verführten, war außerordentlich schön. Als wir vom Fuß des Gemmibergs zurückkamen, sahen wir, aus der Schlucht von Inden herauf, leichte Nebelwolken sich mit großer Schnelligkeit bewegen. Sie wechselten bald rückwärts bald vorwärts, und kamen endlich aufsteigend dem Lenkerbad so nah, daß wir wohl sahen, wir mußten unsere Schritte verdoppeln, um bei hereinbrechender Nacht nicht in Wolken eingewickelt zu werden. Wir kamen auch glücklich zu Hause an, und während ich dieses hin-

ſchreibe, legen ſich wirklich die Wolken ganz ernſtlich in einen kleinen artigen Schnee auseinander. Es iſt dieſer der erſte, den wir haben, und, wenn wir auf unſere geſtrige warme Reiſe von Martinach nach Sion, auf die noch ziemlich belaubten Rebengeländer zurückdenken, eine ſehr ſchnelle Abwechslung. Ich bin in die Thüre getreten, ich habe dem Weſen der Wolken eine Weile zugeſehen, das über alle Beſchreibung ſchön iſt. Eigentlich iſt es noch nicht Nacht, aber ſie verhüllen abwechſelnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsſchluchten ſteigen ſie herauf, bis ſie an die höchſten Gipfel der Berge reichen; von dieſen angezogen ſcheinen ſie ſich zu verdicken und von der Kälte gepackt in Geſtalt des Schnees niederzufallen. Es iſt eine unausſprechliche Einſamkeit hier oben, in ſo großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu ſeyn, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermuthet. Die Wolken, die ſich hier in dieſem Sacke ſtoßen, die ungeheuren Felſen bald zudecken und in eine undurchdringliche öde Dämmerung verſchlingen, bald Theile davon wieder als Geſpenſter ſehen laſſen, geben dem Zuſtand ein trauriges Leben. Man iſt voller Ahnung bei dieſen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menſchen von Jugend auf ſo merkwürdige Lufterſcheinung, iſt man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Ueberirdiſches anzuſehen gewohnt. Man betrachtet ſie nur als Gäſte, als Streichvögel, die, un-

ter einem andern Himmel geboren, von dieſer oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen; als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unſern Augen verſchließen. Hier aber iſt man von ihnen ſelbſt wie ſie ſich erzeugen eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man ſich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.

Auf die Nebel, die bei uns eben dieſe Wirkungen hervorbringen, gibt man weniger Acht; auch weil ſie uns weniger vor's Auge gedrängt ſind, iſt ihre Wirthſchaft ſchwerer zu beobachten. Bei allen dieſen Gegenſtänden wünſcht man nur länger ſich verweilen und an ſolchen Orten mehrere Tage zubringen zu können; ja iſt man ein Liebhaber von dergleichen Betrachtungen, ſo wird der Wunſch immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahreszeit, Tageszeit und Witterung neue Erſcheinungen, die man gar nicht erwartet, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menſchen, auch ſelbſt dem gemeinen, ſonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig geweſen iſt; wie er ſich von dieſem einen Flecke gleichſam größer fühlt, unermüdlich eben daſſelbe erzählend wiederholt, und ſo, auf jene Weiſe, einen Schatz für ſein ganzes Leben gewonnen hat: ſo iſt es auch dem Menſchen, der ſolche große Gegenſtände der Natur geſehen und mit ihnen vertraut geworden iſt. Er hat, wenn er dieſe Eindrücke zu be-

bewahren, ſie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entſtehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürz, womit er den unſchmackhaften Theil des Lebens verbeſſern und ſeinem ganzen Weſen einen durchziehenden guten Geſchmack geben kann.

Ich bemerke, daß ich in meinem Schreiben der Menſchen wenig erwähne; ſie ſind auch unter dieſen großen Gegenſtänden der Natur, beſonders im Vorbeigehen, minder merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß man bei längerm Aufenthalt gar intereſſante und gute Leute finden würde. Eins glaub' ich überall zu bemerken: je weiter man von der Landſtraße und dem größern Gewerbe der Menſchen abkömmt, je mehr in den Gebirgen die Menſchen beſchränkt, abgeſchnitten und auf die allererſten Bedürfniſſe des Lebens zurückgewieſen ſind, je mehr ſie ſich von einem einfachen langſamen unveränderlichen Erwerbe nähren; deſto beſſer, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gaſtfreier bei ihrer Armuth hab' ich ſie gefunden.

Leukerbad, den 10. Nov.

Wir machen uns bei Licht zurechte, um mit Tagesanbruch wieder hinunter zu gehen. Dieſe Nacht habe ich ziemlich unruhig zugebracht. Ich lag kaum im Bette, ſo kam mir vor als wenn ich über und über mit einer Neſſelſucht befallen wäre; doch merkte ich bald, daß es ein großes Heer hüpfender Inſecten war.

die den neuen Ankömmling blutdürſtig überfielen. Dieſe Thiere erzeugen ſich in den hölzernen Häuſern in großer Menge. Die Nacht ward mir ſehr lang und ich war zufrieden, als man uns den Morgen Licht brachte.

Leuk gegen 10 Uhr.

Wir haben nicht viel Zeit, doch will ich, eh' wir hier weggehen, die merkwürdige Trennung unſerer Geſellſchaft melden, die hier vorgegangen iſt, und was ſie veranlaßt hat. Wir gingen mit Tagesanbruch heute von Leukerbad aus, und hatten im friſchen Schnee einen ſchlüpfrigen Weg über die Matten zu machen. Wir kamen bald nach Inden, wo wir dann den ſteilen Weg, den wir geſtern herunter kamen, zur rechten über uns ließen, und auf der Matte nach der Schlucht, die uns nunmehr links lag, hinabſtiegen. Es iſt dieſe wild und mit Bäumen verwachſen, doch geht ein ganz leidlicher Weg hinunter. Durch dieſe Felsklüfte hat das Waſſer, das vom Leukerbad kommt, ſeine Abflüſſe in's Wallisthal. Wir ſahen in der Höhe an der Seite des Felſens, den wir geſtern herunter gekommen waren, eine Waſſerleitung gar künſtlich eingehauen, wodurch ein Bach erſt daran her, dann durch eine Höhle, aus dem Gebirge in das benachbarte Dorf geleitet wird. Wir mußten nunmehr wieder einen Hügel hinauf und ſahen dann bald das offene Wallis und die garſtige Stadt Leuk unter uns liegen. Es ſind dieſe Städtchen meiſt

an die Berge angeflickt, die Dächer mit groben geriſſnen Schindeln unzierlich gedeckt, die durch die Jahrszeit ganz ſchwarz gefault und vermoost ſind. Wie man auch nur hinein tritt, ſo ekelt's einem, denn es iſt überall unſauber; Mangel und ängſtlicher Erwerb dieſer privilegirten und freien Bewohner kommt überall zum Vorſchein. Wir fanden den Freund, der die ſchlimme Nachricht brachte, daß es nunmehr mit den Pferden ſehr beſchwerlich weiter zu gehen anfinge. Die Ställe werden kleiner und enger, weil ſie nur auf Mauleſel und Saumroſſe eingerichtet ſind; der Haber fängt auch an ſehr ſelten zu werden, ja man ſagt, daß weiter hin in's Gebirg gar keiner mehr anzutreffen ſey. Ein Beſchluß war bald gefaßt: der Freund ſollte mit den Pferden des Wallis wieder hinunter über Ber, Vevey, Lauſanne, Freyburg und Bern auf Luzern gehen, der Graf und ich wollten unſern Weg das Wallis hinauf fortſetzen, verſuchend wo wir auf den Gotthard hinauf dringen könnten, alsdann durch den Canton Uri über den Vier-Waldſtädterſee gleichfalls in Luzern eintreffen. Man findet in dieſer Gegend überall Maulthiere, die auf ſolchen Wegen immer beſſer ſind als Pferde, und zu Fuße zu gehen iſt am Ende doch immer das Angenehmſte. Wir haben unſere Sachen getrennet. Der Freund iſt fort, unſer Mantelſack wird auf ein Maulthier das wir gemiethet haben gepackt, und ſo wollen wir aufbrechen und unſern Weg zu Fuße nach Brieg nehmen. Am

Himmel sieht es bunt aus, doch ich denke, das gute Glück, das uns bisher begleitet und uns so weit gelockt hat, soll uns auf dem Platze nicht verlassen wo wir es am nöthigsten brauchen.

Brieg, den 10. Abends.

Von unserm heutigen Weg kann ich wenig erzählen, ausgenommen, wenn Sie mit einer weitläuftigen Wettergeschichte sich wollen unterhalten lassen. Wir gingen in Gesellschaft eines schwäbischen Metzgerknechtes, der sich hierher verloren, in Leuk Condition gefunden hatte und eine Art von Hanswurst machte, unser Gepäck auf ein Maulthier geladen, das sein Herr vor sich hertrieb, gegen Eilf von Leuk ab. Hinter uns, so weit wir in das Wallisthal hineinsehen konnten, lag es mit dicken Schnee-Wolken bedeckt, die das Land herauf gezogen kamen. Es war wirklich ein trüber Anblick und ich befürchtete in der Stille, daß, ob es gleich so hell vor uns aufwärts war als wie im Lande Gosen, uns doch die Wolken bald einholen, und wir vielleicht im Grunde des Wallis an beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, von Wolken zugedeckt und in einer Nacht eingeschneit seyn könnten. So flüsterte die Sorge, die sich meistentheils des einen Ohrs bemeistert. Auf der andern Seite sprach der gute Muth mit weit zuverlässigerer Stimme, verwies mir meinen Unglauben, hielt mir das Vergangene vor und machte mich auch auf die ge-

gemwärtigen Lufterſcheinungen aufmerkſam. Wir gingen dem ſchönen Wetter immer entgegen; die Rhone hinauf war alles heiter, und ſo ſtark der Abendwind das Gewölk hinter uns her trieb, ſo konnte es uns doch niemals erreichen. Die Urſache war dieſe: In das Wallisthal gehen, wie ich ſchon ſo oft geſagt, ſehr viele Schluchten des benachbarten Gebirges aus und ergießen ſich wie kleine Bäche in den großen Strom, wie denn auch alle ihre Gewäſſer in der Rhone zuſammen laufen. Aus jeder ſolcher Oeffnung ſtreicht ein Zugwind, der ſich in den innern Thälern und Krümmungen erzeugt. Wie nun der Hauptzug der Wolken das Thal herauf an ſo eine Schlucht kommt, ſo läßt die Zugluft die Wolken nicht vorbei, ſondern kämpft mit ihnen und dem Winde der ſie trägt, hält ſie auf und macht ihnen wohl Stunden lang den Weg ſtreitig. Dieſem Kampf ſahen wir oft zu, und wenn wir glaubten von ihnen überzogen zu werden, ſo fanden ſie wieder ein ſolches Hinderniß, und wenn wir eine Stunde gegangen waren, konnten ſie noch kaum vom Fleck. Gegen Abend war der Himmel außerordentlich ſchön. Als wir uns Brieg näherten, trafen die Wolken faſt zu gleicher Zeit mit uns ein; doch mußten ſie, weil die Sonne untergegangen war und ihnen nunmehr ein packender Morgenwind entgegen kam, ſtille ſtehen, und machten von einem Berge zum andern einen großen halben Mond über das Thal. Sie waren von der kalten Luft zur

Consistenz gebracht und hatten, da wo sich ihr Saum gegen den blauen Himmel zeichnete, schöne leichte und muntere Formen. Man sah daß sie Schnee enthielten, doch scheint uns die frische Luft zu verheißen, daß diese Nacht nicht viel fallen soll. Wir haben ein ganz artiges Wirthshaus und, was uns zu großem Vergnügen dient, in einer geräumigen Stube ein Kamin angetroffen; wir sitzen am Feuer und machen Rathschläge wegen unserer weitern Reise. Hier in Brieg geht die gewöhnliche Straße über den Simplen nach Italien; wenn wir also unsern Gedanken über die Furka auf den Gotthard zu gehen, aufgeben wollten, so gingen wir mit gemietheten Pferden und Maulthieren auf Domo d'ossola, Margozzo, fuhren den Lago maggiore hinaufwärts, dann auf Belinzona und so weiter den Gotthard hinauf, über Airolo zu den Kapuzinern. Dieser Weg ist den ganzen Winter über gebahnt und mit Pferden bequem zu machen, doch scheint er unserer Vorstellung, da er in unserm Plane nicht war und uns fünf Tage später als unsern Freund nach Luzern führen würde, nicht reizend. Wir wünschen vielmehr das Wallis bis an sein oberes Ende zu sehen, dahin wir morgen Abend kommen werden; und wenn das Glück gut ist, so sitzen wir übermorgen um diese Zeit in Realp in dem Ursner Thal, welches auf dem Gotthard nahe bei dessen höchstem Gipfel ist. Sollten wir nicht über die Furka kommen, so bleibt uns immer der Weg hierher unverschlossen, und wir werden

alsdann das aus Noth ergreifen, was wir aus Wahl nicht gerne thun. Sie können sich vorstellen, daß ich hier schon wieder die Leute examiniret habe, ob sie glauben, daß die Passage über die Furka offen ist; denn das ist der Gedanke mit dem ich aufstehe, schlafen gehe, mit dem ich den ganzen Tag über beschäftigt bin. Bisher war es einem Marsch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun ist's, als wenn man sich dem Flecke nähert, wo er sich verschanzt hat und man sich mit ihm herumschlagen muß. Außer unserm Maulthier sind zwey Pferde auf morgen früh bestellt.

Münster den 11. Abends 6 Uhr.

Wieder einen glücklichen ..... angenehmen Tag zurückgelegt! Heute früh als wir von Brieg bei guter Tagszeit ausritten, sagte uns der Wirth noch auf dem Weg: Wenn der Berg, so nennen sie hier die Furka, gar zu grimmig wäre, so möchten wir wieder zurückkehren und einen andern Weg suchen. Mit unsern zwey Pferden und einem Maulesel kamen wir nun bald über angenehme Matten, wo das Thal so eng wird, daß es kaum einige Büchsenschüsse breit ist. Es hat daselbst eine schöne Weide, worauf große Bäume stehen, und Felsstücke, die sich von benachbarten Bergen abgelöst haben, zerstreut liegen. Das Thal wird immer enger, man wird genöthiget an den Bergen seitwärts hinauf zu steigen, und hat nunmehr die Rhone in einer schroffen

Schlucht immer rechts unter sich. In der Höhe aber breitet sich das Land wieder recht schön aus, auf mannichfaltig gebogenen Hügeln sind schöne nahrhafte Matten, liegen hübsche Oerter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Häusern gar wunderlich unter dem Schnee hervor gucken. Wir gingen viel zu Fuß und thaten's uns einander wechselseitig zu Gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden sicher ist, so sieht es doch immer gefährlich aus, wenn ein anderer, auf so schmalen Pfaden, von so einem schwachen Thiere getragen, an einem schroffen Abgrund, vor einem herreitet. Weil nun kein Vieh auf der Weide seyn kann, indem die Menschen alle in den Häusern stecken, so sieht eine solche Gegend einsam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwischen ungeheuren Gebirgen eingeschlossen wird, gibt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die einen, der nicht recht fest im Sattel säße, gar leicht herab werfen könnten. Der Mensch ist niemals ganz Herr von sich selbst. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm sogar der nächste Augenblick verborgen ist; so hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vornimmt, mit unwillkürlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorstellungen zu kämpfen, über die man kurz hinter drein wohl lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entscheidung höchst beschwerlich sind. In unserm Mittagsquartier begegnete uns was Angenehmes. Wir traten bei einer Frau ein, in deren Hause es ganz rechtlich aussah. Ihre Stube war nach hiesiger Landesart

ausgetäfelt, die Betten mit Schnitzwerk gezieret, die Schränke, Tiſche und was ſonſt von kleinen Repoſitorien an den Wänden und in den Ecken befeſtigt war, hatte artige Zierrathen von Drechsler- und Schnitzwerk. An den Portraits, die in der Stube hingen, konnte man bald ſehen, daß mehrere aus dieſer Familie ſich dem geiſtlichen Stand gewidmet hatten. Wir bemerkten auch eine Sammlung wohl eingebundener Bücher über der Thür, die wir für eine Stiftung eines dieſer Herren hielten. Wir nahmen die Legenden der Heiligen herunter und laſen drin, während das Eſſen vor uns zubereitet wurde. Die Wirthin fragte uns einmal als ſie in die Stube trat, ob wir auch die Geſchichte des heil. Alexis geleſen hätten? Wir ſagten Nein, nahmen aber weiter keine Notiz davon und jeder las in ſeinem Capitel fort. Als wir uns zu Tiſche geſetzt hatten, ſtellte ſie ſich zu uns und fing wieder von dem heil. Alexis an zu reden. Wir fragten, ob es ihr Patron oder der Patron ihres Hauſes ſey, welches ſie verneinte, dabei aber verſicherte, daß dieſer heilige Mann ſo viel aus Liebe zu Gott ausgeſtanden habe, daß ihr ſeine Geſchichte erbärmlicher vorkomme, als viele der übrigen. Da ſie ſah, daß wir gar nicht unterrichtet waren, fing ſie an uns zu erzählen: Es ſey der heil. Alexis der Sohn vornehmer, reicher und gottesfürchtiger Eltern in Rom geweſen, ſey ihnen, die den Armen außerordentlich viel Gutes gethan, in Ausübung guter Werke mit Vergnü-

gen gefolgt; doch habe ihm dieſes noch nicht genug gethan, ſondern er habe ſich in der Stille Gott ganz und gar geweiht, und Chriſto eine ewige Keuſchheit angelobet. Als ihn in der Folge ſeine Eltern an eine ſchöne und treffliche Jungfrau verheirathen wollen, habe er zwar ſich ihrem Willen nicht widerſetzt, die Trauung ſey vollzogen worden; er habe ſich aber, anſtatt ſich zu der Braut in die Kammer zu begeben, auf ein Schiff das er bereit gefunden geſetzt, und ſey damit nach Aſien übergefahren. Er habe daſelbſt die Geſtalt eines ſchlechten Bettlers angezogen und ſey dergeſtalt unkenntlich geworden, daß ihn auch die Knechte ſeines Vaters, die man ihm nachgeſchickt, nicht erkannt hätten. Er habe ſich daſelbſt an der Thüre der Hauptkirche gewöhnlich aufgehalten, dem Gottesdienſt beigewohnt und ſich von geringem Almoſen der Gläubigen genährt. Nach drey oder vier Jahren ſeyen verſchiedene Wunder geſchehen, die ein beſonderes Wohlgefallen Gottes angezeigt. Der Biſchof habe in der Kirche eine Stimme gehört, daß er den frömmſten Mann, deſſen Gebet vor Gott am angenehmſten ſey, in die Kirche rufen und an ſeiner Seite den Dienſt verrichten ſollte. Da dieſer hierauf nicht gewußt wer gemeint ſey, habe ihm die Stimme den Bettler angezeigt, den er denn auch zu großem Erſtaunen des Volks hereingeholt. Der heil. Alexis, betroffen daß die Aufmerkſamkeit der Leute auf ihn rege geworden, habe ſich in der Stille davon und auf ein Schiff

gemacht, willens weiter sich in die Fremde zu begeben. Durch Sturm aber und andere Umstände sey er genöthiget worden, in Italien zu landen. Der heil. Mann habe hierin einen Wink Gottes gesehen und sich erfreut eine Gelegenheit zu finden, wo er die Selbstverläugnung im höchsten Grade zeigen konnte. Er sey daher geradezu auf seine Vaterstadt losgegangen, habe sich als ein armer Bettler vor seiner Eltern Hausthür gestellt, diese, ihn auch dafür haltend, haben ihn nach ihrer frommen Wohlthätigkeit gut aufgenommen, und einem Bedienten aufgetragen, ihn mit Quartier im Schloß und den nöthigen Speisen zu versehen. Dieser Bediente, verdrießlich über die Mühe und unwillig über seiner Herrschaft Wohlthätigkeit, habe diesen anscheinenden Bettler in ein schlechtes Loch unter der Treppe gewiesen, und ihm daselbst geringes und sparsames Essen gleich einem Hunde vorgeworfen. Der heil. Mann, anstatt sich dadurch irre machen zu lassen, habe darüber erst Gott recht in seinem Herzen gelobt, und nicht allein dieses, was er leicht ändern können, mit gelassenem Gemüthe getragen, sondern auch die andaurende Betrübniß der Eltern und seiner Gemahlin über die Abwesenheit ihres so geliebten Alexis mit unglaublicher und übermenschlicher Standhaftigkeit ausgehalten. Denn seine vielgeliebten Eltern und seine schöne Gemahlin hat er des Tags wohl hundertmal seinen Namen ausrufen hören, sich nach ihm sehnen und über seine Abwesenheit ein kummervolles Leben ver-

zehren sehen. An dieser Stelle konnte sich die Frau der Thränen nicht mehr enthalten und ihre beiden Mädchen, die sich während der Erzählung an ihren Rock angehängt, sahen unverwandt an die Mutter hinauf. Ich weiß mir keinen erbärmlichern Zustand vorzustellen, sagte sie, und keine größere Marter, als was dieser heilige Mann bei den Seinigen und aus freiem Willen ausgestanden hat. Aber Gott hat ihm seine Beständigkeit auf's herrlichste vergolten, und bei seinem Tode die größten Zeichen der Gnade vor den Augen der Glaubigen gegeben. Denn als dieser heilige Mann, nachdem er einige Jahre in diesem Zustande gelebt, täglich mit größter Innbrunst dem Gottesdienste beigewohnet, so ist er endlich krank geworden ohne daß jemand sonderlich auf ihn Acht gegeben. Als darnach an einem Morgen der Papst, in Gegenwart des Kaisers und des ganzen Adels, selbst hohes Amt gehalten, haben auf einmal die Glocken der ganzen Stadt Rom wie zu einem vornehmen Todtengeläute zu läuten angefangen; wie nun jedermänniglich darüber erstaunt, so ist dem Papste eine Offenbarung geschehen, daß dieses Wunder den Tod des heiligsten Mannes in der ganzen Stadt anzeige, der in dem Hause des Patricii *** so eben verschieden sey. Der Vater des Aleris fiel auf Befragen selbst auf den Bettler. Er ging nach Hause und fand ihn unter der Treppe wirklich todt. In den zusammengefalteten Händen hatte der heil. Mann ein Papier stecken, welches ihm der Alte, wie

wohl vergebens, herauszuziehen ſuchte. Er brachte dieſe Nachricht dem Kaiſer und Papſt in die Kirche zurück, die alsdann mit dem Hofe und der Cleriſey ſich aufmachten, um ſelbſt den heil. Leichnam zu beſuchen. Als ſie angelangt, nahm der heil. Vater ohne Mühe das Papier dem Leichnam aus den Händen, überreichte es dem Kaiſer, der es ſogleich von ſeinem Canzler vorleſen ließ. Es enthielt dieſes Papier die bisherige Geſchichte dieſes Heiligen. Da hätte man nun erſt den übergroßen Jammer der Eltern und der Gemahlin ſehen ſollen, die ihren theuren Sohn und Gatten ſo nahe bei ſich gehabt und ihm nichts zu Gute thun können, und nunmehr erſt erfuhren wie übel er behandelt worden. Sie fielen über den Körper her, klagten ſo wehmüthig, daß niemand von allen Umſtehenden ſich des Weinens enthalten konnte. Auch waren unter der Menge Volks, die ſich nach und nach zudrängte, viele Kranke die zu dem heil. Körper gelaſſen und durch deſſen Berührung geſund wurden. Die Erzählerin verſicherte nochmals, indem ſie ihre Augen trocknete, daß ſie eine erbärmlichere Geſchichte niemals gehört habe; und mir kam ſelbſt ein ſo großes Verlangen zu weinen an, daß ich große Mühe hatte es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Eſſen ſuchte ich im Pater Cochem die Legende ſelbſt auf, und fand, daß die gute Frau den ganzen reinen menſchlichen Faden der Geſchichte behalten und alle abgeſchmackten Anwendungen dieſes Schriftſtellers rein vergeſſen hatte.

Wir gehen fleißig in's Fenſter und ſehen uns nach der Witterung um, denn wir ſind jetzt ſehr im Fall, Winde und Wolken anzubeten. Die frühe Nacht und die allgemeine Stille iſt das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht, and ich bin überzeugt, wenn ich mich nur einige Monate an ſo einem Orte inne halten könnte und müßte, ſo würden alle meine angefangenen Dramen eins nach dem andern aus Noth fertig. Wir haben ſchon verſchiedene Leute vorgehabt und ſie nach dem Uebergange über die Furka gefragt, aber auch hier können wir nichts Beſtimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwey Stunden entfernt iſt. Wir müſſen uns alſo darüber beruhigen, und morgen mit Anbruch des Tages ſelbſt recognoſciren und ſehen, wie ſich unſer Schickſal entſcheidet. So gefaßt ich auch ſonſt bin, ſo muß ich geſtehen, daß mir's höchſt verdrießlich wäre, wenn wir zurückgeſchlagen würden. Glückt es, ſo ſind wir morgen Abend in Realp auf dem Gotthard und übermorgen zu Mittage auf dem Gipfel des Bergs bei den Kapuzinern; mißlingt's, ſo haben wir nur zwey Wege zur Retirade offen, wovon keiner ſonderlich beſſer iſt als der andere. Durch's ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf Luzern; oder auf Brieg zurück und erſt durch einen großen Umweg auf den Gotthard! Ich glaube, ich habe Ihnen das in dieſen wenigen Blättern ſchon dreymal geſagt. Freilich iſt es für uns von der größ-

ten Wichtigkeit. Der Ausgang wird entscheiden, ob unser Muth und Zutrauen, daß es gehen müsse, oder die Klugheit einiger Personen, die uns diesen Weg mit Gewalt widerrathen wollen, Recht behalten wird. So viel ist gewiß, daß beide, Klugheit und Muth, das Glück über sich erkennen müssen. Nachdem wir vorher nochmals das Wetter examinirt, die Luft kalt, den Himmel heiter und ohne Disposition zu Schnee gesehen haben, legen wir uns ruhig zu Bette.

Münster, den 12. Nov. früh 6 Uhr.

Wir sind schon fertig und alles ist eingepackt, um mit Tages-Anbruch von hier weg zu gehen. Wir haben zwey Stunden bis Oberwald, und von da rechnet man gewöhnlich sechs Stunden auf Realp. Unser Maulthier geht mit dem Gepäck nach, so weit wir es bringen können.

Realp, den 12. Nov. Abends.

Mit einbrechender Nacht sind wir hier angekommen. Es ist überstanden und der Knoten, der uns den Weg verstrickte, entzwey geschnitten. Eh' ich Ihnen sage, wo wir eingekehrt sind, eh' ich Ihnen das Wesen unserer Gastfreunde beschreibe, lassen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurück machen, den wir mit Sorgen vor uns liegen sahen und den wir glücklich, doch nicht

ohne Beſchwerde, zurückgelegt haben. Um Sieben gingen wir von Münſter weg und ſahen das beſchneite Amphitheater der hohen Gebirge vor uns zugeſchloſſen, hielten den Berg, der hinten quer vorſteht, für die Furka; allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren; ſie war durch Berge die uns links lagen, und durch hohe Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies ſtark und ſchlug ſich mit einigen Schneewolken herum, und jagte abwechſelnd leichte Geſtöber an den Bergen und durch das Thal. Deſto ſtärker trieben aber die Windweben an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeſchloſſen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neune trafen wir daſelbſt an und ſprachen in einem Wirthshaus ein, wo ſich die Leute nicht wenig wunderten, ſolche Geſtalten in dieſer Jahrszeit erſcheinen zu ſehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre? Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Theil des Winters drüber gingen; ob wir aber hinüber kommen würden, das wüßten ſie nicht. Wir ſchickten ſogleich nach ſolchen Führern; es kam ein unterſetzter ſtarker Mann, deſſen Geſtalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unſern Antrag thaten: Wenn er den Weg für uns noch practicabel hielte, ſo ſollt' er's ſagen, noch einen oder mehr Kameraden zu ſich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken ſagte er's zu, ging

weg,

weg, um ſich fertig zu machen und den andern mitzubringen. Wir zahlten indeſſen unſerm Mauleſeltreiber ſeinen Lohn, den wir mit ſeinem Thiere nunmehr nicht weiter brauchen konnten, aßen ein weniges Käs und Brot, tranken ein Glas rothen Wein und waren ſehr luſtig und wohlgemuth, als unſer Führer wieder kam und noch einen größer und ſtärker ausſehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Roſſes zu haben ſchien, hinter ſich hatte. Einer hockte den Mantelſack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu Fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählich in die Höhe zu ſteigen anfingen. Zuerſt hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging, bald aber verlor ſich dieſer und wir mußten im Schnee den Berg hinauf ſteigen. Unſere Führer wanden ſich durch die Felſen, um die ſich der bekannte Fußpfad ſchlingt, ſehr geſchickt herum, obgleich alles überein zugeſchneit war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald, wir hatten die Rhone in einem engen unfruchtbaren Thal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir ſelbſt hinab in dieſes Thal, kamen über einen kleinen Steg und ſahen nunmehr den Rhonegletſcher vor uns. Es iſt der ungeheuerſte, den wir ſo ganz überſehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in ſehr großer Breite ein, ſteigt ununterbrochen herunter bis da wo unten im Thal die Rhone aus ihm

herausfließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen. Obgleich alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Eisklippen, wo der Wind so leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten sichtbar, und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufhört und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin, er lag uns linker Hand. Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Thal nach der Rhone zu floß. Vom Gletscher aber rechts und links und vorwärts sieht man nun keinen Baum mehr, alles ist öde und wüste. Keine schroffen und überstehenden Felsen, nur lang gedehnte Thäler, sacht geschwungene Berge, die nun gar im alles vergleichenden Schnee die einfachen ununterbrochenen Flächen uns entgegen wiesen. Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von unsern Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchschritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der öden Gegend der Welt, und in einer ungeheuren einförmigen schneebedeckten Gebirgs-Wüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drey Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Sei-

ten die weiten Tiefen verſchlungener Gebirge hat, eine Reihe Menſchen zu ſehen, deren einer in des andern tiefe Fußtapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt, als die Furche die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter einem. Die Wolken wechſeln über die blaſſe Sonne, breitflockiger Schnee ſtiebt in der Tiefe und zieht über alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß einer, über den auf dieſem Weg ſeine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anſcheinende Gefahr vor Angſt und Furcht vergehen müßte. Eigentlich iſt auch hier keine Gefahr des Sturzes, ſondern nur die Lauwinen, wenn der Schnee ſtärker wird als er jetzt iſt, und durch ſeine Laſt zu rollen anfängt, ſind gefährlich. Doch erzählten uns unſere Führer, daß ſie den ganzen Winter durch drüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthard zu tragen, womit ein ſtarker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die Lauwinen zu vermeiden, nicht da wo wir gingen, den Berg allmählich hinauf, ſondern bleiben eine Weile unten im breitern Thal, und ſteigen alsdann den ſteilen Berg gerade hinauf. Der Weg iſt da ſicherer, aber auch viel unbequemer. Nach viertehalb Stunden Marſch kamen wir auf dem Sattel der Furka an, beim Kreuz wo ſich Wallis und Uri ſcheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, wo-

der sie ihren Namen hat, nicht sichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemern Hinabstieg, allein unsere Führer verkündigten uns einen noch tiefern Schnee, den wir auch bald fanden. Unser Zug ging wie vorher hinter einander fort, und der vorderste, der die Bahn brach, sank oft bis über den Gürtel darin. Die Geschicklichkeit der Leute, und die Leichtigkeit womit sie die Sache tractirten, erhielt auch unsern guten Muth; und ich muß sagen, daß ich für meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne große Mühseligkeit zu überstehen, ob ich gleich damit nicht sagen will, daß es ein Spaziergang sey. Der Jäger Hermann versicherte, daß er auf dem Thüringerwalde auch schon so tiefen Schnee gehabt habe, doch ließ er sich am Ende verlauten, die Furka sey ein S***r. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen; er war das einzige Lebende was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Berge des Ursner Thals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenen, steinernen und zugeschneiten Hirtenhütte einkehren und etwas essen, allein wir trieben sie fort um in der Kälte nicht stille zu stehen. Hier schlingen sich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick in's Ursner Thal. Wir gingen schärfer und, nach viertehalb Stunden Wegs vom Kreuz an, sahen wir die zerstreuten Dächer von Realp. Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich gefragt, was für

ein Wirthshaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten. Die Hoffnung, die sie uns gaben, war nicht sonderlich, doch versicherten sie, daß die Kapuziner daselbst, die zwar nicht, wie die auf dem Gotthard, ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei diesen würden wir einen guten rothen Wein und besseres Essen als im Wirthshaus finden. Wir schickten einen deßwegen voraus, daß er die Patres disponiren und uns Quartier machen sollte. Wir säumten nicht ihm nach zu gehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer ansehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da sie eigentlich, besonders in jetziger Jahreszeit, nicht eingerichtet wären, solche Gäste zu empfangen. Er führte uns sogleich in eine warme Stube und war sehr geschäftig, uns, indem wir unsere Stiefeln auszogen und Wäsche wechselten, zu bedienen. Er bat uns einmal über das andre, wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hause wären. Wegen des Essens müßten wir, sagte er, in Geduld stehen, indem sie in ihrer langen Fasten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir versicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brot und ein Glas Wein, unter gegenwärtigen Umständen, alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das Verlangte, und wir hatten uns kaum ein wenig erholt, als er uns ihre Um-

stände und ihr Verhältniß hier auf diesem öden Flecke zu erzählen anfing. Wir haben, sagte er, kein Hospitium, wie die Patres auf dem Gotthard; wir sind hier Pfarrherrn und unser drey: ich habe das Predigtamt auf mir, der zweyte Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung. Er fuhr fort zu erzählen, wie beschwerlich ihre Geschäfte seyen, am Ende eines einsamen von aller Welt abgesonderten Thales zu liegen, und für sehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es sey sonst diese, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeistlichen versehen worden, der aber, als einstens eine Schneelauwine einen Theil des Dorfs bedeckt, sich mit der Monstranz geflüchtet; da man ihn denn abgesetzt und sie, denen man mehr Resignation zutraue, an dessen Stelle eingeführt habe. Ich habe mich, um dieses zu schreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Essen fertig ist, die, ob wir gleich schon einiges vorgearbeitet haben, sehr willkommen klingt.

Nach Neun.

Die Patres, Herren, Knechte und Träger haben alle zusammen an Einem Tische gegessen; nur der Frater, der die Küche besorgte, war erst ganz gegen Ende der Tafel sichtbar. Er hatte aus Eyern, Milch und Mehl gar mannichfaltige Speisen zusammenge-

bracht, die wir uns eine nach der andern sehr wohl schmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten, von unserer glücklich vollbrachten Expedition zu reden, lobten unsre seltene Geschicklichkeit im Gehen, und versicherten, daß sie es nicht mit einem jeden unternehmen würden. Sie gestanden uns nun, daß heute früh als sie aufgefordert wurden, erst einer gegangen sey, uns zu recognosciren, um zu sehen, ob wir wohl die Miene hätten, mit ihnen fortzukommen; denn sie hüteten sich sehr, alte oder schwache Leute in dieser Jahrszeit, zu begleiten, weil es ihre Pflicht sey, denjenigen, dem sie einmal zugesagt ihn hinüber zu bringen, im Fall er matt oder krank würde, zu tragen und selbst wenn er stürbe, nicht liegen zu lassen, außer wenn sie in augenscheinliche Gefahr ihres eigenen Lebens kämen. Es war nunmehr durch dieses Geständniß die Schleuse der Erzählung aufgezogen, und nun brachte einer nach dem andern Geschichten von beschwerlichen oder verunglückten Bergwanderungen hervor, worin die Leute hier gleichsam wie in einem Elemente leben, so daß sie mit der größten Gelassenheit Unglücksfälle erzählen, denen sie täglich selbst unterworfen sind. Der eine brachte eine Geschichte vor, wie er auf dem Kandersteg, um über den Gemmi zu gehen, mit noch einem Kameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunamen genennt wird, in tiefem Schnee, eine arme Familie angetroffen, die Mutter sterbend, den Knaben halb todt, und den Vater in einer Gleichgültigkeit,

die dem Wahnsinne ähnlich gewesen. Er habe die Frau aufgehockt, sein Kamerade den Sohn, und so haben sie den Vater, der nicht vom Flecke gewollt, vor sich hergetrieben. Beim Absteigen vom Gemmi sey die Frau ihm auf dem Rücken gestorben, und er habe sie noch todt bis hinunter ins Leukerbad gebracht. Auf Befragen, was es für Leute gewesen seyen, und wie sie in dieser Jahrszeit auf die Gebirge gekommen, sagte er: es seyen arme Leute aus dem Canton Bern gewesen, die, von Mangel getrieben, sich in unschicklicher Jahrszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte im Wallis oder den Italiänischen Provinzen aufzusuchen, und seyen von der Witterung übereilt worden. Sie erzählten ferner Geschichten, die ihnen begegnen, wenn sie Winters Ziegenfelle über die Furka tragen, wo sie aber immer gesellschaftsweise zusammen gingen. Der Pater machte dazwischen viele Entschuldigungen wegen seines Essens, und wir verdoppelten unsere Versicherungen, daß wir nicht mehr wünschten, und erfuhren, da er das Gespräch auf sich und seinen Zustand lenkte, daß er noch nicht sehr lange an diesem Platze sey. Er fing an vom Predigtamte zu sprechen und von dem Geschick, das ein Prediger haben müsse; er verglich ihn mit einem Kaufmann, der seine Waare wohl heraus zu streichen und durch einen gefälligen Vortrag den Leuten angenehm zu machen habe. Er setzte nach Tisch die Unterredung fort, und indem er aufgestanden die linke Hand auf den

Tiſch ſtemmte, mit der rechten ſeine Worte begleitete, und von der Rede ſelbſt redneriſch redete, ſo ſchien er in dem Augenblick uns überzeugen zu wollen, daß er ſelbſt der geſchickte Kaufmann ſey. Wir gaben ihm Beifall, und er kam von dem Vortrage auf die Sache ſelbſt. Er lobte die katholiſche Religion. Eine Regel des Glaubens müſſen wir haben, ſagte er: und daß dieſe ſo feſt und unveränderlich als möglich ſey, iſt ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unſers Glaubens, allein dieß iſt nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir ſie nicht in die Hände geben; denn ſo heilig ſie iſt und von dem Geiſte Gottes auf allen Blättern zeugt; ſo kann doch der irdiſch geſinnte Menſch dieſes nicht begreifen, ſondern findet überall leicht Verwirrung und Anſtoß. Was ſoll ein Laie Gutes aus den ſchändlichen Geſchichten, die darin vorkommen, und die doch zu Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrne Kinder Gottes von dem heil. Geiſte aufgezeichnet worden, was ſoll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zuſammenhange betrachtet? Wie ſoll er ſich aus den hier und da anſcheinenden Widerſprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannichfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten ſelbſt ſo ſchwer wird, und die Gläubigen über ſo viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müſſen? Was ſollen wir alſo lehren? Eine auf die Schrift gegründete mit der beſten Schriftauslegung bewieſene

Regel! Und wer soll die Schrift auslegen? wer soll diese Regel festsetzen? Etwa ich oder ein anderer einzelner Mensch? Mit nichten! Jeder hängt die Sache auf eine andere Art zusammen, stellt sie sich nach seinem Concepte vor. Das würde eben so viele Lehren als Köpfe geben, und unsägliche Verwirrungen hervorbringen, wie es auch schon gethan hat. Nein, es bleibt der allerheiligsten Kirche allein, die Schrift auszulegen und die Regel zu bestimmen, wornach wir unsere Seelenführung einzurichten haben. Und wer ist diese Kirche? Es ist nicht etwa ein oder das andere Oberhaupt, ein oder das andere Glied derselben, nein! es sind die heiligsten, gelehrtesten, erfahrensten Männer aller Zeiten, die sich zusammen vereinigt haben, nach und nach, unter dem Beistand des heil. Geistes, dieses übereinstimmende große und allgemeine Gebäude aufzuführen; die auf den großen Versammlungen ihre Gedanken einander mitgetheilet, sich wechselseitig erbaut, die Irrthümer verbannt und eine Sicherheit, eine Gewißheit unserer allerheiligsten Religion gegeben, deren sich keine andre rühmen kann; ihr einen Grund gegraben und eine Brustwehr aufgeführet, die die Hölle selbst nicht überwältigen kann. Eben so ist es auch mit dem Texte der heil. Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Uebersetzung der Vulgata, und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilliget ist. Daher kommt diese Uebereinstimmung,

die einen jeden erſtaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören an dieſem entfernten Winkel der Welt, oder in der größten Hauptſtadt in einem entfernteſten Lande, den ungeſchickteſten oder den fähigſten; alle werden Eine Sprache führen, ein katholiſcher Chriſt wird immer daſſelbige hören, überall auf dieſelbe Weiſe unterrichtet und erbauet werden: und das iſt's was die Gewißheit unſers Glaubens macht, was uns die ſüße Zufriedenheit und Verſicherung gibt, in der wir einer mit dem andern feſt verbunden leben, und in der Gewißheit, uns glücklicher wieder zu finden, von einander ſcheiden können. Er hatte dieſe Rede, wie im Discurs, eins auf das andre, folgen laſſen, mehr in dem innern behaglichen Gefühl, daß er ſich uns von einer vortheilhaften Seite zeige, als mit dem Ton einer bigotten Belehrungsſucht. Er wechſelte theils mit den Händen dabei ab, ſchob ſie einmal in die Kuttenärmel zuſammen, ließ ſie über dem Bauch ruhen, bald holte er mit gutem Anſtand ſeine Doſe aus der Kapuze und warf ſie nach dem Gebrauch wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerkſam zu, und er ſchien mit unſerer Art, ſeine Sachen aufzunehmen, ſehr vergnügt zu ſeyn. Wie ſehr würde er ſich gewundert haben, wenn ihm ein Geiſt im Augenblicke offenbarer hätte, daß er ſeine Peroration an einen Nachkommen Friedrichs des Weiſen richte.

Den 13 Nov. oben auf dem Gipfel des Gotthards bei den Kapuzinern. Morgens um Zehn.

Endlich ſind wir auf dem Gipfel unſerer Reiſe glücklich angelangt! Hier, iſt's beſchloſſen, wollen wir ſtille ſtehen und uns wieder nach dem Vaterlande zuwenden. Ich komme mir ſehr wunderbar hier oben vor; wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Geſinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahrszeit, einige Tage aufhielt, und mein künftiges Schickſal unvorahnend durch ein ich weiß nicht was bewegt Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Beſtimmung unwiſſend entgegen ging. Ich erkannte das Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit iſt es durch eine Schneelawine ſtark beſchädigt worden; die Patres haben dieſe Gelegenheit ergriffen, und eine Beiſteuer im Lande eingeſammelt, um ihre Wohnung zu erweitern und bequemer zu machen. Beide Patres, die hier oben wohnen, ſind nicht zu Hauſe, doch, wie ich höre, noch eben dieſelben die ich vor vier Jahren antraf. Pater Seraphim, der ſchon dreyzehn Jahre auf dieſem Poſten aushält, iſt gegenwärtig in Mailand, den andern erwarten ſie noch heute von Airolo herauf. In dieſer reinen Luft iſt eine ganz grimmige Kälte. Sobald wir gegeſſen haben, will ich weiter fortfahren, denn vor die Thüre, merk' ich ſchon, werden wir nicht viel kommen.

Nach Tiſche.

Es wird immer kälter, man mag gar nicht von dem Ofen weg. Ja es iſt die größte Luſt ſich oben drauf zu ſetzen, welches in dieſen Gegenden, wo die Oefen von ſteinernen Platten zuſammen geſetzt ſind, gar wohl angeht. Zuvörderſt alſo wollen wir an den Abſchied von Realp und unſern Weg hieher.

Noch geſtern Abend, ehe wir zu Bette gingen, führte uns der Pater in ſein Schlafzimmer, wo alles auf einen ſehr kleinen Platz zuſammen geſtellt war. Sein Bett, das aus einem Strohſack und einer wollenen Decke beſtund, ſchien uns, die wir uns an ein gleiches Lager gewöhnt, nichts Verdienſtliches zu haben. Er zeigte uns alles mit großem Vergnügen und innerer Zufriedenheit, ſeinen Bücherſchrank und andere Dinge. Wir lobten ihm alles und ſchieden ſehr zufrieden von einander, um zu Bette zu gehen. Bei der Einrichtung des Zimmers hatte man, um zwey Betten an Eine Wand anzubringen, beide kleiner als gehörig gemacht. Dieſe Unbequemlichkeit hielt mich vom Schlaf ab, bis ich mir durch zuſammengeſtellte Stühle zu helfen ſuchte. Erſt heute früh bei hellem Tage erwachten wir wieder und gingen hinunter, da wir denn durchaus vergnügte und freundliche Geſichter antrafen. Unſere Führer, im Begriff den lieblichen geſtrigen Weg wieder zurück zu machen, ſchienen es als Epoche anzuſehn und als Geſchichte, mit der ſie ſich in der Folge gegen andere Fremde

was zu gute thun konnten; und da sie gut bezahlt wurden, schien bei ihnen der Begriff von Abenteuer vollkommen zu werden. Wir nahmen noch ein starkes Frühstück zu uns und schieden. Unser Weg ging nunmehr durch's Urner Thal, das merkwürdig ist, weil es in so großer Höhe schöne Matten und Viehzucht hat. Es werden hier Käse gemacht, denen ich einen besondern Vorzug gebe. Hier wachsen keine Bäume; Büsche von Saalweiden fassen den Bach ein, und an den Gebirgen flechten sich kleine Sträucher durcheinander. Mir ist's unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste; es sey nun daß alte Erinnerungen sie werth machen, oder daß mir das Gefühl von so viel zusammengekettenen Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt. Ich setze zum voraus, die ganze Gegend, durch die ich Sie führe, ist mit Schnee bedeckt, Fels und Matte sind alle überein verschneit. Der Himmel war ganz klar ohne irgend eine Wolke, das Blau viel tiefer als man es in dem platten Lande gewohnt ist, die Rücken der Berge, die sich weiß davon abschnitten, theils hell im Sonnenlicht, theils blaulich im Schatten. In anderthalb Stunden waren wir in Hospital; ein Oertchen das noch im Urner Thal am Weg auf den Gotthard liegt. Hier betrat ich zum erstenmal wieder die Bahn meiner vorigen Reise. Wir kehrten ein, bestellten uns auf Morgen ein Mittagessen und stiegen den Berg hinauf. Ein großer Zug

von Mauleſeln machte mit ſeinen Glocken die ganze Gegend lebendig. Es iſt ein Ton, der alle Berg-Erinnerungen rege macht. Der größte Theil war ſchon vor uns aufgeſtiegen, und hatte den platten Weg mit den ſcharfen Eiſen ſchon ziemlich aufgehauen. Wir fanden auch einige Wegknechte, die beſtellt ſind, das Glatteis mit Erde zu überfahren um den Weg practicabel zu erhalten. Der Wunſch, den ich in vorigen Zeiten gethan hatte, dieſe Gegend einmal im Schnee zu ſehen, iſt mir nun auch gewährt. Der Weg geht an der, über Felſen ſich immer hinabſtürzenden, Reuß hinauf, und die Waſſerfälle bilden hier die ſchönſten Formen. Wir verweilten lange bei der Schönheit des einen, der über ſchwarze Felſen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten ſich, in den Ritzen und auf den Flächen, Eismaſſen angeſetzt, und das Waſſer ſchien über ſchwarz und weiß geſprengten Marmor herzulaufen. Das Eis blinkte wie Kryſtall-Adern und Strahlen in der Sonne, und das Waſſer lief rein und friſch dazwiſchen hinunter. Auf den Gebirgen iſt keine beſchwerlichere Reiſegeſellſchaft als Maulthiere. Sie halten einen ungleichen Schritt, indem ſie, durch einen ſonderbaren Inſtinct, unten an einem ſteilen Orte erſt ſtehen bleiben, dann denſelben ſchnell hinauf ſchreiten und oben wieder ausruhen. Sie halten auch auf geraden Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis ſie durch den Treiber, oder durch die nachfolgenden Thiere vom Platze

bewegt werden. Und ſo, indem man einen gleichen Schritt hält, drängt man ſich an ihnen auf dem ſchmalen Wege vorbei, und gewinnt über ſolche ganze Reihen den Vortheil. Steht man ſtill, um etwas zu betrachten, ſo kommen ſie einem wieder zuvor, und man iſt von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite ſtehenden Bürde beſchwert. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie ſich wie einen kahlen Scheitel, mit einer Krone umgeben, denken müſſen. Man iſt hier auf einer Fläche, ringsum wieder von Gipfeln umgeben, und die Ausſicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meiſtens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeſchränkt.

Man kann ſich kaum erwärmen, beſonders da ſie nur mit Reißig heizen können, und auch dieſes ſparen müſſen, weil ſie es faſt drey Stunden herauf zu ſchleppen haben, und oberwärts, wie geſagt, faſt gar kein Holz wächſt. Der Pater iſt von Airolo herauf gekommen, ſo erfroren, daß er bei ſeiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob ſie gleich hier oben ſich bequemer als die übrigen vom Orden tragen dürfen, ſo iſt es doch immer ein Anzug, der für dieſes Klima nicht gemacht iſt. Er war von Airolo herauf den ſehr glatten Weg gegen den Wind geſtiegen; der Bart war ihm eingefroren, und es währte eine ganze Weile, bis er ſich beſinnen konnte. Wir unterhielten uns von der Be-

ſchwerlichkeit dieſes Aufenthalts; er erzählte, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umſtände. Er ſprach nichts als Italiäniſch, und wir fanden hier Gelegenheit von den Uebungen, die wir uns das Frühjahr in dieſer Sprache gegeben, Gebrauch zu machen. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Hausthüre heraus, um uns vom Pater denjenigen Gipfel zeigen zu laſſen, den man für den höchſten des Gotthards hält; wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, ſo durchdringend und angreifend kalt iſt es. Wir bleiben alſo wohl für dießmal in dem Hauſe eingeſchloſſen, bis wir Morgen fortgehen, und haben Zeit genug das Merkwürdige dieſer Gegend in Gedanken zu durchreiſen.

Aus einer kleinen geographiſchen Beſchreibung werden Sie ſehen, wie merkwürdig der Punkt iſt, auf dem wir uns jetzt befinden. Der Gotthard iſt zwar nicht das höchſte Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um ſehr vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zuſammen laufen und ſich an ihn lehnen. Ja, wenn ich mich nicht irre, ſo hat mir Herr Wyttenbach zu Bern, der von dem höchſten Gipfel die Spitzen der übrigen Gebirge geſehen, erzählt, daß ſich dieſe alle gleichſam gegen ihn zu neigen ſchienen. Die Gebirge von Schweiz und Unterwalden, gekettet an die von Uri,

ſteigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des Graubündter Landes, von Mittag die der Italiäniſchen Vogteien herauf, und von Morgen drängt ſich durch die Furka das doppelte Gebirg, welches Wallis einſchließt, an ihn heran. Nicht weit vom Hauſe hier ſind zwey kleine Seen, davon der eine den Teſſin durch Schluchten und Thäler nach Italien, der andere gleicherweiſe die Reuß nach dem Vier-Waldſtädterſee ausgießt. Nicht fern von hier entſpringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entſpringt, und nach Abend durch das Wallis läuft; ſo befindet man ſich hier auf einem Kreuzpunkte, von dem aus Gebirge und Flüſſe in alle vier Himmels-Gegenden auslaufen.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Siebzehnter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die

Wahlverwandtſchaften.

Ein Roman.

Erſter Theil.

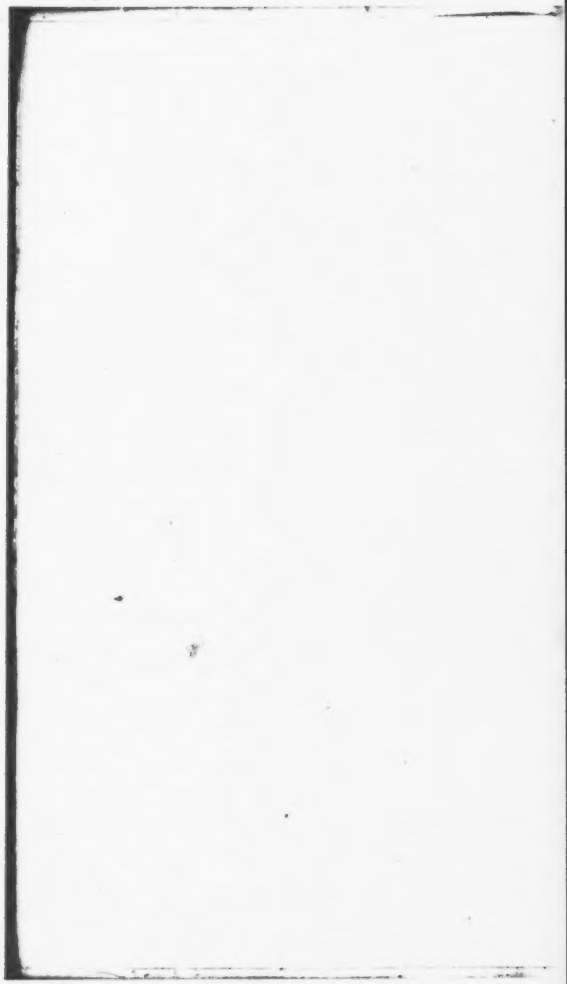

Erſtes Capitel.

Eduard — ſo nennen wir einen reichen Baron im beſten Mannesalter — Eduard hatte in ſeiner Baumſchule die ſchönſte Stunde eines Aprilnachmittags zugebracht, um friſch erhaltene Pfropfreiſer auf junge Stämme zu bringen. Sein Geſchäft war eben vollendet; er legte die Geräthſchaften in das Futteral zuſammen und betrachtete ſeine Arbeit mit Vergnügen, als der Gärtner hinzutrat und ſich an dem theilnehmenden Fleiße des Herrn ergetzte.

Haſt du meine Frau nicht geſehen? fragte Eduard, indem er ſich weiter zu gehen anſchickte.

Drüben in den neuen Anlagen, verſetzte der Gärtner. Die Mooshütte wird heute fertig, die ſie an der Felswand, dem Schloſſe gegenüber, gebaut hat. Alles iſt recht ſchön geworden und muß Ew. Gnaden gefallen. Man hat einen vortrefflichen Anblick: unten das Dorf, ein wenig rechter Hand die Kirche, über deren Thurmſpitze man faſt hinwegſieht; gegenüber das Schloß und die Gärten.

Ganz recht, verſetzte Eduard; einige Schritte von hier konnte ich die Leute arbeiten ſehen.

Dann, fuhr der Gärtner fort, öffnet sich rechts das Thal und man sieht über die reichen Baumwiesen in eine heitere Ferne. Der Stieg die Felsen hinauf ist gar hübsch angelegt. Die gnädige Frau versteht es; man arbeitet unter ihr mit Vergnügen.

Geh zu ihr, sagte Eduard, und ersuche sie, auf mich zu warten. Sage ihr, ich wünsche die neue Schöpfung zu sehen und mich daran zu erfreuen.

Der Gärtner entfernte sich eilig und Eduard folgte bald.

Dieser stieg nun die Terrassen hinunter, musterte im Vorbeigehen Gewächshäuser und Treibebeete, bis er an's Wasser, dann über einen Steg an den Ort kam, wo sich der Pfad nach den neuen Anlagen in zwey Arme theilte. Den einen, der über den Kirchhof ziemlich gerade nach der Felswand hinging, ließ er liegen um den andern einzuschlagen, der sich links etwas weiter durch anmuthiges Gebüsch sachte hinaufwand; da wo beide zusammentrafen, setzte er sich für einen Augenblick auf einer wohlangebrachten Bank nieder, betrat sodann den eigentlichen Stieg, und sah sich durch allerlei Treppen und Absätze auf dem schmalen, bald mehr bald weniger steilen Wege endlich zur Mooshütte geleitet.

An der Thüre empfing Charlotte ihren Gemahl und ließ ihn dergestalt niedersitzen, daß er durch Thür und Fenster die verschiedenen Bilder, welche die Landschaft gleichsam im Rahmen zeigten, auf einen Blick übersehen

konnte. Er freute ſich daran in Hoffnung daß der Frühling bald alles noch reichlicher beleben würde. Nur eines habe ich zu erinnern, ſetzte er hinzu: die Hütte ſcheint mir etwas zu eng.

Für uns beide doch geräumig genug, verſetzte Charlotte.

Nun freilich, ſagte Eduard, für einen Dritten iſt auch wohl noch Platz.

Warum nicht? verſetzte Charlotte, und auch für ein Viertes. Für größere Geſellſchaft wollen wir ſchon andere Stellen bereiten.

Da wir denn ungeſtört hier allein ſind, ſagte Eduard, und ganz ruhigen heiteren Sinnes; ſo muß ich dir geſtehen, daß ich ſchon einige Zeit etwas auf dem Herzen habe, was ich dir vertrauen muß und möchte, und nicht dazu kommen kann.

Ich habe dir ſo etwas angemerkt, verſetzte Charlotte.

Und ich will nur geſtehen, fuhr Eduard fort, wenn mich der Poſtbote morgen früh nicht drängte, wenn wir uns nicht heut entſchließen müßten, ich hätte vielleicht noch länger geſchwiegen.

Was iſt es denn? fragte Charlotte freundlich entgegenkommend.

Es betrifft unſern Freund, den Hauptmann, antwortete Eduard. Du kennſt die traurige Lage, in die er, wie ſo mancher andere, ohne ſein Verſchulden geſetzt iſt. Wie ſchmerzlich muß es einem Manne von ſeinen

Kenntniſſen, ſeinen Talenten und Fertigkeiten ſeyn, ſich außer Thätigkeit zu ſehen und — ich will nicht lange zurückhalten mit dem was ich für ihn wünſche: ich möchte daß wir ihn auf einige Zeit zu uns nähmen.

Das iſt wohl zu überlegen und von mehr als Einer Seite zu betrachten, verſetzte Charlotte.

Meine Anſichten bin ich bereit dir mitzutheilen, entgegnete ihr Eduard. In ſeinem letzten Briefe herrſcht ein ſtiller Ausdruck des tiefſten Mißmuthes; nicht daß es ihm an irgend einem Bedürfniß fehle: denn er weiß ſich durchaus zu beſchränken, und für das Nothwendige habe ich geſorgt; auch drückt es ihn nicht, etwas von mir anzunehmen: denn wir ſind unſre Lebzeit über einander wechſelſeitig uns ſo viel ſchuldig geworden, daß wir nicht berechnen können, wie unſer Credit und Debet ſich gegen einander verhalte — daß er geſchäftlos iſt, das iſt eigentlich ſeine Qual. Das Vielfache, was er an ſich ausgebildet hat, zu andrer Nutzen täglich und ſtündlich zu gebrauchen, iſt ganz allein ſein Vergnügen, ja ſeine Leidenſchaft. Und nun die Hände in den Schoos zu legen, oder noch weiter zu ſtudiren, ſich weitere Geſchicklichkeit zu verſchaffen, da er das nicht brauchen kann, was er in vollem Maße beſitzt — genug, liebes Kind, es iſt eine peinliche Lage, deren Qual er doppelt und dreyfach in ſeiner Einſamkeit empfindet.

Ich dachte doch, ſagte Charlotte, ihm wären von verſchiedenen Orten Anerbietungen geſchehen. Ich hatte

ſelbſt um ſeinetwillen an manche thätige Freunde und Freundinnen geſchrieben, und ſo viel ich weiß, blieb dieß auch nicht ohne Wirkung.

Ganz recht, verſetzte Eduard; aber ſelbſt dieſe verſchiedenen Gelegenheiten, dieſe Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Keines von den Verhältniſſen iſt ihm gemäß. Er ſoll nicht wirken; er ſoll ſich aufopfern, ſeine Zeit, ſeine Geſinnungen, ſeine Art zu ſeyn, und das iſt ihm unmöglich. Jemehr ich das alles betrachte, jemehr ich es fühle, deſto lebhafter wird der Wunſch ihn bei uns zu ſehen.

Es iſt recht ſchön und liebenswürdig von dir, verſetzte Charlotte, daß du des Freundes Zuſtand mit ſo viel Theilnahme bedenkſt; allein erlaube mir dich aufzufordern, auch deiner, auch unſer zu gedenken.

Das habe ich gethan, entgegnete ihr Eduard. Wir können von ſeiner Nähe uns nur Vortheil und Annehmlichkeit verſprechen. Von dem Aufwande will ich nicht reden, der auf alle Fälle gering für mich wird, wenn er zu uns zieht; beſonders wenn ich zugleich bedenke, daß uns ſeine Gegenwart nicht die mindeſte Unbequemlichkeit verurſacht. Auf dem rechten Flügel des Schloſſes kann er wohnen, und alles andere findet ſich. Wie viel wird ihm dadurch geleiſtet, und wie manches Angenehme wird uns durch ſeinen Umgang, ja wie mancher Vortheil! Ich hätte längſt eine Ausmeſſung des Gutes und der Gegend gewünſcht; er wird ſie beſorgen und

leiten. Deine Absicht ist, selbst die Güter künftig zu verwalten, sobald die Jahre der gegenwärtigen Pächter verflossen sind. Wie bedenklich ist ein solches Unternehmen! Zu wie manchen Vorkenntnissen kann er uns nicht verhelfen! Ich fühle nur zu sehr, daß mir ein Mann dieser Art abgeht. Die Landleute haben die rechten Kenntnisse; ihre Mittheilungen aber sind konfus und nicht ehrlich. Die Studirten aus der Stadt und von den Akademien sind wohl klar und ordentlich, aber es fehlt an der unmittelbaren Einsicht in die Sache. Vom Freunde kann ich mir beides versprechen; und dann entspringen noch hundert andere Verhältnisse daraus, die ich mir alle gern vorstellen mag, die auch auf dich Bezug haben und wovon ich viel Gutes voraussehe. Nun danke ich dir, daß du mich freundlich angehört hast; jetzt sprich aber auch recht frei und umständlich und sage mir alles was du zu sagen hast; ich will dich nicht unterbrechen.

Recht gut, versetzte Charlotte; so will ich gleich mit einer allgemeinen Bemerkung anfangen. Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf das was im Leben zusammenhängt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien, an diesen Zusammenhang geknüpft ist, und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird. Laß uns

deßwegen einen Blick auf unſer gegenwärtiges, auf unſer vergangenes Leben werfen, und du wirſt mir eingeſtehen, daß die Berufung des Hauptmanns nicht ſo ganz mit unſern Vorſätzen, unſern Planen, unſern Einrichtungen zuſammentrifft.

Mag ich doch ſo gern unſerer frühſten Verhältniſſe gedenken! Wir liebten einander als junge Leute recht herzlich; wir wurden getrennt: du von mir, weil dein Vater, aus nie zu ſättigender Begierde des Beſitzes, dich mit einer ziemlich älteren reichen Frau verband; ich von dir, weil ich, ohne ſonderliche Ausſichten, einem wohlhabenden, nicht geliebten aber geehrten Manne meine Hand reichen mußte. Wir wurden wieder frei; du früher, indem dich dein Mütterchen in Beſitz eines großen Vermögens ließ; ich ſpäter, eben zu der Zeit, da du von Reiſen zurückkamſt. So fanden wir uns wieder. Wir freuten uns der Erinnerung, wir liebten die Erinnerung, und konnten ungeſtört zuſammen leben. Du drangſt auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich ein: denn da wir ungefähr von denſelben Jahren ſind, ſo bin ich als Frau wohl älter geworden, du nicht als Mann. Zuletzt wollte ich dir nicht verſagen, was du für dein einziges Glück zu halten ſchienſt. Du wollteſt von allen Unruhen, die du bei Hof, im Militär, auf Reiſen erlebt hatteſt, dich an meiner Seite erholen, zur Beſinnung kommen, des Lebens genießen; aber auch nur mit mir allein. Meine einzige Tochter that

ich in Penſion, wo ſie ſich freilich mannichfaltiger ausbildet, als bei einem ländlichen Aufenthalte geſchehen könnte; und nicht ſie allein, auch Ottilien, meine liebe Nichte, that ich dorthin, die vielleicht zur häuslichen Gehülfin unter meiner Anleitung am beſten herangewachſen wäre. Das alles geſchah mit deiner Einſtimmung, bloß damit wir uns ſelbſt leben, bloß damit wir das früh ſo ſehnlich gewünſchte, endlich ſpät erlangte Glück ungeſtört genießen möchten. So haben wir unſern ländlichen Aufenthalt angetreten. Ich übernahm das Innere, du das Aeußere und was in's Ganze geht. Meine Einrichtung iſt gemacht, dir in allem entgegen zu kommen, nur für dich allein zu leben; laß uns wenigſtens eine Zeit lang verſuchen, in wie fern wir auf dieſe Weiſe mit einander ausreichen.

Da das Zuſammenhängende, wie du ſagſt, eigentlich euer Element iſt, verſetzte Eduard: ſo muß man euch freilich nicht in einer Folge reden hören, oder ſich entſchließen euch Recht zu geben, und du ſollſt auch Recht haben bis auf den heutigen Tag. Die Anlage, die wir bis jetzt zu unſerm Daſeyn gemacht haben, iſt von guter Art; ſollen wir aber nichts weiter darauf bauen, und ſoll ſich nichts weiter daraus entwickeln? Was ich im Garten leiſte, du im Park, ſoll das nur für Einſiedler gethan ſeyn?

Recht gut! verſetzte Charlotte, recht wohl! Nur daß wir nichts Hinderndes, Fremdes herein bringen.

Bedenke, daß unſre Verſäze, auch was die Unterhaltung betrifft, ſich gewiſſermaßen nur auf unſer beiderſeitiges Zuſammenſeyn bezogen.' Du wollteſt zuerſt die Tagebücher deiner Reiſe mir in ordentlicher Folge mittheilen, bei dieſer Gelegenheit ſo manches dahin gehörige von Papieren in Ordnung bringen, und unter meiner Theilnahme, mit meiner Beihülfe, aus dieſen unſchäzbaren aber verworrenen Heften und Blättern ein für uns und andere erfreuliches Ganze zuſammenſtellen. Ich verſprach dir an der Abſchrift zu helfen, und wir dachten es uns ſo beauem, ſo artig, ſo gemüthlich und heimlich, die Welt, die wir zuſammen nicht ſehen ſollten, in der Erinnerung zu durchreiſen. Ja der Anfang iſt ſchon gemacht. Dann haſt du die Abende deine Flöte wieder vorgenommen, begleiteſt mich am Clavier; und an Beſuchen aus der Nachbarſchaft und in die Nachbarſchaft fehlt es uns nicht. Ich wenigſtens habe mir aus allem dieſem den erſten wahrhaft fröhlichen Sommer zuſammengebaut, den ich in meinem Leben zu genießen dachte.

Wenn mir nur nicht, verſetzte Eduard indem er ſich die Stirne rieb, bei alle dem, was du mir ſo liebevoll und verſtändig wiederholſt, immer der Gedanke beigienge, durch die Gegenwart des Hauptmanns würde nichts geſtört, ja vielmehr alles beſchleunigt und neu belebt. Auch er hat einen Theil meiner Wanderungen mitgemacht; auch er hat manches, und in verſchiedenem

Sinne, ſich angemerkt: wir benutzen das zuſammen, und alsdann würde es erſt ein hübſches Ganze werden.

So laß mich denn dir aufrichtig geſtehen, entgegnete Charlotte mit einiger Ungeduld, daß dieſem Vorhaben mein Gefühl widerſpricht, daß eine Ahnung mir nichts Gutes weiſſagt.

Auf dieſe Weiſe wäret ihr Frauen wohl unüberwindlich, verſetzte Eduard: erſt verſtändig, daß man nicht widerſprechen kann, liebevoll, daß man ſich gern hingibt, gefühlvoll, daß man euch nicht weh thun mag, ahnungsvoll, daß man erſchrickt.

Ich bin nicht abergläubiſch, verſetzte Charlotte, und gebe nichts auf dieſe dunklen Anregungen, inſofern ſie nur ſolche wären; aber es ſind meiſtentheils unbewußte Erinnerungen glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen oder fremden Handlungen erlebt haben. Nichts iſt bedeutender in jedem fremden Zuſtande, als die Dazwiſchenkunft eines Dritten. Ich habe Freunde geſehen, Geſchwiſter, Liebende, Gatten, deren Verhältniß durch den zufälligen oder gewählten Hinzutritt einer neuen Perſon ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehrt wurde.

Das kann wohl geſchehen, verſetzte Eduard, bei Menſchen, die nur dunkel vor ſich hin leben, nicht bei ſolchen, die ſchon durch Erfahrung aufgeklärt ſich mehr bewußt ſind.

Das Bewußtſeyn, mein Liebſter, entgegnete Char-

lotte, iſt keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche, für den der ſie führt; und aus dieſem allen tritt wenigſtens ſo viel hervor, daß wir uns ja nicht übereilen ſollen. Gönne mir noch einige Tage; entſcheide nicht!

Wie die Sache ſteht, erwiederte Eduard, werden wir uns auch nach mehreren Tagen immer übereilen. Die Gründe für und dagegen haben wir wechſelsweiſe vorgebracht; es kommt auf den Entſchluß an, und da wär es wirklich das beſte, wir gäben ihn dem Loos anheim.

Ich weiß, verſetzte Charlotte, daß du in zweifelhaften Fällen gerne wetteſt oder würfelſt; bei einer ſo ernſthaften Sache hingegen würde ich dieß für einen Frevel halten.

Was ſoll ich aber dem Hauptmann ſchreiben? rief Eduard aus: denn ich muß mich gleich hinſetzen.

Einen ruhigen, vernünftigen, tröſtlichen Brief, ſagte Charlotte.

Das heißt ſo viel wie keinen, verſetzte Eduard.

Und doch iſt es in manchen Fällen, verſetzte Charlotte, nothwendig und freundlich, lieber nichts zu ſchreiben, als nicht zu ſchreiben.

Zweytes Capitel.

Eduard fand ſich allein auf ſeinem Zimmer, und wirklich hatte die Wiederholung ſeiner Lebensſchickſale aus dem Munde Charlottens, die Vergegenwärtigung ihres beiderſeitigen Zuſtandes, ihrer Vorſätze, ſein lebhaftes Gemüth angenehm aufgeregt. Er hatte ſich in ihrer Nähe, in ihrer Geſellſchaft ſo glücklich gefühlt, daß er ſich einen freundlichen, theilnehmenden, aber ruhigen und auf nichts hindeutenden Brief an den Hauptmann ausdachte. Als er aber zum Schreibtiſch ging und den Brief des Freundes aufnahm, um ihn nochmals durchzuleſen, trat ihm ſogleich wieder der traurige Zuſtand des trefflichen Mannes entgegen; alle Empfindungen, die ihn dieſe Tage gepeinigt hatten, wachten wieder auf, und es ſchien ihm unmöglich, ſeinen Freund einer ſo ängſtlichen Lage zu überlaſſen.

Sich etwas zu verſagen, war Eduard nicht gewohnt. Von Jugend auf das einzige, verzogene Kind reicher Aeltern, die ihn zu einer ſeltſamen aber höchſt vortheilhaften Heirath mit einer viel ältern Frau zu bereden wußten, von dieſer auch auf alle Weiſe verzärtelt, in-

dem sie sein gutes Betragen gegen sie durch die größte Freigebigkeit zu erwiedern suchte, nach ihrem baldigen Tode sein eigner Herr, auf Reisen unabhängig, jeder Abwechselung, jeder Veränderung mächtig, nichts Uebertriebenes wollend, aber viel und vielerlei wollend, freimüthig, wohlthätig, brav, ja tapfer im Fall — was konnte in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen!

Bisher war alles nach seinem Sinne gegangen, auch zum Besitz Charlottens war er gelangt, den er sich durch eine hartnäckige, ja romanenhafte Treue doch zuletzt erworben hatte; und nun fühlte er sich zum erstenmal widersprochen, zum erstenmal gehindert, eben da er seinen Jugendfreund an sich heranziehen, da er sein ganzes Daseyn gleichsam abschließen wollte. Er war verdrießlich, ungeduldig, nahm einigemal die Feder und legte sie nieder, weil er nicht einig mit sich werden konnte, was er schreiben sollte. Gegen die Wünsche seiner Frau wollte er nicht, nach ihrem Verlangen konnte er nicht; unruhig wie er war, sollte er einen ruhigen Brief schreiben, es wäre ihm ganz unmöglich gewesen. Das natürlichste war, daß er Aufschub suchte. Mit wenig Worten bat er seinen Freund um Verzeihung, daß er diese Tage nicht geschrieben, daß er heut nicht umständlich schreibe, und versprach für nächstens ein bedeutenderes, ein beruhigendes Blatt.

Charlotte benutzte des andern Tags, auf einem Spaziergang nach derselben Stelle, die Gelegenheit

das Gespräch wieder anzuknüpfen, vielleicht in der Ueberzeugung, daß man einen Vorsatz nicht sicherer abstumpfen kann, als wenn man ihn öfters durchspricht.

Eduarden war diese Wiederholung erwünscht. Er äußerte sich nach seiner Weise freundlich und angenehm: denn wenn er, empfänglich wie er war, leicht aufloderte, wenn sein lebhaftes Begehren zudringlich ward, wenn seine Hartnäckigkeit ungeduldig machen konnte; so waren doch alle seine Aeußerungen durch eine vollkommene Schonung des andern dergestalt gemildert, daß man ihn immer noch liebenswürdig finden mußte, wenn man ihn auch beschwerlich fand.

Auf eine solche Weise brachte er Charlotten diesen Morgen erst in die heiterste Laune, dann durch anmuthige Gesprächswendungen ganz aus der Fassung, so daß sie zuletzt ausrief: Du willst gewiß, daß ich das, was ich dem Ehemann versagte, dem Liebhaber zugestehen soll.

Wenigstens, mein Lieber, fuhr sie fort, sollst du gewahr werden, daß deine Wünsche, die freundliche Lebhaftigkeit, womit du sie ausdrückst, mich nicht angerührt, mich nicht unbewegt lassen. Sie nöthigen mich zu einem Geständniß. Ich habe dir bisher auch etwas verborgen. Ich befinde mich in einer ähnlichen Lage wie du, und habe mir schon eben die Gewalt angethan, die ich dir nun über dich selbst zumuthe.

Das hör' ich gern, sagte Eduard; ich merke wohl,

im Eheſtand muß man ſich manchmal ſtreiten, denn dadurch erfährt man was von einander.

Nun ſollſt du alſo erfahren, ſagte Charlotte, daß es mir mit Ottilien geht, wie dir mit dem Hauptmann. Höchſt ungern weiß ich das liebe Kind in der Penſion, wo ſie ſich in ſehr drückenden Verhältniſſen befindet. Wenn Luciane, meine Tochter, die für die Welt geboren iſt, ſich dort für die Welt bildet, wenn ſie Sprachen, Geſchichtliches und was ſonſt von Kenntniſſen ihr mitgetheilt wird, ſo wie ihre Noten und Variationen vom Blatte wegſpielt; wenn bei einer lebhaften Natur und bei einem glücklichen Gedächtniß ſie, man möchte wohl ſagen, alles vergißt und im Augenblicke ſich an alles erinnert; wenn ſie durch Freiheit des Betragens, Anmuth im Tanze, ſchickliche Bequemlichkeit des Geſprächs ſich vor allen auszeichnet, und durch ein angebornes herrſchendes Weſen ſich zur Königin des kleinen Kreiſes macht; wenn die Vorſteherin dieſer Anſtalt ſie als eine kleine Gottheit anſieht, die nun erſt unter ihren Händen recht gedeiht, die ihr Ehre machen, Zutrauen erwerben und einen Zufluß von andern jungen Perſonen verſchaffen wird; wenn die erſten Seiten ihrer Briefe und Monatsberichte immer nur Hymnen ſind über die Vortrefflichkeit eines ſolchen Kindes, die ich denn recht gut in meine Proſe zu überſetzen weiß: ſo iſt dagegen, was ſie ſchließlich von Ottilien erwähnt, nur immer Entſchuldigung auf Entſchul-

digung, daß ein übrigens so schön heranwachsendes Mädchen sich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zeigen wolle. Das wenige was sie sonst noch hinzufügt, ist gleichfalls für mich kein Räthsel, weil ich in diesem lieben Kinde den ganzen Charakter ihrer Mutter, meiner wertheſten Freundin, gewahr werde, die sich neben mir entwickelt hat und deren Tochter ich gewiß, wenn ich Erzieherin oder Aufſeherin seyn könnte, zu einem herrlichen Geschöpf heranbilden wollte.

Da es aber einmal nicht in unsern Plan geht, und man an seinen Lebensverhältnissen nicht so viel zupfen und zerren, nicht immer was Neues an sie heranziehen soll; so trag' ich das lieber, ja ich überwinde die unangenehme Empfindung, wenn meine Tochter, welche recht gut weiß, daß die arme Ottilie ganz von uns abhängt, sich ihrer Vortheile übermüthig gegen sie bedient, und unsre Wohlthat dadurch gewiſſermaßen vernichtet.

Doch wer ist so gebildet, daß er nicht seine Vorzüge gegen andre manchmal auf eine grausame Weise geltend machte? Wer steht so hoch, daß er unter einem solchen Druck nicht manchmal leiden müßte? Durch diese Prüfungen wächst Ottiliens Werth; aber seitdem ich den peinlichen Zustand recht deutlich einsehe, habe ich mir Mühe gegeben, sie anderwärts unterzubringen. Stündlich soll mir eine Antwort kommen, und alsdann will ich nicht zaudern. So steht es mit mir, mein Be-

ſter. Du ſiehſt, wir tragen beiderſeits dieſelben Sorgen in einem treuen freundſchaftlichen Herzen. Laß uns ſie gemeinſam tragen, da ſie ſich nicht gegeneinander aufheben.

Wir ſind wunderliche Menſchen, ſagte Eduard lächelnd. Wenn wir nur etwas das uns Sorge macht aus unſerer Gegenwart verbannen können, da glauben wir ſchon, nun ſey es abgethan. Im Ganzen können wir Vieles aufopfern, aber uns im Einzelnen herzugeben, iſt eine Forderung, der wir ſelten gewachſen ſind. So war meine Mutter. So lange ich als Knabe oder Jüngling bei ihr lebte, konnte ſie der augenblicklichen Beſorgniſſe nicht los werden. Verſpätete ich mich bei einem Ausritt, ſo mußte mir ein Unglück begegnet ſeyn; durchnetzte mich ein Regenſchauer, ſo war das Fieber mir gewiß. Ich verreiſte, ich entfernte mich von ihr, und nun ſchien ich ihr kaum anzugehören.

Betrachten wir es genauer, fuhr er fort, ſo handeln wir beide thöricht und verantwortlich, zwey der edelſten Naturen, die unſer Herz ſo nahe angehen, im Kummer und im Druck zu laſſen, nur um uns keiner Gefahr auszuſetzen. Wenn dieß nicht ſelbſtſüchtig genannt werden ſoll, was will man ſo nennen! Nimm Ottilien, laß mir den Hauptmann, und in Gottes Namen ſey der Verſuch gemacht!

Es möchte noch zu wagen ſeyn, ſagte Charlotte bedenklich, wenn die Gefahr für uns allein wäre. Glaubſt

du denn aber, daß es räthlich sey, den Hauptmann mit Ottilien als Hausgenossen zu sehen, einen Mann ungefähr in deinen Jahren, in den Jahren — daß ich dir dieses Schmeichelhafte nur gerade unter die Augen sage — wo der Mann erst liebefähig und erst der Liebe werth wird, und ein Mädchen von Ottiliens Vorzügen? —

Ich weiß doch auch nicht, versetzte Eduard, wie du Ottilien so hoch stellen kannst! Nur dadurch erkläre ich mir's, daß sie deine Neigung zu ihrer Mutter geerbt hat. Hübsch ist sie, das ist wahr, und ich erinnre mich, daß der Hauptmann mich auf sie aufmerksam machte, als wir vor einem Jahre zurückkamen und sie mit dir bei deiner Tante trafen. Hübsch ist sie, besonders hat sie schöne Augen; aber ich wüßte doch nicht, daß sie den mindesten Eindruck auf mich gemacht hätte.

Das ist löblich an dir, sagte Charlotte, denn ich war ja gegenwärtig; und ob sie gleich viel jünger ist als ich, so hatte doch die Gegenwart der ältern Freundin so viele Reize für dich, daß du über die aufblühende versprechende Schönheit hinaussahest. Es gehört auch dieß zu deiner Art zu seyn, deßhalb ich so gern das Leben mit dir theile.

Charlotte, so aufrichtig sie zu sprechen schien, verhehlte doch etwas. Sie hatte nämlich damals dem von Reisen zurückkehrenden Eduard Ottilien absichtlich vorge-

führt, um dieſer geliebten Pflegetochter eine ſo große Parthie zuzuwenden: denn an ſich ſelbſt, in Bezug auf Eduard, dachte ſie nicht mehr. Der Hauptmann war auch angeſtiftet, Eduarden aufmerkſam zu machen; aber dieſer, der ſeine frühe Liebe zu Charlotten hartnäckig im Sinne behielt, ſah weder rechts noch links, und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich ſey, eines ſo lebhaft gewünſchten und durch eine Reihe von Ereigniſſen ſcheinbar auf immer verſagten Gutes endlich doch theilhaft zu werden.

Eben ſtand das Ehepaar im Begriff die neuen Anlagen herunter nach dem Schloſſe zu gehen, als ein Bedienter ihnen haſtig entgegen lief und mit lachendem Munde ſich ſchon von unten herauf vernehmen ließ. Kommen Ew. Gnaden doch ja ſchnell herüber! Herr Mittler iſt in den Schloßhof geſprengt. Er hat uns alle zuſammengeſchrieen, wir ſollen Sie aufſuchen, wir ſollen Sie fragen, ob es Noth thue? Ob es Noth thut, rief er uns nach: Hört ihr? aber geſchwind, geſchwind!

Der drollige Mann! rief Eduard aus: kommt er nicht gerade zur rechten Zeit, Charlotte? Geſchwind zurück! befahl er dem Bedienten: ſage ihm: es thue Noth, ſehr Noth! Er ſoll nur abſteigen. Verſorgt ſein Pferd, führt ihn in den Saal, ſetzt ihm ein Frühſtück vor; wir kommen gleich.

Laß uns den nächſten Weg nehmen, ſagte er zu ſeiner Frau, und ſchlug den Pfad über den Kirchhof ein,

den er ſonſt zu vermeiden pflegte. Aber wie verwundert war er, als er fand, daß Charlotte auch hier für das Gefühl geſorgt habe. Mit möglichſter Schonung der alten Denkmäler hatte ſie alles ſo zu vergleichen und zu ordnen gewußt, daß es ein angenehmer Raum erſchien, auf dem das Auge und die Einbildungskraft gerne verweilten.

Auch dem älteſten Stein hatte ſie ſeine Ehre gegönnt. Den Jahren nach waren ſie an der Mauer aufgerichtet, eingefügt oder ſonſt angebracht; der hohe Sockel der Kirche ſelbſt war damit vermannichfaltigt und geziert. Eduard fühlte ſich ſonderbar überraſcht, wie er durch die kleine Pforte herein trat; er drückte Charlotten die Hand und im Auge ſtand ihm eine Thräne.

Aber der närriſche Gaſt verſcheuchte ſie gleich. Denn dieſer hatte keine Ruh im Schloß gehabt, war ſpornſtreichs durch's Dorf bis an das Kirchhofthor geritten, wo er ſtill hielt und ſeinen Freunden entgegen rief: Ihr habt mich doch nicht zum Beſten? Thut's wirklich Noth, ſo bleibe ich zu Mittage hier. Haltet mich nicht auf: ich habe heute noch viel zu thun.

Da Ihr Euch ſo weit bemüht habt, rief ihm Eduard entgegen, ſo reitet noch vollends herein, wir kommen an einem ernſthaften Orte zuſammen, und ſeht wie ſchön Charlotte dieſe Trauer ausgeſchmückt hat.

Hier herein, rief der Reiter, komm' ich weder zu Pferde, noch zu Wagen, noch zu Fuße. Dieſe da ru-

hen in Frieden, mit ihnen habe ich nichts zu ſchaffen. Gefallen muß ich mir's laſſen, wenn man mich einmal, die Füße voran hereinſchleppt. Alſo iſt's Ernſt?

Ja, rief Charlotte, recht Ernſt! Es iſt das erſtemal, daß wir neuen Gatten in Noth und Verwirrung ſind, woraus wir uns nicht zu helfen wiſſen.

Ihr ſeht nicht darnach aus, verſetzte er: doch will ich's glauben. Führt Ihr mich an, ſo laß ich Euch künftig ſtecken. Folgt geſchwinde nach; meinem Pferde mag die Erholung zu gut kommen.

Bald fanden ſich die Dreye im Saale zuſammen; das Eſſen ward aufgetragen, und Mittler erzählte von ſeinen heutigen Thaten und Vorhaben. Dieſer ſeltſame Mann war früherhin Geiſtlicher geweſen und hatte ſich bei einer raſtloſen Thätigkeit in ſeinem Amte dadurch ausgezeichnet, daß er alle Streitigkeiten, ſowohl die häuslichen, als die nachbarlichen, erſt der einzelnen Bewohner, ſodann ganzer Gemeinden und mehrerer Gutsbeſitzer, zu ſtillen und zu ſchlichten wußte. So lange er im Dienſte war, hatte ſich kein Ehepaar ſcheiden laſſen, und die Landescollegien wurden mit keinen Händeln und Proceſſen von dorther beheliget. Wie nöthig ihm die Rechtskunde ſey, ward er zeitig gewahr. Er warf ſein ganzes Studium darauf, und fühlte ſich bald den geſchickteſten Advocaten gewachſen. Sein Wirkungskreis dehnte ſich wunderbar aus, und man war im Begriff ihn nach der Reſidenz zu ziehen, um das von oben herein zu

vollenden, was er von unten herauf begonnen hatte, als er einen anſehnlichen Lotteriegewinnſt that, ſich ein mäßiges Gut kaufte, es verpachtete und zum Mittelpunct ſeiner Wirkſamkeit machte, mit dem feſten Vorſatz, oder vielmehr nach alter Gewohnheit und Neigung, in keinem Hauſe zu verweilen, wo nichts zu ſchlichten und nichts zu helfen wäre. Diejenigen, die auf Namensbedeutungen abergläubiſch ſind, behaupten, der Name Mittler habe ihn genöthigt, dieſe ſeltſamſte aller Beſtimmungen zu ergreifen.

Der Nachtiſch war aufgetragen, als der Gaſt ſeine Wirthe ernſtlich vermahnte, nicht weiter mit ihren Entdeckungen zurückzuhalten, weil er gleich nach dem Caffee fort müſſe. Die beiden Eheleute machten umſtändlich ihre Bekenntniſſe; aber kaum hatte er den Sinn der Sache vernommen, als er verdrießlich vom Tiſche auffuhr, an's Fenſter ſprang und ſein Pferd zu ſatteln befahl.

Entweder Ihr kennt mich nicht, rief er aus, Ihr verſteht mich nicht, oder Ihr ſeyd ſehr boshaft. Iſt denn hier ein Streit? iſt denn hier eine Hülfe nöthig? Glaubt Ihr, daß ich in der Welt bin, um Rath zu geben? Das iſt das dümmſte Handwerk das einer treiben kann. Rathe ſich jeder ſelbſt und thue was er nicht laſſen kann. Geräth es gut, ſo freue er ſich ſeiner Weisheit und ſeines Glücks; läuft's übel ab, dann bin ich bei der Hand. Wer ein Uebel los ſeyn will, der weiß im-

mer was er will; wer was beſſers will als er hat, der iſt ganz ſtaarblind — Ja ja! lacht nur — er ſpielt Blindekuh, er ertappt's vielleicht; aber was? Thut was Ihr wollt: es iſt ganz einerlei! Nehmt die Freunde zu Euch, laßt ſie weg: alles einerlei! Das Vernünftigſte habe ich mißlingen ſehen, das Abgeſchmackteſte gelingen. Zerbrecht Euch die Köpfe nicht, und wenn's auf eine oder die andre Weiſe übel abläuft, zerbrecht ſie Euch auch nicht. Schickt nur nach mir, und Euch ſoll geholfen ſeyn. Bis dahin Euer Diener!

Und ſo ſchwang er ſich auf's Pferd, ohne den Caffee abzuwarten.

Hier ſiehſt du, ſagte Charlotte, wie wenig eigentlich ein Dritter fruchtet, wenn es zwiſchen zwey nah verbundenen Perſonen nicht ganz im Gleichgewicht ſteht. Gegenwärtig ſind wir doch wohl noch verworrner und ungewiſſer, wenn's möglich iſt, als vorher.

Beide Gatten würden auch wohl noch eine Zeit lang geſchwankt haben, wäre nicht ein Brief des Hauptmanns im Wechſel gegen Eduards letzten angekommen. Er hatte ſich entſchloſſen, eine der ihm angebotenen Stellen anzunehmen, ob ſie ihm gleich keineswegs gemäß war. Er ſollte mit vornehmen und reichen Leuten die Langeweile theilen, indem man auf ihn das Zutrauen ſetzte, daß er ſie vertreiben würde.

Eduard überſah das ganze Verhältniß recht deutlich und mahlte es noch recht ſcharf aus. Wollen wir unſern

Freund in einem ſolchen Zuſtande wiſſen? rief er: Du kannſt nicht ſo grauſam ſeyn, Charlotte!

Der wunderliche Mann, unſer Mittler, verſetzte Charlotte, hat am Ende doch Recht. Alle ſolche Unternehmungen ſind Wageſtücke. Was daraus werden kann, ſieht kein Menſch voraus. Solche neue Verhältniſſe können fruchtbar ſeyn an Glück und an Unglück, ohne daß wir uns dabei Verdienſt oder Schuld ſonderlich zurechnen dürfen. Ich fühle mich nicht ſtark genug dir länger zu widerſtehen. Laß uns den Verſuch machen. Das einzige was ich dich bitte: es ſey nur auf kurze Zeit angeſehen. Erlaube mir, daß ich mich thätiger als bisher für ihn verwende, und meinen Einfluß, meine Verbindungen eifrig benutze und aufrege, ihm eine Stelle zu verſchaffen, die ihm nach ſeiner Weiſe einige Zufriedenheit gewähren kann.

Eduard verſicherte ſeine Gattin auf die anmuthigſte Weiſe der lebhafteſten Dankbarkeit. Er eilte mit freiem frohem Gemüth ſeinem Freunde Vorſchläge ſchriftlich zu thun. Charlotte mußte in einer Nachſchrift ihren Beifall eigenhändig hinzufügen, ihre freundſchaftlichen Bitten mit den ſeinen vereinigen. Sie ſchrieb mit gewandter Feder gefällig und verbindlich, aber doch mit einer Art von Haſt, die ihr ſonſt nicht gewöhnlich war; und was ihr nicht leicht begegnete, ſie verunſtaltete das Papier zuletzt mit einem Tintenfleck, der ſie ärgerlich machte und nur größer wurde, indem ſie ihn wegwiſchen wollte.

Eduard ſcherzte darüber, und weil noch Platz war fügte er eine zweyte Nachſchrift hinzu: der Freund ſolle aus dieſen Zeichen die Ungeduld' ſehen womit er erwartet werde, und nach der Eile womit der Brief geſchrieben, die Eilfertigkeit ſeiner Reiſe einrichten.

Der Bote war fort und Eduard glaubte ſeine Dankbarkeit nicht überzeugender ausdrücken zu können, als indem er aber und abermals darauf beſtand: Charlotte ſolle ſogleich Ottilien aus der Penſion holen laſſen.

Sie bat um Aufſchub und wußte dieſen Abend bei Eduard die Luſt zu einer muſikaliſchen Unterhaltung aufzuregen. Charlotte ſpielte ſehr gut Clavier; Eduard nicht eben ſo bequem die Flöte: denn ob er ſich gleich zu Zeiten viel Mühe gegeben hatte, ſo war ihm doch nicht die Geduld, die Ausdauer verliehen, die zur Ausbildung eines ſolchen Talentes gehört. Er führte deßhalb ſeine Partie ſehr ungleich aus, einige Stellen gut, nur vielleicht zu geſchwind; bei andern wieder hielt er an, weil ſie ihm nicht geläufig waren, und ſo wär' es für jeden Andern ſchwer geweſen ein Duett mit ihm durchzubringen. Aber Charlotte wußte ſich darein zu finden; ſie hielt an und ließ ſich wieder von ihm fortreißen, und verſah alſo die doppelte Pflicht eines guten Kapellmeiſters und einer klugen Hausfrau, die im Ganzen immer das Maß zu erhalten wiſſen, wenn auch die einzelnen Paſſagen nicht immer im Tact bleiben ſollten.

Drittes Capitel.

Der Hauptmann kam. Er hatte einen ſehr verſtändigen Brief vorausgeſchickt, der Charletten völlig beruhigte. So viel Deutlichkeit über ſich ſelbſt, ſo viel Klarheit über ſeinen eigenen Zuſtand, über den Zuſtand ſeiner Freunde, gab eine heitere und fröhliche Ausſicht.

Die Unterhaltungen der erſten Stunden waren, wie unter Freunden zu geſchehen pflegt, die ſich eine Zeit lang nicht geſehen haben, lebhaft, ja faſt erſchöpfend. Gegen Abend veranlaßte Charlotte einen Spaziergang auf die neuen Anlagen. Der Hauptmann gefiel ſich ſehr in der Gegend und bemerkte jede Schönheit, welche durch die neuen Wege erſt ſichtbar und genießbar geworden. Er hatte ein geübtes Auge und dabei ein genügſames; und ob er gleich das Wünſchenswerthe ſehr wohl kannte, machte er doch nicht, wie es öfters zu geſchehen pflegt, Perſonen die ihn in dem Ihrigen herumführten, dadurch einen üblen Humor, daß er mehr verlangte als die Umſtände zuließen, oder auch wohl gar an etwas Vollkommneres erinnerte, das er anderswo geſehen.

Als ſie die Mooshütte erreichten, fanden ſie ſolche

auf das luſtigſte ausgeſchmückt, zwar nur mit künſtlichen Blumen und Wintergrün, doch darunter ſo ſchöne Büſchel natürlichen Weizens und anderer Feld- und Baumfrüchte angebracht, daß ſie dem Kunſtſinn der Anordnenden zur Ehre gereichten. Obſchon mein Mann nicht liebt, daß man ſeinen Geburts- oder Namenstag feyre, ſo wird er mir doch heute nicht verargen, einem dreyfachen Feſte dieſe wenigen Kränze zu widmen.

Ein dreyfaches? rief Eduard. Ganz gewiß! verſetzte Charlotte: unſeres Freundes Ankunft behandeln wir billig als ein Feſt; und dann habt Ihr beide wohl nicht daran gedacht, daß heute Euer Namenstag iſt. Heißt nicht einer Otto ſo gut als der andere?

Beide Freunde reichten ſich die Hände über den kleinen Tiſch. Du erinnerſt mich, ſagte Eduard, an dieſes jugendliche Freundſchaftsſtück. Als Kinder hießen wir beide ſo; doch als wir in der Penſion zuſammenlebten und manche Irrung daraus entſtand, ſo trat ich ihm freiwillig dieſen hübſchen lakoniſchen Namen ab.

Wobei du denn doch nicht gar zu großmüthig warſt, ſagte der Hauptmann. Denn ich erinnere mich recht wohl, daß dir der Name Eduard beſſer gefiel, wie er denn auch von angenehmen Lippen ausgeſprochen einen beſonders guten Klang hat.

Nun ſaßen ſie alſo zu dreyen um daſſelbe Tiſchchen, wo Charlotte ſo eifrig gegen die Ankunft des Gaſtes geſprochen hatte. Eduard in ſeiner Zufriedenheit wollte

die Gattin nicht an jene Stunden erinnern; doch enthielt er ſich nicht, zu ſagen: für ein Viertes wäre auch noch recht gut Platz.

Waldhörner ließen ſich in dieſem Augenblick vom Schloß herüber vernehmen, bejahten gleichſam und bekräftigten die guten Geſinnungen und Wünſche der beiſammen verweilenden Freunde. Stillſchweigend hörten ſie zu, indem jedes in ſich ſelbſt zurückkehrte, und ſein eigenes Glück in ſo ſchöner Verbindung doppelt empfand.

Eduard unterbrach die Pauſe zuerſt, indem er aufſtand und vor die Mooshütte hinaustrat. Laß uns, ſagte er zu Charlotten, den Freund gleich völlig auf die Höhe führen, damit er nicht glaube, dieſes beſchränkte Thal nur ſey unſer Erbgut und Aufenthalt; der Blick wird oben freier und die Bruſt erweitert ſich.

So müſſen wir dießmal noch, verſetzte Charlotte, den alten etwas beſchwerlichen Fußpfad erklimmen; doch, hoffe ich, ſollen meine Stufen und Steige nächſtens bequemer bis ganz hinauf leiten.

Und ſo gelangte man denn über Felſen, durch Buſch und Geſträuch zur letzten Höhe, die zwar keine Fläche, doch fortlaufende fruchtbare Rücken bildete. Dorf und Schloß hinterwärts waren nicht mehr zu ſehen. In der Tiefe erblickte man ausgebreitete Teiche; drüben bewachſene Hügel, an denen ſie ſich hinzogen; endlich ſteile Felſen, welche ſenkrecht den letzten Waſſerſpiegel entſchieden bekränzten und ihre bedeutenden Formen auf

der Oberfläche deſſelben abbildeten. Dort in der Schlucht, wo ein ſtarker Bach den Teichen zufiel, lag eine Mühle halb verſteckt, die mit ihren Umgebungen als ein freundliches Ruheplätzchen erſchien. Mannichfaltig wechſelten im ganzen Halbkreiſe, den man überſah, Tiefen und Höhen, Büſche und Wälder, deren erſtes Grün für die Folge den füllereichſten Anblick verſprach. Auch einzelne Baumgruppen hielten an mancher Stelle das Auge feſt. Beſonders zeichnete zu den Füßen der ſchauenden Freunde ſich eine Maſſe Pappeln und Platanen zunächſt an dem Rande des mittleren Teiches vortheilhaft aus. Sie ſtand in ihrem beſten Wachsthum, friſch, geſund, empor und in die Breite ſtrebend.

Eduard lenkte beſonders auf dieſe die Aufmerkſamkeit ſeines Freundes. Dieſe habe ich, rief er aus, in meiner Jugend ſelbſt gepflanzt. Es waren junge Stämmchen, die ich rettete, als mein Vater, bei der Anlage zu einem neuen Theil des großen Schloßgartens, ſie mitten im Sommer ausroden ließ. Ohne Zweifel werden ſie auch dieſes Jahr ſich durch neue Triebe wieder dankbar hervorthun.

Man kehrte zufrieden und heiter zurück. Dem Gaſte ward auf dem rechten Flügel des Schloſſes ein freundliches geräumiges Quartier angewieſen, wo er ſehr bald Bücher, Papiere und Inſtrumente aufgeſtellt und geordnet hatte, um in ſeiner gewohnten Thätigkeit fortzu-

fahren. Aber Eduard ließ ihm in den erſten Tagen keine Ruhe; er führte ihn überall herum, bald zu Pferde bald zu Fuße, und machte ihn mit der Gegend, mit dem Gute bekannt; wobei er ihm zugleich die Wünſche mittheilte, die er zu beſſerer Kenntniß und vortheilhafterer Benutzung deſſelben ſeit langer Zeit bei ſich hegte.

Das erſte was wir thun ſollten, ſagte der Hauptmann, wäre, daß ich die Gegend mit der Magnetnadel aufnähme. Es iſt das ein leichtes heiteres Geſchäft, und wenn es auch nicht die größte Genauigkeit gewährt, ſo bleibt es doch immer nützlich und für den Anfang erfreulich; auch kann man es ohne große Beihülfe leiſten und weiß gewiß, daß man fertig wird. Denkſt du einmal an eine genauere Ausmeſſung, ſo läßt ſich dazu wohl auch noch Rath finden.

Der Hauptmann war in dieſer Art des Aufnehmens ſehr geübt. Er hatte die nöthige Gerätſchaft mitgebracht und fing ſogleich an. Er unterrichtete Eduarden, einige Jäger und Bauern, die ihm bei dem Geſchäft behülflich ſeyn ſollten. Die Tage waren günſtig; die Abende und die frühſten Morgen brachte er mit Aufzeichnen und Schraffiren zu. Schnell war auch alles lavirt und illuminirt, und Eduard ſah ſeine Beſitzungen auf das deutlichſte, aus dem Papier, wie eine neue Schöpfung hervorgewachſen. Er glaubte ſie jetzt erſt kennen zu lernen; ſie ſchienen ihm jetzt erſt recht zu gehören.

Es gab Gelegenheit über die Gegend, über Anlagen zu ſprechen, die man nach einer ſolchen Ueberſicht viel beſſer zu Stande bringe, als wenn man nur einzeln, nach zufälligen Eindrücken, an der Natur herumverſuche.

Das müſſen wir meiner Frau deutlich machen, ſagte Eduard.

Thue das nicht! verſetzte der Hauptmann, der die Ueberzeugungen Anderer nicht gern mit den ſeinigen durchkreuzte, den die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Anſichten der Menſchen viel zu mannichfaltig ſind, als daß ſie, ſelbſt durch die vernünftigſten Vorſtellungen, auf Einen Punct verſammelt werden könnten. Thue es nicht! rief er: ſie dürfte leicht irre werden. Es iſt ihr, wie allen denen, die ſich nur aus Liebhaberey mit ſolchen Dingen beſchäftigen, mehr daran gelegen, daß ſie etwas thue, als daß etwas gethan werde. Man taſtet an der Natur, man hat Vorliebe für dieſes oder jenes Plätzchen; man wagt nicht dieſes oder jenes Hinderniß wegzuräumen, man iſt nicht kühn genug etwas aufzuopfern; man kann ſich voraus nicht vorſtellen was entſtehen ſoll, man probirt, es geräth, es mißräth, man verändert, verändert vielleicht was man laſſen ſollte, läßt was man verändern ſollte, und ſo bleibt es zuletzt immer ein Stückwerk, das gefällt und anregt, aber nicht befriedigt.

Geſteh mir aufrichtig, ſagte Eduard, du biſt mit ihren Anlagen nicht zufrieden.

Wenn die Ausführung den Gedanken erſchöpfte, der ſehr gut iſt, ſo wäre nichts zu erinnern. Sie hat ſich mühſam durch das Geſtein hinaufgequält und quält nun jeden, wenn du willſt, den ſie hinaufführt. Weder neben einander, noch hinter einander ſchreitet man mit einer gewiſſen Freiheit. Der Tact des Schrittes wird jeden Augenblick unterbrochen; und was ließe ſich nicht noch alles einwenden.

Wäre es denn leicht anders zu machen geweſen? fragte Eduard.

Gar leicht, verſetzte der Hauptmann; ſie durfte nur die eine Felſenecke, die noch dazu unſcheinbar iſt, weil ſie aus kleinen Theilen beſteht, wegbrechen; ſo erlangte ſie eine ſchön geſchwungene Wendung zum Aufſtieg und zugleich überflüſſige Steine, um die Stellen heraufzumauern, wo der Weg ſchmal und verkrüppelt geworden wäre. Doch ſey dieß im engſten Vertrauen unter uns geſagt: ſie wird ſonſt irre und verdrießlich. Auch muß man, was gemacht iſt, beſtehen laſſen. Will man weiter Geld und Mühe aufwenden, ſo wäre von der Moosbütte hinaufwärts und über die Anhöhe noch mancherlei zu thun und viel Angenehmes zu leiſten.

Hatten auf dieſe Weiſe die beiden Freunde am Gegenwärtigen manche Beſchäftigung, ſo fehlte es nicht an lebhafter und vergnüglicher Erinnerung vergangener

Tage, woran Charlotte wohl Theil zu nehmen pflegte. Auch ſetzte man ſich vor, wenn nur die nächſten Arbeiten erſt gethan wären, an die Reiſejournale zu gehen und auch auf dieſe Weiſe die Vergangenheit hervorzurufen.

Uebrigens hatte Eduard mit Charlotten allein weniger Stoff zur Unterhaltung, beſonders ſeitdem er den Tadel ihrer Parkanlagen, der ihm ſo gerecht ſchien, auf dem Herzen fühlte. Lange verſchwieg er was ihm der Hauptmann vertraut hatte; aber als er ſeine Gattin zuletzt beſchäftigt ſah, von der Moosbütte hinauf zur Anhöhe wieder mit Stüfchen und Pfädchen ſich empor zu arbeiten; ſo hielt er nicht länger zurück, ſondern machte ſie nach einigen Umſchweifen mit ſeinen neuen Einſichten bekannt.

Charlotte ſtand betroffen. Sie war geiſtreich genug, um ſchnell einzuſehen, daß jene Recht hatten; aber das Gethane widerſprach, es war nun einmal ſo gemacht; ſie hatte es recht, ſie hatte es wünſchenswerth gefunden, ſelbſt das Getadelte war ihr in jedem einzelnen Theile lieb; ſie widerſtrebte der Ueberzeugung, ſie vertheidigte ihre kleine Schöpfung, ſie ſchalt auf die Männer, die gleich in's Weite und Große gingen, aus einem Scherz, aus einer Unterhaltung gleich ein Werk machen wollten, nicht an die Koſten denken, die ein erweiterter Plan durchaus nach ſich zieht. Sie war bewegt, verletzt, verdrießlich; ſie konnte das Alte nicht fahren laſſen, das Neue nicht ganz abweiſen; aber entſchloſſen wie ſie

war, ſtellte ſie ſogleich die Arbeit ein und nahm ſich Zeit, die Sache zu bedenken und bei ſich reif werden zu laſſen.

Indem ſie nun auch dieſe thätige Unterhaltung vermißte, da indeß die Männer ihr Geſchäft immer geſelliger betrieben und beſonders die Kunſtgärten und Glashäuſer mit Eifer beſorgten, auch dazwiſchen die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen fortſetzten, als Jagen, Pferdekaufen, Tauſchen, Bereiten und Einfahren; ſo fühlte ſich Charlotte täglich einſamer. Sie führte ihren Briefwechſel, auch um des Hauptmanns willen, lebhafter, und doch gab es manche einſame Stunde. Deſto angenehmer und unterhaltender waren ihr die Berichte, die ſie aus der Penſionsanſtalt erhielt.

Einem weitläufigen Briefe der Vorſteherin, welcher ſich wie gewöhnlich über der Tochter Fortſchritte mit Behagen verbreitete, war eine kurze Nachſchrift hinzugefügt, nebſt einer Beilage von der Hand eines männlichen Gehülfen am Inſtitut, die wir beide mittheilen.

Nachſchrift der Vorſteherin.

Von Ottilien, meine Gnädige, hätte ich eigentlich nur zu wiederholen, was in meinen vorigen Berichten enthalten iſt. Ich wüßte ſie nicht zu ſchelten und doch kann ich nicht zufrieden mit ihr ſeyn. Sie iſt nach wie vor beſcheiden und gefällig gegen andere; aber dieſes

Zurücktreten, dieſe Dienſtbarkeit will mir nicht gefallen. Ew. Gnaden haben ihr neulich Geld und verſchiedene Zeuge geſchickt. Das erſte hat ſie nicht angegriffen; die andern liegen auch noch da, unberührt. Sie hält freilich ihre Sachen ſehr reinlich und gut, und ſcheint nur in dieſem Sinn die Kleider zu wechſeln. Auch kann ich ihre große Mäßigkeit im Eſſen und Trinken nicht loben. An unſerm Tiſch iſt kein Ueberfluß; doch ſehe ich nichts lieber als wenn die Kinder ſich an ſchmackhaften und geſunden Speiſen ſatt eſſen. Was mit Bedacht und Ueberzeugung aufgetragen und vorgelegt iſt, ſoll auch aufgegeſſen werden. Dazu kann ich Ottilien niemals bringen. Ja ſie macht ſich irgend ein Geſchäft, um eine Lücke auszufüllen, wo die Dienerinnen etwas verſäumen, nur um eine Speiſe oder den Nachtiſch zu übergehen. Bei dieſem allen kommt jedoch in Betrachtung, daß ſie manchmal, wie ich erſt ſpät erfahren habe, Kopfweh auf der linken Seite hat, das zwar vorübergeht, aber ſchmerzlich und bedeutend ſeyn mag. So viel von dieſem übrigens ſo ſchönen und lieben Kinde.

Beilage des Gehülfen.

Unſere vortreffliche Vorſteherin läßt mich gewöhnlich die Briefe leſen, in welchen ſie Beobachtungen über ihre Zöglinge den Eltern und Vorgeſetzten mittheilt. Die-

jenigen die an Ew. Gnaden gerichtet ſind leſe ich immer mit doppelter Aufmerkſamkeit, mit doppeltem Vergnügen: denn indem wir Ihnen zu einer Tochter Glück zu wünſchen haben, die alle jene glänzenden Eigenſchaften vereinigt, wodurch man in der Welt emporſteigt; ſo muß ich wenigſtens Sie nicht minder glücklich preiſen, daß Ihnen in Ihrer Pflegetochter ein Kind beſchert iſt, das zum Wohl, zur Zufriedenheit Anderer und gewiß auch zu ſeinem eigenen Glück geboren ward. Ottilie iſt faſt unſer einziger Zögling, über den ich mit unſerer ſo ſehr verehrten Vorſteherin nicht einig werden kann. Ich verarge dieſer thätigen Frau keineswegs, daß ſie verlangt, man ſoll die Früchte ihrer Sorgfalt äußerlich und deutlich ſehen; aber es gibt auch verſchloſſene Früchte, die erſt die rechten kernhaften ſind, und die ſich früher oder ſpäter zu einem ſchönen Leben entwickeln. Dergleichen iſt gewiß Ihre Pflegetochter. So lange ich ſie unterrichte, ſehe ich ſie immer gleichen Schrittes gehen, langſam, langſam vorwärts, nie zurück. Wenn es bei einem Kinde nöthig iſt, vom Anfange anzufangen, ſo iſt es gewiß bei ihr. Was nicht aus dem Vorhergehenden folgt, begreift ſie nicht. Sie ſteht unfähig, ja ſtockiſch vor einer leicht faßlichen Sache, die für ſie mit nichts zuſammenhängt. Kann man aber die Mittelglieder finden und ihr deutlich machen, ſo iſt ihr das Schwerſte begreiflich.

Bei dieſem langſamen Vorſchreiten bleibt ſie gegen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16241/367

ihre Mitschülerinnen zurück, die mit ganz andern Fähigkeiten immer vorwärts eilen, alles, auch das Unzusammenhängende, leicht fassen, leicht behalten und bequem wieder anwenden. So lernt sie, so vermag sie bei einem beschleunigten Lehrvortrage gar nichts; wie es der Fall in einigen Stunden ist, welche von trefflichen, aber raschen und ungeduldigen Lehrern gegeben werden. Man hat über ihre Handschrift geklagt, über ihre Unfähigkeit die Regeln der Grammatik zu fassen. Ich habe diese Beschwerde näher untersucht: es ist wahr, sie schreibt langsam und steif wenn man so will, doch nicht zaghaft und ungestalt. Was ich ihr von der französischen Sprache, die zwar mein Fach nicht ist, schrittweise mittheilte, begriff sie leicht. Freilich ist es wunderbar, sie weiß vieles und recht gut, nur wenn man sie fragt, scheint sie nichts zu wissen.

Soll ich mit einer allgemeinen Bemerkung schließen, so möchte ich sagen: sie lernt nicht als eine die erzogen werden soll, sondern als eine die erziehen will; nicht als Schülerin, sondern als künftige Lehrerin. Vielleicht kommt es Ew. Gnaden sonderbar vor, daß ich selbst als Erzieher und Lehrer jemanden nicht mehr zu loben glaube, als wenn ich ihn für meines gleichen erkläre. Ew. Gnaden bessere Einsicht, tiefere Menschen- und Welt-Kenntniß wird aus meinen beschränkten wohlgemeinten Worten das Beste nehmen. Sie werden sich überzeugen, daß auch an diesem Kinde viel Freude zu

hoffen iſt. Ich empfehle mich zu Gnaden und bitte um die Erlaubniß wieder zu ſchreiben, ſobald ich glaube, daß mein Brief etwas Bedeutendes und Angenehmes enthalten werde.

Charlotte freute ſich über dieſes Blatt. Sein Inhalt traf ganz nahe mit den Vorſtellungen zuſammen, welche ſie von Ottilien hegte; dabei konnte ſie ſich eines Lächelns nicht enthalten, indem der Antheil des Lehrers herzlicher zu ſeyn ſchien, als ihn die Einſicht in die Tugenden eines Zöglings hervorzubringen pflegt. Bei ihrer ruhigen, vorurtheilsfreien Denkweiſe ließ ſie auch ein ſolches Verhältniß, wie ſo viele andre, vor ſich liegen; die Theilnahme des verſtändigen Mannes an Ottilien hielt ſie werth: denn ſie hatte in ihrem Leben genugſam einſehen gelernt, wie hoch jede wahre Neigung zu ſchätzen ſey, in einer Welt wo Gleichgültigkeit und Abneigung eigentlich recht zu Hauſe ſind.

Viertes Capitel.

Die topographische Charte, auf welcher das Gut mit seinen Umgebungen, nach einem ziemlich großen Maßstabe, charakteristisch und faßlich durch Federstriche und Farben dargestellt war, und welche der Hauptmann durch einige trigonometrische Messungen sicher zu gründen wußte, war bald fertig: denn weniger Schlaf, als dieser thätige Mann, bedurfte kaum jemand, so wie sein Tag stets dem augenblicklichen Zwecke gewidmet und deßwegen jederzeit am Abende etwas gethan war.

Laß uns nun, sagte er zu seinem Freunde, an das Uebrige gehen, an die Gutsbeschreibung, wozu schon genugsame Vorarbeit da seyn muß, aus der sich nachher Pachtanschläge und anderes schon entwickeln werden. Nur Eines laß uns festsetzen und einrichten: trenne alles was eigentlich Geschäft ist vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür; das Geschäft die reinste Folge, dem Leben thut eine Inconsequenz oft noth, ja sie ist liebenswürdig und erheiternd. Bist du bei dem einen sicher, so kannst du in dem andern desto freier seyn; anstatt daß bei einer

Vermiſchung das Sichre durch das Freie weggeriſſen und aufgehoben wird.

Eduard fühlte in dieſen Vorſchlägen einen leiſen Vorwurf. Zwar von Natur nicht unordentlich, konnte er doch niemals dazu kommen, ſeine Papiere nach Fächern abzutheilen. Das was er mit andern abzuthun hatte, was bloß von ihm ſelbſt abhing, es war nicht geſchieden; ſo wie er auch Geſchäfte und Beſchäftigung, Unterhaltung und Zerſtreuung nicht genugſam von einander abſonderte. Jetzt wurde es ihm leicht, da ein Freund dieſe Bemühung übernahm, ein zweytes Ich die Sonderung bewirkte, in die das eine Ich nicht immer ſich ſpalten mag.

Sie errichteten auf dem Flügel des Hauptmanns eine Repoſitur für das Gegenwärtige, ein Archiv für das Vergangene; ſchafften alle Documente, Papiere, Nachrichten, aus verſchiedenen Behältniſſen, Kammern, Schränken und Kiſten herbei, und auf das geſchwindeſte war der Wuſt in eine erfreuliche Ordnung gebracht, lag rubricirt in bezeichneten Fächern. Was man wünſchte ward vollſtändiger gefunden als man gehofft hatte. Hierbei ging ihnen ein alter Schreiber ſehr an die Hand, der den Tag über, ja einen Theil der Nacht, nicht vom Pulte kam, und mit dem Eduard bisher immer unzufrieden geweſen war.

Ich kenne ihn nicht mehr, ſagte Eduard zu ſeinem Freund, wie thätig und brauchbar der Menſch iſt. Das

macht, versetzte der Hauptmann, wir tragen ihm nichts neues auf, als bis er das Alte nach seiner Bequemlichkeit vollendet hat, und so leistet er, wie du siehst, sehr viel; sobald man ihn stört, vermag er gar nichts.

Brachten die Freunde auf diese Weise ihre Tage zusammen zu, so versäumten sie Abends nicht Charlotten regelmäßig zu besuchen. Fand sich keine Gesellschaft von benachbarten Orten und Gütern, welches öfters geschah: so war das Gespräch wie das Lesen meist solchen Gegenständen gewidmet, welche den Wohlstand, die Vortheile und das Behagen der bürgerlichen Gesellschaft vermehren.

Charlotte, ohnehin gewohnt die Gegenwart zu nutzen, fühlte sich, indem sie ihren Mann zufrieden sah, auch persönlich gefordert. Verschiedene häusliche Anstalten, die sie längst gewünscht, aber nicht recht einleiten können, wurden durch die Thätigkeit des Hauptmanns bewirkt. Die Hausapotheke, die bisher nur aus wenigen Mitteln bestanden, ward bereichert, und Charlotte, sowohl durch faßliche Bücher als durch Unterredung, in den Stand gesetzt, ihr thätiges und hülfreiches Wesen öfter und wirksamer als bisher in Uebung zu bringen.

Da man auch die gewöhnlichen und dessenungeachtet nur zu oft überraschenden Nothfälle durchdachte; so wurde alles was zur Rettung der Ertrunkenen nöthig seyn möchte um so mehr angeschafft, als bei der Nähe

so mancher Teiche, Gewässer und Wasserwerke, öfters ein und der andere Unfall dieser Art vorkam. Diese Rubrik besorgte der Hauptmann sehr ausführlich, und Eduarden entschlüpfte die Bemerkung, daß ein solcher Fall in dem Leben seines Freundes auf die seltsamste Weise Epoche gemacht. Doch als dieser schwieg und einer traurigen Erinnerung auszuweichen schien, hielt Eduard gleichfalls an, so wie auch Charlotte, die nicht weniger im Allgemeinen davon unterrichtet war, über jene Aeußerungen hinausging.

Wir wollen alle diese vorsorglichen Anstalten loben, sagte eines Abends der Hauptmann; nun geht uns aber das Nothwendigste noch ab, ein tüchtiger Mann, der das alles zu handhaben weiß. Ich kann hiezu einen mir bekannten Feldchirurgus vorschlagen, der jetzt um leidliche Bedingung zu haben ist, ein vorzüglicher Mann in seinem Fache, und der mir auch in Behandlung heftiger innerer Uebel öfters mehr Genüge gethan hat als ein berühmter Arzt; und augenblickliche Hülfe ist doch immer das, was auf dem Lande am meisten vermißt wird.

Auch dieser wurde sogleich verschrieben, und beide Gatten freuten sich, daß sie so manche Summe, die ihnen zu willkürlichen Ausgaben übrig blieb, auf die nöthigsten zu verwenden Anlaß gefunden.

So benutzte Charlotte die Kenntnisse, die Thätigkeit des Hauptmanns auch nach ihrem Sinne und fing an

mit seiner Gegenwart völlig zufrieden und über alle Folgen beruhigt zu werden. Sie bereitete sich gewöhnlich vor, Manches zu fragen, und da sie gern leben mochte, so suchte sie alles Schädliche, alles Tödtliche zu entfernen. Die Bleiglasur der Töpferwaaren, der Grünspan kupferner Gefäße hatte ihr schon manche Sorge gemacht. Sie ließ sich hierüber belehren, und natürlicherweise mußte man auf die Grundbegriffe der Physik und Chemie zurückgehen.

Zufälligen aber immer willkommenen Anlaß zu solchen Unterhaltungen gab Eduards Neigung, der Gesellschaft vorzulesen. Er hatte eine sehr wohlklingende tiefe Stimme und war früher wegen lebhafter gefühlter Recitation dichterischer und rednerischer Arbeiten angenehm und berühmt gewesen. Nun waren es andre Gegenstände die ihn beschäftigten, andre Schriften woraus er vorlas, und eben seit einiger Zeit vorzüglich Werke physischen, chemischen und technischen Inhalts.

Eine seiner besondern Eigenheiten, die er jedoch vielleicht mit mehrern Menschen theilt, war die, daß es ihm unerträglich fiel, wenn jemand ihm beim Lesen in das Buch sah. In früherer Zeit, beim Vorlesen von Gedichten, Schauspielen, Erzählungen, war es die natürliche Folge der lebhaften Absicht, die der Vorlesende so gut als der Dichter, der Schauspieler, der Erzählende hat, zu überraschen, Pausen zu machen, Erwartungen zu erregen; da es denn freilich dieser beab-

sichtigten Wirkung sehr zuwider ist, wenn ihm ein Dritter wissentlich mit den Augen vorspringt. Er pflegte sich auch deßwegen in solchem Falle immer so zu setzen, daß er niemand im Rücken hatte. Jetzt zu dreyen war diese Vorsicht unnöthig; und da es dießmal nicht auf Erregung des Gefühls, auf Ueberraschung der Einbildungskraft angesehen war; so dachte er selbst nicht daran, sich sonderlich in Acht zu nehmen.

Nur eines Abends fiel es ihm auf, als er sich nachlässig gesetzt hatte, daß Charlotte ihm in das Buch sah. Seine alte Ungeduld erwachte und er verwies es ihr, gewissermaßen unfreundlich. Wollte man sich doch solche Unarten, wie so manches andre was der Gesellschaft lästig ist, ein für allemal abgewöhnen. Wenn ich jemand vorlese, ist es denn nicht als wenn ich ihm mündlich etwas vortrüge? Das Geschriebene, das Gedruckte tritt an die Stelle meines eigenen Sinnes, meines eigenen Herzens; und würde ich mich wohl zu reden bemühen, wenn ein Fensterchen vor meiner Stirn, vor meiner Brust angebracht wäre, so daß der, dem ich meine Gedanken einzeln zuzählen, meine Empfindungen einzeln zureichen will, immer schon lange vorher wissen könnte, wo es mit mir hinaus wollte? Wenn mir jemand ins Buch sieht, so ist mir immer als wenn ich in zwey Stücke gerissen würde.

Charlotte, deren Gewandtheit sich in größeren und kleineren Cirkeln besonders dadurch bewies, daß sie jede

unangenehme, jede heftige, ja selbst nur lebhafte Aeußerung zu beseitigen, ein sich verlängerndes Gespräch zu unterbrechen, ein stockendes anzuregen wußte, war auch dießmal von ihrer guten Gabe nicht verlassen. Du wirst mir meinen Fehler gewiß verzeihen, wenn ich bekenne was mir diesen Augenblick begegnet ist. Ich hörte von Verwandtschaften lesen, und da dacht' ich eben gleich an meine Verwandten, an ein Paar Vettern, die mir gerade in diesem Augenblick zu schaffen machen. Meine Aufmerksamkeit kehrt zu deiner Vorlesung zurück; ich höre daß von ganz leblosen Dingen die Rede ist, und blicke dir in's Buch, um mich wieder zurecht zu finden.

Es ist eine Gleichnißrede, die dich verführt und verwirrt hat, sagte Eduard. Hier wird freilich nur von Erden und Mineralien gehandelt, aber der Mensch ist ein wahrer Narciß; er bespiegelt sich überall gern selbst; er legt sich als Folie der ganzen Welt unter.

Ja wohl! fuhr der Hauptmann fort: so behandelt er alles was er außer sich findet; seine Weisheit wie seine Thorheit, seinen Willen wie seine Willkür leiht er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern.

Möchtet ihr mich, versetzte Charlotte, da ich euch nicht zu weit von dem augenblicklichen Interesse wegführen will, nur kürzlich belehren, wie es eigentlich hier mit den Verwandtschaften gemeint sey.

Das will ich wohl gerne thun, erwiderte der Haupt-

mann, gegen den ſich Charlotte gewendet hatte; freilich nur ſo gut als ich es vermag, wie ich es etwa vor zehn Jahren gelernt, wie ich es geleſen habe. Ob man in der wiſſenſchaftlichen Welt noch ſo darüber denkt, ob es zu den neuern Lehren paßt, wüßte ich nicht zu ſagen.

Es iſt ſchlimm genug, rief Eduard, daß man jetzt nichts mehr für ſein ganzes Leben lernen kann. Unſre Vorfahren hielten ſich an den Unterricht, den ſie in ihrer Jugend empfangen; wir aber müſſen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen.

Wir Frauen, ſagte Charlotte, nehmen es nicht ſo genau; und wenn ich aufrichtig ſeyn ſoll, ſo iſt es mir eigentlich nur um den Wortverſtand zu thun: denn es macht in der Geſellſchaft nichts lächerlicher, als wenn man ein fremdes, ein Kunſt-Wort falſch anwendet. Deßhalb möchte ich nur wiſſen, in welchem Sinne dieſer Ausdruck eben bei dieſen Gegenſtänden gebraucht wird. Wie es wiſſenſchaftlich damit zuſammenhänge, wollen wir den Gelehrten überlaſſen, die übrigens, wie ich habe bemerken können, ſich wohl ſchwerlich jemals vereinigen werden.

Wo fangen wir aber nun an, um am ſchnellſten in die Sache zu kommen? fragte Eduard nach einer Pauſe den Hauptmann, der ſich ein wenig bedenkend bald darauf erwiderte:

Wenn

Wenn es mir erlaubt iſt, dem Scheine nach weit auszubolen, ſo ſind wir bald am Platze.

Seyn Sie meiner ganzen Aufmerkſamkeit verſichert, ſagte Charlotte, indem ſie ihre Arbeit bei Seite legte.

Und ſo begann der Hauptmann: An allen Naturweſen, die wir gewahr werden, bemerken wir zuerſt, daß ſie einen Bezug auf ſich ſelbſt haben. Es klingt freilich wunderlich, wenn man etwas ausſpricht was ſich ohnehin verſteht; doch nur indem man ſich über das Bekannte völlig verſtändigt hat, kann man mit einander zum Unbekannten fortſchreiten.

Ich dächte, fiel ihm Eduard ein, wir machten ihr und uns die Sache durch Beiſpiele bequem. Stelle dir nur das Waſſer, das Oel, das Queckſilber vor, ſo wirſt du eine Einigkeit, einen Zuſammenhang ihrer Theile finden. Dieſe Einung verlaſſen ſie nicht, außer durch Gewalt oder ſonſtige Beſtimmung. Iſt dieſe beſeitigt, ſo treten ſie gleich wieder zuſammen.

Ohne Frage, ſagte Charlotte beiſtimmend. Regentropfen vereinigen ſich gern zu Strömen. Und ſchon als Kinder ſpielen wir erſtaunt mit dem Queckſilber, indem wir es in Kügelchen trennen und es wieder zuſammenlaufen laſſen.

Und ſo darf ich wohl, fügte der Hauptmann hinzu, eines bedeutenden Punctes im flüchtigen Vorbeigehen erwähnen, daß nämlich dieſer völlig reine, durch Flüſſigkeit mögliche Bezug ſich entſchieden und immer durch

die Kugelgeſtalt auszeichnet. Der fallende Waſſertropfen iſt rund; von den Queckſilberkügelchen haben Sie ſelbſt geſprochen; ja ein fallendes geſchmolzenes Blei wenn es Zeit hat, völlig zu erſtarren, kommt unten in Geſtalt einer Kugel an.

Laſſen Sie mich vereilen, ſagte Charlotte, ob ich treffe, wo Sie hinwollen. Wie jedes gegen ſich ſelbſt einen Bezug hat, ſo muß es auch gegen andere ein Verhältniß haben.

Und das wird nach Verſchiedenheit der Weſen verſchieden ſeyn, fuhr Eduard eilig fort. Bald werden ſie ſich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die ſchnell zuſammentreten, ſich vereinigen, ohne an einander etwas zu verändern, wie ſich Wein mit Waſſer vermiſcht. Dagegen werden andre fremd neben einander verharren und ſelbſt durch mechaniſches Miſchen und Reiben ſich keineswegs verbinden; wie Oel und Waſſer zuſammengerüttelt ſich den Augenblick wieder auseinander ſondert.

Es fehlt nicht viel, ſagte Charlotte, ſo ſieht man in dieſen einfachen Formen die Menſchen, die man gekannt hat; beſonders aber erinnert man ſich dabei der Societäten, in denen man lebte. Die meiſte Aehnlichkeit jedoch mit dieſen ſeelenloſen Weſen haben die Maſſen, die in der Welt ſich einander gegenüber ſtellen, die Stände, die Berufsbeſtimmungen, der Adel und der dritte Stand, der Soldat und der Civiliſt.

Und doch, verſetzte Eduard, wie dieſe durch Sitten und Geſetze vereinbar ſind, ſo gibt es auch in unſerer chemiſchen Welt Mittelglieder, dasjenige zu verbinden, was ſich einander abweiſ't.

So verbinden wir, fiel der Hauptmann ein, das Oel durch Laugenſalz mit dem Waſſer.

Nur nicht zu geſchwind mit Ihrem Vortrag, ſagte Charlotte, damit ich zeigen kann, daß ich Schritt halte. Sind wir nicht hier ſchon zu den Verwandtſchaften gelangt?

Ganz richtig, erwiderte der Hauptmann, und wir werden ſie gleich in ihrer vollen Kraft und Beſtimmtheit kennen lernen. Diejenigen Naturen, die ſich bei'm Zuſammentreffen einander ſchnell ergreifen und wechſelſeitig beſtimmen, nennen wir verwandt. An den Alcalien und Säuren, die, obgleich einander entgegengeſetzt und vielleicht eben deßwegen, weil ſie einander entgegengeſetzt ſind, ſich am entſchiedenſten ſuchen und faſſen, ſich modificiren und zuſammen einen neuen Körper bilden, iſt dieſe Verwandtſchaft auffallend genug. Gedenken wir nur des Kalks, der zu allen Säuren eine große Neigung, eine entſchiedene Vereinigungsluſt äußert. Sobald unſer chemiſches Cabinet ankommt, wollen wir Sie verſchiedene Verſuche ſehen laſſen, die ſehr unterhaltend ſind und einen beſſern Begriff geben als Worte, Namen und Kunſtausdrücke.

Laſſen Sie mich geſtehen, ſagte Charlotte, wenn

Sie dieſe Ihre wunderlichen Weſen verwandt nennen, ſo kommen ſie mir nicht ſowohl als Blutsverwandte, vielmehr als Geiſtes- und Seelenverwandte vor. Auf eben dieſe Weiſe können unter Menſchen wahrhaft bedeutende Freundſchaften entſtehen; denn entgegengeſetzte Eigenſchaften machen eine innigere Vereinigung möglich. Und ſo will ich denn abwarten, was Sie mir von dieſen geheimnißvollen Wirkungen vor die Augen bringen werden. Ich will dich — ſagte ſie zu Eduard gewendet — jetzt im Vorleſen nicht weiter ſtören, und um ſo viel beſſer unterrichtet, deinen Vortrag mit Aufmerkſamkeit vernehmen.

Da du uns einmal aufgerufen haſt, verſetzte Eduard, ſo kommſt du ſo leicht nicht los: denn eigentlich ſind die verwickelten Fälle die intereſſanteſten. Erſt bei dieſen lernt man die Grade der Verwandtſchaften, die nähern, ſtärkern, entferntern, geringern Beziehungen kennen; die Verwandtſchaften werden erſt intereſſant, wenn ſie Scheidungen bewirken.

Kommt das traurige Wo[illegible]ruf Charlotte, das man leider in der Welt jetzt ſo oft hört, auch in der Naturlehre vor?

Allerdings, erwiederte Eduard. Es war ſogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man ſie Scheidekünſtler nannte.

Das thut man alſo nicht mehr, verſetzte Charlotte, und thut ſehr wohl daran. Das Vereinigen iſt eine

größere Kunst, ein größeres Verdienst. Ein Einungskünstler wäre in jedem Fache der ganzen Welt willkommen. — Nun so laßt mich denn, weil ihr doch einmal im Zuge send, ein Paar solche Fälle wissen.

So schließen wir uns denn gleich, sagte der Hauptmann, an dasjenige wieder an, was wir oben schon benannt und besprochen haben. Z. B. was wir Kalkstein nennen ist eine mehr oder weniger reine Kalkerde, innig mit einer zarten Säure verbunden, die uns in Luftform bekannt geworden ist. Bringt man ein Stück solches Steines in verdünnte Schwefelsäure, so ergreift diese den Kalk und erscheint mit ihm als Gyps; jene zarte luftige Säure hingegen entflieht. Hier ist eine Trennung, eine neue Zusammensetzung entstanden und man glaubt sich nunmehr berechtigt, sogar das Wort Wahlverwandtschaft anzuwenden, weil es wirklich aussieht als wenn ein Verhältniß dem andern vorgezogen, eins vor dem andern erwählt würde.

Verzeihen Sie mir, sagte Charlotte, wie ich dem Naturforscher verzeihe; aber ich würde hier niemals eine Wahl, eher eine Naturnothwendigkeit erblicken, und diese kaum; denn es ist am Ende vielleicht gar nur die Sache der Gelegenheit. Gelegenheit macht Verhältnisse wie sie Diebe macht; und wenn von Ihren Naturkörpern die Rede ist, so scheint mir die Wahl bloß in den Händen des Chemikers zu liegen, der diese Wesen zusammenbringt. Sind sie aber einmal beisammen, dann

gnade ihnen Gott! In dem gegenwärtigen Falle dauert mich nur die arme Luftsäure, die sich wieder im Unendlichen herumtreiben muß.

Es kommt nur auf sie an, versetzte der Hauptmann, sich mit dem Wasser zu verbinden und als Mineralquelle Gesunden und Kranken zur Erquickung zu dienen.

Der Gyps hat gut reden, sagte Charlotte, der ist nun fertig, ist ein Körper, ist versorgt, anstatt daß jenes ausgetriebene Wesen noch manche Noth haben kann bis es wieder unterkommt.

Ich müßte sehr irren, sagte Eduard lächelnd, oder es steckt eine kleine Tücke hinter deinen Reden. Gesteh' nur deine Schalkheit! Am Ende bin ich in deinen Augen der Kalk, der vom Hauptmann, als einer Schwefelsäure ergriffen, deiner anmuthigen Gesellschaft entzogen und in einen refractären Gyps verwandelt wird.

Wenn das Gewissen, versetzte Charlotte, dich solche Betrachtungen machen heißt, so kann ich ohne Sorge sein. Diese Gleichnißreden sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern mit Aehnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen, so thut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Werth solcher Ausdrücke bei diesem Anlaß recht zu bedenken. Mir sind leider Fälle genug bekannt, wo eine innige unauflöslich scheinende Verbindung zweyer

Wesen durch gelegentliche Zugesellung eines Dritten aufgehoben, und eins der erst so schön Verbundenen in's lose Weite hinausgetrieben ward.

Da sind die Ehemiker viel galanter, sagte Eduard: sie gesellen ein viertes dazu, damit keines leer ausgehe.

Ja wohl! versetzte der Hauptmann: diese Fälle sind allerdings die bedeutendsten und merkwürdigsten, wo man das Anziehen, das Verwandtseyn, dieses Verlassen, dieses Vereinigen gleichsam über's Kreuz, wirklich darstellen kann; wo vier, bisher je zwey zu zwey verbundene, Wesen in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich auf's neue verbinden. In diesem Fahrenlassen und Ergreifen, in diesem Fliehen und Suchen glaubt man wirklich eine höhere Bestimmung zu sehen; man traut solchen Wesen eine Art von Wollen und Wählen zu, und hält das Kunstwort Wahlverwandtschaften für vollkommen gerechtfertigt.

Beschreiben Sie mir einen solchen Fall, sagte Charlotte.

Man sollte dergleichen, versetzte der Hauptmann, nicht mit Worten abthun. Wie schon gesagt! sobald ich Ihnen die Versuche selbst zeigen kann, wird alles anschaulicher und angenehmer werden. Jetzt müßte ich Sie mit schrecklichen Kunstworten hinhalten, die Ihnen doch keine Vorstellung gäben. Man muß diese todtscheinenden und doch zur Thätigkeit innerlich immer be-

reiten Weſen wirkend vor ſeinen Augen ſehen, mit Theilnahme ſchauen, wie ſie einander ſuchen, ſich anziehen, ergreifen, zerſtören, verſchlingen, aufzehren und ſodann aus der innigſten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Geſtalt hervortreten: dann traut man ihnen erſt ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verſtand zu, weil wir unſere Sinne kaum genügend fühlen, ſie recht zu beobachten, und unſre Vernunft kaum hinlänglich, ſie zu faſſen.

Ich läugne nicht, ſagte Eduard, daß die ſeltſamen Kunſtwörter demjenigen, der nicht durch ſinnliches Anſchauen, durch Begriffe mit ihnen verſöhnt iſt, beſchwerlich, ja lächerlich werden müſſen. Doch könnten wir leicht mit Buchſtaben einſtweilen das Verhältniß ausdrücken, wovon hier die Rede war.

Wenn Sie glauben, daß es nicht pedantiſch ausſieht, verſetzte der Hauptmann, ſo kann ich wohl in der Zeichenſprache mich kürzlich zuſammenfaſſen. Denken Sie ſich ein A, das mit einem B innig verbunden iſt, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie ſich ein C, das ſich eben ſo zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung: A wird ſich zu D, C zu B werfen, ohne daß man ſagen kann, wer das andere zuerſt verlaſſen, wer ſich mit dem andern zuerſt wieder verbunden habe.

Nun denn! fiel Eduard ein: bis wir alles dieſes

mit Augen ſehen, wollen wir dieſe Formel als Gleichniß-rede betrachten, woraus wir uns eine Lehre zum unmittelbaren Gebrauch ziehen. Du ſtellſt das A vor, Charlotte, und ich dein B: denn eigentlich hänge ich doch nur von dir ab und folge dir, wie dem A das B. Das C iſt ganz deutlich der Capitain, der mich für dießmal dir einigermaßen entzieht. Nun iſt es billig, daß, wenn du nicht in's Unbeſtimmte entweichen ſollſt, dir für ein D geſorgt werde, und das iſt ganz ohne Frage das liebenswürdige Dämchen Ottilie, gegen deren Annäherung du dich nicht länger vertheidigen darfſt.

Gut! verſetzte Charlotte, wenn auch das Beiſpiel, wie mir ſcheint, nicht ganz auf unſern Fall paßt; ſo halte ich es doch für ein Glück, daß wir heute einmal völlig zuſammentreffen, und daß dieſe Natur- und Wahlverwandtſchaften unter uns eine vertrauliche Mittheilung beſchleunigen. Ich will es alſo nur geſtehen, daß ich ſeit dieſem Nachmittage entſchloſſen bin, Ottilien zu berufen: denn meine bisherige treue Beſchließerin und Haushälterin wird abziehen, weil ſie heirathet. Dieß wäre von meiner Seite und um meinetwillen; was mich um Ottiliens willen beſtimmt, das wirſt du uns vorleſen. Ich will dir nicht in's Blatt ſehen, aber freilich iſt mir der Inhalt ſchon bekannt. Doch lies nur, lies! Mit dieſen Worten zog ſie einen Brief hervor und reichte ihn Eduarden.

Fünftes Capitel.

Brief der Vorsteherin.

Ew. Gnaden werden verzeihen, wenn ich mich heute ganz kurz fasse! denn ich habe nach vollendeter öffentlicher Prüfung dessen, was wir im vergangenen Jahr an unsern Zöglingen geleistet haben, an die sämmtlichen Eltern und Vorgesetzten den Verlauf zu melden; auch darf ich wohl kurz seyn, weil ich mit Wenigem Viel sagen kann. Ihre Fräulein Tochter hat sich in jedem Sinne als die erste bewiesen. Die beiliegenden Zeugnisse, ihr eigner Brief, der die Beschreibung der Preise enthält die ihr geworden sind, und zugleich das Vergnügen ausdrückt das sie über ein so glückliches Gelingen empfindet, wird Ihnen zur Beruhigung, ja zur Freude gereichen. Die meinige wird dadurch einigermaßen gemindert, daß ich voraussehe, wir werden nicht lange mehr Ursache haben ein so weit vorgeschrittenes Frauenzimmer bei uns zurück zu halten. Ich empfehle mich zu Gnaden und nehme mir die Freiheit nächstens meine Gedanken über das was ich am vortheilhaftesten für

ſie halte, zu eröffnen. Von Ottilien ſchreibt mein freundlicher Gehülfe.

Brief des Gehülfen.

Von Ottilien läßt mich unſre ehrwürdige Vorſteherin ſchreiben, theils weil es ihr, nach ihrer Art zu denken, peinlich wäre dasjenige was zu melden iſt zu melden, theils auch weil ſie ſelbſt einer Entſchuldigung bedarf, die ſie lieber mir in den Mund legen mag.

Da ich nur allzuwohl weiß, wie wenig die gute Ottilie das zu äußern im Stande iſt, was in ihr liegt und was ſie vermag; ſo war mir vor der öffentlichen Prüfung einigermaßen bange, um ſo mehr als überhaupt dabei keine Vorbereitung möglich iſt, und auch, wenn es nach der gewöhnlichen Weiſe ſeyn könnte, Ottilie auf den Schein nicht vorzubereiten wäre. Der Ausgang hat meine Sorge nur zu ſehr gerechtfertigt; ſie hat keinen Preis erhalten und iſt auch unter denen die kein Zeugniß empfangen haben. Was ſoll ich viel ſagen? Im Schreiben hatten andere kaum ſo wohlgeformte Buchſtaben, doch viel freiere Züge; im Rechnen waren alle ſchneller, und an ſchwierige Aufgaben, welche ſie beſſer löſ't, kam es bei der Unterſuchung nicht. Im Franzöſiſchen überpartirten und übercomponirten ſie manche; in der Geſchichte waren ihr Namen und Jahrzahlen nicht gleich bei der Hand; bei der Geographie

vermißte man Aufmerksamkeit auf die politische Eintheilung. Zum musikalischen Vortrag ihrer wenigen bescheidenen Melodien fand sich weder Zeit noch Ruhe. Im Zeichnen hätte sie gewiß den Preis davon getragen; ihre Umrisse waren rein und die Ausführung bei vieler Sorgfalt geistreich. Leider hatte sie etwas zu Großes unternommen und war nicht fertig geworden.

Als die Schülerinnen abgetreten waren, die Prüfenden zusammen Rath hielten und uns Lehrern wenigstens einiges Wort dabei gönnten, merkte ich wohl bald, daß von Ottilien gar nicht, und wenn es geschah, wo nicht mit Mißbilligung doch mit Gleichgültigkeit gesprochen wurde. Ich hoffte durch eine offne Darstellung ihrer Art zu seyn, einige Gunst zu erregen, und wagte mich daran mit doppeltem Eifer, einmal weil ich nach meiner Ueberzeugung sprechen konnte, und sodann weil ich mich in jüngeren Jahren in eben demselben traurigen Fall befunden hatte. Man hörte mich mit Aufmerksamkeit an; doch als ich geendigt hatte, sagte mir der vorsitzende Prüfende zwar freundlich aber lakonisch: Fähigkeiten werden vorausgesetzt, sie sollen zu Fertigkeiten werden. Dieß ist der Zweck aller Erziehung, dieß ist die laute deutliche Absicht der Eltern und Vorgesetzten, die stille nur halbbewußte der Kinder selbst. Dieß ist auch der Gegenstand der Prüfung, wobei zugleich Lehrer und Schüler beurtheilt werden. Aus dem was wir von Ihnen vernehmen,

schöpfen wir gute Hoffnung von dem Kinde, und Sie sind allerdings lobenswürdig, indem Sie auf die Fähigkeiten der Schülerinnen genau Acht geben. Verwandeln Sie solche bis über's Jahr in Fertigkeiten, so wird es Ihnen und Ihrer begünstigten Schülerin nicht an Beifall mangeln.

In das was hierauf folgte hatte ich mich schon ergeben, aber ein noch Uebleres nicht befürchtet, das sich bald darauf zutrug. Unsere gute Vorsteherin, die wie ein guter Hirte auch nicht eins von ihren Schäfchen verloren, oder wie es hier der Fall war, ungeschmückt sehen möchte, konnte, nachdem die Herren sich entfernt hatten, ihren Unwillen nicht bergen und sagte zu Ottilien, die ganz ruhig, indem die andern sich über ihre Preise freuten, am Fenster stand: aber sagen Sie mir, um's Himmelswillen! wie kann man so dumm aussehen, wenn man es nicht ist? Ottilie versetzte ganz gelassen: verzeihen Sie, liebe Mutter; ich habe gerade heute wieder mein Kopfweh und ziemlich stark. Das kann niemand wissen! versetzte die sonst so theilnehmende Frau und kehrte sich verdrießlich um.

Nun es ist wahr; niemand kann es wissen; denn Ottilie verändert das Gesicht nicht, und ich habe auch nicht gesehen, daß sie einmal die Hand nach dem Schlafe zu bewegt hätte.

Das war noch nicht alles. Ihre Fräulein Tochter, gnädige Frau, sonst lebhaft und freimüthig, war im

Gefühl ihres heutigen Triumphs ausgelassen und übermüthig. Sie sprang mit ihren Preisen und Zeugnissen in den Zimmern herum, und schüttelte sie auch Ottilien vor dem Gesicht. Du bist heute schlecht gefahren! rief sie aus. Ganz gelassen antwortete Ottilie: es ist noch nicht der letzte Prüfungstag. Und doch wirst du immer die letzte bleiben! rief das Fräulein und sprang hinweg.

Ottilie schien gelassen für jeden andern, nur nicht für mich. Eine innere unangenehme lebhafte Bewegung, der sie widersteht, zeigt sich durch eine ungleiche Farbe des Gesichts. Die linke Wange wird auf einen Augenblick roth, indem die rechte bleich wird. Ich sah dieß Zeichen und meine Theilnehmung konnte sich nicht zurückhalten. Ich führte unsre Vorsteherin bei Seite, sprach ernsthaft mit ihr über die Sache. Die treffliche Frau erkannte ihren Fehler. Wir berietben, wir besprachen uns lange, und ohne deßhalb weitläufiger zu seyn, will ich Ew. Gnaden unsern Beschluß und unsre Bitte vortragen: Ottilien auf einige Zeit zu sich zu nehmen. Die Gründe werden Sie sich selbst am besten entfalten. Bestimmen Sie sich hiezu, so sage ich mehr über die Behandlung des guten Kindes. Verläßt uns dann Ihre Fräulein Tochter, wie zu vermuthen steht; so sehen wir Ottilien mit Freuden zurückkehren.

Noch eins, das ich vielleicht in der Folge vergeß-

sen könnte: ich habe nie gesehen, daß Ottilie etwas verlangt, oder gar um etwas dringend gebeten hätte. Dagegen kommen Fälle, wiewohl selten, daß sie etwas abzulehnen sucht was man von ihr fordert. Sie thut das mit einer Gebärde, die für den der den Sinn davon gefaßt hat unwiderstehlich ist. Sie drückt die flachen Hände, die sie in die Höhe hebt, zusammen und führt sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigt und den dringend Fordernden mit einem solchen Blick ansieht, daß er gern von allem absteht was er verlangen oder wünschen möchte. Sehen Sie jemals diese Gebärde, gnädige Frau, wie es bei Ihrer Behandlung nicht wahrscheinlich ist; so gedenken Sie meiner und schonen Ottilien. —

Eduard hatte diese Briefe vorgelesen, nicht ohne Lächeln und Kopfschütteln. Auch konnte es an Bemerkungen über die Personen und über die Lage der Sache nicht fehlen.

Genug! rief Eduard endlich aus: es ist entschieden, sie kommt! Für dich wäre gesorgt, meine Liebe, und wir dürfen nun auch mit unserm Vorschlag herrücken. Es wird höchst nöthig, daß ich zu dem Hauptmann auf den rechten Flügel hinüber ziehe. Sowohl Abends als Morgens ist erst die rechte Zeit zusammen zu arbeiten. Du erhältst dagegen für dich und Ottilien auf deiner Seite den schönsten Raum.

Charlotte ließ sich's gefallen, und Eduard schilderte

ihre künftige Lebensart. Unter andern rief er aus: es iſt doch recht zuvorkommend von der Nichte, ein wenig Kopfweh auf der linken Seite zu haben; ich habe es manchmal auf der rechten. Trifft es zuſammen und wir ſitzen gegeneinander, ich auf den rechten Ellbogen, ſie auf den linken geſtützt, und die Köpfe nach verſchiedenen Seiten in die Hand gelegt; ſo muß das ein Paar artige Gegenbilder geben.

Der Hauptmann wollte das gefährlich finden; Eduard hingegen rief aus: nehmen Sie ſich nur, lieber Freund, vor dem D in Acht! Was ſollte B denn anfangen, wenn ihm C entriſſen würde?

Nun ich dächte doch, verſetzte Charlotte, das verſtände ſich von ſelbſt.

Freilich, rief Eduard: es kehrte zu ſeinem A zurück, zu ſeinem A und O! rief er, indem er aufſprang und Charlotten feſt an ſeine Bruſt drückte.

Sechstes Capitel.

Ein Wagen, der Ottilien brachte, war angefahren. Charlotte ging ihr entgegen; das liebe Kind eilte ſich ihr zu nähern, warf ſich ihr zu Füßen und umfaßte ihre Kniee.

Wozu die Demüthigung! ſagte Charlotte, die einigermaßen verlegen war und ſie aufheben wollte. Es iſt ſo demüthig nicht gemeint, verſetzte Ottilie, die in ihrer vorigen Stellung blieb. Ich mag mich nur ſo gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte als bis an Ihre Kniee und Ihrer Liebe ſchon ſo gewiß war.

Sie ſtand auf und Charlotte umarmte ſie herzlich. Sie ward den Männern vorgeſtellt und gleich mit beſonderer Achtung als Gaſt behandelt. Schönheit iſt überall ein gar willkommner Gaſt. Sie ſchien aufmerkſam auf das Geſpräch, ohne daß ſie daran Theil genommen hätte.

Den andern Morgen ſagte Eduard zu Charlotten: Es iſt ein angenehmes unterhaltendes Mädchen.

Unterhaltend? verſetzte Charlotte mit Lächeln: ſie hat ja den Mund noch nicht aufgethan.

So? erwiderte Eduard, indem er sich zu besinnen schien: das wäre doch wunderbar!

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Hausgeschäfte zu halten sey. Ottilie hatte schnell die ganze Ordnung eingesehen, ja was noch mehr ist, empfunden. Was sie für alle, für einen jeden insbesondre zu besorgen hatte, begriff sie leicht. Alles geschah pünctlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß sie zu befehlen schien, und wo jemand säumte, verrichtete sie das Geschäft gleich selbst.

Sobald sie gewahr wurde, wie viel Zeit ihr übrig blieb, bat sie Charlotten ihre Stunden eintheilen zu dürfen, die nun genau beobachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgesetzte auf eine Art, von der Charlotte durch den Gehülfen unterrichtet war. Man ließ sie gewähren. Nur zuweilen suchte Charlotte sie anzuregen. So schob sie ihr manchmal abgeschriebene Federn unter, um sie auf einen freieren Zug der Handschrift zu leiten; aber auch diese waren bald wieder scharf geschnitten.

Die Frauenzimmer hatten untereinander festgesetzt, französisch zu reden wenn sie allein wären; und Charlotte beharrte um so mehr dabei, als Ottilie gesprächiger in der fremden Sprache war, indem man ihr die Uebung derselben zur Pflicht gemacht hatte. Hier sagte sie oft mehr als sie zu wollen schien. Besonders ergetzte sich Charlotte an einer zufälligen zwar genauen aber doch liebevollen Schilderung der ganzen Pensionsanstalt.

Ottilie ward ihr eine liebe Gesellschafterin, und sie hoffte dereinst an ihr eine zuverlässige Freundin zu finden.

Charlotte nahm indeß die älteren Papiere wieder vor, die sich auf Ottilien bezogen, um sich in Erinnerung zu bringen, was die Vorsteherin, was der Gehülfe über das gute Kind geurtheilt, um es mit ihrer Persönlichkeit selbst zu vergleichen. Denn Charlotte war der Meinung, man könne nicht geschwind genug mit dem Charakter der Menschen bekannt werden, mit denen man zu leben hat, um zu wissen, was sich von ihnen erwarten, was sich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen ein für allemal zugestehen und verzeihen muß.

Sie fand zwar bei dieser Untersuchung nichts neues, aber manches bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So konnte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Essen und Trinken wirklich Sorge machen.

Das Nächste was die Frauen beschäftigte war der Anzug. Charlotte verlangte von Ottilien, sie solle in Kleidern reicher und mehr ausgesucht erscheinen. Sogleich schnitt das gute thätige Kind die ihr früher geschenkten Stoffe selbst zu und wußte sie sich, mit geringer Beihülfe anderer, schnell und höchst zierlich anzupassen. Die neuen, modischen Gewänder erhöhten ihre Gestalt: denn indem das Angenehme einer Person sich auch über ihre Hülle verbreitet, so glaubt man sie immer

wieder von neuem und anmuthiger zu ſehen, wenn ſie ihre Eigenſchaften einer neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward ſie den Männern, wie von Anfang ſo immer mehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein wahrer Augentroſt. Denn wenn der Smaragd durch ſeine herrliche Farbe dem Geſicht wohl thut, ja ſogar einige Heilkraft an dieſem edlen Sinn ausübt; ſo wirkt die menſchliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Wer ſie erblickt, den kann nichts übles anwehen; er fühlt ſich mit ſich ſelbſt und mit der Welt in Uebereinſtimmung.

Auf manche Weiſe hatte daher die Geſellſchaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zuſammenkünfte. Sie ließen weder zum Eſſen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf ſich warten. Sie eilten, beſonders Abends, nicht ſobald von Tiſche weg. Charlotte bemerkte das wohl und ließ beide nicht unbeobachtet. Sie ſuchte zu erforſchen, ob einer vor dem andern hiezu den Anlaß gäbe; aber ſie konnte keinen Unterſchied bemerken. Beide zeigten ſich überhaupt geſelliger. Bei ihren Unterhaltungen ſchienen ſie zu bedenken, was Ottiliens Theilnahme zu erregen geeignet ſeyn möchte, was ihren Einſichten, ihren übrigen Kenntniſſen gemäß wäre. Beim Leſen und Erzählen hielten ſie inne, bis

sie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiderung dagegen wuchs die Dienstbeflissenheit Ottiliens mit jedem Tage. Je mehr sie das Haus, die Menschen, die Verhältnisse kennen lernte, desto lebhafter griff sie ein, desto schneller verstand sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit blieb sich immer gleich, so wie ihre gelassene Regsamkeit. Und so war ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, wieder Niedersitzen, ohne einen Schein von Unruhe, ein ewiger Wechsel, die ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht gehen hörte, so leise trat sie auf.

Diese anständige Dienstfertigkeit Ottiliens machte Charlotten viel Freude. Ein einziges, was ihr nicht ganz angemessen vorkam, verbarg sie Ottilien nicht. Es gehört, sagte sie eines Tages zu ihr, unter die lobenswürdigen Aufmerksamkeiten, daß wir uns schnell bücken, wenn jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben suchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichsam dienstpflichtig; nur ist in der größern Welt dabei zu bedenken, wem man eine solche Ergebenheit bezeigt. Gegen Frauen will ich dir darüber keine Gesetze vorschreiben. Du bist jung. Gegen Höhere und Aeltere ist es Schuldigkeit, gegen deines Gleichen Artigkeit, gegen Jüngere und Niedere zeigt

man sich dadurch menschlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer nicht wohl geziemen, sich Männern auf diese Weise ergeben und dienstbar zu bezeigen.

Ich will es mir abzugewöhnen suchen, versetzte Ottilie. Indessen werden Sie mir diese Unschicklichkeit vergeben, wenn ich Ihnen sage, wie ich dazu gekommen bin. Man hat uns die Geschichte gelehrt; ich habe nicht so viel daraus behalten, als ich wohl gesollt hätte: denn ich wußte nicht wozu ich's brauchen würde. Nur einzelne Begebenheiten sind mir sehr eindrücklich gewesen; so folgende:

Als Carl der Erste von England vor seinen sogenannten Richtern stand, fiel der goldne Knopf des Stöckchens das er trug herunter. Gewohnt, daß bei solchen Gelegenheiten sich alles für ihn bemühte, schien er sich umzusehen und zu erwarten, daß ihm jemand auch dießmal den kleinen Dienst erzeigen sollte. Es regte sich niemand; er bückte sich selbst, um den Knopf aufzuheben. Mir kam das so schmerzlich vor, ich weiß nicht ob mit Recht, daß ich von jenem Augenblick an niemanden kann etwas aus den Händen fallen sehn, ohne mich darnach zu bücken. Da es aber freilich nicht immer schicklich seyn mag, und ich, fuhr sie lächelnd fort, nicht jederzeit meine Geschichte erzählen kann; so will ich mich künftig mehr zurückhalten.

Indessen hatten die guten Anstalten, zu denen sich die beiden Freunde berufen fühlten, ununterbrochenen

Fortgang. Ja täglich fanden ſie neuen Anlaß etwas zu bedenken und zu unternehmen.

Als ſie eines Tages zuſammen durch das Dorf gingen, bemerkten ſie mißfällig, wie weit es an Ordnung und Reinlichkeit hinter jenen Dörfern zurückſtehe, wo die Bewohner durch die Koſtbarkeit des Raums auf beides hingewieſen werden.

Du erinnerſt dich, ſagte der Hauptmann, wie wir auf unſerer Reiſe durch die Schweiz den Wunſch äußerten, eine ländliche ſogenannte Parkanlage recht eigentlich zu verſchönern, indem wir ein ſo gelegenes Dorf nicht zur Schweizer-Bauart, ſondern zur Schweizer-Ordnung und Sauberkeit, welche die Benutzung ſo ſehr befördern, einrichteten.

Hier z. B., verſetzte Eduard, ginge das wohl an. Der Schloßberg verläuft ſich in einen vorſpringenden Winkel herunter; das Dorf iſt ziemlich regelmäßig im Halbcirkel gegenüber gebaut; dazwiſchen fließt der Bach, gegen deſſen Anſchwellen ſich der eine mit Steinen, der andre mit Pfählen, wieder einer mit Balken, und der Nachbar ſodann mit Planken verwahren will, keiner aber den andern fördert, vielmehr ſich und den übrigen Schaden und Nachtheil bringt. So geht der Weg auch in ungeſchickter Bewegung bald herauf, bald herab, bald durch's Waſſer, bald über Steine. Wollten die Leute mit Hand anlegen, ſo würde kein großer Zuſchuß nöthig ſeyn, um hier eine Mauer im Halbkreis

aufzuführen, den Weg dahinter bis an die Häuser zu erhöhen, den schönsten Raum herzustellen, der Reinlichkeit Platz zu geben und durch eine in's Große gehende Anstalt alle kleine unzulängliche Sorge auf einmal zu verbannen.

Laß es uns versuchen, sagte der Hauptmann, indem er die Lage mit den Augen überlief und schnell beurtheilte.

Ich mag mit Bürgern und Bauern nichts zu thun haben, wenn ich ihnen nicht geradezu befehlen kann, versetzte Eduard.

Du hast so unrecht nicht, erwiderte der Hauptmann: denn auch mir machten dergleichen Geschäfte im Leben schon viel Verdruß. Wie schwer ist es, daß der Mensch recht abwäge, was man aufopfern muß gegen das was zu gewinnen ist! wie schwer, den Zweck zu wollen und die Mittel nicht zu verschmähen! Viele verwechseln gar die Mittel und den Zweck, erfreuen sich an jenen, ohne diesen im Auge zu behalten. Jedes Uebel soll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorschein kommt, und man bekümmert sich nicht um jenen Punct, wo es eigentlich seinen Ursprung nimmt, woher es wirkt. Deßwegen ist es so schwer Rath zu pflegen, besonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verständig ist, aber selten weiter sieht als auf Morgen. Kommt nun gar dazu, daß der eine bei einer gemeinsamen Anstalt gewinnen, der andre ver-

lieren ſoll, da iſt mit Vergleich nun gar nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinſame Gute muß durch das unumſchränkte Majeſtätsrecht geforcert werden.

Indem ſie ſtanden und ſprachen, bettelte ſie ein Menſch an, der mehr frech als bedürftig ausſah. Eduard, ungern unterbrochen und beunruhigt, ſchalt ihn, nachdem er ihn einigemal vergebens gelaſſener abgewieſen hatte; als aber der Kerl ſich murrend, ja gegenſcheltend, mit kleinen Schritten entfernte, auf die Rechte des Bettlers trotzte, dem man wohl ein Almoſen verſagen, ihn aber nicht beleidigen dürfe, weil er ſo gut wie jeder andere unter dem Schutze Gottes und der Obrigkeit ſtehe, kam Eduard ganz aus der Faſſung.

Der Hauptmann, ihn zu begütigen, ſagte darauf: Laß uns dieſen Vorfall als eine Aufforderung annehmen, unſere ländliche Polizey auch hierüber zu erſtrecken. Almoſen muß man einmal geben; man thut aber beſſer, wenn man ſie nicht ſelbſt gibt, beſonders zu Hauſe. Da ſollte man mäßig und gleichförmig in allem ſeyn, auch im Wohlthun. Eine allzureichliche Gabe lockt Bettler herbei, anſtatt ſie abzufertigen; dagegen man wohl auf der Reiſe, im Vorbeifliegen, einem Armen an der Straße in der Geſtalt des zufälligen Glücks erſcheinen und ihm eine überraſchende Gabe zuwerfen mag. Uns macht die Lage des Dorfes, des Schloſſes,

eine ſolche Anſtalt ſehr leicht; ich habe ſchon früher darüber nachgedacht.

An dem einen Ende des Dorfes liegt das Wirthshaus, an dem andern wohnen ein Paar alte gute Leute; an beiden Orten mußt du eine kleine Geldſumme niederlegen. Nicht der in's Dorf Hereingehende, ſondern der Hinausgehende erhält etwas; und da die beiden Häuſer zugleich an den Wegen ſtehen die auf das Schloß führen, ſo wird auch alles, was ſich hinaufwenden wollte, an die beiden Stellen gewieſen.

Komm, ſagte Eduard, wir wollen das gleich abmachen; das Genauere können wir immer noch nachholen.

Sie gingen zum Wirth und zu dem alten Paare, und die Sache war abgethan.

Ich weiß recht gut, ſagte Eduard, indem ſie zuſammen den Schloßberg wieder hinaufſtiegen, daß alles in der Welt ankommt auf einen geſcheidten Einfall und auf einen feſten Entſchluß. So haſt du die Parkanlagen meiner Frau ſehr richtig beurtheilt, und mir auch ſchon einen Wink zum beſſern gegeben, den ich ihr, wie ich gar nicht läugnen will, ſogleich mitgetheilt habe.

Ich konnte es vermuthen, verſetzte der Hauptmann, aber nicht billigen. Du haſt ſie irre gemacht; ſie läßt alles liegen und trutzt in dieſer einzigen Sache mit uns: denn ſie vermeidet davon zu reden und hat uns nicht wieder zur Moosbütte geladen, ob ſie gleich mit Ottilien in den Zwiſchenſtunden hinaufgeht.

Dadurch müſſen wir uns, verſetzte Eduard, nicht abſchrecken laſſen. Wenn ich von etwas gutem überzeugt bin, was geſchehen könnte und ſollte, ſo habe ich keine Ruhe bis ich es gethan ſehe. Sind wir doch ſonſt klug etwas einzuleiten. Laß uns die engliſchen Parkbeſchreibungen mit Kupfern zur Abendunterhaltung vornehmen, nachher deine Guts-Charte. Man muß es erſt problematiſch und nur wie zum Scherz behandeln; der Ernſt wird ſich ſchon finden.

Nach dieſer Verabredung wurden die Bücher aufgeſchlagen, worin man jedesmal den Grundriß der Gegend und ihre landſchaftliche Anſicht in ihrem erſten rohen Naturzuſtande gezeichnet ſah, ſodann auf andern Blättern die Veränderung vorgeſtellt fand, welche die Kunſt daran vorgenommen, um alles das beſtehende Gute zu nutzen und zu ſteigern. Hievon war der Uebergang zur eigenen Beſitzung, zur eignen Umgebung, und zu dem was man daran ausbilden könnte, ſehr leicht.

Die von dem Hauptmann entworfene Charte zum Grunde zu legen war nunmehr eine angenehme Beſchäftigung, nur konnte man ſich von jener erſten Vorſtellung, nach der Charlotte die Sache einmal angefangen hatte, nicht ganz losreißen. Doch erfand man einen leichtern Aufgang auf die Höhe; man wollte oberwärts am Abhange vor einem angenehmen Hölzchen ein Luſtgebäude aufführen; dieſes ſollte einen Bezug auf's Schloß haben, aus den Schloßfenſtern ſollte man es

überſehen, von dorther Schloß und Gärten wieder beſtreichen können.

Der Hauptmann hatte alles wohl überlegt und gemeſſen, und brachte jenen Dorfweg, jene Mauer am Bache her, jene Ausfüllung wieder zur Sprache. Ich gewinne, ſagte er, indem ich einen bequemen Weg zur Anhöhe hinauf führe, gerade ſo viel Steine, als ich zu jener Mauer bedarf. Sobald eins in's andre greift, wird beides wohlfeiler und geſchwinder bewerkſtelligt.

Nun aber, ſagte Charlotte, kommt meine Sorge. Nothwendig muß etwas Beſtimmtes ausgeſetzt werden; und wenn man weiß, wie viel zu einer ſolchen Anlage erforderlich iſt, dann theilt man es ein, wo nicht auf Wochen, doch wenigſtens auf Monate. Die Caſſe iſt unter meinem Beſchluß; ich zahle die Zettel, und die Rechnung führe ich ſelbſt.

Du ſcheinſt uns nicht ſonderlich viel zu vertrauen, ſagte Eduard.

Nicht viel in willkürlichen Dingen, verſetzte Charlotte. Die Willkür wiſſen wir beſſer zu beherrſchen als ihr.

Die Einrichtung war gemacht, die Arbeit raſch angefangen, der Hauptmann immer gegenwärtig, und Charlotte nunmehr faſt täglich Zeuge ſeines ernſten und beſtimmten Sinnes. Auch er lernte ſie näher kennen, und beiden wurde es leicht zuſammen zu wirken und etwas zu Stande zu bringen.

Es iſt mit den Geſchäften wie mit dem Tanze; Perſonen, die gleichen Schritt halten, müſſen ſich unentbehrlich werden; ein wechſelſeitiges Wohlwollen muß nothwendig daraus entſpringen, und daß Charlotte dem Hauptmann, ſeitdem ſie ihn näher kennen gelernt, wirklich wohlwollte, davon war ein ſicherer Beweis, daß ſie ihn einen ſchönen Ruheplatz, den ſie bei ihren erſten Anlagen beſonders ausgeſucht und verziert hatte, der aber ſeinem Plane entgegenſtand, ganz gelaſſen zerſtören ließ, ohne auch nur die mindeſte unangenehme Empfindung dabei zu haben.

Siebentes Capitel.

Indem nun Charlotte mit dem Hauptmann eine gemeinſame Beſchäftigung fand, ſo war die Folge, daß ſich Eduard mehr zu Ottilien geſellte. Für ſie ſprach ohnehin ſeit einiger Zeit eine ſtille freundliche Neigung in ſeinem Herzen. Gegen jederman war ſie dienſtfertig und zuvorkommend; daß ſie es gegen ihn am meiſten ſey, das wollte ſeiner Selbſtliebe ſcheinen. Nun war keine Frage: was für Speiſen und wie er ſie liebte, hatte ſie ſchon genau bemerkt! wie viel er Zucker zum Thee zu nehmen pflegte, und was dergleichen mehr iſt, entging ihr nicht. Beſonders war ſie ſorgfältig, alle Zugluft abzuwehren, gegen die er eine übertriebene Empfindlichkeit zeigte, und deßhalb mit ſeiner Frau, der es nicht luftig genug ſeyn konnte, manchmal in Widerſpruch gerieth. Eben ſo wußte ſie im Baum = und Blumengarten Beſcheid. Was er wünſchte ſuchte ſie zu befördern, was ihn ungeduldig machen konnte zu verhüten, dergeſtalt, daß ſie in kurzem wie ein freundlicher Schutzgeiſt ihm unentbehrlich ward und er anfing ihre Abweſenheit ſchon

peinlich zu empfinden. Hiezu kam noch, daß sie gesprächiger und offener schien, sobald sie sich allein trafen.

Eduard hatte bei zunehmenden Jahren immer etwas Kindliches behalten, das der Jugend Ottiliens besonders zusagte. Sie erinnerten sich gern früherer Zeiten, wo sie einander gesehen; es stiegen diese Erinnerungen bis in die ersten Epochen der Neigung Eduards zu Charlotten. Ottilie wollte sich der beiden noch als des schönsten Hofpaares erinnern; und wenn Eduard ihr ein solches Gedächtniß aus ganz früher Jugend absprach, so behauptete sie doch besonders einen Fall noch vollkommen gegenwärtig zu haben, wie sie sich einmal, bei seinem Hereintreten, in Charlottens Schoos versteckt nicht aus Furcht, sondern aus kindischer Ueberraschung. Sie hätte dazu setzen können: weil er so lebhaften Eindruck auf sie gemacht, weil er ihr gar so wohl gefallen.

Bei solchen Verhältnissen waren manche Geschäfte, welche die beiden Freunde zusammen früher vorgenommen, gewissermaßen in Stocken gerathen, so daß sie für nöthig fanden sich wieder eine Uebersicht zu verschaffen, einige Aufsätze zu entwerfen, Briefe zu schreiben. Sie bestellten sich deßhalb auf ihre Kanzley, wo sie den alten Copisten müßig fanden. Sie gingen an die Arbeit und gaben ihm bald zu thun, ohne zu bemerken, daß sie ihm manches aufbürdeten, was sie sonst selbst zu verrichten gewohnt waren. Gleich der

erste Aufsatz wollte dem Hauptmann, gleich der erste Brief Eduarden nicht gelingen. Sie quälten sich eine Zeit lang mit Concipiren und Umschreiben, bis endlich Eduard, dem es am wenigsten von Statten ging, nach der Zeit fragte.

Da zeigte sich denn, daß der Hauptmann vergessen hatte seine chronometrische Secunden-Uhr aufzuziehen, das erstemal seit vielen Jahren; und sie schienen, wo nicht zu empfinden, doch zu ahnen, daß die Zeit anfange ihnen gleichgültig zu werden.

Indem so die Männer einigermaßen in ihrer Geschäftigkeit nachließen, wuchs vielmehr die Thätigkeit der Frauen. Ueberhaupt nimmt die gewöhnliche Lebensweise einer Familie, die aus den gegebenen Personen und aus nothwendigen Umständen entspringt, auch wohl eine außerordentliche Neigung, eine werdende Leidenschaft, in sich wie ein Gefäß auf, und es kann eine ziemliche Zeit vergehen, ehe dieses neue Ingrediens eine merkliche Gährung verursacht und schäumend über den Rand schwillt.

Bei unsern Freunden waren die entstehenden wechselseitigen Neigungen von der angenehmsten Wirkung. Die Gemüther öffneten sich, und ein allgemeines Wohlwollen entsprang aus dem besonderen. Jeder Theil fühlte sich glücklich und gönnte dem andern sein Glück.

Ein solcher Zustand erhebt den Geist, indem er das Herz erweitert, und alles was man thut und vornimmt

nimmt hat eine Richtung gegen das Unermeßliche. So waren auch die Freunde nicht mehr in ihrer Wohnung befangen. Ihre Spaziergänge dehnten ſich weiter aus, und wenn dabei Eduard mit Ottilien, die Pfade zu wählen, die Wege zu bahnen, vorauseilte; ſo folgte der Hauptmann mit Charlotten in bedeutender Unterhaltung, theilnehmend an manchem neuentdeckten Plätzchen, an mancher unerwarteten Ausſicht, gerubig der Spur jener raſcheren Vorgänger.

Eines Tages leitete ſie ihr Spaziergang durch die Schloßpforte des rechten Flügels hinunter nach dem Gaſthofe, über die Brücke gegen die Teiche zu, an denen ſie hingingen, ſo weit man gewöhnlich das Waſſer verfolgte, deſſen Ufer ſodann von einem buſchigen Hügel und weiterhin von Felſen eingeſchloſſen aufhörte gangbar zu ſeyn.

Aber Eduard, dem von ſeinen Jagdwanderungen her die Gegend bekannt war, drang mit Ottilien auf einem bewachſenen Pfade weiter vor, wohl wiſſend, daß die alte zwiſchen Felſen verſteckte Mühle nicht weit abliegen konnte. Allein der wenig betretene Pfad verlor ſich bald, und ſie fanden ſich im dichten Gebüſch zwiſchen mooſigem Geſtein verirrt, doch nicht lange: denn das Rauſchen der Räder verkündigte ihnen ſogleich die Nähe des geſuchten Ortes.

Auf eine Klippe vorwärts tretend ſahen ſie das alte ſchwarze wunderliche Holzgebäude im Grunde vor

ſich, von ſteilen Felſen ſo wie von hohen Bäumen umſchattet. Sie entſchloſſen ſich kurz und gut über Moos und Felstrümmer hinabzuſteigen: Eduard voran; und wenn er nun in die Höhe ſah, und Ottilie leicht ſchreitend, ohne Furcht und Aengſtlichkeit, im ſchönſten Gleichgewicht von Stein zu Stein ihm folgte, glaubte er ein himmliſches Weſen zu ſehen, das über ihm ſchwebte. Und wenn ſie nun manchmal an unſicherer Stelle ſeine ausgeſtreckte Hand ergriff, ja ſich auf ſeine Schulter ſtützte, dann konnte er ſich nicht verläugnen, daß es das zarteſte weibliche Weſen ſey, das ihn berührte. Faſt hätte er gewünſcht, ſie möchte ſtraucheln, gleiten, daß er ſie in ſeine Arme auffangen, ſie an ſein Herz drücken könnte. Doch dieß hätte er unter keiner Bedingung gethan, aus mehr als einer Urſache: er fürchtete ſie zu beleidigen, ſie zu beſchädigen.

Wie dieß gemeint ſey, erfahren wir ſogleich. Denn als er nun herabgelangt, ihr unter den hohen Bäumen am ländlichen Tiſche gegenüber ſaß, die freundliche Müllerin nach Milch, der bewillkommende Müller Charlotten und dem Hauptmann entgegengeſandt war, fing Eduard mit einigem Zaudern zu ſprechen an.

Ich habe eine Bitte, liebe Ottilie: verzeihen Sie mir die, wenn Sie mir ſie auch verſagen. Sie machen kein Geheimniß daraus, und es braucht es auch nicht, daß Sie unter Ihrem Gewand, auf Ihrer Bruſt ein Miniaturbild tragen. Es iſt das Bild Ihres Va-

ters, des braven Mannes, den Sie kaum gekannt, und der in jedem Sinne eine Stelle an Ihrem Herzen verdient. Aber vergeben Sie mir: das Bild iſt ungeſchickt groß, und dieſes Metall, dieſes Glas macht mir tauſend Aengſte, wenn Sie ein Kind in die Höhe heben, etwas vor ſich hintragen, wenn die Kutſche ſchwankt, wenn wir durch's Gebüſch dringen, eben jetzt, wie wir vom Felſen herabſtiegen. Mir iſt die Möglichkeit ſchrecklich, daß irgend ein unvorgeſehener Stoß, ein Fall, eine Berührung Ihnen ſchädlich und verderblich ſeyn könnte. Thun Sie es mir zu Liebe, entfernen Sie das Bild, nicht aus Ihrem Andenken, nicht aus Ihrem Zimmer; ja geben Sie ihm den ſchönſten, den heiligſten Ort Ihrer Wohnung: nur von Ihrer Bruſt entfernen Sie etwas, deſſen Nähe mir, vielleicht aus übertriebener Aengſtlichkeit, ſo gefährlich ſcheint.

Ottilie ſchwieg, und hatte während er ſprach vor ſich hingeſehen; dann, ohne Uebereilung und ohne Zaudern, mit einem Blick mehr gen Himmel als auf Eduard gewendet, löſ'te ſie die Kette, zog das Bild hervor, drückte es gegen ihre Stirn und reichte es dem Freunde hin, mit den Worten: heben Sie mir es auf, bis wir nach Hauſe kommen. Ich vermag Ihnen nicht beſſer zu bezeugen, wie ſehr ich Ihre freundliche Sorgfalt zu ſchätzen weiß.

Der Freund wagte nicht das Bild an ſeine Lippen zu drücken, aber er faßte ihre Hand und drückte ſie

an seine Augen. Es waren vielleicht die zwey schönsten Hände, die sich jemals zusammenschlossen. Ihm war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, als wenn sich eine Scheidewand zwischen ihm und Ottilien niedergelegt hätte.

Vom Müller geführt langten Charlotte und der Hauptmann auf einem bequemeren Pfade herunter. Man begrüßte sich, man erfreute und erquickte sich. Zurück wollte man denselben Weg nicht kehren, und Eduard schlug einen Felspfad auf der andern Seite des Baches vor, auf welchem die Teiche wieder zu Gesicht kamen, indem man ihn mit einiger Anstrengung zurücklegte. Nun durchstrich man abwechselndes Gehölz und erblickte nach dem Lande zu, mancherlei Dörfer, Flecken, Meiereyen mit ihren grünen und fruchtbaren Umgebungen; zunächst ein Vorwerk, das an der Höhe, mitten im Holze, gar vertraulich lag. Am schönsten zeigte sich der größte Reichthum der Gegend, vor- und rückwärts, auf der sanftersteigenen Höhe, von da man zu einem lustigen Wäldchen gelangte, und beim Heraustreten aus demselben sich auf dem Felsen dem Schlosse gegenüber befand.

Wie froh waren sie, als sie daselbst gewissermaßen unvermuthet ankamen. Sie hatten eine kleine Welt umgangen; sie standen auf dem Platze, wo das neue Gebäude hinkommen sollte, und sahen wieder in die Fenster ihrer Wohnung.

Man stieg zur Mooshütte hinunter, und saß zum erstenmal darin zu vieren. Nichts war natürlicher, als daß einstimmig der Wunsch ausgesprochen wurde, dieser heutige Weg, den sie langsam und nicht ohne Beschwerlichkeit gemacht, möchte dergestalt geführt und eingerichtet werden, daß man ihn gesellig, schlendernd und mit Behaglichkeit zurücklegen könnte. Jedes that Vorschläge, und man berechnete, daß der Weg, zu welchem sie mehrere Stunden gebraucht hatten, wohl gebahnt in einer Stunde zum Schloß zurückführen müßte. Schon legte man in Gedanken, unterhalb der Mühle, wo der Bach in die Teiche fließt, eine wegverkürzende und die Landschaft zierende Brücke an, als Charlotte der erfindenden Einbildungskraft einigen Stillstand gebot, indem sie an die Kosten erinnerte, welche zu einem solchen Unternehmen erforderlich seyn würden.

Hier ist auch zu helfen, versetzte Eduard. Jenes Vorwerk im Walde, das so schön zu liegen scheint, und so wenig einträgt, dürfen wir nur veräußern und das daraus Gelds'te zu diesen Anlagen verwenden; so genießen wir vergnüglich auf einem unschätzbaren Spaziergange die Interessen eines wohlangelegten Capitals, da wir jetzt mit Mißmuth, bei letzter Berechnung am Schlusse des Jahrs, eine kümmerliche Einnahme davon ziehen.

Charlotte selbst konnte als gute Haushälterin nicht viel dagegen erinnern. Die Sache war schon früher

zur Sprache gekommen. Nun wollte der Hauptmann einen Plan zu Zerschlagung der Grundstücke unter die Waldbauern machen; Eduard aber wollte kürzer und bequemer verfahren wissen. Der gegenwärtige Pachter, der schon Vorschläge gethan hatte, sollte es erhalten, terminweise zahlen und so terminweise wollte man die planmäßigen Anlagen von Strecke zu Strecke vornehmen.

So eine vernünftige gemäßigte Einrichtung mußte durchaus Beifall finden, und schon sah die ganze Gesellschaft im Geiste die neuen Wege sich schlängeln, auf denen und in deren Nähe man noch die angenehmsten Ruhe- und Aussichtsplätze zu entdecken hoffte.

Um sich alles mehr im Einzelnen zu vergegenwärtigen nahm man Abends zu Hause sogleich die neue Charte vor. Man übersah den zurückgelegten Weg und wie er vielleicht an einigen Stellen noch vortheilhafter zu führen wäre. Alle früheren Vorsätze wurden nochmals durchgesprochen und mit den neuesten Gedanken verbunden, der Platz des neuen Hauses, gegen dem Schloß über, nochmals gebilligt und der Kreislauf der Wege bis dahin abgeschlossen.

Ottilie hatte zu dem allen geschwiegen, als Eduard zuletzt den Plan, der bisher vor Charlotten gelegen, vor sie hinwandte und sie zugleich einlud, ihre Meinung zu sagen, und als sie einen Augenblick anhielt, sie liebevoll ermunterte, doch ja nicht zu schweigen: alles sey ja noch gleichgültig, alles noch im Werden.

Ich würde, sagte Ottilie, indem sie den Finger auf die höchste Fläche der Anhöhe setzte, das Haus hieher bauen. Man sähe zwar das Schloß nicht: denn es wird von dem Wäldchen bedeckt; aber man befände sich auch dafür wie in einer andern und neuen Welt, indem zugleich das Dorf und alle Wohnungen verborgen wären. Die Aussicht auf die Teiche, nach der Mühle, auf die Höhen, in die Gebirge, nach dem Lande zu, ist außerordentlich schön; ich habe es im Vorbeigehen bemerkt.

Sie hat Recht! rief Eduard: wie konnte uns das nicht einfallen? Nicht wahr, so ist es gemeint, Ottilie? — Er nahm einen Bleystift und strich ein längliches Viereck recht stark und derb auf die Anhöhe.

Dem Hauptmann fuhr das durch die Seele: denn er sah einen sorgfältigen, reinlich gezeichneten Plan ungern auf diese Weise verunstaltet; doch faßte er sich nach einer leisen Mißbilligung und ging auf den Gedanken ein. Ottilie hat Recht, sagte er: macht man nicht gern eine entfernte Spazierfahrt, um einen Caffee zu trinken, einen Fisch zu genießen, der uns zu Hause nicht so gut geschmeckt hätte? Wir verlangen Abwechselung und fremde Gegenstände. Das Schloß haben die Alten mit Vernunft hieher gebaut: denn es liegt geschützt vor den Winden, und nah an allen täglichen Bedürfnissen; ein Gebäude hingegen, mehr zum geselligen Aufenthalt als zur Wohnung, wird sich dorthin

recht wohl ſchicken und in der guten Jahreszeit die angenehmſten Stunden gewähren.

Jemehr man die Sache durchſprach deſto günſtiger erſchien ſie, und Eduard konnte ſeinen Triumph nicht bergen, daß Ottilie den Gedanken gehabt. Er war ſo ſtolz darauf, als ob die Erfindung ſein geweſen wäre.

Achtes Capitel.

Der Hauptmann unterſuchte gleich am frühſten Morgen den Platz, entwarf erſt einen flüchtigen, und als die Geſellſchaft an Ort und Stelle ſich nochmals entſchieden hatte, einen genauen Riß nebſt Anſchlag und allem Erforderlichen. Es fehlte nicht an der nöthigen Vorbereitung. Jenes Geſchäft wegen Verkauf des Vorwerks ward auch ſogleich wieder angegriffen. Die Männer fanden zuſammen neuen Anlaß zur Thätigkeit.

Der Hauptmann machte Eduarden bemerklich, daß es eine Artigkeit, ja wohl gar eine Schuldigkeit ſey, Charlottens Geburtstag durch Legung des Grundſteins zu feyern. Es bedurfte nicht viel, die alte Abneigung Eduards gegen ſolche Feſte zu überwinden: denn es kam ihm ſchnell in den Sinn, Ottiliens Geburtstag, der ſpäter fiel, gleichfalls recht feyerlich zu begehen.

Charlotte, der die neuen Anlagen, und was deßhalb geſchehen ſollte, bedeutend, ernſtlich, ja faſt bedenklich vorkamen, beſchäftigte ſich damit, die Anſchläge, Zeit- und Geldeintheilungen nochmals für ſich

durchzugehen. Man ſah ſich des Tages weniger, und mit deſto mehr Verlangen ſuchte man ſich des Abends auf.

Ottilie war indeſſen ſchon völlig Herrin des Haushaltes, und wie konnte es anders ſeyn, bei ihrem ſtillen und ſichern Betragen. Auch war ihre ganze Sinnesweiſe dem Hauſe und dem Häuslichen mehr als der Welt, mehr als dem Leben im Freien zugewendet. Eduard bemerkte bald, daß ſie eigentlich nur aus Gefälligkeit in die Gegend mitging, daß ſie nur aus geſelliger Pflicht Abends länger draußen verweilte, auch wohl manchmal einen Vorwand häuslicher Thätigkeit ſuchte, um wieder hinein zu gehen. Sehr bald wußte er daher die gemeinſchaftlichen Wanderungen ſo einzurichten, daß man vor Sonnenuntergang wieder zu Hauſe war, und fing an, was er lange unterlaſſen hatte, Gedichte vorzuleſen, ſolche beſonders, in deren Vortrag der Ausdruck einer reinen doch leidenſchaftlichen Liebe zu legen war.

Gewöhnlich ſaßen ſie Abends um einen kleinen Tiſch, auf hergebrachten Plätzen: Charlotte auf dem Sopha, Ottilie auf einem Seſſel gegen ihr über, und die Männer nahmen die beiden andern Seiten ein. Ottilie ſaß Eduarden zur Rechten, wohin er auch das Licht ſchob, wenn er las. Alsdann rückte ſich Ottilie wohl näher, um in's Buch zu ſehen: denn auch ſie traute ihren eigenen Augen mehr als fremden Lippen; und

Eduard gleichfalls rückte zu, um es ihr auf alle Weise bequem zu machen; ja er hielt oft längere Pausen als nöthig, damit er nur nicht eher umwendete, bis auch sie zu Ende der Seite gekommen.

Charlotte und der Hauptmann bemerkten es wohl und sahen manchmal einander lächelnd an; doch wurden beide von einem andern Zeichen überrascht, in welchem sich Ottiliens stille Neigung gelegentlich offenbarte.

An einem Abende, welcher der kleinen Gesellschaft durch einen lästigen Besuch zum Theil verloren gegangen, that Eduard den Vorschlag noch beisammen zu bleiben. Er fühlte sich aufgelegt seine Flöte vorzunehmen, welche lange nicht an die Tagesordnung gekommen war. Charlotte suchte nach den Sonaten, die sie zusammen gewöhnlich auszuführen pflegten, und da sie nicht zu finden waren, gestand Ottilie nach einigem Zaudern, daß sie solche mit auf ihr Zimmer genommen.

Und Sie können, Sie wollen mich auf dem Flügel begleiten? rief Eduard, dem die Augen vor Freude glänzten. Ich glaube wohl, versetzte Ottilie, daß es gehen wird. Sie brachte die Noten herbei und setzte sich an's Clavier. Die Zuhörenden waren aufmerksam und überrascht, wie vollkommen Ottilie das Musikstück für sich selbst eingelernt hatte, aber noch mehr überrascht, wie sie es der Spielart Eduards anzupassen wußte. Anzupassen wußte ist nicht der rechte Ausdruck: denn wenn es von Charlottens Geschicklich-

keit und freiem Willen abhing, ihrem bald zögernden bald voreilenden Gatten zu Liebe, hier anzuhalten, dort mitzugehen, so schien Ottilie, welche die Sonate von jenen einigemal spielen gehört, sie nur in dem Sinne eingelernt zu haben, wie jener sie begleitete. Sie hatte seine Mängel so zu den ihrigen gemacht, daß daraus wieder eine Art von lebendigem Ganzen entsprang, das sich zwar nicht tactgemäß bewegte, aber doch höchst angenehm und gefällig lautete. Der Componist selbst hätte seine Freude daran gehabt, sein Werk auf eine so liebevolle Weise entstellt zu sehen.

Auch diesem wundersamen, unerwarteten Begegniß sahen der Hauptmann und Charlotte stillschweigend mit einer Empfindung zu, wie man oft kindische Handlungen betrachtet, die man wegen ihrer besorglichen Folgen gerade nicht billigt und doch nicht schelten kann, ja vielleicht beneiden muß. Denn eigentlich war die Neigung dieser beiden eben so gut im Wachsen als jene, und vielleicht nur noch gefährlicher dadurch, daß beide ernster, sicherer von sich selbst, sich zu halten fähiger waren.

Schon fing der Hauptmann an zu fühlen, daß eine unwiderstehliche Gewohnheit ihn an Charlotten zu fesseln drohte. Er gewann es über sich, den Stunden auszuweichen, in denen Charlotte nach den Anlagen zu kommen pflegte, indem er schon am frühsten Morgen aufstand, alles anordnete und sich dann zur Arbeit

auf ſeinen Flügel in's Schloß zurückzog. Die erſten Tage hielt es Charlotte für zufällig; ſie ſuchte ihn an allen wahrſcheinlichen Stellen; dann glaubte ſie ihn zu verſtehen und achtete ihn nur um deſto mehr.

Vermied nun der Hauptmann mit Charlotten allein zu ſeyn, ſo war er deſto emſiger, zur glänzenden Feyer des herannahenden Geburtsfeſtes die Anlagen zu betreiben und zu beſchleunigen: denn indem er von unten hinauf, hinter dem Dorfe her, den bequemen Weg führte, ſo ließ er, vorgeblich um Steine zu brechen, auch von oben herunter arbeiten, und hatte alles ſo eingerichtet und berechnet, daß erſt in der letzten Nacht die beiden Theile des Weges ſich begegnen ſollten. Zum neuen Hauſe oben war auch ſchon der Keller mehr gebrochen als gegraben, und ein ſchöner Grundſtein mit Fächern und Deckplatten zugehauen.

Die äußere Thätigkeit, dieſe kleinen freundlichen geheimnißvollen Abſichten, bei innern mehr oder weniger zurückgedrängten Empfindungen, ließen die Unterhaltung der Geſellſchaft, wenn ſie beiſammen war, nicht lebhaft werden, dergeſtalt daß Eduard, der etwas Lückenhaftes empfand, den Hauptmann eines Abends aufrief, ſeine Violine hervorzunehmen und Charlotten bei dem Clavier zu begleiten. Der Hauptmann konnte dem allgemeinen Verlangen nicht widerſtehen, und ſo führten beide, mit Empfindung, Behagen und Freiheit, eins der ſchwerſten Muſikſtücke

zuſammen auf, daß es ihnen und dem zuhörenden Paar zum größten Vergnügen gereichte. Man verſprach ſich öftere Wiederholung und mehrere Zuſammenübung.

Sie machen es beſſer, als wir, Ottilie! ſagte Eduard. Wir wollen ſie bewundern, aber uns doch zuſammen freuen.

Neuntes Capitel.

Der Geburtstag war herbeigekommen und alles fertig geworden: die ganze Mauer, die den Dorfweg gegen das Waſſer zu einfaßte und erhöhte, eben ſo der Weg an der Kirche vorbei, wo er eine Zeit lang in dem von Charlotten angelegten Pfade fortlief, ſich dann die Felſen hinaufwärts ſchlang, die Mooshütte links über ſich, dann nach einer völligen Wendung links unter ſich ließ und ſo allmählich auf die Höhe gelangte.

Es hatte ſich dieſen Tag viel Geſellſchaft eingefunden. Man ging zur Kirche, wo man die Gemeinde im feſtlichen Schmuck verſammelt antraf. Nach dem Gottesdienſte zogen Knaben, Jünglinge und Männer, wie es angeordnet war, voraus; dann kam die Herrſchaft mit ihrem Beſuch und Gefolge; Mädchen, Jungfrauen und Frauen machten den Beſchluß.

Bei der Wendung des Weges war ein erhöhter Felſenplatz eingerichtet; dort ließ der Hauptmann Charlotten und die Gäſte ausruhen. Hier überſahen ſie den ganzen Weg, die hinaufgeſchrittene Männerſchaar, die nachwandelnden Frauen, welche nun vor-

beizogen. Es war bei dem herrlichen Wetter ein wunderschöner Anblick. Charlotte fühlte sich überrascht, gerührt und drückte dem Hauptmann herzlich die Hand.

Man folgte der sachte fortschreitenden Menge, die nun schon einen Kreis um den künftigen Hausraum gebildet hatte. Der Bauherr, die Seinigen und die vornehmsten Gäste wurden eingeladen in die Tiefe hinabzusteigen, wo der Grundstein an einer Seite unterstützt eben zum Niederlassen bereit lag. Ein wohlgeputzter Maurer, die Kelle in der einen, den Hammer in der andern Hand, hielt in Reimen eine anmuthige Rede, die wir in Prosa nur unvollkommen wiedergeben können.

Drey Dinge, fing er an, sind bei einem Gebäude zu beachten: daß es am rechten Fleck stehe, daß es wohl gegründet, daß es vollkommen ausgeführt sey. Das erste ist eigentlich die Sache des Bauherrn: denn wie in der Stadt nur der Fürst und die Gemeine bestimmen können, wohin gebaut werden soll, so ist es auf dem Lande das Vorrecht des Grundherrn, daß er sage: hier soll meine Wohnung stehen und nirgends anders.

Eduard und Ottilie wagten nicht bei diesen Worten einander anzusehen, ob sie gleich nahe gegen einander über standen.

Das dritte, die Vollendung, ist die Sorge gar vieler Gewerke; ja wenige sind, die nicht dabei beschäftigt

ſchäftigt wären. Aber das zweyte, die Gründung, iſt des Maurers Angelegenheit, und daß wir es nur keck herausſagen, die Hauptangelegenheit des ganzen Unternehmens. Es iſt ein ernſtes Geſchäft und unſre Einladung iſt ernſthaft: denn dieſe Feyerlichkeit wird in der Tiefe begangen. Hier innerhalb dieſes engen ausgegrabenen Raums erweiſen Sie uns die Ehre als Zeugen unſeres geheimnißvollen Geſchäftes zu erſcheinen. Gleich werden wir dieſen wohl zugehauenen Stein niederlegen und bald werden dieſe mit ſchönen und würdigen Perſonen gezierten Erdwände nicht mehr zugänglich, ſie werden ausgefüllt ſeyn.

Dieſen Grundſtein, der mit ſeiner Ecke die rechte Ecke des Gebäudes, mit ſeiner Rechtwinklichkeit die Regelmäßigkeit deſſelben, mit ſeiner waſſer- und ſenkrechten Lage Loth und Wage aller Mauern und Wände bezeichnet, konnten wir ohne weiteres niederlegen: denn er ruhte wohl auf ſeiner eignen Schwere. Aber auch hier ſoll es am Kalk, am Bindungsmittel nicht fehlen: denn ſo wie Menſchen, die einander von Natur geneigt ſind, noch beſſer zuſammenhalten, wenn das Geſetz ſie verkittet, ſo werden auch Steine, deren Form ſchon zuſammenpaßt, noch beſſer durch dieſe bindenden Kräfte vereinigt: und da es ſich nicht ziemen will unter den Thätigen müßig zu ſeyn, ſo werden Sie nicht verſchmähen auch hier Mitarbeiter zu werden.

Er überreichte hierauf ſeine Kelle Charlotten, welche

damit Kalk unter den Stein warf. Mehreren wurde ein Gleiches zu thun angesonnen und der Stein alsobald niedergesenkt; worauf denn Charlotten und den übrigen sogleich der Hammer gereicht wurde, um durch ein dreymaliges Pochen die Verbindung des Steins mit dem Grunde ausdrücklich zu segnen.

Des Maurers Arbeit, fuhr der Redner fort, zwar jetzt unter freiem Himmel, geschieht wo nicht immer im Verborgnen doch zum Verborgnen. Der regelmäßig aufgeführte Grund wird verschüttet, und sogar bei den Mauern, die wir am Tage aufführen, ist man unser am Ende kaum eingedenk. Die Arbeiten des Steinmetzen und Bildhauers fallen mehr in die Augen, und wir müssen es sogar noch gut heißen, wenn der Tüncher die Spur unserer Hände völlig auslöscht und sich unser Werk zueignet, indem er es überzieht, glättet und färbt.

Wem muß also mehr daran gelegen seyn, das was er thut sich selbst recht zu machen, indem er es recht macht, als dem Maurer? Wer hat mehr als er das Selbstbewußtseyn zu nähren Ursach? Wenn das Haus aufgeführt, der Boden geplattet und gepflastert, die Außenseite mit Zierrathen überdeckt ist, so sieht er durch alle Hüllen immer noch hinein und erkennt noch jene regelmäßigen sorgfältigen Fugen, denen das Ganze sein Daseyn und seinen Halt zu danken hat.

Aber wie jeder, der eine Uebelthat begangen, fürchten muß, daß, ungeachtet alles Abwehrens, sie den-

noch an's Licht kommen werde, ſo muß derjenige erwarten, der in's Geheim das Gute gethan, daß auch dieſes wider ſeinen Willen an den Tag komme. Deßwegen machen wir dieſen Grundſtein zugleich zum Denkſtein. Hier in dieſe unterſchiedlichen gehauenen Vertiefungen ſoll Verſchiedenes eingeſenkt werden, zum Zeugniß für eine entfernte Nachwelt. Dieſe metallnen zugelöthteten Köcher enthalten ſchriftliche Nachrichten; auf dieſe Metallplatten iſt allerlei Merkwürdiges eingegraben; in dieſen ſchönen gläſernen Flaſchen verſenken wir den beſten alten Wein, mit Bezeichnung ſeines Geburtsjahrs; es fehlt nicht an Münzen verſchiedener Art, in dieſem Jahre geprägt: alles dieſes erhielten wir durch die Freigebigkeit unſeres Bauherrn. Auch iſt hier noch mancher Platz, wenn irgend ein Gaſt und Zuſchauer etwas der Nachwelt zu übergeben Belieben trüge.

Nach einer kleinen Pauſe ſah der Geſelle ſich um; aber wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, niemand war vorbereitet, jederman überraſcht, bis endlich ein junger munterer Officier anfing und ſagte: wenn ich etwas beitragen ſoll, das in dieſer Schatzkammer noch nicht niedergelegt iſt, ſo muß ich ein Paar Knöpfe von der Uniform ſchneiden, die doch wohl auch verdienen auf die Nachwelt zu kommen. Geſagt, gethan! und nun hatte mancher einen ähnlichen Einfall. Die Frauenzimmer ſäumten nicht von ihren kleinen Haarkämmen

hineinzulegen; Riechfläschchen und andre Zierden wurden nicht geschont: nur Ottilie zauderte, bis Eduard sie durch ein freundliches Wort aus der Betrachtung aller der beigesteuerten und eingelegten Dinge herausriß. Sie löste darauf die goldne Kette vom Halse, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte, und legte sie mit leiser Hand über die anderen Kleinode hin, worauf Eduard mit einiger Hast veranstaltete, daß der wohlgefügte Deckel sogleich aufgestürzt und eingekittet wurde.

Der junge Gesell, der sich dabei am thätigsten erwiesen, nahm seine Rednermiene wieder an und fuhr fort: wir gründen diesen Stein für ewig, zur Sicherung des längsten Genusses der gegenwärtigen und künftigen Besitzer dieses Hauses. Allein indem wir hier gleichsam einen Schatz vergraben, so denken wir zugleich, bei dem gründlichsten aller Geschäfte, an die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge; wir denken uns eine Möglichkeit, daß dieser festversiegelte Deckel wieder aufgehoben werden könne, welches nicht anders geschehen dürfte, als wenn das alles wieder zerstört wäre, was wir noch nicht einmal aufgeführt haben.

Aber eben, damit dieses aufgeführt werde, zurück mit den Gedanken aus der Zukunft, zurück in's Gegenwärtige! Laßt uns, nach begangenem heutigem Feste, unsre Arbeit sogleich fördern, damit keiner von den Gewerken, die auf unserm Grunde fortarbeiten, zu feyern brauche, daß der Bau eilig in die Höhe steige

und vollendet werde, und aus den Fenſtern, die noch nicht ſind, der Hausherr mit den Seinigen und ſeinen Gäſten ſich fröhlich in der Gegend umſchaue, deren aller ſo wie ſämmtlicher Anweſenden Geſundheit hiermit getrunken ſey!

Und ſo leerte er ein wohlgeſchliffenes Kelchglas auf Einen Zug aus und warf es in die Luft: denn es bezeichnet das Uebermaß einer Freude, das Gefäß zu zerſtören, deſſen man ſich in der Fröhlichkeit bedient. Aber dießmal ereignete es ſich anders: das Glas kam nicht wieder auf den Boden, und zwar ohne Wunder.

Man hatte nämlich, um mit dem Bau vorwärts zu kommen, bereits an der entgegengeſetzten Ecke den Grund völlig herausgeſchlagen, ja ſchon angefangen die Mauern aufzuführen, und zu dem Endzweck das Gerüſt erbaut, ſo hoch als es überhaupt nöthig war.

Daß man es beſonders zu dieſer Feyerlichkeit mit Bretern belegt und eine Menge Zuſchauer hinaufgelaſſen hatte, war zum Vortheil der Arbeitsleute geſchehen. Dort hinauf flog das Glas und wurde von Einem aufgefangen, der dieſen Zufall als ein glückliches Zeichen für ſich anſah. Er wies es zuletzt herum, ohne es aus der Hand zu laſſen, und man ſah darauf die Buchſtaben E und O in ſehr zierlicher Verſchlingung eingeſchnitten: es war eins der Gläſer, die für Eduarden in ſeiner Jugend verfertigt worden.

Die Gerüſte ſtanden wieder leer, und die leichteſten

unter den Gästen stiegen hinauf, sich umzusehen, und konnten die schöne Aussicht nach allen Seiten nicht genugsam rühmen: denn was entdeckt der nicht alles, der auf einem hohen Puncte nur um ein Geschoß höher steht. Nach dem Innern des Landes zu kamen mehrere neue Dörfer zum Vorschein; den silbernen Streifen des Flusses erblickte man deutlich; ja selbst die Thürme der Hauptstadt wollte einer gewahr werden. An der Rückseite, hinter den waldigen Hügeln, erhoben sich die blauen Gipfel eines fernen Gebirges, und die nächste Gegend übersah man im Ganzen. Nun sollten nur noch, rief einer, die drey Teiche zu einem See vereinigt werden; dann hätte der Anblick alles was groß und wünschenswerth ist.

Das ließe sich wohl machen, sagte der Hauptmann: denn sie bildeten schon vor Zeiten einen Bergsee.

Nur bitte ich meine Platanen- und Pappelgruppe zu schonen, sagte Eduard, die so schön am mittelsten Teiche steht. Sehen Sie — wandte er sich zu Ottilien, die er einige Schritte vorführte, indem er hinabwies — diese Bäume habe ich selbst gepflanzt.

Wie lange stehen sie wohl schon? fragte Ottilie. Etwa so lange, versetzte Eduard, als Sie auf der Welt sind. Ja, liebes Kind, ich pflanzte schon, da sie noch in der Wiege lagen.

Die Gesellschaft begab sich wieder in das Schloß zurück. Nach aufgehobener Tafel wurde sie zu einem

Spaziergang durch das Dorf eingeladen, um auch hier die neuen Anſtalten in Augenſchein zu nehmen. Dort hatten ſich, auf des Hauptmanns Veranlaſſung, die Bewohner vor ihren Häuſern verſammelt; ſie ſtanden nicht in Reihen, ſondern familienweiſe natürlich gruppirt, theils wie es der Abend forderte beſchäftigt, theils auf neuen Bänken ausruhend. Es ward ihnen zur angenehmen Pflicht gemacht, wenigſtens jeden Sonntag und Feſttag, dieſe Reinlichkeit, dieſe Ordnung zu erneuen.

Eine innere Geſelligkeit mit Neigung, wie ſie ſich unter unſeren Freunden erzeugt hatte, wird durch eine größere Geſellſchaft immer nur unangenehm unterbrochen. Alle vier waren zufrieden ſich wieder im großen Saale allein zu finden; doch ward dieſes häusliche Gefühl einigermaßen geſtört, indem ein Brief, der Eduarden überreicht wurde, neue Gäſte auf morgen ankündigte.

Wie wir vermutheten, rief Eduard Charlotten zu: der Graf wird nicht ausbleiben, er kommt morgen.

Da iſt alſo auch die Baroneſſe nicht weit, verſetzte Charlotte.

Gewiß nicht! antwortete Eduard: ſie wird auch morgen von ihrer Seite anlangen. Sie bitten um ein Nachtquartier und wollen übermorgen zuſammen wieder fortreiſen.

Da müssen wir unsere Anstalten bei Zeiten machen, Ottilie! sagte Charlotte.

Wie befehlen Sie die Einrichtung? fragte Ottilie.

Charlotte gab es im allgemeinen an, und Ottilie entfernte sich.

Der Hauptmann erkundigte sich nach dem Verhältniß dieser beiden Personen, das er nur im Allgemeinsten kannte. Sie hatten früher, beide schon anderwärts verheirathet, sich leidenschaftlich liebgewonnen. Eine doppelte Ehe war nicht ohne Aufsehn gestört; man dachte an Scheidung. Bei der Baronesse war sie möglich geworden, bei dem Grafen nicht. Sie mußten sich zum Scheine trennen, allein ihr Verhältniß blieb; und wenn sie Winters in der Residenz nicht zusammen seyn konnten, so entschädigten sie sich Sommers auf Lustreisen und in Bädern. Sie waren beide um etwas älter als Eduard und Charlotte und sämmtlich genaue Freunde aus früher Hofzeit her. Man hatte immer ein gutes Verhältniß erhalten, ob man gleich nicht alles an seinen Freunden billigte. Nur dießmal war Charlotten ihre Ankunft gewissermaßen ganz ungelegen, und wenn sie die Ursache genau untersucht hätte, es war eigentlich um Ottiliens willen. Das gute reine Kind sollte ein solches Beispiel so früh nicht gewahr werden.

Sie hätten wohl noch ein paar Tage wegbleiben können, sagte Eduard, als eben Ottilie wieder herein-

trat, bis wir den Vorwerksverkauf in Ordnung gebracht. Der Aufsatz ist fertig; die eine Abschrift habe ich hier; nun fehlt es aber an der zweyten und unser alter Canzellist ist recht krank. Der Hauptmann bot sich an, auch Charlotte; dagegen waren einige Einwendungen zu machen. Geben Sie mir's nur! rief Ottilie, mit einiger Hast.

Du wirst nicht damit fertig, sagte Charlotte.

Freilich müßte ich es übermorgen früh haben, und es ist viel, sagte Eduard. Es soll fertig seyn, rief Ottilie, und hatte das Blatt schon in den Händen.

Des andern Morgens, als sie sich aus dem obern Stock nach den Gästen umsahen, denen sie entgegen zu gehen nicht verfehlen wollten, sagte Eduard: wer reitet denn so langsam dort die Straße her? Der Hauptmann beschrieb die Figur des Reiters genauer. So ist er's doch, sagte Eduard: denn das Einzelne, das du besser siehst als ich, paßt sehr gut zu dem Ganzen, das ich recht wohl sehe. Es ist Mittler. Wie kommt er aber dazu, langsam und so langsam zu reiten?

Die Figur kam näher, und Mittler war es wirklich. Man empfing ihn freundlich, als er langsam die Treppe heraufstieg. Warum sind Sie nicht gestern gekommen? rief ihm Eduard entgegen.

Laute Feste lieb' ich nicht, versetzte jener. Heute

komm' ich aber, den Geburtstag meiner Freundin mit Euch im Stillen nachzufeyern.

Wie können Sie denn so viel Zeit gewinnen? fragte Eduard scherzend.

Meinen Besuch, wenn er Euch etwas werth ist, seyd Ihr einer Betrachtung schuldig, die ich gestern gemacht habe. Ich freute mich recht herzlich den halben Tag in einem Hause wo ich Frieden gestiftet hatte, und dann hörte ich, daß hier Geburtstag gefeyert werde. Das kann man doch am Ende selbstisch nennen, dachte ich bei mir, daß du dich nur mit denen freuen willst die du zum Frieden bewogen hast. Warum freust du dich nicht auch einmal mit Freunden die Frieden halten und hegen? Gesagt, gethan! Hier bin ich, wie ich mir vorgenommen hatte.

Gestern hätten Sie große Gesellschaft gefunden, heute finden Sie nur kleine, sagte Charlotte. Sie finden den Grafen und die Baronesse, die Ihnen auch schon zu schaffen gemacht haben.

Aus der Mitte der vier Hausgenossen, die den seltsamen willkommenen Mann umgeben hatten, fuhr er mit verdrießlicher Lebhaftigkeit heraus, indem er sogleich nach Hut und Reitgerte suchte. Schwebt doch immer ein Unstern über mir, sobald ich einmal ruhen und mir wohlthun will! Aber warum gehe ich auch aus meinem Charakter heraus! Ich hätte nicht kommen sollen, und nun werd' ich vertrieben. Denn mit jenen

will ich nicht unter Einem Dache bleiben; und nehmt Euch in Acht: sie bringen nichts als Unheil! Ihr Wesen ist wie ein Sauerteig, der seine Ansteckung fortpflanzt.

Man suchte ihn zu begütigen; aber vergebens. Wer mir den Ehstand angreift, rief er aus, wer mir durch Wort, ja durch That, diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich sein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Cultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie seyn: denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, gibt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal seyn, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir

nicht auch mit dem Gewiſſen verheirathet, das wir oft gerne los ſeyn möchten, weil es unbequemer iſt als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?

So ſprach er lebhaft und hätte wohl noch lange fortgeſprochen, wenn nicht blaſende Poſtillons die Ankunft der Herrſchaften verkündigt hätten, welche wie abgemeſſen von beiden Seiten zu gleicher Zeit in den Schloßhof hereinfuhren. Als ihnen die Hausgenoſſen entgegen eilten, verſteckte ſich Mittler, ließ ſich das Pferd an den Gaſthof bringen, und ritt verdrießlich davon.

Zehntes Capitel.

Die Gäſte waren bewillkommt und eingeführt; ſie freuten ſich das Haus, die Zimmer wieder zu betreten, wo ſie früher ſo manchen guten Tag erlebt und die ſie eine lange Zeit nicht geſehn hatten. Höchſt angenehm war auch den Freunden ihre Gegenwart. Den Grafen ſo wie die Baroneſſe konnte man unter jene hohen ſchönen Geſtalten zählen, die man in einem mittlern Alter faſt lieber als in der Jugend ſieht: denn wenn ihnen auch etwas von der erſten Blüthe abgehn möchte, ſo erregen ſie doch nun mit der Neigung ein entſchiedenes Zutrauen. Auch dieſes Paar zeigte ſich höchſt bequem in der Gegenwart. Ihre freie Weiſe die Zuſtände des Lebens zu nehmen und zu behandeln, ihre Heiterkeit und ſcheinbare Unbefangenheit theilte ſich ſogleich mit, und ein hoher Anſtand begränzte das Ganze, ohne daß man irgend einen Zwang bemerkt hätte.

Dieſe Wirkung ließ ſich Augenblicks in der Geſellſchaft empfinden. Die Neueintretenden, welche unmittelbar aus der Welt kamen, wie man ſogar an ihren Kleidern, Geräthſchaften und allen Umgebungen ſehen

konnte, machten gewiſſermaßen mit unſern Freunden, ihrem ländlichen und heimlich leidenſchaftlichen Zuſtande eine Art von Gegenſatz, der ſich jedoch ſehr bald verlor, indem alte Erinnerungen und gegenwärtige Theilnahme ſich vermiſchten, und ein ſchnelles lebhaftes Geſpräch alle geſchwind zuſammenverband.

Es währte indeſſen nicht lange, als ſchon eine Sonderung vorging. Die Frauen zogen ſich auf ihren Flügel zurück und fanden daſelbſt, indem ſie ſich mancherlei vertrauten und zugleich die neuſten Formen und Zuſchnitte von Frühkleidern, Hüten und dergleichen zu muſtern anfingen, genugſame Unterhaltung, während die Männer ſich um die neuen Reiſewagen, mit vorgeführten Pferden, beſchäftigten und gleich zu handeln und zu tauſchen anfingen.

Erſt zu Tiſche kam man wieder zuſammen. Die Umkleidung war geſchehen, und auch hier zeigte ſich das angekommene Paar zu ſeinem Vortheile. Alles was ſie an ſich trugen war neu und gleichſam ungeſehen und doch ſchon durch den Gebrauch zur Gewohnheit und Bequemlichkeit eingeweiht.

Das Geſpräch war lebhaft und abwechſelnd, wie denn in Gegenwart ſolcher Perſonen alles und nichts zu intereſſiren ſcheint. Man bediente ſich der Franzöſiſchen Sprache, um die Aufwartenden von dem Mitverſtändniß auszuſchließen, und ſchweifte mit muthwilligem Behagen über hohe und mittlere Weltverhältniſſe

hin. Auf einem einzigen Punct blieb die Unterhaltung länger als billig haften, indem Charlotte nach einer Jugendfreundin sich erkundigte und mit einiger Befremdung vernahm, daß sie ehstens geschieden werden sollte.

Es ist unerfreulich, sagte Charlotte, wenn man seine abwesenden Freunde irgend einmal gebo.gen, eine Freundin, die man liebt, versorgt glaubt; eh' man sich's versieht, muß man wieder hören, daß ihr Schicksal im Schwanken ist, und daß sie erst wieder neue und vielleicht abermals unsichre Pfade des Lebens betreten soll.

Eigentlich, meine Beste, versetzte der Graf, sind wir selbst Schuld, wenn wir auf solche Weise überrascht werden. Wir mögen uns die irdischen Dinge, und besonders auch die ehlichen Verbindungen gern so recht dauerhaft vorstellen, und was den letzten Punct betrifft, so verführen uns die Lustspiele, die wir immer wiederholen sehen, zu solchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zusammentreffen. In der Komödie sehen wir eine Heirath als das letzte Ziel eines durch die Hindernisse mehrerer Acte verschobenen Wunsches, und im Augenblick, da es erreicht ist, fällt der Vorhang, und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach. In der Welt ist es anders; da wird hinten immer fort gespielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon sehen noch hören.

Es muß doch so schlimm nicht seyn, sagte Charlotte lächelnd, da man sieht, daß auch Personen, die von diesem Theater abgetreten sind, wohl gern darauf wieder eine Rolle spielen mögen.

Dagegen ist nichts einzuwenden, sagte der Graf. Eine neue Rolle mag man gern wieder übernehmen, und wenn man die Welt kennt, so sieht man wohl, auch bei dem Ehestande ist es nur diese entschiedene ewige Dauer zwischen so viel Beweglichem in der Welt, die etwas Ungeschicktes an sich trägt. Einer von meinen Freunden, dessen gute Laune sich meist in Vorschlägen zu neuen Gesetzen hervorthat, behauptete: eine jede Ehe solle nur auf fünf Jahre geschlossen werden. Es sey, sagte er, dieß eine schöne ungrade heilige Zahl und ein solcher Zeitraum eben hinreichend, um sich kennen zu lernen, einige Kinder heran zu bringen, sich zu entzweyen und, was das schönste sey, sich wieder zu versöhnen. Gewöhnlich rief er aus: wie glücklich würde die erste Zeit verstreichen! Zwey, drey Jahre wenigstens gingen vergnüglich hin. Dann würde doch wohl dem einen Theil daran gelegen seyn, das Verhältniß länger dauern zu sehen, die Gefälligkeit würde wachsen, jemehr man sich dem Termin der Aufkündigung näherte. Der gleichgültige, ja selbst der unzufriedene Theil würde durch ein solches Betragen begütigt und eingenommen. Man vergäße, wie man in guter Gesellschaft die Stunden vergißt, daß die Zeit verfließe, und fände sich

auf s

aufs angenehmste überrascht, wenn man nach verlaufenem Termin erst bemerkte, daß er schon stillschweigend verlängert sey.

So artig und lustig dieß klang und so gut man, wie Charlotte wohl empfand, diesem Scherz eine tiefe moralische Deutung geben konnte, so waren ihr dergleichen Aeußerungen, besonders um Ottiliens willen, nicht angenehm. Sie wußte recht gut, daß nichts gefährlicher sey, als ein allzufreies Gespräch, das einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand als einen gewöhnlichen, gemeinen, ja löblichen behandelt; und dahin gehört doch gewiß alles was die eheliche Verbindung antastet. Sie suchte daher nach ihrer gewandten Weise das Gespräch abzulenken; da sie es nicht vermochte, that es ihr leid, daß Ottilie alles so gut eingerichtet hatte, um nicht aufstehen zu dürfen. Das ruhig aufmerksame Kind verstand sich mit dem Haushofmeister durch Blick und Wink, daß alles auf das trefflichste gerieth, obgleich ein paar neue ungeschickte Bedienten in der Livree staken.

Und so fuhr der Graf, Charlottens Ablenken nicht empfindend, über diesen Gegenstand sich zu äußern fort. Ihm, der sonst nicht gewohnt war im Gespräch irgend lästig zu seyn, lastete diese Sache zu sehr auf dem Herzen, und die Schwierigkeiten, sich von seiner Gemahlin getrennt zu sehen, machten ihn bitter gegen alles was

eheliche Verbindung betraf, die er doch ſelbſt mit der Baroneſſe ſo eifrig wünſchte.

Jener Freund, ſo fuhr er fort, that noch einen andern Geſetzvorſchlag. Eine Ehe ſollte nur alsdann für unauflöslich gehalten werden, wenn entweder beide Theile, oder wenigſtens der eine Theil, zum drittenmal verheirathet wäre. Denn was eine ſolche Perſon betreffe, ſo bekenne ſie unwiderſprechlich, daß ſie die Ehe für etwas Unentbehrliches halte. Nun ſey auch ſchon bekannt geworden, wie ſie ſich in ihren frühern Verbindungen betragen, ob ſie Eigenheiten habe, die oft mehr zur Trennung Anlaß geben als üble Eigenſchaften. Man habe ſich alſo wechſelſeitig zu erkundigen; man habe eben ſo gut auf Verheirathete wie auf Unverheirathete Acht zu geben, weil man nicht wiſſe, wie die Fälle kommen können.

Das würde freilich das Intereſſe der Geſellſchaft ſehr vermehren, ſagte Eduard: denn in der That jetzt, wenn wir verheirathet ſind, fragt niemand weiter mehr nach unſern Tugenden, noch unſern Mängeln.

Bei einer ſolchen Einrichtung, fiel die Baroneſſe lächelnd ein, hätten unſre lieben Wirthe ſchon zwey Stufen glücklich überſtiegen, und könnten ſich zu der dritten vorbereiten.

Ihnen iſt's wohl gerathen, ſagte der Graf: hier hat der Tod willig gethan, was die Conſiſtorien ſonſt nur ungern zu thun pflegen.

Laſſen wir die Todten ruhen, verſetzte Charlotte, mit einem halb ernſten Blicke.

Warum? verſetzte der Graf, da man ihrer in Ehren gedenken kann. Sie waren beſcheiden genug ſich mit einigen Jahren zu begnügen für mannichfaltiges Gute das ſie zurückließen.

Wenn nur nicht gerade, ſagte die Baroneſſe mit einem verhaltenen Seufzer, in ſolchen Fällen das Opfer der beſten Jahre gebracht werden müßte.

Ja wohl, verſetzte der Graf: man müßte darüber verzweifeln, wenn nicht überhaupt in der Welt ſo wenige eine gehoffte Folge zeigte. Kinder halten nicht was ſie verſprechen; junge Leute ſehr ſelten, und wenn ſie Wort halten, hält es ihnen die Welt nicht.

Charlotte, welche froh war, daß das Geſpräch ſich wendete, verſetzte heiter: Nun! wir müſſen uns ja ohnehin bald genug gewöhnen, das Gute ſtück- und theilweiſe zu genießen.

Gewiß, verſetzte der Graf, Sie haben beide ſehr ſchöner Zeiten genoſſen. Wenn ich mir die Jahre zurückerinnere, da Sie und Eduard das ſchönſte Paar bei Hof waren; weder von ſo glänzenden Zeiten noch von ſo hervorleuchtenden Geſtalten iſt jetzt die Rede mehr. Wenn Sie beide zuſammen tanzten, aller Augen waren auf Sie gerichtet und wie umworben beide, indem Sie ſich nur in einander beſpiegelten.

Da ſich ſo Manches verändert hat, ſagte Charlotte,

können wir wohl so viel Schönes mit Bescheidenheit anhören.

Eduarden habe ich doch oft im Stillen getadelt, sagte der Graf, daß er nicht bärtlicher war: denn am Ende hätten seine wunderlichen Eltern wohl nachgegeben; und zehn frühe Jahre gewinnen ist keine Kleinigkeit.

Ich muß mich seiner annehmen, fiel die Baronesse ein. Charlotte war nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz rein von allem Umhersehen, und ob sie gleich Eduarden von Herzen liebte und sich ihn auch heimlich zum Gatten bestimmte, so war ich doch Zeuge, wie sehr sie ihn manchmal quälte, so daß man ihn leicht zu dem unglücklichen Entschluß drängen konnte, zu reisen, sich zu entfernen, sich von ihr zu entwöhnen.

Eduard nickte der Baronesse zu und schien dankbar für ihre Fürsprache.

Und dann muß ich eins, fuhr sie fort, zu Charlottens Entschuldigung beifügen: der Mann, der zu jener Zeit um sie warb, hatte sich schon lange durch Neigung zu ihr ausgezeichnet und war, wenn man ihn näher kannte, gewiß liebenswürdiger als ihr andern gern zugestehen mögt.

Liebe Freundin, versetzte der Graf etwas lebhaft: bekennen wir nur, daß er Ihnen nicht ganz gleichgültig war, und daß Charlotte von Ihnen mehr zu befürchten hatte als von einer andern. Ich finde das einen

ſehr hübſchen Zug an den Frauen, daß ſie ihre Anhänglichkeit an irgend einen Mann ſo lange noch fortſetzen, ja durch keine Art von Trennung ſtören oder aufheben laſſen.

Dieſe gute Eigenſchaft beſitzen vielleicht die Männer noch mehr, verſetzte die Baroneſſe; wenigſtens an Ihnen, lieber Graf, habe ich bemerkt, daß niemand mehr Gewalt über Sie hat als ein Frauenzimmer dem Sie früher geneigt waren. So habe ich geſehen, daß Sie auf die Fürſprache einer ſolchen ſich mehr Mühe gaben, um etwas auszuwirken, als vielleicht die Freundin des Augenblicks von Ihnen erlangt hätte.

Einen ſolchen Vorwurf darf man ſich wohl gefallen laſſen, verſetzte der Graf; doch was Charlottens erſten Gemahl betrifft, ſo konnte ich ihn deßhalb nicht leiden, weil er mir das ſchöne Paar auseinander ſprengte, ein wahrhaft prädeſtinirtes Paar, das, einmal zuſammengegeben, weder fünf Jahre zu ſcheuen, noch auf eine zweyte oder gar dritte Verbindung hinzuſehen brauchte.

Wir wollen verſuchen, ſagte Charlotte, wieder einzubringen was wir verſäumt haben.

Da müſſen Sie ſich dazu halten, ſagte der Graf. Ihre erſten Heirathen, fuhr er mit einiger Heftigkeit fort, waren doch ſo eigentlich rechte Heirathen von der verhaßten Art; und leider haben überhaupt die Heirathen — verzeihen Sie mir einen lebhafteren Aus-

druck — etwas Tölpelhaftes; sie verderben die zartesten Verhältnisse, und es liegt doch eigentlich nur an der plumpen Sicherheit, auf die sich wenigstens ein Theil etwas zu Gute thut. Alles versteht sich von selbst, und man scheint sich nur verbunden zu haben, damit eins wie das andre nunmehr seiner Wege gehe.

In diesem Augenblick machte Charlotte, die ein für allemal dieß Gespräch abbrechen wollte, von einer kühnen Wendung Gebrauch; es gelang ihr. Die Unterhaltung ward allgemeiner, die beiden Gatten und der Hauptmann konnten daran Theil nehmen; selbst Ottilie ward veranlaßt sich zu äußern, und der Nachtisch ward mit der besten Stimmung genossen, woran der in zierlichen Fruchtkörben aufgestellte Obstreichthum, die bunteste in Prachtgefäßen schön vertheilte Blumenfülle, den vorzüglichsten Antheil hatte.

Auch die neuen Parkanlagen kamen zur Sprache, die man sogleich nach Tische besuchte. Ottilie zog sich unter dem Vorwande häuslicher Beschäftigungen zurück; eigentlich aber setzte sie sich wieder zur Abschrift. Der Graf wurde von dem Hauptmann unterhalten; später gesellte sich Charlotte zu ihm. Als sie oben auf die Höhe gelangt waren, und der Hauptmann gefällig hinunter eilte, um den Plan zu holen, sagte der Graf zu Charlotten: dieser Mann gefällt mir außerordentlich. Er ist sehr wohl und im Zusammenhang unterrichtet. Eben so scheint seine Thätigkeit sehr ernst

und folgerecht. Was er hier leiſtet, würde in einem höhern Kreiſe von viel Bedeutung ſeyn.

Charlotte vernahm des Hauptmanns Lob mit innigem Behagen. Sie faßte ſich jedoch und bekräftigte das Geſagte mit Ruhe und Klarheit. Wie überraſcht war ſie aber, als der Graf fortfuhr: dieſe Bekanntſchaft kommt mir ſehr zu gelegener Zeit. Ich weiß eine Stelle, in die der Mann vollkommen paßt, und ich kann mir durch eine ſolche Empfehlung, indem ich ihn glücklich mache, einem hohen Freund auf das allerbeſte verbinden.

Es war wie ein Donnerſchlag, der auf Charlotten herabfiel. Der Graf bemerkte nichts: denn die Frauen, gewohnt ſich jederzeit zu bändigen, behalten in den außerordentlichſten Fällen immer noch eine Art von ſcheinbarer Faſſung. Doch hörte ſie ſchon nicht mehr was der Graf ſagte, indem er fortfuhr: Wenn ich von etwas überzeugt bin, geht es bei mir geſchwind her. Ich habe ſchon meinen Brief im Kopfe zuſammengeſtellt, und mich drängt's ihn zu ſchreiben. Sie verſchaffen mir einen reitenden Boten, den ich noch heute Abend wegſchicken kann.

Charlotte war innerlich zerriſſen. en dieſen Vorſchlägen ſo wie von ſich ſelbſt überraſcht, konnte ſie kein Wort hervorbringen. Der Graf fuhr glücklicherweiſe fort von ſeinen Planen für den Hauptmann zu ſprechen, deren Günſtiges Charlotten nur allzuſehr in die Augen fiel. Es war Zeit, daß der Hauptmann

herauftrat und ſeine Rolle vor dem Grafen entfaltete. Aber mit wie andern Augen ſah ſie den Freund an, den ſie verlieren ſollte! Mit einer nothdürftigen Verbeugung wandte ſie ſich weg und eilte hinunter nach der Mooshütte. Schon auf halbem Wege ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, und nun warf ſie ſich in den engen Raum der kleinen Einſiedeley und überließ ſich ganz einem Schmerz, einer Leidenſchaft, einer Verzweiflung, von deren Möglichkeit ſie wenig Augenblicke vorher auch nicht die leiſeſte Ahnung gehabt hatte.

Auf der andern Seite war Eduard mit der Baroneſſe an den Teichen hergegangen. Die kluge Frau, die gern von allem unterrichtet ſeyn mochte, bemerkte bald in einem taſtenden Geſpräch, daß Eduard ſich zu Ottiliens Lobe weitläufig herausließ, und wußte ihn auf eine ſo natürliche Weiſe nach und nach in den Gang zu bringen, daß ihr zuletzt kein Zweifel übrig blieb, hier ſey eine Leidenſchaft nicht auf dem Wege, ſondern wirklich angelangt.

Verheirathete Frauen, wenn ſie ſich auch untereinander nicht lieben, ſtehen doch ſtillſchweigend mit einander, beſonders gegen junge Mädchen, im Bündniß. Die Folgen einer ſolchen Zuneigung ſtellten ſich ihrem weltgewandten Geiſte nur allzugeſchwind dar. Dazu kam noch, daß ſie ſchon heute früh mit Charlotten über Ottilien geſprochen und den Aufenthalt dieſes Kindes auf dem Lande, beſonders bei ſeiner ſtillen

Gemüthsart, nicht gebilligt und den Vorschlag gethan hatte, Ottilien in die Stadt zu einer Freundin zu bringen, die sehr viel an die Erziehung ihrer einzigen Tochter wende, und sich nur nach einer gutartigen Gespielin umsehe, die an die zweyte Kindesstatt eintreten und alle Vortheile mitgenießen solle. Charlotte hatte sich's zur Ueberlegung genommen.

Nun aber brachte der Blick in Eduards Gemüth diesen Vorschlag bei der Baroneße ganz zur versätzlichen Festigkeit, und um so schneller dieses in ihr vorging, um deste mehr schmeichelte sie äußerlich Eduards Wünschen. Denn niemand besaß sich mehr als diese Frau, und diese Selbstbeherrschung in außerordentlichen Fällen gewöhnt uns sogar einen gemeinen Fall mit Verstellung zu behandeln, macht uns geneigt, indem wir so viel Gewalt über uns selbst üben, unsre Herrschaft auch über die andern zu verbreiten, um uns durch das was wir äußerlich gewinnen, für dasjenige was wir innerlich entbehren, gewissermaßen schadlos zu halten.

An diese Gesinnung schließt sich meist eine Art heimlicher Schadenfreude über die Dunkelheit der andern, über das Bewußtlose, womit sie in eine Falle gehen. Wir freuen uns nicht allein über das gegenwärtige Gelingen, sondern zugleich auch auf die künftig überraschende Beschämung. Und so war die Baroneße boshaft genug, Eduarden zur Weinlese auf ihre

Güter mit Charlotten einzuladen und die Frage Eduards: ob ſie Ottilien mitbringen dürften, auf eine Weiſe, die er beliebig zu ſeinen Gunſten auslegen konnte, zu beantworten.

Eduard ſprach ſchon mit Entzücken von der herrlichen Gegend, dem großen Fluſſe, den Hügeln, Felſen und Weinbergen, von alten Schlöſſern, von Waſſerfahrten, von dem Jubel der Weinleſe, des Kelterns u. ſ. w., wobei er in der Unſchuld ſeines Herzens ſich ſchon zum voraus laut über den Eindruck freute, den dergleichen Scenen auf das friſche Gemüth Ottiliens machen würden. In dieſem Augenblick ſah man Ottilien heran kommen, und die Baroneſſe ſagte ſchnell zu Eduard: er möchte von dieſer vorhabenden Herbſtreiſe ja nichts reden: denn gewöhnlich geſchähe das nicht worauf man ſich ſo lange voraus freue. Eduard verſprach, nöthigte ſie aber Ottilien entgegen geſchwinder zu gehen, und eilte ihr endlich, dem lieben Kinde zu, mehrere Schritte voran. Eine herzliche Freude drückte ſich in ſeinem ganzen Weſen aus. Er küßte ihr die Hand, in die er einen Strauß Feldblumen drückte, die er unterwegs zuſammengepflückt hatte. Die Baroneſſe fühlte ſich bei dieſem Anblick in ihrem Innern faſt erbittert. Denn wenn ſie auch das, was an dieſer Neigung ſtrafbar ſeyn mochte, nicht billigen durfte, ſo konnte ſie das, was daran liebenswürdig und angenehm war, jenem unbedeutenden Neuling von Mädchen keineswegs gönnen.

Als man sich zum Abendessen zusammen gesetzt hatte, war eine völlig andre Stimmung in der Gesellschaft verbreitet. Der Graf, der schon vor Tische geschrieben und den Boten fortgeschickt hatte, unterhielt sich mit dem Hauptmann, den er auf eine verständige und bescheidene Weise immer mehr ausforschte, indem er ihn diesen Abend an seine Seite gebracht hatte. Die zur Rechten des Grafen sitzende Baronesse fand von daher wenig Unterhaltung; eben so wenig an Eduard, der erst durstig, dann aufgeregt, des Weines nicht schonte und sich sehr lebhaft mit Ottilien unterhielt, die er an sich gezogen hatte, wie von der andern Seite neben dem Hauptmann Charlotte saß, der es schwer, ja beinahe unmöglich ward, die Bewegungen ihres Innern zu verbergen.

Die Baronesse hatte Zeit genug, Beobachtungen anzustellen. Sie bemerkte Charlottens Unbehagen, und weil sie nur Eduards Verhältniß zu Ottilien im Sinn hatte, so überzeugte sie sich leicht, auch Charlotte sey bedenklich und verdrießlich über ihres Gemahls Benehmen, und überlegte, wie sie nunmehr am besten zu ihren Zwecken gelangen könne.

Auch nach Tische fand sich ein Zwiespalt in der Gesellschaft. Der Graf, der den Hauptmann recht ergründen wollte, brauchte bei einem so ruhigen, keineswegs eitlen und überhaupt lakonischen Manne verschiedene Wendungen, um zu erfahren was er wünschte,

Sie gingen miteinander an der einen Seite des Saals auf und ab, indeß Eduard, aufgeregt von Wein und Hoffnung, mit Ottilien an einem Fenſter ſcherzte, Charlotte und die Baroneſſe aber ſtillſchweigend an der andern Seite des Saals nebeneinander hin und wieder gingen. Ihr Schweigen und müßiges Umherſtehen brachte denn auch zuletzt eine Stockung in die übrige Geſellſchaft. Die Frauen zogen ſich zurück auf ihren Flügel, die Männer auf den andern, und ſo ſchien dieſer Tag abgeſchloſſen.

Eilftes Capitel.

Eduard begleitete den Grafen auf ſein Zimmer und ließ ſich recht gern durch's Geſpräch verführen, noch eine Zeit lang bei ihm zu bleiben. Der Graf verlor ſich in vorige Zeiten, gedachte mit Lebhaftigkeit an die Schönheit Charlottens, die er als ein Kenner mit vielem Feuer entwickelte. Ein ſchöner Fuß iſt eine große Gabe der Natur. Dieſe Anmuth iſt unverwüſtlich. Ich habe ſie heute im Gehen beobachtet; noch immer möchte man ihren Schuh küſſen, und die zwar etwas barbariſche, aber doch tief gefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederholen, die ſich nichts beſſers kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Perſon ihre Geſundheit zu trinken.

Die Spitze des Fußes blieb nicht allein der Gegenſtand des Lobes unter zwey vertrauten Männern. Sie gingen von der Perſon auf alte Geſchichten und Abenteuer zurück, und kamen auf die Hinderniſſe, die man ehemals den Zuſammenkünften dieſer beiden Liebenden entgegengeſetzt, welche Mühe ſie ſich gegeben, welche Kunſtgriffe ſie erfunden, nur um ſich ſagen zu können, daß ſie ſich liebten.

Erinnerſt du dich, fuhr der Graf fort, welche Abenteuer ich dir recht freundſchaftlich und uneigennützig beſtehen helfen, als unſre höchſten Herrſchaften ihren Oheim beſuchten und auf dem weitläufigen Schloſſe zuſammenkamen? Der Tag war in Feyerlichkeiten und Feyerkleidern hingegangen; ein Theil der Nacht ſollte wenigſtens unter freiem liebevollen Geſpräch verſtreichen.

Den Hinweg zu dem Quartier der Hofdamen hatten Sie ſich wohl gemerkt, ſagte Eduard. Wir gelangten glücklich zu meiner Geliebten.

Die, verſetzte der Graf, mehr an den Anſtand als an meine Zufriedenheit gedacht und eine ſehr häßliche Ehrenwächterin bei ſich behalten hatte; da mir denn, indeſſen ihr euch mit Blicken und Worten ſehr gut unterhieltet, ein höchſt unerfreuliches Loos zu Theil ward.

Ich habe mich noch geſtern, verſetzte Eduard, als Sie ſich anmelden ließen, mit meiner Frau an die Geſchichte erinnert, beſonders an unſern Rückzug. Wir verfehlten den Weg und kamen an den Vorſaal der Garden. Weil wir uns nun von da recht gut zu finden wußten, ſo glaubten wir auch hier ganz ohne Bedenken hindurch und an dem Poſten, wie an den übrigen, vorbei gehen zu können. Aber wie groß war beim Eröffnen der Thüre unſere Verwunderung! Der Weg war mit Matratzen verlegt, auf denen die Rieſen

in mehreren Reihen ausgestreckt lagen und schliefen. Der einzige Wachende auf dem Posten sah uns verwundert an; wir aber im jugendlichen Muth und Muthwillen stiegen ganz gelassen über die ausgestreckten Stiefel weg, ohne daß auch nur einer von diesen schnarchenden Enakskindern erwacht wäre.

Ich hatte große Lust zu stolpern, sagte der Graf, damit es Lärm gegeben hätte: denn welch eine seltsame Auferstehung würden wir gesehen haben!

In diesem Augenblick schlug die Schloßglocke Zwölf.

Es ist doch Mitternacht, sagte der Graf lächelnd, und eben gerechte Zeit. Ich muß Sie, lieber Baron, um eine Gefälligkeit bitten: führen Sie mich heute wie ich Sie damals führte; ich habe der Baronesse das Versprechen gegeben sie noch zu besuchen. Wir haben uns den ganzen Tag nicht allein gesprochen, wir haben uns so lange nicht gesehen, und nichts ist natürlicher als daß man sich nach einer vertraulichen Stunde sehnt. Zeigen Sie mir den Hinweg, den Rückweg will ich schon finden und auf alle Fälle werde ich über keine Stiefel wegzustolpern haben.

Ich will Ihnen recht gern diese gastliche Gefälligkeit erzeigen, versetzte Eduard; nur sind die drey Frauenzimmer drüben zusammen auf dem Flügel. Wer weiß, ob wir sie nicht noch beieinander finden, oder was wir sonst für Händel anrichten, die irgend ein wunderliches Ansehn gewinnen.

Nur ohne Sorge! sagte der Graf; die Baronesse erwartet mich. Sie ist um diese Zeit gewiß auf ihrem Zimmer und allein.

Die Sache ist übrigens leicht, versetzte Eduard, und nahm ein Licht, dem Grafen vorleuchtend eine geheime Treppe hinunter, die zu einem langen Gang führte. Am Ende desselben öffnete Eduard eine kleine Thüre. Sie erstiegen eine Wendeltreppe; oben auf einem engen Ruheplatz deutete Eduard dem Grafen, dem er das Licht in die Hand gab, nach einer Tapetenthüre rechts, die beim ersten Versuch sogleich sich öffnete, den Grafen aufnahm und Eduard in dem dunklen Raum zurückließ.

Eine andre Thüre links ging in Charlottens Schlafzimmer. Er hörte reden und horchte. Charlotte sprach zu ihrem Kammermädchen: ist Ottilie schon zu Bette? Nein, versetzte jene; sie sitzt noch unten und schreibt. So zünde Sie das Nachtlicht an, sagte Charlotte, und gehe Sie nur hin: es ist spät. Die Kerze will ich selbst auslöschen und für mich zu Bette gehen.

Eduard hörte mit Entzücken, daß Ottilie noch schreibe. Sie beschäftigt sich für mich! dachte er triumphirend. Durch die Finsterniß ganz in sich selbst geengt sah er sie sitzen, schreiben; er glaubte zu ihr zu treten, sie zu sehen, wie sie sich nach ihm umkehrte; er fühlte ein unüberwindliches Verlangen ihr noch einmal nahe zu seyn. Von hier aber war kein Weg in

das

das Halbgeſchoß wo ſie wohnte. Nun fand er ſich unmittelbar an ſeiner Frauen Thüre, eine ſonderbare Verwechſelung ging in ſeiner Seele vor, er ſuchte die Thüre aufzudrehen, er fand ſie verſchloſſen, er pochte leiſe an, Charlotte hörte nicht.

Sie ging in dem größeren Nebenzimmer lebhaft auf und ab. Sie wiederholte ſich aber und abermals, was ſie ſeit jenem unerwarteten Vorſchlag des Grafen oft genug bei ſich um und um gewendet hatte. Der Hauptmann ſchien vor ihr zu ſtehen. Er füllte noch das Haus, er belebte noch die Spaziergänger und er ſollte fort, das alles ſollte leer werden! Sie ſagte ſich alles, was man ſich ſagen kann, ja ſie anticipirte, wie man gewöhnlich pflegt, den leidigen Troſt, daß auch ſolche Schmerzen durch die Zeit gelindert werden. Sie verwünſchte die Zeit, die es braucht, um ſie zu lindern; ſie verwünſchte die todtenhafte Zeit, wo ſie würden gelindert ſeyn.

Da war denn zuletzt die Zuflucht zu den Thränen um ſo willkommner, als ſie bei ihr ſelten ſtatt fand. Sie warf ſich auf den Sopha und überließ ſich ganz ihrem Schmerz. Eduard ſeinerſeits konnte von der Thüre nicht weg; er pochte nochmals, und zum drittenmal etwas ſtärker, ſo daß Charlotte durch die Nachtſtille es ganz deutlich vernahm und erſchreckt auffuhr. Der erſte Gedanke war: es könne, es müſſe der Hauptmann ſeyn; der zweyte: das ſey unmöglich! Sie hielt

es für Täuschung; aber sie hatte es gehört, sie wünschte, sie fürchtete es gehört zu haben. Sie ging in's Schlafzimmer, trat leise zu der verriegelten Tapetenthür. Sie schalt sich über ihre Furcht: wie leicht kann die Gräfin etwas bedürfen! sagte sie zu sich selbst und rief gefaßt und gesetzt: Ist jemand da? Eine leise Stimme antwortete: Ich bin's. Wer? entgegnete Charlotte, die den Ton nicht unterscheiden konnte. Ihr stand des Hauptmanns Gestalt vor der Thür. Etwas lauter klang es ihr entgegen: Eduard! Sie öffnete und ihr Gemahl stand vor ihr. Er begrüßte sie mit einem Scherz. Es ward ihr möglich in diesem Tone fortzufahren. Er verwickelte den räthselhaften Besuch in räthselhafte Erklärungen. Warum ich denn aber eigentlich komme, sagte er zuletzt, muß ich dir nur gestehen. Ich habe ein Gelübde gethan, heute Abend noch deinen Schuh zu küssen.

Das ist dir lange nicht eingefallen, sagte Charlotte. Desto schlimmer, versetzte Eduard, und desto besser!

Sie hatte sich in einen Sessel gesetzt, um ihre leichte Nachtkleidung seinen Blicken zu entziehen. Er warf sich vor ihr nieder und sie konnte sich nicht erwehren, daß er nicht ihren Schuh küßte, und daß, als dieser ihm in der Hand blieb, er den Fuß ergriff und ihn zärtlich an seine Brust drückte.

Charlotte war eine von den Frauen, die von Natur mäßig, im Ehestande, ohne Vorsatz und Anstrengung,

die Art und Weiſe der Liebhaberinnen fortführen. Niemals reizte ſie den Mann, ja ſeinem Verlangen kam ſie kaum entgegen; aber ohne Kälte und abſtoßende Strenge glich ſie immer einer liebevollen Braut, die ſelbſt vor dem Erlaubten noch innige Scheu trägt. Und ſo fand ſie Eduard dieſen Abend in doppeltem Sinne. Wie ſehnlich wünſchte ſie den Gatten weg: denn die Luftgeſtalt des Freundes ſchien ihr Vorwürfe zu machen. Aber das was Eduarden hätte entfernen ſollen, zog ihn nur mehr an. Eine gewiſſe Bewegung war an ihr ſichtbar. Sie hatte geweint, und wenn weiche Perſonen dadurch meiſt an Anmuth verlieren, ſo gewinnen diejenigen dadurch unendlich, die wir gewöhnlich als ſtark und gefaßt kennen. Eduard war ſo liebenswürdig, ſo freundlich, ſo dringend; er bat ſie, bei ihr bleiben zu dürfen, er forderte nicht, bald ernſt bald ſcherzhaft ſuchte er ſie zu bereden, er dachte nicht daran, daß er Rechte habe und löſchte zuletzt muthwillig die Kerze aus.

In der Lampendämmerung ſogleich behauptete die innre Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nur Ottilien in ſeinen Armen; Charlotten ſchwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und ſo verwebten, wunderſam genug, ſich Abweſendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander.

Und doch läßt ſich die Gegenwart ihr ungeheures Recht nicht rauben. Sie brachten einen Theil der

Nacht unter allerlei Geſprächen und Scherzen zu, die um deſto freier waren, als das Herz leider keinen Theil daran nahm. Aber als Eduard des andern Morgens an dem Buſen ſeiner Frau erwachte, ſchien ihm der Tag ahnungsvoll hereinzublicken, die Sonne ſchien ihm ein Verbrechen zu beleuchten; er ſchlich ſich leiſe von ihrer Seite, und ſie fand ſich, ſeltſam genug, allein als ſie erwachte.

Zwölftes Capitel.

Als die Geſellſchaft zum Frühſtück wieder zuſammen kam, hätte ein aufmerkſamer Beobachter an dem Betragen der Einzelnen die Verſchiedenheit der innern Geſinnungen und Empfindungen abnehmen können. Der Graf und die Baroneſſe begegneten ſich mit dem heitern Behagen, das ein paar Liebende empfinden, die ſich, nach erduldeter Trennung, ihrer wechſelſeitigen Neigung abermals verſichert halten; dagegen Charlotte und Eduard gleichſam beſchämt und reuig dem Hauptmann und Ottilien entgegen traten. Denn ſo iſt die Liebe beſchaffen, daß ſie allein Rechte zu haben glaubt und alle anderen Rechte vor ihr verſchwinden. Ottilie war kindlich heiter, nach ihrer Weiſe konnte man ſie offen nennen. Ernſt erſchien der Hauptmann; ihm war bei der Unterredung mit dem Grafen, indem dieſer alles in ihm aufregte, was einige Zeit geruht und geſchlafen hatte, nur zu fühlbar geworden, daß er eigentlich hier ſeine Beſtimmung nicht erfülle und im Grunde bloß in einem halbthätigen Müßiggang hinſchlendere. Kaum hatten ſich die beiden Gäſte entfernt, als ſchon wieder neuer Beſuch eintraf, Charlotten willkommen, die aus ſich

ſelbſt heraus zu gehen, ſich zu zerſtreuen wünſchte; Eduarden ungelegen, der eine doppelte Neigung fühlte ſich mit Ottilien zu beſchäftigen; Ottilien gleichfalls unerwünſcht, die mit ihrer auf morgen früh ſo nöthigen Abſchrift noch nicht fertig war. Und ſo eilte ſie auch, als die Fremden ſich ſpät entfernten, ſogleich auf ihr Zimmer.

Es war Abend geworden. Eduard, Charlotte und der Hauptmann, welche die Fremden, ehe ſie ſich in den Wagen ſetzten, eine Strecke zu Fuß begleitet hatten, wurden einig noch einen Spaziergang nach den Teichen zu machen. Ein Kahn war angekommen, den Eduard mit anſehnlichen Koſten aus der Ferne verſchrieben hatte. Man wollte verſuchen, ob er ſich leicht bewegen und lenken laſſe.

Er war am Ufer des mittelſten Teiches nicht weit von einigen alten Eichbäumen angebunden, auf die man ſchon bei künftigen Anlagen gerechnet hatte. Hier ſollte ein Landungsplatz angebracht, unter den Bäumen ein architektoniſcher Ruheſitz aufgeführt werden, wonach diejenigen, die über den See fahren, zu ſteuern hätten.

Wo wird man denn nun drüben die Landung am beſten anlegen? fragte Eduard. Ich ſollte denken bei meinen Platanen.

Sie ſtehen ein wenig zu weit rechts, ſagte der Hauptmann. Lander man weiter unten, ſo iſt man dem Schloſſe näher; doch muß man es überlegen.

Der Hauptmann ſtand ſchon im Hintertheile des Kahns und hatte ein Ruder ergriffen. Charlotte ſtieg ein, Eduard gleichfalls und faßte das andre Ruder; aber als er eben im Abſtoßen begriffen war, gedachte er Ottiliens, gedachte daß ihn dieſe Waſſerfahrt verſpäten, wer weiß erſt wann zurückführen würde. Er entſchloß ſich kurz und gut, ſprang wieder an's Land, reichte dem Hauptmann das andre Ruder und eilte, ſich flüchtig entſchuldigend, nach Hauſe.

Dort vernahm er: Ottilie habe ſich eingeſchloſſen, ſie ſchreibe. Bei dem angenehmen Gefühle, daß ſie für ihn etwas thue, empfand er das lebhafteſte Mißbehagen ſie nicht gegenwärtig zu ſehen. Seine Ungeduld vermehrte ſich mit jedem Augenblicke. Er ging in dem großen Saale auf und ab, verſuchte allerlei und nichts vermochte ſeine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Sie wünſchte er zu ſehen, allein zu ſehen, ehe noch Charlotte mit dem Hauptmann zurückkäme. Es ward Nacht, die Kerzen wurden angezündet.

Endlich trat ſie herein, glänzend von Liebenswürdigkeit. Das Gefühl, etwas für den Freund gethan zu haben, hatte ihr ganzes Weſen über ſich ſelbſt gehoben. Sie legte das Original und die Abſchrift vor Eduard auf den Tiſch. Wollen wir collationiren? ſagte ſie lächelnd. Eduard wußte nicht was er erwidern ſollte. Er ſah ſie an, er beſah die Abſchrift. Die erſten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit

einer zarten weiblichen Hand geschrieben; dann schienen sich die Züge zu verändern, leichter und freier zu werden: aber wie erstaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überlief! Um Gotteswillen! rief er aus, was ist das? Das ist meine Hand! Er sah Ottilien an und wieder auf die Blätter; besonders der Schluß war ganz als wenn er ihn selbst geschrieben hätte. Ottilie schwieg, aber sie blickte ihm mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard hob seine Arme empor: Du liebst mich! rief er aus: Ottilie du liebst mich! und sie hielten einander umfaßt. Wer das andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen.

Von diesem Augenblick an war die Welt für Eduarden umgewendet, er nicht mehr was er gewesen, die Welt nicht mehr was sie gewesen. Sie standen vor einander, er hielt ihre Hände, sie sahen einander in die Augen, im Begriff sich wieder zu umarmen.

Charlotte mit dem Hauptmann trat herein. Zu den Entschuldigungen eines längeren Außenbleibens lächelte Eduard heimlich. O wie viel zu früh kommt ihr! sagte er zu sich selbst.

Sie setzten sich zum Abendessen. Die Personen des heutigen Besuchs wurden beurtheilt. Eduard liebevoll aufgeregt sprach gut von einem jeden, immer schonend, oft billigend. Charlotte, die nicht durchaus seiner Meinung war, bemerkte diese Stimmung und scherzte mit ihm, daß er, der sonst über die scheidende Gesell-

ſchaft immer das ſtrengſte Zungengericht ergehen laſſe, heute ſo mild und nachſichtig ſey.

Mit Feuer und herzlicher Ueberzeugung rief Eduard: Man muß nur Ein Weſen recht von Grund aus lieben, da kommen einem die übrigen alle liebenswürdig vor! Ottilie ſchlug die Augen nieder, und Charlotte ſah vor ſich hin.

Der Hauptmann nahm das Wort und ſagte: Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung, iſt es doch auch etwas Aehnliches. Man erkennt nur erſt das Schätzenswerthe in der Welt, wenn man ſolche Geſinnungen an Einem Gegenſtande zu üben Gelegenheit findet.

Charlotte ſuchte bald in ihr Schlafzimmer zu gelangen, um ſich der Erinnerung deſſen zu überlaſſen, was dieſen Abend zwiſchen ihr und dem Hauptmann vorgegangen war.

Als Eduard an's Ufer ſpringend den Kahn vom Lande ſtieß, Gattin und Freund dem ſchwankenden Element ſelbſt überantwortete, ſah nunmehr Charlotte den Mann, um den ſie im Stillen ſchon ſo viel gelitten hatte, in der Dämmerung vor ſich ſitzen und durch die Führung zweyer Ruder das Fahrzeug in beliebiger Richtung fortbewegen. Sie empfand eine tiefe, ſelten gefühlte Traurigkeit. Das Kreiſen des Kahns, das Plätſchern der Ruder, der über den Waſſerſpiegel hinſchauernde Windhauch, das Säuſeln der Rohre, das letzte Schweben der Vögel, das Blinken und Wieder-

blinken der ersten Sterne, alles hatte etwas geisterhaftes in dieser allgemeinen Stille. Es schien ihr, der Freund führe sie weit weg, um sie auszusetzen, sie allein zu lassen. Eine wunderbare Bewegung war in ihrem Innern, und sie konnte nicht weinen.

Der Hauptmann beschrieb ihr unterdessen, wie nach seiner Absicht die Anlagen werden sollten. Er rühmte die guten Eigenschaften des Kahns, daß er sich leicht mit zwey Rudern von Einer Person bewegen und regieren lasse. Sie werde das selbst lernen, es sey eine angenehme Empfindung manchmal allein auf dem Wasser hinzuschwimmen und sein eigner Fähr- und Steuermann zu seyn.

Bei diesen Worten fiel der Freundin die bevorstehende Trennung auf's Herz. Sagt er das mit Vorsatz? dachte sie bei sich selbst: Weiß er schon davon? vermuthet er's? oder sagt er es zufällig, so daß er mir bewußtlos mein Schicksal vorausverkündigt? Es ergriff sie eine große Wehmuth, eine Ungeduld; sie bat ihn, baldmöglichst zu landen und mit ihr nach dem Schlosse zurückzukehren.

Es war das erstemal, daß der Hauptmann die Teiche befuhr, und ob er gleich im allgemeinen ihre Tiefe untersucht hatte, so waren ihm doch die einzelnen Stellen unbekannt. Dunkel fing es an zu werden, er richtete seinen Lauf dahin, wo er einen bequemen Ort zum Aussteigen vermuthete und den Fußpfad nicht entfernt wußte, der nach dem Schlosse führte. Aber auch

von dieſer Bahn wurde er einigermaßen abgelenkt, als Charlotte mit einer Art von Aengſtlichkeit den Wunſch wiederholte, bald am Lande zu ſeyn. Er näherte ſich mit erneuten Anſtrengungen dem Ufer, aber leider fühlte er ſich in einiger Entfernung davon angehalten; er hatte ſich feſt gefahren und ſeine Bemühungen wieder los zu kommen waren vergebens. Was war zu thun? Ihm blieb nichts übrig als in das Waſſer zu ſteigen, das ſeicht genug war, und die Freundin an das Land zu tragen. Glücklich brachte er die liebe Bürde hinüber, ſtark genug um nicht zu ſchwanken oder ihr einige Sorge zu geben, aber doch hatte ſie ängſtlich ihre Arme um ſeinen Hals geſchlungen. Er hielt ſie feſt und drückte ſie an ſich. Erſt auf einem Raſenabhang ließ er ſie nieder, nicht ohne Bewegung und Verwirrung. Sie lag noch an ſeinem Halſe; er ſchloß ſie auf's neue in ſeine Arme und drückte einen lebhaften Kuß auf ihre Lippen; aber auch im Augenblick lag er zu ihren Füßen, drückte ſeinen Mund auf ihre Hand und rief: Charlotte, werden Sie mir vergeben?

Der Kuß, den der Freund gewagt, den ſie ihm beinahe zurück gegeben, brachte Charlotten wieder zu ſich ſelbſt. Sie drückte ſeine Hand, aber ſie hob ihn nicht auf. Doch indem ſie ſich zu ihm hinunterneigte und eine Hand auf ſeine Schultern legte, rief ſie aus: daß dieſer Augenblick in unſerm Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern; aber daß ſie unſer werth ſey,

Dreyzehntes Capitel.

Edyard von ſeiner Seite iſt in einer ganz verſchiedenen Stimmung. Zu ſchlafen denkt er ſo wenig, daß es ihm nicht einmal einfällt ſich auszuziehen. Die Abſchrift des Documents küßt er tauſendmal, den Anfang von Ottiliens kindlich ſchüchterner Hand; das Ende wagt er kaum zu küſſen, weil er ſeine eigene Hand zu ſehen glaubt. O daß es ein andres Document wäre! ſagt er ſich im Stillen; und doch iſt es ihm auch ſo ſchon die ſchönſte Verſicherung, daß ſein höchſter Wunſch erfüllt ſey. Bleibt es ja doch in ſeinen Händen, und wird er es nicht immerfort an ſein Herz drücken, obgleich entſtellt durch die Unterſchrift eines Dritten!

Der abnehmende Mond ſteigt über den Wald hervor. Die warme Nacht lockt Eduarden in's Freie; er ſchweift umher, er iſt der unruhigſte und der glücklichſte aller Sterblichen. Er wandelt durch die Gärten; ſie ſind ihm zu enge; er eilt auf das Feld, und es wird ihm zu weit. Nach dem Schloſſe zieht es ihn zurück; er findet ſich unter Ottiliens Fenſtern. Dort ſetzt er ſich auf eine Terraſſentreppe. Mauern und Riegel, ſagt

er zu sich selbst, trennen uns jetzt, aber unsre Herzen sind nicht getrennt. Stünde sie vor mir, in meine Arme würde sie fallen, ich in die ihrigen, und was bedarf es weiter als diese Gewißheit! Alles war still um ihn her, kein Lüftchen regte sich; so still war's, daß er das wühlende Arbeiten emsiger Thiere unter der Erde vernehmen konnte, denen Tag und Nacht gleich sind. Er hing ganz seinen glücklichen Träumen nach, schlief endlich ein und erwachte nicht eher wieder, als bis die Sonne mit herrlichem Blick heraufstieg und die frühsten Nebel gewältigte.

Nun fand er sich den ersten Wachenden in seinen Besitzungen. Die Arbeiter schienen ihm zu lange auszubleiben. Sie kamen; es schienen ihm ihrer zu wenig, und die vorgesetzte Tagesarbeit für seine Wünsche zu gering. Er fragte nach mehreren Arbeitern: man versprach sie und stellte sie im Laufe des Tages. Aber auch diese sind ihm nicht genug, um seine Vorsätze schleunig ausgeführt zu sehen. Das Schaffen macht ihm keine Freude mehr: es soll schon alles fertig seyn, und für wen? Die Wege sollen gebahnt seyn, damit Ottilie bequem sie gehen, die Sitze schon an Ort und Stelle, damit Ottilie dort ruhen könne. Auch an dem neuen Hause treibt er was er kann: es soll an Ottiliens Geburtstage gerichtet werden. In Eduards Gesinnungen, wie in seinen Handlungen, ist kein Maß mehr. Das Bewußtseyn zu lieben und geliebt zu werden treibt

ihn in's Unendliche. Wie verändert iſt ihm die Anſicht von allen Zimmern, von allen Umgebungen! Er findet ſich in ſeinem eigenen Hauſe nicht mehr. Ottiliens Gegenwart verſchlingt ihm alles: er iſt ganz in ihr verſunken; keine andre Betrachtung ſteigt vor ihm auf, kein Gewiſſen ſpricht ihm zu; alles was in ſeiner Natur gebändigt war bricht los, ſein ganzes Weſen ſtrömt gegen Ottilien.

Der Hauptmann beobachtet dieſes leidenſchaftliche Treiben und wünſcht den traurigen Folgen zuvorzukommen. Alle dieſe Anlagen, die jetzt mit einem einſeitigen Triebe übermäßig gefördert werden, hatte er auf ein ruhig freundliches Zuſammenleben berechnet. Der Verkauf des Vorwerks war durch ihn zu Stande gebracht, die erſte Zahlung geſchehen, Charlotte hatte ſie der Abrede nach in ihre Caſſe genommen. Aber ſie muß gleich in der erſten Woche Ernſt und Geduld und Ordnung mehr als ſonſt üben und im Auge haben: denn nach der übereilten Weiſe wird das Ausgeſetzte nicht lange reichen.

Es war viel angefangen und viel zu thun. Wie ſoll er Charlotten in dieſer Lage laſſen! Sie berathen ſich und kommen überein, man wolle die planmäßigen Arbeiten lieber ſelbſt beſchleunigen, zu dem Ende Gelder aufnehmen, und zu deren Abtragung die Zahlungstermine anweiſen, die vom Vorwerksverkauf zurückgeblieben waren. Es ließ ſich faſt ohne Verluſt durch

Ceſſion der Gerechtſame thun; man hatte freiere Hand; man leiſtete, da alles im Gange, Arbeiter genug vorhanden waren, mehr auf einmal, und gelangte gewiß [illegible] bald zum Zweck. Eduard ſtimmte gern bei, weil es mit ſeinen Abſichten übereintraf.

Im innern Herzen beharrt indeſſen Charlotte bei dem was ſie bedacht und ſich vorgeſetzt, und männlich ſteht ihr der Freund mit gleichem Sinn zur Seite. Aber eben dadurch wird ihre Vertraulichkeit nur vermehrt. Sie erklären ſich wechſelſeitig über Eduards Leidenſchaft; ſie berathen ſich darüber. Charlotte ſchließt Ottilien näher an ſich, beobachtet ſie ſtrenger, und je mehr ſie ihr eigen Herz gewahr worden, deſto tiefer blickt ſie in das Herz des Mädchens. Sie ſieht keine Rettung, als ſie muß das Kind entfernen.

Nun ſcheint es ihr eine glückliche Fügung, daß Luciane ein ſo ausgezeichnetes Lob in der Penſion erhalten: denn die Großtante, davon unterrichtet, will ſie nun ein für allemal zu ſich nehmen, ſie um ſich haben, ſie in die Welt einführen. Ottilie konnte in die Penſion zurückkehren; der Hauptmann entfernte ſich, wohlverſorgt; und alles ſtand wie vor wenigen Monaten, ja um ſo viel beſſer. Ihr eigenes Verhältniß hoffte Charlotte zu Eduard bald wieder herzuſtellen, und ſie legte das alles ſo verſtändig bei ſich zurecht, daß ſie ſich nur immer mehr in dem Wahn beſtärkte: in einen frühern beſchränktern Zuſtand könne man zurückkehren,

ein

ein gewaltſam Entbundenes laſſe ſich wieder in's Enge bringen.

Eduard empfand indeſſen die Hinderniſſe ſehr hoch, die man ihm in den Weg legte. Er bemerkte gar bald, daß man ihn und Ottilien auseinander hielt, daß man ihm erſchwerte ſie allein zu ſprechen, ja ſich ihr zu nähern, außer in Gegenwart von Mehreren; und indem er hierüber verdrießlich war, ward er es über manches andere. Könnte er Ottilien ſüchtig ſprechen, ſo war es nicht nur ſie ſeiner Liebe zu verſichern, ſondern ſich auch über ſeine Gattin, über den Hauptmann zu beſchweren. Er fühlte nicht, daß er ſelbſt durch ſein heftiges Treiben die Caſſe zu erſchöpfen auf dem Wege war; er tadelte bitter Charlotten und den Hauptmann, daß ſie bei dem Geſchäft gegen die erſte Abrede handelten, und doch hatte er in die zweyte Abrede gewilligt, ja er hatte ſie ſelbſt veranlaßt und nothwendig gemacht.

Der Haß iſt parteyiſch, aber die Liebe iſt es noch mehr. Auch Ottilie entfremdete ſich einigermaßen von Charlotten und dem Hauptmann. Als Eduard ſich einſt gegen Ottilien über den letztern beklagte, daß er als Freund und in einem ſolchen Verhältniſſe nicht ganz aufrichtig handle, verſetzte Ottilie unbedachtſam: es hat mir ſchon früher mißfallen, daß er nicht ganz redlich gegen Sie iſt. Ich hörte ihn einmal zu Charlotten ſagen: wenn uns nur Eduard mit ſeiner Flötendudeley

verſchonte: es kann daraus nichts werden und iſt für die Zuhörer ſo läſtig. Sie können denken, wie mich das geſchmerzt hat, da ich Sie ſo gern accompagnire.

Kaum hatte ſie es geſagt, als ihr ſchon der Geiſt zuflüſterte, daß ſie hätte ſchweigen ſollen; aber es war heraus. Eduards Geſichtszüge verwandelten ſich. Nie hatte ihn etwas mehr verdroſſen: er war in ſeinen liebſten Forderungen angegriffen, er war ſich eines kindlichen Strebens ohne die mindeſte Anmaßung bewußt. Was ihn unterhielt, was ihn erfreute, ſollte doch mit Schonung von Freunden behandelt werden. Er dachte nicht, wie ſchrecklich es für einen Dritten ſey, ſich die Ohren durch ein unzulängliches Talent verletzen zu laſſen. Er war beleidigt, wüthend um nicht wieder zu vergeben. Er fühlte ſich von allen Pflichten losgeſprochen.

Die Nothwendigkeit mit Ottilien zu ſeyn, ſie zu ſehen, ihr etwas zuzuflüſtern, ihr zu vertrauen, wuchs mit jedem Tage. Er entſchloß ſich ihr zu ſchreiben, ſie um einen geheimen Briefwechſel zu bitten. Das Streifchen Papier, worauf er dieß lakoniſch genug gethan hatte, lag auf dem Schreibtiſch und ward vom Zugwind heruntergeführt, als der Kammerdiener hereintrat, ihm die Haare zu kräuſeln. Gewöhnlich, um die Hitze des Eiſens zu verſuchen, bückte ſich dieſer nach Papierſchnitzeln auf der Erde; dießmal ergriff er das Billet, zwickte es eilig, und es war verſengt. Eduard den Mißgriff bemerkend riß es ihm aus der Hand. Bald darauf

ſetzte er ſich hin, es noch einmal zu ſchreiben; es wollte nicht ganz ſo zum zweytenmal aus der Feder. Er fühlte einiges Bedenken, einige Beſorgniß, die er jedoch überwand. Ottilien wurde das Blättchen in die Hand gedrückt, den erſten Augenblick wo er ſich ihr nähern konnte.

Ottilie verſäumte nicht ihm zu antworten. Ungeleſen ſteckte er das Zettelchen in die Weſte, die modiſch kurz es nicht gut verwahrte. Es ſchob ſich heraus und fiel, ohne von ihm bemerkt zu werden, auf den Boden. Charlotte ſah es und hob es auf, und reichte es ihm mit einem flüchtigen Ueberblick. Hier iſt etwas von deiner Hand, ſagte ſie, das du vielleicht ungern verlöreſt.

Er war betroffen. Verſtellt ſie ſich? dachte er. Iſt ſie den Inhalt des Blättchens gewahr worden, oder irrt ſie ſich an der Aehnlichkeit der Hände? Er hoffte, er dachte das Letztre. Er war gewarnt, doppelt gewarnt, aber dieſe ſonderbaren zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Weſen mit uns zu ſprechen ſcheint, waren ſeiner Leidenſchaft unverſtändlich; vielmehr indem ſie ihn immer weiter führte, empfand er die Beſchränkung, in der man ihn zu halten ſchien, immer unangenehmer. Die freundliche Geſellſchaft verlor ſich. Sein Herz war verſchloſſen, und wenn er mit Freund und Frau zuſammen zu ſeyn genöthigt war, ſo gelang es ihm nicht, ſeine frühere Neigung zu ihnen in ſeinem Buſen wieder aufzufinden, zu beleben. Der ſtille

Vorwurf, den er sich selbst hierüber machen mußte, war ihm unbequem, und er suchte sich durch eine Art von Humor zu helfen, der aber, weil er ohne Liebe war, auch der gewohnten Anmuth ermangelte.

Ueber alle diese Prüfungen half Charlotten ihr inneres Gefühl hinweg. Sie war sich ihres ernsten Vorsatzes bewußt, auf eine so schöne edle Neigung Verzicht zu thun.

Wie sehr wünschte sie jenen beiden auch zu Hülfe zu kommen. Entfernung, fühlte sie wohl, wird nicht allein hinreichend seyn, ein solches Uebel zu heilen. Sie nimmt sich vor die Sache gegen das gute Kind zur Sprache zu bringen; aber sie vermag es nicht; die Erinnerung ihres eignen Schwankens steht ihr im Wege. Sie sucht sich darüber im Allgemeinen auszudrücken; das Allgemeine paßt auch auf ihren eignen Zustand, den sie auszusprechen scheut. Ein jeder Wink, den sie Ottilien geben will, deutet zurück in ihr eignes Herz. Sie will warnen und fühlt, daß sie wohl selbst noch einer Warnung bedürfen könnte.

Schweigend hält sie daher die Liebenden noch immer auseinander, und die Sache wird dadurch nicht besser. Leise Andeutungen, die ihr manchmal entschlüpfen, wirken auf Ottilien nicht: denn Eduard hatte diese von Charlottens Neigung zum Hauptmann überzeugt, sie überzeugt, daß Charlotte selbst eine Scheidung wünsche, die er nun auf eine anständige Weise zu bewirken denke.

Ottilie getragen durch das Gefühl ihrer Unſchuld, auf dem Wege zu dem erwünſchteſten Glück, lebt nur für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allem Guten geſtärkt, um ſeinetwillen freudiger in ihrem Thun, aufgeſchloſſener gegen andre, findet ſie ſich in einem Himmel auf Erden.

So ſetzen alle zuſammen, jeder auf ſeine Weiſe, das tägliche Leben fort, mit und ohne Nachdenken; alles ſcheint ſeinen gewöhnlichen Gang zu gehen, wie man auch in ungeheuren Fällen, wo alles auf dem Spiele ſteht, noch immer ſo fort lebt, als wenn von nichts die Rede wäre.

Vierzehntes Capitel.

Von dem Grafen war indeſſen ein Brief an den Hauptmann angekommen, und zwar ein doppelter, einer zum Vorzeigen, der ſehr ſchöne Ausſichten in die Ferne darwies, der andre hingegen, der ein entſchiedenes Anerbieten für die Gegenwart enthielt, eine bedeutende Hof- und Geſchäftsſtelle, den Charakter als Major, anſehnlichen Gehalt, und andre Vortheile, ſollte wegen verſchiedener Nebenumſtände noch geheim gehalten werden. Auch unterrichtete der Hauptmann ſeine Freunde nur von jenen Hoffnungen und verbarg was ſo nahe bevorſtand.

Indeſſen ſetzte er die gegenwärtigen Geſchäfte lebhaft fort und machte in der Stille Einrichtungen, wie alles in ſeiner Abweſenheit ungehinderten Fortgang haben könnte. Es iſt ihm nun ſelbſt daran gelegen, daß für manches ein Termin beſtimmt werde, daß Ottiliens Geburtstag manches beſchleunige. Nun wirken die beiden Freunde, obſchon ohne ausdrückliches Einverſtändniß, gern zuſammen. Eduard iſt nun recht zufrieden, daß man durch das Vorauserheben der

Gelder die Caſſe verſtärkt hat; die ganze Anſtalt rückt auf das raſcheſte vorwärts.

Die drey Teiche in einen See zu verwandeln hätte jetzt der Hauptmann am liebſten ganz widerrathen. Der untere Damm war zu verſtärken, die mittlern abzutragen, und die ganze Sache in mehr als Einem Sinne wichtig und bedenklich. Beide Arbeiten aber, wie ſie ineinander wirken konnten, waren ſchon angefangen, und hier kam ein junger Architekt, ein ehemaliger Zögling des Hauptmanns, ſehr erwünſcht, der theils mit Anſtellung tüchtiger Meiſter, theils mit Verdingen der Arbeit, wo ſich's thun ließ, die Sache förderte und dem Werke Sicherheit und Dauer verſprach; wobei ſich der Hauptmann im Stillen freute, daß man ſeine Entfernung nicht fühlen würde. Denn er hatte den Grundſatz, aus einem übernommenen unvollendeten Geſchäft nicht zu ſcheiden, bis er ſeine Stelle genugſam erſetzt ſähe. Ja er verachtete diejenigen, die, um ihren Abgang fühlbar zu machen, erſt noch Verwirrung in ihrem Kreiſe anrichten, indem ſie als ungebildete Selbſtler das zu zerſtören wünſchen, wobei ſie nicht mehr fortwirken ſollen.

So arbeitete man immer mit Anſtrengung, um Ottiliens Geburtstag zu verherrlichen, ohne daß man es ausſprach, oder ſich's recht aufrichtig bekannte. Nach Charlottens obgleich neidloſen Geſinnungen konnte es doch kein entſchiedenes Feſt werden. Die Jugend Ot-

tiliens, ihre Glücksumstände, das Verhältniß zur Familie berechtigten sie nicht als Königin eines Tages zu erscheinen. Und Eduard wollte nicht davon gesprochen haben, weil alles wie von selbst entspringen, überraschen und natürlich erfreuen sollte.

Alle kamen daher stillschweigend in dem Vorwande überein, als wenn an diesem Tage, ohne weitere Beziehung, jenes Lusthaus gerichtet werden sollte, und bei diesem Anlaß konnte man dem Volke so wie den Freunden ein Fest ankündigen.

Eduards Neigung war aber gränzenlos. Wie er sich Ottilien zuzueignen begehrte, so kannte er auch kein Maß des Hingebens, Schenkens, Versprechens. Zu einigen Gaben, die er Ottilien an diesem Tage verehren wollte, hatte ihm Charlotte viel zu ärmliche Vorschläge gethan. Er sprach mit seinem Kammerdiener, der seine Garderobe besorgte und mit Handelsleuten und Modehändlern in beständigem Verhältniß blieb; dieser, nicht unbekannt sowohl mit den angenehmsten Gaben selbst als mit der besten Art sie zu überreichen, bestellte sogleich in der Stadt den niedlichsten Koffer mit rothem Saffian überzogen, mit Stahlnägeln beschlagen, und angefüllt mit Geschenken, einer solchen Schale würdig.

Noch einen andern Vorschlag that er Eduarden. Es war ein kleines Feuerwerk vorhanden, das man immer abzubrennen versäumt hatte. Dieß konnte man leicht verstärken und erweitern. Eduard ergriff den Gedan-

ken, und jener verſprach für die Ausführung zu ſorgen. Die Sache ſollte ein Geheimniß bleiben.

Der Hauptmann hatte unterdeſſen, je näher der Tag heranrückte, ſeine polizeylichen Einrichtungen getroffen, die er für ſo nöthig hielt, wenn eine Maſſe Menſchen zuſammenberufen oder gelockt wird. Ja ſogar hatte er wegen des Bettelns und andrer Unbequemlichkeiten, wodurch die Anmuth eines Feſtes geſtört wird, durchaus Verſorge genommen.

Eduard und ſein Vertrauter dagegen beſchäftigten ſich vorzüglich mit dem Feuerwerk. Am mittelſten Teiche vor jenen großen Eichbäumen ſollte es abgebrannt werden; gegenüber unter den Platanen ſollte die Geſellſchaft ſich aufhalten, um die Wirkung aus gehöriger Ferne, die Abſpiegelung im Waſſer, und was auf dem Waſſer ſelbſt brennend zu ſchwimmen beſtimmt war, mit Sicherheit und Bequemlichkeit anzuſchauen.

Unter einem andern Vorwand ließ daher Eduard den Raum unter den Platanen von Geſträuch, Gras und Moos ſäubern, und nun erſchien erſt die Herrlichkeit des Baumwuchſes ſowohl an Höhe als Breite auf dem gereinigten Boden. Eduard empfand darüber die größte Freude. — Es war ungefähr um dieſe Jahreszeit, als ich ſie pflanzte. Wie lange mag es her ſeyn? ſagte er zu ſich ſelbſt. — Sobald er nach Hauſe kam, ſchlug er in alten Tagebüchern nach, die ſein Vater, beſonders auf dem Lande, ſehr ordentlich geführt hatte.

Zwar dieſer Pflanzung konnte nicht darin erwähnt ſeyn, aber eine andre häusliche wichtige Begebenheit an demſelben Tage, deren ſich Eduard noch wohl erinnerte, mußte nothwendig darin angemerkt ſtehen. Er durchblättert einige Bände; der Umſtand findet ſich: aber wie erſtaunt, wie erfreut iſt Eduard, als er das wunderbarſte Zuſammentreffen bemerkt. Der Tag, das Jahr jener Baumpflanzung iſt zugleich der Tag, das Jahr von Ottiliens Geburt.

Funfzehntes Capitel.

Endlich leuchtete Eduarden der ſehnlich erwartete Morgen und nach und nach ſtellten viele Gäſte ſich ein: denn man hatte die Einladungen weit umher geſchickt, und Manche, die das Legen des Grundſteins verſäumt hatten, wovon man ſo viel Artiges erzählte, wollten dieſe zweyte Feyerlichkeit um ſo weniger verfehlen.

Vor Tafel erſchienen die Zimmerleute mit Muſik im Schloßhofe, ihren reichen Kranz tragend, der aus vielen ſtufenweiſe übereinander ſchwankenden Laub- und Blumenreifen zuſammengeſetzt war. Sie ſprachen ihren Gruß, und erhaten ſich zur gewöhnlichen Ausſchmückung ſeidene Tücher und Bänder von dem ſchönen Geſchlecht. Indeß die Herrſchaft ſpeiſte, ſetzten ſie ihren jauchzenden Zug weiter fort, und nachdem ſie ſich eine Zeit lang im Dorfe aufgehalten und daſelbſt Frauen und Mädchen gleichfalls um manches Band gebracht, ſo kamen ſie endlich, begleitet und erwartet von einer großen Menge, auf die Höhe wo das gerichtete Haus ſtand.

Charlotte hielt nach der Tafel die Geſellſchaft eini-

germaßen zurück. Sie wollte keinen feyerlichen förmlichen Zug, und man fand ſich daher in einzelnen Partieen, ohne Rang und Ordnung, auf dem Platz gemächlich ein. Charlotte zögerte mit Ottilien und machte dadurch die Sache nicht beſſer: denn weil Ottilie wirklich die letzte war die herantrat, ſo ſchien es als wenn Trompeten und Pauken nur auf ſie gewartet hätten, als wenn die Feyerlichkeit bei ihrer Ankunft nun gleich beginnen müßte.

Dem Hauſe das rohe Anſehn zu nehmen, hatte man es mit grünem Reiſig und Blumen, nach Angabe des Hauptmanns, architektoniſch ausgeſchmückt, allein ohne deſſen Mitwiſſen hatte Eduard den Architekten veranlaßt, in dem Geſims das Datum mit Blumen zu bezeichnen. Das mochte noch hingehen; allein zeitig genug langte der Hauptmann an, um zu verhindern, daß nicht auch der Name Ottiliens im Giebelfelde glänzte. Er wußte dieſes Beginnen auf eine geſchickte Weiſe abzulehnen und die ſchon fertigen Blumenbuchſtaben bei Seite zu bringen.

Der Kranz war aufgeſteckt und weit umher in der Gegend ſichtbar. Bunt flatterten die Bänder und Tücher in der Luft, und eine kurze Rede verſcholl zum größten Theil im Winde. Die Feyerlichkeit war zu Ende, der Tanz auf dem geebneten und mit Lauben umkreiſeten Platze vor dem Gebäude ſollte nun angehen. Ein ſchmucker Zimmergeſelle führt Eduarden ein ſtinkes

Bauernmädchen zu, und forderte Ottilien auf, welche daneben ſtand. Die beiden Paare fanden ſogleich ihre Nachfolger und bald genug wechſelte Eduard, indem er Ottilien ergriff und mit ihr die Runde machte. Die jüngere Geſellſchaft miſchte ſich fröhlich in den Tanz des Volks, indeß die ältern beobachteten.

Sodann, ehe man ſich auf den Spaziergängen zerſtreute, ward abgeredet, daß man ſich mit Untergang der Sonne bei den Platanen wieder verſammeln wolle. Eduard fand ſich zuerſt ein, ordnete alles und nahm Abrede mit dem Kammerdiener, der auf der andern Seite, in Geſellſchaft des Feuerwerkers, die Luſterſcheinungen zu beſorgen hatte.

Der Hauptmann bemerkte die dazu getroffenen Vorrichtungen nicht mit Vergnügen; er wollte wegen des zu erwartenden Andrangs der Zuſchauer mit Eduard ſprechen, als ihn derſelbe etwas haſtig bat, er möge ihm dieſen Theil der Feyerlichkeit doch allein überlaſſen.

Schon hatte ſich das Volk auf die oberwärts abgeſtochenen und vom Raſen entblößten Dämme gedrängt, wo das Erdreich uneben und unſicher war. Die Sonne ging unter, die Dämmerung trat ein, und in Erwartung größerer Dunkelheit wurde die Geſellſchaft unter den Platanen mit Erfriſchungen bedient. Man fand den Ort unvergleichlich und freute ſich in Gedanken, künftig von hier die Ausſicht auf einen weiten und ſo mannichfaltig begränzten See zu genießen.

Ein ruhiger Abend, eine vollkommene Windſtille verſprachen das nächtliche Feſt zu begünſtigen, als auf einmal ein entſetzliches Geſchrei entſtand. Große Schollen hatten ſich vom Damme losgetrennt, man ſah mehrere Menſchen in's Waſſer ſtürzen. Das Erdreich hatte nachgegeben unter dem Drängen und Treten der immer zunehmenden Menge. Jeder wollte den beſten Platz haben, und nun konnte niemand vorwärts noch zurück.

Jederman ſprang auf und hinzu, mehr um zu ſchauen als zu thun: denn was war da zu thun, wo niemand hinreichen konnte. Nebſt einigen Entſchloſſenen eilte der Hauptmann, trieb ſogleich die Menge von dem Damm herunter nach den Ufern, um den Hülfreichen freie Hand zu geben, welche die Verſinkenden herauszuziehen ſuchten. Schon waren alle, theils durch eignes, theils durch fremdes Beſtreben, wieder auf dem Trocknen, bis auf einen Knaben, der durch allzu ängſtliches Bemühen, ſtatt ſich dem Damm zu nähern, ſich davon entfernt hatte. Die Kräfte ſchienen ihn zu verlaſſen, nur einigemal kam noch eine Hand, ein Fuß in die Höhe. Unglücklicher Weiſe war der Kahn auf der andern Seite, mit Feuerwerk gefüllt, nur langſam konnte man ihn ausladen und die Hülfe verzögerte ſich. Des Hauptmanns Entſchluß war gefaßt, er warf die Oberkleider weg, aller Augen richteten ſich auf ihn, und ſeine tüchtige kräftige Geſtalt flößte jederman Zutrauen ein; aber ein Schrei der Ueberraſchung drang aus der

Menge hervor, als er ſich in's Waſſer ſtürzte. Jedes Auge begleitete ihn, der als geſchickter Schwimmer den Knaben bald erreichte, und ihn, jedoch für todt, an den Damm brachte.

Indeſſen ruderte der Kahn herbei, der Hauptmann beſtieg ihn und forſchte genau von den Anweſenden, ob denn auch wirklich alle gerettet ſeyen. Der Chirurgus kommt und übernimmt den todtgeglaubten Knaben, Charlotte tritt hinzu, ſie bittet den Hauptmann nur für ſich zu ſorgen, nach dem Schloſſe zurückzukehren und die Kleider zu wechſeln. Er zaudert, bis ihm geſetzte verſtändige Leute, die ganz nahe gegenwärtig geweſen, die ſelbſt zur Rettung der Einzelnen beigetragen, auf das Heiligſte verſichern, daß alle gerettet ſeyen.

Charlotte ſieht ihn nach Hauſe gehen, ſie denkt, daß Wein und Thee, und was ſonſt nöthig wäre, verſchloſſen iſt, daß in ſolchen Fällen die Menſchen gewöhnlich verkehrt handeln; ſie eilt durch die zerſtreute Geſellſchaft, die ſich noch unter den Platanen befindet; Eduard iſt beſchäftigt jederman zuzureden: man ſoll bleiben; in kurzem gedenkt er das Zeichen zu geben und das Feuerwerk ſoll beginnen; Charlotte tritt hinzu und bittet ihn, ein Vergnügen zu verſchieben das jetzt nicht am Platze ſey, das in dem gegenwärtigen Augenblick nicht genoſſen werden könne; ſie erinnert ihn, was man dem Geretteten und dem Retter ſchuldig ſey. Der Chirurgus wird ſchon ſeine Pflicht thun, verſetzte

Eduard. Er iſt mit allem verſehen, und unſer Zudringen wäre nur eine hinderliche Theilnahme.

Charlotte beſtand auf ihrem Sinne und winkte Ottilien, die ſich ſogleich zum Weggehn anſchickte. Eduard ergriff ihre Hand und rief: Wir wollen dieſen Tag nicht im Lazareth endigen! Zur barmherzigen Schweſter iſt ſie zu gut. Auch ohne uns werden die Scheintodten erwachen und die Lebendigen ſich abtrocknen.

Charlotte ſchwieg und ging. Einige folgten ihr, andere dieſen; endlich wollte niemand der letzte ſeyn und ſo folgten alle. Eduard und Ottilie fanden ſich allein unter den Platanen. Er beſtand darauf zu bleiben, ſo dringend, ſo ängſtlich ſie ihn auch bat, mit ihr nach dem Schloſſe zurückzukehren. Nein, Ottilie! rief er: das Außerordentliche geſchieht nicht auf glattem gewöhnlichem Wege. Dieſer überraſchende Vorfall von heute Abend bringt uns ſchneller zuſammen. Du biſt die meine! Ich habe dir's ſchon ſo oft geſagt und geſchworen; wir wollen es nicht mehr ſagen und ſchworen, nun ſoll es werden.

Der Kahn von der andern Seite ſchwamm herüber. Es war der Kammerdiener, der verlegen anfragte: was nunmehr mit dem Feuerwerk werden ſollte. Brennt es ab! rief er ihm entgegen. Für dich allein war es beſtellt, Ottilie, und nun ſollſt du es auch allein ſehen! Erlaube mir an deiner Seite ſitzend, es mit zu genießen.

nießen. Zärtlich beſcheiden ſetzte er ſich neben ſie ohne ſie zu berühren.

Raketen rauſchten auf, Kanonenſchläge donnerten, Leuchtkugeln ſtiegen, Schwärmer ſchlängelten und platzten, Räder giſchten, jedes erſt einzeln, dann gepaart, dann alle zuſammen, und immer gewaltſamer hintereinander und zuſammen. Eduard, deſſen Buſen brannte, verfolgte mit lebhaft zufriedenem Blick dieſe feurigen Erſcheinungen. Ottiliens zartem, aufgeregtem Gemüth war dieſes rauſchende blitzende Entſtehen und Verſchwinden eher ängſtlich als angenehm. Sie lehnte ſich ſchüchtern an Eduard, dem dieſe Annäherung, dieſes Zutrauen das volle Gefühl gab, daß ſie ihm ganz angehöre.

Die Nacht war kaum in ihre Rechte wieder eingetreten, als der Mond aufging und die Pfade der beiden Rückkehrenden beleuchtete. Eine Figur, den Hut in der Hand, vertrat ihnen den Weg, und ſprach ſie um ein Almoſen an, da er an dieſem feſtlichen Tage verſäumt worden ſey. Der Mond ſchien ihm in's Geſicht, und Eduard erkannte die Züge jenes zudringlichen Bettlers. Aber ſo glücklich wie er war, konnte er nicht ungehalten ſeyn, konnte es ihm nicht einfallen, daß beſonders für heute das Betteln höchlich verpönt worden. Er forſchte nicht lange in der Taſche und gab ein Goldſtück hin. Er hätte jeden gern glücklich gemacht, da ſein Glück ohne Gränzen ſchien.

Zu Hause war indeß alles erwünscht gelungen. Die Thätigkeit des Chirurgen, die Bereitschaft alles Nöthigen, der Beistand Charlottens, alles wirkte zusammen, und der Knabe ward wieder zum Leben hergestellt. Die Gäste zerstreuten sich, sowohl um noch etwas vom Feuerwerk aus der Ferne zu sehen, als auch, um nach solchen verworrnen Scenen ihre ruhige Heimath wieder zu betreten.

Auch hatte der Hauptmann, geschwind umgekleidet, an der nöthigen Vorsorge thätigen Antheil genommen; alles war beruhigt und er fand sich mit Charlotten allein. Mit zutraulicher Freundlichkeit erklärte er nun, daß seine Abreise nahe bevorstehe. Sie hatte diesen Abend so viel erlebt, daß diese Entdeckung wenig Eindruck auf sie machte; sie hatte gesehen, wie der Freund sich aufopferte, wie er rettete und selbst gerettet war. Diese wunderbaren Ereignisse schienen ihr eine bedeutende Zukunft aber keine unglückliche zu weissagen.

Eduarden, der mit Ottilien hereintrat, wurde die bevorstehende Abreise des Hauptmanns gleichfalls angekündigt. Er argwohnte, daß Charlotte früher um das Nähere gewußt habe, war aber viel zu sehr mit sich und seinen Absichten beschäftigt, als daß er es hätte übel empfinden sollen.

Im Gegentheil vernahm er aufmerksam und zufrieden die gute und ehrenvolle Lage in die der Hauptmann versetzt werden solle. Unbändig drangen seine geheimen

Wünsche den Begebenheiten vor. Schon sah er jenen mit Charlotten verbunden, sich mit Ottilien. Man hätte ihm zu diesem Fest kein größeres Geschenk machen können.

Aber wie erstaunt war Ottilie, als sie auf ihr Zimmer trat und den köstlichen kleinen Koffer auf ihrem Tische fand. Sie säumte nicht ihn zu eröffnen. Da zeigte sich alles so schön gewackt und geordnet, daß sie es nicht auseinander zu nehmen, ja kaum zu lüften wagte. Musselin, Battist, Seide, Shawls und Spitzen wetteiferten an Feinheit, Zierlichkeit und Kostbarkeit. Auch war der Schmuck nicht vergessen. Sie begriff wohl die Absicht, sie mehr als einmal vom Kopf bis auf den Fuß zu kleiden: es war aber alles so kostbar und fremd, daß sie sich's in Gedanken nicht zuzueignen getraute.

Sechzehntes Capitel.

Des andern Morgens war der Hauptmann verſchwunden, und ein dankbar gefühltes Blatt an die Freunde von ihm zurückgeblieben. Er und Charlotte hatten Abends vorher ſchon halben und einſylbigen Abſchied genommen. Sie empfand eine ewige Trennung und ergab ſich darein: denn in dem zweyten Briefe des Grafen, den ihr der Hauptmann zuletzt mittheilte, war auch von einer Ausſicht auf eine vortheilhafte Heirath die Rede; und obgleich er dieſem Punct keine Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo hielt ſie doch die Sache ſchon für gewiß und entſagte ihm rein und völlig.

Dagegen glaubte ſie nun auch die Gewalt, die ſie über ſich ſelbſt ausgeübt, von andern fordern zu können. Ihr war es nicht unmöglich geweſen, andern ſollte das Gleiche möglich ſeyn. In dieſem Sinne begann ſie das Geſpräch mit ihrem Gemahl, um ſo mehr offen und zuverſichtlich, als ſie empfand, daß die Sache ein für allemal abgethan werden müſſe.

Unſer Freund hat uns verlaſſen, ſagte ſie: wir ſind nun wieder gegen einander über wie vormals, und es

käme nun wohl auf uns an, ob wir wieder völlig in den alten Zuſtand zurückkehren wollten.

Eduard, der nichts vernahm als was ſeiner Leidenſchaft ſchmeichelte, glaubte daß Charlotte durch dieſe Worte den früheren Witwenſtand bezeichnen und, obgleich auf unbeſtimmte Weiſe, zu einer Scheidung Hoffnung machen wolle. Er antwortete deßhalb mit Lächeln: Warum nicht? Es käme nur darauf an, daß man ſich verſtändigte.

Er fand ſich daher gar ſehr betrogen, als Charlotte verſetzte: Auch Ottilien in eine andere Lage zu bringen, haben wir gegenwärtig nur zu wählen; denn es findet ſich eine doppelte Gelegenheit, ihr Verhältniſſe zu geben die für ſie wünſchenswerth ſind. Sie kann in die Penſion zurückkehren, da meine Tochter zur Großtante gezogen iſt; ſie kann in ein angeſehenes Haus aufgenommen werden, um mit einer einzigen Tochter alle Vortheile einer ſtandesmäßigen Erziehung zu genießen.

Indeſſen, verſetzte Eduard ziemlich gefaßt, hat Ottilie ſich in unſerer freundlichen Geſellſchaft ſo verwöhnt, daß ihr eine andere wohl ſchwerlich willkommen ſeyn möchte.

Wir haben uns alle verwöhnt, ſagte Charlotte, und du nicht zum letzten. Indeſſen iſt es eine Epoche, die uns zur Beſinnung auffordert, die uns ernſtlich ermahnt, an das Beſte ſämmtlicher Mitglieder unſeres

kleinen Zirkels zu denken und auch irgend eine Aufopferung nicht zu versagen.

Wenigstens finde ich es nicht billig, versetzte Eduard, daß Ottilie aufgeopfert werde, und das geschähe doch wenn man sie gegenwärtig unter fremde Menschen hinunter stieße. Den Hauptmann hat sein gutes Geschick hier aufgesucht; wir dürfen ihn mit Ruhe, ja mit Behagen von uns wegscheiden lassen. Wer weiß was Ottilien bevorsteht; warum sollten wir uns übereilen?

Was uns bevorsteht ist ziemlich klar, versetzte Charlotte mit einiger Bewegung, und da sie die Absicht hatte ein für allemal sich auszusprechen, fuhr sie fort: Du liebst Ottilien, du gewöhnst dich an sie. Neigung und Leidenschaft entspringt und nährt sich auch von ihrer Seite. Warum sollen wir nicht mit Worten aussprechen, was uns jede Stunde gesteht und bekennt? Sollen wir nicht so viel Vorsicht haben, uns zu fragen, was das werden wird?

Wenn man auch sogleich darauf nicht antworten kann, versetzte Eduard, der sich zusammennahm, so läßt sich doch so viel sagen, daß man eben alsdann sich am ersten entschließt abzuwarten was uns die Zukunft lehren wird, wenn man gerade nicht sagen kann, was aus einer Sache werden soll.

Hier vorauszusehen, versetzte Charlotte, bedarf es wohl keiner großen Weisheit, und so viel läßt sich auf alle Fälle gleich sagen, daß wir beide nicht mehr jung

genug ſind, um blindlings dahin zu gehen, wohin man nicht möchte oder nicht ſollte. Niemand kann mehr für uns ſorgen; wir müſſen unſre eigenen Freunde ſeyn, unſre eigenen Hofmeiſter. Niemand erwartet von uns, daß wir uns in ein Aeußerſtes verlieren werden, niemand erwartet uns tadelnswerth oder gar lächerlich zu finden.

Kannſt du mir's verdenken, verſetzte Eduard, der die offne reine Sprache ſeiner Gattin nicht zu erwidern vermochte: kannſt du mich ſchelten, wenn mir Ottiliens Glück am Herzen liegt? und nicht etwa ein künftiges, das immer nicht zu berechnen iſt; ſondern ein gegenwärtiges? Denke dir, aufrichtig und ohne Selbſtbetrug, Ottilien aus unſerer Geſellſchaft geriſſen, und fremden Menſchen untergeben — ich wenigſtens fühle mich nicht grauſam genug, ihr eine ſolche Veränderung zuzumuthen.

Charlotte ward gar wohl die Entſchloſſenheit ihres Gemahls hinter ſeiner Verſtellung gewahr. Erſt jetzt fühlte ſie, wie weit er ſich von ihr entfernt hatte. Mit einiger Bewegung rief ſie aus: Kann Ottilie glücklich ſeyn, wenn ſie uns entzweyt! wenn ſie mir einen Gatten, ſeinen Kindern einen Vater entreißt!

Für unſere Kinder, dächte ich, wäre geſorgt, ſagte Eduard lächelnd und kalt; etwas freundlicher aber fügte er hinzu: Wer wird auch ſogleich das Aeußerſte denken!

Das Aeußerſte liegt der Leidenſchaft zu allernächſt, bemerkte Charlotte. Lehne, ſo lange es noch Zeit iſt,

den guten Rath nicht ab, nicht die Hülfe die ich uns biete. In trüben Fällen muß derjenige wirken und helfen der am klarsten sieht. Dießmal bin ich's. Lieber, liebster Eduard, laß mich gewähren! Kannst du mir zumuthen, daß ich auf mein wohlerworbenes Glück, auf die schönsten Rechte, auf dich so geradehin Verzicht leisten soll?

Wer sagt das? versetzte Eduard mit einiger Verlegenheit.

Du selbst, versetzte Charlotte: indem du Ottilien in der Nähe behalten willst, gestehst du nicht alles zu, was daraus entspringen muß? Ich will nicht in dich dringen; aber wenn du dich nicht überwinden kannst, so wirst du wenigstens dich nicht lange mehr betriegen können.

Eduard fühlte wie Recht sie hatte. Ein ausgesprochnes Wort ist fürchterlich, wenn es das auf einmal ausspricht, was das Herz lange sich erlaubt hat; und um nur für den Augenblick auszuweichen, erwiderte Eduard: Es ist mir ja noch nicht einmal klar, was du vor hast.

Meine Absicht war, versetzte Charlotte, mit dir die beiden Vorschläge zu überlegen. Beide haben viel Gutes. Die Pension würde Ottilien am gemäßesten seyn, wenn ich betrachte, wie das Kind jetzt ist. Jene größere und weitere Lage verspricht aber mehr, wenn ich bedenke, was sie werden soll. Sie legte darauf

umständlich ihrem Gemahl die beiden Verhältnisse dar und schloß mit den Worten: Was meine Meinung betrifft, so würde ich das Haus jener Dame der Pension vorziehen aus mehreren Ursachen, besonders aber auch, weil ich die Neigung, ja die Leidenschaft des jungen Mannes, den Ottilie dort für sich gewonnen, nicht vermehren will.

Eduard schien ihr Beifall zu geben, nur aber um einigen Aufschub zu suchen. Charlotte, die darauf ausging etwas Entscheidendes zu thun, ergriff sogleich die Gelegenheit, als Eduard nicht unmittelbar widersprach, die Abreise Ottiliens, zu der sie schon alles im Stillen vorbereitet hatte, auf die nächsten Tage festzusetzen.

Eduard schauderte; er hielt sich für verrathen und die liebevolle Sprache seiner Frau für ausgedacht, künstlich und planmäßig, um ihn auf ewig von seinem Glücke zu trennen. Er schien ihr die Sache ganz zu überlassen; allein schon war innerlich sein Entschluß gefaßt. Um nur zu Athem zu kommen, um das bevorstehende unabsehliche Unheil der Entfernung Ottiliens abzuwenden, entschied er sich sein Haus zu verlassen, und zwar nicht ganz ohne Vorbewußt Charlottens, die er jedoch durch die Einleitung zu täuschen verstand, daß er bei Ottiliens Abreise nicht gegenwärtig seyn, ja sie von diesem Augenblick an nicht mehr sehen wolle. Charlotte, die gewonnen zu haben glaubte, that ihm allen

Vorſchub. Er befahl ſeine Pferde, gab dem Kammerdiener die nöthige Anweiſung was er einpacken und wie er ihm folgen ſolle, und ſo, wie ſchon im Stegreife, ſetzte er ſich hin und ſchrieb.

Eduard an Charlotten.

Das Uebel, meine Liebe, das uns befallen hat, mag heilbar ſeyn oder nicht, dieß nur fühl' ich, wenn ich im Augenblicke nicht verzweifeln ſoll, ſo muß ich Aufſchub finden für mich, für uns alle. Indem ich mich aufopfre kann ich fordern. Ich verlaſſe mein Haus und kehre nur unter günſtigern ruhigern Ausſichten zurück. Du ſollſt es indeſſen beſitzen, aber mit Ottilien. Bei dir will ich ſie wiſſen, nicht unter fremden Menſchen. Sorge für ſie, behandle ſie wie ſonſt, wie bisher, ja nur immer liebevoller, freundlicher und zarter. Ich verſpreche kein heimliches Verhältniß zu Ottilien zu ſuchen. Laß mich lieber eine Zeit lang ganz unwiſſend, wie ihr lebt; ich will mir das beſte denken. Denkt auch ſo von mir. Nur, was ich dich bitte, auf das innigſte, auf das lebhafteſte: mache keinen Verſuch Ottilien ſonſt irgendwo unterzugeben, in neue Verhältniſſe zu bringen. Außer dem Bezirk deines Schloſſes, deines Parks, fremden Menſchen anvertraut, gehört ſie mir und ich werde mich ihrer bemächtigen. Ehrſt du aber meine Neigung, meine Wünſche,

meine Schmerzen; schmeichelst du meinem Wahn, meinen Hoffnungen, so will ich auch der Genesung nicht widerstreben, wenn sie sich mir anbietet. —

Diese letzte Wendung floß ihm aus der Feder, nicht aus dem Herzen. Ja wie er sie auf dem Papier sah, fing er bitterlich zu weinen an. Er sollte auf irgend eine Weise dem Glück, ja dem Unglück, Ottilien zu lieben, entsagen! Jetzt erst fühlte er was er that. Er entfernte sich, ohne zu wissen was daraus entstehen konnte. Er sollte sie wenigstens jetzt nicht wiedersehen; ob er sie je wiedersähe, welche Sicherheit konnte er sich darüber versprechen? Aber der Brief war geschrieben; die Pferde standen vor der Thür; jeden Augenblick mußte er fürchten Ottilien irgendwo zu erblicken und zugleich seinen Entschluß vereitelt zu sehen. Er faßte sich; er dachte daß es ihm doch möglich sey, jeden Augenblick zurückzukehren und durch die Entfernung gerade seinen Wünschen näher zu kommen. Im Gegentheil stellte er sich Ottilien vor aus dem Hause gedrängt, wenn er bliebe. Er siegelte den Brief, eilte die Treppe hinab und schwang sich auf's Pferd.

Als er bei'm Wirthshause vorbeiritt, sah er den Bettler in der Laube sitzen, den er gestern Nacht so reichlich beschenkt hatte. Dieser saß behaglich an seinem Mittagsmahle, stand auf und neigte sich ehrerbietig, ja anbetend vor Eduarden. Eben diese Gestalt war ihm gestern erschienen, als er Ottilien am Arm führte;

nun erinnerte ſie ihn ſchmerzlich an die glücklichſte Stunde ſeines Lebens. Seine Leiden vermehrten ſich; das Gefühl deſſen was er zurückließ, war ihm unerträglich; nochmals blickte er nach dem Bettler: O du Beneidenswerther! rief er aus: du kannſt noch am geſtrigen Almoſen zehren, und ich nicht mehr am geſtrigen Glücke!

Siebzehntes Capitel.

Ottilie trat an's Fenſter als ſie jemanden wegreiten hörte und ſah Eduarden noch im Rücken. Es kam ihr wunderbar vor, daß er das Haus verließ, ohne ſie geſehen, ohne ihr einen Morgengruß geboten zu haben. Sie ward unruhig und immer nachdenklicher, als Charlotte ſie auf einen weiten Spaziergang mit ſich zog und von mancherlei Gegenſtänden ſprach, aber des Gemahls, und wie es ſchien, vorſätzlich, nicht erwähnte. Doppelt betroffen war ſie daher, bei ihrer Zurückkunft den Tiſch nur mit zwei Gedecken beſetzt zu finden.

Wir vermiſſen ungern geringſcheinende Gewohnheiten, aber ſchmerzlich empfinden wir erſt ein ſolches Entbehren in bedeutenden Fällen. Eduard und der Hauptmann fehlten, Charlotte hatte ſeit langer Zeit zum erſtenmal den Tiſch ſelbſt angeordnet, und es wollte Ottilien ſcheinen als wenn ſie abgeſetzt wäre. Die beiden Frauen ſaßen gegen einander über; Charlotte ſprach ganz unbefangen von der Anſtellung des Hauptmanns und von der wenigen Hoffnung ihn bald wieder zu ſehen. Das Einzige tröſtete Ottilien in

ihrer Lage, daß sie glauben konnte, Eduard sey, um den Freund noch eine Strecke zu begleiten, ihm nachgeritten.

Allein, da sie von Tische aufstanden, sahen sie Eduards Reisewagen unter dem Fenster, und als Charlotte einigermaßen unwillig fragte: wer ihn hieher bestellt habe, so antwortete man ihr, es sey der Kammerdiener, der hier noch einiges aufpacken wolle. Ottilie brauchte ihre ganze Fassung, um ihre Verwunderung und ihren Schmerz zu verbergen.

Der Kammerdiener trat herein und verlangte noch einiges. Es war eine Mundtasse des Herrn, ein paar silberne Löffel und mancherlei was Ottilien auf eine weitere Reise, auf ein längeres Außenbleiben zu deuten schien. Charlotte verwies ihm sein Begehren ganz trocken: sie verstehe nicht was er damit sagen wolle; denn er habe alles was sich auf den Herrn beziehe, selbst im Beschluß. Der gewandte Mann, dem es freilich nur darum zu thun war, Ottilien zu sprechen, und sie deßwegen unter irgend einem Vorwande aus dem Zimmer zu locken, wußte sich zu entschuldigen und auf seinem Verlangen zu beharren, das ihm Ottilie auch zu gewähren wünschte; allein Charlotte lehnte es ab, der Kammerdiener mußte sich entfernen, und der Wagen rollte fort.

Es war für Ottilien ein schrecklicher Augenblick. Sie verstand es nicht, sie begriff es nicht; aber daß

ihr Eduard auf geraume Zeit entriſſen war, konnte ſie fühlen. Charlotte fühlte den Zuſtand mit und ließ ſie allein. Wir wagen nicht ihren Schmerz, ihre Thränen zu ſchildern, ſie litt unendlich. Sie bat nur Gott, daß er ihr nur über dieſen Tag weghelfen möchte; ſie überſtand den Tag und die Nacht, und als ſie ſich wiedergefunden, glaubte ſie ein anderes Weſen anzutreffen.

Sie hatte ſich nicht gefaßt, ſich nicht ergeben, aber ſie war, nach ſo großem Verluſte, noch da und hatte noch mehr zu befürchten. Ihre nächſte Sorge, nachdem das Bewußtſeyn wiedergekehrt, war ſogleich: ſie möchte nun, nach Entfernung der Männer, gleichfalls entfernt werden. Sie ahnte nichts von Eduards Drohungen, wodurch ihr der Aufenthalt neben Charlotten geſichert war; doch diente ihr das Betragen Charlottens zu einiger Beruhigung. Dieſe ſuchte das gute Kind zu beſchäftigen und ließ ſie nur ſelten, nur ungern von ſich; und ob ſie gleich wohl wußte, daß man mit Worten nicht viel gegen eine entſchiedene Leidenſchaft zu wirken vermag, ſo kannte ſie doch die Macht der Beſonnenheit, des Bewußtſeyns, und brachte daher manches zwiſchen ſich und Ottilien zur Sprache.

So war es für dieſe ein großer Troſt, als jene gelegentlich, mit Bedacht und Vorſatz, die weiſe Betrachtung anſtellte: Wie lebhaft iſt, ſagte ſie, die

Dankbarkeit derjenigen, denen wir mit Ruhe über leidenschaftliche Verlegenheiten hinaushelfen. Laß uns freudig und munter in das eingreifen, was die Männer unvollendet zurückgelassen haben; so bereiten wir uns die schönste Aussicht auf ihre Rückkehr, indem wir das was ihr stürmendes ungeduldiges Wesen zerstören möchte, durch unsre Mäßigung erhalten und fördern.

Da Sie von Mäßigung sprechen, liebe Tante, versetzte Ottilie, so kann ich nicht bergen, daß mir dabei die Unmäßigkeit der Männer, besonders was den Wein betrifft, einfällt. Wie oft hat es mich betrübt und geängstigt, wenn ich bemerken mußte, daß reiner Verstand, Klugheit, Schonung anderer, Anmuth und Liebenswürdigkeit, selbst für mehrere Stunden, verloren gingen, und oft statt alles des Guten, was ein trefflicher Mann hervorzubringen und zu gewähren vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen drohte. Wie oft mögen dadurch gewaltsame Entschließungen veranlaßt werden.

Charlotte gab ihr Recht; doch setzte sie das Gespräch nicht fort: denn sie fühlte nur zu wohl, daß auch hier Ottilie bloß Eduarden wieder im Sinne hatte, der zwar nicht gewöhnlich, aber doch öfter als es wünschenswerth war, sein Vergnügen, seine Gesprächigkeit, seine Thätigkeit durch einen gelegentlichen Weingenuß zu steigern pflegte.

Hatte bei jener Aeußerung Charlottens sich Ottilie die

die Männer, beſonders Eduarden, wieder heran denken können, ſo war es ihr um deſto auffallender, als Charlotte von einer bevorſtehenden Heirath des Hauptmanns, wie von einer ganz bekannten und gewiſſen Sache ſprach, wodurch denn alles ein andres Anſehn gewann, als ſie nach Eduards frühern Verſicherungen ſich vorſtellen mochte. Durch alles dieß vermehrte ſich die Aufmerkſamkeit Ottiliens auf jede Aeußerung, jeden Wink, jede Handlung, jeden Schritt Charlottens. Ottilie war klug, ſcharfſinnig, argwöhniſch geworden ohne es zu wiſſen.

Charlotte durchdrang indeſſen das Einzelne ihrer ganzen Umgebung mit ſcharfem Blick und wirkte darin mit ihrer klaren Gewandtheit, wobei ſie Ottilien beſtändig Theil zu nehmen nöthigte. Sie zog ihren Haushalt, ohne Bänglichkeit, in's Enge; ja, wenn ſie alles genau betrachtete, ſo hielt ſie den leidenſchaftlichen Vorfall für eine Art von glücklicher Schickung. Denn auf dem bisherigen Wege wäre man leicht in's Gränzenloſe gerathen und hätte den ſchönen Zuſtand reichlicher Glücksgüter, ohne ſich zeitig genug zu beſinnen, durch ein vordringliches Leben und Treiben, wo nicht zerſtört, doch erſchüttert.

Was von Parkanlagen im Gange war, ſtörte ſie nicht. Sie ließ vielmehr dasjenige fortſetzen, was zum Grunde künftiger Ausbildung liegen mußte; aber dabei hatte es auch ſein Bewenden. Ihr zurückkehren-

der Gemahl ſollte noch genug erfreuliche Beſchäftigung finden.

Bei dieſen Arbeiten und Vorſätzen konnte ſie nicht genug das Verfahren des Architekten loben. Der See lag in kurzer Zeit ausgebreitet vor ihren Augen, und die neu entſtandenen Ufer zierlich und mannichfaltig bepflanzt und beraſet. An dem neuen Hauſe ward alle rauhe Arbeit vollbracht, was zur Erhaltung nöthig war, beſorgt, und dann machte ſie einen Abſchluß da wo man mit Vergnügen wieder von vorn anfangen konnte. Dabei war ſie ruhig und heiter; Ottilie ſchien es nur: denn in allem beobachtete ſie nichts als Symptome, ob Eduard wohl bald erwartet werde, oder nicht. Nichts intereſſirt ſie an allem als dieſe Betrachtung.

Willkommen war ihr daher eine Anſtalt, zu der man die Bauerknaben verſammelte und die darauf abzielte, den weitläufig gewordenen Park immer rein zu erhalten. Eduard hatte ſchon den Gedanken gehegt. Man ließ den Knaben eine Art von heiterer Montirung machen, die ſie in den Abendſtunden anzogen, nachdem ſie ſich durchaus gereinigt und geſäubert hatten. Die Garderobe war im Schloß; dem verſtändigſten, genauſten Knaben vertraute man die Aufſicht an; der Architekt leitete das Ganze, und ehe man ſich's verſah, ſo hatten die Knaben alle ein gewiſſes Geſchick. Man fand an ihnen eine bequeme Dreſſur

und ſie verrichteten ihr Geſchäft nicht ohne eine Art von Manöver. Gewiß, wenn ſie mit ihren Scharreiſen, geſtielten Meſſerklingen, Rechen, kleinen Spaten und Hacken und wedelartigen Beſen einhergezogen; wenn andre mit Körben hinterdrein kamen, um Unkraut und Steine bei Seite zu ſchaffen; andre das hohe große eiſerne Walzenrad hinter ſich herzogen: ſo gab es einen hübſchen erfreulichen Aufzug, in welchem der Architekt eine artige Folge von Stellungen und Thätigkeiten für den Fries eines Gartenhauſes ſich anmerkte; Ottilie hingegen ſah darin nur eine Art von Parade, welche den rückkehrenden Hausherrn bald begrüßen ſollte.

Dieß gab ihr Muth und Luſt ihn mit etwas Aehnlichem zu empfangen. Man hatte zeither die Mädchen des Dorfes im Nähen, Stricken, Spinnen und andern weiblichen Arbeiten zu ermuntern geſucht. Auch dieſe Tugenden hatten zugenommen ſeit jenen Anſtalten zu Reinlichkeit und Schönheit des Dorfes. Ottilie wirkte ſtets mit ein; aber mehr zufällig, nach Gelegenheit und Neigung. Nun gedachte ſie es vollſtändiger und folgerechter zu machen. Aber aus einer Anzahl Mädchen läßt ſich kein Chor bilden, wie aus einer Anzahl Knaben. Sie folgte ihrem guten Sinne, und ohne ſich's ganz deutlich zu machen, ſuchte ſie nichts als einem jeden Mädchen Anhänglichkeit an ſein Haus, ſeine Eltern und ſeine Geſchwiſter einzuflößen.

Das gelang ihr mit vielen. Nur über ein kleines, lebhaftes Mädchen wurde immer geklagt, daß sie ohne Geschick sey, und im Hause nun ein für allemal nichts thun wolle. Ottilie konnte dem Mädchen nicht feind seyn, denn ihr war es besonders freundlich. Zu ihr zog es sich, mit ihr ging und lief es, wenn sie es erlaubte. Da war es thätig, munter und unermüdet. Die Anhänglichkeit an eine schöne Herrin schien dem Kinde Bedürfniß zu seyn. Anfänglich duldete Ottilie die Begleitung des Kindes; dann faßte sie selbst Neigung zu ihm; endlich trennten sie sich nicht mehr und Nanny begleitete ihre Herrin überall hin.

Diese nahm öfters den Weg nach dem Garten und freute sich über das schöne Gedeihen. Die Beeren- und Kirschenzeit ging zu Ende, deren Spätlinge jedoch Nanny sich besonders schmecken ließ. Bei dem übrigen Obste, das für den Herbst eine so reichliche Ernte versprach, gedachte der Gärtner beständig des Herrn und niemals ohne ihn herbeizuwünschen. Ottilie hörte dem guten alten Manne so gern zu. Er verstand sein Handwerk vollkommen und hörte nicht auf, ihr von Eduard vorzusprechen.

Als Ottilie sich freute, daß die Pfropfreiser dieses Frühjahrs alle so gar schön gekommen, erwiderte der Gärtner bedenklich: ich wünsche nur, daß der gute Herr viel Freude daran erleben möge. Wäre er diesen Herbst hier, so würde er sehen, was für köstliche

Sorten noch von seinem Herrn Vater her im alten Schloßgarten stehen. Die jetzigen Herren Obstgärtner sind nicht so zuverläßig als sonst die Carthäuser waren. In den Katalogen findet man wohl lauter honnete Namen. Man pfropft und erzieht und endlich wenn sie Früchte tragen, so ist es nicht der Mühe werth, daß solche Bäume im Garten stehen.

Am wiederholtesten aber fragte der treue Diener, fast so oft er Ottilien sah, nach der Rückkunft des Herrn, und nach dem Termin derselben. Und wenn Ottilie ihn nicht angeben konnte, so ließ ihr der gute Mann nicht ohne stille Betrübniß merken, daß er glaube sie vertraue ihm nicht, und peinlich war ihr das Gefühl der Unwissenheit, das ihr auf diese Weise recht aufgedrungen ward. Doch konnte sie sich von diesen Rabatten und Beeten nicht trennen. Was sie zusammen zum Theil gesäet, alles gepflanzt hatten, stand nun im völligen Flor; kaum bedurfte es noch einer Pflege, außer daß Nanny immer zum Gießen bereit war. Mit welchen Empfindungen betrachtete Ottilie die späteren Blumen, die sich erst anzeigten, deren Glanz und Fülle dereinst an Eduards Geburtstag, dessen Feyer sie sich manchmal versprach, prangen, ihre Neigung und Dankbarkeit ausdrücken sollten. Doch war die Hoffnung dieses Fest zu sehen nicht immer gleich lebendig. Zweifel und Sorgen umflüsterten stets die Seele des guten Mädchens.

Zu einer eigentlichen offnen Uebereinstimmung mit Charlotten konnte es auch wohl nicht wieder gebracht werden. Denn freilich war der Zustand beider Frauen sehr verschieden. Wenn alles bei'm Alten blieb, wenn man in das Gleis des gesetzmäßigen Lebens zurückkehrte, gewann Charlotte an gegenwärtigem Glück, und eine frohe Aussicht in die Zukunft öffnete sich ihr; Ottilie hingegen verlor alles, man kann wohl sagen, alles: denn sie hatte zuerst Leben und Freude in Eduard gefunden, und in dem gegenwärtigen Zustande fühlte sie eine unendliche Leere, wovon sie früher kaum etwas geahnet hatte. Denn ein Herz das sucht, fühlt wohl daß ihm etwas mangle, ein Herz das verloren hat, fühlt daß es entbehre. Sehnsucht verwandelt sich in Unmuth und Ungeduld, und ein weibliches Gemüth, zum Erwarten und Abwarten gewöhnt, möchte nun aus seinem Kreise herausschreiten, thätig werden, unternehmen und auch etwas für sein Glück thun.

Ottilie hatte Eduarden nicht entsagt. Wie konnte sie es auch, obgleich Charlotte klug genug, gegen ihre eigne Ueberzeugung, die Sache für bekannt annahm, und als entschieden voraussetzte, daß ein freundschaftliches ruhiges Verhältniß zwischen ihrem Gatten und Ottilien möglich sey. Wie oft aber lag diese Nachts, wenn sie sich eingeschlossen, auf den Knieen vor dem eröffneten Koffer und betrachtete die Geburtstagsgeschenke, von denen sie noch nichts gebraucht, nichts zerschnitten,

nichts gefertigt. Wie oft eilte das gute Mädchen mit Sonnenaufgang aus dem Hause, in dem sie sonst alle ihre Glückseligkeit gefunden hatte, in's Freie hinaus, in die Gegend, die sie sonst nicht ansprach. Auch auf dem Boden mochte sie nicht verweilen. Sie sprang in den Kahn, und ruderte sich bis mitten in den See: dann zog sie eine Reisebeschreibung hervor, ließ sich von den bewegten Wellen schaukeln, las, träumte sich in die Fremde und immer fand sie dort ihren Freund; seinem Herzen war sie noch immer nahe geblieben, er dem übrigen.

Achtzehntes Capitel.

Daß jener wunderlich thätige Mann, den wir bereits kennen gelernt, daß Mittler, nachdem er von dem Unheil, das unter diesen Freunden ausgebrochen, Nachricht erhalten, obgleich kein Theil noch seine Hülfe angerufen, in diesem Falle seine Freundschaft, seine Geschicklichkeit zu beweisen, zu üben geneigt war, läßt sich denken. Doch schien es ihm räthlich, erst eine Weile zu zaudern; denn er wußte nur zu wohl, daß es schwerer sey, gebildeten Menschen bei sittlichen Verwerrenheiten zu Hülfe zu kommen, als ungebildeten. Er überließ sie deßhalb eine Zeit lang sich selbst; allein zuletzt konnte er es nicht mehr aushalten, und eilte Eduarden aufzusuchen, dem er schon auf die Spur gekommen war.

Sein Weg führte ihn zu einem angenehmen Thal, dessen anmuthig grünen baumreichen Wiesengrund die Wasserfülle eines immer lebendigen Baches bald durchschlängelte bald durchrauschte. Auf den sanften Anhöhen zogen sich fruchtbare Felder und wohlbestandene Obstpflanzungen hin. Die Dörfer lagen nicht zu nah an

einander, das Ganze hatte einen friedlichen Charakter und die einzelnen Partieen, wenn auch nicht zum Mahlen, ſchienen doch zum Leben vorzüglich geeignet zu ſeyn.

Ein wohlerhaltenes Vorwerk mit einem reinlichen beſcheidenen Wohnhauſe, von Gärten umgeben, fiel ihm endlich in die Augen. Er vermuthete, hier ſey Eduards gegenwärtiger Aufenthalt, und er irrte nicht.

Von dieſem einſamen Freunde können wir ſo viel ſagen, daß er ſich im Stillen dem Gefühl ſeiner Leidenſchaft ganz überließ und dabei mancherlei Plane ſich ausdachte, mancherlei Hoffnungen nährte. Er konnte ſich nicht läugnen, daß er Ottilien hier zu ſehen wünſche, daß er wünſche ſie hieher zu führen, zu locken, und was er ſich ſonſt noch Erlaubtes und Unerlaubtes zu denken nicht verwehrte. Dann ſchwankte ſeine Einbildungskraft in allen Möglichkeiten herum. Sollte er ſie hier nicht beſitzen, nicht rechtmäßig beſitzen können, ſo wollte er ihr den Beſitz des Gutes zueignen. Hier ſollte ſie ſtill für ſich, unabhängig leben; ſie ſollte glücklich ſeyn, und wenn ihn eine ſelbſtquälerische Einbildungskraft noch weiter führte, vielleicht mit einem andern glücklich ſeyn.

So verfloſſen ihm ſeine Tage in einem ewigen Schwanken zwiſchen Hoffnung und Schmerz, zwiſchen Thränen und Heiterkeit, zwiſchen Vorſätzen, Vorbereitungen und Verzweiflung. Der Anblick Mittlers überraſchte ihn nicht. Er hatte deſſen Ankunft längſt er-

wartet, und ſo war er ihm auch halb willkommen. Glaubte er ihn von Charlotten geſendet, ſo hatte er ſich ſchon auf allerlei Entſchuldigungen und Verzögerungen und ſodann auf entſcheidendere Vorſchläge bereitet; hoffte er nun aber von Ottilien wieder etwas zu vernehmen, ſo war ihm Mittler ſo lieb als ein himmliſcher Bote.

Verdrießlich daher und verſtimmt war Eduard als er vernahm, Mittler komme nicht von dorther, ſondern aus eignem Antriebe. Sein Herz verſchloß ſich, und das Geſpräch wollte ſich anfangs nicht einleiten. Doch wußte Mittler nur zu gut, daß ein liebevoll beſchäftigtes Gemüth das dringende Bedürfniß hat ſich zu äußern, das was in ihm vorgeht, vor einem Freunde auszuſchütten, und ließ ſich daher gefallen, nach einigem Hin- und Widerreden, dießmal aus ſeiner Rolle herauszugehen, und ſtatt des Vermittlers den Vertrauten zu ſpielen.

Als er hiernach, auf eine freundliche Weiſe, Eduarden wegen ſeines einſamen Lebens tadelte, erwiderte dieſer: O ich wüßte nicht, wie ich meine Zeit angenehmer zubringen ſollte! Immer bin ich mit ihr beſchäftigt, immer in ihrer Nähe. Ich habe den unſchätzbaren Vortheil mir denken zu können, wo ſich Ottilie befindet, wo ſie geht, wo ſie ſteht, wo ſie ausruht. Ich ſehe ſie vor mir thun und handeln wie gewöhnlich, ſchaffen und vornehmen, freilich immer das was mir am mei-

ſten ſchmeichelt. Dabei bleibt es aber nicht: denn wie kann ich fern von ihr glücklich ſeyn! Nun arbeitet meine Phantaſie durch, was Ottilie thun ſollte ſich mir zu nähern. Ich ſchreibe ſüße zutrauliche Briefe in ihrem Namen an mich; ich antworte ihr und verwahre die Blätter zuſammen. Ich habe verſprochen keinen Schritt gegen ſie zu thun, und das will ich halten. Aber was bindet ſie, daß ſie ſich nicht zu mir wendet? Hat etwa Charlotte die Grauſamkeit gehabt, Verſprechen und Schwur von ihr zu fordern, daß ſie mir nicht ſchreiben, keine Nachricht von ſich geben wolle? Es iſt natürlich, es iſt wahrſcheinlich, und doch finde ich es unerhört, unerträglich. Wenn ſie mich liebt, wie ich glaube, wie ich weiß, warum entſchließt ſie ſich nicht, warum wagt ſie es nicht, zu fliehen und ſich in meine Arme zu werfen? Sie ſollte das, denke ich manchmal, ſie könnte das. Wenn ſich etwas auf dem Vorſaale regt, ſehe ich gegen die Thüre. Sie ſoll hereintreten! denk' ich, hoff' ich. Ach! und da das Mögliche unmöglich iſt, bilde ich mir ein, das Unmögliche müſſe möglich werden. Nachts wenn ich aufwache, die Lampe einen unſichern Schein durch das Schlafzimmer wirft, da ſollte ihre Geſtalt, ihr Geiſt, eine Ahnung von ihr, vorüberſchweben, herantreten, mich ergreifen, nur einen Augenblick, daß ich eine Art von Verſicherung hätte, ſie denke mein, ſie ſey mein.

Eine einzige Freude bleibt mir noch. Da ich ihr

nahe war, träumte ich nie von ihr; jetzt aber in der Ferne sind wir im Traume zusammen, und sonderbar genug, seit ich andre liebenswürdige Personen hier in der Nachbarschaft kennen gelernt, jetzt erst erscheint mir ihr Bild im Traum, als wenn sie mir sagen wollte: siehe nur hin und her! du findest doch nichts Schöneres und Lieberes als mich. Und so mischt sich ihr Bild in jeden meiner Träume. Alles was mir mit ihr begegnet, schiebt sich durch- und übereinander. Bald unterschreiben wir einen Contract; da ist ihre Hand und die meinige, ihr Name und der meinige, beide löschen einander aus, beide verschlingen sich. Auch nicht ohne Schmerz sind diese wonnevollen Gaukeleyen der Phantasie. Manchmal thut sie etwas, das die reine Idee beleidigt, die ich von ihr habe; dann fühl' ich erst, wie sehr ich sie liebe, indem ich über alle Beschreibung geängstet bin. Manchmal neckt sie mich ganz gegen ihre Art und quält mich; aber sogleich verändert sich ihr Bild, ihr schönes, rundes himmlisches Gesichtchen verlängert sich: es ist eine andre. Aber ich bin doch gequält, unbefriedigt und zerrüttet.

Lächeln Sie nicht, lieber Mittler, oder, lächeln Sie auch! O ich schäme mich nicht dieser Anhänglichkeit, dieser, wenn Sie wollen, thörigen rasenden Neigung. Nein, ich habe noch nie geliebt; jetzt erfahre ich erst, was das heißt. Bisher war alles in meinem Leben nur Vorspiel, nur Hinhalten, nur Zeitvertreib,

nur Zeitverderb, bis ich sie kennen lernte, bis ich sie liebte und ganz und eigentlich liebte. Man hat mir, nicht gerade in's Gesicht, aber doch wohl im Rücken, den Vorwurf gemacht: ich pfusche, ich stümpere nur in den meisten Dingen. Es mag seyn, aber ich hatte das noch nicht gefunden, worin ich mich als Meister zeigen kann. Ich will den sehen, der mich im Talent des Liebens übertrifft.

Zwar es ist ein jammervolles, ein schmerzen-, ein thränenreiches; aber ich finde es mir so natürlich, so eigen, daß ich es wohl schwerlich je wieder aufgebe.

Durch diese lebhaften herzlichen Aeußerungen hatte sich Eduard wohl erleichtert, aber es war ihm auch auf einmal jeder einzelne Zug seines wunderlichen Zustandes deutlich vor die Augen getreten, daß er vom schmerzlichen Widerstreit überwältigt in Thränen ausbrach, die um so reichlicher flossen, als sein Herz durch Mittheilung weich geworden war.

Mittler, der sein rasches Naturell, seinen unerbittlichen Verstand um so weniger verläugnen konnte, als er sich durch diesen schmerzlichen Ausbruch der Leidenschaft Eduards weit von dem Ziel seiner Reise verschlagen sah, äußerte aufrichtig und derb seine Mißbilligung. Eduard — hieß es — solle sich ermannen, solle bedenken, was er seiner Manneswürde schuldig sey; solle nicht vergessen, daß dem Menschen zur höchsten Ehre gereiche im Unglück sich zu fassen, den Schmerz

mit Gleichmuth und Anſtand zu ertragen, um höchlich geſchätzt, verehrt und als Muſter aufgeſtellt zu werden.

Aufgeregt, durchdrungen von den peinlichſten Gefühlen, wie Eduard war, mußten ihm dieſe Worte hohl und nichtig vorkommen. Der Glückliche, der Behagliche hat gut reden, fuhr Eduard auf: aber ſchämen würde er ſich, wenn er einſähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird. Eine unendliche Geduld ſoll es geben, einen unendlichen Schmerz will der ſtarre Behagliche nicht anerkennen. Es gibt Fälle, ja es gibt deren! wo jeder Troſt niederträchtig und Verzweiflung Pflicht iſt. Verſchmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu ſchildern weiß, keineswegs, die ſeinigen bei ſchmerzlichem Drange weinen zu laſſen. Selbſt im Sprüchwort ſagt er: thränenreiche Männer ſind gut. Verlaſſe mich jeder, der trocknes Herzens, trockner Augen iſt! Ich verwünſche die Glücklichen, denen der Unglückliche nur zum Spectakel dienen ſoll. Er ſoll ſich in der grauſamſten Lage körperlicher und geiſtiger Bedrängniß noch edel gebärden, um ihren Beifall zu erhalten; und damit ſie ihm bei'm Verſcheiden noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anſtand vor ihren Augen umkommen. Lieber Mittler, ich danke Ihnen für Ihren Beſuch; aber Sie erzeigten mir eine große Liebe, wenn Sie ſich im Garten, in der Gegend umſähen. Wir kommen wieder zuſammen. Ich ſuche gefaßter und Ihnen ähnlicher zu werden.

Mittler mochte lieber einlenken als die Unterhaltung abbrechen, die er so leicht nicht wieder anknüpfen konnte. Auch Eduarden war es ganz gemäß, das Gespräch weiter fortzusetzen, das ohnehin zu seinem Ziele abzulaufen strebte.

Freilich, sagte Eduard, hilft das Hin- und Widerdenken, das Hin- und Widerreden zu nichts; doch unter diesem Reden bin ich mich selbst erst gewahr worden, habe ich erst entschieden gefühlt, wozu ich mich entschließen sollte, wozu ich entschlossen bin. Ich sehe mein gegenwärtiges, mein zukünftiges Leben vor mir; nur zwischen Elend und Genuß habe ich zu wählen. Bewirken Sie, bester Mann, eine Scheidung die so nothwendig, die schon geschehen ist; schaffen Sie mir Charlottens Einwilligung. Ich will nicht weiter ausführen, warum ich glaube daß sie zu erlangen seyn wird. Gehen Sie hin, lieber Mann, beruhigen Sie uns alle, machen Sie uns glücklich!

Mittler stockte. Eduard fuhr fort: Mein Schicksal und Ottiliens ist nicht zu trennen und wir werden nicht zu Grunde gehen. Sehen Sie dieses Glas! Unsere Namenszüge sind darein geschnitten. Ein fröhlich Jubelnder warf es in die Luft; niemand sollte mehr daraus trinken; auf dem felsigen Boden sollte es zerschellen, aber es ward aufgefangen. Um hohen Preis habe ich es wieder eingehandelt, und ich trinke nun täglich daraus, um mich täglich zu überzeugen: daß alle

Verhältniſſe unzerſtörlich ſind, die das Schickſal beſchloſſen hat.

O wehe mir, rief Mittler, was muß ich nicht mit meinen Freunden für Geduld haben! Nun begegnet mir noch gar der Aberglaube, der mir als das ſchädlichſte was bei den Menſchen einkehren kann, verhaßt bleibt. Wir ſpielen mit Vorausſagungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun ſelbſt bedeutend wird, wenn alles um uns ſich bewegt und brauſt, dann wird das Gewitter durch jene Geſpenſter nur noch fürchterlicher.

Laſſen Sie in dieſer Ungewißheit des Lebens, rief Eduard, zwiſchen dieſem Hoffen und Bangen, dem bedürftigen Herzen doch nur eine Art von Leitſtern, nach welchem es hinblicke, wenn es auch nicht darnach ſteuern kann.

Ich ließe mir's wohlgefallen, verſetzte Mittler, wenn dabei nur einige Conſequenz zu hoffen wäre; aber ich habe immer gefunden, auf die warnenden Symptome achtet kein Menſch, auf die ſchmeichelnden und verſprechenden allein iſt die Aufmerkſamkeit gerichtet und der Glaube für ſie ganz allein lebendig.

Da ſich nun Mittler ſogar in die dunklen Regionen geführt ſah, in denen er ſich immer unbehaglicher fühlte, je länger er darin verweilte, ſo nahm er den dringenden Wunſch Eduards, der ihn zu Charlotten gehen hieß,

hieß, etwas williger auf. Denn was wollte er überhaupt Eduarden in dieſem Augenblicke noch entgegenſetzen? Zeit zu gewinnen, zu erforſchen wie es um die Frauen ſtehe, das war es, was ihm ſelbſt nach ſeinen eignen Geſinnungen zu thun übrig blieb.

Er eilte zu Charlotten, die er wie ſonſt gefaßt und heiter fand. Sie unterrichtete ihn gern von allem was vorgefallen war: denn aus Eduards Reden konnte er nur die Wirkung abnehmen. Er trat von ſeiner Seite behutſam heran, konnte es aber nicht über ſich gewinnen, das Wort Scheidung auch nur im Vorbeigehn auszuſprechen. Wie verwundert, erſtaunt und, nach ſeiner Geſinnung, erheitert war er daher, als Charlotte ihm, in Gefolg ſo manches Unerfreulichen, endlich ſagte: Ich muß glauben, ich muß hoffen, daß alles ſich wieder geben, daß Eduard ſich wieder nähern werde. Wie kann es auch wohl anders ſeyn, da Sie mich guter Hoffnung finden.

Verſteh' ich Sie recht? fiel Mittler ein — Vollkommen, verſetzte Charlotte — Tauſendmal geſegnet ſey mir dieſe Nachricht! rief er, die Hände zuſammenſchlagend. Ich kenne die Stärke dieſes Arguments auf ein männliches Gemüth. Wie viele Heirathen ſah ich dadurch beſchleunigt, befeſtigt, wieder hergeſtellt! Mehr als tauſend Worte wirkt eine ſolche gute Hoffnung, die fürwahr die beſte Hoffnung iſt die wir haben können. Doch, fuhr er fort, was mich betrifft,

ſo hätte ich alle Urſache verdrießlich zu ſeyn. In dieſem Falle, ſehe ich wohl, wird meiner Eigenliebe nicht geſchmeichelt. Bei Euch kann meine Thätigkeit keinen Dank verdienen. Ich komme mir vor, wie jener Arzt, mein Freund, dem alle Curen gelangen, die er um Gottes willen an Armen that, der aber ſelten einen Reichen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte. Glücklicherweiſe hilft ſich hier die Sache von ſelbſt, da meine Bemühungen, mein Zureden fruchtlos geblieben wären.

Charlotte verlangte nun von ihm, er ſolle die Nachricht Eduarden bringen, einen Brief von ihr mitnehmen und ſehen, was zu thun, was herzuſtellen ſey. Er wollte das nicht eingehen. Alles iſt ſchon gethan, rief er aus. Schreiben Sie! ein jeder Bote iſt ſo gut als ich. Muß ich doch meine Schritte hinwenden wo ich nöthiger bin. Ich komme nur wieder, um Glück zu wünſchen, ich komme zur Taufe.

Charlotte war dießmal, wie ſchon öfters, über Mittlern unzufrieden. Sein raſches Weſen brachte manches Gute hervor, aber ſeine Uebereilung war Schuld an manchem Mißlingen. Niemand war abhängiger von augenblicklich vorgefaßten Meinungen als er.

Charlottens Bote kam zu Eduarden, der ihn mit halbem Schrecken empfing. Der Brief konnte eben ſo gut für Nein als für Ja entſcheiden. Er wagte lange nicht ihn aufzubrechen, und wie ſtand er betroffen, als

er das Blatt geleſen, verſteinert bei folgender Stelle, womit es ſich endigte.

„Gedenke jener nächtlichen Stunden, in denen du deine Gattin abenteuerlich als Liebender beſuchteſt, ſie unwiderſtehlich an dich zogſt, ſie als eine Geliebte, als eine Braut in die Arme ſchloſſeſt. Laß uns in dieſer ſeltſamen Zufälligkeit eine Fügung des Himmels verehren, die für ein neues Band unſerer Verhältniſſe geſorgt hat, in dem Augenblick da das Glück unſres Lebens auseinander zu fallen und zu verſchwinden droht.“

Was von dem Augenblick an in der Seele Eduards vorging, würde ſchwer zu ſchildern ſeyn. In einem ſolchen Gedränge treten zuletzt alte Gewohnheiten, alte Neigungen wieder hervor, um die Zeit zu tödten und den Lebensraum auszufüllen. Jagd und Krieg ſind eine ſolche für den Edelmann immer bereite Aushülfe. Eduard ſehnte ſich nach äußerer Gefahr, um der innerlichen das Gleichgewicht zu halten. Er ſehnte ſich nach dem Untergang, weil ihm das Daſeyn unerträglich zu werden drohte; ja es war ihm ein Troſt zu denken, daß er nicht mehr ſeyn werde und eben dadurch ſeine Geliebten, ſeine Freunde glücklich machen könne. Niemand ſtellte ſeinem Willen ein Hinderniß entgegen, da er ſeinen Entſchluß verheimlichte. Mit allen Förmlichkeiten ſetzte er ſein Teſtament auf: es war ihm eine ſüße Empfindung, Ottilien das Gut vermachen

zu können. Für Charlotten, für das Ungeborne, für den Hauptmann, für seine Dienerschaft war gesorgt. Der wieder ausgebrochene Krieg begünstigte sein Vorhaben. Militärische Halbheiten hatten ihm in seiner Jugend viel zu schaffen gemacht; er hatte deßwegen den Dienst verlassen: nun war es ihm eine herrliche Empfindung, mit einem Feldherrn zu ziehen, von dem er sich sagen konnte: unter seiner Anführung ist der Tod wahrscheinlich und der Sieg gewiß.

Ottilie, nachdem auch ihr Charlottens Geheimniß bekannt geworden, betroffen wie Eduard, und mehr, ging in sich zurück. Sie hatte nichts weiter zu sagen. Hoffen konnte sie nicht, und wünschen durfte sie nicht. Einen Blick jedoch in ihr Inneres gewährt uns ihr Tagebuch, aus dem wir Einiges mitzutheilen gedenken.

Die

Wahlverwandtschaften.

Ein Roman.

Zweyter Theil.

Erſtes Capitel.

Im gemeinen Leben begegnet uns oft was wir in der Epopöe als Kunſtgriff des Dichters zu rühmen pflegen, daß nämlich, wenn die Hauptfiguren ſich entfernen, verbergen, ſich der Unthätigkeit hingeben, gleich ſodann ſchon ein zweyter, dritter, bisher kaum Bemerkter den Platz füllt, und indem er ſeine ganze Thätigkeit äußert, uns gleichfalls der Aufmerkſamkeit, der Theilnahme, ja des Lobes und Preiſes würdig erſcheint.

So zeigte ſich gleich nach der Entfernung des Hauptmanns und Eduards jener Architekt täglich bedeutender, von welchem die Anordnung und Ausführung ſo manches Unternehmens allein abhing, wobei er ſich genau, verſtändig und thätig erwies, und zugleich den Damen auf mancherlei Art beiſtand und in ſtillen langwierigen Stunden ſie zu unterhalten wußte. Schon ſein Aeußeres war von der Art, daß es Zutrauen einflößte und Neigung erweckte. Ein Jüngling im vollen Sinne des Worts, wohlgebaut, ſchlank, eher ein wenig zu groß, beſcheiden ohne ängſtlich, zutraulich ohne zudringend zu ſeyn. Freudig übernahm er jede Sorge

und Bemühung, und weil er mit großer Leichtigkeit rechnete, so war ihm bald das ganze Hauswesen kein Geheimniß, und überall hin verbreitete sich sein günstiger Einfluß. Die Fremden ließ man ihn gewöhnlich empfangen, und er wußte einen unerwarteten Besuch entweder abzulehnen, oder die Frauen wenigstens dergestalt darauf vorzubereiten, daß ihnen keine Unbequemlichkeit daraus entsprang.

Unter anderm gab ihm eines Tages ein junger Rechtsgelehrter viel zu schaffen, der von einem benachbarten Edelmann gesendet eine Sache zur Sprache brachte, die, zwar von keiner sonderlichen Bedeutung, Charlotten dennoch innig berührte. Wir müssen dieses Vorfalls gedenken, weil er verschiedenen Dingen einen Anstoß gab, die sonst vielleicht lange geruht hätten.

Wir erinnern uns jener Veränderung, welche Charlotte mit dem Kirchhofe vorgenommen hatte. Die sämmtlichen Monumente waren von ihrer Stelle gerückt und hatten an der Mauer, an dem Sockel der Kirche Platz gefunden. Der übrige Raum war geebnet. Außer einem breiten Wege, der zur Kirche und an derselben vorbei zu dem jenseitigen Pförtchen führte, war das Uebrige alles mit verschiedenen Arten Klee besäet, der auf das schönste grünte und blühte. Nach einer gewissen Ordnung sollten vom Ende heran die neuen Gräber bestellt, doch der Platz jederzeit wieder verglichen und ebenfalls besäet werden. Niemand konnte

läugnen, daß diese Anstalt beim sonn- und festtägigen Kirchgang eine heitere und würdige Ansicht gewährte. Sogar der betagte und an alten Gewohnheiten haftende Geistliche, der anfänglich mit der Einrichtung nicht sonderlich zufrieden gewesen, hatte nunmehr seine Freude daran, wenn er unter den alten Linden, gleich Philemon, mit seiner Baucis vor der Hinterthür ruhend, statt der holprigen Grabstätten einen schönen, bunten Teppich vor sich sah; der noch überdieß seinem Haushalt zu gute kommen sollte, indem Charlotte die Nutzung dieses Fleckes der Pfarre zusichern lassen.

Allein deßungeachtet hatten schon manche Gemeindeglieder früher gemißbilligt, daß man die Bezeichnung der Stelle, wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichsam ausgelöscht: denn die wohlerhaltenen Monumente zeigen zwar an, wer begraben sey, aber nicht wo er begraben sey, und auf das Wo komme es eigentlich an, wie viele behauptet.

Von eben solcher Gesinnung war eine benachbarte Familie, die sich und den Ihrigen einen Raum auf dieser allgemeinen Ruhestätte vor mehreren Jahren ausbedungen und dafür der Kirche eine kleine Stiftung zugewendet hatte. Nun war der junge Rechtsgelehrte abgesendet, um die Stiftung zu widerrufen und anzuzeigen, daß man nicht weiter zahlen werde, weil die Bedingung unter welcher dieses bisher geschehen, einseitig aufgehoben und auf alle Vorstellun-

gen und Widerreden nicht geachtet werden. Charlotte, die Urheberin dieſer Veränderung, wollte den jungen Mann ſelbſt ſprechen, der zwar lebhaft, aber nicht allzu vorlaut, ſeine und ſeines Principals Gründe darlegte und der Geſellſchaft manches zu denken gab.

Sie ſehen, ſprach er, nach einem kurzen Eingang, in welchem er ſeine Zudringlichkeit zu rechtfertigen wußte: Sie ſehen, daß dem Geringſten wie dem Höchſten daran gelegen iſt, den Ort zu bezeichnen, der die Seinigen aufbewahrt. Dem ärmſten Landmann, der ein Kind begräbt, iſt es eine Art von Troſt, ein ſchwaches hölzernes Kreuz auf das Grab zu ſtellen, es mit einem Kranze zu zieren, um wenigſtens das Andenken ſo lange zu erhalten, als der Schmerz währt, wenn auch ein ſolches Merkzeichen, wie die Trauer ſelbſt, durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln dieſe Kreuze in eiſerne, befeſtigen und ſchützen ſie auf mancherlei Weiſe, und hier iſt ſchon Dauer für mehrere Jahre. Doch weil auch dieſe endlich ſinken und unſcheinbar werden, ſo haben Begüterte nichts Angelegeneres, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verſpricht und von den Nachkommen erneut und aufgefriſcht werden kann. Aber dieſer Stein iſt es nicht, der uns anzieht, ſondern das darunter Enthaltene, das daneben der Erde Vertraute. Es iſt nicht ſowohl vom Andenken die Rede, als von der Perſon ſelbſt, nicht von der Erinnerung,

ſondern von der Gegenwart. Ein geliebtes Abgeſchiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel als im Denkmal: denn dieſes iſt für ſich eigentlich nur wenig; aber um daſſelbe her ſollen ſich, wie um einen Markſtein, Gatten, Verwandte, Freunde, ſelbſt nach ihrem Hinſcheiden noch verſammeln, und der Lebende ſoll das Recht behalten, Fremde und Mißwollende auch von der Seite ſeiner geliebten Ruhenden abzuweiſen und zu entfernen.

Ich halte deßwegen dafür, daß mein Principal völlig Recht habe, die Stiftung zurückzunehmen; und dieß iſt noch billig genug, denn die Glieder der Familie ſind auf eine Weiſe verletzt, wofür gar kein Erſatz zu denken iſt. Sie ſollen das ſchmerzlich ſüße Gefühl entbehren, ihren Geliebten ein Todtenopfer zu bringen, die tröſtliche Hoffnung dereinſt unmittelbar neben ihnen zu ruhen.

Die Sache iſt nicht von der Bedeutung, verſetzte Charlotte, daß man ſich deßhalb durch einen Rechtshandel beunruhigen ſollte. Meine Anſtalt reut mich ſo wenig, daß ich die Kirche gern, wegen deſſen was ihr entgeht, entſchädigen will. Nur muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, Ihre Argumente haben mich nicht überzeugt. Das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit, wenigſtens nach dem Tode, ſcheint mir beruhigender als dieſes eigenſinnige ſtarre Fortſetzen unſerer Perſönlichkeiten, Anhänglichkeiten und

Lebensverhältniſſe. Und was ſagen Sie hierzu? richtete ſie ihre Frage an den Architekten.

Ich möchte, verſetzte dieſer, in einer ſolchen Sache weder ſtreiten, noch den Ausſchlag geben. Laſſen Sie mich das, was meiner Kunſt, meiner Denkweiſe am nächſten liegt, beſcheidentlich äußern. Seitdem wir nicht mehr ſo glücklich ſind, die Reſte eines geliebten Gegenſtandes eingeurnt an unſere Bruſt zu drücken; da wir weder reich noch heiter genug ſind, ſie unverſehrt in großen wohl ausgezierten Sarkophagen zu verwahren; ja da wir nicht einmal in den Kirchen mehr Platz für uns und für die Unſrigen finden, ſondern hinaus in's Freie gewieſen ſind, ſo haben wir alle Urſache, die Art und Weiſe, die Sie, meine gnädige Frau, eingeleitet haben, zu billigen. Wenn die Glieder einer Gemeinde reihenweiſe neben einander liegen, ſo ruhen ſie bei und unter den Ihrigen; und wenn die Erde uns einmal aufnehmen ſoll, ſo finde ich nichts natürlicher und reinlicher, als daß man die zufällig entſtandenen nach und nach zuſammenſinkenden Hügel ungeſäumt vergleiche, und ſo die Decke, indem alle ſie tragen, einem jeden leichter gemacht werde.

Und ohne irgend ein Zeichen des Andenkens, ohne irgend etwas das der Erinnerung entgegen käme, ſollte das alles ſo vorübergehen? verſetzte Ottilie.

Keineswegs! fuhr der Architekt fort: nicht vom Andenken, nur vom Platze ſoll man ſich losſagen. Der

Baukünſtler, der Bildhauer ſind höchlich intereſſirt, daß der Menſch von ihnen, von ihrer Kunſt, von ihrer Hand, eine Dauer ſeines Daſeyns erwarte; und deßwegen wünſchte ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig ausgeſäet, ſondern an einem Orte aufgeſtellt, wo ſie ſich Dauer verſprechen können. Da ſelbſt die Frommen und Hohen auf das Vorrecht Verzicht thun, in den Kirchen perſönlich zu ruhen, ſo ſtelle man wenigſtens dort, oder in ſchönen Hallen um die Begräbnißplätze, Denkzeichen, Denkſchriften auf. Es gibt tauſenderlei Formen, die man ihnen vorſchreiben, tauſenderlei Zierrathen, womit man ſie ausſchmücken kann.

Wenn die Künſtler ſo reich ſind, verſetzte Charlotte, ſo ſagen Sie mir doch: wie kann man ſich niemals aus der Form eines kleinlichen Obelisken, einer abgeſtutzten Säule und eines Aſchenkrugs herausfinden? Anſtatt der tauſend Erfindungen, deren Sie ſich rühmen, habe ich nur immer tauſend Wiederholungen geſehen.

Das iſt wohl bei uns ſo, entgegnete ihr der Architekt, aber nicht überall. Und überhaupt mag es mit der Empfindung und der ſchicklichen Anwendung eine eigne Sache ſeyn. Beſonders hat es in dieſem Falle manche Schwierigkeit, einen ernſten Gegenſtand zu erheitern und bei einem unerfreulichen nicht in's Unerfreuliche zu gerathen. Was Entwürfe zu Monumenten aller Art betrifft, deren habe ich viele geſammelt

und zeige sie gelegentlich; doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildniß. Dieses gibt mehr als irgend etwas anders einen Begriff von dem was er war; es ist der beste Text zu vielen oder wenigen Noten: nur müßte es aber auch in seiner besten Zeit gemacht seyn, welches gewöhnlich versäumt wird. Niemand denkt daran lebende Formen zu erhalten, und wenn es geschieht, so geschieht es auf unzulängliche Weise. Da wird ein Todter geschwind noch abgegossen und eine solche Maske auf einen Block gesetzt, und das heißt man eine Büste. Wie selten ist der Künstler im Stande sie völlig wieder zu beleben!

Sie haben, ohne es vielleicht zu wissen und zu wollen, versetzte Charlotte, dieß Gespräch ganz zu meinen Gunsten gelenkt. Das Bild eines Menschen ist doch wohl unabhängig; überall wo es steht, steht es für sich und wir werden von ihm nicht verlangen, daß es die eigentliche Grabstätte bezeichne. Aber soll ich Ihnen eine wunderliche Empfindung bekennen? selbst gegen die Bildnisse habe ich eine Art von Abneigung: denn sie scheinen mir immer einen stillen Vorwurf zu machen; sie deuten auf etwas Entferntes, Abgeschiedenes und erinnern mich, wie schwer es sey, die Gegenwart recht zu ehren. Gedenkt man, wie viel Menschen man gesehen, gekannt, und gesteht sich, wie wenig wir ihnen, wie wenig sie uns gewesen, wie wird uns da zu Muthe! Wir begegnen dem Geistreichen ohne uns mit ihm zu

unterhalten, dem Gelehrten ohne von ihm zu lernen, dem Gereiften ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen ohne ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Und leider ereignet sich dieß nicht bloß mit den Vorübergehenden. Gesellschaften und Familien betragen sich so gegen ihre liebsten Glieder, Städte gegen ihre würdigsten Bürger, Völker gegen ihre trefflichsten Fürsten, Nationen gegen ihre vorzüglichsten Menschen.

Ich hörte fragen, warum man von den Todten so unbewunden Gutes sage, von den Lebenden immer mit einer gewissen Vorsicht. Es wurde geantwortet: weil wir von jenen nichts zu befürchten haben, und diese uns noch irgendwo in den Weg kommen könnten. So unrein ist die Sorge für das Andenken der andern; es ist meist nur ein selbstischer Scherz, wenn es dagegen ein heiliger Ernst wäre, seine Verhältnisse gegen die Ueberbliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten.

Zweytes Capitel.

Aufgeregt durch den Vorfall und die daran sich knüpfenden Gespräche, begab man sich des andern Tages nach dem Begräbnißplatz, zu dessen Verzierung und Erweiterung der Architekt manchen glücklichen Vorschlag that. Allein auch auf die Kirche sollte sich seine Sorgfalt erstrecken, auf ein Gebäude das gleich anfänglich seine Aufmerksamkeit an sich gezogen hatte.

Diese Kirche stand seit mehrern Jahrhunderten, nach Deutscher Art und Kunst, in guten Massen errichtet und auf eine glückliche Weise verziert. Man konnte wohl nachkommen, daß der Baumeister eines benachbarten Klosters mit Einsicht und Neigung sich auch an diesem kleineren Gebäude bewährt, und es wirkte noch immer ernst und angenehm auf den Betrachter, obgleich die innere neue Einrichtung zum protestantischen Gottesdienste ihm etwas von seiner Ruhe und Majestät genommen hatte.

Dem Architekten fiel es nicht schwer, sich von Charlotten eine mäßige Summe zu erbitten, wovon er das Aeußere sowohl als das Innere im alterthümlichen Sinne herzustellen und mit dem davor liegenden Auferstehungsfelde

felde zur Uebereinstimmung zu bringen gedachte. Er hatte selbst viel Handgeschick, und einige Arbeiter, die noch am Hausbau beschäftigt waren, wollte man gern so lange beibehalten bis auch dieses fromme Werk vollendet wäre.

Man war nunmehr in dem Falle, das Gebäude selbst mit allen Umgebungen und Angebäuden zu untersuchen, und da zeigte sich zum größten Erstaunen und Vergnügen des Architekten eine wenig bemerkte kleine Seitencapelle von noch geistreichern und leichtern Maßen, von noch gefälligern und fleißigern Zierrathen. Sie enthielt zugleich manchen geschnitzten und gemahlten Rest jenes älteren Gottesdienstes, der mit mancherlei Gebild und Geräthschaft die verschiedenen Feste zu bezeichnen und jedes auf seine eigne Weise zu feyern wußte.

Der Architekt konnte nicht unterlassen, die Capelle sogleich in seinen Plan mit hereinzuziehen und besonders diesen engen Raum als ein Denkmal voriger Zeiten und ihres Geschmacks wieder herzustellen. Er hatte sich die leeren Flächen nach seiner Neigung schon verziert gedacht, und freute sich dabei sein mahlerisches Talent zu üben; allein er machte seinen Hausgenossen für's erste ein Geheimniß davon.

Vor allem andern zeigte er versprochenermaßen den Frauen die verschiedenen Nachbildungen und Entwürfe von alten Grabmonumenten, Gefäßen und andern dahin sich nähernden Dingen, und als man im Gespräch auf

die einfachern Grabhügel der nordischen Völker zu reden kam, brachte er seine Sammlung von mancherlei Waffen und Geräthschaften, die darin gefunden worden, zur Ansicht. Er hatte alles sehr reinlich und tragbar in Schubladen und Fächern auf eingeschnittenen, mit Tuch überzogenen Bretern, so daß diese alten ernsten Dinge durch seine Behandlung etwas Putzhaftes annahmen und man mit Vergnügen darauf, wie auf die Kästchen eines Modehändlers hinblickte. Und da er einmal im Vorzeigen war, da die Einsamkeit eine Unterhaltung forderte, so pflegte er jeden Abend mit einem Theil seiner Schätze hervorzutreten. Sie waren meistentheils Deutschen Ursprungs: Bracteaten, Dickmünzen, Siegel und was sonst sich noch anschließen mag. Alle diese Dinge richteten die Einbildungskraft gegen die ältere Zeit hin, und da er zuletzt mit den Anfängen des Drucks, Holzschnitten und den ältesten Kupfern seine Unterhaltung zierte, und die Kirche täglich auch, jenem Sinne gemäß, an Farbe und sonstiger Auszierung gleichsam der Vergangenheit entgegenwuchs; so mußte man sich beinahe selbst fragen: ob man denn wirklich in der neueren Zeit lebe, ob es nicht ein Traum sey, daß man nunmehr in ganz andern Sitten, Gewohnheiten, Lebensweisen und Ueberzeugungen verweile.

Auf solche Art vorbereitet that ein größeres Portfeuille, das er zuletzt herbeibrachte, die beste Wirkung. Es enthielt zwar meist nur umrissene Figuren, die aber,

weil sie auf die Bilder selbst durchgezeichnet waren, ihren alterthümlichen Charakter vollkommen erhalten hatten, und diesen, wie einnehmend fanden ihn die Beschauenden! Aus allen Gestalten blickte nur das reinste Daseyn hervor, alle mußte man, wo nicht für edel, doch für gut ansprechen. Heitere Sammlung, willige Anerkennung eines Ehrwürdigen über uns, stille Hingebung in Liebe und Erwartung auf allen Gesichtern, in allen Gebärden ausgedrückt. Der Greis mit dem kahlen Scheitel, der reichlockige Knabe, der muntere Jüngling, der ernste Mann, der verklärte Heilige, der schwebende Engel, alle schienen selig in einem unschuldigen Genügen, in einem frommen Erwarten. Das Gemeinste was geschah hatte einen Zug von himmlischem Leben, und eine gottesdienstliche Handlung schien ganz jeder Natur angemessen.

Nach einer solchen Region blickten wohl die meisten wie nach einem verschwundenen goldenen Zeitalter, nach einem verlorenen Paradiese hin. Nur vielleicht Ottilie war in dem Fall sich unter Ihresgleichen zu fühlen.

Wer hätte nun widerstehen können, als der Architekt sich erbot, nach dem Anlaß dieser Urbilder, die Räume zwischen den Spitzbogen der Capelle auszumahlen und dadurch sein Andenken entschieden an einem Orte zu stiften, wo es ihm so gut gegangen war. Er erklärte sich hierüber mit einiger Wehmuth: denn er konnte nach der Lage der Sache wohl einsehen, daß sein Aufenthalt in

so vollkommener Gesellschaft nicht immer dauern könne, ja vielleicht bald abgebrochen werden müsse.

Uebrigens waren diese Tage zwar nicht reich an Begebenheiten, doch voller Anlässe zu ernsthafter Unterhaltung. Wir nehmen daher Gelegenheit von demjenigen was Ottilie sich daraus in ihren Heften angemerkt, einiges mitzutheilen, wozu wir keinen schicklichern Uebergang finden als durch ein Gleichniß, das sich uns bei'm Betrachten ihrer liebenswürdigen Blätter aufdringt.

Wir hören von einer besondern Einrichtung bei der englischen Marine. Sämmtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein rother Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann ohne alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören.

Eben so zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der alles verbindet und das Ganze bezeichnet. Dadurch werden diese Bemerkungen, Betrachtungen, ausgezogenen Sinnsprüche und was sonst vorkommen mag, der Schreibenden ganz besonders eigen und für sie von Bedeutung. Selbst jede einzelne von uns ausgewählte und mitgetheilte Stelle gibt davon das entschiedenste Zeugniß.

Aus
Ottiliens Tagebuche.

„Neben denen dereinſt zu ruhen die man liebt, iſt die angenehmſte Vorſtellung welche der Menſch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen verſammelt werden, iſt ein ſo herzlicher Ausdruck.“

„Es gibt mancherlei Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeſchiedene näher bringen. Keins iſt von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, ſelbſt wenn es unähnlich iſt, hat was Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, ſich mit einem Freunde ſtreiten. Man fühlt auf eine angenehme Weiſe, daß man zu zweyen iſt und doch nicht auseinander kann.“

Man unterhält ſich manchmal mit einem gegenwärtigen Menſchen als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu ſprechen, uns nicht anzuſehen, ſich nicht mit uns zu beſchäftigen: wir ſehen ihn, wir fühlen unſer Verhältniß zu ihm, ja ſogar unſere Verhältniſſe zu ihm können wachſen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne daß er

etwas davon empfindet, daß er sich eben bloß zu uns wie ein Bild verhält."

Man ist niemals mit einem Porträt zufrieden von Personen die man kennt. Deßwegen habe ich die Porträtmahler immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert man's. Sie sollen einem jeden sein Verhältniß zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht bloß darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie jeder ihn fassen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn solche Künstler nach und nach versteckt, gleichgültig und eigensinnig werden. Daraus möchte denn entstehen was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen so mancher lieben und theuren Menschen entbehren müßte."

„Es ist wohl wahr, die Sammlung des Architekten von Waffen und alten Gerätschaften, die nebst dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felsenstücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorsorge des Menschen sey für die Erhaltung seiner Persönlichkeit nach dem Tode. Und so widersprechend sind wir! Der Architekt geneht, selbst solche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben und fährt dennoch fort sich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beschäftigen."

„Warum soll man es aber so streng nehmen? Ist denn alles was wir thun für die Ewigkeit gethan?

Ziehen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends wieder auszuziehen? Verreisen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum sollten wir nicht wünschen, neben den Unsrigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre.“

„Wenn man die vielen versunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt, so kann einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweytes Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberschrift eintritt und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweyte Daseyn, verlischt früher oder später. Wie über die Menschen so auch über die Denkmäler läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen.“

Drittes Capitel.

Es iſt eine ſo angenehme Empfindung ſich mit etwas zu beſchäftigen was man nur halb kann, daß niemand den Dilettanten ſchelten ſollte, wenn er ſich mit einer Kunſt abgibt, die er nie lernen wird, noch den Künſtler tadeln dürfte, wenn er, über die Gränze ſeiner Kunſt hinaus, in einem benachbarten Felde ſich zu ergeben Luſt hat.

Mit ſo billigen Geſinnungen betrachten wir die Anſtalten des Architekten zum Ausmahlen der Capelle. Die Farben waren bereitet, die Maße genommen, die Cartone gezeichnet; allen Anſpruch auf Erfindung hatte er aufgegeben; er hielt ſich an ſeine Umriſſe: nur die ſitzenden und ſchwebenden Figuren geſchickt auszutheilen, den Raum damit geſchmackvoll auszuzieren, war ſeine Sorge.

Das Gerüſte ſtand, die Arbeit ging vorwärts, und da ſchon einiges was in die Augen fiel erreicht war, konnte es ihm nicht zuwider ſeyn, daß Charlotte mit Ottilien ihn beſuchte. Die lebendigen Engelsgeſichter, die lebhaften Gewänder auf dem blauen Himmelsgrunde erfreuten das Auge, indem ihr ſtilles frommes Weſen das Ge-

müth zur Sammlung berief und eine ſehr zarte Wirkung hervorbrachte.

Die Frauen waren zu ihm auf's Gerüſt geſtiegen, und Ottilie bemerkte kaum, wie abgemeſſen leicht und bequem das alles zuging, als ſich in ihr das durch frühern Unterricht Empfangene mit einmal zu entwickeln ſchien, ſie nach Farbe und Pinſel griff und auf erhaltene Anweiſung ein faltenreiches Gewand mit ſoviel Reinlichkeit als Geſchicklichkeit anlegte.

Charlotte, welche gern ſah, wenn Ottilie ſich auf irgend eine Weiſe beſchäftigte und zerſtreute, ließ die beiden gewähren und ging, um ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, um ihre Betrachtungen und Sorgen, die ſie niemanden mittheilen konnte, für ſich durchzuarbeiten.

Wenn gewöhnliche Menſchen, durch gemeine Verlegenheiten des Tags zu einem leidenſchaftlich ängſtlichen Betragen aufgeregt, uns ein mitleidiges Lächeln abnöthigen, ſo betrachten wir dagegen mit Ehrfurcht ein Gemüth, in welchem die Saat eines großen Schickſals ausgeſäet worden, das die Entwicklung dieſer Empfängniß abwarten muß, und weder das Gute noch das Böſe, weder das Glückliche noch das Unglückliche, was daraus entſpringen ſoll, beſchleunigen darf und kann.

Eduard hatte durch Charlottens Boten, den ſie ihm in ſeine Einſamkeit geſendet, freundlich und theilnehmend, aber doch eher gefaßt und ernſt als zutraulich

und liebevoll, geantworter. Kurz darauf war Eduard verſchwunden, und ſeine Gattin konnte zu keiner Nachricht von ihm gelangen, bis ſie endlich von ungefähr ſeinen Namen in den Zeitungen fand, wo er unter denen, die ſich bei einer bedeutenden Kriegsgelegenheit hervorgethan hatten, mit Auszeichnung genannt war. Sie wußte nun, welchen Weg er genommen hatte, ſie erfuhr daß er großen Gefahren entronnen war; allein ſie überzeugte ſich zugleich, daß er größere aufſuchen würde, und ſie konnte ſich daraus nur allzuſehr deuten, daß er in jedem Sinne ſchwerlich vom Aeußerſten würde zurückzuhalten ſeyn. Sie trug dieſe Sorgen für ſich allein immer in Gedanken und mochte ſie hin und wieder legen wie ſie wollte, ſo konnte ſie doch bei keiner Anſicht Beruhigung finden.

Ottilie, von alle dem nichts ahnend, hatte indeſſen zu jener Arbeit die größte Neigung gefaßt, und von Charlotten gar leicht die Erlaubniß erhalten, regelmäßig darin fortfahren zu dürfen. Nun ging es raſch weiter und der azurne Himmel war bald mit würdigen Bewohnern bevölkert. Durch eine anhaltende Uebung gewannen Ottilie und der Architekt bei den letzten Bildern mehr Freiheit, ſie wurden zuſehends beſſer. Auch die Geſichter, welche dem Architekten zu mahlen allein überlaſſen war, zeigten nach und nach eine ganz beſondere Eigenſchaft: ſie fingen ſämmtlich an Ottilien zu gleichen. Die Nähe des ſchönen Kindes mußte wohl in die Seele

des jungen Mannes, der noch keine natürliche oder künstlerische Physiognomie vergefaßt hatte, einen so lebhaften Eindruck machen, daß ihm nach und nach, auf dem Wege vom Auge zur Hand, nichts verloren ging, ja daß beide zuletzt ganz gleichstimmig arbeiteten. Genug, eins der letzten Gesichtchen glückte vollkommen, so daß es schien als wenn Ottilie selbst aus den himmlischen Räumen heruntersähe.

An dem Gewölbe war man fertig; die Wände hatte man sich vorgenommen einfach zu lassen und nur mit einer hellern bräunlichen Farbe zu überziehen; die zarten Säulen und künstlichen bildhauerischen Zierrathen sollten sich durch eine dunklere auszeichnen. Aber wie in solchen Dingen immer eins zum andern führt, so wurden noch Blumen und Fruchtgehänge beschlossen, welche Himmel und Erde gleichsam zusammenknüpfen sollten. Hier war nun Ottilie ganz in ihrem Felde. Die Gärten lieferten die schönsten Muster, und obschon die Kränze sehr reich ausgestattet wurden, so kam man doch früher als man gedacht hatte damit zu Stande.

Noch sah aber alles wüste und roh aus. Die Gerüste waren durch einander geschoben, die Breter über einander geworfen, der ungleiche Fußboden durch mancherlei vergossene Farben noch mehr verunstaltet. Der Architekt erbat sich nunmehr, daß die Frauenzimmer ihm acht Tage Zeit lassen und bis dahin die Capelle nicht betreten möchten. Endlich ersuchte er sie an einem schönen Abende,

sich beiderseits dahin zu verfügen; doch wünschte er sie nicht begleiten zu dürfen und empfahl sich sogleich.

Was er uns auch für eine Ueberraschung zugedacht haben mag, sagte Charlotte als er weggegangen war, so habe ich doch gegenwärtig keine Lust hinunter zu gehen. Du nimmst es wohl allein über dich und gibst mir Nachricht. Gewiß hat er etwas Angenehmes zu Stande gebracht. Ich werde es erst in deiner Beschreibung und dann gern in Wirklichkeit genießen.

Ottilie, die wohl wußte, daß Charlotte sich in manchen Stücken in Acht nahm, alle Gemüthsbewegungen vermied, und besonders nicht überrascht seyn wollte, begab sich sogleich allein auf den Weg und sah sich unwillkürlich nach dem Architekten um, der aber nirgends erschien und sich mochte verborgen haben. Sie trat in die Kirche, die sie offen fand. Diese war schon früher fertig, gereinigt und eingeweiht. Sie trat zur Thüre der Capelle, deren schwere mit Erz beschlagene Last sich leicht vor ihr aufthat und sie in einem bekannten Raume mit einem unerwarteten Anblick überraschte.

Durch das einzige hohe Fenster fiel ein ernstes buntes Licht herein: denn es war von farbigen Gläsern anmuthig zusammengesetzt. Das Ganze erhielt dadurch einen fremden Ton und bereitete zu einer eigenen Stimmung. Die Schönheit des Gewölbes und der Wände ward durch die Zierde des Fußbodens erhöht, der aus besonders geformten, nach einem schönen Muster gelegten, durch eine

gegossene Gypsfläche verbundenen Ziegelsteinen bestand. Diese sowohl als die farbigen Scheiben hatte der Architekt heimlich bereiten lassen, und konnte nun in kurzer Zeit alles zusammenfügen. Auch für Ruheplätze war gesorgt. Es hatten sich unter jenen kirchlichen Alterthümern einige schöngeschnitzte Chorstühle vorgefunden, die nun gar schicklich an den Wänden angebracht umherstanden.

Ottilie freute sich der bekannten ihr als ein unbekanntes Ganze entgegentretenden Theile. Sie stand, ging hin und wieder, sah und besah; endlich setzte sie sich auf einen der Stühle, und es schien ihr, indem sie auf und umherblickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn dieß alles vor ihr, sie vor sich selbst verschwinden sollte, und nur als die Sonne das bisher sehr lebhaft beschienene Fenster verließ, erwachte Ottilie vor sich selbst und eilte nach dem Schlosse.

Sie verbarg sich nicht, in welche sonderbare Epoche diese Ueberraschung gefallen sey. Es war der Abend vor Eduards Geburtstage. Diesen hatte sie freilich ganz anders zu feyern gehofft: wie sollte nicht alles zu diesem Feste geschmückt seyn? Aber nunmehr stand der ganze herbstliche Blumenreichthum ungepflückt. Diese Sonnenblumen wendeten noch immer ihr Angesicht gen Himmel; diese Astern sahen noch immer still bescheiden vor sich hin, und was allenfalls davon zu Kränzen gebunden war,

hatte zum Muſter gedient einen Ort auszuſchmücken, der, wenn er nicht bloß eine Künſtlergrille bleiben, wenn er zu irgend etwas genutzt werden ſollte, nur zu einer gemeinſamen Grabſtätte geeigner ſchien.

Sie mußte ſich dabei der geräuſchvollen Geſchäftigkeit erinnern, mit welcher Eduard ihr Geburtsfeſt gefeyert; ſie mußte des neugerichteten Hauſes gedenken, unter deſſen Decke man ſich ſo viel Freundliches verſprach. Ja das Feuerwerk rauſchte ihr wieder vor Augen und Ohren, je einſamer ſie war, deſto mehr vor der Einbildungskraft; aber ſie fühlte ſich auch nur um deſto mehr allein. Sie lehnte ſich nicht mehr auf ſeinen Arm, und hatte keine Hoffnung, an ihm jemals wieder eine Stütze zu finden.

Aus
Ottiliens Tagebuche.

„Eine Bemerkung des jungen Künstlers muß ich aufzeichnen, wie am Handwerker so am bildenden Künstler kann man auf das deutlichste gewahr werden, daß der Mensch sich das am wenigsten zuzueignen vermag was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlassen ihn, so wie die Vögel das Nest, worin sie ausgebrütet worden."

„Der Baukünstler vor allen hat hierin das wunderlichste Schicksal. Wie oft wendet er seinen ganzen Geist, seine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er sich selbst ausschließen muß. Die königlichen Säle sind ihm ihre Pracht schuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln zieht er eine Gränze zwischen sich und dem Allerheiligsten; er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur herzerhebenden Feyerlichkeit gründete, so wie der Goldschmied die Monstranz nur von fern anbetet, deren Schmelz und Edelsteine er zusammengeordnet hat. Dem Reichen übergibt der Baumeister

mit dem Schlüssel des Palastes alle Bequemlichkeit und Behäbigkeit, ohne irgend etwas davon mitzugenießen. Muß sich nicht allgemach auf diese Weise die Kunst von dem Künstler entfernen, wenn das Werk, wie ein ausgestattetes Kind, nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? und wie sehr mußte die Kunst sich selbst befördern, als sie fast allein mit dem Oeffentlichen, mit dem was allen und also auch dem Künstler gehörte, sich zu beschäftigen gestimmt war!"

„Eine Vorstellung der alten Völker ist ernst und kann furchtbar scheinen. Sie dachten sich ihre Vorfahren in großen Höhlen rings umher auf Thronen sitzend in stummer Unterhaltung. Dem neuen der hereintrat, wenn er würdig genug war, standen sie auf und neigten ihm einen Willkommen. Gestern als ich in der Capelle saß und meinem geschnitzten Stuhle gegenüber noch mehrere umhergestellt sah, erschien mir jener Gedanke gar freundlich und anmuthig. Warum kannst du nicht sitzen bleiben? dachte ich bei mir selbst, still und in dich gekehrt sitzen bleiben, lange lange, bis endlich die Freunde kämen, denen du aufständest und ihren Platz mit freundlichem Neigen anwiesest. Die farbigen Scheiben machen den Tag zur ernsten Dämmerung und jemand müßte eine ewige Lampe stiften, damit auch die Nacht nicht ganz finster bliebe."

„Man mag sich stellen wie man will, und man denkt sich immer sehend. Ich glaube der Mensch träumt nur

nur, damit er nicht aufhöre zu ſehen. Es könnte wohl ſeyn, daß das innere Licht einmal aus uns herausträte, ſo daß wir keines andern mehr bedürften.“

„Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Steppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die rothen Beeren jener ſchlanken Bäume ſcheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, ſo wie uns der Tactſchlag des Dreſchers den Gedanken erweckt, daß in der abgeſichelten Aehre ſo viel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt.“

Viertes Capitel.

Wie seltsam mußte, nach solchen Ereignissen, nach diesem aufgedrungenen Gefühl von Vergänglichkeit und Hinschwinden, Ottilie durch die Nachricht getroffen werden, die ihr nicht länger verborgen bleiben konnte, daß Eduard sich dem wechselnden Kriegsglück überliefert habe. Es entging ihr leider keine von den Betrachtungen, die sie dabei zu machen Ursache hatte. Glücklicherweise kann der Mensch nur einen gewissen Grad des Unglücks fassen; was darüber hinausgeht vernichtet ihn oder läßt ihn gleichgültig. Es gibt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, sich einander wechselseitig aufheben und in eine dunkle Fühllosigkeit verlieren. Wie könnten wir sonst die entfernten Geliebtesten in stündlicher Gefahr wissen und dennoch unser tägliches gewöhnliches Leben immer so forttreiben.

Es war daher als wenn ein guter Geist für Ottilien gesorgt hätte, indem er auf einmal in diese Stille, in der sie einsam und unbeschäftigt zu versinken schien, ein wildes Heer hereinbrachte, das, indem es ihr von außen genug zu schaffen gab und sie aus sich selbst führte, zugleich in ihr das Gefühl eigener Kraft anregte.

Charlottens Tochter, Luciane, war kaum aus der Pensïon in die große Welt getreten, hatte kaum in dem Hause ihrer Tante sich von zahlreicher Gesellschaft umgeben gesehen, als ihr Gefallenwollen wirklich Gefallen erregte, und ein junger, sehr reicher Mann gar bald eine heftige Neigung empfand, sie zu besitzen. Sein ansehnliches Vermögen gab ihm ein Recht, das Beste jeder Art sein eigen zu nennen, und es schien ihm nichts weiter abzugehen als eine vollkommene Frau, um die ihn die Welt so wie um das Uebrige zu beneiden hätte.

Diese Familienangelegenheit war es, welche Charlotten bisher sehr viel zu thun gab, der sie ihre ganze Ueberlegung, ihre Correspondenz widmete, insofern diese nicht darauf gerichtet war, von Eduard nähere Nachricht zu erhalten; deßwegen auch Ottilie mehr als sonst in der letzten Zeit allein blieb. Diese wußte zwar um die Ankunft Lucianens; im Hause hatte sie deßhalb die nöthigsten Vorkehrungen getroffen; allein so nahe stellte man sich den Besuch nicht vor. Man wollte vorher noch schreiben, abreden, näher bestimmen, als der Sturm auf einmal über das Schloß und Ottilien hereinbrach.

Angefahren kamen nun Kammerjungfern und Bediente, Brancards mit Koffern und Kisten; man glaubte schon eine doppelte und dreyfache Herrschaft im Hause zu haben; aber nun erschienen erst die Gäste selbst:

Die Großtante mit Lucianen und einigen Freundinnen, der Bräutigam gleichfalls nicht unbegleitet. Da lag das Vorhaus voll Sachen, Mantelsäcke und anderer lederner Gehäuse. Mit Mühe sonderte man die vielen Kästchen und Futterale auseinander. Des Gepäckes und Geschleppes war kein Ende. Dazwischen regnete es mit Gewalt, woraus manche Unbequemlichkeit entstand. Diesem ungestümen Treiben begegnete Ottilie mit gleichmüthiger Thätigkeit, ja ihr heiteres Geschick erschien im schönsten Glanze: denn sie hatte in kurzer Zeit alles untergebracht und angeordnet. Jederman war logirt, jederman nach seiner Art bequem, und glaubte gut bedient zu seyn, weil er nicht gehindert war sich selbst zu bedienen.

Nun hätten alle gern, nach einer höchst beschwerlichen Reise, einige Ruhe genossen; der Bräutigam hätte sich seiner Schwiegermutter gern genähert, um ihr seine Liebe, seinen guten Willen zu betheuern: aber Luciane konnte nicht rasten. Sie war nun einmal zu dem Glücke gelangt, ein Pferd besteigen zu dürfen. Der Bräutigam hatte schöne Pferde, und sogleich mußte man aufsitzen. Wetter und Wind, Regen und Sturm kamen nicht in Anschlag; es war als wenn man nur lebte, um naß zu werden und sich wieder zu trocknen. Fiel es ihr ein, zu Fuße auszugehen, so fragte sie nicht, was für Kleider sie anhatte und wie sie beschuht war: sie mußte die Anlagen besichtigen, von denen

ſie vieles gehört hatte. Was nicht zu Pferde geſchehen konnte, wurde zu Fuß durchrannt. Bald hatte ſie alles geſehen und abgeurtheilt. Bei der Schnelligkeit ihres Weſens war ihr nicht leicht zu widerſprechen. Die Geſellſchaft hatte manches zu leiden, am meiſten aber die Kammermädchen, die mit Waſchen und Bügeln, Auftrennen und Annähen nicht fertig werden konnten.

Kaum hatte ſie das Haus und die Gegend erſchöpft, als ſie ſich verpflichtet fühlte, rings in der Nachbarſchaft Beſuch abzulegen. Weil man ſehr ſchnell ritt und fuhr, ſo reichte die Nachbarſchaft ziemlich fern umher. Das Schloß ward mit Gegenbeſuchen überſchwemmt, und damit man ſich ja nicht verfehlen möchte, wurden bald beſtimmte Tage angeſetzt.

Indeſſen Charlotte mit der Tante und dem Geſchäftsträger des Bräutigams die innern Verhältniſſe feſtzuſtellen bemüht war, und Ottilie mit ihren Untergebenen dafür zu ſorgen wußte, daß es an nichts bei ſo großem Zudrang fehlen möchte, da denn Jäger und Gärtner, Fiſcher und Krämer in Bewegung geſetzt wurden, zeigte ſich Luciane immer wie ein brennender Kometenkern, der einen langen Schweif nach ſich zieht. Die gewöhnlichen Beſuchsunterhaltungen dünkten ihr bald ganz unſchmackhaft. Kaum daß ſie den älteſten Perſonen eine Ruhe am Spieltiſch gönnte; wer noch einigermaßen beweglich war — und wer ließ

sich nicht durch ihre reizenden Zudringlichkeiten in Bewegung setzen? — mußte herbei, wo nicht zum Tanze, doch zum lebhaften Pfand-, Straf- und Verirspiel. Und obgleich das alles, so wie hernach die Pfänderlösung, auf sie selbst berechnet war, so ging doch von der andern Seite niemand, besonders kein Mann, er mochte von einer Art seyn von welcher er wollte, ganz leer aus; ja es glückte ihr, einige ältere Personen von Bedeutung ganz für sich zu gewinnen, indem sie ihre eben einfallenden Geburts- und Namenstage ausgeforscht hatte und besonders feierte. Dabei kam ihr ein ganz eignes Geschick zu statten, so daß, indem alle sich begünstigt sahen, jeder sich für den am meisten Begünstigten hielt: eine Schwachheit, deren sich sogar der Aelteste in der Gesellschaft am allermerklichsten schuldig machte.

Schien es bei ihr Plan zu seyn, Männer die etwas vorstellten, Rang, Ansehen, Ruhm oder sonst etwas Bedeutendes für sich hatten, für sich zu gewinnen, Weisheit und Besonnenheit zu Schanden zu machen und ihrem wilden wunderlichen Wesen selbst bei der Bedächtlichkeit Gunst zu erwerben; so kam die Jugend doch dabei nicht zu kurz: jeder hatte sein Theil, seinen Tag, seine Stunde, in der sie ihn zu entzücken und zu fesseln wußte. So hatte sie den Architekten schon bald in's Auge gefaßt, der jedoch aus seinem schwarzen langlockigen Haar so unbefangen herausſah, so ge-

rad und ruhig in der Entfernung ſtand, auf alle Fragen kurz und verſtändig antwortete, ſich aber auf nichts weiter einzulaſſen geneigt ſchien, daß ſie ſich endlich einmal, bald unwillig bald luſtig, entſchloß ihn zum Helden des Tages zu machen und dadurch auch für ihren Hof zu gewinnen.

Nicht umſonſt hatte ſie ſo vieles Geräthe mitgebracht, ja es war ihr noch manches gefolgt. Sie hatte ſich auf eine unendliche Abwechſelung in Kleidern vorgeſehen. Wenn es ihr Vergnügen machte, ſich des Tags drey-, viermal anzuziehen und mit gewöhnlichen, in der Geſellſchaft üblichen Kleidern vom Morgen bis in die Nacht zu wechſeln; ſo erſchien ſie dazwiſchen wohl auch einmal im wirklichen Maskenkleid, als Bäuerin und Fiſcherin, als Fee und Blumenmädchen. Sie verſchmähte nicht, ſich als alte Frau zu verkleiden, um deſto friſcher ihr junges Geſicht aus der Kutte hervorzuzeigen; und wirklich verwirrte ſie dadurch das Gegenwärtige und das Eingebildete dergeſtalt, daß man ſich mit der Saalnixe verwandt und verſchwägert zu ſeyn glaubte.

Wozu ſie aber dieſe Verkleidungen hauptſächlich benutzte, waren pantomimiſche Stellungen und Tänze, in denen ſie verſchiedene Charaktere auszudrücken gewandt war. Ein Cavalier aus ihrem Gefolge hatte ſich eingerichtet, auf dem Flügel ihre Gebärden mit der wenigen nöthigen Muſik zu begleiten; es bedurfte

nur einer kurzen Abrede und sie waren sogleich in Einstimmung.

Eines Tages, als man sie bei der Pause eines lebhaften Balls auf ihren eigenen heimlichen Antrieb gleichsam aus dem Stegereife zu einer solchen Darstellung aufgefordert hatte, schien sie verlegen und überrascht und ließ sich wider ihre Gewohnheit lange bitten. Sie zeigte sich unentschlossen, ließ die Wahl, bat wie ein Improvisator um einen Gegenstand, bis endlich jener Clavier spielende Gehülfe, mit dem es abgeredet seyn mochte, sich an den Flügel setzte, einen Trauermarsch zu spielen anfing und sie aufforderte, jene Artemisia zu geben, welche sie so vortrefflich einstudirt habe. Sie ließ sich erbitten, und nach einer kurzen Abwesenheit erschien sie, bei den zärtlich traurigen Tönen des Todtenmarsches, in Gestalt der königlichen Witwe, mit gemessenem Schritt, einen Aschenkrug vor sich hertragend. Hinter ihr brachte man eine große schwarze Tafel und in einer goldenen Reißfeder ein wohl zugeschnitztes Stück Kreide.

Einer ihrer Verehrer und Adjutanten, dem sie etwas in's Ohr sagte, ging sogleich den Architekten aufzufordern, zu nöthigen und gewissermaßen herbeizuschieben, daß er als Baumeister das Grab des Mausolus zeichnen, und also keineswegs einen Statisten, sondern einen ernstlich Mitspielenden vorstellen sollte. Wie verlegen der Architekt auch äußerlich erschien — denn

er machte in seiner ganz schwarzen knappen modernen Civilgestalt einen wunderlichen Contrast mit jenen Flören, Krepppen, Franzen, Schmelzen, Quasten und Kronen — so faßte er sich doch gleich innerlich, allein um so wunderlicher war es anzusehen. Mit dem größten Ernst stellte er sich vor die große Tafel, die von ein paar Pagen gehalten wurde, und zeichnete mit viel Bedacht und Genauigkeit ein Grabmal, das zwar eher einem longobardischen als einem karischen König wäre gemäß gewesen, aber doch in so schönen Verhältnissen, so ernst in seinen Theilen, so geistreich in seinen Zierrathen, daß man es mit Vergnügen entstehen sah, und als es fertig war bewunderte.

Er hatte sich in diesem ganzen Zeitraum fast nicht gegen die Königin gewendet, sondern seinem Geschäft alle Aufmerksamkeit gewidmet. Endlich als er sich vor ihr neigte und andeutete, daß er nun ihre Befehle vollzogen zu haben glaube, hielt sie ihm noch die Urne hin, und bezeichnete das Verlangen, diese oben auf dem Gipfel abgebildet zu sehen. Er that es, obgleich ungern, weil sie zu dem Charakter seines übrigen Entwurfs nicht passen wollte. Was Lucianen betraf, so war sie endlich von ihrer Ungeduld erlöst: denn ihre Absicht war keineswegs eine gewissenhafte Zeichnung von ihm zu haben. Hätte er mit wenigen Strichen nur hinskizzirt, was etwa einem Monument ähnlich gesehen, und sich die übrige Zeit mit ihr abgegeben,

so wäre das wohl dem Endzweck und ihren Wünschen gemäßer gewesen. Bei seinem Benehmen dagegen kam sie in die größte Verlegenheit: denn ob sie gleich in ihrem Schmerz, ihren Anordnungen und Andeutungen, ihrem Beifall über das nach und nach Entstehende, ziemlich abzuwechseln suchte und sie ihn einigemal beinahe herumzerrte, um nur mit ihm in eine Art von Verhältniß zu kommen, so erwies er sich doch gar zu steif, dergestalt daß sie allzuoft ihre Zuflucht zur Urne nehmen, sie an ihr Herz drücken und zum Himmel schauen mußte, ja zuletzt, weil sich doch dergleichen Situationen immer steigern, mehr einer Witwe von Ephesus als einer Königin von Karien ähnlich sah. Die Vorstellung zog sich daher in die Länge; der Clavierspieler, der sonst Geduld genug hatte, wußte nicht mehr in welchen Ton er ausweichen sollte. Er dankte Gott als er die Urne auf der Pyramide stehn sah und fiel unwillkürlich, als die Königin ihren Dank ausdrücken wollte, in ein lustiges Thema; wodurch die Vorstellung zwar ihren Charakter verlor, die Gesellschaft jedoch völlig aufgeheitert wurde, die sich denn sogleich theilte, der Dame für ihren vortrefflichen Ausdruck, und dem Architekten für seine künstliche und zierliche Zeichnung seine freudige Bewunderung zu beweisen.

Besonders der Bräutigam unterhielt sich mit dem Architekten. Es thut mir leid, sagte jener, daß die Zeichnung so vergänglich ist. Sie erlauben wenigstens,

daß ich sie mir auf mein Zimmer bringen lasse und mich mit Ihnen darüber unterhalte. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, sagte der Architekt, so kann ich Ihnen sorgfältige Zeichnungen von dergleichen Gebäuden und Monumenten vorlegen, wovon dieses nur ein zufälliger flüchtiger Entwurf ist.

Ottilie stand nicht fern und trat zu den beiden. Versäumen Sie nicht, sagte sie zum Architekten, den Herrn Baron gelegentlich ihre Sammlung sehen zu lassen: er ist ein Freund der Kunst und des Alterthums; ich wünsche daß Sie sich näher kennen lernen.

Luciane kam herbeigefahren und fragte: Wovon ist die Rede?

Von einer Sammlung Kunstwerke, antwortete der Baron, welche dieser Herr besitzt und die er uns gelegentlich zeigen will.

Er mag sie nur gleich bringen, rief Luciane. Nicht wahr, Sie bringen sie gleich, setzte sie schmeichelnd hinzu, indem sie ihn mit beiden Händen freundlich anfaßte.

Es möchte jetzt der Zeitpunct nicht seyn, versetzte der Architekt.

Was! rief Luciane gebieterisch: Sie wollen dem Befehl Ihrer Königin nicht gehorchen? Dann legte sie sich auf ein neckisches Bitten.

Seyn Sie nicht eigensinnig, sagte Ottilie halb leise.

Der Architekt entfernte sich mit einer Bengung, sie war weder bejahend noch verneinend.

Kaum war er fort, als Luciane sich mit einem Windspiel im Saale herumjagte. Ach! rief sie aus, indem sie zufällig an ihre Mutter stieß: wie bin ich nicht unglücklich! Ich habe meinen Affen nicht mitgenommen; man hat mir es abgerathen, es ist aber nur die Bequemlichkeit meiner Leute, die mich um dieses Vergnügen bringt. Ich will ihn aber nachkommen lassen, es soll mir jemand hin ihn zu holen. Wenn ich nur sein Bildniß sehen könnte, so wäre ich schon vergnügt. Ich will ihn aber gewiß auch mahlen lassen und er soll mir nicht von der Seite kommen.

Vielleicht kann ich dich trösten, versetzte Charlotte, wenn ich dir aus der Bibliothek einen ganzen Band der wunderlichsten Affenbilder kommen lasse. Luciane schrie vor Freuden laut auf, und der Folioband wurde gebracht. Der Anblick dieser menschenähnlichen und durch den Künstler noch mehr vermenschlichten abscheulichen Geschöpfe machte Lucianen die größte Freude. Ganz glücklich aber fühlte sie sich, bei einem jeden dieser Thiere die Aehnlichkeit mit bekannten Menschen zu finden. Sieht der nicht aus wie der Onkel? rief sie unbarmherzig: der wie der Galanteriehändler M—, der wie der Pfarrer S— und dieser ist der Dings — der — leibhaftig. Im Grunde sind doch die Affen die eigentlichen Incroyables, und es ist unbegreiflich,

wie man sie aus der besten Gesellschaft ausschließen mag.

Sie sagte das in der besten Gesellschaft, doch niemand nahm es ihr übel. Man war so gewohnt ihrer Anmuth vieles zu erlauben, daß man zuletzt ihrer Unart alles erlaubte.

Ottilie unterhielt sich indessen mit dem Bräutigam. Sie hoffte auf die Rückkunft des Architekten, dessen ernstere, geschmackvollere Sammlungen die Gesellschaft von diesem Affenwesen befreien sollten. In dieser Erwartung hatte sie sich mit dem Baron besprochen und ihn auf manches aufmerksam gemacht. Allein der Architekt blieb aus, und als er endlich wiederkam, verlor er sich unter der Gesellschaft, ohne etwas mitzubringen, und ohne zu thun, als ob von etwas die Frage gewesen wäre. Ottilie ward einen Augenblick — wie soll man's nennen? — verdrießlich, ungehalten, betroffen; sie hatte ein gutes Wort an ihn gewendet, sie gönnte dem Bräutigam eine vergnügte Stunde nach seinem Sinne, der bei seiner unendlichen Liebe für Lucianen doch von ihrem Betragen zu leiden schien.

Die Affen mußten einer Collation Platz machen. Gesellige Spiele, ja sogar noch Tänze, zuletzt ein freudeloses Herumsitzen und Wiederaufsagen einer schon gesunkenen Lust dauerten dießmal, wie sonst auch, weit über Mitternacht. Denn schon hatte sich Luciane ge-

wöhnt, Morgens nicht aus dem Bette und Abends nicht in's Bette gelangen zu können.

Um dieſe Zeit finden ſich in Ottiliens Tagebuch Ereigniſſe ſeltner angemerkt, dagegen häufiger auf das Leben bezügliche und vom Leben abgezogene Maximen und Sentenzen. Weil aber die meiſten derſelben wohl nicht durch ihre eigene Reflexion entſtanden ſeyn können, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß man ihr irgend einen Heft mitgetheilt, aus dem ſie ſich, was ihr gemüthlich war, ausgeſchrieben. Manches Eigene von innigerem Bezug wird an dem rothen Faden wohl zu erkennen ſeyn.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Wir blicken ſo gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was ſich in ihr hin und her bewegt, durch ſtille Wünſche ſo gern zu unſern Gunſten heranleiten möchten.“

„Wir befinden uns nicht leicht in großer Geſellſchaft, ohne zu denken: der Zufall, der ſo viele zuſammenbringt, ſolle uns auch unſre Freunde herbeiführen.“

„Man mag noch ſo eingezogen leben, ſo wird man, ehe man ſich's verſieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger.“

„Begegnet uns jemand, der uns Dank ſchuldig iſt, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir jemand begegnen, dem wir Dank ſchuldig ſind, ohne daran zu denken.“

„Sich mitzutheilen iſt Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen wie es gegeben wird, iſt Bildung.“

„Niemand würde viel in Geſellſchaften ſprechen, wenn er ſich bewußt wäre, wie oft er die andern mißverſteht.“

„Man verändert fremde Reden bei'm Wiederholen wohl nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat."

„Wer vor andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen."

„Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn."

„Widerspruch und Schmeicheley machen beide ein schlechtes Gespräch."

„Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet."

„Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das was sie lächerlich finden."

„Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen Contrast, der auf eine unschädliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird."

„Der sinnliche Mensch lacht oft wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein."

„Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts."

„Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen und das will doch jederman."

„Man läßt sich seine Mängel vorhalten, man läßt sich strafen, man leider manches um ihrer willen mit Ge-

Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll."

„Gewisse Mängel sind nothwendig zum Daseyn des Einzelnen. Es würde uns unangenehm seyn, wenn alte Freunde gewisse Eigenheiten ablegten."

„Man sagt: er stirbt bald, wenn einer etwas gegen seine Art und Weise thut."

„Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns cultiviren? Solche die den andern eher schmeicheln als sie verletzen."

„Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte."

„Unsre Leidenschaften sind wahre Phönire. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor."

„Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, machte sie erst recht gefährlich."

„Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durch's Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther als im Vertrauen und Verschweigen gegen die die wir lieben."

Fünftes Capitel.

So peitschte Luciane den Lebensrausch im geselligen Strudel immer vor sich her. Ihr Hofstaat vermehrte sich täglich, theils weil ihr Treiben so manchen anregte und anzog, theils weil sie sich andre durch Gefälligkeit und Wohlthun zu verbinden wußte. Mittheilend war sie im höchsten Grade: denn da ihr durch die Neigung der Tante und des Bräutigams so viel Schönes und Köstliches auf einmal zugeflossen war, so schien sie nichts Eigenes zu besitzen, und den Werth der Dinge nicht zu kennen, die sich um sie gehäuft hatten. So zauderte sie nicht einen Augenblick einen kostbaren Shawl abzunehmen und ihn einem Frauenzimmer umzuhängen, das ihr gegen die übrigen zu ärmlich gekleidet schien, und sie that das auf eine so neckische, geschickte Weise, daß niemand eine solche Gabe ablehnen konnte. Einer von ihrem Hofstaat hatte stets eine Börse und den Auftrag, in den Orten, wo sie einkehrten, sich nach den Aeltesten und Kränksten zu erkundigen, und ihren Zustand wenigstens für den Augenblick zu erleichtern. Dadurch entstand ihr in der ganzen Gegend ein Name von Vor-

trefflichkeit, der ihr doch auch manchmal unbequem ward, weil er allzuviel läſtige Nothleidende an ſie heranzog.

Durch nichts aber vermehrte ſie ſo ſehr ihren Ruf, als durch ein auffallendes gutes beharrliches Benehmen gegen einen unglücklichen jungen Mann, der die Geſellſchaft floh, weil er, übrigens ſchön und wohlgebildet, ſeine rechte Hand, obgleich rühmlich, in der Schlacht verloren hatte. Dieſe Verſtümmlung erregte ihm einen ſolchen Mißmuth; es war ihm ſo verdrießlich, daß jede neue Bekanntſchaft ſich auch immer mit ſeinem Unfall bekannt machen ſollte, daß er ſich lieber verſteckte, ſich dem Leſen und andern Studien ergab, und ein für allemal mit der Geſellſchaft nichts wollte zu ſchaffen haben.

Das Daſeyn dieſes jungen Mannes blieb ihr nicht verborgen. Er mußte herbei, erſt in kleiner Geſellſchaft, dann in größerer, dann in der größten. Sie benahm ſich anmuthiger gegen ihn als gegen irgend einen andern, beſonders wußte ſie durch zudringliche Dienſtfertigkeit ihm ſeinen Verluſt werth zu machen, indem ſie geſchäftig war ihn zu erſetzen. Bei Tafel mußte er neben ihr ſeinen Platz nehmen, ſie ſchnitt ihm vor, ſo daß er nur die Gabel gebrauchen durfte. Nahmen Aeltere, Vornehmere ihm ihre Nachbarſchaft weg, ſo erſtreckte ſie ihre Aufmerkſamkeit über die ganze Tafel hin, und die eilenden Bedien-

ten mußten das ersetzen was ihm die Entfernung zu rauben drohte. Zuletzt munterte sie ihn auf, mit der linken Hand zu schreiben; er mußte alle seine Versuche an sie richten, und so stand sie, entfernt oder nah, immer mit ihm in Verhältniß. Der junge Mann wußte nicht wie ihm geworden war, und wirklich fing er von diesem Augenblick ein neues Leben an.

Vielleicht sollte man denken, ein solches Betragen wäre dem Bräutigam mißfällig gewesen; allein es fand sich das Gegentheil. Er rechnete ihr diese Bemühungen zu großem Verdienst an, und war um so mehr darüber ganz ruhig, als er ihre fast übertriebenen Eigenheiten kannte, wodurch sie alles was im mindesten verfänglich schien, von sich abzulehnen wußte. Sie wollte mit jedermann nach Belieben umspringen, jeder war in Gefahr, von ihr einmal angestoßen, gezerrt oder sonst geneckt zu werden; niemand aber durfte sich gegen sie ein Gleiches erlauben, niemand sie nach Willkür berühren, niemand, auch nur im entferntesten Sinne, eine Freiheit, die sie sich nahm, erwiedern; und so hielt sie die andern in den strengsten Gränzen der Sittlichkeit gegen sich, die sie gegen andere jeden Augenblick zu übertreten schien.

Ueberhaupt hätte man glauben können, es sey bei ihr Maxime gewesen, sich dem Lobe und dem Tadel, der Neigung und der Abneigung gleichmäßig auszusetzen. Denn wenn sie die Menschen auf mancherlei Weise für

ſich zu gewinnen ſuchte, ſo verdarb ſie es wieder mit ihnen gewöhnlich durch eine böſe Zunge, die niemanden ſchonte. So wurde kein Beſuch in der Nachbarſchaft abgelegt, nirgends ſie und ihre Geſellſchaft in Schlöſſern und Wohnungen freundlich aufgenommen, ohne daß ſie bei der Rückkehr auf das ausgelaſſenſte merken ließ, wie ſie alle menſchlichen Verhältniſſe nur von der lächerlichen Seite zu nehmen geneigt ſey. Da waren drey Brüder, welche unter lauter Complimenten, wer zuerſt heirathen ſollte, das Alter übereilt hatte; hier eine kleine junge Frau mit einem großen alten Manne; dort umgekehrt ein kleiner munterer Mann und eine unbehülfliche Rieſin. In dem einen Hauſe ſtolperte man bei jedem Schritt über ein Kind; das andre wollte ihr bei der größten Geſellſchaft nicht voll erſcheinen, weil keine Kinder gegenwärtig waren. Alte Gatten ſollten ſich nur ſchnell begraben laſſen, damit doch wieder einmal jemand im Hauſe zum Lachen käme, da ihnen keine Notherben gegeben waren. Junge Eheleute ſollten reiſen, weil das Haushalten ſie gar nicht kleide. Und wie mit den Perſonen, ſo machte ſie es auch mit den Sachen, mit den Gebäuden, wie mit dem Haus- und Tiſchgeräthe. Beſonders alle Wandverzierungen reizten ſie zu luſtigen Bemerkungen. Von dem älteſten Hautelißteppich bis zu der neuſten Papiertapete, vom ehrwürdigſten Familienbilde bis zum frivolſten neuen Kupferſtich, eins wie das andre mußte leiden, eins wie das andre wurde durch ihre ſpöttiſchen Bemer-

kungen gleichsam aufgezehrt, so daß man sich hätte verwundern sollen, wie fünf Meilen umher irgend etwas nur noch existirte.

Eigentliche Bosheit war vielleicht nicht in diesem verneinenden Bestreben; ein selbstischer Muthwille mochte sie gewöhnlich anreizen, aber eine wahrhafte Bitterkeit hatte sich in ihrem Verhältniß zu Ottilien erzeugt. Auf die ruhige ununterbrochene Thätigkeit des lieben Kindes, die von jederman bemerkt und gepriesen wurde, sah sie mit Verachtung herab; und als zur Sprache kam, wie sehr sich Ottilie der Gärten und der Treibhäuser annehme, spottete sie nicht allein darüber, indem sie, uneingedenk des tiefen Winters in dem man lebte, sich zu verwundern schien, daß man weder Blumen noch Früchte gewahr werde; sondern sie ließ auch von nun an so viel Grünes, so viel Zweige und was nur irgend keimte, herbeiholen und zur täglichen Zierde der Zimmer und des Tisches verschwenden, daß Ottilie und der Gärtner nicht wenig gekränkt waren, ihre Hoffnungen für das nächste Jahr und vielleicht auf längere Zeit zerstört zu sehen.

Eben so wenig gönnte sie Ottilien die Ruhe des häuslichen Ganges, worin sie sich mit Bequemlichkeit fortbewegte. Ottilie sollte mit auf die Lust- und Schlittenfahrten; sie sollte mit auf die Bälle, die in der Nachbarschaft veranstaltet wurden; sie sollte weder Schnee noch Kälte noch gewaltsame Nachtstürme scheuen, da ja so viel andre nicht davon stürben. Das zarte Kind litt

nicht wenig darunter, aber Luciane gewann nichts dabei: denn obgleich Ottilie sehr einfach gekleidet ging, so war sie doch, oder so schien sie wenigstens immer den Männern die schönste. Ein sanftes Anziehen versammelte alle Männer um sie her, sie mochte sich in den großen Räumen am ersten oder am letzten Platze befinden, ja der Bräutigam Lucianens selbst unterhielt sich oft mit ihr, und zwar um so mehr, als er in einer Angelegenheit die ihn beschäftigte, ihren Rath, ihre Mitwirkung verlangte.

Er hatte den Architekten näher kennen lernen, bei Gelegenheit seiner Kunstsammlung viel über das Geschichtliche mit ihm gesprochen, in andern Fällen auch, besonders bei Betrachtung der Capelle, sein Talent schätzen gelernt. Der Baron war jung, reich; er sammelte, er wollte bauen; seine Liebhaberey war lebhaft, seine Kenntnisse schwach; er glaubte in dem Architekten seinen Mann zu finden, mit dem er mehr als Einen Zweck zugleich erreichen könnte. Er hatte seiner Braut von dieser Absicht gesprochen; sie lobte ihn darum und war höchlich mit dem Vorschlag zufrieden, doch vielleicht mehr, um diesen jungen Mann Ottilien zu entziehen — denn sie glaubte so etwas von Neigung bei ihm zu bemerken — als daß sie gedacht hätte, sein Talent zu ihren Absichten zu benutzen. Denn ob er gleich bei ihren extemporirten Festen sich sehr thätig erwiesen und manche Ressourcen bei dieser und jener Anstalt dargeboten, so glaubte sie es doch immer selbst besser zu verstehen; und da ihre

Erfindungen gewöhnlich gemein waren, so reichte, um sie auszuführen, die Geschicklichkeit eines gewandten Kammerdieners eben so gut hin, als die des vorzüglichsten Künstlers. Weiter als zu einem Altar, worauf geopfert ward, und zu einer Bekränzung, es mochte nun ein gypsenes oder ein lebendes Haupt seyn, konnte ihre Einbildungskraft sich nicht versteigen, wenn sie irgend jemand zum Geburts- und Ehrentage ein festliches Compliment zu machen gedachte.

Ottilie konnte dem Bräutigam, der sich nach dem Verhältniß des Architekten zum Hause erkundigte, die beste Auskunft geben. Sie wußte daß Charlotte sich schon früher nach einer Stelle für ihn umgethan hatte: denn wäre die Gesellschaft nicht gekommen, so hätte sich der junge Mann gleich nach Vollendung der Capelle entfernt, weil alle Bauten den Winter über stillstehn sollten und mußten; und es war daher sehr erwünscht, wenn der geschickte Künstler durch einen neuen Gönner wieder genutzt und befördert wurde.

Das persönliche Verhältniß Ottiliens zum Architekten war ganz rein und unbefangen. Seine angenehme und thätige Gegenwart hatte sie, wie die Nähe eines ältern Bruders, unterhalten und erfreut. Ihre Empfindungen für ihn blieben auf der ruhigen leidenschaftslosen Oberfläche der Blutsverwandtschaft: denn in ihrem Herzen war kein Raum mehr; es war von der Liebe zu Eduard ganz gedrängt ausgefüllt, und nur die Gott-

heit, die alles durchdringt, konnte dieſes Herz zugleich mit ihm beſitzen.

Indeſſen je tiefer der Winter ſich ſenkte, je wilderes Wetter, je unzugänglicher die Wege, deſto anziehender ſchien es, in ſo guter Geſellſchaft die abnehmenden Tage zuzubringen. Nach kurzen Ebben überfluthete die Menge von Zeit zu Zeit das Haus. Officiere von entfernteren Garniſonen, die gebildeten zu ihrem großen Vortheil, die roheren zur Unbequemlichkeit der Geſellſchaft, zogen ſich herbei; am Civilſtande fehlte es auch nicht, und ganz unerwartet kamen eines Tages der Graf und die Baroneſſe zuſammen angefahren.

Ihre Gegenwart ſchien erſt einen wahren Hof zu bilden. Die Männer von Stand und Sitten umgaben den Grafen, und die Frauen ließen der Baroneſſe Gerechtigkeit widerfahren. Man verwunderte ſich nicht lange, ſie beide zuſammen und ſo heiter zu ſehen: denn man vernahm, des Grafen Gemahlin ſey geſtorben, und eine neue Verbindung werde geſchloſſen ſeyn, ſobald es die Schicklichkeit nur erlaube. Ottilie erinnerte ſich jenes erſten Beſuchs, jedes Worts was über Eheſtand und Scheidung, über Verbindung und Trennung, über Hoffnung, Erwartung, Entbehren und Entſagen geſprochen ward. Beide Perſonen, damals noch ganz ohne Ausſichten, ſtanden nun vor ihr, dem gehofften Glück ſo nahe, und ein unwillkürlicher Seufzer drang aus ihrem Herzen.

Luciane hörte kaum, daß der Graf ein Liebhaber von Musik sey, so wußte sie ein Concert zu veranstalten; sie wollte sich dabei mit Gesang zur Guitarre hören lassen. Es geschah. Das Instrument spielte sie nicht ungeschickt, ihre Stimme war angenehm; was aber die Worte betraf, so verstand man sie so wenig, als wenn sonst eine deutsche Schöne zur Guitarre singt. Indeß versicherte jederman, sie habe mit viel Ausdruck gesungen, und sie konnte mit dem lauten Beifall zufrieden seyn. Nur ein wunderliches Unglück begegnete bei dieser Gelegenheit. In der Gesellschaft befand sich ein Dichter, den sie auch besonders zu verbinden hoffte, weil sie einige Lieder von ihm an sie gerichtet wünschte, und deßhalb diesen Abend meist nur von seinen Liedern vortrug. Er war überhaupt, wie alle, höflich gegen sie, aber sie hatte mehr erwartet. Sie legte es ihm einigemal nahe, konnte aber weiter nichts von ihm vernehmen, bis sie endlich aus Ungeduld einen ihrer Hofleute an ihn schickte und sondiren ließ, ob er denn nicht entzückt gewesen sey, seine vortrefflichen Gedichte so vortrefflich vortragen zu hören. Meine Gedichte? versetzte dieser mit Erstaunen. Verzeihen Sie, mein Herr, fügte er hinzu: ich habe nichts als Vocale gehört und die nicht einmal alle. Unterdessen ist es meine Schuldigkeit mich für eine so liebenswürdige Intention dankbar zu erweisen. Der Hofmann schwieg und verschwieg. Der andre suchte sich durch einige wohltönende Complimente aus

der Sache zu ziehen. Sie ließ ihre Absicht nicht undeutlich merken, auch etwas eigens für sie Gedichtetes zu besitzen. Wenn es nicht allzu unfreundlich gewesen wäre, so hätte er ihr das Alphabet überreichen können, um sich daraus ein beliebiges Lobgedicht zu irgend einer vorkommenden Melodie selbst einzubilden. Doch sollte sie nicht ohne Kränkung aus dieser Begebenheit scheiden. Kurze Zeit darauf erfuhr sie: er habe noch selbigen Abend einer von Ottiliens Lieblingsmelodieen ein allerliebstes Gedicht untergelegt, das noch mehr als verbindlich sey.

Luciane, wie alle Menschen ihrer Art, die immer durcheinander mischen, was ihnen vortheilhaft und was ihnen nachtheilig ist, wollte nun ihr Glück im Recitiren versuchen. Ihr Gedächtniß war gut, aber wenn man aufrichtig reden sollte, ihr Vortrag geistlos und heftig, ohne leidenschaftlich zu seyn. Sie recitirte Balladen, Erzählungen und was sonst in Declamatorien vorzukommen pflegt. Dabei hatte sie die unglückliche Gewohnheit angenommen, das was sie vortrug mit Gesten zu begleiten, wodurch man das was eigentlich episch und lyrisch ist, auf eine unangenehme Weise mit dem dramatischen mehr verwirrt als verbindet.

Der Graf, ein einsichtsvoller Mann, der gar bald die Gesellschaft, ihre Neigungen, Leidenschaften und Unterhaltungen übersah, brachte Lucianen, glücklicher oder unglücklicher Weise, auf eine neue Art von Darstellung, die ihrer Persönlichkeit sehr gemäß war.

Ich finde, sagte er, hier so manche wohlgestaltete Personen, denen es gewiß nicht fehlt, mahlerische Bewegungen und Stellungen nachzuahmen. Sollten sie es noch nicht versucht haben, wirkliche bekannte Gemählde vorzustellen? Eine solche Nachbildung, wenn sie auch manche mühsame Anordnung erfordert, bringt dagegen auch einen unglaublichen Reiz hervor.

Schnell ward Luciane gewahr, daß sie hier ganz in ihrem Fach seyn würde. Ihr schöner Wuchs, ihre volle Gestalt, ihr regelmäßiges und doch bedeutendes Gesicht, ihre lichtbraunen Haarflechten, ihr schlanker Hals, alles war schon wie auf's Gemählde berechnet; und hätte sie nun gar gewußt, daß sie schöner aussah, wenn sie still stand, als wenn sie sich bewegte, indem ihr im letzten Falle manchmal etwas Störendes, Ungraziöses entschlüpfte, so hätte sie sich mit noch mehrerem Eifer dieser natürlichen Bildnerey ergeben.

Man suchte nun Kupferstiche nach berühmten Gemählden; man wählte zuerst den Belisar nach van Dyk. Ein großer und wohlgebauter Mann von gewissen Jahren sollte den sitzenden blinden General, der Architekt den vor ihm theilnehmend traurig stehenden Krieger nachbilden, dem er wirklich etwas ähnlich sah. Luciane hatte sich, halb bescheiden, das junge Weibchen im Hintergrunde gewählt, das reichliche Almosen aus einem Beutel in die flache Hand zählt,

indeß eine Alte ſie abzumahnen und ihr vorzuſtellen ſcheint, daß ſie zu viel thue. Eine andre ihm wirklich Almoſen reichende Frauensperſon war nicht vergeſſen.

Mit dieſen und andern Bildern beſchäftigte man ſich ſehr ernſtlich. Der Graf gab dem Architekten über die Art der Einrichtung einige Winke, der ſogleich ein Theater dazu aufſtellte und wegen der Beleuchtung die nöthige Sorge trug. Man war ſchon tief in die Anſtalten verwickelt, als man erſt bemerkte, daß ein ſolches Unternehmen einen anſehnlichen Aufwand verlangte, und daß auf dem Lande mitten im Winter gar manches Erforderniß abging. Deßhalb ließ, damit ja nichts ſtocken möge, Luciane beinah ihre ſämmtliche Garderobe zerſchneiden, um die verſchiedenen Coſtüme zu liefern, die jene Künſtler willkürlich genug angegeben haben.

Der Abend kam herbei, und die Darſtellung wurde vor einer großen Geſellſchaft und zu allgemeinem Beifall ausgeführt. Eine bedeutende Muſik ſpannte die Erwartung. Jener Beliſar eröffnete die Bühne. Die Geſtalten waren ſo paſſend, die Farben ſo glücklich ausgetheilt, die Beleuchtung ſo kunſtreich, daß man fürwahr in einer andern Welt zu ſeyn glaubte; nur daß die Gegenwart des Wirklichen ſtatt des Scheins eine Art von ängſtlicher Empfindung hervorbrachte.

Der Vorhang fiel und ward auf Verlangen mehr

als einmal wieder aufgezogen. Ein muſikaliſches Zwiſchenſpiel unterhielt die Geſellſchaft, die man durch ein Bild höherer Art überraſchen wollte. Es war die bekannte Vorſtellung von Pouſſin: Ahasverus und Eſther. Dießmal hatte ſich Luciane beſſer bedacht. Sie entwickelte in der ohnmächtig hingeſunkenen Königin alle ihre Reize, und hatte ſich kluger Weiſe zu den umgebenden unterſtützenden Mädchen lauter hübſche wohlgebildete Figuren ausgeſucht, worunter ſich jedoch keine mit ihr auch nur im mindeſten meſſen konnte. Ottilie blieb von dieſem Bilde wie von den übrigen ausgeſchloſſen. Auf den goldnen Thron hatte ſie, um den Zeus gleichen König vorzuſtellen, den rüſtigſten und ſchönſten Mann der Geſellſchaft gewählt, ſo daß dieſes Bild wirklich eine unvergleichliche Vollkommenheit gewann.

Als drittes hatte man die ſogenannte väterliche Ermahnung von Terburg gewählt, und wer kennt nicht den herrlichen Kupferſtich unſeres Wille von dieſem Gemählde? Einen Fuß über den andern geſchlagen, ſitzt ein edler ritterlicher Vater und ſcheint ſeiner vor ihm ſtehenden Tochter in's Gewiſſen zu reden. Dieſe, eine herrliche Geſtalt, im faltenreichen weißen Atlaskleide, wird zwar nur von hinten geſehen, aber ihr ganzes Weſen ſcheint anzudeuten, daß ſie ſich zuſammennimmt. Daß jedoch die Ermahnung nicht heftig und beſchämend ſey, ſieht man aus der

Miene und Gebärde des Vaters; und was die Mutter betrifft, so scheint diese eine kleine Verlegenheit zu verbergen, indem sie in ein Glas Wein blickt, das sie eben auszuschlürfen im Begriff ist.

Bei dieser Gelegenheit nun sollte Luciane in ihrem höchsten Glanze erscheinen. Ihre Zöpfe, die Form ihres Kopfes, Hals und Nacken, waren über alle Begriffe schön, und die Taille, von der bei den modernen antikisirenden Bekleidungen der Frauenzimmer wenig sichtbar wird, höchst zierlich, schlank und leicht, zeigte sich an ihr in dem älteren Costüm äußerst vortheilhaft; und der Architekt hatte gesorgt, die reichen Falten des weißen Atlasses mit der künstlichsten Natur zu legen, so daß ganz ohne Frage diese lebendige Nachbildung weit über jenes Originalbildniß hinausreichte und ein allgemeines Entzücken erregte. Man konnte mit dem Wiederverlangen nicht endigen, und der ganz natürliche Wunsch, einem so schönen Wesen, das man genugsam von der Rückseite gesehen, auch in's Angesicht zu schauen, nahm dergestalt überhand, daß ein lustiger ungeduldiger Vogel die Worte, die man manchmal an das Ende einer Seite zu schreiben pflegt: tournez s'il vous plait laut ausrief und eine allgemeine Beistimmung erregte. Die Darstellenden aber kannten ihren Vortheil zu gut, und hatten den Sinn dieser Kunststücke zu wohl gefaßt, als daß sie dem allgemeinen Ruf hätten nachgeben sollen. Die beschämt

scheinende Tochter blieb ruhig stehen, ohne den Zuschauern den Ausdruck ihres Angesichts zu gönnen; der Vater blieb in seiner ermahnenden Stellung sitzen, und die Mutter brachte Nase und Augen nicht aus dem durchsichtigen Glase, worin sich, ob sie gleich zu trinken schien, der Wein nicht verminderte. — Was sollen wir noch viel von kleinen Nachstücken sagen, wozu man niederländische Wirthshaus- und Jahrmarktsscenen gewählt hatte?

Der Graf und die Baronesse reisten ab und versprachen in den ersten glücklichen Wochen ihrer nahen Verbindung wiederzukehren, und Charlotte hoffte nunmehr, nach zwey mühsam überstandenen Monaten, die übrige Gesellschaft gleichfalls los zu werden. Sie war des Glücks ihrer Tochter gewiß, wenn bei dieser der erste Braut- und Jugendtaumel sich würde gelegt haben: denn der Bräutigam hielt sich für den glücklichsten Menschen von der Welt. Bei großem Vermögen und gemäßigter Sinnesart schien er auf eine wunderbare Weise von dem Vorzuge geschmeichelt, ein Frauenzimmer zu besitzen, das der ganzen Welt gefallen mußte. Er hatte einen so ganz eigenen Sinn, alles auf sie und erst durch sie auf sich zu beziehen, daß es ihm eine unangenehme Empfindung machte, wenn sich nicht gleich ein Neuankommender mit aller Aufmerksamkeit auf sie richtete, und mit ihm, wie es wegen seiner guten Eigenschaften besonders von älteren

teren Perſonen oft geſchah, eine nähere Verbindung ſuchte, ohne ſich ſonderlich um ſie zu bekümmern. Wegen des Architekten kam es bald zur Richtigkeit. Auf's Neujahr ſollte ihm dieſer folgen und das Carneval mit ihm in der Stadt zubringen, wo Luciane ſich von der Wiederholung der ſo ſchön eingerichteten Gemählde, ſo wie von hundert andern Dingen, die größte Glückſeligkeit verſprach, um ſo mehr als Tante und Bräutigam jeden Aufwand für gering zu achten ſchienen, der zu ihrem Vergnügen erfordert wurde.

Nun ſollte man ſcheiden, aber das konnte nicht auf eine gewöhnliche Weiſe geſchehen. Man ſcherzte einmal ziemlich laut, daß Charlottens Wintervorräthe nun bald aufgezehrt ſeyen, als der Ehrenmann, der den Beliſar vorgeſtellt hatte, und freilich reich genug war, von Lucianens Vorzügen hingeriſſen, denen er nun ſchon ſo lange huldigte, unbedachtſam ausrief: ſo laſſen Sie es uns auf Polniſche Art halten! Kommen Sie nun und zehren mich auch auf, und ſo geht es dann weiter in die Runde herum. Geſagt, gethan: Luciane ſchlug ein. Den andern Tag war gepackt, und der Schwarm warf ſich auf ein anderes Beſitzthum. Dort hatte man auch Raum genug, aber weniger Bequemlichkeit und Einrichtung. Daraus entſtand manches Unſchickliche, das erſt Lucianen recht glücklich machte. Das Leben wurde immer wüſter und wilder. Treibjagen im tiefſten Schnee, und was man ſonſt

nur Unbequemes auffinden konnte, wurde veranſtaltet. Frauen ſo wenig als Männer durften ſich ausſchließen, und ſo zog man, jagend und reitend, ſchlittenfahrend und lärmend, von einem Gute zum andern, bis man ſich endlich der Reſidenz näherte; da denn die Nachrichten und Erzählungen, wie man ſich bei Hofe und in der Stadt vergnüge, der Einbildungskraft eine andere Wendung gaben, und Lucianen mit ihrer ſämmtlichen Begleitung, indem die Tante ſchon vorausgegangen war, unaufhaltſam in einen andern Lebenskreis hineinzogen.

Aus
Ottiliens Tagebuche.

„Man nimmt in der Welt jeden wofür er sich gibt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber als man die Unbedeutenden duldet.“

„Man kann der Gesellschaft alles aufdringen, nur nicht was eine Folge hat.“

„Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren wie es mit ihnen steht.“

„Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum liebevollsten urtheilen: denn wir haben so zu sagen ein Recht, sie nach unserm Maßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Censur.“

„Wenn man dagegen bei andern gewesen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken, oder wie sie sich fügen, o

gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als Einem Sinne ehrwürdig scheinen müßte."

„Durch das was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt, oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist."

„Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten."

„Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen, mit der Lebensart bestehen?"

„Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will jederman, nur soll es nicht unbequem seyn."

„Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat."

„Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen."

„Niemand ist lästiger als ein täppischer Mensch vom Civilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat."

„Wenn wir mit Menschen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, so wird es uns Angst um ihretwillen, wenn etwas Ungeschicktes be-

gegnet. So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn jemand mit dem Stuhle ſchaukelt, weil ſie das in den Tod nicht leiden kann.“

„Es käme niemand mit der Brille auf der Naſe in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen ſogleich die Luſt vergeht ihn anzuſehen und uns mit ihm zu unterhalten.“

„Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht iſt immer lächerlich. Es würde niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Compliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komiſch das ausſieht.“

„Es gibt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen ſittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieſes Zeichen und den Grund zugleich überlieferte.“

„Das Betragen iſt ein Spiegel, in welchem jeder ſein Bild zeigt.“

„Es gibt eine Höflichkeit des Herzens; ſie iſt der Liebe verwandt. Aus ihr entſpringt die bequemſte Höflichkeit des äußern Betragens.“

„Freiwillige Abhängigkeit iſt der ſchönſte Zuſtand, und wie wäre der möglich ohne Liebe.“

„Wir ſind nie entfernter von unſern Wünſchen, als wenn wir uns einbilden das Gewünſchte zu beſitzen.“

„Niemand iſt mehr Sclave als der ſich für frei hält ohne es zu ſeyn.“

„Es darf sich einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei.“

„Gegen große Vorzüge eines andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe.“

„Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun.“

„Es gibt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber bloß daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich Seinesgleichen zu schätzen wissen.“

„Es gibt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit als daß das Genie nicht unsterblich sey.“

„Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen.“

„Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher als sie sind.“

„Thoren und gescheidte Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die gefährlichsten.“

„Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.“

„Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Noth bedürfen wir des Künstlers.“

„Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten.“

„Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, gibt uns das Anschauen des Unmöglichen.“

„Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt.“

„Säen ist nicht so beschwerlich als ernten.“

Sechstes Capitel.

Die große Unruhe, welche Charlotten durch dieſen Beſuch erwuchs, ward ihr dadurch vergütet, daß ſie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntſchaft mit der Welt ſehr zu Hülfe kam. Es war nicht zum erſtenmal, daß ihr ein ſo ſeltſamer Charakter begegnete, ob er ihr gleich noch niemals auf dieſer Höhe erſchien. Und doch hatte ſie aus der Erfahrung, daß ſolche Perſonen durch's Leben, durch mancherlei Ereigniſſe, durch elterliche Verhältniſſe gebildet eine ſehr angenehme und liebenswürdige Reife erlangen können, indem die Selbſtigkeit gemildert wird und die ſchwärmende Thätigkeit eine entſchiedene Richtung erhält. Charlotte ließ als Mutter ſich um deſto eher eine für andere vielleicht unangenehme Erſcheinung gefallen, als es Eltern wohl gezieme da zu hoffen, wo Fremde nur zu genießen wünſchen, oder wenigſtens nicht beläſtigt ſeyn wollen.

Auf eine eigne und unerwartete Weiſe jedoch ſollte Charlotte nach ihrer Tochter Abreiſe getroffen werden, indem dieſe nicht ſowohl durch das Tadelnswerthe in

ihrem Betragen, als durch das was man daran lobenswürdig hätte finden können, eine üble Nachrede hinter ſich gelaſſen hatte. Luciane ſchien ſich's zum Geſetz gemacht zu haben, nicht allein mit den Fröhlichen fröhlich, ſondern auch mit den Traurigen traurig zu ſeyn, und um den Geiſt des Widerſpruchs recht zu üben, manchmal die Fröhlichen verdrießlich und die Traurigen heiter zu machen. In allen Familien wo ſie hinkam, erkundigte ſie ſich nach den Kranken und Schwachen, die nicht in Geſellſchaft erſcheinen konnten. Sie beſuchte ſie auf ihren Zimmern, machte den Arzt und drang einem jeden aus ihrer Reiſeapotheke, die ſie beſtändig im Wagen mit ſich führte, energiſche Mittel auf; da denn eine ſolche Cur, wie ſich vermuthen läßt, gelang oder mißlang, wie es der Zufall herbeiführte.

In dieſer Art von Wohlthätigkeit war ſie ganz grauſam und ließ ſich gar nicht einreden, weil ſie feſt überzeugt war, daß ſie vortrefflich handle. Allein es mißrieth ihr auch ein Verſuch von der ſittlichen Seite, und dieſer war es, der Charlotten viel zu ſchaffen machte, weil er Folgen hatte, und jederman darüber ſprach. Erſt nach Lucianens Abreiſe hörte ſie davon; Ottilie, die gerade jene Partie mitgemacht hatte, mußte ihr umſtändlich davon Rechenſchaft geben.

Eine der Töchter eines angeſehenen Hauſes hatte das Unglück gehabt, an dem Tode eines ihrer jüngeren Geſchwiſter ſchuld zu ſeyn, und ſich darüber nicht be-

ruhigen noch wieder finden können. Sie lebte auf ihrem Zimmer beschäftigt und still, und ertrug selbst den Anblick der Ihrigen nur wenn sie einzeln kamen; denn sie argwohnte sogleich, wenn mehrere beisammen waren, daß man untereinander über sie und ihren Zustand reflectire. Gegen jedes allein äußerte sie sich vernünftig und unterhielt sich stundenlang mit ihm.

Luciane hatte davon gehört und sich sogleich im Stillen vorgenommen, wenn sie in das Haus käme, gleichsam ein Wunder zu thun und das Frauenzimmer der Gesellschaft wiederzugeben. Sie betrug sich dabei vorsichtiger als sonst, wußte sich allein bei der Seelenkranken einzuführen, und so viel man merken konnte, durch Musik ihr Vertrauen zu gewinnen. Nur zuletzt versah sie es: denn eben weil sie Aufsehn erregen wollte, so brachte sie das schöne blasse Kind, das sie genug vorbereitet wähnte, eines Abends plötzlich in die bunte glänzende Gesellschaft; und vielleicht wäre auch das noch gelungen, wenn nicht die Secretär selbst, aus Neugierde und Apprehension, sich ungeschickt benommen, sich um die Kranke versammelt, sie wieder gemieden, sie durch Flüstern, Köpfezusammenstecken irre gemacht und aufgeregt hätte. Die zart Empfindende ertrug das nicht. Sie entwich unter fürchterlichem Schreien, das gleichsam ein Entsetzen vor einem eindringenden Ungeheuren auszudrücken schien. Erschreckt fuhr die Gesellschaft nach allen Seiten auseinander, und Ottilie war

unter denen, welche die völlig Ohnmächtige wieder auf ihr Zimmer begleiteten.

Indessen hatte Luciane eine starke Strafrede nach ihrer Weise an die Gesellschaft gehalten, ohne im mindesten daran zu denken, daß sie allein alle Schuld habe, und ohne sich durch dieses und andres Mißlingen von ihrem Thun und Treiben abhalten zu lassen.

Der Zustand der Kranken war seit jener Zeit bedenklicher geworden, ja das Uebel hatte sich so gesteigert, daß die Eltern das arme Kind nicht im Hause behalten konnten, sondern einer öffentlichen Anstalt überantworten mußten. Charlotten blieb nichts übrig als durch ein besonder zartes Benehmen gegen jene Familie den von ihrer Tochter verursachten Schmerz einigermaßen zu lindern. Auf Ottilien hatte die Sache einen tiefen Eindruck gemacht; sie bedauerte das arme Mädchen um so mehr, als sie überzeugt war, wie sie auch gegen Charlotten nicht läugnete, daß bei einer consequenten Behandlung die Kranke gewiß herzustellen gewesen wäre.

So kam auch, weil man sich gewöhnlich vom vergangenen Unangenehmen mehr als vom Angenehmen unterhält, ein kleines Mißverständniß zur Sprache, das Ottilien an dem Architekten irre gemacht hatte, als er jenen Abend seine Sammlung nicht vorzeigen wollte, ob sie ihn gleich so freundlich darum ersuchte. Es war ihr dieses abschlägige Betragen immer in der

Seele geblieben und sie wußte selbst nicht warum. Ihre Empfindungen waren sehr richtig: denn was ein Mädchen wie Ottilie verlangen kann, sollte ein Jüngling wie der Architekt nicht versagen. Dieser brachte jedoch auf ihre gelegentlichen leisen Vorwürfe ziemlich gültige Entschuldigungen zur Sprache.

Wenn Sie wüßten, sagte er, wie roh selbst gebildete Menschen sich gegen die schätzbarsten Kunstwerke verhalten, Sie würden mir verzeihen, wenn ich die meinigen nicht unter die Menge bringen mag. Niemand weiß eine Medaille am Rand anzufassen; sie betasten das schönste Gepräge, den reinsten Grund, lassen die köstlichsten Stücke zwischen dem Daumen und Zeigefinger hin und hergehen, als wenn man Kunstformen auf diese Weise prüfte. Ohne daran zu denken, daß man ein großes Blatt mit zwei Händen anfassen müsse, greifen sie mit Einer Hand nach einem unschätzbaren Kupferstich, einer unersetzlichen Zeichnung, wie ein anmaßlicher Politiker eine Zeitung faßt und durch das Zerknittern des Papiers schon im voraus sein Urtheil über die Weltbegebenheiten zu erkennen gibt. Niemand denkt daran, daß wenn nur zwanzig Menschen mit einem Kunstwerke hintereinander eben so verführen, der einundzwanzigste nicht mehr viel daran zu sehen hätte.

Habe ich Sie nicht auch manchmal, fragte Ottilie, in solche Verlegenheit gesetzt? habe ich nicht etwan Ihre Schätze, ohne es zu ahnen, gelegentlich einmal beschädigt?

Niemals, verſetzte der Architekt: niemals! Ihnen wäre es unmöglich: das Schickliche iſt mit Ihnen geboren.

Auf alle Fälle, verſetzte die, wäre es nicht übel, wenn man künftig in das [redacted]lein von guten Sitten, nach den Capiteln, wie man ſich in Geſellſchaft bei'm Eſſen und Trinken benehmen ſoll, ein [redacted] einſchöbe, wie man ſich in Kunſtſammlungen und Muſeen zu betragen habe.

Gewiß, verſetzte der Architekt, würden alsdann Cuſtoden und Liebhaber ihre Seltenheiten fröhlicher mittheilen.

Ottilie hatte ihm ſchon lange verziehen; als er ſich aber den Vorwurf ſehr zu Herzen zu nehmen ſchien und immer auf's Neue betheuerte, daß er gewiß gerne mittheile, gern für Freunde thätig ſey, ſo empfand ſie, daß ſie ſein zartes Gemüth verletzt habe, und fühlte ſich als ſeine Schuldnerin. Nicht wohl konnte ſie ihm daher eine Bitte rund abſchlagen, die er in Gefolg dieſes Geſprächs an ſie that, ob ſie gleich, indem ſie ſchnell ihr Gefühl zu Rathe zog, nicht einſah wie ſie ihm ſeine Wünſche gewähren könne.

Die Sache verhielt ſich alſo. Daß Ottilie durch Lucianens Eiferſucht von den Gemähldedarſtellungen ausgeſchloſſen worden, war ihm höchſt empfindlich geweſen; daß Charlotte dieſem glänzenden Theil der geſelligen Unterhaltung nur unterbrochen beiwohnen können, weil

sie sich nicht wohl befand, hatte er gleichfalls mit Bedauern bemerkt: nun wollte er sich nicht entfernen, ohne seine Dankbarkeit auch [illegible]urch zu beweisen, daß er zur Ehre der einen und zu[illegible]erhaltung der andern, eine weit schönere Darstellun[illegible]anstaltete, als die bisherigen gewesen waren. Vielleicht kam hierzu, ihm selbst unbewußt[illegible] geheimer Antrieb: es ward ihm so schwer, dieses Haus, diese Familie zu verlassen, ja es schien ihm unmöglich von Ottiliens Augen zu scheiden, von deren ruhig freundlich gewogenen Blicken er die letzte Zeit fast ganz allein gelebt hatte.

Die Weihnachtsfeyertage nahten sich, und es wurde ihm auf einmal klar, daß eigentlich jene Gemählde-darstellungen durch runde Figuren von dem sogenannten Präsepe ausgegangen, von der frommen Vorstellung, die man in dieser heiligen Zeit der göttlichen Mutter und dem Kinde widmete, wie sie in ihrer scheinbaren Niedrigkeit erst von Hirten, bald darauf von Königen verehrt werden.

Er hatte sich die Möglichkeit eines solchen Bildes vollkommen vergegenwärtigt. Ein schöner frischer Knabe war gefunden; an Hirten und Hirtinnen konnte es auch nicht fehlen; aber ohne Ottilien war die Sache nicht auszuführen. Der junge Mann hatte sie in seinem Sinne zur Mutter Gottes erhoben, und wenn sie es abschlug, so war bei ihm keine Frage, daß das Unternehmen fallen müsse. Ottilie halb verlegen über seinen Antrag wies

ihn mit seiner Bitte an Charlotten. Diese ertheilte ihm gern die Erlaubniß, und auch durch sie ward die Scheu Ottiliens, sich jener heiligen Gestalt anzumaßen, auf eine freundliche Weise überwunden. Der Architekt arbeitete Tag und Nacht, damit am Weihnachtsabend nichts fehlen möge.

Und zwar Tag und Nacht im eigentlichen Sinne. Er hatte ohnehin wenig Bedürfnisse, und Ottiliens Gegenwart schien ihm stets alles Labsal zu seyn; indem er um ihretwillen arbeitete, war es als wenn er keines Schlafs, indem er sich um sie beschäftigte, keiner Speise bedürfte. Zur feyerlichen Abendstunde war deßhalb alles fertig und bereit. Es war ihm möglich gewesen wohltönende Blasinstrumente zu versammeln, welche die Einleitung machten und die gewünschte Stimmung hervorzubringen wußten. Als der Vorhang sich hob, war Charlotte wirklich überrascht. Das Bild das sich ihr vorstellte, war so oft in der Welt wiederholt, daß man kaum einen neuen Eindruck davon erwarten sollte. Aber hier hatte die Wirklichkeit als Bild ihre besondern Vorzüge. Der ganze Raum war eher nächtlich als dämmernd, und doch nichts undeutlich im Einzelnen der Umgebung. Den unübertrefflichen Gedanken, daß alles Licht vom Kinde ausgehe, hatte der Künstler durch einen klugen Mechanismus der Beleuchtung auszuführen gewußt, der durch die beschatteten, nur von Streiflichtern erleuchteten Figuren im Vordergrunde zugedeckt wurde.

Frohe Mädchen und Knaben ſtanden umher; die friſchen Geſichter ſcharf von unten beleuchtet. Auch an Engeln fehlte es nicht, deren eigener Schein von dem göttlichen verdunkelt, deren ätheriſcher Leib vor dem göttlich-menſchlichen verdichtet und lichtsbedürftig ſchien.

Glücklicherweiſe war das Kind in der anmuthigſten Stellung eingeſchlafen, ſo daß nichts die Betrachtung ſtörte, wenn der Blick auf der ſcheinbaren Mutter verweilte, die mit unendlicher Anmuth einen Schleier aufgehoben hatte, um den verborgenen Schatz zu offenbaren. In dieſem Augenblick ſchien das Bild feſtgehalten und erſtarrt zu ſeyn. Phyſiſch geblendet, geiſtig überraſcht, ſchien das umgebende Volk ſich eben bewegt zu haben, um die getroffnen Augen wegzuwenden, neugierig erfreut wieder hinzublinzen und mehr Verwunderung und Luſt, als Bewunderung und Verehrung anzuzeigen; obgleich dieſe auch nicht vergeſſen und einigen ältern Figuren der Ausdruck derſelben übertragen war.

Ottiliens Geſtalt, Gebärde, Miene, Blick übertraf aber alles was je ein Mahler dargeſtellt hat. Der gefühlvolle Kenner, der dieſe Erſcheinung geſehen hätte, wäre in Furcht gerathen, es möge ſich nur irgend etwas bewegen, er wäre in Sorge geſtanden, ob ihm jemals etwas wieder ſo gefallen könne. Unglücklicherweiſe war niemand da, der dieſe ganze Wirkung aufzufaſſen vermocht hätte. Der Architekt allein, der als langer ſchlanker Hirt von der Seite über die Knieenden hereinſah,

hatte,

hatte, obgleich nicht in dem genauesten Standpunct, noch den größten Genuß. Und wer beſchreibt auch die Miene der neugeſchaffenen Himmelskönigin? Die reinſte Demuth, das liebenswürdigſte Gefühl von Beſcheidenheit bei einer großen unverdient erhaltenen Ehre, einem unbegreiflich unermeßlichen Glück, bildete ſich in ihren Zügen, ſowohl indem ſich ihre eigene Empfindung, als indem ſich die Vorſtellung ausdrückte, die ſie ſich von dem machen konnte was ſie ſpielte.

Charlotten erfreute das ſchöne Gebilde, doch wirkte hauptſächlich das Kind auf ſie. Ihre Augen ſtrömten von Thränen und ſie ſtellte ſich auf das lebhafteſte vor, daß ſie ein ähnliches liebes Geſchöpf bald auf ihrem Schooſe zu hoffen habe.

Man hatte den Vorhang niedergelaſſen, theils um den Vorſtellenden einige Erleichterung zu geben, theils eine Veränderung in dem Dargeſtellten anzubringen. Der Künſtler hatte ſich vorgenommen, das erſte Nacht- und Dämmerungsbild in ein Tag- und Glorienbild zu verwandeln, und deßwegen von allen Seiten eine unmäßige Erleuchtung vorbereitet, die in der Zwiſchenzeit angezündet wurde.

Ottilien war in ihrer bald theatraliſchen Lage bisher die größte Beruhigung geweſen, daß außer Charlotten und wenigen Hausgenoſſen niemand dieſer frommen Kunſtmummerey zugeſehen. Sie wurde daher einigermaßen betroffen, als ſie in der Zwiſchenzeit vernahm,

es sey ein Fremder angekommen, im Saale von Charlotten freundlich begrüßt. Wer es war, konnte man ihr nicht sagen. Sie ergab sich darein, um keine Störung zu verursachen. Lichter und Lampen brannten und eine ganz unendliche Hellung umgab sie. Der Vorhang ging auf, für die Zuschauenden ein überraschender Anblick: das ganze Bild war alles Licht, und statt des völlig aufgehobenen Schattens blieben nur die Farben übrig, die bei der klugen Auswahl eine liebliche Mäßigung hervorbrachten. Unter ihren langen Augenwimpern hervorblickend bemerkte Ottilie eine Mannsperson neben Charlotten sitzend. Sie erkannte ihn nicht, aber sie glaubte die Stimme des Gehülfen aus der Pension zu hören. Eine wunderbare Empfindung ergriff sie. Wie vieles war begegnet, seitdem sie die Stimme dieses treuen Lehrers nicht vernommen! Wie im zackigen Blitz fuhr die Reihe ihrer Freuden und Leiden schnell vor ihrer Seele vorbei und regte die Frage auf: darfst du ihm alles bekennen und gestehen? Und wie wenig werth bist du unter dieser heiligen Gestalt vor ihm zu erscheinen, und wie seltsam muß es ihm vorkommen, dich die er nur natürlich gesehen, als Maske zu erblicken? Mit einer Schnelligkeit die keines gleichen hat, wirkten Gefühl und Betrachtung in ihr gegeneinander. Ihr Herz war befangen, ihre Augen füllten sich mit Thränen, indem sie sich zwang immerfort als ein starres Bild zu erscheinen; und wie froh war sie, als der Knabe sich zu regen an-

fing, und der Künſtler ſich genöthiget ſah das Zeichen zu geben, daß der Vorhang wieder fallen ſollte.

Hatte das peinliche Gefühl, einem werthen Freunde nicht entgegeneilen zu können, ſich ſchon die letzten Augenblicke zu den übrigen Empfindungen Ottiliens geſellt, ſo war ſie jetzt in noch größerer Verlegenheit. Sollte ſie in dieſem fremden Anzug und Schmuck ihm entgegengehn? ſollte ſie ſich umkleiden? Sie wählte nicht, ſie that das Letzte und ſuchte ſich in der Zwiſchenzeit zuſammenzunehmen, ſich zu beruhigen, und war nur erſt wieder mit ſich ſelbſt in Einſtimmung, als ſie endlich im gewohnten Kleide den Angekommenen begrüßte.

Siebentes Capitel.

Inſofern der Architekt ſeinen Gönnerinnen das Beſte wünſchte, war es ihm angenehm, da er doch endlich ſcheiden mußte, ſie in der guten Geſellſchaft des ſchätzbaren Gehülfen zu wiſſen; indem er jedoch ihre Gunſt auf ſich ſelbſt bezog, empfand er es einigermaßen ſchmerzhaft, ſich ſobald, und wie es ſeiner Beſcheidenheit dünken mochte, ſo gut, ja vollkommen, erſetzt zu ſehen. Er hatte noch immer gezaudert, nun aber drängte es ihn hinweg: denn was er ſich nach ſeiner Entfernung mußte gefallen laſſen, das wollte er wenigſtens gegenwärtig nicht erleben.

Zu großer Erheiterung dieſer halb traurigen Gefühle machten ihm die Damen bei'm Abſchiede noch ein Geſchenk mit einer Weſte, an der er ſie beide lange Zeit hatte ſtricken ſehen, mit einem ſtillen Neid über den unbekannten Glücklichen dem ſie dereinſt werden könnte. Eine ſolche Gabe iſt die angenehmſte die ein liebender, verehrender Mann erhalten mag: denn wenn er dabei des unermüdeten Spiels der ſchönen Finger gedenkt, ſo kann er nicht umhin ſich zu ſchmeicheln, das Herz

werde bei einer ſo anhaltenden Arbeit doch auch nicht ganz ohne Theilnahme geblieben ſeyn.

Die Frauen hatten nun einen neuen Mann zu bewirthen, dem ſie wohlwollten und dem es bei ihnen wohl werden ſollte. Das weibliche Geſchlecht hegt ein eignes inneres unwandelbares Intereſſe, von dem ſie nichts in der Welt abtrünnig macht; im äußern geſelligen Verhältniß hingegen laſſen ſie ſich gern und leicht durch den Mann beſtimmen der ſie eben beſchäftigt, und ſo durch Abweiſen wie durch Empfänglichkeit, durch Beharren und Nachgiebigkeit führen ſie eigentlich das Regiment, dem ſich in der geſitteten Welt kein Mann zu entziehen wagt.

Hatte der Architekt, gleichſam nach eigener Luſt und Belieben, ſeine Talente vor den Freundinnen zum Vergnügen und zu den Zwecken derſelben geübt und bewieſen; war Beſchäftigung und Unterhaltung in dieſem Sinne und nach ſolchen Abſichten eingerichtet: ſo machte ſich in kurzer Zeit durch die Gegenwart des Gehülfen eine andere Lebensweiſe. Seine große Gabe war, gut zu ſprechen und menſchliche Verhältniſſe, beſonders in Bezug auf Bildung der Jugend, in der Unterredung zu behandeln. Und ſo entſtand gegen die bisherige Art zu leben ein ziemlich fühlbarer Gegenſatz, um ſo mehr als der Gehülfe nicht ganz dasjenige billigte, womit man ſich die Zeit über ausſchließlich beſchäftigt hatte.

Von dem lebendigen Gemählde, das ihn bei ſeiner

Ankunft empfing, sprach er gar nicht. Als man ihm hingegen Kirche, Capelle und was sich darauf bezog, mit Zufriedenheit sehen ließ, konnte er seine Meinung, seine Gesinnungen darüber nicht zurückhalten. Was mich betrifft, sagte er, so will mir diese Annäherung, diese Vermischung des Heiligen zu und mit dem Sinnlichen keineswegs gefallen; nicht gefallen, daß man sich gewisse besondere Räume widmet, weihet und aufschmückt, um erst dabei ein Gefühl der Frömmigkeit zu hegen und zu unterhalten. Keine Umgebung, selbst die gemeinste nicht, soll in uns das Gefühl des Göttlichen stören, das uns überall hin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann. Ich mag gern einen Hausgottesdienst in dem Saale gehalten sehen, wo man zu speisen, sich gesellig zu versammeln, mit Spiel und Tanz zu ergötzen pflegt. Das Höchste, das Vorzüglichste am Menschen ist gestaltlos, und man soll sich hüten es anders als in edler That zu gestalten.

Charlotte, die seine Gesinnungen schon im Ganzen kannte und sie noch mehr in kurzer Zeit erforschte, brachte ihn gleich in seinem Fache zur Thätigkeit, indem sie ihre Gartenknaben, welche der Architekt vor seiner Abreise eben gemustert hatte, in dem großen Saal aufmarschiren ließ; da sie sich denn in ihren heitern reinlichen Uniformen, mit gesetzlichen Bewegungen und einem natürlichen lebhaften Wesen, sehr gut ausnahmen. Der Gehülfe prüfte sie nach seiner Weise, und hatte durch

mancherlei Fragen und Wendungen gar bald die Gemüthsarten und Fähigkeiten der Kinder zu Tage gebracht, und ohne daß es so schien, in Zeit von weniger als einer Stunde, sie wirklich bedeutend unterrichtet und gefördert.

Wie machen Sie das nur? sagte Charlotte, indem die Knaben wegzogen. Ich habe sehr aufmerksam zugehört; es sind nichts als ganz bekannte Dinge vorgekommen, und doch wüßte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, sie in so kurzer Zeit, bei so vielem Hin- und Wiederreden, in solcher Folge zur Sprache zu bringen.

Vielleicht sollte man, versetzte der Gehülfe, aus den Vortheilen seines Handwerks ein Geheimniß machen. Doch kann ich Ihnen die ganz einfache Maxime nicht verbergen, nach der man dieses und noch viel mehr zu leisten vermag. Fassen Sie einen Gegenstand, eine Materie, einen Begriff, wie man es nennen will; halten Sie ihn recht fest; machen Sie sich ihn in allen seinen Theilen recht deutlich, und dann wird es Ihnen leicht seyn, gesprächsweise, an einer Masse Kinder zu erfahren was sich davon schon in ihnen entwickelt hat, was noch anzuregen, zu überliefern ist. Die Antworten auf Ihre Fragen mögen noch so ungehörig seyn, mögen noch so sehr in's Weite gehen, wenn nur sodann Ihre Gegenfrage Geist und Sinn wieder hereinwärts zieht, wenn Sie sich nicht von Ihrem Standpuncte verrücken lassen; so müssen die Kinder zuletzt denken, be-

greifen, sich überzeugen, nur von dem was und wie es der Lehrende will. Sein größter Fehler ist der, wenn er sich von den Lernenden mit in die Weite reißen läßt, wenn er sie nicht auf dem Puncte festzuhalten weiß den er eben jetzt behandelt. Machen Sie nächstens einen Versuch und es wird zu Ihrer großen Unterhaltung dienen.

Das ist artig, sagte Charlotte: die gute Pädagogik ist also gerade das Umgekehrte von der guten Lebensart. In der Gesellschaft soll man auf nichts verweilen, und bei dem Unterricht wäre das höchste Gebot, gegen alle Zerstreuung zu arbeiten.

Abwechselung ohne Zerstreuung wäre für Lehre und Leben der schönste Wahlspruch, wenn dieses löbliche Gleichgewicht nur so leicht zu erhalten wäre! sagte der Gehülfe, und wollte weiter fortfahren, als ihn Charlotte aufrief, die Knaben nochmals zu betrachten, deren munterer Zug sich so eben über den Hof bewegte. Er bezeigte seine Zufriedenheit, daß man die Kinder in Uniform zu gehen anhalte. Männer — so sagte er — sollten von Jugend auf Uniform tragen, weil sie sich gewöhnen müssen zusammen zu handeln, sich unter Ihresgleichen zu verlieren, in Masse zu gehorchen und in's Ganze zu arbeiten. Auch befördert jede Art von Uniform einen militärischen Sinn, so wie ein knapperes strackeres Betragen, und alle Knaben sind ja ohnehin geborne Soldaten: man sehe nur ihre Kampf- und Streitspiele, ihr Erstürmen und Erklettern.

So werden Sie mich dagegen nicht tadeln, versetzte Ottilie, daß ich meine Mädchen nicht überein kleide. Wenn ich sie Ihnen vorführe, hoffe ich Sie durch ein buntes Gemisch zu ergetzen.

Ich billige das sehr, versetzte jener. Frauen sollten durchaus mannichfaltig gekleidet gehen; jede nach eigner Art und Weise, damit eine jede fühlen lernte, was ihr eigentlich gut stehe und wohl zieme. Eine wichtigere Ursache ist noch die: weil sie bestimmt sind, ihr ganzes Leben allein zu stehen und allein zu handeln.

Das scheint mir sehr parador, versetzte Charlotte; sind wir doch fast niemals für uns.

O ja! versetzte der Gehülfe, in Absicht auf andere Frauen ganz gewiß. Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer steht sie isolirt, immer ist sie allein, und will allein seyn. Ja die Eitle selbst ist in dem Falle. Jede Frau schließt die andre aus, ihrer Natur nach. Dern von jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweyten erschaffen, wenn es keinen gäbe: eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich Ihresgleichen hervorzubringen.

Man darf, sagte Charlotte, das Wahre nur wunderlich sagen, so scheint zuletzt das Wunderliche auch wahr. Wir wollen uns aus Ihren Bemerkungen das

Beste herausnehmen und doch als Frauen mit Frauen zusammenhalten, und auch gemeinsam wirken, um den Männern nicht allzu große Vorzüge über uns einzuräumen. Ja, Sie werden uns eine kleine Schadenfreude nicht übel nehmen, die wir künftig um desto lebhafter empfinden müssen, wenn sich die Herren untereinander auch nicht sonderlich vertragen.

Mit vieler Sorgfalt untersuchte der verständige Mann nunmehr die Art, wie Ottilie ihre kleinen Zöglinge behandelte, und bezeigte darüber seinen entschiedenen Beifall. Sehr richtig heben Sie, sagte er, Ihre Untergebenen nur zur nächsten Brauchbarkeit heran. Reinlichkeit veranlaßt die Kinder mit Freuden etwas auf sich selbst zu halten, und alles ist gewonnen, wenn sie das was sie thun, mit Munterkeit und Selbstgefühl zu leisten angeregt sind.

Uebrigens fand er zu seiner großen Befriedigung nichts auf den Schein und nach außen gethan, sondern alles nach innen und für die unerläßlichen Bedürfnisse. Mit wie wenig Worten, rief er aus, ließe sich das ganze Erziehungsgeschäft aussprechen, wenn jemand Ohren hätte zu hören.

Mögen Sie es nicht mit mir versuchen? sagte freundlich Ottilie.

Recht gern, versetzte jener, nur müssen Sie mich nicht verrathen. Man erziehe die Knaben zu Dienern

und die Mädchen zu Müttern, so wird es überall wohl stehn.

Zu Müttern, versetzte Ottilie, das könnten die Frauen noch hingehen lassen, da sie sich, ohne Mütter zu seyn, doch immer einrichten müssen, Wärterinnen zu werden; aber freilich zu Dienern würden sich unsre jungen Männer viel zu gut halten, da man jedem leicht ansehen kann, daß er sich zum Gebieten fähiger dünkt.

Deßwegen wollen wir es ihnen verschweigen, sagte der Gehülfe. Man schmeichelt sich in's Leben hinein, aber das Leben schmeichelt uns nicht. Wie viel Menschen mögen denn das freiwillig zugestehen, was sie am Ende doch müssen? Lassen wir aber diese Betrachtungen, die uns hier nicht berühren.

Ich preise Sie glücklich, daß Sie bei Ihren Zöglingen ein richtiges Verfahren anwenden können. Wenn Ihre kleinsten Mädchen sich mit Puppen herumtragen und einige Läppchen für sie zusammenflicken, wenn ältere Geschwister alsdann für die jüngern sorgen, und das Haus sich in sich selbst bedient und aufhilft: dann ist der weitere Schritt in's Leben nicht groß, und ein solches Mädchen findet bei ihrem Gatten, was sie bei ihren Eltern verließ.

Aber in den gebildeten Ständen ist die Aufgabe sehr verwickelt. Wir haben auf höhere, zartere, feinere, besonders auf gesellschaftliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Wir andern sollen daher unsre Zöglinge nach

außen bilden; es iſt nothwendig, es iſt unerläßlich und möchte recht gut ſeyn, wenn man dabei nicht das Maß überſchritte: denn indem man die Kinder für einen weiteren Kreis zu bilden gedenkt, treibt man ſie leicht in's Gränzenloſe, ohne im Auge zu behalten was denn eigentlich die innere Natur fordert. Hier liegt die Aufgabe, welche mehr oder weniger von den Erziehern gelöſ't oder verfehlt wird.

Bei manchem, womit wir unſere Schülerinnen in der Penſion ausſtatten, wird mir bange, weil die Erfahrung mir ſagt, von wie geringem Gebrauch es künftig ſeyn werde. Was wird nicht gleich abgeſtreift, was nicht gleich der Vergeſſenheit überantwortet, ſobald ein Frauenzimmer ſich im Stande der Hausfrau, der Mutter befindet!

Indeſſen kann ich mir den frommen Wunſch nicht verſagen, da ich mich einmal dieſem Geſchäft gewidmet habe, daß es mir dereinſt in Geſellſchaft einer treuen Gehülfin gelingen möge, an meinen Zöglingen dasjenige rein auszubilden was ſie bedürfen, wenn ſie in das Feld eigener Thätigkeit und Selbſtſtändigkeit hinüberſchreiten; daß ich mir ſagen konnte: in dieſem Sinne iſt an ihnen die Erziehung vollendet. Freilich ſchließt ſich eine andere immer wieder an, die beinahe mit jedem Jahre unſers Lebens, wo nicht von uns ſelbſt, doch von den Umſtänden veranlaßt wird.

Wie wahr fand Ottilie dieſe Bemerkung! Was hatte

nicht eine ungeahnete Leidenſchaft im vergangenen Jahr an ihr erzogen! was ſah ſie nicht alles für Prüfungen vor ſich ſchweben, wenn ſie nur auf's Nächſte, auf's Nächſt-Künftige hinblickte!

Der junge Mann hatte nicht ohne Vorbedacht einer Gehülfin, einer Gattin erwähnt: denn bei aller ſeiner Beſcheidenheit konnte er nicht unterlaſſen, ſeine Abſichten auf eine entfernte Weiſe anzudeuten; ja er war durch mancherlei Umſtände und Vorfälle aufgeregt worden, bei dieſem Beſuch einige Schritte ſeinem Ziele näher zu thun.

Die Vorſteherin der Penſion war bereits in Jahren, ſie hatte ſich unter ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen ſchon lange nach einer Perſon umgeſehen, die eigentlich mit ihr in Geſellſchaft träte, und zuletzt dem Gehülfen, dem ſie zu vertrauen höchlich Urſache hatte, den Antrag gethan: er ſolle mit ihr die Lehranſtalt fortführen, darin als in dem Seinigen mitwirken, und nach ihrem Tode als Erbe und einziger Beſitzer eintreten. Die Hauptſache ſchien hiebei, daß er eine einſtimmende Gattin finden müſſe. Er hatte im Stillen Ottilien vor Augen und im Herzen; allein es regten ſich mancherlei Zweifel, die wieder durch günſtige Ereigniſſe einiges Gegengewicht erhielten. Luciane hatte die Penſion verlaſſen; Ottilie konnte freier zurückkehren; von dem Verhältniſſe zu Eduard hatte zwar etwas verlautet; allein man nahm die

Sache, wie ähnliche Vorfälle mehr, gleichgültig auf, und ſelbſt dieſes Ereigniß konnte zu Ottiliens Rückkehr beitragen. Doch wäre man zu keinem Entſchluß gekommen, kein Schritt wäre geſchehen, hätte nicht ein unvermutheter Beſuch auch hier eine beſondere Anregung gegeben. Wie denn die Erſcheinung von bedeutenden Menſchen in irgend einem Kreiſe niemals ohne Folgen bleiben kann.

Der Graf und die Baroneſſe, welche ſo oft in den Fall kamen, über den Werth verſchiedener Penſionen befragt zu werden, weil faſt jederman um die Erziehung ſeiner Kinder verlegen iſt, hatten ſich vorgenommen, dieſe beſonders kennen zu lernen, von der ſo viel Gutes geſagt wurde, und konnten nunmehr in ihren neuen Verhältniſſen zuſammen eine ſolche Unterſuchung anſtellen. Allein die Baroneſſe beabſichtigte noch etwas anderes. Während ihres letzten Aufenthalts bei Charlotten hatte ſie mit dieſer alles umſtändlich durchgeſprochen, was ſich auf Eduarden und Ottilien bezog. Sie beſtand aber und abermals darauf: Ottilie müſſe entfernt werden. Sie ſuchte Charlotten hiezu Muth einzuſprechen, welche ſich vor Eduards Drohungen noch immer fürchtete. Man ſprach über die verſchiedenen Auswege, und bei Gelegenheit der Penſion war auch von der Neigung des Gehülfen die Rede, und die Baroneſſe entſchloß ſich um ſo mehr zu dem gedachten Beſuch.

Sie kommt an, lernt den Gehülfen kennen, man beobachtet die Anstalt und spricht von Ottilien. Der Graf selbst unterhält sich gern über sie, indem er sie bei dem neulichen Besuch genauer kennen gelernt. Sie hatte sich ihm genähert, ja sie ward von ihm angezogen, weil sie durch sein gehaltvolles Gespräch dasjenige zu sehen und zu kennen glaubte, was ihr bisher ganz unbekannt geblieben war. Und wie sie in dem Umgange mit Eduard die Welt vergaß, so schien ihr ab der Gegenwart des Grafen die Welt erst recht wünschenswerth zu seyn. Jede Anziehung ist wechselseitig. Der Graf empfand eine Neigung für Ottilien, daß er sie gern als seine Tochter betrachtete. Auch hier war sie der Baronesse zum zweytenmal und mehr als das erstemal im Wege. Wer weiß was diese, in Zeiten lebhafterer Leidenschaft, gegen sie angestiftet hätte; jetzt war es ihr genug, sie durch eine Verheirathung den Ehefrauen unschädlicher zu machen.

Sie regte daher den Gehülfen auf eine leise doch wirksame Art klüglich an, daß er sich zu einer kleinen Excursion auf das Schloß einrichten und seinen Planen und Wünschen, von denen er der Dame kein Geheimniß gemacht, sich ungesäumt nähern solle.

Mit vollkommener Beistimmung der Vorsteherin trat er daher seine Reise an, und hegte in seinem

Gemüthe die beſten Hoffnungen. Er weiß, Ottilie iſt ihm nicht ungünſtig; und wenn zwiſchen ihnen einiges Mißverhältniß des Standes war, ſo glich ſich dieſes gar leicht durch die Denkart der Zeit aus. Auch hatte die Baroneſſe ihm wohl fühlen laſſen, daß Ottilie immer ein armes Mädchen bleibe. Mit einem reichen Hauſe verwandt zu ſeyn, hieß es, kann niemanden helfen: denn man würde ſich, ſelbſt bei dem größten Vermögen, ein Gewiſſen daraus machen, denjenigen eine anſehnliche Summe zu entziehen, die dem näheren Grade nach ein vollkommneres Recht auf ein Beſitzthum zu haben ſcheinen. Und gewiß bleibt es wunderbar, daß der Menſch das große Vorrecht, nach ſeinem Tode noch über ſeine Habe zu disponiren, ſehr ſelten zu Gunſten ſeiner Lieblinge gebraucht, und wie es ſcheint, aus Achtung für das Herkommen, nur diejenigen begünſtigt, die nach ihm ſein Vermögen beſitzen würden, wenn er auch ſelbſt keinen Willen hätte.

Sein Gefühl ſetzte ihn auf der Reiſe Ottilien völlig gleich. Eine gute Aufnahme erhöhte ſeine Hoffnungen. Zwar fand er gegen ſich Ottilien nicht ganz ſo offen wie ſonſt; aber ſie war auch erwachſener, gebildeter und wenn man will, im allgemeinen mittheilender als er ſie gekannt hatte. Vertraulich ließ man ihn in manches Einſicht nehmen, was ſich beſonders auf ſein Fach bezog. Doch wenn er ſeinem Zwecke ſich näh-

nähern wollte, so hielt ihn immer eine gewisse innere Scheu zurück.

Einst gab ihm jedoch Charlotte hierzu Gelegenheit, indem sie in Beisein Ottiliens zu ihm sagte: Nun, Sie haben alles was in meinem Kreise heranwächst, so ziemlich geprüft; wie finden Sie denn Ottilien? Sie dürfen es wohl in ihrer Gegenwart aussprechen.

Der Gehülfe bezeichnete hierauf, mit sehr viel Einsicht und ruhigem Ausdruck, wie er Ottilien in Absicht eines freieren Betragens, einer bequemeren Mittheilung, eines höheren Blicks in die weltlichen Dinge, der sich mehr in ihren Handlungen als in ihren Worten bethätige, sehr zu ihrem Vortheil verändert finde; daß er aber doch glaube, es könne ihr sehr zum Nutzen gereichen, wenn sie auf einige Zeit in die Pension zurückkehre, um das in einer gewissen Folge gründlich und für immer sich zuzueignen, was die Welt nur stückweise und eher zur Verwirrung als zur Befriedigung, ja manchmal nur allzuspät überliefere. Er wolle darüber nicht weitläufig seyn: Ottilie wisse selbst am besten, aus was für zusammenhängenden Lehrvorträgen sie damals herausgerissen worden.

Ottilie konnte das nicht läugnen; aber sie konnte nicht gestehen, was sie bei diesen Worten empfand,

weil sie sich es kaum selbst auszulegen wußte. Es schien ihr in der Welt nichts mehr unzusammenhängend, wenn sie an den geliebten Mann dachte, und sie begriff nicht, wie ohne ihn noch irgend etwas zusammenhängen könne.

Charlotte beantwortete den Antrag mit kluger Freundlichkeit. Sie sagte, daß sowohl sie als Ottilie eine Rückkehr nach der Pension längst gewünscht hätten. In dieser Zeit nur sey ihr die Gegenwart einer so lieben Freundin und Helferin unentbehrlich gewesen; doch wolle sie in der Folge nicht hinderlich seyn, wenn es Ottiliens Wunsch bliebe, wieder auf so lange dorthin zurückzukehren, bis sie das Angefangene geendet und das Unterbrochene sich vollständig zugeeignet.

Der Gehülfe nahm diese Anerbietung freudig auf; Ottilie durfte nichts dagegen sagen, ob es ihr gleich vor dem Gedanken schauderte. Charlotte hingegen dachte Zeit zu gewinnen; sie hoffte, Eduard sollte sich erst als glücklicher Vater wieder finden und einfinden, dann, war sie überzeugt, würde sich alles geben und auch für Ottilien auf eine oder die andere Weise gesorgt werden.

Nach einem bedeutenden Gespräch, über welches alle Theilnehmenden nachzudenken haben, pflegt ein gewisser Stillstand einzutreten, der einer allgemeinen Verlegenheit ähnlich sieht. Man ging im Saale auf

und ab, der Gehülfe blätterte in einigen Büchern und kam endlich an den Foliband, der noch von Lucianens Zeiten her liegen geblieben war. Als er sah, daß darin nur Affen enthalten waren, schlug er ihn gleich wieder zu. Dieser Vorfall mag jedoch zu einem Gespräch Anlaß gegeben haben, wovon wir die Spuren in Ottiliens Tagebuch finden.

Aus
Ottiliens Tagebuche.

„Wie man es nur über das Herz bringen kann, die garstigen Affen so sorgfältig abzubilden. Man erniedrigt sich schon, wenn man sie nur als Thiere betrachtet; man wird aber wirklich bösartiger, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menschen unter dieser Maske aufzusuchen.“

„Es gehört durchaus eine gewisse Verschrobenheit dazu, um sich gern mit Carricaturen und Zerrbildern abzugeben. Unserm guten Gehülfen danke ich's, daß ich nicht mit der Naturgeschichte gequält worden bin: ich konnte mich mit den Würmern und Käfern niemals befreunden.“

„Dießmal gestand er mir, daß es ihm eben so gehe. Von der Natur, sagte er, sollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgibt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen; Frucht tragen, mit jeder Staude an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß, sie sind unsre ächten Compatrioten.

Die Vögel, die auf unſern Zweigen hin und wieder hüpfen, die in unſerm Laube ſingen, gehören uns an, ſie ſprechen zu uns, von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verſtehen. Man frage ſich, ob nicht ein jedes fremde, aus ſeiner Umgebung geriſſene Geſchöpf einen gewiſſen ängſtlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Gewohnheit abgeſtumpft wird. Es gehört ſchon ein buntes geräuſchvolles Leben dazu, um Affen, Papageyen und Mohren um ſich zu ertragen."

„Manchmal wenn mich ein neugieriges Verlangen nach ſolchen abenteuerlichen Dingen anwandelte, habe ich den Reiſenden beneidet, der ſolche Wunder mit andern Wundern in lebendiger alltäglicher Verbindung ſieht. Aber auch er wird ein anderer Menſch. Es wandelt niemand ungeſtraft unter Palmen, und die Geſinnungen ändern ſich gewiß in einem Lande wo Elephanten und Tiger zu Hauſe ſind."

„Nur der Naturforſcher iſt verehrungswerth, der uns das Fremdeſte, Seltſamſte, mit ſeiner Localität, mit aller Nachbarſchaft, jedesmal in dem eigenſten Elemente zu ſchildern und darzuſtellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören."

„Ein Naturalien-Cabinet kann uns vorkommen wie eine ägyptiſche Grabſtätte, wo die verſchiedenen Thier- und Pflanzengötzen baſamirt umherſtehen. Einer Prieſter-Kaſte geziemt es wohl, ſich damit in geheimnißvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen

Unterricht ſollte dergleichen nicht einfließen, um ſo weniger, als etwas Näheres und Würdigeres ſich dadurch leicht verdrängt ſieht."

„Ein Lehrer der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leiſtet mehr als einer der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Geſtalt und dem Namen nach überliefert: denn das ganze Reſultat davon iſt, was wir ohnedieß wiſſen können, daß das Menſchengebild am vorzüglichſten und einzigſten das Gleichniß der Gottheit an ſich trägt."

„Dem Einzelnen bleibe die Freiheit ſich mit dem zu beſchäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht; aber das eigentliche Studium der Menſchheit iſt der Menſch."

Achtes Capitel.

Es gibt wenig Menſchen, die ſich mit dem Nächſtvergangenen zu beſchäftigen wiſſen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an ſich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und ſuchen das völlig Verlorene, wie es nur möglich ſeyn will, wieder hervorzurufen und herzuſtellen. Selbſt in großen und reichen Familien, die ihren Vorfahren vieles ſchuldig ſind, pflegt es ſo zu gehen, daß man des Großvaters mehr als des Vaters gedenkt.

Zu ſolchen Betrachtungen ward unſer Gehülfe aufgefordert, als er an einem der ſchönen Tage, an welchen der ſcheidende Winter den Frühling zu lügen pflegt, durch den großen alten Schloßgarten gegangen war und die hohen Lindenalleen, die regelmäßigen Anlagen, die ſich von Eduards Vater herſchrieben, bewundert hatte. Sie waren vortrefflich gediehen, in dem Sinne desjenigen der ſie pflanzte, und nun, da ſie erſt anerkannt und genoſſen werden ſollten, ſprach niemand mehr von ihnen; man beſuchte ſie kaum und hatte Liebhabereyen und Aufwand gegen eine andere Seite hin in's Freie und Weite gerichtet.

Er machte bei seiner Rückkehr Charlotten die Bemerkung, die sie nicht ungünstig aufnahm. Indem uns das Leben fortzieht, versetzte sie, glauben wir aus uns selbst zu handeln, unsre Thätigkeit, unsre Vergnügungen zu wählen; aber freilich, wenn wir es genau ansehen, so sind es nur die Plane, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genöthigt sind.

Gewiß, sagte der Gehülfe: und wer widersteht dem Strome seiner Umgebungen? Die Zeit rückt fort und in ihr Gesinnungen, Meinungen, Vorurtheile und Liebhabereyen. Fällt die Jugend eines Sohnes gerade in die Zeit der Umwendung, so kann man versichert seyn, daß er mit seinem Vater nichts gemein haben wird. Wenn dieser in einer Periode lebte, wo man Lust hatte sich manches zuzueignen, dieses Eigenthum zu sichern, zu beschränken, einzuengen und in der Absonderung von der Welt seinen Genuß zu befestigen, so wird jener sodann sich auszudehnen suchen, mittheilen, verbreiten und das Verschlossene eröffnen.

Ganze Zeiträume, versetzte Charlotte, gleichen diesem Vater und Sohn, den Sie schildern. Von jenen Zuständen, da jede kleine Stadt ihre Mauern und Gräben haben mußte, da man jeden Edelhof noch in einen Sumpf baute, und die geringsten Schlösser nur durch eine Zugbrücke zugänglich waren, davon können wir uns kaum einen Begriff machen. Sogar größere Städte tragen jetzt ihre Wälle ab, die Gräben selbst fürstlicher

Schlöſſer werden ausgefüllt, die Städte bilden nur große Flecken, und wenn man ſo auf Reiſen das anſieht, ſollte man glauben: der allgemeine Friede ſey befeſtigt und das goldne Zeitalter vor der Thür. Niemand glaubt ſich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich ſieht; an Kunſt, an Zwang ſoll nichts erinnern, wir wollen völlig frei und unbedingt Athem ſchöpfen. Haben Sie wohl einen Begriff, mein Freund, daß man aus dieſem in einen andern, in den vorigen Zuſtand zurückkehren könne?

Warum nicht? verſetzte der Gehülfe: jeder Zuſtand hat ſeine Beſchwerlichkeit, der beſchränkte ſowohl als der losgebundene. Der letztere ſetzt Ueberfluß voraus und führt zur Verſchwendung. Laſſen Sie uns bei Ihrem Beiſpiel bleiben, das auffallend genug iſt. Sobald der Mangel eintritt, ſogleich iſt die Selbſtbeſchränkung wiedergegeben. Menſchen, die ihren Grund und Boden zu nutzen genöthigt ſind, führen ſchon wieder Mauern um ihre Gärten auf, damit ſie ihrer Erzeugniſſe ſicher ſeyen. Daraus entſteht nach und nach eine neue Anſicht der Dinge. Das Nützliche erhält wieder die Oberhand, und ſelbſt der Vielbeſitzende meint zuletzt auch das alles nutzen zu müſſen. Glauben Sie mir: es iſt möglich, daß Ihr Sohn die ſämmtlichen Parkanlagen vernachläſſigt und ſich wieder hinter die ernſten Mauern und unter die hohen Linden ſeines Großvaters zurückzieht.

„Charlotte war im Stillen erfreut, ſich einen Sohn verkündigt zu hören, und verzieh dem Gehülfen deßhalb die etwas unfreundliche Prophezeyung, wie es dereinſt ihrem lieben ſchönen Park ergehen könne. Sie verſetzte deßhalb ganz freundlich: Wir ſind beide noch nicht alt genug um dergleichen Widerſprüche mehrmals erlebt zu haben; allein wenn man ſich in ſeine frühe Jugend zurückdenkt, ſich erinnert worüber man von älteren Perſonen klagen gehört, Länder und Städte mit in die Betrachtung aufnimmt: ſo möchte wohl gegen die Bemerkung nichts einzuwenden ſeyn. Sollte man denn aber einem ſolchen Naturgang nichts entgegenſetzen, ſollte man Vater und Sohn, Eltern und Kinder nicht in Uebereinſtimmung bringen können? Sie haben mir freundlich einen Knaben geweiſſagt; müßte denn der gerade mit ſeinem Vater im Widerſpruch ſtehen? zerſtören was ſeine Eltern erbaut haben, anſtatt es zu vollenden und zu erheben wenn er in demſelben Sinne fortfährt?

Dazu gibt es auch wohl ein vernünftiges Mittel, verſetzte der Gehülfe, das aber von den Menſchen ſelten angewandt wird. Der Vater erhebe ſeinen Sohn zum Mitbeſitzer, er laſſe ihn mitbauen, pflanzen, und erlaube ihm, wie ſich ſelbſt, eine unſchädliche Willkür. Eine Thätigkeit läßt ſich in die andre verweben, keine an die andre anſtückeln. Ein junger Zweig verbindet ſich mit einem alten Stamme gar leicht und gern, an den kein erwachſener Aſt mehr anzufügen iſt.

Es freute den Gehülfen, in dem Augenblick da er Abſchied zu nehmen ſich genöthigt ſah, Charlotten zufälligerweiſe etwas Angenehmes geſagt und ihre Gunſt auf's neue dadurch befeſtigt zu haben. Schon allzulange war er von Hauſe weg, doch konnte er zur Rückreiſe ſich nicht eher entſchließen, als nach völliger Ueberzeugung, er müſſe die herannahende Epoche von Charlottens Niederkunft erſt vorbeigehen laſſen, bevor er wegen Ottiliens irgend eine Entſcheidung hoffen könne. Er fügte ſich deßhalb in die Umſtände und kehrte mit dieſen Ausſichten und Hoffnungen wieder zur Vorſteherin zurück.

Charlottens Niederkunft nahte heran. Sie hielt ſich mehr in ihren Zimmern. Die Frauen, die ſich um ſie verſammelt hatten, waren ihre geſchloſſenere Geſellſchaft. Ottilie beſorgte das Hausweſen, indem ſie kaum daran denken durfte, was ſie that. Sie hatte ſich zwar völlig ergeben, ſie wünſchte für Charlotten, für das Kind, für Eduarden, ſich auch noch ferner auf das dienſtlichſte zu bemühen, aber ſie ſah nicht ein, wie es möglich werden wollte. Nichts konnte ſie vor völliger Verworrenheit retten, als daß ſie jeden Tag ihre Pflicht that.

Ein Sohn war glücklich zur Welt gekommen, und die Frauen verſicherten ſämmtlich, es ſey der ganze leibhafte Vater. Nur Ottilie konnte es im Stillen nicht finden, als ſie der Wöchnerin Glück wünſchte und

das Kind auf das herzlichste begrüßte. Schon bei den Anstalten zur Verheirathung ihrer Tochter war Charlotten die Abwesenheit ihres Gemahls höchst fühlbar gewesen; nun sollte der Vater auch bei der Geburt des Sohnes nicht gegenwärtig seyn; er sollte den Namen nicht bestimmen, bei dem man ihn künftig rufen würde.

Der erste von allen Freunden die sich glückwünschend sehen ließen, war Mittler, der seine Kundschafter ausgestellt hatte um von diesem Ereigniß sogleich Nachricht zu erhalten. Er fand sich ein und zwar sehr behaglich. Kaum daß er seinen Triumph in Gegenwart Ottiliens verbarg, so sprach er sich gegen Charlotten laut aus, und war der Mann alle Sorgen zu heben und alle augenblicklichen Hindernisse bei Seite zu bringen. Die Taufe sollte nicht lange aufgeschoben werden. Der alte Geistliche, mit einem Fuß schon im Grabe, sollte durch seinen Segen das Vergangene mit dem Zukünftigen zusammenknüpfen; Otto sollte das Kind heißen: es konnte keinen andern Namen führen als den Namen des Vaters und des Freundes.

Es bedurfte der entschiedenen Zudringlichkeit dieses Mannes, um die hunderterlei Bedenklichkeiten, das Widerreden, Zaudern, Stocken, Besser- oder Anderswissen, das Schwanken, Meinen, Um- und Wiedermeinen zu beseitigen; da gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten aus einer gehobenen Bedenklichkeit immer wieder neue entstehen, und indem man alle Verhältnisse

ſchonen will, immer der Fall eintritt, einige zu verletzen.

Alle Meldungsſchreiben und Gevatterbriefe übernahm Mittler; ſie ſollten gleich ausgefertigt ſeyn: denn ihm war ſelbſt höchlich daran gelegen, ein Glück, das er für die Familie ſo bedeutend hielt, auch der übrigen mitunter mißwollenden und mißredenden Welt bekannt zu machen. Und freilich waren die bisherigen leidenſchaftlichen Vorfälle dem Publicum nicht entgangen, das obnehin in der Ueberzeugung ſteht, alles was geſchieht, geſchehe nur dazu, damit es etwas zu reden habe.

Die Feyer des Taufactes ſollte würdig aber beſchränkt und kurz ſeyn. Man kam zuſammen, Ottilie und Mittler ſollten das Kind als Taufzeugen halten. Der alte Geiſtliche, unterſtützt vom Kirchdiener, trat mit langſamen Schritten heran. Das Gebet war verrichtet, Ottilien das Kind auf die Arme gelegt, und als ſie mit Neigung auf daſſelbe herunterſah, erſchrak ſie nicht wenig an ſeinen offenen Augen: denn ſie glaubte in ihre eigenen zu ſehen, eine ſolche Uebereinſtimmung hätte jeden überraſchen müſſen. Mittler, der zunächſt das Kind empfing, ſtutzte gleichfalls, indem er in der Bildung deſſelben eine ſo auffallende Aehnlichkeit, und zwar mit dem Hauptmann erblickte, dergleichen ihm ſonſt noch nie vorgekommen war.

Die Schwäche des guten alten Geiſtlichen hatte

ihn gehindert, die Taufhandlung mit mehrerem als der gewöhnlichen Liturgie zu begleiten. Mittler indessen, voll von dem Gegenstande, gedachte seiner frühern Amtsverrichtungen und hatte überhaupt die Art, sich sogleich in jedem Falle zu denken, wie er nun reden, wie er sich äußern würde. Dießmal konnte er sich um so weniger zurückhalten, als es nur eine kleine Gesellschaft von lauter Freunden war, die ihn umgab. Er fing daher an, gegen das Ende des Acts, mit Behaglichkeit sich an die Stelle des Geistlichen zu versetzen, in einer muntern Rede seine Pathenpflichten und Hoffnungen zu äußern und um so mehr dabei zu verweilen, als er Charlottens Beifall in ihrer zufriedenen Miene zu erkennen glaubte.

Daß der gute alte Mann sich gern gesetzt hätte, entging dem rüstigen Redner, der noch viel weniger dachte, daß er ein größeres Uebel hervorzubringen auf dem Wege war: denn nachdem er das Verhältniß eines jeden Anwesenden zum Kinde mit Nachdruck geschildert und Ottiliens Fassung dabei ziemlich auf die Probe gestellt hatte, so wandte er sich zuletzt gegen den Greis mit diesen Worten: Und Sie, mein würdiger Altvater, können nunmehr mit Simeon sprechen: Herr laß deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben den Heiland dieses Hauses gesehen.

Nun war er im Zuge recht glänzend zu schließen, aber er bemerkte bald, daß der Alte, dem er das Kind hinhielt, sich zwar erst gegen dasselbe zu neigen schien, nach-

her aber ſchnell zurückſank. Vom Fall kaum abgehalten ward er in einen Seſſel gebracht, und man mußte ihn, ungeachtet aller augenblicklichen Beihülfe, für todt anſprechen.

So unmittelbar Geburt und Tod, Sarg und Wiege neben einander zu ſehen und zu denken, nicht bloß mit der Einbildungskraft, ſondern mit den Augen dieſe ungeheuern Gegenſätze zuſammenzufaſſen, war für die Umſtehenden eine ſchwere Aufgabe, je überraſchender ſie vorgelegt wurde. Ottilie allein betrachtete den Eingeſchlummerten, der noch immer ſeine freundliche einnehmende Miene behalten hatte, mit einer Art von Neid. Das Leben ihrer Seele war getödtet, warum ſollte der Körper noch erhalten werden?

Führten ſie auf dieſe Weiſe gar manchmal die unerfreulichen Begebenheiten des Tags auf die Betrachtung der Vergänglichkeit, des Scheidens, des Verlierens, ſo waren ihr dagegen wunderſame nächtliche Erſcheinungen zum Troſt gegeben, die ihr das Daſeyn des Geliebten verſicherten und ihr eigenes befeſtigten und belebten. Wenn ſie ſich Abends zur Ruhe gelegt, und im ſüßen Gefühl noch zwiſchen Schlaf und Wachen ſchwebte, ſchien es ihr, als wenn ſie in einen ganz hellen doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In dieſem ſah ſie Eduarden ganz deutlich und zwar nicht gekleidet wie ſie ihn ſonſt geſehen, ſondern im kriegeriſchen Anzug, jedesmal in einer andern Stellung, die aber

vollkommen natürlich war und nichts Phantaſtiſches an ſich hatte: ſtehend, gehend, liegend, reitend. Die Geſtalt bis auf's kleinſte ausgemahlt bewegte ſich willig vor ihr, ohne daß ſie das Mindeſte dazu that, ohne daß ſie wollte oder die Einbildungskraft anſtrengte. Manchmal ſah ſie ihn auch umgeben, beſonders von etwas Beweglichem, das dunkler war als der helle Grund; aber ſie unterſchied kaum Schattenbilder, die ihr zuweilen als Menſchen, als Pferde, als Bäume und Gebirge vorkommen konnten. Gewöhnlich ſchlief ſie über der Erſcheinung ein, und wenn ſie nach einer ruhigen Nacht morgens wieder erwachte, ſo war ſie erquickt, getröſtet, ſie fühlte ſich überzeugt: Eduard lebe noch, ſie ſtehe mit ihm noch in dem innigſten Verhältniß.

Neuntes Capitel.

Der Frühling war gekommen, später, aber auch rascher und freudiger als gewöhnlich. Ottilie fand nun im Garten die Frucht ihres Vorsehens: alles keimte, grünte und blühte zur rechten Zeit; manches, was hinter wohl angelegten Glashäusern und Beeten vorbereitet worden, trat nun sogleich der endlich von außen wirkenden Natur entgegen, und alles was zu thun und zu besorgen war, blieb nicht bloß hoffnungsvolle Mühe wie bisher, sondern ward zum heitern Genusse.

An dem Gärtner aber hatte sie zu trösten über manche durch Lucianens Wildheit entstandene Lücke unter den Topfgewächsen, über die zerstörte Symmetrie mancher Baumkrone. Sie machte ihm Muth, daß sich das alles bald wieder herstellen werde; aber er hatte zu ein tiefes Gefühl, zu einen reinen Begriff von seinem Handwerk, als daß diese Trostgründe viel bei ihm hätten fruchten sollen. So wenig der Gärtner sich durch andere Liebhabereyen und Neigungen zerstreuen darf, so wenig darf der ruhige Gang unterbrochen werden, den die Pflanze zur dauernden oder zur vorübergehenden

Vollendung nimmt. Die Pflanze gleicht den eigensinnigen Menschen, von denen man alles erhalten kann, wenn man sie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine stille Consequenz, in jeder Jahreszeit, in jeder Stunde das ganz Gehörige zu thun, wird vielleicht von niemand mehr als vom Gärtner verlangt.

Diese Eigenschaften besaß der gute Mann in einem hohen Grade, deßwegen auch Ottilie so gern mit ihm wirkte; aber sein eigentliches Talent konnte er schon einige Zeit nicht mehr mit Behaglichkeit ausüben. Denn ob er gleich alles was die Baum- und Küchen-Gärtnerey betraf, auch die Erfordernisse eines ältern Ziergartens, vollkommen zu leisten verstand — wie denn überhaupt einem vor dem andern dieses oder jenes gelingt — ob er schon in Behandlung der Orangerie, der Blumenzwiebeln, der Nelken- und Aurikeln-Stöcke, die Natur selbst hätte herausfordern können: so waren ihm doch die neuen Zierbäume und Modeblumen einigermaßen fremd geblieben, und er hatte vor dem unendlichen Felde der Botanik, das sich nach der Zeit aufthat, und den darin herumschwimmenden fremden Namen, eine Art von Scheu, die ihn verdrießlich machte. Was die Herrschaft voriges Jahr zu verschreiben angefangen, hielt er um so mehr für unnützen Aufwand und Verschwendung, als er gar manche kostbare Pflanze ausgehen sah, und mit den Handelsgärtnern die ihn, wie er glaubte, nicht redlich genug bedienten, in keinem sonderlichen Verhältnisse stand.

Er hatte sich darüber, nach mancherlei Versuchen, eine Art von Plan gemacht, in welchem ihn Ottilie um so mehr bestärkte, als er auf die Wiederkehr Eduards eigentlich gegründet war, dessen Abwesenheit man in diesem wie in manchem andern Falle täglich nachtheiliger empfinden mußte.

Indem nun die Pflanzen immer mehr Wurzel schlugen und Zweige trieben, fühlte sich auch Ottilie immer mehr an diese Räume gefesselt. Gerade vor einem Jahre trat sie als Fremdling, als ein unbedeutendes Wesen hier ein; wie viel hatte sie sich seit jener Zeit nicht erworben! aber leider wie viel hatte sie nicht auch seit jener Zeit wieder verloren! Sie war nie so reich und nie so arm gewesen. Das Gefühl von beidem wechselte augenblicklich mit einander ab, ja durchkreuzte sich aufs innigste, so daß sie sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie immer wieder das Nächste mit Antheil, ja mit Leidenschaft ergriff.

Daß alles was Eduarden besonders lieb war auch ihre Sorgfalt am stärksten an sich zog, läßt sich denken; ja warum sollte sie nicht hoffen, daß er selbst nun bald wiederkommen, daß er die fürsorgliche Dienstlichkeit, die sie dem Abwesenden geleistet, dankbar gegenwärtig bemerken werde.

Aber noch auf eine viel andre Weise war sie veranlaßt für ihn zu wirken. Sie hatte vorzüglich die Sorge für das Kind übernommen, dessen unmittelbare Pflegerin

ſie um ſo mehr werden konnte, als man es keiner Amme zu übergeben, ſondern mit Milch und Waſſer aufzuziehen ſich entſchieden hatte. Es ſollte in jener ſchönen Zeit der freien Luft genießen; und ſo trug ſie es am liebſten ſelbſt heraus, trug das ſchlafende unbewußte zwiſchen Blumen und Blüthen her, die dereinſt ſeiner Kindheit ſo freundlich entgegen lachen ſollten, zwiſchen jungen Sträuchen und Pflanzen, die mit ihm in die Höhe zu wachſen durch ihre Jugend beſtimmt ſchienen. Wenn ſie um ſich her ſah, ſo verbarg ſie ſich nicht, zu welchem großen reichen Zuſtande das Kind geboren ſey: denn faſt alles wohin das Auge blickte, ſollte dereinſt ihm gehören. Wie wünſchenswerth war es zu dieſem allem, daß es vor den Augen des Vaters, der Mutter, aufwüchſe und eine erneute frohe Verbindung beſtätigte.

Ottilie fühlte dieß alles ſo rein, daß ſie ſich's als entſchieden wirklich dachte und ſich ſelbſt dabei gar nicht empfand. Unter dieſem klaren Himmel, bei dieſem hellen Sonnenſchein, ward es ihr auf einmal klar, daß ihre Liebe, um ſich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müſſe; ja in manchen Augenblicken glaubte ſie dieſe Höhe ſchon erreicht zu haben. Sie wünſchte nur das Wohl ihres Freundes, ſie glaubte ſich fähig ihm zu entſagen, ſogar ihn niemals wieder zu ſehen, wenn ſie ihn nur glücklich wiſſe. Aber ganz entſchieden war ſie für ſich, niemals einem andern anzugehören.

Daß der Herbſt eben ſo herrlich würde wie der Frühling, dafür war geſorgt. Alle ſogenannten Sommergewächſe, alles was im Herbſt mit Blühen nicht enden kann und ſich der Kälte noch keck entgegen entwickelt, Aſtern beſonders, waren in der größten Mannichfaltigkeit geſäet und ſollten nun überallhin verpflanzt einen Sternhimmel über die Erde bilden.

Aus
Ottiliens Tagebuche.

„Einen guten Gedanken den wir gelesen, etwas Auffallendes das wir gehört, tragen wir wohl in unser Tagebuch. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unserer Freunde eigenthümliche Bemerkungen, originelle Ansichten, flüchtige geistreiche Worte auszuzeichnen, so würden wir sehr reich werden. Briefe hebt man auf, um sie nie wieder zu lesen; man zerstört sie zuletzt einmal aus Discretion, und so verschwindet der schönste unmittelbarste Lebenshauch unwiederbringlich für uns und andre. Ich nehme mir vor, dieses Versäumniß wieder gut zu machen."

„So wiederholt sich denn abermals das Jahresmährchen von vorn. Wir sind nun wieder, Gott sey Dank! an seinem artigsten Capitel. Veilchen und Maiblumen sind wie Ueberschriften oder Vignetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir sie in dem Buche des Lebens wieder aufschlagen."

„Wir schelten die Armen, besonders die Unmündigen, wenn sie sich an den Straßen herumlegen und bet-

teln. Bemerken wir nicht, daß sie gleich thätig sind, sobald es was zu thun gibt? Kaum entfaltet die Natur ihre freundlichen Schätze, so sind die Kinder dahinterher um ein Gewerbe zu eröffnen; keines bastelt mehr; jedes reicht dir einen Strauß; es hat ihn gepflückt ehe du vom Schlaf erwachtest, und das Bittende sieht dich so freundlich an wie die Gabe. Niemand sieht erbärmlich aus, der sich einiges Recht fühlt, fordern zu dürfen."

„Warum mir das Jahr manchmal so kurz, manchmal so lang ist, warum es so kurz scheint und so lang in der Erinnerung! Mir ist es mit dem vergangenen so, und nirgends auffallender als im Garten, wie Vergängliches und Dauerndes in einander greift. Und doch ist nichts so flüchtig das nicht eine Spur, das nicht seinesgleichen zurücklasse."

„Man läßt sich den Winter auch gefallen. Man glaubt sich freier auszubreiten, wenn die Bäume so geisterhaft, so durchsichtig vor uns stehen. Sie sind nichts, aber sie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüthen kommen, dann wird man ungeduldig bis das volle Laub hervortritt, bis die Landschaft sich verkörpert und der Baum sich als eine Gestalt uns entgegen drängt."

„Alles Vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehen, es muß etwas anderes Unvergleichbares werden. In manchen Tönen ist die Nachtigall noch Vogel; dann steigt sie über ihre Classe hinüber und

ſcheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich ſingen heiße.“

„Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten, iſt nur eine Comédie à tiroir, ein ſchlechtes Schubladenſtück. Man ſchiebt eine nach der andern heraus und wieder hinein und eilt zur folgenden. Alles was auch Gutes und Bedeutendes vorkommt, hängt nur kümmerlich zuſammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden.“

Zehntes Capitel.

Charlotte von ihrer Seite befindet ſich munter und wohl. Sie freut ſich an dem tüchtigen Knaben, deſſen viel verſprechende Geſtalt ihr Auge und Gemüth ſtündlich beſchäftigt. Sie erhält durch ihn einen neuen Bezug auf die Welt und auf den Beſitz; ihre alte Thätigkeit regt ſich wieder; ſie erblickt, wo ſie auch hinſieht, im vergangenen Jahre vieles gethan und empfindet Freude am Gethanen. Von einem eigenen Gefühl belebt ſteigt ſie zur Mooshütte mit Ottilien und dem Kinde, und indem ſie dieſes auf den kleinen Tiſch als auf einen häuslichen Altar niederlegt, und noch zwey Plätze leer ſieht, gedenkt ſie der vorigen Zeiten und eine neue Hoffnung für ſie und Ottilien dringt hervor.

Junge Frauenzimmer ſehen ſich beſcheiden vielleicht nach dieſem oder jenem Jüngling um, mit ſtiller Prüfung, ob ſie ihn wohl zum Gatten wünſchten; wer aber für eine Tochter oder einen weiblichen Zögling zu ſorgen hat, ſchaut in einem weitern Kreis umher. So

ging es auch in diesem Augenblick Charlotten, der eine Verbindung des Hauptmanns mit Ottilien nicht unmöglich schien, wie sie doch auch schon ehemals in dieser Hütte nebeneinander gesessen hatten. Ihr war nicht unbekannt geblieben, daß jene Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath wieder verschwunden sey.

Charlotte stieg weiter und Ottilie trug das Kind. Jene überließ sich mancherlei Betrachtungen. Auch auf dem festen Lande gibt es wohl Schiffbruch; sich davon auf das schnellste zu erholen und herzustellen, ist schön und preiswürdig. Ist doch das Leben nur auf Gewinn und Verlust berechnet. Wer macht nicht irgend eine Anlage und wird darin gestört! Wie oft schlägt man einen Weg ein und wird davon abgeleitet! Wie oft werden wir von einem scharf in's Auge gefaßten Ziel abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reisende bricht unterwegs zu seinem höchsten Verdruß ein Rad und gelangt durch diesen unangenehmen Zufall zu den erfreulichsten Bekanntschaften und Verbindungen, die auf sein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schicksal gewährt uns unsre Wünsche, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsere Wünsche geben zu können.

Diese und ähnliche Betrachtungen waren es, unter denen Charlotte zum neuen Gebäude auf der Höhe gelangte, wo sie vollkommen bestätigt wurden. Denn die Umgebung war viel schöner als man sich's hatte

denken können. Alles ſtörende kleinliche war rings umher entfernt; alles Gute der Landſchaft, was die Natur, was die Zeit daran gethan hatte, trat reinlich hervor und fiel in's Auge, und ſchon grünten die jungen Pflanzungen, die beſtimmt waren, einige Lücken auszufüllen und die abgeſonderten Theile angenehm zu verbinden.

Das Haus ſelbſt war nahezu bewohnbar; die Ausſicht, beſonders aus den obern Zimmern, höchſt mannichfaltig. Je länger man ſich umſah, deſto mehr Schönes entdeckte man. Was mußten nicht hier die verſchiedenen Tageszeiten, was Mond und Sonne für Wirkungen hervorbringen! Hier zu verweilen war höchſt wünſchenswerth, und wie ſchnell ward die Luſt zu bauen und zu ſchaffen in Charlotten wieder erweckt, da ſie alle grobe Arbeit gethan fand. Ein Tiſcher, ein Tapezier, ein Mahler, der mit Patronen und leichter Vergoldung ſich zu helfen wußte, nur dieſer bedurfte man, und in kurzer Zeit war das Gebäude im Stande. Keller und Küche wurden ſchnell eingerichtet: denn in der Entfernung vom Schloſſe mußte man alle Bedürfniſſe um ſich verſammeln. So wohnten die Frauenzimmer mit dem Kinde nun oben, und von dieſem Aufenthalt, als von einem neuen Mittelpunct, eröffneten ſich ihnen unerwartete Spaziergänge. Sie genoſſen vergnüglich in einer höheren Region der freien friſchen Luft bei dem ſchönſten Wetter.

Ottiliens liebſter Weg, theils allein, theils mit dem Kind ging herunter nach den Platanen auf einem bequemen Fußſteig, der ſodann zu dem Puncte leitete, wo einer der Kähne angebunden war, mit denen man überzufahren pflegte. Sie erfreute ſich manchmal einer Waſſerfahrt; allein ohne das Kind, weil Charlotte deßhalb einige Beſorgniß zeigte. Doch verfehlte ſie nicht, täglich den Gärtner im Schloßgarten zu beſuchen und an ſeiner Sorgfalt für die vielen Pflanzenzöglinge, die nun alle der freien Luft genoſſen, freundlich Theil zu nehmen.

In dieſer ſchönen Zeit kam Charlotten der Beſuch eines Engländers ſehr gelegen, der Eduarden auf Reiſen kennen gelernt, einigemal getroffen hatte und nunmehr neugierig war, die ſchönen Anlagen zu ſehen, von denen er ſo viel Gutes erzählen hörte. Er brachte ein Empfehlungsſchreiben vom Grafen mit und ſtellte zugleich einen ſtillen aber ſehr gefälligen Mann als ſeinen Begleiter vor. Indem er nun bald mit Charlotten und Ottilien, bald mit Gärtnern und Jägern, öfters mit ſeinem Begleiter, und manchmal allein die Gegend durchſtrich, ſo konnte man ſeinen Bemerkungen wohl anſehen, daß er ein Liebhaber und Kenner ſolcher Anlagen war, der wohl auch manche dergleichen ſelbſt ausgeführt hatte. Obgleich in Jahren nahm er auf eine heitere Weiſe an allem Theil, was dem Leben zur Zierde gereichen und es bedeutend machen kann.

In seiner Gegenwart genossen die Frauenzimmer erst vollkommen ihrer Umgebung. Sein geübtes Auge empfing jeden Effect ganz frisch, und er hatte um so mehr Freude an dem Entstandenen, als er die Gegend vorher nicht gekannt, und was man daran gethan, von dem was die Natur geliefert, kaum zu unterscheiden wußte.

Man kann wohl sagen, daß durch seine Bemerkungen der Park wuchs und sich bereicherte. Schon zum voraus erkannte er was die neuen heranstrebenden Pflanzungen versprachen. Keine Stelle blieb ihm unbemerkt, wo noch irgend eine Schönheit hervorzuheben oder anzubringen war. Hier deutete er auf eine Quelle, welche gereinigt, die Zierde einer ganzen Buschpartie zu werden versprach; hier auf eine Höhle die ausgeräumt und erweitert einen erwünschten Ruheplatz geben konnte, indessen man nur wenige Bäume zu fällen brauchte, um von ihr aus herrliche Felsenmassen aufgethürmt zu erblicken. Er wünschte den Bewohnern Glück, daß ihnen so manches nachzuarbeiten übrig blieb, und ersuchte sie, damit nicht zu eilen, sondern für folgende Jahre sich das Vergnügen des Schaffens und Einrichtens vorzubehalten.

Uebrigens war er außer den geselligen Stunden keineswegs lästig: denn er beschäftigte sich die größte Zeit des Tags, die mahlerischen Aussichten des Parks in einer tragbaren dunklen Kammer aufzufangen und

zu zeichnen, um dadurch sich und andern von seinen Reisen eine schöne Frucht zu gewinnen. Er hatte dieses, schon seit mehreren Jahren, in allen bedeutenden Gegenden getban und sich dadurch die angenehmste und interessanteste Sammlung verschafft. Ein großes Portefeuille das er mit sich führte, zeigte er den Damen vor und unterhielt sie, theils durch das Bild, theils durch die Auslegung. Sie freuten sich, hier in ihrer Einsamkeit die Welt so bequem zu durchreisen, Ufer und Häfen, Berge, Seen und Flüsse, Städte, Castelle und manches andre Local, das in der Geschichte einen Namen hat, vor sich vorbeizieben zu sehen.

Jede von beiden Frauen hatte ein besonderes Interesse; Charlotte das allgemeinere, gerade an dem, wo sich etwas historisch Merkwürdiges fand, während Ottilie sich vorzüglich bei den Gegenden aufhielt, wovon Eduard viel zu erzählen pflegte, wo er gern verweilt, wohin er öfters zurückgekehrt: denn jeder Mensch hat in der Nähe und in der Ferne gewisse örtliche Einzelnheiten die ihn anziehen, die ihm, seinem Charakter nach, um des ersten Eindrucks, gewisser Umstände, der Gewohnheit willen, besonders lieb und aufregend sind.

Sie fragte daher den Lord, wo es ihm denn am besten gefalle, und wo er nun seine Wohnung aufschlagen würde wenn er zu wählen hätte. Da wußte er denn mehr als Eine schöne Gegend vorzuzeigen, und

was ihm dort widerfahren, um sie ihm lieb und werth zu machen, in seinem eigens accentuirten Französischen gar behaglich mitzutheilen.

Auf die Frage hingegen, wo er sich denn jetzt gewöhnlich aufhalte, wohin er am liebsten zurückkehre, ließ er sich ganz unbewunden, doch den Frauen unerwartet, also vernehmen.

Ich habe mir nun angewöhnt überall zu Hause zu seyn und finde zuletzt nichts bequemer, als daß andre für mich bauen, pflanzen und sich häuslich bemühen. Nach meinen eigenen Besitzungen sehne ich mich nicht zurück, theils aus politischen Ursachen, vorzüglich aber weil mein Sohn, für den ich alles eigentlich gethan und eingerichtet, dem ich es zu übergeben, mit dem ich es noch zu genießen hoffte, an allem keinen Theil nimmt, sondern nach Indien gegangen ist, um sein Leben dort, wie mancher andere, höher zu nutzen, oder gar zu vergeuden.

Gewiß, wir machen viel zu viel vorarbeitenden Aufwand auf's Leben. Anstatt daß wir gleich anfingen uns in einem mäßigen Zustand behaglich zu finden, so geben wir immer mehr in's Breite, um es uns immer unbequemer zu machen. Wer genießt jetzt meine Gebäude, meinen Park, meine Gärten? Nicht ich, nicht einmal die Meinigen, fremde Gäste, Neugierige, unruhige Reisende.

Selbst bei vielen Mitteln sind wir immer nur

halb und halb zu Hauſe, beſonders auf dem Lande, wo uns manches Gewohnte der Stadt fehlt. Das Buch das wir am eifrigſten wünſchten, iſt nicht zur Hand, und gerade was wir am meiſten bedürften, iſt vergeſſen. Wir richten uns immer häuslich ein, um wieder auszuziehen, und wenn wir es nicht mit Willen und Willkür thun, ſo wirken Verhältniſſe, Leidenſchaften, Zufälle, Nothwendigkeit und was nicht alles.

Der Lord ahnete nicht, wie tief durch ſeine Betrachtungen die Freundinnen getroffen wurden. Und wie oft kommt nicht jeder in dieſe Gefahr, der eine allgemeine Betrachtung ſelbſt in einer Geſellſchaft, deren Verhältniſſe ihm ſonſt bekannt ſind, ausſpricht. Charlotten war eine ſolche zufällige Verletzung auch durch Wohlwollende und Gutmeinende nichts Neues; und die Welt lag ohnehin ſo deutlich vor ihren Augen, daß ſie keinen beſondern Schmerz empfand, wenn gleich jemand ſie unbedachtſam und unverſichtig nöthigte, ihren Blick da oder dorthin auf eine unerfreuliche Stelle zu richten. Ottilie hingegen, die in halbbewußter Jugend mehr ahnete als ſah, und ihren Blick wegwenden durfte, ja mußte, von dem was ſie nicht ſehen mochte und ſollte, Ottilie ward durch dieſe traulichen Reden in den ſchrecklichſten Zuſtand verſetzt: denn es zerriß mit Gewalt vor ihr der anmuthige Schleier, und es ſchien ihr, als wenn alles was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung

gebung geschehen war, ganz eigentlich umsonst sey, weil der dem es alles gehörte, es nicht genösse, weil auch der, wie der gegenwärtige Gast, zum Herumschweifen in der Welt und zwar zu dem gefährlichsten, durch die Liebsten und Nächsten gedrängt worden. Sie hatte sich an Hören und Schweigen gewöhnt, aber sie saß dießmal in der peinlichsten Lage, die durch des Fremden weiteres Gespräch eher vermehrt als vermindert wurde, das er mit heiterer Eigenheit und Beträchtlichkeit fortsetzte.

Nun glaub' ich, sagte er, auf dem rechten Wege zu seyn, da ich mich immerfort als einen Reisenden betrachte, der vielem entsagt, um vieles zu genießen. Ich bin an den Wechsel gewöhnt, ja er wird mir Bedürfniß, wie man in der Oper immer wieder auf eine neue Decoration wartet, gerade weil schon so viele da gewesen. Was ich mir von dem besten und dem schlechtesten Wirthshause versprechen darf, ist mir bekannt: es mag so gut oder schlimm seyn als es will, nirgends find' ich das Gewohnte, und am Ende läuft es auf Eins hinaus, ganz von einer nothwendigen Gewohnheit, oder ganz von der wünschlichsten Zufälligkeit abzuhangen. Wenigstens habe ich jetzt nicht den Verdruß, daß etwas verlegt oder verloren ist, daß mir ein tägliches Wohnzimmer unbrauchbar wird, weil ich es muß repariren lassen, daß man mir eine liebe Tasse zerbricht und es mir eine ganze Zeit aus

keiner andern ſchmecken will. Alles deſſen bin ich überhoben, und wenn mir das Haus über den Kopf zu brennen anfängt, ſo packen meine Leute gelaſſen ein und auf, und wir fahren zu Hofraum und Stadt hinaus. Und bei allen dieſen Vortheilen, wenn ich es genau berechne, habe ich am Ende des Jahrs nicht mehr ausgegeben, als es mich zu Hauſe gekoſtet hätte.

Bei dieſer Schilderung ſah Ottilie nur Eduarden vor ſich, wie er nun auch, mit Entbehren und Beſchwerde, auf ungebahnten Straßen hinziehe, mit Gefahr und Noth zu Felde liege, und bei ſo viel Unbeſtand und Wagniß ſich gewöhne heimathlos und freundlos zu ſeyn, alle wegzuwerfen nur um nicht verlieren zu können. Glücklicherweiſe trennte ſich die Geſellſchaft für einige Zeit. Ottilie fand Raum ſich in der Einſamkeit auszuweinen. Gewaltſamer hatte ſie kein dumpfer Schmerz ergriffen, als dieſe Klarheit, die ſie ſich noch klarer zu machen ſtrebte, wie man es zu thun pflegt, daß man ſich ſelbſt peinigt, wenn man einmal auf dem Wege iſt gereinigt zu werden.

Der Zuſtand Eduards kam ihr ſo kümmerlich, ſo jämmerlich vor, daß ſie ſich entſchloß, es koſte was es wolle, zu ſeiner Wiedervereinigung mit Charlotten alles beizutragen, ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem ſtillen Orte zu verbergen und durch irgend eine Art von Thätigkeit zu betriegen.

Indeſſen hatte der Begleiter des Lords, ein ver-

ſtändiger ruhiger Mann und guter Beobachter, den Mißgriff in der Unterhaltung bemerkt und die Aehnlichkeit der Zuſtände ſeinem Freunde offenbart. Dieſer wußte nichts von den Verhältniſſen der Familie; allein jener, den eigentlich auf der Reiſe nichts mehr intereſſirte als die ſonderbaren Ereigniſſe, welche durch natürliche und künſtliche Verhältniſſe, durch den Conflict des Geſetzlichen und des Ungebändigten, des Verſtandes und der Vernunft, der Leidenſchaft und des Vorurtheils hervorgebracht werden, jener hatte ſich ſchon früher, und mehr noch im Hauſe ſelbſt, mit allem bekannt gemacht was vorgegangen war und noch vorging.

Dem Lord that es leid, ohne daß er darüber verlegen geweſen wäre. Man müßte ganz in Geſellſchaft ſchweigen, wenn man nicht manchmal in den Fall kommen ſollte: denn nicht allein bedeutende Bemerkungen, ſondern die trivialſten Aeußerungen können auf eine ſo mißklingende Weiſe mit dem Intereſſe der gegenwärtigen zuſammentreffen. Wir wollen es heute Abend wieder gut machen, ſagte der Lord, und uns aller allgemeinen Geſpräche enthalten. Geben Sie der Geſellſchaft etwas von den vielen angenehmen und bedeutenden Anekdoten und Geſchichten zu hören, womit Sie Ihr Portefeuille und Ihr Gedächtniß auf unſerer Reiſe bereichert haben.

Allein auch mit dem beſten Vorſatze gelang es

den Fremden nicht, die Freunde dießmal mit einer unverfänglichen Unterhaltung zu erfreuen. Denn nachdem der Begleiter durch manche sonderbare, bedeutende, heitere, rührende, furchtbare Geschichten die Aufmerksamkeit erregt und die Theilnahme aufs höchste gespannt hatte, so dachte er mit einer zwar sonderbaren, aber sanfteren Begebenheit zu schließen, und ahnete nicht, wie nahe diese seinen Zuhörern verwandt war.

Die
wunderlichen Nachbarskinder.

Novelle.

Zwey Nachbarskinder von bedeutenden Häusern, Knabe und Mädchen, in verhältnißmäßigem Alter um dereinst Gatten zu werden, ließ man in dieser angenehmen Aussicht mit einander aufwachsen, und die beiderseitigen Eltern freuten sich einer künftigen Verbindung. Doch man bemerkte gar bald, daß die Absicht zu mißlingen schien, indem sich zwischen den beiden trefflichen Naturen ein sonderbarer Widerwille hervorthat. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich. Beide in sich selbst gewendet, deutlich in ihrem Wollen, fest in ihren Vorsätzen; jedes einzeln geliebt und geehrt von seinen Gespielen; immer Widersacher wenn sie zusammen waren, immer aufbauend für sich allein, immer wechselsweise zerstörend wo sie sich begegneten, nicht wetteifernd nach Einem Ziel, aber immer kämpfend um Einen Zweck; gutartig durchaus und liebenswürdig, und nur hassend, ja bösartig, indem sie sich auf einander bezogen.

Dieſes wunderliche Verhältniß zeigte ſich ſchon bei kindiſchen Spielen, es zeigte ſich bei zunehmenden Jahren. Und wie die Knaben Krieg zu ſpielen, ſich in Parteyen zu ſondern, einander Schlachten zu liefern pflegen, ſo ſtellte ſich das trotzig muthige Mädchen einſt an die Spitze des einen Heers, und focht gegen das andre mit ſolcher Gewalt und Erbitterung, daß dieſes ſchimpflich wäre in die Flucht geſchlagen worden, wenn ihr einzelner Widerſacher ſich nicht ſehr brav gehalten und ſeine Gegnerin doch noch zuletzt entwaffnet und gefangen genommen hätte. Aber auch da noch wehrte ſie ſich ſo gewaltſam, daß er, um ſeine Augen zu erhalten, und die Feindin doch nicht zu beſchädigen, ſein ſeidenes Halstuch abreißen und ihr die Hände damit auf den Rücken binden mußte.

Dieß verzieh ſie ihm nie, ja ſie machte ſo heimliche Anſtalten und Verſuche ihn zu beſchädigen, daß die Eltern, die auf dieſe ſeltſamen Leidenſchaften ſchon längſt Acht gehabt, ſich mit einander verſtändigten und beſchloſſen, die beiden feindlichen Weſen zu trennen und jene lieblichen Hoffnungen aufzugeben.

Der Knabe that ſich in ſeinen neuen Verhältniſſen bald hervor. Jede Art von Unterricht ſchlug bei ihm an. Gönner und eigene Neigung beſtimmten ihn zum Soldatenſtande. Ueberall wo er ſich fand, war er geliebt und geehrt. Seine tüchtige Natur ſchien nur zum Wohlſeyn, zum Behagen anderer zu wirken, und er

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16242/368

war in sich, ohne deutliches Bewußtseyn, recht glücklich, den einzigen Widersacher verloren zu haben, den die Natur ihm zugedacht hatte.

Das Mädchen dagegen trat auf einmal in einen veränderten Zustand. Ihre Jahre, eine zunehmende Bildung, und mehr noch ein gewisses inneres Gefühl zogen sie von den heftigen Spielen hinweg, die sie bisher in Gesellschaft der Knaben auszuüben pflegte. Im Ganzen schien ihr etwas zu fehlen, nichts war um sie herum, das werth gewesen wäre, ihren Haß zu erregen. Liebenswürdig hatte sie noch niemanden gefunden.

Ein junger Mann, älter als ihr ehemaliger nachbarlicher Widersacher, von Stand, Vermögen und Bedeutung, beliebt in der Gesellschaft, gesucht von Frauen, wendete ihr seine ganze Neigung zu. Es war das erstemal, daß sich ein Freund, ein Liebhaber, ein Diener um sie bemühte. Der Vorzug den er ihr vor vielen gab, die älter, gebildeter, glänzender und anspruchsreicher waren als sie, that ihr gar zu wohl. Seine fortgesetzte Aufmerksamkeit, ohne daß er zudringlich gewesen wäre, sein treuer Beistand bei verschiedenen unangenehmen Zufällen, sein gegen ihre Eltern zwar ausgesprochnes, doch ruhiges und nur hoffnungsvolles Werben, da sie freilich noch sehr jung war: das alles nahm sie für ihn ein, wozu die Gewohnheit, die äußern nun von der Welt als bekannt angenommenen Verhältnisse, das Ihrige beitrugen. Sie war so oft Braut genannt worden, daß sie

sich endlich selbst dafür hielt, und weder sie noch irgend jemand dachte daran, daß noch eine Prüfung nöthig sey, als sie den Ring mit demjenigen wechselte, der so lange Zeit für ihren Bräutigam galt.

Der ruhige Gang den die ganze Sache genommen hatte, war auch durch das Verlöbniß nicht beschleunigt worden. Man ließ eben von beiden Seiten alles so fortgewähren; man freute sich des Zusammenlebens und wollte die gute Jahreszeit durchaus noch als einen Frühling des künftigen ernsteren Lebens genießen.

Indessen hatte der Entfernte sich zum schönsten ausgebildet, eine verdiente Stufe seiner Lebensbestimmung erstiegen, und kam mit Urlaub die Seinigen zu besuchen. Auf eine ganz natürliche aber doch sonderbare Weise stand er seiner schönen Nachbarin abermals entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit nur freundliche, bräutliche Familienempfindungen bei sich genährt, sie war mit allem was sie umgab in Uebereinstimmung; sie glaubte glücklich zu seyn und war es auch auf gewisse Weise. Aber nun stand ihr zum erstenmal seit langer Zeit wieder etwas entgegen: es war nicht hassenswerth, sie war des Hasses unfähig geworden; ja der kindische Haß, der eigentlich nur ein dunkles Anerkennen des inneren Werthes gewesen, äußerte sich nun in frohem Erstaunen, erfreulichem Betrachten, gefälligem Eingestehen, halb willigem halb unwilligem und doch nothwendigem Annahen, und das alles war wechselseitig.

Eine lange Entfernung gab zu längeren Unterhaltungen Anlaß. Selbst jene kindische Unvernunft diente den Aufgeklärteren zu scherzhafter Erinnerung, und es war als wenn man sich jenen neckischen Haß wenigstens durch eine freundschaftliche aufmerksame Behandlung vergüten müsse, als wenn jenes gewaltsame Verkennen nunmehr nicht ohne ein ausgesprochnes Anerkennen bleiben dürfe.

Von seiner Seite blieb alles in einem verständigen, wünschenswerthen Maß. Sein Stand, seine Verhältnisse, sein Streben, sein Ehrgeiz beschäftigten ihn so reichlich, daß er die Freundlichkeit der schönen Braut als eine dankenswerthe Zugabe mit Behaglichkeit aufnahm, ohne sie deßhalb in irgend einem Bezug auf sich zu betrachten, oder sie ihrem Bräutigam zu mißgönnen, mit dem er übrigens in den besten Verhältnissen stand.

Bei ihr hingegen sah es ganz anders aus. Sie schien sich wie aus einem Traum erwacht. Der Kampf gegen ihren jungen Nachbar war die erste Leidenschaft gewesen, und dieser heftige Kampf war doch nur, unter der Form des Widerstrebens, eine heftige gleichsam angeborne Neigung. Auch kam es ihr in der Erinnerung nicht anders vor, als daß sie ihn immer geliebt habe. Sie lächelte über jenes feindliche Suchen mit den Waffen in der Hand; sie wollte sich des angenehmsten Gefühls erinnern, als er sie entwaffnete; sie bildete

sich ein die größte Seligkeit empfunden zu haben, da er sie band, und alles was sie zu seinem Schaden und Verdruß unternommen hatte, kam ihr nur als unschuldiges Mittel vor, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie verwünschte jene Trennung, sie bejammerte den Schlaf in den sie verfallen, sie verfluchte die schleppende, träumerische Gewohnheit, durch die ihr ein so unbedeutender Bräutigam hatte werden können, sie war verwandelt, doppelt verwandelt, vorwärts und rückwärts wie man es nehmen will.

Hätte jemand ihre Empfindungen, die sie ganz geheim hielt, entwickeln und mit ihr theilen können, so würde er sie nicht gescholten haben: denn freilich konnte der Bräutigam die Vergleichung mit dem Nachbar nicht aushalten, sobald man sie neben einander sah. Wenn man dem einen ein gewisses Zutrauen nicht versagen konnte, so erregte der andere das vollste Vertrauen; wenn man den einen gern zur Gesellschaft mochte, so wünschte man sich den andern zum Gefährten; und dachte man gar an höhere Theilnahme, an außerordentliche Fälle, so hätte man wohl an dem einen gezweifelt, wenn einem der andere vollkommene Gewißheit gab. Für solche Verhältnisse ist den Weibern ein besonderer Tact angeboren, und sie haben Ursache so wie Gelegenheit ihn auszubilden.

Jemehr die schöne Braut solche Gesinnungen bei sich ganz heimlich nährte, je weniger nur irgend jemand

dasjenige auszusprechen im Fall war, was zu Gunsten des Bräutigams gelten konnte, was Verhältnisse, was Pflicht anzurathen und zu gebieten, ja was eine unabänderliche Nothwendigkeit unwiderruflich zu fordern schien; desto mehr begünstigte das schöne Herz seine Einseitigkeit, und indem sie von der einen Seite durch Welt und Familie, Bräutigam und eigne Zusage unauflöslich gebunden war, von der andern der emporstrebende Jüngling gar kein Geheimniß von seinen Gesinnungen, Planen und Aussichten machte, sich nur als ein treuer und nicht einmal zärtlicher Bruder gegen sie bewies, und nun gar von seiner unmittelbaren Abreise die Rede war, so schien es als ob ihr früher kindischer Geist mit allen seinen Tücken und Gewaltsamkeiten wieder erwachte, und sich nun auf einer höheren Lebensstufe mit Unwillen rüstete, bedeutender und verderblicher zu wirken. Sie beschloß zu sterben, um den ehemals Gehaßten und nun so heftig Geliebten für seine Untheilnahme zu strafen und sich, indem sie ihn nicht besitzen sollte, wenigstens mit seiner Einbildungskraft, seiner Reue auf ewig zu vermählen. Er sollte ihr todtes Bild nicht loswerden, er sollte nicht aufhören sich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Gesinnungen nicht erkannt, nicht erforscht, nicht geschätzt habe.

Dieser seltsame Wahnsinn begleitete sie überall hin. Sie verbarg ihn unter allerlei Formen, und ob sie den Menschen gleich wunderlich vorkam, so war niemand

aufmerksam oder klug genug, die innere wahre Ursache zu entdecken.

Indessen hatten sich Freunde, Verwandte, Bekannte in Anordnungen von mancherlei Festen erschöpft. Kaum verging ein Tag, daß nicht irgend etwas Neues und Unerwartetes angestellt worden wäre. Kaum war ein schöner Platz der Landschaft, den man nicht ausgeschmückt und zum Empfang vieler frohen Gäste bereitet hätte. Auch wollte unser junger Ankömmling noch vor seiner Abreise das Seinige thun, und lud das junge Paar mit einem engeren Familienkreise zu einer Wasserlustfahrt. Man bestieg ein großes schönes wohlausgeschmücktes Schiff, eine der Jachten die einen kleinen Saal und einige Zimmer anbieten und auf das Wasser die Bequemlichkeit des Landes überzutragen suchen.

Man fuhr auf dem großen Strome mit Musik dahin; die Gesellschaft hatte sich bei heißer Tageszeit in den untern Räumen versammelt, um sich an Geistes- und Glücksspielen zu ergötzen. Der junge Wirth, der niemals unthätig bleiben konnte, hatte sich an's Steuer gesetzt, den alten Schiffsmeister abzulösen, der an seiner Seite eingeschlafen war; und eben brauchte der Wachende alle seine Vorsicht, da er sich einer Stelle nahte, wo zwey Inseln das Flußbette verengten und, indem sie ihre flachen Kiesufer bald an der einen bald an der andern Seite hereinstreckten, ein gefährliches Fahrwasser zubereiteten. Fast war der sorgsame und scharf-

blickende Steurer in Versuchung den Meister zu wecken, aber er getraute sich's zu und fuhr gegen die Enge. In dem Augenblick erschien auf dem Verdeck seine schöne Feindin mit einem Blumenkranz in den Haaren. Sie nahm ihn ab und warf ihn auf den Steuernden. Nimm dieß zum Andenken! rief sie aus. Störe mich nicht! rief er ihr entgegen, indem er den Kranz auffing: ich bedarf aller meiner Kräfte und meiner Aufmerksamkeit. Ich störe dich nicht weiter, rief sie: du siehst mich nicht wieder! Sie sprach's und eilte nach dem Vordertheil des Schiffs, von da sie in's Wasser sprang. Einige Stimmen riefen: rettet! rettet! sie ertrinkt. Er war in der entsetzlichsten Verlegenheit. Ueber dem Lärm erwacht der alte Schiffsmeister, will das Ruder ergreifen, der jüngere es ihm übergeben; aber es ist keine Zeit die Herrschaft zu wechseln: das Schiff strandet, und in eben dem Augenblick, die lästigsten Kleidungsstücke wegwerfend, stürzte er sich in's Wasser, und schwamm der schönen Feindin nach.

Das Wasser ist ein freundliches Element für den, der damit bekannt ist und es zu behandeln weiß. Es trug ihn, und der geschickte Schwimmer beherrschte es. Bald hatte er die vor ihm fortgerissene Schöne erreicht; er faßte sie, wußte sie zu heben und zu tragen; beide wurden vom Strom gewaltsam fortgerissen, bis sie die Inseln, die Werder, weit hinter sich hatten und der Fluß wieder breit und gemächlich zu fließen anfing.

Nun erst ermannte, nun erholte er sich aus der ersten zudringenden Noth, in der er ohne Besinnung nur mechanisch gehandelt; er blickte mit emporstrebendem Haupt umher und ruderte nach Vermögen einer flachen buschigten Stelle zu, die sich angenehm und gelegen in den Fluß verlief. Dort brachte er seine schöne Beute aufs Trockne; aber kein Lebenshauch war in ihr zu spüren. Er war in Verzweiflung, als ihm ein betretener Pfad der durchs Gebüsch lief, in die Augen leuchtete. Er belud sich aufs neue mit der theuren Last, er erblickte bald eine einsame Wohnung und erreichte sie. Dort fand er gute Leute, ein junges Ehepaar. Das Unglück, die Noth sprach sich geschwind aus. Was er nach einiger Besinnung forderte, ward geleistet. Ein lichtes Feuer brannte; wollne Decken wurden über ein Lager gebreitet; Pelze, Felle und was Erwärmendes vorräthig war, schnell herbeigetragen. Hier überwand die Begierde zu retten jede andre Betrachtung. Nichts ward versäumt, den schönen halbstarren nackten Körper wieder in's Leben zu rufen. Es gelang. Sie schlug die Augen auf, sie erblickte den Freund, umschlang seinen Hals mit ihren himmlischen Armen. So blieb sie lange; ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen und vollendete ihre Genesung. Willst du mich verlassen, rief sie aus: da ich dich so wiederfinde? Niemals, rief er, niemals! und wußte nicht was er sagte noch was er that. Nur schone dich, rief er hinzu:

ſchone dich! denke an dich um deiner- und meinet-willen.

Sie dachte nun an ſich und bemerkte jetzt erſt den Zuſtand in dem ſie war. Sie konnte ſich vor ihrem Liebling, ihrem Retter nicht ſchämen; aber ſie entließ ihn gern, damit er für ſich ſorgen möge; denn noch war was ihn umgab, naß und triefend.

Die jungen Eheleute beredeten ſich: er bot dem Jüngling, und ſie der Schönen das Hochzeitkleid an, das noch vollſtändig da hing, um ein Paar von Kopf zu Fuß und von innen heraus zu bekleiden. In kurzer Zeit waren die beiden Abenteurer nicht nur angezogen ſondern geputzt. Sie ſahen allerliebſt aus, ſtaunten einander an, als ſie zuſammentraten, und fielen ſich mit unmäßiger Leidenſchaft, und doch halb lächelnd über die Vermummung, gewaltſam in die Arme. Die Kraft der Jugend und die Regſamkeit der Liebe ſtellten ſie in wenigen Augenblicken völlig wieder her, und es fehlte nur die Muſik um ſie zum Tanz aufzufordern.

Sich vom Waſſer zur Erde, vom Tode zum Leben, aus dem Familienkreiſe in eine Wildniß, aus der Verzweiflung zum Entzücken, aus der Gleichgültigkeit zur Neigung, zur Leidenſchaft gefunden zu haben, alles in einem Augenblick — der Kopf wäre nicht hinreichend das zu faſſen, er würde zerſpringen oder ſich verwirren. Hiebei muß das Herz das Beſte thun, wenn eine ſolche Ueberraſchung ertragen werden ſoll.

Ganz verloren eins in's andere, konnten sie erst nach einiger Zeit an die Angst, an die Sorgen der Zurückgelassenen denken, und fast konnten sie selbst nicht ohne Angst, ohne Sorge daran denken, wie sie jenen wieder begegnen wollten. Sollen wir fliehen? sollen wir uns verbergen? sagte der Jüngling. Wir wollen zusammen bleiben, sagte sie, indem sie an seinem Hals hing.

Der Landmann, der von ihnen die Geschichte des gestrandeten Schiffs vernommen hatte, eilte ohne weiter zu fragen nach dem Ufer. Das Fahrzeug kam glücklich einhergeschwommen; es war mit vieler Mühe losgebracht worden. Man fuhr aufs ungewisse fort, in Hoffnung die Verlornen wieder zu finden. Als daher der Landmann mit Rufen und Winken die Schiffenden aufmerksam machte, an eine Stelle lief, wo ein vortheilhafter Landungsplatz sich zeigte, und mit Winken und Rufen nicht aufhörte, wandte sich das Schiff nach dem Ufer, und welch ein Schauspiel ward es, da sie landeten! Die Eltern der beiden Verlohren drängten sich zuerst an's Ufer; den liebenden Bräutigam hatte fast die Besinnung verlassen. Kaum hatten sie vernommen, daß die lieben Kinder gerettet seyen, so traten diese in ihrer sonderbaren Verkleidung aus dem Busch hervor. Man erkannte sie nicht eher, als bis sie ganz herangetreten waren. Wen seh' ich? riefen die Mütter: was seh' ich? riefen die Väter. Die Geretteten warfen sich vor ihnen nieder. Eure Kinder!

der! riefen ſie aus: ein Paar. Verzeiht! rief das Mädchen. Gebt uns Euren Segen! rief der Jüngling. Gebt uns Euren Segen! riefen beide, da alle Welt ſtaunend verſtummte. Euren Segen! ertönte es zum drittenmal, und wer hätte den verſagen können?

Eilftes Capitel.

Der Erzählende machte eine Pause, oder hatte vielmehr schon geendigt als er bemerken mußte, daß Charlotte höchst bewegt sey; ja sie stand auf und verließ mit einer stummen Entschuldigung das Zimmer: denn die Geschichte war ihr bekannt. Diese Begebenheit hatte sich mit dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich zugetragen, zwar nicht ganz wie sie der Engländer erzählte, doch war sie in den Hauptzügen nicht entstellt, nur im Einzelnen mehr ausgebildet und ausgeschmückt, wie es dergleichen Geschichten zu gehen pflegt, wenn sie erst durch den Mund der Menge und sodann durch die Phantasie eines geist- und geschmackreichen Erzählers durchgehen. Es bleibt zuletzt meist alles und nichts wie es war.

Ottilie folgte Charlotten, wie es die beiden Fremden selbst verlangten, und nun kam der Lord an die Reihe zu bemerken, daß vielleicht abermals ein Fehler begangen, etwas dem Hause Bekanntes oder gar Verwandtes erzählt worden. Wir müssen uns hüten, fuhr er fort, daß wir nicht noch mehr Uebles stiften. Für das viele Gute und Angenehme das wir hier genossen, scheinen

wir den Bewohnerinnen wenig Glück zu bringen; wir wollen uns auf eine schickliche Weise zu empfehlen suchen.

Ich muß gestehen, versetzte der Begleiter, daß mich hier noch etwas anderes festhält, ohne dessen Aufklärung und nähere Kenntniß ich dieses Haus nicht gern verlassen möchte. Sie waren gestern, Mylord, als wir mit der tragbaren dunklen Kammer durch den Park zogen, viel zu beschäftigt, sich einen wahrhaft mahlerischen Standpunkt auszuwählen, als daß Sie hätten bemerken sollen was nebenher verging. Sie lenkten vom Hauptwege ab, um zu einem wenig besuchten Platze am See zu gelangen, der Ihnen ein reizendes Gegenüber ander. Ottilie, die uns begleitete, stand an zu folgen, und bat, sich auf dem Kahne dorthin begeben zu dürfen. Ich setzte mich mit ihr ein und hatte meine Freude an der Gewandtheit der schönen Schifferin. Ich versicherte ihr, daß ich seit der Schweiz, wo auch die reizendsten Mädchen die Stelle des Fuhrmanns vertreten, nicht so angenehm sey über die Wellen geschaukelt worden; konnte mich aber nicht enthalten sie zu fragen, warum sie eigentlich abgeleynt jenen Seitenweg zu machen: denn wirklich war in ihrem Ausweichen eine Art von ängstlicher Verlegenheit. Wenn Sie mich nicht auslachen wollen, versetzte sie freundlich, so kann ich Ihnen darüber wohl einige Auskunft geben, obgleich selbst für mich dabei ein Geheimniß obwaltet. Ich habe jenen Nebenweg nie-

mals betreten, ohne daß mich ein ganz eigener Schauer überfallen hätte, den ich sonst nirgends empfinde und den ich mir nicht zu erklären weiß. Ich vermeide daher lieber, mich einer solchen Empfindung auszusetzen, um so mehr als sich gleich darauf ein Kopfweh an der linken Seite einstellt, woran ich sonst auch manchmal leide. Wir landeten, Ottilie unterhielt sich mit Ihnen, und ich untersuchte indeß die Stelle, die sie mir aus der Ferne deutlich angegeben hatte. Aber wie groß war meine Verwunderung, als ich eine sehr deutliche Spur von Steinkohlen entdeckte, die mich überzeugt, man würde bei einigem Nachgraben vielleicht ein ergiebiges Lager in der Tiefe finden.

Verzeihen Sie, Mylord: ich sehe Sie lächeln und weiß recht gut, daß Sie mir meine leidenschaftliche Aufmerksamkeit auf diese Dinge, an die Sie keinen Glauben haben, nur als weiser Mann und als Freund nachsehen; aber es ist mir unmöglich von hier zu scheiden, ohne das schöne Kind auch die Pendelschwingungen versuchen zu lassen.

Es konnte niemals fehlen, wenn die Sache zur Sprache kam, daß der Lord nicht seine Gründe dagegen abermals wiederholte, welche der Begleiter bescheiden und geduldig aufnahm, aber doch zuletzt bei seiner Meinung, bei seinen Wünschen verharrte. Auch er gab wiederholt zu erkennen, daß man deßwegen, weil solche Versuche nicht jederman gelängen, die Sache nicht auf-

geben, ja vielmehr nur deſto ernſthafter und gründlicher unterſuchen müßte; da ſich gewiß noch manche Bezüge und Verwandtſchaften unorganiſcher Weſen untereinander, organiſcher gegen ſie und abermals untereinander, offenbaren würden, die uns gegenwärtig verborgen ſeyen.

Er hatte ſeinen Apparat von goldnen Ringen, Markaſiten und andern metalliſchen Subſtanzen, den er in einem ſchönen Käſtchen immer bei ſich führte, ſchon ausgebreitet und ließ nun Metalle, an Fäden ſchwebend, über liegende Metalle zum Verſuche nieder. Ich gönne Ihnen die Schadenfreude, Mylord, ſagte er dabei, die ich auf Ihrem Geſichte leſe, daß ſich bei mir und für mich nichts bewegen will. Meine Operation iſt aber auch nur ein Vorwand. Wenn die Damen zurückkehren, ſollen ſie neugierig werden was wir Wunderliches hier beginnen.

Die Frauenzimmer kamen zurück. Charlotte verſtand ſogleich was vorging. Ich habe manches von dieſen Dingen gehört, ſagte ſie, aber niemals eine Wirkung geſehen. Da Sie alles ſo hübſch bereit haben, laſſen Sie mich verſuchen, ob es mir nicht auch anſchlägt.

Sie nahm den Faden in die Hand; und da es ihr Ernſt war, hielt ſie ihn ſtät und ohne Gemüthsbewegung; allein auch nicht das mindeſte Schwanken war zu bemerken. Darauf ward Ottilie veranlaßt. Sie hielt

den Pendel noch ruhiger, unbefangener, unbewußter über die unterliegenden Metalle. Aber in dem Augenblicke ward das Schwebende wie in einem entschiedenen Wirbel fortgerissen und drehte sich, je nachdem man die Unterlage wechselte, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, jetzt in Kreisen, jetzt in Ellipsen, oder nahm seinen Schwung in graden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja über alle seine Erwartung.

Der Lord selbst stutzte einigermaßen, aber der andere konnte vor Lust und Begierde gar nicht enden und bat immer um Wiederholung und Vermannichfaltigung der Versuche. Ottilie war gefällig genug sich in sein Verlangen zu finden, bis sie ihn zuletzt freundlich ersuchte, er möge sie entlassen, weil ihr Kopfweh sich wieder einstelle. Er darüber verwundert, ja entzückt, versicherte ihr mit Enthusiasmus, daß er sie von diesem Uebel völlig heilen wolle, wenn sie sich seiner Curart anvertraue. Man war einen Augenblick ungewiß; Charlotte aber, die geschwind begriff wovon die Rede sey, lehnte den wohlgesinnten Antrag ab, weil sie nicht gemeint war, in ihrer Umgebung etwas zuzulassen, wovor sie immerfort eine starke Apprehension gefühlt hatte.

Die Fremden hatten sich entfernt, und, ungeachtet man von ihnen auf eine sonderbare Weise berührt worden war, doch den Wunsch zurückgelassen, daß man sie

irgendwo wieder antreffen möchte. Charlotte benutzte nunmehr die schönen Tage, um in der Nachbarschaft ihre Gegenbesuche zu enden, womit sie kaum fertig werden konnte, indem sich die ganze Landschaft umher, einige wahrhaft theilnehmend, andre bloß der Gewohnheit wegen, bisher fleißig um sie bekümmert hatten. Zu Hause belebte sie der Anblick des Kindes; es war gewiß jeder Liebe, jeder Sorgfalt werth. Man sah in ihm ein wunderbares, ja ein Wunderkind, höchst erfreulich dem Anblick, an Größe, Ebenmaß, Stärke und Gesundheit, und was noch mehr in Verwunderung setzte, war jene doppelte Aehnlichkeit die sich immer mehr entwickelte. Den Gesichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann, die Augen ließen sich immer weniger von Ottiliens Augen unterscheiden.

Durch diese sonderbare Verwandtschaft und vielleicht noch mehr durch das schöne Gefühl der Frauen geleitet, welche das Kind eines geliebten Mannes auch von einer andern mit zärtlicher Neigung umfangen, ward Ottilie dem heranwachsenden Geschöpf so viel als eine Mutter, oder vielmehr eine andre Art von Mutter. Entfernte sich Charlotte, so blieb Ottilie mit dem Kinde und der Wärterin allein. Nanny hatte sich seit einiger Zeit, eifersüchtig auf den Knaben, dem ihre Herrin allein Neigung zuzuwenden schien, trotzig von ihr entfernt und war zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ottilie fuhr fort, das Kind in die freie Luft zu tragen, und gewöhnte sich

an immer weitere Spaziergänge. Sie hatte das Milchfläschchen bei ſich, um dem Kinde, wenn es nöthig, ſeine Nahrung zu reichen. Selten unterließ ſie dabei ein Buch mitzunehmen, und ſo bildete ſie, das Kind auf dem Arm, leſend und wandelnd, eine gar anmuthige Penſeroſa.

Zwölftes Capitel.

Der Hauptzweck des Feldzugs war erreicht, und Eduard, mit Ehrenzeichen geschmückt, rühmlich entlassen. Er begab sich sogleich wieder auf jenes kleine Gut, wo er genaue Nachrichten von den Seinigen fand, die er, ohne daß sie es bemerkten und wußten, scharf hatte beobachten lassen. Sein stiller Aufenthalt blickte ihm auf's freundlichste entgegen: denn man hatte indessen nach seiner Anordnung manches eingerichtet, gebessert und gefördert, so daß die Anlagen und Umgebungen, was ihnen an Weite und Breite fehlte, durch das Innere und zunächst Genießbare ersetzten.

Eduard, durch einen rascheren Lebensgang an entschiedenere Schritte gewöhnt, nahm sich nunmehr vor dasjenige auszuführen, was er lange genug zu überdenken Zeit gehabt hatte. Vor allen Dingen berief er den Major. Die Freude des Wiedersehens war groß. Jugendfreundschaften, wie Blutsverwandtschaften, haben den bedeutenden Vortheil, daß ihnen Irrungen und Mißverständnisse, von welcher Art sie auch seyen, niemals von Grund aus schaden, und die alten Verhältnisse sich nach einiger Zeit wieder herstellen.

Zum freyen Empfang erkundigte sich Eduard nach dem Zustande des Freundes, und vernahm, wie vollkommen nach seinen Wünschen ihn das Glück begünstigt habe. Halb scherzend vertraulich fragte Eduard sodann, ob nicht auch eine schöne Verbindung im Werke sey. Der Freund verneinte es, mit bedeutendem Ernst.

Ich kann und darf nicht hinterhaltig seyn, fuhr Eduard fort: ich muß dir meine Gesinnungen und Vorsätze sogleich entdecken. Du kennst meine Leidenschaft für Ottilien und hast längst begriffen, daß sie es ist, die mich in diesen Feldzug gestürzt hat. Ich läugne nicht, daß ich gewünscht hatte, ein Leben los zu werden, das mir ohne sie nichts weiter nütze war; allein zugleich muß ich dir gestehen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, vollkommen zu verzweifeln. Das Glück mit ihr war so schön, so wünschenswerth, daß es mir unmöglich blieb, völlig Verzicht darauf zu thun. So manche tröstliche Ahnung, so manches heitere Zeichen hatte mich in dem Glauben, in dem Wahn bestärkt, Ottilie könne die meine werden. Ein Glas mit unserm Namenszug bezeichnet, bei der Grundsteinlegung in die Lüfte geworfen, ging nicht zu Trümmern; es ward aufgefangen und ist wieder in meinen Händen. So will ich mich denn selbst, rief ich mir zu, als ich an diesem einsamen Orte so viel zweifelhafte Stunden verlebt hatte: mich selbst will

ich an die Stelle des Glases zum Zeichen machen, ob unsre Verbindung möglich sey oder nicht. Ich gehe hin und suche den Tod, nicht als ein Rasender, sondern als einer der zu leben hofft. Ottilie soll der Preis seyn, um den ich kämpfe; sie soll es seyn, die ich hinter jeder feindlichen Schlachtordnung, in jeder Verschanzung, in jeder belagerten Festung zu gewinnen, zu erobern hoffe. Ich will Wunder thun, mit dem Wunsche verschont zu bleiben, im Sinne Ottilien zu gewinnen, nicht sie zu verlieren. Diese Gefühle haben mich geleitet, sie haben mir durch alle Gefahren beigestanden; aber nun finde ich mich auch wie einen der zu seinem Ziele gelangt ist, der alle Hindernisse überwunden hat, dem nun nichts mehr im Wege steht. Ottilie ist mein, und was noch zwischen diesem Gedanken und der Ausführung liegt, kann ich nur für nichts bedeutend ansehen.

Du löschest, versetzte der Major, mit wenig Zügen alles aus, was man dir entgegensetzen könnte und sollte; und doch muß es wiederholt werden. Das Verhältniß zu deiner Frau in seinem ganzen Werthe dir zurückzurufen, überlasse ich dir selbst; aber du bist es ihr, du bist es dir schuldig, dich hierüber nicht zu verdunkeln. Wie kann ich aber nur gedenken, daß euch ein Sohn gegeben ist, ohne zugleich auszusprechen, daß ihr einander auf immer angehört, daß ihr um dieses Wesens willen schuldig seyd, vereint zu leben, damit ihr

vereint für seine Erziehung und für sein künftiges Wohl sorgen möget.

Es ist bloß ein Dünkel der Eltern, versetzte Eduard, wenn sie sich einbilden, daß ihr Daseyn für die Kinder so nöthig sey. Alles was lebt findet Nahrung und Beihülfe, und wenn der Sohn, nach dem frühen Tode des Vaters, keine so bequeme, so begünstigte Jugend hat, so gewinnt er vielleicht eben deßwegen an schnellerer Bildung für die Welt, durch zeitiges Anerkennen, daß er sich in andere schicken muß, was wir denn doch früher oder später alle lernen müssen. Und hievon ist ja die Rede gar nicht: wir sind reich genug, um mehrere Kinder zu versorgen, und es ist keineswegs Pflicht noch Wohlthat, auf Ein Haupt so viele Güter zu häufen.

Als der Major mit einigen Zügen Charlottens Werth und Eduards lange bestandenes Verhältniß zu ihr anzudeuten gedachte, fiel ihm Eduard hastig in die Rede: Wir haben eine Thorheit begangen, die ich nur allzuwohl einsehe. Wer in einem gewissen Alter frühere Jugendwünsche und Hoffnungen realisiren will, betrügt sich immer: denn jedes Jahrzehnt des Menschen hat sein eigenes Glück, seine eigenen Hoffnungen und Aussichten. Wehe dem Menschen der vorwärts oder rückwärts zu greifen, durch Umstände oder durch Wahn veranlaßt wird! Wir haben eine Thorheit begangen; soll sie es denn für's ganze Leben seyn? Sollen wir uns, aus irgend einer Art von Bedenklichkeit, dasjenige ver-

sagen, was uns die Sitten der Zeit nicht absprechen? In wie vielen Dingen nimmt der Mensch seinen Vorsatz, seine That zurück, und hier gerade sollte es nicht geschehen, wo vom Ganzen und nicht vom Einzelnen, wo nicht von dieser oder jener Bedingung des Lebens, wo vom ganzen Complex des Lebens die Rede ist!

Der Major verfehlte nicht auf eine eben so geschickte als nachdrückliche Weise Eduarden die verschiedenen Bezüge zu seiner Gemahlin, zu den Familien, zu der Welt, zu seinen Besitzungen vorzustellen; aber es gelang ihm nicht, irgend eine Theilnahme zu erregen.

Alles dieses, mein Freund, erwiederte Eduard, ist mir vor der Seele vorbeigegangen, mitten im Gewühl der Schlacht, wenn die Erde vom anhaltenden Donner bebte, wenn die Kugeln sausten und pfiffen, rechts und links die Gefährten niederfielen, mein Pferd getroffen, mein Hut durchlöchert ward; es hat mir vorgeschwebt bei'm stillen nächtlichen Feuer unter dem gestirnten Gewölbe des Himmels. Dann traten mir alle meine Verbindungen vor die Seele; ich habe sie durchgedacht, durchgefühlt; ich habe mir zugeeignet, ich habe mich abgefunden, zu wiederholten Malen, und nun für immer.

In solchen Augenblicken, wie kann ich dir's verschweigen, warst auch du mir gegenwärtig, auch du gehörtest in meinen Kreis; und gehören wir denn nicht schon lange zueinander? Wenn ich dir etwas schuldig geworden, so komme ich jetzt in den Fall dir es mit Zinsen abzutragen;

wenn du mir je etwas schuldig geworden, so siehst du dich nun im Stande, mir es zu vergelten. Ich weiß du liebst Charlotten, und sie verdient es; ich weiß du bist ihr nicht gleichgültig, und warum sollte sie deinen Werth nicht erkennen! Nimm sie von meiner Hand! führe mir Ottilien zu! und wir sind die glücklichsten Menschen auf der Erde.

Eben weil du mich mit so hohen Gaben bestechen willst, versetzte der Major, muß ich desto vorsichtiger, desto strenger seyn. Anstatt daß dieser Vorschlag, den ich still verehre, die Sache erleichtern möchte, erschwert er sie vielmehr. Es ist, wie von dir, nun auch von mir die Rede, und so wie von dem Schicksal, so auch von dem guten Namen, von der Ehre zweyer Männer, die bis jetzt unbescholten, durch diese wunderliche Handlung, wenn wir sie auch nicht anders nennen wollen, in Gefahr kommen, vor der Welt in einem höchst seltsamen Lichte zu erscheinen.

Eben daß wir unbescholten sind, versetzte Eduard, gibt uns das Recht uns auch einmal schelten zu lassen. Wer sich sein ganzes Leben als einen zuverlässigen Mann bewiesen, der macht eine Handlung zuverlässig, die bei andern zweydeutig erscheinen würde. Was mich betrifft, ich fühle mich durch die letzten Prüfungen die ich mir auferlegt, durch die schwierigen gefahrvollen Thaten die ich für andere gethan, berechtigt auch etwas für mich zu thun. Was dich und Charlotten betrifft, so sey es

der Zukunft anheim gegeben; mich aber wirst du, wird niemand von meinem Vorsatze zurückhalten. Will man mir die Hand bieten, so bin ich auch williger zu allem erbötig; will man mich mir selbst überlassen, oder mir wohl gar entgegen seyn, so muß ein Extrem entstehen, es werde auch wie es wolle.

Der Major hielt es für seine Pflicht, dem Vorsatz Eduards so lange als möglich Widerstand zu leisten und er bediente sich nun gegen seinen Freund einer klugen Wendung, indem er nachzugeben schien und nur die Form, den Geschäftsgang zur Sprache brachte, durch welchen man diese Trennung, diese Verbindungen erreichen sollte. Da trat denn so manches Unerfreuliche, Beschwerliche, Unschickliche hervor, daß sich Eduard in die schlimmste Laune versetzt fühlte.

Ich sehe wohl, rief dieser endlich, nicht allein von Feinden, sondern auch von Freunden muß was man wünscht, erstürmt werden. Das was ich will, was mir unentbehrlich ist, halte ich fest im Auge; ich werde es ergreifen und gewiß bald und behende. Dergleichen Verhältnisse, weiß ich wohl, heben sich nicht auf und bilden sich nicht, ohne daß manches falle was steht, ohne daß manches weiche was zu beharren Lust hat. Durch Ueberlegung wird so etwas nicht geendet; vor dem Verstande sind alle Rechte gleich, und auf die steigende Wagschale läßt sich immer wieder ein Gegengewicht legen. Entschließe dich also, mein Freund, für mich, für dich

zu handeln, für mich, für dich dieſe Zuſtände zu entwirren, aufzulöſen, zu verknüpfen. Laß dich durch keine Betrachtungen abhalten; wir haben die Welt ohnehin ſchon von uns reden machen, ſie wird noch einmal von uns reden, uns ſodann, wie alles Uebrige was aufhört neu zu ſeyn, vergeſſen und uns gewähren laſſen wie wir können, ohne weitern Theil an uns zu nehmen.

Der Major hatte keinen andern Ausweg und mußte endlich zugeben, daß Eduard ein für allemal die Sache als etwas Bekanntes und Vorausgeſetztes behandelte, als er, wie alles anzuſtellen ſey, im Einzelnen durchſprach und ſich über die Zukunft auf das Heiterſte, ſogar in Scherzen erging.

Dann wieder ernſthaft und nachdenklich fuhr er fort: Wollten wir uns der Hoffnung, der Erwartung überlaſſen, daß alles ſich von ſelbſt wieder finden, daß der Zufall uns leiten und begünſtigen ſolle, ſo wäre dieß ein ſträflicher Selbſtbetrug. Auf dieſe Weiſe können wir uns unmöglich retten, unſre allſeitige Ruhe nicht wiederherſtellen; und wie ſollte ich mich tröſten können, da ich unſchuldig die Schuld an allem bin! Durch meine Zudringlichkeit habe ich Charlotten vermocht, dich ins Haus zu nehmen, und auch Ottilie iſt nur in Gefolg von dieſer Veränderung bei uns eingetreten. Wir ſind nicht mehr Herr über das was daraus entſtanden iſt, aber wir ſind Herr, es unſchädlich zu machen, die Verhältniſſe zu unſerm Glücke zu leiten. Magſt du die Au-

gen

gen von den ſchönen und freundlichen Ausſichten abwenden, die ich uns eröffne, magſt du mir, magſt du uns Allen ein trauriges Entſagen gebieten, inſofern du dir's möglich denkſt, inſofern es möglich wäre: iſt denn nicht auch alsdann, wenn wir uns vornehmen in die alten Zuſtände zurückzukehren, manches Unſchickliche, Unbequeme, Verdrießliche zu übertragen, ohne daß irgend etwas Gutes, etwas Heiteres daraus entſpränge? Würde der glückliche Zuſtand in dem du dich befindeſt, dir wohl Freude machen, wenn du gehindert wärſt, mich zu beſuchen, mit mir zu leben? Und nach dem was vorgegangen iſt, würde es doch immer peinlich ſeyn. Charlotte und ich würden mit allem unſerm Vermögen uns nur in einer traurigen Lage befinden. Und wenn du mit andern Weltmenſchen glauben magſt, daß Jahre, daß Entfernung ſolche Empfindungen abſtumpfen, ſo tief eingegrabene Züge auslöſchen; ſo iſt ja eben von dieſen Jahren die Rede, die man nicht in Schmerz und Entbehren ſondern in Freude und Behagen zubringen will. Und nun zuletzt noch das Wichtigſte auszuſprechen: wenn wir auch, unſerm äußern und innern Zuſtande nach, das allenfalls abwarten könnten, was ſoll aus Ottilien werden, die unſer Haus verlaſſen, in der Geſellſchaft unſerer Verſorge entbehren und ſich in der verruchten kalten Welt jämmerlich herumdrücken müßte! Mahle mir einen Zuſtand worin Ottilie, ohne mich, ohne uns, glücklich ſeyn könnte, dann ſollſt du

ein Argument ausgesprochen haben, das stärker ist als jedes andre, das ich, wenn ich's auch nicht zugeben, mich ihm nicht ergeben kann, dennoch recht gern auf's neue in Betrachtung und Ueberlegung ziehen will.

Diese Aufgabe war so leicht nicht zu lösen, wenigstens fiel dem Freunde hierauf keine hinlängliche Antwort ein, und es blieb ihm nichts übrig, als wiederholt einzuschärfen, wie wichtig, wie bedenklich und in manchem Sinne gefährlich das ganze Unternehmen sey, und daß man wenigstens, wie es anzugreifen wäre, auf daß ernstlichste zu bedenken habe. Eduard ließ sich's gefallen, doch nur unter der Bedingung, daß ihn der Freund nicht eher verlassen wolle, als bis sie über die Sache völlig einig geworden, und die ersten Schritte gethan seyen.

Dreyzehntes Capitel.

Völlig fremde und gegen einander gleichgültige Menschen, wenn sie eine Zeit lang zusammen leben, kehren ihr Inneres wechselseitig heraus, und es muß eine gewisse Vertraulichkeit entstehen. Um so mehr läßt sich erwarten, daß unsern beiden Freunden, indem sie wieder neben einander wohnten, täglich und stündlich zusammen umgingen, gegenseitig nichts verborgen blieb. Sie wiederholten das Andenken ihrer früheren Zustände, und der Major verhehlte nicht, daß Charlotte Eduarden, als er von Reisen zurückgekommen, Ottilien zugedacht, daß sie ihm das schöne Kind in der Folge zu vermählen gemeint habe. Eduard bis zur Verwirrung entzückt über diese Entdeckung, sprach ohne Rückhalt von der gegenseitigen Neigung Charlottens und des Majors, die er, weil es ihm gerade bequem und günstig war, mit lebhaften Farben ausmahlte.

Ganz läugnen konnte der Major nicht und nicht ganz eingestehen; aber Eduard befestigte, bestimmte sich nur mehr. Er dachte sich alles nicht als möglich, sondern als schon geschehen. Alle Theile brauchten nur in das zu willigen was sie wünschten; eine Scheidung war ge-

wiß zu erlangen; eine baldige Verbindung sollte folgen, und Eduard wollte mit Ottilien reisen.

Unter allem was die Einbildungskraft sich Angenehmes ausmahlt, ist vielleicht nichts Reizenderes, als wenn Liebende, wenn junge Gatten, ihr neues frisches Verhältniß in einer neuen frischen Welt zu genießen, und einen dauernden Bund an so viel wechselnden Zuständen zu prüfen und zu bestätigen hoffen. Der Major und Charlotte sollten unterdessen unbeschränkte Vollmacht haben, alles was sich auf Besitz, Vermögen und die irdischen wünsche. werthen Einrichtungen bezieht, dergestalt zu ordnen und nach Recht und Billigkeit einzuleiten, daß alle Theile zufrieden seyn könnten. Worauf jedoch Eduard am allermeisten zu fußen, wovon er sich den größten Vortheil zu versprechen schien, war dieß: Da das Kind bei der Mutter bleiben sollte, so würde der Major den Knaben erziehen, ihn nach seinen Einsichten leiten, seine Fähigkeiten entwickeln können. Nicht umsonst hatte man ihm dann in der Taufe ihren beiderseitigen Namen Otto gegeben.

Das alles war bei Eduarden so fertig geworden, daß er keinen Tag länger anstehen mochte, der Ausführung näher zu treten. Sie gelangten auf ihrem Wege nach dem Gute zu einer kleinen Stadt, in der Eduard ein Haus besaß, wo er verweilen und die Rückkunft des Majors abwarten wollte. Doch konnte er sich nicht überwinden, daselbst sogleich abzusteigen, und begleitete den

Freund noch durch den Ort. Sie waren beide zu Pferde, und in bedeutendem Gespräch verwickelt ritten sie zusammen weiter.

Auf einmal erblickten sie in der Ferne das neue Haus auf der Höhe, dessen rothe Ziegeln sie zum erstenmal blinken sahen. Eduarden ergreift eine unwiderstehliche Sehnsucht; es soll noch diesen Abend alles abgethan seyn. In einem ganz nahen Dorfe will er sich verborgen halten; der Major soll die Sache Charlotten dringend vorstellen, ihre Vorsicht überraschen und durch den unerwarteten Antrag sie zu freier Eröffnung ihrer Gesinnung nöthigen. Denn Eduard, der seine Wünsche auf sie übergetragen hatte, glaubte nicht anders als daß er ihren entschiedenen Wünschen entgegen komme, und hoffte eine so schnelle Einwilligung von ihr, weil er keinen andern Willen haben konnte.

Er sah den glücklichen Ausgang freudig vor Augen, und damit dieser dem Lauernden schnell verkündigt würde, sollten einige Kanonenschläge losgebrannt werden, und wäre es Nacht geworden, einige Raketen steigen.

Der Major ritt nach dem Schlosse zu. Er fand Charlotten nicht, sondern erfuhr vielmehr, daß sie gegenwärtig oben auf dem neuen Gebäude wohne, jetzt aber einen Besuch in der Nachbarschaft ablege, von welchem sie heute wahrscheinlich nicht sobald nach Hause komme. Er ging in das Wirthshaus zurück, wohin er sein Pferd gestellt hatte.

Eduard indessen von unüberwindlicher Ungeduld getrieben, schlich aus seinem Hinterhalte durch einsame Pfade, nur Jägern und Fischern bekannt, nach seinem Park, und fand sich gegen Abend im Gebüsch in der Nachbarschaft des Sees, dessen Spiegel er zum erstenmal vollkommen und rein erblickte.

Ottilie hatte diesen Nachmittag einen Spaziergang an den See gemacht. Sie trug das Kind und las im Gehen nach ihrer Gewohnheit. So gelangte sie zu den Eichen bei der Ueberfahrt. Der Knabe war eingeschlafen; sie setzte sich, legte ihn neben sich nieder und fuhr fort zu lesen. Das Buch war eins von denen die ein zartes Gemüth an sich ziehen und nicht wieder los lassen. Sie vergaß Zeit und Stunde, und dachte nicht, daß sie zu Lande noch einen weiten Rückweg nach dem neuen Gebäude habe; aber sie saß versenkt in ihr Buch, in sich selbst, so liebenswürdig anzusehen, daß die Bäume, die Sträuche rings umher hätten belebt, mit Augen begabt seyn sollen, um sie zu bewundern und sich an ihr zu erfreuen. Und eben fiel ein röthliches Streiflicht der sinkenden Sonne hinter ihr her und vergoldete Wange und Schulter.

Eduard, dem es bisher gelungen war, unbemerkt so weit vorzudringen, der seinen Park leer, die Gegend einsam fand, wagte sich immer weiter. Endlich bricht er durch das Gebüsch bei den Eichen, er sieht Ottilien, sie ihn; er fliegt auf sie zu und liegt zu ihren Füßen,

Nach einer langen ſtummen Pauſe, in der ſich beide zu faſſen ſuchen, erklärt er ihr mit wenig Worten, warum und wie er hieher gekommen. Er habe den Major an Charlotten abgeſendet, ihr gemeinſames Schickſal werde vielleicht in dieſem Augenblick entſchieden. Nie habe er an ihrer Liebe gezweifelt, ſie gewiß auch nie an der ſeinigen. Er bitte ſie um ihre Einwilligung. Sie zauderte, er beſchwur ſie; er wollte ſeine alten Rechte geltend machen und ſie in ſeine Arme ſchließen; ſie deutete auf das Kind hin.

Eduard erblickt es und ſtaunt. Großer Gott! ruft er aus: wenn ich Urſache hätte an meiner Frau, an meinem Freunde zu zweifeln, ſo würde dieſe Geſtalt fürchterlich gegen ſie zeugen. Iſt dieß nicht die Bildung des Majors? Solch ein Gleichen habe ich nie geſehen.

Nicht doch! verſetzte Ottilie: alle Welt ſagt, es gleiche mir. Wär' es möglich? verſetzte Eduard, und in dem Augenblick ſchlug das Kind die Augen auf, zwey große, ſchwarze, durchdringende Augen, tief und freundlich. Der Knabe ſah die Welt ſchon ſo verſtändig an; er ſchien die beiden zu kennen, die vor ihm ſtanden. Eduard warf ſich bei dem Kinde nieder, er kniete zweymal vor Ottilien. Du biſt's! rief er aus: deine Augen ſind's. Ach! aber laß mich nur in die deinigen ſchaun. Laß mich einen Schleier werfen über jene unſelige Stunde, die dieſem Weſen das Daſeyn gab. Soll ich deine reine Seele mit dem unglücklichen Gedanken erſchrecken, daß

Mann und Frau entfremdet sich einander an's Herz drücken und einen gesetzlichen Bund durch lebhafte Wünsche entheiligen können! Oder ja, da wir einmal so weit sind, da mein Verhältniß zu Charlotten getrennt werden muß, da du die Meinige seyn wirst, warum soll ich es nicht sagen! Warum soll ich das harte Wort nicht aussprechen: dieß Kind ist aus einem doppelten Ehbruch erzeugt! es trennt mich von meiner Gattin und meine Gattin von mir, wie es uns hätte verbinden sollen. Mag es denn gegen mich zeugen, mögen diese herrlichen Augen den deinigen sagen, daß ich in den Armen einer andern dir gehörte; mögest du fühlen, Ottilie, recht fühlen, daß ich jenen Fehler, jenes Verbrechen nur in deinen Armen abbüßen kann!

Horch! rief er aus, indem er aufsprang und einen Schuß zu hören glaubte, als das Zeichen das der Major geben sollte. Es war ein Jäger, der im benachbarten Gebirg geschossen hatte. Es erfolgte nichts weiter; Eduard war ungeduldig.

Nun erst sah Ottilie, daß die Sonne sich hinter die Berge gesenkt hatte. Noch zuletzt blinkte sie von den Fenstern des obern Gebäudes zurück. Entferne dich, Eduard! rief Ottilie. So lange haben wir entbehrt, so lange geduldet. Bedenke was wir beide Charlotten schuldig sind. Sie muß unser Schicksal entscheiden, laß uns ihr nicht vorgreifen. Ich bin die Deine, wenn sie es vergönnt; wo nicht, so muß ich dir entsagen. Da

du die Entscheidung so nah glaubst, so laß uns erwarten. Geh in das Dorf zurück, wo der Major dich vermuthet. Wie manches kann vorkommen, das eine Erklärung fordert. Ist es wahrscheinlich, daß ein roher Kanonenschlag dir den Erfolg seiner Unterhandlungen verkünde? Vielleicht sucht er dich auf in diesem Augenblick. Er hat Charlotten nicht getroffen, das weiß ich; er kann ihr entgegen gegangen seyn, denn man wußte wo sie hin war. Wie vielerlei Fälle sind möglich! Laß mich! Jetzt muß sie kommen. Sie erwartet mich mit dem Kinde dort oben.

Ottilie sprach in Hast. Sie rief sich alle Möglichkeiten zusammen. Sie war glücklich in Eduards Nähe und fühlte, daß sie ihn jetzt entfernen müsse. Ich bitte, ich beschwöre dich, Geliebter! rief sie aus: Kehre zurück und erwarte den Major! Ich gehorche deinen Befehlen, rief Eduard, indem er sie erst leidenschaftlich anblickte und sie dann fest in seine Arme schloß. Sie umschlang ihn mit den übrigen und drückte ihn auf das zärtlichste an ihre Brust. Die Hoffnung fuhr wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg. Sie wähnten, sie glaubten einander anzugehören; sie wechselten zum erstenmal entschiedene, freie Küsse und trennten sich gewaltsam und schmerzlich.

Die Sonne war untergegangen und es dämmerte schon und duftete feucht um den See. Ottilie stand verwirrt und bewegt; sie sah nach dem Berghause hin-

über und glaubte Charlottens weißes Kleid auf dem Altan zu sehen. Der Umweg war groß am See hin; sie kannte Charlottens ungeduldiges Harren nach dem Kinde. Die Platanen sieht sie gegen sich über, nur ein Wasserraum trennt sie von dem Pfade, der sogleich zu dem Gebäude hinaufführt. Mit Gedanken ist sie schon drüben wie mit den Augen. Die Bedenklichkeit, mit dem Kinde sich aufs Wasser zu wagen, verschwindet in diesem Drange. Sie eilt nach dem Kahn, sie fühlt nicht daß ihr Herz pocht, daß ihre Füße schwanken, daß ihr die Sinne zu vergehen drohn.

Sie springt in den Kahn, ergreift das Ruder und stößt ab. Sie muß Gewalt brauchen, sie wiederholt den Stoß, der Kahn schwankt und gleitet eine Strecke seewärts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, schwankt auch sie und fällt in den Kahn. Das Ruder entfährt ihr, nach der einen Seite, und wie sie sich erhalten will, Kind und Buch, nach der andern, alles in's Wasser. Sie ergreift noch des Kindes Gewand; aber ihre unbequeme Lage hindert sie selbst am Aufstehen. Die freie rechte Hand ist nicht hinreichend sich umzuwinden, sich aufzurichten; endlich gelingt's, sie zieht das Kind aus dem Wasser, aber seine Augen sind geschlossen, es hat aufgehört zu athmen.

In dem Augenblicke kehrte ihre ganze Besonnenheit zurück, aber um deste größer ist ihr Schmerz. Der

Kahn treibt faſt in der Mitte des Sees, das Ruder ſchwimmt fern. ſie erblickt niemanden am Ufer und auch was hätte es ihr geholfen, jemanden zu ſehen! Von allem abgeſondert ſchwebt ſie auf dem treuloſen unzugänglichen Elemente.

Sie ſucht Hülfe bei ſich ſelbſt. So oft hatte ſie von Rettung der Ertrunkenen gehört. Noch am Abend ihres Geburtstags hatte ſie es erlebt. Sie entkleidet das Kind, und trocknet's mit ihrem Muſſelingewand. Sie reißt ihren Buſen auf und zeigt ihn zum erſtenmal dem freien Himmel; zum erſtenmal drückt ſie ein lebendiges an ihre reine nackte Bruſt, ach! und kein Lebendiges. Die kalten Glieder des unglücklichen Geſchöpfs verkälteten ihren Buſen bis in's innerſte Herz. Unendliche Thränen entquellen ihren Augen und ertheilen der Oberfläche des Erſtarrten einen Schein von Wärm' und Leben. Sie läßt nicht nach, ſie überhäuft es mit ihrem Shawl, und durch Streicheln, Andrücken, Anhauchen Küſſen, Thränen glaubt ſie jene Hülfsmittel zu erſetzen, die ihr in dieſer Abgeſchnittenheit verſagt ſind.

Alles vergebens! Ohne Bewegung liegt das Kind in ihren Armen, ohne Bewegung ſteht der Kahn auf der Waſſerfläche; aber auch hier läßt ihr ſchönes Gemüth ſie nicht hülflos. Sie wendet ſich nach oben. Knieend ſinkt ſie in dem Kahne nieder und hebt das erſtarrte Kind mit beiden Armen über ihre unſchuldige Bruſt, die an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor gleicht. Mit

feuchtem Blick ſieht ſie empor und ruft Hülfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt.

Auch wendet ſie ſich nicht vergebens zu den Sternen die ſchon einzeln hervorzublinken anfangen. Ein ſanfter Wind erhebt ſich und treibt den Kahn nach den Platanen.

Vierzehntes Capitel.

Sie eilt nach dem neuen Gebäude, sie ruft den Chirurgus hervor, sie übergibt ihm das Kind. Der auf alles gefaßte Mann behandelt den zarten Leichnam stufenweise nach gewohnter Art. Ottilie steht ihm in allem bei; sie schafft, sie bringt, sie sorgt, zwar wie in einer andern Welt wandelnd: denn das höchste Unglück wie das höchste Glück verändert die Ansicht aller Gegenstände; und nur, als nach allen durchgegangenen Versuchen der wackere Mann den Kopf schüttelt, auf ihre hoffnungsvollen Fragen erst schweigend, dann mit einem leisen Nein antwortet, verläßt sie das Schlafzimmer Charlottens, worin dieß alles geschehen, und kaum hat sie das Wohnzimmer betreten, so fällt sie, ohne den Sopha erreichen zu können, erschöpft auf's Angesicht über den Teppich hin.

Eben hört man Charlotten vorfahren. Der Chirurg bittet die Umstehenden dringend zurück zu bleiben, er will ihr entgegen, sie vorbereiten; aber schon betritt sie ihr Zimmer. Sie findet Ottilien an der Erde, und ein Mädchen des Hauses stürzt ihr mit Geschrei und Weinen entgegen. Der Chirurg tritt herein und sie erfährt alles

auf einmal. Wie sollte sie aber jede Hoffnung mit einmal aufgeben! Der erfahrne, kunstreiche, kluge Mann bittet sie nur das Kind nicht zu sehen; er entfernt sich, sie mit neuen Anstalten zu täuschen. Sie hat sich auf ihren Sopha gesetzt, Ottilie liegt noch an der Erde, aber an der Freundin Knie herangehoben, über die ihr schönes Haupt hingesenkt ist. Der ärztliche Freund geht ab und zu; er scheint sich um das Kind zu bemühen, er bemüht sich um die Frauen. So kommt die Mitternacht herbei, die Todtenstille wird immer tiefer. Charlotte verbirgt sich's nicht mehr, daß das Kind nie wieder in's Leben zurückkehre; sie verlangt es zu sehen. Man hat es in warme wollne Tücher reinlich eingehüllt, in einen Korb gelegt, den man neben sie auf den Sopha setzt; nur das Gesichtchen ist frei; ruhig und schön liegt es da.

Von dem Unfall war das Dorf bald erregt worden und die Kunde sogleich bis nach dem Gasthof erschollen. Der Major hatte sich die bekannten Wege hinaufbegeben; er ging um das Haus herum, und indem er einen Bedienten anhielt, der in dem Angebäude etwas zu holen lief, verschaffte er sich nähere Nachricht und ließ den Chirurgen herausrufen. Dieser kam, erstaunt über die Erscheinung seines alten Gönners, berichtete ihm die gegenwärtige Lage und übernahm es, Charlotten auf seinen Anblick vorzubereiten. Er ging hinein, fing ein ableitendes Gespräch an und führte die Einbildungskraft

von einem Gegenstand auf den andern, bis er endlich den Freund Charlotten vergegenwärtigte, dessen gewisse Theilnahme, dessen Nähe dem Geiste, der Gesinnung nach, die er denn bald in eine wirkliche übergehen ließ. Genug sie erfuhr, der Freund stehe vor der Thür, er wisse alles und wünsche eingelassen zu werden.

Der Major trat herein; ihn begrüßte Charlotte mit einem schmerzlichen Lächeln. Er stand vor ihr. Sie hub die grünseidne Decke auf, die den Leichnam verbarg, und bei dem dunklen Schein einer Kerze erblickte er, nicht ohne geheimes Grausen, sein erstarrtes Ebenbild. Charlotte deutete auf einen Stuhl, und so saßen sie gegen einander über, schweigend, die Nacht hindurch. Ottilie lag noch ruhig auf den Knien Charlottens; sie athmete sanft; sie schlief, oder sie schien zu schlafen.

Der Morgen dämmerte, das Licht verlosch, beide Freunde schienen aus einem dumpfen Traum zu erwachen. Charlotte blickte den Major an und sagte gefaßt: erklaren Sie mir, mein Freund, durch welche Schickung kommen Sie hieher, um Theil an dieser Trauerscene zu nehmen?

Es ist hier, antwortete der Major ganz leise wie sie gefragt hatte, — als wenn sie Ottilien nicht aufwecken wollten — es ist hier nicht Zeit und Ort, zurückzuhalten, Einleitungen zu machen und sachte heran zu treten. Der Fall, in dem ich Sie finde, ist so unge-

heuer, daß das Bedeutende selbst weßhalb ich komme, dagegen seinen Werth verliert.

Er gestand ihr darauf, ganz ruhig und einfach, den Zweck seiner Sendung, in so fern Eduard ihn abgeschickt hatte; den Zweck seines Kommens, in so fern sein freier Wille, sein eigenes Interesse dabei war. Er trug beides sehr zart, doch aufrichtig vor; Charlotte hörte gelassen zu, und schien weder darüber zu staunen, noch unwillig zu seyn.

Als der Major geendigt hatte, antwortete Charlotte mit ganz leiser Stimme, so daß er genöthigt war seinen Stuhl heranzurücken: In einem Falle wie dieser ist, habe ich mich noch nie befunden; aber in ähnlichen habe ich mir immer gesagt: wie wird es morgen seyn? Ich fühle recht wohl, daß das Loos von mehreren jetzt in meinen Händen liegt; und was ich zu thun habe ist bei mir außer Zweifel und bald ausgesprochen. Ich willige in die Scheidung. Ich hätte mich früher dazu entschließen sollen; durch mein Zaudern, mein Widerstreben habe ich das Kind getödtet. Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns gebärden wie wir wollen.

Doch was sag' ich! Eigentlich will das Schicksal meinen

meinen eigenen Wunſch, meinen eigenen Vorſatz, gegen die ich unbedachtſam gehandelt, wieder in den Weg bringen. Habe ich nicht ſelbſt ſchon Ottilien und Eduarden mir als das ſchicklichſte Paar zuſammengedacht? Habe ich nicht ſelbſt beide einander zu nähern geſucht? Waren Sie nicht ſelbſt, mein Freund, Mitwiſſer dieſes Plans? Und warum kennt' ich den Eigenſinn eines Mannes nicht von wahrer Liebe unterſcheiden? Warum nahm ich ſeine Hand an, da ich als Freundin ihn und eine andre Gattin glücklich gemacht hätte? Und betrachten Sie nur dieſe unglückliche Schlummernde! Ich zittere vor dem Augenblicke, wenn ſie aus ihrem halben Todtenſchlafe zum Bewußtſeyn erwacht. Wie ſoll ſie leben, wie ſoll ſie ſich tröſten, wenn ſie nicht hoffen kann, durch ihre Liebe Eduarden das zu erſetzen, was ſie ihm als Werkzeug des wunderbarſten Zufalls geraubt hat? Und ſie kann ihm alles wiedergeben nach der Neigung, nach der Leidenſchaft, mit der ſie ihn liebt. Vermag die Liebe alles zu dulden, ſo vermag ſie noch vielmehr alles zu erſetzen. An mich darf in dieſem Augenblick nicht gedacht werden.

Entfernen Sie ſich in der Stille, lieber Major. Sagen Sie Eduarden, daß ich in die Scheidung willige, daß ich ihm, Ihnen, Mittlern die ganze Sache einzuleiten überlaſſe; daß ich um meine künftige Lage unbekümmert bin und es in jedem Sinne ſeyn kann. Ich will jedes Papier unterſchreiben, das man mir bringt;

aber man verlange nur nicht von mir, daß ich mitwirke, daß ich bedenke, daß ich berathe.

Der Major stand auf. Sie reichte ihm ihre Hand über Ottilien weg. Er drückte seine Lippen auf diese liebe Hand. Und für mich, was darf ich hoffen? lispelte er leise.

Lassen Sie mich Ihnen die Antwort schuldig bleiben, versetzte Charlotte. Wir haben nicht verschuldet unglücklich zu werden; aber auch nicht verdient zusammen glücklich zu seyn.

Der Major entfernte sich, Charletten tief im Herzen beklagend, ohne jedoch das arme abgeschiedene Kind bedauern zu können. Ein solches Opfer schien ihm nöthig zu ihrem allseitigen Glück. Er dachte sich Ottilien mit einem eignen Kind auf dem Arm, als den vollkommensten Ersatz für das, was sie Eduarden geraubt; er dachte sich einen Sohn auf dem Schooße, der mit mehrerem Recht sein Ebenbild trüge, als der abgeschiedene.

So schmeichelnde Hoffnungen und Bilder gingen ihm durch die Seele, als er auf dem Rückwege nach dem Gasthofe Eduarden fand, der die ganze Nacht im Freien den Major erwartet hatte, da ihm kein Feuerzeichen, kein Donnerlaut ein glückliches Gelingen verkünden wollte. Er wußte bereits von dem Unglück und auch er, anstatt das arme Geschöpf zu bedauern, sah diesen Fall, ohne sich's ganz gestehen zu wollen, als eine Fügung an, wodurch jedes Hinderniß an seinem Glück auf Einmal

beſeitigt wäre. Gar leicht ließ er ſich dabei durch den Major bewegen, der ihm ſchnell den Entſchluß ſeiner Gattin verkündigte, wieder nach jenem Dorfe, und ſodann nach der kleinen Stadt zurückzukehren, wo ſie das Nächſte überlegen und einleiten wollten.

Charlotte ſaß, nachdem der Major ſie verlaſſen hatte, nur wenige Minuten in ihre Betrachtungen verſenkt: denn ſogleich richtete Ottilie ſich auf, ihre Freundin mit großen Augen anblickend. Erſt erhob ſie ſich von dem Schooße, dann von der Erde und ſtand vor Charlotten.

Zum Zweytenmal — ſo begann das herrliche Kind mit einem unüberwindlichen anmuthigen Ernſt — zum Zweytenmal widerfährt mir daſſelbige. Du ſagteſt mir einſt: es begegne den Menſchen in ihrem Leben oft Aehnliches auf ähnliche Weiſe, und immer in bedeutenden Augenblicken. Ich finde nun die Bemerkung wahr, und bin genöthigt dir ein Bekenntniß zu machen. Kurz nach meiner Mutter Tode, als ein kleines Kind, hatte ich meinen Schemel an dich gerückt: du ſaßeſt auf dem Sopha wie jetzt; mein Haupt lag auf deinen Knieen, ich ſchlief nicht, ich wachte nicht; ich ſchlummerte. Ich vernahm alles was um mich vorging, beſonders alle Reden ſehr deutlich; und doch konnte ich mich nicht regen, mich nicht äußern, und wenn ich auch gewollt hätte, nicht andeuten, daß ich meiner ſelbſt mich bewußt fühlte. Damals ſprachſt du mit einer Freundin

über mich; du bedauertest mein Schicksal, als eine arme Waise in der Welt geblieben zu seyn; du schildertest meine abhängige Lage und wie mißlich es um mich stehen könne, wenn nicht ein besondrer Glücksstern über mich walte. Ich faßte alles wohl und genau, vielleicht zu streng, was du für mich zu wünschen, was du von mir zu fordern schienst. Ich machte mir nach meinen beschränkten Einsichten hierüber Gesetze; nach diesen habe ich lange gelebt, nach ihnen war mein Thun und Lassen eingerichtet, zu der Zeit da du mich liebtest, für mich sorgtest, da du mich in dein Haus aufnahmst, und auch noch eine Zeit hernach.

Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren, und nach einem schrecklichen Ereigniß klärst du mich wieder über meinen Zustand auf, der jammervoller ist als der erste. Auf deinem Schoose ruhend, halb erstarrt, wie aus einer fremden Welt vernehm' ich abermals deine leise Stimme über meinem Ohr; ich vernehme, wie es mit mir selbst aussieht; ich schaudere über mich selbst; aber wie damals habe ich auch dießmal in meinem halben Todtenschlaf mir meine neue Bahn vorgezeichnet.

Ich bin entschlossen, wie ich's war, und wozu ich entschlossen bin, mußt du gleich erfahren. Eduard's werd' ich nie! Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich be-

fangen bin. Ich will es büßen; und niemand gedenke mich von meinem Vorsatz abzubringen! Darnach, Liebe, Beste, nimm deine Maßregeln. Laß den Major zurückkommen; schreibe ihm, daß keine Schritte geschehen. Wie ängstlich war mir, daß ich mich nicht rühren und regen konnte, als er ging. Ich wollte auffahren, aufschreien: du solltest ihn nicht mit so frevelhaften Hoffnungen entlassen.

Charlotte sah Ottiliens Zustand, sie empfand ihn; aber sie hoffte durch Zeit und Vorstellungen etwas über sie zu gewinnen. Doch als sie einige Worte aussprach, die auf eine Zukunft, auf eine Milderung des Schmerzes, auf Hoffnung deuteten: Nein! rief Ottilie mit Erhebung: sucht mich nicht zu bewegen, nicht zu hintergehen! In dem Augenblick, in dem ich erfahre: du habest in die Scheidung gewilligt, büße ich in demselbigen See mein Vergehen, mein Verbrechen.

Funfzehntes Capitel.

Wenn sich in einem glücklichen friedlichen Zusammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenossen, mehr als nöthig und billig ist, von dem unterhalten was geschieht oder geschehen soll; wenn sie sich einander ihre Vorsätze, Unternehmungen, Beschäftigungen wiederholt mittheilen, und ohne gerade wechselseitigen Rath anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichsam rathschlagend behandeln: so findet man dagegen, in wichtigen Momenten, eben da wo es scheinen sollte, der Mensch bedürfe fremden Beistandes, fremder Bestätigung am allermeisten, daß sich die Einzelnen auf sich selbst zurückziehen, jedes für sich zu handeln, jedes auf seine Weise zu wirken strebt, und indem man sich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erst der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden.

Nach so viel wundervollen und unglücklichen Ereignissen war denn auch ein gewisser stiller Ernst über die Freundinnen gekommen, der sich in einer liebenswürdigen Schonung äußerte. Ganz in der Stille hatte

Charlotte das Kind nach der Capelle gesendet. Es ruhte dort als das erste Opfer eines ahnungsvollen Verhängnisses.

Charlotte kehrte sich, so viel es ihr möglich war, gegen das Leben zurück, und hier fand sie Ottilien zuerst, die ihres Beistandes bedurfte. Sie beschäftigte sich vorzüglich mit ihr, ohne es jedoch merken zu lassen. Sie wußte wie sehr das himmlische Kind Eduarden liebte; sie hatte nach und nach die Scene die dem Unglück vorher gegangen war, herausgeforscht, und jeden Umstand, theils von Ottilien selbst, theils durch Briefe des Majors erfahren.

Ottilie von ihrer Seite erleichterte Charlotten sehr das augenblickliche Leben. Sie war offen, ja gesprächig, aber niemals war von dem Gegenwärtigen oder kurz Vergangenen die Rede. Sie hatte stets aufgemerkt, stets beobachtet, sie wußte viel; das kam jetzt alles zum Vorschein. Sie unterhielt, sie zerstreute Charlotten, die noch immer die stille Hoffnung nährte, ein ihr so werthes Paar verbunden zu sehen.

Allein bei Ottilien hing es anders zusammen. Sie hatte das Geheimniß ihres Lebensganges der Freundin entdeckt; sie war von ihrer frühen Einschränkung, von ihrer Dienstbarkeit entbunden. Durch ihre Reue, durch ihren Entschluß fühlte sie sich auch befreit von der Last jenes Vergehens, jenes Mißgeschicks. Sie bedurfte keiner Gewalt mehr über sich selbst; sie hatte sich in der

Tiefe ihres Herzens nur unter der Bedingung des völligen Entsagens verziehen, und diese Bedingung war für alle Zukunft unerläßlich.

So verfloß einige Zeit, und Charlotte fühlte, wie sehr Haus und Park, Seen, Felsen- und Baumgruppen, nur traurige Empfindungen täglich in ihnen beiden erneuerten. Daß man den Ort verändern müsse, war allzu deutlich; wie es geschehen solle, nicht so leicht zu entscheiden.

Sollten die beiden Frauen zusammenbleiben? Eduards früherer Wille schien es zu gebieten, seine Erklärung, seine Drohung es nöthig zu machen: allein wie war es zu verkennen, daß beide Frauen, mit allem guten Willen, mit aller Vernunft, mit aller Anstrengung, sich in einer peinlichen Lage neben einander befanden. Ihre Unterhaltungen waren vermeidend. Manchmal mochte man gern etwas nur halb verstehen, öfters wurde aber doch ein Ausdruck, wo nicht durch den Verstand wenigstens durch die Empfindung, mißdeutet. Man fürchtete sich zu verletzen, und gerade die Furcht war am ersten verletzbar und verletzte am ersten.

Wollte man den Ort verändern und sich zugleich, wenigstens auf einige Zeit, von einander trennen, so trat die alte Frage wieder hervor: wo sich Ottilie hinbegeben solle? Jenes große reiche Haus hatte vergebliche Versuche gemacht, einer hoffnungsvollen Erb-

rechter unterhaltende und wetteifernde Gespielinnen zu verschaffen. Schon bei der letzten Anwesenheit der Baronesse, und neuerlich durch Briefe, war Charlotte aufgefordert worden, Ottilien dorthin zu senden; jetzt brachte sie es abermals zur Sprache. Ottilie verweigerte aber ausdrücklich dahin zu gehen, wo sie dasjenige finden würde, was man große Welt zu nennen pflegt.

Lassen Sie mich, liebe Tante, sagte sie, damit ich nicht eingeschränkt und eigensinnig erscheine, dasjenige aussprechen was zu verschweigen, zu verbergen in einem andern Falle Pflicht wäre. Ein seltsam unglücklicher Mensch, und wenn er auch schuldlos wäre, ist auf eine fürchterliche Weise gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in allen die ihn sehen, die ihn gewahr werden, eine Art von Entsetzen. Jeder will das Ungeheure ihm ansehen was ihm auferlegt ward; jeder ist neugierig und ängstlich zugleich. So bleibt ein Haus, eine Stadt, worin eine ungeheure That geschehen, jedem furchtbar der sie betritt. Dort leuchtet das Licht des Tages nicht so hell, und die Sterne scheinen ihren Glanz zu verlieren.

Wie groß, und doch vielleicht zu entschuldigen, ist gegen solche Unglückliche die Indiscretion der Menschen, ihre alberne Zudringlichkeit und ungeschickte Gutmüthigkeit. Verzeihen Sie mir, daß ich so rede; aber ich habe unglaublich mit jenem armen Mädchen

gelitten, als es Luciane aus den verborgenen Zimmern des Hauses hervorzog, sich freundlich mit ihm beschäftigte, es in der besten Absicht zu Spiel und Tanz nöthigen wollte. Als das arme Kind bange und immer bänger zuletzt floh und in Ohnmacht sank, ich es in meine Arme faßte, die Gesellschaft erschreckt aufgeregt und jeder erst recht neugierig auf die Unglückselige ward: da dachte ich nicht, daß mir ein gleiches Schicksal bevorstehe; aber mein Mitgefühl, so wahr und lebhaft, ist noch lebendig. Jetzt kann ich mein Mitleiden gegen mich selbst wenden und mich hüten, daß ich nicht zu ähnlichen Auftritten Anlaß gebe.

Du wirst aber, liebes Kind, versetzte Charlotte, dem Anblick der Menschen dich nirgends entziehen können. Klöster haben wir nicht, in denen sonst eine Freistatt für solche Gefühle zu finden war.

Die Einsamkeit macht nicht die Freistatt, liebe Tante, versetzte Ottilie. Die schätzenswertheste Freistatt ist da zu suchen, wo wir thätig seyn können. Alle Büßungen, alle Entbehrungen sind keineswegs geeignet uns einem ahnungsvollen Geschick zu entziehen, wenn es uns zu verfolgen entschieden ist. Nur, wenn ich im müßigen Zustande der Welt zur Schau dienen soll, dann ist sie mir widerwärtig und ängstigt mich. Findet man mich aber freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines jeden

aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche.

Ich müßte mich sehr irren, versetzte Charlotte, wenn deine Neigung dich nicht zur Pension zurückzöge.

Ja, versetzte Ottilie, ich läugne es nicht: ich denke es mir als eine glückliche Bestimmung, andre auf dem gewöhnlichen Wege zu erziehen, wenn wir nicht auf dem sonderbarsten erzogen werden. Und sehen wir in der Geschichte, daß Menschen, die wegen großer sittlicher Unfälle sich in die Wüsten zurückzogen, dort keineswegs, wie sie hofften, verborgen und gedeckt waren? Sie wurden zurückgerufen in die Welt, um die Verirrten auf den rechten Weg zu führen; und wer konnte es besser als die in den Irrgängen des Lebens schon Eingeweihten! Sie wurden berufen den Unglücklichen beizustehen, und wer vermochte das eher als sie, denen kein irdisches Unheil mehr begegnen konnte!

Du wählst eine sonderbare Bestimmung, versetzte Charlotte. Ich will dir nicht widerstreben: es mag seyn, wenn auch nur, wie ich hoffe, auf kurze Zeit.

Wie sehr danke ich Ihnen, sagte Ottilie, daß Sie mir diesen Versuch, diese Erfahrung gönnen wollen. Schmeichle ich mir nicht zu sehr, so soll es mir glücken. An jenem Orte will ich mich erinnern, wie manche Prüfungen ich ausgestanden, und wie klein, wie nichtig sie waren gegen die, die ich nachher erfahren mußte,

Wie heiter werde ich die Verlegenheiten der jungen Aufschößlinge betrachten, bei ihren kindlichen Schmerzen lächeln und sie mit leiser Hand aus allen kleinen Verirrungen herausführen. Der Glückliche ist nicht geeignet Glücklichen vorzustehen: es liegt in der menschlichen Natur, immer mehr von sich und von andern zu fordern je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche der sich erholt, weiß für sich und andere das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genossen werden soll.

Laß mich gegen deinen Vorsatz, sagte Charlotte zuletzt nach einigem Bedenken, noch einen Einwurf anführen, der mir der wichtigste scheint. Es ist nicht von dir, es ist von einem Dritten die Rede. Die Gesinnungen des guten vernünftigen frommen Gehülfen sind dir bekannt; auf dem Wege den du gehst, wirst du ihm jeden Tag werther und unentbehrlicher seyn. Da er schon jetzt, seinem Gefühl nach, nicht gern ohne dich leben mag, so wird er auch künftig, wenn er einmal deine Mitwirkung gewohnt ist, ohne dich sein Geschäft nicht mehr verwalten können. Du wirst ihm anfangs darin beistehen, um es ihm hernach zu verleiden.

Das Geschick ist nicht sanft mit mir verfahren, versetzte Ottilie; und wer mich liebt, hat vielleicht nicht viel Besseres zu erwarten. So gut und verständig als der Freund ist, eben so, hoffe ich, wird sich in ihm auch die Empfindung eines reinen Verhältnisses zu mir

entwickeln; er wird in mir eine geweihte Perſon erblicken, die nur dadurch ein ungeheures Uebel für ſich und andre vielleicht aufzuwiegen vermag, wenn ſie ſich dem Heiligen widmet, das uns unſichtbar umgebend allein gegen die ungeheuren zudringenden Mächte beſchirmen kann.

Charlotte nahm alles was das liebe Kind ſo herzlich geäußert zur ſtillen Ueberlegung. Sie hatte verſchiedentlich, obgleich auf das leiſeſte, angeforſcht, ob nicht eine Annäherung Ottiliens zu Eduard denkbar ſey; aber auch nur die leiſeſte Erwähnung, die mindeſte Hoffnung, der kleinſte Verdacht ſchien Ottilien auf's tiefſte zu rühren, ja ſie ſprach ſich einſt, da ſie es nicht umgehen konnte, hierüber ganz deutlich aus.

Wenn dein Entſchluß, entgegnete ihr Charlotte, Eduarden zu entſagen, ſo feſt und unveränderlich iſt, ſo hüte dich nur vor der Gefahr des Wiederſehens. In der Entfernung von dem geliebten Gegenſtande ſcheinen wir, je lebhafter unſere Neigung iſt, deſto mehr Herr von uns ſelbſt zu werden, indem wir die ganze Gewalt der Leidenſchaft, wie ſie ſich nach außen erſtreckte, nach innen wenden; aber wie bald, wie geſchwind ſind wir aus dieſem Irrthum geriſſen, wenn dasjenige, was wir entbehren zu können glaubten, auf einmal wieder als unentbehrlich vor unſern Augen ſteht. Thue jetzt was du deinen Zuſtänden am gemäſeſten hältſt; prüfe

dich, ja verändre lieber deinen gegenwärtigen Entschluß: aber aus dir selbst, aus freiem wollendem Herzen. Laß dich nicht zufällig, nicht durch Ueberraschung, in die vorigen Verhältnisse wieder hineinziehen: dann gibt es erst einen Zwiespalt im Gemüth der unerträglich ist. Wie gesagt, ehe du diesen Schritt thust, ehe du dich von mir entfernst und ein neues Leben anfängst, das dich wer weiß auf welche Wege leiten, so bedenke noch einmal, ob du denn wirklich für alle Zukunft Eduarden entsagen kannst. Hast du dich aber hierzu bestimmt, so schließen wir einen Bund, daß du dich mit ihm nicht einlassen willst, selbst nicht in eine Unterredung, wenn er dich aufsuchen, wenn er sich zu dir drängen sollte. Ottilie besann sich nicht einen Augenblick, sie gab Charlotten das Wort, das sie sich schon selbst gegeben hatte.

Nun aber schwebte Charlotten immer noch jene Drohung Eduards vor der Seele, daß er Ottilien nur so lange entsagen könne, als sie sich von Charlotten nicht trennte. Es hatten sich zwar seit der Zeit die Umstände so verändert, es war so mancherlei vorgefallen, daß jenes vom Augenblick ihm abgedrungene Wort gegen die folgenden Ereignisse für aufgehoben zu achten war; dennoch wollte sie auch im entferntesten Sinne weder etwas wagen, noch etwas vornehmen das ihn verletzen könnte, und so sollte Mittler in diesem Falle Eduards Gesinnungen erforschen.

Mittler hatte ſeit dem Tode des Kindes Charlotten öfters, obgleich nur auf Augenblicke, beſucht. Dieſer Unfall, der ihm die Wiedervereinigung beider Gatten höchſt unwahrſcheinlich machte, wirkte gewaltſam auf ihn; aber immer nach ſeiner Sinnesweiſe hoffend und ſtrebend, freute er ſich nun im Stillen über den Entſchluß Ottiliens. Er vertraute der lindernden vorüberziehenden Zeit, dachte noch immer die beiden Gatten zuſammenzuhalten und ſah dieſe leidenſchaftlichen Bewegungen nur als Prüfungen ehelicher Liebe und Treue an.

Charlotte hatte gleich anfangs den Major von Ottiliens erſter Erklärung ſchriftlich unterrichtet, ihn auf das inſtändigſte gebeten, Eduarden dahin zu vermögen, daß keine weiteren Schritte geſchähen, daß man ſich ruhig verhalte, daß man abwarte, ob das Gemüth des ſchönen Kindes ſich wieder herſtelle. Auch von den ſpätern Ereigniſſen und Geſinnungen hatte ſie das Nöthige mitgetheilt, und nun war freilich Mittlern die ſchwierige Aufgabe übertragen, auf eine Veränderung des Zuſtandes Eduarden vorzubereiten. Mittler aber, wohl wiſſend, daß man das Geſchehene ſich eher gefallen läßt, als daß man in ein noch zu Geſchehendes einwilligt, überredete Charlotten: es ſey das beſte, Ottilien gleich nach der Penſion zu ſchicken.

Deßhalb wurden, ſobald er weg war, Anſtalten zur Reiſe gemacht. Ottilie packte zuſammen, aber Char-

lotte sah wohl, daß sie weder das schöne Köfferchen, noch irgend etwas daraus mitzunehmen sich anschickte. Die Freundin schwieg und ließ das schweigende Kind gewähren. Der Tag der Abreise kam herbei; Charlottens Wagen sollte Ottilien den ersten Tag bis in ein bekanntes Nachtquartier, den zweyten bis in die Pension bringen; Nanny sollte sie begleiten und ihre Dienerin bleiben. Das leidenschaftliche Mädchen hatte sich gleich nach dem Tode des Kindes wieder an Ottilien zurückgefunden und hing nun an ihr wie sonst durch Natur und Neigung; ja sie schien, durch unterhaltende Redseligkeit, das bisher Versäumte wieder nachbringen und sich ihrer geliebten Herrin völlig widmen zu wollen. Ganz außer sich war sie nun über das Glück mitzureisen, fremde Gegenden zu sehen, da sie noch niemals außer ihrem Geburtsort gewesen, und rannte vom Schlosse in's Dorf, zu ihren Eltern, Verwandten, um ihr Glück zu verkündigen und Abschied zu nehmen. Unglücklicherweise traf sie dabei in die Zimmer der Masernkranken und empfand sogleich die Folgen der Ansteckung. Man wollte die Reise nicht aufschieben; Ottilie drang selbst darauf: sie hatte den Weg schon gemacht, sie kannte die Wirthsleute bei denen sie einkehren sollte, der Kutscher vom Schlosse führte sie; es war nichts zu besorgen.

Charlotte widersetzte sich nicht; auch sie eilte schon in Gedanken aus diesen Umgebungen weg, nur wollte sie noch die Zimmer die Ottilie im Schloß bewohnt

hatte,

hatte, wieder für Eduarden einrichten, gerade so wie sie vor der Ankunft des Hauptmanns gewesen. Die Hoffnung ein altes Glück wiederherzustellen flammt immer einmal wieder in dem Menschen auf, und Charlotte war zu solchen Hoffnungen abermals berechtigt, ja genöthigt.

Sechzehntes Capitel.

Als Mittler gekommen war, sich mit Eduarden über die Sache zu unterhalten, fand er ihn allein, den Kopf in die rechte Hand gelehnt, den Arm auf den Tisch gestemmt. Er schien sehr zu leiden. Plagt Ihr Kopfweh Sie wieder? fragte Mittler. Es plagt mich, versetzte jener; und doch kann ich es nicht hassen: denn es erinnert mich an Ottilien. Vielleicht leidet auch sie jetzt, denk' ich, auf ihren linken Arm gestützt, und leider wohl mehr als ich. Und warum soll ich es nicht tragen, wie sie? Diese Schmerzen sind mir heilsam, sind mir, ich kann beinah sagen, wünschenswerth: denn nur mächtiger, deutlicher, lebhafter schwebt mir das Bild ihrer Geduld, von allen ihren übrigen Vorzügen begleitet, vor der Seele; nur im Leiden empfinden wir recht vollkommen alle die großen Eigenschaften, die nöthig sind um es zu ertragen.

Als Mittler den Freund in diesem Grade resignirt fand, hielt er mit seinem Anbringen nicht zurück, das er jedoch stufenweise, wie der Gedanke bei den Frauen entsprungen, wie er nach und nach zum Vorsatz gereift war, historisch vortrug. Eduard äußerte sich kaum

dagegen. Aus dem Wenigen was er ſagte, ſchien hervorzugehen, daß er jenen alles überlaſſe; ſein gegenwärtiger Schmerz ſchien ihn gegen alles gleichgültig gemacht zu haben.

Kaum aber war er allein, ſo ſtand er auf und ging in dem Zimmer hin und wieder. Er fühlte ſeinen Schmerz nicht mehr, er war ganz außer ſich beſchäftigt. Schon unter Mittlers Erzählung hatte die Einbildungskraft des Liebenden ſich lebhaft ergangen. Er ſah Ottilien, allein oder ſo gut als allein, auf wohlbekanntem Wege, in einem gewohnten Wirthshauſe, deſſen Zimmer er ſo oft betreten; er dachte, er überlegte, oder vielmehr, er dachte, er überlegte nicht; er wünſchte, er wollte nur. Er mußte ſie ſehn, ſie ſprechen. Wozu, warum, was daraus entſtehen ſollte? davon konnte die Rede nicht ſeyn. Er widerſtand nicht, er mußte.

Der Kammerdiener ward in's Vertrauen gezogen, und erforſchte ſogleich Tag und Stunde, wann Ottilie reiſen würde. Der Morgen brach an; Eduard ſäumte nicht, unbegleitet ſich zu Pferde dahin zu begeben, wo Ottilie übernachten ſollte. Er kam nur allzuzeitig dort an; die überraſchte Wirthin empfing ihn mit Freuden: ſie war ihm ein großes Familienglück ſchuldig geworden. Er hatte ihrem Sohn, der als Soldat ſich ſehr brav gehalten, ein Ehrenzeichen verſchafft, indem er deſſen That, wobei er allein gegenwärtig geweſen, herausbob, mit Eifer bis vor den Feldherrn brachte und die Hinder-

niſſe einiger Mißwollenden überwand. Sie wußte nicht, was ſie ihm alles zu Liebe thun ſollte. Sie räumte ſchnell in ihrer Putzſtube, die freilich auch zugleich Garderobe und Vorrathskammer war, möglichſt zuſammen; allein er kündigte ihr die Ankunft eines Frauenzimmers an, die hier hereinziehen ſollte, und ließ für ſich eine Kammer hinten auf dem Gange nothdürftig einrichten. Der Wirthin erſchien die Sache geheimnißvoll, und es war ihr angenehm, ihrem Gönner, der ſich dabei ſehr intereſſirt und thätig zeigte, etwas Gefälliges zu erweiſen. Und er, mit welcher Empfindung brachte er die lange Zeit bis zum Abend hin! Er betrachtete das Zimmer rings umher, in dem er ſie ſehen ſollte; es ſchien ihm in ſeiner ganzen häuslichen Seltſamkeit ein himmliſcher Aufenthalt. Was dachte er ſich nicht alles aus, ob er Ottilien überraſchen, ob er ſie vorbereiten ſollte! Endlich gewann die letztere Meinung Oberhand; er ſetzte ſich hin und ſchrieb. Dieß Blatt ſollte ſie empfangen.

Eduard an Ottilien.

Indem du dieſen Brief lieſeſt, Geliebteſte, bin ich in deiner Nähe. Du mußt nicht erſchrecken, dich nicht entſetzen; du haſt von mir nichts zu befürchten. Ich werde mich nicht zu dir drängen. Du ſiehſt mich nicht eher als du es erlaubſt.

Bedenke vorher deine Lage, die meinige. Wie ſehr

danke ich dir, daß du keinen entscheidenden Schritt zu thun verhaßt; aber bedeutend genug iſt er, thu' ihn nicht! Hier, auf einer Art von Scheideweg, überlege nochmals: kannſt du mein ſeyn, willſt du mein ſeyn? O du erzeigeſt uns allen eine große Wohlthat und mir eine überſchwängliche.

Laß mich dich wiederſehen, dich mit Freuden wiederſehen. Laß mich die ſchöne Frage mündlich thun, und beantworte ſie mir mit deinem ſchönen Selbſt. An meine Bruſt, Ottilie! bieher, wo du manchmal geruht haſt und wo du immer hingehörſt! —

Indem er ſchrieb, ergriff ihn das Gefühl, ſein Höchſterſehntes nahe ſich, es werde nun gleich gegenwärtig ſeyn. Zu dieſer Thüre wird ſie hereintreten, dieſen Brief wird ſie leſen, wirklich wird ſie wie ſonſt vor mir daſtehen, deren Erſcheinung ich mir ſo oft herbeiſehnte. Wird ſie noch dieſelbe ſeyn? Hat ſich ihre Geſtalt, haben ſich ihre Geſinnungen verändert? Er hielt die Feder noch in der Hand, er wollte ſchreiben wie er dachte; aber der Wagen rollte in den Hof. Mit flüchtiger Feder ſetzte er noch hinzu: Ich höre dich kommen. Auf einen Augenblick leb' wohl!

Er faltete den Brief, überſchrieb ihn; zum Siegeln war es zu ſpät. Er ſprang in die Kammer, durch die er nachher auf den Gang zu gelangen wußte, und Augenblicks fiel ihm ein, daß er die Uhr mit dem Petſchaft noch auf dem Tiſch gelaſſen. Sie ſollte dieſe nicht zuerſt

ſehen; er ſprang zurück und holte ſie glücklich weg. Vom Vorſaal her vernahm er ſchon die Wirthin, die auf das Zimmer losging, um es dem Gaſt anzuweiſen. Er eilte gegen die Kammerthür, aber ſie war zugefahren. Den Schlüſſel hatte er bei'm Hineinſprengen herunter geworfen, der lag inwendig; das Schloß war zugeſchnappt und er ſtund gebannt. Heftig drängte er an der Thüre; ſie gab nicht nach. O wie hätte er gewünſcht als ein Geiſt durch die Spalten zu ſchlüpfen! Vergebens! Er verbarg ſein Geſicht an den Thürpfoſten. Ottilie trat herein, die Wirthin, als ſie ihn erblickte, zurück. Auch Ottilien konnte er nicht einen Augenblick verborgen bleiben. Er wendete ſich gegen ſie, und ſo ſtanden die Liebenden abermals auf die ſeltſamſte Weiſe gegen einander. Sie ſah ihn ruhig und ernſthaft an, ohne vor oder zurückzugehen, und als er eine Bewegung machte, ſich ihr zu nähern, trat ſie einige Schritte zurück bis an den Tiſch. Auch er trat wieder zurück. Ottilie, rief er aus, laß mich das furchtbare Schweigen brechen! Sind wir nur Schatten, die einander gegenüber ſtehen? Aber vor allen Dingen höre! es iſt Zufall, daß du mich gleich jetzt hier findeſt. Neben dir liegt ein Brief, der dich vorbereiten ſollte. Lies, ich bitte dich, lies ihn! und dann beſchließe was du kannſt.

Sie blickte herab auf den Brief und nach einigem Beſinnen nahm ſie ihn auf, erbrach und las ihn. Ohne die Miene zu verändern hatte ſie ihn geleſen und ſo legte

sie ihn leise weg! dann drückte sie die flachen, in die Höhe gehobenen Hände zusammen, führte sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigte, und sah den dringend Fordernden mit einem solchen Blick an, daß er von allem abzustehen genöthigt war, was er verlangen oder wünschen mochte. Diese Bewegung zerriß ihm das Herz. Er [illegible]anzte den Anblick, er konnte die Stellung Ottiliens [illegible]ht ertragen. Es sah völlig aus, als würde sie in die Kniee sinken, wenn er beharrte. Er eilte verzweifelnd zur Thür hinaus und schickte die Wirthin zu der Einsamen.

Er ging auf dem Vorsaal auf und ab. Es war Nacht geworden, im Zimmer blieb es stille. Endlich trat die Wirthin heraus, und zog den Schlüssel ab. Die gute Frau war gerührt, war verlegen, sie wußte nicht was sie thun sollte. Zuletzt im Weggehen bot sie den Schlüssel Eduarden an, der ihn ablehnte. Sie ließ das Licht stehen und entfernte sich.

Eduard im tiefsten Schlummer warf sich auf Ottiliens Schwelle, die er mit seinen Thränen benetzte. Jammervoller brachten kaum jemals in solcher Nähe Liebende eine Nacht zu.

Der Tag brach an; der Kutscher trieb, die Wirthin schloß auf und trat in das Zimmer. Sie fand Ottilien angekleidet eingeschlafen, sie ging zurück und winkte Eduarden mit einem theilnehmenden Lächeln. Beide traten vor die Schlafende; aber auch diesen Anblick ver-

mochte Eduard nicht auszuhalten. Die Wirthin wagte nicht das ruhige Kind zu wecken, sie setzte sich gegenüber. Endlich schlug Ottilie die schönen Augen auf und richtete sich auf ihre Füße. Sie lehnt das Frühstück ab, und nun tritt Eduard vor sie. Er bittet sie inständig nur ein Wort zu reden, ihren Willen zu erklären: er wolle allen ihren Willen, schwört er; aber sie schweigt. Nochmals fragt er sie liebevoll und dringend, ob sie ihm angehören wolle? Wie lieblich bewegt sie, mit niedergeschlagenen Augen, ihr Haupt zu einem sanften Nein. Er fragt, ob sie nach der Pension wolle? Gleichgültig verneint sie das. Aber als er fragt, ob er sie zu Charlotten zurückfahren dürfe? bejaht sie's mit einem getrosten Neigen des Hauptes. Er eilt an's Fenster dem Kutscher Befehle zu geben; aber hinter ihm weg ist sie, wie der Blitz zur Stube hinaus, die Treppe hinab in dem Wagen. Der Kutscher nimmt den Weg nach dem Schlosse zurück; Eduard folgt zu Pferde in einiger Entfernung.

Siebzehntes Capitel.

Wie höchſt überraſcht war Charlotte als ſie Ottilien verfahren und Eduarden zu Pferde ſogleich in den Schloßhof hereinſprengen ſah. Sie eilte bis zur Thürſchwelle; Ottilie ſteigt aus und nähert ſich mit Eduarden. Mit Eifer und Gewalt faßt ſie die Hände beider Ehegatten, drückt ſie zuſammen und eilt auf ihr Zimmer. Eduard wirft ſich Charletten um den Hals und zerfließt in Thränen; er kann ſich nicht erklären, bittet Geduld mit ihm zu haben, Ottilien beizuſtehen, ihr zu helfen. Charlotte eilt auf Ottiliens Zimmer und ihr ſchaudert da ſie hineintritt: es war ſchon ganz ausgeräumt, nur die leeren Wände ſtanden da. Es erſchien ſo weitläufig als unerfreulich. Man hatte alles weggetragen, nur das Köfferchen, unſchlüſſig wo man es hinſtellen ſollte, in der Mitte des Zimmers ſtehen gelaſſen. Ottilie lag auf dem Boden, Arm und Haupt über den Koffer geſtreckt. Charlotte bemüht ſich um ſie, fragt was vorgegangen, und erhält keine Antwort.

Sie läßt ihr Mädchen, das mit Erquickungen kommt, bei Ottilien und eilt zu Eduarden. Sie findet ihn im Saal; auch er belehrt ſie nicht. Er wirft

ſich vor ihr nieder, er badet ihre Hände in Thränen, er flieht auf ſein Zimmer, und als ſie ihm nachfolgen will, begegnet ihr der Kammerdiener, der ſie aufklärt ſo weit er vermag. Das Uebrige denkt ſie ſich zuſammen, und dann ſogleich mit Entſchloſſenheit an das was der Augenblick fordert. Ottiliens Zimmer iſt auf's baldigſte wieder eingerichtet. Eduard hat die ſeinigen angetroffen, bis auf das letzte Papier, wie er ſie verlaſſen.

Die Dreye ſcheinen ſich wieder gegeneinander zu finden; aber Ottilie fährt fort zu ſchweigen, und Eduard vermag nichts als ſeine Gattin um Geduld zu bitten, die ihm ſelbſt zu fehlen ſcheint. Charlotte ſendet Boten an Mittlern und an den Major. Jener war nicht anzutreffen; dieſer kommt. Gegen ihn ſchüttet Eduard ſein Herz aus, ihm geſteht er jeden kleinſten Umſtand, und ſo erfährt Charlotte was begegnet, was die Lage ſo ſonderbar verändert, was die Gemüther aufgeregt.

Sie ſpricht auf's liebevollſte mit ihrem Gemahl. Sie weiß keine andere Bitte zu thun als nur, daß man das Kind gegenwärtig nicht beſtürmen möge. Eduard fühlt den Werth, die Liebe, die Vernunft ſeiner Gattin; aber ſeine Neigung beherrſcht ihn ausſchließlich. Charlotte macht ihm Hoffnung, verſpricht ihm in die Scheidung zu willigen. Er traut nicht; er iſt ſo krank, daß ihn Hoffnung und Glaube abwechſelnd verlaſſen; er dringt in Charletten, ſie ſoll dem Major ihre Hand zuſagen; eine Art von wahnſinnigem Unmuth hat ihn

ergriffen. Charlotte, ihn zu besänftigen, ihn zu erhalten, thut was er fordert. Sie sagt dem Major ihre Hand zu, auf den Fall, daß Ottilie sich mit Eduarden verbinden wolle, jedoch unter ausdrücklicher Bedingung, daß die beiden Männer für den Augenblick zusammen eine Reise machen. Der Major hat für seinen Hof ein auswärtiges Geschäft, und Eduard verspricht ihn zu begleiten. Man macht Anstalten und man beruhigt sich einigermaßen, indem wenigstens etwas geschieht.

Unterdessen kann man bemerken, daß Ottilie kaum Speise noch Trank zu sich nimmt, indem sie immerfort bei ihrem Schweigen verharrt. Man redet ihr zu, sie wird ängstlich; man unterläßt es. Denn haben wir nicht meistentheils die Schwäche, daß wir jemanden auch zu seinem Besten nicht gern quälen mögen? Charlotte sann alle Mittel durch, endlich gerieth sie auf den Gedanken, jenen Gehülfen aus der Pension kommen zu lassen, der über Ottilien viel vermochte, der wegen ihres unvermutheten Außenbleibens sich sehr freundlich geäußert, aber keine Antwort erhalten hatte.

Man spricht, um Ottilien nicht zu überraschen, von diesem Vorsatz in ihrer Gegenwart. Sie scheint nicht einzustimmen; sie bedenkt sich; endlich scheint ein Entschluß in ihr zu reifen, sie eilt nach ihrem Zimmer und sendet noch vor Abend an die Versammelten folgendes Schreiben.

Ottilie den Freunden.

Warum soll ich ausdrücklich sagen, meine Geliebten, was sich von selbst versteht? Ich bin aus meiner Bahn geschritten und ich soll nicht wieder hinein. Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir selbst wieder zur Einigkeit gefunden.

Ganz rein war mein Vorsatz, Eduarden zu entsagen, mich von ihm zu entfernen. Ihm hofft' ich nicht wieder zu begegnen. Es ist anders geworden; er stand selbst gegen seinen eigenen Willen vor mir. Mein Versprechen mich mit ihm in keine Unterredung einzulassen, habe ich vielleicht zu buchstäblich genommen und gedeutet. Nach Gefühl und Gewissen des Augenblicks schwieg' ich, verstummt' ich vor dem Freunde, und nun habe ich nichts mehr zu sagen. Ein strenges Ordensgelübde, welches den, der es mit Ueberlegung eingeht, vielleicht unbequem ängstiget, habe ich zufällig vom Gefühl gedrungen, über mich genommen. Laßt mich darin beharren, so lange mir das Herz gebietet. Beruft keine Mittelsperson! Dringt nicht in mich, daß ich reden, daß ich mehr Speise und Trank

genießen ſoll, als ich höchſtens bedarf. Helft mir durch Nachſicht und Geduld über dieſe Zeit hinweg. Ich bin jung, die Jugend ſtellt ſich unverſehens wieder her. Duldet mich in eurer Gegenwart, erfreut mich durch eure Liebe, belehrt mich durch eure Unterhaltung! aber mein Innres überlaßt mir ſelbſt.

Die längſt vorbereitete Abreiſe der Männer unterblieb, weil jenes auswärtige Geſchäft des Majors ſich verzögerte: wie erwünſcht für Eduard! Nun durch Ottiliens Blatt auf's neue angeregt, durch ihre troſtvollen hoffnunggebenden Worte wieder ermuthigt und zu ſtandhaftem Ausharren berechtigt, erklärte er auf einmal: er werde ſich nicht entfernen. Wie thöricht! rief er aus, das Unentbehrlichſte, Nothwendigſte vorſätzlich, voreilig wegzuwerfen, das, wenn uns auch der Verluſt bedroht, vielleicht noch zu erhalten wäre. Und was ſoll es heißen? Doch nur, daß der Menſch ja ſcheine, wollen, wählen zu können. So habe ich oft, beherrſcht von ſolchem albernen Dünkel, Stunden ja Tage zu früh mich von Freunden losgeriſſen, um nur nicht von dem letzten unausweislichen Termin entſchieden gezwungen zu werden. Dießmal aber will ich bleiben. Warum ſoll ich mich entfernen? Iſt ſie nicht ſchon von mir entfernt? Es fällt mir nicht ein, ihre Hand zu faſſen, ſie an mein Herz zu drücken; ſogar darf ich es nicht denken, es ſchaudert mir. Sie

hat sich nicht von mir weg, sie hat sich über mich weggehoben.

Und so blieb er, wie er wollte, wie er mußte. Aber auch dem Behagen glich nichts, wenn er sich mit ihr zusammenfand. Und so war auch ihr dieselbe Empfindung geblieben; auch sie konnte sich dieser seligen Nothwendigkeit nicht entziehen. Nach wie vor übten sie eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft gegen einander aus. Sie wohnten unter Einem Dache; aber selbst ohne gerade an einander zu denken, mit andern Dingen beschäftigt, von der Gesellschaft hin und her gezogen, näherten sie sich einander. Fanden sie sich in Einem Saale, so dauerte es nicht lange und sie standen, sie saßen neben einander. Nur die nächste Nähe konnte sie beruhigen, aber auch völlig beruhigen, und diese Nähe war genug; nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Gebärde, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zusammenseyns. Dann waren es nicht zwey Menschen, es war nur Ein Mensch im bewußtlosen vollkommnen Behagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt. Ja, hätte man eins von beiden am letzten Ende der Wohnung festgehalten, das andere hätte sich nach und nach von selbst, ohne Versatz zu ihm hinbewegt. Das Leben war ihnen ein Räthsel, dessen Auflösung sie nur mit einander fanden.

Ottilie war durchaus heiter und gelassen, so daß

man sich über sie völlig beruhigen konnte. Sie entfernte sich wenig aus der Gesellschaft, nur hatte sie es erlangt, allein zu speisen. Niemand als Nanny bediente sie.

Was einem jeden Menschen gewöhnlich begegnet, wiederholt sich mehr als man glaubt, weil seine Natur hiezu die nächste Bestimmung gibt. Charakter, Individualität, Neigung, Richtung, Oertlichkeit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zusammen ein Ganzes, in welchem jeder Mensch, wie in einem Elemente, in einer Atmosphäre, schwimmt, worin es ihm allein bequem und behaglich ist. Und so finden wir die Menschen, über deren Veränderlichkeit so viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unserm Erstaunen unverändert, und nach äußern und innern unendlichen Anregungen unveränderlich.

So bewegte sich auch in dem täglichen Zusammenleben unserer Freunde fast alles wieder in dem alten Gleise. Noch immer äußerte Ottilie stillschweigend durch manche Gefälligkeit ihr zuvorkommendes Wesen; und so jedes nach seiner Art. Auf diese Weise zeigte sich der häusliche Cirkel als ein Scheinbild des vorigen Lebens, und der Wahn, als ob noch alles beim Alten sey, war verzeihlich.

Die herbstlichen Tage, an Länge jenen Frühlingstagen gleich, riefen die Gesellschaft um eben die Stunde aus dem Freien in's Haus zurück. Der Schmuck an

Früchten und Blumen, der dieser Zeit eigen ist, ließ glauben als wenn es der Herbst jenes ersten Frühlings wäre: die Zwischenzeit war in's Vergessen gefallen. Denn nun blühten die Blumen, dergleichen man in jenen ersten Tagen auch gesäet hatte; nun reiften Früchte an den Bäumen, die man damals blühen gesehen.

Der Major ging ab und zu; auch Mittler ließ sich öfter sehen. Die Abendübungen waren meistens regelmäßig. Eduard las gewöhnlich; lebhafter, gefühlvoller, besser, ja sogar heiterer, wenn man will, als jemals. Es war als wenn er, so gut durch Fröhlichkeit als durch Gefühl, Ottiliens Erstarren wieder beleben, ihr Schweigen wieder auflösen wollte. Er setzte sich wie vormals, daß sie ihm ins Buch sehen konnte, ja er ward unruhig, zerstreut, wenn sie nicht hineinsah, wenn er nicht gewiß war, daß sie seinen Worten mit ihren Augen folgte.

Jedes unerfreuliche unbequeme Gefühl der mittleren Zeit war ausgelöscht. Keines trug mehr dem andern etwas nach; jede Art von Bitterkeit war verschwunden. Der Major begleitete mit der Violine das Clavierspiel Charlottens, so wie Eduards Flöte mit Ottiliens Behandlung des Saiteninstruments wieder wie vormals zusammentraf. So rückte man dem Geburtstage Eduards näher, dessen Fest man vor einem Jahre nicht erreicht hatte. Er sollte ohne Festlichkeit in stillem freundlichem Behagen dießmal gefeiert werden.

den. So war man, halb ſtillſchweigend halb ausdrücklich, mit einander übereingekommen. Doch je näher dieſe Epoche heranrückte, vermehrte ſich das Feverliche in Ottiliens Weſen, das man bisher mehr empfunden als bemerkt hatte. Sie ſchien im Garten oft die Blumen zu muſtern; ſie hatte dem Gärtner angedeutet, die Sommergewächſe aller Art zu ſchonen, und ſich beſonders bei den Aſtern aufgehalten, die gerade dieſes Jahr in unmäßiger Menge blühten.

Achtzehntes Capitel.

Das Bedeutendste jedoch was die Freunde mit stiller Aufmerksamkeit beobachteten, war, daß Ottilie den Koffer zum erstenmal ausgepackt und daraus Verschiedenes gewählt und abgeschnitten hatte, was zu einem einzigen aber ganzen und vollen Anzug hinreichte. Als sie das Uebrige mit Beihülfe Nannys wieder einpacken wollte, konnte sie kaum damit zu Stande kommen; der Raum war übervoll, obgleich schon ein Theil herausgenommen war. Das junge habgierige Mädchen konnte sich nicht satt sehen, besonders da sie auch für alle kleineren Stücke des Anzugs gesorgt fand. Schuhe, Strümpfe, Strumpfbänder mit Devisen, Handschuhe und so manches andere war noch übrig. Sie bat Ottilien, ihr nur etwas davon zu schenken. Diese verweigerte es; zog aber sogleich die Schublade einer Commode heraus und ließ das Kind wählen, das hastig und ungeschickt zugriff und mit der Beute gleich davon lief, um den übrigen Hausgenossen ihr Glück zu verkünden und vorzuzeigen.

Zuletzt gelang es Ottilien alles sorgfältig wieder einzuschichten; sie öffnete hierauf ein verborgenes Fach

das im Deckel angebracht war. Dort hatte sie kleine Zettelchen und Briefe Eduards, mancherlei aufgetrocknete Blumenerinnerungen früherer Spaziergänge, eine Locke ihres Geliebten, und was sonst noch verborgen. Noch Eins fügte sie hinzu — es war das Porträt ihres Vaters — und verschloß das Ganze, woran sie den zarten Schlüssel an dem goldnen Kettchen wieder um den Hals an ihre Brust hing.

Mancherlei Hoffnungen waren indeß in dem Herzen der Freunde rege geworden. Charlotte war überzeugt, Ottilie werde auf jenen Tag wieder zu sprechen anfangen: denn sie hatte bisher eine heimliche Geschäftigkeit bewiesen, eine Art von heiterer Selbstzufriedenheit, ein Lächeln wie es demjenigen auf dem Gesichte schwebt, der Geliebten etwas Gutes und Erfreuliches verbirgt. Niemand wußte, daß Ottilie gar manche Stunde in großer Schwachheit hinbrachte, aus der sie sich nur für die Zeiten, wo sie erschien, durch Geisteskraft emporhielt.

Mittler hatte sich diese Zeit öfter sehen lassen und war länger geblieben als sonst gewöhnlich. Der hartnäckige Mann wußte nur zu wohl, daß es einen gewissen Moment gibt, wo allein das Eisen zu schmieden ist. Ottiliens Schweigen so wie ihre Weigerung legte er zu seinen Gunsten aus. Es war bisher kein Schritt zu Scheidung der Gatten geschehen; er hoffte das Schicksal des guten Mädchens auf irgend eine andere

günstige Weise zu bestimmen; er horchte, er gab nach, er gab zu verstehen und führte sich nach seiner Weise klug genug auf.

Allein überwältigt war er stets sobald er Anlaß fand, sein Raisonnement über Materien zu äußern, denen er eine große Wichtigkeit beilegte. Er lebte viel in sich, und wenn er mit andern war, so verhielt er sich gewöhnlich nur handelnd gegen sie. Brach nun einmal unter Freunden seine Rede los, wie wir schon öfter gesehen haben, so rollte sie ohne Rücksicht fort, verletzte oder heilte, nutzte oder schadete, wie es sich gerade fügen mochte.

Den Abend vor Eduards Geburtstage saßen Charlotte und der Major, Eduarden der ausgeritten war, erwartend beisammen; Mittler ging im Zimmer auf und ab; Ottilie war auf dem ihrigen geblieben, den morgenden Schmuck aus einander legend und ihrem Mädchen manches andeutend, welches sie vollkommen verstand und die stummen Anordnungen geschickt befolgte.

Mittler war gerade auf eine seiner Lieblingsmaterien gekommen. Er pflegte gern zu behaupten, daß sowohl bei der Erziehung der Kinder als bei der Leitung der Völker nichts ungeschickter und barbarischer sey als Verbote, als verbietende Gesetze und Anordnungen. Der Mensch ist von Hause aus thätig, sagte er, und wenn man ihm zu gebieten versteht, so führt

er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für meine Perſon, mag lieber in meinem Kreiſe Fehler und Gebrechen ſo lange dulden, bis ich die entgegengeſetzte Tugend gebieten kann, als daß ich den Fehler los würde und nichts Rechtes an ſeiner Stelle ſähe. Der Menſch thut recht gern das Gute, das Zweckmäßige, wenn er nur dazu kommen kann; er thut es, damit er was zu thun hat, und ſinnt darüber nicht weiter nach, als über alberne Streiche, die er aus Müßiggang und langer Weile vornimmt.

Wie verdrießlich iſt mir's oft, mit anzuhören, wie man die Zehngebote in der Kinderlehre wiederholen läßt. Das vierte iſt noch ein ganz hübſches vernünftiges gebietendes Gebot: Du ſollſt Vater und Mutter ehren. Wenn ſich das die Kinder recht in den Sinn ſchreiben, ſo haben ſie den ganzen Tag daran auszuüben. Nun aber das fünfte, was ſoll man dazu ſagen? Du ſollſt nicht tödten. Als wenn irgend ein Menſch im mindeſten Luſt hätte den andern todt zu ſchlagen! Man haßt einen, man erzürnt ſich, man übereilt ſich und in Gefolg von dem und manchem andern kann es wohl kommen, daß man gelegentlich einen todt ſchlägt. Aber iſt es nicht eine barbariſche Anſtalt, den Kindern Mord und Todtſchlag zu verbieten? Wenn es hieße: ſorge für des Andern Leben, entferne was ihm ſchädlich ſeyn kann, rette ihn mit deiner eigenen Gefahr; wenn du ihn beſchädigſt, denke

daß du dich selbst beschädigst: das sind Gebote wie sie unter gebildeten vernünftigen Völkern Statt haben, und die man bei der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem Wasistdas nachschleppt.

Und nun gar das sechste, das finde ich ganz abscheulich! Was? die Neugierde vorahnender Kinder auf gefährliche Mysterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorstellungen aufregen, die gerade das was man entfernen will, mit Gewalt heranbringen! Weit besser wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht willkürlich bestraft würde, als daß man vor Kirch' und Gemeinde davon plappern läßt.

In dem Augenblick trat Ottilie herein — Du sollst nicht ehebrechen, fuhr Mittler fort: Wie grob, wie unanständig! Klänge es nicht ganz anders wenn es hieße: Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo du Gatten siehst die sich lieben, sollst du dich darüber freuen und Theil daran nehmen wie an dem Glück eines heitern Tages. Sollte sich irgend in ihrem Verhältniß etwas trüben, so sollst du suchen es aufzuklären: du sollst suchen sie zu begütigen, sie zu besänftigen, ihnen ihre wechselseitigen Vortheile deutlich zu machen, und mit schöner Uneigennützigkeit das Wohl der andern fördern, indem du ihnen fühlbar machst was für ein Glück aus jeder Pflicht und besonders aus dieser entspringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet.

Charlotte saß wie auf Kohlen, und der Zustand war ihr um so ängstlicher als sie überzeugt war, daß Mittler nicht wußte was und wo er's sagte, und ehe sie ihn noch unterbrechen konnte, sah sie schon Ottilien, deren Gestalt sich verwandelt hatte, aus dem Zimmer gehen.

Sie erlassen uns wohl das siebente Gebot, sagte Charlotte mit erzwungenem Lächeln. Alle die übrigen, versetzte Mittler, wenn ich nur das rette, worauf die andern beruhen.

Mit entsetzlichem Schrei hereinstürzend rief Nanny: Sie stirbt! Das Fräulein stirbt! Kommen Sie! Kommen Sie!

Als Ottilie nach ihrem Zimmer schwankend zurückgekommen war, lag der morgende Schmuck auf mehreren Stühlen völlig ausgebreitet, und das Mädchen, das betrachtend und bewundernd daran hin und berging, rief jubelnd aus: Sehen Sie nur, liebstes Fräulein, das ist ein Brautschmuck ganz Ihrer werth!

Ottilie vernahm diese Worte und sank auf den Sopha. Nanny sieht ihre Herrin erblassen, erstarren: sie läuft zu Charlotten; man kommt. Der ärztliche Hausfreund eilt herbei; es scheint ihm nur eine Erschöpfung. Er läßt etwas Kraftbrühe bringen; Ottilie weist sie mit Abscheu weg, ja sie fällt fast in Zuckungen als man die Tasse dem Munde nähert. Er fragt mit Ernst und Hast, wie es ihm der Umstand eingab:

was Ottilie heute genossen habe? Das Mädchen stockt; er wiederholt seine Frage, das Mädchen bekennt, Ottilie habe nichts genossen.

Nanny erscheint ihm ängstlicher als billig. Er reißt sie in ein Nebenzimmer, Charlotte folgt, das Mädchen wirft sich auf die Knie, sie gesteht, daß Ottilie schon lange so gut wie nichts genieße. Auf Andringen Ottiliens habe sie die Speisen an ihrer Statt genossen; verschwiegen habe sie es wegen bittender und drohender Gebärden ihrer Gebieterin, und auch, setzte sie unschuldig hinzu: weil es ihr gar so gut geschmeckt.

Der Major und Mittler kamen heran, sie fanden Charlotten thätig in Gesellschaft des Arztes. Das bleiche himmlische Kind saß, sich selbst bewußt wie es schien, in der Ecke des Sopha's. Man bittet sie sich niederzulegen; sie verweigert's, winkt aber daß man das Köfferchen herbeibringe. Sie setzt ihre Füße darauf und findet sich in einer halb liegenden bequemen Stellung. Sie scheint Abschied nehmen zu wollen, ihre Gebärden drücken den Umstehenden die zarteste Anhänglichkeit aus, Liebe, Dankbarkeit, Abbitte und das herzlichste Lebewohl.

Eduard der vom Pferde steigt, vernimmt den Zustand, er stürzt in das Zimmer, er wirft sich an ihre Seite nieder, faßt ihre Hand und überschwemmt sie mit stummen Thränen. So bleibt er lange. Endlich ruft er aus: Soll ich deine Stimme nicht wieder hören? wirst du

nicht mit einem Wort für mich ins Leben zurückkehren? Gut, gut! ich folge dir hinüber: da werden wir mit andern Sprachen reden!

Sie drückt ihm kräftig die Hand, sie blickt ihn lebevoll und liebevoll an, und nach einem tiefen Athemzug, nach einer himmlischen, stummen Bewegung der Lippen: Versprich mir zu leben! ruft sie aus, mit holder zärtlicher Anstrengung, doch gleich sinkt sie zurück. Ich versprech' es! rief er ihr entgegen, doch er rief es ihr nur nach; sie war schon abgeschieden.

Nach einer thränenvollen Nacht fiel die Sorge, die geliebten Reste zu bestatten, Charlotten anheim. Der Major und Mittler standen ihr bei. Eduards Zustand war zu bejammern. Wie er sich aus seiner Verzweiflung nur hervorheben und einigermaßen besinnen konnte, bestand er darauf: Ottilie sollte nicht aus dem Schlosse gebracht, sie sollte gewartet, gepflegt, als eine Lebende behandelt werden; denn sie sey nicht todt, sie könne nicht todt seyn. Man that ihm seinen Willen, insofern man wenigstens das unterließ was er verboten hatte. Er verlangte nicht sie zu sehen.

Noch ein anderer Schreck ergriff, noch eine andere Sorge beschäftigte die Freunde. Nanny von dem Arzt heftig gescholten, durch Drohungen zum Bekenntniß genöthigt, und nach dem Bekenntniß mit Vorwürfen überhäuft, war entflohen. Nach langem Suchen fand man sie wieder, sie schien außer sich zu seyn. Ihre

Eltern nahmen sie zu sich. Die beste Begegnung schien nicht anzuschlagen, man mußte sie einsperren, weil sie wieder zu entfliehen drohte.

Stufenweise gelang es, Eduarden der heftigsten Verzweiflung zu entreißen, aber nur zu seinem Unglück: denn es ward ihm deutlich, es ward ihm gewiß, daß er das Glück seines Lebens für immer verloren habe. Man wagte es ihm vorzustellen, daß Ottilie in jener Capelle beigesetzt, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer freundlichen stillen Wohnung nicht entbehren würde. Es fiel schwer seine Einwilligung zu erhalten, und nur unter der Bedingung, daß sie im offenen Sarge hinausgetragen, und in dem Gewölbe allenfalls nur mit einem Glasdeckel zugedeckt und eine immerbrennende Lampe gestiftet werden sollte, ließ er sich's zuletzt gefallen und schien sich in alles ergeben zu haben.

Man kleidete den holden Körper in jenen Schmuck den sie sich selbst vorbereitet hatte; man setzte ihr einen Kranz von Asterblumen auf das Haupt, die wie traurige Gestirne ahnungsvoll glänzten. Die Bahre, die Kirche, die Capelle zu schmücken, wurden alle Gärten ihres Schmucks beraubt. Sie lagen verödet als wenn bereits der Winter alle Freude aus den Beeten weggetilgt hätte. Beim frühsten Morgen wurde sie im offnen Sarge aus dem Schloß getragen und die aufgehende Sonne röthete nochmals das himmlische Gesicht. Die Begleitenden drängten sich um die Träger, niemand

wollte vorausgehn, niemand folgen, jederman sie umgeben, jederman noch zum letztenmale ihre Gegenwart genießen. Knaben, Männer und Frauen, keins blieb ungerührt. Untröstlich waren die Mädchen, die ihren Verlust am unmittelbarsten empfanden.

Nanny fehlte. Man hatte sie zurückgehalten oder vielmehr man hatte ihr den Tag und die Stunde des Begräbnisses verheimlicht. Man bewachte sie bei ihren Eltern in einer Kammer, die nach dem Garten ging. Als sie aber die Glocken läuten hörte, ward sie nur allzubald inne was vorging, und da ihre Wächterin, aus Neugierde den Zug zu sehen, sie verließ, entkam sie zum Fenster hinaus auf einen Gang und von da, weil sie alle Thüren verschlossen fand, auf den Oberboden.

Eben schwankte der Zug den reinlichen mit Blättern bestreuten Weg durch's Dorf hin. Nanny sah ihre Gebieterin deutlich unter sich, deutlicher, vollständiger, schöner als alle die dem Zuge folgten. Ueberirdisch, wie auf Wolken oder Wogen getragen, schien sie ihrer Dienerin zu winken, und diese verwerren schwankend taumelnd stürzte hinab.

Auseinander fuhr die Menge mit einem entsetzlichen Schrei nach allen Seiten. Vom Drängen und Getümmel waren die Träger genöthigt die Bahre niederzusetzen. Das Kind lag ganz nahe daran; es schien an allen Gliedern zerschmettert. Man hob es auf; und zufällig oder aus besonderer Fügung lehnte man es über die Leiche, ja es

schien selbst noch mit dem letzten Lebensrest seine geliebte Herrin erreichen zu wollen. Kaum aber hatten ihre schlotternden Glieder Ottiliens Gewand, ihre kraftlosen Finger Ottiliens gefaltete Hände berührt, als das Mädchen aufsprang, Arme und Augen zuerst gen Himmel erhob, dann auf die Knie vor dem Sarge niederstürzte und andächtig entzückt zu der Herrin hinaufstaunte.

Endlich sprang sie wie begeistert auf und rief mit heiliger Freude: Ja, sie hat mir vergeben! Was mir kein Mensch, was ich mir selbst nicht vergeben konnte, vergibt mir Gott durch ihren Blick, ihre Gebärde, ihren Mund. Nun ruht sie wieder so still und sanft: aber Ihr habt gesehen wie sie sich aufrichtete und mit entfalteten Händen mich segnete, wie sie mich freundlich anblickte! Ihr habt es alle gehört, Ihr seyd Zeugen, daß sie zu mir sagte: Dir ist vergeben! — Ich bin nun keine Mörderin mehr unter Euch; sie hat mir verziehen. Gott hat mir verziehen, und niemand kann mir mehr etwas anhaben.

Umbergedrängt stand die Menge; sie waren erstaunt, sie horchten und sahen hin und wieder, und kaum wußte jemand was er beginnen sollte. Tragt sie nun zur Ruhe! sagte das Mädchen: sie hat das Ihrige gethan und gelitten, und kann nicht mehr unter uns wohnen. Die Bahre bewegte sich weiter. Nanny folgte zuerst und man gelangte zur Kirche, zur Capelle.

So stand nun der Sarg Ottiliens, zu ihren Häupten der Sarg des Kindes, zu ihren Füßen das Köfferchen, in ein starkes eichenes Behältniß eingeschlossen. Man hatte für eine Wächterin gesorgt, welche in der ersten Zeit des Leichnams wahrnehmen sollte, der unter sein.: Glasdecke gar liebenswürdig dalag. Aber Nanny wollte sich dieses Amt nicht nehmen lassen; sie wollte allein, ohne Gesellin bleiben und der zum erstenmal angezündeten Lampe fleißig warten. Sie verlangte dieß so eifrig und hartnäckig, daß man ihr nachgab, um ein größeres Gemüthsübel das sich befürchten ließ, zu verhüten.

Aber sie blieb nicht lange allein: denn gleich mit sinkender Nacht, als das schwebende Licht sein volles Recht ausübend einen helleren Schein verbreitete, öffnete sich die Thüre und es trat der Architekt in die Capelle, deren fromm verzierte Wände, bei so mildem Schimmer, alterthümlicher und ahnungsvoller, als er je hätte glauben können, ihm entgegen drangen.

Nanny saß an der einen Seite des Sarges. Sie erkannte ihn gleich; aber schweigend deutete sie auf die verblichene Herrin. Und so stand er auf der andern Seite, in jugendlicher Kraft und Anmuth, auf sich selbst zurückgewiesen, starr, in sich gekehrt, mit niedergesenkten Armen, gefalteten, mitleidig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entseelten hingeneigt.

Schon einmal hatte er so vor Belisar gestanden. Unwillkürlich gerieth er jetzt in die gleiche Stellung;

und wie natürlich war sie auch dießmal! Auch hier war etwas unschätzbar Würdiges von seiner Höhe herabgestürzt: und wenn dort Tapferkeit, Klugheit, Macht, Rang und Vermögen in einem Manne als unwiederbringlich verloren bedauert wurden; wenn Eigenschaften, die der Nation, dem Fürsten, in entscheidenden M m n ten unentbehrlich sind, nicht geschätzt, vielmehr verworfen und ausgestoßen worden, so waren hier so viel andere stille Tugenden, von der Natur erst kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgültige Hand schnell wieder ausgetilgt: seltene, schöne, liebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit wonnevollem Genügen umfängt und mit sehnsüchtiger Trauer vermißt.

Der Jüngling schwieg, auch das Mädchen eine Zeit lang, als sie ihm aber die Thränen häufig aus dem Auge quellen sah, als er sich im Schmerz ganz aufzulösen schien, sprach sie mit so viel Wahrheit und Kraft, mit so viel Wohlwollen und Sicherheit ihm zu, daß er über den Fluß ihrer Rede erstaunt, sich zu fassen vermochte, und seine schöne Freundin ihm in einer höhern Region lebend und wirkend vorschwebte. Seine Thränen trockneten, seine Schmerzen linderten sich, kniend nahm er von Ottilien, mit einem herzlichen Händedruck von Nanny Abschied, und noch in der Nacht ritt er vom Orte weg ohne weiter jemand gesehen zu haben.

Der Wundarzt war die Nacht über, ohne des Mädchens

chens Wiſſen, in der Kirche geblieben, und fand, als er ſie des Morgens beſuchte, ſie heiter und getroſten Muthes. Er war auf mancherlei Verirrungen gefaßt; er dachte ſchon, ſie werde ihm von nächtlichen Unterredungen mit Ottilien und von andern ſolchen Erſcheinungen ſprechen, aber ſie war natürlich, ruhig und ſich völlig ſelbſtbewußt. Sie erinnerte ſich vollkommen aller früheren Zeiten, aller Zuſtände mit großer Genauigkeit, und nichts in ihren Reden ſchritt aus dem Gange des Wahren und Wirklichen heraus, als nur die Begebenheit beim Leichenbegängniß, die ſie mit Freudigkeit oft wiederholte: wie Ottilie ſich aufgerichtet, ſie geſegnet, ihr verziehen, und ſie dadurch für immer beruhigt habe.

Der fortdauernd ſchöne, mehr ſchlaf- als todtenähnliche Zuſtand Ottiliens zog mehrere Menſchen herbei. Die Bewohner und Anwohner wollten ſie noch ſehen, und jeder mochte gern aus Nanny's Munde das Unglaubliche hören; manche um darüber zu ſpotten, die meiſten um daran zu zweifeln und wenige um ſich glaubend dagegen zu verhalten.

Jedes Bedürfniß deſſen wirkliche Befriedigung verſagt iſt, nöthigt zum Glauben. Die vor den Augen aller Welt zerſchmetterte Nanny war durch Berührung des frommen Körpers wieder geſund geworden: warum ſollte nicht auch ein ähnliches Glück hier andern bereitet werden? Zärtliche Mütter brachten zuerſt heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Uebel behaftet waren, und

sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren. Das Zutrauen vermehrte sich, und zuletzt war niemand so alt und so schwach, der sich nicht an dieser Stelle eine Erquickung und Erleichterung gesucht hätte. Der Zudrang wuchs und man sah sich genöthigt die Capelle, ja, außer den Stunden des Gottesdienstes, die Kirche zu verschließen.

Eduard wagte sich nicht wieder zu der Abgeschiedenen. Er lebte nur vor sich hin, er schien keine Thräne mehr zu haben, keines Schmerzes weiter fähig zu seyn. Seine Theilnahme an der Unterhaltung, sein Genuß von Speis' und Trank vermindert sich mit jedem Tage. Nur noch einige Erquickung scheint er aus dem Glase zu schlürfen, das ihm freilich kein wahrhafter Prophet gewesen. Er betrachtet noch immer gern die verschlungenen Namenszüge und sein ernstheiterer Blick dabei scheint anzudeuten, daß er auch jetzt noch auf eine Vereinigung hoffe. Und wie den Glücklichen jeder Nebenumstand zu begünstigen, jedes Ungefähr mit emporzuheben scheint, so mögen sich auch gern die kleinsten Vorfälle zur Kränkung, zum Verderben des Unglücklichen vereinigen. Denn eines Tages, als Eduard das geliebte Glas zum Munde brachte, entfernte er es mit Entsetzen wieder: es war dasselbe und nicht dasselbe; er vermißt ein kleines Kennzeichen. Man dringt in den Kammerdiener und dieser muß gestehen: das ächte Glas sey unlängst zerbrochen, und ein gleiches, auch aus Eduards

Jugendzeit, untergeſchoben worden. Eduard kann nicht zürnen, ſein Schickſal iſt ausgeſprochen durch die That: wie ſoll ihn das Gleichniß rühren? Aber doch drückt es ihn tief. Der Trank ſcheint ihm von nun an zu widerſtehen; er ſcheint ſich mit Verſatz der Speiſe, des Geſprächs zu enthalten.

Aber von Zeit zu Zeit überfällt ihn eine Unruhe. Er verlangt wieder etwas zu genießen, er fängt wieder an zu ſprechen. Ach! ſagte er einmal zu dem Major, der ihm wenig von der Seite kam: was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Beſtreben nur immer eine Nachahmung, ein falſches Bemühen bleibt! Was ihr Seligkeit geweſen, wird mir Pein; und doch, um dieſer Seligkeit willen, bin ich genöthigt dieſe Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach, auf dieſem Wege nach: aber meine Natur hält mich zurück und mein Verſprechen. Es iſt eine ſchreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wohl, Beſter, es gehört Genie zu allem, auch zum Märtyrerthum.

Was ſollen wir, bei dieſem hoffnungsloſen Zuſtande, der ehegattlichen, freundſchaftlichen, ärztlichen Bemühungen gedenken, in welchen ſich Eduards Angehörige eine Zeit lang hin und herwogten. Endlich fand man ihn todt. Mittler machte zuerſt dieſe traurige Entdeckung. Er berief den Arzt und beobachtete, nach ſeiner gewöhnlichen Faſſung, genau die Umſtände in denen man den Verblichenen angetroffen hatte. Charlotte

ſtürzte herbei: ein Verdacht des Selbſtmordes regte ſich in ihr; ſie wollte ſich, ſie wollte die andern einer unverzeihlichen Unvorſichtigkeit anklagen. Doch der Arzt aus natürlichen, und Mittler aus ſittlichen Gründen, wußten ſie bald vom Gegentheil zu überzeugen. Ganz deutlich war Eduard von ſeinem Ende überraſcht worden. Er hatte, was er bisher ſorgfältig zu verbergen pflegte, das ihm von Ottilien übrig gebliebene, in einem ſtillen Augenblick, vor ſich aus einem Käſtchen, aus einer Brieftaſche ausgebreitet: eine Locke, Blumen in glücklicher Stunde gepflückt, alle Blättchen die ſie ihm geſchrieben, von jenem erſten an das ihm ſeine Gattin ſo zufällig ahnungsreich übergeben hatte. Das alles konnte er nicht einer ungefähren Entdeckung mit Willen Preis geben. Und ſo lag denn auch dieſes vor Kurzem zu unendlicher Bewegung aufgeregte Herz in unſtörbarer Ruhe; und wie er in Gedanken an die Heilige eingeſchlafen war, ſo konnte man wohl ihn ſelig nennen. Charlotte gab ihm ſeinen Platz neben Ottilien und verordnete, daß niemand weiter in dieſem Gewölbe beigeſetzt werde. Unter dieſer Bedingung machte ſie für Kirche und Schule, für den Geiſtlichen und den Schullehrer anſehnliche Stiftungen.

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede ſchwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder ſchauen vom Gewölbe auf ſie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es ſeyn, wenn ſie dereinſt wieder zuſammen erwachen.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Achtzehnter Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

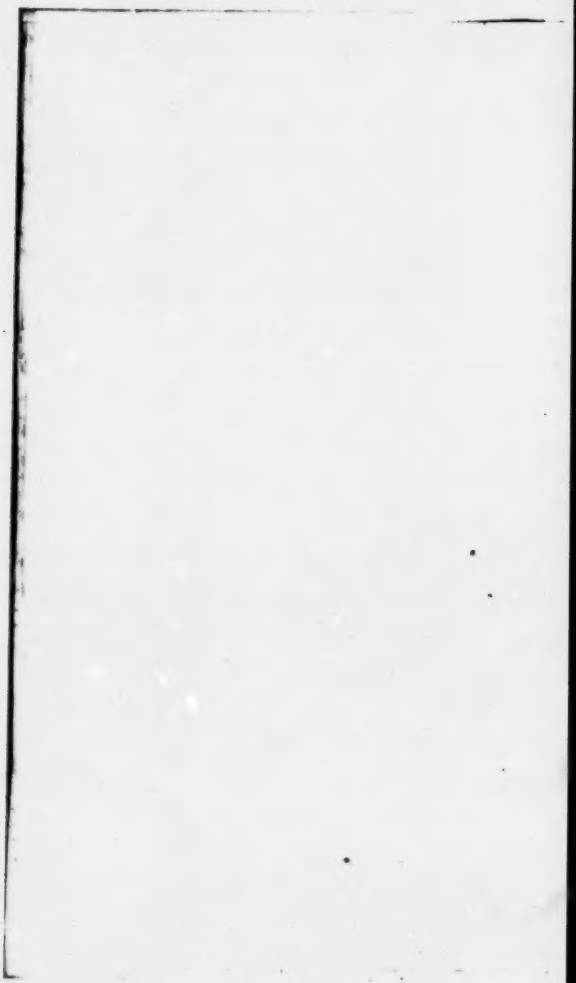

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Erstes Buch.

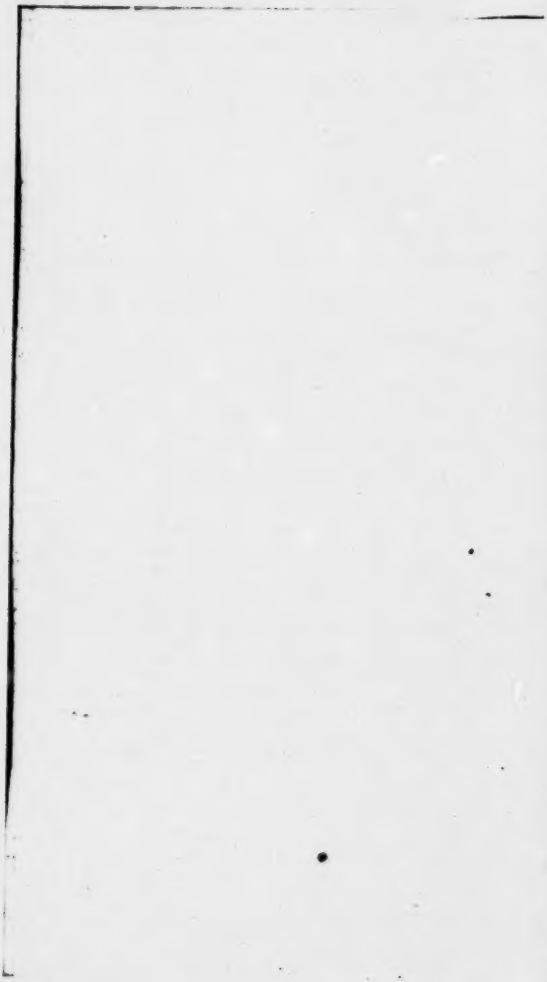

Erstes Capitel.

Das Schauspiel dauerte sehr lange. Die alte Barbara trat einigemal an's Fenster und horchte, ob die Kutschen nicht rasseln wollten. Sie erwartete Marianen, ihre schöne Gebieterin, die heute im Nachspiele als junger Officier gekleidet das Publicum entzückte, mit grösserer Ungeduld als sonst, wenn sie ihr nur ein mässiges Abendessen vorzusetzen hatte; dießmal sollte sie mit einem Packet überrascht werden, das Norberg, ein junger reicher Kaufmann, mit der Post geschickt hatte, um zu zeigen daß er auch in der Entfernung seiner Geliebten gedenke.

Barbara war als alte Dienerin, Vertraute, Rathgeberin, Unterhändlerin und Haushälterin, in Besitz des Rechtes, die Siegel zu erbrechen, und auch diesen Abend konnte sie ihrer Neugierde um so weniger widerstehen, als ihr die Gunst des freigebigen Liebhabers mehr als selbst Marianen am Herzen lag. Zu ihrer grössten Freude hatte sie in dem Packet ein feines Stück Nesseltuch und die neuesten Bänder für Marianen, für sich aber ein Stück Cattun, Halstücher und ein Röllchen Geld gefunden. Mit welcher Neigung, welcher Dankbarkeit erinnerte sie sich des abwesenden Norbergs!

wie lebhaft nahm sie sich vor, auch bei Marianen seiner im besten zu gedenken, sie zu erinnern, was sie ihm schuldig sey und was er von ihrer Treue hoffen und erwarten müsse.

Das Nesseltuch, durch die Farbe der halbaufgerollten Bänder belebt, lag wie ein Christgeschenk auf dem Tischchen; die Stellung der Lichter erhöhte den Glanz der Gabe, alles war in Ordnung, als die Alte den Tritt Marianens auf der Treppe vernahm und ihr entgegen eilte. Aber wie sehr verwundert trat sie zurück, als das weibliche Officierchen, ohne auf die Liebkosungen zu achten, sich an ihr vorbei drängte, mit ungewöhnlicher Hast und Bewegung in das Zimmer trat, Federhut und Degen auf den Tisch warf, unruhig auf und nieder ging und den feyerlich angezündeten Lichtern keinen Blick gönnte.

Was hast du, Liebchen? rief die Alte verwundert aus. Um's Himmels willen, Töchterchen, was gibt's? Sieh hier diese Geschenke! Von wem können sie seyn, als von deinem zärtlichsten Freunde? Norberg schickt dir das Stück Mousselin zum Nachtkleide; bald ist er selbst da; er scheint mir eifriger und freigebiger als jemals.

Die Alte kehrte sich um, und wollte die Gaben, womit er auch *sie* bedacht, verweisen, als Mariane, sich von den Geschenken wegwendend, mit Leidenschaft ausrief: Fort! Fort! heute will ich nichts von allem die-

sem hören; ich habe dir gehorcht, du hast es gewollt, es sey so! Wenn Norberg zurückkehrt, bin ich wieder sein, bin ich dein, mache mit mir, was du willst, aber bis dahin will ich mein seyn, und hättest du tausend Zungen, du solltest mir meinen Vorsatz nicht ausreden. Dieses ganze Mein will ich dem geben, der mich liebt und den ich liebe. Keine Gesichter! Ich will mich dieser Leidenschaft überlassen, als wenn sie ewig dauern sollte.

Der Alten fehlte es nicht an Gegenvorstellungen und Gründen; doch da sie in fernerem Wortwechsel heftig und bitter ward, sprang Mariane auf sie los und faßte sie bei der Brust. Die Alte lachte überlaut. Ich werde sorgen müssen, rief sie aus, daß sie wieder bald in lange Kleider kommt, wenn ich meines Lebens sicher seyn will. Fort, zieht euch aus! Ich hoffe das Mädchen wird mir abbitten, was mir der flüchtige Junker Leids zugefügt hat; herunter mit dem Rock und immer so fort alles herunter! es ist eine unbequeme Tracht, und für euch gefährlich, wie ich merke. Die Achselbänder begeistern euch.

Die Alte hatte Hand an sie gelegt, Mariane riß sich los. Nicht so geschwind! rief sie aus: ich habe noch heute Besuch zu erwarten.

Das ist nicht gut, versetzte die Alte. Doch nicht den jungen, zärtlichen, unbefiederten Kaufmannssohn? Eben den, versetzte Mariane.

Es scheint, als wenn die Großmuth eure herrschende Leidenschaft werden wollte, erwiederte die Alte spottend;

ihr nehmt euch der Unmündigen, der Unvermögenden mit großem Eifer an. Es muß reizend seyn, als uneigennützige Geberin angebetet zu werden. —

Spotte, wie du willst. Ich lieb' ihn! ich lieb' ihn! mit welchem Entzücken sprech' ich zum erstenmal diese Worte aus! Das ist diese Leidenschaft, die ich so oft vorgestellt habe, von der ich keinen Begriff hatte. Ja, ich will mich ihm um den Hals werfen! ich will ihn fassen, als wenn ich ihn ewig halten wollte. Ich will ihm meine ganze Liebe zeigen, seine Liebe in ihrem ganzen Umfang genießen. —

Mäßigt euch, sagte die Alte gelassen: mäßigt euch! Ich muß eure Freude durch Ein Wort unterbrechen: Norberg kommt! in vierzehn Tagen kommt er! Hier ist sein Brief, der die Geschenke begleiten hat. —

Und wenn mir die Morgensonne meinen Freund rauben sollte, will ich mir's verbergen. Vierzehn Tage! Welche Ewigkeit! In vierzehn Tagen, was kann da nicht vorfallen, was kann sich da nicht verändern!

Wilhelm trat hinein. Mit welcher Lebhaftigkeit flog sie ihm entgegen! mit welchem Entzücken umschlang er die rothe Uniform! drückte er das weiße Atlaßweschen an seine Brust! Wer wagte hier zu beschreiben, wem gezieme es, die Seligkeit zweier Liebenden auszusprechen! Die Alte ging murrend bei Seite, wir entfernen uns mit ihr und lassen die Glücklichen allein.

Zweytes Capitel.

Als Wilhelm seine Mutter des andern Morgens begrüßte, eröffnete sie ihm, daß der Vater sehr verdrießlich sey und ihm den täglichen Besuch des Schauspiels nächstens untersagen werde. Wenn ich gleich selbst, fuhr sie fort, manchmal gern in's Theater gehe, so möchte ich es doch oft verwünschen, da meine häusliche Ruhe durch deine unmäßige Leidenschaft zu diesem Vergnügen gestört wird. Der Vater wiederholt immer, wozu es nur nütze sey? Wie man seine Zeit so verderben könne? —

Ich habe es auch schon von ihm hören müssen, versetzte Wilhelm, und habe ihm vielleicht zu hastig geantwortet; aber um's Himmels willen, Mutter! ist denn alles unnütz, was uns nicht unmittelbar Geld in den Beutel bringt, was uns nicht den allernächsten Besitz verschafft? Hatten wir in dem alten Hause nicht Raum genug? und war es nöthig, ein neues zu bauen? Verwendet der Vater nicht jährlich einen ansehnlichen Theil seines Handelsgewinnes zur Verschönerung der Zimmer? Diese seidenen Tapeten, diese englischen Mobilien sind sie nicht auch unnütz? Könnten wir uns nicht mit ge-

baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhang verdeckt war. Erst fanden wir alle von ferne, und wie unsere Neugierde größer ward, um zu sehen was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an und gebot uns, in Geduld zu warten.

So saß nun alles und war still; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe, und zeigte eine hochroth gemahlte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Scene, in großer Verlegenheit über die Impertinenz des schwerlöthigen Kriegers, der ihn und die Seinigen herausgefordert hatte. Wie wohl ward es mir daher, als der zwerggestaltete Sohn Isai mit Schäferstab, Hirtentasche und Schleuder hervorhüpfte und sprach: Großmächtigster König und Herr Herr! es entfalle keinem der Muth um deßwillen; wenn Ihro Majestät mir erlauben wollen, so will ich hingehen und mit dem gewaltigen Riesen in den Streit treten. — Der erste Act war geendet und die Zuschauer höchst begierig zu sehen, was nun weiter vorgehen sollte; jedes wünschte, die Musik möchte nur bald aufhören. Endlich ging der Vorhang wieder in die Höhe. David weihte das Fleisch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Thie-

ren auf dem Felde; der Philister sprach Hohn, stampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausschlag. Wie dann nachher die Jungfrauen sangen: Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend! der Kopf des Riesen vor dem kleinen Ueberwinder hergetragen wurde, und er die schöne Königstochter zur Gemahlin erhielt, verdroß es mich doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz so zwergmäßig gebildet sey. Denn nach der Idee des großen Goliath und kleinen David hatte man nicht verfehlt, beide recht charakteristisch zu machen. Ich bitte Sie, wo sind die Puppen hingekommen? Ich habe versprechen, sie einem Freunde zu zeigen, dem ich viel Vergnügen machte, indem ich ihn neulich von diesem Kinderspiel unterhielt.

Es wundert mich nicht, daß du dich dieser Dinge so lebhaft erinnerst: denn du nahmst gleich den größten Antheil daran. Ich weiß, wie du mir das Büchlein entwendetest und das ganze Stück auswendig lerntest; ich wurde es erst gewahr, als du eines Abends dir einen Goliath und David von Wachs machtest, sie beide gegen einander pereziren ließest, dem Riesen endlich einen Stoß gabst und sein unförmliches Haupt auf einer großen Stecknadel mit wächsernem Griff dem kleinen David in die Hand liebtest. Ich hatte damals so eine herzliche mütterliche Freude über dein gutes Gedächtniß und deine pathetische Rede, daß ich mir sogleich vornahm, dir die

hölzerne Truppe nun selbst zu übergeben. Ich dachte damals nicht, daß es mir so manche verdrießliche Stunde machen sollte. —

Lassen Sie sich's nicht gereuen, versetzte Wilhelm: denn es haben uns diese Scherze manche vergnügte Stunde gemacht.

Und mit diesem erbat er sich die Schlüssel, eilte, fand die Puppen und war einen Augenblick in jene Zeiten versetzt, wo sie ihm noch belebt schienen, wo er sie durch die Lebhaftigkeit seiner Stimme, durch die Bewegung seiner Hände zu beleben glaubte. Er nahm sie mit auf seine Stube und verwahrte sie sorgfältig.

Drittes Capitel.

Wenn die erste Liebe, wie ich allgemein behaupten höre, das schönste ist, was ein Herz früher oder später empfinden kann, so müssen wir unsern Helden dreyfach glücklich preisen, daß ihm gegönnt ward, die Wonne dieser einzigen Augenblicke in ihrem ganzen Umfange zu genießen. Nur wenig Menschen werden so vorzüglich begünstigt, indeß die meisten von ihren frühern Empfindungen nur durch eine harte Schule geführt werden, in welcher sie, nach einem kümmerlichen Genuß, gezwungen sind, ihren besten Wünschen zu entsagen, und das, was ihnen als höchste Glückseligkeit vorschwebte, für immer entbehren zu lernen.

Auf den Flügeln der Einbildungskraft hatte sich Wilhelms Begierde zu dem reizenden Mädchen erhoben; nach einem kurzen Umgange hatte er ihre Neigungen gewonnen, er fand sich im Besitz einer Person, die er so sehr liebte, ja verehrte: denn sie war ihm zuerst in dem günstigen Lichte theatralischer Vorstellung erschienen, und seine Leidenschaft zur Bühne verband sich mit der ersten Liebe zu einem

weiblichen Geschöpfe. Seine Jugend ließ ihn reiche Freuden genießen, die von einer lebhaften Dichtung erhöht und erhalten wurden. Auch der Zustand seiner Geliebten gab ihrem Betragen eine Stimmung, welche seinen Empfindungen sehr zu Hülfe kam; die Furcht, ihr Geliebter möchte ihre übrigen Verhältnisse vor der Zeit entdecken, verbreitete über sie einen liebenswürdigen Anschein von Sorge und Scham, ihre Leidenschaft für ihn war lebhaft, selbst ihre Unruhe schien ihre Zärtlichkeit zu vermehren; sie war das lieblichste Geschöpf in seinen Armen.

Als er aus dem ersten Taumel der Freude erwachte, und auf sein Leben und seine Verhältnisse zurückblickte, erschien ihm alles neu, seine Pflichten heiliger, seine Liebhabereyen lebhafter, seine Kenntnisse deutlicher, seine Talente kräftiger, seine Vorsätze entschiedener. Es ward ihm daher leicht, eine Einrichtung zu treffen, um den Vorwürfen seines Vaters zu entgehen, seine Mutter zu beruhigen und Marianens Liebe ungestört zu genießen. Er verrichtete des Tags seine Geschäfte pünctlich, entsagte gewöhnlich dem Schauspiel, war Abends bei Tische unterhaltend, und schlich, wenn alles zu Bette war, in seinen Mantel gehüllt, sachte zu dem Garten hinaus, und eilte, alle Linders und Leanders im Busen, unaufhaltsam zu seiner Geliebten.

Was bringen Sie? fragte Mariane, als er eines

Abends ein Bündel hervorwies, das die Alte, in Hoffnung angenehmer Geschenke, sehr aufmerksam betrachtete. Sie werden es nicht errathen, versetzte Wilhelm.

Wie verwunderte sich Mariane, wie entsetzte sich Barbara, als die aufgebundene Serviette einen verworrenen Haufen spannenlanger Puppen sehen ließ. Mariane lachte laut, als Wilhelm die verworrenen Dräthe auseinander zu wickeln und jede Figur einzeln vorzuzeigen bemüht war. Die Alte schlich verdrießlich bei Seite.

Es bedarf nur einer Kleinigkeit, um zwey Liebende zu unterhalten, und so vergnügten sich unsre Freunde diesen Abend aufs beste. Die kleine Truppe wurde gemustert, jede Figur genau betrachtet und belacht. König Saul im schwarzen Sammtrocke mit der goldenen Krone wollte Marianen gar nicht gefallen; er sehe ihr, sagte sie, zu steif und pedantisch aus. Deste besser behagte ihr Jonathan, sein glattes Kinn, sein gelb und rothes Kleid und der Turban. Auch wußte sie ihn gar artig am Drathe hin und her zu drehen, ließ ihn Reverenzen machen und Liebeserklärungen hersagen. Dagegen wollte sie dem Propheten Samuel nicht die mindeste Aufmerksamkeit schenken, wenn ihr gleich Wilhelm das Brustschildchen anwies und erzählte, daß der Schillerstoff des Leibrocks von einem alten Kleide der Großmutter genommen sey. David war ihr zu klein.

und Goliath zu groß; sie hielt sich an ihren Jonathan. Sie wußte ihm so artig zu thun, und zuletzt ihre Liebkosungen von der Puppe auf unsern Freund herüber zu tragen, daß auch dießmal wieder ein geringes Spiel die Einleitung glücklicher Stunden ward.

Aus der Süßigkeit ihrer zärtlichen Träume wurden sie durch einen Lärm geweckt, welcher auf der Straße entstand. Mariane rief der Alten, die, nach ihrer Gewohnheit und fleißig, die veränderlichen Materialien der Theatergarderobe zum Gebrauch des nächsten Stückes anzupassen beschäftigt war. Sie gab die Auskunft, daß eben eine Gesellschaft lustiger Gesellen aus dem Italiäner Keller nebenan heraus taumle, wo sie bei frischen Austern, die eben angekommen, des Champagners nicht geschont hätten.

Schade, sagte Mariane, daß es uns nicht früher eingefallen ist, wir hätten uns auch was zu Gute thun sollen.

Es ist wohl noch Zeit, versetzte Wilhelm und reichte der Alten einen Louisd'or hin: verschafft Sie uns, was wir wünschen, so soll Sie's mit genießen.

Die Alte war behend, und in kurzer Zeit stand ein artig bestellter Tisch mit einer wohlgeordneten Collation vor den Liebenden. Die Alte mußte sich dazu setzen; man aß, trank und ließ sich's wohl seyn.

In solchen Fällen fehlt es nie an Unterhaltung. Mariane nahm ihren Jonathan wieder vor, und die

Alte wußte das Gespräch auf Wilhelms Lieblingsmaterie zu wenden. Sie haben uns schon einmal, sagte sie, von der ersten Aufführung eines Puppenspiels am Weihnachtsabend unterhalten; es war lustig zu hören. Sie wurden eben unterbrochen, als das Ballet angehen sollte. Nun kennen wir das herrliche Personal, das jene großen Wirkungen hervorbrachte.

Ja, sagte Mariane: erzähle uns weiter, wie war dir's zu Muthe?

Es ist eine schöne Empfindung, liebe Mariane, versetzte Wilhelm, wenn wir uns alter Zeiten und alter unschädlicher Irrthümer erinnern, besonders wenn es in einem Augenblick geschieht, da wir eine Höhe glücklich erreicht haben, von welcher wir uns umsehen und den zurückgelegten Weg überschauen können. Es ist so angenehm, selbstzufrieden sich mancher Hindernisse zu erinnern, die wir oft mit einem peinlichen Gefühle für unüberwindlich hielten, und dasjenige, was wir jetzt entwickelt *sind*, mit dem zu vergleichen, was wir damals unentwickelt *waren*. Aber unaussprechlich glücklich fühl' ich mich jetzt, da ich in diesem Augenblicke mit dir von dem Vergangnen rede, weil ich zugleich vorwärts in das reizende Land schaue, das wir zusammen Hand in Hand durchwandern können.

Wie war es mit dem Ballet? fiel die Alte ihm ein. Ich fürchte, es ist nicht alles abgelaufen, wie es sollte.

O ja, verſetzte Wilhelm: ſehr gut! Von jenen wunderlichen Sprüngen der Mohren und Mohrinnen, Schäfer und Schäferinnen, Zwerge und Zwerginnen, iſt mir eine dunkle Erinnerung auf mein ganzes Leben geblieben. Nun fiel der Vorhang, die Thüre ſchloß ſich und die ganze kleine Geſellſchaft eilte wie betrunken und taumelnd zu Bette; ich weiß aber wohl, daß ich nicht einſchlafen konnte, daß ich noch etwas erzählt haben wollte, daß ich noch viele Fragen that, und daß ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte.

Den andern Morgen war leider das magiſche Gerüſte wieder verſchwunden, der myſtiſche Schleier weggehoben, man ging durch jene Thüre wieder frei aus einer Stube in die andere, und ſo viel Abenteuer hatten keine Spur zurückgelaſſen. Meine Geſchwiſter liefen mit ihren Spielſachen auf und ab, ich allein ſchlich hin und her, es ſchien mir unmöglich, daß da nur zwo Thürpfoſten ſeyn ſollten, wo geſtern ſo viel Zauberey geweſen war. Ach, wer eine verlorne Liebe ſucht, kann nicht unglücklicher ſeyn, als ich mir damals ſchien.

Ein freudetrunkner Blick, den er auf Marianen warf, überzeugte ſie, daß er nicht fürchtete, jemals in dieſen Fall kommen zu können.

Viertes Capitel.

Mein einziger Wunsch war nunmehr, fuhr Wilhelm fort, eine zweyte Aufführung des Stücks zu sehen. Ich lag der Mutter an, und diese suchte zu einer gelegenen Stunde den Vater zu bereden; allein ihre Mühe war vergebens. Er behauptete, nur ein seltenes Vergnügen könne bei den Menschen einen Werth haben, Kinder und Alte wüßten nicht zu schätzen, was ihnen Gutes täglich begegnete.

Wir hätten auch noch lange, vielleicht bis wieder Weihnachten, warten müssen, hätte nicht der Erbauer und heimliche Director des Schauspiels selbst Lust gefühlt, die Vorstellung zu wiederholen und dabei in einem Nachspiele einen ganz frisch fertig gewordenen Hayswurst zu produciren.

Ein junger Mann von der Artillerie, mit vielen Talenten begabt, besonders in mechanischen Arbeiten geschickt, der dem Vater während des Bauens viele wesentliche Dienste geleistet hatte und von ihm reichlich beschenkt worden war, wollte sich am Christfeste der kleinen Familie dankbar erzeigen, und machte dem Hause seines Gönners ein Geschenk mit diesem ganz eingerich-

teten Theater, das er ehmals in müßigen Stunden zusammen gehaut, geschnitzt und gemahlt hatte. Er war es, der mit Hülfe eines Bedienten selbst die Puppen regierte und mit verstellter Stimme die verschiedenen Rollen hersagte. Ihm ward nicht schwer, den Vater zu bereden, der einem Freunde aus Gefälligkeit zugestand, was er seinen Kindern aus Ueberzeugung abgeschlagen hatte. Genug, das Theater ward wieder aufgestellt; einige Nachbarskinder gebeten und das Stück wiederholt.

Hatte ich das erstemal die Freude der Ueberraschung und des Staunens, so war zum zweytenmale die Wollust des Aufmerkens und Forschens groß. Wie das zugehe, war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, hatte ich mir schon das erstemal gesagt; daß sie sich nicht von selbst bewegten, vermuthete ich auch; aber warum das alles doch so hübsch war, und es doch so aussah, als wenn sie selbst redeten und sich bewegten, und wo die Lichter und die Leute seyn möchten, diese Räthsel beunruhigten mich um desto mehr, je mehr ich wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu seyn, zugleich meine Hände verdeckt im Spiel zu haben und als Zuschauer die Freude der Illusion zu genießen.

Das Stück war zu Ende, man machte Vorbereitungen zum Nachspiel, die Zuschauer waren aufgestanden und schwatzten durcheinander. Ich drängte mich näher

an die Thüre und hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beschäftigt sey. Ich hub den untern Teppich auf und guckte zwischen dem Gestelle durch. Meine Mutter bemerkte es und zog mich zurück; allein ich hatte doch so viel gesehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath und wie sie alle heißen mochten, in Einen Schiebkasten packte, und so erhielt meine halbbefriedigte Neugierde frische Nahrung. Dabei hatte ich zu meinem größten Erstaunen den Lieutenant im Heiligthume sehr geschäftig erblickt. Nunmehr konnte mich der Hanswurst, so sehr er mit seinen Absätzen klapperte, nicht unterhalten. Ich verlor mich in tiefes Nachdenken und war nach dieser Entdeckung ruhiger und unruhiger als vorher. Nachdem ich etwas erfahren hatte, kam es mir erst vor, als ob ich gar nichts wisse, und ich hatte Recht: denn es fehlte mir der Zusammenhang, und darauf kommt doch eigentlich alles an.

Fünftes Capitel.

Die Kinder haben, fuhr Wilhelm fort, in wohleingerichteten und geordneten Häusern eine Empfindung, wie ungefähr Ratten und Mäuse haben mögen: sie sind aufmerksam auf alle Ritzen und Löcher, wo sie zu einem verbotenen Naschwerk gelangen können; sie genießen es mit einer solchen verstohlnen wollüstigen Furcht, die einen großen Theil des kindischen Glücks ausmacht.

Ich war vor allen meinen Geschwistern aufmerksam, wenn irgend ein Schlüssel stecken blieb. Je größer die Ehrfurcht war, die ich für die verschlossenen Thüren in meinem Herzen herumtrug, an denen ich Wochen und Monate lang vorbeigehen mußte, und in die ich nur manchmal, wenn die Mutter das Heiligthum öffnete, um etwas heraus zu holen, einen verstohlnen Blick that; desto schneller war ich, einen Augenblick zu benutzen, den mich die Nachlässigkeit der Wirthschafterinnen manchmal treffen ließ.

Unter allen Thüren war, wie man leicht erachten kann, die Thüre der Speisekammer diejenige, auf

die meine Sinne am schärfsten gerichtet waren. Wenig ahnungsvolle Freuden des Lebens glichen der Empfindung, wenn mich meine Mutter manchmal hineinrief, um ihr etwas heraustragen zu helfen, und ich dann einige gedörrte Pflaumen entweder ihrer Güte oder meiner List zu danken hatte. Die aufgehäuften Schätze übereinander umfingen meine Einbildungskraft mit ihrer Fülle, und selbst der wunderliche Geruch, den so mancherlei Specereyen durcheinander aushauchten, hatte so eine leckere Wirkung auf mich, daß ich niemals versäumte, so oft ich in der Nähe war, mich wenigstens an der eröffneten Atmosphäre zu weiden. Dieser merkwürdige Schlüssel blieb eines Sonntag-Morgens, da die Mutter von dem Geläute übereilt ward, und das ganze Haus in einer tiefen Sabbathstille lag, stecken. Kaum hatte ich es bemerkt, als ich etlichemal sachte an der Wand hin und her ging, mich endlich still und fein andrängte, die Thüre öffnete, und mich mit Einem Schritt in der Nähe so vieler langgewünschter Glückseligkeit fühlte. Ich besah Kästen, Säcke, Schachteln, Büchsen, Gläser mit einem schnellen zweifelnden Blicke, was ich wählen und nehmen sollte, griff endlich nach den vielgeliebten gewelkten Pflaumen, versah mich mit einigen getrockneten Aepfeln, und nahm genügsam noch eine eingemachte Pomeranzenschale dazu; mit welcher Beute ich meinen Weg wieder rückwärts glitschen wollte, als mir ein paar nebeneinanderstehende Kasten

in die Augen fielen, aus deren einem Dräthe, oben mit Häkchen versehen, durch den übel verschlossenen Schieber herausbingen. Ahnungsvoll fiel ich darüber her; und mit welcher überirdischen Empfindung entdeckte ich, daß darin meine Helden- und Freudenwelt aufeinander gepackt sey. Ich wollte die obersten aufheben, betrachten, die untersten hervorziehen; allein gar bald verwirrte ich die leichten Dräthe, kam darüber in Unruhe und Bangigkeit, besonders da die Köchin in der benachbarten Küche einige Bewegungen machte, daß ich alles, so gut ich konnte, zusammendrückte, den Kasten zuschob, nur ein geschriebenes Büchelchen, worin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war, das eben aufgelegen hatte, zu mir steckte, und mich mit dieser Beute leise die Treppe hinauf in eine Dachkammer rettete.

Von der Zeit an wandte ich alle verstohlenen einsamen Stunden darauf, mein Schauspiel wiederholt zu lesen, es auswendig zu lernen, und mir in Gedanken vorzustellen, wie herrlich es seyn müßte, wenn ich auch die Gestalten dazu mit meinen Fingern beleben könnte. Ich ward darüber in meinen Gedanken selbst zum David und Goliath. In allen Winkeln des Bodens, der Ställe, des Gartens, unter allerlei Umständen, studirte ich das Stück ganz in mich hinein, ergriff alle Rollen, und lernte sie auswendig, nur daß ich mich meist an den Platz der Hauptheldin zu setzen

pflegte, und die übrigen wie Trabanten nur im Gedächtniſſe mitlaufen ließ. So lagen mir die großmüthigen Reden Davids, mit denen er den übermüthigen Rieſen Goliath herausforderte, Tag und Nacht im Sinne; ich murmelte ſie oft vor mich hin, niemand gab Acht darauf, als der Vater, der manchmal einen ſolchen Ausruf bemerkte, und bei ſich ſelbſt das gute Gedächtniß ſeines Knaben pries, der von ſo wenigem Zuhören ſo mancherlei habe behalten können.

Hierdurch ward ich immer verwegener, und recitirte eines Abends das Stück zum größten Theile vor meiner Mutter, indem ich mir einige Wachsklümpchen zu Schauſpielern bereitete. Sie merkte auf, drang in mich, und ich geſtand.

Glücklicher Weiſe fiel dieſe Entdeckung in die Zeit, da der Lieutenant ſelbſt den Wunſch geäußert hatte, mich in dieſe Geheimniſſe einweihen zu dürfen. Meine Mutter gab ihm ſogleich Nachricht von dem unerwarteten Talente ihres Sohnes, und er wußte nun einzuleiten, daß man ihm ein Paar Zimmer im oberſten Stocke, die gewöhnlich leer ſtanden, überließ, in deren einem wieder die Zuſchauer ſitzen, in dem andern die Schauſpieler ſeyn, und das Proſcenium abermals die Oeffnung der Thüre ausfüllen ſollte. Der Vater hatte ſeinem Freunde das alles zu veranſtalten erlaubt, er ſelbſt ſchien nur durch die Finger zu ſehen, nach dem

Grundſatze, man müſſe den Kindern nicht merken laſſen, wie lieb man ſie habe, ſie griffen immer zu weit um ſich; er meinte, man müſſe bei ihren Freuden ernſt ſcheinen, und ſie ihnen manchmal verderben, damit ihre Zufriedenheit ſie nicht übermäßig und übermüthig mache.

Sechstes Capitel.

Der Lieutenant schlug nunmehr das Theater auf, und besorgte das Uebrige. Ich merkte wohl, daß er die Woche mehrmals zu ungewöhnlicher Zeit in's Haus kam, und vermuthete die Absicht. Meine Begierde wuchs unglaublich, da ich wohl fühlte, daß ich vor Sonnabends keinen Theil an dem, was zubereitet wurde, nehmen durfte. Endlich erschien der gewünschte Tag. Abends um fünf Uhr kam mein Führer, und nahm mich mit hinauf. Zitternd vor Freude trat ich hinein, und erblickte auf beiden Seiten des Gestelles die herabhängenden Puppen in der Ordnung, wie sie auftreten sollten; ich betrachtete sie sorgfältig, stieg auf den Tritt, der mich über das Theater erhub, so daß ich nun über der kleinen Welt schwebte. Ich sah nicht ohne Ehrfurcht zwischen die Bretchen hinunter, weil die Erinnerung, welche herrliche Wirkung das Ganze von außen thue, und das Gefühl, in welche Geheimnisse ich eingeweiht sey, mich umfaßten. Wir machten einen Versuch, und es ging gut.

Den andern Tag, da eine Gesellschaft Kinder geladen war, hielten wir uns trefflich, außer daß ich in

dem Feuer der Actien meinen Jonathan fallen ließ, und genöthigt war, mit der Hand hinunter zu greifen, und ihn zu holen: ein Zufall, der die Illusion sehr unterbrach, ein großes Gelächter verursachte, und mich unsäglich kränkte. Auch schien dieses Versehn dem Vater sehr willkommen zu seyn, der das große Vergnügen, sein Söhnchen so fähig zu sehen, wohlbedächtig nicht an den Tag gab, nach geendigtem Stücke sich gleich an die Fehler hing, und sagte, es wäre recht artig gewesen, wenn nur dieß oder das nicht versagt hätte.

Mich kränkte das innig, ich war traurig für den Abend, hatte aber am kommenden Morgen allen Verdruß schon wieder verschlafen, und war in dem Gedanken selig, daß ich, außer jenem Unglück, trefflich gespielt habe. Dazu kam der Beifall der Zuschauer, welche durchaus behaupteten: obgleich der Lieutenant in Absicht der groben und feinen Stimme sehr viel gethan habe, so perorire er doch meist zu affectirt und steif; dagegen spreche der neue Anfänger seinen David und Jonathan vortrefflich; besonders lobte die Mutter den freimüthigen Ausdruck, wie ich den Goliath herausgefordert, und dem Könige den bescheidenen Sieger vorgestellt habe.

Nun blieb zu meiner größten Freude das Theater aufgeschlagen, und da der Frühling herbeikam, und man ohne Feuer bestehen konnte, lag ich in meinen

Frei- und Spielstunden in der Kammer, und ließ die Puppen wacker durch einander spielen. Oft lud ich meine Geschwister und Kameraden hinauf; wenn sie aber auch nicht kommen wollten, war ich allein oben. Meine Einbildungskraft brütete über der kleinen Welt, die gar bald eine andere Gestalt gewann.

Ich hatte kaum das erste Stück, wozu Theater und Schauspieler geschaffen und gestempelt waren, etlichemal aufgeführt, als es mir schon keine Freude mehr machte. Dagegen waren mir unter den Büchern des Großvaters die Deutsche Schaubühne und verschiedene Italiänisch-Deutsche Opern in die Hände gekommen, in die ich mich sehr vertiefte und jedesmal nur erst vorne die Personen überrechnete, und dann sogleich, ohne weiteres, zur Aufführung des Stückes schritt. Da mußte nun König Saul in seinem schwarzen Sammtkleide den Chaumigrem, Cato und Darius spielen; wobei zu bemerken ist, daß die Stücke niemals ganz, sondern meistentheils nur die fünften Acte, wo es an ein Todstechen ging, aufgeführt wurden.

Auch war es natürlich, daß mich die Oper mit ihren mannichfaltigen Veränderungen und Abenteuern mehr als alles anziehen mußte. Ich fand darin stürmische Meere, Götter, die in Wolken herabkommen, und, was mich vorzüglich glücklich machte, Blitze und Donner. Ich half mir mit Pappe, Farbe und Papier, wußte gar trefflich Nacht zu machen, der Blitz war

fürchterlich anzusehen, nur der Donner gelang nicht immer, doch das hatte so viel nicht zu sagen. Auch fand sich in den Opern mehr Gelegenheit, meinen David und Goliath anzubringen, welches im regelmäßigen Drama gar nicht angehen wollte. Ich fühlte täglich mehr Anhänglichkeit für das enge Plätzchen, wo ich so manche Freude genoß; und ich gestehe, daß der Geruch, den die Puppen aus der Speisekammer an sich gezogen hatten, nicht wenig dazu beitrug.

Die Decorationen meines Theaters waren nunmehr in ziemlicher Vollkommenheit; denn, daß ich von Jugend auf ein Geschick gehabt hatte, mit dem Cirkel umzugehen, Pappe auszuschneiden, und Bilder zu illuminiren, kam mir jetzt wohl zu Statten. Um desto weher that es mir, wenn mich gar oft das Personal an Ausführung großer Sachen hinderte.

Meine Schwestern, indem sie ihre Puppen aus- und ankleideten, erregten in mir den Gedanken, meinen Helden auch nach und nach bewegliche Kleider zu verschaffen. Man treumte ihnen die Läppchen vom Leibe, setzte sie, so gut man konnte, zusammen, sparte sich etwas Geld, kaufte neues Band und Flittern, bettelte sich manches Stückchen Taft zusammen, und schaffte nach und nach eine Theater-Garderobe an, in welcher besonders die Reifröcke für die Damen nicht vergessen waren.

Die Truppe war nun wirklich mit Kleidern für das

größte Stück versehen, und man hätte denken sollen, es würde nun erst recht eine Aufführung der andern folgen; aber es ging mir, wie es den Kindern öfter zu gehen pflegt: sie fassen weite Plane, machen große Anstalten, auch wohl einige Versuche, und es bleibt alles zusammen liegen. Dieses Fehlers muß ich mich anklagen. Die größte Freude lag bei mir in der Erfindung, und in der Beschäftigung der Einbildungskraft. Dieß oder jenes Stück interessirte mich um irgend einer Scene willen, und ich ließ gleich wieder neue Kleider dazu machen. Ueber solchen Anstalten waren die ursprünglichen Kleidungsstücke meiner Helden in Unordnung gerathen und verschleppt worden, daß also nicht einmal das erste große Stück mehr aufgeführt werden konnte. Ich überließ mich meiner Phantasie, probirte und bereitete ewig, baute tausend Luftschlösser, und spürte nicht, daß ich den Grund des kleinen Gebäudes zerstört hatte.

Während dieser Erzählung hatte Mariane alle ihre Freundlichkeit gegen Wilhelm aufgeboten, um ihre Schläfrigkeit zu verbergen. So scherzhaft die Begebenheit von einer Seite schien, so war sie ihr doch zu einfach, und die Betrachtungen dabei zu ernsthaft. Sie setzte zärtlich ihren Fuß auf den Fuß des Geliebten, und gab ihm scheinbare Zeichen ihrer Aufmerksamkeit und ihres Beifalls. Sie trank aus seinem Glase, und Wilhelm war überzeugt, es sey kein Wort seiner Geschichte auf die Erde gefallen. Nach einer kleinen Pause rief er

aus: es iſt nun an dir, Mariane, mir auch deine erſten jugendlichen Freuden mitzutheilen. Noch waren wir immer zu ſehr mit dem Gegenwärtigen beſchäftigt, als daß wir uns wechſelſeitig um unſere vorige Lebensweiſe hätten bekümmern können. Sage mir: unter welchen Umſtänden biſt du erzogen? Welche ſind die erſten lebhaften Eindrücke, deren du dich erinnerſt?

Dieſe Fragen würden Marianen in große Verlegenheit geſetzt haben, wenn ihr die Alte nicht ſogleich zu Hülfe gekommen wäre. Glauben Sie denn, ſagte das kluge Weib, daß wir auf das, was uns früh begegnet, ſo aufmerkſam ſind, daß wir ſo artige Begebenheiten zu erzählen haben, und, wenn wir ſie zu erzählen hätten, daß wir der Sache auch ein ſolches Geſchick zu geben wüßten?

Als wenn es deſſen bedürfte! rief Wilhelm aus. Ich liebe dieſes zärtliche, gute, liebliche Geſchöpf ſo ſehr, daß mich jeder Augenblick meines Lebens verdrießt, den ich ohne ſie zugebracht habe. Laß mich wenigſtens durch die Einbildungskraft Theil an deinem vergangenen Leben nehmen! Erzähle mir alles, ich will dir alles erzählen. Wir wollen uns wo möglich täuſchen, und jene für die Liebe verlornen Zeiten wieder zu gewinnen ſuchen.

Wenn Sie ſo eifrig darauf beſtehen, können wir Sie wohl befriedigen, ſagte die Alte. Erzählen Sie uns nur erſt, wie Ihre Liebhaberey zum Schauſpiele nach

und nach gewachsen sey, wie Sie sich geübt, wie Sie so glücklich zugenommen haben, daß Sie nunmehr für einen guten Schauspieler gelten können? Es hat Ihnen dabei gewiß nicht an lustigen Begebenheiten gemangelt. Es ist nicht der Mühe werth, daß wir uns zur Ruhe legen, ich habe noch eine Flasche in Reserve; und wer weiß, ob wir bald wieder so ruhig und zufrieden zusammensitzen.

Mariane schaute mit einem traurigen Blick nach ihr auf, den Wilhelm nicht bemerkte, und in seiner Erzählung fortfuhr.

Siebentes Capitel.

Die Zerſtreuungen der Jugend, da meine Geſpannſchaft ſich zu vermehren anfing, thaten dem einſamen ſtillen Vergnügen Eintrag. Ich war wechſelsweiſe bald Jäger, bald Soldat, bald Reiter, wie es unſre Spiele mit ſich brachten: doch hatte ich immer darin einen kleinen Vorzug vor den andern, daß ich im Stande war, ihnen die nöthigen Geräthſchaften ſchicklich auszubilden. So waren die Schwerter meiſtens aus meiner Fabrik; ich verzierte und vergoldete die Schlitten, und ein geheimer Inſtinct ließ mich nicht ruhen, bis ich unſre Miliz in's Antike umgeſchaffen hatte. Helme wurden verfertiget, mit papiernen Büſchen geſchmückt, Schilde, ſogar Harniſche wurden gemacht, Arbeiten, bei denen die Bedienten im Hauſe, die etwa Schneider waren, und die Mätheriamen manche Nadel zerbrachen.

Einen Theil meiner jungen Geſellen ſah ich nun wohlgerüſtet; die übrigen wurden auch nach und nach, doch geringer, ausſtaffirt, und es kam ein ſtattliches Corps zuſammen. Wir marſchirten in Höfen und Gärten, ſchlugen uns brav auf die Schilde und auf die Köpfe; es gab manche Mißhelligkeit, die aber bald beigelegt war.

Dieses Spiel, das die andern sehr unterhielt, war kaum etlichemal getrieben worden, als es mich schon nicht mehr befriedigte. Der Anblick so vieler gerüsteten Gestalten mußte in mir nothwendig die Ritter-Ideen aufreizen, die seit einiger Zeit, da ich in das Lesen alter Romane gefallen war, meinen Kopf anfüllten.

Das befreite Jerusalem, davon mir Koppens Uebersetzung in die Hände fiel, gab meinen herumschweifenden Gedanken endlich eine bestimmte Richtung. Ganz konnte ich zwar das Gedicht nicht lesen; es waren aber Stellen, die ich auswendig wußte, deren Bilder mich umschwebten. Besonders fesselte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Thun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseyns, thaten mehr Wirkung auf den Geist, der sich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armidens, ob ich gleich ihren Garten nicht verachtete.

Aber hundert und hundertmal, wenn ich Abends auf dem Altan, der zwischen den Giebeln des Hauses angebracht ist, spazierte, über die Gegend hinsah, und von der hinabgewichenen Sonne ein zitternder Schein am Horizont heraufdämmerte, die Sterne hervortraten, aus allen Winkeln und Tiefen die Nacht hervordrang, und der klingende Ton der Grillen durch die feyerliche Stille schrillte, sagte ich mir die Geschichte des traurigen Zweykampfs zwischen Tancred und Chlorinden vor.

So sehr ich, wie billig, von der Partey der Christen

war, ſtand ich doch der heidniſchen Heldin mit ganzem Herzen bei, als ſie unternahm, den großen Thurm der Belagerer anzuzünden. Und wie nun Tancred dem vermeinten Krieger in der Nacht begegnet, unter der düſtern Hülle der Streit beginnt, und ſie gewaltig kämpfen — ich konnte nie die Worte ausſprechen:

Allein das Lebensmaß Chlorindens iſt nun voll.
Und ihre Stunde kommt, in der ſie ſterben ſoll!

daß mir nicht die Thränen in die Augen kamen, die reichlich floſſen, wie der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Bruſt ſtößt, der Sinkenden den Helm löſt, ſie erkennt, und zur Taufe bebend das Waſſer holt.

Aber wie ging mir das Herz über, wenn in dem bezauberten Walde Tancredens Schwert den Baum trifft, Blut nach dem Hiebe fließt, und eine Stimme ihm in die Ohren tönt, daß er auch hier Chlorinden verwunde, daß er vom Schickſal beſtimmt ſey, das was er liebt überall unwiſſend zu verletzen!

Es bemächtigte ſich die Geſchichte meiner Einbildungskraft ſo, daß ſich mir, was ich von dem Gedichte geleſen hatte, dunkel zu einem Ganzen in der Seele bildete, von dem ich dergeſtalt eingenommen war, daß ich es auf irgend eine Weiſe vorzuſtellen gedachte. Ich wollte Tancreden und Reinalden ſpielen, und fand dazu zwey Rüſtungen ganz bereit, die ich ſchon gefertigt hatte. Die eine von dunkelgrauem Papier mit Schuppen ſollte den ernſten Tancred, die andere von Silber-

und Goldpapier den glänzenden Reinald zieren. In der Lebhaftigkeit meiner Vorstellung erzählte ich alles meinen Gespannen, die davon ganz entzückt wurden, und nur nicht wohl begreifen konnten, daß das alles aufgeführt, und zwar von ihnen aufgeführt werden sollte.

Diesen Zweifeln half ich mit vieler Leichtigkeit ab. Ich disponirte gleich über ein paar Zimmer in eines benachbarten Gespielen Haus, ohne zu berechnen, daß die alte Tante sie nimmermehr hergeben würde; eben so war es mit dem Theater, wovon ich auch keine bestimmte Idee hatte, außer daß man es auf Balken setzen, die Coulissen von getheilten spanischen Wänden hinstellen und zum Grund ein großes Tuch nehmen müsse. Woher aber die Materialien und Geräthschaften kommen sollten, hatte ich nicht bedacht.

Für den Wald fanden wir eine gute Auskunft: wir gaben einem alten Bedienten aus einem der Häuser, der nun Förster geworden war, gute Worte, daß er uns junge Birken und Fichten schaffen möchte, die auch wirklich geschwinder, als wir hoffen konnten, herbeigebracht wurden. Nun aber fand man sich in großer Verlegenheit, wie man das Stück, eh die Bäume verdorrten, zu Stande bringen könne. Da war guter Rath theuer! Es fehlte an Platz, am Theater, an Vorhängen. Die spanischen Wände waren das einzige, was wir hatten.

In dieser Verlegenheit gingen wir wieder den Lieutenant an, dem wir eine weitläufige Beschreibung von

der Herrlichkeit machten, die es geben ſollte. So wenig er uns begriff, ſo behülflich war er, ſchob in eine kleine Stube, was ſich von Tiſchen im Hauſe und der Nachbarſchaft nur finden wollte, an einander, ſtellte die Wände darauf, machte eine hintere Ausſicht von grünen Vorhängen, die Bäume wurden auch gleich mit in die Reihe geſtellt.

Indeſſen war es Abend geworden, man hatte die Lichter angezündet, die Mägde und Kinder ſaßen auf ihren Plätzen, das Stück ſollte angehn, die ganze Heldenſchaar war angezogen; nun ſpürte aber jeder zum erſtenmal, daß er nicht wiſſe, was er zu ſagen habe. In der Hitze der Erfindung, da ich ganz von meinem Gegenſtande durchdrungen war, hatte ich vergeſſen, daß doch jeder wiſſen müſſe, was und wo er es zu ſagen habe; und in der Lebhaftigkeit der Ausführung war es den übrigen auch nicht beigefallen; ſie glaubten, ſie würden ſich leicht als Helden darſtellen, leicht ſo handeln und reden können, wie die Perſonen, in deren Welt ich ſie verſetzt hatte. Sie ſtanden alle erſtaunt, fragten ſich einander, was zuerſt kommen ſollte? und ich, der ich mich als Tancred vorne an gedacht hatte, fing, allein auftretend, einige Verſe aus dem Heldengedichte herzuſagen an. Weil aber die Stelle gar zu bald in's Erzählende überging, und ich in meiner eignen Rede endlich als dritte Perſon vorkam, auch der Gottfried, von dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte, ſo mußte

ich unter großem Gelächter meiner Zuschauer eben wieder abziehen: ein Unfall, der mich tief in der Seele kränkte. Verunglückt war die Expedition; die Zuschauer saßen da, und wollten etwas sehen. Gekleidet waren wir; ich raffte mich zusammen, und entschloß mich kurz und gut, David und Goliath zu spielen. Einige der Gesellschaft hatten ehemals das Puppenspiel mit mir aufgeführt, alle hatten es oft gesehn; man theilte die Rollen aus, es versprach jeder sein Bestes zu thun, und ein kleiner drolliger Junge mahlte sich einen schwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke einfallen sollte, sie als Hanswurst mit einer Posse auszufüllen, eine Anstalt, die ich, als dem Ernste des Stückes zuwider, sehr ungern geschehen ließ. Doch schwur ich mir, wenn ich nur einmal aus dieser Verlegenheit gerettet wäre, mich nie, als mit der größten Ueberlegung, an die Vorstellung eines Stücks zu wagen.

Achtes Capitel.

Mariane, vom Schlaf überwältigt, lehnte ſich an ihren Geliebten, der ſie feſt an ſich drückte und in ſeiner Erzählung fortfuhr, indeß die Alte den Ueberreſt des Weins mit gutem Bedachte genoß.

Die Verlegenheit, ſagte er, in der ich mich mit meinen Freunden befunden hatte, indem wir ein Stück, das nicht exiſtirte, zu ſpielen unternahmen, war bald vergeſſen. Meiner Leidenſchaft, jeden Roman den ich las, jede Geſchichte die man mich lehrte, in einem Schauſpiele darzuſtellen, konnte ſelbſt der unbiegſamſte Stoff nicht widerſtehen. Ich war völlig überzeugt, daß alles, was in der Erzählung ergetzte, vorgeſtellt eine viel größere Wirkung thun müſſe; alles ſollte vor meinen Augen, alles auf der Bühne vorgehen. Wenn uns in der Schule die Weltgeſchichte vorgetragen wurde, zeichnete ich mir ſorgfältig aus, wo einer auf eine beſondere Weiſe erſtochen oder vergiftet wurde, und meine Einbildungskraft ſah über Expoſition und Verwicklung hinweg und eilte dem intereſſanten fünften Acte zu. So fing ich auch wirklich an, einige Stücke von hinten hervor zu ſchreiben, ohne daß ich auch nur bei einem einzigen bis zum Anfange gekommen wäre.

Zu gleicher Zeit las ich, theils aus eignem Antrieb, theils auf Veranlassung meiner guten Freunde, welche in den Geschmack gekommen waren, Schauspiele aufzuführen, einen ganzen Wust theatralischer Productionen durch, wie sie der Zufall mir in die Hände führte. Ich war in den glücklichen Jahren, wo uns noch alles gefällt, wo wir in der Menge und Abwechslung unsre Befriedigung finden. Leider aber ward mein Urtheil noch auf eine andere Weise bestochen. Die Stücke gefielen mir besonders, in denen ich zu gefallen hoffte, und es waren wenige, die ich nicht in dieser angenehmen Täuschung durchlas; und meine lebhafte Vorstellungskraft, da ich mich in alle Rollen denken konnte, verführte mich zu glauben, daß ich auch alle darstellen würde; gewöhnlich wählte ich daher bei der Austheilung diejenigen, welche sich gar nicht für mich schickten, und, wenn es nur einigermaßen angehn wollte, wohl gar ein paar Rollen.

Kinder wissen bei'm Spiele aus allem alles zu machen: ein Stab wird zur Flinte, ein Stückchen Holz zum Degen, jedes Bündelchen zur Puppe, und jeder Winkel zur Hütte. In diesem Sinne entwickelte sich unser Privattheater. Bei der völligen Unkenntniß unserer Kräfte unternahmen wir alles, bemerkten kein qui pro quo, und waren überzeugt, jeder müsse uns dafür nehmen, wofür wir uns gaben. Leider ging alles einen so gemeinen Gang, daß mir nicht einmal eine merkwürdige Albernheit zu erzählen übrig bleibt. Erst spielten

wir die wenigen Stücke durch, in welchen nur Mannsperſonen auftreten; dann verkleideten wir einige aus unſerm Mittel, und zogen zuletzt die Schweſtern mit in's Spiel. In einigen Häuſern hielt man es für eine nützliche Beſchäftigung und lud Geſellſchaften darauf. Unſer Artillerie-Lieutenant verließ uns auch hier nicht. Er zeigte uns, wie wir kommen und gehen, declamiren und geſticuliren ſollten; allein er erntete für ſeine Bemühung meiſtens wenig Dank, indem wir die theatraliſchen Künſte ſchon beſſer als er zu verſtehen glaubten.

Wir verfielen gar bald auf das Trauerſpiel: denn wir hatten oft ſagen hören, und glaubten ſelbſt, es ſey leichter, eine Tragödie zu ſchreiben und vorzuſtellen, als im Luſtſpiele vollkommen zu ſeyn. Auch fühlten wir uns beim erſten tragiſchen Verſuche ganz in unſerm Elemente; wir ſuchten uns der Höhe des Standes, der Vortrefflichkeit der Charaktere, durch Steifheit und Affectation zu nähern, und dünkten uns durchaus nicht wenig; allein vollkommen glücklich waren wir nur, wenn wir recht raſen, mit den Füßen ſtampfen und uns wohl gar vor Wuth und Verzweiflung auf die Erde werfen durften.

Knaben und Mädchen waren in dieſen Spielen nicht lange beiſammen, als die Natur ſich zu regen, und die Geſellſchaft ſich in verſchiedene kleine Liebesgeſchichten zu theilen anfing, da denn meiſtentheils Komödie in der Komödie geſpielt wurde. Die glücklichen Paare drückten

ſich hinter den Theaterwänden die Hände auf das zärtlichſte; ſie verſchwammen in Glückſeligkeit, wenn ſie einander, ſo bebändert und aufgeſchmückt, recht idealiſch vorkamen, indeß gegenüber die unglücklichen Nebenbuhler ſich vor Neid verzehrten, und mit Trotz und Schadenfreude allerlei Unheil anrichteten.

Dieſe Spiele, obgleich ohne Verſtand unternommen und ohne Anleitung durchgeführt, waren doch nicht ohne Nutzen für uns. Wir übten unſer Gedächtniß und unſern Körper, und erlangten mehr Geſchmeidigkeit im Sprechen und Betragen, als man ſonſt in ſo frühen Jahren gewinnen kann. Für mich aber war jene Zeit beſonders Epoche, mein Geiſt richtete ſich ganz nach dem Theater, und ich fand kein größer Glück, als Schauſpiele zu leſen, zu ſchreiben und zu ſpielen.

Der Unterricht meiner Lehrer dauerte fort; man hatte mich dem Handelsſtand gewidmet, und zu unſerm Nachbar auf das Comptoir gethan; aber eben zu ſelbiger Zeit entfernte ſich mein Geiſt nur gewaltſamer von allem, was ich für ein niedriges Geſchäft halten mußte. Der Bühne wollte ich meine ganze Thätigkeit widmen, auf ihr mein Glück und meine Zufriedenheit finden.

Ich erinnere mich noch eines Gedichtes, das ſich unter meinen Papieren finden muß, in welchem die Muſe der tragiſchen Dichtkunſt und eine andere Frauengeſtalt, in der ich das Gewerbe perſonificirt hatte, ſich um meine werthe Perſon recht wacker zanken. Die Erfin-

dung ist gemein, und ich erinnere mich nicht, ob die Verse etwas taugen; aber ihr sollt es sehen, um der Furcht, des Abscheues, der Liebe und der Leidenschaft willen, die darin herrschen. Wie ängstlich hatte ich die alte Hausmutter geschildert mit dem Rocken im Gürtel, mit Schlüsseln an der Seite, Brillen auf der Nase, immer fleißig, immer in Unruhe, zänkisch und haushälterisch, kleinlich und beschwerlich! Wie kümmerlich beschrieb ich den Zustand dessen, der sich unter ihre Ruthe bücken und sein knechtisches Tagewerk im Schweiße des Angesichtes verdienen sollte!

Wie anders trat jene dagegen auf! Welche Erscheinung ward sie dem bekümmerten Herzen! Herrlich gebildet, in ihrem Wesen und Betragen als eine Tochter der Freiheit anzusehen. Das Gefühl ihrer selbst gab ihr Würde ohne Stolz; ihre Kleider ziemten ihr, sie umhüllten jedes Glied, ohne es zu zwängen, und die reichlichen Falten des Stoffes wiederholten, wie ein tausendfaches Echo, die reizenden Bewegungen der Göttlichen. Welch ein Contrast! und auf welche Seite sich mein Herz wandte, kannst du leicht denken. Auch war nichts vergessen, um meine Muse kenntlich zu machen. Kronen und Dolche, Ketten und Masken, wie sie mir meine Vorgänger überliefert hatten, waren ihr auch hier zugetheilt. Der Wettstreit war heftig, die Reden beider Personen contrastirten gehörig, da man im vierzehnten Jahre gewöhnlich das Schwarze und Weiße recht nah

an einander zu mahlen pflegt. Die Alte redete, wie es einer Person geziemt, die eine Stecknadel aufhebt, und jene, wie eine, die Königreiche verschenkt. Die warnenden Drohungen der Alten wurden verschmäht; ich sah die mir versprochenen Reichthümer schon mit dem Rücken an; enterbt und nackt übergab ich mich der Muse, die mir ihren goldnen Schleier zuwarf und meine Blöße bedeckte. —

Hätte ich denken können, o meine Geliebte! rief er aus, indem er Marianen fest an sich drückte, daß eine ganz andere, eine lieblichere Gottheit kommen, mich in meinem Vorsatz stärken, mich auf meinem Wege begleiten würde; welch eine schönere Wendung würde mein Gedicht genommen haben, wie interessant würde nicht der Schluß desselben geworden seyn! Doch es ist kein Gedicht, es ist Wahrheit und Leben, was ich in deinen Armen finde; laß uns das süße Glück mit Bewußtseyn genießen!

Durch den Druck seines Armes, durch die Lebhaftigkeit seiner erhöhten Stimme, war Mariane erwacht, und verbarg durch Liebkosungen ihre Verlegenheit: denn sie hatte auch nicht ein Wort von dem letzten Theile seiner Erzählung vernommen, und es ist zu wünschen, daß unser Held für seine Lieblingsgeschichten aufmerksamere Zuhörer künftig finden möge.

Neuntes Capitel.

So brachte Wilhelm ſeine Nächte im Genuſſe vertraulicher Liebe, ſeine Tage in Erwartung neuer ſeliger Stunden zu. Schon zu jener Zeit, als ihn Verlangen und Hoffnung zu Marianen hinzog, fühlte er ſich wie neu belebt, er fühlte, daß er ein anderer Menſch zu werden beginne; nun war er mit ihr vereinigt, die Befriedigung ſeiner Wünſche ward eine reizende Gewohnheit. Sein Herz ſtrebte, den Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft zu veredeln, ſein Geiſt, das geliebte Mädchen mit ſich empor zu heben. In der kleinſten Abweſenheit ergriff ihn ihr Andenken. War ſie ihm ſonſt nothwendig geweſen, ſo war ſie ihm jetzt unentbehrlich, da er mit allen Banden der Menſchheit an ſie geknüpft war. Seine reine Seele fühlte, daß ſie die Hälfte, mehr als die Hälfte ſeiner ſelbſt ſey. Er war dankbar und hingegeben ohne Gränzen.

Auch Mariane konnte ſich eine Zeitlang täuſchen; ſie theilte die Empfindung ſeines lebhaften Glücks mit ihm. Ach! wenn nur nicht manchmal die kalte Hand des Vorwurfs ihr über das Herz gefahren wäre! Selbſt

an dem Busen Wilhelms war sie nicht sicher davor, selbst unter den Flügeln seiner Liebe. Und wenn sie nun gar wieder allein war, und aus den Wolken, in denen seine Leidenschaft sie emportrug, in das Bewußtseyn ihres Zustandes herabsank, dann war sie zu bedauern. Denn Leichtsinn kam ihr zu Hülfe, so lange sie in niedriger Verworrenheit lebte, sich über ihre Verhältnisse betrog, oder vielmehr sie nicht kannte; da erschienen ihr die Vorfälle, denen sie ausgesetzt war, nur einzeln: Vergnügen und Verdruß löschten sich ab, Demüthigung wurde durch Eitelkeit, und Mangel oft durch augenblicklichen Ueberfluß vergütet; sie konnte Noth und Gewohnheit sich als Gesetz und Rechtfertigung anführen, und so lange ließen sich alle unangenehmen Empfindungen von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tage abschütteln. Nun aber hatte das arme Mädchen sich Augenblicke in eine bessere Welt hinüber gerückt gefühlt, hatte, wie von oben herab, aus Licht und Freude in's Oede, Verworfene ihres Lebens herunter gesehen, hatte gefühlt, welche elende Creatur ein Weib ist, das mit dem Verlangen nicht zugleich Liebe und Ehrfurcht einflößt, und fand sich äußerlich und innerlich um nichts gebessert. Sie hatte nichts, was sie aufrichten konnte. Wenn sie in sich blickte und suchte, war es in ihrem Geiste leer, und ihr Herz hatte keinen Widerhalt. Je trauriger dieser Zustand war, desto heftiger schloß sich ihre Neigung an den Geliebten fest; ja die Leidenschaft wuchs

mit jedem Tage, wie die Gefahr, ihn zu verlieren, mit jedem Tage näher rückte.

Dagegen ſchwebte Wilhelm glücklich in höheren Regionen, ihm war auch eine neue Welt aufgegangen, aber reich an herrlichen Ausſichten. Kaum ließ das Uebermaß der erſten Freude nach, ſo ſtellte ſich das hell vor ſeine Seele, was ihn bisher dunkel durchwühlt hatte. Sie iſt dein! Sie hat ſich dir hingegeben! Sie, das geliebte, geſuchte, angebetete Geſchöpf, dir auf Treu und Glauben hingegeben; aber ſie hat ſich keinem Undankbaren überlaſſen. Wo er ſtand und ging, redete er mit ſich ſelbſt; ſein Herz floß beſtändig über, und er ſagte ſich in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vor. Er glaubte den hellen Wink des Schickſals zu verſtehen, das ihm durch Marianen die Hand reichte, ſich aus dem ſtockenden, ſchleppenden, bürgerlichen Leben heraus zu reißen, aus dem er ſchon ſo lange ſich zu retten gewünſcht hatte. Seines Vaters Haus, die Seinigen zu verlaſſen, ſchien ihm etwas Leichtes. Er war jung und neu in der Welt, und ſein Muth, in ihren Weiten nach Glück und Befriedigung zu rennen, durch die Liebe erhöht. Seine Beſtimmung zum Theater war ihm nunmehr klar; das hohe Ziel, das er ſich vorgeſteckt ſah, ſchien ihm näher, indem er an Marianens Hand hinſtrebte, und in ſelbſtgefälliger Beſcheidenheit erblickte er in ſich den trefflichen Schauſpieler, den Schöpfer eines künftigen National-

Theaters, nach dem er so vielfältig hatte seufzen hören. Alles, was in den innersten Winkeln seiner Seele bisher geschlummert hatte, wurde rege. Er bildete aus den vielerlei Ideen mit Farben der Liebe ein Gemählde auf Nebelgrund, dessen Gestalten freilich sehr in einander flossen; dafür aber auch das Ganze eine desto reizendere Wirkung that.

Zehntes Capitel.

Er ſaß nun zu Hauſe, kramte unter ſeinen Papieren, und rüſtete ſich zur Abreiſe. Was nach ſeiner bisherigen Beſtimmung ſchmeckte, ward bei Seite gelegt; er wollte bei ſeiner Wanderung in die Welt auch von jeder unangenehmen Erinnerung frei ſeyn. Nur Werke des Geſchmacks, Dichter und Kritiker, wurden als bekannte Freunde unter die Erwählten geſtellt; und da er bisher die Kunſtrichter ſehr wenig genutzt hatte, ſo erneuerte ſich ſeine Begierde nach Belehrung, als er ſeine Bücher wieder durchſah und fand, daß die theoretiſchen Schriften noch meiſt unaufgeſchnitten waren. Er hatte ſich, in der völligen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ſolcher Werke, viele davon angeſchafft, und mit dem beſten Willen in keines auch nur bis in die Hälfte ſich hinein leſen können.

Dagegen hatte er ſich deſto eifriger an Beiſpiele gehalten, und in allen Arten, die ihm bekannt worden waren, ſelbſt Verſuche gemacht.

Werner trat herein, und als er ſeinen Freund mit den bekannten Heften beſchäftigt ſah, rief er aus: Biſt du ſchon wieder über dieſen Papieren? Ich wette,

du hast nicht die Absicht, eins oder das andere zu vollenden! Du siehst sie durch und wieder durch, und beginnst allenfalls etwas Neues. —

Zu vollenden ist nicht die Sache des Schülers, es ist genug, wenn er sich übt. —

Aber doch fertig macht, so gut er kann.

Und doch ließe sich wohl die Frage aufwerfen: ob man nicht eben gute Hoffnung von einem jungen Menschen fassen könne, der bald gewahr wird, wenn er etwas Ungeschicktes unternommen hat: in der Arbeit nicht fortfährt, und an etwas, das niemals einen Werth haben kann, weder Mühe noch Zeit verschwenden mag.

Ich weiß wohl, es war nie deine Sache, etwas zu Stande zu bringen, du warst immer müde, eh' es zur Hälfte kam. Da du noch Director unsers Puppenspiels warst, wie oft wurden neue Kleider für die Zwerggesellschaft gemacht, neue Decorationen ausgeschnitten! Bald sollte dieses, bald jenes Trauerspiel aufgeführt werden, und höchstens gabst du einmal den fünften Act, wo alles recht bunt durch einander ging, und die Leute sich erstachen.

Wenn du von jenen Zeiten sprechen willst, wer war denn Schuld, daß wir die Kleider, die unsern Puppen angepaßt und auf den Leib fest genäht waren, herunter trennen ließen, und den Aufwand einer weitläufigen

und unnützen Garderobe machten? Warst du's nicht, der immer ein neues Stück Band zu verhandeln hatte, der meine Liebhabereyen anzufeuern und zu nützen wußte? —

Werner lachte und rief aus: Ich erinnere mich immer noch mit Freuden, daß ich von euren theatralischen Feldzügen Vortheil zog, wie Lieferanten vom Kriege. Als ihr euch zur Befreiung Jerusalems rüstetet, machte ich auch einen schönen Profit, wie ehemals der Venetianer im ähnlichen Falle. Ich finde nichts vernünftiger in der Welt, als von den Thorheiten anderer Vortheil zu ziehen.

Ich weiß nicht, ob es nicht ein edleres Vergnügen wäre, die Menschen von ihren Thorheiten zu heilen. —

Wie ich sie kenne, möchte das wohl ein eitles Bestreben seyn. Es gehört schon etwas dazu, wenn ein einziger Mensch klug und reich werden soll, und meistens wird er es auf Unkosten der andern.

Es fällt mir eben recht der Jüngling am Scheidewege in die Hände, versetzte Wilhelm, indem er ein Heft aus den übrigen Papieren herauszog: das ist doch fertig geworden, es mag übrigens seyn wie es will.

Leg' es bei Seite, wirf es in's Feuer! versetzte Werner. Die Erfindung ist nicht im geringsten lobenswürdig; schon vormals ärgerte mich diese Composition genug, und zog dir den Unwillen des Vaters zu. Es mögen ganz artige Verse seyn; aber die Vorstellungsart ist grundfalsch. Ich erinnere mich noch deines ver-

sonificirten Gewerbes, deiner zusammengeschrumpften erbärmlichen Sibylle. Du magst das Bild in irgend einem elenden Kramladen aufgeschnappt haben. Von der Handlung hattest du damals keinen Begriff; ich wüßte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter seyn müßte, als der Geist eines ächten Handelsmannes. Welchen Ueberblick verschafft uns nicht die Ordnung, in der wir unsere Geschäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überschauen, ohne daß wir nöthig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu lassen. Welche Vortheile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne! Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder gute Haushalter sollte sie in seiner Wirthschaft einführen.

Verzeih mir, sagte Wilhelm lächelnd, du fängst von der Form an, als wenn das die Sache wäre; gewöhnlich vergeßt ihr aber auch über eurem Addiren und Bilanciren das eigentliche Facit des Lebens.

Leider siehst du nicht, mein Freund, wie Form und Sache hier nur eins ist, eins ohne das andere nicht bestehen könnte. Ordnung und Klarheit vermehrt die Lust zu sparen und zu erwerben. Ein Mensch, der übel haushält, befindet sich in der Dunkelheit sehr wohl; er mag die Posten nicht gerne zusammen rechnen, die er schuldig ist. Dagegen kann einem guten Wirthe nichts angenehmer seyn, als sich

alle Tage die Summe seines wachsenden Glückes zu ziehen. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschreckt ihn nicht; denn er weiß sogleich, was für erworbene Vortheile er auf die andere Wagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsern Geschäften finden könntest, so würdest du dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geistes auch dabei ihr freies Spiel haben können.

Es ist möglich, daß mich die Reise, die ich vorhabe, auf andere Gedanken bringt.

O gewiß! Glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Thätigkeit, um dich auf immer zu dem unsern zu machen; und wenn du zurück kommst, wirst du dich gern zu denen gesellen, die durch alle Arten von Spedition und Speculation einen Theil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt seinen nothwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Wirf einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Producte aller Welttheile, betrachte, wie sie wechselsweise zur Nothdurft geworden sind! Welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es, alles, was in dem Augenblicke am meisten gesucht wird und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen, jedem, was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich vorsichtig in Vorrath zu setzen, und den Vortheil jedes Augenblickes dieser großen Circulation zu genießen! Dieß ist, dünkt mich,

was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird.

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort. Besuche nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, und du wirst gewiß mit fortgerissen werden. Wenn du siehst, wie viele Menschen beschäftiget sind; wenn du siehst, wo so manches herkommt, wo es hingeht, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Waare siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts für gering, weil alles die Circulation vermehrt, von welcher dein Leben seine Nahrung zieht.

Werner, der seinen richtigen Verstand in dem Umgange mit Wilhelm ausbildete, hatte sich gewöhnt, auch an sein Gewerbe, an seine Geschäfte mit Erhebung der Seele zu denken, und glaubte immer, daß er es mit mehrerem Rechte thue, als sein sonst verständiger und geschätzter Freund, der, wie es ihm schien, auf das Unreellste von der Welt einen so großen Werth und das Gewicht seiner ganzen Seele legte. Manchmal dachte er, es könne gar nicht fehlen, dieser falsche Enthusiasmus müsse zu überwältigen, und ein so guter Mensch auf den rechten Weg zu bringen seyn. In dieser Hoffnung fuhr er fort: Es haben die Großen dieser Welt sich der Erde bemächtiget, sie leben in Herrlichkeit und Ueberfluß. Der kleinste Raum unsers Welt-

theils iſt ſchon in Beſitz genommen, jeder Beſitz befeſtigt, Aemter und andere bürgerliche Geſchäfte tragen wenig ein; wo gibt es nun noch einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung, als den Handel? Haben die Fürſten dieſer Welt die Flüſſe, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt, und nehmen von dem, was durch und vorbei geht, einen ſtarken Gewinn: ſollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, und durch unſere Thätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die theils das Bedürfniß, theils der Uebermuth den Menſchen unentbehrlich gemacht hat? Und ich kann dir verſichern, wenn du nur deine dichteriſche Einbildungskraft anwenden wollteſt, ſo könnteſt du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenſtellen. Sie führt freilich lieber den Oelzweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt ſie gar nicht: aber Kronen theilet ſie auch ihren Lieblingen aus, die, es ſey ohne Verachtung jener geſagt, von ächtem aus der Quelle geſchöpftem Golde und von Perlen glänzen, die ſie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geſchäftigen Diener geholt hat.

Wilhelmen verdroß dieſer Ausfall ein wenig, doch verbarg er ſeine Empfindlichkeit; denn er erinnerte ſich, daß Werner auch ſeine Apoſtrophen mit Gelaſſenheit anzuhören pflegte. Uebrigens war er billig genug, um gerne zu ſehen, wenn jeder von ſeinem Handwerk auf's beſte dachte; nur mußte man ihm das ſeinige, dem

er sich mit Leidenschaft gewidmet hatte, unangefochten lassen.

Und dir, rief Werner aus, der du an menschlichen Dingen so herzlichen Antheil nimmst, was wird es dir für ein Schauspiel seyn, wenn du das Glück, das muthige Unternehmungen begleitet, vor deinen Augen den Menschen wirst gewährt sehen! Was ist reizender, als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht der Verwandte, der Bekannte, der Theilnehmer allein, ein jeder fremde Zuschauer wird hingerissen, wenn er die Freude sieht, mit welcher der eingesperrte Schiffer an's Land springt, noch ehe sein Fahrzeug es ganz berührt, sich wieder frei fühlt, und nunmehr das, was er dem falschen Wasser entzogen, der getreuen Erde anvertrauen kann. Nicht in Zahlen allein, mein Freund, erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht sinnlich genießen.

Eilftes Capitel.

Es ist nun Zeit, daß wir auch die Väter unsrer beiden Freunde näher kennen lernen; ein paar Männer von sehr verschiedener Denkungsart, deren Gesinnungen aber darin übereinkamen, daß sie den Handel für das edelste Geschäft hielten, und beide höchst aufmerksam auf jeden Vortheil waren, den ihnen irgend eine Speculation bringen konnte. Der alte Meister hatte gleich nach dem Tode seines Vaters eine kostbare Sammlung von Gemählden, Zeichnungen, Kupferstichen und Antiquitäten in's Geld gesetzt, sein Haus nach dem neuesten Geschmacke von Grund aus aufgebaut und möblirt, und sein übriges Vermögen auf alle mögliche Weise gelten gemacht. Einen ansehnlichen Theil davon hatte er dem alten Werner in die Handlung gegeben, der als ein thätiger Handelsmann berühmt war, und dessen Speculationen gewöhnlich durch das Glück begünstigt wurden. Nichts wünschte aber der alte Meister so sehr, als seinem Sohne Eigenschaften zu geben, die ihm selbst fehlten, und seinen Kindern Güter zu hinterlassen, auf deren Besitz er den größten Werth legte. Zwar empfand er eine besondere Neigung zum [illegible]rächtigen, zu dem was

in die Augen fällt, das aber auch zugleich einen innern Werth und eine Dauer haben sollte. In seinem Hause mußte alles solid und massiv seyn, der Vorrath reichlich, das Silbergeschirr schwer, das Tafelservice kostbar; dagegen waren die Gäste selten, denn eine jede Mahlzeit ward ein Fest, das sowohl wegen der Kosten als wegen der Unbequemlichkeit nicht oft wiederholt werden konnte. Sein Haushalt ging einen gelassenen und einförmigen Schritt, und alles, was sich darin bewegte und erneuerte, war gerade das, was niemanden einigen Genuß gab.

Ein ganz entgegengesetztes Leben führte der alte Werner in einem dunkeln und finstern Hause. Hatte er seine Geschäfte in der engen Schreibstube am uralten Pulte vollendet, so wollte er gut essen, und wo möglich noch besser trinken, auch konnte er das Gute nicht allein genießen: neben seiner Familie mußte er seine Freunde, alle Fremden, die nur mit seinem Hause in einiger Verbindung standen, immer bei Tische sehen; seine Stühle waren uralt, aber er lud täglich jemanden ein, darauf zu sitzen. Die guten Speisen zogen die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich, und niemand bemerkte, daß sie in gemeinem Geschirr aufgetragen wurden. Sein Keller hielt nicht viel Wein, aber der ausgetrunkene ward gewöhnlich durch einen bessern ersetzt.

So lebten die beiden Väter, welche öfter zusammen kamen, sich wegen gemeinschaftlicher Geschäfte berath-

schlagten und eben heute die Versendung Wilhelms in Handelsangelegenheiten beschlossen.

Er mag sich in der Welt umsehen, sagte der alte Meister, und zugleich unsre Geschäfte an fremden Orten betreiben; man kann einem jungen Menschen keine gröſsere Wohlthat erweisen, als wenn man ihn zeitig in die Bestimmung seines Lebens einweiht. Ihr Sohn ist von seiner Expedition so glücklich zurückgekommen, hat seine Geschäfte so gut zu machen gewuſst, daſs ich recht neugierig bin, wie sich der meinige beträgt; ich fürchte, er wird mehr Lehrgeld geben, als der Ihrige.

Der alte Meister, welcher von seinem Sohne und dessen Fähigkeiten einen groſsen Begriff hatte, sagte diese Worte in Hoffnung, daſs sein Freund ihm widersprechen und die vortrefflichen Gaben des jungen Mannes herausstreichen sollte. Allein hierin betrog er sich; der alte Werner, der in praktischen Dingen niemanden traute, als dem, den er geprüft hatte, versetzte gelassen: Man muſs alles versuchen; wir können ihn eben denselben Weg schicken, wir geben ihm eine Vorschrift, wornach er sich richtet; es sind verschiedene Schulden einzucassiren, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue zu machen. Er kann auch die Speculation, mit der ich Sie neulich unterhielt, befördern helfen; denn ohne genaue Nachrichten an Ort und Stelle zu sammeln, läſst sich dabei wenig thun.

Er mag sich vorbereiten, versetzte der alte Meister,

und sobald als möglich aufbrechen. Wo nehmen wir ein Pferd für ihn her, das sich zu dieser Expedition schickt?

Wir werden nicht weit darnach suchen. Ein Krämer in H***, der uns noch einiges schuldig, aber sonst ein guter Mann ist, hat mir eins an Zahlungsstatt angeboten; mein Sohn kennt es, es soll ein recht brauchbares Thier seyn.

Er mag es selbst holen, mag mit dem Postwagen hinüberfahren, so ist er übermorgen bei Zeiten wieder da, man macht ihm indessen den Mantelsack und die Briefe zurechte, und so kann er zu Anfang der künftigen Woche aufbrechen.

Wilhelm wurde gerufen, und man machte ihm den Entschluß bekannt. Wer war froher als er, da er die Mittel zu seinem Vorhaben in seinen Händen sah, da ihm die Gelegenheit ohne sein Mitwirken zubereitet werden! So groß war seine Leidenschaft, so rein seine Ueberzeugung, er handle vollkommen recht, sich dem Drucke seines bisherigen Lebens zu entziehen, und einer neuen edlern Bahn zu folgen, daß sein Gewissen sich nicht im mindesten regte, keine Sorge in ihm entstand, ja daß er vielmehr diesen Betrug für heilig hielt. Er war gewiß, daß ihn Eltern und Verwandte in der Folge für diesen Schritt preisen und segnen sollten, er erkannte den Wink eines leitenden Schicksals an diesen zusammentreffenden Umständen.

Wie lang ward ihm die Zeit bis zur Nacht, bis zur Stunde, in der er seine Geliebte wieder sehen sollte! Er saß auf seinem Zimmer und überdachte seinen Reiseplan, wie ein künstlicher Dieb oder Zauberer in der Gefangenschaft manchmal die Füße aus den festgeschlossenen Ketten herauszieht, um die Ueberzeugung bei sich zu nähren, daß seine Rettung möglich, ja noch näher sey, als kurzsichtige Wächter glauben.

Endlich schlug die nächtliche Stunde; er entfernte sich aus seinem Hause, schüttelte allen Druck ab, und wandelte durch die stillen Gassen. Auf dem großen Platze hub er seine Hände gen Himmel, fühlte alles hinter und unter sich; er hatte sich von allem los gemacht. Nun dachte er sich in den Armen seiner Geliebten, dann wieder mit ihr auf dem blendenden Theatergerüste, er schwebte in einer Fülle von Hoffnungen, und nur manchmal erinnerte ihn der Ruf des Nachtwächters, daß er noch auf dieser Erde wandle.

Seine Geliebte kam ihm an der Treppe entgegen, und wie schön! wie lieblich! In dem neuen weißen Negligee empfing sie ihn, er glaubte sie noch nie so reizend gesehen zu haben. So weihte sie das Geschenk des abwesenden Liebhabers in den Armen des gegenwärtigen ein, und mit wahrer Leidenschaft verschwendete sie den ganzen Reichthum ihrer Liebkosungen, welche ihr die Natur eingab, welche die Kunst sie gelehrt hatte, an ih-

ren Liebling, und man frage, ob er sich glücklich, ob er sich selig fühlte?

Er entdeckte ihr, was vorgegangen war, und ließ ihr im Allgemeinen seinen Plan, seine Wünsche sehen. Er wolle unterzukommen suchen, sie alsdann abholen, er hoffe, sie werde ihm ihre Hand nicht versagen. Das arme Mädchen aber schwieg, verbarg ihre Thränen und drückte den Freund an ihre Brust, der, ob er gleich ihr Verstummen auf das günstigste auslegte, doch eine Antwort gewünscht hätte, besonders da er sie zuletzt auf das bescheidenste, auf das freundlichste fragte: ob er sich denn nicht Vater glauben dürfe? Aber auch darauf antwortete sie nur mit einem Seufzer, einem Kusse.

Zwölftes Capitel.

Den andern Morgen erwachte Mariane nur zu neuer Betrübniß; ſie fand ſich ſehr allein, mochte den Tag nicht ſehen, blieb im Bette und weinte. Die Alte ſetzte ſich zu ihr, ſuchte ihr einzureden, ſie zu tröſten; aber es gelang ihr nicht, das verwundete Herz ſo ſchnell zu heilen. Nun war der Augenblick nahe, dem das arme Mädchen wie dem letzten ihres Lebens entgegen geſehen hatte. Konnte man ſich auch in einer ängſtlichern Lage fühlen? Ihr Geliebter entfernte ſich, ein unbequemer Liebhaber drohte zu kommen, und das größte Unheil ſtand bevor, wenn beide, wie es leicht möglich war, einmal zuſammentreffen ſollten.

Beruhige dich, Liebchen, rief die Alte: verweine mir deine ſchönen Augen nicht! Iſt es denn ein ſo großes Unglück, zwey Liebhaber zu beſitzen? Und wenn du auch deine Zärtlichkeit nur dem einen ſchenken kannſt, ſo ſey wenigſtens dankbar gegen den andern, der, nach der Art wie er für dich ſorgt, gewiß dein Freund genannt zu werden verdient.

Es ahnte meinem Geliebten, verſetzte Mariane dagegen mit Thränen, daß uns eine Trennung bevorſtehe;

ein Traum hat ihm entdeckt, was wir ihm so sorgfältig zu verbergen suchen. Er schlief so ruhig an meiner Seite. Auf einmal höre ich ihn ängstliche unvernehmliche Töne stammeln. Mir wird bange, und ich wecke ihn auf. Ach! mit welcher Liebe, mit welcher Zärtlichkeit, mit welchem Feuer umarmt' er mich! O Mariane! rief er aus, welchem schrecklichen Zustande hast du mich entrissen! Wie soll ich dir danken, daß du mich aus dieser Hölle befreit hast? Mir träumte, fuhr er fort, ich befände mich, entfernt von dir, in einer unbekannten Gegend; aber dein Bild schwebte mir vor; ich sah dich auf einem schönen Hügel, die Sonne beschien den ganzen Platz; wie reizend kamst du mir vor! Aber es währte nicht lange, so sah ich dein Bild hinuntergleiten, immer hinuntergleiten; ich streckte meine Arme nach dir aus, sie reichten nicht durch die Ferne. Immer sank dein Bild und näherte sich einem großen See, der am Fuße des Hügels weit ausgebreitet lag, eher ein Sumpf als ein See. Auf einmal gab dir ein Mann die Hand; er schien dich hinaufführen zu wollen, aber leitete dich seitwärts, und schien dich nach sich zu ziehen. Ich rief, da ich dich nicht erreichen konnte, ich hoffte dich zu warnen. Wollte ich gehen, so schien der Boden mich fest zu halten; konnt' ich gehen, so hinderte mich das Wasser, und sogar mein Schreien erstickte in der beklemmten Brust. — So erzählte der Arme, indem er sich von seinem Schrecken an meinem Busen erholte, und sich

glück-

glücklich pries, einen fürchterlichen Traum durch die seligste Wirklichkeit verdrängt zu sehen.

Die Alte suchte so viel möglich durch ihre Prose die Poesie ihrer Freundin in's Gebiet des gemeinen Lebens herunter zu locken, und bediente sich dabei der guten Art, welche Vogelstellern zu gelingen pflegt, indem sie durch ein Pfeifchen die Töne derjenigen nachzuahmen suchen, welche sie bald und häufig in ihrem Garne zu sehen wünschen. Sie lobte Wilhelmen, rühmte seine Gestalt, seine Augen, seine Liebe. Das arme Mädchen hörte ihr gerne zu, stand auf, ließ sich ankleiden und schien ruhiger. Mein Kind, mein Liebchen, fuhr die Alte schmeichelnd fort, ich will dich nicht betrüben, nicht beleidigen, ich denke dir nicht dein Glück zu rauben. Darfst du meine Absicht verkennen, und hast du vergessen, daß ich jederzeit mehr für dich als für mich gesorgt habe? Sag' mir nur, was du willst; wir wollen schon sehen, wie wir es ausführen.

Was kann ich wollen? versetzte Mariane; ich bin elend, auf mein ganzes Leben elend; ich liebe ihn, der mich liebt, sehe, daß ich mich von ihm trennen muß, und weiß nicht, wie ich es überleben kann. Norberg kommt, dem wir unsere ganze Existenz schuldig sind, den wir nicht entbehren können. Wilhelm ist sehr eingeschränkt, er kann nichts für mich thun. —

Ja, er ist unglücklicherweise von jenen Liebhabern,

die nichts als ihr Herz bringen, und eben diese haben die meisten Prätensionen.

Spotte nicht! der Unglückliche denkt sein Haus zu verlassen, auf das Theater zu gehen, mir seine Hand anzubieten.

Leere Hände haben wir schon viere.

Ich habe keine Wahl, fuhr Mariane fort, entscheide du! Stoße mich da oder dort hin, nur wisse noch eins: wahrscheinlich trag' ich ein Pfand im Busen, das uns noch mehr an einander fesseln sollte; das bedenke und entscheide, wen soll ich lassen? wem soll ich folgen?

Nach einigem Stillschweigen rief die Alte: daß doch die Jugend immer zwischen den Extremen schwankt! Ich finde nichts natürlicher, als alles zu verbinden, was uns Vergnügen und Vortheil bringt. Liebst du den einen, so mag der andere bezahlen; es kommt nur darauf an, daß wir klug genug sind, sie beide auseinander zu halten. —

Mache was du willst, ich kann nichts denken; aber folgen will ich.

Wir haben den Vortheil, daß wir den Eigensinn des Directors, der auf die Sitten seiner Truppe stolz ist, verschützen können. Beide Liebhaber sind schon gewohnt, heimlich und verschwiegen zu Werke zu gehen. Für Stunde und Gelegenheit will ich sorgen; nur mußt du hernach die Rolle spielen, die ich dir vorschreibe.

Wer weiß, welcher Umstand uns hilft. Käme Norberg nur jetzt, da Wilhelm entfernt ist! Wer wehrt dir, in den Armen des einen an den andern zu denken? Ich wünsche dir zu einem Sohne Glück; er soll einen reichen Vater haben.

Mariane war durch diese Vorstellungen nur für kurze Zeit gebessert. Sie konnte ihren Zustand nicht in Harmonie mit ihrer Empfindung, ihrer Ueberzeugung bringen; sie wünschte diese schmerzlichen Verhältnisse zu vergessen, und tausend kleine Umstände mußten sie jeden Augenblick daran erinnern.

Dreyzehntes Capitel.

Wilhelm hatte indeſſen die kleine Reiſe vollendet, und überreichte, da er ſeinen Handelsfreund nicht zu Hauſe fand, das Empfehlungsſchreiben der Gattin des Abweſenden. Aber auch dieſe gab ihm auf ſeine Fragen wenig Beſcheid; ſie war in einer heftigen Gemüthsbewegung und das ganze Haus in großer Verwirrung.

Es währte jedoch nicht lange, ſo vertraute ſie ihm (und es war auch nicht zu verheimlichen), daß ihre Stieftochter mit einem Schauſpieler davon gegangen ſey, mit einem Menſchen, der ſich von einer kleinen Geſellſchaft vor kurzem los gemacht, ſich im Orte aufgehalten, und im Franzöſiſchen Unterricht gegeben habe. Der Vater, außer ſich vor Schmerz und Verdruß, ſey in's Amt gelaufen, um die Flüchtigen verfolgen zu laſſen. Sie ſchalt ihre Tochter heftig, ſchmähte den Liebhaber, ſo daß an beiden nichts Lebenswürdiges übrig blieb, beklagte mit vielen Worten die Schande, die dadurch auf die Familie gekommen, und ſetzte Wilhelmen in nicht geringe Verlegenheit, der ſich und ſein heimliches Verhaben durch dieſe Sibylle gleichſam mit prophetiſchem Geiſte voraus getadelt und geſtraft fühlte. Noch ſtär-

kern und innigern Antheil mußte er aber an den Schmerzen des Vaters nehmen, der aus dem Amte zurükkam, mit stiller Trauer und halben Worten seine Expedition der Frau erzählte, und, indem er, nach eingesehenem Briefe, das Pferd Wilhelmen vorführen ließ, seine Zerstreuung und Verwirrung nicht verbergen konnte.

Wilhelm gedachte sogleich das Pferd zu besteigen, und sich aus einem Hause zu entfernen, in welchem ihm, unter den gegebenen Umständen, unmöglich wohl werden konnte; allein der gute Mann wollte den Sohn eines Hauses, dem er so viel schuldig war, nicht unbewirthet und ohne ihn eine Nacht unter seinem Dache behalten zu haben, entlassen.

Unser Freund hatte ein trauriges Abendessen eingenommen, eine unruhige Nacht ausgestanden, und eilte frühmorgens sobald als möglich sich von Leuten zu entfernen, die, ohne es zu wissen, ihn mit ihren Erzählungen und Aeußerungen auf das empfindlichste gequält hatten.

Er ritt langsam und nachdenkend die Straße hin, als er auf einmal eine Anzahl bewaffneter Leute durch's Feld kommen sah, die er an ihren langen und weiten Röcken, großen Aufschlägen, unförmlichen Hüten und plumpen Gewehren, an ihrem treuherzigen Gange und dem bequemen Tragen ihres Körpers sogleich für ein Commando Landmiliz erkannte. Unter einer alten Eiche hielten sie stille, setzten ihre Flinten nieder, und lagerten

sich bequem auf dem Rasen, um eine Pfeife zu rauchen. Wilhelm verweilte bei ihnen, und ließ sich mit einem jungen Menschen, der zu Pferde herbei kam, in ein Gespräch ein. Er mußte die Geschichte der beiden Entflohenen, die ihm nur zu sehr bekannt war, leider noch einmal und zwar mit Bemerkungen, die weder dem jungen Paare noch den Eltern sonderlich günstig waren, vernehmen. Zugleich erfuhr er, daß man hierher gekommen sey, die jungen Leute wirklich in Empfang zu nehmen, die in dem benachbarten Städtchen eingeholt und angehalten worden waren. Nach einiger Zeit sah man von ferne einen Wagen herbeikommen, der von einer Bürgerwache mehr lächerlich als fürchterlich umgeben war. Ein unförmlicher Stadtschreiber ritt voraus, und complimentirte mit dem gegenseitigen Actuarius (denn das war der junge Mann, mit dem Wilhelm gesprochen hatte) an der Gränze mit großer Gewissenhaftigkeit und wunderlichen Gebärden, wie es etwa Geist und Zauberer, der eine innerhalb der andere außerhalb des Kreises, bei gefährlichen nächtlichen Operationen thun mögen.

Die Aufmerksamkeit der Zuschauer war indeß auf den Bauerwagen gerichtet, und man betrachtete die armen Verirrten nicht ohne Mitleiden, die auf ein paar Bündeln Stroh bei einander saßen, sich zärtlich anblickten, und die Umstehenden kaum zu bemerken schienen. Zufälligerweise hatte man sich genöthigt ge-

ſehen, ſie von dem letzten Dorfe auf eine ſo unſchickliche Art fort zu bringen, indem die alte Kutſche, in welcher man die Schöne transportirte, zerbrochen war. Sie erbat ſich bei dieſer Gelegenheit die Geſellſchaft ihres Freundes, den man, in der Ueberzeugung, er ſey auf einem capitalen Verbrechen betroffen, bis dahin mit Ketten beſchwert nebenher gehen laſſen. Dieſe Ketten trugen denn freilich nicht wenig bei, den Anblick der zärtlichen Gruppe intereſſanter zu machen, beſonders weil der junge Mann ſich mit vielem Anſtand bewegte, indem er wiederholt ſeiner Geliebten die Hände küßte.

Wir ſind ſehr unglücklich! rief ſie den Umſtehenden zu; aber nicht ſo ſchuldig, wie wir ſcheinen. So belohnen grauſame Menſchen treue Liebe, und Eltern, die das Glück ihrer Kinder gänzlich vernachläſſigen, reißen ſie mit Ungeſtüm aus den Armen der Freude, die ſich ihrer nach langen trüben Tagen bemächtigte!

Indeß die Umſtehenden auf verſchiedene Weiſe ihre Theilnahme zu erkennen gaben, hatten die Gerichte ihre Ceremonien abſolvirt; der Wagen ging weiter, und Wilhelm, der an dem Schickſal der Verliebten großen Theil nahm, eilte auf dem Fußpfade voraus, um mit dem Amtmanne, noch ehe der Zug ankäme, Bekanntſchaft zu machen. Er erreichte aber kaum das Amthaus, wo alles in Bewegung und zum Empfang der Flüchtlinge bereit war, als ihn der Actuarius einholte, und durch eine umſtändliche Erzählung, wie

alles gegangen, besonders aber durch ein weitläufiges Lob seines Pferdes, das er erst gestern vom Juden getauscht, jedes andere Gespräch verhinderte.

Schon hatte man das unglückliche Paar außen am Garten, der durch eine kleine Pforte mit dem Amthause zusammenhing, abgesetzt, und sie in der Stille hineingeführt. Der Actuarius nahm über diese schonende Behandlung von Wilhelmen ein aufrichtiges Lob an, ob er gleich eigentlich dadurch nur das vor dem Amthause versammelte Volk necken, und ihm das angenehme Schauspiel einer gedemüthigten Mitbürgerin entziehen wollte.

Der Amtmann, der von solchen außerordentlichen Fällen kein sonderlicher Liebhaber war, weil er meistentheils dabei einen und den andern Fehler machte, und für den besten Willen gewöhnlich von fürstlicher Regierung mit einem derben Verweise belohnt wurde, ging mit schweren Schritten nach der Amtsstube, wohin ihm der Actuarius, Wilhelm und einige angesehene Bürger folgten.

Zuerst ward die Schöne vorgeführt, die, ohne Frechheit, gelassen und mit Bewußtseyn ihrer selbst hereintrat. Die Art, wie sie gekleidet war und sich überhaupt betrug, zeigte, daß sie ein Mädchen sey, die etwas auf sich halte. Sie fing auch, ohne gefragt zu werden, über ihren Zustand nicht unschicklich zu reden an.

Der Actuarius gebot ihr zu schweigen, und hielt

seine Feder über dem gebrochenen Blatte. Der Amtmann setzte sich in Fassung, sah ihn an, räusperte sich, und fragte das arme Kind, wie ihr Name heiße und wie alt sie sey?

Ich bitte Sie, mein Herr, versetzte sie, es muß mir gar wunderbar vorkommen, daß Sie mich um meinen Namen und mein Alter fragen, da Sie sehr gut wissen, wie ich heiße, und daß ich so alt wie Ihr ältester Sohn bin. Was Sie von mir wissen wollen, und was Sie wissen müssen, will ich gern ohne Umschweife sagen.

Seit meines Vaters zweyter Heirath werde ich zu Hause nicht zum besten gehalten. Ich hätte einige hübsche Partien thun können, wenn nicht meine Stiefmutter, aus Furcht vor der Ausstattung, sie zu vereiteln gewußt hätte. Nun habe ich den jungen Melina kennen lernen, ich habe ihn lieben müssen, und da wir die Hindernisse voraussahen, die unserer Verbindung im Wege stunden, entschlossen wir uns, mit einander in der weiten Welt ein Glück zu suchen, das uns zu Hause nicht gewährt schien. Ich habe nichts mitgenommen, als was mein eigen war; wir sind nicht als Diebe und Räuber entflohen, und mein Geliebter verdient nicht, daß er mit Ketten und Banden belegt herumgeschleppt werde. Der Fürst ist gerecht, er wird diese Härte nicht billigen. Wenn wir strafbar sind, so sind wir es nicht auf diese Weise.

Der alte Amtmann kam hierüber doppelt und dreyfach in Verlegenheit. Die gnädigsten Ausputzer summten ihm schon um den Kopf, und die geläufige Rede des Mädchens hatte ihm den Entwurf des Protocolls gänzlich zerrüttet. Das Uebel wurde noch größer, als sie bei wiederholten ordentlichen Fragen sich nicht weiter einlassen wollte, sondern sich auf das, was sie eben gesagt, standhaft berief.

Ich bin keine Verbrecherin, sagte sie. Man hat mich auf Strohbündeln zur Schande hierher geführt; es ist eine höhere Gerechtigkeit, die uns wieder zu Ehren bringen soll.

Der Actuarius hatte indessen immer die Worte nachgeschrieben, und flüsterte dem Amtmanne zu: er solle nur weiter gehen; ein förmliches Protocoll würde sich nachher schon verfassen lassen.

Der Alte nahm wieder Muth, und fing nun an, nach den süßen Geheimnissen der Liebe mit dürren Worten und in hergebrachten trockenen Formeln sich zu erkundigen.

Wilhelmen stieg die Röthe in's Gesicht, und die Wangen der artigen Verbrecherin belebten sich gleichfalls durch die reizende Farbe der Schamhaftigkeit. Sie schwieg und stockte, bis die Verlegenheit selbst zuletzt ihren Muth zu erhöhen schien.

Seyn Sie versichert, rief sie aus, daß ich stark genug seyn würde, die Wahrheit zu bekennen, wenn ich

auch gegen mich selbst sprechen müßte; sollte ich nun zaudern und stocken, da sie mir Ehre macht? Ja, ich habe ihn von dem Augenblicke an, da ich seiner Neigung und seiner Treue gewiß war, als meinen Ehemann angesehen; ich habe ihm alles gerne gegönnt, was die Liebe fordert, und was ein überzeugtes Herz nicht versagen kann. Machen Sie nun mit mir, was Sie wollen. Wenn ich einen Augenblick zu gestehen zauderte, so war die Furcht, daß mein Bekenntniß für meinen Geliebten schlimme Folgen haben könnte, allein daran Ursache.

Wilhelm faßte, als er ihr Geständniß hörte, einen hohen Begriff von den Gesinnungen des Mädchens, indeß sie die Gerichtspersonen für eine freche Dirne erkannten, und die gegenwärtigen Bürger Gott dankten, daß dergleichen Fälle in ihren Familien entweder nicht vorgekommen oder nicht bekannt geworden waren.

Wilhelm versetzte seine Mariane in diesem Augenblicke vor den Richterstuhl, legte ihr noch schönere Worte in den Mund, ließ ihre Aufrichtigkeit noch herzlicher und ihr Bekenntniß noch edler werden. Die heftigste Leidenschaft, beiden Liebenden zu helfen, bemächtigte sich seiner. Er verbarg sie nicht, und bat den zaudernden Amtmann heimlich, er möchte doch der Sache ein Ende machen, es sey ja alles so klar als möglich, und bedürfe keiner weitern Untersuchung.

Dieses half so viel, daß man das Mädchen abtre-

ten, dafür aber den jungen Menschen, nachdem man ihm vor der Thüre die Fesseln abgenommen hatte, hereinkommen ließ. Dieser schien über sein Schicksal mehr nachdenkend. Seine Antworten waren gesetzter, und wenn er von einer Seite weniger heroische Freimüthigkeit zeigte, so empfahl er sich hingegen durch Bestimmtheit und Ordnung seiner Aussage.

Da auch dieses Verhör geendiget war, welches mit dem vorigen in allem übereinstimmte, nur daß er, um das Mädchen zu schonen, hartnäckig läugnete, was sie selbst schon bekannt hatte, ließ man auch sie endlich wieder vortreten, und es entstand zwischen beiden eine Scene, welche ihnen das Herz unsers Freundes gänzlich zu eigen machte.

Was nur in Romanen und Komödien vorzugehen pflegt, sah er hier in einer unangenehmen Gerichtsstube vor seinen Augen: den Streit wechselseitiger Großmuth, die Stärke der Liebe im Unglück.

Ist es denn also wahr, sagte er bei sich selbst, daß die schüchterne Zärtlichkeit, die vor dem Auge der Sonne und der Menschen sich verbirgt, und nur in abgesonderter Einsamkeit, in tiefem Geheimnisse zu genießen wagt, wenn sie durch einen feindseligen Zufall hervorgeschleppt wird, sich alsdann muthiger, stärker, tapferer zeigt, als andere brausende und großthuende Leidenschaften?

Zu seinem Troste schloß sich die ganze Handlung noch ziemlich bald. Sie wurden beide in leidliche Verwah-

rung genommen, und wenn es möglich gewesen wäre, so hätte er noch diesen Abend das Frauenzimmer zu ihren Eltern hinüber gebracht. Denn er seyte sich fest vor, hier ein Mittelsmann zu werden, und die glückliche und anständige Verbindung beider Liebenden zu befördern.

Er erbat sich von dem Amtmanne die Erlaubniß, mit Melina allein zu reden, welche ihm denn auch ohne Schwierigkeit verstattet wurde.

Vierzehntes Capitel.

Das Gespräch der beiden neuen Bekannten wurde gar bald vertraut und lebhaft. Denn als Wilhelm dem niedergeschlagnen Jüngling sein Verhältniß zu den Eltern des Frauenzimmers entdeckte, sich zum Mittler anbot, und selbst die besten Hoffnungen zeigte, erheiterte sich das traurige und sorgenvolle Gemüth des Gefangnen, er fühlte sich schon wieder befreit, mit seinen Schwiegereltern versöhnt, und es war nun von künftigem Erwerb und Unterkommen die Rede.

Darüber werden Sie doch nicht in Verlegenheit seyn, versetzte Wilhelm; denn Sie scheinen mir beiderseits von der Natur bestimmt, in dem Stande, den Sie gewählt haben, Ihr Glück zu machen. Eine angenehme Gestalt, eine wohlklingende Stimme, ein gefühlvolles Herz! Können Schauspieler besser ausgestattet seyn? Kann ich Ihnen mit einigen Empfehlungen dienen, so wird es mir viel Freude machen.

Ich danke Ihnen von Herzen, versetzte der andere; aber ich werde wohl schwerlich davon Gebrauch machen können, denn ich denke, wo möglich, nicht auf das Theater zurückzukehren.

Daran thun Sie sehr übel, sagte Wilhelm nach einer Pause, in welcher er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, denn er dachte nicht anders, als daß der Schauspieler, sobald er mit seiner jungen Gattin befreit worden, das Theater aufsuchen werde. Es schien ihm eben so natürlich und nothwendig, als daß der Frosch das Wasser sucht. Nicht einen Augenblick hatte er daran gezweifelt, und mußte nun zu seinem Erstaunen das Gegentheil erfahren.

Ja, versetzte der andere, ich habe mir vorgenommen, nicht wieder auf das Theater zurückzukehren, vielmehr eine bürgerliche Bedienung, sie sey auch welche sie wolle, anzunehmen, wenn ich nur eine erhalten kann.

Das ist ein sonderbarer Entschluß, den ich nicht billigen kann; denn ohne besondere Ursache ist es niemals rathsam, die Lebensart, die man ergriffen hat zu verändern, und überdieß wüßte ich keinen Stand, der so viel Annehmlichkeiten, so viel reizende Aussichten darböte, als den eines Schauspielers.

Man sieht, daß Sie keiner gewesen sind, versetzte jener. —

Darauf sagte Wilhelm: mein Herr, wie selten ist der Mensch mit dem Zustande zufrieden, in dem er sich befindet! Er wünscht sich immer den seines Nächsten, aus welchem sich dieser gleichfalls herausseht. —

Indeß bleibt doch ein Unterschied, versetzte Melina, zwischen dem Schlimmen und dem Schlimmern; Erfah-

rung, nicht Ungeduld, macht mich so handeln. Ist wohl irgend ein Stückchen Brot kümmerlicher, unsicherer und mühseliger in der Welt? Beinahe wäre es eben so gut, vor den Thüren zu betteln. Was hat man von dem Neide seiner Mitgenossen, und der Parteilichkeit des Directors, von der veränderlichen Laune des Publicums auszustehen! Wahrhaftig, man muß ein Fell haben wie ein Bär, der in Gesellschaft von Affen und Hunden an der Kette herumgeführt und geprügelt wird, um bei dem Tone eines Dudelsacks vor Kindern und Pöbel zu tanzen.

Wilhelm dachte allerlei bei sich selbst, was er jedoch dem guten Menschen nicht in's Gesicht sagen wollte. Er ging also nur von ferne mit dem Gespräch um ihn herum. Jener ließ sich desto aufrichtiger und weitläufiger heraus. — Thäte es nicht Noth, sagte er, daß ein Director jedem Stadtrathe zu Füßen fiele, um nur die Erlaubniß zu haben, vier Wochen zwischen der Messe ein paar Groschen mehr an einem Orte circuliren zu lassen. Ich habe den unsrigen, der so weit ein guter Mann war, oft bedauert, wenn er mir gleich zu anderer Zeit Ursache zu Mißvergnügen gab. Ein guter Acteur steigert ihn, die schlechten kann er nicht los werden; und wenn er seine Einnahme einigermaßen der Ausgabe gleich setzen will, so ist es dem Publicum gleich zu viel, das Haus steht leer, und man muß, um nur nicht gar zu Grunde zu gehen, mit Schaden und Kummer spielen. Nein, mein Herr!

Herr! da Sie ſich unſrer, wie Sie ſagen, annehmen mögen, ſo bitte ich Sie, ſprechen Sie auf das ernſtlichſte mit den Eltern meiner Geliebten! Man verſorge mich hier, man gebe mir einen kleinen Schreiber- oder Einnehmer-Dienſt, und ich will mich glücklich ſchätzen.

Nachdem ſie noch einige Worte gewechſelt hatten, ſchied Wilhelm mit dem Verſprechen, morgen ganz früh die Eltern anzugehen und zu ſehen, was er ausrichten könne. Kaum war er allein, ſo mußte er ſich in folgenden Ausrufungen Luft machen: Unglücklicher Melina, nicht in deinem Stande, ſondern in dir liegt das Armſelige, über das du nicht Herr werden kannſt! Welcher Menſch in der Welt, der ohne innern Beruf ein Handwerk, eine Kunſt oder irgend eine Lebensart ergriffe, müßte nicht wie du ſeinen Zuſtand unerträglich finden? Wer mit einem Talente zu einem Talente geboren iſt, findet in demſelben ſein ſchönſtes Daſeyn! Nichts iſt auf der Erde ohne Beſchwerlichkeit! Nur der innere Trieb, die Luſt, die Liebe helfen uns Hinderniſſe überwinden, Wege bahnen, und uns aus dem engen Kreiſe, worin ſich andere kümmerlich abängſtigen, emporheben. Dir ſind die Bretter nichts als Bretter, und die Rollen, was einem Schulknaben ſein Penſum iſt. Die Zuſchauer ſiehſt du an, wie ſie ſich ſelbſt an Werkeltagen vorkommen. Dir könnte es alſo freilich einerlei ſeyn, hinter einem Pult über liniirten Büchern zu ſitzen, Zinſen einzutragen und Reſte herauszuſtochern. Du

fühlst nicht das zusammenbrennende, zusammentreffende Ganze, das allein durch den Geist erfunden, begriffen und ausgeführt wird; du fühlst nicht, daß in den Menschen ein besserer Funke lebt, der, wenn er keine Nahrung erhält, wenn er nicht geregt wird, von der Asche täglicher Bedürfnisse und Gleichgültigkeit tiefer bedeckt, und doch so spät und fast nie erstickt wird. Du fühlst in deiner Seele keine Kraft ihn aufzublasen, in deinem eignen Herzen keinen Reichthum, um dem erweckten Nahrung zu geben. Der Hunger treibt dich, die Unbequemlichkeiten sind dir zuwider, und es ist dir verborgen, daß in jedem Stande die Feinde lauern, die nur mit Freudigkeit und Gleichmuth zu überwinden sind. Du thust wohl, dich in jene Gränzen einer gemeinen Stelle zu sehnen; denn welche würdest du wohl ausfüllen, die Geist und Muth verlangt! Gib einem Soldaten, einem Staatsmanne, einem Geistlichen deine Gesinnungen, und mit eben so viel Recht wird er sich über das Kümmerliche seines Standes beschweren können. Ja, hat es nicht sogar Menschen gegeben, die von allem Lebensgefühl so ganz verlassen waren, daß sie das ganze Leben und Wesen der Sterblichen für ein Nichts, für ein kummervolles und staubgleiches Daseyn erklärt haben? Regten sich lebendig in deiner Seele die Gestalten wirkender Menschen, wärmte deine Brust ein theilnehmendes Feuer, verbreitete sich über deine ganze Gestalt die Stimmung, die aus dem Innersten kommt,

wären die Töne deiner Kehle, die Worte deiner Lippen lieblich anzuhören, fühltest du dich genug in dir selbst, so würdest du dir gewiß Ort und Gelegenheit aufsuchen, dich in andern fühlen zu können.

Unter solchen Worten und Gedanken hatte sich unser Freund ausgekleidet, und stieg mit einem Gefühle des innigsten Behagens zu Bette. Ein ganzer Roman, was er an der Stelle des Unwürdigen morgenden Tages thun würde, entwickelte sich in seiner Seele, angenehme Phantasien begleiteten ihn in das Reich des Schlafes sanft hinüber, und überließen ihn dort ihren Geschwistern, den Träumen, die ihn mit offenen Armen aufnahmen, und das ruhende Haupt unsers Freundes mit dem Vorbilde des Himmels umgaben.

Am frühen Morgen war er schon wieder erwacht, und dachte seiner vorstehenden Unterhandlung nach. Er kehrte in das Haus der verlassenen Eltern zurück, wo man ihn mit Verwunderung aufnahm. Er trug sein Anbringen bescheiden vor, und fand gar bald mehr und weniger Schwierigkeiten, als er vermuthet hatte. Geschehen war es einmal, und wenn gleich außerordentlich strenge und harte Leute sich gegen das Vergangene und Nichtzuändernde mit Gewalt zu setzen, und das Uebel dadurch zu vermehren pflegen, so hat dagegen das Geschehene auf die Gemüther der meisten eine unwiderstehliche Gewalt, und was unmöglich schien, nimmt

sogleich, als es geschehen ist, neben dem Gemeinen seinen Platz ein. Es war also bald ausgemacht, daß der Herr Melina die Tochter heirathen sollte; dagegen sollte sie wegen ihrer Unart kein Heirathsgut mitnehmen und versprechen, das Vermächtniß einer Tante, noch einige Jahre, gegen geringe Interessen, in des Vaters Händen zu lassen. Der zweyte Punct, wegen einer bürgerlichen Versorgung, fand schon größere Schwierigkeiten. Man wollte das ungerathene Kind nicht vor Augen sehen, man wollte die Verbindung eines hergelaufenen Menschen mit einer so angesehenen Familie, welche sogar mit einem Superintendenten verwandt war, sich durch die Gegenwart nicht beständig aufrücken lassen; man konnte eben so wenig hoffen, daß die fürstlichen Collegien ihm eine Stelle anvertrauen würden. Beide Eltern waren gleich stark dagegen, und Wilhelm, der sehr eifrig dafür sprach, weil er dem Menschen, den er geringschätzte, die Rückkehr auf das Theater nicht gönnte, und überzeugt war, daß er eines solchen Glückes nicht werth sey, konnte mit allen seinen Argumenten nichts ausrichten. Hätte er die geheimen Triebfedern gekannt, so würde er sich die Mühe gar nicht gegeben haben, die Eltern überreden zu wollen. Denn der Vater, der seine Tochter gerne bei sich behalten hätte, haßte den jungen Menschen, weil seine Frau selbst ein Auge auf ihn geworfen hatte, und diese konnte in ihrer

Stiefrochter eine glückliche Nebenbuhlerin nicht vor Augen leiden. Und so mußte Melina wider seinen Willen mit seiner jungen Braut, die schon größere Lust bezeigte, die Welt zu sehen und sich der Welt sehen zu lassen, nach einigen Tagen abreisen, um bei irgend einer Gesellschaft ein Unterkommen zu finden.

Funfzehntes Capitel.

Glückliche Jugend! Glückliche Zeiten des erſten Liebebedürfniſſes! Der Menſch iſt dann wie ein Kind, das ſich am Echo ſtundenlang ergötzt, die Unkoſten des Geſpräches allein trägt, und mit der Unterhaltung wohl zufrieden iſt, wenn der unſichtbare Gegenpart auch nur die letzten Sylben der ausgerufenen Worte wiederholt.

So war Wilhelm in den frühern, beſonders aber in den ſpätern Zeiten ſeiner Leidenſchaft für Marianen, als er den ganzen Reichthum ſeines Gefühls auf ſie hinüber trug, und ſich dabei als einen Bettler anſah, der von ihren Almoſen lebte. Und wie uns eine Gegend reizender, ja allein reizend vorkommt, wenn ſie von der Sonne beſchienen wird, ſo war auch alles in ſeinen Augen verſchönert und verherrlicht, was ſie umgab, was ſie berührte.

Wie oft ſtand er auf dem Theater hinter den Wänden, wozu er ſich das Privilegium von dem Director erbeten hatte. Dann war freilich die perſpectiviſche Magie verſchwunden, aber die viel mächtigere Zauberey der Liebe fing erſt an zu wirken. Stundenlang

konnte er am ſchmutzigen Lichtwagen ſtehen, den Qualm der Unſchlitt-Lampen einziehen, nach der Geliebten hinausblicken, und, wenn ſie wieder hereintrat und ihn freundlich anſah, ſich in Wonne verloren dicht an dem Balken- und Latten-Gerippe in einen paradieſiſchen Zuſtand verſetzt fühlen. Die ausgeſtopften Lämmchen, die Waſſerfälle von Zindel, die pappenen Roſenſtöcke und die einſeitigen Strohhütten erregten in ihm liebliche dichteriſche Bilder uralter Schäferwelt. Sogar die in der Nähe häßlich erſcheinenden Tänzerinnen waren ihm nicht immer zuwider, weil ſie auf Einem Brete mit ſeiner Vielgeliebten ſtanden. Und ſo iſt es gewiß, daß Liebe, welche Roſenlauben, Myrtenwäldchen und Mondſchein erſt beleben muß, auch ſogar Hobelſpänen und Papierſchnitzeln einen Anſchein belebter Naturen geben kann. Sie iſt eine ſo ſtarke Würze, daß ſelbſt ſchale und ekle Brühen davon ſchmackhaft werden.

Solch einer Würze bedurft' es freilich, um jenen Zuſtand leidlich, ja in der Folge angenehm zu machen, in welchem er gewöhnlich ihre Stube, ja gelegentlich ſie ſelbſt antraf.

In einem feinen Bürgerhauſe erzogen, war Ordnung und Reinlichkeit das Element, worin er athmete, und indem er von ſeines Vaters Prunkliebe einen Theil geerbt hatte, wußte er in den Knabenjahren ſein Zimmer, das er als ſein kleines Reich anſah,

ſtattlich auszuſtaffiren. Seine Bettvorhänge waren in große Falten aufgezogen und mit Quaſten befeſtigt, wie man Thronen vorzuſtellen pflegt; er hatte ſich einen Teppich in die Mitte des Zimmers, und einen feinern auf den Tiſch anzuſchaffen gewußt; ſeine Bücher und Geräthſchaften legte und ſtellte er faſt mechaniſch ſo, daß ein niederländiſcher Mahler gute Gruppen zu ſeinen Still-Leben hätte herausnehmen können. Eine weiße Mütze hatte er wie einen Turban zurecht gebunden, und die Ermel ſeines Schlafrocks nach orientaliſchem Coſtüme kurz ſtutzen laſſen. Doch gab er hiervon die Urſache an, daß die langen weiten Ermel ihn im Schreiben hinderten. Wenn er Abends ganz allein war, und nicht mehr fürchten durfte geſtört zu werden, trug er gewöhnlich eine ſeidene Schärpe um den Leib, und er ſoll manchmal einen Dolch, den er ſich aus einer alten Rüſtkammer zugeeignet, in den Gürtel geſteckt, und ſo die ihm zugetheilten tragiſchen Rollen memorirt und probirt, ja in eben dem Sinne ſein Gebet knieend auf dem Teppich verrichtet haben.

Wie glücklich pries er dayer in jenen Zeiten den Schauſpieler, den er im Beſitz ſo mancher majeſtätiſchen Kleider, Rüſtungen und Waffen, und in ſteter Uebung eines edlen Betragens ſah, deſſen Geiſt einen Spiegel des Herrlichſten und Prächtigſten, was die Welt an Verhältniſſen, Geſinnungen und Leidenſchaften

hervorgebracht, darzustellen schien. Eben so dachte sich Wilhelm auch das häusliche Leben eines Schauspielers als eine Reihe von würdigen Handlungen und Beschäftigungen, davon die Erscheinung auf dem Theater die äußerste Spitze sey, etwa wie ein Silber, das vom Läuter-Feuer lange herum getrieben worden, endlich farbig-schön vor den Augen des Arbeiters erscheint, und ihm zugleich andeuter, daß das Metall nunmehr von allen fremden Zusätzen gereiniget sey.

Wie sehr stutzte er daher anfangs, wenn er sich bei seiner Geliebten befand, und durch den glücklichen Nebel, der ihn umgab, neben aus auf Tische, Stühle und Boden sah. Di Trümmer eines augenblicklichen, leichten und falschen Putzes lagen, wie das glänzende Kleid eines abgeschuppten Fisches, zerstreut in wilder Unordnung durch einander. Die Werkzeuge menschlicher Reinlichkeit, als Kämme, Seife, Tücher waren mit den Spuren ihrer Bestimmung gleichfalls nicht versteckt. Musik, Rollen und Schuhe, Wäsche und Italiänische Blumen, Etuis, Haarnadeln, Schminktöpfchen und Bänder, Bücher und Strohhüte, keines verschmähte die Nachbarschaft des andern, alle waren durch ein gemeinschaftliches Element, durch Puder und Staub, vereinigt. Jedoch da Wilhelm in ihrer Gegenwart wenig von allem andern bemerkte, ja vielmehr ihm alles, was ihr gehörte, sie berührt hatte, lieb werden mußte, so fand er zuletzt in dieser verworrenen Wirthschaft einen

Reiz, den er in seiner stattlichen Prunkordnung niemals empfunden hatte. Es war ihm — wenn er hier ihre Schnürbrust wegnahm, um zum Clavier zu kommen, dort ihre Röcke auf's Bette legte, um sich setzen zu können, wenn sie selbst mit unbefangener Freimüthigkeit manches Natürliche, das man sonst gegen einen andern aus Anstand zu verheimlichen pflegt, vor ihm nicht zu verbergen suchte — es war ihm, sag' ich, als wenn er ihr mit jedem Augenblicke näher würde, als wenn eine Gemeinschaft zwischen ihnen durch unsichtbare Bande befestigt würde.

Nicht eben so leicht konnte er die Aufführung der übrigen Schauspieler, die er bei seinen ersten Besuchen manchmal bei ihr antraf, mit seinen Begriffen vereinigen. Geschäftig im Müßiggange schienen sie an ihren Beruf und Zweck am wenigsten zu denken; über den poetischen Werth eines Stückes hörte er sie niemals reden, und weder richtig noch unrichtig darüber urtheilen; es war immer nur die Frage: was wird das Stück machen? Ist es ein Zugstück? Wie lange wird es spielen? Wie oft kann es wohl gegeben werden? und was Fragen und Bemerkungen dieser Art mehr waren. Dann ging es gewöhnlich auf den Director los, daß er mit der Gage zu karg, und besonders gegen den einen und den andern ungerecht sey, dann auf das Publicum, daß es mit seinem Beifall selten den rechten Mann belohne, daß das Deutsche Theater sich täglich verbessere, daß der

Schauspieler nach seinen Verdiensten immer mehr geehrt werde, und nicht genug geehrt werden könne. Dann sprach man viel von Caffeehäusern und Weingärten, und was daselbst vorgefallen, wie viel irgend ein Camerad Schulden habe und Abzug leiden müsse, von Disproportion der wöchentlichen Gage, von Cabalen einer Gegenparten; wobei denn doch zuletzt die große und verdiente Aufmerksamkeit des Publicums wieder in Betracht kam, und der Einfluß des Theaters auf die Bildung einer Nation und der Welt nicht vergessen wurde.

Alle diese Dinge, die Wilhelmen sonst schon manche unruhige Stunde gemacht hatten, kamen ihm gegenwärtig wieder in's Gedächtniß, als ihn sein Pferd langsam nach Hause trug, und er die verschiedenen Vorfälle, die ihm begegnet waren, überlegte. Die Bewegung, welche durch die Flucht eines Mädchens in eine gute Bürgerfamilie, ja in ein ganzes Städtchen gekommen war, hatte er mit Augen gesehen; die Scenen auf der Landstraße und im Amthause, die Gesinnungen Melinas, und was sonst noch vorgegangen war, stellten sich ihm wieder dar, und brachten seinen lebhaften, vordringenden Geist in eine Art von sorglicher Unruhe, die er nicht lange ertrug, sondern seinem Pferde die Sporen gab und nach der Stadt zueilte.

Allein auch auf diesem Wege rannte er nur neuen Unannehmlichkeiten entgegen. Werner, sein Freund und vermuthlicher Schwager, wartete auf ihn, um ein

ernſthaftes, bedeutendes und unerwartetes Geſpräch mit ihm anzufangen.

Werner war einer von den geprüften, in ihrem Daſeyn beſtimmten Leuten, die man gewöhnlich kalte Leute zu nennen pflegt, weil ſie bei Anläſſen weder ſchnell noch ſichtlich auflodern; auch war ſein Umgang mit Wilhelmen ein anhaltender Zwiſt, wodurch ſich ihre Liebe aber nur deſto feſter knüpfte: denn ungeachtet ihrer verſchiedenen Denkungsart fand jeder ſeine Rechnung bei dem andern. Werner that ſich darauf etwas zu gute, daß er dem vortrefflichen, obgleich gelegentlich ausſchweifenden, Geiſt Wilhelms mitunter Zügel und Gebiß anzulegen ſchien, und Wilhelm fühlte oft einen herrlichen Triumph, wenn er ſeinen bedächtlichen Freund in warmer Aufwallung mit ſich fortnahm. So übte ſich einer an dem andern, ſie wurden gewohnt ſich täglich zu ſehen, und man hätte ſagen ſollen, das Verlangen einander zu finden, ſich mit einander zu beſprechen, ſey durch die Unmöglichkeit, einander verſtändlich zu werden, vermehrt worden. Im Grunde aber gingen ſie doch, weil ſie beide gute Menſchen waren, neben einander, mit einander nach Einem Ziel, und konnten niemals begreifen, warum denn keiner den andern auf ſeine Geſinnung reduciren könne.

Werner bemerkte ſeit einiger Zeit, daß Wilhelms Beſuche ſeltner wurden, daß er in Lieblingsmaterien kurz und zerſtreut abbrach, daß er ſich nicht mehr in

lebhafte Ausbildung seltsamer Vorstellungen vertiefte, an welcher sich freilich ein freies, in der Gegenwart des Freundes Ruhe und Zufriedenheit findendes Gemüth am sichersten erkennen läßt. Der pünktliche und bedächtige Werner suchte anfangs den Fehler in seinem eignen Betragen, bis ihn einige Stadtgespräche auf die rechte Spur brachten, und einige Unvorsichtigkeiten Wilhelms ihn der Gewißheit näher führten. Er ließ sich auf eine Untersuchung ein, und entdeckte gar bald, daß Wilhelm vor einiger Zeit eine Schauspielerin öffentlich besucht, mit ihr auf dem Theater gesprochen und sie nach Hause gebracht habe; er wäre trostlos gewesen, wenn ihm auch die nächtlichen Zusammenkünfte bekannt geworden wären; denn er hörte, daß Mariane ein verführerisches Mädchen sey, die seinen Freund wahrscheinlich um's Geld bringe, und sich noch nebenher von dem unwürdigsten Liebhaber unterhalten lasse.

Sobald er seinen Verdacht so viel möglich zur Gewißheit erhoben, beschloß er einen Angriff auf Wilhelmen, und war mit allen Anstalten völlig in Bereitschaft, als dieser eben verdrießlich und verstimmt von seiner Reise zurückkam.

Werner trug ihm noch denselben Abend alles, was er wußte, erst gelassen, dann mit dem dringenden Ernste einer wohldenkenden Freundschaft vor, ließ keinen Zug unbestimmt, und gab seinem Freunde alle die

Bitterkeiten zu kosten, die ruhige Menschen an Liebende mit tugendhafter Schadenfreude so freigebig auszuspenden pflegen. Aber wie man sich denken kann, richtete er wenig aus. Wilhelm versetzte mit inniger Bewegung, doch mit großer Sicherheit: du kennst das Mädchen nicht! Der Schein ist vielleicht nicht zu ihrem Vortheil, aber ich bin ihrer Treue und Tugend so gewiß, als meiner Liebe.

Werner beharrte auf seiner Anklage, und erbot sich zu Beweisen und Zeugen. Wilhelm verwarf sie, und entfernte sich von seinem Freunde verdrießlich und erschüttert, wie einer, dem ein ungeschickter Zahnarzt einen schadhaften festsitzenden Zahn gefaßt und vergebens daran gerückt hat.

Höchst unbehaglich fand sich Wilhelm, das schöne Bild Marianens erst durch die Grillen der Reise, dann durch Werners Unfreundlichkeit in seiner Seele getrübt und beinahe entstellt zu sehen. Er griff zum sichersten Mittel, ihm die völlige Klarheit und Schönheit wieder herzustellen, indem er Nachts auf den gewöhnlichen Wegen zu ihr hineilte. Sie empfing ihn mit lebhafter Freude; denn er war bei seiner Ankunft vorbei geritten, sie hatte ihn diese Nacht erwartet, und es läßt sich denken, daß alle Zweifel bald aus seinem Herzen vertrieben wurden. Ja, ihre Zärtlichkeit schloß sein ganzes Vertrauen wieder auf, und er erzählte ihr, wie sehr sich das Publicum, wie sehr sich sein Freund an ihr versündiget.

Mancherlei lebhafte Gespräche führten sie auf die ersten Zeiten ihrer Bekanntschaft, deren Erinnerung eine der schönsten Unterhaltungen zweyer Liebenden bleibt. Die ersten Schritte, die uns in den Irrgarten der Liebe bringen, sind so angenehm, die ersten Aussichten so reizend, daß man sie gar zu gern in sein Gedächtniß zurück ruft. Jeder Theil sucht einen Vorzug vor dem andern zu behalten, er habe früher, uneigennütziger geliebt, und jedes wünscht in diesem Wettstreite lieber überwunden zu werden, als zu überwinden.

Wilhelm wiederholte Marianen, was sie schon so oft gehört hatte, daß sie bald seine Aufmerksamkeit von dem Schauspiel ab und auf sich allein gezogen habe, daß ihre Gestalt, ihr Spiel, ihre Stimme ihn gefesselt; wie er zuletzt nur die Stücke, in denen sie gespielt, besucht habe, wie er endlich auf's Theater geschlichen sey, oft, ohne von ihr bemerkt zu werden, neben ihr gestanden habe; dann sprach er mit Entzücken von dem glücklichen Abende, an dem er eine Gelegenheit gefunden, ihr eine Gefälligkeit zu erzeigen, und ein Gespräch einzuleiten.

Mariane dagegen wollte nicht Wort haben, daß sie ihn so lange nicht bemerkt hätte; sie behauptete, ihn schon auf dem Spaziergange gesehen zu haben, und bezeichnete ihm zum Beweis das Kleid, das er am selbigen Tage angehabt; sie behauptete, daß er ihr damals vor allen andern gefallen, und daß sie seine Bekanntschaft gewünscht habe.

Wie gern glaubte Wilhelm das alles! wie gern ließ er sich überreden, daß sie zu ihm, als er sich ihr genähert, durch einen unwiderstehlichen Zug hingeführt worden, daß sie absichtlich zwischen die Coulissen neben ihn getreten sey, um ihn näher zu sehen und Bekanntschaft mit ihm zu machen, und daß sie zuletzt, da seine Zurückhaltung und Blödigkeit nicht zu überwinden gewesen, ihm selbst Gelegenheit gegeben, und ihn gleichsam genöthigt habe, ein Glas Limonade herbeizuholen.

Unter diesem liebevollen Wettstreit, den sie durch alle kleinen Umstände ihres kurzen Romans verfolgten, vergingen ihnen die Stunden sehr schnell, und Wilhelm verließ völlig beruhigt seine Geliebte, mit dem festen Vorsatze, sein Vorhaben unverzüglich in's Werk zu richten.

Sechszehntes Capitel.

Was zu ſeiner Abreiſe nöthig war, hatten Vater und Mutter beſorgt; nur einige Kleinigkeiten, die an der Equipage fehlten, verzögerten ſeinen Aufbruch auf einige Tage. Wilhelm benutzte die Zeit, um an Marianen einen Brief zu ſchreiben, wodurch er die Angelegenheit endlich zur Sprache bringen wollte, über welche ſie ſich mit ihm zu unterhalten bisher immer vermieden hatte. Folgendermaßen lautete der Brief:

„Unter der lieben Hülle der Nacht, die mich ſonſt in deinen Armen bedeckte, ſitze ich und denke und ſchreibe an dich, und was ich ſinne und treibe, iſt nur um deinetwillen. O Mariane! mir, dem glücklichſten unter den Männern, iſt es wie einem Bräutigam, der ahnungsvoll, welch' eine neue Welt ſich in ihm und durch ihn entwickeln wird, auf den feſtlichen Teppichen ſteht, und, während der heiligen Ceremonien, ſich gedankenvoll lüſtern vor die geheimnißreichen Vorhange verſetzt, woher ihm die Lieblichkeit der Liebe entgegen ſäuſelt.

Ich habe über mich gewonnen, dich in einigen Tagen nicht zu ſehen; es war leicht, in Hoffnung einer ſolchen Entſchädigung, ewig mit dir zu ſeyn, ganz der

deinige zu bleiben! Soll ich wiederholen was ich wünsche? und doch ist es nöthig; denn es scheint, als habest du mich bisher nicht verstanden.

Wie oft habe ich mit leisen Tönen der Treue, die, weil sie alles zu halten wünscht, wenig zu sagen wagt, an deinem Herzen geforscht nach dem Verlangen einer ewigen Verbindung. Verstanden hast du mich gewiß: denn in deinem Herzen muß eben der Wunsch keimen; vernommen hast du mich in jedem Kusse, in der anschmiegenden Ruhe jener glücklichen Abende. Da lernt' ich deine Bescheidenheit kennen, und wie vermehrte sich meine Liebe! Wo eine andere sich künstlich betragen hätte, um durch überflüssigen Sonnenschein einen Entschluß in dem Herzen ihres Liebhabers zur Reife zu bringen, eine Erklärung hervor zu locken, und ein Versprechen zu befestigen, eben da ziehst du dich zurück, schließest die halbgeöffnete Brust deines Geliebten wieder zu, und suchst durch eine anscheinende Gleichgültigkeit deine Beistimmung zu verbergen; aber ich verstehe dich! Welch ein Elender müßte ich seyn, wenn ich an diesen Zeichen die reine, uneigennützige, nur für den Freund besorgte Liebe nicht erkennen wollte! Vertraue mir und sey ruhig! Wir gehören einander an, und keins von beiden verläßt oder verliert etwas, wenn wir für einander leben.

Nimm sie hin, diese Hand! feierlich noch dieß überflüssige Zeichen! Alle Freuden der Liebe haben wir empfunden, aber es sind neue Seligkeiten in dem beständ-

tigten Gedanken der Dauer. Frage nicht, wie? Sorge nicht! Das Schickſal ſorgt für die Liebe, und um ſo gewiſſer, da Liebe genügſam iſt.

Mein Herz hat ſchon lange meiner Eltern Haus verlaſſen; es iſt bei dir, wie mein Geiſt auf der Bühne ſchwebt. O meine Geliebte! Iſt wohl einem Menſchen ſo gewährt, ſeine Wünſche zu verbinden, wie mir? Kein Schlaf kömmt in meine Augen, und wie eine ewige Morgenröthe ſteigt deine Liebe und dein Glück vor mir auf und ab.

Kaum daß ich mich halte, nicht auffahre, zu dir hineile und mir deine Einwilligung erzwinge, und gleich morgen frühe weiter in die Welt nach meinem Ziele hinſtrebe. — Nein, ich will mich bezwingen! ich will nicht unbeſonnen thörichte, verwegene Schritte thun; mein Plan iſt entworfen, und ich will ihn ruhig ausführen.

Ich bin mit Director Serlo bekannt, meine Reiſe geht gerade zu ihm, er hat vor einem Jahre oft ſeinen Leuten etwas von meiner Lebhaftigkeit und Freude am Theater gewünſcht, und ich werde ihm gewiß willkommen ſeyn; denn bei einer Truppe möchte ich aus mehr als einer Urſache nicht eintreten; auch ſpielt Serlo ſo weit von hier, daß ich anfangs meinen Schritt verbergen kann. Einen leidlichen Unterhalt finde ich da gleich; ich ſehe mich in dem Publico um, lerne die Geſellſchaft kennen, und hole dich nach.

Mariane, du siehst, was ich über mich gewinnen kann, um dich gewiß zu haben; denn dich so lange nicht zu sehen, dich in der weiten Welt zu wissen! recht lebhaft darf ich mir's nicht denken. Wenn ich mir dann aber wieder deine Liebe verstelle, die mich vor allem sichert, wenn du meine Bitte nicht verschmähst, ehe wir scheiden, und du mir deine Hand vor dem Priester reichst, so werde ich ruhig gehen. Es ist nur eine Formel unter uns, aber eine so schöne Formel, der Segen des Himmels zu dem Segen der Erde. In der Nachbarschaft, im Ritterschaftlichen, geht es leicht und heimlich an.

Für den Anfang habe ich Geld genug; wir wollen theilen, es wird für uns beide hinreichen; ehe das verzehrt ist, wird der Himmel weiter helfen.

Ja, Liebste, es ist mir gar nicht bange. Was mit so viel Fröhlichkeit begonnen wird, muß ein glückliches Ende erreichen. Ich habe nie gezweifelt, daß man sein Fortkommen in der Welt finden könne, wenn es einem Ernst ist, und ich fühle Muth genug für zwey, ja für mehrere einen reichlichen Unterhalt zu gewinnen. Die Welt ist undankbar, sagen viele; ich habe noch nicht gefunden, daß sie undankbar sey, wenn man auf die rechte Art etwas für sie zu thun weiß. Mir glüht die ganze Seele bei dem Gedanken, endlich einmal aufzutreten und den Menschen in das Herz hinein zu reden, was sie sich so lange zu hören sehnen. Wie tausendmal ist es

freilich mir, der ich von der Herrlichkeit des Theaters so eingenommen bin, bang durch die Seele gegangen, wenn ich die Elendesten gesehen habe sich einbilden, sie könnten uns ein großes treffliches Wort an's Herz reden! Ein Ton, der durch die Fistel gezwungen wird, klingt viel besser und reiner; es ist unerhört, wie sich diese Bursche in ihrer groben Ungeschicklichkeit versündigen.

Das Theater hat oft einen Streit mit der Kanzel gehabt; sie sollten, dünkt mich, nicht mit einander hadern. Wie sehr wäre zu wünschen, daß an beiden Orten nur durch edle Menschen Gott und Natur verherrlicht würden! Es sind keine Träume, meine Liebste! Wie ich an deinem Herzen habe fühlen können, daß du in Liebe bist; so ergreife ich auch den glänzenden Gedanken und sage — ich will's nicht aussagen, aber hoffen will ich, daß wir einst als ein Paar gute Geister den Menschen erscheinen werden, ihre Herzen aufzuschließen, ihre Gemüther zu berühren, und ihnen himmlische Genüsse zu bereiten, so gewiß mir an deinem Busen Freuden gewährt waren, die immer himmlisch genennt werden müssen, weil wir uns in jenen Augenblicken aus uns selbst gerückt, über uns selbst erhaben fühlen.

Ich kann nicht schließen; ich habe schon zu viel gesagt, und weiß nicht, ob ich dir schon alles gesagt habe, alles, was dich angeht: denn die Bewegung des Rades, das sich in meinem Herzen dreht, sind keine Worte vermögend auszudrücken.

Nimm dieſes Blatt indeß, meine Liebe! ich habe es wieder durchgeleſen und finde, daß ich von vorne anfangen ſollte; doch enthält es alles, was du zu wiſſen nöthig haſt, was dir Vorbereitung iſt, wenn ich bald mit Fröhlichkeit der ſüßen Liebe an deinen Buſen zurückkehre. Ich komme mir vor wie ein Gefangener, der in einem Kerker lauſchend ſeine Feſſeln abfeilt. Ich ſage gute Nacht meinen ſorglos ſchlafenden Eltern! — Lebe wohl, Geliebte! Lebe wohl! Für dießmal ſchließ' ich; die Augen ſind mir zwey-, dreymal zugefallen; es iſt ſchon tief in der Nacht."

Siebzehntes Capitel.

Der Tag wollte nicht endigen, als Wilhelm, seinen Brief schön gefaltet in der Tasche, sich zu Marianen hinsehnte; auch war es kaum düster geworden, als er sich wider seine Gewohnheit nach ihrer Wohnung hinschlich. Sein Plan war: sich auf die Nacht anzumelden, seine Geliebte auf kurze Zeit wieder zu verlassen, ihr, eh' er wegginge, den Brief in die Hand zu drücken, und bei seiner Rückkehr in tiefer Nacht ihre Antwort, ihre Einwilligung zu erhalten, oder durch die Macht seiner Liebkosungen zu erzwingen. Er flog in ihre Arme und konnte sich an ihrem Busen kaum wieder fassen. Die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen verbarg ihm anfangs, daß sie nicht wie sonst mit Herzlichkeit antwortete; doch konnte sie einen ängstlichen Zustand nicht lange verbergen; sie schützte eine Krankheit, eine Unpäßlichkeit vor; sie beklagte sich über Kopfweh, sie wollte sich auf den Vorschlag, daß er heute Nacht wieder kommen wolle, nicht einlassen. Er ahnte nichts Böses, drang nicht weiter in sie; fühlte aber, daß es nicht die Stunde sey, ihr seinen Brief zu übergeben. Er behielt ihn bei sich, und da verschiedene ihrer Bewegungen und Reden ihn

auf eine höfliche Weise wegzugehen nöthigten, ergriff er im Taumel seiner ungenügsamen Liebe eines ihrer Halstücher, steckte es in die Tasche, und verließ wider Willen ihre Lippen und ihre Thüre. Er schlich nach Hause, konnte aber auch da nicht lange bleiben, kleidete sich um, und suchte wieder die freie Luft.

Als er einige Straßen auf- und abgegangen war, begegnete ihm ein Unbekannter, der nach einem gewissen Gasthofe fragte: Wilhelm erbot sich, ihm das Haus zu zeigen; der Fremde erkundigte sich nach dem Namen der Straße, nach den Besitzern verschiedener großen Gebäude, vor denen sie vorbei gingen, sodann nach einigen Polizeieinrichtungen der Stadt, und sie waren in einem ganz interessanten Gespräche begriffen, als sie am Thore des Wirthshauses ankamen. Der Fremde nöthigte seinen Führer hinein zu treten, und ein Glas Punsch mit ihm zu trinken; zugleich gab er seinen Namen an und seinen Geburtsort, auch die Geschäfte, die ihn hierher gebracht hätten, und ersuchte Wilhelmen um ein gleiches Vertrauen. Dieser verschwieg eben so wenig seinen Namen, als seine Wohnung.

Sind Sie nicht ein Enkel des alten Meisters, der die schöne Kunstsammlung besaß? fragte der Fremde.

Ja, ich bin's. Ich war zehn Jahre, als der Großvater starb, und es schmerzte mich lebhaft, diese schönen Sachen verkaufen zu sehen.

Ihr Vater hat eine große Summe Geldes dafür erhalten.

Sie wissen also davon?

O ja, ich habe diesen Schatz noch in Ihrem Hause gesehen. Ihr Großvater war nicht bloß ein Sammler, er verstand sich auf die Kunst, er war in einer frühern glücklichen Zeit in Italien gewesen, und hatte Schätze von dort mit zurück gebracht, welche jetzt um keinen Preis mehr zu haben wären. Er besaß treffliche Gemählde von den besten Meistern; man traute kaum seinen Augen, wenn man seine Handzeichnungen durchsah; unter seinen Marmorn waren einige unschätzbare Fragmente; von Bronzen besaß er eine sehr instructive Suite; so hatte er auch seine Münzen für Kunst und Geschichte zweckmäßig gesammelt; seine wenigen geschnittenen Steine verdienten alles Lob; auch war das Ganze gut aufgestellt, wenn gleich die Zimmer und Säle des alten Hauses nicht symmetrisch gebaut waren.

Sie können denken, was wir Kinder verloren, als alle die Sachen herunter genommen und eingepackt wurden. Es waren die ersten traurigen Zeiten meines Lebens. Ich weiß noch, wie leer uns die Zimmer vorkamen, als wir die Gegenstände nach und nach verschwinden sahen, die uns von Jugend auf unterhalten hatten, und die wir eben so unveränderlich hielten, als das Haus und die Stadt selbst.

Wenn ich nicht irre, so gab Ihr Vater das gelöste

Capital in die Handlung eines Nachbars, mit dem er eine Art Gesellschaftshandel einging.

Ganz richtig! und ihre gesellschaftlichen Speculationen sind ihnen wohl geglückt; sie haben in diesen zwölf Jahren ihr Vermögen sehr vermehrt, und sind beide nur desto heftiger auf den Erwerb gestellt; auch hat der alte Werner einen Sohn, der sich viel besser zu diesem Handwerke schickt, als ich.

Es thut mir leid, daß dieser Ort eine solche Zierde verloren hat, als das Cabinet Ihres Großvaters war. Ich sah es noch kurz vorher, ehe es verkauft wurde, und ich darf wohl sagen, ich war Ursache, daß der Kauf zu Stande kam. Ein reicher Edelmann, ein großer Liebhaber, der aber bei so einem wichtigen Handel sich nicht allein auf sein eigen Urtheil verließ, hatte mich hierher geschickt und verlangte meinen Rath. Sechs Tage besah ich das Cabinet, und am siebenten rieth ich meinem Freunde, die ganze geforderte Summe ohne Anstand zu bezahlen. Sie waren als ein mannerer Knabe oft um mich herum; Sie erklärten mir die Gegenstände der Gemählde, und wußten überhaupt das Cabinet recht gut auszulegen.

Ich erinnere mich einer solchen Person, aber in Ihnen hätte ich sie nicht wieder erkannt.

Es ist auch schon eine geraume Zeit, und wir verändern uns doch mehr oder weniger. Sie hatten, wenn

ich mich recht erinnere, ein Lieblingsbild darunter, von dem Sie mich gar nicht weglassen wollten.

Ganz richtig! es stellte die Geschichte vor, wie der kranke Königssohn sich über die Braut seines Vaters in Liebe verzehrt.

Es war eben nicht das beste Gemählde, nicht gut zusammengesetzt, von keiner sonderlichen Farbe, und die Ausführung durchaus manierirt.

Das verstand ich nicht, und versteh' es noch nicht; der Gegenstand ist es, der mich an einem Gemählde reizt, nicht die Kunst.

Da schien Ihr Großvater anders zu denken; denn der größte Theil seiner Sammlung bestand aus trefflichen Sachen, in denen man immer das Verdienst ihres Meisters bewunderte, sie mochten vorstellen was sie wollten; auch hing dieses Bild in dem äußersten Vorsaale, zum Zeichen, daß er es wenig schätzte.

Da war es eben, wo wir Kinder immer spielen durften, und wo dieses Bild einen unauslöschlichen Eindruck auf mich machte, den mir selbst Ihre Kritik, die ich übrigens verehre, nicht auslöschen könnte, wenn wir auch jetzt vor dem Bilde stünden. Wie jammert mich, wie jammert mich noch ein Jüngling, der die süßen Triebe, das schönste Erbtheil, das uns die Natur gab, in sich verschließen, und das Feuer, das ihn und andere erwärmen und beleben sollte, in seinem Busen verbergen muß, so daß sein Innerstes unter ungeheuren Schmer-

zen verzehrt wird! Wie bedaure ich die Unglückliche, die sich einem andern widmen soll, wenn ihr Herz schon den würdigen Gegenstand eines wahren und reinen Verlangens gefunden hat!

Diese Gefühle sind freilich sehr weit von jenen Betrachtungen entfernt, unter denen ein Kunstliebhaber die Werke großer Meister anzusehen pflegt; wahrscheinlich würde Ihnen aber, wenn das Cabinet ein Eigenthum Ihres Hauses geblieben wäre, nach und nach der Sinn für die Werke selbst aufgegangen seyn, so daß Sie nicht immer nur sich selbst und Ihre Neigung in den Kunstwerken gesehen hätten.

Gewiß that mir der Verkauf des Cabinets gleich sehr leid, und ich habe es auch in reifern Jahren öfters vermißt; wenn ich aber bedenke, daß es gleichsam so seyn mußte, um eine Liebhaberey, um ein Talent in mir zu entwickeln, die weit mehr auf mein Leben wirken sollten, als jene leblosen Bilder je gethan hätten; so bescheide ich mich dann gern, und verehre das Schicksal, das mein Bestes und eines Jeden Bestes einzuleiten weiß.

Leider höre ich schon wieder das Wort Schicksal von einem jungen Manne aussprechen, der sich eben in einem Alter befindet, wo man gewöhnlich seinen lebhaften Neigungen den Willen höherer Wesen unterzuschieben pflegt.

So glauben Sie kein Schicksal? Keine Macht, die über uns waltet, und alles zu unserm Besten lenkt?

Es ist hier die Rede nicht von meinem Glauben, noch der Ort, auszulegen, wie ich mir Dinge, die uns allen unbegreiflich sind, einigermaßen denkbar zu machen suche; hier ist nur die Frage, welche Vorstellungsart zu unserm Besten gereicht. Das Gewebe dieser Welt ist aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet; die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide, und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daseyns; das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden. Wehe dem, der sich von Jugend auf gewöhnt, in dem Nothwendigen etwas Willkürliches finden zu wollen, der dem Zufälligen eine Art von Vernunft zuschreiben möchte, welcher zu folgen sogar eine Religion sey. Heißt das etwas weiter, als seinem eignen Verstande entsagen, und seinen Neigungen unbedingten Raum geben? Wir bilden uns ein, fromm zu seyn, indem wir ohne Ueberlegung hinschlendern, uns durch angenehme Zufälle determiniren lassen, und endlich dem Resultate eines solchen schwankenden Lebens den Namen einer göttlichen Führung geben.

Waren Sie niemals in dem Falle, daß ein kleiner Umstand Sie veranlaßte, einen gewissen Weg einzuschlagen, auf welchem bald eine gefällige Gelegenheit Ihnen entgegen kam, und eine Reihe von unerwarteten Vorfällen Sie endlich an's Ziel brachte, das Sie selbst

noch kaum in's Auge gefaßt hatten? Sollte das nicht Ergebenheit in das Schicksal, Zutrauen zu einer solchen Leidenschaft einflößen? —

Mit diesen Gesinnungen könnte kein Mädchen ihre Tugend, niemand sein Geld im Beutel behalten; denn es gibt Anlässe genug, Leides los zu werden. Ich kann mich nur über den Menschen freuen, der weiß, was ihm und andern nütze ist, und seine Willkür zu beschränken arbeitet. Jeder hat sein eigen Glück unter den Händen, wie der Künstler eine rohe Materie, die er zu einer Gestalt umbilden will. Aber es ist mit dieser Kunst wie mit allen; nur die Fähigkeit dazu wird uns angeboren, sie will gelernt und sorgfältig ausgeübt seyn.

Dieses und mehreres wurde noch unter ihnen abgehandelt; endlich trennten sie sich, ohne daß sie einander sonderlich überzeugt zu haben schienen, doch bestimmten sie auf den folgenden Tag einen Ort der Zusammenkunft.

Wilhelm ging noch einige Straßen auf und nieder; er hörte Clarinetten, Waldhörner und Fagotte, es schwoll sein Busen. Durchreisende Spielleute machten eine angenehme Nachtmusik. Er sprach mit ihnen, und um ein Stück Geld folgten sie ihm zu Marianens Wohnung. Hohe Bäume zierten den Platz vor ihrem Hause, darunter stellte er seine Sänger; er selbst ruhte auf einer Bank in einiger Entfernung, und überließ sich ganz den schwebenden Tönen, die in der labenden Nacht um ihn säuselten. Unter den holden Sternen hingestreckt war

ihm sein Daseyn wie ein goldner Traum. — Sie hört auch diese Floten, sagt' er in seinem Herzen; sie fühlt, wessen Andenken, wessen Liebe die Nacht wohlklingend macht; auch in der Entfernung sind wir durch diese Melodien zusammengebunden, wie in jeder Entfernung durch die feinste Stimmung der Liebe. Ach! zwey liebende Herzen, sie sind wie zwey Magnetuhren; was in der einen sich regt, muß auch die andere mit bewegen, denn es ist nur Eins, was in beiden wirkt, Eine Kraft, die sie durchgeht. Kann ich in ihren Armen eine Möglichkeit fühlen, mich von ihr zu trennen? und doch, ich werde fern von ihr seyn, werde einen Heilort für unsere Liebe suchen, und werde sie immer mit mir haben.

Wie oft ist mir's geschrieben, daß ich abwesend von ihr, in Gedanken an sie verloren, ein Buch, ein Kleid oder sonst etwas berührte, und glaubte ihre Hand zu fühlen, so ganz war ich mit ihrer Gegenwart umkleidet. Und jener Augenblicke mich zu erinnern, die das Licht des Tages wie das Auge des kalten Zuschauers fliehen, die zu genießen Götter den schmerzlosen Zustand der reinen Seligkeit zu verlassen sich entschließen dürften! — Mich zu erinnern? — Als wenn man den Rausch des Taumelkelchs in der Erinnerung erneuern könnte, der unsere Sinne, von himmlischen Banden umstrickt, aus aller ihrer Fassung reißt. — Und ihre Gestalt — — Er verlor sich im Andenken an sie, seine Ruhe ging in Verlangen über, er umfaßte einen Baum, kühlte seine

heiße Wange an der Rinde, und die Winde der Nacht saugten begierig den Hauch auf, der aus dem reinen Busen bewegt hervordrang. Er fühlte nach dem Halstuch, das er von ihr mitgenommen hatte, es war vergessen, es steckte im vorigen Kleide. Seine Lippen lechzten, seine Glieder zitterten vor Verlangen.

Die Musik hörte auf, und es war ihm, als wär' er aus dem Elemente gefallen, in dem seine Empfindungen bisher emper getragen wurden. Seine Unruhe vermehrte sich, da seine Gefühle nicht mehr von den sanften Tönen genährt und gelindert wurden. Er setzte sich auf ihre Schwelle nieder, und war schon mehr beruhigt. Er küßte den messingenen Ring, womit man an ihre Thüre pochte, er küßte die Schwelle, über die ihre Füße aus und ein gingen, und erwärmte sie durch das Feuer seiner Brust. Dann saß er wieder eine Weile stille, und dachte sie hinter ihren Vorhängen, im weißen Nachtkleide mit dem rothen Band um den Kopf in süßer Ruhe, und dachte sich selbst so nahe zu ihr hin, daß ihm vorkam, sie müßte nun von ihm träumen. Seine Gedanken waren lieblich, wie die Geister der Dämmerung; Ruhe und Verlangen wechselten in ihm; die Liebe lief mit schaudernder Hand tausendfältig über alle Saiten seiner Seele; es war, als wenn der Gesang der Sphären über ihm stille stünde, um die leisen Melodien seines Herzens zu belauschen.

Hätte er den Hauptschlüssel bei sich gehabt, der ihm

sonst

sonst Marianens Thüre öffnete, er würde sich nicht gehalten haben, würde in's Heiligthum der Liebe eingedrungen seyn. Doch er entfernte sich langsam, schwankte halb träumend unter den Bäumen hin, wollte nach Hause, und war immer wieder umgewendet; endlich als er's über sich vermochte, ging, und an der Ecke noch einmal zurücksah, kam es ihm vor, als wenn Marianens Thüre sich öffnete, und eine dunkle Gestalt sich heraus bewegte. Er war zu weit, um deutlich zu sehen, und eh' er sich faßte und recht aufsah, hatte sich die Erscheinung schon in der Nacht verloren; nur ganz weit glaubte er sie wieder an einem weißen Hause vorbei streifen zu sehen. Er stund und blinzte, und ehe er sich ermannte und nacheilte, war das Phantom verschwunden. Wohin sollt' er ihm folgen? Welche Straße hatte den Menschen aufgenommen, wenn es einer war?

Wie einer, dem der Blitz die Gegend in einem Winkel erhellte, gleich darauf mit geblendeten Augen die vorigen Gestalten, den Zusammenhang der Pfade in der Finsterniß vergebens sucht, so war's vor seinen Augen, so war's in seinem Herzen. Und wie ein Gespenst der Mitternacht, das ungeheure Schrecken erzeugt, in folgenden Augenblicken der Fassung für ein Kind des Schreckens gehalten wird, und die fürchterliche Erscheinung Zweifel ohne Ende in der Seele zurückläßt, so war auch Wilhelm in der größten Unruhe, als er, an einen Eckstein gelehnt, die Helle des Morgens und das Geschrei der

Hähne nicht achtete, bis die frühen Gewerbe lebendig zu werden anfingen, und ihn nach Hause trieben.

Er hatte, wie er zurück kam, das unerwartete Blendwerk mit den triftigsten Gründen beinahe aus der Seele vertrieben; doch die schöne Stimmung der Nacht, an die er jetzt auch nur wie an eine Erscheinung zurück dachte, war auch dahin. Sein Herz zu letzen, ein Siegel seinem wiederkehrenden Glauben aufzudrücken, nahm er das Halstuch aus der vorigen Tasche. Das Rauschen eines Zettels, der herausfiel, zog ihm das Tuch von den Lippen; er hob auf und las:

„So hab' ich dich lieb, kleiner Narre! was war dir auch gestern? Heute Nacht komm' ich zu dir. Ich glaube wohl, daß dir's leid thut, von hier wegzugehen; aber habe Geduld; auf die Messe komm' ich dir nach. Höre, thu' mir nicht wieder die schwarzgrünbraune Jacke an, du siehst drin aus wie die Hexe von Endor. Hab' ich dir nicht das weiße Negligé darum geschickt, daß ich ein weißes Schäfchen in meinen Armen haben will? Schick' mir deine Zettel immer durch die alte Sibylle; die hat der Teufel selbst zur Iris bestellt."

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Zweytes Buch.

Erſtes Capitel.

Jeder, der mit lebhaften Kräften vor unſern Augen eine Abſicht zu erreichen ſtrebt, kann, wir mögen ſeinen Zweck loben oder tadeln, ſich unſre Theilnahme verſprechen; ſobald aber die Sache entſchieden iſt, wenden wir unſer Auge ſogleich von ihm weg; alles, was geendigt, was abgethan da liegt, kann unſre Aufmerkſamkeit keineswegs feſſeln, beſonders wenn wir ſchon frühe der Unternehmung einen übeln Ausgang prophezeyt haben.

Deßwegen ſollen unſre Leſer nicht umſtändlich mit dem Jammer und der Noth unſers verunglückten Freundes, in die er gerieth, als er ſeine Hoffnungen und Wünſche auf eine ſo unerwartete Weiſe zerſtört ſah, unterhalten werden. Wir überſpringen vielmehr einige Jahre, und ſuchen ihn erſt da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Thätigkeit und Genuß zu finden hoffen, wenn wir vorher nur kürzlich ſo viel, als zum Zuſammenhang der Geſchichte nöthig iſt, vorgetragen haben.

Die Peſt oder ein böſes Fieber raſen in einem geſunden, vollſaftigen Körper, den ſie anfallen, ſchneller und heftiger, und ſo ward der arme Wilhelm unvermuthet

von einem unglücklichen Schicksale überwältigt, daß in Einem Augenblicke sein ganzes Wesen zerrüttet war. Wie wenn von ungefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand geräth, und die künstlich gebohrten und gefüllten Hülsen, die, nach einem gewissen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechselnde Feuerbilder in die Luft zeichnen sollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durch einander zischen und sausen: so gingen auch jetzt in seinem Busen Glück und Hoffnung, Wollust und Freuden, Wirkliches und Geträumtes auf einmal scheiternd durch einander. In solchen wüsten Augenblicken erstarrt der Freund, der zur Rettung hinzu eilt, und dem, den es trifft, ist es eine Wohlthat, daß ihm die Sinne verlassen.

Tage des lauten, ewig wiederkehrenden und mit Vorsatz erneuerten Schmerzens folgten darauf; doch sind auch diese für eine Gnade der Natur zu achten. In solchen Stunden hatte Wilhelm seine Geliebte noch nicht ganz verloren; seine Schmerzen waren unermüdet erneuerte Versuche, das Glück, das ihm aus der Seele entfloh, noch fest zu halten, die Möglichkeit desselben in der Vorstellung wieder zu erhaschen, seinen auf immer abgeschiedenen Freuden ein kurzes Nachleben zu verschaffen. Wie man einen Körper, so lange die Verwesung dauert, nicht ganz todt nennen kann, so lange die Kräfte, die vergebens nach ihren alten Bestimmungen zu wirken suchen, an der Zerstörung der

Theile, die sie sonst belebten, sich abarbeiten; nur dann, wenn sich alles an einander aufgerieben hat, wenn wir das Ganze in gleichgültigen Staub zerlegt sehen, dann entsteht das erbärmliche leere Gefühl des Todes in uns, nur durch den Athem des Ewiglebenden zu erquicken.

In einem so neuen, ganzen, lieblichen Gemüthe war viel zu zerreißen, zu zerstören, zu ertödten, und die schnellheilende Kraft der Jugend gab selbst der Gewalt des Schmerzens neue Nahrung und Heftigkeit. Der Streich hatte sein ganzes Daseyn an der Wurzel getroffen. Werner, aus Noth sein Vertrauter, griff voll Eifer zu Feuer und Schwert, um einer verhaßten Leidenschaft, dem Ungeheuer, in's innerste Leben zu dringen. Die Gelegenheit war so glücklich, das Zeugniß so bei der Hand, und wie viel Geschichten und Erzählungen wußt' er nicht zu nutzen. Er trieb's mit solcher Heftigkeit und Grausamkeit Schritt vor Schritt, ließ dem Freunde nicht das Labsal des mindesten augenblicklichen Betruges, vertrat ihm jeden Schlupfwinkel, in welchen er sich vor der Verzweiflung hätte retten können, daß die Natur, die ihren Liebling nicht wollte zu Grunde gehen lassen, ihn mit Krankheit anfiel, um ihm von der andern Seite Luft zu machen.

Ein lebhaftes Fieber mit seinem Gefolge, den Arzeneyen, der Ueberspannung und der Mattigkeit; da-

bei die Bemühungen der Familie, die Liebe der Mitgebornen, die durch Mangel und Bedürfnisse sich erst recht fühlbar macht, waren so viele Zerstreuungen eines veränderten Zustandes, und eine kümmerliche Unterhaltung. Erst als er wieder besser wurde, das heißt, als seine Kräfte erschöpft waren, sah Wilhelm mit Entsetzen in den qualvollen Abgrund eines dürren Elendes hinab, wie man in den ausgebrannten hohlen Becher eines Vulcans hinunter blickt.

Nunmehr machte er sich selbst die bittersten Vorwürfe, daß er, nach so großem Verlust, noch einen schmerzenlosen, ruhigen, gleichgültigen Augenblick haben könne. Er verachtete sein eigen Herz, und sehnte sich nach dem Labsal des Jammers und der Thränen.

Um diese wieder in sich zu erwecken, brachte er vor sein Andenken alle Scenen des vergangenen Glücks. Mit der größten Lebhaftigkeit mahlte er sie sich aus, strebte wieder in sie hinein, und wenn er sich zur möglichsten Höhe hinauf gearbeitet hatte, wenn ihm der Sonnenschein voriger Tage wieder die Glieder zu beleben, den Busen zu heben schien, sah er rückwärts auf den schrecklichen Abgrund, labte sein Auge an der zerschmetternden Tiefe, warf sich hinunter, und erzwang von der Natur die bittersten Schmerzen. Mit so wiederholter Grausamkeit zerriß er sich selbst; denn die Jugend, die so reich an eingehüllten Kräften ist, weiß nicht, was sie verschleudert, wenn sie dem Schmerz,

den ein Verluſt erregt, noch ſo viele erzwungene Leiden zugeſellt, als wollte ſie dem Verlornen dadurch noch erſt einen rechten Werth geben. Auch war er ſo überzeugt, daß dieſer Verluſt der einzige, der erſte und der letzte ſey, den er in ſeinem Leben empfinden könne, daß er jeden Troſt verabſcheute, der ihm dieſe Leiden als endlich vorzuſtellen unternahm.

Zweytes Capitel.

Gewöhnt, auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt zu quälen, griff er nun auch das Uebrige, was ihm nach der Liebe und mit der Liebe die größten Freuden und Hoffnungen gegeben hatte, ſein Talent als Dichter und Schauſpieler mit hämiſcher Kritik von allen Seiten an. Er ſah in ſeinen Arbeiten nichts als eine geiſtloſe Nachahmung einiger hergebrachten Formen, ohne innern Werth; er wollte darin nur ſteife Schul-Exercitien erkennen, denen es an jedem Funken von Naturell, Wahrheit und Begeiſterung fehle. In ſeinen Gedichten fand er nur ein monotones Sylbenmaß, in welchem, durch einen armſeligen Reim zuſammen gehalten, ganz gemeine Gedanken und Empfindungen ſich hinſchleppten; und ſo benahm er ſich auch jede Ausſicht, jede Luſt, die ihn von dieſer Seite noch allenfalls hätte wieder aufrichten können.

Seinem Schauſpieler-Talente ging es nicht beſſer. Er ſchalt ſich, daß er nicht früher die Eitelkeit entdeckt, die allein dieſer Anmaßung zum Grunde gelegen. Seine Figur, ſein Gang, ſeine Bewegung und Declamation mußten herhalten; er ſprach ſich jede Art von Vorzug,

jedes Verdienſt, das ihn über das Gemeine empor gehoben hätte, entſcheidend ab, und vermehrte ſeine ſtumme Verzweiflung dadurch auf den höchſten Grad. Denn, wenn es hart iſt, der Liebe eines Weibes zu entſagen, ſo iſt die Empfindung nicht weniger ſchmerzlich, von dem Umgange der Muſen ſich loszureißen, ſich ihrer Gemeinſchaft auf immer unwürdig zu erklären, und auf den ſchönſten und nächſten Beifall, der unſrer Perſon, unſerm Betragen, unſrer Stimme öffentlich gegeben wird, Verzicht zu thun.

So hatte ſich denn unſer Freund völlig reſignirt, und ſich zugleich mit großem Eifer den Handelsgeſchäften gewidmet. Zum Erſtaunen ſeines Freundes und zur größten Zufriedenheit ſeines Vaters war niemand auf dem Comptoir und der Börſe, im Laden und Gewölbe thätiger, als er; Correſpondenz und Rechnungen, und was ihm aufgetragen wurde, beſorgte und verrichtete er mit größtem Fleiß und Eifer. Freilich nicht mit dem heitern Fleiße, der zugleich dem Geſchäftigen Belohnung iſt, wenn wir dasjenige, wozu wir geboren ſind, mit Ordnung und Folge verrichten, ſondern mit dem ſtillen Fleiße der Pflicht, der den beſten Vorſatz zum Grunde hat, der durch Ueberzeugung genährt und durch ein inneres Selbſtgefühl belohnt wird; der aber doch oft, ſelbſt dann, wenn ihm das ſchönſte Bewußtſeyn die Krone reicht, einen vordringenden Seufzer kaum zu erſticken vermag.

Auf dieſe Weiſe hatte Wilhelm eine Zeitlang ſehr emſig fortgelebt und ſich überzeugt, daß jene harte Prüfung vom Schickſale zu ſeinem Beſten veranſtaltet worden. Er war froh, auf dem Wege des Lebens ſich bei Zeiten, obgleich unfreundlich genug, gewarnt zu ſehen, anſtatt daß andere ſpäter und ſchwerer die Mißgriffe büßen, wozu ſie ein jugendlicher Dünkel verleitet hat. Denn gewöhnlich wehrt ſich der Menſch ſo lange als er kann, den Thoren, den er im Buſen hegt, zu verabſchieden, einen Hauptirrthum zu bekennen, und eine Wahrheit einzugeſtehen, die ihn zur Verzweiflung bringt.

So entſchloſſen er war, ſeinen liebſten Vorſtellungen zu entſagen, ſo war doch einige Zeit nöthig, um ihn von ſeinem Unglücke völlig zu überzeugen. Endlich aber hatte er jede Hoffnung der Liebe, des poetiſchen Hervorbringens und der perſönlichen Darſtellung, mit triftigen Gründen, ſo ganz in ſich vernichtet, daß er Muth faßte, alle Spuren ſeiner Thorheit, alles, was ihn irgend noch daran erinnern könnte, völlig auszulöſchen. Er hatte daher an einem kühlen Abende ein Kaminfeuer angezündet, und holte ein Reliquienkäſtchen hervor, in welchem ſich hunderterlei Kleinigkeiten fanden, die er in bedeutenden Augenblicken von Marianen erhalten, oder derſelben geraubt hatte. Jede vertrocknete Blume erinnerte ihn an die Zeit, da ſie noch friſch in ihren Haaren blühte; jedes Zettelchen an die glückliche

Stunde, wozu sie ihn dadurch einlud; jede Schleife an den lieblichen Ruheplatz seines Hauptes, ihren schönen Busen. Mußte nicht auf diese Weise jede Empfindung, die er schon lange getödtet glaubte, sich wieder zu bewegen anfangen? Mußte nicht die Leidenschaft, über die er, abgeschieden von seiner Geliebten, Herr geworden war, in der Gegenwart dieser Kleinigkeiten wieder mächtig werden? Denn wir merken erst, wie traurig und unangenehm ein trüber Tag ist, wenn ein einziger, durchdringender Sonnenblick uns den aufmunternden Glanz einer heitern Stunde darstellt.

Nicht ohne Bewegung sah er daher diese so lange bewahrten Heiligthümer nach einander in Rauch und Flamme vor sich aufgehen. Einigemal hielt er zaudernd inne, und hatte noch eine Perlenschnur und ein flornes Halstuch übrig, als er sich entschloß, mit den dichterischen Versuchen seiner Jugend das abnehmende Feuer wieder anzufrischen.

Bis jetzt hatte er alles sorgfältig aufgehoben, was ihm, von der frühsten Entwicklung seines Geistes an, aus der Feder geflossen war. Noch lagen seine Schriften in Bündel gebunden auf dem Boden des Koffers, wohin er sie gepackt hatte, als er sie auf seiner Flucht mitzunehmen hoffte. Wie ganz anders eröffnete er sie jetzt, als er sie damals zusammen band!

Wenn wir einen Brief, den wir unter gewissen Umständen geschrieben und gesiegelt haben, der aber den

Freund, an den er gerichtet war, nicht antrifft, sondern wieder zu uns zurück gebracht wird, nach einiger Zeit eröffnen, überfällt uns eine sonderbare Empfindung, indem wir unser eignes Siegel erbrechen, und uns mit unserm veränderten Selbst wie mit einer dritten Person unterhalten. Ein ähnliches Gefühl ergriff mit Heftigkeit unsern Freund, als er das erste Packet eröffnete, und die zertheilten Hefte in's Feuer warf, die eben gewaltsam aufloderten, als Werner hereintrat, sich über die lebhafte Flamme verwunderte und fragte, was hier vorgehe?

Ich gebe einen Beweis, sagte Wilhelm, daß es mir Ernst sey, ein Handwerk aufzugeben, wozu ich nicht geboren ward; und mit diesen Worten warf er das zweyte Packet in das Feuer. Werner wollte ihn abhalten, allein es war geschehen.

Ich sehe nicht ein, wie du zu diesem Extrem kommst, sagte dieser. Warum sollen denn nun diese Arbeiten, wenn sie nicht vortrefflich sind, gar vernichtet werden?

Weil ein Gedicht entweder vortrefflich seyn, oder gar nicht existiren soll; weil jeder, der keine Anlage hat, das Beste zu leisten, sich der Kunst enthalten, und sich vor jeder Verführung dazu ernstlich in Acht nehmen sollte. Denn freilich regt sich in jedem Menschen ein gewisses unbestimmtes Verlangen, dasjenige, was er sieht, nachzuahmen; aber dieses Verlangen beweist gar nicht, daß auch die Kraft in uns wohne, mit dem was

wir unternehmen, zu Stande zu kommen. Sieh nur die Knaben an, wie sie jedesmal, so oft Seiltänzer in der Stadt gewesen, auf allen Planken und Balken hin und wieder gehen und balanciren, bis ein anderer Reiz sie wieder zu einem ähnlichen Spiele hinzieht. Hast du es nicht in dem Cirkel unsrer Freunde bemerkt? So oft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer einige, die sogleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen. Wie viele irren auf diesem Wege herum! Glücklich, wer den Fehlschluß von seinen Wünschen auf seine Kräfte bald gewahr wird!

Werner widersprach; die Unterredung ward lebhaft, und Wilhelm konnte nicht ohne Bewegung die Argumente, mit denen er sich selbst so oft gequält hatte, gegen seinen Freund wiederholen. Werner behauptete, es sey nicht vernünftig, ein Talent, zu dem man nur einigermaßen Neigung und Geschick habe, deßwegen, weil man es niemals in der größten Vollkommenheit ausüben werde, ganz aufzugeben. Es finde sich ja so manche leere Zeit, die man dadurch ausfüllen, und nach und nach etwas hervorbringen könne, wodurch wir uns und andern ein Vergnügen bereiten.

Unser Freund, der hierin ganz anderer Meinung war, fiel ihm sogleich ein, und sagte mit großer Lebhaftigkeit:

Wie sehr irrst du, lieber Freund, wenn du glaubst, daß ein Werk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele

füllen muß, in unterbrochenen, zusammen gegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Sieh die Menschen an, wie sie nach Glück und Vergnügen rennen! Ihre Wünsche, ihre Mühe, ihr Geld jagen rastlos, und wonach? nach dem, was der Dichter von der Natur erhalten hat, nach dem Genuß der Welt, nach dem Mitgefühl seiner selbst in andern, nach einem harmonischen Zusammenseyn mit vielen oft unvereinbaren Dingen.

Was beunruhigt die Menschen, als daß sie ihre Begriffe nicht mit den Sachen verbinden können, daß der Genuß sich ihnen unter den Händen wegstiehlt, daß das Gewünschte zu spät kommt, und daß alles Erreichte und Erlangte auf ihr Herz nicht die Wirkung thut, welche die Begierde uns in der Ferne ahnen läßt. Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über dieses alles hinüber gesetzt. Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Räthsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsylbiges Wort zur Entwicklung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen.

Er

Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegen geht, so schreitet die empfängliche, leichtbewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf dem Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen. Wie! willst du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunter steige? Er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pflug ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar an die Kette geschlossen einen Meyerhof durch sein Bellen sichern?

Werner hatte, wie man sich denken kann, mit Verwunderung zugehört. Wenn nur auch die Menschen, fiel er ihm ein, wie die Vögel gemacht wären, und,

ohne daß sie spinnen und weben, holdselige Tage in beständigem Genuß zubringen könnten! Wenn sie nur auch bei Ankunft des Winters sich so leicht in ferne Gegenden begeben könnten, dem Mangel auszuweichen, und sich vor dem Froste zu sichern!

So haben die Dichter in Zeiten gelebt, wo das Ehrwürdige mehr erkannt ward, rief Wilhelm aus, und so sollten sie immer leben. Genugsam in ihrem Innersten ausgestattet bedurften sie wenig von außen; die Gabe, schöne Empfindungen, herrliche Bilder den Menschen in süßen, sich an jeden Gegenstand anschmiegenden Worten und Melodien mitzutheilen, bezauberte von jeher die Welt, und war für den Begabten ein reichliches Erbtheil. An der Könige Höfen, an den Tischen der Reichen, vor den Thüren der Verliebten horchte man auf sie, indem sich das Ohr und die Seele für alles andere verschloß, wie man sich selig preist und entzückt stille steht, wenn aus den Gebüschen, durch die man wandelt, die Stimme der Nachtigall gewaltig rührend hervordringt! Sie fanden eine gaffreie Welt, und ihr niedrig scheinender Stand erhöhte sie nur desto mehr. Der Held lauschte ihren Gesängen, und der Ueberwinder der Welt huldigte einem Dichter, weil er fühlte, daß ohne diesen sein ungeheures Daseyn nur wie ein Sturmwind vorüberfahren würde; der Liebende wünschte sein Verlangen und seinen Genuß so tausendfach und so harmonisch zu fühlen, als ihn die beseelte Lippe zu schildern

verstand; und selbst der Reiche kennte seine Besitzthümer, seine Abgötter, nicht mit eigenen Augen so kostbar sehen, als sie ihm vom Glanz des allen Werth fühlenden und erhöhenden Geistes beleuchtet erschienen. Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?

Mein Freund, versetzte Werner nach einigem Nachdenken, ich habe schon oft bedauert, daß du das, was du so lebhaft fühlst, mit Gewalt aus deiner Seele zu verbannen strebst. Ich müßte mich sehr irren, wenn du nicht besser thätest, dir selbst einigermaßen nachzugeben, als dich durch die Widersprüche eines so harten Entsagens aufzureiben, und dir mit der einen unschuldigen Freude den Genuß aller übrigen zu entziehen.

Darf ich dir's gestehen, mein Freund, versetzte der andre, und wirst du mich nicht lächerlich finden, wenn ich dir bekenne, daß jene Bilder mich noch immer verfolgen, so sehr ich sie fliehe, und daß, wenn ich mein Herz untersuche, alle frühen Wünsche fest, ja noch fester als sonst darin haften? Doch was bleibt mir Unglücklichem gegenwärtig übrig? Ach, wer mir vorausgesagt hätte, daß die Arme meines Geistes so bald zerschmettert werden sollten, mit denen ich in's Unendliche griff, und mit denen ich doch gewiß ein Großes zu umfassen hoffte, wer mir das vorausgesagt hätte, würde mich zur Verzweiflung gebracht haben. Und noch jetzt,

da das Gericht über mich ergangen ist, jetzt, daß ich die verloren habe, die anstatt einer Gottheit mich zu meinen Wünschen hinüber führen sollte, was bleibt mir übrig, als mich den bittersten Schmerzen zu überlassen? O mein Bruder, fuhr er fort, ich läugne nicht, sie war mir bei meinen heimlichen Anschlägen der Kloben, an den eine Strickleiter befestigt ist; gefährlich hoffend schwebt der Abenteurer in der Luft, das Eisen bricht, und er liegt zerschmettert am Fuße seiner Wünsche. Es ist auch nun für mich kein Trost, keine Hoffnung mehr! Ich werde, rief er aus, indem er aufsprang, von diesen unglückseligen Papieren keines übrig lassen. Er faßte abermals ein paar Hefte an, riß sie auf und warf sie in's Feuer. Werner wollte ihn abhalten, aber vergebens. Laß mich! rief Wilhelm, was sollen diese elenden Blätter? Für mich sind sie weder Stufe noch Aufmunterung mehr. Sollen sie übrig bleiben, um mich bis an's Ende meines Lebens zu peinigen? Sollen sie vielleicht einmal der Welt zum Gespötte dienen, anstatt Mitleiden und Schauer zu erregen? Weh über mich und über mein Schicksal! Nun verstehe ich erst die Klagen der Dichter, der aus Noth weise gewordnen Traurigen. Wie lange hielt ich mich für unzerstörbar, für unverwundlich, und ach! nun seh' ich, daß ein tiefer früher Schade nicht wieder auswachsen, sich nicht wieder herstellen kann; ich fühle, daß ich ihn mit in's Grab nehmen muß. Nein! keinen Tag des Lebens soll der Schmerz

von mir weichen, der mich noch zuletzt umbringt, und auch ihr Andenken soll bei mir bleiben, mit mir leben und sterben, das Andenken der Unwürdigen — ach, mein Freund! wenn ich von Herzen reden soll — der gewiß nicht ganz Unwürdigen! Ihr Stand, ihre Schicksale haben sie tausendmal bei mir entschuldigt. Ich bin zu grausam gewesen, du haßt mich in deine Kälte, in deine Härte unbarmherzig eingeweiht, meine zerrütteten Sinne gefangen gehalten und mich verhindert, das für sie und für mich zu thun, was ich uns beiden schuldig war. Wer weiß, in welchen Zustand ich sie versetzt habe, und erst nach und nach fällt mir's auf's Gewissen, in welcher Verzweiflung, in welcher Hülflosigkeit ich sie verließ! War's nicht möglich, daß sie sich entschuldigen konnte? War's nicht möglich? Wie viel Mißverständnisse können die Welt verwirren, wie viel Umstände können dem größten Fehler Vergebung erflehen? — Wie oft denke ich mir sie, in der Stille für sich sitzend, auf ihren Ellenbogen gestützt. — Das ist, sagt sie, die Treue, die Liebe, die er mir zuschwur! Mit diesem unsanften Schlag das schöne Leben zu endigen, das uns verband! — Er brach in einen Strom von Thränen aus, indem er sich mit dem Gesichte auf den Tisch warf und die übergebliebenen Papiere benetzte.

Wernet stand in der größten Verlegenheit dabei. Er hatte sich dieses rasche Auflodern der Leidenschaft nicht vermuthet. Etlichemal wollte er seinem Freunde

in die Rede fallen, etlichemal das Gespräch wo anders hinlenken, vergebens! er widerstand dem Strome nicht. Auch hier übernahm die ausdauernde Freundschaft wieder ihr Amt. Er ließ den heftigsten Anfall des Schmerzes vorüber, indem er durch seine stille Gegenwart eine aufrichtige reine Theilnehmung am besten sehen ließ, und so blieben sie diesen Abend; Wilhelm in's stille Nachgefühl des Schmerzens versenkt, und der andere erschreckt durch den neuen Ausbruch einer Leidenschaft, die er lange bemeistert und durch guten Rath und eifriges Zureden überwältigt zu haben glaubte.

Drittes Capitel.

Nach ſolchen Rückfällen pflegte Wilhelm meiſt nur deſto eifriger ſich den Geſchäften und der Thätigkeit zu widmen, und es war der beſte Weg, dem Labyrinthe, das ihn wieder anzulocken ſuchte, zu entfliehen. Seine gute Art, ſich gegen Fremde zu betragen, ſeine Leichtigkeit, faſt in allen lebenden Sprachen Correſpondenz zu führen, gaben ſeinem Vater und deſſen Handelsfreunde immer mehr Hoffnung und tröſteten ſie über die Krankheit, deren Urſache ihnen nicht bekannt geworden war, und über die Pauſe, die ihren Plan unterbrochen hatte. Man beſchloß Wilhelms Abreiſe zum zweytenmal, und wir finden ihn auf ſeinem Pferde, den Mantelſack hinter ſich, erheitert durch freie Luft und Bewegung, dem Gebirge ſich nähern, wo er einige Aufträge ausrichten ſollte.

Er durchſtrich langſam Thäler und Berge mit der Empfindung des größten Vergnügens. Ueberhangende Felſen, rauſchende Waſſerbäche, bewachſene Wände, tiefe Gründe ſah er hier zum erſtenmal, und doch hatten ſeine frühſten Jugendträume ſchon in ſolchen Gegenden gewebt. Er fühlte ſich bei dieſem Anblicke wieder

verjüngt; alle erduldeten Schmerzen waren aus seiner Seele weggewaschen, und mit völliger Heiterkeit sagte er sich Stellen aus verschiedenen Gedichten, besonders aus dem Pastor fido vor, die an diesen einsamen Plätzen schaarenweis seinem Gedächtnisse zuflossen. Auch erinnerte er sich mancher Stellen aus seinen eigenen Liedern, die er mit einer besondern Zufriedenheit recitirte. Er belebte die Welt, die vor ihm lag, mit allen Gestalten der Vergangenheit, und jeder Schritt in die Zukunft war ihm voll Ahnung wichtiger Handlungen und merkwürdiger Begebenheiten.

Mehrere Menschen, die auf einander folgend hinter ihm herkamen, an ihm mit einem Gruße vorbeigingen, und den Weg in's Gebirge, durch steile Fußpfade, eilig fortsetzten, unterbrachen einigemal seine stille Unterhaltung, ohne daß er jedoch aufmerksam auf sie geworden wäre. Endlich gesellte sich ein gesprächiger Gefährte zu ihm, und erzählte die Ursache der starken Pilgerschaft.

Zu Hochdorf, sagte er, wird heute Abend eine Komödie gegeben, wozu sich die ganze Nachbarschaft versammelt.

Wie! rief Wilhelm, in diesen einsamen Gebirgen, zwischen diesen undurchdringlichen Wäldern hat die Schauspielkunst einen Weg gefunden, und sich einen Tempel aufgebaut? und ich muß zu ihrem Feste wallfahrten?

Sie werden sich noch mehr wundern, sagte der andere, wenn Sie hören, durch wen das Stück aufgeführt

wird. Es iſt eine große Fabrik in dem Orte, die viel Leute ernähret. Der Unternehmer, der ſo zu ſagen von aller menſchlichen Geſellſchaft entfernt lebt, weiß ſeine Arbeiter im Winter nicht beſſer zu beſchäftigen, als daß er ſie veranlaßt hat, Komödie zu ſpielen. Er leidet keine Karten unter ihnen, und wünſcht ſie auch ſonſt von rohen Sitten abzuhalten. So bringen ſie die langen Abende zu, und heute, da des Alten Geburtstag iſt, geben ſie ihm zu Ehren eine beſondere Feſtlichkeit.

Wilhelm kam zu Hochdorf an, wo er übernachten ſollte, und ſtieg bei der Fabrik ab, deren Unternehmer auch als Schuldner auf ſeiner Liſte ſtand.

Als er ſeinen Namen nannte, rief der Alte verwundert aus: Ey, mein Herr, ſind Sie der Sohn des braven Mannes, dem ich ſo viel Dank und bis jetzt noch Geld ſchuldig bin? Ihr Herr Vater hat ſo viel Geduld mit mir gehabt, daß ich ein Böſewicht ſeyn müßte, wenn ich nicht eilig und fröhlich bezahlte. Sie kommen eben zur rechten Zeit, um zu ſehen, daß es mir Ernſt iſt.

Er rief ſeine Frau herbei, welche eben ſo erfreut war, den jungen Mann zu ſehen; ſie verſicherte, daß er ſeinem Vater gleiche, und bedauerte, daß ſie ihn wegen der vielen Fremden die Nacht nicht beherbergen könne.

Das Geſchäft war klar und bald berichtigt; Wilhelm ſteckte ein Röllchen Gold in die Taſche, und wünſchte, daß ſeine übrigen Geſchäfte auch ſo leicht gehen möchten.

Die Stunde des Schauspiels kam heran, man erwartete nur noch den Oberforstmeister, der endlich auch anlangte, mit einigen Jägern eintrat, und mit der größten Verehrung empfangen wurde.

Die Gesellschaft wurde nunmehr in's Schauspielhaus geführt, wozu man eine Scheune eingerichtet hatte, die gleich am Garten lag. Haus und Theater waren, ohne sonderlichen Geschmack, munter und artig genug angelegt. Einer von den Mahlern, die auf der Fabrik arbeiteten, hatte bei dem Theater in der Residenz gehandlangt, und hatte nun Wald, Straße und Zimmer, freilich etwas roh, hingestellt. Das Stück hatten sie von einer herumziehenden Truppe geborgt, und nach ihrer eigenen Weise zurecht geschnitten. So wie es war, unterhielt es. Die Intrigue, daß zwey Liebhaber ein Mädchen ihrem Vormunde und wechselsweise sich selbst entreißen wollen, brachte allerlei interessante Situationen hervor. Es war das erste Stück, das unser Freund nach einer so langen Zeit wieder sah; er machte mancherlei Betrachtungen. Es war voller Handlung, aber ohne Schilderung wahrer Charaktere. Es gefiel und ergötzte. So sind die Anfänge aller Schauspielkunst. Der rohe Mensch ist zufrieden, wenn er nur etwas vergehen sieht; der gebildete will empfinden, und Nachdenken ist nur dem ganz ausgebildeten angenehm.

Den Schauspielern hätte er hie und da gerne nach-

geholfen; denn es fehlte nur wenig, so hätten sie um vieles besser seyn können.

In seinen stillen Betrachtungen störte ihn der Tabaksdampf, der immer stärker und stärker wurde. Der Oberforstmeister hatte bald nach Anfang des Stücks seine Pfeife angezündet, und nach und nach nahmen sich mehrere diese Freiheit heraus. Auch machten die großen Hunde dieses Herrn schlimme Auftritte. Man hatte sie zwar ausgesperrt; allein sie fanden bald den Weg zur Hinterthüre herein, liefen auf das Theater, rannten wider die Acteurs, und gesellten sich endlich durch einen Sprung über das Orchester zu ihrem Herrn, der den ersten Platz im Parterre eingenommen hatte.

Zum Nachspiel ward ein Opfer dargebracht. Ein Portrait, das den Alten in seinem Bräutigamskleide vorstellte, stand auf einem Altar, mit Kränzen behangen. Alle Schauspieler huldigten ihm in demuthvollen Stellungen. Das jüngste Kind trat, weiß gekleidet, hervor, und hielt eine Rede in Versen, wodurch die ganze Familie und sogar der Oberforstmeister, der sich dabei an seine Kinder erinnerte, zu Thränen bewegt wurde. So endigte sich das Stück, und Wilhelm konnte nicht umhin, das Theater zu besteigen, die Actricen in der Nähe zu besehen, sie wegen ihres Spiels zu loben, und ihnen auf die Zukunft einigen Rath zu geben.

Die übrigen Geschäfte unsers Freundes, die er nach

und nach in größern und kleinern Gebirgsorten verrichtete, liefen nicht alle so glücklich, noch so vergnügt ab. Manche Schuldner baten um Aufschub, manche waren unhöflich, manche läugneten. Nach seinem Auftrage sollte er einige verklagen; er mußte einen Advocaten aufsuchen, diesen instruiren, sich vor Gericht stellen, und was dergleichen verdrießliche Geschäfte noch mehr waren.

Eben so schlimm erging es ihm, wenn man ihm eine Ehre erzeigen wollte. Nur wenig Leute fand er, die ihn einigermaßen unterrichten konnten; wenige, mit denen er in ein nützliches Handelsverhältniß zu kommen hoffte. Da nun auch unglücklicherweise Regentage einfielen, und eine Reise zu Pferd in diesen Gegenden mit unerträglichen Beschwerden verknüpft war, so dankte er dem Himmel, als er sich dem flachen Lande wieder näherte, und am Fuße des Gebirges, in einer schönen und fruchtbaren Ebene, an einem sanften Flusse, im Sonnenscheine, ein heiteres Landstädtchen liegen sah, in welchem er zwar keine Geschäfte hatte, aber eben deswegen sich entschloß, ein paar Tage daselbst zu verweilen, um sich und seinem Pferde, das von dem schlimmen Wege sehr gelitten hatte, einige Erholung zu verschaffen.

Viertes Capitel.

Als er in einem Wirthshause auf dem Markte abtrat, ging es darin sehr lustig, wenigstens sehr lebhaft zu. Eine grose Gesellschaft Seiltänzer, Springer und Gaukler, die einen starken Mann bei sich hatten, waren mit Weib und Kindern eingezogen, und machten, indem sie sich auf eine öffentliche Erscheinung bereiteten, einen Unfug über den andern. Bald stritten sie mit dem Wirthe, bald unter sich selbst; und wenn ihr Zank unleidlich war, so waren die Aeußerungen ihres Vergnügens ganz und gar unerträglich. Unschlüssig, ob er gehen oder bleiben sollte, stand er unter dem Thore, und sah den Arbeitern zu, die auf dem Platze ein Gerüst aufzuschlagen anfingen.

Ein Mädchen, das Rosen und andere Blumen herumtrug, bot ihm ihren Korb dar, und er kaufte sich einen schönen Strauß, den er mit Liebhaberey anders band und mit Zufriedenheit betrachtete, als das Fenster eines, an der Seite des Platzes stehenden, andern Gasthauses sich aufthat, und ein wohlgebildetes Frauenzimmer sich an demselben zeigte. Er konnte ungeachtet der Entfernung bemerken, daß eine angenehme Heiter-

keit ihr Gesicht belebte. Ihre blonden Haare fielen nachlässig aufgelöst um ihren Nacken; sie schien sich nach dem Fremden umzusehen. Einige Zeit darauf trat ein Knabe, der eine Frisirschürze umgegürtet und ein weißes Jäckchen anhatte, aus der Thüre jenes Hauses, ging auf Wilhelmen zu, begrüßte ihn und sagte: das Frauenzimmer am Fenster läßt Sie fragen, ob Sie ihr nicht einen Theil der schönen Blumen abtreten wollen? — Sie stehn ihr alle zu Diensten, versetzte Wilhelm, indem er dem leichten Boten das Bouquet überreichte, und zugleich der Schönen ein Compliment machte, welches sie mit einem freundlichen Gegengruß erwiederte, und sich vom Fenster zurückzog.

Nachdenkend über dieses artige Abenteuer ging er nach seinem Zimmer die Treppe hinauf, als ein junges Geschöpf ihm entgegen sprang, das seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein kurzes seidnes Westchen mit geschlitzten spanischen Ermeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen standen dem Kinde gar artig. Lange schwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuselt und gewunden. Er sah die Gestalt mit Verwunderung an, und konnte nicht mit sich einig werden, ob er sie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären sollte. Doch entschied er sich bald für das letzte, und hielt sie auf, da sie bei ihm vorbei kam, bot ihr einen guten Tag, und fragte sie, wem sie angehöre, ob er schon leicht sehen konnte, daß sie ein Glied der sprin-

genden und tanzenden Gesellschaft seyn müsse. Mit einem scharfen, schwarzen Seitenblick sah sie ihn an, indem sie sich von ihm losmachte, und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Als er die Treppe hinauf kam, fand er auf dem weiten Vorsaale zwey Mannspersonen, die sich im Fechten übten, oder vielmehr ihre Geschicklichkeit an einander zu versuchen schienen. Der eine war offenbar von der Gesellschaft, die sich im Hause befand, der andere hatte ein weniger wildes Ansehn. Wilhelm sah ihnen zu, und hatte Ursache, sie beide zu bewundern, und als nicht lange darauf der schwarzbärtige nervige Streiter den Kampfplatz verließ, bot der andere, mit vieler Artigkeit, Wilhelmen das Rapier an.

Wenn Sie einen Schüler, versetzte dieser, in die Lehre nehmen wollen, so bin ich wohl zufrieden, mit Ihnen einige Gänge zu wagen. Sie fochten zusammen, und obgleich der Fremde dem Ankömmling weit überlegen war, so war er doch höflich genug, zu versichern, daß alles nur auf Uebung ankomme; und wirklich hatte Wilhelm auch gezeigt, daß er früher von einem guten und gründlichen Deutschen Fechtmeister unterrichtet worden war.

Ihre Unterhaltung ward durch das Getöse unterbrochen, mit welchem die bunte Gesellschaft aus dem Wirthshause auszog, um die Stadt von ihrem Schauspiel zu benachrichtigen, und auf ihre Künste begierig

zu machen. Einem Tambour folgte der Entrepreneur zu Pferde, hinter ihm eine Tänzerin auf einem ähnlichen Gerippe, die ein Kind vor sich hielt, das mit Bändern und Flittern wohl herausgeputzt war. Darauf kam die übrige Truppe zu Fuß, wovon einige auf ihren Schultern Kinder, in abenteuerlichen Stellungen, leicht und bequem daher trugen, unter denen die junge, schwarzköpfige, düstere Gestalt Wilhelms Aufmerksamkeit auf's neue erregte.

Pagliasso lief unter der andringenden Menge drollig hin und her, und theilte mit sehr begreiflichen Späßen, indem er bald ein Mädchen küßte, bald einen Knaben pritschte, seine Zettel aus, und erweckte unter dem Volke eine unüberwindliche Begierde, ihn näher kennen zu lernen.

In den gedruckten Anzeigen waren die mannichfaltigen Künste der Gesellschaft, besonders eines Monsieur Narciß und der Demoiselle Landrinette herausgestrichen, welche beide, als Hauptpersonen, die Klugheit gehabt hatten, sich von dem Zuge zu enthalten, sich dadurch ein vornehmeres Ansehn zu geben, und größere Neugier zu erwecken.

Während des Zuges hatte sich auch die schöne Nachbarin wieder am Fenster sehen lassen, und Wilhelm hatte nicht verfehlt, sich bei seinem Gesellschafter nach ihr zu erkundigen. Dieser, den wir einstweilen Laertes nennen wollen, erbot sich, Wilhelmen zu ihr hinüber zu be-

begleiten. Ich und das Frauenzimmer, sagte er lächelnd, sind ein paar Trümmer einer Schauspielergesellschaft, die vor kurzem hier scheiterte. Die Anmuth des Orts hat uns bewogen, einige Zeit hier zu bleiben, und unsre wenige gesammelte Baarschaft in Ruhe zu verzehren, indeß ein Freund ausgezogen ist, ein Unterkommen für sich und uns zu suchen.

Laertes begleitete sogleich seinen neuen Bekannten zu Philinens Thüre, wo er ihn einen Augenblick stehen ließ, um in einem benachbarten Laden Zuckerwerk zu holen. Sie werden mir es gewiß danken, sagte er, indem er zurück kam, daß ich Ihnen diese artige Bekanntschaft verschaffe.

Das Frauenzimmer kam ihnen auf ein paar leichten Pantöffelchen mit hohen Absätzen aus der Stube entgegen getreten. Sie hatte eine schwarze Mantille über ein weißes Negligée geworfen, das, eben weil es nicht ganz reinlich war, ihr ein häusliches und bequemes Ansehn gab; ihr kurzes Röckchen ließ die niedlichsten Füße von der Welt sehen.

Seyn Sie mir willkommen! rief sie Wilhelmen zu, und nehmen Sie meinen Dank für die schönen Blumen. Sie führte ihn mit der einen Hand in's Zimmer, indem sie mit der andern den Strauß an die Brust drückte. Als sie sich niedergesetzt hatten, und in gleichgültigen Gesprächen begriffen waren, denen sie eine reizende Wendung zu geben wußte, schüttete ihr Laertes gebrannte

Mandeln in den Schoos, von denen sie sogleich zu naschen anfing. Sehn Sie, welch ein Kind dieser junge Mensch ist! rief sie aus: er wird Sie überreden wollen, daß ich eine große Freundin von solchen Näschereyen sey, und er ist's, der nicht leben kann, ohne irgend etwas Leckeres zu genießen.

Lassen Sie uns nur gestehn, versetzte Laertes, daß wir hierin, wie in mehrerem, einander gern Gesellschaft leisten. Zum Beispiel, sagte er, es ist heute ein sehr schöner Tag; ich dächte wir führen spazieren und nähmen unser Mittagsmahl auf der Mühle. — Recht gern, sagte Philine, wir müssen unserm neuen Bekannten eine kleine Veränderung machen. Laertes sprang fort, denn er ging niemals, und Wilhelm wollte einen Augenblick nach Hause, um seine Haare, die von der Reise noch verworren aussahen, in Ordnung bringen zu lassen. Das können Sie hier! sagte sie, rief ihren kleinen Diener, nöthigte Wilhelmen auf die artigste Weise, seinen Rock auszuziehen, ihren Pudermantel anzulegen, und sich in ihrer Gegenwart frisiren zu lassen. Man muß ja keine Zeit versäumen, sagte sie; man weiß nicht, wie lange man noch beisammen bleibt.

Der Knabe, mehr trotzig und unwillig als ungeschickt, benahm sich nicht zum Besten, raufte Wilhelmen, und schien sobald nicht fertig werden zu wollen. Philine verwies ihm einigemal seine Unart, stieß ihn endlich ungeduldig hinweg, und jagte ihn zur Thüre hin-

aus. Nun übernahm sie selbst die Bemühung, und kräuselte die Haare unsers Freundes mit großer Leichtigkeit und Zierlichkeit, ob sie gleich auch nicht zu eilen schien, und bald dieses bald jenes an ihrer Arbeit auszusetzen hatte, indem sie nicht vermeiden konnte, mit ihren Knien die seinigen zu berühren, und Strauß und Busen so nahe an seine Lippen zu bringen, daß er mehr als einmal in Versuchung gesetzt ward, einen Kuß darauf zu drücken.

Als Wilhelm mit einem kleinen Pudermesser seine Stirne gereinigt hatte, sagte sie zu ihm: stecken Sie es ein, und gedenken Sie meiner dabei. Es war ein artiges Messer; der Griff von eingelegtem Stahl zeigte die freundlichen Worte: Gedenkt mein. Wilhelm steckte es zu sich, dankte ihr, und bat um die Erlaubniß, ihr ein kleines Gegengeschenk machen zu dürfen.

Nun war man fertig geworden. Laertes hatte die Kutsche gebracht, und nun begann eine sehr lustige Fahrt. Philine warf jedem Armen, der sie anbettelte, etwas zum Schlage hinaus, indem sie ihm zugleich ein munteres und freundliches Wort zurief.

Sie waren kaum auf der Mühle angekommen, und hatten ein Essen bestellt, als eine Musik vor dem Hause sich hören ließ. Es waren Bergleute, die zu Cither und Triangel mit lebhaften und grellen Stimmen verschiedene artige Lieder vortrugen. Es dauerte nicht

lange, ſo hatte eine herbeiſtrömende Menge einen Kreis um ſie geſchloſſen, und die Geſellſchaft nickte ihnen ihren Beifall aus den Fenſtern zu. Als ſie dieſe Aufmerkſamkeit geſehen, erweiterten ſie ihren Kreis, und ſchienen ſich zu ihrem wichtigſten Stückchen vorzubereiten. Nach einer Pauſe trat ein Bergmann mit einer Hacke hervor, und ſtellte, indeß die andern eine ernſthafte Melodie ſpielten, die Handlung des Schürfens vor.

Es währte nicht lange, ſo trat ein Bauer aus der Menge, und gab jenem pantomimiſch drohend zu verſtehen, daß er ſich von hier hinwegbegeben ſolle. Die Geſellſchaft war darüber verwundert, und erkannte erſt den, in einen Bauer verkleideten, Bergmann, als er den Mund aufthat, und in einer Art von Recitativ den andern ſchalt, daß er wage auf ſeinem Acker zu bantiren. Jener kam nicht aus der Faſſung, ſondern fing an, den Landmann zu belehren, daß er Recht habe, hier einzuſchlagen, und gab ihm dabei die erſten Begriffe vom Bergbau. Der Bauer, der die fremde Terminologie nicht verſtand, that allerlei alberne Fragen, worüber die Zuſchauer, die ſich klüger fühlten, ein herzliches Gelächter aufſchlugen. Der Bergmann ſuchte ihn zu berichten, und bewies ihm den Vortheil, der zuletzt auch auf ihn fließe, wenn die unterirdiſchen Schätze des Landes herausgewühlt würden. Der Bauer, der jenem zuerſt mit Schlägen gedroht hatte, ließ ſich nach und nach beſänftigen, und ſie ſchieden als gute Freunde von

einander; beſonders aber zog ſich der Bergmann auf die honorabelſte Art aus dieſem Streite.

Wir haben, ſagte Wilhelm bei Tiſche, an dieſem kleinen Dialog das lebhafteſte Beiſpiel, wie nützlich allen Ständen das Theater ſeyn könnte, wie vielen Vortheil der Staat ſelbſt daraus ziehen müßte, wenn man die Handlungen, Gewerbe und Unternehmungen der Menſchen von ihrer guten, lobenswürdigen Seite und in dem Geſichtspuncte auf das Theater brächte, aus welchem ſie der Staat ſelbſt ehren und ſchützen muß. Jetzt ſtellen wir nur die lächerliche Seite der Menſchen dar; der Luſtſpieldichter iſt gleichſam nur ein hämiſcher Controleur, der auf die Fehler ſeiner Mitbürger überall ein wachſames Auge hat und froh zu ſeyn ſcheint, wenn er ihnen eins anhängen kann. Sollte es nicht eine angenehme und würdige Arbeit für einen Staatsmann ſeyn, den natürlichen, wechſelſeitigen Einfluß aller Stände zu überſchauen, und einen Dichter, der Humor genug hätte, bei ſeinen Arbeiten zu leiten? Ich bin überzeugt, es könnten auf dieſem Wege manche ſehr unterhaltende, zugleich nützliche und luſtige Stücke erſonnen werden.

So viel ich, ſagte Laertes, überall wo ich herumgeſchwärmt bin, habe bemerken können, weiß man nur zu verbieten, zu hindern und abzulehnen; ſelten aber zu gebieten, zu befördern und zu belohnen. Man läßt alles in der Welt gehn, bis es ſchädlich wird; dann zürnt man und ſchlägt drein.

Laßt mir den Staat und die Staatsleute weg, sagte Philine, ich kann mir sie nicht anders als in Perücken vorstellen, und eine Perücke, es mag sie aufhaben wer da will, erregt in meinen Fingern eine krampfhafte Bewegung; ich möchte sie gleich dem ehrwürdigen Herrn herunter nehmen, in der Stube herumspringen und den Kahlkopf auslachen.

Mit einigen lebhaften Gesängen, welche sie sehr schön vortrug, schnitt Philine das Gespräch ab, und trieb zu einer schnellen Rückfahrt, damit man die Künste der Seiltänzer am Abende zu sehen nicht versäumen möchte. Drollig bis zur Ausgelassenheit, setzte sie ihre Freigebigkeit gegen die Armen auf dem Heimwege fort, indem sie zuletzt, da ihr und ihren Reisegefährten das Geld ausging, einem Mädchen ihren Strohhut und einem alten Weibe ihr Halstuch zum Schlage hinauswarf.

Philine lud beide Begleiter zu sich in ihre Wohnung, weil man, wie sie sagte, aus ihren Fenstern das öffentliche Schauspiel besser als im andern Wirthshause sehen könne.

Als sie ankamen, fanden sie das Gerüst aufgeschlagen, und den Hintergrund mit aufgehängten Teppichen geziert. Die Schwungbreter waren schon gelegt, das Schlappseil an die Pfosten befestigt, und das straffe Seil über die Böcke gezogen. Der Platz war ziemlich mit Volk gefüllt, und die Fenster mit Zuschauern einiger Art besetzt.

Pagliaß bereitete erſt die Verſammlung mit einigen Albernheiten, worüber die Zuſchauer immer zu lachen pflegen, zur Aufmerkſamkeit und guten Laune vor. Einige Kinder, deren Körper die ſeltſamſten Verrenkungen darſtellten, erregten bald Verwunderung, bald Grauſen, und Wilhelm konnte ſich des tiefen Mitleidens nicht enthalten, als er das Kind, an dem er beim erſten Anblicke Theil genommen, mit einiger Mühe die ſonderbaren Stellungen hervorbringen ſah. Doch bald erregten die luſtigen Springer ein lebhaftes Vergnügen, wenn ſie erſt einzeln, dann hinter einander und zuletzt alle zuſammen ſich vorwärts und rückwärts in der Luft überſchlugen. Ein lautes Händeklatſchen und Jauchzen erſcholl aus der ganzen Verſammlung.

Nun aber ward die Aufmerkſamkeit auf einen ganz andern Gegenſtand gewendet. Die Kinder, eins nach dem andern, mußten das Seil betreten, und zwar die Lehrlinge zuerſt, damit ſie durch ihre Uebungen das Schauſpiel verlängerten, und die Schwierigkeit der Kunſt in's Licht ſetzten. Es zeigten ſich auch einige Männer und erwachſene Frauensperſonen mit ziemlicher Geſchicklichkeit; allein es war noch nicht Monſieur Narciß, noch nicht Demoiſelle Landrinette.

Endlich traten auch dieſe aus einer Art von Zelt hinter aufgeſpannten rothen Vorhängen hervor, und erfüllten durch ihre angenehme Geſtalt und zierlichen Putz die bisher glücklich genährte Hoffnung der Zuſchauer. Er,

ein munteres Bürschchen von mittlerer Größe, schwarzen Augen und einem starken Haarzopf; sie, nicht minder wohl und kräftig gebildet; beide zeigten sich nach einander auf dem Seile mit leichten Bewegungen, Sprüngen und seltsamen Posituren. Ihre Leichtigkeit, seine Verwegenheit, die Genauigkeit, womit beide ihre Kunststücke ausführten, erhöhten mit jedem Schritt und Sprung das allgemeine Vergnügen. Der Anstand, womit sie sich betrugen, die anscheinenden Bemühungen der andern um sie gaben ihnen das Ansehn, als wenn sie Herr und Meister der ganzen Truppe wären, und jederman hielt sie des Ranges werth.

Die Begeisterung des Volks theilte sich den Zuschauern an den Fenstern mit, die Damen sahen unverwandt nach Narcissen, die Herren nach Landrinetten. Das Volk jauchzte, und das feinere Publicum enthielt sich nicht des Klatschens; kaum daß man noch über Pagliassen lachte. Wenige nur schlichen sich weg, als einige von der Truppe, um Geld zu sammeln, sich mit zinnernen Tellern durch die Menge drängten.

Sie haben ihre Sache, dünkt mich, gut gemacht, sagte Wilhelm zu Philinen, die bei ihm am Fenster lag, ich bewundere ihren Verstand, womit sie auch geringe Kunststückchen, nach und nach und zur rechten Zeit angebracht, gelten zu machen wußten, und wie sie aus der Ungeschicklichkeit ihrer Kinder und aus der Virtuosität ihrer Besten ein Ganzes zusammen arbeiteten, das

erſt unſre Aufmerkſamkeit erregte, und dann uns auf das angenehmſte unterhielt.

Das Volk hatte ſich nach und nach verlaufen, und der Platz war leer geworden, indeß Philine und Laertes über die Geſtalt und die Geſchicklichkeit Narciſſens und Laudrinettens in Streit geriethen und ſich wechſelsweiſe neckten. Wilhelm ſah das wunderbare Kind auf der Straße bei andern ſpielenden Kindern ſtehen, machte Philinen darauf aufmerkſam, die ſogleich, nach ihrer lebhaften Art, dem Kinde rief und winkte, und da es nicht kommen wollte, ſingend die Treppe hinunter klapperte und es heraufführte.

Hier iſt das Räthſel, rief ſie, als ſie das Kind zur Thüre herein zog. Es blieb am Eingange ſtehen, eben als wenn es gleich wieder hinaus ſchlüpfen wollte, legte die rechte Hand vor die Bruſt, die linke vor die Stirn, und bückte ſich tief. Fürchte dich nicht, liebe Kleine, ſagte Wilhelm, indem er auf ſie los ging. Sie ſah ihn mit unſicherm Blick an, und trat einige Schritte näher.

Wie nenneſt du dich? fragte er. — Sie heißen mich Mignon. — Wie viel Jahre haſt du? — Es hat ſie niemand gezählt. — Wer war dein Vater? — Der große Teufel iſt todt. —

Nun das iſt wunderlich genug! rief Philine aus. Man fragte ſie noch Einiges; ſie brachte ihre Antworten in einem gebrochenen Deutſch und mit einer ſonder-

bar feyerlichen Art vor; dabei legte sie jedesmal die Hände an Brust und Haupt und neigte sich tief.

Wilhelm konnte sie nicht genug ansehen. Seine Augen und sein Herz wurden unwiderstehlich von dem geheimnißvollen Zustande dieses Wesens angezogen. Er schätzte sie zwölf bis dreyzehn Jahre; ihr Körper war gut gebaut, nur daß ihre Glieder einen stärkern Wuchs versprachen, oder einen zurückgehaltenen ankündigten. Ihre Bildung war nicht regelmäßig, aber auffallend; ihre Stirne geheimnißvoll, ihre Nase außerordentlich schön, und der Mund, ob er schon für ihr Alter zu sehr geschlossen schien, und sie manchmal mit den Lippen nach einer Seite zuckte, noch immer treuherzig und reizend genug. Ihre bräunliche Gesichtsfarbe konnte man durch die Schminke kaum erkennen. Diese Gestalt prägte sich Wilhelmen sehr tief ein; er sah sie noch immer an, schwieg und vergaß der Gegenwärtigen über seinen Betrachtungen. Philine weckte ihn aus seinem Halbtraume, indem sie dem Kinde etwas übriggebliebenes Zuckerwerk reichte, und ihm ein Zeichen gab, sich zu entfernen. Es machte seinen Bückling, wie oben, und fuhr blitzschnell zur Thüre hinaus.

Als die Zeit nunmehr herbei kam, daß unsre neuen Bekannten sich für diesen Abend trennen sollten, redeten sie vorher noch eine Spazierfahrt auf den morgenden Tag ab. Sie wollten abermals an einem andern Orte, auf einem benachbarten Jägerhause, ihr Mittagsmahl

einnehmen. Wilhelm ſprach dieſen Abend noch manches zu Philinens Lobe, worauf Laertes nur kurz und leichtſinnig antwortete.

Den andern Morgen, als ſie ſich abermals eine Stunde im Fechten geübt hatten, gingen ſie nach Philinens Gaſthofe, vor welchem ſie die beſtellte Kutſche ſchon hatten anfahren ſehen. Aber wie verwundert war Wilhelm, als die Kutſche verſchwunden, und wie noch mehr, als Philine nicht zu Hauſe anzutreffen war. Sie hatte ſich, ſo erzählte man, mit ein paar Fremden, die dieſen Morgen angekommen waren, in den Wagen geſetzt, und war mit ihnen davon gefahren. Unſer Freund, der ſich in ihrer Geſellſchaft eine angenehme Unterhaltung verſprochen hatte, konnte ſeinen Verdruß nicht verbergen. Dagegen lachte Laertes, und rief: So gefällt ſie mir! Das geht ihr ganz ähnlich! Laſſen Sie uns nur gerade nach dem Jagdhauſe gehen; ſie mag ſeyn, wo ſie will, wir wollen ihretwegen unſere Promenade nicht verſäumen.

Als Wilhelm unterwegs dieſe Inconſequenz des Betragens zu tadeln fortfuhr, ſagte Laertes: Ich kann nicht inconſequent finden, wenn jemand ſeinem Charakter treu bleibt. Wenn ſie ſich etwas vornimmt oder jemanden etwas verſpricht, ſo geſchieht es nur unter der ſtillſchweigenden Bedingung, daß es ihr auch bequem ſeyn werde, den Vorſatz auszuführen oder ihr Verſprechen zu halten. Sie verſchenkt gern, aber man

muß immer bereit ſeyn, ihr das Geſchenkte wieder zu geben.

Dieß iſt ein ſeltſamer Charakter, verſetzte Wilhelm.

Nichts weniger als ſeltſam, nur daß ſie keine Heuchlerin iſt. Ich liebe ſie deßwegen, ja ich bin ihr Freund, weil ſie mir das Geſchlecht ſo rein darſtellt, das ich zu haſſen ſo viel Urſache habe. Sie iſt mir die wahre Eva, die Stammmutter des weiblichen Geſchlechts; ſo ſind alle, nur wollen ſie es nicht Wort haben.

Unter mancherlei Geſprächen, in welchen Laertes ſeinen Haß gegen das weibliche Geſchlecht ſehr lebhaft ausdrückte, ohne jedoch die Urſache davon anzugeben, waren ſie in den Wald gekommen, in welchen Wilhelm ſehr verſtimmt eintrat, weil die Aeußerungen des Laertes ihm die Erinnerung an ſein Verhältniß zu Marianen wieder lebendig gemacht hatten. Sie fanden nicht weit von einer beſchatteten Quelle, unter herrlichen alten Bäumen, Philinen allein, an einem ſteinernen Tiſche ſitzen. Sie ſang ihnen ein luſtiges Liedchen entgegen, und als Laertes nach ihrer Geſellſchaft fragte, rief ſie aus: Ich habe ſie ſchön angeführt; ich habe ſie zum Beſten gehabt, wie ſie es verdienten. Schon unterwegs ſetzte ich ihre Freigebigkeit auf die Probe, und da ich bemerkte, daß ſie von den kargen Näſchern waren, nahm ich mir gleich vor, ſie zu beſtrafen. Nach unſrer Ankunft fragten ſie den Kellner, was zu haben ſey, der mit der gewöhnlichen Geläufigkeit ſeiner Zunge alles,

was da war, und mehr als da war, hererzählte. Ich sah ihre Verlegenheit, sie blickten einander an, stotterten, und fragten nach dem Preise. Was bedenken Sie sich lange, rief ich aus, die Tafel ist das Geschäft eines Frauenzimmers, lassen Sie mich dafür sorgen. Ich fing darauf an, ein unsinniges Mittagmahl zu bestellen, wozu noch manches durch Boten aus der Nachbarschaft geholt werden sollte. Der Kellner, den ich durch ein paar schiefe Mäuler zum Vertrauten gemacht hatte, half mir endlich, und so haben wir sie durch die Vorstellung eines herrlichen Gastmahls dergestalt geängstigt, daß sie sich kurz und gut zu einem Spaziergange in den Wald entschlossen, von dem sie wohl schwerlich zurückkommen werden. Ich habe eine Viertelstunde auf meine eigene Hand gelacht, und werde lachen, so oft ich an die Gesichter denke. Bei Tische erinnerte sich Laertes an ähnliche Fälle; sie kamen in den Gang, lustige Geschichten, Mißverständnisse und Prellereyen zu erzählen.

Ein junger Mann von ihrer Bekanntschaft aus der Stadt kam mit einem Buche durch den Wald geschlichen, setzte sich zu ihnen, und rühmte den schönen Platz. Er machte sie auf das Rieseln der Quelle, auf die Bewegung der Zweige, auf die einfallenden Lichter und auf den Gesang der Vögel aufmerksam. Philine sang ein Liedchen vom Kuckuck, welches dem Ankömmling nicht zu behagen schien; er empfahl sich bald.

Wenn ich nur nichts mehr von Natur und Natur-

scenen hören sollte, rief Philine aus, als er weg war; es ist nichts unerträglicher, als sich das Vergnügen vorrechnen zu lassen, das man genießt. Wenn schön Wetter ist, geht man spazieren, wie man tanzt, wenn aufgespielt wird. Wer mag aber nur einen Augenblick an die Musik, wer an's schöne Wetter denken? Der Tänzer interessirt uns, nicht die Violine, und in ein paar schöne schwarze Augen zu sehen thut einem paar blauen Augen gar zu wohl. Was sollen dagegen Quellen und Brunnen, und alte morsche Linden! Sie sah, indem sie so sprach, Wilhelmen, der ihr gegenüber saß, mit einem Blick in die Augen, dem er nicht wehren konnte, wenigstens bis an die Thüre seines Herzens vorzudringen.

Sie haben Recht, versetzte er mit einiger Verlegenheit, der Mensch ist dem Menschen das Interessanteste, und sollte ihn vielleicht ganz allein interessiren. Alles andere, was uns umgibt, ist entweder nur Element, in dem wir leben, oder Werkzeug, dessen wir uns bedienen. Jemehr wir uns dabei aufhalten, jemehr wir darauf merken und Theil daran nehmen, desto schwächer wird das Gefühl unsers eignen Werthes und das Gefühl der Gesellschaft. Die Menschen, die einen großen Werth auf Gärten, Gebäude, Kleider, Schmuck oder irgend ein Besitzthum legen, sind weniger gesellig und gefällig; sie verlieren die Menschen aus den Augen, welche zu erfreuen und zu versammeln nur sehr wenigen

glückt. Sehn wir es nicht auch auf dem Theater? Ein guter Schauſpieler macht uns bald eine elende, unſchickliche Decoration vergeſſen, dahingegen das ſchönſte Theater den Mangel an guten Schauſpielern erſt recht fühlbar macht.

Nach Tiſche ſetzte Philine ſich in das beſchattete hohe Gras. Ihre beiden Freunde mußten ihr Blumen in Menge herbeiſchaffen. Sie wand ſich einen vollen Kranz, und ſetzte ihn auf; ſie ſah unglaublich reizend aus. Die Blumen reichten noch zu einem andern hin; auch den flocht ſie, indem ſich beide Männer neben ſie ſetzten. Als er unter allerlei Scherz und Anſpielungen fertig geworden war, drückte ſie ihn Wilhelmen mit der größten Anmuth auf's Haupt und rückte ihn mehr als einmal anders, bis er recht zu ſitzen ſchien. Und ich werde, wie es ſcheint, leer ausgehen, ſagte Laertes.

Mir nichten, verſetzte Philine. Ihr ſollt euch keineswegs beklagen. Sie nahm ihren Kranz vom Haupte und ſetzte ihn Laertes auf.

Wären wir Nebenbubler, ſagte dieſer, ſo würden wir ſehr heftig ſtreiten können, welchen von beiden du am meiſten begünſtigſt.

Da wär't ihr rechte Thoren, verſetzte ſie, indem ſie ſich zu ihm hinüberbeug, und ihm den Mund zum Kuß reichte, ſich aber ſogleich umwendete, ihren Arm um Wilhelmen ſchlang und einen lebhaften Kuß auf

ſeine Lippen drückte. Welcher ſchmeckt am beſten? fragte ſie neckiſch.

Wunderlich! rief Laertes. Es ſcheint, als wenn ſo etwas niemals nach Wermuth ſchmecken könne.

So wenig, ſagte Philine, als irgend eine Gabe, die jemand ohne Neid und Eigenſinn genießt. Nun hätte ich, rief ſie aus, noch Luſt, eine Stunde zu tanzen, und dann müſſen wir wohl wieder nach unſern Springern ſehen.

Man ging nach dem Hauſe, und fand Muſik daſelbſt. Philine, die eine gute Tänzerin war, belebte ihre beiden Geſellſchafter. Wilhelm war nicht ungeſchickt, allein es fehlte ihm an einer künſtlichen Uebung. Seine beiden Freunde nahmen ſich vor, ihn zu unterrichten.

Man verſpätete ſich. Die Seiltänzer hatten ihre Künſte ſchon zu produciren angefangen. Auf dem Platze hatten ſich viele Zuſchauer eingefunden, doch war unſern Freunden, als ſie ausſtiegen, ein Getümmel merkwürdig, das eine große Anzahl Menſchen nach dem Thore des Gaſthofes, in welchem Wilhelm eingekehrt war, hingezogen hatte. Wilhelm ſprang hinüber, um zu ſehen, was es ſey, und mit Entſetzen erblickte er, als er ſich durch's Volk drängte, den Herrn der Seiltänzergeſellſchaft, der das intereſſante Kind bei den Haaren aus dem Hauſe zu ſchlep-

pen

pen bemüht war, und mit einem Peitschenstiel unbarmherzig auf den kleinen Körper losschlug.

Wilhelm fuhr wie ein Blitz auf den Mann zu, und faßte ihn bei der Brust. Laß das Kind los! schrie er wie ein Rasender, oder Einer von uns bleibt hier auf der Stelle. Er faßte zugleich den Kerl mit einer Gewalt, die nur der Zorn geben kann, bei der Kehle, daß dieser zu ersticken glaubte, das Kind losließ, und sich gegen den Angreifenden zu vertheidigen suchte. Einige Leute, die mit dem Kinde Mitleiden fühlten, aber Streit anzufangen nicht gewagt hatten, fielen dem Seiltänzer sogleich in die Arme, entwaffneten ihn, und drohten ihm mit vielen Schimpfreden. Dieser, der sich jetzt nur auf die Waffen seines Mundes reducirt sah, fing gräßlich zu drohen und zu fluchen an: die faule, unnütze Creatur wolle ihre Schuldigkeit nicht thun; sie verweigere den Eiertanz zu tanzen, den er dem Publico versprochen habe; er wolle sie todtschlagen, und es solle ihn niemand daran hindern. Er suchte sich los zu machen, um das Kind, das sich unter der Menge verkrochen hatte, aufzusuchen. Wilhelm hielt ihn zurück, und rief: Du sollst nicht eher dieses Geschöpf weder sehen noch berühren, bis du vor Gericht Rechenschaft gibst, wo du es gestohlen hast; ich werde dich auf's äußerste treiben; du sollst mir nicht entgehen. Diese Rede, welche Wilhelm in der Hitze, ohne Gedanken und Absicht, aus einem dunkeln Gefühl, oder, wenn

man will, aus Inspiration ausgesprochen hatte, brachte den wüthenden Menschen auf einmal zur Ruhe. Er rief: Was hab' ich mit der unnützen Creatur zu schaffen! Zahlen Sie mir, was mich ihre Kleider kosten, und Sie mögen sie behalten; wir wollen diesen Abend noch einig werden. Er eilte darauf, die unterbrochene Vorstellung fortzusetzen, und die Unruhe des Publicums durch einige bedeutende Kunststücke zu befriedigen.

Wilhelm suchte nunmehr, da es stille geworden war, nach dem Kinde, das sich aber nirgends fand. Einige wollten es auf dem Boden, andere auf den Dächern der benachbarten Häuser gesehen haben. Nachdem man es aller Orten gesucht hatte, mußte man sich beruhigen, und abwarten, ob es nicht von selbst wieder herbei kommen wolle.

Indeß war Narciß nach Hause gekommen, welchen Wilhelm über die Schicksale und die Herkunft des Kindes befragte. Dieser wußte nichts davon, denn er war nicht lange bei der Gesellschaft, erzählte dagegen mit großer Leichtigkeit und vielem Leichtsinne seine eigenen Schicksale. Als ihm Wilhelm zu dem großen Beifall Glück wünschte, dessen er sich zu erfreuen hatte, äußerte er sich sehr gleichgültig darüber. Wir sind gewohnt, sagte er, daß man über uns lacht, und unsre Künste bewundert; aber wir werden durch den außerordentlichen Beifall um nichts gebessert. Der Entrepreneur

zahlt uns, und mag sehen, wie er zurechte kömmt. Er beurlaubte sich darauf, und wollte sich eilig entfernen.

Auf die Frage, wo er so schnell hinwolle, lächelte der junge Mensch, und gestand, daß seine Figur und Talente ihm einen solidern Beifall zugezogen, als der des großen Publicums sey. Er habe von einigen Frauenzimmern Botschaft erhalten, die sehr eifrig verlangten, ihn näher kennen zu lernen, und er fürchte, mit den Besuchen, die er abzulegen habe, vor Mitternacht kaum fertig zu werden. Er fuhr fort mit der größten Aufrichtigkeit seine Abenteuer zu erzählen, und hätte die Namen, Straßen und Häuser angezeigt, wenn nicht Wilhelm eine solche Indiscretion abgelehnt und ihn höflich entlassen hätte.

Laertes hatte indessen Landrinetten unterhalten, und versicherte, sie sey vollkommen würdig ein Weib zu seyn und zu bleiben.

Nun ging die Unterhandlung mit dem Entrepreneur wegen des Kindes an, das unserm Freunde für dreyßig Thaler überlassen wurde, gegen welche der schwarzbärtige heftige Italiäner seine Ansprüche völlig abtrat, von der Herkunft des Kindes aber weiter nichts bekennen wollte, als daß er solches nach dem Tode seines Bruders, den man wegen seiner außerordentlichen Geschicklichkeit den großen Teufel genannt, zu sich genommen habe.

Der andere Morgen ging meist mit Aufsuchen des

Kindes hin. Vergebens durchkroch man alle Winkel des Hauses und der Nachbarschaft; es war verschwunden, und man fürchtete, es möchte in ein Wasser gesprungen seyn, oder sich sonst ein Leids angethan haben.

Philinens Reize konnten die Unruhe unsers Freundes nicht ableiten. Er brachte einen traurigen nachdenklichen Tag zu. Auch des Abends, da Springer und Tänzer alle ihre Kräfte aufboten, um sich dem Publico auf's beste zu empfehlen, konnte sein Gemüth nicht erheitert und zerstreut werden.

Durch den Zulauf aus benachbarten Ortschaften hatte die Anzahl der Menschen außerordentlich zugenommen, und so wälzte sich auch der Schneeball des Beifalls zu einer ungeheuren Größe. Der Sprung über die Degen und durch das Faß mit papiernen Böden machte eine große Sensation. Der starke Mann ließ zum allgemeinen Grausen, Entsetzen und Erstaunen, indem er sich mit dem Kopf und den Füßen auf ein Paar auseinander geschobene Stühle legte, auf seinen hohlschwebenden Leib einen Ambos heben und auf demselben, von einigen wackern Schmiedegesellen, ein Hufeisen fertig schmieden.

Auch war die sogenannte Herkules-Stärke, da eine Reihe Männer, auf den Schultern einer ersten Reihe stehend, abermals Frauen und Jünglinge trägt, so daß zuletzt eine lebendige Pyramide entsteht, deren Spitze

ein Kind, auf den Kopf geſtellt, als Knopf und Wetterfahne zierr, in dieſen Gegenden noch nie geſehen worden, und endigte würdig das ganze Schauſpiel. Narciß und Laudrinette ließen ſich in Tragſeſſeln auf den Schultern der übrigen durch die vornehmſten Straßen der Stadt unter lautem Freudengeſchrei des Volks tragen. Man warf ihnen Bänder, Blumenſträuße und ſeidene Tücher zu, und drängte ſich, ſie in's Geſicht zu faſſen. Jederman ſchien glücklich zu ſeyn, ſie anzuſehn, und von ihnen eines Blicks gewürdigt zu werden.

Welcher Schauſpieler, welcher Schriftſteller, ja welcher Menſch überhaupt würde ſich nicht auf dem Gipfel ſeiner Wünſche ſehen, wenn er durch irgend ein edles Wort oder eine gute That einen ſo allgemeinen Eindruck hervorbrächte? Welche köſtliche Empfindung müßte es ſeyn, wenn man gute, edle, der Menſchheit würdige Gefühle eben ſo ſchnell durch einen elektriſchen Schlag ausbreiten, ein ſolches Entzücken unter dem Volke erregen könnte, als dieſe Leute durch ihre körperliche Geſchicklichkeit gethan haben; wenn man der Menge das Mitgefühl alles Menſchlichen geben, wenn man ſie mit der Vorſtellung des Glücks und Unglücks, der Weisheit und Thorheit, ja des Unſinns und der Albernheit entzünden, erſchüttern, und ihr ſtockendes Innere in freie, lebhafte und reine Bewegung ſetzen könnte! So ſprach unſer Freund, und da weder Philine noch Laertes geſtimmt ſchienen, einen ſolchen Discurs

fortzuſetzen, unterhielt er ſich allein mit dieſen Lieblingsbetrachtungen, als er bis ſpät in die Nacht um die Stadt ſpazierte, und ſeinen alten Wunſch, das Gute, Edle, Große durch das Schauſpiel zu verſinnlichen, wieder einmal mit aller Lebhaftigkeit und aller Freiheit einer losgebundenen Einbildungskraft verfolgte.

Fünftes Capitel.

Des andern Tages, als die Seiltänzer mit großem Geräusch abgezogen waren, fand sich Mignon sogleich wieder ein, und trat hinzu, als Wilhelm und Laertes ihre Fechtübungen auf dem Saale fortsetzten. Wo hast du gesteckt? fragte Wilhelm freundlich: du hast uns viel Sorge gemacht. Das Kind antwortete nichts, und sah ihn an. Du bist nun unser, rief Laertes, wir haben dich gekauft. — Was hast du bezahlt? fragte das Kind ganz trocken. — Hundert Ducaten, versetzte Laertes; wenn du sie wieder gibst, kannst du frei seyn. — Das ist wohl viel? fragte das Kind. — O ja, du magst dich nur gut aufführen. — Ich will dienen, versetzte sie.

Von dem Augenblicke an merkte sie genau, was der Kellner den beiden Freunden für Dienste zu leisten hatte, und litt schon des andern Tages nicht mehr, daß er in's Zimmer kam. Sie wollte alles selbst thun, und machte auch ihre Geschäfte, zwar langsam und mitunter unbehülflich, doch genau und mit großer Sorgfalt.

Sie stellte sich oft an ein Gefäß mit Wasser, und

wusch ihr Gesicht mit so großer Emsigkeit und Heftigkeit, daß sie sich fast die Backen aufrieb, bis Laertes durch Fragen und Necken erfuhr, daß sie die Schminke von ihren Wangen auf alle Weise los zu werden suche, und über dem Eifer, womit sie es that, die Röthe, die sie durch's Reiben hervorgebracht hatte, für die hartnäckigste Schminke halte. Man bedeutete sie, und sie ließ ab, und nachdem sie wieder zur Ruhe gekommen war, zeigte sich eine schöne braune, obgleich nur von wenigem Roth erhöhte Gesichtsfarbe.

Durch die frevelhaften Reize Philinens, durch die geheimnißvolle Gegenwart des Kindes, mehr als er sich selbst gestehen durfte, unterhalten, brachte Wilhelm verschiedene Tage in dieser sonderbaren Gesellschaft zu, und rechtfertigte sich bei sich selbst durch eine fleißige Uebung in der Fecht- und Tanzkunst, wozu er so leicht nicht wieder Gelegenheit zu finden glaubte.

Nicht wenig verwundert, und gewissermaßen erfreut war er, als er eines Tages Herrn und Frau Melina ankommen sah, welche, gleich nach dem ersten freien Gruße, sich nach der Directrice und den übrigen Schauspielern erkundigten, und mit großem Schrecken vernahmen, daß jene sich schon lange entfernt habe, und diese bis auf wenige zerstreut seyen.

Das junge Paar hatte sich nach ihrer Verbindung, zu der, wie wir wissen, Wilhelm behülflich gewesen, an einigen Orten nach Engagement umgesehen, keines

gefunden, und war endlich in dieses Städtchen gewiesen worden, wo einige Personen, die ihnen unterwegs begegneten, ein gutes Theater gesehen haben wollten.

Philinen wollte Madame Melina, und Herr Melina dem lebhaften Laertes, als sie Bekanntschaft machten, keinesweges gefallen. Sie wünschten die neuen Ankömmlinge gleich wieder los zu seyn, und Wilhelm konnte ihnen keine günstigen Gesinnungen beibringen, ob er ihnen gleich wiederholt versicherte, daß es recht gute Leute seyen.

Eigentlich war auch das bisherige lustige Leben unsrer drey Abenteurer durch die Erweiterung der Gesellschaft auf mehr als eine Weise gestört; denn Melina fing im Wirthshause (er hatte in eben demselben, in welchem Philine wohnte, Platz gefunden) gleich zu markten und zu quängeln an. Er wollte für weniges Geld besseres Quartier, reichlichere Mahlzeit und promptere Bedienung haben. In kurzer Zeit machten Wirth und Kellner verdrießliche Gesichter, und wenn die andern, um froh zu leben, sich alles gefallen ließen, und nur geschwind bezahlten, um nicht länger an das zu denken, was schon verzehrt war, so mußte die Mahlzeit, die Melina regelmäßig sogleich berichtigte, jederzeit von vorn wieder durchgenommen werden, so daß Philine ihn ohne Umstände ein wiederkäuendes Thier nannte.

Noch verhaßter war Madam Melina dem lustigen

Mädchen. Diese junge Frau war nicht ohne Bildung, doch fehlte es ihr gänzlich an Geist und Seele. Sie declamirte nicht übel, und wollte immer declamiren; allein man merkte bald, daß es nur eine Wortdeclamation war, die auf einzelnen Stellen lastete, und die Empfindung des Ganzen nicht ausdrückte. Bei diesem allen war sie nicht leicht jemanden, besonders Männern, unangenehm. Vielmehr schrieben ihr diejenigen, die mit ihr umgingen, gewöhnlich einen schönen Verstand zu: denn sie war, was ich mit einem Worte eine Anempfinderin nennen möchte; sie wußte einem Freunde, um dessen Achtung ihr zu thun war, mit einer besondern Aufmerksamkeit zu schmeicheln, in seine Ideen so lange als möglich einzugehen, sobald sie aber ganz über ihren Horizont waren, mit Ekstase eine solche neue Erscheinung aufzunehmen. Sie verstand zu sprechen und zu schweigen, und ob sie gleich kein tückisches Gemüth hatte, mit großer Vorsicht aufzupassen, wo des andern schwache Seite seyn möchte.

Sechstes Capitel.

Melina hatte ſich indeſſen nach den Trümmern der vorigen Direction genau erkundigt. Sowohl Decorationen als Garderobe waren an einige Handelsleute verſetzt, und ein Notarius hatte den Auftrag von der Directrice erhalten, unter gewiſſen Bedingungen, wenn ſich Liebhaber fänden, in den Verkauf aus freier Hand zu willigen. Melina wollte die Sachen beſehen und zog Wilhelmen mit ſich. Dieſer empfand, als man ihnen die Zimmer eröffnete, eine gewiſſe Neigung dazu, die er ſich jedoch ſelbſt nicht geſtand. In ſo einem ſchlechten Zuſtande auch die gefleckſten Decorationen waren, ſo wenig ſcheinbar auch türkiſche und heidniſche Kleider, alte Carricaturröcke für Männer und Frauen, Kutten für Zauberer, Juden und Pfaffen ſeyn mochten, ſo konnte er ſich doch der Empfindung nicht erwehren, daß er die glücklichſten Augenblicke ſeines Lebens in der Nähe eines ähnlichen Trödelkrams gefunden hatte. Hätte Melina in ſein Herz ſehen können, ſo würde er ihm eifriger zugeſetzt haben, eine Summe Geldes auf die Befreiung, Aufſtellung und neue Belebung dieſer zerſtreuten Glieder zu einem ſchönen Ganzen herzugeben. Welch ein glück-

licher Mensch, rief Melina aus, könnte ich seyn, wenn ich nur zweyhundert Thaler besäße, um zum Anfange den Besitz dieser ersten theatralischen Bedürfnisse zu erlangen. Wie bald wollt' ich ein kleines Schauspiel beisammen haben, das uns in dieser Stadt, in dieser Gegend, gewiß sogleich ernähren sollte. Wilhelm schwieg, und beide verließen nachdenklich die wieder eingesperrten Schätze.

Melina hatte von dieser Zeit an keinen andern Discurs als Projecte und Vorschläge, wie man ein Theater einrichten und dabei seinen Vortheil finden könnte. Er suchte Philinen und Laertes zu interessiren, und man that Wilhelmen Vorschläge, Geld herzuschießen, und Sicherheit dagegen anzunehmen. Diesem fiel aber erst bei dieser Gelegenheit recht auf, daß er hier so lange nicht hätte verweilen sollen; er entschuldigte sich, und wollte Anstalten machen, seine Reise fortzusetzen.

Indessen war ihm Mignons Gestalt und Wesen immer reizender geworden. In alle seinem Thun und Lassen hatte das Kind etwas Sonderbares. Es ging die Treppe weder auf noch ab, sondern sprang; es stieg auf den Geländern der Gänge weg, und eh' man sich's versah, saß es oben auf dem Schranke, und blieb eine Weile ruhig. Auch hatte Wilhelm bemerkt, daß es für jeden eine besondere Art von Gruß hatte. Ihn grüßte sie, seit einiger Zeit, mit über die Brust geschlagenen Armen. Manche Tage war sie ganz stumm, zu Zei-

ten antwortete sie mehr auf verschiedene Fragen, immer sonderbar, doch so, daß man nicht unterscheiden konnte, ob es Witz oder Unkenntniß der Sprache war, indem sie ein gebrochnes mit Französisch und Italiänisch durchflochtenes Deutsch sprach. In seinem Dienste war das Kind unermüdet, und früh mit der Sonne auf; es verlor sich dagegen Abends zeitig, schlief in einer Kammer auf der nackten Erde, und war durch nichts zu bewegen, ein Bette oder einen Strohsack anzunehmen. Er fand sie oft, daß sie sich wusch. Auch ihre Kleider waren reinlich, obgleich alles fast doppelt und dreyfach an ihr geflickt war. Man sagte Wilhelmen auch, daß sie alle Morgen ganz früh in die Messe gehe, wohin er ihr einmal folgte, und sie in der Ecke der Kirche mit dem Rosenkranze knien und andächtig beten sah. Sie bemerkte ihn nicht, er ging nach Hause, machte sich vielerlei Gedanken über diese Gestalt, und konnte sich bei ihr nichts Bestimmtes denken.

Neues Andringen Melina's um eine Summe Geldes, zur Auslösung der mehr erwähnten Theatergeräthschaften, bestimmte Wilhelmen noch mehr, an seine Abreise zu denken. Er wollte den Seinigen, die lange nichts von ihm gehört hatten, noch mit dem heutigen Posttage schreiben; er fing auch wirklich einen Brief an Wernern an, und war mit Erzählung seiner Abenteuer, wobei er, ohne es selbst zu bemerken, sich mehrmal von der Wahrheit entfernt hatte,

ſchon ziemlich weit gekommen, als er, zu ſeinem Verdruß, auf der hintern Seite des Briefblatts ſchon einige Verſe geſchrieben fand, die er für Madame Melina aus ſeiner Schreibtafel zu copiren angefangen hatte. Unwillig zerriß er das Blatt und verſchob die Wiederholung ſeines Bekenntniſſes auf den nächſten Poſttag.

Siebentes Capitel.

Unſre Geſellſchaft befand ſich abermals beiſammen, und Philine, die auf jedes Pferd, das vorbei kam, auf jeden Wagen, der anfuhr, äußerſt aufmerkſam war, rief mit großer Lebhafrigkeit: Unſer Pedant! Da kommt unſer allerliebſter Pedant! Wen mag er bei ſich haben? Sie rief und winkte zum Fenſter hinaus, und der Wagen hielt ſtille.

Ein kümmerlich armer Teufel, den man an ſeinem verſchabten, graulich-braunen Rocke und an ſeinen übelconditionirten Unterkleidern für einen Magiſter, wie ſie auf Akademien zu vermodern pflegen, hätte halten ſollen, ſtieg aus dem Wagen, und entblößte, indem er Philinen zu grüßen den Hut abthat, eine übelgepuderte, aber übrigens ſehr ſteife Perrücke, und Philine warf ihm hundert Kußhände zu.

So wie ſie ihre Glückſeligkeit fand, einen Theil der Männer zu lieben und ihre Liebe zu genießen, ſo war das Vergnügen nicht viel geringer, das ſie ſich ſo oft als möglich gab, die übrigen, die ſie eben in dieſem Augenblicke nicht liebte, auf eine ſehr leichtfertige Weiſe zum beſten zu haben.

Ueber den Lärm, womit sie diesen alten Freund empfing, vergaß man auf die übrigen zu achten, die ihm nachfolgten. Doch glaubte Wilhelm die zwey Frauenzimmer und einen ältlichen Mann, der mit ihnen hereintrat, zu kennen. Auch entdeckte sich's bald, daß er sie alle drey vor einigen Jahren bei der Gesellschaft, die in seiner Vaterstadt spielte, mehrmals gesehen hatte. Die Töchter waren seit der Zeit heran gewachsen; der Alte aber hatte sich wenig verändert. Dieser spielte gewöhnlich die gutmüthigen, polternden Alten, wovon das Deutsche Theater nicht leer wird, und die man auch im gemeinen Leben nicht selten antrifft. Denn da es der Charakter unsrer Landsleute ist, das Gute ohne viel Prunk zu thun und zu leisten, so denken sie selten daran, daß es auch eine Art gebe, das Rechte mit Zierlichkeit und Anmuth zu thun, und verfallen vielmehr, von einem Geiste des Widerspruchs getrieben, leicht in den Fehler, durch ein mürrisches Wesen ihre liebste Tugend im Contraste darzustellen.

Solche Rollen spielte unser Schauspieler sehr gut, und er spielte sie so oft und ausschließlich, daß er darüber eine ähnliche Art sich zu betragen im gemeinen Leben angenommen hatte.

Wilhelm gerieth in große Bewegung, sobald er ihn erkannte; denn er erinnerte sich, wie oft er diesen Mann neben seiner geliebten Mariane auf dem Theater gesehen hatte; er hörte ihn noch schelten, er hörte ihre schmeich-

chelnde Stimme, mit der ſie ſeinem rauhen Weſen in manchen Rollen zu begegnen hatte.

Die erſte lebhafte Frage an die neuen Ankömmlinge, ob ein Unterkommen auswärts zu finden und zu hoffen ſey? ward leider mit Nein beantwortet, und man mußte vernehmen, daß die Geſellſchaften, bei denen man ſich erkundigt, beſetzt, und einige davon ſogar in Sorgen ſeyen, wegen des bevorſtehenden Krieges auseinander gehen zu müſſen. Der polternde Alte hatte mit ſeinen Töchtern, aus Verdruß und Liebe zur Abwechſelung, ein vortheilhaftes Engagement aufgegeben, hatte mit dem Pedanten, den er unterwegs antraf, einen Wagen gemiethet, um hieher zu kommen, wo denn auch, wie ſie fanden, guter Rath theuer war.

Die Zeit, in welcher ſich die Uebrigen über ihre Angelegenheiten ſehr lebhaft unterhielten, brachte Wilhelm nachdenklich zu. Er wünſchte den Alten allein zu ſprechen, wünſchte und fürchtete von Marianen zu hören, und befand ſich in der größten Unruhe.

Die Artigkeiten der neuangekommenen Frauenzimmer konnten ihn nicht aus ſeinem Traume reißen; aber ein Wortwechſel, der ſich erhub, machte ihn aufmerkſam. Es war Friedrich, der blonde Knabe, der Philinen aufzuwarten pflegte, ſich aber dießmal lebhaft widerſetzte, als er den Tiſch decken und Eſſen herbeiſchaffen ſollte. Ich habe mich verpflichtet, rief er aus, Ihnen zu dienen, aber nicht allen Menſchen aufzuwarten. Sie ge-

riethen darüber in einen heftigen Streit. Philine bestand darauf, er habe seine Schuldigkeit zu thun, und als er sich hartnäckig widersetzte, sagte sie ihm ohne Umstände, er könnte gehn, wohin er wolle.

Glauben Sie etwa, daß ich mich nicht von Ihnen entfernen könne? rief er aus, ging trotzig weg, machte seinen Bündel zusammen, und eilte sogleich zum Hause hinaus. Geh, Mignon, sagte Philine, und schaff uns was wir brauchen; sag' es dem Kellner, und hilf aufwarten!

Mignon trat vor Wilhelm hin, und fragte in ihrer lakonischen Art': Soll ich? darf ich? und Wilhelm versetzte: thu', mein Kind, was Mademoiselle dir sagt.

Das Kind besorgte alles, und wartete den ganzen Abend mit großer Sorgfalt den Gästen auf. Nach Tische suchte Wilhelm mit dem Alten einen Spaziergang allein zu machen: es gelang ihm, und nach mancherlei Fragen, wie es ihm bisher gegangen, wendete sich das Gespräch auf die ehemalige Gesellschaft, und Wilhelm wagte zuletzt nach Marianen zu fragen.

Sagen Sie mir nichts von dem abscheulichen Geschöpf! rief der Alte, ich habe verschworen, nicht mehr an sie zu denken. Wilhelm erschrak über diese Aeußerung, war aber noch in größerer Verlegenheit, als der Alte fortfuhr, auf ihre Leichtfertigkeit und Liederlichkeit zu schmähen. Wie gern hätte unser Freund das Gespräch abgebrochen; allein er mußte nun einmal die

polternden Ergießungen des wunderlichen Mannes aus-halten.

Ich schäme mich, fuhr dieser fort, daß ich ihr so geneigt war. Doch hätten Sie das Mädchen näher gekannt, Sie würden mich gewiß entschuldigen. Sie war so artig, natürlich und gut, so gefällig und in jedem Sinne leidlich. Nie hätt' ich mir vorgestellt, daß Frechheit und Undank die Hauptzüge ihres Cha-rakters seyn sollten.

Schon hatte sich Wilhelm gefaßt gemacht, das Schlimmste von ihr zu hören, als er auf einmal mit Verwunderung bemerkte, daß der Ton des Alten milder wurde, seine Rede endlich stockte, und er ein Schnupf-tuch aus der Tasche nahm, um die Thränen zu treck-nen, die zuletzt seine Rede unterbrachen.

Was ist Ihnen? rief Wilhelm aus. Was gibt Ih-ren Empfindungen auf einmal eine so entgegengesetzte Richtung? Verbergen Sie mir es nicht; ich nehme an dem Schicksale dieses Mädchens mehr Antheil, als Sie glauben; nur lassen Sie mich alles wissen.

Ich habe wenig zu sagen, versetzte der Alte, in-dem er wieder in seinen ernstlichen, verdrießlichen Ton überging: ich werde es ihr nie vergeben, was ich um sie geduldet habe. Sie hatte, fuhr er fort, immer ein gewisses Zutrauen zu mir; ich liebte sie wie meine Tochter, und hatte, da meine Frau noch lebte, den Entschluß gefaßt, sie zu mir zu nehmen, und sie aus

den Händen der Alten zu retten, von deren Anleitung ich mir nicht viel Gutes verſprach. Meine Frau ſtarb, das Project zerſchlug ſich.

Gegen das Ende des Aufenthalts in Ihrer Vaterſtadt, es ſind nicht gar drey Jahre, merkte ich ihr eine ſichtbare Traurigkeit an; ich fragte ſie, aber ſie wich aus. Endlich machten wir uns auf die Reiſe. Sie fuhr mit mir in Einem Wagen, und ich bemerkte, was ſie mir auch bald geſtand, daß ſie guter Hoffnung ſey, und in der größten Furcht ſchwebe, von unſerm Director verſtoßen zu werden. Auch dauerte es nur kurze Zeit, ſo machte er die Entdeckung, kündigte ihr den Contract, der ohnedieß nur auf ſechs Wochen ſtand, ſogleich auf, zahlte was ſie zu fordern hatte, und ließ ſie, aller Vorſtellungen ungeachtet, in einem kleinen Städtchen, in einem ſchlechten Wirthshauſe zurück.

Der Henker hole alle liederlichen Dirnen! rief der Alte mit Verdruß, und beſonders dieſe, die mir ſo manche Stunde meines Lebens verdorben hat. Was ſoll ich lange erzählen, wie ich mich ihrer angenommen, was ich für ſie gethan, was ich an ſie gehängt, wie ich auch in der Abweſenheit für ſie geſorgt habe. Ich wollte lieber mein Geld in den Teich werfen, und meine Zeit hinbringen, räudige Hunde zu erziehen, als nur jemals wieder auf ſo ein Geſchöpf die mindeſte Aufmerkſamkeit wenden.

Was war's? Im Anfang erhielt ich Dankſagungsbriefe, Nachricht von einigen Orten ihres Aufenthalts, und zuletzt kein Wort mehr, nicht einmal Dank für das Geld, das ich ihr zu ihren Wochen geſchickt hatte. O die Verſtellung und der Leichtſinn der Weiber iſt ſo recht zuſammengepaart, um ihnen ein bequemes Leben, und einem ehrlichen Kerl manche verdrießliche Stunde zu ſchaffen!

Achtes Capitel.

Man denke sich Wilhelms Zustand, als er von dieser Unterredung nach Hause kam. Alle seine alten Wunden waren wieder aufgerissen, und das Gefühl, daß sie seiner Liebe nicht ganz unwürdig gewesen, wieder lebhaft geworden; denn in dem Interesse des Alten, in dem Lobe, das er ihr wider Willen geben mußte, war unserm Freunde ihre ganze Liebenswürdigkeit wieder erschienen; ja selbst die heftige Anklage des leidenschaftlichen Mannes enthielt nichts, was sie vor Wilhelms Augen hätte herabsetzen können. Denn dieser bekannte sich selbst als Mitschuldigen ihrer Vergehungen, und ihr Schweigen zuletzt schien ihm nicht tadelhaft; er machte sich vielmehr nur traurige Gedanken darüber, sah sie als Wöchnerin, als Mutter, in der Welt ohne Hülfe herumirren, wahrscheinlich mit seinem eigenen Kinde herumirren. Vorstellungen, welche das schmerzlichste Gefühl in ihm erregten.

Mignon hatte auf ihn gewartet, und leuchtete ihm die Treppe hinauf. Als sie das Licht niedergesetzt hatte, bat sie ihn zu erlauben, daß sie ihm heute Abend mit einem Kunststücke aufwarten dürfe. Er hätte es lieber

verbeten, beſonders da er nicht wußte, was es werden ſollte. Allein er konnte dieſem guten Geſchöpfe nichts abſchlagen. Nach einer kurzen Zeit trat ſie wieder herein. Sie trug einen Teppich unter dem Arme, den ſie auf der Erde ausbreitete. Wilhelm ließ ſie gewähren. Sie brachte darauf vier Lichter, ſtellte eins auf jeden Zipfel des Teppichs. Ein Körbchen mit Eyern, das ſie darauf ſetzte, machte die Abſicht deutlicher. Künſtlich abgemeſſen ſchritt ſie nunmehr auf dem Teppich hin und her, und legte in gewiſſen Maßen die Eyer auseinander, dann rief ſie einen Menſchen herein, der im Hauſe aufwartete und die Violine ſpielte. Er trat mit ſeinem Inſtrument in die Ecke; ſie verband ſich die Augen, gab das Zeichen, und fing zugleich mit der Muſik, wie ein aufgezogenes Räderwerk, ihre Bewegungen an, indem ſie Tact und Melodie mit dem Schlage der Caſtagnetten begleitete.

Behende, leicht, raſch, genau führte ſie den Tanz. Sie trat ſo ſcharf und ſo ſicher zwiſchen die Eyer hinein, bei den Eyern nieder, daß man jeden Augenblick dachte, ſie müſſe eins zertreten oder bei ſchnellen Wendungen das andre fortſchleudern. Mit nichten! Sie berührte keines, ob ſie gleich mit allen Arten von Schritten, engen und weiten, ja ſogar mit Sprüngen, und zuletzt bald knieend ſich durch die Reihen durchwand.

Unaufhaltſam, wie ein Uhrwerk, lief ſie ihren

Weg, und die sonderbare Musik gab dem immer wieder von vorne anfangenden und losrauschenden Tanze bei jeder Wiederholung einen neuen Stoß. Wilhelm war von dem sonderbaren Schauspiele ganz hingerissen; er vergaß seiner Sorgen, folgte jeder Bewegung der geliebten Creatur, und war verwundert, wie in diesem Tanze sich ihr Charakter vorzüglich entwickelte.

Streng, scharf, trocken, heftig, und in sanften Stellungen mehr feyerlich als angenehm, zeigte sie sich. Er empfand was er schon für Mignon gefühlt in diesem Augenblicke auf einmal. Er schute sich, dieses verlassene Wesen an Kindesstatt seinem Herzen einzuverleiben, es in seine Arme zu nehmen, und mit der Liebe eines Vaters Freude des Lebens in ihm zu erwecken.

Der Tanz ging zu Ende; sie rollte die Eyer mit den Füßen sachte zusammen auf ein Häufchen, ließ keines zurück, beschädigte keines, und stellte sich dazu, indem sie die Binde von den Augen nahm, und ihr Kunststück mit einem Bücklinge endigte.

Wilhelm dankte ihr, daß sie ihm den Tanz, den er zu sehen gewünscht, so artig und unvermuthet vorgetragen habe. Er streichelte sie, und bedauerte, daß sie sich's habe so sauer werden lassen. Er versprach ihr ein neues Kleid, worauf sie heftig antwortete: deine Farbe! Auch das versprach er ihr, ob er gleich nicht deutlich wußte, was sie darunter meine. Sie nahm die Eyer zusammen, den Teppich unter den Arm, fragte, ob er

noch etwas zu befehlen habe, und ſchwang ſich zur Thüre hinaus.

Von dem Muſicus erfuhr er, daß ſie ſich ſeit einiger Zeit viele Mühe gegeben, ihm den Tanz, welches der bekannte Fandango war, ſo lange vorzuſingen, bis er ihn habe ſpielen können. Auch habe ſie ihm für ſeine Bemühungen etwas Geld angeboten, das er aber nicht nehmen wollen.

Neuntes Capitel.

Nach einer unruhigen Nacht, die unſer Freund theils wachend, theils von ſchweren Träumen geängſtigt, zubrachte, in denen er Marianen bald in aller Schönheit, bald in kümmerlicher Geſtalt, jetzt mit einem Kinde auf dem Arm, bald deſſelben beraubt ſah, war der Morgen kaum angebrochen, als Mignon ſchon mit einem Schneider hereintrat. Sie brachte graues Tuch und blauen Taffet, und erklärte nach ihrer Art, daß ſie ein neues Weſtchen und Schifferhoſen, wie ſie ſolche an den Knaben in der Stadt geſehen, mit blauen Aufſchlägen und Bändern haben wolle.

Wilhelm hatte ſeit dem Verluſt Marianens alle muntern Farben abgelegt. Er hatte ſich an das Grau, an die Kleidung der Schatten, gewöhnt, und nur etwa ein himmelblaues Futter oder ein kleiner Kragen von dieſer Farbe belebte einigermaßen jene ſtille Kleidung. Mignon, begierig ſeine Farbe zu tragen, trieb den Schneider, der in kurzem die Arbeit zu liefern verſprach.

Die Tanz- und Fecht-Stunden, die unſer Freund heute mit Laertes nahm, wollten nicht zum beſten

glücken. Auch wurden sie bald durch Melina's Ankunft unterbrochen, der umständlich zeigte, wie jetzt eine kleine Gesellschaft beisammen sey, mit welcher man schon Stücke genug aufführen könne. Er erneuerte seinen Antrag, daß Wilhelm einiges Geld zum Etablissement vorstrecken solle, wobei dieser abermals seine Unentschlossenheit zeigte.

Philine und die Mädchen kamen bald hierauf mit Lachen und Lärmen herein. Sie hatten sich abermals eine Spazierfahrt ausgedacht: denn Veränderung des Orts und der Gegenstände war eine Lust, nach der sie sich immer sehnten. Täglich an einem andern Orte zu essen, war ihr höchster Wunsch. Dießmal sollte es eine Wasserfahrt werden.

Das Schiff, womit sie die Krümmungen des angenehmen Flusses hinunterfahren wollten, war schon durch den Pedanten bestellt. Philine trieb, die Gesellschaft zauderte nicht, und war bald eingeschifft.

Was fangen wir nun an? sagte Philine, indem sich alle auf die Bänke niedergelassen hatten.

Das kürzeste wäre, versetzte Laertes, wir extemporirten ein Stück. Nehme jeder eine Rolle, die seinem Charakter am angemessensten ist, und wir wollen sehen, wie es uns gelingt.

Fürtrefflich! sagte Wilhelm, denn in einer Gesellschaft, in der man sich nicht verstellt, in welcher jedes nur seinem Sinne folgt, kann Anmuth und Zufrieden-

heit nicht lange wohnen, und wo man sich immer verstellt, dahin kommen sie gar nicht. Es ist also nicht übel gethan, wir geben uns die Verstellung gleich von Anfang zu, und sind nachher unter der Maske so aufrichtig, als wir wollen.

Ja, sagte Laertes, deßwegen geht sich's so angenehm mit Weibern um, die sich niemals in ihrer natürlichen Gestalt sehen lassen.

Das macht, versetzte Madame Melina, daß sie nicht so eitel sind, wie die Männer, welche sich einbilden, sie seyen schon immer liebenswürdig genug, wie sie die Natur hervorgebracht hat.

Indessen war man zwischen angenehmen Büschen und Hügeln, zwischen Gärten und Weinbergen hingefahren, und die jungen Frauenzimmer, besonders aber Madame Melina, drückten ihr Entzücken über die Gegend aus. Letztre fing sogar an, ein artiges Gedicht von der beschreibenden Gattung über eine ähnliche Naturscene feverlich herzusagen; allein Philine unterbrach sie, und schlug ein Gesetz vor, daß sich niemand unterfangen solle, von einem unbelebten Gegenstande zu sprechen; sie setzte vielmehr den Vorschlag zur extemporirten Komödie mit Eifer durch. Der polternde Alte sollte einen pensionirten Officier, Laertes einen vacirenden Fechtmeister, der Pedant einen Juden vorstellen, sie selbst wolle eine Tyrolerin machen, und überließ den Uebrigen sich ihre Rollen zu wählen. Man sollte fin-

giren, als ob ſie eine Geſellſchaft weltfremder Menſchen ſeyen, die ſo eben auf einem Marktſchiffe zuſammen komme.

Sie fing ſogleich mit dem Juden ihre Rolle zu ſpielen an, und eine allgemeine Heiterkeit verbreitete ſich.

Man war nicht lange gefahren, als der Schiffer ſtille hielt, um mit Erlaubniß der Geſellſchaft noch jemand einzunehmen, der am Ufer ſtand, und gewinkt hatte.

Das iſt eben noch was wir brauchten, rief Philine: ein blinder Paſſagier fehlte noch der Reiſegeſellſchaft.

Ein wohlgebildeter Mann ſtieg in das Schiff, den man an ſeiner Kleidung und ſeiner ehrwürdigen Miene wohl für einen Geiſtlichen hätte nehmen können. Er begrüßte die Geſellſchaft, die ihm nach ihrer Weiſe dankte, und ihn bald mit ihrem Scherz bekannt machte. Er nahm darauf die Rolle eines Landgeiſtlichen an, die er zur Verwunderung aller auf das artigſte durchſetzte, indem er bald ermahnte, bald Hiſtörchen erzählte, einige ſchwache Seiten blicken ließ, und ſich doch im Reſpect zu erhalten wußte.

Indeſſen hatte jeder, der nur ein einzigesmal aus ſeinem Charakter herausgegangen war, ein Pfand geben müſſen. Philine hatte ſie mit großer Sorgfalt geſammelt, und beſonders den geiſtlichen Herrn mit vielen Küſſen bei der künftigen Einlöſung bedroht, ob er gleich ſelbſt nie in Strafe genommen ward. Melina dagegen

war völlig ausgeplündert, Hemdenknöpfe und Schnallen, und alles, was Bewegliches an seinem Leibe war, hatte Philine zu sich genommen; denn er wollte einen reisenden Engländer vorstellen, und konnte auf keine Weise in seine Rolle hineinkommen.

Die Zeit war indeß auf das angenehmste vergangen, jedes hatte seine Einbildungskraft und seinen Witz auf's möglichste angestrengt, und jedes seine Rolle mit angenehmen und unterhaltenden Scherzen ausstaffirt. So kam man an dem Ort an, wo man sich den Tag über aufhalten wollte, und Wilhelm gerieth mit dem Geistlichen, wie wir ihn, seinem Aussehn und seiner Rolle nach, nennen wollen, auf dem Spaziergange bald in ein interessantes Gespräch.

Ich finde diese Uebung, sagte der Unbekannte, unter Schauspielern, ja in Gesellschaft von Freunden und Bekannten, sehr nützlich. Es ist die beste Art die Menschen aus sich heraus und durch einen Umweg wieder in sich hinein zu führen. Es sollte bei jeder Truppe eingeführt seyn, daß sie sich manchmal auf diese Weise üben müßte, und das Publicum würde gewiß dabei gewinnen, wenn alle Monate ein nicht geschriebenes Stück aufgeführt würde, worauf sich freilich die Schauspieler in mehrern Proben müßten vorbereitet haben.

Man dürfte sich, versetzte Wilhelm, ein extemporirtes Stück nicht als ein solches denken, das aus dem Stegreife sogleich componirt würde, sondern als ein

ſolches, wovon zwar Plan, Handlung und Scenen-Eintheilung gegeben wären, deſſen Ausführung aber dem Schauſpieler überlaſſen bliebe.

Ganz richtig, ſagte der Unbekannte, und eben was dieſe Ausführung betrifft, würde ein ſolches Stück, ſobald die Schauſpieler nur einmal im Gang wären, außerordentlich gewinnen. Nicht die Ausführung durch Worte, denn durch dieſe muß freilich der überlegende Schriftſteller ſeine Arbeit zieren, ſondern die Ausführung durch Gebärden und Mienen, Ausrufungen und was dazu gehört, kurz das ſtumme, halblaute Spiel, welches nach und nach bei uns ganz verloren zu gehen ſcheint. Es ſind wohl Schauſpieler in Deutſchland, deren Körper das zeigt, was ſie denken und fühlen, die durch Schweigen, Zaudern, durch Winke, durch zarte anmuthige Bewegungen des Körpers eine Rede vorzubereiten, und die Pauſen des Geſprächs durch eine gefällige Pantomime mit dem Ganzen zu verbinden wiſſen; aber eine Uebung, die einem glücklichen Naturell zu Hülfe käme, und es lehrte, mit dem Schriftſteller zu wetteifern, iſt nicht ſo im Gange, als es zum Troſte derer, die das Theater beſuchen, wohl zu wünſchen wäre.

Sollte aber nicht, verſetzte Wilhelm, ein glückliches Naturell, als das Erſte und Letzte, einen Schauſpieler, wie jeden andern Künſtler, ja vielleicht wie jeden Menſchen, allein zu einem ſo hochaufgeſteckten Ziele bringen?

Das Erſte und Letzte, Anfang und Ende möchte es wohl ſeyn und bleiben; aber in der Mitte dürfte dem Künſtler manches fehlen, wenn nicht Bildung das erſt aus ihm macht, was er ſeyn ſoll, und zwar frühe Bildung; denn vielleicht iſt derjenige, dem man Genie zuſchreibt, übler daran als der, der nur gewöhnliche Fähigkeiten beſitzt; denn jener kann leichter verbildet und viel heftiger auf falſche Wege geſtoßen werden, als dieſer.

Aber, verſetzte Wilhelm, wird das Genie ſich nicht ſelbſt retten, die Wunden, die es ſich geſchlagen, ſelbſt heilen?

Mit nichten, verſetzte der andere, oder wenigſtens nur nothdürftig; denn niemand glaube die erſten Eindrücke der Jugend überwinden zu können. Iſt er in einer löblichen Freiheit, umgeben von ſchönen und edlen Gegenſtänden, in dem Umgange mit guten Menſchen aufgewachſen, haben ihn ſeine Meiſter das gelehrt, was er zuerſt wiſſen mußte, um das Uebrige leichter zu begreifen, hat er gelernt, was er nie zu verlernen braucht, wurden ſeine erſten Handlungen ſo geleitet, daß er das Gute künftig leichter und bequemer vollbringen kann, ohne ſich irgend etwas abgewöhnen zu müſſen, ſo wird dieſer Menſch ein reineres, vollkommneres und glücklicheres Leben führen, als ein anderer, der ſeine erſten Jugendkräfte im Widerſtand und im Irrthum zugeſetzt hat. Es wird ſo viel von Erziehung

ge-

geſprochen und geſchrieben, und ich ſehe nur wenig Menſchen, die den einfachen aber großen Begriff, der alles andere in ſich ſchließt, faſſen und in die Ausführung übertragen können.

Das mag wohl wahr ſeyn, ſagte Wilhelm, denn jeder Menſch iſt beſchränkt genug, den andern zu ſeinem Ebenbild erziehen zu wollen. Glücklich ſind diejenigen daher, deren ſich das Schickſal annimmt, das jeden nach ſeiner Weiſe erzieht!

Das Schickſal, verſetzte lächelnd der andere, iſt ein vornehmer, aber theurer Hofmeiſter. Ich würde mich immer lieber an die Vernunft eines menſchlichen Meiſters halten. Das Schickſal, für deſſen Weisheit ich alle Ehrfurcht trage, mag an dem Zufall, durch den es wirkt, ein ſehr ungelenkes Organ haben. Denn ſelten ſcheint dieſer genau und rein auszuführen, was jenes beſchloſſen hatte.

Sie ſcheinen einen ſehr ſonderbaren Gedanken auszuſprechen, verſetzte Wilhelm.

Mit nichten! Das Meiſte, was in der Welt begegnet, rechtfertigt meine Meinung. Zeigen viele Begebenheiten im Anfange nicht einen großen Sinn, und gehen die meiſten nicht auf etwas Albernes hinaus?

Sie wollen ſcherzen.

Und iſt es nicht, fuhr der andere fort, mit dem, was einzelnen Menſchen begegnet, eben ſo? Geſetzt,

das Schicksal hätte einen zu einem guten Schauspieler bestimmt, (und warum sollt' es uns nicht auch mit guten Schauspielern versorgen?) unglücklicherweise führte der Zufall aber den jungen Mann in ein Puppenspiel, wo er sich früh nicht enthalten könnte, an etwas Abgeschmacktem Theil zu nehmen, etwas Albernes leidlich, wohl gar interessant zu finden, und so die jugendlichen Eindrücke, welche nie verlöschen, denen wir eine gewisse Anhänglichkeit nie entziehen können, von einer falschen Seite zu empfangen.

Wie kommen Sie auf's Puppenspiel? fiel ihm Wilhelm mit einiger Bestürzung ein.

Es war nur ein unwillkürliches Beispiel; wenn es Ihnen nicht gefällt, so nehmen wir ein andres. Gesetzt, das Schicksal hätte einen zu einem großen Mahler bestimmt, und dem Zufall beliebte es, seine Jugend in schmutzige Hütten, Ställe und Scheunen zu verstoßen, glauben Sie, daß ein solcher Mann sich jemals zur Reinlichkeit, zum Adel, zur Freiheit der Seele erheben werde? Mit je lebhafterm Sinn er das Unreine in seiner Jugend angefaßt und nach seiner Art veredelt hat, desto gewaltsamer wird es sich in der Folge seines Lebens an ihm rächen, indem es sich, inzwischen daß er es zu überwinden suchte, mit ihm auf's innigste verbunden hat. Wer früh in schlechter unbedeutender Gesellschaft gelebt hat, wird sich, wenn er auch später eine bessere haben kann, immer nach jener zurücksehnen, deren Ein-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16243/369

druck ihm, zugleich mit der Erinnerung jugendlicher, nur selten zu wiederholender Freuden, geblieben ist.

Man kann denken, daß unter diesem Gespräch sich nach und nach die übrige Gesellschaft entfernt hatte. Besonders war Philine gleich vom Anfang auf die Seite getreten. Man kam durch einen Seitenweg zu ihnen zurück. Philine brachte die Pfänder hervor, welche auf allerlei Weise gelöst werden mußten, wobei der Fremde sich durch die artigsten Erfindungen und durch eine ungezwungene Theilnahme der ganzen Gesellschaft, und besonders den Frauenzimmern, sehr empfahl, und so flossen die Stunden des Tages unter Scherzen, Singen, Küssen und allerlei Neckereyen auf das angenehmste vorbei.

Zehntes Capitel.

Als sie sich wieder nach Hause begeben wollten, sahen sie sich nach ihrem Geistlichen um; allein er war verschwunden, und an keinem Orte zu finden.

Es ist nicht artig von dem Manne, der sonst viel Lebensart zu haben scheint, sagte Madame Melina, eine Gesellschaft, die ihn so freundlich aufgenommen, ohne Abschied zu verlassen.

Ich habe mich die ganze Zeit her schon besonnen, sagte Laertes, wo ich diesen sonderbaren Mann schon ehemals möchte gesehen haben. Ich war eben im Begriff, ihn bei'm Abschiede darüber zu befragen.

Mir ging es eben so, versetzte Wilhelm, und ich hätte ihn gewiß nicht entlassen, bis er uns etwas Näheres von seinen Umständen entdeckt hätte. Ich müßte mich sehr irren, wenn ich ihn nicht schon irgendwo gesprochen hätte.

Und doch könntet ihr euch, sagte Philine, darin wirklich irren. Dieser Mann hat eigentlich nur das falsche Ansehen eines Bekannten, weil er aussieht wie ein Mensch, und nicht wie Hans oder Kunz.

Was soll das heißen, sagte Laertes, sehen wir nicht auch aus wie Menschen?

Ich weiß, was ich sage, versetzte Philine, und wenn ihr mich nicht begreift, so laßt's gut seyn. Ich werde nicht am Ende noch gar meine Worte auslegen sollen.

Zwey Kutschen fuhren vor. Man lobte die Sorgfalt des Laertes, der sie bestellt hatte. Philine nahm neben Madame Melina, Wilhelmen gegenüber, Platz, und die Uebrigen richteten sich ein so gut sie konnten. Laertes selbst ritt auf Wilhelms Pferde, das auch mit heraus gekommen war, nach der Stadt zurück.

Philine saß kaum in dem Wagen, als sie artige Lieder zu singen und das Gespräch auf Geschichten zu lenken wußte, von denen sie behauptete, daß sie mit Glück dramatisch behandelt werden konnten. Durch diese kluge Wendung hatte sie gar bald ihren jungen Freund in seine beste Laune gesetzt, und er componirte aus dem Reichthum seines lebendigen Bildervorraths sogleich ein ganzes Schauspiel mit allen seinen Acten, Scenen, Charakteren und Verwicklungen. Man fand für gut, einige Arien und Gesänge einzuflechten; man dichtete sie, und Philine, die in alles einging, paßte ihnen gleich bekannte Melodien an, und sang sie aus dem Stegreife.

Sie hatte eben heute ihren schönen, sehr schönen Tag; sie wußte mit allerlei Neckereyen unsern Freund zu beleben; es ward ihm wohl, wie es ihm lange nicht gewesen war.

Seitdem ihn jene grausame Entdeckung von der Seite

Marianens gerissen hatte, war er dem Gelübde treu geblieben, sich vor der zusammenschlagenden Falle einer weiblichen Umarmung zu hüten, das treulose Geschlecht zu meiden, seine Schmerzen, seine Neigung, seine süßen Wünsche in seinem Busen zu verschließen. Die Gewissenhaftigkeit, womit er dieß Gelübde beobachtete, gab seinem ganzen Wesen eine geheime Nahrung, und da sein Herz nicht ohne Theilnehmung bleiben konnte, so ward eine liebevolle Mittheilung nun zum Bedürfnisse. Er ging wieder wie von dem ersten Jugendnebel begleitet umher, seine Augen faßten jeden reizenden Gegenstand mit Freuden auf, und nie war sein Urtheil über eine liebenswürdige Gestalt schonender gewesen. Wie gefährlich ihm in einer solchen Lage das verwegene Mädchen werden mußte, läßt sich leider nur zu gut einsehen.

Zu Hause fanden sie auf Wilhelms Zimmer schon alles zum Empfange bereit, die Stühle zu einer Vorlesung zurechte gestellt, und den Tisch in die Mitte gesetzt, auf welchem der Punschnapf seinen Platz nehmen sollte.

Die Deutschen Ritterstücke waren damals eben neu, und hatten die Aufmerksamkeit und Neigung des Publicums an sich gezogen. Der alte Polterer hatte eines dieser Art mitgebracht, und die Vorlesung war beschlossen worden. Man setzte sich nieder. Wilhelm bemächtigte sich des Exemplars und fing zu lesen an.

Die geharnischten Ritter, die alten Burgen, die Treuherzigkeit, Rechtlichkeit und Redlichkeit, besonders aber die Unabhängigkeit der handelnden Personen wurden mit großem Beifall aufgenommen. Der Vorleser that sein Möglichstes, und die Gesellschaft kam außer sich. Zwischen dem zweyten und dritten Act kam der Punsch in einem großen Napfe, und da in dem Stücke selbst sehr viel getrunken und angestoßen wurde, so war nichts natürlicher, als daß die Gesellschaft bei jedem solchen Falle sich lebhaft an den Platz der Helden versetzte, gleichfalls anklingte und die Günstlinge unter den handelnden Personen hoch leben ließ.

Jederman war von dem Feuer des edelsten Nationalgeistes entzündet. Wie sehr gefiel es dieser Deutschen Gesellschaft, sich ihrem Charakter gemäß auf eignem Grund und Boden poetisch zu ergötzen! Besonders thaten die Gewölbe und Keller, die verfallenen Schlösser, das Moos und die hohlen Bäume, über alles aber die nächtlichen Zigeunerscenen und das heimliche Gericht eine ganz unglaubliche Wirkung. Jeder Schauspieler sah nun, wie er bald in Helm und Harnisch, jede Schauspielerin, wie sie mit einem großen stehenden Kragen ihre Deutschheit vor dem Publico produciren werde. Jeder wollte sich sogleich einen Namen aus dem Stücke oder aus der Deutschen Geschichte zueignen, und Madame Melina betheuerte, Sohn oder Tochter, wozu sie Hoff-

nung hatte, nicht anders als Adelbert oder Mechthilde taufen zu lassen.

Gegen den fünften Act ward der Beifall lärmender und lauter, ja zuletzt, als der Held wirklich seinem Unterdrücker entging, und der Tyrann gestraft wurde, war das Entzücken so groß, daß man schwur, man habe nie so glückliche Stunden gehabt. Melina, den der Trank begeistert hatte, war der lauteste, und da der zweyte Punschnapf geleert war und Mitternacht herannahte, schwur Laertes hoch und theuer, es sey kein Mensch würdig, an diese Gläser jemals wieder eine Lippe zu setzen, und warf mit dieser Betheurung sein Glas hinter sich und durch die Scheiben auf die Gasse hinaus. Die Uebrigen folgten seinem Beispiele, und ungeachtet der Protestationen des herbeieilenden Wirthes wurde der Punschnapf selbst, der nach einem solchen Feste durch unheiliges Getränk nicht wieder entweiht werden sollte, in tausend Stücke geschlagen. Philine, der man ihren Rausch am wenigsten ansah, indeß die beiden Mädchen nicht in den anständigsten Stellungen auf dem Canape lagen, reizte die andern mit Schadenfreude zum Lärm. Madame Melina recitirte einige erhabene Gedichte, und ihr Mann, der im Rausche nicht sehr liebenswürdig war, fing an auf die schlechte Bereitung des Punsches zu schelten, versicherte, daß er ein Fest ganz anders einzurichten verstehe, und war zuletzt, als Laertes Stillschweigen gebot, immer gröber und

lauter, so daß dieser, ohne sich lange zu bedenken, ihm die Scherben des Napfs an den Kopf warf und dadurch den Lärm nicht wenig vermehrte.

Indessen war die Schaarwache herbei gekommen und verlangte in's Haus eingelassen zu werden. Wilhelm, vom Lesen sehr erhitzt, ob er gleich nur wenig getrunken, hatte genug zu thun, um mit Beihülfe des Wirths die Leute durch Geld und gute Worte zu befriedigen und die Glieder der Gesellschaft in ihren mißlichen Umständen nach Hause zu schaffen. Er warf sich, als er zurück kam, vom Schlafe überwältigt, voller Unmuth, unausgekleidet auf's Bette, und nichts glich der unangenehmen Empfindung, als er des andern Morgens die Augen aufschlug, und mit düsterm Blick auf die Verwüstungen des vergangenen Tages, den Unrath und die bösen Wirkungen hinsah, die ein geistreiches, lebhaftes und wohlgemeintes Dichterwerk hervorgebracht hatte.

Eilftes Capitel.

Nach einem kurzen Bedenken rief er sogleich den Wirth herbei, und ließ sowohl den Schaden als die Zeche auf seine Rechnung schreiben. Zugleich vernahm er nicht ohne Verdruß, daß sein Pferd von Laertes gestern bei dem Hereinreiten dergestalt angegriffen worden, daß es wahrscheinlich, wie man zu sagen pflegt, verschlagen habe, und daß der Schmied wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen gebe.

Ein Gruß von Philinen, den sie ihm aus ihrem Fenster zuwinkte, versetzte ihn dagegen wieder in einen heitern Zustand, und er ging sogleich in den nächsten Laden, um ihr ein kleines Geschenk, das er ihr gegen das Pudermesser noch schuldig war, zu kaufen, und wir müssen bekennen, er hielt sich nicht in den Gränzen eines proportionirten Gegengeschenks. Er kaufte ihr nicht allein ein Paar sehr niedliche Ohrringe, sondern nahm dazu noch einen Hut und Halstuch, und einige andere Kleinigkeiten, die er sie den ersten Tag hatte verschwenderisch wegwerfen sehen.

Madame Melina, die ihn eben, als er seine Gaben überreichte, zu beobachten kam, suchte noch vor Ti-

sche eine Gelegenheit, ihn sehr ernstlich über die Empfindung für dieses Mädchen zur Rede zu setzen, und er war um so erstaunter, als er nichts weniger denn diese Vorwürfe zu verdienen glaubte. Er schwur hoch und theuer, daß es ihm keineswegs eingefallen sey, sich an diese Person, deren ganzen Wandel er wohl kenne, zu wenden; er entschuldigte sich, so gut er konnte, über sein freundliches und artiges Betragen gegen sie, befriedigte aber Madame Melina auf keine Weise, vielmehr ward diese immer verdrießlicher, da sie bemerken mußte, daß die Schmeicheleyen, wodurch sie sich eine Art von Neigung unsers Freundes erworben hatte, nicht hinreiche, diesen Besitz gegen die Angriffe einer lebhaften, jüngern und glücklicher begabten Natur zu vertheidigen.

Ihren Mann fanden sie gleichfalls, da sie zu Tische kamen, bei sehr üblem Humor, und er fing schon an, ihn über Kleinigkeiten auszulassen, als der Wirth hereintrat und einen Harfenspieler anmeldete. Sie werden, sagte er, gewiß Vergnügen an der Musik und an den Gesängen dieses Mannes finden; es kann sich niemand, der ihn hört, enthalten, ihn zu bewundern und ihm etwas Weniges mitzutheilen.

Lassen Sie ihn weg, versetzte Melina, ich bin nichts weniger als gestimmt, einen Leyermann zu hören, und wir haben allenfalls Sänger unter uns, die gern etwas verdienten. Er begleitete diese Worte mit einem tückischen Seitenblicke, den er auf Philinen warf. Sie ver-

ſtand ihn, und war gleich bereit, zu ſeinem Verdruß, den angemeldeten Sänger zu beſchützen. Sie wendete ſich zu Wilhelmen, und ſagte: ſollen wir den Mann nicht hören, ſollen wir nichts thun, um uns aus der erbärmlichen Langeweile zu retten?

Melina wollte ihr antworten, und der Streit wäre lebhafter geworden, wenn nicht Wilhelm den im Augenblick hereintretenden Mann begrüßt und ihn herbeigewinkt hätte.

Die Geſtalt dieſes ſeltſamen Gaſtes ſetzte die ganze Geſellſchaft in Erſtaunen, und er hatte ſchon von einem Stuhle Beſitz genommen, ehe jemand ihn zu fragen oder ſonſt etwas vorzubringen das Herz hatte. Sein kahler Scheitel war von wenig grauen Haaren umkränzt, große blaue Augen blickten ſanft unter langen weißen Augenbrauen hervor. An eine wohlgebildete Naſe ſchloß ſich ein langer weißer Bart an, ohne die gefällige Lippe zu bedecken, und ein langes dunkelbraunes Gewand umhüllte den ſchlanken Körper vom Halſe bis zu den Füßen; und ſo fing er auf der Harfe, die er vor ſich genommen hatte, zu präludiren an.

Die angenehmen Töne, die er aus dem Inſtrumente hervorlockte, erheiterten gar bald die Geſellſchaft.

Ihr pflegt auch zu ſingen, guter Alter, ſagte Philine.

Gebt uns etwas, das Herz und Geiſt zugleich mit den Sinnen ergötze, ſagte Wilhelm. Das Inſtrument ſollte nur die Stimme begleiten; denn Melodien, Gänge

und Läufe ohne Worte und Sinn, scheinen mir Schmetterlingen oder schönen bunten Vögeln ähnlich zu seyn, die in der Luft vor unsern Augen herum schweben, die wir allenfalls haschen und uns zueignen möchten; da sich der Gesang dagegen wie ein Genius gen Himmel hebt, und das bessere Ich in uns ihn zu begleiten anreizt.

Der Alte sah Wilhelmen an, alsdann in die Höhe, that einige Griffe auf der Harfe, und begann sein Lied. Es enthielt ein Lob auf den Gesang, pries das Glück der Sänger, und ermahnte die Menschen, sie zu ehren. Er trug das Lied mit so viel Leben und Wahrheit vor, daß es schien, als hätte er es in diesem Augenblicke und bei diesem Anlasse gedichtet. Wilhelm enthielt sich kaum, ihm um den Hals zu fallen; nur die Furcht, ein lautes Gelächter zu erregen, zog ihn auf seinen Stuhl zurück; denn die übrigen machten schon halb laut einige alberne Anmerkungen, und stritten, ob es ein Pfaffe oder ein Jude sey.

Als man nach dem Verfasser des Liedes fragte, gab er keine bestimmte Antwort; nur versicherte er, daß er reich an Gesängen sey, und wünsche nur, daß sie gefallen möchten. Der größte Theil der Gesellschaft war fröhlich und freudig, ja selbst Melina nach seiner Art offen geworden, und indem man unter einander schwatzte und scherzte, fing der Alte das Lob des geselligen Lebens auf das geistreichste zu singen an. Er pries Einigkeit

und Gefälligkeit mit einschmeichelnden Tönen. Auf einmal ward sein Gesang trocken, rauh und verworren, als er gehässige Verschlossenheit, kurzsinnige Feindschaft und gefährlichen Zwiespalt bedauerte, und gern warf jede Seele diese unbequemen Fesseln ab, als er, auf den Fittigen einer vordringenden Melodie getragen, die Friedensstifter pries, und das Glück der Seelen die sich wiederfinden sang.

Kaum hatte er geendigt, als ihm Wilhelm zurief: wer du auch seyst, der du, als ein hülfreicher Schutzgeist, mit einer segnenden und belebenden Stimme zu uns kommst, nimm meine Verehrung und meinen Dank! fühle, daß wir alle dich bewundern, und vertrau' uns, wenn du etwas bedarfst!

Der Alte schwieg, ließ erst seine Finger über die Saiten schleichen, dann griff er sie stärker an, und sang:

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang zu unserm Ohr
Im Saale widerhallen!
Der König sprach's, der Page lief,
Der Knabe kam, der König rief:
Bring' ihn herein den Alten.

Gegrüßet seyd ihr hohen Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reiner Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch, hier ist nicht Zeit
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt die Augen ein.
Und ſchlug die vollen Töne:
Der Ritter ſchaute muthig drein.
Und in den Schoos die Söhne.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ ihm, zum Lohne für ſein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

Die goldne Kette gib mir nicht.
Die Kette gib den Rittern.
Vor deren kühnem Angeſicht
Der Feinde Lanzen ſplittern.
Gib ſie dem Kanzler, den du haſt.
Und laß ihn noch die goldne Laſt
Zu andern Laſten tragen.

Ich ſinge, wie der Vogel ſingt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Iſt Lohn, der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins,
Laß einen Trunk des beſten Weins
In reinem Glaſe bringen.

Er ſetzt es an, er trank es aus:
O Trank der ſüßen Labe!
O! dreymal hochbeglücktes Haus,
Wo das iſt kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, ſo denkt an mich,
Und dankt Gott ſo warm, als ich
Für dieſen Trunk euch danke.

Da der Sänger nach geendigtem Liede ein Glas Wein, das für ihn eingeſchenkt daſtand, ergriff, und es mit freundlicher Miene, ſich gegen ſeine Wohlthäter wendend, austrank, entſtand eine allgemeine Freude in der Verſammlung. Man klatſchte und rief ihm zu, es

möge dieses Glas zu seiner Gesundheit, zur Stärkung seiner alten Glieder gereichen. Er sang noch einige Romanzen, und erregte immer mehr Munterkeit in der Gesellschaft.

Kannst du die Melodie, Alter, rief Philine, der Schäfer putzte sich zum Tanz?

O ja, versetzte er; wenn Sie das Lied singen und aufführen wollen, an mir soll es nicht fehlen.

Philine stand auf, und hielt sich fertig. Der Alte begann die Melodie, und sie sang ein Lied, das wir unsern Lesern nicht mittheilen können, weil sie es vielleicht abgeschmackt oder wohl gar unanständig finden könnten.

Inzwischen hatte die Gesellschaft, die immer heiterer geworden war, noch manche Flasche Wein ausgetrunken, und fing an sehr laut zu werden. Da aber unserm Freunde die bösen Folgen ihrer Lust noch in frischem Andenken schwebten, suchte er abzubrechen, steckte dem Alten für seine Bemühung eine reichliche Belohnung in die Hand, die andern thaten auch etwas, man ließ ihn abtreten und ruhen, und versprach sich auf den Abend eine wiederholte Freude von seiner Geschicklichkeit.

Als er hinweg war, sagte Wilhelm zu Philinen: ich kann zwar in Ihrem Leibgesange weder ein dichterisches noch sittliches Verdienst finden; doch wenn Sie mit eben der Naivetät, Eigenheit und Zierlichkeit etwas Schickliches auf dem Theater jemals aufführen, so wird

Ihnen

Ihnen allgemeiner lebhafter Beifall gewiß zu Theil werden.

Ja, sagte Philine, es müßte eine recht angenehme Empfindung seyn, sich am Eise zu wärmen.

Ueberhaupt, sagte Wilhelm, wie sehr beschämt dieser Mann manchen Schauspieler. Haben Sie bemerkt, wie richtig der dramatische Ausdruck seiner Romanzen war? Gewiß, es lebte mehr Darstellung in seinem Gesang, als in unsern steifen Personen auf der Bühne; man sollte die Aufführung mancher Stücke eher für eine Erzählung halten und diesen musikalischen Erzählungen eine sinnliche Gegenwart zuschreiben.

Sie sind ungerecht! versetzte Laertes: ich gebe mich weder für einen großen Schauspieler noch Sänger; aber das weiß ich, daß, wenn die Musik die Bewegungen des Körpers leitet, ihnen Leben gibt, und ihnen zugleich das Maß vorschreibt; wenn Declamation und Ausdruck schon von dem Compositeur auf mich übertragen werden: so bin ich ein ganz andrer Mensch, als wenn ich im prosaischen Drama das alles erst erschaffen, und Tact und Declamation mir erst erfinden soll, worin mich noch dazu jeder Mitspielende stören kann.

So viel weiß ich, sagte Melina, daß uns dieser Mann in Einem Puncte gewiß beschämt, und zwar in einem Hauptpuncte. Die Stärke seiner Talente zeigt sich in dem Nutzen, den er davon zieht. Uns, die wir vielleicht bald in Verlegenheit seyn werden, wo wir eine

Mahlzeit vernehmen, bewegt er, unsre Mahlzeit mit ihm zu theilen. Er weiß uns das Geld, das wir anwenden könnten, um uns in einige Verfassung zu setzen, durch ein Liedchen aus der Tasche zu locken. Es scheint so angenehm zu seyn, das Geld zu verschleudern, womit man sich und andern eine Existenz verschaffen könnte.

Das Gespräch bekam durch diese Bemerkung nicht die angenehmste Wendung. Wilhelm, auf den der Vorwurf eigentlich gerichtet war, antwortete mit einiger Leidenschaft, und Melina, der sich eben nicht der größten Feinheit befliß, brachte zuletzt seine Beschwerden mit ziemlich trockenen Worten vor. Es sind nun schon vierzehn Tage, sagte er, daß wir das hier verpfändete Theater und die Garderobe besehen haben, und beides konnten wir für eine sehr leidliche Summe haben. Sie machten mir damals Hoffnung, daß Sie mir so viel creditiren würden, und bis jetzt habe ich noch nicht gesehen, daß Sie die Sache weiter bedacht oder sich einem Entschluß genähert hätten. Griffen Sie damals zu, so wären wir jetzt im Ganze. Ihre Absicht zu verreisen haben Sie auch noch nicht ausgeführt, und Geld scheinen Sie mir diese Zeit über auch nicht gespart zu haben; wenigstens gibt es Personen, die immer Gelegenheit zu verschaffen wissen, daß es geschwinder weggehe.

Dieser nicht ganz ungerechte Vorwurf traf unsern Freund. Er versetzte einiges darauf mit Lebhaftigkeit, ja mit Heftigkeit, und ergriff, da die Gesellschaft auf-

ſtand und ſich zerſtreute, die Thüre, indem er nicht undeutlich zu erkennen gab, daß er ſich nicht lange mehr bei ſo unfreundlichen und undankbaren Menſchen aufhalten wolle. Er eilte verdrießlich hinunter, ſich auf eine ſteinerne Bank zu ſetzen, die vor dem Thore ſeines Gaſthofs ſtand, und bemerkte nicht, daß er halb aus Luſt, halb aus Verdruß mehr als gewöhnlich getrunken hatte.

Zwölftes Capitel.

Nach einer kurzen Zeit, die er, beunruhigt von mancherlei Gedanken, sitzend und vor sich hinsehend zugebracht hatte, schlenderte Philine singend zur Hausthüre heraus, setzte sich zu ihm, ja man dürfte beinahe sagen, auf ihn, so nahe rückte sie an ihn heran, lehnte sich auf seine Schultern, spielte mit seinen Locken, streichelte ihn, und gab ihm die besten Worte von der Welt. Sie bat ihn, er möchte ja bleiben, und sie nicht in der Gesellschaft allein lassen, in der sie vor langer Weile sterben müßte; sie könne nicht mehr mit Melina unter Einem Dache ausdauern, und habe sich deswegen herüber quartirt.

Vergebens suchte er sie abzuweisen, ihr begreiflich zu machen, daß er länger weder bleiben könne noch dürfe. Sie ließ mit Bitten nicht ab, ja unvermuthet schlang sie ihren Arm um seinen Hals, und küßte ihn mit dem lebhaftesten Ausdrucke des Verlangens.

Sind Sie toll, Philine? rief Wilhelm aus, indem er sich loszumachen suchte, die öffentliche Straße zum Zeugen solcher Liebkosungen zu machen, die ich auf keine Weise verdiene! Lassen Sie mich los, ich kann nicht und ich werde nicht bleiben.

Und ich werde dich feſt halten, ſagte ſie, und ich werde dich hier auf öffentlicher Gaſſe ſo lange küſſen, bis du mir verſprichſt, was ich wünſche. Ich lache mich zu Tode, fuhr ſie fort; nach dieſer Vertraulichkeit halten mich die Leute gewiß für deine Frau von vier Wochen, und die Ehemänner, die eine ſo anmuthige Scene ſehen, werden mich ihren Weibern als ein Muſter einer kindlich unbefangenen Zärtlichkeit anpreiſen.

Eben gingen einige Leute vorbei, und ſie liebkoſ'te ihn auf das anmuthigſte, und er, um kein Skandal zu geben, war gezwungen, die Rolle des geduldigen Ehemannes zu ſpielen. Dann ſchnitt ſie den Leuten Geſichter im Rücken, und trieb voll Uebermuth allerhand Ungezogenheiten, bis er zuletzt verſprechen mußte, noch heute und morgen und übermorgen zu bleiben.

Sie ſind ein rechter Steck! ſagte ſie darauf, indem ſie von ihm abließ, und ich eine Thörin, daß ich ſo viel Freundlichkeit an Sie verſchwende. Sie ſtand verdrießlich auf, und ging einige Schritte; dann kehrte ſie lachend zurück, und rief: ich glaube eben, daß ich darum in dich vernarrt bin, ich will nur gehen und meinen Strickſtrumpf holen, daß ich etwas zu thun habe. Bleibe ja, damit ich den ſteinernen Mann auf der ſteinernen Bank wieder finde.

Dießmal that ſie ihm unrecht: denn ſo ſehr er ſich von ihr zu enthalten ſtrebte, ſo würde er doch in dieſem Augenblicke, hätte er ſich mit ihr in einer einſamen Laube

befunden, ihre Liebkosungen wahrscheinlich nicht unerwiedert gelassen haben.

Sie ging, nachdem sie ihm einen leichtfertigen Blick zugeworfen, in das Haus. Er hatte keinen Beruf, ihr zu folgen, vielmehr hatte ihr Betragen einen neuen Widerwillen in ihm erregt; doch hob er sich, ohne selbst recht zu wissen warum, von der Bank, um ihr nachzugehen.

Er war eben im Begriff, in die Thüre zu treten, als Melina herbeikam, ihn bescheiden anredete, und ihn wegen einiger im Wortwechsel zu hart ausgesprochenen Ausdrücke um Verzeihung bat. Sie nehmen mir nicht übel, fuhr er fort, wenn ich in dem Zustande, in dem ich mich befinde, mich vielleicht zu ängstlich bezeige; aber die Sorge für eine Frau, vielleicht bald für ein Kind, verhindert mich von einem Tag zum andern, ruhig zu leben und meine Zeit mit dem Genuß angenehmer Empfindungen hinzubringen, wie Ihnen noch erlaubt ist. Ueberdenken Sie, und wenn es Ihnen möglich ist, so setzen Sie mich in den Besitz der theatralischen Geräthschaften, die sich hier vorfinden. Ich werde nicht lange Ihr Schuldner und Ihnen dafür ewig dankbar bleiben.

Wilhelm, der sich ungern auf der Schwelle aufgehalten sah, über die ihn eine unwiderstehliche Neigung in diesem Augenblicke zu Philinen hinüberzog, sagte mit einer überraschten Zerstreuung und eilfertigen Gutmü-

thigkeit: wenn ich Sie dadurch glücklich und zufrieden machen kann, so will ich mich nicht länger bedenken. Gehn Sie hin, machen Sie alles richtig. Ich bin bereit, noch diesen Abend oder morgen früh das Geld zu zahlen. Er gab hierauf Melina'n die Hand zur Bestätigung seines Versprechens, und war sehr zufrieden, als er ihn eilig über die Straße weggehen sah; leider aber wurde er von seinem Eindringen in's Haus zum zweytenmal, und auf eine unangenehmere Weise zurück gehalten.

Ein junger Mensch mit einem Bündel auf dem Rücken kam eilig die Straße her, und trat zu Wilhelmen, der ihn gleich für Friedrichen erkannte.

Da bin ich wieder! rief er aus, indem er seine großen blauen Augen freudig umher und hinauf an alle Fenster gehen ließ; wo ist Mamsell? Der Henker mag es länger in der Welt aushalten, ohne sie zu sehen.

Der Wirth, der eben dazu getreten war, versetzte: sie ist eben, und mit wenigen Sprüngen war er die Treppe hinauf, und Wilhelm blieb auf der Schwelle wie eingewurzelt stehen. Er hätte in den ersten Augenblicken den Jungen bei den Haaren rückwärts die Treppe herunterreißen mögen; dann hemmte der heftige Krampf einer gewaltsamen Eifersucht auf einmal den Lauf seiner Lebensgeister und seiner Ideen, und da er sich nach und nach von seiner Erstarrung erholte, überfiel ihn eine Un-

ruhe, ein Unbehagen, dergleichen er in seinem Leben noch nicht empfunden hatte.

Er ging auf seine Stube, und fand Mignon mit Schreiben beschäftigt. Das Kind hatte sich eine Zeit her mit großem Fleiße bemüht, alles, was es auswendig wußte, zu schreiben, und hatte seinem Herrn und Freund das Geschriebene zu corrigiren gegeben. Sie war unermüdet, und faßte gut; aber die Buchstaben blieben ungleich und die Linien krumm. Auch hier schien ihr Körper dem Geiste zu widersprechen. Wilhelm, dem die Aufmerksamkeit des Kindes, wenn er ruhigen Sinnes war, große Freude machte, achtete dießmal wenig auf das, was sie ihm zeigte; sie fühlte es, und betrübte sich darüber nur destomehr, als sie glaubte, dießmal ihre Sache recht gut gemacht zu haben.

Wilhelms Unruhe trieb ihn auf den Gängen des Hauses auf und ab, und bald wieder an die Hausthüre. Ein Reiter sprengte vor, der ein gutes Ansehn hatte, und der bei gesetzten Jahren noch viel Munterkeit verrieth. Der Wirth eilte ihm entgegen, reichte ihm als einem bekannten Freunde die Hand, und rief: ey, Herr Stallmeister, sieht man Sie auch einmal wieder!

Ich will nur hier füttern, versetzte der Fremde, ich muß gleich hinüber auf das Gut, um in der Geschwindigkeit allerlei einrichten zu lassen. Der Graf kömmt morgen mit seiner Gemahlin, sie werden sich eine Zeitlang drüben aufhalten, um den Prinzen von *** auf

das beste zu bewirthen, der in dieser Gegend wahrscheinlich sein Hauptquartier aufschlägt.

Es ist Schade, daß Sie nicht bei uns bleiben können, versetzte der Wirth: wir haben gute Gesellschaft. Der Reitknecht, der nachsprengte, nahm dem Stallmeister das Pferd ab, der sich unter der Thüre mit dem Wirth unterhielt, und Wilhelmen von der Seite ansah.

Dieser, da er merkte, daß von ihm die Rede sey, begab sich weg, und ging einige Straßen auf und ab.

Dreyzehntes Capitel.

In der verdrießlichen Unruhe, in der er sich befand, fiel ihm ein, den Alten aufzusuchen, durch dessen Harfe er die bösen Geister zu verscheuchen hoffte. Man wies ihn, als er nach dem Manne fragte, an ein schlechtes Wirthshaus in einem entfernten Winkel des Städtchens, und in demselben die Treppe hinauf, bis auf den Boden, wo ihm der süße Harfenklang aus einer Kammer entgegen schallte. Es waren herzrührende, klagende Töne, von einem traurigen, ängstlichen Gesange begleitet. Wilhelm schlich an die Thüre, und da der gute Alte eine Art von Phantasie vortrug, und wenige Strophen theils singend theils recitirend immer wiederholte, konnte der Horcher, nach einer kurzen Aufmerksamkeit, ungefähr folgendes verstehen:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein;
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

Die wehmüthige herzliche Klage drang tief in die Seele des Hörers. Es schien ihm, als ob der Alte manchmal von Thränen gehindert würde fortzufahren; dann klangen die Saiten allein, bis sich wieder die Stimme leise in gebrochenen Lauten darein mischte. Wilhelm stand an dem Pfosten, seine Seele war tief gerührt, die Trauer des Unbekannten schloß sein beklommenes Herz auf; er widerstand nicht dem Mitgefühl, und konnte und wollte die Thränen nicht zurückhalten, die des Alten herzliche Klage endlich auch aus seinen Augen hervorlockte. Alle Schmerzen, die seine Seele drückten, lösten sich zu gleicher Zeit auf, er überließ sich ihnen ganz, stieß die Kammerthüre auf, und stand vor dem Alten, der ein schlechtes Bette, den einzigen Hausrath dieser armseligen Wohnung, zu seinem Sitze zu nehmen genöthigt gewesen.

Was hast du mir für Empfindungen rege gemacht, guter Alter! rief er aus: alles, was in meinem Herzen stockte, hast du los gelöst; laß dich nicht stören, sondern fahre fort, indem du deine Leiden linderst, einen Freund glücklich zu machen. Der Alte wollte aufstehen und etwas reden, Wilhelm verhinderte ihn daran; denn er hatte zu Mittage bemerkt, daß der Mann ungern sprach; er setzte sich vielmehr zu ihm auf den Strohsack nieder.

Der Alte trocknete seine Thränen, und fragte mit einem freundlichen Lächeln: wie kommen Sie

hierher? Ich wollte Ihnen diesen Abend wieder aufwarten.

Wir sind hier ruhiger, versetzte Wilhelm, singe mir, was du willst, was zu deiner Lage paßt, und thue nur, als ob ich gar nicht hier wäre. Es scheint mir, als ob du heute nicht irren könntest. Ich finde dich sehr glücklich, daß du dich in der Einsamkeit so angenehm beschäftigen und unterhalten kannst, und, da du überall ein Fremdling bist, in deinem Herzen die angenehmste Bekanntschaft findest.

Der Alte blickte auf seine Saiten, und nachdem er sanft präludirt hatte, stimmte er an und sang:

Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach! der ist bald allein;
Ein jeder lebt, ein jeder liebt,
Und läßt ihn seiner Pein.

Ja! laßt mich meiner Qual!
Und kann ich nur einmal
Recht einsam seyn,
Dann bin ich nicht allein.

Es schleicht ein Liebender sehnend sacht,
Ob seine Freunden allein?
Er überschleicht bei Tag und Nacht
Mich Einsamen die Pein,
Mich Einsamen die Qual.
Ach werd' ich erst einmal
Einsam im Grabe seyn,
Da läßt sie mich allein!

Wir würden zu weitläufig werden, und doch die Anmuth der seltsamen Unterredung nicht ausdrücken können, die unser Freund mit dem abenteuerlichen Fremden hielt. Auf alles, was der Jüngling zu ihm sagte, antwortete der Alte mit der reinsten Uebereinstimmung durch Anklänge, die alle verwandten Empfindungen rege machten und der Einbildungskraft ein weites Feld eröffneten.

Wer einer Versammlung frommer Menschen, die sich, abgesondert von der Kirche, reiner, herzlicher und geistreicher zu erbauen glauben, beigewohnt hat, wird sich auch einen Begriff von der gegenwärtigen Scene machen können; er wird sich erinnern, wie der Liturg seinen Worten den Vers eines Gesanges anzupassen weiß, der die Seele dahin erhebt, wohin der Redner wünscht, daß sie ihren Flug nehmen möge, wie bald darauf ein anderer aus der Gemeinde, in einer andern Melodie, den Vers eines andern Liedes hinzufügt, und an diesen wieder ein dritter einen dritten anknüpft, wodurch die verwandten Ideen der Lieder, aus denen sie entlehnt sind, zwar erregt werden, jede Stelle aber durch die neue Verbindung neu und individuell wird, als wenn sie in dem Augenblicke erfunden worden wäre; wodurch denn aus einem bekannten Kreise von Ideen, aus bekannten Liedern und Sprüchen, für diese besondere Gesellschaft, für diesen Augenblick ein eigenes Ganzes entsteht, durch dessen

Genuß sie belebt, gestärkt und erquickt wird. So erbaute der Alte seinen Gast, indem er, durch bekannte und unbekannte Lieder und Stellen, nahe und ferne Gefühle, wachende und schlummernde, angenehme und schmerzliche Empfindungen in eine Circulation brachte, von der in dem gegenwärtigen Zustande unsers Freundes das Beste zu hoffen war.

Vierzehntes Capitel.

Denn wirklich fing er auf dem Rückwege über seine Lage lebhafter, als bisher geschehen, zu denken an, und war mit dem Vorsatze, sich aus derselben heraus zu reißen, nach Hause gelangt, als ihm der Wirth sogleich im Vertrauen eröffnete, daß Mademoiselle Philine an dem Stallmeister des Grafen eine Eroberung gemacht habe, der, nachdem er seinen Auftrag auf dem Gute ausgerichtet, in höchster Eile zurück gekommen sey, und ein gutes Abendessen oben auf ihrem Zimmer mit ihr verzehre.

In eben diesem Augenblicke trat Melina mit dem Notarius herein; sie gingen zusammen auf Wilhelms Zimmer, wo dieser, wiewohl mit einigem Zaudern, seinem Versprechen Genüge leistete, dreyhundert Thaler, auf Wechsel, an Melina auszahlte, welche dieser sogleich dem Notarius übergab, und dagegen das Document über den geschlossenen Kauf der ganzen theatralischen Gerärhschaft erhielt, welche ihm morgen früh übergeben werden sollte.

Kaum waren sie aus einander gegangen, als Wilhelm ein entsetzliches Geschrei in dem Hause vernahm. Er hörte eine jugendliche Stimme, die, zor-

nig und drohend, durch ein unmäßiges Weinen und Heulen durchbrach. Er hörte diese Wehklage von oben herunter, an seiner Stube vorbei, nach dem Hauteplatze eilen.

Als die Neugierde unsern Freund herunter lockte, fand er Friedrichen in einer Art von Raserey. Der Knabe weinte, knirschte, stampfte, drohte mit geballten Fäusten, und stellte sich ganz ungebärdig vor Zorn und Verdruß, Mignon stand gegenüber und sah mit Verwunderung zu, und der Wirth erklärte einigermaßen diese Erscheinung.

Der Knabe sey nach seiner Rückkunft, da ihn Philine gut aufgenommen, zufrieden, lustig und munter gewesen, habe gesungen und gesprungen bis zur Zeit, da der Stallmeister mit Philinen Bekanntschaft gemacht. Nun habe das Mittelding zwischen Kind und Jüngling angefangen, seinen Verdruß zu zeigen, die Thüren zuzuschlagen, und auf und nieder zu rennen. Philine habe ihm befohlen, heute Abend bei Tische aufzuwarten, worüber er nur noch mürrischer und trotziger geworden; endlich habe er eine Schüssel mit Ragout, anstatt sie auf den Tisch zu setzen, zwischen Mademoiselle und den Gast, die ziemlich nahe zusammen gesessen, hineingeworfen, worauf ihm der Stallmeister ein paar tüchtige Ohrfeigen gegeben und ihn zur Thüre hinausgeschmissen. Er, der Wirth, habe darauf die beiden Personen säubern helfen, deren Kleider sehr übel zugerichtet gewesen.

Als

Als der Knabe die gute Wirkung seiner Rache vernahm, fing er laut zu lachen an, indem ihm noch immer die Thränen an den Backen herunter liefen. Er freute sich einige Zeit herzlich, bis ihm der Schimpf, den ihm der Stärkere angethan, wieder einfiel, da er denn von neuem zu heulen und zu drohen anfing.

Wilhelm stand nachdenklich und beschämt vor dieser Scene. Er sah sein eignes Innerstes, mit starken und übertriebenen Zügen dargestellt; auch er war von einer unüberwindlichen Eifersucht entzündet; auch er, wenn ihn der Wohlstand nicht zurückgehalten hätte, würde gern seine wilde Laune befriedigt, gern, mit tückischer Schadenfreude, den geliebten Gegenstand verletzt, und seinen Nebenbuhler aufgefordert haben; er hätte die Menschen, die nur zu seinem Verdrusse da zu seyn schienen, vertilgen mögen.

Laertes, der auch herbeigekommen war, und die Geschichte vernommen hatte, bestärkte schelmisch den aufgebrachten Knaben, als dieser betheuerte und schwur: der Stallmeister müsse ihm Satisfaction geben, er habe noch keine Beleidigung auf sich sitzen lassen; weigere sich der Stallmeister, so werde er sich zu rächen wissen.

Laertes war hier grade in seinem Fache. Er ging ernsthaft hinauf, den Stallmeister im Namen des Knaben heraus zu fordern.

Das ist lustig, sagte dieser; einen solchen Spaß hätte ich mir heute Abend kaum vorgestellt. Sie gingen hin-

unter, und Philine folgte ihnen. Mein Sohn, sagte der Stallmeister zu Friedrichen, du bist ein braver Junge, und ich weigere mich nicht, mit dir zu fechten; nur da die Ungleichheit unsrer Jahre und Kräfte die Sache ohnehin etwas abenteuerlich macht, so schlage ich statt anderer Waffen ein Paar Rapiere vor; wir wollen die Knöpfe mit Kreide bestreichen, und wer dem andern den ersten, oder die meisten Stöße auf den Rock zeichnet, soll für den Ueberwinder gehalten, und von dem andern mit dem besten Weine, der in der Stadt zu haben ist, tractirt werden.

Laertes entschied, daß dieser Vorschlag angenommen werden könnte; Friedrich gehorchte ihm als seinem Lehrmeister. Die Rapiere kamen herbei, Philine setzte sich hin, strickte, und sah beiden Kämpfern mit großer Gemüthsruhe zu.

Der Stallmeister, der sehr gut focht, war gefällig genug, seinen Gegner zu schonen, und sich einige Kreidenflecke auf den Rock bringen zu lassen, worauf sie sich umarmten, und Wein herbeigeschafft wurde. Der Stallmeister wollte Friedrichs Herkunft und seine Geschichte wissen, der denn ein Mährchen erzählte, das er schon oft wiederholt hatte, und mit dem wir ein andermal unsre Leser bekannt zu machen gedenken.

In Wilhelms Seele vollendete indessen dieser Zweykampf die Darstellung seiner eigenen Gefühle: denn er konnte sich nicht läugnen, daß er das Rapier, ja lieber

noch einen Degen selbst gegen den Stallmeister zu führen wünschte, wenn er schon einsah, daß ihm dieser in der Fechtkunst weit überlegen sey. Doch würdigte er Philinen nicht eines Blicks, hütete sich vor jeder Aeußerung, die seine Empfindung hätte verrathen können, und eilte, nachdem er einigemal auf die Gesundheit der Kämpfer Bescheid gethan, auf sein Zimmer, wo sich tausend unangenehme Gedanken auf ihn zudrängten.

Er erinnerte sich der Zeit, in der sein Geist durch ein unbedingtes hoffnungsreiches Streben empor gehoben wurde, wo er in dem lebhaftesten Genusse aller Art, wie in einem Elemente schwamm. Es ward ihm deutlich, wie er letzt in ein unbestimmtes Schlendern gerathen war, in welchem er nur noch schlürfend kostete, was er sonst mit vollen Zügen eingesogen hatte; aber deutlich konnte er nicht sehen, welches unüberwindliche Bedürfniß ihm die Natur zum Gesetz gemacht hatte, und wie sehr dieses Bedürfniß durch Umstände nur gereizt, bald befriedigt und irre geführt worden war.

Es darf also niemand wundern, wenn er bei Betrachtung seines Zustandes, und indem er sich aus demselben heraus zu denken arbeitete, in die größte Verwirrung gerieth. Es war nicht genug, daß er durch seine Freundschaft zu Laertes, durch seine Neigung zu Philinen, durch seinen Antheil an Mignon, länger als billig an einem Orte und in einer Gesellschaft festgehalten wurde, in welcher er seine Lieblingsneigung

hegen, gleichsam verstohlen seine Wünsche befriedigen, und, ohne sich einen Zweck vorzusetzen, seinen alten Träumen nachschleichen konnte. Aus diesen Verhältnissen sich loszureißen, und gleich zu scheiden, glaubte er Kraft genug zu besitzen. Nun hatte er aber vor wenigen Augenblicken sich mit Melina in ein Geldgeschäft eingelassen, er hatte den räthselhaften Alten kennen lernen, welchen zu entziffern er eine unbeschreibliche Begierde fühlte. Allein auch dadurch sich nicht zurückhalten zu lassen, war er nach lang hin und her geworfenen Gedanken entschlossen, oder glaubte wenigstens entschlossen zu seyn. Ich muß fort, rief er aus, ich will fort! Er warf sich in einen Sessel, und war sehr bewegt. Mignon trat herein und fragte, ob sie ihn aufwickeln dürfe? Sie kam still; es schmerzte sie tief, daß er sie heute so kurz abgefertigt hatte.

Nichts ist rührender, als wenn eine Liebe, die sich im Stillen genährt, eine Treue, die sich im Verborgenen befestigt hat, endlich dem, der ihrer bisher nicht werth gewesen, zur rechten Stunde nahe kommt und ihm offenbar wird. Die lange und streng verschlossene Knospe war reif, und Wilhelms Herz konnte nicht empfänglicher seyn.

Sie stand vor ihm und sah seine Unruhe. — Herr! rief sie aus, wenn du unglücklich bist, was soll Mignon werden? — Liebes Geschöpf, sagte er, indem er ihre Hände nahm, du bist auch mit unter meinen

Schmerzen. — Ich muß fort. — Sie sah ihm in die Augen, die von verhaltenen Thränen blinkten, und kniete mit Heftigkeit vor ihm nieder. Er behielt ihre Hände, sie legte ihr Haupt auf seine Knie, und war ganz still. Er spielte mit ihren Haaren, und war freundlich. Sie blieb lange ruhig. Endlich fühlte er an ihr eine Art Zucken, das ganz sachte anfing, und sich durch alle Glieder wachsend verbreitete. — Was ist dir, Mignon? rief er aus, was ist dir? — Sie richtete ihr Köpfchen auf, und sah ihn an, fuhr auf einmal nach dem Herzen, wie mit einer Gebärde, welche Schmerzen verbeißt. Er hob sie auf, und sie fiel auf seinen Schoos; er drückte sie an sich, und küßte sie. Sie antwortete durch keinen Händedruck, durch keine Bewegung. Sie hielt ihr Herz fest, und auf einmal that sie einen Schrei, der mit krampfigen Bewegungen des Körpers begleitet war. Sie fuhr auf, und fiel auch sogleich wie an allen Gelenken gebrochen vor ihm nieder. Es war ein gräßlicher Anblick! — Mein Kind! rief er aus, indem er sie aufhob und fest umarmte, mein Kind, was ist dir? — Die Zuckung dauerte fort, die vom Herzen sich den schlotternden Gliedern mittheilte; sie hing nur in seinen Armen. Er schloß sie an sein Herz, und benetzte sie mit seinen Thränen. Auf einmal schien sie wieder angespannt, wie eins, das den höchsten körperlichen Schmerz erträgt; und bald mit einer neuen Heftigkeit wurden alle ihre Glieder wieder lebendig, und sie warf sich ihm, wie ein

Ressort, das zuschlägt, um den Hals, indem in ihrem Innersten wie ein gewaltiger Riß geschah, und in dem Augenblicke floß ein Strom von Thränen aus ihren geschlossenen Augen in seinen Busen. Er hielt sie fest. Sie weinte, und keine Zunge spricht die Gewalt dieser Thränen aus. Ihre langen Haare waren aufgegangen, und hingen von der Weinenden nieder, und ihr ganzes Wesen schien in einen Bach von Thränen unaufhaltsam dahin zu schmelzen. Ihre starren Glieder wurden gelinder, es ergoß sich ihr Innerstes, und in der Verirrung des Augenblickes fürchtete Wilhelm, sie werde in seinen Armen zerschmelzen, und er nichts von ihr übrig behalten. Er hielt sie nur fester und fester. — Mein Kind! rief er aus, mein Kind! Du bist ja mein! Wenn dich das Wort trösten kann. Du bist mein! Ich werde dich behalten, dich nicht verlassen! — Ihre Thränen flossen noch immer. — Endlich richtete sie sich auf. Eine weiche Heiterkeit glänzte von ihrem Gesichte. — Mein Vater! rief sie, du willst mich nicht verlassen! willst mein Vater seyn! — Ich bin dein Kind.

Sanft fing vor der Thüre die Harfe an zu klingen; der Alte brachte seine herzlichsten Lieder dem Freunde zum Abendopfer, der, sein Kind immer fester in Armen haltend, des reinsten unbeschreiblichsten Glückes genoß.

Wilhelm Meisters
Lehrjahre.

Drittes Buch.

Erſtes Capitel.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein ſanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte ſtill und hoch der Lorbeer ſteht,
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Kennſt du das Haus, auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind gethan?
Kennſt du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beſchützer, ziehn!

Kennſt du den Berg und ſeinen Wolkenſteg?
Das Maultier ſucht im Nebel ſeinen Weg,
In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut,
Es ſtürzt der Fels und über ihn die Fluth:
Kennſt du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unſer Weg; o Vater, laß uns ziehn!

Als Wilhelm des Morgens ſich nach Mignon im Hauſe umſah, fand er ſie nicht, hörte aber, daß ſie früh mit Melina ausgegangen ſey, welcher ſich, um die

Garderobe und die übrigen Theater-Geräthſchaften zu übernehmen, bei Zeiten aufgemacht hatte.

Nach Verlauf einiger Stunden hörte Wilhelm Muſik vor ſeiner Thüre. Er glaubte anfänglich, der Harfenſpieler ſey ſchon wieder zugegen; allein er unterſchied bald die Töne einer Cither, und die Stimme, welche zu ſingen anfing, war Mignons Stimme. Wilhelm öffnete die Thüre, das Kind trat herein und ſang das Lied, das wir ſo eben aufgezeichnet haben.

Melodie und Ausdruck gefielen unſerm Freunde beſonders, ob er gleich die Worte nicht alle verſtehen konnte. Er ließ ſich die Strophen wiederholen und erklären, ſchrieb ſie auf und überſetzte ſie in's Deutſche. Aber die Originalität der Wendungen konnte er nur von ferne nachahmen; die kindliche Unſchuld des Ausdrucks verſchwand, indem die gebrochene Sprache übereinſtimmend, und das Unzuſammenhängende verbunden ward. Auch konnte der Reiz der Melodie mit nichts verglichen werden.

Sie fing jeden Vers feyerlich und prächtig an, als ob ſie auf etwas Sonderbares aufmerkſam machen, als ob ſie etwas Wichtiges vortragen wollte. Bei der dritten Zeile ward der Geſang dumpfer und düſterer; das: kennſt du es wohl? drückte ſie geheimnißvoll und bedächtig aus; in dem: dahin! dahin! lag eine unwiderſtehliche Sehnſucht, und ihr: Laß uns ziehn! wußte ſie, bei jeder Wiederholung, dergeſtalt zu modi-

ficiren, daß es bald bittend und dringend, bald treibend und vielverſprechend war.

Nachdem ſie das Lied zum zweytenmal geendigt hatte, hielt ſie einen Augenblick inne, ſah Wilhelmen ſcharf an und fragte: kennſt du das Land? — Es muß wohl Italien gemeint ſeyn, verſetzte Wilhelm; woher haſt du das Liedchen? — Italien! ſagte Mignon bedeutend: gehſt du nach Italien, ſo nimm mich mit, es friert mich hier. — Biſt du ſchon dort geweſen, liebe Kleine? fragte Wilhelm. — Das Kind war ſtill und nichts weiter aus ihm zu bringen.

Melina, der hereinkam, beſah die Cither und freute ſich, daß ſie ſchon ſo hübſch zurecht gemacht ſey. Das Inſtrument war ein Inventarienſtück der alten Garderobe. Mignon hatte ſich's dieſen Morgen ausgebeten, der Harfenſpieler bezog es ſogleich, und das Kind entwickelte bei dieſer Gelegenheit ein Talent, was man an ihm bisher noch nicht kannte.

Melina hatte ſchon die Garderobe mit allem Zugehör übernommen; einige Glieder des Stadtraths verſprachen ihm gleich die Erlaubniß, einige Zeit im Orte zu ſpielen. Mit frohem Herzen und erheitertem Geſichte kam er nunmehr wieder zurück. Er ſchien ein ganz anderer Menſch zu ſeyn: denn er war ſanft, höflich gegen jederman, ja zuvorkommend und einnehmend. Er wünſchte ſich Glück, daß er nunmehr ſeine Freunde, die bisher verlegen und müßig geweſen, werde beſchäftigen

und auf eine Zeitlang engagiren können, wobei er zugleich bedauerte, daß er freilich zum Anfange nicht im Stande sey, die vortrefflichen Subjecte, die das Glück ihm zugeführt, nach ihren Fähigkeiten und Talenten zu belohnen, da er seine Schuld einem so großmüthigen Freunde, als Wilhelm sich gezeigt habe, vor allen Dingen abtragen müsse.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, sagte Melina zu ihm, welche Freundschaft Sie mir erzeigen, indem Sie mir zur Direction eines Theaters verhelfen. Denn als ich Sie antraf, befand ich mich in einer sehr wunderlichen Lage. Sie erinnern sich, wie lebhaft ich Ihnen bei unsrer ersten Bekanntschaft meine Abneigung gegen das Theater sehen ließ, und doch mußte ich mich, sobald ich verheirathet war, aus Liebe zu meiner Frau, welche sich viel Freude und Beifall versprach, nach einem Engagement umsehen. Ich fand keins, wenigstens kein beständiges, dagegen aber, glücklicherweise, einige Geschäftsmänner, die eben in außerordentlichen Fällen jemanden brauchen konnten, der mir der Feder umzugehen wußte, Französisch verstand, und im Rechnen nicht ganz unerfahren war. So ging es mir eine Zeitlang recht gut, ich ward leidlich bezahlt, schaffte mir manches an, und meine Verhältnisse machten mir keine Schande. Allein die außerordentlichen Aufträge meiner Gönner gingen zu Ende, an eine dauerhafte Versorgung war nicht zu denken, und meine Frau verlangte nur desto eifriger nach

dem Theater, leider zu einer Zeit, wo ihre Umstände nicht die vortheilhaftesten sind, um sich dem Publicum mit Ehren darzustellen. Nun, hoffe ich, soll die Anstalt, die ich durch Ihre Hülfe einrichten werde, für mich und die Meinigen ein guter Anfang seyn, und ich verdanke Ihnen mein künftiges Glück, es werde auch wie es wolle.

Wilhelm hörte diese Aeußerungen mit Zufriedenheit an, und die sämmtlichen Schauspieler waren gleichfalls mit den Erklärungen des neuen Directors so ziemlich zufrieden, freuten sich heimlich, daß sich so schnell ein Engagement zeige, und waren geneigt, für den Anfang, mit einer geringen Gage vorlieb zu nehmen, weil die meisten dasjenige, was ihnen so unvermuthet angeboten wurde, als einen Zuschuß ansahen, auf den sie vor kurzem noch nicht Rechnung machen konnten. Melina war im Begriff diese Disposition zu benutzen, suchte auf eine geschickte Weise jeden besonders zu sprechen, und hatte bald den einen auf diese, den andern auf eine andere Weise zu bereden gewußt, daß sie die Contracte geschwind abzuschließen geneigt waren, aber das neue Verhältniß kaum nachdachten, und sich schon gesichert glaubten, mit sechswöchentlicher Aufkündigung wieder loskommen zu können.

Nun sollten die Bedingungen in gehörige Form gebracht werden, und Melina dachte schon an die Stücke, mit denen er zuerst das Publicum anlocken wollte, als

ein Courier dem Stallmeister die Ankunft der Herrschaft verkündigte, und dieser die untergelegten Pferde vorzuführen befahl.

Bald darauf fuhr der hochbepackte Wagen, von dessen Bocke zwey Bedienten heruntersprangen, vor dem Gasthause vor, und Philine war nach ihrer Art am ersten bei der Hand und stellte sich unter die Thüre.

Wer ist Sie? fragte die Gräfin im Hereintreten.

Eine Schauspielerin, Ihro Excellenz zu dienen, war die Antwort, indem der Schalk mit einem gar frommen Gesichte und demüthigen Gebärden sich neigte und der Dame den Rock küßte.

Der Graf, der noch einige Personen umher stehen sah, die sich gleichfalls für Schauspieler ausgaben, erkundigte sich nach der Stärke der Gesellschaft, nach dem letzten Orte ihres Aufenthalts und ihrem Director. Wenn es Franzosen wären, sagte er zu seiner Gemahlin, könnten wir dem Prinzen eine unerwartete Freude machen, und ihm bei uns seine Lieblingsunterhaltung verschaffen.

Es käme darauf an, versetzte die Gräfin, ob wir nicht diese Leute, wenn sie schon unglücklicherweise nur Deutsche sind, auf dem Schloß, so lange der Fürst bei uns bleibt, spielen ließen. Sie haben doch wohl einige Geschicklichkeit. Eine große Societät läßt sich am besten durch ein Theater unterhalten, und der Baron würde sie schon zustutzen.

Unter dieſen Worten gingen ſie die Treppe hinauf, und Melina präſentirte ſich oben als Director. Ruf Er ſeine Leute zuſammen, ſagte der Graf, und ſtell Er ſie mir vor, damit ich ſehe, was an ihnen iſt. Ich will auch zugleich die Liſte von den Stücken ſehen, die ſie allenfalls aufführen könnten.

Melina eilte mit einem tiefen Bücklinge aus dem Zimmer, und kam bald mit den Schauſpielern zurück. Sie drückten ſich vor und hinter einander, die einen präſentirten ſich ſchlecht, aus großer Begierde zu gefallen, und die andern nicht beſſer, weil ſie ſich leichtſinnig darſtellten. Philine bezeigte der Gräfin, die außerordentlich gnädig und freundlich war, alle Ehrfurcht; der Graf muſterte indeß die übrigen. Er fragte einen jeden nach ſeinem Fache, und äußerte gegen Melina, daß man ſtreng auf Fächer halten müſſe, welchen Ausſpruch dieſer in der größten Devotion aufnahm.

Der Graf bemerkte ſodann einem jeden, worauf er beſonders zu ſtudiren, was er an ſeiner Figur und Stellung zu beſſern habe, zeigte ihnen einleuchtend, woran es den Deutſchen immer fehle, und ließ ſo außerordentliche Kenntniſſe ſehen, daß alle in der größten Demuth vor ſo einem erſuchteten Kenner und erlauchten Beſchützer ſtanden, und kaum Athem zu holen ſich getrauten.

Wer iſt der Menſch dort in der Ecke? fragte der

Graf, indem er nach einem Subjecte sah, das ihm noch nicht vorgestellt worden war, und eine hagre Figur nahte sich in einem abgetragenen, auf dem Ellbogen mit Fleckchen besetzten Rocke; eine kümmerliche Perücke bedeckte das Haupt des demüthigen Clienten.

Dieser Mensch, den wir schon aus dem vorigen Buche als Philinens Liebling kennen, pflegte gewöhnlich Pedanten, Magister und Poeten zu spielen, und meistens die Rolle zu übernehmen, wenn jemand Schläge kriegen oder begossen werden sollte. Er hatte sich gewisse kriechende, lächerliche, furchtsame Bücklinge angewöhnt, und seine stockende Sprache, die zu seinen Rollen paßte, machte die Zuschauer lachen, so daß er immer noch als ein brauchbares Glied der Gesellschaft angesehen wurde, besonders da er übrigens sehr dienstfertig und gefällig war. Er nahte sich auf seine Weise dem Grafen, neigte sich vor demselben, und beantwortete jede Frage auf die Art, wie er sich in seinen Rollen auf dem Theater zu gebärden pflegte. Der Graf sah ihn mit gefälliger Aufmerksamkeit und mit Ueberlegung eine Zeit lang an, alsdann rief er, indem er sich zu der Gräfin wendete: Mein Kind, betrachte mir diesen Mann genau; ich hafte dafür, das ist ein großer Schauspieler, oder kann es werden. Der Mensch machte von ganzem Herzen einen albernen Bückling, so daß der Graf laut über ihn lachen mußte, und ausrief: Er macht seine Sachen excellent! Ich wette, dieser Mensch

kann

kann ſpielen was er will, und es iſt Schade, daß man ihn bisher zu nichts Beſſerm gebraucht hat.

Ein ſo außerordentlicher Vorzug war für die übrigen ſehr kränkend, nur Melina empfand nichts davon, er gab vielmehr dem Grafen vollkommen recht, und verſetzte mit ehrfurchtsvoller Miene: ach ja, es hat wohl ihm und mehreren von uns nur ein ſolcher Kenner und eine ſolche Aufmunterung gefehlt, wie wir ſie gegenwärtig an Ew. Excellenz gefunden haben.

Iſt das die ſämmtliche Geſellſchaft? ſagte der Graf.

Es ſind einige Glieder abweſend, verſetzte der kluge Melina, und überhaupt könnten wir, wenn wir nur Unterſtützung fänden, ſehr bald aus der Nachbarſchaft vollzählig ſeyn.

Indeſſen ſagte Philine zur Gräfin: es iſt noch ein recht hübſcher junger Mann oben, der ſich gewiß bald zum erſten Liebhaber qualificiren würde.

Warum läßt er ſich nicht ſehen? verſetzte die Gräfin.

Ich will ihn holen, rief Philine, und eilte zur Thüre hinaus.

Sie fand Wilhelmen noch mit Mignon beſchäftigt, und beredete ihn mit herunter zu gehen. Er folgte ihr mit einigem Unwillen, doch trieb ihn die Neugier: denn da er von vornehmen Perſonen hörte, war er voll Verlangen, ſie näher kennen zu lernen. Er trat in's Zimmer, und ſeine Augen begegneten ſogleich den Augen der

Gräfin, die auf ihn gerichtet waren. Philine zog ihn zu der Dame, indeß der Graf sich mit den übrigen beschäftigte. Wilhelm neigte sich, und gab auf verschiedene Fragen, welche die reizende Dame an ihn that, nicht ohne Verwirrung Antwort. Ihre Schönheit, Jugend, Anmuth, Zierlichkeit und feines Betragen machten den angenehmsten Eindruck auf ihn, um so mehr, da ihre Reden und Gebärden mit einer gewissen Schamhaftigkeit, ja man dürfte sagen, Verlegenheit begleitet waren. Auch dem Grafen ward er vorgestellt, der aber wenig Acht auf ihn hatte, sondern zu seiner Gemahlin an's Fenster trat, und sie um etwas zu fragen schien. Man konnte bemerken, daß ihre Meinung auf das lebhafteste mit der seinigen übereinstimmte, ja daß sie ihn eifrig zu bitten und ihn in seiner Gesinnung zu bestärken schien.

Er kehrte sich darauf bald zu der Gesellschaft, und sagte: ich kann mich gegenwärtig nicht aufhalten, aber ich will einen Freund zu euch schicken, und wenn ihr billige Bedingungen macht, und euch recht viel Mühe geben wollt, so bin ich nicht abgeneigt, euch auf dem Schlosse spielen zu lassen.

Alle bezeigten ihre große Freude darüber, und besonders küßte Philine mit der größten Lebhaftigkeit der Gräfin die Hände.

Sieht Sie, Kleine, sagte die Dame, indem sie dem leichtfertigen Mädchen die Backen klopfte: sieht Sie,

mein Kind, da kommt Sie wieder zu mir, ich will ſchon mein Verſprechen halten, Sie muß ſich nur beſſer anziehen. Philine entſchuldigte ſich, daß ſie wenig auf ihre Garderobe zu verwenden habe, und ſogleich befahl die Gräfin ihren Kammerfrauen, einen engliſchen Hut und ein ſeidnes Halstuch, die leicht auszupacken waren, herauf zu geben. Nun putzte die Gräfin ſelbſt Philinen an, die fortfuhr, ſich mit einer ſcheinheiligen, unſchuldigen Miene gar artig zu gebärden und zu betragen.

Der Graf bot ſeiner Gemahlin die Hand und führte ſie hinunter. Sie grüßte die ganze Geſellſchaft im Vorbeigehen freundlich, und kehrte ſich nochmals gegen Wilhelmen um, indem ſie mit der huldreichſten Miene zu ihm ſagte: wir ſehen uns bald wieder.

So glückliche Ausſichten belebten die ganze Geſellſchaft; jeder ließ nunmehr ſeinen Hoffnungen, Wünſchen und Einbildungen freien Lauf, ſprach von den Rollen, die er ſpielen, von dem Beifall, den er erhalten wollte. Melina überlegte, wie er noch geſchwind, durch einige Vorſtellungen, den Einwohnern des Städtchens etwas Geld abnehmen und zugleich die Geſellſchaft in Athem ſetzen könne, indeß andere in die Küche gingen, um ein beſſeres Mittagseſſen zu beſtellen, als man ſonſt einzunehmen gewohnt war.

Zweytes Capitel.

Nach einigen Tagen kam der Baron, und Melina empfing ihn nicht ohne Furcht. Der Graf hatte ihn als einen Kenner angekündigt, und es war zu besorgen, er werde gar bald die schwache Seite des kleinen Haufens entdecken, und einsehen, daß er keine formirte Truppe vor sich habe, indem sie kaum Ein Stück gehörig besetzen konnten; allein sowohl der Director als die sämmtlichen Glieder waren bald aus aller Sorge, da sie an dem Baron einen Mann fanden, der mit dem größten Enthusiasmus das vaterländische Theater betrachtete, dem ein jeder Schauspieler und jede Gesellschaft willkommen und erfreulich war. Er begrüßte sie alle mit Feyerlichkeit, pries sich glücklich eine Deutsche Bühne so unvermuthet anzutreffen, mit ihr in Verbindung zu kommen, und die vaterländischen Musen in das Schloß seines Verwandten einzuführen. Er brachte bald darauf ein Heft aus der Tasche, in welchem Melina die Puncte des Contractes zu erblicken hoffte; allein es war ganz etwas anderes. Der Baron bat sie, ein Drama, das er selbst verfertigt, und das er von ihnen gespielt zu sehen wünschte, mit Aufmerksamkeit anzuhö-

ren. Willig ſchloſſen ſie einen Kreis, und waren erfreut, mit ſo geringen Koſten ſich in der Gunſt eines ſo nothwendigen Mannes befeſtigen zu können, obgleich ein jeder nach der Dicke des Heftes übermäßig lange Zeit befürchtete. Auch war es wirklich ſo; das Stück war in fünf Acten geſchrieben, und von der Art, die gar kein Ende nimmt.

Der Held war ein vornehmer, tugendhafter, großmüthiger und dabei verkannter und verfolgter Mann, der aber denn doch zuletzt den Sieg über ſeine Feinde davon trug, über welche ſodann die ſtrengſte poetiſche Gerechtigkeit ausgeübt worden wäre, wenn er ihnen nicht auf der Stelle verziehen hätte.

Indem dieſes Stück vorgetragen wurde, hatte jeder Zuhörer Raum genug an ſich ſelbſt zu denken, und ganz ſachte aus der Demuth, zu der er ſich noch vor kurzem geneigt fühlte, zu einer glücklichen Selbſtgefälligkeit empor zu ſteigen, und von da aus die anmuthigſten Ausſichten in die Zukunft zu überſchauen. Diejenigen, die keine ihnen angemeſſene Rolle in dem Stück fanden, erklärten es bei ſich für ſchlecht, und hielten den Baren für einen unglücklichen Autor, dagegen die andern eine Stelle, bei der ſie beklatſcht zu werden hofften, mit dem größten Lobe zur möglichſten Zufriedenheit des Verfaſſers verfolgten.

Mit dem Oekonomiſchen waren ſie geſchwind fertig. Melina wußte zu ſeinem Vortheil mit dem Baren den

Contract abzuſchließen, und ihn vor den übrigen Schauſpielern geheim zu halten.

Ueber Wilhelmen ſprach Melina den Baron im Vorbeigehen, und verſicherte, daß er ſich ſehr gut zum Theaterdichter qualificire, und zum Schauſpieler ſelbſt keine üblen Anlagen habe. Der Baron machte ſogleich mit ihm als einem Collegen Bekanntſchaft, und Wilhelm producirte einige kleine Stücke, die nebſt wenigen Reliquien an jenem Tage, als er den größten Theil ſeiner Arbeiten in Feuer aufgehen ließ, durch einen Zufall gerettet wurden. Der Baron lobte ſowohl die Stücke als den Vortrag, nahm als bekannt an, daß er mit hinüber auf das Schloß kommen würde, verſprach, bei ſeinem Abſchiede, allen die beſte Aufnahme, bequeme Wohnung, gutes Eſſen, Beifall und Geſchenke, und Melina ſetzte noch die Verſicherung eines beſtimmten Taſchengeldes hinzu.

Man kann denken, in welche gute Stimmung durch dieſen Beſuch die Geſellſchaft geſetzt war, indem ſie ſtatt eines ängſtlichen und niedrigen Zuſtandes auf einmal Ehre und Behagen vor ſich ſah. Sie machten ſich ſchon zum voraus auf jene Rechnung luſtig, und jedes hielt für unſchicklich, nur noch irgend einen Groſchen Geld in der Taſche zu behalten.

Wilhelm ging indeſſen mit ſich zu Rathe, ob er die Geſellſchaft auf das Schloß begleiten ſolle, und fand in mehr als einem Sinne räthlich dahin zu gehen. Melina

hoffte bei diesem vortheilhaften Engagement seine Schuld wenigstens zum Theil abtragen zu können, und unser Freund, der auf Menschenkenntniß ausging, wollte die Gelegenheit nicht versäumen, die große Welt näher kennen zu lernen, in der er viele Aufschlüsse über das Leben, über sich selbst und die Kunst zu erlangen hoffte. Dabei durfte er sich nicht gestehen, wie sehr er wünsche, der schönen Gräfin wieder näher zu kommen. Er suchte sich vielmehr im allgemeinen zu überzeugen, welchen großen Vortheil ihm die nähere Kenntniß der vornehmen und reichen Welt bringen würde. Er machte seine Betrachtungen über den Grafen, die Gräfin, den Baron, über die Sicherheit, Bequemlichkeit und Anmuth ihres Betragens, und rief, als er allein war, mit Entzücken aus:

Dreymal glücklich sind diejenigen zu preisen, die ihre Geburt sogleich über die untern Stufen der Menschheit hinaus hebt; die durch jene Verhältnisse, in welchen sich manche gute Menschen die ganze Zeit ihres Lebens abängstigen, nicht durchzugehen, auch nicht einmal darin als Gäste zu verweilen brauchen. Allgemein und richtig muß ihr Blick auf dem höheren Standpuncte werden, leicht ein jeder Schritt ihres Lebens! Sie sind von Geburt an gleichsam in ein Schiff gesetzt, um bei der Ueberfahrt, die wir alle machen müssen, sich des günstigen Windes zu bedienen, und den widrigen abzuwarten, anstatt daß andere nur für ihre Person schwimmend sich abarbeiten, vom günstigen Winde wenig Vor-

theil genießen, und im Sturme mit bald erschöpften Kräften untergehen. Welche Bequemlichkeit, welche Leichtigkeit gibt ein angebornes Vermögen! und wie sicher blühet ein Handel, der auf ein gutes Capital gegründet ist, so daß nicht jeder mißlungene Versuch sogleich in Unthätigkeit versetzt! Wer kann den Werth und Unwerth irdischer Dinge besser kennen, als der sie zu genießen von Jugend auf im Falle war, und wer kann seinen Geist früher auf das Nothwendige, das Nützliche, das Wahre leiten, als der sich von so vielen Irrthümern in einem Alter überzeugen muß, wo es ihm noch an Kräften nicht gebricht, ein neues Leben anzufangen!

So rief unser Freund allen denenjenigen Glück zu, die sich in den höheren Regionen befinden; aber auch denen, die sich einem solchen Kreise nähern, aus diesen Quellen schöpfen können, und pries seinen Genius, der Anstalt machte, auch ihn diese Stufen hinan zu führen.

Indessen mußte Melina, nachdem er lange sich den Kopf zerbrochen, wie er, nach dem Verlangen des Grafen und nach seiner eigenen Ueberzeugung, die Gesellschaft in Fächer eintheilen und einem jeden seine bestimmte Mitwirkung übertragen wollte, zuletzt, da es an die Ausführung kam, sehr zufrieden seyn, wenn er bei einem so geringen Personal die Schauspieler willig fand, sich nach Möglichkeit in diese oder jene Rollen zu schicken. Doch übernahm gewöhnlich Laertes die Liebhaber, Philine die Kammermädchen, die beiden jungen

Frauenzimmer theilten sich in die naiven und zärtlichen Liebhaberinnen, der alte Polterer ward am besten gespielt. Melina selbst glaubte als Chevalier auftreten zu dürfen. Madame Melina mußte, zu ihrem größten Verdruß, in das Fach der jungen Frauen, ja sogar der zärtlichen Mütter übergehen, und weil in den neuern Stücken nicht leicht mehr ein Pedant oder Poet, wenn er auch vorkommen sollte, lächerlich gemacht wird, so mußte der bekannte Günstling des Grafen nunmehr die Präsidenten und Minister spielen, weil diese gewöhnlich als Bösewichter vorgestellt und im fünften Acte übel behandelt werden. Eben so steckte Melina mit Vergnügen, als Kammerjunker oder Kammerherr, die Grobheiten ein, welche ihm von biedern Deutschen Männern, hergebrachtermaßen, in mehreren beliebten Stücken aufgedrungen wurden, weil er sich doch bei dieser Gelegenheit artig herausputzen konnte, und das Air eines Hofmannes, das er vollkommen zu besitzen glaubte, anzunehmen die Erlaubniß hatte.

Es dauerte nicht lange, so kamen von verschiedenen Gegenden mehrere Schauspieler herbeigeflossen, welche ohne sonderliche Prüfung angenommen, aber auch ohne sonderliche Bedingungen festgehalten wurden.

Wilhelm, den Melina vergebens einigemal zu einer Liebhaberrolle zu bereden suchte, nahm sich der Sache mit vielem guten Willen an, ohne daß unser neuer Director seine Bemühungen im mindesten anerkannte;

vielmehr glaubte dieser mit seiner Würde auch alle nöthige Einsicht überkommen zu haben; besonders war das Streichen eine seiner angenehmsten Beschäftigungen, wodurch er ein jedes Stück auf das gehörige Zeitmaß herunter zu setzen wußte, ohne irgend eine andere Rücksicht zu nehmen. Er hatte viel Zuspruch, das Publicum war sehr zufrieden, und die geschmackvollsten Einwohner des Städtchens behaupteten, daß das Theater in der Residenz keinesweges so gut als das ihre bestellt sey.

Drittes Capitel.

Endlich kam die Zeit herbei, daß man sich zur Ueberfahrt schicken, die Kutschen und Wagen erwarten sollte, die unsere ganze Truppe nach dem Schlosse des Grafen hinüber zu führen bestellt waren. Schon zum voraus fielen große Streitigkeiten vor, wer mit dem andern fahren, wie man sitzen sollte. Die Ordnung und Eintheilung ward endlich nur mit Mühe ausgemacht und festgesetzt, doch leider ohne Wirkung. Zur bestimmten Stunde kamen weniger Wagen als man erwartet hatte, und man mußte sich einrichten. Der Baron, der zu Pferde nicht lange hinterdrein folgte, gab zur Ursache an, daß im Schlosse alles in großer Bewegung sey, weil nicht allein der Fürst einige Tage früher eintreffen werde, als man geglaubt, sondern weil auch unerwarteter Besuch schon gegenwärtig angelangt sey; der Platz gebe sehr zusammen, sie würden auch deßwegen nicht so gut logiren, als es ihnen vorher bestimmt habe, welches ihm außerordentlich leid thue.

Man theilte sich in die Wagen, so gut es gehen wollte, und da leidlich Wetter und das Schloß nur einige Stunden entfernt war, machten sich die Lustigsten

lieber zu Fuße auf den Weg, als daß sie die Rückkehr der Kutschen hätten abwarten sollen. Die Caravane zog mit Freudengeschrei aus, zum erstenmal ohne Sorgen wie der Wirth zu bezahlen sey. Das Schloß des Grafen stand ihnen wie ein Feengebäude vor der Seele, sie waren die glücklichsten und fröhlichsten Menschen von der Welt, und jeder knüpfte unterwegs an diesen Tag, nach seiner Art zu denken, eine Reihe von Glück, Ehre und Wohlstand.

Ein starker Regen, der unerwartet einfiel, konnte sie nicht aus diesen angenehmen Empfindungen reißen; da er aber immer anhaltender und stärker wurde, spürten viele von ihnen eine ziemliche Unbequemlichkeit. Die Nacht kam herbei, und erwünschter konnte ihnen nichts erscheinen, als der durch alle Stockwerke erleuchtete Palast des Grafen, der ihnen von einem Hügel entgegen glänzte, so daß sie die Fenster zählen konnten.

Als sie näher kamen, fanden sie auch alle Fenster der Seitengebäude erhellet. Ein jeder dachte bei sich, welches wohl sein Zimmer werden möchte, und die meisten begnügten sich bescheiden mit einer Stube in der Mansarde oder den Flügeln.

Nun fuhren sie durch das Dorf und am Wirthshause vorbei. Wilhelm ließ halten, um dort abzusteigen; allein der Wirth versicherte, daß er ihm nicht den geringsten Raum anweisen könne. Der Herr Graf habe,

weil unvermuthete Gäſte angekommen, ſogleich das ganze Wirthshaus beſprochen, an allen Zimmern ſiehe ſchen ſeit geſtern mit Kreide deutlich angeſchrieben, wer darin wohnen ſolle. Wider ſeinen Willen mußte alſo unſer Freund mit der übrigen Geſellſchaft zum Schloßhofe hineinfahren.

Um die Küchenfeuer in einem Seitengebäude ſahen ſie geſchäftige Köche ſich hin und her bewegen, und waren durch dieſen Anblick ſchon erquickt; eilig kamen Bediente mit Lichtern auf die Treppe des Hauptgebäudes geſprungen, und das Herz der guten Wanderer quoll über dieſen Ausſichten auf. Wie ſehr verwunderten ſie ſich dagegen, als ſich dieſer Empfang in ein entſetzliches Fluchen auflöſ'te. Die Bedienten ſchimpften auf die Fuhrleute, daß ſie hier hereingefahren ſeyen; ſie ſollten umwenden, rief man, und wieder hinaus nach dem alten Schloſſe zu, hier ſey kein Raum für dieſe Gäſte! Einem ſo unfreundlichen und unerwarteten Beſcheide fügten ſie noch allerlei Spöttereyen hinzu, und lachten ſich unter einander aus, daß ſie durch dieſen Irrthum in den Regen geſprengt worden. Es goß noch immer, keine Sterne ſtanden am Himmel, und nun wurde die Geſellſchaft durch einen holperichten Weg zwiſchen zwey Mauern in das alte hintere Schloß gezogen, welches unbewohnt da ſtand, ſeit der Vater des Grafen das vordere gebaut hatte. Theils im Hofe, theils unter einem langen gewölbten Thorwege hielten die Wagen

still, und die Fuhrleute, Anspanner aus dem Dorfe, spannten aus und ritten ihrer Wege.

Da niemand zum Empfange der Gesellschaft sich zeigte, stiegen sie aus, riefen, suchten, vergebens! Alles blieb finster und stille. Der Wind blies durch das hohe Thor, und grauerlich waren die alten Thürme und Höfe, wovon sie kaum die Gestalten in der Finsterniß unterschieden. Sie froren und schauerten, die Frauen fürchteten sich, die Kinder fingen an zu weinen, ihre Ungeduld vermehrte sich mit jedem Augenblicke, und ein so schneller Glückswechsel, auf den niemand vorbereitet war, brachte sie alle ganz und gar aus der Fassung.

Da sie jeden Augenblick erwarteten, daß jemand kommen und ihnen aufschließen werde, da bald Regen, bald Sturm sie täuschte, und sie mehr als einmal den Tritt des erwünschten Schloßvoigts zu hören glaubten, blieben sie eine lange Zeit unmuthig und unthätig, es fiel keinem ein, in das neue Schloß zu gehen, und dort mitleidige Seelen um Hülfe anzurufen. Sie konnten nicht begreifen, wo ihr Freund, der Baron, geblieben sey, und waren in einer höchstbeschwerlichen Lage.

Endlich kamen wirklich Menschen an, und man erkannte an ihren Stimmen jene Fußgänger, die auf dem Wege hinter den Fahrenden zurück geblieben waren. Sie erzählten, daß der Baron mit dem Pferde gestürzt sey, sich am Fuße stark beschädigt habe, und daß man

auch sie, da sie im Schlesse nachgefragt, mit Ungestüm hieher gewiesen habe.

Die ganze Gesellschaft war in der größten Verlegenheit; man rathschlagte, was man thun sollte, und konnte keinen Entschluß fassen. Endlich sah man von weitem eine Laterne kommen, und holte frischen Athem; allein die Hoffnung einer baldigen Erlösung verschwand auch wieder, indem die Erscheinung näher kam und deutlich ward. Ein Reitknecht leuchtete dem bekannten Stallmeister des Grafen vor, und dieser erkundigte sich, als er näher kam, sehr eifrig nach Mademoiselle Philinen. Sie war kaum aus dem übrigen Haufen hervorgetreten, als er ihr sehr dringend anbot, sie in das neue Schloß zu führen, wo ein Plätzchen für sie bei den Kammerjungfern der Gräfin bereitet sey. Sie besann sich nicht lange, das Anerbieten dankbar zu ergreifen, faßte ihn bei dem Arme und wollte, da sie den andern ihren Koffer empfohlen, mit ihm forteilen; allein man trat ihnen in den Weg, fragte, bat, beschwor den Stallmeister, daß er endlich, um nur mit seiner Schönen los zu kommen, alles versprach, und versicherte, in kurzem sollte das Schloß eröffnet und sie auf das beste einquartirt werden. Bald darauf sahen sie den Schein seiner Laterne verschwinden, und hofften lange vergebens auf das neue Licht, das ihnen endlich nach vielem Warten, Schelten und Schmähen erschien, und sie mit einigem Troste und Hoffnung belebte.

Ein alter Hausknecht eröffnete die Thüre des alten Gebäudes, in das sie mit Gewalt eindrangen. Ein jeder sorgte nun für seine Sachen, sie abzupacken, sie herein zu schaffen. Das meiste war, wie die Personen selbst, tüchtig durchweicht. Bei dem Einen Lichte ging alles sehr langsam. Im Gebäude stieß man sich, stolperte, fiel. Man bat um mehr Lichter, man bat um Feuerung. Der einsylbige Hausknecht ließ mit genauer Noth seine Laterne da, ging, und kam nicht wieder.

Nun fing man an das Haus zu durchsuchen; die Thüren aller Zimmer waren offen, große Oefen, gewirkte Tapeten, eingelegte Fußböden waren von seiner vorigen Pracht noch übrig, von anderm Hausgeräthe aber nichts zu finden, kein Tisch, kein Stuhl, kein Spiegel, kaum einige ungeheuere leere Bettstellen, alles Schmuckes und alles Nothwendigen beraubt. Die nassen Koffer und Mantelsäcke wurden zu Sitzen gewählt, ein Theil der müden Wanderer bequemte sich auf dem Fußboden. Wilhelm hatte sich auf einige Stufen gesetzt, Mignon lag auf seinen Knien; das Kind war unruhig, und auf seine Frage, was ihm fehlte? antwortete es: mich hungert! Er fand nichts bei sich, um das Verlangen des Kindes zu stillen, die übrige Gesellschaft hatte jeden Vorrath auch aufgezehrt, und er mußte die arme Creatur ohne Erquickung lassen. Er blieb bei dem ganzen Vorfalle unthätig, still in sich gekehrt: denn er war sehr verdrießlich und grimmig, daß

er

er nicht auf ſeinem Sinne beſtanden und bei dem Wirthshauſe abgeſtiegen ſey, wenn er auch auf dem oberſten Boden hätte ſein Lager nehmen ſollen.

Die Uebrigen gebärdeten ſich jeder nach ſeiner Art. Einige hatten einen Haufen altes Gehölz in einen ungeheuren Kamin des Saals geſchafft und zündeten mit großem Jauchzen den Scheiterhaufen an. Unglücklicherweiſe ward auch dieſe Hoffnung ſich zu trocknen und zu wärmen auf das ſchrecklichſte getäuſcht, denn dieſer Kamin ſtand nur zur Zierde da, und war von oben herein vermauert; der Dampf trat ſchnell zurück und erfüllte auf einmal die Zimmer; das dürre Holz ſchlug praſſelnd in Flammen auf, und auch die Flamme ward herausgetrieben; der Zug, der durch die zerbrochenen Fenſterſcheiben drang, gab ihr eine unſtäte Richtung, man fürchtete das Schloß anzuzünden, mußte das Feuer auseinander ziehen, austreten, dämpfen, der Rauch vermehrte ſich, der Zuſtand wurde unerträglicher, man kam der Verzweiflung nahe.

Wilhelm war vor dem Rauch in ein entferntes Zimmer gewichen, wohin ihm bald Mignon folgte und einen wohlgekleideten Bedienten, der eine hohe hellbrennende, doppelt erleuchtete Laterne trug, hereinführte; dieſer wendete ſich an Wilhelmen, und indem er ihm auf einem ſchön porcellanenen Teller Confect und Früchte überreichte, ſagte er: dieß ſchickt Ihnen das junge Frauenzimmer von drüben, mit der Bitte, zur Geſellſchaft zu

kommen; sie läßt sagen, setzte der Bediente mit einer leichtfertigen Miene hinzu, es gehe ihr sehr wohl, und sie wünsche ihre Zufriedenheit mit ihren Freunden zu theilen.

Wilhelm erwartete nichts weniger als diesen Antrag, denn er hatte Philinen, seit dem Abenteuer der steinernen Bank, mit entschiedener Verachtung begegnet, und war so fest entschlossen, keine Gemeinschaft mehr mit ihr zu machen, daß er im Begriff stand, die süße Gabe wieder zurück zu schicken, als ein bittender Blick Mignons ihn vermochte, sie anzunehmen, und im Namen des Kindes dafür zu danken; die Einladung schlug er ganz aus. Er bat den Bedienten, einige Sorge für die angekommene Gesellschaft zu haben, und erkundigte sich nach dem Baron. Dieser lag zu Bette, hatte aber schon, so viel der Bediente zu sagen wußte, einem andern Auftrag gegeben, für die elend Beherbergten zu sorgen.

Der Bediente ging und hinterließ Wilhelmen eins von seinen Lichtern, das dieser in Ermanglung eines Leuchters auf das Fenstergesims kleben mußte, und nun wenigstens bei seinen Betrachtungen die vier Wände des Zimmers erhellt sah. Denn es währte noch lange, ehe die Anstalten rege wurden, die unsere Gäste zur Ruhe bringen sollten. Nach und nach kamen Lichter, jedoch ohne Lichtputzen, dann einige Stühle, eine Stunde darauf Deckbetten, dann Kissen, alles wohl durchnetzt,

und es war ſchon weit über Mitternacht, als endlich Strohſäcke und Matratzen herbeigeſchafft wurden, die, wenn man ſie zuerſt gehabt hätte, höchſt willkommen geweſen wären.

In der Zwiſchenzeit war auch etwas von Eſſen und Trinken angel[illegible]gt, das ohne viele Kritik genoſſen wurde, ob es gleich einem ſehr unordentlichen Abhub ähnlich ſah, und von der Achtung, die man für die Gäſte hatte, kein ſonderliches Zeugniß ablegte.

Viertes Capitel.

Durch die Unart und den Uebermuth einiger leichtfertigen Gesellen, vermehrte sich die Unruhe und das Uebel der Nacht, indem sie sich einander neckten, aufweckten und sich wechselsweise allerlei Streiche spielten. Der andere Morgen brach an, unter lauten Klagen über ihren Freund, den Baron, daß er sie so getäuscht und ihnen ein ganz anderes Bild von der Ordnung und Bequemlichkeit, in die sie kommen würden, gemacht habe. Doch zur Verwunderung und Trost erschien in aller Frühe der Graf selbst mit einigen Bedienten, und erkundigte sich nach ihren Umständen. Er war sehr entrüstet, als er hörte, wie übel es ihnen ergangen, und der Baron, der gefuhrt herbei hinkte, verklagte den Hausbofmeister, wie befehlswidrig er sich bei dieser Gelegenheit gezeigt, und glaubte ihm ein rechtes Bad angerichtet zu haben.

Der Graf befahl sogleich, daß alles in seiner Gegenwart zur möglichsten Bequemlichkeit der Gäste geordnet werden solle. Darauf kamen einige Officiere, die von den Actricen sogleich Kundschaft nahmen, und der Graf ließ sich die ganze Gesellschaft vorstellen, redete einen jeden bei seinem Namen an, und mischte einige Scherze in die Unterredung, daß alle über einen so gnädigen Herrn ganz

entzückt waren. Endlich mußte Wilhelm auch an die Reihe, an den ſich Mignon anhing. Wilhelm entſchuldigte ſich ſo gut er konnte über ſeine Freiheit, der Graf hingegen ſchien ſeine Gegenwart als bekannt anzunehmen.

Ein Herr, der neben dem Grafen ſtand, den man für einen Officier hielt, ob er gleich keine Uniform anhatte, ſprach beſonders mit unſerm Freunde, und zeichnete ſich vor allen andern aus. Große hellblaue Augen leuchteten unter einer hohen Stirne hervor, nachläſſig waren ſeine blonden Haare aufgeſchlagen, und ſeine mittlere Statur zeigte ein ſehr wackres, feſtes und beſtimmtes Weſen. Seine Fragen waren lebhaft, und er ſchien ſich auf alles zu verſtehen, wonach er fragte.

Wilhelm erkundigte ſich nach dieſem Manne bei dem Baron, der aber nicht viel Gutes von ihm zu ſagen wußte. Er habe den Charakter als Major, ſey eigentlich der Günſtling des Prinzen, verſehe deſſen geheimſte Geſchäfte und werde für deſſen rechten Arm gehalten, ja man habe Urſache zu glauben, er ſey ſein natürlicher Sohn. In Frankreich, England, Italien ſey er mit Geſandtſchaften geweſen, er werde überall ſehr diſtinguirt, und das mache ihn einbildiſch; er wähne, die Deutſche Literatur aus dem Grunde zu kennen, und erlaube ſich allerlei ſchaale Spöttereyen gegen dieſelbe. Er, der Baron, vermeide alle Unterredung mit ihm, und Wilhelm werde wohl thun, ſich auch von ihm entfernt zu halten, denn am Ende gebe er jederman etwas ab.

Man nenne ihn Jarno, wisse aber nicht recht, was man aus dem Namen machen solle.

Wilhelm hatte darauf nichts zu sagen, denn er empfand gegen den Fremden, ob er gleich etwas Kaltes und Abstoßendes hatte, eine gewisse Neigung.

Die Gesellschaft wurde in dem Schlosse eingetheilt, und Melina befahl sehr strenge, sie sollten sich nunmehr ordentlich halten, die Frauen sollten besonders wohnen, und jeder nur auf seine Rollen, auf die Kunst sein Augenmerk und seine Neigung richten. Er schlug Vorschriften und Gesetze, die aus vielen Puncten bestanden, an alle Thüren. Die Summe der Strafgelder war bestimmt, die ein jeder Uebertreter in eine gemeine Büchse entrichten sollte.

Diese Verordnungen wurden wenig geachtet. Junge Officiere gingen aus und ein, spaßten nicht eben auf das feinste mit den Actricen, hatten die Acteure zum besten, und vernichteten die ganze kleine Policeverordnung, noch ehe sie Wurzel fassen konnte. Man jagte sich durch die Zimmer, verkleidete sich, versteckte sich. Melina, der anfangs einigen Ernst zeigen wollte, ward mit allerlei Muthwillen auf das äußerste gebracht, und als ihn bald darauf der Graf holen ließ, um den Platz zu sehen, wo das Theater aufgerichtet werden sollte, ward das Uebel nur immer ärger. Die jungen Herren ersannen sich allerlei platte Späße, durch Hülfe einiger Acteure wurden sie noch plumper, und es schien, als wenn das

ganze alte Schloß vom wüthenden Heere beseſſen ſey; auch endigte der Unfug nicht eher, als bis man zur Tafel ging.

Der Graf hatte Melina'n in einen großen Saal geführt, der noch zum alten Schloſſe gehörte, durch eine Galerie mit dem neuen verbunden war, und worin ein kleines Theater ſehr wohl aufgeſtellt werden konnte. Daſelbſt zeigte der einſichtsvolle Hausherr, wie er alles wolle eingerichtet haben.

Nun ward die Arbeit in großer Eile vorgenommen, das Theatergerüſte aufgeſchlagen und ausgeziert, was man von Decorationen in dem Gepäcke hatte und brauchen konnte, angewendet, und das Uebrige mit Hülfe einiger geſchickten Leute des Grafen verfertiget. Wilhelm griff ſelbſt mit an, half die Perſpective beſtimmen, die Umriſſe abſchnüren, und war höchſt beſchäftigt, daß es nicht unſchicklich werden ſollte. Der Graf, der öfters dazu kam, war ſehr zufrieden damit, zeigte, wie ſe das, was ſie wirklich thaten, eigentlich machen ſollten, und ließ dabei ungemeine Kenntniſſe jeder Kunſt ſehen.

Man fing das Probiren recht ernſtlich an, wozu ſie auch Raum und Muße genug gehabt hätten, wenn ſie nicht von den vielen anweſenden Fremden immer geſtört worden wären. Denn es kamen täglich neue Gäſte an, und ein jeder wollte die Geſellſchaft in Augenſchein nehmen.

Fünftes Capitel.

Der Baron hatte Wilhelmen einige Tage mit der Hoffnung hingehalten, daß er der Gräfin noch besonders vorgestellt werden sollte. — Ich habe, sagte er, dieser vortrefflichen Dame so viel von Ihren geistreichen und empfindungsvollen Stücken erzählt, daß sie nicht erwarten kann, Sie zu sprechen und sich eins und das andere vorlesen zu lassen. Halten Sie sich ja gefaßt auf den ersten Wink hinüber zu kommen, denn bei dem nächsten ruhigen Morgen werden Sie gewiß gerufen werden. Er bezeichnete ihm darauf das Nachspiel, welches er zuerst vorlesen sollte, wodurch er sich ganz besonders empfehlen würde. Die Dame bedaure gar sehr, daß er zu einer solchen unruhigen Zeit eingetroffen sey, und sich mit der übrigen Gesellschaft in dem alten Schlosse schlecht behelfen müsse. —

Mit großer Sorgfalt nahm darauf Wilhelm das Stück vor, womit er seinen Eintritt in die große Welt machen sollte. Du hast, sagte er, bisher im Stillen für dich gearbeitet, nur von einzelnen Freunden Beifall erhalten; du hast eine Zeit lang ganz an deinem Talente verzweifelt, und du mußt immer noch in Sorgen seyn,

ob du denn auch auf dem rechten Wege bist, und ob du so viel Talent als Neigung zum Theater hast. Vor den Ohren solcher geübten Kenner, im Cabinette, wo keine Illusion statt findet, ist der Versuch weit gefährlicher als anderwärts, und ich möchte doch auch nicht gerne zurückbleiben, diesen Genuß an meine vorigen Freuden knüpfen, und die Hoffnung auf die Zukunft erweitern.

Er nahm darauf einige Stücke durch, las sie mit der größten Aufmerksamkeit, corrigirte hier und da, recitirte sie sich laut vor, um auch in Sprache und Ausdruck recht gewandt zu seyn, und steckte dasjenige, welches er am meisten geübt, womit er die größte Ehre einzulegen glaubte, in die Tasche, als er an einem Morgen hinüber vor die Gräfin gefordert wurde.

Der Baron hatte ihm versichert, sie würde allein mit einer guten Freundin seyn. Als er in das Zimmer trat, kam die Baronesse von C** ihm mit vieler Freundlichkeit entgegen, freute sich seine Bekanntschaft zu machen, und präsentirte ihn der Gräfin, die sich eben frisiren ließ, und ihn mit freundlichen Worten und Blicken empfing, neben deren Stuhl er aber leider Philinen knien und allerlei Thorheiten machen sah. — Das schöne Kind, sagte die Baronesse, hat uns verschiedenes vorgesungen. Endige Sie doch das angefangene Liedchen, damit wir nichts davon verlieren. —

Wilhelm hörte das Stückchen mit großer Geduld an, indem er die Entfernung des Friseurs wünschte, ehe er

seine Vorlesung anfangen wollte. Man bot ihm eine Tasse Chocolade an, wozu ihm die Baronesse selbst den Zwieback reichte. Dessen ungeachtet schmeckte ihm das Frühstück nicht, denn er wünschte zu lebhaft der schönen Gräfin irgend etwas vorzutragen, was sie interessiren, wodurch er ihr gefallen könnte. Auch Philine war ihm nur zu sehr im Wege, die ihm als Zuhörerin oft schon unbequem gewesen war. Er sah mit Schmerzen dem Friseur auf die Hände, und hoffte in jedem Augenblicke mehr auf die Vollendung des Baues.

Indessen war der Graf hereingetreten, und erzählte von den heut zu erwartenden Gästen, von der Eintheilung des Tages, und was sonst etwa Häusliches vorkommen möchte. Da er hinaus ging, ließen einige Officiere bei der Gräfin um die Erlaubniß bitten, ihr, weil sie noch vor Tafel wegreiten müßten, aufwarten zu dürfen. Der Kammerdiener war indessen fertig geworden, und sie ließ die Herren hereinkommen.

Die Baronesse gab sich inzwischen Mühe unsern Freund zu unterhalten, und ihm viele Achtung zu bezeigen, die er mit Ehrfurcht, obgleich etwas zerstreut, aufnahm. Er fühlte manchmal nach dem Manuscripte in der Tasche, hoffte auf jeden Augenblick, und fast wollte seine Geduld reißen, als ein Galanteriehändler hereingelassen wurde, der seine Pappen, Kasten, Schachteln unbarmherzig eine nach der andern eröffnete, und

jede Sorte ſeiner Waaren mit einer dieſem Geſchlechte eigenen Zudringlichkeit vorwies.

Die Geſellſchaft vermehrte ſich. Die Baroneſſe ſah Wilhelmen an, und ſprach leiſe mit der Gräfin; er bemerkte es, ohne die Abſicht zu verſtehen, die ihm endlich zu Hauſe klar wurde, als er ſich nach einer ängſtlich und vergebens durchbarrten Stunde wegbegab. Er fand ein ſchönes Engliſches Porteſeuille in der Taſche. Die Baroneſſe hatte es ihm heimlich beizuſtecken gewußt, und gleich darauf folgte der Gräfin kleiner Mohr, der ihm eine artig geſtickte Weſte überbrachte, ohne recht deutlich zu ſagen, woher ſie komme.

Sechstes Capitel.

Das Gemisch der Empfindungen von Verdruß und Dankbarkeit verdarb ihm den ganzen Rest des Tages, bis er gegen Abend wieder Beschäftigung fand, indem Melina ihm eröffnete, der Graf habe von einem Vorspiele gesprochen, das dem Prinzen zu Ehren, den Tag seiner Ankunft, aufgeführt werden sollte. Er wolle darin die Eigenschaften dieses großen Helden- und Menschenfreundes personificirt haben. Diese Tugenden sollten mit einander auftreten, sein Lob verkündigen und zuletzt seine Büste mit Blumen- und Lorbeerkränzen umwinden, wobei sein verzogener Name in dem Fürstenhute durchscheinend glänzen sollte. Der Graf habe ihm aufgegeben, für die Versification und übrige Einrichtung dieses Stückes zu sorgen, und er hoffe, daß ihm Wilhelm, dem es etwas Leichtes sey, hierin gerne beistehen werde.

Wie! rief dieser verdrießlich aus, haben wir nichts als Porträte, verzogene Namen und allegorische Figuren, um einen Fürsten zu ehren, der nach meiner Meinung ein ganz anderes Lob verdient? Wie kann es einem vernünftigen Manne schmeicheln, sich in Effigie aufgestellt und seinen Namen auf geöltem Papiere schim-

mern zu sehen! Ich fürchte sehr, die Allegorien würden, besonders bei unserer Garderobe, zu manchen Zweideutigkeiten und Späßen Anlaß geben. Wollen Sie das Stück machen oder machen lassen, so kann ich nichts dawider haben, nur bitte ich, daß ich damit verschont bleibe.

Melina entschuldigte sich, es sey nur die ungefähre Angabe des Herrn Grafen, der ihnen übrigens ganz überlasse, wie sie das Stück arrangiren wollten. Herzlich gerne, versetzte Wilhelm, trage ich etwas zum Vergnügen dieser vortrefflichen Herrschaft bei, und meine Muse hat noch kein so angenehmes Geschäft gehabt, als zum Lob eines Fürsten, der so viel Verehrung verdient, auch nur stammelnd sich hören zu lassen. Ich will der Sache nachdenken, vielleicht gelingt es mir, unsre kleine Truppe so zu stellen, daß wir doch wenigstens einigen Effect machen.

Von diesem Augenblicke sann Wilhelm eifrig dem Auftrage nach. Ehe er einschlief, hatte er alles schon ziemlich geordnet, und den andern Morgen, bei früher Zeit, war der Plan fertig, die Scenen entworfen, ja schon einige der vornehmsten Stellen und Gesänge in Verse und zu Papiere gebracht.

Wilhelm eilte Morgens gleich den Baron wegen gewisser Umstände zu sprechen, und legte ihm seinen Plan vor. Diesem gefiel er sehr wohl, doch bezeigte er einige Verwunderung. Denn er hatte den Grafen gestern

Abend von einem ganz andern Stücke sprechen hören, welches nach seiner Angabe in Verse gebracht werden sollte.

Es ist mir nicht wahrscheinlich, versetzte Wilhelm, daß es die Absicht des Herrn Grafen gewesen sey, gerade das Stück, so wie er es Melina'n angegeben, fertigen zu lassen: wenn ich nicht irre, so wollte er uns bloß durch einen Fingerzeig auf den rechten Weg weisen. Der Liebhaber und Kenner zeigt dem Künstler an, was er wünscht, und überläßt ihm alsdann die Sorge das Werk hervorzubringen.

Mitnichten, versetzte der Baron; der Herr Graf verläßt sich darauf, daß das Stück so und nicht anders, wie er es angegeben, aufgeführt werde. Das Ihrige hat freilich eine entfernte Aehnlichkeit mit seiner Idee, und wenn wir es durchsetzen und ihn von seinen ersten Gedanken abbringen wollen, so müssen wir es durch die Damen bewirken. Vorzüglich weiß die Baronesse dergleichen Operationen meisterhaft anzulegen; es wird die Frage seyn, ob ihr der Plan so gefällt, daß sie sich der Sache annehmen mag, und dann wird es gewiß gehen.

Wir brauchen ohnedieß die Hülfe der Damen, sagte Wilhelm, denn es möchte unser Personal und unsere Garderobe zu der Ausführung nicht hinreichen. Ich habe auf einige hübsche Kinder gerechnet, die im Hause hin und wieder laufen, und die dem Kammerdiener und dem Haushofmeister zugehören.

Darauf ersuchte er den Baron, die Damen mit seinem Plane bekannt zu machen. Dieser kam bald zurück und brachte die Nachricht, sie wollten ihn selbst sprechen. Heute Abend, wenn die Herren sich zum Spiele setzten, das ohnedieß wegen der Ankunft eines gewissen Generals ernsthafter werden würde als gewöhnlich, wollten sie sich unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in ihr Zimmer zurückziehen, er sollte durch die geheime Treppe eingeführt werden, und könne alsdann seine Sache auf das beste vortragen. Diese Art von Geheimniß gebe der Angelegenheit nunmehr einen doppelten Reiz, und die Baronesse besonders freue sich wie ein Kind auf dieses Rendezvous, und mehr noch darauf, daß es heimlich und geschickt gegen den Willen des Grafen unternommen werden sollte.

Gegen Abend, um die bestimmte Zeit, ward Wilhelm abgeholt und mit Vorsicht hinauf geführt. Die Art, mit der ihm die Baronesse in einem kleinen Cabinette entgegen kam, erinnerte ihn einen Augenblick an vorige glückliche Zeiten. Sie brachte ihn in das Zimmer der Gräfin, und nun ging es an ein Fragen, an ein Untersuchen. Er legte seinen Plan mit der möglichsten Wärme und Lebhaftigkeit vor, so daß die Damen dafür ganz eingenommen wurden, und unsere Leser werden erlauben, daß wir sie auch in der Kürze damit bekannt machen.

In einer ländlichen Scene sollten Kinder das Stück

mit einem Tanze eröffnen, der jenes Spiel vorstellte, wo Eins herum gehen und dem Andern einen Platz abgewinnen muß. Darauf sollten sie mit andern Scherzen abwechseln und zuletzt zu einem immer wiederkehrenden Reihentanze ein fröhliches Lied singen. Darauf sollte der Harfner mit Mignon herbeikommen, Neugierde erregen und mehrere Landleute herbeilocken; der Alte sollte verschiedene Lieder zum Lobe des Friedens, der Ruhe, der Freude singen, und Mignon darauf den Eyertanz tanzen.

In dieser unschuldigen Freude werden sie durch eine kriegerische Musik gestört, und die Gesellschaft von einem Trupp Soldaten überfallen. Die Mannspersonen setzen sich zur Wehre und werden überwunden, die Mädchen fliehen und werden eingeholt. Es scheint alles im Getümmel zu Grunde zu gehen, als eine Person, über deren Bestimmung der Dichter noch ungewiß war, herbei kommt und durch die Nachricht, daß der Heerführer nicht weit sey, die Ruhe wieder herstellt. Hier wird der Charakter des Helden mit den schönsten Zügen geschildert, mitten unter den Waffen Sicherheit versprochen, dem Uebermuth und der Gewaltthätigkeit Schranken gesetzt. Es wird ein allgemeines Fest zu Ehren des großmüthigen Heerführers begangen.

Die Damen waren mit dem Plane sehr zufrieden, nur behaupteten sie, es müsse nothwendig etwas Allegorisches in dem Stücke seyn, um es dem Herrn Grafen an-

angenehm zu machen. Der Baron that den Vorſchlag, den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewaltthätigkeit zu bezeichnen; zuletzt aber müſſe Minerva herbei kommen, ihm Feſſeln anzulegen, Nachricht von der Ankunft des Helden zu geben und deſſen Lob zu preiſen. Die Baroneſſe übernahm das Geſchäft, den Grafen zu überzeugen, daß der von ihm angegebene Plan, nur mit einiger Veränderung, ausgeführt worden ſey; dabei verlangte ſie ausdrücklich, daß am Ende des Stücks nothwendig die Büſte, der verzogene Namen und der Fürſtenhut erſcheinen müßten, weil ſonſt alle Unterhandlung vergeblich ſeyn würde.

Wilhelm, der ſich ſchon im Geiſte vorgeſtellt hatte, wie fein er ſeinen Helden aus dem Munde der Minerva preiſen wollte, gab nur nach langem Widerſtande in dieſem Puncte nach, allein er fühlte ſich auf eine ſehr angenehme Weiſe gezwungen. Die ſchönen Augen der Gräfin und ihr liebenswürdiges Betragen hätten ihn gar leicht bewogen, auch auf die ſchönſte und angenehmſte Empfindung, auf die ſo erwünſchte Einheit einer Compoſition und auf alle ſchicklichen Details Verzicht zu thun, und gegen ſein poetiſches Gewiſſen zu handeln. Eben ſo ſtand auch ſeinem bürgerlichen Gewiſſen ein harter Kampf bevor, indem bei beſtimmterer Austheilung der Rollen die Damen ausdrücklich darauf beſtanden, daß er mitſpielen müſſe.

Laertes hatte zu ſeinem Theil jenen gewaltthätigen

Kriegsgott erhalten. Wilhelm sollte den Anführer der Landleute vorstellen, der einige sehr artige und gefühlvolle Verse zu sagen hatte. Nachdem er sich eine Zeit lang gesträubt, mußte er sich endlich doch ergeben; besonders fand er keine Entschuldigung, da die Baronesse ihm vorstellte, die Schaubühne hier auf dem Schlosse sey ohnedem nur als ein Gesellschaftstheater anzusehen, auf dem sie gern, wenn man nur eine schickliche Einleitung machen könnte, mitzuspielen wünschte. Darauf entließen die Damen unsern Freund mit vieler Freundlichkeit. Die Baronesse versicherte ihm, daß er ein unvergleichlicher Mensch sey, und begleitete ihn bis an die kleine Treppe, wo sie ihm mit einem Händedruck gute Nacht gab.

Siebentes Capitel.

Befeuert durch den aufrichtigen Antheil, den die Frauenzimmer an der Sache nahmen, ward der Plan, der ihm durch die Erzählung gegenwärtiger geworden war, ganz lebendig. Er brachte den größten Theil der Nacht und den andern Morgen mit der sorgfältigsten Versification des Dialogs und der Lieder zu.

Er war so ziemlich fertig, als er in das neue Schloß gerufen wurde, wo er hörte, daß die Herrschaft, die eben frühstückte, ihn sprechen wollte. Er trat in den Saal, die Baronesse kam ihm wieder zuerst entgegen, und unter dem Vorwande, als wenn sie ihm einen guten Morgen bieten wollte, lispelte sie heimlich zu ihm: Sagen Sie nichts von Ihrem Stücke, als was Sie gefragt werden.

Ich höre, rief ihm der Graf zu, Sie sind recht fleißig und arbeiten an meinem Vorspiele, das ich zu Ehren des Prinzen geben will. Ich billige, daß Sie eine Minerva darin anbringen wollen, und ich denke bei Zeiten darauf, wie die Göttin zu kleiden ist, damit man nicht gegen das Costüme verstößt. Ich lasse deßwegen aus meiner Bibliothek alle Bücher herbeibringen, worin sich das Bild derselben befindet.

In eben dem Augenblicke traten einige Bedienten mit großen Körben voll Bücher allerlei Formats in den Saal.

Montfaucon, die Sammlungen antiker Statuen, Gemmen und Münzen, alle Arten mythologischer Schriften wurden aufgeschlagen und die Figuren verglichen. Aber auch daran war es noch nicht genug! Des Grafen vortreffliches Gedächtniß stellte ihm alle Minerven vor, die etwa noch auf Titelkupfern, Vignetten oder sonst vorkommen mochten. Es mußte deßhalb ein Buch nach dem andern aus der Bibliothek herbei geschafft werden, so daß der Graf zuletzt in einem Haufen von Büchern saß. Endlich, da ihm keine Minerva mehr einfiel, rief er mit Lachen aus: Ich wollte wetten, daß nun keine Minerva mehr in der ganzen Bibliothek sey, und es möchte wohl das erstemal vorkommen, daß eine Büchersammlung so ganz und gar des Bildes ihrer Schutzgöttin entbehren muß.

Die ganze Gesellschaft freute sich über den Einfall, und besonders Jarno, der den Grafen immer mehr Bücher herbeizuschaffen gereizt hatte, lachte ganz unmäßig.

Nunmehr, sagte der Graf, indem er sich zu Wilhelm wendete, ist es eine Hauptsache, welche Göttin meynen Sie? Minerva oder Pallas? die Göttin des Kriegs oder der Künste?

Sollte es nicht am schicklichsten seyn, Ew. Excellenz, versetzte Wilhelm, wenn man hierüber sich nicht be-

ſtimmt ausdrückte, und ſie, eben weil ſie in der Mythologie eine doppelte Perſon ſpielt, auch hier in doppelter Qualität erſcheinen ließe. Sie meldet einen Krieger an, aber nur um das Volk zu beruhigen, ſie preiſ't einen Helden, indem ſie ſeine Menſchlichkeit erhebt, ſie überwindet die Gewaltthätigkeit, und ſtellt die Freude und Ruhe unter dem Volke wieder her.

Die Baroneſſe, der es bange wurde, Wilhelm möchte ſich verrathen, ſchob geſchwinde den Leibſchneider der Gräfin dazwiſchen, der ſeine Meinung abgeben mußte, wie ein ſolcher antiker Rock auf das beſte gefertiget werden könnte. Dieſer Mann, in Maskenarbeiten erfahren, wußte die Sache ſehr leicht zu machen, und da Madame Melina, ungeachtet ihrer hohen Schwangerſchaft, die Rolle der himmliſchen Jungfrau übernommen hatte, ſo wurde er angewieſen, ihr das Maß zu nehmen, und die Gräfin bezeichnete, wiewohl mit einigem Unwillen ihrer Kammerjungfern, die Kleider aus der Garderobe, welche dazu verſchnitten werden ſollten.

Auf eine geſchickte Weiſe wußte die Baroneſſe Wilhelmen wieder bei Seite zu ſchaffen, und ließ ihn bald darauf wiſſen, ſie habe die übrigen Sachen auch beſorgt. Sie ſchickte ihm zugleich den Muſicus, der des Grafen Hauscapelle dirigirte, damit dieſer theils die nothwendigen Stücke componiren, theils ſchickliche Melodien aus dem Muſikvorrathe dazu ausſuchen ſollte. Nunmehr ging alles nach Wunſche, der Graf fragte dem Stücke

nicht weiter nach, sondern war hauptsächlich mit der transparenten Decoration beschäftigt, welche am Ende des Stückes die Zuschauer überraschen sollte. Seine Erfindung und die Geschicklichkeit seines Conditors brachten zusammen wirklich eine recht angenehme Erleuchtung zuwege. Denn auf seinen Reisen hatte er die größten Feyerlichkeiten dieser Art gesehen, viele Kupfer und Zeichnungen mitgebracht, und wußte, was dazu gehörte, mit vielem Geschmacke anzugeben.

Unterdessen endigte Wilhelm sein Stück, gab einem jeden seine Rolle, übernahm die seinige, und der Musicus, der sich zugleich sehr gut auf den Tanz verstand, richtete das Ballet ein, und so ging alles zum besten.

Nur ein unerwartetes Hinderniß legte sich in den Weg, das ihm eine böse Lücke zu machen drohte. Er hatte sich den größten Effect von Mignon's Exertanze versprochen, und wie erstaunt war er daher, als das Kind ihm, mit seiner gewöhnlichen Trockenheit, abschlug zu tanzen, versicherte, es sey nunmehr sein und werde nicht mehr auf das Theater gehen. Er suchte es durch allerlei Zureden zu bewegen, und ließ nicht eher ab, als bis es bitterlich zu weinen anfing, ihm zu Füßen fiel und rief: lieber Vater! bleib auch du von den Bretern! Er merkte nicht auf diesen Wink, und sann, wie er durch eine andere Wendung die Scene interessant machen wollte.

Philine, die eins von den Landmädchen machte, und in dem Reihentanz die einzelne Stimme singen und die

Verse dem Chore zubringen sollte, freute sich recht ausgelassen darauf. Uebrigens ging es ihr vollkommen nach Wunsche, sie hatte ihr besonderes Zimmer, war immer um die Gräfin, die sie mit ihren Affenpossen unterhielt, und dafür täglich etwas geschenkt bekam: ein Kleid zu diesem Stücke wurde auch für sie zurechte gemacht; und weil sie von einer leichten nachahmenden Natur war, so hatte sie sich bald aus dem Umgange der Damen so viel gemerkt, als sich für sie schickte, und war in kurzer Zeit voll Lebensart und guten Betragens geworden. Die Sorgfalt des Stallmeisters nahm mehr zu als ab, und da die Officiere auch stark auf sie eindrangen, und sie sich in einem so reichlichen Elemente befand, fiel es ihr ein, auch einmal die Sprode zu spielen, und auf eine geschickte Weise sich in einem gewissen vornehmen Ansehen zu üben. Kalt und fein wie sie war, kannte sie in acht Tagen die Schwächen des ganzen Hauses, daß, wenn sie absichtlich hätte verfahren können, sie gar leicht ihr Glück würde gemacht haben. Allein auch hier bediente sie sich ihres Vortheils nur, um sich zu belustigen, um sich einen guten Tag zu machen und impertinent zu seyn, wo sie merkte, daß es ohne Gefahr geschehen konnte.

Die Rollen waren gelernt, eine Hauptprobe des Stücks ward befohlen, der Graf wollte dabei seyn, und seine Gemahlin fing an zu sorgen, wie er es aufnehmen möchte. Die Baronesse berief Wilhelmen heimlich, und

man zeigte, je näher die Stunde herbei rückte, immer mehr Verlegenheit: denn es war doch eben ganz und gar nichts von der Idee des Grafen übrig geblieben. Jarno, der eben hereintrat, wurde in das Geheimniß gezogen. Es freute ihn herzlich, und er war geneigt, seine guten Dienste den Damen anzubieten. Es wäre gar schlimm, sagte er, gnädige Frau, wenn Sie sich aus dieser Sache nicht heraushelfen wollten; doch auf alle Fälle will ich im Hinterhalte liegen bleiben. Die Baroneſſe erzählte hierauf, wie ſie bisher dem Grafen das ganze Stück, aber nur immer ſtellenweiſe und ohne Ordnung erzählt habe, daß er alſo auf jedes Einzelne vorbereitet ſey, nur ſtehe er freilich in Gedanken, das Ganze werde mit ſeiner Idee zuſammentreffen. Ich will mich, ſagte ſie, heute Abend in der Probe zu ihm ſetzen, und ihn zu zerſtreuen ſuchen. Den Conditor habe ich auch ſchon vorgehabt, daß er ja die Decorationen am Ende recht ſchön macht, dabei aber doch etwas Geringes fehlen läßt.

Ich wüßte einen Hof, verſetzte Jarno, wo wir ſo thätige und kluge Freunde brauchten, als Sie ſind. Will es heute Abend mit Ihren Künſten nicht mehr fort, ſo winken Sie mir, und ich will den Grafen heraus holen, und ihn nicht eher wieder hinein laſſen, bis Minerva auftritt und von der Illumination bald Succurs zu hoffen iſt. Ich habe ihm ſchon ſeit einigen Tagen etwas zu eröffnen, das ſeinen Vetter betrifft, und das ich noch immer aus Urſachen aufgeſchoben habe. Es wird ihm

auch das eine Distraction geben, und zwar nicht die angenehmste.

Einige Geschäfte hinderten den Grafen, beim Anfange der Probe zu seyn, dann unterhielt ihn die Baroneße. Jarno's Hülfe war gar nicht nöthig. Denn indem der Graf genug zurecht zu weisen, zu verbessern und anzuordnen hatte, vergaß er sich ganz und gar darüber, und da Frau Melina zuletzt nach seinem Sinne sprach, und die Illuminarien gut ausfiel, bezeigte er sich vollkommen zufrieden. Erst als alles vorbei war, und man zum Spiele ging, schien ihm der Unterschied aufzufallen, und er fing an nachzudenken, ob denn das Stück auch wirklich von seiner Erfindung sey? Auf einen Wink fiel nun Jarno aus seinem Hinterhalte hervor, der Abend verging, die Nachricht, daß der Prinz wirklich komme, bestätigte sich, man ritt einigemal aus, die Avantgarde in der Nachbarschaft campiren zu sehen, das Haus war voll Lärmen und Unruhe, und unsere Schauspieler, die nicht immer zum besten von den unwilligen Bedienten versorgt wurden, mußten, ohne daß jemand sonderlich sich ihrer erinnerte, in dem alten Schlosse ihre Zeit in Erwartungen und Uebungen zubringen.

Achtes Capitel.

Endlich war der Prinz angekommen; die Generalität, die Stabsofficiere und das übrige Gefolge, das zu gleicher Zeit eintraf, die vielen Menschen, die theils zum Besuche, theils geschäftswegen einsprachen, machten das Schloß einem Bienenstocke ähnlich, der eben schwärmen will. Jederman drängte sich herbei, den vortrefflichen Fürsten zu sehen, und jederman bewunderte seine Leutseligkeit und Herablassung, jederman erstaunte in dem Helden und Heerführer zugleich den gefälligsten Hofmann zu erblicken.

Alle Hausgenossen mußten nach Ordre des Grafen bei der Ankunft des Fürsten auf ihrem Posten seyn, kein Schauspieler durfte sich blicken lassen, weil der Prinz mit den vorbereiteten Feverlichkeiten überrascht werden sollte, und so schien er auch des Abends, als man ihn in den großen wohlerleuchteten und mit gewirkten Tapeten des vorigen Jahrhunderts ausgezierten Saal führte, ganz und gar nicht auf ein Schauspiel, vielweniger auf ein Vorspiel zu seinem Lobe, vorbereitet zu seyn. Alles lief auf das beste ab, und die Truppe mußte nach vollendeter Vorstellung herbei und sich dem

Prinzen zeigen, der jeden auf die freundlichste Weise etwas zu fragen, jedem auf die gefälligste Art etwas zu sagen wußte. Wilhelm als Autor mußte besonders vertreten, und ihm ward gleichfalls sein Theil Beifall zu gespendet.

Nach dem Vorspiele fragte niemand sonderlich, in einigen Tagen war es, als wenn nichts dergleichen wäre aufgeführt worden, außer daß Jarno mit Wilhelmen gelegentlich davon sprach, und es sehr verständig lobte; nur setzte er hinzu: es ist Schade, daß Sie mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse spielen. — Mehrere Tage lag Wilhelmen dieser Ausdruck im Sinne, er wußte nicht, wie er ihn auslegen, noch was er daraus nehmen sollte.

Unterdessen spielte die Gesellschaft jeden Abend so gut, als sie es nach ihren Kräften vermochte, und that das Mögliche, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich zu ziehen. Ein unverdienter Beifall munterte sie auf, und in ihrem alten Schlosse glaubten sie nun wirklich, eigentlich um ihretwillen dränge sich die große Versammlung herbei, nach ihren Vorstellungen ziehe sich die Menge der Fremden, und sie seyen der Mittelpunct, um den und um deßwillen sich alles drehe und bewege.

Wilhelm allein bemerkte zu seinem großen Verdrusse gerade das Gegentheil. Denn obgleich der Prinz die ersten Vorstellungen von Anfange bis zu Ende auf seinem Sessel sitzend, mit der größten Gewissenhaftigkeit abwartete, so schien er sich doch nach und nach auf eine

gute Weise davon zu dispensiren. Gerade diejenigen, welche Wilhelm im Gespräche als die Verständigsten gefunden hatte, Jarno an ihrer Spitze, brachten nur flüchtige Augenblicke im Theatersaale zu, übrigens saßen sie im Vorzimmer, spielten, oder schienen sich von Geschäften zu unterhalten.

Wilhelmen verdroß gar sehr, bei seinen anhaltenden Bemühungen des erwünschtesten Beifalls zu entbehren. Bei der Auswahl der Stücke, der Abschrift der Rollen, den häufigen Proben, und was sonst nur immer vorkommen konnte, ging er Melina'n eifrig zur Hand, der ihn denn auch, seine eigene Unzulänglichkeit im Stillen fühlend, zuletzt gewähren ließ. Die Rollen memorirte Wilhelm mit Fleiß, und trug sie mit Wärme und Lebhaftigkeit, und mit so viel Anstand vor, als die wenige Bildung erlaubte, die er sich selbst gegeben hatte.

Die fortgesetzte Theilnahme des Barons benahm indeß der übrigen Gesellschaft jeden Zweifel, indem er sie versicherte, daß sie die größten Effecte hervorbringe, besonders indem sie eins seiner eigenen Stücke aufführte, nur bedauerte er, daß der Prinz eine ausschließende Neigung für das Französische Theater habe, daß ein Theil seiner Leute hingegen, worunter sich Jarno besonders auszeichne, den Ungeheuern der Englischen Bühne einen leidenschaftlichen Vorzug gebe.

War nun auf diese Weise die Kunst unsrer Schauspieler nicht auf das beste bemerkt und bewundert, so

waren dagegen ihre Personen den Zuschauern und Zuschauerinnen nicht völlig gleichgültig. Wir haben schon oben angezeigt, daß die Schauspielerinnen gleich von Anfang die Aufmerksamkeit junger Officiere erregten; allein sie waren in der Folge glücklicher und machten wichtigere Eroberungen. Doch wir schweigen davon und bemerken nur, daß Wilhelm der Gräfin von Tag zu Tag interessanter vorkam, so wie auch in ihm eine stille Neigung gegen sie aufzukeimen anfing. Sie konnte, wenn er auf dem Theater war, die Augen nicht von ihm abwenden, und er schien bald nur allein gegen sie gerichtet zu spielen und zu recitiren. Sich wechselseitig anzusehen, war ihnen ein unaussprechliches Vergnügen, dem sich ihre harmlosen Seelen ganz überließen, ohne lebhaftere Wünsche zu nähren, oder für irgend eine Folge besorgt zu seyn.

Wie über einen Fluß hinüber, der sie scheidet, zwey feindliche Vorposten sich ruhig und lustig zusammen besprechen, ohne an den Krieg zu denken, in welchem ihre beiderseitigen Parteyen begriffen sind, so wechselte die Gräfin mit Wilhelm bedeutende Blicke über die ungeheure Kluft der Geburt und des Standes hinüber, und jedes glaubte an seiner Seite, sicher seinen Empfindungen nachhängen zu dürfen.

Die Baronesse hatte sich indessen den Laertes ausgesucht, der ihr als ein wackerer, munterer Jüngling besonders gefiel, und der, so sehr Weiberfeind er war, doch

ein vorbeigehendes Abenteuer nicht verſchmähete, und wirklich dießmal wider Willen durch die Leutſeligkeit und das einnehmende Weſen der Baroneſſe gefeſſelt worden wäre, hätte ihm der Baron zufällig nicht einen guten, oder, wenn man will, einen ſchlimmen Dienſt erzeigt, indem er ihn mit den Geſinnungen dieſer Dame näher bekannt machte.

Denn als Laertes ſie einſt laut rühmte, und ſie allen andern ihres Geſchlechts vorzog, verſetzte der Baron ſcherzend: ich merke ſchon, wie die Sachen ſtehen, unſre liebe Freundin hat wieder einen für ihre Ställe gewonnen. Dieſes unglückliche Gleichniß, das nur zu klar auf die gefährlichen Liebkoſungen einer Circe deutete, verdroß Laertes über die Maßen, und er konnte dem Baron nicht ohne Aergerniß zuhören, der ohne Bar[m]herzigkeit fortfuhr:

Jeder Fremde glaubt, daß er der erſte ſey, dem ein ſo angenehmes Betragen gelte; aber er irrt gewaltig, denn wir alle ſind einmal auf dieſem Wege herumgeführt worden; Mann, Jüngling oder Knabe, er ſey wer er ſey, muß ſich eine Zeitlang ihr ergeben, ihr anhängen, und ſich mit Sehnſucht um ſie bemühen.

Den Glücklichen, der eben, in die Gärten einer Zauberin hinein tretend, von allen Seligkeiten eines künſtlichen Frühlings empfangen wird, kann nichts unangenehmer überraſchen, als wenn ihm, deſſen Ohr ganz

auf den Gesang der Nachtigall lauscht, irgend ein verwandelter Vorfahr unvermuthet entgegen grunzt.

Laertes schämte sich nach dieser Entdeckung recht von Herzen, daß ihn seine Eitelkeit nochmals verleitet habe, von irgend einer Frau auch nur im mindesten gut zu denken. Er vernachläßigte sie nunmehr völlig, hielt sich zu dem Stallmeister, mit dem er fleißig focht und auf die Jagd ging, bei Proben und Vorstellungen aber sich betrug, als wenn dieß bloß eine Nebensache wäre.

Der Graf und die Gräfin ließen manchmal Morgens einige von der Gesellschaft rufen, da jeder denn immer Philinens unverdientes Glück zu beneiden Ursache fand. Der Graf hatte seinen Liebling, den Pedanten, oft stundenlang bei seiner Toilette. Dieser Mensch ward nach und nach bekleidet, und bis auf Uhr und Dose equipirt und ausgestattet.

Auch wurde die Gesellschaft manchmal sammt und sonders nach Tafel vor die hohen Herrschaften gefordert. Sie schätzten sich es zur größten Ehre, und bemerkten es nicht, daß man zu eben derselben Zeit durch Jäger und Bediente eine Anzahl Hunde hereinbringen, und Pferde im Schloßhofe vorführen ließ.

Man hatte Wilhelmen gesagt, daß er ja gelegentlich des Prinzen Liebling, Racine, loben, und dadurch auch von sich eine gute Meinung erwecken solle. Er fand dazu an einem solchen Nachmittage Gelegenheit, da er

auch mit vorgefordert worden war, und der Prinz ihn fragte, ob er auch fleißig die großen Französischen Theaterschriftsteller lese, darauf ihm denn Wilhelm mit einem sehr lebhaften Ja antwortete. Er bemerkte nicht, daß der Fürst, ohne seine Antwort abzuwarten, schon im Begriff war, sich weg und zu jemand andern zu wenden, er faßte ihn vielmehr sogleich und trat ihm beinah in den Weg, indem er fortfuhr: er schätze das Französische Theater sehr hoch und lese die Werke der großen Meister mit Entzücken; besonders habe er zu wahrer Freude gehört, daß der Fürst den großen Talenten eines Racine völlige Gerechtigkeit widerfahren lasse. Ich kann es mir vorstellen, fuhr er fort, wie vornehme und erhabene Personen einen Dichter schätzen müssen, der die Zustände ihrer höheren Verhältnisse so vortrefflich und richtig schildert. Corneille hat, wenn ich so sagen darf, große Menschen dargestellt, und Racine vornehme Personen. Ich kann mir, wenn ich seine Stücke lese, immer den Dichter denken, der an einem glänzenden Hofe lebt, einen großen König vor Augen hat, mit den Besten umgeht, und in die Geheimnisse der Menschheit, dringt, wie sie sich hinter kostbar gewirkten Tapeten verbergen. Wenn ich seinen Britannicus, seine Berenice studire, so kommt es mir wirklich vor, ich sey am Hofe, sey in das Große und Kleine dieser Wohnungen der irdischen Götter geweihr, und ich sehe, durch die Augen eines feinfühlenden Franzosen, Könige, die eine ganze Nation

an-

anbeter, Hofleute, die von viel Tausenden beneidet werden, in ihrer natürlichen Gestalt mit ihren Fehlern und Schmerzen. Die Anekdote, daß Racine sich zu Tode gegrämt habe, weil Ludwig der Vierzehnte ihn nicht mehr angesehen, ihn seine Unzufriedenheit fühlen lassen, ist mir ein Schlüssel zu allen seinen Werken, und es ist unmöglich, daß ein Dichter von so großen Talenten, dessen Leben und Tod an den Augen eines Königes hängt, nicht auch Stücke schreiben solle, die des Beifalls eines Königes und eines Fürsten werth seyen.

Jarno war herbei getreten und hörte unserem Freunde mit Verwunderung zu; der Fürst, der nicht geantwortet und nur mit einem gefälligen Blicke seinen Beifall gezeigt hatte, wandte sich seitwärts, obgleich Wilhelm, dem es noch unbekannt war, daß es nicht anständig sey, unter solchen Umständen einen Discurs fortzusetzen und eine Materie erschöpfen zu wollen, noch gerne mehr gesprochen und dem Fürsten gezeigt hätte, daß er nicht ohne Nutzen und Gefühl seinen Lieblingsdichter gelesen.

Haben Sie denn niemals, sagte Jarno, indem er ihn beiseite nahm, ein Stück von Shakespearen gesehen?

Nein, versetzte Wilhelm: denn seit der Zeit, daß sie in Deutschland bekannter geworden sind, bin ich mit dem Theater unbekannt worden, und ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll, daß sich zufällig eine alte jugendliche Liebhaberey und Beschäftigung gegenwärtig wieder

erneuerte. Indeſſen hat mich alles, was ich von jenen Stücken gehört, nicht neugierig gemacht, ſolche ſeltſame Ungeheuer näher kennen zu lernen, die über alle Wahrſcheinlichkeit, allen Wohlſtand hinauszuſchreiten ſcheinen.

Ich will Ihnen denn doch rathen, verſetzte jener, einen Verſuch zu machen; es kann nichts ſchaden, wenn man auch das Seltſame mit eigenen Augen ſieht. Ich will Ihnen ein Paar Theile borgen, und Sie können Ihre Zeit nicht beſſer anwenden, als wenn Sie ſich gleich von allem losmachen, und in der Einſamkeit Ihrer alten Wohnung in die Zauberlaterne dieſer unbekannten Welt ſehen. Es iſt ſündlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, dieſe Affen menſchlicher auszuputzen, und dieſe Hunde tanzen zu lehren. Nur Eins bedinge ich mir aus, daß Sie ſich an die Form nicht ſtoßen; das Uebrige kann ich Ihrem richtigen Gefühle überlaſſen.

Die Pferde ſtanden vor der Thür, und Jarno ſetzte ſich mit einigen Cavalieren auf, um ſich mit der Jagd zu erluſtigen. Wilhelm ſah ihm traurig nach. Er hätte gern mit dieſem Manne noch vieles geſprochen, der ihm, wiewohl auf eine unfreundliche Art, neue Ideen gab, Ideen, deren er bedurfte.

Der Menſch kommt manchmal, indem er ſich einer Entwicklung ſeiner Kräfte, Fähigkeiten und Begriffe nähert, in eine Verlegenheit, aus der ihm ein guter Freund leicht helfen konnte. Er gleicht einem Wanderer, der nicht weit von der Herberge in's Waſſer fällt;

griffe jemand sogleich zu, risse ihn an's Land, so wäre es um einmal naß werden getban, anstatt daß er sich auch wohl selbst, aber am jenseitigen Ufer, heraus hilft, und einen beschwerlichen weiten Umweg nach seinem bestimmten Ziele zu machen hat.

Wilhelm fing an zu wittern, daß es in der Welt anders zugehe, als er es sich gedacht. Er sah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen und Großen in der Nähe, und verwunderte sich, wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten. Ein Heer auf dem Marsche, ein fürstlicher Held an seiner Spitze, so viele mitwirkende Krieger, so viele zudringende Verehrer erhöhten seine Einbildungskraft. In dieser Stimmung erhielt er die versprochenen Bücher, und in kurzem, wie man es vermuthen kann, ergriff ihn der Strom jenes großen Genius, und führte ihn einem unübersehlichen Meere zu, worin er sich gar bald völlig vergaß und verlor.

Neuntes Capitel.

Das Verhältniß des Barons zu den Schauspielern hatte seit ihrem Aufenthalte im Schlosse verschiedene Veränderungen erlitten. Im Anfange gereichte es zu beiderseitiger Zufriedenheit: denn indem der Baron das erstemal in seinem Leben eines seiner Stücke, mit denen er ein Gesellschaftstheater schon belebt hatte, in den Händen wirklicher Schauspieler und auf dem Wege zu einer anständigen Vorstellung sah, war er von dem besten Humor, bewies sich freigebig, und kaufte bei jedem Galanteriehändler, deren sich manche einstellten, kleine Geschenke für die Schauspielerinnen, und wußte den Schauspielern manche Bouteille Champagner extra zu verschaffen; dagegen gaben sie sich auch mit seinen Stücken alle Mühe, und Wilhelm sparte keinen Fleiß, die herrlichen Reden des vortrefflichen Helden, dessen Rolle ihm zugefallen war, auf das genaueste zu memoriren.

Indessen hatten sich doch auch nach und nach einige Mißhelligkeiten eingeschlichen. Die Vorliebe des Barons für gewisse Schauspieler wurde von Tag zu Tag merklicher, und nothwendig mußte dieß die übrigen verdrießen. Er erhob seine Günstlinge ganz ausschließlich, und

brachte dadurch Eifersucht und Uneinigkeit unter die Gesellschaft. Melina, der sich bei streitigen Fällen ohnedem nicht zu helfen wußte, befand sich in einem sehr unangenehmen Zustande. Die Gepriesenen nahmen das Lob an, ohne sonderlich dankbar zu seyn, und die Zurückgesetzten ließen auf allerlei Weise ihren Verdruß spüren, und wußten ihrem erst hochverehrten Gönner den Aufenthalt unter ihnen auf eine oder die andere Weise unangenehm zu machen; ja es war ihrer Schadenfreude keine geringe Nahrung, als ein gewisses Gedicht, dessen Verfasser man nicht kannte, im Schlosse viele Bewegung verursachte. Bisher hatte man sich immer, doch auf eine ziemlich feine Weise, über den Umgang des Barons mit den Komödianten aufgehalten, man hatte allerlei Geschichten auf ihn gebracht, gewisse Vorfälle ausgeputzt, und ihnen eine lustige und interessante Gestalt gegeben. Zuletzt fing man an zu erzählen, es entstehe eine Art von Handwerksneid zwischen ihm und einigen Schauspielern, die sich auch einbildeten, Schriftsteller zu seyn, und auf diese Sage gründet sich das Gedicht, von welchem wir sprachen, und welches lautete wie folgt:

Ich armer Teufel, Herr Baron,
Beneide Sie um Ihren Stand.
Um Ihren Platz so nah am Thron,
Und um manch schön Stück Acker Land,
Um Ihres Vaters festes Schloß,
Um seine Wildbahn und Geschoß.

Mich armen Teufel, Herr Baron,
Beneiden Sie, so wie es scheint,
Weil die Natur vom Knaben schon
Mit mir es mütterlich gemeint.
Ich ward mit leichtem Muth und Kopf,
Zwar arm, doch nicht ein armer Tropf.

Nun dächt' ich, lieber Herr Baron,
Wir ließen's beide wie wir sind:
Sie blieben des Herrn Vaters Sohn,
Und ich blieb' meiner Mutter Kind.
Wir leben ohne Neid und Haß,
Begehren nicht des Andern Titel,
Sie keinen Platz auf dem Parnaß,
Und keinen ich in dem Capitel.

Die Stimmen über dieses Gedicht, das in einigen fast unleserlichen Abschriften sich in verschiedenen Händen befand, waren sehr getheilt, auf den Verfasser aber wußte niemand zu muthmaßen, und als man mit einiger Schadenfreude sich darüber zu ergötzen anfing, erklärte sich Wilhelm sehr dagegen.

Wir Deutschen, rief er aus, verdienten, daß unsere Musen in der Verachtung blieben, in der sie so lange geschmachtet haben, da wir nicht Männer von Stande zu schätzen wissen, die sich mit unserer Literatur auf irgend eine Weise abgeben mögen. Geburt, Stand und Vermögen stehen in keinem Widerspruch mit Genie und Geschmack, das haben uns fremde Nationen gelehrt, welche unter ihren besten Köpfen eine große Anzahl Edelleute zählen. War es bisher in Deutschland ein Wunder, wenn ein Mann von Geburt sich den Wissenschaften

widmete, wurden bisher nur wenige berühmte Namen durch ihre Neigung zu Kunst und Wissenschaft noch berühmter; stiegen dagegen manche aus der Dunkelheit hervor, und traten wie unbekannte Sterne an den Horizont: so wird das nicht immer so seyn, und wenn ich mich nicht sehr irre, so ist die erste Classe der Nation auf dem Wege, sich ihrer Vortheile auch zu Erringung des schönsten Kranzes der Musen in Zukunft zu bedienen. Es ist mir daher nichts unangenehmer, als wenn ich nicht allein den Bürger oft über den Edelmann, der die Musen zu schätzen weiß, spotten, sondern auch Personen von Stande selbst, mit unüberlegter Laune und niemals zu billigender Schadenfreude, ihresgleichen von einem Wege abschrecken sehe, auf dem einen jeden Ehre und Zufriedenheit erwartet.

Es schien die letzte Aeußerung gegen den Grafen gerichtet zu seyn, von welchem Wilhelm gehört hatte, daß er das Gedicht wirklich gut finde. Freilich war diesem Herrn, der immer auf seine Art mit dem Baron zu scherzen pflegte, ein solcher Anlaß sehr erwünscht, seinen Verwandten auf alle Weise zu plagen. Jederman hatte seine eigenen Muthmaßungen, wer der Verfasser des Gedichtes seyn könnte, und der Graf, der sich nicht gern im Scharfsinn von jemand übertroffen sah, fiel auf einen Gedanken, den er sogleich zu beschwören bereit war: das Gedicht könnte sich nur von seinem Pedanten herschreiben, der ein sehr feiner Bursche sey, und an

walkt, und seinen neuen braunen Rock über und über weiß, als wenn er mit Müllern Händel gehabt, bestäubt und befleckt sahen.

Der Graf, der sogleich hiervon Nachricht erhielt, brach in einen unbeschreiblichen Zorn aus. Er behandelte diese That als das größte Verbrechen, qualificirte sie zu einem beleidigten Burgfrieden, und ließ durch seinen Gerichtshalter die strengste Inquisition vornehmen. Der weißbestäubte Rock sollte eine Hauptanzeige geben. Alles, was nur irgend mit Puder und Mehl im Schlosse zu schaffen haben konnte, wurde mit in die Untersuchung gezogen, jedoch vergebens.

Der Baron versicherte bei seiner Ehre feyerlich: jene Art zu scherzen habe ihm freilich sehr mißfallen, und das Betragen des Herrn Grafen sey nicht das freundschaftlichste gewesen, aber er habe sich darüber hinauszusetzen gewußt, und an dem Unfall, der dem Poeten oder Pasquillanten, wie man ihn nennen wolle, begegnet, habe er nicht den mindesten Antheil.

Die übrigen Bewegungen der Fremden und die Unruhe des Hauses brachten bald die ganze Sache in Vergessenheit, und der unglückliche Günstling mußte das Vergnügen, fremde Federn eine kurze Zeit getragen zu haben, theuer bezahlen.

Unsere Truppe, die regelmäßig alle Abende fortspielte, und im ganzen sehr wohl gehalten wurde, fing nun an, je besser es ihr ging, desto größere Anforderun-

gen zu machen. In kurzer Zeit war ihnen Essen, Trinken, Aufwartung, Wohnung zu gering, und sie lagen ihrem Beschützer, dem Baron, an, daß er für sie besser sorgen, und ihnen zu dem Genusse und der Bequemlichkeit, die er ihnen versprechen, doch endlich verhelfen solle. Ihre Klagen wurden lauter, und die Bemühungen ihres Freundes, ihnen genug zu thun, immer fruchtloser.

Wilhelm kam indessen, außer in Proben und Spielstunden, wenig mehr zum Vorscheine. In einem der hintersten Zimmer verschlossen, wozu nur Mignon und dem Harfner der Zutritt gerne verstattet wurde, lebte und webte er in der Shakespearischen Welt, so daß er außer sich nichts kannte noch empfand.

Man erzählt von Zauberern, die durch magische Formeln eine ungeheure Menge allerlei geistiger Gestalten in ihre Stube herbeizieben. Die Beschwörungen sind so kräftig, daß sie bald den Raum des Zimmers ausfüllen, und die Geister, bis an den kleinen gezogenen Kreis hingedrängt, um denselben und über dem Haupte des Meisters in ewig drehender Verwandlung sich bewegend vermehren. Jeder Winkel ist vollgepfropft, und jedes Gesims besetzt. Ever dehnen sich aus, und Riesengestalten ziehen sich in Pilze zusammen. Unglücklicherweise hat der Schwarzkünstler das Wort vergessen, womit er diese Geisterfluth wieder zur Ebbe bringen könnte. — So saß Wilhelm, und mit unbekannter

Bewegung wurden tauſend Empfindungen und Fähigkeiten in ihm rege, von denen er keinen Begriff und keine Ahnung gehabt hatte. Nichts konnte ihn aus dieſem Zuſtande reißen, und er war ſehr unzufrieden, wenn irgend jemand zu kommen Gelegenheit nahm, um ihn von dem, was auswärts vorging, zu unterhalten.

So merkte er kaum auf, als man ihm die Nachricht brachte, es ſollte in dem Schloßhofe eine Execution vorgehen und ein Knabe geſtäupt werden, der ſich eines nächtlichen Einbruchs verdächtig gemacht habe, und da er den Rock eines Perückenmachers trage, wahrſcheinlich mit unter den Meuchlern geweſen ſey. Der Knabe läugne zwar auf das hartnäckigſte, und man könne ihn deßwegen nicht förmlich beſtrafen, wolle ihm aber als einem Vagabunden einen Denkzettel geben und ihn weiter ſchicken, weil er einige Tage in der Gegend herumgeſchwärmt ſey, ſich des Nachts in den Mühlen aufgehalten, endlich eine Leiter an eine Gartenmauer angelehnt habe, und herüber geſtiegen ſey.

Wilhelm fand an dem ganzen Handel nichts ſonderlich merkwürdig, als Mignon haſtig herein kam und ihm verſicherte, der Gefangene ſey Friedrich, der ſich ſeit den Händeln mit dem Stallmeiſter von der Geſellſchaft und aus unſern Augen verloren hatte.

Wilhelm, den der Knabe intereſſirte, machte ſich eilends auf, und fand im Schloßhofe ſchon Zurüſtungen. Denn der Graf liebte die Feyerlichkeit auch in dergleis

chen Fällen. Der Knabe wurde herbeigebracht: Wilhelm trat dazwischen und bat, daß man inne halten möchte, indem er den Knaben kenne, und vorher erst verschiedenes seinetwegen anzubringen habe. Er hatte Mühe mit seinen Vorstellungen durchzudringen, und erhielt endlich die Erlaubniß, mit dem Delinquenten allein zu sprechen. Dieser versicherte, von dem Ueberfalle, bei dem ein Acteur sollte gemißhandelt worden seyn, wisse er gar nichts. Er sey nur um das Schloß herum gestreift, und des Nachts herein geschlichen, um Philinen aufzusuchen, deren Schlafzimmer er ausgekundschaftet gehabt und es auch gewiß würde getroffen haben, wenn er nicht unterwegs aufgefangen worden wäre.

Wilhelm, der, zur Ehre der Gesellschaft, das Verhältniß nicht gerne entdecken wollte, eilte zu dem Stallmeister und bat ihn, nach seiner Kenntniß der Personen und des Hauses, diese Angelegenheit zu vermitteln und den Knaben zu befreien.

Dieser launige Mann erdachte, unter Wilhelms Beistand, eine kleine Geschichte, daß der Knabe zur Truppe gehört habe, von ihr entlaufen sey, doch wieder gewünscht, sich bei ihr einzufinden und aufgenommen zu werden. Er habe deßwegen die Absicht gehabt, bei Nachtzeit einige seiner Gönner aufzusuchen, und sich ihnen zu empfehlen. Man bezeugte übrigens, daß er sich sonst gut aufgeführt, die Damen mischten sich darein, und er ward entlassen.

Wilhelm nahm ihn auf, und er war nunmehr die dritte Perſon der wunderbaren Familie, die Wilhelm ſeit einiger Zeit als ſeine eigene anſah. Der Alte und Mignon nahmen den Wiederkehrenden freundlich auf, und alle drey verbanden ſich nunmehr, ihrem Freunde und Beſchützer aufmerkſam zu dienen, und ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

Zehntes Capitel.

Philine wußte sich nun täglich besser bei den Damen einzuschmeicheln. Wenn sie zusammen allein waren, leitete sie meistentheils das Gespräch auf die Männer, welche kamen und gingen, und Wilhelm war nicht der letzte, mit dem man sich beschäftigte. Dem klugen Mädchen blieb es nicht verborgen, daß er einen tiefen Eindruck auf das Herz der Gräfin gemacht habe; sie erzählte daher von ihm, was sie wußte und nicht wußte; hütete sich aber irgend etwas vorzubringen, das man zu seinem Nachtheil hätte deuten können, und rühmte dagegen seinen Edelmuth, seine Freigebigkeit und besonders seine Sittsamkeit im Betragen gegen das weibliche Geschlecht. Alle übrigen Fragen, die an sie geschahen, beantwortete sie mit Klugheit, und als die Baroneße die zunehmende Neigung ihrer schönen Freundin bemerkte, war auch ihr diese Entdeckung sehr willkommen. Denn ihre Verhältniße zu mehrern Männern, besonders in diesen letzten Tagen zu Jarno, blieben der Gräfin nicht verborgen, deren reine Seele einen solchen Leichtsinn nicht ohne Mißbilligung und ohne sanften Tadel bemerken konnte.

Auf dieſe Weiſe hatte die Baroneſſe ſowohl als Philine, jede ein beſonderes Intereſſe, unſern Freund der Gräfin näher zu bringen, und Philine hoffte noch überdieß bei Gelegenheit wieder für ſich zu arbeiten, und die verlorne Gunſt des jungen Mannes ſich wo möglich wieder zu erwerben.

Eines Tags, als der Graf mit der übrigen Geſellſchaft auf die Jagd geritten war, und man die Herren erſt den andern Morgen zurück erwartete, erſann ſich die Baroneſſe einen Scherz, der völlig in ihrer Art war; denn ſie liebte die Verkleidungen und kam, um die Geſellſchaft zu überraſchen, bald als Bauermädchen, bald als Page, bald als Jägerburſche zum Vorſchein. Sie gab ſich dadurch das Anſehn einer kleinen Fee, die überall, und gerade da, wo man ſie am wenigſten vermuthet, gegenwärtig iſt. Nichts glich ihrer Freude, wenn ſie unerkannt eine Zeit lang die Geſellſchaft bedient, oder ſonſt unter ihr gewandelt hatte, und ſie ſich zuletzt auf eine ſcherzhafte Weiſe zu entdecken wußte.

Gegen Abend ließ ſie Wilhelmen auf ihr Zimmer fordern, und da ſie eben noch etwas zu thun hatte, ſollte Philine ihn vorbereiten.

Er kam und fand, nicht ohne Verwunderung, ſtatt der gnädigen Frauen, das leichtfertige Mädchen im Zimmer. Sie begegnete ihm mit einer gewiſſen anſtändigen

Freimüthigkeit, in der ſie ſich bisher geübt hatte, und nöthigte ihn dadurch gleichfalls zur Höflichkeit.

Zuerſt ſcherzte ſie im allgemeinen über das gute Glück, das ihn verfolge, und ihn auch, wie ſie wohl merke, gegenwärtig hierher gebracht habe; ſodann warf ſie ihm auf eine angenehme Art ſein Betragen vor, womit er ſie bisher gequält habe, ſchalt und beſchuldigte ſich ſelbſt, geſtand, daß ſie ſonſt wohl ſo ſeine Begegnung verdient, machte eine ſo aufrichtige Beſchreibung ihres Zuſtandes, den ſie den vorigen nannte, und ſetzte hinzu: daß ſie ſich ſelbſt verachten müſſe, wenn ſie nicht fähig wäre ſich zu ändern, und ſich ſeiner Freundſchaft werth zu machen.

Wilhelm war über dieſe Rede betroffen. Er hatte zu wenig Kenntniß der Welt, um zu wiſſen, daß eben ganz leichtſinnige und der Beſſerung unfähige Menſchen ſich oft am lebhafteſten anklagen, ihre Fehler mit großer Freimüthigkeit bekennen und bereuen, ob ſie gleich nicht die mindeſte Kraft in ſich haben, von dem Wege zurück zu treten, auf den eine übermüthige Natur ſie hinreißt. Er konnte daher nicht unfreundlich gegen die zierliche Sünderin bleiben; er ließ ſich mit ihr in ein Geſpräch ein, und vernahm von ihr den Vorſchlag zu einer ſonderbaren Verkleidung, womit man die ſchöne Gräfin zu überraſchen gedachte.

Er fand dabei einiges Bedenken, das er Philinen nicht verhehlte; allein die Baroneſſe, welche in dem

Au=

Augenblick hereintrat, ließ ihm keine Zeit zu Zweifeln übrig, ſie zog ihn vielmehr mit ſich fort, indem ſie verſicherte, es ſey eben die rechte Stunde.

Es war dunkel geworden, und ſie führte ihn in die Garderobe des Grafen, ließ ihn ſeinen Rock ausziehen, und in den ſeidnen Schlafreck des Grafen hinein ſchlüpfen, ſetzte ihm darauf die Mütze mit dem rothen Bande auf, führte ihn in's Cabinet und hieß ihn ſich in den großen Seſſel ſetzen und ein Buch nehmen, zündete die argantiſche Lampe ſelbſt an, die vor ihm ſtand, und unterrichtete ihn, was er zu thun, und was er für eine Rolle zu ſpielen habe.

Man werde, ſagte ſie, der Gräfin die unvermuthete Ankunft ihres Gemahls und ſeine üble Laune ankündigen; ſie werde kommen, einigemal im Zimmer auf- und abgehn, ſich alsdann auf die Lehne des Seſſels ſetzen, ihren Arm auf ſeine Schultern legen, und einige Worte ſprechen. Er ſolle ſeine Ehemannsrolle ſo lange und ſo gut als möglich ſpielen; wenn er ſich aber endlich entdecken müßte, ſo ſolle er hübſch artig und galant ſeyn.

Wilhelm ſaß nun unruhig genug in dieſer wunderlichen Maske; der Vorſchlag hatte ihn überraſcht, und die Ausführung eilte der Ueberlegung zuvor. Schon war die Baroneſſe wieder zum Zimmer hinaus, als er erſt bemerkte, wie gefährlich der Poſten war, den er eingenommen hatte. Er läugnete ſich nicht, daß die

Schönheit, die Jugend, die Anmuth der Gräfin einigen Eindruck auf ihn gemacht hatten; allein da er seiner Natur nach von aller leeren Galanterie weit entfernt war, und ihm seine Grundsätze einen Gedanken an ernsthaftere Unternehmungen nicht erlaubten, so war er wirklich in diesem Augenblicke in nicht geringer Verlegenheit. Die Furcht, der Gräfin zu mißfallen, oder ihr mehr als billig zu gefallen, war gleich groß bei ihm.

Jeder weibliche Reiz, der jemals auf ihn gewirkt hatte, zeigte sich wieder vor seiner Einbildungskraft. Mariane erschien ihm im weißen Morgenkleide, und flehte um sein Andenken. Philinens Liebenswürdigkeit, ihre schönen Haare, und ihr einschmeichelndes Betragen waren durch ihre neueste Gegenwart wieder wirksam geworden; doch alles trat wie hinter den Flor der Entfernung zurück, wenn er sich die edle, blühende Gräfin dachte, deren Arm er in wenig Minuten an seinem Halse fühlen sollte, deren unschuldige Liebkosungen er zu erwidern aufgefordert war.

Die sonderbare Art, wie er aus dieser Verlegenheit sollte gezogen werden, ahnete er freilich nicht. Denn wie groß war sein Erstaunen, ja sein Schrecken, als hinter ihm die Thür sich auftha, und er bei dem ersten verstohlnen Blick in den Spiegel den Grafen ganz deutlich erblickte, der mit einem Lichte in der Hand herein trat. Sein Zweifel, was er zu thun habe, ob er sitzen bleiben oder aufstehen, fliehen, bekennen, läugnen oder

um Vergebung bitten ſolle, dauerte nur einige Augenblicke. Der Graf, der unbeweglich in der Thür ſtehen geblieben war, trat zurück und machte ſie ſachte zu. In dem Moment ſprang die Baroneſſe zur Seitenthür herein, löſchte die Lampe aus, riß Wilhelmen vom Stuhle, und zog ihn nach ſich in das Cabinet. Geſchwind warf er den Schlafrock ab, der ſogleich wieder ſeinen gewöhnlichen Platz erhielt. Die Baroneſſe nahm Wilhelms Rock über den Arm, und eilte mit ihm durch einige Stuben, Gänge und Verſchläge in ihr Zimmer, wo Wilhelm, nachdem ſie ſich erholt hatte, von ihr vernahm: ſie ſey zu der Gräfin gekommen, um ihr die erdichtete Nachricht von der Ankunft des Grafen zu bringen. Ich weiß es ſchon, ſagte die Gräfin: was mag wohl begegnet ſeyn? Ich habe ihn ſo eben zum Seitenthor herein reiten ſehen. Erſchrocken ſey die Baroneſſe ſogleich auf des Grafen Zimmer gelaufen, um ihn abzuholen.

Unglücklicherweiſe ſind Sie zu ſpät gekommen! rief Wilhelm aus; der Graf war vorhin im Zimmer, und hat mich ſitzen ſehen.

Hat er Sie erkannt?

Ich weiß es nicht. Er ſah mich im Spiegel, ſo wie ich ihn, und eh' ich wußte, ob es ein Geſpenſt oder er ſelbſt war, trat er ſchon wieder zurück, und drückte die Thüre hinter ſich zu.

Die Verlegenheit der Baroneſſe vermehrte ſich, als

ein Bedienter sie zu rufen kam, und anzeigte, der Graf befinde sich bei seiner Gemahlin. Mit schwerem Herzen ging sie hin, und fand den Grafen zwar still und in sich gekehrt, aber in seinen Aeußerungen milder und freundlicher als gewöhnlich. Sie wußte nicht, was sie denken sollte. Man sprach von den Vorfällen der Jagd und den Ursachen seiner früheren Zurückkunft. Das Gespräch ging bald aus. Der Graf ward stille, und besonders mußte der Baronesse auffallen, als er nach Wilhelm fragte, und den Wunsch äußerte, man möchte ihn rufen lassen, damit er etwas vorlese.

Wilhelm, der sich im Zimmer der Baronesse wieder angekleidet und einigermaßen erholt hatte, kam nicht ohne Sorgen auf den Befehl herbei. Der Graf gab ihm ein Buch, aus welchem er eine abenteuerliche Novelle nicht ohne Beklemmung verlas. Sein Ton hatte etwas Unsicheres, Zitterndes, das glücklicherweise dem Inhalt der Geschichte gemäß war. Der Graf gab einigemal freundliche Zeichen des Beifalls, und lobte den besondern Ausdruck der Vorlesung, da er zuletzt unsern Freund entließ.

Eilftes Capitel.

Wilhelm hatte kaum einige Stücke Shakespears gelesen, als ihre Wirkung auf ihn so stark wurde, daß er weiter fortzufahren nicht im Stande war. Seine ganze Seele gerieth in Bewegung. Er suchte Gelegenheit, mit Jarno zu sprechen, und konnte ihm nicht genug für die verschaffte Freude danken.

Ich habe es wohl vorausgesehen, sagte dieser, daß Sie gegen die Trefflichkeit des außerordentlichsten und wunderbarsten aller Schriftsteller nicht unempfindlich bleiben würden.

Ja, rief Wilhelm aus, ich erinnere mich nicht, daß ein Buch, ein Mensch oder irgend eine Begebenheit des Lebens so große Wirkungen auf mich hervorgebracht hätte, als die köstlichen Stücke, die ich durch Ihre Gütigkeit habe kennen lernen. Sie scheinen ein Werk eines himmlischen Genius zu seyn, der sich den Menschen nähert, um sie mit sich selbst auf die gelindeste Weise bekannt zu machen. Es sind keine Gedichte! Man glaubt vor den aufgeschlagenen, ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust, und sie mit Gewalt rasch hin und wieder

blättert. Ich bin über die Stärke und Zartheit, über die Gewalt und Ruhe so erstaunt und außer aller Fassung gebracht, daß ich nur mit Sehnsucht auf die Zeit warte, da ich mich in einem Zustande befinden werde, weiter zu lesen.

Brave, sagte Jarno, indem er unserm Freunde die Hand reichte und sie ihm drückte, so wollte ich es haben! und die Folgen, die ich hoffe, werden gewiß auch nicht ausbleiben. —

Ich wünschte, versetzte Wilhelm, daß ich Ihnen alles, was gegenwärtig in mir vorgeht, entdecken könnte. Alle Vorgefühle, die ich jemals über Menschheit und ihre Schicksale gehabt, die mich von Jugend auf, mir selbst unbemerkt, begleiteten, finde ich in Shakespears Stücken erfüllt und entwickelt. Es scheint, als wenn er uns alle Räthsel offenbarte, ohne daß man doch sagen kann: hier oder da ist das Wort der Auflösung. Seine Menschen scheinen natürliche Menschen zu seyn, und sie sind es doch nicht. Diese geheimnißvollsten und zusammengesetztesten Geschöpfe der Natur handeln vor uns in seinen Stücken, als wenn sie Uhren wären, deren Zifferblatt und Gehäuse man von Krystall gebildet hätte, sie zeigten nach ihrer Bestimmung den Lauf der Stunden an, und man kann zugleich das Räder- und Federwerk erkennen das sie treibt. Diese wenigen Blicke die ich in Shakespears Welt gethan, reizen mich mehr als irgend etwas andres, in der wirkli-

chen Welt ſchnellere Fortſchritte vorwärts zu thun, mich in die Fluth der Schickſale zu miſchen, die über ſie verhängt ſind, und dereinſt, wenn es mir glücken ſollte, aus dem großen Meere der wahren Natur wenige Becher zu ſchöpfen, und ſie von der Schaubühne dem lechzenden Publicum meines Vaterlandes auszuſpenden.

Wie freut mich die Gemüthsverfaſſung, in der ich Sie ſehe, verſetzte Jarno, und legte dem bewegten Jüngling die Hand auf die Schulter. Laſſen Sie den Vorſatz nicht fahren, in ein thätiges Leben überzugehen, und eilen Sie, die guten Jahre, die Ihnen gegönnt ſind, wacker zu nutzen. Kann ich Ihnen behülflich ſeyn, ſo geſchieht es von ganzem Herzen. Noch habe ich nicht gefragt, wie Sie in dieſe Geſellſchaft gekommen ſind, für die Sie weder geboren noch erzogen ſeyn können. So viel hoffe ich und ſehe ich, daß Sie ſich heraus ſehnen. Ich weiß nichts von Ihrer Herkunft, von Ihren häuslichen Umſtänden; überlegen Sie, was Sie mir vertrauen wollen. So viel kann ich Ihnen nur ſagen, die Zeiten des Krieges, in denen wir leben, können ſchnelle Wechſel des Glückes hervorbringen; mögen Sie Ihre Kräfte und Talente unſerm Dienſte widmen, Mühe, und wenn es Noth thut, Gefahr nicht ſcheuen, ſo habe ich eben jetzo eine Gelegenheit, Sie an einen Platz zu ſtellen, den eine Zeit lang bekleidet zu haben Sie in der Folge nicht gereuen wird. Wilhelm konnte ſeinen Dank nicht genug ausdrücken, und war willig

seinem Freunde und Beschützer die ganze Geschichte seines Lebens zu erzählen.

Sie hatten sich unter diesem Gespräche weit in den Park verloren, und waren auf die Landstraße, welche durch denselben ging, gekommen. Jarno stand einen Augenblick still, und sagte: bedenken Sie meinen Vorschlag, entschließen Sie sich, geben Sie mir in einigen Tagen Antwort, und schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich versichre Sie, es ist mir bisher unbegreiflich gewesen, wie Sie sich mit solchem Volke haben gemein machen können. Ich hab' es oft mit Ekel und Verdruß gesehen, wie Sie, um nur einigermaßen leben zu können, Ihr Herz an einen herumziehenden Bänkelsänger und an ein albernes zwitterhaftes Geschöpf hängen mußten.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als ein Officier zu Pferde eilends herankam, dem ein Reitknecht mit einem Handpferd folgte. Jarno rief ihm einen lebhaften Gruß zu. Der Officier sprang vom Pferde, beide umarmten sich und unterhielten sich mit einander, indem Wilhelm, bestürzt über die lezten Worte seines kriegerischen Freundes, in sich gekehrt an der Seite stand. Jarno durchblätterte einige Papiere, die ihm der Ankommende überreicht hatte; dieser aber ging auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand, und rief mit Emphase: ich treffe Sie in einer würdigen Gesellschaft; folgen Sie dem Rathe Ihres Freundes, und erfüllen Sie dadurch zugleich die

Wünsche eines Unbekannten, der herzlichen Theil an Ihnen nimmt. Er sprach's, umarmte Wilhelmen, drückte ihn mit Lebhaftigkeit an seine Brust. Zu gleicher Zeit trat Jarno herbei, und sagte zu dem Fremden: es ist am besten, ich reite gleich mit Ihnen hinein, so können Sie die nöthigen Ordres erhalten, und Sie reiten noch vor Nacht wieder fort. Beide schwangen sich darauf zu Pferde, und überließen unsern verwunderten Freund seinen eigenen Betrachtungen.

Die letzten Worte Jarno's klangen noch in seinen Ohren. Ihm war unerträglich, das Paar menschlicher Wesen, das ihm unschuldigerweise seine Neigung abgewonnen hatte, durch einen Mann, den er so sehr verehrte, so tief herunter gesetzt zu sehen. Die sonderbare Umarmung des Officiers, den er nicht kannte, machte wenig Eindruck auf ihn, sie beschäftigte seine Neugierde und Einbildungskraft einen Augenblick; aber Jarno's Reden hatten sein Herz getroffen; er war tief verwundet, und nun brach er auf seinem Rückwege gegen sich selbst in Vorwürfe aus, daß er nur einen Augenblick die hartherzige Kälte Jarno's, die ihm aus den Augen herausspähe, und aus allen seinen Gebärden spreche, habe verkennen und vergessen mögen. — Nein, rief er aus, du bildest dir nur ein, du abgestorbener Weltmann, daß du ein Freund seyn könnest! Alles was du mir anbieten magst, ist der Empfindung nicht werth, die mich an diese Unglücklichen bindet. Welch ein Glück, daß ich

noch bei Zeiten entdecke, was ich von dir zu erwarten hätte! —

Er schloß Mignon, die ihm entgegen kam, in die Arme, und rief aus: nein, uns soll nichts trennen, du gutes kleines Geschöpf! Die scheinbare Klugheit der Welt soll mich nicht vermögen, dich zu verlassen, noch zu vergessen, was ich dir schuldig bin.

Das Kind dessen heftige Liebkosungen er sonst abzulehnen pflegte, erfreute sich dieses unerwarteten Ausdrucks der Zärtlichkeit, und hing sich so fest an ihn, daß er es nur mit Mühe zuletzt los werden konnte.

Seit dieser Zeit gab er mehr auf Jarno's Handlungen acht, die ihm nicht alle lobenswürdig schienen; ja es kam wohl manches vor, das ihm durchaus mißfiel. So hatte er zum Beispiel starken Verdacht, das Gedicht auf den Baron, welches der arme Pedant so theuer hatte bezahlen müssen, sey Jarno's Arbeit. Da nun dieser in Wilhelms Gegenwart über den Vorfall gescherzt hatte, glaubte unser Freund hierin das Zeichen eines höchst verderbenen Herzens zu erkennen; denn was konnte boshafter seyn, als einen Unschuldigen, dessen Leiden man verursacht, zu verspotten, und weder an Genugthuung noch Entschädigung zu denken. Gern hätte Wilhelm sie selbst veranlaßt, denn er war durch einen sehr sonderbaren Zufall den Thätern jener nächtlichen Mißhandlung auf die Spur gekommen.

Man hatte ihm bisher immer zu verbergen gewußt,

daß einige junge Officiere, im unteren Saale des alten Schlosses, mit einem Theile der Schauspieler und Schauspielerinnen ganze Nächte auf eine lustige Weise zubrachten. Eines Morgens, als er nach seiner Gewohnheit früh aufgestanden, kam er von ungefähr in das Zimmer, und fand die jungen Herren, die eine höchst sonderbare Toilette zu machen im Begriff stunden. Sie hatten in einen Napf mit Wasser Kreide eingerieben, und trugen den Teig mit einer Bürste auf ihre Westen und Beinkleider, ohne sie auszuziehen, und stellten also die Reinlichkeit ihrer Garderobe auf das schnellste wieder her. Unserm Freunde, der sich über diese Handgriffe wunderte, fiel der weiß bestäubte und befleckte Rock des Pedanten ein; der Verdacht wurde um so viel stärker, als er erfuhr, daß einige Verwandte des Barons sich unter der Gesellschaft befänden.

Um diesem Verdacht näher auf die Spur zu kommen, suchte er die jungen Herren mit einem kleinen Frühstücke zu beschäftigen. Sie waren sehr lebhaft, und erzählten viele lustige Geschichten. Der eine besonders, der eine Zeitlang auf Werbung gestanden, wußte nicht genug die List und Thätigkeit seines Hauptmanns zu rühmen, der alle Arten von Menschen an sich zu ziehen, und jeden nach seiner Art zu überlisten verstand. Umständlich erzählte er, wie junge Leute von gutem Hause und sorgfältiger Erziehung, durch allerlei Vorspiegelungen einer anständigen Versorgung, betrogen worden,

und lachte herzlich über die Gimpel, denen es im Anfange so wohl gethan habe, sich von einem angesehenen, tapferen, klugen und freigebigen Officier geschätzt und hervorgezogen zu sehen.

Wie segnete Wilhelm seinen Genius, der ihm so unvermuthet den Abgrund zeigte, dessen Rande er sich unschuldigerweise genähert hatte. Er sah nun in Jarno nichts als den Werber; die Umarmung des fremden Officiers war ihm leicht erklärlich. Er verabscheute die Gesinnungen dieser Männer, und vermied von dem Augenblicke mit irgend jemand, der eine Uniform trug, zusammen zu kommen, und so wäre ihm die Nachricht, daß die Armee weiter vorwärts rücke, sehr angenehm gewesen, wenn er nicht zugleich hätte fürchten müssen, aus der Nähe seiner schönen Freundin, vielleicht auf immer, verbannt zu werden.

Zwölftes Capitel.

Inzwischen hatte die Baroneſſe mehrere Tage, von Sorgen und einer unbefriedigten Neugierde gepeinigt, zugebracht. Denn das Betragen des Grafen ſeit jenem Abenteuer war ihr ein völliges Räthſel. Er war ganz aus ſeiner Manier herausgegangen; von ſeinen gewöhnlichen Scherzen hörte man keinen. Seine Forderungen an die Geſellſchaft und an die Bedienten hatten ſehr nachgelaſſen. Von Pedanterie und gebieteriſchem Weſen merkte man wenig, vielmehr war er ſtill und in ſich gekehrt, jedoch ſchien er heiter, und wirklich ein anderer Menſch zu ſeyn. Bei Vorleſungen, zu denen er zuweilen Anlaß gab, wählte er ernſthafte, oft religiöſe Bücher, und die Baroneſſe lebte in beſtändiger Furcht, es möchte hinter dieſer anſcheinenden Ruhe ſich ein geheimer Groll verbergen, ein ſtiller Vorſatz, den Frevel, den er ſo zufällig entdeckt, zu rächen. Sie entſchloß ſich daher, Jarno zu ihrem Vertrauten zu machen, und ſie konnte es um ſo mehr, als ſie mit ihm in einem Verhältniſſe ſtand, in dem man ſich ſonſt wenig zu verbergen pflegt. Jarno war ſeit kurzer Zeit ihr entſchiedener Freund; doch waren ſie klug genug, ihre Neigung und

ihre Freuden vor der lärmenden Welt, die sie umgab, zu verbergen. Nur den Augen der Gräfin war dieser neue Roman nicht entgangen, und höchst wahrscheinlich suchte die Baronesse ihre Freundin gleichfalls zu beschäftigen, um den stillen Vorwürfen zu entgehen, welche sie denn doch manchmal von jener edlen Seele zu erdulden hatte.

Kaum hatte die Baronesse ihrem Freunde die Geschichte erzählt, als er lachend ausrief: da glaubt der Alte gewiß sich selbst gesehen zu haben! er fürchtet, daß ihm diese Erscheinung Unglück, ja vielleicht gar den Tod bedeute, und nun ist er zahm geworden, wie alle die Halbmenschen, wenn sie an die Auflösung denken, welcher niemand entgangen ist, noch entgehen wird. Nur stille! da ich hoffe, daß er noch lange leben soll, so wollen wir ihn bei dieser Gelegenheit wenigstens so formiren, daß er seiner Frau und seinen Hausgenossen nicht mehr zur Last seyn soll.

Sie fingen nun, sobald es nur schicklich war, in Gegenwart des Grafen an, von Ahnungen, Erscheinungen, und dergleichen zu sprechen. Jarno spielte den Zweifler, seine Freundin gleichfalls, und sie trieben es so weit, daß der Graf endlich Jarno bei Seite nahm, ihm seine Freigeisterei verwies und ihn, durch sein eignes Beispiel, von der Möglichkeit und Wirklichkeit solcher Geschichten zu überzeugen suchte. Jarno spielte den Betroffenen, Zweifelnden und endlich den Ueberzeugten, machte

machte ſich aber gleich darauf in ſtiller Nacht mit ſeiner Freundin deſto luſtiger über den ſchwachen Weltmann, der nun auf einmal von ſeinen Unarten durch einen Poſſenz bekehrt worden, und der nur noch deßwegen zu leben ſey, weil er mit ſo vieler Faſſung ein bevorſtehendes Unglück, ja vielleicht gar den Tod erwarte.

Auf die natürlichſte Folge, welche dieſe Erſcheinung hätte haben können, möchte er doch wohl nicht gefaßt ſeyn, rief die Baroneſſe mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit, zu der ſie, ſobald ihr eine Sorge vom Herzen genommen war, gleich wieder übergehen konnte. Jarno ward reichlich belohnt, und man ſchmiedete neue Anſchläge, den Grafen noch mehr kirre zu machen, und die Neigung der Gräfin zu Wilhelm noch mehr zu reizen und zu beſtärken.

In dieſer Abſicht erzählte man der Gräfin die ganze Geſchichte, die ſich zwar anfangs unwillig darüber zeigte, aber ſeit der Zeit nachdenklicher ward, und in ruhigen Augenblicken jene Scene, die ihr zubereitet war, zu bedenken, zu verfolgen und auszumahlen ſchien.

Die Anſtalten, welche nunmehr von allen Seiten getroffen wurden, ließen keinen Zweifel mehr übrig, daß die Armeen bald vorwärts rücken, und der Prinz zugleich ſein Hauptquartier verändern würde; ja es hieß, daß der Graf zugleich auch das Gut verlaſſen und wieder nach der Stadt zurückkehren werde. Unſere Schauſpieler konnten ſich alſo leicht die Nativität ſtellen; doch

nur der einzige Melina nahm seine Maßregeln darnach, die andern suchten nur noch von dem Augenblicke so viel als möglich das Vergnüglichste zu erhaschen.

Wilhelm war indessen auf eine eigene Weise beschäftigt. Die Gräfin hatte von ihm die Abschrift seiner Stücke verlangt, und er sah diesen Wunsch der liebenswürdigen Frau als die schönste Belohnung an.

Ein junger Autor der sich noch nicht gedruckt gesehen, wendet in einem solchen Falle die größte Aufmerksamkeit auf eine reinliche und zierliche Abschrift seiner Werke. Es ist gleichsam das goldne Zeitalter der Autorschaft; man sieht sich in jene Jahrhunderte versetzt, in denen die Presse noch nicht die Welt mit so viel unnützen Schriften überschwemmt hatte; wo nur würdige Geistesproducte abgeschrieben, und von den edelsten Menschen verwahrt wurden, und wie leicht begeht man alsdann den Fehlschluß, daß ein sorgfältig abgezirkeltes Manuscript auch ein würdiges Geistesproduct sey, werth von einem Kenner und Beschützer besessen und aufgestellt zu werden.

Man hatte zu Ehren des Prinzen, der nun in kurzem abgehen sollte, noch ein großes Gastmahl angestellt. Viele Damen aus der Nachbarschaft waren geladen, und die Gräfin hatte sich bei Zeiten angezogen. Sie hatte diesen Tag ein reicheres Kleid angelegt, als sie sonst zu thun gewohnt war. Frisur und Aufsatz waren gesuchter, sie war mit allen ihren Juwelen geschmückt. Eben

ſo hatte die Baroneſſe das Mögliche gethan, um ſich mit Pracht und Geſchmack anzukleiden.

Philine, als ſie merkte, daß den beiden Damen in Erwartung ihrer Gäſte die Zeit zu lang wurde, ſchlug vor, Wilhelmen kommen zu laſſen, der ſein fertiges Manuſcript zu überreichen und noch einige Kleinigkeiten vorzuleſen wünſche. Er kam und erſtaunte im Hereintreten über die Geſtalt, über die Anmuth der Gräfin, die durch ihren Putz nur ſichtbarer geworden waren. Er las nach dem Befehle der Damen, allein ſo zerſtreut und ſchlecht, daß, wenn die Zuhörerinnen nicht ſo nachſichtig geweſen wären, ſie ihn gar bald würden entlaſſen haben.

So oft er die Gräfin anblickte, ſchien es ihm, als wenn ein elektriſcher Funke ſich vor ſeinen Augen zeigte; er wußte zuletzt nicht mehr, wo er Athem zu ſeiner Recitation hernehmen ſolle. Die ſchöne Dame hatte ihm immer gefallen; aber jetzt ſchien es ihm, als ob er nie etwas Vollkommneres geſehen hätte, und von den tauſenderlei Gedanken, die ſich in ſeiner Seele kreuzten, mochte ungefähr Folgendes der Inhalt ſeyn:

Wie thöricht lehnen ſich doch ſo viele Dichter und ſogenannte gefühlvolle Menſchen gegen Putz und Pracht auf, und verlangen nur in einfachen, der Natur angemeſſenen Kleidern die Frauen alles Standes zu ſehen. Sie ſchelten den Putz, ohne zu bedenken, daß es der arme Putz nicht iſt, der uns mißfällt, wenn wir eine

häßliche oder minder schöne Person reich und sonderbar gekleidet erblicken; aber ich wollte alle Kenner der Welt hier versammeln und sie fragen, ob sie wünschten etwas von diesen Falten, von diesen Bändern und Spitzen, von diesen Puffen, Locken und leuchtenden Steinen wegzunehmen? Würden sie nicht fürchten, den angenehmen Eindruck zu stören, der ihnen hier so willig und natürlich entgegen kommt? Ja, natürlich darf ich wohl sagen! Wenn Minerva ganz gerüstet aus dem Haupte des Jupiter entsprang, so scheinet diese Göttin in ihrem vollen Putze aus irgend einer Blume mit leichtem Fuße hervorgetreten zu seyn.

Er sah sie oft im Lesen an, als wenn er diesen Eindruck sich auf ewig einprägen wollte, und las einigemal falsch, ohne darüber in Verwirrung zu gerathen, ob er gleich sonst über die Verwechselung eines Wortes oder Buchstabens als über einen leidigen Schandfleck einer ganzen Vorlesung verzweifeln konnte.

Ein falscher Lärm, als wenn die Gäste angefahren kämen, machte der Vorlesung ein Ende; die Baronesse ging weg, und die Gräfin, im Begriff ihren Schreibtisch zuzumachen, der noch offen stand, ergriff ein Ringkästchen und steckte noch einige Ringe an die Finger. Wir werden uns bald trennen, sagte sie, indem sie ihre Augen auf das Kästchen heftete: nehmen Sie ein Andenken von einer guten Freundin, die nichts lebhafter wünscht, als daß es Ihnen wohl gehen möge. Sie

nahm darauf einen Ring heraus, der unter einem Kry=ſtall ein ſchön von Haaren geflochtenes Schild zeigte, und mit Steinen beſetzt war. Sie übe...richte ihn Wil=helmen, der, als er ihn annahm, nichts zu ſagen und nichts zu thun wußte, ſondern wie eingewurzelt in den Boden da ſtand. Die Gräfin ſchloß den Schreibtiſch zu, und ſetzte ſich auf ihren Sopha.

Und ich ſoll leer ausgehn, ſagte Philine, indem ſie zur rechten Hand der Gräfin niederkniete: ſeht nur den Menſchen, der zur Unzeit ſo viele Worte im Munde führt, und jetzt nicht einmal eine armſelige Dankſagung herſtammeln kann. Friſch, mein Herr, thun Sie we=nigſtens pantomimiſch Ihre Schuldigkeit, und wenn Sie heute ſelbſt nichts zu erfinden wiſſen, ſo ahmen Sie mir wenigſtens nach.

Philine ergriff die rechte Hand der Gräfin, und küßte ſie mit Lebhaftigkeit. Wilhelm ſtürzte auf ſeine Knice, faßte die linke, und drückte ſie an ſeine Lippen. Die Gräfin ſchien verlegen, aber ohne Widerwillen.

Ach! rief Philine aus, ſo viel Schmuck hab' ich wohl ſchon geſehen, aber noch nie eine Dame, ſo wür=dig ihn zu tragen. Welche Armbänder! aber auch welche Hand! Welcher Halsſchmuck! aber auch welche Bruſt!

Stille, Schmeichlerin, rief die Gräfin.

Stellt denn das den Herrn Grafen vor? ſagte Phi=line, indem ſie auf ein reiches Medaillon deutete, das die Gräfin an koſtbaren Ketten an der linken Seite trug.

Er ist als Bräutigam gemahlt, versetzte die Gräfin.

War er denn damals so jung? fragte Philine: Sie sind ja nur erst, wie ich weiß, wenige Jahre verheirathet.

Diese Jugend kommt auf die Rechnung des Mahlers, versetzte die Gräfin.

Es ist ein schöner Mann, sagte Philine. Doch sollte wohl niemals, fuhr sie fort, indem sie die Hand auf das Herz der Gräfin legte, in diese verborgene Kapsel sich ein ander Bild eingeschlichen haben?

Du bist sehr verwegen, Philine! rief sie aus: ich habe dich verzogen. Laß mich so etwas nicht zum zweytenmal hören.

Wenn Sie zürnen, bin ich unglücklich, rief Philine, sprang auf und eilte zur Thüre hinaus.

Wilhelm hielt die schönste Hand noch in seinen Händen. Er sah unverwandt auf das Armschloß, das, zu seiner größten Verwunderung, die Anfangsbuchstaben seiner Namen in brillantenen Zügen sehen ließ.

Besitz' ich, fragte er bescheiden, in dem kostbaren Ringe denn wirklich Ihre Haare?

Ja, versetzte sie mit halber Stimme; dann nahm sie sich zusammen, und sagte, indem sie ihm die Hand drückte: Stehen Sie auf, und leben Sie wohl!

Hier steht mein Name, rief er aus, durch den sonderbarsten Zufall! Er zeigte auf das Armschloß.

Wie? rief die Gräfin: es ist die Chiffer einer Freundin!

Es ſind die Anfangsbuchſtaben meines Namens. Vergeſſen Sie meiner nicht. Ihr Bild ſteht unauslöſchlich in meinem Herzen. Leben Sie wohl, laſſen Sie mich fliehen!

Er küßte ihre Hand, und wollte aufſtehn; aber wie im Traum das Seltſamſte aus dem Seltſamſten ſich entwickelnd uns überraſcht, ſo hielt er, ohne zu wiſſen wie es geſchah, die Gräfin in ſeinen Armen, ihre Lippen ruhten auf den ſeinigen und ihre wechſelſeitigen lebhaften Küſſe gewährten ihnen eine Seligkeit, die wir nur aus dem erſten aufbrauſenden Schaum des friſch eingeſchenkten Bechers der Liebe ſchlürfen.

Ihr Haupt ruhte auf ſeiner Schulter, und der zerdrückten Locken und Bänder ward nicht gedacht. Sie hatte ihren Arm um ihn geſchlungen; er umfaßte ſie mit Lebhaftigkeit, und drückte ſie wiederholend an ſeine Bruſt. O daß ein ſolcher Augenblick nicht Ewigkeiten währen kann, und wehe dem neidiſchen Geſchick, das auch unſern Freunden dieſe kurzen Augenblicke unterbrach.

Wie erſchrack Wilhelm, wie beräubt fuhr er aus einem glücklichen Traume auf, als die Gräfin ſich auf einmal mit einem Schrei von ihm losriß, und mit der Hand nach ihrem Herzen fuhr.

Er ſtand betäubt vor ihr da; ſie hielt die andere Hand vor die Augen, und rief nach einer Pauſe: entfernen Sie ſich, eilen Sie!

Er ſtand noch immer.

Verlaſſen Sie mich, rief ſie, und indem ſie die Hand von den Augen nahm und ihn mit einem unbeſchreiblichen Blicke anſah, ſetzte ſie mit der lieblichſten Stimme hinzu: Fliehen Sie mich, wenn Sie mich lieben.

Wilhelm war aus dem Zimmer, und wieder auf ſeiner Stube, eh er wußte, wo er ſich befand.

Die Unglücklichen! Welche ſonderbare Warnung des Zufalls oder der Schickung riß ſie aus einander?

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Neunzehnter Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTECA
[illegible]
NACIONAL

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Viertes Buch.

Erſtes Capitel.

Laertes ſtand nachdenklich am Fenſter und blickte auf ſeinen Arm geſtützt in das Feld hinaus. Philine ſchlich über den großen Saal herbei, lehnte ſich auf den Freund, und verſpottete ſein ernſthaftes Anſehen.

Lache nur nicht, verſetzte er, es iſt abſcheulich, wie die Zeit vergeht, wie alles ſich verändert und ein Ende nimmt! Sieh nur, hier ſtand vor kurzem noch ein ſchönes Lager, wie luſtig ſahen die Zelte aus! wie lebhaft ging es darin zu! wie ſorgfältig bewachte man den ganzen Bezirk! und nun iſt alles auf einmal verſchwunden. Nur kurze Zeit werden das zertretene Stroh und die eingegrabenen Kochlöcher noch eine Spur zeigen; dann wird alles bald umgepflügt ſeyn, und die Gegenwart ſo vieler tauſend rüſtiger Menſchen in dieſer Gegend wird nur noch in den Köpfen einiger alten Leute ſpuken.

Philine fing an zu ſingen, und zog ihren Freund zu einem Tanze in den Saal. Laß uns, rief ſie, da wir der Zeit nicht nachlaufen können, wenn ſie vorüber iſt, ſie wenigſtens als eine ſchöne Göttin, indem ſie bei uns vorbeizieht, fröhlich und zierlich verehren.

Sie hatten kaum einige Wendungen gemacht, als Madam Melina durch den Saal ging. Philine war boshaft genug, sie gleichfalls zum Tanze einzuladen, und sie dadurch an die Mißgestalt zu erinnern, in welche sie durch ihre Schwangerschaft versetzt war.

Wenn ich nur, sagte Philine hinter ihrem Rücken, keine Frau mehr guter Hoffnung sehen sollte!

Sie hofft doch, sagte Laertes.

Aber es kleidet sie so häßlich. Hast du die vordere Wackelfalte des verkürzten Rocks gesehen, die immer voraus spaziert, wenn sie sich bewegt? Sie hat gar keine Art noch Geschick, sich nur ein bischen zu mustern und ihren Zustand zu verbergen.

Laß nur, sagte Laertes, die Zeit wird ihr schon zu Hülfe kommen.

Es wäre doch immer hübscher, rief Philine, wenn man die Kinder von den Bäumen schüttelte.

Der Baron trat herein, und sagte ihnen etwas Freundliches im Namen des Grafen und der Gräfin, die ganz früh abgereis't waren, und machte ihnen einige Geschenke. Er ging darauf zu Wilhelmen, der sich im Nebenzimmer mit Mignon beschäftigte. Das Kind hatte sich sehr freundlich und zuthätig bezeigt, nach Wilhelms Eltern, Geschwistern und Verwandten gefragt, und ihn dadurch an seine Pflicht erinnert, den Seinigen von sich einige Nachricht zu geben.

Der Baron brachte ihm, nebst einem Abschiedsgruße

von den Herrſchaften, die Verſicherung, wie ſehr der Graf mit ihm, ſeinem Spiele, ſeinen poetiſchen Arbeiten und ſeinen theatraliſchen Bemühungen zufrieden geweſen ſey. Er zog darauf zum Beweis dieſer Geſinnung einen Beutel hervor, durch deſſen ſchönes Gewebe die reizende Farbe neuer Goldſtücke durchſchimmerte; Wilhelm trat zurück, und weigerte ſich ihn anzunehmen.

Sehen Sie, fuhr der Baron fort, dieſe Gabe als einen Erſatz für Ihre Zeit, als eine Erkenntlichkeit für Ihre Mühe, nicht als eine Belohnung Ihres Talents an. Wenn uns dieſes einen guten Namen und die Neigung der Menſchen verſchafft, ſo iſt billig, daß wir durch Fleiß und Anſtrengung zugleich die Mittel erwerben, unſre Bedürfniſſe zu befriedigen, da wir doch einmal nicht ganz Geiſt ſind. Wären wir in der Stadt, wo alles zu finden iſt, ſo hätte man dieſe kleine Summe in eine Uhr, einen Ring oder ſonſt etwas verwandelt; nun gebe ich aber den Zauberſtab unmittelbar in Ihre Hände; ſchaffen Sie ſich ein Kleinod dafür, das Ihnen am liebſten und am dienlichſten iſt, und verwahren Sie es zu unſerm Andenken. Dabei halten Sie ja den Beutel in Ehren. Die Damen haben ihn ſelbſt geſtrickt, und ihre Abſicht war, durch das Gefäß dem Inhalt die annehmlichſte Form zu geben.

Vergeben Sie, verſetzte Wilhelm, meiner Verlegenheit und meinem Zweifel, dieſes Geſchenk anzunehmen,

Es vernichtet gleichsam das Wenige, was ich gethan habe, und hindert das freie Spiel einer glücklichen Erinnerung. Geld ist eine schöne Sache, wo etwas abgethan werden soll, und ich wünschte nicht in dem Andenken Ihres Hauses so ganz abgethan zu seyn.

Das ist nicht der Fall, versetzte der Baron; aber indem Sie selbst zart empfinden, werden Sie nicht verlangen, daß der Graf sich völlig als ihren Schuldner denken soll: ein Mann, der seinen größten Ehrgeiz darein setzt, aufmerksam und gerecht zu seyn. Ihm ist nicht entgangen, welche Mühe Sie sich gegeben, und wie Sie seinen Absichten ganz Ihre Zeit gewidmet haben, ja er weiß, daß Sie, um gewisse Anstalten zu beschleunigen, Ihr eignes Geld nicht schonten. Wie will ich wieder vor ihm erscheinen, wenn ich ihn nicht versichern kann, daß seine Erkenntlichkeit Ihnen Vergnügen gemacht hat.

Wenn ich nur an mich selbst denken, wenn ich nur meinen eigenen Empfindungen folgen dürfte, versetzte Wilhelm, würde ich mich, ungeachtet aller Gründe, hartnäckig weigern, diese Gabe, so schön und ehrenvoll sie ist, anzunehmen; aber ich läugne nicht, daß sie mich in dem Augenblicke, in dem sie mich in Verlegenheit setzt, aus einer Verlegenheit reißt, in der ich mich bisher gegen die Meinigen befand, und die mir manchen stillen Kummer verursachte. Ich habe sowohl mit dem Gelde als mit der Zeit, von denen ich Rechenschaft

zu geben habe, nicht zum beſten haushgehalten; nun wird es mir durch den Edelmuth des Herrn Grafen möglich, den Meinigen getroſt von dem Glücke Nachricht zu geben, zu dem mich dieſer ſonderbare Seitenweg geführt hat. Ich opfre die Delicateſſe, die uns wie ein zartes Gewiſſen bei ſolchen Gelegenheiten warnt, einer höhern Pflicht auf, und um meinem Vater muthig unter die Augen treten zu können, ſteh' ich beſchämt vor den Ihrigen.

Es iſt ſonderbar, verſetzte der Baron, welch ein wunderlich Bedenken man ſich macht, Geld von Freunden und Gönnern anzunehmen, von denen man jede andere Gabe mit Dank und Freude empfangen würde. Die menſchliche Natur hat mehr ähnliche Eigenheiten, ſolche Skrupel gern zu erzeugen und ſorgfältig zu nähren.

Iſt es nicht das Nämliche mit allen Ehrenpuncten? fragte Wilhelm.

Ach ja, verſetzte der Baron, und andern Vorurtheilen. Wir wollen ſie nicht ausjäten, um nicht vielleicht edle Pflanzen zugleich mit auszuraufen. Aber mich freut immer, wenn einzelne Perſonen fühlen, über was man ſich hinausſetzen kann und ſoll, und ich denke mit Vergnügen an die Geſchichte des geiſtreichen Dichters, der für ein Hoftheater einige Stücke verfertigte, welche den ganzen Beifall des Monarchen erhielten. Ich muß ihn anſehnlich belohnen, ſagte der großmüthige Fürſt; man forſche an ihm, ob ihm irgend ein Kleinod

Vergnügen macht, oder ob er nicht verschmäht Geld anzunehmen. Nach seiner scherzhaften Art antwortete der Dichter dem abgeordneten Hofmann: ich danke lebhaft für die gnädigen Gesinnungen, und da der Kaiser alle Tage Geld von uns nimmt, so sehe ich nicht ein, warum ich mich schämen sollte, Geld von ihm anzunehmen.

Der Baron hatte kaum das Zimmer verlassen, als Wilhelm eifrig die Baarschaft zählte, die ihm so unvermuthet, und, wie er glaubte, so unverdient zugekommen war. Es schien, als ob ihm der Werth und die Würde des Goldes, die uns in spätern Jahren erst fühlbar werden, ahnungsweise zum erstenmal entgegen blickten, als die schönen blinkenden Stücke aus dem zierlichen Beutel hervorrollten. Er machte seine Rechnung und fand, daß er, besonders da Melina den Vorschuß sogleich wieder zu bezahlen versprochen hatte, eben so viel, ja noch mehr in Cassa habe, als an jenem Tage, da Philine ihm den ersten Strauß abfordern ließ. Mit heimlicher Zufriedenheit blickte er auf sein Talent, mit einem kleinen Stolze auf das Glück, das ihn geleitet und begleitet hatte. Er ergriff nunmehr mit Zuversicht die Feder, um einen Brief zu schreiben, der auf einmal die Familie aus aller Verlegenheit, und sein bisheriges Betragen in das beste Licht setzen sollte. Er vermied eine eigentliche Erzählung, und ließ nur in bedeutenden und mystischen Ausdrücken dasjenige, was ihm begegnet

seyn könnte, errathen. Der gute Zustand seiner Casse, der Erwerb, den er seinem Talent schuldig war, die Gunst der Großen, die Neigung der Frauen, die Bekanntschaft in einem weiten Kreise, die Ausbildung seiner körperlichen und geistigen Anlagen, die Hoffnung für die Zukunft bildeten ein solches wunderliches Luftgemählde, daß Fata Morgagna selbst es nicht seltsamer hätte durcheinander wirken können.

In dieser glücklichen Exaltation fuhr er fort, nachdem der Brief geschlossen war, ein langes Selbstgespräch zu unterhalten, in welchem er den Inhalt des Schreibens recapitulirte, und sich eine thätige und würdige Zukunft ausmahlte. Das Beispiel so vieler edlen Krieger hatte ihn angefeuert, die Shakespearische Dichtung hatte ihm eine neue Welt eröffnet, und von den Lippen der schönen Gräfin hatte er ein unaussprechliches Feuer in sich gesogen. Das alles konnte, das sollte nicht ohne Wirkung bleiben.

Der Stallmeister kam und fragte, ob sie mit Einpacken fertig seyen. Leider hatte, außer Melina, noch niemand daran gedacht. Nun sollte man eilig aufbrechen. Der Graf hatte versprochen, die ganze Gesellschaft einige Tagereisen weit transportiren zu lassen, die Pferde waren eben bereit, und konnten nicht lange entbehrt werden. Wilhelm fragte nach seinem Koffer; Madam Melina hatte sich ihn zu Nutze gemacht; er verlangte nach seinem Gelde, Herr Melina hatte es

ganz unten in den Koffer mit großer Sorgfalt gepackt. Philine sagte: ich habe in dem meinigen noch Platz, nahm Wilhelms Kleider, und befahl Mignon, das Uebrige nachzubringen. Wilhelm mußte es, nicht ohne Widerwillen, geschehen lassen.

Indem man aufpackte, und alles zubereitete, sagte Melina: Es ist mir verdrießlich, daß wir wie Seiltänzer und Marktschreier reisen; ich wünschte, daß Mignon Weiberkleider anzöge, und daß der Harfenspieler sich noch geschwinde den Bart scheren ließe. Mignon hielt sich fest an Wilhelm, und sagte mit großer Lebhaftigkeit: ich bin ein Knabe: ich will kein Mädchen seyn! Der Alte schwieg, und Philine machte bei dieser Gelegenheit über die Eigenheit des Grafen, ihres Beschützers, einige lustige Anmerkungen. Wenn der Harfner seinen Bart abschneidet, sagte sie, so mag er ihn nur sorgfältig auf Band nähen und bewahren, daß er ihn gleich wieder vornehmen kann, sobald er dem Herrn Grafen irgendwo in der Welt begegnet; denn dieser Bart allein hat ihm die Gnade dieses Herrn verschafft.

Als man in sie drang und eine Erklärung dieser sonderbaren Aeußerung verlangte, ließ sie sich folgendergestalt vernehmen: der Graf glaubt, daß es zur Illusion sehr viel beitrage, wenn der Schauspieler auch im gemeinen Leben seine Rolle fortspielt, und seinen Charakter soutenirt; deßwegen war er dem Pedanten so

günſtig, und er fand, es ſey recht geſcheidt, daß der Harfner ſeinen falſchen Bart nicht allein des Abends auf dem Theater, ſondern auch beſtändig bei Tage trage, und freute ſich ſehr über das natürliche Ausſehen der Maskerade.

Als die andern über dieſen Irrthum und über die ſonderbaren Meinungen des Grafen ſpotteten, ging der Harfner mit Wilhelm bei Seite, nahm von ihm Abſchied, und bat mit Thränen, ihn ja ſogleich zu entlaſſen. Wilhelm redete ihm zu, und verſicherte, daß er ihn gegen jederman ſchützen werde, daß ihm niemand ein Haar krümmen, vielweniger ohne ſeinen Willen abſchneiden ſolle.

Der Alte war ſehr bewegt, und in ſeinen Augen glühte ein ſonderbares Feuer. Nicht dieſer Anlaß treibt mich hinweg, rief er aus; ſchon lange mache ich mir ſtille Vorwürfe, daß ich um Sie bleibe. Ich ſollte nirgends verweilen, denn das Unglück ereilt mich und beſchädigt die, die ſich zu mir geſellen. Fürchten Sie alles, wenn Sie mich nicht entlaſſen, aber fragen Sie mich nicht, ich gehöre nicht mir zu, ich kann nicht bleiben.

Wem gehörſt du an? Wer kann eine ſolche Gewalt über dich ausüben?

Mein Herr, laſſen Sie mir mein ſchaudervolles Geheimniß, und geben Sie mich los! Die Rache, die mich verfolgt, iſt nicht des irdiſchen Richters; ich

gehöre einem unerbittlichen Schicksale; ich kann nicht bleiben, und ich darf nicht!

In diesem Zustande, in dem ich dich sehe, werde ich dich gewiß nicht lassen.

Es ist Hochverrath an Ihnen, mein Wohlthäter, wenn ich zaudre. Ich bin sicher bei Ihnen, aber Sie sind in Gefahr. Sie wissen nicht, wen Sie in Ihrer Nähe hegen. Ich bin schuldig, aber unglücklicher als schuldig. Meine Gegenwart verscheucht das Glück, und die gute That wird ohnmächtig, wenn ich dazu trete. Flüchtig und unstät sollt' ich seyn, daß mein unglücklicher Genius mich nicht einholet, der mich nur langsam verfolgt, und nur dann sich merken läßt, wenn ich mein Haupt niederlegen und ruhen will. Dankbarer kann ich mich nicht bezeigen, als wenn ich Sie verlasse.

Sonderbarer Mensch! du kannst mir das Vertrauen in dich so wenig nehmen, als die Hoffnung, dich glücklich zu sehen. Ich will in die Geheimnisse deines Aberglaubens nicht eindringen; aber wenn du ja in Ahnung wunderbarer Verknüpfungen und Vorbedeutungen lebst, so sage ich dir zu deinem Trost und zu deiner Aufmunterung: geselle dich zu meinem Glücke, und wir wollen sehen, welcher Genius der stärkste ist, dein schwarzer oder mein weißer!

Wilhelm ergriff diese Gelegenheit, um ihm noch mancherlei Tröstliches zu sagen; denn er hatte schon

seit einiger Zeit in seinem wunderbaren Begleiter einen Menschen zu sehen geglaubt, der durch Zufall oder Schickung eine große Schuld auf sich geladen hat und nun die Erinnerung derselben immer mit sich fortschleppt. Noch vor wenigen Tagen hatte Wilhelm seinen Gesang behorcht, und folgende Zeilen wohl bemerkt:

Ihm färbt der Morgensonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über seinem schuld'gen Haupte bricht
Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen.

Der Alte mochte nun sagen was er wollte, so hatte Wilhelm immer ein stärker Argument, wußte alles zum Besten zu kehren und zu wenden, wußte so brav, so herzlich und tröstlich zu sprechen, daß der Alte selbst wieder aufzuleben und seinen Grillen zu entsagen schien.

Zweytes Capitel.

Melina hatte Hoffnung, in einer kleinen aber wohlhabenden Stadt mit seiner Gesellschaft unterzukommen. Schon befanden sie sich an dem Orte, wohin sie die Pferde des Grafen gebracht hatten, und sahen sich nach andern Wagen und Pferden um, mit denen sie weiter zu kommen hofften. Melina hatte den Transport übernommen, und zeigte sich, nach seiner Gewohnheit, übrigens sehr karg. Dagegen hatte Wilhelm die schönen Ducaten der Gräfin in der Tasche, auf deren fröhliche Verwendung er das größte Recht zu haben glaubte, und sehr leicht vergaß er, daß er sie in der stattlichen Bilanz, die er den Seinigen zuschickte, schon sehr ruhmredig aufgeführt hatte.

Sein Freund Shakespear, den er mit großer Freude auch als seinen Pathen anerkannte, und sich nur um so lieber Wilhelm nennen ließ, hatte ihm einen Prinzen bekannt gemacht, der sich unter geringer, ja sogar schlechter Gesellschaft eine Zeitlang aufhält, und, ungeachtet seiner edlen Natur, an der Rohheit, Unschicklichkeit und Albernheit solcher ganz sinnlichen Bursche sich ergötzt. Höchst willkommen war ihm das Ideal,

womit er ſeinen gegenwärtigen Zuſtand vergleichen konnte, und der Selbſtbetrug, wozu er eine faſt unüberwindliche Neigung ſpürte, ward ihm dadurch außerordentlich erleichtert.

Er fing nun an über ſeine Kleidung nachzudenken. Er fand, daß ein Weſtchen, über das man im Nothfall einen kurzen Mantel würfe, für einen Wanderer eine ſehr angemeſſene Tracht ſey. Lange geſtrickte Beinkleider und ein Paar Schnürſtiefeln ſchienen die wahre Tracht eines Fußgängers. Dann verſchaffte er ſich eine ſchöne ſeidne Schärpe, die er zuerſt unter dem Vorwande, den Leib warm zu halten, umband; dagegen befreite er ſeinen Hals von der Knechtſchaft einer Binde, und ließ ſich einige Streifen Neſſeltuch an's Hemde heften, die aber etwas breit geriethen, und das völlige Anſehn eines antiken Kragens erhielten. Das ſchöne ſeidne Halstuch, das gerettete Andenken Marianens, lag nur locker geknüpft unter der neſſeltuchnen Krauſe. Ein runder Hut mit einem bunten Bande und einer großen Feder machte die Maskerade vollkommen.

Die Frauen betheuerten, dieſe Tracht laſſe ihm vorzüglich gut. Philine ſtellte ſich ganz bezaubert darüber, und bat ſich ſeine ſchönen Haare aus, die er, um dem natürlichen Ideal nur deſto näher zu kommen, unbarmherzig abgeſchnitten hatte. Sie empfahl ſich dadurch nicht übel, und unſer Freund, der durch ſeine Freigebigkeit ſich das Recht erworben hatte, auf Prinz Harro's

Manier mit den Uebrigen umzugehen, kam bald selbst in den Geschmack, einige tolle Streiche anzugeben und zu befördern. Man fecht, man tanzte, man erfand allerlei Spiele, und in der Fröhlichkeit des Herzens genoß man des leidlichen Weins, den man angetroffen hatte, in starkem Maße, und Philine lauerte in der Unordnung dieser Lebensart dem spröden Helden auf, für den sein guter Genius Sorge tragen möge.

Eine vorzügliche Unterhaltung, mit der sich die Gesellschaft besonders ergötzte, bestand in einem extemporirten Spiel, in welchem sie ihre bisherigen Gönner und Wohlthäter nachahmten und durchzogen. Einige unter ihnen hatten sich sehr gut die Eigenheiten des äußern Anstandes verschiedner vornehmer Personen gemerkt, und die Nachbildung derselben ward von der übrigen Gesellschaft mit dem größten Beifall aufgenommen, und als Philine aus dem geheimen Archiv ihrer Erfahrungen einige besondere Liebeserklärungen, die an sie geschehen waren, vorbrachte, wußte man sich vor Lachen und Schadenfreude kaum zu lassen.

Wilhelm schalt ihre Undankbarkeit; allein man setzte ihm entgegen, daß sie das, was sie dort erhalten, genugsam abverdient, und daß überhaupt das Betragen gegen so verdienstvolle Leute, wie sie sich zu seyn rühmten, nicht das beste gewesen sey. Nun beschwerte man sich, mit wie wenig Achtung man ihnen begegnet, wie sehr man sie zurückgesetzt habe. Das Sporten, Necken

Necken und Nachahmen ging wieder an, und man ward immer bitterer und ungerechter.

Ich wünſchte, ſagte Wilhelm darauf, daß durch eure Aeußerungen weder Neid noch Eigenliebe durchſchiene, und daß ihr jene Perſonen und ihre Verhältniſſe aus dem rechten Geſichtspuncte betrachtetet. Es iſt eine eigene Sache, ſchon durch die Geburt auf einen erhabenen Platz in der menſchlichen Geſellſchaft geſetzt zu ſeyn. Wem ererbte Reichthümer eine vollkommene Leichtigkeit des Daſeyns verſchafft haben, wer ſich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, von allem Beiweſen der Menſchheit, von Jugend auf, reichlich umgeben findet, gewöhnt ſich meiſt, dieſe Güter als das erſte und größte zu betrachten, und der Werth einer von der Natur ſchön ausgeſtatteten Menſchheit wird ihm nicht ſo deutlich. Das Betragen der Vornehmen gegen Geringere, und auch unter einander, iſt nach äußern Vorzügen abgemeſſen; ſie erlauben jedem ſeinen Titel, ſeinen Rang, ſeine Kleider und Equipage, nur nicht ſeine Verdienſte geltend zu machen.

Dieſen Worten gab die Geſellſchaft einen unmäßigen Beifall. Man fand abſcheulich, daß der Mann von Verdienſt immer zurück ſtehen müſſe, und daß in der großen Welt keine Spur von natürlichem und herzlichem Umgang zu finden ſey. Sie kamen beſonders über dieſen letzten Punct aus dem Hundertſten in's Tauſendſte.

Schelten sie nicht darüber, rief Wilhelm aus, bedauert sie vielmehr! Denn von jenem Glück, das wir als das höchste erkennen, das aus dem innern Reichthum der Natur fließt, haben sie selten eine erhöhte Empfindung. Nur uns Armen, die wir wenig oder nichts besitzen, ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen. Wir können unsre Geliebten weder durch Gnade erheben, noch durch Gunst befördern, noch durch Geschenke beglücken. Wir haben nichts als uns selbst. Dieses ganze Selbst müssen wir hingeben, und, wenn es einigen Werth haben soll, dem Freunde das Gut auf ewig versichern. Welch ein Genuß, welch ein Glück für den Geber und Empfänger! In welchen seligen Zustand versetzt uns die Treue! sie gibt dem vorübergehenden Menschenleben eine himmlische Gewißheit; sie macht das Hauptcapital unsers Reichthums aus.

Mignon hatte sich ihm unter diesen Worten genähert, schlang ihre zarten Arme um ihn, und blieb mit dem Köpfchen an seine Brust gelehnt stehen. Er legte die Hand auf des Kindes Haupt, und fuhr fort: Wie leicht wird es einem Großen, die Gemüther zu gewinnen! wie leicht eignet er sich die Herzen zu. Ein gefälliges, bequemes, nur einigermaßen menschliches Betragen thut Wunder, und wie viele Mittel hat er, die einmal erworbenen Geister fest zu halten. Uns kommt alles seltner, wird alles schwerer, und wie natürlich

iſt es, daß wir auf das, was wir erwerben und leiſten, einen größern Werth legen. Welche rührenden Beiſpiele von treuen Dienern, die ſich für ihre Herren aufopferten! Wie ſchön hat uns Shakeſpeare ſolche geſchildert! Die Treue iſt, in dieſem Falle, ein Beſtreben einer edlen Seele, einem Größern gleich zu werden. Durch fortdauernde Anhänglichkeit und Liebe wird der Diener ſeinem Herrn gleich, der ihn ſonſt nur als einen bezahlten Sclaven anzuſehen berechtigt iſt. Ja, dieſe Tugenden ſind nur für den geringen Stand; er kann ſie nicht entbehren, und ſie kleiden ihn ſchön. Wer ſich leicht loskaufen kann, wird ſo leicht verſucht, ſich auch der Erkenntlichkeit zu überheben. Ja, in dieſem Sinne glaube ich behaupten zu können, daß ein Großer wohl Freunde haben, aber nicht Freund ſeyn könne.

Mignon drückte ſich immer feſter an ihn.

Nun gut, verſetzte Einer aus der Geſellſchaft: wir brauchen ihre Freundſchaft nicht, und haben ſie niemals verlangt. Nur ſollten ſie ſich beſſer auf Künſte verſtehen, die ſie doch beſchützen wollen. Wenn wir am beſten geſpielt haben, hat uns niemand zugehört: alles war lauter Parteylichkeit. Wem man günſtig war, der gefiel, und man war dem nicht günſtig, der zu gefallen verdiente. Es war nicht erlaubt, wie oft das Alberne und Abgeſchmackte Aufmerkſamkeit und Beifall auf ſich zog.

Wenn ich abrechne, versetzte Wilhelm, was Schadenfreude und Ironie gewesen seyn mag; so denk' ich, es geht in der Kunst, wie in der Liebe. Wie will der Weltmann bei seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt, und die selbst demjenigen nicht fremd seyn darf, der einen solchen Antheil am Werke nehmen will, wie der Künstler ihn wünscht und hofft.

Glaubt mir, meine Freunde, es ist mit den Talenten wie mit der Tugend: man muß sie um ihrer selbst willen lieben, oder sie ganz aufgeben. Und doch werden sie beide nicht anders erkannt und belohnt, als wenn man sie, gleich einem gefährlichen Geheimniß, im Verborgnen üben kann.

Unterdessen, bis ein Kenner uns auffindet, kann man Hungers sterben, rief Einer aus der Ecke.

Nicht eben sogleich, versetzte Wilhelm. Ich habe gesehen, so lange einer lebt und sich rührt, findet er immer seine Nahrung, und wenn sie auch gleich nicht die reichlichste ist. Und worüber habt ihr euch denn zu beschweren? Sind wir nicht ganz unvermuthet, eben da es mit uns am schlimmsten aussah, gut aufgenommen und bewirthet worden? Und jetzt, da es uns noch an nichts gebricht, fällt es uns denn ein, etwas zu unserer Uebung zu thun, und nur einigermaßen weiter zu streben? Wir treiben fremde Dinge, und entfernen,

den Schulkindern ähnlich, alles, was uns nur an unsre Lection erinnern könnte.

Wahrhaftig, sagte Philine, es ist unverantwortlich! Laßt uns ein Stück wählen; wir wollen es auf der Stelle spielen. Jeder muß sein Möglichstes thun, als wenn er vor dem größten Auditorium stünde.

Man überlegte nicht lange; das Stück ward bestimmt. Es war eines derer, die damals in Deutschland großen Beifall fanden, und nun verschollen sind. Einige pfiffen eine Symphonie, jeder besann sich schnell auf seine Rolle, man fing an und spielte mit der größten Aufmerksamkeit das Stück durch, und wirklich über Erwartung gut. Man applaudirte sich wechselsweise; man hatte sich selten so wohl gehalten.

Als sie fertig waren, empfanden sie alle ein ausnehmendes Vergnügen, theils über ihre wohlzugebrachte Zeit, theils weil jeder besonders mit sich zufrieden seyn konnte. Wilhelm ließ sich weitläufig zu ihrem Lobe heraus, und ihre Unterhaltung war heiter und fröhlich.

Ihr solltet sehen, rief unser Freund, wie weit wir kommen müßten, wenn wir unsre Uebungen auf diese Art fortsetzten, und nicht bloß auf Auswendiglernen, Probiren und Spielen uns mechanisch pflicht- und handwerksmäßig einschränkten. Wie viel mehr Lob verdienen die Tonkünstler, wie sehr ergetzen sie sich, wie genau sind sie, wenn sie gemeinschaftlich ihre Uebungen vornehmen! Wie sind sie bemüht, ihre Instrumente über

einzustimmen, wie genau halten sie Tact, wie zart wissen sie die Stärke und Schwäche des Tons auszudrücken! Keinem fällt es ein, sich bei dem Solo eines andern durch ein verlautes Accompagniren Ehre zu machen. Jeder sucht in dem Geist und Sinne des Componisten zu spielen, und jeder das, was ihm aufgetragen ist, es mag viel oder wenig seyn, gut auszudrücken. Sollten wir nicht eben so genau und eben so geistreich zu Werke gehen, da wir eine Kunst treiben, die noch viel zarter, als jede Art von Musik ist, da wir die gewöhnlichsten und seltensten Aeußerungen der Menschheit geschmackvoll und ergetzend darzustellen berufen sind? Kann etwas abscheulicher seyn, als in den Proben zu fudeln, und sich bei der Vorstellung auf Laune und gut Glück zu verlassen? Wir sollten unser grösstes Glück und Vergnügen darein setzen, mit einander übereinzustimmen, um uns wechselsweise zu gefallen, und auch nur in so fern den Beifall des Publicums zu schätzen, als wir ihn uns gleichsam unter einander schon selbst garantirt hätten. Warum ist der Capellmeister seines Orchesters gewisser, als der Director seines Schauspiels? Weil dort jeder sich seines Mißgriffs, der das äußere Ohr beleidigt, schämen muß; aber wie selten hab' ich einen Schauspieler verzeihliche und unverzeihliche Mißgriffe, durch die das innere Ohr so schnöde beleidigt wird, anerkennen und sich ihrer schämen sehen! Ich wünschte nur, daß das Theater

ſo ſchmal wäre, als der Drath eines Seiltänzers, damit ſich kein Ungeſchickter hinauf wagte, anſtatt daß jetzo ein jeder ſich Fähigkeit genug fühlt, darauf zu paradiren.

Die Geſellſchaft nahm dieſe Apoſtrophe gut auf, indem jeder überzeugt war, daß nicht von ihm die Rede ſeyn könne, da er ſich noch vor kurzem nebſt den Uebrigen ſo gut gehalten. Man kam vielmehr überein, daß man in dem Sinne, wie man angefangen, auf dieſer Reiſe und künftig, wenn man zuſammen bliebe, eine geſellige Bearbeitung wolle obwalten laſſen. Man fand nur, daß weil dieſes eine Sache der guten Laune und des freien Willens ſey, ſo müſſe ſich eigentlich kein Director darein miſchen. Man nahm als ausgemacht an, daß unter guten Menſchen die republicaniſche Form die beſte ſey; man behauptete, das Amt eines Directers müſſe herumgehen; er müſſe von allen gewählt werden, und eine Art von kleinem Senat ihm jederzeit beigeſetzt bleiben. Sie waren ſo von dieſem Gedanken eingenommen, daß ſie wünſchten, ihn gleich in's Werk zu richten.

Ich habe nichts dagegen, ſagte Melina, wenn ihr auf der Reiſe einen ſolchen Verſuch machen wollt; ich ſuſpendire meine Directerſchaft gern, bis wir wieder an Ort und Stelle kommen. Er hoffte, dabei zu ſparen, und manche Ausgaben der kleinen Republik oder dem Interimsdirecter aufzuwälzen. Nun ging man

ſehr lebhaft zu Rathe, wie man die Form des neuen Staates auf's beſte einrichten wolle.

Es iſt ein wanderndes Reich, ſagte Laertes; wir werden wenigſtens keine Gränzſtreitigkeiten haben.

Man ſchritt ſogleich zur Sache, und erwählte Wilhelmen zum erſten Director. Der Senat ward beſtellt, die Frauen erhielten Sitz und Stimme, man ſchlug Geſetze vor, man verwarf, man genehmigte. Die Zeit ging unvermerkt unter dieſem Spiele vorüber, und weil man ſie angenehm zubrachte, glaubte man auch wirklich etwas Nützliches gethan und durch die neue Form eine neue Ausſicht für die vaterländiſche Bühne eröffnet zu haben.

Drittes Capitel.

Wilhelm hoffte nunmehr, da er die Gesellschaft in so guter Disposition sah, sich auch mit ihr über das dichterische Verdienst der Stücke unterhalten zu können. Es ist nicht genug, sagte er zu ihnen, als sie des andern Tages wieder zusammen kamen, daß der Schauspieler ein Stück nur so obenhin ansehe, dasselbe nach dem ersten Eindrucke beurtheile, und ohne Prüfung seinen Gefallen oder Mißfallen daran zu erkennen gebe. Dieß ist dem Zuschauer wohl erlaubt, der gerührt und unterhalten seyn, aber eigentlich nicht urtheilen will. Der Schauspieler dagegen soll von dem Stücke und von den Ursachen seines Lobes und Tadels Rechenschaft geben können: und wie will er das, wenn er nicht in den Sinn seines Autors, wenn er nicht in die Absichten desselben einzudringen versteht? Ich habe den Fehler, ein Stück aus einer Rolle zu beurtheilen, eine Rolle nur an sich und nicht im Zusammenhange mit dem Stücke zu betrachten, an mir selbst in diesen Tagen so lebhaft bemerkt, daß ich euch das Beispiel erzählen will, wenn ihr mir ein geneigtes Gehör gönnen wollt.

Ihr kennt Shakespears unvergleichlichen Hamlet aus

einer Vorlesung, die euch schon auf dem Schlosse das größte Vergnügen machte. Wir setzten uns vor, das Stück zu spielen, und ich hatte, ohne zu wissen was ich that, die Rolle des Prinzen übernommen; ich glaubte sie zu studieren, indem ich anfing, die stärksten Stellen, die Selbstgespräche und jene Auftritte zu memoriren, in denen Kraft der Seele, Erhebung des Geistes und Lebhaftigkeit freien Spielraum haben, wo das bewegte Gemüth sich in einem gefühlvollen Ausdrucke zeigen kann.

Auch glaubte ich recht in den Geist der Rolle einzudringen, wenn ich die Last der tiefen Schwermuth gleichsam selbst auf mich nähme, und unter diesem Druck meinem Vorbilde durch das seltsame Labyrinth so mancher Launen und Sonderbarkeiten zu folgen suchte. So memorirte ich, und so übte ich mich, und glaubte nach und nach mit meinem Helden zu einer Person zu werden.

Allein je weiter ich kam, desto schwerer ward mir die Vorstellung des Ganzen, und mir schien zuletzt fast unmöglich, zu einer Uebersicht zu gelangen. Nun ging ich das Stück in einer ununterbrochenen Folge durch, und auch da wollte mir leider manches nicht passen. Bald schienen sich die Charaktere, bald der Ausdruck zu widersprechen, und ich verzweifelte fast, einen Ton zu finden, in welchem ich meine ganze Rolle mit allen Abweichungen und Schattirungen vortragen konnte. In diesen Irrgängen bemühte ich mich lange vergebens,

bis ich mich endlich auf einem ganz besondern Wege meinem Ziele zu nähern hoffte.

Ich suchte jede Spur auf, die sich von dem Charakter Hamlets in früher Zeit vor dem Tode seines Vaters zeigte; ich bemerkte, was unabhängig von dieser traurigen Begebenheit, unabhängig von dem nachfolgenden schrecklichen Ereignisse, dieser interessante Jüngling gewesen war, und was er ohne sie vielleicht geworden wäre.

Zart und edel entsprossen wuchs die königliche Blume, unter den unmittelbaren Einflüssen der Majestät, hervor; der Begriff des Rechts und der fürstlichen Würde, das Gefühl des Guten und Anständigen mit dem Bewußtseyn der Höhe seiner Geburt, entwickelten sich zugleich in ihm. Er war ein Fürst, ein geborner Fürst, und wünschte zu regieren, nur damit der Gute ungehindert gut seyn möchte. Angenehm von Gestalt, gesittet von Natur, gefällig von Herzen aus, sollte er das Muster der Jugend seyn und die Freude der Welt werden.

Ohne irgend eine hervorstechende Leidenschaft war seine Liebe zu Ophelien ein stilles Vorgefühl süßer Bedürfnisse; sein Eifer zu ritterlichen Uebungen war nicht ganz original; vielmehr mußte diese Lust, durch das Lob, das man dem Dritten beilegte, geschärft und erhöht werden; rein fühlend kannte er die Redlichen, und wußte die Ruhe zu schätzen, die ein aufrichtiges Gemüth an dem offnen Busen eines Freundes genießt. Bis auf einen gewissen Grad hatte er in Künsten und Wissenschaf-

ten das Gute und Schöne erkennen und würdigen gelernt; das Abgeschmackte war ihm zuwider, und wenn in seiner zarten Seele der Haß aufkeimen konnte, so war es nur eben so viel als nöthig ist, um bewegliche und falsche Höflinge zu verachten, und spöttisch mit ihnen zu spielen. Er war gelassen in seinem Wesen, in seinem Betragen einfach, weder im Müßiggange behaglich, noch allzubegierig nach Beschäftigung. Ein akademisches Hinschlendern schien er auch bei Hofe fortzusetzen. Er besaß mehr Fröhlichkeit der Laune als des Herzens, war ein guter Gesellschafter, nachgiebig, bescheiden, besorgt, und konnte eine Beleidigung vergeben und vergessen; aber niemals konnte er sich mit dem vereinigen, der die Gränzen des Rechten, des Guten, des Anständigen überschritt.

Wenn wir das Stück wieder zusammen lesen werden, könnt ihr beurtheilen, ob ich auf dem rechten Wege bin. Wenigstens hoffte ich meine Meinung durchaus mit Stellen belegen zu können.

Man gab der Schilderung lauten Beifall; man glaubte voraus zu sehen, daß sich nun die Handelsweise Hamlets gar gut werde erklären lassen; man freute sich über diese Art, in den Geist des Schriftstellers einzudringen. Jeder nahm sich vor, auch irgend ein Stück auf diese Art zu studieren und den Sinn des Verfassers zu entwickeln.

Viertes Capitel.

Nur einige Tage mußte die Gesellschaft an dem Orte liegen bleiben, und sogleich zeigten sich für verschiedene Glieder derselben nicht unangenehme Abenteuer, besonders aber ward Laertes von einer Dame angereizt, die in der Nachbarschaft ein Gut hatte, gegen die er sich aber äußerst kalt, ja unartig betrug, und darüber von Philinen viele Spöttereien erdulden mußte. Sie ergriff die Gelegenheit, unserm Freunde die unglückliche Liebesgeschichte zu erzählen, über die der arme Jüngling dem ganzen weiblichen Geschlechte feind geworden war. Wer wird ihm übel nehmen, rief sie aus, daß er ein Geschlecht haßt, das ihm so übel mitgespielt hat, und ihm alle Uebel, die sonst Männer von Weibern zu befürchten haben, in einem sehr concentrirten Tranke zu verschlucken gab? Stellen Sie sich vor: binnen vier und zwanzig Stunden war er Liebhaber, Bräutigam, Ehemann, Haburey, Patient und Wittwer! Ich wüßte nicht, wie man's einem ärger machen wollte.

Laertes lief halb lachend, halb verdrießlich zur Stube hinaus, und Philine fing in ihrer allerliebsten Art die Geschichte zu erzählen an, wie Laertes als ein junger

Mensch von achtzehn Jahren, eben als er bei einer Theatergesellschaft eingetroffen, ein schönes vierzehnjähriges Mädchen gefunden, die eben mit ihrem Vater, der sich mit dem Director entzweyet, abzureisen Willens gewesen. Er habe sich aus dem Stegreife sterblich verliebt, dem Vater alle möglichen Vorstellungen gethan zu bleiben, und endlich versprochen das Mädchen zu heirathen. Nach einigen angenehmen Stunden des Brautstandes sey er getraut worden, habe eine glückliche Nacht als Ehemann zugebracht, darauf habe ihn seine Frau des andern Morgens, als er in der Probe gewesen, nach Standesgebühr mit einem Hörnerschmuck beehrt; weil er aber aus allzugroßer Zärtlichkeit viel zu früh nach Hause geeilt, habe er leider einen ältern Liebhaber an seiner Stelle gefunden, habe mit unsinniger Leidenschaft drein geschlagen, Liebhaber und Vater herausgefordert, und sey mit einer leidlichen Wunde davon gekommen. Vater und Tochter seyen darauf noch in der Nacht abgereist, und er sey leider auf eine doppelte Weise verwundet zurück geblieben. Sein Unglück habe ihn zu dem schlechtesten Feldscheer von der Welt geführt, und der Arme sey leider mit schwarzen Zähnen und triefenden Augen aus diesem Abenteuer geschieden. Er sey zu bedauern, weil er übrigens der brawste Junge sey, den Gottes Erdboden trüge. Besonders, sagte sie, thut es mir leid, daß der arme Narr nun die Weiber haßt: denn wer die Weiber haßt, wie kann der leben?

Melina unterbrach sie mit der Nachricht, daß alles zum Transport völlig bereit sey, und daß sie morgen früh abfahren könnten. Er überreichte ihnen eine Dispositon, wie sie fahren sollten.

Wenn mich ein guter Freund auf den Schoos nimmt, sagte Philine, so bin ich zufrieden, daß wir eng und erbärmlich sitzen; übrigens ist mir alles einerlei.

Es thut nichts, sagte Laertes, der auch herbei kam.

Es ist verdrießlich! sagte Wilhelm, und eilte weg. Er fand für sein Geld noch einen gar bequemen Wagen, den Melina verläugnet hatte. Eine andere Eintheilung ward gemacht, und man freute sich, bequem abreisen zu können, als die bedenkliche Nachricht einlief: daß auf dem Wege, den sie nehmen wollten, sich ein Freicorps sehen lasse, von dem man nicht viel Gutes erwartete.

An dem Orte selbst war man sehr auf diese Zeitung aufmerksam, wenn sie gleich nur schwankend und zweydeutig war. Nach der Stellung der Armeen schien es unmöglich, daß ein feindliches Corps sich habe durchschleichen, oder daß ein freundliches so weit habe zurückbleiben können. Jederman war eifrig unsrer Gesellschaft die Gefahr, die auf sie wartete, recht gefährlich zu beschreiben, und ihr einen andern Weg anzurathen.

Die Meisten waren darüber in Unruhe und Furcht

gesetzt, und als nach der neuen republicanischen Form die sämmtlichen Glieder des Staats zusammen gerufen wurden, um über diesen außerordentlichen Fall zu berathschlagen, waren sie fast einstimmig der Meinung, daß man das Uebel vermeiden und am Orte bleiben, oder ihm ausweichen und einen andern Weg erwählen müsse.

Nur Wilhelm, von Furcht nicht eingenommen, hielt für schimpflich, einen Plan, in den man mit so viel Ueberlegung eingegangen war, nunmehr auf ein bloßes Gerücht aufzugeben. Er sprach ihnen Muth ein, und seine Gründe waren männlich und überzeugend.

Noch, sagte er, ist es nichts als ein Gerücht, und wie viele dergleichen entstehen im Kriege! Verständige Leute sagen, daß der Fall höchst unwahrscheinlich, ja beinah unmöglich sey. Sollten wir uns in einer so wichtigen Sache bloß durch ein so ungewisses Gerede bestimmen lassen? Die Route, welche uns der Herr Graf angegeben hat, auf die unser Paß lautet, ist die kürzeste, und wir finden auf selbiger den besten Weg. Sie führt uns nach der Stadt, wo ihr Bekanntschaften, Freunde vor euch seht, und eine gute Aufnahme zu hoffen habt. Der Umweg bringt uns auch dahin, aber in welche schlimmen Wege verwickelt er uns, wie weit führt er uns ab! Können wir Hoffnung haben, uns in der späten Jahrszeit wieder heraus zu finden, und was für Zeit und Geld werden wir indessen verplittern! Er sagte

noch

noch viel, und trug die Sache von ſo mancherlei vortheilhaften Seiten vor, daß ihre Furcht ſich verringerte, und ihr Muth zunahm. Er wußte ihnen ſo viel von der Mannszucht der regelmäßigen Truppen vorzuſagen, und ihnen die Marodeurs und das hergelaufene Geſindel ſo nichtswürdig zu ſchildern, und ſelbſt die Gefahr ſo lieblich und luſtig darzuſtellen, daß alle Gemüther aufgeheitert wurden.

Laertes war vom erſten Moment an auf ſeiner Seite, und verſicherte, daß er nicht wanken noch weichen wolle. Der alte Polterer fand wenigſtens einige übereinſtimmende Ausdrücke in ſeiner Manier, Philine lachte ſie alle zuſammen aus, und da Madame Melina, die, ihrer hohen Schwangerſchaft ungeachtet, ihre natürliche Herzhaftigkeit nicht verloren hatte, den Vorſchlag heroiſch fand; ſo konnte Melina, der denn freilich auf dem nächſten Wege, auf den er accordirt hatte, viel zu ſparen hoffte, nicht widerſtehen, und man willigte in den Vorſchlag von ganzem Herzen.

Nun fing man an, ſich auf alle Fälle zur Vertheidigung einzurichten. Man kaufte große Hirſchfänger, und hing ſie an wohlgeſtickten Riemen über die Schultern. Wilhelm ſteckte noch überdieß ein Paar Terzerole in den Gürtel; Laertes hatte ohnedem eine gute Flinte bei ſich, und man machte ſich mit einer hohen Freudigkeit auf den Weg.

Den zweyten Tag ſchlugen die Fuhrleute, die der

Gegend wohl kundig waren, vor: sie wollten auf einem waldigen Bergplatze Mittagsruhe halten, weil das Dorf weit abgelegen sey, und man bei guten Tagen gern diesen Weg nähme.

Die Witterung war schön, und jederman stimmte leicht in den Vorschlag ein. Wilhelm eilte zu Fuß durch das Gebirge voraus, und über seine sonderbare Gestalt mußte jeder, der ihm begegnete, stutzig werden. Er eilte mit schnellen und zufriedenen Schritten den Wald hinauf, Laertes pfiff hinter ihm drein nur die Frauen ließen sich in den Wagen fortschleppen. Mignon lief gleichfalls nebenher, stolz auf den Hirschfänger, den man ihr, als die Gesellschaft sich bewaffnete, nicht abschlagen konnte. Um ihren Hut hatte sie die Perlenschnur gewunden, die Wilhelm von Mariannens Reliquien übrig behalten hatte. Friedrich der Blonde trug die Flinte des Laertes, der Harfner hatte das friedlichste Ansehen. Sein langes Kleid war in den Gürtel gesteckt, und so ging er freier. Er stützte sich auf einen knotigen Stab, sein Instrument war bei den Wagen zurück geblieben.

Nachdem sie nicht ganz ohne Beschwerlichkeit die Höhe erstiegen, erkannten sie sogleich den angezeigten Platz an den schönen Buchen, die ihn umgaben und bedeckten. Eine große sanft abhängige Waldwiese lud zum Bleiben ein; eine eingefaßte Quelle bot die lieblichste Erquickung dar, und es zeigte sich an der andern

Seite durch Schluchten und Waldrücken eine ferne, schöne und hoffnungsvolle Aussicht. Da lagen Dörfer und Mühlen in den Gründen, Städtchen in der Ebene, und neue in der Ferne eintretende Berge machten die Aussicht noch hoffnungsvoller, indem sie nur wie eine sanfte Beschränkung hereintraten.

Die ersten Ankommenden nahmen Besitz von der Gegend, ruhten im Schatten aus, machten ein Feuer an, und erwarteten geschäftig, singend, die übrige Gesellschaft, welche nach und nach herbei kam, und den Platz, das schöne Wetter, die unaussprechlich schöne Gegend mit Einem Munde begrüßte.

Fünftes Capitel.

Hatte man oft zwiſchen vier Wänden gute und fröhliche Stunden zuſammen genoſſen; ſo war man natürlich noch viel aufgeweckter hier, wo die Freiheit des Himmels und die Schönheit der Gegend jedes Gemüth zu reinigen ſchien. Alle fühlten ſich einander näher, alle wünſchten in einem ſo angenehmen Aufenthalt ihr ganzes Leben hinzubringen. Man beneidete die Jäger, Köhler und Holzhauer, Leute, die ihr Beruf in dieſen glücklichen Wohnplätzen feſt hält; über alles aber pries man die reizende Wirthſchaft eines Zigeunerhaufens. Man beneidete die wunderlichen Geſellen, die in ſeligem Müßiggange alle abenteuerlichen Reize der Natur zu genießen berechtigt ſind; man freute ſich, ihnen einigermaßen ähnlich zu ſeyn.

Indeſſen hatten die Frauen angefangen Erdäpfel zu ſieden und die mitgebrachten Speiſen auszupacken und zu bereiten. Einige Töpfe ſtanden bei'm Feuer, gruppenweiſe lagerte ſich die Geſellſchaft unter den Bäumen und Büſchen. Ihre ſeltſamen Kleidungen und die mancherlei Waffen gaben ihr ein fremdes Anſehen. Die Pferde wurden bei Seite gefüttert, und wenn man die

Kutschen hätte verstecken wollen, so wäre der Anblick dieser kleinen Horde bis zur Illusion romantisch gewesen.

Wilhelm genoß ein nie gefühltes Vergnügen. Er konnte hier eine wandernde Colonie und sich als Anführer derselben denken. In diesem Sinne unterhielt er sich mit einem jeden und bildete den Wahn des Moments so poetisch als möglich aus. Die Gefühle der Gesellschaft erhöhten sich; man aß, trank und jubilirte, und bekannte wiederholt, niemals schönere Augenblicke erlebt zu haben.

Nicht lange hatte das Vergnügen zugenommen, als bei den jungen Leuten die Thätigkeit erwachte. Wilhelm und Laertes griffen zu den Rapieren, und fingen dießmal in theatralischer Absicht ihre Uebungen an. Sie wollten den Zweykampf darstellen, in welchem Hamlet und sein Gegner ein so tragisches Ende nehmen. Beide Freunde waren überzeugt, daß man in dieser wichtigen Scene nicht, wie es wohl auf Theatern zu geschehen pflegt, nur ungeschickt hin und wieder stoßen dürfe: sie hofften ein Muster darzustellen, wie man, bei der Aufführung, auch dem Kenner der Fechtkunst ein würdiges Schauspiel zu geben habe. Man schloß einen Kreis um sie her; beide fochten mit Eifer und Einsicht, das Interesse der Zuschauer wuchs mit jedem Gange.

Auf einmal aber fiel im nächsten Busche ein Schuß, und gleich darauf noch einer, und die Gesellschaft fuhr erschreckt aus einander. Bald erblickte man bewaffnete

Leute, die auf den Ort zudrangen, wo die Pferde nicht weit von den beyden Kutschen ihr Futter einnahmen.

Ein allgemeiner Schrei entfuhr dem weiblichen Geschlechte, unsre Helden warfen die Rapiere weg, griffen nach den Pistolen, eilten den Räubern entgegen, und forderten, unter lebhaften Drohungen, Rechenschaft des Unternehmens.

Als man ihnen lakonisch mit ein paar Musketenschüssen antwortete, druckte Wilhelm seine Pistole auf einen Krauskopf ab, der den Wagen erstiegen hatte, und die Stricke des Gepäckes aus einander schnitt. Wohlgetroffen stürzte er sogleich herunter; Laertes hatte auch nicht fehl geschossen, und beide Freunde zogen beherzt ihre Seitengewehre, als ein Theil der räuberischen Bande mit Fluchen und Gebrüll auf sie losbrach, einige Schüsse auf sie that, und sich mit blinkenden Säbeln ihrer Kühnheit entgegen setzte. Unsre jungen Helden hielten sich tapfer; sie riefen ihren übrigen Gesellen zu, und munterten sie zu einer allgemeinen Vertheidigung auf. Bald aber verlor Wilhelm den Anblick des Lichtes, und das Bewußtseyn dessen, was vorging. Von einem Schuß, der ihn zwischen der Brust und dem linken Arm verwundete, von einem Hiebe, der ihm den Hut spaltete, und fast bis auf die Hirnschale durchdrang, betäubt, fiel er nieder, und mußte das unglückliche Ende des Ueberfalls nur erst in der Folge aus der Erzählung vernehmen.

Als er die Augen wieder aufschlug, befand er sich in der wunderbarsten Lage. Das Erste, was ihm durch die Dämmerung, die noch vor seinen Augen lag, entgegen blickte, war das Gesicht Philinens, das sich über das seine herüber neigte. Er fühlte sich schwach, und da er, um sich empor zu richten, eine Bewegung machte, fand er sich in Philinens Schoos, in den er auch wieder zurück sank. Sie saß auf dem Rasen, hatte den Kopf des vor ihr ausgestreckten Jünglings leise an sich gedrückt, und ihm in ihren Armen, so viel sie konnte, ein sanftes Lager bereitet. Mignon kniete mit zerstreuten blutigen Haaren an seinen Füßen, und umfaßte sie mit vielen Thränen.

Als Wilhelm seine blutigen Kleider ansah, fragte er mit gebrochener Stimme, wo er sich befinde, was ihm und den andern begegnet sey? Philine bat ihn, ruhig zu bleiben; die Uebrigen, sagte sie, seyen alle in Sicherheit, und niemand als er und Laertes verwundet. Weiter wollte sie nichts erzählen, und bat ihn inständig, er möchte sich ruhig halten, weil seine Wunden nur schlecht und in der Eile verbunden seyen. Er reichte Mignon die Hand, und erkundigte sich nach der Ursache der blutigen Locken des Kindes, das er auch verwundet glaubte.

Um ihn zu beruhigen, erzählte Philine: dieses gutherzige Geschöpf, da es seinen Freund verwundet gesehen, habe sich in der Geschwindigkeit auf nichts besonn-

nen, um das Blut zu ſtillen, es habe ſeine eigenen Haare die um den Kopf geflogen, genommen, um die Wunden zu ſtopfen, habe aber bald von dem vergeblichen Unternehmen abſtehen müſſen. Nachher verband man ihn mit Schwamm und Moos, Philine hatte dazu ihr Halstuch hergegeben.

Wilhelm bemerkte, daß Philine mit dem Rücken gegen ihren Koffer ſaß, der noch ganz wohl verſchloſſen und unbeſchädigt ausſah. Er fragte, ob die andern auch ſo glücklich geweſen, ihre Habſeligkeiten zu retten? Sie antwortete mit Achſelzucken und einem Blick auf die Wieſe, wo zerbrochene Kaſten, zerſchlagene Koffer, zerſchnittene Mantelſäcke und eine Menge kleiner Geräthſchaften zerſtreut hin und wiederlagen. Kein Menſch war auf dem Platze zu ſehen, und die wunderliche Gruppe fand ſich in dieſer Einſamkeit allein.

Wilhelm erfuhr nun immer mehr, als er wiſſen wollte: die übrigen Männer, die allenfalls noch Widerſtand hätten thun können, waren gleich in Schrecken geſetzt und bald überwältigt; ein Theil floh, ein Theil ſah mit Entſetzen dem Unfalle zu. Die Fuhrleute, die ſich noch wegen ihrer Pferde am hartnäckigſten gehalten hatten, wurden niedergeworfen und gebunden, und in kurzem war alles rein ausgeplündert und weggeſchleppt. Die beängſtigten Reiſenden fingen, ſobald die Sorge für ihr Leben vorüber war, ihren Verluſt zu bejammern an, eilten, mit möglichſter Geſchwindigkeit, dem be-

nachbarten Dorfe zu, führten den leicht verwundeten Laertes mit ſich und brachten nur wenige Trümmer ihrer Beſitzthümer davon. Der Harfner hatte ſein beſchädigtes Inſtrument an einen Baum gelehnt, und war mit nach dem Orte geeilt, einen Wundarzt aufzuſuchen, und ſeinem für todt zurückgelaſſenen Wohlthäter nach Möglichkeit beizuſpringen.

Sechstes Capitel.

Unsre drey verunglückten Abenteurer blieben indeß noch eine Zeitlang in ihrer seltsamen Lage, niemand eilte ihnen zu Hülfe. Der Abend kam herbei, die Nacht drohte hereinzubrechen; Philinens Gleichgültigkeit fing an in Unruhe überzugehen. Mignon lief hin und wieder, und die Ungeduld des Kindes nahm mit jedem Augenblick zu. Endlich, da ihnen ihr Wunsch gewährt ward, und Menschen sich ihnen näherten, überfiel sie ein neuer Schrecken. Sie hörten ganz deutlich einen Trupp Pferde in dem Wege herauf kommen, den auch sie zurückgelegt hatten, und fürchteten, daß abermals eine Gesellschaft ungebetener Gäste diesen Wahlplatz besuchen möchte, um Nachlese zu halten.

Wie angenehm wurden sie dagegen überrascht, als ihnen aus den Büschen, auf einem Schimmel reitend, ein Frauenzimmer zu Gesichte kam, die von einem ältlichen Herrn und einigen Cavalieren begleitet wurde; Reitknechte, Bedienten und ein Trupp Husaren folgten nach.

Philine, die zu dieser Erscheinung große Augen machte, war eben im Begriff zu rufen und die schöne

Amazone um Hülfe anzuflehen, als dieſe ſchon erſtaunt ihre Augen nach der wunderbaren Gruppe wendete, ſogleich ihr Pferd lenkte, herzuritt und ſtille hielt. Sie erkundigte ſich eifrig nach dem Verwundeten, deſſen Lage, in dem Schooſe der leichtfertigen Samariterin, ihr höchſt ſonderbar vorzukommen ſchien.

Iſt es Ihr Mann? fragte ſie Philinen. Es iſt nur ein guter Freund, verſetzte dieſe mit einem Ton, der Wilhelmen höchſt zuwider war. Er hatte ſeine Augen auf die ſanften, hohen, ſtillen, theilnehmenden Geſichtszüge der Ankommenden geheftet; er glaubte nie etwas Edleres noch Liebenswürdigeres geſehen zu haben. Ein weiter Mannsüberreck verbarg ihm ihre Geſtalt; ſie hatte ihn, wie es ſchien, gegen die Einflüſſe der kühlen Abendluft von einem ihrer Geſellſchafter geborgt.

Die Ritter waren indeß auch näher gekommen; einige ſtiegen ab, die Dame that ein gleiches, und fragte, mit menſchenfreundlicher Theilnehmung, nach allen Umſtänden des Unfalls, der die Reiſenden betroffen hatte, beſonders aber nach den Wunden des hingeſtreckten Jünglings. Darauf wandte ſie ſich ſchnell um, und ging mit einem alten Herrn ſeitwärts nach den Wagen, welche langſam den Berg herauf kamen, und auf dem Wählplatz ſtille hielten.

Nachdem die junge Dame eine kurze Zeit am

Schlage der einen Kutsche gestanden, und sich mit den Ankommenden unterhalten hatte, stieg ein Mann von untersetzter Gestalt heraus, den sie zu unserm verwundeten Helden führte. An dem Kästchen, das er in der Hand hatte, und an der ledernen Tasche mit Instrumenten erkannte man ihn bald für einen Wundarzt. Seine Manieren waren mehr rauh als einnehmend, doch seine Hand leicht, und seine Hülfe willkommen.

Er untersuchte genau, erklärte, keine Wunde sey gefährlich, er wolle sie auf der Stelle verbinden, alsdann könne man den Kranken in das nächste Dorf bringen.

Die Besorgnisse der jungen Dame schienen sich zu vermehren. Sehen Sie nur, sagte sie, nachdem sie einigemal hin- und hergegangen war, und den alten Herrn wieder herbei führte, sehen Sie, wie man ihn zugerichtet hat! Und leidet er nicht um unsertwillen? Wilhelm hörte diese Worte, und verstand sie nicht. Sie ging unruhig hin und wieder; es schien, als könnte sie sich nicht von dem Anblick des Verwundeten losreißen, und als fürchtete sie zugleich den Wohlstand zu verletzen, wenn sie stehen bliebe, zu der Zeit, da man ihn, wiewohl mit Mühe, zu entkleiden anfing. Der Chirurgus schnitt eben den linken Ermel auf, als der alte Herr hinzutrat und ihr, mit einem ernsthaften Tone, die Nothwendigkeit, ihre

Reiſe fortzuſetzen, vorſtellte. Wilhelm hatte ſeine Augen auf ſie gerichtet, und war von ihren Blicken ſo eingenommen, daß er kaum fühlte, was mit ihm vorging.

Philine war indeſſen aufgeſtanden, um der gnädigen Dame die Hand zu küſſen. Als ſie neben einander ſtanden, glaubte unſer Freund nie einen ſolchen Abſtand geſehn zu haben. Philine war ihm noch nie in einem ſo ungünſtigen Lichte erſchienen. Sie ſollte, wie es ihm vorkam, ſich jener edlen Natur nicht nahen, noch weniger ſie berühren.

Die Dame fragte Philinen verſchiedenes, aber leiſe. Endlich kehrte ſie ſich zu dem alten Herrn, der noch immer trocken dabei ſtand, und ſagte: Lieber Oheim, darf ich auf Ihre Koſten freigebig ſeyn? Sie zog ſogleich den Ueberrock aus, und ihre Abſicht, ihn dem Verwundeten und Unbekleideten hinzugeben, war nicht zu verkennen.

Wilhelm, den der heilſame Blick ihrer Augen bisher feſtgehalten hatte, war nun, als der Ueberrock fiel, von ihrer ſchönen Geſtalt überraſcht. Sie trat näher herzu, und legte den Rock ſanft über ihn. In dieſem Augenblicke, da er den Mund öffnen und einige Worte des Dankes ſtammeln wollte, wirkte der lebhafte Eindruck ihrer Gegenwart ſo ſonderbar auf ſeine ſchon angegriffenen Sinne, daß es ihm auf einmal vorkam, als ſey ihr Haupt mit Strahlen umgeben, und über

ihr ganzes Bild verbreite sich nach und nach ein glänzendes Licht. Der Chirurgus berührte ihn eben unsanfter, indem er die Kugel, welche in der Wunde stak, herauszuziehen Anstalt machte. Die Heilige verschwand vor den Augen des Hinsinkenden; er verlor alles Bewußtseyn, und als er wieder zu sich kam, waren Reiter und Wagen, die Schöne sammt ihren Begleitern, verschwunden.

Siebentes Capitel.

Nachdem unſer Freund verbunden und angekleidet war, eilte der Chirurgus weg, eben als der Harfenſpieler mit einer Anzahl Bauern heraufkam. Sie bereiteten eilig aus abgehauenen Aeſten und eingeflochtenem Reiſig eine Trage, luden den Verwundeten darauf, und brachten ihn unter Anführung eines reitenden Jägers, den die Herrſchaft zurückgelaſſen hatte, ſachte den Berg hinunter. Der Harfner, ſtill und in ſich gekehrt, trug ſein beſchädigtes Inſtrument, einige Leute ſchleppten Philinens Koffer, ſie ſchlenderte mit einem Bündel nach, Mignon ſprang bald voraus, bald zur Seite durch Buſch und Wald, und blickte ſehnlich nach ihrem kranken Beſchützer hinüber.

Dieſer lag in ſeinen warmen Ueberrock gehüllt, ruhig auf der Bahre. Eine elektriſche Wärme ſchien aus der feinen Wolle in ſeinen Körper überzugehen; genug, er fühlte ſich in die behaglichſte Empfindung verſetzt. Die ſchöne Beſitzerin des Kleides hatte mächtig auf ihn gewirkt. Er ſah noch den Rock von ihren Schultern fallen, die edelſte Geſtalt, von Strahlen umgeben, vor ſich ſtehen, und ſeine Seele eilte der Verſchwundenen durch Felſen und Wälder auf dem Fuße nach.

Nur mit sinkender Nacht kam der Zug im Dorfe vor dem Wirthshause an, in welchem sich die übrige Gesellschaft befand, und verzweiflungsvoll den unersetzlichen Verlust beklagte. Die einzige kleine Stube des Hauses war von Menschen vollgepfropft: einige lagen auf der Streue, andere hatten die Bänke eingenommen: einige sich hinter den Ofen gedruckt, und Frau Melina erwartete, in einer benachbarten Kammer, ängstlich ihre Niederkunft. Der Schrecken hatte sie beschleunigt, und unter dem Beistande der Wirthin, einer jungen, unerfahrnen Frau, konnte man wenig Gutes erwarten.

Als die neuen Ankömmlinge herein gelassen zu werden verlangten, entstand ein allgemeines Murren. Man behauptete nun, daß man allein auf Wilhelms Rath, unter seiner besondern Anführung, diesen gefährlichen Weg unternommen, und sich diesem Unfall ausgesetzt habe. Man warf die Schuld des übeln Ausgangs auf ihn, widersetzte sich an der Thüre seinem Eintritt, und behauptete: er müsse anderswo unterzukommen suchen. Philinen begegnete man noch schnöder; der Harfenspieler und Mignon mußten auch das Ihrige leiden.

Nicht lange hörte der Jäger, dem die Vorsorge für die Verlassenen von seiner schönen Herrschaft ernstlich anbefohlen war, dem Streite mit Geduld zu; er fuhr mit Fluchen und Drohen auf die Gesellschaft los, gebot ihnen zusammenzurücken, und den Ankommenden Platz zu machen. Man fing an sich zu bequemen. Er bereitete

tete Wilhelmen einen Platz auf einem Tiſche, den er in eine Ecke ſchob; Philine ließ ihren Koffer daneben ſtellen, und ſetzte ſich drauf. Jeder druckte ſich ſo gut er konnte, und der Jäger begab ſich weg, um zu ſehen, ob er nicht ein bequemes Quartier für das Ehepaar ausmachen könne.

Kaum war er fort, als der Unwille wieder laut zu werden anfing, und ein Vorwurf den andern drängte. Jederman erzählte und erhöhte ſeinen Verluſt, man ſchalt die Verwegenheit, durch die man ſo vieles eingebüßt, man verhehlte ſogar die Schadenfreude nicht, die man über die Wunden unſeres Freundes empfand, man verhöhnte Philinen, und wollte ihr die Art und Weiſe, wie ſie ihren Koffer gerettet, zum Verbrechen machen. Aus allerlei Anzüglichkeiten und Stichelreden hätte man ſchließen ſollen, ſie habe ſich während der Plünderung und Niederlage um die Gunſt des Anführers der Bande bemüht, und habe ihn, wer weiß durch welche Künſte und Gefälligkeiten, vermocht ihren Koffer frei zu geben. Man wollte ſie eine ganze Weile vermißt haben. Sie antwortete nichts und klapperte nur mit den großen Schlöſſern ihres Koffers, um ihre Neider recht von ſeiner Gegenwart zu überzeugen, und die Verzweiflung des Haufens durch ihr eigenes Glück zu vermehren.

Achtes Capitel.

Wilhelm, ob er gleich durch den ſtarken Verluſt des Blutes ſchwach, und nach der Erſcheinung jenes hülfreichen Engels mild und ſanft geworden war, konnte ſich doch zuletzt des Verdruſſes über die harten und ungerechten Reden nicht enthalten, welche bei ſeinem Stillſchweigen von der unzufriednen Geſellſchaft immer erneuert wurden. Endlich fühlte er ſich geſtärkt genug, um ſich anfzurichten, und ihnen die Unart vorzuſtellen, mit der ſie ihren Freund und Führer beunruhigten. Er hob ſein verbundenes Haupt in die Höhe, und fing, indem er ſich mit einiger Mühe ſtützte und gegen die Wand lehnte, folgendergeſtalt zu reden an:

Ich vergebe dem Schmerze, den jeder über ſeinen Verluſt empfindet, daß ihr mich in einem Augenblicke beleidigt, wo ihr mich beklagen ſolltet, daß ihr mir widerſteht und mich von euch ſtoßt, das erſtemal, da ich Hülfe von euch erwarten konnte. Für die Dienſte, die ich euch erzeigte, für die Gefälligkeiten, die ich euch erwies, habe ich mich durch euren Dank, durch euer freundſchaftliches Betragen bisher genugſam belohnt gefunden; verleitet mich nicht, zwingt mein Gemüth nicht,

zurückzugeben und zu überdenken, was ich für euch gethan habe; dieſe Berechnung würde mir nur peinlich werden. Der Zufall hat mich zu euch geführt, Umſtände und eine heimliche Neigung haben mich bei euch gehalten. Ich nahm an euren Arbeiten, an euren Vergnügungen Theil; meine wenigen Kenntniſſe waren zu eurem Dienſte. Gebt ihr mir jetzt auf eine bittre Weiſe den Unfall Schuld, der uns betroffen hat, ſo erinnert ihr euch nicht, daß der erſte Vorſchlag, dieſen Weg zu nehmen, von fremden Leuten kam, von euch allen geprüft, und ſo gut von jedem als von mir gebilligt worden iſt. Wäre unſre Reiſe glücklich vollbracht, ſo würde ſich jeder wegen des guten Einfalls loben, daß er dieſen Weg angerathen, daß er ihn vorgezogen; er würde ſich unſrer Ueberlegungen und ſeines ausgeübten Stimmrechts mit Freuden erinnern; jetzo macht ihr mich allein verantwortlich, ihr zwingt mir eine Schuld auf, die ich willig übernehmen wollte, wenn mich das reinſte Bewußtſeyn nicht frei ſpräche, ja wenn ich mich nicht auf euch ſelbſt berufen könnte. Habt ihr gegen mich etwas zu ſagen, ſo bringt es ordentlich vor, und ich werde mich zu vertheidigen wiſſen; habt ihr nichts Gegründetes anzugeben, ſo ſchweigt, und quält mich nicht, jetzt da ich der Ruhe ſo äußerſt bedürftig bin.

Statt aller Antwort fingen die Mädchen an abermals zu weinen und ihren Verluſt umſtändlich zu erzählen; Melina war ganz außer Faſſung: denn er hatte

freilich am meiſten, und mehr als wir denken können, eingebüßt. Wie ein Raſender ſtelperte er in dem engen Raume hin und her, ſtieß den Kopf wider die Wand, fluchte und ſchalt auf das unziemlichſte; und da nun gar zu gleicher Zeit die Wirthin aus der Kammer trat, mit der Nachricht, daß ſeine Frau mit einem todten Kinde niedergekommen, erlaubte er ſich die heftigſten Ausbrüche, und einſtimmig mit ihm heulte, ſchrie, brummte und lärmte alles durcheinander.

Wilhelm, der zugleich von mitleidiger Theilnehmung an ihrem Zuſtande und von Verdruß über ihre niedrige Geſinnung bis in ſein Innerſtes bewegt war, fühlte, unerachtet der Schwäche ſeines Körpers, die ganze Kraft ſeiner Seele lebendig. Faſt, rief er aus, muß ich euch verachten, ſo beklagenswerth ihr auch ſeyn mögt. Kein Unglück berechtigt uns, einen Unſchuldigen mit Vorwürfen zu beladen; habe ich Theil an dieſem falſchen Schritte, ſo büße ich auch mein Theil. Ich liege verwundet hier, und wenn die Geſellſchaft verloren hat, ſo verliere ich das Meiſte. Was an Garderobe geraubt worden, was an Decorationen zu Grunde gegangen, war mein: denn Sie, Herr Melina, haben mich noch nicht bezahlt, und ich ſpreche Sie von dieſer Forderung hiemit völlig frei.

Sie haben gut ſchenken, rief Melina, was niemand wiederſehen wird. Ihr Geld lag in meiner Frau Koffer, und es iſt Ihre Schuld, daß es Ihnen verloren geht.

Aber, o! wenn das alles wäre! — Er fing auf's neue zu ſtampfen, zu ſchimpfen und zu ſchreien an. Jedermann erinnerte ſich der ſchönen Kleider aus der Garderobe des Grafen, der Schnallen, Uhren, Doſen, Hüte, welche Melina von dem Kammerdiener ſo glücklich gehandelt hatte. Jedem fielen ſeine eigenen, obgleich viel geringern, Schätze dabei wieder in's Gedächtniß; man blickte mit Verdruß auf Philinens Koffer, man gab Wilhelmen zu verſtehen, er habe wahrlich nicht übel gethan, ſich mit dieſer Schönen zu aſſociiren, und durch ihr Glück auch ſeine Habſeligkeiten zu retten.

Glaubt ihr denn, rief er endlich aus, daß ich etwas Eignes haben werde, ſo lange ihr darbt, und iſt es wohl das erſtemal, daß ich in der Noth mit euch redlich theile? Man öffne den Koffer, und was mein iſt, will ich zum öffentlichen Bedürfniß niederlegen.

Es iſt mein Koffer, ſagte Philine, und ich werde ihn nicht eher aufmachen, bis es mir beliebt. Ihre paar Fittige, die ich Ihnen aufgehoben, können wenig betragen, und wenn ſie an die redlichſten Juden verkauft werden. Denken Sie an ſich, was Ihre Heilung koſten, was Ihnen in einem fremden Lande begegnen kann.

Sie werden mir, Philine, verſetzte Wilhelm, nichts verenthalten, was mein iſt, und das Wenige wird uns aus der erſten Verlegenheit retten. Allein der Menſch beſitzt noch manches, womit er ſeinen Freunden beiſtehen kann, das eben nicht klingende Münze zu ſeyn braucht.

Alles, was in mir iſt, ſoll dieſen Unglücklichen gewidmet ſeyn, die gewiß, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen, ihr gegenwärtiges Betragen bereuen werden. Ja, fuhr er fort, ich fühle, daß ihr bedürft, und was ich vermag, will ich euch leiſten; ſchenkt mir euer Vertrauen auf's neue, beruhigt euch für dieſen Augenblick, nehmet an, was ich euch verſpreche! Wer will die Zuſage im Namen aller von mir empfangen?

Hier ſtreckte er ſeine Hand aus, und rief: ich verſpreche, daß ich nicht eher von euch weichen, euch nicht eher verlaſſen will, als bis ein jeder ſeinen Verluſt doppelt und dreyfach erſetzt ſieht, bis ihr den Zuſtand, in dem ihr euch, durch weſſen Schuld es wolle, befindet, völlig vergeſſen, und mit einem glücklichern vertauſcht habt.

Er hielt ſeine Hand noch immer ausgeſtreckt, und niemand wollte ſie faſſen. Ich verſprech' es noch einmal, rief er aus, indem er auf ſein Kiſſen zurück ſank. Alle blieben ſtille; ſie waren beſchämt, aber nicht getröſtet, und Philine auf ihrem Koffer ſitzend, knackte Nüſſe auf, die ſie in ihrer Taſche gefunden hatte.

Neuntes Capitel.

Der Jäger kam mit einigen Leuten zurück, und machte Anſtalt, den Verwundeten wegzuſchaffen. Er hatte den Pfarrer des Orts beredet, das Ehepaar aufzunehmen; Philinens Koffer ward fortgetragen, und ſie folgte mit natürlichem Anſtand. Mignon lief voraus, und da der Kranke im Pfarrhaus ankam, ward ihm ein weites Ehebette, das ſchon lange Zeit als Gaſt- und Ehrenbette bereit ſtand, eingegeben. Hier bemerkte man erſt, daß die Wunde aufgegangen war und ſtark geblutet hatte. Man mußte für einen neuen Verband ſorgen. Der Kranke verfiel in ein Fieber, Philine wartete ihn treulich, und als die Müdigkeit ſie übermeiſterte, löſ'te ſie der Harfenſpieler ab; Mignon war mit dem feſten Vorſatz zu wachen in einer Ecke eingeſchlafen.

Des Morgens, als Wilhelm ſich ein wenig erholt hatte, erfuhr er von dem Jäger, daß die Herrſchaft, die ihnen geſtern zu Hülfe gekommen ſey, vor kurzem ihre Güter verlaſſen habe, um den Kriegsbewegungen auszuweichen, und ſich bis zum Frieden in einer ruhigern Gegend aufzuhalten. Er nannte den ältlichen Herrn und ſeine Nichte, zeigte den Ort an, wohin ſie

sich zuerst begeben, erklärte Wilhelmen, wie das Fräulein ihm eingebunden, für die Verlassenen Sorge zu tragen.

Der hereintretende Wundarzt unterbrach die lebhaften Danksagungen, in welche sich Wilhelm gegen den Jäger ergoß, machte eine umständliche Beschreibung der Wunden, versicherte, daß sie leicht heilen würden, wenn der Patient sich ruhig hielte und sich abwartete.

Nachdem der Jäger weggeritten war, erzählte Philine, daß er ihr einen Beutel mit zwanzig Louisd'ors zurückgelassen, daß er dem Geistlichen ein Douceur für die Wohnung gegeben, und die Curkosten für den Chirurgus bei ihm niedergelegt habe. Sie gelte durchaus für Wilhelms Frau, introducire sich ein für allemal bei ihm in dieser Qualität, und werde nicht zugeben, daß er sich nach einer andern Wartung umsehe.

Philine, sagte Wilhelm, ich bin Ihnen bei dem Unfall, der uns begegnet ist, schon manchen Dank schuldig geworden, und ich wünschte nicht, meine Verbindlichkeiten gegen Sie vermehrt zu sehen. Ich bin unruhig, so lange Sie um mich sind: denn ich weiß nichts, womit ich Ihnen die Mühe vergelten kann. Geben Sie mir meine Sachen, die Sie in Ihrem Koffer gerettet haben, heraus, schließen Sie sich an die übrige Gesellschaft an, suchen Sie ein ander Quartier, nehmen Sie meinen Dank und die goldne Uhr als eine kleine Erkenntlichkeit;

nur verlaſſen Sie mich; Ihre Gegenwart beunruhigt mich mehr, als Sie glauben.

Sie lachte ihm in's Geſicht, als er geendigt hatte. Du biſt ein Thor, ſagte ſie, du wirſt nicht klug werden. Ich weiß beſſer, was dir gut iſt; ich werde bleiben, ich werde mich nicht von der Stelle rühren. Auf den Dank der Männer habe ich niemals gerechnet, alſo auch auf deinen nicht; und wenn ich dich lieb habe, was gehr's dich an?

Sie blieb, und hatte ſich bald bei dem Pfarrer und ſeiner Familie eingeſchmeichelt, indem ſie immer luſtig war, jedem etwas zu ſchenken, jedem nach dem Sinne zu reden wußte, und dabei immer that was ſie wollte. Wilhelm befand ſich nicht übel; der Chirurgus, ein unwiſſender, aber nicht ungeſchickter Menſch, ließ die Natur walten, und ſo war der Patient bald auf dem Wege der Beſſerung. Sehnlich wünſchte dieſer ſich wieder hergeſtellt zu ſehen, um ſeine Plane, ſeine Wünſche eifrig verfolgen zu können.

Unaufhörlich rief er ſich jene Begebenheit zurück, welche einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht hatte. Er ſah die ſchöne Amazone reitend aus den Büſchen hervorkommen, ſie näherte ſich ihm, ſtieg ab, ging hin und wieder, und bemühte ſich um ſeinetwillen. Er ſah das umhüllende Kleid von ihren Schultern fallen; ihr Geſicht, ihre Geſtalt glänzend verſchwinden. Alle ſeine Jugendträume knüpften ſich an dieſes

Bild. Er glaubte nunmehr die edle heldenmüthige Chlorinde mit eignen Augen gesehen zu haben: ihm fiel der kranke Königssohn wieder ein, an dessen Lager die schöne theilnehmende Prinzessin mit stiller Bescheidenheit hereintrat.

Sollten nicht, sagte er manchmal im Stillen zu sich selbst, uns in der Jugend wie im Schlafe, die Bilder zukünftiger Schicksale umschweben, und unserm unbefangenen Auge ahnungsvoll sichtbar werden? Sollten die Keime dessen, was uns begegnen wird, nicht schon von der Hand des Schicksals ausgestreut, sollte nicht ein Vorgenuß der Früchte, die wir einst zu brechen hoffen, möglich seyn?

Sein Krankenlager gab ihm Zeit, jene Scene tausendmal zu wiederholen. Tausendmal rief er den Klang jener süßen Stimme zurück, und wie beneidete er Philinen, die jene hülfreiche Hand geküßt hatte. Oft kam ihm die Geschichte wie ein Traum vor, und er würde sie für ein Mährchen gehalten haben, wenn nicht das Kleid zurück geblieben wäre, das ihm die Gewißheit der Erscheinung versicherte.

Mit der größten Sorgfalt für dieses Gewand war das lebhafteste Verlangen verbunden, sich damit zu bekleiden. Sobald er aufstand, warf er es über, und befürchtete den ganzen Tag, es möchte durch einen Flecken, oder auf sonst eine Weise beschädigt werden.

Zehntes Capitel.

Laertes beſuchte ſeinen Freund. Er war bei jener lebhaften Scene im Wirthshauſe nicht gegenwärtig geweſen, denn er lag in einer obern Kammer. Ueber ſeinen Verluſt war er ſehr getröſtet, und half ſich mit ſeinem gewöhnlichen: was thut's? Er erzählte verſchiedene lächerliche Züge von der Geſellſchaft, beſonders gab er Frau Melina Schuld: ſie beweine den Verluſt ihrer Tochter nur deßwegen, weil ſie nicht das altdeutſche Vergnügen haben könne, eine Mechtilde taufen zu laſſen. Was ihren Mann betreffe, ſo offenbare ſich's nun, daß er viel Geld bei ſich gehabt, und auch ſchon damals des Vorſchuſſes, den er Wilhelmen abgelockt, keineswegs bedurft habe. Melina wollte nunmehr mit dem nächſten Poſtwagen abgehen, und werde von Wilhelmen ein Empfehlungsſchreiben an ſeinen Freund den Director Serlo verlangen, bei deſſen Geſellſchaft er, weil die eigne Unternehmung geſcheitert, nun unterzukommen hoffe.

Mignon war einige Tage ſehr ſtill geweſen, und als man in ſie drang, geſtand ſie endlich, daß ihr rechter Arm verrenkt ſey. Das haſt du deiner Verwegenheit

zu danken, sagte Philine, und erzählte: wie das Kind im Gefechte seinen Hirschfänger gezogen, und, als es seinen Freund in Gefahr gesehen, wacker auf die Freibeuter zugehauen habe. Endlich sey es bei'm Arme ergriffen und auf die Seite geschleudert worden. Man schalt auf sie, daß sie das Uebel nicht eher entdeckt habe, doch merkte man wohl, daß sie sich vor dem Chirurgus gescheut, der sie bisher immer für einen Knaben gehalten hatte. Man suchte das Uebel zu heben, und sie mußte den Arm in der Binde tragen. Hierüber war sie auf's neue empfindlich, weil sie den besten Theil der Pflege und Wartung ihres Freundes Philinen überlassen mußte, und die angenehme Sünderin zeigte sich nur um deste thätiger und aufmerksamer.

Eines Morgens, als Wilhelm erwachte, fand er sich mit ihr in einer sonderbaren Nähe. Er war auf seinem weiten Lager in der Unruhe des Schlafs ganz an die hintere Seite gerutscht. Philine lag quer über den vordern Theil hingestreckt; sie schien auf dem Bette sitzend und lesend eingeschlafen zu seyn. Ein Buch war ihr aus der Hand gefallen; sie war zurück und mit dem Kopf nah' an seine Brust gesunken, über die sich ihre blonden aufgelöseten Haare in Wellen ausbreiteten. Die Unordnung des Schlafs erhöhte mehr als Kunst und Vorsatz ihre Reize; eine kindische lächelnde Ruhe schwebte über ihrem Gesichte. Er sah sie eine Zeit lang an, und schien sich selbst über das Vergnügen zu

tadeln, womit er sie ansah, und wir wissen nicht, ob er seinen Zustand segnete oder tadelte, der ihm Ruhe und Mäßigung zur Pflicht machte. Er hatte sie eine Zeit lang aufmerksam betrachtet, als sie sich zu regen anfing. Er schloß die Augen sachte zu, doch konnte er nicht unterlassen zu blinzen und nach ihr zu sehen, als sie sich wieder zurecht putzte und wegging, nach dem Frühstück zu fragen.

Nach und nach hatten sich nun die sämmtlichen Schauspieler bei Wilhelmen gemeldet, hatten Empfehlungsschreiben und Reisegeld, mehr oder weniger unartig und ungestüm, gefordert und immer mit Widerwillen Philinens erhalten. Vergebens stellte sie ihrem Freunde vor, daß der Jäger auch diesen Leuten eine ansehnliche Summe zurückgelassen, daß man ihn nur zum Besten habe. Vielmehr kamen sie darüber in einen lebhaften Zwist, und Wilhelm behauptete nunmehr ein für allemal, daß sie sich gleichfalls an die übrige Gesellschaft anschließen und ihr Glück bei Serlo versuchen sollte.

Nur einige Augenblicke verließ sie ihr Gleichmuth, dann erholte sie sich schnell wieder, und rief: wenn ich nur meinen Blonden wieder hätte, so wollt' ich mich um euch alle nichts kümmern. Sie meinte Friedrichen, der sich vom Wahlplatze verloren und nicht wieder gezeigt hatte.

Des andern Morgens brachte Mignon die Nachricht an's Bette: daß Philine in der Nacht abgereis't sey;

im Nebenzimmer habe sie alles, was ihm gehöre, sehr ordentlich zusammen gelegt. Er empfand ihre Abwesenheit; er hatte an ihr eine treue Wärterin, eine muntere Gesellschafterin verloren, er war nicht mehr gewohnt, allein zu seyn. Allein Mignon füllte die Lücke bald wieder aus.

Seitdem jene leichtfertige Schöne in ihren freundlichen Bemühungen den Verwundeten umgab, hatte sich die Kleine nach und nach zurückgezogen, und war stille für sich geblieben; nun aber, da sie wieder freies Feld gewann, trat sie mit Aufmerksamkeit und Liebe hervor, war eifrig, ihm zu dienen, und munter, ihn zu unterhalten.

Eilftes Capitel.

Mit lebhaften Schritten nahete er ſich der Beſſerung; er hoffte nun in wenig Tagen ſeine Reiſe antreten zu können. Er wollte nicht etwa planlos ein ſchlenderndes Leben fortſetzen, ſondern zweckmäßige Schritte ſollten künftig ſeine Bahn bezeichnen. Zuerſt wollte er die hülfreiche Herrſchaft aufſuchen, um ſeine Dankbarkeit an den Tag zu legen, alsdann zu ſeinem Freunde dem Director eilen, um für die verunglückte Geſellſchaft auf das Beſte zu ſorgen, und zugleich die Handelsfreunde, an die er mit Adreſſen verſehen war, beſuchen, und die ihm aufgetragnen Geſchäfte verrichten. Er machte ſich Hoffnung, daß ihm das Glück wie vorher auch künftig beiſtehen und ihm Gelegenheit verſchaffen werde, durch eine glückliche Speculation den Verluſt zu erſetzen, und die Lücke ſeiner Caſſe wieder auszufüllen.

Das Verlangen, ſeine Retterin wieder zu ſehen, wuchs mit jedem Tage. Um ſeine Reiſeroute zu beſtimmen, ging er mit dem Geiſtlichen zu Rathe, der ſchöne geographiſche und ſtatiſtiſche Kenntniſſe hatte, und eine artige Bücher- und Karten-Sammlung beſaß. Man ſuchte nach dem Orte, den die edel Familie wäh-

rend des Kriegs zu ihrem Sitz erwählt hatte, man suchte Nachrichten von ihr selbst auf; allein der Ort war in keiner Geographie, auf keiner Karte zu finden, und die genealogischen Handbücher sagten nichts von einer solchen Familie.

Wilhelm wurde unruhig, und als er seine Bekümmerniß laut werden ließ, entdeckte ihm der Harfenspieler: er habe Ursache zu glauben, daß der Jäger, es sey aus welcher Ursache es wolle, den wahren Namen verschwiegen habe.

Wilhelm, der nun einmal sich in der Nähe der Schönen glaubte, hoffte einige Nachricht von ihr zu erhalten, wenn er den Harfenspieler abschickte; aber auch diese Hoffnung ward getäuscht. So sehr der Alte sich auch erkundigte, konnte er doch auf keine Spur kommen. In jenen Tagen waren verschiedene lebhafte Bewegungen und unvorgesehene Durchmärsche in diesen Gegenden vorgefallen; niemand hatte auf die reisende Gesellschaft besonders Acht gegeben, so daß der ausgesendete Bote, um nicht für einen jüdischen Spion angesehen zu werden, wieder zurück gehen und ohne Oelblatt vor seinem Herrn und Freund erscheinen mußte. Er legte strenge Rechenschaft ab, wie er den Auftrag auszurichten gesucht, und war bemüht, allen Verdacht einer Nachlässigkeit von sich zu entfernen. Er suchte auf alle Weise Wilhelms Betrübniß zu lindern, besann sich auf alles, was er von dem Jäger erfahren hatte,

und

und brachte mancherlei Muthmaßungen vor, wobei denn endlich ein Umstand vorkam, woraus Wilhelm einige räthselhafte Worte der schönen Verschwundenen deuten konnte.

Die räuberische Bande nämlich hatte nicht der wandernden Truppe, sondern jener Herrschaft aufgepaßt, bei der sie mit Recht vieles Geld und Kostbarkeiten vermuthete, und von deren Zug sie genaue Nachricht mußte gehabt haben. Man wußte nicht, ob man die That einem Freicorps, ob man sie Marodeurs oder Räubern zuschreiben sollte. Genug, zum Glücke der vornehmen und reichen Caravane waren die Geringen und Armen zuerst auf den Platz gekommen, und hatten das Schicksal erduldet, das jenen zubereitet war. Darauf bezogen sich die Worte der jungen Dame, deren sich Wilhelm noch gar wohl erinnerte. Wenn er nun vergnügt und glücklich seyn konnte, daß ein vorsichtiger Genius ihn zum Opfer bestimmt hatte, eine vollkommene Sterbliche zu retten, so war er dagegen nahe an der Verzweiflung, da ihm, sie wieder zu finden, sie wieder zu sehen wenigstens für den Augenblick alle Hoffnung verschwunden war.

Was diese sonderbare Bewegung in ihm vermehrte, war die Aehnlichkeit, die er zwischen der Gräfin und der schönen Unbekannten entdeckt zu haben glaubte. Sie glichen sich, wie sich Schwestern gleichen mögen,

deren keine die jüngere noch die ältere genannt werden darf, denn sie scheinen Zwillinge zu seyn.

Die Erinnerung an die liebenswürdige Gräfin war ihm unendlich süß. Er rief sich ihr Bild nur allzugern wieder in's Gedächtniß. Aber nun trat die Gestalt der edlen Amazone gleich dazwischen, eine Erscheinung verwandelte sich in die andere, ohne daß er im Stande gewesen wäre, diese oder jene fest zu halten.

Wie wunderbar mußte ihm daher die Aehnlichkeit ihrer Handschriften seyn, denn er verwahrte ein reizendes Lied von der Hand der Gräfin in seiner Schreibtafel, und in dem Ueberrock hatte er ein Zettelchen gefunden, worin man sich mit viel zärtlicher Sorgfalt nach dem Befinden eines Oheims erkundigte.

Wilhelm war überzeugt, daß seine Netterin dieses Billet geschrieben, daß es auf der Reise in einem Wirthshause aus einem Zimmer in das andere geschickt und von dem Oheim in die Tasche gesteckt worden sey. Er hielt beide Handschriften gegen einander, und wenn die zierlich gestellten Buchstaben der Gräfin ihm sonst so sehr gefallen hatten, so fand er in den ähnlichen aber freieren Zügen der Unbekannten eine unaussprechlich fließende Harmonie. Das Billet enthielt nichts, und schon die Züge schienen ihn, so wie ehemals die Gegenwart der Schönen, zu erheben.

Er verfiel in eine träumende Sehnsucht, und wie einstimmend mit seinen Empfindungen war das Lied,

das eben in dieſer Stunde Mignon und der Harfner als ein unregelmäßiges Duett mit dem herzlichſten Ausdrucke ſangen:

Nur wer die Sehnſucht kennt
Weiß, was ich leide!
Allein und abgetrennt
Von aller Freude,
Seh' ich an's Firmament
Nach jener Seite.
Ach! der mich liebt und kennt
Iſt in der Weite.
Es ſchwindet mir, es brennt
Mein Eingeweide.
Nur wer die Sehnſucht kennt
Weiß, was ich leide!

Zwölftes Capitel.

Die sanften Lockungen des lieben Schutzgeistes, anstatt unsern Freund auf irgend einen Weg zu führen, nährten und vermehrten die Unruhe, die er vorher empfunden hatte. Eine heimliche Gluth schlich in seinen Adern; bestimmte und unbestimmte Gegenstände wechselten in seiner Seele und erregten ein endloses Verlangen. Bald wünschte er sich ein Roß, bald Flügel, und indem es ihm unmöglich schien, bleiben zu können, sah er sich erst um, wohin er denn eigentlich begehre.

Der Faden seines Schicksals hatte sich so sonderbar verworren; er wünschte die seltsamen Knoten aufgelöst oder zerschnitten zu sehen. Oft, wenn er ein Pferd traben oder einen Wagen rollen hörte, schaute er eilig zum Fenster hinaus, in der Hoffnung, es würde jemand seyn, der ihn aufsuchte, und, wäre es auch nur durch Zufall, ihm Nachricht, Gewißheit und Freude brächte. Er erzählte sich Geschichten vor, wie sein Freund Werner in diese Gegend kommen und ihn überraschen könnte, daß Mariane vielleicht erscheinen dürfte. Der Ton eines jeden Posthorns setzte ihn in Bewegung. Melina sollte von seinem Schicksale Nachricht geben, vorzüglich aber

ſollte der Jäger wieder kommen und ihn zu jener angebeteten Schönheit einladen.

Von allem dieſem geſchah leider nichts, und er mußte zuletzt wieder mit ſich allein bleiben, und indem er das Vergangene wieder durchnahm, ward ihm ein Umſtand, je mehr er ihn betrachtete und beleuchtete, immer widriger und unerträglicher. Es war ſeine verunglückte Heerführerſchaft, an die er ohne Verdruß nicht denken konnte. Denn ob er gleich am Abend jenes böſen Tages ſich vor der Geſellſchaft ſo ziemlich herausgeredet hatte, ſo konnte er ſich doch ſelbſt ſeine Schuld nicht verläugnen. Er ſchrieb ſich vielmehr in hypochondriſchen Augenblicken den ganzen Vorfall allein zu.

Die Eigenliebe läßt uns ſowohl unſre Tugenden als unſre Fehler viel bedeutender, als ſie ſind, erſcheinen. Er hatte das Vertrauen auf ſich rege gemacht, den Willen der Uebrigen gelenkt, und war, von Unerfahrenheit und Kühnheit geleitet, vorangegangen; es ergriff ſie eine Gefahr, der ſie nicht gewachſen waren. Laute und ſtille Vorwürfe verfolgten ihn, und wenn er der irregeführten Geſellſchaft nach dem empfindlichen Verluſte zugeſagt hatte, ſie nicht zu verlaſſen, bis er ihnen das Verlorne mit Wucher erſetzt hätte, ſo hatte er ſich über eine neue Verwegenheit zu ſchelten, womit er ein allgemein ausgetheiltes Uebel auf ſeine Schultern zu nehmen ſich vermaß. Bald verwies er ſich, daß er durch Aufſpannung und Drang des Augenblicks ein ſolches Ver-

sprechen gethan hatte; bald fühlte er wieder, daß jenes gutmüthige Hinreichen seiner Hand, die niemand anzunehmen würdigte, nur eine leichte Förmlichkeit sey gegen das Gelübde, das sein Herz gethan hatte. Er sann auf Mittel, [illegible] wohlthätig und nützlich zu seyn, und fand alle Ursache, seine Reise zu Serlo zu beschleunigen. Er packte nunmehr seine Sachen zusammen, und eilte, ohne seine völlige Genesung abzuwarten, ohne auf den Rath des Pastors und Wundarztes zu hören, in der wunderbaren Gesellschaft Mignons und des Alten, der Unthätigkeit zu entfliehen, in der ihn sein Schicksal abermals nur zu lange gehalten hatte.

Dreyzehntes Capitel.

Serlo empfing ihn mit offenen Armen, und rief ihm entgegen: Seh' ich Sie? Erkenn' ich Sie wieder? Sie haben sich wenig oder nicht geändert. Ist Ihre Liebe zur edelsten Kunst noch immer so stark und lebendig? So sehr erfreu' ich mich über Ihre Ankunft, daß ich selbst das Mißtrauen nicht mehr fühle, das Ihre letzten Briefe bei mir erregt haben.

Wilhelm bat betreffen um eine nähere Erklärung.

Sie haben sich, versetzte Serlo, gegen mich nicht wie ein alter Freund betragen; Sie haben mich wie einen großen Herrn behandelt, dem man mit gutem Gewissen unbrauchbare Leute empfehlen darf. Unser Schicksal hängt von der Meinung des Publicums ab, und ich fürchte, daß Ihr Herr Melina mit den Seinigen schwerlich bei uns wohl aufgenommen werden dürfte.

Wilhelm wollte etwas zu ihren Gunsten sprechen, aber Serlo fing an, eine so unbarmherzige Schilderung von ihnen zu machen, daß unser Freund sehr zufrieden war, als ein Frauenzimmer in das Zimmer trat, das Gespräch unterbrach, und ihm sogleich als Schwester Aurelia von seinem Freunde vorgestellt ward. Sie em-

pfing ihn auf das freundschaftlichste, und ihre Unterhaltung war so angenehm, daß er nicht einmal einen entschiedenen Zug des Kummers gewahr wurde, der ihrem geistreichen Gesicht noch ein besonderes Interesse gab.

Zum erstenmal seit langer Zeit fand sich Wilhelm wieder in seinem Elemente. Bei seinen Gesprächen hatte er sonst nur nothdürftig gefällige Zuhörer gefunden, da er gegenwärtig mit Künstlern und Kennern zu sprechen das Glück hatte, die ihn nicht allein vollkommen verstanden, sondern die auch sein Gespräch belebend erwiderten. Mit welcher Geschwindigkeit ging man die neusten Stücke durch! Mit welcher Sicherheit beurtheilte man sie! Wie wußte man das Urtheil des Publicums zu prüfen und zu schätzen! In welcher Geschwindigkeit klärte man einander auf!

Nun mußte sich bei Wilhelms Vorliebe für Shakespearen das Gespräch nothwendig auf diesen Schriftsteller lenken. Er zeigte die lebhafteste Hoffnung auf die Epoche, welche diese vortrefflichen Stücke in Deutschland machen müßten, und bald brachte er seinen Hamlet vor, der ihn so sehr beschäftigt hatte.

Serlo versicherte, daß er das Stück längst, wenn es nur möglich gewesen wäre, gegeben hätte, daß er gern die Rolle des Polonius übernehmen wolle. Dann setzte er mit Lächeln hinzu: und Ophelien finden sich wohl auch, wenn wir nur erst den Prinzen haben.

Wilhelm bemerkte nicht, daß Aurelien dieser Scherz

des Bruders zu mißfallen schien; er ward vielmehr nach seiner Art weitläufig und lehrreich, in welchem Sinne er den Hamlet gespielt haben wolle. Er legte ihnen die Resultate umständlich dar, mit welchen wir ihn oben beschäftigt gesehn, und gab sich alle Mühe, seine Meinung annehmlich zu machen, so viel Zweifel auch Serlo gegen seine Hypothese erregte. Nun gut, sagte dieser zuletzt, wir geben Ihnen alles zu; was wollen Sie weiter daraus erklären?

Vieles, alles, versetzte Wilhelm. Denken Sie sich einen Prinzen, wie ich ihn geschildert habe, dessen Vater unvermuthet stirbt. Ehrgeiz und Herrschsucht sind nicht die Leidenschaften, die ihn beleben; er hatte sich's gefallen lassen, Sohn eines Königs zu seyn; aber nun ist er erst genöthigt, auf den Abstand aufmerksamer zu werden, der den König vom Unterthanen scheidet. Das Recht zur Krone war nicht erblich, und doch hätte ein längeres Leben seines Vaters die Ansprüche seines einzigen Sohnes mehr befestigt, und die Hoffnung zur Krone gesichert. Dagegen sieht er sich nun durch seinen Oheim, ungeachtet scheinbarer Versprechungen, vielleicht auf immer ausgeschlossen; er fühlte sich nun so arm an Gnade, an Gütern, und fremd in dem, was er von Jugend auf als sein Eigenthum betrachten konnte. Hier nimmt sein Gemüth die erste traurige Richtung. Er fühlt, daß er nicht mehr, ja nicht so viel ist als jeder Edelmann; er gibt sich für einen Diener eines jeden, er ist nicht höf-

lich, nicht herablassend, nein, herabgesunken und bedürftig.

Nach seinem vorigen Zustande blickt er nur wie nach einem verschwundnen Traume. Vergebens, daß sein Oheim ihn aufmuntern, ihm seine Lage aus einem andern Gesichtspuncte zeigen will; die Empfindung seines Nichts verläßt ihn nie.

Der zweyte Schlag, der ihn traf, verletzte tiefer, beugte noch mehr. Es ist die Heirath seiner Mutter. Ihm, einem treuen und zärtlichen Sohne, blieb, da sein Vater starb, eine Mutter noch übrig; er hoffte in Gesellschaft seiner hinterlassenen edlen Mutter die Heldengestalt jenes großen Abgeschiedenen zu verehren; aber auch seine Mutter verliert er, und es ist schlimmer, als wenn sie ihm der Tod geraubt hätte. Das zuverlässige Bild, das sich ein wohlgerathenes Kind so gern von seinen Eltern macht, verschwindet; bei dem Todten ist keine Hülfe, und an der Lebendigen kein Halt. Sie ist auch ein Weib, und unter dem allgemeinen Geschlechtsnamen, Gebrechlichkeit, ist auch sie begriffen.

Nun erst fühlt er sich recht gebeugt, nun erst verwaist, und kein Glück der Welt kann ihm wieder ersetzen was er verloren hat. Nicht traurig, nicht nachdenklich von Natur, wird ihm Trauer und Nachdenken zur schweren Bürde. So sehen wir ihn auftreten. Ich glaube nicht, daß ich etwas in das Stück hineinlege, oder einen Zug übertreibe.

Serlo sah seine Schwester an, und sagte: Habe ich dir ein falsches Bild von unserm Freunde gemacht? Er fängt gut an, und wird uns noch manches vorerzählen und viel überreden. Wilhelm schwur hoch und theuer, daß er nicht überreden, sondern überzeugen wolle, und bat nur noch um einen Augenblick Geduld.

Denken Sie sich, rief er aus, diesen Jüngling, diesen Fürstensohn recht lebhaft, vergegenwärtigen Sie sich seine Lage, und dann beobachten Sie ihn, wenn er erfährt, die Gestalt seines Vaters erscheine; stehen Sie ihm bei in der schrecklichen Nacht, wenn der ehrwürdige Geist selbst vor ihm auftritt. Ein ungeheures Entsetzen ergreift ihn; er redet die Wundergestalt an, sieht sie winken, folgt und hört. — Die schreckliche Anklage wider seinen Oheim ertönt in seinen Ohren, Aufforderung zur Rache und die dringende wiederholte Bitte: erinnre dich meiner!

Und da der Geist verschwunden ist, wen sehen wir vor uns stehen? Einen jungen Helden, der nach Rache schnaubt? Einen gebornen Fürsten, der sich glücklich fühlt, gegen den Usurpator seiner Krone aufgefordert zu werden? Nein! Staunen und Trübsinn überfällt den Einsamen; er wird bitter gegen die lächelnden Böswichter, schwört, den Abgeschiedenen nicht zu vergessen, und schließt mit dem bedeutenden Seufzer: die Zeit ist aus dem Gelenke; wehe mir, daß ich geboren ward sie wieder einzurichten.

In diesen Worten, dünkt mich, liegt der Schlüssel

zu Hamlets ganzem Betragen, und mir iſt deutlich, daß Shakeſpear habe ſchildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachſen iſt. Und in dieſem Sinne find' ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köſtliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in ſeinen Schoos hätte aufnehmen ſollen; die Wurzeln dehnen aus, das Gefäß wird zernichtet.

Ein ſchönes, reines, edles, höchſt moraliſches Weſen, ohne die ſinnliche Stärke, die den Helden macht, geht unter einer Laſt zu Grunde, die es weder tragen noch abwerfen kann; jede Pflicht iſt ihm heilig, dieſe zu ſchwer. Das Unmögliche wird von ihm gefordert, nicht das Unmögliche an ſich, ſondern das, was ihm unmöglich iſt. Wie er ſich windet, dreht, ängſtigt, vor- und zurücktritt, immer erinnert wird: ſich immer erinnert und zuletzt faſt ſeinen Zweck aus dem Sinne verliert, ohne doch jemals wieder froh zu werden.

Vierzehntes Capitel.

Verſchiedene Perſonen traten herein, die das Geſpräch unterbrachen. Es waren Virtuoſen, die ſich bei Serlo gewöhnlich einmal die Woche zu einem kleinen Concerte verſammelten. Er liebte die Muſik ſehr, und behauptete, daß ein Schauſpieler ohne dieſe Liebe niemals zu einem deutlichen Begriff und Gefühl ſeiner eigenen Kunſt gelangen könne. So wie man viel leichter und anſtändiger agire, wenn die Gebärden durch eine Melodie begleitet und geleitet werden, ſo müſſe der Schauſpieler ſich auch ſeine proſaiſche Rolle gleichſam im Sinne componiren, daß er ſie nicht etwa eintönig nach ſeiner individuellen Art und Weiſe hinſudele, ſondern ſie in gehöriger Abwechſelung nach Tact und Maß behandle.

Aurelie ſchien an allem, was vorging, wenig Antheil zu nehmen, vielmehr führte ſie zuletzt unſern Freund in ein Seitenzimmer, und indem ſie an's Fenſter trat und den geſtirnten Himmel anſchaute, ſagte ſie zu ihm: Sie ſind uns manches über Hamlet ſchuldig geblieben; ich will zwar nicht voreilig ſeyn, und wünſche, daß mein Bruder auch mit anhören möge, was Sie uns noch zu

sagen haben, doch lassen Sie mich Ihre Gedanken über Ophelien hören.

Von ihr läßt sich nicht viel sagen, versetzte Wilhelm, denn nur mit wenig Meisterzügen ist ihr Charakter vollendet. Ihr ganzes Wesen schwebt in reifer süßer Sinnlichkeit. Ihre Neigung zu dem Prinzen, auf dessen Hand sie Anspruch machen darf, fließt so aus der Quelle, das gute Herz überläßt sich so ganz seinem Verlangen, daß Vater und Bruder beide fürchten, beide gerade zu und unbescheiden warnen. Der Wohlstand, wie der leichte Flor auf ihrem Busen, kann die Bewegung ihres Herzens nicht verbergen, er wird vielmehr ein Verräther dieser leisen Bewegung. Ihre Einbildungskraft ist angesteckt, ihre stille Bescheidenheit athmet eine liebevolle Begierde, und sollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen schütteln, so würde die Frucht sogleich herabfallen.

Und nun sagte Aurelie, wenn sie sich verlassen sieht, verstoßen und verschmäht, wenn in der Seele ihres wahnsinnigen Geliebten sich das Höchste zum Tiefsten umwendet, und er ihr, statt des süßen Bechers der Liebe den bittern Kelch der Leiden hinreicht —

Ihr Herz bricht, rief Wilhelm aus, das ganze Gerüst ihres Daseyns rückt aus seinen Fugen, der Tod ihres Vaters stürmt herein, und das schöne Gebäude stürzt völlig zusammen.

Wilhelm hatte nicht bemerkt, mit welchem Ausdruck

Aurelie die letzten Worte aussprach. Nur auf das Kunstwerk, dessen Zusammenhang und Vollkommenheit gerichtet, ahnete er nicht, daß seine Freundin eine ganz andere Wirkung empfand; nicht, daß ein eigner tiefer Schmerz durch diese dramatischen Schattenbilder in ihr lebhaft erregt ward.

Noch immer hatte Aurelie ihr Haupt von ihren Armen unterstützt, und ihre Augen, die sich mit Thränen füllten, gen Himmel gewendet. Endlich hielt sie nicht länger ihren verborgnen Schmerz zurück; sie faßte des Freundes beide Hände, und rief, indem er erstaunt vor ihr stand: Verzeihen Sie, verzeihen Sie einem geängstigten Herzen! die Gesellschaft schnürt und preßt mich zusammen; vor meinem unbarmherzigen Bruder muß ich mich zu verbergen suchen; nun hat Ihre Gegenwart alle Bande aufgelöst. Mein Freund! fuhr sie fort, seit einem Augenblicke sind wir erst bekannt, und schon werden Sie mein Vertrauter. Sie konnte die Worte kaum aussprechen, und sank an seine Schulter. Denken Sie nicht übler von mir, sagte sie schluchzend, daß ich mich Ihnen so schnell eröffne, daß Sie mich so schwach sehen. Sey'n Sie, bleiben Sie mein Freund, ich verdiene es. Er redete ihr auf das herzlichste zu; umsonst! ihre Thränen flossen und erstickten ihre Worte.

In diesem Augenblicke trat Serlo sehr unwillkommen herein, und sehr unerwartet Philine, die er bei der Hand

hielt. Hier iſt ihr Freund, ſagte er zu ihr; er wird ſich freun, Sie zu begrüßen.

Wie! rief Wilhelm erſtaunt, muß ich Sie hier ſehen? Mit einem beſcheidnen, geſetzten Weſen ging ſie auf ihn los, hieß ihn willkommen, rühmte Serlo's Güte, der ſie ohne ihr Verdienſt, bloß in Hoffnung, daß ſie ſich bilden werde, unter ſeine treffliche Truppe aufgenommen habe. Sie that dabei gegen Wilhelm freundlich, doch aus einer ehrerbietigen Entfernung.

Dieſe Verſtellung währte aber nicht länger, als die beiden zugegen waren. Denn als Aurelie ihren Schmerz zu verbergen wegging, und Serlo abgerufen ward, ſah Philine erſt recht genau nach den Thüren, ob beide auch gewiß fort ſeyen, dann hüpfte ſie wie thöricht in der Stube herum, ſetzte ſich an die Erde, und wollte vor Kichern und Lachen erſticken. Dann ſprang ſie auf, ſchmeichelte unſerm Freunde, und freute ſich über alle Maßen, daß ſie ſo klug geweſen ſey, vorauszugehen, das Terrain zu recognosciren und ſich einzuniſten.

Hier geht es bunt zu, ſagte ſie, gerade ſo wie mir's recht iſt. Aurelie hat einen unglücklichen Liebeshandel mit einem Edelmanne gehabt, der ein prächtiger Menſch ſeyn muß, und den ich ſelbſt wohl einmal ſehen möchte. Er hat ihr ein Andenken hinterlaſſen, oder ich müßte mich ſehr irren. Es läuft da ein Knabe herum, ungefähr von drey Jahren, ſchön wie die Sonne; der Papa mag allerliebſt ſeyn. Ich kann ſonſt die Kinder nicht lei-

leiden, aber dieſer Junge freut mich. Ich habe ihr nachgerechnet. Der Tod ihres Mannes, die neue Bekanntſchaft, das Alter des Kindes, alles trifft zuſammen.

Nun iſt der Freund ſeiner Wege gegangen; ſeit einem Jahre ſieht er ſie nicht mehr. Sie iſt darüber außer ſich und untröſtlich. Die Närrin! — Der Bruder hat unter der Truppe eine Tänzerin, mit der er ſchön thut, ein Actriöchen, mit der er vertraut iſt, in der Stadt noch einige Frauen, denen er aufwartet, und nun ſteh' ich auch auf der Liſte. Der Narr! — Vom übrigen Volke ſollſt du morgen hören. Und nun noch ein Wörtchen von Philinen, die du kennſt; die Erznärrin iſt in dich verliebt. Sie ſchwur, daß es wahr ſey, und betheuerte, daß es ein rechter Spaß ſey. Sie bat Wilhelmen inſtändig, er möchte ſich in Aurelien verlieben, dann werde die Hetze erſt recht angehen. Sie läuft ihrem Ungetreuen, du ihr, ich dir und der Bruder mir nach. Wenn das nicht eine Luſt auf ein halbes Jahr gibt, ſo will ich an der erſten Epiſode ſterben, die ſich zu dieſem vierfach verſchlungenen Romane hinzuwirft. Sie bat ihn, er möchte ihr den Handel nicht verderben, und ihr ſo viel Achtung bezeigen, als ſie durch ihr öffentliches Betragen verdienen wolle.

Funfzehntes Capitel.

Den nächſten Morgen gedachte Wilhelm Madame Melina zu beſuchen; er fand ſie nicht zu Hauſe, fragte nach den übrigen Gliedern der wandernden Geſellſchaft, und erfuhr: Philine habe ſie zum Frühſtück eingeladen. Aus Neugier eilte er hin, und traf ſie alle ſehr aufgeräumt und getröſtet. Das kluge Geſchöpf hatte ſie verſammelt, ſie mit Chocolade bewirthet, und ihnen zu verſtehen gegeben, noch ſey nicht alle Ausſicht verſperrt; ſie hoffe durch ihren Einfluß den Director zu überzeugen, wie vortheilhaft es ihm ſey, ſo geſchickte Leute in ſeine Geſellſchaft aufzunehmen. Sie hörten ihr aufmerkſam zu, ſchlürften eine Taſſe nach der andern hinunter, fanden das Mädchen gar nicht übel, und nahmen ſich vor, das Beſte von ihr zu reden.

Glauben Sie denn, ſagte Wilhelm, der mit Philinen allein geblieben war, daß Serlo ſich noch entſchließen werde, unſre Gefährten zu behalten? Mir nichten, verſetzte Philine, es iſt mir auch gar nichts daran gelegen; ich wollte, ſie wären je eher je lieber fort! Den einzigen Laertes wünſcht' ich zu behalten;

die Uebrigen wollen wir schon nach und nach bei Seite bringen.

Hierauf gab sie ihrem Freunde zu verstehen, daß sie gewiß überzeugt sey, er werde nunmehr sein Talent nicht länger vergraben, sondern unter Direction eines Serlo auf's Theater gehen. Sie konnte die Ordnung, den Geschmack, den Geist, der hier herrsche, nicht genug rühmen; sie sprach so schmeichelnd zu unserm Freunde, so schmeichelhaft von seinen Talenten, daß sein Herz und seine Einbildungskraft sich eben so sehr diesem Vorschlage näherten, als sein Verstand und seine Vernunft sich davon entfernten. Er verbarg seine Neigung vor sich selbst und vor Philinen, und brachte einen unruhigen Tag zu, an dem er sich nicht entschließen konnte, zu seinen Handelscorrespondenten zu gehen, und die Briefe, die dort für ihn liegen möchten, abzuholen. Denn, ob er sich gleich die Unruhe der Seinigen diese Zeit über vorstellen konnte, so scheute er sich doch, ihre Sorgen und Vorwürfe umständlich zu erfahren, um so mehr, da er sich einen großen und reinen Genuß diesen Abend von der Aufführung eines neuen Stücks versprach.

Serlo hatte sich geweigert, ihn bei der Probe zuzulassen. Sie müssen uns, sagte er, erst von der besten Seite kennen lernen, eh' wir zugeben, daß Sie uns in die Karte sehen.

Mit der größten Zufriedenheit wohnte aber auch unser Freund den Abend darauf der Vorstellung bei. Es

war das erstemal, daß er ein Theater in solcher Vollkommenheit sah. Man traute sämmtlichen Schauspielern fürtreffliche Gaben, glückliche Anlagen und einen hohen und klaren Begriff von ihrer Kunst zu, und doch waren sie einander nicht gleich; aber sie hielten und trugen sich wechselsweise, feuerten einander an, und waren in ihrem ganzen Spiele sehr bestimmt und genau. Man fühlte bald, daß Serlo die Seele des Ganzen war, und er zeichnete sich sehr zu seinem Vortheil aus. Eine heitere Laune, eine gemäßigte Lebhaftigkeit, ein bestimmtes Gefühl des Schicklichen bei einer großen Gabe der Nachahmung, mußte man an ihm, wie er aufs Theater trat, wie er den Mund öffnete, bewundern. Die innere Behaglichkeit seines Daseyns schien sich über alle Zuhörer auszubreiten, und die geistreiche Art, mit der er die feinsten Schattirungen der Rollen leicht und gefällig ausdrückte, erweckte um so viel mehr Freude, als er die Kunst zu verbergen wußte, die er sich durch eine anhaltende Uebung eigen gemacht hatte.

Seine Schwester Aurelie blieb nicht hinter ihm, und erhielt noch größeren Beifall, indem sie die Gemüther der Menschen rührte, die er zu erheitern und zu erfreuen so sehr im Stande war.

Nach einigen Tagen, die auf eine angenehme Weise zugebracht wurden, verlangte Aurelie nach unserm Freund. Er eilte zu ihr, und fand sie auf dem Canape liegen; sie schien an Kopfweh zu leiden, und ihr ganzes Wesen

konnte eine fieberhafte Bewegung nicht verbergen. Ihr Auge erheiterte ſich, als ſie den Hereintretenden anſah. Vergeben Sie! rief ſie ihm entgegen; das Zutrauen, das Sie mir einflößten, hat mich ſchwach gemacht. Bisher konnt' ich mich mit meinen Schmerzen im Stillen unterhalten, ja ſie gaben mir Stärke und Troſt; nun haben Sie, ich weiß nicht wie es zugegangen iſt, die Bande der Verſchwiegenheit gelöſ't, und Sie werden nun ſelbſt wider Willen Theil an dem Kampfe nehmen, den ich gegen mich ſelbſt ſtreite.

Wilhelm antwortete ihr freundlich und verbindlich. Er verſicherte, daß ihr Bild und ihre Schmerzen ihm beſtändig vor der Seele geſchwebt, daß er ſie um ihr Vertrauen bitte, daß er ſich ihr zum Freund widme.

Indem er ſo ſprach, wurden ſeine Augen von dem Knaben angezogen, der vor ihr auf der Erde ſaß, und allerlei Spielwerk durcheinander warf. Er mochte, wie Philine ſchon angegeben, ungefähr drey Jahre alt ſeyn, und Wilhelm verſtand nun erſt, warum das leichtfertige, in ihren Ausdrücken ſelten erhabene, Mädchen den Knaben der Sonne verglichen. Denn um die offnen Augen und das volle Geſicht kräuſelten ſich die ſchönſten goldnen Locken, an einer blendend weißen Stirne zeigten ſich zarte dunkle ſanftgebogene Augenbrauen, und die lebhafte Farbe der Geſundheit glänzte auf ſeinen Wangen. Setzen Sie ſich zu mir, ſagte Aurelie: Sie ſehen das glückliche Kind mit Verwunderung an;

gewiß, ich habe es mit Freuden auf meine Arme genommen, ich bewahre es mit Sorgfalt; nur kann ich auch recht an ihm den Grad meiner Schmerzen erkennen, denn sie lassen mich den Werth einer solchen Gabe nur selten empfinden.

Erlauben Sie mir, fuhr sie fort, daß ich nun auch von mir und meinem Schicksale rede; denn es ist mir sehr daran gelegen, daß Sie mich nicht verkennen. Ich glaubte einige gelassene Augenblicke zu haben, darum ließ ich Sie rufen; Sie sind nun da, und ich habe meinen Faden verloren.

Ein verlassnes Geschöpf mehr in der Welt! werden Sie sagen. Sie sind ein Mann, und denken: wie gebärdet sie sich bei einem nothwendigen Uebel, das gewisser als der Tod über einem Weibe schwebt, bei der Untreue eines Mannes, die Thörin! — O mein Freund, wäre mein Schicksal gemein, ich wollte gern gemeines Uebel ertragen; aber es ist so außerordentlich; warum kann ich's Ihnen nicht im Spiegel zeigen, warum nicht jemand auftragen, es Ihnen zu erzählen! O wäre, wäre ich verführt, überrascht und dann verlassen, dann würde in der Verzweiflung noch Trost seyn; aber ich bin weit schlimmer daran, ich habe mich selbst hintergangen, mich selbst wider Wissen betrogen, das ist's, was ich mir niemals verzeihen kann.

Bei edlen Gesinnungen, wie die Ihrigen sind, versetzte der Freund, können Sie nicht ganz unglücklich seyn.

Und wissen Sie, wem ich meine Gesinnung schuldig bin? fragte Aurelie; der allerschlechtesten Erziehung, durch die jemals ein Mädchen hätte verderbt werden sollen, dem schlimmsten Beispiele, um Sinne und Neigung zu verführen.

Nach dem frühzeitigen Tode meiner Mutter brachte ich die schönsten Jahre der Entwicklung bei einer Tante zu, die sich zum Gesetz machte, die Gesetze der Ehrbarkeit zu verachten. Blindlings überließ sie sich einer jeden Neigung, sie mochte über den Gegenstand gebieten oder sein Sclav seyn, wenn sie nur im wilden Genuß ihrer selbst vergessen konnte.

Was mußten wir Kinder mit dem reinen und deutlichen Blick der Unschuld uns für Begriffe von dem männlichen Geschlechte machen? Wie dumpf, dringend, dreist, ungeschickt war jeder, den sie herbeireizte; wie satt, übermüthig, leer und abgeschmackt dagegen, sobald er seiner Wünsche Befriedigung gefunden hatte; so hab' ich diese Frau Jahre lang unter dem Gebote der schlechtesten Menschen erniedrigt gesehen; was für Begegnungen mußte sie erdulden, und mit welcher Stirne wußte sie sich in ihr Schicksal zu finden, ja mit welcher Art diese schändlichen Fesseln zu tragen!

So lernte ich Ihr Geschlecht kennen, mein Freund,

und wie rein haßte ich's, da ich zu bemerken ſchien, daß ſelbſt leidliche Männer, im Verhältniß gegen das unfeige, jedem guten Gefühl zu entſagen ſchienen, zu dem ſie die Natur ſonſt noch mochte fähig gemacht haben.

Leider mußt' ich auch bei ſolchen Gelegenheiten viel traurige Erfahrungen über mein eigen Geſchlecht machen, und wahrhaftig, als Mädchen von ſechszehn Jahren war ich klüger als ich jetzt bin, jetzt, da ich mich ſelbſt kaum verſtehe. Warum ſind wir ſo klug, wenn wir jung ſind, ſo klug, um immer thörichter zu werden!

Der Knabe machte Lärm, Aurelie ward ungeduldig und klingelte. Ein altes Weib kam herein, ihn wegzuholen. Haſt du noch immer Zahnweh? ſagte Aurelie zu der Alten, die das Geſicht verbunden hatte. Faſt unleidliches, verſetzte dieſe mit dumpfer Stimme, hob den Knaben auf, der gerne mitzugehen ſchien, und brachte ihn weg.

Kaum war das Kind bei Seite, als Aurelie bitterlich zu weinen anfing. Ich kann nichts als jammern und klagen, rief ſie aus, und ich ſchäme mich, wie ein armer Wurm vor Ihnen zu liegen. Meine Beſonnenheit iſt ſchon weg, und ich kann nicht mehr erzählen. Sie ſtockte und ſchwieg. Ihr Freund, der nichts Allgemeines ſagen wollte, und nichts Beſonderes zu ſagen wußte, drückte ihre Hand, und ſah ſie eine Zeit lang an. Endlich nahm er in der Verlegenheit ein Buch auf, das

er vor ſich auf dem Tiſchchen liegen fand; es waren Shakeſpears Werke, und Hamlet aufgeſchlagen.

Serlo, der eben zur Thür herein kam, nach dem Befinden ſeiner Schweſter fragte, ſchaute in das Buch, das unſer Freund in der Hand hielt, und rief aus: find' ich Sie wieder über Ihrem Hamlet? Eben recht! Es ſind mir gar manche Zweifel aufgeſtoßen, die das kanoniſche Anſehn, das Sie dem Stücke ſo gerne geben möchten, ſehr zu vermindern ſcheinen. Haben doch die Engländer ſelbſt bekannt, daß das Hauptintereſſe ſich mit dem dritten Act ſchlöſſe, daß die zwey letzten Acte nur kümmerlich das Ganze zuſammen hielten, und es iſt doch wahr, das Stück will gegen das Ende weder gehen noch rücken.

Es iſt ſehr möglich, ſagte Wilhelm, daß einige Glieder einer Nation, die ſo viel Meiſterſtücke aufzuweiſen hat, durch Vorurtheile und Beſchränktheit auf falſche Urtheile geleitet werden; aber das kann uns nicht hindern, mit eignen Augen zu ſehen, und gerecht zu ſeyn. Ich bin weit entfernt, den Plan dieſes Stücks zu tadeln, ich glaube vielmehr, daß kein größerer erſonnen worden ſey; ja, er iſt nicht erſonnen, es iſt ſo.

Wie wollen Sie das auslegen? fragte Serlo.

Ich will nichts auslegen, verſetzte Wilhelm, ich will Ihnen nur vorſtellen, was ich mir denke.

Aurelie hob ſich von ihrem Kiſſen auf, ſtützte ſich auf ihre Hand, und ſah unſern Freund an, der mit der

größten Versicherung, daß er Recht habe, also zu reden, fortfuhr: Es gefällt uns so wohl, es schmeichelt so sehr, wenn wir einen Helden sehen, der durch sich selbst handelt, der liebt und haßt, wenn es ihm sein Herz gebietet, der unternimmt und ausführt, alle Hindernisse abwendet und zu einem großen Zwecke gelangt. Geschichtschreiber und Dichter möchten uns gerne überreden, daß ein so stolzes Loos dem Menschen fallen könne. Hier werden wir anders belehrt; der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll. Hier wird nicht etwa nach einer starr und eigensinnig durchgeführten Idee von Rache ein Böswicht bestraft, nein, es geschieht eine ungeheure That, sie wälzt sich in ihren Folgen fort, reißt Unschuldige mit; der Verbrecher scheint dem Abgrunde, der ihm bestimmt ist, ausweichen zu wollen, und stürzt hinein, eben da, wo er seinen Weg glücklich auszulaufen gedenkt. Denn das ist die Eigenschaft der Greueltat, daß sie auch Böses über den Unschuldigen, wie der guten Handlung, daß sie viele Vortheile auch über den Unverdienten ausbreitet, ohne daß der Urheber von beiden oft weder bestraft noch belohnt wird. Hier in unserm Stücke wie wunderbar! Das Fegefeuer sendet seinen Geist und fordert Rache, aber vergebens. Alle Umstände kommen zusammen, und treiben die Rache, vergebens! Weder Irdischen noch Unterirdischen kann gelingen, was dem Schicksal allein vorbehalten ist. Die Gerichtsstunde kommt. Der

Böse fällt mit dem Guten. Ein Geschlecht wird weggemäht, und das andere sproßt auf.

Nach einer Pause, in der sie einander ansahen, nahm Serlo das Wort: Sie machen der Vorsehung kein sonderlich Compliment, indem Sie den Dichter erheben, und dann scheinen Sie mir wieder zu Ehren Ihres Dichters, wie andere zu Ehren der Vorsehung, ihm Endzweck und Plan unterzuschieben, an die er nicht gedacht hat.

Sechzehntes Capitel.

Laſſen Sie mich, ſagte Aurelie, nun auch eine Frage thun. Ich habe Opheliens Rolle wieder angeſehen, ich bin zufrieden damit, und getraue mir, ſie unter gewiſſen Umſtänden zu ſpielen. Aber ſagen Sie mir, hätte der Dichter ſeiner Wahnſinnigen nicht andere Liedchen unterlegen ſollen? Könnte man nicht Fragmente aus melancholiſchen Balladen wählen? Was ſollen Zweideutigkeiten und läſterne Albernheiten in dem Munde dieſes edlen Mädchens?

Beſte Freundin, verſetzte Wilhelm, ich kann auch hier nicht ein Jota nachgeben. Auch in dieſen Sonderbarkeiten, auch in dieſer anſcheinenden Unſchicklichkeit liegt ein großer Sinn. Wiſſen wir doch gleich zu Anfange des Stücks, womit das Gemüth des guten Kindes beſchäftigt iſt. Stille lehrte ſie vor ſich hin, aber kaum verbarg ſie ihre Sehnſucht, ihre Wünſche. Heimlich klangen die Töne der Lüſternheit in ihrer Seele, und wie oft mag ſie verſucht haben, gleich einer unvorſichtigen Wärterin, ihre Sinnlichkeit zur Ruhe zu ſingen mit Liedchen, die ſie nur mehr wach halten mußten. Zuletzt, da ihr jede Gewalt über ſich ſelbſt entriſſen iſt,

da ihr Herz auf der Zunge ſchwebt, wird dieſe Zunge ihre Verrätherin, und in der Unſchuld des Wahnſinns ergötzt ſie ſich, vor König und Königin, an dem Nachklange ihrer geliebten loſen Kinder: vom Mädchen, das gewonnen ward; vom Mädchen, das zum Knaben ſchleicht, und ſo weiter.

Er hatte noch nicht ausgeredet, als auf einmal eine wunderbare Scene vor ſeinen Augen entſtand, die er ſich auf keine Weiſe erklären konnte.

Serlo war einigemal in der Stube auf und ab gegangen, ohne daß er irgend eine Abſicht merken ließ. Auf einmal trat er an Aureliens Putztiſch, griff ſchnell nach etwas, das darauf lag, und eilte mit ſeiner Beute der Thür zu. Aurelie bemerkte kaum ſeine Handlung, als ſie auffuhr, ſich ihm in den Weg warf, ihn mit unglaublicher Leidenſchaft angriff, und geſchickt genug war, ein Ende des geraubten Gegenſtandes zu faſſen. Sie rangen und balgten ſich ſehr hartnäckig, drehten und wanden ſich lebhaft mit einander herum; er lachte, ſie ereiferte ſich, und als Wilhelm hinzu eilte, ſie auseinander zu bringen und zu beſänftigen, ſah er auf einmal Aurelien mit einem bloßen Dolch in der Hand auf die Seite ſpringen, indem Serlo die Scheide, die ihm zurückgeblieben war, verdrießlich auf den Boden warf. Wilhelm trat erſtaunt zurück und ſeine ſtumme Verwunderung ſchien nach der Urſache zu fragen, warum ein ſo

ſonderbarer Streit über einen ſo wunderbaren Hausrath habe unter ihnen entſtehen können.

Sie ſollen, ſprach Serlo, Schiedsrichter zwiſchen uns beiden ſeyn. Was hat ſie mit dem ſcharfen Stahle zu thun? Laſſen Sie ſich ihn zeigen. Dieſer Dolch ziemt keiner Schauſpielerin; ſpitz und ſcharf wie Nadel und Meſſer! Zu was die Poſſe? Heftig wie ſie iſt, that ſie ſich noch einmal von ungefähr ein Leides. Ich habe einen innerlichen Haß gegen ſolche Sonderbarkeiten: ein ernſtlicher Gedanke dieſer Art iſt toll, und ein ſo gefährliches Spielwerk iſt abgeſchmackt.

Ich habe ihn wieder! rief Aurelie, indem ſie die blanke Klinge in die Höhe hielt: ich will meinen treuen Freund nun beſſer verwahren. Verzeih mir, rief ſie aus, indem ſie den Stahl küßte, daß ich dich ſo vernachläſſigt habe.

Serlo ſchien im Ernſte böſe zu werden. — Nimm es wie du willſt, Bruder, fuhr ſie fort; kannſt du denn wiſſen, ob mir nicht etwa unter dieſer Form ein köſtlicher Talisman beſchert iſt; ob ich nicht Hülfe und Rath zur ſchlimmſten Zeit bei ihm finde; muß denn alles ſchädlich ſeyn was gefährlich ausſieht?

Dergleichen Reden, in denen kein Sinn iſt, können mich toll machen! ſagte Serlo, und verließ mit heimlichem Grimme das Zimmer. Aurelie verwahrte den Dolch ſorgfältig in der Scheide, und ſteckte ihn zu ſich. Laſſen Sie uns das Geſpräch fortſetzen, das der unglück-

liche Bruder gestört hat, fiel sie ein, als Wilhelm einige Fragen über den sonderbaren Streit verbrachte.

Ich muß Ihre Schilderung Opheliens wohl gelten lassen, fuhr sie fort: ich will die Absicht des Dichters nicht verkennen; nur kann ich sie mehr bedauern, als mit ihr empfinden. Nun aber erlauben Sie mir eine Betrachtung, zu der Sie mir in der kurzen Zeit oft Gelegenheit gegeben haben. Mit Bewunderung bemerke ich an Ihnen den tiefen und richtigen Blick, mit dem sie Dichtung und besonders dramatische Dichtung beurtheilen; die tiefsten Abgründe der Erfindung sind Ihnen nicht verborgen, und die feinsten Züge der Ausführung sind Ihnen bemerkbar. Ohne die Gegenstände jemals in der Natur erblickt zu haben, erkennen Sie die Wahrheit im Bilde; es scheint eine Vorempfindung der ganzen Welt in Ihnen zu liegen, welche durch die harmonische Berührung der Dichtkunst erregt und entwickelt wird. Denn wahrhaftig, fuhr sie fort, von außen kommt nichts in Sie hinein; ich habe nicht leicht jemanden gesehen, der die Menschen, mit denen er lebt, so wenig kennt, so von Grund aus verkennt, wie Sie. Erlauben Sie mir, es zu sagen: wenn man Sie Ihren Shakespear erklären hört, glaubt man, Sie kämen eben aus dem Rathe der Götter, und hätten zugehört, wie man sich daselbst beredet, Menschen zu bilden; wenn Sie dagegen mit Leuten umgehen, seh' ich in Ihnen gleich das erste, groß geborne Kind der Schöpfung,

das mit ſonderlicher Verwunderung und erbaulicher Gutmüthigkeit Löwen und Affen, Schafe und Elephanten anſtaunt, und ſie treuherzig als ſeines Gleichen anſpricht, weil ſie eben auch da ſind und ſich bewegen.

Die Ahnung meines ſchülerhaften Weſens, werthe Freundin, verſetzte er, iſt mir öfters läſtig, und ich werde Ihnen danken, wenn Sie mir über die Welt zu mehrerer Klarheit verhelfen wollen. Ich habe von Jugend auf die Augen meines Geiſtes mehr nach innen als nach außen gerichtet, und da iſt es ſehr natürlich, daß ich den Menſchen bis auf einen gewiſſen Grad habe kennen lernen, ohne die Menſchen im mindeſten zu verſtehen und zu begreifen.

Gewiß, ſagte Aurelie, ich hatte Sie anfangs in Verdacht, als wollten Sie uns zum Beſten haben, da Sie von den Leuten, die Sie meinem Bruder zugeſchickt haben, ſo manches Gute ſagten, wenn ich Ihre Briefe mit den Verdienſten dieſer Menſchen zuſammen hielt.

Die Bemerkung Aureliens, ſo wahr ſie ſeyn mochte, und ſo gern ihr Freund dieſen Mangel bei ſich geſtand, führte doch etwas Drückendes, ja ſogar Beleidigendes mit ſich, daß er ſtill ward, und ſich zuſammen nahm, theils um keine Empfindlichkeit merken zu laſſen, theils in ſeinem Buſen nach der Wahrheit dieſes Vorwurfs zu forſchen.

Sie dürfen nicht darüber betreten ſeyn, fuhr Aurelie fort: zum Lichte des Verſtandes können wir immer gelan-

langen; aber die Fülle des Herzens kann uns niemand geben. Sind Sie zum Künſtler beſtimmt, ſo können Sie dieſe Dunkelheit und Unſchuld nicht lange genug bewahren; ſie iſt die ſchöne Hülle über der jungen Knoſpe; Unglücks genug, wenn wir zu früh herausgetrieben werden. Gewiß es iſt gut, wenn wir die nicht immer kennen, für die wir arbeiten.

O! ich war auch einmal in dieſem glücklichen Zuſtande, als ich mir dem höchſten Begriff von mir ſelbſt und meiner Nation die Bühne betrat. Was waren die Deutſchen nicht in meiner Einbildung, was konnten ſie nicht ſeyn! Zu dieſer Nation ſprach ich, über die mich ein kleines Gerüſt erhob, von welcher mich eine Reihe Lampen trennte, deren Glanz und Dampf mich hinderte, die Gegenſtände vor mir genau zu unterſcheiden. Wie willkommen war mir der Klang des Beifalls, der aus der Menge herauf tönte; wie dankbar nahm ich das Geſchenk an, das mir einſtimmig von ſo vielen Händen dargebracht wurde! Lange wiegte ich mich ſo hin; wie ich wirkte, wirkte die Menge wieder auf mich zurück; ich war mit meinem Publicum in dem beſten Vernehmen; ich glaubte eine vollkommene Harmonie zu fühlen, und jederzeit die Edelſten und Beſten der Nation vor mir zu ſehen.

Unglücklicherweiſe war es nicht die Schauſpielerin allein, deren Naturell und Kunſt die Theaterfreunde intereſſirte, ſie machten auch Anſprüche an das junge

lebhafte Mädchen. Sie gaben mir nicht undeutlich zu verſtehen, daß meine Pflicht ſey, die Empfindungen, die ich in ihnen rege gemacht, auch perſönlich mit ihnen zu theilen. Leider war das nicht meine Sache; ich wünſchte ihre Gemüther zu erheben, aber an das, was ſie ihr Herz nannten, hatte ich nicht den mindeſten Anſpruch; und nun wurden mir alle Stände, Alter und Charaktere, einer um den andern, zur Laſt, und nichts war mir verdrießlicher, als daß ich mich nicht, wie ein anderes ehrliches Mädchen, in mein Zimmer verſchließen, und ſo mir manche Mühe erſparen konnte.

Die Männer zeigten ſich meiſt, wie ich ſie bei meiner Tante zu ſehen gewohnt war, und ſie würden mir auch dießmal nur wieder Abſcheu erregt haben, wenn mich nicht ihre Eigenheiten und Albernheiten unterhalten hätten. Da ich nicht vermeiden konnte, ſie bald auf dem Theater, bald an öffentlichen Orten, bald zu Hauſe zu ſehen, nahm ich mir vor, ſie alle auszulauern, und mein Bruder half mir wacker dazu. Und wenn Sie denken, daß vom beweglichen Ladendiener und dem eingebildeten Kaufmannsſohn, bis zum gewandten abwiegenden Weltmann, dem kühnen Soldaten und dem raſchen Prinzen, alle nach und nach, bei mir vorbei gegangen ſind, und jeder nach ſeiner Art ſeinen Roman anzuknüpfen gedachte; ſo werden Sie mir verzeihen, wenn ich mir einbildete, mit meiner Nation ziemlich bekannt zu ſeyn.

Den phantaſtiſch aufgeſtutzten Studenten, den demüthig-ſtolz verlegenen Gelehrten, den ſchwankfüßigen genügſamen Domherrn, den ſteifen aufmerkſamen Geſchäftsmann, den derben Landbaron, den freundlich glatt-platten Hofmann, den jungen aus der Bahn ſchreitenden Geiſtlichen, den gelaſſenen, ſo wie den ſchnellen und thätig ſpeculirenden Kaufmann, alle habe ich in Bewegung geſehen, und bei'm Himmel! wenige fanden ſich darunter, die mir nur ein gemeines Intereſſe einzuflößen im Stande geweſen wären; vielmehr war es mir äußerſt verdrießlich, den Beifall der Thoren im Einzelnen, mit Beſchwerlichkeit und langer Weile einzucaſſiren, der mir im Ganzen ſo wohl behagt hatte, den ich mir im Großen ſo gerne zueignete.

Wenn ich über mein Spiel ein vernünftiges Compliment erwartete, wenn ich hoffte, ſie ſollen einen Autor loben, den ich hochſchätzte; ſo machten ſie eine alberne Anmerkung über die andere, und nannten ein abgeſchmacktes Stück, in welchem ſie wünſchten mich ſpielen zu ſehen. Wenn ich in der Geſellſchaft herum horchte, ob nicht etwa ein edler, geiſtreicher, witziger Zug nachklänge, und zur rechten Zeit wieder zum Vorſchein käme, konnte ich ſelten eine Spur vernehmen. Ein Fehler, der vorgekommen war, wenn ein Schauſpieler ſich verſprach oder irgend einen Provinzialism hören ließ, das waren die wichtigen Puncte, an denen ſie ſich feſt hielten, von denen ſie nicht los kommen konnten. Ich wußte zu-

letzt nicht, wohin ich mich wenden sollte; sie dünkten sich zu klug, sich unterhalten zu lassen, und sie glaubten mich wundersam zu unterhalten, wenn sie an mir herum tätschelten. Ich fing an, sie alle von Herzen zu verachten, und es war mir eben, als wenn die ganze Nation sich recht vorsätzlich bei mir durch ihre Abgesandten habe prostituiren wollen. Sie kam mir im Ganzen so linkisch vor, so übel erzogen, so schlecht unterrichtet, so leer von gefälligem Wesen, so geschmacklos. Oft rief ich auch: es kann doch kein Deutscher einen Schuh zuschnallen, der es nicht von einer fremden Nation gelernt hat!

Sie sehen, wie verblendet, wie hypochondrisch ungerecht ich war, und je länger es währte, desto mehr nahm meine Krankheit zu. Ich hätte mich umbringen können; allein ich verfiel auf ein ander Extrem: ich verheirathete mich, oder vielmehr ich ließ mich verheirathen. Mein Bruder, der das Theater übernommen hatte, wünschte sehr einen Gehülfen zu haben. Seine Wahl fiel auf einen jungen Mann, der mir nicht zuwider war, dem alles mangelte, was mein Bruder besaß, Genie, Leben, Geist und rasches Wesen; an dem sich aber auch alles fand, was jenem abging: Liebe zur Ordnung, Fleiß, eine köstliche Gabe haushzuhalten und mit Gelde umzugehen.

Er ist mein Mann geworden, ohne daß ich weiß wie; wir haben zusammen gelebt, ohne daß ich recht weiß, warum. Genug, unsre Sachen gingen gut. Wir nah-

men viel ein, davon war die Thätigkeit meines Bruders Urſache; wir kamen gut aus, und das war das Verdienſt meines Mannes. Ich dachte nicht mehr an Welt und Nation. Mit der Welt hatte ich nichts zu theilen, und den Begriff von Nation hatte ich verloren. Wenn ich auftrat, that ich's um zu leben; ich öffnete den Mund nur, weil ich nicht ſchweigen durfte, weil ich doch heraus gekommen war, um zu reden.

Doch, daß ich es nicht zu arg mache, eigentlich hatte ich mich ganz in die Abſicht meines Bruders ergeben; ihm war um Beifall und Geld zu thun: denn, unter uns, er hört ſich gerne loben und braucht viel. Ich ſpielte nun nicht mehr nach meinem Gefühl, nach meiner Ueberzeugung, ſondern wie er mich anwies, und wenn ich es ihm zu Danke gemacht hatte, war ich zufrieden. Er richtete ſich nach allen Schwächen des Publicums; es ging Geld ein, er konnte nach ſeiner Willkür leben, und wir hatten gute Tage mit ihm.

Ich war indeſſen in einen handwerksmäßigen Schlendrian gefallen. Ich zog meine Tage ohne Freude und Antheil hin, meine Ehe war kinderlos und dauerte nur kurze Zeit. Mein Mann ward krank, ſeine Kräfte nahmen ſichtbar ab, die Sorge für ihn unterbrach meine allgemeine Gleichgültigkeit. In dieſen Tagen machte ich eine Bekanntſchaft, mit der ein neues Leben für mich anfing, ein neues und ſchnelleres, denn es wird bald zu Ende ſeyn.

Sie ſchwieg eine Zeit lang ſtille, dann fuhr ſie fort: auf einmal ſteckt meine geſchwätzige Laune, und ich getraue mir den Mund nicht weiter aufzuthun. Laſſen Sie mich ein wenig ausruhen; Sie ſollen nicht weggehen, ohne ausführlich all mein Unglück zu wiſſen. Rufen Sie doch indeſſen Mignon herein, und hören was ſie will.

Das Kind war während Aureliens Erzählung einigemal im Zimmer geweſen. Da man bei ſeinem Eintritt leiſer ſprach, war es wieder weggeſchlichen, ſaß auf dem Saale ſtill und wartete. Als man ſie wieder hereinkommen hieß, brachte ſie ein Buch mit, das man bald an Form und Einband für einen kleinen geographiſchen Atlas erkannte. Sie hatte bei dem Pfarrer unterwegs mit großer Verwunderung die erſten Landkarten geſehen, ihn viel darüber gefragt, und ſich, ſo weit es gehen wollte, unterrichtet. Ihr Verlangen, etwas zu lernen, ſchien durch dieſe neue Kenntniß noch viel lebhafter zu werden. Sie bat Wilhelmen inſtändig, ihr das Buch zu kaufen. Sie habe dem Bildermann ihre großen ſilbernen Schnallen dafür eingeſetzt, und wolle ſie, weil es heute Abend ſo ſpät geworden, morgen früh wieder einlöſen. Es ward ihr bewilligt, und ſie fing nun an, dasjenige, was ſie wußte, theils herzuſagen, theils nach ihrer Art die wunderlichſten Fragen zu thun. Man konnte auch hier wieder bemerken, daß bei einer großen Anſtrengung ſie nur ſchwer und mühſam begriff. So

war auch ihre Handschrift, mit der sie sich viele Mühe gab. Sie sprach noch immer sehr gebrochen Deutsch, und nur wenn sie den Mund zum Singen aufthat, wenn sie die Cither rührte, schien sie sich des einzigen Organs zu bedienen, wodurch sie ihr Innerstes aufschließen und mittheilen konnte.

Wir müssen, da wir gegenwärtig von ihr sprechen, auch der Verlegenheit gedenken, in die sie seit einiger Zeit unsern Freund öfters versetzte. Wenn sie kam oder ging, guten Morgen, oder gute Nacht sagte, schloß sie ihn so fest in ihre Arme, und küßte ihn mit solcher Inbrunst, daß ihm die Heftigkeit dieser aufkeimenden Natur oft angst und bange machte. Die zuckende Lebhaftigkeit schien sich in ihrem Betragen täglich zu vermehren, und ihr ganzes Wesen bewegte sich in einer rastlosen Stille. Sie konnte nicht seyn, ohne einen Bindfaden in den Händen zu drehen, ein Tuch zu kneten, Papier oder Hölzchen zu kauen. Jedes ihrer Spiele schien nur eine innere heftige Erschütterung abzuleiten. Das Einzige, was ihr einige Heiterkeit zu geben schien, war die Nähe des kleinen Felix, mit dem sie sich sehr artig abzugeben wußte.

Aurelie, die nach einiger Ruhe gestimmt war, sich mit ihrem Freunde über einen Gegenstand, der ihr so sehr am Herzen lag, endlich zu erklären, ward über die Beharrlichkeit der Kleinen dießmal ungeduldig, und gab ihr zu verstehen, daß sie sich wegbegeben sollte, und

man mußte sie endlich, da alles nicht helfen wollte, ausdrücklich und wider ihren Willen fortschicken.

Jetzt oder niemals, sagte Aurelie, muß ich Ihnen den Rest meiner Geschichte erzählen. Wäre mein zärtlich geliebter, ungerechter Freund nur wenige Meilen von hier, ich würde sagen, setzen Sie sich zu Pferde, suchen Sie auf irgend eine Weise Bekanntschaft mit ihm, und wenn Sie zurückkehren, so haben Sie mir gewiß verziehen, und bedauern mich von Herzen. Jetzt kann ich Ihnen nur mit Worten sagen, wie liebenswürdig er war, und wie sehr ich ihn liebte.

Eben zu der kritischen Zeit, da ich für die Tage meines Mannes besorgt seyn mußte, lernt' ich ihn kennen. Er war eben aus America zurückgekommen, wo er in Gesellschaft einiger Franzosen mit vieler Distinction unter den Fahnen der Vereinigten Staaten gedient hatte.

Er begegnete mir mit einem gelaßnen Anstande, mit einer offnen Gutmüthigkeit, sprach über mich selbst, meine Lage, mein Spiel, wie ein alter Bekannter, so theilnehmend und so deutlich, daß ich mich zum erstenmal freuen konnte, meine Existenz in einem andern Wesen so klar wieder zu erkennen. Seine Urtheile waren richtig ohne absprechend, treffend ohne liebles zu seyn. Er zeigte keine Härte, und sein Muthwille war zugleich gefällig. Er schien des guten Glücks bei Frauen gewohnt zu seyn, das machte mich aufmerksam; er war

keinesweges ſchmeichelnd und andringend, das machte mich ſorgles.

In der Stadt ging er mit Wenigen um, war meiſt zu Pferde, beſuchte ſeine vielen Bekannten in der Gegend, und beſorgte die Geſchäfte ſeines Hauſes. Kam er zurück, ſo ſtieg er bei mir ab, behandelte meinen immer kränkern Mann mit warmer Sorge, ſchaffte dem Leidenden durch einen geſchickten Arzt Linderung, und wie er an allem was mich betraf, Theil nahm, ließ er mich auch an ſeinem Schickſale Theil nehmen. Er erzählte mir die Geſchichte ſeiner Campagne, ſeiner unüberwindlichen Neigung zum Soldatenſtande, ſeine Familienverhältniſſe; er vertraute mir ſeine gegenwärtigen Beſchäftigungen. Genug, er hatte nichts Geheimes vor mir; er entwickelte mir ſein Innerſtes, ließ mich in die verborgenſten Winkel ſeiner Seele ſehen; ich lernte ſeine Fähigkeiten, ſeine Leidenſchaften kennen. Es war das erſtemal in meinem Leben, daß ich eines herzlichen, geiſtreichen Umgangs genoß. Ich war von ihm angezogen, von ihm hingeriſſen, eh' ich über mich ſelbſt Betrachtungen anſtellen konnte.

Inzwiſchen verlor ich meinen Mann ungefähr wie ich ihn genommen hatte. Die Laſt der theatraliſchen Geſchäfte fiel nun ganz auf mich. Mein Bruder, unverbeſſerlich auf dem Theater, war in der Haushaltung niemals nütze; ich beſorgte alles, und ſtudirte dabei meine Rollen fleißiger als jemals. Ich ſpielte wieder

wie vor Alters, ja mit ganz anderer Kraft und neuem Leben, zwar durch ihn und um seinetwillen, doch nicht immer gelang es mir zum besten, wenn ich meinen edlen Freund im Schauspiel wußte; aber einigemal beherchte er mich, und wie angenehm mich sein unvermutheter Beifall überraschte, können Sie denken.

Gewiß, ich bin ein seltsames Geschöpf. Bei jeder Rolle, die ich spielte, war es mir eigentlich nur immer zu Muthe, als wenn ich ihn lobte und zu seinen Ehren spräche; denn das war die Stimmung meines Herzens, die Worte mochten übrigens seyn, wie sie wollten. Wußt' ich ihn unter den Zuhörern, so getraute ich mich nicht, mit der ganzen Gewalt zu sprechen, eben als wenn ich ihm meine Liebe, mein Lob nicht geradezu in's Gesicht anferingen wollte; war er abwesend, dann hatte ich freies Spiel, ich that mein Bestes mit einer gewissen Ruhe, mit einer unbeschreiblichen Zufriedenheit. Der Beifall freute mich wieder, und wenn ich dem Publicum Vergnügen machte, hätte ich immer zugleich hinunter rufen mögen: das seyd ihr ihm schuldig!

Ja, mir war wie durch ein Wunder das Verhältniß zum Publicum, zur ganzen Nation verändert. Sie erschien mir auf einmal wieder in dem vortheilhaftesten Lichte, und ich erstaunte recht über meine bisherige Verblendung.

Wie unverständig, sagt' ich oft zu mir selbst, war es, als du ehemals auf eine Nation schaltest, eben weil

es eine Nation ist. Müssen denn, können denn einzelne Menschen so interessant seyn? Keineswegs! Es fragt sich, ob unter der großen Masse eine Menge von Anlagen, Kräften und Fähigkeiten vertheilt sey, die durch günstige Umstände entwickelt, durch vorzügliche Menschen zu einem gemeinsamen Endzwecke geleitet werden können. Ich freute mich nun, so wenig hervorstechende Originalität unter meinen Landsleuten zu finden; ich freute mich, daß sie eine Richtung von außen anzunehmen nicht verschmähten; ich freute mich, einen Anführer gefunden zu haben.

Lothar — Lassen Sie mich meinen Freund mit seinem geliebten Vornamen nennen — hatte mir immer die Deutschen von der Seite der Tapferkeit vorgestellt, und mir gezeigt, daß keine bravere Nation in der Welt sey, wenn sie recht geführt werde, und ich schämte mich, an die erste Eigenschaft eines Volks niemals gedacht zu haben. Ihm war die Geschichte bekannt, und mit den meisten verdienstvollen Männern seines Zeitalters stand er in Verhältnissen. So jung er war, hatte er ein Auge auf die hervorkeimende hoffnungsvolle Jugend seines Vaterlandes, auf die stillen Arbeiten in so vielen Fächern beschäftigter und thätiger Männer. Er ließ mich einen Ueberblick über Deutschland thun, was es sey, und was es seyn könne, und ich schämte mich, eine Nation nach der verworrenen Menge beurtheilt zu haben, die sich in eine Theatergarderobe drängen mag. Er machte mir's

zur Pflicht, auch in meinem Fache wahr, geistreich und belebend zu seyn. Nun schien ich mir selbst inspirirt, so oft ich auf das Theater trat. Mittelmäßige Stellen wurden zu Gold in meinem Munde, und hätte mir damals ein Dichter zweckmäßig beigestanden, ich hätte die wunderbarsten Wirkungen hervorgebracht.

So lebte die junge Witwe Monate lang fort. Er konnte mich nicht entbehren, und ich war höchst unglücklich, wenn er außen blieb. Er zeigte mir die Briefe seiner Verwandten, seiner vortrefflichen Schwester. Er nahm an den kleinsten Umständen meiner Verhältnisse Theil; inniger, vollkommener ist keine Einigkeit zu denken. Der Name der Liebe ward nicht genannt. Er ging und kam, kam und ging — und nun, mein Freund, es ist hohe Zeit, daß Sie auch gehen.

Siebzehntes Capitel.

Wilhelm konnte nun nicht länger den Beſuch bei ſeinen Handelsfreunden aufſchieben. Er ging nicht ohne Verlegenheit dahin; denn er wußte, daß er Briefe von den Seinigen daſelbſt antreffen werde. Er fürchtete ſich vor den Vorwürfen, die ſie enthalten mußten; wahrſcheinlich hatte man auch dem Handelshauſe Nachricht von der Verlegenheit gegeben, in der man ſich ſeinetwegen befand. Er ſcheute ſich, nach ſo vielen ritterlichen Abenteuern, vor dem ſchülerhaften Anſehen, in dem er erſcheinen würde, und nahm ſich vor, recht trotzig zu thun, und auf dieſe Weiſe ſeine Verlegenheit zu verbergen.

Allein zu ſeiner großen Verwunderung und Zufriedenheit ging alles ſehr gut und leidlich ab. In dem großen lebhaften und beſchäftigten Comptoir hatte man kaum Zeit, ſeine Briefe aufzuſuchen; ſeines längern Außenbleibens ward nur im Vorbeigehn gedacht. Und als er die Briefe ſeines Vaters und ſeines Freundes Werner eröffnete, fand er ſie ſämmtlich ſehr leidlichen Inhalts. Der Alte, in Hoffnung eines weitläufigen Journals, deſſen Führung er dem Sohne beim Abſchiede

sorgfältig empfohlen, und wozu er ihm ein tabellarisches Schema mitgegeben, schien über das Stillschweigen der ersten Zeit ziemlich beruhigt, so wie er sich nur über das Räthselhafte des ersten und einzigen vom Schlosse des Grafen noch abgesandten Briefes beschwerte. Werner scherzte nur auf seine Art, erzählte lustige Stadtgeschichten, und bat sich Nachricht von Fremden und Bekannten aus, die Wilhelm nunmehr in der großen Handelsstadt häufig würde kennen lernen. Unser Freund, der außerordentlich erfreut war, um einen so wohlfeilen Preis loszukommen, antwortete sogleich in einigen sehr muntern Briefen, und versprach dem Vater ein ausführliches Reise-Journal, mit allen verlangten geographischen, statistischen und mercantilischen Bemerkungen. Er hatte vieles auf der Reise gesehen, und hoffte daraus ein leidliches Heft zusammenschreiben zu können. Er merkte nicht, daß er beinah in eben dem Falle war, in dem er sich befand, als er, um ein Schauspiel, das weder geschrieben, noch weniger memorirt war, aufzuführen, Lichter angezündet und Zuschauer herbeigerufen hatte. Als er daher wirklich anfing, an seine Compositien zu gehen, ward er leider gewahr, daß er von Empfindungen und Gedanken, von manchen Erfahrungen des Herzens und Geistes sprechen und erzählen konnte, nur nicht von äußern Gegenständen, denen er, wie er nun merkte, nicht die mindeste Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

In dieſer Verlegenheit kamen die Kenntniſſe ſeines Freundes Laertes ihm gut zu Statten. Die Gewohnheit hatte beide jungen Leute, ſo unähnlich ſie ſich waren, zuſammen verbunden, und jener war, bei allen ſeinen Fehlern, mit ſeinen Sonderbarkeiten wirklich ein intereſſanter Menſch. Mit einer heitern glücklichen Sinnlichkeit begabt, hätte er alt werden können, ohne über ſeinen Zuſtand irgend nachzudenken. Nun hatte ihm aber ſein Unglück und ſeine Krankheit das reine Gefühl der Jugend geraubt, und ihm dagegen einen Blick auf die Vergänglichkeit, auf das Zerſtückelte unſers Daſeyns eröffnet. Daraus war eine launichte, rhapſodiſche Art über die Gegenſtände zu denken, oder vielmehr ihre unmittelbaren Eindrücke zu äußern, entſtanden. Er war nicht gern allein, trieb ſich auf allen Caffeehäuſern, an allen Wirthstiſchen herum, und wenn er ja zu Hauſe blieb, waren Reiſebeſchreibungen ſeine liebſte, ja ſeine einzige Lectüre. Dieſe konnte er nun, da er eine große Lehnbibliothek fand, nach Wunſch befriedigen, und bald ſpukte die halbe Welt in ſeinem guten Gedächtniſſe.

Wie leicht konnte er daher ſeinem Freunde Muth einſprechen, als dieſer ihm den völligen Mangel an Vorrath zu der von ihm ſo feyerlich verſprochenen Relation entdeckte. Da wollen wir ein Kunſtſtück machen, ſagte jener, das ſeines Gleichen nicht haben ſoll.

Iſt nicht Deutſchland von einem Ende zum andern durchreiſ't, durchkreuzt, durchzogen, durchkrochen und durchflogen? Und hat nicht jeder Deutſche Reiſende den herrlichen Vortheil, ſich ſeine großen oder kleinen Ausgaben vom Publicum wieder erſtatten zu laſſen? Gib mir nur deine Reiſeroute, ehe du zu uns kamſt: das andere weiß ich. Die Quellen und Hülfsmittel zu deinem Werke will ich dir aufſuchen; an Quadratmeilen, die nicht gemeſſen ſind, und an Volksmenge, die nicht gezählt iſt, müſſen wir's nicht fehlen laſſen. Die Einkünfte der Länder nehmen wir aus Taſchenbüchern und Tabellen, die, wie bekannt, die zuverläſſigſten Documente ſind. Darauf gründen wir unſre politiſchen Räſonnements; an Seitenblicken auf die Regierungen ſoll's nicht fehlen. Ein paar Fürſten beſchreiben wir als wahre Väter des Vaterlandes, damit man uns deſto eher glaubt, wenn wir einigen andern etwas anhängen; und wenn wir nicht geradezu durch den Wohnort einiger berühmten Leute durchreiſen, ſo begegnen wir ihnen in einem Wirthshauſe, laſſen ſie uns im Vertrauen das albernſte Zeug ſagen. Beſonders vergeſſen wir nicht eine Liebesgeſchichte mit irgend einem naiven Mädchen auf das anmuthigſte einzuflechten, und es ſoll ein Werk geben, das nicht allein Vater und Mutter mit Entzücken erfüllen ſoll, ſondern das dir auch jeder Buchhändler mit Vergnügen bezahlt.

Man ſchritt zum Werke, und beide Freunde hatten

viel

viel Luſt an ihrer Arbeit, indeß Wilhelm Abends im Schauſpiel und in dem Umgange mit Serlo und Aurelien die größte Zufriedenheit fand, und ſeine Ideen, die nur zu lange ſich in einem engen Kreiſe herumgedreht hatten, täglich weiter ausbreitete.

Achtzehntes Capitel.

Nicht ohne das größte Intereſſe vernahm er ſtückweiſe den Lebenslauf Serlo's: denn es war nicht die Art dieſes ſeltnen Mannes, vertraulich zu ſeyn: und über irgend etwas im Zuſammenhange zu ſprechen. Er war, man darf ſagen, auf dem Theater geboren und geſäugt. Schon als ſtummes Kind mußte er durch ſeine bloße Gegenwart die Zuſchauer rühren, weil auch ſchon damals die Verfaſſer dieſe natürlichen und unſchuldigen Hülfsmittel kannten, und ſein erſtes: Vater und Mutter, brachte in beliebten Stücken ihm ſchon den größten Beifall zuwege, ehe er wußte, was das Händeklatſchen bedeute. Als Amor kam er, zitternd, mehr als einmal, im Flugwerke herunter, entwickelte ſich als Harlekin aus dem Ey, und machte als kleiner Eſſenkehrer ſchon früh die artigſten Streiche.

Leider mußte er den Beifall, den er an glänzenden Abenden erhielt, in den Zwiſchenzeiten ſehr theuer bezahlen. Sein Vater, überzeugt, daß nur durch Schläge die Aufmerkſamkeit der Kinder erregt und feſtgehalten werden könne, prügelte ihn bei im Einſtudiren einer jeden Rolle zuabgemeſſenen Zeiten; nicht, weil das Kind

ungeſchickt war, ſondern damit es ſich deſto gewiſſer und anhaltender geſchickt zeigen möge. So gab man ehemals, indem ein Gränzſtein geſetzt wurde, den umſtehenden Kindern tüchtige Ohrfeigen, und die älteſten Leute erinnern ſich noch genau des Ortes und der Stelle. Er wuchs heran, und zeigte außerordentliche Fähigkeiten des Geiſtes und Fertigkeiten des Körpers, und dabei eine große Biegſamkeit ſowohl in ſeiner Vorſtellungsart, als in Handlungen und Gebärden. Seine Nachahmungsgabe überſtieg allen Glauben. Schon als Knabe ahmte er Perſonen nach, ſo daß man ſie zu ſehen glaubte, ob ſie ihm ſchon an Geſtalt, Alter und Weſen völlig unähnlich und unter einander verſchieden waren. Dabei fehlte es ihm nicht an der Gabe, ſich in die Welt zu ſchicken, und ſobald er ſich einigermaßen ſeiner Kräfte bewußt war, fand er nichts natürlicher, als ſeinem Vater zu entfliehen, der, wie die Vernunft des Knaben zunahm, und ſeine Geſchicklichkeit ſich vermehrte, ihnen noch durch harte Begegnung nachzuhelfen für nöthig fand.

Wie glücklich fühlte ſich der loſe Knabe nun in der freien Welt, da ihm ſeine Eulenſpiegelspoſſen überall eine gute Aufnahme verſchafften. Sein guter Stern führte ihn zuerſt in der Faſtnachtszeit in ein Kloſter, wo er, weil eben der Pater, der die Umgänge zu beſorgen und durch geiſtliche Maskeraden die chriſtliche Gemeinde zu ergetzen hatte, geſtorben war, als ein hülfreicher

Schutzengel auftrat. Auch übernahm er sogleich die Rolle Gabriels in der Verkündigung, und mißfiel dem hübschen Mädchen nicht, die als Maria seinen obligeanten Gruß, mit äußerlicher Demuth und innerlichem Stolze, sehr zierlich aufnahm. Er spielte darauf successive in den Mysterien die wichtigsten Rollen, und wußte sich nicht wenig, da er endlich gar als Heiland der Welt verspottet, geschlagen und an's Kreuz geheftet wurde.

Einige Kriegsknechte mochten bei dieser Gelegenheit ihre Rollen gar zu natürlich spielen; daher er sie, um sich auf die schicklichste Weise an ihnen zu rächen, bei Gelegenheit des jüngsten Gerichts in die prächtigsten Kleider von Kaisern und Königen steckte, und ihnen in dem Augenblicke, da sie, mit ihren Rollen sehr wohl zufrieden, auch in dem Himmel allen andern voranzugehen den Schritt nahmen, unvermuthet in Teufelsgestalt begegnete, und sie mit der Ofengabel, zur herzlichsten Erbauung sämmtlicher Zuschauer und Bettler, weidlich durchdrosch, und unbarmherzig zurück in die Grube stürzte, wo sie sich von einem hervordringenden Feuer auf's übelste empfangen sahen.

Er war klug genug einzusehen, daß die gekrönten Häupter sein freches Unternehmen nicht wohl vermerken, und selbst vor seinem privilegirten Ankläger- und Scherzen-Amte keinen Respect haben würden; er machte sich daher, noch ehe das tausendjährige Reich anging, in

aller Stille davon, und ward in einer benachbarten Stadt von einer Gesellschaft, die man damals Kinder der Freude nannte, mit offnen Armen aufgenommen. Es waren verständige, geistreiche, lebhafte Menschen, die wohl einsahen, daß die Summe unsrer Existenz, durch Vernunft dividirt niemals rein aufgehe, sondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe. Diesen hinderlichen, und, wenn er sich in die ganze Masse vertheilt, gefährlichen Bruch suchten sie zu bestimmten Zeiten vorsätzlich los zu werden. Sie waren einen Tag der Woche recht ausführlich Narren, und strafen an demselben wechselseitig durch allegorische Vorstellungen, was sie während der übrigen Tage an sich und andern Närrisches bemerkt hatten. War diese Art gleich roher als eine Folge von Ausbildung, in welcher der sittliche Mensch sich täglich zu bemerken, zu warnen und zu strafen pflegt; so war sie doch lustiger und sicherer: denn indem man einen gewissen Schoosnarren nicht verleugnete, so tractirte man ihn auch nur für das, was er war, anstatt daß er auf dem andern Wege, durch Hülfe des Selbstbetrugs, oft im Hause zur Herrschaft gelangt, und die Vernunft zur heimlichen Knechtschaft zwingt, die sich einbildet, ihn lange verjagt zu haben. Die Narrenmaske ging in der Gesellschaft herum, und jedem war erlaubt, sie an seinem Tage, mit eigenen oder fremden Attributen, charakteristisch auszuzieren. In der Carnavalszeit nahm man sich die größte Freiheit, und wetteiferte mit der Bemü-

hung der Geistlichen, das Volk zu unterhalten und anzuziehen. Die feyerlichen und allegorischen Aufzüge von Tugenden und Lastern, Künsten und Wissenschaften, Welttheilen und Jahrszeiten versinnlichten dem Volke eine Menge Begriffe, und gaben ihm Ideen entfernter Gegenstände, und so waren diese Scherze nicht ohne Nutzen, da von einer andern Seite die geistlichen Mummereyen nur einen abgeschmackten Aberglauben noch mehr befestigten.

Der junge Serlo war auch hier wieder ganz in seinem Elemente; eigentliche Erfindungskraft hatte er nicht, dagegen aber das größte Geschick, was er vor sich fand zu nutzen, zurecht zu stellen, und scheinbar zu machen. Seine Einfälle, seine Nachahmungsgabe, ja sein beißender Witz, den er wenigstens einen Tag in der Woche völlig frei, selbst gegen seinen Wohlthäter, üben durfte, machte ihn der ganzen Gesellschaft werth, ja unentbehrlich.

Doch trieb ihn seine Unruhe bald aus dieser vortheilhaften Lage in andere Gegenden seines Vaterlandes, wo er wieder eine neue Schule durchzugehen hatte. Er kam in den gebildeten, aber auch bildlosen Theil von Deutschland, wo es zur Verehrung des Guten und Schönen zwar nicht an Wahrheit, aber oft an Geist gebricht; er konnte mit seinen Masken nichts mehr ausrichten; er mußte suchen auf Herz und Gemüth zu wirken. Nur kurze Zeit hielt er sich bei kleinen und großen Gesellschaf-

ten auf, und merkte, bei dieſer Gelegenheit, ſämmtlichen Stücken und Schauſpielern ihre Eigenheiten ab. Die Monotonie, die damals auf dem Deutſchen Theater herrſchte, den albernen Fall und Klang der Alexandriner, den geſchraubtplatten Dialog, die Trockenheit und Gemeinheit der unmittelbaren Sittenprediger hatte er bald gefaßt, und zugleich bemerkt was rührte und gefiel.

Nicht Eine Rolle der gangbaren Stücke, ſondern die ganzen Stücke blieben leicht in ſeinem Gedächtniß, und zugleich der eigenthümliche Ton des Schauſpielers, der ſie mit Beifall vorgetragen hatte. Nun kam er zufälligerweiſe auf ſeinen Streifereyen, da ihm das Geld völlig ausgegangen war, zu dem Einfall, allein ganze Stücke beſonders auf Edelhöfen und in Dörfern vorzuſtellen, und ſich dadurch überall ſogleich Unterhalt und Nachtquartier zu verſchaffen. In jeder Schenke, jedem Zimmer und Garten war ſein Theater gleich aufgeſchlagen; mit einem ſchelmiſchen Ernſt und anſcheinenden Enthuſiasmus wußte er die Einbildungskraft ſeiner Zuſchauer zu gewinnen, ihre Sinne zu täuſchen, und vor ihren offenen Augen einen alten Schrank zu einer Burg, und einen Fächer zum Dolche umzuſchaffen. Seine Jugendwärme erſetzte den Mangel eines tiefen Gefühls; ſeine Heftigkeit ſchien Stärke, und ſeine Schmeicheley Zärtlichkeit. Diejenigen, die das Theater ſchon kannten, erinnerte er an alles, was ſie geſehen und gehört hatten, und in den Uebrigen erregte er eine Ahnung von etwas

Wunderbarem, und den Wunsch, näher damit bekannt zu werden. Was an einem Orte Wirkung that, verfehlte er nicht am andern zu wiederholen, und hatte die herzlichste Schadenfreude, wenn er alle Menschen auf gleiche Weise aus dem Stegreife zum Besten haben konnte.

Bei seinem lebhaften, freien und durch nichts gebinderten Geist verbesserte er sich, indem er Rollen und Stücke oft wiederholte, sehr geschwind. Bald recitirte und spielte er dem Sinne gemäßer, als die Muster, die er anfangs nur nachgeahmt hatte. Auf diesem Wege kam er nach und nach dazu, natürlich zu spielen und doch immer verstellt zu seyn. Er schien hingerissen, und lauerte auf den Effect, und sein größter Stolz war, die Menschen stufenweise in Bewegung zu setzen. Selbst das tolle Handwerk, das er trieb, nöthigte ihn bald mit einer gewissen Mäßigung zu verfahren, und so lernte er, theils gezwungen, theils aus Instinct, das, wovon so wenig Schauspieler einen Begriff zu haben scheinen: mit Organ und Gebärden ökonomisch zu seyn.

So wußte er selbst rohe und unfreundliche Menschen zu bändigen und für sich zu interessiren. Da er überall mit Nahrung und Obdach zufrieden war, jedes Geschenk dankbar annahm, das man ihm reichte, ja manchmal gar das Geld, wenn er dessen nach seiner Meinung genug hatte, ausschlug; so schickte man ihn mit Empfehlungsschreiben einander zu, und so wanderte er eine ganze

Zeit von einem Edelhofe zum andern, wo er manches Vergnügen erregte, manches genoß, und nicht ohne die angenehmſten und artigſten Abenteuer blieb.

Bei der innerlichen Kälte ſeines Gemüthes liebte er eigentlich niemand; bei der Klarheit ſeines Blicks konnte er niemand achten, denn er ſah nur immer die äußern Eigenheiten der Menſchen, und trug ſie in ſeine mimiſche Sammlung ein. Dabei aber war ſeine Selbſtigkeit äußerſt beleidigt, wenn er nicht jedem gefiel, und wenn er nicht überall Beifall erregte. Wie dieſer zu erlangen ſey, darauf hatte er nach und nach ſo genau Acht gegeben, und hatte ſeinen Sinn ſo geſchärft, daß er nicht allein bei ſeinen Darſtellungen, ſondern auch im gemeinen Leben nicht mehr anders als ſchmeicheln konnte. Und ſo arbeitete ſeine Gemüthsart, ſein Talent und ſeine Lebensart dergeſtalt wechſelsweiſe gegen einander, daß er ſich unvermerkt zu einem vollkommnen Schauſpieler ausgebildet ſah. Ja, durch eine ſeltſam ſcheinende, aber ganz natürliche Wirkung und Gegenwirkung ſtieg, durch Einſicht und Uebung, ſeine Recitation, Declamation und ſein Gebärdenſpiel zu einer hohen Stufe von Wahrheit, Freiheit und Offenheit, indem er im Leben und Umgang immer heimlicher, künſtlicher, ja verſtellt und ängſtlich zu werden ſchien.

Von ſeinen Schickſalen und Abenteuern ſprechen wir vielleicht an einem andern Orte, und bemerken hier nur ſo viel: daß er in ſpätern Zeiten, da er ſchon ein gemach-

ter Mann, im Beſitz von entſchiedenem Namen, und in einer ſehr guten obgleich nicht feſten Lage war, ſich angewöhnt hatte, im Geſpräch auf eine feine Weiſe theils ironiſch, theils ſpöttiſch den Sophiſten zu machen, und dadurch faſt jede ernſthafte Unterhaltung zu zerſtören. Beſonders gebrauchte er dieſe Manier gegen Wilhelm, ſobald dieſer, wie es ihm oft begegnete, ein allgemeines theoretiſches Geſpräch anzuknüpfen Luſt hatte. Deſſen ungeachtet waren ſie ſehr gern beiſammen, indem durch ihre beiderſeitige Denkart die Unterhaltung lebhaft werden mußte. Wilhelm wünſchte, alles aus den Begriffen, die er gefaßt hatte, zu entwickeln, und wollte die Kunſt in einem Zuſammenhange behandelt haben. Er wollte ausgeſprochene Regeln feſtſetzen, beſtimmen, was recht, ſchön und gut ſey, und was Beifall verdiene; genug, er behandelte alles auf das ernſtlichſte. Serlo hingegen nahm die Sache ſehr leicht, und indem er niemals direct auf eine Frage antwortete, wußte er durch eine Geſchichte oder einen Schwank die artigſte und vergnüglichſte Erläuterung beizubringen, und die Geſellſchaft zu unterrichten, indem er ſie erheiterte.

Neunzehntes Capitel.

Indem nun Wilhelm auf dieſe Weiſe ſehr angenehme Stunden zubrachte, befanden ſich Melina und die Uebrigen in einer deſto verdrießlichern Lage. Sie erſchienen unſerm Freunde manchmal wie böſe Geiſter, und machten ihm nicht bloß durch ihre Gegenwart, ſondern auch oft durch ſkämiſche Geſichter und bittre Reden einen verdrießlichen Augenblick. Serlo hatte ſie nicht einmal zu Gaſtrollen gelaſſen, geſchweige daß er ihnen Hoffnung zum Engagement gemacht hätte, und hatte deſſen ungeachtet nach und nach ihre ſämmtlichen Fähigkeiten kennen gelernt. So oft ſich Schauſpieler bei ihm geſellig verſammelten, hatte er die Gewohnheit leſen zu laſſen, und manchmal ſelbſt mitzuleſen. Er nahm Stücke vor, die noch gegeben werden ſollten, die lange nicht gegeben waren, und zwar meiſtens nur theilweiſe. So ließ er auch, nach einer erſten Aufführung, Stellen, bei denen er etwas zu erinnern hatte, wiederholen, vermehrte dadurch die Einſicht der Schauſpieler, und verſtärkte ihre Sicherheit den rechten Punct zu treffen. Und wie ein geringer aber richtiger Verſtand mehr als ein verworrenes und ungeläutertes Genie zur Zufrieden-

heit anderer wirken kann; so erhub er mittelmäßige Talente, durch die deutliche Einsicht, die er ihnen unmerklich verschaffte, zu einer bewundernswürdigen Fähigkeit. Nicht wenig trug dazu bei, daß er auch Gedichte lesen ließ, und in ihnen das Gefühl jenes Reizes erhielt, den ein wohlvorgetragener Rhythmus in unsrer Seele erregt, anstatt daß man bei andern Gesellschaften schon anfing, nur diejenige Prosa vorzutragen, wozu einem jeden der Schnabel gewachsen war.

Bei solchen Gelegenheiten hatte er auch die sämmtlichen angekommenen Schauspieler kennen lernen, das was sie waren, und was sie werden konnten, beurtheilt, und sich in der Stille vorgenommen, von ihren Talenten, bei einer Revolution, die seiner Gesellschaft drohete, sogleich Vortheil zu ziehen. Er ließ die Sache eine Weile auf sich beruhen, lehnte alle Interceßionen Wilhelms für sie mit Achselzucken ab, bis er seine Zeit ersah, und seinem jungen Freunde ganz unerwartet den Vorschlag that: er solle doch selbst bei ihm auf's Theater gehen, und unter dieser Bedingung wolle er auch die Uebrigen engagiren.

Die Leute müssen also doch so unbrauchbar nicht seyn, wie Sie mir solche bisher geschildert haben, versetzte ihm Wilhelm, wenn sie jetzt auf einmal zusammen angenommen werden können, und ich dächte, ihre Talente müßten auch ohne mich dieselbigen bleiben.

Serlo eröffnete ihm darauf, unter dem Siegel der

Verſchwiegenheit, ſeine Lage: wie ſein erſter Liebhaber Miene mache, ihn bei der Erneuerung des Contracts zu ſteigern, und wie er nicht geſinnt ſey, ihm nachzugeben, beſonders da die Gunſt des Publicums gegen ihn ſo groß nicht mehr ſey. Ließe er dieſen gehen, ſo würde ſein ganzer Anhang ihm folgen, wodurch denn die Geſellſchaft einige gute, aber auch einige mittelmäßige Glieder verlöre. Hierauf zeigte er Wilhelmen, was er dagegen an ihm, an Laertes, dem alten Polterer und ſelbſt an Frau Melina zu gewinnen hoffe. Ja, er verſprach dem armen Pedanten als Juden, Miniſter, und überhaupt als Böſewichte einen entſchiedenen Beifall zu verſchaffen.

Wilhelm ſtutzte, und vernahm den Vortrag nicht ohne Unruhe, und nur, um etwas zu ſagen, verſetzte er, nachdem er tief Athem geholt hatte: Sie ſprechen auf eine ſehr freundliche Weiſe nur von dem Guten, was Sie an uns finden und von uns hoffen; wie ſieht es denn aber mit den ſchwachen Seiten aus, die Ihrem Scharfſinne gewiß nicht entgangen ſind?

Die wollen wir bald durch Fleiß, Uebung und Nachdenken zu ſtarken Seiten machen, verſetzte Serlo. Es iſt unter euch allen, die ihr denn doch nur Naturaliſten und Pfuſcher ſeyd, keiner, der nicht mehr oder weniger Hoffnung von ſich gäbe; denn ſo viel ich alle beurtheilen kann, ſo iſt kein einziger Stock darunter, und Stöcke allein ſind die Unverbeſſerlichen, ſie mögen nun aus

Eigendünkel, Dummheit oder Hypochondrie ungelenk und unbiegsam seyn.

Serlo legte darauf mit wenigen Worten die Bedingungen dar, die er machen könne und wolle, bat Wilhelmen um schleunige Entscheidung, und verließ ihn in nicht geringer Unruhe.

Bei der wunderlichen und gleichsam nur zum Scherz unternommenen Arbeit jener fingirten Reisebeschreibung, die er mit Laertes zusammensetzte, war er auf die Zustände und das tägliche Leben der wirklichen Welt aufmerksamer geworden, als er sonst gewesen war. Er begriff jetzt selbst erst die Absicht des Vaters, als er ihm die Führung des Journals so lebhaft empfohlen. Er fühlte zum erstenmale, wie angenehm und nützlich es seyn könne, sich zur Mittelsperson so vieler Gewerbe und Bedürfnisse zu machen, und bis in die tiefsten Gebirge und Wälder des festen Landes Leben und Thätigkeit verbreiten zu helfen. Die lebhafte Handelsstadt, in der er sich befand, gab ihm bei der Unruhe des Laertes, der ihn überall mit herumschleppte, den anschaulichsten Begriff eines großen Mittelpunctes, woher alles ausfließt, und wohin alles zurückkehrt, und es war das erstemal, daß sein Geist im Anschauen dieser Art von Thätigkeit sich wirklich ergetzte. In diesem Zustande hatte ihm Serlo den Antrag gethan, und seine Wünsche, seine Neigung, sein Zutrauen auf ein angebornes Ta-

lent, und ſeine Verpflichtung gegen die hülfloſe Geſellſchaft wieder rege gemacht.

Da ſteh' ich nun, ſagte er zu ſich ſelbſt, abermals am Scheidewege zwiſchen den beiden Frauen, die mir in meiner Jugend erſchienen. Die eine ſieht nicht mehr ſo kümmerlich aus, wie damals, und die andere nicht ſo prächtig. Der einen wie der andern zu folgen fühlſt du eine Art von innerm Beruf, und von beiden Seiten ſind die äußern Anläſſe ſtark genug; es ſcheint dir unmöglich, dich zu entſcheiden; du wünſcheſt, daß irgend ein Uebergewicht von außen deine Wahl beſtimmen möge, und doch, wenn du dich recht unterſuchſt, ſo ſind es nur äußere Umſtände, die dir eine Neigung zu Gewerb, Erwerb und Beſitz einflößen, aber dein innerſtes Bedürfniß erzeugt und nährt den Wunſch, die Anlagen, die in dir zum Guten und Schönen ruhen mögen, ſie ſeyen körperlich oder geiſtig, immer mehr zu entwickeln und auszubilden. Und muß ich nicht das Schickſal verehren, das mich ohne mein Zuthun hierher an das Ziel aller meiner Wünſche führt? Geſchieht nicht alles, was ich mir ehemals ausgedacht und vorgeſetzt, nun zufällig ohne mein Mitwirken? Sonderbar genug! Der Menſch ſcheint mit nichts vertrauter zu ſeyn als mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, die er lange im Herzen nährt und bewahrt, und doch, wenn ſie ihm nun begegnen, wenn ſie ſich ihm gleichſam aufdringen, erkennt er ſie nicht und weicht vor ihnen zurück. Alles, was ich mir ſeit jener

unglücklichen Nacht, die mich von Marianen entfernte, nur träumen ließ, steht vor mir, und bietet sich mir selbst an. Hierher wollte ich flüchten, und bin sachte hergeleitet worden; bei Serlo wollte ich unterzukommen suchen, er sucht nun mich, und bietet mir Bedingungen an, die ich als Anfänger nie erwarten konnte. War es denn bloß Liebe zu Marianen, die mich an's Theater fesselte? oder war es Liebe zur Kunst, die mich an das Mädchen festknüpfte? War jene Aussicht, jener Ausweg nach der Bühne bloß einem unordentlichen, unruhigen Menschen willkommen, der ein Leben fortzusetzen wünschte, das ihm die Verhältnisse der bürgerlichen Welt nicht gestatteten, oder war es alles anders, reiner, würdiger? und was sollte dich bewegen können, deine damaligen Gesinnungen zu ändern? Hast du nicht vielmehr bisher selbst unwissend deinen Plan verfolgt? Ist nicht jetzt der letzte Schritt noch mehr zu billigen, da keine Nebenabsichten dabei im Spiele sind, und da du zugleich ein feverlich gegebenes Wort halten, und dich auf eine edle Weise von einer schweren Schuld befreien kannst?

Alles, was in seinem Herzen und seiner Einbildungskraft sich bewegte, wechselte nun auf das lebhafteste gegen einander ab. Daß er seine Mignon behalten könne, daß er den Harfner nicht zu verstoßen brauche, war kein kleines Gewicht auf der Wagschale, und doch schwankte sie noch hin und wieder, als er seine Freundin Aurelie gewohnter Weise zu besuchen ging.

Zwan-

Zwanzigſtes Capitel.

Er fand ſie auf ihrem Ruhebette; ſie ſchien ſtille. Glauben Sie noch morgen ſpielen zu können? fragte er. O ja, verſetzte ſie lebhaft; Sie wiſſen, daran hindert mich nichts. — Wenn ich nur ein Mittel wüßte, den Beifall unſers Parterre's von mir abzulehnen: ſie meinen es gut und werden mich noch umbringen. Vorgeſtern dacht' ich, das Herz müßte mir reißen! Sonſt konnt' ich es wohl leiden, wenn ich mir ſelbſt gefiel; wenn ich lange ſtudirt und mich vorbereitet hatte, dann freute ich mich, wenn das willkommene Zeichen, nun ſey es gelungen, von allen Enden widertönte. Jetzo ſag' ich nicht, was ich will, nicht wie ich's will; ich werde hingeriſſen; ich verwirre mich, und mein Spiel macht einen weit größern Eindruck. Der Beifall wird lauter, und ich denke: Wüßtet ihr, was euch entzückt! Die dunkeln, heftigen, unbeſtimmten Anklänge rühren euch, zwingen euch Bewunderung ab, und ihr fühlt nicht, daß es die Schmerzenstöne der Unglücklichen ſind, der ihr euer Wohlwollen geſchenkt habt.

Heute früh habe ich gelernt, jetzt wiederholt und verſucht. Ich bin müde, zerbrochen, und morgen geht es

wieder von vorn an. Morgen Abend soll gespielt werden. So schlepp' ich mich hin und her; es ist mir langweilig aufzustehen, und verdrießlich zu Bette zu gehen. Alles macht einen ewigen Cirkel in mir. Dann treten die leidigen Tröstungen vor mir auf, dann werf' ich sie weg, und verwünsche sie. Ich will mich nicht ergeben, nicht der Nothwendigkeit ergeben — warum soll das nothwendig seyn, was mich zu Grunde richtet? Könnte es nicht auch anders seyn? Ich muß es eben bezahlen, daß ich eine Deutsche bin; es ist der Charakter der Deutschen, daß sie über allem schwer werden, daß alles über ihnen schwer wird.

O, meine Freundin, fiel Wilhelm ein, könnten Sie doch aufhören, selbst den Dolch zu schärfen, mit dem Sie mich unablässig verwunden! Bleibt Ihnen denn nichts? Ist denn Ihre Jugend, Ihre Gestalt, Ihre Gesundheit, sind Ihre Talente nichts? Wenn Sie ein Gut ohne Ihr Verschulden verloren haben, müssen Sie denn alles Uebrige hinterdrein werfen? Ist das auch nothwendig?

Sie schwieg einige Augenblicke, dann fuhr sie auf: Ich weiß es wohl, daß es Zeitverderb ist, nichts als Zeitverderb ist die Liebe! Was hätte ich nicht thun können! thun sollen! Nun ist alles rein zu nichts geworden. Ich bin ein armes verliebtes Geschöpf, nichts als verliebt! Haben Sie Mitleiden mit mir, bei Gott, ich bin ein armes Geschöpf!

Sie verſank in ſich, und nach einer kurzen Pauſe rief ſie heftig aus: Ihr ſeyd gewohnt, daß ſich euch alles an den Hals wirft. Nein, ihr könnt es nicht fühlen, kein Mann iſt im Stande, den Werth eines Weibes zu fühlen, das ſich zu ehren weiß! Bei allen heiligen Engeln, bei allen Bildern der Seligkeit, die ſich ein reines gutmüthiges Herz erſchafft, es iſt nichts Himmliſcheres, als ein weibliches Weſen, das ſich dem geliebten Manne hingibt! Wir ſind kalt, ſtolz, hoch, klar, klug, wenn wir verdienen, Weiber zu heißen, und alle dieſe Verzüge legen wir euch zu Füßen, ſobald wir lieben, ſobald wir hoffen, Gegenliebe zu erwerben. O wie hab' ich mein ganzes Daſeyn ſo mit Wiſſen und Willen weggeworfen! Aber nun will ich auch verzweifeln, abſichtlich verzweifeln. Es ſoll kein Blutstropfen in mir ſeyn, der nicht geſtraft wird, keine Faſer, die ich nicht peinigen will. Lächeln Sie nur, lachen Sie nur über den theatraliſchen Aufwand von Leidenſchaft!

Fern war von unſerm Freunde jede Anwandlung des Lachens. Der entſetzliche, halb natürliche, halb erzwungene Zuſtand ſeiner Freundin peinigte ihn nur zu ſehr. Er empfand die Foltern der unglücklichen Anſpannung mit: ſein Gehirn zerrüttete ſich, und ſein Blut war in einer fieberhaften Bewegung.

Sie war aufgeſtanden, und ging in der Stube hin und wieder. Ich ſage mir alles vor, rief ſie aus, warum ich ihn nicht lieben ſollte. Ich weiß auch, daß er es

nicht werth iſt; ich wende mein Gemüth ab, dahin und dorthin, beſchäftige mich, wie es nur gehen will. Bald nehm' ich eine Rolle vor, wenn ich ſie auch nicht zu ſpielen habe; ich übe die alten, die ich durch und durch kenne, fleißiger und fleißiger, in's Einzelne, und übe und übe — mein Freund, mein Vertrauter, welche entſetzliche Arbeit iſt es, ſich mit Gewalt von ſich ſelbſt zu entfernen! Mein Verſtand leidet, mein Gehirn iſt ſo angeſpannt; um mich vom Wahnſinne zu retten, überlaſſ' ich mich wieder dem Gefühle, daß ich ihn liebe. — Ja ich liebe ihn, ich liebe ihn! rief ſie unter tauſend Thränen, ich liebe ihn, und ſo will ich ſterben.

Er faßte ſie bei der Hand, und bat ſie auf das inſtändigſte, ſich nicht ſelbſt aufzureiben. O, ſagte er, wie ſonderbar iſt es, daß dem Menſchen nicht allein ſo manches Unmögliche, ſondern auch ſo manches Mögliche verſagt iſt. Sie waren nicht beſtimmt, ein treues Herz zu finden, das Ihre ganze Glückſeligkeit würde gemacht haben. Ich war dazu beſtimmt, das ganze Heil meines Lebens an eine Unglückliche feſtzuknüpfen, die ich durch die Schwere meiner Treue wie ein Rohr zu Boden zog, ja vielleicht gar zerbrach.

Er hatte Aurelien ſeine Geſchichte mit Marianen vertraut, und konnte ſich alſo jetzt darauf beziehen. Sie ſah ihm ſtarr in die Augen und fragte: Können Sie ſagen, daß Sie noch niemals ein Weib betrogen, daß Sie keiner mit leichtſinniger Galanterie, mit frevelhaf-

ter Betheurung, mit herzlockenden Schwüren ihre Gunſt abzuſchmeicheln geſucht?

Das kann ich, verſetzte Wilhelm, und zwar ohne Ruhmredigkeit: denn mein Leben war ſehr einfach, und ich bin ſelten in die Verſuchung gerathen, zu verſuchen. Und welche Warnung, meine ſchöne, meine edle Freundin, iſt mir der traurige Zuſtand, in den ich Sie verſetzt ſehe! Nehmen Sie ein Gelübde von mir, das meinem Herzen ganz angemeſſen iſt, das durch die Rührung, die Sie mir einflößten, ſich bei mir zur Sprache und Form beſtimmt, und durch dieſen Augenblick geheiligt wird: jeder flüchtigen Neigung will ich widerſtehen, und ſelbſt die ernſtlichſten in meinem Buſen bewahren; kein weibliches Geſchöpf ſoll ein Bekenntniß der Liebe von meinen Lippen vernehmen, dem ich nicht mein ganzes Leben widmen kann!

Sie ſah ihn mit einer wilden Gleichgültigkeit an, und entfernte ſich, als er ihr die Hand reichte, um einige Schritte. Es iſt nichts daran gelegen! rief ſie: ſo viel Weiberthränen mehr oder weniger, die See wird darum doch nicht wachſen. Doch, fuhr ſie fort, unter Tauſenden Eine gerettet, das iſt doch etwas, unter Tauſenden Einen Redlichen gefunden, das iſt anzunehmen! Wiſſen Sie auch, was Sie verſprechen?

Ich weiß es, verſetzte Wilhelm lächelnd, und hielt ſeine Hand hin.

Ich nehm' es an, verſetzte ſie, und machte eine Be-

wegung mit ihrer Rechten, so daß er glaubte, sie würde die seine fassen; aber schnell fuhr sie in die Tasche, riß den Dolch blitzgeschwind heraus, und fuhr mit Spitze und Schneide ihm rasch über die Hand weg. Er zog sie schnell zurück, aber schon lief das Blut herunter.

Man muß euch Männer scharf zeichnen, wenn ihr merken sollt, rief sie mit einer wilden Heiterkeit aus, die bald in eine hastige Geschäftigkeit überging. Sie nahm ihr Schnupftuch und umwickelte seine Hand damit, um das erste hervordringende Blut zu stillen. Verzeihen Sie einer Halbwahnsinnigen, rief sie aus, und lassen Sie sich diese Tropfen Bluts nicht reuen. Ich bin versöhnt, ich bin wieder bei mir selber. Auf meinen Knieen will ich Abbitte thun, lassen Sie mir den Trost, Sie zu heilen.

Sie eilte nach ihrem Schranke, holte Leinwand und einiges Geräth, stillte das Blut und besah die Wunde sorgfältig. Der Schnitt ging durch den Ballen gerade unter dem Daumen, theilte die Lebenslinie, und lief gegen den kleinen Finger aus. Sie verband ihn still, und mit einer nachdenklichen Bedeutsamkeit in sich gekehrt. Er fragte einigemal: Beste, wie konnten Sie Ihren Freund verletzen?

Still, erwiederte sie, indem sie den Finger auf den Mund legte: still!

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Fünftes Buch.

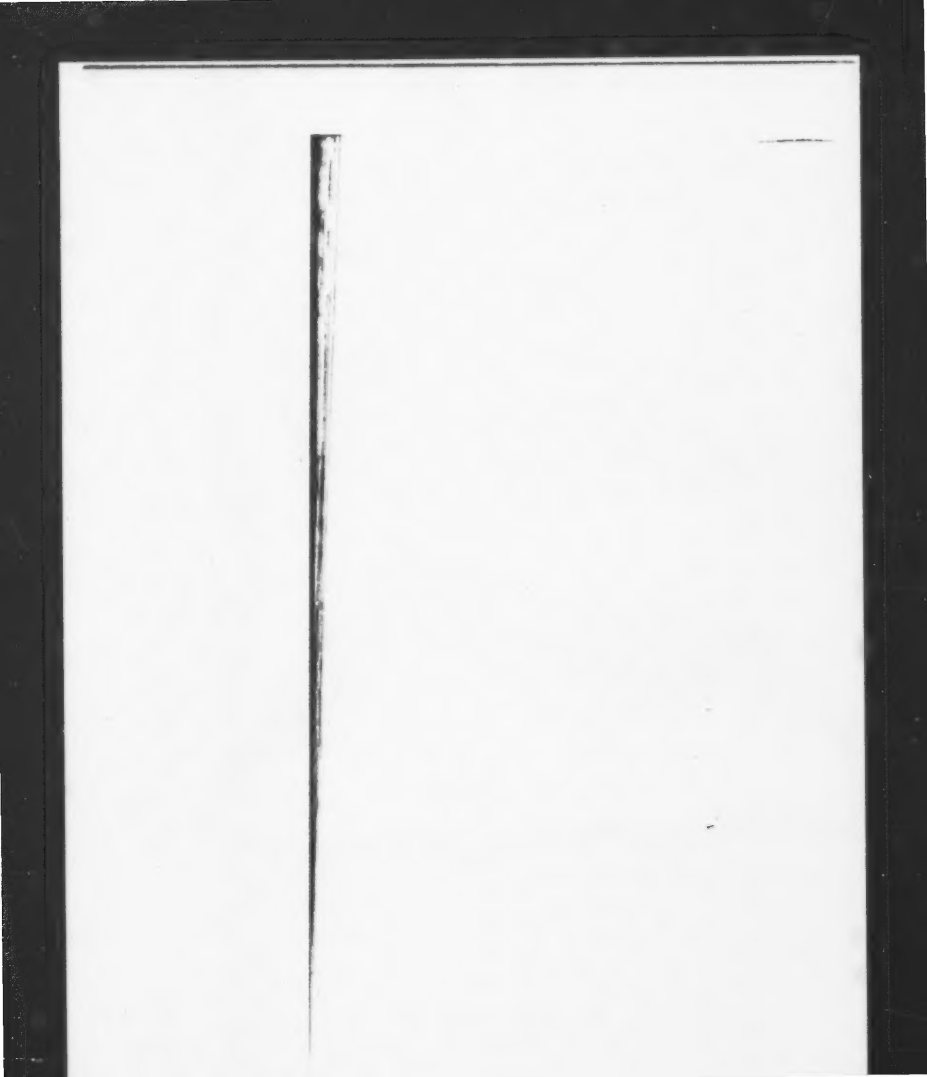

Erſtes Capitel.

So hatte Wilhelm zu ſeinen zwey kaum geheilten Wunden abermals eine friſche dritte, die ihm nicht wenig unbequem war. Aurelie wollte nicht zugeben, daß er ſich eines Wundarztes bediente; ſie ſelbſt verband ihn unter allerlei wunderlichen Reden, Ceremonien und Sprüchen, und ſetzte ihn dadurch in eine ſehr peinliche Lage. Doch nicht er allein, ſondern alle Perſonen, die ſich in ihrer Nähe befanden, litten durch ihre Unruhe und Sonderbarkeit; niemand aber mehr als der kleine Felix. Das lebhafte Kind war unter einem ſolchem Druck höchſt ungeduldig und zeigte ſich immer unartiger, je mehr ſie es tadelte und zurecht wies.

Der Knabe gefiel ſich in gewiſſen Eigenheiten, die man auch Unarten zu nennen pflegt, und die ſie ihm keineswegs nachzuſehen gedachte. Er trank, zum Beiſpiel, lieber aus der Flaſche als aus dem Glaſe, und offenbar ſchmeckten ihm die Speiſen aus der Schüſſel beſſer als von dem Teller. Eine ſolche Unſchicklichkeit wurde nicht überſehen, und wenn er nun gar die Thür aufließ oder zuſchlug, und, wenn ihm etwas befohlen wurde, entweder nicht von der Stelle wich oder unge-

ſtüm davon rannte, ſo mußte er eine große Lection anhören, ohne daß er darauf je einige Beſſerung hätte ſpüren laſſen. Vielmehr ſchien die Neigung zu Aurelien ſich täglich mehr zu verlieren; in ſeinem Tone war nichts Zärtliches, wenn er ſie Mutter nannte, er hing vielmehr leidenſchaftlich an der alten Amme, die ihm denn freilich allen Willen ließ.

Aber auch dieſe war ſeit einiger Zeit ſo krank geworden, daß man ſie aus dem Hauſe in ein ſtilles Quartier bringen mußte, und Felix hätte ſich ganz allein geſehen, wäre nicht Mignon auch ihm als ein liebevoller Schutzgeiſt erſchienen. Auf das artigſte unterhielten ſich beide Kinder mit einander; ſie lehrte ihm kleine Lieder, und er, der ein ſehr gutes Gedächtniß hatte, recitirte ſie oft zur Verwunderung der Zuhörer. Auch wollte ſie ihm die Landkarten erklären, mit denen ſie ſich noch immer ſehr abgab, wobei ſie jedoch nicht mit der beſten Methode verfuhr. Denn eigentlich ſchien ſie bei den Ländern kein beſonderes Intereſſe zu haben, als ob ſie kalt oder warm ſeyen. Von den Weltpolen, von dem ſchrecklichen Eiſe daſelbſt, und von der zunehmenden Wärme, je mehr man ſich von ihnen entfernte, wußte ſie ſehr gut Rechenſchaft zu geben. Wenn jemand reiſ'te, fragte ſie nur, ob er nach Norden oder nach Süden gehe, und bemühte ſich die Wege auf ihren kleinen Karten aufzufinden. Beſonders wenn Wilhelm von Reiſen ſprach, war ſie ſehr aufmerkſam, und ſchien ſich immer zu betrüben, ſobald

das Geſpräch auf eine andere Materie überging. So wenig man ſie bereden konnte, eine Rolle zu übernehmen, oder auch nur, wenn geſpielt wurde, auf das Theater zu gehen; ſo gern und fleißig lernte ſie Oden und Lieder auswendig, und erregte, wenn ſie ein ſolches Gedicht, gewöhnlich von der ernſten und feyerlichen Art, oft unvermuther wie aus dem Stegreife declamirte, bei jederman Erſtaunen.

Serlo, der auf jede Spur eines aufkeimenden Talentes zu achten gewohnt war, ſuchte ſie aufzumuntern; am meiſten aber empfahl ſie ſich ihm durch einen ſehr artigen, mannichfaltigen und manchmal ſelbſt muntern Geſang, und auf eben dieſem Wege hatte ſich der Harfenſpieler ſeine Gunſt erworben.

Serlo, ohne ſelbſt Genie zur Muſik zu haben, oder irgend ein Inſtrument zu ſpielen, wußte ihren hohen Werth zu ſchätzen; er ſuchte ſich ſo oft als möglich dieſen Genuß, der mit keinem andern verglichen werden kann, zu verſchaffen. Er hatte wöchentlich einmal Concert, und nun hatte ſich ihm durch Mignon, den Harfenſpieler und Laertes, der auf der Violine nicht ungeſchickt war, eine wunderliche kleine Hauscapelle gebildet.

Er pflegte zu ſagen: der Menſch iſt ſo geneigt, ſich mit dem Gemeinſten abzugeben, Geiſt und Sinne ſtumpfen ſich ſo leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei ſich auf alle Weiſe erhalten ſollte. Denn

einen ſolchen Genuß kann niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohnheit etwas Gutes zu genießen, iſt Urſache, daß viele Menſchen ſchon am Albernen und Abgeſchmackten, wenn es nur neu iſt, Vergnügen finden. Man ſollte, ſagte er, alle Tage wenigſtens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht leſen, ein treffliches Gemählde ſehen, und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte ſprechen.

Bei dieſen Geſinnungen, die Serlo gewiſſermaßen natürlich waren, konnte es den Perſonen, die ihn umgaben, nicht an angenehmer Unterhaltung fehlen. Mitten in dieſem vergnüglichen Zuſtande brachte man Wilhelmen eines Tages einen ſchwarzgeſiegelten Brief. Werners Petſchaft deutete auf eine traurige Nachricht, und er erſchrak nicht wenig, als er den Tod ſeines Vaters nur mit einigen Worten angezeigt fand. Nach einer unerwarteten kurzen Krankheit war er aus der Welt gegangen, und hatte ſeine häuslichen Angelegenheiten in der beſten Ordnung hinterlaſſen.

Dieſe unvermuthete Nachricht traf Wilhelmen im Innerſten. Er fühlte tief, wie unempfindlich man oft Freunde und Verwandte, ſo lange ſie ſich mit uns des irdiſchen Aufenthaltes erfreuen, vernachläſſigt, und nur dann erſt die Verſäumniß bereut, wenn das ſchöne Verhältniß wenigſtens für dießmal aufgehoben iſt. Auch konnte der Schmerz über das zeitige Abſterben des braven Mannes nur durch das Gefühl gelindert werden,

daß er auf der Welt wenig geliebt, und durch die Ueberzeugung, daß er wenig genossen habe.

Wilhelms Gedanken wandten sich nun bald auf seine eigenen Verhältnisse, und er fühlte sich nicht wenig beunruhigt. Der Mensch kann in keine gefährlichere Lage versetzt werden, als wenn durch äußere Umstände eine große Veränderung seines Zustandes bewirkt wird, ohne daß seine Art zu empfinden und zu denken darauf vorbereitet ist. Es gibt alsdann eine Epoche ohne Epoche, und es entsteht nur ein desto größerer Widerspruch, je weniger der Mensch bemerkt, daß er zu dem neuen Zustande noch nicht ausgebildet sey.

Wilhelm sah sich in einem Augenblicke frei, in welchem er mit sich selbst noch nicht einig werden konnte. Seine Gesinnungen waren edel, seine Absichten lauter, und seine Vorsätze schienen nicht verwerflich. Das alles durfte er sich mit einigem Zutrauen selbst bekennen; allein er hatte Gelegenheit genug gehabt zu bemerken, daß es ihm an Erfahrung fehle, und er legte daher auf die Erfahrung anderer und auf die Resultate, die sie daraus mit Ueberzeugung ableiteten, einen übermäßigen Werth, und kam dadurch nur immer mehr in die Irre. Was ihm fehlte, glaubte er am ersten zu erwerben, wenn er alles Denkwürdige, was ihm in Büchern und im Gespräch vorkommen mochte, zu erhalten und zu sammeln unternähme. Er schrieb daher fremde und eigene Meinungen und Ideen, ja ganze Gespräche, die ihm interes-

sant waren, auf, und hielt leider auf diese Weise das Falsche so gut als das Wahre fest, blieb viel zu lange an einer Idee, ja man möchte sagen an einer Sentenz hängen, und verließ dabei seine natürliche Denk- und Handelsweise, indem er oft fremden Lichtern als Leitsternen folgte. Aureliens Bitterkeit und seines Freundes Laertes kalte Verachtung der Menschen beschachen öfter als billig war sein Urtheil: niemand aber war ihm gefährlicher gewesen als Jarno, ein Mann, dessen heller Verstand von gegenwärtigen Dingen ein richtiges, strenges Urtheil fällte, dabei aber den Fehler hatte, daß er diese einzelnen Urtheile mit einer Art von Allgemeinheit aussprach, da doch die Aussprüche des Verstandes eigentlich nur einmal und zwar in dem bestimmtesten Falle gelten, und schon unrichtig werden, wenn man sie auf den nächsten anwendet.

So entfernte sich Wilhelm, indem er mit sich selbst einig zu werden strebte, immer mehr von der heilsamen Einheit, und bei dieser Verwirrung ward es seinen Leidenschaften um so leichter, alle Zurüstungen zu ihrem Vortheil zu gebrauchen, und ihn über das, was er zu thun hatte, nur noch mehr zu verwirren.

Serlo benutzte die Todespost zu seinem Vortheil, und wirklich hatte er auch täglich immer mehr Ursache, an eine andere Einrichtung seines Schauspiels zu denken. Er mußte entweder seine alten Contracte erneuern, wozu er keine große Lust hatte, indem mehrere Mitglie-

der, die ſich für unentbehrlich hielten, täglich unleidlicher wurden; oder er mußte, wohin auch ſein Wunſch ging, der Geſellſchaft eine ganz neue Geſtalt geben.

Ohne ſelbſt in Wilhelmen zu dringen, regte er Aurelien und Philinen auf; und die übrigen Geſellen, die ſich nach Engagement ſehnten, ließen unſerm Freunde gleichfalls keine Ruhe, ſo daß er mit ziemlicher Verlegenheit an einem Scheidewege ſtand. Wer hätte gedacht, daß ein Brief von Wernern, der ganz im entgegenſetzten Sinne geſchrieben war, ihn endlich zu einer Entſchließung hindrängen ſollte. Wir laſſen nur den Eingang weg und geben übrigens das Schreiben mit weniger Veränderung.

Zweytes Capitel.

„— So war es und so muß es denn auch wohl recht ſeyn, daß jeder bei jeder Gelegenheit ſeinem Gewerbe nachgeht und ſeine Thätigkeit zeigt. Der gute Alte war kaum verſchieden, als auch in der nächſten Viertelſtunde ſchon nichts mehr nach ſeinem Sinne im Hauſe geſchah. Freunde, Bekannte und Verwandte drängten ſich zu, beſonders aber alle Menſchenarten, die bei ſolchen Gelegenheiten etwas zu gewinnen haben. Man brachte, man trug, man zahlte, ſchrieb und rechnete; die einen holten Wein und Kuchen, die andern tranken und aßen; niemanden ſah ich aber ernſthafter beſchäftigt, als die Weiber, indem ſie die Trauer ausſuchten.

Du wirſt mir alſo verzeihen, mein Lieber, wenn ich bei dieſer Gelegenheit auch an *meinen* Vortheil dachte, mich deiner Schweſter ſo hülfreich und thätig als möglich zeigte, und ihr, ſobald es nur einigermaßen ſchicklich war, begreiflich machte, daß es nunmehr unſre Sache ſey, eine Verbindung zu beſchleunigen, die unſre Väter aus allzugroßer Umſtändlichkeit bisher verzögert hatten.

Nun

Nun mußt du aber ja nicht denken, daß es uns eingefallen ſey, das große leere Haus in Beſitz zu nehmen. Wir ſind beſcheidner und vernünftiger; unſern Plan ſollſt du hören. Deine Schweſter zieht nach der Heirath gleich in unſer Haus herüber, und ſogar auch deine Mutter mit.

Wie iſt das möglich? wirſt du ſagen; ihr habt ja ſelbſt in dem Neſte kaum Platz. Das iſt eben die Kunſt, mein Freund! Die geſchickte Einrichtung macht alles möglich, und du glaubſt nicht, wie viel Platz man findet, wenn man wenig Raum braucht. Das große Haus verkaufen wir, wozu ſich ſogleich eine gute Gelegenheit darbietet; das daraus gelöſ'te Geld ſoll hundertfältige Zinſen tragen.

Ich hoffe du biſt damit einverſtanden, und wünſche, daß du nichts von den unfruchtbaren Liebhabereyen deines Vaters und Großvaters geerbt haben mögeſt. Dieſer ſetzte ſeine höchſte Glückſeligkeit in eine Anzahl unſcheinbarer Kunſtwerke, die niemand, ich darf wohl ſagen niemand, mit ihm genießen konnte; jener lebte in einer koſtbaren Einrichtung, die er niemand mit ſich genießen ließ. Wir wollen es anders machen, und ich hoffe deine Beiſtimmung.

Es iſt wahr, ich ſelbſt behalte in unſerm ganzen Hauſe keinen Platz als den an meinem Schreibepulte, und noch ſeh' ich nicht ab, wo man künftig eine Wiege hinſetzen will; aber dafür iſt der Raum außer dem

Hauſe deſto größer. Die Caffeehäuſer und Clubbs für den Mann, die Spaziergänge und Spazierfahrten für die Frau, und die ſchönen Luſtörter auf dem Lande für beide. Dabei iſt der größte Vortheil, daß auch unſer runder Tiſch ganz beſetzt iſt, und es dem Vater unmöglich wird, Freunde zu ſehen, die ſich nur deſto leichtfertiger über ihn aufhalten, je mehr er ſich Mühe gegeben hat, ſie zu bewirthen.

Nur nichts Ueberflüſſiges im Hauſe! nur nicht zu viel Möbeln, Geräthſchaften, nur keine Kutſche und Pferde! Nichts als Geld, und dann auf eine vernünftige Weiſe jeden Tag gethan, was dir beliebt. Nur keine Garderobe, immer das Neueſte und Beſte auf dem Leibe; der Mann mag ſeinen Rock abtragen und die Frau den ihrigen vertrödeln, ſobald er nur einigermaßen aus der Mode kömmt. Es iſt mir nichts unerträglicher, als ſo ein alter Kram von Beſitzthum. Wenn man mir den koſtbarſten Edelſtein ſchenken wollte, mit der Bedingung ihn täglich am Finger zu tragen, ich würde ihn nicht annehmen; denn wie läßt ſich bei einem todten Capital nur irgend eine Freude denken? Das iſt alſo mein luſtiges Glaubensbekenntniß: ſeine Geſchäfte verrichtet, Geld geſchafft, ſich mit den Seinigen luſtig gemacht, und um die übrige Welt ſich nicht mehr bekümmert, als in ſofern man ſie nutzen kann.

Nun wirſt du aber ſagen: wie iſt denn in eurem

saubern Plane an mich gedacht? Wo soll ich unterkommen, wenn ihr mir das väterliche Haus verkauft, und in dem eurigen nicht der mindeste Raum übrig bleibt?

Das ist freilich der Hauptpunct, Brüderchen, und auf den werde ich dir gleich dienen können, wenn ich dir vorher das gebührende Lob über deine vortrefflich angewendete Zeit werde entrichtet haben.

Sage nur, wie hast du es angefangen, in so wenig Wochen ein Kenner aller nützlichen und interessanten Gegenstände zu werden? So viel Fähigkeiten ich an dir kenne, hätte ich dir doch solche Aufmerksamkeit und solchen Fleiß nicht zugetraut. Dein Tagebuch hat uns überzeugt, mit welchem Nutzen du die Reise gemacht hast; die Beschreibung der Eisen- und Kupferhämmer ist vortrefflich und zeigt von vieler Einsicht in die Sache. Ich habe sie ehemals auch besucht; aber meine Relation, wenn ich sie dagegen halte, sieht sehr stümpermäßig aus. Der ganze Brief über die Leinwandfabrication ist lehrreich, und die Anmerkung über die Concurrenz sehr treffend. An einigen Orten hast du Fehler in der Addition gemacht, die jedoch sehr verzeihlich sind.

Was aber mich und meinen Vater am meisten und höchsten freut, sind deine gründlichen Einsichten in die Bewirthschaftung und besonders in der Verbesserung der Feldgüter. Wir haben Hoffnung, ein großes Gut, das in Sequestration liegt, in einer sehr fruchtbaren Gegend

zu erkaufen. Wir wenden das Geld, das wir aus dem väterlichen Hauſe löſen, dazu an; ein Theil wird geborgt, und ein Theil kann ſtehen bleiben; und wir rechnen auf dich, daß du dahin ziehſt, den Verbeſſerungen vorſtehſt, und ſo kann, um nicht viel zu ſagen, das Gut in einigen Jahren um ein Drittel an Werth ſteigen; man verkauft es wieder, ſucht ein größeres, verbeſſert und handelt wieder, und dazu biſt du der Mann. Unſere Federn ſollen indeß zu Hauſe nicht müßig ſeyn, und wir wollen uns bald in einen beneidenswerthen Zuſtand verſetzen.

Jetzt lebe wohl! Genieße das Leben auf der Reiſe, und ziehe hin, wo du es vergnüglich und nützlich findeſt. Vor dem erſten halben Jahre bedürfen wir deiner nicht; du kannſt dich alſo nach Belieben in der Welt umſehen: denn die beſte Bildung findet ein geſcheidter Menſch auf Reiſen. Lebe wohl, ich freue mich, ſo nahe mit dir verbunden, auch nunmehr im Geiſt der Thätigkeit mit dir vereint zu werden."

So gut dieſer Brief geſchrieben war, und ſo viel ökonomiſche Wahrheiten er enthalten mochte, mißfiel er doch Wilhelmen auf mehr als eine Weiſe. Das Lob, das er über ſeine fingirten ſtatiſtiſchen, technologiſchen und ruraliſchen Kenntniſſe erhielt, war ihm ein ſtiller Vorwurf; und das Ideal, das ihm ſein Schwager vom Glück des bürgerlichen Lebens vorzeichnete, reizte ihn keineswegs; vielmehr war er durch einen heimlichen

Geiſt des Widerſpruchs mit Heftigkeit auf die entgegengeſetzte Seite getrieben. Er überzeugte ſich, daß er nur auf dem Theater die Bildung, die er ſich zu geben wünſchte, vollenden könne und ſchien in ſeinem Entſchluſſe nur deſtomehr beſtärkt zu werden, je lebhafter Werner, ohne es zu wiſſen, ſein Gegner geworden war. Er faßte darauf alle ſeine Argumente zuſammen und beſtärigte bei ſich ſeine Meinungen nur um deſtomehr, je mehr er Urſache zu haben glaubte, ſie dem klugen Werner in einem günſtigen Lichte darzuſtellen, und auf dieſe Weiſe entſtand eine Antwort, die wir gleichfalls einrücken.

Drittes Capitel.

„Dein Brief iſt ſo wohl geſchrieben, und ſo geſcheidt und klug gedacht, daß ſich nichts mehr dazu ſetzen läßt. Du wirſt mir aber verzeihen, wenn ich ſage, daß man gerade das Gegentheil davon meinen, behaupten und thun, und doch auch recht haben kann. – Deine Art zu ſeyn und zu denken geht auf einen unbeſchränkten Beſitz und auf eine leichte luſtige Art zu genießen hinaus, und ich brauche dir kaum zu ſagen, daß ich daran nichts, was mich reizte, finden kann.

Zuerſt muß ich dir leider bekennen, daß mein Tagebuch aus Noth, um meinem Vater gefällig zu ſeyn, mit Hülfe eines Freundes aus mehreren Büchern zuſammengeſchrieben iſt, und daß ich wohl die darin enthaltenen Sachen und noch mehrere dieſer Art weiß, aber keineswegs verſtehe, noch mich damit abgeben mag. Was hilft es mir, gutes Eiſen zu fabriciren, wenn mein eigenes Inneres voller Schlacken iſt? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir ſelber uneins bin?

Daß ich dir's mit Einem Worte ſage, mich ſelbſt, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von

Jugend auf mein Wunſch und meine Abſicht. Noch hege ich eben dieſe Geſinnungen, nur daß mir die Mittel, die mir es möglich machen werden, etwas deutlicher ſind. Ich habe mehr Welt geſehen, als du glaubſt, und ſie beſſer benutzt, als du denkſt. Schenke deßwegen dem, was ich ſage, einige Aufmerkſamkeit, wenn es gleich nicht ganz nach deinen Sinne ſeyn ſollte.

Wäre ich ein Edelmann, ſo wäre unſer Streit bald abgethan; da ich aber nur ein Bürger bin, ſo muß ich einen eigenen Weg nehmen, und ich wünſche, daß du mich verſtehen mögeſt. Ich weiß nicht wie es in fremden Ländern iſt, aber in Deutſchland iſt nur dem Edelmann eine gewiſſe allgemeine, wenn ich ſagen darf perſonelle, Ausbildung möglich. Ein Bürger kann ſich Verdienſt erwerben und zur höchſten Noth ſeinen Geiſt ausbilden; ſeine Perſönlichkeit geht aber verloren, er mag ſich ſtellen wie er will. Indem es dem Edelmann, der mit den Vornehmſten umgeht, zur Pflicht wird, ſich ſelbſt einen vornehmen Anſtand zu geben, indem dieſer Anſtand, da ihm weder Thür noch Thor verſchloſſen iſt, zu einem freien Anſtand wird, da er mit ſeiner Figur, mit ſeiner Perſon, es ſey bei Hofe oder bei der Armee, bezahlen muß: ſo hat er Urſache, etwas auf ſie zu halten, und zu zeigen, daß er etwas auf ſie hält. Eine gewiſſe feverliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtſinniger Zierlichkeit bei ernſthaften und wichtigen kleidet ihn wohl, weil er ſehen läßt, daß er überall im

Gleichgewicht ſteht. Er iſt eine öffentliche Perſon, und je ausgebildeter ſeine Bewegungen, je ſonorer ſeine Stimme, je gehaltner und gemeſſener ſein ganzes Weſen iſt, deſto vollkommner iſt er. Wenn er gegen Hohe und Niedre, gegen Freunde und Verwandte immer eben derſelbe bleibt, ſo iſt nichts an ihm auszuſetzen, man darf ihn nicht anders wünſchen. Er ſey kalt, aber verſtändig; verſteckt, aber klug. Wenn er ſich äußerlich in jedem Momente ſeines Lebens zu beherrſchen weiß, ſo hat niemand eine weitere Forderung an ihn zu machen, und alles Uebrige, was er an und um ſich hat, Fähigkeit, Talent, Reichthum, alles ſcheinen nur Zugaben zu ſeyn.

Nun denke dir irgend einen Bürger, der an jene Vorzüge nur einigen Anſpruch zu machen gedächte; durchaus muß es ihm mißlingen, und er müßte deſto unglücklicher werden, je mehr ſein Naturell ihm zu jener Art zu ſeyn Fähigkeit und Trieb gegeben hätte.

Wenn der Edelmann im gemeinen Leben gar keine Gränzen kennt, wenn man aus ihm Könige oder königähnliche Figuren erſchaffen kann; ſo darf er überall mit einem ſtillen Bewußtſeyn vor Seinesgleichen treten; er darf überall vorwärts dringen, anſtatt daß dem Bürger nichts beſſer anſteht, als das reine ſtille Gefühl der Gränzlinie, die ihm gezogen iſt. Er darf nicht fragen: was biſt du? ſondern nur: was haſt du? welche Einſicht,

welche Kenntniß, welche Fähigkeit, wie viel Vermögen? Wenn der Edelmann durch die Darſtellung ſeiner Perſon alles gibt, ſo gibt der Bürger durch ſeine Perſönlichkeit nichts und ſoll nichts geben. Jener darf und ſoll ſcheinen; dieſer ſoll nur ſeyn, und was er ſcheinen will, iſt lächerlich und abgeſchmackt. Jener ſoll thun und wirken, dieſer ſoll leiſten und ſchaffen; er ſoll einzelne Fähigkeiten ausbilden, um brauchbar zu werden, und es wird ſchon vorausgeſetzt, daß in ſeinem Weſen keine Harmonie ſey, noch ſeyn dürfe, weil er, um ſich auf eine Weiſe brauchbar zu machen, alles Uebrige vernachläſſigen muß.

An dieſem Unterſchiede iſt nicht etwa die Anmaßung der Edelleute und die Nachgiebigkeit der Bürger, ſondern die Verfaſſung der Geſellſchaft ſelbſt Schuld; ob ſich daran einmal etwas ändern wird und was ſich ändern wird, bekümmert mich wenig; genug, ich habe, wie die Sachen jetzt ſtehen, an mich ſelbſt zu denken, und wie ich mich ſelbſt und das, was mir ein unerläßliches Bedürfniß iſt, rette und erreiche.

Ich habe nun einmal gerade zu jener harmoniſchen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt verſagt, eine unwiderſtehliche Neigung. Ich habe, ſeit ich dich verlaſſen, durch Leibesübung viel gewonnen; ich habe viel von meiner gewöhnlichen Verlegenheit abgelegt und ſtelle mich ſo ziemlich dar. Eben ſo habe ich meine

Sprache und Stimme ausgebildet, und ich darf ohne Eitelkeit sagen, daß ich in Gesellschaften nicht mißfalle. Nun läugne ich dir nicht, daß mein Trieb täglich unüberwindlicher wird, eine öffentliche Person zu seyn, und in einem weitern Kreise zu gefallen und zu wirken. Dazu kömmt meine Neigung zur Dichtkunst und zu allem, was mit ihr in Verbindung steht, und das Bedürfniß, meinen Geist und Geschmack auszubilden, damit ich nach und nach auch bei dem Genuß, den ich nicht entbehren kann, nur das Gute wirklich für gut und das Schöne für schön halte. Du siehst wohl, daß alles für mich nur auf dem Theater zu finden ist, und daß ich mich in diesem einzigen Elemente nach Wunsch rühren und ausbilden kann. Auf den Brettern erscheint der gebildete Mensch so gut persönlich in seinem Glanz, als in den obern Classen; Geist und Körper müssen bei jeder Bemühung gleichen Schritt geben, und ich werde da so gut seyn und scheinen können, als irgend anderswo. Suche ich daneben noch Beschäftigungen, so gibt es dort mechanische Quälereyen genug, und ich kann meiner Geduld tägliche Uebung verschaffen.

Disputire mir nicht darüber; denn eh' du mir schreibst, ist der Schritt schon geschehen. Wegen der herrschenden Vorurtheile will ich meinen Namen verändern, weil ich mich ohnehin schäme als Meister aufzutreten. Lebe wohl. Unser Vermögen ist in so guter Hand, daß ich mich darum gar nicht bekümmere; was

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE;J.W.
3-598-50924-3
FN. 16247370

ich brauche, verlange ich gelegentlich von dir; es wird nicht viel ſeyn, denn ich hoffe, daß mich meine Kunſt auch nähren ſoll.“

Der Brief war kaum abgeſchickt, als Wilhelm auf der Stelle Wort hielt und zu Se lo's und der Uebrigen großen Verwunderung ſich auf einmal erklärte: daß er ſich zum Schauſpieler widme und einen Contract auf billige Bedingungen eingehen wolle. Man war hierüber bald einig, denn Serlo hatte ſchon früher ſich ſo erklärt, daß Wilhelm und die Uebrigen damit gar wohl zufrieden ſeyn konnten. Die ganze verunglückte Geſellſchaft, mit der wir uns ſo lange unterhalten haben, ward auf einmal angenommen, ohne daß jedoch, außer etwa Laertes, ſich einer gegen Wilhelmen dankbar erzeigt hätte. Wie ſie ohne Zutrauen gefordert hatten, ſo empfingen ſie ohne Dank. Die meiſten wollten lieber ihre Anſtellung dem Einfluſſe Philinens zuſchreiben, und richteten ihre Dankſagungen an ſie. Indeſſen wurden die ausgefertigten Contracte unterſchrieben, und durch eine unerklärliche Verknüpfung von Ideen entſtand vor Wilhelms Einbildungskraft, in dem Augenblicke, als er ſeinen fingirten Namen unterzeichnete, das Bild jenes Waldplatzes, wo er verwundet in Philinens Schoos gelegen. Auf einem Schimmel kam die liebenswürdige Amazone aus den Büſchen, nahte ſich ihm nnd ſtieg ab. Ihr menſchenfreundliches Bemühen hieß ſie ge-

ben und kommen, endlich ſtand ſie vor ihm. Das Kleid fiel von ihren Schultern; ihr Geſicht, ihre Geſtalt fing an zu glänzen und ſie verſchwand. So ſchrieb er ſeinen Namen nur mechaniſch hin, ohne zu wiſſen was er that, und fühlte erſt, nachdem er unterzeichnet hatte, daß Mignon an ſeiner Seite ſtand, ihn am Arm hielt und ihm die Hand leiſe wegzuziehen verſucht hatte.

Viertes Capitel.

Eine der Bedingungen, unter denen Wilhelm ſich auf's Theater begab, war von Serlo nicht ohne Einſchränkung zugeſtanden worden. Jener verlangte, daß Hamlet ganz und unzerſtückt aufgeführt werden ſollte, und dieſer ließ ſich das wunderliche Begehren in ſo fern gefallen, als es möglich ſeyn würde. Nun hatten ſie hierüber bisher manchen Streit gehabt; denn was möglich oder nicht möglich ſey, und was man von dem Stück weglaſſen könne, ohne es zu zerſtücken, darüber waren beide ſehr verſchiedener Meinung.

Wilhelm befand ſich noch in den glücklichen Zeiten, da man nicht begreifen kann, daß an einem geliebten Mädchen, an einem verehrten Schriftſteller irgend etwas mangelhaft ſeyn könne. Unſere Empfindung von ihnen iſt ſo ganz, ſo mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, daß wir uns auch in ihnen eine ſolche vollkommene Harmonie denken müſſen. Serlo hingegen ſonderte gern und beinah zu viel; ſein ſcharfer Verſtand wollte in einem Kunſtwerke gewöhnlich nur ein mehr oder weniger unvollkommenes Ganze erkennen. Er glaubte, ſo wie man die Stücke finde, habe man wenig Urſache mit ihnen ſo gar

bedächtig umzugehen, und so mußte auch Shakespear, so mußte besonders Hamlet vieles leiden.

Wilhelm wollte gar nicht hören, wenn jener von der Absonderung der Spreu von dem Weizen sprach. Es ist nicht Spreu und Weizen durcheinander, rief dieser, es ist ein Stamm, Aeste, Zweige, Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte. Ist nicht Eins mit dem andern und durch das andere? Jener behaupte re, man bringe nicht den ganzen Stamm auf den Tisch; der Künstler müsse goldene Aepfel in silbernen Schalen seinen Gästen reichen. Sie erschöpften sich in Gleichnissen, und ihre Meinungen schienen sich immer weiter von einander zu entfernen.

Gar verzweifeln wollte unser Freund, als Serlo ihm einst nach langem Streit das einfachste Mittel anrieth, sich kurz zu resolviren, die Feder zu ergreifen und in dem Trauerspiele, was eben nicht geben wolle noch könne, abzustreichen, mehrere Personen in Eine zu drängen, und wenn er mit dieser Art noch nicht bekannt genug sey, oder noch nicht Herz genug dazu habe, so solle er ihm die Arbeit überlassen, und er wolle bald fertig seyn.

Das ist nicht unserer Abrede gemäß, versetzte Wilhelm. Wie können Sie bei so viel Geschmack so leichtsinnig seyn?

Mein Freund, rief Serlo aus, Sie werden es auch schon werden. Ich kenne das Abscheuliche dieser Manier nur zu wohl, die vielleicht noch auf keinem Theater in

der Welt statt gefunden hat. Aber wo ist auch eins so verwahrlos't, als das unsere? Zu dieser ekelhaften Verstümmelung zwingen uns die Autoren, und das Publicum erlaubt sie. Wie viel Stücke haben wir denn, die nicht über das Maß des Personals, der Decorationen und Theatermechanik, der Zeit, des Dialogs und der physischen Kräfte des Acteurs hinausschritten? und doch sollen wir spielen, und immer spielen, und immer neu spielen. Sollen wir uns dabei nicht unsers Vortheils bedienen, da wir mit zerstückelten Werken eben so viel ausrichten als mit ganzen? Setzt uns das Publicum doch selbst in den Vortheil! Wenig Deutsche, und vielleicht nur wenige Menschen aller neuern Nationen, haben Gefühl für ein ästhetisches Ganze; sie loben und tadeln nur stellenweise; sie entzücken sich nur stellenweise; und für wen ist das ein größeres Glück als für den Schauspieler, da das Theater immer nur ein gestoppeltes und gestückeltes Wesen bleibt.

Ist! versetzte Wilhelm; aber muß es denn auch so bleiben, muß denn alles bleiben was ist? Ueberzeugen Sie mich ja nicht, daß Sie recht haben; denn keine Macht in der Welt würde mich bewegen können, einen Contract zu halten, den ich nur im gröbsten Irrthum geschlossen hätte.

Serlo gab der Sache eine lustige Wendung und ersuchte Wilhelmen, ihre bisherigen Gespräche über Hamlet nochmals zu bedenken, und selbst die Mittel zu einer glücklichen Bearbeitung zu ersinnen.

Nach einigen Tagen, die er in der Einsamkeit zugebracht hatte, kam Wilhelm mit frohem Blicke zurück. Ich müßte mich sehr irren, rief er aus, wenn ich nicht gefunden hätte, wie dem Ganzen zu helfen ist; ja ich bin überzeugt, daß Shakespear es selbst so würde gemacht haben, wenn sein Genie nicht auf die Hauptsache so sehr gerichtet, und nicht vielleicht durch die Novellen, nach denen er arbeitete, verführt worden wäre.

Lassen Sie hören, sagte Serlo, indem er sich gravitätisch auf's Canapee setzte; ich werde ruhig aufhorchen, aber auch desto strenger richten.

Wilhelm versetzte: Mir ist nicht bange; hören Sie nur. Ich unterscheide, nach der genauesten Untersuchung, nach der reiflichsten Ueberlegung, in der Composition dieses Stücks zweierlei: das erste sind die großen innern Verhältnisse der Personen und der Begebenheiten, die mächtigen Wirkungen, die aus den Charakteren und Handlungen der Hauptfiguren entstehen, und diese sind einzeln vortrefflich, und die Folge, in der sie aufgestellt sind, unverbesserlich. Sie können durch keine Art von Behandlung zerstört, ja kaum verunstaltet werden. Diese sind's, die jederman zu sehen verlangt, die niemand anzutasten wagt, die sich tief in die Seele eindrücken, und die man, wie ich höre, beinahe alle auf das Deutsche Theater gebracht hat. Nur hat man, wie ich glaube, darin gefehlt, daß man das zweyte, was bei diesem Stück zu bemerken ist, ich meine die äußern Verhältnisse

der

der Perſonen, wodurch ſie von einem Orte zum andern gebracht, oder auf dieſe und jene Weiſe durch gewiſſe zufällige Begebenheiten verbunden werden, für allzu unbedeutend angeſehen, nur im Vorbeigehn davon geſprochen, oder ſie gar weggelaſſen hat. Freilich ſind dieſe Fäden nur dünn und loſe, aber ſie gehen doch durch's ganze Stück, und halten zuſammen, was ſonſt auseinander fiele, auch wirklich auseinander fällt, wenn man ſie wegſchneidet, und ein Uebriges gethan zu haben glaubt, daß man die Enden ſtehen läßt.

Zu dieſen äußern Verhältniſſen zähle ich die Unruhen in Norwegen, den Krieg mit dem jungen Fortinbras, die Geſandtſchaft an den alten Oheim, den geſchlichteten Zwiſt, den Zug des jungen Fortinbras nach Polen und ſeine Rückkehr am Ende; ingleichen die Rückkehr des Horatio von Wittenberg, die Luſt Hamlets dahin zu gehen, die Reiſe des Laertes nach Frankreich, ſeine Rückkunft, die Verſchickung Hamlets nach England, ſeine Gefangenſchaft bei'm Seeräuber, der Tod der beiden Hofleute auf den Uriasbrief: alles dieſes ſind Umſtände und Begebenheiten, die einen Roman weit und breit machen können, die aber der Einheit dieſes Stücks, in dem beſonders der Held keinen Plan hat, auf das äußerſte ſchaden und höchſt fehlerhaft ſind.

So höre ich Sie einmal gerne! rief Serlo.

Fallen Sie mir nicht ein, verſetzte Wilhelm, Sie möchten mich nicht immer loben. Dieſe Fehler ſind wie

flüchtige Stützen eines Gebäudes, die man nicht wegnehmen darf, ohne vorher eine feste Mauer unterzuziehen. Mein Vorschlag ist also, an jenen ersten großen Situationen gar nicht zu rühren, sondern sie sowohl im Ganzen als Einzelnen möglichst zu schonen, aber diese äußern, einzelnen, zerstreuten und zerstreuenden Motive alle auf einmal weg zu werfen und ihnen ein einziges zu substituiren.

Und das wäre? fragte Serlo, indem er sich aus seiner ruhigen Stellung aufhob.

Es liegt auch schon im Stücke, erwiederte Wilhelm, nur mache ich den rechten Gebrauch davon. Es sind nur Unruhen in Norwegen. Hier haben Sie meinen Plan zur Prüfung.

Nach dem Tode des alten Hamlet werden die erstereroberten Norweger unruhig. Der dortige Statthalter schickt seinen Sohn Horatio, einen alten Schulfreund Hamlets, der aber an Tapferkeit und Lebensklugheit allen andern vorgelaufen ist, nach Dänemark, auf die Ausrüstung der Flotte zu dringen, welche unter dem neuen, der Schwelgerey ergebenen König nur saumselig von Statten geht. Horatio kennt den alten König, denn er hat seinen letzten Schlachten beigewohnt, hat bei ihm in Gunsten gestanden, und die erste Geisterscene wird dadurch nicht verlieren. Der neue König gibt sodann dem Horatio Audienz und schickt den Laertes nach Norwegen mit der Nachricht, daß die Flotte bald an-

landen werde, indeß Horatio den Auftrag erhält, die Rüſtung derſelben zu beſchleunigen; dagegen will die Mutter nicht einwilligen, daß Hamlet, wie er wünſchte, mit Horatio zur See gehe.

Gott ſey Dank! rief Serlo, ſo werden wir auch Wittenberg und die hohe Schule los, die immer ein leidiger Anſtoß war. Ich finde Ihren Gedanken recht gut: denn außer den zwey einzigen fernen Bildern, Norwegen und der Flotte, braucht der Zuſchauer ſich nichts zu denken; das Uebrige ſieht er alles, das Uebrige geht alles vor, anſtatt daß ſonſt ſeine Einbildungskraft in der ganzen Welt herumgejagt würde.

Sie ſehen leicht, verſetzte Wilhelm, wie ich nunmehr auch das Uebrige zuſammenhalten kann. Wenn Hamlet dem Horatio die Miſſethat ſeines Stiefvaters entdeckt, ſo räth ihm dieſer, mit nach Norwegen zu gehen, ſich der Armee zu verſichern und mit gewaffneter Hand zurück zu kehren. Da Hamlet dem König und der Königin zu gefährlich wird, haben ſie kein näheres Mittel, ihn los zu werden, als ihn nach der Flotte zu ſchicken, und ihm Roſenkranz und Güldenſtern zu Beobachtern mitzugeben; und da indeß Laertes zurück kommt, ſoll dieſer bis zum Meuchelmord erhitzte Jüngling ihm nachgeſchickt werden. Die Flotte bleibt wegen ungünſtigen Windes liegen; Hamlet kehrt nochmals zurück, ſeine Wanderung über den Kirchhof kann vielleicht glücklich motivirt werden; ſein Zuſammentreffen mit Laertes in Opheliens

Grabe iſt ein großer unentbehrlicher Moment. Hierauf mag der König bedenken, daß es beſſer ſey, Hamlet auf der Stelle los zu werden; das Feſt der Abreiſe, der ſcheinbaren Verſöhnung mit Laertes wird nun feyerlich begangen, wobei man Ritterſpiele hält und auch Hamlet und Laertes fechten. Ohne die vier Leichen kann ich das Stück nicht ſchließen; es darf niemand übrig bleiben. Hamlet gibt, da nun das Wahlrecht des Volks wieder eintritt, ſeine Stimme ſterbend dem Horatio.

Nur geſchwind, verſetzte Serlo, ſetzen Sie ſich hin und arbeiten das Stück aus; die Idee hat völlig meinen Beifall; nur daß die Luſt nicht verraucht.

Fünftes Capitel.

Wilhelm hatte ſich ſchon lange mit einer Ueberſetzung Hamlets abgegeben; er hatte ſich dabei der geiſtvollen Wieland'ſchen Arbeit bedient, durch die er überhaupt Shakeſpearn zuerſt kennen lernte. Was in derſelben ausgelaſſen war, fügte er hinzu, und ſo war er im Beſitz eines vollſtändigen Exemplars in dem Augenblicke, da er mit Serlo über die Behandlung ſo ziemlich einig geworden war. Er fing nun an, nach ſeinem Plane auszuheben und einzuſchieben, zu trennen und zu verbinden, zu verändern und oft wiederherzuſtellen; denn ſo zufrieden er auch mit ſeiner Idee war, ſo ſchien ihm doch bei der Ausführung immer, daß das Original nur verdorben werde.

Sobald er fertig war, las er es Serlo und der übrigen Geſellſchaft vor. Sie bezeugten ſich ſehr zufrieden damit; beſonders machte Serlo manche günſtige Bemerkung.

Sie haben, ſagte er unter anderm, ſehr richtig empfunden, daß äußere Umſtände dieſes Stück begleiten, aber einfacher ſeyn müſſen, als ſie uns der große Dichter gegeben hat. Was außer dem Theater

vergeht, was der Zuschauer nicht sieht, was er sich vorstellen muß, ist wie ein Hintergrund, vor dem die spielenden Figuren sich bewegen. Die große einfache Aussicht auf die Flotte und Norwegen wird dem Stücke sehr gut thun; nähme man sie ganz weg, so ist es nur eine Familienscene, und der große Begriff, daß hier ein ganzes königliches Haus durch innere Verbrechen und Unschicklichkeiten zu Grunde geht, wird nicht in seiner Würde dargestellt. Bliebe aber jener Hintergrund selbst mannichfaltig, beweglich, confus: so thäte er dem Eindrucke der Figuren Schaden.

Wilhelm nahm nun wieder die Partie Shakespears, und zeigte, daß er für Insulaner geschrieben habe, für Engländer, die selbst im Hintergrunde nur Schiffe und Seereisen, die Küste von Frankreich und Caper zu sehen gewohnt sind, und daß, was jenen etwas ganz Gewöhnliches sey, uns schon zerstreue und verwirre.

Serlo mußte nachgeben, und beide stimmten darin überein, daß, da das Stück nun einmal auf das Deutsche Theater solle, dieser ernstere, einfachere Hintergrund für unsre Vorstellungsart am besten werde.

Die Rollen hatte man schon früher ausgetheilt; den Polonius übernahm Serlo; Aurelie, Ophelien; Laertes war durch seinen Namen schon bezeichnet; ein junger, untersetzter, muntrer, neuangekommener Jüngling erhielt die Rolle des Horatio; nur wegen des Königs und des Geistes war man in einiger Verlegenheit. Für beide

Rollen war nur der alte Polterer da. Serlo ſchlug den Pedanten zum Könige vor; wogegen Wilhelm aber auf's äußerſte proteſtirte. Man konnte ſich nicht entſchließen.

Ferner hatte Wilhelm in ſeinem Stücke die beiden Rollen von Roſenkranz und Güldenſtern ſtehen laſſen. Warum haben Sie dieſe nicht in Eine verbunden? fragte Serlo; dieſe Abbreviatur iſt doch ſo leicht gemacht.

Gott bewahre mich vor ſolchen Verkürzungen, die zugleich Sinn und Wirkung aufheben! verſetzte Wilhelm. Das, was dieſe beiden Menſchen ſind und thun, kann nicht durch Einen vorgeſtellt werden. In ſolchen Kleinigkeiten zeigt ſich Shakeſpears Größe. Dieſes leiſe Auftreten, dieſes Schmiegen und Biegen, dieß Jaſagen, Streicheln und Schmeicheln, dieſe Behendigkeit, dieß Schwänzeln, dieſe Allheit und Leerheit, dieſe rechtliche Schurkerey, dieſe Unfähigkeit, wie kann ſie durch Einen Menſchen ausgedruckt werden? Es ſollten ihrer wenigſtens ein Dutzend ſeyn, wenn man ſie haben könnte; denn ſie ſind bloß in Geſellſchaft etwas, ſie ſind die Geſellſchaft, und Shakeſpear war ſehr beſcheiden und weiſe, daß er nur zwey ſolche Repräſentanten auftreten ließ. Ueberdieß brauche ich ſie in meiner Bearbeitung als ein Paar, das mit dem Einem, guten, trefflichen Horatio contraſtirt.

Ich verſtehe Sie, ſagte Serlo, und wir können uns

helfen. Den einen geben wir Elmiren (so nannte man die älteste Tochter des Polterers); es kann nicht schaden, wenn sie gut aussehen, und ich will die Puppen putzen und dressiren, daß es eine Lust seyn soll.

Philine freute sich außerordentlich, daß sie die Herzogin in der kleinen Komödie spielen sollte. Das will ich so natürlich machen, rief sie aus, wie man in der Geschwindigkeit einen Zweyten heirathet, nachdem man den Ersten ganz außerordentlich geliebt hat. Ich hoffe mir den größten Beifall zu erwerben, und jeder Mann soll wünschen, der dritte zu werden.

Aurelie machte ein verdrießliches Gesicht bei diesen Aeußerungen; ihr Widerwille gegen Philinen nahm mit jedem Tage zu.

Es ist recht Schade, sagte Serlo, daß wir kein Ballet haben; sonst sollten Sie mir mit Ihrem ersten und zweyten Manne ein Pas de deux tanzen, und der Alte sollte nach dem Tact einschlafen, und Ihre Füßchen und Mädchen würden sich dort hinten auf dem Kindertheater ganz allerliebst ausnehmen.

Von meinen Mädchen wissen Sie ja wohl nicht viel, versetzte sie schnippisch, und was meine Füßchen betrifft, rief sie, indem sie schnell unter den Tisch reichte, ihre Pantöffelchen herauf holte und neben einander vor Serlo hinstellte: hier sind die Stelzchen, und ich gebe Ihnen auf, niedlichere zu finden.

Es war Ernst! sagte er, als er die zierlichen Halb-

ſchuhe betrachtete. Gewiß, man konnte nicht leicht etwas Artigers ſehen.

Sie waren Pariſer Arbeit; Philine hatte ſie von der Gräfin zum Geſchenk erhalten, einer Dame, deren ſchöner Fuß berühmt war.

Ein reizender Gegenſtand! rief Serlo; das Herz hüpft mir, wenn ich ſie anſehe.

Welche Verzuckungen! ſagte Philine.

Es geht nichts über ein Paar Pantöffelchen von ſo feiner ſchöner Arbeit, rief Serlo; doch iſt ihr Klang noch reizender, als ihr Anblick. Er hub ſie auf und ließ ſie einigemal hintereinander wechſelsweiſe auf den Tiſch fallen.

Was ſoll das heißen? Nur wieder her damit! rief Philine.

Darf ich ſagen, verſetzte er mit verſtellter Beſcheidenheit und ſchalkhaftem Ernſt, wir andern Junggeſellen, die wir Nachts meiſt allein ſind, und uns doch wie andre Menſchen fürchten, und im Dunkeln uns nach Geſellſchaft ſehnen, beſonders in Wirthshäuſern und fremden Orten, wo es nicht ganz geheuer iſt, wir finden es gar tröſtlich, wenn ein gutherziges Kind uns Geſellſchaft und Beiſtand leiſten will. Es iſt Nacht, man liegt im Bette, es raſchelt, man ſchaudert, die Thüre thut ſich auf, man erkennt ein liebes piſperndes Stimmchen, es ſchleicht was herbei, die Vorhänge rauſchen, klipp! klapp! die Pantoffeln fallen, und huſch! man

iſt nicht mehr allein. Ach der liebe, der einzige Klang, wenn die Abſätzchen auf den Boden aufſchlagen! Je zierlicher ſie ſind, je feiner klingt's. Man ſpreche mir von Philomelen, von rauſchenden Bächen, vom Säuſeln der Winde, und von allem, was je georgelt und gepfiffen worden iſt, ich halte mich an das Klipp! Klapp! — Klipp! Klapp! iſt das ſchönſte Thema zu einem Rondeau, das man immer wieder von vorne zu hören wünſcht.

Philine nahm ihm die Pantoffeln aus den Händen und ſagte: wie ich ſie krumm getreten habe! Sie ſind mir viel zu weit. Dann ſpielte ſie damit und rieb die Sohlen gegen einander. Was das heiß wird! rief ſie aus, indem ſie die eine Sohle flach an die Wange hielt, dann wieder rieb und ſie gegen Serlo hinreichte. Er war gutmüthig genug nach der Wärme zu fühlen, und Klipp! Klapp! rief ſie, indem ſie ihm einen derben Schlag mit dem Abſatz verſetzte, daß er ſchreiend die Hand zurück zog. Ich will euch lehren bei meinen Pantoffeln was anders denken, ſagte Philine lachend.

Und ich will dich lehren alte Leute wie Kinder anführen! rief Serlo dagegen, ſprang auf, faßte ſie mit Heftigkeit und raubte ihr manchen Kuß, deren jeden ſie ſich mit ernſtlichem Widerſtreben gar künſtlich abzwingen ließ. Ueber dem Balgen fielen ihre langen Haare herunter und wickelten ſich um die Gruppe, der Stuhl ſchlug an den Boden, und Aurelie, die von dieſem Unweſen innerlich beleidigt war, ſtand mit Verdruß auf.

Sechstes Capitel.

Obgleich bei der neuen Bearbeitung Hamlets manche Personen weggefallen waren, so blieb die Anzahl derselben doch immer noch groß genug, und fast wollte die Gesellschaft nicht hinreichen.

Wenn das so fort geht, sagte Serlo, wird unser Soufleur auch noch aus dem Loche hervorsteigen müssen, unter uns wandeln, und zur Person werden.

Schon oft habe ich ihn an seiner Stelle bewundert, versetzte Wilhelm.

Ich glaube nicht, daß es einen vollkommenern Einhelfer gibt, sagte Serlo. Kein Zuschauer wird ihn jemals hören; wir auf dem Theater verstehen jede Sylbe. Er hat sich gleichsam ein eigen Organ dazu gemacht, und ist wie ein Genius, der uns in der Noth vernehmlich zulispelt. Er fühlt, welchen Theil seiner Rolle der Schauspieler vollkommen inne hat, und ahnet von weitem, wenn ihn das Gedächtniß verlassen will. In einigen Fällen, da ich die Rolle kaum überlesen konnte, da er sie mir Wort vor Wort vorsagte, spielte ich sie mit Glück; nur hat er Sonderbarkeiten, die jeden andern unbrauchbar machen würden: er nimmt so herzlichen An-

theil an den Stücken, daß er pathetische Stellen nicht eben declamirt, aber doch affectvoll recitirt. Mit dieser Unart hat er mich mehr als einmal irre gemacht.

So wie er mich, sagte Aurelie, mit einer andern Sonderbarkeit einst an einer sehr gefährlichen Stelle stecken ließ.

Wie war das bei seiner Aufmerksamkeit möglich? fragte Wilhelm.

Er wird, versetzte Aurelie, bei gewissen Stellen so gerührt, daß er heiße Thränen weint, und einige Augenblicke ganz aus der Fassung kommt; und es sind eigentlich nicht die sogenannten rührenden Stellen, die ihn in diesen Zustand versetzen; es sind, wenn ich mich deutlich ausdrücke, die *schönen* Stellen, aus welchen der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen offenen Augen hervorsieht, Stellen, bei denen wir andern uns nur höchstens freuen, und worüber viele Tausende wegsehen.

Und warum erscheint er mit dieser zarten Seele nicht auf dem Theater?

Ein heiseres Organ und ein steifes Betragen schließen ihn von der Bühne, und seine hypochondrische Natur von der Gesellschaft aus, versetzte Serlo. Wie viel Mühe habe ich mir gegeben, ihn an mich zu gewöhnen! aber vergebens. Er lies't vortrefflich, wie ich nicht wieder habe lesen hören; niemand hält wie er, die zarte

Gränzlinie zwiſchen Declamation und affectvoller Recitation.

Gefunden! rief Wilhelm, gefunden! welch eine glückliche Entdeckung! Nun haben wir den Schauſpieler, der uns die Stelle vom rauhen Pyrrhus recitiren ſoll.

Man muß ſo viel Leidenſchaft haben wie Sie, verſetzte Serlo, um alles zu ſeinem Endzwecke zu nutzen.

Gewiß, ich war in der größten Sorge, rief Wilhelm, daß vielleicht dieſe Stelle wegbleiben müßte, und das ganze Stück würde dadurch gelähmt werden.

Das kann ich doch nicht einſehen, verſetzte Aurelie.

Ich hoffe, Sie werden bald meiner Meinung ſeyn, ſagte Wilhelm. Shakeſpear führt die ankommenden Schauſpieler zu einem doppelten Endzweck herein. Erſt macht der Mann, der den Tod des Priamus mit ſo viel eigner Rührung declamirt, tiefen Eindruck auf den Prinzen ſelbſt; er ſchärft das Gewiſſen des jungen ſchwankenden Mannes: und ſo wird dieſe Scene das Präludium zu jener, in welcher das kleine Schauſpiel ſo große Wirkung auf den König thut. Hamlet fühlt ſich durch den Schauſpieler beſchämt, der an fremden, an fingirten Leiden ſo großen Theil nimmt; und der Gedanke, auf eben die Weiſe einen Verſuch auf das Gewiſſen ſeines Stiefvaters zu machen, wird dadurch bei ihm ſogleich erregt. Welch ein herrlicher Monolog iſt's, der den zweyten Act ſchließt! Wie freue ich mich darauf, ihn zu recitiren:

„O! welch ein Schurke, welch ein niedriger Sclave bin ich! — Iſt es nicht ungeheuer, daß dieſer Schauſpieler hier, nur durch Erdichtung, durch einen Traum von Leidenſchaft, ſeine Seele ſo nach ſeinem Willen zwingt, daß ihre Wirkung ſein ganzes Geſicht entfärbt: — Thränen im Auge! Verwirrung im Betragen! Gebrochene Stimme! Sein ganzes Weſen von Einem Gefühl durchdrungen! und das alles um nichts — um Hekuba! — Was iſt Hekuba für ihn oder er für Hekuba, daß er um ſie weinen ſollte?“

Wenn wir nur unſern Mann auf das Theater bringen können, ſagte Aurelie.

Wir müſſen, verſetzte Serlo, ihn nach und nach hineinführen. Bei den Proben mag er die Stelle leſen, und wir ſagen, daß wir einen Schauſpieler, der ſie ſpielen ſoll, erwarten, und ſo ſehen wir, wie wir ihm näher kommen.

Nachdem ſie darüber einig waren, wendete ſich das Geſpräch auf den Geiſt. Wilhelm konnte ſich nicht entſchließen, die Rolle des lebenden Königs dem Pedanten zu überlaſſen, damit der Polterer den Geiſt ſpielen könne, und meinte vielmehr, daß man noch einige Zeit warten ſollte, indem ſich doch noch einige Schauſpieler gemeldet hätten, und ſich unter ihnen der rechte Mann finden könnte.

Man kann ſich daher denken, wie verwundert Wilhelm war, als er unter der Adreſſe ſeines Theater-

namens Abends folgendes Billet mit wunderbaren Zügen, verſiegelt, auf ſeinem Tiſche fand!

„Du biſt, o ſonderbarer Jüngling, wir wiſſen es, in großer Verlegenheit. Du findeſt kaum Menſchen zu deinem Hamlet, geſchweige Geiſter. Dein Eifer verdient ein Wunder; Wunder können wir nicht thun, aber etwas Wunderbares ſoll geſchehen. Haſt du Vertrauen, ſo ſoll zur rechten Stunde der Geiſt erſcheinen! Habe Muth und bleibe gefaßt! Es bedarf keiner Antwort; dein Entſchluß wird uns bekannt werden.“

Mit dieſem ſeltſamen Blatte eilte er zu Serlo zurück, der es las und wieder las, und endlich mit bedenklicher Miene verſicherte: die Sache ſey von Wichtigkeit; man müſſe wohl überlegen, ob man es wagen dürfe und könne. Sie ſprachen vieles hin und wieder; Aurelie war ſtill und lächelte von Zeit zu Zeit, und als nach einigen Tagen wieder davon die Rede war, gab ſie nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie es für einen Scherz von Serlo halte. Sie bat Wilhelmen, völlig außer Sorge zu ſeyn, und den Geiſt geduldig zu erwarten.

Ueberhaupt war Serlo von dem beſten Humor; denn die abgehenden Schauſpieler gaben ſich alle mögliche Mühe, gut zu ſpielen, damit man ſie ja recht vermiſſen ſollte, und von der Neugierde auf die neue Geſellſchaft konnte er auch die beſte Einnahme erwarten.

Sogar hatte der Umgang Wilhelms auf ihn einigen Einfluß gehabt. Er fing an mehr über Kunſt zu ſpre-

chen, denn er war am Ende doch ein Deutscher, und diese Nation gibt sich gern Rechenschaft von dem, was sie thut. Wilhelm schrieb sich manche solche Unterredung auf; und wir werden, da die Erzählung hier nicht so oft unterbrochen werden darf, denjenigen unsrer Leser, die sich dafür interessiren, solche dramaturgische Versuche bei einer andern Gelegenheit vorlegen.

Besonders war Serlo eines Abends sehr lustig, als er von der Rolle des Polonius sprach, wie er sie zu fassen gedachte. Ich verspreche, sagte er, dießmal einen recht würdigen Mann zum Besten zu geben; ich werde die gehörige Ruhe und Sicherheit, Leerheit und Bedeutsamkeit, Annehmlichkeit und geschmackloses Wesen, Freiheit und Aufpassen, treuherzige Schalkheit und erlogene Wahrheit, da wo sie hin gehören, recht zierlich aufstellen. Ich will einen solchen grauen, redlichen, auedauernden, der Zeit dienenden Halbschelm aufs allerhöflichste vorstellen und vortragen, und dazu sollen mir die etwas roben und groben Pinselstriche unsers Autors gute Dienste leisten. Ich will reden wie ein Buch, wenn ich mich vorbereitet habe, und wie ein Thor, wenn ich bei guter Laune bin. Ich werde abgeschmackt seyn, um jedem nach dem Maule zu reden, und immer so fein, es nicht zu merken, wenn mich die Leute zum Besten haben. Nicht leicht habe ich eine Rolle mit solcher Lust und Schalkheit übernommen.

Wenn ich nur auch von der meinigen so viel hoffen könnte,

könnte, sagte Aurelie. Ich habe weder Jugend noch Weichheit genug, um mich in diesen Charakter zu finden. Nur eins weiß ich leider: das Gefühl, das Ophelien den Kopf verrückt, wird mich nicht verlassen.

Wir wollen es ja nicht so genau nehmen, sagte Wilhelm: denn eigentlich hat mein Wunsch, den Hamlet zu spielen, mich bei allem Studium des Stücks, auf's äußerste irre geführt. Je mehr ich mich in die Rolle studire, desto mehr sehe ich, daß in meiner ganzen Gestalt kein Zug der Physiognomie ist, wie Shakespear seinen Hamlet aufstellt. Wenn ich es recht überlege, wie genau in der Rolle alles zusammen hängt, so getraue ich mir kaum, eine leidliche Wirkung hervor zu bringen.

Sie treten mir großer Gewissenhaftigkeit in Ihre Laufbahn, versetzte Serlo. Der Schauspieler schickt sich in die Rolle wie er kann, und die Rolle richtet sich nach ihm wie sie muß. Wie hat aber Shakespear seinen Hamlet vorgezeichnet? Ist er Ihnen denn so ganz unähnlich?

Zuvörderst ist Hamlet blond, erwiderte Wilhelm.

Das heiß' ich weit gesucht, sagte Aurelie. Woher schließen Sie das?

Als Däne, als Nordländer, ist er blond von Hause aus, und hat blaue Augen.

Sollte Shakespear daran gedacht haben?

Bestimmt sind' ich es nicht ausgedrückt, aber in

Verbindung mit andern Stellen scheint es mir unwidersprechlich. Ihm wird das Fechten sauer, der Schweiß läuft ihm vom Gesichte, und die Königin spricht: er ist fett, laßt ihn zu Athem kommen. Kann man sich ihn da anders als blond und wohlbehäglich vorstellen: denn braune Leute sind in ihrer Jugend selten in diesem Falle. Paßt nicht auch seine schwankende Melancholie, seine weiche Trauer, seine thätige Unentschlossenheit besser zu einer solchen Gestalt, als wenn Sie sich einen schlanken, braunlockigen Jüngling denken, von dem man mehr Entschlossenheit und Behendigkeit erwartet.

Sie verderben mir die Imagination, rief Aurelie, weg mit Ihrem fetten Hamlet! stellen Sie uns ja nicht Ihren wohlbeleibten Prinzen vor! Geben Sie uns lieber irgend ein Quiproquo, das uns reizt, das uns rührt. Die Intention des Autors liegt uns nicht so nahe, als unser Vergnügen, und wir verlangen einen Reiz, der uns homogen ist.

Siebentes Capitel.

Einen Abend ſtritt die Geſellſchaft, ob der Roman oder das Drama den Vorzug verdiene? Serlo verſicherte, es ſey ein vergeblicher, mißverſtandener Streit; beide könnten in ihrer Art vortrefflich ſeyn, nur müßten ſie ſich in den Gränzen ihrer Gattung halten.

Ich bin ſelbſt noch nicht ganz im Klaren darüber, verſetzte Wilhelm.

Wer iſt es auch? ſagte Serlo, und doch wäre es der Mühe werth, daß man der Sache näher käme.

Sie ſprachen viel herüber und hinüber, und endlich war Folgendes ungefähr das Reſultat ihrer Unterhaltung:

Im Roman wie im Drama ſehen wir menſchliche Natur und Handlung. Der Unterſchied beider Dichtungsarten liegt nicht bloß in der äußern Form, nicht darin, daß die Perſonen in dem einen ſprechen, und daß in dem andern gewöhnlich von ihnen erzählt wird. Leider viele Dramen ſind nur dialogirte Romane, und es wäre nicht unmöglich, ein Drama in Briefen zu ſchreiben.

Im Roman ſollen vorzüglich Geſinnungen und Be-

gebenheiten vorgestellt werden; im Drama Charaktere und Thaten. Der Roman muß langsam gehen, und die Gesinnungen der Hauptfigur müssen, es sey auf welche Weise es wolle, das Vordringen des Ganzen zur Entwickelung aufhalten. Das Drama soll eilen, und der Charakter der Hauptfigur muß sich nach dem Ende drängen, und nur aufgehalten werden. Der Romanheld muß leidend, wenigstens nicht im hohen Grade wirkend seyn; von dem dramatischen verlangt man Wirkung und That. Grandison, Clarisse, Pamela, der Landpriester von Wakefield, Tom Jones selbst sind, wo nicht leidende, doch retardirende Personen, und alle Begebenheiten werden gewissermaßen nach ihren Gesinnungen gemodelt. Im Drama modelt der Held nichts nach sich, alles widerstehet ihm, und er räumt und rückt die Hindernisse aus dem Wege, oder unterliegt ihnen.

So vereinigte man sich auch darüber, daß man dem Zufall im Roman gar wohl sein Spiel erlauben könne; daß er aber immer durch die Gesinnungen der Personen gelenkt und geleitet werden müsse; daß hingegen das Schicksal, das die Menschen, ohne ihr Zuthun, durch unzusammenhängende äußere Umstände zu einer unvorgesehenen Katastrophe hindrängt, nur im Drama statt habe; daß der Zufall wohl pathetische, niemals aber tragische Situationen hervorbringen dürfe; das Schicksal hingegen müsse immer fürchterlich sein.

und werde im höchſten Sinne tragiſch, wenn es ſchuldige und unſchuldige, von einander unabhängige, Thaten in eine unglückliche Verknüpfung bringt.

Dieſe Betrachtungen führten wieder auf den wunderlichen Hamlet, und auf die Eigenheiten dieſes Stücks. Der Held, ſagte man, hat eigentlich auch nur Geſinnungen; es ſind nur Begebenheiten, die zu ihm ſtoßen, und deßwegen hat das Stück etwas von dem Gedehnten des Romans; weil aber das Schickſal den Plan gezeichnet hat, weil das Stück von einer fürchterlichen That ausgeht, und der Held immer vorwärts zu einer fürchterlichen That gedrängt wird, ſo iſt es im höchſten Sinne tragiſch, und leider keinen andern als einen tragiſchen Ausgang.

Nun ſollte Leſeprobe gehalten werden, welche Wilhelm eigentlich als ein Feſt anſah. Er hatte die Rollen vorher collationirt, daß alſo von dieſer Seite kein Anſtoß ſeyn konnte. Die ſämmtlichen Schauſpieler waren mit dem Stücke bekannt, und er ſuchte ſie nur, ehe ſie anfingen, von der Wichtigkeit einer Leſeprobe zu überzeugen. Wie man von jedem Muſicus verlange, daß er, bis auf einen gewiſſen Grad, vom Blatte ſpielen könne, ſo ſolle auch jeder Schauſpieler, ja jeder wohlerzogene Menſch, ſich üben, vom Blatte zu leſen, einem Drama, einem Gedicht, einer Erzählung ſogleich ihren Charakter abzugewinnen, und ſie mit Fertigkeit vorzutragen. Alles Memoriren helfe nichts,

wenn der Schauspieler nicht vorher in den Geist und Sinn des guten Schriftstellers eingedrungen sey; der Buchstabe könne nichts wirken.

Serlo versicherte, daß er jeder andern Probe, ja der Hauptprobe nachsehen wolle, sobald der Leseprobe ihr Recht widerfahren sey: denn gewöhnlich, sagte er, ist nichts lustiger, als wenn Schauspieler von Studiren sprechen; es kommt mir eben so vor, als wenn die Freimäurer von Arbeiten reden.

Die Probe lief nach Wunsch ab, und man kann sagen, daß der Ruhm und die gute Einnahme der Gesellschaft sich auf diese wenigen weihlangewandten Stunden gründete.

Sie haben wohl gethan, mein Freund, sagte Serlo, nachdem sie wieder allein waren, daß Sie unsern Mitarbeitern so ernstlich zusprachen, wenn ich gleich fürchte, daß sie Ihre Wünsche schwerlich erfüllen werden.

Wie so? versetzte Wilhelm.

Ich habe gefunden, sagte Serlo, daß so leicht man der Menschen Imagination in Bewegung setzen kann, so gern sie sich Mährchen erzählen lassen, eben so selten ist es, eine Art von productiver Imagination bei ihnen zu finden. Bei den Schauspielern ist dieses sehr auffallend. Jeder ist sehr wohl zufrieden, eine schöne lobenswürdige brillante Rolle zu übernehmen; selten aber thut einer mehr, als sich mit Selbstgefälligkeit an die Stelle des Helden setzen, ohne sich im mindesten

zu bekümmern, ob ihn auch jemand dafür halten werde. Aber mit Lebhaftigkeit zu umfassen, was sich der Autor bei'm Stück gedacht hat, was man von seiner Individualität hingeben müsse, um einer Rolle genug zu thun, wie man durch eigene Ueberzeugung, man sey ein ganz anderer Mensch, den Zuschauer gleichfalls zur Ueberzeugung hinreiße, wie man, durch eine innere Wahrheit der Darstellungskraft, diese Bretер in Tempel, die Pappen in Wälder verwandelt, ist wenigen gegeben. Diese innere Stärke des Geistes, wodurch allein der Zuschauer getäuscht wird, diese erlogene Wahrheit, die ganz allein Wirkung hervorbringt, wodurch ganz allein die Illusion erzielt wird, wer hat davon einen Begriff?

Lassen Sie uns daher ja nicht zu sehr auf Geist und Empfindung dringen! Das sicherste Mittel ist, wenn wir unsern Freunden mit Gelassenheit zuerst den Sinn des Buchstabens erklären, und ihnen den Verstand eröffnen. Wer Anlage hat, eilt alsdann selbst dem geistreichen und empfindungsvollen Ausdrucke entgegen; und wer sie nicht hat, wird wenigstens niemals ganz falsch spielen und recitiren. Ich habe aber bei Schauspielern, so wie überhaupt, keine schlimmere Anmaßung gefunden, als wenn jemand Ansprüche an Geist macht, so lange ihm der Buchstabe noch nicht deutlich und geläufig ist.

Achtes Capitel.

Wilhelm kam zur ersten Theaterprobe sehr zeitig und fand sich auf den Bretern allein. Das Local überraschte ihn, und gab ihm die wunderbarsten Erinnerungen. Die Wald- und Dorfdecoration stand genau so, wie auf der Bühne seiner Vaterstadt; auch bei einer Probe, als ihm an jenem Morgen Mariane lebhaft ihre Liebe bekannte, und ihm die erste glückliche Nacht zusagte. Die Bauernhäuser glichen sich auf dem Theater wie auf dem Lande; die wahre Morgensonne beschien, durch einen halb offenen Fensterladen hereinfallend, einen Theil der Bank, die neben der Thüre schlecht befestigt war; nur leider schien sie nicht wie damals auf Marianens Schoos und Busen. Er setzte sich nieder, dachte dieser wunderbaren Uebereinstimmung nach, und glaubte zu ahnen, daß er sie vielleicht auf diesem Platze bald wieder sehen werde. Ach, und es war weiter nichts, als daß ein Nachspiel, zu welchem diese Decoration gehörte, damals auf dem Deutschen Theater sehr oft gegeben wurde.

In diesen Betrachtungen störten ihn die übrigen ankommenden Schauspieler, mit denen zugleich zwey

Theater- und Garderobenfreunde herein traten, und Wilhelmen mit Enthusiasmus begrüßten. Der eine war gewissermaßen an Madame Melina attachirt; der andere aber ein ganz reiner Freund der Schauspielkunst, und beide von der Art, wie sich jede gute Gesellschaft Freunde wünschen sollte. Man wußte nicht zu sagen, ob sie das Theater mehr kannten oder liebten. Sie liebten es zu sehr, um es recht zu kennen; sie kannten es genug, um das Gute zu schätzen und das Schlechte zu verbannen. Aber bei ihrer Neigung war ihnen das Mittelmäßige nicht unerträglich, und der herrliche Genuß, mit dem sie das Gute vor und nach kosteten, war über allen Ausdruck. Das Mechanische machte ihnen Freude, das Geistige entzückte sie, und ihre Neigung war so groß, daß auch eine zerstückelte Probe sie in eine Art von Illusion versetzte. Die Mängel schienen ihnen jederzeit in die Ferne zu treten, das Gute berührte sie wie ein naher Gegenstand. Kurz sie waren Liebhaber, wie sie sich der Künstler in seinem Fache wünscht. Ihre liebste Wanderung war von den Coulissen in's Parterre, vom Parterre in die Coulissen, ihr angenehmster Aufenthalt in der Garderobe, ihre emsigste Beschäftigung an der Stellung, Kleidung, Recitation und Declamation der Schauspieler etwas zuzustutzen, ihr lebhaftestes Gespräch über den Effect, den man hervorgebracht hatte, und ihre beständigste Bemühung, den Schauspieler aufmerksam, thätigund

genau zu erhalten, ihm etwas zu Gute oder zu Liebe zu thun, und, ohne Verschwendung, der Gesellschaft manchen Genuß zu verschaffen. Sie hatten sich beide das ausschließende Recht verschafft, bei Proben und Aufführungen auf dem Theater zu erscheinen. Sie waren, was die Aufführung Hamlets betraf, mit Wilhelmen nicht bei allen Stellen einig; hie und da gab er nach, meistens aber behauptete er seine Meinung, und im Ganzen diente diese Unterhaltung sehr zur Bildung seines Geschmacks. Er ließ die beiden Freunde sehen, wie sehr er sie schätze, und sie dagegen weissagten nichts weniger von diesen vereinten Bemühungen, als eine neue Epoche für's Deutsche Theater.

Die Gegenwart dieser beiden Männer war bei den Proben sehr nützlich. Besonders überzeugten sie unsre Schauspieler, daß man bei der Probe Stellung und Action, wie man sie bei der Aufführung zu zeigen gedenke, immerfort mit der Rede verbinden und alles zusammen durch Gewohnheit mechanisch vereinigen müsse. Besonders mit den Händen solle man ja bei der Probe einer Tragödie keine gemeine Bewegung vornehmen; ein tragischer Schauspieler, der in der Probe Tabak schnupft, mache sie immer bange: denn höchst wahrscheinlich werde er an einer solchen Stelle, bei der Aufführung, die Prise vermissen. Ja, sie hielten dafür, daß niemand in Stiefeln probiren solle, wenn die Rolle in Schuhen zu spielen sey. Nichts aber,

versicherten sie, schmerze sie mehr, als wenn die Frauenzimmer in den Proben ihre Hände in die Rockfalten versteckten.

Außerdem ward durch das Zureden dieser Männer noch etwas sehr Gutes bewirkt, daß nämlich alle Mannspersonen exerciren lernten. Da so viele Militärrollen vorkommen, sagten sie, sieht nichts betrübter aus, als Menschen, die nicht die mindeste Dressur zeigen, in Hauptmanns- und Majors-Uniform auf dem Theater herumschwanken zu sehen.

Wilhelm und Laertes waren die ersten, die sich der Pädagogik eines Unterofficiers unterwarfen, und setzten dabei ihre Fechtübungen mit großer Anstrengung fort.

So viel Mühe gaben sich beide Männer mit der Ausbildung einer Gesellschaft, die sich so glücklich zusammengefunden hatte. Sie sorgten für die künftige Zufriedenheit des Publicums, indeß sich dieses über ihre entschiedene Liebhaberey gelegentlich aufhielt. Man wußte nicht, wie viel Ursache man hatte ihnen dankbar zu seyn, besonders da sie nicht versäumten, den Schauspielern oft den Hauptpunct einzuschärfen, daß es nämlich ihre Pflicht sey, laut und vernehmlich zu sprechen. Sie fanden hierbei mehr Widerstand und Unwillen, als sie anfangs gedacht hatten. Die meisten wollten so gehört seyn, wie sie sprachen, und wenige bemühten sich so zu sprechen, daß man sie hören konnte.

Einige schoben den Fehler aufs Gebäude, andere sagten, man könne doch nicht schreien, wenn man natürlich, heimlich oder zärtlich zu sprechen habe.

Unsre Theaterfreunde, die eine unsägliche Geduld hatten, suchten auf alle Weise diese Verwirrung zu lösen, diesem Eigensinne beizukommen. Sie sparten weder Gründe noch Schmeicheleyen, und erreichten zuletzt doch ihren Endzweck, wobei ihnen das gute Beispiel Wilhelms besonders zu Statten kam. Er bat sich aus, daß sie sich bei den Proben in die entferntesten Ecken setzen, und sobald sie ihn nicht vollkommen verstünden, mit dem Schlüssel auf die Bank pochen möchten. Er articulirte gut, sprach gemäßigt aus, steigerte den Ton stufenweise, und überschrie sich nicht in den heftigsten Stellen. Die pochenden Schlüssel hörte man bei jeder Probe weniger; nach und nach ließen sich die andern dieselbe Operation gefallen, und man konnte hoffen, daß das Stück endlich in allen Winkeln des Hauses von jedermann würde verstanden werden.

Man sieht aus diesem Beispiel, wie gern die Menschen ihren Zweck nur auf ihre eigene Weise erreichen möchten, wie viel Noth man hat, ihnen begreiflich zu machen, was sich eigentlich von selbst versteht, und wie schwer es ist, denjenigen, der etwas zu leisten wünscht, zur Erkenntniß der ersten Bedingungen zu bringen, unter denen sein Vorhaben allein möglich wird.

Neuntes Capitel.

Man fuhr nun fort, die nöthigen Anstalten zu Decorationen und Kleidern und was sonst erforderlich war zu machen. Ueber einige Scenen und Stellen hatte Wilhelm besondere Grillen, denen Serlo nachgab, theils in Rücksicht auf den Contract, theils aus Ueberzeugung, und weil er hoffte, Wilhelmen durch diese Gefälligkeit zu gewinnen, und in der Folge destomehr nach seinen Absichten zu lenken.

So sollte zum Beispiel König und Königin bei der ersten Audienz auf dem Throne sitzend erscheinen, die Hofleute an den Seiten und Hamlet unbedeutend unter ihnen stehen. Hamlet, sagte er, muß sich ruhig verhalten; seine schwarze Kleidung unterscheidet ihn schon genug. Er muß sich eher verbergen als zum Vorschein kommen. Nur dann, wenn die Audienz geendigt ist, wenn der König mit ihm als Sohn spricht, dann mag er herbei treten und die Scene ihren Gang gehen.

Noch eine Hauptschwierigkeit machten die beiden Gemählde, auf die sich Hamlet in der Scene mit seiner Mutter so heftig bezieht. Mir sollen, sagte Wilhelm, in Lebensgröße beide im Grunde des Zimmers neben der

Hauptthür sichtbar seyn, und zwar muß der alte König in völliger Rüstung, wie der Geist, auf eben der Seite hängen, wo dieser hervortritt. Ich wünsche, daß die Figur mit der rechten Hand eine befehlende Stellung annehme, etwas gewandt sey und gleichsam über die Schulter sehe, damit sie dem Geiste völlig gleiche, in dem Augenblicke, da dieser zur Thüre hinaus geht. Es wird eine sehr große Wirkung thun, wenn in diesem Augenblick Hamlet nach dem Geiste und die Königin nach dem Bilde sieht. Der Stiefvater mag dann im königlichen Ornat, doch unscheinbarer als jener, vorgestellt werden.

So gab es noch verschiedene Puncte, von denen wir zu sprechen vielleicht Gelegenheit haben.

Sind Sie auch unerbittlich, daß Hamlet am Ende sterben muß? fragte Serlo.

Wie kann ich ihn am Leben erhalten, sagte Wilhelm, da ihn das ganze Stück zu Tode drückt? Wir haben ja schon so weitläufig darüber gesprochen.

Aber das Publicum wünscht ihn lebendig.

Ich will ihm gern jeden andern Gefallen thun, nur dießmal ist's unmöglich. Wir wünschen auch, daß ein braver nützlicher Mann, der an einer chronischen Krankheit stirbt, noch länger leben möge. Die Familie weint und beschwört den Arzt, der ihn nicht halten kann: und so wenig als dieser einer Naturnothwendigkeit zu widerstehen vermag, so wenig können wir einer anerkannten Kunstnothwendigkeit gebieten. Es ist eine falsche

Nachgiebigkeit gegen die Menge, wenn man ihnen die Empfindungen erregt, die sie haben wollen, und nicht die sie haben sollen.

Wer das Geld bringt, kann die Waare nach seinem Sinne verlangen.

Gewissermaßen; aber ein großes Publicum verdient, daß man es achte, daß man es nicht wie Kinder, denen man das Geld abnehmen will, behandle. Man bringe ihm nach und nach, durch das Gute, Gefühl und Geschmack für das Gute bei, und es wird sein Geld mit doppeltem Vergnügen einlegen, weil ihm der Verstand, ja die Vernunft selbst bei dieser Ausgabe nichts vorzuwerfen hat. Man kann ihm schmeicheln wie einem geliebten Kinde, schmeicheln, um es zu bessern, um es künftig aufzuklären; nicht wie einem Vornehmen und Reichen, um den Irrthum, den man nutzt, zu verewigen.

So handelten sie noch manches ab, das sich besonders auf die Frage bezog: was man noch etwa an dem Stücke verändern dürfe, und was unberührt bleiben müsse? Wir lassen uns hierauf nicht weiter ein, sondern legen vielleicht künftig die neue Bearbeitung Hamlets selbst demjenigen Theile unsrer Leser vor, der sich etwa dafür interessiren könnte.

Zehntes Capitel.

Die Hauptprobe war vorbei; sie hatte übermäßig lange gedauert. Serlo und Wilhelm fanden noch manches zu besorgen: denn ungeachtet der vielen Zeit, die man zur Vorbereitung verwendet hatte, waren doch sehr nothwendige Anstalten bis auf den letzten Augenblick verschoben worden.

So waren zum Beispiel die Gemählde der beiden Könige noch nicht fertig, und die Scene zwischen Hamlet und seiner Mutter, von der man einen so großen Effect hoffte, sah noch sehr mager aus, indem weder der Geist noch sein gemahltes Ebenbild dabei gegenwärtig war. Serlo scherzte bei dieser Gelegenheit und sagte: wir wären doch im Grunde recht übel angeführt, wenn der Geist ausbliebe, die Wache wirklich mit der Luft fechten, und unser Souffleur aus der Coulisse den Vortrag des Geistes suppliren müßte.

Wir wollen den wunderbaren Freund nicht durch unsern Unglauben verscheuchen, versetzte Wilhelm; er kommt gewiß zur rechten Zeit, und wird uns so gut als die Zuschauer überraschen.

Gewiß, rief Serlo, ich werde froh seyn, wenn das

Stück

Stück morgen gegeben ist: es macht uns mehr Umstände, als ich geglaubt habe.

Aber niemand in der Welt wird froher seyn als ich, wenn das Stück morgen gespielt ist, versetzte Philine, so wenig mich meine Rolle drückt. Denn immer und ewig von Einer Sache reden zu hören, wobei doch nichts weiter heraus kommt, als eine Repräsentation, die, wie so viele hundert andere, vergessen werden wird, dazu will meine Geduld nicht hinreichen. Macht doch in Gottesnamen nicht so viel Umstände! Die Gäste, die vom Tische aufstehen, haben nachher an jedem Gerichte was auszusetzen; ja wenn man sie zu Hause reden hört, so ist es ihnen kaum begreiflich, wie sie eine solche Noth haben ausstehen können.

Lassen Sie mich Ihr Gleichniß zu meinem Vortheile brauchen, schönes Kind, versetzte Wilhelm. Bedenken Sie, was Natur und Kunst, was Handel, Gewerke und Gewerbe zusammen schaffen müssen, bis ein Gastmahl gegeben werden kann. Wie viel Jahre muß der Hirsch im Walde, der Fisch im Fluß oder Meere zubringen, bis er unsre Tafel zu besetzen würdig ist, und was hat die Hausfrau, die Köchin nicht alles in der Küche zu thun! Mit welcher Nachlässigkeit schlürft man die Sorge des entferntesten Winzers, des Schiffers, des Kellermeisters, beim Nachtische hinunter, als müsse es nur so seyn. Und sollten deßwegen alle diese Menschen nicht arbeiten, nicht schaffen und bereiten, sollte

der Hausherr das alles nicht sorgfältig zusammen bringen und zusammen halten, weil am Ende der Genuß nur vorübergehend ist? Aber kein Genuß ist vorübergehend: denn der Eindruck, den er zurückläßt, ist bleibend, und was man mit Fleiß und Anstrengung thut, theilt dem Zuschauer selbst eine verborgene Kraft mit, von der man nicht wissen kann, wie weit sie wirkt.

Mir ist alles einerlei, versetzte Philine, nur muß ich auch dießmal erfahren, daß Männer immer im Widerspruch mit sich selbst sind. Bei all eurer Gewissenhaftigkeit, den großen Autor nicht verstümmeln zu wollen, laßt ihr doch den schönsten Gedanken aus dem Stücke.

Den schönsten? rief Wilhelm.

Gewiß den schönsten, auf den sich Hamlet selbst was zu gute thut.

Und der wäre? rief Serlo.

Wenn Sie eine Perücke auf hätten, versetzte Philine, würde ich sie Ihnen ganz säuberlich abnehmen: denn es scheint nöthig, daß man Ihnen das Verständniß eröffne.

Die andern dachten nach, und die Unterhaltung stockte. Man war aufgestanden, es war schon spät, man schien auseinander gehen zu wollen. Als man so unentschlossen da stand, fing Philine ein Liedchen, auf eine sehr zierliche und gefällige Melodie, zu singen an.

Singet nicht in Trauertönen
Von der Einsamkeit der Nacht;
Nein, sie ist, o holde Schönen,
Zur Geselligkeit gemacht.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben.
Und die schönste Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen.
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut, sich zu zerstreuen;
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergießt;

Wenn der rasche lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft bei einer kleinen Gabe
Unter leichten Spielen weilt;

Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächt'gen Schlägen
Ruh und Sicherheit verspricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Brust:
Jeder Tag hat seine Plage
Und die Nacht hat ihre Lust.

Sie machte eine leichte Verbeugung, als sie geendigt hatte, und Serlo rief ihr ein lautes Bravo zu. Sie

sprang zur Thür hinaus und eilte mit Gelächter fort. Man hörte sie die Treppe hinunter singen und mit den Absätzen klappern.

Serlo ging in das Seitenzimmer, und Aurelie blieb vor Wilhelmen, der ihr eine gute Nacht wünschte, noch einige Augenblicke stehen und sagte:

Wie sie mir zuwider ist! recht meinem innern Wesen zuwider! bis auf die kleinsten Zufälligkeiten. Die rechte braune Augenwimper bei den blonden Haaren, die der Bruder so reizend findet, mag ich gar nicht ansehn, und die Schramme auf der Stirne hat mir so was Widriges, so was Niedriges, daß ich immer zehn Schritte von ihr zurücktreten möchte. Sie erzählte neulich als einen Scherz, ihr Vater habe ihr in ihrer Kindheit einen Teller an den Kopf geworfen, davon sie noch das Zeichen trage. Wohl ist sie recht an Augen und Stirne gezeichnet, daß man sich vor ihr hüten möge.

Wilhelm antwortete nichts, und Aurelie schien mit mehr Unwillen fortzufahren:

Es ist mir beinahe unmöglich, ein freundliches höfliches Wort mit ihr zu reden, so sehr hasse ich sie, und doch ist sie so anschmiegend. Ich wollte, wir wären sie los. Auch Sie, mein Freund, haben eine gewisse Gefälligkeit gegen dieses Geschöpf, ein Betragen, das mich in der Seele kränkt, eine Aufmerksamkeit, die an Achtung gränzt, und die sie, bei Gott, nicht verdient!

Wie sie ist, bin ich ihr Dank schuldig, versetzte Wil-

helm; ihre Aufführung iſt zu tadeln; ihrem Charakter muß ich Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

Charakter! rief Aurelie: glauben Sie, daß ſo eine Creatur einen Charakter hat? O ihr Männer, daran erkenne ich euch! Solcher Frauen ſeyd ihr werth!

Sollten Sie mich im Verdacht haben, meine Freundin? verſetzte Wilhelm. Ich will von jeder Minute Rechenſchaft geben, die ich mit ihr zugebracht habe.

Nun, nun, ſagte Aurelie, es iſt ſpät, wir wollen nicht ſtreiten. Alle wie Einer, Einer wie Alle! Gute Nacht, mein Freund! gute Nacht, mein feiner Paradiesvogel!

Wilhelm fragte, wie er zu dieſem Ehrentitel komme?

Ein andermal, verſetzte Aurelie, ein andermal. Man ſagt, ſie hätten keine Füße, ſie ſchwebten in der Luft, und nährten ſich vom Aether. Es iſt aber ein Mährchen, fuhr ſie fort, eine poetiſche Fiction. Gute Nacht, laßt euch was Schönes träumen, wenn ihr Glück habt.

Sie ging in ihr Zimmer und ließ ihn allein; er eilte auf das ſeinige.

Halb unwillig ging er auf und nieder. Der ſcherzende aber entſchiedne Ton Aureliens hatte ihn beleidigt: er fühlte tief, wie Unrecht ſie ihm that. Philine konnte er nicht widrig, nicht unhold begegnen; ſie hatte nichts gegen ihn verbrochen, und dann fühlte er ſich ſo fern von jeder Neigung zu ihr, daß er recht ſtolz und ſtandhaft vor ſich ſelbſt beſtehen konnte.

Eben war er im Begriff sich auszuziehen, nach seinem Lager zu gehen und die Vorhänge aufzuschlagen, als er zu seiner größten Verwunderung ein Paar Frauenpantoffeln vor dem Bett erblickte; der eine stand, der andere lag. — Es waren Philinens Pantoffeln, die er nur zu gut erkannte; er glaubte auch eine Unordnung an den Vorhängen zu sehen, ja es schien als bewegten sie sich; er stand und sah mit unverwandten Augen hin.

Eine neue Gemüthsbewegung, die er für Verdruß hielt, versetzte ihm den Athem; und nach einer kurzen Pause, in der er sich erholt hatte, rief er gefaßt:

Stehen Sie auf, Philine! Was soll das heißen? Wo ist Ihre Klugheit, Ihr gutes Betragen? Sollen wir morgen das Mährchen des Hauses werden?

Es rührte sich nichts.

Ich scherze nicht, fuhr er fort, diese Neckereyen sind bei mir übel angewandt.

Kein Laut! Keine Bewegung!

Entschlossen und unmuthig ging er endlich auf das Bette zu, und riß die Vorhänge von einander. Stehen Sie auf, sagte er, wenn ich Ihnen nicht das Zimmer diese Nacht überlassen soll.

Mit großem Erstaunen fand er sein Bette leer, die Kissen und Decken in schönster Ruhe. Er sah sich um, suchte nach, suchte alles durch, und fand keine Spur von dem Schalk. Hinter dem Bette, dem Ofen, den Schränken war nichts zu sehen; er suchte emsiger und

emſiger; ja, ein boshafter Zuſchauer hätte glauben mögen, er ſuche um zu finden.

Kein Schlaf ſtellte ſich ein; er ſetzte die Pantoffeln auf ſeinen Tiſch, ging auf und nieder, blieb manchmal bei dem Tiſche ſtehen, und ein ſchelmiſcher Genius, der ihn belauſchte, will verſichern: er habe ſich einen großen Theil der Nacht mit den allerliebſten Stelzchen beſchäftigt; er habe ſie mit einem gewiſſen Intereſſe angeſehen, behandelt, damit geſpielt, und ſich erſt gegen Morgen in ſeinen Kleidern auf's Bette geworfen, wo er unter den ſeltſamſten Phantaſien einſchlummerte.

Und wirklich ſchlief er noch, als Serlo herein trat und rief: Wo ſind Sie? Noch im Bette? Unmöglich! Ich ſuche Sie auf dem Theater, wo noch ſo mancherlei zu thun iſt.

Eilftes Capitel.

Vor- und Nachmittag verfloſſen eilig. Das Haus war ſchon voll und Wilhelm eilte, ſich anzuziehen. Nicht mit der Behaglichkeit, mit der er die Maske zum erſtenmal anprobirte, konnte er ſie gegenwärtig anlegen; er zog ſich an, um fertig zu werden. Als er zu den Frauen in's Verſammlungszimmer kam, beriefen ſie ihn einſtimmig, daß nichts recht ſitze; der ſchöne Federbuſch ſey verſchoben, die Schnalle paſſe nicht; man fing wieder an aufzutrennen, zu nähen, zuſammen zu ſtecken. Die Sympfonie ging an, Philine hatte etwas gegen die Krauſe einzuwenden, Aurelie viel an dem Mantel auszuſetzen. Laßt mich, ihr Kinder, rief er, dieſe Nachläſſigkeit wird mich erſt recht zum Hamlet machen. Die Frauen ließen ihn nicht los und fuhren fort zu putzen. Die Sympfonie hatte aufgehört und das Stück war angegangen. Er beſah ſich im Spiegel, drückte den Hut tiefer in's Geſicht und erneuerte die Schminke.

In dieſem Augenblick ſtürzte jemand herein und rief: der Geiſt! der Geiſt!

Wilhelm hatte den ganzen Tag nicht Zeit gehabt, an die Hauptſorge zu denken, ob der Geiſt auch kommen

werde. Nun war sie ganz weggenommen, und man hatte die wunderlichste Gastrolle zu erwarten. Der Theatermeister kam und fragte über dieses und jenes; Wilhelm hatte nicht Zeit, sich nach dem Gespenst umzusehen, und eilte nur sich am Throne einzufinden, wo König und Königin schon von ihrem Hofe umgeben in aller Herrlichkeit glänzten; er hörte nur noch die letzten Worte des Horatio, der über die Erscheinung des Geistes ganz verwirrt sprach, und fast seine Rolle vergessen zu haben schien.

Der Zwischenvorhang ging in die Höhe und er sah das volle Haus vor sich. Nachdem Horatio seine Rede gehalten und vom Könige abgefertigt war, drängte er sich an Hamlet, und als ob er sich ihm, dem Prinzen, präsentire, sagte er: der Teufel steckt in dem Harnische! Er hat uns alle in Furcht gejagt.

In der Zwischenzeit sah man nur zwey große Männer in weißen Mänteln und Capuzen in den Coulissen stehen, und Wilhelm, dem in der Zerstreuung, Unruhe und Verlegenheit der erste Monolog, wie er glaubte, mißglückt war, trat, ob ihn gleich ein lebhafter Beifall beim Abgehen begleitete, in der schauerlichen dramatischen Winternacht wirklich recht unbehaglich auf. Doch nahm er sich zusammen und sprach die so zweckmäßig angebrachte Stelle, über das Schmausen und Trinken der Nordländer, mit der gehörigen Gleichgültigkeit, vergaß, so wie die Zuschauer, darüber des Geistes und erschrack

wirklich, als Horatio ausrief: seht her, es kommt! Er fuhr mit Heftigkeit herum, und die edle große Gestalt, der leise, unhörbare Tritt, die leichte Bewegung in der schwerscheinenden Rüstung, machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er wie versteinert da stand, und nur mit halber Stimme: ihr Engel und himmlischen Geister, beschützt uns! ausrufen konnte. Er starrte ihn an, holte einigemal Athem, und brachte die Anrede an den Geist so verwirrt, zerstückt und gezwungen vor, daß die größte Kunst sie nicht so trefflich hätte ausdrücken können.

Seine Uebersetzung dieser Stelle kam ihm sehr zu statten. Er hatte sich nahe an das Original gehalten, dessen Vorstellung ihm die Verfassung eines überraschten, erschreckten, von Entsetzen ergriffenen Gemüths einzig auszudrücken schien.

„Sey du ein guter Geist, sey ein verdammter Kobold, bringe Düfte des Himmels mit dir oder Dämpfe der Hölle, sey Gutes oder Böses dein Beginnen, du kommst in einer so würdigen Gestalt, ja ich rede mit dir, ich nenne dich Hamlet, König, Vater, o antworte mir!“ —

Man spürte im Publico die größte Wirkung. Der Geist winkte, der Prinz folgte ihm unter dem lautesten Beifall.

Das Theater verwandelte sich, und als sie auf den entfernten Platz kamen, hielt der Geist unvermuthet

inne und wandte sich um; dadurch kam ihm Hamlet etwas zu nahe zu stehen. Mit Verlangen und Neugierde sah Wilhelm sogleich zwischen das niedergelassene Visir hinein, konnte aber nur tiefliegende Augen neben einer wohlgebildeten Nase erblicken. Furchtsam ausspähend stand er vor ihm; allein als die ersten Töne aus dem Helme hervordrangen, als eine wohlklingende, nur ein wenig rauhe Stimme sich in den Worten hören ließ: ich bin der Geist deines Vaters, trat Wilhelm einige Schritte schaudernd zurück, und das ganze Publicum schauderte. Die Stimme schien jedermann bekannt, und Wilhelm glaubte eine Aehnlichkeit mit der Stimme seines Vaters zu bemerken. Diese wunderbaren Empfindungen und Erinnerungen, die Neugierde, den seltsamen Freund zu entdecken, und die Sorge, ihn zu beleidigen, selbst die Unschicklichkeit, ihm als Schauspieler in dieser Situation zu nahe zu treten, bewegten Wilhelmen nach entgegengesetzten Seiten. Er veränderte während der langen Erzählung des Geistes seine Stellung so oft, schien so unbestimmt und verlegen, so aufmerksam und so zerstreut, daß sein Spiel eine allgemeine Bewunderung, so wie der Geist ein allgemeines Entsetzen erregte. Dieser sprach mehr mit einem tiefen Gefühl des Verdrusses, als des Jammers, aber eines geistigen, langsamen und unübersehlichen Verdrusses. Es war der Mißmuth einer großen Seele, die von allem Irdischen getrennt ist, und doch unendlichen Leiden unterliegt.

Zuletzt versank der Geist, aber auf eine sonderbare Art: denn ein leichter, grauer, durchsichtiger Flor, der wie ein Dampf aus der Versenkung zu steigen schien, legte sich über ihn weg und zog sich mit ihm hinunter.

Nun kamen Hamlets Freunde zurück und schwuren auf das Schwert. Da war der alte Maulwurf so geschäftig unter der Erde, daß er tönen, wo sie auch stehen mochten, immer unter den Füßen rief: Schwert! und sie, als ob der Boden unter ihnen brennte, schnell von einem Ort zum andern eilten. Auch erschien da, wo sie standen, jedesmal eine kleine Flamme aus dem Boden, vermehrte die Wirkung, und hinterließ bei allen Zuschauern den tiefsten Eindruck.

Nun ging das Stück unaufhaltsam seinen Gang fort, nichts mißglückte, alles gerieth; das Publicum bezeigte seine Zufriedenheit; die Lust und der Muth der Schauspieler schien mit jeder Scene zuzunehmen.

Zwölftes Capitel.

Der Vorhang fiel und der lebhafteste Beifall erscholl aus allen Ecken und Enden. Die vier fürstlichen Leichen sprangen behend in die Höhe und umarmten sich vor Freuden. Polonius und Ophelia kamen auch aus ihren Gräbern hervor und hörten noch mit lebhaftem Vergnügen, wie Horatio, als er zum Ankündigen heraustrat, auf das heftigste beklatscht wurde. Man wollte ihn zu keiner Anzeige eines andern Stücks lassen, sondern begehrte mit Ungestüm die Wiederholung des heutigen.

Nun haben wir gewonnen, rief Serlo, aber auch heute Abend kein vernünftig Wort mehr; alles kommt auf den ersten Eindruck an. Man soll ja keinem Schauspieler übel nehmen, wenn er bei seinen Debüts vorsichtig und eigensinnig ist.

Der Cassier kam und überreichte ihm eine schwere Casse. Wir haben gut debütirt, rief er aus, und das Vorurtheil wird uns zu Statten kommen. Wo ist denn nun das versprochene Abendessen? Wir dürfen es uns heute schmecken lassen.

Sie hatten ausgemacht, daß sie in ihren Theaterkleidern beisammen bleiben und sich selbst ein Fest feyern

wollten. Wilhelm hatte unternommen das Local, und Madame Melina das Essen zu besorgen.

Ein Zimmer, worin man sonst zu mahlen pflegte, war auf's beste gesäubert, mit allerlei kleinen Decorationen umstellt und so herausgeputzt worden, daß es halb einem Garten, halb einem Säulengange ähnlich sah. Beim Hereintreten wurde die Gesellschaft von dem Glanz vieler Lichter geblendet, die einen feverlichen Schein durch den Dampf des süßesten Räucherwerks, das man nicht gespart hatte, über eine wohl geschmückte und bestellte Tafel verbreiteten. Mit Ausrufungen lobte man die Anstalten und nahm wirklich mit Anstand Platz; es schien, als wenn eine königliche Familie im Geisterreiche zusammen käme. Wilhelm saß zwischen Aurelien und Madame Melina; Serlo zwischen Philinen und Elmiren; niemand war mit sich selbst noch mit seinem Platze unzufrieden.

Die beiden Theaterfreunde, die sich gleichfalls eingefunden hatten, vermehrten das Glück der Gesellschaft. Sie waren einigemal während der Vorstellung auf die Bühne gekommen, und konnten nicht genug von ihrer eignen und von des Publicums Zufriedenheit sprechen; nunmehr ging's aber an's besondere; jedes ward für seinen Theil reichlich belohnt.

Mit einer unglaublichen Lebhaftigkeit ward ein Verdienst nach dem andern, eine Stelle nach der andern herausgehoben. Dem Souffeur, der bescheiden am

Ende der Tafel saß, ward ein großes Lob über seinen rauhen Pyrrhus; die Fechtübung Hamlets und Laertes konnte man nicht genug erheben; Opheliens Trauer war über allen Ausdruck schön und erhaben; von Polonius Spiel durfte man gar nicht sprechen; jeder Gegenwärtige hörte sein Lob in dem Andern und durch ihn.

Aber auch der abwesende Geist nahm seinen Theil Lob und Bewunderung hinweg. Er hatte die Rolle mit einem sehr glücklichen Organ und in einem großen Sinne gesprochen, und man wunderte sich am meisten, daß er von allem, was bei der Gesellschaft vorgegangen war, unterrichtet schien. Er glich völlig dem gemahlten Bilde, als wenn er dem Künstler gestanden hätte, und die Theaterfreunde konnten nicht genug rühmen, wie schauerlich es ausgesehen habe, als er unsern von dem Gemählde hervorgetreten und vor seinem Ebenbilde vorbeigeschritten sey. Wahrheit und Irrthum habe sich dabei so sonderbar vermischt, und man habe wirklich sich überzeugt, daß die Königin die eine Gestalt nicht sehe. Madame Melina ward bei dieser Gelegenheit sehr gelobt, daß sie bei dieser Stelle in die Höhe nach dem Bilde gestarrt, indeß Hamlet wieder auf den Geist gewiesen.

Man erkundigte sich, wie das Gespenst habe hereinschleichen können, und erfuhr vom Theatermeister, daß zu einer hintern Thüre, die sonst immer mit Decorationen verstellt sey, diesen Abend aber, weil man den

gothischen Saal gebraucht, frei geworden, zwey große Figuren in weißen Mänteln und Capuzen hereingekommen, die man von einander nicht unterscheiden konnen, und so seyen sie nach geendigtem dritten Act wahrscheinlich auch wieder hinausgegangen.

Serlo lobte besonders an ihm, daß er nicht so schneidermäßig gesammert und sogar am Ende eine Stelle, die einem so großen Helden besser zieme, seinen Sohn zu befeuern, angebracht habe. Wilhelm hatte sie im Gedächtniß behalten und versprach sie in's Manuscript nachzutragen.

Man hatte in der Freude des Gastmahls nicht bemerkt, daß die Kinder und der Harfenspieler fehlten; bald aber machten sie eine sehr angenehme Erscheinung. Denn sie traten zusammen herein, sehr abenteuerlich ausgeputzt; Felix schlug den Triangel, Mignon das Tambourin und der Alte hatte die schwere Harfe umgehangen und spielte sie, indem er sie vor sich trug. Sie zogen um den Tisch und sangen allerlei Lieder. Man gab ihnen zu essen, und die Gäste glaubten den Kindern eine Wohlthat zu erzeigen, wenn sie ihnen so viel süßen Wein gäben, als sie nur trinken wollten; denn die Gesellschaft selbst hatte die köstlichen Flaschen nicht geschont, welche diesen Abend, als ein Geschenk der Theaterfreunde, in einigen Körben angekommen waren. Die Kinder sprangen und sangen fort, und besonders war Mignon ausgelassen, wie man sie niemals gesehen.

Sie

Sie ſchlug das Tambourin mit aller möglichen Zierlichkeit und Lebhaftigkeit, indem ſie bald mit druckendem Finger auf dem Felle ſchnell hin und her ſchnurrte, bald mit dem Rücken der Hand, bald mit den Knöcheln darauf pochte, ja mit abwechſelnden Rhythmen das Pergament bald wider die Kniee, bald wider den Kopf ſchlug, bald ſchüttelnd die Schellen allein klingen ließ, und ſo aus dem einfachſten Inſtrumente gar verſchiedene Töne hervorlockte. Nachdem ſie lange gelärmt hatten, ſetzten ſie ſich in einen Lehnſeſſel, der gerade Wilhelmen gegenüber am Tiſche leer geblieben war.

Bleibt von dem Seſſel weg! rief Serlo, er ſteht vermuthlich für den Geiſt da; wenn er kommt, kann's euch übel gehen.

Ich fürchte ihn nicht, rief Mignon; kommt er, ſo ſtehen wir auf. Es iſt mein Oheim, er thut mir nichts zu leide. Dieſe Rede verſtand niemand, als wer wußte, daß ſie ihren vermeintlichen Vater den großen Teufel genannt hatte.

Die Geſellſchaft ſah einander an, und ward noch mehr in dem Verdacht beſtärkt, daß Serlo um die Erſcheinung des Geiſtes wiſſe. Man ſchwatzte und trank, und die Mädchen ſahen von Zeit zu Zeit furchtſam nach der Thüre.

Die Kinder, die, in dem großen Seſſel ſitzend, nur wie Pulcinellpuppen aus dem Kaſten, über den Tiſch hervorragten, fingen an, auf dieſe Weiſe ein Stück auf-

zuführen. Mignon machte den schnarrenden Ton sehr artig nach, und sie stießen zuletzt die Köpfe dergestalt zusammen und auf die Tischkante, wie es eigentlich nur Holzpuppen aushalten können. Mignon ward bis zur Wuth lustig, und die Gesellschaft, so sehr sie anfangs über den Scherz gelacht hatte, mußte zuletzt Einhalt thun. Aber wenig half das Zureden, denn nun sprang sie auf und rasete, die Schellentrommel in der Hand, um den Tisch herum. Ihre Haare flogen, und indem sie den Kopf zurück und alle ihre Glieder gleichsam in die Luft warf, schien sie einer Mänade ähnlich, deren wilde und beinah unmögliche Stellungen uns auf alten Monumenten noch oft in Erstaunen setzen.

Durch das Talent der Kinder und ihren Lärm aufgereizt, suchte jederman zur Unterhaltung der Gesellschaft etwas beizutragen. Die Frauenzimmer sangen einige Kanons, Laertes ließ eine Nachtigall hören, und der Pedant gab ein Concert pianissimo auf der Maultrommel. Indessen spielten die Nachbarn und Nachbarinnen allerlei Spiele, wobei sich die Hände begegnen und vermischen, und es fehlte manchem Paare nicht am Ausdruck einer hoffnungsvollen Zärtlichkeit. Madame Melina besonders schien eine lebhafte Neigung zu Wilhelmen nicht zu verhehlen. Es war spät in der Nacht, und Aurelie, die fast allein noch Herrschaft über sich behalten hatte, ermahnte die Uebrigen, indem sie aufstand, auseinander zu gehen.

Serlo gab noch zum Abschied ein Feuerwerk, indem er mit dem Munde, auf eine fast unbegreifliche Weise, den Ton der Raketen, Schwärmer und Feuerräder nachzuahmen wußte. Man durfte die Augen nur zumachen, so war die Täuschung vollkommen. Indessen war jedermann aufgestanden, und man reichte den Frauenzimmern den Arm, sie nach Hause zu führen. Wilhelm ging zuletzt mit Aurelien. Auf der Treppe begegnete ihnen der Theatermeister, und sagte: Hier ist der Schleier, worin der Geist verschwand. Er ist an der Versenkung hängen geblieben und wir haben ihn eben gefunden. Eine wunderbare Reliquie! rief Wilhelm, und nahm ihn ab.

In dem Augenblicke fühlte er sich am linken Arme ergriffen und zugleich einen sehr heftigen Schmerz. Mignon hatte sich versteckt gehabt, hatte ihn angefaßt und ihn in den Arm gebissen. Sie fuhr an ihm die Treppe hinunter und verschwand.

Als die Gesellschaft in die freie Luft kam, merkte fast jedes, daß man für diesen Abend des Guten zu viel genossen hatte. Ohne Abschied zu nehmen verlor man sich auseinander.

Wilhelm hatte kaum seine Stube erreicht, als er seine Kleider abwarf und nach ausgelöschtem Licht in's Bett eilte. Der Schlaf wollte sogleich sich seiner bemeistern; allein ein Geräusch, das in seiner Stube

hinter dem Ofen zu entstehen schien, machte ihn aufmerksam. Eben schwebte vor seiner erhitzten Phantasie das Bild des gehörnischten Königs; er richtete sich auf, das Gespenst anzureden, als er sich von zarten Armen umschlungen, seinen Mund mit lebhaften Küssen verschlossen, und eine Brust an der seinigen fühlte, die er wegzustoßen nicht Muth hatte.

Dreyzehntes Capitel.

Wilhelm fuhr des andern Morgens mit einer unbehaglichen Empfindung in die Höhe, und fand sein Bette leer. Von dem nicht völlig ausgeschlafenen Rausche war ihm der Kopf düster, und die Erinnerung an den unbekannten nächtlichen Besuch machte ihn unruhig. Sein erster Verdacht fiel auf Philinen, und doch schien der liebliche Körper, den er in seine Arme geschlossen hatte, nicht der ihre gewesen zu seyn. Unter lebhaften Liebkosungen war unser Freund an der Seite dieses seltsamen, stummen Besuches eingeschlafen und nun war weiter keine Spur mehr davon zu entdecken. Er sprang auf, und indem er sich anzog, fand er seine Thüre, die er sonst zu verriegeln pflegte, nur angelehnt, und wußte sich nicht zu erinnern, ob er sie gestern Abend zugeschlossen hatte.

Am wunderbarsten aber erschien ihm der Schleier des Geistes, den er auf seinem Bette fand. Er hatte ihn mit herauf gebracht und wahrscheinlich selbst dahin geworfen. Es war ein grauer Flor, an dessen Saum er eine Schrift mit schwarzen Buchstaben gestickt sah. Er entfaltete sie und las die Worte: Zum ersten und

letztenmal! Flieh! Jüngling, flieh! Er war betroffen und wußte nicht was er sagen sollte.

In eben dem Augenblick trat Mignon herein und brachte ihm das Frühstück. Wilhelm erstaunte über den Anblick des Kindes, ja man kann sagen, er erschrak. Sie schien diese Nacht größer geworden zu seyn; sie trat mit einem hohen edlen Anstand vor ihn hin und sah ihm sehr ernsthaft in die Augen, so daß er den Blick nicht ertragen konnte. Sie rührte ihn nicht an, wie sonst, da sie gewöhnlich ihm die Hand drückte, seine Wange, seinen Mund, seinen Arm, oder seine Schulter küßte, sondern ging, nachdem sie seine Sachen in Ordnung gebracht, stillschweigend wieder fort.

Die Zeit einer angesetzten Leseprobe kam nun herbei; man versammelte sich, und alle waren durch das gestrige Fest verstimmt. Wilhelm nahm sich zusammen, so gut er konnte, um nicht gleich anfangs gegen seine so lebhaft gepredigten Grundsätze zu verstoßen. Seine große Uebung half ihm durch; denn Uebung und Gewohnheit müssen in jeder Kunst die Lücken ausfüllen, welche Genie und Laune so oft lassen würden.

Eigentlich aber konnte man bei dieser Gelegenheit die Bemerkung recht wahr finden, daß man keinen Zustand, der länger dauern, ja der eigentlich ein Beruf, eine Lebensweise werden soll, mit einer Feyerlichkeit anfangen dürfe. Man feyre nur was glücklich vollendet ist; alle Ceremonien zum Anfange erschöpfen Lust

und Kräfte, die das Streben hervorbringen und uns bei einer fortgesetzten Mühe beistehen sollen. Unter allen Festen ist das Hochzeitfest das unschicklichste; keines sollte mehr in Stille, Demuth und Hoffnung begangen werden als dieses.

So schlich der Tag nun weiter, und Wilhelmen war noch keiner jemals so alltäglich vorgekommen. Statt der gewöhnlichen Unterhaltung Abends fing man zu gähnen an; das Interesse an Hamlet war erschöpft, und man fand eher unbequem, daß er des folgenden Tages zum zweytenmal vorgestellt werden sollte. Wilhelm zeigte den Schleier des Geistes vor; man mußte daraus schließen, daß er nicht wieder kommen werde. Serlo war besonders dieser Meinung; er schien mit den Rathschlägen der wunderbaren Gestalt sehr vertraut zu seyn; dagegen ließen sich aber die Worte: Flieh! Jüngling, flieh! nicht erklären. Wie konnte Serlo mit jemanden einstimmen, der den vorzüglichsten Schauspieler seiner Gesellschaft zu entfernen die Absicht zu haben schien.

Nothwendig war es nunmehr, die Rolle des Geistes dem Polterer und die Rolle des Königs dem Pedanten zu geben. Beide erklärten, daß sie schon einstudirt seyen, und es war kein Wunder, denn bei den vielen Proben und der weitläufigen Behandlung dieses Stücks waren alle so damit bekannt geworden, daß sie sämmtlich gar leicht mit den Rollen hätten wechseln können. Doch probirte man einiges in der Geschwindigkeit, und

als man spät genug auseinander ging, flüsterte Philine beim Abschiede Wilhelmen leise zu: Ich muß meine Pantoffeln holen; du schiebst doch den Riegel nicht vor? Diese Worte setzten ihn, als er auf seine Stube kam, in ziemliche Verlegenheit; denn die Vermuthung, daß der Gast der vorigen Nacht Philine gewesen, ward dadurch bestärkt, und wir sind auch genöthigt, uns zu dieser Meinung zu schlagen, besonders da wir die Ursachen, welche ihn hierüber zweifelhaft machten und ihm einen andern, sonderbaren Argwohn einflößen mußten, nicht entdecken können. Er ging unruhig einigemal in seinem Zimmer auf und ab, und hatte wirklich den Riegel noch nicht vorgeschoben.

Auf einmal stürzte Mignon in das Zimmer, faßte ihn an und rief: Meister! Rette das Haus! Es brennt! Wilhelm sprang vor die Thüre und ein gewaltiger Rauch drängte sich die obere Treppe herunter ihm entgegen. Auf der Gasse hörte man schon das Feuergeschrei, und der Harfenspieler kam, sein Instrument in der Hand, durch den Rauch athemlos die Treppe herunter. Aurelie stürzte aus ihrem Zimmer und warf den kleinen Felix in Wilhelms Arme.

Retten Sie das Kind! rief sie; wir wollen nach dem Uebrigen greifen.

Wilhelm, der die Gefahr nicht für so groß hielt, gedachte zuerst nach dem Ursprunge des Brandes hinzudringen, um ihn vielleicht noch im Anfange zu ersticken. Er

gab dem Alten das Kind, und befahl ihm, die steinerne Wendeltreppe hinunter, die durch ein kleines Gartengewölbe in den Garten führte, zu eilen, und mit den Kindern im Freien zu bleiben. Mignon nahm ein Licht, ihm zu leuchten. Wilhelm bat darauf Aurelien, ihre Sachen auf eben diesem Wege zu retten. Er selbst drang durch den Rauch hinauf; aber vergebens setzte er sich der Gefahr aus. Die Flamme schien von dem benachbarten Hause herüber zu dringen und hatte schon das Holzwerk des Bodens und eine leichte Treppe gefaßt; andre, die zur Rettung herbeieilten, litten, wie er, vom Qualm und Feuer. Doch sprach er ihnen Muth ein und rief nach Wasser; er beschwor sie, der Flamme nur Schritt vor Schritt zu weichen, und versprach, bei ihnen zu bleiben. In diesem Augenblick sprang Mignon herauf und rief: Meister! Rette deinen Felix! Der Alte ist rasend! der Alte bringt ihn um! Wilhelm sprang, ohne sich zu besinnen, die Treppe hinab und Mignon folgte ihm an den Fersen.

Auf den letzten Stufen, die in's Gartengewölbe führten, blieb er mit Entsetzen stehen. Große Bündel Stroh und Reisholz, die man daselbst aufgehäuft hatte, brannten mit heller Flamme; Felix lag am Boden und schrie; der Alte stand mit niedergesenktem Haupte seitwärts an der Wand. Was machst du, Unglücklicher? rief Wilhelm. Der Alte schwieg, Mignon hatte den Felix aufgehoben, und schleppte mit Mühe den Knaben

in den Garten, indeß Wilhelm das Feuer auseinander zu zerren und zu dämpfen strebte, aber dadurch nur die Gewalt und Lebhaftigkeit der Flamme vermehrte. Endlich mußte er mit verbrannten Augenwimpern und Haaren auch in den Garten fliehen, indem er den Alten mit durch die Flamme riß, der ihm mit versengtem Barte unwillig folgte.

Wilhelm eilte sogleich, die Kinder im Garten zu suchen. Auf der Schwelle eines entfernten Lusthäuschens fand er sie, und Mignon that ihr Möglichstes, den Kleinen zu beruhigen. Wilhelm nahm ihn auf den Schoos, fragte ihn, befühlte ihn und konnte nichts Zusammenhängendes aus beiden Kindern herausbringen.

Indessen hatte das Feuer gewaltsam mehrere Häuser ergriffen und erhellte die ganze Gegend. Wilhelm besah das Kind beim rothen Schein der Flamme; er konnte keine Wunde, kein Blut, ja keine Beule wahrnehmen. Er betastete es überall, es gab kein Zeichen von Schmerz von sich, es beruhigte sich vielmehr nach und nach, und fing an sich über die Flamme zu verwundern, ja sich über die schönen, der Ordnung nach, wie eine Illumination, brennenden Sparren und Gebälke zu erfreuen.

Wilhelm dachte nicht an die Kleider und was er sonst verloren haben konnte; er fühlte stark, wie werth ihm diese beiden menschlichen Geschöpfe seyen, die er einer so großen Gefahr entronnen sah. Er drückte den Kleinen mit einer ganz neuen Empfindung an sein Herz, und

wollte auch Mignon mit freundlicher Zärtlichkeit umarmen, die es aber sanft ablehnte, ihn bei der Hand nahm und sie fest hielt.

Meister, sagte sie (noch niemals, als diesen Abend, hatte sie ihm diesen Namen gegeben, denn anfangs pflegte sie ihn Herr, und nachher Vater zu nennen), Meister! wir sind einer großen Gefahr entronnen: dein Felix war am Tode.

Durch viele Fragen erfuhr endlich Wilhelm, daß der Harfenspieler, als sie in das Gewölbe gekommen, ihr das Licht aus der Hand gerissen und das Stroh sogleich angezündet habe. Darauf habe er den Felix niedergesetzt, mit wunderlichen Gebärden die Hände auf des Kindes Kopf gelegt und ein Messer gezogen, als wenn er ihn opfern wolle. Sie sey zugesprungen und habe ihm das Messer aus der Hand gerissen; sie habe geschrieen, und einer vom Hause, der einige Sachen nach dem Garten zu gerettet, sey ihr zu Hülfe gekommen, der müsse aber in der Verwirrung wieder weggegangen seyn, und den Alten und das Kind allein gelassen haben.

Zwey bis drey Häuser standen in vollen Flammen. In den Garten hatte sich niemand retten können, wegen des Brandes im Gartengewölbe. Wilhelm war verlegen wegen seiner Freunde, weniger wegen seiner Sachen. Er getraute sich nicht die Kinder zu verlassen, und sah das Unglück sich immer vergrößern.

Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage

zu. Felix war auf seinem Schoose eingeschlafen, Mignon lag neben ihm und hielt seine Hand fest. Endlich hatten die getroffenen Anstalten dem Feuer Einhalt gethan. Die ausgebrannten Gebäude stürzten zusammen, der Morgen kam herbei, die Kinder fingen an zu frieren, und ihm selbst ward in seiner leichten Kleidung der fallende Thau fast unerträglich. Er führte sie zu den Trümmern des zusammengestürzten Gebäudes, und sie fanden neben einem Kohlen- und Aschenhaufen eine sehr behagliche Wärme.

Der anbrechende Tag brachte nun alle Freunde und Bekannte nach und nach zusammen. Jederman hatte sich gerettet, niemand hatte viel verloren.

Wilhelms Koffer fand sich auch wieder, und Serlo trieb, als es gegen zehn Uhr ging, zur Probe von Hamlet, wenigstens einiger Scenen, die mit neuen Schauspielern besetzt waren. Er hatte darauf noch einige Debatten mit der Polizey. Die Geistlichkeit verlangte: daß nach einem solchen Strafgerichte Gottes das Schauspielhaus geschlossen bleiben sollte, und Serlo behauptete: daß theils zum Ersatz dessen, was er diese Nacht verloren, theils zur Aufheiterung der erschreckten Gemüther, die Aufführung eines interessanten Stückes mehr als jemals am Platz sey. Diese letzte Meinung drang durch, und das Haus war gefüllt. Die Schauspieler spielten mit seltenem Feuer und mit mehr leidenschaftlicher Freiheit als das erstemal. Die Zuschauer, deren

Gefühl durch die schreckliche nächtliche Scene erhöht, und durch die Langeweile eines zerstreuten und verdorbenen Tages noch mehr auf eine interessante Unterhaltung gespannt war, hatten mehr Empfänglichkeit für das Außerordentliche. Der größte Theil waren neue, durch den Ruf des Stücks herbeigezogene Zuschauer, die keine Vergleichung mit dem ersten Abend anstellen konnten. Der Polterer spielte ganz im Sinne des unbekannten Geistes, und der Pedant hatte seinem Vorgänger gleichfalls gut aufgepaßt; daneben kam ihm seine Erbärmlichkeit sehr zu statten, daß dem Hamlet wirklich nicht Unrecht that, wenn er ihn, trotz seines Purpurmantels und Hermelinkragens, einen zusammengestickten Lumpen-König schalt.

Sonderbarer als er, war vielleicht niemand zum Throne gelangt; und obgleich die übrigen, besonders aber Philine, sich über seine neue Würde äußerst lustig machten, so ließ er doch merken, daß der Graf, als ein großer Kenner, das und noch viel mehr von ihm beim ersten Anblick voraus gesagt habe; dagegen ermahnte er Philine zur Demuth und versicherte: sie werde ihm gelegentlich die Rockärmel pudern, damit er sich jener unglücklichen Nacht im Schlosse erinnern, und die Krone mit Bescheidenheit tragen möge.

Vierzehntes Capitel.

Man hatte sich in der Geschwindigkeit nach Quartieren umgesehen, und die Gesellschaft war dadurch sehr zerstreut worden. Wilhelm hatte das Lusthaus in dem Garten, bei dem er die Nacht zugebracht, liebgewonnen; er erhielt leicht die Schlüssel dazu und richtete sich daselbst ein; da aber Aurelie in ihrer neuen Wohnung sehr eng war, mußte er den Felix bei sich behalten und Mignon wollte den Knaben nicht verlassen.

Die Kinder hatten ein artiges Zimmer in dem ersten Stocke eingenommen, Wilhelm hatte sich in dem untern Saale eingerichtet. Die Kinder schliefen, aber er konnte keine Ruhe finden.

Neben dem anmuthigen Garten, den der eben aufgegangene Vollmond herrlich erleuchtete, standen die traurigen Ruinen, von denen hier und da noch Dampf aufstieg; die Luft war angenehm und die Nacht außerordentlich schön. Philine hatte, beim Herausgehen aus dem Theater, ihn mit dem Ellenbogen angestrichen und ihm einige Worte zugelispelt, die er aber nicht verstanden hatte. Er war verwirrt und verdrießlich, und wußte nicht, was er erwarten oder thun sollte. Philine hatte

ihn einige Tage gemieden und ihm nur diesen Abend wieder ein Zeichen gegeben. Leider war nun die Thüre verbrannt, die er nicht zuschließen sollte, und die Pantöffelchen waren in Rauch aufgegangen. Wie die Schöne in den Garten kommen wollte, wenn es ihre Absicht war, wußte er nicht. Er wünschte sie nicht zu sehen, und doch hätte er sich gar zu gern mit ihr erklären mögen.

Was ihm aber noch schwerer auf dem Herzen lag, war das Schicksal des Harfenspielers, den man nicht wieder gesehen hatte. Wilhelm fürchtete, man würde ihn beim Aufräumen todt unter dem Schutte finden. Wilhelm hatte gegen jederman den Verdacht verborgen, den er hegte, daß der Alte Schuld an dem Brande sey. Denn er kam ihm zuerst von dem brennenden und rauchenden Boden entgegen, und die Verzweiflung im Gartengewölbe schien die Folge eines solchen unglücklichen Ereignisses zu seyn. Doch war es bei der Untersuchung, welche die Polizey sogleich anstellte, wahrscheinlich geworden, daß nicht in dem Hause, wo sie wohnten, sondern in dem dritten davon der Brand entstanden sey, der sich auch sogleich unter den Dächern weggeschlichen hatte.

Wilhelm überlegte das alles in einer Laube sitzend, als er in einem nahen Gange jemanden schleichen hörte. An dem traurigen Gesange, der sogleich angestimmt ward, erkannte er den Harfenspieler. Das Lied, das er sehr wohl verstehen konnte, enthielt den Trost eines Unglücklichen, der sich dem Wahnsinne ganz nahe fühlt.

Leider hat Wilhelm davon nur die letzte Strophe behalten.

An die Thränen will ich schleichen.
Still und stürkum will ich stehn.
Irrende Hand wird Nahrung reichen.
Und ich werde weiter gehn.
Jeder wird sich glücklich meinen.
Wenn mein Bild vor ihm erscheint.
Eine Thräne wird er weinen.
Und ich weiß nicht was er weint.

Unter diesen Worten war er an die Gartenthüre gekommen, die nach einer entlegenen Straße ging; er wollte, da er sie verschlossen fand, an den Spalieren übersteigen; allein Wilhelm hielt ihn zurück und redete ihn freundlich an. Der Alte bat ihn, aufzuschließen, weil er fliehen wolle und müsse. Wilhelm stellte ihm vor: daß er wohl aus dem Garten, aber nicht aus der Stadt könne, und zeigte ihm, wie sehr er sich durch einen solchen Schritt verdächtig mache; allein vergebens! Der Alte bestand auf seinem Sinne. Wilhelm gab nicht nach und drängte ihn endlich halb mit Gewalt in's Gartenhaus, schloß sich daselbst mit ihm ein und führte ein wunderbares Gespräch mit ihm, das wir aber, um unsere Leser nicht mit unzusammenhängenden Ideen und ängstlichen Empfindungen zu quälen, lieber verschweigen als ausführlich mittheilen.

Fünf-

Funfzehntes Capitel.

Aus der großen Verlegenheit, worin sich Wilhelm befand, was er mit dem unglücklichen Alten beginnen sollte, der so deutliche Spuren des Wahnsinns zeigte, riß ihn Laertes noch am selbigen Morgen. Dieser, der nach seiner alten Gewohnheit überall zu seyn pflegte, hatte auf dem Caffeehaus einen Mann gesehen, der vor einiger Zeit die heftigsten Anfälle von Melancholie erduldete. Man hatte ihn einem Landgeistlichen anvertraut, der sich ein besonders Geschäft daraus machte, dergleichen Leute zu behandeln. Auch dießmal war es ihm gelungen; noch war er in der Stadt, und die Familie des Wiederhergestellten erzeigte ihm große Ehre.

Wilhelm eilte sogleich den Mann aufzusuchen, vertraute ihm den Fall und ward mit ihm einig. Man wußte unter gewissen Vorwänden ihm den Alten zu übergeben. Die Scheidung schmerzte Wilhelmen tief, und nur die Hoffnung, ihn wieder hergestellt zu sehen, konnte sie ihm einigermaßen erträglich machen, so sehr war er gewohnt, den Mann um sich zu sehen und seine geistreichen und herzlichen Töne zu vernehmen. Die Harfe

war mit verbrannt; man ſuchte eine andere, die man ihm auf die Reiſe mitgab.

Auch hatte das Feuer die kleine Garderobe Mignons verzehrt, und als man ihr wieder Neuwas eues ſchaffen wollte, that Aurelie den Vorſchlag, daß man ſie doch endlich als Mädchen kleiden ſolle.

Nun gar nicht! rief Mignon aus und beſtand mit großer Lebhaftigkeit auf ihrer alten Tracht, worin man ihr denn auch willfahren mußte.

Die Geſellſchaft hatte nicht viel Zeit, ſich zu beſinnen; die Vorſtellungen gingen ihren Gang.

Wilhelm horchte oft in's Publicum, und nur ſelten kam ihm eine Stimme entgegen, wie er ſie zu hören wünſchte, ja öfters vernahm er, was ihn betrübte oder verdroß. So erzählte zum Beiſpiel, gleich nach der erſten Aufführung Hamlets, ein junger Menſch mit großer Lebhaftigkeit, wie zufrieden er an jenem Ab nd im Schauſpielhauſe geweſen. Wilhelm lauſchte und hörte, zu ſeiner großen Beſchämung, daß der junge Mann zum Verdruß ſeiner Hintermänner den Hut aufbehalten und ihn hartnäckig das ganze Stück hindurch nicht abgethan hatte, welcher Heldenthat er ſich mit dem größten Vergnügen erinnerte.

Ein anderer verſicherte: Wilhelm habe die Rolle des Laertes ſehr gut geſpielt; hingegen mit dem Schauſpieler, der den Hamlet unternommen, könne man nicht eben ſo zufrieden ſeyn. Dieſe Verwechslung war nicht

ganz unnatürlich, denn Wilhelm und Laertes glichen sich, wiewohl in einem sehr entfernten Sinne.

Ein dritter lobte sein Spiel, besonders in der Scene mit der Mutter, auf's lebhafteste, und bedauerte nur: daß eben in diesem feurigen Augenblick ein weißes Band unter der Weste hervorgesehen habe, wodurch die Illusion äußerst gestört worden sey.

In dem Innern der Gesellschaft gingen indessen allerlei Veränderungen vor. Philine hatte seit jenem Abend noch dem Brande Wilhelmen auch nicht das geringste Zeichen einer Annäherung gegeben. Sie hatte, wie es schien vorsetzlich, ein entfernteres Quartier gemiethet, verirrte sich mit Elmiren und kam seltener zu Serlo, womit Aurelie wohl zufrieden war. Serlo, der ihr immer gewogen blieb, besuchte sie manchmal, besonders da er Elmiren bei ihr zu finden hoffte, und nahm eines Abends Wilhelmen mit sich. Beide waren im Hereintreten sehr verwundert, als sie Philinen in dem zweyten Zimmer in den Armen eines jungen Officiers sahen, der eine rothe Uniform und weiße Unterkleider an hatte, dessen abgewendetes Gesicht sie aber nicht sehen konnten. Philine kam ihren besuchenden Freunden in das Vorzimmer entgegen und verschloß das andere. Sie überraschen mich bei einem wunderbaren Abenteuer! rief sie aus.

So wunderbar ist es nicht, sagte Serlo: lassen Sie uns den hübschen, jungen, beneidenswerthen Freund

sehen; Sie haben uns ohnedem schon so zugestutzt, daß wir nicht eifersüchtig seyn dürfen.

Ich muß Ihnen diesen Verdacht noch eine Zeitlang lassen, sagte Philine scherzend; doch kann ich Sie versichern, daß es nur eine gute Freundin ist, die sich einige Tage unbekannt bei mir aufhalten will. Sie sollen ihre Schicksale künftig erfahren, ja vielleicht das interessante Mädchen selbst kennen lernen, und ich werde wahrscheinlich alsdann Ursache haben, meine Bescheidenheit und Nachsicht zu üben; denn ich fürchte, die Herren werden über ihre neue Bekanntschaft ihre alte Freundin vergessen.

Wilhelm stand versteinert da; denn gleich beim ersten Augenblick hatte ihn die rothe Uniform an den so sehr geliebten Rock Mariannens erinnert; es war ihre Gestalt, es waren ihre blonden Haare, nur schien ihm der gegenwärtige Officier etwas größer zu seyn.

Um des Himmels Willen! rief er aus, lassen Sie uns mehr von Ihrer Freundin wissen, lassen Sie uns das verkleidete Mädchen sehen. Wir sind nun einmal Theilnehmer des Geheimnisses; wir wollen versprechen, wir wollen schwören, aber lassen Sie uns das Mädchen sehen!

O wie er in Feuer ist! rief Philine, nur gelassen, nur geduldig, heute wird einmal nichts daraus.

So lassen Sie uns nur ihren Namen wissen! rief Wilhelm.

Das wäre alsdann ein schönes Geheimniß, versetzte Philine.

Wenigstens nur den Vornamen.

Wenn Sie ihn rathen, meinetwegen. Dreymal dürfen Sie rathen, aber nicht öfter; Sie könnten mich sonst durch den ganzen Kalender durchführen.

Gut, sagte Wilhelm: Cecilie also?

Nichts von Cecilien!

Henriette?

Keineswegs! Nehmen Sie sich in Acht! Ihre Neugierde wird ausschlafen müssen.

Wilhelm zauderte und zitterte; er wollte seinen Mund aufthun, aber die Sprache versagte ihm. Mariane? stammelte er endlich, Mariane!

Bravo! rief Philine, getroffen! indem sie sich nach ihrer Gewohnheit auf dem Absatze herum drehte.

Wilhelm konnte kein Wort hervorbringen, und Serlo, der seine Gemüthsbewegung nicht bemerkte, fuhr fort in Philinen zu dringen, daß sie die Thüre öffnen sollte.

Wie verwundert waren daher beide, als Wilhelm auf einmal heftig ihre Neckereyen unterbrach, sich Philinen zu Füßen warf und sie mit dem lebhaftesten Ausdrucke der Leidenschaft bat und beschwor. Lassen Sie mich das Mädchen sehen, rief er aus, sie ist mein, es ist meine Mariane! Sie, nach der ich mich alle Tag

meines Lebens gesehen habe, sie, die mir noch immer statt aller andern Weiber in der Welt ist! Gehen Sie wenigstens zu ihr hinein, sagen Sie ihr, daß ich hier bin, daß der Mensch hier ist, der seine erste Liebe und das ganze Glück seiner Jugend an sie knüpfte. Er will sich rechtfertigen, daß er sie unfreundlich verließ, er will sie um Verzeihung bitten, er will ihr vergeben, was sie auch gegen ihn gefehlt haben mag, er will sogar keine Ansprüche an sie mehr machen, wenn er sie nur noch einmal sehen kann, wenn er nur sehen kann, daß sie lebt und glücklich ist!

Philine schüttelte den Kopf und sagte: mein Freund, reden Sie leise! Betriegen wir uns nicht; und ist das Frauenzimmer wirklich Ihre Freundin, so müssen wir sie schonen, denn sie vermuthet keinesweges, Sie hier zu sehen. Ganz andere Angelegenheiten führen sie hierher, und das wissen Sie doch, man möchte oft lieber ein Gespenst als einen alten Liebhaber zur unrechten Zeit vor Augen sehen. Ich will sie fragen, ich will sie vorbereiten und wir wollen überlegen, was zu thun ist. Ich schreibe Ihnen morgen ein Billet, zu welcher Stunde Sie kommen sollen, oder ob Sie kommen dürfen; gehorchen Sie mir pünktlich, denn ich schwöre, niemand soll gegen meinen und meiner Freundin Willen dieses liebenswürdige Geschöpf mit Augen sehen. Meine Thüren werde ich besser verschlossen halten, und mit Axt und Beil werden Sie mich nicht besuchen wollen.

Wilhelm beschwor sie, Serlo redete ihr zu; vergebens! Beide Freunde mußten zuletzt nachgeben, das Zimmer und das Haus räumen.

Welche unruhige Nacht Wilhelm zubrachte, wird sich jederman denken. Wie langsam die Stunden des Tages dahinzogen, in denen er Philinens Billet erwartete, läßt sich begreifen. Unglücklicherweise mußte er selbigen Abend spielen; er hatte niemals eine größere Pein ausgestanden. Nach geendigtem Stücke eilte er zu Philinen, ohne nur zu fragen, ob er eingeladen worden. Er fand ihre Thüre verschlossen, und die Hausleute sagten: Mademoiselle sey heute früh mit einem jungen Officier weggefahren; sie habe zwar gesagt, daß sie in einigen Tagen wiederkomme, man glaube es aber nicht, weil sie alles bezahlt und ihre Sachen mitgenommen habe.

Wilhelm war außer sich über diese Nachricht. Er eilte zu Laertes, und schlug ihm vor, ihr nachzusetzen, und, es koste was es wolle, über ihren Begleiter Gewißheit zu erlangen. Laertes dagegen verwies seinem Freunde seine Leidenschaft und Leichtgläubigkeit. Ich will wetten, sagte er, es ist niemand anders als Friedrich. Der Junge ist von gutem Hause, ich weiß es recht wohl; er ist unsinnig in das Mädchen verliebt, und hat wahrscheinlich seinen Verwandten so viel Geld abgelockt, daß er wieder eine Zeitlang mit ihr leben kann.

Durch diese Einwendungen ward Wilhelm nicht über-

zeugt, doch zweifelhaft. Laertes stellte ihm vor, wie unwahrscheinlich das Mährchen sey, das Philine ihnen vorgespiegelt hatte, wie Figur und Haar sehr gut auf Friedrichen passe, wie sie bei zwölf Stunden Vorsprung so leicht nicht einzuholen seyn würden, und hauptsächlich wie Serlo keinen von ihnen beiden beim Schauspiele entbehren könne.

Durch alle diese Gründe wurde Wilhelm endlich nur so weit gebracht, daß er Verzicht darauf that, selbst nachzusetzen. Laertes wußte noch in selbiger Nacht einen tüchtigen Mann zu schaffen, dem man den Auftrag geben konnte. Es war ein gesetzter Mann, der mehreren Herrschaften auf Reisen als Kurier und Führer gedient hatte, und eben jetzt ohne Beschäftigung stille lag. Man gab ihm Geld, man unterrichtete ihn von der ganzen Sache, mit dem Auftrage, daß er die Flüchtlinge aufsuchen und einholen, sie alsdann nicht aus den Augen lassen und die Freunde sogleich, wo und wie er sie fände, benachrichtigen solle. Er setzte sich in derselbigen Stunde zu Pferde und ritt dem zweideutigen Paare nach, und Wilhelm war durch diese Anstalt wenigstens einigermaßen beruhigt.

Sechszehntes Capitel.

Die Entfernung Philinens machte keine auffallende Senſation weder auf dem Theater noch im Publico. Es war ihr mit allem wenig Ernſt; die Frauen haßten ſie durchgängig, und die Männer hätten ſie lieber unter vier Augen als auf dem Theater geſehen, und ſo war ihr ſchönes und für die Bühne ſelbſt glückliches Talent verloren. Die übrigen Glieder der Geſellſchaft gaben ſich deſto mehr Mühe; Madame Melina beſonders that ſich durch Fleiß und Aufmerkſamkeit ſehr hervor. Sie merkte, wie ſonſt, Wilhelmen ſeine Grundſätze ab, richtete ſich nach ſeiner Theorie und ſeinem Beiſpiel, und hatte zeither ein ich weiß nicht was in ihrem Weſen, das ſie intereſſanter machte. Sie erlangte bald ein richtiges Spiel und gewann den natürlichen Ton der Unterhaltung vollkommen, und den der Empfindung bis auf einen gewiſſen Grad. Sie wußte ſich in Serlo's Launen zu ſchicken, und befliß ſich des Singens ihm zu Gefallen, worin ſie auch bald ſo weit kam, als man deſſen zur geſelligen Unterhaltung bedarf.

Durch einige neuangenommene Schauſpieler ward die Geſellſchaft noch vollſtändiger, und indem Wilhelm

und Serlo jeder in seiner Art wirkte, jener bei jedem Stücke auf den Sinn und Ton des Ganzen drang, dieser die einzelnen Theile gewissenhaft durcharbeitete, belebte ein lobenswürdiger Eifer auch die Schauspieler, und das Publicum nahm an ihnen einen lebhaften Antheil.

Wir sind auf einem guten Wege, sagte Serlo einst, und wenn wir so fortfahren, wird das Publicum auch bald auf dem rechten seyn. Man kann die Menschen sehr leicht durch tolle und unschickliche Darstellungen irre machen; aber man lege ihnen das Vernünftige und Schickliche auf eine interessante Weise vor, so werden sie gewiß darnach greifen.

Was unserm Theater hauptsächlich fehlt, und warum weder Schauspieler noch Zuschauer zur Besinnung kommen, ist, daß es darauf im Ganzen zu bunt aussieht, und daß man nirgends eine Gränze hat, woran man sein Urtheil anlehnen konnte. Es scheint mir kein Vortheil zu seyn, daß wir unser Theater gleichsam zu einem unendlichen Naturschauplatze ausgeweitet haben; doch kann jetzt weder Director noch Schauspieler sich in die Enge ziehen, bis vielleicht der Geschmack der Nation in der Folge den rechten Kreis selbst bezeichnet. Eine jede gute Societät existirt nur unter gewissen Bedingungen, so auch ein gutes Theater. Gewisse Manieren und Redensarten, gewisse Gegenstände und Arten des Betragens müssen ausgeschlossen seyn. Man wird nicht ärmer, wenn man sein Hauswesen zusammen zieht.

Sie waren hierüber mehr oder weniger einig oder uneinig. Wilhelm und die Meisten waren auf der Seite des Englischen, Serlo und einige auf der Seite des Französischen Theaters.

Man ward einig in leeren Stunden, deren ein Schauspieler leider so viele hat, in Gesellschaft die berühmtesten Schauspiele beider Theater durchzugehen, und das Beste und Nachahmenswerthe derselben zu bemerken. Man machte auch wirklich einen Anfang mit einigen Französischen Stücken. Aurelie entfernte sich jedesmal, sobald die Vorlesung anging. Anfangs hielt man sie für krank; einst aber fragte Sie Wilhelm darüber, dem es aufgefallen war.

Ich werde bei keiner solchen Vorlesung gegenwärtig seyn, sagte sie, denn wie soll ich hören und urtheilen, wenn mir das Herz zerrissen ist? Ich hasse die Französische Sprache von ganzer Seele.

Wie kann man einer Sprache feind seyn, rief Wilhelm aus, der man den größten Theil seiner Bildung schuldig ist, und der wir noch viel schuldig werden müssen, ehe unser Wesen eine Gestalt gewinnen kann?

Es ist kein Vorurtheil! versetzte Aurelie: ein unglücklicher Eindruck, eine verhaßte Erinnerung an meinen treulosen Freund hat mir die Lust an dieser schönen und ausgebildeten Sprache geraubt. Wie ich sie jetzt von ganzem Herzen hasse! Während der Zeit unserer freundschaftlichen Verbindung schrieb er Deutsch, und welch

ein herzliches, wahres, kräftiges Deutsch! Nun da er mich los seyn wollte, fing er an Französisch zu schreiben, das vorher manchmal nur im Scherze geschehen war. Ich fühlte, ich merkte, was es bedeuten sollte. Was er in seiner Muttersprache zu sagen erröthete, konnte er nun mit gutem Gewissen hinschreiben. Zu Reservationen, Halbheiten und Lügen ist es eine treffliche Sprache; sie ist eine perfide Sprache! ich finde, Gott sey Dank! kein Deutsches Wort, um perfid in seinem ganzen Umfange auszudrücken. Unser armseliges treulos ist ein unschuldiges Kind dagegen. Perfid ist treulos mit Genuß, mit Uebermuth und Schadenfreude. O, die Ausbildung einer Nation ist zu beneiden, die so feine Schattirungen in einem Worte auszudrücken weiß! Französisch ist recht die Sprache der Welt, werth, die allgemeine Sprache zu seyn, damit sie sich nur alle unter einander recht betriegen und belügen können! Seine Französischen Briefe ließen sich noch immer gut genug lesen. Wenn man sich's einbilden wollte, klangen sie warm und selbst leidenschaftlich; doch genau besehen, waren es Phrasen, vermaledeyte Phrasen! Er hatte mir alle Freude an der ganzen Sprache, an der Französischen Literatur, selbst an dem schönen und köstlichen Ausdruck edler Seelen in dieser Mundart verdorben; mich schaudert, wenn ich ein Französisches Wort höre!

Auf diese Weise konnte sie stundenlang fortfahren

ihren Unmuth zu zeigen und jede andere Unterhaltung zu unterbrechen oder zu verstimmen. Serlo machte früher oder später ihren launischen Aeußerungen mit einiger Bitterkeit ein Ende; aber gewöhnlich war für diesen Abend das Gespräch zerstört.

Ueberhaupt ist es leider der Fall, daß alles was durch mehrere zusammentreffende Menschen und Umstände hervorgebracht werden soll, keine lange Zeit sich vollkommen erhalten kann. Von einer Theatergesellschaft so gut wie von einem Reiche, von einem Cirkel Freunde so gut wie von einer Armee, läßt sich gewöhnlich der Moment angeben, wenn sie auf der höchsten Stufe ihrer Vollkommenheit, ihrer Uebereinstimmung, ihrer Zufriedenheit und Thätigkeit standen; oft aber verändert sich schnell das Personal, neue Glieder treten hinzu, die Personen passen nicht mehr zu den Umständen, die Umstände nicht mehr zu den Personen; es wird alles anders, und was vorher verbunden war, fällt nunmehr bald aus einander. So konnte man sagen, daß Serlo's Gesellschaft eine Zeitlang so vollkommen war, als irgend eine Deutsche sich hätte rühmen können. Die meisten Schauspieler standen an ihrem Platze; alle hatten genug zu thun, und alle thaten gern was zu thun war. Ihre persönlichen Verhältnisse waren leidlich, und jedes schien in seiner Kunst viel zu versprechen, weil jedes die ersten Schritte mit Feuer und Munterkeit that. Bald aber entdeckte sich, daß ein Theil doch nur Automaten waren, die nur

des erreichen konnten, wohin man ohne Gefühl gelangen kann, und bald mischten sich die Leidenschaften dazwischen, die gewöhnlich jeder guten Einrichtung im Wege stehen und alles so leicht auseinander zerren, was vernünftige und wohldenkende Menschen zusammen zu halten wünschen.

Philinens Abgang war nicht so unbedeutend als man anfangs glaubte. Sie hatte mit großer Geschicklichkeit Serlo zu unterhalten, und die übrigen mehr oder weniger zu reizen gewußt. Sie ertrug Aureliens Heftigkeit mit großer Geduld, und ihr eigenstes Geschäft war, Wilhelmen zu schmeicheln. So war sie eine Art von Bindungsmittel für's Ganze, und ihr Verlust mußte bald fühlbar werden.

Serlo konnte ohne eine kleine Liebschaft nicht leben. Elmire, die in weniger Zeit herangewachsen und man konnte beinahe sagen schön geworden war, hatte schon lange seine Aufmerksamkeit erregt, und Philine war klug genug, diese Leidenschaft, die sie merkte, zu begünstigen. Man muß sich, pflegte sie zu sagen, bei Zeiten auf's Kuppeln legen; es bleibt uns doch weiter nichts übrig, wenn wir alt werden. Dadurch hatten sich Serlo und Elmire dergestalt genähert, daß sie nach Philinens Abschiede bald einig wurden, und der kleine Roman interessirte sie beide, um so mehr, als sie ihn vor dem Alten, der über eine solche Unregelmäßigkeit keinen Scherz verstanden hätte, geheim zu halten alle

Urſache hatten. Elmirens Schweſter war mit im Verſtändniß, und Serlo mußte beiden Mädchen dieſer vieles nachſehen. Eine ihrer größten Untugenden war eine unmäßige Näſcherey, ja wenn man will, eine unleidliche Gefräßigkeit, worin ſie Philinen keineswegs glichen, die dadurch einen neuen Schein von Liebenswürdigkeit erhielt, daß ſie gleichſam nur von der Luft lebte, ſehr wenig aß, und nur den Schaum eines Champagnerglaſes mit der größten Zierlichkeit wegſchlürfte.

Nun aber mußte Serlo, wenn er ſeiner Schönen gefallen wollte, das Frühſtück mit dem Mittagseſſen verbinden, und an dieſes durch ein Veſperbrot das Abendeſſen anknüpfen. Dabei hatte Serlo einen Plan, deſſen Ausführung ihn beunruhigte. Er glaubte eine gewiſſe Neigung zwiſchen Wilhelmen und Aurelien zu entdecken, und wünſchte ſehr, daß ſie ernſtlich werden möchte. Er hoffte den ganzen mechaniſchen Theil der Theaterwirthſchaft Wilhelmen aufzubürden, und an ihm, wie an ſeinem erſten Schwager, ein treues und fleißiges Werkzeug zu finden. Schon hatte er ihm nach und nach den größten Theil der Beſorgung unmerklich übertragen, Aurelie führte die Caſſe, und Serlo lebte wieder wie in früheren Zeiten ganz nach ſeinem Sinne. Doch war etwas, was ſowohl ihn als ſeine Schweſter heimlich kränkte.

Das Publicum hat eine eigne Art, gegen öffentliche Menſchen von anerkanntem Verdienſte zu verfahren; es

fängt nach und nach an gleichgültig gegen sie zu werden, und begünstigt viel geringere aber neu erscheinende Talente; es macht an jene übertriebene Forderungen, und läßt sich von diesen alles gefallen.

Serlo und Aurelie hatten Gelegenheit genug hierüber Betrachtungen anzustellen. Die neuen Ankömmlinge, besonders die jungen und wohlgebildeten, hatten alle Aufmerksamkeit, allen Beifall auf sich gezogen, und beide Geschwister mußten die meiste Zeit, nach ihren eifrigsten Bemühungen, ohne den willkommenen Klang der zusammenschlagenden Hände abtreten. Freilich kamen dazu noch besondere Ursachen. Aureliens Stolz war auffallend, und von ihrer Verachtung des Publicums waren Viele unterrichtet. Serlo schmeichelte zwar jederman im Einzelnen, aber seine spitzen Reden über das Ganze waren doch auch öfters herumgetragen und wiederholt worden. Die neuen Glieder hingegen waren theils fremd und unbekannt, theils jung, liebenswürdig und hülfsbedürftig, und hatten also auch sämmtlich Gönner gefunden.

Nun gab es auch bald innerliche Unruhen und manches Mißvergnügen; denn kaum bemerkte man, daß Wilhelm die Beschäftigung eines Regisseurs übernommen hatte, so fingen die meisten Schauspieler um desto mehr an unartig zu werden, als er nach seiner Weise etwas mehr Ordnung und Genauigkeit in das Ganze zu

brin-

bringen wünſchte, und beſonders darauf beſtand, daß alles Mechaniſche vor allen Dingen pünktlich und ordentlich gehen ſolle.

In kurzer Zeit war das ganze Verhältniß, das wirklich eine Zeitlang beinahe idealiſch gehalten hatte, ſo gemein, als man es nur irgend bei einem herumreiſenden Theater finden mag. Und leider in dem Augenblicke, als Wilhelm durch Mühe, Fleiß und Anſtrengung ſich mit allen Erforderniſſen des Metiers bekannt gemacht und ſeine Perſon ſowohl als ſeine Geſchäftigkeit vollkommen dazu gebildet hatte, ſchien es ihm endlich in trüben Stunden, daß dieſes Handwerk weniger, als irgend ein andres, den nöthigen Aufwand von Zeit und Kräften verdiene. Das Geſchäft war läſtig und die Belohnung gering. Er hätte jedes andere lieber übernommen, bei dem man doch, wenn es vorbei iſt, der Ruhe des Geiſtes genießen kann, als dieſes, wo man nach überſtandenen mechaniſchen Mühſeligkeiten noch durch die höchſte Anſtrengung des Geiſtes und der Empfindung erſt das Ziel ſeiner Thätigkeit erreichen ſoll. Er mußte die Klagen Aureliens über die Verſchwendung des Bruders hören, er mußte die Winke Serlo's mißverſtehen, wenn dieſer ihn zu einer Heirath mit der Schweſter von ferne zu leiten ſuchte. Er hatte dabei ſeinen Kummer zu verbergen, der ihn auf das tiefſte drückte, indem der nach dem zweydeutigen Officier fortgeſchickte Bote nicht zurückkam, auch nichts von ſich hören ließ, und unſer

Freund daher seine Mariane zum zweytenmal verloren zu haben fürchten mußte.

Zu eben dieser Zeit fiel eine allgemeine Trauer ein, wodurch man genöthigt ward, das Theater auf einige Wochen zu schließen. Er ergriff diese Zwischenzeit, um jenen Geistlichen zu besuchen, bei welchem der Harfenspieler in der Kost war. Er fand ihn in einer angenehmen Gegend, und das Erste, was er in dem Pfarrhofe erblickte, war der Alte, der einem Knaben auf seinem Instrumente Lection gab. Er bezeugte viel Freude, Wilhelmen wieder zu sehen, stand auf und reichte ihm die Hand und sagte: Sie sehen, daß ich in der Welt doch noch zu etwas nütze bin; Sie erlauben, daß ich fortfahre, denn die Stunden sind eingetheilt.

Der Geistliche begrüßte Wilhelmen auf das freundlichste und erzählte ihm, daß der Alte sich schon recht gut anlasse, und daß man Hoffnung zu seiner völligen Genesung habe.

Ihr Gespräch fiel natürlich auf die Methode, Wahnsinnige zu curiren.

Außer dem Physischen, sagte der Geistliche, das uns oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legt und worüber ich einen denkenden Arzt zu Rathe ziehe, finde ich die Mittel vom Wahnsinne zu heilen sehr einfach. Es sind eben dieselben, wodurch man gesunde Menschen hindert, wahnsinnig zu werden. Man erregе ihre Selbstthätigkeit, man gewöhne sie an Ordnung,

man gebe ihnen einen Begriff, daß sie ihr Seyn und Schicksal mit so Vielen gemein haben, daß das außerordentliche Talent, das größte Glück und das höchste Unglück nur kleine Abweichungen von dem gewöhnlichen sind; so wird sich kein Wahnsinn einschleichen, und wenn er da ist, nach und nach wieder verschwinden. Ich habe des alten Mannes Stunden eingetheilt, er unterrichtet einige Kinder auf der Harfe, er hilft im Garten arbeiten, und ist schon viel heiterer. Er wünscht von dem Kohle zu genießen, den er pflanzt, und wünscht meinen Sohn, dem er die Harfe auf den Todesfall geschenkt hat, recht emsig zu unterrichten, damit sie der Knabe ja auch brauchen könne. Als Geistlicher suche ich ihm über seine wunderbaren Scrupel nur wenig zu sagen, aber ein thätiges Leben führt so viele Ereignisse herbei, daß er bald fühlen muß, daß jede Art von Zweifel nur durch Wirksamkeit gehoben werden kann. Ich gehe sachte zu Werke; wenn ich ihm aber noch seinen Bart und seine Kutte wegnehmen kann, so habe ich viel gewonnen: denn es bringt uns nichts näher dem Wahnsinn, als wenn wir uns vor andern auszeichnen, und nichts erhält so sehr den gemeinen Verstand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menschen zu leben. Wie vieles ist leider nicht in unserer Erziehung und in unsern bürgerlichen Einrichtungen, wodurch wir uns und unsere Kinder zur Tollheit vorbereiten.

Wilhelm verweilte bei diesem vernünftigen Manne einige Tage, und erfuhr die interessantesten Geschichten,

nicht allein von verrückten Menſchen, ſondern auch von ſolchen, die man für klug, ja für weiſe zu halten pflegt, und deren Eigenthümlichkeiten nahe an den Wahnſinn gränzen.

Dreyfach belebt aber ward die Unterhaltung, als der Medicus eintrat, der den Geiſtlichen, ſeinen Freund, öfters zu beſuchen, und ihm bei ſeinen menſchenfreundlichen Bemühungen beizuſtehen pflegte. Es war ein ältlicher Mann, der bei einer ſchwächlichen Geſundheit viele Jahre in Ausübung der edelſten Pflichten zugebracht hatte. Er war ein großer Freund vom Landleben und konnte faſt nicht anders als in freier Luft ſeyn; dabei war er äußerſt geſellig und thätig, und hatte ſeit vielen Jahren eine beſondere Neigung, mit allen Landgeiſtlichen Freundſchaft zu ſtiften. Jedem, an dem er eine nützliche Beſchäftigung kannte, ſuchte er auf alle Weiſe beizuſtehen; andern, die noch unbeſtimmt waren, ſuchte er eine Liebhaberey einzureden; und da er zugleich mit den Edelleuten, Amtmännern und Gerichtshaltern in Verbindung ſtand, ſo hatte er in Zeit von zwanzig Jahren ſehr viel im Stillen zur Cultur mancher Zweige der Landwirthſchaft beigetragen, und alles, was dem Felde, Thieren und Menſchen erſprießlich iſt, in Bewegung gebracht, und ſo die wahrſte Aufklärung befördert. Für den Menſchen, ſagte er, ſey nur das Eine ein Unglück, wenn ſich irgend eine Idee bei ihm feſtſetze, die keinen Einfluß in's thätige Leben habe oder ihn wohl

gar vom thätigen Leben abziehe. Ich habe, ſagte er, gegenwärtig einen ſolchen Fall an einem vornehmen und reichen Ehepaar, wo mir bis jetzt noch alle Kunſt mißglückt iſt; faſt gehört der Fall in Ihr Fach, lieber Paſter, und dieſer junge Mann wird ihn nicht weiter erzählen.

In der Abweſenheit eines vornehmen Mannes verkleidete man, mit einem nicht ganz lebenswürdigen Scherze, einen jungen Menſchen in die Hauskleidung dieſes Herrn. Seine Gemahlin ſollte dadurch angeführt werden, und ob man mir es gleich nur als eine Poſſe erzählt hat, ſo fürchte ich doch ſehr, man hatte die Abſicht, die edle, liebenswürdige Dame vom rechten Wege abzuleiten. Der Gemahl kommt unvermuthet zurück, tritt in ſein Zimmer, glaubt ſich ſelbſt zu ſehen, und fällt von der Zeit an in eine Melancholie, in der er die Ueberzeugung nährt, daß er bald ſterben werde.

Er überläßt ſich Perſonen, die ihm mit religiöſen Ideen ſchmeicheln, und ich ſehe nicht, wie er abzuhalten iſt, mit ſeiner Gemahlin unter die Herrenhuter zu gehen, und den größten Theil ſeines Vermögens, da er keine Kinder hat, ſeinen Verwandten zu entziehen.

Mit ſeiner Gemahlin? rief Wilhelm, den dieſe Erzählung nicht wenig erſchreckt hatte, ungeſtüm aus.

Und leider, verſetzte der Arzt, der in Wilhelms Ausrufung nur eine menſchenfreundliche Theilnahme zu hören glaubte, iſt dieſe Dame mit einem noch tiefern Kummer behaftet, der ihr eine Entfernung von der Welt nicht

widerlich macht. Eben dieser junge Mensch nimmt Abschied von ihr, sie ist nicht versichtig genug, eine aufkeimende Neigung zu verbergen; er wird kühn, schließt sie in seine Arme, und drückt ihr das große mit Brillanten besetzte Portrait ihres Gemahls gewaltsam wider die Brust. Sie empfindet einen heftigen Schmerz, der nach und nach vergeht, erst eine kleine Röthe und dann keine Spur zurück läßt. Ich bin als Mensch überzeugt, daß sie sich nichts weiter vorzuwerfen hat; ich bin als Arzt gewiß, daß dieser Druck keine üblen Folgen haben werde, aber sie läßt sich nicht ausreden, es sey eine Verhärtung da, und wenn man ihr durch das Gefühl den Wahn benehmen will, so behauptet sie, nur in diesem Augenblick sey nichts zu fühlen; sie hat sich fest eingebildet, es werde dieses Uebel mit einem Krebsschaden sich endigen, und so ist ihre Jugend, ihre Liebenswürdigkeit für sie und andere völlig verloren.

Ich Unglückseliger! rief Wilhelm, indem er sich vor die Stirne schlug und aus der Gesellschaft in's Feld lief. Er hatte sich noch nie in einem solchen Zustande befunden.

Der Arzt und der Geistliche, über diese seltsame Entdeckung höchlich erstaunt, hatten Abends genug mit ihm zu thun, als er zurückkam und bei dem umständlichern Bekenntniß dieser Begebenheiten sich auf's lebhafteste anklagte. Beide Männer nahmen den größten Antheil an ihm, besonders da er ihnen seine übrige Lage

nun auch mit ſchwarzen Farben der augenblicklichen Stimmung mahlte.

Den andern Tag ließ ſich der Arzt nicht lange bitten, mit ihm nach der Stadt zu gehen, um ihm Geſellſchaft zu leiſten, und Aurelien, die ihr Freund in bedenklichen Umſtänden zurückgelaſſen hatte, wo möglich Hülfe zu verſchaffen.

Sie fanden ſie auch wirklich ſchlimmer, als ſie vermutheten. Sie hatte eine Art von überſpringendem Fieber, dem um ſo weniger beizukommen war, als ſie die Anfälle nach ihrer Art vorſätzlich unterhielt und verſtärkte. Der Fremde ward nicht als Arzt eingeführt, und betrug ſich ſehr gefällig und klug. Man ſprach über den Zuſtand ihres Körpers und ihres Geiſtes, und der neue Freund erzählte manche Geſchichten, wie Perſonen, ungeachtet einer ſolchen Kränklichkeit, ein hohes Alter erreichen könnten; nichts aber ſey ſchädlicher in ſolchen Fällen, als eine vorſätzliche Erneuerung leidenſchaftlicher Empfindungen. Beſonders verbarg er nicht, daß er diejenigen Perſonen ſehr glücklich gefunden habe, die bei einer nicht ganz herzuſtellenden kränklichen Anlage wahrhaft religiöſe Geſinnungen bei ſich zu nähren beſtimmt geweſen wären. Er ſagte das auf eine ſehr beſcheidene Weiſe und gleichſam hiſteriſch, und verſprach dabei ſeinen neuen Freunden eine ſehr intereſſante Lectüre an einem Manuſcript zu verſchaffen, das er aus den Händen einer nunmehr abgeſchiedenen vortrefflichen Freundin

erhalten habe. Es ist mir unendlich werth, sagte er, und ich vertraue Ihnen das Original selbst an. Nur der Titel ist von meiner Hand: Bekenntnisse einer schönen Seele.

Ueber diätetische und medicinische Behandlung der unglücklichen aufgespannten Aurelie vertraute der Arzt Wilhelmen noch seinen besten Rath, versprach zu schreiben und wo möglich selbst wieder zu kommen.

Inzwischen hatte sich in Wilhelms Abwesenheit eine Veränderung vorbereitet, die er nicht vermuthen konnte. Wilhelm hatte während der Zeit seiner Regie das ganze Geschäft mit einer gewissen Freiheit und Liberalität behandelt, vorzüglich auf die Sache gesehen, und besonders bei Kleidungen, Decorationen und Requisiten alles reichlich und anständig angeschafft, auch, um den guten Willen der Leute zu erhalten, ihrem Eigennutze geschmeichelt, da er ihnen durch edlere Motive nicht beikommen konnte; und er fand sich hierzu um so mehr berechtigt, als Serlo selbst keine Ansprüche machte, ein genauer Wirth zu seyn, den Glanz seines Theaters gerne leben hörte und zufrieden war, wenn Aurelie, welche die ganze Haushaltung führte, nach Abzug aller Kosten, versicherte, daß sie keine Schulden habe, und noch so viel hergab, als nöthig war, die Schulden abzutragen, die Serlo unterdessen durch außerordentliche Freigebigkeit gegen seine Schönen und sonst etwa auf sich geladen haben mochte.

Melina, der indeſſen die Garderobe beſorgte, hatte kalt und heimtückiſch wie er war, der Sache im Stillen zugeſehen, und wußte, bei der Entfernung Wilhelms und bei der zunehmenden Krankheit Aureliens, Serlo fühlbar zu machen, daß man eigentlich mehr einnehmen, weniger ausgeben, und entweder etwas zurücklegen oder doch am Ende nach Willkür noch luſtiger leben könne. Serlo hörte das gern und Melina wagte ſich mit ſeinem Plane hervor.

Ich will, ſagte er, nicht behaupten, daß einer von den Schauſpielern gegenwärtig zu viel Gage hat: es ſind verdienſtvolle Leute, und ſie würden an jedem Orte willkommen ſeyn; allein für die Einnahme, die ſie uns verſchaffen, erhalten ſie doch zu viel. Mein Vorſchlag wäre eine Oper einzurichten, und was das Schauſpiel betrifft, ſo muß ich Ihnen ſagen, Sie ſind der Mann, allein ein ganzes Schauſpiel auszumachen. Müſſen Sie jetzt nicht ſelbſt erfahren, daß man Ihre Verdienſte verkennt. Nicht, weil Ihre Mitſpieler vortrefflich, ſondern weil ſie gut ſind, läßt man Ihrem außerordentlichen Talente keine Gerechtigkeit mehr widerfahren.

Stellen Sie ſich, wie wohl ſonſt geſchehen iſt, nur allein hin, ſuchen Sie mittelmäßige, ja ich darf ſagen ſchlechte Leute für geringe Gage an ſich zu ziehen, ſtutzen Sie das Volk, wie Sie es ſo ſehr verſtehen, im Mechaniſchen zu, wenden Sie das Uebrige an die Oper, und Sie werden ſehen, daß Sie mit derſelben Mühe und mit

denselben Kosten mehr Zufriedenheit erregen, und ungleich mehr Geld als bisher gewinnen werden.

Serlo war zu sehr geschmeichelt, als daß seine Einwendungen einige Stärke hätten haben sollen. Er gestand Melina'n gerne zu, daß er bei seiner Liebhaberey zur Musik längst so etwas gewünscht habe; doch sehe er freilich ein, daß die Neigung des Publicums dadurch noch mehr auf Abwege geleitet, und daß bei so einer Vermischung eines Theaters, das nicht recht Oper nicht recht Schauspiel sey, nothwendig der Ueberrest von Geschmack an einem bestimmten und ausführlichen Kunstwerke sich völlig verlieren müsse.

Melina scherzte nicht ganz fein über Wilhelms pedantische Ideale dieser Art, über die Anmaßung das Publicum zu bilden, statt sich von ihm bilden zu lassen, und beide vereinigten sich mit großer Ueberzeugung, daß man nur Geld einnehmen, reich werden oder sich lustig machen solle, und verbargen sich kaum, daß sie nur jener Personen los zu seyn wünschten, die ihrem Plane im Wege standen. Melina bedauerte, daß die schwächliche Gesundheit Aureliens ihr kein langes Leben versprechе, dachte aber gerade das Gegentheil. Serlo schien zu beklagen, daß Wilhelm nicht Sänger sey, und gab dadurch zu verstehen, daß er ihn für bald entbehrlich halte. Melina trat mit einem ganzen Register von Ersparnissen, die zu machen seyen, hervor, und Serlo sah in ihm seinen ersten Schwager dreyfach ersetzt. Sie

fühlten wohl, daß sie sich über diese Unterredung das Geheimniß zuzusagen hatten, wurden dadurch nur noch mehr aneinander geknüpft und nahmen Gelegenheit, insgeheim über alles was vorkam, sich zu besprechen, was Aurelie und Wilhelm unternahmen zu tadeln, und ihr neues Project in Gedanken immer mehr auszuarbeiten.

So verschwiegen auch beide über ihren Plan seyn mochten, und so wenig sie durch Worte sich verriethen, so waren sie doch nicht politisch genug, in dem Betragen ihre Gesinnungen zu verbergen. Melina widersetzte sich Wilhelmen in manchen Fällen, die in seinem Kreise lagen, und Serlo, der niemals glimpflich mit seiner Schwester umgegangen war, ward nur bitterer, jemehr ihre Kränklichkeit zunahm, und jemehr sie bei ihren ungleichen, leidenschaftlichen Launen Schonung verdient hätte.

Zu eben dieser Zeit nahm man Emilie Galotti vor. Dieses Stück war sehr glücklich besetzt, und alle konnten in dem beschränkten Kreise dieses Trauerspiels die ganze Mannichfaltigkeit ihres Spiels zeigen. Serlo war als Marinelli an seinem Platze, Odoardo ward sehr gut vorgetragen, Madame Melina spielte die Mutter mit vieler Einsicht, Elmire zeichnete sich in der Rolle Emiliens zu ihrem Vortheil aus, Laertes trat als Appiani mit vielem Anstand auf, und Wilhelm hatte ein Studium von mehreren Monaten auf die Rolle des Prinzen verwendet. Bei dieser Gelegenheit hatte er, sowohl

mit sich selbst als mit Serlo und Aurelien, die Frage oft abgehandelt: welch ein Unterschied sich zwischen einem edlen und vornehmen Betragen zeige, und in wiefern jenes in diesem, dieses aber nicht in jenem enthalten zu seyn brauche?

Serlo, der selbst als Marinelli den Hofmann rein, ohne Carricatur verstellte, äußerte über diesen Punct manchen guten Gedanken. Der vornehme Anstand, sagte er, ist schwer nachzuahmen, weil er eigentlich negativ ist, und eine lange anhaltende Uebung voraussetzt. Denn man soll nicht etwa in seinem Benehmen etwas darstellen, das Würde anzeigt: denn leicht fällt man dadurch in ein förmliches stolzes Wesen; man soll vielmehr nur alles vermeiden, was unwürdig, was gemein ist; man soll sich nie vergessen, immer auf sich und andere Acht haben, sich nichts vergeben, andern nicht zu viel, nicht zu wenig thun, durch nichts gerührt scheinen, durch nichts bewegt werden, sich niemals übereilen, sich in jedem Momente zu fassen wissen, und so ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es stürmen wie es will. Der edle Mensch kann sich in Momenten vernachlässigen, der vornehme nie. Dieser ist wie ein sehr wohlgekleideter Mann: er wird sich nirgends anlehnen, und jederman wird sich hüten, an ihn zu streichen; er unterscheidet sich vor andern, und doch darf er nicht allein stehen bleiben; denn wie in jeder Kunst, also auch in dieser, soll zuletzt das Schwerste

mit Leichtigkeit ausgeführt werden; so soll der Vornehme, ungeachtet aller Absonderung, immer mit andern verbunden scheinen, nirgends steif, überall gewandt seyn, immer als der erste erscheinen, und sich nie als ein solcher aufdringen.

Man sieht also, daß man, um vornehm zu scheinen, wirklich vornehm seyn müsse; man sieht, warum Frauen im Durchschnitt sich eher dieses Ansehen geben können als Männer, warum Hofleute und Soldaten am schnellsten zu diesem Anstande gelangen.

Wilhelm verzweifelte nun fast an seiner Rolle, allein Serlo half ihm wieder auf, indem er ihm über das Einzelne die feinsten Bemerkungen mittheilte, und ihn dergestalt ausstattete, daß er bei der Aufführung, wenigstens in den Augen der Menge, einen recht feinen Prinzen darstellte.

Serlo hatte versprochen ihm nach der Vorstellung die Bemerkungen mitzutheilen, die er noch allenfalls über ihn machen würde; allein ein unangenehmer Streit zwischen Bruder und Schwester hinderte jede kritische Unterhaltung. Aurelie hatte die Rolle der Orsina auf eine Weise gespielt, wie man sie wohl niemals wieder sehen wird. Sie war mit der Rolle überhaupt sehr bekannt, und hatte sie in den Proben gleichgültig behandelt; bei der Aufführung selbst aber zog sie, möchte man sagen, alle Schleusen ihres individuellen Kummers auf, und es ward dadurch eine Darstellung, wie sie sich kein

Dichter in dem ersten Feuer der Erfindung hätte denken können. Ein unmäßiger Beifall des Publicums belohnte ihre schmerzlichen Bemühungen, aber sie lag auch halb ohnmächtig in einem Sessel, als man sie nach der Aufführung aufsuchte.

Serlo hatte schon über ihr übertriebenes Spiel, wie er es nannte, und über die Entblößung ihres innersten Herzens vor dem Publicum, das doch mehr oder weniger mit jener fatalen Geschichte bekannt war, seinen Unwillen zu erkennen gegeben, und, wie er es im Zorn zu thun pflegte, mit den Zähnen geknirscht und mit den Füßen gestampft. Laßt sie, sagte er, als er sie von den übrigen umgeben in dem Sessel fand, sie wird noch ehestens ganz nackt auf das Theater treten, und dann wird erst der Beifall recht vollkommen seyn.

Undankbarer! rief sie aus, Unmenschlicher! Man wird mich bald nackt dahin tragen, wo kein Beifall mehr zu unsern Ohren kommt! Mit diesen Worten sprang sie auf und eilte nach der Thüre. Die Magd hatte versäumt, ihr den Mantel zu bringen, die Portechaise war nicht da; es hatte geregnet und ein sehr rauher Wind zog durch die Straßen. Man redete ihr vergebens zu, denn sie war übermäßig erhitzt; sie ging vorsätzlich langsam und lobte die Kühlung, die sie recht begierig einzusaugen schien. Kaum war sie zu Hause, als sie vor Heiserkeit kaum ein Wort mehr sprechen konnte; sie gestand aber nicht, daß sie im Nacken und den Rücken

hinab eine völlige Steifigkeit fühlte. Nicht lange, so überfiel sie eine Art von Lähmung der Zunge, so daß sie ein Wort für's andere sprach; man brachte sie zu Bette, durch häufig angewandte Mittel legte sich ein Uebel, indem sich das andere zeigte. Das Fieber ward stark und ihr Zustand gefährlich.

Den andern Morgen hatte sie eine ruhige Stunde. Sie ließ Wilhelm rufen und übergab ihm einen Brief. Dieses Blatt, sagte sie, wartet schon lange auf diesen Augenblick. Ich fühle, daß das Ende meines Lebens bald heran nahr; versprechen Sie mir, daß Sie es selbst abgeben und daß Sie durch wenige Worte mein Leiden an dem Ungetreuen rächen wollen. Er ist nicht fühllos, und wenigstens soll ihn mein Tod einen Augenblick schmerzen.

Wilhelm übernahm den Brief, indem er sie jedoch tröstete und den Gedanken des Todes von ihr entfernen wollte.

Nein, versetzte sie, benehmen Sie mir nicht meine nächste Hoffnung. Ich habe ihn lange erwartet und will ihn freudig in die Arme schließen.

Kurz darauf kam das vom Arzt versprochene Manuscript an. Sie ersuchte Wilhelmen, ihr daraus vorzulesen, und die Wirkung, die es that, wird der Leser am besten beurtheilen können, wenn er sich mit dem folgenden Buche bekannt gemacht hat. Das heftige und trotzige Wesen unsrer armen Freundin ward auf einmal gelin-

gen werden, und unſer Freund war mit allem zufrieden, was ihm ſeinen Urlaub auf einige Wochen erleichterte.

Er hatte ſich eine ſonderbar wichtige Idee von ſeinem Auftrage gemacht. Der Tod ſeiner Freundin hatte ihn tief gerührt, und da er ſie ſo frühzeitig von dem Schauplatze abtreten ſah, mußte er nothwendig gegen den, der ihr Leben verkürzt, und dieſes kurze Leben ihr ſo qualvoll gemacht, feindſelig geſinnt ſeyn.

Ungeachtet der letzten gelinden Worte der Sterbenden, nahm er ſich doch vor, bei Ueberreichung des Briefs ein ſtrenges Gericht über den ungetreuen Freund ergehn zu laſſen, und da er ſich nicht einer zufälligen Stimmung vertrauen wollte, dachte er an eine Rede, die in der Ausarbeitung pathetiſcher als billig ward. Nachdem er ſich völlig von der guten Compoſition ſeines Aufſatzes überzeugt hatte, machte er, indem er ihn auswendig lernte, Anſtalt zu ſeiner Abreiſe. Mignon war beim Einpacken gegenwärtig und fragte ihn, ob er nach Süden oder nach Norden reiſe? und als ſie das letzte von ihm erfuhr, ſagte ſie: ſo will ich dich hier wieder erwarten. Sie bat ihn um die Perlenſchnur Marianens, die er dem lieben Geſchöpf nicht verſagen konnte; das Halstuch hatte ſie ſchon. Dagegen ſteckte ſie ihm den Schleier des Geiſtes in den Mantelſack, ob er ihr gleich ſagte, daß ihm dieſer Flor zu keinem Gebrauch ſey.

Melina übernahm die Regie, und ſeine Frau verſprach auf die Kinder ein mütterliches Auge zu haben,

von denen sich Wilhelm ungern losriß. Felix war sehr lustig beim Abschiede, und als man ihn fragte: was er wolle mitgebracht haben, sagte er: Höre! bringe mir einen Vater mit. Mignon nahm den Scheidenden bei der Hand, und indem sie, auf die Zehen gehoben, ihm einen treuherzigen und lebhaften Kuß, doch ohne Zärtlichkeit, auf die Lippen drückte, sagte sie: Meister! vergiß uns nicht und komm bald wieder.

Und so lassen wir unsern Freund unter tausend Gedanken und Empfindungen seine Reise antreten, und zeichnen hier noch zum Schlusse ein Gedicht auf, das Mignon mit großem Ausdruck einigemal recitirt hatte, und das wir früher mitzutheilen durch den Drang so mancher sonderbaren Ereignisse verhindert wurden.

Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen.
Denn mein Geheimniß ist mir Pflicht;
Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen,
Allein das Schicksal will es nicht.

Zur rechten Zeit vertreibt der Sonne Lauf
Die finstre Nacht, und sie muß sich erhellen.
Der harte Fels schließt seinen Busen auf,
Mißgönnt der Erde nicht die tiefverborgnen Quellen.

Ein jeder sucht im Arm des Freundes Ruh,
Dort kann die Brust in Klagen sich ergießen:
Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu,
Und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Sechstes Buch.

Bekenntniſſe
einer ſchönen Seele.

Bis in mein achtes Jahr war ich ein ganz geſundes Kind, weiß mich aber von dieſer Zeit ſo wenig zu erinnern, als von dem Tage meiner Geburt. Mit dem Anfange des achten Jahres bekam ich einen Blutſturz, und in dem Augenblick war meine Seele ganz Empfindung und Gedächtniß. Die kleinſten Umſtände dieſes Zufalls ſtehn mir noch vor Augen, als hätte er ſich geſtern ereignet.

Während des neunmonatlichen Krankenlagers, das ich mit Geduld aushielt, ward, ſo wie mich dünkt, der Grund zu meiner ganzen Denkart gelegt, indem meinem Geiſte die erſten Hülfsmittel gereicht wurden, ſich nach ſeiner eigenen Art zu entwickeln.

Ich litt und liebte, das war die eigentliche Geſtalt meines Herzens. In dem heftigſten Huſten und abmattenden Fieber war ich ſtille wie eine Schnecke, die ſich in ihr Haus zieht; ſobald ich ein wenig Luft hatte, wollte ich etwas Angenehmes fühlen, und da mir aller übrige Genuß verſagt war, ſuchte ich mich durch Augen und Ohren ſchadlos zu halten. Man brachte mir Puppen-

werk und Bilderbücher, und wer Sitz an meinem Bette haben wollte, mußte mir etwas erzählen.

Von meiner Mutter hörte ich die biblischen Geschichten gern an; der Vater unterhielt mich mit Gegenständen der Natur. Er besaß ein artiges Cabinet. Davon brachte er gelegentlich eine Schublade nach der andern herunter, zeigte mir die Dinge und erklärte sie mir nach der Wahrheit. Getrocknete Pflanzen und Insecten und manche Arten von anatomischen Präparaten, Menschenhaut, Knochen, Mumien und dergleichen kamen auf das Krankenbette der Kleinen; Vögel und Thiere, die er auf der Jagd erlegte, wurden mir vorgezeigt, ehe sie nach der Küche gingen; und damit doch auch der Fürst der Welt eine Stimme in dieser Versammlung behielte, erzählte mir die Tante Liebesgeschichten und Feenmährchen. Alles ward angenommen, und alles faßte Wurzel. Ich hatte Stunden, in denen ich mich lebhaft mit dem unsichtbaren Wesen unterhielt; ich weiß noch einige Verse, die ich der Mutter damals in die Feder dictirte.

Oft erzählte ich dem Vater wieder, was ich von ihm gelernt hatte. Ich nahm nicht leicht eine Arzenen, ohne zu fragen, wo wachsen die Dinge, aus denen sie gemacht ist? wie sehen sie aus? wie heißen sie? Aber die Erzählungen meiner Tante waren auch nicht auf einen Stein gefallen. Ich dachte mich in schöne Kleider und begegnete den allerliebsten Prinzen, die nicht ruhen noch

rasten konnten, bis sie wußten, wer die unbekannte Schöne war. Ein ähnliches Abenteuer mit einem reizenden kleinen Engel, der in weißem Gewand und goldnen Flügeln sich sehr um mich bemühte, setzte ich so lange fort, daß meine Einbildungskraft sein Bild fast bis zur Erscheinung erhöhte.

Nach Jahresfrist war ich ziemlich wieder hergestellt; aber es war mir aus der Kindheit nichts Wildes übrig geblieben. Ich konnte nicht einmal mit Puppen spielen, ich verlangte nach Wesen, die meine Liebe erwiderten. Hunde, Katzen und Vögel, dergleichen mein Vater von allen Arten ernährte, vergnügten mich sehr; aber was hätte ich nicht gegeben, ein Geschöpf zu besitzen, das in einem der Mährchen meiner Tante eine sehr wichtige Rolle spielte. Es war ein Schäfchen, das von einem Bauermädchen in dem Walde aufgefangen und ernährt worden war, aber in diesem artigen Thiere stack ein verwünschter Prinz, der sich endlich wieder als schöner Jüngling zeigte und seine Wohlthäterin durch seine Hand belohnte. So ein Schäfchen hätte ich gar zu gerne besessen!

Nun wollte sich aber keines finden, und da alles neben mir so ganz natürlich zuging, mußte mir nach und nach die Hoffnung auf einen so köstlichen Besitz fast vergehen. Unterdessen tröstete ich mich, indem ich solche Bücher las, in denen wunderbare Begebenheiten beschrieben wurden. Unter allen war mir der christliche Deutsche

Herkules der liebste; die andächtige Liebesgeschichte war ganz nach meinem Sinne. Begegnete seiner Valiska irgend etwas, und es begegneten ihr grausame Dinge, so betete er erst, eh' er ihr zu Hülfe eilte, und die Gebete standen ausführlich im Buche. Wie wohl gefiel mir das! Mein Hang zu dem Unsichtbaren, den ich immer auf eine dunkle Weise fühlte, ward dadurch nur vermehrt; denn ein für allemal sollte Gott auch mein Vertrauter seyn.

Als ich weiter heran wuchs, las ich, der Himmel weiß was, alles durch einander; aber die Römische Octavia behielt vor allen den Preis. Die Verfolgungen der ersten Christen, in einen Roman gekleidet, erregten bei mir das lebhafteste Interesse.

Nun fing die Mutter an, über das stete Lesen zu schmälen; der Vater nahm ihr zu Liebe mir einen Tag die Bücher aus der Hand und gab sie mir den andern wieder. Sie war klug genug zu bemerken, daß hier nichts auszurichten war, und drang nur darauf, daß auch die Bibel eben so fleißig gelesen wurde. Auch dazu ließ ich mich nicht treiben, und ich las die heiligen Bücher mit vielem Antheil. Dabei war meine Mutter immer sorgfältig, daß keine verführerischen Bücher in meine Hände kämen, und ich selbst würde jede schändliche Schrift aus der Hand geworfen haben; denn meine Prinzen und Prinzessinnen waren alle äußerst tugendhaft, und ich wußte übrigens von der natürlichen Ge-

ſchichte des menſchlichen Geſchlechts mehr, als ich merken ließ, und hatte es meiſtens aus der Bibel gelernt. Bedenkliche Stellen hielt ich mit Worten und Dingen, die mir vor Augen kamen, zuſammen, und brachte bei meiner Wißbegierde und Combinationsgabe die Wahrheit glücklich heraus. Hätte ich von Hexen gehört, ſo hätte ich auch mit der Hexerey bekannt werden müſſen.

Meiner Mutter und dieſer Wißbegierde hatte ich es zu danken, daß ich bei dem heftigen Hang zu Büchern doch kochen lernte; aber dabei war etwas zu ſehen. Ein Huhn, ein Ferkel aufzuſchneiden war für mich ein Feſt. Dem Vater brachte ich die Eingeweide, und er redete mit mir darüber, wie mit einem jungen Studenten, und pflegte mich oft mit inniger Freude ſeinen mißrathenen Sohn zu nennen.

Nun war das zwölfte Jahr zurückgelegt. Ich lernte Franzöſiſch, Tanzen und Zeichnen, und erhielt den gewöhnlichen Religionsunterricht. Bei dem letzten wurden manche Empfindungen und Gedanken rege, aber nichts was ſich auf meinen Zuſtand bezogen hätte. Ich hörte gern von Gott reden, ich war ſtolz darauf, b ſſer als Meinesgleichen von ihm reden zu können; ich las nun mit Eifer manche Bücher, die mich in den Stand ſetzten, von Religion zu ſchwatzen, aber nie fiel es mir ein zu denken, wie es denn mit mir ſtehe, ob meine Seele ſo geſtaltet ſey, ob ſie einem Spiegel gleiche, von dem

die ewige Sonne widerglänzen könnte; das hatte ich ein für allemal schon vorausgesetzt.

Französisch lernte ich mit vieler Begierde. Mein Sprachmeister war ein wackerer Mann. Er war nicht ein leichtsinniger Empiriker, nicht ein trockner Grammatiker; er hatte Wissenschaften, er hatte die Welt gesehen. Zugleich mit dem Sprachunterricht sättigte er meine Wißbegierde auf mancherlei Weise. Ich liebte ihn so sehr, daß ich seine Ankunft immer mit Herzklopfen erwartete. Das Zeichnen fiel mir nicht schwer, und ich würde es weiter gebracht haben, wenn mein Meister Kopf und Kenntnisse gehabt hätte; er hatte aber nur Hände und Uebung.

Tanzen war anfangs nur meine geringste Freude; mein Körper war zu empfindlich und ich lernte nur in der Gesellschaft meiner Schwester. Durch den Einfall unsers Tanzmeisters, allen seinen Schülern und Schülerinnen einen Ball zu geben, ward aber die Lust zu dieser Uebung ganz anders belebt.

Unter vielen Knaben und Mädchen zeichneten sich zwey Söhne des Hofmarschalls aus: der jüngste so alt wie ich, der andere zwey Jahr älter, Kinder von einer solchen Schönheit, daß sie nach dem allgemeinen Geständniß alles übertrafen, was man je von schönen Kindern gesehen hatte. Auch ich hatte sie kaum erblickt, so sah ich niemand mehr vom ganzen Haufen. In dem Augenblicke tanzte ich mit Aufmerksamkeit und wünschte

schön zu tanzen. Wie es kam, daß auch diese Knaben unter allen andern mich vorzüglich bemerkten? Genug, in der ersten Stunde waren wir die besten Freunde, und die kleine Lustbarkeit ging noch nicht zu Ende, so hatten wir schon ausgemacht, wo wir uns nächstens wieder sehen wollten. Eine große Freude für mich! Aber ganz entzückt war ich, als beide den andern Morgen, jeder in einem galanten Billet, das mit einem Blumenstrauß begleitet war, sich nach meinem Befinden erkundigten. So fühlte ich nie mehr, wie ich da fühlte! Artigkeiten wurden mit Artigkeiten, Briefchen mit Briefchen erwidert. Kirche und Promenaden wurden von nun an zu Rendezvous; unsre jungen Bekannten luden uns schon jederzeit zusammen ein, wir aber waren schlau genug, die Sache dergestalt zu verdecken, daß die Eltern nicht mehr davon einsahen, als wir für gut hielten.

Nun hatte ich auf einmal zwey Liebhaber bekommen. Ich war für keinen entschieden; sie gefielen mir beide, und wir standen auf's beste zusammen. Auf einmal ward der ältere sehr krank; ich war selbst schon oft sehr krank gewesen, und wußte den Leidenden durch Uebersendung mancher Artigkeiten und für einen Kranken schicklicher Leckerbissen zu erfreuen, daß seine Eltern die Aufmerksamkeit dankbar erkannten, der Bitte des lieben Sohns Gehör gaben und mich sammt meinen Schwestern, sobald er nur das Bette verlassen hatte, zu ihm einluden. Die Zärtlichkeit, womit er mich empfing, war nicht

kindisch, und von dem Tage an war ich für ihn entschieden. Er warnte mich gleich, vor seinem Bruder geheim zu seyn; allein das Feuer war nicht mehr zu verbergen, und die Eifersucht des jüngern machte den Roman vollkommen. Er spielte uns tausend Streiche; mit Lust vernichtete er unsre Freude, und vermehrte dadurch die Leidenschaft, die er zu zerstören suchte.

Nun hatte ich denn wirklich das gewünschte Schäfchen gefunden, und diese Leidenschaft hatte, wie sonst eine Krankheit, die Wirkung auf mich, daß sie mich still machte und mich von der schwärmenden Freude zurückzog. Ich war einsam und gerührt und Gott fiel mir wieder ein. Er blieb mein Vertrauter, und ich weiß wohl, mit welchen Thränen ich für den Knaben, der fortkränkelte, zu beten anhielt.

So viel Kindisches in dem Vorgang war, so viel trug er zur Bildung meines Herzens bei. Unserm Französischen Sprachmeister mußten wir täglich, statt der sonst gewöhnlichen Uebersetzung, Briefe von unsrer eignen Erfindung schreiben. Ich brachte meine Liebesgeschichte unter dem Namen Phyllis und Damon zu Markte. Der Alte sah bald durch, und um mich treuherzig zu machen, lobte er meine Arbeit gar sehr. Ich wurde immer kühner, ging offenherzig heraus und war bis in's Detail der Wahrheit getreu. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Stelle er einst Gelegenheit nahm, zu sagen: wie das artig, wie das natürlich ist! Aber die gute

Phyllis mag ſich in Acht nehmen, es kann bald ernſthaft werden.

Mich verdroß, daß er die Sache nicht ſchon für ernſthaft hielt, und fragte ihn pikirt, was er unter ernſthaft verſtehe? Er ließ ſich nicht zweymal fragen, und erklärte ſich ſo deutlich, daß ich meinen Schrecken kaum verbergen konnte. Doch da ſich gleich darauf bei mir der Verdruß einſtellte, und ich ihm übel nahm, daß er ſolche Gedanken hegen könne, faßte ich mich, wollte meine Schöne rechtfertigen und ſagte mit feuerrothen Wangen: aber, mein Herr, Phyllis iſt ein ehrbares Mädchen!

Nun war er boshaft genug, mich mit meiner ehrbaren Heldin aufzuziehen, und, indem wir Franzöſiſch ſprachen, mit dem „honnête“ zu ſpielen, um die Ehrbarkeit der Phyllis durch alle Bedeutungen durchzuführen. Ich fühlte das Lächerliche und war äußerſt verwirrt. Er, der mich nicht furchtſam machen wollte, brach ab, brachte aber das Geſpräch bei andern Gelegenheiten wieder auf die Bahn. Schauſpiele und kleine Geſchichten, die ich bei ihm las und überſetzte, gaben ihm oft Anlaß zu zeigen, was für ein ſchwacher Schutz die ſogenannte Tugend gegen die Aufforderungen eines Affects ſey. Ich widerſprach nicht mehr, ärgerte mich aber immer heimlich, und ſeine Anmerkungen wurden mir zur Laſt.

Mit meinem guten Damon kam ich auch nach und

nach aus aller Verbindung. Die Chikanen des jüngern hatten unsern Umgang zerrissen. Nicht lange Zeit darauf starben beide blühende Jünglinge. Es that mir weh, aber bald waren sie vergessen.

Phyllis wuchs nun schnell heran, war ganz gesund und fing an die Welt zu sehen. Der Erbprinz vermählte sich und trat bald darauf nach dem Tode seines Vaters die Regierung an. Hof und Stadt waren in lebhafter Bewegung. Nun hatte meine Neugierde mancherlei Nahrung. Nun gab es Komödien, Bälle und was sich daran anschließt, und ob uns gleich die Eltern so viel als möglich zurück hielten, so mußte man doch bei Hof, wo ich eingeführt war, erscheinen. Die Fremden strömten herbei, in allen Häusern war große Welt, an uns selbst waren einige Cavaliere empfohlen und andere introducirt, und bei meinem Oheim waren alle Nationen anzutreffen.

Mein ehrlicher Mentor fuhr fort mich auf eine bescheidene und doch treffende Weise zu warnen, und ich nahm es ihm immer heimlich übel. Ich war keineswegs von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt, und vielleicht hatte ich auch damals Recht, vielleicht hatte er Unrecht, die Frauen unter allen Umständen für so schwach zu halten; aber er redete zugleich so zudringlich, daß mir einst bange wurde, er möchte Recht haben, da ich denn sehr lebhaft zu ihm sagte: weil die Gefahr so

groß und das menſchliche Herz ſo ſchwach iſt, ſo will ich Gott bitten, daß er mich bewahre.

Die naive Antwort ſchien ihn zu freuen, er lobte meinen Vorſatz; aber es war bei mir nichts weniger als ernſtlich gemeint; dießmal war es nur ein leeres Wort: denn die Empfindungen für den Unſichtbaren waren bei mir faſt ganz verloſchen. Der große Schwarm, mit dem ich umgeben war, zerſtreute mich und riß mich wie ein ſtarker Strom mit fort. Es waren die leerſten Jahre meines Lebens. Tagelang von nichts zu reden, keinen geſunden Gedanken zu haben, und nur zu ſchwärmen, das war meine Sache. Nicht einmal der geliebten Bücher wurde gedacht. Die Leute, mit denen ich umgeben war, hatten keine Ahnung von Wiſſenſchaften; es waren Deutſche Hofleute, und dieſe Claſſe hatte damals nicht die mindeſte Cultur.

Ein ſolcher Umgang, ſollte man denken, hätte mich an den Rand des Verderbens führen müſſen. Ich lebte in ſinnlicher Munterkeit nur ſo hin, ich ſammelte mich nicht, ich betete nicht, ich dachte nicht an mich noch an Gott; aber ich ſeh' es als eine Führung an, daß mir keiner von den vielen ſchönen, reichen und wohlgekleideten Männern gefiel. Sie waren liederlich und verſteckten es nicht, das ſchreckte mich zurück; ihr Geſpräch zierten ſie mit Zweydeutigkeiten, das beleidigte mich, und ich hielt mich kalt gegen ſie; ihre Unart überſtieg

manchmal allen Glauben, und ich erlaubte mir grob zu seyn.

Ueberdieß hatte mir mein Alter einmal vertraulich eröffnet, daß mit den meisten dieser leidigen Bursche nicht allein die Tugend, sondern auch die Gesundheit eines Mädchens in Gefahr sey. Nun graute mir erst vor ihnen, und ich war schon besorgt, wenn mir einer auf irgend eine Weise zu nahe kam. Ich hütete mich vor Gläsern und Tassen, wie vor dem Stuhle, von dem einer aufgestanden war. Auf diese Weise war ich moralisch und physisch sehr isolirt, und alle die Artigkeiten, die sie mir sagten, nahm ich stolz für schuldigen Weihrauch auf.

Unter den Fremden, die sich damals bei uns aufhielten, zeichnete sich ein junger Mann besonders aus, den wir im Scherz Narciß nannten. Er hatte sich in der diplomatischen Laufbahn guten Ruf erworben, und hoffte bei verschiedenen Veränderungen, die an unserm neuen Hofe vorgingen, vortheilhaft placirt zu werden. Er ward mit meinem Vater bald bekannt, und seine Kenntnisse und sein Betragen öffneten ihm den Weg in eine geschlossene Gesellschaft der würdigsten Männer. Mein Vater sprach viel zu seinem Lobe, und seine schöne Gestalt hätte noch mehr Eindruck gemacht, wenn sein ganzes Wesen nicht eine Art von Selbstgefälligkeit gezeigt hätte. Ich hatte ihn gesehen, dachte gut von ihm, aber wir hatten uns nie gesprochen.

Auf

Auf einem großen Balle, auf dem er ſich auch befand, tanzten wir eine Menuet zuſammen; auch das ging ohne nähere Bekanntſchaft ab. Als die heftigen Tänze angingen, die ich meinem Vater zu Liebe, der für meine Geſundheit beſorgt war, zu vermeiden pflegte, begab ich mich in ein Nebenzimmer, und unterhielt mich mit ältern Freundinnen, die ſich zum Spiele geſetzt hatten.

Narciß, der eine Weile mit herumgeſprungen war, kam auch einmal in das Zimmer, in dem ich mich befand, und fing, nachdem er ſich von einem Naſenbluten, das ihn bei'm Tanzen überfiel, erholt hatte, mit mir über mancherlei zu ſprechen an. Binnen einer halben Stunde war der Discurs ſo intereſſant, ob ſich gleich keine Spur von Zärtlichkeit drein miſchte, daß wir nun beide das Tanzen nicht mehr vertragen konnten. Wir wurden bald von den andern darüber geneckt, ohne daß wir uns dadurch irre machen ließen. Den andern Abend konnten wir unſer Geſpräch wieder anknüpfen und ſchonten unſre Geſundheit ſehr.

Nun war die Bekanntſchaft gemacht. Narciß wartete mir und meinen Schweſtern auf, und nun fing ich erſt wieder an, gewahr zu werden, was ich alles wußte, worüber ich gedacht, was ich empfunden hatte, und worüber ich mich im Geſpräche auszudrücken verſtand. Mein neuer Freund, der von jeher in der beſten Geſellſchaft geweſen war, hatte außer dem hiſtoriſchen und

politischen Fache, das er ganz übersah, sehr ausgebreitete literarische Kenntnisse, und ihm blieb nichts Neues, besonders was in Frankreich herauskam, unbekannt. Er brachte und sendete mir manch angenehmes Buch, doch das mußte geheimer als ein verbotenes Liebesverständniß gehalten werden. Man hatte die gelehrten Weiber lächerlich gemacht, und man wollte auch die unterrichteten nicht leiden, wahrscheinlich weil man für unhöflich hielt, so viel unwissende Männer beschämen zu lassen. Selbst mein Vater, dem diese neue Gelegenheit, meinen Geist auszubilden, sehr erwünscht war, verlangte ausdrücklich, daß dieses literarische Commerz ein Geheimniß bleiben sollte.

So währte unser Umgang beinahe Jahr und Tag, und ich konnte nicht sagen, daß Narciß auf irgend eine Weise Liebe oder Zärtlichkeit gegen mich geäußert hätte. Er blieb artig und verbindlich, aber zeigte keinen Affect; vielmehr schien der Reiz meiner jüngsten Schwester, die damals außerordentlich schön war, ihn nicht gleichgültig zu lassen. Er gab ihr im Scherze allerlei freundliche Namen aus fremden Sprachen, deren mehrere er sehr gut sprach, und deren eigenthümliche Redensarten er gern in's Deutsche Gespräch mischte. Sie erwiderte seine Artigkeiten nicht sonderlich; sie war von einem andern Fädchen gebunden, und da sie überhaupt sehr rasch und er empfindlich war, so wurden sie nicht selten über Kleinigkeiten uneins. Mit der Mutter und den Tanten

wußte er ſich gut zu halten, und ſo war er nach und nach ein Glied der Familie geworden.

Wer weiß wie lange wir noch auf dieſe Weiſe fortgelebt hätten, wären durch einen ſonderbaren Zufall unſere Verhältniſſe nicht auf einmal verändert worden. Ich ward mit meinen Schweſtern in ein gewiſſes Haus gebeten, wohin ich nicht gerne ging. Die Geſellſchaft war zu gemiſcht, und es fanden ſich dort oft Menſchen wo nicht vom robſten doch vom plattſten Schlage mit ein. Dießmal war Narciß auch mit geladen, und um ſeinetwillen war ich geneigt hin zu gehen: denn ich war doch gewiß, jemanden zu finden, mit dem ich mich auf meine Weiſe unterhalten konnte. Schon bei Tafel hatten wir manches auszuſtehen, denn einige Männer hatten ſtark getrunken; nach Tiſche ſollten und mußten Pfänder geſpielt werden. Es ging dabei ſehr rauſchend und lebhaft zu. Narciß hatte ein Pfand zu löſen; man gab ihm auf, der ganzen Geſellſchaft etwas in's Ohr zu ſagen, das jederman angenehm wäre. Er mochte ſich bei meiner Nachbarin, der Frau eines Hauptmanns, zu lange verweilen. Auf einmal gab ihm dieſer eine Ohrfeige, daß mir, die ich gleich daran ſaß, der Puder in die Augen flog. Als ich die Augen ausgewiſcht und mich vom Schrecken einigermaßen erholt hatte, ſah ich beide Männer mit bloßen Degen. Narciß blutete, und der andere, außer ſich von Wein, Zorn und Eiferſucht, konnte kaum von der ganzen übrigen Geſellſchaft zurück

gehalten werden. Ich nahm Narcissen beim Arm und führte ihn zur Thüre hinaus eine Treppe hinauf in ein andres Zimmer, und weil ich meinen Freund vor seinem tollen Gegner nicht sicher glaubte, riegelte ich die Thüre sogleich zu.

Wir hielten beide die Wunde nicht für ernsthaft, denn wir sahen nur einen leichten Hieb über die Hand; bald aber wurden wir einen Strom von Blut, der den Rücken hinunterfloß, gewahr, und es zeigte sich eine große Wunde auf dem Kopfe. Nun ward mir bange. Ich eilte auf den Vorplatz, um nach Hülfe zu schicken, konnte aber niemand ansichtig werden, denn alles war unten geblieben, den rasenden Menschen zu bändigen. Endlich kam eine Tochter des Hauses heraufgesprungen, und ihre Munterkeit ängstigte mich nicht wenig, da sie sich über den tollen Spectakel und über die verfluchte Komödie fast zu Tode lachen wollte. Ich bat sie dringend, mir einen Wundarzt zu schaffen, und sie, nach ihrer wilden Art, sprang gleich die Treppe hinunter, selbst einen zu holen.

Ich ging wieder zu meinem Verwundeten, band ihm mein Schnupftuch um die Hand, und ein Halstuch, das an der Thüre hing, um den Kopf. Er blutete noch immer heftig: der Verwundete erblaßte und schien in Ohnmacht zu sinken. Niemand war in der Nähe, der mir hätte beistehen können; ich nahm ihn sehr ungezwungen in den Arm und suchte ihn durch Streicheln

und Schmeicheln aufzumuntern. Es schien die Wirkung eines geistigen Heilmittels zu thun; er blieb bei sich, aber saß todtenbleich da.

Nun kam endlich die thätige Hausfrau und wie erschrack sie, als sie den Freund in dieser Gestalt in meinen Armen liegen und uns alle beide mit Blut überströmt sah: denn niemand hatte sich vorgestellt, daß Narciß verwundet sey; alle meinten, ich habe ihn glücklich hinaus gebracht.

Nun war Wein, wohlriechendes Wasser und was nur erquicken und erfrischen konnte, im Ueberfluß da, nun kam auch der Wundarzt und ich hätte wohl abtreten können; allein Narciß hielt mich fest bei der Hand, und ich wäre ohne gehalten zu werden stehen geblieben. Ich fuhr während des Verbandes fort, ihn mit Wein anzustreichen und achtete es wenig, daß die ganze Gesellschaft nunmehr umher stand. Der Wundarzt hatte geendigt, der Verwundete nahm einen stummen verbindlichen Abschied von mir und wurde nach Hause getragen.

Nun führte mich die Hausfrau in ihr Schlafzimmer; sie mußte mich ganz auskleiden, und ich darf nicht verschweigen, daß ich, da man sein Blut von meinem Körper abwusch, zum erstenmal zufällig im Spiegel gewahr wurde, daß ich mich auch ohne Hülle für schön halten durfte. Ich konnte keines meiner Kleidungsstücke wieder anziehn, und da die Personen im Hause alle kleiner oder stärker waren als ich, so kam ich in

einer seltsamen Verkleidung zum größten Erstaunen meiner Eltern nach Hause. Sie waren über mein Schrecken, über die Wunden des Freundes, über den Unsinn des Hauptmanns, über den ganzen Vorfall äußerst verdrießlich. Wenig fehlte, so hätte mein Vater selbst, seinen Freund auf der Stelle zu rächen, den Hauptmann herausgefordert. Er schalt die anwesenden Herren, daß sie ein solches meuchlerisches Beginnen nicht auf der Stelle geahndet; denn es war nur zu offenbar, daß der Hauptmann sogleich, nachdem er geschlagen, den Degen gezogen und Narcissen von hinten verwundet habe; der Hieb über die Hand war erst geführt worden, als Narciß selbst zum Degen griff. Ich war unbeschreiblich alterirt und afficirt, oder wie soll ich es ausdrücken; der Affect, der im tiefsten Grunde des Herzens ruhte, war auf einmal losgebrochen, wie eine Flamme, welche Luft bekommt. Und wenn Lust und Freude sehr geschickt sind, die Liebe zuerst zu erzeugen und im Stillen zu nähren, so wird sie, die von Natur herzhaft ist, durch den Schrecken am leichtesten angetrieben, sich zu entscheiden und zu erklären. Man gab dem Töchterchen Arzney ein und legte es zu Bette. Mit dem frühesten Morgen eilte mein Vater zu dem verwundeten Freund, der an einem starken Wundfieber recht krank darnieder lag.

Mein Vater sagte mir wenig von dem, was er mit ihm geredet hatte, und suchte mich wegen der Folgen, die dieser Vorfall haben könnte, zu beruhigen. Es

war die Rede, ob man ſich mit einer Abbitte begnügen könne, ob die Sache gerichtlich werden müſſe und was dergleichen mehr war. Ich kannte meinen Vater zu wohl, als daß ich ihm geglaubt hätte, daß er dieſe Sache ohne Zweykampf geendigt zu ſehen wünſchte; allein ich blieb ſtill, denn ich hatte von meinem Vater früh gelernt, daß Weiber in ſolche Händel ſich nicht zu miſchen hätten. Uebrigens ſchien es nicht, als wenn zwiſchen den beiden Freunden etwas vorgefallen wäre, das mich betroffen hätte; doch bald vertraute mein Vater den Inhalt ſeiner weitern Unterredung meiner Mutter. Narciß, ſagte er, ſey äußerſt gerührt von meinem geleiſteten Beiſtand, habe ihn umarmt, ſich für meinen ewigen Schuldner erklärt, bezeigt, er verlange kein Glück, wenn er es nicht mit mir theilen ſollte; er habe ſich die Erlaubniß ausgebeten, ihn als Vater anſehn zu dürfen. Mama ſagte mir das alles treulich wieder, hängte aber die wohlmeinende Erinnerung daran, auf ſo etwas, das in der erſten Bewegung geſagt worden, dürfe man ſo ſehr nicht achten. Ja freilich, antwortete ich mit angenommener Kälte, und fühlte der Himmel weiß was und wieviel dabei.

Narciß blieb zwey Monate krank, konnte wegen der Wunde an der rechten Hand nicht einmal ſchreiben, bezeigte mir aber inzwiſchen ſein Andenken durch die verbindlichſte Aufmerkſamkeit. Alle dieſe mehr als gewöhnlichen Höflichkeiten hielt ich mit dem, was ich von der

Mutter erfahren hatte, zusammen, und beständig war mein Kopf voller Grillen. Die ganze Stadt unterhielt sich von der Begebenheit. Man sprach mit mir davon in einem besondern Tone, man zog Folgerungen daraus, die, so sehr ich sie abzulehnen suchte, mir immer sehr nahe gingen. Was vorher Tändeley und Gewohnheit gewesen war, ward nun Ernst und Neigung. Die Unruhe, in der ich lebte, war um so heftiger, je sorgfältiger ich sie vor allen Menschen zu verbergen suchte. Der Gedanke, ihn zu verlieren, erschreckte mich, und die Möglichkeit einer nähern Verbindung machte mich zittern. Der Gedanke des Ehestandes hat für ein halbkluges Mädchen gewiß etwas Schreckhaftes.

Durch diese heftigen Erschütterungen ward ich wieder an mich selbst erinnert. Die bunten Bilder eines zerstreuten Lebens, die mir sonst Tag und Nacht vor den Augen schwebten, waren auf einmal weggeblasen. Meine Seele fing wieder an sich zu regen; allein die sehr unterbrochene Bekanntschaft mit dem unsichtbaren Freunde war so leicht nicht wieder hergestellt. Wir blieben noch immer in ziemlicher Entfernung; es war wieder etwas, aber gegen sonst ein großer Unterschied.

Ein Zweykampf, worin der Hauptmann stark verwundet wurde, war vorüber, ohne daß ich etwas davon erfahren hatte, und die öffentliche Meinung war in jedem Sinne auf der Seite meines Geliebten, der endlich wieder auf dem Schauplatze erschien. Vor allen Dingen

ließ er ſich mit verbundnem Haupt und eingewickelter Hand in unſer Haus tragen. Wie klopfte mir das Herz bei dieſem Beſuche! Die ganze Familie war gegenwärtig; es blieb auf beiden Seiten nur bei allgemeinen Dankſagungen und Höflichkeiten; doch fand er Gelegenheit, mir einige geheime Zeichen ſeiner Zärtlichkeit zu geben, wodurch meine Unruhe nur zu ſehr vermehrt ward. Nachdem er ſich völlig wieder erholt, beſuchte er uns den ganzen Winter auf eben den Fuß wie ehemals, und bei allen leiſen Zeichen von Empfindung und Liebe, die er mir gab, blieb alles unerörtert.

Auf dieſe Weiſe ward ich in ſteter Uebung gehalten. Ich konnte mich keinem Menſchen vertrauen und von Gott war ich zu weit entfernt. Ich hatte dieſen während vier wilder Jahre ganz vergeſſen; nun dachte ich dann und wann wieder an ihn, aber die Bekanntſchaft war erkaltet; es waren nur Ceremonienviſiten, die ich ihm machte, und da ich überdieß, wenn ich vor ihm erſchien, immer ſchöne Kleider anlegte, meine Tugend, Ehrbarkeit und Vorzüge, die ich vor andern zu haben glaubte, ihm mit Zufriedenheit vorwies; ſo ſchien er mich in dem Schmucke gar nicht zu bemerken.

Ein Höfling würde, wenn ſein Fürſt, von dem er ſein Glück erwartet, ſich ſo gegen ihn betrüge, ſehr beunruhigt werden; mir aber war nicht übel dabei zu Muthe. Ich hatte was ich brauchte, Geſundheit und Bequemlichkeit; wollte ſich Gott mein Andenken gefallen

lassen, so war es gut; wo nicht, so glaubte ich doch meine Schuldigkeit gethan zu haben.

So dachte ich freilich damals nicht von mir; aber es war doch die wahrhafte Gestalt meiner Seele. Meine Gesinnungen zu ändern und zu reinigen, waren aber auch schon Anstalten gemacht.

Der Frühling kam heran, und Narciß besuchte mich unangemeldet zu einer Zeit, da ich ganz allein zu Hause war. Nun erschien er als Liebhaber und fragte mich, ob ich ihm mein Herz, und, wenn er eine ehrenvolle wohlbesoldete Stelle erhielte, auch dereinst meine Hand schenken wollte?

Man hatte ihn zwar in unsre Dienste genommen; allein anfangs hielt man ihn, weil man sich vor seinem Ehrgeiz fürchtete, mehr zurück, als daß man ihn schnell empor gehoben hätte, und ließ ihn, weil er eignes Vermögen hatte, bei einer kleinen Besoldung.

Bei aller meiner Neigung zu ihm wußte ich, daß er der Mann nicht war, mit dem man ganz gerade handeln konnte. Ich nahm mich daher zusammen und verwies ihn an meinen Vater, an dessen Einwilligung er nicht zu zweifeln schien, und mit mir erst auf der Stelle einig seyn wollte. Endlich sagte ich Ja, indem ich die Beistimmung meiner Eltern zur nothwendigen Bedingung machte. Er sprach alsdann mit beiden förmlich; sie zeigten ihre Zufriedenheit, man gab sich das Wort auf den bald zu hoffenden Fall, daß man ihn weiter avan-

eiren werde. Schwestern und Tanten wurden davon benachrichtigt, und ihnen das Geheimniß auf das strengste anbefohlen.

Nun war aus einem Liebhaber ein Bräutigam geworden. Die Verschiedenheit zwischen beiden zeigte sich sehr groß. Könnte jemand die Liebhaber aller wohldenkenden Mädchen in Bräutigame verwandeln, so wäre es eine große Wohlthat für unser Geschlecht, selbst wenn auf dieses Verhältniß keine Ehe erfolgen sollte. Die Liebe zwischen beiden Personen nimmt dadurch nicht ab, aber sie wird vernünftiger. Unzählige kleine Thorheiten, alle Koketterien und Launen fallen gleich hinweg. Aeußert uns der Bräutigam, daß wir ihm in einer Morgenhaube besser als in dem schönsten Aufsatze gefallen, dann wird einem wohldenkenden Mädchen gewiß die Frisur gleichgültig, und es ist nichts natürlicher, als daß er auch solid denkt, und lieber sich eine Hausfrau, als der Welt eine Puppe zu bilden wünscht. Und so geht es durch alle Fächer durch.

Hat ein solches Mädchen dabei das Glück, daß ihr Bräutigam Verstand und Kenntnisse besitzt, so lernt sie mehr, als hohe Schulen und fremde Länder geben können. Sie nimmt nicht nur alle Bildung gern an, die er ihr gibt, sondern sie sucht sich auch auf diesem Wege so immer weiter zu bringen. Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich, und endlich geht die dem weiblichen Geschlecht so nöthige und anständige Unterwerfung so-

gleich an; der Bräutigam herrscht nicht wie der Ehemann; er bittet nur, und seine Geliebte sucht ihm abzumerken, was er wünscht, um es noch eher zu vollbringen als er bittet.

So hat mich die Erfahrung gelehrt, was ich nicht um vieles missen möchte. Ich war glücklich, wahrhaft glücklich, wie man es in der Welt seyn kann, das heißt, auf kurze Zeit.

Ein Sommer ging unter diesen stillen Freuden hin. Narciß gab mir nicht die mindeste Gelegenheit zu Beschwerden; er ward mir immer lieber, meine ganze Seele hing an ihm, das wußte er wohl und wußte es zu schätzen. Inzwischen entspann sich aus anscheinenden Kleinigkeiten etwas, das unserm Verhältnisse nach und nach schädlich wurde.

Narciß ging als Bräutigam mit mir um, und nie wagte er es, das von mir zu begehren, was uns noch verboten war. Allein über die Gränzen der Tugend und Sittsamkeit waren wir sehr verschiedener Meinung. Ich wollte sicher gehen und erlaubte durchaus keine Freiheit, als welche ebenfalls die ganze Welt hätte wissen dürfen. Er, an Näschereyen gewöhnt, fand diese Diät sehr streng, hier setzte es nun beständigen Widerspruch; er lebte mein Verhalten und suchte meinen Entschluß zu untergraben.

Mir fiel das ernsthaft meines alten Sprachmei-

ſters wieder ein, und zugleich das Hülfsmittel, das ich damals dagegen angegeben hatte.

Mit Gott war ich wieder ein wenig bekannter geworden. Er hatte mir ſo einen lieben Bräutigam gegeben und dafür wußte ich ihm Dank. Die irdiſche Liebe ſelbſt concentrirte meinen Geiſt und ſetzte ihn in Bewegung, und meine Beſchäftigung mit Gott widerſprach ihr nicht. Ganz natürlich klagte ich ihm, was mich bange machte, und bemerkte nicht, daß ich ſelbſt das, was mich bange machte, wünſchte und begehrte. Ich kam mir ſehr ſtark vor und betete nicht etwa: Bewahre mich vor Verſuchung! über die Verſuchung war ich meinen Gedanken nach weit hinaus. In dieſem loſen Flitterſchmuck eigner Tugend erſchien ich dreiſt vor Gott; er ſtieß mich nicht weg; auf die geringſte Bewegung zu ihm hinterließ er einen ſanften Eindruck in meiner Seele, und dieſer Eindruck bewegte mich, ihn immer wieder aufzuſuchen.

Die ganze Welt war mir außer Narciſſen todt, nichts hatte außer ihm einen Reiz für mich. Selbſt meine Liebe zum Putz hatte nur den Zweck, ihm zu gefallen; wußte ich, daß er mich nicht ſah, ſo konnte ich keine Sorgfalt darauf wenden. Ich tanzte gern; wenn er aber nicht dabei war, ſo ſchien mir, als wenn ich die Bewegung nicht vertragen könnte. Auf ein brillantes Feſt, bei dem er nicht zugegen war, konnte ich mir weder etwas Neues anſchaffen, noch das Alte der Mode gemäß auf-

ſtutzen. Einer war mir ſo lieb als der andere, doch möchte ich lieber ſagen, einer ſo läſtig als der andere. Ich glaubte meinen Abend recht gut zugebracht zu haben, wenn ich mir mit ältern Perſonen ein Spiel ausmachen konnte, wozu ich ſonſt nicht die mindeſte Luſt hatte, und wenn ein alter guter Freund mich etwa ſcherzhaft darüber aufzog, lächelte ich vielleicht das erſtemal den ganzen Abend. So ging es mit Promenaden und allen geſellſchaftlichen Vergnügungen, die ſich nur denken laſſen.

Ich hatt' ihn einzig mir erkoren;
Ich ſahen mir nur für ihn geboren.
Begehrte nichts als ſeine Gunſt.

So war ich oft in der Geſellſchaft einſam, und die völlige Einſamkeit war mir meiſtens lieber. Allein mein geſchäftiger Geiſt konnte weder ſchlafen noch träumen; ich fühlte und dachte, und erlangte nach und nach eine Fertigkeit, von meinen Empfindungen und Gedanken mit Gott zu reden. Da entwickelten ſich Empfindungen anderer Art in meiner Seele, die jenen nicht widerſprachen. Denn meine Liebe zu Narciß war dem ganzen Schöpfungsplane gemäß und ſtieß nirgend gegen meine Pflichten an. Sie widerſprachen ſich nicht und waren doch unendlich verſchieden. Narciß war das einzige Bild, das mir vorſchwebte, auf das ſich meine ganze Liebe bezog; aber das andere Gefühl bezog ſich auf kein

Bild und war unaussprechlich angenehm. Ich habe es nicht mehr und kann es mir nicht mehr geben.

Mein Geliebter, der sonst alle meine Geheimnisse wußte, erfuhr nichts hiervon. Ich merkte bald, daß er anders dachte; er gab mir öfters Schriften, die alles, was man Zusammenhang mit dem Unsichtbaren heißen kann, mit leichten und schweren Waffen bestritten. Ich las die Bücher, weil sie von ihm kamen, und wußte am Ende kein Wort von allem dem, was darin gestanden hatte.

Ueber Wissenschaften und Kenntnisse ging es auch nicht ohne Widerspruch ab; er machte es wie alle Männer, spottete über gelehrte Frauen und bildete unaufhörlich an mir. Ueber alle Gegenstände, die Rechtsgelehrsamkeit ausgenommen, pflegte er mit mir zu sprechen, und indem er mir Schriften von allerlei Art beständig zubrachte, wiederholte er oft die bedenkliche Lehre: daß ein Frauenzimmer sein Wissen heimlicher halten müsse, als der Calvinist seinen Glauben im katholischen Lande; und indem ich wirklich auf eine ganz natürliche Weise vor der Welt mich nicht klüger und unterrichteter als sonst zu zeigen pflegte, war er der erste, der gelegentlich der Eitelkeit nicht widerstehen konnte, von meinen Vorzügen zu sprechen.

Ein berühmter und damals wegen seines Einflusses, seiner Talente und seines Geistes sehr geschätzter Weltmann fand an unserm Hofe großen Beifall. Er zeich-

nete Narcissen besonders aus und hatte ihn beständig um sich. Sie stritten auch über die Tugend der Frauen. Narciß vertraute mir weitläufig ihre Unterredung; ich blieb mir meinen Anmerkungen nicht dahinten, und mein Freund verlangte von mir einen schriftlichen Aufsatz. Ich schrieb ziemlich geläufig Französisch: ich hatte bei meinem Alten einen guten Grund gelegt. Die Correspondenz mit meinem Freunde war in dieser Sprache geführt, und eine feinere Bildung konnte man überhaupt damals nur aus Französischen Büchern nehmen. Mein Aufsatz hatte dem Grafen gefallen; ich mußte einige kleine Lieder hergeben, die ich vor kurzem gedichtet hatte. Genug, Narciß schien sich auf seine Geliebte ohne Rückhalt etwas zu Gute zu thun, und die Geschichte endigte zu seiner großen Zufriedenheit mit einer geistreichen Epistel in Französischen Versen, die ihm der Graf bei seiner Abreise zusandte, worin ihres freundschaftlichen Streites gedacht war, und mein Freund am Ende glücklich gepriesen wurde, daß er nach so manchen Zweifeln und Irrthümern in den Armen einer reizenden und tugendhaften Gattin was Tugend sey am sichersten erfahren würde.

Dieses Gedicht ward mir vor allen und dann aber auch fast jedermann gezeigt, und jeder dachte dabei, was er wollte. So ging es in mehreren Fällen, und so mußten alle Fremden, die er besuchte, in unserm Hause bekannt werden.

Eine

Eine gräfliche Familie hielt ſich wegen unſres geſchickten Arztes eine Zeitlang hier auf. Auch in dieſem Hauſe war Narciß wie ein Sohn gehalten; er führte mich daſelbſt ein, und fand bei dieſen würdigen Perſonen eine angenehme Unterhaltung für Geiſt und Herz, und ſelbſt die gewöhnlichen Zeitvertreibe der Geſellſchaft ſchienen in dieſem Hauſe nicht ſo leer wie anderwärts. Jederman wußte wie wir zuſammen ſtanden; man behandelte uns, wie es die Umſtände mit ſich brachten, und ließ das Hauptverhältniß unberührt. Ich erwähne dieſer einen Bekanntſchaft, weil ſie in der Folge meines Lebens manchen Einfluß auf mich hatte.

Nun war faſt ein Jahr unſrer Verbindung verſtrichen, und mit ihm war auch unſer Frühling dahin. Der Sommer kam und alles wurde ernſthafter und heißer.

Durch einige unerwartete Todesfälle waren Aemter erledigt, auf die Narciß Anſpruch machen konnte. Der Augenblick war nahe, in dem ſich mein ganzes Schickſal entſcheiden ſollte, und indeß Narciß und alle Freunde ſich bei Hofe die möglichſte Mühe gaben, gewiſſe Eindrücke, die ihm ungünſtig waren, zu vertilgen, und ihm den erwünſchten Platz zu verſchaffen, wendete ich mich mit meinem Anliegen zu dem unſichtbaren Freunde. Ich ward ſo freundlich aufgenommen, daß ich gern wiederkam. Ganz frei geſtand ich meinen Wunſch, Narciß möchte zu der Stelle gelangen; allein meine Bitte war

nicht ungestüm, und ich forderte nicht, daß es um meines Gebets willen geschehen sollte.

Die Stelle ward durch einen viel geringern Concurrenten besetzt. Ich erschrack heftig über die Zeitung, und eilte in mein Zimmer, das ich fest hinter mir zumachte. Der erste Schmerz löste sich in Thränen auf; der nächste Gedanke war: es ist aber doch nicht von ungefähr geschehen, und sogleich folgte die Entschließung, es mir recht wohl gefallen zu lassen, weil auch dieses anscheinende Uebel zu meinem wahren Besten gereichen würde. Nun drangen die sanftesten Empfindungen, die alle Wolken des Kummers zertheilten, herbei; ich fühlte, daß sich mit dieser Hülfe alles aussehen ließ. Ich ging heiter zu Tische, zum Erstaunen meiner Hausgenossen.

Narciß hatte weniger Kraft als ich, und ich mußte ihn trösten. Auch in seiner Familie begegneten ihm Widerwärtigkeiten, die ihn sehr drückten, und bei dem wahren Vertrauen, das unter uns Statt hatte, vertraute er mir alles. Seine Negociationen in fremde Dienste zu gehen waren auch nicht glücklicher; alles fühlte ich tief um seinet- und meinetwillen, und alles trug ich zuletzt an den Ort, wo mein Anliegen so wohl aufgenommen wurde.

Je sanfter diese Erfahrungen waren, desto öfter suchte ich sie zu erneuern, und den Trost immer da, wo ich ihn so oft gefunden hatte; allein ich fand ihn nicht

immer: es war mir wie einem, der sich an der Sonne wärmen will, und dem etwas im Wege steht, das Schatten macht. Was ist das? fragte ich mich selbst. Ich spürte der Sache eifrig nach, und bemerkte deutlich, daß alles von der Beschaffenheit meiner Seele abhing; wenn die nicht ganz in der geradesten Richtung zu Gott gekehrt war, so blieb ich kalt; ich fühlte seine Rückwirkung nicht, und konnte seine Antwort nicht vernehmen. Nun war die zweyte Frage: was verhindert diese Richtung? Hier war ich in einem weiten Feld, und verwickelte mich in eine Untersuchung, die beinahe das ganze zweyte Jahr meiner Lebensgeschichte fortdauerte. Ich hätte sie früher endigen können, denn ich kam bald auf die Spur; aber ich wollte es nicht gestehen, und suchte tausend Ausflüchte.

Ich fand sehr bald, daß die gerade Richtung meiner Seele durch thörichte Zerstreuung und Beschäftigung mit unwürdigen Sachen gestört werde; das Wie und Wo war mir bald klar genug. Nun aber wie herauskommen in einer Welt, wo alles gleichgültig oder toll ist? Gern hätte ich die Sache an ihren Ort gestellt seyn lassen, und hätte auf Gerathewohl hingelebt wie andere Leute auch, die ich ganz wohlauf sah; allein ich durfte nicht: mein Inneres widersprach mir zu oft. Wollte ich mich der Gesellschaft entziehen und meine Verhältnisse verändern, so konnte ich nicht. Ich war nun einmal in einen Kreis hinein gesperrt; gewisse Verbindungen konnte ich

nicht los werden, und in der mir so angelegenen Sache drängten und häuften sich die Fatalitäten. Ich legte mich oft mit Thränen zu Bette, und stand nach einer schlaflosen Nacht auch wieder so auf; ich bedurfte einer kräftigen Unterstützung, und die verlieh mir Gott nicht, wenn ich mit der Schellenkappe herumlief.

Nun ging es an ein Abwiegen aller und jeder Handlungen; Tanzen und Spielen wurden am ersten in Untersuchung genommen. Nie ist etwas für oder gegen diese Dinge geredet, gedacht oder geschrieben worden, das ich nicht aufsuchte, besprach, las, erweg, vermehrte, verwarf, und mich unerhört herumplagte. Unterließ ich diese Dinge, so war ich gewiß, Narcissen zu beleidigen; denn er fürchtete sich äußerst vor dem Lächerlichen, das uns der Anschein ängstlicher Gewissenhaftigkeit vor der Welt gibt. Weil ich nun das, was ich für Thorheit, für schädliche Thorheit hielt, nicht einmal aus Geschmack, sondern bloß um seinetwillen that, so wurde mir alles entsetzlich schwer.

Ohne unangenehme Weitläufigkeiten und Wiederholungen würde ich die Bemühungen nicht darstellen können, welche ich anwendete, um jene Handlungen, die mich nun einmal zerstreuten und meinen innern Frieden störten, so zu zernichten, daß dabei mein Herz für die Einwirkungen des unsichtbaren Wesens offen bliebe, und wie schmerzlich ich empfinden mußte, daß der Streit auf diese Weise nicht beigelegt werden könne. Denn

ſobald ich mich in das Gewand der Thorheit kleidete, blieb es nicht bloß bei der Maske, ſondern die Narrheit durchdrang mich ſogleich durch und durch.

Darf ich hier das Geſetz einer bloß hiſtoriſchen Darſtellung überſchreiten, und einige Betrachtungen über dasjenige machen, was in mir vorging? Was konnte das ſeyn, das meinen Geſchmack und meine Sinnesart ſo änderte, daß ich im zwey und zwanzigſten Jahre, ja früher, kein Vergnügen an Dingen fand, die Leute von dieſem Alter unſchuldig beluſtigen können? Warum waren ſie mir nicht unſchuldig? Ich darf wohl antworten: eben weil ſie mir nicht unſchuldig waren, weil ich nicht, wie andre Meinesgleichen, unbekannt mit meiner Seele war. Nein, ich wußte aus Erfahrungen, die ich ungeſucht erlangt hatte, daß es höhere Empfindungen gebe, die uns ein Vergnügen wahrhaftig gewährten, das man vergebens bei Luſtbarkeiten ſucht, und daß in dieſen höhern Freuden zugleich ein geheimer Schatz zur Stärkung im Unglück aufbewahrt ſey.

Aber die geſelligen Vergnügungen und Zerſtreuungen der Jugend mußten doch nothwendig einen ſtarken Reiz für mich haben, weil es mir nicht möglich war, ſie zu thun, als thäte ich ſie nicht. Wie manches könnte ich jetzt mit großer Kälte thun, wenn ich nur wollte, was mich damals irre machte, ja Meiſter über mich zu werden drohte. Hier konnte kein Mittelweg gehalten wer-

den: ich mußte entweder die reizenden Vergnügungen oder die erquickenden innerlichen Empfindungen entbehren.

Aber schon war der Streit in meiner Seele ohne mein eigentliches Bewußtseyn entschieden. Wenn auch etwas in mir war, das sich nach den sinnlichen Freuden hinsehnte, so konnte ich sie doch nicht mehr genießen. Wer den Wein noch so sehr liebt, dem wird alle Lust zum Trinken vergehen, wenn er sich bei vollen Fässern in einem Keller befände, in welchem die verdorbene Luft ihn zu ersticken drohte. Reine Luft ist mehr als Wein, das fühlte ich nur zu lebhaft, und es hätte gleich vom Anfang an wenig Ueberlegung bei mir gekostet, das Gute dem Reizenden vorzuziehen, wenn mich die Furcht, Narcissens Gunst zu verlieren, nicht abgehalten hätte. Aber da ich endlich nach tausendfältigem Streit, nach immer wiederholter Betrachtung, auch scharfe Blicke auf das Band warf, das mich an ihm festhielt, entdeckte ich, daß es nur schwach war, daß es sich zerreißen lasse. Ich erkannte auf einmal, daß es nur eine Glasglocke sey, die mich in den luftleeren Raum sperrte; nur noch so viel Kraft sie entzwey zu schlagen, und du bist gerettet!

Gedacht gewagt. Ich zog die Maske ab und handelte jedesmal, wie mir's um's Herz war. Narcissen hatte ich immer zärtlich lieb; aber das Thermometer, das vorher im heißen Wasser gestanden, hing nun an

der natürlichen Luft; es konnte nicht höher steigen, als die Atmosphäre warm war.

Unglücklicherweise erkältete sie sich sehr. Narciß fing an, sich zurückzuziehen und fremd zu thun; das stand ihm frei; aber mein Thermometer fiel, so wie er sich zurückzog. Meine Familie bemerkte es, man befragte mich, man wollte sich verwundern. Ich erklärte mit männlichem Trotz, daß ich mich bisher genug aufgeopfert habe, daß ich bereit sey, noch ferner und bis an's Ende meines Lebens alle Widerwärtigkeiten mit ihm zu theilen; daß ich aber für meine Handlungen völlige Freiheit verlange, daß mein Thun und Lassen von meiner Ueberzeugung abhängen müsse; daß ich zwar niemals eigensinnig auf meiner Meinung beharren, vielmehr jede Gründe gerne anhören wolle, aber da es mein eignes Glück betreffe, müsse die Entscheidung von mir abhängen, und keine Art von Zwang würde ich dulden. So wenig das Räsonnement des größten Arztes mich bewegen würde, eine, sonst vielleicht ganz gesunde, und von vielen sehr geliebte Speise zu mir zu nehmen, sobald mir meine Erfahrung bewiese, daß sie mir jederzeit schädlich sey, wie ich den Gebrauch des Caffee's zum Beispiel anführen könnte, so wenig und noch viel weniger würde ich mir irgend eine Handlung, die mich verwirrte, als für mich moralisch zuträglich aufdemonstriren lassen.

Da ich mich so lange im Stillen vorbereitet hatte, so waren mir die Debatten hierüber eher angenehm als

verdrießlich. Ich machte meinem Herzen Luft, und fühlte den ganzen Werth meines Entschlusses. Ich wich nicht ein Haar breit, und wem ich nicht kindlichen Respect schuldig war, der wurde derb abgefertigt. In meinem Hause siegte ich bald. Meine Mutter hatte von Jugend auf ähnliche Gesinnungen, nur waren sie bei ihr nicht zur Reife gediehen; keine Noth hatte sie gedrängt und den Muth, ihre Ueberzeugung durchzusetzen, erhöht. Sie freute sich, durch mich ihre stillen Wünsche erfüllt zu sehen. Die jüngere Schwester schien sich an mich anzuschließen; die zweyte war aufmerksam und still. Die Tante hatte am meisten einzuwenden. Die Gründe die sie vorbrachte, schienen ihr unwiderleglich, und waren es auch, weil sie ganz gemein waren. Ich war endlich genöthigt, ihr zu zeigen, daß sie in keinem Sinne eine Stimme in dieser Sache habe, und sie ließ nur selten merken, daß sie auf ihrem Sinne verharre. Auch war sie die einzige, die diese Begebenheit von Nahem ansah und ganz ohne Empfindung blieb. Ich thue ihr nicht zu viel, wenn ich sage, daß sie kein Gemüth und die eingeschränktesten Begriffe hatte.

Der Vater benahm sich ganz seiner Denkart gemäß. Er sprach weniges, aber öfter mit mir über die Sache, und seine Gründe waren verständig, und als *seine* Gründe unwiderleglich; nur das tiefe Gefühl meines Rechts gab mir Stärke, gegen ihn zu disputiren. Aber bald veränderten sich die Scenen; ich mußte

an ſein Herz Anſpruch machen. Gedrängt von ſeinem Verſtande brach ich in die affectvollſten Vorſtellungen aus. Ich ließ meiner Zunge und meinen Thränen freien Lauf. Ich zeigte ihm, wie ſehr ich Narciſſen liebte, und welchen Zwang ich mir ſeit zwey Jahren angethan hatte, wie gewiß ich ſey, daß ich recht handle, daß ich bereit ſey, dieſe Gewißheit mit dem Verluſt des geliebten Bräutigams und anſcheinenden Glücks, ja wenn es nöthig wäre, mit Hab und Gut zu verſiegeln; daß ich lieber mein Vaterland, Eltern und Freunde verlaſſen, und mein Brot in der Fremde verdienen, als gegen meine Einſichten handeln wolle. Er verbarg ſeine Rührung, ſchwieg einige Zeit ſtille und erklärte ſich endlich öffentlich für mich.

Narciß vermied ſeit jener Zeit unſer Haus, und nun gab mein Vater die wöchentliche Geſellſchaft auf, in der ſich dieſer befand. Die Sache machte Aufſehn bei Hofe und in der Stadt. Man ſprach darüber, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, an denen das Publicum heftigen Antheil zu nehmen pflegt, weil es verwöhnt iſt, auf die Entſchließungen ſchwacher Gemüther einigen Einfluß zu haben. Ich kannte die Welt genug, und wußte, daß man oft von eben den Perſonen über das getadelt wird, wozu man ſich durch ſie hat bereden laſſen, und auch ohne das würden mir bei meiner innern Verfaſſung alle ſolche vorübergehende Meinungen ſo gut als gar nicht geweſen ſeyn.

Dagegen verſagte ich mir nicht, meiner Neigung zu Narciſſen nachzuhängen. Er war mir unſichtbar geworden, und mein Herz hatte ſich nicht gegen ihn geändert. Ich liebte ihn zärtlich, gleichſam auf das neue und viel geſetzter als vorher. Wollte er meine Ueberzeugung nicht ſtören, ſo war ich die ſeine; ohne dieſe Bedingung hätte ich ein Königreich mit ihm ausgeſchlagen. Mehrere Monate lang trug ich dieſe Empfindungen und Gedanken mit mir herum, und da ich mich endlich ſtill und ſtark genug fühlte, um ruhig und geſetzt zu Werke zu gehen, ſo ſchrieb ich ihm ein höfliches, nicht zärtliches Billet, und fragte ihn, warum er nicht mehr zu mir komme?

Da ich ſeine Art kannte, ſich ſelbſt in geringern Dingen nicht gern zu erklären, ſondern ſtillſchweigend zu thun, was ihm gut däuchte, ſo drang ich gegenwärtig mit Vorſatz in ihn. Ich erhielt eine lange und wie mir ſchien abgeſchmackte Antwort, in einem weitläufigen Styl und unbedeutenden Phraſen: daß er ohne beſſere Stellen ſich nicht einrichten, und mir ſeine Hand anbieten könne, daß ich am beſten wiſſe, wie hinderlich es ihm bisher gegangen, daß er glaube, ein ſo lang fortgeſetzter fruchtleſer Umgang könne meiner Renommée ſchaden, ich würde ihm erlauben, ſich in der bisherigen Entfernung zu halten; ſobald er im Stande wäre, mich glücklich zu machen, würde ihm das Wort, das er mir gegeben, heilig ſeyn.

Ich antwortete ihm auf der Stelle: da die Sache aller Welt bekannt sey, möge es zu spät seyn, meine Renommée zu menagiren, und für diese wären mir mein Gewissen und meine Unschuld die sichersten Bürgen; ihm aber gäbe ich hiermit sein Wort ohne Bedenken zurück, und wünschte, daß er dabei sein Glück finden möchte. In eben der Stunde erhielt ich eine kurze Antwort, die im Wesentlichsten mit der ersten völlig gleichlautend war. Er blieb dabei, daß er nach erhaltener Stelle bei mir anfragen würde, ob ich sein Glück mit ihm theilen wollte.

Mir hieß das nun so viel als nichts gesagt. Ich erklärte meinen Verwandten und Bekannten, die Sache sey abgethan, und sie war es auch wirklich. Denn als er neun Monate hernach auf das erwünschteste befördert wurde, ließ er mir seine Hand nochmals antragen, freilich mit der Bedingung, daß ich als Gattin eines Mannes, der ein Haus machen müßte, meine Gesinnungen würde zu ändern haben. Ich dankte höflich, und eilte mit Herz und Sinn von dieser Geschichte weg, wie man sich aus dem Schauspielhause heraus sehnt, wenn der Vorhang gefallen ist. Und da er kurze Zeit darauf, wie es ihm nun sehr leicht war, eine reiche und ansehnliche Partie gefunden hatte, und ich ihn nach seiner Art glücklich wußte, so war meine Beruhigung ganz vollkommen.

Ich darf nicht mit Stillschweigen übergehen, daß einigemal, noch ehe er eine Bedienung erhielt, auch nachher, ansehnliche Heirathsanträge an mich gethan

wurden, die ich aber ganz ohne Bedenken ausschlug, so sehr Vater und Mutter mehr Nachgiebigkeit von meiner Seite gewünscht hätten.

Nun schien mir nach einem stürmischen März und April das schönste Maywetter beschert zu seyn. Ich genoß bei einer guten Gesundheit eine unbeschreibliche Gemüthsruhe; ich mochte mich umsehn, wie ich wollte, so hatte ich bei meinem Verluste noch gewonnen. Jung und voll Empfindung wie ich war, däuchte mir die Schöpfung tausendmal schöner als vorher, da ich Gesellschaften und Spiele haben mußte, damit mir die Weile in dem schönen Garten nicht zu lang wurde. Da ich mich einmal meiner Frömmigkeit nicht schämte, so hatte ich Herz, meine Liebe zu Künsten und Wissenschaften nicht zu verbergen. Ich zeichnete, mahlte, las, und fand Menschen genug, die mich unterstützten; statt der großen Welt, die ich verlassen hatte, oder vielmehr, die mich verließ, bildete sich eine kleinere um mich her, die weit reicher und unterhaltender war. Ich hatte eine Neigung zum gesellschaftlichen Leben, und ich läugne nicht, daß mir, als ich meine ältern Bekanntschaften aufgab, vor der Einsamkeit grauete. Nun fand ich mich hinlänglich, ja vielleicht zu sehr entschädigt. Meine Bekanntschaften wurden erst recht weitläufig, nicht nur mit Einheimischen, deren Gesinnungen mit den meinigen übereinstimmten, sondern auch mit Fremden. Meine Geschichte war ruchbar geworden, und es waren viele

Menſchen neugierig, das Mädchen zu ſehen, die Gott mehr ſchätzte als ihren Bräutigam. Es war damals überhaupt eine gewiſſe religiöſe Stimmung in Deutſchland bemerkbar. In mehreren fürſtlichen und gräflichen Häuſern war eine Sorge für das Heil der Seele lebendig. Es fehlte nicht an Edelleuten, die gleiche Aufmerkſamkeit hegten, und in den geringern Ständen war durchaus dieſe Geſinnung verbreitet.

Die gräfliche Familie, deren ich oben erwähnt, zog mich nun näher an ſich. Sie hatte ſich indeſſen verſtärkt, indem ſich einige Verwandten in die Stadt gewendet hatten. Dieſe ſchätzbaren Perſonen ſuchten meinen Umgang, wie ich den übrigen. Sie hatten große Verwandtſchaft, und ich lernte in dieſem Hauſe einen großen Theil der Fürſten, Grafen und Herren des Reichs kennen. Meine Geſinnungen waren niemanden ein Geheimniß, und man mochte ſie ehren oder auch nur ſchonen, ſo erlangte ich doch meinen Zweck und blieb ohne Anfechtung.

Noch auf eine andere Weiſe ſollte ich wieder in die Welt geführt werden. Zu eben der Zeit verweilte ein Stiefbruder meines Vaters, der uns ſonſt nur im Vorbeigehn beſucht hatte, länger bei uns. Er hatte die Dienſte ſeines Hofes, wo er geehrt und von Einfluß war, nur deßwegen verlaſſen, weil nicht alles nach ſeinem Sinne ging. Sein Verſtand war richtig und ſein Charakter ſtreng, und er war darin meinem Vater ſehr ähnlich; nur hatte dieſer dabei einen gewiſſen Grad von

Weichheit, wodurch ihm leichter ward, in Geschäften nachzugeben und etwas gegen seine Ueberzeugung nicht zu thun, aber geschehen zu lassen, und den Unwillen darüber alsdann entweder in der Stille für sich oder vertraulich mit seiner Familie zu verkochen. Mein Oheim war um vieles jünger, und seine Selbstständigkeit ward durch seine äußern Umstände nicht wenig bestätigt. Er hatte eine sehr reiche Mutter gehabt, und hatte von ihren nahen und fernen Verwandten noch ein großes Vermögen zu hoffen; er bedurfte keines fremden Zuschusses, anstatt daß mein Vater bei seinem mäßigen Vermögen durch Besoldung an den Dienst fest geknüpft war.

Noch unbiegsamer war mein Oheim durch häusliches Unglück geworden. Er hatte eine liebenswürdige Frau und einen hoffnungsvollen Sohn früh verloren, und er schien von der Zeit an alles von sich entfernen zu wollen, was nicht von seinem Willen abhing.

In der Familie sagte man sich gelegentlich mit einiger Selbstgefälligkeit in die Ohren, daß er wahrscheinlich nicht wieder heirathen werde, und daß wir Kinder uns schon als Erben seines großen Vermögens ansehen könnten. Ich achtete nicht weiter darauf; allein das Betragen der übrigen ward nach diesen Hoffnungen nicht wenig gestimmt. Bei der Festigkeit seines Charakters hatte er sich gewöhnt, in der Unterredung niemand zu widersprechen, vielmehr die Meinung eines jeden freund-

lich anzuhören, und die Art, wie sich jeder eine Sache dachte, noch selbst durch Argumente und Beispiele zu erheben. Wer ihn nicht kannte, glaubte stets mit ihm einerlei Meinung zu seyn; denn er hatte einen überwiegenden Verstand und konnte sich in alle Vorstellungsarten versetzen. Mit mir ging es ihm nicht so glücklich, denn hier war von Empfindungen die Rede, von denen er gar keine Ahnung hatte, und so schonend, theilnehmend und verständig er mit mir über meine Gesinnungen sprach, so war es mir doch auffallend, daß er von dem, worin der Grund aller meiner Handlungen lag, offenbar keinen Begriff hatte.

So geheim er übrigens war, entdeckte sich doch der Endzweck seines ungewöhnlichen Aufenthalts bei uns nach einiger Zeit. Er hatte, wie man endlich bemerken konnte, sich unter uns die jüngste Schwester ausersehen, um sie nach seinem Sinne zu verheirathen und glücklich zu machen; und gewiß sie konnte nach ihren körperlichen und geistigen Gaben, besonders wenn sich ein ansehnliches Vermögen noch mit auf die Schaale legte, auf die ersten Partien Anspruch machen. Seine Gesinnungen gegen mich gab er gleichfalls pantomimisch zu erkennen, indem er mir den Platz einer Stiftsdame verschaffte, wovon ich sehr bald auch die Einkünfte zog.

Meine Schwester war mit seiner Fürsorge nicht so zufrieden und nicht so dankbar wie ich. Sie entdeckte mir eine Herzensangelegenheit, die sie bisher sehr weis-

lich verborgen hatte: denn sie fürchtete wohl, was auch wirklich geschah, daß ich ihr auf alle mögliche Weise die Verbindung mit einem Manne, der ihr nicht hätte gefallen sollen, widerrathen würde. Ich that mein Möglichstes, und es gelang mir. Die Absichten des Oheims waren zu ernsthaft und zu deutlich, und die Aussicht für meine Schwester, bei ihrem Weltsinne, zu reizend, als daß sie nicht eine Neigung, die ihr Verstand selbst mißbilligte, aufzugeben Kraft hätte haben sollen.

Da sie nun den sanften Leitungen des Oheims nicht mehr wie bisher auswich, so war der Grund zu seinem Plane bald gelegt. Sie ward Hofdame an einem benachbarten Hofe, wo er sie einer Freundin, die als Oberhofmeisterin in großem Ansehn stand, zur Aufsicht und Ausbildung übergeben konnte. Ich begleitete sie zu dem Ort ihres neuen Aufenthaltes. Wir kamen beide mit der Aufnahme, die wir erfuhren, sehr zufrieden seyn, und manchmal mußte ich über die Personen, die ich nun als Stiftsdame, als junge und fromme Stiftsdame, in der Welt spielte, heimlich lächeln.

In frühern Zeiten würde ein solches Verhältniß mich sehr verwirrt, ja mir vielleicht den Kopf verrückt haben; nun aber war ich bei allem, was mich umgab, sehr gelassen. Ich ließ mich in großer Stille ein Paar Stunden frisiren, putzte mich, und dachte nichts dabei, als daß ich in meinem Verhältnisse diese Gallalivrée an-

zu-

zuziehen ſchuldig ſey. In den angefüllten Sälen ſprach ich mit allen und jeden, ohne daß mir irgend eine Geſtalt oder ein Weſen einen ſtarken Eindruck zurückgelaſſen hätte. Wenn ich wieder nach Hauſe kam, waren müde Beine meiſt alles Gefühl, was ich mit zurückbrachte. Meinem Verſtande nützten die vielen Menſchen die ich ſah; und als Muſter aller menſchlichen Tugenden, eines guten und edlen Betragens, lernte ich einige Frauen, beſonders die Oberhofmeiſterin, kennen, unter der meine Schweſter ſich zu bilden das Glück hatte.

Doch fühlte ich bei meiner Rückkunft nicht ſo glückliche körperliche Folgen von dieſer Reiſe. Bei der größten Enthaltſamkeit und der genauſten Diät war ich doch nicht, wie ſonſt, Herr von meiner Zeit und meinen Kräften. Nahrung, Bewegung, Aufſtehn und Schlafengehn, Ankleiden und Ausfahren hing nicht, wie zu Hauſe, von meinem Willen und meinem Empfinden ab. Im Laufe des geſelligen Kreiſes darf man nicht ſtocken, ohne unhöflich zu ſeyn, und alles, was nöthig war, leiſtete ich gern, weil ich es für Pflicht hielt, weil ich wußte, daß es bald vorüber gehen würde, und weil ich mich geſunder als jemals fühlte. Deſſen ungeachtet mußte dieſes fremde unruhige Leben auf mich ſtärker, als ich fühlte, gewirkt haben. Denn kaum war ich zu Hauſe angekommen und hatte meine Eltern mit einer befriedigenden Erzählung erfreut, ſo überfiel mich ein Blutſturz, der, ob er gleich nicht gefährlich war

und schnell verübergieng, doch lange Zeit eine merkliche Schwachheit hinterließ.

Hier hatte ich nun wieder eine neue Lection aufzusagen. Ich that es freudig. Nichts fesselte mich an die Welt, und ich war überzeugt, daß ich hier das Rechte niemals finden würde, und so war ich in dem heitersten und ruhigsten Zustande, und ward, indem ich Verzicht auf's Leben gethan hatte, beim Leben erhalten.

Eine neue Prüfung hatte ich auszustehen, da meine Mutter mit einer drückenden Beschwerde überfallen wurde, die sie noch fünf Jahre trug, ehe sie die Schuld der Natur bezahlte. In dieser Zeit gab es manche Uebung. Oft wenn ihr die Bangigkeit zu stark wurde, ließ sie uns des Nachts alle vor ihr Bette rufen, um wenigstens durch unsre Gegenwart zerstreut, wo nicht gebessert zu werden. Schwerer, ja kaum zu tragen, war der Druck, als mein Vater auch elend zu werden anfing. Von Jugend auf hatte er öfters heftige Kopfschmerzen, die aber auf's längste nur sechsunddreyßig Stunden anhielten. Nun aber wurden sie bleibend, und wenn sie auf einen hohen Grad stiegen, so zerriß der Jammer mir das Herz. Bei diesen Stürmen fühlte ich meine körperliche Schwäche am meisten, weil sie mich hinderte, meine heiligsten, liebsten Pflichten zu erfüllen, oder mir doch ihre Ausübung äußerst beschwerlich machte.

Nun konnte ich mich prüfen, ob auf dem Wege, den ich eingeschlagen, Wahrheit oder Phantasie sey, ob ich

vielleicht nur nach andern gedacht, oder ob der Gegenstand meines Glaubens eine Realität habe, und zu meiner größten Unterstützung fand ich immer das letztere. Die gerade Richtung meines Herzens zu Gott, den Umgang mit den beloved ones hatte ich gesucht und gefunden, und das war, was mir alles erleichterte. Wie ein Wanderer in den Schatten, so eilte meine Seele nach diesem Schutzort, wenn mich alles von außen drückte, und kam niemals leer zurück.

In der neuern Zeit haben einige Verfechter der Religion, die mehr Eifer als Gefühl für dieselbe zu haben scheinen, ihre Mitgläubigen aufgefordert, Beispiele von wirklichen Gebetserhörungen bekannt zu machen, wahrscheinlich weil sie sich Brief und Siegel wünschten, um ihren Gegnern recht diplomatisch und juristisch zu Leibe zu gehen. Wie unbekannt muß ihnen das wahre Gefühl seyn, und wie wenig ächte Erfahrungen mögen sie selbst gemacht haben!

Ich darf sagen, ich kam nie leer zurück, wenn ich unter Druck und Noth Gott gesucht hatte. Es ist unendlich viel gesagt, und doch kann und darf ich nicht mehr sagen. So wichtig jede Erfahrung in dem kritischen Augenblicke für mich war, so matt, so unbedeutend, unwahrscheinlich würde die Erzählung werden, wenn ich einzelne Fälle anführen wollte. Wie glücklich war ich, daß tausend kleine Vorgänge zusammen, so gewiß als das Athemholen Zeichen meines Lebens ist,

mir bewieſen, daß ich nicht ohne Gott auf der Welt ſey. Er war mir nahe, ich war vor ihm. Das iſt's, was ich mit gefliſſentlicher Vermeidung aller theologiſchen Syſtemſprache mit größter Wahrheit ſagen kann.

Wie ſehr wünſchte ich, daß ich mich auch damals ganz ohne Syſtem befunden hätte; aber wer kommt früh zu dem Glücke, ſich ſeines eignen Selbſts, ohne fremde Formen, in reinem Zuſammenhang bewußt zu ſeyn? Mir war es Ernſt mit meiner Seligkeit. Beſcheiden vertraute ich fremdem Anſehn; ich ergab mich völlig dem Halliſchen Bekehrungsſyſtem, und mein ganzes Weſen wollte auf keine Wege hinpaſſen.

Nach dieſem Lehrplan muß die Veränderung des Herzens mit einem tiefen Schrecken über die Sünde anfangen; das Herz muß in dieſer Noth bald mehr bald weniger die verſchuldete Strafe erkennen und den Verſchmack der Hölle koſten, der die Luſt der Sünde verbittert. Endlich muß man eine ſehr merkliche Verſicherung der Gnade fühlen, die aber im Fortgange ſich oft verſteckt und mit Ernſt wieder geſucht werden muß.

Das alles traf bei mir weder nahe noch ferne zu. Wenn ich Gott aufrichtig ſuchte, ſo ließ er ſich finden, und hielt mir von vergangenen Dingen nichts vor. Ich ſah hintennach wohl ein, wo ich unwürdig geweſen, und wußte auch, wo ich es noch war; aber die Erkenntniß meiner Gebrechen war ohne alle Angſt. Nicht einen Augenblick iſt mir eine Furcht vor der Hölle angekom-

men, ja die Idee eines bösen Geistes und eines Straf- und Quälortes nach dem Tode konnte keinesweges in dem Kreise meiner Ideen Platz finden. Ich fand die Menschen, die ohne Gott lebten, deren Herz dem Vertrauen und der Liebe gegen den Unsichtbaren zugeschlossen war, schon so unglücklich, daß eine Hölle und äußere Strafen mir eher für sie eine Linderung zu versprechen, als eine Schärfung der Strafe zu drohen schienen. Ich durfte nur Menschen auf dieser Welt ansehen, die gehässigen Gefühlen in ihrem Busen Raum geben, die sich gegen das Gute von irgend einer Art verstocken und sich und andern das Schlechte aufdringen wollen, die lieber bei Tage die Augen zuschließen, um nur behaupten zu können, die Sonne gebe keinen Schein von sich — wie über allen Ausdruck schienen mir diese Menschen elend! Wer hätte eine Hölle schaffen können, um ihren Zustand zu verschlimmern!

Diese Gemüthsbeschaffenheit blieb mir, einen Tag wie den andern, zehn Jahre lang. Sie erhielt sich durch viele Proben, auch am schmerzhaften Sterbebette meiner geliebten Mutter. Ich war offen genug, um bei dieser Gelegenheit meine heitere Gemüthsverfassung frommen aber ganz schulgerechten Leuten nicht zu verbergen, und ich mußte darüber manchen freundschaftlichen Verweis erdulden. Man meinte mir eben zur rechten Zeit vorzustellen, welchen Ernst man anzuwenden hätte, um in gesunden Tagen einen guten Grund zu legen.

An Ernst wollte ich es auch nicht fehlen lassen. Ich ließ mich für den Augenblick überzeugen und wäre um mein Leben gern traurig und voll Schrecken gewesen. Wie verwundert war ich aber, da es ein für allemal nicht möglich war. Wenn ich an Gott dachte, war ich heiter und vergnügt; auch bei meiner lieben Mutter schmerzensvollem Ende graute mir vor dem Tode nicht. Doch lernte ich vieles und ganz andere Sachen, als meine unberufenen Lehrmeister glaubten, in diesen großen Stunden.

Nach und nach ward ich an den Einsichten so mancher hochberühmten Leute zweifelhaft und verwahrte meine Gesinnungen in der Stille. Eine gewisse Freundin, der ich erst zu viel eingeräumt hatte, wollte sich immer in meine Angelegenheiten mengen; auch von dieser war ich genöthigt mich los zu machen, und einst sagte ich ihr ganz entschieden, sie solle ohne Mühe bleiben, ich brauche ihren Rath nicht; ich kenne meinen Gott und wolle ihn ganz allein zum Führer haben. Sie fand sich sehr beleidigt, und ich glaube, sie hat mir's nie ganz verziehen.

Dieser Entschluß, mich dem Rathe und der Einwirkung meiner Freunde in geistlichen Sachen zu entziehen, hatte die Folge, daß ich auch in äußerlichen Verhältnissen meinen eigenen Weg zu gehen Muth gewann. Ohne den Beistand meines treuen unsichtbaren Führers hätte es mir übel gerathen können, und noch muß ich

über dieſe weiſe und glückliche Leitung erſtaunen. Niemand wußte eigentlich, worauf es bei mir ankam, und ich wußte es ſelbſt nicht.

Das Ding, das noch nie erklärte böſe Ding, das uns von dem Weſen trennt, dem wir das Leben verdanken, von dem Weſen, aus dem alles, was Leben genannt werden ſoll, ſich unterhalten muß; das Ding, das man Sünde nennt, kannte ich noch gar nicht.

In dem Umgange mit dem unſichtbaren Freunde fühlte ich den ſüßeſten Genuß aller meiner Lebenskräfte. Das Verlangen, dieſes Glück immer zu genießen, war ſo groß, daß ich gern unterließ, was dieſen Umgang ſtörte, und hierin war die Erfahrung mein beſter Lehrmeiſter. Allein es ging mir wie Kranken, die keine Arzney haben und ſich mit der Diät zu helfen ſuchen. Es thut etwas, aber lange nicht genug.

In der Einſamkeit konnte ich nicht immer bleiben, ob ich gleich in ihr das beſte Mittel gegen die mir ſo eigene Zerſtreuung der Gedanken fand. Kam ich nachher in Getümmel, ſo machte es einen deſto größern Eindruck auf mich. Mein eigentlichſter Vortheil beſtand darin, daß die Liebe zur Stille herrſchend war, und ich mich am Ende immer dahin wieder zurück zog. Ich erkannte, wie in einer Art von Dämmerung, mein Elend und meine Schwäche, und ich ſuchte mir dadurch zu helfen, daß ich mich ſchonte, daß ich mich nicht ausſetzte.

Sieben Jahre lang hatte ich meine diätetische Vorsicht ausgeübt. Ich hielt mich nicht für schlimm und fand meinen Zustand wünschenswerth. Ohne sonderbare Umstände und Verhältnisse wäre ich auf dieser Stufe stehen geblieben, und ich kam nur auf einem sonderbaren Wege weiter. Gegen den Rath aller meiner Freunde knüpfte ich ein neues Verhältniß an. Ihre Einwendungen machten mich anfangs stutzig. Sogleich wandte ich mich an meinen unsichtbaren Führer, und da dieser es mir vergönnte, ging ich ohne Bedenken auf meinem Wege fort.

Ein Mann von Geist, Herz und Talenten hatte sich in der Nachbarschaft angekauft. Unter den Fremden, die ich kennen lernte, war auch er und seine Familie. Wir stimmten in unsern Sitten, Hausverfassungen und Gewohnheiten sehr überein, und konnten uns daher bald an einander anschließen.

Philo, so will ich ihn nennen, war schon in gewissen Jahren, und meinem Vater, dessen Kräfte abzunehmen anfingen, in gewissen Geschäften von der größten Beihülfe. Er ward bald der innige Freund unsers Hauses, und da er, wie er sagte, an mir eine Person fand, die nicht das Ausschweifende und Leere der großen Welt, und nicht das Trockne und Aengstliche der Stillen im Lande habe, so waren wir bald vertraute Freunde. Er war mir sehr angenehm und sehr brauchbar.

Ob ich gleich nicht die mindeste Anlage noch Neigung

hatte, mich in weltliche Geschäfte zu mischen und irgend einen Einfluß zu suchen, so hörte ich noch gerne davon, und wußte gern, was in der Nähe und Ferne vorging. Von weltlichen Dingen liebte ich, mir eine gefühllose Deutlichkeit zu verschaffen; Empfindung, Innigkeit, Neigung bewahrte ich für meinen Gott, für die Meinigen und für meine Freunde.

Diese letzten waren, wenn ich so sagen darf, auf meine neue Verbindung mit Philo eifersüchtig, und hatten dabei von mehr als einer Seite Recht, wenn sie mich hierüber warnten. Ich litt viel in der Stille, denn ich konnte selbst ihre Einwendungen nicht ganz für leer oder eigennützig halten. Ich war von jeher gewohnt, meine Einsichten unterzuordnen, und doch wollte dießmal meine Ueberzeugung nicht nach. Ich flehte zu meinem Gott, auch hier mich zu warnen, zu hindern, zu leiten, und da mich hierauf mein Herz nicht abmahnte, so ging ich meinen Pfad getrost fort.

Philo hatte im Ganzen eine entfernte Aehnlichkeit mit Narcissen; nur hatte eine fromme Erziehung sein Gefühl mehr zusammengehalten und belebt. Er hatte weniger Eitelkeit, mehr Charakter, und wenn jener in weltlichen Geschäften fein, genau, anhaltend und unermüdlich war, so war dieser klar, scharf, schnell, und arbeitete mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Durch ihn erfuhr ich die innersten Verhältnisse fast aller der vornehmen Personen, deren Aeußeres ich in der Gesell-

schaft hatte kennen lernen, und ich war froh, von meiner Warte dem Getümmel von weitem zuzusehen. Philo konnte mir nichts mehr verhehlen: er vertraute mir nach und nach seine äußern und innern Verbindungen. Ich fürchte.e für ihn, denn ich sah gewisse Umstände und Verwickelungen voraus, und das Uebel kam schneller als ich vermuthet hatte; denn er hatte mit gewissen Bekenntnissen immer zurückgehalten, und auch zuletzt entdeckte er mir nur so viel, daß ich das Schlimmste vermuthen konnte.

Welche Wirkung hatte das auf mein Herz! Ich gelangte zu Erfahrungen, die mir ganz neu waren. Ich sah mit unbeschreiblicher Wehmuth einen Agathon, der, in den Hainen von Delphi erzogen, das Lehrgeld noch schuldig war, und es nun mit schweren rückständigen Zinsen abzahlte, und dieser Agathon war mein genau verbundener Freund. Meine Theilnahme war lebhaft und vollkommen; ich litt mit ihm, und wir befanden uns beide in dem sonderbarsten Zustande.

Nachdem ich mich lange mit seiner Gemüthsverfassung beschäftigt hatte, wendete sich meine Betrachtung auf mich selbst. Der Gedanke, du bist nicht besser als er, stieg wie eine kleine Wolke vor mir auf, breitete sich nach und nach aus, und verfinsterte meine ganze Seele.

Nun dachte ich nicht mehr bloß, du bist nicht besser als er; ich fühlte es, und fühlte es so, daß ich es nicht noch einmal fühlen möchte: und es war kein schneller

Uebergang. Mehr als ein Jahr mußte ich empfinden, daß, wenn mich eine unsichtbare Hand nicht unschränkt hätte, ich ein Girard, ein Carteuche, ein Damiens und welches Ungeheuer man nennen will, hätte werden können: die Anlage dazu fühlte ich deutlich in meinem Herzen. Gott, welche Entdeckung!

Hatte ich nun bisher die Wirklichkeit der Sünde in mir durch die Erfahrung nicht einmal auf das leiseste gewahr werden können, so war mir jetzt die Möglichkeit derselben in der Ahnung auf's schrecklichste deutlich geworden, und doch kannte ich das Uebel nicht, ich fürchtete es nur; ich fühlte, daß ich schuldig seyn könnte, und hatte mich nicht anzuklagen.

So tief ich überzeugt war, daß eine solche Geistesbeschaffenheit, wofür ich die meinige anerkennen mußte, sich nicht zu einer Vereinigung mit dem höchsten Wesen, die ich nach dem Tode hoffte, schicken könne; so wenig fürchtete ich, in eine solche Trennung zu gerathen. Bei allem Bösen, das ich in mir entdeckte, hatte ich Ihn lieb, und haßte, was ich fühlte, ja ich wünschte es noch ernstlicher zu hassen, und mein ganzer Wunsch war, von dieser Krankheit und dieser Anlage zur Krankheit erlöst zu werden, und ich war gewiß, daß mir der große Arzt seine Hülfe nicht versagen würde.

Die einzige Frage war: was heilt diesen Schaden? Tugendübungen? An die konnte ich nicht einmal denken; denn zehn Jahre hatte ich schon mehr als nur bloße Tu-

gend geübt, und die nun erkannten Greuel hatten dabei tief in meiner Seele verborgen gelegen. Hätten sie nicht auch wie bei David losbrechen können, als er Bathseba erblickte, und war er nicht auch ein Freund Gottes, und war ich nicht im Innersten überzeugt, daß Gott mein Freund sey?

Sollte es also wohl eine unvermeidliche Schwäche der Menschheit seyn? Müssen wir uns nun gefallen lassen, daß wir irgend einmal die Herrschaft unsrer Neigung empfinden, und bleibt uns bei dem besten Willen nichts andres übrig, als den Fall, den wir gethan, zu verabscheuen, und bei einer ähnlichen Gelegenheit wieder zu fallen?

Aus der Sittenlehre konnte ich keinen Trost schöpfen. Weder ihre Strenge, wodurch sie unsre Neigung meistern will, noch ihre Gefälligkeit, mit der sie unsre Neigungen zu Tugenden machen möchte, konnte mir genügen. Die Grundbegriffe, die mir der Umgang mit dem unsichtbaren Freunde eingeflößt hatte, hatten für mich schon einen viel entschiedenern Werth.

Indem ich einst die Lieder studirte, wel David nach jener häßlichen Katastrophe gedichtet hatte, war mir sehr auffallend, daß er das in ihm wohnende Böse schon in dem Stoff, woraus er geworden war, erblickte, daß er aber entsündigt seyn wollte, und daß er auf das dringendste um ein reines Herz flehte.

Wie nun aber dazu zu gelangen? Die Antwort aus

den ſymboliſchen Büchern wußte ich wohl: es war mir auch eine Bibelwahrheit, daß das Blut Jeſu Chriſti uns von allen Sünden reinige. Nun aber bemerkte ich erſt, daß ich dieſen ſo oft wiederholten Spruch noch nie verſtanden hatte. Die Fragen: Was heißt das? Wie ſoll das zugehen? arbeiteten Tag und Nacht in mir ſich durch. Endlich glaubte ich bei einem Schimmer zu ſehen, daß das, was ich ſuchte, in der Menſchwerdung des ewigen Worts, durch das alles und auch wir erſchaffen ſind, zu ſuchen ſey. Daß der Urauſängliche ſich in die Tiefen, in denen wir ſtecken, die er durchſchaut und umfaßt, einſtmal als Bewohner begeben habe, durch unſer Verhältniß von Stufe zu Stufe, von der Empfängniß und Geburt bis zu dem Grabe, durchgegangen ſey, daß er durch dieſen ſonderbaren Umweg wieder zu den lichten Höhen aufgeſtiegen, wo wir auch wohnen ſollten, um glücklich zu ſeyn: das ward mir, wie in einer dämmernden Ferne, offenbart.

O warum müſſen wir, um von ſolchen Dingen zu reden, Bilder gebrauchen, die nur äußere Zuſtände anzeigen! Wo iſt vor ihm etwas Hohes oder Tiefes, etwas Dunkles oder Helles? Wir nur haben ein Oben und Unten, einen Tag und eine Nacht. Und eben darum iſt er uns ähnlich geworden, weil wir ſonſt keinen Theil an ihm haben könnten.

Wie können wir aber an dieſer unſchätzbaren Wohlthat Theil nehmen? Durch den Glauben, antwortet

uns die Schrift. Was ist denn Glauben? Die Erzählung einer Begebenheit für wahr halten, was kann mir das helfen? Ich muß mir ihre Wirkungen, ihre Folgen zueignen können. Dieser zueignende Glaube muß ein eigener, dem natürlichen Menschen ungewöhnlicher Zustand des Gemüths seyn.

Nun, Allmächtiger! so schenke mir Glauben, flehte ich einst in dem größten Druck des Herzens. Ich lehnte mich auf einen kleinen Tisch, an dem ich saß, und verbarg mein bethränetes Gesicht in meinen Händen. Hier war ich in der Lage, in der man seyn muß, wenn Gott auf unser Gebet achten soll, und in der man selten ist.

Ja, wer nur schildern könnte, was ich da fühlte! Ein Zug brachte meine Seele nach dem Kreuze hin, an dem Jesus einst erblaßte; ein Zug war es, ich kann es nicht anders nennen, demjenigen völlig gleich, wodurch unsre Seele zu einem abwesenden Geliebten geführt wird, ein Zunahen, das vermuthlich viel wesentlicher und wahrhafter ist, als wir vermuthen. So nahte meine Seele dem Menschgewordenen und am Kreuz Gestorbenen, und in dem Augenblicke wußte ich, was Glauben war.

Das ist Glauben! sagte ich, und sprang wie halb erschreckt in die Höhe. Ich suchte nun meiner Empfindung, meines Anschauens gewiß zu werden, und in kurzem war ich überzeugt, daß mein Geist eine Fähigkeit sich aufzuschwingen erhalten habe, die ihm ganz neu war.

Bei diesen Empfindungen verlassen uns die Worte.

Ich konnte sie ganz deutlich von aller Phantasie unterscheiden; sie waren ganz ohne Phantasie, ohne Bild, und gaben doch eben die Gewißheit eines Gegenstandes, auf den sie sich bezogen, als die Einbildungskraft, indem sie uns die Züge eines abwesenden Geliebten vormahlt.

Als das erste Entzücken vorüber war, bemerkte ich, daß mir dieser Zustand der Seele schon vorher bekannt gewesen; allein ich hatte ihn nie in dieser Stärke empfunden. Ich hatte ihn niemals fest halten, nie zu eigen behalten können. Ich glaube überhaupt, daß jede Menschenseele ein- und das andremal davon etwas empfunden hat. Ohne Zweifel ist er das, was einem jeden lehrt, daß ein Gott ist.

Mit dieser mich ehemals von Zeit zu Zeit nur anwandelnden Kraft war ich bisher sehr zufrieden gewesen, und wäre mir nicht durch sonderbare Schickung seit Jahr und Tag die unerwartete Plage widerfahren, wäre nicht dabei mein Können und Vermögen bei mir selbst außer allen Credit gekommen, so wäre ich vielleicht mit jenem Zustande immer zufrieden geblieben.

Nun aber hatte ich seit jenem großen Augenblicke Flügel bekommen. Ich konnte mich über das, was mich vorher bedrohete, aufschwingen, wie ein Vogel singend über den schnellsten Strom ohne Mühe fliegt, vor welchem das Hündchen ängstlich bellend stehen bleibt.

Meine Freude war unbeschreiblich, und ob ich gleich niemand etwas davon entdeckte, so merkten doch die

Meinigen eine ungewöhnliche Heiterkeit an mir, ohne begreifen zu können, was die Ursache meines Vergnügens wäre. Hätte ich doch immer geschwiegen, und die reine Stimmung in meiner Seele zu erhalten gesucht! Hätte ich mich doch nicht durch Umstände verleiten lassen, mit meinem Geheimnisse hervor zu treten! dann hätte ich mir abermals einen großen Umweg ersparen können.

Da in meinem vorhergehenden zehnjährigen Christenlauf diese nothwendige Kraft nicht in meiner Seele war, so hatte ich mich in dem Fall anderer redlichen Leute auch befunden; ich hatte mir dadurch geholfen, daß ich die Phantasie immer mit Bildern erfüllte, die einen Bezug auf Gott hatten, und auch dieses ist schon wahrhaft nützlich: denn schädliche Bilder und ihre bösen Folgen werden dadurch abgehalten. Sodann ergreift unsre Seele oft ein und das andere von den geistigen Bildern, und schwingt sich ein wenig damit in die Höhe, wie ein junger Vogel von einem Zweige auf den andern flattert. So lange man nichts Besseres hat, ist doch diese Uebung nicht ganz zu verwerfen.

Auf Gott zielende Bilder und Eindrücke verschaffen uns kirchliche Anstalten, Glocken, Orgeln und Gesänge, und besonders die Vorträge unsrer Lehrer. Auf sie war ich ganz unsäglich begierig; keine Witterung, keine körperliche Schwäche hielt mich ab, die Kirchen zu besuchen, und nur das sonntägige Geläute konnte mir auf meinem

Kran-

Krankenlager einige Ungeduld verurſachen. Unſern Oberhofprediger, der ein trefflicher Mann war, hörte ich mit großer Neigung; auch ſeine Collegen waren mir werth, und ich wußte die goldnen Aepfel des göttlichen Wortes auch aus irdenen Schalen unter gemeinem Obſte heraus zu finden. Den öffentlichen Uebungen wurden alle möglichen Privat-Erbauungen, wie man ſie nennt, hinzugefügt, und auch dadurch nur Phantaſie und feinere Sinnlichkeit genährt. Ich war ſo an dieſen Gang gewöhnt, ich reſpectirte ihn ſo ſehr, daß mir auch jetzt nichts Höheres einfiel. Denn meine Seele hat nur Fühlhörner und keine Augen; ſie taſtet nur und ſieht nicht; ach! daß ſie Augen bekäme und ſchauen dürfte!

Auch jetzt ging ich voll Verlangen in die Predigten; aber ach, wie geſchah mir! Ich fand das nicht mehr, was ich ſonſt gefunden. Dieſe Prediger ſtumpften ſich die Zähne an den Schalen ab, indeſſen ich den Kern genoß. Ich mußte ihrer nun bald müde werden; aber mich an den allein zu halten, den ich doch zu finden wußte, dazu war ich zu verwöhnt. Bilder wollte ich haben, äußere Eindrücke bedurfte ich, und glaubte ein reines geiſtiges Bedürfniß zu fühlen.

Philo's Eltern hatten mit der herrnhutiſchen Gemeinde in Verbindung geſtanden; in ſeiner Bibliothek fanden ſich noch viele Schriften des Grafen. Er hatte mit mir einigemal ſehr klar und billig darüber geſprochen, und mich erſucht, einige dieſer Schriften durchzublättern,

und wäre es auch nur, um ein pſychologiſches Phänomen kennen zu lernen. Ich hielt den Grafen für einen gar zu argen Ketzer; ſo ließ ich auch das Ebersdorfer Geſangbuch bei mir liegen, das mir der Freund in ähnlicher Abſicht gleichſam aufgedrungen hatte.

In dem völligen Mangel aller äußern Ermunterungsmittel ergriff ich wie von ungefähr das gedachte Geſangbuch, und fand zu meinem Erſtaunen wirklich Lieder darin, die, freilich unter ſehr ſeltſamen Formen, auf dasjenige zu deuten ſchienen, was ich fühlte; die Originalität und Naivetät der Ausdrücke zog mich an. Eigene Empfindungen ſchienen auf eine eigene Weiſe ausgedrückt; keine Schul-Terminologie erinnerte an etwas Steifes oder Gemeines. Ich ward überzeugt, die Leute fühlten, was ich fühlte, und ich fand mich nun ſehr glücklich, ein ſolches Verſchen in's Gedächtniß zu faſſen und mich einige Tage damit zu tragen.

Seit jenem Augenblick, in welchem mir das Wahre geſchenkt worden war, verfloſſen auf dieſe Weiſe ungefähr drey Monate. Endlich faßte ich den Entſchluß, meinem Freunde Philo alles zu entdecken, und ihn um die Mittheilung jener Schriften zu bitten, auf die ich nun über die Maßen neugierig geworden war. Ich that es auch wirklich, ungeachtet mir ein Etwas im Herzen ernſtlich davon abrieth.

Ich erzählte Philo die ganze Geſchichte umſtändlich, und da er ſelbſt darin eine Hauptperſon war, da meine

Erzählung auch für ihn die strengste Bußpredigt enthielt, war er äußerst betroffen und gerührt. Er zerfloß in Thränen. Ich freute mich, und glaubte, auch bei ihm sey eine völlige Sinnesänderung bewirkt worden.

Er versorgte mich mit allen Schriften, die ich nur verlangte, und nun hatte ich überflüssige Nahrung für meine Einbildungskraft. Ich machte große Fortschritte in der Zinzendorfischen Art zu denken und zu sprechen. Man glaube nicht, daß ich die Art und Weise des Grafen nicht auch gegenwärtig zu schätzen wisse; ich lasse ihm gern Gerechtigkeit widerfahren; er ist kein leerer Phantast; er spricht von großen Wahrheiten meist in einem kühnen Fluge der Einbildungskraft, und die ihn geschmäht haben, wußten seine Eigenschaften weder zu schätzen, noch zu unterscheiden.

Ich gewann ihn unbeschreiblich lieb. Wäre ich mein eigner Herr gewesen, so hätte ich gewiß Vaterland und Freunde verlassen, wäre zu ihm gezogen; unfehlbar hätten wir uns verstanden, und schwerlich hätten wir uns lange vertragen.

Dank sey meinem Genius, der mich damals in meiner häuslichen Verfassung so eingeschränkt hielt! Es war schon eine große Reise, wenn ich nur in den Hausgarten gehen konnte. Die Pflege meines alten und schwächlichen Vaters machte mir Arbeit genug, und in den Ergötzungsstunden war die edle Phantasie mein Zeitvertreib. Der einzige Mensch, den ich sah, war Philo, den mein

Vater ſehr liebte, deſſen offnes Verhältniß zu mir aber durch die letzte Erklärung einigermaßen gelitten hatte. Bei ihm war die Rührung nicht tief gedrungen, und da ihm einige Verſuche, in meiner Sprache zu reden, nicht gelungen waren, ſo vermied er dieſe Materie um ſo leichter, als er durch ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe immer neue Gegenſtände des Geſprächs herbei zu führen wußte.

Ich war alſo eine herrnhutiſche Schweſter auf meine eigene Hand, und hatte dieſe neue Wendung meines Gemüths und meiner Neigungen beſonders vor dem Oberhofprediger zu verbergen, den ich als meinen Beichtvater zu ſchätzen ſehr Urſache hatte, und deſſen große Verdienſte auch gegenwärtig, durch ſeine äußerſte Abneigung gegen die herrnhutiſche Gemeinde, in meinen Augen nicht geſchmälert wurden. Leider ſollte dieſer würdige Mann an mir und andern viele Betrübniß erleben!

Er hatte vor mehreren Jahren auswärts einen Cavalier als einen redlichen frommen Mann kennen lernen, und war mit ihm, als einem der Gott ernſtlich ſuchte, in einem ununterbrochenen Briefwechſel geblieben. Wie ſchmerzhaft war es daher für ſeinen geiſtlichen Führer, als dieſer Cavalier ſich in der Folge mit der herrnhutiſchen Gemeinde einließ, und ſich lange unter den Brüdern aufhielt; wie angenehm dagegen, als ſein Freund ſich mit den Brüdern wieder entzweyte, in der Nähe zu wohnen ſich entſchloß, und ſich ſeiner Leitung aufs neue völlig zu überlaſſen ſchien.

Nun wurde der Neuangekommene gleichsam im Triumph allen besonders geliebten Schäfchen des Oberhirten vorgestellt. Nur in unser Haus ward er nicht eingeführt, weil mein Vater niemand mehr zu sehen pflegte. Der Cavalier fand große Approbation; er hatte das Gesittete des Hofs und das Einnehmende der Gemeinde, dabei viel schöne natürliche Eigenschaften, und ward bald der große Heilige für alle, die ihn kennen lernten, worüber sich sein geistlicher Gönner äußerst freute. Leider war jener nur über äußere Umstände mit der Gemeine brouillirt, und im Herzen noch ganz Herrnhuter. Er hing zwar wirklich an der Realität der Sache; allein auch ihm war das Tändelwerk, das der Graf darum gehängt hatte, höchst angemessen. Er war an jene Vorstellungs- und Redensarten nun einmal gewöhnt, und wenn er sich nunmehr vor seinem alten Freunde sorgfältig verbergen mußte, so war es ihm desto nothwendiger, sobald er ein Häufchen vertrauter Personen um sich erblickte, mit seinen Verschen, Litaneyen und Bilderchen hervor zu rücken, und er fand, wie man denken kann, großen Beifall.

Ich wußte von der ganzen Sache nichts, und tändelte auf meine eigene Art fort. Lange Zeit blieben wir uns unbekannt.

Einst besuchte ich, in einer freien Stunde, eine kranke Freundin. Ich traf mehrere Bekannte dort an, und merkte bald, daß ich sie in einer Unterredung ge-

stört hatte. Ich ließ mir nichts merken, erblickte aber zu meiner großen Verwunderung, an der Wand einige herrnhutische Bilder, in zierlichen Rahmen. Ich faßte geschwind, was in der Zeit, da ich nicht im Hause gewesen, vorgegangen seyn mochte, und bewillkommte diese neue Erscheinung mit einigen angemessenen Versen.

Man denke sich das Erstaunen meiner Freundinnen. Wir erklärten uns, und waren auf der Stelle einig und vertraut.

Ich suchte nun öfter Gelegenheit auszugehn. Leider fand ich sie nur alle drey bis vier Wochen, ward mit dem adelichen Apostel und nach und nach mit der ganzen heimlichen Gemeinde bekannt. Ich besuchte, wenn ich konnte, ihre Versammlungen, und bei meinem geselligen Sinn war es mir unendlich angenehm, das von andern zu vernehmen und andern mitzutheilen, was ich bisher nur in und mit mir selbst ausgearbeitet hatte.

Ich war nicht so eingenommen, daß ich nicht bemerkt hätte, wie nur wenige den Sinn der zarten Worte und Ausdrücke fühlten, und wie sie dadurch auch nicht mehr, als ehemals durch die kirchlich symbolische Sprache, gefördert waren. Dessen ungeachtet ging ich mit ihnen fort, und ließ mich nicht irre machen. Ich dachte, daß ich nicht zur Untersuchung und Herzensprüfung berufen sey. War ich doch auch durch manche unschuldige Uebung zum Bessern vorbereitet worden. Ich nahm meinen Theil hinweg, drang, wo ich zur Rede

kam, auf den Sinn, der bei so zarten Gegenständen eher durch Worte versteckt als angedeutet wird, und ließ übrigens mit stiller Verträglichkeit einen jeden nach seiner Art gewähren.

Auf diese ruhigen Zeiten des heimlichen gesellschaftlichen Genusses folgten bald die Stürme öffentlicher Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten, die am Hofe und in der Stadt große Bewegungen erregten, und ich möchte beinahe sagen, manches Scandal verursachten. Der Zeitpunct war gekommen, in welchem unser Oberhofprediger, dieser große Widersacher der herrnhutischen Gemeinde, zu seiner gesegneten Demüthigung entdecken sollte, daß seine besten und sonst anhänglichsten Zuhörer sich sämmtlich auf die Seite der Gemeinde neigten. Er war äußerst gekränkt, vergaß im ersten Augenblicke alle Mäßigung, und konnte in der Folge sich nicht, selbst wenn er gewollt hätte, zurückziehn. Es gab heftige Debatten, bei denen ich glücklicherweise nicht genannt wurde, da ich nur ein zufälliges Mitglied der so sehr verhaßten Zusammenkünfte war, und unser eifriger Führer meinen Vater und meinen Freund in bürgerlichen Angelegenheiten nicht entbehren konnte. Ich erhielt meine Neutralität mit stiller Zufriedenheit: denn mich von solchen Empfindungen und Gegenständen selbst mit wohlwollenden Menschen zu unterhalten, war mir schon verdrießlich, wenn sie den tiefsten Sinn nicht fassen konnten, und nur auf der Oberfläche verweilten. Nun aber gar

über das mit Widersachern zu streiten, worüber man sich kaum mit Freunden verstand, schien mir unnütz, ja verderblich. Denn bald konnte ich bemerken, daß liebevolle edle Menschen, die in diesem Falle ihr Herz von Widerwillen und Haß nicht rein halten konnten, gar bald zur Ungerechtigkeit übergingen, und, um eine äußere Form zu vertheidigen, ihr bestes Innerste beinahe zerstörten.

So sehr auch der würdige Mann in diesem Falle Unrecht haben mochte, und so sehr man mich auch gegen ihn aufzubringen suchte, konnte ich ihm doch niemals eine herzliche Achtung versagen. Ich kannte ihn genau; ich konnte mich in seine Art, diese Sachen anzusehen, mit Billigkeit versetzen. Ich hatte niemals einen Menschen ohne Schwäche gesehen; nur ist sie auffallender bei vorzüglichen Menschen. Wir wünschen und wollen nun ein für alle Mal, daß die, die so sehr privilegirt sind, auch gar keinen Tribut, keine Abgaben zahlen sollen. Ich ehrte ihn als einen vorzüglichen Mann, und hoffte den Einfluß meiner stillen Neutralität, wo nicht zu einem Frieden, doch zu einem Waffenstillstande zu nutzen. Ich weiß nicht was ich bewirkt hätte; Gott faßte die Sache kürzer, und nahm ihn zu sich. Bei seiner Bahre weinten alle, die noch kurz vorher um Worte mit ihm gestritten hatten. Seine Rechtschaffenheit, seine Gottesfurcht hatte niemals jemand bezweifelt.

Auch ich mußte um diese Zeit das Puppenwerk aus den Händen legen, das mir durch diese Streitigkeiten

gewissermaßen in einem andern Lichte erschienen war. Der Oheim hatte seine Plane auf meine Schwester in der Stille durchgeführt. Er stellte ihr einen jungen Mann von Stande und Vermögen als ihren Bräutigam vor, und zeigte sich in einer reichlichen Aussteuer, wie man es von ihm erwarten konnte. Mein Vater willigte mit Freuden ein; die Schwester war frei und vorbereitet, und veränderte gerne ihren Stand. Die Hochzeit wurde auf des Oheims Schloß ausgerichtet, Familie und Freunde waren eingeladen, und wir kamen alle mit heiterm Geiste.

Zum erstenmal in meinem Leben erregte mir der Eintritt in ein Haus Bewunderung. Ich hatte wohl oft von des Oheims Geschmack, von seinem Italiänischen Baumeister, von seinen Sammlungen und seiner Bibliothek reden hören; ich verglich aber das alles mit dem, was ich schon gesehen hatte, und machte mir ein sehr buntes Bild davon in Gedanken. Wie verwundert war ich daher über den ernsten und harmonischen Eindruck, den ich beim Eintritt in das Haus empfand, und der sich in jedem Saal und Zimmer verstärkte. Hatte Pracht und Zierrath mich sonst nur zerstreut, so fühlte ich mich hier gesammelt und auf mich selbst zurückgeführt. Auch in allen Anstalten zu Feyerlichkeiten und Festen erregten Pracht und Würde ein stilles Gefallen, und es war mir eben so unbegreiflich, daß Ein Mensch das alles hätte erfinden und anordnen können, als daß

mehrere sich vereinigen könnten, um in einem so großen Sinne zusammenzuwirken. Und bei dem allem schienen der Wirth und die Seinigen so natürlich; es war keine Spur von Steifheit noch von leerem Ceremoniel zu bemerken.

Die Trauung selbst war unvermuthet auf eine herzliche Art eingeleitet; eine vortreffliche Vocalmusik überraschte uns, und der Geistliche wußte dieser Ceremonie alle Feyerlichkeit der Wahrheit zu geben. Ich stand neben Philo, und statt mir Glück zu wünschen sagte er mit einem tiefen Seufzer: Als ich die Schwester sah die Hand hingeben, war mir's, als ob man mich mit siedheißem Wasser begossen hätte. Warum? fragte ich. Es ist mir allezeit so, wenn ich eine Copulation ansehe, versetzte er. Ich lachte über ihn, und habe nachher oft genug an seine Worte zu denken gehabt.

Die Heiterkeit der Gesellschaft, worunter viel junge Leute waren, schien noch einmal so glänzend, indem alles was uns umgab, würdig und ernsthaft war. Aller Hausrath, Tafelzeug, Service und Tischaufsätze stimmten zu dem Ganzen, und wenn mir sonst die Baumeister mit den Conditoren aus Einer Schule entfernungen zu seyn schienen; so war hier Conditor und Tafeldecker bei dem Architekten in die Schule gegangen.

Da man mehrere Tage zusammenblieb, hatte der geistige und verständige Wirth für die Unterhaltung der Gesellschaft auf das mannichfaltigste gesorgt. Ich wie-

derholte hier nicht die traurige Erfahrung, die ich so oft in meinem Leben gehabt hatte, wie übel eine große gemischte Gesellschaft sich befinde, die sich selbst überlassen zu den allgemeinsten und schalsten Zeitvertreiben greifen muß, damit ja eher die guten als die schlechten Subjecte Mangel der Unterhaltung fühlen.

Ganz anders hatte es der Oheim veranstaltet. Er hatte zwey bis drey Marschälle, wenn ich sie so nennen darf, bestellt; der eine hatte für die Freuden der jungen Welt zu sorgen: Tänze, Spazierfahrten, kleine Spiele waren von seiner Erfindung, und standen unter seiner Direction, und da junge Leute gern im Freien leben, und die Einflüsse der Luft nicht scheuen; so war ihnen der Garten und der große Gartensaal übergeben, an den zu diesem Endzwecke noch einige Galerien und Pavillons angebauet waren, zwar nur von Bretern und Leinwand, aber in so edlen Verhältnissen, daß man nur an Stein und Marmor dabei erinnert ward.

Wie selten ist eine Fete, wobei derjenige, der die Gäste zusammenberuft, auch die Schuldigkeit empfindet, für ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeiten auf alle Weise zu sorgen!

Jagd und Spielpartien, kurze Promenaden, Gelegenheiten zu vertraulichen einsamen Gesprächen waren für die ältern Personen bereitet, und derjenige, der am frühsten zu Bette ging, war auch gewiß am weitesten von allem Lärm einquartirt.

Durch dieſe gute Ordnung ſchien der Raum, in dem wir uns befanden, eine kleine Welt zu ſeyn, und doch, wenn man uns bei nahem betrachtete, war das Schloß nicht groß, und man würde ohne genaue Kenntniß deſſelben und ohne den Geiſt des Wirthes wohl ſchwerlich ſo viele Leute darin beherbergt, und jeden nach ſeiner Art bewirthet haben.

So angenehm uns der Anblick eines wohlgeſtalteten Menſchen iſt, ſo angenehm iſt uns eine ganze Einrichtung, aus der uns die Gegenwart eines verſtändigen, vernünftigen Weſens fühlbar wird. Schon in ein reinliches Haus zu kommen iſt eine Freude, wenn es auch ſonſt geſchmacklos gebauet und verziert iſt: denn es zeigt uns die Gegenwart wenigſtens von Einer Seite gebildeter Menſchen. Wie doppelt angenehm iſt es uns alſo, wenn uns einer menſchlichen Wohnung uns der Geiſt einer höhern, obgleich auch nur ſinnlichen Cultur entgegen ſpricht.

Mit vieler Lebhaftigkeit ward mir dieſes auf dem Schloſſe meines Oheims anſchaulich. Ich hatte vieles von Kunſt gehört und geleſen; Philo ſelbſt war ein großer Liebhaber von Gemählden, und hatte eine ſchöne Sammlung; auch ich ſelbſt hatte viel gezeichnet; aber theils war ich zu ſehr mit meinen Empfindungen beſchäftigt, und trachtete nur das Eine was Noth iſt, erſt recht in's Reine zu bringen, theils ſchienen doch alle die Sachen, die ich geſehen hatte, mich wie die übrigen welt-

lichen Dinge zu zerſtreuen. Nun war ich zum erſtenmal durch etwas Aeußerliches auf mich ſelbſt zurückgeführt, und ich lernte den Unterſchied zwiſchen dem natürlichen vortrefflichen Geſang der Nachtigall und einem vierſtimmigen Hallelujah aus gefühlvollen Menſchenkehlen zu meiner größten Verwunderung erſt kennen.

Ich verbarg meine Freude über dieſe neue Anſchauung meinem Oheim nicht, der, wenn alles andere in ſein Theil gegangen war, ſich mit mir beſonders zu unterhalten pflegte. Er ſprach mit großer Beſcheidenheit von dem, was er beſaß und hervorgebracht hatte, mit großer Sicherheit von dem Sinne, in dem es geſammelt und aufgeſtellt worden war, und ich konnte wohl merken, daß er mit Schonung für mich redete, indem er nach ſeiner alten Art das Gute, wovon er Herr und Meiſter zu ſeyn glaubte, demjenigen unterzuordnen ſchien, was nach meiner Ueberzeugung das Rechte und Beſte war.

Wenn wir uns, ſagte er einmal, als möglich denken können, daß der Schöpfer der Welt ſelbſt die Geſtalt ſeiner Creatur angenommen, und auf ihre Art und Weiſe ſich eine Zeit lang auf der Welt befunden habe, ſo muß uns dieſes Geſchöpf ſchon unendlich vollkommen erſcheinen, weil ſich der Schöpfer ſo innig damit vereinigen konnte. Es muß alſo in dem Begriff des Menſchen kein Widerſpruch mit dem Begriff der Gottheit liegen, und wenn wir auch oft eine gewiſſe Unähnlich-

keit und Entfernung von ihr empfinden, so ist es doch um desto mehr unsere Schuldigkeit, nicht immer wie der Advocat des bösen Geistes nur auf die Blößen und Schwächen unserer Natur zu sehen, sondern eher alle Vollkommenheiten aufzusuchen, wodurch wir die Ansprüche unserer Gottähnlichkeit bestätigen können.

Ich lächelte und versetzte: Beschämen Sie mich nicht zu sehr, lieber Oheim, durch die Gefälligkeit, in meiner Sprache zu reden! Das, was Sie mir zu sagen haben, ist für mich von so großer Wichtigkeit, daß ich es in Ihrer eigensten Sprache zu hören wünschte, und ich will alsdann, was ich mir davon nicht ganz zueignen kann, schon zu übersetzen suchen.

Ich werde, sagte er darauf, auch auf meine eigenste Weise, ohne Veränderung des Tons fortfahren können. Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltweisen liegt vor uns, wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Alles außer uns ist nur Element, ja ich darf wohl sagen, auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was seyn soll, und uns nicht ruhen

und raſten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weiſe, dargeſtellt haben. Sie, liebe Nichte, haben vielleicht das beſte Theil erwählt; Sie haben Ihr ſittliches Weſen, Ihre tiefe liebevolle Natur mit ſich ſelbſt und mit dem höchſten Weſen übereinſtimmend zu machen geſucht, indeß wir andern wohl auch nicht zu tadeln ſind, wenn wir den ſinnlichen Menſchen in ſeinem Umfange zu kennen und thätig in Einheit zu bringen ſuchen.

Durch ſolche Geſpräche wurden wir nach und nach vertrauter, und ich verlangte von ihm, daß er mit mir, ohne Condeſcendenz, wie mit ſich ſelbſt ſprach. Glauben Sie nicht, ſagte der Oheim zu mir, daß ich Ihnen ſchmeichle, wenn ich Ihre Art zu denken und zu handeln lobe. Ich verehre den Menſchen, der deutlich weiß was er will, unabläſſig vorſchreitet, die Mittel zu ſeinem Zwecke kennt und ſie zu ergreifen und zu brauchen weiß; in wie fern ſein Zweck groß oder klein ſey, Lob oder Tadel verdiene, das kommt bei mir erſt nachher in Betrachtung. Glauben Sie mir, meine Liebe, der größte Theil des Unheils und deſſen, was man bös in der Welt nennt, entſteht bloß, weil die Menſchen zu nachläſſig ſind, ihre Zwecke recht kennen zu lernen, und wenn ſie ſolche kennen, ernſthaft darauf los zu arbeiten. Sie kommen mir vor wie Leute, die den Begriff haben, es könne und müſſe ein Thurm gebauet werden, und die doch an den Grund nicht mehr Steine und Arbeit

verwenden, als man allenfalls einer Hütte unterschlüge. Hätten Sie, meine Freundin, deren höchstes Bedürfniß war, mit Ihrer innern sittlichen Natur in's Reine zu kommen, anstatt der großen und kühnen Aufopferungen, sich zwischen Ihrer Familie, einen Bräutigam, vielleicht einem Gemahl nur so hin beholfen, Sie würden, in einem ewigen Widerspruch mit sich selbst, niemals einen zufriedenen Augenblick genossen haben.

Sie brauchen, versetzte ich hier, das Wort Aufopferung, und ich habe manchmal gedacht, wie wir einer höhern Absicht, gleichsam wie einer Gottheit, das Geringere zum Opfer darbringen, ob es uns schon am Herzen liegt, wie man ein geliebtes Schaf für die Gesundheit eines verehrten Vaters gern und willig zum Altar führen würde.

Was es auch sey, versetzte er, der Verstand oder die Empfindung, das uns eins für das andere hingeben, eins vor dem andern wählen heißt, so ist Entschiedenheit und Folge, nach meiner Meinung, das Verehrungswürdigste am Menschen. Man kann die Waare und das Geld nicht zugleich haben; und der ist eben so übel daran, dem es immer nach der Waare gelüstet, ohne daß er das Herz hat das Geld hinzugeben, als der, den der Kauf reut, wenn er die Waare in Händen hat. Aber ich bin weit entfernt, die Menschen deßhalb zu tadeln; denn sie sind eigentlich nicht Schuld, sondern die verwickelte Lage, in der sie sich befinden und in der sie sich nicht zu regieren wissen.

sen. So werden Sie, zum Beispiel, im Durchschnitt weniger üble Wirthe auf dem Lande als in den Städten finden, und wieder in kleinen Städten weniger als in großen; und warum? Der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren; einfache, nahe, bestimmte Zwecke vermag er einzusehen, und er gewöhnt sich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand sind; sobald er aber in's Weite kommt, weiß er weder was er will, noch was er soll, und es ist ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut, oder ob er durch die Höhe und Würde derselben außer sich gesetzt werde. Es ist immer sein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu streben, mit dem er sich durch eine regelmäßige Selbstthätigkeit nicht verbinden kann.

Fürwahr, fuhr er fort, ohne Ernst ist in der Welt nichts möglich, und unter denen, die wir gebildete Menschen nennen, ist eigentlich wenig Ernst zu finden; sie gehen, ich möchte sagen, gegen Arbeiten und Geschäfte, gegen Künste, ja gegen Vergnügungen nur mit einer Art von Selbstvertheidigung zu Werke; man lebt, wie man ein Pack Zeitungen liest, nur damit man sie los werde, und es fällt mir dabei jener junge Engländer in Rom ein, der Abends, in einer Gesellschaft, sehr zufrieden erzählte: daß er doch heute sechs Kirchen und zwey Galerien bei Seite gebracht habe. Man will mancherlei wissen und kennen, und gerade das, was einen am we-

nigsten angeht, und man bemerkt nicht, daß kein Hunger dadurch gestillt wird, wenn man nach der Luft schnappt. Wenn ich einen Menschen kennen lerne, frage ich sogleich, womit beschäftigt er sich? und wie? und in welcher Folge? und mit der Beantwortung der Frage ist auch mein Interesse an ihm auf Zeitlebens entschieden.

Sie sind, lieber Oheim, versetzte ich darauf, vielleicht zu strenge, und entziehen manchem guten Menschen, dem Sie nützlich seyn könnten, Ihre hülfreiche Hand.

Ist es dem zu verdenken, antwortete er, der so lange vergebens an ihnen und um sie gearbeitet hat? Wie sehr leidet man nicht in der Jugend von Menschen, die uns zu einer angenehmen Lustpartie einzuladen glauben, wenn sie uns in die Gesellschaft der Danaiden oder des Sisyphus zu bringen versprechen. Gott sey Dank, ich habe mich von ihnen los gemacht, und wenn einer unglücklicher Weise in meinen Kreis kommt, suche ich ihn auf die höflichste Art hinaus zu complimentiren: denn gerade von diesen Leuten hört man die bittersten Klagen über den verworrenen Lauf der Weltbändel, über die Seichtigkeit der Wissenschaften, über den Leichtsinn der Künstler, über die Leerheit der Dichter und was alles noch mehr ist. Sie bedenken am wenigsten, daß eben sie selbst und die Menge, die ihnen gleich ist, gerade das Buch nicht lesen würden, das geschrieben wäre wie sie es fordern, daß ihnen die ächte Dichtung fremd

sey, und daß selbst ein gutes Kunstwerk nur durch Vorurtheil ihren Beifall erlangen könne. Doch lassen Sie uns abbrechen, es ist hier keine Zeit zu schelten noch zu klagen.

Er leitete meine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Gemählde, die an der Wand aufgehängt waren; mein Auge hielt sich an die, deren Anblick reizend, oder deren Gegenstand bedeutend war; er ließ es eine Weile geschehen, dann sagte er: Gönnen Sie nun auch dem Genius, der diese Werke hervorgebracht hat, einige Aufmerksamkeit. Gute Gemüther sehen so gerne den Finger Gottes in der Natur; warum sollte man nicht auch der Hand seines Nachahmers einige Betrachtung schenken? Er machte mich sodann auf unscheinbare Bilder aufmerksam, und suchte mir begreiflich zu machen, daß eigentlich die Geschichte der Kunst allein uns den Begriff von dem Werth und der Würde eines Kunstwerks geben könne, daß man erst die beschwerlichen Stufen des Mechanismus und des Handwerks, an denen der fähige Mensch sich Jahrhunderte lang hinauf arbeitet, kennen müsse, um zu begreifen wie es möglich sey, daß das Genie auf dem Gipfel, bei dessen bloßem Anblick uns schwindelt, sich frei und fröhlich bewege.

Er hatte in diesem Sinne eine schöne Reihe zusammengebracht, und ich konnte mich nicht enthalten, als er mir sie auslegte, die moralische Bildung hier wie im Gleichnisse vor mir zu sehen. Als ich ihm meine Ge-

danken äußerte, versetzte er: Sie haben vollkommen Recht, und wir sehen daraus, daß man nicht wohl thut, der sittlichen Bildung, einsam, in sich selbst verschlossen nachzuhängen; vielmehr wird man finden, daß derjenige, dessen Geist nach einer moralischen Cultur strebt, alle Ursache hat, seine feinere Sinnlichkeit zugleich mit auszubilden, damit er nicht in Gefahr komme, von seiner moralischen Höhe herab zu gleiten, indem er sich den Lockungen einer regellosen Phantasie übergibt, und in den Fall kommt, seine edlere Natur durch Vergnügen an geschmacklosen Tändeleyen, wo nicht an etwas Schlimmerem herab zu würdigen.

Ich hatte ihn nicht im Verdacht, daß er auf mich ziele, aber ich fühlte mich getroffen, wenn ich zurück dachte, daß unter den Liedern, die mich erbauet hatten, manches abgeschmackte mehrte gewesen seyn, und daß die Bildchen, die sich an meine geistlichen Ideen anschlossen, wohl schwerlich vor den Augen des Oheims würden Gnade gefunden haben.

Philo hatte sich indessen öfters in der Bibliothek aufgehalten, und führte mich nunmehr auch in selbiger ein. Wir bewunderten die Auswahl und dabei die Menge der Bücher. Sie waren in jedem Sinne gesammelt: denn es waren beinahe auch nur solche darin zu finden, die uns zur deutlichen Erkenntniß führen, oder uns zur rechten Ordnung anweisen, die uns entweder rechte Ma-

terialien geben, oder uns von der Einheit unſers Geiſtes überzeugen.

Ich hatte in meinem Leben unſäglich geleſen, und in gewiſſen Fächern war mir faſt kein Buch unbekannt; um deſto angenehmer war mir's hier von der Ueberſicht des Ganzen zu ſprechen, und Lücken zu bemerken, wo ich ſonſt nur eine beſchränkte Verwirrung oder eine unendliche Ausdehnung geſehen hatte.

Zugleich machten wir die Bekanntſchaft eines ſehr intereſſanten ſtillen Mannes. Er war Arzt und Naturforſcher, und ſchien mehr zu den Penaten als zu den Bewohnern des Hauſes zu gehören. Er zeigte uns das Naturaliencabinet, das, wie die Bibliothek, in verſchloſſenen Glasſchränken zugleich die Wände des Zimmers verzierte und den Raum veredelte, ohne ihn zu verengen. Hier erinnerte ich mich mit Freuden meiner Jugend, und zeigte meinem Vater mehrere Gegenſtände, die er ehemals auf das Krankenbette ſeines kaum in die Welt blickenden Kindes gebracht hatte. Dabei verhehlte der Arzt ſo wenig als bei folgenden Unterredungen, daß er ſich mir in Abſicht auf religiöſe Geſinnungen nähere, lobte dabei den Oheim außerordentlich wegen ſeiner Toleranz und Schätzung von allem, was den Werth und die Einheit der menſchlichen Natur anzeige und befördere, nur verlange er freilich von allen andern Menſchen ein gleiches und pflege nichts ſo ſehr, als individuellen Dün-

kel und ausschließende Beschränktheit, zu verdammen oder zu fliehen.

Seit der Trauung meiner Schwester sah dem Oheim die Freude aus den Augen, und er sprach verschiedenemal mit mir über das, was er für sie und ihre Kinder zu thun denke. Er hatte schöne Güter, die er selbst bewirthschaftete und die er, in dem besten Zustande, seinen Neffen zu übergeben hoffte. Wegen des kleinen Gutes, auf dem wir uns befanden, schien er besondere Gedanken zu hegen: ich werde es, sagte er, nur einer Person überlassen, die zu kennen, zu schätzen und zu genießen weiß was es enthält, und die einsieht, wie sehr ein Reicher und Vornehmer, besonders in Deutschland, Ursache habe etwas Mustermäßiges aufzustellen.

Schon war der größte Theil der Gäste nach und nach verflogen; wir bereiteten uns zum Abschied und glaubten die letzte Scene der Feyerlichkeit erlebt zu haben, als wir auf's neue durch seine Aufmerksamkeit, uns ein würdiges Vergnügen zu machen, überrascht wurden. Wir hatten ihm das Entzücken nicht verbergen können, das wir fühlten, als bei meiner Schwester Trauung ein Chor Menschenstimmen sich, ohne alle Begleitung irgend eines Instruments, hören ließ. Wir legten es ihm nahe genug, uns das Vergnügen noch einmal zu verschaffen; er schien nicht darauf zu merken. Wie überrascht waren wir daher, als er eines Abends zu uns

ſagte: die Tanzmuſik hat ſich entfernt; die jungen, flüchtigen Freunde haben uns verlaſſen; das Ehepaar ſelbſt ſieht ſchon ernſthafter aus als vor einigen Tagen, und in einer ſolchen Epoche von einander zu ſcheiden, da wir uns vielleicht nie, wenigſtens anders wiederſehen, regt uns zu einer feyerlichen Stimmung, die ich nicht edler nähren kann, als durch eine Muſik, deren Wiederholung Sie ſchon früher zu wünſchen ſchienen.

Er ließ durch das indeß verſtärkte und im Stillen noch mehr geübte Chor uns vier- und achtſtimmige Geſänge vortragen, die uns, ich darf wohl ſagen, wirklich einen Vorſchmack der Seligkeit gaben. Ich hatte bisher nur den frommen Geſang gekannt, in welchem gute Seelen oft mit heiſerer Kehle, wie die Waldvöglein, Gott zu loben glauben, weil ſie ſich ſelbſt eine angenehme Empfindung machen; dann die eitle Muſik der Concerte, in denen man allenfalls zur Bewunderung eines Talents, ſelten aber, auch nur zu einem vorübergehenden Vergnügen, hingeriſſen wird. Nun vernahm ich eine Muſik aus dem tiefſten Sinne der trefflichſten menſchlichen Naturen entſprungen, die durch beſtimmte und geübte Organe in harmoniſcher Einheit wieder zum tiefſten beſten Sinne des Menſchen ſprach, und ihn wirklich in dieſem Augenblicke ſeine Gottähnlichkeit lebhaft empfinden ließ. Alles waren lateiniſche, geiſtliche Geſänge, die ſich, wie Juwelen, in dem goldnen Ringe einer geſitteten weltlichen Geſellſchaft ausnahmen, und

mich, ohne Anforderung einer sogenannten Erbauung, auf das geistigste erhoben und glücklich machten.

Bei unserer Abreise wurden wir alle auf das edelste beschenkt. Mir überreichte er das Ordenskreuz meines Stiftes, kunstmäßiger und schöner gearbeitet und emaillirt als man es sonst zu sehen gewohnt war. Es hing an einem großen Brillanten, wodurch es zugleich an das Band befestigt wurde, und den er als den edelsten Stein einer Naturaliensammlung anzusehen bat.

Meine Schwester zog nun mit ihrem Gemahl auf seine Güter, wir andern kehrten alle nach unsern Wohnungen zurück und schienen uns, was unsere äußern Umstände anbetraf, in ein ganz gemeines Leben zurückgekehrt zu seyn. Wir waren, wie aus einem Feenschloß, auf die platte Erde gesetzt und mußten uns wieder nach unsrer Weise benehmen und behelfen.

Die sonderbaren Erfahrungen, die ich in jenem neuen Kreise gemacht hatte, ließen einen schönen Eindruck bei mir zurück; doch blieb er nicht lange in seiner ganzen Lebhaftigkeit, obgleich der Oheim ihn zu unterhalten und zu erneuern suchte, indem er mir, von Zeit zu Zeit, von seinen besten und gefälligsten Kunstwerken zusandte, und wenn ich sie lange genug genossen hatte, wieder mit andern vertauschte.

Ich war zu sehr gewohnt, mich mit mir selbst zu beschäftigen, die Angelegenheiten meines Herzens und meines Gemüthes in Ordnung zu bringen, und mich

davon mit ähnlich gesinnten Personen zu unterhalten, als daß ich mit Aufmerksamkeit ein Kunstwerk hätte betrachten sollen, ohne bald auf mich selbst zurück zu kehren. Ich war gewohnt, ein Gemählde und einen Kupferstich nur anzusehen wie die Buchstaben eines Buchs. Ein schöner Druck gefällt wohl; aber wer wird ein Buch des Druckes wegen in die Hand nehmen? So sollte mir auch eine bildliche Darstellung etwas sagen, sie sollte mich belehren, rühren, bessern; und der Oheim mochte in seinen Briefen, mit denen er seine Kunstwerke erläuterte, reden was er wollte, so blieb es mit mir doch immer beim Alten.

Doch mehr als meine eigene Natur zogen mich äußere Begebenheiten, die Veränderungen in meiner Familie, von solchen Betrachtungen, ja eine Weile von mir selbst ab; ich mußte dulden und wirken, mehr, als meine schwachen Kräfte zu ertragen schienen.

Meine ledige Schwester war bisher mein rechter Arm gewesen; gesund, stark und unbeschreiblich gütig hatte sie die Besorgung der Haushaltung über sich genommen, wie mich die persönliche Pflege des alten Vaters beschäftigte. Es überfällt sie ein Katarrh, woraus eine Brustkrankheit wird, und in drey Wochen liegt sie auf der Bahre; ihr Tod schlug mir Wunden, deren Narben ich jetzt noch nicht gerne ansehe.

Ich lag krank zu Bette, ehe sie noch beerdigt war; der alte Schaden auf meiner Brust schien aufzuwachen,

ich hustete heftig, und war so heiser, daß ich keinen lauten Ton hervorbringen konnte.

Die verheirathete Schwester kam vor Schrecken und Betrübniß zu früh in die Wochen. Mein alter Vater fürchtete, seine Kinder und die Hoffnung seiner Nachkommenschaft auf einmal zu verlieren; seine gerechten Thränen vermehrten meinen Jammer; ich flehte zu Gott um Herstellung einer leidlichen Gesundheit, und bat ihn nur, mein Leben bis nach dem Tode des Vaters zu fristen. Ich genas, und war nach meiner Art wohl, konnte wieder meine Pflichten, obgleich nur auf eine kümmerliche Weise, erfüllen.

Meine Schwester ward wieder guter Hoffnung. Mancherlei Sorgen, die in solchen Fällen der Mutter anvertraut werden, wurden mir mitgetheilt; sie lebte nicht ganz glücklich mit ihrem Manne, das sollte dem Vater verborgen bleiben; ich mußte Schiedsrichter seyn, und konnte es um so eher, da mein Schwager Zutrauen zu mir hatte, und beide wirklich gute Menschen waren, nur daß beide, anstatt einander nachzusehen, mit einander rechteten, und aus Begierde, völlig mit einander überein zu leben, niemals einig werden konnten. Nun lernte ich auch die weltlichen Dinge mit Ernst angreifen, und das ausüben, was ich sonst nur gesungen hatte.

Meine Schwester gebar einen Sohn; die Unpäßlichkeit meines Vaters verhinderte ihn nicht, zu ihr

zu reiſen. Beim Anblick des Kindes war er unglaublich heiter und froh, und bei der Taufe erſchien er mir gegen ſeine Art wie begeiſtert, ja ich möchte ſagen, als ein Genius mit zwey Geſichtern. Mit dem einen blickte er freudig vorwärts in jene Regionen, in die er bald einzugehen hoffte, mit dem andern auf das neue, hoffnungsvolle irdiſche Leben, das in dem Knaben entſprungen war, der von ihm abſtammte. Er ward nicht müde auf dem Rückwege mich von dem Kinde zu unterhalten, von ſeiner Geſtalt, ſeiner Geſundheit, und dem Wunſche, daß die Anlagen dieſes neuen Weltbürgers glücklich ausgebildet werden möchten. Seine Betrachtungen hierüber dauerten fort, als wir zu Hauſe anlangten, und erſt nach einigen Tagen bemerkte man eine Art Fieber, die ſich nach Tiſch, ohne Froſt, durch eine etwas ermattende Hitze äußerte. Er legte ſich jedoch nicht nieder, fuhr des Morgens aus und verſah treulich ſeine Amtsgeſchäfte, bis ihn endlich anhaltende, ernſthafte Symptome davon abhielten.

Nie werde ich die Ruhe des Geiſtes, die Klarheit und Deutlichkeit vergeſſen, womit er die Angelegenheiten ſeines Hauſes, die Beſorgung ſeines Begräbniſſes, als wie das Geſchäft eines andern, mit der größten Ordnung vornahm.

Mit einer Heiterkeit, die ihm ſonſt nicht eigen war, und die bis zu einer lebhaften Freude ſtieg, ſagte er zu mir: Wo iſt die Todesfurcht hingekommen, die ich

sonst noch wohl empfand? Sollt' ich zu sterben scheuen? Ich habe einen gnädigen Gott, das Grab erweckt mir kein Grauen, ich habe ein ewiges Leben.

Mir die Umstände seines Todes zurückzurufen, der bald darauf erfolgte, ist in meiner Einsamkeit eine meiner angenehmsten Unterhaltungen, und die sichtbaren Wirkungen einer höhern Kraft dabei wird mir niemand wegräsonniren.

Der Tod meines lieben Vaters veränderte meine bisherige Lebensart. Aus dem strengsten Gehorsam, aus der größten Einschränkung kam ich in die größte Freiheit, und ich genoß ihrer wie einer Speise, die man lange entbehrt hat. Sonst war ich selten zwey Stunden außer dem Hause; nun verlebte ich kaum Einen Tag in meinem Zimmer. Meine Freunde, bei denen ich sonst nur abgerissene Besuche machen konnte, wollten sich meines anhaltenden Umgangs, so wie ich mich des ihrigen, erfreuen; öfters wurde ich zu Tische geladen, Spazierfahrten und kleine Lustreisen kamen hinzu, und ich blieb nirgends zurück. Als aber der Cirkel durchlaufen war, sah ich, daß das unschätzbare Glück der Freiheit nicht darin besteht, daß man alles thut, was man thun mag, und wozu uns die Umstände einladen, sondern daß man das ohne Hinderniß und Rückhalt, auf dem geraden Wege thun kann, was man für recht und schicklich hält, und ich war alt genug, in

dieſem Falle ohne Lehrgeld zu der ſchönen Ueberzeugung zu gelangen.

Was ich mir nicht verſagen konnte, war, ſobald als nur möglich, den Umgang mit den Gliedern der herrnhutiſchen Gemeine fortzuſetzen und feſter zu knüpfen, und ich eilte, eine ihrer nächſten Einrichtungen zu beſuchen: aber auch da fand ich keineswegs, was ich mir vorgeſtellt hatte. Ich war ehrlich genug meine Meinung merken zu laſſen, und man ſuchte mir hinwieder beizubringen: dieſe Verfaſſung ſey gar nichts gegen eine ordentlich eingerichtete Gemeine. Ich konnte mir das gefallen laſſen; doch hätte nach meiner Ueberzeugung der wahre Geiſt aus einer kleinen ſo gut als aus einer großen Anſtalt hervorblicken ſollen.

Einer ihrer Biſchöfe, der gegenwärtig war, ein unmittelbarer Schüler des Grafen, beſchäftigte ſich viel mit mir; er ſprach vollkommen Engliſch, und weil ich es ein wenig verſtand, meinte er, es ſey ein Wink, daß wir zuſammen gehörten; ich meinte es aber ganz und gar nicht; ſein Umgang konnte mir nicht im geringſten gefallen. Er war ein Meſſerſchmied, ein geborner Mähre; ſeine Art zu denken konnte das Handwerksmäßige nicht verläugnen. Beſſer verſtand ich mich mit dem Herrn von L*, der Major in Franzöſiſchen Dienſten geweſen war; aber zu der Unterthänigkeit, die er gegen ſeine Vorgeſetzten bezeigte, fühlte ich mich niemals fähig; ja es war mir, als wenn man mir eine Ohrfeige gäbe,

wenn ich die Majorin und andere, mehr oder weniger angesehene Frauen dem Bischof die Hand küssen sah. Indessen wurde doch eine Reise nach Holland verabredet, die aber, und gewiß zu meinem Besten, niemals zu Stande kam.

Meine Schwester war mit einer Tochter niedergekommen, und nun war die Reihe an uns Frauen, zufrieden zu seyn und zu denken, wie sie dereinst, uns ähnlich, erzogen werden sollte. Mein Schwager war dagegen sehr unzufrieden, als in dem Jahr darauf abermals eine Tochter erfolgte; er wünschte bei seinen großen Gütern Knaben um sich zu sehen, die ihm einst in der Verwaltung beistehen könnten.

Ich hielt mich bei meiner schwachen Gesundheit still, und bei einer ruhigen Lebensart ziemlich im Gleichgewicht; ich fürchtete den Tod nicht, ja ich wünschte zu sterben, aber ich fühlte in der Stille, daß mir Gott Zeit gebe, meine Seele zu untersuchen und ihm immer näher zu kommen. In den vielen schlaflosen Nächten habe ich besonders etwas empfunden, das ich eben nicht deutlich beschreiben kann.

Es war als wenn meine Seele ohne Gesellschaft des Körpers dächte; sie sah den Körper selbst als ein ihr fremdes Wesen an, wie man etwa ein Kleid ansieht. Sie stellte sich mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit die vergangenen Zeiten und Begebenheiten vor, und fühlte daraus, was folgen werde. Alle diese Zeiten

sind

ſind dahin; was folgt wird auch dahin gehen: der Körper wird wie ein Kleid zerreißen, aber Ich, das wohlbekannte Ich, Ich bin.

Dieſem großen, erhabenen und tröſtlichen Gefühle ſo wenig als nur möglich nachzuhängen, lehrte mich ein edler Freund, der ſich mir immer näher verband; es war der Arzt, den ich in dem Hauſe meines Oheims hatte kennen lernen, und der ſich von der Verfaſſung meines Körpers und meines Geiſtes ſehr gut unterrichtet hatte; er zeigte mir, wie ſehr dieſe Empfindungen, wenn wir ſie unabhängig von äußern Gegenſtänden in uns nähren, uns gewiſſermaßen aushöhlen und den Grund unſeres Daſeyns untergraben. Thätig zu ſeyn, ſagte er, iſt des Menſchen erſte Beſtimmung, und alle Zwiſchenzeiten, in denen er auszuruhen genöthiget iſt, ſollte er anwenden, eine deutliche Erkenntniß der äußerlichen Dinge zu erlangen, die ihm in der Folge abermals ſeine Thätigkeit erleichtert.

Da der Freund meine Gewohnheit kannte, meinen eigenen Körper als einen äußern Gegenſtand anzuſehn, und da er wußte, daß ich meine Conſtitution, mein Uebel und die mediciniſchen Hülfsmittel ziemlich kannte, und ich wirklich durch anhaltende eigene und fremde Leiden ein halber Arzt geworden war; ſo leitete er meine Aufmerkſamkeit von der Kenntniß des menſchlichen Körpers und der Specereyen auf die übrigen nachbarlichen Gegenſtände der Schöpfung, und führte mich wie im Pa-

radieſe umher, und nur zuletzt, wenn ich mein Gleichniß fortſetzen darf, ließ er mich den in der Abendkühle im Garten wandelnden Schöpfer aus der Entfernung ahnen.

Wie gerne ſah ich nunmehr Gott in der Natur, da ich ihn mit ſolcher Gewißheit im Herzen trug; wie intereſſant war mir das Werk ſeiner Hände, und wie dankbar war ich, daß er mich mit dem Athem ſeines Mundes hatte beleben wollen!

Wir hofften auf's neue, mit meiner Schweſter, auf einen Knaben, dem mein Schwager ſo ſehnlich entgegen ſah, und deſſen Geburt er leider nicht erlebte. Der wackere Mann ſtarb an den Folgen eines unglücklichen Sturzes vom Pferde, und meine Schweſter folgte ihm, nachdem ſie der Welt einen ſchönen Knaben gegeben hatte. Ihre vier hinterlaſſenen Kinder konnte ich nur mit Wehmuth anſehn. So manche geſunde Perſon war vor mir, der Kranken, hingegangen; ſollte ich nicht vielleicht von dieſen hoffnungsvollen Blüthen manche abfallen ſehen? Ich kannte die Welt genug, um zu wiſſen, unter wie vielen Gefahren ein Kind, beſonders in dem höhern Stande, heraufwächſ't, und es ſchien mir, als wenn ſie ſeit der Zeit meiner Jugend ſich für die gegenwärtige Welt noch vermehrt hätten. Ich fühlte, daß ich, bei meiner Schwäche, wenig oder nichts für die Kinder zu thun im Stande ſey; um deſto erwünſchter war mir des Oheims Entſchluß, der natürlich aus ſeiner Denkungs-

art entſprang, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Erziehung dieſer liebenswürdigen Geſchöpfe zu verwenden. Und gewiß, ſie verdienten es in jedem Sinne, ſie waren wohlgebildet, und verſprachen, bei ihrer großen Verſchiedenheit, ſämmtlich gutartige und verſtändige Menſchen zu werden.

Seitdem mein guter Arzt mich aufmerkſam gemacht hatte, betrachtete ich gern die Familienähnlichkeit in Kindern und Verwandten. Mein Vater hatte ſorgfältig die Bilder ſeiner Vorfahren aufbewahrt, ſich ſelbſt und ſeine Kinder von leidlichen Meiſtern mahlen laſſen, auch war meine Mutter und ihre Verwandten nicht vergeſſen worden. Wir kannten die Charaktere der ganzen Familie genau, und da wir ſie oft unter einander verglichen hatten, ſo ſuchten wir nun bei den Kindern die Aehnlichkeiten des Aeußern und Innern wieder auf. Der älteſte Sohn meiner Schweſter ſchien ſeinem Großvater, väterlicher Seite, zu gleichen, von dem ein jugendliches Bild ſehr gut gemahlt in der Sammlung unſeres Oheims aufgeſtellt war; auch liebte er wie jener, der ſich immer als ein braver Officier gezeigt hatte, nichts ſo ſehr als das Gewehr, womit er ſich immer, ſo oft er mich beſuchte, beſchäftigte. Denn mein Vater hatte einen ſehr ſchönen Gewehrſchrank hinterlaſſen, und der Kleine hatte nicht eher Ruhe, bis ich ihm ein Paar Piſtolen und eine Jagdflinte ſchenkte, und bis er herausgebracht hatte, wie ein Deutſches Schloß aufzuziehen ſey. Uebri-

gens war er in seinen Handlungen und seinem ganzen Wesen nichts weniger als rauh, sondern vielmehr sanft und verständig.

Die älteste Tochter hatte meine ganze Neigung gefesselt, und es mochte wohl daher kommen weil sie mir ähnlich sah, und weil sie sich von allen vieren am meisten zu mir hielt. Aber ich kann wohl sagen, je genauer ich sie beobachtete, da sie heranwuchs, desto mehr beschämte sie mich, und ich konnte das Kind nicht ohne Bewunderung, ja ich darf beinahe sagen, nicht ohne Verehrung ansehn. Man sah nicht leicht eine edlere Gestalt, ein ruhiger Gemüth und eine immer so gleiche, auf keinen Gegenstand eingeschränkte Thätigkeit. Sie war keinen Augenblick ihres Lebens unbeschäftigt, und jedes Geschäft ward unter ihren Händen zur würdigen Handlung. Alles schien ihr gleich, wenn sie nur das verrichten konnte, was in der Zeit und am Platz war, und eben so konnte sie ruhig, ohne Ungeduld, bleiben, wenn sich nichts zu thun fand. Diese Thätigkeit ohne Bedürfniß einer Beschäftigung habe ich in meinem Leben nicht wieder gesehen. Unnachahmlich war von Jugend auf ihr Betragen gegen Nothleidende und Hülfsbedürftige. Ich gestehe gern, daß ich niemals das Talent hatte, mir aus der Wohlthätigkeit ein Geschäft zu machen; ich war nicht karg gegen Arme, ja ich gab oft in meinem Verhältnisse zu viel dahin, aber gewissermaßen kaufte ich mich nur los, und es mußte mir je-

mand angeboren ſeyn, wenn er mir meine Sorgfalt abgewinnen wollte. Gerade das Gegentheil lobe ich an meiner Nichte. Ich habe ſie niemals einem Armen Geld geben ſehen, und was ſie von mir zu dieſem Endzweck erhielt, verwandelte ſie immer erſt in das nächſte Bedürfniß. Niemals erſchien ſie mir liebenswürdiger, als wenn ſie meine Kleider- und Wäſchſchränke plünderte; immer fand ſie etwas, das ich nicht trug und nicht brauchte, und dieſe alten Sachen zuſammenzuſchneiden und ſie irgend einem zerlumpten Kinde anzupaſſen, war ihre größte Glückſeligkeit.

Die Geſinnungen ihrer Schweſter zeigten ſich ſchon anders; ſie hatte vieles von der Mutter, verſprach ſchon frühe ſehr zierlich und reizend zu werden, und ſcheint ihr Verſprechen halten zu wollen; ſie iſt ſehr mit ihrem Aeußern beſchäftigt und wußte ſich, von früher Zeit an, auf eine in die Augen fallende Weiſe zu putzen und zu tragen. Ich erinnere mich noch immer, mit welchem Entzücken ſie ſich als ein kleines Kind im Spiegel beſah, als ich ihr die ſchönen Perlen, die mir meine Mutter hinterlaſſen hatte, und die ſie von ungefähr bei mir fand, umbinden mußte.

Wenn ich dieſe verſchiedenen Neigungen betrachtete, war es mir angenehm zu denken, wie meine Beſitzungen, nach meinem Tode, unter ſie zerfallen und durch ſie wieder lebendig werden würden. Ich ſah die Jagdflinten meines Vaters ſchon wieder auf dem Rücken des

Neffen im Felde herumwandeln, und aus seiner Jagdtasche schon wieder Hühner herausfallen; ich sah meine sämmtliche Garderobe bei der Oster-Confirmation, lauter kleinen Mädchen angepaßt, aus der Kirche herauskommen, und mit meinen besten Stoffen ein sittsames Bürgermädchen an ihrem Brauttage geschmückt: denn zu Ausstattung solcher Kinder und ehrbarer armer Mädchen hatte Natalie eine besondere Neigung, ob sie gleich, wie ich hier bemerken muß, selbst keine Art von Liebe, und wenn ich so sagen darf, kein Bedürfniß einer Anhänglichkeit an ein sichtbares oder unsichtbares Wesen, wie es sich bei mir in meiner Jugend so lebhaft gezeigt hatte, auf irgend eine Weise merken ließ.

Wenn ich nun dachte, daß die jüngste an eben demselben Tage meine Perlen und Juwelen nach Hofe tragen werde, so sah ich mit Ruhe meine Besitzungen, wie meinen Körper, den Elementen wieder gegeben.

Die Kinder wuchsen heran, und sind zu meiner Zufriedenheit gesunde, schöne und wackre Geschöpfe. Ich ertrage es mit Geduld, daß der Oheim sie von mir entfernt hält, und sehe sie, wenn sie in der Nähe oder auch wohl gar in der Stadt sind, selten.

Ein wunderbarer Mann, den man für einen Französischen Geistlichen hält, ohne daß man recht von seiner Herkunft unterrichtet ist, hat die Aufsicht über die sämmtlichen Kinder, welche an verschiedenen Orten erzogen werden und bald hier bald da in der Kost sind.

Ich konnte anfangs keinen Plan in dieſer Erziehung ſehn, bis mir mein Arzt zuletzt eröffnete: der Oheim habe ſich durch den Abbé überzeugen laſſen, daß, wenn man an der Erziehung des Menſchen etwas thun wolle, müſſe man ſehen, wohin ſeine Neigungen und Wünſche gehen. Sodann müſſe man ihn in die Lage verſetzen, jene ſobald als möglich zu befriedigen, dieſe ſobald als möglich zu erreichen, damit der Menſch, wenn er ſich geirret habe, früh genug ſeinen Irrthum gewahr werde, und wenn er das getroffen hat, was für ihn paßt, deſto eifriger daran halte und ſich deſto emſiger fortbilde. Ich wünſche, daß dieſer ſonderbare Verſuch gelingen möge; bei ſo guten Naturen iſt es vielleicht möglich.

Aber das, was ich nicht an dieſen Erziehern billigen kann, iſt, daß ſie alles von den Kindern zu entfernen ſuchen, was ſie zu dem Umgange mit ſich ſelbſt und mit dem unſichtbaren, einzigen treuen Freunde führen könne. Ja, es verdrießt mich oft von dem Oheim, daß er mich deßhalb für die Kinder für gefährlich hält. Im Praktiſchen iſt doch kein Menſch tolerant! Denn wer auch verſichert, daß er jedem ſeine Art und Weſen gerne laſſen wolle, ſucht doch immer diejenigen von der Thätigkeit auszuſchließen, die nicht ſo denken wie er.

Dieſe Art, die Kinder von mir zu entfernen, betrübte mich deſto mehr, je mehr ich von der Realität meines Glaubens überzeugt ſeyn kann. Warum ſollte er nicht einen göttlichen Urſprung, nicht einen wirk-

lichen Gegenstand haben, da er sich im Praktischen so wirksam erweiset? Werden wir durch's Praktische doch unseres eigenen Daseyns selbst erst recht gewiß, warum sollten wir uns nicht auch auf eben dem Wege von jenem Wesen überzeugen können, das uns zu allem Guten die Hand reicht?

Daß ich immer vorwärts, nie rückwärts gehe, daß meine Handlungen immer mehr der Idee ähnlich werden, die ich mir von der Vollkommenheit gemacht habe, daß ich täglich mehr Leichtigkeit fühle, das zu thun, was ich für Recht halte, selbst bei der Schwäche meines Körpers, der mir so manchen Dienst versagt; läßt sich das alles aus der menschlichen Natur, deren Verderben ich so tief eingesehen habe, erklären? Für mich nun einmal nicht.

Ich erinnere mich kaum eines Gebotes; nichts erscheint mir in Gestalt eines Gesetzes; es ist ein Trieb, der mich leitet und mich immer recht führet; ich folge mit Freiheit meinen Gesinnungen, und weiß so wenig von Einschränkung als von Reue. Gott sey Dank, daß ich erkenne, wem ich dieses Glück schuldig bin und daß ich an diese Vorzüge nur mit Demuth denken darf. Denn niemals werde ich in Gefahr kommen, auf mein eignes Können und Vermögen stolz zu werden, da ich so deutlich erkannt habe, welch Ungeheuer in jedem menschlichen Busen, wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt, sich erzeugen und ernähren könne.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Zwanzigster Band.

Unter den durch internationale Verträge gesicherten Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Siebentes Buch.

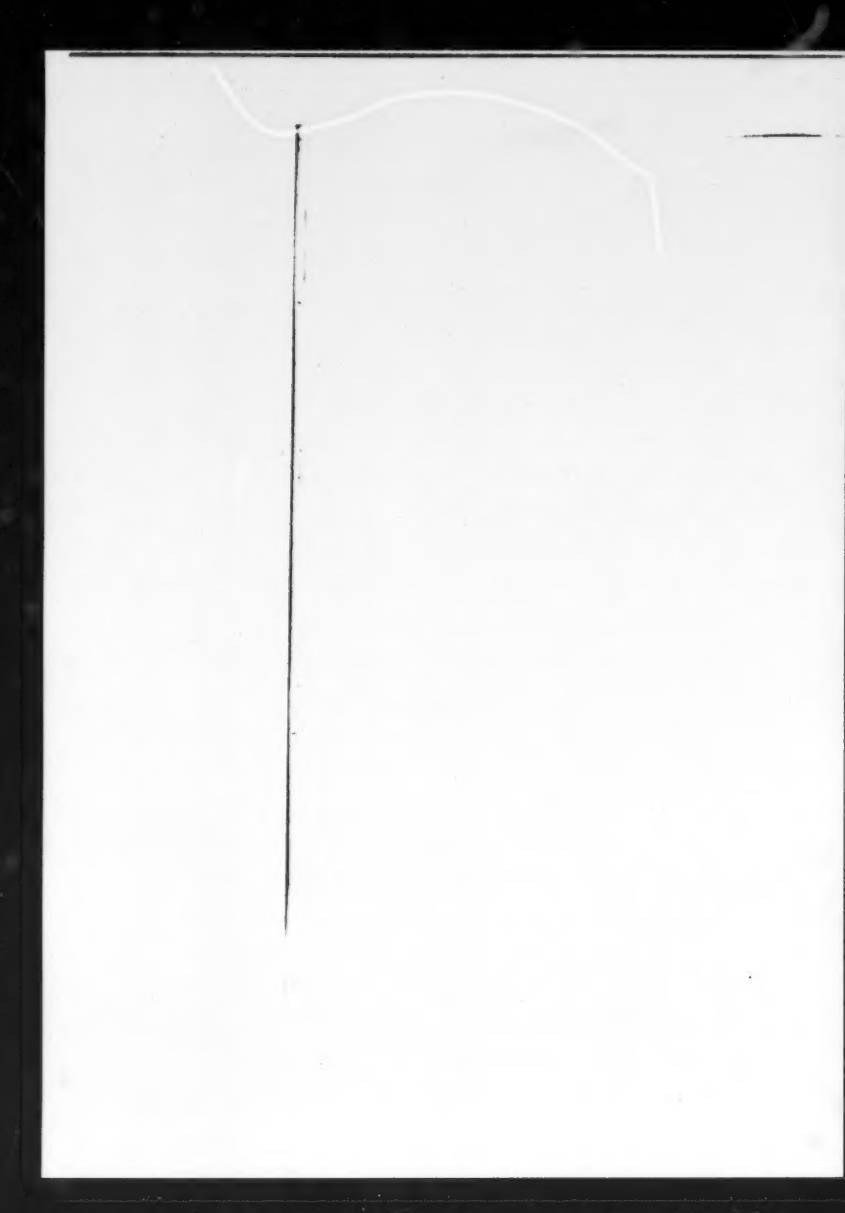

Erstes Capitel.

Der Frühling war in seiner völligen Herrlichkeit erschienen; ein frühzeitiges Gewitter, das den ganzen Tag gedrohet hatte, ging stürmisch an den Bergen nieder, der Regen zog nach dem Lande, die Sonne trat wieder in ihrem Glanze hervor, und auf dem grauen Grunde erschien der herrliche Bogen. Wilhelm ritt ihm entgegen und sah ihn mit Wehmuth an. Ach! sagte er zu sich selbst, erscheinen uns denn eben die schönsten Farben des Lebens nur auf dunklem Grunde? Und müssen Tropfen fallen, wenn wir entzückt werden sollen? Ein heiterer Tag ist wie ein grauer, wenn wir ihn ungerührt ansehen, und was kann uns rühren, als die stille Hoffnung, daß die angeborne Neigung unsers Herzens nicht ohne Gegenstand bleiben werde? Uns rührt die Erzählung jeder guten That, uns rührt das Anschauen jedes harmonischen Gegenstandes; wir fühlen dabei, daß wir nicht ganz in der Fremde sind, wir wähnen einer Heimath näher zu seyn, nach der unser Bestes, Innerstes ungeduldig hinstrebt.

Inzwischen hatte ihn ein Fußgänger eingeholt, der sich zu ihm gesellte, mit starkem Schritte neben dem

Pferde blieb, und, nach einigen gleichgültigen Reden, zu dem Reiter ſagte: wenn ich mich nicht irre, ſo muß ich Sie irgendwo ſchon geſehen haben.

Ich erinnere mich Ihrer auch, verſetzte Wilhelm; haben wir nicht zuſammen eine luſtige Waſſerfahrt gemacht? — Ganz recht! erwiderte der andere.

Wilhelm betrachtete ihn genauer und ſagte nach einigem Stillſchweigen: ich weiß nicht, was für eine Veränderung mit Ihnen vorgegangen ſeyn mag; damals hielt ich Sie für einen lutheriſchen Landgeiſtlichen und jetzt ſehen Sie mir eher einem katholiſchen ähnlich.

Heute betriegen Sie ſich wenigſtens nicht, ſagte der andere, indem er den Hut abnahm und die Tonſur ſehen ließ. Wo iſt denn Ihre Geſellſchaft hingekommen? Sind Sie noch lange bei ihr geblieben?

Länger als billig: denn leider wenn ich an jene Zeit zurück denke, die ich mit ihr zugebracht habe, ſo glaube ich in ein unendliches Leere zu ſehen; es iſt mir nichts davon übrig geblieben.

Darin irren Sie ſich; alles, was uns begegnet, läßt Spuren zurück, alles trägt unmerklich zu unſerer Bildung bei; doch es iſt gefährlich, ſich davon Rechenſchaft geben zu wollen. Wir werden dabei entweder ſtolz und läſſig, oder niedergeſchlagen und kleinmüthig, und eins iſt für die Folge ſo hinderlich als das andere. Das Sicherſte bleibt immer, nur das Nächſte zu thun

was vor uns liegt, und das iſt jetzt, fuhr er mit einem Lächeln fort, daß wir eilen in's Quartier zu kommen.

Wilhelm fragte, wie weit noch der Weg nach Lothario's Gut ſey? Der andere verſetzte, daß es hinter dem Berge liege. Vielleicht treffe ich Sie dort an, fuhr er fort, ich habe nur in der Nachbarſchaft noch etwas zu beſorgen. Leben Sie ſo lange wohl! Und mit dieſen Worten ging er einen ſteilen Pfad, der ſchneller über den Berg hinüber zu führen ſchien.

Ja wohl hat er recht! ſagte Wilhelm vor ſich, indem er weiter ritt: an das Nächſte ſoll man denken, und für mich iſt wohl jetzt nichts Näheres, als der traurige Auftrag, den ich ausrichten ſoll. Laß ſehen, ob ich die Rede noch ganz im Gedächtniß habe, die den grauſamen Freund beſchämen ſoll.

Er fing darauf an, ſich dieſes Kunſtwerk vorzuſagen; es fehlte ihm auch nicht eine Sylbe, und je mehr ihm ſein Gedächtniß zu ſtatten kam, deſto mehr wuchs ſeine Leidenſchaft und ſein Muth. Aureliens Leiden und Tod waren lebhaft vor ſeiner Seele gegenwärtig.

Geiſt meiner Freundin! rief er aus, umſchwebe mich! und wenn es dir möglich iſt, ſo gib mir ein Zeichen, daß du beſänftigt, daß du verſöhnt ſeyſt!

Unter dieſen Worten und Gedanken war er auf die Höhe des Berges gekommen, und ſah an deſſen Abhang, an der andern Seite, ein wunderliches Gebäude liegen, das er ſogleich für Lothario's Wohnung hielt.

Ein altes unregelmäßiges Schloß, mit einigen Thürmen und Giebeln, ſchien die erſte Anlage dazu geweſen zu ſeyn; allein noch unregelmäßiger waren die neuen Angebäude, die theils nah, theils in einiger Entfernung davon errichtet, mit dem Hauptgebäude durch Galerien und bedeckte Gänge zuſammenbingen. Alle äußere Symmetrie, jedes architektoniſche Anſehn ſchien dem Bedürfniß der innern Bequemlichkeit aufgeopfert zu ſeyn. Keine Spur von Wall und Graben war zu ſehen, eben ſo wenig als von künſtlichen Gärten und großen Alleen. Ein Gemüſe- und Baumgarten drang bis an die Häuſer hinan, und kleine nutzbare Gärten waren ſelbſt in den Zwiſchenräumen angelegt. Ein heiteres Dörfchen lag in einiger Entfernung; Gärten und Felder ſchienen durchaus in dem beſten Zuſtande.

In ſeine eignen leidenſchaftlichen Betrachtungen vertieft, ritt Wilhelm weiter, ohne viel über das was er ſah nachzudenken, ſtellte ſein Pferd in einem Gaſthofe ein und eilte nicht ohne Bewegung nach dem Schloſſe zu.

Ein alter Bedienter empfing ihn an der Thüre, und berichtete ihm mit vieler Gutmüthigkeit, daß er heute wohl ſchwerlich vor den Herren kommen werde; der Herr habe viel Briefe zu ſchreiben und ſchon einige ſeiner Geſchäftsleute abweiſen laſſen. Wilhelm ward dringender, und endlich mußte der Alte nachgeben und ihn melden. Er kam zurück, und führte Wilhelmen in einen großen alten Saal. Dort erſuchte er ihn ſich

zu gedulden, weil der Herr vielleicht noch eine Zeit lang ausbleiben werde. Wilhelm ging unruhig auf und ab, und warf einige Blicke auf die Ritter und Frauen, deren alte Abbildungen an der Wand umher hingen; er wiederholte den Anfang seiner Rede, und sie schien ihm in Gegenwart dieser Harnische und Kragen erst recht am Platz. So oft er etwas rauschen hörte, setzte er sich in Positur, um seinen Gegner mit Würde zu empfangen, ihm erst den Brief zu überreichen, und ihn dann mit den Waffen des Vorwurfs anzufallen.

Mehrmals war er schon getäuscht worden, und fing wirklich an verdrießlich und verstimmt zu werden, als endlich aus einer Seitenthür ein wohlgebildeter Mann in Stiefeln und einem schlichten Ueberrocke heraustrat. Was bringen Sie mir Gutes? sagte er mit freundlicher Stimme zu Wilhelmen; verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen.

Er faltete, indem er dieses sprach, einen Brief, den er in der Hand hielt. Wilhelm, nicht ohne Verlegenheit, überreichte ihm das Blatt Aureliens, und sagte: Ich bringe die letzten Worte einer Freundin, die Sie nicht ohne Rührung lesen werden.

Lothario nahm den Brief und ging sogleich in das Zimmer zurück, wo er, wie Wilhelm recht gut durch die offne Thüre sehen konnte, erst noch einige Briefe siegelte und überschrieb, dann Aureliens Brief eröffnete

und las. Er ſchien das Blatt einigemal durchgeleſen zu haben, und Wilhelm, obgleich ſeinem Gefühl nach die pathetiſche Rede zu dem natürlichen Empfang nicht recht paſſen wollte, nahm ſich doch zuſammen, ging auf die Schwelle los und wollte ſeinen Spruch beginnen, als eine Tapetenthüre des Cabinets ſich öffnete, und der Geiſtliche hereintrat.

Ich erhalte die wunderlichſte Depeſche von der Welt, rief Lothario ihm entgegen; verzeihen Sie mir, fuhr er fort, indem er ſich gegen Wilhelmen wandte, wenn ich in dieſem Augenblicke nicht geſtimmt bin, mich mit Ihnen weiter zu unterhalten. Sie bleiben heute Nacht bei uns! und Sie ſorgen für unſern Gaſt, Abbé, daß ihm nichts abgeht.

Mit dieſen Worten machte er eine Verbeugung gegen Wilhelmen; der Geiſtliche nahm unſern Freund bei der Hand, der nicht ohne Widerſtreben folgte.

Stillſchweigend gingen ſie durch wunderliche Gänge, und kamen in ein gar artiges Zimmer. Der Geiſtliche führte ihn ein, und verließ ihn ohne weitere Entſchuldigung. Bald darauf erſchien ein munterer Knabe, der ſich bei Wilhelmen als ſeine Bedienung ankündigte und das Abendeſſen brachte, bei der Aufwartung von der Ordnung des Hauſes, wie man zu frühſtücken, zu ſpeiſen, zu arbeiten und ſich zu vergnügen pflegte, manches erzählte, und beſonders zu Lothario's Ruhm gar vieles vorbrachte.

So angenehm auch der Knabe war, so ſuchte ihn Wilhelm doch bald los zu werden. Er wünſchte allein zu ſeyn, denn er fühlte ſich in ſeiner Lage äußerſt gedrückt und beklommen. Er machte ſich Vorwürfe, ſeinen Vorſatz ſo ſchlecht vollführt, ſeinen Auftrag nur halb ausgerichtet zu haben. Bald nahm er ſich vor, den andern Morgen das Verſäumte nachzuholen, bald ward er gewahr, daß Lotharie's Gegenwart ihn zu ganz andern Gefühlen ſtimmte. Das Haus, worin er ſich befand, kam ihm auch ſo wunderbar vor; er wußte ſich in ſeine Lage nicht zu finden. Er wollte ſich ausziehen und öffnete ſeinen Mantelſack; mit ſeinen Nachtſachen brachte er zugleich den Schleier des Geiſtes hervor, den Mignon eingepackt hatte. Der Anblick vermehrte ſeine traurige Stimmung. Flieh! Jüngling, flieh! rief er aus, was ſoll das myſtiſche Wort heißen? was fliehen? wohin fliehen? Weit beſſer hätte der Geiſt mir zugerufen: Kehre in dich ſelbſt zurück! Er betrachtete die engliſchen Kupfer, die an der Wand in Rahmen hingen; gleichgültig ſah er über die meiſten hinweg, endlich fand er auf dem einen ein unglücklich ſtrandendes Schiff vorgeſtellt: ein Vater mit ſeinen ſchönen Töchtern erwartete den Tod von den hereindringenden Wellen. Das eine Frauenzimmer ſchien Aehnlichkeit mit jener Amazone zu haben; ein unausſprechliches Mitleiden ergriff unſern Freund, er fühlte ein unwiderſtehliches Bedürfniß ſeinem Herzen Luft zu machen, Thränen

drangen aus seinem Auge, und er konnte sich nicht wieder erholen, bis ihn der Schlaf überwältigte.

Sonderbare Traumbilder erschienen ihm gegen Morgen. Er fand sich in einem Garten, den er als Knabe öfters besucht hatte, und sah mit Vergnügen die bekannten Alleen, Hecken und Blumenbeete wieder; Mariane begegnete ihm, er sprach liebevoll mit ihr und ohne Erinnerung irgend eines vergangenen Mißverhältnisses. Gleich darauf trat sein Vater zu ihnen, im Hauskleide; und mit vertraulicher Miene, die ihm selten war, hieß er den Sohn zwey Stühle aus dem Gartenhause holen, nahm Marianen bei der Hand und führte sie nach einer Laube.

Wilhelm eilte nach dem Gartensaale, fand ihn aber ganz leer, nur sah er Aurelien an dem entgegengesetzten Fenster stehen; er ging sie anzureden, allein sie blieb unverwandt, und ob er sich gleich neben sie stellte, konnte er doch ihr Gesicht nicht sehen. Er blickte zum Fenster hinaus und sah, in einem fremden Garten, viele Menschen beisammen, von denen er einige sogleich erkannte. Frau Melina saß unter einem Baum und spielte mit einer Rose, die sie in der Hand hielt; Laertes stand neben ihr und zählte Gold aus einer Hand in die andere. Mignon und Felix lagen im Grase, jene ausgestreckt auf dem Rücken, dieser auf dem Gesichte. Philine trat hervor, und klatschte über den Kindern in die Hände. Mignon blieb unbeweglich, Felix sprang auf und lief

vor Philinen. Erſt lachte er im Laufen, als Philine ihn verfolgte; dann ſchrie er ängſtlich, als der Harfenſpieler mit großen, langſamen Schritten ihm nachging. Das Kind lief grade auf einen Teich los; Wilhelm eilte ihm nach, aber zu ſpät, das Kind lag im Waſſer! Wilhelm ſtand wie eingewurzelt. Nun ſah er die ſchöne Amazone an der andern Seite des Teichs, ſie ſtreckte ihre rechte Hand gegen das Kind aus und ging am Ufer hin, das Kind durchſtrich das Waſſer in gerader Richtung auf den Finger zu, und folgte ihr nach, wie ſie ging, endlich reichte ſie ihm ihre Hand und zog es aus dem Teiche. Wilhelm war indeſſen näher gekommen, das Kind brannte über und über, und es fielen feurige Tropfen von ihm herab. Wilhelm war noch beſorgter, doch die Amazone nahm ſchnell einen weißen Schleier vom Haupte und bedeckte das Kind damit. Das Feuer war ſogleich gelöſcht. Als ſie den Schleier aufhob, ſprangen zwey Knaben hervor, die zuſammen muthwillig hin und her ſpielten, als Wilhelm mit der Amazone Hand in Hand durch den Garten ging, und in der Entfernung ſeinen Vater und Marianen in einer Allee ſpazieren ſah, die mit hohen Bäumen den ganzen Garten zu umgeben ſchien. Er richtete ſeinen Weg auf beide zu, und machte mit ſeiner ſchönen Begleiterin den Durchſchnitt des Gartens, als auf einmal der blonde Friedrich ihnen in den Weg trat und ſie mit großem Gelächter und allerlei Poſſen aufhielt. Sie wollten deßungeachtet

ihren Weg weiter fortsetzen; da eilte er weg und lief auf jenes entfernte Paar zu; der Vater und Mariane schienen vor ihm zu fliehen, er lief nur desto schneller, und Wilhelm sah jene fast im Fluge durch die Allee hinschweben. Natur und Neigung forderten ihn auf, jenen zu Hülfe zu kommen, aber die Hand der Amazone hielt ihn zurück. Wie gern ließ er sich halten! Mit dieser gemischten Empfindung wachte er auf und fand sein Zimmer schon von der hellen Sonne erleuchtet.

Zweytes Capitel.

Der Knabe lud Wilhelmen zum Frühstück ein; dieser fand den Abbé schon im Saale; Lothario, hieß es, sey ausgeritten; der Abbé war nicht sehr gesprächig und schien eher nachdenklich zu seyn; er fragte nach Aureliens Tode und hörte mit Theilnahme der Erzählung Wilhelms zu. Ach! rief er aus, wem es lebhaft und gegenwärtig ist, welche unendliche Operationen Natur und Kunst machen müssen, bis ein gebildeter Mensch dastehe, wer selbst so viel als möglich an der Bildung seiner Mitbrüder Theil nimmt, der möchte verzweifeln, wenn er sieht, wie freventlich sich oft der Mensch zerstört und so oft in den Fall kommt, mit oder ohne Schuld, zerstört zu werden. Wenn ich das bedenke, so scheint mir das Leben selbst eine so zufällige Gabe, daß ich jeden loben möchte, der sie nicht höher als billig schätzt.

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Thüre mit Heftigkeit sich aufriß, ein junges Frauenzimmer hereinstürzte, und den alten Bedienten, der sich ihr in den Weg stellte, zurückstieß. Sie eilte gerade auf den Abbe zu, und konnte, indem sie ihn bei dem Arm faßte, vor Weinen und Schluchzen kaum die wenigen Worte her-

vorbringen: Wo iſt er? Wo habt ihr ihn? Es iſt eine entſetzliche Verrätherey! Geſteht nur! Ich weiß was vorgeht! Ich will ihm nach! Ich will wiſſen wo er iſt.

Beruhigen Sie ſich, mein Kind, ſagte der Abbé mit angenommener Gelaſſenheit, kommen Sie auf Ihr Zimmer, Sie ſollen alles erfahren, nur müſſen Sie hören können, wenn ich Ihnen erzählen ſoll. Er bot ihr die Hand an, im Sinne ſie wegzuführen. Ich werde nicht auf mein Zimmer gehen, rief ſie aus, ich haſſe die Wände, zwiſchen denen Ihr mich ſchon ſo lange gefangen haltet! Und doch habe ich alles erfahren, der Obriſt hat ihn herausgefordert, er iſt hinausgeritten, ſeinen Gegner aufzuſuchen und vielleicht jetzt eben in dieſem Augenblicke — es war mir etlichemal, als hörte ich ſchießen. Laſſen Sie anſpannen und fahren Sie mit mir, oder ich fülle das Haus, das ganze Dorf mit meinem Geſchrei.

Sie eilte unter den heftigſten Thränen nach dem Fenſter, der Abbé hielt ſie zurück und ſuchte vergebens ſie zu beſänftigen.

Man hörte einen Wagen fahren, ſie riß das Fenſter auf: er iſt todt! rief ſie, da bringen ſie ihn — Er ſteigt aus! ſagte der Abbé. Sie ſehen, er lebt — Er iſt verwundet, verſetzte ſie heftig, ſonſt kam' er zu Pferde! Sie führen ihn! Er iſt gefährlich verwundet! Sie rannte zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, der Abbé eilte ihr nach und Wilhelm folgte ihnen; er ſah

wie die Schöne ihrem heraufkommenden Geliebten begegnete.

Lothario lehnte sich auf seinen Begleiter, welchen Wilhelm sogleich für seinen alten Gönner Jarno erkannte, sprach dem trostlosen Frauenzimmer gar liebreich und freundlich zu, und indem er sich auch auf sie stützte, kam er die Treppe langsam herauf; er grüßte Wilhelmen und ward in sein Cabinet geführt.

Nicht lange darauf kam Jarno wieder heraus und trat zu Wilhelmen; Sie sind, wie es scheint, sagte er, prädestinirt, überall Schauspieler und Theater zu finden; wir sind eben in einem Drama begriffen, das nicht ganz lustig ist.

Ich freue mich, versetzte Wilhelm, Sie in diesem sonderbaren Augenblicke wiederzufinden; ich bin verwundert, erschrocken, und Ihre Gegenwart macht mich gleich ruhig und gefaßt. Sagen Sie mir, hat es Gefahr? Ist der Baron schwer verwundet? — Ich glaube nicht, versetzte Jarno.

Nach einiger Zeit trat der junge Wundarzt aus dem Zimmer. Nun was sagen Sie? rief ihm Jarno entgegen — Daß es sehr gefährlich steht, versetzte dieser, und steckte einige Instrumente in seine lederne Tasche zusammen.

Wilhelm betrachtete das Band, das von der Tasche herunter hing, er glaubte es zu kennen. Lebhafte, widersprechende Farben, ein seltsames Muster, Gold

und Silber in wunderlichen Figuren, zeichneten dieſes Band vor allen Bändern der Welt aus. Wilhelm war überzeugt, die Inſtrumententaſche des alten Chirurgus vor ſich zu ſehen, der ihn in jenem Walde verbunden hatte, und die Hoffnung, nach ſo langer Zeit wieder eine Spur ſeiner Amazone zu finden, ſchlug wie eine Flamme durch ſein ganzes Weſen.

Wo haben Sie die Taſche her? rief er aus. Wem gehörte ſie vor Ihnen? Ich bitte, ſagen Sie mir's. — Ich habe ſie in einer Auction gekauft, verſetzte jener, was kümmert's mich, wem ſie angehörte? Mit dieſen Worten entfernte er ſich, und Jarno ſagte: Wenn dieſem jungen Menſchen nur ein wahres Wort aus dem Munde ginge. — So hat er alſo dieſe Taſche nicht erſtanden? verſetzte Wilhelm. — So wenig als es Gefahr mit Lothario hat, antwortete Jarno.

Wilhelm ſtand in ein vielfaches Nachdenken verſenkt, als Jarno ihn fragte, wie es ihm zeither gegangen ſey? Wilhelm erzählte ſeine Geſchichte im allgemeinen, und als er zuletzt von Aureliens Tod und ſeiner Botſchaft geſprochen hatte, rief jener aus: es iſt doch ſonderbar, ſehr ſonderbar!

Der Abbe trat aus dem Zimmer, winkte Jarno zu, an ſeiner Statt hinein zu gehen, und ſagte zu Wilhelmen: der Baron läßt Sie erſuchen, hier zu bleiben, einige Tage die Geſellſchaft zu vermehren und zu ſeiner Unterhaltung unter dieſen Umſtänden beizu-

tra-

tragen. Haben Sie nöthig etwas an die Ihrigen zu beſtellen, ſo ſoll Ihr Brief gleich beſorgt werden, und damit Sie dieſe wunderbare Begebenheit verſtehen, von der Sie Augenzeuge ſind, muß ich Ihnen erzählen, was eigentlich kein Geheimniß iſt. Der Baron hatte ein kleines Abenteuer mit einer Dame, das mehr Aufſehen machte als billig war, weil ſie den Triumph, ihn einer Nebenbuhlerin entriſſen zu haben, allzu lebhaft genießen wollte. Leider fand er nach einiger Zeit bei ihr nicht die nämliche Unterhaltung, er vermied ſie; allein bei ihrer heftigen Gemüthsart war es ihr unmöglich, ihr Schickſal mit geſetztem Muthe zu tragen. Bei einem Balle gab es einen öffentlichen Bruch, ſie glaubte ſich äußerſt beleidigt, und wünſchte gerächt zu werden; kein Ritter fand ſich, der ſich ihrer angenommen hätte, bis endlich ihr Mann, von dem ſie ſich lange getrennt hatte, die Sache erfuhr und ſich ihrer annahm, den Baron herausforderte und heute verwundete; doch iſt der Obriſt, wie ich höre, noch ſchlimmer dabei gefahren.

Von dieſem Augenblicke an ward unſer Freund im Hauſe, als gehöre er zur Familie, behandelt.

Drittes Capitel.

Man hatte einigemal dem Kranken vorgelesen; Wilhelm leistete diesen kleinen Dienst mit Freuden. Lydie kam nicht vom Bette hinweg, ihre Sorgfalt für den Verwundeten verschlang alle ihre übrige Aufmerksamkeit, aber heute schien auch Lothario zerstreut, ja er bat, daß man nicht weiter lesen möchte.

Ich fühle heute so lebhaft, sagte er, wie thöricht der Mensch seine Zeit verstreichen läßt! Wie manches habe ich mir vorgenommen, wie manches durchdacht, und wie zaudert man nicht bei seinen besten Vorsätzen! Ich habe die Vorschläge über die Veränderungen gelesen, die ich auf meinen Gütern machen will, und ich kann sagen, ich freue mich vorzüglich dieserwegen, daß die Kugel keinen gefährlichern Weg genommen hat.

Lydie sah ihn zärtlich, ja mit Thränen in den Augen an, als wollte sie fragen, ob denn sie, ob seine Freunde nicht auch Antheil an der Lebensfreude fordern könnten? Jarno dagegen versetzte: Veränderungen, wie Sie vorhaben, werden billig erst von allen Seiten überlegt, bis man sich dazu entschließt.

Lange Ueberlegungen, versetzte Lothario, zeigen

gewöhnlich, daß man den Punct nicht im Auge hat, von dem die Rede ist, übereilte Handlungen, daß man ihn gar nicht kennt. Ich übersehe sehr deutlich, daß ich in vielen Stücken, bei der Wirthschaft meiner Güter, die Dienste meiner Landleute nicht entbehren kann, und daß ich auf gewissen Rechten strack und streng halten muß; ich sehe aber auch, daß andere Befugnisse mir zwar vortheilhaft, aber nicht ganz unentbehrlich sind, so daß ich davon meinen Leuten auch was gönnen kann. Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt. Nutze ich nicht meine Güter weit besser als mein Vater? Werde ich meine Einkünfte nicht noch höher treiben? Und soll ich diesen wachsenden Vortheil allein genießen? Soll ich dem, der mit mir und für mich arbeitet, nicht auch in dem Seinigen Vortheile gönnen, die uns erweiterte Kenntnisse, die uns eine vorrückende Zeit darbietet?

Der Mensch ist nun einmal so! rief Jarno, und ich tadle mich nicht, wenn ich mich auch in dieser Eigenheit ertappe; der Mensch begehrt alles an sich zu reißen, um nur nach Belieben damit schalten und walten zu können; das Geld, das er nicht selbst ausgibt, scheint ihm selten wohl angewendet.

O ja! versetzte Lothario, wir konnten manches vom Capital entbehren, wenn wir mit den Interessen weniger willkürlich umgingen.

Das einzige, was ich zu erinnern habe, sagte Jarno,

und warum ich nicht rathen kann, daß Sie eben jetzt die Veränderungen machen, wodurch Sie wenigstens im Augenblicke verlieren, ist, daß Sie selbst noch Schulden haben, deren Abzahlung Sie einengt. Ich würde rathen, Ihren Plan aufzuschieben, bis Sie völlig im Reinen wären.

Und indessen einer Kugel, oder einem Dachziegel zu überlassen, ob er die Resultate meines Lebens und meiner Thätigkeit auf immer vernichten wollte! O, mein Freund! fuhr Lothario fort: das ist ein Hauptfehler gebildeter Menschen, daß sie alles an eine Idee, wenig oder nichts an einen Gegenstand wenden mögen. Wozu habe ich Schulden gemacht? Warum habe ich mich mit meinem Oheim entzweyt? meine Geschwister so lange sich selbst überlassen, als um einer Idee willen? In Amerika glaubte ich zu wirken, über dem Meere glaubte ich nützlich und nothwendig zu seyn; war eine Handlung nicht mit tausend Gefahren umgeben, so schien sie mir nicht bedeutend, nicht würdig. Wie anders seh' ich jetzt die Dinge, und wie ist mir das Nächste so werth, so theuer geworden.

Ich erinnere mich wohl des Briefes, versetzte Jarno, den ich noch über das Meer erhielt. Sie schreiben mir: ich werde zurückkehren, und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen: hier, oder nirgend ist Amerika!

Ja, mein Freund, und ich wiederhole noch immer

daſſelbe, und doch ſchelte ich mich zugleich, daß ich hier nicht ſo thätig wie dort bin. Zu einer gewiſſen gleichen, fortdauernden Gegenwart brauchen wir nur Verſtand, und wir werden auch nur zu Verſtand, ſo daß wir das Außerordentliche, was jeder gleichgültige Tag von uns fordert, nicht mehr ſehen, und wenn wir es erkennen, doch tauſend Entſchuldigungen finden, es nicht zu thun. Ein verſtändiger Menſch iſt viel für ſich, aber für's Ganze iſt er wenig.

Wir wollen, ſagte Jarno, dem Verſtande nicht zu nahe treten, und bekennen, daß das Außerordentliche, was geſchieht, meiſtens thöricht iſt.

Ja, und zwar eben deßwegen, weil die Menſchen das Außerordentliche außer der Ordnung thun. So gibt mein Schwager ſein Vermögen, in ſo fern er es veräußern kann, der Brüdergemeinde, und glaubt ſeiner Seele Heil dadurch zu befördern; hätte er einen geringen Theil ſeiner Einkünfte aufgeopfert, ſo hätte er viel glückliche Menſchen machen, und ſich und ihnen einen Himmel auf Erden ſchaffen können. Selten ſind unſere Aufopferungen thätig; wir thun gleich Verzicht auf das, was wir weggeben. Nicht entſchloſſen, ſondern verzweifelt entſagen wir dem, was wir beſitzen. Dieſe Tage, ich geſteh' es, ſchwebt mir der Graf immer vor Augen, und ich bin feſt entſchloſſen, das aus Ueberzeugung zu thun, wozu ihn ein ängſtlicher Wahn treibt; ich will meine Geneſung nicht abwarten. Hier ſind die

Papiere, sie dürfen nur in's Reine gebracht werden. Nehmen Sie den Gerichtshalter dazu, unser Chirurgus hilft Ihnen auch, Sie wissen so gut als ich, worauf es ankommt, und ich will hier genesend oder sterbend dabei bleiben und ausrufen: hier, oder nirgend ist Herrnhut.

Als Lydie ihren Freund von sterben reden hörte, stürzte sie vor seinem Bette nieder, hing an seinen Armen und weinte bitterlich. Der Wundarzt kam herein, Jarno gab Wilhelmen die Papiere und nöthigte Lydien, sich zu entfernen.

Um's Himmels willen! rief Wilhelm, als sie in dem Saal allein waren, was ist das mit dem Grafen? Welch ein Graf ist das, der sich unter die Brüdergemeine begibt?

Den Sie sehr wohl kennen, versetzte Jarno. Sie sind das Gespenst, das ihn in die Arme der Frömmigkeit jagt, Sie sind der Böswicht, der sein artiges Weib in einen Zustand versetzt, in dem sie erträglich finder, ihrem Manne zu folgen.

Und sie ist Lotharie's Schwester? rief Wilhelm.

Nicht anders.

Und Lotharie weiß — ?

Alles.

O lassen Sie mich fliehen! rief Wilhelm aus: wie kann ich vor ihm stehen? Was kann er sagen?

Daß niemand einen Stein gegen den andern auf-

heben ſoll, und daß niemand lange Reden componiren ſoll, um die Leute zu beſchämen, er müßte ſie denn vor dem Spiegel halten wollen.

Auch das wiſſen Sie?

Wie manches andere, verſetzte Jarno lächelnd; doch dießmal, fuhr er fort, werde ich Sie ſo leicht nicht wie das vorigemal loslaſſen, und vor meinem Werbeſold haben Sie ſich auch nicht mehr zu fürchten. Ich bin kein Soldat mehr, und auch als Soldat hätte ich Ihnen dieſen Argwohn nicht einflößen ſollen. Seit der Zeit, daß ich Sie nicht geſehen habe, hat ſich vieles geändert. Nach dem Tode meines Fürſten, meines einzigen Freundes und Wohlthäters, habe ich mich aus der Welt und aus allen weltlichen Verhältniſſen herausgeriſſen. Ich beförderte gern was vernünftig war, verſchwieg nicht wenn ich etwas abgeſchmackt fand, und man hatte immer von meinem unruhigen Kopf und von meinem böſen Maule zu reden. Das Menſchenpack fürchtet ſich vor nichts mehr, als vor dem Verſtande; vor der Dummheit ſollten ſie ſich fürchten, wenn ſie begriffen, was fürchterlich iſt; aber jener iſt unbequem, und man muß ihn bei Seite ſchaffen; dieſe iſt nur verderblich, und das kann man abwarten. Doch es mag hingehen, ich habe zu leben, und von meinem Plane ſollen Sie weiter hören. Sie ſollen Theil daran nehmen, wenn Sie mögen; aber ſagen Sie mir, wie iſt es Ihnen ergangen? Ich ſehe, ich fühle Ihnen an, auch Sie

haben ſich verändert. Wie ſteht's mit Ihrer alten Grille, etwas Schönes und Gutes in Geſellſchaft von Zigeunern hervorzubringen?

Ich bin geſtraft genug! rief Wilhelm aus: erinnern Sie mich nicht, woher ich komme und wohin ich gehe. Man ſpricht viel vom Theater, aber wer nicht ſelbſt darauf war, kann ſich keine Vorſtellung davon machen. Wie völlig dieſe Menſchen mit ſich ſelbſt unbekannt ſind, wie ſie ihr Geſchäft ohne Nachdenken treiben, wie ihre Anforderungen ohne Gränzen ſind, davon hat man keinen Begriff. Nicht allein will jeder der erſte, ſondern auch der einzige ſeyn, jeder möchte gerne alle übrigen ausſchließen, und ſieht nicht, daß er mit ihnen zuſammen kaum etwas leiſter; jeder dünkt ſich wunderoriginal zu ſeyn, und iſt unfähig ſich in etwas zu finden was außer dem Schlendrian iſt; dabei eine immerwährende Unruhe nach etwas Neuem. Mit welcher Heftigkeit wirken ſie gegen einander! und nur die kleinlichſte Eigenliebe, der beſchränkteſte Eigennutz macht, daß ſie ſich mit einander verbinden. Vom wechſelſeitigen Betragen iſt gar die Rede nicht; ein ewiges Mißtrauen wird durch heimliche Tücke und ſchändliche Reden unterhalten; wer nicht liederlich lebt, lebt albern. Jeder macht Anſpruch auf die unbedingteſte Achtung, jeder iſt empfindlich gegen den mindeſten Tadel. Das hat er ſelbſt alles ſchon beſſer gewußt! Und warum hat er denn immer das Gegentheil gethan? Immer bedürftig und

immer ohne Zutrauen, ſcheint es, als wenn ſie ſich vor nichts ſo ſehr fürchteten, als vor Vernunft und gutem Geſchmack, und nichts ſo ſehr zu erhalten ſuchten, als das Majeſtätsrecht ihrer perſönlichen Willkür.

Wilhelm holte Athem, um ſeine Litaney noch weiter fortzuſetzen, als ein unmäßiges Gelächter Jarno's ihn unterbrach. Die armen Schauſpieler! rief er aus, warf ſich in einen Seſſel und lachte fort: die armen guten Schauſpieler! Wiſſen Sie denn, mein Freund, fuhr er fort, nachdem er ſich einigermaßen wieder erholt hatte, daß Sie nicht das Theater, ſondern die Welt beſchrieben haben, und daß ich Ihnen aus allen Ständen genug Figuren und Handlungen zu Ihren harten Pinſelſtrichen finden wollte? Verzeihen Sie mir, ich muß wieder lachen, daß Sie glaubten, dieſe ſchönen Qualitäten ſeyen nur auf die Breter gebannt.

Wilhelm faßte ſich, denn wirklich hatte ihn das unbändige und unzeitige Gelächter Jarno's verdroſſen. Sie können, ſagte er, Ihren Menſchenhaß nicht ganz verbergen, wenn Sie behaupten, daß dieſe Fehler allgemein ſeyen.

Und es zeugt von Ihrer Unbekanntſchaft mit der Welt, wenn Sie dieſe Erſcheinungen dem Theater ſo hoch anrechnen. Wahrhaftig, ich verzeihe dem Schauſpieler jeden Fehler, der aus dem Selbſtbetrug und aus der Begierde zu gefallen entſpringt; denn wenn er ſich und andern nicht etwas ſcheint, ſo iſt er nichts.

Zum Schein iſt er berufen, er muß den augenblicklichen Beifall hoch ſchätzen, denn er erhält keinen andern Lohn; er muß zu glänzen ſuchen, denn deßwegen ſteht er da.

Sie erlauben, verſetzte Wilhelm, daß ich von meiner Seite wenigſtens lächele. Nie hätte ich geglaubt, daß Sie ſo billig, ſo nachſichtig ſeyn könnten.

Nein, bei Gott! dieß iſt mein völliger, wohlbedachter Ernſt. Alle Fehler des Menſchen verzeih' ich dem Schauſpieler, keine Fehler des Schauſpielers verzeih' ich dem Menſchen. Laſſen Sie mich meine Klagelieder hierüber nicht anſtimmen, ſie würden heftiger klingen als die Ihrigen.

Der Chirurgus kam aus dem Cabinet, und auf Befragen, wie ſich der Kranke befinde? ſagte er mit lebhafter Freundlichkeit: recht ſehr wohl, ich hoffe ihn bald völlig wieder hergeſtellt zu ſehen. Sogleich eilte er zum Saal hinaus, und erwartete Wilhelms Frage nicht, der ſchon den Mund öffnete, ſich nochmals und dringender nach der Brieftaſche zu erkundigen. Das Verlangen, von ſeiner Amazone etwas zu erfahren, gab ihm Vertrauen zu Jarno; er entdeckte ihm ſeinen Fall, und bat ihn um ſeine Beihülfe. Sie wiſſen ſo viel, ſagte er, ſollten Sie nicht auch das erfahren können?

Jarno war einen Augenblick nachdenkend, dann ſagte er zu ſeinem jungen Freunde: Seyn Sie ruhig, und laſſen Sie ſich weiter nichts merken, wir wollen

der Schönen ſchon auf die Spur kommen. Jetzt beunruhigt mich nur Lothario's Zuſtand, die Sache ſteht gefährlich, das ſagt mir die Freundlichkeit und der gute Troſt des Wundarztes. Ich hätte Lydien ſchon gern weggeſchafft, denn ſie nutzt hier gar nichts, aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen ſoll. Heute Abend hoff ich ſoll unſer alter Medicus kommen, und dann wollen wir weiter rathſchlagen.

Viertes Capitel.

Der Medicus kam; es war der gute, alte, kleine Arzt, den wir schon kennen, und dem wir die Mittheilung des interessanten Manuscripts verdanken. Er besuchte vor allen Dingen den Verwundeten, und schien mit dessen Befinden keineswegs zufrieden. Dann hatte er mit Jarno eine lange Unterredung, doch ließen sie nichts merken, als sie Abends zu Tische kamen.

Wilhelm begrüßte ihn auf's freundlichste, und erkundigte sich nach seinem Harfenspieler. — Wir haben noch Hoffnung, den Unglücklichen zu rechte zu bringen, versetzte der Arzt. — Dieser Mensch war eine traurige Zugabe zu Ihrem eingeschränkten und wunderlichen Leben, sagte Jarno. Wie ist es ihm weiter ergangen? Lassen Sie mich es wissen.

Nachdem man Jarno's Neugierde befriediget hatte, fuhr der Arzt fort: Nie habe ich ein Gemüth in einer so sonderbaren Lage gesehen. Seit vielen Jahren hat er an nichts, was außer ihm war, den mindesten Antheil genommen, ja fast auf nichts gemerkt; bloß in sich gekehrt, betrachtete er sein hohles leeres Ich, das ihm als ein unermeßlicher Abgrund erschien. Wie rührend war

es, wenn er von dieſem traurigen Zuſtande ſprach! Ich ſehe nichts vor mir, nichts hinter mir, rief er aus, als eine unendliche Nacht, in der ich mich in der ſchrecklichſten Einſamkeit befinde; kein Gefühl bleibt mir, als das Gefühl meiner Schuld, die doch auch nur wie ein entferntes unförmliches Geſpenſt ſich rückwärts ſehen läßt. Doch da iſt keine Höhe, keine Tiefe, kein Vor noch Zurück, kein Wort drückt dieſen immer gleichen Zuſtand aus. Manchmal ruf ich in der Noth dieſer Gleichgültigkeit: Ewig! ewig! mit Heftigkeit aus, und dieſes ſeltſame unbegreifliche Wort iſt hell und klar gegen die Finſterniß meines Zuſtandes. Kein Strahl einer Gottheit erſcheint mir in dieſer Nacht, ich weine meine Thränen alle mir ſelbſt und um mich ſelbſt. Nichts iſt mir grauſamer als Freundſchaft und Liebe; denn ſie allein locken mir den Wunſch ab, daß die Erſcheinungen, die mich umgeben, wirklich ſeyn möchten. Aber auch dieſe beiden Geſpenſter ſind nur aus dem Abgrunde geſtiegen, um mich zu ängſtigen, und um mir zuletzt auch das theure Bewußtſeyn dieſes ungeheuren Daſeyns zu rauben.

Sie ſollten ihn hören, fuhr der Arzt fort, wenn er in vertraulichen Stunden auf dieſe Weiſe ſein Herz erleichtert; mit der größten Rührung habe ich ihm einigemal zugehört. Wenn ſich ihm etwas aufdringt, das ihn nöthigt, einen Augenblick zu geſtehen, eine Zeit ſey vergangen, ſo ſcheint er wie erſtaunt, und dann ver-

wirft er wieder die Veränderung an den Dingen als eine Erſcheinung der Erſcheinungen. Eines Abends ſang er ein Lied über ſeine grauen Haare; wir ſaßen alle um ihn her und weinten.

O, ſchaffen Sie es mir! rief Wilhelm aus.

Haben Sie denn aber, fragte Jarno, nichts entdeckt von dem, was er ſein Verbrechen nennt, nicht die Urſache ſeiner ſonderbaren Tracht, ſein Betragen beim Brande, ſeine Wuth gegen das Kind?

Nur durch Muthmaßungen können wir ſeinem Schickſale näher kommen; ihn unmittelbar zu fragen, würde gegen unſere Grundſätze ſeyn. Da wir wohl merken, daß er katholiſch erzogen iſt, haben wir geglaubt, ihm durch eine Beichte Linderung zu verſchaffen; aber er entfernt ſich auf eine ſonderbare Weiſe jedesmal, wenn wir ihn dem Geiſtlichen näher zu bringen ſuchen. Daß ich aber Ihren Wunſch, etwas von ihm zu wiſſen, nicht ganz unbefriedigt laſſe, will ich Ihnen wenigſtens unſere Vermuthungen entdecken. Er hat ſeine Jugend in dem geiſtlichen Stande zugebracht; daher ſcheint er ſein langes Gewand und ſeinen Bart erhalten zu wollen. Die Freuden der Liebe blieben ihm die größte Zeit ſeines Lebens unbekannt. Erſt ſpät mag eine Verirrung mit einem ſehr nahe verwandten Frauenzimmer, es mag ihr Tod, der einem unglücklichen Geſchöpfe das Daſeyn gab, ſein Gehirn völlig zerrüttet haben.

Sein größter Wahn iſt, daß er überall Unglück

bringe, und daß ihm der Tod durch einen unschuldigen Knaben bevorstehe. Erst fürchtete er sich vor Mignon, eh' er wußte, daß es ein Mädchen war; nun ängstigte ihn Felix, und da er das Leben bei alle seinem Elend unendlich liebt, scheint seine Abneigung gegen das Kind daher entstanden zu seyn.

Was haben Sie denn zu seiner Besserung für Hoffnung? fragte Wilhelm.

Es geht langsam vorwärts, versetzte der Arzt, aber doch nicht zurück. Seine bestimmten Beschäftigungen treibt er fort, und wir haben ihn gewöhnt, die Zeitungen zu lesen, die er jetzt immer mit großer Begierde erwartet.

Ich bin auf seine Lieder neugierig, sagte Jarno.

Davon werde ich Ihnen verschiedene geben können, sagte der Arzt. Der älteste Sohn des Geistlichen, der seinem Vater die Predigten nachzuschreiben gewohnt ist, hat manche Strophe, ohne von dem Alten bemerkt zu werden, aufgezeichnet, und mehrere Lieder nach und nach zusammengesetzt.

Den andern Morgen kam Jarno zu Wilhelmen, und sagte ihm: Sie müssen uns einen Gefallen thun; Lydie muß einige Zeit entfernt werden; ihre heftige, und, ich darf wohl sagen, unbequeme Liebe und Leidenschaft hindert des Barons Genesung. Seine Wunde verlangt Ruhe und Gelassenheit, ob sie gleich bei seiner guten

Natur nicht gefährlich iſt. Sie haben geſehen, wie ihn Lydie mit ſtürmiſcher Sorgfalt, unbezwinglicher Angſt und nie verſiegenden Thränen quält, und — genug, ſetzte er nach einer Pauſe, mit einem Lächeln, hinzu, der Medicus verlangt ausdrücklich, daß ſie das Haus auf einige Zeit verlaſſen ſolle. Wir haben ihr eingebildet, eine ſehr gute Freundin halte ſich in der Nähe auf, verlange ſie zu ſehen und erwarte ſie jeden Augenblick. Sie hat ſich bereden laſſen, zu dem Gerichtshalter zu fahren, der nur zwey Stunden von hier wohnt. Dieſer iſt unterrichtet, und wird herzlich bedauern, daß Fräulein Thereſe ſo eben weggefahren ſey; er wird wahrſcheinlich machen, daß man ſie noch einholen könne, Lydie wird ihr nacheilen, und, wenn das Glück gut iſt, wird ſie von einem Orte zum andern geführt werden. Zuletzt, wenn ſie darauf beſteht, wieder umzukehren, darf man ihr nicht widerſprechen; man muß die Nacht zu Hülfe nehmen, der Kutſcher iſt ein geſcheidter Kerl, mit dem man noch Abrede nehmen muß. Sie ſetzen ſich zu ihr in den Wagen, unterhalten ſie und dirigiren das Abenteuer.

Sie geben mir einen ſonderbaren und bedenklichen Auftrag, verſetzte Wilhelm: wie ängſtlich iſt die Gegenwart einer gekränkten treuen Liebe! und ich ſoll ſelbſt das Werkzeug dazu ſeyn? Es iſt das erſtemal in meinem Leben, daß ich jemanden auf dieſe Weiſe hintergehe: denn ich habe immer geglaubt, daß es uns zu weit füh-

ren könne, wenn wir einmal um des Guten und Nützlichen willen zu betriegen anfangen.

Können wir doch Kinder nicht anders erziehen, als auf dieſe Weiſe, verſetzte Jarno.

Bei Kindern möchte es noch hingehen, ſagte Wilhelm, indem wir ſie ſo zärtlich lieben und offenbar überſehen; aber bei unſers Gleichen, für die uns nicht immer das Herz ſo laut um Schonung anruft, möchte es oft gefährlich werden. Doch glauben Sie nicht, fuhr er nach einem kurzen Nachdenken fort, daß ich deßwegen dieſen Auftrag ablehne. Bei der Ehrfurcht, die mir Ihr Verſtand einflößt, bei der Neigung, die ich für Ihren trefflichen Freund fühle, bei dem lebhaften Wunſch, ſeine Geneſung, durch welche Mittel ſie auch möglich ſey, zu befördern, mag ich mich gerne ſelbſt vergeſſen. Es iſt nicht genug, daß man ſein Leben für einen Freund wagen könne, man muß auch im Nothfall ſeine Ueberzeugung für ihn verläugnen. Unſere liebſte Leidenſchaft, unſere beſten Wünſche ſind wir für ihn aufzuopfern ſchuldig. Ich übernehme den Auftrag, ob ich gleich ſchon die Qual vorausſehe, die ich von Lydiens Thränen, von ihrer Verzweiflung werde zu erdulden haben.

Dagegen erwartet Sie auch keine geringe Belohnung, verſetzte Jarno, indem Sie Fräulein Thereſen kennen lernen, ein Frauenzimmer, wie es ihrer wenige gibt; ſie beſchämt hundert Männer, und ich möchte ſie eine

wahre Amazone nennen, wenn andere nur als artige Hermaphroditen in dieſer zweydeutigen Kleidung herum gehen.

Wilhelm war betroffen; er hoffte in Thereſen ſeine Amazone wieder zu finden, um ſo mehr, als Jarno, von dem er einige Auskunft verlangte, kurz abbrach und ſich entfernte.

Die neue nahe Hoffnung, jene verehrte und geliebte Geſtalt wieder zu ſehen, brachte in ihm die ſonderbarſten Bewegungen hervor. Er hielt nunmehr den Auftrag, der ihm gegeben worden war, für ein Werk einer ausdrücklichen Schickung, und der Gedanke, daß er ein armes Mädchen von dem Gegenſtande ihrer aufrichtigſten und heftigſten Liebe hinterliſtig zu entfernen im Begriff war, erſchien ihm nur im Vorübergehen, wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegt.

Der Wagen ſtand vor der Thüre, Lydie zauderte einen Augenblick hinein zu ſteigen. Grüßt euren Herrn nochmals, ſagte ſie zu dem alten Bedienten; vor Abend bin ich wieder zurück. Thränen ſtanden ihr im Auge, als ſie im Fortfahren ſich nochmals umwendete. Sie kehrte ſich darauf zu Wilhelmen, nahm ſich zuſammen, und ſagte: Sie werden an Fräulein Thereſen eine ſehr intereſſante Perſon finden. Mich wundert, wie ſie in dieſe Gegend kommt: denn Sie werden wohl wiſſen, daß ſie und der Baron ſich heftig

liebten. Ungeachtet der Entfernung war Lothario oft bei ihr; ich war damals um sie, es schien, als ob sie nur für einander leben würden. Auf einmal aber zerschlug sich's, ohne daß ein Mensch begreifen konnte warum. Er hatte mich kennen lernen, und ich läugne nicht, daß ich Thereſen herzlich beneidete, daß ich meine Neigung zu ihm kaum verbarg, und daß ich ihn nicht zurückſtieß, als er auf einmal mich ſtatt Thereſen zu wählen ſchien. Sie betrug ſich gegen mich, wie ich es nicht beſſer wünſchen konnte, ob es gleich beinahe ſcheinen mußte, als hätte ich ihr einen ſo werthen Liebhaber geraubt. Aber auch wie viel tauſend Thränen und Schmerzen hat mich dieſe Liebe ſchon gekoſtet! Erſt ſahen wir uns nur zuweilen am dritten Orte verſtohlen, aber lange konnte ich das Leben nicht ertragen; nur in ſeiner Gegenwart war ich glücklich, ganz glücklich! Fern von ihm hatte ich kein trocknes Auge, keinen ruhigen Pulsſchlag. Einſt verzog er mehrere Tage, ich war in Verzweiflung, machte mich auf den Weg, und überraſchte ihn hier. Er nahm mich liebevoll auf, und wäre nicht dieſer unglückſelige Handel dazwiſchen gekommen, ſo hätte ich ein himmliſches Leben geführt; und was ich ausgeſtanden habe, ſeitdem er in Gefahr iſt, ſeitdem er leidet, ſag' ich nicht, und noch in dieſem Augenblicke mache ich mir lebhafte Vorwürfe, daß ich mich nur einen Tag von ihm habe entfernen können.

Wilhelm wollte sich eben näher nach Theresen erkundigen, als sie bei dem Gerichtshalter vorfuhren, der an den Wagen kam, und von Herzen bedauerte, daß Fräulein Therese schon abgefahren sey. Er bot den Reisenden ein Frühstück an, sagte aber zugleich, der Wagen würde noch im nächsten Dorfe einzuholen seyn. Man entschloß sich nachzufahren, und der Kutscher säumte nicht; man hatte schon einige Dörfer zurückgelegt und niemand angetroffen. Lydie bestand nun darauf, man solle umkehren; der Kutscher fuhr zu, als verstünde er es nicht. Endlich verlangte sie es mit größter Heftigkeit; Wilhelm rief ihm zu und gab das verabredete Zeichen. Der Kutscher erwiderte: wir haben nicht nöthig denselben Weg zurück zu fahren; ich weiß einen nähern, der zugleich viel bequemer ist. Er fuhr nun seitwärts durch einen Wald und über lange Triften weg. Endlich da kein bekannter Gegenstand zum Vorschein kam, gestand der Kutscher, er sey unglücklicher Weise irre gefahren, wolle sich aber bald wieder zurechte finden, indem er dort ein Dorf sehe. Die Nacht kam herbei, und der Kutscher machte seine Sache so geschickt, daß er überall fragte und nirgends die Antwort abwartete. So fuhr man die ganze Nacht, Lydie schloß kein Auge; bei Mondschein fand sie überall Aehnlichkeiten, und immer verschwanden sie wieder. Morgens schienen ihr die Gegenstände bekannt, aber desto unerwarteter. Der

Wagen hielt vor einem kleinen artig gebauten Landhause stille; ein Frauenzimmer trat aus der Thüre und öffnete den Schlag. Lydie sah sie starr an, sah sich um, sah sie wieder an und lag ohnmächtig in Wilhelms Armen.

Fünftes Capitel.

Wilhelm ward in ein Mansardzimmerchen geführt; das Haus war neu, und so klein als es beinah nur möglich war, äußerst reinlich und ordentlich. In Theresen, die ihn und Lydien an der Kutsche empfangen hatte, fand er seine Amazone nicht; es war ein anderes, ein himmelweit von ihr unterschiedenes Wesen. Wohlgebaut, ohne groß zu seyn, bewegte sie sich mit viel Lebhaftigkeit, und ihren hellen, blauen, offnen Augen schien nichts verborgen zu bleiben, was vorging.

Sie trat in Wilhelms Stube, und fragte, ob er etwas bedürfe? Verzeihen Sie, sagte sie, daß ich Sie in ein Zimmer logire, das der Oelgeruch noch unangenehm macht; mein kleines Haus ist eben fertig geworden, und Sie weihen dieses Stübchen ein, das meinen Gästen bestimmt ist. Wären Sie nur bei einem angenehmern Anlaß hier! Die arme Lydie wird uns keine guten Tage machen, und überhaupt müssen Sie vorlieb nehmen; meine Köchin ist mir eben zur ganz unrechten Zeit aus dem Dienst gelaufen, und ein Knecht hat sich die Hand zerquetscht. Es thäte noth, ich verrichtete alles selbst, und am Ende, wenn man sich darauf einrichtete, müßte

es auch gehen. Man ist mit niemand mehr geplagt als mit den Dienstboten; es will niemand dienen, nicht einmal sich selbst.

Sie sagte noch manches über verschiedene Gegenstände, überhaupt schien sie gern zu sprechen. Wilhelm fragte nach Lydien, ob er das gute Mädchen nicht sehen und sich bei ihr entschuldigen könnte?

Das wird jetzt nicht bei ihr wirken, versetzte Therese; die Zeit entschuldigt, wie sie tröstet. Worte sind in beiden Fällen von wenig Kraft. Lydie will Sie nicht sehen. — Lassen Sie mir ihn ja nicht vor die Augen kommen, rief sie, als ich sie verließ; ich möchte an der Menschheit verzweifeln! So ein ehrlich Gesicht, so ein offnes Betragen und diese heimliche Tücke! Lothario ist ganz bei ihr entschuldigt; auch sagt er in einem Briefe an das gute Mädchen: „Meine Freunde beredeten mich, meine Freunde nöthigten mich!“ Zu diesen rechnet Lydie Sie auch, und verdammt Sie mit den übrigen.

Sie erzeigt mir zu viel Ehre, indem sie mich schilt, versetzte Wilhelm: ich darf an die Freundschaft dieses trefflichen Mannes noch keinen Anspruch machen, und bin dießmal nur ein unschuldiges Werkzeug. Ich will meine Handlung nicht loben; genug, ich konnte sie thun! Es war von der Gesundheit, es war von dem Leben eines Mannes die Rede, den ich höher schätzen muß, als irgend jemand, den ich vorher kannte. O welch ein Mann ist das! Fräulein, und welche Men-

schen umgeben ihn! In dieser Gesellschaft hab' ich, so darf ich wohl sagen, zum erstenmal ein Gespräch geführt; zum erstenmal kam mir der eigenste Sinn meiner Worte aus dem Munde eines andern reichhaltiger, voller und in einem größern Umfang wieder entgegen; was ich ahnete, ward mir klar, und was ich meinte, lernte ich anschauen. Leider war dieser Genuß erst durch allerlei Sorgen und Grillen, dann durch den unangenehmen Auftrag unterbrochen. Ich übernahm ihn mit Ergebung: denn ich hielt für Schuldigkeit, selbst mit Aufopferung meines Gefühls diesem trefflichen Kreise von Menschen meinen Einstand abzutragen.

Therese hatte unter diesen Worten ihren Gast sehr freundlich angesehen. O, wie süß ist es, rief sie aus, seine eigne Ueberzeugung aus einem fremden Munde zu hören! Wie werden wir nur erst dann recht wir selbst, wenn uns ein anderer vollkommen Recht gibt. Auch ich denke über Lothario vollkommen wie Sie; nicht jedermann läßt ihm Gerechtigkeit widerfahren; dafür schwärmen aber auch alle die für ihn, die ihn näher kennen, und das schmerzliche Gefühl, das sich in meinem Herzen zu seinem Andenken mischt, kann mich nicht abhalten, täglich an ihn zu denken. Ein Seufzer erweiterte ihre Brust, indem sie dieses sagte, und in ihrem rechten Auge blinkte eine schöne Thräne. Glauben Sie nicht, fuhr sie fort, daß ich so weich, so leicht zu rühren bin! Es ist nur das Auge, das weint. Ich hatte eine

kleine Warze am untern Augenlied, man hat mir sie glücklich abgebunden, aber das Auge ist seit der Zeit immer schwach geblieben, der geringste Anlaß drängt mir eine Thräne hervor. Hier saß das Wärzchen; Sie sehen keine Spur mehr davon.

Er sah keine Spur, aber er sah ihr in's Auge, es war klar wie Krystall, er glaubte bis auf den Grund ihrer Seele zu sehen.

Wir haben, sagte sie, nun das Losungswort unserer Verbindung ausgesprochen; lassen Sie uns sobald als möglich mit einander völlig bekannt werden. Die Geschichte des Menschen ist sein Charakter. Ich will Ihnen erzählen, wie es mir ergangen ist; schenken Sie mir ein kleines Vertrauen, und lassen Sie uns auch in der Ferne verbunden bleiben. Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie und da jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten.

Sie eilte fort, und versprach ihn bald zum Spaziergange abzuholen. Ihre Gegenwart hatte sehr angenehm auf ihn gewirkt; er wünschte ihr Verhältniß zu Lothario zu erfahren. Er ward gerufen, sie kam ihm aus ihrem Zimmer entgegen.

Als sie die enge und beinah steile Treppe einzeln hinuntergehen mußten, sagte sie: das könnte alles weiter und breiter seyn, wenn ich auf das Anerbieten Ihres

großmüthigen Freundes hätte hören wollen; doch um seiner werth zu bleiben, muß ich das an mir erhalten, was mich ihm so werth machte. Wo ist der Verwalter? fragte sie, indem sie die Treppe völlig herunter kam. Sie müssen nicht denken, fuhr sie fort, daß ich so reich bin, um einen Verwalter zu brauchen; die wenigen Aecker meines Freigütchens kann ich wohl selbst bestellen. Der Verwalter gehört meinem neuen Nachbar, der das schöne Gut gekauft hat, das ich in- und auswendig kenne; der gute alte Mann liegt krank am Podagra, seine Leute sind in dieser Gegend neu, und ich helfe ihnen gerne sich einrichten.

Sie machten einen Spaziergang durch Aecker, Wiesen und einige Baumgärten. Therese bedeutete den Verwalter in allem, sie konnte ihm von jeder Kleinigkeit Rechenschaft geben, und Wilhelm hatte Ursache genug, sich über ihre Kenntniß, ihre Bestimmtheit und über die Gewandtheit, wie sie in jedem Falle Mittel anzugeben wußte, zu verwundern. Sie hielt sich nirgends auf, eilte immer zu den bedeutenden Puncten, und so war die Sache bald abgethan. Grüßt euern Herrn, sagte sie, als sie den Mann verabschiedete; ich werde ihn sobald als möglich besuchen, und wünsche vollkommene Besserung. Da könnte ich nun auch, sagte sie mit Lächeln, als er weg war, bald reich und vielhabend werden; denn mein guter Nachbar wäre nicht abgeneigt, mir seine Hand zu geben.

Der Alte mit dem Podagra? rief Wilhelm; ich wüßte nicht, wie Sie in Ihren Jahren zu so einem verzweifelten Entschluß kommen könnten? — Ich bin auch gar nicht versucht! versetzte Therese. Wohlhabend ist jeder, der dem, was er besitzt, vorzustehen weiß; vielhabend zu seyn ist eine lästige Sache, wenn man es nicht versteht.

Wilhelm zeigte seine Verwunderung über ihre Wirthschaftskenntnisse. — Entschiedene Neigung, frühe Gelegenheit, äußerer Antrieb und eine fortgesetzte Beschäftigung in einer nützlichen Sache machen in der Welt noch viel mehr möglich, versetzte Therese, und wenn Sie erst erfahren werden, was mich dazu belebt hat, so werden Sie sich über das sonderbar scheinende Talent nicht mehr verwundern.

Sie ließ ihn, als sie zu Hause anlangten, in ihrem kleinen Garten, in welchem er sich kaum herumdrehen konnte; so eng waren die Wege, und so reichlich war alles bepflanzt. Er mußte lächeln, als er über den Hof zurückkehrte, denn da lag das Brennholz so accurat gesägt, gespalten und geschränkt, als wenn es ein Theil des Gebäudes wäre, und immer so liegen bleiben sollte. Rein standen alle Gefäße an ihren Plätzen, das Häuschen war weiß und roth angestrichen und lustig anzusehen. Was das Handwerk hervorbringen kann, das keine schönen Verhältnisse kennt, aber für Bedürfniß, Dauer und Heiterkeit arbeitet, schien auf dem Platze

vereinigt zu seyn. Man brachte ihm das Essen auf sein Zimmer, und er hatte Zeit genug, Betrachtungen anzustellen. Besonders fiel ihm auf, daß er nun wieder eine so interessante Person kennen lernte, die mit Lothario in einem nahen Verhältnisse gestanden hatte. Billig ist es, sagte er zu sich selbst, daß so ein trefflicher Mann auch treffliche Weiberseelen an sich ziehe! Wie weit verbreitet sich die Wirkung der Männlichkeit und Würde! Wenn nur andere nicht so sehr dabei zu kurz kämen! Ja, gestehe dir nur deine Furcht. Wenn du dereinst deine Amazone wieder antriffst, diese Gestalt aller Gestalten, du findest sie, trotz aller deiner Hoffnungen und Träume, zu deiner Beschämung und Demüthigung doch noch am Ende — als seine Braut.

Sechstes Capitel.

Wilhelm hatte einen unruhigen Nachmittag nicht ganz ohne Langeweile zugebracht, als sich gegen Abend seine Thür öffnete, und ein junger artiger Jägerbursche mit einem Gruße hereintrat. Wollen wir nun spazieren gehen? sagte der junge Mensch, und in dem Augenblicke erkannte Wilhelm Theresen an ihren schönen Augen.

Verzeihen Sie mir diese Maskerade, fing sie an, denn leider ist es jetzt nur Maskerade. Doch da ich Ihnen einmal von der Zeit erzählen soll, in der ich mich so gerne in dieser Welt sah, will ich mir auch jene Tage auf alle Weise vergegenwärtigen. Kommen Sie! selbst der Platz, an dem wir so oft von unsern Jagden und Spaziergängen ausruhten, soll dazu beitragen.

Sie gingen, und auf dem Wege sagte Therese zu ihrem Begleiter: es ist nicht billig, daß Sie mich allein reden lassen; schon wissen Sie genug von mir, und ich weiß noch nicht das Mindeste von Ihnen; erzählen Sie mir indessen etwas von sich, damit ich Muth bekomme, Ihnen auch meine Geschichte und meine Verhältnisse vorzulegen. Leider hab' ich, versetzte Wilhelm, nichts zu erzählen als Irrthümer auf Irrthümer, Verirrungen

auf Verirrungen, und ich wüßte nicht, wem ich die Verworrenheiten, in denen ich mich befand und befinde, lieber verbergen möchte als Ihnen. Ihr Blick und alles, was Sie umgibt, Ihr ganzes Wesen und Ihr Betragen zeigt mir, daß Sie sich Ihres vergangenen Lebens freuen können, daß Sie auf einem schönen reinen Wege in einer sichern Folge gegangen sind, daß Sie keine Zeit verloren, daß Sie sich nichts vorzuwerfen haben.

Therese lächelte und versetzte: wir müssen abwarten, ob Sie auch noch so denken, wenn Sie meine Geschichte hören. Sie gingen weiter, und unter einigen allgemeinen Gesprächen fragte ihn Therese: sind Sie frei? — Ich glaube es zu seyn, versetzte er, aber ich wünsche es nicht. — Gut! sagte sie, das deutet auf einen complizirten Roman, und zeigt mir, daß Sie auch etwas zu erzählen haben.

Unter diesen Worten stiegen sie den Hügel hinan und lagerten sich bei einer großen Eiche, die ihren Schatten weit umher verbreitete. Hier, sagte Therese, unter diesem Deutschen Baume will ich Ihnen die Geschichte eines Deutschen Mädchens erzählen; hören Sie mich geduldig an.

Mein Vater war ein wohlhabender Edelmann dieser Provinz, ein heiterer, klarer, thätiger, wackrer Mann, ein zärtlicher Vater, ein redlicher Freund, ein trefflicher Wirth, an dem ich nur den einzigen Fehler kannte, daß

er gegen eine Frau zu nachsichtig war, die ihn nicht zu schätzen wußte. Leider muß ich das von meiner eigenen Mutter sagen! Ihr Wesen war dem seinigen ganz entgegengesetzt. Sie war rasch, unbeständig, ohne Neigung weder für ihr Haus noch für mich, ihr einziges Kind; verschwenderisch, aber schön, geistreich, voller Talente, das Entzücken eines Cirkels, den sie um sich zu versammeln wußte. Freilich war ihre Gesellschaft niemals groß, oder blieb es nicht lange. Dieser Cirkel bestand meist aus Männern, denn keine Frau befand sich wohl neben ihr, und noch weniger konnte sie das Verdienst irgend eines Weibes dulden. Ich glich meinem Vater an Gestalt und Gesinnungen. Wie eine junge Ente gleich das Wasser sucht, so waren von der ersten Jugend an die Küche, die Vorrathskammer, die Scheunen und Böden mein Element. Die Ordnung und Reinlichkeit des Hauses schien, selbst da ich noch spielte, mein einziger Instinct, mein einziges Augenmerk zu seyn. Mein Vater freute sich darüber, und gab meinem kindischen Bestreben stufenweise die zweckmäßigsten Beschäftigungen; meine Mutter dagegen liebte mich nicht, und verhehlte es keinen Augenblick.

Ich wuchs heran, mit den Jahren vermehrte sich meine Thätigkeit und die Liebe meines Vaters zu mir. Wenn wir allein waren, auf die Felder gingen, wenn ich ihm die Rechnungen durchsehen half, dann konnte ich ihm recht anfühlen, wie glücklich er war. Wenn ich

ihm in die Augen sah, so war es, als wenn ich in mich selbst hinein sähe, denn eben die Augen waren es, die mich ihm vollkommen ähnlich machten. Aber nicht eben den Muth, nicht eben den Ausdruck behielt er in der Gegenwart meiner Mutter; er entschuldigte mich gelind, wenn sie mich heftig und ungerecht tadelte; er nahm sich meiner an, nicht als wenn er mich beschützen, sondern als wenn er meine guten Eigenschaften nur entschuldigen könnte. So setzte er auch keiner von ihren Neigungen Hindernisse entgegen; sie fing an mit großer Leidenschaft sich auf das Schauspiel zu werfen, ein Theater ward erbauet, an Männern fehlte es nicht von allen Altern und Gestalten, die sich mit ihr auf der Bühne darstellten, an Frauen hingegen mangelte es oft. Lydie, ein artiges Mädchen, das mit mir erzogen worden war, und das gleich in ihrer ersten Jugend reizend zu werden versprach, mußte die zweyten Rollen übernehmen, und eine alte Kammerfrau die Mütter und Tanten vorstellen, indeß meine Mutter sich die ersten Liebhaberinnen, Heldinnen und Schäferinnen aller Art vorbehielt. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie lächerlich mir es vorkam, wenn die Menschen, die ich alle recht gut kannte, sich verkleidet hatten, da droben standen, und für etwas anders, als sie waren, gehalten seyn wollten. Ich sah immer nur meine Mutter und Lydien, diesen Baron und jenen Secretär, sie mochten nun als Fürsten und Grafen, oder als Bauern erscheinen, und ich konnte nie t

nicht begreifen, wie sie mir zumuthen wollten zu glauben, daß es ihnen wohl oder wehe sey, daß sie verliebt oder gleichgültig, geizig oder freigebig seyen, da ich doch meist von dem Gegentheile genau unterrichtet war. Deßwegen blieb ich auch sehr selten unter den Zuschauern; ich putzte ihnen immer die Lichter, damit ich nur etwas zu thun hatte, besorgte das Abendessen, und hatte des andern Morgens, wenn sie noch lange schliefen, schon ihre Garderobe in Ordnung gebracht, die sie des Abends gewöhnlich übereinander geworfen zurückließen.

Meiner Mutter schien diese Thätigkeit ganz recht zu seyn, aber ihre Neigung konnte ich nicht erwerben; sie verachtete mich, und ich weiß noch recht gut, daß sie mehr als einmal mit Bitterkeit wiederholte: wenn die Mutter so ungewiß seyn könnte als der Vater, so würde man wohl schwerlich diese Magd für meine Tochter halten. Ich läugne nicht, daß ihr Betragen mich nach und nach ganz von ihr entfernte, ich betrachtete ihre Handlungen wie die Handlungen einer fremden Person, und da ich gewohnt war wie ein Falke das Gesinde zu beobachten: denn, im Vorbeigehen gesagt, darauf beruht eigentlich der Grund aller Haushaltung; so fielen mir natürlich auch die Verhältnisse meiner Mutter und ihrer Gesellschaft auf. Es ließ sich wohl bemerken, daß sie nicht alle Männer mit ebendenselben Augen ansah; ich gab schärfer acht, und bemerkte bald, daß Lydie Vertraute war, und bei dieser Gelegenheit selbst mit einer

Leidenschaft bekannter wurde, die sie von ihrer ersten Jugend an so oft vorgestellt hatte. Ich wußte alle ihre Zusammenkünfte, aber ich schwieg, und sagte meinem Vater nichts, den ich zu betrüben fürchtete; endlich aber ward ich dazu genöthigt. Manches konnten sie nicht unternehmen, ohne das Gesinde zu bestechen. Dieses fing an mir zu trotzen, die Anordnungen meines Vaters zu vernachlässigen und meine Befehle nicht zu vollziehen; die Unordnungen, die daraus entstanden, waren mir unerträglich, ich entdeckte, ich klagte alles meinem Vater.

Er hörte mich gelassen an. Gutes Kind! sagte er zuletzt mit Lächeln, ich weiß alles; sey ruhig, ertrag' es mit Geduld, denn es ist nur um deinetwillen, daß ich es leide.

Ich war nicht ruhig, ich hatte keine Geduld. Ich schalt meinen Vater im Stillen; denn ich glaubte nicht, daß er um irgend einer Ursache willen so etwas zu dulden brauche; ich bestand auf der Ordnung, und ich war entschlossen, die Sache aufs äußerste kommen zu lassen.

Meine Mutter war reich von sich, verzehrte aber doch mehr, als sie sollte, und dieß gab, wie ich wohl merkte, manche Erklärung zwischen meinen Eltern. Lange war der Sache nicht geholfen, bis die Leidenschaften meiner Mutter selbst eine Art von Entwickelung hervorbrachten.

Der erste Liebhaber ward auf eine eclatante Weise

ungetreu; das Haus, die Gegend, ihre Verhältniſſe waren ihr zuwider. Sie wollte auf ein anderes Gut ziehen, da war es ihr zu einſam; ſie wollte nach der Stadt, da galt ſie nicht genug. Ich weiß nicht, was alles zwiſchen ihr und meinem Vater vorging; genug, er entſchloß ſich endlich unter Bedingungen, die ich nicht erfuhr, in eine Reiſe, die ſie nach dem ſüdlichen Frankreich thun wollte, einzuwilligen.

Wir waren nun frei und lebten wie im Himmel; ja ich glaube, daß mein Vater nichts verloren hat, wenn er ihre Gegenwart auch ſchon mit einer anſehnlichen Summe abkaufte. Alles unnütze Geſinde ward abgeſchafft, und das Glück ſchien unſere Ordnung zu begünſtigen; wir hatten einige ſehr gute Jahre, alles gelang nach Wunſch. Aber leider dauerte dieſer frohe Zuſtand nicht lange; ganz unvermuthet ward mein Vater von einem Schlagfluſſe befallen, der ihm die rechte Seite lähmte, und den reinen Gebrauch der Sprache benahm. Man mußte alles errathen, was er verlangte, denn er brachte nie das Wort hervor, das er im Sinne hatte. Sehr ängſtlich waren mir daher manche Augenblicke, in denen er mit mir ausdrücklich allein ſeyn wollte; er deutete mit heftiger Gebärde, daß jederman ſich entfernen ſollte, und wenn wir uns allein ſahen, war er nicht im Stande, das rechte Wort hervor zu bringen. Seine Ungeduld ſtieg aufs äußerſte, und ſein Zuſtand betrübte mich im innerſten Herzen. So viel

ſchien mir gewiß, daß er mir etwas zu vertrauen hatte, das mich beſonders anging. Welches Verlangen fühlt' ich nicht, es zu erfahren! Sonſt konnt' ich ihm alles an den Augen anſehen; aber jetzt war es vergebens! Selbſt ſeine Augen ſprachen nicht mehr. Nur ſo viel war mir deutlich: er wollte nichts, er begehrte nichts, er ſtrebte nur mir etwas zu entdecken, das ich leider nicht erfuhr. Sein Uebel wiederholte ſich, er ward bald darauf ganz unthätig und unfähig; und nicht lange, ſo war er todt.

Ich weiß nicht, wie ſich bei mir der Gedanke feſtgeſetzt hatte, daß er irgendwo einen Schatz niedergelegt habe, den er mir nach ſeinem Tode lieber als meiner Mutter gönnen wollte; ich ſuchte ſchon bei ſeinen Lebzeiten nach, allein ich fand nichts; nach ſeinem Tode ward alles verſiegelt. Ich ſchrieb meiner Mutter und bot ihr an, als Verwalter im Hauſe zu bleiben; ſie ſchlug es aus, und ich mußte das Gut räumen. Es kam ein wechſelſeitiges Teſtament zum Vorſchein, wodurch ſie im Beſitz und Genuß von allem, und ich, wenigſtens ihre ganze Lebenszeit über, von ihr abhängig blieb. Nun glaubte ich erſt recht die Winke meines Vaters zu verſtehn; ich bedauerte ihn, daß er ſo ſchwach geweſen war, auch nach ſeinem Tode ungerecht gegen mich zu ſeyn. Denn einige meiner Freunde wollten ſogar behaupten, es ſey beinah nicht beſſer, als ob er mich enterbt hätte, und verlangten, ich ſollte das Teſtament an-

greifen, wozu ich mich aber nicht entſchließen konnte. Ich verehrte das Andenken meines Vaters zu ſehr; ich vertraute dem Schickſal, ich vertraute mir ſelbſt.

Ich hatte mit einer Dame in der Nachbarſchaft, die große Güter beſaß, immer in gutem Verhältniſſe geſtanden; ſie nahm mich mit Vergnügen auf, und es ward mir leicht, bald ihrer Haushaltung vorzuſtehn. Sie lebte ſehr regelmäßig und liebte die Ordnung in allem, und ich half ihr treulich in dem Kampf mit Verwalter und Geſinde. Ich bin weder geizig noch mißgünſtig, aber wir Weiber beſtehn überhaupt viel ernſthafter als ſelbſt ein Mann darauf, daß nichts verſchleudert werde. Jeder Unterſchleif iſt uns unerträglich; wir wollen, daß jeder nur genieße, inſofern er dazu berechtigt iſt.

Nun war ich wieder in meinem Elemente, und trauerte ſtill über den Tod meines Vaters. Meine Beſchützerin war mit mir zufrieden, nur ein kleiner Umſtand ſtörte meine Ruhe. Lydie kam zurück; meine Mutter war grauſam genug, das arme Mädchen abzuſtoßen, nachdem ſie aus dem Grunde verdorben war. Sie hatte bei meiner Mutter gelernt, Leidenſchaften als Beſtimmung anzuſehen; ſie war gewöhnt, ſich in nichts zu mäßigen. Als ſie unvermuthet wieder erſchien, nahm meine Wohlthäterin auch ſie auf; ſie wollte mir an die Hand gehn und konnte ſich in nichts ſchicken.

Um dieſe Zeit kamen die Verwandten und künftigen Erben meiner Dame oft in's Haus, und beluſtigten ſich

mit der Jagd. Auch Lothario war manchmal mit ihnen; ich bemerkte gar bald, wie sehr er sich vor allen andern auszeichnete, jedoch ohne die mindeste Beziehung auf mich selbst. Er war gegen alle höflich, und bald schien Lydie seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich hatte immer zu thun und war selten bei der Gesellschaft; in seiner Gegenwart sprach ich weniger als gewöhnlich: denn ich will nicht läugnen, daß eine lebhafte Unterhaltung von jeher mir die Würze des Lebens war. Ich sprach mit meinem Vater gern viel über alles, was begegnete. Was man nicht bespricht, bedenkt man nicht recht. Keinem Menschen hatte ich jemals lieber zugehört als Lotharios, wenn er von seinen Reisen, von seinen Feldzügen erzählte. Die Welt lag ihm so klar, so offen da, wie mir die Gegend, in der ich gewirthschaftet hatte. Ich hörte nicht etwa die wunderlichen Schicksale des Abenteurers, die übertriebenen Halbwahrheiten eines beschränkten Reisenden, der immer nur seine Person an die Stelle des Landes setzt, wovon er uns ein Bild zu geben verspricht; er erzählte nicht, er führte uns an die Orte selbst; ich habe nicht leicht ein so reines Vergnügen empfunden.

Aber unaussprechlich war meine Zufriedenheit, als ich ihn eines Abends über die Frauen reden hörte. Das Gespräch machte sich ganz natürlich; einige Damen aus der Nachbarschaft hatten uns besucht und über die Bildung der Frauen die gewöhnlichen Gespräche geführt.

Man ſey ungerecht gegen unſer Geſchlecht, hieß es, die Männer wollten alle höhere Cultur für ſich behalten, man wolle uns zu keinen Wiſſenſchaften zulaſſen, man verlange, daß wir nur Tändelpuppen oder Haushälterinnen ſeyn ſollten. Lothario ſprach wenig zu all dieſem; als aber die Geſellſchaft kleiner ward, ſagte er auch hierüber offen ſeine Meinung. Es iſt ſonderbar, rief er aus, daß man es dem Manne verargt, der eine Frau an die höchſte Stelle ſetzen will, die ſie einzunehmen fähig iſt: und welche iſt höher als das Regiment des Hauſes? Wenn der Mann ſich mit äußern Verhältniſſen quält, wenn er die Beſitzthümer herbei ſchaffen und beſchützen muß, wenn er ſogar an der Staatsverwaltung Antheil nimmt, überall von Umſtänden abhängt, und, ich möchte ſagen, nichts regiert, indem er zu regieren glaubt, immer nur politiſch ſeyn muß, wo er gern vernünftig wäre, verſteckt, wo er offen, falſch, wo er redlich zu ſeyn wünſchte; wenn er um des Zieles willen, das er nie erreicht, das ſchönſte Ziel, die Harmonie mit ſich ſelbſt, in jedem Augenblicke aufgeben muß: indeſſen herrſcht eine vernünftige Hausfrau im Innern wirklich, und macht einer ganzen Familie jede Thätigkeit, jede Zufriedenheit möglich. Was iſt das höchſte Glück des Menſchen, als daß wir das ausführen, was wir als recht und gut einſehen? daß wir wirklich Herren über die Mittel zu unſern Zwecken ſind? Und wo ſollen, wo können unſere nächſten Zwecke liegen, als

innerhalb des Hauses? Alle immer wiederkehrenden, unentbehrlichen Bedürfnisse, wo erwarten wir, wo fordern wir sie, als da, wo wir aufstehn und uns niederlegen, wo Küche und Keller und jede Art von Vorrath für uns und die Unsrigen immer bereit seyn soll? Welche regelmäßige Thätigkeit wird erfordert, um diese immer wiederkehrende Ordnung in einer unverrückten lebendigen Folge durchzuführen! Wie wenig Männern ist es gegeben, gleichsam als ein Gestirn regelmäßig wiederzukehren, und dem Tage, so wie der Nacht vorzustehn! sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und auszuspenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal diese innere Herrschaft ergriffen, so macht sie den Mann, den sie liebt, erst allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerksamkeit erwirbt alle Kenntnisse, und ihre Thätigkeit weiß sie alle zu benutzen. So ist sie von niemand abhängig, und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er besitzt, sieht er gesichert, das, was er erwirbt, gut benutzt, und so kann er sein Gemüth nach großen Gegenständen wenden, und wenn das Glück gut ist, das dem Staate seyn was seiner Gattin zu Hause so wohl anstehr.

Er machte darauf eine Beschreibung, wie er sich eine Frau wünsche. Ich ward roth, denn er beschrieb mich, wie ich leibte und lebte. Ich genoß im Stillen meinen

Triumph, um ſo mehr, da ich aus allen Umſtänden ſah, daß er mich perſönlich nicht gemeint hatte, daß er mich eigentlich nicht kannte. Ich erinnere mich keiner angenehmern Empfindung in meinem ganzen Leben, als daß ein Mann, den ich ſo ſehr ſchätzte, nicht meiner Perſon, ſondern meiner innerſten Natur den Vorzug gab. Welche Belohnung fühlte ich! Welche Aufmunterung war mir geworden!

Als ſie weg waren, ſagte meine würdige Freundin lächelnd zu mir: Schade, daß die Männer oft denken und reden, was ſie doch nicht zur Ausführung kommen laſſen, ſonſt wäre eine treffliche Partie für meine liebe Thereſe geradezu gefunden. Ich ſcherzte über ihre Aeußerung, und fügte hinzu, daß zwar der Verſtand der Männer ſich nach Haushälterinnen umſehe, daß aber ihr Herz und ihre Einbildungskraft ſich nach andern Eigenſchaften ſehne, und daß wir Haushälterinnen eigentlich gegen die liebenswürdigen und reizenden Mädchen keinen Wettſtreit aushalten können. Dieſe Worte ſagte ich Lydien zum Gehör: denn ſie verbarg nicht, daß Lothario großen Eindruck auf ſie gemacht habe, und auch er ſchien bei jedem neuen Beſuche immer aufmerkſamer auf ſie zu werden. Sie war arm, ſie war nicht von Stande, ſie konnte an keine Heirath mit ihm denken; aber ſie konnte der Wonne nicht widerſtehen, zu reizen und gereizt zu werden. Ich hatte nie geliebt und liebte auch jetzt nicht; allein ob es mir ſchon unendlich ange-

nehm war zu ſehen, wohin meine Natur von einem ſo verehrten Manne geſtellt und gerechnet werde, will ich doch nicht läugnen, daß ich damit nicht ganz zufrieden war. Ich wünſchte nun auch, daß er mich kennen, daß er perſönlich Antheil an mir nehmen möchte. Es entſtand bei mir dieſer Wunſch ohne irgend einen beſtimmten Gedanken, was daraus folgen könnte.

Der größte Dienſt, den ich meiner Wohlthäterin leiſtete, war, daß ich die ſchönen Waldungen ihrer Güter in Ordnung zu bringen ſuchte. In dieſen köſtlichen Beſitzungen, deren großen Werth Zeit und Umſtände immer vermehren, ging es leider nur immer nach dem alten Schlendrian fort, nirgends war Plan und Ordnung, und des Stehlens und des Unterſchleifs kein Ende. Manche Berge ſtanden öde, und einen gleichen Wuchs hatten nur noch die älteſten Schläge. Ich beging alles ſelbſt mit einem geſchickten Forſtmann, ich ließ die Waldungen meſſen, ich ließ ſchlagen, ſäen, pflanzen, und in kurzer Zeit war alles im Gange. Ich hatte mir, um leichter zu Pferde fort zu kommen und auch zu Fuße nirgends gehindert zu ſeyn, Mannskleider machen laſſen, ich war an vielen Orten, und man fürchtete mich überall.

Ich hörte, daß die Geſellſchaft junger Freunde mit Lothario wieder ein Jagen angeſtellt hatte; zum erſtenmal in meinem Leben fiel mir's ein zu *ſcheinen*, oder, daß ich mir nicht unrecht thue, in den Augen des treff-

lichen Mannes für das zu gelten, was ich war. Ich zog meine Mannskleider an, nahm die Flinte auf den Rücken und ging mit unſerm Jäger hinaus, um die Geſellſchaft an der Gränze zu erwarten. Sie kam. Lothario kannte mich nicht gleich; einer von den Neffen meiner Wohlthäterin ſtellte mich ihm als einen geſchickten Forſtmann vor, ſcherzte über meine Jugend und trieb ſein Spiel zu meinem Lobe ſo lange, bis endlich Lothario mich erkannte. Der Neffe ſecundirte meine Abſicht, als wenn wir es abgeredet hätten. Umſtändlich erzählte er, und dankbar, was ich für die Güter der Tante und alſo auch für ihn gethan hatte.

Lothario hörte mit Aufmerkſamkeit zu, unterhielt ſich mit mir, fragte nach allen Verhältniſſen der Güter und der Gegend, und ich war froh, meine Kenntniſſe vor ihm ausbreiten zu können; ich beſtand in meinem Examen ſehr gut, ich legte ihm einige Vorſchläge zu gewiſſen Verbeſſerungen zur Prüfung vor, er billigte ſie, erzählte mir ähnliche Beiſpiele, und verſtärkte meine Gründe durch den Zuſammenhang, den er ihnen gab. Meine Zufriedenheit wuchs mit jedem Augenblick. Zwar glücklicher Weiſe wollte ich nur gekannt, wollte nicht geliebt ſeyn: denn — wir kamen nach Hauſe, und ich bemerkte mehr als ſonſt, daß die Aufmerkſamkeit, die er Lydien bezeigte, eine heimliche Neigung zu verrathen ſchien. Ich hatte meinen Endzweck erreicht, und war doch nicht ruhig; er zeigte von dem Tage an eine wahre

Achtung und ein schönes Vertrauen gegen mich, er redete mich in Gesellschaft gewöhnlich an, fragte mich um meine Meinung und schien besonders in Haushaltungssachen das Zutrauen zu mir zu haben, als wenn ich alles wisse. Seine Theilnahme munterte mich außerordentlich auf; sogar wenn von allgemeiner Landesökonomie und von Finanzen die Rede war, zog er mich in's Gespräch, und ich suchte in seiner Abwesenheit mehr Kenntnisse von der Provinz, ja von dem ganzen Lande zu erlangen. Es ward mir leicht, denn es wiederholte sich nur im Großen, was ich im Kleinen so genau wußte und kannte.

Er kam von dieser Zeit an öfter in unser Haus. Es ward, ich kann wohl sagen, von allem gesprochen, aber gewissermaßen ward unser Gespräch zuletzt immer ökonomisch, wenn auch nur im uneigentlichen Sinne. Was der Mensch durch consequente Anwendung seiner Kräfte, seiner Zeit, seines Geldes, selbst durch gering scheinende Mittel für ungeheure Wirkungen hervorbringen könne, darüber ward viel gesprochen.

Ich widerstand der Neigung nicht, die mich zu ihm zog, und ich fühlte leider nur zu bald, wie sehr, wie herzlich, wie rein und aufrichtig meine Liebe war, da ich immer mehr zu bemerken glaubte, daß seine öftern Besuche Lydien und nicht mir galten. Sie wenigstens war auf das lebhafteste davon überzeugt; sie machte mich zu ihrer Vertrauten, und dadurch fand ich mich noch

einigermaßen getröſtet. Das, was ſie ſo ſehr zu ihrem Vortheil auslegte, fand ich keineswegs bedeutend; von der Abſicht einer ernſthaften, dauernden Verbindung zeigte ſich keine Spur, um ſo deutlicher ſah ich den Hang des leidenſchaftlichen Mädchens, um jeden Preis die Seinige zu werden.

So ſtanden die Sachen, als mich die Frau vom Hauſe mit einem unvermutheten Antrag überraſchte. Lothario, ſagte ſie, bietet Ihnen ſeine Hand an, und wünſcht Sie in ſeinem Leben immer zur Seite zu haben. Sie verbreitete ſich über meine Eigenſchaften, und ſagte mir, was ich ſo gerne anhörte: daß Lothario überzeugt ſey, in mir die Perſon gefunden zu haben, die er ſo lange gewünſcht hatte.

Das höchſte Glück war nun für mich erreicht: ein Mann verlangte mich, den ich ſo ſehr ſchätzte, bei dem und mit dem ich eine völlige, freie, ausgebreitete, nützliche Wirkung meiner angebornen Neigung, meines durch Uebung erworbenen Talents vor mir ſah; die Summe meines ganzen Daſeyns ſchien ſich in's Unendliche vermehrt zu haben. Ich gab meine Einwilligung, er kam ſelbſt, er ſprach mit mir allein, er reichte mir ſeine Hand, er ſah mir in die Augen, er umarmte mich und drückte einen Kuß auf meine Lippen. Es war der erſte und letzte. Er vertraute mir ſeine ganze Lage, was ihn ſein Amerikaniſcher Feldzug gekoſtet, welche Schulden er auf ſeine Güter geladen, wie er ſich mit ſeinem

Großoheim einigermaßen darüber entzweyt habe, wie dieser würdige Mann für ihn zu sorgen denke, aber freilich auf seine eigene Art: er wolle ihm eine reiche Frau geben, da einem wohldenkenden Manne doch nur mit einer haushältischen gedient sey; er hoffe durch seine Schwester den Alten zu bereden. Er legte mir den Zustand seines Vermögens, seine Plane, seine Aussichten vor, und erbat sich meine Mitwirkung. Nur bis zur Einwilligung seines Oheims sollte es ein Geheimniß bleiben.

Kaum hatte er sich entfernt, so fragte mich Lydie: ob er etwa von ihr gesprochen habe? Ich sagte nein, und machte ihr Langeweile mit Erzählung von ökonomischen Gegenständen. Sie war unruhig, mißlaunig, und sein Betragen, als er wieder kam, verbesserte ihren Zustand nicht.

Doch ich sehe, daß die Sonne sich zu ihrem Untergange neigt! Es ist Ihr Glück, mein Freund. Sie hätten sonst die Geschichte, die ich mir so gerne selbst erzähle, mit allen ihren kleinen Umständen durchhören müssen. Lassen Sie mich eilen, wir nahen einer Epoche, bei der nicht gut zu verweilen ist.

Lothario machte mich mit seiner trefflichen Schwester bekannt, und diese wußte mich auf eine schickliche Weise bei'm Oheim einzuführen; ich gewann den Alten, er willigte in unsre Wünsche, und ich kehrte mit einer glücklichen Nachricht zu meiner Wohlthäterin zurück.

Die Sache war im Hauſe nun kein Geheimniß mehr, Lydie erfuhr ſie, ſie glaubte etwas Unmögliches zu vernehmen. Als ſie endlich daran nicht mehr zweifeln konnte, verſchwand ſie auf einmal, und man wußte nicht wohin ſie ſich verloren hatte.

Der Tag unſerer Verbindung nahte heran; ich hatte ihn ſchon oft um ſein Bildniß gebeten, und ich erinnerte ihn, eben als er wegreiten wollte, nochmals an ſein Verſprechen. Sie haben vergeſſen, ſagte er, mir das Gehäuſe zu geben, wohinein Sie es gepaßt wünſchen. Es war ſo: ich hatte ein Geſchenk von einer Freundin, das ich ſehr werth hielt. Von ihren Haaren war ein verzogener Name unter dem äußern Glaſe befeſtigt, inwendig blieb ein leeres Elfenbein, worauf eben ihr Bild gemahlt werden ſollte, als ſie mir unglücklicher Weiſe durch den Tod entriſſen wurde. Lotharie's Neigung beglückte mich in dem Augenblicke, da ihr Verluſt mir noch ſehr ſchmerzhaft war, und ich wünſchte die Lücke, die ſie mir in ihrem Geſchenk zurückgelaſſen hatte, durch das Bild meines Freundes auszufüllen.

Ich eile nach meinem Zimmer, hole mein Schmuckkäſtchen, und eröffne es in ſeiner Gegenwart; kaum ſieht er hinein, ſo erblickt er ein Medaillon mit dem Bilde eines Frauenzimmers, er nimmt es in die Hand, betrachtet es mit Aufmerkſamkeit, und fragt haſtig: wen ſoll dieß Portrait vorſtellen? — Meine Mutter, verſetzte ich. — Hätt' ich doch geſchworen, rief er aus, es

ſey das Portrait einer Frau von Saint Alban, die ich vor einigen Jahren in der Schweiz antraf. — Es iſt einerlei Perſon, verſetzte ich lächelnd, und Sie haben alſo Ihre Schwiegermutter, ohne es zu wiſſen, kennen gelernt. Saint Alban iſt der romantiſche Name, unter dem meine Mutter reiſt; ſie befindet ſich unter demſelben noch gegenwärtig in Frankreich.

Ich bin der unglücklichſte aller Menſchen! rief er aus, indem er das Bild in das Käſtchen zurück warf, ſeine Augen mit der Hand bedeckte und ſogleich das Zimmer verließ. Er warf ſich auf ſein Pferd, ich lief auf den Balcon und rief ihm nach; er kehrte ſich um, warf mir eine Hand zu, entfernte ſich eilig — und ich habe ihn nicht wieder geſehen.

Die Sonne ging unter, Thereſe ſah mit unverwandtem Blicke in die Gluth, und ihre beiden ſchönen Augen füllten ſich mit Thränen.

Thereſe ſchwieg, und legte auf ihres neuen Freundes Hände ihre Hand; er küßte ſie mit Theilnehmung, ſie trocknete ihre Thränen, und ſtand auf. Laſſen Sie uns zurückgehen, ſagte ſie, und für die Unſrigen ſorgen!

Das Geſpräch auf dem Wege war nicht lebhaft; ſie kamen zur Gartenthüre herein, und ſahen Lydien auf einer Bank ſitzen; ſie ſtand auf, wich ihnen aus, und begab ſich in's Haus zurück; ſie hatte ein Papier in der Hand, und zwey kleine Mädchen waren bei ihr. Ich ſehe, ſagte Thereſe, ſie trägt ihren einzigen Troſt, den

Brief

Brief Lothario's, noch immer bei ſich. Ihr Freund verſpricht ihr, daß ſie gleich, ſobald er ſich wohl befindet, wieder an ſeiner Seite leben ſoll; er bittet ſie, ſo lange ruhig bei mir zu verweilen. An dieſen Worten hängt ſie, mit dieſen Zeilen tröſtet ſie ſich, aber ſeine Freunde ſind übel bei ihr angeſchrieben.

Indeſſen waren die beiden Kinder herangekommen, begrüßten Thereſen, und gaben ihr Rechenſchaft von allem, was in ihrer Abweſenheit im Hauſe vorgegangen war. Sie ſehen hier noch einen Theil meiner Beſchäftigung, ſagte Thereſe. Ich habe mit Lothario's trefflicher Schweſter einen Bund gemacht; wir erziehen eine Anzahl Kinder gemeinſchaftlich: ich bilde die lebhaften und dienſtfertigen Haushälterinnen, und ſie übernimmt diejenigen, an denen ſich ein ruhigeres und feineres Talent zeigt; denn es iſt billig, daß man auf jede Weiſe für das Glück der Männer und der Haushaltung ſorge. Wenn Sie meine edle Freundin kennen lernen, ſo werden Sie ein neues Leben anfangen: ihre Schönheit, ihre Güte macht ſie der Anbetung einer ganzen Welt würdig. Wilhelm getraute ſich nicht zu ſagen, daß er leider die ſchöne Gräfin ſchon kenne, und daß ihn ſein vorübergehendes Verhältniß zu ihr auf ewig ſchmerzen werde; er war ſehr zufrieden, daß Thereſe das Geſpräch nicht fortſetzte, und daß ihre Geſchäfte ſie in das Haus zurückzugehen nöthigten. Er befand ſich nun allein, und die letzte Nachricht, daß die junge ſchöne Gräfin auch ſchon

genöthigt sey, durch Wohlthätigkeit den Mangel an eignem Glück zu ersetzen, machte ihn äußerst traurig; er fühlte, daß es bei ihr nur eine Nothwendigkeit war, sich zu zerstreuen und an die Stelle eines frohen Lebensgenusses die Hoffnung fremder Glückseligkeit zu setzen. Er pries Theresen glücklich, daß selbst bei jener unerwarteten traurigen Veränderung keine Veränderung in ihr selbst vorzugehen brauchte. Wie glücklich ist der über alles, rief er aus, der, um sich mit dem Schicksal in Einigkeit zu setzen, nicht sein ganzes verbergendes Leben wegzuwerfen braucht!

Therese kam auf sein Zimmer, und bat um Verzeihung, daß sie ihn störe. Hier in dem Wandschrank, sagte sie, steht meine ganze Bibliothek; es sind eher Bücher, die ich nicht wegwerfe, als die ich aufhebe. Lydie verlangt ein geistliches Buch, es findet sich wohl auch eins und das andere darunter. Die Menschen, die das ganze Jahr weltlich sind, bilden sich ein, sie müßten zur Zeit der Noth geistlich seyn; sie sehen alles Gute und Sittliche wie eine Arzeney an, die man mit Widerwillen zu sich nimmt, wenn man sich schlecht befindet; sie sehen in einem Geistlichen, einem Sittenlehrer nur einen Arzt, den man nicht geschwind genug aus dem Hause los werden kann: ich aber gestehe gern, ich habe vom Sittlichen den Begriff als von einer Diät, die eben dadurch nur Diät ist, wenn ich sie zur Lebensregel mache, wenn ich sie das ganze Jahr nicht außer Augen lasse.

Sie ſuchten unter den Büchern, und fanden einige ſogenannte Erbauungsſchriften. Die Zuflucht zu dieſen Büchern, ſagte Thereſe, hat Lydie von meiner Mutter gelernt: Schauſpiele und Romane waren ihr Leben, ſo lange der Liebhaber treu blieb; ſeine Entfernung brachte ſogleich dieſe Bücher wieder in Credit. Ich kann überhaupt nicht begreifen, fuhr ſie fort, wie man hat glauben können, daß Gott durch Bücher und Geſchichten zu uns ſpreche. Wem die Welt nicht unmittelbar eröffnet, was ſie für ein Verhältniß zu ihm hat, wem ſein Herz nicht ſagt, was er ſich und andern ſchuldig iſt, der wird es wohl ſchwerlich aus Büchern erfahren, die eigentlich nur geſchickt ſind, unſern Irrthümern Namen zu geben.

Sie ließ Wilhelmen allein, und er brachte ſeinen Abend mit Reviſion der kleinen Bibliothek zu; ſie war wirklich bloß durch Zufall zuſammen gekommen.

Thereſe blieb die wenigen Tage, die Wilhelm bei ihr verweilte, ſich immer gleich; ſie erzählte ihm die Folgen ihrer Begebenheit in verſchiedenen Abſätzen ſehr umſtändlich. Ihrem Gedächtniß war Tag und Stunde, Platz und Name gegenwärtig, und wir ziehen, was unſern Leſern zu wiſſen nöthig iſt, hier in's Kurze zuſammen.

Die Urſache von Lotharios raſcher Entfernung ließ ſich leider leicht erklären: er war Thereſens Mutter auf ihrer Reiſe begegnet, ihre Reize zogen ihn an, ſie war nicht karg gegen ihn, und nun entfernte ihn dieſes un-

glückliche, ſchnell vorübergegangene Abenteuer von der Verbindung mit einem Frauenzimmer, das die Natur ſelbſt für ihn gebildet zu haben ſchien. Thereſe blieb in dem reinen Kreiſe ihrer Beſchäftigung und ihrer Pflicht. Man erfuhr, daß Lydie ſich heimlich in der Nachbarſchaft aufgehalten habe. Sie war glücklich, als die Heirath, obgleich aus unbekannten Urſachen, nicht vollzogen wurde, ſie ſuchte ſich Lothario zu nähern, und es ſchien, daß er mehr aus Verzweiflung als aus Neigung, mehr überraſcht als mit Ueberlegung, mehr aus langer Weile als aus Vorſatz, ihren Wünſchen begegnet ſey.

Thereſe war ruhig darüber, ſie machte keine weitern Anſprüche auf ihn, und ſelbſt wenn er ihr Gatte geweſen wäre, hätte ſie vielleicht Muth genug gehabt, ein ſolches Verhältniß zu ertragen, wenn es nur ihre häusliche Ordnung nicht geſtört hätte; wenigſtens äußerte ſie oft, daß eine Frau, die das Hausweſen recht zuſammenhalte, ihrem Manne jede kleine Phantaſie nachſehen und von ſeiner Rückkehr jederzeit gewiß ſeyn könne.

Thereſens Mutter hatte bald die Angelegenheiten ihres Vermögens in Unordnung gebracht; ihre Tochter mußte es entgelten, denn ſie erhielt wenig von ihr; die alte Dame, Thereſens Beſchützerin, ſtarb, hinterließ ihr das kleine Freigut und ein artiges Capital zum Vermächtniß. Thereſe wußte ſich ſogleich in den engen

Kreis zu finden, Lothario bot ihr ein beſſeres Beſitzthum an, Jarno machte den Unterhändler, ſie ſchlug es aus. Ich will, ſagte ſie, im Kleinen zeigen, daß ich werth war, das Große mit ihm zu theilen; aber das behalte ich mir vor, daß, wenn der Zufall mich um meiner oder anderer willen in Verlegenheit ſetzt, ich zuerſt zu meinem werthen Freund, ohne Bedenken, die Zuflucht nehmen könne.

Nichts bleibt weniger verborgen und ungenutzt als zweckmäßige Thätigkeit. Kaum hatte ſie ſich auf ihrem kleinen Gute eingerichtet, ſo ſuchten die Nachbarn ſchon ihre nähere Bekanntſchaft und ihren Rath, und der neue Beſitzer der angränzenden Güter gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß es nur auf ſie ankomme, ob ſie ſeine Hand annehmen und Erbe des größten Theils ſeines Vermögens werden wolle. Sie hatte ſchon gegen Wilhelmen dieſes Verhältniſſes erwähnt, und ſcherzte gelegentlich über Heirathen und Mißheirathen mit ihm.

Es gibt, ſagte ſie, den Menſchen nichts mehr zu reden, als wenn einmal eine Heirath geſchieht, die ſie nach ihrer Art eine Mißheirath nennen können, und doch ſind die Mißheirathen viel gewöhnlicher als die Heirathen: denn es ſieht leider nach einer kurzen Zeit mit den meiſten Verbindungen gar mißlich aus. Die Vermiſchung der Stände durch Heirathen verdienen nur in ſo fern Mißheirathen genannt zu werden, als der eine Theil an der angebornen, angewohnten und gleichſam

nothwendig gewordenen Existenz des andern keinen Theil nehmen kann. Die verschiedenen Classen haben verschiedene Lebensweisen, die sie nicht mit einander theilen noch verwechseln können, und das ist's, warum Verbindungen dieser Art besser nicht geschlossen werden; aber Ausnahmen und recht glückliche Ausnahmen sind möglich. So ist die Heirath eines jungen Mädchens mit einem bejahrten Manne immer mißlich, und doch habe ich sie recht gut ausschlagen sehen. Für mich kenne ich nur Eine Mißheirath, wenn ich feyern und repräsentiren müßte; ich wollte lieber jedem ehrbaren Pächterssohn aus der Nachbarschaft meine Hand geben.

Wilhelm gedachte nunmehr zurückzukehren, und bat seine neue Freundin, ihm noch ein Abschiedswort bei Lydien zu verschaffen. Das leidenschaftliche Mädchen ließ sich bewegen, er sagte ihr einige freundliche Worte, sie versetzte: den ersten Schmerz hab' ich überwunden, Lothario wird mir ewig theuer seyn; aber seine Freunde kenne ich, es ist mir leid, daß er so umgeben ist. Der Abbé wäre fähig wegen einer Grille die Menschen in Noth zu lassen, oder sie gar hinein zu stürzen; der Arzt möchte gern alles in's Gleiche bringen; Jarno hat kein Gemüth, und Sie — wenigstens keinen Charakter! Fahren Sie nur so fort, und lassen Sie sich als Werkzeug dieser drey Menschen brauchen, man wird Ihnen noch manche Execution auftragen. Lange, mir ist es recht wohl bekannt, war ihnen meine Gegenwart zu-

wider, ich hatte ihr Geheimniß nicht entdeckt, aber ich hatte beobachtet, daß sie ein Geheimniß verbargen. Wozu diese verschlossenen Zimmer? diese wunderlichen Gänge? Warum kann niemand zu dem großen Thurm gelangen? Warum verbannten sie mich, so oft sie nur konnten, in meine Stube? Ich will gestehen, daß Eifersucht zuerst mich auf diese Entdeckung brachte, ich fürchtete eine glückliche Nebenbuhlerin sey irgendwo versteckt. Nun glaube ich das nicht mehr, ich bin überzeugt, daß Lothario mich liebt, daß er es redlich mit mir meint, aber eben so gewiß bin ich überzeugt, daß er von seinen künstlichen und falschen Freunden betrogen wird. Wenn Sie sich um ihn verdient machen wollen, wenn Ihnen verziehen werden soll, was Sie an mir verbrochen haben, so befreien Sie ihn aus den Händen dieser Menschen. Doch was hoffe ich! Ueberreichen Sie ihm diesen Brief, wiederholen Sie, was er enthält: daß ich ihn ewig lieben werde, daß ich mich auf sein Wort verlasse. Ach! rief sie aus, indem sie aufstand und am Halse Theresens weinte: er ist von meinen Feinden umgeben, sie werden ihn zu bereden suchen, daß ich ihm nichts aufgeopfert habe; o! der beste Mann mag gerne hören, daß er jedes Opfer werth ist, ohne dafür dankbar seyn zu dürfen.

Wilhelms Abschied von Theresen war heiterer; sie wünschte ihn bald wieder zu sehen. Sie kennen mich ganz! sagte sie: Sie haben mich immer reden lassen; es

iſt das nächſtemal Ihre Pflicht, meine Aufrichtigkeit zu erwidern.

Auf ſeiner Rückreiſe hatte er Zeit genug, dieſe neue, helle Erſcheinung lebhaft in der Erinnerung zu betrachten. Welch ein Zutrauen hatte ſie ihm eingeflößt! Er dachte an Mignon und Felix, wie glücklich die Kinder unter einer ſolchen Aufſicht werden könnten; dann dachte er an ſich ſelbſt, und fühlte, welche Wonne es ſeyn müſſe, in der Nähe eines ſo ganz klaren menſchlichen Weſens zu leben. Als er ſich dem Schloß näherte, fiel ihm der Thurm mit den vielen Gängen und Seitengebäuden mehr als ſonſt auf; er nahm ſich vor, bei der nächſten Gelegenheit Jarno oder den Abbé darüber zur Rede zu ſtellen.

Siebentes Capitel.

Als Wilhelm nach dem Schloſſe kam fand er den edlen Lothario auf dem Wege der völligen Beſſerung; der Arzt und der Abbé waren nicht zugegen, Jarno allein war geblieben. In kurzer Zeit ritt der Geneſende ſchon wieder aus, bald allein, bald mit ſeinen Freunden. Sein Geſpräch war ernſthaft und gefällig, ſeine Unterhaltung belehrend und erquickend; oft bemerkte man Spuren einer zarten Fühlbarkeit, ob er ſie gleich zu verbergen ſuchte, und, wenn ſie ſich wider ſeinen Willen zeigte, beinah zu mißbilligen ſchien.

So war er eines Abends ſtill bei Tiſche, ob er gleich heiter ausſah.

Sie haben heute gewiß ein Abenteuer gehabt, ſagte endlich Jarno, und zwar ein angenehmes.

Wie Sie ſich auf Ihre Leute verſtehen! verſetzte Lothario. Ja, es iſt mir ein ſehr angenehmes Abenteuer begegnet. Zu einer andern Zeit hätte ich es vielleicht nicht ſo reizend gefunden, als dießmal, da es mich ſo empfänglich antraf. Ich ritt gegen Abend jenſeit des Waſſers durch die Dörfer, einen Weg, den ich oft genug in frühern Jahren beſucht hatte. Mein Kor-

perliches Leiden muß mich mürber gemacht haben, als ich selbst glaubte: ich fühlte mich weich, und bei wieder auflebenden Kräften wie neugeboren. Alle Gegenstände erschienen mir in eben dem Lichte, wie ich sie in frühern Jahren gesehen hatte, alle so lieblich, so anmuthig, so reizend, wie sie mir lange nicht erschienen sind. Ich merkte wohl, daß es Schwachheit war, ich ließ mir sie aber ganz wohlgefallen, ritt sachte hin, und es wurde mir ganz begreiflich, wie Menschen eine Krankheit lieb gewinnen können, welche uns zu süßen Empfindungen stimmt. Sie wissen vielleicht, was mich ehemals so oft diesen Weg führte?

Wenn ich mich recht erinnere, versetzte Jarno, so war es ein kleiner Liebeshandel, der sich mit der Tochter eines Pachters entsponnen hatte.

Man dürfte es wohl einen großen nennen, versetzte Lothario: denn wir hatten uns beide sehr lieb, recht im Ernst, und auch ziemlich lange. Zufälligerweise traf heute alles zusammen, mir die ersten Zeiten unserer Liebe recht lebhaft darzustellen. Die Knaben schüttelten eben wieder Maykäfer von den Bäumen, und das Laub der Eschen war eben nicht weiter als an dem Tage, da ich sie zum erstenmal sah. Nun war es lange, daß ich Margareten nicht gesehen habe, denn sie ist weit weg verheirathet, nur hörte ich zufällig, sie sey mit ihren Kindern vor wenigen Wochen gekommen, ihren Vater zu besuchen.

So war ja wohl dieser Spazierritt nicht so ganz zufällig?

Ich läugne nicht, sagte Lothario, daß ich sie anzutreffen wünschte. Als ich nicht weit von dem Wohnhaus war, sah ich ihren Vater vor der Thüre sitzen; ein Kind von ungefähr einem Jahre stand bei ihm. Als ich mich näherte, sah eine Frauensperson schnell oben zum Fenster heraus, und als ich gegen die Thüre kam, hörte ich jemand die Treppe herunter springen. Ich dachte gewiß, sie sey es, und, ich will's nur gestehn, ich schmeichelte mir, sie habe mich erkannt, und sie komme mir eilig entgegen. Aber wie beschämt war ich, als sie zur Thüre heraus sprang, das Kind, dem die Pferde näher kamen, auffaßte und in das Haus hineintrug. Es war mir eine unangenehme Empfindung, und nur wurde meine Eitelkeit ein wenig getröstet, als ich, wie sie hinweg eilte, an ihrem Nacken und an dem freistehenden Ohr eine merkliche Röthe zu sehen glaubte.

Ich hielt still und sprach mit dem Vater, und schielte indessen an den Fenstern herum, ob sie sich nicht hier oder da blicken ließe; allein ich bemerkte keine Spur von ihr. Fragen wollt' ich auch nicht, und so ritt ich vorbei. Mein Verdruß wurde durch Verwunderung einigermaßen gemildert: denn ob ich gleich kaum das Gesicht gesehen hatte, so schien sie mir fast gar nicht verändert, und zehn Jahre sind doch eine Zeit! ja sie schien mir jünger, eben so schlank, eben so leicht auf den Füßen,

der Hals wo möglich noch zierlicher als vorher, ihre Wange eben so leicht der liebenswürdigen Röthe empfänglich, dabei Mutter von sechs Kindern, vielleicht noch von mehrern. Es paßte diese Erscheinung so gut in die übrige Zauberwelt, die mich umgab, daß ich um so mehr mit einem verjüngten Gefühl weiter ritt, und an dem nächsten Walde erst umkehrte, als die Sonne im Untergehen war. So sehr mich auch der fallende Thau an die Vorschrift des Arztes erinnerte, und es wohl räthlicher gewesen wäre, gerade nach Hause zu kehren, so nahm ich doch wieder meinen Weg nach der Seite des Pachthofes zurück. Ich bemerkte, daß ein weibliches Geschöpf in dem Garten auf und nieder ging, der mit einer leichten Hecke umzogen ist. Ich ritt auf dem Fußpfade nach der Hecke zu, und ich fand mich eben nicht weit von der Person, nach der ich verlangte.

Ob mir gleich die Abendsonne in den Augen lag, sah ich doch, daß sie sich am Zaune beschäftigte, der sie nur leicht bedeckte. Ich glaubte meine alte Geliebte zu erkennen. Da ich an sie kam, hielt ich still, nicht ohne Regung des Herzens. Einige hohe Zweige wilder Rosen, die eine leise Luft hin und her wehte, machten mir ihre Gestalt undeutlich. Ich redete sie an, und fragte, wie sie lebe. Sie antwortete mir mit halber Stimme: ganz wohl. Indeß bemerkte ich, daß ein Kind hinter dem Zaune beschäftigt war Blumen auszureißen, und nahm die Gelegenheit sie zu fragen: wo denn ihre übri-

gen Kinder ſeyen? Es iſt nicht mein Kind, ſagte ſie, das wäre früh! und in dieſem Augenblick ſchickte ſich's, daß ich durch die Zweige ihr Geſicht genau ſehen konnte, und ich wußte nicht, was ich zu der Erſcheinung ſagen ſollte. Es war meine Geliebte und war es nicht. Faſt jünger, faſt ſchöner, als ich ſie vor zehen Jahren gekannt hatte. Sind Sie denn nicht die Tochter des Pachters? fragte ich halb verwirrt. Nein, ſagte ſie, ich bin ihre Muhme.

Aber Sie gleichen einander ſo außerordentlich, verſetzte ich.

Das ſagt jederman, der ſie vor zehen Jahren gekannt hat.

Ich fuhr fort, ſie verſchiedenes zu fragen; mein Irrthum war mir angenehm, ob ich ihn gleich ſchon entdeckt hatte. Ich konnte mich von dem lebendigen Bilde voriger Glückſeligkeit, das vor mir ſtand, nicht losreißen. Das Kind hatte ſich indeſſen von mir entfernt, und war Blumen zu ſuchen nach dem Teiche gegangen. Sie nahm Abſchied, und eilte dem Kinde nach.

Indeſſen hatte ich doch erfahren, daß meine alte Geliebte noch wirklich in dem Hauſe ihres Vaters ſey, und indem ich ritt, beſchäftigte ich mich mit Muthmaßungen, ob ſie ſelbſt, oder die Muhme das Kind vor den Pferden geſichert habe. Ich wiederholte mir die ganze Geſchichte mehrmals im Sinne, und ich wüßte nicht leicht, daß irgend etwas angenehmer auf mich ge-

wirkt hätte. Aber ich fühle wohl, ich bin noch krank, und wir wollen den Doctor bitten, daß er uns von dem Ueberreste dieser Stimmung erlöse.

Es pflegt in vertraulichen Bekenntnissen anmuthiger Liebesbegebenheiten wie mit Geisterstergeschichten zu gehen: ist nur erst eine erzählt, so fließen die übrigen von selbst zu.

Unsere kleine Gesellschaft fand in der Rückerinnerung vergangener Zeiten manchen Stoff dieser Art. Lothario hatte am meisten zu erzählen. Jarno's Geschichten trugen alle einen eigenen Character, und was Wilhelm zu gestehen hatte, wissen wir schon. Indessen war ihm bange, daß man ihn an die Geschichte mit der Gräfin erinnern möchte; allein niemand dachte derselben auch nur auf die entfernteste Weise.

Es ist wahr, sagte Lothario, angenehmer kann keine Empfindung in der Welt seyn, als wenn das Herz nach einer gleichgültigen Pause sich der Liebe zu einem neuen Gegenstande wieder öffnet, und doch wollt' ich diesem Glück für mein Leben entsagt haben, wenn mich das Schicksal mit Theresen hätte verbinden wollen. Man ist nicht immer Jüngling, und man sollte nicht immer Kind seyn. Dem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er davin zu thun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann ihm erwünschter seyn, als eine Gattin zu finden, die überall mit ihm wirkt, und die ihm alles vorzubereiten weiß, deren Thätigkeit dasjenige auf-

nimmt, was die ſeinige liegen laſſen muß, deren Geſchäftigkeit ſich nach allen Seiten verbreitet, wenn die ſeinige nur einen geraden Weg fortgehen darf. Welchen Himmel hatte ich mir mit Thereſen geträumt! Nicht den Himmel eines ſchwärmeriſchen Glücks, ſondern eines ſichern Lebens auf der Erde: Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Geringſte, und eine Seele, fähig das Größte zu faſſen und wieder fahren zu laſſen. O! ich ſah in ihr gar wohl die Anlagen, deren Entwickelung wir bewundern, wenn wir in der Geſchichte Frauen ſehen, die uns weit vorzüglicher als alle Männer erſcheinen: dieſe Klarheit über die Umſtände, dieſe Gewandtheit in allen Fällen, dieſe Sicherheit im Einzelnen, wodurch das Ganze ſich immer ſo gut befindet, ohne daß ſie jemals daran zu denken ſcheinen. Sie können wohl, fuhr er fort, indem er ſich lächelnd gegen Wilhelmen wendete, mir verzeihen, wenn Thereſe mich Aurelien entführte: mit jener konnte ich ein heiteres Leben hoffen, da bei dieſer auch nicht an eine glückliche Stunde zu denken war.

Ich läugne nicht, verſetzte Wilhelm, daß ich mit großer Bitterkeit im Herzen gegen Sie hieher gekommen bin, und daß ich mir vorgenommen hatte, Ihr Betragen gegen Aurelien ſehr ſtreng zu tadeln.

Auch verdient es Tadel, ſagte Lothario: ich hätte meine Freundſchaft zu ihr nicht mit dem Gefühl der Liebe verwechſeln ſollen, ich hätte nicht an die Stelle der Ach-

tung, die ſie verdiente, eine Neigung eindrängen ſollen, die ſie weder erregen, noch erhalten konnte. Ach! ſie war nicht liebenswürdig, wenn ſie liebte, und das iſt das größte Unglück, das einem Weibe begegnen kann.

Es ſey drum, erwiderte Wilhelm, wir können nicht immer das Tadelnswerthe vermeiden, nicht vermeiden, daß unſere Geſinnungen und Handlungen auf eine ſonderbare Weiſe von ihrer natürlichen und guten Richtung abgelenkt werden; aber gewiſſe Pflichten ſollten wir niemals aus den Augen ſetzen. Die Aſche der Freundin ruhe ſanft; wir wollen, ohne uns zu ſchelten und ſie zu tadeln, mitleidig Blumen auf ihr Grab ſtreuen. Aber bei dem Grabe, in welchem die unglückliche Mutter ruht, laſſen Sie mich fragen, warum Sie ſich des Kindes nicht annehmen? eines Sohnes, deſſen ſich jederman erfreuen würde, und den Sie ganz und gar zu vernachläſſigen ſcheinen. Wie können Sie, bei Ihren reinen und zarten Gefühlen, das Herz eines Vaters gänzlich verläugnen? Sie haben dieſe ganze Zeit noch mit keiner Sylbe an das köſtliche Geſchöpf gedacht, von deſſen Anmuth ſo viel zu erzählen wäre.

Von wem reden Sie? verſetzte Lothario, ich verſtehe Sie nicht.

Von wem anders, als von Ihrem Sohne, dem Sohne Aureliens, dem ſchönen Kinde, dem zu ſeinem Glücke nichts fehlt, als daß ein zärtlicher Vater ſich ſeiner annimmt?

Sie irren sehr, mein Freund, rief Lothario: Aurelie hatte keinen Sohn, am wenigsten von mir, ich weiß von keinem Kinde, sonst würde ich mich dessen mit Freuden annehmen; aber auch im gegenwärtigen Falle will ich gern das kleine Geschöpf als eine Verlassenschaft von ihr ansehen, und für seine Erziehung sorgen. Hat sie sich denn irgend etwas merken lassen, daß der Knabe ihr, daß er mir zugehöre?

Nicht daß ich mich erinnere, ein ausdrückliches Wort von ihr gehört zu haben, es war aber einmal so angenommen, und ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt.

Ich kann, fiel Jarno ein, einigen Aufschluß hierüber geben. Ein altes Weib, das Sie oft müssen gesehen haben, brachte das Kind zu Aurelien, sie nahm es mit Leidenschaft auf, und hoffte ihre Leiden durch seine Gegenwart zu lindern: auch hat es ihr manchen vergnügten Augenblick gemacht.

Wilhelm war durch diese Entdeckung sehr unruhig geworden, er gedachte der guten Mignon neben dem schönen Felix auf das lebhafteste, er zeigte seinen Wunsch, die beiden Kinder aus der Lage, in der sie sich befanden, heraus zu ziehen.

Wir wollen damit bald fertig seyn, versetzte Lothario. Das wunderliche Mädchen übergeben wir Theresen, sie kann unmöglich in bessere Hände gerathen, und was den Knaben betrifft, den, dächt' ich, nähmen Sie

selbst zu sich: denn was sogar die Frauen an uns unge-
bildet zurück lassen, das bilden die Kinder aus, wenn
wir uns mit ihnen abgeben.

Ueberhaupt dächte ich, versetzte Jarno, Sie entsag-
ten kurz und gut dem Theater, zu dem Sie doch ein-
mal kein Talent haben.

Wilhelm war betroffen; er mußte sich zusammen-
nehmen, denn Jarno's harte Worte hatten seine Eigen-
liebe nicht wenig verletzt. Wenn Sie mich davon über-
zeugen, versetzte er mit gezwungenem Lächeln, so wer-
den Sie mir einen Dienst erweisen, ob es gleich nur ein
trauriger Dienst ist, wenn man uns aus einem Lieblings-
traume aufschüttelt.

Ohne viel weiter darüber zu reden, versetzte Jarno,
möchte ich Sie nur antreiben, erst die Kinder zu holen;
das übrige wird sich schon geben.

Ich bin bereit dazu, versetzte Wilhelm; ich bin un-
ruhig und neugierig, ob ich nicht von dem Schicksal
des Knaben etwas Näheres entdecken kann; ich verlange
das Mädchen wieder zu sehen, das sich mit so vieler
Eigenheit an mich geschlossen hat.

Man ward einig, daß er bald abreisen sollte.

Den andern Tag hatte er sich dazu vorbereitet, das
Pferd ward gesattelt, nur wollte er noch von Lothario
Abschied nehmen. Als die Eßzeit herbei kam, setzte
man sich wie gewöhnlich zu Tische, ohne auf den Haus-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 1624571

herrn zu warten; er kam erſt ſpät, und ſetzte ſich zu ihnen.

Ich wollte wetten, ſagte Jarno, Sie haben heute Ihr zärtliches Herz wieder auf die Probe geſtellt, Sie haben der Begierde nicht widerſtehen können, Ihre ehemalige Geliebte wiederzuſehen.

Errathen! verſetzte Lothario.

Laſſen Sie uns hören, ſagte Jarno, wie iſt es abgelaufen? Ich bin äußerſt neugierig.

Ich läugne nicht, verſetzte Lothario, daß mir das Abenteuer mehr als billig auf dem Herzen lag; ich faßte daher den Entſchluß, nochmals hinzureiten, und die Perſon wirklich zu ſehen, deren verjüngtes Bild mir eine ſo angenehme Illuſion gemacht hatte. Ich ſtieg ſchon in einiger Entfernung vom Hauſe ab, und ließ die Pferde bei Seite führen, um die Kinder nicht zu ſtören, die vor dem Thore ſpielten. Ich ging in das Haus, und von ungefähr kam ſie mir entgegen, denn ſie war es ſelbſt, und ich erkannte ſie ungeachtet der großen Veränderung wieder. Sie war ſtärker geworden, und ſchien größer zu ſeyn; ihre Anmuth blickte durch ein geſetztes Weſen hindurch, und ihre Munterkeit war in ein ſtilles Nachdenken übergegangen. Ihr Kopf, den ſie ſonſt ſo leicht und frei trug, hing ein wenig geſenkt, und leiſe Falten waren über ihre Stirne gezogen.

Sie ſchlug die Augen nieder, als ſie mich ſah, aber keine Röthe verkündigte eine innere Bewegung des

Herzens. Ich reic[h]te ihr die Hand, sie gab mir die ihrige; ich fragte nach ihrem Manne, er war abwesend, nach ihren Kindern, sie trat an die Thüre und rief sie herbei, alle kamen und versammelten sich um sie. Es ist nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern. Ich fragte nach den Namen der Kleinen, um doch nur etwas zu sagen; sie bat mich hinein zu treten und auf ihren Vater zu warten. Ich nahm es an; sie führte mich in die Stube, wo ich beinahe noch alles auf dem alten Platze fand, und — sonderbar! die schöne Muhme, ihr Ebenbild, saß auf eben dem Schemmel hinter dem Spinnrocken, wo ich meine Geliebte in eben der Gestalt so oft gefunden hatte. Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt, und so stand ich in der sonderbarsten Gegenwart, zwischen der Vergangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüthen und Früchte stufenweis neben einander leben. Die Muhme ging hinaus, einige Erfrischung zu holen, ich gab dem ehemals so geliebten Geschöpfe die Hand, und sagte zu ihr: ich habe eine recht große Freude, Sie wieder zu sehen. — Sie sind sehr gut, mir das zu sagen, versetzte sie; aber auch ich kann Ihnen versichern, daß ich eine unaussprechliche Freude habe. Wie oft habe ich mir gewünscht, Sie nur noch einmal in meinem Leben wiederzusehen; ich habe es

in Augenblicken gewünscht, die ich für meine letzten hielt. Sie sagte das mit einer gesetzten Stimme, ohne Rührung, mit jener Natürlichkeit, die mich ehemals so sehr an ihr entzückte. Die Muhme kam wieder, ihr Vater dazu — und ich überlasse euch zu denken, mit welchem Herzen ich blieb, und mit welchem ich mich entfernte.

Achtes Capitel.

Wilhelm hatte auf seinem Wege nach der Stadt die edlen weiblichen Geschöpfe, die er kannte und von denen er gehört hatte, im Sinne; ihre sonderbaren Schicksale, die wenig Erfreuliches enthielten, waren ihm schmerzlich gegenwärtig. Ach! rief er aus, arme Mariane! was werde ich noch von dir erfahren müssen? Und dich, herrliche Amazone, edler Schutzgeist, dem ich so viel schuldig bin, dem ich überall zu begegnen hoffe, und den ich leider nirgends finde, in welchen traurigen Umständen treff ich dich vielleicht, wenn du mir einst wieder begegnest!

In der Stadt war niemand von seinen Bekannten zu Hause; er eilte auf das Theater, er glaubte sie in der Probe zu finden; alles war still, das Haus schien leer, doch sah er einen Laden offen. Als er auf die Bühne kam, fand er Aureliens alte Dienerin beschäftigt, Leinwand zu einer neuen Decoration zusammenzunähen; es fiel nur so viel Licht herein, als nöthig war, ihre Arbeit zu erhellen. Felix und Mignon saßen neben ihr auf der Erde; beide hielten ein Buch, und indem Mignon laut las, sagte ihr Felix alle Worte nach,

als wenn er die Buchstaben kennte, als wenn er auch zu lesen verstünde.

Die Kinder sprangen auf und begrüßten den Ankommenden: er umarmte sie aufs zärtlichste, und führte sie näher zu der Alten. Bist du es? sagte er zu ihr mit Ernst, die dieses Kind Aurelien zugeführt hatte. Sie sah von ihrer Arbeit auf, und wendete ihr Gesicht zu ihm; er sah sie in vollem Lichte, erschrack, trat einige Schritte zurück; es war die alte Barbara.

Wo ist Mariane? rief er aus. — Weit von hier, versetzte die Alte.

Und Felix? ...

Ist der Sohn dieses unglücklichen nur allzuzärtlich liebenden Mädchens. Möchten Sie niemals empfinden, was Sie uns gekostet haben! Möchte der Schatz, den ich Ihnen überliefere, Sie so glücklich machen, als er uns unglücklich gemacht hat!

Sie stand auf, um wegzugehen. Wilhelm hielt sie fest. Ich denke Ihnen nicht zu entlaufen, sagte Sie, lassen Sie mich ein Document holen, das Sie erfreuen und schmerzen wird. Sie entfernte sich, und Wilhelm sah den Knaben mit einer ängstlichen Freude an; er durfte sich das Kind noch nicht zueignen. Er ist dein, rief Mignon, er ist dein, und drückte das Kind an Wilhelms Knice.

Die Alte kam, und überreichte ihm einen Brief. Hier sind Marianens letzte Worte, sagte sie.

Sie ist todt! rief er aus.

Todt! sagte die Alte; möchte ich Ihnen doch alle Vorwürfe ersparen können.

Ueberrascht und verwirrt erbrach Wilhelm den Brief; er hatte aber kaum die ersten Worte gelesen, als ihn ein bittrer Schmerz ergriff; er ließ den Brief fallen, stürzte auf eine Rasenbank, und blieb eine Zeit lang liegen. Mignon bemühte sich um ihn. Indessen hatte Felix den Brief aufgehoben, und zerrte seine Gespielin so lange, bis diese nachgab, und zu ihm kniete und ihm vorlas. Felix wiederholte die Worte, und Wilhelm war genöthigt sie zweymal zu hören. „Wenn dieses Blatt jemals zu dir kommt, so bedaure deine unglückliche Geliebte. Deine Liebe hat ihr den Tod gegeben. Der Knabe, dessen Geburt ich nur einige Tage überlebe, ist dein; ich sterbe dir treu, so sehr der Schein auch gegen mich sprechen mag; mit dir verlor ich alles, was mich an das Leben fesselte. Ich sterbe zufrieden, da man mir versichert, das Kind sey gesund und werde leben. Höre die alte Barbara, verzeih ihr, leb wohl und vergiß mich nicht!“

Welch ein schmerzlicher und noch zu seinem Troste halb räthselhafter Brief! dessen Inhalt ihm erst recht fühlbar ward, da ihn die Kinder stockend und stammelnd vortrugen und wiederholten.

Da haben Sie es nun! rief die Alte, ohne abzuwarten, bis er sich erholt hatte; danken Sie dem Him-

mel, daß, nach dem Verluſte eines ſo guten Mädchens, Ihnen noch ein ſo vortreffliches Kind übrig bleibt. Nichts wird Ihrem Schmerze gleichen, wenn Sie vernehmen, wie das gute Mädchen Ihnen bis an's Ende treu geblieben, wie unglücklich ſie geworden iſt, und was ſie Ihnen alles aufgeopfert hat.

Laß mich den Becher des Jammers und der Freuden, rief Wilhelm aus, auf einmal trinken! Ueberzeuge mich, ja überrede mich nur, daß ſie ein gutes Mädchen war, daß ſie meine Achtung wie meine Liebe verdiente, und überlaß mich dann meinen Schmerzen über ihren unerſetzlichen Verluſt.

Es iſt jetzt nicht Zeit, verſetzte die Alte, ich habe zu thun, und wünſchte nicht, daß man uns beiſammen fände. Laſſen Sie es ein Geheimniß ſeyn, daß Felix Ihnen angehört; ich hätte über meine bisherige Verſtellung zu viel Vorwürfe von der Geſellſchaft zu erwarten. Mignon verräth uns nicht, ſie iſt gut und verſchwiegen.

Ich wußte es lange und ſagte nichts, verſetzte Mignon. — Wie iſt es möglich? rief die Alte — Woher? fiel Wilhelm ein.

Der Geiſt hat mir's geſagt.

Wo? wo?

Im Gewölbe, da der Alte das Meſſer zog, rief mir's zu: Rufe ſeinen Vater, und da fielſt du mir ein.

Wer rief denn?

Ich weiß nicht, im Herzen, im Kopfe, ich war so angst, ich zitterte, ich betete, da rief's und ich verstand's.

Wilhelm drückte sie an sein Herz, empfahl ihr Felix und entfernte sich. Er bemerkte erst zuletzt, daß sie viel blässer und magerer geworden war, als er sie verlassen hatte. Madame Melina fand er von seinen Bekannten zuerst; sie begrüßte ihn auf's freundlichste. O! daß Sie doch alles, rief sie aus, bei uns finden möchten, wie Sie wünschten!

Ich zweifle daran, sagte Wilhelm, und erwarte es nicht. Gestehen Sie es nur, man hat alle Anstalten gemacht, mich entbehren zu können.

Warum sind Sie auch weggegangen? versetzte die Freundin.

Man kann die Erfahrung nicht früh genug machen, wie entbehrlich man in der Welt ist. Welche wichtige Personen glauben wir zu seyn! Wir denken allein den Kreis zu beleben, in welchem wir wirken; in unserer Abwesenheit muß, bilden wir uns ein, Leben, Nahrung und Athem stecken, und die Lücke, die entsteht, wird kaum bemerkt, sie füllt sich so geschwind wieder aus, ja sie wird oft nur der Platz, wo nicht für etwas Besseres, doch für etwas Angenehmeres.

Und die Leiden unserer Freunde bringen wir nicht in Anschlag?

Auch unsere Freunde thun wohl, wenn sie sich bald

finden, wenn sie sich sagen: da wo du bist, da wo du bleibst, wirke was du kannst, sey thätig und gefällig, und laß dir die Gegenwart heiter seyn.

Bei näherer Erkundigung fand Wilhelm, was er vermuthet hatte: die Oper war eingerichtet, und zog die ganze Aufmerksamkeit des Publicums an sich. Seine Rollen waren inzwischen durch Laertes und Horatio besetzt worden, und beide lockten den Zuschauern einen weit lebhaftern Beifall ab, als er jemals hatte erlangen können.

Laertes trat herein, und Madame Melina rief aus: sehn Sie hier diesen glücklichen Menschen, der bald ein Capitalist, oder Gott weiß was werden wird! Wilhelm umarmte ihn, und fühlte ein vortreffliches feines Tuch an seinem Rocke; seine übrige Kleidung war einfach, aber alles vom besten Zeuge.

Lösen Sie mir das Räthsel! rief Wilhelm aus.

Es ist noch Zeit genug, versetzte Laertes, um zu erfahren, daß mir mein Hin- und Herlaufen nunmehr bezahlt wird, daß ein Patron eines großen Handelshauses von meiner Unruhe, meinen Kenntnissen und Bekanntschaften Vortheil zieht, und mir einen Theil davon abläßt; ich wollte viel drum geben, wenn ich mir dabei auch Zutrauen gegen die Weiber ermäkeln könnte: denn es ist eine hübsche Nichte im Hause, und ich merke wohl, wenn ich wollte, könnte ich bald ein gemachter Mann seyn.

Sie wissen wohl noch nicht, sagte Madame Melina, daß sich indessen auch unter uns eine Heirath gemacht hat? Serlo ist wirklich mit der schönen Elmire öffentlich getraut, da der Vater ihre heimliche Vertraulichkeit nicht gut heißen wollte.

So unterhielten sie sich über manches, was sich in seiner Abwesenheit zugetragen hatte, und er konnte gar wohl bemerken, daß er, dem Geist und dem Sinne der Gesellschaft nach, wirklich längst verabschiedet war.

Mit Ungeduld erwartete er die Alte, die ihm tief in der Nacht ihren sonderbaren Besuch angekündigt hatte. Sie wollte kommen, wenn alles schlief, und verlangte solche Vorbereitungen, eben als wenn das jüngste Mädchen sich zu einem Geliebten schleichen wollte. Er las indeß Marianens Brief wohl hundertmal durch, las mit unaussprechlichem Entzücken das Wort Treue von ihrer geliebten Hand, und mit Entsetzen die Ankündigung ihres Todes, dessen Annäherung sie nicht zu fürchten schien.

Mitternacht war vorbei, als etwas an der halboffnen Thüre rauschte, und die Alte mit einem Körbchen hereintrat. Ich soll Euch, sagte sie, die Geschichte unserer Leiden erzählen, und ich muß erwarten, daß Ihr ungerührt dabei sitzt, daß Ihr nun um Eure Neugierde zu befriedigen, mich so sorgsam erwartet, und daß Ihr Euch jetzt, wie damals, in Eure kalte Eigenliebe hüllet, wenn uns das Herz bricht. Aber seht her! so brachte

ich an jenem glücklichen Abend die Champagnerflasche hervor, so stellte ich die drey Gläser auf den Tisch, und so fingt Ihr an, uns mit gutmüthigen Kindergeschichten zu täuschen und einzuschläfern, wie ich Euch jetzt mit traurigen Wahrheiten aufklären und wach erhalten muß.

Wilhelm wußte nicht, was er sagen sollte, als die Alte wirklich den Stöpsel springen ließ, und die drey Gläser vollschenkte.

Trinkt! rief sie, nachdem sie ihr schäumendes Glas schnell ausgeleert hatte, trinkt! eh' der Geist verraucht! Dieses dritte Glas soll zum Andenken meiner unglücklichen Freundin ungenossen verschäumen. Wie roth waren ihre Lippen, als sie Euch damals Bescheid that! Ach! und nun auf ewig verblaßt und erstarrt!

Sibylle! Furie! rief Wilhelm aus, indem er aufsprang und mit der Faust auf den Tisch schlug, welch ein böser Geist besitzt und treibt dich? Für wen hältst du mich, daß du denkst, die einfachste Geschichte von Marianens Tod und Leiden werde mich nicht empfindlich genug kränken, daß du noch solche höllische Kunstgriffe brauchst, um meine Marter zu schärfen? Gehr deine unersättliche Völlerey so weit, daß du beim Todtenmahle schwelgen mußt, so trink und rede! Ich habe dich von jeher verabscheut, und noch kann ich mir Marianen nicht unschuldig denken, wenn ich dich, ihre Gesellschafterin, nur ansehe.

Gemach, mein Herr! versetzte die Alte: Sie werden

mich nicht aus meiner Fassung bringen. Sie sind uns noch sehr verschuldet, und von einem Schuldner läßt man sich nicht übel begegnen. Aber Sie haben recht, auch meine einfachste Erzählung ist Strafe genug für Sie. So hören Sie denn den Kampf und den Sieg Mariannens, um die Übrige zu bleiben.

Die Meinige? rief Wilhelm aus, welch ein Mährchen willst du beginnen?

Unterbrechen Sie mich nicht, fiel sie ein, hören Sie mich, und dann glauben Sie, was Sie wollen, es ist ohnedieß jetzt ganz einerlei. Haben Sie nicht am letzten Abend, als Sie bei uns waren, ein Billet gefunden und mitgenommen?

Ich fand das Blatt erst, als ich es mitgenommen hatte; es war in das Halstuch verwickelt, das ich aus inbrünstiger Liebe ergriff und zu mir steckte.

Was enthielt das Papier?

Die Aussichten eines verdrießlichen Liebhabers, in der nächsten Nacht besser als gestern aufgenommen zu werden. Und daß man ihm Wort gehalten hat, habe ich mit eignen Augen gesehen, denn er schlich früh vor Tage aus Eurem Hause hinweg.

Sie können ihn gesehen haben; aber was bei uns vorging, wie traurig Mariane diese Nacht, wie verdrießlich ich sie zubrachte, das werden Sie erst jetzt erfahren. Ich will ganz aufrichtig seyn, weder läugnen noch beschönigen, daß ich Marianen beredete, sich einem

gewissen Norberg zu ergeben; sie folgte, ja ich kann sagen, sie gehorchte mir mit Widerwillen. Er war reich, er schien verliebt, und ich hoffte, er werde beständig seyn. Gleich darauf mußte er seine Reise machen und Mariane lernte Sie kennen. Was hatte ich da nicht auszustehen! was zu hindern! was zu erdulden! O! rief sie manchmal, hättest du meiner Jugend, meiner Unschuld nur noch vier Wochen geschont, so hätte ich einen würdigen Gegenstand meiner Liebe gefunden, ich wäre seiner würdig gewesen, und die Liebe hätte das mit einem ruhigen Bewußtseyn geben dürfen, was ich jetzt wider Willen verkauft habe. Sie überließ sich ganz ihrer Neigung, und ich darf nicht fragen, ob Sie glücklich waren. Ich hatte eine uneingeschränkte Gewalt über ihren Verstand, denn ich kannte alle Mittel, ihre kleinen Neigungen zu befriedigen; ich hatte keine Macht über ihr Herz, denn niemals billigte sie, was ich für sie that, wozu ich sie bewegte, wenn ihr Herz widersprach: nur der unbezwinglichen Noth gab sie nach, und die Noth erschien ihr bald sehr drückend. In den ersten Zeiten ihrer Jugend hatte es ihr an nichts gemangelt; ihre Familie verlor durch eine Verwickelung von Umständen ihr Vermögen, das arme Mädchen war an mancherlei Bedürfnisse gewöhnt, und ihrem kleinen Gemüth waren gewisse gute Grundsätze eingeprägt, die sie unruhig machten, ohne ihr viel zu helfen. Sie hatte nicht die mindeste Gewandtheit in weltlichen Dingen, sie war

unschuldig im eigentlichen Sinne; sie hatte keinen Begriff, daß man kaufen könne, ohne zu bezahlen; vor nichts war ihr mehr bange, als wenn sie schuldig war; sie hätte immer lieber gegeben als genommen, und nur eine solche Lage machte es möglich, daß sie genöthigt ward, sich selbst hinzugeben, um eine Menge kleiner Schulden los zu werden.

Und hättest du, fuhr Wilhelm auf, sie nicht retten können?

O ja, versetzte die Alte, mit Hunger und Noth, mit Kummer und Entbehrung, und darauf war ich niemals eingerichtet.

Abscheuliche, niederträchtige Kupplerin! so hast du das unglückliche Geschöpf geopfert? so hast du sie deiner Kehle, deinem unersättlichen Heißhunger hingegeben?

Ihr thätet besser, Euch zu mäßigen, und mit Schimpfreden inne zu halten, versetzte die Alte. Wenn Ihr schimpfen wollt, so geht in Eure großen vornehmen Häuser, da werdet Ihr Mütter finden, die recht ängstlich besorgt sind, wie sie für ein liebenswürdiges, himmlisches Mädchen den allerabscheulichsten Menschen auffinden wollen, wenn er nur zugleich der reichste ist. Seht das arme Geschöpf vor seinem Schicksale zittern und beben, und nirgends Trost finden, als bis ihr irgend eine erfahrne Freundin begreiflich macht, daß sie durch den Ehestand das Recht erwerbe, über ihr Herz und ihre Person nach Gefallen disponiren zu können.

Schweig!

Schweig! rief Wilhelm: glaubſt du denn, daß ein Verbrechen durch das andere entſchuldigt werden könne? Erzähle, ohne weitere Anmerkungen zu machen!

So hören Sie, ohne mich zu tadeln! Mariane ward wider meinen Willen die Ihre. Bei dieſem Abenteuer habe ich mir wenigſtens nichts vorzuwerfen. Norberg kam zurück, er eilte Marianen zu ſehen, die ihn kalt und verdrießlich aufnahm und ihm nicht einen Kuß erlaubte. Ich brauchte meine ganze Kunſt, um ihr Betragen zu entſchuldigen; ich ließ ihn merken, daß ein Beichtvater ihr das Gewiſſen geſchärft habe, und daß man ein Gewiſſen, ſo lange es ſpricht, reſpectiren müſſe. Ich brachte ihn dahin, daß er ging, und verſprach ihm, mein Beſtes zu thun. Er war reich und roh, aber er hatte einen Grund von Gutmüthigkeit, und liebte Marianen auf das äußerſte. Er verſprach mir Geduld, und ich arbeitete deſto lebhafter, um ihn nicht zu ſehr zu prüfen. Ich hatte mit Marianen einen harten Stand; ich überredete ſie, ja ich kann ſagen, ich zwang ſie endlich durch die Drohung, daß ich ſie verlaſſen würde, an ihren Liebhaber zu ſchreiben, und ihn auf die Nacht einzuladen. Sie kamen und rafften zufälliger Weiſe ſeine Antwort in dem Halstuch auf. Ihre unvermuthete Gegenwart hatte mir ein böſes Spiel gemacht. Kaum waren Sie weg, ſo ging die Qual von neuem an; ſie ſchwur, daß ſie Ihnen nicht untreu werden könne, und war ſo leidenſchaftlich, ſo außer ſich, daß ſie mir ein

herzliches Mitleid ablockte. Ich versprach ihr endlich, daß ich auch diese Nacht Norbergen beruhigen, und ihn unter allerlei Verwänden entfernen wollte; ich bat sie zu Bette zu gehen, allein sie schien mir nicht zu trauen: sie blieb angezogen, und schlief zuletzt, bewegt und ausgeweint wie sie war, in ihren Kleidern ein.

Norberg kam; und ich suchte ihn abzuhalten, ich stellte ihm ihre Gewissensbisse, ihre Reue mit den schwärzesten Farben vor; er wünschte sie nur zu sehen, und ich ging in das Zimmer, um sie vorzubereiten; er schritt mir nach, und wir traten beide zu gleicher Zeit vor ihr Bette. Sie erwachte, sprang mit Wuth auf und entriß sich unsern Armen; sie beschwur und bat, sie flehte, drohte und versicherte, daß sie nicht nachgeben würde. Sie war unvorsichtig genug, über ihre wahre Leidenschaft einige Worte fallen zu lassen, die der arme Norberg im geistlichen Sinne deuten mußte. Endlich verließ er sie, und sie schloß sich ein. Ich behielt ihn noch lange bei mir, und sprach mit ihm über ihren Zustand, daß sie guter Hoffnung sey, und daß man das arme Mädchen schonen müsse. Er fühlte sich so stolz auf seine Vaterschaft, er freute sich so sehr auf einen Knaben, daß er alles einging, was sie von ihm verlangte, und daß er versprach, lieber einige Zeit zu verreisen, als seine Geliebte zu ängstigen, und ihr durch diese Gemüthsbewegungen zu schaden. Mit diesen Gesinnungen schlich er Morgens früh von mir weg, und

Sie, mein Herr, wenn Sie Schildwache geſtanden haben, ſo hätte es zu Ihrer Glückſeligkeit nichts weiter bedurft, als in den Buſen ihres Nebenbuhlers zu ſehen, den Sie ſo begünſtigt, ſo glücklich hielten, und deſſen Erſcheinung Sie zur Verzweiflung brachte.

Redeſt du wahr? ſagte Wilhelm.

So wahr, ſagte die Alte, als ich noch hoffe, Sie zur Verzweiflung zu bringen.

Ja, gewiß Sie würden verzweifeln, wenn ich Ihnen das Bild unſers nächſten Morgens recht lebhaft darſtellen könnte. Wie heiter wachte ſie auf! wie freundlich rief ſie mich herein! wie lebhaft dankte ſie mir! wie herzlich drückte ſie mich an ihren Buſen! Nun, ſagte ſie, indem ſie lächelnd vor den Spiegel trat, darf ich mich wieder an mir ſelbſt, mich an meiner Geſtalt freuen, da ich wieder mir, da ich meinem einzig geliebten Freund angehöre. Wie iſt es ſo ſüß, überwunden zu haben! welch eine himmliſche Empfindung iſt es, ſeinem Herzen zu folgen! Wie dank' ich dir, daß du dich meiner angenommen, daß du deine Klugheit, deinen Verſtand auch einmal zu meinem Vortheil angewendet haſt! Steh' mir bei, und erſinne, was mich ganz glücklich machen kann!

Ich gab ihr nach, ich wollte ſie nicht reizen, ich ſchmeichelte ihrer Hoffnung, und ſie liebkoſte mich auf das anmuthigſte. Entfernte ſie ſich einen Augenblick

vom Fenster, so mußte ich Wache stehen: denn Sie sollten nun ein für allemal vorbei gehen, man wollte Sie wenigstens sehen; so ging der ganze Tag unruhig hin. Nachts, zur gewöhnlichen Stunde, erwarteten wir Sie ganz gewiß. Ich paßte schon an der Treppe, die Zeit ward mir lang, ich ging wieder zu ihr hinein. Ich fand sie zu meiner Verwunderung in ihrer Officierstracht, sie sah unglaublich heiter und reizend aus. Verdien' ich nicht, sagte sie, heute in Mannstracht zu erscheinen? Habe ich mich nicht brav gehalten? Mein Geliebter soll mich heute wie das erstemal sehen, ich will ihn so zärtlich und mit mehr Freiheit an mein Herz drücken, als damals: denn bin ich jetzt nicht vielmehr die Seine als damals, da mich ein edler Entschluß noch nicht frei gemacht hatte? Aber, fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu, noch hab' ich nicht ganz gewonnen, noch muß ich erst das Aeußerste wagen, um seiner werth, um seines Besitzes gewiß zu seyn; ich muß ihm alles entdecken, meinen ganzen Zustand offenbaren, und ihm alsdann überlassen, ob er mich behalten oder verstoßen will. Diese Scene bereite ich ihm, bereite ich mir zu; und wäre sein Gefühl mich zu verstoßen fähig, so würde ich alsdann ganz wieder mir selbst angehören, ich würde in meiner Strafe meinen Trost finden, und alles erdulden, was das Schicksal mir auferlegen wollte.

Mit diesen Gesinnungen, mit diesen Hoffnungen, mein Herr, erwartete Sie das liebenswürdige Mädchen;

Sie kamen nicht. O! wie ſoll ich den Zuſtand des Wartens und Hoffens beſchreiben? Ich ſehe dich noch vor mir, mit welcher Liebe, mit welcher Inbrunſt du von dem Manne ſprachſt, deſſen Grauſamkeit du noch nicht erfahren hatteſt!

Gute liebe Barbara, rief Wilhelm, indem er aufſprang und die Alte bei der Hand faßte: es iſt nun genug der Verſtellung, genug der Vorbereitung! Dein gleichgültiger, dein ruhiger, dein zufriedner Ton hat dich verrathen. Gib mir Marianen wieder! ſie lebt, ſie iſt in der Nähe. Nicht umſonſt haſt du dieſe ſpäte einſame Stunde zu deinem Beſuche gewählt, nicht umſonſt haſt du mich durch dieſe entzückende Erzählung vorbereitet. Wo haſt du ſie? Wo verbirgſt du ſie? Ich glaube dir alles, ich verſpreche dir alles zu glauben, wenn du mir ſie zeigſt, wenn du ſie meinen Armen wiedergibſt. Ihren Schatten habe ich ſchon im Fluge geſehen, laß mich ſie wieder in meine Arme faſſen! Ich will vor ihr auf den Knien liegen, ich will ſie um Vergebung bitten, ich will ihr zu ihrem Kampfe, zu ihrem Siege über ſich und dich Glück wünſchen, ich will ihr meinen Felix zuführen. Komm! Wo haſt du ſie verſteckt? Laß ſie, laß mich nicht länger in Ungewißheit! Dein Endzweck iſt erreicht. Wo haſt du ſie verbergen? Komm, daß ich ſie mit dieſem Licht beleuchte! daß ich wieder ihr holdes Angeſicht ſehe!

Er hatte die Alte vom Stuhl aufgezogen, ſie ſah ihn

starr an, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und ein ungeheurer Schmerz ergriff sie. Welch ein unglücklicher Irrthum, rief sie aus, läßt Sie noch einen Augenblick hoffen! — Ja, ich habe sie verborgen, aber unter die Erde; weder das Licht der Sonne noch eine vertrauliche Kerze wird ihr holdes Angesicht jemals wieder erleuchten. Führen Sie den guten Felix an ihr Grab, und sagen sie ihm, da liegt deine Mutter, die dein Vater ungehört verdammt hat. Das liebe Herz schlägt nicht mehr vor Ungeduld, Sie zu sehen, nicht etwa in einer benachbarten Kammer wartet sie auf den Ausgang meiner Erzählung, oder meines Mährchens; die dunkle Kammer hat sie aufgenommen, wohin kein Bräutigam folgt, woraus man keinem Geliebten entgegen geht.

Sie warf sich auf die Erde an einem Stuhl nieder und weinte bitterlich; Wilhelm war zum erstenmal völlig überzeugt, daß Mariane todt sey; er befand sich in einem traurigen Zustande. Die Alte richtete sich auf; ich habe Ihnen weiter nichts zu sagen, rief sie, und warf ein Packet auf den Tisch. Hier diese Briefschaften mögen völlig Ihre Grausamkeit beschämen; lesen Sie diese Blätter mit trocknen Augen durch, wenn es Ihnen möglich ist. Sie schlich leise fort, und Wilhelm hatte diese Nacht das Herz nicht, die Brieftasche zu öffnen, er hatte sie selbst Marianen geschenkt, er wußte, daß sie jedes Blättchen, das sie von ihm erhalten hatte, sorgfältig darin aufsob. Den andern Morgen vermochte

er es über sich; er löste das Band, und es fielen ihm kleine Zettelchen mit Bleistift von seiner eigenen Hand geschrieben entgegen, und riefen ihm jede Situation, von dem ersten Tage ihrer anmuthigen Bekanntschaft bis zu dem letzten ihrer grausamen Trennung, wieder herbei. Allein nicht ohne die lebhaftesten Schmerzen durchlas er eine kleine Sammlung von Billeten, die an ihn geschrieben waren, und die, wie er aus dem Inhalt sah, von Wernern waren zurückgewiesen worden.

Keines meiner Blätter hat bis zu dir durchdringen können; mein Bitten und Flehen hat dich nicht erreicht; hast du selbst diese grausamen Befehle gegeben? Soll ich dich nie wieder sehen? Noch einmal versuch' ich es, ich bitte dich: komm, o komm! ich verlange dich nicht zu behalten, wenn ich dich nur noch einmal an mein Herz drücken kann.

Wenn ich sonst bei dir saß, deine Hände hielt, dir in die Augen sah, und mit vollem Herzen der Liebe und des Zutrauens zu dir sagte: lieber, lieber, guter Mann! das hörtest du so gern, ich mußt' es dir so oft wiederholen, ich wiederhole es noch einmal: lieber, lieber, guter Mann! sey gut, wie du warst, komm und laß mich nicht in meinem Elende verderben!

Du hältſt mich für ſchuldig, ich bin es auch, aber nicht wie du denkſt. Komm, damit ich nur den einzigen Troſt habe, von dir ganz gekannt zu ſeyn, es gehe mir nachher, wie es wolle.

Nicht um meinetwillen allein, auch um dein ſelbſt willen fleh' ich dich an, zu kommen. Ich fühle die unerträglichen Schmerzen, die du leideſt, indem du mich fliehſt; komm, daß unſere Trennung weniger grauſam werde! Ich war vielleicht nie deiner würdig, als eben in dem Augenblick, da du mich in ein gränzenloſes Elend zurückſtößeſt.

Bei allem, was heilig iſt, bei allem, was ein menſchliches Herz rühren kann, ruf' ich dich an! Es iſt um eine Seele, es iſt um ein Leben zu thun, um zwey Leben, von denen dir eins ewig theuer ſeyn muß. Dein Argwohn wird auch das nicht glauben, und doch werde ich es in der Stunde des Todes ausſprechen: das Kind, das ich unter dem Herzen trage, iſt dein. Seitdem ich dich liebe, hat kein andrer mir auch nur die Hand gedrückt; o daß deine Liebe, daß deine Rechtſchaffenheit die Gefährten meiner Jugend geweſen wären!

Du willſt mich nicht hören? ſo muß ich denn zuletzt wohl verſtummen, aber dieſe Blätter ſollen nicht unter-

geben, vielleicht können sie noch zu dir sprechen, wenn das Leichentuch schon meine Lippe bedeckt, und wenn die Stimme deiner Reue nicht mehr zu meinem Ohre reichen kann. Durch mein trauriges Leben bis an den letzten Augenblick wird das mein einziger Trost seyn: daß ich ohne Schuld gegen dich war, wenn ich mich auch nicht unschuldig nennen durfte.

Wilhelm konnte nicht weiter; er überließ sich ganz seinem Schmerz, aber noch mehr war er bedrängt, als Laertes herein trat, dem er seine Empfindungen zu verbergen suchte. Dieser brachte einen Beutel mit Ducaten hervor, zählte und rechnete, und versicherte Wilhelmen: es sey nichts Schöneres in der Welt, als wenn man eben auf dem Wege sey, reich zu werden; es könne uns auch alsdann nichts stören oder abhalten. Wilhelm erinnerte sich seines Traums und lächelte; aber zugleich dachte er auch mit Schaudern: daß in jenem Traumgesichte Mariane ihn verlassen, um seinem verstorbenen Vater zu folgen, und daß beide zuletzt wie Geister schwebend sich um den Garten bewegt hatten.

Laertes riß ihn aus seinem Nachdenken, und führte ihn auf ein Caffeehaus, wo sich sogleich mehrere Personen um ihn versammelten, die ihn sonst gern auf dem Theater gesehen hatten; sie freuten sich seiner Gegenwart, bedauerten aber, daß er, wie sie hörten, die

Bühne verlassen wolle; sie sprachen so bestimmt und vernünftig von ihm und seinem Spiele, von dem Grade seines Talents, von ihren Hoffnungen, daß Wilhelm nicht ohne Rührung zuletzt ausrief: o wie unendlich werth wäre mir diese Theilnahme vor wenig Monaten gewesen! Wie belebend und wie erfreuend! Niemals hätte ich mein Gemüth so ganz von der Bühne abgewendet, und niemals wäre ich so weit gekommen, am Publico zu verzweifeln.

Dazu sollte es überhaupt nicht kommen, sagte ein ältlicher Mann, der hervortrat; das Publicum ist groß, wahrer Verstand und wahres Gefühl sind nicht so selten als man glaubt; nur muß der Künstler niemals einen unbedingten Beifall für das, was er hervorbringt, verlangen: denn eben der unbedingte ist am wenigsten werth, und den bedingten wollen die Herren nicht gerne. Ich weiß wohl, im Leben wie in der Kunst muß man mit sich zu Rathe gehen, wenn man etwas thun und hervorbringen soll; wenn es aber gethan oder vollendet ist, so darf man mit Aufmerksamkeit nur viele hören, und man kann sich mit einiger Uebung aus diesen vielen Stimmen gar bald ein ganzes Urtheil zusammen setzen: denn diejenigen, die uns diese Mühe ersparen könnten, halten sich meist stille genug.

Das sollten sie eben nicht, sagte Wilhelm. Ich habe so oft gehört, daß Menschen, die selbst über gute Werke

schwiegen, doch beklagten und bedauerten, daß geschwiegen wird.

So wollen wir heute laut werden, rief ein junger Mann, Sie müssen mit uns speisen, und wir wollen alles einholen, was wir Ihnen und manchmal der guten Aurelie schuldig geblieben sind.

Wilhelm lehnte die Einladung ab, und begab sich zu Madame Melina, die er wegen der Kinder sprechen wollte, indem er sie von ihr wegzunehmen gedachte.

Das Geheimniß der Alten war nicht zum besten bei ihm verwahrt. Er verrieth sich, als er den schönen Felix wieder ansichtig ward. O, mein Kind! rief er aus, mein liebes Kind! Er hub ihn auf, und drückte ihn an sein Herz. Vater! Was hast du mir mitgebracht, rief das Kind. Mignon sah beide an, als wenn sie warnen wollte, sich nicht zu verrathen.

Was ist das für eine neue Erscheinung? sagte Madame Melina. Man suchte die Kinder bei Seite zu bringen, und Wilhelm, der der Alten das strengste Geheimniß nicht schuldig zu seyn glaubte, entdeckte seiner Freundin das ganze Verhältniß. Madame Melina sah ihn lächelnd an. O! über die leichtgläubigen Männer! rief sie aus: wenn nur etwas auf ihrem Wege ist, so kann man es ihnen sehr leicht aufbürden; aber dafür sehen sie sich auch ein andermal weder rechts noch links um, und wissen nichts zu schätzen, als was sie vorher

mit dem Stempel einer willkürlichen Leidenschaft bezeichnet haben. Sie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, und wenn Wilhelm nicht ganz blind gewesen wäre, so hätte er eine nie ganz besiegte Neigung in ihrem Betragen erkennen müssen.

Er sprach nunmehr mit ihr von den Kindern, wie er Felix bei sich zu behalten und Mignon auf das Land zu thun gedächte. Frau Melina, ob sie sich gleich ungerne von beiden zugleich trennte, fand doch den Vorschlag gut, ja nothwendig. Felix verwilderte bei ihr, und Mignon schien einer freien Luft und anderer Verhältnisse zu bedürfen; das gute Kind war kränklich und konnte sich nicht erholen.

Lassen Sie sich nicht irren, fuhr Madame Melina fort, daß ich einige Zweifel, ob Ihnen der Knabe wirklich zugehöre, leichtsinnig geäußert habe. Der Alten ist freilich wenig zu trauen, doch wer Unwahrheit zu seinem Nutzen ersinnt, kann auch einmal wahr reden, wenn ihm die Wahrheiten nützlich scheinen. Aurelien hatte die Alte vorgespielt, Felix sey ein Sohn Lothario's, und die Eigenheit haben wir Weiber, daß wir die Kinder unserer Liebhaber recht herzlich lieben, wenn wir schon die Mutter nicht kennen, oder sie von Herzen hassen. Felix kam herein gesprungen, sie drückte ihn an sich, mit einer Lebhaftigkeit, die ihr sonst nicht gewöhnlich war.

Wilhelm eilte nach Hauſe, und beſtellte die Alte, die ihn, jedoch nicht eher, als in der Dämmerung, zu beſuchen verſprach; er empfing ſie verdrießlich, und ſagte zu ihr: Es iſt nichts Schändlicheres in der Welt, als ſich auf Lügen und Mährchen einzurichten! Schon haſt du viel Böſes damit geſtiftet, und jetzt, da dein Wort das Glück meines Lebens entſcheiden könnte, jetzt ſteh' ich zweifelhaft, und wage nicht das Kind in meine Arme zu ſchließen, deſſen ungetrübter Beſitz mich äußerſt glücklich machen würde. Ich kann dich, ſchändliche Creatur, nicht ohne Haß und Verachtung anſehen.

Euer Betragen kommt mir, wenn ich aufrichtig reden ſoll, verſetzte die Alte, ganz unerträglich vor. Und wenn's nun Euer Sohn nicht wäre, ſo iſt es das ſchönſte, angenehmſte Kind von der Welt, das man gern für jeden Preis kaufen möchte, um es nur immer um ſich zu haben. Iſt es nicht werth, daß Ihr Euch ſeiner annehmt? Verdiene ich für meine Sorgfalt, für meine Mühe mit ihm, nicht einen kleinen Unterhalt für mein künftiges Leben? O! ihr Herren, denen nichts abgeht, ihr habt gut von Wahrheit und Geradheit reden; aber wie eine arme Creatur, deren geringſtem Bedürfniß nichts entgegen kommt, die in ihren Verlegenheiten keinen Freund, keinen Rath, keine Hülfe ſieht, wie die ſich durch die ſelbſtiſchen Menſchen durchdrücken, und im Stillen darben muß — davon würde manches zu ſagen ſeyn, wenn ihr hören wolltet und könntet.

Haben Sie Mariamens Briefe gelesen? Es sind dieselben, die sie zu jener unglücklichen Zeit schrieb. Vergebens suchte ich mich Ihnen zu nähern, vergebens Ihnen diese Blätter zuzustellen; Ihr grausamer Schwager hatte Sie so umlagert, daß alle List und Klugheit vergebens war, und zuletzt, als er mir und Marianen mit dem Gefängniß drohte, mußte ich wohl alle Hoffnung aufgeben. Trifft nicht alles mit dem überein, was ich erzählt habe? Und setzt nicht Norbergs Brief die ganze Geschichte außer allen Zweifel?

Was für ein Brief? fragte Wilhelm.

Haben Sie ihn nicht in der Brieftasche gefunden? versetzte die Alte.

Ich habe noch nicht alles durchlesen.

Geben Sie nur die Brieftasche her; auf dieses Document kommt alles an. Norbergs unglückliches Billet hat die traurige Verwirrung gemacht, ein anderes von seiner Hand mag auch den Knoten lösen, insofern am Faden noch etwas gelegen ist. Sie nahm ein Blatt aus der Brieftasche, Wilhelm erkannte jene verhaßte Hand, er nahm sich zusammen und las.

„Sag' mir nur, Mädchen, wie vermagst du das über mich? Hätt' ich doch nicht geglaubt, daß eine Göttin selbst mich zum seufzenden Liebhaber umschaffen konnte. Anstatt mir mit offenen Armen entgegen zu

eilen, ziehst du dich zurück; man hätte es wahrhaftig für Abscheu nehmen können, wie du dich betrugst. Ist's erlaubt, daß ich die Nacht mit der alten Barbara auf einem Koffer in einer Kammer zubringen mußte? Und mein geliebtes Mädchen war nur zwey Thüren davon. Es ist zu toll, sag' ich dir! Ich habe versprochen, dir einige Bedenkzeit zu lassen, nicht gleich in dich zu dringen, und ich möchte rasend werden über jede verlorne Viertelstunde. Habe ich dir nicht geschenkt, was ich wußte und konnte? Zweifelst du noch an meiner Liebe? Was willst du haben? sag' es mir! Es soll dir an nichts fehlen. Ich wollte, der Pfaffe müßte verstummen und verblinden, der dir solches Zeug in den Kopf gesetzt hat. Mußtest du auch gerade an so einen kommen! Es gibt so viele, die jungen Leuten etwas nachzusehen wissen. Genug, ich sage dir, es muß anders werden, in ein paar Tagen muß ich Antwort wissen, denn ich gehe bald wieder weg, und wenn du nicht wieder freundlich und gefällig bist, so sollst du mich nicht wieder sehen." ...

In dieser Art ging der Brief noch lange fort, drehte sich zu Wilhelms schmerzlicher Zufriedenheit immer um denselben Punct herum, und zeugte für die Wahrheit der Geschichte, die er von Barbara vernommen hatte. Ein zweytes Blatt bewies deutlich, daß Mariane auch in der Folge nicht nachgegeben hatte, und Wilhelm vernahm aus diesen und mehreren Papieren nicht ohne tie-

fen Schmerz die Geſchichte des unglücklichen Mädchens bis zur Stunde ihres Todes.

Die Alte hatte den rohen Menſchen nach und nach zahm gemacht, indem ſie ihm den Tod Marianens meldete, und ihm den Glauben ließ, als wenn Felix ſein Sohn ſey; er hatte ihr einigemal Geld geſchickt, das ſie aber für ſich behielt, da ſie Aurelien die Sorge für des Kindes Erziehung aufgeſchwatzt hatte. Aber leider dauerte dieſer heimliche Erwerb nicht lange. Norberg hatte durch ein wildes Leben den größten Theil ſeines Vermögens verzehrt, und wiederholte Liebesgeſchichten ſein Herz gegen ſeinen erſten, eingebildeten Sohn verhärtet.

So wahrſcheinlich das alles lautete, und ſo ſchön es zuſammentraf, traute Wilhelm doch noch nicht, ſich der Freude zu überlaſſen; er ſchien ſich vor einem Geſchenke zu fürchten, das ihm ein böſer Genius darreichte.

Ihre Zweifelſucht, ſagte die Alte, die ſeine Gemüthsſtimmung errieth, kann nur die Zeit heilen. Sehen Sie das Kind als ein fremdes an, und geben Sie deſto genauer auf ihn Acht, bemerken Sie ſeine Gaben, ſeine Natur, ſeine Fähigkeiten, und wenn Sie nicht nach und nach ſich ſelbſt wiedererkennen, ſo müſſen Sie ſchlechte Augen haben. Denn das verſichre ich Sie, wenn ich ein Mann wäre, mir ſollte niemand ein Kind unterſchieben; aber es iſt ein Glück für die Weiber, daß die Männer in dieſen Fällen nicht ſo ſcharfſichtig ſind.

Nach

Nach allem dieſem ſetzte ſich Wilhelm mit der Alten auseinander; er wollte den Felix mit ſich nehmen, ſie ſollte Mignon zu Thereſen bringen, und hernach eine kleine Penſion, die er ihr verſprach, wo ſie wollte, verzehren.

Er ließ Mignon rufen, um ſie auf dieſe Veränderung vorzubereiten. — Meiſter! ſagte ſie, behalte mich bei dir, es wird mir wohl thun und weh.

Er ſtellte ihr vor, daß ſie nun herangewachſen ſey, und daß doch etwas für ihre weitere Bildung gethan werden müſſe. — Ich bin gebildet genug, verſetzte ſie, um zu lieben und zu trauern.

Er machte ſie auf ihre Geſundheit aufmerkſam, daß ſie eine anhaltende Sorgfalt und die Leitung eines geſchickten Arztes bedürfe. — Warum ſoll man für mich ſorgen, ſagte ſie, da ſo viel zu ſorgen iſt?

Nachdem er ſich viele Mühe gegeben, ſie zu überzeugen, daß er ſie jetzt nicht mit ſich nehmen könne, daß er ſie zu Perſonen bringen wolle, wo er ſie öfters ſehen werde, ſchien ſie von alle dem nichts gehört zu haben. Du willſt mich nicht bei dir? ſagte ſie. Vielleicht iſt es beſſer, ſchicke mich zum alten Harfenſpieler, der arme Mann iſt ſo allein.

Wilhelm ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß der Alte gut aufgehoben ſey. — Ich ſehne mich jede Stunde nach ihm, verſetzte das Kind.

Ich habe aber nicht bemerkt, sagte Wilhelm, daß du ihm so geneigt seyst, als er noch mit uns lebte.

Ich fürchtete mich vor ihm, wenn er wachte; ich konnte nur seine Augen nicht sehen, aber wenn er schlief, setzte ich mich gern zu ihm, ich wehrte ihm die Fliegen, und konnte mich nicht satt an ihm sehen. O! er hat mir in schrecklichen Augenblicken beigestanden, es weiß niemand, was ich ihm schuldig bin. Hätt' ich nur den Weg gewußt, ich wäre schon zu ihm gelaufen.

Wilhelm stellte ihr die Umstände weitläufig vor, und sagte: sie sey so ein vernünftiges Kind, sie möchte doch auch dießmal seinen Wünschen folgen. — Die Vernunft ist grausam, versetzte sie, das Herz ist besser. Ich will hingehen, wohin du willst, aber laß mir deinen Felix!

Nach vielem Hin- und Widerreden war sie immer auf ihrem Sinne geblieben, und Wilhelm mußte sich zuletzt entschließen, die beiden Kinder der Alten zu übergeben, und sie zusammen an Fräulein Therese zu schicken. Es ward ihm das um so leichter, als er sich noch immer fürchtete, den schönen Felix sich als seinen Sohn zuzueignen. Er nahm ihn auf den Arm und trug ihn herum, das Kind mochte gern vor den Spiegel gehoben seyn, und, ohne sich es zu gestehen, trug Wilhelm ihn gern vor den Spiegel, und suchte dort Aehnlichkeiten zwischen sich und dem Kinde auszuspähen. Ward es

ihm dann einen Augenblick recht wahrscheinlich, so drückte er den Knaben an seine Brust, aber auf einmal, erschreckt durch den Gedanken, daß er sich betrogen könne, setzte er das Kind nieder, und ließ es hinlaufen. O! rief er aus, wenn ich mir dieses unschätzbare Gut zueignen könnte, und es würde mir dann entrissen, so wäre ich der unglücklichste aller Menschen!

Die Kinder waren weggefahren, und Wilhelm wollte nun seinen förmlichen Abschied vom Theater nehmen, als er fühlte, daß er schon abgeschieden sey, und nur zu gehen brauchte. Mariane war nicht mehr, seine zwey Schutzgeister hätten sich entfernt, und seine Gedanken eilten ihnen nach. Der schöne Knabe schwebte wie eine reizende ungewisse Erscheinung vor seiner Einbildungskraft, er sah ihn, an Theresens Hand, durch Felder und Wälder laufen, in der freien Luft und neben einer freien und heitern Begleiterin sich bilden; Therese war ihm noch viel werther geworden, seitdem er das Kind in ihrer Gesellschaft dachte. Selbst als Zuschauer im Theater erinnerte er sich ihrer mit Lächeln; beinahe war er in ihrem Falle, die Vorstellungen machten ihm keine Illusion mehr.

Serlo und Melina waren äußerst höflich gegen ihn, sobald sie merkten, daß er an seinen vorigen Platz keinen weitern Anspruch machte. Ein Theil des Publicums wünschte ihn nochmals auftreten zu sehen; es wäre ihm

unmöglich gewesen, und bei der Gesellschaft wünschte es niemand, als allenfalls Frau Melina.

Er nahm nun wirklich Abschied von dieser Freundin, er war gerührt, und sagte: wenn doch der Mensch sich nicht vermessen wollte, irgend etwas für die Zukunft zu versprechen! Das Geringste vermag er nicht zu halten, geschweige wenn sein Versatz von Bedeutung ist. Wie schäme ich mich, wenn ich denke, was ich Ihnen allen zusammen in jener unglücklichen Nacht versprach, da wir beraubt, krank, verletzt und verwundet in eine elende Schenke zusammen gedrängt waren. Wie erhöhte damals das Unglück meinen Muth, und welchen Schatz glaubte ich in meinem guten Willen zu finden; nun ist aus allem dem nichts, gar nichts geworden! Ich verlasse Sie als Ihr Schuldner, und mein Glück ist, daß man mein Versprechen nicht mehr achtete, als es werth war, und daß niemand mich jemals deßhalb gemahnt hat.

Seyn Sie nicht ungerecht gegen sich selbst, versetzte Frau Melina; wenn niemand erkennt, was Sie für uns gethan hatten, so werde ich es nicht verkennen: denn unser ganzer Zustand wäre völlig anders, wenn wir Sie nicht besessen hätten. Geht es doch unsern Vorsätzen, wie unsern Wünschen. Sie sehen sich gar nicht mehr ähnlich, wenn sie ausgeführt, wenn sie erfüllt sind, und wir glauben nichts gethan, nichts verlangt zu haben.

Sie werden, versetzte Wilhelm, durch Ihre freund-

ſchaftliche Auslegung mein Gewiſſen nicht beruhigen, und ich werde mir immer als Ihr Schuldner vorkommen.

Es iſt auch wohl möglich, daß Sie es ſind, verſetzte Madame Melina, nur nicht auf die Art, wie Sie es denken. Wir rechnen uns zur Schande ein Verſprechen nicht zu erfüllen, das wir mit dem Munde gethan haben. O, mein Freund, ein guter Menſch verſpricht durch ſeine Gegenwart nur immer zu viel! Das Vertrauen, das er hervorlockt, die Neigung, die er einflößt, die Hoffnungen, die er erregt, ſind unendlich; er wird und bleibt ein Schuldner, ohne es zu wiſſen. Leben Sie wohl. Wenn unſere äußern Umſtände ſich unter Ihrer Leitung recht glücklich hergeſtellt haben, ſo entſteht in meinem Innern durch ihren Abſchied eine Lücke, die ſich ſo leicht nicht wieder ausfüllen wird.

Wilhelm ſchrieb vor ſeiner Abreiſe aus der Stadt noch einen weitläufigen Brief an Wernern. Sie hatten zwar einige Briefe gewechſelt, aber weil ſie nicht einig werden konnten, hörten ſie zuletzt auf zu ſchreiben. Nun hatte ſich Wilhelm wieder genähert, er war im Begriff, dasjenige zu thun, was jener ſo ſehr wünſchte, er konnte ſagen: ich verlaſſe das Theater, und verbinde mich mit Männern, deren Umgang mich, in jedem Sinne, zu einer reinen und ſichern Thätigkeit führen muß. Er erkundigte ſich nach ſeinem Vermögen, und es ſchien ihm nunmehr ſonderbar, daß er ſo lange ſich nicht darum bekümmert hatte. Er wußte nicht, daß es

die Art aller der Menschen sey, denen an ihrer innern Bildung viel gelegen ist, daß sie die äußeren Verhältnisse ganz und gar vernachlässigen. Wilhelm hatte sich in diesem Falle befunden; er schien nunmehr zum erstenmal zu merken, daß er äußerer Hülfsmittel bedürfe, um nachhaltig zu wirken. Er reiste fort mit einem ganz andern Sinn, als das erstemal; die Aussichten, die sich ihm zeigten, waren reizend, und er hoffte auf seinem Wege etwas Frohes zu erleben.

Neuntes Capitel.

Als er nach Lotharios Gut zurückkam, fand er eine große Veränderung. Jarno kam ihm entgegen mit der Nachricht, daß der Oheim gestorben, daß Lothario hingegangen sey, die hinterlassenen Güter in Besitz zu nehmen. Sie kommen eben zur rechten Zeit, sagte er, um mir und dem Abbé beizustehn. Lothario hat uns den Handel um wichtige Güter in unserer Nachbarschaft aufgetragen; es war schon lange vorbereitet, und nun finden wir Geld und Credit eben zur rechten Stunde. Das Einzige war dabei bedenklich, daß ein auswärtiges Handelshaus auch schon auf dieselben Güter Absicht hatte; nun sind wir kurz und gut entschlossen, mit jenem gemeine Sache zu machen, denn sonst hätten wir uns ohne Noth und Vernunft hinaufgetrieben. Wir haben, so scheint es, mit einem klugen Manne zu thun. Nun machen wir Calculs und Anschläge; auch muß ökonomisch überlegt werden, wie wir die Güter theilen können, so daß jeder ein schönes Besitzthum erhält. Es wurden Wilhelmen die Papiere vorgelegt, man besah die Felder, Wiesen, Schlösser, und obgleich Jarno und der Abbé die Sache sehr gut zu verstehen schienen, so

wünschte Wilhelm doch, daß Fräulein Thereſe von der Geſellſchaft ſeyn möchte.

Sie brachten mehrere Tage mit dieſen Arbeiten zu, und Wilhelm hatte kaum Zeit, ſeine Abenteuer und ſeine zweifelhafte Vaterſchaft den Freunden zu erzählen, die eine ihm ſo wichtige Begebenheit gleichgültig und leichtſinnig behandelten.

Er hatte bemerkt, daß ſie manchmal in vertrauten Geſprächen, bei Tiſche und auf Spaziergängen, auf einmal inne hielten, ihren Worten eine andere Wendung gaben, und dadurch wenigſtens anzeigten, daß ſie unter ſich manches abzuthun hatten, das ihm verborgen ſey. Er erinnerte ſich an das, was Lydie geſagt hatte, und glaubte um ſo mehr daran, als eine ganze Seite des Schloſſes vor ihm immer unzugänglich geweſen war. Zu gewiſſen Galerien und beſonders zu dem alten Thurm, den er von außen recht gut kannte, hatte er bisher vergebens Weg und Eingang geſucht.

Eines Abends ſagte Jarno zu ihm: wir können Sie nun ſo ſicher als den unſern anſehen, daß es unbillig wäre, wenn wir ſie nicht tiefer in unſere Geheimniſſe einführten. Es iſt gut, daß der Menſch, der erſt in die Welt tritt, viel von ſich halte, daß er ſich viele Vorzüge zu erwerben denke, daß er alles möglich zu machen ſuche; aber wenn ſeine Bildung auf einem gewiſſen Grade ſteht, dann iſt es vortheilhaft, wenn er ſich in einer großern Maße verlieren lernt, wenn er lernt, um

anderer willen zu leben, und ſeiner ſelbſt in einer pflicht-
mäßigen Thätigkeit zu vergeſſen. Da lernt er erſt ſich
ſelbſt kennen, denn das Handeln eigentlich vergleicht uns
mit andern. Sie ſollen bald erfahren, welch eine kleine
Welt ſich in Ihrer Nähe befindet, und wie gut Sie in
dieſer kleinen Welt gekannt ſind; morgen früh vor Son-
nenaufgang ſeyn Sie angezogen und bereit.

Jarno kam zur beſtimmten Stunde, und führte ihn
durch bekannte und unbekannte Zimmer des Schloſſes,
dann durch einige Galerien, und ſie gelangten endlich
vor eine große alte Thüre, die ſtark mit Eiſen beſchla-
gen war. Jarno pochte, die Thüre that ſich ein wenig
auf, ſo daß eben ein Menſch hineinſchlüpfen konnte.
Jarno ſchob Wilhelmen hinein, ohne ihm zu folgen.
Dieſer fand ſich in einem dunkeln und engen Behältniſſe,
es war finſter um ihn, und als er einen Schritt vorwärts
gehen wollte, ſtieß er ſchon wider. Eine nicht ganz un-
bekannte Stimme rief ihm zu: tritt herein! und nun
bemerkte er erſt, daß die Seiten des Raums, in dem
er ſich befand, nur mit Teppichen behangen waren,
durch welche ein ſchwaches Licht hindurch ſchimmerte.
Tritt herein! rief es nochmals; er hob den Teppich auf,
und trat hinein.

Der Saal, in dem er ſich nunmehr befand, ſchien
ehemals eine Capelle geweſen zu ſeyn; anſtatt des Al-
tars ſtand ein großer Tiſch auf einigen Stufen, mit ei-
nem grünen Teppich behangen, darüber ſchien ein zu-

gezogener Vorhang ein Gemählde zu bedecken; an den Seiten waren schön gearbeitete Schränke mit feinen Drathgittern verschlossen, wie man sie in Bibliotheken zu sehen pflegt, nur sah er anstatt der Bücher viele Rollen aufgestellt. Niemand befand sich in dem Saal; die aufgehende Sonne fiel durch die farbigen Fenster Wilhelmen grade entgegen, und begrüßte ihn freundlich.

Setze dich! rief eine Stimme, die von dem Altar her zu tönen schien. Wilhelm setzte sich auf einen kleinen Armstuhl, der wider den Verschlag des Eingangs stand; es war kein anderer Sitz im ganzen Zimmer, er mußte sich darein ergeben, ob ihn schon die Morgensonne blendete; der Sessel stand fest, er konnte nur die Hand vor die Augen halten.

Indem eröffnete sich, mit einem kleinen Geräusche, der Vorhang über dem Altar, und zeigte, innerhalb eines Rahmens, eine leere, dunkle Oeffnung. Es trat ein Mann hervor in gewöhnlicher Kleidung, der ihn begrüßte, und zu ihm sagte: Sollten Sie mich nicht wieder erkennen? Sollten Sie, unter andern Dingen, die Sie wissen möchten, nicht auch zu erfahren wünschen, wo die Kunstsammlung Ihres Großvaters sich gegenwärtig befindet? Erinnern Sie sich des Gemähldes nicht mehr, das ihnen so reizend war? Wo mag der kranke Königssohn wohl jetzo schmachten? — Wilhelm erkannte leicht den Fremden, der, in jener bedeutenden Nacht, sich mit ihm im Gasthause unterhalten hatte.

Vielleicht fuhr dieſer fort, können wir jetzt über Schickſal und Charakter eher einig werden.

Wilhelm wollte eben antworten, als der Vorhang ſich wieder raſch zuſammenzog. Sonderbar! ſagte er bei ſich ſelbſt, ſollen zufällige Ereigniſſe einen Zuſammenhang haben? Und das, was wir Schickſal nennen, ſollte es bloß Zufall ſeyn? Wo mag ſich meines Großvaters Sammlung befinden? und warum erinnert man mich in dieſen feyerlichen Augenblicken daran?

Er hatte nicht Zeit weiter zu denken, denn der Vorhang öffnete ſich wieder, und ein Mann ſtand vor ſeinen Augen, den er ſogleich für den Landgeiſtlichen erkannte, der mit ihm und der luſtigen Geſellſchaft jene Waſſerfahrt gemacht hatte; er glich dem Abbé, ob er gleich nicht dieſelbe Perſon ſchien. Mit einem heitern Geſichte und einem würdigen Ausdruck fing der Mann an: nicht vor Irrthum zu bewahren, iſt die Pflicht des Menſchenerziehers, ſondern den Irrenden zu leiten, ja ihn ſeinen Irrthum aus vollen Bechern ausſchlürfen zu laſſen, das iſt Weisheit der Lehrer. Wer ſeinen Irrthum nur koſtet, hält lange damit Haus, er freuet ſich deſſen als eines ſeltenen Glücks, aber wer ihn ganz erſchöpft, der muß ihn kennen lernen, wenn er nicht wahnſinnig iſt. Der Vorhang ſchloß ſich abermals, und Wilhelm hatte Zeit nachzudenken. Von welchem Irrthum kann der Mann ſprechen? ſagte er zu ſich ſelbſt, als von dem, der mich mein ganzes Leben verfolgt hat, daß ich da Bildung

ſuchte, wo keine zu finden war, daß ich mir einbildete, ein Talent erwerben zu können, zu dem ich nicht die geringſte Anlage hatte.

Der Vorhang riß ſich ſchneller auf, ein Officier trat hervor, und ſagte nur im Vorbeigehen: Lernen Sie die Menſchen kennen, zu denen man Zutrauen haben kann! Der Vorhang ſchloß ſich, und Wilhelm brauchte ſich nicht lange zu beſinnen, um dieſen Officier für denjenigen zu erkennen, der ihn in des Grafen Park umarmt hatte, und Schuld geweſen war, daß er Jarno für einen Werber hielt. Wie dieſer hieher gekommen, und wer er ſey, war Wilhelmen völlig ein Räthſel. — Wenn ſo viele Menſchen an dir Theil nahmen, deinen Lebensweg kannten, und wußten, was darauf zu thun ſey, warum führten ſie dich nicht ſtrenger? warum nicht ernſter? warum begünſtigten ſie deine Spiele, anſtatt dich davon wegzuführen?

Rechte nicht mit uns! rief eine Stimme: Du biſt gerettet, und auf dem Wege zum Ziel. Du wirſt keine deiner Thorheiten bereuen und keine zurück wünſchen, kein glücklicheres Schickſal kann einem Menſchen werden. Der Vorhang riß ſich von einander, und, in voller Rüſtung, ſtand der alte König von Dänemark in dem Raume. Ich bin der Geiſt deines Vaters, ſagte das Bildniß, und ſcheide getroſt, da meine Wünſche für dich, mehr als ich ſie ſelbſt begriff, erfüllt ſind. Steile Gegenden laſſen ſich nur durch Umwege erklimmen, auf

der Ebene führen gerade Wege von einem Ort zum andern. Lebe wohl, und gedenke mein, wenn du genießest, was ich dir vorbereitet habe.

Wilhelm war äußerst betroffen, er glaubte die Stimme seines Vaters zu hören, und doch war sie es auch nicht; er befand sich durch die Gegenwart und die Erinnerung in der verworrensten Lage.

Nicht lange konnte er nachdenken, als der Abbé hervortrat, und sich hinter den grünen Tisch stellte. Treten Sie herbei! rief er seinem verwunderten Freunde zu. Er trat herbei, und stieg die Stufen hinan. Auf dem Teppiche lag eine kleine Rolle. Hier ist Ihr Lehrbrief, sagte der Abbé, beherzigen Sie ihn, er ist von wichtigem Inhalt. Wilhelm nahm ihn auf, öffnete ihn und las:

Lehrbrief.

Die Kunst ist lang, das Leben kurz, das Urtheil schwierig, die Gelegenheit flüchtig. Handeln ist leicht, Denken schwer; nach dem Gedanken handeln unbequem. Aller Anfang ist heiter, die Schwelle ist der Platz der Erwartung. Der Knabe staunt, der Eindruck bestimmt ihn, er lernt spielend, der Ernst überrascht ihn. Die Nachahmung ist uns angeboren, der Nachzuahmende wird nicht leicht erkannt. Selten wird das Treffliche gefunden, seltner geschätzt. Die Höhe reizt uns, nicht die Stufen; den Gipfel im Auge wandeln wir gerne auf der Ebene. Nur ein Theil der Kunst kann gelehrt wer-

den, der Künſtler braucht ſie ganz. Wer ſie halb kennt, iſt immer irre und redet viel; wer ſie ganz beſitzt, mag nur thun und redet ſelten oder ſpät. Jene haben keine Geheimniſſe und keine Kraft, ihre Lehre iſt wie gebackenes Brod ſchmackhaft und ſättigend für Einen Tag; aber Mehl kann man nicht ſäen, und die Saatfrüchte ſollen nicht vermahlen werden. Die Worte ſind gut, ſie ſind aber nicht das Beſte. Das Beſte wird nicht deutlich durch Worte. Der Geiſt, aus dem wir handeln, iſt das Höchſte. Die Handlung wird nur vom Geiſte begriffen und wieder dargeſtellt. Niemand weiß, was er thut, wenn er recht handelt; aber des Unrechten ſind wir uns immer bewußt. Wer bloß mit Zeichen wirkt, iſt ein Pedant, ein Heuchler oder ein Pfuſcher. Es ſind ihrer viel, und es wird ihnen wohl zuſammen. Ihr Geſchwätz hält den Schüler zurück, und ihre beharrliche Mittelmäßigkeit ängſtigt die Beſten. Des ächten Künſtlers Lehre ſchließt den Sinn auf; denn wo die Worte fehlen, ſpricht die That. Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert ſich dem Meiſter.

Genug! rief der Abbe, das Uebrige zu ſeiner Zeit. Jetzt ſehen Sie ſich in jenen Schränken um.

Wilhelm ging hin und las die Aufſchriften der Rollen. Er fand mit Verwunderung Lotharios Lehrjahre, Jarno's Lehrjahre und ſeine eignen Lehrjahre daſelbſt

aufgeſtellt, unter vielen andern, deren Namen ihm unbekannt waren.

Darf ich hoffen, in dieſe Rollen einen Blick zu werfen?

Es iſt für Sie nunmehr in dieſem Zimmer nichts verſchloſſen.

Darf ich eine Frage thun?

Ohne Bedenken! und Sie können entſcheidende Antwort erwarten, wenn es eine Angelegenheit betrifft, die Ihnen zunächſt am Herzen liegt, und am Herzen liegen ſoll.

Gut denn! Ihr ſonderbaren und weiſen Menſchen, deren Blick in ſo viel Geheimniſſe dringt, kount Ihr mir ſagen, ob Felix wirklich mein Sohn iſt? —

Heil Ihnen über dieſe Frage! rief der Abbé, indem er vor Freuden die Hände zuſammenſchlug: Felix iſt Ihr Sohn! Bei dem Heiligſten, was unter uns verborgen liegt, ſchwör' ich Ihnen, Felix iſt Ihr Sohn! und der Geſinnung nach war ſeine abgeſchiedne Mutter Ihrer nicht unwerth. Empfangen Sie das liebliche Kind aus unſerer Hand, kehren Sie ſich um, und wagen Sie es, glücklich zu ſeyn.

Wilhelm hörte ein Geräuſch hinter ſich, er kehrte ſich um, und ſah ein Kindergeſicht ſchalkhaft durch die Teppiche des Eingangs hervor gucken, es war Felix. Der Knabe verſteckte ſich ſogleich ſcherzend, als er geſehen wurde. Komm hervor! rief der Abbé. Er kam

gelaufen, ſein Vater ſtürzte ihm entgegen, nahm ihn in die Arme, und drückte ihn an ſein Herz. Ja, ich fühl's, rief er aus, du biſt mein! Welche Gabe des Himmels habe ich meinen Freunden zu verdanken! Wo kommſt du her, mein Kind, gerade in dieſem Augenblick?

Fragen Sie nicht, ſagte der Abbé. Heil dir, junger Mann! deine Lehrjahre ſind vorüber; die Natur hat dich losgeſprochen.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Achtes Buch.

Erstes Capitel.

Felix war in den Garten gesprungen, Wilhelm folgte ihm mit Entzücken, der schönste Morgen zeigte jeden Gegenstand mit neuen Reizen, und Wilhelm genoß den heitersten Augenblick. Felix war neu in der freien und herrlichen Welt, und sein Vater nicht viel bekannter mit den Gegenständen, nach denen der Kleine wiederholt und unermüdet fragte. Sie gesellten sich endlich zum Gärtner, der die Namen und den Gebrauch mancher Pflanzen hererzählen mußte; Wilhelm sah die Natur durch ein neues Organ, und die Neugierde, die Wißbegierde des Kindes ließen ihn erst fühlen, welch ein schwaches Interesse er an den Dingen außer sich genommen hatte, wie wenig er kannte und wußte. An diesem Tage, dem vergnügtesten seines Lebens, schien auch seine eigne Bildung erst anzufangen; er fühlte die Nothwendigkeit sich zu belehren, indem er zu lehren aufgefordert ward.

Jarno und der Abbe hatten sich nicht wieder sehen lassen; Abends kamen sie, und brachten einen Fremden mit. Wilhelm ging ihm mit Erstaunen entgegen, er traute seinen Augen nicht, es war Werner, der gleich-

falls einen Augenblick anſtand, ihn anzuerkennen. Beide umarmten ſich auf's zärtlichſte, und beide konnten nicht verbergen, daß ſie ſich wechſelsweiſe verändert fanden. Werner behauptete, ſein Freund ſey größer, ſtärker, gerader, in ſeinem Weſen gebildeter und in ſeinem Betragen angenehmer geworden. — Etwas von ſeiner alten Treuherzigkeit vermiſſ ich, ſetzte er hinzu. — Sie wird ſich auch ſchon wieder zeigen, wenn wir uns nur von der erſten Verwunderung erholt haben, ſagte Wilhelm.

Es fehlte viel, daß Werner einen gleich vortheilhaften Eindruck auf Wilhelmen gemacht hätte. Der gute Mann ſchien eher zurück als vorwärts gegangen zu ſeyn. Er war viel magerer, als ehemals, ſein feines Geſicht ſchien feiner, ſeine Naſe länger zu ſeyn, ſeine Stirn und ſein Scheitel waren von Haaren entblößt, ſeine Stimme hell, heftig und ſchreiend, und ſeine eingedrückte Bruſt, ſeine vorfallenden Schultern, ſeine farbloſen Wangen ließen keinen Zweifel übrig, daß ein arbeitſamer Hypochondriſt gegenwärtig ſey.

Wilhelm war beſcheiden genug, um ſich über dieſe große Veränderung ſehr mäßig zu erklären, da der andere hingegen ſeiner freundſchaftlichen Freude völligen Lauf ließ. Wahrhaftig! rief er aus, wenn du deine Zeit ſchlecht angewendet, und, wie ich vermuthe, nichts gewonnen haſt, ſo biſt du doch indeſſen ein Perſonchen geworden, das ſein Glück machen kann und muß; ver-

ſchiendere und verſchleudere nur auch das nicht wieder: du ſollſt mir mit dieſer Figur eine reiche und ſchöne Erbin erkaufen. — Du wirſt doch, verſetzte Wilhelm lächelnd, deinen Charakter nicht verläugnen! Kaum findeſt du nach langer Zeit deinen Freund wieder, ſo ſiehſt du ihn ſchon als eine Waare, als einen Gegenſtand deiner Speculation an, mit dem ſich etwas gewinnen läßt.

Jarno und der Abbe ſchienen über dieſe Erkennung keinesweges verwundert, und ließen beide Freunde ſich nach Belieben über das Vergangene und Gegenwärtige ausbreiten. Werner ging um ſeinen Freund herum, drehte ihn hin und her, ſo daß er ihn faſt verlegen machte. Nein! nein! rief er aus, ſo was iſt mir noch nicht vorgekommen, und doch weiß ich wohl, daß ich mich nicht betriege. Deine Augen ſind tiefer, deine Stirn iſt breiter, deine Naſe feiner und dein Mund liebreicher geworden. Sehr nur einmal, wie er ſteht! wie das alles paßt und zuſammenhängt! Wie doch das Faullenzen gedeihet! Ich armer Teufel dagegen — er beſah ſich im Spiegel — wenn ich dieſe Zeit her nicht recht viel Geld gewonnen hätte, ſo wäre doch auch gar nichts an mir.

Werner hatte Wilhelms letzten Brief nicht empfangen; ihre Handlung war das fremde Haus, mit welchem Lothario die Güter in Gemeinſchaft zu kaufen die Abſicht hatte. Dieſes Geſchäft führte Wernern hierher; er hatte keine Gedanken, Wilhelmen auf ſeinem Wege

zu finden. Der Gerichtshalter kam, die Papiere wurden vorgelegt, und Werner fand die Vorschläge billig. Wenn Sie es mit diesem jungen Manne, wie es scheint, gut meinen, sagte er, so sorgen Sie selbst dafür, daß unser Theil nicht verkürzt werde; es soll von meinem Freunde abhängen, ob er das Gut annehmen und einen Theil seines Vermögens daran wenden will. Jarno und der Abbé versicherten, daß es dieser Erinnerung nicht bedürfe. Man hatte die Sache kaum im allgemeinen verhandelt, als Werner sich nach einer Partie Lombre sehnte, wozu sich denn auch gleich der Abbé und Jarno mit hinsetzten; er war es nun einmal so gewohnt, er konnte des Abends ohne Spiel nicht leben.

Als die beiden Freunde nach Tische allein waren, befragten und besprachen sie sich sehr lebhaft über alles, was sie sich mitzutheilen wünschten. Wilhelm rühmte seine Lage und das Glück seiner Aufnahme unter so trefflichen Menschen. Werner dagegen schüttelte den Kopf, und sagte: man sollte doch auch nichts glauben, als was man mit Augen sieht! Mehr als Ein dienstfertiger Freund hat mir versichert, du lebtest mit einem liederlichen jungen Edelmann, führtest ihm Schauspielerinnen zu, hälfest ihm sein Geld durchbringen, und seyest schuld, daß er mit seinen sämmtlichen Anverwandten gespannt sey. — Es würde mich um meinet- und um der guten Menschen willen verdrießen, daß wir so verkannt werden, versetzte Wilhelm, wenn mich nicht meine

theatralische Laufbahn mit jeder übeln Nachrede versöhnt hätte. Wie sollten die Menschen unsere Handlungen beurtheilen, die ihnen nur einzeln und abgerissen erscheinen, wovon sie das wenigste sehen, weil Gutes und Böses im Verborgenen geschieht, und eine gleichgültige Erscheinung meistens nur an den Tag kommt. Bringt man ihnen doch Schauspieler und Schauspielerinnen auf erhöhte Breter, zündet von allen Seiten Licht an, das ganze Werk ist in wenig Stunden abgeschlossen, und doch weiß selten jemand eigentlich, was er daraus machen soll.

Nun ging es an ein Fragen nach der Familie, nach den Jugendfreunden und der Vaterstadt. Werner erzählte, mit großer Hast, alles was sich verändert hatte, und was noch bestand und geschah. Die Frauen im Hause, sagte er, sind vergnügt und glücklich, es fehlt nie an Geld. Die eine Hälfte der Zeit bringen sie zu, sich zu putzen, und die andere Hälfte, sich geputzt sehen zu lassen. Haushälterisch sind sie soviel als billig ist. Meine Kinder lassen sich zu gescheidten Jungen an. Ich sehe sie im Geiste schon sitzen und schreiben, und rechnen, laufen, handeln und trödeln; einem jeden soll sobald als möglich ein eignes Gewerbe eingerichtet werden, und was unser Vermögen betrifft, daran sollst du deine Lust sehen. Wenn wir mit den Gütern in Ordnung sind, mußt du gleich mit nach Hause: denn es sieht doch aus, als wenn du, mit einiger Vernunft, in die menschlichen

Unternehmungen eingreifen könnteſt. Deine neuen Freunde ſollen geprieſen ſeyn, da ſie dich auf den rechten Weg gebracht haben. Ich bin ein närriſcher Teufel, und merke erſt, wie lieb ich dich habe, da ich mich nicht ſatt an dir ſehen kann, daß du ſo wohl und ſo gut ausſiehſt. Das iſt doch noch eine andere Geſtalt, als das Portrait, das du einmal an die Schweſter ſchickteſt, und worüber im Hauſe großer Streit war. Mutter und Tochter fanden den jungen Herrn allerliebſt, mit offnem Halſe, halbfreier Bruſt, großer Krauſe, herumhängendem Haar, rundem Hut, kurzem Weſtchen und ſchlotternden langen Hoſen, indeſſen ich behauptete, das Coſtum ſey nur noch zwey Finger breit vom Hanswurſt. Nun ſiehſt du doch aus wie ein Menſch, nur fehlt der Zopf, in den ich deine Haare einzubinden bitte, ſonſt hält man dich denn doch einmal unterwegs als Juden an, und fordert Zoll und Geleite von dir.

Felix war indeſſen in die Stube gekommen, und hatte ſich, als man auf ihn nicht achtete, auf's Canape gelegt, und war eingeſchlafen. Was iſt das für ein Wurm? fragte Werner. Wilhelm hatte in dem Augenblicke den Muth nicht, die Wahrheit zu ſagen, noch Luſt, eine doch immer zweydeutige Geſchichte einem Manne zu erzählen, der von Natur nichts weniger als gläubig war.

Die ganze Geſellſchaft begab ſich nunmehr auf die

Güter, um sie zu besehen und den Handel abzuschließen. Wilhelm ließ seinen Felix nicht von der Seite, und freute sich, um des Knaben willen, recht lebhaft des Besitzes, dem man entgegen sah. Die Lüsternheit des Kindes nach den Kirschen und Beeren, die bald reif werden sollten, erinnerten ihn an die Zeit seiner Jugend und an die vielfache Pflicht des Vaters, den Seinigen den Genuß vorzubereiten, zu verschaffen und zu erhalten. Mit welchem Interesse betrachtete er die Baumschulen und die Gebäude! Wie lebhaft sann er darauf, das Vernachlässigte wieder herzustellen und das Verfallene zu erneuern! Er sah die Welt nicht mehr wie ein Zugvogel an, ein Gebäude nicht mehr für eine geschwind zusammengestellte Laube, die vertrocknet, ehe man sie verläßt. Alles, was er anzulegen gedachte, sollte dem Knaben entgegen wachsen, und alles, was er herstellte, sollte eine Dauer auf einige Geschlechter haben. In diesem Sinne waren seine Lehrjahre geendigt, und mit dem Gefühl des Vaters hatte er auch alle Tugenden eines Bürgers erworben. Er fühlte es, und seiner Freude konnte nichts gleichen. O, der unnöthigen Strenge der Moral! rief er aus, da die Natur uns auf ihre liebliche Weise zu allem bildet, was wir seyn sollen. O, der seltsamen Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft, die uns erst verwirrt und mißleitet, und dann mehr als die Natur selbst von uns fordert! Wehe jeder Art von Bildung, welche die wirksamsten Mittel wahrer Bildung zerstört,

und uns auf das Ende hinweist, anstatt uns auf dem Wege selbst zu beglücken!

So manches er auch in seinem Leben schon gesehen hatte, so schien ihm doch die menschliche Natur erst durch die Beobachtung des Kindes deutlich zu werden. Das Theater war ihm, wie die Welt, nur als eine Menge ausgeschütteter Würfel vorgekommen, deren jeder einzeln auf seiner Oberfläche bald mehr, bald weniger bedeutet, und die allenfalls zusammengezählt eine Summe machen. Hier im Kinde lag ihm, konnte man sagen, ein einzelner Würfel vor, auf dessen vielfachen Seiten der Werth und der Unwerth der menschlichen Natur so deutlich eingegraben war.

Das Verlangen des Kindes nach Unterscheidung wuchs mit jedem Tage. Da es einmal erfahren hatte, daß die Dinge Namen haben, so wollte es auch den Namen von allem hören; es glaubte nicht anders als sein Vater müsse alles wissen, quälte ihn oft mit Fragen, und gab ihm Anlaß, sich nach Gegenständen zu erkundigen, denen er sonst wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Auch der eingeborne Trieb, die Herkunft und das Ende der Dinge zu erfahren, zeigte sich früh bei dem Knaben. Wenn er fragte, wo der Wind herkomme und wo die Flamme hinkomme, war dem Vater seine eigene Beschränkung erst recht lebendig; er wünschte zu erfahren, wie weit sich der Mensch mit seinen Gedanken wagen, und worein er hoffen dürfe sich und an-

dern jemals Rechenschaft zu geben. Die Heftigkeit des Kindes, wenn es irgend einem lebendigen Wesen Unrecht geschehen sah, erfreute den Vater höchlich, als das Zeichen eines trefflichen Gemüths. Das Kind schlug heftig nach dem Küchenmädchen, das einige Tauben abgeschnitten hatte. Dieser schöne Begriff wurde denn freilich bald wieder zerstört, als er den Knaben fand, der ohne Barmherzigkeit Frösche todt schlug und Schmetterlinge zerrupfte. Es erinnerte ihn dieser Zug an so viele Menschen, die höchst gerecht erscheinen, wenn sie ohne Leidenschaft sind und die Handlungen anderer beobachten.

Dieses angenehme Gefühl, daß der Knabe so einen schönen und wahren Einfluß auf sein Daseyn habe, ward einen Augenblick gestört, als Wilhelm in kurzem bemerkte, daß wirklich der Knabe mehr ihn als er den Knaben erziehe. Er hatte an dem Kinde nichts auszusetzen, er war nicht im Stande ihm eine Richtung zu geben, die es nicht selbst nahm, und sogar die Unarten, gegen die Aurelie so viel gearbeitet hatte, waren, so schien es, nach dem Tode dieser Freundin alle wieder in ihre alten Rechte getreten. Noch machte das Kind die Thüre niemals hinter sich zu, noch wollte er seinen Teller nicht abessen, und sein Behagen war niemals größer, als wenn man ihm nachsah, daß er den Bissen unmittelbar aus der Schüssel nehmen, das volle Glas stehen lassen und aus der Flasche trinken konnte. So war er auch ganz allerliebst, wenn er sich mit einem Buche in

die Ecke setzte, und sehr ernsthaft sagte: ich muß das gelehrte Zeug studiren! ob er gleich die Buchstaben noch lange weder unterscheiden konnte noch wollte.

Bedachte nun Wilhelm, wie wenig er bisher für das Kind gethan hatte, wie wenig er zu thun fähig sey, so entstand eine Unruhe in ihm, die sein ganzes Glück aufzuwiegen im Stande war. Sind wir Männer denn, sagte er zu sich, so selbstisch geboren, daß wir unmöglich für ein Wesen außer uns Sorge tragen können? Bin ich mit dem Knaben nicht eben auf dem Wege, auf dem ich mit Mignon war? Ich zog das liebe Kind an, seine Gegenwart ergetzte mich, und dabei hab' ich es auf's grausamste vernachlässigt. Was that ich zu seiner Bildung, nach der es so sehr strebte? Nichts! Ich überließ es sich selbst und allen Zufälligkeiten, denen es, in einer ungebildeten Gesellschaft, nur ausgesetzt seyn konnte; und dann für diesen Knaben, der dir so merkwürdig war, ehe er dir so werth seyn konnte, hat dich denn dein Herz geheißen auch nur jemals das Geringste für ihn zu thun? Es ist nicht mehr Zeit, daß du deine eigenen Jahre und die Jahre anderer vergeudest; nimm dich zusammen, und denke, was du für dich und die guten Geschöpfe zu thun hast, welche Natur und Neigung so fest an dich knüpfte.

Eigentlich war dieses Selbstgespräch nur eine Einleitung, sich zu bekennen, daß er schon gedacht, gesorgt, gesucht und gewählt hatte; er konnte nicht länger zö-

gern, sich es selbst zu gestehen. Nach oft vergebens wiederholtem Schmerz über den Verlust Mariannens, fühlte er nur zu deutlich, daß er eine Mutter für den Knaben suchen müsse, und daß er sie nicht sichrer als in Theresen finden werde. Er kannte dieses vortreffliche Frauenzimmer ganz. Eine solche Gattin und Gehülfin schien die einzige zu seyn, der man sich und die Seinen anvertrauen könnte. Ihre edle Neigung zu Lothario machte ihm keine Bedenklichkeit. Sie waren durch ein sonderbares Schicksal auf ewig getrennt, Therese hielt sich für frei, und hatte von einer Heirath zwar mit Gleichgültigkeit, doch als von einer Sache gesprochen, die sich von selbst versteht.

Nachdem er lange mit sich zu Rathe gegangen war, nahm er sich vor, ihr von sich zu sagen, so viel er nur wußte. Sie sollte ihn kennen lernen, wie er sie kannte, und er fing nun an, seine eigene Geschichte durchzudenken; sie schien ihm an Begebenheiten so leer und im Ganzen jedes Bekenntniß so wenig zu seinem Vortheil, daß er mehr als einmal von dem Vorsatz abzustehn im Begriff war. Endlich entschloß er sich, die Rolle seiner Lehrjahre aus dem Thurme von Jarno zu verlangen; dieser sagte: es ist eben zur rechten Zeit, und Wilhelm erhielt sie.

Es ist eine schauderhafte Empfindung, wenn ein edler Mensch mit Bewußtseyn auf dem Puncte steht, wo er über sich selbst aufgeklärt werden soll. Alle Ueber-

gänge sind Krisen, und ist eine Krise nicht Krankheit? Wie ungern tritt man nach einer Krankheit vor den Spiegel! Die Besserung fühlt man, und man sieht nur die Wirkung des vergangenen Uebels. Wilhelm war indessen vorbereitet genug, die Umstände hatten schon lebhaft zu ihm gesprochen, seine Freunde hatten ihn eben nicht geschont, und wenn er gleich das Pergament mit einiger Hast aufrollte, so ward er doch immer ruhiger, je weiter er las. Er fand die umständliche Geschichte seines Lebens in großen scharfen Zügen geschildert; weder einzelne Begebenheiten, noch beschränkte Empfindungen verwirrten seinen Blick, allgemeine liebevolle Betrachtungen gaben ihm Fingerzeige, ohne ihn zu beschämen, und er sah zum erstenmal sein Bild außer sich, zwar nicht, wie im Spiegel, ein zweytes Selbst, sondern wie im Portrait ein anderes Selbst: man bekennt sich zwar nicht zu allen Zügen, aber man freut sich, daß ein denkender Geist uns so hat fassen, ein großes Talent uns so hat darstellen wollen, daß ein Bild von dem, was wir waren, noch besteht, und daß es länger als wir selbst dauern kann.

Wilhelm beschäftigte sich nunmehr, indem alle Umstände durch dieß Manuscript in sein Gedächtniß zurück kamen, die Geschichte seines Lebens für Theresen aufzusetzen, und er schämte sich fast, daß er gegen ihre großen Tugenden nichts aufzustellen hatte, was eine zweckmäßige Thätigkeit beweisen konnte. So umständlich er

in dem Aufsatze war, so kurz faßte er sich in dem Briefe, den er an sie schrieb; er bat sie um ihre Freundschaft, um ihre Liebe, wenn's möglich wäre; er bot ihr seine Hand an, und bat sie um baldige Entscheidung.

Nach einigem innerlichen Streit, ob er diese wichtige Sache noch erst mit seinen Freunden, mit Jarno und dem Abbé berathen solle, entschied er sich zu schweigen. Er war zu fest entschlossen, die Sache war für ihn zu wichtig, als daß er sie noch hätte dem Urtheil des vernünftigsten und besten Mannes unterwerfen mögen; ja, sogar brauchte er die Vorsicht, seinen Brief auf der nächsten Post selbst zu bestellen. Vielleicht hatte ihm der Gedanke, daß er in so vielen Umständen seines Lebens, in denen er frei und im Verborgenen zu handeln glaubte, beobachtet, ja sogar geleitet worden war, wie ihm aus der geschriebenen Rolle nicht undeutlich erschien, eine Art von unangenehmer Empfindung gegeben, und nun wollte er, wenigstens zu Theresens Herzen, rein vom Herzen reden, und ihrer Entschließung und Entscheidung sein Schicksal schuldig seyn, und so machte er sich kein Gewissen, seine Wächter und Aufseher in diesem wichtigen Puncte wenigstens zu umgehen.

Zweytes Capitel.

Kaum war der Brief abgesendet, als Lothario zurückkam. Jederman freuete sich, die vorbereiteten wichtigen Geschäfte abgeschlossen und bald geendigt zu sehen, und Wilhelm erwartete mit Verlangen, wie so viele Fäden theils neu geknüpft, theils aufgelöst, und nun sein eignes Verhältniß auf die Zukunft bestimmt werden sollte. Lothario begrüßte sie alle auf's beste; er war völlig wieder hergestellt und heiter, er hatte das Ansehen eines Mannes, der weiß, was er thun soll, und dem in allem, was er thun will, nichts im Wege steht.

Wilhelm konnte ihm seinen herzlichen Gruß nicht zurückgeben. Dieß ist, mußte er zu sich selbst sagen, der Freund, der Geliebte, der Bräutigam Theresens, an dessen Statt du dich einzudrängen denkst. Glaubst du denn jemals einen solchen Eindruck auszulöschen oder zu verbannen? — Wäre der Brief noch nicht fort gewesen, er hätte vielleicht nicht gewagt, ihn abzusenden. Glücklicher Weise war der Wurf schon gethan, vielleicht war Therese schon entschieden, nur die Entfernung deckte noch eine glückliche Vollendung mit ihrem Schleier. Gewinn und Verlust mußten sich bald entscheiden. Er

suchte

suchte sich durch alle diese Betrachtungen zu beruhigen, und doch waren die Bewegungen seines Herzens beinahe fieberhaft. Nur wenig Aufmerksamkeit konnte er auf das wichtige Geschäft wenden, woran gewissermaßen das Schicksal seines ganzen Vermögens hing. Ach! wie unbedeutend erscheint dem Menschen in leidenschaftlichen Augenblicken alles was ihn umgibt, alles was ihm angehört!

Zu seinem Glücke behandelte Lothario die Sache groß, und Werner mit Leichtigkeit. Dieser hatte bei seiner heftigen Begierde zum Erwerb eine lebhafte Freude über den schönen Besitz, der ihm oder vielmehr seinem Freunde werden sollte. Lothario von seiner Seite schien ganz andere Betrachtungen zu machen. Ich kann mich nicht sowohl über einen Besitz freuen, sagte er, als über die Rechtmäßigkeit desselben.

Nun, beim Himmel! rief Werner, wird denn dieser unser Besitz nicht regelmäßig genug?

Nicht ganz! versetzte Lothario.

Geben wir denn nicht unser baares Geld dafür?

Recht gut! sagte Lothario; auch werden Sie dasjenige, was ich zu erinnern habe, vielleicht für einen leeren Scrupel halten. Mir kommt kein Besitz ganz rechtmäßig, ganz rein vor, als der dem Staate seinen schuldigen Theil abträgt.

Wie? sagte Werner, so wollten Sie also lieber, daß unsere frei gekauften Güter steuerbar wären?

Ja, versetzte Lothario, bis auf einen gewissen Grad: denn durch diese Gleichheit mit allen übrigen Besitzungen entsteht ganz allein die Sicherheit des Besitzes. Was hat der Bauer in den neuern Zeiten, wo so viele Begriffe schwankend werden, für einen Hauptanlaß, den Besitz des Edelmanns für weniger gegründet anzusehen, als den seinigen? nur den, daß jener nicht belastet ist, und auf ihn lastet.

Wie wird es aber mit den Zinsen unseres Capitals aussehen? versetzte Werner.

Um nichts schlimmer, sagte Lothario, wenn uns der Staat gegen eine billige regelmäßige Abgabe das Lehns-Hocus-Pocus erlassen, und uns mit unsern Gütern nach Belieben zu schalten erlauben wollte, daß wir sie nicht in so großen Massen zusammenhalten müßten, daß wir sie unter unsere Kinder gleicher vertheilen könnten, um alle in eine lebhafte freie Thätigkeit zu versetzen, statt ihnen nur die beschränkten und beschränkenden Vorrechte zu hinterlassen, welche zu genießen wir immer die Geister unserer Vorfahren hervorrufen müssen. Wie viel glücklicher wären Männer und Frauen, wenn sie mit freien Augen umher sehen, und bald ein würdiges Mädchen, bald einen trefflichen Jüngling, ohne andere Rücksichten, durch ihre Wahl erheben könnten. Der Staat würde mehr, vielleicht bessere Bürger haben, und nicht so oft um Köpfe und Hände verlegen sein.

Ich kann Sie versichern, sagte Werner, daß ich in

meinem Leben nie an den Staat gedacht habe; meine Abgaben, Zölle und Geleite habe ich nur so bezahlt, weil es einmal hergebracht ist.

Nun, sagte Lothario, ich hoffe Sie noch zum guten Patrioten zu machen: denn wie der nur ein guter Vater ist, der bei Tische erst seinen Kindern vorlegt, so ist der nur ein guter Bürger, der vor allen andern Ausgaben das, was er dem Staate zu entrichten hat, zurücklegt.

Durch solche allgemeine Betrachtungen wurden ihre besondern Geschäfte nicht aufgehalten, vielmehr beschleunigt. Als sie ziemlich damit zu Stande waren, sagte Lothario zu Wilhelmen: ich muß Sie nun an einen Ort schicken, wo Sie nöthiger sind als hier: meine Schwester läßt Sie ersuchen, sobald als möglich zu ihr zu kommen; die arme Mignon scheint sich zu verzehren, und man glaubt, Ihre Gegenwart könnte vielleicht noch dem Uebel Einhalt thun. Meine Schwester schickte mir dieses Billet noch nach, woraus Sie sehen können, wie viel ihr daran gelegen ist. Lothario überreichte ihm ein Blättchen. Wilhelm, der schon in der größten Verlegenheit zugehört hatte, erkannte sogleich an diesen flüchtigen Bleistiftzügen die Hand der Gräfin, und wußte nicht, was er antworten sollte.

Nehmen Sie Felix mit, sagte Lothario, damit die Kinder sich unter einander aufheitern. Sie müßten morgen früh bei Zeiten weg; der Wagen meiner Schwester, in welchem meine Leute hergefahren sind, ist noch

hier, ich gebe Ihnen Pferde bis auf halben Weg, dann nehmen Sie Post. Leben Sie recht wohl, und richten viele Grüße von mir aus. Sagen Sie dabei meiner Schwester, ich werde sie bald wieder sehen, und sie soll sich überhaupt auf einige Gäste vorbereiten. Der Freund unseres Großoheims, der Marchese Cipriani, ist auf dem Wege, hierher zu kommen; er hoffte, den alten Mann noch am Leben anzutreffen, und sie wollten sich zusammen an der Erinnerung früherer Verhältnisse ergötzen, und sich ihrer gemeinsamen Kunstliebhabereyen erfreuen. Der Marchese war viel jünger als mein Oheim, und verdankte ihm den besten Theil seiner Bildung; wir müssen alles aufbieten, um einigermaßen die Lücke auszufüllen, die er finden wird, und das wird am besten durch eine größere Gesellschaft geschehen.

Lotario ging darauf mit dem Abbe in sein Zimmer. Jarno war vorher weggeritten; Wilhelm eilte auf seine Stube; er hatte niemand, dem er sich vertrauen, niemand, durch den er einen Schritt, vor dem er sich so sehr fürchtete, hätte abwenden können. Der kleine Diener kam, und ersuchte ihn, einzupacken, weil sie noch diese Nacht aufbinden wollten, um mit Anbruch des Tages wegzufahren. Wilhelm wußte nicht, was er thun sollte; endlich rief er aus: du willst mir machen, daß du aus diesem Hause kommst; unterweges überlegst du, was zu thun ist, und bleibst allenfalls auf der Hälfte des Weges liegen, schickst einen Boten zurück,

schreibst, was du dir nicht zu sagen getraust, und dann mag werden was will. Ungeachtet dieses Entschlusses brachte er eine schlaflose Nacht zu; nur ein Blick auf den so schön ruhenden Felix gab ihm einige Erquickung. O! rief er aus, wer weiß, was noch für Prüfungen auf mich warten, wer weiß, wie sehr mich begangene Fehler noch quälen, wie oft mir gute und vernünftige Plane für die Zukunft mißlingen sollen; aber diesen Schatz, den ich einmal besitze, erhalte mir, du erbittliches, oder unerbittliches Schicksal! Wäre es möglich, daß dieser beste Theil von mir selbst vor mir zerstört, daß dieses Herz von meinem Herzen gerissen werden könnte, so lebe wohl, Verstand und Vernunft, lebe wohl, jede Sorgfalt und Vorsicht, verschwinde, du Trieb zur Erhaltung! Alles, was uns vom Thiere unterscheidet, verliere sich! und wenn es nicht erlaubt ist, seine traurigen Tage freiwillig zu endigen, so hebe ein frühzeitiger Wahnsinn das Bewußtseyn auf, ehe der Tod, der es auf immer zerstört, die lange Nacht herbeiführt!

Er faßte den Knaben in seine Arme, küßte ihn, drückte ihn an sich und benetzte ihn mit reichlichen Thränen. Das Kind wachte auf; sein helles Auge, sein freundlicher Blick rührten den Vater auf's innigste. Welche Scene steht mir bevor, rief er aus, wenn ich dich der schönen unglücklichen Gräfin vorstellen soll, wenn sie dich an ihren Busen drückt, den dein Vater so tief verletzt hat! Muß ich nicht fürchten, sie stößt dich

wieder von sich mit einem Schrei, sobald deine Berührung ihren wahren oder eingebildeten Schmerz erneuert!

Der Kutscher ließ ihm nicht Zeit, weiter zu denken oder zu wählen, er nöthigte ihn vor Tage in den Wagen; nun wickelte er seinen Felix wohl ein, der Morgen war kalt aber heiter, das Kind sah zum erstenmal in seinem Leben die Sonne aufgehn. Sein Erstaunen über den ersten feurigen Blick, über die wachsende Gewalt des Lichts, seine Freude und seine wunderlichen Bemerkungen erfreuten den Vater, und ließen ihn einen Blick in das Herz thun, vor welchem die Sonne wie über einem reinen stillen See empor steigt und schwebt.

In einer kleinen Stadt spannte der Kutscher aus und ritt zurück. Wilhelm nahm sogleich ein Zimmer in Besitz, und fragte sich nun, ob er bleiben oder vorwärts gehen solle? In dieser Unentschlossenheit wagte er das Blättchen wieder hervorzunehmen, das er bisher nochmals anzusehen sich nicht getraut hatte, es enthielt folgende Worte: Schicke mir deinen jungen Freund ja bald; Mignon hat sich diese beiden letzten Tage sehr verschlimmert. So traurig diese Gelegenheit ist, so soll mich's doch freuen, ihn kennen zu lernen.

Die letzten Worte hatte Wilhelm beim ersten Blick nicht bemerkt. Er erschrack darüber, und war sogleich entschieden, daß er nicht gehen wollte. Wie? rief er aus, Lotharie, der das Verhältniß weiß, hat ihr nicht eröffnet, wer ich bin? Sie erwartet nicht mit gesetzem

Gemüth einen Bekannten, den sie lieber nicht wieder sähe, sie erwartet einen Fremden, und ich trete hinein! Ich sehe sie zurückschaudern, ich sehe sie erröthen! Nein, es ist mir unmöglich, dieser Scene entgegen zu gehen. So eben wurden die Pferde herausgeführt und eingespannt; Wilhelm war entschlossen abzupacken und hier zu bleiben. Er war in der größten Bewegung. Als er ein Mädchen zur Treppe herauf kommen hörte, die ihm anzeigen wollte, daß alles fertig sey, sann er geschwind auf eine Ursache, die ihn hier zu bleiben nöthigte, und seine Augen ruhten ohne Aufmerksamkeit auf dem Billet, das er in der Hand hielt. Um Gottes Willen! rief er aus, was ist das? das ist nicht die Hand der Gräfin, es ist die Hand der Amazone!

Das Mädchen trat herein, bat ihn herunter zu kommen, und führte Felix mit sich fort. Ist es möglich? rief er aus, ist es wahr? was soll ich thun? bleiben und abwarten und aufklären? oder eilen? eilen und mich einer Entwicklung entgegenstürzen? Du bist auf dem Wege zu ihr, und kannst zaudern? Diesen Abend sollst du sie sehen, und willst dich freiwillig in's Gefängniß einsperren! Es ist ihre Hand, ja sie ist's! diese Hand beruft dich, [illegible] Wagen ist angespannt, dich zu ihr zu führen, nun löst sich das Räthsel: Lotario hat zwey Schwestern. Er weiß mein Verhältniß zu der einen; wie viel ich der andern schuldig bin, ist ihm unbekannt. Auch sie weiß nicht, daß der verwundete Vagabund,

der ihr, wo nicht sein Leben, doch seine Gesundheit verdankt, in dem Hause ihres Bruders so unverdient gütig aufgenommen worden ist.

Felix, der sich unten im Wagen schaukelte, rief: Vater, komm! o komm, sieh die schönen Wolken, die schönen Farben! Ja, ich komme, rief Wilhelm, indem er die Treppe hinunter sprang, und alle Erscheinungen des Himmels, die du gutes Kind noch sehr bewunderst, sind nichts gegen den Anblick, den ich erwarte.

Im Wagen sitzend rief er nun alle Verhältnisse in sein Gedächtniß zurück. So ist also auch diese Natalie die Freundin Theresens! welch' eine Entdeckung, welche Hoffnung und welche Aussichten! Wie seltsam, daß die Furcht, von der einen Schwester reden zu hören, mir das Daseyn der andern ganz und gar verbergen konnte! Mit welcher Freude sah er seinen Felix an; er hoffte für den Knaben wie für sich die beste Aufnahme.

Der Abend kam heran, die Sonne war untergegangen, der Weg nicht der beste, der Postillon fuhr langsam, Felix war eingeschlafen, und neue Sorgen und Zweifel stiegen in dem Busen unsers Freundes auf. Von welchem Wahn, von welchen Einfällen wirst du beherrscht! sagte er zu sich selbst: eine ungewisse Aehnlichkeit der Handschrift macht dich auf einmal sicher, und gibt dir Gelegenheit, das wunderbarste Mährchen auszudenken. Er nahm das Billet wieder vor, und bei dem abgehenden Tageslicht glaubte er wieder, die Hand-

schrift der Gräfin zu erkennen; seine Augen wollten im Einzelnen nicht wieder finden, was ihm sein Herz im Ganzen auf einmal gesagt hatte. — So ziehen dich denn doch diese Pferde zu einer schrecklichen Scene! wer weiß ob sie dich nicht in wenig Stunden schon wieder zurück führen werden? Und wenn du sie nur noch allein anträfest! aber vielleicht ist ihr Gemahl gegenwärtig, vielleicht die Baronesse! Wie verändert werde ich sie finden! Werde ich vor ihr auf den Füßen stehen können?

Nur eine schwache Hoffnung, daß er seiner Amazone entgegen gehe, konnte manchmal durch die trüben Vorstellungen durchblicken. Es war Nacht geworden, der Wagen rasselte in einen Hof hinein, und hielt still; ein Bedienter, mit einer Wachsfackel, trat aus einem prächtigen Portal hervor, und kam die breiten Stufen hinunter, bis an den Wagen. Sie werden schon lange erwartet, sagte er, indem er das Leder aufschlug. Wilhelm, nachdem er ausgestiegen war, nahm den schlafenden Felix auf den Arm, und der erste Bediente rief einem zweyten, der mit einem Lichte in der Thür stand: Führe den Herrn gleich zur Baronesse.

Blitzschnell fuhr Wilhelmen durch die Seele: welch ein Glück! es sey vorsätzlich oder zufällig, die Baronesse ist hier! ich soll sie zuerst sehen! wahrscheinlich schläft die Gräfin schon! Ihr guten Geister, helft, daß der Augenblick der größten Verlegenheit leidlich vorübergehe!

Er trat in das Haus, und fand sich an dem ernst-

hafteſten, ſeinem Gefühle nach, dem heiligſten Orte, den er je betreten hatte. Eine herabhängende blendende Laterne erleuchtete eine breite ſanfte Treppe, die ihm entgegenſtand, und ſich oben beim Umwenden in zwey Theile theilte. Marmorne Statuen und Büſten ſtanden auf Piedeſtalen und in Niſchen geordnet; einige ſchienen ihm bekannt. Jugendeindrücke verlöſchen nicht auch in ihren kleinſten Theilen. Er erkannte eine Muſe, die ſeinem Großvater gehört hatte, zwar nicht an ihrer Geſtalt und an ihrem Werth, doch an einem reſtaurirten Arme und an den neueingeſetzten Stücken des Gewandes. Es war, als wenn er ein Mährchen erlebte. Das Kind ward ihm ſchwer; er zauderte auf den Stufen, und kniete nieder, als ob er es bequemer faſſen wollte. Eigentlich aber bedurfte er einer augenblicklichen Erholung. Er konnte kaum ſich wieder aufheben. Der vorleuchtende Bediente wollte ihm das Kind abnehmen, er konnte es nicht von ſich laſſen. Darauf trat er in den Vorſaal, und zu ſeinem noch größern Erſtaunen erblickte er das wohlbekannte Bild vom kranken Königsſohn an der Wand. Er hatte kaum Zeit einen Blick darauf zu werfen, der Bediente nöthigte ihn durch ein Paar Zimmer in ein Cabinet. Dort, hinter einem Lichtſchirme, der ſie beſchattete, ſaß ein Frauenzimmer und las. O daß ſie es wäre! ſagte er zu ſich ſelbſt in dieſem entſcheidenden Augenblick. Er ſetzte das Kind nieder, das aufzuwachen ſchien, und dachte ſich der Dame zu nähern.

aber das Kind ſank ſchlaftrunken zuſammen, das Frauenzimmer ſtand auf und kam ihm entgegen. Die Amazone war's! er konnte ſich nicht halten, ſtürzte auf ſeine Knie, und rief aus: ſie iſt's! er faßte ihre Hand, und küßte ſie mit unendlichem Entzücken. Das Kind lag zwiſchen ihnen beiden auf dem Teppich und ſchlief ſanft.

Felix ward auf das Canape gebracht, Natalie ſetzte ſich zu ihm, ſie hieß Wilhelmen auf den Seſſel ſitzen, der zunächſt dabei ſtand. Sie bot ihm einige Erfriſchungen an, die er ausſchlug, indem er nur beſchäftigt war, ſich zu verſichern, daß ſie es ſey, und ihre, durch den Lichtſchirm beſchatteten Züge genau wieder zu ſehen, und ſicher wieder zu erkennen. Sie erzählte ihm von Mignons Krankheit im allgemeinen, daß das Kind von wenigen tiefen Empfindungen nach und nach aufgezehrt werde, daß es bei ſeiner großen Reizbarkeit, die es verberge, von einem Krampf an ſeinem armen Herzen oft heftig und gefährlich leide, daß dieſes erſte Organ des Lebens bei unvermutheten Gemüthsbewegungen, manchmal plötzlich ſtille ſtehe, und keine Spur der heilſamen Lebensregung in dem Buſen des guten Kindes gefühlt werden könne. Sey dieſer ängſtliche Krampf vorbei, ſo äußere ſich die Kraft der Natur wieder in gewaltſamen Pulſen, und ängſtige das Kind nunmehr durch Uebermaß, wie es vorher durch Mangel gelitten habe.

Wilhelm erinnerte ſich einer ſolchen krampfhaften Scene, und Natalie bezog ſich auf den Arzt, der weiter

mit ihm über die Sache sprechen, und die Ursache, warum man den Freund und Wohlthäter des Kindes gegenwärtig herbeigerufen, umständlicher vorlegen würde. Eine sonderbare Veränderung, fuhr Natalie fort, werden Sie an ihr finden; sie geht nunmehr in Frauenkleidern, vor denen sie sonst einen so großen Abscheu zu haben schien.

Wie haben Sie das erreicht? fragte Wilhelm.

Wenn es wünschenswerth war, so sind wir es nur dem Zufall schuldig. Hören Sie, wie es zugegangen ist. Sie wissen vielleicht, daß ich immer eine Anzahl junger Mädchen um mich habe, deren Gesinnungen ich, indem sie neben mir aufwachsen, zum Guten und Rechten zu bilden wünsche. Aus meinem Munde hören sie nichts, als was ich selber für wahr halte, doch kann ich und will ich nicht hindern, daß sie nicht auch von andern manches vernehmen, was als Irrthum, als Vorurtheil in der Welt gäng und gäbe ist. Fragen sie mich darüber, so suche ich, so viel nur möglich ist, jene fremden ungehörigen Begriffe irgendwo an einen richtigen anzuknüpfen, um sie dadurch, wo nicht nützlich, doch unschädlich zu machen. Schon seit einiger Zeit hatten meine Mädchen, aus dem Munde der Bauerkinder, gar manches von Engeln, vom Knechte Ruprecht, vom heiligen Christe vernommen, die zu gewissen Zeiten in Person erscheinen, gute Kinder beschenken und unartige bestrafen sollten. Sie hatten eine

Vermuthung, daß es verkleidete Perſonen ſeyn müßten, worin ich ſie denn auch beſtärkte, und, ohne mich viel auf Deutungen einzulaſſen, mir vornahm, ihnen bei der erſten Gelegenheit ein ſolches Schauſpiel zu geben. Es fand ſich eben, daß der Geburtstag von Zwillingsſchweſtern, die ſich immer ſehr gut betragen hatten, nahe war; ich verſprach, daß ihnen dießmal ein Engel die kleinen Geſchenke bringen ſollte, die ſie ſo wohl verdient hätten. Sie waren äußerſt geſpannt auf dieſe Erſcheinung. Ich hatte mir Mignon zu dieſer Rolle ausgeſucht, und ſie ward an dem beſtimmten Tage in ein langes, leichtes, weißes Gewand anſtändig gekleidet. Es fehlte nicht an einem goldenen Gürtel um die Bruſt und an einem gleichen Diadem in den Haaren. Anfangs wollte ich die Flügel weglaſſen, doch beſtanden die Frauenzimmer, die ſie anputzten, auf ein Paar großer goldner Schwingen, an denen ſie recht ihre Kunſt zeigen wollten. So trat, mit einer Lilie in der einen Hand und mit einem Körbchen in der andern, die wunderſame Erſcheinung in die Mitte der Mädchen, und überraſchte mich ſelbſt. Da kommt der Engel! ſagte ich. Die Kinder traten alle wie zurück; endlich riefen ſie aus: es iſt Mignon! und getrauten ſich doch nicht, dem wunderſamen Bilde näher zu treten.

Hier ſind eure Gaben, ſagte ſie, und reichte das Körbchen hin. Man verſammelte ſich um ſie, man betrachtete, man befühlte, man befragte ſie.

Bist du ein Engel? fragte das eine Kind.

Ich wollte, ich wär' es, versetzte Mignon.

Warum trägst du eine Lilie?

So rein und offen sollte mein Herz sein, dann wär' ich glücklich.

Wie ist's mit den Flügeln? Laß sie sehen!

Sie stellen schönere vor, die noch nicht entfaltet sind.

Und so antwortete sie bedeutend auf jede unschuldige, leichte Frage. Als die Neugierde der kleinen Gesellschaft befriedigt war, und der Eindruck dieser Erscheinung stumpf zu werden anfing, wollte man sie wieder auskleiden. Sie verwehrte es, nahm ihre Cither, setzte sich hier auf diesen hohen Schreibtisch hinauf, und sang ein Lied mit unglaublicher Anmuth.

So laßt mich scheinen, bis ich werde,
Zieht mir das weiße Kleid nicht aus!
Ich eile von der schönen Erde
Hinab in jenes feste Haus.

Dort ruh' ich eine kleine Stunde,
Dann öffnet sich der ernste Mund.
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlischen Gestalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Sinnen, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar leb' ich ohne Zeit und Mühe
Doch fühl' ich tiefen Schmerz gemischt:
Der Kummer altert' ich zu frühe;
Macht mich auf ewig wieder jung,

Ich entſchloß mich ſogleich, fuhr Natalie fort, ihr das Kleid zu laſſen, und ihr noch einige der Art anzuſchaffen, in denen ſie nun auch geht, und in denen, wie es mir ſcheint, ihr Weſen einen ganz andern Ausdruck hat.

Da es ſchon ſpät war, entließ Natalie den Ankömmling, der nicht ohne einige Bangigkeit ſich von ihr trennte. Iſt ſie verheirathet oder nicht? dachte er bei ſich ſelbſt. Er hatte gefürchtet, ſo oft ſich etwas regte, eine Thür möchte ſich aufthun, und der Gemahl hereintreten. Der Bediente, der ihn in ſein Zimmer einließ, entfernte ſich ſchneller, als er Muth gefaßt hatte, nach dieſem Verhältniß zu fragen. Die Unruhe hielt ihn noch eine Zeit lang wach, und er beſchäftigte ſich, das Bild der Amazone mit dem Bilde ſeiner neuen gegenwärtigen Freundin zu vergleichen. Sie wollten noch nicht mit einander zuſammenfließen; jenes hatte er ſich gleichſam geſchaffen, und dieſes ſchien faſt ihn umſchaffen zu wollen.

Drittes Capitel.

Den andern Morgen, da noch alles ſtill und ruhig war, ging er, ſich im Hauſe umzuſehen. Es war die reinſte, ſchönſte, würdigſte Baukunſt, die er geſehen hatte. Iſt doch wahre Kunſt, rief er aus, wie gute Geſellſchaft: ſie nöthigt uns auf die angenehmſte Weiſe, das Maß zu erkennen, nach dem und zu dem unſer Inneres gebildet iſt. Unglaublich angenehm war der Eindruck, den die Statuen und Büſten ſeines Großvaters auf ihn machten. Mit Verlangen eilte er dem Bilde vom kranken Königsſohn entgegen, und noch immer fand er es reizend und rührend. Der Bediente öffnete ihm verſchiedene andere Zimmer; er fand eine Bibliothek, eine Naturalienſammlung, ein phyſikaliſches Cabinet. Er fühlte ſich ſo fremd vor allen dieſen Gegenſtänden. Felix war indeſſen erwacht und ihm nachgeſprungen; der Gedanke, wie und wann er Thereſens Brief erhalten werde, machte ihm Sorge; er fürchtete ſich vor dem Anblick Mignons, gewiſſermaßen vor dem Anblick Nataliens. Wie ungleich war ſein gegenwärtiger Zuſtand mit jenen Augenblicken, als er den Brief an Thereſen ge-

geſiegelt hatte, und mit frohem Muth ſich ganz einem ſo edlen Weſen hingab.

Natalie ließ ihn zum Frühſtück einladen. Er trat in ein Zimmer, in welchem verſchiedene reinlich gekleidete Mädchen, alle, wie es ſchien, unter zehn Jahren, einen Tiſch zurechte machten, indem eine ähnliche Perſon verſchiedene Arten von Getränken hereinbrachte.

Wilhelm beſchaute ein Bild, das über dem Canape hing, mit Aufmerkſamkeit, er mußte es für das Bild Nataliens erkennen, ſo wenig es ihm genug thun wollte. Natalie trat herein, und die Aehnlichkeit ſchien ganz zu verſchwinden. Zu ſeinem Troſte hatte es ein Ordenskreuz an der Bruſt, und er ſah ein gleiches an der Bruſt Nataliens.

Ich habe das Portrait hier angeſehen, ſagte er zu ihr, und mich verwundert, wie ein Mahler zugleich ſo wahr und ſo falſch ſeyn kann. Das Bild gleicht Ihnen, im allgemeinen, recht ſehr gut, und doch ſind es weder Ihre Züge noch ihr Charakter.

Es iſt vielmehr zu verwundern, verſetzte Natalie, daß es ſo viel Aehnlichkeit hat; denn es iſt gar mein Bild nicht; es iſt das Bild einer Tante, die mir noch in ihrem Alter glich, da ich erſt ein Kind war. Es iſt gemahlt, als ſie ungefähr meine Jahre hatte, und bei'm erſten Anblick glaubt jederman mich zu ſehen. Sie hätten dieſe treffliche Perſon kennen ſollen. Ich bin ihr ſo viel ſchuldig. Eine ſehr ſchwache Geſundheit,

vielleicht zu viel Beschäftigung mit sich selbst, und dabei eine sittliche und religiöse Aengstlichkeit ließen sie das der Welt nicht seyn, was sie unter andern Umständen hätte werden können. Sie war ein Licht, das nur wenigen Freunden und mir besonders leuchtete.

Wäre es möglich, versetzte Wilhelm, der sich einen Augenblick besonnen hatte, indem nun auf einmal so vielerlei Umstände ihm zusammentreffend erschienen, wäre es möglich, daß jene schöne herrliche Seele, deren stille Bekenntnisse auch mir mitgetheilt worden sind, Ihre Tante sey?

Sie haben das Heft gelesen? fragte Natalie.

Ja! versetzte Wilhelm, mit der größten Theilnahme und nicht ohne Wirkung auf mein ganzes Leben. Was mir am meisten aus dieser Schrift entgegen leuchtete, war, ich möchte so sagen, die Reinlichkeit des Daseyns, nicht allein ihrer selbst, sondern auch alles dessen, was sie umgab, diese Selbstständigkeit ihrer Natur und die Unmöglichkeit, etwas in sich aufzunehmen, was mit der edlen liebevollen Stimmung nicht harmonisch war.

So sind Sie, versetzte Natalie, billiger, ja ich darf wohl sagen, gerechter gegen diese schöne Natur, als manche anderen, denen man auch dieses Manuscript mitgetheilt hat. Jeder gebildete Mensch weiß, wie sehr er an sich und andern mit einer gewissen Rohheit zu kämpfen hat, wie viel ihn seine Bildung kostet, und wie sehr er doch in gewissen Fällen nur an sich selbst denkt,

und vergißt, was er andern ſchuldig iſt. Wie oft macht der gute Menſch ſich Vorwürfe, daß er nicht zart genug gehandelt habe; und doch, wenn nun eine ſchöne Natur ſich allzu zart, ſich allzu gewiſſenhaft bildet, ja, wenn man will, ſich überbildet, für dieſe ſcheint keine Duldung, keine Nachſicht in der Welt zu ſeyn. Dennoch ſind die Menſchen dieſer Art außer uns, was die Ideale im Innern ſind, Vorbilder, nicht zum Nachahmen, ſondern zum Nachſtreben. Man lacht über die Reinlichkeit der Holländerinnen, aber wäre Freundin Thereſe was ſie iſt, wenn ihr nicht eine ähnliche Idee in ihrem Hausweſen immer vorſchwebte?

So finde ich alſo, rief Wilhelm aus, in Thereſens Freundin jene Natalie vor mir, an welcher das Herz jener köſtlichen Verwandten hing, jene Natalie, die von Jugend an ſo theilnehmend, ſo liebevoll und hülfreich war! Nur aus einem ſolchen Geſchlecht konnte eine ſolche Natur entſtehen! Welch' eine Ausſicht eröffnet ſich vor mir, da ich auf einmal Ihre Voreltern und den ganzen Kreis, dem Sie angehören, überſchaue.

Ja! verſetzte Natalie, Sie könnten in einem gewiſſen Sinne nicht beſſer von uns unterrichtet ſeyn, als durch den Aufſatz unſerer Tante; freilich hat ihre Neigung zu mir ſie zu viel Gutes von dem Kinde ſagen laſſen. Wenn man von einem Kinde redet, ſpricht man niemals den Gegenſtand, immer nur ſeine Hoffnungen aus.

Wilhelm hatte indeſſen ſchnell überdacht, daß er nun auch von Lothario's Herkunft und früher Jugend unterrichtet ſey; die ſchöne Gräfin erſchien ihm als Kind mit den Perlen ihrer Tante um den Hals; auch er war dieſen Perlen ſo nahe geweſen, als ihre zarten liebevollen Lippen ſich zu den ſeinigen herunter neigten; er ſuchte dieſe ſchönen Erinnerungen durch andere Gedanken zu entfernen. Er lief die Bekanntſchaften durch, die ihm jene Schrift verſchafft hatte. So bin ich denn, rief er aus, in dem Hauſe des würdigen Oheims! Es iſt kein Haus, es iſt ein Tempel, und Sie ſind die würdige Prieſterin, ja der Genius ſelbſt; ich werde mich des Eindrucks von geſtern Abend zeitlebens erinnern, als ich hereintrat, und die alten Kunſtbilder der frühſten Jugend wieder vor mir ſtanden. Ich erinnerte mich der mitleidigen Marmorbilder in Mignons Lied; aber dieſe Bilder hatten über mich nicht zu trauern, ſie ſahen mich mit hohem Ernſt an, und ſchloſſen meine frühſte Zeit unmittelbar an dieſen Augenblick. Dieſen unſern alten Familienſchatz, dieſe Lebensfreude meines Großvaters, finde ich hier, zwiſchen ſo vielen andern würdigen Kunſtwerken aufgeſtellt, und mich, den die Natur zum Liebling dieſes guten alten Mannes gemacht hatte, mich Unwürdigen, finde ich nun auch hier, o Gott! in welchen Verbindungen, in welcher Geſellſchaft!

Die weibliche Jugend hatte nach und nach das Zimmer verlaſſen um ihren kleinen Beſchäftigungen nachzu-

gehn. Wilhelm, der mit Natalien allein geblieben war, mußte ihr seine letzten Worte deutlicher erklären. Die Entdeckung, daß ein schätzbarer Theil der aufgestellten Kunstwerke seinem Großvater angehört hatte, gab eine sehr heitere gesellige Stimmung. So wie er durch jenes Manuscript mit dem Hause bekannt worden war, so fand er sich nun auch gleichsam in seinem Erbtheile wieder. Nun wünschte er Mignon zu sehen; die Freundin bat ihn, sich noch so lange zu gedulden, bis der Arzt, der in die Nachbarschaft gerufen worden, wieder zurück käme. Man kann leicht denken, daß es derselbe kleine thätige Mann war, den wir schon kennen, und dessen auch die Bekenntnisse einer schönen Seele erwähnten.

Da ich mich, fuhr Wilhelm fort, mitten in jenem Familienkreis befinde, so ist ja wohl der Abbé, dessen jene Schrift erwähnt, auch der wunderbare, unerklärliche Mann, den ich in dem Hause Ihres Bruders, nach den seltsamsten Ereignissen, wiedergefunden habe? Vielleicht geben Sie mir einige nähere Aufschlüsse über ihn?

Natalie versetzte: über ihn wäre vieles zu sagen; wovon ich am genauesten unterrichtet bin, ist der Einfluß, den er auf unsere Erziehung gehabt hat. Er war, wenigstens eine Zeit lang, überzeugt, daß die Erziehung sich nur an die Neigung anschließen müsse; wie er jetzt denkt, kann ich nicht sagen. Er behauptete: das erste und letzte am Menschen sey Thätigkeit, und man

konne nichts thun, ohne die Anlage dazu zu haben, ohne den Instinct, der uns dazu treibe. Man gibt zu, pflegte er zu sagen, daß Poeten geboren werden, man gibt es bei allen Künsten zu, weil man muß, und weil jene Wirkungen der menschlichen Natur kaum scheinbar nachgeäfft werden können; aber wenn man es genau betrachtet, so wird jede auch nur die geringste Fähigkeit uns angeboren, und es gibt keine unbestimmte Fähigkeit. Nur unsere zweydeutige, zerstreute Erziehung macht die Menschen ungewiß; sie erregt Wünsche statt Triebe zu beleben, und anstatt den wirklichen Anlagen aufzuhelfen, richtet sie das Streben nach Gegenständen, die so oft mit der Natur, die sich nach ihnen bemüht, nicht übereinstimmen. Ein Kind, ein junger Mensch, die auf ihrem eigenen Wege irre gehen, sind mir lieber als manche, die auf fremdem Wege recht wandeln. Finden jene, entweder durch sich selbst, oder durch Anleitung, den rechten Weg, das ist den, der ihrer Natur gemäß ist, so werden sie ihn nie verlassen, anstatt daß diese jeden Augenblick in Gefahr sind, ein fremdes Joch abzuschütteln, und sich einer unbedingten Freiheit zu übergeben.

Es ist sonderbar, sagte Wilhelm, daß dieser merkwürdige Mann auch an mir Theil genommen, und mich, wie es scheint, nach seiner Weise, wo nicht geleitet, doch wenigstens eine Zeit lang in meinen Irrthümern gestärkt hat. Wie er es künftig verantworten will, daß

er, in Verbindung mit mehreren, mich gleichſam zum beſten hatte, muß ich wohl mit Geduld erwarten.

Ich habe mich nicht über dieſe Grille, wenn ſie eine iſt, zu beklagen, ſagte Natalie: denn ich bin freilich unter meinen Geſchwiſtern am beſten dabei gefahren. Auch ſeh' ich nicht, wie mein Bruder Lothario hätte ſchöner ausgebildet werden können; nur hätte vielleicht meine gute Schweſter, die Gräfin, anders behandelt werden ſollen, vielleicht hätte man ihrer Natur etwas mehr Ernſt und Stärke einflößen können. Was aus Bruder Friedrich werden ſoll, läßt ſich gar nicht denken; ich fürchte, er wird das Opfer dieſer pädagogiſchen Verſuche werden.

Sie haben noch einen Bruder? rief Wilhelm.

Ja! verſetzte Natalie, und zwar eine ſehr luſtige, leichtfertige Natur, und da man ihn nicht abgehalten hatte, in der Welt herumzufahren, ſo weiß ich nicht, was aus dieſem loſen, lockern Weſen werden ſoll. Ich habe ihn ſeit langer Zeit nicht geſehen. Das einzige beruhigt mich, daß der Abbé, und überhaupt die Geſellſchaft meines Bruders, jederzeit unterrichtet ſind, wo er ſich aufhält und was er treibt.

Wilhelm war eben im Begriff Nataliens Gedanken ſowohl über dieſe Paradoxen zu erforſchen, als auch über die geheimnißvolle Geſellſchaft von ihr Aufſchlüſſe zu begehren, als der Medicus hereintrat, und nach dem

ersten Willkommen sogleich von Mignons Zustande zu sprechen anfing.

Natalie, die darauf den Felix bei der Hand nahm, sagte, sie wolle ihn zu Mignon führen, und das Kind auf die Erscheinung seines Freundes vorbereiten.

Der Arzt war nunmehr mit Wilhelm allein, und fuhr fort: Ich habe Ihnen wunderbare Dinge zu erzählen, die Sie kaum vermuthen. Natalie läßt uns Raum, damit wir freier von Dingen sprechen können, die, ob ich sie gleich nur durch sie selbst erfahren konnte, doch in ihrer Gegenwart so frei nicht abgehandelt werden dürften. Die sonderbare Natur des guten Kindes, von dem jetzt die Rede ist, besteht beinah nur aus einer tiefen Sehnsucht; das Verlangen, ihr Vaterland wieder zu sehen, und das Verlangen nach Ihnen, mein Freund, ist, möchte ich fast sagen, das einzige irdische an ihr; beides greift nur in eine unendliche Ferne, beide Gegenstände liegen unerreichbar vor diesem einzigen Gemüth. Sie mag in der Gegend von Mailand zu Hause seyn, und ist in sehr früher Jugend durch eine Gesellschaft Seiltänzer ihren Eltern entführt worden. Näheres kann man von ihr nicht erfahren, theils weil sie zu jung war, um Ort und Namen genau angeben zu können, besonders aber, weil sie einen Schwur gethan hat, keinem lebendigen Menschen ihre Wohnung und Herkunft näher zu bezeichnen. Denn eben jene Leute, die sie in der Irre fanden, und denen sie ihre Wohnung so genau beschrieb,

mit ſo dringenden Bitten ſie nach Hauſe zu führen, nahmen ſie nur deſto eiliger mit ſich fort, und ſcherzten Nachts in der Herberge, da ſie glaubten, das Kind ſchlafe ſchon, über den guten Fang, und betheuerten, daß es den Weg zurück nicht wieder finden ſollte. Da überfiel das arme Geſchöpf eine gräßliche Verzweiflung, in der ihm zuletzt die Mutter Gottes erſchien, und es verſicherte, daß ſie ſich ſeiner annehmen wolle. Es ſchwur darauf bei ſich ſelbſt einen heiligen Eid, daß ſie künftig niemand mehr vertrauen, niemand ihre Geſchichte erzählen und in der Hoffnung einer unmittelbaren göttlichen Hülfe leben und ſterben wolle. Selbſt dieſes, was ich Ihnen hier erzähle, hat ſie Natalien nicht ausdrücklich vertraut; unſere werthe Freundin hat es aus einzelnen Aeußerungen, aus Liedern und kindlichen Unbeſonnenheiten, die gerade das verrathen, was ſie verſchweigen wollen, zuſammengereiht.

Wilhelm konnte ſich nunmehr manches Lied, manches Wort dieſes guten Kindes erklären. Er bat ſeinen Freund auf's dringendſte, ihm ja nichts vorzuenthalten, was ihm von den ſonderbaren Geſängen und Bekenntniſſen des einzigen Weſens bekannt worden ſey.

O! ſagte der Arzt, bereiten Sie ſich auf ein ſonderbares Bekenntniß, auf eine Geſchichte, an der Sie, ohne ſich zu erinnern, viel Antheil haben, die, wie ich fürchte, für Tod und Leben dieſes guten Geſchöpfs entſcheidend iſt.

Laſſen Sie mich hören, verſetzte Wilhelm, ich bin äußerſt ungeduldig.

Erinnern Sie ſich, ſagte der Arzt, eines geheimen, nächtlichen, weiblichen Beſuchs nach der Aufführung des Hamlets?

Ja, ich erinnere mich deſſen wohl! rief Wilhelm beſchämt, aber ich glaubte nicht in dieſem Augenblicke daran erinnert zu werden.

Wiſſen Sie, wer es war?

Nein! Sie erſchrecken mich! um's Himmels willen, doch nicht Mignon? wer war's, ſagen Sie mir's!

Ich weiß es ſelbſt nicht.

Alſo nicht Mignon?

Nein, gewiß nicht! aber Mignon war im Begriff, ſich zu Ihnen zu ſchleichen, und mußte aus einem Winkel mit Entſetzen ſehen, daß eine Nebenbuhlerin ihr zuvorkam.

Eine Nebenbuhlerin! rief Wilhelm aus, reden Sie weiter, Sie verwirren mich ganz und gar.

Seyn Sie froh, ſagte der Arzt, daß Sie dieſe Reſultate ſo ſchnell von mir erfahren können. Natalie und ich, die wir doch nur einen entferntern Antheil nehmen, wir waren genug geaängſtet, bis wir den verworrenen Zuſtand dieſes guten Weſens, dem wir zu helfen wünſchten, nur ſo deutlich einſehen konnten. Durch leichtſinnige Reden Philinens und der andern Mädchen, durch ein gewiſſes Liedchen aufmerkſam gemacht, war ihr der

Gedanke ſo reizend geworden, eine Nacht bei dem Geliebten zuzubringen, ohne daß ſie dabei etwas weiter als eine vertrauliche, glückliche Ruhe zu denken wußte. Die Neigung für Sie, mein Freund, war in dem guten Herzen ſchon lebhaft und gewaltſam, in Ihren Armen hatte das gute Kind ſchon von manchem Schmerz ausgeruht, ſie wünſchte ſich nun dieſes Glück in ſeiner ganzen Fülle. Bald nahm ſie ſich vor, Sie freundlich darum zu bitten, bald hielt ſie ein heimlicher Schauder wieder davon zurück. Endlich gab ihr der luſtige Abend und die Stimmung des häufig genoſſenen Weins den Muth, das Wageſtück zu verſuchen, und ſich jene Nacht bei Ihnen einzuſchleichen. Schon war ſie vorausgelaufen, um ſich in der unverſchloſſenen Stube zu verbergen, allein als ſie eben die Treppe hinaufgekommen war, hörte ſie ein Geräuſch; ſie verbarg ſich, und ſah ein weißes, weibliches Weſen in Ihr Zimmer ſchleichen. Sie kamen ſelbſt bald darauf, und ſie hörte den großen Riegel zuſchieben.

Mignon empfand unerhörte Qual, alle die heftigen Empfindungen einer leidenſchaftlichen Eiferſucht miſchten ſich zu dem unerkannten Verlangen einer dunkeln Begierde, und griffen die halb entwickelte Natur gewaltſam an. Ihr Herz, das bisher vor Sehnſucht und Erwartung lebhaft geſchlagen hatte, fing auf einmal an zu ſtocken, und drückte wie eine bleyerne Laſt ihren Buſen, ſie konnte nicht zu Athem kommen, ſie wußte

ſich nicht zu helfen, ſie hörte die Harfe des Alten, eilte zu ihm unter das Dach, und brachte die Nacht zu ſeinen Füßen unter entſetzlichen Zuckungen hin.

Der Arzt hielt einen Augenblick inne, und da Wilhelm ſtille ſchwieg, fuhr er fort: Natalie hat mir verſichert, es habe ſie in ihrem Leben nichts ſo erſchreckt und angegriffen, als der Zuſtand des Kindes bei dieſer Erzählung; ja unſere edle Freundin machte ſich Vorwürfe, daß ſie durch ihre Fragen und Anleitungen dieſe Bekenntniſſe hervorgelockt, und durch die Erinnerung die lebhaften Schmerzen des guten Mädchens ſo grauſam erneuert habe.

Das gute Geſchöpf, ſo erzählte mir Natalie, war kaum auf dieſem Puncte ſeiner Erzählung, oder vielmehr ſeiner Antworten auf meine ſteigenden Fragen, als es auf einmal vor mir niederſtürzte, und, mit der Hand am Buſen, über den wiederkehrenden Schmerz jener ſchrecklichen Nacht ſich beklagte. Es wand ſich wie ein Wurm an der Erde, und ich mußte alle meine Faſſung zuſammen nehmen, um die Mittel, die mir für Geiſt und Körper unter dieſen Umſtänden bekannt waren, zu denken und anzuwenden.

Sie ſetzen mich in eine bängliche Lage, rief Wilhelm, indem Sie mich, eben im Augenblicke, da ich das liebe Geſchöpf wieder ſehen ſoll, mein vielfaches Unrecht gegen daſſelbe ſo lebhaft fühlen laſſen. Soll ich ſie ſehen, warum nehmen Sie mir den Muth, ihr mit Freiheit

entgegen zu treten? Und soll ich Ihnen gestehen: da ihr Gemüth so gestimmt ist, so seh' ich nicht ein, was meine Gegenwart helfen soll? Sind Sie als Arzt überzeugt, daß jene doppelte Sehnsucht ihre Natur so weit untergraben hat, daß sie sich vom Leben abzuscheiden droht, warum soll ich durch meine Gegenwart ihre Schmerzen erneuern, und vielleicht ihr Ende beschleunigen?

Mein Freund! versetzte der Arzt, wo wir nicht helfen können, sind wir doch schuldig zu lindern, und wie sehr die Gegenwart eines geliebten Gegenstandes der Einbildungskraft ihre zerstörende Gewalt nimmt, und die Sehnsucht in ein ruhiges Schauen verwandelt, davon habe ich die wichtigsten Beispiele. Alles mit Maß und Ziel! Denn eben so kann die Gegenwart eine verlöschende Leidenschaft wieder anfachen. Sehen Sie das gute Kind, betragen Sie sich freundlich, und lassen Sie uns abwarten, was daraus entsteht.

Natalie kam eben zurück, und verlangte, daß Wilhelm ihr zu Mignon folgen sollte. Sie scheint mit Felix ganz glücklich zu seyn, und wird den Freund, hoffe ich, gut empfangen. Wilhelm folgte nicht ohne einiges Widerstreben; er war tief gerührt von dem, was er vernommen hatte, und fürchtete eine leidenschaftliche Scene. Als er hereintrat, ergab sich gerade das Gegentheil.

Mignon im langen weißen Frauengewande, theils mit lockigen, theils aufgebundenen, reichen, braunen Haaren, saß, hatte Felix auf dem Schooße und drückte

ihn an ihr Herz; sie sah völlig aus wie ein abgeschiedner Geist, und der Knabe wie das Leben selbst; es schien, als wenn Himmel und Erde sich umarmten. Sie reichte Wilhelmen lächelnd die Hand, und sagte: ich danke dir, daß du mir das Kind wieder bringst; sie hatten ihn, Gott weiß wie, entführt, und ich konnte nicht leben zeither. So lange mein Herz auf der Erde noch etwas bedarf, soll dieser die Lücke ausfüllen.

Die Ruhe, womit Mignon ihren Freund empfangen hatte, versetzte die Gesellschaft in große Zufriedenheit. Der Arzt verlangte, daß Wilhelm sie öfters sehen, und daß man sie sowohl körperlich als geistig im Gleichgewicht erhalten sollte. Er selbst entfernte sich, und versprach in kurzer Zeit wieder zu kommen.

Wilhelm konnte nun Natalien in ihrem Kreise beobachten: man hätte sich nichts Besseres gewünscht, als neben ihr zu leben. Ihre Gegenwart hatte den reinsten Einfluß auf junge Mädchen und Frauenzimmer von verschiedenem Alter, die theils in ihrem Hause wohnten, theils aus der Nachbarschaft sie mehr oder weniger zu besuchen kamen.

Der Gang Ihres Lebens, sagte Wilhelm einmal zu ihr, ist wohl immer sehr gleich gewesen? denn die Schilderung, die Ihre Tante von Ihnen als Kind macht, scheint, wenn ich nicht irre, noch immer zu passen. Sie haben sich, man fühlt es Ihnen wohl an, nie ver-

wirrt. Sie waren nie genöthigt, einen Schritt zurück zu thun.

Das bin ich meinem Oheim und dem Abbé ſchuldig, verſetzte Natalie, die meine Eigenheiten ſo gut zu beurtheilen wußten. Ich erinnere mich von Jugend an kaum eines lebhaftern Eindrucks, als daß ich überall die Bedürfniſſe der Menſchen ſah, und ein unüberwindliches Verlangen empfand, ſie auszugleichen. Das Kind, das noch nicht auf ſeinen Füßen ſtehen konnte, der Alte, der ſich nicht mehr auf den ſeinigen erhielt, das Verlangen einer reichen Familie nach Kindern, die Unfähigkeit einer armen, die ihrigen zu erhalten, jedes ſtille Verlangen nach einem Gewerbe, den Trieb zu einem Talente, die Anlagen zu hundert kleinen nothwendigen Fähigkeiten, dieſe überall zu entdecken, ſchien mein Auge von der Natur beſtimmt. Ich ſah, worauf mich niemand aufmerkſam gemacht hatte; ich ſchien aber auch nur geboren, um das zu ſehen. Die Reize der lebloſen Natur, für die ſo viele Menſchen äußerſt empfänglich ſind, hatten keine Wirkung auf mich, beinah noch weniger die Reize der Kunſt; meine angenehmſte Empfindung war und iſt es noch, wenn ſich mir ein Mangel, ein Bedürfniß in der Welt darſtellte, ſogleich im Geiſte einen Erſatz, ein Mittel, eine Hülfe aufzufinden.

Sah ich einen Armen in Lumpen, ſo fielen mir die überflüſſigen Kleider ein, die ich in den Schränken der Meinigen hatte hängen ſehen; ſah ich Kinder, die ſich

ohne Sorgfalt und ohne Pflege verzehrten, so erinnerte ich mich dieser oder jener Frau, der ich bei dem Reichthum und Bequemlichkeit, Langeweile abgemerkt hatte; sah ich viele Menschen in einem engen Raume eingesperrt, so dachte ich, sie müßten in die großen Zimmer mancher Häuser und Paläste einquartirt werden. Diese Art zu sehen war bei mir ganz natürlich, ohne die mindeste Reflexion, so daß ich darüber als Kind das wunderlichste Zeug von der Welt machte, und mehr als einmal durch die sonderbarsten Anträge die Menschen in Verlegenheit setzte. Noch eine Eigenheit war es, daß ich das Geld nur mit Mühe, und spär, als ein Mittel die Bedürfnisse zu befriedigen ansehen konnte; alle meine Wohlthaten bestanden in Naturalien, und ich weiß, daß oft genug über mich gelacht worden ist. Nur der Abbe schien mich zu verstehen, er kam mir überall entgegen, er machte mich mit mir selbst, mit diesen Wünschen und Neigungen bekannt, und lehrte mich sie zweckmäßig befriedigen.

Haben Sie denn, fragte Wilhelm, bei der Erziehung Ihrer kleinen weiblichen Welt auch die Grundsätze jener sonderbaren Männer angenommen? lassen Sie denn auch jede Natur sich selbst ausbilden? lassen Sie denn auch die Jrrigen suchen und irren, Mißgriffe thun, sich glücklich am Ziele finden, oder unglücklich in die Jrre verlieren?

Nein! sagte Natalie; diese Art mit Menschen zu handeln würde ganz gegen meine Gesinnungen seyn.

Wer

Wer nicht im Augenblick hilft, ſcheint mir nie zu helfen; wer nicht im Augenblicke Rath gibt, nie zu rathen. Eben ſo nöthig ſcheint es mir, gewiſſe Geſetze auszuſprechen und den Kindern einzuſchärfen, die dem Leben einen gewiſſen Halt geben. Ja, ich möchte beinah behaupten: es ſey beſſer nach Regeln zu irren, als zu irren, wenn uns die Willkür unſerer Natur hin und her treibt, und wie ich die Menſchen ſehe, ſcheint mir in ihrer Natur immer eine Lücke zu bleiben, die nur durch ein entſchieden ausgeſprochenes Geſetz ausgefüllt werden kann.

So iſt alſo Ihre Handlungsweiſe, ſagte Wilhelm, völlig von jener verſchieden, welche unſere Freunde beobachten?

Ja! verſetzte Natalie; Sie können aber hieraus die unglaubliche Toleranz jener Männer ſehen, daß ſie eben auch mich, auf meinem Wege, gerade deßwegen, weil es mein Weg iſt, keineswegs ſtören, ſondern mir in allem, was ich nur wünſchen kann, entgegenkommen.

Einen umſtändlichern Bericht, wie Natalie mit ihren Kindern verfuhr, verſparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Mignon verlangte oft in der Geſellſchaft zu ſeyn, und man vergönnte es ihr um ſo lieber, als ſie ſich nach und nach wieder an Wilhelmen zu gewöhnen, ihr Herz gegen ihn aufzuſchließen und überhaupt heiterer und lebensluſtiger zu werden ſchien. Sie hing ſich bei'm

Spazierengehen, da sie leicht müde ward, gern an seinen Arm. Nun, sagte sie, Mignon klettert und springt nicht mehr, und doch fühlt er noch immer die Begierde, über die Gipfel der Berge wegzuspazieren, von einem Hause auf's andere, von einem Baume auf den andern zu schreiten. Wie beneidenswerth sind die Vögel, besonders wenn sie so artig und vertraulich ihre Nester bauen.

Es ward nun bald zur Gewohnheit, daß Mignon ihren Freund mehr als einmal in den Garten lud. War dieser beschäftigt oder nicht zu finden, so mußte Felix die Stelle vertreten, und wenn das gute Mädchen in manchen Augenblicken ganz von der Erde los schien, so hielt sie sich in andern gleichsam wieder fest an Vater und Sohn, und schien eine Trennung von diesen mehr als alles zu fürchten.

Natalie schien nachdenklich. Wir haben gewünscht, durch Ihre Gegenwart, sagte sie, das arme gute Herz wieder aufzuschließen; ob wir wohl gethan haben, weiß ich nicht. Sie schwieg und schien zu erwarten, daß Wilhelm etwas sagen sollte. Auch fiel ihm ein, daß durch seine Verbindung mit Theresen Mignon unter den gegenwärtigen Umständen auf's äußerste gekränkt werden müsse; allein er getraute sich in seiner Ungewißheit nicht, von diesem Vorhaben zu sprechen, er vermuthete nicht, daß Natalie davon unterrichtet sey.

Eben so wenig konnte er mit Freiheit des Geistes die

Unterredung verfolgen, wenn seine edle Freundin von ihrer Schwester sprach, ihre guten Eigenschaften rühmte, und ihren Zustand bedauerte. Er war nicht wenig verlegen, als Natalie ihm ankündigte, daß er die Gräfin bald hier sehen werde. Ihr Gemahl, sagte sie, hat nun keinen andern Sinn, als den abgeschiedenen Grafen in der Gemeinde zu ersetzen, durch Einsicht und Thätigkeit diese große Anstalt zu unterstützen und weiter aufzubauen. Er kommt mit ihr zu uns, um eine Art von Abschied zu nehmen; er wird nachher die verschiedenen Orte besuchen, wo die Gemeinde sich niedergelassen hat; man scheint ihn nach seinen Wünschen zu behandeln, und fast glaub' ich, er wagt mit meiner armen Schwester eine Reise nach America, um ja seinem Vorgänger recht ähnlich zu werden; und da er einmal schon beinah überzeugt ist, daß ihm nicht viel fehle, ein Heiliger zu seyn, so mag ihm der Wunsch manchmal vor der Seele schweben, wo möglich zuletzt auch noch als Märtyrer zu glänzen.

Viertes Capitel.

Oft genug hatte man bisher von Fräulein Thereſe geſprochen, oft genug ihrer im Vorbeigehen erwähnt, und faſt jedesmal war Wilhelm im Begriff, ſeiner neuen Freundin zu bekennen, daß er jenem trefflichen Frauenzimmer ſein Herz und ſeine Hand angeboten habe. Ein gewiſſes Gefühl, das er ſich nicht erklären konnte, hielt ihn zurück; er zauderte ſo lange, bis endlich Natalie ſelbſt mit dem himmliſchen, beſcheidnen, heitern Lächeln, das man an ihr zu ſehen gewohnt war, zu ihm ſagte: ſo muß ich denn doch zuletzt das Stillſchweigen brechen, und mich in Ihr Vertrauen gewaltſam eindrängen! Warum machen Sie mir ein Geheimniß, mein Freund, aus einer Angelegenheit, die Ihnen ſo wichtig iſt, und die mich ſelbſt ſo nahe angeht? Sie haben meiner Freundin Ihre Hand angeboten; ich miſche mich nicht ohne Beruf in dieſe Sache, hier iſt meine Legitimation! hier iſt der Brief, den ſie Ihnen ſchreibt, den ſie durch mich Ihnen ſender.

Einen Brief von Thereſen! rief er aus.

Ja, mein Herr! und Ihr Schickſal iſt entſchieden,

Sie sind glücklich. Lassen Sie mich Ihnen und meiner Freundin Glück wünschen.

Wilhelm verstummte und sah vor sich hin. Natalie sah ihn an; sie bemerkte, daß er blaß ward. Ihre Freude ist stark, fuhr sie fort, sie nimmt die Gestalt des Schreckens an, sie raubt Ihnen die Sprache. Mein Antheil ist darum nicht weniger herzlich, weil er mich noch zum Worte kommen läßt. Ich hoffe, Sie werden dankbar seyn, denn ich darf Ihnen sagen: mein Einfluß auf Thereiens Entschließung war nicht gering; sie fragte mich um Rath, und, sonderbarer Weise, waren Sie eben hier, ich konnte die wenigen Zweifel, die meine Freundin noch hegte, glücklich besiegen, die Boten gingen lebhaft hin und wieder; hier ist ihr Entschluß! hier ist die Entwickelung! Und nun sollen Sie alle ihre Briefe lesen, Sie sollen in das schöne Herz Ihrer Braut einen freien, reinen Blick thun.

Wilhelm entfaltete das Blatt, das sie ihm unversiegelt überreichte; es enthielt die freundlichen Worte:

„Ich bin die Ihre, wie ich bin und wie Sie mich kennen. Ich nenne Sie den Meinen, wie Sie sind und wie ich Sie kenne. Was an uns selbst, was an unsern Verhältnissen der Ehestand verändert, werden wir durch Vernunft, frohen Muth und guten Willen zu übertragen wissen. Da uns keine Leidenschaft, sondern Neigung und Zutrauen zusammen führt, so wagen wir weniger als tausend andere. Sie verzeihen mir gewiß,

wenn ich mich manchmal meines alten Freundes herzlich erinnere; dafür will ich Ihren Sohn als Mutter an meinen Busen drücken. Wollen Sie mein kleines Haus sogleich mit mir theilen, so sind wir Herr und Meister, indessen wird der Gutskauf abgeschlossen. Ich wünschte, daß dort keine neue Einrichtung ohne mich gemacht würde, um sogleich zu zeigen, daß ich das Zutrauen verdiene, das Sie mir schenken. Leben Sie wohl, lieber, lieber Freund! geliebter Bräutigam, verehrter Gatte! Therese drückt Sie an ihre Brust mit Hoffnung und Lebensfreude. Meine Freundin wird Ihnen mehr, wird Ihnen alles sagen."

Wilhelm, dem dieses Blatt seine Therese wieder völlig vergegenwärtigt hatte, war auch wieder völlig zu sich selbst gekommen. Unter dem Lesen wechselten die schnellsten Gedanken in seiner Seele. Mit Entsetzen fand er lebhafte Spuren einer Neigung gegen Natalien in seinem Herzen; er schalt sich, er erklärte jeden Gedanken der Art für Unsinn, er stellte sich Thereſen in ihrer ganzen Vollkommenheit vor, er las den Brief wieder, er ward heiter, oder vielmehr er erholte sich so weit, daß er heiter scheinen konnte. Natalie legte ihm die gewechselten Briefe vor, aus denen wir einige Stellen ausziehen wollen.

Nachdem Therese ihren Bräutigam nach ihrer Art geschildert hatte, fuhr sie fort:

„So stelle ich mir den Mann vor, der mir jetzt seine

Hand anbietet. Wie er von ſich ſelbſt denkt, wirſt du künftig aus den Papieren ſehen, in welchen er ſich mir ganz offen beſchreibt; ich bin überzeugt, daß ich mit ihm glücklich ſeyn werde."

„Was den Stand betrifft, ſo weißt du, wie ich von jeher drüber gedacht habe. Einige Menſchen fühlen die Mißverhältniſſe der äußern Zuſtände fürchterlich, und können ſie nicht übertragen. Ich will niemanden überzeugen, ſo wie ich nach meiner Ueberzeugung handeln will. Ich denke kein Beiſpiel zu geben, wie ich doch nicht ohne Beiſpiel handle. Mich ängſtigen nur die innern Mißverhältniſſe, ein Gefäß, das ſich zu dem, was es enthalten ſoll, nicht ſchickt; viel Prunk und wenig Genuß, Reichthum und Geiz, Adel und Rohheit, Jugend und Pedanterey, Bedürfniß und Ceremonien, dieſe Verhältniſſe wären's, die mich vernichten könnten, die Welt mag ſie ſtempeln und ſchätzen wie ſie will."

„Wenn ich hoffe, daß wir zuſammen paſſen werden, ſo gründe ich meinen Ausſpruch vorzüglich darauf, daß er dir, liebe Natalie, die ich ſo unendlich ſchätze und verehre, daß er dir ähnlich iſt. Ja, er hat von dir das edle Suchen und Streben nach dem Beſſern, wodurch wir das Gute, das wir zu finden glauben, ſelbſt hervorbringen. Wie oft habe ich dich nicht im Stillen ge-

ich kenne meinen Gatten beſſer, als er ſich ſelbſt kennt, und ich achte ihn nur um deſto mehr. Ich ſehe ihn, aber ich überſehe ihn nicht, und alle meine Einſicht reicht nicht hin zu ahnen, was er wirken kann. Wenn ich an ihn denke, vermiſcht ſich ſein Bild immer mit dem deinigen, und ich weiß nicht, wie ich es werth bin, zwey ſolchen Menſchen anzugehören. Aber ich will es werth ſeyn dadurch, daß ich meine Pflicht thue, dadurch, daß ich erfülle, was man von mir erwarten und hoffen kann."

„Ob ich Lothario's gedenke? Lebhaft und täglich. Ihn kann ich in der Geſellſchaft, die mich im Geiſte umgibt, nicht einen Augenblick miſſen. O wie bedaure ich den trefflichen Mann, der durch einen Jugendfehler mit mir verwandt iſt, daß die Natur ihn dir ſo nahe gewollt hat. Wahrlich ein Weſen, wie du, wäre ſeiner mehr werth als ich. Dir könnt' ich, dir müßt' ich ihn abtreten. Laß uns ihm ſeyn, was nur möglich iſt, bis er eine würdige Gattin findet, und auch dann laß uns zuſammen ſeyn und zuſammen bleiben."

Was werden nun aber unſre Freunde ſagen? begann Natalie. — Ihr Bruder weiß nichts davon? — Nein! ſo wenig als die Ihrigen, die Sache iſt dießmal nur unter uns Weibern verhandelt worden. Ich weiß nicht, was Lydie Thereſen für Grillen in den Kopf ge-

ſetzt hat; ſie ſcheint dem Abbé und Jarno zu mißtrauen. Lydie hat ihr gegen gewiſſe geheime Verbindungen und Plane, von denen ich wohl im allgemeinen weiß, in die ich aber niemals einzudringen gedachte, wenigſtens einigen Argwohn eingeflößt, und bei dieſem entſcheidenden Schritt ihres Lebens wollte ich niemand als mir einigen Einfluß verſtatten. Mit meinem Bruder war ſie ſchon früher übereingekommen, daß ſie ſich wechſelsweiſe ihre Heirath nur melden, ſich darüber nicht zu Rathe ziehen wollten.

Natalie ſchrieb nun einen Brief an ihren Bruder, ſie lud Wilhelmen ein, einige Worte dazu zu ſetzen. Thereſe hatte ſie darum gebeten. Man wollte eben ſiegeln, als Jarno ſich unvermuthet anmelden ließ. Auf's freundlichſte ward er empfangen, auch ſchien er ſehr munter und ſcherzhaft, und konnte endlich nicht unterlaſſen zu ſagen: eigentlich komme ich hieher, um Ihnen eine ſehr wunderbare, doch angenehme Nachricht zu bringen; ſie betrifft unſere Thereſe. Sie haben uns manchmal getadelt, ſchöne Natalie, daß wir uns um ſo vieles bekümmern; nun aber ſehen Sie, wie gut es iſt, überall ſeine Spione zu haben. Rathen Sie, und laſſen Sie uns einmal Ihre Sagacität ſehen!

Die Selbſtgefälligkeit, womit er dieſe Worte ausſprach, die ſchalkhafte Miene, womit er Wilhelmen und Natalien anſah, überzeugten beide, daß ihr Geheimniß entdeckt ſey. Natalie antwortete lächelnd: wir

ſind viel künſtlicher, als Sie denken, wir haben die Auflöſung des Räthſels, noch ehe es uns aufgegeben wurde, ſchon zu Papiere gebracht.

Sie überreichte ihm mit dieſen Worten den Brief an Lothario, und war zufrieden, der kleinen Ueberraſchung und Beſchämung, die man ihnen zugedacht hatte, auf dieſe Weiſe zu begegnen. Jarno nahm das Blatt mit einiger Verwunderung, überlief es nur, ſtaunte, ließ es aus der Hand ſinken, und ſah ſie beide mit großen Augen, mit einem Ausdruck der Ueberraſchung, ja des Entſetzens an, den man auf ſeinem Geſichte nicht gewohnt war. Er ſagte kein Wort.

Wilhelm und Natalie waren nicht wenig betroffen. Jarno ging in der Stube auf und ab. Was ſoll ich ſagen? rief er aus, oder ſoll ich's ſagen? Es kann kein Geheimniß bleiben, die Verwirrung iſt nicht zu vermeiden. Alſo denn Geheimniß gegen Geheimniß! Ueberraſchung gegen Ueberraſchung! Thereſe iſt nicht die Tochter ihrer Mutter! das Hinderniß iſt gehoben: ich komme hierher, ſie zu bitten, das edle Mädchen zu einer Verbindung mit Lothario vorzubereiten.

Jarno ſah die Beſtürzung der beiden Freunde, welche die Augen zur Erde niederſchlugen. Dieſer Fall iſt einer von denen, ſagte er, die ſich in Geſellſchaft am ſchlechteſten ertragen laſſen. Was jedes dabei zu denken hat, denkt es am beſten in der Einſamkeit; ich wenigſtens erbitte mir auf eine Stunde Urlaub. Er eilte

in den Garten. Wilhelm folgte ihm mechaniſch, aber in der Ferne.

Nach Verlauf einer Stunde fanden ſie ſich wieder zuſammen. Wilhelm nahm das Wort und ſagte: ſonſt, da ich ohne Zweck und Plan leicht, ja leichtfertig lebte, kamen mir Freundſchaft, Liebe, Neigung, Zutrauen mit offenen Armen entgegen, ja ſie drängten ſich zu mir; jetzt, da es Ernſt wird, ſcheint das Schickſal mit mir einen andern Weg zu nehmen. Der Entſchluß, Thereſen meine Hand anzubieten, iſt vielleicht der erſte, der ganz rein aus mir ſelbſt kommt. Mit Ueberlegung machte ich meinen Plan, meine Vernunft war völlig damit einig, und durch die Zuſage des trefflichen Mädchens wurden alle meine Hoffnungen erfüllt. Nun drückt das ſonderbarſte Geſchick meine ausgeſtreckte Hand nieder. Thereſe reicht mir die ihrige von ferne, wie im Traume, ich kann ſie nicht faſſen, und das ſchöne Bild verläßt mich auf ewig. So lebe denn wohl, du ſchönes Bild! und ihr Bilder der reichſten Glückſeligkeit, die ihr euch darum her verſammelt!

Er ſchwieg einen Augenblick ſtill, ſah vor ſich hin, und Jarno wollte reden. Laſſen Sie mich doch noch etwas ſagen, fiel Wilhelm ihm ein; denn um mein ganzes Geſchick wird ja doch dießmal das Loos geworfen. In dieſem Augenblick kommt mir der Eindruck zu Hülfe, den Lotario's Gegenwart beim erſten Anblick mir einprägte, und der mir beſtändig geblieben iſt. Dieſer

Mann verdient jede Art von Neigung und Freundſchaft, und ohne Aufopferung läßt ſich keine Freundſchaft denken. Um ſeinetwillen war es mir leicht, ein unglückliches Mädchen zu bethören, um ſeinetwillen ſoll mir möglich werden, der würdigſten Braut zu entſagen. Gehen Sie hin, erzählen Sie ihm die ſonderbare Geſchichte, und ſagen Sie ihm, wozu ich bereit bin.

Jarno verſetzte hierauf: in ſolchen Fällen halte ich dafür, iſt ſchon alles gethan, wenn man ſich nur nicht übereilt. Laſſen Sie uns keinen Schritt ohne Lothario's Einwilligung thun! Ich will zu ihm, erwarten Sie meine Zurückkunft oder ſeine Briefe ruhig.

Er ritt weg und hinterließ die beiden Freunde in der größten Wehmuth. Sie hatten Zeit, ſich dieſe Begebenheiten auf mehr als Eine Weiſe zu wiederholen und ihre Bemerkungen darüber zu machen. Nun fiel es ihnen erſt auf, daß ſie dieſe wunderbare Erklärung ſo gerade von Jarno angenommen, und ſich nicht um die nähern Umſtände erkundigt hatten. Ja Wilhelm wollte ſogar einigen Zweifel hegen; aber auf's höchſte ſtieg ihr Erſtaunen, ja ihre Verwirrung, als den andern Tag ein Bote von Thereſen ankam, der folgenden ſonderbaren Brief an Natalien mitbrachte:

„So ſeltſam es auch ſcheinen mag, ſo muß ich doch meinem vorigen Briefe ſogleich noch einen nachſenden, und dich erſuchen, mir meinen Bräutigam eilig zu ſchicken. Er ſoll mein Gatte werden, was man auch

für Plane macht, mir ihn zu rauben. Gib ihm inliegenden Brief! Nur vor keinem Zeugen, es mag gegenwärtig seyn wer will."

Der Brief an Wilhelmen enthielt Folgendes: „Was werden Sie von Ihrer Therese denken, wenn sie auf einmal, leidenschaftlich, auf eine Verbindung dringt, die der ruhigste Verstand nur eingeleitet zu haben schien? Lassen Sie sich durch nichts abhalten, gleich nach dem Empfang des Briefes abzureisen. Kommen Sie, lieber, lieber Freund, nun dreyfach Geliebter, da man mir Ihren Besitz rauben oder wenigstens erschweren will."

Was ist zu thun? rief Wilhelm aus, als er diesen Brief gelesen hatte.

Noch in keinem Fall, versetzte Natalie, nach einigem Nachdenken, hat mein Herz und mein Verstand so geschwiegen, als in diesem; ich wüßte nichts zu thun, so wie ich nichts zu rathen weiß.

Wäre es möglich? rief Wilhelm mit Heftigkeit aus, daß Lothario selbst nichts davon wüßte, oder wenn er davon weiß, daß er mit uns das Spiel versteckter Plane wäre? Hat Jarno, indem er unsern Brief gesehen, das Mährchen aus dem Stegreife erfunden? Würde er uns was anders gesagt haben, wenn wir nicht zu voreilig gewesen wären? Was kann man wollen? Was für Absichten kann man haben? Was kann Therese für einen Plan meinen? Ja, es läßt sich nicht läugnen, Lothario ist von geheimen Wirkungen und Verbindungen umgeben.

ich habe ſelbſt erfahren, daß man thätig iſt, daß man ſich in einem gewiſſen Sinne um die Handlungen, um die Schickſale mehrerer Menſchen bekümmert, und ſie zu leiten weiß. Von den Endzwecken dieſer Geheimniſſe verſtehe ich nichts, aber die neueſte Abſicht, mir Thereſen zu entreißen, ſehe ich nur allzu deutlich. Auf einer Seite mahlt man mir das mögliche Glück Lothario's, vielleicht nur zum Scheine, vor; auf der andern ſehe ich meine Geliebte, meine verehrte Braut, die mich an ihr Herz ruft. Was ſoll ich thun? Was ſoll ich unterlaſſen?

Nur ein wenig Geduld! ſagte Natalie, nur eine kurze Bedenkzeit! In dieſer ſonderbaren Verknüpfung weiß ich nur ſo viel, daß wir das, was unwiederbringlich iſt, nicht übereilen ſollen. Gegen ein Mährchen, gegen einen künſtlichen Plan ſtehen Beharrlichkeit und Klugheit uns bei; es muß ſich bald aufklären, ob die Sache wahr oder ob ſie erfunden iſt. Hat mein Bruder wirklich Hoffnung, ſich mit Thereſen zu verbinden, ſo wäre es grauſam, ihm ein Glück auf ewig zu entreißen, in dem Augenblicke, da es ihm ſo freundlich erſcheint. Laſſen Sie uns nur abwarten, ob er etwas davon weiß, ob er ſelbſt glaubt, ob er ſelbſt hofft.

Dieſen Gründen ihres Raths kam glücklicherweiſe ein Brief von Lothario zu Hülfe: Ich ſchicke Jarno nicht wieder zurück, ſchrieb er; von meiner Hand eine Zeile iſt dir mehr, als die umſtändlichſten Worte eines Boten. Ich bin gewiß, daß Thereſe nicht die Tochter

ihrer Mutter iſt, und ich kann die Hoffnung, ſie zu beſitzen, nicht aufgeben, bis ſie auch überzeugt iſt, und alsdann zwiſchen mir und dem Freunde mit ruhiger Ueberlegung entſcheidet. Laß ihn, ich bitte dich, nicht von deiner Seite! Das Glück, das Leben eines Bruders hängt davon ab. Ich verſpreche dir, dieſe Ungewißheit ſoll nicht lange dauern.

Sie ſehen, wie die Sache ſteht, ſagte ſie freundlich zu Wilhelmen: geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nicht aus dem Hauſe zu gehen.

Ich gebe es! rief er aus, indem er ihr die Hand reichte; ich will dieſes Haus wider Ihren Willen nicht verlaſſen. Ich danke Gott und meinem guten Geiſt, daß ich dießmal geleitet werde, und zwar von Ihnen.

Natalie ſchrieb Thereſen den ganzen Verlauf und erklärte, daß ſie ihren Freund nicht von ſich laſſen werde; ſie ſchickte zugleich Lothario's Brief mit.

Thereſe antwortete: Ich bin nicht wenig verwundert, daß Lothario ſelbſt überzeugt iſt, denn gegen ſeine Schweſter wird er ſich nicht auf dieſen Grad verſtellen. Ich bin verdrießlich, ſehr verdrießlich. Es iſt beſſer, ich ſage nichts weiter. Am beſten iſt's, ich komme zu dir, wenn ich nur erſt die arme Lydie untergebracht habe, mit der man grauſam umgeht. Ich fürchte, wir ſind alle betrogen, und werden ſo betrogen, um nie in's Klare zu kommen. Wenn der Freund meinen Sinn hätte, ſo entſchlüpfte er dir doch, und würfe

ſich

ſich an das Herz ſeiner Thereſe, die ihm dann niemand entreißen ſollte; aber ich, fürchte ich, ſoll ihn verlieren und Lothario nicht wieder gewinnen. Dieſem entreißt man Lydien, indem man ihm die Hoffnung, mich beſitzen zu können, von weitem zeigt. Ich will nichts weiter ſagen, die Verwirrung wird noch größer werden. Ob nicht indeſſen die ſchönſten Verhältniſſe ſo verſchoben, ſo untergraben und ſo zerrüttet werden, daß auch dann, wenn alles im Klaren ſeyn wird, doch nicht wieder zu helfen iſt, mag die Zeit lehren. Reißt ſich mein Freund nicht los, ſo komme ich in wenigen Tagen, um ihn bei dir aufzuſuchen und feſt zu halten. Du wunderſt dich, wie dieſe Leidenſchaft ſich deiner Thereſe bemächtiget hat. Es iſt keine Leidenſchaft, es iſt Ueberzeugung, daß, da Lothario nicht mein werden konnte, dieſer neue Freund das Glück meines Lebens machen wird. Sag' ihm das, im Namen des kleinen Knaben, der mit ihm unter der Eiche ſaß und ſich ſeiner Theilnahme freute! Sag' ihm das, im Namen Thereſens, die ſeinem Antrage mit einer herzlichen Offenheit entgegen kam! Mein erſter Traum, wie ich mit Lothario leben würde, iſt weit von meiner Seele weggerückt; der Traum, wie ich mit meinem neuen Freund zu leben gedachte, ſteht noch ganz gegenwärtig vor mir. Achtet man mich ſo wenig, daß man glaubt, es ſey ſo was leichtes, dieſen mit jenem aus dem Stegreife wieder umzutauſchen?"

Ich verlasse mich auf Sie, sagte Natalie zu Wilhelmen, indem sie ihm den Brief Theresens gab; Sie entfliehen mir nicht. Bedenken Sie, daß Sie das Glück meines Lebens in Ihrer Hand haben! Mein Daseyn ist mit dem Daseyn meines Bruders so innig verbunden und verwurzelt, daß er keine Schmerzen fühlen kann, die ich nicht empfinde, keine Freude, die nicht auch mein Glück macht. Ja ich kann wohl sagen, daß ich allein durch ihn empfunden habe, daß das Herz gerührt und erhoben, daß auf der Welt Freude, Liebe und ein Gefühl seyn kann, das über alles Bedürfniß hinaus befriedigt.

Sie hielt inne, Wilhelm nahm ihre Hand und rief: O fahren Sie fort! es ist die rechte Zeit zu einem wahren wechselseitigen Vertrauen; wir haben nie nöthiger gehabt, uns genauer zu kennen.

Ja, mein Freund! sagte sie lächelnd, mit ihrer ruhigen, sanften, unbeschreiblichen Hoheit, es ist vielleicht nicht außer der Zeit, wenn ich Ihnen sage, daß alles, was uns so manches Buch, was uns die Welt als Liebe nennt und zeigt, mir immer nur als ein Mährchen erschienen sey.

Sie haben nicht geliebt? rief Wilhelm aus.

Nie oder immer! versetzte Natalie.

Fünftes Capitel.

Sie waren unter dieſem Geſpräch im Garten auf- und abgegangen, Natalie hatte verſchiedene Blumen von ſeltſamer Geſtalt gebrochen, die Wilhelmen völlig unbekannt waren und nach deren Namen er fragte.

Sie vermuthen wohl nicht, ſagte Natalie, für wen ich dieſen Strauß pflücke? Er iſt für meinen Oheim beſtimmt, dem wir einen Beſuch machen wollen. Die Sonne ſcheint eben ſo lebhaft nach dem Saale der Vergangenheit, ich muß Sie dieſen Augenblick hineinführen, und ich gehe niemals hin, ohne einige von den Blumen, die mein Oheim beſonders begünſtigte, mitzubringen. Er war ein ſonderbarer Mann und der eigenſten Eindrücke fähig. Für gewiſſe Pflanzen und Thiere, für gewiſſe Menſchen und Gegenden, ja ſogar zu einigen Steinarten hatte er eine entſchiedene Neigung, die ſelten erklärlich war. Wenn ich nicht, pflegte er oft zu ſagen, mir von Jugend auf ſo ſehr widerſtanden hätte, wenn ich nicht geſtrebt hätte, meinen Verſtand in's weite und allgemeine auszubilden, ſo wäre ich der beſchränkteſte und unerträglichſte Menſch geworden: denn nichts iſt unerträglicher, als abgeſchnittene Eigenheit an dem-

jenigen, von dem man eine reine, gehörige Thätigkeit fordern kann. Und doch mußte er selbst gestehen, daß ihm gleichsam Leben und Athem ausgehen würde, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit nachsähe, und sich erlaubte, das mit Leidenschaft zu genießen, was er eben nicht immer loben und entschuldigen konnte. Meine Schuld ist es nicht, sagte er, wenn ich meine Triebe und meine Vernunft nicht völlig habe in Einstimmung bringen können. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er meist über mich zu scherzen und zu sagen: Natalien kann man bei Leibesleben selig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht.

Unter diesen Worten waren sie wieder in das Hauptgebäude gelangt. Sie führte ihn durch einen geräumigen Gang auf eine Thüre zu, vor der zwey Sphinx von Granit lagen. Die Thüre selbst war auf Aegyptische Weise oben ein wenig enger als unten, und ihre ehernen Flügel bereiteten zu einem ernsthaften, ja zu einem schauerlichen Anblick vor. Wie angenehm ward man daher überrascht, als diese Erwartung sich in die reinste Heiterkeit auflöste, indem man in einen Saal trat, in welchem Kunst und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab aufhoben. In die Wände waren verhältnißmäßige Bogen vertieft, in denen größere Sarkophagen standen; in den Pfeilern dazwischen sah man kleinere Oeffnungen, mit Aschenkästchen und Gefäßen geschmückt, die übrigen Flächen der Wände und des Gewölbes sah

man regelmäßig abgetheilt, und zwiſchen heitern und mannichfaltigen Einfaſſungen, Kränzen und Zierrathen heitere und bedeutende Geſtalten in Feldern von verſchiedener Größe gemahlt. Die architektoniſchen Glieder waren mit dem ſchönen gelben Marmor, der in's Röthliche hinüberblickt, bekleidet, hellblaue Streifen von einer glücklichen chemiſchen Compoſition ahmten den Laſurſtein nach, und gaben, indem ſie gleichſam in einem Gegenſatz das Auge befriedigten, dem Ganzen Einheit und Verbindung. Alle dieſe Pracht und Zierde ſtellte ſich in reinen architektoniſchen Verhältniſſen dar, und ſo ſchien jeder, der hineintrat, über ſich ſelbſt erhoben zu ſeyn, indem er durch die zuſammentreffende Kunſt erſt erfuhr, was der Menſch ſey und was er ſeyn könne.

Der Thüre gegenüber ſah man auf einem prächtigen Sarkophagen das Marmorbild eines würdigen Mannes, an ein Polſter gelehnt. Er hielt eine Rolle vor ſich, und ſchien mit ſtiller Aufmerkſamkeit darauf zu blicken. Sie war ſo gerichtet, daß man die Worte, die ſie enthielt, bequem leſen konnte. Es ſtand darauf: Gedenke zu leben.

Natalie, indem ſie einen verwelkten Strauß wegnahm, legte den friſchen vor das Bild des Oheims; denn er ſelbſt war in der Figur vorgeſtellt, und Wilhelm glaubte ſich noch der Züge des alten Herrn zu erinnern, den er damals im Walde geſehen hatte. — Hier brach-

ten wir manche Stunde zu, ſagte Natalie, bis dieſer Saal fertig war. In ſeinen letzten Jahren hatte er einige geſchickte Künſtler an ſich gezogen, und ſeine beſte Unterhaltung war, die Zeichnungen und Cartone zu dieſen Gemählden ausſinnen und beſtimmen zu helfen.

Wilhelm konnte ſich nicht genug der Gegenſtände freuen, die ihn umgaben. Welch ein Leben, rief er aus, in dieſem Saale der Vergangenheit! Man könnte ihn eben ſo gut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen. So war alles und ſo wird alles ſeyn! Nichts iſt vergänglich, als der eine, der genießt und zuſchaut. Hier dieſes Bild der Mutter, die ihr Kind an's Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben. Nach Jahrhunderten vielleicht erfreut ſich ein Vater dieſes bärtigen Mannes, der ſeinen Ernſt ablegt, und ſich mit ſeinem Sohne neckt. So verſchämt wird durch alle Zeiten die Braut ſitzen, und bei ihren ſtillen Wünſchen noch bedürfen, daß man ſie tröſte, daß man ihr zurede; ſo ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf.

Wilhelms Augen ſchweiften auf unzählige Bilder umher. Vom erſten frohen Triebe der Kindheit, jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen abgeſchiedenen Ernſte des Weiſen, konnte man in ſchöner lebendiger Folge ſehen, wie der Menſch keine

angeborne Neigung und Fähigkeit beſitzt, ohne ſie zu brauchen und zu nutzen. Von dem erſten zarten Selbſtgefühl, wenn das Mädchen verweilt, den Krug aus dem klaren Waſſer wieder heraufzuheben, und indeſſen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feyerlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Verbindungen die Götter am Altare anrufen, zeigte ſich alles bedeutend und kräftig.

Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beſchauenden an dieſer Stätte umgab, und außer den Gedanken, welche jene gebildeten Geſtalten erregten, außer den Empfindungen, welche ſie einflößten, ſchien noch etwas andres gegenwärtig zu ſeyn, wovon der ganze Menſch ſich angegriffen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne ſich davon Rechenſchaft geben zu können. Was iſt das? rief er aus, das, unabhängig von aller Bedeutung, frei von allem Mitgefühl, das uns menſchliche Begebenheiten und Schickſale einflößen, ſo ſtark und zugleich ſo anmuthig auf mich zu wirken vermag? Es ſpricht aus dem Ganzen, es ſpricht aus jedem Theile mich an, ohne daß ich jenes begreifen, ohne daß ich dieſe mir beſonders zueignen könnte! Welchen Zauber ahn' ich in dieſen Flächen, dieſen Linien, dieſen Höhen und Breiten, dieſen Maſſen und Farben! Was iſt es, das dieſe Figuren, auch nur obenhin betrachtet, ſchon als Zierrath ſo erfreulich macht! Ja ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, alles mit den Augen

faſſen, ſich glücklich finden und ganz etwas andres fühlen und denken, als das was vor Augen ſteht.

Und gewiß, konnten wir beſchreiben, wie glücklich alles eingetheilt war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegenſatz, durch Einfärbigkeit oder Buntheit, alles beſtimmt, ſo und nicht anders erſchien als es erſcheinen ſollte, und eine ſo vollkommene als deutliche Wirkung hervorbrachte, ſo würden wir den Leſer an einen Ort verſetzen, von dem er ſich ſobald nicht zu entfernen wünſchte.

Vier große marmorne Candelaber ſtanden in den Ecken des Saals, vier kleinere in der Mitte um einen ſehr ſchön gearbeiteten Sarkophag, der ſeiner Größe nach eine junge Perſon von mittlerer Geſtalt konnte enthalten haben.

Natalie blieb bei dieſem Monumente ſtehen, und indem ſie die Hand darauf legte, ſagte ſie: mein guter Oheim hatte große Vorliebe zu dieſem Werke des Alterthums. Er ſagte manchmal: nicht allein die erſten Blüthen fallen ab, die ihr da oben in jenen kleinen Räumen verwahren könnt, ſondern auch Früchte, die am Zweige hängend uns noch lange die ſchönſte Hoffnung geben, indeß ein heimlicher Wurm ihre frühere Reife und ihre Zerſtörung vorbereitet. Ich fürchte, fuhr ſie fort, er hat auf das liebe Mädchen geweiſſagt, das ſich unſerer Pflege nach und nach zu entziehen und zu dieſer ruhigen Wohnung zu neigen ſcheint.

Als ſie im Begriff waren wegzugehn, ſagte Natalie: ich muß Sie noch auf etwas aufmerkſam machen. Bemerken Sie dieſe halbrunden Oeffnungen in der Höhe auf beiden Seiten! Hier können die Chöre der Sänger verborgen ſtehen, und dieſe ehrnen Zierrathen unter dem Geſimſe dienen, die Teppiche zu befeſtigen, die nach der Verordnung meines Oheims bei jeder Beſtattung aufgehängt werden ſollen. Er konnte nicht ohne Muſik, beſonders nicht ohne Geſang leben, und hatte dabei die Eigenheit, daß er die Sänger nicht ſehen wollte. Er pflegte zu ſagen: das Theater verwöhnt uns gar zu ſehr, die Muſik dient dort nur gleichſam dem Auge, ſie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen. Bei Oratorien und Concerten ſtört uns immer die Geſtalt des Muſicus; die wahre Muſik iſt allein für's Ohr; eine ſchöne Stimme iſt das allgemeinſte, was ſich denken läßt, und indem das eingeſchränkte Individuum, das ſie hervorbringt, ſich vor's Auge ſtellt, zerſtört es den reinen Effect jener Allgemeinheit. Ich will jeden ſehen, mit dem ich reden ſoll, denn es iſt ein einzelner Menſch, deſſen Geſtalt und Charakter die Rede werth oder unwerth macht; hingegen wer mir ſingt, ſoll unſichtbar ſeyn; ſeine Geſtalt ſoll mich nicht beſtechen oder irre machen. Hier ſpricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geiſt zum Geiſte, nicht eine tauſendfältige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menſchen. Eben ſo wollte er auch bei Inſtrumentalmuſiken die Orcheſter

ſo viel als möglich verſteckt haben, weil man durch die mechaniſchen Bemühungen und durch die nothdürftigen, immer ſeltſamen Gebärden der Inſtrumentenſpieler ſo ſehr zerſtreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Muſik nicht anders als mit zugeſchloſſenen Augen anzuhören, um ſein ganzes Daſeyn auf den einzigen, reinen Genuß des Ohrs zu concentriren.

Sie wollten eben den Saal verlaſſen, als ſie die Kinder in dem Gange heftig laufen und den Felix rufen hörten: Nein ich! nein ich!

Mignon warf ſich zuerſt zur geöffneten Thüre herein; ſie war außer Athem, und konnte kein Wort ſagen: Felix, noch in einiger Entfernung, rief: Mutter Thereſe iſt da! Die Kinder hatten, ſo ſchien es, die Nachricht zu überbringen, einen Wettlauf angeſtellt. Mignon lag in Nataliens Armen, ihr Herz pochte gewaltſam.

Böſes Kind, ſagte Natalie, iſt dir nicht alle heftige Bewegung unterſagt? Sieh, wie dein Herz ſchlägt?

Laß es brechen! ſagte Mignon, mit einem tiefen Seufzer; es ſchlägt ſchon zu lange.

Man hatte ſich von dieſer Verwirrung, von dieſer Art von Beſtürzung kaum erholt, als Thereſe hereintrat. Sie flog auf Natalien zu, umarmte ſie und das gute Kind. Dann wendete ſie ſich zu Wilhelmen, ſah ihn mit ihren klaren Augen an, und ſagte: nun, mein Freund, wie ſteht es. Sie haben ſich doch nicht irre ma-

chen laſſen? Er that einen Schritt gegen ſie, ſie ſprang auf ihn zu und hing an ſeinem Halſe. O meine Thereſe! rief er aus.

Mein Freund! mein Geliebter! mein Gatte! ja auf ewig die deine! rief ſie unter den lebhafteſten Küſſen.

Felix zog ſie am Rocke und rief: Mutter Thereſe, ich bin auch da! Natalie ſtand und ſah vor ſich hin; *Mignon fuhr auf einmal mit der linken Hand nach dem* Herzen und indem ſie den rechten Arm heftig ausſtreckte, fiel ſie mit einem Schrei zu Nataliens Füßen für todt nieder.

Der Schrecken war groß: keine Bewegung des Herzens noch des Pulſes war zu ſpüren. Wilhelm nahm ſie auf ſeinen Arm und trug ſie eilig hinauf, der ſchlotternde Körper hing über ſeine Schultern. Die Gegenwart des Arztes gab wenig Troſt; er und der junge Wundarzt, den wir ſchon kennen, bemühten ſich vergebens. Das liebe Geſchöpf war nicht in's Leben zurückzurufen.

Natalie winkte Thereſen. Dieſe nahm ihren Freund bei der Hand und führte ihn aus dem Zimmer. Er war ſtumm und ohne Sprache, und hatte den Muth nicht, ihren Augen zu begegnen. So ſaß er neben ihr auf dem Canape, auf dem er Natalien zuerſt angetroffen hatte. Er dachte mit großer Schnelle eine Reihe von Schickſalen durch, oder vielmehr er dachte nicht, er ließ das auf ſeine Seele wirken, was er nicht entfernen

konnte. Es gibt Augenblicke des Lebens, in welchen die Begebenheiten, gleich geflügelten Weberschiffchen, vor uns sich hin und wieder bewegen, und unaufhaltsam ein Gewebe vollenden, das wir mehr oder weniger selbst gesponnen und angelegt haben. Mein Freund, sagte Therese! mein Geliebter! indem sie das Stillschweigen unterbrach, und ihn bei der Hand nahm: laß uns diesen Augenblick fest zusammenhalten, wie wir noch öfters, vielleicht in ähnlichen Fällen, werden zu thun haben. Dieß sind die Ereignisse, welche zu ertragen man zu zweyen in der Welt seyn muß. Bedenke, mein Freund, fühle, daß du nicht allein bist, zeige, daß du deine Therese liebst, zuerst dadurch, daß du deine Schmerzen ihr mittheilst! Sie umarmte ihn und schloß ihn sanft an ihren Busen; er faßte sie in seine Arme, und drückte sie mit Heftigkeit an sich. Das arme Kind, rief er aus, suchte in traurigen Augenblicken Schutz und Zuflucht an meinem unsichern Busen; laß die Sicherheit des deinigen mir in dieser schrecklichen Stunde zu gute kommen. Sie hielten sich fest umschlossen, er fühlte ihr Herz an seinem Busen schlagen, aber in seinem Geiste war es öde und leer; nur die Bilder Mignons und Nataliens schwebten wie Schatten vor seiner Einbildungskraft.

Natalie trat herein. Gib uns deinen Segen! rief Therese, laß uns in diesem traurigen Augenblicke vor dir verbunden seyn. — Wilhelm hatte sein Gesicht an Thereſens Halse verborgen; er war glücklich genug,

weinen zu können. Er hörte Natalien nicht kommen, er sah sie nicht, nur bei dem Klang ihrer Stimme verdoppelten sich seine Thränen. — Was Gott zusammenfügt, will ich nicht scheiden, sagte Natalie lächelnd, aber verbinden kann ich euch nicht, und kann nicht loben, daß Schmerz und Neigung die Erinnerung an meinen Bruder völlig aus euren Herzen zu verbannen scheint. Wilhelm riß sich bei diesen Worten aus den Armen Thereiens. Wo wollen Sie hin? riefen beide Frauen. Lassen Sie mich das Kind sehen, rief er aus, das ich getödtet habe! Das Unglück, das wir mit Augen sehen, ist geringer, als wenn unsere Einbildungskraft das Uebel gewaltsam in unser Gemüth einsenkt; lassen Sie uns den abgeschiedenen Engel sehen! Seine heitere Miene wird uns sagen, daß ihm wohl ist! — Da die Freundinnen den bewegten Jüngling nicht abhalten konnten, folgten sie ihm, aber der gute Arzt, der mit dem Chirurgus ihnen entgegen kam, hielt sie ab, sich der Verblichenen zu nähern, und sagte: Halten Sie sich von diesem traurigen Gegenstande entfernt, und erlauben Sie mir, daß ich den Resten dieses sonderbaren Wesens, so viel meine Kunst vermag, einige Dauer gebe. Ich will die schöne Kunst, einen Körper nicht allein zu balsamiren, sondern ihm auch ein lebendiges Ansehn zu erhalten, bei diesem geliebten Geschöpfe sogleich anwenden. Da ich ihren Tod voraussah, habe ich alle Anstalten gemacht, und mit diesem Gehülfen hier soll

mir's gelingen. Erlauben Sie mir nur noch einige Tage Zeit, und verlangen Sie das liebe Kind nicht wieder zu sehen, bis wir es in den Saal der Vergangenheit gebracht haben.

Der junge Chirurgus hatte jene merkwürdige Instrumententasche wieder in Händen. Von wem kann er sie wohl haben? fragte Wilhelm den Arzt. Ich kenne sie sehr gut, versetzte Natalie, er hat sie von seinem Vater, der Sie damals im Walde verband.

O so habe ich mich nicht geirrt, rief Wilhelm, ich erkannte das Band sogleich! Treten Sie mir es ab! Es brachte mich zuerst wieder auf die Spur von meiner Wohlthäterin. Wie viel Wohl und Wehe überdauert nicht ein solches lebloses Wesen! Bei wie viel Schmerzen war dieß Band nicht schon gegenwärtig, und seine Fäden halten noch immer! Wie vieler Menschen letzten Augenblick hat es schon begleitet, und seine Farben sind noch nicht verblichen! Es war gegenwärtig in einem der schönsten Augenblicke meines Lebens, da ich verwundet auf der Erde lag, und Ihre hülfreiche Gestalt vor mir erschien, als das Kind mit blutigen Haaren, mit der zärtlichsten Sorgfalt für mein Leben besorgt war, dessen frühzeitigen Tod wir nun beweinen.

Die Freunde hatten nicht lange Zeit, sich über diese traurige Begebenheit zu unterhalten, und Fräulein Thereschen über das Kind und über die wahrscheinliche Ursache seines unerwarteten Todes aufzuklären: denn es wurden

Freunde gemeldet, die, als sie sich zeigten, keineswegs fremd waren. Lothario, Jarno, der Abbé traten herein. Natalie ging ihrem Bruder entgegen; unter den übrigen entstand ein augenblickliches Stillschweigen. Therese sagte lächelnd zu Lotharie: Sie glaubten wohl kaum, mich hier zu finden; wenigstens ist es eben nicht räthlich, daß wir uns in diesem Augenblick aufsuchen; indessen sey'n Sie mir nach einer so langen Abwesenheit herzlich begrüßt.

Lotharie reichte ihr die Hand, und versetzte: wenn wir einmal leiden und entbehren sollen, so mag es immerhin auch in der Gegenwart des geliebten, wünschenswerthen Gutes geschehen. Ich verlange keinen Einfluß auf Ihre Entschließung, und mein Vertrauen auf Ihr Herz, auf Ihren Verstand und reinen Sinn ist noch immer so groß, daß ich Ihnen mein Schicksal und das Schicksal meines Freundes gerne in die Hände lege.

Das Gespräch wendete sich sogleich zu allgemeinen, ja, man darf sagen, zu unbedeutenden Gegenständen. Die Gesellschaft trennte sich bald zum Spazierengehen in einzelne Paare. Natalie war mit Lotharie, Therese mit dem Abbé gegangen, und Wilhelm war mit Jarno auf dem Schlosse geblieben.

Die Erscheinung der drey Freunde in dem Augenblick, da Wilhelmen ein schwerer Schmerz auf der Brust lag, hatte, statt ihn zu zerstreuen, seine Laune gereizt und verschlimmert; er war verdrießlich und argwöhnisch,

und konnte und wollte es nicht verhehlen, als Jarno ihn über sein mürrisches Stillschweigen zur Rede setzte. Was brauchr's da weiter? rief Wilhelm aus. Lothario kommt mit seinen Beiständen, und es wäre wunderbar, wenn jene geheimnißvollen Mächte des Thurms, die immer so geschäftig sind, jetzt nicht auf uns wirken, und ich weiß nicht was für einen seltsamen Zweck mit und an uns ausführen sollten. So viel ich diese heiligen Männer kenne, scheint es jederzeit ihre löbliche Absicht, das Verbundene zu trennen und das Getrennte zu verbinden. Was daraus für ein Gewebe entstehen kann, mag wohl unsern unheiligen Augen ewig ein Räthsel bleiben.

Sie sind verdrießlich und bitter, sagte Jarno, das ist recht schön und gut. Wenn Sie nur erst einmal recht böse werden, wird es noch besser seyn.

Dazu kann auch Rath werden, versetzte Wilhelm, und ich fürchte sehr, daß man Lust hat, meine angeborne und angebildete Geduld dießmal auf's äußerste zu reizen.

So möchte ich Ihnen denn doch, sagte Jarno, indessen, bis wir sehen, wo unsere Geschichten hinaus wollen, etwas von dem Thurme erzählen, gegen den Sie ein großes Mißtrauen zu hegen scheinen.

Es steht bei Ihnen, versetzte Wilhelm, wenn Sie es auf meine Zerstreuung hin wagen wollen. Mein Gemüth ist so vielfach beschäftigt, daß ich nicht weiß, es

es

es an dieſen würdigen Abenteuern den ſchuldigen Theil nehmen kann.

Ich laſſe mich, ſagte Jarno, durch ihre angenehme Stimmung nicht abſchrecken, Sie über dieſen Punct aufzuklären. Sie halten mich für einen geſcheidten Kerl, und Sie ſollen mich auch noch für einen ehrlichen halten, und, was mehr iſt, dießmal hab' ich Auftrag. — Ich wünſchte, verſetzte Wilhelm, Sie ſprächen aus eigner Bewegung und aus gutem Willen mich aufzuklären; und da ich Sie nicht ohne Mißtrauen hören kann, warum ſoll ich Sie anhören? — Wenn ich jetzt nichts Beſſeres zu thun habe, ſagte Jarno, als Mährchen zu erzählen, ſo haben Sie ja auch wohl Zeit, ihnen einige Aufmerkſamkeit zu widmen; vielleicht ſind Sie dazu geneigter, wenn ich Ihnen gleich anfangs ſage: alles, was Sie im Thurme geſehen haben, ſind eigentlich nur noch Reliquien von einem jugendlichen Unternehmen, bei dem es anfangs den meiſten Eingeweihten großer Ernſt war, und über das nun alle gelegentlich nur lächeln.

Alſo mit dieſen würdigen Zeichen und Worten ſpielt man nur, rief Wilhelm aus, man führt uns mit Feyerlichkeit an einen Ort, der uns Ehrfurcht einflößt, man läßt uns die wunderlichſten Erſcheinungen ſehen, man gibt uns Rollen voll herrlicher, geheimnißreicher Sprüche, davon wir freilich das Wenigſte verſtehn, man eröffnet uns, daß wir bisher Lehrlinge waren, man ſpricht

uns los, und wir sind so klug wie vorher. — Haben Sie das Pergament nicht bei der Hand? fragte Jarno, es enthält viel Gutes: denn jene allgemeinen Sprüche sind nicht aus der Luft gegriffen; freilich scheinen sie demjenigen leer und dunkel, der sich keiner Erfahrung dabei erinnert. Geben Sie mir den sogenannten Lehrbrief doch, wenn er in der Nähe ist. — Gewiß ganz nah, versetzte Wilhelm, so ein Amulet sollte man immer auf der Brust tragen. — Nun, sagte Jarno lächelnd: wer weiß, ob der Inhalt nicht einmal in Ihrem Kopf und Herzen Platz findet.

Jarno blickte hinein, und überlief die erste Hälfte mit den Augen. Diese, sagte er, bezieht sich auf die Ausbildung des Kunstsinnes, wovon andere sprechen mögen; die zweyte handelt vom Leben, und da bin ich besser zu Hause.

Er fing darauf an, Stellen zu lesen, sprach dazwischen und knüpfte Anmerkungen und Erzählungen mit ein. Die Neigung der Jugend zum Geheimniß, zu Ceremonien und großen Worten ist außerordentlich, und oft ein Zeichen einer gewissen Tiefe des Charakters. Man will in diesen Jahren sein ganzes Wesen, wenn auch nur dunkel und unbestimmt, ergriffen und berührt fühlen. Der Jüngling, der vieles ahnet, glaubt in einem Geheimnisse viel zu finden, in ein Geheimniß viel legen und durch dasselbe wirken zu müssen. In diesen Gesinnungen bestärkte der Abbé eine junge Gesellschaft, theils nach seinen

Grundsätzen, theils aus Neigung und Gewohnheit, da er wohl ehemals mit einer Gesellschaft in Verbindung stand, die selbst viel im Verborgenen gewirkt haben mochte. Ich konnte mich am wenigsten in dieses Wesen finden. Ich war älter, als die andern, ich hatte von Jugend auf klar gesehen, und wünschte in allen Dingen nichts als Klarheit; ich hatte kein anderes Interesse, als die Welt zu kennen wie sie war, und steckte mit dieser Liebhaberey die übrigen besten Gefährten an, und fast hätte darüber unsere ganze Bildung eine falsche Richtung genommen: denn wir fingen an, nur die Fehler der andern und ihre Beschränkung zu sehen, und uns selbst für treffliche Wesen zu halten. Der Abbé kam uns zu Hülfe und lehrte uns, daß man die Menschen nicht beobachten müsse, ohne sich für ihre Bildung zu interessiren, und daß man sich selbst eigentlich nur in der Thätigkeit zu beobachten und zu erlauschen im Stande sey. Er rieth uns jene ersten Formen der Gesellschaft beizubehalten; es blieb daher etwas Gesetzliches in unsern Zusammenkünften, man sah wohl die ersten mystischen Eindrücke auf die Einrichtung des Ganzen, nachher nahm es, wie durch ein Gleichniß, die Gestalt eines Handwerks an, das sich bis zur Kunst erhob. Daher kamen die Benennungen von Lehrlingen, Gehülfen und Meistern. Wir wollten mit eigenen Augen sehen und uns ein eigenes Archiv unserer Weltkenntniß bilden; daher entstanden die vielen Confessionen, die wir theils selbst schrieben, theils wozu

wir andere veranlaßten, und aus denen nachher die Lehrjahre zusammengesetzt wurden. Nicht allen Menschen ist es eigentlich um ihre Bildung zu thun; viele wünschen nur so ein Hausmittel zum Wohlbefinden, Recepte zum Reichthum und zu jeder Art von Glückseligkeit. Alle diese, die nicht auf ihre Füße gestellt seyn wollten, wurden mit Mystificationen und anderm Hocus Pocus theils aufgehalten, theils bei Seite gebracht. Wir sprachen nach unserer Art nur diejenigen los, die lebhaft fühlten und deutlich bekannten, wozu sie geboren seyen, und die sich genug geübt hatten, um, mit einer gewissen Fröhlichkeit und Leichtigkeit, ihren Weg zu verfolgen.

So haben Sie sich mit mir sehr übereilt, versetzte Wilhelm: denn was ich kann, will oder soll, weiß ich, gerade seit jenem Augenblick, am allerwenigsten. — Wir sind ohne Schuld in diese Verwirrung gerathen, das gute Glück mag uns wieder heraushelfen; indessen hören Sie nur: derjenige, an dem viel zu entwickeln ist, wird später über sich und die Welt aufgeklärt. Es sind nur wenige, die den Sinn haben und zugleich zur That fähig sind. Der Sinn erweitert, aber lähmt; die That belebt, aber beschränkt.

Ich bitte Sie, fiel Wilhelm ein, lesen Sie mir von diesen wunderlichen Worten nichts mehr! Diese Phrasen haben mich schon verwirrt genug gemacht. — So will ich bei der Erzählung bleiben, sagte Jarno, indem

er die Rolle halb zuwickelte, und nur manchmal einen Blick hinein that. Ich selbst habe der Gesellschaft und den Menschen am wenigsten genutzt; ich bin ein sehr schlechter Lehrmeister, es ist mir unerträglich zu sehen, wenn jemand ungeschickte Versuche macht, einem Irrenden muß ich gleich zurufen, und wenn es ein Nachtwandler wäre, den ich in Gefahr sähe, geraden Weges den Hals zu brechen. Darüber hatte ich nun immer meine Noth mit dem Abbé, der behauptet, der Irrthum könne nur durch das Irren geheilt werden. Auch über Sie haben wir uns oft gestritten; er hatte Sie besonders in Gunst genommen, und es will schon etwas heißen, in dem hohen Grade seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie müssen mir nachsagen, daß ich Ihnen, wo ich Sie antraf, die reine Wahrheit sagte. — Sie haben mich wenig geschont, sagte Wilhelm, und Sie scheinen Ihren Grundsätzen treu zu bleiben. — Was ist denn da zu schonen, versetzte Jarno, wenn ein junger Mensch von mancherlei guten Anlagen eine ganz falsche Richtung nimmt? — Verzeihen Sie, sagte Wilhelm, Sie haben mir streng genug alle Fähigkeit zum Schauspieler abgesprochen; ich gestehe Ihnen, daß ob ich gleich dieser Kunst ganz entsagt habe, so kann ich mich doch unmöglich bei mir selbst dazu für ganz unfähig erklären. — Und bei mir, sagte Jarno, ist es doch so rein entschieden, daß wer sich nur selbst spielen kann, kein Schauspieler ist. Wer sich nicht dem Sinn und der

Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht diesen Namen. So haben Sie, zum Beispiel, den Hamlet und einige andere Rollen recht gut gespielt, bei denen Ihr Charakter, Ihre Gestalt und die Stimmung des Augenblicks Ihnen zu gute kamen. Das wäre nun für ein Liebhabertheater und für einen jeden gut genug, der keinen andern Weg vor sich sähe. Man soll sich, fuhr Jarno fort, indem er auf die Rolle sah, vor einem Talente hüten, das man in Vollkommenheit auszuüben nicht Hoffnung hat. Man mag es darin so weit bringen, als man will, so wird man doch immer zuletzt, wenn uns einmal das Verdienst des Meisters klar wird, den Verlust von Zeit und Kräften, die man auf eine solche Pfuscherei gewendet hat, schmerzlich bedauern.

Lesen Sie nichts! sagte Wilhelm, ich bitte Sie inständig, sprechen Sie fort, erzählen Sie mir, klären Sie mich auf! Und so hat also der Abbé mir zum Hamlet geholfen, indem er einen Geist herbeischaffte? — Ja, denn er versicherte, daß es der einzige Weg sey, Sie zu heilen, wenn Sie heilbar wären. — Und darum ließ er mir den Schleier zurück, und hieß mich sieben? — Ja, er hoffte sogar mit der Vorstellung des Hamlets sollte Ihre ganze Lust gebüßt seyn. Sie würden nachher das Theater nicht wieder betreten, behauptete er; ich glaubte das Gegentheil und behielt Recht. Wir stritten noch selbigen Abend nach der Vorstellung darüber. — Und Sie haben mich also spielen sehen? —

O gewiß! — Und wer ſtellte denn den Geiſt vor? — Das kann ich ſelbſt nicht ſagen, entweder der Abbé oder ſein Zwillingsbruder, doch glaub' ich dieſer, denn er iſt um ein weniges größer. — Sie haben alſo auch Geheimniſſe unter einander? — Freunde können und müſſen Geheimniſſe vor einander haben; ſie ſind einander doch kein Geheimniß.

Es verwirrt mich ſchon das Andenken dieſer Verwérrenheit. Klären Sie mich über den Mann auf, dem ich ſo viel ſchuldig bin, und dem ich ſo viel Vorwürfe zu machen habe.

Was ihn uns ſo ſchätzbar macht, verſetzte Jarno, was ihm gewiſſermaßen die Herrſchaft über uns alle erhält, iſt der freie und ſcharfe Blick, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menſchen nur wohnen, und wovon ſich jede in ihrer Art ausbilden läßt, gegeben hat. Die meiſten Menſchen, ſelbſt die vorzüglichen, ſind nur beſchränkt; jeder ſchätzt gewiſſe Eigenſchaften an ſich und andern; nur die begünſtigt er, nur die will er ausgebildet wiſſen. Ganz entgegengeſetzt wirkt der Abbé, er hat Sinn für alles, Luſt an allem, es zu erkennen und zu befördern. Da muß ich doch wieder in die Rolle ſehen! fuhr Jarno fort: Nur alle Menſchen machen die Menſchheit aus, nur alle Kräfte zuſammengenommen die Welt. Dieſe ſind unter ſich oft im Widerſtreit, und indem ſie ſich zu zerſtören ſuchen, hält ſie die Natur zuſammen und bringt ſie wieder hervor. Von dem gering-

sten thierischen Handwerkstriebe bis zur höchsten Ausübung der geistigen Kunst, vom Lallen und Jauchzen des Kindes bis zur trefflichen Aeußerung des Redners und Sängers, vom ersten Balgen der Knaben bis zu den ungeheuren Anstalten, wodurch Länder erhalten und erobert werden, vom leichtesten Wohlwollen und der flüchtigsten Liebe bis zur heftigsten Leidenschaft und zum ernstesten Bunde, von dem reinsten Gefühl der sinnlichen Gegenwart bis zu den leisesten Ahnungen und Hoffnungen der entferntesten geistigen Zukunft, alles das und weit mehr liegt im Menschen, und muß ausgebildet werden; aber nicht in einem, sondern in vielen. Jede Anlage ist wichtig, und sie muß entwickelt werden. Wenn einer nur das Schöne, der andere nur das Nützliche befördert, so machen beide zusammen erst einen Menschen aus. Das Nützliche befördert sich selbst, denn die Menge bringt es hervor, und alle können's nicht entbehren; das Schöne muß befördert werden, denn wenige stellen's dar, und viele bedürfen's.

Halten Sie inne! rief Wilhelm, ich habe das alles gelesen. — Nur noch einige Zeilen, versetzte Jarno, hier sind' ich den Abbé ganz wieder: eine Kraft beherrscht die andere, aber keine kann die andere bilden; in jeder Anlage liegt auch allein die Kraft sich zu vollenden; das verstehen so wenig Menschen, die doch lehren und wirken wollen. — Und ich verstehe es auch nicht, versetzte Wilhelm. — Sie werden über diesen Text den

Abbé noch oft genug hören, und ſo laſſen Sie uns nur immer recht deutlich ſehen und feſthalten, was an uns iſt, und was wir an uns ausbilden können: laſſen Sie uns gegen die andern gerecht ſeyn, denn wir ſind nur in ſo fern zu achten, als wir zu ſchätzen wiſſen. — Um Gottes willen! keine Sentenzen weiter! ich fühle, ſie ſind ein ſchlechtes Heilmittel für ein verwundetes Herz. Sagen Sie mir lieber, mit Ihrer grauſamen Beſtimmtheit, was Sie von mir erwarten, und wie und auf welche Weiſe Sie mich aufopfern wollen. — Jeden Verdacht, ich verſichere Sie, werden Sie uns künftig abbitten. Es iſt Ihre Sache zu prüfen und zu wählen, und die unſere, Ihnen beizuſtehn. Der Menſch iſt nicht eher glücklich, als bis ſein unbedingtes Streben ſich ſelbſt ſeine Begränzung beſtimmt. Nicht an mich halten Sie ſich, ſondern an den Abbé; nicht an ſich denken Sie, ſondern an das, was Sie umgibt. Lernen Sie zum Beiſpiel Lothario's Trefflichkeit einſehen, wie ſein Ueberblick und ſeine Thätigkeit unzertrennlich mit einander verbunden ſind, wie er immer im Fortſchreiten iſt, wie er ſich ausbreitet und jeden mit fortreißt. Er führt, wo er auch ſey, eine Welt mit ſich, ſeine Gegenwart belebt und feuert an. Sehen Sie unſern guten Medicus dagegen! Es ſcheint gerade die entgegengeſetzte Natur zu ſeyn. Wenn jener nur in's Ganze und auch in die Ferne wirkt, ſo richtet dieſer ſeinen hellen Blick nur auf die nächſten Dinge, er verſchafft mehr die

Mittel zur Thätigkeit, als daß er die Thätigkeit hervorbrächte und belebte; sein Handeln sieht einem guten Wirthschaften vollkommen ähnlich, seine Wirksamkeit ist still, indem er einen jeden in seinem Kreis befördert; sein Wissen ist ein beständiges Sammeln und Ausspenden, ein Nehmen und Mittheilen im Kleinen. Vielleicht könnte Lothario in einem Tage zerstören, woran dieser Jahre lang gebaut hat; aber vielleicht theilt auch Lothario, in einem Augenblick, andern die Kraft mit, das Zerstörte hundertfältig wieder herzustellen. — Es ist ein trauriges Geschäft, sagte Wilhelm, wenn man über die reinen Vorzüge der andern in einem Augenblicke denken soll, da man mit sich selbst uneins ist; solche Betrachtungen stehen dem ruhigen Manne wohl an, nicht dem, der von Leidenschaft und Ungewißheit bewegt ist. — Ruhig und vernünftig zu betrachten ist zu keiner Zeit schädlich, und indem wir uns gewöhnen, über die Vorzüge anderer zu denken, stellen sich die unsern unvermerkt selbst an ihren Platz, und jede falsche Thätigkeit wozu uns die Phantasie lockt, wird alsdann gern von uns aufgegeben. Befreien Sie wo möglich Ihren Geist von allem Argwohn und aller Aengstlichkeit! Dort kommt der Abbé, seyn Sie ja freundlich gegen ihn bis Sie noch mehr erfahren, wie viel Dank Sie ihm schuldig sind. Der Schalk! Da geht er zwischen Natalien und Theresen, ich wollte wetten, er denkt sich was aus. So wie er überhaupt gern ein wenig das Schicksal spielt,

so läßt er auch nicht von der Liebhaberey, manchmal eine Heirath zu stiften.

Wilhelm, dessen leidenschaftliche und verdrießliche Stimmung durch alle die klugen und guten Worte Jarno's nicht verbessert worden war, fand höchst undelicat, daß sein Freund, gerade in diesem Augenblick, eines solchen Verhältnisses erwähnte, und sagte, zwar lächelnd, doch nicht ohne Bitterkeit: ich dächte, man überließe die Liebhabereyn, Heirathen zu stiften, Personen, die sich lieb haben.

Sechstes Capitel.

Die Gesellschaft hatte sich eben wieder begegnet, und unsere Freunde sahen sich genöthigt, das Gespräch abzubrechen. Nicht lange, so ward ein Curier gemeldet, der einen Brief in Lothario's eigene Hände übergeben wollte; der Mann ward vorgeführt, er sah rüstig und tüchtig aus, seine Livree war sehr reich und geschmackvoll. Wilhelm glaubte ihn zu kennen, und er irrte sich nicht, es war derselbe Mann, den er damals Philinen und der vermeinten Mariane nachgeschickt hatte, und der nicht wieder zurückgekommen war. Eben wollte er ihn anreden, als Lothario, der den Brief gelesen hatte, ernsthaft und fast verdrießlich fragte: wie heißt sein Herr?

Das ist unter allen Fragen, versetzte der Curier mit Bescheidenheit, auf die ich am wenigsten zu antworten weiß; ich hoffe der Brief wird das Nöthige vermelden; mündlich ist mir nichts aufgetragen.

Es sey wie ihm sey, versetzte Lothario mit Lächeln, da sein Herr das Zutrauen zu mir hat, mir so hasenfüßig zu schreiben, so soll er uns willkommen seyn. Er wird nicht lange auf sich warten lassen, versetzte der Curier mit einer Verbeugung, und entfernte sich.

Vernehmet nur, ſagte Lotharie, die tolle abgeſchmackte Botſchaft. Da unter allen Gäſten, ſo ſchreibt der Unbekannte, ein guter Humor der angenehmſte Gaſt ſeyn ſoll, wenn er ſich einſtellt, und ich denſelben als Reiſegefährten beſtändig mit mir herumführe, ſo bin ich überzeugt, der Beſuch, den ich Ew. Gnaden und Liebden zugedacht habe, wird nicht übel vermerkt werden, vielmehr hoffe ich mit der ſämmtlichen hohen Familie vollkommener Zufriedenheit anzulangen, und gelegentlich mich wieder zu entfernen, der ich mich, und ſo weiter, Graf von Schneckenfuß.

Das iſt eine neue Familie, ſagte der Abbé.

Es mag ein Vicariatsgraf ſeyn, verſetzte Jarno.

Das Geheimniß iſt leicht zu errathen, ſagte Natalie; ich wette, es iſt Bruder Friedrich, der uns ſchon ſeit dem Tode des Oheims mit einem Beſuche droht.

Getroffen! ſchöne und weiſe Schweſter, rief jemand aus einem nahen Buſche, und zugleich trat ein angenehmer, heiterer, junger Mann hervor; Wilhelm konnte ſich kaum eines Schreies enthalten. Wie? rief er, unſer blonder Schelm, der ſoll mir auch hier noch erſcheinen? Friedrich ward aufmerkſam, ſah Wilhelmen an und rief: wahrlich, weniger erſtaunt wär' ich geweſen, die berühmten Pyramiden, die doch in Aegypten ſo feſt ſtehen, oder das Grab des Königs Mauſolus, das, wie man mir verſichert hat, gar nicht mehr exiſtirt, hier in dem Garten meines Oheims zu finden, als

Euch meinen alten Freund und vielfachen Wohlthäter. Seyd mir besonders und schönstens gegrüßt!

Nachdem er rings herum alles bewillkommt und geküßt hatte, sprang er wieder auf Wilhelmen los, und rief: Haltet mir ihn ja warm diesen Helden, Heerführer und dramatischen Philosophen! Ich habe ihn bei unserer ersten Bekanntschaft schlecht, ja, ich darf wohl sagen, mit der Hechel frisirt, und er hat mir doch nachher eine tüchtige Tracht Schläge erspart. Er ist großmüthig wie Scipio, freigebig wie Alexander, gelegentlich auch verliebt, doch ohne seine Nebenbubler zu hassen. Nicht etwa, daß er seinen Feinden Kohlen aufs Haupt sammelte, welches, wie man sagt, ein schlechter Dienst seyn soll, den man jemanden erzeigen kann, nein, er schickt vielmehr den Freunden, die ihm sein Mädchen entführen, gute und treue Diener nach, damit ihr Fuß an keinen Stein stoße.

In diesem Geschmack fuhr er unaufhaltsam fort, ohne daß jemand ihm Einhalt zu thun im Stande gewesen wäre, und da niemand in dieser Art ihm erwidern konnte, so behielt er das Wort ziemlich allein. Verwundert euch nicht, rief er aus, über meine große Belesenheit in heiligen und Profan-Scribenten; ihr sollt erfahren, wie ich zu diesen Kenntnissen gelangt bin. Man wollte von ihm wissen, wie es ihm gehe, wo er herkomme; allein er konnte vor lauter Sittensprüchen

und alten Geſchichten nicht zur deutlichen Erklärung gelangen.

Natalie ſagte leiſe zu Thereſen: ſeine Art von Luſtigkeit thut mir wehe; ich wollte wetten, daß ihm dabei nicht wohl iſt.

Da Friedrich, außer einigen Späßen, die ihm Jarno erwiderte, keinen Anklang für ſeine Poſſen in der Geſellſchaft fand, ſagte er: es bleibt mir nichts übrig als mit der ernſthaften Familie auch ernſthaft zu werden, und weil mir, unter ſolchen bedenklichen Umſtänden, ſogleich meine ſämmtliche Sündenlaſt ſchwer auf die Seele fällt, ſo will ich mich kurz und gut zu einer Generalbeichte entſchließen, wo ihr aber meine werthen Herrn und Damen, nichts vernehmen ſollt. Dieſer edle Freund hier, dem ſchon einiges von meinem Leben und Thun bekannt iſt, ſoll es allein erfahren, um ſo mehr, als er allein darnach zu fragen einige Urſache hat. Wäret Ihr nicht neugierig zu wiſſen, fuhr er gegen Wilhelmen fort, wie und wo? wer? wann und warum? wie ſteht's mit der Conjugation des griechiſchen Verbi Philéo, Philoh? und mit den Derivativis dieſes allerliebſten Zeitwortes aus?

Somit nahm er Wilhelmen bei'm Arme, führte ihn fort, indem er ihn auf alle Weiſe drückte und küßte.

Kaum war Friedrich auf Wilhelms Zimmer gekommen, als er im Fenſter ein Pudermeſſer liegen fand, mit der Inſchrift: Gedenke mein. Ihr hebt Eure

werthen Sachen gut auf! sagte er; wahrlich das ist Philinens Pudermesser, das sie Euch jenen Tag schenkte, als ich Euch so gerauft hatte. Ich hoffe, Ihr habt des schönen Mädchens fleißig dabei gedacht, und versichere Euch, sie hat Euch auch nicht vergessen, und wenn ich nicht jede Spur von Eifersucht schon lange aus meinem Herzen verbannt hätte, so würde ich Euch nicht ohne Neid ansehen.

Reden Sie nichts mehr von diesem Geschöpfe, versetzte Wilhelm. Ich läugne nicht, daß ich den Eindruck ihrer angenehmen Gegenwart lange nicht los werden konnte, aber das war auch alles.

Pfui! schämt Euch, rief Friedrich, wer wird eine Geliebte verläugnen? und Ihr habt sie so complet geliebt, als man es nur wünschen konnte. Es verging kein Tag, daß Ihr dem Mädchen nicht etwas schenktet, und wenn der Deutsche schenkt, liebt er gewiß. Es blieb mir nichts übrig, als sie Euch zuletzt wegzuputzen, und dem rothen Officierchen ist es denn auch endlich geglückt.

Wie? Sie waren der Officier, den wir bei Philinen antrafen, und mit dem sie wegreiste?

Ja, versetzte Friedrich, den Sie für Marianen hielten. Wir haben genug über den Irrthum gelacht.

Welche Grausamkeit! rief Wilhelm, mich in einer solchen Ungewißheit zu lassen.

Und noch dazu den Curier, den Sie uns nachschickten,

gleich

gleich in Dienſte zu nehmen! verſetzte Friedrich. Es iſt ein tüchtiger Kerl, und iſt dieſe Zeit nicht von unſerer Seite gekommen. Und das Mädchen lieb' ich noch immer ſo raſend, wie jemals. Mir hat ſie's ganz eigens angethan, daß ich mich ganz nahezu in einem mythologiſchen Falle befinde, und alle Tage befürchte verwandelt zu werden.

Sagen Sie mir nur, fragte Wilhelm, wo haben Sie Ihre ausgebreitete Gelehrſamkeit her? Ich höre mit Verwunderung der ſeltſamen Manier zu, die Sie angenommen haben, immer mit Beziehung auf alte Geſchichten und Fabeln zu ſprechen.

Auf die luſtigſte Weiſe, ſagte Friedrich, bin ich gelehrt und zwar ſehr gelehrt worden. Philine iſt nun bei mir, wir haben einem Pachter das alte Schloß eines Rittergutes abgemiethet, worin wir, wie die Kobolde, auf's luſtigſte leben. Dort haben wir eine zwar compendiöſe, aber doch ausgeſuchte Bibliothek gefunden, enthaltend eine Bibel in Folio, Gottfrieds Chronik, zwey Bände Theatrum Europaeum, die Acerra Philologica, Gryphii Schriften und noch einige minder wichtige Bücher. Nun hatten wir denn doch, wenn wir ausgetobt hatten, manchmal lange Weile, wir wollten leſen, und ehe wir's uns verſahen, ward unſere Weile noch länger. Endlich hatte Philine den herrlichen Einfall, die ſämmtlichen Bücher auf einem großen Tiſch aufzuſchlagen, wir ſetzten uns gegeneinander und laſen

gegeneinander, und immer nur stellenweise, aus einem Buch wie aus dem andern. Das war nun eine rechte Lust! Wir glaubten wirklich in guter Gesellschaft zu seyn, wo man für unschicklich hält, irgend eine Materie zu lange fortsetzen, oder wohl gar gründlich erörtern zu wollen; wir glaubten in lebhafter Gesellschaft zu seyn, wo keins das andere zum Wort kommen läßt. Diese Unterhaltung geben wir uns regelmäßig alle Tage und werden dadurch nach und nach so gelehrt, daß wir uns selbst darüber verwundern. Schon finden wir nichts Neues mehr unter der Sonne, zu allem bietet uns unsere Wissenschaft einen Beleg an. Wir variiren diese Art uns zu unterrichten auf gar vielerlei Weise. Manchmal lesen wir nach einer alten verderbenen Sanduhr, die in einigen Minuten ausgelaufen ist. Schnell dreht sie das andere herum, und fängt aus einem Buche zu lesen an, und kaum ist wieder der Sand im untern Glase, so beginnt das andere schon wieder seinen Spruch, und so studiren wir wirklich auf wahrhaft akademische Weise, nur daß wir kürzere Stunden haben, und unsere Studien äußerst mannichfaltig sind.

Diese Tollheit begreife ich wohl, sagte Wilhelm, wenn einmal so ein lustiges Paar beisammen ist; wie aber das lockere Paar so lange beisammen bleiben kann, das ist mir nicht so bald begreiflich.

Das ist, rief Friedrich, eben das Glück und das Unglück: Philine darf sich nicht sehen lassen, sie mag

ſich ſelbſt nicht ſehen, ſie iſt guter Hoffnung. Unförmlicher und lächerlicher iſt nichts in der Welt als ſie. Noch kurz, ehe ich wegging, kam ſie zufälligerweiſe vor den Spiegel. Pfui Teufel! ſagte ſie, und wendete das Geſicht ab, die leibhafte Frau Melina! das garſtige Bild! Man ſieht doch ganz niederträchtig aus!

Ich muß geſtehen, verſetzte Wilhelm lächelnd, daß es ziemlich komiſch ſeyn mag, euch als Vater und Mutter beiſammen zu ſehen.

Es iſt ein recht närriſcher Streich, ſagte Friedrich, daß ich noch zuletzt als Vater gelten ſoll. Sie behauptet's, und die Zeit trifft auch. Anfangs machte mich der verwünſchte Beſuch, den ſie Euch nach dem Hamler abgeſtattet hatte, ein wenig irre.

Was für ein Beſuch?

Ihr werdet das Andenken daran doch nicht ganz und gar verſchlafen haben? Das allerliebſte, fühlbare Geſpenſt jener Nacht, wenn Ihr's noch nicht wißt, war Philine. Die Geſchichte war mir freilich eine harte Mitgift, doch wenn man ſich ſo etwas nicht mag gefallen laſſen, ſo muß man gar nicht lieben. Die Vaterſchaft beruht überhaupt nur auf der Ueberzeugung; ich bin überzeugt, und alſo bin ich Vater. Da ſeht Ihr, daß ich die Logik auch am rechten Orte zu brauchen weiß. Und wenn das Kind ſich nicht gleich nach der Geburt auf der Stelle zu Tode lacht, ſo kann es wo nicht ein nützlicher doch angenehmer Weltbürger werden.

Indessen die Freunde sich auf diese lustige Weise von leichtfertigen Gegenständen unterhielten, hatte die übrige Gesellschaft ein ernsthaftes Gespräch angefangen. Kaum hatten Friedrich und Wilhelm sich entfernt, als der Abbé die Freunde unvermerkt in einen Gartensaal führte, und, als sie Platz genommen hatten, seinen Vortrag begann.

Wir haben, sagte er, im allgemeinen behauptet, daß Fräulein Therese nicht die Tochter ihrer Mutter sey; es ist nöthig, daß wir uns hierüber auch nun im einzelnen erklären. Hier ist die Geschichte, die ich sodann auf alle Weise zu belegen und zu beweisen mich erbiete.

Frau von *** lebte die ersten Jahre ihres Ehestandes mit ihrem Gemahl in dem besten Vernehmen, nur hatten sie das Unglück, daß die Kinder, zu denen einigemal Hoffnung war, todt zur Welt kamen, und bei dem dritten die Aerzte der Mutter beinahe den Tod verkündigten, und ihn bei einem folgenden als ganz unvermeidlich weissagten. Man war genöthigt, sich zu entschließen, man wollte das Eheband nicht aufheben, man befand sich, bürgerlich genommen, zu wohl. Frau von *** suchte in der Ausbildung ihres Geistes, in einer gewissen Repräsentation, in den Freuden der Eitelkeit, eine Art von Entschädigung für das Mutterglück, das ihr versagt war. Sie sah ihrem Gemahl mit sehr viel Heiterkeit nach, als er Neigung zu einem Frauenzimmer faßte, welche die ganze Haushaltung versah, eine schöne Gestalt und einen sehr soliden Charakter

hatte. Frau von *** bot nach kurzer Zeit einer Einrichtung ſelbſt die Hände, nach welcher das gute Mädchen ſich Thereſens Vater überließ, in der Beſorgung des Hausweſens fortfuhr und gegen die Frau vom Hauſe faſt noch mehr Dienſtfertigkeit und Ergebung als vorher bezeigte.

Nach einiger Zeit erklärte ſie ſich guter Hoffnung, und die beiden Eheleute kamen bei dieſer Gelegenheit, obwohl aus ganz verſchiedenen Anläſſen, auf einerlei Gedanken. Herr von *** wünſchte das Kind ſeiner Geliebten als ſein rechtmäßiges im Hauſe einzuführen, und Frau von ***, verdrießlich, daß durch die Indiscretion ihres Arztes ihr Zuſtand in der Nachbarſchaft hatte verlauten wollen, dachte durch ein untergeſchobenes Kind ſich wieder in Anſehn zu ſetzen, und durch eine ſolche Nachgiebigkeit ein Uebergewicht im Hauſe zu erhalten, das ſie unter den übrigen Umſtänden zu verlieren fürchtete. Sie war zurückhaltender als ihr Gemahl, ſie merkte ihm ſeinen Wunſch ab, und wußte, ohne ihm entgegen zu gehn, eine Erklärung zu erleichtern. Sie machte ihre Bedingungen, und erhielt faſt alles, was ſie verlangte, und ſo entſtand das Teſtament, worin ſo wenig für das Kind geſorgt zu ſeyn ſchien. Der alte Arzt war geſtorben, man wendete ſich an einen jungen, thätigen, geſcheidten Mann, er ward gut belohnt, und er konnte ſelbſt eine Ehre darin ſuchen, die Unſchicklichkeit und Uebereilung ſeines abgeſchiedenen Collegen in's

Licht zu setzen und zu verbessern. Die wahre Mutter willigte nicht ungern ein, man spielte die Verstellung sehr gut, Therese kam zur Welt, und wurde einer Stiefmutter zugeeignet, indeß ihre wahre Mutter ein Opfer dieser Verstellung ward, indem sie sich zu früh wieder heraus wagte, starb, und den guten Mann trostlos hinterließ.

Frau von *** hatte indessen ganz ihre Absicht erreicht, sie hatte vor den Augen der Welt ein liebenswürdiges Kind, mit dem sie übertrieben paradirte, sie war zugleich eine Nebenbuhlerin los geworden, deren Verhältniß sie denn doch mit neidischen Augen ansah, und deren Einfluß sie, für die Zukunft wenigstens, heimlich fürchtete; sie überhäufte das Kind mit Zärtlichkeit, und wußte ihren Gemahl in vertraulichen Stunden durch eine so lebhafte Theilnahme an seinem Verlust dergestalt an sich zu ziehen, daß er sich ihr, man kann wohl sagen, ganz ergab, sein Glück und das Glück seines Kindes in ihre Hände legte, und kaum kurze Zeit vor seinem Tode, und noch gewissermaßen nur durch seine erwachsene Tochter, wieder Herr im Hause ward. Das war, schone Therese, das Geheimniß, das Ihnen Ihr kranker Vater wahrscheinlich so gern entdeckt hätte, das ist's, was ich Ihnen jetzt, eben da der junge Freund, der durch die sonderbarste Verknüpfung von der Welt Ihr Bräutigam geworden ist, in der Gesellschaft fehlt, umständlich vorlegen wollte. Hier sind die Papiere, die aufs strengste beweisen, was ich behauptet habe. Sie wer-

den daraus zugleich erfahren, wie lange ich schon dieser Entdeckung auf der Spur war, und wie ich doch erst jetzt zur Gewißheit kommen konnte; wie ich nicht wagte, meinem Freund etwas von der Möglichkeit des Glücks zu sagen, da es ihn zu tief gekränkt haben würde, wenn diese Hoffnung zum zweytenmale verschwunden wäre. Sie werden Lydiens Argwohn begreifen: denn ich gestehe gern, daß ich die Neigung unseres Freundes zu diesem guten Mädchen keinesweges begünstigte, seitdem ich seiner Verbindung mit Theresen wieder entgegen sah.

Niemand erwiderte etwas auf diese Geschichte. Die Frauenzimmer gaben die Papiere nach einigen Tagen zurück, ohne derselben weiter zu erwähnen.

Man hatte Mittel genug in der Nähe, die Gesellschaft, wenn sie beisammen war, zu beschäftigen, auch bot die Gegend so manche Reize dar, daß man sich gern darin theils einzeln, theils zusammen, zu Pferde, zu Wagen oder zu Fuße umsah. Jarno richtete, bei einer solchen Gelegenheit, seinen Auftrag an Wilhelmen aus, legte ihm die Papiere vor, schien aber weiter keine Entschließung von ihm zu verlangen.

In diesem höchst sonderbaren Zustand, in dem ich mich befinde, sagte Wilhelm darauf, brauche ich Ihnen nur das zu wiederholen, was ich sogleich Anfangs, in Gegenwart Nataliens, und gewiß mit einem reinen Herzen, gesagt habe: Lothario und seine Freunde können jede Art von Entsagung von mir fordern, ich lege Ihnen

hiermit alle meine Ansprüche an Thereſen in die Hand, verſchaffen Sie mir dagegen meine förmliche Entlaſſung. O! es bedarf, mein Freund, keines großen Bedenkens, mich zu entſchließen. Schon dieſe Tage hab' ich gefühlt, daß Thereſe Mühe hat, nur einen Schein der Lebhaftigkeit, mit der ſie mich hier zuerſt begrüßte, zu erhalten. Ihre Neigung iſt mir entwendet, oder vielmehr ich habe ſie nie beſeſſen.

Solche Fälle möchten ſich wohl beſſer, nach und nach, unter Schweigen und Erwarten aufklären, verſetzte Jarno, als durch vieles Reden, wodurch immer eine Art von Verlegenheit und Gährung entſteht.

Ich dächte vielmehr, ſagte Wilhelm, daß gerade dieſer Fall der ruhigſten und der reinſten Entſcheidung fähig ſey. Man hat mir ſo oft den Vorwurf des Zauderns und der Ungewißheit gemacht; warum will man jetzt, da ich entſchloſſen bin, geradezu einen Fehler, den man an mir tadelte, gegen mich ſelbſt begehn? Gibt ſich die Welt nur darum ſo viel Mühe, uns zu bilden, um uns fühlen zu laſſen, daß ſie ſich nicht bilden mag? Ja, gönnen Sie mir recht bald das heitere Gefühl, ein Mißverhältniß los zu werden, in das ich mit den reinſten Geſinnungen von der Welt gerathen bin.

Ungeachtet dieſer Bitte vergingen einige Tage, in denen er nichts von dieſer Sache hörte, noch auch eine weitere Veränderung an ſeinen Freunden bemerkte; die Unterhaltung war vielmehr bloß allgemein und gleichgültig.

Siebentes Capitel.

Einſt ſaßen Natalie, Jarno und Wilhelm zuſammen, und Natalie begann: Sie ſind nachdenklich, Jarno, ich kann es Ihnen ſchon einige Zeit abmerken.

Ich bin es, verſetzte der Freund, und ich ſehe ein wichtiges Geſchäft vor mir, das bei uns ſchon lange vorbereitet iſt, und jetzt nothwendig angegriffen werden muß. Sie wiſſen ſchon etwas im allgemeinen davon, und ich darf wohl vor unſerm jungen Freunde davon reden, weil es auf ihn ankommen ſoll, ob er Theil daran zu nehmen Luſt hat. Sie werden mich nicht lange mehr ſehen, denn ich bin im Begriff nach America überzuſchiffen.

Nach America? verſetzte Wilhelm lächelnd; ein ſolches Abenteuer hätte ich nicht von Ihnen erwartet, noch weniger, daß Sie mich zum Gefährten auserſehen würden.

Wenn Sie unſern Plan ganz kennen, verſetzte Jarno, ſo werden Sie ihm einen beſſern Namen geben, und vielleicht für ihn eingenommen werden. Hören Sie mich an! Man darf nur ein wenig mit den Welthändeln bekannt ſeyn, um zu bemerken, daß uns große Veränderungen

bevorſtehn, und daß die Beſitzthümer beinahe nirgends mehr recht ſicher ſind.

Ich habe keinen deutlichen Begriff von den Welthändeln, fiel Wilhelm ein, und habe mich erſt vor kurzem um meine Beſitzthümer bekümmert. Vielleicht hätte ich wohl gethan, ſie mir noch länger aus dem Sinne zu ſchlagen, da ich bemerken muß, daß die Sorge für ihre Erhaltung ſo hypochondriſch macht.

Hören Sie mich aus, ſagte Jarno: die Sorge geziemt dem Alter, damit die Jugend eine Zeit lang ſorglos ſeyn könne. Das Gleichgewicht in den menſchlichen Handlungen kann leider nur durch Gegenſätze hergeſtellt werden. Es iſt gegenwärtig nichts weniger als räthlich nur an Einem Orte zu beſitzen, nur Einem Platze ſein Geld anzuvertrauen, und es iſt wieder ſchwer, an vielen Orten Aufſicht darüber zu führen; wir haben uns deßwegen etwas andres ausgedacht: aus unſerm alten Thurm ſoll eine Societät ausgehen, die ſich in alle Theile der Welt ausbreiten, in die man aus jedem Theile der Welt eintreten kann. Wir aſſecuriren uns unter einander unſere Exiſtenz, auf den einzigen Fall, daß eine Staatsrevolution den einen oder den andern von ſeinen Beſitzthümern völlig vertreibe. Ich gehe nun hinüber nach America, um die guten Verhältniſſe zu benutzen, die ſich unſer Freund bei ſeinem dortigen Aufenthalt gemacht hat. Der Abbe will nach Rußland gehn, und Sie ſollen die Wahl haben, wenn Sie ſich an uns

anschließen wollen, ob Sie Lotharin in Deutschland beistehn, oder mit mir gehen wollen. Ich dächte Sie wählten das letzte: denn eine große Reise zu thun ist für einen jungen Mann äußerst nützlich.

Wilhelm nahm sich zusammen und antwortete: Der Antrag ist aller Ueberlegung werth, denn mein Wahlspruch wird doch nächstens seyn: je weiter weg, je besser. Sie werden mich, hoffe ich, mit Ihrem Plane näher bekannt machen. Es kann von meiner Unbekanntschaft mit der Welt herrühren, mir scheinen aber einer solchen Verbindung sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen zu setzen.

Davon sich die meisten nur dadurch heben werden, versetzte Jarno, daß unser bis jetzt nur wenig sind, redliche, gescheidte und entschlossene Leute, die einen gewissen, allgemeinen Sinn haben, aus dem allein der gesellige Sinn entstehen kann.

Friedrich, der bisher nur zugehört hatte, versetzte darauf: und wenn ihr mir ein gutes Wort gebt, gehe ich auch mit.

Jarno schüttelte den Kopf.

Nun, was habt ihr an mir auszusetzen? fuhr Friedrich fort. Bei einer neuen Colonie werden auch junge Colonisten erfordert, und die bring' ich gleich mit; auch lustige Colonisten, das versichre ich euch. Und dann wüßte ich noch ein gutes junges Mädchen, das hierhüben nicht mehr am Platz ist, die süße reizende Lydie.

Wo soll das arme Kind mit seinem Schmerz und Jammer hin, wenn sie ihn nicht gelegentlich in die Tiefe des Meeres werfen kann, und wenn sich nicht ein braver Mann ihrer annimmt? Ich dächte, mein Jugendfreund, da Ihr doch im Gange seyd, Verlassene zu trösten, Ihr entschlößt Euch, jeder nähme sein Mädchen unter den Arm, und wir folgten dem alten Herrn.

Dieser Antrag verdroß Wilhelmen. Er antwortete mit verstellter Ruhe: weiß ich doch nicht einmal, ob sie frei ist, und da ich überhaupt im Werben nicht glücklich zu seyn scheine, so möchte ich einen solchen Versuch nicht machen.

Natalie sagte darauf: Bruder Friedrich, du glaubst, weil du für dich so leichtsinnig handelst, auch für andere gelte deine Gesinnung. Unser Freund verdient ein weibliches Herz, das ihm ganz angehöre, das nicht an seiner Seite von fremden Erinnerungen bewegt werde; nur mit einem höchst vernünftigen und reinen Charakter, wie Theresens, war ein Wagestück dieser Art zu rathen.

Was Wagestück! rief Friedrich: in der Liebe ist alles Wagestück. Unter der Laube oder vor dem Altar, mit Umarmungen oder goldenen Ringen, bei'm Gesange der Heimchen oder bei Trompeten und Pauken, es ist alles nur ein Wagestück und der Zufall thut alles.

Ich habe immer gesehen, versetzte Natalie, daß unsere Grundsätze nur ein Supplement zu unsern Existenzen sind. Wir hängen unsern Fehlern gar zu gern

das Gewand eines gültigen Gesetzes um. Gib nur Acht, welchen Weg dich die Schöne noch führen wird, die dich auf eine so gewaltsame Weise angezogen hat und festhält.

Sie ist selbst auf einem sehr guten Wege, versetzte Friedrich, auf dem Wege zur Heiligkeit. Es ist freilich ein Umweg, aber desto lustiger und sichrer; Maria von Magdala ist ihn auch gegangen, und wer weiß wie viel andere. Ueberhaupt, Schwester, wenn von Liebe die Rede ist, solltest du dich gar nicht drein mischen. Ich glaube du heirathest nicht eher, als bis irgendwo eine Braut fehlt, und du gibst dich alsdann, nach deiner gewohnten Gutherzigkeit, auch als Supplement irgend einer Existenz hin. Also laß uns nur jetzt mit diesem Seelenverkäufer da unsern Handel schließen und über unsere Reisegesellschaft einig werden.

Sie kommen mit Ihren Vorschlägen zu spät, sagte Jarno; für Lydien ist gesorgt.

Und wie? fragte Friedrich.

Ich habe ihr selbst meine Hand angeboten, versetzte Jarno.

Alter Herr, sagte Friedrich, da macht Ihr einen Streich, zu dem man, wenn man ihn als ein Substantivum betrachtet, verschiedene Adjectiva, und folglich, wenn man ihn als Subject betrachtet, verschiedene Prädicate finden könnte.

Ich muß aufrichtig gestehen, versetzte Natalie, es

iſt ein gefährlicher Verſuch, ſich ein Mädchen zuzueignen, in dem Augenblicke, da ſie aus Liebe zu einem andern verzweifelt.

Ich habe es gewagt, verſetzte Jarno, ſie wird unter einer gewiſſen Bedingung mein. Und, glauben Sie mir, es iſt in der Welt nichts ſchätzbarer als ein Herz, das der Liebe und der Leidenſchaft fähig iſt. Ob es geliebt habe, ob es noch liebe, darauf kommt es nicht an. Die Liebe, mit der ein anderer geliebt wird, iſt mir beinahe reizender als die, mit der ich geliebt werden könnte; ich ſehe die Kraft, die Gewalt eines ſchönen Herzens, ohne daß die Eigenliebe mir den reinen Anblick trübt.

Haben Sie Lydien in dieſen Tagen ſchon geſprochen? verſetzte Natalie.

Jarno nickte lächelnd; Natalie ſchüttelte den Kopf und ſagte, indem ſie aufſtand: ich weiß gar nicht mehr, was ich aus Euch machen ſoll, aber mich ſollt ihr gewiß nicht irre machen.

Sie wollte ſich eben entfernen, als der Abbé mit einem Brief in der Hand hereintrat, und zu ihr ſagte: Bleiben Sie! ich habe hier einen Vorſchlag, bei dem Ihr Rath willkommen ſeyn wird. Der Marcheſe, der Freund Ihres verſtorbenen Oheims, den wir ſeit einiger Zeit erwarten, muß in dieſen Tagen hier ſeyn. Er ſchreibt mir, daß ihm doch die Deutſche Sprache nicht ſo geläufig ſey, als er geglaubt, daß er eines Geſell-

ſchafters bedürfe, der ſie vollkommen nebſt einigem andern beſitze; da er mehr wünſche in wiſſenſchaftliche als politiſche Verbindungen zu treten, ſo ſey ihm ein ſolcher Dolmetſcher unentbehrlich. Ich wüßte niemand geſchickter dazu, als unſern jungen Freund. Er kennt die Sprache, iſt ſonſt in vielem unterrichtet, und es wird für ihn ſelbſt ein großer Vortheil ſeyn, in ſo guter Geſellſchaft und unter ſo vortheilhaften Umſtänden Deutſchland zu ſehen. Wer ſein Vaterland nicht kennt, hat keinen Maßſtab für fremde Länder. Was ſagen Sie, meine Freunde? was ſagen Sie, Natalie?

Niemand wußte gegen den Antrag etwas einzuwenden; Jarno ſchien ſeinen Vorſchlag, nach America zu reiſen, ſelbſt als kein Hinderniß anzuſehn, indem er ohnehin nicht ſogleich aufbrechen würde; Natalie ſchwieg, und Friedrich führte verſchiedene Sprüchwörter über den Nutzen des Reiſens an.

Wilhelm war über dieſen neuen Vorſchlag im Herzen ſo entrüſtet, daß er es kaum verbergen konnte. Er ſah eine Verabredung, ihn baldmöglichſt los zu werden, nur gar zu deutlich, und was das Schlimmſte war, man ließ ſie ſo offenbar, ſo ganz ohne Schonung ſehen. Auch der Verdacht, den Lydie bei ihm erregt, alles was er ſelbſt erfahren hatte, wurde wieder auf's neue vor ſeiner Seele lebendig, und die natürliche Art, wie Jarno ihm alles ausgelegt hatte, ſchien ihm auch nur eine künſtliche Darſtellung zu ſeyn.

Er nahm ſich zuſammen, und antwortete: Dieſer Antrag verdient allerdings eine reifliche Ueberlegung.

Eine geſchwinde Entſchließung möchte nöthig ſeyn, verſetzte der Abbé.

Dazu bin ich jetzt nicht gefaßt, antwortete Wilhelm. Wir können die Ankunft des Mannes abwarten, und dann ſehen, ob wir zuſammen paſſen. Eine Hauptbedingung aber muß man zum voraus eingehen, daß ich meinen Felix mitnehmen und ihn überall mit hinführen darf.

Dieſe Bedingung wird ſchwerlich zugeſtanden werden, verſetzte der Abbé.

Und ich ſehe nicht, rief Wilhelm aus, warum ich mir von irgend einem Menſchen ſollte Bedingungen vorſchreiben laſſen? und warum ich, wenn ich einmal mein Vaterland ſehen will, einen Italiäner zur Geſellſchaft brauche?

Weil ein junger Menſch, verſetzte der Abbé mit einem gewiſſen imponirenden Ernſte, immer Urſache hat, ſich anzuſchließen.

Wilhelm, der wohl merkte, daß er länger an ſich zu halten nicht im Stande ſey, da ſein Zuſtand nur durch die Gegenwart Nataliens noch einigermaßen gelindert ward, ließ ſich hierauf mit einiger Haſt vernehmen: man vergönne mir nur noch kurze Bedenkzeit, und ich vermuthe, es wird ſich geſchwind entſcheiden, ob ich Urſache habe mich weiter anzuſchließen, oder ob nicht viel-

vielmehr Herz und Klugheit mir unwiderſtehlich gebieten, mich von ſo mancherlei Banden loszureißen, die mir eine ewige, elende Gefangenſchaft drohen.

So ſprach er mit einem lebhaft bewegten Gemüth. Ein Blick auf Natalien beruhigte ihn einigermaßen, indem ſich in dieſem leidenſchaftlichen Augenblick ihre Geſtalt und ihr Werth nur deſto tiefer bei ihm eindrückten.

Ja, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er ſich allein fand, geſtehe dir nur, du liebſt ſie, und du fühlſt wieder, was es heiße, wenn der Menſch mit allen Kräften lieben kann. So liebte ich Marianen und ward ſo ſchrecklich an ihr irre; ich liebte Philinen und mußte ſie verachten. Aurelien achtete ich, und konnte ſie nicht lieben; ich verehrte Thereſen, und die väterliche Liebe nahm die Geſtalt einer Neigung zu ihr an; und jetzt da in deinem Herzen alle Empfindungen zuſammentreffen, die den Menſchen glücklich machen ſollten, jetzt biſt du genöthigt zu fliehen! Ach! warum muß ſich zu dieſen Empfindungen, zu dieſen Erkenntniſſen das unüberwindliche Verlangen des Beſitzes geſellen? und warum richten, ohne Beſitz, eben dieſe Empfindungen, dieſe Ueberzeugungen jede andere Art von Glückſeligkeit völlig zu Grunde? Werde ich künftig der Sonne und der Welt, der Geſellſchaft oder irgend eines Glücksgutes genießen? wirſt du nicht immer zu dir ſagen: Natalie iſt nicht da! und doch wird leider Natalie dir immer gegenwärtig ſeyn. Schließeſt du die Augen, ſo wird ſie ſich dir darſtellen;

öffnest du sie, so wird sie vor allen Gegenständen hinschweben, wie die Erscheinung, die ein blendendes Bild im Auge zurück läßt. War nicht schon früher die schnell vorübergegangene Gestalt der Amazone deiner Einbildungskraft immer gegenwärtig? und du hattest sie nur gesehen, du kanntest sie nicht. Nun da du sie kennst, da du ihr so nahe warst, da sie so vielen Antheil an dir gezeigt hat, nun sind ihre Eigenschaften so tief in dein Gemüth geprägt, als ihr Bild jemals in deine Sinne. Aengstlich ist es, immer zu suchen, aber viel ängstlicher, gefunden zu haben und verlassen zu müssen. Wornach soll ich in der Welt nun weiter fragen? wornach soll ich mich weiter umsehen? welche Gegend, welche Stadt verwahrt einen Schatz, der diesem gleich ist? und ich soll reisen, um nur immer das geringere zu finden? Ist denn das Leben bloß wie eine Rennbahn, wo man sogleich schnell wieder umkehren muß, wenn man das äußerste Ende erreicht hat? Und sieht das Gute, das Vortreffliche nur wie ein festes, unverrücktes Ziel da, von dem man sich eben so schnell mit raschen Pferden wieder entfernen muß, als man es erreicht zu haben glaubt? anstatt daß jeder andere, der nach irdischen Waaren strebt, sie sich in den verschiedenen Himmelsgegenden, oder wohl gar auf der Messe und dem Jahrmarkt anschaffen kann.

Komm, lieber Knabe! rief er seinem Sohn entgegen, der eben daher gesprungen kam, sey und bleibe du mir

alles! Da warst mir zum Ersatz deiner geliebten Mutter gegeben, du solltest mir die zweyte Mutter ersetzen, die ich dir bestimmt hatte, und nun hast du noch die größere Lücke auszufüllen. Beschäftige mein Herz, beschäftige meinen Geist mit deiner Schönheit, deiner Liebenswürdigkeit, deiner Wißbegierde und deinen Fähigkeiten!

Der Knabe war mit einem neuen Spielwerke beschäftigt, der Vater suchte es ihm besser, ordentlicher, zweckmäßiger einzurichten; aber in dem Augenblicke verlor auch das Kind die Lust daran. Du bist ein wahrer Mensch! rief Wilhelm aus; komm, mein Sohn! komm, mein Bruder, laß uns in der Welt zwecklos hinspielen, so gut wir können!

Sein Entschluß, sich zu entfernen, das Kind mit sich zu nehmen, und sich an den Gegenständen der Welt zu zerstreuen, war nun sein fester Vorsatz. Er schrieb an Wernern, ersuchte ihn um Geld und Creditbriefe, und schickte Friedrichs Courier mit dem geschärften Auftrage weg, bald wieder zu kommen. So sehr er gegen die übrigen Freunde auch verstimmt war, so rein blieb sein Verhältniß zu Natalien. Er vertraute ihr seine Absicht; auch sie nahm für bekannt an, daß er gehen könne und müsse, und wenn ihn auch gleich diese scheinbare Gleichgültigkeit an ihr schmerzte, so beruhigte ihn doch ihre gute Art und ihre Gegenwart vollkommen. Sie rieth ihm verschiedene Städte zu besuchen, um dort

einige ihrer Freunde und Freundinnen kennen zu lernen. Der Courier kam zurück, brachte was Wilhelm verlangt hatte, obgleich Werner mit diesem neuen Ausflug nicht zufrieden zu seyn schien. Meine Hoffnung, daß du vernünftig werden würdest, schrieb dieser, ist nun wieder eine gute Weile hinaus geschoben. Wo schweift ihr nun alle zusammen herum? und wo bleibt denn das Frauenzimmer, zu dessen wirthschaftlichem Beistande du mir Hoffnung machtest? Auch die übrigen Freunde sind nicht gegenwärtig; dem Gerichtshalter und mir ist das ganze Geschäft aufgewälzt. Ein Glück, daß er eben ein so guter Rechtsmann ist, als ich ein Finanzmann bin, und daß wir beide etwas zu schleppen gewohnt sind. Lebe wohl! Deine Ausschweifungen sollen dir verziehen seyn, da doch ohne sie unser Verhältniß in dieser Gegend nicht hätte so gut werden können.

Was das Aeußere betraf, hätte er nun immer abreisen können, allein sein Gemüth war noch durch zwey Hindernisse gebunden. Man wollte ihm ein für allemal Mignons Körper nicht zeigen, als bei den Exequien, welche der Abbé zu halten gedachte, zu welcher Feyerlichkeit noch nicht alles bereit war. Auch war der Arzt, durch einen sonderbaren Brief des Landgeistlichen, abgerufen worden. Es betraf den Harfenspieler, von dessen Schicksalen Wilhelm näher unterrichtet seyn wollte.

In diesem Zustande fand er weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe der Seele oder des Körpers. Wenn alles

ſchlief, ging er in dem Hauſe hin und her. Die Gegenwart der alten bekannten Kunſtwerke zog ihn an, und ſtieß ihn ab. Er konnte nichts, was ihn umgab, weder ergreifen noch laſſen, alles erinnerte ihn an alles, er überſah den ganzen Ring ſeines Lebens, nur lag er leider zerbrochen vor ihm, und ſchien ſich auf ewig nicht ſchließen zu wollen. Dieſe Kunſtwerke, die ſein Vater verkauft hatte, ſchienen ihm ein Symbol, daß auch er von einem ruhigen und gründlichen Beſitz des Wünſchenswerthen in der Welt theils ausgeſchloſſen, theils deſſelben durch eigne oder fremde Schuld beraubt werden ſollte. Er verlor ſich ſo weit in dieſen ſonderbaren und traurigen Betrachtungen, daß er ſich ſelbſt manchmal wie ein Geiſt vorkam, und, ſelbſt wenn er die Dinge außer ſich befühlte und betaſtete, ſich kaum des Zweifels erwehren konnte, ob er denn auch wirklich lebe und da ſey.

Nur der lebhafte Schmerz, der ihn manchmal ergriff, daß er alles das Gefundene und Wiedergefundene ſo freventlich und doch ſo nothwendig verlaſſen müſſe, nur ſeine Thränen gaben ihm das Gefühl ſeines Daſeyns wieder. Vergebens rief er ſich den glücklichen Zuſtand, in dem er ſich doch eigentlich befand, vor's Gedächtniß. So iſt denn alles nichts, rief er aus, wenn das Eine fehlt, das dem Menſchen alles Uebrige werth iſt!

Der Abbé verkündigte der Geſellſchaft die Ankunft des Marcheſe. Sie ſind zwar, wie es ſcheint, ſagte er

zu Wilhelmen, mit Ihrem Knaben allein abzureisen entschlossen; lernen Sie jedoch wenigstens diesen Mann kennen, der Ihnen, wo Sie ihn auch unterwegs antreffen, auf alle Fälle nützlich seyn kann. Der Marchese erschien; es war ein Mann noch nicht hoch in Jahren, eine von den wohlgestalteten, gefälligen Lombardischen Figuren. Er hatte als Jüngling mit dem Oheim, der schon um vieles älter war, bei der Armee, dann in Geschäften Bekanntschaft gemacht; sie hatten nachher einen großen Theil von Italien zusammen durchreis't, und die Kunstwerke, die der Marchese hier wieder fand, waren zum großen Theil in seiner Gegenwart und unter manchen glücklichen Umständen, deren er sich noch wohl erinnerte, gekauft und angeschafft worden.

Der Italiäner hat überhaupt ein tieferes Gefühl für die hohe Würde der Kunst als andere Nationen; jeder, der nur irgend etwas treibt, will Künstler, Meister und Professor heißen, und bekennt wenigstens durch diese Titelsucht, daß es nicht genug sey, nur etwas durch Ueberlieferung zu erhaschen, oder durch Uebung irgend eine Gewandtheit zu erlangen; er gesteht, daß jeder vielmehr über das, was er thut, auch fähig seyn solle zu denken, Grundsätze aufzustellen, und die Ursachen, warum dieses oder jenes so zu thun sey, sich selbst und andern deutlich zu machen.

Der Fremde ward gerührt, so schöne Besitzthümer ohne den Besitzer wieder zu finden, und erfreut, den

Geiſt ſeines Freundes aus den vortrefflichen Hinterlaſſenen ſprechen zu hören. Sie gingen die verſchiedenen Werke durch und fanden eine große Behaglichkeit, ſich einander verſtändlich machen zu können. Der Marcheſe und der Abbé führten das Wort; Natalie, die ſich wieder in die Gegenwart ihres Oheims verſetzt fühlte, wußte ſich ſehr gut in ihre Meinungen und Geſinnungen zu finden; Wilhelm mußte ſich's in theatraliſche Terminologie überſetzen, wenn er etwas davon verſtehen wollte. Man hatte Norb Friedrichs Scherze in Schranken zu halten. Jarno war ſelten zugegen.

Bei der Betrachtung, daß vortreffliche Kunſtwerke in der neuern Zeit ſo ſelten ſeyen, ſagte der Marcheſe: es läßt ſich nicht leicht denken und überſehen, was die Umſtände für den Künſtler thun müſſen, und dann ſind bei dem größten Genie, bei dem entſchiedenſten Talente noch immer die Forderungen unendlich, die er an ſich ſelbſt zu machen hat, unſäglich der Fleiß, der zu ſeiner Ausbildung nöthig iſt. Wenn nun die Umſtände wenig für ihn thun, wenn er bemerkt, daß die Welt ſehr leicht zu befriedigen iſt und ſelbſt nur einen leichten, gefälligen, behaglichen Schein begehrt, ſo wäre es zu verwundern, wenn nicht Bequemlichkeit und Eigenliebe ihn bei dem Mittelmäßigen feſt hielten; es wäre ſeltſam, wenn er nicht lieber für Modewaaren Geld und Lob eintauſchen, als den rechten Weg wählen ſollte, der ihn mehr oder weniger zu einem kümmerlichen Märtyrerthum führt.

Deßwegen bieten die Künstler unserer Zeit nur immer an, um niemals zu geben. Sie wollen immer reizen, um niemals zu befriedigen; alles ist nur angedeutet, und man findet nirgends Grund noch Ausführung. Man darf aber auch nur eine Zeit lang ruhig in einer Galerie verweilen, und beobachten, nach welchen Kunstwerken sich die Menge zieht, welche gepriesen und welche vernachlässigt werden, so hat man wenig Lust an der Gegenwart, und für die Zukunft wenig Hoffnung.

Ja, versetzte der Abbé, und so bilden sich Liebhaber und Künstler wechselsweise; der Liebhaber sucht nur einen allgemeinen unbestimmten Genuß; das Kunstwerk soll ihm ungefähr wie ein Naturwerk behagen, und die Menschen glauben, die Organe, ein Kunstwerk zu genießen, bildeten sich eben so von selbst aus, wie die Zunge und der Gaum, man urtheile über ein Kunstwerk, wie über eine Speise. Sie begreifen nicht, was für einer andern Cultur es bedarf, um sich zum wahren Kunstgenusse zu erheben. Das Schwerste finde ich die Art von Absonderung, die der Mensch in sich selbst bewirken muß, wenn er sich überhaupt bilden will; deßwegen finden wir so viel einseitige Culturen, wovon doch jede sich anmaßt, über das Ganze abzusprechen.

Was Sie da sagen, ist mir nicht ganz deutlich, sagte Jarno, der eben hinzutrat.

Auch ist es schwer, versetzte der Abbé, sich in der Kürze bestimmt hierüber zu erklären. Ich sage nur so

viel: ſobald der Menſch an mannichfaltige Thätigkeit oder mannichfaltigen Genuß Anſpruch macht, ſo muß er auch fähig ſeyn, mannichfaltige Organe an ſich gleichſam unabhängig von einander auszubilden. Wer alles und jedes in ſeiner ganzen Menſchheit thun oder genießen will, wer alles außer ſich zu einer ſolchen Art von Genuß verknüpfen will, der wird ſeine Zeit nur mit einem ewig unbefriedigten Streben hinbringen. Wie ſchwer iſt es, was ſo natürlich ſcheint, eine gute Natur, ein treffliches Gemählde an und für ſich zu beſchauen, den Geſang um des Geſangs willen zu vernehmen, den Schauſpieler im Schauſpiele zu bewundern, ſich eines Gebäudes um ſeiner eigenen Harmonie und ſeiner Dauer willen zu erfreuen. Nun ſieht man aber meiſt die Menſchen entſchiedene Werke der Kunſt geradezu behandeln, als wenn es ein weicher Thon wäre. Nach ihren Neigungen, Meinungen und Grillen ſoll ſich der gebildete Marmor ſogleich wieder ummodeln, das feſtgemauerte Gebäude ſich ausdehnen oder zuſammenziehen, ein Gemählde ſoll lehren, ein Schauſpiel beſſern, und alles ſoll alles werden. Eigentlich aber weil die meiſten Menſchen ſelbſt formlos ſind, weil ſie ſich und ihrem Weſen ſelbſt keine Geſtalt geben können, ſo arbeiten ſie, den Gegenſtänden ihre Geſtalt zu nehmen, damit ja alles loſer und lockrer Stoff werde, wozu ſie auch gehören. Alles reduciren ſie zuletzt auf den ſogenannten Effect, alles iſt relativ, und ſo wird auch alles relativ, außer dem Un-

sinn und der Abgeschmacktheit, die denn auch ganz absolut regiert.

Ich verstehe Sie, versetzte Jarno, oder vielmehr ich sehe wohl ein, wie das, was Sie sagen, mit den Grundsätzen zusammenhängt, an denen Sie so fest halten; ich kann es aber mit den armen Teufeln von Menschen unmöglich so genau nehmen. Ich kenne freilich ihrer genug, die sich bei den größten Werken der Kunst und der Natur sogleich ihres armseligsten Bedürfnisses erinnern, ihr Gewissen und ihre Moral mit in die Oper nehmen, ihre Liebe und Haß vor einem Säulengange nicht ablegen, und das Beste und Größte, was ihnen von außen gebracht werden kann, in ihrer Vorstellungsart erst möglichst verkleinern müssen, um es mit ihrem kümmerlichen Wesen nur einigermaßen verbinden zu können.

Achtes Capitel.

Am Abend lud der Abbé zu den Ereignien Mignons ein. Die Geſellſchaft begab ſich in den Saal der Vergangenheit, und fand denſelben auf das ſonderbarſte erhellt und ausgeſchmückt. Mit himmelblauen Teppichen waren die Wände faſt von oben bis unten bekleidet, ſo daß nur Sockel und Frieß hervorſchienen. Auf den vier Candelabern in den Ecken brannten große Wachsfackeln, und ſo nach Verhältniß auf den vier kleinern, die den mittlern Sarkophag umgaben. Neben dieſem ſtanden vier Knaben, himmelblau mit Silber gekleidet, und ſchienen einer Figur, die auf dem Sarkophag ruhte, mit breiten Fächern von Straußenfedern Luft zuzuwehn. Die Geſellſchaft ſetzte ſich, und zwey unſichtbare Chöre fingen mit holdem Geſang an zu fragen: Wen bringt ihr uns zur ſtillen Geſellſchaft? Die vier Kinder antworteten mit lieblicher Stimme: Einen müden Geſpielen bringen wir euch; laßt ihn unter euch ruhen, bis das Jauchzen himmliſcher Geſchwiſter ihn dereinſt wieder aufweckt.

Chor.

Erſtling der Jugend in unſerm Kreiſe, ſey willkommen! mit Trauer willkommen! Dir folge kein Knabe, kein Mädchen nach! Nur das Alter nahe ſich willig und gelaſſen der ſtillen Halle, und in ernſter Geſellſchaft rühe das liebe, liebe Kind!

Knaben.

Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er ſoll hier bleiben! Laßt uns auch bleiben, laßt uns weinen, weinen an ſeinem Sarge!

Chor.

Seht die mächtigen Flügel doch an! ſeht das leichte reine Gewand! wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! Seht die ſchöne, die würdige Ruh!

Knaben.

Ach! die Flügel heben ſie nicht; im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr; als wir mit Roſen kränzten ihr Haupt, blickte ſie hold und freundlich nach uns.

Chor.

Schaut mit den Augen des Geiſtes hinan! In euch lebe die bildende Kraft, die das Schönſte, das Höchſte, hinauf über die Sterne das Leben trägt.

Knaben.

Aber ach! wir vermiſſen ſie hier, in den Gärten wandelt ſie nicht, ſammelt der Wieſe Blumen nicht

mehr. Laßt uns weinen, wir laſſen ſie hier! Laßt uns weinen und bei ihr bleiben!

Chor.

Kinder, kehret in's Leben zurück! Eure Thränen trockne die friſche Luft, die um das ſchlängelnde Waſſer ſpielt. Entfliehet der Nacht! Tag und Luſt und Dauer iſt das Loos der Lebendigen.

Knaben.

Auf, wir kehren in's Leben zurück. Gebe der Tag uns Arbeit und Luſt, bis der Abend uns Ruhe bringt, und der nächtliche Schlaf uns erquickt.

Chor.

Kinder! eilet in's Leben hinan! In der Schönheit reinem Gewande begegn' euch die Liebe mit himmliſchem Blick und dem Kranz der Unſterblichkeit!

Die Knaben waren ſchon fern, der Abbe ſtand von ſeinem Seſſel auf, und trat hinter den Sarg. Es iſt die Verordnung, ſagte er, des Mannes, der dieſe ſtille Wohnung bereitet hat, daß jeder neue Ankömmling mit Feyerlichkeit empfangen werden ſoll. Nach ihm, dem Erbauer dieſes Hauſes, dem Errichter dieſer Stätte, haben wir zuerſt einen jungen Fremdling hierher gebracht, und ſo faßt ſchon dieſer kleine Raum zwey ganz verſchiedene Opfer der ſtrengen, willkürlichen und unerbittlichen Todesgöttin. Nach beſtimmten Geſetzen treten wir in's Leben ein, die Tage ſind gezählt, die uns zum

Anblicke des Lichts reif machen, aber für die Lebensdauer ist kein Gesetz. Der schwächste Lebensfaden zieht sich in unerwartete Länge, und den stärksten zerschneidet gewaltsam die Schere einer Parze, die sich in Widersprüchen zu gefallen scheint. Von dem Kinde, das wir hier bestatten, wissen wir wenig zu sagen. Noch ist uns unbekannt, woher es kam; seine Eltern kennen wir nicht, und die Zahl seiner Lebensjahre vermuthen wir nur. Sein tiefes verschlossenes Herz ließ uns seine innersten Angelegenheiten kaum errathen; nichts war deutlich an ihm, nichts offenbar, als die Liebe zu dem Manne, der es aus den Händen eines Barbaren rettete. Diese zärtliche Neigung, diese lebhafte Dankbarkeit schien die Flamme zu seyn, die das Oel ihres Lebens aufzehrte; die Geschicklichkeit des Arztes konnte das schöne Leben nicht erhalten, die sorgfältigste Freundschaft vermochte nicht es zu fristen. Aber wenn die Kunst den scheidenden Geist nicht zu fesseln vermochte, so hat sie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu erhalten und ihn der Vergänglichkeit zu entziehen. Eine balsamische Masse ist durch alle Adern gedrungen, und färbt nun an der Stelle des Bluts die so früh verblichenen Wangen. Treten Sie näher, meine Freunde, und sehen Sie das Wunder der Kunst und Sorgfalt.

Er hub den Schleier auf, und das Kind lag in seinen Engelkleidern, wie schlafend, in der angenehmsten Stellung. Alle traten herbei, und bewunderten diesen

Schein des Lebens. Nur Wilhelm blieb in seinem Sessel sitzen, er konnte sich nicht fassen; was er empfand, durfte er nicht denken, und jeder Gedanke schien seine Empfindung zerstören zu wollen.

Die Rede war um des Marchese willen Französisch gesprochen worden. Dieser trat mit den andern herbei, und betrachtete die Gestalt mit Aufmerksamkeit. Der Abbé fuhr fort: Mit einem heiligen Vertrauen war auch dieses gute, gegen die Menschen so verschlossene Herz beständig zu seinem Gott gewendet. Die Demuth, ja eine Neigung, sich äußerlich zu erniedrigen, schien ihm angeboren. Mit Eifer hing es an der katholischen Religion, in der es geboren und erzogen war. Oft äußerte sie den stillen Wunsch, auf geweihtem Boden zu ruhen, und wir haben, nach den Gebräuchen der Kirche, dieses marmorne Behältniß und die wenige Erde geweihet, die in ihrem Kopfkissen verborgen ist. Mit welcher Inbrunst küßte sie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten, das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Puncten sehr zierlich abgebildet steht. Er streifte zugleich, indem er das sagte, ihren rechten Arm auf, und ein Crucifix, von verschiedenen Buchstaben und Zeichen begleitet, sah man blaulich auf der weißen Haut.

Der Marchese betrachtete diese neue Erscheinung ganz in der Nähe. O Gott! rief er aus, indem er sich aufrichtete, und seine Hände gen Himmel hob, armes Kind! Unglückliche Nichte! Finde ich dich hier wieder! Welche

ſchmerzliche Freude, dich, auf die wir ſchon lange Verzicht gethan hatten, dieſen guten lieben Körper, den wir lange im See einen Raub der Fiſche glaubten, hier wieder zu finden, zwar todt, aber erhalten! Ich wohne deiner Beſtattung bei, die ſo herrlich durch ihr Aeußeres, und noch herrlicher durch die guten Menſchen wird, die dich zu deiner Ruheſtäte begleiten. Und wenn ich werde reden können, ſagte er mit gebrochner Stimme, werde ich ihnen danken.

Die Thränen verhinderten ihn, etwas weiter hervorzubringen. Durch den Druck einer Feder verſenkte der Abbé den Körper in die Tiefe des Marmors. Vier Jünglinge, gekleidet wie jene Knaben, traten hinter den Teppichen hervor, hoben den ſchweren, ſchön verzierten Deckel auf den Sarg, und ſingen ſogleich ihren Geſang an.

Die Jünglinge.

Wohl verwahrt iſt nun der Schatz, das ſchöne Gebild der Vergangenheit! hier im Marmor ruht es unverzehrt; auch in eurem Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, ſchreitet in's Leben zurück! Nehmt den heiligen Ernſt mit hinaus, denn der Ernſt, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Das unſichtbare Chor fiel in die letzten Worte mit ein, aber niemand von der Geſellſchaft vernahm die ſtärkenden Worte, jedes war zu ſehr mit den wunderbaren Entdeckungen und ſeinen eignen Empfindungen be-

beſchäftigt. Der Abbé und Natalie führten den Marcheſe, Wilhelmen Thereſe und Lothario hinaus, und e als der Geſang ihnen völlig verhallte, fielen die Schmerzen, die Betrachtungen, die Gedanken, die Neugierde ſie mit aller Gewalt wieder an, und ſehnlich wünſchten ſie ſich in jenes Element wieder zurück.

Neuntes Capitel.

Der Marchese vermied von der Sache zu reden, hatte aber heimliche und lange Gespräche mit dem Abbe. Er erbat sich, wenn die Gesellschaft beisammen war, öfters Musik; man sorgte gern dafür, weil jederman zufrieden war, des Gesprächs überhoben zu seyn. So lebte man einige Zeit fort, als man bemerkte, daß er Anstalt zur Abreise mache. Eines Tages sagte er zu Wilhelmen: ich verlange nicht die Reste des guten Kindes zu beunruhigen; es bleibe an dem Orte zurück, wo es geliebt und gelitten hat, aber seine Freunde müssen mir versprechen, mich in seinem Vaterlande, an dem Platze zu besuchen, wo das arme Geschöpf geboren und erzogen wurde; sie müssen die Säulen und Statuen sehen, von denen ihm noch eine dunkle Idee übrig geblieben ist.

Ich will Sie in die Buchten führen, wo sie so gern die Steinchen zusammenlas. Sie werden sich, lieber junger Mann, der Dankbarkeit einer Familie nicht entziehen, die Ihnen so viel schuldig ist. Morgen reise ich weg. Ich habe dem Abbe die ganze Geschichte vertraut, er wird sie Ihnen wieder erzählen; er konnte mir verzeihen, wenn mein Schmerz mich unterbrach, und er

wird als ein dritter die Begebenheiten mit mehr Zusammenhang vortragen. Wollen Sie mir noch, wie der Abbé vorschlug, auf meiner Reise durch Deutschland folgen, so sind Sie willkommen. Lassen Sie Ihren Knaben nicht zurück; bei jeder kleinen Unbequemlichkeit, die er uns macht, wollen wir uns Ihrer Vorsorge für meine arme Nichte wieder erinnern.

Noch selbigen Abend ward man durch die Ankunft der Gräfin überrascht. Wilhelm bebte an allen Gliedern als sie hereintrat, und sie, obgleich vorbereitet, hielt sich an ihrer Schwester, die ihr bald einen Stuhl reichte. Wie sonderbar einfach war ihr Anzug, und wie verändert ihre Gestalt! Wilhelm durfte kaum auf sie hinblicken; sie begrüßte ihn mit Freundlichkeit und einige allgemeine Worte konnten ihre Gesinnung und Empfindungen nicht verbergen. Der Marchese war bei Zeiten zu Bette gegangen und die Gesellschaft hatte noch keine Lust sich zu trennen; der Abbé brachte ein Manuscript hervor. Ich habe, sagte er, sogleich die sonderbare Geschichte, wie sie mir anvertraut wurde, zu Papiere gebracht. Wo man am wenigsten Dinte und Feder sparen soll, das ist bei'm Aufzeichnen einzelner Umstände merkwürdiger Begebenheiten. Man unterrichtete die Gräfin, wovon die Rede sey, und der Abbé las:

Meinen Vater, sagte der Marchese, muß ich, so viel Welt ich auch gesehen habe, immer für einen der wunderbarsten Menschen halten. Sein Charakter war edel

und gerade, seine Ideen weit, und man darf sagen groß; er war streng gegen sich selbst; in allen seinen Planen fand man eine unbestechliche Folge, an allen seinen Handlungen eine ununterbrochene Schrittmäßigkeit. So gut sich daher von einer Seite mit ihm umgehen und ein Geschäft verhandeln ließ, so wenig konnte er, um eben dieser Eigenschaften willen, sich in die Welt finden, da er vom Staate, von seinen Nachbaren, von Kindern und Gesinde die Beobachtung aller der Gesetze forderte, die er sich selbst auferlegt hatte. Seine mäßigsten Forderungen wurden übertrieben durch seine Strenge, und er konnte nie zum Genuß gelangen, weil nichts auf die Weise entstand, wie er sich's gedacht hatte. Ich habe ihn in dem Augenblick, da er einen Palast bauete, einen Garten anlegte, ein großes neues Gut in der schönsten Lage erwarb, innerlich mit dem ernstesten Ingrimm überzeugt gesehen, das Schicksal habe ihn verdammt, enthaltsam zu seyn und zu dulden. In seinem Aeußerlichen beobachtete er die größte Würde; wenn er scherzte, zeigte er nur die Ueberlegenheit seines Verstandes; es war ihm unerträglich, getadelt zu werden, und ich habe ihn nur einmal in meinem Leben ganz außer aller Fassung gesehen, da er hörte, daß man von einer seiner Anstalten wie von etwas Lächerlichem sprach. In eben diesem Geiste hatte er über seine Kinder und sein Vermögen disponirt. Mein ältester Bruder ward als ein Mann erzogen, der künftig große Güter zu

hoffen hatte; ich ſollte den geiſtlichen Stand ergreifen, und der jüngſte Soldat werden. Ich war lebhaft, feurig, thätig, ſchnell, zu allen körperlichen Uebungen geſchickt. Der jüngſte ſchien zu einer Art von ſchwärmeriſcher Ruhe geneigter, den Wiſſenſchaften, der Muſik und der Dichtkunſt ergeben. Nur nach dem härtſten Kampf, nach der völligſten Ueberzeugung der Unmöglichkeit gab der Vater, wiewohl mit Widerwillen, nach, daß wir unſern Beruf umtauſchen dürften, und ob er gleich jeden von uns beiden zufrieden ſah, ſo konnte er ſich doch nicht drein finden, und verſicherte, daß nichts Gutes daraus entſtehen werde. Je älter er ward, deſto abgeſchnittener fühlte er ſich von aller Geſellſchaft. Er lebte zuletzt faſt ganz allein. Nur ein alter Freund, der unter den Deutſchen gedient, im Feldzuge ſeine Frau verloren, und eine Tochter mitgebracht hatte, die ungefähr zehn Jahr alt war, blieb ſein einziger Umgang. Dieſer kaufte ſich ein artiges Gut in der Nachbarſchaft, ſah meinen Vater zu beſtimmten Tagen und Stunden der Woche, in denen er auch manchmal ſeine Tochter mitbrachte. Er widerſprach meinem Vater niemals, der ſich zuletzt völlig an ihn gewöhnte, und ihn als den einzigen erträglichen Geſellſchafter duldete. Nach dem Tode unſers Vaters merkten wir wohl, daß dieſer Mann von unſerm Alten trefflich ausgeſtattet worden war, und ſeine Zeit nicht umſonſt zugebracht hatte; er erweiterte ſeine Güter, ſeine Tochter konnte eine ſchöne Mit-

gift erwarten. Das Mädchen wuchs heran, und war von sonderbarer Schönheit; mein älterer Bruder scherzte oft mit mir, daß ich mich um sie bewerben sollte.

Indessen hatte Bruder Augustin im Kloster seine Jahre in dem sonderbarsten Zustande zugebracht; er überließ sich ganz dem Genuß einer heiligen Schwärmerey, jenen halb geistigen halb physischen Empfindungen, die, wie sie ihn eine Zeitlang in den dritten Himmel erhuben, bald darauf in einen Abgrund von Ohnmacht und leeres Elend versinken ließen. Bei meines Vaters Lebzeiten war an keine Veränderung zu denken, und was hätte man wünschen oder vorschlagen sollen? Nach dem Tode unsers Vaters besuchte er uns fleißig; sein Zustand, der uns im Anfang jammerte, ward nach und nach um vieles erträglicher, denn die Vernunft hatte gesiegt. Allein je sichrer sie ihm völlige Zufriedenheit und Heilung auf dem reinen Wege der Natur versprach, deſto lebhafter verlangte er von uns, daß wir ihn von seinen Gelübden befreien sollten; er gab zu verstehen, daß seine Absicht auf Sperata, unsere Nachbarin, gerichtet sey.

Mein älterer Bruder hatte zu viel durch die Härte unseres Vaters gelitten, als daß er ungerührt bei dem Zustande des jüngsten hätte bleiben können. Wir sprachen mit dem Beichtvater unserer Familie, einem alten würdigen Manne, entdeckten ihm die doppelte Absicht unseres Bruders, und baten ihn die Sache einzuleiten und zu befördern. Wider seine Gewohnheit zögerte er,

und als endlich unſer Bruder in uns drang, und wir die Angelegenheit dem Geiſtlichen lebhafter empfahlen, mußte er ſich entſchließen, uns die ſonderbare Geſchichte zu entdecken.

Sperata war unſre Schweſter, und zwar ſowohl von Vater als Mutter; Neigung und Sinnlichkeit hatten den Mann in ſpätern Jahren nochmals überwältigt, in welchen das Recht der Ehegatten ſchon verloſchen zu ſeyn ſcheint; über einen ähnlichen Fall hatte man ſich kurz vorher in der Gegend luſtig gemacht, und mein Vater, um ſich nicht gleichfalls dem Lächerlichen auszuſetzen, beſchloß dieſe ſpäte, geſetzmäßige Frucht der Liebe mit eben der Sorgfalt zu verheimlichen, als man ſonſt die frühern zufälligen Früchte der Neigung zu verbergen pflegt. Unſere Mutter kam heimlich nieder, das Kind wurde auf's Land gebracht, und der alte Hausfreund, der nebſt dem Beichtvater allein um das Geheimniß wußte, ließ ſich leicht bereden, ſie für ſeine Tochter auszugeben. Der Beichtvater hatte ſich nur ausbedungen, im äußerſten Fall das Geheimniß entdecken zu dürfen. Der Vater war geſtorben, das zarte Mädchen lebte unter der Aufſicht einer alten Frau; wir wußten, daß Geſang und Muſik unſern Bruder ſchon bei ihr eingeführt hatten, und da er uns wiederholt aufforderte, ſeine alten Bande zu trennen, um das neue zu knüpfen, ſo war es nöthig, ihn, ſobald als möglich, von der Gefahr zu unterrichten, in der er ſchwebte.

Er sah uns mit wilden, verachtenden Blicken an. Spart eure unwahrscheinlichen Mährchen, rief er aus, für Kinder und leichtgläubige Thoren; mir werdet ihr Sperata nicht vom Herzen reißen, sie ist mein. Verläugnet sogleich euer schreckliches Gespenst, das mich nur vergebens ängstigen würde. Sperata ist nicht meine Schwester, sie ist mein Weib! — Er beschrieb uns mit Entzücken, wie ihn das himmlische Mädchen aus dem Zustande der unnatürlichen Absonderung von den Menschen in das wahre Leben geführt, wie beide Gemüther gleich beiden Kehlen zusammen stimmten, und wie er alle seine Leiden und Verirrungen segnete, weil sie ihn von allen Frauen bis dahin entfernt gehalten, und weil er nun ganz und gar sich dem liebenswürdigsten Mädchen ergeben könne. Wir entsetzten uns über die Entdeckung, uns jammerte sein Zustand, wir wußten uns nicht zu helfen, er versicherte uns mit Heftigkeit, daß Sperata ein Kind von ihm im Busen trage. Unser Beichtvater that alles, was ihm seine Pflicht eingab, aber dadurch ward das Uebel nur schlimmer. Die Verhältnisse der Natur und der Religion, der sittlichen Rechte und der bürgerlichen Gesetze wurden von meinem Bruder auf's heftigste durchgefochten. Nichts schien ihm heilig als das Verhältniß zu Sperata, nichts schien ihm würdig als der Name Vater und Gattin. Diese allein, rief er aus, sind der Natur gemäß, alles andere sind Grillen und Meinungen. Gab es nicht edle Völ-

ker, die eine Heirath mit der Schweſter billigten? Nennt eure Götter nicht, rief er aus, ihr braucht die Namen nie, als wenn ihr uns bethören, uns von dem Wege der Natur abführen, und die edelſten Triebe durch ſchändlichen Zwang zu Verbrechen entſtellen wollt. Zur größten Verwirrung des Geiſtes, zum ſchändlichſten Mißbrauche des Körpers nöthigt ihr die Schlachtopfer, die ihr lebendig begrabt.

Ich darf reden, denn ich habe gelitten wie keiner, von der höchſten ſüßeſten Fülle der Schwärmerey bis zu den fürchterlichen Wüſten der Ohnmacht, der Leerheit, der Vernichtung und Verzweiflung, von den höchſten Ahnungen überirdiſcher Weſen, bis zu dem völligſten Unglauben, dem Unglauben an mich ſelbſt. Allen dieſen entſetzlichen Bodenſatz des am Rande ſchmeichelnden Kelchs habe ich ausgetrunken, und mein ganzes Weſen war bis in ſein Innerſtes vergiftet. Nun, da mich die gütige Natur durch ihre größten Gaben, durch die Liebe, wieder geheilt hat, da ich an dem Buſen eines himmliſchen Mädchens wieder fühle, daß ich bin, daß ſie iſt, daß wir eins ſind, daß aus dieſer lebendigen Verbindung ein drittes entſtehen und uns entgegenlächeln ſoll, nun eröffnet ihr die Flammen eurer Höllen, eurer Fegefeuer, die nur eine kranke Einbildungskraft verſengen können, und ſtellt ſie dem lebhaften, wahren, unzerſtörlichen Genuß der reinen Liebe entgegen! Begegnet uns unter jenen Cypreſſen, die ihre ernſthaften Gipfel gen Himmel

wenden, beſucht uns an jenen Spalieren, wo die Citronen und Pomeranzen neben uns blühn, wo die zierliche Myrte uns ihre zarten Blumen darreicht, und dann wagt es, uns mit euren trüben, grauen, von Menſchen geſponnenen Netzen zu ängſtigen!

So beſtand er lange Zeit auf einem hartnäckigen Unglauben unſerer Erzählung, und zuletzt, da wir ihm die Wahrheit derſelben betheuerten, da ſie ihm der Beichtvater ſelbſt verſicherte, ließ er ſich doch dadurch nicht irre machen, vielmehr rief er aus: Fragt nicht den Widerhall eurer Kreuzgänge, nicht euer vermodertes Pergament, nicht eure verſchränkten Grillen und Verordnungen! Fragt die Natur und euer Herz, ſie wird euch lehren, vor was ihr zu ſchaudern habt, ſie wird euch mit dem ſtrengſten Finger zeigen, worüber ſie ewig und unwiderruflich ihren Fluch ausſpricht. Seht die Lilien an: entſpringt nicht Gatte und Gattin auf Einem Stengel? Verbindet beide nicht die Blume, die beide gebar, und iſt die Lilie nicht das Bild der Unſchuld, und ihre geſchwiſterliche Vereinigung nicht fruchtbar? Wenn die Natur verabſcheut, ſo ſpricht ſie es laut aus; das Geſchöpf, das nicht ſeyn ſoll, kann nicht werden; das Geſchöpf, das falſch lebt, wird früh zerſtört. Unfruchtbarkeit, kümmerliches Daſeyn, frühzeitiges Zerfallen, das ſind ihre Flüche, die Kennzeichen ihrer Strenge. Nur durch unmittelbare Folgen ſtraft ſie. Da ſeht um euch her, und was verboten, was verflucht

iſt, wird euch in die Augen fallen. In der Stille des Kloſters und im Geräuſche der Welt ſind tauſend Handlungen geheiligt und geehrt, auf denen ihr Fluch ruht. Auf bequemen Müßiggang ſo gut als überſtrengte Arbeit, auf Willkür und Ueberfluß, wie auf Noth und Mangel ſieht ſie mit traurigen Augen nieder; zur Mäßigkeit ruft ſie; wahr ſind alle ihre Verhältniſſe, und ruhig alle ihre Wirkungen. Wer gelitten hat, wie ich, hat das Recht frei zu ſeyn. Sperata iſt mein; nur der Tod ſoll mir ſie nehmen. Wie ich ſie behalten kann? wie ich glücklich werden kann? Das iſt eure Sorge! Jetzt gleich geh' ich zu ihr, um mich nicht wieder von ihr zu trennen.

Er wollte nach dem Schiffe, um zu ihr überzuſetzen; wir hielten ihn ab und baten ihn, daß er keinen Schritt thun möchte, der die ſchrecklichſten Folgen haben könnte. Er ſolle überlegen, daß er nicht in der freien Welt ſeiner Gedanken und Vorſtellungen, ſondern in einer Verfaſſung lebe, deren Geſetze und Verhältniſſe die Unbezwinglichkeit eines Naturgeſetzes angenommen haben. Wir mußten dem Beichtvater verſprechen, daß wir den Bruder nicht aus den Augen, noch weniger aus dem Schloſſe laſſen wollten; darauf ging er weg, und verſprach in einigen Tagen wieder zu kommen. Was wir vorausgeſehen hatten, traf ein; der Verſtand hatte unſern Bruder ſtark gemacht, aber ſein Herz war weich; die frühern Eindrücke der Religion wurden lebhaft, und die entſetz-

lichſten Zweifel bemächtigten ſich ſeiner. Er brachte zwey fürchterliche Tage und Nächte zu; der Beichtvater kam ihm wieder zu Hülfe, umſonſt! Der ungebundene freie Verſtand ſprach ihn los; ſein Gefühl, ſeine Religion, alle gewohnten Begriffe erklärten ihn für einen Verbrecher.

Eines Morgens fanden wir ſein Zimmer leer, ein Blatt lag auf dem Tiſche, worin er uns erklärte, daß er, da wir ihn mit Gewalt gefangen hielten, berechtigt ſey, ſeine Freiheit zu ſuchen; er entfliehe, er gehe zu Sperata, er hoffe mit ihr zu entkommen, er ſey auf alles gefaßt, wenn man ſie trennen wolle.

Wir erſchracken nicht wenig, allein der Beichtvater bat uns ruhig zu ſeyn. Unſer armer Bruder war nahe genug beobachtet worden: die Schiffer, anſtatt ihn überzuſetzen, führten ihn in ſein Kloſter. Ermüdet von einem vierzigſtündigen Wachen ſchlief er ein, ſobald ihn der Kahn im Mondenſcheine ſchaukelte, und erwachte nicht früher, als bis er ſich in den Händen ſeiner geiſtlichen Brüder ſah; er erholte ſich nicht eher, als bis er die Kloſterpforte hinter ſich zuſchlagen hörte.

Schmerzlich gerührt von dem Schickſal unſeres Bruders machten wir unſerm Beichtvater die lebhafteſten Vorwürfe; allein dieſer ehrwürdige Mann wußte uns bald mit den Gründen des Wundarztes zu überreden, daß unſer Mitleid für den armen Kranken tödtlich ſey, er handle nicht aus eigner Willkür, ſondern auf Befehl

des Biſchofs und des hohen Rathes. Die Abſicht war: alle öffentliche Aergerniß zu vermeiden, und den traurigen Fall mit dem Schleier einer geheimen Kirchenzucht zu verdecken. Sperata ſollte geſchont werden, ſie ſollte nicht erfahren, daß ihr Geliebter zugleich ihr Bruder ſey. Sie ward einem Geiſtlichen anempfohlen, dem ſie vorher ſchon ihren Zuſtand vertraut hatte. Man wußte ihre Schwangerſchaft und Niederkunft zu verbergen. Sie war als Mutter in dem kleinen Geſchöpfe ganz glücklich. So wie die meiſten unſerer Mädchen konnte ſie weder ſchreiben, noch Geſchriebenes leſen; ſie gab daher dem Pater Aufträge, was er ihrem Geliebten ſagen ſollte. Dieſer glaubte den frommen Betrug einer ſäugenden Mutter ſchuldig zu ſeyn, er brachte ihr Nachrichten von unſerm Bruder, den er niemals ſah, ermahnte ſie in ſeinem Namen zur Ruhe, bat ſie, für ſich und das Kind zu ſorgen und wegen der Zukunft Gott zu vertrauen.

Sperata war von Natur zur Religioſität geneigt. Ihr Zuſtand, ihre Einſamkeit vermehrten dieſen Zug. der Geiſtliche unterhielt ihn, um ſie nach und nach auf eine ewige Trennung vorzubereiten. Kaum war das Kind entwöhnt, kaum glaubte er ihren Körper ſtark genug, die ängſtlichſten Seelenleiden zu ertragen, ſo fing er an, das Vergehen ihr mit ſchrecklichen Farben vorzumahlen, das Vergehen, ſich einem Geiſtlichen ergeben zu haben, das er als eine Art von Sünde gegen

die Natur, als einen Incest behandelte. Denn er hatte den sonderbaren Gedanken, ihre Reue jener Reue gleich zu machen, die sie empfunden haben würde, wenn sie das wahre Verhältniß ihres Fehltritts erfahren hätte. Er brachte dadurch so viel Jammer und Kummer in ihr Gemüth, er erhöhte die Idee der Kirche und ihres Oberhauptes so sehr vor ihr, er zeigte ihr die schrecklichen Folgen für das Heil aller Seelen, wenn man in solchen Fällen nachgeben, und die Straffälligen durch eine rechtmäßige Verbindung noch gar belohnen wolle; er zeigte ihr, wie heilsam es sey, einen solchen Fehler in der Zeit abzubüßen, und dafür dereinst die Krone der Herrlichkeit zu erwerben, daß sie endlich wie eine arme Sünderin ihren Nacken dem Beil willig darreichte, und inständig bat, daß man sie auf ewig von unserm Bruder entfernen möchte. Als man so viel von ihr erlangt hatte, ließ man ihr, doch unter einer gewissen Aufsicht, die Freiheit, bald in ihrer Wohnung, bald in dem Kloster zu seyn, je nachdem sie es für gut hielte.

Ihr Kind wuchs heran, und zeigte bald eine sonderbare Natur. Es konnte sehr früh laufen, und sich mit aller Geschicklichkeit bewegen, es sang bald sehr artig, und lernte die Lieder gleichsam von sich selbst. Nur mit Worten konnte es sich nicht ausdrücken, und es schien das Hinderniß mehr in seiner Denkungsart als in den Sprachwerkzeugen zu liegen. Die arme Mutter fühlte indessen ein trauriges Verhältniß zu dem Kinde; die

Behandlung des Geiſtlichen hatte ihre Vorſtellungsart ſo verwirrt, daß ſie, ohne wahnſinnig zu ſeyn, ſich in den ſeltſamſten Zuſtänden befand. Ihr Vergehen ſchien ihr immer ſchrecklicher und ſtrafbarer zu werden; das oft wiederholte Gleichniß des Geiſtlichen vom Inceſt hatte ſich ſo tief bei ihr eingeprägt, daß ſie einen ſolchen Abſcheu empfand, als wenn ihr das Verhältniß ſelbſt bekannt geweſen wäre. Der Beichtvater dünkte ſich nicht wenig über das Kunſtſtück, wodurch er das Herz eines unglücklichen Geſchöpfes zerriß. Jämmerlich war es anzuſehen, wie die Mutterliebe, die über das Daſeyn des Kindes ſich ſo herzlich zu erfreuen geneigt war, mit dem ſchrecklichen Gedanken ſtritt, daß dieſes Kind nicht da ſeyn ſollte. Bald ſtritten dieſe beiden Gefühle zuſammen, bald war der Abſcheu über die Liebe gewaltig.

Man hatte das Kind ſchon lange von ihr weggenommen, und zu guten Leuten unten am See gegeben, und in der mehrern Freiheit, die es hatte, zeigte ſich bald ſeine beſondre Luſt zum Klettern. Die höchſten Gipfel zu erſteigen, auf den Rändern der Schiffe wegzulaufen, und den Seiltänzern, die ſich manchmal in dem Orte ſehen ließen, die wunderlichſten Kunſtſtücke nachzumachen, war ein natürlicher Trieb.

Um das alles leichter zu üben, liebte ſie mit den Knaben die Kleider zu wechſeln, und ob es gleich von ihren Pflegeltern höchſt unanſtändig und unzuläſſig ge-

halten wurde, so ließen wir ihr doch so viel als möglich nachsehen. Ihre wunderlichen Wege und Sprünge führten sie manchmal weit, sie verirrte sich, sie blieb aus, und kam immer wieder. Meistentheils wenn sie zurückkehrte, setzte sie sich unter die Säulen des Portals vor einem Landhause in der Nachbarschaft; man suchte sie nicht mehr, man erwartete sie. Dort schien sie auf den Stufen auszuruhen, dann lief sie in den großen Saal, besah die Statuen, und wenn man sie nicht besonders aufhielt, eilte sie nach Hause.

Zuletzt ward denn doch unser Hoffen getäuscht, und unsere Nachsicht bestraft. Das Kind blieb aus, man fand seinen Hut auf dem Wasser schwimmen, nicht weit von dem Orte, wo ein Gießbach sich in den See stürzt. Man vermuthete, daß es bei seinem Klettern zwischen den Felsen verunglückt sey; bei allem Nachforschen konnte man den Körper nicht finden.

Durch das unvorsichtige Geschwätz ihrer Gesellschafterinnen erfuhr Sperata bald den Tod ihres Kindes; sie schien ruhig und heiter, und gab nicht undeutlich zu verstehen, sie freue sich, daß Gott das arme Geschöpf zu sich genommen und so bewahrt habe, ein größeres Unglück zu erdulden oder zu stiften.

Bei dieser Gelegenheit kamen alle Mährchen zur Sprache, die man von unsern Wassern zu erzählen pflegt. Es hieß: der See müsse alle Jahre ein unschuldiges Kind haben; er leide keinen todten Körper, und wer-

werfe ihn früh oder ſpät an's Ufer, ja ſogar das letzte Knöchelchen, wenn es zu Grunde geſunken ſey, müſſe wieder heraus. Man erzählte die Geſchichte einer untröſtlichen Mutter, deren Kind im See ertrunken ſey, und die Gott und ſeine Heiligen angerufen habe, ihr nur wenigſtens die Gebeine zum Begräbniß zu gönnen; der nächſte Sturm habe den Schädel, der folgende den Rumpf an's Ufer gebracht, und nachdem alles beiſammen geweſen, habe ſie ſämmtliche Gebeine in einem Tuch zur Kirche getragen, aber, o Wunder! als ſie in den Tempel getreten, ſey das Paket immer ſchwerer geworden, und endlich als ſie es auf die Stufen des Altars gelegt, habe das Kind zu ſchreien angefangen, und ſich zu jedermans Erſtaunen aus dem Tuche losgemacht; nur ein Knöchelchen des kleinen Fingers an der rechten Hand habe gefehlt, welches denn die Mutter nachher noch ſorgfältig aufgeſucht und gefunden, das denn auch noch zum Gedächtniß unter andern Reliquien in der Kirche aufgehoben werde.

Auf die arme Mutter machten dieſe Geſchichten groſſen Eindruck; ihre Einbildungskraft fühlte einen neuen Schwung, und begünſtigte die Empfindung ihres Herzens. Sie nahm an, daß das Kind nunmehr für ſich und ſeine Eltern abgebüßt habe, daß Fluch und Strafe, die bisher auf ihnen geruht, nunmehr gänzlich gehoben ſey; daß es nur darauf ankomme, die Gebeine des Kindes wiederzufinden, um ſie nach Rom zu bringen, ſo

würde das Kind auf den Stufen des großen Altars der Peterskirche wieder, mit seiner schönen frischen Haut umgeben, vor dem Volke dastehn. Es werde mit seinen eignen Augen wieder Vater und Mutter schauen, und der Papst, von der Einstimmung Gottes und seiner Heiligen überzeugt, werde unter dem lauten Zuruf des Volks, den Eltern die Sünde vergeben, sie lossprechen und sie verbinden.

Nun waren ihre Augen und ihre Sorgfalt immer nach dem See und dem Ufer gerichtet. Wenn Nachts im Mondglanz sich die Wellen umschlugen, glaubte sie, jeder blinkende Schaum treibe ihr Kind hervor; es mußte zum Scheine jemand hinablaufen, um es am Ufer aufzufangen.

So war sie auch des Tages unermüdet an den Stellen, wo das tiefige Ufer flach in die See ging; sie sammelte in ein Körbchen alle Knochen, die sie fand. Niemand durfte ihr sagen, daß es Thierknochen seyen; die großen begrub sie, die kleinen hub sie auf. In dieser Beschäftigung lebte sie unabläßig fort. Der Geistliche, der durch die unerläßliche Ausübung seiner Pflicht ihren Zustand verursacht hatte, nahm sich auch ihrer nun aus allen Kräften an. Durch seinen Einfluß ward sie in der Gegend für eine Entzückte, nicht für eine Verrückte gehalten; man stand mit gefalteten Händen, wenn sie vorbeiging, und die Kinder küßten ihr die Hand.

Ihrer alten Freundin und Begleiterin war von dem Beichtvater die Schuld, die ſie bei der unglücklichen Verbindung beider Perſonen gehabt haben mochte, nur unter der Bedingung erlaſſen, daß ſie unabläſſig treu ihr ganzes künftiges Leben die Unglückliche begleiten ſolle, und ſie hat mit einer bewundernswürdigen Geduld und Gewiſſenhaftigkeit ihre Pflichten bis zuletzt ausgeübt.

Wir hatten unterdeſſen unſern Bruder nicht aus den Augen verloren; weder die Aerzte noch die Geiſtlichkeit ſeines Kloſters wollten uns erlauben, vor ihm zu erſcheinen; allein um uns zu überzeugen, daß es ihm nach ſeiner Art wohl gehe, konnten wir ihn, ſo oft wir wollten, in dem Garten, in den Kreuzgängen, ja durch ein Fenſter an der Decke ſeines Zimmers belauſchen.

Nach vielen ſchrecklichen und ſonderbaren Epochen, die ich übergehe, war er in einen ſeltſamen Zuſtand der Ruhe des Geiſtes und der Unruhe des Körpers gerathen. Er ſaß faſt niemals, als wenn er ſeine Harfe nahm und darauf ſpielte, da er ſie denn meiſtens mit Geſang begleitete. Uebrigens war er immer in Bewegung, und in allem äußerſt lenkſam und folgſam, denn alle ſeine Leidenſchaften ſchienen ſich in der einzigen Furcht des Todes aufgelöſ't zu haben. Man konnte ihn zu allem in der Welt bewegen, wenn man ihm mit einer gefährlichen Krankheit oder mit dem Tode drohte.

Außer dieser Sonderbarkeit, daß er unermüdet im Kloster hin und her ging, und nicht undeutlich zu verstehen gab, daß es noch besser seyn würde, über Berg und Thäler so zu wandeln, sprach er auch von einer Erscheinung, die ihn gewöhnlich ängstigte. Er behauptete nämlich, daß bei seinem Erwachen, zu jeder Stunde der Nacht, ein schöner Knabe unten an seinem Bette stehe, und ihm mit einem blanken Messer drohe. Man versetzte ihn in ein anderes Zimmer, allein er behauptete, auch da, und zuletzt sogar an andern Stellen des Klosters, stehe der Knabe im Hinterhalt. Sein Auf- und Abwandeln ward unruhiger, ja man erinnerte sich nachher, daß er in der Zeit öfter als sonst an dem Fenster gestanden und über den See hinüber gesehen habe.

Unsere arme Schwester indessen schien von dem einzigen Gedanken, von der beschränkten Beschäftigung nach und nach aufgerieben zu werden, und unser Arzt schlug vor, man sollte ihr nach und nach unter ihre übrigen Gebeine die Knochen eines Kinderskelets mischen, um dadurch ihre Hoffnung zu vermehren. Der Versuch war zweifelhaft, doch schien wenigstens so viel dabei gewonnen, daß man sie, wenn alle Theile beisammen wären, von dem ewigen Suchen abbringen, und ihr zu einer Reise nach Rom Hoffnung machen könnte.

Es geschah, und ihre Begleiterin vertauschte unmerklich die ihr anvertrauten kleinen Reste mit den ge-

fundenen, und eine unglaubliche Wonne verbreitete sich über die arme Kranke, als die Theile sich nach und nach zusammen fanden, und man diejenigen bezeichnen konnte, die noch fehlten. Sie hatte mit großer Sorgfalt jeden Theil, wo er hingehörte, mit Fäden und Bändern befestigt; sie hatte, wie man die Körper der Heiligen zu ehren pflegt, mit Seide und Stickerey die Zwischenräume ausgefüllt.

So hatte man die Glieder zusammen kommen lassen, es fehlten nur wenige der äußeren Enden. Eines Morgens, als sie noch schlief, und der Medicus gekommen war, nach ihrem Befinden zu fragen, nahm die Alte die verehrten Reste aus dem Kästchen weg, das in der Schlafkammer stand, um dem Arzte zu zeigen, wie sich die gute Kranke beschäftige. Kurz darauf hörte man sie aus dem Bette springen, sie hob das Tuch auf, und fand das Kästchen leer. Sie warf sich auf ihre Knie; man kam und hörte ihr freudiges, inbrünstiges Gebet. Ja! es ist wahr, rief sie aus, es war kein Traum, es ist wirklich! Freuet euch, meine Freunde, mit mir! Ich habe das gute, schöne Geschöpf wieder lebendig gesehen. Es stand auf, und warf den Schleier von sich, sein Glanz erleuchtete das Zimmer, seine Schönheit war verklärt, es konnte den Boden nicht betreten, ob es gleich wollte. Leicht ward es empor gehoben, und konnte mir nicht einmal seine Hand reichen. Da rief es mich zu sich, und zeigte mir den Weg, den ich gehen

soll. Ich werde ihm folgen, und bald folgen, ich fühl' es, und es wird mir so leicht um's Herz. Mein Kummer ist verschwunden, und schon das Anschauen meines wieder Auferstandenen hat mir einen Vorschmack der himmlischen Freude gegeben.

Von der Zeit an war ihr ganzes Gemüth mit den heitersten Aussichten beschäftigt, auf keinen irdischen Gegenstand richtete sie ihre Aufmerksamkeit mehr, sie genoß nur wenige Speisen, und ihr Geist machte sich nach und nach von den Banden des Körpers los. Auch fand man sie zuletzt unvermuthet erblaßt und ohne Empfindung, sie öffnete die Augen nicht wieder, sie war, was wir todt nennen.

Der Ruf ihrer Vision hatte sich bald unter das Volk verbreitet, und das ehrwürdige Ansehn, das sie in ihrem Leben genoß, verwandelte sich nach ihrem Tode schnell in den Gedanken, daß man sie sogleich für selig, ja für heilig halten müsse.

Als man sie zu Grabe bestatten wollte, drängten sich viele Menschen mit unglaublicher Heftigkeit hinzu, man wollte ihre Hand, man wollte wenigstens ihr Kleid berühren. In dieser leidenschaftlichen Erhebung fühlten verschiedene Kranke die Uebel nicht, von denen sie sonst gequält wurden; sie hielten sich für geheilt, sie bekannten's, sie priesen Gott und seine neue Heilige. Die Geistlichkeit war genöthigt, den Körper in eine Capelle zu stellen, das

Volk verlangte Gelegenheit seine Andacht zu verrichten, der Zudrang war unglaublich; die Bergbewohner, die ohnedieß zu lebhaften, religiösen Gefühlen gestimmt sind, drangen aus ihren Thälern herbei; die Andacht, die Wunder, die Anbetung vermehrten sich mit jedem Tage. Die bischöflichen Verordnungen, die einen solchen neuen Dienst einschränken und nach und nach niederschlagen sollten, konnten nicht zur Ausführung gebracht werden; bei jedem Widerstand war das Volk heftig, und gegen jeden Ungläubigen bereit in Thätlichkeiten auszubrechen. Wandelte nicht auch, riefen sie, der heilige Borromäus unter unsern Vorfahren? Erlebte seine Mutter nicht die Wonne seiner Seligsprechung? Hat man nicht durch jenes große Bildniß auf dem Felsen bei Arona uns seine geistige Größe sinnlich vergegenwärtigen wollen? Leben die Seinigen nicht noch unter uns? Und hat Gott nicht zugesagt, unter einem gläubigen Volke seine Wunder stets zu erneuern?

Als der Körper nach einigen Tagen keine Zeichen der Fäulniß von sich gab, und eher weißer und gleichsam durchsichtig ward, erhöhte sich das Zutrauen der Menschen immer mehr, und es zeigten sich unter der Menge verschiedene Curen, die der aufmerksame Beobachter selbst nicht erklären, und auch nicht geradezu als Betrug ansprechen konnte. Die ganze Gegend war in Bewegung, und wer nicht selbst kam, hörte wenigstens eine Zeitlang von nichts anderem reden.

Das Kloster, worin mein Bruder sich befand, erscholl so gut als die übrige Gegend von diesen Wundern, und man nahm sich um so weniger in Acht, in seiner Gegenwart davon zu sprechen, als er sonst auf nichts aufzumerken pflegte, und sein Verhältniß niemanden bekannt war. Dießmal schien er aber mit großer Genauigkeit gehört zu haben; er führte seine Flucht mit solcher Schlauheit aus, daß niemals jemand hat begreifen können, wie er aus dem Kloster herausgekommen sey. Man erfuhr nachher, daß er sich mit einer Anzahl Wallfahrer übersetzen lassen, und daß er die Schiffer, die weiter nichts Verkehrtes an ihm wahrnahmen, nur um die größte Sorgfalt gebeten, daß das Schiff nicht umschlagen möchte. Tief in der Nacht kam er in jene Capelle, wo seine unglückliche Geliebte von ihrem Leiden ausruhte; nur wenig Andächtige knieten in den Winkeln, ihre alte Freundin saß zu ihren Häupten, er trat hinzu und grüßte sie, und fragte: wie sich ihre Gebieterin befände? Ihr [illegible]s, versetzte diese nicht ohne Verlegenheit. Er blickte den Leichnam nur von der Seite an. Nach einigem Zaudern nahm er ihre Hand. Erschreckt von der Kälte, ließ er sie sogleich wieder fahren, er sah sich unruhig um und sagte zu der Alten: ich kann jetzt nicht bei ihr bleiben, ich habe noch einen sehr weiten Weg zu machen, ich will aber zur rechten Zeit schon wieder da seyn; sag' ihr das, wenn sie aufwacht.

So ging er hinweg, wir wurden nur spät von die-

em Vorgange benachrichtigt, man forschte nach, wo er hingekommen sey, aber vergebens! Wie er sich durch Berge und Thäler durchgearbeitet haben mag, ist unbegreiflich. Endlich nach langer Zeit fanden wir in Graubündten eine Spur von ihm wieder, allein zu spät, und sie verlor sich bald. Wir vermutheten, daß er nach Deutschland sey, allein der Krieg hatte solche schwache Fußstapfen gänzlich verwischt.

Zehntes Capitel.

Der Abbé hörte zu lesen auf, und niemand hatte ohne Thränen zugehört. Die Gräfin brachte ihr Tuch nicht von den Augen; zuletzt stand sie auf und verließ mit Natalien das Zimmer. Die Uebrigen schwiegen, und der Abbé sprach: Es entsteht nun die Frage, ob man den guten Marchese soll abreisen lassen, ohne ihm unser Geheimniß zu entdecken. Denn wer zweifelt wohl einen Augenblick daran, daß Augustin und unser Harfenspieler Eine Person ist? Ueberlegen wir, was zu thun sey, sowohl um des unglücklichen Mannes als der Familie willen. Mein Rath wäre, nichts zu übereilen, abzuwarten, was uns der Arzt, den wir eben von dort zurückerwarten, für Nachrichten bringt.

Jederman war derselben Meinung, und der Abbé fuhr fort: eine andere Frage, die vielleicht schneller abzuthun ist, entsteht zu gleicher Zeit. Der Marchese ist unglaublich gerührt über die Gastfreundschaft, die seine arme Nichte bei uns, besonders bei unserm jungen Freunde gefunden hat. Ich habe ihm die ganze Geschichte umständlich, ja wiederholt erzählen müssen, und er zeigte seine lebhafteste Dankbarkeit. Der junge

Mann, sagte er, hat ausgeschlagen, mit mir zu reisen, ehe er das Verhältniß kannte, das unter uns besteht. Ich bin ihm nun kein Fremder mehr, von dessen Art zu seyn und von dessen Laune er etwa nicht gewiß wäre; ich bin sein Verbundener, wenn Sie wollen sein Verwandter, und da sein Knabe, den er nicht zurücklassen wollte, erst das Hinderniß war, das ihn abhielt, sich zu mir zu gesellen, so lassen Sie jetzt dieses Kind zum schönern Bande werden, das uns nur desto fester an einander knüpft. Ueber die Verbindlichkeit, die ich nun schon habe, sey er mir noch auf der Reise nützlich, er kehre mit mir zurück, mein älterer Bruder wird ihn mit Freuden empfangen, er verschmähe die Erbschaft seines Pflegekindes nicht: denn nach einer geheimen Abrede unsers Vaters mit seinem Freunde ist das Vermögen, das er seiner Tochter zugewendet hatte, wieder an uns zurückgefallen, und wir wollen dem Wohlthäter unserer Nichte gewiß das nicht vorenthalten, was er verdient hat.

Therese nahm Wilhelmen bei der Hand, und sagte: wir erleben abermals hier so einen schönen Fall, daß uneigennütziges Wohlthun die höchsten und schönsten Zinsen bringt. Folgen Sie diesem sonderbaren Ruf, und indem Sie sich um den Marchese doppelt verdient machen, eilen Sie einem schönen Land entgegen, das Ihre Einbildungskraft und Ihr Herz mehr als Einmal an sich gezogen hat.

Ich überlasse mich ganz meinen Freunden und ihrer Führung, sagte Wilhelm; es ist vergebens in dieser Welt nach eigenem Willen zu streben. Was ich fest zu halten wünschte, muß ich fahren lassen, und eine unverdiente Wohlthat drängt sich mir auf.

Mit einem Druck auf Theresens Hand machte Wilhelm die seinige los. Ich überlasse Ihnen ganz, sagte er zu dem Abbé, was Sie über mich beschließen; wenn ich meinen Felix nicht von mir zu lassen brauche, so bin ich zufrieden überall hinzugehn, und alles, was man für recht hält, zu unternehmen.

Auf diese Erklärung entwarf der Abbé sogleich seinen Plan: man solle, sagte er, den Marchese abreisen lassen, Wilhelm solle die Nachricht des Arztes abwarten, und alsdann, wenn man überlegt habe, was zu thun sey, könne Wilhelm mit Felix nachreisen. So bedeutete er auch den Marchese, unter einem Vorwand, daß die Einrichtungen des jungen Freundes zur Reise ihn nicht abhalten müßten, die Merkwürdigkeiten der Stadt indessen zu besehn. Der Marchese ging ab, nicht ohne wiederholte lebhafte Versicherung seiner Dankbarkeit, wovon die Geschenke, die er zurückließ, und die aus Juwelen, geschnittenen Steinen und gestickten Stoffen bestanden, einen genugsamen Beweis gaben.

Wilhelm war nun auch völlig reisefertig, und man war um so mehr verlegen, daß keine Nachrichten von dem Arzt kommen wollten; man befürchtete dem armen

Harfenspieler möchte ein Unglück begegnet seyn, zu eben der Zeit als man hoffen konnte, ihn durchaus in einen bessern Zustand zu versetzen. Man schickte den Courier fort, der kaum weggeritten war, als am Abend der Arzt mit einem Fremden hereintrat, dessen Gestalt und Wesen bedeutend, ernsthaft und auffallend war, und den niemand kannte. Beide Ankömmlinge schwiegen eine Zeit lang still; endlich ging der Fremde auf Wilhelmen zu, reichte ihm die Hand und sagte: Kennen Sie Ihren alten Freund nicht mehr? Es war die Stimme des Harfenspielers, aber von seiner Gestalt schien keine Spur übrig geblieben zu seyn. Er war in der gewöhnlichen Tracht eines Reisenden, reinlich und anständig gekleidet, sein Bart war verschwunden, seinen Locken sah man einige Kunst an, und was ihn eigentlich ganz unkenntlich machte, war, daß an seinem bedeutenden Gesichte die Züge des Alters nicht mehr erschienen. Wilhelm umarmte ihn mit der lebhaftesten Freude; er ward den andern vorgestellt, und betrug sich sehr vernünftig, und wußte nicht, wie bekannt er der Gesellschaft noch vor kurzem geworden war. Sie werden Geduld mit einem Menschen haben, fuhr er mit großer Gelassenheit fort, der, so erwachsen er auch aussieht, nach einem langen Leiden erst wie ein unerfahrnes Kind in die Welt tritt. Diesem wackren Mann bin ich schuldig, daß ich wieder in einer menschlichen Gesellschaft erscheinen kann.

Man hieß ihn willkommen, und der Arzt veranlaßte sogleich einen Spaziergang, um das Gespräch abzubrechen, und in's Gleichgültige zu lenken.

Als man allein war, gab der Arzt folgende Erklärung: Die Genesung dieses Mannes ist uns durch den sonderbarsten Zufall geglückt. Wir hatten ihn lange nach unserer Ueberzeugung moralisch und physisch behandelt, es ging auch bis auf einen gewissen Grad ganz gut, allein die Todesfurcht war noch immer groß bei ihm, und seinen Bart und sein langes Kleid wollte er uns nicht aufopfern; übrigens nahm er mehr Theil an den weltlichen Dingen, und seine Gesänge schienen wie seine Vorstellungsart wieder dem Leben sich zu nähern. Sie wissen, welch ein sonderbarer Brief des Geistlichen mich von hier abrief. Ich kam, ich fand unsern Mann ganz verändert, er hatte freiwillig seinen Bart hergegeben, er hatte erlaubt, seine Locken in eine hergebrachte Form zuzuschneiden, er verlangte gewöhnliche Kleider, und schien auf einmal ein anderer Mensch geworden zu seyn. Wir waren neugierig die Ursache dieser Verwandlung zu ergründen, und wagten doch nicht uns mit ihm selbst darüber einzulassen; endlich entdeckten wir zufällig die sonderbare Bewandtniß. Ein Glas flüssiges Opium fehlte in der Hausapotheke des Geistlichen, man hielt für nöthig die strengste Untersuchung anzustellen, jederman suchte sich des Verdachtes zu erwehren, es gab unter den Hausgenossen heftige Scenen.

Endlich trat dieſer Mann auf, und geſtand, daß er es beſitze; man fragte ihn, ob er davon genommen habe? er ſagte Nein! fuhr aber fort: Ich danke dieſem Beſitz die Wiederkehr meiner Vernunft. Es hängt von euch ab, mir dieſes Fläſchchen zu nehmen, und ihr werdet mich ohne Hoffnung in meinen alten Zuſtand wieder zurückfallen ſehen. Das Gefühl, daß es wünſchenswerth ſey, die Leiden dieſer Erde durch den Tod geendigt zu ſehen, brachte mich zuerſt auf den Weg der Geneſung; bald darauf entſtand der Gedanke, ſie durch einen freiwilligen Tod zu endigen, und ich nahm in dieſer Abſicht das Glas hinweg; die Möglichkeit, ſogleich die großen Schmerzen auf ewig aufzuheben, gab mir Kraft, die Schmerzen zu ertragen, und ſo habe ich, ſeitdem ich den Talisman beſitze, mich durch die Nähe des Todes wieder in das Leben zurückgedrängt. Sorgt nicht, ſagte er, daß ich Gebrauch davon mache, ſondern entſchließt euch, als Kenner des menſchlichen Herzens, mich, indem ihr mir die Unabhängigkeit vom Leben zugeſteht, erſt vom Leben recht abhängig zu machen. Nach reiflicher Ueberlegung drangen wir nicht weiter in ihn, und er führt nun in einem feſten, geſchliffenen Glasfläſchchen dieſes Gift als das ſonderbarſte Gegengift bei ſich.

Man unterrichtete den Arzt von allem, was indeſſen entdeckt worden war, und man beſchloß gegen Auguſtin das tiefſte Stillſchweigen zu beobachten. Der Abbe

nahm sich vor, ihn nicht von seiner Seite zu lassen, und ihn auf dem guten Wege, den er betreten hatte, fortzuführen.

Indessen sollte Wilhelm die Reise durch Deutschland mit dem Marchese vollenden. Schien es möglich, Augustinen eine Neigung zu seinem Vaterlande wieder einzuflößen, so wollte man seinen Verwandten den Zustand entdecken, und Wilhelm sollte ihn den Seinigen wieder zuführen.

Dieser hatte nun alle Anstalten zu seiner Reise gemacht, und wenn es im Anfang wunderbar schien, daß Augustin sich freute, als er vernahm, wie sein alter Freund und Wohlthäter sich sogleich wieder entfernen sollte, so entdeckte doch der Abbé bald den Grund dieser seltsamen Gemüthsbewegung. Augustin konnte seine alte Furcht, die er vor Felix hatte, nicht überwinden, und wünschte den Knaben je eher je lieber entfernt zu sehen.

Nun waren nach und nach so viele Menschen angekommen, daß man sie im Schloß und in den Seitengebäuden kaum alle unterbringen konnte, um so mehr da man nicht gleich anfangs auf den Empfang so vieler Gäste die Einrichtung gemacht hatte. Man frühstückte, man speis'te zusammen, und hätte sich gern beredet, man lebe in einer vergnüglichen Uebereinstimmung, wenn schon in der Stille die Gemüther sich gewissermaßen aus einander sehnten. Therese war manchmal mit Lothario,

noch

noch öfter allein ausgeritten, ſie hatte in der Nachbarſchaft ſchon alle Landwirthe und Landwirthinnen kennen lernen; es war ihr Haushaltungsprincip, und ſie mochte nicht unrecht haben, daß man mit Nachbarn und Nachbarinnen im beſten Vernehmen und immer in einem ewigen Gefälligkeitswechſel ſtehen müſſe. Von einer Verbindung zwiſchen ihr und Lothario ſchien gar die Rede nicht zu ſeyn, die beiden Schweſtern hatten ſich viel zu ſagen, der Abbé ſchien den Umgang des Harfenſpielers zu ſuchen, Jarno hatte mit dem Arzt öftere Conferenzen, Friedrich hielt ſich an Wilhelmen, und Felix war überall, wo es ihm gut ging. So vereinigten ſich auch meiſtentheils die Paare auf dem Spaziergang, indem die Geſellſchaft ſich trennte, und wenn ſie zuſammen ſeyn mußten, ſo nahm man geſchwind ſeine Zuflucht zur Muſik, um alle zu verbinden, indem man jeden ſich ſelbſt wiedergab.

Unverſehens vermehrte der Graf die Geſellſchaft, ſeine Gemahlin abzuholen, und, wie es ſchien, einen feyerlichen Abſchied von ſeinen weltlichen Verwandten zu nehmen. Jarno eilte ihm bis an den Wagen entgegen, und als der Ankommende fragte, was er für Geſellſchaft finde? ſo ſagte jener in einem Anfall von toller Laune, die ihn immer ergriff, ſobald er den Grafen gewahr ward: Sie finden den ganzen Adel der Welt beiſammen, Marcheſen, Marquis, Mylord's und Baronen, es hat nur noch an einem Grafen gefehlt. So ging man die

Treppe hinauf, und Wilhelm war die erste Person, die ihm im Vorsaal entgegen kam. Mylord! sagte der Graf zu ihm auf Französisch, nachdem er ihn einen Augenblick betrachtet hatte, ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft unvermuthet zu erneuern; denn ich müßte mich sehr irren, wenn ich Sie nicht im Gefolge des Prinzen sollte in meinem Schlosse gesehen haben. — Ich hatte das Glück, Ew. Excellenz damals aufzuwarten, versetzte Wilhelm, nur erzeigen Sie mir zu viel Ehre, wenn Sie mich für einen Engländer und zwar vom ersten Range halten, ich bin ein Deutscher, und — zwar ein sehr braver junger Mann, fiel Jarno sogleich ein. Der Graf sah Wilhelmen lächelnd an, und wollte eben etwas erwidern, als die übrige Gesellschaft herbei kam, und ihn auf's freundlichste begrüßte. Man entschuldigte sich, daß man ihm nicht sogleich ein anständiges Zimmer anweisen könne, und versprach den nöthigen Raum ungesäumt zu verschaffen.

Ey ey! sagte er lächelnd; ich sehe wohl, daß man dem Zufalle überlassen hat, den Fourierzettel zu machen; mit Vorsicht und Einrichtung, wie viel ist da nicht möglich! Jetzt bitte ich euch, rührt mir keinen Pantoffel vom Platze, denn sonst, seh' ich wohl, gibt es eine große Unordnung. Jederman wird unbequem wohnen, und das soll niemand um meinetwillen wo möglich auch nur eine Stunde. Sie waren Zeuge, sagte er zu Jarno, und auch Sie, Meister, indem er sich zu Wilhelmen

wandte, wie viele Menſchen ich damals auf meinem Schloſſe bequem untergebracht habe. Man gebe mir die Liſte der Perſonen und Bedienten, man zeige mir an, wie jederman gegenwärtig einquartirt iſt, ich will einen Dislocationsplan machen, daß mir der wenigſten Bemühung jederman eine geräumige Wohnung finde, und daß noch Platz für einen Gaſt bleiben ſoll, der ſich zufälligerweiſe bei uns einſtellen könnte.

Jarno machte ſogleich den Adjutanten des Grafen, verſchaffte ihm alle nöthigen Notizen, und hatte nach ſeiner Art den größten Spaß, wenn er den alten Herrn mitunter irre machen konnte. Dieſer gewann aber bald einen großen Triumph. Die Einrichtung war fertig, er ließ in ſeiner Gegenwart die Namen über alle Thüren ſchreiben, und man konnte nicht läugnen, daß mit wenig Umſtänden und Veränderungen der Zweck völlig erreicht war. Auch hatte es Jarno unter anderm ſo geleitet, daß die Perſonen, die in dem gegenwärtigen Augenblick ein Intereſſe an einander nahmen, zuſammen wohnten.

Nachdem alles eingerichtet war, ſagte der Graf zu Jarno: Helfen Sie mir auf die Spur wegen des jungen Mannes, den Sie da Meiſter nennen, und der ein Deutſcher ſeyn ſoll. Jarno ſchwieg ſtill, denn er wußte recht gut, daß der Graf einer von denen Leuten war, die, wenn ſie fragen, eigentlich belehren wollen; auch

fuhr dieser, ohne Antwort abzuwarten, in seiner Rede fort: Sie hatten mir ihn damals vorgestellt, und im Namen des Prinzen bestens empfohlen. Wenn seine Mutter auch eine Deutsche war, so hasse ich dafür, daß sein Vater ein Engländer ist, und zwar von Stande; wer wollte das Englische Blut alles berechnen, das seit dreyßig Jahren in Deutschen Adern herum fließt! Ich will weiter nicht darauf dringen, ihr habt immer solche Familiengeheimnisse; doch mir wird man in solchen Fällen nichts aufbinden. Darauf erzählte er noch verschiedenes, was damals mit Wilhelmen auf seinem Schloß vorgegangen seyn sollte, wozu Jarno gleichfalls schwieg, obgleich der Graf ganz irrig war, und Wilhelmen mit einem jungen Engländer in des Prinzen Gefolge mehr als einmal verwechselte. Der gute Herr hatte in frühern Zeiten ein vortreffliches Gedächtniß gehabt, und war noch immer stolz darauf, sich der geringsten Umstände seiner Jugend erinnern zu können; nun bestimmte er aber mit eben der Gewißheit wunderbare Combinationen und Fabeln als wahr, die ihm bei zunehmender Schwäche seines Gedächtnisses seine Einbildungskraft einmal vorgespiegelt hatte. Uebrigens war er sehr mild und gefällig geworden, und seine Gegenwart wirkte recht günstig auf die Gesellschaft. Er verlangte, daß man etwas Nützliches zusammen lesen sollte, ja sogar gab er manchmal kleine Spiele an, die er wo nicht mitspielte doch mit großer Sorgfalt dirigirte, und da man sich

über ſeine Herablaſſung verwunderte, ſagte er: es ſey die Pflicht eines jeden, der ſich in Hauptſachen von der Welt entferne, daß er in gleichgültigen Dingen ſich ihr deſtomehr gleich ſtelle.

Wilhelm hatte unter dieſen Spielen mehr als Einen bänglichen und verdrießlichen Augenblick; der leichtſinnige Friedrich ergriff manche Gelegenheit, um auf eine Neigung Wilhelms gegen Natalien zu deuten. Wie konnte er darauf fallen? Wodurch war er dazu berechtigt? Und mußte nicht die Geſellſchaft glauben, daß, weil beide viel mit einander umgingen, Wilhelm ihm eine ſo unvorſichtige und unglückliche Confidenz gemacht habe?

Eines Tages waren ſie bei einem ſolchen Scherze heiterer als gewöhnlich, als Auguſtin auf einmal zur Thüre, die er auftriß, mit gräßlicher Gebärde herein ſtürzte; ſein Angeſicht war blaß, ſein Auge wild, er ſchien reden zu wollen, die Sprache verſagte ihm. Die Geſellſchaft entſetzte ſich, Lothario und Jarno, die eine Rückkehr des Wahnſinns vermutheten, ſprangen auf ihn los, und hielten ihn feſt. Stotternd und dumpf, dann heftig und gewaltſam ſprach und rief er: Nicht mich haltet, eilt! helft! Rettet das Kind! Felix iſt vergiftet!

Sie ließen ihn los, er eilte zur Thüre hinaus, und voll Entſetzen drängte ſich die Geſellſchaft ihm nach. Man rief nach dem Arzte, Auguſtin richtete ſeine

Schritte nach dem Zimmer des Abbés, man fand das Kind, das erschrocken und verlegen schien, als man ihm schon von weitem zurief: Was hast du angefangen?

Lieber Vater! rief Felix, ich habe nicht aus der Flasche, ich habe aus dem Glase getrunken, ich war so durstig.

Augustin schlug die Hände zusammen, rief: Er ist verloren! drängte sich durch die Umstehenden, und eilte davon.

Sie fanden ein Glas Mandelmilch auf dem Tische stehen, und eine Caravine darneben, die über die Hälfte leer war; der Arzt kam, er erfuhr, was man wußte, und sah mit Entsetzen das wohlbekannte Fläschchen, worin sich das flüssige Opium befunden hatte, leer auf dem Tische liegen; er ließ Essig herbei schaffen, und rief alle Mittel seiner Kunst zu Hülfe.

Natalie ließ den Knaben in ein Zimmer bringen, sie bemühte sich ängstlich um ihn. Der Abbé war fortgerannt, Augustinen aufzusuchen, und einige Aufklärungen von ihm zu erdringen. Eben so hatte sich der unglückliche Vater vergebens bemüht und fand als er zurückkam auf allen Gesichtern Bangigkeit und Sorge. Der Arzt hatte indessen die Mandelmilch im Glase untersucht, es entdeckte sich die stärkste Beimischung von Opium, das Kind lag auf dem Ruhebette und schien sehr krank, er bat den Vater, daß man ihm nur nichts

mehr einschütten, daß man es nur nicht mehr quälen möchte. Lothar hatte seine Leute ausgeschickt und war selbst weggeritten, um der Flucht Augustins auf die Spur zu kommen. Natalie saß bei dem Kinde, es flüchtete auf ihren Schoos, und bat sie flehentlich um Schutz, flehentlich um ein Stückchen Zucker, der Essig sey gar zu sauer! Der Arzt gab es zu; man müsse das Kind, das in der entsetzlichsten Bewegung war, einen Augenblick ruhen lassen, sagte er: es sey alles Räthliche geschehen, er wolle das Mögliche thun. Der Graf trat mit einigem Unwillen, wie es schien, herein, er sah ernst, ja feverlich aus, legte die Hände auf das Kind, blickte gen Himmel, und blieb einige Augenblicke in dieser Stellung. Wilhelm, der trostlos in einem Sessel lag, sprang auf, warf einen Blick voll Verzweiflung auf Natalien und ging zur Thüre hinaus.

Kurz darauf verließ auch der Graf das Zimmer.

Ich begreife nicht, sagte der Arzt nach einiger Pause, daß sich auch nicht die geringste Spur eines gefährlichen Zustandes am Kinde zeigt. Auch nur mit einem Schluck muß es eine ungeheure Dosis Opium zu sich genommen haben, und nun finde ich an seinem Pulse keine weitere Bewegung, als die ich meinen Mitteln und der Furcht zuschreiben kann, in die wir das Kind versetzt haben.

Bald darauf trat Jarno mit der Nachricht herein, daß man Augustin auf dem Oberboden in seinem Blute

gefunden habe, ein Schermeſſer habe neben ihm gelegen, wahrſcheinlich habe er ſich die Kehle abgeſchnitten. Der Arzt eilte fort und begegnete den Leuten, welche den Körper die Treppe heruntergebrachten. Er ward auf ein Bett gelegt und genau unterſucht, der Schnitt war in die Luftröhre gegangen, auf einen ſtarken Blutverluſt war eine Ohnmacht gefolgt, doch ließ ſich bald bemerken, daß noch Leben, daß noch Hoffnung übrig ſey. Der Arzt brachte den Körper in die rechte Lage, fügte die getrennten Theile zuſammen, und legte den Verband auf. Die Nacht ging allen ſchlaflos und ſorgenvoll vorüber. Das Kind wollte ſich nicht von Natalien trennen laſſen. Wilhelm ſaß vor ihr auf einem Schemel; er hatte die Füße des Knaben auf ſeinem Schooſe, Kopf und Bruſt lagen auf dem ihrigen, ſo theilten ſie die angenehme Laſt und die ſchmerzlichen Sorgen, und verharrten, bis der Tag anbrach, in der unbequemen und traurigen Lage; Natalie hatte Wilhelmen ihre Hand gegeben, ſie ſprachen kein Wort, ſahen auf das Kind, und ſahen einander an. Lothario und Jarno ſaßen am andern Ende des Zimmers, und führten ein ſehr bedeutendes Geſpräch, das wir gern, wenn uns die Begebenheiten nicht zu ſehr drängten, unſern Leſern hier mittheilen würden. Der Knabe ſchlief ſanft, erwachte am frühen Morgen ganz heiter, ſprang auf und verlangte ein Butterbrot.

Sobald Auguſtin ſich einigermaßen erholt hatte,

ſuchte man einige Aufklärung von ihm zu erhalten. Man erfuhr nicht ohne Mühe, und nur nach und nach: daß, als er bei der unglücklichen Dislocation des Grafen in Ein Zimmer mit dem Abbé verſetzt worden, er das Manuſcript und darin ſeine Geſchichte gefunden habe; ſein Entſetzen ſey ohne gleichen geweſen, und er habe ſich nun überzeugt, daß er nicht länger leben dürfe; ſogleich habe er ſeine gewöhnliche Zuflucht zum Opium genommen, habe es in ein Glas Mandelmilch geſchüttet, und habe doch, als er es an den Mund geſetzt, geſchaudert; darauf habe er es ſtehen laſſen, um nochmals durch den Garten zu laufen und die Welt zu ſehen, bei ſeiner Zurückkunft habe er das Kind gefunden, eben beſchäftigt, das Glas, woraus es getrunken, wieder voll zu gießen.

Man bat den Unglücklichen ruhig zu ſeyn, er faßte Wilhelmen krampfhaft bei der Hand: Ach! ſagte er, warum habe ich dich nicht längſt verlaſſen, ich wußte wohl, daß ich den Knaben tödten würde, und er mich. Der Knabe lebt! ſagte Wilhelm. Der Arzt, der aufmerkſam zugehört hatte, fragte Auguſtinen, ob alles Getränke vergiftet geweſen? Nein! verſetzte er, nur das Glas. So hat durch den glücklichſten Zufall, rief der Arzt, das Kind aus der Flaſche getrunken! Ein guter Genius hat ſeine Hand geführt, daß es nicht nach dem Tode griff, der ſo nahe zubereitet ſtand! Nein! nein! rief Wilhelm mit einem Schrei, indem er die Hände vor die Augen hielt, wie fürchterlich iſt dieſe Ausſage!

Ausdrücklich ſagte das Kind, daß es nicht aus der Flaſche, ſondern aus dem Glaſe getrunken habe. Seine Geſundheit iſt nur ein Schein, es wird uns unter den Händen wegſterben. Er eilte fort, der Arzt ging hinunter und fragte, indem er das Kind liebkoſte: Nicht wahr, Felix, du haſt aus der Flaſche getrunken und nicht aus dem Glaſe? Das Kind fing an zu weinen. Der Arzt erzählte Natalien im Stillen, wie ſich die Sache verhalte; auch ſie bemühte ſich vergebens, die Wahrheit von dem Kinde zu erfahren, es weinte nur heftiger, und ſo lange, bis es einſchlief.

Wilhelm wachte bei ihm, die Nacht verging ruhig. Den andern Morgen fand man Auguſtinen todt in ſeinem Bette; er hatte die Aufmerkſamkeit ſeiner Wärter durch eine ſcheinbare Ruhe betrogen, den Verband ſtill aufgelöſ't, und ſich verblutet. Natalie ging mit dem Kinde ſpazieren, es war munter wie in ſeinen glücklichſten Tagen. Du biſt doch gut, ſagte Felix zu ihr, du zankſt nicht, du ſchlägſt mich nicht, ich will dir's nur ſagen, ich habe aus der Flaſche getrunken! Mutter Aurelie ſchlug mich immer auf die Finger, wenn ich nach der Caravine griff, der Vater ſah ſo bös aus, ich dachte, er würde mich ſchlagen.

Mit beflügelten Schritten eilte Natalie zu dem Schloſſe, Wilhelm kam ihr, noch voller Sorgen, entgegen. Glücklicher Vater! rief ſie laut, indem ſie das

Kind aufhob und es ihm in die Arme warf, da hast du deinen Sohn! Er hat aus der Flasche getrunken, seine Unart hat ihn gerettet.

Man erzählte den glücklichen Ausgang dem Grafen, der aber nur mit lächelnder, stiller, bescheidner Gewißheit zuhörte, mit der man den Irrthum guter Menschen ertragen mag. Jarno, aufmerksam auf alles, konnte dießmal eine solche hohe Selbstgenügsamkeit nicht erklären, bis er endlich nach manchen Umschweifen erfuhr: der Graf sey überzeugt, das Kind habe wirklich Gift genommen, er habe es aber durch sein Gebet und durch das Auflegen seiner Hände wunderbar am Leben erhalten. Nun beschloß er auch sogleich wegzugehn; gepackt war bei ihm alles wie gewöhnlich in Einem Augenblicke, und beim Abschiede faßte die schöne Gräfin Wilhelms Hand, ehe sie noch die Hand der Schwester los ließ, drückte alle vier Hände zusammen, kehrte sich schnell um, und stieg in den Wagen.

So viel schreckliche und wunderbare Begebenheiten, die sich eine über die andere drängten, zu einer ungewohnten Lebensart nöthigten, und alles in Unordnung und Verwirrung setzten, hatten eine Art von fieberhafter Schwingung in das Haus gebracht. Die Stunden des Schlafens und Wachens, des Essens, Trinkens und geselligen Zusammenseyns waren verrückt und umgekehrt. Außer Theresen war niemand in seinem Gleise

geblieben; die Männer ſuchten durch geiſtige Getränke ihre gute Laune wieder herzuſtellen, und, indem ſie ſich eine künſtliche Stimmung gaben, entfernten ſie die natürliche, die allein uns wahre Heiterkeit und Thätigkeit gewährt.

Wilhelm war durch die heftigſten Leidenſchaften bewegt und zerrüttet, die unvermutheten und ſchreckhaften Anfälle hatten ſein Innerſtes ganz aus aller Faſſung gebracht, einer Leidenſchaft zu widerſtehn, die ſich des Herzens ſo gewaltſam bemächtigt hatte. Felix war ihm wiedergegeben, und doch ſchien ihm alles zu fehlen; die Briefe von Wernern mit den Anweiſungen waren da, ihm mangelte nichts zu ſeiner Reiſe, als der Muth ſich zu entfernen. Alles drängte ihn zu dieſer Reiſe. Er konnte vermuthen, daß Lothario und Thereſe nur auf ſeine Entfernung warteten, um ſich trauen zu laſſen. Jarno war wider ſeine Gewohnheit ſtill, und man hätte beinahe ſagen können, er habe etwas von ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit verloren. Glücklicherweiſe half der Arzt unſerm Freunde einigermaßen aus der Verlegenheit, indem er ihn für krank erklärte, und ihm Arzney gab.

Die Geſellſchaft kam immer Abends zuſammen, und Friedrich, der ausgelaſſene Menſch, der gewöhnlich mehr Wein als billig trank, bemächtigte ſich des Geſprächs, und brachte nach ſeiner Art, mit hundert Citaten und

eulenſpiegelhaften Anſpielungen, die Geſellſchaft zum Lachen, und ſetzte ſie auch nicht ſelten in Verlegenheit, indem er laut zu denken ſich erlaubte.

An die Krankheit ſeines Freundes ſchien er gar nicht zu glauben. Einſt, als ſie alle beiſammen waren, rief er aus: Wie nennt ihr das Uebel, Doctor, das unſern Freund angefallen hat? Paßt hier keiner von den dreytauſend Namen, mit denen ihr eure Unwiſſenheit ausputzt? An ähnlichen Beiſpielen wenigſtens hat es nicht gefehlt. Es kommt, fuhr er mit einem emphatiſchen Tone fort, ein ſolcher Caſus in der Aegyptiſchen oder Babyloniſchen Geſchichte vor.

Die Geſellſchaft ſah einander an und lächelte.

Wie hieß der König? rief er aus und hielt einen Augenblick inne. Wenn ihr mir nicht einhelfen wollt, fuhr er fort, ſo werde ich mir ſelbſt zu helfen wiſſen. Er riß die Thürflügel auf, und wies nach dem großen Bilde im Vorſaal. Wie heißt der Ziegenbart mit der Krone dort, der ſich am Fuße des Bettes um ſeinen kranken Sohn abhärmt? Wie heißt die Schöne, die hereintritt, und in ihren ſittſamen Schelmenaugen Gift und Gegengift zugleich führt? Wie heißt der Pfuſcher von Arzt, dem erſt in dieſem Augenblicke ein Licht aufgeht, der das erſtemal in ſeinem Leben Gelegenheit findet, ein vernünftiges Recept zu verordnen, eine Arzney

zu reichen, die aus dem Grunde curirt, und die eben so wohlschmeckend als heilsam ist?

In diesem Tone fuhr er fort zu schwadroniren. Die Gesellschaft nahm sich so gut als möglich zusammen, und verbarg ihre Verlegenheit hinter einem gezwungenen Lächeln. Eine leichte Röthe überzog Nataliens Wangen, und verrieth die Bewegungen ihres Herzens. Glücklicherweise ging sie mit Jarno auf und nieder; als sie an die Thüre kam, schritt sie mit einer klugen Bewegung hinaus, einigemal in dem Vorsaale hin und wieder, und ging sodann auf ihr Zimmer.

Die Gesellschaft war still. Friedrich fing an zu tanzen und zu singen.

O, ihr werdet Wunder sehn!
Was geschehn ist, ist geschehn.
Was gesagt ist, ist gesagt.
Eh' es tagt,
Sollt Ihr Wunder sehn.

Therese war Natalien nachgegangen, Friedrich zog den Arzt vor das große Gemählde, hielt eine lächerliche Lobrede auf die Medicin, und schlich davon.

Lothario hatte bisher in einer Fenstervertiefung gestanden, und sah, ohne sich zu rühren, in den Garten hinunter. Wilhelm war in der schrecklichsten Lage. Selbst da er sich nun mit seinem Freunde allein sah, blieb er eine Zeit lang still; er überlief mit flüchtigem

Blick

Blick seine Geschichte, und sah zuletzt mit Schaudern auf seinen gegenwärtigen Zustand; endlich sprang er auf und rief: bin ich Schuld an dem, was vorgeht, an dem, was mir und Ihnen begegnet, so strafen Sie mich! Zu meinen übrigen Leiden entziehen Sie mir Ihre Freundschaft, und lassen Sie mich ohne Trost in die weite Welt hinaus gehen, in der ich mich lange hätte verlieren sollen. Sehen Sie aber in mir das Opfer einer grausamen zufälligen Verwicklung, aus der ich mich heraus zu winden unfähig war, so geben Sie mir die Versicherung Ihrer Liebe, Ihrer Freundschaft auf eine Reise mit, die ich nicht länger verschieben darf. Es wird eine Zeit kommen, wo ich Ihnen werde sagen können, was diese Tage in mir vorgegangen ist. Vielleicht leide ich eben jetzt diese Strafe, weil ich mich Ihnen nicht früh genug entdeckt, weil ich gezaudert habe, mich Ihnen ganz zu zeigen, wie ich bin; Sie hätten mir beigestanden, Sie hätten mir zur rechten Zeit los geholfen. Aber und abermal gehen mir die Augen über mich selbst auf, immer zu spät und immer umsonst. Wie sehr verdiente ich die Strafrede Jarno's! Wie glaubte ich sie gefaßt zu haben, wie hoffte ich sie zu nutzen, ein neues Leben zu gewinnen! Konnte ich's? Sollte ich's? Vergebens klagen wir Menschen uns selbst, vergebens das Schicksal an! Wir sind elend und zum Elend bestimmt, und es ist nicht völlig einerlei, ob eigene Schuld, höherer Einfluß oder Zufall, Tugend

oder Laſter, Weisheit oder Wahnſinn uns in's Verderben ſtürzen? Leben Sie wohl! ich werde keinen Augenblick länger in dem Hauſe verweilen, in welchem ich das Gaſtrecht, wider meinen Willen, ſo ſchrecklich verletzt habe. Die Indiscretion Ihres Bruders iſt unverzeihlich, ſie treibt mein Unglück auf den höchſten Grad, ſie macht mich verzweifeln.

Und wenn nun, verſetzte Lothario, indem er ihn bei der Hand nahm, Ihre Verbindung mit meiner Schweſter die geheime Bedingung wäre, unter welcher ſich Thereſe entſchloſſen hat, mir ihre Hand zu geben? Eine ſolche Entſchädigung hat Ihnen das edle Mädchen zugedacht; ſie ſchwur, daß dieſes doppelte Paar an Einem Tage zum Altare gehen ſollte. Sein Verſtand hat mich gewählt, ſagte ſie, ſein Herz fordert Natalien, und mein Verſtand wird ſeinem Herzen zu Hülfe kommen. Wir wurden einig, Natalien und Sie zu beobachten, wir machten den Abbé zu unſerm Vertrauten, dem wir verſprechen mußten, keinen Schritt zu dieſer Verbindung zu thun, ſondern alles ſeinen Gang gehen zu laſſen. Wir haben es gethan. Die Natur hat gewirkt, und der tolle Bruder hat nur die reife Frucht abgeſchüttelt. Laſſen Sie uns, da wir einmal ſo wunderbar zuſammen kommen, nicht ein gemeines Leben führen; laſſen Sie uns zuſammen auf eine würdige Weiſe thätig ſeyn! Unglaublich iſt es, was ein gebildeter Menſch für ſich und andere thun

kann, wenn er, ohne herrſchen zu wollen, das Gemüth hat, Vormund von vielen zu ſeyn, ſie leitet, dasjenige zur rechten Zeit zu thun, was ſie doch alle gerne thun möchten, und ſie zu ihren Zwecken führt, die ſie meiſt recht gut im Auge haben, und nur die Wege dazu verfehlen. Laſſen Sie uns hierauf einen Bund ſchließen; es iſt keine Schwärmerey, es iſt eine Idee, die recht gut ausführbar iſt, und die öfters, nur nicht immer mit klarem Bewußtſeyn, von guten Menſchen ausgeführt wird. Meine Schweſter Natalie iſt hiervon ein lebhaftes Beiſpiel. Unerreichbar wird immer die Handlungsweiſe bleiben, welche die Natur dieſer ſchönen Seele vorgeſchrieben hat. Ja ſie verdient dieſen Ehrennamen vor vielen andern, mehr, wenn ich ſagen darf, als unſre edle Tante ſelbſt, die zu der Zeit, als unſer guter Arzt jenes Manuſcript ſo rubricirte, die ſchönſte Natur war, die wir in unſerm Kreiſe kannten. Indeß hat Natalie ſich entwickelt, und die Menſchheit freut ſich einer ſolchen Erſcheinung.

Er wollte weiter reden, aber Friedrich ſprang mit großem Geſchrei herein. Welch einen Kranz verdien' ich? rief er aus, und wie werdet Ihr mich belohnen? Myrten, Lorbeer, Epheu, Eichenlaub, das friſcheſte, das ihr finden könnt, winder zuſammen; ſo viel Verdienſte habt ihr in mir zu krönen. Natalie iſt dein! Ich bin der Zauberer, der dieſen Schatz gehoben hat.

Er ſchwärmt, ſagte Wilhelm, und ich gehe.

Haſt du Auftrag? ſagte der Baron, indem er Wilhelmen feſt hielt.

Aus eigner Macht und Gewalt, verſetzte Friedrich, auch von Gottes Gnaden, wenn ihr wollt; ſo war ich Freyersmann, ſo bin ich jetzt Geſandter, ich habe an der Thüre gehorcht, ſie hat ſich ganz dem Abbé entdeckt.

Unverſchämter! ſagte Lothario, wer heißt dich horchen.

Wer heißt ſie ſich einſchließen! verſetzte Friedrich; ich hörte alles ganz genau, Natalie war ſehr bewegt. In der Nacht, da das Kind ſo krank ſchien, und halb auf ihrem Schooſe ruhte, als du troſtlos vor ihr ſaßeſt, und die geliebte Bürde mit ihr theilteſt, that ſie das Gelübde, wenn das Kind ſtürbe, dir ihre Liebe zu bekennen, und dir ſelbſt die Hand anzubieten; jetzt, da das Kind lebt, warum ſoll ſie ihre Geſinnung verändern? Was man einmal ſo verſpricht, hält man unter jeder Bedingung. Nun wird der Pfaffe kommen, und Wunder denken, was er für Neuigkeiten bringt.

Der Abbé trat in's Zimmer. Wir wiſſen alles, rief Friedrich ihm entgegen, macht es kurz, denn ihr kommt bloß um der Formalität willen; zu weiter nichts werden die Herren verlangt.

Er hat gehorcht, ſagte der Baron. — Wie ungezogen! rief der Abbé.

Nun geſchwind, verſetzte Friedrich, wie ſteht's mit den Ceremonien aus? Die laſſen ſich an den Fingern

herzählen, ihr müßt reisen, die Einladung des Marcheſe kommt euch herrlich zu ſtatten. Seyd ihr nur einmal über die Alpen, ſo findet ſich zu Hauſe alles, die Menſchen wiſſen's euch Dank, wenn ihr etwas Wunderliches unternehmt, ihr verſchafft ihnen eine Unterhaltung, die ſie nicht zu bezahlen brauchen. Es iſt eben, als wenn ihr eine Freiredoute gäbt; es können alle Stände daran Theil nehmen.

Ihr habt euch freilich mit ſolchen Volksfeſten ſchon ſehr um's Publicum verdient gemacht, verſetzte der Abbe, und ich komme, ſo ſcheint es, heute nicht mehr zum Wort.

Iſt nicht alles, wie ich's ſage, verſetzte Friedrich, ſo belehrt uns eines Beſſern. Kommt herüber, kommt herüber! wir müſſen ſie ſehen und uns freuen.

Lothario umarmte ſeinen Freund und führte ihn zu der Schweſter, ſie kam mit Thereſen ihm entgegen, alles ſchwieg.

Nicht gezaudert! rief Friedrich. In zwey Tagen könnt ihr reiſefertig ſeyn. Wie meint ihr, Freund, fuhr er fort, indem er ſich zu Wilhelmen wendete, als wir Bekanntſchaft machten, als ich euch den ſchönen Strauß abforderte, wer konnte denken, daß ihr jemals eine ſolche Blume aus meiner Hand empfangen würdet?

Erinnern Sie mich nicht in dieſem Augenblicke des höchſten Glücks an jene Zeiten!

Deren ihr euch nicht schämen sollet, so wenig man sich seiner Abkunft zu schämen hat. Die Zeiten waren gut, und ich muß lachen, wenn ich dich ansehe: du kommst mir vor, wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.

Ich kenne den Werth eines Königreichs nicht, versetzte Wilhelm, aber ich weiß, daß ich ein Glück erlangt habe, das ich nicht verdiene, und das ich mit nichts in der Welt vertauschen möchte.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Einundzwanzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wilhelm Meiſters
Wanderjahre
oder
die Entſagenden.

Erſtes Buch.

Erſtes Capitel.

Die Flucht nach Aegypten.

Im Schatten eines mächtigen Felſen ſaß Wilhelm an grauſer, bedeutender Stelle, wo ſich der ſteile Gebirgsweg um eine Ecke herum ſchnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne ſtand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felſengründen zu ſeinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in ſeine Schreibtafel, als Felix, der umhergeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. Wie nennt man dieſen Stein? ſagte der Knabe.

Ich weiß nicht, verſetzte Wilhelm.

Iſt das wohl Gold, was darin ſo glänzt? ſagte jener.

Es iſt kein's! verſetzte dieſer: und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen.

Katzengold! ſagte der Knabe lächelnd: und warum?

Wahrſcheinlich weil es falſch iſt und man die Katzen auch für falſch hält.

Das will ich mir merken, ſagte der Sohn, und ſteckte den Stein in die lederne Reiſetaſche, brachte jedoch ſogleich etwas anders hervor und fragte: was iſt

das? Eine Frucht, versetzte der Vater, und nach den Schuppen zu urtheilen, sollte sie mit den Tannenzapfen verwandt seyn. — Das sieht nicht aus wie ein Zapfen, es ist ja rund. — Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wissen zu säen, zu pflanzen und zu warten, dann lassen sie die Stämme wachsen und groß werden wie sie können. — Die Jäger wissen alles; gestern zeigte mir der Bote, wie ein Hirsch über den Weg gegangen sey, er rief mich zurück und ließ mich die Fährde bemerken, wie er es nannte; ich war darüber weggesprungen, nun aber sah ich deutlich ein Paar Klauen eingedrückt; es mag ein großer Hirsch gewesen seyn. — „Ich hörte wohl wie du den Boten ausfragtest.“ — Der wußte viel und ist doch kein Jäger. Ich aber will ein Jäger werden. Es ist gar zu schön den ganzen Tag im Walde zu seyn und die Vögel zu hören, zu wissen wie sie heißen, wo ihre Nester sind, wie man die Eyer aushebt oder die Jungen; wie man sie füttert und wenn man die Alten fängt: das ist gar zu lustig.

Kaum war dieses gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwey Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stutzten und einen Augenblick still hielten. Um des al-

testen Haupt bewegten sich reiche blonde Locken, auf welche man zuerst blicken mußte, wenn man ihn sah, und dann zogen seine klar-blauen Augen den Blick an sich, der sich mit Gefallen über seine schöne Gestalt verlor. Der zweyte, mehr einen Freund als einen Bruder vorstellend, war mit braunen und schlichten Haaren geziert, die ihm über die Schultern herabhingen, und wovon der Widerschein sich in seinen Augen zu spiegeln schien.

Wilhelm hatte nicht Zeit, diese beiden sonderbaren und in der Wildniß ganz unerwarteten Wesen näher zu betrachten, indem er eine männliche Stimme vernahm, welche um die Felsecke herum ernst aber freundlich herabrief: Warum steht ihr stille? versperrt uns den Weg nicht!

Wilhelm sah aufwärts und, hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt zu Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer junger Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber, die schöne Last, die er trug, sehen ließ. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hil t sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete. Dem Führer ging's

wie den Kindern: er stutzte einen Augenblick, als er Wilhelmen erblickte. Das Thier verzögerte seinen Schritt, aber der Abstieg war zu jäh, die Vorüberziehenden konnten nicht anhalten und Wilhelm sah sie mit Verwunderung hinter der vorstehenden Felswand verschwinden.

Nichts war natürlicher, als daß ihn dieses seltsame Gesicht aus seinen Betrachtungen riß. Neugierig stand er auf und blickte von seiner Stelle nach der Tiefe hin, ob er sie nicht irgend wieder hervorkommen sähe. Und eben war er im Begriff hinabzusteigen und diese sonderbaren Wandrer zu begrüßen, als Felix heraufkam und sagte: „Vater, darf ich nicht mit diesen Kindern in ihr Haus? Sie wollen mich mitnehmen. Du sollst auch mitgehen, hat der Mann zu mir gesagt, Komm! dort unten halten sie.“

„Ich will mit ihnen reden,“ versetzte Wilhelm.

Er fand sie auf einer Stelle, wo der Weg weniger abhängig war, und verschlang mit den Augen die wunderlichen Bilder, die seine Aufmerksamkeit so sehr an sich gezogen hatten. Erst jetzt war es ihm möglich, noch einen und den andern besondern Umstand zu bemerken. Der junge rüstige Mann hatte wirklich eine Polirart auf der Schulter und ein langes schwankes eisernes Winkelmaß. Die Kinder trugen große Schilfbüschel, als wenn es Palmen wären; und wenn sie von dieser Seite den Engeln glichen, so schleppten sie auch wieder kleine Körbchen mit Eßwaaren und glichen dadurch den täglichen

Boten, wie ſie über das Gebirg hin- und herzugehen pflegen. Auch hatte die Mutter, als er ſie näher betrachtete, unter dem blauen Mantel ein röthliches, zartgefärbtes Unterkleid, ſo daß unſer Freund die Flucht nach Aegypten, die er ſo oft gemahlt geſehen, mit Verwunderung hier vor ſeinen Augen wirklich finden mußte.

Man begrüßte ſich, und indem Wilhelm vor Erſtaunen und Aufmerkſamkeit nicht zu Wort kommen konnte, ſagte der junge Mann: „Unſere Kinder haben in dieſem Augenblicke ſchon Freundſchaft gemacht. Wollt ihr mit uns, um zu ſehen, ob auch zwiſchen den Erwachſenen ein gutes Verhältniß entſtehen könne?“

Wilhelm bedachte ſich ein wenig und verſetzte dann: „Der Anblick eures kleinen Familienzuges erregt Vertrauen und Neigung, und, daß ich's nur gleich geſtehe, eben ſowohl Neugierde und ein lebhaftes Verlangen euch näher kennen zu lernen. Denn im erſten Augenblicke möchte man bei ſich die Frage aufwerfen: ob ihr wirkliche Wanderer oder ob ihr nur Geiſter ſeyd, die ſich ein Vergnügen daraus machen, dieſes unwirthbare Gebirg durch angenehme Erſcheinungen zu beleben.“

„So kommt mit in unſere Wohnung,“ ſagte jener. „Kommt mit!“ riefen die Kinder, indem ſie den Felix ſchon mit ſich fortzogen. „Kommt mit!“ ſagte die Frau, indem ſie ihre liebenswürdige Freundlichkeit von dem Säugling ab auf den Fremdling wendete.

Ohne ſich zu bedenken, ſagte Wilhelm: „Es thut mir Leid, daß ich euch nicht ſogleich folgen kann. Wenigſtens dieſe Nacht noch muß ich oben auf dem Gränzhauſe zubringen. Mein Mantelſack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbeſorgt. Damit ich aber Wunſch und Willen beweiſe, eurer freundlichen Einladung genug zu thun, ſo gebe ich euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei euch. Wie weit iſt's hin?“

„Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unſere Wohnung,“ ſagte der Zimmermann, „und von dem Gränzhauſe habt ihr nur noch anderthalb Stunden. Euer Knabe vermehrt unſern Haushalt für dieſe Nacht; morgen erwarten wir euch.“

Der Mann und das Thier ſetzten ſich in Bewegung. Wilhelm ſah ſeinen Felix mit Behagen in ſo guter Geſellſchaft, er konnte ihn mit den lieben Engelein vergleichen, gegen die er kräftig abſtach. Für ſeine Jahre war er nicht groß, aber ſtämmig, von breiter Bruſt und kräftigen Schultern; in ſeiner Natur war ein eigenes Gemiſch von Herrſchen und Dienen; er hatte ſchon einen Palmzweig und ein Körbchen ergriffen, womit er beides auszuſprechen ſchien. Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verſchwinden, als ſich Wilhelm zuſammennahm und nachrief: „Wie ſoll ich euch aber erfragen?“

„Fragt nur nach Sanct Joſeph!“ erſcholl es aus

der Tiefe, und die ganze Erſcheinung war hinter den blauen Schattenwänden verſchwunden. Ein frommer mehrſtimmiger Geſang tönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme ſeines Felix zu unterſcheiden.

Er ſtieg aufwärts und verſpätete ſich dadurch den Sonnenuntergang. Das himmliſche Geſtirn, das er mehr denn einmal verloren hatte, erleuchtete ihn wieder, als er höher trat, und noch war es Tag, als er an ſeiner Herberge anlangte. Nochmals erfreute er ſich der großen Gebirgsanſicht, und zog ſich ſodann auf ſein Zimmer zurück, wo er ſogleich die Feder ergriff und einen Theil der Nacht mit Schreiben zubrachte.

Wilhelm an Natalien.

Nun iſt endlich die Höhe erreicht, die Höhe des Gebirgs, das eine mächtigere Trennung zwiſchen uns ſetzen wird, als der ganze Landraum bisher. Für mein Gefühl iſt man noch immer in der Nähe ſeiner Lieben, ſo lange die Ströme von uns zu ihnen laufen. Heute kann ich mir noch einbilden, der Zweig, den ich in den Waldbach werfe, könnte füglich zu Ihr hinabſchwimmen, könnte in wenigen Tagen vor Ihrem Garten landen; und ſo ſendet unſer Geiſt ſeine Bilder, das Herz ſeine Gefühle bequemer abwärts. Aber drüben, fürchte ich, ſtellt ſich eine Scheidewand der Einbildungskraft und der Em-

pfindung entgegen. Doch iſt das vielleicht nur eine voreilige Beſorglichkeit: denn es wird wohl auch drüben nicht anders ſeyn als hier. Was könnte mich von dir ſcheiden! von dir, der ich auf ewig geeignet bin, wenn gleich ein wunderſames Geſchick mich von dir trennt und mir den Himmel, dem ich ſo nahe ſtand, unerwartet zuſchließt. Ich hatte Zeit mich zu faſſen, und doch hätte keine Zeit hingereicht, mir dieſe Faſſung zu geben, hätte ich ſie nicht aus deinem Munde gewonnen, von deinen Lippen in jenem entſcheidenden Moment. Wie hätte ich mich losreißen können, wenn der dauerhafte Faden nicht geſponnen wäre, der uns für die Zeit und für die Ewigkeit verbinden ſoll. Doch ich darf ja von allem dem nicht reden. Deine zarten Gebote will ich nicht übertreten; auf dieſem Gipfel ſey es das letztemal, daß ich das Wort Trennung vor dir ausſpreche. Mein Leben ſoll eine Wanderſchaft werden. Sonderbare Pflichten des Wanderers habe ich auszuüben und ganz eigene Prüfungen zu beſtehen. Wie lächle ich manchmal, wenn ich die Bedingungen durchleſe, die mir der Verein, die ich mir ſelbſt vorſchrieb! Manches wird gehalten, manches übertreten; aber ſelbſt bei der Uebertretung dient mir dieß Blatt, dieſes Zeugniß von meiner letzten Beichte, meiner letzten Abſolution, ſtatt eines gebietenden Gewiſſens, und ich lenke wieder ein. Ich hüte mich, und meine Fehler ſtürzen ſich nicht mehr wie Gebirgswaſſer einer über den andern.

Doch will ich dir gern gestehen, daß ich oft diejenigen Lehrer und Menschenführer bewundere, die ihren Schülern nur äußere, mechanische Pflichten auflegen. Sie machen sich's und der Welt leicht. Denn gerade diesen Theil meiner Verbindlichkeiten, der mir erst der beschwerlichste, der wunderlichste schien, diesen beobachte ich am bequemsten, am liebsten.

Nicht über drey Tage soll ich unter Einem Dache bleiben. Keine Herberge soll ich verlassen, ohne daß ich mich wenigstens eine Meile von ihr entferne. Diese Gebote sind wahrhaft geeignet, meine Jahre zu Wanderjahren zu machen und zu verhindern, daß auch nicht die geringste Versuchung des Ansiedelns bei mir sich find. Dieser Bedingung habe ich mich bisher genau unterworfen, ja mich der gegebenen Erlaubniß nicht einmal bedient. Hier ist eigentlich das erstemal, daß ich still halte, das erstemal, daß ich die dritte Nacht in demselben Bette schlafe. Von hier sende ich dir manches bisher Vernommene, Beobachtete, Gesparte, und dann geht es morgen früh auf der andern Seite hinab, fürerst zu einer wunderbaren Familie, zu einer heiligen Familie möchte ich wohl sagen, von der du in meinem Tagebuche mehr finden wirst. Jetzt lebe wohl und lege dieses Blatt mit dem Gefühl aus der Hand, daß es nur Eins zu sagen habe, nur Eines sagen und wiederholen möchte, aber es nicht sagen, nicht wiederholen will, bis ich das Glück habe wieder zu deinen Füßen zu liegen und

auf deinen Händen mich über alle das Entbehren aus-zuweinen.

Morgens.

Es iſt eingepackt. Der Bote ſchnürt den Mantelſack und das Reff. Noch iſt die Sonne nicht aufgegangen, die Nebel dampfen aus allen Gründen; aber der obere Himmel iſt heiter. Wir ſteigen in die düſtere Tiefe hinab, die ſich auch bald über unſerm Haupte erhellen wird. Laß mich mein letztes Ach zu dir hinüberſenden! Laß meinen letzten Blick zu dir ſich noch mit einer unwillkürlichen Thräne füllen! Ich bin entſchieden und entſchloſſen. Du ſollſt keine Klagen von mir hören; du ſollſt nur hören, was dem Wanderer begegnet. Und doch kreuzen ſich, indem ich ſchließen will, nochmals tauſend Gedanken, Wünſche, Hoffnungen und Vorſätze. Glücklicherweiſe treibt man mich hinweg. Der Bote ruft und der Wirth räumt ſchon wieder auf in meiner Gegenwart, eben als wenn ich hinweg wäre, wie gefühlloſe unvorſichtige Erben vor dem Abſcheidenden die Anſtalten, ſich in Beſitz zu ſetzen, nicht verbergen.

Zweytes Capitel.

Sanct Joseph der Zweyte.

Schon hatte der Wanderer, seinem Boten auf dem Fuße folgend, steile Felsen hinter und über sich gelassen, schon durchstrichen sie ein sanfteres Mittelgebirg und eilten durch manchen wohlbestandnen Wald, durch manchen freundlichen Wiesengrund, immer vorwärts, bis sie sich endlich an einem Abhange befanden, und in ein sorgfältig bebautes, von Hügeln rings umschlossenes Thal hinabschauten. Ein großes, halb in Trümmern liegendes, halb wohlerhaltenes Klostergebäude zog sogleich die Aufmerksamkeit an sich. „Dieß ist Sanct Joseph," sagte der Bote: „Jammerschade für die schöne Kirche! Seht nur, wie ihre Säulen und Pfeiler durch Gebüsch und Bäume noch so wohl erhalten durchsehen, ob sie gleich schon viele hundert Jahre in Schutt liegt."

„Die Klostergebäude hingegen," versetzte Wilhelm, „sehe ich, sind noch wohl erhalten." „Ja," sagte der andere, „es wohnt ein Schaffner daselbst, der die Wirthschaft besorgt, die Zinsen und Zehnten einnimmt, welche man weit und breit hieher zu zahlen hat."

Unter dieſen Worten waren ſie durch das offene Thor in den geräumigen Hof gelangt, der, von ernſthaften, wohlerhaltenen Gebäuden umgeben, ſich als Aufenthalt einer ruhigen Sammlung ankündigte. Seinen Felix mit den Engeln von geſtern ſah er ſogleich beſchäftigt um einen Tragkorb, den eine rüſtige Frau vor ſich geſtellt hatte; ſie waren im Begriff Kirſchen zu handeln; eigentlich aber feilſchte Felix, der immer etwas Geld bei ſich führte. Nun machte er ſogleich als Gaſt den Wirth, ſpendete reichliche Früchte an ſeine Geſpielen, ſelbſt dem Vater war die Erquickung angenehm mitten in dieſen unfruchtbaren Mooswäldern, wo die farbigen glänzenden Früchte noch einmal ſo ſchön erſchienen. Sie trage ſolche weit herauf aus einem großen Garten, bemerkte die Verkäuferin, um den Preis annehmlich zu machen, der den Käufern etwas zu hoch geſchienen hatte. Der Vater werde bald zurückkommen, ſagten die Kinder, er ſolle nur einſtweilen in den Saal gehen und dort ausruhen.

Wie verwundert war jedoch Wilhelm, als die Kinder ihn zu dem Raume führten, den ſie den Saal nannten. Gleich aus dem Hofe ging es zu einer großen Thür hinein, und unſer Wanderer fand ſich in einer ſehr reinlichen, wohlerhaltenen Capelle, die aber, wie er wohl ſah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. An der einen Seite ſtand ein Tiſch, ein Seſſel, mehrere Stühle und Bänke, an der andern

Seite ein wohlgeſchnitztes Gerüſt mit bunter Töpferwaare, Krügen und Gläſern. Es fehlte nicht an einigen Truhen und Kiſten, und ſo ordentlich alles war, doch nicht an dem Einladenden des häuslichen, täglichen Lebens. Das Licht fiel von hohen Fenſtern an der Seite herein. Was aber die Aufmerkſamkeit des Wanderers am meiſten erregte, waren farbige, auf die Wand gemahlte Bilder, die unter den Fenſtern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drey Theile der Capelle herumreichten und bis auf ein Getäfel herabgingen, das die übrige Wand bis zur Erde bedeckte. Die Gemählde ſtellten die Geſchichte des heiligen Joſeph vor. Hier ſah man ihn mit ſeiner Zimmerarbeit beſchäftigt; hier begegnete er Marien, und eine Lilie ſproßte zwiſchen beiden aus dem Boden, indem einige Engel ſie lauſchend umſchwebten. Hier wird er getraut; es folgt der engliſche Gruß. Hier ſitzt er mißmuthig zwiſchen angefangener Arbeit, läßt die Axt ruhen und ſinnt darauf, ſeine Gattin zu verlaſſen. Zunächſt erſcheint ihm aber der Engel im Traum, und ſeine Lage ändert ſich. Mit Andacht betrachtet er das neugeborne Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an. Bald darauf folgt ein wunderſam ſchönes Bild. Man ſieht mancherlei Holz gezimmert; eben ſoll es zuſammengeſetzt werden, und zufälliger Weiſe bilden ein paar Stücke ein Kreuz. Das Kind iſt auf dem Kreuze eingeſchlafen, die Mutter ſitzt daneben und betrachtet es mit inniger Liebe, und der Pfleg-

vater hält mit der Arbeit inne, um den Schlaf nicht zu stören. Gleich darauf folgt die Flucht nach Aegypten. Sie erregte bei dem beschauenden Wanderer ein Lächeln, indem er die Wiederholung des gestrigen lebendigen Bildes hier an der Wand sah.

Nicht lange war er seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirth herein, den er sogleich als den Führer der heiligen Karavane wieder erkannte. Sie begrüßten sich auf's herzlichste, mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemählde gerichtet. Der Wirth merkte das Interesse seines Gastes und fing lächelnd an: „Gewiß, ihr bewundert die Uebereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die ihr gestern kennen lerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuthen sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen."

„O ja!" versetzte Wilhelm: „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog, und dafür mannichfaltige Bildung in der Gegend verbreitete, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübte. Laßt uns jedoch nicht im Allgemeinen verharren, macht mich mit eurer Geschichte be-

bekannt, damit ich erfahre, wie es möglich war, daß ohne Spielerey und Anmaßung die Vergangenheit sich wieder in euch darstellt, und das was vorübergegangen, abermals herantritt."

Eben als Wilhelm belehrende Antwort von den Lippen seines Wirthes erwartete, rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirth hörte darauf und ging nach der Thür.

Also heißt er auch Joseph! sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt. Er blickte zu gleicher Zeit nach der Thüre, und sah die Mutter Gottes von gestern mit dem Manne sprechen. Sie trennten sich endlich: die Frau ging nach der gegenüberstehenden Wohnung: „Marie!" rief er ihr nach: „nur noch ein Wort!" „Also heißt sie auch Marie: es fehlt nicht viel, so fühle ich mich achtzehnhundert Jahre zurückversetzt." Er dachte sich das ernsthaft eingeschlossene Thal, in dem er sich befand, die Trümmer und die Stille, und eine wundersam altertümliche Stimmung überfiel ihn. Es war Zeit, daß der Wirth und die Kinder hereintraten. Die letztern forderten Wilhelm zu einem Spaziergange auf, indeß der Wirth noch einigen Geschäften vorstehen wollte. Nun ging es durch die Ruinen des säulenreichen Kirchengebäudes, dessen hohe Giebel und Wände sich in Wind und Wetter zu befestigen schienen, indessen sich starke

Bäume von Alters her auf den breiten Mauerrücken eingewurzelt hatten, und in Gesellschaft von mancherlei Gras, Blumen und Moos kühn in der Luft hängende Gärten vorstellten. Sanfte Wiesenpfade führten einen lebhaften Bach hinan, und von einiger Höhe konnte der Wanderer nun das Gebäude nebst seiner Lage mit so mehr Interesse überschauen, als ihm dessen Bewohner immer merkwürdiger geworden, und durch die Harmonie mit ihrer Umgebung seine lebhafteste Neugier erregt hatten.

Man kehrte zurück, und fand in dem frommen Saal einen Tisch gedeckt. Oben an stand ein Lehnsessel, in den sich die Hausfrau niederließ. Neben sich hatte sie einen hohen Korb stehen, in welchem das kleine Kind lag; den Vater sodann zur linken Hand und Wilhelm zur rechten. Die drey Kinder besetzten den untern Raum des Tisches. Eine alte Magd brachte ein wohlzubereitetes Essen. Speise- und Trinkgeschirr deuteten gleichfalls auf vergangene Zeit. Die Kinder gaben Anlaß zur Unterhaltung, indessen Wilhelm die Gestalt und das Betragen seiner heiligen Wirthin nicht genugsam beobachten konnte.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft; der Wirth führte seinen Gast an eine schattige Stelle der Ruine, wo man von einem erhöhten Platze die angenehme Aussicht das Thal hinab vollkommen vor sich hatte, und die Berghöhen des untern Landes mit ihren fruchtbaren

Abhängen und waldigen Rücken hintereinander hinausgeschoben sah. „Es ist billig," sagte der Wirth, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr als ich an Ihnen fühle, daß Sie im Stande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernsten Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der heiligen Familie gewidmet, und vor Alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kirche war der Mutter und dem Sohne geweiht. Sie ist schon seit mehreren Jahrhunderten zerstört. Die Capelle, dem heiligen Pflegvater gewidmet, hat sich erhalten, so auch der brauchbare Theil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezieht schon seit geraumen Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.

Der heilige Joseph, obgleich jede kirchliche Verehrung hier oben lange aufgehört hatte, war gegen unsere Familie so wohlthätig gewesen, daß man sich nicht verwundern darf, wenn man sich besonders gut gegen ihn gesinnt fühlte; und daher kam es, daß man mich in der Taufe Joseph nannte, dadurch gewissermaßen meine Lebensweise bestimmte. Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahme besorgte, so schloß ich mich eben so gern, ja noch lieber, an meine Mutter an, welche nach Vermögen

gern ausſpendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohlthaten im ganzen Gebirge bekannt und geliebt war. Sie ſchickte mich bald da, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu beſtellen, bald zu beſorgen, und ich fand mich ſehr leicht in dieſe Art von frommem Gewerbe.

Ueberhaupt hat das Gebirgsleben etwas Menſchlicheres als das Leben auf dem flachen Lande. Die Bewohner ſind einander näher; wenn man will, auch ferner; die Bedürfniſſe gering, aber dringender. Der Menſch iſt mehr auf ſich geſtellt, ſeinen Händen, ſeinen Füßen muß er vertrauen lernen. Der Arbeiter, der Bote, der Laſtträger, alle vereinigen ſich in Einer Perſon; auch ſteht jeder dem andern näher, begegnet ihm öfter und lebt mit ihm in einem gemeinſamen Treiben.

Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu ſchleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Eſel mit Körben zu verſehen und vor mir her die ſteilen Fußpfade hinauf und hinabzutreiben. Der Eſel iſt im Gebirg kein ſo verächtlich Thier als im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, ſich für beſſer hält als den andern, der den Acker mit Ochſen umreißt. Und ich ging um ſo mehr ohne Bedenken hinter meinem Thiere her, als ich in der Capelle früh bemerkt hatte, daß es zu der Ehre gelangt war, Gott und ſeine Mutter zu tragen. Doch war dieſe Capelle damals nicht in dem Zuſtande, in welchem ſie ſich gegenwärtig befindet. Sie ward als ein Schuppen, ja faſt wie ein

Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Gerätſchaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war übereinander geſchoben. Glücklicherweiſe daß die Gemählde ſo hoch ſtehen und die Täfelung etwas aushält. Aber ſchon als Kind erfreute ich mich beſonders über alles das Gehölz hin und her zu klettern, und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, deſſen Leben oben gezeichnet war, mein Pathe ſey, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel geweſen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine beſondere Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anſpruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, ſo ſollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, welche wünſchten, daß künftig dieſe gute Pfründe auf mich erben möchte, ein Handwerk lernen, und zwar ein ſolches, das zugleich hier eben in der Wirthſchaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher und ſchaffte alles, was von dieſer Arbeit nöthig war, ſelbſt, woraus ihm und dem Ganzen großer Vortheil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entſchließen, ihm darin nachzufolgen. Mein Verlangen zog mich unwiderſtehlich nach dem Zimmerhandwerke, wovon ich das Arbeitszeug ſo umſtändlich und genau, von Jugend auf, neben meinem Heiligen gemahlt geſehen. Ich erklärte meinen Wunſch; man war mir nicht entgegen, um ſo weniger als bei ſo man-

cherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anſpruch genommen ward, ja, bei einigem Geſchick und Liebe zu feinerer Arbeit, beſonders in Waldgegenden, die Tiſchler- und ſogar die Schnitzerkünſte ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höhern Ausſichten beſtärkte, war jenes Gemählde, das leider nunmehr ganz verloſchen iſt. Sobald Sie wiſſen, was es vorſtellen ſoll, ſo werden Sie ſich's entziffern können, wenn ich Sie nachher davor führe. Dem heiligen Joſeph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwiſchen zwey gegebenen Säulen ſoll der Prachtſitz aufgeführt werden. Joſeph nimmt ſorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen köſtlichen Königsthron. Aber wie erſtaunt iſt er, wie verlegen, als er den Prachtſeſſel herbeiſchafft: er findet ſich zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu ſpaßen; der fromme Zimmermeiſter iſt in der größten Verlegenheit. Das Chriſtkind, gewohnt ihn überall zu begleiten, ihm in kindlich demüthigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt ſeine Noth und iſt gleich mit Rath und That bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater: er ſolle den Thron an der einen Seite faſſen; es greift in die andere Seite des Schnitzwerks und beide fangen an zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht ſich der Thron in die Breite, verliert verhältnißmäßig an der Höhe

und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Mahler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre that; welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und Lehrbursche beschäftigen konnte. Ich blieb also in der Nähe meiner Eltern und setzte gewissermaßen mein voriges Leben fort, indem ich Feyerstunden und Feyertage zu den wohlthätigen Botschaften, die mir meine Mutter aufzutragen fortfuhr, verwendete."

Die Heimsuchung.

„So vergingen einige Jahre," fuhr der Erzähler fort; „ich begriff die Vortheile des Handwerks sehr bald, und mein Körper, durch Arbeit ausgebildet, war

im Stande alles zu übernehmen was dabei gefordert wurde. Nebenher verſah ich meinen alten Dienſt, den ich der guten Mutter, oder vielmehr Kranken und Nothdürftigen leiſtete. Ich zog mit meinem Thier durch's Gebirg, vertheilte die Ladung pünctlich und nahm von Krämern und Kaufleuten rückwärts mit was uns hier eben fehlte. Mein Meiſter war zufrieden mit mir und meine Eltern auch. Schon hatte ich das Vergnügen auf meinen Wanderungen manches Haus zu ſehen, das ich mit aufgeführt, das ich verziert hatte. Denn beſonders dieſes letzte Einkerben der Balken, dieſes Einſchneiden von gewiſſen einfachen Formen, dieſes Einbrennen zierender Figuren, dieſes Rothmahlen einiger Vertiefungen, wodurch ein hölzernes Berghaus den ſo luſtigen Anblick gewährt, ſolche Künſte waren mir beſonders übertragen, weil ich mich am beſten aus der Sache zog, der ich immer den Thron Herodes und ſeine Zierrathen im Sinne hatte.

Unter den hülfsbedürftigen Perſonen, für die meine Mutter eine vorzügliche Sorge trug, ſtanden beſonders junge Frauen oben an, die ſich guter Hoffnung befanden, wie ich nach und nach wohl bemerken konnte, ob man ſchon in ſolchen Fällen die Botſchaften gegen mich geheimnißvoll zu behandeln pflegte. Ich hatte dabei niemals einen unmittelbaren Auftrag, ſondern alles ging durch ein gutes Weib, welche nicht fern das Thal hinab wohnte und Frau Eliſabeth genannt wurde. Meine

Mutter, ſelbſt in der Kunſt erfahren, die ſo manchen gleich bei'm Eintritt in das Leben zum Leben rettet, ſtand mit Frau Eliſabeth in fortdauernd gutem Vernehmen, und ich mußte oft von allen Seiten hören, daß mancher unſerer rüſtigen Bergbewohner dieſen beiden Frauen ſein Daſeyn zu danken habe. Das Geheimniß, womit mich Eliſabeth jederzeit empfing, die bündigen Antworten auf meine räthſelhaften Fragen, die ich ſelbſt nicht verſtand, erregten mir ſonderbare Ehrfurcht für ſie, und ihr Haus, das höchſt reinlich war, ſchien mir eine Art von kleinem Heiligthume vorzuſtellen.

Indeſſen hatte ich durch meine Kenntniſſe und Handwerksthätigkeit in der Familie ziemlichen Einfluß gewonnen. Wie mein Vater als Böttcher für den Keller geſorgt hatte, ſo ſorgte ich nun für Dach und Fach, und verbeſſerte manchen ſchadhaften Theil der alten Gebäude. Beſonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remiſen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieſes geſchehen, als ich meine geliebte Capelle zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war ſie in Ordnung, faſt wie Ihr ſie ſehet; wobei ich mich bemühte die fehlenden oder beſchädigten Theile des Täfelwerks dem Ganzen gleich wieder herzuſtellen. Auch ſolltet Ihr dieſe Flügelthüren des Eingangs wohl für alt genug halten; ſie ſind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, ſie in ruhigen Stunden zu ſchnitzen, nachdem ich ſie

vorher aus ſtarken eichenen Bohlen im Ganzen tüchtig zuſammen gefügt hatte. Was bis zu dieſer Zeit von Gemählden nicht beſchädigt oder verloſchen war, hat ſich auch noch erhalten, und ich half dem Glasmeiſter bei einem neuen Bau, mit der Bedingung, daß er bunte Fenſter herſtellte.

Hatten jene Bilder und die Gedanken an das Leben der Heiligen meine Einbildungskraft beſchäftigt, ſo drückte ſich das alles nur lebhafter bei mir ein, als ich den Raum wieder für ein Heiligthum anſehen, darin, beſonders zur Sommerszeit, verweilen, und über das was ich ſah oder vermuthete, mit Muße nachdenken konnte. Es lag eine unwiderſtehliche Neigung in mir dieſem Heiligen nachzufolgen; und da ſich ähnliche Begebenheiten nicht leicht herbeirufen ließen, ſo wollte ich wenigſtens von unten auf anfangen, ihm zu gleichen: wie ich denn wirklich durch den Gebrauch des laſtbaren Thiers ſchon lange begonnen hatte. Das kleine Geſchöpf, deſſen ich mich bisher bedient, wollte mir nicht mehr genügen; ich ſuchte mir einen viel ſtattlichern Träger aus, ſorgte für einen wohlgebauten Sattel der zum Reiten wie zum Packen gleich bequem war. Ein paar neue Körbe wurden angeſchafft, und ein Netz von bunten Schnüren, Flocken und Quaſten, mit klingenden Metallſtiften untermiſcht, zierte den Hals des langohrigen Geſchöpfs, das ſich nun bald neben ſeinem Muſterbilde an der Wand zeigen durfte. Niemanden fiel ein

über mich zu ſpotten, wenn ich in dieſem Aufzuge durch's Gebirge kam: denn man erlaubt ja gern der Wohlthätigkeit eine wunderliche Außenſeite.

Indeſſen hatte ſich der Krieg, oder vielmehr die Folge deſſelben, unſerer Gegend genähert, indem verſchiedenemal gefährliche Rotten von verlaufenem Geſindel ſich verſammelten und hie und da manche Gewaltthätigkeit, manchen Muthwillen ausübten. Durch die gute Anſtalt der Landmiliz, durch Streifungen und augenblickliche Wachſamkeit wurde dem Uebel zwar bald geſteuert; doch verfiel man zu geſchwind wieder in Sorgloſigkeit, und ehe man ſich's verſah brachen wieder neue Uebelthaten hervor.

Lange war es in unſerer Gegend ſtill geweſen, und ich zog mit meinem Saumroſſe ruhig die gewohnten Pfade, bis ich eines Tages über die friſchbeſäte Waldblöße kam und an dem Rande des Hegegrabens eine weibliche Geſtalt ſitzend, oder vielmehr liegend, fand. Sie ſchien zu ſchlafen oder ohnmächtig zu ſeyn. Ich bemühte mich um ſie, und als ſie ihre ſchönen Augen aufſchlug und ſich in die Höhe richtete, rief ſie mit Lebhaftigkeit aus: „Wo iſt er? Habt ihr ihn geſehen?“ Ich fragte: „wen?“ Sie verſetzte: „meinen Mann!“ Bei ihrem höchſt jugendlichen Anſehen war mir dieſe Antwort unerwartet; doch fuhr ich nur um deſto lieber fort ihr beizuſtehen und ſie meiner Theilnahme zu ver-

ſichern. Ich vernahm, daß die beiden Reiſenden ſich wegen der beſchwerlichen Fuhrwege von ihrem Wagen entfernt gehabt, um einen nähern Fußweg einzuſchlagen. In der Nähe ſeyen ſie von Bewaffneten überfallen worden, ihr Mann habe ſich fechtend entfernt, ſie habe ihm nicht weit folgen können und ſey an dieſer Stelle liegen geblieben, ſie wiſſe nicht wie lange. Sie bitte mich inſtändig ſie zu verlaſſen und ihrem Manne nachzueilen. Sie richtete ſich auf ihre Füße, und die ſchönſte liebenswürdigſte Geſtalt ſtand vor mir; doch konnte ich leicht bemerken, daß ſie ſich in einem Zuſtande befinde, in welchem ſie die Beihülfe meiner Mutter und der Frau Eliſabeth bald bedürfen möchte. Wir ſtritten uns eine Weile: denn ich verlangte ſie erſt in Sicherheit zu bringen; ſie verlangte zuerſt Nachricht von ihrem Manne. Sie wollte ſich von ſeiner Spur nicht entfernen, und alle meine Vorſtellungen hätten vielleicht nicht gefruchtet, wenn nicht eben ein Commando unſerer Miliz, welche durch die Nachricht von neuen Uebelthaten rege geworden war, ſich durch den Wald her bewegt hätte. Dieſe wurden unterrichtet, mit ihnen das Nöthige verabredet, der Ort des Zuſammentreffens beſtimmt und ſo für dießmal die Sache geſchlichtet. Geſchwind verſteckte ich meine Körbe in eine benachbarte Höhle, die mir ſchon öfters zur Niederlage gedient hatte, richtete meinen Sattel zum bequemen Sitz und hob, nicht ohne eine ſonderbare Empfindung, die ſchöne Laſt auf mein williges Thier.

das die gewohnten Pfade sogleich von selbst zu finden wußte und mir Gelegenheit gab nebenher zu geben.

Ihr denkt, ohne daß ich es weitläufig beschreibe, wie wunderlich mir zu Muthe war. Was ich so lange gesucht, hatte ich wirklich gefunden. Es war mir als wenn ich träumte, und dann gleich wieder als ob ich aus einem Traume erwachte. Diese himmlische Gestalt, wie ich sie gleichsam in der Luft schweben und vor den grünen Bäumen sich her bewegen sah, kam mir jetzt wie ein Traum vor, der durch jene Bilder in der Capelle sich in meiner Seele erzeugte. Bald schienen mir jene Bilder nur Träume gewesen zu seyn, die sich hier in eine schöne Wirklichkeit auflösten. Ich fragte sie manches, sie antwortete mir sanft und gefällig, wie es einer anständig Betrübten ziemt. Oft bat sie mich, wenn wir auf eine entblößte Höhe kamen, stille zu halten, mich umzusehen, zu horchen. Sie bat mich mit solcher Anmuth, mit einem solchen tiefwünschenden Blick unter ihren langen schwarzen Augenwimpern hervor, daß ich alles thun mußte was nur möglich war; ja, ich erkletterte eine freistehende, hohe, astlose Fichte. Nie war mir dieses Kunststück meines Handwerks willkommener gewesen; nie hatte ich mit mehr Zufriedenheit von ähnlichen Gipfeln, bei Festen und Jahrmärkten, Bänder und seidene Tücher heruntergeholt. Doch kam ich diesesmal leider ohne Ausbeute; auch oben sah und hörte ich nichts. Endlich rief sie selbst mir herabzukommen

und winkte gar lebhaft mit der Hand; ja, als ich endlich bei'm Herabgleiten mich in ziemlicher Höhe losließ und herunterſprang, that ſie einen Schrei, und eine ſüße Freundlichkeit verbreitete ſich über ihr Geſicht, da ſie mich unbeſchädigt vor ſich ſah.

Was ſoll ich Euch lange von den hundert Aufmerkſamkeiten unterhalten, womit ich ihr den ganzen Weg über angenehm zu werden, ſie zu zerſtreuen ſuchte. Und wie könnte ich es auch! denn das iſt eben die Eigenſchaft der wahren Aufmerkſamkeit, daß ſie im Augenblick das Nichts zu Allem macht. Für mein Gefühl waren die Blumen, die ich ihr brach, die fernen Gegenden, die ich ihr zeigte, die Berge, die Wälder, die ich ihr nannte, ſo viel koſtbare Schätze, die ich ihr zuzueignen dachte, um mich mit ihr in Verhältniß zu ſetzen, wie man es durch Geſchenke zu thun ſucht.

Schon hatte ſie mich für das ganze Leben gewonnen, als wir in dem Orte vor der Thüre jener guten Frau anlangten und ich ſchon eine ſchmerzliche Trennung vor mir ſah. Nochmals durchlief ich ihre ganze Geſtalt, und als meine Augen an den Fuß herabkamen, bückte ich mich, als wenn ich etwas am Gurte zu thun hätte, und küßte den niedlichſten Schuh, den ich in meinem Leben geſehen hatte, doch ohne daß ſie es merkte. Ich half ihr herunter, ſprang die Stufen hinauf und rief in die Hausthüre: Frau Eliſabeth, Ihr werdet heimgeſucht! Die Gute trat hervor, und ich ſah ihr über die

Schultern zum Hauſe hinaus, wie das ſchöne Weſen die Stufen heraufſtieg, mit anmuthiger Trauer und innerlichem ſchmerzlichem Selbſtgefühl, dann meine würdige Alte freundlich umarmte, und ſich von ihr in das beſſere Zimmer leiten ließ. Sie ſchloſſen ſich ein und ich ſtand bei meinem Eſel vor der Thür, wie einer der koſtbare Waaren abgeladen hat und wieder ein eben ſo armer Treiber iſt als vorher.“

Der Lilienſtängel.

„Ich zauderte noch mich zu entfernen, denn ich war unſchlüſſig was ich thun ſollte, als Frau Eliſabeth unter die Thüre trat und mich erſuchte meine Mutter zu ihr zu berufen, alsdann umherzugehen und wo möglich von dem Manne Nachricht zu geben. Marie läßt euch gar ſehr darum erſuchen, ſagte ſie. Kann ich ſie nicht noch einmal ſelbſt ſprechen? verſetzte ich. Das geht nicht an, ſagte Frau Eliſabeth, und wir trennten uns. In kurzer Zeit erreichte ich unſere Wohnung; meine Mutter war bereit noch dieſen Abend hinabzugehen und der jungen Fremden hülfreich zu ſeyn. Ich eilte nach dem Lande hinunter und hoffte bei dem Amtmann die ſicherſten Nachrichten zu erhalten. Allein er war noch ſelbſt in Ungewißheit, und weil er mich kannte, hieß er mich die Nacht bei ihm verweilen. Sie ward mir unendlich lang, und immer hatte ich die ſchöne Geſtalt vor Augen,

wie ſie auf dem Thiere ſchwankte und ſo ſchmerzhaft freundlich zu mir heruntersah. Jeden Augenblick hoffte ich auf Nachricht. Ich gönnte und wünſchte dem guten Ehemann das Leben, und doch mochte ich ſie mir ſo gern als Witwe denken. Das ſtreifende Commando fand ſich nach und nach zuſammen und nach mancherlei abwechſelnden Gerüchten zeigte ſich endlich die Gewißheit, daß der Wagen gerettet, der unglückliche Gatte aber an ſeinen Wunden in dem benachbarten Dorfe geſtorben ſey. Auch vernahm ich, daß nach der früheren Abrede einige gegangen waren dieſe Trauerbotſchaft der Frau Eliſabeth zu verkündigen. Alſo hatte ich dort nichts mehr zu thun, noch zu leiſten, und doch trieb mich eine unendliche Ungeduld, ein unermeßliches Verlangen durch Berg und Wald wieder vor ihre Thüre. Es war Nacht, das Haus verſchloſſen, ich ſah Licht in den Zimmern, ich ſah Schatten ſich an den Vorhängen bewegen, und ſo ſaß ich gegenüber auf einer Bank, immer im Begriff anzuklopfen und immer von mancherlei Betrachtungen zurückgehalten.

Jedoch was erzähl' ich umſtändlich weiter, was eigentlich kein Intereſſe hat. Genug, auch am folgenden Morgen nahm man mich nicht ins Haus auf. Man wußte die traurige Nachricht, man bedurfte meiner nicht mehr; man ſchickte mich zu meinem Vater, an meine Arbeit; man antwortete nicht auf meine Fragen; man wollte mich los ſeyn.

Acht Tage hatte man es ſo mit mir getrieben, als mich endlich Frau Eliſabeth hereinrief. Tretet ſachte auf, mein Freund, ſagte ſie: aber kommt getroſt näher! Sie führte mich in ein reinliches Zimmer, wo ich in der Ecke durch halbgeöffnete Bettvorhänge meine Schöne aufrecht ſitzen ſah. Frau Eliſabeth trat zu ihr, gleichſam um mich zu melden, hub etwas vom Bette auf und brachte mir's entgegen; in das weißeſte Zeug gewickelt den ſchönſten Knaben. Frau Eliſabeth hielt ihn gerade zwiſchen mich und die Mutter, und auf der Stelle fiel mir der Lilienſtängel ein, der ſich auf dem Bilde zwiſchen Maria und Joſeph, als Zeuge eines reinen Verhältniſſes aus der Erde hebt. Von dem Augenblicke an war mir aller Druck vom Herzen genommen; ich war meiner Sache, ich war meines Glücks gewiß. Ich konnte mit Freiheit zu ihr treten, mit ihr ſprechen, ihr himmliſches Auge ertragen, den Knaben auf den Arm nehmen und ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn drücken.

Wie danke ich euch für eure Neigung zu dieſem verwaiſten Kinde! ſagte die Mutter. — Unbedachtſam und lebhaft rief ich aus: Es iſt keine Waiſe mehr, wenn ihr wollt!

Frau Eliſabeth, klüger als ich, nahm mir das Kind ab und wußte mich zu entfernen.

Noch immer dient mir das Andenken jener Zeit zur glücklichſten Unterhaltung, wenn ich unſere Berge und Thäler zu durchwandern genöthigt bin. Noch weiß ich

mir den kleinſten Umſtand zurückzurufen, womit ich euch jedoch, wie billig, verſchone. Wochen gingen vorüber; Maria hatte ſich erholt, ich konnte ſie öfter ſehen, mein Umgang mit ihr war eine Folge von Dienſten und Aufmerkſamkeiten. Ihre Familienverhältniſſe erlaubten ihr einen Wohnort nach Belieben. Erſt verweilte ſie bei Frau Eliſabeth; dann beſuchte ſie uns, meiner Mutter und mir für ſo vielen und freundlichen Beiſtand zu danken. Sie gefiel ſich bei uns und ich ſchmeichelte mir, es geſchehe zum Theil um meinetwillen. Was ich jedoch ſo gern geſagt hätte und nicht zu ſagen wagte, kam auf eine ſonderbare und liebliche Weiſe zur Sprache, als ich ſie in die Capelle führte, die ich ſchon damals zu einem wohnbaren Saal umgeſchaffen hatte. Ich zeigte und erklärte ihr die Bilder, eins nach dem andern und entwickelte dabei die Pflichten eines Pflegvaters auf eine ſo lebendige herzliche Weiſe, daß ihr die Thränen in die Augen traten und ich mit meiner Bilderdeutung nicht zu Ende kommen konnte. Ich glaubte ihrer Neigung gewiß zu ſeyn, ob ich gleich nicht ſtolz genug war, das Andenken ihres Mannes ſo ſchnell auslöſchen zu wollen. Das Geſetz verpflichtet die Witwen zu einem Trauerjahre, und gewiß iſt eine ſolche Epoche, die den Wechſel aller irdiſchen Dinge in ſich begreift, einem fühlenden Herzen nöthig, um die ſchmerzlichen Eindrücke eines großen Verluſtes zu mildern. Man ſieht die Blumen welken und die Blätter fallen, aber man ſieht auch Früchte rei-

ſen und neue Knoſpen keimen. Das Leben gehört den Lebendigen an, und wer lebt, muß auf Wechſel gefaßt ſeyn.

Ich ſprach nun mit meiner Mutter über die Angelegenheit, die mir ſo ſehr am Herzen lag. Sie entdeckte mir darauf, wie ſchmerzlich Marien der Tod ihres Mannes geweſen und wie ſie ſich ganz allein durch den Gedanken, daß ſie für das Kind leben müſſe, wieder aufgerichtet habe. Meine Neigung war den Frauen nicht unbekannt geblieben, und ſchon hatte ſich Marie an die Vorſtellung gewöhnt, mit uns zu leben. Sie verweilte noch eine Zeitlang in der Nachbarſchaft, dann zog ſie zu uns herauf, und wir verlebten noch eine Weile in dem frömmſten und glücklichſten Brautſtande. Endlich verbanden wir uns. Jenes erſte Gefühl, das uns zuſammengeführt hatte, verlor ſich nicht. Die Pflichten und Freuden des Pflegvaters und Vaters vereinigten ſich; und ſo überſchritt zwar unſere kleine Familie, indem ſie ſich vermehrte, ihr Vorbild an Zahl der Perſonen, aber die Tugenden jenes Muſterbildes an Treue und Reinheit der Geſinnungen wurden von uns heilig bewahrt und geübt. Und ſo erhalten wir auch mit freundlicher Gewohnheit den äußern Schein, zu dem wir zufällig gelangt, und der ſo gut zu unſerm Innern paßt: denn ob wir gleich alle gute Fußgänger und rüſtige Träger ſind, ſo bleibt das laſtbare Thier doch immer in unſerer Geſellſchaft, um eine oder die andere Bürde fortzu-

bringen, wenn uns ein Geſchäft oder Beſuch durch dieſe Berge und Thäler nöthigt. Wie ihr uns geſtern angetroffen habt, ſo kennt uns die ganze Gegend, und wir ſind ſtolz darauf, daß unſer Wandel von der Art iſt, um jenen heiligen Namen und Geſtalten, zu deren Nachahmung wir uns bekennen, keine Schande zu machen.“

Drittes Capitel.

Wilhelm an Natalien.

So eben ſchließe ich eine angenehme, halb wunderbare Geſchichte, die ich für dich aus dem Munde eines wackern Mannes aufgeſchrieben habe. Wenn es nicht ganz ſeine Worte ſind, wenn ich hie und da meine Geſinnungen bei Gelegenheit der ſeinigen, ausgedrückt habe, ſo war es bei der Verwandtſchaft, die ich hier mit ihm fühlte, ganz natürlich. Jene Verehrung ſeines Weibes gleicht ſie nicht derjenigen, die ich für dich empfinde? und hat nicht ſelbſt das Zuſammentreffen dieſer beiden Liebenden etwas Aehnliches mit dem unſrigen? Daß er aber glücklich genug iſt, neben dem Thiere herzugehen, das die doppelt ſchöne Bürde trägt, daß er mit ſeinem Familienzug Abends in das alte Kloſterthor eindringen kann, daß er unzertrennlich von ſeiner Geliebten, von den Seinigen iſt, darüber darf ich ihn wohl im Stillen beneiden. Dagegen darf ich nicht einmal mein Schickſal beklagen, weil ich dir zugeſagt habe zu ſchweigen und zu dulden, wie du es auch übernommen haſt.

Gar manchen ſchönen Zug des Zuſammenſeyns dieſer frommen und heitern Menſchen muß ich übergehen: denn

wie ließe ſich alles ſchreiben! Einige Tage ſind mir angenehm vergangen, aber der dritte mahnt mich nun, auf meinen weitern Weg bedacht zu ſeyn.

Mit Felix hatte ich heut einen kleinen Handel: denn er wollte faſt mich nöthigen, einen meiner guten Vorſätze zu übertreten, die ich dir angelobt habe. Ein Fehler, ein Unglück, ein Schickſal iſt mir's nun einmal, daß ſich, ehe ich mich's verſehe, die Geſellſchaft um mich vermehrt, daß ich mir eine neue Bürde auflade, an der ich nachher zu tragen und zu ſchleppen habe. Nun ſoll auf meiner Wanderſchaft kein dritter uns ein beſtändiger Geſelle werden. Wir wollen und ſollen zu zwey ſeyn und bleiben, und eben ſchien ſich ein neues, eben nicht erfreuliches Verhältniß anknüpfen zu wollen.

Zu den Kindern des Hauſes, mit denen Felix ſich ſpielend dieſe Tage her ergötzte, hatte ſich ein kleiner, munterer, armer Junge geſellt, der ſich eben brauchen und mißbrauchen ließ, wie es gerade das Spiel mit ſich brachte, und ſich ſehr geſchwind bei Felix in Gunſt ſetzte. Und ich merkte ſchon an allerlei Aeußerungen, daß dieſer ſich einen Geſpielen für den nächſten Weg auserkoren hatte. Der Knabe iſt hier in der Gegend bekannt, wird wegen ſeiner Munterkeit überall geduldet und empfängt gelegentlich ein Almoſen. Mir aber gefiel er nicht und ich erſuchte den Hausherrn, ihn zu entfernen. Das geſchah auch, aber Felix war unwillig darüber, und es gab eine kleine Scene.

Bei dieſer Gelegenheit macht' ich eine Entdeckung, die mir angenehm war. In der Ecke der Capelle oder des Saals ſtand ein Kaſten mit Steinen, welchen Felix, der ſeit unſerer Wanderung durch's Gebirg eine gewaltſame Neigung zum Geſtein bekommen, eifrig hervorzog und durchſuchte. Es waren ſchöne, in die Augen fallende Dinge darunter. Unſer Wirth ſagte: das Kind könne ſich ausleſen was es wolle. Es ſey dieſes Geſtein überblieben von einer großen Maſſe, die ein Freund vor kurzem von hier weggeſendet. Er nannte ihn Montan und du kannſt denken, daß ich mich freute, dieſen Namen zu hören unter dem einer von unſern beſten Freunden reiſ't, dem wir ſo manches ſchuldig ſind. Indem ich nach Zeit und Umſtänden fragte, kann ich hoffen, ihn auf meiner Wanderung bald zu treffen.

Die Nachricht, daß Montan ſich in der Nähe befinde, hatte Wilhelmen nachdenklich gemacht. Er überlegte, daß es nicht bloß dem Zufall überlaſſen ſey, ob er einen ſo werthen Freund wiederſehen ſolle, und erkundigte ſich daher bei ſeinem Wirthe, ob man nicht wiſſe, wohin dieſer Reiſende ſeinen Weg gerichtet habe. Niemand hatte davon nähere Kenntniß, und ſchon war Wilhelm entſchloſſen, ſeine Wanderung nach dem erſten Plane fortzuſetzen, als Felix ausrief: „wenn der Vater nicht ſo ei n wäre, wir wollten Montan ſchon finden.“ „Auf welche Weiſe?“ fragte Wilhelm. Fe-

lix versetzte: „der kleine Fitz sagte gestern, er wolle den Herrn wohl aufspüren, der schöne Steine bei sich habe und sich auch gut darauf verstünde. Nach einigem Hin- und Widerreden entschloß sich Wilhelm zuletzt, den Versuch zu machen und dabei auf den verdächtigen Knaben desto mehr Acht zu geben. Dieser war bald gefunden und brachte, da er vernahm, worauf es abgesehen sey, Schlägel und Eisen und einen tüchtigen Hammer nebst einem Säckchen mit, und lief in seiner bergmännischen Tracht munter vorauf.

Der Weg ging seitwärts abermals bergauf. Die Kinder sprangen mit einander von Fels zu Fels, über Stock und Stein, über Bach und Quelle, und ohne einen Pfad vor sich zu haben, drang Fitz, bald rechts bald links blickend, eilig hinauf. Da Wilhelm und besonders der bepackte Bote nicht so schnell folgten, so machten die Knaben den Weg mehrmals vor- und rückwärts und sangen und pfiffen. Die Gestalt einiger fremden Bäume erregte die Aufmerksamkeit des Felix, der nunmehr mit den Lerchen- und Zirbelbäumen zuerst Bekanntschaft machte und von den wunderbaren Genzianen angezogen ward. Und so fehlte es der beschwerlichen Wanderung von einer Stelle zur andern nicht an Unterhaltung.

Der kleine Fitz stand auf einmal still und horchte. Er winkte die andern herbei: „Hört ihr pochen?“ sprach er. „Es ist der Schall eines Hammers der

den Fels trifft.“ — „Wir hören's,“ verſetzten die andern. — „Das iſt Montan!“ ſagte er, „oder jemand, der uns von ihm Nachricht geben kann.“ — Als ſie dem Schalle nachgingen, der ſich von Zeit zu Zeit wiederholte, trafen ſie auf eine Waldblöße und ſahen einen ſteilen, hohen, nackten Felſen über alles hervorragen, die hohen Wälder ſelbſt tief unter ſich laſſend. Auf dem Gipfel erblickten ſie eine Perſon. Sie ſtand zu entfernt, um erkannt zu werden. Sogleich machten ſich die Kinder auf, die ſchroffen Pfade zu erklettern. Wilhelm folgte mit einiger Beſchwerlichkeit, ja Gefahr: denn wer zuerſt einen Felſen hinaufſteigt, geht immer ſicherer, weil er ſich die Gelegenheit ausſucht; einer der nachfolgt, ſieht nur wohin jener gelangt iſt, aber nicht wie. Die Knaben erreichten bald den Gipfel, und Wilhelm vernahm ein lautes Freudengeſchrei. „Es iſt Jarno!“ rief Felix ſeinem Vater entgegen, und Jarno trat ſogleich an eine ſchroffe Stelle, reichte ſeinem Freunde die Hand und zog ihn aufwärts. Sie umarmten und bewillkommten ſich in der freien Himmelsluft mit Entzücken.

Kaum aber hatten ſie ſich losgelaſſen, als Wilhelmen ein Schwindel überfiel, nicht ſowohl um ſeinetwillen, als weil er die Kinder über dem ungeheuern Abgrunde hangen ſah. Jarno bemerkte es und hieß alle ſogleich niederſitzen. „Es iſt nichts natürlicher,“ ſagte er, „als daß uns vor einem großen Anblick ſchwindelt, vor

dem wir uns unerwartet befinden, um zugleich unſere Kleinheit und unſere Größe zu fühlen. Aber es iſt ja überhaupt kein ächter Genuß als da, wo man erſt ſchwindeln muß."

„Sind denn das da unten die großen Berge, über die wir geſtiegen ſind?" fragte Felix. „Wie klein ſehen ſie aus! Und hier," fuhr er fort, indem er ein Stückchen Stein vom Gipfel losbröckelte, „iſt ja ſchon das Katzengold wieder; das iſt ja wohl überall?" — „Es iſt weit und breit," verſetzte Jarno! und da du nach ſolchen Dingen fragſt, ſo merke dir, daß du gegenwärtig auf dem älteſten Gebirge, auf dem früheſten Geſtein dieſer Welt ſitzeſt." — „Iſt denn die Welt nicht auf einmal gemacht?" fragte Felix. — „Schwerlich," verſetzte Montan: „gut Ding will Weile haben." — „Da unten iſt alſo wieder anderes Geſtein," ſagte Felix, „und dort wieder anderes, und immer wieder anderes!" indem er von den nächſten Bergen auf die entfernteren und ſo in die Ebene hinabwies.

Es war ein ſehr ſchöner Tag und Jarno ließ ſie die herrliche Ausſicht im Einzelnen betrachten. Noch ſtanden hie und da mehrere Gipfel, dem ähnlich worauf ſie ſich befanden. Ein mittleres Gebirg ſchien heranzuſtreben, aber erreichte noch lange die Höhe nicht. Weiter hin verflächte es ſich immer mehr; doch zeigten ſich wieder ſeltſam vorſpringende Geſtalten. Endlich wurden auch in der Ferne die Seen, die Flüſſe ſichtbar und eine

fruchtreiche Gegend ſchien ſich wie ein Meer auszubreiten. Zog ſich der Blick wieder zurück, ſo drang er in ſchauerliche Tiefen, von Waſſerfällen durchrauſcht, labyrinthiſch miteinander zuſammenhängend.

Felix ward des Fragens nicht müde und Jarno gefällig genug, ihm jede Frage zu beantworten: wobei jedoch Wilhelm zu bemerken glaubte, daß der Lehrer nicht durchaus wahr und aufrichtig ſey. Daher, als die unruhigen Knaben weiter kletterten, ſagte Wilhelm zu ſeinem Freunde: „Du haſt mit dem Kinde über dieſe Sachen nicht geſprochen, wie du mit dir ſelber darüber ſprichſt.“ — „Das iſt auch eine ſtarke Forderung,“ verſetzte Jarno. „Spricht man ja mit ſich ſelbſt nicht immer, wie man denkt, und es iſt Pflicht andern nur dasjenige zu ſagen, was ſie aufnehmen können. Der Menſch verſteht nichts als was ihm gemäß iſt. Die Kinder an der Gegenwart feſtzuhalten, ihnen eine Benennung, eine Bezeichnung zu überliefern, iſt das Beſte was man thun kann. Sie fragen ohnehin früh genug nach den Urſachen.

„Es iſt ihnen nicht zu verdenken,“ verſetzte Wilhelm. „Die Mannichfaltigkeit der Gegenſtände verwirrt jeden, und es iſt bequemer, anſtatt ſie zu entwickeln, geſchwind zu fragen: woher? und wohin?“ — „Und doch kann man,“ ſagte Jarno, „da Kinder die Gegenſtände nur oberflächlich ſehen, mit ihnen vom Werden und vom Zweck auch nur oberflächlich reden.“

— „Die meisten Menschen," erwiderte Wilhelm, „bleiben lebenslänglich in diesem Falle und erreichen nicht jene herrliche Epoche, in der uns das Faßliche gemein und albern vorkommt." — „Man kann sie wohl herrlich nennen," versetzte Jarno: „denn es ist ein Mittelzustand zwischen Verzweiflung und Vergötterung." — „Laß uns bei dem Knaben verharren," sagte Wilhelm, „der mir nun vor allem angelegen ist. Er hat nun einmal Freude an dem Gestein gewonnen, seitdem wir auf der Reise sind. Kannst du mir nicht so viel mittheilen, daß ich ihm, wenigstens auf eine Zeit, genug thue?" — „Das geht nicht an," sagte Jarno. „In einem jeden neuen Kreise muß man zuerst wieder als Kind anfangen, leidenschaftliches Interesse auf die Sache werfen, sich erst an der Schale freuen, bis man zu dem Kerne zu gelangen das Glück hat."

„So sage mir denn," versetzte Wilhelm, „wie bist du zu diesen Kenntnissen und Einsichten gelangt? denn es ist doch so lange noch nicht her, daß wir aus einander gingen!" — „Mein Freund," versetzte Jarno, „wir mußten uns resigniren, wo nicht für immer, doch für eine gute Zeit. Das erste was einem tüchtigen Menschen unter solchen Umständen einfällt, ist ein neues Leben zu beginnen. Neue Gegenstände sind ihm nicht genug: diese taugen nur zur Zerstreuung; er fordert ein neues Ganze und stellt sich gleich in dessen Mitte." — „Warum denn aber," fiel Wilhelm ihm ein, „ge-

rade dieſes Allerſeltſamſte, dieſe einſamſte aller Neigungen?“ — „Eben deßhalb,“ rief Jarno, „weil ſie einſiedleriſch iſt. Die Menſchen wollt' ich meiden. Ihnen iſt nicht zu helfen, und ſie hindern uns, daß man ſich ſelbſt hilft. Sind ſie glücklich, ſo ſoll man ſie in ihren Albernheiten gewähren laſſen; ſind ſie unglücklich, ſo ſoll man ſie retten, ohne dieſe Albernheiten anzutaſten; und niemand fragt jemals, ob du glücklich oder unglücklich biſt.“ — „Es ſteht noch nicht ſo ganz ſchlimm mit ihnen,“ verſetzte Wilhelm lächelnd. „Ich will dir dein Glück nicht abſprechen,“ ſagte Jarno. Wandre nur hin, du zweyter Diogenes! Laß dein Lämpchen am hellen Tage nicht verlöſchen! Dort hinabwärts liegt eine neue Welt vor dir; aber ich will wetten, es geht darin zu, wie in der alten hinter uns. Wenn du nicht kuppeln und Schulden bezahlen kannſt, ſo biſt du unter ihnen nichts nütze.“ — „Unterhaltender ſcheinen ſie mir doch,“ verſetzte Wilhelm, „als deine ſtarren Felſen.“ — „Keineswegs,“ verſetzte Jarno: „denn dieſe ſind wenigſtens nicht zu begreifen.“ — „Du ſuchſt eine Ausrede,“ verſetzte Wilhelm, „denn es iſt nicht in deiner Art, dich mit Dingen abzugeben, die keine Hoffnung übrig laſſen, ſie zu begreifen. Sey aufrichtig und ſage mir, was du an dieſen kalten und ſtarren Liebhabereyen gefunden haſt?“ — „Das iſt ſchwer von jeder Liebhaberey zu ſagen, beſonders von dieſer.“ Dann beſann er ſich einen Augenblick und ſprach: „Buchſtaben mögen

eine ſchöne Sache ſeyn, und doch ſind ſie unzulänglich, die Töne auszudrücken; Töne können wir nicht entbehren und doch ſind ſie bei weitem nicht hinreichend, den eigentlichen Sinn verlauten zu laſſen; am Ende kleben wir am Buchſtaben und am Ton, und ſind nicht beſſer dran, als wenn wir ſie ganz entbehrten; was wir mittheilen, was uns überliefert wird, iſt immer nur das Gemeinſte, der Mühe gar nicht werth."

„Du willſt mir ausweichen," ſagte der Freund: „denn was ſoll das zu dieſen Felſen und Zacken?" — „Wenn ich nun aber," verſetzte jener, „eben dieſe Spalten und Riſſe als Buchſtaben behandelte, ſie zu entziffern ſuchte, ſie zu Worten bildete und ſie fertig zu leſen lernte, hätteſt du etwas dagegen?" — „Nein, aber es ſcheint mir ein weitläufiges Alphabet." — „Enger als du denkſt, man muß es nur kennen lernen wie ein anderes auch. Die Natur hat nur Eine Schrift, und ich brauche mich nicht mit ſo vielen Kritzeleyen herumzuſchleppen. Hier darf ich nicht fürchten, wie wohl geſchieht, wenn ich mich lange und liebevoll mit einem Pergament abgegeben habe, daß ein ſcharfer Criticus kommt und mir verſichert, das alles ſey nur untergeſchoben." — Lächelnd verſetzte der Freund: „und doch wird man auch hier deine Lesarten ſtreitig machen." — „Eben deßwegen," ſagte jener, „red' ich mit niemanden darüber und mag auch mit dir eben, weil ich dich liebe, das ſchlechte Zeug von den Worten nicht weiter wechſeln und betrieglich austauſchen."

Viertes Capitel.

Beide Freunde waren, nicht ohne Sorgfalt und Mühe, herabgestiegen, um die Kinder zu erreichen, die sich unten an einem schattigen Orte gelagert hatten. Fast eifriger als der Mundvorrath wurden die gesammelten Steinmuster von Montan und Felix ausgepackt. Der letztere hatte viel zu fragen, der erstere viel zu benennen. Felix freute sich, daß jener die Namen von allen wisse, und behielt sie schnell im Gedächtniß. Endlich brachte er noch einen hervor und fragte: „wie heißt denn dieser?" Montan betrachtete ihn mit Verwunderung und sagte: „wo habt ihr den her?" Fitz antwortete schnell: „ich habe ihn gefunden, er ist aus diesem Lande." — „Er ist nicht aus dieser Gegend," versetzte Montan. Felix freute sich, den überlegenen Mann in einigem Zweifel zu sehen. — „Du sollst einen Ducaten haben," sagte Montan, „wenn du mich an die Stelle bringst, wo er ansteht." — „Der ist leicht zu verdienen," versetzte Fitz, „aber nicht gleich." — „So bezeichne mir den Ort genau, daß ich ihn gewiß finden kann. Das ist aber unmöglich: denn es ist ein Kreuzstein, der von St. Jakob in Compostell kommt, und

den ein Fremder verloren hat, wenn du ihn nicht gar entwendet haſt, da er ſo wunderbar ausſieht.“ — „Gebt euren Ducaten,“ ſagte Fitz, „dem Reiſegefährten in Verwahrung, und ich will aufrichtig bekennen, wo ich den Stein her habe. In der verfallenen Kirche zu St. Joſeph befindet ſich ein gleichfalls verfallener Altar. Unter den auseinander gebrochenen obern Steinen deſſelben entdeckt' ich eine Schicht von dieſem Geſtein, das jenen zur Grundlage diente, und ſchlug davon ſo viel herunter, als ich habhaft werden konnte. Wälzte man die obern Steine weg, ſo würde gewiß noch viel davon zu finden ſeyn.“

„Nimm dein Goldſtück,“ verſetzte Montan, „du verdienſt es für dieſe Entdeckung. Sie iſt artig genug. Man freut ſich mit Recht, wenn die lebloſe Natur ein Gleichniß deſſen, was wir lieben und verehren, hervorbringt. Sie erſcheint uns in Geſtalt einer Sibylle, die ein Zeugniß deſſen, was von Ewigkeit her beſchloſſen iſt und erſt in der Zeit wirklich werden ſoll, zum voraus niederlegt. Hierauf als auf eine wundervolle, heilige Schicht hatten die Prieſter ihren Altar gegründet.“

Wilhelm, der eine Zeit lang zugehört und bemerkt hatte, daß manche Benennung, manche Bezeichnung wiederkam, wiederholte ſeinen ſchon früher geäußerten Wunſch, daß Montan ihm ſo viel mittheilen möge, als er zum erſten Unterricht des Knaben nöthig hätte. — „Gib das auf,“ verſetzte Montan. „Es iſt nichts ſchreck-

ſchrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als die Schüler allenfalls wiſſen ſollen. Wer andere lehren will, kann wohl oft das Beſte verſchweigen was er weiß, aber er darf nicht halbwiſſend ſeyn.“ — „Wo ſind denn aber ſo vollkommene Lehrer zu finden?“ — „Die triffſt du ſehr leicht,“ verſetzte Montan. — „Wo denn?“ ſagte Wilhelm mit einigem Unglauben. — „Da wo die Sache zu Hauſe iſt, die du lernen willſt,“ verſetzte Montan. „Den beſten Unterricht zieht man aus vollſtändiger Umgebung. Lernſt du nicht fremde Sprachen in den Ländern am beſten, wo ſie zu Hauſe ſind? wo nur dieſe und keine andere dein Ohr berührt?“ — „Und ſo wärſt du,“ fragte Wilhelm, „zwiſchen den Gebirgen zur Kenntniß der Gebirge gelangt?“ — „Das verſteht ſich.“ — „Ohne mit Menſchen umzugehen?“ fragte Wilhelm. — „Wenigſtens nur mit Menſchen,“ verſetzte jener, „die bergartig waren. Da wo Pygmäen, angereizt durch Metalladern, den Fels durchwühlen, das Innere der Erde zugänglich machen und auf alle Weiſe die ſchwerſten Aufgaben zu löſen ſuchen, da iſt der Ort, wo der wißbegierige Denkende ſeinen Platz nehmen ſoll. Er ſieht handeln, thun, läßt geſchehen und erfreut ſich des Geglückten und Mißglückten. Was nützt, iſt nur ein Theil des Bedeutenden; um einen Gegenſtand ganz zu beſitzen, zu beherrſchen, muß man ihn um ſein ſelbſt willen ſtudiren. Indem ich aber vom Höchſten und Letzten ſpreche, wozu man ſich erſt ſpät

durch vieles und reiches Gewahrwerden emporhebt, seh' ich die Knaben vor uns, bei denen klingt es ganz anders. Jede Art von Thätigkeit möchte das Kind ergreifen, weil alles leicht aussieht, was vortrefflich ausgeübt wird. Aller Anfang ist schwer! Das mag in einem gewissen Sinne wahr seyn; allgemeiner aber kann man sagen: aller Anfang ist leicht, und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen."

Wilhelm, der indessen nachgedacht hatte, sagte zu Montan: „Solltest du wirklich zu der Ueberzeugung gegriffen haben, daß die sämmtlichen Thätigkeiten, wie in der Ausübung, so auch im Unterricht zu sondern seyen?" — „Ich weiß mir nichts anderes noch besseres," erwiderte jener. „Was der Mensch leisten soll, muß sich als ein zweytes Selbst von ihm ablösen, und wie könnte das möglich seyn, wäre sein erstes Selbst nicht ganz davon durchdrungen." — „Man hat aber doch eine vielseitige Bildung für vortheilhaft und nothwendig gehalten." — „Sie kann es auch seyn zu ihrer Zeit," versetzte jener; „Vielseitigkeit bereitet eigentlich nur das Element vor, worin der Einseitige wirken kann, dem eben jetzt genug Raum gegeben ist. Ja es ist jetzo die Zeit der Einseitigkeiten; wohl dem, der es begreift, für sich und andere in diesem Sinne wirkt. Bei gewissen Dingen versteht sich's durchaus und sogleich. Uebe dich zum tüchtigen Violinisten und sey versichert, der Capellmeister wird dir deinen Platz im Orchester mit

Gunſt anweiſen. Mache ein Organ aus dir und erwarte, was für eine Stelle dir die Menſchheit im allgemeinen Leben wohlmeinend zugeſtehen werde. Laß uns abbrechen! Wer es nicht glauben will, der gehe ſeinen Weg, auch der gelingt zuweilen; ich aber ſage: von unten hinauf zu dienen iſt überall nöthig. Sich auf ein Handwerk zu beſchränken iſt das beſte. Für den geringſten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den beſſeren eine Kunſt, und der beſte, wenn er Eins thut, thut er alles, oder, um weniger parador zu ſeyn, in dem Einen, was er recht thut, ſieht er das Gleichniß von allem, was recht gethan wird."

Dieſes Geſpräch, das wir nur ſkizzenhaft wiederliefern, verzog ſich bis Sonnenuntergang, der, ſo herrlich er war, doch die Geſellſchaft nachdenken ließ, wo man die Nacht zubringen wollte. — „Unter Dach wüßte ich euch nicht zu führen," ſagte Fitz; „wollt ihr aber bei einem guten alten Köhler, an warmer Stätte, die Nacht verſitzen oder verliegen, ſo ſend ihr willkommen." Und ſo folgten ſie ihm alle durch wunderſame Pfade zum ſtillen Ort, wo ſich ein jeder bald einheimiſch fühlen ſollte.

In der Mitte eines beſchränkten Waldraums lag dampfend und wärmend der wohlgewölbte Kohlenmeiler, an der Seite die Hütte von Tannenreiſern, ein helles Feuerchen daneben. Man ſetzte ſich, man richtete ſich ein. Die Kinder waren ſogleich um die Köhlersfrauge-

ſchäftig, welche, gaſtfreundlich bemüht, erhitzte Brodſchnitten mit Butter zu tränken und durchzuziehen zu laſſen, köſtlich fette Biſſen den hungrig Lüſternen bereitete.

Indeß nun darauf die Knaben durch die kaum erhellten Fichtenſtämme Verſteckens ſpielten, wie Wölfe heulten, wie Hunde bellten, ſo daß auch wohl ein herzhafter Wanderer darüber hätte erſchrecken mögen, beſprachen ſich die Freunde vertraulich über ihre Zuſtände. Nun aber gehörte zu den ſonderbaren Verpflichtungen der Entſagenden auch die: daß ſie, zuſammentreffend, weder vom Vergangenen noch Künftigen ſprechen durften, nur das Gegenwärtige ſollte ſie beſchäftigen.

Jarno, der von bergmänniſchen Unternehmungen und den dazu erforderlichen Kenntniſſen und Tharfähigkeiten den Sinn voll hatte, trug Wilhelmen auf das genaueſte und vollſtändigſte mit Leidenſchaft vor, was er ſich alles in beiden Welttheilen von ſolchen Kunſteinſichten und Fertigkeiten verſpreche; wovon ſich jedoch der Freund, der immer nur im menſchlichen Herzen den wahren Schatz geſucht, kaum einen Begriff machen konnte, vielmehr zuletzt lächelnd erwiderte: „So ſtehſt du ja mit dir ſelbſt in Widerſpruch, indem du erſt in deinen ältern Tagen dasjenige zu treiben anfängſt, wozu man von Jugend auf ſollte eingeleitet ſeyn.“ — „Keineswegs!“ erwiderte jener: „denn eben, daß ich in meiner Kindheit bei einem liebenden Oheim, einem hohen Bergbeamten, erzogen wurde, daß ich mit den Poch-

jungen groß geworden bin, auf dem Berggraben mit ihnen kleine Rindenſchiffchen niederfahren ließ, das hat mich zurück in dieſen Kreis geführt, wo ich mich nun wieder behaglich und vergnügt fühle. Schwerlich kann dieſer Köhlerdampf dir zuſagen wie mir, der ich ihn von Kindheit auf als Weihrauch einzuſchlürfen gewohnt bin. Ich habe viel in der Welt verſucht und immer daſſelbe gefunden: in der Gewohnheit ruht das einzige Behagen des Menſchen; ſelbſt das Unangenehme, woran wir uns gewöhnten, vermiſſen wir ungern. Ich quälte mich einmal gar lange mit einer Wunde, die nicht heilen wollte, und als ich endlich genas, war es mir höchſt unangenehm, als der Chirurg ausblieb, ſie nicht mehr verband und das Frühſtück nicht mehr mit mir einnahm."

„Ich möchte aber doch," verſetzte Wilhelm, „meinem Sohn einen freieren Blick über die Welt verſchaffen, als ein beſchränktes Handwerk zu geben vermag. Man umgränze den Menſchen wie man wolle, ſo ſchaut er doch zuletzt in ſeiner Zeit umher, und wie kann er die begreifen, wenn er nicht einigermaßen weiß, was vorhergegangen iſt. Und müßte er nicht mit Erſtaunen in jeden Gewürzladen eintreten, wenn er keinen Begriff von den Ländern hätte, woher dieſe unentbehrlichen Seltſamkeiten bis zu ihm gekommen ſind?"

„Wozu die Umſtände?" verſetzte Jarno; „leſe er die Zeitungen wie jeder Philiſter, und trinke Caffee wie jede alte Frau. Wenn du es aber doch nicht laſſen

kannſt, und auf eine vollkommene Bildung ſo verſeſſen biſt, ſo begreif' ich nicht, wie du ſo blind ſeyn kannſt, wie du noch lange ſuchen magſt, wie du nicht ſiehſt, daß du dich ganz in der Nähe einer vortrefflichen Erziehungsanſtalt befindeſt." — „In der Nähe?" ſagte Wilhelm und ſchüttelte den Kopf. — „Freilich!" verſetzte jener: „was ſiehſt du hier?" — „Wo denn?" — „Grad' hier vor der Naſe." Jarno ſtreckte ſeinen Zeigefinger aus und deutete und rief ungeduldig: „was iſt denn das?" — „Nun denn! ſagte Wilhelm, „ein Kohlenmeiler; aber was ſoll das hierzu?" — „Gut! endlich! ein Kohlenmeiler! Wie verfährt man, um ihn anzurichten?" — „Man ſtellt Scheite an und übereinander." — „Wenn das gethan iſt, was geſchieht ferner?" — „Wie mir ſcheint," ſagte Wilhelm, willſt du auf Sokratiſche Weiſe mir die Ehre anthun, mir begreiflich zu machen, mich bekennen zu laſſen, daß ich äußerſt abſurd und dickſtirnig ſey."

„Keineswegs!" verſetzte Jarno: „fahre fort, mein Freund, pünctlich zu antworten. Alſo! was geſchieht nun, wenn der regelmäßige Holzſtoß dicht und doch luftig geſchichtet worden?" — „Nun denn! man zündet ihn an." — „Und wenn er nun durchaus entzündet iſt? wenn die Flamme durch jede Ritze durchſchlägt, wie beträgt man ſich? läßt man's fortbrennen?" — „Keineswegs! man deckt eilig mit Raſen und Erde, mit Kohlengeſtiebe und was man bei der Hand hat, die durch

und durchdringende Flamme zu.“ — „Um ſie auszulöſchen?“ — „Keineswegs! um ſie zu dämpfen.“ — „Und alſo läßt man ihr ſo viel Luft als nöthig, daß ſich alles mit Gluth durchziehe, damit alles recht gahr werde. Alsdann verſchließt man jede Ritze, verhindert jeden Ausbruch, damit ja alles nach und nach in ſich ſelbſt verlöſche, verkohle, verkühle, zuletzt auseinander gezogen, als verkäufliche Waare an Schmied und Schloſſer, an Bäcker und Koch abgelaſſen und, wenn es zu Nutzen und Frommen der lieben Chriſtenheit genugſam gedient, als Aſche von Wäſcherinnen und Seifenſiedern verbraucht werde.“

„Nun,“ verſetzte Wilhelm lachend: „in Bezug auf dieſes Gleichniß wie ſiehſt du dich denn an?“ „Das iſt nicht ſchwer zu ſagen,“ erwiderte Jarno, „ich halte mich für einen alten Kohlenkorb tüchtig buchener Kohlen, dabei aber erlaub' ich mir die Eigenheit, mich nur um mein ſelbſt willen zu verbrennen, deßwegen ich denn den Leuten gar wunderlich vorkomme.“ — „Und mich?“ ſagte Wilhelm, „wie wirſt du mich behandeln?“ — „Jetzt beſonders,“ ſagte Jarno, „ſeh ich dich an, wie einen Wanderſtab, der die wunderliche Eigenſchaft hat in jeder Ecke zu grünen, wo man ihn hinſtellt, nirgends aber Wurzel zu faſſen. Nun mahle dir das Gleichniß weiter aus, und lerne begreifen, wenn weder Förſter noch Gärtner, weder Köhler noch Tiſcher, noch irgend ein Handwerker aus dir etwas zu machen weiß.“

Unter solchem Gespräch nun zog Wilhelm, ich weiß nicht zu welchem Gebrauch, etwas aus dem Busen, das halb wie eine Brieftasche, halb wie ein Besteck aussah, und von Montan als ein altbekanntes angesprochen wurde. Unser Freund läugnete nicht, daß er es als eine Art von Fetisch bei sich trage, in dem Aberglauben, sein Schicksal hange gewissermaßen von dessen Besitz ab.

Was es aber gewesen, dürfen wir an dieser Stelle dem Leser noch nicht vertrauen, so viel aber müssen wir sagen, daß hieran sich ein Gespräch anknüpfte, dessen Resultate sich endlich dahin ergaben, daß Wilhelm bekannte: wie er schon längst geneigt sey einem gewissen besondern Geschäft, einer ganz eigentlich nützlichen Kunst sich zu widmen, vorausgesetzt Montan werde sich bei den Verbündeten dahin verwenden, daß die lästigste aller Lebensbedingungen, nicht länger als drey Tage an einem Orte zu verweilen, baldigst aufgehoben und ihm vergönnt werde, sich zu Erreichung seines Zweckes da oder dort, wie es ihm belieben möge, sich aufzuhalten. Dieß versprach Montan zu bewirken, nachdem jener feyerlich angelobt hatte, die vertraulich ausgesprochene Absicht unabläßig zu verfolgen und den einmal gefaßten Vorsatz auf das treulichste festzuhalten.

Dieses alles ernstlich durchsprechend und einander unabläßig erwidernd waren sie von ihrer Nachtstätte, wo sich eine wunderlich verdächtige Gesellschaft nach und nach versammelt hatte, bei Tagesanbruch aus dem

Wald auf eine Bloße gekommen, an der ſie einiges Wild antrafen, das beſonders dem fröhlich auffaſſenden Felix viel Freude machte. Man bereitete ſich zum Scheiden, denn hier deuteten die Pfade nach verſchiedenen Himmelsgegenden. Fitz ward nun über die verſchiedenen Richtungen befragt, der aber zerſtreut ſchien, und gegen ſeine Gewohnheit verworrene Antworten gab.

„Du biſt überhaupt ein Schelm," ſagte Jarno; „dieſe Männer heute Nacht, die ſich um uns herum ſetzten, kannteſt du alle. Es waren Holzhauer und Bergleute, das mochte hingehen, aber die letzten halt' ich für Schmuggler, für Wilddiebe, und der lange, ganz letzte, der immer Zeichen in den Sand ſchrieb und den die andern mit einiger Achtung behandelten, war gewiß ein Schatzgräber, mit dem du unter der Decke ſpielſt."

„Es ſind alles gute Leute," ließ Fitz ſich darauf vernehmen; „ſie nähren ſich kümmerlich, und wenn ſie manchmal etwas thun, was die andern verbieten, ſo ſind es arme Teufel, die ſich ſelbſt etwas erlauben müſſen nur um zu leben."

Eigentlich aber war der kleine ſchelmiſche Junge, da er Vorbereitungen der Freunde ſich zu trennen bemerkte, nachdenklich; er überlegte ſich etwas im Stillen, denn er ſtand zweifelhaft, welchem von beiden Theilen er folgen ſollte. Er berechnete ſeinen Vortheil: Vater und Sohn gingen leichtſinnig mit dem Silber um, Jarno aber gar mit dem Golde; dieſen nicht los zu laſſen hielt er für's

beſte. Daher ergriff er ſogleich eine dargebotene Gelegenheit, und als im Scheiden Jarno zu ihm ſagte: „nun, wenn ich nach St. Joſeph komme, will ich ſehen, ob du ehrlich biſt, ich werde den Kreuzſtein und den verfallenen Altar ſuchen.“ „Ihr werdet nichts finden,“ ſagte Fitz, „und ich werde doch ehrlich bleiben; der Stein iſt dorther, aber ich habe ſämmtliche Stücke weggeſchafft und ſie hier oben verwahrt. Es iſt ein koſtbares Geſtein, ohne daſſelbe läßt ſich kein Schatz heben; man bezahlt mir ein kleines Stück gar theuer. Ihr hattet ganz recht, daher kam meine Bekanntſchaft mit dem hagern Manne.“

Nun gab es neue Verhandlungen, Fitz verpflichtete ſich an Jarno, gegen einen nochmaligen Ducaten, in mäßiger Entfernung ein tüchtiges Stück dieſes ſeltenen Minerals zu verſchaffen, wogegen er den Gang nach dem Rieſenſchloß abrieth, weil aber dennoch Felix darauf beſtand, dem Boten einſchärfte die Reiſenden nicht zu tief hinein zu laſſen: denn niemand finde ſich aus dieſen Höhlen und Klüften jemals wieder heraus. Man ſchied, und Fitz verſprach zu guter Zeit in den Hallen des Rieſenſchloſſes wieder einzutreffen.

Der Bote ſchritt voran, die beiden folgten; jener war aber kaum den Berg eine Strecke hinaufgeſtiegen, als Felix bemerkte, man gehe nicht den Weg, auf welchen Fitz gedeutet habe. Der Bote verſetzte jedoch: „ich muß es beſſer wiſſen; denn erſt in dieſen Tagen hat ein

gewaltiger Sturm die nächſte Waldſtrecke niedergeſtürzt; die kreuzweis übereinander geworfenen Bäume verſperren dieſen Weg: folgt mir, ich bring' euch an Ort und Stelle." Felix verkürzte ſich den beſchwerlichen Pfad durch lebhaften Schritt und Sprung von Fels zu Fels, und freute ſich über ſein erworbenes Wiſſen, daß er nun von Granit zu Granit hüpfe.

Und ſo ging es aufwärts, bis er endlich auf zuſammengeſtürzten ſchwarzen Säulen ſtehen blieb und auf einmal das Rieſenſchloß vor Augen ſah. Wände von Säulen ragten auf einem einſamen Gipfel hervor, geſchloſſene Säulenwände bildeten Pforten an Pforten, Gänge nach Gängen. Ernſtlich warnte der Bote, ſich nicht hineinzuverlieren, und an einem ſonnigen, über weite Ausſicht gebietenden Flecke, die Aſchenſpur ſeiner Vorgänger bemerkend, war er geſchäftig ein praſſelndes Feuer zu unterhalten. Indem er nun an ſolchen Stellen eine frugale Koſt zu bereiten ſchon gewohnt war, und Wilhelm in der himmelweiten Ausſicht, von der Gegend näher Erkundigung einzog, durch die er zu wandern gedachte, war Felix verſchwunden; er mußte ſich in die Höhle verloren haben, auf Rufen und Pfeifen antwortete er nicht und kam nicht wieder zum Vorſchein.

Wilhelm aber, der, wie es einem Pilger ziemt, auf manche Fälle vorbereitet war, brachte aus ſeiner Jagdtaſche einen Knaul Bindfaden hervor, band ihn ſorgfältig feſt und vertraute ſich dem leitenden Zeichen, an

dem er seinen Sohn hineinzuführen schon die Absicht gehabt hatte. So ging er vorwärts und ließ von Zeit zu Zeit sein Pfeifchen erschallen, lange vergebens. Endlich aber erklang aus der Tiefe ein schneidender Pfiff, und bald darauf schaute Felix am Boden aus einer Kluft des schwarzen Gesteines hervor. „Bist du allein?“ lispelte bedenklich der Knabe. — „Ganz allein!“ versetzte der Vater. — „Reiche mir Scheite! reiche mir Knittel!“ sagte der Knabe, empfing sie und verschwand, nachdem er ängstlich gerufen hatte: „laß niemand in die Höhle!“ Nach einiger Zeit aber tauchte er wieder auf, forderte noch längeres und stärkeres Holz. Der Vater harrte sehnlich auf die Lösung dieses Räthsels. Endlich erhub sich der Verwegene schnell aus der Spalte und brachte ein Kästchen mit, nicht größer als ein kleiner Octavband, von prächtigem altem Ansehn, es schien von Gold zu seyn, mit Schmelz geziert. „Stecke es zu dir, Vater, und laß es niemanden sehn!“ Er erzählte darauf mit Hast, wie er, aus innerem geheimem Antrieb, in jene Spalte gekrochen sey, und unten einen dämmerhellen Raum gefunden habe. In demselben stand, wie er sagte, ein großer eiserner Kasten, zwar nicht verschlossen, dessen Deckel jedoch nicht zu erheben, kaum zu lüften war. Um nun darüber Herr zu werden, habe er die Knittel verlangt, um sie theils als Stützen unter den Deckel zu stellen, theils als Keile dazwischen zu schieben, zuletzt habe er den Kasten zwar leer, in einer Ecke des-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE.J.W.
3-598-50924-3
FN. 16246/372

ſelben jedoch das Prachtbüchlein gefunden. Sie verſprachen ſich deßhalb beiderſeits ein tiefes Geheimniß.

Mittag war vorüber, etwas hatte man genoſſen, Fitz war noch nicht, wie er verſprochen, gekommen; Felix aber, beſonders unruhig, ſehnte ſich von dem Orte weg, wo der Schatz irdiſcher oder unterirdiſcher Forderung ausgeſetzt ſchien. Die Säulen kamen ihm ſchwärzer, die Höhlen tiefer vor. Ein Geheimniß war ihm aufgeladen, ein Beſitz, rechtmäßig oder unrechtmäßig? ſicher oder unſicher? Die Ungeduld trieb ihn von der Stelle, er glaubte die Sorge los zu werden, wenn er den Platz veränderte.

Sie ſchlugen den Weg ein nach jenen ausgedehnten Gütern des großen Landbeſitzers, von deſſen Reichthum und Sonderbarkeiten man ihnen ſo viel erzählt hatte. Felix ſprang nicht mehr wie am Morgen, und alle drey gingen Stunden lang vor ſich hin. Einigemal wollt' er das Käſtchen ſehn, der Vater, auf den Boten hindeutend, wies ihn zur Ruhe. Nun war er voll Verlangen, Fitz möge kommen! Dann ſcheute er ſich wieder vor dem Schelmen, bald pfiff er, um ein Zeichen zu geben, dann reute ihn ſchon es gethan zu haben, und ſo dauerte das Schwanken immerfort, bis Fitz endlich ſein Pfeifchen aus der Ferne hören ließ. Er entſchuldigte ſein Außenbleiben vom Rieſenſchloſſe, er habe ſich mit Jarno verſpätet, der Windbruch habe ihn gehindert; dann forſchte er genau, wie es ihnen zwiſchen Säulen und Höhlen

gegangen ſey? Wie tief ſie vorgedrungen? Felix erzählte ihm ein Mährchen über das andere, bald übermüthig, bald verlegen; er ſah den Vater lächelnd an, zupfte ihn verſtohlen und that alles Mögliche um an den Tag zu geben, daß er heimlich beſitze und daß er ſich verſtelle.

Sie waren endlich auf einen Fuhrweg gelangt, der ſie bequem zu jenen Beſitzthümern hinführen ſollte; Fitz aber behauptete einen näheren und beſſern Weg zu kennen; auf welchem der Bote ſie nicht begleiten wollte und den geraden breiten eingeſchlagenen Weg vor ſich hinging. Die beiden Wanderer vertrauten dem leſen Jungen und glaubten wohlgethan zu haben, denn nun ging es ſteil den Berg hinab, durch einen Wald der hoch- und ſchlankſtämmigſten Lerchenbäume, der immer durchſichtiger werdend, ihnen zuletzt die ſchönſte Beſitzung, die man ſich nur denken kann, im klarſten Sonnenlichte ſehen ließ.

Ein großer Garten, nur der Fruchtbarkeit, wie es ſchien, gewidmet, lag, obgleich mit Obſtbäumen reichlich ausgeſtattet, offen vor ihren Augen, indem er regelmäßig, in mancherlei Abtheilungen, einen, zwar im ganzen abhängigen, doch aber mannichfaltig bald erhöhten bald vertieften Boden bedeckte. Mehrere Wohnhäuſer lagen darin zerſtreut, ſo daß der Raum verſchiedenen Beſitzern anzugehören ſchien; der jedoch, wie Fitz verſicherte, von einem einzigen Herrn beherrſcht und benutzt ward. Ueber den Garten hinaus erblickten ſie

eine unabſehbare Landſchaft, reichlich bebaut und bepflanzt. Sie konnten Seen und Flüſſe deutlich unterſcheiden.

Sie waren den Berg hinab immer näher gekommen und glaubten nun ſogleich im Garten zu ſeyn, als Wilhelm ſtutzte, und Fitz ſeine Schadenfreude nicht verbarg: denn eine jähe Kluft am Fuße des Berges that ſich vor ihnen auf, und zeigte gegenüber eine bisher verborgene hohe Mauer, ſchroff genug von außen, obgleich von innen durch das Erdreich völlig ausgefüllt. Ein tiefer Graben trennte ſie alſo von dem Garten, in den ſie unmittelbar hineinſahen. — „Wir haben noch hinüber einen ziemlichen Umweg zu machen," ſagte Fitz, „wenn wir die Straße, die hineinführt, erreichen wollen. Doch weiß ich auch einen Eingang von dieſer Seite, wo wir um ein gutes näher gehen. Die Gewölbe, durch die das Regenwaſſer bei Regengüſſen in den Garten geregelt hineinſtürzt, öffnen ſich hier; ſie ſind hoch und breit genug, daß man mit ziemlicher Bequemlichkeit hindurch kommen kann." Als Felix von Gewölben hörte, konnte er vor Begierde ſich nicht laſſen, dieſen Eingang zu betreten. Wilhelm folgte den Kindern, und ſie ſtiegen zuſammen die ganz trocken liegenden hohen Stufen dieſer Zuleitungsgewölbe hinunter. Sie befanden ſich bald im Hellen, bald im Dunkeln, je nachdem von Seitenöffnungen her das Licht hereinfiel, oder von Pfeilern und Wänden aufgehalten ward. Endlich ge-

langten ſie auf einen ziemlich gleichen Fleck und ſchritten angſam vor, als auf einmal in ihrer Nähe ein Schuß fiel, zu gleicher Zeit ſich zwey verborgene Eiſengitter ſchloſſen und von beiden Seiten einſperrten. Zwar nicht die ganze Geſellſchaft: nur Wilhelm und Felix waren gefangen. Denn Fitz, als der Schuß fiel, ſprang ſogleich rückwärts, und das zuſchlagende Gitter faßte nur ſeinen weiten Ermel; er aber, ſehr geſchwind das Jäckchen abwerfend, war entfloben, ohne ſich einen Augenblick aufzuhalten.

Die beiden Eingekerkerten hatten kaum Zeit ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen, als ſie Menſchenſtimmen vernahmen, welche ſich langſam zu nähern ſchienen. Bald darauf traten Bewaffnete mit Fackeln an die Gitter und neugieriges Blicks, was ſie für einen Fang möchten gethan haben. Sie fragten zugleich, ob man ſich gutwillig ergeben wolle. — „Hier kann von keinem Ergeben die Rede ſeyn," verſetzte Wilhelm: „wir ſind in eurer Gewalt. Eher haben wir Urſache zu fragen, ob ihr uns ſchonen wollt. Die einzige Waffe, die wir bei uns haben, liefere ich euch aus," und mit dieſen Worten reichte er ſeinen Hirſchfänger durch's Gitter; dieſes öffnete ſich ſogleich und man führte ganz gelaſſen die Ankömmlinge mit ſich vorwärts, und als man ſie einen Wendelſtieg hinaufgebracht hatte, befanden ſie ſich bald an einem ſeltſamen Orte; es war ein geräumiges reinliches Zimmer, durch kleine unter dem Geſimſe hergehende

gehende Fenſter erleuchtet, die ungeachtet der ſtarken Eiſenſtäbe Licht genug verbreiteten. Für Sitze, Schlafſtellen und was man allenfalls ſonſt in einer mäßigen Herberge verlangen könnte, war geſorgt, und es ſchien dem der ſich hier befand, nichts als die Freiheit zu fehlen.

Wilhelm hatte ſich bei ſeinem Eintritt ſogleich niedergeſetzt und überdachte den Zuſtand; Felix hingegen, nachdem er ſich von dem Erſtaunen erholt hatte, brach in eine unglaubliche Wuth aus. Dieſe ſteilen Wände, dieſe hohen Fenſter, dieſe feſten Thüren, dieſe Abgeſchloſſenheit, dieſe Einſchränkung war ihm ganz neu. Er ſah ſich um, er rannte hin und her, ſtampfte mit den Füßen, weinte, rüttelte an den Thüren, ſchlug mit den Fäuſten dagegen, ja er war im Begriff, mit dem Schädel dawider zu rennen, hätte nicht Wilhelm ihn gefaßt und mit Kraft feſtgehalten.

„Beſieh dir das nur ganz gelaſſen, mein Sohn,“ fing der Vater an: „denn Ungeduld und Gewalt helfen uns nicht aus dieſer Lage. Das Geheimniß wird ſich aufklären; aber ich müßte mich höchlich irren, oder wir ſind in keine ſchlechten Hände gefallen. Betrachte dieſe Inſchriften: „Dem Unſchuldigen Befreiung und Erſatz, dem Verführten Mitleiden, dem Schuldigen ahndende Gerechtigkeit.“ Alles dieſes zeigt uns an, daß dieſe Anſtalten Werke der Nothwendigkeit, nicht der Grauſamkeit ſind. Der Menſch hat nur allzuſehr Urſache,

ſich vor dem Menſchen zu ſchützen. Der Mißwollenden gibt es gar viele, der Mißthätigen nicht wenige, und um zu leben wie ſich's gehört iſt nicht genug immer wohl zuthun."

Felix hatte ſich zuſammen genommen, warf ſich aber ſogleich auf eine der Lagerſtätten, ohne weiteres Aeußern noch Erwidern. Der Vater ließ nicht ab und ſprach ferner: „Laß dir dieſe Erfahrung, die du ſo früh und unſchuldig machſt, ein lebhaftes Zeugniß bleiben, in welchem und in was für einem vollkommenen Jahrhundert du geboren biſt. Welchen Weg mußte nicht die Menſchheit machen, bis ſie dahin gelangte, auch gegen Schuldige gelind, gegen Verbrecher ſchonend, gegen Unmenſchliche menſchlich zu ſeyn! Gewiß waren es Männer göttlicher Natur, die dieß zuerſt lehrten, die ihr Leben damit zubrachten, die Ausübung möglich zu machen und zu beſchleunigen. Des Schönen ſind die Menſchen ſelten fähig, öfter des Guten; und wie hoch müſſen wir daher diejenigen halten, die dieſes mit großen Aufopferungen zu befördern ſuchen."

Dieſe tröſtlich belehrenden Worte, welche die Abſicht der einſchließenden Umgebung völlig rein ausdrückten, hatte Felix nicht vernommen; er lag im tiefſten Schlafe, ſchöner und friſcher als je; denn eine Leidenſchaft, wie ſie ihn ſonſt nicht leicht ergriff, hatte ſein ganzes Innerſte auf die vollen Wangen hervorgetrieben. Ihn mit Gefälligkeit beſchauend ſtand der Vater, als ein wohl-

gebildeter junger Mann hereintrat, der, nachdem er den Ankömmling einige Zeit freundlich angeſehen, anfing ihn über die Umſtände zu befragen, die ihn auf den ungewöhnlichen Weg und in dieſe Falle geführt hätten. Wilhelm erzählte die Begebenheit ganz ſchlicht, überreichte ihm einige Papiere, die ſeine Perſon aufzuklären dienten, und berief ſich auf den Boten, der nun bald auf dem ordentlichen Wege, von einer andern Seite anlangen müſſe. Als dieſes alles ſo weit im Klaren war, erſuchte der Beamte ſeinen Gaſt, ihm zu folgen. Felix war nicht zu erwecken, die Untergebenen trugen ihn daher auf der tüchtigen Matratze, wie ehemals den unbewußten Ulyß, in die freie Luft.

Wilhelm folgte dem Beamten in ein ſchönes Gartenzimmer, wo Erfriſchungen aufgeſetzt wurden, die er gewiß genießen ſollte, indeſſen jener ging an höherer Stelle Bericht abzuſtatten. Als Felix erwachend ein gedecktes Tiſchchen, Obſt, Wein, Zwieback und zugleich die Heiterkeit der offenſtehenden Thüre bemerkte, ward es ihm ganz wunderlich zu Muthe. Er läuft hinaus, er kehrt zurück, er glaubt geträumt zu haben; und hatte bald bei ſo guter Koſt und ſo angenehmer Umgebung den verbergegangenen Schrecken und alle Bedrängniß, wie einen ſchweren Traum am hellen Morgen, vergeſſen.

Der Bote war angelangt, der Beamte kam mit ihm und einem andern ältlichen noch freundlichern Manne zurück, und die Sache klärte ſich folgendergeſtalt auf.

Der Herr dieser Besitzung, im höhern Sinne wohlthätig, daß er alles um sich her zum Thun und Schaffen aufregte, hatte aus seinen unendlichen Baumschulen, seit mehreren Jahren, fleißigen und sorgfältigen Anbauern die jungen Stämme umsonst, nachlässigen um einen gewissen Preis, und denen, die damit handeln wollten, gleichfalls doch um einen billigen, überlassen. Aber auch diese beiden Classen forderten umsonst, was die Würdigen umsonst erhielten, und da man ihnen nicht nachgab, suchten sie die Stämme zu entwenden. Auf mancherlei Weise war es ihnen gelungen. Dieses verdroß den Besitzer um so mehr, da nicht allein die Baumschulen geplündert, sondern auch durch Uebereilung verderbt worden waren. Man hatte Spur, daß sie durch die Wasserleitung hereingekommen, und deßhalb eine solche Gitterfalle mit einem Selbstschuß eingerichtet, der aber nur als Zeichen gelten sollte. Der kleine Knabe hatte sich unter mancherlei Vorwänden im Garten sehen lassen, und es war nichts natürlicher, als daß er aus Kühnheit und Schelmerey die Fremden einen Weg führen wollte, den er früher zu anderm Zwecke ausgefunden. Man hätte gewünscht seiner habhaft zu werden; indessen wurde sein Wämschen unter andern gerichtlichen Gegenständen aufgehoben.

Fünftes Capitel.

Auf dem Wege nach dem Schloſſe fand unſer Freund zu ſeiner Verwunderung nichts was einem älteren Luſtgarten, oder einem modernen Park ähnlich geweſen wäre; gradliniggepflanzte Fruchtbäume, Gemüsfelder, große Strecken mit Heilkräutern beſtellt, und was nur irgend brauchbar konnte geachtet werden, überſah er auf ſanft abhängiger Fläche mit Einem Blicke. Ein von hohen Linden umſchatteter Platz breitete ſich würdig als Vorhalle des anſehnlichen Gebäudes, eine lange daranſtoßende Allee, gleichen Wuchſes und Würde, gab zu jeder Stunde des Tags Gelegenheit im Freien zu verkehren und zu luſtwandeln. Eintretend in das Schloß fand er die Wände der Hausflur auf eine eigene Weiſe bekleidet; große geographiſche Abbildungen aller vier Welttheile fielen ihm in die Augen; ſtattliche Treppenwände waren gleichfalls mit Abriſſen einzelner Reiche geſchmückt, und, in den Hauptſaal eingelaſſen, fand er ſich umgeben von Proſpecten der merkwürdigſten Städte oben und unten einzefaßt von landſchaftlicher Nachbildung der Gegenden, worin ſie gelegen ſind, alles kunſtreich dargeſtellt, ſo daß die Einzelnheiten deutlich in

die Augen fielen und zugleich ein ununterbrochener Bezug durchaus bemerkbar blieb.

Der Hausherr, ein kleiner lebhafter Mann von Jahren, bewillkommte den Gast und fragte, ohne weitere Einleitung, gegen die Wände deutend: ob ihm vielleicht eine dieser Städte bekannt sey, und ob er daselbst jemals sich aufgehalten? Von manchem konnte nun der Freund ausführende Rechenschaft geben und beweisen, daß er mehrere Orte nicht allein gesehen, sondern auch ihre Zustände und Eigenheiten gar wohl zu bemerken gewußt.

Der Hausherr klingelte und befahl ein Zimmer den beiden Ankömmlingen anzuweisen, auch sie später zum Abendessen zu führen; dieß geschah denn auch. In einem großen Erdsaale entgegneten ihm zwey Frauenzimmer, wovon die eine mit großer Heiterkeit zu ihm sprach: „Sie finden hier kleine Gesellschaft aber gute: ich, die jüngere Nichte, heiße Hersilie, diese, meine ältere Schwester, nennt man Juliette, die beiden Herren sind Vater und Sohn, Beamte, die Sie kennen, Hausfreunde, die alles Vertrauens genießen, das sie verdienen. Setzen wir uns!“ Die beiden Frauenzimmer nahmen Wilhelm in die Mitte, die Beamten saßen an beiden Enden, Felix an der andern langen Seite, wo er sich sogleich Hersilien gegenüber gerückt hatte, und kein Auge von ihr verwendete.

Nach verlaufigem allgemeinem Gespräch ergriff Hersilie Gelegenheit zu sagen: „damit der Fremde desto

ſchneller mit uns vertraut und in unſere Unterhaltung eingeweiht werde, muß ich bekennen, daß bei uns viel geleſen wird, und daß wir uns, aus Zufall, Neigung auch wohl Widerſpruchsgeiſt, in die verſchiedenen Literaturen getheilt haben. Der Oheim iſt für's Italiäniſche, die Dame hier nimmt es nicht übel, wenn man ſie für eine vollendete Engländerin hält, ich aber halte mich an die Franzoſen, ſofern ſie heiter und zierlich ſind. Hier, Amtmann Papa erfreut ſich des Deutſchen Alterthums, und der Sohn mag denn wie billig dem neuern, jüngern ſeinen Antheil zuwenden. Hiernach werden Sie uns beurtheilen, hiernach Theil nehmen, einſtimmen oder ſtreiten; in jedem Sinne werden Sie willkommen ſeyn." Und in dieſem Sinne belebte ſich auch die Unterhaltung.

Indeſſen war die Richtung der feurigen Blicke des ſchönen Felix Herſilien keineswegs entgangen, ſie fühlte ſich überraſcht und geſchmeichelt, und ſendete ihm die vorzüglichſten Biſſen, die er freudig und dankbar empfing. Nun aber, als er beim Nachtiſch über einen Teller Aepfel zu ihr hinſah, glaubte ſie in den reizenden Früchten eben ſo viel Rivale zu erblicken. Gedacht, gethan, ſie faßte einen Apfel und reichte ihn dem heranwachſenden Abenteurer über den Tiſch hinüber; dieſer, haſtig zugreifend, fing ſogleich zu ſchälen an; unverwandt aber nach der reizenden Nachbarin hinblickend ſchnitt er ſich tief in den Daumen. Das Blut floß lebhaft, Herſilie ſprang auf, bemühte ſich um ihn, und

als ſie das Blut geſtillt, ſchloß ſie die Wunde mit Engliſchem Waſſer aus ihrem Beſteck. Indeſſen hatte der Knabe ſie angefaßt und wollte ſie nicht loslaſſen; die Störung ward allgemein, die Tafel aufgehoben und man bereitete ſich zu ſcheiden.

„Sie leſen doch auch vor Schlafengehn? ſagte Herfilie zu Wilhelm, ich ſchicke Ihnen ein Manuſcript, eine Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen von meiner Hand, und Sie ſollen ſagen, ob Ihnen viel Artigeres vorgekommen iſt. Ein verrücktes Mädchen tritt auf! das möchte keine ſonderliche Empfehlung ſeyn, aber wenn ich jemals närriſch werden möchte, wie mir manchmal die Luſt ankommt, ſo wär' es auf dieſe Weiſe."

Die pilgernde Thörin.

Herr von Revanne, ein reicher Privatmann, beſitzt die ſchönſten Ländereyen ſeiner Provinz. Nebſt Sohn und Schweſter bewohnt er ein Schloß, das eines Fürſten würdig wäre; und in der That, wenn ſein Park, ſeine Waſſer, ſeine Pachtungen, ſeine Manufacturen, ſein Hausweſen auf ſechs Meilen umher die Hälfte der Einwohner ernähren, ſo iſt er durch ſein Anſehn und durch das Gute, das er ſtiftet, wirklich ein Fürſt.

Vor einigen Jahren ſpazierte er an den Mauern ſeines Parks hin auf der Heerſtraße und ihm gefiel in einem Luſtwäldchen auszuruhen, wo der Reiſende gern

verweilt. Hochſtämmige Bäume ragen über junges dichtes Gebüſch; man iſt vor Wind und Sonne geſchützt; ein ſauber gefaßter Brunnen ſendet ſeine Waſſer über Wurzeln, Steine und Raſen. Der Spazierende hatte wie gewöhnlich Buch und Flinte bei ſich. Nun verſuchte er zu leſen, öfters durch Geſang der Vögel, manchmal durch Wanderſchritte angenehm abgezogen und zerſtreut.

Ein ſchöner Morgen war im Vorrücken, als jung und liebenswürdig ein Frauenzimmer ſich gegen ihn her bewegte. Sie verließ die Straße, indem ſie ſich Ruhe und Erquickung an dem friſchen Orte zu verſprechen ſchien, wo er ſich befand. Sein Buch fiel ihm aus den Händen, überraſcht wie er war. Die Pilgerin mit den ſchönſten Augen von der Welt und einem Geſicht, durch Bewegung angenehm belebt, zeichnete ſich an Körperbau, Gang und Anſtand dergeſtalt aus, daß er unwillkürlich von ſeinem Platze aufſtand und nach der Straße blickte, um das Gefolge kommen zu ſehen, das er hinter ihr vermuthete. Dann zog die Geſtalt abermals, indem ſie ſich edel gegen ihn verbeugte, ſeine Aufmerkſamkeit an ſich, und ehrerbietig erwiderte er den Gruß. Die ſchöne Reiſende ſetzte ſich an den Rand des Quells, ohne ein Wort zu ſagen und mit einem Seufzer.

Seltſame Wirkung der Sympathie! rief Herr von Revanne, als er mir die Begebenheit erzählte: dieſer Seufzer ward in der Stille von mir erwidert. Ich blieb ſtehen, ohne zu wiſſen was ich ſagen oder thun

sollte. Meine Augen waren nicht hinreichend, diese Vollkommenheiten zu fassen. Ausgestreckt wie sie lag, auf einen Ellbogen gelehnt, es war die schönste Frauengestalt, die man sich denken konnte! Ihre Schuhe gaben mir zu eigenen Betrachtungen Anlaß; ganz bestaubt deuteten sie auf einen langen zurückgelegten Weg, und doch waren ihre seidenen Strümpfe so blank, als wären sie eben unter dem Glättstein hervorgegangen. Ihr aufgezogenes Kleid war nicht zerdrückt; ihre Haare schienen diesen Morgen erst gelockt; feines Weißzeug, feine Spitzen; sie war angezogen, als wenn sie zum Balle gehen sollte. Auf eine Landstreicherin deutete nichts an ihr, und doch war sie's; aber eine beklagenswerthe, eine verehrungswürdige.

Zuletzt benutzte ich einige Augenblicke, die sie auf mich warf, sie zu fragen, ob sie allein reise. „Ja, mein Herr," sagte sie, „ich bin allein auf der Welt." — „Wie? Madame, Sie sollten ohne Eltern, ohne Bekannte seyn?" — „Das wollte ich eben nicht sagen, mein Herr. Eltern hab' ich, und Bekannte genug; aber keine Freunde." — „Daran," fuhr ich fort, „können Sie wohl unmöglich Schuld seyn. Sie haben eine Gestalt und gewiß auch ein Herz, denen sich viel vergeben läßt."

Sie fühlte die Art von Vorwurf, den mein Compliment verharg, und ich machte mir einen guten Be-

griff von ihrer Erziehung. Sie öffnete gegen mich zwey himmlische Augen vom vollkommensten, reinsten Blau, durchsichtig und glänzend; hierauf sagte sie mit edlem Tone: sie könne es einem Ehrenmanne, wie ich zu seyn scheine, nicht verdenken, wenn er ein junges Mädchen, das er allein auf der Landstraße treffe, einigermaßen verdächtig halte: ihr sey das schon öfter entgegen gewesen; aber, ob sie gleich fremd sey, obgleich niemand das Recht habe, sie auszuforschen, so bitte sie doch zu glauben, daß die Absicht ihrer Reise mit der gewissenhaftesten Ehrbarkeit bestehen könne. Ursachen, von denen sie niemand Rechenschaft schuldig sey, nöthigten sie, ihre Schmerzen in der Welt umherzuführen. Sie habe gefunden, daß die Gefahren, die man für ihr Geschlecht befürchte, nur eingebildet seyen, und daß die Ehre eines Weibes, selbst unter Straßenräubern, nur bei Schwäche des Herzens und der Grundsätze Gefahr laufe.

Uebrigens gehe sie nur zu Stunden und auf Wegen, wo sie sich sicher glaube, spreche nicht mit jederman und verweile manchmal an schicklichen Orten, wo sie ihren Unterhalt erwerben könne durch Dienstleistung in der Art, wonach sie erzogen worden. Hier sank ihre Stimme, ihre Augenlieder neigten sich, und ich sah einige Thränen ihre Wangen herabfallen.

Ich versetzte darauf, daß ich keineswegs an ihrem guten Herkommen zweifle; so wenig als einem achtunge-

werthen Betragen. Ich bedaure sie nur, daß irgend eine Nothwendigkeit sie zu dienen zwinge, da sie so werth scheine Diener zu finden; und daß ich, ungeachtet einer lebhaften Neugierde, nicht weiter in sie dringen wolle, vielmehr mich durch ihre nähere Bekanntschaft zu überzeugen wünsche, daß sie überall für ihren Ruf eben so besorgt sey als für ihre Tugend. Diese Worte schienen sie abermals zu verletzen, denn sie antwortete: Namen und Vaterland verberge sie, eben um des Ruf's willen, der denn doch am Ende meistentheils weniger Wirkliches als Muthmaßliches enthalte. Biete sie ihre Dienste an, so weise sie Zeugnisse der letzten Häuser vor, wo sie etwas geleistet habe, und verhehle nicht, daß sie über Vaterland und Familie nicht befragt seyn wolle. Darauf bestimme man sich und stelle dem Himmel oder ihrem Worte die Unschuld ihres ganzen Lebens und ihre Redlichkeit anheim.

Aeußerungen dieser Art ließen keine Geistesverwirrung bei der schönen Abenteurerin argwohnen. Herr von Revanne, der einen solchen Entschluß in die Welt zu laufen nicht gut begreifen konnte, vermuthete nun, daß man sie vielleicht gegen ihre Neigung habe verheirathen wollen. Hernach fiel er darauf, ob es nicht etwa gar Verzweiflung aus Liebe sey; und wunderlich genug, wie es aber mehr zu gehen pflegt, indem er ihr Liebe für einen andern zutraute, verliebte er sich selbst und fürchtete, sie möchte weiter reisen. Er konnte seine Augen nicht von

dem schönen Gesicht wegwenden, das von einem grünen Halblichte verschönert war. Niemals zeigte, wenn es je Nymphen gab, auf den Rasen sich eine schönere hingestreckt; und die etwas romanhafte Art dieser Zusammenkunft verbreitete einen Reiz, dem er nicht zu widerstehen vermochte.

Ohne daher die Sache viel näher zu betrachten, bewog Herr von Revanne die schöne Unbekannte, sich nach dem Schlosse führen zu lassen. Sie macht keine Schwierigkeit, sie geht mit und zeigt sich als eine Person, der die große Welt bekannt ist. Man bringt Erfrischungen, welche sie annimmt, ohne falsche Höflichkeit und mit dem anmuthigsten Dank. In Erwartung des Mittagessens zeigt man ihr das Haus. Sie bemerkt nur, was Auszeichnung verdient, es sey an Möbeln, Mahlereyen, oder es betreffe die schickliche Eintheilung der Zimmer. Sie findet eine Bibliothek, sie kennt die guten Bücher, und spricht darüber mit Geschmack und Bescheidenheit. Kein Geschwätz, keine Verlegenheit. Bei Tafel ein eben so edles und natürliches Betragen und den liebenswürdigsten Ton der Unterhaltung. So weit ist alles verständig in ihrem Gespräch, und ihr Charakter scheint so liebenswürdig wie ihre Person.

Nach der Tafel machte sie ein kleiner muthwilliger Zug noch schöner, und indem sie sich an Fräulein Revanne mit einem Lächeln wendet, sagt sie: es sey ihr

Brauch, ihr Mittagsmahl durch eine Arbeit zu bezahlen und so oft es ihr an Geld fehle, Nähnadeln von den Wirthinnen zu verlangen. Erlauben Sie, fügte sie hinzu, daß ich eine Blume auf einem ihrer Stickrahmen lasse, damit Sie künftig bei deren Anblick der armen Unbekannten sich erinnern mögen. Fräulein von Revanne versetzte darauf: daß es ihr sehr leid thue, keinen aufgezogenen Grund zu haben und deßhalb das Vergnügen ihre Geschicklichkeit zu bewundern entbehren müsse. Alsbald wendete die Pilgerin ihren Blick auf das Clavier. So will ich denn, sagte sie, mit Windmünze abtragen, wie es auch ja sonst schon die Art herumstreifender Sänger war. Sie versuchte das Instrument mit zwey oder drey Vorspielen, die eine sehr geübte Hand ankündigten. Man zweifelte nicht mehr, daß sie ein Frauenzimmer von Stande sey, ausgestattet mit allen liebenswürdigen Geschicklichkeiten. Zuerst war ihr Spiel aufgeweckt und glänzend; dann ging sie zu ernsten Tönen über, zu Tönen einer tiefen Trauer, die man zugleich in ihren Augen erblickte. Sie netzten sich mit Thränen, ihr Gesicht verwandelte sich, ihre Finger hielten an; aber auf einmal überraschte sie jederman, indem sie ein muthwilliges Lied mit der schönsten Stimme von der Welt, lustig und lächerlich vorbrachte. Da man in der Folge Ursache hatte zu glauben, daß diese burleske Romanze sie etwas näher angehe, so verzeiht man mir wohl, wenn ich sie hier einschalte.

Woher im Mantel ſo geſchwinde.
Da kamm der Tag im Oſten grau?
Hat wohl der Freund beim ſcharfen Winde
Auf einer Wallfahrt ſich erkaut?
Wer hat ihm ſeinen Hut genommen?
Mag er mit Willen barhaupt gehn?
Wie iſt er in den Wald gekommen
Auf den beſchneiten wilden Höhn?

Gar wunderlich von warmer Stätte,
Wo er ſich beſſern Spaß verſprach.
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie gräßlich wäre ſeine Schmach!
So hat ihn jener Schalk betrogen
Und ihm das Bündel abgejagt:
Der arme Freund iſt ausgezogen,
Beinah wie Adam bloß und nackt.

Warum auch ging er ſolche Wege
Nach jenem Apfel voll Gefahr!
Der freilich ſchön im Mühlgehege
Wie ſonſt im Paradieſe war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen:
Er dröhnte ſchnell ſich aus dem Haus.
Und bricht auf einmal nun im Freien
In bittre laute Klagen aus:

Ich laß in ihren Feuerblicken
Doch keine Spitze von Verrath!
Sie ſinnen mit mir ſich zu entzücken.
Und ſann auf ſolche ſchwarze That!
Kennt ich in ihren Armen träumen.
Wie meuchleriſch der Buſen ſinnt?
Sie hieß den raſchen Amor ſäumen.
Und gänzlich war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen.
Der Nacht die nie ein Ende nahm.
Und erst die Mutter anzuſchreien
Jetzt eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menſchenſtrom!
Da kamen Brüder, guckten Tanten.
Da ſtand ein Vetter und ein Ohm!

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder ſchien ein andres Thier.
Da forderten ſie Kranz und Blüthen
Mit gräßlichem Geſtöre von mir.
Was bringt ihr alle wie von Sinnen
Auf den unſchuld'gen Jüngling ein!
Denn ſolche Schätze zu gewinnen
Da muß man viel beherzter ſeyn.

Weiß Amor ſeinem ſchönen Spiele
Doch immer heilig nachzugehn:
Er läßt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen ſechzehn Jahre ſtehn. —
Da raubten ſie das Kleiderbündel
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur ſo viel verſtaut Gefindel
Im engen Hauſe ſich verkroch!

Da ſprang ich auf und tobt' und fluchte.
Gewiß durch alle Zimmer ging.
Ich ſah noch einmal die Verruchte.
Und ach ſie war noch immer ſchön.
Sie alle wichen meinem Grimme:
Doch flog noch manches wilde Wort.
So macht' ich mich mit Donnerſtimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

Doch

Man ſoll euch Mädchen auf dem Lande
Wie Mädchen aus den Städten ſiehn!
So laſſet doch den Frau'n von Stande
Die Luſt die Diener auszuziehn!
Doch ſeyd ihr auch von den Geladen
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten
Doch ſie verrathen müßt ihr nicht.

So ſingt er in der Winterſtunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich labe ſeiner tiefen Wunde.
Denn wirklich iſt ſie wohlverdient;
So geht es jetzem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech beklagt,
Und Nachts, mit allzuraſcher Wage,
In Amors falſcher Mühle kriecht.

Wohl war es bedenklich, daß ſie ſich auf eine ſolche Weiſe vergeſſen konnte, und dieſer Ausfall mochte für ein Anzeichen eines Kopfes gelten, der ſich nicht immer gleich war. Aber, ſagte mir Herr von Revanne, auch wir vergaßen alle Betrachtungen, die wir hätten machen können, ich weiß nicht wie es zuging. Uns mußte die unausſprechliche Anmuth, womit ſie dieſe Poſſen vorbrachte, beſtechen haben. Sie ſpielte neckiſch, aber mit Einſicht. Ihre Finger gehorchten ihr vollkommen und ihre Stimme war wirklich bezaubernd. Da ſie geendigt hatte, erſchien ſie ſo geſetzt wie vorher, und wir glaubten, ſie habe nur den Augenblick der Verdauung erheitern wollen.

Bald darauf bat sie um die Erlaubniß, ihren Weg wieder anzutreten; aber auf meinen Wink sagte meine Schwester: wenn sie nicht zu eilen hätte und die Bewirthung ihr nicht mißfiele, so würde es uns ein Fest seyn sie mehrere Tage bei uns zu sehen. Ich dachte ihr eine Beschäftigung anzubieten, da sie sich's einmal gefallen ließ zu bleiben. Doch diesen ersten Tag und den folgenden führten wir sie nur umher. Sie verläugnete sich nicht einen Augenblick: sie war die Vernunft mit aller Anmuth begabt. Ihr Geist war fein und treffend, ihr Gedächtniß sowohl ausgeziert und ihr Gemüth so schön, daß sie gar oft unsere Bewunderung erregte und alle unsere Aufmerksamkeit festhielt. Dabei kannte sie die Gesetze eines guten Betragens und übte sie gegen einen jeden von uns, nicht weniger gegen einige Freunde, die uns besuchten, so vollkommen aus, daß wir nicht mehr wußten, wie wir jene Sonderbarkeiten mit einer solchen Erziehung vereinigen sollten.

Ich wagte wirklich nicht mehr ihr Dienstvorschläge für mein Haus zu thun. Meine Schwester, der sie angenehm war, hielt es gleichfalls für Pflicht, das Zartgefühl der Unbekannten zu schonen. Zusammen besorgten sie die häuslichen Dinge, und hier ließ sich das gute Kind öfters bis zur Handarbeit herunter, und wußte sich gleich darauf in alles zu schicken, was höhere Anordnung und Berechnung erheischte.

In kurzer Zeit stellte sie eine Ordnung her, die wir

bis jetzt im Schlosse gar nicht vermißt hatten. Sie war eine sehr verständige Haushälterin; und da sie damit angefangen hatte, bei uns mit an Tafel zu sitzen, so zog sie sich nicht etwa aus falscher Bescheidenheit zurück, sondern speis'te mit uns ohne Bedenken fort; aber sie rührte keine Karte, kein Instrument an, als bis sie die übernommenen Geschäfte zu Ende gebracht hatte.

Nun muß ich freilich gestehen, daß mich das Schicksal dieses Mädchens innigst zu rühren anfing. Ich bedauerte die Eltern, die wahrscheinlich eine solche Tochter sehr vermißten; ich seufzte, daß so sanfte Tugenden, so viele Eigenschaften verloren gehen sollten. Schon lebte sie mehrere Monate mit uns, und ich hoffte, das Vertrauen, das wir ihr einzuflößen suchten, würde zuletzt das Geheimniß auf ihre Lippen bringen. War es ein Unglück, wir konnten helfen; war es ein Fehler, so ließ sich hoffen, unsere Vermittelung, unser Zeugniß würden ihr Vergebung eines vorübergehenden Irrthums verschaffen können; aber alle unsere Freundschaftsversicherungen, unsre Bitten selbst waren unwirksam. Bemerkte sie die Absicht einige Aufklärung von ihr zu gewinnen, so versteckte sie sich hinter allgemeine Sittensprüche, um sich zu rechtfertigen, ohne uns zu belehren. Zum Beispiel, wenn wir von ihrem Unglücke sprachen: Das Unglück, sagte sie, fällt über Gute und Böse. Es ist eine wirksame Arzeney, welche die guten Säfte zugleich mit den üblen angreift.

Suchten wir die Urſache ihrer Flucht aus dem väterlichen Hauſe zu entdecken: wenn das Reh flieht, ſagte ſie lächelnd, ſo iſt es darum nicht ſchuldig. Fragten wir, ob ſie Verfolgungen erlitten: das iſt das Schickſal mancher Mädchen von guter Geburt, Verfolgungen zu erfahren und auszuhalten. Wer über eine Beleidigung weint, dem werden mehrere begegnen. Aber wie hatte ſie ſich entſchließen können, ihr Leben der Rohheit der Menge auszuſetzen, oder es wenigſtens manchmal ihrem Erbarmen zu verdanken? Darüber lachte ſie wieder und ſagte: dem Armen, der den Reichen bei Tafel begrüßt, fehlt es nicht an Verſtand. Einmal, als die Unterhaltung ſich zum Scherze neigte, ſprachen wir ihr von Liebhabern und fragten ſie: ob ſie den froſtigen Helden ihrer Romanze nicht kenne? Ich weiß noch recht gut, dieſes Wort ſchien ſie zu durchbohren. Sie öffnete gegen mich ein paar Augen, ſo ernſt und ſtreng, daß die meinigen einen ſolchen Blick nicht aushalten konnten; und ſo oft man auch nachher von Liebe ſprach, ſo konnte man erwarten, die Anmuth ihres Weſens und die Lebhaftigkeit ihres Geiſtes getrübt zu ſehen. Gleich fiel ſie in ein Nachdenken, das wir für Grübeln hielten, und das doch wohl nur Schmerz war. Doch blieb ſie im Ganzen munter, nur ohne große Lebhaftigkeit, edel ohne ſich ein Anſehn zu geben, gerade ohne Offenherzigkeit, zurückgezogen ohne Aengſtlichkeit, eher duldſam als ſanftmüthig, und mehr erkenntlich als herzlich ohne

Liebkosungen und Höflichkeiten. Gewiß war es ein Frauenzimmer, gebildet einem großen Hause vorzustehn; uns schien sie nicht älter als ein und zwanzig Jahre.

So zeigte sich diese junge unerklärliche Person, die mich ganz eingenommen hatte, binnen zwey Jahren, die es ihr gefiel bei uns zu verweilen, bis sie mit einer Thorheit schloß, die viel seltsamer ist als ihre Eigenschaften ehrwürdig und glänzend waren. Mein Sohn, jünger als ich, wird sich trösten können; was mich betrifft, so fürchte ich schwach genug zu seyn sie immer zu vermissen.

Nun will ich die Thorheit eines verständigen Frauenzimmers erzählen, um zu zeigen, daß Thorheit oft nichts weiter sey, als Vernunft unter einem andern Aeußern. Es ist wahr, man wird einen seltsamen Widerspruch finden zwischen dem edlen Charakter der Pilgerin und der komischen List, deren sie sich bediente; aber man kennt ja schon zwey ihrer Ungleichheiten, die Pilgerschaft selbst und das Lied.

Es ist wohl deutlich, daß Herr von Revanne in die Unbekannte verliebt war. Nun mochte er sich freilich auf sein funfzigjähriges Gesicht nicht verlassen, ob er schon so frisch und wacker aussah als ein dreyßiger; vielleicht aber hoffte er durch seine reine kindliche Gesundheit zu gefallen, durch die Güte, Heiterkeit, Sanftmuth, Großmuth seines Charakters; vielleicht auch durch sein

Vermögen, ob er gleich zart genug gesinnt war, um zu fühlen, daß man das nicht erkauft was keinen Preis hat.

Aber der Sohn von der andern Seite, liebenswürdig, zärtlich, feurig, ohne sich mehr als sein Vater zu bedenken, stürzte sich über Hals und Kopf in das Abenteuer. Erst suchte er vorsichtig die Unbekannte zu gewinnen, die ihm durch seines Vaters und seiner Tante Lob und Freundschaft erst recht werth geworden. Er bemühte sich aufrichtig um ein liebenswürdiges Weib, die seiner Leidenschaft weit über den gegenwärtigen Zustand erhöht schien. Ihre Strenge mehr als ihr Verdienst und ihre Schönheit entflammte ihn; er wagte zu reden, zu unternehmen, zu versprechen.

Der Vater, ohne es selbst zu wollen, gab seiner Bewerbung immer ein etwas väterliches Ansehn. Er kannte sich, und als er seinen Rival erkannt hatte, hoffte er nicht über ihn zu siegen, wenn er nicht zu Mitteln greifen wollte, die einem Manne von Grundsätzen nicht geziemen. Dessen ungeachtet verfolgte er seinen Weg, ob ihm gleich nicht unbekannt war, daß Güte, ja Vermögen selbst, nur Reizungen sind, denen sich ein Frauenzimmer mit Vorbedacht hingibt, die jedoch unwirksam bleiben, sobald Liebe sich mit den Reizen und in Begleitung der Jugend zeigt. Auch machte Herr von Revanne noch andere Fehler, die er später bereute. Bei einer hochachtungsvollen Freundschaft sprach er von einer dauerhaften,

geheimen, geſetzmäßigen Verbindung. Er beklagte ſich auch wohl und ſprach das Wort Undankbarkeit aus. Gewiß kannte er die nicht, die er liebte, als er eines Tages zu ihr ſagte: daß viele Wohlthäter Uebles für Gutes zurückerhielten. Ihm antwortete die Unbekannte mit Geradheit: viele Wohlthäter möchten ihren Begünſtigten ſämmtliche Rechte gern abhandeln für eine Linſe.

Die ſchöne Fremde, in die Bewerbung zweyer Gegner verwickelt, durch unbekannte Beweggründe geleitet, ſcheint keine andere Abſicht gehabt zu haben, als ſich und andern alberne Streiche zu erſparen, indem ſie in dieſen bedenklichen Umſtänden einen wunderlichen Ausweg ergriff. Der Sohn drängte mit der Kühnheit ſeines Alters und drohte, wie gebräuchlich, ſein Leben der Unerbittlichen aufzuopfern. Der Vater, etwas weniger unvernünftig, war doch eben ſo dringend; aufrichtig beide. Dieſes liebenswürdige Weſen hätte ſich hier wohl eines verdienten Zuſtandes verſichern können: denn beide Herren von Revanne betheuren, ihre Abſicht ſey geweſen, ſie zu heirathen.

Aber an dem Beiſpiele dieſes Mädchens mögen die Frauen lernen, daß ein redliches Gemüth, hätte ſich auch der Geiſt durch Eitelkeit oder wirklichen Wahnſinn verirrt, die Herzenswunden nicht unterhält, die es nicht heilen will. Die Pilgerin fühlte, daß ſie auf einem äußerſten Puncte ſtehe, wo es ihr wohl nicht leicht ſeyn

würde sich lange zu vertheidigen. Sie war in der Gewalt zweyer Liebenden, welche jede Zudringlichkeit durch die Reinheit ihrer Absichten entschuldigen konnten, indem sie im Sinne hatten, ihre Verwegenheit durch ein feyerliches Bündniß zu rechtfertigen. So war es, und so begriff sie es.

Sie konnte sich hinter Fräulein von Revanne verschanzen; sie unterließ es, ohne Zweifel aus Schonung, aus Achtung für ihre Wohlthäter. Sie kommt nicht aus der Fassung, sie erdenkt ein Mittel, jederman seine Tugend zu erhalten, indem sie die ihrige bezweifeln läßt. Sie wahnsinnig vor Treue, die ihr Liebhaber gewiß nicht verdient, wenn er nicht alle die Aufopferungen fühlt, und sollten sie ihm auch unbekannt bleiben.

Eines Tages, als Herr von Revanne die Freundschaft, die Dankbarkeit, die sie ihm bezeigte, etwas zu lebhaft erwiderte, nahm sie auf einmal ein naives Wesen, das ihm auffiel. „Ihre Güte, mein Herr, ängstigt mich; und lassen Sie mich aufrichtig entdecken warum. Ich fühle wohl, nur Ihnen bin ich meine ganze Dankbarkeit schuldig; aber freilich —" „Grausames Mädchen!" sagte Herr von Revanne, „ich verstehe Sie. Mein Sohn hat Ihr Herz gerührt." — „Ach! mein Herr, dabei ist es nicht geblieben. Ich kann nur durch meine Verwirrung ausdrücken —" „Wie? Mademoiselle, Sie wären —" „Ich denke

wohl ja," sagte sie, indem sie sich tief verneigte und eine Thräne vorbrachte, denn niemals fehlt es Frauen an einer Thräne bei ihren Schalkheiten, niemals an einer Entschuldigung ihres Unrechts.

So verliebt Herr von Revanne war, so mußte er doch diese neue Art von unschuldiger Aufrichtigkeit unter dem Mutterhäubchen bewundern, und er fand die Verneigung sehr am Platze. — „Aber, Mademoiselle, das ist mir ganz unbegreiflich —" „Mir auch," sagte sie, und ihre Thränen flossen reichlicher. Sie flossen so lange, bis Herr von Revanne, am Schluß eines sehr verdrießlichen Nachdenkens, mit ruhiger Miene das Wort wieder aufnahm und sagte: „dieß klärt mich auf! Ich sehe wie lächerlich meine Forderungen sind. Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, und als einzige Strafe für den Schmerz, den Sie mir verursachen, verspreche ich Ihnen von seinem Erbtheile so viel als nöthig ist, um zu erfahren, ob er Sie so sehr liebt als ich." — „Ach! mein Herr, erbarmen Sie sich meiner Unschuld und sagen ihm nichts davon."

Verschwiegenheit fordern ist nicht das Mittel sie zu erlangen. Nach diesen Schritten erwartete nun die unbekannte Schöne, ihren Liebhaber voll Verdruß und höchst aufgebracht vor sich zu sehen. Bald erschien er mit einem Blicke, der niederschmetternde Worte verkündigte. Doch er stockte und konnte nichts weiter hervorbringen, als: „Wie? Mademoiselle, ist es mög-

lich?" — „Nun was denn? mein Herr," ſagte ſie, mit einem Lächeln, das bei einer ſolchen Gelegenheit zum Verzweifeln bringen kann. — „Wie? was denn? Geben Sie, Mademoiſelle, Sie ſind mir ein ſchönes Weſen! Aber wenigſtens ſollte man rechtmäßige Kinder nicht enterben; es iſt ſchon genug, ſie anzuklagen. Ja, Mademoiſelle, ich durchdringe Ihr Complot mit meinem Vater. Sie geben mir beide einen Sohn, und es iſt mein Bruder, das bin ich gewiß!"

Mit eben derſelben ruhigen und heitern Stirne antwortete ihm die ſchöne Unkluge: „von Nichts ſind Sie gewiß; es iſt weder Ihr Sohn, noch Ihr Bruder. Die Knaben ſind bösartig; ich habe keinen gewollt; es iſt ein armes Mädchen, das ich weiter führen will, weiter, ganz weit von den Menſchen, den Böſen, den Thoren und den Ungetreuen."

Darauf ihrem Herzen Luft machend: „Leben Sie wohl!" fuhr ſie fort, „leben Sie wohl, lieber Revanne! Sie haben von Natur ein redliches Herz; erhalten Sie die Grundſätze der Aufrichtigkeit. Dieſe ſind nicht gefährlich bei einem gegründeten Reichthum. Seyn Sie gut gegen Arme. Wer die Bitte bekümmerter Unſchuld verachtet, wird einſt ſelbſt bitten und nicht erhört werden. Wer ſich kein Bedenken macht, das Bedenken eines ſchutzloſen Mädchens zu verachten, wird das Opfer werden von Frauen ohne Bedenken. Wer nicht fühlt, was ein ehrbares Mädchen empfinden muß, wenn man

um sie wirbt, der verdient sie nicht zu erhalten. Wer gegen alle Vernunft, gegen die Absichten, gegen den Plan seiner Familie, zu Gunsten seiner Leidenschaften Entwürfe schmiedet, verdient die Früchte seiner Leidenschaft zu entbehren und der Achtung seiner Familie zu ermangeln. Ich glaube wohl, Sie haben mich aufrichtig geliebt; aber, mein lieber Revanne, die Katze weiß wohl, wem sie den Bart leckt; und werden Sie jemals der Geliebte eines würdigen Weibes, so erinnern Sie sich der Mühle des Ungetreuen. Lernen Sie an meinem Beispiel, sich auf die Standhaftigkeit und Verschwiegenheit Ihrer Geliebten verlassen. Sie wissen, ob ich untreu bin, Ihr Vater weiß es auch. Ich gedachte durch die Welt zu rennen und mich allen Gefahren auszusetzen. Gewiß diejenigen sind die größten, die mich in diesem Hause bedrohen. Aber weil Sie jung sind, sage ich es Ihnen allein und im Vertrauen: Männer und Frauen sind nur mit Willen ungetreu; und das wollt' ich dem Freunde von der Mühle beweisen, der mich vielleicht wieder sieht, wenn sein Herz rein genug seyn wird zu vermissen, was er verloren hat."

Der junge Revanne hörte noch zu, da sie schon ausgesprochen hatte. Er stand wie vom Blitz getroffen; Thränen öffneten zuletzt seine Augen, und in dieser Rührung lief er zur Tante, um Vater, ihnen zu sagen: Mademoiselle gebe weg, Mademoiselle sey ein Engel, oder vielmehr ein Dämon, herumirrend in der

Welt, um alle Herzen zu peinigen. Aber die Pilgerin hatte so gut sich vorgesehen, daß man sie nicht wieder fand. Und als Vater und Sohn sich erklärt hatten, zweifelte man nicht mehr an ihrer Unschuld, ihren Talenten, ihrem Wahnsinn. So viel Mühe sich auch Herr von Revanne seit der Zeit gegeben, war es ihm doch nicht gelungen, sich die mindeste Aufklärung über diese schöne Person zu verschaffen, die so flüchtig wie die Engel und so liebenswürdig erschienen war.

Sechstes Capitel.

Nach einer langen und gründlichen Ruhe, deren die Wanderer wohl bedürfen mochten, ſprang Felix lebhaft aus dem Bette und eilte ſich anzuziehn; der Vater glaubte zu bemerken, mit mehr Sorgfalt als bisher. Nichts ſaß ihm knapp noch nett genug, auch hätte er alles neuer und friſcher gewünſcht. Er ſprang nach dem Garten und haſchte unterwegs nur etwas von der Vorkoſt, die der Diener für die Gäſte brachte, weil erſt nach einer Stunde die Frauenzimmer im Garten erſcheinen würden.

Der Diener war gewohnt die Fremden zu unterhalten, und manches im Hauſe vorzuzeigen; ſo auch führte er unſern Freund in eine Galerie, worin bloß Portraite aufgehangen und geſtellt waren, alles Perſonen, die im achtzehnten Jahrhundert gewirkt hatten, eine große und herrliche Geſellſchaft; Gemählde ſo wie Büſten, wo möglich, von vortrefflichen Meiſtern. Sie finden, ſagte der Cuſtode, in dem ganzen Schloß kein Bild, das, auch nur von ferne, auf Religion, Ueberlieferung, Mythologie, Legende oder Fabel hindeutete; unſer Herr will, daß die Einbildungskraft nur gefördert werde, um ſich das Wahre zu vergegenwärtigen. Wir fabeln ſo ge-

nug, pflegt er zu ſagen, als daß wir dieſe gefährliche Eigenſchaft unſers Geiſtes durch äußere reizende Mittel noch ſteigern ſollten.

Die Frage Wilhelms: wenn man ihm aufwarten könne? ward durch die Nachricht beantwortet: der Herr ſey, nach ſeiner Gewohnheit, ganz früh weggeritten. Er pflege zu ſagen: Aufmerkſamkeit iſt das Leben! Sie werden dieſe und andere Sprüche, in denen er ſich beſpiegelt, in den Feldern über den Thüren eingeſchrieben ſehen, wie wir z. B. gleich antreffen. Vom Nützlichen durch's Wahre zum Schönen.

Die Frauenzimmer hatten ſchon unter den Linden das Frühſtück bereitet. Felix eulenſpiegelte um ſie her, und trachtete in allerlei Thorheiten und Verwegenheiten ſich hervorzuthun, eine Abmahnung, einen Verweis von Hercilien zu erhaſchen. Nun ſuchten die Schweſtern durch Aufrichtigkeit und Mittheilung das Vertrauen des ſchweigſamen Gaſtes, der ihnen gefiel, zu gewinnen; ſie erzählten von einem werthen Vetter, der, drey Jahre abweſend, zunächſt erwartet werde, von einer würdigen Tante, die unſern in ihrem Schloſſe wohnend als ein Schutzgeiſt der Familie zu betrachten ſey. In krankem Verfall des Körpers, in blühender Geſundheit des Geiſtes, war ſie geſchildert, als wenn die Stimme einer unſichtbar gewordenen Urſibylle rein göttliche Worte über die menſchlichen Dinge ganz einfach ausſpräche.

Der neue Gaſt lenkte nun Geſpräch und Frage auf

die Gegenwart. Er wünſchte den edlen Oheim in rein entſchiedener Thätigkeit gerne näher zu kennen; er gedachte des angedeuteten Wegs vom Nützlichen durch's Wahre zum Schönen und ſuchte die Worte auf ſeine Weiſe auszulegen, das ihm denn ganz gut gelang und Juliettens Beifall zu erwerben das Glück hatte.

Herſilie, die bisher lächelnd ſchweigſam geblieben, verſetzte dagegen: „Wir Frauen ſind in einem beſondern Zuſtande. Die Maximen der Männer hören wir immerfort wiederholen, ja wir müſſen ſie in goldnen Buchſtaben über unſern Häuptern ſehen, und doch wüßten wir Mädchen im Stillen das Umgekehrte zu ſagen das auch gölte, wie es gerade hier der Fall iſt. Die Schöne findet Verehrer auch Freyer, und endlich wohl gar einen Mann, dann gelangt ſie zum Wahren, das nicht immer höchſt erfreulich ſeyn mag, und wenn ſie klug iſt, widmet ſie ſich dem Nützlichen, ſorgt für Haus und Kinder und verharrt dabei. So habe ich's wenigſtens oft gefunden. Wir Mädchen haben Zeit zu beobachten und da finden wir meiſt was wir nicht ſuchten."

Ein Bote vom Oheim traf ein mit der Nachricht, daß ſämmtliche Geſellſchaft auf ein nahes Jagdhaus zu Tiſche geladen ſey, man könne hinreiten und fahren. Herſilie erwählte zu reiſen. Felix bat inſtändig man möge ihm auch ein Pferd geben. Man kam überein, Juliette ſollte mit Wilhelm fahren und Felix als Page

seinen ersten Ausritt der Dame seines jungen Herzens zu verdanken haben.

Indessen fuhr Juliette mit dem neuen Freunde durch eine Reihe von Anlagen, welche sämmtlich auf Nutzen und Genuß hindeuteten, ja die unzähligen Fruchtbäume machten zweifelhaft, ob das Obst alles verzehrt werden könne.

„Sie sind durch ein so wunderliches Vorzimmer in unsere Gesellschaft getreten und fanden manches wirklich Seltsame und Sonderbare, so daß ich vermuthen darf, Sie wünschen einen Zusammenhang von allem diesem zu wissen. Alles beruht auf Geist und Sinn meines trefflichen Oheims. Die kräftigen Mannsjahre dieses Edlen fielen in die Zeit der Beccaria und Filangieri; die Maximen einer allgemeinen Menschlichkeit wirkten damals nach allen Seiten. Dieß Allgemeine jedoch bildete sich der strebende Geist, der strenge Charakter nach Gesinnungen aus, die sich ganz auf's Praktische bezogen. Er verhehlte uns nicht, wie er jenen liberalen Wahlspruch: „Den Meisten das Beste" nach seiner Art verwandelt und „Vielen das Erwünschte" zugedacht. Die meisten lassen sich nicht finden noch kennen, was das Beste sey noch weniger ausmitteln. Viele jedoch sind immer um uns her; was sie wünschen erfahren wir, was sie wünschen sollten überlegen wir, und so läßt sich denn immer Bedeutendes thun und schaffen. In diesem Sinne, fuhr sie fort, ist alles was Sie hier sehen gepflanzt,

pflanzt, gebaut, eingerichtet und zwar um eines ganz nahen, leicht faßlichen Zweckes willen; alles dieß geschah dem großen nahen Gebirg zu Liebe.“

Der treffliche Mann, Kraft und Vermögen haltend, sagte zu sich selbst: „Keinem Kinde da droben soll es an einer Kirsche, an einem Apfel fehlen, wornach sie mit Recht so lüstern sind; der Hausfrau soll es nicht an Kohl noch an Rüben, oder sonst einem Gemüse im Topf ermangeln, damit dem unseligen Kartoffelgenuß nur einigermaßen das Gleichgewicht gehalten werde. In diesem Sinne, auf diese Weise sucht er zu leisten wozu ihm sein Besitzthum Gelegenheit gibt, und so haben sich seit manchen Jahren Träger und Trägerinnen gebildet, welche das Obst in die tiefsten Schluchten des Felsgebirges verkäuflich hintragen.“

„Ich habe selbst davon genossen wie ein Kind,“ versetzte Wilhelm; „da wo ich dergleichen nicht anzutreffen hoffte zwischen Tannen und Felsen, überraschte mich weniger ein reiner Frommsinn als ein erquicklich frisches Obst. Die Gaben des Geistes sind überall zu Hause, die Geschenke der Natur über den Erdboden sparsam ausgetheilt.“

„Ferner hat unser Würdiger von entfernten Orten manches den Gebirgen näher gebracht; in diesen Gebäuden am Fuße hin finden Sie Salz aufgespeichert und Gewürze vorräthig. Für Tabak und Branntwein läßt er andere sorgen; dieß seyen keine Bedürfnisse, sagt er,

Bayerische Staatsbibliothek München

ſondern Gelüſte und da würden ſich ſchon Unterhändler genug finden.“

Angelangt am beſtimmten Orte, einem geräumigen Förſterhauſe im Walde, fand ſich die Geſellſchaft zuſammen und bereits eine kleine Tafel gedeckt. Setzen wir uns, ſagte Herſilie; hier ſteht zwar der Stuhl des Oheims, aber gewiß wird er nicht kommen, wie gewöhnlich. Es iſt mir gewiſſermaßen lieb, daß unſer neuer Gaſt, wie ich höre, nicht lange bei uns verweilen wird: denn es müßte ihm verdrießlich ſeyn unſer Perſonal kennen zu lernen, es iſt das ewig in Romanen und Schauſpielen wiederholte: ein wunderlicher Oheim, eine ſanfte und eine muntere Nichte, eine kluge Tante, Hausgenoſſen nach bekannter Art; und käme nun gar der Vetter wieder, ſo lernte er einen phantaſtiſchen Reiſenden kennen, der vielleicht einen noch ſonderbarern Geſellen mitbrächte, und ſo wäre das leidige Stück erfunden und in Wirklichkeit geſetzt.“

„Die Eigenheiten des Oheims haben wir zu ehren,“ verſetzte Juliette; „ſie ſind niemanden zur Laſt, gereichen vielmehr jederman zur Bequemlichkeit, eine beſtimmte Tagesſtunde iſt ihm nun einmal verdrießlich, ſelten daß er ſie einhält, wie er denn verſichert: eine der ſchönſten Erfindungen neuerer Zeit ſey das Speiſen nach der Charte.“

Unter manchen andern Geſprächen kamen ſie auch auf die Neigung des werthen Mannes, überall Inſchrif-

ten zu belieben. „Meine Schweſter," ſagte Herſilie, „weiß ſie ſämmtlich auszulegen, mit dem Cuſtode verſteht ſie's um die Wette; ich aber finde, daß man ſie alle umkehren kann und daß ſie alsdann eben ſo wahr ſind, und vielleicht noch mehr." „Ich läugne nicht," verſetzte Wilhelm, „es ſind Sprüche darunter die ſich in ſich ſelbſt zu vernichten ſcheinen; ſo ſah ich z. B. ſehr auffallend angeſchrieben „Beſitz und Gemeingut;" heben ſich dieſe beiden Begriffe nicht auf?"

Herſilie fiel ein: „Dergleichen Inſchriften, ſcheint es, hat der Oheim von den Orientalen genommen, die an allen Wänden die Sprüche des Corans mehr verehren als verſtehen." Juliette, ohne ſich irren zu laſſen, erwiderte auf obige Frage: umſchreiben Sie die wenigen Worte, ſo wird der Sinn alſobald hervorleuchten."

Nach einigen Zwiſchenreden fuhr Julie fort weiter aufzuklären wie es gemeint ſey: „Jeder ſuche den Beſitz der ihm von der Natur, von dem Schickſal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu ſteigern, er greife mit allen ſeinen Fertigkeiten ſo weit umher als er zu reichen fähig iſt; immer aber denke er dabei wie er andere daran will Theil nehmen laſſen: denn nur inſofern werden die Vermögenden geſchätzt, als andere durch ſie genießen."

Indem man ſich nun nach Beiſpielen umſah, fand ſich der Freund erſt in ſeinem Fache; man wetteiferte, man überbot ſich um jene lakoniſchen Worte recht wahr zu finden. Warum, hieß es, verehrt man den Fürſten,

als weil er einen jeden in Thätigkeit ſetzen, fördern, begünſtigen und ſeiner abſoluten Gewalt gleichſam theilhaft machen kann? Warum ſchaut alles nach dem Reichen, als weil er, der Bedürftigſte, überall Theilnehmer an ſeinem Ueberfluſſe wünſcht. Warum beneiden alle Menſchen den Dichter? weil ſeine Natur die Mittheilung nöthig macht, ja die Mittheilung ſelbſt iſt. Der Muſiker iſt glücklicher als der Mahler, er ſpendet willkommene Gaben aus, perſönlich unmittelbar, anſtatt daß der letzte nur gibt, wenn die Gabe ſich von ihm abſonderte.

Nun hieß es ferner im allgemeinen: jede Art von Beſitz ſoll der Menſch feſthalten, er ſoll ſich zum Mittelpunct machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoiſt ſeyn um nicht Egoiſt zu werden, zuſammen halten, damit er ſpenden könne. Was ſoll es heißen, Beſitz und Gut an die Armen zu geben? Löblicher iſt, ſich für ſie als Verwalter betragen. Dieß iſt der Sinn der Worte Beſitz und Gemeingut; das Capital ſoll niemand angreifen, die Intereſſen werden ohnehin im Weltlaufe ſchon jederman angehören.

Man hatte, wie ſich im Gefolg des Geſprächs ergab, dem Oheim vorgeworfen, daß ihm ſeine Güter nicht einträgen was ſie ſollten. Er verſetzte dagegen: „das Mindere der Einnahme betrachte ich als Ausgabe, die mir Vergnügen macht, indem ich andern dadurch das Leben erleichtere; ich habe nicht einmal die Mühe, daß

dieſe Spende durch mich durchgeht und ſo ſetzt ſich alles wieder in's Gleiche."

Dergeſtalt unterhielten ſich die Frauenzimmer mit dem neuen Freunde gar vielſeitig, und bei immer wachſendem gegenſeitigem Vertrauen ſprachen ſie über einen zunächſt erwarteten Vetter.

„Wir halten ſein wunderliches Betragen für abgeredet mit dem Oheim. Er läßt ſeit einigen Jahren nichts von ſich hören, ſendet anmuthige ſeinen Aufenthalt verblümt andeutende Geſchenke, ſchreibt nun auf einmal ganz aus der Nähe, will aber nicht eher zu uns kommen bis wir ihm von unſern Zuſtänden Nachricht geben. Dieß Betragen iſt nicht natürlich; was auch dahinter ſtecke, wir müſſen es vor ſeiner Rückkehr erfahren. Heute Abend geben wir Ihnen einen Heft Briefe woraus das Weitere zu erſehen iſt." Herſilie ſetzte hinzu: „geſtern machte ich Sie mit einer thörigen Landläuferin bekannt, heute ſollen Sie von einem verrückten Reiſenden vernehmen." — „Geſtehe es nur," fügte Juliette hinzu, „dieſe Mittheilung iſt nicht ohne Abſicht."

Herſilie fragte ſo eben etwas ungeduldig: „wo der Nachtiſch bleibe?" als die Meldung geſchah, der Oheim erwarte die Geſellſchaft, mit ihm die Nachkoſt in der großen Laube zu genießen. Auf dem Heimwege bemerkte man eine Feldküche, die ſehr emſig ihre blank gereinigten Caſſerolen, Schüſſeln und Teller klappernd einzupacken beſchäftigt war. In einer geräumigen Laube

fand man den alten Herrn an einem runden großen frisch gedeckten Tisch, auf welchem so eben die schönsten Früchte, willkommenes Backwerk und die besten Süßigkeiten, indem sich jene niedersetzten, reichlich aufgetragen wurden. Auf die Frage des Oheims: Was bisher begegnet? Womit man sich unterhalten? fiel Hersilie vorschnell ein: „unser guter Gast hätte wohl über ihre lakonischen Inschriften verwirrt werden können, wäre ihm Juliette nicht durch einen fortlaufenden Commentar zu Hülfe gekommen.“ „Du hast es immer mit Julietten zu thun,“ versetzte der Oheim, „sie ist ein wackres Mädchen, das noch etwas lernen und begreifen mag.“ — „Ich möchte vieles gern vergessen was ich weiß, und was ich begriffen habe, ist auch nicht viel werth,“ versetzte Hersilie in Heiterkeit.

Hierauf nahm Wilhelm das Wort und sagte bedächtig: „Kurzgefaßte Sprüche jeder Art weiß ich zu ehren, besonders wenn sie mich anregen, das Entgegengesetzte zu überschauen und in Uebereinstimmung zu bringen.“ „Ganz richtig,“ erwiderte der Oheim, „hat doch der vernünftige Mann in seinem ganzen Leben noch keine andere Beschäftigung gehabt.“

Indessen besetzte sich die Tafelrunde nach und nach, so daß Spätere kaum Platz fanden. Die beiden Amtleute waren gekommen, Jäger, Pferdebändiger, Gärtner, Förster und andere, denen man nicht gleich ihren Beruf ansehen konnte. Jeder hatte etwas von dem ley-

ten Augenblick zu erzählen und mitzutheilen, das sich der alte Herr gefallen ließ, auch wohl durch theilnehmende Fragen hervorrief, zuletzt aber aufstand, und die Gesellschaft, die sich nicht rühren sollte, begrüßend, mit den beiden Amtleuten sich entfernte. Das Obst hatten sich alle, das Zuckerwerk die jungen Leute, wenn sie auch ein wenig wild aussahen, gar wohl schmecken lassen. Einer nach dem andern stand auf, begrüßte die Bleibenden und ging davon.

Die Frauenzimmer, welche bemerkten, daß der Gast auf das was vorging mit einiger Verwunderung Acht gab, erklärten sich folgendermaßen: Sie sehen hier abermals die Wirkung der Eigenheiten unsers trefflichen Oheims; er behauptet, keine Erfindung des Jahrhunderts verdiene mehr Bewunderung als daß man in Gasthäusern, an besonderen kleinen Tischchen, nach der Charte speisen könne; sobald er dieß gewahr werden, habe er für sich und andere dieß auch in seiner Familie einzuführen gesucht. Wenn er vom besten Humor ist, mag er gern die Schrecknisse eines Familientisches lebhaft schildern, wo jedes Glied mit fremden Gedanken beschäftigt sich niedersetzt, ungern hört, in Zerstreuung spricht, mußig schweigt, und wenn gar das Unglück kleine Kinder heranführt, mit augenblicklicher Pädagogik, die unzeitigste Mißstimmung hervorbringt. So manches Uebel, sagte er, muß man tragen, von diesem habe ich mich zu befreien gewußt. Selten erscheint er

an unſerm Tiſche, und beſetzt den Stuhl nur augenblicklich, der für ihn leer ſteht. Seine Feldküche führt er mit ſich umher, ſpeiſ't gewöhnlich allein, andere mögen für ſich ſorgen. Wenn er aber einmal Frühſtück, Nachtiſch oder ſonſt Erfriſchung anbietet, dann verſammeln ſich alle zerſtreuten Angehörigen, genießen das Beſcherte, wie Sie geſehen haben. Das macht ihm Vergnügen; aber niemand darf kommen, der nicht Appetit mitbringt, jeder muß aufſtehen, der ſich gelabt hat, und nur ſo iſt er gewiß immer von Genießenden umgeben zu ſeyn. Will man die Menſchen ergötzen, hörte ich ihn ſagen, ſo muß man ihnen das zu verleiden ſuchen, was ſie ſelten oder nie zu erlangen im Falle ſind.

Auf dem Rückwege brachte ein unerwarteter Schlag die Geſellſchaft in einige Gemüthsbewegung. Herſilie ſagte zu dem neben ihr reitenden Felix; „ſieh dort, was mögen das für Blumen ſeyn? ſie decken die ganze Sommerſeite des Hügels, ich hab' ſie noch nie geſehen.“ Sogleich regte Felix ſein Pferd an, ſprengte auf die Stelle los und war im Zurückkommen mit einem ganzen Büſchel blühender Kronen, die er von weitem ſchüttelte, als er auf einmal mit dem Pferde verſchwand. Er war in einen Graben geſtürzt. Sogleich löſ'ten ſich zwey Reiter von der Geſellſchaft ab nach dem Puncte hinſprengend.

Wilhelm wollte aus dem Wagen, Juliette verbat es; „Hülfe iſt ſchon bei ihm, und unſer Geſetz iſt in

ſolchen Fällen, daß nur der Helfende ſich von der Stelle regen darf.“ Herſilie hielt ihr Pferd an: „ja wohl,“ ſagte ſie, „Leibärzte braucht man nur ſelten, Wundärzte jeden Augenblick.“ Schon ſprengte Felix mit verbundenem Kopfe wieder heran, die blühende Beute feſthaltend und hoch emporzeigend. Mit Selbſtgefälligkeit reichte er den Strauß ſeiner Herrin zu, dagegen gab ihm Herſilie ein buntes leichtes Halstuch. „Die weiße Binde kleidet dich nicht,“ ſagte ſie, „dieſe wird ſchon luſtiger ausſehen.“ Und ſo kamen ſie zwar beruhigt aber theilnehmender geſtimmt nach Hauſe.

Es war ſpät geworden, man trennte ſich in freundlicher Hoffnung morgenden Wiederſehens; der hier folgende Briefwechſel aber erhielt unſern Freund noch einige Stunden nachdenklich und wach.

Lenardo an die Tante.

Endlich erhalten Sie nach drey Jahren den erſten Brief von mir, liebe Tante, unſerer Abrede gemäß, die freilich wunderlich genug war. Ich wollte die Welt ſehen und mich ihr hingeben, und wollte für dieſe Zeit meine Heimath vergeſſen, von der ich kam, zu der ich wieder zurückzukehren hoffte. Den ganzen Eindruck wollte ich behalten und das Einzelne ſollte mich in die Ferne nicht irre machen. Indeſſen ſind die nöthigen Lebenszeichen von Zeit zu Zeit hin und hergegangen.

Ich habe Geld erhalten, und kleine Gaben für meine Nächsten sind Ihnen indessen zur Austheilung überliefert worden. An den überschickten Waaren konnten Sie sehen, wo und wo ich mich befand. An den Weinen hat der Onkel meinen jedesmaligen Aufenthalt gewiß herausgekostet; dann die Spitzen, die Quodlibets, die Stahlwaaren haben meinen Weg, durch Brabant über Paris nach London, für die Frauenzimmer bezeichnet; und so werde ich auf Ihren Schreib-, Näh- und Theetischen, an Ihren Negligee's und Festkleidern gar manches Merkzeichen finden, woran ich meine Reiseerzählung knüpfen kann. Sie haben mich begleitet, ohne von mir zu hören, und sind vielleicht nicht einmal neugierig etwas weiter zu erfahren. Mir hingegen ist höchst nöthig durch Ihre Güte zu vernehmen, wie es in dem Kreise steht, in den ich wieder einzutreten im Begriff bin. Ich möchte wirklich aus der Fremde wie ein Fremder hineinkommen, der um angenehm zu seyn, sich erst erkundigt, was man in dem Hause will und mag, und sich nicht einbildet, daß man ihn wegen seiner schönen Augen, oder Haare, gerade nach seiner eigenen Weise empfangen müsse. Schreiben Sie mir daher vom guten Onkel, von den lieben Nichten, von sich selbst, von unsern Verwandten, nähern und fernern, auch von alten und neuen Bedienten. Genug, lassen Sie Ihre geübte Feder, die Sie für Ihren Neffen so lange nicht eingetaucht, auch einmal zu seinen Gunsten auf dem Papiere hinwalten.

Ihr unterrichtendes Schreiben ſoll zugleich mein Creditiv ſeyn, mit dem ich mich einſtelle, ſobald ich es erhalten habe. Es hängt alſo von Ihnen ab, mich in Ihren Armen zu ſehen. Man verändert ſich viel weniger, als man glaubt, und die Zuſtände bleiben ſich auch meiſtens ſehr ähnlich. Nicht was ſich verändert hat, ſondern was geblieben iſt, was allmählich zu- und abnahm, will ich auf einmal wieder erkennen und mich ſelbſt in einem bekannten Spiegel wieder erblicken. Grüßen Sie herzlich alle die Unſrigen, und glauben Sie, daß in der wunderlichen Art meines Außenbleibens und Zurückkommens ſo viel Wärme enthalten ſey, als manchmal nicht in ſteriger Theilnahme und lebhafter Mittheilung. Tauſend Grüße jedem und allen!

Nachſchrift.

Verſäumen Sie nicht, beſte Tante, mir auch von unſern Geſchäftsmännern ein Wort zu ſagen, wie es mit unſern Gerichtshaltern und Pachtern ſteht. Was iſt mit Valerinen geworden, der Tochter des Pachters, den unſer Onkel kurz vor meiner Abreiſe, zwar mit Recht, aber doch dünkt mich mit ziemlicher Härte austrieb? Sie ſehen, ich erinnere mich noch manches Umſtandes: ich weiß wohl noch alles. Ueber das Vergangene ſollen Sie mich examiniren, wenn Sie mir das Gegenwärtige mitgetheilt haben.

Die Tante an Juliettren.

Endlich, liebe Kinder, ein Brief von dem dreyjährigen Schweiger. Was doch die wunderlichen Menschen wunderlich sind! Er glaubt, seine Waaren und Zeichen seyen so gut als ein einziges gutes Wort, das der Freund dem Freunde sagen oder schreiben kann. Er bildet sich wirklich ein, im Vorschuß zu stehen, und will nun von unserer Seite das zuerst geleistet haben, was er uns von der seinigen so hart und unfreundlich versagte. Was sollen wir thun? Ich für meinen Theil würde gleich in einem langen Brief seinen Wünschen entgegen kommen, wenn sich mein Kopfweh nicht anmeldete, das mich gegenwärtiges Blatt kaum zu Ende schreiben läßt. Wir verlangen ihn alle zu sehen. Uebernehmt, meine Lieben, doch das Geschäft. Bin ich hergestellt eh' ihr geendet habt, so will ich das Meinige beitragen. Wählt euch die Personen und die Verhältnisse, wie ihr sie am liebsten beschreibt. Theilt euch darein. Ihr werdet alles besser machen als ich selbst. Der Bote bringt mir doch von euch ein Wort zurück?

Juliette an die Tante.

Wir haben gleich gelesen, überlegt und sagen mit dem Boten unsere Meinung, jede besonders, wenn wir erst zusammen versichert haben, daß wir nicht so gut-

müthig ſind wie unſere liebe Tante gegen den immer verzogenen Neffen. Nachdem er ſeine Karten drey Jahre vor uns verborgen gehalten hat und noch verborgen hält, ſollen wir die unſrigen auflegen, und ein offenes Spiel gegen ein verdecktes ſpielen. Das iſt keinesweges billig und doch mag es hingehen; denn der Feinſte betriegt ſich oft, gerade weil er zu viel ſichert. Nur über die Art und Weiſe ſind wir nicht einig, was und wie man's ihm ſenden ſoll. Zu ſchreiben, wie man über die Seinigen denkt, das iſt für uns wenigſtens eine wunderliche Aufgabe. Gewöhnlich denkt man über ſie nur in dieſem und jenem Falle, wenn ſie einem beſonderes Vergnügen oder Verdruß machen. Uebrigens läßt jeder den andern gewähren. Sie könnten es allein, liebe Tante; denn Sie haben die Einſicht und die Billigkeit zugleich. Herſilie, die, wie Sie wiſſen, leicht zu entzünden iſt, hat mir in der Geſchwindigkeit die ganze Familie aus dem Stegreife in's Luſtige recenſirt; ich wollte, daß es auf dem Papier ſtünde, um Ihnen ſelbſt bei Ihren Uebeln ein Lächeln abzugewinnen; aber nicht, daß man es ihm ſchickte. Mein Vorſchlag iſt jedoch, ihm unſere Correſpondenz dieſer drey Jahre mitzutheilen; da mag er ſich durchleſen, wenn er Muth hat, oder mag kommen, um zu ſehen, was er nicht leſen mag. Ihre Briefe an mich, liebe Tante, ſind in der beſten Ordnung und ſtehen gleich zu Befehl. Dieſer Meinung tritt Herſilie nicht bei; ſie entſchuldigt ſich mit der Unordnung

ihrer Papiere u. ſ. w., wie ſie Ihnen ſelbſt ſagen wird.

Herſilie an die Tante.

Ich will und muß ſehr kurz ſeyn, liebe Tante, denn der Bote zeigt ſich unartig ungeduldig. Ich finde es eine übermäßige Gutmüthigkeit und gar nicht am Platz, Lenardo'n unſere Briefe mitzutheilen. Was braucht er zu wiſſen, was wir Gutes von ihm geſagt haben, was braucht er zu wiſſen, was wir Böſes von ihm ſagten, um aus dem Letzten noch mehr als dem Erſten herauszufinden, daß wir ihm gut ſind! Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie. Es iſt ſo was Abgemeſſenes und Anmaßliches in dieſer Forderung, in dieſem Betragen, wie es die Herren meiſtens haben, wenn ſie aus fremden Ländern kommen. Sie halten die daheim Gebliebenen immer nicht für voll. Entſchuldigen Sie ſich mit Ihrem Kopfweh. Er wird ſchon kommen: denn wenn er nicht käme, ſo warten wir noch ein wenig. Vielleicht fällt es ihm alsdann ein, auf eine ſonderbare geheime Weiſe ſich bei uns zu introduciren, uns unerkannt kennen zu lernen, und was nicht alles in den Plan eines ſo klugen Mannes eingreifen könnte. Das müßte doch hübſch und wunderbar ſeyn! das dürfte allerlei Verhältniſſe hervorbringen, die bei einem ſo diplomatiſchen Eintritt in ſeine Familie, wie er ihn jetzt vorhat, ſich unmöglich entwickeln können.

Der Bote! der Bote! Ziehen Sie Ihre alten Leute beſſer, oder ſchicken Sie junge. Dieſem iſt weder mit Schmeichelen, noch mit Wein beizukommen. Leben Sie tauſendmal wohl!

Nachſchrift um Nachſchrift.

Sagen Sie mir, was will der Vetter in ſeiner Nachſchrift mit Valerinen? Dieſe Frage iſt mir doppelt aufgefallen. Es iſt die einzige Perſon, die er mit Namen nennt. Wir andern ſind ihm Nichten, Tanten, Geſchäftsträger; keine Perſonen ſondern Rubriken. Valerine, die Tochter unſeres Gerichtshalters! Freilich ein blondes ſchönes Kind, das dem Herrn Vetter vor ſeiner Abreiſe mag in die Augen geleuchtet haben. Sie iſt verheirathet, gut und glücklich; das brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Aber er weiß es ſo wenig, als er ſonſt etwas von uns weiß. Vergeſſen Sie ja nicht ihm in einer Nachſchrift zu melden: Valerine ſey täglich ſchöner geworden und habe auch deßhalb eine ſehr gute Partie gethan. Sie ſey die Frau eines reichen Gutsbeſitzers. Verheirathet ſey die ſchöne Blondine. Machen Sie es ihm recht deutlich. Nun aber, liebe Tante, iſt das noch nicht alles. Wie er ſich der blonden Schönheit ſo genau erinnern und ſie mit der Tochter des liederlichen Pachters, einer wilden Hummel von Brünette, verwechſeln kann, die Nachodine hieß, und die, wer weiß wohin gerathen iſt, das bleibt mir völlig unbegreiflich

und intriguirt mich ganz besonders. Denn es scheint doch, der Herr Vetter, der sein gutes Gedächtniß rühmt, verwechselt Namen und Personen auf eine sonderbare Weise. Vielleicht fühlt er diesen Mangel und will das Erloschene durch Ihre Schilderung wieder auffrischen. Halten Sie ihn kurz, ich bitte Sie; aber suchen Sie zu erfahren, wie es mit den Valerinen und Nachodinen steht und was für Inen, Trinen vielleicht noch alle sich in seiner Einbildungskraft erhalten haben, indessen die Etten und Ilien daraus verschwunden sind. Der Bote! Der verwünschte Bote!

Die Tante den Nichten.

(Diktirt.)

Was soll man sich viel verstellen gegen die, mit denen man sein Leben zuzubringen hat! Lenardo mit allen seinen Eigenheiten verdient Zutrauen. Ich schicke ihm eure beiden Briefe; daraus lernt er euch kennen, und ich hoffe, wir andern werden unbewußt eine Gelegenheit ergreifen, uns auch nächstens eben so vor ihm darzustellen. Lebet wohl! ich leide sehr.

Her-

Herſilie an die Tante.

Was ſoll man ſich viel verſtellen gegen die, mit denen man ſein Leben zubringt! Lenardo iſt ein verzogener Neffe. Es iſt abſcheulich, daß Sie ihm unſere Briefe ſchicken. Er wird uns daraus nicht kennen lernen, und ich wünſche mir nur Gelegenheit, mich nächſtens von einer andern Seite darzuſtellen. Sie machen andere viel leiden, indem Sie leiden und blind ſind. Baldige Beſſerung Ihrer Leiden! Ihrer Liebe iſt nicht zu helfen.

Die Tante an Herſilie.

Dein letztes Zettelchen hätte ich auch mit an Lenardo eingepackt, wenn ich überhaupt bei dem Vorſatz geblieben wäre, den mir meine incorrigible Meinung, mein Leiden und die Bequemlichkeit eingegeben hatten. Eure Briefe ſind nicht fort.

Wilhelm an Natalien.

Der Menſch iſt ein geſelliges, geſprächiges Weſen; ſeine Luſt iſt groß, wenn er Fähigkeiten ausübt, die ihm gegeben ſind, und wenn auch weiter nichts dabei herauskäme. Wie oft beklagt man ſich in Geſellſchaft, daß einer den andern nicht zum Worte kommen läßt und eben ſo kann man ſagen, daß einer den andern nicht

zum Schreiben kommen ließe, wenn nicht das Schreiben gewöhnlich ein Geschäft wäre, das man einsam und allein abthun muß.

Wie viel die Menschen schreiben, davon hat man gar keinen Begriff. Von dem was davon gedruckt wird, will ich gar nicht reden, ob es gleich schon genug ist. Was aber an Briefen und Nachrichten und Geschichten, Anekdoten, Beschreibungen von gegenwärtigen Zuständen einzelner Menschen, in Briefen und größeren Aufsätzen in der Stille circulirt, davon kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man in gebildeten Familien eine Zeit lang lebt, wie es mir jetzt geht. In der Sphäre, in der ich mich gegenwärtig befinde, bringt man beinahe so viel Zeit zu, seinen Verwandten und Freunden dasjenige mitzutheilen, womit man sich beschäftigt, als man Zeit sich zu beschäftigen selbst hatte. Diese Bemerkung, die sich mir seit einigen Tagen aufdringt, mache ich um so lieber, als mir die Schreibseligkeit meiner neuen Freunde Gelegenheit verschafft, ihre Verhältnisse geschwind und nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Man vertraut mir, man gibt mir einen Pack Briefe, ein paar Hefte Reisejournale, die Confessionen eines Gemüths, das noch nicht mit sich selbst einig ist, und so bin ich in kurzem überall zu Hause. Ich kenne die nächste Gesellschaft; ich kenne die Personen, deren Bekanntschaft ich machen werde, und weiß von ihnen beinahe mehr als sie selbst, weil sie

denn doch in ihren Zuſtänden befangen ſind und ich an ihnen vorbeiſchwebe, immer an deiner Hand, mich mit dir über alles beſprechend. Auch iſt es meine erſte Bedingung, ehe ich ein Vertrauen annehme, daß ich dir alles mittheilen dürfe. Hier alſo einige Briefe die dich in den Kreis einführen werden, in dem ich mich gegenwärtig herumdrehe, ohne mein Gelübde zu brechen oder zu umgehen.

Siebentes Capitel.

Am frühsten Morgen fand sich unser Freund allein in die Galerie, und ergötzte sich an so mancher bekannten Gestalt; über die Unbekannten gab ihm ein vorgefundener Katalog den erwünschten Aufschluß. Das Portrait wie die Biographie haben ein ganz eigenes Interesse; der bedeutende Mensch, den man sich ohne Umgebung nicht denken kann, tritt einzeln abgesondert heraus, und stellt sich vor uns wie vor einen Spiegel; ihm sollen wir entschiedene Aufmerksamkeit zuwenden, wir sollen uns ausschließlich mit ihm beschäftigen, wie er behaglich vor dem Spiegelglas mit sich beschäftiget ist. Ein Feldherr ist es, der jetzt das ganze Heer repräsentirt, hinter den so Kaiser als Könige, für die er kämpft, in's Trübe zurücktreten. Der gewandte Hofmann steht vor uns, eben als wenn er uns den Hof machte, wir denken nicht an die große Welt für die er sich eigentlich so anmuthig ausgebildet hat. Ueberraschend war sodann unserm Beschauer die Aehnlichkeit mancher längst vorübergegangenen mit lebendigen, ihm bekannten und leibhaftig gesehenen Menschen, ja Aehnlichkeit mit ihm selbst! Und warum sollten sich nur

Zwillings-Menächmen aus Einer Mutter entwickeln? Sollte die große Mutter der Götter und Menschen nicht auch das gleiche Gebild aus ihrem fruchtbaren Schoose gleichzeitig oder in Pausen hervorbringen können?

Endlich durfte denn auch der gefühlvolle Beschauer sich nicht läugnen, daß manches anziehende, manches Abneigung erweckende Bild vor seinen Augen vorüberschwebe.

In solchem Betrachten überraschte ihn der Hausherr, mit dem er sich über diese Gegenstände freimüthig unterhielt und hiernach dessen Gunst immer mehr zu gewinnen schien. Denn er ward freundlich in die innern Zimmer geführt vor die köstlichsten Bilder bedeutender Männer des sechzehnten Jahrhunderts in vollständiger Gegenwart, wie sie für sich leibten und lebten, ohne sich etwa im Spiegel oder im Zuschauer zu beschauen, sich selbst gelassen und genügend und durch ihr Daseyn wirkend, nicht durch irgend ein Wollen oder Vornehmen.

Der Hausherr, zufrieden daß der Gast eine so reich heran gebrachte Vergangenheit vollkommen zu schätzen wußte, ließ ihn Handschriften sehen von manchen Personen, über die sie vorher in der Galerie gesprochen hatten; sogar zuletzt Reliquien, von denen man gewiß war, daß der frühere Besitzer sich ihrer bedient, sie berührt hatte.

„Dieß ist meine Art von Poesie," sagte der Hausherr lächelnd: „meine Einbildungskraft muß sich an

etwas festhalten; ich mag kaum glauben daß es etwas gewesen sey was nicht noch da ist. Ueber solche Heiligthümer vergangener Zeit suche ich mir die strengsten Zeugnisse zu verschaffen, sonst werden sie nicht aufgenommen. Am schärfsten werden schriftliche Ueberlieferungen geprüft; denn ich glaube wohl daß der Mönch die Chronik geschrieben hat, wovon er aber zeugt, daran glaube ich selten." Zuletzt legte er Wilhelmen ein weißes Blatt vor mit Ersuchen um einige Zeilen, doch ohne Unterschrift; worauf der Gast durch eine Tapetenthüre sich in den Saal entlassen und an der Seite des Custode fand.

„Es freut mich," sagte dieser, „daß Sie unserm Herrn werth sind; schon daß Sie zu dieser Thüre herauskommen ist ein Beweis davon. Wissen Sie aber, wofür er Sie hält? Er glaubt einen praktischen Pädagogen in Ihnen zu sehn, den Knaben vermuthet er von vornehmem Hause, Ihrer Führung anvertraut, um mit rechtem Sinn sogleich in die Welt und ihre mannichfaltigen Zustände, nach Grundsätzen frühzeitig eingeweiht zu werden." „Er thut mir zu viel Ehre an," sagte der Freund, „doch will ich das Wort nicht vergebens gehört haben."

Bei'm Frühstück, wo er seinen Felix schon um die Frauenzimmer beschäftigt fand, eröffneten sie ihm den Wunsch: er möge, da er nun einmal nicht zu halten sey, sich zu der edlen Tante Makarie begeben und vielleicht

von da zum Vetter, um das wunderliche Zaudern aufzuklären. Er werde dadurch sogleich zum Gliede ihrer Familie, erzeige ihnen allen einen entschiedenen Dienst und trete mit Lenarde ohne große Vorbereitung in ein zutrauliches Verhältniß.

Er jedoch versetzte dagegen: „wohin Sie mich senden begeb' ich mich gern; ich ging aus zu schauen und zu denken, bei Ihnen habe ich mehr erfahren und gelernt als ich hoffen durfte, und bin überzeugt auf dem nächsten eingeleiteten Wege werd' ich mehr als ich erwarten kann, gewahr werden und lernen."

„Und du artiger Taugenichts! Was wirst denn du lernen?" fragte Hersilie, worauf der Knabe sehr keck erwiderte: „ich lerne schreiben, damit ich dir einen Brief schicken kann und reiten wie keiner, damit ich immer gleich wieder bei dir bin." Hierauf sagte Hersilie bedenklich: mit meinen zeitbürtigen Verehrern hat es mir niemals recht glücken wollen, es scheint, daß die folgende Generation mich nächstens entschädigen will."

Nun aber empfinden wir mit unserm Freunde wie schmerzlich die Stunde des Abschieds herannaht und mögen uns gern von den Eigenheiten seines trefflichen Wirthes, von den Seltsamkeiten des außerordentlichen Mannes einen deutlichen Begriff machen. Um ihn aber nicht falsch zu beurtheilen, müssen wir auf das Herkom-

men, auf das Herankommen dieſer ſchon zu hohen Jahren gelangten würdigen Perſon unſere Aufmerkſamkeit richten. Was wir anfragen konnten iſt folgendes:

Sein Großvater lebte als thätiges Glied einer Geſandtſchaft in England, gerade in den letzten Jahren des William Penn. Das hohe Wohlwollen, die reinen Abſichten, die unverrückte Thätigkeit eines ſo vorzüglichen Mannes, der Conflict, in den er deßhalb mit der Welt gerieth, die Gefahren und Bedrängniſſe, unter denen der Edle zu erliegen ſchien, erregten in dem empfänglichen Geiſte des jungen Mannes ein entſchiedenes Intereſſe; er verbrüderte ſich mit der Angelegenheit, und zog endlich ſelbſt nach America. Der Vater unſeres Herrn iſt in Philadelphia geboren und beide rühmten ſich beigetragen zu haben, daß eine allgemeine freiere Religionsübung in den Colonien ſtattfand.

Hier entwickelte ſich die Maxime, daß eine in ſich abgeſchloſſene, in Sitten und Religion übereinſtimmende Nation vor aller fremden Einwirkung, aller Neuerung ſich wohl zu hüten habe; daß aber da, wo man auf friſchem Boden viele Glieder von allen Seiten her zuſammen berufen will, möglichſt unbedingte Thätigkeit im Erwerb, und freier Spielraum der allgemeinſittlichen und religiöſen Vorſtellungen zu vergönnen ſey.

Der lebhafte Trieb nach America im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war groß, indem ein jeder, der ſich dießſeits einigermaßen unbequem fand, ſich

drüben in Freiheit zu ſetzen hoffte; dieſer Trieb ward genährt durch wünſchenswerthe Beſitzungen, die man erlangen konnte, ehe ſich noch die Bevölkerung weiter nach Weſten verbreitete. Ganze ſogenannte Grafſchaften ſtanden noch zu Kauf an der Gränze des bewohnten Landes, auch der Vater unſeres Herrn hatte ſich dort bedeutend angeſiedelt.

Wie aber in den Söhnen ſich oft ein Widerſpruch hervorthut gegen väterliche Geſinnungen, ſo zeigte ſich's auch hier. Unſer Herr, als Jüngling nach Europa gelangt fand ſich hier ganz anders; dieſe unſchätzbare Cultur ſeit mehreren tauſend Jahren entſprungen, gewachſen, ausgebreitet, gedämpft, gedrückt, nie ganz erdrückt, wieder aufathmend, ſich neu belebend und nach wie vor in unendlichen Thätigkeiten hervortretend gab ihm ganz andere Begriffe, wohin die Menſchheit gelangen kann. Er zog vor, an den großen unüberſehlichen Vortheilen ſein Antheil hinzunehmen und lieber in der großen geregelt thätigen Maſſe mitwirkend ſich zu verlieren, als drüben über dem Meere um Jahrhunderte verſpätet den Orpheus und Lykurg zu ſpielen; er ſagte: „Ueberall bedarf der Menſch Geduld, überall muß er Rückſicht nehmen, und ich will mich doch lieber mit meinem Könige abfinden, daß er mir dieſe oder jene Gerechtſame zugeſtehe, lieber mich mit meinen Nachbarn vergleichen, daß ſie mir gewiſſe Beſchränkungen erlaſſen, wenn ich ihnen von

einer andern Seite nachgebe, als daß ich mich mit den Irokesen herumschlage um sie zu vertreiben, oder sie durch Contracte betriege, um sie zu verdrängen, aus ihren Sümpfen, wo man von Mosquito's zu Tode gepeinigt wird."

Er übernahm die Familiengüter, wußte sie freisinnig zu behandeln, sie wirthschaftlich einzurichten, weite unnütz scheinende Nachbardistricte klüglich anzuschließen und so sich innerhalb der cultivirten Welt, die in einem gewissen Sinne auch gar oft eine Wildniß genannt werden kann, ein mäßiges Gebiet zu erwerben und zu bilden, das für die beschränkten Zustände immer noch utopisch genug ist.

Religionsfreiheit ist daher in diesem Bezirk natürlich, der öffentliche Cultus wird als ein freies Bekenntniß angesehen, daß man in Leben und Tod zusammen gehöre; hiernach aber wird sehr darauf gesehen, daß niemand sich absondere.

Man wird in den einzelnen Ansiedelungen mäßig große Gebäude gewahr; dieß ist der Raum, den der Grundbesitzer jeder Gemeinde schuldig ist; hier kommen die Aeltesten zusammen um sich zu berathen, hier versammeln sich die Glieder um Belehrung und fromme Ermunterung zu vernehmen. Aber auch zu heiterm Ergötzen ist dieser Raum bestimmt; hier werden die hochzeitlichen Tänze aufgeführt und der Feyertag mit Musik geschlossen.

Hierauf kann uns die Natur selbst führen. Bei gewöhnlich heiterer Witterung sehen wir unter derselben Linde die Aeltesten im Rath, die Gemeinde zur Erbauung und die Jugend im Tanze sich schwenkend. Auf ernstem Lebensgrunde zeigt sich das Heilige so schön, Ernst und Heiligkeit mäßigen die Lust und nu durch Mäßigung erhalten wir uns.

Ist die Gemeinde anderes Sinnes und wohlhabend genug, so steht es ihr frei, verschiedene Baulichkeiten den verschiedenen Zwecken zu widmen.

Wenn aber dieß alles auf's Oeffentliche und Gemeinsam = sittliche berechnet ist, so bleibt die eigentliche Religion ein Inneres, ja Individuelles, denn sie hat ganz allein mit dem Gewissen zu thun, dieses soll erregt, soll beschwichtigt werden. Erregt, wenn es stumpf, unthätig, unwirksam dahin brütet, beschwichtigt, wenn es durch reuige Unruhe das Leben zu verbittern droht. Denn es ist ganz nah mit der Sorge verwandt, die in den Kummer überzugehen droht, wenn wir uns oder andern durch eigene Schuld ein Uebel zugezogen haben.

Da wir aber zu Betrachtungen, wie sie hier gefordert werden, nicht immer aufgelegt sind, auch nicht immer aufgeregt seyn mögen, so ist hiezu der Sonntag bestimmt, wo alles was den Menschen drückt, in religioser, sittlicher, geselliger, ökonomischer Beziehung zur Sprache kommen muß.

„Wenn Sie eine Zeit lang bei uns blieben," sagte Juliette, „so würde auch unser Sonntag Ihnen nicht mißfallen. Uebermorgen früh würden Sie eine große Stille bemerken; jeder bleibt einsam und widmet sich einer vorgeschriebenen Betrachtung. Der Mensch ist ein beschränktes Wesen, unsere Beschränkung zu überdenken ist der Sonntag gewidmet. Sind es körperliche Leiden, die wir im Lebenstaumel der Woche vielleicht gering achteten, so müssen wir am Anfang der neuen alsobald den Arzt aufsuchen; ist unsere Beschränkung ökonomisch und sonst bürgerlich, so sind unsere Beamten verpflichtet ihre Sitzungen zu halten; ist es geistig, sittlich, was uns verdüstert, so haben wir uns an einen Freund, an einen Wohldenkenden zu wenden, dessen Rath, dessen Einwirkung zu erbitten: genug, es ist das Gesetz, daß niemand eine Angelegenheit, die ihn beunruhigt oder quält, in die neue Woche hinüber nehmen dürfe. Von drückenden Pflichten kann uns nur die gewissenhafteste Ausübung befreien, und was gar nicht aufzulösen ist, überlassen wir zuletzt Gott als dem allbedingenden und allbefreienden Wesen. Auch der Oheim selbst unterläßt nicht solche Prüfung, es sind sogar Fälle, wo er mit uns vertraulich über eine Angelegenheit gesprochen hat, die er im Augenblick nicht überwinden konnte; am meisten aber bespricht er sich mit unserer edlen Tante, die er von Zeit zu Zeit besuchend angeht. Auch pflegt er Sonntag

Abends zu fragen, ob alles rein gebeichtet und abgethan worden. Sie sehen hieraus, daß wir alle Sorgfalt anwenden, um nicht in Ihren Orden, nicht in die Gemeinschaft der Entsagenden aufgenommen zu werden."

„Es ist ein anderes Leben!" rief Hersilie, „wenn ich mich alle acht Tage resignire, so hab' ich es freilich bei dreyhundert und fünf und sechzigen zu Gute."

Vor dem Abschiede jedoch erhielt unser Freund von dem jüngern Beamten ein Paket mit beiliegendem Schreiben, aus welchem wir folgende Stelle ausheben:

„Mir will scheinen, daß bei jeder Nation ein anderer Sinn vorwalte, dessen Befriedigung sie allein glücklich macht, und dieß bemerkt man ja schon an verschiedenen Menschen. Der eine, der sein Ohr mit vollen, anmuthig geregelten Tönen gefüllt, Geist und Seele dadurch angeregt wünscht, dankt er mir's, wenn ich ihm das trefflichste Gemählde vor Augen stelle? Ein Gemählde freund will schauen, er wird ablehnen durch Gedicht oder Roman seine Einbildungskraft erregen zu lassen. Wer ist denn so begabt, daß er vielseitig genießen könne?

„Sie aber, vorübergehender Freund, sind mir als ein solcher erschienen, und wenn Sie die Nettigkeit einer vornehm reichen Französischen Verirrung zu schätzen wußten, so hoffe ich, Sie werden die einfache treue

Rechtlichkeit Deutscher Zustände nicht verschmähen, und mir verzeihen, wenn ich nach meiner Art und Denkweise, nach Herkommen und Stellung, kein anmuthigeres Bild finde, als wie sie uns der Deutsche Mittelstand in seinen reinen Häuslichkeiten sehen läßt.

Lassen Sie sich's gefallen und gedenken mein."

Achtes Capitel.

Wer iſt der Verräther?

„Nein! nein!“ rief er aus, als er heftig und eilig in's angewieſene Schlafzimmer trat und das Licht niederſetzte: „nein! es iſt nicht möglich! Aber wohin ſoll ich mich wenden? Das erſtemal denk' ich anders als er, das erſtemal empfind' ich, will ich anders. — O mein Vater! Könnteſt du unſichtbar gegenwärtig ſeyn, mich durch und durch ſchauen, du würdeſt dich überzeugen, daß ich noch derſelbe bin, immer der treue, gehorſame, liebevolle Sohn. — Nein zu ſagen! des Vaters liebſtem, lange gehegtem Wunſch zu widerſtreben! wie ſoll ich's offenbaren? wie ſoll ich's ausdrücken? Nein, ich kann Julien nicht heirathen. — Indem ich's ausſpreche, erſchrecke ich. Und wie ſoll ich vor ihn treten, es ihm eröffnen, dem guten, lieben Vater? Er blickt mich ſtaunend an und ſchweigt, er ſchüttelt den Kopf; der einſichtige, kluge, gelehrte Mann weiß keine Worte zu finden. Weh mir, — O ich wüßte wohl, wem ich dieſe Pein, dieſe Verlegenheit vertraute, wen ich mir zum Fürſprecher ausgriffe; aus allen dich, Lucinde! und dir möcht' ich zuerſt ſagen, wie ich dich liebe, wie ich mich dir hingebe und dich ſe-

deutlich bitte: vertritt mich, und kannst du mich lieben, willst du mein seyn, so vertritt uns beide."

Dieses kurze, herzlich leidenschaftliche Selbstgespräch aufzuklären wird es aber viele Worte kosten.

Professor N. zu N. hatte einen einzigen Knaben von wundersamer Schönheit, den er, bis in das achte Jahr, der Vorsorge seiner Gattin, der würdigsten Frau überließ; diese leitete die Stunden und Tage des Kindes, zum Leben, Lernen und zu allem guten Betragen. Sie starb, und im Augenblicke fühlte der Vater, daß er diese Sorgfalt persönlich nicht weiter fortsetzen könne. Bisher war alles Uebereinkunft zwischen den Eltern; sie arbeiteten auf Einen Zweck, beschlossen zusammen für die nächste Zeit was zu thun sey, und die Mutter verstand alles weislich auszuführen. Doppelt und dreyfach war nun die Sorge des Witwers, welcher wohl wußte und täglich vor Augen sah, daß für Söhne der Professoren auf Akademien selbst nur durch ein Wunder eine glückliche Bildung zu hoffen sey.

In dieser Verlegenheit wendete er sich an seinen Freund, den Oberamtmann zu N., mit dem er schon frühere Plane näherer Familien-Verbindungen durchgesprochen hatte. Dieser wußte zu rathen und zu helfen, daß der Sohn in eine der guten Lehranstalten aufgenommen wurde, die in Deutschland blühten, und worin für den ganzen Menschen, für Leib, Seele und Geist möglichst gesorgt ward.

Unter

Untergebracht war nun der Sohn, der Vater jedoch fand sich gar zu allein; seiner Gattin beraubt, der lieblichen Gegenwart des Knaben entfremdet, den er, ohne selbsteigenes Bemühen, so erwünscht heraufgebildet gesehn. Auch hier kam die Freundschaft des Oberamtmanns zu statten; die Entfernung ihrer Wohnorte verschwand vor der Neigung, der Lust sich zu bewegen, sich zu zerstreuen. Hier fand nun der verwais'te Gelehrte in einem, gleichfalls mutterlosen, Familienkreis zwey schöne, verschiedenartig liebenswürdige Töchter herangewachsen; wo denn beide Väter sich immer mehr und mehr bestärkten in dem Gedanken, in der Aussicht, ihre Häuser dereinst auf's erfreulichste verbunden zu sehn.

Sie lebten in einem glücklichen Fürstenlande; der tüchtige Mann war seiner Stelle lebenslänglich gewiß und ein gewünschter Nachfolger wahrscheinlich. Nun sollte, nach einem verständigen Familien- und Ministerial-Plan, sich Lucidor zu dem wichtigen Posten des künftigen Schwiegervaters bilden. Dieß gelang ihm auch von Stufe zu Stufe. Man versäumte nichts ihm alle Kenntniß zu überliefern, alle Thätigkeiten an ihm zu entwickeln, deren der Staat jederzeit bedarf: die Pflege des streng gerichtlichen Rechts, des läßlichern, wo Klugheit und Gewandtheit dem Ausübenden zur Hand geht; der Calcul zum Tagesgebrauch, die höheren Uebersichten nicht ausgeschlossen, aber alles unmittelbar am Leben, wie es gewiß und unausbleiblich zu gebrauchen wäre.

In diesem Sinne hatte Lucidor seine Schuljahre vollbracht, und ward nun durch Vater und Gönner zur Akademie vorbereitet. Er zeigte das schönste Talent zu allem und verdankte der Natur auch noch das seltene Glück, aus Liebe zum Vater, aus Ehrfurcht für den Freund, seine Fähigkeiten gerade dahin lenken zu wollen, wohin man deutete, erst aus Gehorsam, dann aus Ueberzeugung. Auf eine auswärtige Akademie ward er gesendet und ging daselbst, sowohl nach eigener brieflicher Rechenschaft, als nach Zeugniß seiner Lehrer und Aufseher, den Gang, der ihn zum Ziele führen sollte. Nur konnte man nicht billigen, daß er in einigen Fällen zu ungeduldig brav gewesen. Der Vater schüttelte hierüber den Kopf, der Oberamtmann nickte. Wer hätte sich nicht einen solchen Sohn gewünscht.

Indessen wuchsen die Töchter heran, Julie und Lucinde. Jene, die jüngere, neckisch, lieblich, unstät, höchst unterhaltend; die andere zu bezeichnen schwer, weil sie in Geradheit und Reinheit dasjenige darstellte, was wir an allen Frauen wünschenswerth finden. Man besuchte sich wechselseitig, und im Hause des Professors fand Julie die unerschöpflichste Unterhaltung.

Geographie, die er durch Topographie zu beleben wußte, gehörte zu seinem Fach, und sobald Julie nur einen Band gewahr worden, dergleichen aus der Homannischen Officin eine ganze Reihe da standen, so wurden sämmtliche Städte gemustert, beurtheilt, vorgezogen

oder zurückgewiesen; alle Häfen besonders erlangten ihr Gunst; andere Städte, welche nur einigermaßen ihren Beifall erhalten wollten, mußten sich mit viel Thürmen, Kuppeln und Minareten fleißig hervorheben.

Der Vater ließ sie wochenlang bei dem geprüften Freunde; sie nahm wirklich zu an Wissenschaft und Einsicht und kannte so ziemlich die bewohnte Welt nach Hauptbezügen, Puncten und Orten. Auch war sie auf Trachten fremder Nationen sehr aufmerksam, und wenn ihr Pflegvater manchmal scherzhaft fragte: ob ihr denn von den vielen jungen hübschen Leuten, die da vor dem Fenster hin und wiedergingen, nicht einer oder der andere wirklich gefalle? so sagte sie: ja freilich, wenn er recht seltsam aussieht! — Da nun unsere jungen Studirenden es niemals daran fehlen lassen, so hatte sie oft Gelegenheit an einem oder dem andern Theil zu nehmen; sie erinnerte sich an ihm irgend einer fremden Nationaltracht, versicherte jedoch zuletzt, es müsse wenigstens ein Grieche, völlig nationell ausstaffirt, herbeikommen, wenn sie ihm vorzügliche Aufmerksamkeit widmen sollte; deßwegen sie sich auch auf die Leipziger Messe wünschte, wo dergleichen auf der Straße zu sehen wären.

Nach seinen trocknen und manchmal verdrießlichen Arbeiten hatte nun unser Lehrer keine glücklichern Augenblicke, als wenn er sie scherzend unterrichtete und dabei heimlich triumphirte, sich eine so liebenswürdige, immer unterhaltene, immer unterhaltende Schwiegertochter zu

erziehen. Die beiden Väter waren übrigens einverstanden, daß die Mädchen nichts von der Absicht vermuthen sollten, auch Lucidor'n hielt man sie verborgen.

So waren Jahre vergangen, wie sie denn gar leicht vergehen: Lucidor stellte sich dar, vollendet, alle Prüfungen bestehend, selbst zur Freude der obern Vorgesetzten, die nichts mehr wünschten als die Hoffnung alter, würdiger, begünstigter, gunstwerther Diener mit gutem Gewissen erfüllen zu können.

Und so war denn die Angelegenheit mit ordnungsgemäßem Schritt endlich dahin gediehen, daß Lucidor, nachdem er sich in untergeordneten Stellen musterhaft betragen, nunmehr einen gar vortheilhaften Sitz nach Verdienst und Wunsch erlangen sollte, gerade Mittewegs zwischen der Akademie und dem Oberamtmann gelegen.

Der Vater sprach nunmehr mit dem Sohn von Julien, auf die er bisher nur hingedeutet hatte, als von dessen Braut und Gattin, ohne weiteren Zweifel und Bedingung, das Glück preisend solch ein lebendiges Kleinod sich angeeignet zu haben. Er sah seine Schwiegertochter im Geiste schon wieder von Zeit zu Zeit bei sich, mit Charten, Planen und Städtebildern beschäftigt; der Sohn dagegen erinnerte sich des allerliebsten, heitern Wesens, das ihn, zu kindlicher Zeit, durch Neckerey wie durch Freundlichkeit immer ergötzt hatte. Nun sollte Lucidor zu dem Oberamtmann hinüberreiten, die herangewachsene Schöne näher betrachten, sich einige

Wochen, zu Gewohnheit und Bekanntſchaft, mit dem Geſammthauſe ergeben. Würden die jungen Leute, wie zu hoffen, bald einig, ſo ſollte man's melden, der Vater würde ſogleich erſcheinen, damit ein feyerliches Verlöbniß das gehoffte Glück für ewig ſicherſtelle.

Lucidor kommt an, er wird freundlichſt empfangen, ein Zimmer ihm angewieſen, er richtet ſich ein und erſcheint. Da findet er denn, außer den uns ſchon bekannten Familiengliedern, noch einen halberwachſenen Sohn, verzogen, geradezu, aber geſcheidt und gutmüthig, ſo daß, wenn man ihn für den luſtigen Rath nehmen wollte, er gar nicht übel zum Ganzen paßte. Dann gehörte zum Haus ein ſehr alter, aber geſunder, frohmüthiger Mann, ſtill, fein, klug, auslebend, nun hie und da aushelfend. Gleich nach Lucidor kam noch ein Fremder hinzu, nicht mehr jung, von bedeutendem Anſehn, würdig, lebensgewandt und durch Kenntniß der weiteſten Weltgegenden höchſt unterhaltend. Sie hießen ihn Antoni.

Julie empfing ihren angekündigten Bräutigam, ſchicklich aber zuvorkommend, Lucinde dagegen machte die Ehre des Hauſes, wie jene ihrer Perſon. So verging der Tag ausgezeichnet angenehm für alle, nur für Lucidor'n nicht; er, ohnehin ſchweigſam, mußte von Zeit zu Zeit, um nicht gar zu verſtummen, ſich fragend verhalten; wobei denn niemand zum Vortheil erſcheint.

Zerſtreut war er durchaus: denn er hatte vom erſten

Augenblick an nicht Abneigung, noch Widerwillen, aber Entfremdung gegen Julien gefühlt; Lucinde dagegen zog ihn an, daß er zitterte, wenn sie ihn mit ihren vollen, reinen, ruhigen Augen ansah.

So bedrängt erreichte er den ersten Abend sein Schlafzimmer, und ergoß sich in jenem Monolog, mit dem wir begonnen haben. Um aber auch diesen zu erklären, und wie die Heftigkeit einer solchen Redefülle zu demjenigen paßt, was wir schon von ihm wissen, wird eine kurze Mittheilung nöthig.

Lucidor war von tiefem Gemüth und hatte meist etwas anders im Sinn, als was die Gegenwart erheischte; deßwegen Unterhaltung und Gespräch ihm nie recht glücken wollte; er fühlte das und wurde schweigsam, außer wenn von bestimmten Fächern die Rede war, die er durchstudirt hatte, davon ihm jederzeit zu Diensten stand, was er bedurfte. Dazu kam daß er, früher auf der Schule, später auf der Universität, sich an Freunden betrogen und seinen Herzenserguß unglücklich vergeudet hatte; jede Mittheilung war ihm daher bedenklich; Bedenken aber hebt jede Mittheilung auf. Zu seinem Vater war er nur gewohnt unisono zu sprechen, und sein volles Herz ergoß sich daher in Monologen sobald er allein war.

Den andern Morgen hatte er sich zusammen genommen, und wäre doch beinahe außer Fassung gerückt, als ihm Julie noch freundlicher, heiterer und freier entgegen

kam. Sie wußte viel zu fragen, nach ſeinen Land- und Waſſerfahrten, wie er, als Student, mit dem Bündelchen auf'm Rücken die Schweiz durchſtreift und durchſtiegen, ja über die Alpen gekommen. Da wollte ſie nun von der ſchönen Inſel, auf dem großen ſüdlichen See, vieles wiſſen; rückwärts aber mußte der Rhein, von ſeinem erſten Urſprung an, erſt durch höchſt unerfreuliche Gegenden begleitet werden, und ſo hinabwärts durch manche Abwechſelung; wo es denn freilich zuletzt, zwiſchen Mainz und Koblenz, noch der Mühe werth iſt den Fluß, ehrenvoll, aus ſeiner letzten Beſchränkung in die weite Welt, in's Meer zu entlaſſen.

Lucidor fühlte ſich hiebei ſehr erleichtert, erzählte gern und gut, ſo daß Julie entzückt ausrief: ſo was müſſe man ſelbander ſehen. Worüber denn Lucidor abermals erſchrak, weil er darin eine Anſpielung auf ihr gemeinſames Wandern durch's Leben zu ſpüren glaubte.

Von ſeiner Erzählerpflicht jedoch wurde er bald abgelöſ't: denn der Fremde, den ſie Antoni hießen, verdunkelte gar geſchwind alle Bergquellen, Felsufer, eingezwängte, freigelaſſene Flüſſe: nun hier ging's unmittelbar nach Genua; Livorno lag nicht weit, das Intereſſanteſte im Lande nahm man auf den Raub ſo mit; Neapel mußte man, ehe man ſtürbe, geſehen haben, dann aber blieb freilich Conſtantinopel noch übrig, das doch auch nicht zu verſäumen ſey. Die Beſchreibung, die Antoni von der weiten Welt machte, riß die Ein-

bildungskraft aller mit ſich fort, ob er gleich weniger Feuer darein zu legen hatte. Julie, ganz außer ſich, war aber noch keineswegs befriedigt, ſie fühlte noch Luſt nach Alexandrien, Cairo, beſonders aber zu den Pyramiden, von denen ſie ziemlich auslangende Kenntniſſe durch ihres vermuthlichen Schwiegervaters Unterricht gewonnen hatte.

Lucidor, des nächſten Abends, (er hatte kaum die Thüre angezogen, das Licht noch nicht niedergeſetzt,) rief aus: nun beſinne dich denn! es iſt Ernſt. Du haſt viel Ernſtes gelernt und durchdacht; was ſoll denn Rechtsgelehrſamkeit, wenn du jetzt nicht gleich als Rechtsmann handelſt? Siehe dich als einen Bevollmächtigten an, vergiß dich ſelbſt und thue was du für andere zu thun ſchuldig wärſt. Es verſchränkt ſich auf's fürchterlichſte! Der Fremde iſt offenbar um Lucindens willen da, ſie bezeigt ihm die ſchönſten, edelſten geſellig häuslichen Aufmerkſamkeiten; die kleine Närrin möchte mit jedem durch die Welt laufen, für nichts und wieder nichts. Ueberdieß noch iſt ſie ein Schalk, ihr Antheil an Städten und Ländern iſt eine Poſſe, wodurch ſie uns zum Schweigen bringt. Warum aber ſeh' ich dieſe Sache ſo verwirrt und verſchränkt an? Iſt der Oberamtmann nicht ſelbſt der verſtändigſte, der einſichtigſte, liebevollſte Vermittler? Du willſt ihm ſagen wie du fühlſt und denkſt, und er wird mitdenken, wenn auch nicht mitfühlen. Er vermag alles über den Vater. Und iſt

nicht eine wie die andere seine Tochter? Was will denn der Alten Reiser mit Lucinden, die für das Haus geboren ist, um glücklich zu seyn und Glück zu schaffen; hefte sich doch das zapplige Quecksilber an den ewigen Juden, das wird eine allerliebste Partie werden.

Des Morgens ging Lucidor festen Entschlusses hinab mit dem Vater zu sprechen und ihn deßhalb in bekannten freien Stunden unverzüglich anzugehn. Wie groß war sein Schmerz, seine Verlegenheit, als er vernahm: der Oberamtmann, in Geschäften verreist, werde erst übermorgen zurückerwartet. Julie schien heute so recht ganz ihren Reisetag zu haben, sie hielt sich an den Weltwanderer und überließ mit einigen Scherzreden die sich auf Häuslichkeit bezogen, Lucidor an Lucinden. Hatte der Freund vorher das edle Mädchen aus gewisser Ferne gesehen, nach einem allgemeinen Eindruck, und sich schon herzlichst angeeignet, so mußte er in der nächsten Nähe alles doppelt und dreyfach entdecken was ihn erst im allgemeinen anzog.

Der gute alte Hausfreund, an der Stelle des abwesenden Vaters, that sich nun hervor; auch er hatte gelebt, geliebt und war, nach manchen Quetschungen des Lebens, noch endlich an der Seite des Jugendfreundes aufgefrischt und wohlbehalten. Er belebte das Gespräch und verbreitete sich besonders über Verirrungen in der Wahl eines Gatten, erzählte merkwürdige Beispiele von zeitiger und verspäteter Erklärung. Lucinde erschien in

ihrem völligen Glanze, ſie geſtand: daß im Leben das Zufällige jeder Art, und ſo auch in Verbindungen das Allerbeſte bewirken könne; doch ſey es ſchöner, herzerhebender, wenn der Menſch ſich ſagen dürfe: er ſey ſein Glück ſich ſelbſt, der ſtillen, ruhigen Ueberzeugung ſeines Herzens, einem edlen Vorſatz und raſchen Entſchluſſe ſchuldig geworden. Lucidorn ſtanden die Thränen in den Augen als er Beifall gab, worauf die Frauenzimmer ſich bald entfernten. Der alte Vorſitzende mochte ſich in Wechſelgeſchichten gern ergehen, und ſo verbreitete ſich die Unterhaltung in heitere Beiſpiele, die jedoch unſern Helden ſo nahe berührten, daß nur ein ſo rein gebildeter Jüngling nicht herauszubrechen über ſich gewinnen konnte; das geſchah aber als er allein war.

„Ich habe mich gehalten!“ rief er aus: „mit ſolcher Verwirrung will ich meinen guten Vater nicht kränken; ich habe an mich gehalten: denn ich ſehe in dieſem würdigen Hausfreunde den Stellvertretenden beider Väter; zu ihm will ich reden, ihm alles entdecken, er wird's gewiß vermitteln und hat beinahe ſchon ausgeſprochen was ich wünſche. Sollte er im einzelnen Falle ſchelten, was er überhaupt billigt? Morgen früh ſuch' ich ihn auf; ich muß dieſem Drange Luft machen.“

Bei'm Frühſtück fand ſich der Greis nicht ein; er hatte, hieß es, geſtern Abend zu viel geſprochen, zu lange geſeſſen und einige Tropfen Wein über Gewohn-

heit getrunken. Man erzählte viel zu seinem Lobe und zwar gerade solche Reden und Handlungen die Lucidor'n zur Verzweiflung brachten, daß er sich nicht sogleich an ihn gewendet. Dieses unangenehme Gefühl ward nur geschärft, als er vernahm: bei solchen Anfällen lasse der gute Alte sich manchmal in acht Tagen gar nicht sehen.

Ein ländlicher Aufenthalt hat für geselliges Zusammensein gar große Vortheile, besonders wenn die Bewirthenden sich, als denkende, fühlende Personen, mehrere Jahre veranlaßt gefunden der natürlichen Anlage ihrer Umgebung zu Hülfe zu kommen. So war es hier geglückt. Der Oberamtmann, erst unverheirathet, dann in einer langen glücklichen Ehe, selbst vermögend, an einem einträglichen Posten, hatte nach eignem Blick und Einsicht, nach Liebhaberey seiner Frau, ja zuletzt nach Wünschen und Grillen seiner Kinder, erst größere und kleinere, abgesonderte Anlagen besorgt und begünstigt, welche mit Gefühl allmählich durch Pflanzungen und Wege verbunden, eine allerliebste, verschiedentlich abweichende, charakteristische Scenenfolge dem Durchwandelnden darstellten. Eine solche Wallfahrt ließen denn auch unsere jungen Familienglieder ihren Gast antreten, wie man seine Anlagen dem Fremden gerne vorzeigt, damit er das, was uns gewöhnlich geworden, auffallend erblicke und den günstigen Eindruck davon für immer behalte.

Die nächste, so wie die fernere Gegend war zu bescheidenen Anlagen und eigentlich ländlichen Einzelnheiten höchst geeignet. Fruchtbare Hügel wechselten mit wohlbewässerten Wiesengründen, so daß das Ganze von Zeit zu Zeit zu sehen war, ohne flach zu seyn; und wenn Grund und Boden vorzüglich dem Nutzen gewidmet erschien, so war doch das Anmuthige, das Reizende nicht ausgeschlossen.

An die Haupt- und Wirthschaftsgebäude fügten sich Lust-, Obst- und Grasgärten, aus denen man sich unversehens in ein Hölzchen verlor, das ein breiter fahrbarer Weg auf und ab, hin und wieder durchschlängelte. Hier in der Mitte war, auf der bedeutendsten Höhe, ein Saal erbaut, mit anstoßenden Gemächern. Wer zur Hauptthüre hereintrat sah im großen Spiegel die günstigste Aussicht, welche die Gegend nur gewähren mochte, und kehrte sich geschwind wieder um, an der Wirklichkeit von dem unerwarteten Bilde Erholung zu nehmen: denn das Herankommen war künstlich genug eingerichtet und alles klüglich verdeckt was Ueberraschung bewirken sollte. Niemand trat herein, ohne daß er von dem Spiegel zur Natur und von der Natur zum Spiegel sich nicht gern hin und wieder gewendet hätte.

Am schönsten, heitersten, längsten Tage einmal auf dem Wege, hielt man einen sinnigen Flurzug um und durch das Ganze. Hier wurde das Abendplätzchen der guten Mutter bezeichnet, wo eine herrliche Buche rings-

umher ſich freien Raum gehalten hatte. Bald nachher wurde Lucindens Morgenandacht von Julien halb neckiſch angedeutet, in der Nähe eines Wäſſerchens zwiſchen Pappeln und Erlen, an hinabſtreichenden Wieſen, hinaufziehenden Aeckern. Es war nicht zu beſchreiben wie hübſch! ſchon überall glaubte man es geſehen zu haben, aber nirgends in ſeiner Einfalt ſo bedeutend und ſo willkommen. Dagegen zeigte der Junker, auch halb wider Willen Juliens, die kleinlichen Lauben und kindiſchen Gärtchenanſtalten, die, nächſt einer vertraulich gelegenen Mühle, kaum noch zu bemerken; ſie ſchrieben ſich aus einer Zeit her, wo Julie, etwa in ihrem zehnten Jahre, ſich in den Kopf geſetzt hatte, Müllerin zu werden und, nach dem Abgang der beiden alten Leute, ſelbſt einzutreten und ſich einen braven Mühlknappen auszuſuchen.

Das war zu einer Zeit, rief Julie, wo ich noch nichts von Städten wußte die an Flüſſen liegen, oder gar am Meer, von Genua nichts u. ſ. w. Ihr guter Vater, Lucidor, hat mich bekehrt, ſeit der Zeit komm' ich nicht leicht hierher. Sie ſetzte ſich neckiſch auf ein Bänkchen, das ſie kaum noch trug, unter einen Hollunderſtrauch, der ſich zu tief gebeugt hatte. „Pfui, über's Hocken!" rief ſie, ſprang auf und lief mit dem luſtigen Bruder voran.

Das zurückgebliebene Paar unterhielt ſich verſtändig, und in ſolchen Fällen nähert ſich der Verſtand

auch wohl dem Gefühl. — Abwechselnd einfache natürliche Gegenstände zu durchwandern, mit Ruhe zu betrachten wie der verständige, kluge Mensch ihnen etwas abzugewinnen weiß, wie die Einsicht in's Vorhandene, zum Gefühl seiner Bedürfnisse sich gesellend, Wunder thut, um die Welt erst bewohnbar zu machen, dann zu bevölkern und endlich zu übervölkern, das alles konnte hier im einzelnen zur Sprache kommen. Lucinde gab von allem Rechenschaft und konnte, so bescheiden sie war, nicht verbergen, daß die bequemlich angenehmen Verbindungen entfernter Partien ihr Werk seyen, unter Angabe, Leitung oder Vergünstigung einer verehrten Mutter.

Da sich aber denn doch der längste Tag endlich zum Abend bequemt, so mußte man auf Rückkehr denken, und als man auf einen angenehmen Umweg sann, verlangte der lustige Bruder: man solle den kürzern, obgleich nicht erfreulichen, wohl gar beschwerlichern Weg einschlagen. „Denn," rief er aus, „ihr habt mit euren Anlagen und Anschlägen geprahlt, wie ihr die Gegend für mahlerische Augen und für zärtliche Herzen verschönert und verbessert; laßt mich aber auch zu Ehren kommen."

Nun mußte man über geackerte Stellen und holprichte Pfade, ja wohl auch auf zufällig hingeworfenen Steinen über Moorflecke wandern und sah, schon in einer gewissen Ferne, allerlei Maschinenwerk verworren

aufgethürmt. Näher betrachtet, war ein großer Luſt- und Spielplatz, nicht ohne Verſtand, mit einem gewiſſen Volksſinn eingerichtet. Und ſo ſtanden hier in gehörigen Entfernungen zuſammengeordnet, das große Schaukelrad, wo die Auf- und Abſteigenden immer gleich horizontal ruhig ſitzen bleiben, andere Schaukeln, Schwungſeile, Luſthebel, Kegel und Zellenbahnen und was nur alles erdacht werden kann, um auf einem großen Triftraum eine Menge Menſchen verſchiedentlichſt und gleichmäßig zu beſchäftigen und zu erluſtigen. „Dieß," rief er aus, „iſt meine Erfindung, meine Anlage! und obgleich der Vater das Geld und ein geſcheidter Kerl den Kopf dazu hergab, ſo hätte doch, ohne mich, den ihr oft unvernünftig nennt, Verſtand und Geld ſich nicht zuſammen gefunden."

So heiter geſtimmt kamen alle vier mit Sonnenuntergang wieder nach Hauſe. Antoni fand ſich ein; die Kleine jedoch, die an dieſem bewegten Tage noch nicht genug hatte, ließ einſpannen und fuhr über Land zu einer Freundin, in Verzweiflung ſie ſeit zwey Tagen nicht geſehen zu haben. Die vier Zurückgebliebenen fühlten ſich verlegen ehe man ſich's verſah, und es ward ſogar ausgeſprochen, daß des Vaters Ausbleiben die Angehörigen beunruhige. Die Unterhaltung fing an zu ſtocken, als auf einmal der luſtige Junker aufſprang und gar bald mit einem Buche zurückkam, ſich zum Vorleſen erbietend. Lucinde enthielt ſich nicht

zu fragen, wie er auf den Einfall komme, den er ſeit einem Jahre nicht gehabt; worauf er munter verſetzte: mir fällt alles zur rechten Zeit ein, deſſen könnt ihr euch nicht rühmen. Er las eine Folge ächter Mährchen, die den Menſchen aus ſich ſelbſt hinausführen, ſeinen Wünſchen ſchmeicheln und ihn jede Bedingung vergeſſen machen, zwiſchen welche wir, ſelbſt in den glücklichſten Momenten, doch immer noch eingeklemmt ſind.

„Was beginne ich nun!“ rief Lucidor, als er ſich endlich allein fand: „die Stunde drängt; zu Antoni hab' ich kein Vertrauen, er iſt weltfremd, ich weiß nicht wer er iſt, wie er in's Haus kommt, noch was er will; um Lucinden ſcheint er ſich zu bemühen und was könnte ich daher von ihm hoffen? Mir bleibt nichts übrig als Lucinden ſelbſt anzugehn; ſie muß es wiſſen, ſie zuerſt. Dieß war ja mein erſtes Gefühl, warum laſſen wir uns auf Klugheitswege verleiten! Das Erſte ſoll nun das Letzte ſeyn, und ich hoffe zum Ziel zu gelangen.“

Sonnabend Morgen ging Lucidor, zeitig angekleidet, in ſeinem Zimmer auf und ab, was er Lucinden zu ſagen hätte hin und her bedenkend, als er eine Art von ſcherzhaftem Streit vor ſeiner Thüre vernahm, die auch alſobald aufging. Da ſchob der luſtige Junker einen Knaben vor ſich hin, mit Caffee und Backwerk für den Gaſt; er ſelbſt trug kalte Küche und Wein.

„Du

„Du ſollſt vorangehen,“ rief der Junker: „denn der Gaſt muß zuerſt bedient werden, ich bin gewohnt mich ſelbſt zu bedienen. Mein Freund! heute komme ich etwas früh und tumultuariſch; genießen wir unſer Frühſtück in Ruhe und dann wollen wir ſehen was wir anfangen: denn von der Geſellſchaft haben wir wenig zu hoffen. Die Kleine iſt von ihrer Freundin noch nicht zurück; dieſe müſſen gegeneinander wenigſtens alle vierzehn Tage ihr Herz ausſchütten, wenn es nicht ſpringen ſoll. Sonnabend iſt Lucinde ganz unbrauchbar, ſie liefert dem Vater pünctlich ihre Haushaltungsrechnung; da hab' ich mich auch einmiſchen ſollen, aber Gott bewahre mich! Wenn ich weiß was eine Sache koſtet, ſo ſchmeckt mir kein Biſſen. Gäſte werden auf Morgen erwartet, der Alte hat ſich noch nicht wieder in's Gleichgewicht geſtellt, Antoni iſt auf die Jagd, wir wollen das Gleiche thun.

Flinten, Taſchen und Hunde waren bereit als ſie in den Hof kamen, und nun ging es an den Feldern weg, wo denn doch allenfalls ein junger Haaſe und ein armer gleichgültiger Vogel geſchoſſen wurde. Indeſſen beſprach man ſich von häuslichen und gegenwärtig geſelligen Verhältniſſen. Antoni ward genannt, und Lucidor verfehlte nicht ſich nach ihm zu erkundigen. Der luſtige Junker, mit einiger Selbſtgefälligkeit, verſicherte: jenen wunderlichen Mann, ſo geheimnißvoll er auch thue, habe er ſchon durch und durch geblickt.

„Er iſt," fuhr er fort, „gewiß der Sohn aus einem reichen Handelshauſe, das gerade in dem Augenblick fallirte, als er, in der Fülle ſeiner Jugend, Theil an großen Geſchäften mit Kraft und Munterkeit zu nehmen, daneben aber die ſich reichlich darbietenden Genüſſe zu theilen gedachte. Von der Höhe ſeiner Hoffnungen herunter geſtürzt raffte er ſich zuſammen und leiſtete, anderen dienend, dasjenige was er für ſich und die Seinigen nicht mehr bewirken konnte. So durchreiſte er die Welt, lernte ſie und ihren wechſelſeitigen Verkehr auf's genaueſte kennen und vergaß dabei ſeines Vortheils nicht. Unermüdete Thätigkeit und erprobte Redlichkeit brachten und erhielten ihm von vielen ein unbedingtes Vertrauen. So erwarb er ſich aller Orten Bekannte und Freunde, ja es läßt ſich gar wohl merken, daß ſein Vermögen ſo weit in der Welt umher vertheilt iſt, als ſeine Bekanntſchaft reicht, weßhalb denn auch ſeine Gegenwart in allen vier Theilen der Welt von Zeit zu Zeit nöthig iſt."

Umſtändlicher und naiver hatte dieß der luſtige Junker erzählt und ſo manche poſſenhafte Bemerkung eingeſchloſſen, eben als wenn er ſein Mährchen recht weitläufig auszuſpinnen gedächte.

„Wie lange ſteht er nicht ſchon mit meinem Vater in Verbindung! Die meinen ich ſehe nichts, weil ich mich um nichts bekümmere; aber eben deßwegen ſeh'

ich's nur deſto beſſer, weil mich's nichts angeht. Vieles Geld hat er bei meinem Vater niedergelegt, der es wieder ſicher und vortheilhaft unterbrachte. Erſt geſtern ſteckte er dem Alten ein Juwelen-Käſtchen zu; einfacher, ſchöner und koſtbarer hab' ich nichts geſehen, obgleich nur mit einem Blick, denn es wird verheimlicht. Wahrſcheinlich ſoll es der Braut zu Vergnügen, Luſt und künftiger Sicherheit verehrt werden. Antoni hat ſein Zutrauen auf Lucinden geſetzt! Wenn ich ſie aber zuſammen ſehe, kann ich ſie nicht für ein wohl aſſortirtes Paar halten. Die Ruſchliche wäre beſſer für ihn, ich glaube auch ſie nimmt ihn lieber als die Aelteſte; ſie blickt auch wirklich manchmal nach dem alten Knaſterbart ſo munter und theilnehmend hinüber, als wenn ſie ſich mit ihm in den Wagen ſetzen und auf und davon fliegen wolle." Lucidor faßte ſich zuſammen; er wußte nicht was zu erwidern wäre, alles was er vernahm, hatte ſeinen innerlichen Beifall. Der Junker fuhr fort: „überhaupt hat das Mädchen eine verkehrte Neigung zu alten Leuten, ich glaube ſie hätte Ihren Vater ſo friſch weg geheirathet wie den Sohn."

Lucidor folgte ſeinem Gefährten, wo ihn dieſer auch über Stock und Stein hinführte; beide vergaßen die Jagd die ohnehin nicht ergiebig ſeyn konnte, wo, gut aufgenommen, der eine Freund ſich mit Eſſen, Trinken und Schwätzen unterhielt, der andere aber in Gedanken und Ueberlegungen ſich verſenkte, wie er die

gemachte Entdeckung für ſich und ſeinen Vortheil benutzen möchte.

Lucidor hatte nach allen dieſen Erzählungen und Eröffnungen ſo viel Vertrauen zu Antoni gewonnen, daß er gleich bei'm Eintritt in den Hof nach ihm fragte und in den Garten eilte, wo er zu finden ſeyn ſollte. Er durchſtrich die ſämmtlichen Gänge des Parks bei heiterer Abendſonne; umſonſt! Nirgends keine Seele war zu ſehen; endlich trat er in die Thüre des großen Saals und, wunderſam genug, die untergehende Sonne, aus dem Spiegel zurückſcheinend, blendete ihn dergeſtalt, daß er die beiden Perſonen die auf dem Canapee ſaßen nicht erkennen, wohl aber unterſcheiden konnte, daß einem Frauenzimmer von einer neben ihr ſitzenden Mannsperſon die Hand ſehr feurig geküßt wurde. Wie groß war daher ſein Entſetzen, als er bei hergeſtellter Augenruhe Lucinden und Antoni vor ſich ſahe. Er hätte verſinken mögen, ſtand aber wie eingewurzelt, als ihn Lucinde freundlichſt und unbefangen willkommen hieß, zurückte und ihn bat zu ihrer rechten Seite zu ſitzen. Unbewußt ließ er ſich nieder, und wie ſie ihn anredete, nach dem heutigen Tage ſich erkundigte, Vergebung bat häuslicher Abhaltungen, da konnte er ihre Stimme kaum ertragen. Antoni ſtand auf und empfahl ſich; Lucinde, als ſie, ſich gleichfalls erholend, den Zurückgebliebenen zum Spaziergang einlud. Neben ihr hergehend war er ſchweigſam und verlegen; auch ſie ſchien

beunruhigt; und wenn er nur einigermaßen bei ſich geweſen wäre, ſo hätte ihm ein tiefes Athemholen verrathen müſſen, daß ſie herzliche Seufzer zu verbergen habe. Sie beurlaubte ſich zuletzt als ſie ſich dem Hauſe näherten, er aber wandte ſich, erſt langſam, dann heftig gegen das Freie. Der Park war ihm zu eng, er eilte durch's Feld, nur die Stimme ſeines Herzens vernehmend, ohne Sinn für die Schönheiten des vollkommenſten Abends. Als er ſich allein ſah und ſeine Gefühle ſich im beruhigenden Thränenerguß Luft machten, rief er aus:

„Schon einigemal im Leben, aber nie ſo grauſam hab' ich den Schmerz empfunden, der mich nun ganz elend macht: wenn das gewünſchteſte Glück endlich Hand in Hand, Arm an Arm zu uns tritt, und zugleich ſein Scheiden für ewig ankündet. Ich ſaß bei ihr, ging neben ihr, das bewegte Kleid berührte mich und ich hatte ſie ſchon verloren! Zähle dir das nicht vor, dröſele dir's nicht auf, ſchweig und entſchließe dich!"

Er hatte ſich ſelbſt den Mund verboten, er ſchwieg und ſann, durch Felder, Wieſen und Buſch, nicht immer auf den wegſamſten Pfaden hinſchreitend. Nun als er ſpät in ſein Zimmer trat, hielt er ſich nicht und rief: „Morgen früh bin ich fort, ſolch einen Tag will ich nicht wieder erleben."

Und ſo warf er ſich angekleidet auf's Lager. — Glückliche, geſunde Jugend! Er ſchlief ſchon; die ab-

müdende Bewegung des Tages hatte ihm die süßeste Nachtruhe verdient. Aus tröstlichen Morgenträumen jedoch weckte ihn die allerfrühste Sonne; es war eben der längste Tag, der ihm überlang zu werden drohte. Wenn er die Anmuth des beruhigenden Abendgestirns gar nicht empfunden, so fühlte er die aufregende Schönheit des Morgens nur, um zu verzweifeln. Er sah die Welt so herrlich als je, seinen Augen war sie es noch; sein Inneres aber widersprach, das gehörte ihm alles nicht mehr an, er hatte Lucinden verloren.

Neuntes Capitel.

Der Mantelsack war schnell gepackt, den er wollte liegen lassen, keinen Brief schrieb er dazu, nur mit wenig Worten sollte sein Ausbleiben vom Tisch, vielleicht auch vom Abend, durch den Reitknecht entschuldigt werden, den er ohnehin aufwecken mußte. Diesen aber fand er unten, schon vor dem Stalle, mit großen Schritten auf und abgehend. Sie wollen doch nicht reiten? rief der sonst gutmüthige Mensch mit einigem Verdruß. Ihnen darf ich es wohl sagen, aber der junge Herr wird alle Tage unerträglicher. Hatte er sich doch gestern in der Gegend herumgetrieben, daß man glauben sollte er danke Gott einen Sonntag-Morgen zu ruhen. Kommt er nicht heute früh vor Tag, rumort im Stalle und wie ich aufspringe sattelt und zäumt er Ihr Pferd, ist durch keine Vorstellung abzuhalten; er schwingt sich drauf und ruft: bedenke nur das gute Werk das ich thue! Dieß Geschöpf geht immer nur gelassen einen juristischen Trab, ich will sehen daß ich ihn zu einem raschen Lebensgalop anrege. Er sagte ungefähr so und verführte andere wunderliche Reden.

Lucidor war doppelt und dreyfach betroffen, er liebte das Pferd, als seinem eigenen Charakter, seiner Lebensweise zusagend; ihn verdroß, das gute verständige Geschöpf in den Händen eines Wildfangs zu wissen. Sein Plan war zerstört, seine Absicht zu einem Universitätsfreunde, mit dem er in froher, herzlicher Verbindung gelebt, in dieser Krise zu flüchten. Das alte Zutrauen war erwacht, die dazwischen liegenden Meilen wurden nicht gerechnet, er glaubte schon bei dem wohlwollenden, verständigen Freunde Rath und Linderung zu finden. Diese Aussicht war nun abgeschnitten; doch sie war's nicht, wenn er es wagte auf frischen Wanderfüßen, die ihm zu Gebote standen, sein Ziel zu erreichen.

Vor allen Dingen suchte er nun aus dem Park in's freie Feld, auf den Weg, der ihn zum Freunde führen sollte, zu gelangen. Er war seiner Richtung nicht ganz gewiß, als ihm, linker Hand, über dem Gebüsch hervorragend, auf wunderlichem Zimmerwerk, die Einsiedeley, aus der man ihm früher ein Geheimniß gemacht hatte, in die Augen fiel, und er, jedoch zu seiner größten Verwunderung, auf der Galerie unter dem Chinesischen Dache den guten Alten, der einige Tage für krank gehalten worden, munter um sich blickend erschaute. Dem freundlichsten Gruße, der dringenden Einladung herauf zu kommen widerstand Lucidor mit Ausflüchten und eiligen Gebärden. Nur Theilnahme für den guten Alten, der die steile Treppe schwankenden

Tritts herunterreilend herabzuſtürzen drohte, konnte ihn vermögen entgegen zu geben, und ſodann ſich hinaufziehen zu laſſen. Mit Verwunderung betrat er das anmuthige Sälchen, es hatte nur drey Fenſter gegen das Land, eine allerliebſte Ausſicht; die übrigen Wände waren verziert, oder vielmehr verdeckt von hundert und aber hundert Bildniſſen, in Kupfer geſtochen, allenfalls auch gezeichnet, auf die Wand neben einander in gewiſſer Ordnung aufgeklebt, durch farbige Säume und Zwiſchenräume geſondert.

„Ich begünſtige Sie, mein Freund, wie nicht jeden; dieß iſt das Heiligthum, in dem ich meine letzten Tage vergnüglich zubringe. Hier erhol' ich mich von allen Fehlern, die mich die Geſellſchaft begehen läßt, hier bring' ich meine Diätfehler wieder in's Gleichgewicht.“

Lucidor beſah ſich das Ganze und, in der Geſchichte wohl erfahren, ſah er alsbald klar, daß eine hiſtoriſche Neigung zu Grunde liege.

„Hier oben in der Frieſe,“ ſagte der Alte, „finden Sie die Namen vortrefflicher Männer aus der Urzeit, dann aus der näheren auch nur die Namen, denn wie ſie ausgeſehen, möchte ſchwerlich auszumitteln ſeyn. Hier aber im Hauptfelde geht eigentlich mein Leben an, hier ſind die Männer, die ich noch nennen gehört als Knabe. Denn etwa funfzig Jahre bleibt der Name vorzüglicher Menſchen in der Erinnerung des Volks, weiterhin verſchwindet er oder wird mährchenhaft. —

Obgleich von Deutſchen Eltern bin ich in Holland geboren und für mich iſt Wilhelm von Oranien, als Statthalter und König von England, der Urvater aller ordentlichen Männer und Helden.

„Nun ſehen Sie aber Ludwig den Vierzehnten gleich neben ihm, als welcher" — wie gern hätte Lucidor den guten Alten unterbrochen, wenn es ſich geſchickt hätte, wie es ſich uns, den Erzählenden, wohl ziemen mag: denn ihn bedrohte die neue und neueſte Geſchichte, wie ſich an den Bildern Friedrichs des Großen und ſeiner Generale, nach denen er hinſchielte, gar wohl bemerken ließ.

Ehrte nun auch der gute Jüngling die lebendige Theilnahme des Alten an ſeiner nächſten Vor- und Mitzeit, konnten ihm einzelne individuelle Züge und Anſichten als intereſſant nicht entgehen, ſo hatte er doch auf Akademien ſchon die neuere und neueſte Geſchichte gehört, und was man einmal gehört hat, glaubt man für immer zu wiſſen. Sein Sinn ſtand in die Ferne, er hörte nicht, er ſah kaum, und war eben im Begriff auf die ungeſchickteſte Weiſe zur Thüre hinaus und die lange, fatale Treppe hinunter zu poltern, als ein Händeklatſchen von unten heftig zu vernehmen war.

Indeſſen ſich Lucidor zurückhielt, fuhr der Kopf des Alten zum Fenſter hinaus und von unten ertönte eine wohlbekannte Stimme: „Kommen Sie herunter um's Himmelswillen, aus Ihrem hiſtoriſchen Bilderſaal,

alter Herr! Schließen Sie Ihre Faſten und helfen mir unſern jungen Freund begütigen — wenn er's erfährt. Lucidor's Pferd hab' ich etwas unvernünftig angegriffen, es hat ein Eiſen verloren, und ich mußte es ſtehen laſſen. Was wird er ſagen? Es iſt doch gar zu abſurd, wenn man abſurd iſt."

„Kommen Sie herauf," ſagte der Alte und wendete ſich herein zu Lucidor: „nun, was ſagen Sie?" Lucidor ſchwieg und der wilde Junker trat herein. Das Hin- und Widerreden gab eine lange Scene; genug, man beſchloß, den Reitknecht ſogleich hinzuſchicken, um für das Pferd Sorge zu tragen.

Den Greis zurücklaſſend eilten beide junge Leute nach dem Hauſe, wohin ſich Lucidor nicht ganz unwillig ziehen ließ, es mochte daraus werden was wollte, wenigſtens war in dieſen Mauern der einzige Wunſch ſeines Herzens eingeſchloſſen. In ſolchem verzweifelten Falle vermiſſen wir ohnehin den Beiſtand unſeres freien Willens und fühlen uns erleichtert für einen Augenblick, wenn von irgend woher Beſtimmung und Nöthigung eingreift. Jedoch fand er ſich, da er ſein Zimmer betrat, in dem wunderlichſten Zuſtande, eben als wenn jemand in ein Gaſthofsgemach, das er ſo eben verließ, unerwünſcht wieder einzukehren genöthigt iſt, weil ihm eine Achſe gebrochen.

Der luſtige Junker machte ſich nun über den Mantelſack, um alles recht ordentlich auszupacken, vorzüg-

lich legte er zusammen, was von festlichen Kleidungsstücken, obgleich reisemäßig, vorhanden war; er nöthigte Lucidorn Schuh und Strümpfe anzuziehen, richtete dessen vollkrause, braune Locken zurecht und putzte ihn auf's beste heraus. Sodann rief er hinwegtretend, unsern Freund und sein Machwerk vom Kopf bis zum Fuße beschauend: „Nun seht Ihr doch, Freundchen, einem Menschen gleich, der einigen Anspruch auf hübsche Kinder macht und ernsthaft genug dabei, um sich nach einer Braut umzusehn. Nur einen Augenblick! und Ihr sollt erfahren, wie ich mich hervorzuthun weiß, wenn die Stunde schlägt. Das hab' ich Officieren abgelernt, nach denen die Mädchen immer schielen, und da hab' ich mich zu einer gewissen Soldateska selbst enrollirt, und nun sehen sie mich auch an, weil keine weiß was sie aus mir machen soll. Da entsteht nun aus dem Hin- und Hersehen, aus Verwunderung und Aufmerksamkeit, oft etwas gar Artiges, das, wär' es auch nicht dauerhaft, doch werth ist, daß man ihm den Augenblick gönne."

„Aber nun kommen Sie, Freund, und erweisen mir den gleichen Dienst! Wenn Sie mich Stück für Stück in meine Hülle schlüpfen sehen, so werden Sie Witz und Erfindungsgabe dem leichtfertigen Knaben nicht absprechen."

Nun zog er den Freund mit sich fort, durch lange weitläufige Gänge des alten Schlosses. „Ich habe

mich," rief er aus, „ganz hingebettet. Ohne mich verbergen zu wollen, bin ich gern allein: denn man kann's den andern doch nicht recht machen."

Sie kamen an der Canzley vorbei, eben als ein Diener heraustrat und ein Urvater-Schreibzeug, schwarz, groß und vollständig heraustrug; Papier war auch nicht vergessen.

„Ich weiß schon, was da wieder gekleckst werden soll," rief der Junker; „geh hin und laß mir den Schlüssel. Thun Sie einen Blick hinein, Lucidor! es unterhält Sie wohl bis ich angezogen bin. Einem Rechtsfreund ist ein solches Locale nicht verhaßt wie einem Stallverwandten;" und so schob er Lucidorn in den Gerichtssaal.

Der Jüngling fühlte sich sogleich in einem bekannten ansprechenden Elemente: die Erinnerung der Tage, wo er, aufs Geschäft erpicht, an solchem Tische saß, hörend und schreibend sich übte. Auch blieb ihm nicht verborgen, daß hier eine alte stattliche Hauscapelle zum Dienste der Themis, bei veränderten Religionsbegriffen, verwandelt sey. In den Reposituren fand er Rubriken und Acten ihm früher bekannt; er hatte selbst in diesen Angelegenheiten, von der Hauptstadt her, gearbeitet. Einen Fascikel aufschlagend fiel ihm ein Rescript in die Hände, das er selbst mundirt, ein anderes, wovon er der Concipient gewesen. Handschrift und Papier, Canzleysiegel und des Vorsitzenden Unterschrift, alles rief

ihm jene Zeit eines rechtlichen Strebens jugendlicher Hoffnung hervor. Und wenn er sich dann umsah und den Sessel des Oberamtmanns erblickte, ihm zugedacht und bestimmt, einen so schönen Platz, einen so würdigen Wirkungskreis, den er zu verschmähen, zu entbehren Gefahr lief, das alles bedrängte ihn doppelt und dreyfach, indem die Gestalt Lucindens zu gleicher Zeit sich von ihm zu entfernen schien.

Er wollte das Freie suchen, fand sich aber gefangen. Der wunderliche Freund hatte, leichtsinnig oder schalkhaft, die Thüre verschlossen hinter sich gelassen; doch blieb unser Freund nicht lange in dieser peinlichsten Beklemmung, denn der andere kam wieder, entschuldigte sich und erregte wirklich guten Humor durch seine seltsame Gegenwart. Eine gewisse Verwegenheit der Farben und des Schnitts seiner Kleidung war durch natürlichen Geschmack gedämpft; wie wir ja selbst raffinirten Indiern einen gewissen Beifall nicht versagen. „Heute," rief er aus, „soll uns die Langeweile vergangener Tage vergütet werden; gute Freunde, muntere Freunde sind angekommen, hübsche Mädchen, neckische verliebte Wesen, und dann auch mein Vater, und Wunder über Wunder! Ihr Vater auch; das wird ein Fest werden, alles ist im Saale schon versammelt beim Frühstück."

Lucidorn war's auf einmal zu Muthe, als wenn er in tiefe Nebel hinein sähe, alle die angemeldeten bekannten und unbekannten Gestalten erschienen ihm ge-

ſpeuſtig; doch ſein Charakter in Begleitung eines reinen Herzens hielt ihn aufrecht, in wenigen Secunden fühlte er ſich ſchon allen gewachſen. Nun folgte er dem eilenden Freunde, mit ſicherem Tritt, feſt entſchloſſen abzuwarten es geſchehe was da wolle, ſich zu erklären es entſtehe was da wolle.

Und doch war er auf der Schwelle des Saals betroffen. In einem großen Halbkreis rings an den Fenſtern umher entdeckte er ſogleich ſeinen Vater neben dem Oberamtmann, beide ſtattlich angezogen. Die Schweſtern, Antoni und ſonſt noch Bekannte und Unbekannte überſah er mit einem Blick, der ihm trübe werden wollte. Schwankend näherte er ſich ſeinem Vater, der ihn höchſt freundlich willkommen hieß, jedoch mit einer gewiſſen Förmlichkeit, die ein vertrauendes Annähern kaum begünſtigte. Vor ſo vielen Perſonen ſtehend ſuchte er ſich für den Augenblick einen ſchicklichen Platz; er hätte ſich neben Lucinden ſtellen können, aber Julie, dem geſpannten Anſtand zuwider, machte eine Wendung, daß er zu ihr treten mußte; Antoni blieb neben Lucinden.

In dieſem bedeutenden Momente fühlte ſich Lucider abermals als Beauftragten, und geſtählt von ſeiner ganzen Rechtswiſſenſchaft rief er ſich jene ſchöne Maxime zu ſeinen eignen Gunſten heran: wir ſollen anvertraute Geſchäfte der Fremden wie unſere eigenen behandeln, warum nicht die unſrigen in eben dem Sinne? — In Geſchäftsverträgen wohl geübt durchlief er ſchnell was

er zu sagen habe. Indessen schien die Gesellschaft in einen förmlichen Halbcirkel gebildet ihn zu überflügeln. Den Inhalt seines Vortrags kannte er wohl, den Anfang konnte er nicht finden. Da bemerkte er, in einer Ecke aufgetischt, das große Dintenfaß, Canzlenverwandte dabei; der Oberamtmann machte eine Bewegung, seine Rede vorzubereiten; Lucidor wollte ihm zuvorkommen, und in demselben Augenblicke drückte Julie ihm die Hand. Dieß brachte ihn aus aller Fassung, er überzeugte sich, daß alles entschieden, alles für ihn verloren sey.

Nun war an gegenwärtigen sämmtlichen Lebensverhältnissen, diesen Familienverbindungen, Gesellschafts- und Anstandsbezügen nichts mehr zu schonen, er sah vor sich hin, entzog seine Hand Julien und war so schnell zur Thüre hinaus, daß die Versammlung ihn unversehens vermißte und er sich selbst draußen nicht wieder finden konnte.

Scheu vor dem Tageslichte, das im höchsten Glanze über ihn herabschien, die Blicke begegnender Menschen vermeidend, aufsinnende fürchtend, schritt er vorwärts und gelangte zu dem großen Gartensaal. Dort wollten ihm die Kniee versagen, er stürzte hinein, und warf sich trostlos auf den Sopha unter dem Spiegel: mitten in der sittlich bürgerlichen Gesellschaft in solcher Verworrenheit befangen, die sich wogenhaft um ihn, in ihm hin und her schlug. Sein vergangenes Daseyn kämpfte mit dem gegenwärtigen, es war ein gräulicher Augenblick.

Und

Und ſo lag er eine Zeit, mit dem Geſichte in das Kiſſen verſenkt, auf welchem geſtern Lucindens Arm geruht hatte. Ganz in ſeinen Schmerz verſunken fuhr er, ſich berührt fühlend, ſchnell in die Höhe, ohne die Annäherung irgend einer Perſon geſpürt zu haben, da erblickt er Lucinden, die ihm nahe ſtand.

Vermuthend, man habe ſie geſendet ihn abzuholen, ihr aufgetragen, ihn mit ſchicklichen ſchweſterlichen Worten in die Geſellſchaft, ſeinem widerlichen Schickſal entgegen zu führen, rief er aus: „Sie hätte man nicht ſenden müſſen, Lucinde, denn Sie ſind es, die mich von dort vertrieb; ich kehre nicht zurück! Geben Sie mir, wenn Sie irgend eines Mitleids fähig ſind, ſchaffen Sie mir Gelegenheit und Mittel zur Flucht. Denn, damit Sie von mir zeugen können, wie unmöglich es ſey mich zurückzubringen, ſo nehmen Sie den Schlüſſel zu meinem Betragen, das Ihnen und allen wahnſinnig vorkommen muß. Hören Sie den Schwur, den ich mir im Innern gethan und den ich unauflöslich laut wiederhole: nur mit Ihnen wollt' ich leben, meine Jugend nutzen, genießen, und ſo das Alter im treuen redlichen Anlauf. Dieß aber ſey ſo feſt und ſicher als irgend etwas, was vor dem Altar je geſchworen worden, was ich jetzt ſchwöre, indem ich Sie verlaſſe, der bedauernswürdigſte aller Menſchen."

Er machte eine Bewegung zu entſchlüpfen, ihr die ſo gedrängt vor ihm ſtand; aber ſie faßte ihn ſanft in

tragend, den Ausgang verſperrend. „Das ſollte alles anders werden," rief Lucinde; „wie artig war es eingerichtet und nun geht's tumultuariſch durch einander!" Ein munterer Marſch tönte von weitem und man ſah die Geſellſchaft, den breiten Weg her, feyerlich heiter heranziehen. Er zauderte entgegen zu gehen und ſchien ſeiner Schritte nur an ihrem Arm gewiß; ſie blieb neben ihm, die feyerliche Scene des Wiederſehens, des Danks für eine ſchon vollendete Vergebung von Augenblick zu Augenblick erwartend.

Anders war's jedoch von den launiſchen Göttern beſchloſſen; eines Poſthorns luſtig ſchmetternder Ton, von der Gegenſeite, ſchien den ganzen Anſtand in Verwirrung zu ſetzen. „Wer mag kommen?" rief Lucinde. Lucidor'n ſchauderte vor einer fremden Gegenwart, und auch der Wagen ſchien ganz fremd. Eine zweyſitzige, neue, ganz neuſte Reiſechaiſe! Sie fuhr an den Saal an. Ein ausgezeichneter anſtändiger Knabe ſprang hinten herunter, öffnete den Schlag, aber niemand ſtieg heraus; die Chaiſe war leer, der Knabe ſtieg hinein, mit einigen geſchickten Handgriffen warf er die Spriegel zurück, und ſo war, in einem Nu, das niedlichſte Gebäude zur luſtigſten Spazierfahrt vor den Augen aller Anweſenden bereitet, die indeſſen herankamen. Antoni, den übrigen voreilend, führte Julien zu dem Wagen. „Verſuchen Sie," ſprach er, „ob Ihnen dieß Fuhrwerk gefallen kann, um darin mit mir

auf den beſten Wegen durch die Welt zu rollen; ich werde Sie keinen andern führen, und wo es irgend Noth thut, wollen wir uns zu helfen wiſſen. Ueber das Gebirg ſollen uns Saumroſſe tragen, und den Wagen dazu."

„Sie ſind allerliebſt!" rief Julie. Der Knabe trat heran und zeigte mit Taſchenſpieler-Gewandtheit alle Bequemlichkeiten, kleine Vortheile und Behendigkeiten des ganzen leichten Baues.

„Auf der Erde weiß ich keinen Dank," rief Julie, „nur auf dieſem kleinen beweglichen Himmel, aus dieſer Wolke, in die Sie mich erheben, will ich Ihnen herzlich danken." Sie war ſchon eingeſprungen, ihm Blick und Kußhand freundlich zuwerfend. „Gegenwärtig dürfen Sie noch nicht zu mir herein, da iſt aber ein anderer, den ich auf dieſer Probefahrt mitzunehmen gedenke, er hat auch noch eine Probe zu beſtehen." Sie rief nach Lucidor, der, eben mit Vater und Schwiegervater in ſtummer Unterhaltung begriffen, ſich gern in das leichte Fuhrwerk nöthigen ließ, da er ein unausweichlich Bedürfniß fühlte nur einen Augenblick auf irgend eine Weiſe ſich zu zerſtreuen. Er ſaß neben ihr, ſie rief dem Poſtillon zu, wie er fahren ſolle. Flugs entfernten ſie ſich, in Staub gehüllt, aus den Augen der verwundert Nachſchauenden.

Julie ſetzte ſich recht feſt und bequem in's Eckchen.

— „Rücken Sie nun auch dorthin, Herr Schwager, daß wir uns recht bequem in die Augen ſehen.“

Lucidor. Sie empfinden meine Verwirrung, meine Verlegenheit, ich bin noch immer wie im Traume, helfen Sie mir heraus.

Julie. Sehen Sie die hübſchen Bauersleute, wie ſie freundlich grüßen! Bei Ihrem Hierſeyn ſind Sie ja nicht in's obere Dorf gekommen. Alles wohlhabende Leute, die mir alle gewogen ſind. Es iſt niemand zu reich, dem man nicht einmal wohlwollend einen bedeutenden Dienſt erweiſen könnte. Dieſen Weg, den wir ſo bequem fahren, hat mein Vater angelegt und auch dieſes Gute geſtiftet.

Lucidor. Ich glaub' es gern und geb' es zu; aber was ſollen die Aeußerlichkeiten gegen die Verworrenheit meines Innern!

Julie. Nur Geduld, ich will Ihnen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigen, nun ſind wir oben! Wie klar das ebene Land gegen das Gebirg hinliegt! Alle dieſe Dörfer verdanken meinem Vater gar viel, und Mutter und Töchtern wohl auch. Die Flur jenes Städtchens macht erſt die Gränze.

Lucidor. Ich finde Sie in einer wunderlichen Stimmung; Sie ſcheinen nicht recht zu ſagen, was Sie ſagen wollten.

Julie. Nun ſehen Sie hier links hinunter, wie ſchön ſich das alles entwickelt! Die Kirche mit ihren

hohen Linden, das Amthaus mit ſeinen Pappeln hinter dem Dorfhügel her. Auch die Gärten liegen vor uns und der Park.

Der Poſtillon fuhr ſchärfer.

Julie. Jenen Saal dort droben kennen Sie; er ſieht ſich von hier aus eben ſo gut an, wie die Gegend von dort her. Hier am Baume wird gehalten; nun gerade hier ſpiegeln wir uns oben in der großen Glasfläche, man ſieht uns dort recht gut, wir aber können uns nicht erkennen. — Fahre zu! — Dort haben ſich vor Kurzem wahrſcheinlich ein Paar Leute näher beſpiegelt, und ich müßte mich ſehr irren, mit großer wechſelſeitiger Zufriedenheit.

Lucider verdrießlich erwiderte nichts, ſie fuhren eine Zeitlang ſtillſchweigend vor ſich hin, es ging ſehr ſchnell. „Hier," ſagte Julie, „fängt der ſchlechte Weg an, um den mögen Sie ſich einmal verdient machen. Eh' es hinab geht ſchauen Sie noch hinüber, die Buche meiner Mutter ragt mit ihrem herrlichen Gipfel über alles hervor. „Du fährſt," fuhr ſie zum Kutſchenden fort, „den ſchlechten Weg hin, wir nehmen den Fußpfad durch's Thal und ſind eher drüben wie du." Im Ausſteigen rief ſie aus: „das geſtehen Sie doch, der ewige Jude, der unruhige Ahnen Reiſer, weiß noch ſeine Wallfahrten bequem genug einzurichten, für ſich und ſeine Genoſſen: es iſt ein ſehr ſchöner bequemer Wagen."

Und ſo war ſie auch ſchon den Hügel drunten; Lucidor folgte ſinnend und fand ſie auf einer wohlgelegenen Bank ſitzend, es war Lucindens Plätzchen. Sie lud ihn zu ſich.

Julie. Nun ſitzen wir hier und geben einander nichts an, das hat denn doch ſo ſeyn ſollen. Das kleine Queckſilber wollte Ihnen gar nicht anſtehen. Nicht lieben konnten Sie ein ſolches Weſen, verhaßt war es Ihnen.

Lucidors Verwunderung nahm zu.

Julie. Aber freilich Lucinde! Sie iſt der Inbegriff aller Vollkommenheiten, und die niedliche Schweſter war ein für allemal ausgeſtochen. Ich ſeh' es, auf Ihren Lippen ſchwebt die Frage, wer uns ſo genau unterrichtet hat?

Lucidor. Es ſteckt ein Verrath dahinter! —

Julie. Ja wohl! ein Verräther iſt im Spiele.

Lucidor. Nennen Sie ihn.

Julie. Der iſt bald entlarvt. Sie ſelbſt! — Sie haben die löbliche oder unlöbliche Gewohnheit mit ſich ſelbſt zu reden, und da will ich denn in unſer aller Namen bekennen, daß wir Sie wechſelsweiſe beborcht haben.

Lucidor (aufſpringend). Eine ſaubere Gaſtfreundſchaft, auf dieſe Weiſe den Fremden eine Falle zu ſtellen!

Julie. Keineswegs; wir dachten nicht daran Sie zu belauſchen, ſo wenig als irgend einen andern. Sie wiſſen, Ihr Bett ſteht in einem Verſchlag der Wand, von der Gegenſeite geht ein anderer herein, der gewöhnlich nur zu häuslicher Niederlage dient. Da hatten wir einige Tage vorher unſern Alten genöthigt zu ſchlafen, weil wir für ihn in ſeiner abgelegenen Einſiedeley viele Sorge trugen; nun fuhren Sie gleich den erſten Abend mit einem ſolchen leidenſchaftlichen Monolog in's Zeug, deſſen Inhalt er uns den andern Morgen angelegentlichſt entdeckte.

Lucidor hatte nicht Luſt ſie zu unterbrechen. Er entfernte ſich.

Julie (aufgeſtanden ihm folgend). Wie war uns mit dieſer Erklärung gedient! Denn ich geſtehe gern: wenn Sie mir auch nicht gerade zuwider waren, ſo blieb doch der Zuſtand der mich erwartete mir keineswegs wünſchenswerth. Frau Oberamtmännin zu ſeyn, welche ſchreckliche Lage! Einen tüchtigen braven Mann zu haben, der den Leuten Recht ſprechen ſoll und vor lauter Recht nicht zur Gerechtigkeit kommen kann! der es weder nach oben noch unten recht macht, und, was das ſchlimmſte iſt, ſich ſelbſt nicht. Ich weiß, was meine Mutter ausgeſtanden hat, von der Unbeſtechlichkeit, Unerſchütterlichkeit meines Vaters. Endlich, leider nach ihrem Tod, ging ihm eine gewiſſe Mildigkeit auf, er ſchien ſich in die Welt zu finden, an ihr

ſich auszugleichen, die er ſich bisher vergeblich bekämpft hatte.

Lucidor (höchſt unzufrieden über den Vorfall, ärgerlich über die leichtſinnige Behandlung, ſtand ſtill). Für den Scherz eines Abends mochte das hingehen, aber eine ſolche beſchämende Myſtification Tage und Nächte lang gegen einen unbefangenen Gaſt zu verüben iſt nicht verzeihlich.

Julie. Wir alle haben uns in die Schuld getheilt, wir haben Sie alle beborcht; ich aber allein büße die Schuld des Horchens.

Lucidor. Alle! deſto unverzeihlicher! Und wie konnten Sie mich, den Tag über, ohne Beſchämung anſehen, den ſie des Nachts ſchmählich unerlaubt überliſteten? Doch ich ſehe jetzt ganz deutlich mit Einem Blick, daß Ihre Tagesanſtalten nur darauf berechnet waren, mich zum Beſten zu haben. Eine löbliche Familie! und wo bleibt die Gerechtigkeitsliebe Ihres Vaters? — Und Lucinde! —

Julie. Und Lucinde! — Was war das für ein Ton! Nicht wahr, Sie wollten ſagen: wie tief es Sie ſchmerzt von Lucinden übel zu denken, Lucinden mit uns allen in Eine Claſſe zu werfen?

Lucidor. Lucinden begreif ich nicht.

Julie. Sie wollen ſagen, dieſe reine edle Seele, dieſes ruhig gefaßte Weſen, die Güte, das Wohlwollen ſelbſt, dieſe Frau wie ſie ſeyn ſollte, verbindet ſich mit

einer leichtſinnigen Geſellſchaft, mit einer überhinfahrenden Schweſter, einem verzogenen Jungen, und gewiſſen geheimnißvollen Perſonen! Das iſt unbegreiflich.

Lucidor. Ja wohl iſt das unbegreiflich.

Julie. So begreifen Sie es denn! Lucinden, wie uns allen waren die Hände gebunden. Hätten Sie die Verlegenheit bemerken können, wie ſie ſich kaum zurückhielt Ihnen alles zu offenbaren, Sie würden ſie doppelt und dreyfach lieben, wenn nicht jede wahre Liebe an und für ſich zehn- und hundertfach wäre; auch verſichere ich Sie, uns allen iſt der Spaß am Ende zu lang geworden.

Lucidor. Warum endigten Sie ihn nicht?

Julie. Das iſt nun auch aufzuklären. Nachdem Ihr erſter Monolog dem Vater bekannt geworden und er gar bald bemerken konnte, daß alle ſeine Kinder nichts gegen einen ſolchen Tauſch einzuwenden hätten, ſo entſchloß er ſich alſobald zu Ihrem Vater zu reiſen. Die Wichtigkeit des Geſchäfts war ihm bedenklich. Ein Vater allein fühlt den Reſpect, den man einem Vater ſchuldig iſt. — Er muß es zuerſt wiſſen, ſagte der meine, um nicht etwan hinterdrein, wenn wir einig ſind, eine ärgerlich-erzwungene Zuſtimmung zu geben. Ich kenne ihn genau, ich weiß wie er einen Gedanken, eine Neigung, einen Vorſatz feſthält, und es iſt mir bange genug. Er hat ſich Julien, ſeine Charten und Proſpecte ſo zuſammen gedacht, daß er ſich ſchon vor-

nahm, das alles zuletzt hierher zu ſtiften, wenn der Tag käme, wo das junge Paar ſich hier niederließe und Ort und Stelle ſo leicht nicht verändern könnte: da wollt' er alle Ferien uns zuwenden und was er für Liebes und Gutes im Sinne hatte. Er muß zuerſt erfahren was die Natur uns für einen Streich geſpielt, da noch nichts eigentlich erklärt, noch nichts entſchieden iſt. Hierauf nahm er uns allen den feyerlichſten Handſchlag ab, daß wir Sie beobachten und, es geſchehe was da wolle, Sie hinhalten ſollten. Wie ſich die Rückreiſe verzögert, wie es Kunſt, Mühe und Beharrlichkeit gekoſtet Ihres Vaters Einwilligung zu erlangen, das mögen Sie von ihm ſelbſt hören. Genug, die Sache iſt abgethan, Lucinde iſt Ihnen gegönnt. —

Und ſo waren beide, vom erſten Sitze lebhaft ſich entfernend, unterwegs anhaltend, immer fortſprechend, und langſam weiter gehend, über die Wieſen hin, auf die Erhöhung gekommen an einen andern wohlgebahnten Kunſtweg. Der Wagen fuhr ſchnell heran; Augenblicks machte ſie ihren Nachbar aufmerkſam auf ein ſeltſames Schauſpiel. Die ganze Maſchinerie, worauf ſich der Bruder ſo viel zu gute that, war belebt und bewegt, ſchon führten die Räder eine Menſchenzahl auf und nieder, ſchon wogten die Schaukeln, Maſtbäume wurden erklettert und was man nicht alles für kühnen Schwung und Sprung über den Häuptern einer unzählbaren Menge gewagt ſah! Alles das hatte der Junker in Be-

wegung geſetzt, damit nach der Tafel die Gäſte fröhlich unterhalten würden. „Du fährſt uns durch's untere Dorf," rief Julie, „die Leute wollen mir wohl, und ſie ſollen ſehen wie wohl es mir geht."

Das Dorf war öde, die Jüngern ſämmtlich hatten ſchon den Luſtplatz ereilt, alte Männer und Frauen zeigten ſich, durch das Poſthorn erregt, an Thür und Fenſtern, alles grüßte, ſegnete, rief: o! das ſchöne Paar!

Julie. Nun da haben Sie's! Wir hätten am Ende doch wohl zuſammen gepaßt; es kann Sie noch reuen.

Lucidor. Jetzt aber, liebe Schwägerin! —

Julie. Nicht wahr, jetzt „lieb," da Sie mich los ſind.

Lucidor. Nur ein Wort! Auf Ihnen laſtet eine ſchwere Verantwortlichkeit; was ſollte der Händedruck, da Sie meine überſchreckliche Stellung kannten und fühlen mußten? So gründlich Boshaftes iſt mir in der Welt noch nichts vorgekommen.

Julie. Danken Sie Gott, nun wär's abgebüßt, alles iſt verziehen. Ich wollte Sie nicht, das iſt wahr, aber daß Sie mich ganz und gar nicht wollten, das verzeiht kein Mädchen, und dieſer Händedruck war, merken Sie ſich's! für den Schalk. Ich geſtehe, es war ſchalkiſcher als billig, und ich verzeihe mir nur indem ich Ihnen vergebe, und ſo ſey denn alles vergeben und vergeſſen! Hier meine Hand.

Er ſchlug ein, ſie rief: da ſind wir ſchon wieder! in unſerm Park ſchon wieder, und ſo geht's bald um die weite Welt und auch wohl zurück; wir treffen uns wieder.

Sie waren vor dem Gartenſaal ſchon angelangt, er ſchien leer; die Geſellſchaft hatte ſich, im Unbehagen die Tafelzeit überlang verſchoben zu ſehen, zum Spazieren bewegt. Antoni aber und Lucinde traten hervor. Julie warf ſich aus dem Wagen ihrem Freund entgegen, ſie dankte in einer herzlichen Umarmung und enthielt ſich nicht der freudigſten Thränen. Des edlen Mannes Wange röthete ſich, ſeine Züge traten entfaltet hervor, ſein Auge blickte feucht, und ein ſchöner bedeutender Jüngling erſchien aus der Hülle.

Und ſo zogen beide Paare zur Geſellſchaft, mit Gefühlen die der ſchönſte Traum nicht zu geben vermöchte.

Zehntes Capitel.

Vater und Sohn waren, von einem Reitknecht begleitet, durch eine angenehme Gegend gekommen, als dieser, im Angesicht einer hohen Mauer die einen weiten Bezirk zu umschließen schien stillehaltend, bedeutete, sie möchten nun zu Fuße sich dem großen Thore nähern, weil kein Pferd in diesen Kreis eingelassen würde: sie zogen die Glocke, das Thor eröffnete sich, ohne daß eine Menschengestalt sichtbar geworden wäre, und sie gingen auf ein altes Gebäude los das zwischen uralten Stämmen von Buchen und Eichen ihnen entgegen schimmerte. Wunderbar war es anzusehen, denn so alt es der Form nach schien, so war es doch als wenn Maurer und Steinmetzen so eben erst abgegangen wären, dergestalt neu, vollständig und nett erschienen die Fugen wie die ausgearbeiteten Verzierungen.

Der metallne schwere Ring an einer wohlgeschnittenen Pforte lud sie ein zu klopfen, welches Felix muthwillig etwas unsanft verrichtete; auch diese Thüre sprang auf und sie fanden zunächst auf der Hausflur ein Frauenzimmer sitzen von mittlerem Alter, am Stickrahmen mit einer wohlgezeichneten Arbeit beschäftigt. Diese

begrüßte ſogleich die Ankommenden als ſchon gemeldet und begann ein heiteres Lied zu ſingen, worauf ſogleich aus einer benachbarten Thüre ein Frauenzimmer heraustrat, das man für die Beſchließerin und thätige Haushälterin, nach den Anhängſeln ihres Gürtels, ohne weiteres zu erkennen hatte. Auch dieſe freundlich grüßend führte die Fremden eine Treppe hinauf und eröffnete ihnen einen Saal der ſie ernſthaft anſprach, weit, hoch, ringsum getäfelt, oben drüber eine Reihenfolge hiſtoriſcher Schilderungen. Zwey Perſonen traten ihnen entgegen, ein jüngeres Frauenzimmer und ein ältlicher Mann.

Jene hieß den Gaſt ſogleich freimüthig willkommen. „Sie ſind," ſagte ſie, „als einer der Unſern angemeldet. Wie ſoll ich Ihnen aber kurz und gut den Gegenwärtigen vorſtellen? Er iſt unſer Hausfreund im ſchönſten und weiteſten Sinne, bei Tage der belehrende Geſellſchafter, bei Nacht Aſtronom und Arzt zu jeder Stunde."

„Und ich," verſetzte dieſer freundlich, „empfehle Ihnen dieſes Frauenzimmer, als die bei Tage unermüdet Geſchäftige, bei Nacht wenn's Noth thut gleich bei der Hand, und immerfort die heiterſte Lebensbegleiterin."

Angela, ſo nannte man die durch Geſtalt und Betragen einnehmende Schöne, verkündigte ſodann die Ankunft Makariens; ein grüner Vorhang zog ſich auf; und eine ältliche wunderwürdige Dame ward auf einem

Lehnſeſſel von zwey jungen hübſchen Mädchen hereingeſchoben, wie von zwey andern ein runder Tiſch mit erwünſchtem Frühſtück. In einem Winkel der ringsumhergehenden maſſiven eichenen Bänke waren Kiſſen gelegt, darauf ſetzten ſich die obigen drey, Makarie in ihrem Seſſel gegen ihnen über. Felix verzehrte ſein Frühſtück ſtehend, im Saal umher wandelnd und die ritterlichen Bilder über dem Getäfel neugierig betrachtend.

Makarie ſprach zu Wilhelm als einem Vertrauten, ſie ſchien ſich in geiſtreicher Schilderung ihrer Verwandten zu erfreuen; es war, als wenn ſie die innere Natur eines jeden durch die ihn umgebende individuelle Maske durchſchaute. Die Perſonen, welche Wilhelm kannte, ſtanden wie verklärt vor ſeiner Seele, das einſichtige Wohlwollen der unſchätzbaren Frau hatte die Schale losgelöſ't und den geſunden Kern veredelt und belebt.

Nachdem nun dieſe angenehmen Gegenſtände durch die freundlichſte Behandlung erſchöpft waren, ſprach ſie zu dem würdigen Geſellſchafter: „Sie werden von der Gegenwart dieſes neuen Freundes nicht wiederum Anlaß zu einer Entſchuldigung finden und die verſprochene Unterhaltung abermals verſpäten; er ſcheint von der Art, wohl auch daran Theil zu nehmen.

Jener aber verſetzte darauf: „Sie wiſſen, welche Schwierigkeit es iſt ſich über dieſe Gegenſtände zu erklären, denn es iſt von nichts Wenigerem als von dem

Miß-

Mißbrauch fürtrefflicher und weitauslangender Mittel die Rede.“

„Ich geb' es zu,“ verſetzte Makarie: „denn man kommt in doppelte Verlegenheit. Spricht man von Mißbrauch, ſo ſcheint man die Würde des Mittels ſelbſt anzutaſten, denn es liegt ja immer noch in dem Mißbrauch verborgen; ſpricht man von Mittel, ſo kann man kaum zugeben, daß ſeine Gründlichkeit und Würde irgend einen Mißbrauch zulaſſe. Indeſſen, da wir unter uns ſind, nichts feſtſetzen, nichts nach außen wirken, ſondern nur uns aufklären wollen, ſo kann das Geſpräch immer vorwärts gehen.“

„Doch müßten wir,“ verſetzte der bedächtige Mann, „vorher anfragen, ob unſer neuer Freund auch Luſt habe an einer gewiſſermaßen abſtrufen Materie Theil zu nehmen, und ob er nicht vorzöge in ſeinem Zimmer einer nöthigen Ruhe zu pflegen. Sollte wohl unſere Angelegenheit, außer dem Zuſammenhange, ohne Kenntniß wie wir darauf gelangt, von ihm gern und günſtig aufgenommen werden?“

„Wenn ich das, was Sie geſagt haben, mir durch etwas Analoges erklären möchte; ſo ſcheint es ungefähr der Fall zu ſeyn, wenn man die Heucheley angreift und eines Angriffs auf die Religion beſchuldigt werden kann.“

„Wir können die Analogie gelten laſſen,“ verſetzte der Hausfreund: denn es iſt auch hier von einem Complex mehrerer bedeutender Menſchen, von einer hohen

Wissenschaft, von einer wichtigen Kunst und, daß ich kurz sey, von der Mathematik die Rede."

„Ich habe," versetzte Wilhelm, „wenn ich auch über die fremdesten Gegenstände sprechen hörte, mir immer etwas daraus nehmen können: denn alles was den einen Menschen interessirt, wird auch in dem andern einen Anklang finden."

„Vorausgesetzt," sagte jener, „daß er sich eine gewisse Freiheit des Geistes erworben habe; und da wir Ihnen dieß zutrauen, so will ich von meiner Seite wenigstens Ihrem Verharren nichts entgegen stellen."

„Was aber fangen wir mit Felix an?" fragte Makarie, „welcher, wie ich sehe, mit der Betrachtung jener Bilder schon fertig ist und einige Ungeduld merken läßt."

„Vergönnt mir diesem Frauenzimmer etwas in's Ohr zu sagen," versetzte Felix, raunte Angela etwas stille zu, die sich mit ihm entfernte, bald aber lächelnd zurückkam, da denn der Hausfreund folgendermaßen zu reden anfing.

„In solchen Fällen, wo man irgend eine Mißbilligung, einen Tadel, auch nur ein Bedenken aussprechen soll, nehme ich nicht gern die Initiative; ich suche mir eine Autorität, bei welcher ich mich beruhigen kann, indem ich finde daß mir ein anderer zur Seite steht. Loben thu' ich ohne Bedenken, denn warum soll ich verschweigen, wenn mir etwas zusagt? sollte es auch meine

Beſchränktheit ausdrücken, ſo hab' ich mich deren nicht zu ſchämen; tadle ich aber, ſo kann mir begegnen, daß ich etwas Fürtreffliches abweiſe, und dadurch zieh' ich mir die Mißbilligung anderer zu die es beſſer verſtehen; ich muß mich zurücknehmen, wenn ich aufgeklärt werde. Deßwegen bring' ich hier einiges Geſchriebene, ſogar Ueberſetzungen mir: denn ich traue in ſolchen Dingen meiner Nation ſo wenig als mir ſelbſt; eine Zuſtimmung aus der Ferne und Fremde ſcheint mir mehr Sicherheit zu geben." Er fing nunmehr nach erhaltener Erlaubniß folgendermaßen zu leſen an. —

Wenn wir aber uns bewogen finden dieſen werthen Mann nicht leſen zu laſſen, ſo werden es unſere Gönner wahrſcheinlich geneigt aufnehmen, denn was oben gegen das Verweilen Wilhelms bei dieſer Unterhaltung geſagt werden, gilt noch mehr in dem Falle, in welchem wir uns befinden. Unſere Freunde haben einen Roman in die Hand genommen, und wenn dieſer hie und da ſchon mehr als billig didaktiſch geworden, ſo finden wir doch gerathen, die Geduld unſerer Wohlwollenden nicht noch weiter auf die Probe zu ſtellen. Die Papiere, die uns vorliegen, gedenken wir an einem andern Orte abdrucken zu laſſen und fahren dießmal im Geſchichtlichen ohne weiteres fort, da wir ſelbſt ungeduldig ſind das obwaltende Räthſel endlich aufgeklärt zu ſehen.

Enthalten können wir uns aber doch nicht ferner einiges zu erwähnen was noch vor dem abendlichen

Scheiden dieſer edlen Geſellſchaft zur Sprache kam. Wilhelm, nachdem er jener Vorleſung aufmerkſam zugehört, äußerte ganz unbewunden: „hier vernehme ich von großen Naturgaben, Fähigkeiten und Fertigkeiten, und doch zuletzt, bei ihrer Anwendung, manches Bedenken. Sollte ich mich darüber in's Kurze faſſen, ſo würde ich ausrufen: große Gedanken und ein reines Herz, das iſt's was wir uns von Gott erbitten ſollten!"

Dieſen verſtändigen Worten Beifall gebend löſ'te die Verſammlung ſich auf; der Aſtronom aber verſprach, Wilhelmen in dieſer herrlichen klaren Nacht an den Wundern des geſtirnten Himmels vollkommen Theil nehmen zu laſſen.

Nach einigen Stunden ließ der Aſtronom ſeinen Gaſt die Treppen zur Sternwarte ſich hinaufwinden, und zuletzt auf die völlig freie Fläche eines runden hohen Thurmes heraustreten. Die heiterſte Nacht, von allen Sternen leuchtend und funkelnd, umgab den Schauenden, welcher zum erſtenmale das hohe Himmelsgewölbe in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu erblicken glaubte. Denn im gemeinen Leben, abgerechnet die ungünſtige Witterung die uns den Glanzraum des Aethers verbirgt, hindern uns zu Hauſe bald Dächer und Giebel, auswärts bald Wälder und Felſen, am meiſten aber überall die inneren Beunruhigungen des Gemüths, die uns alle Umſicht mehr als Nebel und Mißwetter zu verdüſtern ſich hin und herbewegen.

Ergriffen und erſtaunt hielt er ſich beide Augen zu. Das Ungeheure hört auf erhaben zu ſeyn, es überreicht unſre Faſſungskraft, es droht uns zu vernichten. Was bin ich denn gegen das All? ſprach er zu ſeinem Geiſte: wie kann ich ihm gegenüber, wie kann ich in ſeiner Mitte ſtehen? Nach einem kurzen Ueberdenken jedoch fuhr er fort: das Reſultat unſres heutigen Abends löſt ja auch das Räthſel gegenwärtigen Augenblicks. Wie kann ſich der Menſch gegen das Unendliche ſtellen, als wenn er alle geiſtigen Kräfte die nach vielen Seiten hingezogen werden in ſeinem Innerſten, Tiefſten verſammelt, wenn er ſich fragt: darfſt du dich in der Mitte dieſer ewig lebendigen Ordnung auch nur denken, ſobald ſich nicht gleichfalls in dir ein herrlich Bewegtes, um einen reinen Mittelpunct kreiſend hervorthut? Und ſelbſt wenn es dir ſchwer würde dieſen Mittelpunct in deinem Buſen aufzufinden, ſo würdeſt du ihn daran erkennen, daß eine wohlwollende, wohlthätige Wirkung von ihm ausgeht und von ihm Zeugniß gibt.

Wer ſoll, wer kann aber auf ſein vergangenes Leben zurückblicken, ohne gewiſſermaßen irre zu werden, da er meiſtens finden wird, daß ſein Wollen richtig, ſein Thun falſch, ſein Begehren tadelhaft und ſein Erlangen dennoch erwünſcht geweſen?

Wie oft haſt du dieſe Geſtirne leuchten geſehen und haben ſie dich nicht jederzeit anders gefunden? ſie aber ſind immer dieſelbigen und ſagen immer daſſelbige: wir

bezeichnen, wiederholen sie, durch unsern gesetzmäßigen Gang, Tag und Stunde; frage dich auch wie verhältst du dich zu Tag und Stunde? — Und so kann ich denn dießmal antworten: Des gegenwärtigen Verhältnisses hab' ich mich nicht zu schämen, meine Absicht ist, einen edlen Familienkreis in allen seinen Gliedern erwünscht verbunden herzustellen; der Weg ist bezeichnet. Ich soll erforschen, was edle Seelen auseinander hält, soll Hindernisse wegräumen von welcher Art sie auch seyen. Dieß darfst du vor diesen himmlischen Herrschaaren bekennen; achteten sie deiner, sie würden zwar über deine Beschränktheit lächeln, aber sie ehrten gewiß deinen Vorsatz und begünstigten dessen Erfüllung.

Bei diesen Worten und Gedanken wendete er sich umher zu sehen, da fiel ihm Jupiter in die Augen, das Glücksgestirn, so herrlich leuchtend als je; er nahm das Omen als günstig auf und verharrte freudig in diesem Anschauen eine Zeit lang.

Hierauf sogleich berief ihn der Astronom herabzukommen und ließ ihn eben dieses Gestirn durch ein vollkommenes Fernrohr, in bedeutender Größe, begleitet von seinen Monden, als ein himmlisches Wunder anschauen.

Als unser Freund lange darin versunken geblieben, wendete er sich um und sprach zu dem Sternfreunde: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen danken soll, daß Sie mir dieses Gestirn so über alles Maß näher gerückt.

Als ich es vorhin ſah, ſtand es im Verhältniß zu den übrigen unzähligen des Himmels und zu mir ſelbſt; jetzt aber tritt es in meiner Einbildungskraft unverhältnißmäßig hervor und ich weiß nicht, ob ich die übrigen Schaaren gleicherweiſe heranzuführen wünſchen ſollte. Sie werden mich einengen, mich beängſtigen."

So erging ſich unſer Freund nach ſeiner Gewohnheit weiter und es kam bei dieſer Gelegenheit manches Unerwartete zur Sprache. Auf einiges Erwidern des Kunſtverſtändigen verſetzte Wilhelm: „ich begreife recht gut, daß es euch Himmelskundigen die größte Freude gewähren muß, das ungeheure Weltall nach und nach ſo heranzuziehen wie ich hier den Planeten ſah und ſehe. Aber erlauben Sie mir es auszuſprechen: ich habe im Leben überhaupt und im Durchſchnitt gefunden, daß dieſe Mittel, wodurch wir unſern Sinnen zu Hülfe kommen, keine ſittlich günſtige Wirkung auf den Menſchen ausüben. Wer durch Brillen ſieht, hält ſich für klüger als er iſt, denn ſein äußerer Sinn wird dadurch mit ſeiner innern Urtheilsfähigkeit außer Gleichgewicht geſetzt; es gehört eine höhere Cultur dazu, deren nur vorzügliche Menſchen fähig ſind, inneres Wahres mit dieſem von außen herangerückten Falſchen einigermaßen auszugleichen. So oft ich durch eine Brille ſehe, bin ich ein anderer Menſch und gefalle mir ſelbſt nicht; ich ſehe mehr als ich ſehen ſollte, die ſchärfer geſehene Welt harmonirt nicht mit meinem Innern und ich lege die

Gläſer geſchwinder wieder weg, wenn meine Neugierde, wie dieſes oder jenes in der Ferne beſchaffen ſeyn möchte, befriedigt iſt.“

Auf einige ſcherzhafte Bemerkungen des Aſtronomen fuhr Wilhelm fort: „Wir werden dieſe Gläſer ſo wenig als irgend ein Maſchinenweſen aus der Welt bannen, aber dem Sittenbeobachter iſt es wichtig zu erforſchen und zu wiſſen, woher ſich manches in die Menſchheit eingeſchlichen hat, worüber man ſich beklagt. So bin ich z. B. überzeugt, daß die Gewohnheit Annäherungsbrillen zu tragen an dem Dünkel unſerer jungen Leute hauptſächlich Schuld hat.“

Unter dieſen Geſprächen war die Nacht weit vorgerückt, worauf der im Wachen bewährte Mann ſeinem jungen Freunde den Vorſchlag that ſich auf dem Feldbette niederzulegen und einige Zeit zu ſchlafen, um alsdann mit friſcherem Blick die dem Aufgang der Sonne voreilende Venus, welche eben heute in ihrem vollendeten Glanze zu erſcheinen verſpräche, zu ſchauen und zu begrüßen.

Wilhelm, der ſich bis auf den Augenblick recht ſtraff und munter erhalten hatte, fühlte auf dieſe Anmuthung des wohlwollenden, vorſorglichen Mannes ſich wirklich erſchöpft, er legte ſich nieder und war augenblicklich in den tiefſten Schlaf geſunken.

Geweckt von dem Sternkundigen ſprang Wilhelm auf und eilte zum Fenſter, dort ſtaunte, ſtarrte er einen

Augenblick, dann rief er enthuſiaſtiſch: „welche Herrlichkeit! welch ein Wunder!“ Andere Worte des Entzückens folgten, aber ihm blieb der Anblick immer ein Wunder, ein großes Wunder.

„Daß Ihnen dieſes liebenswürdige Geſtirn, das heute in Fülle und Herrlichkeit wie ſelten erſcheint, überraſchend entgegen treten würde, konnt' ich vorausſehen, aber das darf ich wohl ausſprechen, ohne kalt geſcholten zu werden, kein Wunder ſeh' ich, durchaus kein Wunder!“

„Wie konnten Sie auch?“ verſetzte Wilhelm, „da ich es mitbringe, da ich es in mir trage, da ich nicht weiß, wie mir geſchieht. Laſſen Sie mich noch immer ſtumm und ſtaunend hinblicken, ſodann vernehmen Sie!“ Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Ich lag ſanft, aber tief eingeſchlafen, da fand ich mich in den geſtrigen Saal verſetzt, aber allein. Der grüne Vorhang ging auf, Makariens Seſſel bewegte ſich hervor, von ſelbſt wie ein belebtes Weſen; er glänzte golden, ihre Kleider ſchienen prieſterlich, ihr Anblick leuchtete ſanft; ich war im Begriff mich niederzuwerfen. Wolken entwickelten ſich um ihre Füße, ſteigend hoben ſie flügelartig die heilige Geſtalt empor, an der Stelle ihres herrlichen Angeſichtes ſah ich zuletzt, zwiſchen ſich theilendem Gewölk, einen Stern blinken, der immer aufwärts getragen wurde und durch das eröffnete Deckengewölb ſich mit dem ganzen Sternhimmel vereinigte, der ſich immer

zu verbreiten und alles zu umſchließen ſchien. In dem Augenblick wecken Sie mich auf; ſchlaftrunken taumle ich nach dem Fenſter, den Stern noch lebhaft in meinem Auge, und wie ich nun hinblicke — der Morgenſtern, von gleicher Schönheit, obſchon vielleicht nicht von gleicher ſtrahlender Herrlichkeit, wirklich vor mir! Dieſer wirkliche da droben ſchwebende Stern ſetzt ſich an die Stelle des geträumten, er zehrt auf was an dem erſcheinenden Herrliches war, aber ich ſchaue doch fort und fort, und Sie ſchauen ja mit mir was eigentlich vor meinen Augen zugleich mit dem Nebel des Schlafes hätte verſchwinden ſollen."

Der Aſtronom rief aus: „Wunder, ja Wunder! Sie wiſſen ſelbſt nicht, welche wunderſame Rede Sie führten. Möge dieß nicht auf den Abſchied der Herrlichen hindeuten, welcher früher oder ſpäter eine ſolche Apotheoſe beſchieden iſt."

Den andern Morgen eilte Wilhelm, um ſeinen Felix aufzuſuchen, der ſich früh ganz in der Stille weggeſchlichen hatte, nach dem Garten, den er zu ſeiner Verwunderung durch eine Anzahl Mädchen bearbeitet ſah; alle, wo nicht ſchön, doch keine häßlich, keine die das zwanzigſte Jahr erreicht zu haben ſchien. Sie waren verſchiedentlich gekleidet, als verſchiedenen Ortſchaften angehörig, thätig, heiter grüßend und fortarbeitend.

Ihm begegnete Angela, welche die Arbeit anzuordnen und zu beurtheilen auf und abging; ihr ließ der

Gast seine Verwunderung über eine so hübsche lebensthätige Colonie vermerken. „Diese," versetzte sie, stirbt nicht aus, ändert sich, aber bleibt immer dieselbe. Denn mit dem zwanzigsten Jahr treten diese, so wie die sämmtlichen Bewohnerinnen unsrer Stiftung, in's thätige Leben, meistens in den Ehestand. Alle jungen Männer der Nachbarschaft, die sich eine wackere Gattin wünschen, sind aufmerksam auf dasjenige, was sich bei uns entwickelt. Auch sind unsre Zöglinge hier nicht etwan eingesperrt, sie haben sich schon auf manchem Jahrmarkte umgesehen, sind gesehen worden, gewünscht und verlobt; und so warten denn mehrere Familien schon aufmerksam, wenn bei uns wieder Platz wird um die Ihrigen einzuführen." Nachdem diese Angelegenheit besprochen war, konnte der Gast seiner neuen Freundin den Wunsch nicht bergen, das gestern Abend Vorgelesene nochmals durchzusehen; „den Hauptsinn der Unterhaltung habe ich gefaßt," sagte er: „nun möcht' ich aber auch das Einzelne, wovon die Rede war, näher kennen lernen."

„Diesen Wunsch zu befriedigen," versetzte jene, „finde ich mich glücklicherweise sogleich in dem Falle; das Verhältniß, das Ihnen so schnell zu unserm Innersten gegeben ward, berechtigt mich, Ihnen zu sagen, daß jene Papiere schon in meinen Händen und von mir nebst andern Blättern sorgfältig aufgehoben werden. Meine Herrin, fuhr sie fort, ist von der Wichtigkeit

des augenblicklichen Gesprächs höchlich überzeugt; dabei gehe vorüber, sagt sie, was kein Buch enthält und doch wieder das Beste, was Bücher jemals enthalten haben. Deßhalb machte sie mir's zur Pflicht einzelne gute Gedanken aufzubewahren, die aus einem geistreichen Gespräch, wie Samenkörner aus einer vielästigen Pflanze, hervorspringen. Ist man treu, sagte sie, das Gegenwärtige fest zu halten, so wird man erst Freude an der Ueberlieferung haben, indem wir den besten Gedanken schon ausgesprochen, das liebenswürdigste Gefühl schon ausgedrückt finden. Hiedurch kommen wir zum Anschauen jener Uebereinstimmung, wozu der Mensch berufen ist, wozu er sich oft wider seinen Willen finden muß, da er sich gar zu gern einbildet, die Welt fange mit ihm von vorne an."

Angela fuhr fort dem Gaste weiter zu vertrauen, daß dadurch ein bedeutendes Archiv entstanden sey, woraus sie in schlaflosen Nächten manchmal ein Blatt Makarien vorlese; bei welcher Gelegenheit denn wieder auf eine merkwürdige Weise tausend Einzelnheiten hervorspringen, eben als wenn eine Masse Queckſilber fällt und sich nach allen Seiten hin in die vielfachsten unzähligen Kügelchen zertheilt.

Auf seine Frage, inwiefern dieses Archiv als Geheimniß bewahrt werde, eröffnete sie: daß allerdings nur die nächste Umgebung davon Kenntniß habe, doch

wolle ſie es wohl verantworten und ihm, da er Luſt bezeige, ſogleich einige Hefte vorlegen.

Unter dieſem Gartengeſpräche waren ſie gegen das Schloß gelangt und in die Zimmer eines Seitengebäudes eintretend, ſagte ſie lächelnd: „ich habe bei dieſer Gelegenheit Ihnen noch ein Geheimniß zu vertrauen, worauf Sie am wenigſten vorbereitet ſind.“ Sie ließ ihn darauf durch einen Vorhang in ein Cabinet hineinblicken, wo er, freilich zu großer Verwunderung, ſeinen Felix ſchreibend an einem Tiſche ſitzen ſah und ſich nicht gleich dieſen unerwarteten Fleiß enträthſeln konnte. Bald aber ward er belehrt, als Angela ihm entdeckte, daß der Knabe jenen Augenblick ſeines Verſchwindens hiezu angewendet und erklärt, Schreiben und Reiten ſen das Einzige, wozu er Luſt habe.

Unſer Freund ward ſodann in ein Zimmer geführt, wo er in Schränken ringsum viele wohlgeordnete Papiere zu ſehen hatte. Rubriken mancher Art deuteten auf den verſchiedenſten Inhalt, Einſicht und Ordnung leuchtete hervor. Als nun Wilhelm ſolche Verzüge pries, eignete das Verdienſt derſelben Angela dem Hausfreunde zu; die Anlage nicht allein ſondern auch in ſchwierigen Fällen die Einſchaltung wiſſe er mit eigener Ueberſicht beſtimmt zu leiten. Darauf ſuchte ſie die geſtern vorgeleſenen Manuſcripte vor und vergönnte dem Begierigen ſich derſelben, ſo wie alles Uebrigen zu bedienen, und nicht nur Einſicht davon, ſondern auch Abſchrift zu nehmen.

Hier nun mußte der Freund bescheiden zu Werke geben, denn es fand sich nur allzuviel Anziehendes und Wünschenswerthes; besonders achtete er die Hefte kurzer kaum zusammenhängender Sätze höchst schätzenswerth. Resultate waren es, die, wenn wir nicht ihre Veranlassung wissen, als parador erscheinen, uns aber nöthigen, vermittelst eines umgekehrten Findens und Erfindens, rückwärts zu gehen und uns die Filiation solcher Gedanken von weit her, von unten herauf, wo möglich zu vergegenwärtigen. Auch dergleichen dürfen wir aus oben angeführten Ursachen keinen Platz einräumen. Jedoch werden wir die erste sich darbietende Gelegenheit nicht versäumen und am schicklichen Orte auch das hier Gewonnene mit Auswahl darzubringen wissen.

Am dritten Tage Morgens begab sich unser Freund zu Angela, und nicht ohne einige Verlegenheit stand er vor ihr. „Heute soll ich scheiden," sprach er, „und von der trefflichen Frau, bei der ich gestern den ganzen Tag leider nicht vorgelassen worden, meine letzten Aufträge erhalten. Hier nun liegt mir etwas auf dem Herzen, auf dem ganzen innern Sinn, worüber ich aufgeklärt zu seyn wünschte. Wenn es möglich ist, so gönnen Sie mir diese Wohlthat."

„Ich glaube Sie zu verstehen," sagte die Angenehme, „doch sprechen Sie weiter." — „Ein wunder-

barer Traum," fuhr er fort, „einige Worte des ernſten Himmelskundigen, ein abgeſondertes verſchloſſenes Fach in den zugänglichen Schränken, mit der Inſchrift: Makariens Eigenheiten, dieſe Veranlaſſungen geſellen ſich zu einer innern Stimme, die mir zuruft, die Bemühung um jene Himmelslichter ſey nicht etwa nur eine wiſſenſchaftliche Liebhaberey, ein Beſtreben nach Kenntniß des Sternenalls, vielmehr ſey zu vermuthen: es liege hier ein ganz eigenes Verhältniß Makariens zu den Geſtirnen verborgen, das zu erkennen mir höchſt wichtig ſeyn mußte. Ich bin weder neugierig noch zudringlich, aber dieß iſt ein ſo wichtiger Fall für den Geiſt- und Sinnforſcher, daß ich mich nicht enthalten kann anzufragen: ob man zu ſo vielem Vertrauen nicht auch noch dieſes Uebermaß zu vergönnen belieben möchte?" — „Dieſes zu gewähren bin ich berechtigt," verſetzte die Gefällige. „Ihr merkwürdiger Traum iſt zwar Makarien ein Geheimniß geblieben, aber ich habe mit dem Hausfreund Ihr ſonderbares geiſtiges Eingreifen, Ihr unvermutheres Erfaſſen der tiefſten Geheimniſſe betrachtet und überlegt, und wir dürfen uns ermuthigen Sie weiter zu führen. Laſſen Sie mich nun zuvörderſt gleichnißweiſe reden! Bei ſchwer begreiflichen Dingen thut man wohl ſich auf dieſe Weiſe zu helfen."

„Wie man von dem Dichter ſagt, die Elemente der ſittlichen Welt ſeyen in ſeiner Natur innerlichſt ver-

borgen und hätten sich nur aus ihm nach und nach zu entwickeln, daß ihm nichts in der Welt zum Anschauen komme, was er nicht vorher in der Ahnung gehabt: eben so sind, wie es scheinen will, Makarien die Verhältnisse unsres Sonnensystems von Anfang an, erst ruhend, sodann sich nach und nach entwickelnd, fernerhin sich immer deutlicher belebend, gründlich eingeboren. Erst litt sie an diesen Erscheinungen, dann vergnügte sie sich daran, und mit den Jahren wuchs das Entzücken. Nicht eher jedoch kam sie hierüber zur Einheit und Beruhigung, als bis sie den Beistand, den Freund gewonnen hatte, dessen Verdienst Sie auch schon genugsam kennen lernten."

„Als Mathematiker und Philosoph ungläubig von Anfang, war er lange zweifelhaft, ob diese Anschauung nicht etwa angelernt sey; denn Makarie mußte gestehen frühzeitig Unterricht in der Astronomie genossen und sich leidenschaftlich damit beschäftigt zu haben. Daneben berichtete sie aber auch, wie sie viele Jahre ihres Lebens die innern Erscheinungen mit dem äußern Gewahrwerden zusammengehalten und verglichen, aber niemals hierin eine Uebereinstimmung finden können."

„Der Wissende ließ sich hierauf dasjenige was sie schaute, welches ihr nur von Zeit zu Zeit ganz deutlich war, auf das genaueste vortragen, stellte Berechnungen an und folgerte daraus, daß sie nicht sowohl das ganze Sonnensystem in sich trage, sondern daß

sie

ſie ſich vielmehr geiſtig als ein integrirender Theil darin bewege. Er verfuhr nach dieſer Vorausſetzung und ſeine Calculs wurden auf eine unglaubliche Weiſe durch ihre Ausſagen beſtätigt."

„So viel nur darf ich Ihnen dießmal vertrauen und auch dieſes eröffne ich nur mit der dringenden Bitte gegen niemanden hievon irgend ein Wort zu erwähnen. Denn ſollte nicht jeder Verſtändige und Vernünftige, bei dem reinſten Wohlwollen, dergleichen Aeußerungen für Phantaſien, für übelverſtandene Erinnerungen eines früher eingelernten Wiſſens halten und erklären? Die Familie ſelbſt weiß nichts Näheres hievon, dieſe geheimen Anſchauungen, die entzückenden Geſichte ſind es die bei den Übrigen als Krankheit gelten, wodurch ſie augenblicklich gehindert ſey an der Welt und ihren Intereſſen Theil zu nehmen. Dieß, mein Freund, verwahren Sie im Stillen und laſſen ſich auch gegen Lenardo nichts merken."

Gegen Abend ward unſer Wanderer Makarien nochmals vorgeſtellt, gar manches anmuthig Belehrende kam zur Sprache, davon wir Nachſtehendes auswählen.

Von Natur beſitzen wir keinen Fehler, der nicht zur Tugend, keine Tugend, die nicht zum Fehler werden könnte. Dieſe letzten ſind gerade die bedenklichſten. Zu dieſer Betrachtung hat mir vorzüglich der wunderbare Neffe Anlaß gegeben, der junge Mann, von dem Sie in der Familie manches Seltſame ge-

hört haben, und den ich, wie die Meinigen sagen, mehr als billig, schonend und liebend behandle.

Von Jugend auf entwickelte sich in ihm eine gewisse muntere, technische Fertigkeit, der er sich ganz hingab und darin glücklich zu mancher Kenntniß und Meisterschaft fortschritt. Späterhin war alles was er von Reisen nach Hause schickte, immer das Künstlichste, Klügste, Feinste, Zarteste von Handarbeit, auf das Land hindeutend wo er sich eben befand und welches wir errathen sollten. Hieraus möchte man schließen, daß er ein trockner, untheilnehmender, in Aeußerlichkeiten befangener Mensch sey und bleibe; auch war er im Gespräch zum Eingreifen an allgemeinen sittlichen Betrachtungen nicht aufgelegt, aber er besaß im Stillen und Geheimen einen wunderbar feinen praktischen Tact des Guten und Bösen, des Löblichen und Unlöblichen, daß ich ihn weder gegen Aeltere noch Jüngere, weder gegen Obere noch Untere jemals habe fehlen sehen. Aber diese angeborne Gewissenhaftigkeit, ungeregelt wie sie war, bildete sich im Einzelnen zu grillenhafter Schwäche; er mochte sogar sich Pflichten erfinden, da wo sie nicht gefordert wurden, und sich ganz ohne Noth irgend einmal als Schuldner bekennen.

An seinem ganzen Reiseverfahren, besonders aber an den Vorbereitungen zu seiner Wiederkunft, glaube ich, daß er wähnt, früher ein weibliches Wesen unseres Kreises verletzt zu haben, deren Schicksal ihn jetzt be-

unruhigt, wovon er ſich befreit und erlöſt fühlen würde, ſobald er vernehmen könnte, daß es ihr wohl gehe, und das Weitere wird Angela mit Ihnen beſprechen. Nehmen Sie gegenwärtigen Brief und bereiten unſrer Familie ein glückliches Zuſammenfinden. Aufrichtig geſtanden: ich wünſchte ihn auf dieſer Erde nochmals zu ſehen, und im Abſcheiden ihn herzlich zu ſegnen.

Eilftes Capitel.

Das nußbraune Mädchen.

Nachdem Wilhelm seinen Auftrag umständlich und genau ausgerichtet, versetzte Lenardo mit einem Lächeln: „So sehr ich Ihnen verbunden bin für das was ich durch Sie erfahre, so muß ich doch noch eine Frage hinzufügen. Hat Ihnen die Tante nicht am Schluß noch anempfohlen mir eine unbedeutend scheinende Sache zu berichten?“ Der andere besann sich einen Augenblick. „Ja,“ sagte er darauf, „ich entsinne mich. Sie erwähnte eines Frauenzimmers, das sie Valerine nannte. Von dieser sollte ich Ihnen sagen, daß sie glücklich verheirathet sey und sich in einem wünschenswerthen Zustande befinde.“

„Sie wälzen mir einen Stein vom Herzen,“ versetzte Lenardo. „Ich gehe nun gern nach Hause zurück, weil ich nicht fürchten muß, daß die Erinnerung an dieses Mädchen mir an Ort und Stelle zum Vorwurf gereiche.“

„Es ziemt sich nicht für mich zu fragen, welch' Verhältniß Sie zu ihr gehabt,“ sagte Wilhelm; „genug, Sie können ruhig seyn, wenn Sie auf irgend eine Weise an dem Schicksal des Mädchens Theil nehmen.“

„Es iſt das wunderlichſte Verhältniß von der Welt,“ ſagte Lenardo: „keineswegs ein Liebesverhältniß, wie man ſich's denken könnte. Ich darf Ihnen wohl vertrauen und erzählen, was eigentlich keine Geſchichte iſt. Was müſſen Sie aber denken, wenn ich Ihnen ſage, daß mein zauderndes Zurückreiſen, daß die Furcht, in unſere Wohnung zurückzukehren, daß dieſe ſeltſamen Anſtalten und Fragen, wie es bei uns ausſehe, eigentlich nur zur Abſicht haben, nebenher zu erfahren, wie es mit dieſem Kinde ſtehe.“

„Denn glauben Sie,“ fuhr er fort, „ich weiß übrigens ſehr gut, daß man Menſchen, die man kennt, auf geraume Zeit verlaſſen kann, ohne ſie verändert wieder zu finden, und ſo denke ich auch bei den Meinigen bald wieder völlig zu Hauſe zu ſeyn. Um dieß einzige Weſen war es mir zu thun, deſſen Zuſtand ſich verändern mußte, und ſich, Dank ſey es dem Himmel, in's Beſſere verändert hat.“

„Sie machen mich neugierig,“ ſagte Wilhelm. „Sie laſſen mich etwas ganz Beſonderes erwarten.“

„Ich halte es wenigſtens dafür,“ verſetzte Lenardo, und fing ſeine Erzählung folgendermaßen an.

„Die herkömmliche Kreiſefahrt durch das geſittete Europa in meinen Jünglingsjahren zu beſtehen, war ein feſter Vorſatz, den ich von Jugend auf hegte, deſſen Ausführung aber ich von Zeit zu Zeit, wie es zu gehen pflegt, verzögerte. Das Nächſte zog mich an, hielt

mich feſt, und das Entfernte verlor immer mehr ſeinen Reiz, je mehr ich davon las oder erzählen hörte. Doch endlich, angetrieben durch meinen Oheim, angelockt durch Freunde, die ſich vor mir in die Welt hinausbegeben, ward der Entſchluß gefaßt, und zwar geſchwinder, ehe wir es uns alle verſahen.“

„Mein Oheim, der eigentlich das Beſte dazu thun mußte, um die Reiſe möglich zu machen, hatte ſogleich kein anderes Augenmerk. Sie kennen ihn und ſeine Eigenheit, wie er immer nur auf Eines losgeht und das erſt zu Stande bringt, und inzwiſchen alles andere ruhen und ſchweigen muß, wodurch er denn freilich vieles geleiſtet hat, was über die Kräfte eines Particuliers zu gehen ſcheint. Dieſe Reiſe kam ihm einigermaßen unerwartet; doch wußte er ſich ſogleich zu faſſen. Einige Bauten die er unternommen, ja ſogar angefangen hatte, wurden eingeſtellt, und weil er ſein Erſpartes niemals angreifen will, ſo ſah er ſich als ein kluger Finanzmann nach andern Mitteln um. Das Nächſte war, ausſtehende Schulden, beſonders Pachtreſte einzucaſſiren; denn auch dieſes gehörte mit zu ſeiner Art und Weiſe, daß er gegen Schuldner nachſichtig war, ſo lange er bis auf einen gewiſſen Grad ſelbſt nichts bedurfte. Sein Geſchäftsmann erhielt die Liſte; dieſem war die Ausführung überlaſſen. Vom Einzelnen erfuhren wir nichts; nur hörte ich im Vorbeigehen, daß der Pachter eines unſerer Güter, mit dem der Oheim lange Geduld

gehabt hatte, endlich wirklich ausgetrieben, ſeine Cautien zu kärglichem Erſatz des Ausfalls inne behalten und das Gut anderweit verpachtet werden ſollte. Es war dieſer Mann von Art der Stillen im Lande, aber nicht, wie ſeines Gleichen, dabei klug und thätig; wegen ſeiner Frömmigkeit und Güte zwar geliebt, doch wegen ſeiner Schwäche als Haushalter geſchelten. Nach ſeiner Frauen Tode war eine Tochter, die man nur das nußbraune Mädchen nannte, ob ſie ſchon rüſtig und entſchloſſen zu werden verſprach, doch viel zu jung, um entſchieden einzugreifen; genug es ging mit dem Mann rückwärts, ohne daß die Nachſicht des Onkels ſein Schickſal hätte aufhalten können."

„Ich hatte meine Reiſe im Sinn, und die Mittel dazu mußt' ich billigen. Alles war bereit, das Packen und Loslöſen ging an, die Augenblicke drängten ſich. Eines Abends durchſtrich ich noch einmal den Park, um Abſchied von den bekannten Bäumen und Sträuchen zu nehmen, als mir auf einmal Valerine in den Weg trat: denn ſo hieß das Mädchen; das andere war nur ein Scherzname, durch ihre bräunliche Geſichtsfarbe veranlaßt. Sie trat mir in den Weg."

Lenardo hielt einen Augenblick nachdenkend inne. „Wie iſt mir denn?" ſagte er: „hieß ſie auch Valerine? Ja doch," fuhr er fort; „doch war der Scherzname gewöhnlicher. Genug, das braune Mädchen trat mir in den Weg und bat mich dringend, für ihren Vater, für

sie, ein gutes Wort bei meinem Oheim einzulegen. Da ich wußte, wie die Sache stand, und ich wohl sah, daß es schwer, ja unmöglich seyn würde, in diesem Augenblick etwas für sie zu thun, so sagte ich's ihr aufrichtig, und setzte die eigne Schuld ihres Vaters in ein ungünstiges Licht."

„Sie antwortete mir darauf mit so viel Klarheit und zugleich mit so viel kindlicher Schonung und Liebe, daß sie mich ganz für sich einnahm und daß ich, wäre es meine eigene Casse gewesen, sie sogleich durch Gewährung ihrer Bitte glücklich gemacht hätte. Nun waren es aber die Einkünfte meines Oheims; es waren seine Anstalten, seine Befehle; bei seiner Denkweise, bei dem was bisher schon geschehen, war nichts zu hoffen. Von jeher hielt ich ein Versprechen hochheilig. Wer etwas von mir verlangte, setzte mich in Verlegenheit. Ich hatte mir es so angewöhnt abzuschlagen, daß ich sogar das nicht versprach, was ich zu halten gedachte. Diese Gewohnheit kam mir auch dießmal zu statten. Ihre Gründe ruhten auf Individualität und Neigung, die meinigen auf Pflicht und Verstand, und ich läugne nicht, daß sie mir am Ende selbst zu hart vorkamen. Wir hatten schon einigemal dasselbe wiederholt, ohne einander zu überzeugen, als die Noth sie beredter machte, ein unvermeidlicher Untergang, den sie vor sich sah, ihr Thränen aus den Augen preßte. Ihr gefaßtes Wesen verließ sie nicht ganz; aber sie sprach lebhaft, mit Be-

wegung, und indem ich immer noch Kälte und Gelassenheit heuchelte, kehrte sich ihr ganzes Gemüth nach außen. Ich wünschte die Scene zu endigen; aber auf einmal lag sie zu meinen Füßen; hatte meine Hand gefaßt, geküßt, und sah so gut, so liebenswürdig flehend zu mir herauf, daß ich mir in dem Augenblick meiner selbst nicht bewußt war. Schnell sagte ich, indem ich sie aufhob: ich will das Mögliche thun, beruhige dich, mein Kind; und so wandte ich mich nach einem Seitenwege. Thun Sie das Unmögliche! rief sie mir nach. — Ich weiß nicht mehr was ich sagen wollte, aber ich sagte: ich will, und stockte. Thun Sie's! rief sie auf einmal, mit einem Ausdruck von himmlischer Hoffnung. Ich grüßte sie und eilte fort."

„Den Oheim wollte ich nicht zuerst angehen: denn ich kannte ihn nur zu gut, daß man ihn nicht an das Einzelne erinnern durfte, wenn er sich das Ganze vorgesetzt hatte. Ich suchte den Geschäftsträger; er war weggeritten; Gäste kamen den Abend, Freunde, die Abschied nehmen wollten. Man spielte, man speiſ'te bis tief in die Nacht. Sie blieben den andern Tag, und die Zerstreuung verwischte jenes Bild der dringend Bittenden. Der Geschäftsträger kam zurück, er war geschäftiger und überdrängter als nie. Jederman fragte nach ihm. Er hatte nicht Zeit mich zu hören: doch machte ich einen Versuch ihn festzuhalten; allein kaum hatte ich jenen frommen Pachter genannt, so wies er mich mit Lebhaf-

tigkeit zurück: Sagen Sie dem Onkel um Gotteswillen davon nichts, wenn Sie zuletzt nicht noch Verdruß haben wollen. — Der Tag meiner Abreise war festgesetzt; ich hatte Briefe zu schreiben, Gäste zu empfangen, Besuche in der Nachbarschaft abzulegen. Meine Leute waren zu meiner bisherigen Bedienung hinreichend, keineswegs aber gewandt, das Geschäft der Abreise zu erleichtern. Alles lag auf mir; und doch als mir der Geschäftsmann zuletzt in der Nacht eine Stunde gab, um unsere Geldangelegenheiten zu ordnen, wagte ich nochmals für Valerinens Vater zu bitten."

„Lieber Baron, sagte der bewegliche Mann, wie kann Ihnen nur so etwas einfallen? Ich habe heute ohnehin mit Ihrem Oheim einen schweren Stand gehabt; denn was Sie nöthig haben um sich hier loszumachen, beläuft sich weit höher als wir glaubten. Dieß ist zwar ganz natürlich, aber doch beschwerlich. Besonders hat der alte Herr keine Freude, wenn die Sache abgethan scheint und noch manches hinten nach hinkt; das ist nun aber oft so und wir andern müssen es ausbaden. Ueber die Strenge, womit die ausstehenden Schulden eingetrieben werden sollen, hat er sich selbst ein Gesetz gemacht; er ist darüber mit sich einig und man möchte ihn wohl schwer zur Nachgiebigkeit bewegen. Thun Sie es nicht, ich bitte Sie! es ist ganz vergebens."

„Ich ließ mich mit meinem Gesuch zurückschrecken, jedoch nicht ganz. Ich drang in ihn, da doch die Aus-

führung von ihm abhänge, gelind und billig zu verfahren. Er versprach alles, nach Art solcher Personen, um für den Augenblick in Ruhe zu kommen. Er ward mich los; der Drang, die Zerstreuung wuchs! ich saß im Wagen und kehrte jedem Antheil, den ich zu Hause haben konnte, den Rücken."

„Ein lebhafter Eindruck ist wie eine andere Wunde; man fühlt sie nicht, indem man sie empfängt. Erst später fängt sie an zu schmerzen und zu eitern. Mir ging es so mit jener Begebenheit im Garten. So oft ich einsam, so oft ich unbeschäftigt war, trat mir jenes Bild des flehenden Mädchens, mit der ganzen Umgebung, mit jedem Baum und Strauch, dem Platz, wo sie kniete, dem Weg den ich einschlug mich von ihr zu entfernen, das Ganze zusammen wie ein frisches Bild vor die Seele. Es war ein unauslöschlicher Eindruck, der wohl von andern Bildern und Theilnahmen beschattet, verdeckt, aber niemals vertilgt werden konnte. Immer trat er in jeder stillen Stunde hervor, und je länger es währte, desto schmerzlicher fühlte ich die Schuld, die ich gegen meine Grundsätze, meine Gewohnheit aufgeladen hatte, obgleich nicht ausdrücklich, nur stotternd, zum erstenmal in solchem Falle verlegen."

„Ich verfehlte nicht in den ersten Briefen unsern Geschäftsmann zu fragen, wie die Sache gegangen. Er antwortete dilatorisch. Dann setzte er aus, diesen Punct zu erwidern; dann waren seine Worte zweydeutig, zu-

letzt schwieg er ganz. Die Entfernung wuchs, mehr Gegenstände traten zwischen mich und meine Heimath; ich ward zu manchen Beobachtungen, mancher Theilnahme aufgefordert; das Bild verschwand, das Mädchen fast bis auf den Namen. Seltener trat ihr Andenken hervor, und meine Grille, mich nicht durch Briefe, nur durch Zeichen, mit den Meinigen zu unterhalten, trug viel dazu bei, meinen frühern Zustand mit allen seinen Bedingungen beinahe verschwinden zu machen. Nur jetzt, da ich mich dem Hause nähere, da ich meiner Familie, was ich bisher entbehrt, mit Zinsen zu erstatten gedenke, jetzt überfällt mich diese wunderliche Reue — ich muß sie selbst wunderlich nennen — wieder mit aller Gewalt. Die Gestalt des Mädchens frischt sich auf mit den Gestalten der Meinigen, und ich fürchte nichts mehr als zu vernehmen, sie sey in dem Unglück, in das ich sie gestoßen, zu Grunde gegangen: denn mir schien mein Unterlassen ein Handeln zu ihrem Verderben, eine Förderung ihres traurigen Schicksals. Schon tausendmal habe ich mir gesagt, daß dieses Gefühl im Grunde nur eine Schwachheit sey, daß ich früh zu jenem Gesetz: nie zu versprechen, nur aus Furcht der Reue, nicht aus einer edlern Empfindung getrieben worden. Und nun scheint sich eben die Reue, die ich geflohen, an mir zu rächen, indem sie diesen Fall statt tausend ergreift, um mich zu peinigen. Dabei ist das Bild, die Vorstellung, die mich quält, so angenehm, so liebens-

würdig, daß ich gern dabei verweile. Und denke ich daran, so scheint der Kuß, den sie auf meine Hand gedrückt, mich noch zu brennen."

Lenardo schwieg, und Wilhelm versetzte schnell und fröhlich: „So hätte ich Ihnen denn keinen größern Dienst erzeigen können, als durch den Nachsatz meines Vortrags, wie manchmal in einem Postscript das Interessanteste des Briefes enthalten seyn kann. Zwar weiß ich nur wenig von Valerinen: denn ich erfuhr von ihr nur im Vorbeigehen; aber gewiß ist sie die Gattin eines wohlhabenden Gutsbesitzers und lebt vergnügt, wie mir die Tante noch bei'm Abschied versicherte."

„Schön," sagte Lenardo: „nun hält mich nichts ab. Sie haben mich absolvirt und wir wollen sogleich zu den Meinigen, die mich ohnehin länger als billig ist erwarten." Wilhelm erwiderte darauf: „Leider kann ich Sie nicht begleiten: denn eine sonderbare Verpflichtung liegt mir ob, nirgends länger als drey Tage zu verweilen, und die Orte, die ich verlasse, in einem Jahr nicht wieder zu betreten. Verzeihen Sie, wenn ich den Grund dieser Sonderbarkeit nicht aussprechen darf."

„Es thut mir sehr leid," sagte Lenardo, „daß wir Sie so bald verlieren, daß ich nicht auch etwas für Sie mitwirken kann. Doch da Sie einmal auf dem Wege sind mir wohlzuthun, so könnten Sie mich sehr glücklich machen, wenn Sie Valerinen besuchten, sich von ihrem Zustand genau unterrichteten und mir alsdann schriftlich

oder mündlich — der dritte Ort einer Zuſammenkunft wird ſich ſchon finden — zu meiner Beruhigung ausführliche Nachricht ertheilten.“

Der Vorſchlag wurde weiter beſprochen; Valerinens Aufenthalt hatte man Wilhelmen genannt. Er übernahm es ſie zu beſuchen; ein dritter Ort wurde feſtgeſetzt, wohin der Baron kommen und auch den Felix mitbringen ſollte, der indeſſen bei den Frauenzimmern zurückgeblieben war.

Lenardo und Wilhelm hatten ihren Weg, neben einander reitend, auf angenehmen Wieſen unter mancherlei Geſprächen eine Zeit lang fortgeſetzt, als ſie ſich nunmehr der Fahrſtraße näherten und den Wagen des Barons einholten, der, von ſeinem Herrn begleitet, die Heimath wieder finden ſollte. Hier wollten die Freunde ſich trennen, und Wilhelm nahm mit wenigen, freundlichen Worten Abſchied und verſprach dem Baron nochmals baldige Nachricht von Valerinen.

„Wenn ich bedenke,“ verſetzte Lenardo, „daß es nur ein kleiner Umweg wäre, wenn ich Sie begleitete, warum ſollte ich Valerinen nicht ſelbſt aufſuchen? warum nicht ſelbſt von ihrem glücklichen Zuſtande mich überzeugen? Sie waren ſo freundlich ſich zum Boten anzubieten; warum wollten Sie nicht mein Begleiter ſeyn? Denn einen Begleiter muß ich haben, einen ſittlichen Beiſtand, wie man ſich rechtliche Beiſtände nimmt,

wenn man dem Gerichtshandel nicht ganz gewachſen zu ſeyn glaubt.“

Die Einreden Wilhelms, daß man zu Hauſe den ſo lange Abweſenden erwarte, daß es einen ſonderbaren Eindruck machen möchte, wenn der Wagen allein käme und was dergleichen mehr war, vermochten nichts über Lenardo, und Wilhelm mußte ſich zuletzt entſchließen, den Begleiter abzugeben, wobei ihm wegen der zu fürchtenden Folgen nicht wohl zu Muthe war.

Die Bedienten wurden daher unterrichtet, was ſie bei der Ankunft ſagen ſollten, und die Freunde ſchlugen nunmehr den Weg ein, der zu Valerinens Wohnort führte. Die Gegend ſchien reich und fruchtbar und der wahre Sitz des Landbaues. So war denn auch in dem Bezirk, welcher Valerinens Gatten gehörte, der Boden durchaus gut und mit Sorgfalt beſtellt. Wilhelm hatte Zeit die Landſchaft genau zu betrachten, indem Lenardo ſchweigend neben ihm ritt. Endlich fing dieſer an: „Ein anderer an meiner Stelle würde ſich vielleicht Valerinen unerkannt zu nähern ſuchen: denn es iſt immer ein peinliches Gefühl, vor die Augen derjenigen zu treten, die man verletzt hat; aber ich will das lieber übernehmen und den Vorwurf ertragen, den ich von ihren erſten Blicken befürchte, als daß ich mich durch Vermummung und Unwahrheit davor ſicher ſtelle. Unwahrheit kann uns eben ſo ſehr in Verlegenheit ſetzen als Wahrheit; und wenn wir abwägen wie oft uns dieſe

oder jene nutzt, ſo möchte es doch immer der Mühe werth ſeyn, ſich ein für allemal dem Wahren zu ergeben. Laſſen Sie uns alſo getroſt vorwärts gehen, ich will mich nennen und Sie als meinen Freund und Gefährten einführen.“

Nun waren ſie an den Gutshof gekommen, und ſtiegen in dem Bezirk deſſelben ab. Ein anſehnlicher Mann, einfach gekleidet, den ſie für einen Pachter halten konnten, trat ihnen entgegen und kündigte ſich als Herrn des Hauſes an. Lenardo nannte ſich, und der Beſitzer ſchien höchſt erfreut, ihn zu ſehen und kennen zu lernen. „Was wird meine Frau ſagen,“ rief er aus, „wenn ſie den Neffen ihres Wohlthäters wieder ſieht! Nicht genug kann ſie erwähnen und erzählen, was ſie und ihr Vater Ihrem Oheim ſchuldig iſt.“

Welche ſonderbaren Betrachtungen kreuzten ſich ſchnell in Lenardo's Geiſt. Verſteckt dieſer Mann, der ſo redlich ausſieht, ſeine Bitterkeit hinter ein freundlich Geſicht und glatte Worte? Iſt er im Stande, ſeinen Vorwürfen eine ſo gefällige Außenſeite zu geben? Denn hat mein Oheim nicht dieſe Familie unglücklich gemacht? und kann es ihm unbekannt geblieben ſeyn? Oder, ſo dachte er ſich's mit ſchneller Hoffnung, iſt die Sache nicht ſo übel geworden als du denkſt? denn eine ganz beſtimmte Nachricht haſt du ja doch niemals gehabt. Solche Vermuthungen wechſelten hin und her, indem

der

der Hausherr anſpannen ließ, um ſeine Gattin holen zu laſſen, die in der Nachbarſchaft einen Beſuch machte.

„Wenn ich Sie indeſſen, bis meine Frau kommt, auf meine Weiſe unterhalten und zugleich meine Geſchäfte fortſetzen darf, ſo machen Sie einige Schritte mit mir auf's Feld, und ſehen ſich um, wie ich meine Wirthſchaft betreibe: denn gewiß iſt Ihnen, als einem großen Gutsbeſitzer, nichts angelegener, als die edle Wiſſenſchaft, die edle Kunſt des Feldbaues.“ Lenardo widerſprach nicht; Wilhelm unterrichtete ſich gern; und der Landmann hatte ſeinen Grund und Boden, den er unumſchränkt beſaß und beherrſchte, vollkommen gut inne; was er vornahm war der Abſicht gemäß; was er ſäete und pflanzte, durchaus am rechten Orte; er wußte die Behandlung und die Urſachen ſo deutlich anzugeben, daß es ein jeder begriff und für möglich gehalten hätte, daſſelbe zu thun und zu leiſten: ein Wahn in den man leicht verfällt, wenn man einem Meiſter zuſieht, dem alles bequem von der Hand geht.

Die Fremden erzeigten ſich ſehr zufrieden und konnten nichts als Lob und Billigung ertheilen. Er nahm es dankbar und freundlich auf, fügte jedoch hinzu: „Nun muß ich Ihnen aber auch meine ſchwache Seite zeigen, die freilich an jedem zu bemerken iſt, der ſich einem Gegenſtand ausſchließlich ergibt.“ Er führte ſie auf ſeinen Hof, zeigte ihnen ſeine Werkzeuge, den Vorrath derſelben, ſo wie den Vorrath von allem erdenklichen

Geräthe und deſſen Zubehör. „Man tadelte mich oft,“ ſagte er dabei, „daß ich hierin zu weit gehe; allein ich kann mich deßhalb nicht ſchelten. Glücklich iſt der, dem ſein Geſchäft auch zur Puppe wird, der mit demſelbigen zuletzt noch ſpielt und ſich an dem ergötzt, was ihm ſein Zuſtand zur Pflicht macht.“

Die beiden Freunde ließen es an Fragen und Erkundigungen nicht fehlen. Beſonders erfreute ſich Wilhelm an den allgemeinen Bemerkungen, zu denen dieſer Mann aufgelegt ſchien, und verfehlte nicht ſie zu erwidern; indeſſen Lenardo, mehr in ſich gekehrt, an dem Glück Valerinens, das er in dieſem Zuſtande für gewiß hielt, ſtillen Theil nahm, obgleich mit einem leiſen Gefühl von Unbehagen, von dem er ſich keine Rechenſchaft zu geben wußte.

Man war ſchon in's Haus zurückgekehrt, als der Wagen der Beſitzerin vorfuhr. Man eilte ihr entgegen; aber wie erſtaunte, wie erſchrack Lenardo, als er ſie ausſteigen ſah. Sie war es nicht, es war das nußbraune Mädchen nicht, vielmehr gerade das Gegentheil; zwar auch eine ſchöne ſchlanke Geſtalt, aber blond, mit allen Vortheilen die Blondinen eigen ſind.

Dieſe Schönheit, dieſe Anmuth erſchreckte Lenardo'n. Seine Augen hatten das braune Mädchen geſucht; nun leuchtete ihm ein ganz anderes entgegen. Auch dieſer Züge erinnerte er ſich; ihre Anrede, ihr Betragen verſetzten ihn bald aus jeder Ungewißheit: es war die Tochter des Gerichtshalters, der bei dem Oheim in

großem Anſehen ſtand, deßhalb denn auch dieſer bei der Ausſtattung viel gethan, und dem neuen Paare behülflich geweſen. Dieß alles und mehr noch wurde von der jungen Frau zum Antrittsgruße fröhlich erzählt, mit einer Freude, wie ſie die Ueberraſchung eines Wiederſehens ungezwungen äußern läßt. Ob man ſich wieder erkenne, wurde gefragt; die Veränderungen der Geſtalt wurden bereder, welche merklich genug bei Perſonen dieſes Alters gefunden werden. Valerine war immer angenehm, dann aber höchſt liebenswürdig, wenn Fröhlichkeit ſie aus dem gewöhnlichen gleichgültigen Zuſtande herausriß. Die Geſellſchaft ward geſprächig und die Unterhaltung ſo lebhaft, daß Lenardo ſich faſſen und ſeine Beſtürzung verbergen konnte. Wilhelm, dem der Freund geſchwind genug von dieſem ſeltſamen Ereigniß einen Wink gegeben hatte, that ſein Mögliches um dieſem beizuſtehen; und Valerinens kleine Eitelkeit, daß der Baron, noch ehe er die Seinigen geſehen, ſich ihrer erinnert, bei ihr eingekehrt ſey, ließ ſie auch nicht den mindeſten Verdacht ſchöpfen, daß hier eine andere Abſicht oder ein Mißgriff obwalte.

Man blieb bis tief in die Nacht beiſammen, obgleich beide Freunde nach einem vertraulichen Geſpräch ſich ſehnten, das denn auch ſogleich begann, als ſie ſich in dem Gaſtzimmer allein ſahen.

„Ich ſoll, ſo ſcheint es,“ ſagte Lenardo, „meine Qual nicht los werden. Eine unglückliche Verwechs-

lung des Namens, merke ich, verdoppelt sie. Diese blonde Schönheit habe ich oft mit jener Braunen, die man keine Schönheit nennen durfte, spielen sehen; ja ich trieb mich selbst mit ihnen, obgleich so vieles älter, in den Feldern und Gärten herum. Beide machten nicht den geringsten Eindruck auf mich; ich habe nur den Namen der einen behalten und ihn der andern beigelegt. Nun finde ich die, die mich nichts angeht, nach ihrer Weise über die Maßen glücklich, indessen die andere, wer weiß wohin, in die Welt geworfen ist."

Den folgenden Morgen waren die Freunde beinahe früher auf als die thätigen Landleute. Das Vergnügen, ihre Gäste zu sehen hatte Valerinen gleichfalls zeitig geweckt. Sie ahnete nicht mit welchen Gesinnungen sie zum Frühstück kamen. Wilhelm, der wohl einsah, daß ohne Nachricht von dem nußbraunen Mädchen Lenardo sich in der peinlichsten Lage befinde, brachte das Gespräch auf frühere Zeiten, auf Gespielen, auf's Local, das er selbst kannte, auf andere Erinnerungen, so daß Valerine zuletzt ganz natürlich darauf kam des nußbraunen Mädchens zu erwähnen und ihren Namen auszusprechen.

Kaum hatte Lenardo den Namen Nachodine gehört, so entsann er sich dessen vollkommen; aber auch mit dem Namen kehrte das Bild jener Bittenden zurück, mit einer solchen Gewalt, daß ihm das Weitere ganz unerträglich fiel, als Valerine mit warmem Antheil die Ausspändung des frommen Pachters, seine Resignation

und ſeinen Auszug erzählte, und wie er ſich auf ſeine Tochter gelehnt, die ein kleines Bündel getragen. Lenardo glaubte zu verſinken. Unglücklicher und glücklicher Weiſe erging ſich Valerine in einer gewiſſen Umſtändlichkeit, die, Lenardo'n das Herz zerreißend, ihm dennoch möglich machte, mit Beihülfe ſeines Gefährten, einige Faſſung zu zeigen.

Man ſchied unter vollen, aufrichtigen Bitten des Ehepaars um baldige Wiederkunft und einer halben, geheuchelten Zuſage beider Gäſte. Und wie dem Menſchen, der ſich ſelbſt was Gutes gönnt, alles zum Glück ſchlägt, ſo legte Valerine zuletzt das Schweigen Lenardo's, ſeine ſichtbare Zerſtreuung bei'm Abſchied, ſein haſtiges Wegeilen zu ihrem Vortheil aus, und konnte ſich, obgleich treue und liebevolle Gattin eines wackern Landmanns, doch nicht enthalten an einer wiederaufwachenden, oder neuentſtehenden Neigung, wie ſie ſich's auslegte, ihres ehemaligen Gutsherrn einiges Behagen zu finden.

Nach dieſem ſonderbaren Ereigniß ſagte Lenardo: „daß wir, bei ſo ſchönen Hoffnungen, ganz nahe vor dem Hafen ſcheitern, darüber kann ich mich nur einigermaßen tröſten, mich nur für den Augenblick beruhigen und den Meinen entgegen gehen, wenn ich betrachte, daß der Himmel Sie mir zugeführt hat, Sie, dem es bei ſeiner eigenthümlichen Sendung, gleichgültig iſt, wohin und wozu er ſeinen Weg richtet. Nehmen Sie

es über ſich Nachedinen aufzuſuchen und mir Nachricht von ihr zu geben. Iſt ſie glücklich, ſo bin ich zufrieden; iſt ſie unglücklich, ſo helfen Sie ihr auf meine Koſten. Handeln Sie ohne Rückſichten, ſparen, ſchonen Sie nichts.“

„Nach welcher Weltgegend aber,“ ſagte Wilhelm lächelnd, „hab' ich denn meine Schritte zu richten? Wenn Sie keine Ahnung haben, wie ſoll ich damit begabt ſeyn?“

„Hören Sie!“ antwortete Lenardo: „in voriger Nacht, wo Sie mich als einen Verzweifelnden raſtlos auf und ab gehen ſahen, wo ich leidenſchaftlich in Kopf und Herzen alles durcheinander warf, da kam ein alter Freund mir vor den Geiſt, ein würdiger Mann, der, ohne mich eben zu hofmeiſtern, auf meine Jugend großen Einfluß gehabt hat. Gern hätt' ich mir ihn, wenigſtens theilweiſe, als Reiſegefährten erbeten, wenn er nicht wunderſam durch die ſchönſten kunſt- und alterthümlichen Seltenheiten an ſeine Wohnung geknüpft wäre, die er nur auf Augenblicke verläßt. Dieſer, weiß ich, genießt einer ausgebreiteten Bekanntſchaft mit allem was in dieſer Welt durch irgend einen edlen Faden verbunden iſt; zu ihm eilen Sie, ihm erzählen Sie, wie ich es vorgetragen, und es ſteht zu hoffen, daß ihm ſein zartes Gefühl irgend einen Ort, eine Gegend andeuten werde, wo ſie zu finden ſeyn möchte. In meiner Bedrängniß fiel es mir ein, daß der Vater des

Kindes ſich zu den Frommen zählte, und ich ward im Augenblick fromm genug mich an die moraliſche Weltordnung zu wenden und zu bitten: ſie möge ſich hier, zu meinen Gunſten, einmal wunderbar gnädig offenbaren.“

„Noch eine Schwierigkeit,“ verſetzte Wilhelm, „bleibt jedoch zu löſen: wo ſoll ich mit meinem Felix hin? denn auf ſo ganz ungewiſſen Wegen möcht' ich ihn nicht mit mir führen und ihn doch auch nicht gerne von mir laſſen; denn mich dünkt der Sohn entwickele ſich nirgends beſſer als in Gegenwart des Vaters.“

„Keineswegs!“ erwiderte Lenardo, „dieß iſt ein holder väterlicher Irrthum: der Vater behält immer eine Art von deſpotiſchem Verhältniß zu dem Sohn, deſſen Tugenden er nicht anerkennt und an deſſen Fehlern er ſich freut; deßwegen die Alten ſchon zu ſagen pflegten, der Helden Söhne werden Taugenichte, und ich habe mich weit genug in der Welt umgeſehen, um hierüber in's Klare zu kommen. Glücklicherweiſe wird unſer alter Freund, an den ich Ihnen ſogleich ein eiliges Schreiben verfaſſe, auch hierüber die beſte Auskunft geben. Als ich ihn vor Jahren das letztemal ſah, erzählte er mir gar manches von einer pädagogiſchen Verbindung, die ich nur für eine Art von Utopien halten konnte; es ſchien mir als ſey, unter dem Bilde der Wirklichkeit, eine Reihe von Ideen, Gedanken, Vorſchlägen und Vorſätzen gemeint, die freilich zuſammenhingen, aber

in dem gewöhnlichen Laufe der Dinge wohl schwerlich zusammentreffen möchten. Weil ich ihn aber kenne, weil er gern durch Bilder das Mögliche und Unmögliche verwirklichen mag, so ließ ich es gut seyn und nun kommt es uns zu Gute; er weiß gewiß Ihnen Ort und Umstände zu bezeichnen, wem Sie Ihren Knaben getrost vertrauen und von einer weisen Leitung das Beste hoffen können."

Im Dahinreiten sich auf diese Weise unterhaltend, erblickten sie eine edle Villa, die Gebäude im ernstfreundlichen Geschmack, freien Vorraum und in weiter würdiger Umgebung wohlbestandene Bäume; Thüren und Schaltern aber durchaus verschlossen, alles einsam doch wohlerhalten anzusehn. Von einem ältlichen Manne, der sich am Eingang zu beschäftigen schien, erfuhren sie: dieß sey das Erbtheil eines jungen Mannes, dem es von seinem, in hohem Alter erst kurz verstorbenen Vater so eben hinterlassen worden.

Auf weiteres Befragen wurden sie belehrt; dem Erben sey hier leider alles zu fertig, er habe hier nichts mehr zu thun und das Vorhandene zu genießen sey gerade nicht seine Sache; deßwegen er sich denn ein Local näher am Gebirge ausgesucht, wo er für sich und seine Gesellen Mooshütten baue und eine Art von jägerischer Einsiedeley anlegen wolle. Was den Berichtenden selbst betraf, vernahmen sie, er sey der mitgeerbte Castellan, sorge auf's genaueste für Erhaltung und Reinlichkeit,

damit irgend ein Enkel, in die Neigung und Besitzung des Großvaters eingreifend, alles finde wie dieser es verlassen hat.

Nachdem sie ihren Weg einige Zeit stillschweigend fortgesetzt, begann Lenardo mit der Betrachtung, daß es die Eigenheit des Menschen sey von vorn anfangen zu wollen; worauf der Freund erwiderte, dieß lasse sich wohl erklären und entschuldigen, weil doch, genau genommen, jeder wirklich von vorn anfängt. „Sind doch," rief er aus, „keinem die Leiden erlassen, von denen seine Vorfahren gepeinigt wurden, kann man ihm verdenken, daß er von ihren Freuden nichts wissen will?"

Lenardo versetzte hierauf: „Sie ermuthigen mich zu gestehen, daß ich eigentlich auf nichts gerne wirken mag, als auf das, was ich selbst geschaffen habe. Niemals mocht' ich einen Diener, den ich nicht vom Knaben heraufgebildet, kein Pferd, das ich nicht selbst zugeritten. In Gefolg dieser Sinnesart will ich denn auch gern bekennen, daß ich unwiderstehlich nach uranfänglichen Zuständen hingezogen werde, daß meine Reisen durch alle hochgebildeten Länder und Völker diese Gefühle nicht abstumpfen können, daß meine Einbildungskraft sich über dem Meer ein Behagen sucht, und daß ein bisher vernachlässigter Familienbesitz in jenen frischen Gegenden mich hoffen läßt, ein im Stillen gefaßter, meinen Wünschen gemäß nach und nach heranreifender Plan werde sich endlich ausführen lassen."

„Dagegen wüßt' ich nichts einzuwenden," versetzte Wilhelm, „ein solcher Gedanke in's Neue und Unbestimmte gewendet, hat etwas Eigenes, Großes. Nur bitt' ich zu bedenken, daß ein solches Unternehmen nur einer Gesammtheit glücken kann. Sie gehen hinüber und finden dort schon Familienbesitzungen wie ich weiß; die Meinigen hegen gleiche Plane und haben sich dort schon angesiedelt; vereinigen Sie sich mit diesen umsichtigen, klugen und kräftigen Menschen, für beide Theile muß sich dadurch das Geschäft erleichtern und erweitern."

Unter solchen Gesprächen waren die Freunde an den Ort gelangt, wo sie nunmehr scheiden sollten, beide setzten sich nieder zu schreiben; Lenardo empfahl seinen Freund dem oberwähnten sonderbaren Mann, Wilhelm trug den Zustand seines neuen Lebensgenossen den Verbündeten vor, woraus, wie natürlich, ein Empfehlungsschreiben entstand; worin er zum Schluß auch seine, mit Jarno besprochene Angelegenheit empfahl und die Gründe nochmals auseinander setzte, warum er von der unbequemen Bedingung, die ihn zum ewigen Juden stempelte, bald möglichst befreit zu seyn wünsche.

Bei'm Auswechseln dieser Briefe jedoch konnte sich Wilhelm nicht erwehren seinem Freund nochmals gewisse Bedenklichkeiten an's Herz zu legen.

„Ich halte es," sprach er, „in meiner Lage für den wünschenswerthesten Auftrag, Sie, edler Mann,

von einer Gemüthsunruhe zu befreien und zugleich ein menſchliches Geſchöpf aus dem Elende zu retten, wenn es ſich darin befinden ſollte. Ein ſolches Ziel kann man als einen Stern anſehen, nach dem man ſchifft, wenn man auch nicht weiß, was man unterwegs antreffen, unterwegs begegnen werde. Doch darf ich mir dabei die Gefahr nicht läugnen, in der Sie auf jeden Fall noch immer ſchweben. Wären Sie nicht ein Mann, der durchaus ſein Wort zu geben ablehnt; ich würde von Ihnen das Verſprechen verlangen, dieſes weibliche Weſen, das Ihnen ſo theuer zu ſtehen kommt, nicht wieder zu ſehen, ſich zu begnügen, wenn ich Ihnen melde, daß es ihr wohl geht; es ſey nun, daß ich ſie wirklich glücklich finde, oder ihr Glück zu befördern im Stande bin. Da ich ſie aber zu einem Verſprechen weder vermögen kann noch will, ſo beſchwöre ich Sie bei allem was Ihnen werth und heilig iſt, ſich und den Ihrigen und mir, dem neuerworbenen Freund zu Liebe, keine Annäherung, es ſey unter welchem Vorwand es wolle, zu jener Vermißten ſich zu erlauben; von mir nicht zu verlangen, daß ich den Ort und die Stelle, wo ich ſie finde, die Gegend, wo ich ſie laſſe, näher bezeichne, oder gar ausſpreche: Sie glauben meinem Wort, daß es ihr wohlgeht und ſind losgeſprochen und beruhigt.“

Lenardo lächelte und verſetzte: „Leiſten Sie mir dieſen Dienſt und ich werde dankbar ſeyn. Was Sie thun wollen und können, ſey Ihnen anheim gegeben und mich

überlaſſen Sie der Zeit, dem Verſtande und wo möglich der Vernunft.“

„Verzeihen Sie,“ verſetzte Wilhelm, „wer jedoch weiß, unter welchen ſeltſamen Formen die Neigung bei uns einſchleicht, dem muß es bange werden, wenn er vorausſieht, ein Freund könne dasjenige wünſchen, was ihm in ſeinen Zuſtänden, ſeinen Verhältniſſen nothwendig Unglück und Verwirrung bringen müßte.“

„Ich hoffe,“ ſagte Lenardo, „wenn ich das Mädchen glücklich weiß, bin ich ſie los.“

Die Freunde ſchieden, jeder nach ſeiner Seite.

Zwölftes Capitel.

Auf einem kurzen und angenehmen Wege war Wilhelm nach der Stadt gekommen, wohin ſein Brief lautete. Er fand ſie heiter und wohlgebaut; allein ihr neues Anſehn zeigte nur allzudeutlich, daß ſie kurz vorher durch einen Brand müſſe gelitten haben. Die Adreſſe ſeines Briefes führte ihn zu dem letzten, kleinen, verſchonten Theil, an ein Haus von alter, ernſter Bauart, doch wohlerhalten und reinlichen Anſehns. Trübe Fenſterſcheiben, wunderſam gefügt, deuteten auf erfreuliche Farbenpracht von innen. Und ſo entſprach denn auch wirklich das Innere dem Aeußern. In ſaubern Räumen zeigten ſich überall Geräthſchaften, die ſchon einigen Generationen mochten gedient haben, untermiſcht mit wenigem Neuen. Der Hausherr empfing ihn freundlich in einem gleich ausgeſtatteten Zimmer. Dieſe Uhren hatten ſchon mancher Geburts- und Sterbeſtunde geſchlagen, und was umherſtand erinnerte, daß Vergangenheit auch in die Gegenwart übergehen könne.

Der Ankommende gab ſeinen Brief ab, den der Empfänger aber, ohne ihn zu eröffnen, bei Seite legte

und in einem heitern Geſpräche ſeinen Gaſt unmittelbar kennen zu lernen ſuchte. Sie wurden bald vertraut, und als Wilhelm, gegen ſonſtige Gewohnheit, ſeine Blicke beobachtend im Zimmer umherſchweifen ließ, ſagte der gute Alte: „meine Umgebung erregt Ihre Aufmerkſamkeit. Sie ſehen hier, wie lange etwas dauern kann, und man muß doch auch dergleichen ſehen, zum Gegengewicht deſſen was in der Welt ſo ſchnell wechſelt und ſich verändert. Dieſer Theekeſſel diente ſchon meinen Eltern und war ein Zeuge unſerer abendlichen Familienverſammlungen; dieſer kupferne Kaminſchirm ſchützt mich noch immer vor dem Feuer, das dieſe alte mächtige Zange anſchürt; und ſo geht es durch alles durch. Antheil und Thätigkeit konnt' ich daher auf gar viele andere Gegenſtände wenden, weil ich mich mit der Veränderung dieſer äußern Bedürfniſſe, die ſo vieler Menſchen Zeit und Kräfte wegnimmt, nicht weiter beſchäftigte. Eine liebevolle Aufmerkſamkeit, auf das was der Menſch beſitzt, macht ihn reich, indem er ſich einen Schatz der Erinnerung an gleichgültigen Dingen dadurch anhäuft. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der eine Stecknadel dem geliebten Mädchen, Abſchied nehmend, entwendete, den Buſenſtreif damit zuſteckte, und dieſen gehegten und gepflegten Schatz von einer großen, mehrjährigen Fahrt wieder zurückbrachte. Uns andern kleinen Menſchen iſt dieß wohl als eine Tugend anzurechnen.

„Man-

„Mancher bringt wohl auch," verſetzte Wilhelm, „von einer ſo weiten großen Reiſe einen Stachel im Herzen mit zurück, den er vielleicht lieber los wäre." Der Alte ſchien von Lenardo's Zuſtande nichts zu wiſſen, ob er gleich den Brief inzwiſchen erbrochen und geleſen hatte, denn er ging zu den vorigen Betrachtungen wieder zurück. „Die Beharrlichkeit auf dem Beſitz," fuhr er fort, „gibt uns in manchen Fällen die größte Energie. Dieſem Eigenſinn bin ich die Rettung meines Hauſes ſchuldig. Als die Stadt brannte, wollte man auch bei mir flüchten und retten. Ich verbot's, befahl Fenſter und Thüren zuzuſchließen und wandte mich mit mehreren Nachbarn gegen die Flamme. Unſerer Anſtrengung gelang es, dieſen Zipfel der Stadt aufrecht zu erhalten. Den andern Morgen ſtand alles noch bei mir, wie Sie es ſehen und wie es beinahe ſeit hundert Jahren geſtanden hat." „Mit allem dem," ſagte Wilhelm, „werden Sie mir geſtehen, daß der Menſch der Veränderung nicht widerſteht, welche die Zeit hervorbringt." „Freilich," ſagte der Alte, „aber doch der am längſten ſich erhält, hat auch etwas geleiſtet."

„Ja ſogar über unſer Daſeyn hinaus ſind wir fähig zu erhalten und zu ſichern; wir überliefern Kenntniſſe, wir übertragen Geſinnungen ſo gut als Beſitz, und da mir es nun vorzüglich um den letzten zu thun iſt, ſo hab' ich deßhalb ſeit langer Zeit wunderliche Vorſicht ge-

braucht, auf ganz eigene Vorkehrungen gesonnen; nur spät aber ist mir's gelungen meinen Wunsch erfüllt zu sehen."

„Gewöhnlich zerstreut der Sohn was der Vater gesammelt hat, sammelt etwas anders, oder auf andere Weise. Kann man jedoch den Enkel, die neue Generation abwarten, so kommen dieselben Neigungen, dieselben Ansichten wieder zum Vorschein. Und so hab' ich denn endlich, durch Sorgfalt unserer pädagogischen Freunde, einen tüchtigen jungen Mann erworben, welcher wo möglich noch mehr auf hergebrachten Besitz hält als ich selbst und eine heftige Neigung zu wunderlichen Dingen empfindet. Mein Zutrauen hat er entschieden durch die gewaltsamen Anstrengungen erworben, womit ihm das Feuer von unserer Wohnung abzuwehren gelang; doppelt und dreyfach hat er den Schatz verdient, dessen Besitz ich ihm zu überlassen gedenke; ja er ist ihm schon übergeben, und seit der Zeit mehrt sich unser Vorrath auf eine wundersame Weise."

„Nicht alles jedoch was Sie hier sehen ist unser. Vielmehr, wie Sie sonst bei Pfandinhabern manches fremde Juwel erblicken, so kann ich Ihnen bei uns Kostbarkeiten bezeichnen, die man, unter den verschiedensten Umständen, besserer Aufbewahrung halber, hier niedergestellt." Wilhelm gedachte des herrlichen Kästchens, das er ohnehin nicht gern auf der Reise mit sich berum-

führen wollte, und enthielt ſich nicht es dem Freunde zu zeigen. Der Alte betrachtete es mit Aufmerkſamkeit, gab die Zeit an, wann es verfertigt ſeyn könnte und wies etwas Aehnliches vor. Wilhelm brachte zur Sprache: ob man es wohl eröffnen ſollte? Der Alte war nicht der Meinung. „Ich glaube zwar, daß man es ohne ſonderliche Beſchädigung thun könne," ſagte er; „allein da Sie es durch einen ſo wunderbaren Zufall erhalten haben, ſo ſollten Sie daran Ihr Glück prüfen. Denn wenn Sie glücklich geboren ſind und wenn dieſes Käſtchen etwas bedeutet, ſo muß ſich gelegentlich der Schlüſſel dazu finden, und gerade da, wo Sie ihn am wenigſten erwarten." „Es gibt wohl ſolche Fälle," verſetzte Wilhelm. „Ich habe ſelbſt einige erlebt." erwiderte der Alte; „und hier ſehen Sie den merkwürdigſten vor ſich. Von dieſem elfenbeinernen Crucifix beſaß ich ſeit dreyßig Jahren den Körper mit Haupt und Füßen aus Einem Stücke, der Gegenſtand ſowohl als die herrlichſte Kunſt ward ſorgfältig in dem koſtbarſten Lädchen aufbewahrt; vor ungefähr zehn Jahren erhielt ich das dazu gehörige Kreuz, mit der Inſchrift, und ich ließ mich verführen, durch den geſchickteſten Bildſchnitzer unſerer Zeit, die Arme anſetzen zu laſſen; aber wie weit war der Gute hinter ſeinem Vorgänger zurückgeblieben; doch es mochte ſtehen, mehr zu erbaulichen Betrachtungen als zu Bewunderung des Kunſtfleißes."

„Nun denken Sie mein Ergötzen! Vor kurzem erhielt ich die ersten ächten Arme, wie Sie solche, zur lieblichsten Harmonie, hier angefügt sehen und ich, entzückt über ein so glückliches Zusammentreffen, enthalte mich nicht die Schicksale der christlichen Religion hieran zu erkennen, die, oft genug zergliedert und zerstreut, sich doch endlich immer wieder am Kreuze zusammen finden muß."

Wilhelm bewunderte das Bild und die seltsame Fügung. „Ich werde Ihrem Rath folgen," setzte er hinzu; „bleibe das Kästchen verschlossen, bis der Schlüssel sich findet, und wenn es bis an's Ende meines Lebens liegen sollte." „Wer lange lebt," sagte der Alte, „sieht manches versammelt und manches auseinander fallen."

Der junge Besitzgenosse trat so eben herein und Wilhelm erklärte seinen Vorsatz, das Kästchen ihrem Gewahrsam zu übergeben. Nun ward ein großes Buch herbeigeschafft, das anvertraute Gut eingeschrieben; mit manchen beobachteten Ceremonien und Bedingungen, ein Empfangschein ausgestellt, der zwar auf jeden Vorzeigenden lautete, aber nur auf ein mit dem Empfänger verabredetes besonderes Zeichen honorirt werden sollte.

Als dieses alles vollbracht war, überlegte man den Inhalt des Briefes. Zuerst sich über das Unterkommen

des guten Felix berathend, wobei der alte Freund ſich ohne Weiteres zu einigen Maximen bekannte, welche der Erziehung zum Grunde liegen ſollten.

„Allem Leben, allem Thun, aller Kunſt muß das Handwerk vorausgehen, welches nur in der Beſchränkung erworben wird. Eines recht wiſſen und ausüben gibt höhere Bildung als Halbheit im Hunderrfältigen. Da wo ich Sie hinweiſe hat man alle Thätigkeiten geſondert; gepräft werden die Zöglinge auf jedem Schritt, dabei erkennt man wo ſeine Natur eigentlich hinſtrebt, ob er ſich gleich mit zerſtreuten Wünſchen bald da bald dorthin wendet. Weiſe Männer laſſen den Knaben unter der Hand dasjenige finden was ihm gemäß iſt, ſie verkürzen die Umwege, durch welche der Menſch von ſeiner Beſtimmung, nur allzugefällig, abirren mag.“

„Sodann,“ fuhr er fort, „darf ich hoffen aus jenem herrlich gegründeten Mittelpunct wird man Sie auf den Weg leiten wo jenes gute Mädchen zu finden iſt, das einen ſo ſonderbaren Eindruck auf Ihren Freund machte, der den Werth eines unſchuldigen unglücklichen Geſchöpfes, durch ſittliches Gefühl und Betrachtung, ſo hoch erhöht hat, daß er deſſen Daſeyn zum Zweck und Ziel ſeines Lebens zu machen genöthigt war. Ich hoffe, Sie werden ihn beruhigen können; denn die Vorſehung hat tauſend Mittel die Gefallenen zu erheben und die Niedergebeugten aufzurichten. Manchmal ſieht

unſer Schickſal aus wie ein Fruchtbaum im Winter. Wer ſollte bei dem traurigen Anſehn deſſelben wohl denken, daß dieſe ſtarren Aeſte, dieſe zackigen Zweige im nächſten Frühjahr wieder grünen, blühen, ſodann Früchte tragen könnten; doch wir hoffen's, wir wiſſen's."

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Zweyundzwanzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Wilhelm Meiſters
Wanderjahre
oder
die Entſagenden.

Zweytes Buch.

Erſtes Capitel.

Die Wallfahrenden hatten nach Vorſchrift den Weg genommen und fanden glücklich die Gränze der Provinz, in der ſie ſo manches Merkwürdige erfahren ſollten; beim erſten Eintritt gewahrten ſie ſogleich der fruchtbarſten Gegend, welche an ſanften Hügeln den Feldbau, auf höhern Bergen die Schafzucht, in weiten Thalflächen die Viehzucht begünſtigte. Es war kurz vor der Ernte und alles in größter Fülle; das was ſie jedoch gleich in Verwunderung ſetzte, war, daß ſie weder Frauen noch Männer, wohl aber durchaus Knaben und Jünglinge beſchäftigt ſahen auf eine glückliche Ernte ſich vorzubereiten, ja auch ſchon auf ein fröhliches Erntefeſt freundliche Anſtalt zu treffen. Sie begrüßten einen und den andern und fragten nach dem Obern, von deſſen Aufenthalt man keine Rechenſchaft geben konnte. Die Adreſſe ihres Briefs lautete: an den Obern, oder die Treue. Auch hierin konnten ſich die Knaben nicht finden; man wies die Fragenden jedoch an einen Aufſeher, der eben das Pferd zu beſteigen ſich bereitete; ſie eröffneten ihre Zwecke; des Felix Freimüthigkeit ſchien ihm zu gefallen und ſo ritten ſie zuſammen die Straße hin.

Schon hatte Wilhelm bemerkt, daß in Schnitt und Farbe der Kleider eine Mannichfaltigkeit obwaltete, die der ganzen kleinen Völkerſchaft ein ſonderbares Anſehn gab; eben war er im Begriff ſeinen Begleiter hiernach zu fragen, als noch eine wunderſamere Bemerkung ſich ihm aufthat: alle Kinder, ſie mochten beſchäftigt ſeyn wie ſie wollten, ließen ihre Arbeit liegen und wendeten ſich mit beſondern, aber verſchiedenen Gebärden gegen die Vorbeireitenden, und es war leicht zu folgern, daß es dem Vorgeſetzten galt. Die jüngſten legten die Arme kreuzweis über die Bruſt und blickten fröhlich gen Himmel, die mittlern hielten die Arme auf den Rücken und ſchauten lächelnd zur Erde, die dritten ſtanden ſtrack und muthig; die Arme niedergeſenkt, wendeten ſie den Kopf nach der rechten Seite und ſtellten ſich in eine Reihe, anſtatt daß jene vereinzelt blieben wo man ſie traf.

Als man darauf Halt machte und abſtieg, wo eben mehrere Kinder nach verſchiedener Weiſe ſich aufſtellten und von dem Vorgeſetzten gemuſtert wurden, fragte Wilhelm nach der Bedeutung dieſer Gebärden; Felix fiel ein und ſagte munter: „was für eine Stellung hab' ich denn einzunehmen?“ „Auf alle Fälle,“ verſetzte der Aufſeher, „zuerſt die Arme über die Bruſt und ernſthaft-froh nach oben geſehen, ohne den Blick zu verwenden.“ Er gehorchte, doch rief er bald: „dieß gefällt mir nicht ſonderlich, ich ſehe ja nichts da droben; dauert

es lange? Doch ja! rief er freudig, ein paar Habichte fliegen von Westen nach Osten; das ist wohl ein gutes Zeichen?" „Wienach du's aufnimmst, je nachdem du dich beträgst," versetzte jener; „jetzt mische dich unter sie, wie sie sich mischen." Er gab ein Zeichen, die Kinder verließen ihre Stellung, ergriffen ihre Beschäftigung, oder spielten wie vorher.

„Mögen und können Sie mir," sagte Wilhelm darauf, „das was mich hier in Verwunderung setzt, erklären? Ich sehe wohl, daß diese Gebärden, diese Stellungen Grüße sind, womit man Sie empfängt." „Ganz richtig," versetzte jener, „Grüße, die mir sogleich andeuten, auf welcher Stufe der Bildung ein jeder dieser Knaben steht."

„Dürfen Sie mir aber," versetzte Wilhelm, „die Bedeutung des Stufengangs wohl erklären? denn daß es einer sey, läßt sich wohl einsehen." „Dieß gebührt Höheren als ich bin," antwortete jener; „so viel aber kann ich versichern, daß es nicht leere Grimassen sind, daß vielmehr den Kindern, zwar nicht die höchste, aber doch eine leitende, faßliche Bedeutung überliefert wird; zugleich aber ist jedem geboten für sich zu behalten und zu hegen was man ihm als Bescheid zu ertheilen für gut findet; sie dürfen weder mit Fremden noch unter einander selbst darüber schwatzen, und so modificirt sich die Lehre hundertfältig. Außerdem hat das Geheimniß sehr große Vortheile: denn wenn man dem Menschen

gleich und immer ſagt, worauf alles ankommt, ſo denkt er, es ſey nichts dahinter. Gewiſſen Geheimniſſen, und wenn ſie offenbar wären, muß man durch Verhüllen und Schweigen Achtung erweiſen, denn dieſes wirkt auf Scham und gute Sitten.“ „Ich verſtehe Sie,“ verſetzte Wilhelm, „warum ſollten wir das was in körperlichen Dingen ſo nöthig iſt, nicht auch geiſtig anwenden? Vielleicht aber können Sie in einem andern Bezug meine Neugierde befriedigen. Die große Mannichfaltigkeit in Schnitt und Farbe der Kleider fällt mir auf, und doch ſeh' ich nicht alle Farben, aber einige in allen ihren Abſtufungen, vom Hellſten bis zum Dunkelſten. Doch bemerke ich, daß hier keine Bezeichnung der Stufen irgend eines Alters oder Verdienſtes gemeint ſeyn kann, indem die kleinſten und größten Knaben untermiſcht, ſo an Schnitt als Farben gleich ſeyn können, aber die von gleichen Gebärden im Gewand nicht mit einander übereinſtimmen.“ „Auch was dieß betrifft,“ verſetzte der Begleitende, „darf ich mich nicht weiter auslaſſen; doch müßte ich mich ſehr irren, oder Sie werden über alles, wie Sie nur wünſchen mögen, aufgeklärt von uns ſcheiden.“

Man verfolgte nunmehr die Spur des Obern, welche man gefunden zu haben glaubte; nun aber mußte dem Fremdling nothwendig auffallen, daß, je weiter ſie in's Land kamen, ein wohllautender Geſang ihnen immer mehr entgegen tönte. Was die Knaben auch begannen,

bei welcher Arbeit man sie auch fand, immer sangen sie, und zwar schienen es Lieder jedem Geschäft besonders angemessen und in gleichen Fällen überall dieselben. Traten mehrere Kinder zusammen, so begleiteten sie sich wechselsweise; gegen Abend fanden sich auch Tanzende, deren Schritte durch Chöre belebt und geregelt wurden. Felix stimmte vom Pferde herab mit ein und zwar nicht ganz unglücklich, Wilhelm vergnügte sich an dieser die Gegend belebenden Unterhaltung.

„Wahrscheinlich," so sprach er zu seinem Gefährten, „wendet man viele Sorgfalt auf solchen Unterricht, denn sonst könnte diese Geschicklichkeit nicht so weit ausgebreitet und so vollkommen ausgebildet seyn." „Allerdings," versetzte jener, „bei uns ist der Gesang die erste Stufe der Ausbildung, alles andere schließt sich daran und wird dadurch vermittelt. Der einfachste Genuß, so wie die einfachste Lehre werden bei uns durch Gesang belebt und eingeprägt, ja selbst was wir überliefern von Glaubens- und Sittenbekenntniß, wird auf dem Wege des Gesanges mitgetheilt; andere Vortheile zu selbstthätigen Zwecken verschwistern sich sogleich: denn indem wir die Kinder üben, Töne, welche sie hervorbringen, mit Zeichen auf die Tafel schreiben zu lernen und nach Anlaß dieser Zeichen sodann in ihrer Kehle wieder zu finden, ferner den Text darunter zu fügen, so üben sie zugleich Hand, Ohr und Auge und gelangen schneller zum Recht- und Schönschreiben als man denkt,

und da dieſes alles zuletzt nach reinen Maßen, nach genau beſtimmten Zahlen ausgeübt und nachgebildet werden muß, ſo faſſen ſie den hohen Werth der Meß- und Rechenkunſt viel geſchwinder als auf jede andere Weiſe. Deßhalb haben wir denn unter allem Denkbaren die Muſik zum Element unſerer Erziehung gewählt, denn von ihr laufen gleichgebahnte Wege nach allen Seiten.“

Wilhelm ſuchte ſich noch weiter zu unterrichten und verbarg ſeine Verwunderung nicht, daß er gar keine Inſtrumental-Muſik vernehme. „Dieſe wird bei uns nicht vernachläſſigt,“ verſetzte jener, „aber in einem beſondern Bezirk, in das anmuthigſte Bergthal eingeſchloſſen, geübt; und da iſt denn wieder dafür geſorgt, daß die verſchiedenen Inſtrumente in auseinander liegenden Ortſchaften gelehrt werden. Beſonders die Mißtöne der Anfänger ſind in gewiſſe Einſiedeleyen verwieſen, wo ſie niemand zur Verzweiflung bringen: denn ihr werdet ſelbſt geſtehen, daß in der wohleingerichteten bürgerlichen Geſellſchaft kaum ein trauriger Leiden zu dulden ſey, als das uns die Nachbarſchaft eines angehenden Flöten- oder Violinſpielers aufdringt.“

„Unſere Anfänger gehen, aus eigener löblicher Geſinnung niemand läſtig ſeyn zu wollen, freiwillig länger oder kürzer in die Wüſte, und beeifern ſich, abgeſondert, um das Verdienſt, der bewohnten Welt näher treten zu dürfen, weßhalb jedem von Zeit zu Zeit ein Verſuch, heranzutreten erlaubt wird, der ſelten mißlingt, weil

wir Scham und Scheu bei dieſer wie bei unſern übrigen Einrichtungen gar wohl hegen und pflegen dürfen. Daß eurem Sohn eine glückliche Stimme geworden, freut mich innigſt, für das Uebrige ſorgt ſich um deſto leichter.

Nun waren ſie zu einem Ort gelangt wo Felix verweilen und ſich an der Umgebung prüfen ſollte, bis man zur förmlichen Aufnahme geneigt wäre; ſchon von weitem hörten ſie einen freudigen Geſang; es war ein Spiel woran ſich die Knaben in der Feyerſtunde dießmal ergötzten. Ein allgemeiner Chorgeſang erſcholl, wozu jedes Glied eines weiten Kreiſes freudig klar und tüchtig an ſeinem Theile zuſtimmte, den Winken des Regelnden gehorchend. Dieſer überraſchte jedoch öfters die Singenden, indem er durch ein Zeichen den Chorgeſang aufhob und irgend einen einzelnen Theilnehmenden, ihn mit dem Stäbchen berührend, aufforderte ſogleich allein ein ſchickliches Lied dem verhallenden Ton, dem vorſchwebenden Sinne anzupaſſen. Schon zeigten die meiſten viel Gewandtheit, einige, denen das Kunſtſtück mißlang, gaben ihr Pfand willig hin, ohne gerade ausgelacht zu werden. Felix war Kind genug ſich gleich unter ſie zu miſchen und zog ſich noch ſo leidlich aus der Sache. Sodann ward ihm jener erſte Gruß zugeeignet; er legte ſogleich die Hände auf die Bruſt, blickte aufwärts, und zwar mit ſo ſchnackiſcher Miene, daß man wohl bemerken konnte, ein geheimer Sinn dabei ſey ihm noch nicht aufgegangen.

Der angenehme Ort, die gute Aufnahme, die muntern Gespielen, alles gefiel dem Knaben so wohl, daß es ihm nicht sonderlich wehe that seinen Vater abreisen zu sehen; fast blickte er dem weggeführten Pferde schmerzlicher nach; doch ließ er sich bedeuten, da er vernahm, daß er es im gegenwärtigen Bezirk nicht behalten könne; man versprach ihm dagegen, er solle wo nicht dasselbe doch ein gleiches, munter und wohlgezogen, unerwartet wiederfinden.

Da sich der Obere nicht erreichen ließ, sagte der Aufseher: „ich muß euch nun verlassen, meine Geschäfte zu verfolgen; doch will ich euch zu den Dreyen bringen, die unsern Heiligthümern vorstehen, euer Brief ist auch an sie gerichtet und sie zusammen stellen den Obern vor.“ Wilhelm hätte gewünscht von den Heiligthümern im voraus zu vernehmen, jener aber versetzte: „die Dreye werden euch, zu Erwiderung des Vertrauens, daß ihr uns euren Sohn überlaßt, nach Weisheit und Billigkeit, gewiß das Nöthigste eröffnen. Die sichtbaren Gegenstände der Verehrung, die ich Heiligthümer nannte, sind in einen besondern Bezirk eingeschlossen, werden mit nichts gemischt, durch nichts gestört; nur zu gewissen Zeiten des Jahrs läßt man die Zöglinge, den Stufen ihrer Bildung gemäß, dort eintreten, um sie historisch und sinnlich zu belehren, da sie denn genugsamen Eindruck mit wegnehmen, um, bei Ausübung ihrer Pflicht, eine Zeit lang daran zu zehren.“

Nun ſtand Wilhelm am Thor eines mit hohen Mauern umgebenen Thalwaldes; auf ein gegebenes Zeichen eröffnete ſich die kleine Pforte und ein ernſter, anſehnlicher Mann empfing unſern Freund. Dieſer fand ſich in einem großen, herrlich grünenden Raum, von Bäumen und Büſchen vielerlei Art beſchattet, kaum daß er ſtattliche Mauern und anſehnliche Gebäude durch dieſe dichte und hohe Naturpflanzung hindurch bemerken konnte; ein freundlicher Empfang von Dreyen, die ſich nach und nach herbeifanden, löſte ſich endlich in ein Geſpräch auf, wozu jeder das Seinige beitrug, deſſen Inhalt wir jedoch in der Kürze zuſammenfaſſen.

„Da ihr uns euren Sohn vertraut," ſagten ſie, „ſind wir ſchuldig euch tiefer in unſer Verfahren hineinblicken zu laſſen. Ihr habt manches Aeußerliche geſehen, welches nicht ſogleich ſein Verſtändniß mit ſich führt; was davon wünſcht ihr vor allem aufgeſchloſſen?"

„Anſtändige, doch ſeltſame Gebärden und Grüße hab' ich bemerkt, deren Bedeutung ich zu erfahren wünſchte; bei euch bezieht ſich gewiß das Aeußere auf das Innere, und umgekehrt; laßt mich dieſen Bezug erfahren."

„Wohlgeborne, geſunde Kinder," verſetzten jene, „bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nöthig hätte, dieſes zu entwickeln iſt unſere Pflicht, öfters entwickelt ſich's beſſer von ſelbſt. Aber eins bringt niemand mit auf die Welt,

und doch iſt es das, worauf alles ankommt, damit der Menſch nach allen Seiten zu ein Menſch ſey. Könnt ihr es ſelbſt finden, ſo ſprecht es aus.“ Wilhelm bedachte ſich eine kurze Zeit und ſchüttelte ſodann den Kopf.

Jene, nach einem anſtändigen Zaudern riefen: „Ehrfurcht!“ Wilhelm ſtutzte. „Ehrfurcht!“ hieß es wiederholt. „Allen fehlt ſie, vielleicht euch ſelbſt.“

„Dreyerlei Gebärde habt ihr geſehen, und wir überliefern eine dreyfache Ehrfurcht, die, wenn ſie zuſammenfließt und ein Ganzes bildet, erſt ihre höchſte Kraft und Wirkung erreicht. Das erſte iſt Ehrfurcht vor dem was über uns iſt. Jene Gebärde, die Arme kreuzweis über die Bruſt, einen freudigen Blick gen Himmel, das iſt was wir unmündigen Kindern auflegen und zugleich das Zeugniß von ihnen verlangen, daß ein Gott da droben ſey, der ſich in Eltern, Lehrern, Vorgeſetzten abbildet und offenbart. Das zweyte, Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt. Die auf den Rücken gefalteten, gleichſam gebundenen Hände, der geſenkte, lächelnde Blick ſagen, daß man die Erde wohl und heiter zu betrachten habe; ſie gibt Gelegenheit zur Nahrung; ſie gewährt unſägliche Freuden; aber unverhältnißmäßige Leiden bringt ſie. Wenn einer ſich körperlich beſchädigt, verſchuldend oder unſchuldig, wenn ihn andere vorſätzlich oder zufällig verletzten, wenn das irdiſche Willenloſe ihm ein Leid zufügte, das bedenk er wohl: denn ſolche Gefahr begleitet ihn ſein Leben lang. Aber aus dieſer

Stellung befreien wir unſern Zögling baldmöglichſt, ſogleich wenn wir überzeugt ſind, daß die Lehre dieſes Grads genugſam auf ihn gewirkt habe; dann aber heißen wir ihn ſich ermannen, gegen Kameraden gewendet nach ihnen ſich richten. Nun ſteht er ſtark und kühn, nicht etwa ſelbſtiſch vereinzelt; nur in Verbindung mit ſeines Gleichen macht er Front gegen die Welt. Weiter wüßten wir nichts hinzuzufügen.“

„Es leuchtet mir ein!“ verſetzte Wilhelm; „deßwegen liegt die Menge wohl ſo im Argen, weil ſie ſich nur im Element des Mißwollens und Mißredens behagt; wer ſich dieſem überliefert, verhält ſich gar bald gegen Gott gleichgültig, verachtend gegen die Welt, gegen ſeines Gleichen gehäſſig; das wahre, ächte, unentbehrliche Selbſtgefühl aber zerſtört ſich in Dünkel und Anmaßung.“ „Erlauben Sie mir deſſen ungeachtet,“ fuhr Wilhelm fort, „ein Einziges einzuwenden: Hat man nicht von jeher die Furcht roher Völker vor mächtigen Naturerſcheinungen, und ſonſt unerklärlichen, ahnungsvollen Ereigniſſen, für den Keim gehalten, woraus ein höheres Gefühl, eine reinere Geſinnung ſich ſtufenweiſe entwickeln ſollte?“ Hierauf erwiderten jene: „der Natur iſt Furcht wohl gemäß, Ehrfurcht aber nicht; man fürchtet ein bekanntes, oder unbekanntes mächtiges Weſen, der Starke ſucht es zu bekämpfen, der Schwache zu vermeiden, beide wünſchen es los zu werden und fühlen ſich glücklich, wenn ſie es auf kurze Zeit beſeitigt ha-

ben, wenn ihre Natur sich zur Freiheit und Unabhängigkeit einigermaßen wieder herstellte. Der natürliche Mensch wiederholt diese Operation millionenmal in seinem Leben, von der Furcht strebt er zur Freiheit, aus der Freiheit wird er in die Furcht getrieben und kommt um nichts weiter. Sich zu fürchten ist leicht, aber beschwerlich, Ehrfurcht zu hegen ist schwer, aber bequem. Ungern entschließt sich der Mensch zur Ehrfurcht, oder vielmehr entschließt sich nie dazu; es ist ein höherer Sinn, der seiner Natur gegeben werden muß, und der sich nur bei besonders Begünstigten aus sich selbst entwickelt, die man auch deßwegen von jeher für Heilige, für Götter gehalten. Hier liegt die Würde, hier das Geschäft aller ächten Religionen, deren es auch nur drey gibt nach den Objecten, gegen welche sie ihre Andacht wenden."

Die Männer hielten inne, Wilhelm schwieg eine Weile nachdenkend; da er in sich aber die Anmaßung nicht fühlte den Sinn jener sonderbaren Worte zu deuten, so bat er die Würdigen in ihrem Vortrage fortzufahren, worin sie ihm denn auch sogleich willfahrten. „Keine Religion," sagten sie, „die sich auf Furcht gründet, wird unter uns geachtet. Bei der Ehrfurcht, die der Mensch in sich walten läßt, kann er, indem er Ehre gibt, seine Ehre behalten, er ist nicht mit sich selbst vermeint wie in jenem Falle. Die Religion, welche auf Ehrfurcht vor dem was über uns ist, beruht, nennen wir die ethnische, es ist die Religion der Völker

und die erſte glückliche Ablöſung von einer niedern Furcht; alle ſogenannten heidniſchen Religionen ſind von dieſer Art, ſie mögen übrigens Namen haben wie ſie wollen. Die zweyte Religion, die ſich auf jene Ehrfurcht gründet, die wir vor dem haben was uns gleich iſt, nennen wir die philoſophiſche: denn der Philoſoph, der ſich in die Mitte ſtellt, muß alles Höhere zu ſich herab, alles Niedere zu ſich herauf ziehen und nur in dieſem Mittelzuſtand verdient er den Namen des Weiſen. Indem er nun das Verhältniß zu Seinesgleichen und alſo zur ganzen Menſchheit, das Verhältniß zu allen übrigen irdiſchen Umgebungen, nothwendigen und zufälligen, durchſchaut, lebt er im kosmiſchen Sinne allein in der Wahrheit. Nun iſt aber von der dritten Religion zu ſprechen, gegründet auf die Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt; wir nennen ſie die chriſtliche, weil ſich in ihr eine ſolche Sinnesart am meiſten offenbart; es iſt ein Letztes, wozu die Menſchheit gelangen konnte und mußte. Aber was gehörte dazu, die Erde nicht allein unter ſich liegen zu laſſen und ſich auf einen höhern Geburtsort zu berufen, ſondern auch Niedrigkeit und Armuth, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde ſelbſt und Verbrechen nicht als Hinderniſſe, ſondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen. Hievon finden ſich freilich Spuren durch alle Zeiten, aber Spur iſt nicht Ziel, und da dieſes einmal erreicht

iſt, ſo kann die Menſchheit nicht wieder zurück, und man darf ſagen, daß die chriſtliche Religion, da ſie einmal erſchienen iſt, nicht wieder verſchwinden kann, da ſie ſich einmal göttlich verkörpert hat, nicht wieder aufgelöſ't werden mag."

„Zu welcher von dieſen Religionen bekennt ihr euch denn insbeſondere?" ſagte Wilhelm. „Zu allen dreyen, erwiderten jene: denn ſie zuſammen bringen eigentlich die wahre Religion hervor; aus dieſen drey Ehrfurchten entſpringt die oberſte Ehrfurcht, die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, und jene entwickeln ſich abermals aus dieſer, ſo daß der Menſch zum Höchſten gelangt, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieſer Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbſtheit wieder in's Gemeine gezogen zu werden."

„Ein ſolches Bekenntniß, auf dieſe Weiſe entwickelt, befremdet mich nicht," verſetzte Wilhelm, „es kommt mit allem überein, was man im Leben hie und da vernimmt, nur daß euch dasjenige vereinigt was andere trennt." Hierauf verſetzten jene: „Schon wird dieſes Bekenntniß von einem großen Theil der Welt ausgeſprochen, doch unbewußt."

„Wie denn und wo?" fragte Wilhelm. „Im Credo!" riefen jene laut: denn der erſte Artikel iſt ethniſch und gehört allen Völkern; der zweyte chriſtlich,

für

für die mit Leiden Kämpfenden und in Leiden Verherrlichten; der dritte zuletzt lehrt eine begeisterte Gemeinschaft der Heiligen, welches heißt: der im höchsten Grad Guten und Weisen. Sollten daher die drey göttlichen Personen, unter deren Gleichniß und Namen solche Ueberzeugungen und Verheißungen ausgesprochen sind, nicht billigermaßen für die höchste Einheit gelten?"

„Ich danke," versetzte jener, „daß ihr mir dieses, als einem Erwachsenen, dem die drey Sinnesarten nicht fremd sind, so klar und zusammenhängend aussprechen wollen, und wenn ich nun zurückdenke, daß ihr den Kindern diese hohe Lehre, erst als sinnliches Zeichen, dann mit einigem symbolischen Anklang überliefert und zuletzt die oberste Deutung ihnen entwickelt, so muß ich es höchlich billigen."

„Ganz richtig," erwiderten jene, „nun aber müßt ihr noch mehr erfahren, damit ihr euch überzeugt, daß euer Sohn in den besten Händen sey. Doch dieß Geschäft bleibe für die Morgenstunden; ruht aus und erquickt euch, damit ihr uns, vergnügt und vollkommen menschlich, morgen früh in das Innere folgen könnt."

Zweytes Capitel.

An der Hand des Aeltesten trat nun unser Freund durch ein ansehnliches Portal in eine runde oder vielmehr achteckige Halle, die mit Gemählden so reichlich verziert war, daß sie den Ankömmling in Erstaunen setzte. Er begriff leicht, daß alles was er erblickte, einen bedeutenden Sinn haben müßte, ob er sich gleich denselben nicht so geschwind entziffern konnte. Er war eben im Begriff seinen Begleiter deßhalb zu befragen, als dieser ihn einlud, seitwärts in eine Galerie zu treten, die, an der einen Seite offen, einen geräumigen blumenreichen Garten umgab. Die Wand zog jedoch mehr als dieser heitre natürliche Schmuck die Augen an sich: denn sie war durchaus gemahlt, und der Ankömmling konnte nicht lange daran hergehen, ohne zu bemerken, daß die heiligen Bücher der Israeliten den Stoff zu diesen Bildern geliefert hatten.

„Es ist hier," sagte der Aelteste, „wo wir diejenige Religion überliefern, die ich euch der Kürze wegen, die ethnische genannt habe. Der Gehalt derselben findet sich in der Weltgeschichte, so wie die Hülle derselben in den Begebenheiten. An der Wiederkehr der Schicksale ganzer Völker wird sie eigentlich begriffen."

„Ihr habt," ſagte Wilhelm, „wie ich ſehe, dem Iſraelitiſchen Volke die Ehre erzeigt und ſeine Geſchichte im Grunde dieſer Darſtellung gelegt, oder vielmehr ihr habt ſie zum Gegenſtande derſelben gemacht." — „Wie ihr ſeht," verſetzte der Alte: „denn ihr werdet bemerken, daß in den Sockeln und Frieſen nicht ſowohl ſynchroniſtiſche als ſymphroniſtiſche Handlungen und Begebenheiten aufgeführt ſind, indem unter allen Völkern gleichbedeutende und gleiches deutende Nachrichten vorkommen. So erblickt ihr hier, wenn in dem Hauptfelde Abraham von ſeinen Göttern in der Geſtalt ſchöner Jünglinge beſucht wird, den Apoll unter den Hirten Admets oben in der Frieſe; woraus wir lernen können, daß wenn die Götter den Menſchen erſcheinen, ſie gewöhnlich unerkannt unter ihnen wandeln."

Die Betrachtenden ſchritten weiter. Wilhelm fand meiſtens bekannte Gegenſtände, jedoch lebhafter und bedeutender vorgetragen, als er ſie ſonſt zu ſehen gewohnt war. Ueber weniges bat er ſich einige Erklärung aus; wobei er ſich nicht enthalten konnte nochmals zu fragen, warum man die Iſraelitiſche Geſchichte vor allen andern gewählt. Hierauf antwortete der Aelteſte: „Unter allen heidniſchen Religionen, denn eine ſolche iſt die Iſraelitiſche gleichfalls, hat dieſe große Vorzüge, wovon ich nur einiger erwähnen will. Vor dem ethniſchen Richterſtuhle, vor dem Richterſtuhl des Gottes der Völker, wird nicht gefragt, ob es die beſte, die vortrefflichſte

Nation ſey, ſondern nur ob ſie daure, ob ſie ſich erhalten habe. Das Iſraelitiſche Volk hat niemals viel getaugt, wie es ihm ſeine Anführer, Richter, Vorſteher, Propheten tauſendmal vorgeworfen haben; es beſitzt wenig Tugenden und die meiſten Fehler anderer Völker: aber an Selbſtſtändigkeit, Feſtigkeit, Tapferkeit, und wenn alles das nicht mehr gilt, an Zähheit ſucht es ſeines Gleichen. Es iſt das beharrlichſte Volk der Erde, es iſt, es war, es wird ſeyn, um den Namen Jehovah durch alle Zeiten zu verherrlichen. Wir haben es daher als Muſterbild aufgeſtellt, als Hauptbild, dem die andern nur zum Rahmen dienen."

„Es ziemt ſich nicht mit euch zu rechten," verſetzte Wilhelm, „da ihr mich zu belehren im Stande ſeyd. Eröffnet mir daher noch die übrigen Vortheile dieſes Volks, oder vielmehr ſeiner Geſchichte, ſeiner Religion." — „Ein Hauptvortheil," verſetzte jener, „iſt die treffliche Sammlung ihrer heiligen Bücher. Sie ſtehen ſo glücklich beiſammen, daß aus den fremdeſten Elementen ein täuſchendes Ganze entgegentritt. Sie ſind vollſtändig genug, um zu befriedigen, fragmentariſch genug, um anzureizen; hinlänglich barbariſch, um aufzufordern, hinlänglich zart, um zu beſänftigen; und wie manche andere entgegengeſetzte Eigenſchaften ſind an dieſen Büchern, an dieſem Buche zu rühmen!"

Die Folge der Hauptbilder ſowohl, als die Beziehung der kleinern, die ſie oben und unten begleiteten,

gab dem Gast so viel zu denken, daß er kaum auf die bedeutenden Bemerkungen hörte, wodurch der Begleiter mehr seine Aufmerksamkeit abzulenken, als an die Gegenstände zu fesseln schien. Indessen sagte jener bei Gelegenheit: „noch einen Vortheil der Israelitischen Religion muß ich hier erwähnen: daß sie ihren Gott in keine Gestalt verkörpert und uns also die Freiheit läßt, ihm eine würdige Menschengestalt zu geben, auch im Gegensatz die schlechte Abgötterey durch Thier- und Unthiergestalten zu bezeichnen."

Unser Freund hatte sich nunmehr auf einer kurzen Wanderung durch diese Hallen die Weltgeschichte wieder vergegenwärtigt; es war ihm einiges neu in Absicht auf die Begebenheit. So waren ihm durch Zusammenstellung der Bilder, durch die Reflexionen seines Begleiters manche neue Ansichten entsprungen, und er freute sich, daß Felix durch eine so würdige sinnliche Darstellung sich jene großen, bedeutenden, musterhaften Ereignisse für sein ganzes Leben als wirklich, und als wenn sie neben ihm lebendig gewesen wären, zueignen sollte. Er betrachtete diese Bilder zuletzt nur aus den Augen des Kindes, und in diesem Sinne war er vollkommen damit zufrieden; und so waren die Wandelnden zu den traurigen, verworrenen Zeiten und endlich zu dem Untergang der Stadt und des Tempels, zum Morde, zur Verbannung, zur Sclaverey ganzer Massen dieser bedarflichen Nation gelangt. Ihre nachherigen Schicksale wa-

ren auf eine kluge Weise allegorisch vorgestellt, da eine historische, eine reale Darstellung derselben außer den Gränzen der edlen Kunst liegt.

Hier war die bisher durchwanderte Galerie auf einmal abgeschlossen, und Wilhelm war verwundert sich schon am Ende zu sehen. „Ich finde," sagte er zu seinem Führer, „in diesem Geschichtsgang eine Lücke. Ihr habt den Tempel Jerusalems zerstört und das Volk zerstreut, ohne den göttlichen Mann aufzuführen, der kurz vorher daselbst noch lehrte, dem sie noch kurz vorher kein Gehör geben wollten."

„Dieß zu thun, wie ihr es verlangt, wäre ein Fehler gewesen. Das Leben dieses göttlichen Mannes, den ihr bezeichnet, steht mit der Weltgeschichte seiner Zeit in keiner Verbindung. Es war ein Privatleben, seine Lehre eine Lehre für die Einzelnen. Was Völkermassen und ihren Gliedern öffentlich begegnet, gehört der Weltgeschichte, der Weltreligion, welche wir für die erste halten. Was dem Einzelnen innerlich begegnet, gehört zur zweyten Religion, zur Religion der Weisen: eine solche war die, welche Christus lehrte und übte, so lange er auf der Erde umherging. Deßwegen ist hier das Aeußere abgeschlossen und ich eröffne euch nun das Innere."

Eine Pforte that sich auf und sie traten in eine ähnliche Galerie, wo Wilhelm sogleich die Bilder der zweyten heiligen Schriften erkannte. Sie schienen von einer andern

Hand zu seyn, als die ersten: alles war sanfter, Gestalten, Bewegungen, Umgebung, Licht und Färbung.

„Ihr seht," sagte der Begleiter, nachdem sie an einem Theil der Bilder vorübergegangen waren, „hier weder Thaten noch Begebenheiten, sondern Wunder und Gleichnisse. Es ist hier eine neue Welt, ein neues Aeußere, anders als das vorige, und ein Inneres das dort ganz fehlt. Durch Wunder und Gleichnisse wird eine neue Welt aufgethan. Jene machen das Gemeine außerordentlich, diese das Außerordentliche gemein." — „Ihr werdet die Gefälligkeit haben," versetzte Wilhelm, „mir diese wenigen Worte umständlicher auszulegen: denn ich fühle mich nicht geschickt es selbst zu thun." — „Sie haben einen natürlichen Sinn," versetzte jener, „obgleich einen tiefen. Beispiele werden ihn am geschwindesten aufschließen. Es ist nichts gemeiner und gewöhnlicher als Essen und Trinken; außerordentlich dagegen einen Trank zu veredeln, eine Speise zu vervielfältigen, daß sie für eine Unzahl hinreiche. Es ist nichts gewöhnlicher als Krankheit und körperliche Gebrechen; aber diese durch geistige, oder geistigen ähnliche Mittel aufheben, lindern, ist außerordentlich und eben daher entsteht das Wunderbare des Wunders, daß das Gewöhnliche und Außerordentliche, das Mögliche und das Unmögliche Eins werden. Bei dem Gleichnisse, bei der Parabel, ist das Umgekehrte: hier ist der Sinn, die Einsicht, der Begriff, das Hohe, das Außerordent-

liche, das Unerreichbare. Wenn dieser sich in einem gemeinen, gewöhnlichen, faßlichen Bilde verkörpert, so daß er uns als lebendig, gegenwärtig wirklich entgegen tritt, daß wir ihn uns zueignen, ergreifen, festhalten, mit ihm wie mit unsers Gleichen umgehen können, das ist denn auch eine zweyte Art von Wunder und wird billig zu jenen ersten gesellt, ja vielleicht ihnen noch vorgezogen. Hier ist die lebendige Lehre ausgesprochen, die Lehre, die keinen Streit erregt; es ist keine Meinung über das, was Recht oder Unrecht ist; es ist das Rechte oder Unrechte unwidersprechlich selbst."

Dieser Theil der Galerie war kürzer, oder vielmehr, es war nur der vierte Theil der Umgebung des innern Hofes. Wenn man jedoch an dem ersten nur vorbei ging, so verweilte man hier gern; man ging gern hier auf und ab. Die Gegenstände waren nicht so auffallend, nicht so mannichfaltig; aber desto einladender den tiefen stillen Sinn derselben zu erforschen. Auch kehrten die beiden Wandelnden am Ende des Ganges um, indem Wilhelm eine Bedenklichkeit äußerte, daß man eigentlich nur bis zum Abendmahle, bis zum Scheiden des Meisters von seinen Jüngern, gelangt sey. Er fragte nach dem übrigen Theil der Geschichte.

„Wir sondern," versetzte der Aelteste, „bei jedem Unterricht, bei aller Ueberlieferung, sehr gerne, was nur möglich zu sondern ist; denn dadurch allein kann der

Begriff des Bedeutenden bei der Jugend entſpringen. Das Leben mengt und miſcht ohnehin alles durcheinander, und ſo haben wir auch hier das Leben jenes vortrefflichen Mannes ganz von dem Ende deſſelben abgeſondert. Im Leben erſcheint er als ein wahrer Philoſoph — ſtoßet euch nicht an dieſem Ausdruck — als ein Weiſer im höchſten Sinne. Er ſteht auf ſeinem Puncte feſt; er wandelt ſeine Straße unverrückt, und indem er das Niedere zu ſich heraufzieht, indem er die Unwiſſenden, die Armen, die Kranken ſeiner Weisheit, ſeines Reichthums, ſeiner Kraft theilhaftig werden läßt und ſich deßhalb ihnen gleich zu ſtellen ſcheint, ſo verläugnet er nicht von der andern Seite ſeinen göttlichen Urſprung; er wagt ſich Gott gleich zu ſtellen, ja ſich für Gott zu erklären. Auf dieſe Weiſe ſetzt er von Jugend auf ſeine Umgebung in Erſtaunen, gewinnt einen Theil derſelben für ſich, regt den andern gegen ſich auf und zeigt allen, denen es um eine gewiſſe Höhe im Lehren und Leben zu thun iſt, was ſie von der Welt zu erwarten haben. Und ſo iſt ſein Wandel für den edlen Theil der Menſchheit noch belehrender und fruchtbarer als ſein Tod: denn zu jenen Prüfungen iſt jeder, zu dieſem ſind nur wenige berufen; und damit wir alles übergehen, was aus dieſer Betrachtung folgt, ſo betrachtet die rührende Scene des Abendmahls. Hier läßt der Weiſe, wie immer, die Seinigen ganz eigentlich verwaiſ't zurück, und indem er für die Guten beſorgt iſt, füttert er zugleich mit

ihnen einen Verräther, der ihn und die beſſern zu Grunde richten wird.“

Mit dieſen Worten eröffnete der Aelteſte eine Pforte und Wilhelm ſtutzte, als er ſich wieder in der erſteren Halle des Eingangs fand. Sie hatten, wie er wohl merkte, indeſſen den ganzen Umkreis des Hofes zurückgelegt. „Ich hoffte,“ ſagte Wilhelm, „ihr würdet mich an's Ende führen und bringt mich wieder zum Anfang.“ — „Für dießmal kann ich euch weiter nichts zeigen, ſagte der Aelteſte; mehr laſſen wir unſere Zöglinge nicht ſehen, mehr erklären wir ihnen nicht, als was ihr bis jetzt durchlaufen habt; das äußere, allgemein Weltliche einem jeden von Jugend auf, das innere, beſonders Geiſtige und Herzliche nur denen, die mit einiger Beſonnenheit heranwachſen, und das Uebrige, was des Jahrs nur einmal eröffnet wird, kann nur denen mitgetheilt werden, die wir entlaſſen. Jene letzte Religion, die aus der Ehrfurcht vor dem was unter uns iſt entſpringt, jene Verehrung des Widerwärtigen, Verhaßten, Fliehenswerthen geben wir einem jeden nur ausſtattungsweiſe in die Welt mit, damit er wiſſe, wo er dergleichen zu finden hat, wenn ein ſolches Bedürfniß ſich in ihm regen ſollte. Ich lade euch ein, nach Verlauf eines Jahres wiederzukehren, unſer allgemeines Feſt zu beſuchen und zu ſehen, wie weit euer Sohn vorwärts gekommen; alsdann ſollt auch ihr in das Heiligthum des Schmerzes eingeweiht werden.“

„Erlaubt mir eine Frage," versetzte Wilhelm: „Habt ihr denn auch, so wie ihr das Leben dieses göttlichen Mannes als Lehr- und Musterbild aufstellt, sein Leiden, seinen Tod, gleichfalls als ein Vorbild erhabener Duldung herausgehoben?" — „Auf alle Fälle," sagte der Aelteste. „Hieraus machen wir kein Geheimniß; aber wir ziehen einen Schleier über diese Leiden, eben weil wir sie so hoch verehren. Wir halten es für eine verdammungswürdige Frechheit, jenes Martergerüst und den daran leidenden Heiligen dem Anblick der Sonne auszusetzen, die ihr Angesicht verbarg, als eine ruchlose Welt ihr dieß Schauspiel aufdrang, mit diesen tiefen Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint. So viel sey für dießmal genug, um euch über euren Knaben zu beruhigen und völlig zu überzeugen, daß ihr ihn auf irgend eine Art, mehr oder weniger, aber doch nach wünschenswerther Weise, gebildet und auf alle Fälle nicht verworren, schwankend und unstät wieder finden sollt."

Wilhelm zauderte, indem er sich die Bilder der Vorhalle besah und ihren Sinn gedeutet wünschte. „Auch dieses, sagte der Aelteste, „bleiben wir euch bis über's Jahr schuldig. Bei dem Unterricht, den wir in der Zwischenzeit den Kindern geben, lassen wir keine Fremden zu; aber alsdann kommt und vernehmt, was unsere

beſten Redner über dieſe Gegenſtände öffentlich zu ſagen für dienlich halten.“

Bald nach dieſer Unterredung hörte man an der kleinen Pforte pochen. Der gefürige Aufſeher meldete ſich, er hatte Wilhelm's Pferd vorgeführt, und ſo beurlaubte ſich der Freund von der Dreye, welche zum Abſchied ihn dem Aufſeher folgendermaßen empfahl: „dieſer wird nun zu den Vertrauten gezählt und dir iſt bekannt was du ihm auf ſeine Fragen zu erwidern haſt: denn er wünſcht gewiß noch über manches was er bei uns ſah und hörte belehrt zu werden; Maß und Ziel iſt dir nicht verborgen.“

Wilhelm hatte freilich noch einige Fragen auf dem Herzen, die er auch ſogleich anbrachte. Wo ſie durchritten ſtellten ſich die Kinder wie geſtern; aber heute ſah er, obgleich ſelten, einen und den andern Knaben, der den vorbeireitenden Aufſeher nicht grüßte, von ſeiner Arbeit nicht aufſah und ihn unbemerkt vorüberließ. Wilhelm fragte nun nach der Urſache und was dieſe Ausnahme zu bedeuten habe? Jener erwiderte darauf, „ſie iſt freilich ſehr bedeutungsvoll: denn es iſt die höchſte Strafe, die wir den Zöglingen auflegen, ſie ſind unwürdig erklärt, Ehrfurcht zu beweiſen und genöthigt ſich als roh und ungebildet darzuſtellen; ſie thun aber das Mögliche, um ſich aus dieſer Lage zu retten und finden ſich auf's geſchwindeſte in jede Pflicht. Sollte jedoch ein junges Weſen verſtockt zu ſeiner Rückkehr keine

Anſtalt machen, ſo wird es, mit einem kurzen aber bündigen Bericht, den Eltern wieder zurückgeſandt. Wer ſich den Geſetzen nicht fügen lernt, muß die Gegend verlaſſen wo ſie gelten."

Ein anderer Anblick reizte, heute wie geſtern, des Wanderers Neugierde; es war Mannichfaltigkeit an Farbe und Schnitt der Zöglingskleidung; hier ſchien kein Stufengang obzuwalten, denn ſolche, die verſchieden grüßten, waren überein gekleidet, gleich Grüßende waren anders angezogen. Wilhelm fragte nach der Urſache dieſes ſcheinbaren Widerſpruchs. „Er löſ't ſich," verſetzte jener, „darin auf, daß es ein Mittel iſt die Gemüther der Knaben eigens zu erforſchen. Wir laſſen bei ſonſtiger Strenge und Ordnung, in dieſem Falle eine gewiſſe Willkür gelten. Innerhalb des Kreiſes unſerer Vorräthe an Tüchern und Verbrämungen dürfen die Zöglinge nach beliebiger Farbe greifen, ſo auch innerhalb einer mäßigen Beſchränkung, Form und Schnitt wählen; dieß beobachten wir genau, denn an der Farbe läßt ſich die Sinnesweiſe, an dem Schnitt die Lebensweiſe des Menſchen erkennen. Doch macht eine beſondere Eigenheit der menſchlichen Natur eine genauere Beurtheilung gewiſſermaßen ſchwierig; es iſt der Nachahmungsgeiſt, die Neigung ſich anzuſchließen. Sehr ſelten, daß ein Zögling auf etwas fällt, was noch nicht da geweſen, meiſtens wählen ſie etwas Bekanntes, was ſie gerade vor ſich ſehen. Doch auch dieſe Betrach-

rung bleibt uns nicht unfruchtbar, durch solche Aeußerlichkeiten treten sie zu dieser oder jener Partey, sie schließen sich da oder dort an, und so zeichnen sich allgemeinere Gesinnungen aus, wir erfahren wo jeder sich hinneigt, welchem Beispiel er sich gleich stellt."

„Nun hat man Fälle gesehen, wo die Gemüther sich in's Allgemeine neigten, wo eine Mode sich über alle verbreiten, jede Absonderung sich zur Einheit verlieren wollte. Einer solchen Wendung suchen wir auf gelinde Weise Einhalt zu thun, wir lassen die Vorräthe ausgehen; dieses und jenes Zeug, eine und die andere Verzierung ist nicht mehr zu haben; wir schieben etwas Neues, etwas Reizendes herein, durch helle Farben und kurzen, knappen Schnitt locken wir die Muntern, durch ernste Schattirungen, bequeme, faltenreiche Tracht, die Besonnenen, und stellen so nach und nach ein Gleichgewicht her.

Denn der Uniform sind wir durchaus abgeneigt, sie verdeckt den Charakter und entzieht die Eigenheiten der Kinder, mehr als jede andere Vorstellung, dem Blicke der Vorgesetzten."

Unter solchen und andern Gesprächen gelangte Wilhelm an die Gränze der Provinz, und zwar an dem Punct wo sie der Wanderer, nach des alten Freundes Andeutung, verlassen sollte, um seinem eigentlichen Zweck entgegen zu gehen.

Beim Lebewohl bemerkte zunächst der Aufseher:

Wilhelm möge nun erwarten bis das große Fest allen Theilnehmern auf mancherlei Weise angekündigt werde. Hierzu würden die sämmtlichen Eltern eingeladen und tüchtige Zöglinge in's freie zufällige Leben entlassen. Alsdann solle er, hieß es, auch die übrigen Landschaften nach Belieben betreten, wo nach eigenen Grundsätzen der einzelne Unterricht, in vollständiger Umgebung, ertheilt und ausgeübt wird.

Drittes Capitel.

Der Angewöhnung des werthen Publicums zu ſchmeicheln, welches ſeit geraumer Zeit Gefallen findet ſich ſtückweiſe unterhalten zu laſſen, gedachten wir erſt nachſtehende Erzählung in mehreren Abtheilungen vorzulegen. Der innere Zuſammenhang jedoch, nach Geſinnungen, Empfindungen und Ereigniſſen betrachtet, veranlaßte einen fortlaufenden Vortrag. Möge derſelbe ſeinen Zweck erreichen und zugleich am Ende deutlich werden, wie die Perſonen dieſer abgeſondert ſcheinenden Begebenheit mit denjenigen die wir ſchon kennen und lieben auf's innigſte zuſammengeflochten worden.

Der Mann von funfzig Jahren.

Der Major war in den Gutshof hereingeritten und Hilarie, ſeine Nichte, ſtand ſchon, um ihn zu empfangen, außen auf der Treppe, die zum Schloß hinauf führte. Kaum erkannte er ſie: denn ſchon war ſie wieder größer und ſchöner geworden. Sie flog ihm entgegen, er drückte ſie an ſeine Bruſt mit dem Sinn eines Vaters und ſie eilten hinauf zu ihrer Mutter.

Der

Der Baronin, ſeiner Schweſter, war er gleichfalls willkommen, und als Hilarie ſchnell hinwegging das Frühſtück zu bereiten, ſagte der Major freudig: „dießmal kann ich mich kurz faſſen und ſagen, daß unſer Geſchäft beendigt iſt. Unſer Bruder, der Obermarſchall, ſieht wohl ein, daß er weder mit Pächtern noch Verwaltern zurecht kommt. Er tritt bei ſeinen Lebzeiten die Güter uns und unſern Kindern ab; das Jahrgehalt, das er ſich ausbedingt, iſt freilich ſtark; aber wir können es ihm immer geben: wir gewinnen doch noch für die Gegenwart viel und für die Zukunft alles. Die neue Einrichtung ſoll bald in Ordnung ſeyn. Da ich zunächſt meinen Abſchied erwarte, ſo ſehe ich doch wieder ein thätiges Leben vor mir, das uns und den Unſrigen einen entſchiedenen Vortheil bringen kann. Wir ſehen ruhig zu, wie unſre Kinder emporwachſen, und es hängt von uns, von ihnen ab, ihre Verbindung zu beſchleunigen.“

„Das wäre alles recht gut,“ ſagte die Baronin, „wenn ich dir nur nicht ein Geheimniß zu entdecken hätte, das ich ſelbſt erſt gewahr worden bin. Hilariens Herz iſt nicht mehr frei; von der Seite hat dein Sohn wenig oder nichts zu hoffen.“

„Was ſagſt du?“ rief der Major; „iſt's möglich? indeſſen wir uns alle Mühe geben uns ökonomiſch vorzuſehen, ſo ſpielt uns die Neigung einen ſolchen Streich! Sag' mir, Liebe, ſag' mir geſchwind, wer iſt es, der das Herz Hilariens feſſeln konnte? Oder iſt es denn

auch schon so arg? Ist es nicht vielleicht ein flüchtiger Eindruck, den man wieder auszulöschen hoffen kann?"

„Du mußt erst ein wenig sinnen und rathen," versetzte die Baronin und vermehrte dadurch seine Ungeduld. Sie war schon auf's höchste gestiegen, als Hilarie, mit den Bedienten welche das Frühstück trugen, hereintretend eine schnelle Auflösung des Räthsels unmöglich machte.

Der Major selbst glaubte das schöne Kind mit andern Augen anzusehn als kurz vorher. Es war ihm beinahe als wenn er eifersüchtig auf den Beglückten wäre, dessen Bild sich in einem so schönen Gemüth hatte eindrücken können. Das Frühstück wollte ihm nicht schmecken und er bemerkte nicht, daß alles genau so eingerichtet war, wie er es am liebsten hatte und wie er es sonst zu wünschen und zu verlangen pflegte.

Ueber dieses Schweigen und Stocken verlor Hilarie fast selbst ihre Munterkeit. Die Baronin fühlte sich verlegen und zog ihre Tochter an's Clavier; aber ihr geistreiches und gefühlvolles Spiel konnte dem Major kaum einigen Beifall ablocken. Er wünschte das schöne Kind und das Frühstück je eher je lieber entfernt zu sehen, und die Baronin mußte sich entschließen aufzubrechen und ihrem Bruder einen Spaziergang in den Garten vorzuschlagen.

Kaum waren sie allein, so wiederholte der Major dringend seine vorige Frage; worauf seine Schwester

nach einer Pauſe lächelnd verſetzte: „wenn du den Glücklichen finden willſt, den ſie liebt, ſo brauchſt du nicht weit zu gehen, er iſt ganz in der Nähe: dich liebt ſie.“

Der Major ſtand betroffen, dann rief er aus: „Es wäre ein ſehr unzeitiger Scherz, wenn du mich etwas überreden wollteſt, das mich im Ernſt ſo verlegen wie unglücklich machen würde. Denn ob ich gleich Zeit brauche mich von meiner Verwunderung zu erholen, ſo ſehe ich doch mit Einem Blicke voraus, wie ſehr unſere Verhältniſſe durch ein ſo unerwartetes Ereigniß geſtört werden müßten. Das Einzige was mich tröſter, iſt die Ueberzeugung, daß Neigungen dieſer Art nur ſcheinbar ſind, daß ein Selbſtbetrug dahinter verborgen liegt, und daß eine ächte gute Seele von dergleichen Fehlgriffen oft durch ſich ſelbſt, oder doch wenigſtens mit einiger Beihülfe verſtändiger Perſonen, gleich wieder zurückkommt.“

„Ich bin dieſer Meinung nicht,“ ſagte die Baronin; „denn nach allen Symptomen iſt es ein ſehr ernſtliches Gefühl, von welchem Hilarie durchdrungen iſt.“

„Etwas ſo Unnatürliches hätte ich ihrem natürlichen Weſen nicht zugetraut,“ verſetzte der Major.

„Es iſt ſo unnatürlich nicht,“ verſetzte die Schweſter. „Aus meiner Jugend erinnere ich mich ſelbſt einer Leidenſchaft für einen ältern Mann, als du biſt. Du haſt funfzig Jahre; das iſt immer noch nicht gar zu viel

für einen Deutſchen, wenn vielleicht andere lebhaftere Nationen früher altern."

„Wodurch willſt du aber deine Vermuthung bekräftigen?" ſagte der Major.

„Es iſt keine Vermuthung, es iſt Gewißheit. Das Nähere ſollſt du nach und nach vernehmen."

Hilarie geſellte ſich zu ihnen, und der Major fühlte ſich, wider ſeinen Willen, abermals verändert. Ihre Gegenwart däuchte ihn noch lieber und werther als vorher; ihr Betragen ſchien ihm liebevoller, und ſchon fing er an den Worten ſeiner Schweſter Glauben beizumeſſen. Die Empfindung war bei ihm höchſt angenehm, ob er ſich gleich ſolche weder geſtehen noch erlauben wollte. Freilich war Hilarie höchſt liebenswürdig, indem ſich in ihrem Betragen die zarte Scheu gegen einen Liebhaber und die freie Bequemlichkeit gegen einen Oheim auf das innigſte verband; denn ſie liebte ihn wirklich und von ganzer Seele. Der Garten war in ſeiner vollen Frühlingspracht, und der Major, der ſo viele alte Bäume ſich wieder belauben ſah, konnte auch an die Wiederkehr ſeines eignen Frühlings glauben. Und wer hätte ſich nicht in der Gegenwart des liebenswürdigſten Mädchens dazu verführen laſſen!

So verging ihnen der Tag zuſammen; alle häuslichen Epochen wurden mit der größten Gemüthlichkeit durchlebt; Abends nach Tiſch ſetzte ſich Hilarie wieder an's Clavier; der Major hörte mit andern Ohren als

heute früh; eine Melodie schlang sich in die andere, ein Lied schloß sich an's andere, und kaum vermochte die Mitternacht die kleine Gesellschaft zu trennen.

Als der Major auf seinem Zimmer ankam, fand er alles nach seiner alten gewohnten Bequemlichkeit eingerichtet; sogar einige Kupferstiche, bei denen er gern verweilte, waren aus andern Zimmern herübergehängt; und da er einmal aufmerksam geworden war, so sah er sich bis auf jeden einzelnen kleinen Umstand versorgt und geschmeichelt.

Nur wenig Stunden Schlaf bedurfte er dießmal; seine Lebensgeister waren früh aufgeregt. Aber nun merkte er auf einmal, daß eine neue Ordnung der Dinge manches Unbequeme nach sich ziehe. Er hatte seinem alten Reitknecht, der zugleich die Stelle des Bedienten und Kammerdieners vertrat, seit mehreren Jahren kein böses Wort gegeben: denn alles ging in der strengsten Ordnung, seinen gewöhnlichen Gang; die Pferde waren versorgt und die Kleidungsstücke zu rechter Stunde gereinigt; aber der Herr war früher aufgestanden und nichts wollte passen.

Sodann gesellte sich noch ein anderer Umstand hinzu, um die Ungeduld und eine Art böser Laune des Majors zu vermehren. Sonst war ihm alles an sich und seinem Diener recht gewesen; nun aber fand er sich, als er vor den Spiegel trat, nicht so wie er zu seyn wünschte. Einige graue Haare konnte er nicht läugnen, und von

Runzeln schien sich auch etwas eingefunden zu haben. Er wischte und puderte mehr als sonst, und mußte es doch zuletzt lassen, wie es seyn konnte. Auch mit der Kleidung und ihrer Sauberkeit war er nicht zufrieden. Da sollten sich immer noch Fasern auf dem Rock und noch Staub auf den Stiefeln finden. Der Alte wußte nicht, was er sagen sollte und war erstaunt, einen so veränderten Herrn vor sich zu sehen.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse war der Major schon früh genug im Garten. Hilarien, die er zu finden hoffte, fand er wirklich. Sie brachte ihm einen Blumenstrauß entgegen, und er hatte nicht den Muth sie wie sonst zu küssen und an sein Herz zu drücken. Er befand sich in der angenehmsten Verlegenheit von der Welt und überließ sich seinen Gefühlen, ohne zu denken wohin das führen könne.

Die Baronin gleichfalls säumte nicht lange zu erscheinen, und indem sie ihrem Bruder ein Billet wies, rief sie aus: „Du räthst nicht, wen uns dieses Blatt anzumelden kommt.“ „So entdecke es nur bald!“ versetzte der Major; und erfuhr daß ein alter theatralischer Freund nicht weit von dem Gute vorbeireise und für einen Augenblick einzukehren gedenke. „Ich bin neugierig ihn wieder zu sehen,“ sagte der Major; „er ist kein Jüngling mehr und ich höre, daß er noch immer die jungen Rollen spielt.“ — „Er muß um zehn Jahre älter seyn als du,“ versetzte die Baronin. — „Ganz

gewiß," erwiderte der Major, „nach allem was ich mich erinnere."

Es währte nicht lange, so trat ein munterer, wohlgebauter, gefälliger Mann herzu. Doch sehr bald erkannten sich die Freunde, und Erinnerungen aller Art belebten das Gespräch. Hierauf ging man zu Erzählungen, zu Fragen und zu Rechenschaft über; man machte sich wechselsweise mit den gegenwärtigen Lagen bekannt und fühlte sich bald als wäre man nie getrennt gewesen.

Die geheime Geschichte sagt uns, daß dieser Mann, in früherer Zeit, als ein sehr schöner und angenehmer Jüngling, einer vornehmen Dame zu gefallen das Glück oder Unglück gehabt habe; daß er dadurch in große Verlegenheit und Gefahr gerathen, woraus ihn der Major eben im Augenblick, als ihn das traurigste Schicksal bedrohte, glücklich herausriß. Ewig blieb er dankbar, dem Bruder sowohl als der Schwester; denn diese hatte durch zeitige Warnung zur Vorsicht Anlaß gegeben.

Einige Zeit vor Tische ließ man die Männer allein. Nicht ohne Bewunderung, ja gewissermaßen mit Erstaunen, hatte der Major das äußere Behagen seines alten Freundes im Ganzen und Einzelnen betrachtet. Er schien gar nicht verändert zu seyn, und es war kein Wunder, daß er noch immer als jugendlicher Liebhaber auf dem Theater erscheinen konnte. — „Du betrachtest mich aufmerksamer als billig ist," sprach er endlich den Major an; „ich fürchte sehr, du findest den Unterschied

gegen vorige Zeit nur allzugroß.“ — „Keineswegs,“ verſetzte der Major, „vielmehr bin ich voll Verwunderung dein Ausſehen friſcher und jünger zu finden als das meine; da ich doch weiß, daß du ſchon ein gemachter Mann warſt, als ich, mit der Kühnheit eines wagehalſigen Gelbſchnabels, dir in gewiſſen Verlegenheiten beiſtand.“ — „Es iſt deine Schuld,“ verſetzte der andere, „es iſt die Schuld aller Deinesgleichen; und ob ihr ſchon darum deßhalb nicht zu ſchelten ſeyd, ſo ſeyd ihr doch zu tadeln. Man denkt immer nur an's Nothwendige; man will ſeyn und nicht ſcheinen. Das iſt recht gut, ſo lange man etwas iſt. Wenn aber zuletzt das Seyn mit dem Scheinen ſich zu empfehlen anfängt und der Schein noch flüchtiger als das Seyn iſt, ſo merkt denn doch ein jeder, daß er nicht übel gethan hätte, das Aeußere über dem Innern nicht ganz zu vernachläſſigen.“ — „Du haſt Recht,“ verſetzte der Major, und konnte ſich faſt eines Seufzers nicht enthalten. — „Vielleicht nicht ganz Recht,“ ſagte der bejahrte Jüngling; „denn freilich bei meinem Handwerke wäre es ganz unverzeihlich, wenn man das Aeußere nicht ſo lange aufſtutzen wollte als nur möglich iſt. Ihr andern aber habt Urſache auf andere Dinge zu ſehen, die bedeutender und nachhaltiger ſind.“ — „Doch gibt es Gelegenheiten,“ ſagte der Major, „wo man ſich innerlich friſch fühlt und ſein Aeußeres auch gar gern wieder auffriſchen möchte.“

Da der Ankömmling die wahre Gemüthslage des Majors nicht ahnen konnte, so nahm er dieſe Aeußerung im Soldatenſinne und ließ ſich weitläufig darüber aus: wie viel bei Militär auf's Aeußere ankomme und wie der Officier, der ſo manches auf ſeine Kleidung zu wenden habe, doch auch einige Aufmerkſamkeit auf Haut und Haare wenden könne.

„Es iſt zum Beiſpiel unverantwortlich,“ fuhr er fort, „daß eure Schläfe ſchon grau ſind, daß hie und da ſich Runzeln zuſammenziehen und daß euer Scheitel kahl zu werden droht. Seht mich alten Kerl einmal an! betrachtet wie ich mich erhalten habe! und das alles ohne Hexerey und mit weit weniger Mühe und Sorgfalt, als man täglich anwendet, um ſich zu beſchädigen oder wenigſtens lange Weile zu machen.“

Der Major fand bei dieſer zufälligen Unterredung zu ſehr ſeinen Vortheil, als daß er ſie ſo bald hätte abbrechen ſollen; doch ging er leiſe und ſelbſt gegen einen alten Bekannten mit Behutſamkeit zu Werke. — „Das habe ich nun leider verſäumt!“ rief er aus, „und nachzuholen iſt es nicht; ich muß mich nun ſchon darein ergeben, und ihr werdet deßhalb nicht ſchlimmer von mir denken.“

„Verſäumt iſt nichts!“ erwiderte jener, „wenn ihr andern ernſthaften Herren nur nicht ſo ſtarr und ſteif wäret, nicht gleich einen jeden, der ſein Aeußeres bedenkt, für eitel erklären und euch dadurch ſelbſt die

Freude verkümmern möchtet, in gefälliger Gesellschaft zu seyn und selbst zu gefallen." — „Wenn es auch keine Zauberey ist," lächelte der Major, „wodurch ihr andern euch jung erhaltet, so ist es doch ein Geheimniß, oder wenigstens sind es Arcana, dergleichen oft in den Zeitungen gepriesen werden, von denen ihr aber die besten herauszuproben wißt." — „Du magst im Scherz oder im Ernst reden," versetzte der Freund, „so hast du's getroffen. Unter den vielen Dingen, die man von jeher versucht hat, um dem Aeußeren einige Nahrung zu geben, das oft viel früher als das Innere abnimmt, gibt es wirklich unschätzbare, einfache sowohl als zusammengesetzte Mittel, die mir von Kunstgenossen mitgetheilt, für baares Geld oder durch Zufall überliefert und von mir selbst ausgeprobt worden. Dabei bleib' ich und verharre nun, ohne deßhalb meine weitern Forschungen aufzugeben. So viel kann ich dir sagen und ich übertreibe nicht: ein Teilettenkästchen führe ich bei mir, über allen Preis! ein Kästchen, dessen Wirkungen ich wohl an dir erproben möchte, wenn wir nur vierzehn Tage zusammen blieben."

Der Gedanke, etwas dieser Art sey möglich und diese Möglichkeit werde ihm gerade in dem rechten Augenblicke so zufällig nahe gebracht, erheiterte den Geist des Majors dergestalt, daß er wirklich schon frischer und munterer aussah und von der Hoffnung, Haupt und Gesicht mit seinem Herzen in Uebereinstimmung zu brin-

gen, belebt, von der Unruhe, die Mittel dazu bald näher kennen zu lernen, in Bewegung geſetzt, bei Tiſche ein ganz anderer Menſch erſchien, Hilariens anmuthigen Aufmerkſamkeiten getroſt entgegen ging und auf ſie mit einer gewiſſen Zuverſicht blickte, die ihm heute früh noch ſehr fremd geweſen war.

Hatte nun durch mancherlei Erinnerungen, Erzählungen und glückliche Einfälle der theatraliſche Freund die einmal angeregte gute Laune zu erhalten, zu beleben und zu vermehren gewußt; ſo wurde der Major um ſo verlegener, als jener gleich nach Tiſche ſich zu entfernen und ſeinen Weg weiter fortzuſetzen drohte. Auf alle Weiſe ſuchte er den Aufenthalt ſeines Freundes, wenigſtens über Nacht, zu erleichtern, indem er Vorſpann und Relais auf morgen früh andringlich zuſagte. Genug, die heilſame Toilette ſollte nicht aus dem Hauſe, bis man von ihrem Inhalt und Gebrauch näher unterrichtet wäre.

Der Major ſah ſehr wohl ein, daß hier keine Zeit zu verlieren ſey und ſuchte daher gleich nach Tiſche ſeinen alten Günſtling allein zu ſprechen. Da er das Herz nicht hatte, ganz gerade auf die Sache los zu gehen, ſo lenkte er von weitem dahin, indem er das vorige Geſpräch wieder auffaſſend verſicherte: er für ſeine Perſon würde gern mehr Sorgfalt auf das Aeußere verwenden, wenn nur nicht gleich die Menſchen einen jeden, dem ſie ein ſolches Beſtreben anmerken, für eitel erklärten

und ihm dadurch sogleich wieder an der sittlichen Achtung entzögen, was sie sich genöthigt fühlten an der sinnlichen ihm zuzugestehen.

„Mache mich mit solchen Redensarten nicht verdrießlich!“ versetzte der Freund; „denn das sind Ausdrücke, die sich die Gesellschaft angewöhnt hat, ohne etwas dabei zu denken, oder wenn man es strenger nehmen will, wodurch sich ihre unfreundliche und mißwollende Natur ausspricht. Wenn du es recht genau betrachtest: was ist denn das, was man oft als Eitelkeit verrufen möchte? Jeder Mensch soll Freude an sich selbst haben, und glücklich wer sie hat. Hat er sie aber, wie kann er sich verwehren dieses angenehme Gefühl merken zu lassen? Wie soll er mitten im Daseyn verbergen, daß er eine Freude am Daseyn habe? Fände die gute Gesellschaft, denn von der ist doch hier allein die Rede, nur alsdann diese Aeußerungen tadelhaft, wenn sie zu lebhaft werden, wenn eines Menschen Freude an sich und seinem Wesen die andern hinderte Freude an dem ihrigen zu haben und sie zu zeigen, so wäre nichts dabei zu erinnern, und von diesem Uebermaß ist auch wohl der Tadel zuerst ausgegangen. Aber was soll eine wunderlich-verneinende Strenge gegen etwas Unvermeidliches? Warum will man nicht eine Aeußerung läßlich und erträglich finden, die man denn doch mehr oder weniger sich von Zeit zu Zeit selbst erlaubt? ja, ohne die eine gute Gesellschaft gar nicht existiren könnte:

denn das Gefallen an ſich ſelbſt, das Verlangen, dieſes Selbſtgefühl andern mitzutheilen, macht gefällig, das Gefühl eigner Anmuth macht anmuthig. Wollte Gott! alle Menſchen wären eitel, wären es aber mit Bewußtſeyn, mit Maß und im rechten Sinne: ſo würden wir in der gebildeten Welt die glücklichſten Menſchen ſeyn. Die Weiber, ſagt man, ſind eitel von Hauſe aus; doch es kleidet ſie und ſie gefallen uns um deſto mehr. Wie kann ein junger Menſch ſich bilden, der nicht eitel iſt? Eine leere, hohle Natur wird ſich wenigſtens einen äußern Schein zu geben wiſſen, und der tüchtige Menſch wird ſich bald von außen nach innen zu bilden. Was mich betrifft, ſo habe ich Urſache mich auch deßhalb für den glücklichſten Menſchen zu halten, weil mein Handwerk mich berechtigt eitel zu ſeyn, und weil ich, je mehr ich es bin, nur deſto mehr Vergnügen den Menſchen verſchaffe. Ich werde gelobt, wo man andere tadelt, und habe, gerade auf dieſem Wege, das Recht und das Glück noch in einem Alter das Publicum zu ergötzen und zu entzücken, in welchem andere nothgedrungen vom Schauplatz abtreten, oder nur mit Schmach darauf verweilen.“

Der Major hörte nicht gerne den Schluß dieſer Betrachtungen. Das Wörtchen Eitelkeit, als er es vorbrachte, ſollte nur zu einem Uebergang dienen, um dem Freunde, auf eine geſchickte Weiſe, ſeinen Wunſch vorzutragen; nun fürchtete er, bei einem fortgeſetzten Ge-

ſprach, das Ziel noch weiter verrückt zu ſehen und eilte daher unmittelbar zum Zweck.

„Für mich,“ ſagte er, „wäre ich gar nicht abgeneigt auch zu deiner Fahne zu ſchwören, da du es nicht für zu ſpät hältſt und glaubſt, daß ich das Verſäumte noch einigermaßen nachholen könne. Theile mir etwas von deinen Tincturen, Pomaden und Balſamen mit, und ich will einen Verſuch machen.“

„Mittheilungen,“ ſagte der andere, „ſind ſchwerer als man denkt. Denn hier z. B. kommt es nicht allein darauf an, daß ich dir von meinem Fläſchchen etwas abfülle und von den beſten Ingredienzien meiner Toilette die Hälfte zurücklaſſe; die Anwendung iſt das Schwerſte. Man kann das Ueberlieferte ſich nicht gleich zu eigen machen; wie dieſes und jenes paſſe, unter was für Umſtänden, in welcher Folge die Dinge zu gebrauchen ſeyen, dazu gehört Uebung und Nachdenken; ja ſelbſt dieſe wollen kaum fruchten, wenn man nicht eben zu der Sache, wovon die Rede iſt, ein angebornes Talent hat.“

„Du willſt, wie es ſcheint,“ verſetzte der Major, „nun wieder zurücktreten. Du machſt mir Schwierigkeiten, um deine, freilich etwas fabelhaften, Behauptungen in Sicherheit zu bringen. Du haſt nicht Luſt mir einen Anlaß, eine Gelegenheit zu geben, deine Worte durch die That zu prüfen.“

„Durch dieſe Neckereyen, mein Freund,“ verſetzte

der andere, „würdeſt du mich nicht bewegen deinem Verlangen zu willfahren, wenn ich nicht ſelbſt ſo gute Geſinnungen gegen dich hätte, wie ich es ja zuerſt dir angeboten habe. Dabei bedenke, mein Freund, der Menſch hat gar eine eigne Luſt Proſelyten zu machen, dasjenige was er an ſich ſchätzt, auch außer ſich in andern zur Erſcheinung zu bringen, ſie genießen zu laſſen was er ſelbſt genießt und ſich in ihnen wieder zu finden, und darzuſtellen. Fürwahr, wenn dieß auch Egoismus iſt, ſo iſt er der liebenswürdigſte und lobenswürdigſte, derjenige der uns zu Menſchen gemacht hat und uns als Menſchen erhält. Aus ihm nehme ich denn auch, abgeſehen von der Freundſchaft die ich zu dir hege, die Luſt einen Schüler in der Verjüngungskunſt aus dir zu machen. Weil man aber von dem Meiſter erwarten kann, daß er keine Pfuſcher ziehen will, ſo bin ich verlegen, wie wir es anfangen. Ich ſagte ſchon: weder Specereyen noch irgend eine Anweiſung iſt hinlänglich; die Anwendung kann nicht im allgemeinen gelehrt werden. Dir zu Liebe und aus Luſt meine Lehre fortzupflanzen, bin ich zu jeder Aufopferung bereit. Die größte für den Augenblick will ich dir ſogleich anbieten. Ich laſſe dir meinen Diener hier, eine Art von Kammerdiener und Tauſendkünſtler, der, wenn er gleich nicht alles zu bereiten weiß, nicht in alle Geheimniſſe eingeweiht iſt, doch die ganze Behandlung recht gut verſteht und für den Anfang dir von großem Nutzen ſeyn wird,

bis du dich in die Sache so hineinarbeitest, daß ich dir die höheren Geheimnisse endlich auch offenbaren kann.

„Wie!“ rief der Major, „du hast auch Stufen und Grade deiner Verjüngungskunst? Du hast noch Geheimnisse für die Eingeweihten? „Ganz gewiß!“ versetzte jener. „Das müßte gar eine schlechte Kunst seyn, die sich auf einmal fassen ließe, deren Letztes von demjenigen gleich geschaut werden könnte, der zuerst hereintritt.“

Man zauderte nicht lange, der Kammerdiener ward an den Major gewiesen, der ihn gut zu halten versprach. Die Baronin mußte Schächtelchen, Büchschen und Gläser hergeben, sie wußte nicht wozu; die Theilung ging vor sich, man war bis in die Nacht munter und geistreich zusammen. Bei dem späteren Aufgang des Mondes fuhr der Gast hinweg und versprach in einiger Zeit zurückzukehren.

Der Major kam ziemlich müde auf sein Zimmer. Er war früh aufgestanden, hatte sich den Tag nicht geschont und glaubte nunmehr das Bett bald zu erreichen. Allein er fand statt eines Dieners nunmehr zwey. Der alte Reitknecht zog ihn nach alter Art und Weise ein; aber nun trat der neue hervor und ließ merken, daß die eigentliche Zeit, Verjüngungs- und Verschönerungsmittel anzubringen die Nacht sey, damit in einem ruhigen Schlaf die Wirkung desto sicherer vor sich gehe. Der Major mußte sich also gefallen lassen, daß sein Haupt gesalbt, sein Gesicht bestrichen, seine Augenbrau-

braunen bepinſelt und ſeine Lippen betupft wurden. Außerdem wurden noch verſchiedene Ceremonien erfordert; ſogar ſollte die Nachtmütze nicht unmittelbar aufgeſetzt, ſondern vorher ein Netz, wo nicht gar eine feine lederne Mütze übergezogen werden.

Der Major legte ſich zu Bette mit einer Art von unangenehmer Empfindung, die er jedoch ſich deutlich zu machen keine Zeit hatte, indem er gar bald einſchlief. Sollen wir aber in ſeine Seele ſprechen, ſo fühlte er ſich mumienhaft, zwiſchen einem Kranken und einem Einbalſamirten. Allein das ſüße Bild Hilariens, umgeben von den heiterſten Hoffnungen, zog ihn bald in einen erquickenden Schlaf.

Morgens zur rechten Zeit war der Reitknecht bei der Hand. Alles was zum Anzuge des Herrn gehörte, lag in gewohnter Ordnung auf den Stühlen, und eben war der Major im Begriff aus dem Bette zu ſteigen, als der neue Kammerdiener hereintrat und lebhaft gegen eine ſolche Uebereilung proteſtirte. Man müſſe ruhen, man müſſe ſich abwarten, wenn das Vorhaben gelingen, wenn man für ſo manche Mühe und Sorgfalt Freude erleben ſolle. Der Herr vernahm ſodann, daß er in einiger Zeit aufzuſtehen, ein kleines Frühſtück zu genießen und alsdann in ein Bad zu ſteigen habe, welches ſchon bereitet ſey. Den Anordnungen war nicht auszuweichen, ſie mußten befolgt werden, und einige Stunden gingen unter dieſen Geſchäften hin.

Der Major verkürzte die Ruhezeit nach dem Bade, dachte ſich geſchwind in die Kleidung zu werfen; denn er war ſeiner Natur nach expedit und wünſchte noch überdieß Hilarien bald zu begegnen; aber auch hier trat ihm ſein neuer Diener entgegen und machte ihm begreiflich, daß man ſich durchaus abgewöhnen müſſe fertig werden zu wollen. Alles was man thue, müſſe man langſam und behaglich vollbringen, beſonders aber die Zeit des Anziehens habe man als angenehme Unterhaltungsſtunde mit ſich ſelbſt anzuſehen.

Die Behandlungsart des Kammerdieners traf mit ſeinen Reden völlig überein. Dafür glaubte ſich aber auch der Major wirklich beſſer angezogen als jemals, als er vor den Spiegel trat und ſich auf das ſchmuckeſte herausgeputzt erblickte. Ohne viel zu fragen hatte der Kammerdiener ſogar die Uniform moderner zugeſtutzt, indem er die Nacht auf dieſe Verwandlung wendete. Eine ſo ſchnell erſcheinende Verjüngung gab dem Major einen beſonders heitern Sinn, ſo daß er ſich von innen und außen erfriſcht fühlte und mit ungeduldigem Verlangen den Seinigen entgegen eilte.

Er fand ſeine Schweſter vor dem Stammbaume ſtehen, den ſie hatte aufhängen laſſen, weil Abends vorher zwiſchen ihnen von einigen Seitenverwandten die Rede geweſen, welche, theils unverheirathet, theils in fernen Landen wohnhaft, theils gar verſchollen, mehr oder weniger den beiden Geſchwiſtern, oder ihren Kin-

dern, auf reiche Erbschaften Hoffnung machten. Sie unterhielten sich einige Zeit darüber, ohne des Punctes zu erwähnen, daß sich bisher alle Familiensorgen und Bemühungen bloß auf ihre Kinder bezogen. Durch Hilariens Neigung hatte sich diese ganze Ansicht freilich verändert, und doch mochte weder der Major noch seine Schwester in diesem Augenblick der Sache weiter gedenken.

Die Baronin entfernte sich, der Major stand allein vor dem lakonischen Familiengemählde, Hilarie trat an ihn heran, lehnte sich kindlich an ihn, beschaute die Tafel und fragte: wen er alles von diesen gekannt habe? und wer wohl noch leben und übrig seyn möchte?

Der Major begann seine Schilderung von den ältesten, deren er sich aus seiner Kindheit nur noch dunkel erinnerte. Dann ging er weiter, zeichnete die Charaktere verschiedener Väter, die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Kinder mit denselben, bemerkte, daß oft der Großvater im Enkel wieder hervortrete, sprach gelegentlich von dem Einfluß der Weiber, die, aus fremden Familien herüber heirathend, oft den Charakter ganzer Stämme verändern. Er rühmte die Tugend manches Vorfahren und Seitenverwandten und verschwieg ihre Fehler nicht. Mit Stillschweigen überging er diejenigen, deren man sich hätte zu schämen gehabt. Endlich kam er an die untersten Reihen. Da stand nun sein

Bruder, der Obermarſchall, er und ſeine Schweſter und unten drunter ſein Sohn und daneben Hilarie.

„Dieſe ſehen einander gerade genug in's Geſicht,“ ſagte der Major, und fügte nicht hinzu was er im Sinne hatte. Nach einer Pauſe verſetzte Hilarie beſcheiden, halblaut und faſt mit einem Seufzer: „und doch wird man denjenigen niemals tadeln, der in die Höhe blickt!“ Zugleich ſah ſie mit ein paar Augen an ihn hinauf, aus denen ihre ganze Neigung hervorſprach. „Verſteh' ich dich recht?“ ſagte der Major, indem er ſich zu ihr wendete. — „Ich kann nichts ſagen,“ verſetzte Hilarie lächelnd, „was Sie nicht ſchon wiſſen.“ — „Du machſt mich zum glücklichſten Menſchen unter der Sonne!“ rief er aus und fiel ihr zu Füßen. „Willſt du mein ſeyn?“ — „Um Gottes Willen ſtehen Sie auf! Ich bin dein auf ewig.“

Die Baronin trat herein. Ohne überraſcht zu ſeyn ſtutzte ſie. — „Wäre es ein Unglück,“ ſagte der Major, „Schweſter! ſo iſt die Schuld dein; als Glück wollen wir's dir ewig verdanken.“

Die Baronin hatte ihren Bruder von Jugend auf dergeſtalt geliebt, daß ſie ihn allen Männern vorzog, und vielleicht war ſelbſt die Neigung Hilariens aus dieſer Vorliebe der Mutter, wo nicht entſprungen, doch gewiß genährt worden. Alle drey vereinigten ſich nunmehr in Einer Liebe, Einem Behagen und ſo floſſen für ſie die glücklichſten Stunden dahin. Nur wurden ſie

denn doch zuletzt auch wieder die Welt um ſich her gewahr und dieſe ſteht ſelten mit ſolchen Empfindungen im Einklang.

Nun dachte man auch wieder an den Sohn. Ihm hatte man Hilarien beſtimmt, das ihm ſehr wohl bekannt war. Gleich nach Beendigung des Geſchäfts mit dem Obermarſchall ſollte der Major ſeinen Sohn in der Garniſon beſuchen, alles mit ihm abreden und dieſe Angelegenheiten zu einem glücklichen Ende führen. Nun war aber durch ein unerwartetes Ereigniß der ganze Zuſtand verruckt; die Verhältniſſe, die ſonſt ſich freundlich in einander ſchmiegten, ſchienen ſich nunmehr anzufeinden, und es war ſchwer vorauszuſehen was die Sache für eine Wendung nehmen, was für eine Stimmung die Gemüther ergreifen würde.

Indeſſen mußte ſich der Major entſchließen ſeinen Sohn aufzuſuchen, dem er ſich ſchon angemeldet hatte. Er machte ſich nicht ohne Widerwillen, nicht ohne ſonderbare Ahnung, nicht ohne Schmerz Hilarien auch nur auf kurze Zeit zu verlaſſen, nach manchem Zaudern auf den Weg, ließ Reitknecht und Pferde zurück und fuhr mit ſeinem Verjüngungsdiener, den er nun nicht mehr entbehren konnte, der Stadt, dem Aufenthalte ſeines Sohnes, entgegen.

Beide begrüßten und umarmten ſich nach ſo langer Trennung auf's herzlichſte. Sie hatten einander viel zu ſagen und ſprachen doch nicht ſogleich aus, was ihnen

zunächst am Herzen lag. Der Sohn erging sich in Hoffnungen eines baldigen Avancements; wogegen ihm der Vater genaue Nachricht gab, was zwischen den ältern Familiengliedern wegen des Vermögens überhaupt, wegen der einzelnen Güter und sonst, verhandelt und beschlossen worden.

Das Gespräch fing schon einigermaßen an zu stocken, als der Sohn sich ein Herz faßte und zu dem Vater lächelnd sagte: „Sie behandeln mich sehr zart, lieber Vater, und ich danke Ihnen dafür. Sie erzählen mir von Besitzthümern und Vermögen und erwähnen der Bedingung nicht, unter der, wenigstens zum Theil, es mir eigen werden soll; Sie halten mit dem Namen Hilariens zurück, Sie erwarten daß ich ihn selbst ausspreche, daß ich mein Verlangen zu erkennen gebe, mit dem liebenswürdigen Kinde bald vereinigt zu seyn."

Der Major befand sich bei diesen Worten des Sohnes in großer Verlegenheit; da es aber theils seiner Natur, theils einer alten Gewohnheit gemäß war, den Sinn des andern mit dem er zu verhandeln hatte, zu erforschen, so schwieg er und blickte den Sohn mit einem zweydeutigen Lächeln an. — „Sie errathen nicht, mein Vater, was ich zu sagen habe," fuhr der Lieutenant fort, „und ich will es nur rasch, ein für allemal herausreden. Ich kann mich auf Ihre Güte verlassen, die, bei so vielfacher Sorge für mich, gewiß auch an mein wahres Glück gedacht hat. Einmal muß es ge-

ſagt ſeyn, und ſo ſey es gleich geſagt: Hilarie kann mich nicht glücklich machen! Ich gedenke Hilariens als einer liebenswürdigen Anverwandten, mit der ich Zeitlebens in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen ſtehen möchte; aber eine andere hat meine Leidenſchaft erregt, meine Neigung gefeſſelt. Unwiderſtehlich iſt dieſer Hang: Sie werden mich nicht unglücklich machen."

Nur mit Mühe verbarg der Major die Heiterkeit, die ſich über ſein Geſicht verbreiten wollte und fragte den Sohn mit einem milden Ernſt: „wer denn die Perſon ſey, welche ſich ſeiner ſo gänzlich bemächtigen können?" — „Sie müſſen dieſes Weſen ſehen, mein Vater: denn ſie iſt ſo unbeſchreiblich als unbegreiflich. Ich fürchte nur, Sie werden ſelbſt von ihr hingeriſſen, wie jederman, der ſich ihr nähert. Bei Gott! ich erlebe es und ſehe Sie als den Rival Ihres Sohnes."

„Wer iſt ſie denn?" fragte der Major. „Wenn du ihre Perſönlichkeit zu ſchildern nicht im Stande biſt, ſo erzähle mir wenigſtens von ihren äußern Umſtänden: denn dieſe ſind doch wohl eher auszuſprechen." — „Wohl, mein Vater!" verſetzte der Sohn; „und doch würden auch dieſe äußeren Umſtände bei einer andern anders ſeyn, anders auf eine andere wirken. Sie iſt eine junge Witwe, Erbin eines alten, reichen, vor kurzem verſtorbenen Mannes, unabhängig und höchſt werth es zu ſeyn, von vielen umgeben, von eben ſo vielen ge-

liebt, von eben so vielen umworben, doch wenn ich mich nicht sehr betriege, mir von Herzen angehörig."

Mit Behaglichkeit, weil der Vater schwieg und kein Zeichen der Mißbilligung äußerte, fuhr der Sohn fort das Betragen der schönen Witwe gegen ihn zu erzählen, jene unwiderstehliche Anmuth, jene zarten Gunstbezeigungen einzeln herzurühmen, in denen der Vater nur die leichte Gefälligkeit einer allgemein gesuchten Frau erkennen konnte, die unter vielen wohl irgend einen vorzieht, ohne sich eben für ihn ganz und gar zu entscheiden. Unter jeden andern Umständen hätte er gewiß gesucht einen Sohn, ja nur einen Freund, auf den Selbstbetrug aufmerksam zu machen, der wahrscheinlich hier obwalten könnte; aber dießmal war ihm selbst viel daran gelegen, wenn der Sohn sich nicht täuschen, wenn die Witwe ihn wirklich lieben und sich so schnell als möglich zu seinen Gunsten entscheiden möchte, daß er entweder kein Bedenken hatte, oder einen solchen Zweifel bei sich ablehnte, vielleicht auch nur verschwieg.

„Du setzest mich in große Verlegenheit," begann der Vater nach einiger Pause. „Die ganze Uebereinkunft zwischen den übrig gebliebenen Gliedern unsers Geschlechts beruht auf der Voraussetzung, daß du dich mit Hilarien verbindest. Heirathet sie einen Fremden, so ist die ganze, schöne, künstliche Vereinigung eines ansehnlichen Vermögens wieder aufgehoben, und du besonders in deinem Theile nicht zum besten bedacht. Es

gäbe wohl noch ein Mittel, das aber ein wenig sonderbar klingt, und wobei du auch nicht viel gewinnen würdest: ich müßte noch in meinen alten Tagen Hilarien heirathen, wodurch ich dir aber schwerlich ein großes Vergnügen machen würde."

„Das größte von der Welt!" rief der Lieutenant aus: „denn wer kann eine wahre Neigung empfinden, wer kann das Glück der Liebe genießen oder hoffen, ohne daß er dieses höchste Glück einem jeden Freund, einem jeden gönnte, der ihm werth ist! Sie sind nicht alt, mein Vater; wie liebenswürdig ist nicht Hilarie! und schon der vorüberschwebende Gedanke ihr die Hand zu bieten, zeugt von einem jugendlichen Herzen, von frischer Muthigkeit. Lassen Sie uns diesen Einfall, diesen Vorschlag aus dem Stegreife ja recht gut durchsinnen und ausdenken. Dann würde ich erst recht glücklich seyn, wenn ich Sie glücklich wüßte; dann würde ich mich erst recht freuen, daß Sie für die Sorgfalt, mit der Sie mein Schicksal bedacht, an sich selbst so schön und höchlich belohnt würden. Nun führe ich Sie erst muthig zutraulich und mit recht offnem Herzen zu meiner Schönen. Sie werden meine Empfindungen billigen, weil Sie selbst fühlen; Sie werden dem Glück eines Sohnes nichts in den Weg legen, weil Sie Ihrem eigenen Glück entgegen gehen."

Mit diesen und andern dringenden Worten ließ der Sohn den Vater, der manche Bedenklichkeiten einstreuen

wollte, nicht Raum gewinnen, ſondern eilte mit ihm zur ſchönen Witwe, welche ſie in einem großen wohleingerichteten Hauſe, umgeben von einer zwar nicht zahlreichen aber ausgeſuchten Geſellſchaft, in heiterer Unterhaltung antrafen. Sie war eins von den weiblichen Weſen, denen kein Mann entgeht. Mit unglaublicher Gewandtheit wußte ſie den Major zum Helden dieſes Abends zu machen. Die übrige Geſellſchaft ſchien ihre Familie, der Major allein der Gaſt zu ſeyn. Sie kannte ſeine Verhältniſſe recht gut, und doch wußte ſie darnach zu fragen, als wenn ſie alles erſt von ihm recht erfahren wollte; und ſo mußte auch jedes von der Geſellſchaft ſchon irgend einen Antheil an dem Neuangekommenen zeigen. Der eine mußte ſeinen Bruder, der andere ſeine Güter und der dritte ſonſt wieder etwas gekannt haben, ſo daß der Major bei einem lebhaften Geſpräch ſich immer als den Mittelpunct fühlte. Auch ſaß er zunächſt bei der Schönen; ihre Augen waren auf ihn, ihr Lächeln auf ihn gerichtet; genug, er fand ſich ſo behaglich, daß er beinahe die Urſache vergaß, warum er gekommen war. Auch erwähnte ſie ſeines Sohnes kaum mit einem Worte, obgleich der junge Mann lebhaft mitſprach; er ſchien für ſie, wie die übrigen alle, heute nur um des Vaters willen gegenwärtig.

Frauenzimmerliche Handarbeiten in Geſellſchaft unternommen und ſcheinbar gleichgültig fortgeſetzt erhalten durch Klugheit und Anmuth oft eine wichtige Bedeu-

tung. Unbefangen und emsig fortgesetzt geben solche Bemühungen einer Schönen das Ansehen völliger Unaufmerksamkeit auf die Umgebung, und erregen in derselben ein stilles Mißgefühl. Dann aber gleichsam wie bei'm Erwachen ein Wort ein Blick versetzt die Abwesende wieder mitten in die Gesellschaft, sie erscheint als neu willkommen, legt sie aber gar die Arbeit in den Schoos nieder, zeigt sie Aufmerksamkeit auf eine Erzählung, einen belehrenden Vortrag, in welchem sich die Männer so gern ergehen, dieß wird demjenigen höchst schmeichelhaft, den sie dergestalt begünstigt.

Unsere schöne Witwe arbeitete auf diese Weise an einer so prächtigen als geschmackvollen Brieftasche, die sich noch überdieß durch ein größeres Format auszeichnete. Diese ward nun eben von der Gesellschaft besprochen, von dem nächsten Nachbar aufgenommen, unter großen Lobpreisungen der Reihe nach herumgegeben, indessen die Künstlerin sich mit dem Major von ernsten Gegenständen besprach; ein alter Hausfreund rühmte das beinahe fertige Werk mit Uebertreibung, doch als solches an den Major kam, schien sie es als seiner Aufmerksamkeit nicht werth von ihm ablehnen zu wollen, wogegen er auf eine verbindliche Weise die Verdienste der Arbeit anzuerkennen verstand, inzwischen der Hausfreund darin ein Penelopeisch zauderhaftes Werk zu sehen glaubte.

Man ging in den Zimmern auf und ab und gesellte

ſich zufällig zuſammen. Der Lieutenant trat zu der Schönen und fragte: „was ſagen Sie zu meinem Vater?“ Lächelnd verſetzte ſie: „mich däucht, daß Sie ihn wohl zum Muſter nehmen könnten. Sehn Sie nur wie nett er angezogen iſt! Ob er ſich nicht beſſer trägt und hält als ſein lieber Sohn!“ So fuhr ſie fort den Vater auf Unkoſten des Sohnes zu beſchreien und zu loben, und eine ſehr gemiſchte Empfindung von Zufriedenheit und Eiferſucht in dem Herzen des jungen Mannes hervorzubringen.

Nicht lange, ſo geſellte ſich der Sohn zum Vater und erzählte ihm alles haarklein wieder. Der Vater betrug ſich nur deſto freundlicher gegen die Witwe, und ſie ſetzte ſich gegen ihn ſchon auf einen lebhafteren, vertraulichern Ton. Kurz, man kann ſagen, daß, als es zum Scheiden ging, der Major ſo gut als die übrigen alle, ihr und ihrem Kreiſe ſchon angehörte.

Ein ſtark einfallender Regen hinderte die Geſellſchaft auf die Weiſe nach Hauſe zu kehren, wie ſie gekommen war. Einige Equipagen fuhren vor, in welche man die Fußgänger vertheilte; nur der Lieutenant unter dem Vorwande: man ſitze ohnehin ſchon zu enge, ließ den Vater fortfahren und blieb zurück.

Der Major, als er in ſein Zimmer trat, fühlte ſich wirklich in einer Art von Taumel, von Unſicherheit ſei-

ner ſelbſt, wie es denen geht, die ſchnell aus einem Zuſtande in den entgegengeſetzten übertreten. Die Erde ſcheint ſich für den zu bewegen, der aus dem Schiffe ſteigt, und das Licht zittert noch im Auge deſſen, der auf einmal in's Finſtere tritt. So fühlte ſich der Major noch von der Gegenwart des ſchönen Weſens umgeben. Er wünſchte ſie noch zu ſehen, zu hören, ſie wieder zu ſehen, wieder zu hören; und nach einiger Beſinnung verzieh er ſeinem Sohne, ja er pries ihn glücklich, daß er Anſprüche machen dürfe ſo viel Vorzüge zu beſitzen.

Aus dieſen Empfindungen riß ihn der Sohn, der mit einer lebhaften Entzückung zur Thüre hereinſtürzte, den Vater umarmte und ausrief: „ich bin der glücklichſte Menſch von der Welt!“ Nach ſolchen und ähnlichen Ausrufen kam es endlich unter beiden zur Aufklärung. Der Vater bemerkte, daß die ſchöne Frau, im Geſpräch gegen ihn, des Sohnes auch nicht mit einer Sylbe erwähnt habe. — „Das iſt eben ihre zarte, ſchweigende, halbſchweigende, halbandeutende Manier, wodurch man ſeiner Wünſche gewiß wird und ſich doch immer des Zweifels nicht ganz erwehren kann. So war ſie bisher gegen mich; aber Ihre Gegenwart, mein Vater, hat Wunder gethan. Ich geſtehe es gern, daß ich zurückblieb, um ſie noch einen Augenblick zu ſehen. Ich fand ſie in ihren erleuchteten Zimmern auf und ab gehen; denn ich weiß wohl, es iſt ihre Gewohnheit: wenn die Geſellſchaft weg iſt, darf kein Licht ausgelöſcht werden.

Sie geht allein auf ihren Zauberſälen auf und ab, wenn die Geiſter entlaſſen ſind, die ſie hergebannt hat. Sie ließ den Vorwand gelten, unter deſſen Schutz ich zurückkam. Sie ſprach anmuthig, doch von gleichgültigen Dingen. Wir gingen hin und wieder durch die offenen Thüren die ganze Reihe der Zimmer durch. Wir waren ſchon einigemale bis an's Ende gelangt, in das kleine Cabinet, das nur von einer trüben Lampe erhellt iſt. War ſie ſchön, wenn ſie ſich unter den Kronleuchtern her bewegte, ſo war ſie es noch unendlich mehr, beleuchtet von dem ſanften Schein der Lampe. Wir waren wieder dahin gekommen und ſtanden bei'm Umkehren einen Augenblick ſtill. Ich weiß nicht was mir die Verwegenheit abnöthigte, ich weiß nicht, wie ich es wagen konnte, mitten im gleichgültigſten Geſpräch, auf einmal ihre Hand zu faſſen, dieſe zarte Hand zu küſſen, ſie an mein Herz zu drücken. Man zog ſie nicht weg. Himmliſches Weſen, rief ich, verbirg dich nicht länger vor mir. Wenn in dieſem ſchönen Herzen eine Neigung wohnt für den Glücklichen, der vor dir ſteht; ſo verhülle ſie nicht länger, offenbare ſie, geſtehe ſie! es iſt die ſchönſte, es iſt die höchſte Zeit. Verbanne mich, oder nimm mich in deinen Armen auf!

Ich weiß nicht was ich alles ſagte, ich weiß nicht wie ich mich gebärdete. Sie entfernte ſich nicht, ſie widerſtrebte nicht, ſie antwortete nicht. Ich wagte es ſie in meine Arme zu faſſen, ſie zu fragen, ob ſie die

Meinige seyn wolle. Ich küßte sie mit Ungestüm; sie drängte mich weg. — Ja doch, ja! oder so etwas sagte sie halblaut und wie verworren. Ich entfernte mich und rief: ich sende meinen Vater, der soll für mich reden! — Kein Wort mit ihm darüber! versetzte sie, indem sie mir einige Schritte nachfolgte. Entfernen Sie sich, vergessen Sie, was geschehen ist.

Was der Major dachte, wollen wir nicht entwickeln. Er sagte jedoch zum Sohne: „Was glaubst du nun, was zu thun sey? Die Sache ist, dächt' ich, aus dem Stegreife gut genug eingeleitet, daß wir nun etwas förmlicher zu Werke gehen können, daß es vielleicht sehr schicklich ist, wenn ich mich morgen dort melde und für dich anhalte." „Um Gotteswillen mein Vater!" rief er aus: „das hieße die ganze Sache verderben. Jenes Betragen, jener Ton will durch keine Förmlichkeit gestört und verstimmt seyn. Es ist genug, mein Vater, daß Ihre Gegenwart diese Verbindung beschleunigt, ohne daß Sie ein Wort aussprechen. Ja Sie sind es, dem ich mein Glück schuldig bin! Die Achtung meiner Geliebten für Sie hat jeden Zweifel besiegt, und niemals würde der Sohn einen so glücklichen Augenblick gefunden haben, wenn ihn der Vater nicht vorbereitet hätte."

Solche und ähnliche Mittheilungen unterhielten sie tief bis in die Nacht. Sie vereinigten sich wechselseitig

über ihre Plane; der Major wollte nur noch der Form wegen einen Abſchiedsbeſuch machen, und ſodann ſeiner Verbindung mit Hilarien entgegen gehen; der Sohn ſollte die ſeinige befördern und beſchleunigen, wie es möglich wäre.

Viertes Capitel.

Der ſchönen Witwe machte unſer Major einen Morgenbeſuch um Abſchied zu nehmen und, wenn es möglich wäre, die Abſicht ſeines Sohnes mit Schicklichkeit zu fördern. Er fand ſie in zierlichſter Morgenkleidung in Geſellſchaft einer ältern Dame, die durch ein höchſt geſittetes freundliches Weſen ihn alſobald einnahm. Die Anmuth der jüngern, der Anſtand der älteren ſetzten das Paar in das wünſchenswertheſte Gleichgewicht, auch ſchien ihr wechſelſeitiges Betragen durchaus dafür zu ſprechen, daß ſie einander angehörten.

Die jüngere ſchien eine fleißig gearbeitete, uns von geſtern ſchon bekannte Brieftaſche ſo eben vollendet zu haben; denn nach den gewöhnlichen Empfangsbegrüßungen und verbindlichen Worten eines willkommenen Erſcheinens wendete ſie ſich zur Freundin und reichte das künſtliche Werk hin, gleichſam ein unterbrochenes Geſpräch wieder anknüpfend: „Sie ſehen alſo daß ich doch fertig geworden bin, wenn es gleich wegen manchen Zögerns und Säumens den Anſchein nicht hatte.“

„Sie kommen eben recht, Herr Major,“ ſagte die ältere, „unſern Streit zu entſcheiden, oder wenigſtens ſich

für eine oder die andere Parten zu erklären; ich behaupte, man fängt eine solche weitschichtige Arbeit nicht an, ohne einer Person zu gedenken der man sie bestimmt hat, man vollendet sie nicht ohne einen solchen Gedanken. Beschauen Sie selbst das Kunstwerk, denn so nenn' ich es billig, ob dergleichen so ganz ohne Zweck unternommen werden kann."

Unser Major mußte der Arbeit freilich allen Beifall zusprechen. Theils geflochten, theils gestickt, erregte sie zugleich mit der Bewunderung das Verlangen zu erfahren wie sie gemacht sey. Die bunte Seide waltete vor, doch war auch das Gold nicht verschmäht, genug man wußte nicht ob man Pracht oder Geschmack mehr bewundern sollte.

„Es ist doch noch einiges daran zu thun," versetzte die Schöne, indem sie die Schleife des umschlingenden Bandes wieder aufzog und sich mit dem Innern beschäftigte. „Ich will nicht streiten," fuhr sie fort, „aber erzählen will ich wie mir bei solchem Geschäft zu Muthe ist. Als junge Mädchen werden wir gewöhnt mit den Fingern zu tifteln und mit den Gedanken umher zu schweifen, beides bleibt uns indem wir nach und nach die schwersten und zierlichsten Arbeiten verfertigen lernen, und ich läugne nicht, daß ich an jede Arbeit dieser Art immer Gedanken angeknüpft habe, an Personen, an Zustände, an Freud' und Leid. Und so ward mir das Angefangene werth und das Vollendete, ich darf wohl

ſagen, koſtbar. Als ein ſolches nun durft' ich das Geringſte für etwas halten, die leichteſte Arbeit gewann einen Werth, und die ſchwierigſte doch auch nur dadurch, daß die Erinnerung dabei reicher und vollſtändiger war. Freunden und Liebenden, ehrwürdigen und hohen Perſonen glaubt' ich daher dergleichen immer anbieten zu können; ſie erkannten es auch und wußten, daß ich ihnen etwas von meinem Eigenſten überreichte, das vielfach und unausſprechlich doch zuletzt zu einer angenehmen Gabe vereinigt immer wie ein freundlicher Gruß wohlgefällig aufgenommen ward."

Auf ein ſo liebenswürdiges Bekenntniß war freilich kaum eine Erwiderung möglich; doch wußte die Freundin dagegen etwas in wohlklingende Worte zu fügen. Der Major aber, von jeher gewohnt die anmuthige Weisheit Römiſcher Schriftſteller und Dichter zu ſchätzen und ihre leuchtenden Ausdrücke dem Gedächtniß einzuprägen, erinnerte ſich einiger hierher gar wohl paſſender Verſe, hütete ſich aber, um nicht als Pedant zu erſcheinen, ſie auszuſprechen oder auch ihrer nur zu erwähnen; verſuchte jedoch, um nicht ſtumm und geiſtlos zu erſcheinen, aus dem Stegreif eine proſaiſche Paraphraſe, die aber nicht recht gelingen wollte, wodurch das Geſpräch beinahe in's Stocken gerathen wäre.

Die ältere Dame griff deßhalb nach einem bei dem Eintritt des Freundes niedergelegten Buche, es war eine Sammlung von Poeſien, welche ſo eben die Auf-

merkſamkeit der Freundinnen beſchäftigte; dieß gab Gelegenheit von Dichtkunſt überhaupt zu ſprechen, doch blieb die Unterhaltung nicht lange im allgemeinen, denn gar bald bekannten die Frauenzimmer zutraulich, daß ſie von dem poetiſchen Talent des Majors unterrichtet ſeyen. Ihnen hatte der Sohn, der ſelbſt auf den Ehrentitel eines Dichters ſeine Abſichten nicht verbarg, von den Gedichten ſeines Vaters vorgeſprochen, auch einiges recitirt; im Grunde um ſich mit einer poetiſchen Herkunft zu ſchmeicheln und, wie es die Jugend gewohnt iſt, ſich für einen Vorſchreitenden, die Fähigkeiten des Vaters ſteigernden Jüngling beſcheidentlich geben zu können. Der Major aber, der ſich zurückzuziehen ſuchte, da er bloß als Literator und Liebhaber gelten wollte, ſuchte, da ihm kein Ausweg gelaſſen war wenigſtens auszuweichen, indem er die Dichtart, in der er ſich ebenfalls geübt habe, für ſubaltern und faſt für unächt wollte angeſehen wiſſen; er konnte nicht läugnen, daß er in demjenigen, was man beſchreibend, und in einem gewiſſen Sinne belehrend nennt, einige Verſuche gemacht habe.

Die Damen, beſonders die jüngere, nahmen ſich dieſer Dichtart an; ſie ſagte: „wenn man vernünftig und ruhig leben will, welches denn doch zuletzt eines jeden Menſchen Wunſch und Abſicht bleibt, was ſoll uns da das aufgeregte Weſen das uns willkürlich anreizt ohne etwas zu geben, das uns beunruhigt um uns denn

doch zuletzt uns wieder ſelbſt zu überlaſſen; unendlich viel angenehmer iſt mir, da ich doch einmal der Dichtung nicht gern entbehren mag, jene die mich in heitere Gegenden verſetzt, wo ich mich wieder zu erkennen glaube, mir den Grundwerth des Einfachländlichen zu Gemüthe führt, mich durch buſchige Haine zum Wald, unvermerkt auf eine Höhe zum Anblick eines Landſees hinführt, da denn auch wohl gegenüber, erſt angebaute Hügel, ſodann waldgekrönte Höhen emporſteigen und die blauen Berge zum Schluß ein befriedigendes Gemählde bilden. Bringt man mir das in klaren Rhythmen und Reimen, ſo bin ich auf meinem Sopha denkbar, daß der Dichter ein Bild in meiner Imagination entwickelt hat, an dem ich mich ruhiger erfreuen kann, als wenn ich es, nach ermüdender Wanderſchaft, vielleicht unter andern ungünſtigen Umſtänden vor Augen ſehe.“

Der Major, der das vorwaltende Geſpräch eigentlich nur als Mittel anſah ſeine Zwecke zu befördern, ſuchte ſich wieder nach der lyriſchen Dichtkunſt hinzuwenden, worin ſein Sohn wirklich Löbliches geleiſtet hatte. Man widerſprach ihm nicht gerade zu, aber man ſuchte ihn von dem Wege wegzuſcherzen den er eingeſchlagen hatte, beſonders da er auf leidenſchaftliche Gedichte hinzudeuten ſchien, womit der Sohn der unvergleichlichen Dame die entſchiedene Neigung ſeines Herzens nicht ohne Kraft und Geſchick vorzutragen ge-

ſucht hatte. „Lieder der Liebenden," ſagte die ſchöne Frau, „mag ich weder vorgeleſen noch vorgeſungen, glücklich Liebende beneidet man, eh' man ſich's verſieht, und die Unglücklichen machen uns immer Langeweile."

Hierauf nahm die ältere Dame, zu ihrer holden Freundin gewendet, das Wort auf und ſagte: „warum machen wir ſolche Umſchweife, verlieren die Zeit in Umſtändlichkeiten, gegen einen Mann den wir verehren und lieben? Sollen wir ihm nicht vertrauen, daß wir ſein anmuthiges Gedicht, worin er die wackere Leidenſchaft zur Jagd in allen ihren Einzelnheiten vorträgt, ſchon theilweiſe zu kennen das Vergnügen haben, und nunmehr ihn bitten auch das Ganze nicht vorzuenthalten?" „Ihr Sohn," fuhr ſie fort, „hat uns einige Stellen mit Lebhaftigkeit aus dem Gedächtniß vorgetragen und uns neugierig gemacht den Zuſammenhang zu ſehen." Als nun der Vater abermals auf die Talente des Sohns zurückkehren und dieſe hervorheben wollte, ließen es die Damen nicht gelten, indem ſie es für eine offenbare Ausflucht anſprachen, um die Erfüllung ihrer Wünſche indirect abzulehnen. Er kam nicht los bis er unbewunden verſprochen hatte das Gedicht zu ſenden, ſodann aber nahm das Geſpräch eine Wendung, die ihn hinderte zu Gunſten des Sohnes weiter etwas vorzubringen, beſonders da ihm dieſer alle Zudringlichkeit abgerathen hatte.

Da es nun Zeit ſchien, ſich zu beurlauben, und der Freund auch deßhalb einige Bewegung machte, ſprach

die Schöne mit einer Art von Verlegenheit, wodurch ſie nur noch ſchöner ward, indem ſie die friſch geknüpfte Schleife der Brieftaſche ſorgfältig zurecht zupfte: „Dichter und Liebhaber ſind längſt ſchon leider im Ruf daß ihren Verſprechen und Zuſagen nicht viel zu trauen ſey; verzeihen Sie daher, wenn ich das Wort eines Ehrenmannes in Zweifel zu ziehen wage und deßhalb ein Pfand, einen Treupfennig, nicht verlange ſondern gebe. Nehmen Sie dieſe Brieftaſche, ſie hat etwas Aehnliches von Ihrem Jagdgedicht, viel Erinnerungen ſind daran geknüpft, manche Zeit verging unter der Arbeit, endlich iſt ſie fertig, bedienen Sie ſich derſelben als eines Boten uns ihre liebliche Arbeit zu überbringen.“

Bei ſolch unerwartetem Anerbieten fühlte ſich der Major wirklich betroffen; die zierliche Pracht dieſer Gabe hatte ſo gar kein Verhältniß zu dem was ihn gewöhnlich umgab, zu dem übrigen deſſen er ſich bediente, daß er ſie ſich, obgleich dargereicht, kaum zueignen konnte; doch nahm er ſich zuſammen, und wie ſeinem Erinnern ein überliefertes Gute niemals verſagte, ſo trat eine claſſiſche Stelle alsbald ihm in's Gedächtniß. Nur wäre es pedantiſch geweſen ſie anzuführen, doch regte ſie einen heitern Gedanken bei ihm auf, daß er aus dem Stegreife mit artiger Paraphraſe einen freundlichen Dank und ein zierliches Compliment entgegen zu bringen im Falle war; und ſo ſchloß ſich denn dieſe Scene auf eine befriedigende Weiſe für die ſämmtlichen Unterredenden.

Alſo fand er ſich zuletzt nicht ohne Verlegenheit in ein angenehmes Verhältniß verflochten; er hatte zu ſenden, zu ſchreiben zugeſagt, ſich verpflichtet, und wenn ihm die Veranlaſſung einigermaßen unangenehm fiel, ſo mußte er doch für ein Glück ſchätzen auf eine heitere Weiſe mit dem Frauenzimmer in Verhältniß zu bleiben, das bei ihren großen Vorzügen ihm ſo nah angehören ſollte. Er ſchied alſo nicht ohne eine gewiſſe innere Zufriedenheit; denn wie ſollte der Dichter eine ſolche Aufmunterung nicht empfinden, deſſen treufleißiger Arbeit, die ſo lange unbeachtet geruht, nun ganz unerwartet eine liebenswürdige Aufmerkſamkeit zu Theil wird.

Gleich nach ſeiner Rückkehr in's Quartier ſetzte der Major ſich nieder zu ſchreiben, ſeiner guten Schweſter alles zu berichten, und da war nichts natürlicher als daß in ſeiner Darſtellung eine gewiſſe Exaltation ſich hervorthat, wie er ſie ſelbſt empfand, die aber durch das Einreden ſeines von Zeit zu Zeit ſtörenden Sohns noch mehr geſteigert wurde.

Auf die Baronin machte dieſer Brief einen ſehr gemiſchten Eindruck; denn wenn auch der Umſtand, wodurch die Verbindung des Bruders mit Hilarien befördert und beſchleunigt werden konnte, geeignet war ſie ganz zufrieden zu ſtellen, ſo wollte ihr doch die ſchöne Witwe nicht gefallen, ohne daß ſie ſich deßwegen Rechenſchaft zu geben gedacht hätte. Wir machen bei dieſer Gelegenheit folgende Bemerkung.

Den Enthuſiasmus für irgend eine Frau muß man einer andern niemals anvertrauen; ſie kennen ſich unter einander zu gut um ſich einer ſolchen ausſchließlichen Verehrung würdig zu halten. Die Männer kommen ihnen vor wie Käufer im Laden, wo der Handelsmann mit ſeinen Waaren die er kennt im Vortheil ſteht, auch ſie in dem beſten Lichte vorzuzeigen die Gelegenheit wahrnehmen kann; dahingegen der Käufer immer mit einer Art Unſchuld bereintritt, er bedarf der Waare, will und wünſcht ſie und verſteht gar ſelten ſie mit Kenner-Augen zu betrachten. Jener weiß recht gut was er gibt, dieſer nicht immer was er empfängt. Aber es iſt einmal im menſchlichen Leben und Umgang nicht zu ändern, ja ſo löblich als nothwendig, denn alles Begehren und Freyen, alles Kaufen und Tauſchen beruht darauf.

In Gefolge ſolches Empfindens mehr als Betrachtens konnte die Baroneſſe weder mit der Leidenſchaft des Sohns noch mit der günſtigen Schilderung des Vaters völlig zufrieden ſeyn; ſie fand ſich überraſcht von der glücklichen Wendung der Sache, doch ließ eine Ahnung wegen doppelter Ungleichheit des Alters ſich nicht abweiſen. Hilarie iſt ihr zu jung für den Bruder, die Witwe für den Sohn nicht jung genug; indeſſen hat die Sache ihren Gang genommen, der nicht aufzuhalten ſcheint. Ein frommer Wunſch, daß alles gut gehen

möge, ſtieg mit einem leiſen Seufzer empor. Um ihr Herz zu erleichtern nahm ſie die Feder und ſchrieb an jene menſchenkennende Freundin, indem ſie nach einem geſchichtlichen Eingang alſo fortfuhr.

„Die Art dieſer jungen verführeriſchen Witwe iſt mir nicht unbekannt; weiblichen Umgang ſcheint ſie abzulehnen und nur eine Frau um ſich zu leiden, die ihr keinen Eintrag thut, ihr ſchmeichelt und wenn ihre ſtummen Vorzüge ſich nicht klar genug darthäten, ſie noch mit Worten und geſchickter Behandlung der Aufmerkſamkeit zu empfehlen weiß. Zuſchauer, Theilnehmer an einer ſolchen Repräſentation müſſen Männer ſeyn, daher entſteht die Nothwendigkeit ſie anzuziehen, ſie feſtzuhalten. Ich denke nichts Uebles von der ſchönen Frau, ſie ſcheint anſtändig und behutſam genug, aber eine ſolche lüſterne Eitelkeit opfert den Umſtänden auch wohl etwas auf und, was ich für das Schlimmſte halte, nicht alles iſt reflectirt und vorſätzlich, ein gewiſſes glückliches Naturell leitet und beſchützt ſie, und nichts iſt gefährlicher an ſo einer gebornen Kokette als eine aus der Unſchuld entſpringende Verwegenheit.“

Der Major nunmehr auf den Gütern angelangt widmete Tag und Stunde der Beſichtigung und Unterſuchung. Er fand ſich in dem Falle zu bemerken, daß ein richtiger, wohlgefaßter Hauptgedanke in der Aus-

führung mannichfaltigen Hindernissen und dem Durchkreuzen so vieler Zufälligkeiten unterworfen ist, in dem Grade, daß der erste Begriff beinahe verschwindet und für Augenblicke ganz und gar unterzugehen scheint, bis mitten in allen Verwirrungen dem Geiste die Möglichkeit eines Gelingens sich wieder darstellt, wenn wir die Zeit als den besten Alliirten einer unbesiegbaren Ausdauer uns die Hand bieten sehen.

Und so wäre denn auch hier der traurige Anblick schöner, ansehnlicher, vernachlässigter Besitzungen durch das verständige Bemerken einsichtiger Oekonomen zu einem trostlosen Zustande geworden, hätte man nicht zugleich voraus gesehen, daß eine Reihe von Jahren, mit Verstand und Redlichkeit benutzt, hinreichend seyn werde, das Abgestorbene zu beleben und das Stockende in Umtrieb zu versetzen, um zuletzt durch Ordnung und Thätigkeit seinen Zweck zu erreichen.

Der behagliche Obermarschall war angelangt und zwar mit einem ernsten Advocaten, doch gab dieser dem Major weniger Besorgnisse als jener, der zu den Menschen gehörte, die keine Zwecke haben, oder, wenn sie einen vor sich sehen, die Mittel dazu ablehnen. Ein täglich und stündliches Behagen war ihm das unerläßliche Bedürfniß seines Lebens. Nach langem Zaudern ward es ihm endlich ernst seine Gläubiger los zu werden, die Güterlast abzuschütteln, die Unordnung seines Hauswesens in Regel zu setzen, eines anständigen ge-

ſicherten Einkommens ohne Sorge zu genießen, dagegen aber auch nicht das Geringſte von den bisherigen Bräuchlichkeiten fahren zu laſſen.

Im Ganzen geſtand er alles ein was die Geſchwiſter in den ungetrübten Beſitz der Güter beſonders auch des Hauptgutes ſetzen ſollte, aber auf einen gewiſſen benachbarten Pavillon, in welchem er alle Jahr auf ſeinen Geburtstag die älteſten Freunde und die neuſten Bekannten einlud, ferner auf den daran gelegenen Ziergarten, der ſolchen mit dem Hauptgebäude verband, wollte er die Anſprüche nicht völlig aufgeben. Die Meublen alle ſollten in dem Luſthauſe bleiben, die Kupferſtiche an den Wänden, ſo wie auch die Früchte der Spaliere ihm verſichert werden. Pfirſiche und Erdbeeren von den ausgeſuchteſten Sorten, Birnen und Aepfel groß und ſchmackhaft, beſonders aber eine gewiſſe Sorte grauer kleiner Aepfel, die er ſeit vielen Jahren der Fürſtin Witwe zu verehren gewohnt war, ſollten ihm treulich geliefert ſeyn. Hieran ſchloſſen ſich andere Bedingungen, wenig bedeutend, aber dem Hausherrn, Pächtern, Verwaltern, Gärtnern ungemein beſchwerlich.

Der Obermarſchall war übrigens von dem beſten Humor; denn da er den Gedanken nicht fahren ließ, daß alles nach ſeinen Wünſchen, wie es ihm ſein leichtes Temperament vorgeſpiegelt hatte, ſich endlich einrichten würde, ſo ſorgte er für eine gute Tafel, machte ſich einige Stunden auf einer mühelosen Jagd die nöthige Be-

wegung, erzählte Geſchichten auf Geſchichten und zeigte durchaus das heiterſte Geſicht; auch ſchied er auf gleiche Weiſe, dankte dem Major zum ſchönſten, daß er ſo brüderlich verfahren; verlangte noch etwas Geld, ließ die kleinen vorräthigen grauen Goldäpfel, welche dieſes Jahr beſonders wohl gerathen waren, ſorgfältig einpacken und fuhr mit dieſem Schatz, den er als eine willkommene Verehrung der Fürſtin zu überreichen gedachte, nach ihrem Witwenſitz, wo er denn auch gnädig und freundlich empfangen ward.

Der Major an ſeiner Seite blieb mit ganz entgegengeſetzten Gefühlen zurück und wäre an den Verſchränkungen, die er vor ſich fand, faſt verzweifelt, wäre ihm nicht das Gefühl zu Hülfe gekommen, das einen thätigen Mann freudig aufrichtet, wenn er das Verworrene zu löſen, das Entworrene zu genießen hoffen darf.

Glücklicherweiſe war der Advocat ein rechtlicher Mann, der, weil er ſonſt viel zu thun hatte, dieſe Angelegenheit bald beendigte. Eben ſo glücklich ſchlug ſich ein Kammerdiener des Obermarſchalls hinzu, der gegen mäßige Bedingungen in dem Geſchäft mitzuwirken verſprach, wodurch man einem gedeihlichen Abſchluß entgegen ſehen durfte. So angenehm aber auch dieſes war, ſo fühlte doch der Major als ein rechtlicher Mann im Hin- und Wiederwirken bei dieſer Angelegenheit, es bedürfe gar manches Unreinen, um in's Reine zu kommen.

Wie aber den Frauen der Augenblick wo ihre bisher unbestrittene Schönheit zweifelhaft werden will, höchst peinlich ist, so wird den Männern in gewissen Jahren, obgleich noch im völligen Vigor, das leiseste Gefühl einer unzulänglichen Kraft äußerst unangenehm, ja gewissermaßen ängstlich.

Ein anderer eintretender Umstand jedoch, der ihn hätte beunruhigen sollen, verhalf ihm zu der besten Laune. Sein kosmetischer Kammerdiener, der ihn auch bei dieser Landpartie nicht verlassen hatte, schien einige Zeit her einen andern Weg einzuschlagen, wozu ihn frühes Aufstehn des Majors, tägliches Ausreiten und Umhergehen desselben, so wie der Zutritt mancher Beschäftigten, auch bei der Gegenwart des Obermarschalls mehrerer Geschäftslosen, zu nöthigen schien. Mit allen Kleinigkeiten, die nur die Sorgfalt eines Mimen zu beschäftigen das Recht hatten, ließ er den Major schon einige Zeit verschont, aber desto strenger hielt er auf einige Hauptpuncte, welche bisher durch ein geringeres Hocus Pocus waren verschleiert gewesen. Alles was nicht nur den Schein der Gesundheit bezwecken, sondern was die Gesundheit selbst aufrecht erhalten sollte, ward eingeschärft, besonders aber Maß in allem und Abwechselung nach den Vorkommenheiten, Sorgfalt sodann für Haut und Haare, für Augenbraunen und Zähne, für Hände und Nägel, für deren zierlichste Form und schicklichste Länge der Wissende schon länger gesorgt hatte.

Dabei wurde Mäßigung aber= und abermals in allem, was den Menſchen aus ſeinem Gleichgewicht zu bringen pflegt, dringend anempfohlen, worauf denn dieſer Schönheits=Erhaltungslehrer ſich ſeinen Abſchied erbat, weil er ſeinem Herrn nichts mehr nütze ſey. Indeß konnte man denken, daß er ſich doch wohl wieder zu ſeinem vorigen Patron zurückwünſchen mochte, um den mannichfaltigen Vergnügungen eines theatraliſchen Lebens fernerhin ſich ergeben zu können.

Und wirklich that es dem Major ſehr wohl wieder ſich ſelbſt gegeben zu ſeyn. Der verſtändige Mann braucht ſich nur zu mäßigen, ſo iſt er auch glücklich. Er mochte ſich der herkömmlichen Bewegung des Reitens, der Jagd und was ſich daran knüpft wieder mit Freiheit bedienen, die Geſtalt Hilariens trat in ſolchen einſamen Momenten wieder freudig hervor, und er fügte ſich in den Zuſtand des Bräutigams, vielleicht des anmuthigſten, der uns in dem geſitteten Kreiſe des Lebens gegönnt iſt.

Bei einer Pauſe des Geſchäfts, die ihm einige Freiheit ließ, eilte er auf ſein Gut, wo er des Verſprechens eingedenk, das er an die ſchöne Witwe gethan und das ihm nicht aus dem Sinne gekommen war, ſeine Gedichte vorſuchte, die in guter Ordnung verwahrt lagen; zu gleicher Zeit kamen ihm manche Gedenk= und Erinnerungsbücher, Auszüge bei'm Leſen alter und neuer Schriftſteller enthaltend, wieder zur Hand. Bei ſeiner

Vorliebe für Horaz und die Römiſchen Dichter war das Meiſte daher, und es fiel ihm auf, daß die Stellen größtentheils Bedauern vergangner Zeit, vorübergeſchwundner Zuſtände und Empfindungen andeuteten. Statt vieler rücken wir die einzige Stelle hier ein:

Heu!

Quae mens est hodie, cur eadem non puero fuit?
Vel cur his animis incolumes non redeunt genae!

Wie iſt heut mir doch zu Muthe!
So vergnüglich und ſo klar:
Da bei friſchem Knabenblute
Mir ſo wild, ſo düſter war.
Doch wenn mich die Jahre zwacken
Wie auch wohlgemuth ich ſey,
Denk' ich jene rothen Backen,
Und ich wünſche ſie herbei.

Nachdem unſer Freund nun aus wohlgeordneten Papieren das Jagdgedicht gar bald herausgefunden, erfreute er ſich an der ſorgfältigen Reinſchrift, wie er ſie vor Jahren mit lateiniſchen Lettern, groß Octav, zierlichſt verfaßt hatte. Dieſe köſtliche Briefraſche von bedeutender Größe nahm das Werk ganz bequem auf, und nicht leicht hat ein Autor ſich ſo prächtig eingebunden geſehen. Einige Zeilen dazu waren höchſt nothwendig; Proſaiſches aber kaum zuläſſig. Jene Stelle des Ovid fiel ihm wieder ein, und er glaubte jetzt durch eine poetiſche Umſchreibung, ſo wie damals durch eine proſaiſche, ſich am beſten aus der Sache zu ziehen. Sie hieß:

Neo

Nec factas solum vestes spectare juvabat,
Tum quoque dum fierent: tantus decor adfuit arti.

Zu Deutſch:

Ja ſah's in meiſterlichen Händen,
Wie denk' ich gern der ſchönen Zeit!
Sich erſt entwickeln, dann vollenden
Zu ihr gewünſcht Vervielfältigen.
Zwar ich beſitz' es gegenwärtig,
Doch will ich mir nur ſelbſt geſtehn:
Ich wollt' es wäre noch nicht fertig,
Das Machen war doch gar zu ſchön!

Mit dieſem Uebertragenen war unſer Freund nur wenige Zeit zufrieden; er tadelte, daß er das ſchönflectirte Verbum: dum fierent, in ein traurig abſtractes Subſtantivum verändert habe, und es verdroß ihn, bei allem Nachdenken die Stelle doch nicht verbeſſern zu können. Nun ward auf einmal ſeine Vorliebe zu den alten Sprachen wieder lebendig und der Glanz des Deutſchen Parnaſſes, auf den er doch auch im Stillen hinaufſtrebte, ſchien ihm ſich zu verdunkeln.

Endlich aber da er dieſes heitere Compliment mit dem Urterte unverglichen noch ganz artig fand, und glauben durfte, daß ein Frauenzimmer es ganz wohl aufnehmen würde, ſo entſtand eine zweyte Bedenklichkeit: daß, da man in Verſen nicht galant ſeyn kann, ohne verliebt zu ſcheinen, er dabei als künftiger Schwiegervater eine wunderliche Rolle ſpiele. Das Schlimmſte jedoch fiel ihm zuletzt ein: Jene Ovidiſchen Verſe werden von Arachnen geſagt, einer eben ſo geſchickten als

hübſchen und zierlichen Weberin. Wurde nun aber dieſe durch die neidiſche Minerva in eine Spinne verwandelt, ſo war es gefährlich eine ſchöne Frau mit einer Spinne, wenn auch nur von Ferne verglichen, im Mittelpuncte eines ausgebreiteten Netzes ſchweben zu ſehen. Konnte man ſich doch unter der geiſtreichen Geſellſchaft, welche unſre Dame umgab, einen Gelehrten denken, welcher dieſe Nachbildung ausgewittert hätte. Wie ſich nun der Freund aus einer ſolchen Verlegenheit gezogen, iſt uns ſelbſt unbekannt geblieben, und wir müſſen dieſen Fall unter diejenigen rechnen, über welche die Muſen auch wohl einen Schleier zu werfen ſich die Schlauheit erlauben. Genug, das Jagdgedicht ſelbſt ward abgeſendet, von welchem wir jedoch einige Worte nachzubringen haben.

Der Leſer deſſelben beluſtigt ſich an der entſchiedenen Jagdliebhaberey und allem was ſie begünſtigen mag; erfreulich iſt der Jahreszeitenwechſel, der ſie mannichfaltig aufruft und anregt. Die Eigenheiten ſämmtlicher Geſchöpfe, denen man nachſtrebt, die man zu erlegen geſinnt iſt, die verſchiedenen Charaktere der Jäger, die ſich dieſer Luſt, dieſer Mühe hingeben, die Zufälligkeiten wie ſie befördern oder beſchädigen; alles war, beſonders was auf das Geflügel Bezug hatte, mit der beſten Laune dargeſtellt und mit großer Eigenthümlichkeit behandelt.

Von der Auerhahn-Balz bis zum zweyten Schnepfen-

ſtrich und von da bis zur Rabenhütte war nichts verſäumt, alles wohl geſehen, klar aufgenommen, leidenſchaftlich verfolgt, leicht und ſcherzhaft, oft ironiſch dargeſtellt.

Jenes elegiſche Thema klang jedoch durch das Ganze durch; es war mehr als ein Abſchied von dieſen Lebensfreuden verfaßt, wodurch es zwar einen gefühlvollen Anſtrich des heiter Durchlebten gewann und ſehr wohlthätig wirkte, aber doch zuletzt, wie jene Sinnſprüche, nach dem Genuß ein gewiſſes Leere empfinden ließ. War es das Umblättern dieſer Papiere oder ſonſt ein augenblickliches Mißbefinden, der Major fühlte ſich nicht heiter geſtimmt. Daß die Jahre, die zuerſt eine ſchöne Gabe nach der andern bringen, ſie alsdann nach und nach wieder entziehen, ſchien er auf dem Scheidepunct, wo er ſich befand, auf einmal lebhaft zu fühlen. Eine verſäumte Badereiſe, ein ohne Genuß verſtrichener Sommer, Mangel an ſtätiger gewohnter Bewegung, alles ließ ihn gewiſſe körperliche Unbequemlichkeiten empfinden, die er für wirkliche Uebel nahm und ſich ungeduldiger dabei bewies als billig ſeyn mochte.

Schon einige Monate waren die ſämmtlichen Familienglieder ohne beſondere Nachricht von einander geblieben; der Major beſchäftigte ſich in der Reſidenz gewiſſe Einwilligungen und Beſtätigungen ſeines Geſchäfts abſchließlich zu negociiren; die Baronin und Hilarie richteten ihre Thätigkeit auf die heiterſte reichlichſte Ausſtattung; der Sohn, ſeiner Schönen mit Leidenſchaft

dienſtpflichtig, ſchien hierüber alles zu vergeſſen. Der Winter war angekommen und umgab alle ländlichen Wohnungen mit unerfreulichen Sturmregen und frühzeitigen Finſterniſſen.

Wer heute durch eine düſtere Novembernacht ſich in der Gegend des adeligen Schloſſes verirrt hätte, und bei dem ſchwachen Lichte eines bedeckten Mondes Aecker, Wieſen, Baumgruppen, Hügel und Gebüſche düſter vor ſich liegen ſähe, auf einmal aber bei einer ſchnellen Wendung um eine Ecke die ganz erleuchtete Fenſterreihe eines langen Gebäudes vor ſich erblickte, er hätte gewiß geglaubt, eine feſtlich geſchmückte Geſellſchaft dort anzutreffen. Wie ſehr verwundert müßte er aber ſeyn, von wenigen Bedienten erleuchtete Treppen hinaufgeführt, nur drey Frauenzimmer, die Baronin, Hilarien und das Kammermädchen in hellen Zimmern zwiſchen klaren Wänden, neben freundlichem Hausrath, durchaus erwärmt und behaglich, zu erblicken.

Da wir nun aber die Baronin in einem feſtlichen Zuſtande zu überraſchen glauben, ſo iſt es nothwendig zu bemerken, daß dieſe glänzende Erleuchtung hier nicht als außerordentlich anzuſehen ſey, ſondern zu den Eigenheiten gehöre, welche die Dame aus ihrem frühern Leben mit herübergebracht hatte. Als Tochter einer Oberhofmeiſterin, bei Hof erzogen, war ſie gewohnt den Winter allen übrigen Jahrszeiten vorzuziehen und den Aufwand einer ſtattlichen Erleuchtung zum Element aller

ihrer Genüſſe zu machen. Zwar an Wachskerzen fehlte es niemals, aber einer ihrer älteſten Diener hatte ſo große Luſt an Künſtlichkeiten, daß nicht leicht eine neue Lampenart entdeckt wurde, die er im Schloſſe hie und da einzuführen nicht wäre bemüht geweſen, wodurch denn zwar die Erhellung mitunter lebhaft gewann, aber auch wohl gelegentlich hie und da eine partielle Finſterniß eintrat.

Die Baronin hatte den Zuſtand einer Hofdame durch Verbindung mit einem bedeutenden Gutsbeſitzer und entſchiedenem Landwirth aus Neigung und wohlbedächtig vertauſcht, und ihr einſichtiger Gemahl hatte, da ihr das Ländliche anfangs nicht zuſagte, mit Einſtimmung ſeiner Nachbarn, ja nach den Anordnungen der Regierung, die Wege mehrere Meilen ringsumher ſo gut hergeſtellt, daß die nachbarlichen Verbindungen nirgends in ſo gutem Stande gefunden wurden; doch war eigentlich bei dieſer löblichen Anſtalt die Hauptabſicht, daß die Dame, beſonders zur guten Jahrszeit überall hinrollen konnte; dagegen aber im Winter gern häuslich bei ihm verweilte, indem er durch Erleuchtung die Nacht dem Tag gleich zu machen wußte. Nach dem Tode des Gemahls gab die leidenſchaftliche Sorge für ihre Tochter genugſame Beſchäftigung, der öftere Beſuch des Bruders herzliche Unterhaltung, und die gewohnte Klarheit der Umgebung ein Behagen, das einer wahren Befriedigung gleich ſah.

Den heutigen Tag war jedoch dieſe Erleuchtung recht am Platze; denn wir ſehen in einem der Zimmer eine Art von Chriſtbeſcherung aufgeſtellt, in die Augen fallend und glänzend. Das kluge Kammermädchen hatte den Kammerdiener dahin vermocht, die Erleuchtung zu ſteigern und dabei alles zuſammengelegt und ausgebreitet, was zur Ausſtattung Hilarien's bisher vorgearbeitet worden, eigentlich in der liſtigen Abſicht mehr das Fehlende zur Sprache zu bringen, als dasjenige zu erheben was ſchon geleiſtet war. Alles Nothwendige fand ſich, und zwar aus den feinſten Stoffen und von der zierlichſten Arbeit; auch an Willkürlichem war kein Mangel, und doch wußte Ananette überall da noch eine Lücke anſchaulich zu machen, wo man eben ſo gut den ſchönſten Zuſammenhang hätte finden können. Wenn nun alles Weißzeug, ſtattlich ausgekramt, die Augen blendete, Leinwand, Mouſſelin und alle die zarteren Stoffe der Art, wie ſie auch Namen haben mögen, genugſames Licht umher warfen, ſo fehlte doch alles bunte Seidene, mit deſſen Ankauf man weislich zögerte, weil man bei ſehr veränderlicher Mode das Allerneueſte als Gipfel und Abſchluß hinzufügen wollte.

Nach dieſem heiterſten Anſchauen ſchritten ſie wieder zu ihrer gewöhnlichen, obgleich mannichfaltigen Abendunterhaltung. Die Baronin, die recht gut erkannte, was ein junges Frauenzimmer, wohin das Schickſal ſie auch führen mochte, bei einem glücklichen Aeußern auch

von innen heraus anmuthig und ihre Gegenwart wünschenswerth macht, hatte in diesem ländlichen Zustande so viele abwechselnde und bildende Unterhaltungen einzuleiten gewußt, daß Hilarie bei ihrer großen Jugend schon überall zu Hause schien, bei keinem Gespräch sich fremd erwies und doch dabei ihren Jahren völlig gemäß sich erzeigte. Wie dieß geleistet werden konnte zu entwickeln, würde zu weitläufig seyn; genug dieser Abend war auch ein Musterbild des bisherigen Lebens. Ein geistreiches Lesen, ein anmuthiges Pianospiel, ein lieblicher Gesang zog sich durch die Stunden durch, zwar wie sonst, gefällig und regelmäßig, aber doch mit Bedeutung; man hatte einen Dritten im Sinne, einen geliebten verehrten Mann, dem man dieses und so manches andere zum freundlichsten Empfang verübte. Es war ein bräutliches Gefühl, das nicht nur Hilarien mit den süßesten Empfindungen belebte, die Mutter mit feinem Sinne nahm ihren reinen Theil daran, und selbst Ananette, sonst nur klug und thätig, mußte sich gewissen entfernten Hoffnungen hingeben, die ihr einen abwesenden Freund als zurückkehrend, als gegenwärtig vorspiegelten. Auf diese Weise hatten sich die Empfindungen aller drey in ihrer Art liebenswürdigen Frauen mit der sie umgebenden Klarheit, mit einer wohlthätigen Wärme, mit dem behaglichsten Zustande in's Gleiche gestellt.

Fünftes Capitel.

Heftiges Pochen und Rufen an dem äußersten Thor, Wortwechsel drohender und fordernder Stimmen, Licht und Fackelschein im Hofe, unterbrachen den zarten Gesang. Aber gedämpft war der Lärm ehe man dessen Ursache erfahren hatte; doch ruhig ward es nicht, auf der Treppe Geräusch und lebhaftes Hin- und Hersprechen heraufkommender Männer. Die Thüre sprang auf ohne Meldung, die Frauen entsetzten sich. Flavio stürzte herein in schauderhafter Gestalt, verworrenes Haupres, auf dem die Haare theils borstig starrten, theils vom Regen durchnäßt niederhingen; zerfetztes Kleides wie eines der durch Dorn und Dickicht durchgestürmt, gräulich beschmutzt, als durch Schlamm und Sumpf herangewadet.

„Mein Vater!" rief er aus, „wo ist mein Vater!" Die Frauen standen bestürzt; der alte Jäger, sein frühster Diener und liebevollster Pfleger mit ihm eintretend rief ihm zu: „Der Vater ist nicht hier, besänftigen Sie sich; hier ist Tante, hier ist Nichte, sehen Sie hin!" — „Nicht hier, nun so laßt mich weg ihn zu suchen, er allein soll's hören, dann will ich sterben. Laßt mich von

den Lichtern weg, von dem Tag, er blendet mich, er vernichtet mich.“

Der Hausarzt trat ein, ergriff seine Hand, vorsichtig den Puls fühlend, mehrere Bediente standen ängstlich umher. — „Was soll ich auf diesen Teppichen, ich verderbe sie, ich zerstöre sie; mein Unglück träuft auf sie herunter, mein verworfenes Geschick besudelt sie.“ — Er drängte sich gegen die Thüre, man benutzte das Bestreben um ihn wegzuführen und in das entfernte Gastzimmer zu bringen, das der Vater zu bewohnen pflegte. Mutter und Tochter standen erstarrt, sie hatten Oresten gesehen von Furien verfolgt, nicht durch Kunst veredelt, in gräulicher widerwärtiger Wirklichkeit, die im Contrast mit einer behaglichen Glanzwohnung im klarsten Kerzenschimmer nur deste fürchterlicher schien. Erstarrt sahen die Frauen sich an, und jede glaubte in den Augen der andern das Schreckbild zu sehen, das sich so tief in die ihrigen eingeprägt hatte.

Mit halber Besonnenheit sendete darauf die Baronin Bedienten auf Bedienten sich zu erkundigen. Sie erfuhren zu einiger Beruhigung daß man ihn auskleide, trockne, besorge, bald gegenwärtig bald unbewußt lasse er alles geschehen. Wiederholtes Anfragen wurde nur Geduld verwiesen.

Endlich vernahmen die beängstigten Frauen, man habe ihm zur Ader gelassen und sonst alles Besänftigende

möglichſt angewendet; er ſey zur Ruhe gebracht, nun hoffe Schlaf.

Mitternacht kam heran, die Baronin verlangte wenn er ſchlafe ihn zu ſehen, der Arzt widerſtand, der Arzt gab nach; Hilarie drängte ſich mit der Mutter herein. Das Zimmer war dunkel, nur eine Kerze dämmerte hinter dem grünen Schirm, man ſah wenig, man hörte nichts; die Mutter näherte ſich dem Bette, Hilarie ſehnſuchtsvoll ergriff das Licht und beleuchtete den Schlafenden. So lag er abgewendet, aber ein höchſt zierliches Ohr, eine volle Wange, jetzt bläßlich, ſchienen unter den ſchon wieder ſich krauſenden Locken auf das anmuthigſte hervor, eine ruhende Hand und ihre länglichen zartkräftigen Finger zogen den unſteten Blick an. Hilarie leiſe athmend glaubte ſelbſt einen leiſen Athem zu vernehmen, ſie näherte die Kerze, wie Pſyche in Gefahr die heilſamſte Ruhe zu ſtören. Der Arzt nahm die Kerze weg und leuchtete den Frauen nach ihren Zimmern.

Wie dieſe Guten, alles Antheils würdigen Perſonen ihre nächtlichen Stunden zugebracht, iſt uns ein Geheimniß geblieben; den andern Morgen aber von früh an zeigten ſich beide höchſt ungeduldig. Des Anfragens war kein Ende, der Wunſch den Leidenden zu ſehen beſcheiden doch dringend, nur gegen Mittag erlaubte der Arzt einen kurzen Beſuch.

Die Baronin trat hinzu, Flavie reichte die Hand

bin — „Verzeihung, liebſte Tante, einige Geduld, vielleicht nicht lange" — Hilarie trat hervor, auch ihr gab er die Rechte — „Gegrüßt, liebe Schweſter" — das fuhr ihr durch's Herz, er ließ nicht los, ſie ſahen einander an, das herrlichſte Paar contraſtirend im ſchönſten Sinne. Des Jünglings ſchwarze funkelnde Augen ſtimmten zu den düſtern verwirrten Locken; dagegen ſtand ſie ſoweinbar himmliſch in Ruhe, doch zu dem erſchütternden Begebniß geſellte ſich nun die ahnungsvolle Gegenwart. Die Benennung Schweſter! — ihr Allerinnerſtes war aufgeregt. Die Baronin ſprach: „wie geht es, lieber Neffe?" — „ganz leidlich, aber man behandelt mich übel" — „wie ſo?" „da haben Sie mir Blut gelaſſen, das iſt grauſam, Sie haben es weggeſchafft, das iſt frech; es gehört ja nicht mein, es gehört alles, alles ihr" — Mit dieſen Worten ſchien ſich ſeine Geſtalt zu verwandeln, doch mit heißen Thränen verbarg er ſein Antlitz in's Kiſſen.

Hilarien's Miene zeigte der Mutter einen furchtbaren Ausdruck, es war als wenn das liebe Kind die Pforten der Hölle vor ſich eröffnet ſähe, zum erſtenmal ein Ungeheures erblickte und für ewig. Raſch, leidenſchaftlich eilte ſie durch den Saal, warf ſich im letzten Cabinet auf den Sopha, die Mutter folgte und fragte was ſie leider ſchon begriff. Hilarie wunderſam aufblickend rief: „Das Blut, das Blut es gehört alles ihr, alles ihr und ſie iſt es nicht werth. Der Unglückſelige! der Arme!"

Mit dieſen Worten erleichterte der bitterſte Thränenſtrom das bedrängte Herz.

Wer unternähme es wohl die aus dem Vorhergehenden ſich entwickelnden Zuſtände zu enthüllen, an den Tag zu bringen, das innere aus dieſer erſten Zuſammenkunft den Frauen erwachſende Unheil? Auch dem Leidenden war ſie höchſt ſchädlich, ſo behauptete wenigſtens der Arzt, der zwar oft genug zu berichten und zu tröſten kam, aber ſich doch verpflichtet fühlte alles weitere Annähern zu verbieten. Dabei fand er auch eine willige Nachgiebigkeit, die Tochter wagte nicht zu verlangen was die Mutter nicht zugegeben hätte, und ſo gehorchte man dem Gebot des verſtändigen Mannes. Dagegen brachte er aber die beruhigende Nachricht, Flavio habe Schreibzeug verlangt, auch einiges aufgezeichnet, es aber ſogleich neben ſich im Bette verſteckt. Nun geſellte ſich Neugierde zu der übrigen Unruhe und Ungeduld, es waren peinliche Stunden. Nach einiger Zeit brachte er jedoch ein Blättchen von ſchöner freier Hand, obgleich mit Haſt geſchrieben, es enthielt folgende Zeilen:

Ein Wunder iſt der arme Menſch geboren.
In Wundern iſt der arme Menſch verloren.
Nach welcher dunklen, ſchwer entdeckten Schwelle
Durchtasten ahndlos unſre Schritte?
Dann in lebendigem Himmelsglanz und Mitte
Gewahr', erwünd' in Nacht und Tod und Höhle.

Hier nun konnte die edle Dichtkunſt abermals ihre heilenden Kräfte erweiſen. Innig verſchmolzen mit Muſik heilt ſie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem ſie ſolche gewaltig anregt, hervorruft und in auflöſenden Schmerzen verflüchtigt. Der Arzt hatte ſich überzeugt daß der Jüngling bald wieder herzuſtellen ſey, körperlich geſund werde er ſchnell ſich wieder froh fühlen, wenn die auf ſeinem Geiſt laſtende Leidenſchaft zu heben oder zu lindern wäre. Hilarie ſann auf Erwiderung; ſie ſaß am Flügel und verſuchte die Zeilen des Leidenden mit Melodie zu begleiten. Es gelang ihr nicht, in ihrer Seele klang nichts zu ſo tiefen Schmerzen, doch bei dieſem Verſuch ſchmeichelten Rhythmus und Reim ſich dergeſtalt an ihre Geſinnungen an, daß ſie jenem Gedicht mit lindernder Heiterkeit entgegnete, indem ſie ſich Zeit nahm folgende Strophe auszubilden und abzurunden:

Biſt noch ſo tief in Schmerz und Qual verloren,
So bleibſt du doch zum Augenblick geboren;
Ermanne dich zu raſch gewandtem Schritte.
Komm in der Freundſchaft Himmelsglanz und Heue,
Empfinde dich in treuer Guten Mitte,
Da ſprießt dir des Lebens beſte Quelle.

Der ärztliche Hausfreund übernahm die Botſchaft, ſie gelang, ſchon erwiderte der Jüngling gemäßigt; Hilarie fuhr mildernd fort, und ſo ſchien man nach und nach wieder einen heitern Tag, einen freien Boden zu gewinnen, und vielleicht iſt es uns vergönnt den ganzen Verlauf dieſer holden Cur gelegentlich mitzutheilen. Genug

einige Zeit verſtrich in ſolcher Beſchäftigung höchſt angenehm; ein ruhiges Wiederſehen bereitete ſich vor, das der Arzt nicht länger als nöthig zu verſpäten gedachte.

Indeſſen hatte die Baronin mit Ordnen und Zurechtlegen alter Papiere ſich beſchäftigt, und dieſe dem gegenwärtigen Zuſtande ganz angemeſſene Unterhaltung wirkte gar wunderſam auf den erregten Geiſt. Sie ſah manche Jahre ihres Lebens zurück, ſchwere drohende Leiden waren vorübergegangen, deren Betrachtung den Muth für den Moment kräftigte; beſonders rührte ſie die Erinnerung an ein ſchönes Verhältniß zu Makarien und zwar in bedenklichen Zuſtänden. Die Herrlichkeit jener einzigen Frau ward ihr wieder vor die Seele gebracht und ſogleich der Entſchluß gefaßt ſich auch dießmal an ſie zu wenden: denn zu wem ſonſt hätte ſie ihre gegenwärtigen Gefühle richten, wem ſonſt Furcht und Hoffnung offen bekennen ſollen?

Bei dem Aufräumen fand ſie aber auch unter andern des Bruders Miniatur-Portrait und mußte über die Aehnlichkeit mit dem Sohne lächelnd ſeufzen. Hilarie überraſchte ſie in dieſem Augenblick, bemächtigte ſich des Bildes, und auch ſie ward von jener Aehnlichkeit wunderſam betroffen.

So verging einige Zeit, endlich mit Vergünſtigung des Arztes und in ſeinem Geleite trat Flavio angemeldet zum Frühſtück herein. Die Frauen hatten ſich vor dieſer erſten Erſcheinung gefürchtet. Wie aber gar oft in

bedeutenden, ja ſchrecklichen Momenten etwas heiter auch wohl lächerlich ſich zu ereignen pflegt, ſo glückte es auch hier. Der Sohn kam völlig in des Vaters Kleidern; denn da von ſeinem Anzug nichts zu brauchen war, ſo hatte man ſich der Feld- und Hausgarderobe des Majors bedient, die er, zu bequemem Jagd- und Familienleben, bei der Schweſter in Verwahrung ließ. Die Baronin lächelte und nahm ſich zuſammen; Hilarie war, ſie wußte nicht wie, betroffen, genug ſie wendete das Geſicht weg und dem jungen Manne wollte in dieſem Augenblick weder ein herzliches Wort von den Lippen noch eine Phraſe glücken. Um nun ſämmtlicher Geſellſchaft aus der Verlegenheit zu helfen, begann der Arzt eine Vergleichung beider Geſtalten. Der Vater ſey etwas größer, hieß es, und deßhalb der Rock etwas zu lang; dieſer ſey etwas breiter, deßhalb der Rock über die Schulter zu eng. Beide Mißverhältniſſe gaben dieſer Maskerade ein komiſches Anſehen.

Durch dieſe Einzelnheiten jedoch kam man über das Bedenkliche des Augenblicks hinaus. Für Hilarien freilich blieb die Aehnlichkeit des jugendlichen Vaterbildes mit der friſchen Lebensgegenwart des Sohnes unheimlich, ja bedrängend.

Nun aber wünſchten wir wohl den nächſten Zeitverlauf von einer zarten Frauenhand umſtändlich geſchildert zu ſehen, da wir nach eigener Art und Weiſe uns nur mit dem Allgemeinſten befaſſen dürfen. Hier muß denn

nun von dem Einfluß der Dichtkunſt abermals die Rede ſeyn.

Ein gewiſſes Talent konnte man unſerm Flavio nicht abſprechen, es bedurfte jedoch nur zu ſehr eines leidenſchaftlich ſinnlichen Anlaſſes, wenn etwas Vorzügliches gelingen ſollte; deßwegen denn auch faſt alle Gedichte, jener unwiderſtehlichen Frau gewidmet, höchſt eindringend und lebenswerth erſchienen, und nun einer gegenwärtigen höchſt liebenswürdigen Schönen, mit enthuſiaſtiſchem Ausdruck vorgeleſen, nicht geringe Wirkung hervorbringen mußten.

Ein Frauenzimmer, das eine andere leidenſchaftlich geliebt ſieht, bequemt ſich gern zu der Rolle einer Vertrauten; ſie hegt ein heimlich, kaum bewußtes Gefühl, daß es nicht unangenehm ſeyn müßte, ſich an die Stelle der Angebeteten leiſe gehoben zu ſehen. Auch ging die Unterhaltung immer mehr und mehr in's Bedeutende. Wechſelgedichte, wie ſie der Liebende gern verfaßt, weil er ſich von ſeiner Schönen, wenn auch nur beſcheiden, halb und halb kann erwidern laſſen was er wünſcht und was er aus ihrem ſchönen Munde zu hören kaum erwarten dürfte. Dergleichen wurden mit Hilarien auch wechſelsweiſe geleſen, und zwar, da es nur aus der einen Handſchrift geſchah, in welche man beiderſeits, um zu rechter Zeit einzufallen, hineinſchauen und zu dieſem Zweck jedes das Bändchen anfaſſen müßte, ſo fand ſich, daß man, nahe ſitzend, nach und nach Perſon an

Per-

Perſon, Hand an Hand immer näher rückte, und die Gelenke ſich ganz natürlich zuletzt im Verborgnen berührten.

Aber bei dieſen ſchönen Verhältniſſen, unter ſolchen daraus entſpringenden, allerliebſten Annehmlichkeiten, fühlte Flavio eine ſchmerzliche Sorge, die er ſchlecht verbarg und, immerfort nach der Ankunft ſeines Vaters ſich ſehnend, zu bemerken gab, daß er dieſem das Wichtigſte zu vertrauen habe. Dieſes Geheimniß indeß wäre, bei einigem Nachdenken, nicht ſchwer zu errathen geweſen. Jene reizende Frau mochte in einem bewegten, von dem zudringlichen Jüngling hervorgerufnen Momente den Unglücklichen entſchieden abgewieſen und die bisher hartnäckig behauptete Hoffnung aufgehoben und zerſtört haben. Eine Scene, wie dieß zugegangen, wagten wir nicht zu ſchildern, aus Furcht, hier möchte uns die jugendliche Gluth ermangeln. Genug, er war ſo wenig bei ſich ſelbſt, daß er ſich eiligſt aus der Garniſon ohne Urlaub entfernte, und, um ſeinen Vater aufzuſuchen, durch Nacht, Sturm und Regen nach dem Landgut ſeiner Tante verzweifelnd zu gelangen trachtete, wie wir ihn auch vor kurzem haben ankommen ſehen. Die Folgen eines ſolchen Schrittes fielen ihm nun bei Rückkehr nüchterner Gedanken lebhaft auf, und er wußte, da der Vater immer länger ausblieb und er die einzige mögliche Vermittlung entbehren ſollte, ſich weder zu faſſen noch zu retten.

Wie erstaunt und betroffen war er deßhalb, als ihm ein Brief seines Obristen eingehändigt wurde, dessen bekanntes Siegel er mit Zaudern und Bangigkeit auflöste, der aber nach den freundlichsten Worten damit endigte, daß der ihm ertheilte Urlaub noch um einen Monat sollte verlängert werden.

So unerklärlich nun auch diese Gunst schien, so ward er doch dadurch von einer Last befreit, die sein Gemüth fast ängstlicher als die verschmähte Liebe selbst zu drücken begann. Er fühlte nun ganz das Glück bei seinen liebenswürdigen Verwandten so wohl aufgehoben zu seyn; er durfte sich der Gegenwart Hilariens erfreuen und war nach kurzem in allen seinen angenehm-geselligen Eigenschaften wieder hergestellt, die ihn der schönen Wittwe selbst sowohl als ihrer Umgebung auf eine Zeit lang nothwendig gemacht hatten, und nur durch eine peremtorische Forderung ihrer Hand für immer verfinstert worden.

In solcher Stimmung konnte man die Ankunft des Vaters gar wohl erwarten; auch wurden sie durch eintretende Naturereignisse zu einer thätigen Lebensweise aufgeregt. Das anhaltende Regenwetter, das sich bisher in dem Schloß zusammenhielt, hatte überall, in großen Wassermassen niedergehend, Fluß um Fluß angeschwellt; es waren Dämme gebrochen und die Gegend unter dem Schlosse lag als ein blanker See, aus welchem die Dorfschaften, Meyerhöfe, größere und kleinere Be-

sitzthümer, zwar auf Hügeln gelegen, doch immer nur inselartig hervorschauten.

Auf solche zwar seltene, aber denkbare Fälle war man eingerichtet; die Hausfrau befahl, und die Diener führten aus. Nach der ersten allgemeinsten Beihülfe ward Brot gebacken, Stiere wurden geschlachtet, Fischerkähne fuhren hin und her, Hülfe und Vorsorge nach allen Enden hin verbreitend. Alles fügte sich schön und gut, das freundlich Gegebene ward freudig und dankbar aufgenommen, nur an Einem Orte wollte man den austheilenden Gemeindevorstehern nicht trauen; Flavio übernahm das Geschäft und fuhr mit einem wohlbeladenen Kahn eilig und glücklich zur Stelle. Das einfache Geschäft, einfach behandelt, gelang zum besten; auch entledigte sich, weiterfahrend, unser Jüngling eines Auftrags, den ihm Hilarie bei'm Scheiden gegeben. Gerade in den Zeitpunct dieser Unglückstage war die Niederkunft einer Frau gefallen, für die sich das schöne Kind besonders interessirte. Flavio fand die Wöchnerin, und brachte allgemeinen und diesen besondern Dank mit nach Hause. Dabei konnte es nun an mancherlei Erzählungen nicht fehlen. War auch niemand umgekommen, so hatte man von wunderbaren Rettungen, von seltsamen, scherzhaften, ja lächerlichen Ereignissen viel zu sprechen; manche nothgedrungene Zustände wurden interessant beschrieben. Genug, Hilarie empfand auf einmal ein unwiderstehliches Verlangen, gleichfalls eine Fahrt zu

unternehmen, die Wochnerin zu begrüßen, zu beſchenken und einige heitere Stunden zu verleben.

Nach einigem Widerſtand der guten Mutter ſiegte endlich der freudige Wille Hilariens dieſes Abenteuer zu beſtehen, und wir wollen gern bekennen, in dem Laufe wie dieſe Begebenheiten uns bekannt geworden einigermaßen beſorgt geweſen zu ſeyn, es möge hier einige Gefahr obſchweben, ein Stranden, ein Umſchlagen des Kahns, Lebensgefahr der Schönen, kühne Rettung von Seiten des Jünglings um das loſe-geknüpfte Band noch feſter zu ziehen. Aber von allem dieſem war nicht die Rede, die Fahrt lief glücklich ab, die Wochnerin ward beſucht und beſchenkt; die Geſellſchaft des Arztes blieb nicht ohne gute Wirkung, und wenn hier und da ein kleiner Anſtoß ſich hervorthat, wenn der Anſchein eines gefährlichen Moments die Fortrudernden zu beunruhigen ſchien, ſo endete ſolches nur mit neckendem Scherz, daß eins dem andern eine ängſtliche Miene, eine größere Verlegenheit, eine furchtſame Gebärde wollte abgemerkt haben. Indeſſen war das wechſelſeitige Vertrauen bedeutend gewachſen; die Gewohnheit ſich zu ſehen und unter allen Umſtänden zuſammen zu ſeyn, hatte ſich verſtärkt und die gefährliche Stellung, wo Verwandtſchaft und Neigung zum wechſelſeitigen Annähern und Feſthalten ſich berechtigt glauben, ward immer bedenklicher.

Anmuthig ſollten ſie jedoch auf ſolchen Liebeswegen immer weiter und weiter verlockt werden. Der Himmel

klärte ſich auf, eine gewaltige Kälte, der Jahreszeit gemäß, trat ein, die Waſſer gefroren ehe ſie verlaufen konnten. Da veränderte ſich das Schauſpiel der Welt vor allen Augen auf einmal; was durch Fluthen erſt getrennt war, hing nunmehr durch befeſtigten Boden zuſammen, und alſobald that ſich als erwünſchte Vermittlerin die ſchöne Kunſt hervor, welche die erſten raſchen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erſtarrte zu bringen im hohen Norden erfunden worden. Die Rüſtkammer öffnete ſich, jederman ſuchte nach ſeinen gezeichneten Stahlſchuhen, begierig die reine glatte Fläche, ſelbſt mit einiger Gefahr als der Erſte zu beſchreiten. Unter den Hausgenoſſen fanden ſich viele zu höchſter Leichtigkeit Geübte; denn dieſes Vergnügen ward ihnen faſt jedes Jahr auf benachbarten Seen und verbindenden Canälen, dießmal aber in der fernhin erweiterten Fläche.

Flavio fühlte ſich nun erſt durch und durch geſund und Hilarie, ſeit ihren frühſten Jahren von dem Oheim eingeleitet, bewies ſich ſo lieblich als kräftig auf dem neu erſchaffenen Boden; man bewegte ſich luſtig und luſtiger bald zuſammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint. Scheiden und meiden, was ſonſt ſo ſchwer aufs Herz fällt, ward hier zum kleinen ſcherzhaften Frevel, man ſtoß ſich um ſich einander augenblicks wieder zu finden.

Aber innerhalb dieſer Luſt und Freudigkeit bewegte

ſich auch eine Welt des Bedürfniſſes; immer waren bisher noch einige Ortſchaften nur halb verſorgt geblieben, eilig flogen nunmehr auf tüchtig beſpannten Schlitten die nothigſten Waaren hin und wieder, und was der Gegend noch mehr zu Gute kam, war daß man aus manchen der vorübergehenden Hauptſtraße allzufernen Orten nunmehr ſchnell die Erzeugniſſe des Feldbaues und der Landwirthſchaft in die nächſten Magazine der Städte und kleinen Flecken bringen und von dorther aller Art Waaren zurückführen konnte. Nun war auf einmal eine bedrängte, den bitterſten Mangel empfindende Gegend wieder befreit, wieder verſorgt, durch eine glatte dem Geſchickten, dem Kühnen geöffnete Fläche verbunden.

Auch das junge Paar unterließ nicht bei verwaltendem Vergnügen mancher Pflichten einer liebevollen Anhänglichkeit zu gedenken. Man beſuchte jene Wöchnerin, begabte ſie mit allem Nothwendigen; auch andere wurden beimgeſucht: Alte, für deren Geſundheit man beſorgt geweſen; Geiſtliche, mit denen man erbauliche Unterhaltung ſittlich zu pflegen gewohnt war und ſie jetzt in dieſer Prüfung noch achtenswerther fand; kleinere Gutsbeſitzer, die kühn genug vor Zeiten ſich in gefährliche Niederungen angebaut, dießmal aber durch wohlangelegte Dämme geſchützt unbeſchädigt geblieben — und nach gränzenloſer Angſt ſich ihres Daſeyns doppelt erfreuten. Jeder Hof, jedes Haus, jede Familie, jeder Einzelne hatte ſeine Geſchichte, er war ſich und auch

wohl andern eine bedeutende Perſon geworden, deßwegen fiel auch einer dem andern Erzählenden leicht in die Rede. Eilig war jeder im Sprechen und Handeln, Kommen und Geben, denn es blieb immer die Gefahr, ein plötzliches Thauwetter möchte den ganzen ſchönen Kreis glücklichen Wechſelwirkens zerſtören, die Wirthe bedrohen und die Gäſte vom Hauſe abſchneiden.

War man den Tag in ſo raſcher Bewegung und dem lebhafteſten Intereſſe beſchäftigt, ſo verlieh der Abend auf ganz andere Weiſe die angenehmſten Stunden, denn das hat die Eisluſt vor allen andern körperlichen Bewegungen voraus, daß die Anſtrengung nicht erhitzt und die Dauer nicht ermüdet. Sämmtliche Glieder ſcheinen gelenker zu werden und jedes Verwenden der Kraft, neue Kräfte zu erzeugen, ſo daß zuletzt eine ſelig bewegte Ruhe über uns kommt, in der wir uns zu wiegen immerfort gelockt ſind.

Heute nun konnte ſich unſer junges Paar von dem glatten Boden nicht loslöſen, jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo ſich ſchon viele Geſellſchaft verſammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Rückkehr in's Weite beliebt, man mochte ſich nicht von einander entfernen aus Furcht ſich zu verlieren, man faßte ſich bei der Hand um der Gegenwart ganz gewiß zu ſeyn. Am allerſüßeſten aber ſchien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verſchränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderſeitigen Locken ſpielten.

Der volle Mond ſtieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magiſche der Umgebung. Sie ſahen ſich wieder deutlich und ſuchten wechſelſeitig in den beſchatteten Augen Erwiderung wie ſonſt, aber es ſchien anders zu ſeyn. Aus ihren Abgründen ſchien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten was der Mund weislich verſchwieg, ſie fühlten ſich beide in einem feſtlich behäglichen Zuſtande.

Alle hochſtämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüſch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten, die Kälte war gewachſen, ſie fühlten nichts davon und fuhren dem lang daher glitzernden Widerſchein des Mondes, unmittelbar dem himmliſchen Geſtirn ſelbſt entgegen. Da blickten ſie auf und ſahen im Geflimmer des Widerſcheins die Geſtalt eines Mannes hin und herſchweben, der ſeinen Schatten zu verfolgen ſchien und ſelbſt dunkel vom Lichtglanz umgeben auf ſie zuſchritt; unwillkürlich wendeten ſie ſich ab, jemanden zu begegnen wäre widerwärtig geweſen. Sie vermieden die ſich immerfort hin und herbewegende Geſtalt und ſchienen nicht bemerkt zu ſeyn. Sie verfolgten ihren geraden Weg nach dem Schloſſe, doch verließ ſie auf einmal dieſe ruhige Faſſung, denn die Geſtalt umkreiſ'te mehr als einmal das beängſtigte Paar. Zufällig hatten ſie die Schattenſeite gewonnen, jener vom vollen Mondglanz beleuchtet fuhr gerade auf

ſie zu, er ſtand nah vor ihnen, es war unmöglich den Vater zu verkennen.

Hilarie, den Schritt anhaltend, verlor in Ueberraſchung das Gleichgewicht und ſtürzte zu Boden, Flavio lag zu gleicher Zeit auf einem Knie, und faßte ihr Haupt in ſeinen Schoos auf, ſie verbarg ihr Angeſicht, ſie wußte nicht wie ihr geworden war. — „Ich hole einen Schlitten, dort unten fährt noch einer vorüber, ich hoffe ſie hat ſich nicht beſchädigt, hier, bei dieſen hohen drey Erlen find' ich euch wieder!“ ſo ſprach der Vater und war ſchon weit hinweg. Hilarie raffte ſich an dem Jüngling empor. — „Laß uns fliehen,“ rief ſie, „das ertrag' ich nicht.“ — Sie bewegte ſich nach der Gegenſeite des Schloſſes heftig, daß Flavio ſie nur mit einiger Anſtrengung erreichte, er gab ihr die freundlichſten Worte.

Auszumahlen iſt nicht die innere Geſtalt der drey, nunmehr nächtlich auf der glatten Fläche im Mondſchein Verirrten, Verwirrten. Genug ſie gelangten ſpät nach dem Schloſſe, das junge Paar einzeln, ſich nicht zu berühren, ſich nicht zu nähern wagend, der Vater mit dem leeren Schlitten, den er vergebens in's Weite und Breite hülfreich herumgeführt hatte. Muſik und Tanz waren ſchon im Gange, Hilarie, unter dem Vorwand ſchmerzlicher Folgen eines ſchlimmen Falles, verbarg ſich in ihr Zimmer, Flavio überließ Vortanz und Anordnung ſehr gern einigen jungen Geſellen, die ſich deren bei ſeinem

Außenbleiben ſchon bemächtigt hatten. Der Major kam nicht zum Vorſchein und fand es wunderlich, obgleich nicht unerwartet, ſein Zimmer wie bewohnt anzutreffen; die eigenen Kleider, Wäſche und Geräthſchaften, nur nicht ſo ordentlich wie er's gewohnt war, umher liegend. Die Hausfrau verſah mit anſtändigem Zwang ihre Pflichten und wie froh war ſie, als alle Gäſte, ſchicklich untergebracht, ihr endlich Raum ließen mit dem Bruder ſich zu erklären. Es war bald gethan, doch brauchte es Zeit ſich von der Ueberraſchung zu erholen, das Unerwartete zu begreifen, die Zweifel zu heben, die Sorge zu beſchwichtigen; an Löſung des Knotens, an Befreiung des Geiſtes war nicht ſogleich zu denken.

Unſere Leſer überzeugen ſich wohl, daß von dieſem Puncte an wir bei'm Vortrag unſerer Geſchichte nicht mehr darſtellend, ſondern erzählend und betrachtend verfahren müſſen, wenn wir in die Gemüthszuſtände, auf welche jetzt alles ankommt, eindringen und ſie uns vergegenwärtigen wollen.

Wir berichten alſo zuerſt, daß der Major, ſeitdem wir ihn aus den Augen verloren, ſeine Zeit fortwährend jenem Familiengeſchäft gewidmet, dabei aber, ſo ſchön und einfach es auch verlag, doch in manchem Einzelnen auf unerwartete Hinderniſſe traf. Wie es denn überhaupt ſo leicht nicht iſt, einen alten verworrenen Zuſtand zu entwickeln und die vielen verſchränkten Fäden auf einen Knaul zu winden. Da er nun deßhalb den Ort öf-

ters verändern mußte, um bei verſchiedenen Stellen und Perſonen die Angelegenheit zu betreiben, ſo gelangten die Briefe der Schweſter nur langſam und unordentlich zu ihm. Die Verirrung des Sohnes und deſſen Krankheit erfuhr er zuerſt; dann hörte er von einem Urlaub, den er nicht begriff. Daß Hilariens Neigung im Umwenden begriffen ſey, blieb ihm verborgen, denn wie hätte die Schweſter ihn davon unterrichten mögen.

Auf die Nachricht der Ueberſchwemmung beſchleunigte er ſeine Reiſe, kam jedoch erſt nach eingefallenem Froſt in die Nähe der Eisfelder, ſchaffte ſich Schrittſchuhe, ſendete Knechte und Pferde durch einen Umweg nach dem Schloſſe, und ſich mit raſchem Lauf dorthin bewegend gelangte er, die erleuchteten Fenſter ſchon von Ferne ſchauend, in einer tagklaren Nacht zum unerfreulichſten Anſchauen, und war mit ſich ſelbſt in die unangenehmſte Verwirrung gerathen.

Der Uebergang von innerer Wahrheit zum äußern Wirklichen iſt im Contraſt immer ſchmerzlich; und ſollte Lieben und Bleiben nicht eben die Rechte haben wie Scheiden und Meiden? Und doch, wenn ſich eins vom andern losreißt, entſteht in der Seele eine ungeheure Kluft, in der ſchon manches Herz zu Grunde ging. Ja der Wahn hat, ſo lange er dauert, eine unüberwindliche Wahrheit, und nur männliche tüchtige Geiſter werden durch Erkennen eines Irrthums erhöht und geſtärkt. Eine ſolche Entdeckung hebt ſie über ſich ſelbſt, ſie ſtehen

über ſich erhoben und blicken, indem der alte Weg verſperrt iſt, ſchnell umher nach einem neuen, um ihn alſofort friſch und muthig anzutreten.

Unzählig ſind die Verlegenheiten, in welche ſich der Menſch in ſolchen Augenblicken verſetzt ſieht; unzählig die Mittel, welche eine erfinderiſche Natur innerhalb ihrer eignen Kräfte zu entdecken, ſodann aber auch, wenn dieſe nicht auslangen, außerhalb ihres Bereichs freundlich anzudeuten weiß.

Zu gutem Glück jedoch war der Major durch ein halbes Bewußtſeyn, ohne ſein Wollen und Trachten, ſchon auf einen ſolchen Fall im Tiefſten vorbereitet. Seitdem er den kosmetiſchen Kammerdiener verabſchiedet, ſich ſeinem natürlichen Lebensgange wieder überlaſſen, auf den Schein Anſprüche zu machen aufgehört hatte, empfand er ſich am eigentlichen körperlichen Behagen einigermaßen verkürzt. Er empfand das Unangenehme eines Ueberganges vom erſten Liebhaber zum zärtlichen Vater; und doch wollte dieſe Rolle immer mehr und mehr ſich ihm aufdringen. Die Sorgfalt für das Schickſal Hilariens und der Seinigen trat immer zuerſt in ſeinen Gedanken hervor, bis das Gefühl von Liebe, von Hang, von Verlangen annähernder Gegenwart ſich erſt ſpäter entfaltete. Und wenn er ſich Hilarien in ſeinen Armen dachte, ſo war es für Glück was er beherzigte, das er ihr zu ſchaffen wünſchte, mehr als die Wonne ſie zu beſitzen. Ja er mußte ſich, wenn er ihres Andenkens

rein genießen wollte, zuerſt ihre himmliſch ausgeſprochene Neigung, er mußte jenen Augenblick denken, wo ſie ſich ihm ſo unverhofft gewidmet hatte.

Nun aber, da er in klarſter Nacht ein vereintes junges Paar vor ſich geſehen, die Liebenswürdigſte zuſammenſtürzend, in dem Schooſe des Jünglings, beide ſeiner verheißenen hülfreichen Wiederkunft nicht achtend, ihn an dem genau bezeichneten Orte nicht erwartend, verſchwunden in die Nacht, und er ſich ſelbſt im düſterſten Zuſtande überlaſſen; wer fühlte das mit, und verzweifelte nicht in ſeiner Seele?

Die an Vereinigung gewöhnte, auf nähere Vereinigung hoffende Familie hielt ſich beſtürzt auseinander; Hilarie blieb hartnäckig auf ihrem Zimmer, der Major nahm ſich zuſammen, von ſeinem Sohne den früheren Hergang zu erfahren. Das Unheil war durch einen weiblichen Frevel der ſchönen Witwe verurſacht. Um ihren bisher leidenſchaftlichen Verehrer Flavio einer andern Liebenswürdigen, welche Abſicht auf ihn verrieth, nicht zu überlaſſen, wendet ſie mehr ſcheinbare Gunſt als billig iſt an ihn. Er dadurch aufgeregt und ermuthigt ſucht ſeine Zwecke heftig bis in's Ungehörige zu verfolgen, worüber denn erſt Widerwärtigkeit und Zwiſt, darauf ein entſchiedener Bruch dem ganzen Verhältniß unwiederbringlich ein Ende macht.

Väterlicher Milde bleibt nichts übrig als die Fehler

der Kinder, wenn ſie traurige Folgen haben, zu bedauern und wo möglich herzuſtellen; geben ſie läßlicher als zu hoffen war vorüber, ſie zu verzeihen und zu vergeſſen. Nach wenigem Bedenken und Bereden ging Flavio ſodann, um an der Stelle ſeines Vaters manches zu beſorgen, auf die übernommenen Güter, und ſollte dort bis zum Ablauf ſeines Urlaubs verweilen, dann ſich wieder an's Regiment anſchließen, welches indeſſen in eine andere Garniſon verlegt werden.

Eine Beſchäftigung mehrerer Tage war es für den Major, Briefe und Pakete zu eröffnen, welche ſich während ſeines längeren Ausbleibens bei der Schweſter gehäuft hatten. Unter andern fand er ein Schreiben jenes kosmetiſchen Freundes, des wohlconſervirten Schauſpielers. Dieſer durch den verabſchiedeten Kammerdiener benachrichtigt von dem Zuſtande des Majors und von dem Vorſatze ſich zu verheirathen, trug mit der beſten Laune die Bedenklichkeiten vor, die man bei einem ſolchen Unternehmen vor Augen haben ſollte; er behandelte die Angelegenheit auf ſeine Weiſe und gab zu bedenken, daß für einen Mann in gewiſſen Jahren das ſicherſte kosmetiſche Mittel ſey, ſich des ſchönen Geſchlechts zu enthalten und einer löblichen bequemen Freiheit zu genießen. Nun zeigte der Major lächelnd das Blatt ſeiner Schweſter, zwar ſcherzend, aber doch ernſtlich genug auf die Wichtigkeit des Inhaltes hindeutend. Auch war ihm indeſſen ein Gedicht eingefallen, deſſen rhyth-

miſche Ausführung uns nicht gleich beigebt, deſſen Inhalt jedoch durch zierliche Gleichniſſe und anmuthige Wendung ſich auszeichnete:

„Der ſpäte Mond der zur Nacht noch anſtändig leuchtet verblaßt vor der aufgehenden Sonne; der Liebeswahn des Alters verſchwindet in Gegenwart leidenſchaftlicher Jugend; die Fichte die im Winter friſch und kräftig erſcheint ſieht im Frühling verbräunt und mißfärbig aus, neben hellaufgrünender Birke.“

Wir wollen jedoch weder Philoſophie noch Poeſie als die entſcheidenden Helferinnen zu einer endlichen Entſchließung hier vorzüglich preiſen; denn wie ein kleines Ereigniß die wichtigſten Folgen haben kann, ſo entſcheidet es auch oft, wo ſchwankende Geſinnungen obwalten, die Wage dieſer oder jener Seite zuneigend. Dem Major war vor kurzem ein Vorderzahn ausgefallen, und er fürchtete den zweyten zu verlieren. An eine künſtlich ſcheinbare Wiederherſtellung war bei ſeinen Geſinnungen nicht zu denken, und mit dieſem Mangel um eine junge Geliebte zu werben, fing an ihm ganz erniedrigend zu ſcheinen, beſonders jetzt, da er ſich mit ihr unter Einem Dach befand. Früher oder ſpäter hätte vielleicht ein ſolches Ereigniß wenig gewirkt, gerade in dieſem Augenblicke aber trat ein ſolcher Moment ein, der einem jeden an eine geſunde Vollſtändigkeit gewöhnten Menſchen höchſt widerwärtig begegnen muß. Es iſt

ihm, als wenn der Schlußſtein ſeines organiſchen Weſens entfremdet wäre und das übrige Gewölbe nun auch nach und nach zuſammenzuſtürzen drohte.

Wie dem auch ſey, der Major unterhielt ſich mit ſeiner Schweſter gar bald einſichtig und verſtändig über die ſo verwirrt ſcheinende Angelegenheit; ſie mußten beide bekennen, daß ſie eigentlich nur durch einen Umweg an's Ziel gelangt ſeyen, ganz nahe daran, von dem ſie ſich zufällig, durch äußern Anlaß, durch Irrthum eines unerfahrnen Kindes verleitet, unbedachtſam entfernt; ſie fanden nichts natürlicher, als auf dieſem Wege zu verharren, eine Verbindung beider Kinder einzuleiten und ihnen ſodann jede elterliche Sorgfalt, wozu ſie ſich die Mittel zu verſchaffen gewußt, treu und unabläſſig zu widmen. Völlig in Uebereinſtimmung mit dem Bruder ging die Barenin zu Hilarien in's Zimmer. Dieſe ſaß am Flügel, zu eigner Begleitung ſingend und die eintretende Begrüßende mit heiterem Blick und Beugung zum Anhören gleichſam einladend. Es war ein angenehmes, beruhigendes Lied, das eine Stimmung der Sängerin ausſprach, die nicht beſſer wäre zu wünſchen geweſen. Nachdem ſie geendigt hatte ſtand ſie auf, und ehe die ältere Bedächtige ihren Vortrag beginnen konnte, fing ſie zu ſprechen an: „Beſte Mutter! es war ſchön, daß wir über die wichtigſte Angelegenheit ſo lange geſchwiegen; ich danke Ihnen, daß Sie bis jetzt dieſe Saite nicht berührten, nun aber iſt es wohl Zeit ſich

zu

zu erklären, wenn es Ihnen gefällig iſt. Wie denken Sie ſich die Sache?“

Die Baronin, höchſt erfreut über die Ruhe und Milde zu der ſie ihre Tochter geſtimmt fand, begann ſogleich ein verſtändiges Darlegen der frühern Zeit, der Perſönlichkeit ihres Bruders und ſeiner Verdienſte; ſie gab den Eindruck zu, den der einzige Mann von Werth, der, einem jungen Mädchen ſo nahe, bekannt geworden, auf ein freies Herz nothwendig machen müſſe, und ſich daraus, ſtatt kindlicher Ehrfurcht und Vertrauen, gar wohl eine Neigung, die als Liebe, als Leidenſchaft ſich zeige, entwickeln könne. Hilarie hörte aufmerkſam zu, und gab durch bejahende Mienen und Zeichen ihre völlige Einſtimmung zu erkennen; die Mutter ging auf den Sohn über, und jene ließ ihre langen Augenwimpern fallen; und wenn die Rednerin nicht ſo rühmliche Argumente für den jüngeren fand, als ſie für den Vater anzuführen gewußt hatte, ſo hielt ſie ſich hauptſächlich an die Aehnlichkeit beider, an den Vorzug, den dieſem die Jugend gebe, der zugleich als vollkommen gattlicher Lebensgefährte gewählt die völlige Verwirklichung des väterlichen Daſeyns von der Zeit wie billig verſpräche. Auch hier ſchien Hilarie gleichſtimmig zu denken, obſchon ein etwas ernſterer Blick und ein manchmal niederſchauendes Auge eine gewiſſe in dieſem Fall höchſt natürliche Bewegung verriethen. Auf die äußeren glücklichen gewiſſermaßen gebietenden Umſtände lenkte ſich hierauf

der Vortrag. Der abgeſchloſſene Vergleich, der ſchöne Gewinn für die Gegenwart, die nach manchen Seiten hin ſich erweiternden Ausſichten, alles ward völlig der Wahrheit gemäß vor Augen geſtellt, da es zuletzt auch an Winken nicht fehlen konnte, wie Hilarien ſelbſt erinnerlich ſeyn müſſe, daß ſie früher dem mit ihr heranwachſenden Vetter, und wenn auch nur wie im Scherze, ſey verlobt geweſen. Aus alle dem Vorgeſagten zog nun die Mutter den ſich ſelbſt ergebenden Schluß, daß nun mit ihrer und des Oheims Einwilligung, die Verbindung der jungen Leute ungeſäumt ſtatt finden könne.

Hilarie ruhig blickend und ſprechend erwiderte darauf: Sie könne dieſe Folgerung nicht ſogleich gelten laſſen, und führte gar ſchön und anmuthig dagegen an, was ein zartes Gemüth gewiß mit ihr gleich empfinden wird, und das wir mit Worten auszuführen nicht unternehmen.

Vernünftige Menſchen, wenn ſie etwas Verſtändiges ausgeſonnen, wie dieſe oder jene Verlegenheit zu beſeitigen wäre, dieſer oder jener Zweck zu erreichen ſeyn möchte, und dafür ſich alle deutlichen Argumente verdeutlicht und geordnet, fühlen ſich höchſt unangenehm betroffen, wenn diejenigen die zu eignem Glücke mitwirken ſollten, völlig andern Sinnes gefunden werden, und aus Gründen die tief im Herzen ruhen, ſich demjenigen widerſetzen, was ſo löblich als nöthig iſt. Man wechſelte Reden ohne ſich zu überzeugen; das Verſtändige

wollte nicht in das Gefühl eindringen, das Gefühlte wollte ſich dem Nützlichen, dem Nothwendigen nicht fügen; das Geſpräch erhitzte ſich, die Schärfe des Verſtandes traf das ſchon verwundete Herz, das nun nicht mehr mäßig, ſondern leidenſchaftlich ſeinen Zuſtand an den Tag gab, ſo daß zuletzt die Mutter ſelbſt vor der Hoheit und Würde des jungen Mädchens erſtaunt zurückzog, als ſie mit Energie und Wahrheit das Unſchickliche, ja Verbrecheriſche einer ſolchen Verbindung hervorhob.

In welcher Verwirrung die Baronin zu dem Bruder zurückkehrte läßt ſich denken, vielleicht auch, wenn gleich nicht vollkommen, nachempfinden, was der Major, der von dieſer entſchiedenen Weigerung im Innerſten geſchmeichelt, zwar hoffnungslos, aber getröſtet vor der Schweſter ſtand, ſich von jener Beſchämung entwunden und ſo dieſes Ereigniß, das ihm zur zarteſten Ehrenſache geworden war, in ſeinem Innern ausgeglichen fühlte. Er verbarg dieſen Zuſtand augenblicklich ſeiner Schweſter und verſteckte ſeine ſchmerzliche Zufriedenheit hinter eine in dieſem Falle ganz natürliche Aeußerung: Man müſſe nichts übereilen, ſondern dem guten Kinde Zeit laſſen, den eröffneten Weg, der ſich nunmehr gewiſſermaßen ſelbſt verſtünde, freiwillig einzuſchlagen.

Nun aber können wir kaum unſern Leſern zumuthen

aus dieſen ergreifenden inneren Zuſtänden in das Aeußere überzugehen, worauf doch jetzt ſo viel ankam. Indeß die Baronin ihrer Tochter alle Freiheit ließ, mit Muſik und Geſang, mit Zeichnen und Sticken ihre Tage angenehm zu verbringen, auch mit Leſen und Vorleſen ſich und die Mutter zu unterhalten, ſo beſchäftigte ſich der Major bei eintretendem Frühjahr die Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen; der Sohn der ſich in der Folge als einen reichen Beſitzer, und wie er gar nicht zweifeln konnte, als glücklichen Gatten Hilarien's erblickte, fühlte nun erſt ein militäriſches Beſtreben nach Ruhm und Rang, wenn der androhende Krieg hereinbrechen ſollte. Und ſo glaubte man in augenblicklicher Beruhigung als gewiß vorauszuſehen, daß dieſes Räthſel, welches nur noch an eine geknüpft ſchien, ſich bald aufhellen und auseinander legen würde.

Leider aber war in dieſer anſcheinenden Ruhe keine Beruhigung zu finden. Die Baronin wartete tagtäglich, aber vergebens, auf die Sinnesänderung ihrer Tochter, die zwar mit Beſcheidenheit und ſelten, aber doch, bei entſcheidendem Anlaß, mit Sicherheit zu erkennen gab, ſie bleibe ſo feſt bei ihrer Ueberzeugung, als nur einer ſeyn kann dem etwas innerlich wahr geworden, es möge nun mit der ihn umgebenden Welt in Einklang ſtehen oder nicht. Der Major empfand ſich zwieſpältig; er würde ſich immer verletzt fühlen, wenn Hilarie ſich wirklich für den Sohn entſchiede, entſchiede ſie ſich aber

für ihn selbſt, ſo war er eben ſo überzeugt, daß er ihre Hand ausſchlagen müſſe.

Bedauern wir den guten Mann, dem dieſe Sorgen, dieſe Qualen wie ein beweglicher Nebel unabläſſig, vorſchwebten, bald als Hintergrund auf welchem ſich die Wirklichkeiten und Beſchäftigungen des dringenden Tages hervorhoben, bald herantretend und alles Gegenwärtige bedeckend. Ein ſolches Wanken und Schweben bewegte ſich vor den Augen ſeines Geiſtes; und wenn ihn der fordernde Tag zu raſcher wirkſamer Thätigkeit aufbot, ſo war es bei nächtlichem Erwachen wo alles Widerwärtige, geſtaltet und immer ungeſtaltet, im unerfreulichſten Kreis ſich in ſeinem Innern umwälzte. Dieß ewig wiederkehrende Unabweisbare brachte ihn in einen Zuſtand, den wir faſt Verzweiflung nennen dürften, weil Handeln und Schaffen, die ſich ſonſt als Heilmittel für ſolche Lagen am ſicherſten bewährten, hier kaum lindernd geſchweige denn befriedigend wirken wollten.

In ſolcher Lage erhielt unſer Freund von unbekannter Hand ein Schreiben mit Einladung in das Poſthaus des nahe gelegenen Städtchens, wo ein eilig Durchreiſender ihn dringend zu ſprechen wünſchte. Er bei ſeinen vielfachen Geſchäfts- und Weltverhältniſſen an dergleichen gewöhnt, ſäumte um ſo weniger als ihm die freie flüchtige Hand einigermaßen erinnerlich ſchien. Ruhig und gefaßt nach ſeiner Art begab er ſich an den bezeichneten Ort, als in der bekannten, faſt bäueriſchen

Oberſtube die ſchöne Witwe ihm entgegen trat, ſchöner und anmuthiger als er ſie verlaſſen hatte. War es, daß unſere Einbildungskraft nicht fähig iſt das Vorzüglichſte feſtzuhalten und völlig wieder zu vergegenwärtigen, oder hatte wirklich ein bewegterer Zuſtand ihr mehreren Reiz gegeben, genug es bedurfte doppelter Faſſung ſein Erſtaunen, ſeine Verwirrung unter dem Schein allgemeinſter Höflichkeit zu verbergen; er grüßte ſie verbindlich mit verlegener Kälte.

„Nicht ſo, mein Beſter!“ rief ſie aus, „keineswegs hab' ich Sie zwiſchen dieſe geweißten Wände in dieſe höchſt unedle Umgebung berufen; ein ſo ſchlechter Hausrath fordert nicht auf, ſich höfiſch zu unterhalten. Ich befreie meine Bruſt von einer ſchweren Laſt, indem ich ſage, bekenne: in Ihrem Hauſe hab' ich viel Unheil angerichtet.“ — Der Major trat ſtutzend zurück — „Ich weiß alles,“ fuhr ſie fort, „wir brauchen uns nicht zu erklären; Sie und Hilarien, Hilarien und Flavio, ihre gute Schweſter, ſie alle bedaure ich.“ Die Sprache ſchien ihr zu ſtocken, die herrlichſten Augenwimpern konnten hervorquellende Thränen nicht zurückhalten, ihre Wange röthete ſich, ſie war ſchöner als jemals. In äußerſter Verwirrung ſtand der edle Mann vor ihr, ihn durchdrang eine unbekannte Rührung. „Setzen wir uns,“ ſagte die Augen trocknend das allerliebſte Weſen. „Verzeihen Sie mir, bedauern Sie mich, Sie ſehen wie ich beſtraft bin.“ Sie hielt ihr

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 1624737

gestricktes Tuch abermals vor die Augen und verbarg wie bitterlich sie weinte.

„Klären Sie mich auf, meine Gnädige," sprach er mit Hast — „Nichts von gnädig!" entgegnete sie himmlisch lächelnd, „nennen Sie mich Ihre Freundin, Sie haben keine treuere. Und also, mein Freund, ich weiß alles, ich kenne die Lage der ganzen Familie genau, aller Gesinnungen und Leiden bin ich vertraut." — „Was konnte Sie bis auf diesen Grad unterrichten?" — „Selbstbekenntnisse. — Diese Hand wird Ihnen nicht fremd seyn." Sie wies ihm einige entfaltete Briefe hin — „Die Hand meiner Schwester, Briefe, mehrere, der nachlässigen Schrift nach, vertraute! Haben Sie je mit ihr in Verhältniß gestanden?" „Unmittelbar nicht, mittelbar seit einiger Zeit; hier die Aufschrift — An ***." „Ein neues Räthsel, an Makarien, die schweigsamste aller Frauen" — „Deßhalb aber doch die Vertraute, der Beichtiger aller bedrängten Seelen, aller derer die sich selbst verloren haben, sich wieder zu finden wünschten und nicht wissen wo" — „Gott sey Dank!" rief er aus, „daß sich eine solche Vermittlung gefunden hat, mir wollt' es nicht ziemen sie anzustehen, ich segne meine Schwester daß sie es that; denn auch mir sind Beispiele bekannt, daß jene Treffliche im Verhalten eines sittlich-magischen Spiegels, durch die äußere verworrene Gestalt irgend einem Unglücklichen sein rein schönes Innere gewiesen und ihn

auf einmal erſt mit ſich ſelbſt befriedigt und zu einem neuen Leben aufgefordert hat.“ —

„Dieſe Wohlthat erzeigte er auch mir,“ verſetzte die Schöne; und in dieſem Augenblick fühlte unſer Freund, wenn es ihm auch nicht klar wurde, dennoch entſchieden daß aus dieſer ſonſt in ihrer Eigenheit abgeſchloſſenen merkwürdigen Perſon ſich ein ſittlich-ſchönes, theilnehmendes und theilgebendes Weſen hervorthat. — „Ich war nicht unglücklich, aber unruhig,“ fuhr ſie fort, „ich gehörte mir ſelbſt nicht recht mehr an, und das heißt denn doch am Ende nicht glücklich ſeyn. Ich gefiel mir ſelbſt nicht mehr, ich mochte mich vor dem Spiegel zurechtrücken wie ich wollte, es ſchien mir immer als wenn ich mich zu einem Maskenball herauspuzte; aber ſeitdem ſie mir ihren Spiegel vorhielt, ſeit ich gewahr wurde, wie man ſich von innen ſelbſt ſchmücken könne, komm' ich mir wieder recht ſchön vor.“ Sie ſagte das zwiſchen Lächeln und Weinen, und war, man mußte es zugeben, mehr als liebenswürdig. Sie erſchien achtungswerth und werth einer ewigen treuen Anhänglichkeit.

„Und nun, mein Freund, faſſen wir uns kurz: hier ſind die Briefe! ſie zu leſen und wieder zu leſen, ſich zu bedenken, ſich zu bereiten bedürften Sie allenfalls einer Stunde, mehr, wenn Sie wollen; alsdann werden mit wenigen Worten unſere Zuſtände ſich entſcheiden laſſen.“

Sie verließ ihn, um in dem Garten auf- und abzu-

gehen, er entfaltete nun einen Briefwechſel der Baronin mit Makarien, deſſen Inhalt wir ſummariſch andeuten. Jene beklagt ſich über die ſchöne Witwe. Wie eine Frau die andere anſieht und ſcharf beurtheilt, geht hervor. Eigentlich iſt nur vom Aeußern und von Aeußerungen die Rede, nach dem Innern wird nicht gefragt.

Hierauf von Seiten Makariens eine mildere Beurtheilung. Schilderung eines ſolchen Weſens von innen heraus. Das Aeußere erſcheint als Folge von Zufälligkeiten, kaum zu tadeln, vielleicht zu entſchuldigen. Nun berichtet die Baronin von der Raſerey und Tollheit des Sohns, der wachſenden Neigung des jungen Paars, von der Ankunft des Vaters, der entſchiedenen Weigerung Hilariens. Ueberall finden ſich Erwiderungen Makariens von reiner Billigkeit, die aus der gründlichen Ueberzeugung ſtammt, daß hieraus eine ſittliche Beſſerung entſtehen müſſe. Sie überſendet zuletzt den ganzen Briefwechſel der ſchönen Frau, deren himmelſchönes Innere nun hervortritt, und das Aeußere zu verherrlichen beginnt. Das Ganze ſchließt mit einer dankbaren Erwiderung an Makarien.

Sechstes Capitel.

Wilhelm an Lenarde.

Endlich, theuerſter Freund, kann ich ſagen, ſie iſt gefunden und zu Ihrer Beruhigung darf ich hinzuſetzen, in einer Lage wo für das gute Weſen nichts weiter zu wünſchen übrig bleibt. Laſſen Sie mich im allgemeinen reden, ich ſchreibe noch hier an Ort und Stelle, wo ich alles vor Augen habe, wovon ich Rechenſchaft geben ſoll.

Häuslicher Zuſtand auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichſten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um ſie her bewegt ſich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinſten anfänglichſten Sinne; hier iſt Beſchränktheit und Wirkung in die Ferne, Umſicht und Mäßigung, Unſchuld und Thätigkeit. Nicht leicht habe ich mich in einer angenehmeren Gegenwart geſehen, über welche eine heitere Ausſicht auf die nächſte Zeit und die Zukunft waltet. Dieſes zuſammen betrachtet möchte wohl hinreichend ſeyn, einen jeden Theilnehmenden zu beruhigen.

Ich darf daher in Erinnerung alles deſſen was unter uns beſprochen worden, auf das dringendſte bitten: der

Freund möge es bei dieſer allgemeinen Schilderung belaſſen, ſolche allenfalls in Gedanken ausmahlen, dagegen aber aller weitern Nachforſchung entſagen und ſich dem großen Lebensgeſchäfte, in das er nun wahrſcheinlich vollkommen eingeweiht ſeyn wird, auf die lebhafteſte Weiſe widmen.

Ein Duplicat dieſes Briefes ſende an Herſilien, das andere an den Abbé, der, wie ich vermuthe, am ſicherſten weiß wo Sie zu finden ſind. An dieſen geprüften im Geheimen und Offenbaren immer gleich zuverläſſigen Freund ſchreibe noch einiges welches er mittheilen wird; beſonders bitte, was mich ſelbſt betrifft mit Antheil zu betrachten und mit frommen treuen Wünſchen mein Vorhaben zu fördern.

Wilhelm an den Abbé.

Wenn mich nicht alles trügt, ſo iſt Lenardo, der höchſtwerthzuſchätzende, gegenwärtig in eurer Mitte, und ich ſende deßhalb das Duplicat eines Schreibens, damit es ihm ſicher zugeſtellt werde. Möge dieſer vorzügliche junge Mann in eurem Kreis zu ununterbrochenem bedeutendem Wirken verſchlungen werden, da, wie ich hoffe, ſein Inneres beruhigt iſt.

Was mich betrifft, ſo kann ich, nach fortdauernder thätiger Selbſtprüfung, mein durch Montan vorlängſt angebrachtes Geſuch nunmehr nur noch ernſtlicher wieder-

holen; der Wunſch meine Wanderjahre mit mehr Faſſung und Stätigkeit zu vollenden wird immer dringender. In ſicherer Hoffnung, man würde meinen Vorſtellungen Raum geben, habe ich mich durchaus vorbereitet und meine Einrichtung getroffen. Nach Vollendung des Geſchäfts zu Gunſten meines edlen Freundes werde ich nun wohl meinen fernern Lebensgang unter den ſchon ausgeſprochenen Bedingungen getroſt antreten dürfen. Sobald ich auch noch eine fromme Wallfahrt zurückgelegt, gedenke ich in * * * einzutreffen. An dieſem Ort hoff ich eure Briefe zu finden und meinem innern Triebe gemäß von neuem zu beginnen.

Siebentes Capitel.

Nachdem unſer Freund vorſtehende Briefe abgelaſſen, ſchritt er, durch manchen benachbarten Gebirgszug fortwandernd, immer weiter, bis die herrliche Thalgegend ſich ihm eröffnete, wo er, vor Beginn eines neuen Lebensganges, ſo manches abzuſchließen gedachte. Unerwartet traf er hier auf einen jungen lebhaften Reiſegefährten, durch welchen ſeinem Beſtreben und ſeinem Genuß manches zu Gunſten gereichen ſollte. Er findet ſich mit einem Mahler zuſammen, welcher, wie dergleichen viele in der offnen Welt, mehrere noch in Romanen und Dramen umherwandeln und ſpuken, ſich dießmal als ein ausgezeichneter Künſtler darſtellte. Beide ſchicken ſich gar bald in einander, vertrauen ſich wechſelſeitig Neigungen, Abſichten, Vorſätze; und nun wird offenbar, daß der treffliche Künſtler, der aquarellirte Landſchaften mit geiſtreicher, wohlgezeichneter und ausgeführter Staffage zu ſchmücken weiß, leidenſchaftlich eingenommen ſey von Mignons Schickſalen, Geſtalt und Weſen. Er hatte ſie gar oft ſchon vorgeſtellt und begab ſich nun auf die Reiſe, die Umgebungen, worin ſie gelebt, der Natur nachzubilden; hier das lieb-

liche Kind in glücklichen und unglücklichen Umgebungen und Augenblicken darzustellen und so ihr Bild, das in allen zarten Herzen lebt, auch dem Sinne des Auges hervorzurufen.

Die Freunde gelangen bald zum großen See, Wilhelm trachtet die angedeuteten Stellen nach und nach aufzufinden. Ländliche Prachthäuser, weitläufige Klöster, Ueberfahrten und Buchten, Erdzungen und Landungsplätze wurden gesucht und die Wohnungen kühner und gutmüthiger Fischer so wenig als die heiter gebauten Städtchen am Ufer und Schlößchen auf benachbarten Höhen vergessen. Dieß alles weiß der Künstler zu ergreifen, durch Beleuchten und Färben der jedesmal geschichtlich erregten Stimmung anzueignen, so daß Wilhelm seine Tage und Stunden in durchgreifender Rührung zubrachte.

Auf mehreren Blättern war Mignon im Vordergrunde, wie sie leibte und lebte, vorgestellt, indem Wilhelm der glücklichen Einbildungskraft des Freundes durch genaue Beschreibung nachzuhelfen und das allgemeiner Gedachte in's Engere der Persönlichkeit einzufassen wußte.

Und so sah man denn das Knaben-Mädchen in mannichfaltiger Stellung und Bedeutung aufgeführt. Unter dem hohen Säulenportale des herrlichen Landhauses stand sie, nachdenklich die Statüen der Vorhalle betrachtend. Hier schaukelte sie sich plätschernd auf dem

angebundenen Kahn, dort erkletterte sie den Mast und erzeigte sich als ein kühner Matrose.

Ein Bild aber that sich vor allen hervor, welches der Künstler auf der Herreise, noch eh' er Wilhelmen begegnet, mit allen Charakterzügen sich angeeignet hatte. Mitten im rauhen Gebirg glänzt der anmuthige Scheinknabe, von Sturzfelsen umgeben, von Wasserfällen besprüht, mitten in einer schwer zu beschreibenden Horde. Vielleicht ist eine grauerliche, steile Urgebirg-Schlucht nie anmuthiger und bedeutender staffirt worden. Die bunte, zigeunerhafte Gesellschaft, roh zugleich und phantastisch, seltsam und gemein, zu locker um Furcht einzuflößen, zu wunderlich um Vertrauen zu erwecken. Kräftige Saumrosse schleppen, bald über Knüppelwege, bald eingehauene Stufen hinab, ein buntverworrenes Gepäck, an welchem herum die sämmtlichen Instrumente einer betäubenden Musik, schlotternd aufgehängt, das Ohr mit rauhen Tönen von Zeit zu Zeit belästigen. Zwischen allem dem, das liebenswürdige Kind, in sich gekehrt ohne Trutz, unwillig ohne Widerstreben, geführt aber nicht geschleppt. Wer hätte sich nicht des merkwürdigen, ausgeführten Bildes gefreut? Kräftig charakterisirt war die grimmige Enge dieser Felsmassen; die alles durchschneidenden schwarzen Schluchten, zusammengethürmt, allen Ausgang zu hindern drohend, hätte nicht eine kühne Brücke auf die Möglichkeit mit der übrigen Welt in Verbindung zu gelangen hingedeutet. Auch

ließ der Künſtler mit klugdichtendem Wahrheitsſinne eine Höhle merklich werden, die man als Naturwerkſtatt mächtiger Kryſtalle, oder als Aufenthalt einer fabelhaft-furchtbaren Drachenbrut anſprechen konnte.

Nicht ohne heilige Scheu beſuchten die Freunde den Palaſt des Marcheſe; der Greis war von ſeiner Reiſe noch nicht zurück; ſie wurden aber auch in dieſem Bezirk, weil ſie ſich mit geiſtlichen und weltlichen Behörden wohl zu benehmen wußten, freundlich empfangen und behandelt.

Die Abweſenheit des Hausherrn jedoch empfand Wilhelm ſehr angenehm; denn ob er gleich den würdigen gerne wieder geſehen und herzlich begrüßt hätte, ſo fürchtete er ſich doch vor deſſen dankbarer Freigebigkeit und vor irgend einer aufgedrungenen Belohnung jenes treuen, liebevollen Handelns, wofür er ſchon den zarteſten Lohn dahin genommen hatte.

Und ſo ſchwammen die Freunde auf zierlichem Nachen von Ufer zu Ufer, den See in jeder Richtung durchkreuzend. In der ſchönſten Jahrszeit entging ihnen weder Sonnenaufgang noch Untergang und keine der tauſend Schattirungen, mit denen das Himmelslicht ſein Firmament und von da See und Erde freigebigſt überſpendet und ſich im Abglanz erſt vollkommen verherrlicht.

Eine üppige Pflanzenwelt, ausgeſäet von Natur, durch Kunſt gepflegt und gefördert, umgab ſie überall. Schon

Schon die erſten Kaſtanienwälder hatten ſie willkommen geheißen, und nun konnten ſie ſich eines traurigen Lächelns nicht enthalten, wenn ſie, unter Cypreſſen gelagert, den Lorbeer aufſteigen, den Granatapfel ſich röthen, Orangen und Citronen in Blüthe ſich entfalten und Früchte zugleich aus dem dunklen Laube hervorglühend erblickten.

Durch den friſchen Geſellen entſtand jedoch für Wilhelm ein neuer Genuß. Unſerm alten Freund hatte die Natur kein mahleriſches Auge gegeben. Empfänglich für ſichtbare Schönheit nur an menſchlicher Geſtalt, ward er auf einmal gewahr: ihm ſey, durch einen gleichgeſtimmten, aber zu ganz andern Genüſſen und Thätigkeiten gebildeten Freund, die Umwelt aufgeſchloſſen.

In geſprächiger Hindeutung auf die wechſelnden Herrlichkeiten der Gegend, mehr aber noch durch concentrirte Nachahmung, wurden ihm die Augen aufgethan und er von allen ſonſt hartnäckig gehegten Zweifeln befreit. Verdächtig waren ihm von jeher Nachbildungen Italiäniſcher Gegenden geweſen; der Himmel ſchien ihm zu blau, der violette Ton reizender Fernen zwar höchſt lieblich doch unwahr und das mancherlei friſche Grün doch gar zu bunt; nun verſchmolz er aber mit ſeinem neuen Freunde auf's innigſte, und lernte, empfänglich wie er war, mit deſſen Augen die Welt ſehen, und indem die Natur das offenbare Geheimniß ihrer Schönheit

entfaltete, mußte man nach Kunst als der würdigsten Auslegerin unbezwingliche Sehnsucht empfinden.

Aber ganz unerwartet kam der mahlerische Freund ihm von einer andern Seite entgegen; dieser hatte manchmal einen heitern Gesang angestimmt und dadurch ruhige Stunden auf weit und breiter Wellenfahrt gar innig belebt und begleitet. Nun aber traf sich's, daß er, in einem der Paläste, ein ganz eigenes Saitenspiel fand, eine Laute in kleinem Format, kräftig vollklingend, bequem und tragbar, er wußte das Instrument alsbald zu stimmen, so glücklich und angenehm zu behandeln und die Gegenwärtigen so freundlich zu unterhalten, daß er, als neuer Orpheus, den sonst strengen und trocknen Castellan erweichend bezwang und ihn freundlich nöthigte das Instrument dem Sänger auf eine Zeit lang zu überlassen, mit der Bedeutung solches vor der Abreise treulich wieder zu geben, auch in der Zwischenzeit an irgend einem Sonn- oder Feyertage zu erscheinen um die Familie zu erfreuen.

Ganz anders war nunmehr See und Ufer belebt, Boot und Kahn buhlten um ihre Nachbarschaft, selbst Fracht- und Marktschiffe verweilten in ihrer Nähe, Reihen von Menschen zogen am Strande nach, und die Landenden sahen sich sogleich von einer frohsinnigen Menge umgeben; die Scheidenden segnete jederman, zufrieden doch sehnsuchtsvoll.

Nun hätte zuletzt ein Dritter, die Freunde beobachtend, gar wohl bemerken können, daß die Sendung bei-

der eigentlich geendigt ſey; alle die auf Mignon ſich beziehenden Gegenden und Localitäten waren ſämmtlich umriſſen, theils in Licht, Schatten und Farbe geſetzt, theils in heißen Tagesſtunden treulich ausgeführt. Dieß zu leiſten hatten ſie ſich auf eine eigne Weiſe von Ort zu Ort bewegt, weil ihnen Wilhelms Gelübde gar oft hinderlich war, doch wußten ſie ſolches gelegentlich zu umgehen durch die Auslegung es gelte nur für das Land, auf dem Waſſer ſey es nicht anwendbar.

Auch fühlte Wilhelm ſelbſt, daß ihre eigentliche Abſicht erreicht ſey, aber läugnen konnte er ſich nicht, daß der Wunſch: Hilarien und die ſchöne Witwe zu ſehen, auch noch befriedigt werden müſſe, wenn man mit freiem Sinne dieſe Gegend verlaſſen wollte. Der Freund dem er die Geſchichte vertraut, war nicht weniger neugierig und freute ſich ſchon einen herrlichen Platz in einer ſeiner Zeichnungen leer und ledig zu wiſſen, den er mit den Geſtalten ſo holder Perſonen künſtleriſch zu verzieren gedachte.

Nun ſtellten ſie Kreuz- und Querfahrten an, die Puncte wo der Fremde in dieſes Paradies einzutreten pflegt beobachtend. Ihre Schiffer hatten ſie mit der Hoffnung Freunde hier zu ſehen bekannt gemacht, und nun dauerte es nicht lange, ſo ſahen ſie ein wohlverziertes Prachtſchiff herangleiten, worauf ſie Jagd machten und ſich nicht enthielten ſogleich leidenſchaftlich zu entern. Die Frauenzimmer einigermaßen betroffen faßten

ſich ſogleich, als Wilhelm das Blättchen vorwies und beide den von ihnen ſelbſt vorgezeichneten Pfeil, ohne Bedenken, anerkannten. Die Freunde wurden alsbald zutraulich eingeladen das Schiff der Damen zu beſteigen, welches eilig geſchah.

Und nun vergegenwärtige man ſich die Viere, wie ſie, im zierlichſten Raum, beiſammen, gegen einander überſitzen in der ſeligſten Welt von lindem Lufthauch angeweht, auf glänzenden Wellen geſchaukelt. Man denke das weibliche Paar, wie wir ſie vor kurzem geſchildert geſehen, das männliche, mit dem wir ſchon ſeit Wochen ein gemeinſames Reiſeleben führen, und wir ſehen ſie nach einiger Betrachtung ſämmtlich in der anmuthigſten, obgleich gefährlichſten Lage.

Für die drey, welche ſich ſchon, willig oder unwillig, zu den Entſagenden gezählt, iſt nicht das Schwerſte zu beſorgen, der vierte jedoch dürfte ſich nur allzubald in jenen Orden aufgenommen ſehen.

Nachdem man einigemal den See durchkreuzt und auf die intereſſanteſten Localitäten, ſowohl des Ufers als der Inſeln, hingedeutet hatte, brachte man die Damen gegen den Ort, wo ſie übernachten ſollten und wo ein gewandter, für dieſe Reiſe angenommener Führer alle wünſchenswerthen Bequemlichkeiten zu beſorgen wußte. Hier war nun Wilhelms Gelübde ein ſchicklicher aber unbequemer Ceremonienmeiſter; denn gerade an dieſer Station hatten die Freunde vor kurzem drey Tage zuge-

bracht und alles Merkwürdige der Umgegend erschöpft. Der Künstler, welchen kein Gelübde zurückhielt, wollte die Erlaubniß erbitten die Damen an's Land zu geleiten, die es aber ablehnten, weßwegen man sich in einiger Entfernung vom Hafen trennte.

Kaum war der Sänger in sein Schiff gesprungen, das sich eiligst vom Ufer entfernte, als er nach der Laute griff und jenen wundersam-klagenden Gesang den die Venezianischen Schiffer von Land zu See, von See zu Land erschallen lassen, lieblich anzustimmen begann. Geübt genug zu solchem Vortrag, der ihm dießmal eigens zart und ausdrucksvoll gelang, verstärkte er, verhältnißmäßig zur wachsenden Entfernung den Ton, so daß man am Ufer die gleiche Nähe des Scheidenden zu hören glaubte. Er ließ zuletzt die Laute schweigen, seiner Stimme allein vertrauend, und hatte das Vergnügen zu bemerken, daß die Damen, anstatt sich in's Haus zurückzuziehen, am Ufer zu verweilen beliebten. Er fühlte sich so begeistert, daß er nicht endigen konnte, auch selbst als zuletzt Nacht und Entfernung das Anschauen aller Gegenstände entzogen; bis ihm endlich der mehrberuhigte Freund bemerklich machte, daß wenn auch Finsterniß den Ton begünstige, das Schiff den Kreis längst verlassen habe, in welchem derselbe wirken könne.

Der Verabredung gemäß traf man sich des andern Tags abermals auf offener See. Vorüberfliegend befreundete man sich mit der schönen Reihe merkwürdig

hingelagerter, bald reihenweis überſehbarer, bald ſich verſchiebender Anſichten, die, im Waſſer ſich gleichmäßig verdoppelnd, bei Uferfahrten das mannichfaltigſte Vergnügen gewähren. Dabei ließen denn die künſtleriſchen Nachbildungen auf dem Papier dasjenige vermuthen und ahnen was man auf dem heutigen Zug nicht unmittelbar gewahrte. Für alles dieſes ſchien die ſtille Hilarie freien und ſchönen Sinn zu beſitzen.

Aber nun gegen Mittag erſchien abermals das Wunderbare; die Damen landeten allein, die Männer kreuzten vor dem Hafen. Nun ſuchte der Sänger ſeinen Vortrag einer ſolchen Annäherung zu bequemen, wo nicht bloß von einem zart und lebhaft jodelnden, allgemeinen Sehnſuchtston, ſondern von heiterer, zierlicher Andringlichkeit irgend eine glückliche Wirkung zu hoffen wäre. Da wollte denn manchmal ein und das andere der Lieder, die wir geliebten Perſonen der Lehrjahre ſchuldig ſind, über den Saiten, über den Lippen ſchweben; doch enthielt er ſich, aus wohlmeinender Schonung, deren er ſelbſt bedurfte, und ſchwärmte vielmehr in fremden Bildern und Gefühlen umher, zum Gewinn ſeines Vortrags, der ſich nur um deſto einſchmeichelnder vernehmen ließ. Beide Freunde hätten, auf dieſe Weiſe den Hafen blokirend, nicht an Eſſen und Trinken gedacht, wenn die vorſichtigen Freundinnen nicht gute Biſſen herübergeſendet hätten, wozu ein begleitender Trunk ausgeſuchten Weins zum allerbeſten ſchmeckte.

Jede Abſonderung, jede Bedingung, die unſern aufkeimenden Leidenſchaften in den Weg tritt, ſchärft ſie anſtatt ſie zu dämpfen; und auch dießmal läßt ſich vermuthen, daß die kurze Abweſenheit beiden Theilen gleiche Sehnſucht erregt habe. Allerdings! man ſah die Damen in ihrer blendend-muntern Gondel gar bald wieder heranfahren.

Das Wort Gondel nehme man aber nicht im traurigen Venezianiſchen Sinne; hier bezeichnet es ein luſtig-bequem-gefälliges Schiff, das, hätte ſich unſer kleiner Kreis verdoppelt, immer noch geräumig genug geweſen wäre.

Einige Tage wurden ſo auf dieſe eigene Weiſe zwiſchen Begegnen und Scheiden, zwiſchen Trennen und Zuſammenſeyn hingebracht; im Genuß vergnüglichſter Geſelligkeit ſchwebte immer Entfernung und Entbehren vor der bewegten Seele. In Gegenwart der neuen Freunde rief man ſich die ältern zurück, vermißte man die neuen, ſo mußte man bekennen, daß auch dieſe ſchon ſtarken Anſpruch an Erinnerung zu erwerben gewußt. Nur ein gefaßter, geprüfter Geiſt, wie unſere ſchöne Witwe, konnte ſich zu ſolcher Stunde völlig im Gleichgewicht erhalten.

Hilariens Herz war zu ſehr verwundet als daß es einen neuen, reinen Eindruck zu empfangen fähig geweſen wäre; aber wenn die Anmuth einer herrlichen Gegend uns lindernd umgibt, wenn die Milde gefühlvoller

Freunde auf uns einwirkt, so kommt etwas Eigenes über Geist und Sinn, das uns Vergangenes, Abwesendes traumartig zurückruft und das Gegenwärtige, als wäre es nur Erscheinung, geistermäßig entfernt. So abwechselnd hin und wieder geschaukelt, angezogen und abgelehnt, genähert und entfernt, wallten und wogten sie verschiedene Tage.

Ohne diese Verhältnisse näher zu beurtheilen glaubte doch der gewandte, wohlerfahrne Reiseführer einige Veränderung in dem ruhigen Betragen seiner Heldinnen gegen das bisherige zu bemerken, und als das Grillenhafte dieser Zustände sich ihm endlich aufgeklärt hatte, wußte er auch hier das Erfreulichste zu vermitteln. Denn als man eben die Damen abermals zu dem Orte wo ihre Tafel bereitet wäre bringen wollte, begegnete ihnen ein anderes geschmücktes Schiff, das, an das ihrige sich anlegend, einen gut gedeckten Tisch, mit allen Heiterkeiten einer festlichen Tafel einladend vorwies; man konnte nun den Verlauf mehrerer Stunden zusammen abwarten und erst die Nacht entschied die herkömmliche Trennung.

Glücklicherweise hatten die männlichen Freunde, auf ihren früheren Fahrten, gerade die geschmückteste der Inseln aus einer gewissen Naturgrille zu betreten vernachlässigt und auch jetzt nicht gedacht die dortigen, keineswegs im besten Stand erhaltenen Künstelenen den Freundinnen vorzuzeigen, ehe die herrlichen Weltscenen

völlig erschöpft wären. Doch zuletzt ging ihnen ein ander Licht auf! Man zog den Führer in's Vertrauen, dieser wußte jene Fahrt sogleich zu beschleunigen und sie hielten solche für die seligste. Nun durften sie hoffen und erwarten, nach so manchen unterbrochenen Freuden drey volle himmlische Tage, in einem abgeschlossenen Bezirk versammelt, zuzubringen.

Hier müssen wir nun den Reiseführer besonders rühmen; er gehörte zu jenen beweglichen, thätig gewandten, welche mehrere Herrschaften geleitend dieselben Routen oft zurücklegen; mit Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten genau bekannt, die einen zu vermeiden, die andern zu benutzen und, ohne Hintansetzung eignen Vortheils, ihre Patrone doch immer wohlfeiler und vergnüglicher durch's Land zu führen verstehen, als diesen auf eigene Hand würde gelungen seyn.

Zu gleicher Zeit that sich eine lebhafte weibliche Bedienung der Frauenzimmer, zum erstenmal entschieden, thätig hervor, so daß die schöne Witwe zur Bedingung machen konnte, die beiden Freunde möchten bei ihr als Gäste einkehren und mit mäßiger Bewirthung vorlieb nehmen. Auch hier gelang alles zum günstigsten: denn der kluge Geschäftsträger hatte, bei dieser Gelegenheit wie früher, von den Empfehlungs- und Creditbriefen der Damen so klugen Gebrauch zu machen gewußt, daß in Abwesenheit der Besitzer, Schloß und Garten, nicht weniger die Küche zu beliebigem Gebrauch eröffnet wor-

den, ja sogar einige Aussicht auf den Keller blieb. Alles stimmte nun so zusammen, daß man sich gleich vom ersten Augenblick an als einheimisch, als eingeborne Herrschaft solcher Paradiese fühlen mußte.

Das sämmtliche Gepäck aller unserer Reisenden ward sogleich auf die Insel gebracht, wodurch für die Gesellschaft große Bequemlichkeit entstand, der größte Vortheil aber dabei erzielt ward, indem die sämmtlichen Portefeuille's des trefflichen Künstlers, zum erstenmale alle beisammen, ihm Gelegenheit gaben, den Weg, den er genommen, in stätiger Folge den Schönen zu vergegenwärtigen. Man nahm die Arbeit mit Entzücken auf. Nicht etwa wie Liebhaber und Künstler sich wechselsweise präconisiren, hier ward einem vorzüglichen Manne das gefühlteste und einsichtigste Lob ertheilt. Damit wir aber nicht in Verdacht gerathen, als wollten wir mit allgemeinen Phrasen dasjenige, was wir nicht vorzeigen können gläubigen Lesern nur unterschieben, so stehe hier das Urtheil eines Kenners, der bei jenen fraglichen sowohl, als gleichen und ähnlichen Arbeiten, mehrere Jahre nachher, bewundernd verweilte.

„Ihm gelingt die heitere Ruhe stiller Seeaussichten darzustellen, wo anliegend-freundliche Wohnungen, sich in der klaren Fluth spiegelnd, gleichsam zu baden scheinen; Ufer, mit begrünten Hügeln umgeben, hinter denen Waldgebirge und eisige Gletscherfirnen aufsteigen. Der Farbenton solcher Scenen ist heiter; frühe

lichtklar; die Fernen mit milderndem Duft wie übergoſſen, der, nebelgrauer und einhüllender, aus durchſtrömten Gründen und Thälern hervorſteigt und ihre Windungen andeutet. Nicht minder iſt des Meiſters Kunſt zu loben in Anſichten aus Thälern näher am Hochgebirg gelegen, wo üppig bewachſene Bergeshänge niederſteigen, friſche Ströme ſich am Fuß der Felſen eilig fortwälzen.

Trefflich weiß er, in mächtig ſchattenden Bäumen des Vordergrundes, den unterſcheidenden Charakter verſchiedener Arten, ſo in Geſtalt des Ganzen, wie in dem Gang der Zweige, den einzelnen Partien der Blätter befriedigend anzudeuten; nicht weniger in dem auf mancherlei Weiſe nüancirten friſchen Grün, worin ſanfte Lüfte mit gelindem Hauch zu fächeln und die Lichter daher gleichſam bewegt erſcheinen.

Im Mittelgrund ermattet allmählich der lebhafte grüne Ton und vermählt ſich, auf entfernteren Berghöhen, ſchwach violett mit dem Blau des Himmels. Doch unſerm Künſtler glücken über alles Darſtellungen höherer Alpgegenden; das einfach Große und Stille ihres Charakters, die ausgedehnten Weiden am Bergeshang, mit dem friſcheſten Grün überkleidet, wo dunkel einzeln ſtehende Tannen aus dem Raſenteppich ragen und von hohen Felswänden ſich ſchäumende Bäche ſtürzen. Mag er die Weiden mit graſendem Rindvieh ſtaffiren, oder den engen, um Felſen ſich windenden Bergpfad mit beladenen Saumpferden und Maulthieren, er zeichnet alle

gleich gut und geistreich; immer am schicklichen Ort, und nicht in zu großer Fülle angebracht zieren und beleben sie diese Bilder, ohne ihre ruhige Einsamkeit zu stören oder auch nur zu mindern. Die Ausführung zeugt von der kühnsten Meisterhand, leicht mit wenigen sichern Strichen und doch vollendet. Er bediente sich später Englischer glänzender Permanentfarben auf Papier, daher sind diese Gemählde von vorzüglich blühendem Farbenton, heiter, aber zugleich kräftig und gesättigt.

Seine Abbildungen tiefer Felsschluchten, wo um und um nur todtes Gestein starrt, im Abgrund, von kühner Brücke übersprungen, der wilde Strom tobt, gefallen zwar nicht wie die vorigen, doch ergreift uns ihre Wahrheit, wir bewundern die große Wirkung des Ganzen, durch wenig bedeutende Striche und Massen von Localfarben, mit dem geringsten Aufwand hervorgebracht.

Eben so charakteristisch weiß er die Gegenden des Hochgebirges darzustellen, wo weder Baum noch Gesträuch mehr fortkommt, sondern nur zwischen Felszacken und Schneegipfeln sonnige Flächen mit zarten Rasen sich bedecken. So schön und gründuftig und einladend er dergleichen Stellen auch colorirt, so sinnig hat er doch unterlassen hier mit weidenden Heerden zu staffiren, denn diese Gegenden geben nur Futter den Gemsen, und Wildheuern einen gefahrvollen Erwerb.“

Wir entfernen uns nicht von der Absicht, unsern Lesern den Zustand solcher wilden Gegenden so nah als möglich zu bringen, wenn wir das eben gebrauchte Wort, Wildheuer, mit wenigem erklären. Man bezeichnet damit ärmere Bewohner der Hochgebirge, welche sich unterfangen auf Grasplätzen, die für das Vieh schlechterdings unzugänglich sind, Heu zu machen. Sie ersteigen deßwegen, mit Steigehacken an den Füßen, die steilsten, gefährlichsten Klippen, oder lassen sich, wo es nöthig ist, von hohen Felswänden an Stricken auf die besagten Grasplätze herab. Ist nun das Gras von ihnen geschlagen und zu Heu getrocknet, so werfen sie solches von den Höhen in tiefere Thalgründe herab, wo dasselbe wieder gesammelt an Viehbesitzer verkauft wird, die es der vorzüglichen Beschaffenheit wegen gern erhandeln.

Jene Bilder, die zwar einen jeden erfreuen und anziehen müßten, betrachtete Hilarie besonders mit großer Aufmerksamkeit; ihre Bemerkungen gaben zu erkennen, daß sie selbst diesem Fache nicht fremd sey; am wenigsten blieb dieß dem Künstler verborgen, der sich von niemand lieber erkannt gesehen hätte als gerade von dieser anmuthigsten aller Personen. Die ältere Freundin schwieg daher nicht länger, sondern tadelte Hilarien, daß sie mit ihrer eigenen Geschicklichkeit hervorzutreten auch dießmal, wie immer, zaudere; hier sey die Frage nicht: gelobt oder getadelt zu werden, sondern zu le-

nen. Eine schönere Gelegenheit finde sich vielleicht nicht wieder.

Nun zeigte sich erst, als sie genöthigt war ihre Blätter vorzuweisen, welch' ein Talent hinter diesem stillen, zierlichsten Wesen verborgen liege; die Fähigkeit war eingeboren, fleißig geübt. Sie besaß ein treues Auge, eine reinliche Hand, wie sie Frauen bei ihren sonstigen Schmuck- und Putzarbeiten zu höherer Kunst befähigt. Man bemerkte freilich Unsicherheit in den Strichen und deßhalb nicht hinlänglich ausgesprochenen Charakter der Gegenstände, aber man bewunderte genugsam die fleißigste Ausführung; dabei jedoch das Ganze nicht auf's vortheilhafteste gefaßt, nicht künstlerisch zurecht gerückt. Sie fürchtet, so scheint es, den Gegenstand zu entweihen, bliebe sie ihm nicht vollkommen getreu, deßhalb ist sie ängstlich und verliert sich im Detail.

Nun aber fühlt sie sich durch das große, freie Talent, die dreiste Hand des Künstlers aufgeregt, erweckt was von Sinn und Geschmack in ihr treulich schlummerte; es geht ihr auf, daß sie nur Muth fassen, einige Hauptmaximen, die ihr der Künstler gründlich, freundlich-dringend, wiederholt überlieferte, ernst und sträcklich befolgen müsse. Die Sicherheit des Striches findet sich ein, sie hält sich allmählich weniger an die Theile als an's Ganze, und so schließt sich die schönste Fähigkeit unvermuthet zur Fertigkeit auf: wie eine Rosenknospe, an der wir noch Abends unbeachtend vorübergin-

gen, Morgens mit Sonnenaufgang vor unſern Augen hervorbricht, ſo daß wir das lebende Zittern, das die herrliche Erſcheinung dem Lichte entgegen regt, mit Augen zu ſchauen glauben.

Auch nicht ohne ſittliche Nachwirkung war eine ſolche äſthetiſche Ausbildung geblieben: denn einen magiſchen Eindruck auf ein reines Gemüth bewirkt das Gewahrwerden der innigſten Dankbarkeit gegen irgend jemand, dem wir entſcheidende Belehrung ſchuldig ſind. Dießmal war es das erſte frohe Gefühl, das in Hilariens Seele nach geraumer Zeit hervortrat. Die herrliche Welt erſt Tage lang vor ſich zu ſehen, und nun die auf einmal verliehene vollkommenere Darſtellungsgabe zu empfinden. Welche Wonne in Zügen und Farben dem Unausſprechlichen näher zu treten! Sie fühlte ſich mit einer neuen Jugend überraſcht und konnte ſich eine beſondere Anneigung zu jenem, dem ſie dieß Glück ſchuldig geworden, nicht verſagen.

So ſaßen ſie neben einander, man hätte nicht unterſcheiden können, wer haſtiger Kunſtvortheile zu überliefern, oder ſie zu ergreifen und auszuüben geweſen wäre. Der glücklichſte Wettſtreit, wie er ſich ſelten zwiſchen Schüler und Meiſter entzündet, that ſich hervor. Manchmal ſchien der Freund auf ihr Blatt mit einem entſcheidenden Zuge einwirken zu wollen, ſie aber, ſanft ablehnend, eilte gleich das Gewünſchte, das Nothwendige zu thun und immer zu ſeinem Erſtaunen.

Die schöne Witwe ging indeß mit Wilhelm, unter Cypressen und Pinien, bald an Trauben- bald an Orangengeländern der Terrassen hin und konnte sich zuletzt nicht enthalten den leise angedeuteten Wunsch des neuen Freundes zu erfüllen; sie mußte ihm die wundersame Verschränkung offenbaren, wodurch die Freundinnen von ihren früheren Verhältnissen getrennt, unter sich innig verbunden, in die Welt hinausgeschickt worden.

Wilhelm, der die Gabe nicht vermißte sich alles genau zu merken, schrieb die trauliche Erzählung später auf, und wir gedenken sie, wie er solche verfaßt und durch Hersilien an Natalien gesendet, künftig unsern Lesern mitzutheilen.

Der letzte Abend war nun herangekommen, und ein hervorleuchtender klarster Vollmond ließ den Uebergang von Tag zu Nacht nicht empfinden. Die Gesellschaft hatte sich zusammen auf einer der höchsten Terrassen gelagert, den ruhigen, von allen Seiten her erleuchteten und rings widerglänzenden See, dessen Länge sich zum Theil verbarg, seiner Breite nach ganz klar zu überschauen.

Was man nun auch in solchen Zuständen besprechen mochte, so war doch nicht zu unterlassen das hundertmal Besprochene, die Vorzüge dieses Himmels, dieses Wassers, dieser Erde, unter dem Einfluß einer gewaltigen Sonne, eines mildern Mondes nochmals zu bereden, ja sie ausschließlich und lyrisch anzuerkennen.

Was

Was man ſich aber nicht geſtand, was man ſich kaum ſelbſt bekennen mochte, war das tiefe ſchmerzliche Gefühl, das in jedem Buſen, ſtärker oder ſchwächer, durchaus aber gleich wahr und zart ſich bewegte. Das Vorgefühl des Scheidens verbreitete ſich über die Geſammtheit; ein allmähliches Verſtummen wollte faſt ängſtlich werden.

Da ermannte, da entſchloß ſich der Sänger, auf ſeinem Inſtrumente kräftig präludirend, uneingedenk jener früheren wohlbedachten Schonung. Ihm ſchwebte Miguons Bild mit dem erſten Zartgeſang des holden Kindes vor. Leidenſchaftlich über die Gränze geriſſen, mit ſehnſüchtigem Griff die wohlklingenden Saiten aufregend, begann er anzuſtimmen:

Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunklen Laub — — — — —

Hilarie ſtand erſchüttert auf und entfernte ſich, die Stirne verſchleiernd; unſere ſchöne Witwe bewegte, ablehnend, eine Hand gegen den Sänger, indem ſie mit der andern Wilhelm's Arm ergriff. Hilarien folgte der verworrene Jüngling, Wilhelmen zog die mehr beſonnene Freundin hinter beiden drein. Und als ſie nun alle viere im hohen Mondſchein ſich gegenüber ſtanden, war die allgemeine Rührung nicht mehr zu verhehlen. Die Frauen warfen ſich einander in die Arme, die Männer umhalſ'ten ſich, und Luna ward Zeuge der edelſten, keuſcheſten Thränen. Einige Beſinnung kehrte langſam

erst zurück, man zog sich auseinander, schweigend, unter seltsamen Gefühlen und Wünschen, denen doch die Hoffnung schon abgeschnitten war. Nun fühlte sich unser Künstler, welchen der Freund mit sich riß, unter dem hehren Himmel, in der ernstlichen Nachtstunde, eingeweiht in alle Schmerzen des ersten Grades der Entsagenden, welchen jene Freunde schon überstanden hatten, nun aber sich in Gefahr sahen abermals schmerzlich geprüft zu werden.

Spät hatten sich die Jünglinge zur Ruhe begeben und, am frühen Morgen zeitig erwachend, faßten sie ein Herz und glaubten sich stark zu einem Abschied aus diesem Paradiese, ersannen mancherlei Pläne wie sie ohne Pflichtverletzung, in der angenehmen Nähe zu verharren allenfalls möglich machten.

Ihre Vorschläge deßhalb gedachten sie anzubringen, als die Nachricht sie überraschte, schon bei'm frühsten Scheine des Tages seyen die Damen abgefahren. Ein Brief von der Hand unserer Herzenskönigin belehrte sie des Weitern. Man konnte zweifelhaft seyn, ob mehr Verstand oder Güte, mehr Neigung oder Freundschaft, mehr Anerkennung des Verdienstes oder treues verschämtes Vorurtheil, darin ausgesprochen sey. Leider enthielt der Schluß die harte Forderung, daß man den Freundinnen weder folgen, noch sie irgendwo aufsuchen, ja, wenn man sich zufällig begegnete, einander treulich ausweichen wolle.

Nun war das Paradies wie durch einen Zauberſchlag für die Freunde zur völligen Wüſte gewandelt; und gewiß hätten ſie ſelbſt gelächelt, wäre ihnen in dem Augenblick klar geworden, wie ungerecht-undankbar ſie ſich auf einmal gegen eine ſo ſchöne, ſo merkwürdige Umgebung verhielten. Kein ſelbſtſüchtiger Hypochondriſt würde ſo ſcharf und ſcheelſüchtig den Verfall der Gebäude, die Vernachläſſigung der Mauern, das Verwittern der Thürme, den Grasüberzug der Gänge, das Ausſterben der Bäume, das vermooſende Vermodern der Kunſtgrotten, und was noch alles dergleichen zu bemerken wäre, gerügt und geſcholten haben. Sie faßten ſich indeß ſo gut es ſich fügen wollte; unſer Künſtler packte ſorgfältig ſeine Arbeit zuſammen, ſie ſchifften beide ſich ein, Wilhelm begleitete ihn bis in die obere Gegend des Sees, wo jener, nach früherer Verabredung, ſeinen Weg zu Natalien ſuchte, um ſie, durch die ſchönen landſchaftlichen Bilder, in Gegenden zu verſetzen die ſie vielleicht ſobald nicht betreten ſollte. Berechtigt ward er zugleich den unerwarteten Fall bekennend vorzutragen, wodurch er in die Lage gerathen von den Bundesgliedern des Entſagens auf's freundlichſte in die Mitte genommen und durch liebevolle Behandlung, wo nicht geheilt doch getröſtet zu werden.

Lenardo an Wilhelm.

Ihr Schreiben, mein Theuerſter, traf mich in einer Thätigkeit, die ich Verwirrung nennen könnte, wenn der Zweck nicht ſo groß, das Erlangen nicht ſo ſicher wäre. Die Verbindung mit den Ihrigen iſt wichtiger als beide Theile ſich denken konnten. Darüber darf ich nicht anfangen zu ſchreiben, weil ſich gleich hervorthut wie unüberſehbar das Ganze, wie unausſprechlich die Verknüpfung. Thun ohne Reden muß jetzt unſre Loſung ſeyn. Tauſend Dank, daß Sie mir auf ein ſo anmuthiges Geheimniß halbverſchleiert in die Ferne hindeuten, ich gönne dem guten Weſen einen ſo einfach glücklichen Zuſtand, indeſſen mich ein Wirbel von Verſchlingungen, doch nicht ohne Leitſtern, umher treiben wird. Der Abbé übernimmt das Weitere zu vermelden, ich darf nur deſſen gedenken was fördert, die Sehnſucht verſchwindet im Thun und Wirken. Sie haben mich — und hier nicht weiter; wo genug zu ſchaffen iſt, bleibt kein Raum für Betrachtung.

Der Abbé an Wilhelm.

Wenig hätte gefehlt, ſo wäre Ihr wohlgemeinter Brief ganz Ihrer Abſicht entgegen uns höchſt ſchädlich geworden. Die Schilderung der Gefundenen iſt ſo gemüthlich und reizend, daß, um ſie gleichfalls aufzufinden, der wunderliche Freund vielleicht alles hätte ſtehen und

liegen lassen, wären unsre nunmehr verbündeten Plane nicht so groß und weitaussehend. Nun aber hat er die Probe bestanden und es bestätigt sich, daß er von der wichtigen Angelegenheit völlig durchdrungen ist, und sich von allem andern ab- und allein dorthin gezogen fühlt.

In diesem unserm neuen Verhältniß, dessen Einleitung wir Ihnen verdanken, ergaben sich bei näherer Untersuchung, für jene wie für uns, weit größere Vortheile als man gedacht hätte.

Denn gerade durch eine von der Natur weniger begünstigte Gegend, wo ein Theil der Güter gelegen ist, die ihm der Oheim abtritt, ward in der neuern Zeit ein Canal projectirt, der auch durch unsere Besitzungen sich ziehen wird und wodurch, wenn wir uns aneinander schließen, sich der Werth derselben in's Unberechenbare erhöht.

Hierbei kann er seine Hauptneigung, ganz von vorne anzufangen, sehr bequem entwickeln. Zu beiden Seiten jener Wasserstraße wird unbebautes und unbewohntes Land genugsam zu finden seyn; dort mögen Spinnerinnen und Weberinnen sich ansiedeln, Maurer, Zimmerleute und Schmiede sich und jenen mäßige Werkstätten bestellen; alles mag durch die erste Hand verrichtet werden, indessen wir andern die verwickelten Aufgaben zu lösen unternehmen und den Umschwung der Thätigkeit zu befördern wissen.

Dieſes iſt alſo die nächſte Aufgabe unſers Freundes. Aus den Gebirgen vernimmt man Klagen über Klagen wie dort Nahrungsloſigkeit überhand nehme; auch ſollen jene Strecken im Uebermaß bevölkert ſeyn. Dort wird er ſich umſehen, Menſchen und Zuſtände beurtheilen und die wahrhaft thätigen ſich ſelbſt und andern nützlichen in unſern Zug mit aufnehmen.

Ferner hab' ich von Lothario zu berichten, er bereitet den völligen Abſchluß vor. Eine Reiſe zu den Pädagogen hat er unternommen um ſich tüchtige Künſtler, nur ſehr wenige, zu erbitten. Die Künſte ſind das Salz der Erde; wie dieſes zu den Speiſen, ſo verhalten ſich jene zu der Technik. Wir nehmen von der Kunſt nicht mehr auf als nur daß das Handwerk nicht abgeſchmackt werde.

Im Ganzen wird zu jener pädagogiſchen Anſtalt uns eine dauernde Verbindung höchſt nützlich und nöthig werden. Wir müſſen thun und dürfen an's Bilden nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen iſt unſre höchſte Pflicht.

Tauſend und aber tauſend Betrachtungen ſchließen ſich hier an; erlauben Sie mir, nach unſrer alten Weiſe, nur noch ein allgemeines Wort, veranlaßt durch eine Stelle Ihres Briefes an Lenardo. Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebührende Lob nicht entziehen: auf ihr gründet ſich die Sicherheit des Einzelnen, worauf zuletzt denn auch die Feſtigkeit und Würde beruhen

mag; aber sie reicht nicht mehr hin, wir müssen den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, unsre redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktischen Bezug in's Weite setzen, und nicht nur unsre Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen.

Um nun zuletzt Ihres Gesuches zu erwähnen, sag' ich so viel: Montan hat es zu rechter Zeit bei uns angebracht. Der wunderliche Mann wollte durchaus nicht erklären was Sie eigentlich vorhätten, doch er gab sein Freundes-Wort daß es verständig und, wenn es gelänge, der Gesellschaft höchst nützlich seyn würde. Und so ist Ihnen verziehen, daß Sie in Ihrem Schreiben gleichfalls ein Geheimniß davon machen. Genug, Sie sind von aller Beschränktheit entbunden, wie es Ihnen schon zugekommen seyn sollte, wäre uns Ihr Aufenthalt bekannt gewesen. Deßhalb wiederhol' ich im Namen aller: Ihr Zweck, obschon unausgesprochen, wird im Zutrauen auf Montan und Sie gebilligt. Reisen Sie, halten Sie sich auf, bewegen Sie sich, verharren Sie; was Ihnen gelingt wird recht seyn; möchten Sie sich zum nothwendigsten Glied unsrer Kette bilden.

Ich lege zum Schluß ein Täfelchen bei, woraus Sie den beweglichen Mittelpunct unsrer Communicationen erkennen werden. Sie finden darin vor Augen gestellt wohin Sie zu jeder Jahreszeit Ihre Briefe

zu senden haben; am liebsten sehen wir's durch sichere Boten, deren Ihnen genugsame an mehreren Orten angedeutet sind. Eben so finden Sie durch Zeichen bemerkt, wo Sie einen oder den andern der Unsrigen aufzusuchen haben.

Zwischenrede.

Hier aber finden wir uns in dem Falle dem Leser eine Pause und zwar von einigen Jahren anzukündigen, weßhalb wir gern, wäre es mit der typographischen Einrichtung zu verknüpfen gewesen, an dieser Stelle einen Band abgeschlossen hätten.

Doch wird ja wohl auch der Raum zwischen zwey Capiteln genügen um sich über das Maß gedachter Zeit hinwegzusetzen, da wir längst gewohnt sind zwischen dem Sinken und Steigen des Vorhangs in unserer persönlichen Gegenwart dergleichen geschehen zu lassen.

Wir haben in diesem zweyten Buche die Verhältnisse unsrer alten Freunde bedeutend steigern sehen und zugleich frische Bekanntschaften gewonnen; die Aussichten sind der Art, daß zu hoffen steht es werde allen und jeden, wenn sie sich in's Leben zu finden wissen, ganz erwünscht gerathen. Erwarten wir also zunächst, einen nach dem andern, sich verflechtend und entwindend, auf gebahnten und ungebahnten Wegen wieder zu finden.

Neuntes Capitel.

Suchen wir nun unſern ſeit einiger Zeit ſich ſelbſt überlaſſenen Freund wieder auf, ſo finden wir ihn wie er, von Seiten des flachen Landes her, in die pädagogiſche Provinz hineintritt. Er kommt über Auen und Wieſen, umgeht auf trocknem Anger manchen kleinen See, erblickt mehr bebuſchte als waldige Hügel, überall freie Umſicht über einen wenig bewegten Boden. Auf ſolchen Pfaden blieb ihm nicht lange zweifelhaft er befinde ſich in der pferdenährenden Region, auch gewahrte er hie und da kleinere und größere Heerden dieſes edlen Thiers verſchiedenen Geſchlechts und Alters. Auf einmal aber bedeckt ſich der Horizont mit einer furchtbaren Staubwolke die, eiligſt näher und näher anſchwellend, alle Breite des Raums völlig überdeckt, endlich aber durch friſchen Seitenwind enthüllt, ihren innern Tumult zu offenbaren genöthigt iſt.

In vollem Galop ſtürzt eine große Maſſe ſolcher edlen Thiere heran, ſie werden durch reitende Hüter gelenkt und zuſammengehalten. An dem Wanderer ſprengt das ungeheure Gewimmel vorbei, ein ſchöner Knabe unter den begleitenden Hütern blickt ihn verwundert an, parirt, ſpringt ab und umarmt den Vater.

Nun geht es an ein Fragen und Erzählen, der Sohn berichtet, daß er in der ersten Prüfungszeit viel ausgestanden, sein Pferd vermißt und auf Aeckern und Wiesen sich zu Fuß herumgetrieben; da er sich denn auch in dem stillen mühseligen Landleben, wie er voraus protestirt, nicht sonderlich erwiesen; das Ernteseſt habe ihm zwar ganz wohl, das Bestellen hinterdrein, Pflügen, Graben und Abwarten keineswegs gefallen, mit den nothwendigen und nutzbaren Hausthieren habe er sich zwar, doch immer lässig und unzufrieden beschäftigt, bis er denn zur lebhafteren Reiterey endlich befördert worden. Das Geschäft die Stuten und Fohlen zu hüten sey mitunter zwar langweilig genug, indessen wenn man ein muntres Thierchen vor sich sehe, das einen vielleicht in drey vier Jahren lustig davon trüge, so sey es doch ein ganz anderes Wesen als sich mit Kälbern und Ferkeln abzugeben deren Lebenszweck dahinausgehe, wohl gefüttert und angefettet fortgeschafft zu werden.

Mit dem Wachsthum des Knaben, der sich wirklich zum Jüngling heranstreckte, seiner gesunden Haltung, einem gewissen freiheitern, um nicht zu sagen geistreichen Gespräche, konnte der Vater wohl zufrieden seyn. Beide folgten reitend nunmehr eilig der eilenden Heerde, bei einsam gelegenen weitläufigen Gehöften vorüber, zu dem Ort oder Flecken, wo das große Marktfest gehalten ward. Dort wühlte ein unglaubliches Getümmel durcheinander und man wüßte nicht zu unterscheiden ob

Waare oder Käufer mehr Stand erregten. Aus allen Landen treffen hier Kauflustige zusammen, um Geschöpfe edler Abkunft, sorgfältiger Zucht sich zuzueignen. Alle Sprachen der Welt glaubt man zu hören. Dazwischen tönt auch der lebhafte Schall wirksamster Blasinstrumente und alles deutet auf Bewegung, Kraft und Leben.

Unser Wanderer trifft nun den vorigen schon bekannten Aufseher wieder an, gesellt zu andern tüchtigen Männern, welche still und gleichsam unbemerkt Zucht und Ordnung zu erhalten wissen. Wilhelm, der hier abermals ein Beispiel ausschließlicher Beschäftigung und, wie ihm bei aller Breite scheint, beschränkte Lebensleitung zu bemerken glaubt, wünscht zu erfahren worin man die Zöglinge sonst noch zu üben pflege, um zu verhindern daß bei so wilder, gewissermaßen roher Beschäftigung, Thiere nährend und erziehend der Jüngling nicht selbst zum Thiere verwildere. Und so war ihm denn sehr lieb zu vernehmen daß gerade mit dieser gewaltsam und rauh scheinenden Bestimmung die zarteste von der Welt verknüpft sey, Sprachübung und Sprachbildung.

In dem Augenblick vermißte der Vater den Sohn an seiner Seite, er sah ihn, zwischen den Lücken der Menge durch, mit einem jungen Tabulettkrämer über Kleinigkeiten eifrig handeln und feilschen. In kurzer Zeit sah er ihn gar nicht mehr. Als nun der Aufseher nach der Ursache einer gewissen Verlegenheit und Zerstreuung

fragte und dagegen vernahm daß es den Sohn gelte: lassen Sie es nur, sagte er zur Beruhigung des Vaters, er ist unverloren; damit Sie aber seyen wie wir die Unsrigen zusammenhalten, stieß er mit Gewalt in ein Pfeifchen das an seinem Busen hing, in dem Augenblicke antwortete es dutzendweise von allen Seiten. Der Mann fuhr fort: Jetzt laß' ich es dabei bewenden, es ist nur ein Zeichen daß der Aufseher in der Nähe ist und ungefähr wissen will, wie viel ihn hören. Auf ein zweytes Zeichen sind sie still, aber bereiten sich, auf das dritte antworten sie und stürzen herbei. Uebrigens sind diese Zeichen auf gar mannichfaltige Weise vervielfältigt und von besonderem Nutzen.

Auf einmal hatte sich um sie her ein freierer Raum gebildet, man konnte freier sprechen, indem man gegen die benachbarten Höhen spazierte. „Zu jenen Sprachübungen," fuhr der Aufsehende fort, „wurden wir dadurch bestimmt, daß aus allen Weltgegenden Jünglinge sich hier befinden. Um nun zu verhüten, daß sich nicht, wie in der Fremde zu geschehen pflegt, die Landsleute vereinigen und, von den übrigen Nationen abgesondert, Parteyen bilden, so suchen wir durch freie Sprachmittheilung sie einander zu nähern."

Am nothwendigsten aber wird eine allgemeine Sprachübung, weil bei diesem Festmarkte jeder Fremde in seinen eigenen Tönen und Ausdrücken genugsame Unterhaltung, bei'm Feilschen und Markten aber alle Bequem-

lichkeit finden mag. Damit jedoch keine Babyloniſche Verwirrung, keine Verderbniß entſtehe, ſo wird das Jahr über monatweiſe nur Eine Sprache im Allgemeinen geſprochen; nach dem Grundſatz, daß man nichts lerne außerhalb des Elements, welches bezwungen werden ſoll.

„Wir ſehen unſere Schüler," ſagte der Aufſeher, „ſämmtlich als Schwimmer an, welche, mit Verwunderung, im Elemente das ſie zu verſchlingen droht, ſich leichter fühlen, von ihm gehoben und getragen ſind; und ſo iſt es mit allem, deſſen ſich der Menſch unterfängt."

„Zeigt jedoch einer der Unſrigen zu dieſer oder jener Sprache beſondere Neigung, ſo iſt auch mitten in dieſem tumultvoll ſcheinenden Leben, das zugleich ſehr viel ruhige, müßig einſame, ja langweilige Stunden bietet, für treuen und gründlichen Unterricht geſorgt. Ihr würdet unſere reitenden Grammatiker, unter welchen ſogar einige Pedanten ſind, aus dieſen bärtigen und unbärtigen Centauren wohl ſchwerlich herausfinden. Euer Felix hat ſich zum Italiäniſchen beſtimmt und da, wie ihr ſchon wißt, melodiſcher Geſang bei unſern Anſtalten durch alles durchgreift, ſo ſolltet ihr, in der Langweile des Hüterlebens, gar manches Lied zierlich und gefühlvoll vortragen hören. Lebensthätigkeit und Tüchtigkeit iſt mit auslangendem Unterricht weit verträglicher als man denkt."

„Da eine jede Region ihr eigenes Feſt feiert, ſo

führte man den Gast zum Bezirk der Instrumental-Musik. Dieser, an die Ebene gränzend, zeigte schon freundlich und zierlich abwechselnde Thäler, kleine schlanke Wälder, sanfte Bäche, an deren Seite hie und da ein bemoos'ter Fels hervortrat. Zerstreute, umbuschte Wohnungen erblickte man auf den Hügeln, in sanften Gründen drängten sich die Häuser näher aneinander. Jene anmuthig vereinzelten Hütten lagen so weit auseinander, daß weder Töne noch Mißtöne sich wechselseitig erreichen konnten.

Sie näherten sich sodann einem weiten, rings umbauten und umschatteten Raume, wo Mann an Mann gedrängt mit großer Aufmerksamkeit und Erwartung gespannt schienen. Eben als der Gast heraustrat, ward eine mächtige Symphonie aller Instrumente aufgeführt, deren vollständige Kraft und Zartheit er bewundern mußte.

Dem geräumig erbauten Orchester stand ein kleineres zur Seite, welches zu besonderer Betrachtung Anlaß gab; auf demselben befanden sich jüngere und ältere Schüler, jeder hielt sein Instrument bereit ohne zu spielen; es waren diejenigen die noch nicht vermochten, oder nicht wagten in's Ganze zu greifen. Mit Antheil bemerkte man wie sie gleichsam auf dem Sprunge standen, und hörte rühmen: ein solches Fest gehe selten vorüber, ohne daß ein oder das andere Talent sich plötzlich entwickele.

Da nun auch Gesang zwischen den Instrumenten sich hervorthat, konnte kein Zweifel übrig bleiben daß auch dieser begünstigt werde. Auf eine Frage sodann was noch sonst für eine Bildung sich hier freundlich anschließe, vernahm der Wanderer: die Dichtkunst sey es, und zwar von der lyrischen Seite. Hier komme alles darauf an daß beide Künste, jede für sich und aus sich selbst, dann aber gegen und miteinander entwickelt werden. Die Schüler lernen eine wie die andre in ihrer Bedingtheit kennen; sodann wird gelehrt wie sie sich wechselsweise bedingen und sich sodann wieder wechselseitig befreien.

Der poetischen Rhythmik stellt der Tonkünstler Tacteintheilung und Tactbewegung entgegen. Hier zeigt sich aber bald die Herrschaft der Musik über die Poesie; denn wenn diese, wie billig und nothwendig, ihre Quantitäten immer so rein als möglich im Sinne hat, so sind für den Musiker wenig Sylben entschieden lang oder kurz; nach Belieben zerstört dieser das gewissenhafteste Verfahren des Rhythmikers, ja verwandelt sogar Prosa in Gesang, wo dann die wunderbarsten Möglichkeiten hervortreten, und der Poet würde sich gar bald vernichtet fühlen, wüßte er nicht, von seiner Seite, durch lyrische Zartheit und Kühnheit, dem Musiker Ehrfurcht einzuflößen und neue Gefühle, bald in sanftester Folge, bald durch die raschesten Uebergänge, hervorzurufen.

Die Sänger die man hier findet sind meist selbst

Poeten.

Poeten. Auch der Tanz wird in seinen Grundzügen gelehrt, damit sich alle diese Fertigkeiten über sämmtliche Regionen regelmäßig verbreiten können.

Als man den Gast über die nächste Gränze führte, sah er auf einmal eine ganz andere Bauart. Nicht mehr zerstreut waren die Häuser, nicht mehr hüttenartig; sie zeigten sich vielmehr regelmäßig zusammengestellt, tüchtig und schön von außen, geräumig, bequem und zierlich von innen; man ward hier einer unbeengten, wohlgebauten, der Gegend angemessenen Stadt gewahr. Hier sind bildende Kunst und die ihr verwandten Handwerke zu Hause und eine ganz eigene Stille herrscht über diesen Räumen.

Der bildende Künstler denkt sich zwar immer in Bezug auf alles was unter den Menschen lebt und webt, aber sein Geschäft ist einsam, und durch den sonderbarsten Widerspruch verlangt vielleicht kein anderes so entschieden lebendige Umgebung. Hier nun bildet jeder im Stillen was bald für immer die Augen der Menschen beschäftigen soll; eine Feyertagsruhe waltet über dem ganzen Ort, und hätte man nicht hie und da das Picken der Steinhauer, oder abgemessene Schläge der Zimmerleute vernommen, die so eben emsig beschäftigt waren ein herrliches Gebäude zu vollenden, so wäre die Luft von keinem Ton bewegt gewesen.

Unserm Wanderer fiel der Ernst auf, die wunderbare Strenge, mit welcher sowohl Anfänger als Fortschrei-

tend: behandelt wurden; es schien als wenn keiner aus eigner Macht und Gewalt etwas leistete, sondern als wenn ein geheimer Geist sie alle durch und durch belebte, nach einem einzigen großen Ziele hinleitend. Nirgends erblickte man Entwurf und Skizze, jeder Strich war mit Bedacht gezogen, und als sich der Wanderer von dem Führer eine Erklärung des ganzen Verfahrens erbat, äußerte dieser: die Einbildungskraft sey ohnehin ein vages, unstätes Vermögen, während das ganze Verdienst des bildenden Künstlers darin bestehe, daß er sie immer mehr bestimmen, festhalten, ja endlich bis zur Gegenwart erhöhen lerne.

Man erinnerte an die Nothwendigkeit sicherer Grundsätze in andern Künsten. Würde der Musiker einem Schüler vergönnen wild auf den Saiten herumzugreifen, oder sich gar Intervalle nach eigner Lust und Belieben zu erfinden? Hier wird auffallend, daß nichts der Willkür des Lernenden zu überlassen sey; das Element worin er wirken soll, ist entschieden gegeben, das Werkzeug das er zu handhaben hat, ist ihm eingehändigt, sogar die Art und Weise wie er sich dessen bedienen soll, ich meine den Fingerwechsel, findet er vorgeschrieben, damit ein Glied dem andern aus dem Wege gehe und seinem Nachfolger den rechten Weg bereite; durch welches gesetzliche Zusammenwirken denn zuletzt allein das Unmögliche möglich wird.

Was uns aber zu strengen Forderungen, zu entschie-

denen Gesetzen am meisten berechtigt, ist: daß gerade das Genie, das angeborne Talent sie am ersten begreift, ihnen den willigsten Gehorsam leistet. Nur das Halbvermögen wünschte gern seine beschränkte Besonderheit an die Stelle des unbedingten Ganzen zu setzen, und seine falschen Griffe, unter Vorwand einer unbezwinglichen Originalität und Selbstständigkeit, zu beschönigen. Das lassen wir aber nicht gelten, sondern hüten unsere Schüler vor allen Mißtritten, wodurch ein großer Theil des Lebens, ja manchmal das ganze Leben verwirrt und zerpflückt wird.

Mit dem Genie haben wir am liebsten zu thun, denn dieses wird eben von dem guten Geiste beseelt, bald zu erkennen was ihm nutz ist. Es begreift, daß Kunst eben darum Kunst heiße, weil sie nicht Natur ist. Es bequemt sich zum Respect, sogar vor dem was man conventionell nennen könnte: denn was ist dieses anders, als daß die vorzüglichsten Menschen übereinkamen, das Nothwendige, das Unerläßliche für das Beste zu halten; und gereicht es nicht überall zum Glück?

Zur großen Erleichterung für die Lehrer sind auch hier, wie überall bei uns, die drei Ehrfurchten und ihre Zeichen, mit einiger Abänderung, der Natur des obwaltenden Geschäfts gemäß, eingeführt und eingeprägt.

Den ferner umher geleiteten Wanderer mußte nunmehr in Verwunderung setzen, daß die Stadt sich immer zu erweitern, Straße aus Straße sich zu entwickeln

ſchien, mannichfaltige Anſichten gewährend. Das Aeußere der Gebäude ſprach ihre Beſtimmung unzweydeutig aus, ſie waren würdig und ſtattlich, weniger prächtig als ſchön. Den edlern und ernſteren in Mitte der Stadt ſchloſſen ſich die heitern gefällig an, bis zuletzt zierliche Vorſtädte anmuthigen Styls gegen das Feld ſich hinzogen, und endlich als Gartenwohnungen zerſtreuten.

Der Wanderer konnte nicht unterlaſſen hier zu bemerken, daß die Wohnungen der Muſiker in der vorigen Region keineswegs an Schönheit und Raum den gegenwärtigen zu vergleichen ſeyen, welche Mahler, Bildhauer und Baumeiſter bewohnen. Man erwiderte ihm, dieß liege in der Natur der Sache. Der Muſicus müſſe immer in ſich ſelbſt gekehrt ſeyn, ſein Innerſtes ausbilden, um es nach außen zu wenden. Dem Sinne des Auges hat er nicht zu ſchmeicheln. Das Auge bevortheilt gar leicht das Ohr und lockt den Geiſt von innen nach außen. Umgekehrt muß der bildende Künſtler in der Außenwelt leben und ſein Inneres gleichſam unbewußt an und in dem Auswendigen manifeſtiren. Bildende Künſtler müſſen wohnen wie Könige und Götter, wie wollten ſie denn ſonſt für Könige und Götter bauen und verzieren? Sie müſſen ſich zuletzt dergeſtalt über das Gemeine erheben, daß die ganze Volksgemeinde in und an ihren Werken ſich veredelt fühle.

Sodann ließ unſer Freund ſich ein anderes Paradoxon erklären: warum gerade in dieſen feſtlichen, andere

Regionen ſo belebenden, tumultuariſch erregten Tagen hier die größte Stille herrſche und das Arbeiten nicht auch ausgeſetzt werde?

Ein bildender Künſtler, hieß es, bedarf keines Feſtes, ihm iſt das ganze Jahr ein Feſt. Wenn er etwas Treffliches geleiſtet hat, es ſteht, nach wie vor, ſeinem Aug' entgegen, dem Auge der ganzen Welt. Da bedarf es keiner Wiederholung, keiner neuen Anſtrengung, keines friſchen Gelingens, woran ſich der Muſiker immer abplagt, dem daher das ſplendideſte Feſt innerhalb des vollzähligſten Kreiſes zu gönnen iſt.

Man ſollte aber doch, verſetzte Wilhelm, in dieſen Tagen eine Ausſtellung belieben, wo die dreyjährigen Fortſchritte der braveſten Zöglinge mit Vergnügen zu beſchauen und zu beurtheilen wären.

An anderen Orten, verſetzte man, mag eine Ausſtellung ſich nöthig machen, bei uns iſt ſie es nicht. Unſer ganzes Weſen und Seyn iſt Ausſtellung. Sehen Sie hier die Gebäude aller Art, alle von Zöglingen aufgeführt; freilich nach hundertmal beſprochenen und durchdachten Riſſen: denn der Bauende ſoll nicht herumtaſten und verſuchen; was ſtehen bleiben ſoll muß recht ſtehen und wo nicht für die Ewigkeit doch für geraume Zeit genügen. Mag man doch immer Fehler begehen, bauen darf man keine.

Mit Bildhauern verfahren wir ſchon läßlicher, am läßlichſten mit Mahlern, ſie dürfen dieß und jenes ver-

ſuchen, beide in ihrer Art. Ihnen ſteht frei in den innern, an den äußern Räumen der Gebäude, auf Plätzen, ſich eine Stelle zu wählen die ſie verzieren wollen. Sie machen ihren Gedanken kund, und wenn er einigermaßen zu billigen iſt, ſo wird die Ausführung zugeſtanden, und zwar auf zweyerlei Weiſe, entweder mit Vergünſtigung früher oder ſpäter die Arbeit wegnehmen zu dürfen, wenn ſie dem Künſtler ſelbſt mißfiele, oder mit Bedingung das einmal Aufgeſtellte unabänderlich am Orte zu laſſen. Die meiſten erwählen das Erſte und behalten ſich jene Erlaubniß vor, wobei ſie immer am beſten berathen ſind. Der zweyte Fall tritt ſeltner ein, und man bemerkt daß alsdann die Künſtler ſich weniger vertrauen, mit Geſellen und Kennern lange Conferenzen halten und dadurch wirklich ſchätzenswerthe, dauerwürdige Arbeiten hervorzubringen wiſſen.

Nach allem dieſem verſäumte Wilhelm nicht ſich zu erkundigen: was für ein anderer Unterricht ſich ſonſt noch anſchließe, und man geſtand ihm, daß es die Dichtkunſt, und zwar die epiſche ſey.

Doch mußte dem Freunde dieß ſonderbar ſcheinen, als man hinzufügte: es werde den Schülern nicht vergönnt, ſchon ausgearbeitete Gedichte älterer und neuerer Dichter zu leſen oder vorzutragen; ihnen wird nur eine Reihe von Mythen, Ueberlieferungen und Legenden lakoniſch mitgetheilt. Nun erkennt man gar bald, an mahleriſcher oder poetiſcher Ausführung, das eigene

Productive des einer oder der andern Kunſt gewidmeten Talents. Dichter und Bildner beide beſchäftigen ſich an Einer Quelle, und jeder ſucht das Waſſer nach ſeiner Seite, zu ſeinem Vortheil hinzulenken, um nach Erforderniß eigne Zwecke zu erreichen; welches ihm viel beſſer gelingt, als wenn er das ſchon Verarbeitete nochmals umarbeiten wollte.

Der Reiſende ſelbſt hatte Gelegenheit zu ſehen wie das vorging. Mehrere Mahler waren in einem Zimmer beſchäftigt, ein munterer junger Freund erzählte ſehr ausführlich eine ganz einfache Geſchichte, ſo daß er faſt eben ſo viele Worte als jene Pinſelſtriche anwendete, ſeinen Vortrag ebenfalls auf's rundeſte zu vollenden.

Man verſicherte, daß bei'm Zuſammenarbeiten die Freunde ſich gar anmuthig unterhielten und daß ſich auf dieſem Wege öfters Improviſatoren entwickelten, welche großen Enthuſiasmus für die zwiefache Darſtellung zu erregen wüßten.

Der Freund wendete nun ſeine Erkundigungen zur bildenden Kunſt zurück. „Ihr habt," ſo ſprach er, „keine Ausſtellung, alſo auch wohl keine Preisaufgabe?" „Eigentlich nicht," verſetzte jener, „hier aber ganz in der Nähe können wir euch ſehen laſſen was wir für nützlicher halten."

Sie traten in einen großen von oben glücklich erleuchteten Saal, ein weiter Kreis beſchäftigter Künſtler zeigte ſich zuerſt, aus deſſen Mitte ſich eine koloſſale

Gruppe günstig aufgestellt erhob. Männliche und weibliche Kraftgestalten, in gewaltsamen Stellungen, erinnerten an jenes herrliche Gefecht zwischen Heldenjünglingen und Amazonen, wo Haß und Feindseligkeit zuletzt sich in wechselseitig-traulichen Beistand auflöst. Dieses merkwürdig verschlungene Kunstwerk war von jedem Puncte ringsum gleich günstig anzusehen. In einem weiten Umfang saßen und standen bildende Künstler, jeder nach seiner Weise beschäftigt; der Mahler an seiner Staffeley, der Zeichner am Reißbret; einige modellirten rund, einige flach erhoben; ja sogar Baumeister entwarfen den Untersatz, worauf künftig ein solches Kunstwerk gestellt werden sollte. Jeder Theilnehmende verfuhr nach seiner Weise bei der Nachbildung, Mahler und Zeichner entwickelten die Gruppe zur Fläche, sorgfältig jedoch, sie nicht zu zerstören, sondern so viel wie möglich beizubehalten. Eben so wurden die flacherhobenen Arbeiten behandelt. Nur ein Einziger hatte die ganze Gruppe in kleinerem Maßstabe wiederholt, und er schien das Modell wirklich in gewissen Bewegungen und Gliederbezug übertroffen zu haben.

Nun offenbarte sich, dieß sey der Meister des Modelles, der dasselbe vor der Ausführung in Marmor, hier, einer nicht beurtheilenden, sondern praktischen Prüfung unterwarf, und so alles was jeder seiner Mitarbeiter, nach eigner Weise und Denkart, daran gesehen, beibehalten, oder verändert, genau beobachtend bei nochma-

ligem Durchdenken zu eignem Vortheil anzuwenden wußte; dergeſtalt daß zuletzt, wenn das hohe Werk in Marmor gearbeitet daſteben wird, obgleich nur von Einem unternommen, angelegt und ausgeführt, doch allen anzugehören ſcheinen möge.

Die größte Stille beherrſchte auch dieſen Raum, aber der Vorſteher erhob ſeine Stimme und rief: „Wer wäre denn hier, der uns in Gegenwart dieſes ſtationären Werkes mit trefflichen Worten die Einbildungskraft dergeſtalt erregte, daß alles was wir hier fixirt ſehen wieder flüſſig würde, ohne ſeinen Charakter zu verlieren, damit wir uns überzeugen, das, was der Künſtler hier feſtgehalten, ſey auch das Würdigſte?“

Namentlich aufgefordert von allen, verließ ein ſchöner Jüngling ſeine Arbeit und begann heraustretend einen ruhigen Vortrag, worin er das gegenwärtige Kunſtwerk nur zu beſchreiben ſchien, bald aber warf er ſich in die eigentliche Region der Dichtkunſt, tauchte ſich in die Mitte der Handlung und beherrſchte dieß Element zur Bewunderung; nach und nach ſteigerte ſich ſeine Darſtellung durch herrliche Declamation auf einen ſolchen Grad, daß wirklich die ſtarre Gruppe ſich um ihre Are zu bewegen und die Zahl der Figuren daran verdoppelt und verdreyfacht ſchien. Wilhelm ſtand entzückt und rief zuletzt: „wer will ſich hier noch enthalten zum eigentlichen Geſang und zum rhythmiſchen Lied überzugehen!“

„Dieß möcht' ich verbitten," versetzte der Aufseher: „denn wenn unser trefflicher Bildhauer aufrichtig seyn will, so wird er bekennen, daß ihm unser Dichter eben darum beschwerlich gefallen, weil beide Künstler am weitesten auseinander stehen; dagegen wollt' ich wetten, ein und der andere Mahler hat sich gewisse lebendige Züge daraus angeeignet."

„Ein sanftes gemüthliches Lied jedoch möcht' ich unserm Freunde zu hören geben, eines das ihr so ernstlieblich vortragt, es bewegt sich über das Ganze der Kunst und ist mir selbst wenn ich es höre stets erbaulich."

Nach einer Pause, in der sie einander zuwinkten und sich durch Zeichen beredeten, erscholl von allen Seiten nachfolgender Herz und Geist erhebende, würdige Gesang:

Zu erfinden, zu beschließen
Bleibe Künstler oft allein;
Deines Wirkens zu genießen
Eile freudig zum Verein!
Hier im Ganzen schau', erfahre
Deinen eignen Lebenslauf.
Und die Thaten mancher Jahre
Gehn dir in dem Nachbar auf.

Der Gedanke, das Entwerfen.
Die Gestalten, ihr Bezug,
Eines wird das andre schärfen.
Und am Ende sey's genug!
Wohl erfunden, klug ersonnen.
Schön gebildet, zart vollbracht —
So von jeher hat gewonnen
Künstler kunstreich seine Macht.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieses ist der Sinn der Wahrheit,
Der sich nur mit Schönem schmücket
Und getrost der höchsten Klarheit
Hellsten Tags entgegenblickt.

Wie beherzt in Reim und Prose
Redner, Dichter sich ergehn,
Soll des Lebens heitre Rose
Frisch auf Mahlertafel stehn;
Mit Geschwistern reich umgeben,
Mit des Herbstes Frucht umlegt,
Das sie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Tausendfach und schön entstiege
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße,
Daß ein Gott sich hergewandt,
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet;
Stellet euch als Brüder dar;
Und gesangweis flammt und rauchet
Opfersäule vom Altar.

Alles dieses mochte Wilhelm gar wohl gelten lassen, ob es ihm gleich sehr parador, und hätte er es nicht mit Augen gesehen, gar unmöglich scheinen mußte. Da man es ihm nun aber offen und frei, in schöner Folge vorwies und bekannt machte, so bedurfte es kaum einer Frage um das Weitere zu erfahren; doch enthielt er sich nicht den Führenden zuletzt folgendermaßen anzureden: „Ich sehe hier ist gar klüglich für alles gesorgt was im

Leben wünschenswerth seyn mag; entdeckt mir aber auch: welche Region kann eine gleiche Sorgfalt für dramatische Poesie aufweisen und wo könnte ich mich darüber belehren? Ich sah mich unter allen euren Gebäuden um und finde keines das zu einem solchen Zweck bestimmt seyn könnte."

„Verhehlen dürfen wir nicht auf diese Anfrage, daß in unserer ganzen Provinz dergleichen nicht anzutreffen sey: denn das Drama setzt eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel voraus, dergleichen sich bei uns nicht findet; denn solches Gelichter wird, wenn es nicht selbst sich unwillig entfernt, über die Gränze gebracht. Seyd jedoch gewiß, daß bei unserer allgemein wirkenden Anstalt auch ein so wichtiger Punct wohl überlegt worden; keine Region aber wollte sich finden, überall trat ein bedeutendes Bedenken ein. Wer unter unsern Zöglingen sollte sich leicht entschließen, mit erlogener Heiterkeit, oder geheucheltem Schmerz, ein unwahres, dem Augenblick nicht angehöriges Gefühl in der Maße zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen abwechselnd hervorzubringen? Solche Gaukeleyen fanden wir durchaus gefährlich und konnten sie mit unserm ernsten Zweck nicht vereinen."

„Man sagt aber doch," versetzte Wilhelm, „diese weit um sich greifende Kunst befördere die übrigen sämmtlich."

„Keineswegs," erwiderte man, „sie bedient sich der übrigen, aber verdirbt sie. Ich verdenke dem Schau-

ſpieler nicht, wenn er ſich zu dem Mahler geſellt; der Mahler jedoch iſt in ſolcher Geſellſchaft verloren."

„Gewiſſenlos wird der Schauſpieler was ihm Kunſt und Leben darbietet zu ſeinen flüchtigen Zwecken verbrauchen und mit nicht geringem Gewinn; der Mahler hingegen, der vom Theater auch wieder ſeinen Vortheil ziehen möchte, wird ſich immer im Nachtheil finden und der Muſicus im gleichen Nachtheil ſeyn. Die ſämmtlichen Künſte kommen mir vor wie Geſchwiſter, deren die meiſten zu guter Wirthſchaft geneigt wären, eins aber, leicht geſinnt, Hab' und Gut der ganzen Familie ſich zuzueignen und zu verzehren Luſt hätte. Das Theater iſt in dieſem Falle, es hat einen zweydeutigen Urſprung, den es nie ganz, weder als Kunſt noch Handwerk, noch als Liebhaberey verläugnen kann."

Wilhelm ſah mit einem tiefen Seufzer vor ſich nieder, denn alles auf einmal vergegenwärtigte ſich ihm was er auf und an den Bretern genoſſen und gelitten hatte; er ſegnete die frommen Männer, welche ihren Zöglingen ſolche Pein zu erſparen gewußt, und aus Ueberzeugung und Grundſatz jene Gefahren aus ihrem Kreiſe gebannt.

Sein Begleiter jedoch ließ ihn nicht lange in dieſen Betrachtungen, ſondern fuhr fort: „da es unſer höchſter und heiligſter Grundſatz iſt, keine Anlage, kein Talent zu mißleiten, ſo dürfen wir uns nicht verbergen, daß unter ſo großer Anzahl ſich eine mimiſche Naturgabe

auch wohl entſchieden hervorthue; dieſe zeigt ſich aber in unwiderſtehlicher Luſt des Nachäffens fremder Charaktere, Geſtalten, Bewegung, Sprache. Dieß fördern wir zwar nicht, beobachten aber den Zögling genau und, bleibt er ſeiner Natur durchaus getreu, ſo haben wir uns mit großen Theatern aller Nationen in Verbindung geſetzt und ſenden einen bewährt Fähigen ſogleich dorthin, damit er wie die Ente auf dem Teiche, ſo auf den Bretern ſeinem künftigen Lebensgewackel und Geſchnatter eiligſt entgegen geleitet werde."

Wilhelm hörte dieß mit Geduld, doch nur mit halber Ueberzeugung, vielleicht mit einigem Verdruß: denn ſo wunderlich iſt der Menſch geſinnt, daß er von dem Unwerth irgend eines geliebten Gegenſtandes zwar überzeugt ſeyn, ſich von ihm abwenden, ſogar ihn verwünſchen kann, aber ihn doch nicht von andern auf gleiche Weiſe behandelt wiſſen will; und vielleicht regt ſich der Geiſt des Widerſpruchs, der in allen Menſchen wohnt, nie lebendiger und wirkſamer als in ſolchem Falle.

Mag doch der Redacteur dieſer Bogen hier ſelbſt geſtehen: daß er mit einigem Unwillen dieſe wunderliche Stelle durchgehen läßt. Hat er nicht auch in vielfachem Sinn mehr Leben und Kräfte als billig dem Theater zugewendet? und könnte man ihn wohl überzeugen, daß dieß ein unverzeiblicher Irrthum, eine fruchtloſe Bemühung geweſen?

Doch wir finden keine Zeit ſolchen Erinnerungen und

Nachgefühlen unwillig uns hinzugeben, denn unser Freund sieht sich angenehm überrascht, da ihm abermals einer von den Dreyen, und zwar ein besonders zusagender, vor die Augen tritt. Entgegenkommende Sanftmuth, den reinsten Seelenfrieden verkündend, theilte sich höchst erquicklich mit. Vertrauend konnte der Wanderer sich nähern und fühlte sein Vertrauen erwidert.

Hier vernahm er nun, daß der Obere sich gegenwärtig bei den Heiligthümern befinde, dort unterweise, lehre, segne, indessen die Dreye sich vertheilt um sämmtliche Regionen heimzusuchen und überall, nach genommener tiefster Kenntniß und Verabredung mit den untergeordneten Aufsehern, das Eingeführte weiter zu leiten, das Neubestimmte zu gründen und dadurch ihre hohe Pflicht treulich zu erfüllen.

Eben dieser treffliche Mann gab ihm nun eine allgemeinere Uebersicht ihrer innern Zustände und äußern Verbindungen, so wie Kenntniß von der Wechselwirkung aller verschiedenen Regionen; nicht weniger ward klar, wie aus einer in die andere, nach längerer oder kürzerer Zeit, ein Zögling versetzt werden könne. Genug, mit dem bisher Vernommenen stimmte alles völlig überein. Zugleich machte die Schilderung seines Sohnes ihm viel Vergnügen, und der Plan, wie man ihn weiter führen wollte, mußte seinen ganzen Beifall gewinnen.

Zehntes Capitel.

Wilhelm wurde darauf vom Gehülfen und Aufseher zu einem Bergfest eingeladen, welches zunächst gefeyert werden sollte. Sie erstiegen mit Schwierigkeit das Gebirg, Wilhelm glaubte sogar zu bemerken, daß der Führer gegen Abend sich langsamer bewegte, als würde die Finsterniß ihrem Pfad nicht noch mehr Hinderung entgegen setzen. Als aber eine tiefe Nacht sie umgab, ward ihm dieß Räthsel aufgelöst; kleine Flammen sah er aus vielen Schluchten und Thälern schwankend hervorschimmern, sich zu Linien verlängern, sich über die Gebirgshöhen herüberwälzen. Viel freundlicher als wenn ein Vulcan sich aufthut und sein sprühendes Gebs ganze Gegenden mit Untergang bedroht, zeigte sich diese Erscheinung, und doch glühte sie nach und nach mächtiger, breiter und gedrängter, funkelte wie ein Strom von Sternen, zwar sanft und lieblich, aber doch kühn über die ganze Gegend sich verbreitend.

Nachdem nun der Gefährte sich einige Zeit an der Verwunderung des Gastes ergötzt, denn ihre Gesichter und Gestalten erschienen durch das Licht aus der Ferne erhellt, so wie ihr Weg, begann er zu sprechen:

„Ihr

„Ihr ſeht hier freilich ein wunderliches Schauſpiel; dieſe Lichter, die bei Tag und bei Nacht im ganzen Jahre unter der Erde leuchten und wirken und die Förderniß verſteckter, kaum erreichbarer irdiſcher Schätze begünſtigen, dieſe quellen und wallen gegenwärtig aus ihren Schlünden hervor und erheitern die offenbare Nacht. Kaum gewahrte man je eine ſo erfreuliche Heerſchau, wo das nützlichſte, unterirdiſch zerſtreute, den Augen entzogene Geſchäft ſich uns in ganzer Fülle zeigt und eine große geheime Vereinigung ſichtbar macht.“

Unter ſolchen Reden und Betrachtungen waren ſie an den Ort gelangt, wo die Feuerbäche zum Flammenſee um einen wohlerleuchteten Inſelraum ſich ergoſſen. Der Wanderer ſtand nunmehr in dem blendenden Kreiſe, wo ſchimmernde Lichter zu tauſenden gegen die zur ſchwarzen Hinterwand gereihten Träger einen ahnungsvollen Contraſt bildeten. Sofort erklang die heiterſte Muſik zu tüchtigen Geſängen. Hohle Felsmaſſen zogen maſchinenhaft heran und ſchloſſen bald ein glänzendes Innere dem Auge des erfreuten Zuſchauers auf. Mimiſche Darſtellungen, und was nur einen ſolchen Moment der Menge erheitern kann, vereinigte ſich, um eine frohe Aufmerkſamkeit zugleich zu ſpannen und zu befriedigen.

Aber mit welcher Verwunderung ward unſer Freund erfüllt, als er ſich den Hauptleuten vorgeſtellt ſah und unter ihnen, in ernſter ſtattlicher Tracht, Freund Jarno

erblickte. „Nicht umsonst," rief dieser aus, „habe ich meinen frühern Namen mit dem bedeutendern Montan vertauscht; du findest mich hier in Berg und Kluft eingeweiht, und glücklicher in dieser Beschränkung unter und über der Erde, als sich denken läßt." — „Da wirst du also," versetzte der Wanderer, „als ein Hocherfahrner nunmehr freigebiger seyn mit Aufklärung und Unterricht als du es gegen mich warst auf jenen Berg- und Felsklippen." — „Keineswegs!" erwiderte Montan, „die Gebirge sind stumme Meister und machen schweigsame Schüler."

An vielen Tafeln speis'te man nach dieser Feyerlichkeit. Alle Gäste, die geladen oder ungeladen sich eingefunden, waren vom Handwerk, deßwegen denn auch an dem Tische, wo Montan und sein Freund sich niedergesetzt, sogleich ein ortgemäßes Gespräch entstand; es war von Gebirgen, Gängen und Lagern, von Gangarten und Metallen der Gegend ausführlich die Rede. Sodann aber verlor das Gespräch sich in's Allgemeine und da war von nichts Geringerem die Rede als von Erschaffung und Erstehung der Welt. Hier aber blieb die Unterhaltung nicht lange friedlich, vielmehr verwickelte sich sogleich ein lebhafter Streit.

Mehrere wollten unsere Erdgestaltung aus einer nach und nach sich senkend abnehmenden Wasserbedeckung herleiten; sie führten die Trümmer organischer Meeresbewohner auf den höchsten Bergen so wie auf flachen Hü-

geln zu ihrem Vortheil an. Andere heftiger dagegen ließen erst glühen und schmelzen, auch durchaus ein Feuer obwalten, das nachdem es auf der Oberfläche genugsam gewirkt, zuletzt in's Tiefste zurückgezogen, sich noch immer durch die ungestüm sowohl im Meer als auf der Erde wüthenden Vulcane bethätigte, und durch successiven Auswurf und gleichfalls nach und nach überströmende Laven die höchsten Berge bildete; wie sie denn überhaupt den anders Denkenden zu Gemüthe führten, daß ja ohne Feuer nichts heiß werden könne, auch ein thätiges Feuer immer einen Herd voraussetze. So erfahrungsgemäß auch dieses scheinen mochte, so waren manche doch nicht damit zufrieden; sie behaupteten: mächtige in dem Schoos der Erde schon völlig fertig gewordene Gebilde seyen, mittelst unwiderstehlich elastischer Gewalten, durch die Erdrinde hindurch in die Höhe getrieben und zugleich in diesem Tumulte manche Theile derselben weit über Nachbarschaft und Ferne umher gestreut und zersplittert worden; sie beriefen sich auf manche Vorkommnisse, welche ohne eine solche Voraussetzung nicht zu erklären seyen.

Eine vierte, wenn auch vielleicht nicht zahlreiche, Partie lächelte über diese vergeblichen Bemühungen und betheuerte: gar manche Zustände dieser Erdoberfläche würden nie zu erklären seyn, wofern man nicht größere und kleinere Gebirgsstrecken aus der Atmesphäre herunterfallen und weite breite Landschaften durch sie bedeckt

werden lasse. Sie beriefen sich auf größere und kleinere Felsmassen, welche zerstreut in vielen Landen umherliegend gefunden und sogar noch in unsern Tagen als von oben herabstürzend aufgelesen werden.

Zuletzt wollten zwey oder drey stille Gäste sogar einen Zeitraum grimmiger Kälte zu Hülfe rufen und aus den höchsten Gebirgszügen, auf weit in's Land hingesenkten Gletschern, gleichsam Rutschwege für schwere Ursteinmassen bereitet, und diese auf glatter Bahn, fern und ferner hinausgeschoben im Geiste sehen. Sie sollten sich, bei eintretender Epoche des Aufthauens, niedersenken und für ewig in fremdem Boden liegen bleiben. Auch sollte sodann durch schwimmendes Treibeis der Transport ungeheurer Felsblöcke von Norden her möglich werden. Diese guten Leute konnten jedoch mit ihrer etwas kühlen Betrachtung nicht durchdringen. Man hielt es ungleich naturgemäßer die Erschaffung einer Welt mit kolossalem Krachen und Heben, mit wildem Toben und feurigem Schleudern vorgehen zu lassen. Da nun übrigens die Gluth des Weines stark mit einwirkte, so hätte das herrliche Fest beinahe mit tödtlichen Händeln abgeschlossen.

Ganz verwirrt und verdüstert ward es unserm Freund zu Muthe, welcher noch von Alters her den Geist, der über den Wassern schwebte und die hohe Fluth, welche funfzehn Ellen über den höchsten Gebirgen gestanden, im stillen Sinne hegte, und dem unter diesen seltsamen

Reden die ſo wohl geordnete, bewachſene, belebte Welt vor ſeiner Einbildungskraft chaotiſch zuſammenzuſtürzen ſchien.

Den andern Morgen unterließ er nicht den ernſten Montan hierüber zu befragen, indem er ausrief: „Geſtern konnt' ich dich nicht begreifen, denn unter allen den wunderlichen Dingen und Reden hofft' ich endlich deine Meinung und deine Entſcheidung zu hören, an deſſen Statt warſt du bald auf dieſer bald auf jener Seite, und ſuchteſt immer die Meinung desjenigen der da ſprach zu verſtärken. Nun aber ſage mir ernſtlich was du darüber denkſt, was du davon weißt." Hierauf erwiderte Montan: „ich weiß ſo viel wie ſie, und möchte darüber gar nicht denken." — „Hier aber," verſetzte Wilhelm, „ſind ſo viele widerſprechende Meinungen, und man ſagt ja die Wahrheit liege in der Mitte." — „Keineswegs!" erwiderte Montan: „in der Mitte bleibt das Problem liegen, unerforſchlich vielleicht, vielleicht auch zugänglich, wenn man es darnach anfängt."

Nachdem nun auf dieſe Weiſe noch einiges hin und wieder geſprochen worden, fuhr Montan vertraulich fort. „Du tadelſt mich, daß ich einem jeden in ſeiner Meinung nachhalf, wie ſich denn für alles noch immer ein ferneres Argument auffinden läßt; ich vermehrte die Verwirrung dadurch, das iſt wahr, eigentlich aber kann ich es mit dieſem Geſchlecht nicht mehr ernſtlich nehmen. Ich habe mich durchaus überzeugt, das Liebſte, und

das sind doch unsre Ueberzeugungen, muß jeder im tiefsten Ernst bei sich selbst bewahren, jeder weiß nur für sich was er weiß und das muß er geheim halten; wie er es ausspricht, sogleich ist der Widerspruch rege, und wie er sich in Streit einläßt, kommt er in sich selbst aus dem Gleichgewicht und sein Bestes wird, wo nicht vernichtet, doch gestört."

Durch einige Gegenrede Wilhelms veranlaßt erklärte Montan sich ferner: „wenn man einmal weiß, worauf alles ankommt, hört man auf gesprächig zu seyn." — „Worauf kommt nun aber alles an?" versetzte Wilhelm hastig. — „Das ist bald gesagt," versetzte jener: „Denken und Thun, Thun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muß wie Aus- und Einathmen sich im Leben ewig fort hin und wieder bewegen; wie Frage und Antwort sollte eins ohne das andere nicht statt finden. Wer sich zum Gesetz macht was einem jeden Neugebornen der Genius des Menschenverstandes heimlich in's Ohr flüstert, das Thun am Denken, das Denken am Thun zu prüfen, der kann nicht irren, und irrt er, so wird er sich bald auf den rechten Weg zurückfinden."

Montan geleitete seinen Freund nunmehr in dem Bergrevier methodisch umher, überall begrüßt von einem derben Glück auf! welches sie heiter zurückgaben. „Ich möchte wohl," sagte Montan, „ihnen manchmal zuru-

fen: Sinn auf! denn Sinn iſt mehr als Glück; doch die Menge hat immer Sinn genug, wenn die Obern damit begabt ſind. Weil ich nun hier wo nicht zu befehlen, doch zu rathen habe, bemühe ich mich die Eigenſchaft des Gebirgs kennen zu lernen. Man ſtrebt leidenſchaftlich nach den Metallen die es enthält. Nun habe ich mir das Vorkommen derſelben aufzuklären geſucht, und es iſt mir gelungen. Das Glück thut's nicht allein, ſondern der Sinn, der das Glück herbeiruft, um es zu regeln. Wie dieſe Gebirge hier entſtanden ſind, weiß ich nicht, will's auch nicht wiſſen; aber ich trachte täglich, ihnen ihre Eigenthümlichkeit abzugewinnen. Auf Bley und Silber iſt man erpicht, das ſie in ihren Buſen tragen; das Wie? behalt' ich für mich und gebe Veranlaſſung, das Gewünſchte zu finden. Auf mein Wort unternimmt man's verſuchsweiſe, es gelingt, und ich habe Glück. Was ich verſtehe, verſteh' ich mir, was mir gelingt, gelingt mir für andere, und niemand denke, daß es ihm auf dieſem Wege gleichfalls gelingen könne. Sie haben mich in Verdacht, daß ich eine Wünſchelruthe beſitze, ſie merken aber nicht, daß ſie mir widerſprechen, wenn ich etwas Vernünftiges vorbringe, und daß ſie dadurch ſich den Weg abſchneiden zu dem Baum des Erkenntniſſes, wo dieſe prophetiſchen Reiſer zu brechen ſind."

Ermuthigt an dieſen Geſprächen, überzeugt daß auch ihm durch ſein bisheriges Thun und Denken geglückt

in einem weit entlegenen Fache, dem Hauptsinne nach, seines Freundes Forderungen sich gleichzustellen, gab er nunmehr Rechenschaft von der Anwendung seiner Zeit, seitdem er die Vergünstigung erlangte die auferlegte Wanderschaft nicht nach Tagen und Stunden, sondern dem wahren Zweck einer vollständigen Ausbildung gemäß einzutheilen und zu benutzen.

Hier nun war zufälligerweise vieles Redens keine Noth, denn ein bedeutendes Ereigniß gab unserm Freunde Gelegenheit, sein erworbenes Talent geschickt und glücklich anzuwenden und sich der menschlichen Gesellschaft als wahrhaft nützlich zu erweisen.

Welcher Art aber dieß gewesen, dürfen wir im Augenblicke noch nicht offenbaren, obgleich der Leser bald, noch ehe er diesen Band aus den Händen legt, davon genugsam unterrichtet seyn wird.

Eilftes Capitel.

Herfilie an Wilhelm.

Die ganze Welt wirft mir ſeit langen Jahren vor, ich ſey ein launig wunderliches Mädchen. Mag ich's doch ſeyn, ſo bin ich's ohne mein Verſchulden. Die Leute mußten Geduld mit mir haben und nun brauche ich Geduld mit mir ſelber, mit meiner Einbildungskraft, die mir Vater und Sohn, bald zuſammen, bald wechſelsweiſe, hin und wieder vor die Augen führt. Ich komme mir vor wie eine unſchuldige Alkmene, die von zwey Weſen die einander vorſtellen unabläſſig heimgeſucht wird.

Ich habe Ihnen viel zu ſagen, und doch ſchreibe ich Ihnen, ſo ſcheint es, nur wenn ich ein Abenteuer zu erzählen habe; alles Uebrige iſt auch abenteuerlich zwar, aber kein Abenteuer. Nun alſo zu dem heutigen:

Ich ſitze unter den hohen Linden und mache ſo eben ein Briefträſchchen fertig, ein ſehr zierliches, ohne deutlichſt zu wiſſen, wer es haben ſoll, Vater oder Sohn, aber gewiß einer von beiden; da kommt ein junger Tabuletkrämer mit Körbchen und Käſtchen auf mich zu, er legitimirt ſich beſcheiden durch einen Schein des Beamten, daß ihm erlaubt ſey auf den Gütern zu hauſiren;

ich beſehe ſeine Säckelchen bis in die unendlichen Kleinigkeiten, deren niemand bedarf und die jedermann kauft aus kindiſchem Trieb zu beſitzen und zu vergeuden. Der Knabe ſcheint mich aufmerkſam zu betrachten. Schöne ſchwarze, etwas liſtige Augen, wohlgezeichnete Augenbraunen, reiche Locken, blendende Zahnreihen, genug, Sie verſtehen mich, etwas Orientaliſches.

Er thut mancherlei Fragen auf die Perſonen der Familie bezüglich, denen er allenfalls etwas anbieten dürfte; durch allerlei Wendungen weiß er es einzuleiten, daß ich mich ihm nenne. Herſilie, ſpricht er beſcheiden, wird Herſilien verzeihen, wenn ich eine Botſchaft ausrichte? Ich ſehe ihn verwundert an, er zieht das kleinſte Schiefertäfelchen hervor, in ein weißes Rähmchen gefaßt, wie man ſie im Gebirg für die kindiſchen Anfänge des Schreibens zubereitet; ich nehm' es an, ſehe es beſchrieben und leſe die mit ſcharfem Griffel ſauber eingegrabene Inſchrift:

Felix
meet
Herſilien.
Der Stallmeiſter
kommt bald.

Ich bin betroffen, ich gerathe in Verwunderung über das was ich in der Hand halte, mit Augen ſehe, am meiſten darüber, daß das Schickſal ſich faſt noch wunderlicher beweiſen will als ich ſelbſt bin. — Was ſoll das! ſag' ich zu mir, und der kleine Schalk iſt mir gegenwär-

tiger als je, ja es iſt mir als ob ſein Bild ſich mir in die Augen hineinbohrte.

Nun fang' ich an zu fragen und erhalte wunderliche, unbefriedigende Antworten; ich examinire, und erfahre nichts; ich denke nach, und kann die Gedanken nicht recht zuſammenbringen. Zuletzt verknüpf' ich aus Reden und Widerreden ſo viel, daß der junge Krämer auch die pädagogiſche Provinz durchzogen, das Vertrauen meines jungen Verehrers erworben, welcher auf ein erhandeltes Täfelchen die Inſchrift geſchrieben und ihm für ein Wörtchen Antwort die beſten Geſchenke verſprechen. Er reichte mir ſodann ein gleiches Täfelchen, deren er mehrere in ſeinem Waarenbeſteck verwies, zugleich einen Griffel, wobei er ſo freundlich drang und bat, daß ich beides annahm, dachte, wieder dachte, nichts erdenken konnte, und ſchrieb:

Herſilions
Gruß
an Heler.
Der Stammeſter
hatte ſich gut.

Ich betrachtete das Geſchriebene und fühlte Verdruß über den ungeſchickten Ausdruck. Weder Zärtlichkeit, noch Geiſt, noch Witz, bloße Verlegenheit, und warum? Vor einem Knaben ſtand ich, an einen Knaben ſchrieb ich; ſollte mich das aus der Faſſung bringen? Ich glaube gar ich ſeufzte und war eben im Begriff das Ge-

ſchriebene wegzuwiſchen; aber jener nahm es mir ſo zierlich aus der Hand, bat mich um irgend eine fürſorgliche Einhüllung, und ſo geſchah's, daß ich, weiß ich doch nicht wie's geſchah, das Täfelchen in das Brieftäſchchen ſteckte, das Band darumſchlang, und zugeheftet dem Knaben hinreichte, der es mit Anmuth ergriff, ſich tief verneigend einen Augenblick zauderte, daß ich eben noch Zeit hatte ihm mein Beutelchen in die Hand zu drücken, und mich ſchalt, ihm nicht genug gegeben zu haben. Er entfernte ſich ſchicklich eilend und war, als ich ihm nachblickte, ſchon verſchwunden, ich begriff nicht recht wie.

Nun iſt es vorüber, ich bin ſchon wieder auf dem gewöhnlichen flachen Tagesboden, und glaube kaum an die Erſcheinung. Halte ich nicht das Täfelchen in der Hand? Es iſt gar zu zierlich, die Schrift gar ſchön und ſorgfältig gezogen; ich glaube ich hätte es geküßt, wenn ich die Schrift auszulöſchen nicht fürchtete.

Ich habe mir Zeit genommen, nachdem ich Vorſtehendes geſchrieben; was ich aber auch darüber denke will immer nicht fördern. Allerdings etwas Geheimnißvolles war in der Figur; dergleichen ſind jetzt im Roman nicht zu entbehren, ſollten ſie uns denn auch im Leben begegnen? Angenehm und verdächtig, fremdartig, doch Vertrauen erregend; warum ſchied er auch vor aufgelöſter Verwirrung? warum hatt' ich nicht Gegenwart des Geiſtes genug, um ihn ſchicklicher Weiſe feſtzuhalten?

Nach einer Pause nehm' ich die Feder abermals zur Hand, meine Bekenntniſſe fortzuſetzen. Die entſchiedene fortdauernde Neigung eines zum Jüngling heranreifenden Knaben wollte mir ſchmeicheln; da aber fiel mir ein, daß es nichts Seltenes ſey, in dieſem Alter nach älteren Frauen ſich umzuſehen. Fürwahr, es gibt eine geheimnißvolle Neigung jüngerer Männer zu älteren Frauen. Sonſt, da es mich nicht ſelbſt betraf, lachte ich darüber, und wollte boshafter Weiſe gefunden haben: es ſey eine Erinnerung an die Ammen- und Säuglingszärtlichkeit, von der ſie ſich kaum losgeriſſen haben. Jetzt ärgert's mich, mir die Sache ſo zu denken; ich erniedrige den guten Felix zur Kindheit herab, und mich ſehe ich doch auch nicht in einer vortheilhaften Stellung. Ach welch ein Unterſchied iſt es, ob man ſich oder die andern beurtheilt.

Zwölftes Capitel.

Wilhelm an Natalien.

Schon Tage geh' ich umher und kann die Feder anzusetzen mich nicht entschließen; es ist so mancherlei zu sagen, mündlich fügte sich wohl eins an's andere, entwickelte sich auch wohl leicht eins aus dem andern; laß mich daher, den Entfernten, nur mit dem allgemeinsten beginnen, es leitet mich doch zuletzt auf's Wunderliche was ich mitzutheilen habe.

Du hast von dem Jüngling gehört der, am Ufer des Meeres spazierend, einen Ruderpflock fand, das Interesse das er daran nahm bewog ihn ein Ruder anzuschaffen, als nothwendig dazu gehörend. Dieß aber war nun auch weiter nichts nütze; er trachtete ernstlich nach einem Kahn und gelangte dazu. Jedoch war Kahn, Ruder und Ruderpflock nicht sonderlich fördernd, er verschaffte sich Segelstangen und Segel und so nach und nach, was zur Schnelligkeit und Bequemlichkeit der Schifffahrt erforderlich ist. Durch zweckmäßiges Bestreben gelangt er zu größerer Fertigkeit und Geschicklichkeit, das Glück begünstigt ihn, er sieht sich endlich als Herr und Patron eines größern Fahrzeugs und so steigert sich das Gelin-

gen, er gewinnt Wohlhaben, Ansehen und Namen unter den Seefahrern. —

Indem ich nun dich veranlasse diese artige Geschichte wieder zu lesen, muß ich bekennen daß sie nur im weitesten Sinne hierher gehört, jedoch mir den Weg bahnt dasjenige auszudrücken, was ich vorzutragen habe. Indessen muß ich noch einiges Entferntere durchgehen.

Die Fähigkeiten die in dem Menschen liegen, lassen sich eintheilen in allgemeine und besondere. die allgemeinen sind anzusehen als gleichgültig-ruhende Thätigkeiten, die nach Umständen geweckt und zufällig zu diesem oder jenem Zweck bestimmt werden. Die Nachahmungsgabe des Menschen ist allgemein, er will nachmachen, nachbilden was er sieht, auch ohne die mindesten innern und äußern Mittel zum Zwecke. Natürlich ist es daher immer, daß er leisten will, was er leisten sieht; das Natürlichste jedoch wäre, daß der Sohn des Vaters Beschäftigung ergriffe. Hier ist alles beisammen: eine vielleicht im Besondern schon angeborne, in ursprünglicher Richtung entschiedene Thätigkeit, sodann eine folgerecht stufenweis fortschreitende Uebung und ein entwickeltes Talent das uns nöthigte auch alsdann auf dem eingeschlagenen Wege fortzuschreiten, wenn andere Triebe sich in uns entwickeln und uns eine freie Wahl zu einem Geschäft führen dürfte, zu dem uns die Natur weder

Anlage noch Beharrlichkeit verliehen. Im Durchschnitt sind daher die Menschen am glücklichsten, die ein angebornes, ein Familientalent im häuslichen Kreise auszubilden Gelegenheit finden. Wir haben solche Mahlerstammbäume gesehen; darunter waren freilich schwache Talente, indessen lieferten sie doch etwas Brauchbares und vielleicht Besseres als sie, bei mäßigen Naturkräften, aus eigner Wahl, in irgend einem andern Fache geleistet hätten.

Da dieses aber auch nicht ist was ich sagen wollte, so muß ich meinen Mittheilungen von irgend einer andern Seite näher zu kommen suchen.

Das ist nun das Traurige der Entfernung von Freunden daß wir die Mittelglieder, die Hülfsglieder unserer Gedanken, die sich in der Gegenwart so flüchtig wie Blitze wechselseitig entwickeln und durchweben, nicht in augenblicklicher Verknüpfung und Verbindung vorführen und vortragen können. Hier also zunächst eine der frühsten Jugendgeschichten.

Wir in einer alten ernsten Stadt erzogenen Kinder hatten die Begriffe von Straßen, Plätzen, von Mauern gefaßt, sodann auch von Wällen, dem Glacis und benachbarten ummauerten Gärten. Uns aber einmal, oder vielmehr sich selbst in's Freie zu führen, hatten unsere

sere Eltern längst mit Freunden auf dem Lande eine immerfort verschobene Partie verabredet. Dringender endlich zum Pfingstfeste ward Einladung und Vorschlag, denen man nur unter der Bedingung sich fügte: alles so einzuleiten daß man zu Nacht wieder zu Hause seyn könnte; denn außer seinem längst gewohnten Bette zu schlafen, schien eine Unmöglichkeit. Die Freuden des Tags so eng zu concentriren war freilich schwer, zwey Freunde sollten besucht und ihre Ansprüche auf seltene Unterhaltung befriedigt werden; indessen hoffte man mit großer Pünctlichkeit alles zu erfüllen.

Am dritten Feyertag, mit dem frühsten, standen alle munter und bereit, der Wagen fuhr zur bestimmten Stunde vor, bald hatten wir alles Beschränkende der Straßen, Thore, Brücken und Stadtgräben hinter uns gelassen, eine freie, weitausgebreitete Welt that sich vor den Unerfahrnen auf. Das durch einen Nachtregen erst erfrischte Grün der Fruchtfelder und Wiesen, das mehr oder weniger hellere der eben aufgebrochenen Strauch- und Baumknospen, das nach allen Seiten hin blendend sich verbreitende Weiß der Baumblüthe, alles gab uns den Vorschmack glücklicher paradiesischer Stunden.

Zu rechter Zeit gelangten wir auf die erste Station, bei einem würdigen Geistlichen. Freundlichst empfangen konnten wir bald gewahr werden, daß die aufgehobene kirchliche Feyer den Ruhe und Freiheit suchenden Gemüthern nicht entnommen war. Ich betrachtete den

ländlichen Haushalt zum erstenmal mit freudigem Antheil; Pflug und Egge, Wagen und Karren deuteten auf unmittelbare Benutzung, selbst der widrig anzuschauende Unrath schien das Unentbehrlichste im ganzen Kreise: sorgfältig war er gesammelt und gewissermaßen zierlich aufbewahrt. Doch dieser auf das Neue und doch Begreifliche gerichtete frische Blick ward gar bald auf ein Genießbares geheftet; appetitliche Kuchen, frische Milch, und sonst mancher ländliche Leckerbissen ward von uns begierig in Betracht gezogen. Eilig beschäftigten sich nunmehr die Kinder, den kleinen Hausgarten und die wirthliche Laube verlassend, in dem angränzenden Baumstück ein Geschäft zu vollbringen das eine alte wohlgesinnte Tante ihnen aufgetragen hatte. Sie sollten nämlich so viel Schlüsselblumen als möglich sammeln und solche getreulich mit zur Stadt bringen, indem die haushältische Matrone gar allerlei gesundes Getränk daraus zu bereiten gewohnt war.

Indem wir nun in dieser Beschäftigung auf Wiesen, an Rändern und Zäunen hin und wieder liefen, gesellten sich mehrere Kinder des Dorfs zu uns, und der liebliche Duft gesammelter Frühlingsblumen schien immer erquickender und balsamischer zu werden.

Wir hatten nun schon so eine Masse Stängel und Blüthen zusammengebracht, daß wir nicht wußten wo mit hin; man fing jetzt an die gelblichen Röhrenkronen auszuzupfen; denn um sie war es denn eigentlich doch

nur zu thun, jeder ſuchte in ſein Hütchen, ſein Mützchen möglichſt zu ſammeln.

Der ältere dieſer Knaben jedoch, an Jahren wenig vor mir voraus, der Sohn des Fiſchers, den dieſes Blumengetändel nicht zu freuen ſchien, ein Knabe der mich bei ſeinem erſten Auftreten gleich beſonders angezogen hatte, lud mich ein mit ihm nach dem Fluß zu gehen, der, ſchon anſehnlich breit, in weniger Entfernung vorbeifloß. Wir ſetzten uns mit ein paar Angelruthen an eine ſchattige Stelle, wo im tiefen ruhig klaren Waſſer gar manches Fiſchlein ſich hin und her bewegte. Freundlich wies er mich an, worum es zu thun, wie der Köder am Angel zu befeſtigen ſey, und es gelang mir einigemal hintereinander die kleinſten dieſer zarten Geſchöpfe wider ihren Willen in die Luft herauszuſchnellen. Als wir nun ſo zuſammen aneinander gelehnt beruhigt ſaßen, ſchien er zu langweilen und machte mich auf einen flachen Kies aufmerkſam, der von unſerer Seite ſich in den Strom hineinerſtreckte. Da ſey die ſchönſte Gelegenheit zu baden. Er könne, rief er, endlich aufſpringend, der Verſuchung nicht widerſtehen, und ehe ich mich's verſah war er unten, ausgezogen und im Waſſer.

Da er ſehr gut ſchwamm verließ er bald die ſeichte Stelle, übergab ſich dem Strom und kam bis an mich, in dem tieferen Waſſer heran; mir war ganz wunderlich zu Muthe geworden. Grashupfer tanzten um mich her, Ameiſen krabbelten heran, bunte Käfer hingen an den

Zweigen und goldschimmernde Sonnenjungfern, wie er sie genannt hatte, schwebten und schwankten geisterartig zu meinen Füßen, eben als jener einen großen Krebs zwischen Wurzeln hervorholend ihn lustig aufzeigte, um ihn gleich wieder an den alten Ort zu bevorstehendem Fange geschickt zu verbergen. Es war umher so warm und so feucht, man sehnte sich aus der Sonne in den Schatten, aus der Schattenkühle hinab in's kühlere Wasser. Da war es denn ihm leicht mich hinunter zu locken, eine nicht oft wiederholte Einladung fand ich unwiderstehlich und war, mit einiger Furcht vor den Eltern, wozu sich die Scheu vor dem unbekannten Elemente gesellte, in ganz wunderlicher Bewegung. Aber bald auf dem Kies entkleidet wagt' ich mich sachte in's Wasser, doch nicht tiefer als es der leise abhängige Boden erlaubte; hier ließ er mich weilen, entfernte sich in dem tragenden Elemente, kam wieder, und als er sich heraushob, sich aufrichtete im höheren Sonnenschein sich abzutrocknen, glaubt' ich meine Augen von einer dreyfachen Sonne geblendet, so schön war die menschliche Gestalt von der ich nie einen Begriff gehabt. Er schien mich mit gleicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Schnell angekleidet standen wir uns noch immer unverhüllt gegeneinander, unsere Gemüther zogen sich an und unter den feurigsten Küssen schwuren wir eine ewige Freundschaft.

Sodann aber eilig eilig gelangten wir nach Hause, gerade zur rechten Zeit als die Gesellschaft den angenehmsten

Fußweg durch Busch und Wald etwa anderthalb Stunden nach der Wohnung des Amtmanns antrat. Mein Freund begleitete mich, wir schienen schon unzertrennlich; als ich aber halbwegs um Erlaubniß bat, ihn mit in des Amtmanns Wohnung zu nehmen, verweigerte es die Pfarrerin, mit stiller Bemerkung des Unschicklichen, dagegen gab sie ihm den dringenden Auftrag: er solle seinem rückkehrenden Vater ja sagen, sie müsse bei ihrer Nachhausekunft nothwendig schöne Krebse vorfinden, die sie den Gästen als eine Seltenheit nach der Stadt mitgeben wolle. Der Knabe schied, versprach aber mit Hand und Mund, heute Abend an dieser Waldecke meiner zu warten.

Die Gesellschaft gelangte nunmehr zum Amthause, wo wir auch einen ländlichen Zustand antrafen, doch höherer Art. Ein durch die Schuld der überthätigen Hausfrau sich verspätendes Mittagessen machte mich nicht ungeduldig, denn der Spaziergang in einem wohlgehaltenen Ziergarten, wohin die Tochter, etwas jünger als ich, mir den Weg begleitend anwies, war mir höchst unterhaltend. Frühlingsblumen aller Art standen in zierlich gezeichneten Feldern, sie ausfüllend oder ihre Ränder schmückend. Meine Begleiterin war schön, blond, sanftmüthig, wir gingen vertraulich zusammen, faßten uns bald bei der Hand und schienen nichts Besseres zu wünschen. So gingen wir an Tulpenbeeten vorüber, so an gereihten Narcissen und Jonquillen; sie zeigte mir

verschiedene Stellen, wo eben die herrlichsten Hyacinthenglocken schon abgeblüht hatten. Dagegen war auch für die folgenden Jahrszeiten gesorgt; schon grünten die Büsche der künftigen Ranunkeln und Anemonen; die auf zahlreiche Nelkenstöcke verwendete Sorgfalt versprach den mannichfaltigsten Flor; näher aber knospete schon die Hoffnung vielblumiger Lilienstängel gar weislich zwischen Rosen vertheilt. Und wie manche Laube versprach nicht zunächst mit Geisblatt, Jasmin, reben- und rankenartigen Gewächsen zu prangen und zu schatten.

Betracht' ich nach so viel Jahren meinen damaligen Zustand, so scheint er mir wirklich beneidenswerth. Unerwartet, in demselbigen Augenblick, ergriff mich das Vorgefühl von Freundschaft und Liebe. Denn als ich ungern Abschied nahm von dem schönen Kinde, tröstete mich der Gedanke, diese Gefühle meinem jungen Freunde zu eröffnen, zu vertrauen und seiner Theilnahme zugleich mit diesen frischen Empfindungen mich zu freuen.

Und wenn ich hier noch eine Betrachtung anknüpfe, so darf ich wohl bekennen: daß im Laufe des Lebens mir jenes erste Aufblühen der Außenwelt als die eigentliche Originalnatur vorkam, gegen die alles übrige was uns nachher zu den Sinnen kommt nur Copien zu seyn scheinen, die bei aller Annäherung an jenes doch des eigentlich ursprünglichen Geistes und Sinnes ermangeln.

Wie müßten wir verzweifeln das Aeußere so kalt, so leblos zu erblicken, wenn nicht in unserm Innern sich etwas entwickelte, das auf eine ganz andere Weise die Natur verherrlicht, indem es uns selbst in ihr zu verschönen eine schöpferische Kraft erweist.

Es dämmerte schon als wir uns der Waldecke wieder näherten, wo der junge Freund meiner zu warten versprochen hatte. Ich strengte die Sehkraft möglichst an um seine Gegenwart zu erforschen; als es mir nicht gelingen wollte lief ich ungeduldig der langsam schreitenden Gesellschaft voraus, rannte durch's Gebüsche hin und wieder. Ich rief, ich ängstigte mich; er war nicht zu sehen und antwortete nicht; ich empfand zum erstenmal einen leidenschaftlichen Schmerz, doppelt und vielfach.

Schon entwickelte sich in mir die unmäßige Forderung vertraulicher Zuneigung, schon war es ein unwiderstehlich Bedürfniß meinen Geist von dem Bilde jener Blondine durch Plaudern zu befreien, mein Herz von den Gefühlen zu erlösen, die sie in mir aufgeregt hatte. Es war voll, der Mund lispelte schon um überzufließen; ich tadelte laut den guten Knaben, wegen verletzter Freundschaft, wegen vernachlässigter Zusage.

Bald aber sollten mir schwerere Prüfungen zugedacht seyn. Aus den ersten Häusern des Ortes stürzten Weiber schreiend heraus, heulende Kinder folgten, niemand

gab Red' und Antwort. Von der einen Seite her um das Eckhaus ſahen wir einen Trauerzug herumziehen, er bewegte ſich langſam die lange Straße hin; es ſchien wie ein Leichenzug, aber ein vielfacher; des Tragens und Schleppens war kein Ende. Das Geſchrei dauerte fort, es vermehrte ſich, die Menge lief zuſammen. Sie ſind ertrunken, alle ſämmtlich ertrunken! Der! wer? welcher? Die Mütter, die ihre Kinder um ſich ſahen ſchienen getröſtet. Aber ein ernſter Mann trat heran und ſprach zur Pfarrerin: unglücklicherweiſe bin ich zu lange außen geblieben, ertrunken iſt Adolph ſelbfünfe, er wollte ſein Verſprechen halten und meins. Der Mann, der Fiſcher ſelbſt war es, ging weiter dem Zuge nach, wir ſtanden erſchreckt und erſtarrt. Da trat ein kleiner Knabe heran, reichte einen Sack dar: „hier die Krebſe, Frau Pfarrerin," und hielt das Zeichen hoch in die Höhe. Man entſetzte ſich davor wie vor dem Schädlichſten, man fragte, man forſchte und erfuhr ſo viel: dieſer letzte Kleine war am Ufer geblieben, er las die Krebſe auf die ſie ihm von unten zuwarfen. Alsdann aber nach vielem Fragen und Wiederfragen erfuhr man: Adolph mit zwey verſtändigen Knaben ſey unten am und im Waſſer hingegangen, zwey andere jüngere haben ſich ungebeten dazu geſellt, die durch kein Schelten und Drohen abzuhalten geweſen. Nun waren über eine ſteinige gefährliche Stelle die erſten faſt hinaus, die letzten gleiteten, griffen zu und zerrten immer einer den andern

hinunter; so geschah es zuletzt auch dem Vordersten und alle stürzten in die Tiefe. Adolph, als guter Schwimmer, hätte sich gerettet, alles aber hielt in der Angst sich an ihn, er ward niedergezogen. Dieser Kleine sodann war schreiend in's Dorf gelaufen seinen Sack mit Krebsen fest in den Händen. Mit andern Aufgerufenen eilte der zufällig spät rückkehrende Fischer dorthin; man hatte sie nach und nach herausgezogen, todt gefunden und nun trug man sie herein.

Der Pfarrherr mit dem Vater gingen bedenklich dem Gemeindehause zu; der volle Mond war aufgegangen und beleuchtete die Pfade des Todes; ich folgte leidenschaftlich, man wollte mich nicht einlassen; ich war im schrecklichsten Zustande. Ich umging das Haus und rastete nicht; endlich ersah ich meinen Vortheil und sprang zum offenen Fenster hinein.

In dem großen Saale, wo Versammlungen aller Art gehalten werden, lagen die Unglückseligen auf Stroh, nackt, ausgestreckt, glänzendweiße Leiber, auch bei düsterm Lampenschein hervorleuchtend. Ich warf mich auf den größten, auf meinen Freund; ich wüßte nicht von meinem Zustand zu sagen, ich weinte bitterlich und überschwemmte seine breite Brust mit unendlichen Thränen. Ich hatte etwas von Reiben gehört das in solchem Falle hülfreich seyn sollte, ich rieb meine Thränen ein und belog mich mit der Wärme, die ich erregte. In der Verwirrung dacht' ich ihm Athem einzublasen, aber

die Perlenreihen ſeiner Zähne waren feſt verſchloſſen, die Lippen auf denen der Abſchiedskuß noch zu ruhen ſchien, verſagten auch das leiſeſte Zeichen der Erwiderung. An menſchlicher Hülfe verzweifelnd wandt' ich mich zum Gebet, ich flehte, ich betete, es war mir als wenn ich in dieſem Augenblicke Wunder thun müßte, die noch inwohnende Seele hervorzurufen, die noch in der Nähe ſchwebende wieder hineinzulocken.

Man riß mich weg; weinend, ſchluchzend ſaß ich im Wagen und vernahm kaum was die Eltern ſagten: unſere Mutter, was ich nachher ſo oft wiederholen hörte, hatte ſich in den Willen Gottes ergeben. Ich war indeſſen eingeſchlafen und erwachte verdüſtert am ſpäten Morgen in einem räthſelhaften verwirrten Zuſtande.

Als ich mich aber zum Frühſtück begab, fand ich Mutter, Tante und Köchin in wichtiger Berathung. Die Krebſe ſollten nicht geſotten, nicht auf den Tiſch gebracht werden; der Vater wollte eine ſo unmittelbare Erinnerung an das nächſt vergangene Unglück nicht erdulden. Die Tante ſchien ſich dieſer ſeltenen Geſchöpfe eifrigſt bemächtigen zu wollen, ſchalt aber nebenher auf mich, daß wir die Schlüſſelblumen mitzubringen verſäumt; doch ſchien ſie ſich bald hierüber zu beruhigen, als man jene lebhaft durcheinander kriechenden Mißgeſtalten ihr zu beliebiger Verfügung übergab, worauf ſie denn deren weitere Behandlung mit der Köchin verabredete.

Um aber die Bedeutung dieſer Scene klar zu machen, muß ich von dem Charakter und dem Weſen dieſer Frau das Nähere vermelden: Die Eigenſchaften, von denen ſie beherrſcht wurde, konnte man, ſittlich betrachtet, keineswegs rühmen; und doch brachten ſie, bürgerlich und politiſch angeſehen, manche gute Wirkung hervor. Sie war im eigentlichen Sinne geldgeizig, denn es dauerte ſie jeder baare Pfennig den ſie aus der Hand geben ſollte, und ſah ſich überall für ihre Bedürfniſſe nach Surrogaten um, welche man umſonſt, durch Tauſch oder irgend eine Weiſe beiſchaffen konnte. So waren die Schlüſſelblumen zum Thee beſtimmt, den ſie für geſünder hielt als irgend einen Chineſiſchen. Gott habe einem jeden Land das Nothwendige verliehen, es ſey nun zur Nahrung, zur Würze, zur Arzeney, man brauche ſich deßhalb nicht an fremde Länder zu wenden. So beſorgte ſie in einem kleinen Garten alles, was nach ihrem Sinn die Speiſen ſchmackhaft mache nnd Kranken zuträglich wäre: ſie beſuchte keinen fremden Garten ohne dergleichen von da mitzubringen.

Dieſe Geſinnung und was daraus folgte konnte man ihr ſehr gerne zugeben, da ihre emſig geſammelte Baarſchaft der Familie doch endlich zu Gute kommen ſollte; auch wußten Vater und Mutter hierin durchaus ihr nachzugeben und förderlich zu ſeyn.

Eine andere Leidenſchaft jedoch, eine thätige, die ſich unermüdet geſchäftig hervorthat, war der Stolz, für

eine bedeutende einflußreiche Person gehalten zu werden. Und sie hatte fürwahr diesen Ruhm sich verdient und erreicht; denn die sonst unnützen, sogar oft schädlichen unter Frauen obwaltenden Klatschereyen wußte sie zu ihrem Vortheil anzuwenden. Alles was in der Stadt vorging, und daher auch das Innere der Familien, war ihr genau bekannt, und es ereignete sich nicht leicht ein zweifelhafter Fall, in den sie sich nicht zu mischen gewußt hätte, welches ihr um desto mehr gelang als sie immer nur zu nutzen trachtete, dadurch aber ihren Ruhm und guten Namen zu steigern wußte. Manche Heirath hatte sie geschlossen, wobei wenigstens der eine Theil vielleicht zufrieden blieb. Was sie aber am meisten beschäftigte, war das Fördern und Befördern solcher Personen, die ein Amt, eine Anstellung suchten, wodurch sie sich denn wirklich eine große Anzahl Clienten erwarb, deren Einfluß sie dann wieder zu benutzen wußte.

Als Witwe eines nicht unbedeutenden Beamten, eines rechtlichen strengen Mannes, hatte sie denn doch gelernt, wie man diejenigen durch Kleinigkeiten gewinnt, denen man durch bedeutendes Anerbieten nicht beikommen kann.

Um aber ohne fernere Weitläufigkeit auf dem betretenen Pfade zu bleiben, sey zunächst bemerkt, daß sie auf einen Mann, der eine wichtige Stelle bekleidete, sich großen Einfluß zu verschaffen gewußt. Er war geizig gleich ihr, und zu seinem Unglück eben so speiselustig

und genäschig. Ihm also unter irgend einem Vorwande ein schmackhaftes Gericht auf die Tafel zu bringen, blieb ihre erste Sorge. Sein Gewissen war nicht das zarteste, aber auch sein Muth, seine Verwegenheit mußte in Anspruch genommen werden, wenn er in bedenklichen Fällen den Widerstand seiner Collegen überwinden und die Stimme der Pflicht, die sie ihm entgegensetzten, übertäuben sollte.

Nun war gerade der Fall, daß sie einen Unwürdigen begünstigte; sie hatte das Möglichste gethan ihn einzuschieben; die Angelegenheit hatte für sie eine günstige Wendung genommen, und nun kamen ihr die Krebse, dergleichen man freilich selten gesehen, glücklicher Weise zu Statten. Sie sollten sorgfältig gefüttert und nach und nach dem hohen Gönner, der gewöhnlich ganz allein sehr kärglich speiste, auf die Tafel gebracht werden.

Uebrigens gab der unglückliche Vorfall zu manchen Gesprächen und geselligen Bewegungen Anlaß. Mein Vater war jener Zeit einer der ersten, der seine Betrachtung, seine Sorge, über die Familie, über die Stadt hinaus zu erstrecken durch einen allgemein wohlwollenden Geist getrieben war. Die großen Hindernisse, welche der Einimpfung der Blattern anfangs entgegen standen, zu beseitigen, war er mit verständigen Aerzten und Policeyverwandten bemüht. Größere Sorgfalt in den Hospitälern, menschlichere Behandlung der Gefangenen und was sich hieran ferner schließen mag, machte das

Geschäft wo nicht seines Lebens, doch seines Lesens und Nachdenkens; wie er denn auch seine Ueberzeugung überall aussprach und dadurch manches Gute bewirkte.

Er sah die bürgerliche Gesellschaft, welcher Staatsform sie auch untergeordnet wäre, als einen Naturzustand an, der sein Gutes und sein Böses habe, seine gewöhnlichen Lebensläufe, abwechselnd reiche und kümmerliche Jahre, nicht weniger zufällig und unregelmäßig, Hagelschlag, Wasserfluthen, und Brandschäden; das Gute sey zu ergreifen und zu nutzen, das Böse abzuwenden oder zu ertragen; nichts aber, meinte er, sey wünschenswerther als die Verbreitung des allgemeinen guten Willens, unabhängig von jeder andern Bedingung.

In Gefolg einer solchen Gemüthsart mußte er nun bestimmt werden, eine schon früher angeregte, wohlthätige Angelegenheit wieder zur Sprache zu bringen; es war die Wiederbelebung der für todt Gehaltenen, auf welche Weise sich auch die äußern Zeichen des Lebens möchten verloren haben. Bei solchen Gesprächen erhorchte ich mir nun, daß man bei jenen Kindern das Umgekehrte versucht und angewendet, ja sie gewissermaßen erst ermordet; ferner hielt man dafür, daß durch einen Aderlaß vielleicht ihnen allen wäre zu helfen gewesen. In meinem jugendlichen Eifer nahm ich mir daher im Stillen vor, ich wollte keine Gelegenheit versäumen, alles zu lernen was in solchem Falle nöthig wäre, besonders das Aderlassen und was dergleichen Dinge mehr waren.

Allein wie bald nahm mich der gewöhnliche Tag mit sich fort. Das Bedürfniß nach Freundschaft und Liebe war aufgeregt, überall schaut' ich mich um es zu befriedigen. Indessen ward Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Geist durch das Theater übermäßig beschäftigt; wie weit ich hier geführt und verführt worden, darf ich nicht wiederholen.

Wenn ich nun aber nach dieser umständlichen Erzählung zu bekennen habe, daß ich noch immer nicht an's Ziel meiner Absicht gelangt sey, und daß ich nur durch einen Umweg dahin zu gelangen hoffen darf, was soll ich da sagen! wie kann ich mich entschuldigen! Allenfalls hätte ich Folgendes vorzubringen: Wenn es dem Humoristen erlaubt ist, das Hundertste in's Tausendste durcheinander zu werfen, wenn er kecklich seinem Leser überläßt, das was allenfalls daraus zu nehmen sey in halber Bedeutung endlich aufzufinden, sollte es dem Verständigen, dem Vernünftigen nicht zustehen auf eine seltsam scheinende Weise rings umher nach vielen Puncten hinzuwirken, damit man sie in Einem Brennpuncte zuletzt abgespielt und zusammengefaßt erkenne, einsehen lerne wie die verschiedensten Einwirkungen den Menschen umringend zu einem Entschluß treiben, den er auf keine andere Weise, weder aus innerm Trieb noch äußerm Anlaß, hätte ergreifen können?

Bei dem mannichfaltigen, was mir noch zu ſagen übrig bleibt, habe ich die Wahl, was ich zuerſt vornehmen will; aber auch dieß iſt gleichgültig, du mußt dich eben in Geduld faſſen, leſen und weiter leſen, zuletzt wird denn doch auf einmal hervorſpringen und dir ganz natürlich ſcheinen was mit einem Worte ausgeſprochen dir höchſt ſeltſam vorgekommen wäre, und zwar auf einen Grad daß du nachher dieſen Einleitungen in Form von Erklärungen kaum einen Augenblick hätteſt ſchenken mögen.

Um nun aber einigermaßen in die Richte zu kommen, will ich mich wieder nach jenem Ruderpflock umſehen und eines Geſprächs gedenken, das ich mit unſerem geprüften Freunde Jarno, den ich unter dem Namen Montan im Gebirge fand, zu ganz beſonderer Erweckung eigner Gefühle zufällig zu führen veranlaßt ward. „Die Angelegenheiten unſeres Lebens haben einen geheimnißvollen Gang, der ſich nicht berechnen läßt. Du erinnerſt dich gewiß jenes Beſtecks, das euer tüchtiger Wundarzt hervorzog, als du dich mir, wie ich verwundet im Walde hingeſtreckt lag, hülfreich näherteſt? Es leuchtete mir damals dergeſtalt in die Augen und machte einen ſo tiefen Eindruck, daß ich ganz entzückt war, als ich nach Jahren es in den Händen eines Jüngeren wiederfand. Dieſer legte keinen beſondern Werth darauf; die Inſtrumente ſämmtlich hatten ſich in neuerer Zeit verbeſſert und waren zweckmäßiger ein-

eingerichtet, und ich erlangte jenes um deſto eher, als ihm die Anſchaffung eines neuen dadurch erleichtert wurde. Nun führte ich es immer mit mir, freilich zu keinem Gebrauch, aber deſto ſicherer zu tröſtlicher Erinnerung: Es war Zeuge des Augenblicks wo mein Glück begann, zu dem ich erſt durch großen Umweg gelangen ſollte."

Zufällig ſah es Jarno, als wir bei dem Köhler übernachteten, der es alſobald erkannte, und auf meine Erklärung erwiderte: „Ich habe nichts dagegen," ſprach er, „daß man ſich einen ſolchen Fetiſch aufſtellt, zur Erinnerung an manches unerwartete Gute, an bedeutende Folgen eines gleichgültigen Umſtandes; es hebt uns empor als etwas das auf ein Unbegreifliches deutet, erquickt uns in Verlegenheiten und ermuthigt unſere Hoffnungen; aber ſchöner wäre es, wenn du dich durch jene Werkzeuge hätteſt anreizen laſſen, auch ihren Gebrauch zu verſtehen und dasjenige zu leiſten was ſie ſtumm von dir fordern."

„Laß mich bekennen," verſetzte ich darauf, „daß mir dieß hundertmal eingefallen iſt; es regte ſich in mir eine innere Stimme, die mich meinen eigentlichen Beruf hieran erkennen ließ." Ich erzählte ihm hierauf die Geſchichte der ertrunkenen Knaben, und wie ich damals gebbet, ihnen wäre zu helfen geweſen wenn man ihnen zur Ader gelaſſen hätte; ich nahm mir vor es zu lernen, doch jede Stunde löſchte den Vorſatz aus.

„So ergreif ihn jetzt," verſetzte jener, „ich ſehe dich

ſchon ſo lange mit Angelegenheiten beſchäftigt, die des Menſchen Geiſt, Gemüth, Herz, und wie man das alles nennt, betreffen und ſich darauf beziehen; allein was haſt du dabei für dich und andere gewonnen? Seelenleiden, in die wir durch Unglück oder eigne Fehler gerathen, ſie zu heilen vermag der Verſtand nichts, die Vernunft wenig, die Zeit viel, entſchloſſene Thätigkeit hingegen alles. Hier wirke jeder mit und auf ſich ſelbſt, das haſt du an dir, haſt es an andern erfahren.“

Mit heftigen und bittern Worten, wie er gewohnt iſt, ſetzte er mir zu und ſagte manches Harte, das ich nicht wiederholen mag. Es ſey nichts der Mühe werth, ſchloß er endlich, zu lernen und zu leiſten, als dem Geſunden zu helfen, wenn er durch irgend einen Zufall verletzt ſey; durch einſichtige Behandlung ſtelle ſich die Natur leicht wieder her, die Kranken müſſe man den Aerzten überlaſſen, niemand aber bedürfe eines Wundarztes mehr als der Geſunde. In der Stille des Landlebens, im engſten Kreis der Familie ſey er eben ſo willkommen als in und nach dem Getümmel der Schlacht; in den ſüßeſten Augenblicken wie in den bitterſten und gräßlichſten; überall walte das böſe Geſchick grimmiger als der Tod, und eben ſo rückſichtslos, ja noch auf eine ſchmählichere, Luſt und Leben verletzende Weiſe.

Du kennſt ihn und denkſt ohne Anſtrengung, daß er mich ſo wenig als die Welt ſchonte. Am ſtärkſten aber lehnte er ſich auf das Argument, das er im Namen der

großen Gesellschaft gegen mich wendete. „Narrenpossen," sagte er, „sind eure allgemeine Bildung und alle Anstalten dazu. Daß ein Mensch etwas ganz entschieden verstehe, vorzüglich leiste, wie nicht leicht ein anderer in der nächsten Umgebung, darauf kommt es an, und besonders in unserm Verbande spricht es sich von selbst aus. Du bist gerade in einem Alter, wo man sich mit Verstande etwas vorsetzt, mit Einsicht das Vorliegende beurtheilt, es von der rechten Seite angreift, seine Fähigkeiten und Fertigkeiten auf den rechten Zweck hinlenkt."

Was soll ich nun weiter fortfahren auszusprechen was sich von selbst versteht! Er machte mir deutlich, daß ich Dispensation von dem so wunderlich gebotenen unsteten Leben erhalten könne; es werde jedoch schwer seyn es für mich zu erlangen. „Du bist von der Menschenart," sprach er, „die sich leicht an einen Ort, nicht leicht an eine Bestimmung gewöhnen. Allen solchen wird die unstäte Lebensart vorgeschrieben, damit sie vielleicht zu einer sichern Lebensweise gelangen. Willst du dich ernstlich dem göttlichsten aller Geschäfte widmen, ohne Wunder zu heilen und ohne Worte Wunder zu thun, so verwende ich mich für dich." So sprach er hastig und fügte hinzu was seine Beredsamkeit noch alles für gewaltige Gründe vorzubringen wußte.

Hier nun bin ich geneigt zu enden, zunächſt aber ſollſt du umſtändlich erfahren wie ich die Erlaubniß, an beſtimmten Orten mich länger aufhalten zu dürfen, benutzt habe, wie ich in das Geſchäft, wozu ich immer eine ſtille Neigung empfunden, mich gar bald zu fügen, mich darin auszubilden wußte. Genug! bei dem großen Unternehmen, dem ihr entgegen geht, werd' ich als ein nützliches, als ein nöthiges Glied der Geſellſchaft erſcheinen und euren Wegen, mit einer gewiſſen Sicherheit, mich anſchließen; mit einigem Stolze, denn es iſt ein löblicher Stolz eurer werth zu ſeyn.

Betrachtungen

im Sinne der Wanderer.

Kunſt, Ethiſches, Natur.

Alles Geſcheidte iſt ſchon gedacht worden, man muß nur verſuchen es noch einmal zu denken.

Wie kann man ſich ſelbſt kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Verſuche deine Pflicht zu thun und du weißt gleich was an dir iſt.

Was aber iſt deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

Die vernünftige Welt iſt als ein großes unſterbliches Individuum zu betrachten, das unaufhaltſam das Nothwendige bewirkt und dadurch ſich ſogar über das Zufällige zum Herrn macht.

Mir wird, je länger ich lebe, immer verdrießlicher, wenn ich den Menſchen ſehe, der eigentlich auf ſeiner höchſten Stelle da iſt um der Natur zu gebieten, um ſich und die Seinigen von der gewaltthätigen Nothwendigkeit zu befreien; wenn ich ſehe wie er aus irgend einem vorgefaßten falſchen Begriff gerade das Gegentheil thut von dem was er will, und ſich alsdann, weil die Anlage

im Ganzen verdorben iſt, im Einzelnen kümmerlich herum pfuſchet.

Tüchtiger, thätiger Mann verdiene dir und erwarte:
von den Großen — Gnade,
von den Mächtigen — Gunſt,
von Thätigen und
Guten — Förderung,
von der Menge — Neigung,
von dem Einzelnen — Liebe.

Die Dilettanten, wenn ſie das Möglichſte gethan haben, pflegen zu ihrer Entſchuldigung zu ſagen, die Arbeit ſey noch nicht fertig. Freilich kann ſie nie fertig werden, weil ſie nie recht angefangen ward. Der Meiſter ſtellt ſein Werk mit wenigen Strichen als fertig dar, ausgeführt oder nicht, ſchon iſt es vollendet. Der geſchickteſte Dilettant taſtet im Ungewiſſen, und wie die Ausführung wächſt, kommt die Unſicherheit der erſten Anlage immer mehr zum Vorſchein. Ganz zuletzt entdeckt ſich erſt das Verfehlte, das nicht auszugleichen iſt, und ſo kann das Werk freilich nicht fertig werden.

In der wahren Kunſt gibt es keine Vorſchule, wohl aber Vorbereitungen; die beſte jedoch iſt die Theilnahme des geringſten Schülers am Geſchäft des Meiſters. Aus Farbenreibern ſind treffliche Mahler hervorgegangen.

Ein anderes iſt die Nachäffung, zu welcher die natürliche allgemeine Thätigkeit des Menſchen durch einen bedeutenden Künſtler, der das Schwere mit Leichtigkeit vollbringt, zufällig angeregt wird.

Von der Nothwendigkeit: daß der bildende Künſtler Studien nach der Natur mache, und von dem Werthe derſelben überhaupt ſind wir genugſam überzeugt; allein wir läugnen nicht, daß es uns öfters betrübt, wenn wir den Mißbrauch eines ſo löblichen Strebens gewahr werden.

Nach unſerer Ueberzeugung ſollte der junge Künſtler wenig oder gar keine Studien nach der Natur beginnen, wobei er nicht zugleich dächte, wie er jedes Blatt zu einem Ganzen abrunden, wie er dieſe Einzelnheit, in ein angenehmes Bild verwandelt, in einen Rahmen eingeſchloſſen, dem Liebhaber und Kenner gefällig anbieten möge.

Es ſteht manches Schöne iſolirt in der Welt, doch der Geiſt iſt es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunſtwerke hervorzubringen hat. — Die Blume gewinnt erſt ihren Reiz durch das Inſect das ihr anhängt, durch den Thautropfen der ſie befeuchtet, durch das Gefäß woraus ſie allenfalls ihre letzte Nahrung zieht. Kein Buſch, kein Baum, dem man nicht durch

die Nachbarschaft eines Felsens, einer Quelle, Bedeutung geben, durch eine mäßige einfache Ferne größern Reiz verleihen könnte. So ist es mit menschlichen Figuren und so mit Thieren aller Art beschaffen.

Der Vortheil, den sich der junge Künstler hiedurch verschafft, ist gar mannichfaltig. Er lernt denken, das Passende gehörig zusammenbinden, und, wenn er auf diese Weise geistreich componirt, wird es ihm zuletzt auch an dem was man Erfindung nennt, an dem Entwickeln des Mannichfaltigen aus dem Einzelnen, keineswegs fehlen können.

Thut er nun hierin der eigentlichen Kunstpädagogik wahrhaft Genüge, so hat er noch nebenher den großen nicht zu verachtenden Gewinn, daß er lernt, verkäufliche dem Liebhaber anmuthige und liebliche Blätter hervorzubringen.

Eine solche Arbeit braucht nicht im höchsten Grade ausgeführt und vollendet zu seyn; wenn sie gut gesehen, gedacht und fertig ist, so ist sie für den Liebhaber oft reizender, als ein größeres ausgeführtes Werk.

Beschaue doch jeder junge Künstler seine Studien im Büchelchen und im Portefeuille, und überlege wie viele Blätter er davon auf jene Weise genießbar und wünschenswerth hätte machen können.

Es ist nicht die Rede vom Höheren, wovon man wohl auch sprechen könnte, sondern es soll nur als Warnung gesagt seyn, die von einem Abwege zurückruft und auf's Höhere hindeutet.

Versuche es doch der Künstler nur ein halb Jahr praktisch und setze weder Kohle noch Pinsel an, ohne Intention, einen vorliegenden Naturgegenstand als Bild abzuschließen. Hat er angebornes Talent, so wird sich's bald offenbaren, welche Absicht wir bei diesen Andeutungen im Sinne hegten.

Sage mir mit wem du umgehst, so sage ich dir wer du bist; weiß ich womit du dich beschäftigst, so weiß ich was aus dir werden kann.

Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken, denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres, oder eine Art von Wahrem die ihm durch's Leben hilft; nur darf er sich nicht gehen lassen; er muß sich controliren; der bloße nackte Instinct geziemt nicht dem Menschen.

Unbedingte Thätigkeit, von welcher Art sie sey, macht zuletzt bankerott.

In den Werken des Menschen wie in denen der Natur sind eigentlich die Absichten vorzüglich der Aufmerksamkeit werth.

Kant hat uns aufmerksam gemacht daß es eine Kritik der Vernunft gebe, daß dieses höchste Vermögen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu wachen. Wie großen Vortheil uns diese Stimme gebracht, möge jeder an sich selbst geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nöthig sey, wenn die Kunst überhaupt, besonders die Deutsche, irgend wieder sich erholen und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwärts gehen solle.

Der zur Vernunft geborene Mensch bedarf noch großer Bildung, sie mag sich ihm nun durch Sorgfalt der Eltern und Erzieher, durch friedliches Beispiel, oder durch strenge Erfahrung nach und nach offenbaren. Eben so wird zwar der angehende Künstler, aber nicht der vollendete geboren; sein Auge komme frisch auf die Welt, er habe glücklichen Blick für Gestalt, Proportion, Bewegung; aber für höhere Composition, für Haltung, Licht, Schatten, Farben kann ihm die natürliche Anlage fehlen ohne daß er es gewahr wird.

Ist er nun nicht geneigt von höher ausgebildeten Künstlern der Vor- und Mitzeit das zu lernen was ihm fehlt um eigentlicher Künstler zu seyn, so wird er im falschen Begriff von bewahrter Originalität hinter sich selbst zurückbleiben; denn nicht allein das was mit uns

geboren ist, sondern auch das was wir erwerben können, gehört uns an und wir sind es.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege entsetzliches Unglück anzurichten.

„Blasen ist nicht flöten, ihr müßt die Finger bewegen."

Die Botaniker haben eine Pflanzenabtheilung, die sie Incompletae nennen; man kann eben auch sagen, daß es incomplete, unvollständige Menschen gibt. Es sind diejenigen deren Sehnsucht und Streben mit ihrem Thun und Leisten nicht proportionirt ist.

Der geringste Mensch kann complet seyn, wenn er sich innerhalb der Gränzen seiner Fähigkeiten und Fertigkeiten bewegt; aber selbst schöne Vorzüge werden verdunkelt, aufgehoben und vernichtet, wenn jenes unerläßlich geforderte Ebenmaß abgeht. Dieses Unheil wird sich in der neuern Zeit noch öfter hervorthun; denn wer wird wohl den Forderungen einer durchaus gesteigerten Gegenwart und zwar in schnellster Bewegung genugthun können?

Nur klugthätige Menschen, die ihre Kräfte kennen und sie mit Maß und Gescheidtigkeit benutzen, werden es im Weltwesen weit bringen.

Ein großer Fehler: daß man sich mehr dünkt als man ist und sich weniger schätzt als man werth ist.

Es begegnet mir von Zeit zu Zeit ein Jüngling an dem ich nichts verändert noch gebessert wünschte; nur macht mir bange, daß ich manchen vollkommen geeignet sehe, im Zeitstrom mit fortzuschwimmen, und hier ist's wo ich immerfort aufmerksam machen möchte: daß dem Menschen in seinem zerbrechlichen Kahn eben deßhalb das Ruder in die Hand gegeben ist, damit er nicht der Willkür der Wellen, sondern dem Willen seiner Einsicht Folge leiste.

Wie soll nun aber ein junger Mann für sich selbst dahin gelangen, dasjenige für tadelnswerth und schädlich anzusehen was jederman treibt, billigt und fördert? warum soll er sich nicht und sein Naturell auch dahin geben lassen?

Für das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage verthut, und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämmtliche Tageszeiten! ein guter Kopf könnte wohl noch eins und das andere intercaliren. Dadurch wird alles was ein jeder thut, treibt, dichtet,

ja was er vor hat, in's Oeffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden als zum Zeitvertreib der übrigen; und so springt's von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich, und zuletzt von Welttheil zu Welttheil, alles velociferisch.

So wenig nun die Dampfmaschinen zu dämpfen sind, so wenig ist dieß auch im Sittlichen möglich; die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergelds, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, das alles sind die ungeheuern Elemente, auf die gegenwärtig ein junger Mann gesetzt ist. Wohl ihm, wenn er von der Natur mit mäßigem, ruhigem Sinn begabt ist, um weder unverhältnißmäßige Forderungen an die Welt zu machen, noch auch von ihr sich bestimmen zu lassen.

Aber in einem jedem Kreise bedroht ihn der Tagesgeist; und nichts ist nöthiger als früh genug ihm die Richtung bemerklich zu machen, wohin sein Wille zu steuern hat.

Die Bedeutsamkeit der unschuldigsten Reden und Handlungen wächst mit den Jahren; und wen ich länger um mich sehe, den suche ich immerfort aufmerksam zu machen, welch ein Unterschied statt finde zwischen Aufrichtigkeit, Vertrauen und Indiscretion, ja daß eigent-

gentlich kein Unterſchied ſey, vielmehr nur ein leiſer Uebergang vom Unverfänglichſten zum Schädlichſten, welcher bemerkt oder vielmehr empfunden werden müſſe.

Hierauf haben wir unſern Tact zu üben, ſonſt laufen wir Gefahr auf dem Wege, worauf wir uns die Gunſt der Menſchen erwarben, ſie ganz unverſehens wieder zu verſcherzen. Das begreift man wohl im Laufe des Lebens von ſelbſt, aber erſt nach bezahltem theurem Lehrgelde, das man leider ſeinen Nachkommenden nicht erſparen kann.

Das Verhältniß der Künſte und Wiſſenſchaften zum Leben iſt nach Verhältniß der Stufen worauf ſie ſtehen, nach Beſchaffenheit der Zeiten und tauſend andern Zufälligkeiten ſehr verſchieden; deßwegen auch niemand darüber im Ganzen leicht klug werden kann.

Poeſie wirkt am meiſten im Anfang der Zuſtände, ſie ſeyen nun ganz roh, halbcultivirt, oder bei Abänderung einer Cultur, bei'm Gewahrwerden einer fremden Cultur, daß man alſo ſagen kann, die Wirkung der Neuheit findet durchaus ſtatt.

Muſik im beſten Sinne bedarf weniger der Neuheit, ja vielmehr je älter ſie iſt, je gewohnter man ſie iſt, deſto mehr wirkt ſie.

Die Würde der Kunst erscheint bei der Musik vielleicht am eminentesten, weil sie keinen Stoff hat, der abgerechnet werden müßte. Sie ist ganz Form und Gehalt und erhöht und veredelt alles was sie ausdrückt.

Die Musik ist heilig oder profan. Das Heilige ist ihrer Würde ganz gemäß, und hier hat sie die größte Wirkung auf's Leben, welche sich durch alle Zeiten und Epochen gleich bleibt. Die profane sollte durchaus heiter seyn.

Eine Musik die den heiligen und profanen Charakter vermischt ist gottlos, und eine halbschürige, welche schwache, jammervolle, erbärmliche Empfindungen auszudrücken Belieben findet, ist abgeschmackt. Denn sie ist nicht ernst genug, um heilig zu seyn, und es fehlt ihr der Hauptcharakter des Entgegengesetzten: die Heiterkeit.

Die Heiligkeit der Kirchenmusiken, das Heitere und Neckische der Volksmelodien sind die beiden Angeln, um die sich die wahre Musik herumdreht. Auf diesen beiden Puncten beweist sie jederzeit eine unausbleibliche Wirkung: Andacht oder Tanz. Die Vermischung macht irre, die Verschwächung wird fade, und will die Musik sich an Lehrgedichte oder beschreibende und dergl. wenden, so wird sie kalt.

Plastik wirkt eigentlich nur auf ihrer höchsten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn Einer Ursache imponiren, aber alle mittleren Kunstwerke dieser Art machen mehr irre als daß sie erfreuen. Die Bildhauerkunst muß sich daher noch ein stoffartiges Interesse suchen, und das findet sie in den Bildnissen bedeutender Menschen. Aber auch hier muß sie schon einen hohen Grad erreichen, wenn sie zugleich wahr und würdig seyn will.

Die Mahlerey ist die läßlichste und bequemste von allen Künsten. Die läßlichste, weil man ihr um des Stoffes und des Gegenstandes willen, auch da wo sie nur Handwerk oder kaum eine Kunst ist, vieles zu Gute hält und sich an ihr erfreut; theils weil eine technische obgleich geistlose Ausführung den Ungebildeten wie den Gebildeten in Verwunderung setzt, so daß sie sich also nur einigermaßen zur Kunst zu steigern braucht, um in einem höheren Grade willkommen zu seyn. Wahrheit in Farben, Oberflächen, in Beziehungen der sichtbaren Gegenstände auf einander, ist schon angenehm; und da das Auge ohnehin gewohnt ist alles zu sehen, so ist ihm eine Mißgestalt, und also auch ein Mißbild nicht so zuwider als dem Ohr ein Mißton. Man läßt die schlechteste Abbildung gelten, weil man noch schlechtere Gegenstände zu sehen gewohnt ist. Der Mahler darf also nur einigermaßen Künstler seyn, so findet er schon

ein größeres Publicum als der Musiker, der auf gleichem Grade stünde; wenigstens kann der geringere Mahler immer für sich operiren, anstatt daß der mindere Musiker sich mit anderen sociiren muß, um durch gesellige Leistung einigen Effect zu thun.

Die Frage: ob man bei Betrachtung von Kunstleistungen vergleichen solle oder nicht, möchten wir folgendermaßen beantworten: Der ausgebildete Kenner soll vergleichen; denn ihm schwebt die Idee vor, er hat den Begriff gefaßt was geleistet werden könne und solle; der Liebhaber, auf dem Wege zur Bildung begriffen, fördert sich am besten wenn er nicht vergleicht, sondern jedes Verdienst einzeln betrachter; dadurch bildet sich Gefühl und Sinn für das Allgemeinere nach und nach aus. Das Vergleichen der Unkenner ist eigentlich nur eine Bequemlichkeit, die sich gern des Urtheils überheben möchte.

Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

Ein historisches Menschengefühl heißt ein dergestalt gebildetes, daß es bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt.

Das Beste was wir von der Geschichte haben ist der Enthusiasmus den sie erregt.

Eigenthümlichkeit ruft Eigenthümlichkeit hervor.

Man muß bedenken, daß unter den Menschen gar viele sind, die doch auch etwas Bedeutendes sagen wollen ohne productiv zu seyn, und da kommen die wunderlichsten Dinge an den Tag.

Tief und ernstlich denkende Menschen haben gegen das Publicum einen bösen Stand.

Wenn ich die Meinung eines andern anhören soll, so muß sie positiv ausgesprochen werden; problematisches hab' ich in mir selbst genug.

Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen und flüchtet sich, wenn man ihn ganz und gar zu verdrängen denkt, in die wunderlichsten Ecken und Winkel, von wo er auf einmal, wenn er einigermaßen sicher zu seyn glaubt, wieder hervortritt.

Wir würden gar vieles besser kennen, wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch ein Gegenstand unter einem Winkel von fünf und vierzig Graden erst faßlich.

Mikroskope und Fernröhre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn.

Ich schweige zu Vielem still, denn ich mag die Menschen nicht irre machen, und bin wohl zufrieden, wenn sie sich freuen da wo ich mich ärgere.

Alles was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.

Das Was des Kunstwerks interessirt die Menschen mehr als das Wie; jenes können sie einzeln ergreifen, dieses im Ganzen nicht fassen. Daher kommt das Herausheben von Stellen, wobei zuletzt, wenn man wohl aufmerkt, die Wirkung der Totalität auch nicht ausbleibt, aber jedem unbewußt.

Die Frage: woher hat's der Dichter? geht auch nur aufs Was, vom Wie erfährt dabei niemand etwas.

Einbildungskraft wird nur durch Kunst, besonders durch Poesie geregelt. Es ist nichts fürchterlicher als Einbildungskraft ohne Geschmack.

Das Manierirte ist ein verfehltes Ideelles, ein subjectivirtes Ideelles; daher fehlt ihm das Geistreiche nicht leicht.

Der Philolog iſt angewieſen auf die Congruenz des Geſchriebenüberlieferten. Ein Manuſcript liegt zum Grunde, es finden ſich in demſelben wirkliche Lücken, Schreibfehler, die eine Lücke im Sinne machen, und was ſonſt alles an einem Manuſcript zu tadeln ſeyn mag. Nun findet ſich eine zweyte Abſchrift, eine dritte; die Vergleichung derſelben bewirkt immer mehr, das Verſtändige und Vernünftige der Ueberlieferung gewahr zu werden. Ja er geht weiter und verlangt von ſeinem innern Sinn, daß derſelbe ohne äußere Hülfsmittel die Congruenz des Abgehandelten immer mehr zu begreifen und darzuſtellen wiſſe. Weil nun hiezu ein beſondrer Tact, eine beſondre Vertiefung in ſeinen abgeſchiedenen Autor nöthig und ein gewiſſer Grad von Erfindungskraft gefordert wird, ſo kann man dem Philologen nicht verdenken, wenn er ſich auch ein Urtheil bei Geſchmacksſachen zutraut, welches ihm jedoch nicht immer gelingen wird.

Der Dichter iſt angewieſen auf Darſtellung. Das Höchſte derſelben iſt, wenn ſie mit der Wirklichkeit wetteifert, d. h. wenn ihre Schilderungen durch den Geiſt dergeſtalt lebendig ſind, daß ſie als gegenwärtig für jederman gelten können. Auf ihrem höchſten Gipfel ſcheint die Poeſie ganz äußerlich; je mehr ſie ſich in's Innere zurückzieht, iſt ſie auf dem Wege zu ſinken. — Diejenige die nur das Innere darſtellt, ohne es durch ein Aeu-

ßeres zu verkörpern; oder ohne das Aeußere durch das Innere durchfühlen zu lassen, sind beides die letzten Stufen, von welchen aus sie in's gemeine Leben hineintritt.

Die Redekunst ist angewiesen auf alle Vortheile der Poesie, auf alle ihre Rechte; sie bemächtigt sich derselben und mißbraucht sie, um gewisse äußere, sittliche oder unsittliche, augenblickliche Vortheile im bürgerlichen Leben zu erreichen.

Literatur ist das Fragment der Fragmente; das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben, vom Geschriebenen ist das Wenigste übrig geblieben.

In natürlicher Wahrheit und Großheit, obgleich wild und unbehaglich ausgebildetes Talent ist Lord Byron, und deßwegen kaum ein anderes ihm vergleichbar.

Eigentlichster Werth der sogenannten Volkslieder ist der, daß ihre Motive unmittelbar von der Natur genommen sind. Dieses Vortheils aber könnte der gebildete Dichter sich auch bedienen, wenn er es verstünde.

Hiebei aber haben jene immer das voraus, daß natürliche Menschen sich besser auf den Lakonismus verstehen als eigentlich Gebildete.

Shakespear ist für aufkeimende Talente gefährlich zu lesen; er nöthigt sie, ihn zu reproduciren, und sie bilden sich ein, sich selbst zu produciren.

Ueber Geschich:: kann niemand urtheilen als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat. So geht es ganzen Nationen. Die Deutschen können erst über Literatur urtheilen, seitdem sie selbst eine Literatur haben.

Man ist nur eigentlich lebendig, wenn man sich des Wohlwollens andrer freut.

Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen.

Deßwegen läßt sich bemerken, daß diejenigen welche Frömmigkeit als Zweck und Ziel aufstecken meistens Heuchler werden.

„Wenn man alt ist muß man mehr thun als da man jung war."

Erfüllte Pflicht empfindet sich immer noch als Schuld, weil man sich nie ganz genug gethan.

Die Mängel erkennt nur der Liebloſe; deßhalb, um ſie einzuſehen, muß man auch liebloß werden, aber nicht mehr als hiezu nöthig iſt.

Das höchſte Glück iſt das, welches unſere Mängel verbeſſert und unſere Fehler ausgleicht.

Kannſt du leſen, ſo ſollſt du verſtehen; kannſt du ſchreiben, ſo mußt du etwas wiſſen; kannſt du glauben, ſo ſollſt du begreifen; wenn du begehreſt, wirſt du ſollen; wenn du forderſt, wirſt du nicht erlangen; und wenn du erfahren biſt, ſollſt du nutzen.

Man erkennt niemand an als den der uns nutzt. Wir erkennen den Fürſten an, weil wir unter ſeiner Firma den Beſitz geſichert ſehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äußere und innere widerwärtige Verhältniſſe.

Der Bach iſt dem Müller befreundet, dem er nutzt, und er ſtürzt gern über die Räder; was hilft es ihm, gleichgültig durch's Thal hinzuſchleichen.

Wer ſich mit reiner Erfahrung begnügt und darnach handelt, der hat wahres genug. Das heranwachſende Kind iſt weiſe in dieſem Sinne.

Die Theorie an und für sich ist nichts nütze, als in so fern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht.

Alles Abstracte wird durch Anwendung dem Menschenverstand genähert, und so gelangt der Menschenverstand durch Handeln und Beobachten zur Abstraction.

Wer zu viel verlangt, wer sich am Verwickelten erfreut, der ist den Verirrungen ausgesetzt.

Nach Analogien denken ist nicht zu schelten; die Analogie hat den Vortheil daß sie nicht abschließt und eigentlich nichts Letztes will; dagegen die Induction verderblich ist, die einen vorgesetzten Zweck im Auge trägt und, auf denselben losarbeitend, Falsches und Wahres mit sich fortreißt.

Gewöhnliches Anschauen, richtige Ansicht der irdischen Dinge, ist ein Erbtheil des allgemeinen Menschenverstandes.

Reines Anschauen des Aeußern und Innern ist sehr selten.

Es äußert sich jenes im praktischen Sinn, im unmittelbaren Handeln; dieses symbolisch, vorzüglich durch Mathematik, in Zahlen und Formeln, durch Rede,

uranfänglich, tropisch, als Poesie des Genie's, als Sprichwörtlichkeit des Menschenverstandes.

Das Abwesende wirkt auf uns durch Ueberlieferung. Die gewöhnliche ist historisch zu nennen; eine höhere, der Einbildungskraft verwandte, ist mythisch. Sucht man hinter dieser noch etwas Drittes, irgend eine Bedeutung, so verwandelt sie sich in Mystik. Auch wird sie leicht sentimental, so daß wir uns nur was gemüthlich ist aneignen.

Die Wirksamkeiten auf die wir achten müssen, wenn wir wahrhaft gefördert seyn wollen, sind:

Vorbereitende,
Begleitende,
Mitwirkende,
Nachhelfende,
Fördernde,
Verstärkende,
Hindernde,
Nachwirkende.

Im Betrachten, wie im Handeln, ist das Zugängliche von dem Unzugänglichen zu unterscheiden; ohne dieß läßt sich im Leben wie im Wissen wenig leisten.

„Le sens commun est le Genie de l'humanite."

Der Gemein-Verſtand, der als Genie der Menſchheit gelten ſoll, muß vorerſt in ſeinen Aeußerungen betrachtet werden. Forſchen wir wozu ihn die Menſchheit benutzt, ſo finden wir folgendes:

Die Menſchheit iſt bedingt durch Bedürfniſſe. Sind dieſe nicht befriedigt, ſo erweiſt ſie ſich ungeduldig; ſind ſie befriedigt, ſo erſcheint ſie gleichgültig. Der eigentliche Menſch bewegt ſich alſo zwiſchen beiden Zuſtänden; und ſeinen Verſtand, den ſogenannten Menſchenverſtand wird er anwenden ſeine Bedürfniſſe zu befriedigen; iſt es geſchehen, ſo hat er die Aufgabe, die Räume der Gleichgültigkeit auszufüllen. Beſchränkt ſich dieſes in die nächſten und nothwendigſten Gränzen, ſo gelingt es ihm auch. Erheben ſich aber die Bedürfniſſe, treten ſie aus dem Kreiſe des Gemeinen heraus, ſo iſt der Gemein-Verſtand nicht mehr hinreichend, er iſt kein Genius mehr, die Region des Irrthums iſt der Menſchheit aufgethan.

Es geſchieht nichts Unvernünftiges, das nicht Verſtand oder Zufall wieder in die Richte brächten; nichts Vernünftiges das Unverſtand und Zufall nicht mißleiten könnten.

Jede große Idee, ſobald ſie in die Erſcheinung tritt, wirkt tyranniſch; daher die Vortheile die ſie hervorbringt, ſich nur allzubald in Nachtheile verwandeln.

Man kann deßhalb eine jede Institution vertheidigen und rühmen, wenn man an ihre Anfänge erinnert und darzuthun weiß, daß alles was von ihr im Anfange gegolten, auch jetzt noch gelte.

Lessing, der mancherlei Beschränkung unwillig fühlte, läßt eine seiner Personen sagen: niemand muß müssen. Ein geistreicher frohgesinnter Mann sagte: wer will, der muß. Ein dritter, freilich ein Gebildeter, fügte hinzu: Wer einsieht, der will auch. Und so glaubte man den ganzen Kreis des Erkennens, Wollens und Müssens abgeschlossen zu haben. Aber im Durchschnitt bestimmt die Erkenntniß des Menschen, von welcher Art sie auch sey, sein Thun und Lassen; deßwegen auch nichts schrecklicher ist, als die Unwissenheit handeln zu sehen.

Es gibt zwey friedliche Gewalten: das Recht und die Schicklichkeit.

Das Recht dringt auf Schuldigkeit, die Policey auf's Geziemende. Das Recht ist abwägend und entscheidend, die Policey überschauend und gebietend. Das Recht bezieht sich auf den Einzelnen, die Policey auf die Gesammtheit.

Die Geschichte der Wissenschaften ist eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen.

Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Hülfe ruft; aber nicht jene Schul- und Wortweisheit; es ist dasjenige was vor, mit und nach der Physik war, ist und seyn wird.

Autorität, daß nämlich etwas schon einmal geschehen, gesagt oder entschieden worden sey, hat großen Werth; aber nur der Pedant fordert überall Autorität.

Altes Fundament ehrt man, darf aber das Recht nicht aufgeben, irgendwo wieder einmal von vorn zu gründen.

Beharre wo du stehst! — Maxime, nothwendiger als je, indem einerseits die Menschen in große Parteyen gerissen werden; sodann aber auch jeder Einzelne nach individueller Einsicht und Vermögen sich geltend machen will.

Man thut immer besser, daß man sich grad ausspricht wie man denkt, ohne viel beweisen zu wollen: denn alle Beweise die wir vorbringen sind doch nur Ba-

riationen unſerer Meinungen, und die Widriggeſinnten hören weder auf das Eine noch auf das Andere.

Da ich mit der Naturwiſſenſchaft, wie ſie ſich von Tag zu Tage vorwärts bewegt, immer mehr bekannt und verwandt werde, ſo dringt ſich mir gar manche Betrachtung auf: über die Vor- und Rückſchritte, die zu gleicher Zeit geſchehen. Eines nur ſey hier ausgeſprochen: daß wir ſogar anerkannte Irrthümer aus der Wiſſenſchaft nicht los werden. Die Urſache hievon iſt ein offenbares Geheimniß.

Einen Irrthum nenn' ich, wenn irgend ein Ereigniß falſch ausgelegt, falſch angeknüpft, falſch abgeleitet wird. Nun ereignet ſich aber im Gange des Erfahrens und Denkens, daß eine Erſcheinung folgerecht angeknüpft, richtig abgeleitet wird. Das läßt man ſich wohl gefallen, legt aber keinen beſondern Werth darauf und läßt den Irrthum ganz ruhig daneben liegen; und ich kenne ein kleines Magazin von Irrthümern die man ſorgfältig aufbewahrt.

Da nun den Menſchen eigentlich nichts intereſſirt als ſeine Meinung, ſo ſieht jederman, der eine Meinung vorträgt, ſich rechts und links nach Hülfsmitteln um, damit er ſich und andere beſtärken möge. Des Wahren bedient man ſich ſo lange es brauchbar iſt, aber lei-

leidenſchaftlich rhetoriſch ergreift man das Falſche, ſobald man es für den Augenblick nutzen, damit, als einem Halbargumente, blenden, als mit einem Lückenbüßer das Zerſtückelte ſcheinbar vereinigen kann. Dieſes zu erfahren war mir erſt ein Aergerniß, dann betrübte ich mich darüber, und nun macht es mir Schadenfreude. Ich habe mir das Wort gegeben ein ſolches Verfahren niemals wieder aufzudecken.

Jedes Exiſtirende iſt ein Analogon alles Exiſtirenden; daher erſcheint uns das Daſeyn immer zu gleicher Zeit geſondert und verknüpft. Folgt man der Analogie zu ſehr, ſo fällt alles identiſch zuſammen; meidet man ſie, ſo zerſtreut ſich alles in's Unendliche. In beiden Fällen ſtagnirt die Betrachtung, einmal als überlebendig, das andere Mal als getödtet.

Die Vernunft iſt auf das Werdende, der Verſtand auf das Gewordene angewieſen; jene bekümmert ſich nicht: wozu? dieſer fragt nicht: woher? — Sie erfreut ſich am Entwickeln; er wünſcht alles feſtzuhalten, damit er es nutzen könne.

Es iſt eine Eigenheit dem Menſchen angeboren und mit ſeiner Natur innigſt verwebt: daß ihm zur Erkenntniß das Nächſte nicht genügt; da doch jede Erſcheinung die wir ſelbſt gewahr werden, im Augenblick das

Nächste ist, und wir von ihr fordern können, daß sie sich selbst erkläre, wenn wir kräftig in sie dringen.

Das werden aber die Menschen nicht lernen, weil es gegen ihre Natur ist; daher die Gebildeten es selbst nicht lassen können, wenn sie an Ort und Stelle irgend ein Wahres erkannt haben, es nicht nur mit dem Nächsten, sondern auch mit dem Weitesten und Fernsten zusammen zu hängen, woraus denn Irrthum über Irrthum entspringt. Das nahe Phänomen hängt aber mit dem fernen nur in dem Sinne zusammen, daß sich alles auf wenige große Gesetze bezieht die sich überall manifestiren.

Was ist das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was ist das Besondere?
Millionen Fälle.

Die Analogie hat zwei Verirrungen zu fürchten: einmal sich dem Witz hinzugeben, wo sie in Nichts zerfließt; die andere, sich mit Tropen und Gleichnissen zu umhüllen, welches jedoch weniger schädlich ist.

Weder Mythologie noch Legenden sind in der Wissenschaft zu dulden. Lasse man diese den Poeten, die berufen sind sie zu Nutz und Freude der Welt zu behan-

deln. Der wiſſenſchaftliche Mann beſchränke ſich auf die nächſte klarſte Gegenwart. Wollte derſelbe jedoch gelegentlich als Rhetor auftreten, ſo ſey ihm jenes auch nicht verwehrt.

Um mich zu retten betrachte ich alle Erſcheinungen als unabhängig von einander und ſuche ſie gewaltſam zu iſoliren; dann betrachte ich ſie als Correlate, und ſie verbinden ſich zu einem entſchiedenen Leben. Dieß bezieh' ich vorzüglich auf Natur; aber auch in Bezug auf die neueſte um uns her bewegte Weltgeſchichte iſt dieſe Betrachtungsweiſe fruchtbar.

Alles was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, iſt die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längſt ausgebildet, unverſehens mit Blitzesſchnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. Es iſt eine aus dem Innern am Aeußern ſich entwickelnde Offenbarung, die den Menſchen ſeine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es iſt eine Syntheſe von Welt und Geiſt, welche von der ewigen Harmonie des Daſeyns die ſeligſte Verſicherung gibt.

Der Menſch muß bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich ſey; er würde ſonſt nicht forſchen.

Begreiflich iſt jedes Beſondere das ſich auf irgend eine Weiſe anwenden läßt. Auf dieſe Weiſe kann das Unbegreifliche nützlich werden.

Es gibt eine zarte Empirie, die ſich mit dem Gegenſtand innigſt identiſch macht, und dadurch zur eigentlichen Theorie wird. Dieſe Steigerung des geiſtigen Vermögens aber gehört einer hochgebildeten Zeit an.

Am widerwärtigſten ſind die kricklichen Beobachter und grilligen Theoriſten; ihre Verſuche ſind kleinlich und complicirt, ihre Hypotheſen abſtrus und wunderlich.

Es gibt Pedanten, die zugleich Schelme ſind, und das ſind die allerſchlimmſten.

Um zu begreifen daß der Himmel überall blau iſt, braucht man nicht um die Welt zu reiſen.

Das Allgemeine und Beſondere fallen zuſammen; das Beſondere iſt das Allgemeine, unter verſchiedenen Bedingungen erſcheinend.

Man braucht nicht alles ſelbſt geſehen noch erlebt zu haben; willſt du aber dem andern und ſeinen Darſtellungen vertrauen, ſo denke, daß du es nun mit dreyen zu thun haſt, mit dem Gegenſtand und zwey Subjecten.

Grundeigenſchaft der lebendigen Einheit: ſich zu trennen, ſich zu vereinen, ſich in's Allgemeine zu ergehen, im Beſondern zu verharren, ſich zu verwandeln, ſich zu ſpecificiren, und wie das Lebendige unter tauſend Bedingungen ſich darthun mag, hervorzutreten und zu verſchwinden, zu ſolidesciren und zu ſchmelzen, zu erſtarren und zu fließen, ſich auszudehnen und ſich zuſammen zu ziehen. Weil nun alle dieſe Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, ſo kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entſtehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud und Leid, alles wirkt durch einander, in gleichem Sinn und gleicher Maße, deßwegen denn auch das Beſonderſte, das ſich ereignet, immer als Bild und Gleichniß des Allgemeinſten auftritt.

Iſt das ganze Daſeyn ein ewiges Trennen und Verbinden, ſo folgt auch, daß die Menſchen im Betrachten des ungeheuren Zuſtandes auch bald trennen, bald verbinden werden.

Als getrennt muß ſich darſtellen: Phyſik von Mathematik. Jene muß in einer entſchiedenen Unabhängigkeit beſtehen und mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften in die Natur und das heilige Leben derſelben einzudringen ſuchen, ganz unbekümmert was die Mathematik von ihrer Seite leiſtet und thut. Dieſe

muß ſich dagegen unabhängig von allem Aeußern erklären, ihren eigenen großen Geiſtesgang gehen und ſich ſelber reiner ausbilden als es geſchehen kann, wenn ſie wie bisher ſich mit dem Vorhandenen abgibt und dieſem etwas abzugewinnen oder anzupaſſen trachtet.

In der Naturforſchung bedarf es eines kategoriſchen Imperativs ſo gut als im Sittlichen! nur bedenke man, daß man dadurch nicht am Ende, ſondern erſt am Anfang iſt.

Das Höchſte wäre, zu begreifen, daß alles Factiſche ſchon Theorie iſt. Die Bläue des Himmels offenbart uns das Grundgeſetz der Chromatik. Man ſuche nur nichts hinter den Phänomenen; ſie ſelbſt ſind die Lehre.

In den Wiſſenſchaften iſt viel Gewiſſes, ſobald man ſich von den Ausnahmen nicht irre machen läßt und die Probleme zu ehren weiß.

Wenn ich mich bei'm Urphänomen zuletzt beruhige, ſo iſt es doch auch nur Reſignation; aber es bleibt ein großer Unterſchied, ob ich mich an den Gränzen der Menſchheit reſignire oder innerhalb einer hypothetiſchen Beſchränktheit meines bornirten Individuums.

Wenn man die Probleme des Ariſtoteles anſieht, ſo erſtaunt man über die Gabe d s Bemerkens und für was alles die Griechen Augen gehabt haben. Nur begehen ſie den Fehler der Uebereilung, da ſie von dem Phänomen unmittelbar zur Erklärung ſchreiten, wodurch denn ganz unzulängliche theoretiſche Ausſprüche zum Vorſchein kommen. Dieſes iſt jedoch der allgemeine Fehler der noch heut zu Tage begangen wird.

Hypotheſen ſind Wiegenlieder womit der Lehrer ſeine Schüler einlullt; der denkende treue Beobachter lernt immer mehr ſeine Beſchränkung kennen, er ſieht, je weiter ſich das Wiſſen ausbreitet, deſto mehr Probleme kommen zum Vorſchein.

Unſer Fehler beſteht darin, daß wir am Gewiſſen zweifeln und das Ungewiſſe fixiren möchten. Meine Maxime bei der Naturforſchung iſt: das Gewiſſe feſtzuhalten und dem Ungewiſſen aufzupaſſen.

Läßliche Hypotheſe nenn' ich eine ſolche, die man gleichſam ſchalkhaft aufſtellt, um ſich von der ernſthaften Natur widerlegen zu laſſen.

Wie wollte einer als Meiſter in ſeinem Fach erſcheinen, wenn er nichts Unnützes lehrte.

Das Närrischste ist, daß jeder glaubt überliefern zu müssen was man gewußt zu haben glaubt.

Weil zum didaktischen Vortrag Gewißheit verlangt wird, indem der Schüler nichts Unsicheres überliefert haben will, so darf der Lehrer kein Problem stehen lassen und sich etwa in einiger Entfernung da herumbewegen. Gleich muß etwas bestimmt seyn (bepaalt sagt der Holländer), und nun glaubt man eine Weile den unbekannten Raum zu besitzen bis ein anderer die Pfähle wieder ausreißt, und sogleich enger oder weiter abermals wieder bepfählt.

Lebhafte Frage nach der Ursache, Verwechselung von Ursache und Wirkung, Beruhigung in einer falschen Theorie sind von großer nicht zu entwickelnder Schädlichkeit.

Wenn mancher sich nicht verpflichtet fühlte das Unwahre zu wiederholen, weil er's einmal gesagt hat, so wären es ganz andre Leute geworden.

Das Falsche hat den Vortheil, daß man immer darüber schwätzen kann, das Wahre muß gleich genutzt werden sonst ist es nicht da.

Wer nicht einſieht wie das Wahre praktiſch erleichtert, mag gern daran mäkeln und häkeln, damit er nur ſein irriges mühſeliges Treiben einigermaßen beſchönigen könne.

Die Deutſchen, und ſie nicht allein, beſitzen die Gabe die Wiſſenſchaften unzugänglich zu machen.

Der Engländer iſt Meiſter das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und friſcher That führt. Man frage nun, warum ſie uns überall voraus ſind?

Der denkende Menſch hat die wunderliche Eigenſchaft, daß er an die Stelle, wo das unaufgelöſ'te Problem liegt, gerne ein Phantaſiebild hinfabelt, das er nicht los werden kann, wenn das Problem auch aufgelöſ't und die Wahrheit am Tage iſt.

Es gehört eine eigene Geiſteswendung dazu, um das geſtaltloſe Wirkliche in ſeiner eigenſten Art zu faſſen und es von Hirngeſpinnſten zu unterſcheiden, die ſich denn doch auch mit einer gewiſſen Wirklichkeit lebhaft aufdringen.

Bei Betrachtung der Natur im Großen wie im Kleinen hab' ich unausgeſetzt die Frage geſtellt: Iſt es der

Gegenſtand oder biſt du es, der ſich hier ausſpricht? Und in dieſem Sinne betrachtete ich auch Vorgänger und Mitarbeiter.

Ein jeder Menſch ſieht die fertige und geregelte, gebildete, vollkommene Welt doch nur als ein Element an, woraus er ſich eine beſondere ihm angemeſſene Welt zu erſchaffen bemüht iſt. Tüchtige Menſchen ergreifen ſie ohne Bedenken und ſuchen damit, wie es geben will, zu gebahren; andere zaudern an ihr herum; einige zweifeln ſogar an ihrem Daſeyn.

Wer ſich von dieſer Grundwahrheit recht durchdrungen fühlte, würde mit niemanden ſtreiten, ſondern nur die Vorſtellungsart eines andern wie ſeine eigene als ein Phänomen betrachten. Denn wir erfahren faſt täglich, daß der eine mit Bequemlichkeit denken mag, was dem andern zu denken unmöglich iſt, und zwar nicht etwa in Dingen die auf Wohl und Wehe nur irgend einen Einfluß hätten, ſondern in Dingen, die für uns völlig gleichgültig ſind.

Man weiß eigentlich das was man weiß nur für ſich ſelbſt. Spreche ich mit einem andern von dem was ich zu wiſſen glaube, unmittelbar glaubt er's beſſer zu wiſſen, und ich muß mit meinem Wiſſen immer wieder in mich ſelbſt zurückkehren.

Das Wahre fördert; aus dem Irrthum entwickelt ſich nichts, er verwickelt uns nur.

Der Menſch findet ſich mitten unter Wirkungen und kann ſich nicht enthalten nach den Urſachen zu fragen; als ein bequemes Weſen greift er nach der nächſten als der beſten und beruhigt ſich dabei; beſonders iſt dieß die Art des allgemeinen Menſchenverſtandes.

Sieht man ein Uebel, ſo wirkt man unmittelbar darauf, d. h. man curirt unmittelbar auf's Symptom los.

Die Vernunft hat nur über das Lebendige Herrſchaft; die entſtandene Welt, mit der ſich die Geognoſie abgibt, iſt todt. Daher kann es keine Geologie geben, denn die Vernunft hat hier nichts zu thun.

Wenn ich ein zerſtreutes Gerippe finde, ſo kann ich es zuſammenleſen und aufſtellen; denn hier ſpricht die ewige Vernunft durch ein Analogon zu mir, und wenn es das Rieſenfaulthier wäre.

Was nicht mehr entſteht, können wir uns als entſtehend nicht denken! das Entſtandene begreifen wir nicht.

Der allgemeine neuere Vulcanismus ist eigentlich ein kühner Versuch, die gegenwärtige unbegreifliche Welt an eine vergangene unbekannte zu knüpfen.

Gleiche oder wenigstens ähnliche Wirkungen werden auf verschiedene Weise durch Naturkräfte hervorgebracht.

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität: denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen die sich accomodiren, aus Schwachen die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen was sie will.

Die Mathematik ist, wie die Dialektik, ein Organ des inneren höheren Sinnes, in der Ausübung ist sie eine Kunst wie die Beredsamkeit. Für beide hat nichts Werth als die Form; der Gehalt ist ihnen gleichgültig. Ob die Mathematik Pfennige oder Guineen berechne, die Rhetorik Wahres oder Falsches vertheidige, ist beiden vollkommen gleich.

Hier aber kommt es nun auf die Natur des Menschen an, der ein solches Geschäft betreibt, eine solche Kunst ausübt. Ein durchgreifender Advocat in einer gerechten Sache, ein durchdringender Mathematiker vor dem Sternenhimmel, erscheinen beide gleich gottähnlich.

Was iſt an der Mathematik exact als die Exactheit? Und dieſe, iſt ſie nicht eine Folge des innern Wahrheitsgefühls?

Die Mathematik vermag kein Vorurtheil wegzuheben, ſie kann den Eigenſinn nicht lindern, den Partengeiſt nicht beſchwichtigen, nichts von allem Sittlichen vermag ſie.

Der Mathematiker iſt nur inſofern vollkommen, als er ein vollkommener Menſch iſt, als er das Schöne des Wahren in ſich empfindet; dann erſt wird er gründlich, durchſichtig, umſichtig, rein, klar, anmuthig, ja elegant wirken. Das alles gehört dazu um La Grange ähnlich zu werden.

Nicht die Sprache an und für ſich iſt richtig, tüchtig, zierlich, ſondern der Geiſt iſt es der ſich darin verkörpert; und ſo kommt es nicht auf einen jeden an, ob er ſeinen Rechnungen, Reden oder Gedichten die wünſchenswerthen Eigenſchaften verleihen will; es iſt die Frage, ob ihm die Natur hiezu die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften verliehen hat. Die geiſtigen: das Vermögen der An- und Durchſchauung, die ſittlichen: daß er die böſen Dämonen ablehne, die ihn hindern könnten dem Wahren die Ehre zu geben.

Das Einfache durch das Zusammengesetzte, das Leichte durch das Schwierige erklären zu wollen, ist ein Unheil das in dem ganzen Körper der Wissenschaft vertheilt ist, von den Einsichtigen wohl anerkannt, aber nicht überall eingestanden.

Man sehe die Physik genau durch, und man wird finden, daß die Phänomene, so wie die Versuche, worauf sie gebaut ist, verschiedenen Werth haben.

Auf die primären, die Urversuche, kommt alles an, und das Capitel, das hierauf gebaut ist, steht sicher und fest; aber es gibt auch secundäre, tertiäre u. s. w. Gesteht man diesen das gleiche Recht zu, so verwirren sie nur das was von den ersten aufgeklärt war.

Ein großes Uebel in den Wissenschaften, ja überall, entsteht daher, daß Menschen, die kein Ideenvermögen haben, zu theoretisiren sich vermessen, weil sie nicht begreifen, daß noch so vieles Wissen hiezu nicht berechtigt. Sie gehen im Anfange wohl mit einem löblichen Menschenverstand zu Werke, dieser aber hat seine Gränzen, und wenn er sie überschreitet kommt er in Gefahr absurd zu werden. Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbtheil ist der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren; das höhere

Den-

Denken, Schließen und Urtheilen jedoch iſt nicht ſeine Sache.

Die Erfahrung nutzt erſt der Wiſſenſchaft, ſodann ſchadet ſie, weil die Erfahrung Geſetz und Ausnahme gewahr werden läßt. Der Durchſchnitt von beiden gibt keineswegs das Wahre.

Man ſagt: zwiſchen zwey entgegengeſetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwiſchen, das Unſchaubare, das ewig thätige Leben in Ruhe gedacht.

Vermächtnifs.

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen,
Das Ew'ge regt sich fort in allen,
Am Seyn erhalte dich beglückt!
Das Seyn ist ewig, denn Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre fass' es an.
Verdank' es, Erdensohn, dem Weisen
Der ihr die Sonne zu umkreisen
Und dem Geschwister wies die Bahn.

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbstständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Den Sinnen hast du dann zu trauen,
Kein Falsches lassen sie dich schauen
Wenn dein Verstand dich wach erhält.
Mit frischem Blick bemerke freudig,
Und wandle, sicher wie geschmeidig,
Durch Auen reichbegabter Welt.

Geniefse mäfsig Füll' und Segen,
Vernunft sey überall zugegen
Wo Leben sich des Lebens freut.
Dann ist Vergangenheit beständig,
Das Künftige voraus lebendig,
Der Augenblick ist Ewigkeit.

Und war es endlich dir gelungen,
Und bist du vom Gefühl durchdrungen:
Was fruchtbar ist allein ist wahr;
Du prüfst das allgemeine Walten,
Es wird nach seiner Weise schalten,
Geselle dich zur kleinsten Schaar.

Und wie von Alters her, im Stillen,
Ein Liebewerk, nach eignem Willen,
Der Philosoph, der Dichter schuf;
So wirst du schönste Gunst erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswerthester Beruf.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Dreyundzwanzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wilhelm Meiſters
Wanderjahre
oder
die Entſagenden.

Drittes Buch.

PUBLIC LIBRARY
BOSTON

Erſtes Capitel.

Nach allem dieſem, und was daraus erfolgen mochte, war nun Wilhelms erſtes Anliegen ſich den Verbündeten wieder zu nähern und mit irgend einer Abtheilung derſelben irgendwo zuſammen zu treffen. Er zog daher ſein Täfelchen zu Rath und begab ſich auf den Weg der ihn vor andern an's Ziel zu führen verſprach. Weil er aber den günſtigſten Punct zu erreichen, quer durch's Land gehen mußte, ſo ſah er ſich genöthigt die Reiſe zu Fuße zu machen und das Gepäck hinter ſich her tragen zu laſſen. Für ſeinen Gang aber ward er auf jedem Schritte reichlich belohnt, indem er unerwartet ganz allerliebſte Gegenden antraf; es waren ſolche wie ſie das letzte Gebirg gegen die Fläche zu bildet, bebuſchte Hügel, die ſanften Abhänge haushälteriſch benutzt, alle Flächen grün, nirgends etwas Steiles, Unfruchtbares und Ungepflügtes zu ſehen. Nun gelangte er zum Hauptthale, worein die Seitenwaſſer ſich ergoſſen; auch dieſes war ſorgfältig bebaut, anmuthig überſehbar, ſchlanke Bäume bezeichneten die Krümmung des durchziehenden Fluſſes und einſtrömender Bäche, und als er die Charte, ſeinen Wegweiſer, vornahm, ſah er zu

seiner Verwunderung, daß die gezogene Linie dieses Thal gerade durchschnitt und er sich also vorerst wenigstens auf rechtem Weg befinde.

Ein altes, wohlerhaltenes, zu verschiedenen Zeiten erneuertes Schloß zeigte sich auf einem bebuschten Hügel; am Fuße desselben zog ein heiterer Flecken sich hin mit vorstehendem in die Augen fallendem Wirthshaus; auf letzteres ging er zu, und ward zwar freundlich von dem Wirth empfangen, jedoch mit Entschuldigung, daß man ihn ohne Erlaubniß einer Gesellschaft nicht aufnehmen könne, die den ganzen Gasthof auf einige Zeit gemiethet habe; deßwegen er alle Gäste in die ältere, weiter hinaufliegende Herberge verweisen müsse. Nach einer kurzen Unterredung schien der Mann sich zu bedenken und sagte: „zwar findet sich jetzt niemand im Hause, doch es ist eben Sonnabend und der Vogt kann nicht lange ausbleiben, der wöchentlich alle Rechnungen berichtigt und seine Bestellungen für das Nächste macht. Wahrlich es ist eine schickliche Ordnung unter diesen Männern und eine Lust mit ihnen zu verkehren, ob sie gleich genau sind, denn man hat zwar keinen großen aber einen sichern Gewinn.“ Er hieß darauf den neuen Gast in dem obern großen Vorsaal sich gedulden und was ferner sich ereignen möchte, abwarten.

Hier fand nun der Herantretende einen weiten saubern Raum, außer Bänken und Tischen, völlig leer; deste mehr verwunderte er sich eine große Tafel über einer

Thüre angebracht zu ſehen, worauf die Worte in goldnen Buchſtaben zu leſen waren: Ubi homines sunt modi sunt; welches wir Deutſch erklären, daß da wo Menſchen in Geſellſchaft zuſammen treten, ſogleich die Art und Weiſe wie ſie zuſammen ſeyn und bleiben mögen, ſich ausbilde. Dieſer Spruch gab unſerm Wanderer zu denken, er nahm ihn als gute Vorbedeutung, indem er das hier bekräftigt fand, was er mehrmals in ſeinem Leben als vernünftig und förderſam erkannt hatte. Es dauerte nicht lange, ſo erſchien der Vogt, welcher, von dem Wirthe vorbereitet, nach einer kurzen Unterredung und keinem ſonderlichen Ausforſchen ihn unter folgenden Bedingungen aufnahm: drey Tage zu bleiben, an allem, was vorgehen möchte, ruhig Theil zu nehmen, und es geſchehe was wolle nicht nach der Urſache zu fragen, ſo wenig als beim Abſchied nach der Zeche. Das alles mußte der Reiſende ſich gefallen laſſen, weil der Beauftragte in keinem Puncte nachgeben konnte.

Eben wollte der Vogt ſich entfernen, als ein Geſang die Treppe herauf ſcholl; zwey hübſche junge Männer kamen heran, denen jener durch ein einfaches Zeichen zu verſtehen gab, der Gaſt ſey aufgenommen. Ihren Geſang nicht unterbrechend begrüßten ſie ihn freundlich, duettirten gar anmuthig und man konnte ſehr leicht bemerken, daß ſie völlig eingeübt und ihrer Kunſt Meiſter ſeyen. Als Wilhelm die aufmerkſamſte Theilnahme be-

wies, schlossen sie und fragten: ob ihm nicht auch manchmal ein Lied bei seinen Fußwanderungen einfalle und das er so vor sich hin singe? „Mir ist zwar von der Natur," versetzte Wilhelm, „eine glückliche Stimme versagt, aber innerlich scheint mir oft ein geheimer Genius etwas Rhythmisches vorzuflüstern, so daß ich mich bei'm Wandern jedesmal im Tact bewege und zugleich leise Töne zu vernehmen glaube, wodurch denn irgend ein Lied begleitet wird, das sich mir auf eine oder die andere Weise gefällig vergegenwärtigt."

„Erinnert ihr euch eines solchen, so schreibt es uns auf," sagten jene; „wir wollen sehen ob wir euren singenden Dämon zu begleiten wissen;" er nahm hierauf ein Blatt aus seiner Schreibtafel und übergab ihnen Folgendes:

Von dem Berge zu den Hügeln.
Niederab das Thal entlang.
Da erklingt es wie von Flügeln.
Da bewegt sich's wie Gesang:
Auch dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und dein Streben, sey's in Liebe.
Und dein Leben sey die That.

Nach kurzem Bedenken ertönte sogleich ein freudiger dem Wanderschritt angemessener Zweygesang, der, bei Wiederholung und Verschränkung immer fortschreitend, den Hörenden mit hinriß; er war im Zweifel, ob dieß seine eigne Melodie, sein früheres Thema, oder ob sie

jetzt erſt ſo angepaßt ſey daß keine andere Bewegung denkbar wäre. Die Sänger hatten ſich eine Zeit lang auf dieſe Weiſe vergnüglich ergangen, als zwey tüchtige Burſche herautraten, die man an ihren Attributen ſogleich für Maurer anerkannte, zwey aber, die ihnen folgten, für Zimmerleute halten mußte. Dieſe viere, ihr Handwerkszeug ſachte niederlegend, horchten dem Geſang und fielen bald gar ſicher und entſchieden in denſelben mit ein, ſo daß eine vollſtändige Wandergeſellſchaft über Berg und Thal dem Gefühl dahin zu ſchreiten ſchien, und Wilhelm glaubte nie etwas ſo Anmuthiges, Herz und Sinn Erhebendes vernommen zu haben. Dieſer Genuß jedoch ſollte noch erhöht und bis zum Letzten geſteigert werden, als eine rieſenhafte Figur die Treppe herauf ſteigend einen ſtarken feſten Tritt mit dem beſten Willen kaum zu mäßigen im Stande war. Ein ſchwer bepacktes Reff ſetzte er ſogleich in die Ecke, ſich aber auf eine Bank nieder, die zu krachen anfing, worüber die andern lachten, ohne jedoch aus ihrem Geſang zu fallen. Sehr überraſcht aber fand ſich Wilhelm, als mit einer ungeheuren Baßſtimme dieſes Enakskind gleichfalls einzufallen begann. Der Saal ſchütterte und bedeutend war es, daß er den Refrain an ſeinem Theile ſogleich verändert und zwar dergeſtalt ſang:

Du im Leben nichts verſchiebe;
Sey dein Leben That um That!

Ferner konnte man denn auch gar bald bemerken, daß

er das Tempo zu einem langſameren Schritt herniederziehe und die Uebrigen nöthige ſich ihm zu fügen. Als man zuletzt geſchloſſen und ſich genugſam befriedigt hatte, warfen ihm die andern vor, als wenn er getrachtet habe ſie irre zu machen. „Keineswegs," rief er aus, „ihr ſeyd es die ihr mich irre zu machen gedenkt, aus meinem Schritt wollt ihr mich bringen, der gemäßigt und ſicher ſeyn muß, wenn ich mit meiner Bürde bergauf bergab ſchreite und doch zuletzt zur beſtimmten Stunde eintreffen und euch befriedigen ſoll."

Einer nach dem andern ging nunmehr zu dem Vogt hinein und Wilhelm konnte wohl bemerken, daß es auf eine Abrechnung angeſehen ſey, wornach er ſich nun nicht weiter erkundigen durfte. In der Zwiſchenzeit kamen ein Paar muntere ſchöne Knaben, eine Tafel in der Geſchwindigkeit zu bereiten, mäßig mit Speiſe und Wein zu beſetzen, worauf der heraustretende Vogt ſie nunmehr alle ſich mit ihm niederzulaſſen einlud. Die Knaben warteten auf, vergaßen ſich aber auch nicht und nahmen ſtehend ihren Antheil dahin. Wilhelm erinnerte ſich ähnlicher Scenen, da er noch unter den Schauſpielern hauſte, doch ſchien ihm die gegenwärtige Geſellſchaft viel ernſter, nicht zum Scherz auf Schein, ſondern auf bedeutende Lebenszwecke gerichtet.

Das Geſpräch der Handwerker mit dem Vogt belehrte den Gaſt hierüber auf's klarſte. Die vier tüchtigen jungen Leute waren in der Nähe thätig, wo ein

gewaltſamer Brand die anmuthigſte Landſtadt in Aſche gelegt hatte; nicht weniger hörte man, daß der wackere Vogt mit Anſchaffung des Holzes und ſonſtiger Baumaterialien beſchäftigt ſey, welches dem Gaſt um ſo räthſelhafter vorkam, als ſämmtliche Männer hier, nicht wie Einheimiſche, ſondern wie Vorüberwandernde, ſich in allem Uebrigen ankündigten. Zum Schluſſe der Tafel holte Sr. Chriſtoph, ſo nannten ſie den Rieſen, ein beſeitigtes gutes Glas Wein zum Schlaftrunk, und ein heiterer Geſang hielt noch einige Zeit die Geſellſchaft für das Ohr zuſammen, die dem Blick bereits auseinander gegangen war; worauf denn Wilhelm in ein Zimmer geführt wurde von der anmuthigſten Lage. Der Vollmond, eine reiche Flur beleuchtend, war ſchon herauf und weckte ähnliche und gleiche Erinnerungen in dem Buſen unſeres Wanderers. Die Geiſter aller lieben Freunde zogen bei ihm vorüber, beſonders aber war ihm Lenardo's Bild ſo lebendig, daß er ihn unmittelbar vor ſich zu ſehen glaubte. Dieß alles gab ihm ein inniges Behagen zur nächtlichen Ruhe, als er durch den wunderlichſten Laut beinahe erſchreckt wäre. Es klang aus der Ferne her und doch ſchien es im Hauſe ſelbſt zu ſeyn denn das Haus zitterte manchmal und die Balken dröhnten, wenn der Ton zu ſeiner größten Kraft ſtieg. Wilhelm, der ſonſt ein zartes Ohr hatte alle Töne zu unterſcheiden, konnte doch ſich für nichts beſtimmen, er verglich es dem Schnarren einer großen Orgelpfeife, die

vor lauter Umfang keinen entschiedenen Ton von sich gibt. Ob dieses Nachtschrecken gegen Morgen nachließ, oder ob Wilhelm, nach und nach daran gewöhnt, nicht mehr dafür empfindlich war, ist schwer auszumitteln; genug, er schlief ein und ward von der aufgehenden Sonne anmuthig erweckt.

Kaum hatte ihm einer der dienenden Knaben das Frühstück gebracht, als eine Figur hereintrat, die er am Abendtische bemerkt hatte, ohne über deren Eigenschaften klar zu werden. Es war ein wohlgebauter, breitschultriger, auch behender Mann, der sich durch ausgekramtes Geräth als Barbier ankündigte und sich bereitete Wilhelmen diesen so erwünschten Dienst zu leisten. Uebrigens schwieg er still, und das Geschäft war mit sehr leichter Hand vollbracht, ohne daß er irgend einen Laut von sich gegeben hätte. Wilhelm begann daher und sprach: „Eure Kunst versteht ihr meisterlich und ich wüßte nicht, daß ich ein zarteres Messer jemals an meinen Wangen gefühlt hätte, zugleich scheint ihr aber die Gesetze der Gesellschaft genau zu beobachten.“

Schalkhaft lächelnd, den Finger auf den Mund legend, schlich der Schweigsame zur Thüre hinaus. „Wahrlich!“ rief ihm Wilhelm nach: „ihr seyd jener Rothmantel, wo nicht selbst, doch wenigstens gewiß ein Abkömmling; es ist euer Glück, daß ihr den Gegendienst von mir nicht verlangen wollt, ihr würdet euch dabei schlecht befunden haben.“

Kaum hatte dieſer wunderliche Mann ſich entfernt, als der bekannte Vogt hereintrat, zur Tafel für dieſen Mittag eine Einladung ausrichtend, welche gleichfalls ziemlich ſeltſam klang: das Band, ſo ſagte der Einladende ausdrücklich, heiße den Fremden willkommen, berufe denſelben zum Mittagsmahle und freue ſich der Hoffnung mit ihm in ein näheres Verhältniß zu treten. Man erkundigte ſich ferner nach dem Befinden des Gaſtes und wie er mit der Bewirthung zufrieden ſey; der denn von allem was ihm begegnet war nur mit Lob ſprechen konnte. Freilich hätte er ſich gern bei dieſem Manne, wie vorher bei dem ſchweigſamen Barbier, nach dem entſetzlichen Ton erkundigt, der ihn dieſe Nacht, wo nicht geängſtigt, doch beunruhigt hatte; ſeines Angelöbniſſes jedoch eingedenk enthielt er ſich jeder Frage und hoffte, ohne zudringlich zu ſeyn, aus Neigung der Geſellſchaft oder zufällig, nach ſeinen Wünſchen belehrt zu werden.

Als der Freund ſich allein befand, dachte er über die wunderliche Perſon erſt nach, die ihn hatte einladen laſſen, und wußte nicht recht was er daraus machen ſollte. Einen oder mehrere Vorgeſetzte durch ein Neutrum anzukündigen, kam ihm allzubedenklich vor. Uebrigens war es ſo ſtill um ihn her, daß er nie einen ſtilleren Sonntag erlebt zu haben glaubte; er verließ das Haus, vernahm aber ein Glockengeläute und ging nach dem Städtchen zu. Die Meſſe war eben geendigt

und unter den sich herausdrängenden Einwohnern und Landleuten erblickte er drey Bekannte von gestern, einen Zimmergesellen, einen Maurer und einen Knaben. Später bemerkte er unter den protestantischen Gottesverehrern gerade die drey andern. Wie die Uebrigen ihrer Andacht pflegen mochten, ward nicht bekannt, so viel aber getraute er sich zu schließen, daß in dieser Gesellschaft eine entschiedene Religionsfreiheit obwalte.

Zu Mittag kam demselben am Schloßthore der Vogt entgegen, ihn durch mancherlei Hallen in einen großen Vorsaal zu führen, wo er ihn niedersitzen hieß. Viele Personen gingen vorbei, in einen anstoßenden Saalraum hinein. Die schon bekannten waren darunter zu sehen, selbst St. Christoph schritt vorüber; alle grüßten den Vogt und den Ankömmling. Was dem Freund dabei am meisten auffiel, war daß er nur Handwerker zu sehen glaubte, alle nach gewohnter Weise, aber höchst reinlich gekleidet; wenige, die er allenfalls für Canzleyverwandte gehalten hätte.

Als nun keine neuen Gäste weiter zudrangen, führte der Vogt unsern Freund durch die stattliche Pforte in einen weitläufigen Saal; dort war eine unübersehbare Tafel gedeckt, an deren unterem Ende er vorbei geführt wurde, nach oben zu, wo er drey Personen quer vorstehen sah. Aber von welchem Erstaunen ward er ergriffen, als er in die Nähe trat und Lenardo, kaum noch erkannt, ihm um den Hals fiel. Von dieser Ueber-

raſchung hatte man ſich noch nicht erholt, als ein zweyter Wilhelmen gleichfalls feurig und lebhaft umarmte und ſich als den wunderlichen Friedrich, Nataliens Bruder, zu erkennen gab. Das Entzücken der Freunde verbreitete ſich über alle Gegenwärtigen; ein Freud- und Segensruf erſcholl die ganze Tafel her. Auf einmal aber, als man ſich geſetzt, ward alles ſtill und das Gaſtmahl mit einer gewiſſen Feyerlichkeit aufgetragen und eingenommen.

Gegen Ende der Tafel gab Lenardo ein Zeichen, zwey Sänger ſtanden auf und Wilhelm verwunderte ſich ſehr, ſein geſtriges Lied wiederholt zu hören, das wir, der nächſten Folge wegen, hier wieder einzurücken für nöthig finden.

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt ſich's wie Geſang;
Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath.
Und dein Streben, ſey's in Liebe,
Und dein Leben ſey die That.

Kaum hatte dieſer Zwiegeſang, von einem gefällig mäßigen Chor begleitet, ſich zum Ende geneigt, als gegenüber ſich zwey andere Sänger ungeſtüm erhuben, welche mit ernſter Heftigkeit das Lied mehr umkehrten als fortſetzten, zur Verwunderung des Ankömmlings aber ſich alſo vernehmen ließen;

Denn die Bande sind zerrissen,
Das Vertrauen ist verletzt;
Kann ich sagen, kann ich wissen,
Welchem Zufall ausgesetzt
Ich nun scheiden, ich nun wandern,
Wie die Witwe trauervoll,
Statt dem Einen, mit dem Andern
Fort und fort mich wenden soll!

Der Chor, in diese Strophe einfallend, ward immer zahlreicher, immer mächtiger, und doch konnte man die Stimme des heiligen Christoph, vom untern Ende der Tafel her, gar bald unterscheiden. Beinahe furchtbar schwoll zuletzt die Trauer; ein unmuthiger Muth brachte, bei Gewandtheit der Sänger, etwas Jugenhaftes in das Ganze, daß es unserm Freunde wie schauderhaft auffiel. Wirklich schienen alle völlig gleichen Sinnes zu seyn und ihr eignes Schicksal eben kurz vor dem Aufbruche zu betrauern. Die wundersamsten Wiederholungen, das öftere Wiederaufleben eines beinahe ermattenden Gesanges schien zuletzt dem Bande selbst gefährlich; Lenardo stand auf und alle setzten sich sogleich nieder, den Hymnus unterbrechend. Jener begann mit freundlichen Worten: „Zwar kann ich euch nicht tadeln, daß ihr euch das Schicksal das uns allen bevorsteht immer vergegenwärtigt, um zu demselben jede Stunde bereit zu seyn. Haben doch lebensmüde, bejahrte Männer den Ihrigen zugerufen: gedenke zu sterben! so dürfen wir lebenslustige jüngere wohl uns im-

merfort ermuntern und ermahnen mit den heitern Worten: gedenke zu wandern! dabei iſt aber wohlgethan, mit Maß und Heiterkeit deſſen zu erwähnen, was man entweder willig unternimmt, oder wozu man ſich genöthigt glaubt. Ihr wißt am beſten was unter uns feſt ſteht und was beweglich iſt, gebt uns dieß auch in erfreulichen aufmunternden Tönen zu genießen, worauf denn dieſes Abſchiedsglas für dießmal gebracht ſey!" Er leerte ſodann ſeinen Becher und ſetzte ſich nieder; die vier Sänger ſtanden ſogleich auf und begannen in abgeleiteten, ſich anſchließenden Tönen:

Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewagt und friſch hinaus.
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall ſind ſie zu Haus:
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorgen los:
Daß wir uns in ihr zerſtreuen,
Darum iſt die Welt ſo groß.

Bei dem wiederholenden Chorgeſange ſtand Lenardo auf und mit ihm alle; ſein Wink ſetzte die ganze Tiſchgeſellſchaft in ſingende Bewegung; die unteren zogen, St. Chriſtoph voran, paarweis zum Saale hinaus, und der angeſtimmte Wandergeſang ward immer heiterer und freier; beſonders aber nahm er ſich ſehr gut aus als die Geſellſchaft in den terraſſirten Schloßgarten verſammelt von hier aus das geräumige Thal überſah, in deſſen Fülle und Anmuth man ſich wohl gern verloren

hätte. Indessen die Menge sich nach Belieben hier und dorthin zerstreute, machte man Wilhelmen mit dem dritten Vorsitzenden bekannt. Es war der Ammann, der das gräfliche, zwischen mehreren Standesherrschaften liegende Schloß dieser Gesellschaft, so lange sie hier zu verweilen für gut fände, einzuräumen und ihr vielfache Vortheile zu verschaffen gewußt, dagegen aber auch, als ein kluger Mann die Anwesenheit so seltener Gäste zu nutzen verstand. Denn indem er für billige Preise seine Fruchtböden aufthat und was sonst noch zu Nahrung und Nothdurft erforderlich wäre zu verschaffen wußte, so wurden bei solcher Gelegenheit längst vernachlässigte Dachreihen umgelegt, Dachstühle hergestellt, Mauern unterfahren, Planken gerichtet und andere Mängel auf den Grad gehoben, daß ein längst vernachlässigtes in Verfall gerathenes Besitzthum verblühender Familien den frohen Anblick einer lebendig benutzten Wohnlichkeit gewährte und das Zeugniß gab: Leben schaffe Leben, und wer andern nützlich sey, auch sie ihm zu nutzen in die Nothwendigkeit versetze.

Zweytes Capitel.

Herſilie an Wilhelm.

Mein Zuſtand kommt mir vor wie ein Trauerſpiel des Alfieri; da die Vertrauten völlig ermangeln, ſo muß zuletzt alles in Monologen verhandelt werden, und fürwahr eine Correſpondenz mit Ihnen iſt einem Monolog vollkommen gleich; denn Ihre Antworten nehmen eigentlich wie ein Echo unſre Sylben nur oberflächlich auf, um ſie verhallen zu laſſen. Haben Sie auch nur ein einzigmal etwas erwidert, worauf man wieder hätte erwidern können? Parirend, ablehnend ſind Ihre Briefe! Indem ich aufſtehe Ihnen entgegen zu treten, ſo weiſen Sie mich wieder auf den Seſſel zurück.

Vorſtehendes war ſchon einige Tage geſchrieben; nun findet ſich ein neuer Drang und Gelegenheit Gegenwärtiges an Lenardo zu bringen; dort findet Sie's oder man weiß Sie zu finden. Wo es Sie aber auch antreffen mag lautet meine Rede dahin, daß wenn Sie, nach geleſenem dieſem Blatt, nicht gleich vom Sitze aufſpringen und, als fremmer Wanderer, ſich eilig bei mir einſtellen, ſo erklär' ich Sie für den männlichſten aller

Männer, d. h. dem die liebenswürdigste aller Eigenschaften unsers Geschlechts abgeht; ich verstehe darunter die Neugierde, die mich eben in dem Augenblick auf das entschiedenste quält.

Kurz und gut! Zu Ihrem Prachtkästchen ist das Schlüsselchen gefunden; das darf aber niemand wissen als ich und Sie. Wie es in meine Hände gekommen vernehmen Sie nun.

Vor einigen Tagen empfängt unser Gerichtshalter eine Ausfertigung von fremder Behörde, worin gefragt wird, ob nicht ein Knabe sich zu der und der Zeit in der Nachbarschaft aufgehalten, allerlei Streiche verübt und endlich bei einem verwegenen Unternehmen seine Jacke eingebüßt habe.

Wie dieser Schelm nun bezeichnet war, blieb kein Zweifel übrig es sey jener Fitz, von dem Felix so viel zu erzählen wußte und den er sich so oft als Spielkameraden zurückwünschte.

Nun erbat sich jene Stelle die benannte Kleidung, wenn sie noch vorhanden wäre, weil der in Untersuchung gerathene Knabe sich darauf berufe. Von dieser Zumuthung spricht nun unser Gerichtshalter gelegentlich und zeigt das Kittelchen vor, eh' er es absendet.

Mich treibt ein guter oder böser Geist in die Brusttasche zu greifen; ein winzig kleines, stachlichtes Etwas kommt mir in die Hand; ich, die ich sonst so apprehensiv, kitzlich und schreckhaft bin, schließe die Hand,

ſchließe ſie, ſchweige und das Kleid wird fortgeſchickt. Sogleich ergreift mich von allen Empfindungen die wunderlichſte. Bei'm erſten verſtohlenen Blick ſeh' ich, errath' ich, zu Ihrem Käſtchen ſey es der Schlüſſel. Nun gab es wunderliche Gewiſſenszweifel, mancherlei Skrupel ſtiegen bei mir auf. Den Fund zu offenbaren, herzugeben, war mir unmöglich: was ſoll es jenen Gerichten, da es dem Freunde ſo nützlich ſeyn kann! Dann wollte ſich mancherlei von Recht und Pflicht wieder aufthun, welche mich aber nicht überſtimmen konnten.

Da ſehen Sie nun in was für einen Zuſtand mich die Freundſchaft verſetzt; ein fameſes Organ entwickelt ſich plötzlich, Ihnen zu Liebe; welch ein wunderlich Ereigniß! Mochte das nicht mehr als Freundſchaft ſeyn, was meinem Gewiſſen dergeſtalt die Wage hält. Wunderſam bin ich beunruhigt, zwiſchen Schuld und Neugier; ich mache mir hundert Grillen und Mährchen was alles daraus erfolgen könnte: mit Recht und Gericht iſt nicht zu ſpaßen. Herſilie, das unbefangene, gelegentlich übermüthige Weſen, in einen Criminalproceß verwickelt, denn darauf geht's doch hinaus, und was bleibt mir da übrig als an den Freund zu denken, um deſſentwillen ich das alles leide! Ich habe ſonſt auch an Sie gedacht, aber mit Pauſen, jetzt aber unaufhörlich; jetzt wenn mir das Herz ſchlägt und ich an's ſiebente Gebot denke, ſo muß ich mich an Sie wenden als den Heiligen, der das Verbrechen veranlaßt und mich auch wohl wieder

entbinden kann; und ſo wird allein die Eröffnung des Käſtchens mich beruhigen. Die Neugierde wird doppelt mächtig. Kommen Sie eiligſt und bringen das Käſtchen mit. Für welchen Richterſtuhl eigentlich das Geheimniß gehöre, das wollen wir unter uns ausmachen; bis dahin bleibt es unter uns; niemand wiſſe darum, es ſey auch wer es ſey.

Hier aber, mein Freund, nun ſchließlich zu dieſer Abbildung des Räthſels was ſagen Sie? Erinnert es nicht an Pfeile mit Widerhaken? Gott ſey uns gnädig! Aber das Käſtchen muß zwiſchen mir und Ihnen erſt uneröffnet ſtehen, und dann eröffnet das Weitere ſelbſt befehlen. Ich wollte, es fände ſich gar nichts drinnen und was ich ſonſt noch wollte und was ich ſonſt noch alles erzählen könnte — doch ſey Ihnen das vorenthalten, damit Sie deſto eiliger ſich auf den Weg machen.

Und nun mädchenhaft genug noch eine Nachſchrift! Was geht aber mich und Sie eigentlich das Käſtchen an? Es gehört Felix, der hat's entdeckt, hat ſich's zugeeignet, den müſſen wir herbeiholen, ohne ſeine Gegenwart ſollen wir's nicht öffnen.

Und was das wieder vor Umſtände ſind! das ſchiebt ſich und verſchiebt ſich.

Was ziehen Sie ſo in der Welt herum? Kommen Sie! bringen Sie den holden Knaben mit, den ich auch einmal wieder ſehen möchte.

Und nun geht's da wieder an, der Vater und der Sohn! thun Sie was Sie können, aber kommen Sie beide.

Drittes Capitel.

Vorstehender wunderlicher Brief war freilich schon lange geschrieben und hin und wieder getragen worden, bis er endlich, der Aufschrift gemäß, dießmal abgegeben werden konnte. Wilhelm nahm sich vor mit dem ersten Boten, dessen Absendung bevorstand, freundlich, aber ablehnend zu antworten. Hersilie schien die Entfernung nicht zu berechnen, und er war gegenwärtig zu ernstlich beschäftigt, als daß ihn auch nur die mindeste Neugierde, was in jenem Kästchen befindlich seyn möchte, hätte reizen dürfen.

Auch gaben ihm einige Unfälle, die den derbsten Gliedern dieser tüchtigen Gesellschaft begegneten, Gelegenheit sich meisterhaft in der von ihm ergriffenen Kunst zu beweisen. Und wie ein Wort das andere gibt, so folgt noch glücklicher eine That aus der andern und wenn dadurch zuletzt auch wieder Worte veranlaßt werden, so sind diese um so fruchtbarer und geisterhebender. Die Unterhaltungen waren daher so belehrend als ergötzlich, denn die Freunde gaben sich wechselseitig Rechenschaft vom Gange des bisherigen Lernens und Thuns, woraus eine Bildung entstanden war, die sie wechselseitig er-

ſtaunen machte, dergeſtalt daß ſie ſich untereinander erſt ſelbſt wieder mußten kennen lernen.

Eines Abends alſo fing Wilhelm ſeine Erzählung an: Meine Studien als Wundarzt ſuchte ich ſogleich in einer großen Anſtalt der größten Stadt, wo ſie nur allein möglich wird, zu fördern; zur Anatomie, als Grundſtudium, wendete ich mich ſogleich mit Eifer.

Auf eine ſonderbare Weiſe, welche niemand errathen würde, war ich ſchon in Kenntniß der menſchlichen Geſtalt weit vorgeſchritten und zwar während meiner theatraliſchen Laufbahn; alles genau beſehen ſpielt denn doch der körperliche Menſch da die Hauptrolle, ein ſchöner Mann, eine ſchöne Frau! Iſt der Director glücklich genug ihrer habhaft zu werden, ſo ſind Komödien- und Tragödiendichter geborgen. Der loſere Zuſtand, in dem eine ſolche Geſellſchaft lebt, macht ihre Genoſſen mehr mit der eigentlichen Schönheit der unverhüllten Glieder bekannt als irgend ein anderes Verhältniß; ſelbſt verſchiedene Coſtüms nöthigen zur Evidenz zu bringen, was ſonſt herkömmlich verhüllt wird. Hievon hätt' ich viel zu ſagen, ſo auch von körperlichen Mängeln, welche der kluge Schauſpieler an ſich und andern kennen muß, um ſie, wo nicht zu verbeſſern, wenigſtens zu verbergen, und auf dieſe Weiſe war ich vorbereitet genug, dem anatomiſchen Vortrag der die äußern Theile näher kennen lehrte eine folgerechte Aufmerkſamkeit zu ſchenken; ſo wie mir denn auch die innern Theile nicht fremd waren.

indem ein gewiſſes Vorgefühl davon mir immer gegenwärtig geblieben war. Unangenehm hindernd war bei dem Studium die immer wiederholte Klage vom Mangel der Gegenſtände, über die nicht hinreichende Anzahl der verblichenen Körper, die man zu ſo hohen Zwecken unter das Meſſer wünſchte. Solche, wo nicht hinreichend, doch in möglichſter Zahl zu verſchaffen, hatte man harte Geſetze ergehen laſſen, nicht allein Verbrecher, die ihr Individuum in jedem Sinne verwirkten, ſondern auch andere körperlich geiſtig Verwahrloſ'te wurden in Anſpruch genommen.

Mit dem Bedürfniß wuchs die Strenge und mit dieſer der Widerwille des Volks, das in ſittlicher und religioſer Anſicht ſeine Perſönlichkeit und die Perſönlichkeit geliebter Perſonen nicht aufgeben kann.

Immer weiter aber ſtieg das Uebel, indem die verwirrende Sorge hervortrat, daß man auch ſogar für die friedlichen Gräber geliebter Abgeſchiedener zu fürchten habe. Kein Alter, keine Würde, weder Hohes noch Niedriges war in ſeiner Ruheſtätte mehr ſicher; der Hügel, den man mit Blumen geſchmückt, die Inſchriften, mit denen man das Andenken zu erhalten getrachtet, nichts konnte gegen die einträgliche Raubſucht ſchützen; der ſchmerzlichſte Abſchied ſchien auf's grauſamſte geſtört und indem man ſich vom Grabe wegwendete mußte ſchon die Furcht empfunden werden, die geſchmückten beruhig-

ten Glieder geliebter Personen, getrennt, verschleppt und entwürdigt zu wissen.

Aber dieses kam wiederholt und immer durchgedroschen zur Sprache, ohne daß irgend jemand an ein Hülfsmittel gedacht hätte oder daran hätte denken können, und immer allgemeiner wurden die Beschwerden, als junge Männer die mit Aufmerksamkeit den Lehrvortrag gehört, sich auch mit Hand und Auge von dem bisher Gesehenen und Vernommenen überzeugen und sich die so nothwendige Kenntniß immer tiefer und lebendiger der Einbildungskraft überliefern wollten.

In solchen Augenblicken entsteht eine Art von unnatürlichem wissenschaftlichem Hunger, welcher nach der widerwärtigsten Befriedigung wie nach dem Anmuthigsten und Nothwendigsten zu begehren aufregt.

Schon einige Zeit hatte ein solcher Aufschub und Aufenthalt die Wissens- und Thatlustigen beschäftigt und unterhalten, als endlich ein Fall, über den die Stadt in Bewegung gerieth, eines Morgens das Für und Wider für einige Stunden heftig hervorrief. Ein sehr schönes Mädchen, verwirrt durch unglückliche Liebe, hatte den Tod im Wasser gesucht und gefunden; die Anatomie bemächtigte sich derselbigen; vergebens war die Bemühung der Eltern, Verwandten, ja des Liebhabers selbst, der nur durch falschen Argwohn verdächtig geworden. Die obern Behörden, die so eben das Gesetz geschärft hatten, durften keine Ausnahme bewilligen;

auch eilte man so schnell als möglich die Beute zu benutzen und zur Benutzung zu vertheilen.

Wilhelm, der als nächster Aspirant gleichfalls berufen wurde, fand vor dem Sitze den man ihm anwies, auf einem saubern Brete, reinlich zugedeckt, eine bedenkliche Aufgabe; denn als er die Hülle wegnahm lag der schönste weibliche Arm zu erblicken, der sich wohl jemals um den Hals eines Jünglings geschlungen hatte. Er hielt sein Besteck in der Hand und getraute sich nicht es zu eröffnen, er stand und getraute nicht niederzusitzen. Der Widerwille dieses herrliche Naturerzeugniß noch weiter zu entstellen stritt mit der Anforderung, welche der wissensbegierige Mann an sich zu machen hat und welcher sämmtliche Umbersitzende Genüge leisteten.

In diesen Augenblicken trat ein ansehnlicher Mann zu ihm, den er, zwar als einen seltenen, aber immer als einen sehr aufmerksamen Zuhörer und Zuschauer bemerkt, und demselben schon nachgefragt hatte; niemand aber konnte nähere Auskunft geben; daß es ein Bildhauer sey, darin war man einig; man hielt ihn aber auch für einen Goldmacher, der in einem großen alten Hause wohne, dessen erste Flur allein den Besuchenden, oder bei ihm Beschäftigten zugänglich, die übrigen sämmtlichen Räume jedoch verschlossen seyen. Dieser Mann hatte sich Wilhelmen verschiedentlich genähert, war mit ihm aus der Stunde gegangen, wobei er jedoch alle weitere Verbindung und Erklärung zu vermeiden schien.

Dießmal jedoch sprach er mit einer gewissen Offenheit: „Ich sehe Sie zaudern, Sie staunen das schöne Gebild an, ohne es zerstören zu können; setzen Sie sich über das Gildegefühl hinaus und folgen Sie mir.“ Hiemit deckte er den Arm wieder zu, gab dem Saaldiener einen Wink und beide verließen den Ort. Schweigend gingen sie neben einander her, als der Halbbekannte vor einem großen Thore stille stand, dessen Pförtchen er aufschloß und unsern Freund hineinnöthigte der sich sodann auf einer Tenne befand, groß, geräumig, wie wir sie in alten Kaufhäusern sehen, wo die ankommenden Kisten und Ballen sogleich untergefahren werden. Hier standen Gypsabgüsse von Statuen und Büsten, auch Bohlenverschläge gepackt und leer. „Es sieht hier kaufmännisch aus,“ sagte der Mann; „der von hier aus mögliche Wassertransport ist für mich unschätzbar.“ Dieses alles paßte nun ganz gut zu dem Gewerb eines Bildhauers, eben so konnte Wilhelm nichts anders finden als der freundliche Wirth ihn wenige Stufen hinauf in ein geräumiges Zimmer führte, das ringsumher mit Hoch- und Flachgebilden, mit größeren und kleineren Figuren, Büsten und wohl auch einzelnen Gliedern der schönsten Gestalten geziert war. Mit Vergnügen betrachtete unser Freund dieß alles und horchte gern den belehrenden Worten seines Wirthes, ob er gleich noch eine große Kluft zwischen diesen künstlerischen Arbeiten und den wissenschaftlichen Bestrebungen, von denen sie

herkamen, gewahren mußte. Endlich ſagte der Hausbeſitzer mit einigem Ernſt: „warum ich Sie hierher führe werden Sie leicht einſehen; dieſe Thüre," fuhr er fort, indem er ſich nach der Seite wandte, „liegt näher an der Saalthüre woher wir kommen als Sie denken mögen;" Wilhelm trat hinein und hatte freilich zu erſtaunen, als er, ſtatt wie in den vorigen Nachbildung lebender Geſtalten zu ſehen, hier die Wände durchaus mit anatomiſchen Zergliederungen ausgeſtattet fand; ſie mochten in Wachs oder ſonſtiger Maſſe verfertigt ſeyn, genug ſie hatten durchaus das friſche farbige Anſehen erſt fertig gewordener Präparate. „Hier, mein Freund," ſagte der Künſtler, „hier ſehen Sie ſchätzenswerthe Surrogate für jene Bemühungen, die wir, mit dem Widerwillen der Welt, zu unzeitigen Augenblicken mit Ekel oft und großer Sorgfalt dem Verderben oder einem widerwärtigen Aufbewahren vorbereiten. Ich muß dieſes Geſchäft im tiefſten Geheimniß betreiben, denn Sie haben gewiß oft ſchon Männer vom Fach mit Geringſchätzung davon reden hören. Ich laſſe mich nicht irre machen und bereite etwas vor, welches in der Folge gewiß von großer Einwirkung ſeyn wird. Der Chirurg beſonders, wenn er ſich zum plaſtiſchen Begriff erhebt, wird der ewig fortbildenden Natur, bei jeder Verletzung, gewiß am beſten zu Hülfe kommen; den Arzt ſelbſt würde ein ſolcher Begriff bei ſeinen Functionen erheben. Doch laſſen Sie uns nicht viel Worte ma-

chen. Sie ſollen in kurzem erfahren, daß Aufbauen mehr belehrt als Einreißen, Verbinden mehr als Trennen, Todtes beleben mehr als das Getödtete noch weiter tödten; kurz alſo, wollen Sie mein Schüler ſeyn?" und auf Bejahung legte der Wiſſende dem Gaſte das Knochenſkelett eines weiblichen Arms vor, in der Stellung wie ſie jenen vor kurzem vor ſich geſehen hatten. „Ich habe," fuhr der Meiſter fort, „zu bemerken gehabt, wie Sie der Bänderlehre durchaus Aufmerkſamkeit ſchenkten und mit Recht, denn mit ihnen beginnt ſich für uns das todte Knochengeraſſel erſt wieder zu beleben; Heſekiel mußte ſein Gebeinfeld ſich erſt auf dieſe Weiſe wieder ſammeln und fügen ſehen, ehe die Glieder ſich regen, die Arme taſten und die Füße ſich aufrichten konnten. Hier iſt biegſame Maſſe, Stäbchen und was ſonſt nöthig ſeyn möchte; nun verſuchen Sie ihr Glück."

Der neue Schüler nahm ſeine Gedanken zuſammen und als er die Knochentheile näher zu betrachten anfing, ſah er, daß dieſe künſtlich von Holz geſchnitzt ſeyen. „Ich habe," verſetzte der Lehrer, „einen geſchickten Mann deſſen Kunſt nach Brode ging, indem die Heiligen und Märtyrer die er zu ſchnitzen gewohnt war, keinen Abgang mehr fanden, ihn hab' ich darauf geleitet ſich der Skelettbildung zu bemächtigen und ſolche im Großen wie im Kleinen naturgemäß zu befördern."

Nun that unſer Freund ſein Beſtes und erwarb ſich den Beifall des Anleitenden. Dabei war es ihm ange-

nehm sich zu erproben wie stark oder schwach die Erinnerung sey, und er fand zu vergnüglicher Ueberraschung daß sie durch die That wieder hervorgerufen werde; er gewann Leidenschaft für diese Arbeit und ersuchte den Meister in seine Wohnung aufgenommen zu werden. Hier nun arbeitete er unabläßig; auch waren die Knochen und Knöchelchen des Armes in kurzer Zeit gar schicklich verbunden. Von hier aber sollten die Sehnen und Muskeln ausgehen, und es schien eine völlige Unmöglichkeit den ganzen Körper auf diese Weise nach allen seinen Theilen gleichmäßig herzustellen. Hiebei tröstete ihn der Lehrer, indem er die Vervielfältigung durch Abformung sehen ließ, da denn das Nacharbeiten, das Reinbilden der Exemplare eben wieder neue Anstrengung, neue Aufmerksamkeit verlangte.

Alles, worein der Mensch sich ernstlich einläßt, ist ein Unendliches; nur durch wetteifernde Thätigkeit weiß er sich dagegen zu helfen, auch kam Wilhelm bald über den Zustand vom Gefühl seines Unvermögens, welches immer eine Art von Verzweiflung ist, hinaus und fand sich behaglich bei der Arbeit. „Es freut mich," sagte der Meister, „daß Sie sich in diese Verfahrungsart zu schicken wissen und daß Sie mir ein Zeugniß geben wie fruchtbar eine solche Methode sey, wenn sie auch von den Meistern des Fachs nicht anerkannt wird. Es muß eine Schule geben und diese wird sich vorzüglich mit Ueberlieferung beschäftigen; was bisher geschehen ist soll

auch künftig geſchehen, das iſt gut und mag und ſoll ſo ſeyn. Wo aber die Schule ſtockt, das muß man bemerken und wiſſen; das Lebendige muß man ergreifen und üben, aber im Stillen, ſonſt wird man gehindert und hindert andere. Sie haben lebendig gefühlt und zeigen es durch That, Verbinden heißt mehr als Trennen, Nachbilden mehr als Anſehen."

Wilhelm erfuhr nun daß ſolche Modelle im Stillen ſchon weit verbreitet ſeyen, aber zu größter Verwunderung vernahm er, daß das Vorräthige eingepackt und über See gehen ſolle. Dieſer wackere Künſtler hatte ſich ſchon mit Lothario und jenem Befreundeten in Verhältniß geſetzt, man fand die Gründung einer ſolchen Schule in jenen ſich heranbildenden Provinzen ganz beſonders am Platze, ja höchſt nothwendig, beſonders unter natürlich geſitteten wohldenkenden Menſchen, für welche die wirkliche Zergliederung immer etwas Kannibaliſches hat. „Geben Sie zu, daß der größte Theil von Aerzten und Wundärzten nur einen allgemeinen Eindruck des zergliederten menſchlichen Körpers in Gedanken behält und damit auszukommen glaubt, ſo werden gewiß ſolche Modelle hinreichen die in ſeinem Geiſte nach und nach erlöſchenden Bilder wieder anzufriſchen und ihm gerade das Nöthige lebendig zu erhalten. Ja es kommt auf Neigung und Liebhaberen an, ſo werden ſich die zarteſten Reſultate der Zergliederungskunſt nachbilden laſſen. Leiſtet dieß ja ſchon Zeichenfeder, Pinſel, und Grabſtichel."

Hier öffnete er ein Seitenschränkchen und ließ die Gesichtsnerven auf die wundersamste Weise nachgebildet erblicken. „Dieß ist leider," sprach er, „das letzte Kunststück eines abgeschiedenen jungen Gehülfen der mir die beste Hoffnung gab, meine Gedanken durchzuführen und meine Wünsche nützlich auszubreiten.

Ueber die Einwirkung dieser Behandlungsweise nach manchen Seiten hin wurde gar viel zwischen beiden gesprochen, auch war das Verhältniß zur bildenden Kunst ein Gegenstand merkwürdiger Unterhaltung. Ein auffallendes schönes Beispiel wie auf diese Weise vorwärts und rückwärts zu arbeiten sey ergab sich aus diesen Mittheilungen. Der Meister hatte einen schönen Sturz eines antiken Jünglings in eine bildsame Masse abgegossen und suchte nun mit Einsicht die ideelle Gestalt von der Epiderm zu entblößen und das schöne Lebendige in ein reales Muskelpräparat zu verwandeln. „Auch hier finden sich Mittel und Zweck so nahe beisammen und ich will gern gestehen daß ich über den Mitteln den Zweck vernachlässigt habe, doch nicht ganz mit eigener Schuld; der Mensch ohne Hülle ist eigentlich der Mensch, der Bildhauer steht unmittelbar an der Seite der Elohim als sie den unförmlichen widerwärtigen Thon zu dem herrlichsten Gebilde umzuschaffen wußten; solche göttliche Gedanken muß er hegen, dem Reinen ist alles rein, warum nicht die unmittelbare Absicht Gottes in der Natur? Aber vom Jahrhundert kann man dieß nicht verlangen, ohne

ohne Feigenblätter und Thierfelle kommt es nicht aus, und das iſt noch viel zu wenig. Kaum hatte ich etwas gelernt ſo verlangten ſie von mir, würdige Männer in Schlafröcken und weiten Aermeln und zahlloſen Falten; da wendete ich mich rückwärts und da ich das was ich verſtand nicht einmal zum Ausdruck des Schönen anwenden durfte, ſo wählte ich nützlich zu ſeyn, und auch dieß iſt von Bedeutung. Wird mein Wunſch erfüllt, wird es als brauchbar anerkannt, daß, wie in ſo viel andern Dingen, Nachbildung und das Nachgebildete der Einbildungskraft und dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, da wo den Menſchengeiſt eine gewiſſe Friſche verläßt, ſo wird gewiß mancher bildende Künſtler ſich, wie ich es gethan, herumwenden und lieber euch in die Hand arbeiten, als daß er gegen Ueberzeugung und Gefühl ein widerwärtiges Handwerk treibe."

Hieran ſchloß ſich die Betrachtung daß es eben ſchön ſey zu bemerken, wie Kunſt und Technik ſich immer gleichſam die Wage halten, und ſo nah verwandt immer eine zu der andern ſich hinneigt, ſo daß die Kunſt nicht ſinken kann ohne in löbliches Handwerk überzugehen, das Handwerk ſich nicht ſteigern ohne kunſtreich zu werden.

Beide Perſonen fügten und gewöhnten ſich ſo vollkommen aneinander, daß ſie ſich nur ungern trennten, als es nöthig ward um ihren eigentlichen großen Zwecken entgegen zu gehen.

„Damit man aber nicht glaube," sagte der Meister, „daß wir uns von der Natur ausschließen und sie verläugnen wollen, so eröffnen wir eine frische Aussicht. Drüben über dem Meere, wo gewisse menschenwürdige Gesinnungen sich immerfort steigern, muß man endlich bei Abschaffung der Todesstrafe weitläufige Castelle, ummauerte Bezirke bauen, um den ruhigen Bürger gegen Verbrechen zu schützen und das Verbrechen nicht straflos walten und wirken zu lassen. Dort, mein Freund, in diesen traurigen Bezirken, lassen Sie uns dem Aesculap eine Capelle vorbehalten, dort so abgesondert wie die Strafe selbst werde unser Wissen immerfort an solchen Gegenständen erfrischt, deren Zerstückelung unser menschliches Gefühl nicht verletze, bei deren Anblick uns nicht, wie es Ihnen bei jenem schönen unschuldigen Arm erging, das Messer in der Hand stocke und alle Wißbegierde vor dem Gefühl der Menschlichkeit ausgelöscht werde."

„Dieses," sagte Wilhelm, „waren unsre letzten Gespräche, ich sah die wohlgepackten Kisten den Fluß hinabschwimmen, ihnen die glücklichste Fahrt und uns eine gemeinsame frohe Gegenwart beim Auspacken wünschend."

Unser Freund hatte diesen Vortrag mit Geist und Enthusiasmus wie geführt so geendigt, besonders aber mit einer gewissen Lebhaftigkeit der Stimme und Sprache, die man in der neuern Zeit nicht an ihm gewohnt war. Da er jedoch am Schluß seiner Rede zu bemerken glaubte,

daß Lenardo, wie zerſtreut und abweſend, das Vorgetragene nicht zu verfolgen ſchien, Friedrich hingegen gelächelt, einigemal beinahe den Kopf geſchüttelt habe, ſo fiel dem zartempfindenden Mienenkenner eine ſo geringe Zuſtimmung, bei der Sache die ihm höchſt wichtig ſchien, dergeſtalt auf, daß er nicht unterlaſſen konnte, ſeine Freunde deßhalb zu berufen.

Friedrich erklärte ſich hierüber ganz einfach und aufrichtig, er könne das Vornehmen zwar löblich und gut, keineswegs aber für ſo bedeutend, am wenigſten aber für ausführbar halten. Dieſe Meinung ſuchte er durch Gründe zu unterſtützen, von der Art wie ſie demjenigen der für eine Sache eingenommen iſt und ſie durchzuſetzen gedenkt, mehr als man ſich vorſtellen mag, beleidigend auffällt. Deßhalb denn auch unſer plaſtiſcher Anatom, nachdem er einige Zeit geduldig zuzuhören ſchien, lebhaft erwiderte:

„Du haſt Vorzüge, mein guter Friedrich, die dir niemand läugnen wird, ich am wenigſten, aber hier ſprichſt du wie gewöhnliche Menſchen gewöhnlich; am Neuen ſehen wir nur das Seltſame, aber im Seltenen jedoch alſobald das Bedeutende zu erblicken dazu gehört ſchon mehr. Für euch muß erſt alles in That übergehen, es muß geſchehen, als möglich, als wirklich vor Augen treten, und dann laßt ihr es auch gut ſeyn wie etwas anders. Was du vorbringſt hör' ich ſchon zum voraus von Unterrichteten und Laien wiederholen, von jenen aus

Vorurtheil und Bequemlichkeit, von diesen aus Gleichgültigkeit. Ein Vorhaben wie das ausgesprochene kann vielleicht nur in einer neuen Welt durchgeführt werden, wo der Geist Muth fassen muß zu einem unerläßlichen Bedürfniß neue Mittel auszuforschen, weil es an den herkömmlichen durchaus ermangelt. Da regt sich die Erfindung, da gesellt sich die Kühnheit, die Beharrlichkeit der Nothwendigkeit hinzu.

„Jeder Arzt, er mag mit Heilmitteln oder mit der Hand zu Werke gehen, ist nichts ohne die genauste Kenntniß der äußern und innern Glieder des Menschen, und es reicht keineswegs hin, auf Schulen flüchtige Kenntniß hievon genommen, sich von Gestalt, Lage, Zusammenhang der mannichfaltigsten Theile des unerforschlichen Organismus einen oberflächlichen Begriff gemacht zu haben. Täglich soll der Arzt, dem es Ernst ist in der Wiederholung dieses Wissens, dieses Anschauens sich zu üben, sich den Zusammenhang dieses lebendigen Wunders immer vor Geist und Auge zu erneuern alle Gelegenheit suchen. Kennte er seinen Vortheil, er würde, da ihm die Zeit zu solchen Arbeiten ermangelt, einen Anatomen in Sold nehmen, der, nach seiner Anleitung, für ihn im Stillen beschäftigt, gleichsam in Gegenwart aller Verwicklungen des verflochtensten Lebens, auf die schwierigsten Fragen sogleich zu antworten verstände.

„Je mehr man dieß einsehen wird, je lebhafter, hef-

tiger, leidenschaftlicher wird das Studium der Zergliederung getrieben werden. Aber in eben dem Maße werden sich die Mittel vermindern, die Gegenstände, die Körper, auf die solche Studien zu gründen sind, sie werden fehlen, seltener, theurer werden, und ein wahrhafter Conflict zwischen Lebendigen und Todten wird entstehen.

„In der alten Welt ist alles Schlendrian, wo man das Neue immer auf die alte, das Wachsende nach starrer Weise behandeln will. Dieser Conflict den ich ankündige zwischen Todten und Lebendigen, er wird auf Leben und Tod gehen, man wird erschrecken, man wird untersuchen, Gesetze geben und nichts ausrichten. Vorsicht und Verbot helfen in solchen Fällen nichts; man muß von vorn anfangen. Und das ist's was mein Meister und ich in den neuen Zuständen zu leisten hoffen, und zwar nichts Neues, es ist schon da; aber das was jetzo Kunst ist muß Handwerk werden, was im Besondern geschieht muß im Allgemeinen möglich werden, und nichts kann sich verbreiten als was anerkannt ist. Unser Thun und Leisten muß anerkannt werden als das einzige Mittel in einer entschiedenen Bedrängniß, welches besonders große Städte bedroht. Ich will die Worte meines Meisters anführen, aber merkt auf! Er sprach eines Tages im größten Vertrauen:

„Der Zeitungsleser findet Artikel interessant und lustig beinah, wenn er von Auferstehungsmännern er-

zählen hört. Erst stahlen sie die Körper in tiefem Geheimniß; dagegen stellt man Wächter auf: sie kommen mit gewaffneter Schaar, um sich ihrer Beute gewaltsam zu bemächtigen. Und das Schlimmste zum Schlimmen wird sich ereignen, ich darf es nicht laut sagen, denn ich würde, zwar nicht als Mitschuldiger, aber doch als zufällig Mitwisser in die gefährlichste Untersuchung verwickelt werden, wo man mich in jedem Fall bestrafen müßte, weil ich die Unthat, sobald ich sie entdeckt hatte, den Gerichten nicht anzeigte. Ihnen gesteh ich's, mein Freund, in dieser Stadt hat man gemordet, um den dringenden, gut bezahlenden Anatomen einen Gegenstand zu verschaffen. Der entseelte Körper lag vor uns. Ich darf die Scene nicht ausmahlen. Er entdeckte die Unthat, ich aber auch, wir sahen einander an und schwiegen beide; wir sahen vor uns hin und schwiegen und gingen an's Geschäft. — Und dieß ist's, mein Freund, was mich zwischen Wachs und Gyps gebannt hat; dieß ist's, was gewiß auch Sie bei der Kunst fest halten wird, welche früher oder später vor allen übrigen wird gepriesen werden."

Friedrich sprang auf, schlug in die Hände und wollte des Bravorufens kein Ende machen, so daß Wilhelm zuletzt im Ernst böse wurde. „Bravo!" rief jener aus, „nun erkenne ich dich wieder! Das erstemal seit langer Zeit hast du wieder gesprochen, wie einer dem etwas wahrhaft am Herzen liegt; zum erstenmal hat der Fluß

der Rede dich wieder fortgerissen, du hast dich als einen solchen erwiesen, der etwas zu thun und es anzupreisen im Stande ist."

Lenardo nahm hierauf das Wort und vermittelte diese kleine Mißhelligkeit vollkommen. „Ich schien abwesend," sprach er, „aber nur deßhalb weil ich mehr als gegenwärtig war. Ich erinnerte mich nämlich des großen Cabinets dieser Art, das ich auf meinen Reisen gesehen und welches mich dergestalt interessirte, daß der Custode, der um nach Gewohnheit fertig zu werden die auswendig gelernte Schnurre herzubeten anfing, gar bald, da er der Künstler selber war, aus der Rolle fiel und sich als einen kenntnißreichen Demonstrator bewies.

„Der merkwürdige Gegensatz im hohen Sommer, in kühlen Zimmern, bei schwüler Wärme draußen, diejenigen Gegenstände vor mir zu sehen, denen man im strengsten Winter sich kaum zu nähern traut. Hier diente bequem alles der Wißbegierde. In größter Gelassenheit und schönster Ordnung zeigte er mir die Wunder des menschlichen Baues und freute sich mich überzeugen zu können, daß zum ersten Anfang und zu später Erinnerung eine solche Anstalt vollkommen hinreichend sey; wobei denn einem jeden frei bleibe in der mittlern Zeit sich an die Natur zu wenden und bei schicklicher Gelegenheit sich um diesen oder jenen besondern Theil zu erkundigen. Er bat mich, ihn zu empfehlen. Denn nur einem einzigen, großen, auswärtigen Museum habe er eine solche Samm-

lung gearbeitet, die Universitäten aber widerstünden durchaus dem Unternehmen, weil die Meister der Kunst wohl Prosectoren aber keine Proplastiker zu bilden wüßten.

„Hiernach hielt ich denn diesen geschickten Mann für den einzigen in der Welt, und nun hören wir daß ein anderer auf dieselbe Weise bemüht ist; wer weiß wo noch ein Dritter und Vierter an das Tageslicht hervortritt. Wir wollen von unsrer Seite dieser Angelegenheit einen Anstoß geben. Die Empfehlung muß von außen herkommen, und in unsern neuen Verhältnissen soll das nützliche Unternehmen gewiß gefördert werden."

Viertes Capitel.

Des andern Morgens bei Zeiten trat Friedrich mit einem Hefte in der Hand in Wilhelms Zimmer, und ihm ſolches überreichend ſprach er: „Geſtern Abend hatte ich vor allen euren Tugenden, welche herzuzählen ihr umſtändlich genug war't, nicht Raum von mir und meinen Vorzügen zu reden, deren ich mich wohl auch zu rühmen habe und die mich zu einem würdigen Mitglied dieſer großen Karawane ſtempelt. Beſchaut hier dieſes Heft und ihr werdet ein Probeſtück anerkennen."

Wilhelm überlief die Blätter mit ſchnellen Blicken und ſah, leſerlich angenehm, obſchon flüchtig geſchrieben, die geſtrige Relation ſeiner anatomiſchen Studien, faſt Wort vor Wort wie er ſie abgeſtattet hatte, weßhalb er denn ſeine Verwunderung nicht bergen konnte.

„Ihr wißt," erwiderte Friedrich, „das Grundgeſetz unſrer Verbindung; in irgend einem Fache muß einer vollkommen ſeyn, wenn er Anſpruch auf Mitgenoſſenſchaft machen will. Nun zerbrach ich mir den Kopf, worin mir's denn gelingen könnte? und wußte nichts aufzufinden, ſo nahe mir es auch lag, daß mich niemand an Gedächtniß übertreffe, niemand an

einer schnellen leichten leserlichen Hand. Dieser angenehmen Eigenschaften erinnert ihr euch wohl von unsrer theatralischen Laufbahn her, wo wir unser Pulver nach Sperlingen verschossen, ohne daran zu denken, daß ein Schuß, vernünftiger angebracht, auch wohl einen Hasen in die Küche schaffe. Wie oft hab' ich nicht ohne Buch soufflirt, wie oft in wenigen Stunden die Rollen aus dem Gedächtniß geschrieben! das war euch damals recht, ihr dachtet, es müßte so seyn; ich auch, und es wäre mir nicht eingefallen, wie sehr es mir zu statten kommen könne. Der Abbé machte zuerst die Entdeckung, er fand, daß das Wasser auf seine Mühle sey, er versuchte mich zu üben und mir gefiel was mir so leicht ward und einen ernsten Mann befriedigte. Und nun bin ich, wo's Noth thut, gleich eine ganze Canzley, außerdem führen wir noch so eine zweybeinige Rechenmaschine bei uns, und kein Fürst mit noch so viel Beamten ist besser versehen als unsre Vorgesetzten."

Heiteres Gespräch über dergleichen Thätigkeiten führte die Gedanken auf andere Glieder der Gesellschaft. „Sollter ihr wohl denken," sagte Friedrich, „daß das unnützeste Geschöpf von der Welt, wie es schien, meine Philine, das nützlichste Glied der großen Kette werden wird; legt ihr ein Stück Tuch hin, stellt Männer, stellt Frauen ihr vor's Gesicht: ohne Maß zu nehmen schneidet sie aus dem Ganzen und weiß dabei alle Flecken und Gehren dergestalt zu nutzen, daß großer Vortheil

daraus entsteht, und das alles ohne Papiermaß. Ein glücklicher geistiger Blick lehrt sie das alles, sie sieht den Menschen an und schneidet, dann mag er hin gehen wohin er will, sie schneidet fort und schafft ihm einen Rock auf den Leib wie angegossen. Doch das wäre nicht möglich, hätte sie nicht auch eine Nähterin herangezogen, Montans Lucie, die nun einmal still geworden ist und still bleibt, aber auch reinlich näht wie keine, Stich für Stich wie Perlen, wie gestickt. Das ist nun was aus den Menschen werden kann; eigentlich hängt so viel Unnützes um uns herum, aus Gewohnheit, Neigung, Zerstreuung und Willkür, ein Lumpenmantel zusammengespettelt. Was die Natur mit uns gewollt, das Vorzüglichste, was sie in uns gelegt, können wir deßhalb weder auffinden noch ausüben."

Allgemeine Betrachtungen über die Vortheile der geselligen Verbindung die sich so glücklich zusammengefunden, eröffneten die schönsten Aussichten.

Als nun Lenardo sich hierauf zu ihnen gesellte, ward er von Wilhelmen ersucht, auch von sich zu sprechen, von dem Lebensgange, den er bisher geführt, von der Art, wie er sich und andere gefördert, freundliche Nachricht zu ertheilen.

„Sie erinnern sich gar wohl, mein Bester," versetzte Lenardo, „in welchem wundersam leidenschaftlichen Zustande Sie mich den ersten Augenblick unserer neuen Bekanntschaft getroffen; ich war versunken, verschlun-

gen, in das wunderlichste Verlangen, in eine unwiderstehliche Begierde, es konnte damals nur von der nächsten Stunde die Rede seyn, vom schweren Leiden, das mir bereitet war, das mir selbst zu schärfen ich mich so emsig erwies. Ich konnte Sie nicht bekannt machen mit meinen früheren Jugendzuständen, wie ich jetzt thun muß, um Sie auf den Weg zu führen, der mich hierher gebracht hat.

„Unter den frühsten meiner Fähigkeiten, die sich nach und nach durch Umstände entwickelten, that sich ein gewisser Trieb zum Technischen hervor, welcher jeden Tag durch die Ungeduld genährt wurde die man auf dem Lande fühlt, wenn man bei grösseren Bauten, besonders aber bei kleinen Veränderungen, Anlagen und Grillen, ein Handwerk ums andere entbehren muß und lieber ungeschickt und pfuscherhaft eingreift, als daß man sich meistermäßig verspäten ließe. Zum Glück wanderte in unserer Gegend ein Tausendkünstler auf und ab, der, weil er bei mir seine Rechnung fand, mich lieber als irgend einen Nachbar unterstützte; er richtete mir eine Drechselbank ein, deren er sich bei jedem Besuch mehr zu seinem Zwecke als zu meinem Unterricht zu bedienen wußte. So auch schaffte ich Tischlerwerkzeug an, und meine Neigung zu dergleichen ward erhöht und belebt durch die damals laut ausgesprochene Ueberzeugung: es könne niemand sich ins Leben wagen, als wenn er es im Nothfall durch Handwerksthätigkeit zu fristen verstehe. Mein

Eifer ward von den Erziehern nach ihren eigenen Grundsätzen gebilligt; ich erinnere mich kaum, daß ich je gespielt habe, denn alle freien Stunden wurden verwendet etwas zu wirken und zu schaffen. Ja, ich darf mich rühmen, schon als Knabe einen geschickten Schmied durch meine Anforderungen zum Schlösser, Feilenhauer und Uhrmacher gesteigert zu haben.

„Das alles zu leisten mußten denn freilich auch erst die Werkzeuge erschaffen werden und wir litten nicht wenig an der Krankheit jener Techniker, welche Mittel und Zweck verwechseln, lieber Zeit auf Vorbereitungen und Anlagen verwenden, als daß sie sich recht ernstlich an die Ausführung hielten. Wo wir uns jedoch praktisch thätig erweisen konnten, war bei Ausführung der Parkanlagen, deren kein Gutsbesitzer mehr entbehren durfte; manche Moos- und Rindenhütte, Knittelbrücken und Bänke zeugten von unserer Emsigkeit, womit wir eine Urbaukunst in ihrer ganzen Rohheit mitten in der gebildeten Welt darzustellen eifrig bemüht gewesen.

„Dieser Trieb führte mich bei zunehmenden Jahren auf ernstere Theilnahme an allem was der Welt so nütze und in ihrer gegenwärtigen Lage so unentbehrlich ist, und gab meinen mehrjährigen Reisen ein eigentliches Interesse.

„Da jedoch der Mensch gewöhnlich auf dem Wege, der ihn herangebracht, fortzuwandern pflegt, so war ich dem Maschinenwesen weniger günstig als der unmit-

telbaren Handarbeit, wo wir Kraft und Gefühl in Verbindung ausüben; deßwegen ich mich auch besonders in solchen abgeschlossenen Kreisen gern aufhielt, wo, nach Umständen, diese oder jene Arbeit zu Hause war. Dergleichen gibt jeder Vereinigung eine besondere Eigenthümlichkeit, jeder Familie, einer kleinen aus mehreren Familien bestehenden Völkerschaft, den entschiedensten Charakter, man lebt in dem reinsten Gefühl eines lebendigen Ganzen.

„Dabei hatte ich mir angewöhnt alles aufzuzeichnen, es mit Figuren auszustatten und so, nicht ohne Aussicht auf künftige Anwendung, meine Zeit löblich und erfreulich zuzubringen.

„Diese Neigung, diese ausgebildete Gabe benutzt' ich nun auf's beste bei dem wichtigen Auftrag den mir die Gesellschaft gab, den Zustand der Gebirgsbewohner zu untersuchen und die brauchbaren Wanderlustigen mit in unsern Zug aufzunehmen. Mögen Sie nun den schönen Abend, wo mich mannichfaltige Geschäfte drängen, mit Durchlesung eines Theils meines Tagebuchs zubringen? Ich will nicht behaupten, daß es gerade angenehm zu lesen sey, mir schien es immer unterhaltend und gewissermaßen unterrichtend. Doch wir bespiegeln ja uns immer selbst in allem was wir hervorbringen."

Fünftes Capitel.

Lenardo's Tagebuch.

Montag den 15.

Tief in der Nacht war ich nach mühsam erstiegener halber Gebirgshöhe eingetroffen in einer leidlichen Herberge und schon vor Tagesanbruch aus erquicklichem Schlaf durch ein andauerndes Schellen- und Glockengeläute zu meinem großen Verdruß aufgeweckt. Eine große Reihe Saumrosse zog vorbei, eh ich mich hätte ankleiden und ihnen zuvoreilen können. Nun erfuhr ich auch, meinen Weg antretend, gar bald wie unangenehm und verdrießlich solche Gesellschaft sey. Das monotone Geläute betäubt die Ohren; das zu beiden Seiten weit über die Thiere hinausreichende Gepäck (sie trugen dießmal große Säcke Baumwolle) streift bald einerseits an die Felsen, und wenn das Thier, um dieses zu vermeiden, sich gegen die andere Seite zieht, so schwebt die Last über dem Abgrund, dem Zuschauer Sorge und Schwindel erregend, und, was das Schlimmste ist, in beiden Fällen bleibt man gehindert an ihnen vorbei zu schleichen und den Vortritt zu gewinnen.

Endlich gelangt' ich an der Seite auf einen freien Felsen, wo St. Chriſtoph, der mein Gepäck kräftig einher trug, einen Mann begrüßte, welcher ſtille daſtehend den vorbeiziehenden Zug zu muſtern ſchien. Es war auch wirklich der Anführer; nicht nur gehörte ihm eine beträchtliche Zahl der laſttragenden Thiere, andere hatte er nebſt ihren Treibern gemiethet, ſondern er war auch Eigenthümer eines geringern Theils der Waaren; vornehmlich aber beſtand ſein Geſchäft darin, für größere Kaufleute den Transport der übrigen treulich zu beſorgen. Im Geſpräch erfuhr ich von ihm, daß dieſes Baumwolle ſey, welche aus Macedonien und Cypern über Trieſt komme und vom Fuße des Berges auf Maulthieren und Saumroſſen zu dieſen Höhen und weiter bis jenſeits des Gebirgs gebracht werde, wo Spinner und Weber in Unzahl durch Thäler und Schluchten einen großen Vertrieb geſuchter Waaren ins Ausland vorbereiteten. Die Ballen waren bequemeren Ladens wegen, theils anderthalb theils drey Centner ſchwer, welches letztere die volle Laſt eines Saumthiers ausmacht. Der Mann lobte die Qualität der auf dieſem Wege ankommenden Baumwolle, verglich ſie mit der von Oſt- und Weſtindien, beſonders mit der von Cayenne, als der bekannteſten; er ſchien von ſeinem Geſchäft ſehr gut unterrichtet und da es mir auch nicht ganz unbekannt geblieben war, ſo gab es eine angenehme und nützliche Unterhaltung. Indeſſen war der ganze Zug vor uns vorüber

über und ich erblickte nur mit Widerwillen, auf dem in die Höhe sich schlängelnden Felsweg, die unabsehliche Reihe dieser bepackten Geschöpfe, hinter denen her man schleichen und in der herankommenden Sonne zwischen Felsen braten sollte. Indem ich mich nun gegen meinen Boten darüber beschwerte, trat ein untersetzter munterer Mann zu uns heran, der auf einem ziemlich großen Reff eine verhältnißmäßig leichte Bürde zu tragen schien. Man begrüßte sich und es war gar bald am derben Händeschütteln zu sehen, daß St. Christoph und dieser Ankömmling einander wohl bekannt seyen; da erfuhr ich denn sogleich über ihn Folgendes. Für die entfernteren Gegenden im Gebirge, woher zu Markte zu gehen für jeden einzelnen Arbeiter zu weit wäre, gibt es eine Art von untergeordnetem Handelsmann, oder Sammler, welcher Garnträger genannt wird. Dieser steigt nämlich durch alle Thäler und Winkel, betritt Haus für Haus, bringt den Spinnern Baumwolle in kleinen Partien, tauscht dagegen Garn ein, oder kauft es, von welcher Qualität es auch seyn möge, und überläßt es dann wieder mit einigem Profit im Größern an die unterhalb ansässigen Fabricanten.

Als nun die Unbequemlichkeit hinter den Maulthieren herzuschlendern abermals zur Sprache kam, lud mich der Mann sogleich ein mit ihm ein Seitenthal hinabzusteigen, das gerade hier von dem Hauptthale sich trennte, um die Wasser nach einer andern Himmelsgegend hin-

zuführen. Der Entschluß war bald gefaßt, und nachdem wir mit einiger Anstrengung einen etwas steilen Gebirgskamm überstiegen hatten, sahen wir die jenseitigen Abhänge vor uns, zuerst höchst unerfreulich; das Gestein hatte sich verändert und eine schiefrige Lage genommen; keine Vegetation belebte Fels und Gerölle, und man sah sich von einem schroffen Niederstieg bedroht. Quellen rieselten von mehreren Seiten zusammen; man kam sogar an einem mit schroffen Felsen umgebenen kleinen See vorbei. Endlich traten einzeln und dann mehr gesellig Fichten, Lärchen und Birken hervor, dazwischen sodann zerstreute ländliche Wohnungen, freilich von der kärglichsten Sorte, jede von ihren Bewohnern selbst zusammengezimmert aus verschränkten Balken, die großen schwarzen Schindeln der Dächer mit Steinen beschwert, damit sie der Wind nicht wegführe. Unerachtet dieser äußern traurigen Ansicht war der beschränkte innere Raum doch nicht unangenehm; warm und trocken, auch reinlich gehalten, paßte er gar gut zu dem frohen Aussehen der Bewohner, bei denen man sich alsobald ländlich gesellig fühlte.

Der Bote schien erwartet, auch hatte man ihm aus dem kleinen Schiebefenster entgegen gesehen, denn er war gewohnt wo möglich an demselben Wochentage zu kommen; er handelte das Gespinnst ein, theilte frische Baumwolle aus; dann ging es rasch hinabwärts, wo mehrere Häuser in geringer Entfernung nahe stehen.

Kaum erblickt man uns, so laufen die Bewohner begrüßend zusammen, Kinder drängen sich hinzu und werden mit einem Eyerbrod, auch einer Semmel hoch erfreut. Das Behagen war überall groß und vermehrt, als sich zeigte, daß St. Christoph auch dergleichen aufgepackt und also gleichfalls die Freude hatte den kindlichsten Dank einzuernten; um so angenehmer für ihn, als er sich, wie sein Geselle, mit dem kleinen Volke gar wohl zu betun wußte.

Die Alten dagegen hielten gar mancherlei Fragen bereit; vom Krieg wollte jederman wissen, der glücklicherweise sehr entfernt geführt wurde und auch näher solchen Gegenden kaum gefährlich gewesen wäre. Sie freuten sich jedoch des Friedens, obgleich in Sorge wegen einer andern drohenden Gefahr; denn es war nicht zu läugnen, das Maschinenwesen vermehre sich immer im Lande und bedrohe die arbeitsamen Hände nach und nach mit Unthätigkeit. Doch ließen sich allerlei Trost- und Hoffnungsgründe beibringen.

Unser Mann wurde dazwischen wegen manches Lebensfalles um Rath gefragt, ja sogar mußte er sich nicht allein als Hausfreund, sondern auch als Hausarzt zeigen; Wundertropfen, Salze, Balsame führte er jederzeit bei sich.

In die verschiedenen Häuser eintretend fand ich Gelegenheit meiner alten Liebhabereyen nachzuhängen und mich von der Spinnertechnik zu unterrichten. Ich ward

aufmerksam auf Kinder, welche sich sorgfältig und emsig beschäftigten die Flocken der Baumwolle auseinander zu zupfen und die Samenkörner, Splitter von den Schalen der Nüsse, nebst andern Unreinigkeiten wegzunehmen; sie nennen es erlesen. Ich fragte, ob das nur das Geschäft der Kinder sey, erfuhr aber daß es in Winterabenden auch von Männern und Brüdern unternommen werde.

Rüstige Spinnerinnen zogen sodann, wie billig, meine Aufmerksamkeit auf sich; die Vorbereitung geschieht folgendermaßen: Es wird die erlesene, oder gereinigte Baumwolle auf die Karden, welche in Deutschland Krämpel heißen, gleich ausgetheilt, gekardet, wodurch der Staub davon geht und die Haare der Baumwolle einerlei Richtung erhalten, dann abgenommen, zu Locken festgewickelt und so zum Spinnen am Rad zubereitet.

Man zeigte mir dabei den Unterschied zwischen links und rechts gedrehtem Garn; jenes ist gewöhnlich feiner und wird dadurch bewirkt, daß man die Saite welche die Spindel treibt um den Wirtel verschränkt; wie die Zeichnung nebenbei deutlich macht (die wir leider wie die übrigen nicht mitgeben können).

Die Spinnende sitzt vor dem Rade, nicht zu hoch; mehrere halten dasselbe mit über einander gelegten Füßen in festem Stande, andere nur mit dem rechten Fuß, den linken zurücksetzend. Mit der rechten Hand dreht sie die

Scheibe und langt aus so weit und so hoch sie nur reichen kann, wodurch schöne Bewegungen entstehen und eine schlanke Gestalt sich durch zierliche Wendung des Körpers und runde Fülle der Arme gar vortheilhaft auszeichnet; die Richtung besonders der letzten Spinnweise gewährt einen sehr mahlerischen Contrast, so daß unsere schönsten Damen an wahrem Reiz und Anmuth zu verlieren nicht fürchten dürften, wenn sie einmal anstatt der Guitarre das Spinnrad handhaben wollten.

In einer solchen Umgebung drängten sich neue eigene Gefühle mir auf; die schnurrenden Räder haben eine gewisse Beredsamkeit, die Mädchen singen Psalmen, auch, obwohl seltener, andere Lieder.

Zeisige und Stieglitze in Käfigen aufgehangen zwitschern dazwischen, und nicht leicht möchte ein Bild regeren Lebens gefunden werden als in einer Stube wo mehrere Spinnerinnen arbeiten.

Dem beschriebenen Rädli-Garn ist jedoch das Brief-Garn vorzuziehen; hierzu wird die beste Baumwolle genommen, welche längere Haare hat als die andere. Ist sie rein gelesen, so bringt man sie, anstatt zu krämpeln, auf Kämme, welche aus einfachen Reihen langer stählerner Nadeln bestehen, und kämmt sie; alsdann wird das längere und feinere Theil derselben mit einem stumpfen Messer bänderweise (das Kunstwort heißt ein Schnitz) abgenommen, zusammengewickelt und in eine Papierdüte gethan, und diese nachher an der Kunkel befestigt.

Aus einer ſolchen Dütte nun wird mit der Spindel von der Hand geſponnen, daher heißt es aus dem Brief ſpinnen, und das gewonnene Garn, Briefgarn.

Dieſes Geſchäft, welches nur von ruhigen bedächtigen Perſonen getrieben wird, gibt der Spinnerin ein ſanfteres Anſehen als das am Rade; kleidet dieß letzte eine groſſe, ſchlanke Figur zum beſten, ſo wird durch jenes eine ruhige zarte Geſtalt gar ſehr begünſtigt. Dergleichen verſchiedene Charaktere, verſchiedenen Arbeiten zugethan, erblickte ich mehrere in Einer Stube, und wußte zuletzt nicht recht ob ich meine Aufmerkſamkeit der Arbeit oder den Arbeiterinnen zu widmen hätte.

Läugnen aber dürft' ich nicht ſodann, daß die Bergbewohnerinnen, durch die ſeltenen Gäſte aufgeregt, ſich freundlich und gefällig erwieſen. Beſonders freuten ſie ſich, daß ich mich nach allem ſo genau erkundigte, was ſie mir verſprachen bemerkte, ihre Geräthſchaften und einfaches Maſchinenwerk zeichnete und hübſche Glieder mit Zierlichkeit flüchtig abſchilderte, wie hier neben zu ſehen ſeyn ſollte. Auch ward, als der Abend hereintrat, die vollbrachte Arbeit vorgewieſen; die vollen Spindeln in dazu beſtimmten Käſtchen bei Seite gelegt und das ganze Tagewerk ſorgfältig aufgehoben. Nun war man ſchon bekannter geworden, die Arbeit jedoch ging ihren Gang; nun beſchäftigte man ſich mit dem Haſpeln und zeigte ſchon viel freier theils die Maſchine theils die Behandlung vor, und ich ſchrieb ſorgfältig auf.

Der Haſpel hat Rad und Zeiger, ſo daß ſich bei jedesmaligem Umdrehen eine Feder hebt, welche niederſchlägt ſo oft hundert Umgänge auf den Haſpel gekommen ſind. Man nennt nun die Zahl von tauſend Umgängen einen Schneller, nach deren Gewicht die verſchiedene Feine des Garns gerechnet wird.

Rechts gedreht Garn geben 25 bis 30 auf ein Pfund, links gedreht 60 bis 80, vielleicht auch 90. Der Umgang des Haſpels wird ungefähr ſieben Viertel Ellen oder etwas mehr betragen, und die ſchlanke fleißige Spinnerin behauptete 4 auch 5 Schneller, das wären 5000 Umgänge, alſo 8 bis 9000 Ellen Garn täglich am Rad zu ſpinnen; ſie erbot ſich zur Wette, wenn wir noch einen Tag bleiben wollten.

Darauf konnte denn doch die ſtille und beſcheidene Briefſpinnerin es nicht ganz laſſen und verſicherte: daß ſie aus dem Pfund 120 Schneller ſpinne in verhältnißmäßiger Zeit (Briefgarnſpinnen geht nämlich langſamer als ſpinnen am Rade, wird auch beſſer bezahlt. Vielleicht ſpinnt man am Rade wohl das Doppelte). Sie hatte eben die Zahl der Umgänge auf dem Haſpel voll, und zeigte mir wie nun das Ende des Fadens ein paarmal umgeſchlagen und geknüpft werde, ſie nahm den Schneller ab, drehte ihn ſo, daß er in ſich zuſammen lief, zog das eine Ende durch das andere durch und konnte das Geſchäft der geübten Spinnerin als abgeſchloſſen mit unſchuldiger Selbſtgefälligkeit vorzeigen.

Da nun hier weiter nichts zu bemerken war, ſtand die Mutter auf und ſagte: da der junge Herr doch alles zu ſehen wünſche, ſo wolle ſie ihm nun auch die Trocken-Weberei zeigen. Sie erklärte mir mit gleicher Gutmüthigkeit, indem ſie ſich an den Weberſtuhl ſetzte, wie ſie nur dieſe Art handhabten; weil ſie eigentlich allein für grobe Cattune gelte, wo der Einſchlag trocken eingetragen und nicht ſehr dicht geſchlagen wird; ſie zeigte mir dann auch ſolche trockene Waare; dieſe iſt immer glatt, ohne Streifen und Quadrate, oder ſonſt irgend ein Abzeichen, und nur fünf bis fünf ein halbes Viertel Elle breit.

Der Mond leuchtete vom Himmel und unſer Garnträger beſtand auf einer weitern Wallfahrt, weil er Tag und Stunde halten und überall richtig eintreffen müſſe; die Fußpfade ſeyen gut und klar, beſonders bei ſolcher Nachtfackel. Wir von unſerer Seite erheiterten den Abſchied durch ſeidene Bänder und Halstücher, dergleichen Waare St. Chriſtoph ein ziemliches Paket mit ſich trug; das Geſchenk wurde der Mutter gegeben, um es an die Ihrigen zu vertheilen.

Dienſtags den 16. Früh.

Die Wanderung durch eine herrlich klare Nacht war voll Anmuth und Erfreulichkeit; wir gelangten zu einer etwas größern Hüttenverſammlung, die man vielleicht hätte ein Dorf nennen dürfen; in einiger Entfernung

davon auf einem freien Hügel stand eine Capelle, und es fing schon an wohnlicher und menschlicher auszusehen. Wir kamen an Umzäunungen vorbei, die zwar auf keine Gärten, aber doch auf spärlichen, sorgfältig gehüteten Wieswachs hindeuteten.

Wir waren an einen Ort gelangt wo neben dem Spinnen das Weben ernstlicher getrieben wird.

Unsere gestrige Tagereise, bis in die Nacht hinein verlängert, hatte die rüstigen und jugendlichen Kräfte aufgezehrt; der Garnbote bestieg den Heuboden und ich war eben im Begriff ihm zu folgen, als St. Christoph mir sein Reff befahl und zur Thüre hinausging. Ich kannte seine löbliche Absicht und ließ ihn gewähren.

Des andern Morgens jedoch war das erste, daß die Familie zusammenlief und den Kindern streng verboten ward nicht aus der Thüre zu gehen, indem ein gräulicher Bär oder sonst ein Ungethüm in der Nähe sich aufhalten müsse, denn es habe die Nacht über von der Capelle dergestalt gestöhnt und gebrummt, daß Felsen und Häuser hier hüben hätten erzittern mögen, und man rieth, bei unserer heutigen längeren Wanderung, wohl auf der Hut zu seyn. Wir suchten die guten Leute möglichst zu beruhigen, welches in dieser Einöde jedoch schwerer schien.

Der Garnbote erklärte nunmehr, daß er eiligst sein Geschäft abthun und alsdann kommen wolle uns abzuholen, denn wir hätten heute einen langen und beschwerlichen Weg vor uns, weil wir nicht mehr so im Thale

nur hinabschlendern, sondern einen vorgeschobenen Gebirgsriegel mühsam überklettern würden. Ich entschloß mich daher die Zeit so gut als möglich zu nutzen und mich von unsern guten Wirthsleuten in die Vorhalle des Webens einführen zu lassen.

Beide waren ältliche Leute, in späteren Tagen noch mit zwey, drey Kindern gesegnet; religiose Gefühle und ahnungsvolle Vorstellungen ward man in ihrer Umgebung, Thun und Reden gar bald gewahr. Ich kam gerade zum Anfang einer solchen Arbeit, dem Uebergang vom Spinnen zum Weben, und da ich zu keiner weitern Zerstreuung Anlaß fand, so ließ ich mir das Geschäft, wie es eben gerade im Gange war, in meine Schreibtafel gleichsam dictiren.

Die erste Arbeit, das Garn zu leimen, war gestern verrichtet. Man siedet solches in einem dünnen Leimwasser, welches aus Stärkemehl und etwas Tischlerleim besteht, wodurch die Faden mehr Halt bekommen. Früh waren die Garnstränge schon trocken und man bereitete sich zu spublen, nämlich das Garn am Rade auf Rohrspublen zu winden. Der alte Großvater, am Ofen sitzend, verrichtete diese leichte Arbeit, ein Enkel stand neben ihm und schien begierig das Spuhlrad selbst zu handhaben. Indessen steckte der Vater die Spublen, um zu zetteln, auf einen mit Querstäben abgetheilten Rahmen, so daß sie sich frei um perpendiculär stehende starke Drähte bewegten und den Faden ablaufen ließen.

Sie werden mit gröberm und feinerm Garn in der Ordnung aufgesteckt, wie das Muster oder vielmehr die Striche im Gewebe es erfordern. Ein Instrument (das Brittli), ungefähr wie ein Sistrum gestaltet, hat Löcher auf beiden Seiten, durch welche die Faden gezogen sind; dieses befindet sich in der Rechten des Zettlers, mit der Linken faßt er die Faden zusammen und legt sie, hin und wieder gehend, auf den Zettelrahmen. Einmal von oben herunter und von unten herauf heißt ein Gang, und nach Verhältniß der Dichtigkeit und Breite des Gewebes macht man viele Gänge. Die Länge beträgt entweder 64 oder nur 32 Ellen. Beim Anfang eines jeden Ganges legt man mit den Fingern der linken Hand immer einen oder zwey Faden herauf und eben so viel herunter, und nennt solches die Rispe; so werden die verschränkten Faden über die zwey oben an dem Zettelrahmen angebrachten Nägel gelegt. Dieses geschieht, damit der Weber die Faden in gehörig gleicher Ordnung erhalten kann. Ist man mit dem Zetteln fertig, so wird das Gerispe unterbunden und dabei ein jeder Gang besonders abgetheilt, damit sich nichts verwirren kann; sodann werden mit aufgelöstem Grünspan am letzten Gang Male gemacht, damit der Weber das gehörige Maß wieder bringe; endlich wird abgenommen, das Ganze in Gestalt eines großen Knäuels aufgewunden, welcher die Werfte genannt wird.

Mittwoch den 17.

Wir waren früh vor Tage aufgebrochen und genossen eines herrlichen verspäteten Mondscheins. Die hervorbrechende Helle, die aufgehende Sonne, ließ uns ein besser bewohntes und bebautes Land sehen. Hatten wir oben, um über Bäche zu kommen, Schrittsteine, oder zuweilen einen schmalen Steg nur an der einen Seite mit Lehne versehen angetroffen, so waren hier schon steinerne Brücken über das immer breiter werdende Wasser geschlagen; das Anmuthige wollte sich nach und nach mit dem Wilden gatten und ein erfreulicher Eindruck ward von den sämmtlichen Wanderern empfunden.

Ueber den Berg herüber, aus einer andern Flußregion, kam ein schlanker, schwarzlockiger Mann hergeschritten, und rief schon von Weitem, als einer der gute Augen und eine tüchtige Stimme hat: „Grüß euch Gott, Herr Gevatter Garnträger!“ Dieser ließ ihn näher herankommen, dann rief auch er mit Verwunderung: „Dank euch Gott, Herr Gevatter Geschirrfasser! Woher des Landes? welche unerwartete Begegnung!“ Jener antwortete herantretend: „Schon zwey Monate schreit' ich im Gebirg herum, allen guten Leuten ihr Geschirr zurecht zu machen und ihre Stühle so einzurichten, daß sie wieder eine Zeit lang ungestört fortarbeiten können.“ Hierauf sprach der Garnbote, sich zu mir wendend: „Da ihr, junger Herr, so viel Lust und Liebe zu dem Geschäft beweist und euch sorgfältig drum be-

kümmert, so kommt dieser Mann gerade zur rechten Zeit, den ich euch in diesen Tagen schon still herbei gewünscht hatte, er würde euch alles besser erklärt haben als die Mädchen mit allem guten Willen; er ist Meister in seinem Geschäft und versteht was zur Spinnerey und Weberey und dergleichen gehört vollkommen anzugeben, auszuführen, zu erhalten, wieder herzustellen, wie es Noth thut und es jeder nur wünschen mag."

Ich besprach mich mit ihm und fand einen sehr verständigen, in gewissem Sinne gebildeten, seiner Sache völlig gewachsenen Mann, indem ich einiges was ich dieser Tage gelernt hatte mit ihm wiederholte und einige Zweifel zu lösen bat; auch sagt' ich ihm was ich gestern schon von den Anfängen der Weberey gesehen. Jener rief dagegen freudig aus: „Das ist recht erwünscht, da komm' ich gerade zur rechten Zeit um einem so werthen lieben Herrn über die älteste und herrlichste Kunst, die den Menschen eigentlich erst vom Thiere unterscheidet, die nöthige Auskunft zu geben. Wir gelangen heute gerade zu guten und geschickten Leuten, und ich will nicht Geschirrfasser heißen, wenn ihr nicht sogleich das Handwerk so gut fassen sollt, wie ich selbst."

Ihm wurde freundlicher Dank gezollt, das Gespräch mannichfaltig fortgesetzt und wir gelangten, nach einigem Rasten und Frühstück, zu einer zwar auch unter und über einander doch besser gebauten Häusergruppe. Er wies uns an das beste. Der Garnbote ging mit mir

und St. Christoph nach Abrede zuerst hinein, sodann aber, nach den ersten Begrüßungen und einigen Scherzen, folgte der Schirrfasser, und es war auffallend daß sein Hereintreten eine freudige Ueberraschung in der Familie hervorbrachte. Vater, Mutter, Töchter und Kinder versammelten sich um ihn; einem am Webersstuhl sitzenden wohlgebildeten Mädchen stockte das Schiffchen in der Hand, das just durch den Zettel durchfahren sollte, eben so hielt sie auch den Tritt an, stand auf und kam später, mit langsamer Verlegenheit ihm die Hand zu reichen. Beide, der Garnbote sowohl als der Schirrfasser, setzten sich bald durch Scherz und Erzählung wieder in das alte Recht, welches Hausfreunden gebührt, und nachdem man sich eine Zeitlang gelabt, wendete sich der wackere Mann zu mir und sagte: „Sie, mein guter Herr, dürfen wir über diese Freude des Wiedersehens nicht hinansetzen, wir können noch Tage lang mit einander schnacken; Sie müssen morgen fort, lassen wir den Herrn in das Geheimniß unserer Kunst sehen; Leimen und Zetteln kennt er, zeigen wir ihm das Uebrige vor, die Jungfrauen da sind mir ja wohl behülflich. Ich sehe an diesem Stuhl ist man beim Aufwinden.“ Das Geschäft war der jüngeren, zu der sie traten. Die ältere setzte sich wieder an ihren Webersstuhl und verfolgte mit stiller liebevoller Miene ihre lebhafte Arbeit.

Ich betrachtete nun sorgfältig das Aufwinden. Zu diesem Zweck läßt man die Gänge des Zettels nach

der Ordnung durch einen großen Kamm laufen, der eben die Breite des Weberbaums hat auf welchen aufgewunden werden soll; dieser ist mit einem Einschnitt versehen, worin ein rundes Stäbchen liegt, welches durch das Ende des Zettels durchgesteckt und in dem Einschnitt befestigt wird. Ein kleiner Junge oder Mädchen sitzt unter dem Weberstuhle und hält den Strang des Zettels stark an, während die Weberin den Weberbaum an einem Hebel gewaltsam herumdreht und zugleich Acht gibt, daß alles in der Ordnung zu liegen komme. Wenn alles aufgewunden ist, so werden durch die Rispe ein runder und zwey flache Stäbe, Schienen, gestoßen, damit sie sich halte, und nun beginnt das Eindrehen.

Vom alten Gewebe ist noch etwa eine Viertelelle am zweyten Weberbaum übrig geblieben und von diesem laufen etwa drey Viertelellen lang die Fäden durch das Blatt in der Lade sowohl als durch die Flügel des Geschirrs. An diese Fäden nun drehr der Weber die Fäden des neuen Zettels, einen um den andern, sorgfältig an, und wenn er fertig ist wird alles Angedrehte auf einmal durchgezogen, so daß die neuen Fäden bis an den noch leeren vordern Weberbaum reichen; die abgerissenen Fäden werden angeknüpft, der Eintrag auf kleine Spulen gewunden, wie sie in's Weberschiffchen passen, und die letzte Vorbereitung zum Weben gemacht, nämlich geschlichtet.

So lang der Weberstuhl ist wird der Zettel mit ei-

nem Leimwasser, aus Handschuhleder bereitet, vermittelst eingetauchter Bürsten durch und durch angefeuchtet, sodann werden die obengedachten Schienen, die das Geriffe halten, zurückgezogen, alle Fäden auf's genaueste in Ordnung gelegt und alles so lange mit einem an einen Stab gebundenen Gänseflügel gefächelt, bis es trocken ist, und nun kann das Weben begonnen und fortgesetzt werden bis es wieder nöthig wird zu schlichten.

Das Schlichten und Fächeln ist gewöhnlich jungen Leuten überlassen, welche zu dem Webergeschäft herangezogen werden, oder in der Muße der Winterabende leistet ein Bruder oder ein Liebhaber der hübschen Weberin diesen Dienst, oder diese machen wenigstens die kleinen Spühlchen mit dem Eintragsgarn.

Feine Musseline werden naß gewebt, nämlich der Strang des Einschlagegarns wird in Leimwasser getaucht, noch naß auf die kleinen Spuhlen gewunden und sogleich verarbeitet, wodurch sich das Gewebe gleicher schlagen läßt und klarer erscheint.

Donnerstag den 18. September.

Ich fand überhaupt etwas Geschäftiges, unbeschreiblich Belebtes, Häusliches, Friedliches in dem ganzen Zustand einer solchen Weberstube; mehrere Stühle waren in Bewegung, da gingen noch Spinn- und Spuhlräder, und am Ofen die Alten mit den besuchenden Nachbarn oder Bekannten sitzend und trauliche Gespräche führend.

rend. Zwiſchen durch ließ ſich wohl auch Geſang hören, meiſtens Ambroſius Lobwaſſers vierſtimmige Pſalmen, ſeltener weltliche Lieder; dann bricht auch wohl ein fröhlich ſchallendes Gelächter der Mädchen aus, wenn Vetter Jakob einen witzigen Einfall geſagt hat.

Eine recht flinke und zugleich fleißige Weberin kann, wenn ſie Hülfe hat, allenfalls in einer Woche ein Stück von 32 Ellen nicht gar zu feine Muſſeline zu Stande bringen; es iſt aber ſehr ſelten, und bei einigen Hausgeſchäften iſt ſolches gewöhnlich die Arbeit von vierzehn Tagen.

Die Schönheit des Gewebes hängt vom gleichen Auftreten des Webegeſchirres ab, vom gleichen Schlag der Lade, wie auch davon, ob der Eintrag naß oder trocken geſchieht. Völlig egale und zugleich kräftige Anſpannung trägt ebenfalls bei, zu welchem Ende die Weberin feiner baumwollener Tücher einen ſchweren Stein an den Nagel des vordern Weberbaums hängt. Wenn während der Arbeit das Gewebe kräftig angeſpannt wird (das Kunſtwort heißt dämmen), ſo verlängert es ſich merklich, auf 32 Ellen ¾ Ellen und auf 64 etwa 1½ Elle; dieſer Ueberſchuß nun gehört der Weberin, wird ihr extra bezahlt, oder ſie hebt ſich's zu Halstüchern, Schürzen u. ſ. w. auf.

In der klarſten ſanfteſten Mondnacht, wie ſie nur in hohen Gebirgszügen obwalten, ſaß die Familie mit

ihren Gästen vor der Hausthüre im lebhaftesten Gespräch, Lenardo in tiefen Gedanken. Schon unter allem dem Leben und Wirken und so manchen handwerklichen Betrachtungen war ihm jener von Freund Wilhelm zu seiner Beruhigung geschriebene Brief wieder in's Gedächtniß gekommen. Die Worte, die er so oft gelesen, die Zeilen, die er mehrmals angeschaut, stellten sich wieder seinem innern Sinne dar. Und wie eine Lieblings-Melodie ehe wir uns versehen auf einmal dem tiefsten Gehör leise hervortritt, so wiederholte sich jene zarte Mittheilung in der stillen sich selbst angehörigen Seele.

„Häuslicher Zustand, auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiß und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng nicht zu weit, im glücklichsten Verhältniß zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten anfänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mäßigung, Unschuld und Thätigkeit."

Aber dießmal mehr aufregend als beschwichtigend war die Erinnerung; „Paßt doch," sprach er zu sich selbst, „diese allgemein lakonische Beschreibung ganz und gar auf den Zustand der mich hier umgibt. Ist nicht auch hier Friede, Frömmigkeit, ununterbrochene Thätigkeit? Nur eine Wirkung in die Ferne will mir nicht gleichermaßen deutlich scheinen. Mag doch die Gute einen ähnlichen Kreis beleben, aber einen weitern, einen bessern; sie mag sich behaglich wie diese hier, vielleicht

noch behaglicher, finden, mit mehr Heiterkeit und Freiheit umherſchauen.“

Nun aber durch ein lebhaftes ſich ſteigerndes Geſpräch der Uebrigen aufgeregt, mehr Acht habend auf das was verhandelt wurde, ward ihm ein Gedanke den er dieſe Stunden her gehegt vollkommen lebendig. Sollte nicht eben dieſer Mann, dieſer mit Werkzeug und Geſchirr ſo meiſterhaft umgehende für unſre Geſellſchaft das nützlichſte Mitglied werden können? Er überlegte das und alles wie ihm die Vorzüge dieſes gewandten Arbeiters ſchon ſtark in die Augen geleuchtet. Er lenkte daher das Geſpräch dahin und machte zwar wie im Scherze, aber deſto unbewundener, jenem den Antrag, ob er ſich nicht mit einer bedeutenden Geſellſchaft verbinden und den Verſuch machen wolle über's Meer auszuwandern.

Jener entſchuldigte ſich, gleichfalls heiter betheuernd, daß es ihm hier wohl gehe, daß er auch Beſſeres erwarte; in dieſer Landesart ſey er geboren, darin gewöhnt, weit und breit bekannt und überall vertraulich aufgenommen. Ueberhaupt werde man in dieſen Thälern keine Neigung zur Auswanderung finden, keine Noth ängſtige ſie und ein Gebirg halte ſeine Leute feſt.

„Deßwegen wundert's mich,“ ſagte der Garnbote, „daß es heißen will Frau Suſanne werde den Factor heirathen, ihr Beſitzthum verkaufen und mit ſchönem Geld über's Meer ziehen.“ Auf Befragen erfuhr unſer Freund, es ſey eine junge Witwe, die in guten Umſtänden ein

reichliches Gewerbe mit den Erzeugnissen des Gebirges betreibe, wovon sich der wandernde Reisende morgen gleich selbst überzeugen könne, indem man auf dem eingeschlagenen Wege zeitig bei ihr eintreffen werde. „Ich habe sie schon verschiedentlich nennen hören," versetzte Lenardo, „als belebend und wohlthätig in diesem Thale und versäumte nach ihr zu fragen."

„Gehen wir aber zur Ruh," sagte der Garnbote, „um den morgenden Tag der heiter zu werden verspricht, von früh auf zu nutzen."

Hier endigte das Manuscript, und als Wilhelm nach der Fortsetzung verlangte, hatte er zu erfahren daß sie gegenwärtig nicht in den Händen der Freunde sey. Sie war, sagte man, an Makarien gesendet, welche gewisse Verwicklungen, deren darin gedacht worden, durch Geist und Liebe schlichten und bedenkliche Verknüpfungen auflösen solle. Der Freund mußte sich diese Unterbrechung gefallen lassen und sich bereiten, an einem geselligen Abend, in heiterer Unterhaltung, Vergnügen zu finden.

Sechstes Capitel.

Als der Abend herbeikam und die Freunde in einer weitumherſchauenden Laube ſaßen, trat eine anſehnliche Figur auf die Schwelle, welche unſer Freund ſogleich für den Barbier von heute früh erkannte. Auf einen tiefen, ſtummen Bückling des Mannes erwiderte Lenardo: „Ihr kommt, wie immer, ſehr gelegen und werdet nicht ſäumen uns mit eurem Talent zu erfreuen.“ „Ich kann Ihnen wohl,“ fuhr er zu Wilhelmen gewendet fort, „einiges von der Geſellſchaft erzählen, deren Band zu ſeyn ich mich rühmen darf. Niemand tritt in unſern Kreis, als wer gewiſſe Talente aufzuweiſen hat, die zum Nutzen oder Vergnügen einer jeden Geſellſchaft dienen würden. Dieſer Mann iſt ein derber Wundarzt, der in bedenklichen Fällen, wo Entſchluß und körperliche Kraft gefordert wird, ſeinem Meiſter trefflich an der Seite zu ſtehen bereit iſt. Was er als Bartkünſtler leiſtet, davon können Sie ihm ſelbſt ein Zeugniß geben. Hiedurch iſt er uns eben ſo nöthig als willkommen. Da nun aber dieſe Beſchäftigung gewöhnlich eine große und oft läſtige Geſchwätzigkeit mit ſich führt, ſo hat er ſich zu eigner

Bildung eine Bedingung gefallen laſſen; wie denn jeder der unter uns leben will ſich von einer gewiſſen Seite bedingen muß, wenn ihm nach anderen Seiten hin die größere Freiheit gewährt iſt. Dieſer alſo hat nun auf die Sprache Verzicht gethan, inſofern etwas Gewöhnliches, oder Zufälliges durch ſie ausgedrückt wird; daraus aber hat ſich ihm ein anderes Redetalent entwickelt, welches abſichtlich, klug und erfreulich wirkt, die Gabe des Erzählens nämlich.

„Sein Leben iſt reich an wunderlichen Erfahrungen, die er ſonſt zu ungelegener Zeit ſchwätzend zerſplitterte, nun aber durch Schweigen genöthigt im ſtillen Sinne wiederholt und ordnet. Hiermit verbindet ſich denn die Einbildungskraft und verleiht dem Geſchehenen Leben und Bewegung. Mit beſonderer Kunſt und Geſchicklichkeit weiß er wahrhafte Mährchen und mährchenhafte Geſchichten zu erzählen, wodurch er oft zur ſchicklichen Stunde uns gar ſehr ergötzt, wenn ihm die Zunge durch mich gelöſ't wird; wie ich denn gegenwärtig thue, und ihm zugleich das Lob ertheile, daß er ſich in geraumer Zeit ſeitdem ich ihn kenne noch niemals wiederholt hat. Nun hoff' ich daß er auch dießmal, unſerm theuren Gaſt zu Lieb' und Ehren, ſich beſonders hervorthun werde.“

Ueber das Geſicht des Rothmantels verbreitete ſich eine geiſtreiche Heiterkeit und er fing ungeſäumt folgendermaßen zu ſprechen an.

Die neue Meluſine.

Hochverehrte Herren! Da mir bekannt iſt daß Sie vorläufige Reden und Einleitungen nicht beſonders lieben, ſo will ich ohne weiteres verſichern, daß ich dießmal vorzüglich gut zu beſtehen hoffe. Von mir ſind zwar ſchon gar manche wahrhafte Geſchichten zu hoher und allſeitiger Zufriedenheit ausgegangen, heute aber darf ich ſagen daß ich eine zu erzählen habe, welche die bisherigen weit übertrifft, und die, wiewohl ſie mir ſchon vor einigen Jahren begegnet iſt, mich noch immer in der Erinnerung unruhig macht, ja ſogar eine endliche Entwicklung hoffen läßt. Sie möchte ſchwerlich ihres Gleichen finden.

Vorerſt ſey geſtanden, daß ich meinen Lebenswandel nicht immer ſo eingerichtet, um der nächſten Zeit, ja des nächſten Tages ganz ſicher zu ſeyn. Ich war in meiner Jugend kein guter Wirth und fand mich oft in mancherlei Verlegenheit. Einſt nahm ich mir eine Reiſe vor, die mir guten Gewinn verſchaffen ſollte; aber ich machte meinen Zuſchnitt ein wenig zu groß, und nachdem ich ſie mit Extrapoſt angefangen und ſodann auf der ordinären eine Zeitlang fortgeſetzt hatte, fand ich mich zuletzt genöthigt dem Ende derſelben zu Fuße entgegen zu gehen.

Als ein lebhafter Burſche hatte ich von jeher die Gewohnheit, ſobald ich in ein Wirthshaus kam, mich nach der Wirthin oder auch nach der Köchin umzuſehen und mich ſchmeichleriſch gegen ſie zu bezeigen, wodurch denn meine Zeche meiſtens vermindert wurde.

Eines Abends, als ich in das Poſthaus eines kleinen Städtchens trat und eben nach meiner hergebrachten Weiſe verfahren wollte, raſſelte gleich hinter mir ein ſchöner zweyſitziger Wagen, mit vier Pferden beſpannt, an der Thüre vor. Ich wendete mich um und ſah ein Frauenzimmer allein, ohne Kammerfrau, ohne Bedienten. Ich eilte ſogleich ihr den Schlag zu eröffnen und zu fragen, ob ſie etwas zu befehlen habe. Beim Ausſteigen zeigte ſich eine ſchöne Geſtalt, und ihr liebenswürdiges Geſicht war, wenn man es näher betrachtete, mit einem kleinen Zug von Traurigkeit geſchmückt. Ich fragte nochmals, ob ich ihr in etwas dienen könne. — O ja! ſagte ſie, wenn Sie mir mit Sorgfalt das Käſtchen das auf dem Sitze ſteht herausheben und hinauftragen wollen; aber ich bitte gar ſehr es recht ſtät zu tragen und im mindeſten nicht zu bewegen oder zu rütteln. Ich nahm das Käſtchen mit Sorgfalt, ſie verſchloß den Kutſchenſchlag, wir ſtiegen zuſammen die Treppe hinauf, und ſie ſagte dem Geſinde, daß ſie dieſe Nacht hier bleiben würde.

Nun waren wir allein in dem Zimmer, ſie hieß mich das Käſtchen auf den Tiſch ſetzen, der an der Wand

ſtand, und als ich an einigen ihrer Bewegungen merkte, daß ſie allein zu ſeyn wünſchte, empfahl ich mich, indem ich ihr ehrerbietig aber feurig die Hand küßte.

„Beſtellen Sie das Abendeſſen für uns beide," ſagte ſie darauf; und es läßt ſich denken, mit welchem Vergnügen ich dieſen Auftrag ausrichtete, wobei ich denn zugleich in meinem Uebermuth Wirthin und Geſinde kaum über die Achſel anſah. Mit Ungeduld erwartete ich den Augenblick, der mich endlich wieder zu ihr führen ſollte. Es war aufgetragen, wir ſetzten uns gegen einander über, ich labte mich zum erſtenmal ſeit geraumer Zeit an einem guten Eſſen und zugleich an einem ſo erwünſchten Anblick; ja mir kam es vor, als wenn ſie mit jeder Minute ſchöner würde.

Ihre Unterhaltung war angenehm, doch ſuchte ſie alles abzulehnen was ſich auf Neigung und Liebe bezog. Es ward abgeräumt; ich zauderte, ich ſuchte allerlei Kunſtgriffe mich ihr zu nähern, aber vergebens: ſie hielt mich durch eine gewiſſe Würde zurück, der ich nicht widerſtehen konnte, ja ich mußte wider meinen Willen zeitig genug von ihr ſcheiden.

Nach einer meiſt durchwachten und unruhig durchträumten Nacht war ich früh auf, erkundigte mich, ob ſie Pferde beſtellt habe; ich hörte nein, und ging in den Garten, ſah ſie angekleidet am Fenſter ſtehen und eilte zu ihr hinauf. Als ſie mir ſo ſchön und ſchöner als geſtern entgegen kam, regte ſich auf einmal in mir

Neigung, Schalkheit; ich stürzte auf sie zu und faßte sie in meine Arme. „Englisches unwiderstehliches Wesen!“ rief ich aus: „verzeih, aber es ist unmöglich!“ Mit unglaublicher Gewandtheit entzog sie sich meinen Armen, und ich hatte ihr nicht einmal einen Kuß auf die Wange drücken können. — „Halten Sie solche Ausbrüche einer plötzlichen leidenschaftlichen Neigung zurück, wenn Sie ein Glück nicht verscherzen wollen, das Ihnen sehr nahe liegt, das aber erst nach einigen Prüfungen ergriffen werden kann.“

„Fordere was du willst, englischer Geist!“ rief ich aus, „aber bringe mich nicht zur Verzweiflung.“ Sie versetzte lächelnd: „Wollen Sie sich meinem Dienste widmen, so hören Sie die Bedingungen! Ich komme hierher eine Freundin zu besuchen, bei der ich einige Tage zu verweilen gedenke; indessen wünsche ich, daß mein Wagen und dieß Kästchen weiter gebracht werden. Wollen Sie es übernehmen? Sie haben dabei nichts zu thun als das Kästchen mit Behutsamkeit in und aus dem Wagen zu heben, sich daneben zu setzen und jede Sorge dafür zu tragen. Kommen Sie in ein Wirthshaus, so wird es auf einen Tisch gestellt, in eine besondere Stube, in der Sie weder wohnen noch schlafen dürfen. Sie verschließen die Zimmer jedesmal mit diesem Schlüssel, der alle Schlösser auf- und zuschließt und dem Schlosse die besondere Eigenschaft gibt, daß es niemand in der Zwischenzeit zu eröffnen im Stande ist.“

Ich ſah ſie an, mir ward ſonderbar zu Muthe; ich verſprach alles zu thun, wenn ich hoffen könnte, ſie bald wieder zu ſehen, und wenn ſie mir dieſe Hoffnung mit einem Kuß beſiegelte. Sie that es und von dem Augenblicke an war ich ihr ganz leibeigen geworden. Ich ſollte nun die Pferde beſtellen, ſagte ſie. Wir beſprachen den Weg den ich nehmen, die Orte wo ich mich aufhalten und ſie erwarten ſollte. Sie drückte mir zuletzt einen Beutel mit Gold in die Hand, und ich meine Lippen auf ihre Hände. Sie ſchien gerührt beim Abſchied, und ich wußte ſchon nicht mehr was ich that oder thun ſollte.

Als ich von meiner Beſtellung zurückkam, fand ich die Stubenthür verſchloſſen. Ich verſuchte gleich meinen Hauptſchlüſſel und er machte ſein Probeſtück vollkommen. Die Thüre ſprang auf, ich fand das Zimmer leer, nur das Käſtchen ſtand auf dem Tiſche, wo ich es hingeſtellt hatte.

Der Wagen war vorgefahren, ich trug das Käſtchen ſorgfältig hinunter und ſetzte es neben mich. Die Wirthin fragte: „wo iſt denn die Dame?“ Ein Kind antwortete: „ſie iſt in die Stadt gegangen.“ Ich begrüßte die Leute und fuhr wie im Triumph von hinnen, der ich geſtern Abend mit beſtaubten Gamaſchen hier angekommen war. Daß ich nun bei guter Muße dieſe Geſchichte hin und her überlegte, das Geld zählte, mancherlei Entwürfe machte und immer gelegentlich nach dem Käſt-

chen ſchielte, können Sie leicht denken. Ich fuhr nun ſtracks vor mich hin, ſtieg mehrere Stationen nicht aus und raſtete nicht, bis ich zu einer anſehnlichen Stadt gelangt war, wohin ſie mich beſchieden hatte. Ihre Befehle wurden ſorgfältig beobachtet, das Käſtchen in ein beſonderes Zimmer geſtellt, und ein paar Wachslichter daneben angezündet, wie ſie auch verordnet hatte. Ich verſchloß das Zimmer, richtete mich in dem meinigen ein und that mir etwas zu Gute.

Eine Weile konnte ich mich mit dem Andenken an ſie beſchäftigen, aber gar bald wurde mir die Zeit lang. Ich war nicht gewohnt ohne Geſellſchaft zu leben; dieſe fand ich bald an Wirthstafeln und an öffentlichen Orten nach meinem Sinne. Mein Geld fing bei dieſer Gelegenheit an zu ſchmelzen, und verlor ſich eines Abends völlig aus meinem Beutel, als ich mich unvorſichtig einem leidenſchaftlichen Spiel überlaſſen hatte. Auf meinem Zimmer angekommen, war ich außer mir. Von Gelde entblößt, mit dem Anſehen eines reichen Mannes eine tüchtige Zeche erwartend, ungewiß ob und wann meine Schöne ſich wieder zeigen würde, war ich in der größten Verlegenheit. Doppelt ſehnte ich mich nach ihr, und glaubte nun gar nicht mehr ohne ſie und ohne ihr Geld leben zu können.

Nach dem Abendeſſen das mir gar nicht geſchmeckt hatte, weil ich es dießmal einſam zu genießen genöthigt worden, ging ich in dem Zimmer lebhaft auf und ab,

ſprach mit mir ſelbſt, verwünſchte, warf mich auf den Boden, zerraufte mir die Haare und erzeigte mich ganz ungebärdig. Auf einmal höre ich in dem verſchloſſenen Zimmer neben an eine leiſe Bewegung, und kurz nachher an der wohlverwahrten Thüre pochen. Ich raffe mich zuſammen, greife nach dem Hauptſchlüſſel, aber die Flügelthüren ſpringen von ſelbſt auf, und im Schein jener brennenden Wachslichter kommt mir meine Schöne entgegen. Ich werfe mich ihr zu Füßen, küſſe ihr Kleid, ihre Hände, ſie hebt mich auf, ich wage nicht ſie zu umarmen, kaum ſie anzuſehen; doch geſtehe ich ihr aufrichtig und reuig meinen Fehler. — „Er iſt zu verzeihen,“ ſagte ſie, „nur verſpätet ihr leider euer Glück und meines. Ihr müßt nun abermals eine Strecke in die Welt hineinfahren, ehe wir uns wieder ſehen.“ „Hier iſt noch mehr Gold,“ ſagte ſie, „und hinreichend, wenn ihr einigermaßen haushalten wollt. Hat euch aber dießmal Wein und Spiel in Verlegenheit geſetzt, ſo hütet euch nun vor Wein und Weibern, und laßt mich auf ein fröhliches Wiederſehen hoffen.“

Sie trat über ihre Schwelle zurück, die Flügel ſchlugen zuſammen, ich pochte, ich bat, aber nichts ließ ſich weiter hören. Als ich den andern Morgen die Zeche verlangte, lächelte der Kellner und ſagte: „So wiſſen wir doch, warum ihr eure Thüren auf eine ſo künſtliche und unbegreifliche Weiſe verſchließt, daß kein Hauptſchlüſſel ſie öffnen kann. Wir vermutheten bei euch viel Geld

und Kostbarkeiten; nun aber haben wir den Schatz zur Treppe hinunter geben sehen, und auf alle Weise schien er würdig wohl verwahrt zu werden."

Ich erwiderte nichts dagegen, zahlte meine Rechnung und stieg mit meinem Kästchen in den Wagen. Ich fuhr nun wieder in die Welt hinein mit dem festesten Vorsatz, auf die Warnung meiner geheimnißvollen Freundin künftig zu achten. Doch war ich kaum abermals in einer großen Stadt angelangt, so ward ich bald mit liebenswürdigen Frauenzimmern bekannt, von denen ich mich durchaus nicht losreißen konnte. Sie schienen mir ihre Gunst theuer anrechnen zu wollen; denn indem sie mich immer in einiger Entfernung hielten, verleiteten sie mich zu einer Ausgabe nach der andern, und da ich nur suchte ihr Vergnügen zu befördern, dachte ich abermals nicht an meinen Beutel, sondern zahlte und spendete immerfort, so wie es eben vorkam. Wie groß war daher meine Verwunderung und mein Vergnügen, als ich nach einigen Wochen bemerkte, daß die Fülle des Beutels noch nicht abgenommen hatte, sondern daß er noch so rund und strotzend war wie anfangs. Ich wollte mich dieser schönen Eigenschaft näher versichern, setzte mich hin zu zählen, merkte mir die Summe genau und fing nun an mit meiner Gesellschaft lustig zu leben, wie vorher. Da fehlte es nicht an Land- und Wasserfahrten, an Tanz, Gesang und andern Vergnügungen. Nun bedurfte es aber keiner großen Aufmerksamkeit, um gewahr

zu werden, daß der Beutel wirklich abnahm, eben als wenn ich ihm durch mein verwünschtes Zählen die Tugend unzählbar zu seyn entwendet hätte. Indessen war das Freudenleben einmal im Gange, und konnte nicht zurück, und doch war ich mit meiner Baarschaft bald am Ende. Ich verwünschte meine Lage, schalt auf meine Freundin, die mich so in Versuchung geführt hatte, nahm es ihr übel auf, daß sie sich nicht wieder sehen lassen, sagte mich im Aerger von allen Pflichten gegen sie los und nahm mir vor, das Kästchen zu öffnen, ob vielleicht in demselben einige Hülfe zu finden sey. Denn war es gleich nicht schwer genug um Geld zu enthalten, so konnten doch Juwelen darin seyn, und auch diese wären mir sehr willkommen gewesen. Ich war im Begriff den Vorsatz auszuführen, doch verschob ich ihn auf die Nacht, um die Operation recht ruhig vorzunehmen, und eilte zu einem Bankett, das eben angesagt war. Da ging es denn wieder hoch her, und wir waren durch Wein und Trompetenschall mächtig aufgeregt, als mir der unangenehme Streich passirte, daß beim Nachtische ein älterer Freund meiner liebsten Schönheit, von Reisen kommend, unvermuthet hereintrat, sich zu ihr setzte und ohne große Umstände seine alten Rechte geltend zu machen suchte. Daraus entstand nun bald Unwille, Hader und Streit; wir zogen vom Leder, und ich ward mit mehreren Wunden halbtodt nach Hause getragen.

Der Chirurgus hatte mich verbunden und verlassen,

es war schon tief in der Nacht, mein Wärter eingeschlafen, die Thür des Seitenzimmers ging auf, meine geheimnißvolle Freundin trat herein und setzte sich zu mir an's Bette. Sie fragte nach meinem Befinden; ich antwortete nicht, denn ich war matt und verdrießlich. Sie fuhr fort mit vielem Antheil zu sprechen, rieb mir die Schläfe mit einem gewissen Balsam, so daß ich mich geschwind und entschieden gestärkt fühlte, so gestärkt, daß ich mich erzürnen und sie ausschelten konnte. In einer heftigen Rede warf ich alle Schuld meines Unglücks auf sie, auf die Leidenschaft die sie mir eingeflößt, auf ihr Erscheinen, ihr Verschwinden, auf die Langeweile, auf die Sehnsucht die ich empfinden mußte. Ich ward immer heftiger und heftiger, als wenn mich ein Fieber anfiele, und ich schwur ihr zuletzt, daß wenn sie nicht die Meinige seyn, mir dießmal nicht angehören, und sich mit mir v.rk.nden wolle, so verlange ich nicht länger zu leben; worauf ich entschiedene Antwort forderte. Als sie zaudernd mit einer Erklärung zurückhielt, gerieth ich ganz außer mir, riß den doppelten und dreyfachen Verband von den Wunden, mit der entschiedenen Absicht mich zu verbluten. Aber wie erstaunte ich, als ich meine Wunden alle geheilt, meinen Körper schmuck und glänzend und sie in meinen Armen fand.

Nun waren wir das glücklichste Paar von der Welt. Wir baten einander wechselseitig um Verzeihung und wußten selbst nicht recht warum. Sie versprach nun mit mir

weiter zu reiſen, und bald ſaßen wir neben einander im Wagen, das Käſtchen gegen uns über, am Platze der dritten Perſon. Ich hatte deſſelben niemals gegen ſie erwähnt: auch jetzt fiel mir's nicht ein davon zu reden, ob es uns gleich vor den Augen ſtand und wir durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft beide dafür ſorgten, wie es etwa die Gelegenheit geben mochte; nur daß ich es immer in und aus dem Wagen hob und mich wie vormals mit dem Verſchluß der Thüren beſchäftigte.

So lange noch etwas im Beutel war, hatte ich immerfort bezahlt; als es mit meiner Baarſchaft zu Ende ging, ließ ich ſie es merken. — Dafür iſt leicht Rath geſchafft, ſagte ſie, und deutete auf ein paar kleine Taſchen, oben an der Seite des Wagens angebracht, die ich früher wohl bemerkt, aber nicht gebraucht hatte. Sie griff in die eine und zog einige Goldſtücke heraus, ſo wie aus der andern einige Silbermünzen, und zeigte mir dadurch die Möglichkeit jeden Aufwand, wie es uns beliebte, fortzuſetzen. So reiſ'ten wir von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, waren unter uns und mit andern froh, und ich dachte nicht daran, daß ſie mich wieder verlaſſen könnte, um ſo weniger, als ſie ſich ſeit einiger Zeit entſchieden guter Hoffnung befand, wodurch unſere Heiterkeit und unſere Liebe nur noch vermehrt wurde. Aber eines Morgens fand ich ſie leider nicht mehr, und weil mir der Aufenthalt ohne ſie verdrießlich war, machte ich mich mit meinem Käſtchen wieder auf den Weg, verſuchte

die Kraft beider Taschen und fand sie noch immer bewährt.

Die Reise ging glücklich von Statten, und wenn ich bisher über mein Abenteuer weiter nicht nachdenken mögen, weil ich eine ganz natürliche Entwickelung der wundersamen Begebenheiten erwartete; so ereignete sich doch gegenwärtig etwas, wodurch ich in Erstaunen, in Sorgen, ja in Furcht gesetzt wurde. Weil ich, um von der Stelle zu kommen, Tag und Nacht zu reisen gewohnt war, so geschah es daß ich oft im Finstern fuhr und es in meinem Wagen, wenn die Laternen zufällig ausgingen, ganz dunkel war. Einmal bei so finsterer Nacht war ich eingeschlafen, und als ich erwachte sah ich den Schein eines Lichtes an der Decke meines Wagens. Ich beobachtete denselben und fand, daß er aus dem Kästchen hervorbrach, das einen Riß zu haben schien, eben als wäre es durch die heiße und trockene Witterung der eingetretenen Sommerzeit gesprungen. Meine Gedanken an die Juwelen wurden wieder rege, ich vermuthete daß ein Karfunkel im Kästchen liege und wünschte darüber Gewißheit zu haben. Ich rückte mich so gut ich konnte zurecht, so daß ich mit dem Auge unmittelbar den Riß berührte. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich in ein von Lichtern wohl erhelltes, mit viel Geschmack, ja Kostbarkeit meublirtes Zimmer hineinsah, gerade so als hätte ich durch die Oeffnung eines Gewölbes in einen königlichen Saal hinab gesehn. Zwar konnte

ich nur einen Theil des Raums beobachten, der mich auf das Uebrige ſchließen ließ. Ein Kaminfeuer ſchien zu brennen, neben welchem ein Lehnſeſſel ſtand. Ich hielt den Athem an mich und fuhr fort zu beobachten. Indem kam von der andern Seite des Saals ein Frauenzimmer mit einem Buch in den Händen, die ich ſogleich für meine Frau erkannte, obſchon ihr Bild nach dem allerkleinſten Maßſtabe zuſammengezogen war. Die Schöne ſetzte ſich in den Seſſel am Kamin um zu leſen, legte die Brände mit der niedlichſten Feuerzange zurecht, wobei ich deutlich bemerken konnte, das allerliebſte kleine Weſen ſey ebenfalls guter Hoffnung. Nun fand ich mich aber genöthigt meine unbequeme Stellung einigermaßen zu verrücken, und bald darauf, als ich wieder hineinſehen und mich überzeugen wollte, daß es kein Traum geweſen, war das Licht verſchwunden und ich blickte in eine leere Finſterniß.

Wie erſtaunt, ja erſchrocken ich war, läßt ſich begreifen. Ich machte mir tauſend Gedanken über dieſe Entdeckung und konnte doch eigentlich nichts denken. Darüber ſchlief ich ein, und als ich erwachte, glaubte ich eben nur geträumt zu haben; doch fühlte ich mich von meiner Schönen einigermaßen entfremdet, und indem ich das Käſtchen nur deſto ſorgfältiger trug, wußte ich nicht, ob ich ihre Wiedererſcheinung in völliger Menſchengröße wünſchen oder fürchten ſollte.

Nach einiger Zeit trat denn wirklich meine Schöne

gegen Abend in weißem Kleide herein, und da es eben im Zimmer dämmerte, so kam sie mir länger vor, als ich sie sonst zu sehen gewohnt war, und ich erinnerte mich gehört zu haben, daß alle vom Geschlecht der Nixen und Gnomen bei einbrechender Nacht an Länge gar merklich zunähmen. Sie flog wie gewöhnlich in meine Arme, aber ich konnte sie nicht recht frohmüthig an meine beklemmte Brust drücken.

„Mein Liebster," sagte sie, „ich fühle nun wohl an deinem Empfang, was ich leider schon weiß. Du hast mich in der Zwischenzeit gesehn; du bist von dem Zustand unterrichtet, in dem ich mich zu gewissen Zeiten befinde; dein Glück und das meinige ist hiedurch unterbrochen, ja es steht auf dem Puncte ganz vernichtet zu werden. Ich muß dich verlassen und weiß nicht ob ich dich jemals wieder sehen werde." Ihre Gegenwart, die Anmuth mit der sie sprach, entfernte sogleich fast jede Erinnerung jenes Gesichtes, das mir schon bisher nur als ein Traum vorgeschwebt hatte. Ich empfing sie mit Lebhaftigkeit, überzeugte sie von meiner Leidenschaft, versicherte ihr meine Unschuld, erzählte ihr das Zufällige der Entdeckung, genug ich that so viel, daß sie selbst beruhigt schien und mich zu beruhigen suchte.

„Prüfe dich genau," sagte sie: „ob diese Entdeckung deiner Liebe nicht geschadet habe, ob du vergessen kannst, daß ich in zweyerlei Gestalten mich neben dir befinde.

ob die Verringerung meines Weſens nicht auch deine Neigung vermindern werde.“

Ich ſah ſie an; ſchöner war ſie als jemals und ich dachte bei mir ſelbſt: iſt es denn ein ſo großes Unglück eine Frau zu beſitzen, die von Zeit zu Zeit eine Zwergin wird, ſo daß man ſie im Käſtchen herumtragen kann? Wäre es nicht viel ſchlimmer, wenn ſie zur Rieſin würde und ihren Mann in den Kaſten ſteckte? Meine Heiterkeit war zurückgekehrt. Ich hätte ſie um alles in der Welt nicht fahren laſſen. — „Beſtes Herz,“ verſetzte ich, „laß uns bleiben und ſeyn wie wir geweſen ſind. Könnten wir's beide denn herrlicher finden! Bediene dich deiner Bequemlichkeit, und ich verſpreche dir das Käſtchen nur deſto ſorgfältiger zu tragen. Wie ſollte das Niedlichſte, was ich in meinem Leben geſehn, einen ſchlimmen Eindruck auf mich machen? Wie glücklich würden die Liebhaber ſeyn, wenn ſie ſolche Miniaturbilder beſitzen könnten! Und am Ende war es auch nur ein ſolches Bild, eine kleine Taſchenſpielerey. Du prüfſt und neckſt mich; du ſollſt aber ſehen wie ich mich halten werde.“

„Die Sache iſt ernſthafter als du denkſt,“ ſagte die Schöne; „indeſſen bin ich recht wohl zufrieden, daß du ſie leicht nimmſt: denn für uns beide kann noch immer die heiterſte Folge werden. Ich will dir vertrauen und von meiner Seite das Mögliche thun, nur verſprich mir, dieſer Entdeckung niemals vorwurfsweiſe zu ge-

denken. Dazu füg' ich noch eine Bitte recht inſtändig, nimm dich vor Wein und Zorn mehr als jemals in Acht.“

Ich verſprach was ſie begehrte, ich hätte zu und immer zu verſprochen; doch ſie wendete ſelbſt das Geſpräch und alles war im vorigen Gleiſe. Wir hatten nicht Urſache den Ort unſeres Aufenthaltes zu verändern; die Stadt war groß, die Geſellſchaft vielfach, die Jahreszeit veranlaßte manches Land- und Gartenfeſt.

Bei allen ſolchen Freuden war meine Frau ſehr gern geſehn, ja von Männern und Frauen lebhaft verlangt. Ein gutes einſchmeichelndes Betragen, mit einer gewiſſen Hoheit verknüpft, machte ſie jederman lieb und ehrenwerth. Ueberdieß ſpielte ſie herrlich die Laute und ſang dazu, und alle geſelligen Nächte mußten durch ihr Talent gekrönt werden.

Ich will nur geſtehen, daß ich mir aus der Muſik niemals viel habe machen können, ja ſie hatte vielmehr auf mich eine unangenehme Wirkung. Meine Schöne, die mir das bald abgemerkt hatte, ſuchte mich daher niemals wenn wir allein waren auf dieſe Weiſe zu unterhalten; dagegen ſchien ſie ſich in Geſellſchaft zu entſchädigen, wo ſie denn gewöhnlich eine Menge Bewunderer fand.

Und nun, warum ſollte ich es läugnen, unſere letzte Unterredung, ungeachtet meines beſten Willens, war doch nicht vermögend geweſen die Sache ganz bei mir ab-

zuthun; vielmehr hatte ſich meine Empfindungsweiſe gar ſeltſam geſtimmt, ohne daß ich mir es vollkommen bewußt geweſen wäre. Da brach eines Abends in großer Geſellſchaft der verhaltene Unmuth los, und mir entſprang daraus der allergrößte Nachtheil.

Wenn ich es jetzt recht bedenke, ſo liebte ich nach jener unglücklichen Entdeckung meine Schönheit viel weniger, und nun ward ich eiferſüchtig auf ſie, was mir vorher gar nicht eingefallen war. Abends bei Tafel, wo wir ſchräg gegen einander über in ziemlicher Entfernung ſaßen, befand ich mich ſehr wohl mit meinen beiden Nachbarinnen, ein paar Frauenzimmern, die mir ſeit einiger Zeit reizend geſchienen hatten. Unter Scherz und Liebesreden ſparte man des Weines nicht, indeſſen von der andern Seite ein paar Muſikfreunde ſich meiner Frau bemächtigt hatten und die Geſellſchaft zu Geſängen, einzelnen und chormäßigen, aufzumuntern und anzuführen wußten. Darüber fiel ich in böſe Laune; die beiden Kunſtliebhaber ſchienen zudringlich; der Geſang machte mich ärgerlich, und als man gar von mir auch eine Solo-Strophe begehrte, ſo wurde ich wirklich aufgebracht, leerte den Becher und ſetzte ihn ſehr unſanft nieder.

Durch die Anmuth meiner Nachbarinnen fühlte ich mich ſogleich zwar wieder gemildert, aber es iſt eine böſe Sache um den Aerger, wenn er einmal auf dem Wege iſt. Er kochte heimlich fort, obgleich alles mich

hätte ſollen zur Freude, zur Nachgiebigkeit ſtimmen. Im Gegentheil wurde ich nur noch tückiſcher, als man eine Laute brachte und meine Schöne ihren Geſang zur Bewunderung aller Uebrigen begleitete. Unglücklicherweiſe erbat man ſich eine allgemeine Stille. Alſo auch ſchwatzen ſollte ich nicht mehr und die Töne thaten mir in den Zähnen weh. War es nun ein Wunder, daß endlich der kleinſte Funke die Mine zündete?

Eben hatte die Sängerin ein Lied unter dem größten Beifall geendigt, als ſie nach mir, und wahrlich recht liebevoll herüber ſah. Leider drangen die Blicke nicht bei mir ein. Sie bemerkte, daß ich einen Becher Wein hinunter ſchlang und einen neu anfüllte. Mit dem rechten Zeigefinger winkte ſie mir lieblich drohend. „Bedenken Sie daß es Wein iſt!“ ſagte ſie, nicht lauter als daß ich es hören konnte. — „Waſſer iſt für die Nixen!“ rief ich aus. — „Meine Damen,“ ſagte ſie zu meinen Nachbarinnen, „kränzen Sie den Becher mit aller Anmuth, daß er nicht zu oft leer werde.“ — „Sie werden ſich doch nicht meiſtern laſſen!“ ziſchelte mir die Eine in's Ohr! — „Was will der Zwerg?“ rief ich aus, mich heftiger gebärdend, wodurch ich den Becher umſtieß. — „Hier iſt viel verſchüttet!“ rief die Wunderſchöne, that einen Griff in die Saiten, als wolle ſie die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft aus dieſer Störung wieder auf ſich heranziehen. Es gelang ihr wirklich, um ſo mehr als ſie aufſtand, aber nur als wenn ſie ſich

das Spiel bequemer machen wollte, und zu präludiren fortfuhr.

Als ich den rothen Wein über das Tischtuch fließen sah, kam ich wieder zu mir selbst. Ich erkannte den großen Fehler, den ich begangen hatte und war recht innerlich zerknirscht. Zum erstenmal sprach die Musik mich an, die erste Strophe die sie sang, war ein freundlicher Abschied an die Gesellschaft, wie sie sich noch zusammen fühlen konnte. Bei der folgenden Strophe floß die Societät gleichsam aus einander, jeder fühlte sich einzeln, abgesondert, niemand glaubte sich mehr gegenwärtig. Aber was soll ich denn von der letzten Strophe sagen? Sie war allein an mich gerichtet, die Stimme der gekränkten Liebe, die von Unmuth und Uebermuth Abschied nimmt.

Stumm führte ich sie nach Hause und erwartete mir nichts Gutes. Doch kaum waren wir in unser Zimmer gelangt, als sie sich höchst freundlich und anmuthig, ja sogar schalkhaft erwies und mich zum glücklichsten aller Menschen machte.

Des andern Morgens sagte ich ganz getrost und liebevoll: „Du hast so manchmal, durch gute Gesellschaft aufgefordert, gesungen, so zum Beispiel gestern Abend das rührende Abschiedslied; singe nun auch einmal mir zu Liebe ein hübsches, fröhliches Willkommen in dieser Morgenstunde, damit es uns werde als wenn wir uns zum erstenmal kennen lernten.“

„Das vermag ich nicht, mein Freund," versetzte sie mit Ernst. „Das Lied von gestern Abend bezog sich auf unsere Scheidung, die nun sogleich vor sich gehen muß: denn ich kann dir nur sagen, die Beleidigung gegen Versprechen und Schwur hat für uns beide die schlimmsten Folgen; du verscherzest ein großes Glück und auch ich muß meinen liebsten Wünschen entsagen."

Als ich nun hierauf in sie drang und bat, sie möchte sich näher erklären, versetzte sie: „das kann ich leider wohl, denn es ist doch um mein Bleiben bei dir gethan. Vernimm also was ich dir lieber bis in die spätesten Zeiten verborgen hätte. Die Gestalt, in der du mich im Kästchen erblicktest, ist mir wirklich angeboren und natürlich: denn ich bin aus dem Stamm des Königs Eckwald, des mächtigen Fürsten der Zwerge, von dem die wahrhafte Geschichte so vieles meldet. Unser Volk ist noch immer wie vor Alters thätig und geschäftig und auch daher leicht zu regieren. Du mußt dir aber nicht vorstellen, daß die Zwerge in ihrer Arbeit zurückgeblieben sind. Sonst waren Schwerte, die den Feind verfolgten, wenn man sie ihm nachwarf, unsichtbar und geheimnißvoll bindende Ketten, undurchdringliche Schilder und dergleichen ihre berühmtesten Arbeiten. Jetzt aber beschäftigen sie sich hauptsächlich mit Sachen der Bequemlichkeit und des Putzes, und übertreffen darin alle andern Völker der Erde. Du würdest erstaunen, wenn du unsere Werkstätten und Waarenlager hindurch

gehen solltest. Dieß wäre nun alles gut, wenn nicht bei der ganzen Nation überhaupt, vorzüglich aber bei der königlichen Familie, ein besonderer Umstand einträte."

Da sie einen Augenblick inne hielt, ersuchte ich sie um fernere Eröffnung dieser wundersamen Geheimnisse, worin sie mir denn auch sogleich willfahrte.

„Es ist bekannt," sagte sie, „daß Gott, sobald er die Welt erschaffen hatte, so daß alles Erdreich trocken war und das Gebirg mächtig und herrlich dastand, daß Gott, sage ich, sogleich vor allen Dingen die Zwerglein erschuf, damit auch vernünftige Wesen wären, welche seine Wunder im Innern der Erde auf Gängen und Klüften anstaunen und verehren könnten. Ferner ist bekannt, daß dieses kleine Geschlecht sich nachmals erhoben und sich die Herrschaft der Erde anzumaßen gedacht, weßhalb denn Gott die Drachen erschaffen, um das Gezwerge in's Gebirg zurückzudrängen. Weil aber die Drachen sich in den großen Höhlen und Spalten selbst einzunisten und dort zu wohnen pflegten, auch viele derselben Feuer spieen und manch anderes Wüste begingen, so wurde dadurch den Zwerglein gar große Noth und Kummer bereitet, dergestalt daß sie nicht mehr wußten wo aus noch ein und sich daher zu Gott dem Herrn gar demüthiglich und flehentlich wendeten, auch ihn im Gebet anriefen, er möchte doch dieses unsaubere Drachenvolk wieder vertilgen. Ob er nun aber gleich nach seiner Weisheit sein Geschöpf zu zerstören nicht beschließen

mochte, so ging ihm doch der armen Zwerglein große Noth dermaßen zu Herzen, daß er alsobald die Riesen erschuf, welche die Drachen bekämpfen und wo nicht ausrotten doch wenigstens vermindern sollten."

„Als nun aber die Riesen so ziemlich mit den Drachen fertig geworden, stieg ihnen gleichfalls der Muth und Dünkel, weßwegen sie gar manches Frevele, besonders auch gegen die guten Zwerglein, verübten, welche denn abermals in ihrer Noth sich zu dem Herrn wandten, der sodann aus seiner Machtgewalt die Ritter schuf, welche die Riesen und Drachen bekämpfen und mit den Zwerglein in guter Eintracht leben sollten. Damit war denn das Schöpfungswerk von dieser Seite beschlossen, und es findet sich, daß nachher Riesen und Drachen so wie die Ritter und Zwerge immer zusammengehalten haben. Daraus kannst du nun ersehen, mein Freund, daß wir von dem ältesten Geschlecht der Welt sind, welches uns zwar zu Ehren gereicht, doch aber auch großen Nachtheil mit sich führt."

„Da nämlich auf der Welt nichts ewig bestehen kann, sondern alles was einmal groß gewesen, klein werden und abnehmen muß, so sind auch wir in dem Falle, daß wir seit Erschaffung der Welt immer abnehmen und kleiner werden, vor allem andern aber die königliche Familie, welche wegen ihres reinen Blutes diesem Schicksal am ersten unterworfen ist. Deßhalb haben unsere weisen Meister schon vor vielen Jahren den Aus-

weg erdacht, daß von Zeit zu Zeit eine Prinzeſſin aus dem königlichen Hauſe heraus in's Land geſendet werde, um ſich mit einem ehrſamen Ritter zu vermählen, damit das Zwergengeſchlecht wieder angefriſcht und vom gänzlichen Verfall gerettet ſey."

Indeſſen meine Schöne dieſe Worte ganz treuherzig vorbrachte, ſah ich ſie bedenklich an, weil es ſchien als ob ſie Luſt habe mir etwas aufzubinden. Was ihre niedliche Herkunft betraf, daran hatte ich weiter keinen Zweifel; aber daß ſie mich anſtatt eines Ritters ergriffen hatte, das machte mir einiges Mißtrauen, indem ich mich denn doch zu wohl kannte, als daß ich hätte glauben ſollen, meine Vorfahren ſeyen von Gott unmittelbar erſchaffen worden.

Ich verbarg Verwunderung und Zweifel und fragte ſie freundlich: „aber ſage mir, mein liebes Kind, wie kommſt du zu dieſer großen und anſehnlichen Geſtalt? denn ich kenne wenig Frauen, die ſich dir an prächtiger Bildung vergleichen können." — „Das ſollſt du erfahren," verſetzte meine Schöne. „Es iſt von jeher im Rath der Zwergenkönige hergebracht, daß man ſich ſo lange als möglich vor jedem außerordentlichen Schritt in Acht nehme, welches ich denn auch ganz natürlich und billig finde. Man hätte vielleicht noch lange gezaudert, eine Prinzeſſin wieder einmal in das Land zu ſenden, wenn nicht mein nachgeborner Bruder ſo klein ausgefallen wäre, daß ihn die Wärterinnen ſogar aus den

Windeln verloren haben und man nicht weiß wo er hingekommen iſt. Bei dieſem in den Jahrbüchern ganz unerhörten Falle verſammelte man die Weiſen, und kurz und gut, der Entſchluß ward gefaßt, mich auf die Freite zu ſchicken."

„Der Entſchluß!" rief ich aus; „das iſt wohl alles ſchön und gut. Man kann ſich entſchließen, man kann etwas beſchließen; aber einem Zwerglein dieſe Göttergeſtalt zu geben, wie haben eure Weiſen dieß zu Stande gebracht?"

„Es war auch ſchon von unſern Ahnherren vorgeſehen. In dem königlichen Schatze lag ein ungeheurer goldner Fingerring. Ich ſpreche jetzt von ihm wie er mir vorkam, da er mir, als einem Kinde, ehemals an ſeinem Orte gezeigt wurde: denn es iſt derſelbe, den ich hier am Finger habe; und nun ging man folgendergeſtalt zu Werke. Man unterrichtete mich von allem was bevorſtehe, und belehrte mich was ich zu thun und zu laſſen habe."

„Ein köſtlicher Palaſt nach dem Muſter des liebſten Sommeraufenthalts meiner Eltern, wurde verfertigt: ein Hauptgebäude, Seitenflügel und was man nur wünſchen kann. Er ſtand am Eingang einer großen Felskluft und verzierte ſie auf's beſte. An dem beſtimmten Tage zog der Hof dorthin und meine Eltern mit mir. Die Armee paradirte und vier und zwanzig Prieſter trugen auf einer köſtlichen Bahre, nicht ohne Beſchwerlich-

keit, den wundervollen Ring. Er ward an die Schwelle des Gebäudes gelegt, gleich innerhalb, wo man über ſie hinübertritt. Manche Ceremonien wurden begangen, und nach einem herzlichen Abſchiede ſchritt ich zum Werke. Ich trat hinzu, legte die Hand an den Ring und fing ſogleich merklich zu wachſen an. In wenig Augenblicken war ich zu meiner gegenwärtigen Größe gelangt, worauf ich den Ring ſogleich an den Finger ſteckte. Nun im Nu verſchloſſen ſich Fenſter, Thür und Thore, die Seitenflügel zogen ſich in's Hauptgebäude zurück, ſtatt des Palaſtes ſtand ein Käſtchen neben mir, das ich ſogleich aufhob und mit mir forttrug, nicht ohne ein angenehmes Gefühl, ſo groß und ſtark zu ſeyn, zwar immer noch ein Zwerg gegen Bäume und Berge, gegen Ströme wie gegen Landſtrecken, aber doch immer ſchon ein Rieſe gegen Gras und Kräuter, beſonders aber gegen die Ameiſen, mit denen wir Zwerge nicht immer in gutem Verhältniß ſtehen und deßwegen oft von ihnen geplagt werden."

„Wie es mir auf meiner Wallfahrt erging, ehe ich dich fand, davon hätte ich viel zu erzählen. Genug ich prüfte manchen, aber niemand als du ſchien mir werth, den Stamm des herrlichen Eckwald zu erneuern und zu verewigen."

Bei allen dieſen Erzählungen wackelte mir mitunter der Kopf, ohne daß ich ihn gerade geſchüttelt hätte. Ich that verſchiedene Fragen, worauf ich aber keine ſonder-

lichen Antworten erhielt, vielmehr zu meiner größten Betrübniß erfuhr, daß ſie nach dem was begegnet, nothwendig zu ihren Eltern zurückkehren müſſe. Sie hoffe zwar wieder zu mir zu kommen, doch jetzt habe ſie ſich unvermeidlich zu ſtellen, weil ſonſt für ſie ſo wie für mich alles verloren wäre. Die Beutel würden bald aufhören zu zahlen und was ſonſt noch alles daraus entſtehen könnte.

Da ich hörte daß uns das Geld ausgehen dürfte, fragte ich nicht weiter was ſonſt noch geſchehen möchte. Ich zuckte die Achſeln, ich ſchwieg und ſie ſchien mich zu verſtehen.

Wir packten zuſammen und ſetzten uns in den Wagen, das Käſtchen gegen uns über, dem ich aber noch nichts von einem Palaſt anſehen konnte. So ging es mehrere Stazionen fort. Poſtgeld und Trinkgeld wurden aus den Täſchchen rechts und links bequem und reichlich bezahlt, bis wir endlich in eine gebirgige Gegend gelangten und kaum abgeſtiegen waren, als meine Schöne voranging und ich auf ihr Geheiß mit dem Käſtchen folgte. Sie führte mich auf ziemlich ſteilen Pfaden zu einem engen Wieſengrund, durch welchen ſich eine klare Quelle bald ſtürzte, bald laufend ſchlängelte. Da zeigte ſie mir eine erhöhte Fläche, hieß mich das Käſtchen niederſetzen und ſagte: Lebe wohl: du findeſt den Weg gar leicht zurück; gedenke mein, ich hoffe dich wiederzuſehen.

In dieſem Augenblick war mir's als wenn ich ſie nicht

nicht verlaſſen könnte. Sie hatte gerade wieder ihren ſchönen Tag, oder wenn ihr wollt ihre ſchöne Stunde. Mit einem ſo lieblichen Weſen allein, auf grüner Matte, zwiſchen Gras und Blumen, von Felſen beſchränkt, von Waſſer umrauſcht, welches Herz wäre da wohl fühllos geblieben! Ich wollte ſie bei der Hand faſſen, ſie umarmen, aber ſie ſtieß mich zurück und bedrohte mich, obwohl noch immer liebreich genug, mit großer Gefahr, wenn ich mich nicht ſogleich entfernte.

„Iſt denn gar keine Möglichkeit,“ rief ich aus, „daß ich bei dir bleibe, daß du mich bei dir behalten könnteſt? Ich begleitete dieſe Worte mit ſo jämmerlichen Gebärden und Tönen, daß ſie gerührt ſchien und nach einigem Bedenken mir geſtand, eine Fortdauer unſerer Verbindung ſey nicht ganz unmöglich. Wer war glücklicher als ich. Meine Zudringlichkeit, die immer lebhafter ward, nöthigte ſie endlich mit der Sprache herauszurücken und mir zu entdecken, daß wenn ich mich entſchlöſſe, mit ihr ſo klein zu werden als ich ſie ſchon geſehen, ſo könnte ich auch jetzt bei ihr bleiben, in ihre Wohnung, in ihr Reich, zu ihrer Familie mit übertreten. Dieſer Vorſchlag gefiel mir nicht ganz, doch konnte ich mich einmal in dieſem Augenblick nicht von ihr losreißen, und an's Wunderbare ſeit geraumer Zeit ſchon gewöhnt, zu raſchen Entſchlüſſen aufgelegt, ſchlug ich ein und ſagte, ſie möchte mit mir machen was ſie wolle.

Sogleich mußte ich den kleinen Finger meiner rechten

Hand ausstrecken, sie stützte den übrigen dagegen, zog mit der linken Hand den goldnen Ring ganz leise sich ab und ließ ihn herüber an meinen Finger laufen. Kaum war dieß geschehen, so fühlte ich einen gewaltigen Schmerz am Finger, der Ring zog sich zusammen und folterte mich entsetzlich. Ich that einen gewaltigen Schrei und griff unwillkürlich um mich her nach meiner Schönen, die aber verschwunden war. Wie mir indessen zu Muthe gewesen, dafür wüßte ich keinen Ausdruck zu finden, auch bleibt mir nichts übrig zu sagen, als daß ich mich sehr bald in kleiner Person neben meiner Schönen in einem Walde von Grashalmen befand. Die Freude des Wiedersehens nach einer kurzen und doch so seltsamen Trennung, oder wenn ihr wollt, einer Wiedervereinigung ohne Trennung, übersteigt alle Begriffe. Ich fiel ihr um den Hals, sie erwiderte meine Liebkosungen und das kleine Paar fühlte sich so glücklich als das große.

Mit einiger Unbequemlichkeit stiegen wir nunmehr an einem Hügel hinauf; denn die Matte war für uns beinah' ein undurchdringlicher Wald geworden. Doch gelangten wir endlich auf eine Blöße, und wie erstaunt war ich, dort eine große geregelte Masse zu sehen, die ich doch bald für das Kätzchen, in dem Zustand wie ich es hingesetzt hatte, wieder erkennen mußte.

Gehe hin mein Freund, und klopfe mit dem Ringe nur an, du wirst Wunder sehen, sagte meine Geliebte. Ich trat hinzu und hatte kaum angepocht, so erlebte

ich wirklich das größte Wunder. Zwey Seitenflügel bewegten ſich hervor und zugleich fielen wie Schuppen und Späne verſchiedene Theile herunter, da mir denn Thüren, Fenſter, Säulengänge und alles was zu einem vollſtändigen Palaſte gehört, auf einmal zu Geſichte kamen.

Wer einen künſtlichen Schreibtiſch von Röntgen geſehen hat, wo mit Einem Zug viele Federn und Reſſorts in Bewegung kommen, Pult und Schreibzeug, Brief- und Geldfächer ſich auf einmal oder kurz nach einander entwickeln, der wird ſich eine Vorſtellung machen können, wie ſich jener Palaſt entfaltete, in welchen mich meine ſüße Begleiterin nunmehr hineinzog. In dem Hauptſaal erkannte ich ſogleich das Kamin das ich ehemals von oben geſehen, und den Seſſel worauf ſie geſeſſen. Und als ich über mich blickte, glaubte ich wirklich noch etwas von dem Sprunge in der Kuppel zu bemerken, durch den ich herein geſchaut hatte. Ich verſchone euch mit Beſchreibung des Uebrigen; genug alles war geräumig, köſtlich und geſchmackvoll. Kaum hatte ich mich von meiner Verwunderung erholt, als ich von fern eine militäriſche Muſik vernahm. Meine ſchöne Hälfte ſprang vor Freuden auf und verkündigte mir mit Entzücken die Ankunft ihres Herrn Vaters. Hier traten wir unter die Thüre und ſchauten, wie aus einer anſehnlichen Felskluft ein glänzender Zug ſich bewegte. Soldaten, Bediente, Hausofficianten und ein glänzender Hofſtaat folgten hinter einander. Endlich erblickte man ein gold-

nes Gedränge und in demſelben den König ſelbſt. Als der ganze Zug vor dem Palaſt aufgeſtellt war, trat der König mit ſeiner nächſten Umgebung heran. Seine zärtliche Tochter eilte ihm entgegen, ſie riß mich mit ſich fort, wir warfen uns ihm zu Füßen, er hob mich ſehr gnädig auf, und als ich vor ihn zu ſtehen kam, bemerkte ich erſt, daß ich freilich in dieſer kleinen Welt die anſehnlichſte Statur hatte. Wir gingen zuſammen nach dem Palaſte, da mich der König in Gegenwart ſeines ganzen Hofes mit einer wohl ſtudirten Rede, worin er ſeine Ueberraſchung uns hier zu finden ausdrückte, zu bewillkommnen geruhte, mich als ſeinen Schwiegerſohn erkannte und die Trauungsceremonie auf morgen anſetzte.

Wie ſchrecklich ward mir auf einmal zu Muthe, als ich von Heirath reden hörte: denn ich fürchtete mich bisher davor faſt mehr als vor der Muſik ſelbſt, die mir doch ſonſt das Verhaßteſte auf Erden ſchien. Diejenigen, die Muſik machen, pflegte ich zu ſagen, ſtehen doch wenigſtens in der Einbildung, unter einander einig zu ſeyn und in Uebereinſtimmung zu wirken: denn wenn ſie lange genug geſtimmt und uns die Ohren mit allerlei Mißtönen zerriſſen haben, ſo glauben ſie ſteif und feſt, die Sache ſey nunmehr auf's Reine und ein Inſtrument paſſe genau zum andern. Der Capellmeiſter ſelbſt iſt in dieſem glücklichen Wahn, und nun geht es freudig los, unterdeß uns andern immerfort die Ohren gellen. Bei dem Eheſtand hingegen iſt dieß nicht einmal der Fall:

denn ob er gleich nur ein Duett iſt und man doch denken ſollte zwey Stimmen, ja zwey Inſtrumente müßten einigermaßen übereingeſtimmt werden können, ſo trifft es doch ſelten zu; denn wenn der Mann einen Ton angibt, ſo nimmt ihn die Frau gleich höher; da geht es denn aus dem Kammer- in den Chorton und immer ſo weiter hinauf, daß zuletzt die blaſenden Inſtrumente ſelbſt nicht folgen können. Und alſo, da mir die harmoniſche Muſik zuwider bleibt, ſo iſt mir noch weniger zu verdenken, daß ich die diſharmoniſche gar nicht leiden kann.

Von allen Feſtlichkeiten, worunter der Tag hinging, mag und kann ich nicht erzählen: denn ich achtete gar wenig darauf. Das koſtbare Eſſen, der köſtliche Wein, nichts wollte mir ſchmecken. Ich ſann und überlegte, was ich zu thun hätte. Doch da war nicht viel auszuſinnen. Ich entſchloß mich als es Nacht wurde, kurz und gut, auf und davon zu gehen und mich irgendwo zu verbergen. Auch gelangte ich glücklich zu einer Steinritze, in die ich mich hineinzwängte und ſo gut als möglich verbarg. Mein erſtes Bemühen darauf war, den unglücklichen Ring vom Finger zu ſchaffen, welches jedoch mir keineswegs gelingen wollte, vielmehr mußte ich fühlen, daß er immer enger ward, ſobald ich ihn abzuziehen gedachte, worüber ich heftige Schmerzen litt, die aber ſogleich nachließen, ſobald ich von meinem Verhaben abſtand.

Frühmorgens wach' ich auf — denn meine kleine Perſon hatte ſehr gut geſchlafen — und wollte mich

eben weiter umsehen, als es über mir wie zu regnen anfing. Es fiel nämlich durch Gras, Blätter und Blumen wie Sand und Grus in Menge herunter; allein wie entsetzte ich mich, als alles um mich her lebendig ward und ein unendliches Ameisenheer über mich niederstürzte. Kaum wurden sie mich gewahr, als sie mich von allen Seiten angriffen, und ob ich mich gleich wacker und muthig genug vertheidigte, doch zuletzt auf solche Weise zudeckten, kneipten und peinigten, daß ich froh war, als ich mir zurufen hörte ich solle mich ergeben. Ich ergab mich wirklich und gleich, worauf denn eine Ameise von ansehnlicher Statur sich mit Höflichkeit, ja mit Ehrfurcht näherte und sich sogar meiner Gunst empfahl. Ich vernahm daß die Ameisen Alliirte meines Schwiegervaters geworden, und daß er sie im gegenwärtigen Fall aufgerufen und verpflichtet mich herbeizuschaffen. Nun war ich Kleiner in den Händen von noch Kleinern. Ich sah der Trauung entgegen und mußte noch Gott danken, wenn mein Schwiegervater nicht zürnte, wenn meine Schöne nicht verdrießlich geworden.

Laßt mich nun von allen Ceremonien schweigen; genug wir waren verheirathet. So lustig und munter es jedoch bei uns herging, so fanden sich dessen ungeachtet einsame Stunden, in denen man zum Nachdenken verleitet wird, und mir begegnete was mir noch niemals begegnet war; was aber und wie, das sollt ihr vernehmen.

Alles um mich her war meiner gegenwärtigen Ge-

ſtalt und meinen Bedürfniſſen völlig gemäß, die Flaſchen und Becher einem kleinen Trinker wohl proportionirt, ja wenn man will, verhältnißmäßig beſſeres Maß als bei uns. Meinem kleinen Gaumen ſchmeckten die zarten Biſſen vortrefflich, ein Kuß von dem Mündchen meiner Gattin war gar zu reizend, und ich läugne nicht, die Neuheit machte mir dieſe Verhältniſſe höchſt angenehm. Dabei hatte ich jedoch leider meinen vorigen Zuſtand nicht vergeſſen. Ich empfand in mir einen Maßſtab voriger Größe, welches mich unruhig und unglücklich machte. Nun begriff ich zum erſtenmal, was die Philoſophen unter ihren Idealen verſtehen möchten, wodurch die Menſchen ſo gequält ſeyn ſollen. Ich hatte ein Ideal von mir ſelbſt und erſchien mir manchmal im Traum wie ein Rieſe. Genug, die Frau, der Ring, die Zwergenfigur, ſo viele andere Bande machten mich ganz und gar unglücklich, daß ich auf meine Befreiung im Ernſt zu denken begann.

Weil ich überzeugt war daß der ganze Zauber in dem Ring verborgen liege, ſo beſchloß ich ihn abzufeilen. Ich entwendete deßhalb dem Hofjuwelier einige Feilen. Glücklicherweiſe war ich links, und ich hatte in meinem Leben niemals etwas rechts gemacht. Ich hielt mich tapfer an die Arbeit; ſie war nicht gering: denn das goldne Reifchen, ſo dünn es ausſah, war in dem Verhältniß dichter geworden, als es ſich aus ſeiner erſten Größe zuſammen gezogen hatte. Alle freien Stunden

wendete ich unbeachtet an dieſes Geſchäft und war klug genug, als das Metall bald durchgefeilt war, vor die Thüre zu treten. Das war mir gerathen: denn auf einmal ſprang der goldne Reif mit Gewalt vom Finger und meine Figur ſchoß mit ſolcher Heftigkeit in die Höhe, daß ich wirklich an den Himmel zu ſtoßen glaubte und auf alle Fälle die Kuppel unſeres Sommerpalaſtes durchgeſtoßen, ja das ganze Sommergebäude durch meine friſche Unbehülflichkeit zerſtört haben würde.

Da ſtand ich nun wieder, freilich um ſo vieles größer, allein, wie mir vorkam, auch um vieles dümmer und unbehülflicher. Und als ich mich aus meiner Betäubung erholt, ſah ich die Schatulle neben mir ſtehen, die ich ziemlich ſchwer fand, als ich ſie aufhob und den Fußpfad hinunter nach der Station trug, wo ich denn gleich einſpannen und fortfahren ließ. Unterwegs machte ich ſogleich den Verſuch mit den Täſchchen an beiden Seiten. An der Stelle des Geldes, welches ausgegangen ſchien, fand ich ein Schlüſſelchen, es gehörte zur Schatulle, in welcher ich einen ziemlichen Erſatz fand. So lange das vorhielt, bediente ich mich des Wagens; nachher wurde dieſer verkauft, um mich auf dem Poſtwagen fortzubringen. Die Schatulle ſchlug ich zuletzt los, weil ich immer dachte, ſie ſollte ſich noch einmal füllen, und ſo kam ich denn endlich, obgleich durch einen ziemlichen Umweg, wieder an den Herd zur Köchin, wo ihr mich zuerſt habt kennen lernen.

Siebentes Capitel.

Herfilie an Wilhelm.

Bekanntſchaften, wenn ſie ſich auch gleichgültig ankündigen, haben oft die wichtigſten Folgen, und nun gar die Ihrige, die gleich von Anfang nicht gleichgültig war. Der wunderliche Schlüſſel kam in meine Hände als ein ſeltſames Pfand; nun beſitze ich das Käſtchen auch. Schlüſſel und Käſtchen, was ſagen Sie dazu? Was ſoll man dazu ſagen? Hören Sie, wie's zuging:

Ein junger, feiner Mann läßt ſich bei meinem Oheim melden und erzählt, daß der curioſe Antiquitätenkrämer, der mit Ihnen lange in Verbindung geſtanden, vor kurzem geſtorben ſey, und ihm die ganze merkwürdige Verlaſſenſchaft übertragen, zugleich aber zur Pflicht gemacht habe, alles fremde Eigenthum, was eigentlich nur deponirt ſey, unverzüglich zurückzugeben. „Eignes Gut beunruhige niemanden, denn man habe den Verluſt allein zu ertragen; fremdes Gut jedoch zu bewahren, habe er ſich nur in beſondern Fällen erlaubt, ihm wolle er dieſe Laſt nicht aufbürden, ja er verbiete ihm, in väterlicher Liebe und Autorität, ſich damit zu befaſſen.“ Und hie-

mit zog er das Käſtchen hervor, das, wenn ich es ſchon aus der Beſchreibung kannte, mir doch ganz vorzüglich in die Augen fiel.

Der Oheim, nachdem er es von allen Seiten beſehen, gab es zurück, und ſagte: „Auch er habe es ſich zur Pflicht gemacht, in gleichem Sinne zu handeln und ſich mit keiner Antiquität, ſie ſey auch noch ſo ſchön und wunderbar, zu belaſten, wenn er nicht wiſſe wem ſie früher angehört und was für eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit damit zu verknüpfen ſey. Nun zeige dieſes Käſtchen weder Buchſtaben noch Ziffer, weder Jahrzahl noch ſonſt eine Andeutung, woraus man den frühern Beſitzer oder Künſtler errathen könne, es ſey ihm alſo völlig unnütz und ohne Intereſſe.

Der junge Mann ſtand in großer Verlegenheit und fragte nach einigem Beſinnen, ob er nicht erlauben wolle, ſolches bei ſeinen Gerichten niederzulegen? Der Oheim lächelte, wandte ſich zu mir und ſprach: „das wäre ein hübſches Geſchäft für dich, Herſilie; du haſt ja auch allerlei Schmuck und zierliche Koſtbarkeiten, leg' es dazu; denn ich wollte wetten, der Freund, der dir nicht gleichgültig blieb, kommt gelegentlich wieder und holt es ab."

Das muß ich nun ſo hinſchreiben, wenn ich treu erzählen will und ſodann muß ich bekennen, ich ſah das Käſtchen mit neidiſchen Augen an und eine gewiſſe Habſucht bemächtigte ſich meiner. Mir widerte, das herr-

liche dem holden Felix vom Schicksal zugedachte Schatzkästlein in dem alt-eisernen verrosteten Depositenkasten der Gerichtsstube zu wissen. Wünschelrutenartig zog sich die Hand darnach, mein bißchen Vernunft hielt sie zurück; ich hatte ja den Schlüssel, das durfte ich nicht entdecken; nun sollte ich mir die Qual anthun, das Schloß uneröffnet zu lassen, oder mich der unbefugten Kühnheit hingeben es aufzuschließen! Allein, ich weiß nicht, war es Wunsch oder Ahnung, ich stellte mir vor, Sie kämen, kämen bald, wären schon da wenn ich auf mein Zimmer träte; genug, es war mir so wunderlich, so seltsam, so confus, wie es mir immer geht, wenn ich aus meiner gleichmüthigen Heiterkeit herausgenöthigt werde. Ich sage nichts weiter, beschreibe nicht, entschuldige nicht; genug, hier liegt das Kästchen vor mir in meiner Schatulle, der Schlüssel daneben, und wenn Sie eine Art von Herz und Gemüth haben, so denken Sie, wie mir zu Muthe ist, wie viele Leidenschaften sich in mir herumkämpfen, wie ich Sie herwünsche, auch wohl Felix dazu, daß es ein Ende werde, wenigstens daß eine Deutung vorgehe, was damit gemeint sey mit diesem wunderbaren Finden, Wiederfinden, Trennen und Vereinigen; und sollte ich auch nicht aus aller Verlegenheit gerettet werden, so wünsche ich wenigstens sehnlichst, daß diese sich aufkläre, sich endige, wenn mir auch, wie ich fürchte, etwas Schlimmeres begegnen sollte.

Achtes Capitel.

Unter den Papieren die uns zur Redaction vorliegen finden wir einen Schwank den wir ohne weitere Vorbereitung hier einſchalten, weil unſre Angelegenheiten immer ernſthafter werden und für dergleichen Unregelmäßigkeiten fernerhin keine Stelle finden möchten.

Im Ganzen möchte dieſe Erzählung dem Leſer nicht unangenehm ſeyn, wie ſie St. Chriſtoph am heitern Abend einem Kreiſe verſammelter luſtiger Geſellen vortrug.

Die gefährliche Wette.

Es iſt bekannt daß die Menſchen, ſobald es ihnen einigermaßen wohl und nach ihrem Sinne geht, alſobald nicht wiſſen was ſie vor Uebermuth anfangen ſollen; und ſo hatten denn auch muthige Studenten die Gewohnheit während der Ferien ſchaarenweis das Land zu durchziehen und nach ihrer Art Suiten zu reißen, welche freilich nicht immer die beſten Folgen hatten. Sie waren gar verſchiedener Art, wie ſie das Burſchenleben zuſammenführt und bindet. Ungleich von Geburt und Wohlhabenheit, Geiſt und Bildung, aber alle geſellig in einem heitern Sinne mit einander ſich fortbewegend und

treibend. Mich aber wählten sie oft zum Gesellen: denn wenn ich schwerere Lasten trug als einer von ihnen, so mußten sie mir denn auch den Ehrentitel eines großen Suitiers ertheilen und zwar hauptsächlich deßhalb, weil ich seltener aber desto kräftiger meine Possen trieb, wovon denn folgendes ein Zeugniß geben mag.

Wir hatten auf unseren Wanderungen ein angenehmes Bergdorf erreicht, das bei einer abgeschiedenen Lage den Vortheil einer Postation und in großer Einsamkeit ein paar hübsche Mädchen zu Bewohnerinnen hatte. Man wollte ausruhen, die Zeit verschlendern, verliebeln, eine Weile wohlfeiler leben und deßhalb mehr Geld vergeuden.

Es war gerade nach Tisch, als einige sich im erhöhten, andere im erniedrigten Zustand befanden. Die einen lagen und schliefen ihren Rausch aus; die andern hätten ihn gern auf irgend eine muthwillige Weise ausgelassen. Wir hatten ein paar große Zimmer im Seitenflügel nach dem Hof. Eine schöne Equipage, die mit vier Pferden hereinrasselte, zog uns an die Fenster. Die Bedienten sprangen vom Bock und halfen einem Herrn von stattlichem vornehmem Ansehen heraus, der ungeachtet seiner Jahre noch rüstig genug auftrat. Seine große wohlgebildete Nase fiel mir zuerst in's Gesicht, und ich weiß nicht was für ein böser Geist mich anhauchte, so daß ich in einem Augenblick den tollsten Plan erfand und ihn, ohne weiter zu denken, sogleich auszuführen begann.

„Was dünkt euch von diesem Herrn?“ fragte ich die Gesellschaft. „Er sieht aus,“ versetzte der Eine, „als ob er nicht mit sich spaßen lasse.“ „Ja ja,“ sagte der andre, „er hat ganz das Ansehen so eines vornehmen Rühr-mich-nicht-an.“ „Und dessen ungeachtet,“ erwiderte ich ganz getrost, „was wettet ihr, ich will ihn bei der Nase zupfen, ohne daß mir deßhalb etwas Uebles widerfahre; ja ich will mir sogar dadurch einen gnädigen Herrn an ihm verdienen.“

„Wenn du es leistest,“ sagte Raufbold, „so zahlt dir jeder einen Louisd'or.“ — „Cassiren Sie das Geld für mich ein,“ rief ich aus: „auf Sie verlasse ich mich.“ — „Ich möchte lieber einem Löwen ein Haar von der Schnauze raufen,“ sagte der Kleine. — „Ich habe keine Zeit zu verlieren,“ versetzte ich und sprang die Treppe hinunter.

Bei dem ersten Anblick des Fremden hatte ich bemerkt, daß er einen sehr starken Bart hatte und vermuthete daß keiner von seinen Leuten rasiren könne. Nun begegnete ich dem Kellner und fragte: hat der Fremde nicht nach einem Barbier gefragt?“ „Freilich!“ versetzte der Kellner, „und es ist eine rechte Noth. Der Kammerdiener des Herrn ist schon zwey Tage zurückgeblieben. Der Herr will seinen Bart absolut los seyn, und unser einziger Barbier, wer weiß, wo er in die Nachbarschaft hingegangen.“

„So meldet mich an,“ versetzte ich: „führt mich

als Bartſcheerer bei dem Herrn nur ein, und ihr werdet Ehre mit mir einlegen.“ Ich nahm das Raſierzeug das ich im Hauſe fand und folgte dem Kellner.

Der alte Herr empfing mich mit großer Gravität, beſah mich von oben bis unten, als ob er meine Geſchicklichkeit aus mir herausphyſiognomiren wollte. „Verſteht er ſein Handwerk?“ ſagte er zu mir.

„Ich ſuche meines Gleichen,“ verſetzte ich, „ohne mich zu rühmen.“ Auch war ich meiner Sache gewiß: denn ich hatte früh die edle Kunſt getrieben und war beſonders deßwegen berühmt, weil ich mit der linken Hand raſirte.

Das Zimmer, in welchem der Herr ſeine Toilette machte, ging nach dem Hof und war gerade ſo gelegen, daß unſere Freunde füglich hereinſehen konnten, beſonders wenn die Fenſter offen waren. An gehöriger Vorrichtung fehlte nichts mehr. Der Patron hatte ſich geſetzt und das Tuch vorgenommen. Ich trat ganz beſcheidentlich vor ihn hin und ſagte: „Excellenz! mir iſt bei Ausübung meiner Kunſt das Beſondere vorgekommen, daß ich die gemeinen Leute beſſer und zu mehrerer Zufriedenheit raſirt habe, als die Vornehmen. Darüber habe ich denn lange nachgedacht und die Urſache bald da bald dort geſucht, endlich aber gefunden daß ich's in freier Luft viel beſſer mache als in verſchloſſenen Zimmern. Wollten Ew. Excellenz deßhalb erlauben daß ich

die Fenster aufmache, so würden Sie den Effect zu eigener Zufriedenheit gar bald empfinden.“ Er gab es zu, ich öffnete das Fenster, gab meinen Freunden einen Wink und fing an, den starken Bart mit großer Anmuth einzuseifen. Eben so behend und leicht strich ich das Stoppelfeld vom Boden weg, wobei ich nicht versäumte, als es an die Oberlippe kam, meinen Gönnern bei der Nase zu fassen, und sie merklich herüber und hinüber zu biegen, wobei ich mich so zu stellen wußte, daß die Wettenden zu ihrem größten Vergnügen erkennen und bekennen mußten, ihre Seite habe verloren.

Sehr stattlich bewegte sich der alte Herr gegen den Spiegel: man sah daß er sich mit einiger Gefälligkeit betrachtete, und wirklich, es war ein sehr schöner Mann. Dann wendete er sich zu mir mit einem feurigen schwarzen aber freundlichen Blick und sagte: „Er verdient, mein Freund, vor vielen seines Gleichen gelobt zu werden, denn ich bemerke an ihm weit weniger Unarten als an andern. So fährt er nicht zwey dreymal über dieselbige Stelle, sondern es ist mit Einem Strich gethan; auch streicht er nicht, wie mehrere thun, sein Scheermesser in der flachen Hand ab und führt den Unrath nicht der Person über die Nase. Besonders aber ist seine Geschicklichkeit der linken Hand zu bewundern. Hier ist etwas für seine Mühe, fuhr er fort, indem er mir einen Gulden reichte. Nur Eines merk' er sich: daß man Leute von Stande nicht bei der Nase faßt. Wird er

diese

dieſe bäuriſche Sitte künftig vermeiden, ſo kann er wohl noch in der Welt ſein Glück machen.“

Ich verneigte mich tief, verſprach alles Mögliche, bat ihn bei allenfallſiger Rückkehr mich wieder zu beehren, und eilte was ich konnte zu unſeren jungen Geſellen, die mir zuletzt ziemlich Angſt gemacht hatten. Denn ſie verführten ein ſolches Gelächter und ein ſolches Geſchrei, ſprangen wie toll in der Stube herum, klatſchten und riefen, weckten die Schlafenden, und erzählten die Begebenheit immer mit neuem Lachen und Toben, daß ich ſelbſt, als ich in's Zimmer trat, die Fenſter vor allen Dingen zumachte und ſie um Gottes willen bat, ruhig zu ſeyn, endlich aber mitlachen mußte, über das Ausſehen einer närriſchen Handlung, die ich mit ſo vielem Ernſte durchgeführt hatte.

Als nach einiger Zeit ſich die tobenden Wellen des Lachens einigermaßen gelegt hatten, hielt ich mich für glücklich; die Goldſtücke hatte ich in der Taſche und den wohlverdienten Gulden dazu und ich hielt mich für ganz wohl ausgeſtattet, welches mir um ſo erwünſchter war, als die Geſellſchaft beſchloſſen hatte des andern Tages aus einander zu gehen. Aber uns war nicht beſtimmt mit Zucht und Ordnung zu ſcheiden. Die Geſchichte war zu reizend, als daß man ſie hätte bei ſich behalten können; ſo ſehr ich auch gebeten und beſchworen hatte, nur bis zur Abreiſe des alten Herrn reinen Mund zu halten. Einer bei uns, der Fahrige genannt, hatte ein

Liebesverſtändniß mit der Tochter des Hauſes. Sie kamen zuſammen und Gott weiß, ob er ſie nicht beſſer zu unterhalten wußte; genug er erzählt ihr den Spaß und ſo wollten ſie ſich nun zuſammen todtlachen. Dabei blieb es nicht, ſondern das Mädchen brachte die Mähre lachend weiter und ſo mochte ſie endlich noch kurz vor Schlafengehen an den alten Herrn gelangen.

Wir ſaßen ruhiger als ſonſt: denn es war den Tag über genug gerobt worden, als auf einmal der kleine Kellner, der uns ſehr zugethan war, hereinſprang und rief: „Retter euch, man wird euch todt ſchlagen!“ Wir fuhren auf und wollten mehr wiſſen; er aber war ſchon zur Thüre wieder hinaus. Ich ſprang auf und ſchob den Nachtriegel vor; ſchon aber hörten wir an der Thüre pochen und ſchlagen, ja wir glaubten zu hören, daß ſie durch eine Axt geſpalten werde. Maſchinenmäßig zogen wir uns in's zweyte Zimmer zurück, alle waren verſtummt: „wir ſind verrathen,“ rief ich aus: „der Teufel hat uns bei der Naſe!“

Raufbold griff nach ſeinem Degen, ich zeigte hier abermals meine Rieſenkraft, und ſchob ohne Beihülfe eine ſchwere Commode vor die Thüre, die glücklicherweiſe hereinwärts ging. Doch hörten wir ſchon das Gepolter im Vorzimmer und die heftigſten Schläge an unſere Thüre.

Der Baron ſchien entſchieden ſich zu vertheidigen, wiederholt aber rief ich ihm und den übrigen zu: „rettet

euch! hier ſind Schläge zu fürchten nicht allein aber Beſchimpfung, das Schlimmere für den Edelgebornen.“ Das Mädchen ſtürzte herein, dieſelbe die uns verrathen hatte, nun verzweifelnd ihren Liebhaber in Todesgefahr zu wiſſen. „Fort, fort!“ rief ſie und faßte ihn an; „fort, fort! ich bring' euch über Böden, Scheunen und Gänge. Kommt alle, der letzte zieht die Leiter nach.“

Alles ſtürzte nun zur Hinterthüre hinaus; ich hob noch einen Koffer auf die Kiſte um die ſchon hereinbrechenden Füllungen der belagerten Thüre zurückzuſchieben und feſtzuhalten. Aber meine Beharrlichkeit, mein Trutz wollte mir verderblich werden.

Als ich den übrigen nachzueilen rannte, fand ich die Leiter ſchon aufgezogen und ſah alle Hoffnung mich zu retten gänzlich verſperrt. Da ſteh' ich nun, ich der eigentliche Verbrecher, der ich mit heiler Haut, mit ganzen Knochen zu entrinnen ſchon aufgab. Und wer weiß — doch laßt mich immer dort in Gedanken ſtehen, da ich jetzt hier gegenwärtig euch das Mährchen vorerzählen kann. Nur vernehmt noch, daß dieſe verwegene Suite ſich in ſchlechte Folgen verlor.

Der alte Herr, tief gekränkt von Verhöhnung ohne Rache, zog ſich's zu Gemüthe, und man behauptet dieſes Ereigniß habe ſeinen Tod zur Folge gehabt, wo nicht unmittelbar, doch mitwirkend. Sein Sohn, den Thätern auf die Spur zu gelangen trachtend, erfuhr unglücklicherweiſe die Theilnahme des Barons, und erſt nach

Jahren hierüber ganz klar, forderte er dieſen heraus und eine Wunde ihn, den ſchönen Mann, entſtellend, ward ärgerlich für das ganze Leben. Auch ſeinem Gegner verdarb dieſer Handel einige ſchöne Jahre, durch zufällig ſich anſchließende Ereigniſſe.

Da nun jede Fabel eigentlich etwas lehren ſoll, ſo iſt euch allen, wohin die gegenwärtige gemeint ſey, wohl überklar und deutlich.

Neuntes Capitel.

Der höchst bedeutende Tag war angebrochen, heute sollten die ersten Schritte zur allgemeinen Fortwanderung eingeleitet werden, heut' sollte sich's entscheiden wer denn wirklich in die Welt hinaus gehen, oder wer lieber dießseits, auf dem zusammenhangenden Boden der alten Erde, verweilen und sein Glück versuchen wolle.

Ein munteres Lied erscholl in allen Straßen des heitern Fleckens; Massen thaten sich zusammen, die einzelnen Glieder eines jeden Handwerks schlossen sich an einander an, und so zogen sie, unter einstimmigem Gesang, nach einer durch das Loos entschiedenen Ordnung in den Saal.

Die Vorgesetzten, wie wir Lenardo, Friedrichen und den Amtman bezeichnen wollen, waren eben im Begriff ihnen zu folgen und den gebührenden Platz einzunehmen, als ein Mann von einnehmendem Wesen zu ihnen trat und sich die Erlaubniß ausbat an der Versammlung Theil nehmen zu können. Ihm wäre nichts abzuschlagen gewesen, so gesittet, zuvorkommend und freundlich war sein Betragen, wodurch eine imposante Gestalt, welche sowohl nach der Armee als dem Hofe und dem geselligen

Leben bindeutete, ſich höchſt anmuthig erwies. Er trat mit den übrigen hinein, man überließ ihm einen Ehrenplatz, alle hatten ſich geſetzt, Lenardo blieb ſtehen und fing folgendermaßen zu reden an:

„Betrachten wir, meine Freunde, des feſten Landes bewohnteſte Provinzen und Reiche, ſo finden wir überall wo ſich nutzbarer Boden hervorthut, denſelben bebaut, bepflanzt, geregelt, verſchönt und in gleichem Verhältniß gewünſcht, in Beſitz genommen, befeſtigt und vertheidigt. Da überzeugen wir uns denn von dem hohen Werth des Grundbeſitzes, und ſind genöthigt ihn als das Erſte, das Beſte anzuſehen was dem Menſchen werden könne. Finden wir nun, bei näherer Anſicht, Eltern- und Kinderliebe, innige Verbindung der Flur- und Stadtgenoſſen, ſemit auch das allgemeine patriotiſche Gefühl unmittelbar auf den Boden gegründet, dann erſcheint uns jenes Ergreifen und Behaupten des Raums, im Großen und Kleinen, immer bedeutender und ehrwürdiger. Ja, ſo hat es die Natur gewollt! Ein Menſch auf der Scholle geboren, wird ihr durch Gewohnheit angehörig, beide verwachſen mit einander und zugleich knüpfen ſich die ſchönſten Bande. Wer möchte denn wohl die Grundfeſte alles Daſeyns widerwärtig berühren, Werth und Würde ſo ſchöner einziger Himmelsgabe verkennen?

„Und doch darf man ſagen: wenn das was der Menſch beſitzt von großem Werth iſt, ſo muß man dem-

jenigen was er thut und leiſtet noch einen größern zuſchreiben. Wir mögen daher bei völligem Ueberſchauen den Grundbeſitz als einen kleineren Theil der uns verliehenen Güter betrachten. Die meiſten und höchſten derſelben beſtehen aber eigentlich im Beweglichen, und in demjenigen was durch's bewegte Leben gewonnen wird.

„Hiernach uns umzuſehen werden wir Jüngeren beſonders genöthigt; denn hätten wir auch die Luſt zu bleiben und zu verharren von unſern Vätern geerbt, ſo finden wir uns doch tauſendfältig aufgefordert die Augen vor weiterer Aus- und Umſicht keineswegs zu verſchließen. Eilen wir deßhalb ſchnell an's Meeresufer und überzeugen uns mit einem Blick welch unermeßliche Räume der Thätigkeit offen ſtehen, und bekennen wir ſchon bei dem bloßen Gedanken uns ganz anders aufgeregt.

„Doch in ſolche gränzenloſe Weiten wollen wir uns nicht verlieren, ſondern unſere Aufmerkſamkeit dem zuſammenhängenden, weiten, breiten Boden ſo mancher Länder und Reiche zuwenden. Dort ſehen wir große Strecken des Landes von Nomaden durchzogen, deren Städte beweglich, deren lebendig nährender Heerdenbeſitz überall hinzuleiten iſt. Wir ſehen ſie in Mitten der Wüſte, auf großen grünen Weideplätzen, wie in erwünſchten Häfen vor Anker liegen. Solche Bewegung, ſolches Wandern wird ihnen zur Gewohnheit, zum Bedürfniß; endlich betrachten ſie die Oberfläche der Welt,

als wäre sie nicht durch Berge gedämmt, nicht von Flüssen durchzogen. Haben wir doch den Nordosten gesehen sich gegen Südwesten bewegen, ein Volk das andere vor sich hertreiben, Herrschaft und Grundbesitz durchaus verändert.

„Von übervölkerten Gegenden her wird sich ebendasselbe in dem großen Weltlauf noch mehrmals ereignen. Was wir von Fremden zu erwarten haben, wäre schwer zu sagen; wundersam aber ist es, daß durch eigene Uebervölkerung wir uns einander innerlich drängen und, ohne erst abzuwarten daß wir vertrieben werden, uns selbst vertreiben, das Urtheil der Verbannung gegen einander selbst aussprechend.

„Hier ist nun Zeit und Ort, ohne Verdruß und Mißmuth, in unserm Busen einer gewissen Beweglichkeit Raum zu geben, die ungeduldige Lust nicht zu unterdrücken, die uns antreibt Platz und Ort zu verändern. Doch was wir auch sinnen und vorhaben geschehe nicht aus Leidenschaft, noch aus irgend einer andern Nöthigung, sondern aus einer dem besten Rath entsprechenden Ueberzeugung.

„Man hat gesagt und wiederholt: „wo mir's wohlgeht ist mein Vaterland!" doch wäre dieser trübliche Spruch noch besser ausgedrückt, wenn es hieße: „wo ich nütze ist mein Vaterland!" Zu Hause kann einer unnütz seyn, ohne daß es eben sogleich bemerkt wird; außen in der Welt ist der Unnütze gar bald offenbar.

Wenn ich nun sage: „trachte jeder überall sich und andern zu nutzen," so ist dieß nicht etwa Lehre noch Rath, sondern der Ausspruch des Lebens selbst.

„Nun beschaue man den Erdball und lasse das Meer vorerst unbeachtet, man lasse sich von dem Schiffsgewimmel nicht mit fortreißen und hefte den Blick auf das feste Land und staune, wie es mit einem sich wimmelnd durchkreuzenden Ameisengeschlecht übergossen ist. Hiezu hat Gott der Herr selbst Anlaß gegeben, indem er, den Babylonischen Thurmbau verhindernd, das Menschengeschlecht in alle Welt zerstreute. Lasset uns ihn darum preisen, denn dieser Segen ist auf alle Geschlechter übergegangen.

„Bemerket nun mit Heiterkeit wie sich alle Jugend sogleich in Bewegung setzt. Da ihr der Unterricht weder im Hause noch an der Thüre geboten wird, eilt sie alsobald nach Ländern und Städten, wohin sie der Ruf des Wissens und der Weisheit verlockt; nach empfangener schneller, mäßiger Bildung fühlt sie sich sogleich getrieben weiter in der Welt umherzuschauen, ob sie da oder dort irgend eine nutzbare Erfahrung, zu ihren Zwecken behülflich, auffinden und erhaschen könne. Mögen sie denn ihr Glück versuchen! wir aber gedenken sogleich vollendeter, ausgezeichneter Männer, jener edlen Naturforscher, die jeder Beschwerlichkeit, jeder Gefahr wissentlich entgegen gehen, um der Welt die Welt zu

eröffnen und durch das Unwegſamſte hindurch Pfad und Bahn zu bereiten.

„Sehet aber auch auf glatten Heerſtraßen Staub auf Staub in langen Wolkenzügen emporgeregt, die Spur bezeichnend bequemer, überpackter Wägen, worin Vornehme, Reiche und ſo manche andere dahin rollen, deren verſchiedene Denkweiſe und Abſicht Yorik uns gar zierlich aus einander ſetzt.

„Möge nun aber der wackere Handwerker ihnen zu Fuße getroſt nachſchauen, dem das Vaterland zur Pflicht machte, fremde Geſchicklichkeit ſich anzueignen und nicht eher als bis ihm dieß gelungen, an den väterlichen Herd zurückzukehren. Häufiger aber begegnen wir auf unſern Wegen Marktenden und Handelnden; ein kleiner Krämer ſogar darf nicht verſäumen, von Zeit zu Zeit ſeine Bude zu verlaſſen, Meſſen und Märkte zu beſuchen, um ſich dem Großhändler zu nähern und ſeinen kleinen Vortheil am Beiſpiel, an der Theilnahme des Gränzenloſen zu ſteigern. Aber noch unruhiger durchkreuzt ſich einzeln, zu Pferde, auf allen Haupt- und Nebenſtraßen die Menge derer, die auf unſern Beutel auch gegen unſer Wollen Anſpruch zu machen beſtiſſen ſind. Muſter aller Art und Preisverzeichniſſe verfolgen uns in Stadt- und Landhäuſern, und wohin wir uns auch flüchten mögen, geſchäftig überraſchen ſie uns, Gelegenheit bietend, welche ſelbſt aufzuſuchen niemand in den Sinn gekommen wäre. Was ſoll ich aber nun von dem Volke

ſagen, das den Segen des ewigen Wanderns vor allen andern ſich zueignet, und durch ſeine bewegliche Thätigkeit die Ruhenden zu überliſten und die Mitwandernden zu überſchreiten verſteht? Wir dürfen weder Gutes noch Böſes von ihnen ſprechen; nichts Gutes, weil ſich unſer Bund vor ihnen hütet, nichts Böſes, weil der Wanderer jeden Begegnenden freundlich zu behandeln, wechſelſeitigen Vortheils eingedenk, verpflichtet iſt.

„Nun aber vor allen Dingen haben wir der ſämmtlichen Künſtler mit Theilnahme zu gedenken, denn ſie ſind auch durchaus in die Weltbewegung mit verflochten. Wandert nicht der Mahler, mit Staffelen und Pallete, von Geſicht zu Geſicht; und werden ſeine Kunſtgenoſſen nicht bald da bald dorthin berufen, weil überall zu bauen und zu bilden iſt? Lebhafter jedoch ſchreitet der Muſiker daher, denn er iſt es eigentlich der für ein neues Ohr neue Ueberraſchung, für einen friſchen Sinn friſches Erſtaunen bereitet. Die Schauſpieler ſodann, wenn ſie gleich Theſpis Wagen verſchmähen, ziehen doch noch immer in kleineren Chören umher, und ihre bewegliche Welt iſt an jeder Stelle behend genug auferbaut. Eben ſo verändern ſie einzeln, ſogar ernſte, vortheilhafte Verbindungen aufgebend, gern den Ort mit dem Orte, wozu ein geſteigertes Talent mit zugleich geſteigertem Bedürfniß Anlaß und Vorwand gibt. Hierzu bereiten ſie ſich gewöhnlich dadurch vor, daß ſie kein bedeutendes Bretergerüſt des Vaterlandes unbeſtiegen laſſen.

„Hiernach werden wir ſogleich gemahnt auf den Lehrſtand zu ſehen, dieſen findet ihr gleichfalls in fortdauernder Bewegung, ein Katheder um das andere wird betreten und verlaſſen, um den Samen einiger Bildung ja nach allen Seiten hin reichlich auszuſpenden. Emſiger aber und weiter ausgreifend ſind jene frommen Seelen, die das Heil den Völkern zu bringen ſich durch alle Welttheile zerſtreuen. Dagegen pilgern andere ſich das Heil abzuholen, ſie ziehen zu ganzen Schaaren nach geweihter wunderthätiger Stelle, dort zu ſuchen und zu empfangen was ihrem Innern zu Hauſe nicht verliehen ward.

„Wenn uns nun dieſe ſämmtlich nicht in Verwunderung ſetzen, weil ihr Thun und Laſſen ohne Wandern meiſt nicht denkbar wäre, ſo ſollten wir diejenigen, die ihren Fleiß dem Boden widmen, doch wenigſtens an denſelben gefeſſelt halten. Keineswegs! Auch ohne Beſitz läßt ſich Benutzung denken, und wir ſehen den eifrigen Landwirth eine Flur verlaſſen, die ihm als Zeitpächter Vortheil und Freude mehrere Jahre gewährt hat; ungeduldig forſcht er nach gleichen oder größeren Vortheilen, es ſey nah' oder fern. Ja ſogar der Eigenthümer verläßt ſeinen erſt gerodeten Neubruch, ſobald er ihn durch Cultur einem weniger gewandten Beſitzer erſt angenehm gemacht hat; auf's neue dringt er in die Wüſte, macht ſich abermals in Wäldern Platz, zur Belohnung jenes erſten Bemühens, einen doppelt und dreyfach

größern Raum, auf dem er vielleicht auch nicht zu beharren gedenkt.

„Laſſen wir ihn dort mit Bären und anderm Gethier ſich herumſchlagen und kehren in die gebildete Welt zurück, wo wir es auch keineswegs beruhigter antreffen. Irgend ein großes geregeltes Reich beſchaue man, wo der Fähigſte ſich als den Beweglichſten denken muß; nach dem Winke des Fürſten, nach Anordnung des Staatsraths wird der Brauchbare von einem Ort zum andern verſetzt. Auch ihm gilt unſer Zuruf: ſuchet überall zu nützen, überall ſeyd ihr zu Hauſe. Sehen wir aber bedeutende Staatsmänner, obwohl ungern, ihren hohen Poſten verlaſſen, ſo haben wir Urſache ſie zu bedauern, da wir ſie weder als Auswanderer noch als Wanderer anerkennen dürfen; nicht als Auswanderer, weil ſie einen wünſchenswerthen Zuſtand entbehren, ohne daß irgend eine Ausſicht auf beſſere Zuſtände ſich auch nur ſcheinbar eröffnete; nicht als Wanderer, weil ihnen anderer Orten auf irgend eine Weiſe nützlich zu ſeyn ſelten vergönnt iſt.

„Zu einem eigenen Wanderleben jedoch iſt der Soldat berufen; ſelbſt im Frieden wird ihm bald dieſer bald jener Poſten angewieſen; für's Vaterland nah' oder fern zu ſtreiten muß er ſich immer beweglich erhalten; und nicht nur für's unmittelbare Heil, ſondern auch nach dem Sinne der Völker und Herrſcher wendet er ſeinen Schritt allen Welttheilen zu, und nur wenigen iſt es vergönnt ſich hie oder da anzuſiedeln. Wie nun bei dem

Soldaten die Tapferkeit als erste Eigenschaft obenansteht, so wird sie doch stets mit der Treue verbunden gedacht, deßhalb wir denn gewisse, wegen ihrer Zuverlässigkeit gerühmte Völker, aus der Heimath gerufen, weltlichen und geistlichen Regenten als Leibwache dienen sehen.

„Noch eine sehr bewegliche, dem Staat unentbehrliche Classe erblicken wir in jenen Geschäftsmännern, welche von Hof zu Hofe gesandt, Fürsten und Minister umlagern und die ganze bewohnte Welt mit unsichtbaren Fäden überkreuzen. Auch deren ist keiner an Ort und Stelle auch nur einen Augenblick sicher; im Frieden sendet man die tüchtigsten von einer Weltgegend zur andern; im Kriege, dem siegenden Heere nachziehend, dem flüchtigen die Wege bahnend, sind sie immer eingerichtet einen Ort um den andern zu verlassen, deßhalb sie auch jederzeit einen großen Vorrath von Abschiedsscharten mit sich führen.

„Haben wir uns nun bisher auf jedem Schritt zu ehren gewußt, indem wir die vorzüglichste Masse thätiger Menschen als unsere Gesellen und Schicksalsgenossen angesprochen, so stehet euch, theure Freunde, zum Abschluß noch die höchste Gunst bevor, indem ihr euch mit Kaisern, Königen und Fürsten verbrüdert findet. Denken wir zuerst segnend jenes edlen kaiserlichen Wanderers, Hadrian, welcher zu Fuß, an der Spitze seines Heers, den bewohnten, ihm unterworfenen Erdkreis durchschritt und ihn so erst vollkommen in Besitz nahm.

Denken wir mit Schaudern der Eroberer, jener gewaffneten Wanderer, gegen die kein Widerſtreit helfen, Mauer und Bollwerk harmloſe Völker nicht ſchirmen konnte; begleiten wir endlich mit redlichem Bedauern jene unglücklichen vertriebenen Fürſten, die, von dem Gipfel der Höhe herabſteigend, nicht einmal in die beſcheidene Gelde thätiger Wanderer aufgenommen werden konnten.

„Da wir uns nun alles dieſes einander vergegenwärtigt und aufgeklärt, ſo wird kein beſchränkter Trübſinn, keine leidenſchaftliche Dunkelheit über uns walten. Die Zeit iſt vorüber wo man abenteuerlich in die weite Welt rannte; durch die Bemühungen wiſſenſchaftlicher, weislich beſchreibender, künſtleriſch nachbildender Weltumreiſer ſind wir überall bekannt genug, daß wir ungefähr wiſſen was zu erwarten ſey.

„Doch kann zu einer vollkommenen Klarheit der Einzelne nicht gelangen. Unſere Geſellſchaft aber iſt darauf gegründet, daß jeder in ſeinem Maße, nach ſeinen Zwecken aufgeklärt werde. Hat irgend einer ein Land im Sinne, wohin er ſeine Wünſche richtet, ſo ſuchen wir ihm das Einzelne deutlich zu machen was im Ganzen ſeiner Einbildungskraft vorſchwebte; uns wechſelſeitig einen Ueberblick der bewohnten und bewohnbaren Welt zu geben, iſt die angenehmſte, höchſt belohnende Unterhaltung.

„In ſolchem Sinne nun dürfen wir uns in einem

Weltbunde begriffen ansehen. Einfach groß ist der Gedanke, leicht die Ausführung durch Verstand und Kraft. Einheit ist allmächtig, deßhalb keine Spaltung, kein Widerstreit unter uns. Insofern wir Grundsätze haben, sind sie uns allen gemein. Der Mensch, so sagen wir, lerne sich ohne dauernden äußeren Bezug zu denken, er suche das Folgerechte nicht an den Umständen, sondern in sich selbst, dort wird er's finden, mit Liebe hegen und pflegen. Er wird sich ausbilden und einrichten daß er überall zu Hause sey. Wer sich dem Nothwendigsten widmet, geht überall am sichersten zum Ziel; andere hingegen das Höhere, Zartere suchend haben schon in der Wahl des Weges vorsichtiger zu seyn. Doch was der Mensch auch ergreife und handhabe, der Einzelne ist sich nicht hinreichend. Gesellschaft bleibt eines wackern Mannes höchstes Bedürfniß. Alle brauchbaren Menschen sollen in Bezug unter einander stehen, wie sich der Bauherr nach dem Architekten und dieser nach Maurer und Zimmermann umsieht.

„Und so ist denn allen bekannt, wie und auf welche Weise unser Bund geschlossen und gegründet sey, niemand sehen wir unter uns, der nicht zweckmäßig seine Thätigkeit jeden Augenblick üben könnte, der nicht versichert wäre, daß er überall, wohin Zufall, Neigung, ja Leidenschaft ihn führen könnte, sich immer wohl empfohlen, aufgenommen und gefördert, ja von Unglücksfällen möglichst wieder hergestellt, finden werde.

„Zwey

„Zwey Pflichten ſodann haben wir auf's ſtrengſte übernommen: jeden Gottesdienſt in Ehren zu halten, denn ſie ſind alle mehr oder weniger im Credo verfaßt; ferner alle Regierungsformen gleichfalls gelten zu laſſen und, da ſie ſämmtlich eine zweckmäßige Thätigkeit fordern und befördern, innerhalb einer jeden uns, auf wie lange es auch ſey, nach ihrem Willen und Wunſch zu bemühen. Schließlich halten wir's für Pflicht, die Sittlichkeit ohne Pedanterey und Strenge zu üben und zu fördern, wie es die Ehrfurcht vor uns ſelbſt verlangt, welche aus den drey Ehrfurchten entſprießt, zu denen wir uns ſämmtlich bekennen, auch alle in dieſe höhere allgemeine Weisheit, einige ſogar von Jugend auf, eingeweiht zu ſeyn das Glück und die Freude haben. Dieſes alles haben wir in der feyerlichen Trennungsſtunde nochmals bedenken, erklären, vernehmen und anerkennen, auch mit einem traulichen Lebewohl beſiegeln wollen.

Bleibe nicht am Boden heften,
Friſch gewagt und friſch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften
Ueberall ſind ſie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerſtreuen
Darum iſt die Welt ſo groß.“

Zehntes Capitel.

Unter dem Schlußgeſange richtete ſich ein großer Theil der Anweſenden raſch empor und zog paarweiſe geordnet mit weit umherklingendem Schalle den Saal hinaus. Lenardo, ſich niederſetzend, fragte den Gaſt: ob er ſein Anliegen hier öffentlich vorzutragen gedenke, oder eine beſondere Sitzung verlange? Der Fremde ſtand auf, begrüßte die Geſellſchaft, und begann folgende Rede:

„Hier iſt es, gerade in ſolcher Verſammlung, wo ich mich vorerſt ohne Weiteres zu erklären wünſche. Dieſe hier in Ruhe verbliebenen, dem Anblick nach ſämmtlich wackere Männer geben ſchon durch ein ſolches Verharren deutlich Wunſch und Abſicht zu erkennen, dem vaterländiſchen Grund und Boden auch fernerhin angehören zu wollen. Sie ſind mir alle freundlich gegrüßt, denn ich darf erklären: daß ich ihnen ſämmtlich, wie ſie ſich hier ankündigen, ein hinreichendes Tagewerk, auf mehrere Jahre anzubieten im Fall bin. Ich wünſche jedoch, aber erſt nach kurzer Friſt, eine nochmalige Zuſammenkunft, weil es nöthig iſt, vor allen Dingen den würdigen Vorſtehern, welche bisher dieſe wackern Leute

zuſammenbielten, meine Angelegenheit vertraulich zu offenbaren, und ſie von der Zuverläſſigkeit meiner Sendung zu überzeugen. Sodann aber will es ſich ziemen, mich mit den Verharrenden im Einzelnen zu beſprechen, damit ich erfahre, mit welchen Leiſtungen ſie mein ſtattliches Anerbieten zu erwidern gedenken.“

Hierauf begehrte Lenardo einige Friſt, die nöthigſten Geſchäfte des Augenblicks zu beſorgen, und nachdem dieſe beſtimmt war, richtete ſich die Maſſe der Uebriggebliebenen anſtändig in die Höhe, gleichfalls paarweiſe unter einem mäßig geſelligen Geſang aus dem Saale ſich entfernend.

Odoard entdeckte ſodann den zurückbleibenden beiden Führern ſeine Abſichten und Vorſätze und legitimirte ſeine Berechtigung. Nun konnte er aber mit ſo vorzüglichen Menſchen in fernerer Unterhaltung von dem Geſchäft nicht Rechenſchaft geben, ohne des menſchlichen Grundes zu gedenken, worauf das Ganze eigentlich beruhe. Wechſelſeitige Erklärungen und Bekenntniſſe tiefer Herzensangelegenheiten entfalteten ſich hieraus bei fortgeſetztem Geſpräch. Bis tief in die Nacht blieb man zuſammen und verwickelte ſich immer unentwirrbarer in die Labyrinthe menſchlicher Geſinnungen und Schickſale. Hier nun fand ſich Odoard bewogen, nach und nach von den Angelegenheiten ſeines Geiſtes und Herzens fragmentariſche Rechenſchaft zu geben, deßhalb denn auch von dieſem Geſpräche uns freilich nur unvollſtändige und

unbefriedigende Kenntniß zugekommen. Doch ſollen wir auch hier Friedrichs glücklichem Talent des Auffaſſens und Feſthaltens die Vergegenwärtigung intereſſanter Scenen verdanken, ſo wie einige Aufklärung über den Lebensgang eines vorzüglichen Mannes der uns zu intereſſiren anfängt, wenn es auch nur Andeutungen wären desjenigen, was in der Folge vielleicht ausführlicher und im Zuſammenhange mitzutheilen iſt.

Nicht zu weit.

Es ſchlug zehn in der Nacht, und ſo war denn zur verabredeten Stunde alles bereit: im bekränzten Sälchen zu vieren eine geräumige artige Tafel gedeckt, mit feinem Nachtiſch und Zuckerzierlichkeiten zwiſchen blinkenden Leuchtern und Blumen beſtellt. Wie freuten ſich die Kinder auf dieſe Nachkoſt, denn ſie ſollten mit zu Tiſche ſitzen; indeſſen ſchlichen ſie umher, geputzt und maskirt, und, weil Kinder nicht zu entſtellen ſind, erſchienen ſie als die niedlichſten Zwillingsgenien. Der Vater berief ſie zu ſich und ſie ſagten das Feſtgeſpräch, zu ihrer Mutter Geburtstag gedichtet, bei weniger Nachhülfe gar ſchicklich her.

Die Zeit verſtrich, von Viertel- zu Viertelſtunde enthielt die gute Alte ſich nicht des Freundes Ungeduld zu vermehren. Mehrere Lampen, ſagte ſie, ſeyen auf der Treppe dem Erlöſchen ganz nahe, ausgeſuchte Lieb-

lingsſpeiſen der Geſeyerten könnten übergahr werden, ſo ſey es zu befürchten. Die Kinder aus Langerweile fingen erſt unartig an und aus Ungeduld wurden ſie unerträglich. Der Vater nahm ſich zuſammen und doch wollte die angewohnte Gelaſſenheit ihm nicht zu Gebote ſtehen; er horchte ſehnſüchtig auf die Wagen, einige raſſelten unaufgehalten vorbei, ein gewiſſes Aergerniß wollte ſich regen. Zum Zeitvertreib forderte er noch eine Repetition von den Kindern; dieſe, im Ueberdruß unachtſam, zerſtreut und ungeſchickt, ſprachen falſch, keine Gebärde war mehr richtig, ſie übertrieben wie Schauſpieler die nichts empfinden. Die Pein des guten Mannes wuchs mit jedem Momente, halb eilf Uhr war vorüber; das Weitere zu ſchildern überlaſſen wir ihm ſelbſt.

„Die Glocke ſchlug eilfe, meine Ungeduld war bis zur Verzweiflung geſteigert, ich hoffte nicht mehr, ich fürchtete. Nun war mir bange ſie möchte hereintreten, mit ihrer gewöhnlichen leichten Anmuth ſich flüchtig entſchuldigen, verſichern daß ſie ſehr müde ſey und ſich betragen als würfe ſie mir vor, ich beſchränke ihre Freuden. In mir kehrte ſich alles um und um, und gar vieles, was ich Jahre her geduldet, laſtete wiederkehrend auf meinem Geiſte. Ich fing an ſie zu haſſen, ich wußte kein Betragen zu denken wie ich ſie empfangen ſollte. Die guten Kinder, wie Engelchen herausgeputzt, ſchliefen ruhig auf dem Sopha. Unter meinen Füßen brannte der Boden, ich begriff, ich verſtand mich nicht, und

mir blieb nichts übrig als zu fliehen, bis nur die nächsten Augenblicke überstanden wären. Ich eilte, leicht und festlich angezogen wie ich war, nach der Hausthüre. Ich weiß nicht was ich der guten Alten für einen Vorwand hinstotterte, sie drang mir einen Ueberrock zu, und ich fand mich auf der Straße in einem Zustande, den ich seit langen Jahren nicht empfunden hatte. Gleich dem jüngsten leidenschaftlichen Menschen, der nicht wo ein noch aus weiß, rannt' ich die Gassen hin und wieder. Ich hätte das freie Feld gewonnen, aber ein kalter feuchter Wind blies streng und widerwärtig genug, um meinen Verdruß zu begränzen."

Wir haben, wie an dieser Stelle auffallend zu bemerken ist, die Rechte des epischen Dichters uns anmaßend, einen geneigten Leser nur allzuschnell in die Mitte leidenschaftlicher Darstellung gerissen. Wir sehen einen bedeutenden Mann in häuslicher Verwirrung, ohne von ihm etwas weiter erfahren zu haben; deßhalb wir denn für den Augenblick, um nur einigermaßen den Zustand aufzuklären, uns zu der guten Alten gesellen, horchend was sie allenfalls vor sich hin, bewegt und verlegen, leise murmeln oder laut ausrufen möchte.

„Ich hab' es längst gedacht, ich habe es vorausgesagt, ich habe die gnädige Frau nicht gescheut, sie öfter gewarnt, aber es ist stärker wie sie. Wenn der Herr sich des Tags auf der Kanzley, in der Stadt, auf dem Lande sich in Geschäften abmüdet, so findet er Abends

ein leeres Haus, oder Gesellschaft die ihm nicht zusagt. Sie kann es nicht lassen. Wenn sie nicht immer Menschen, Männer um sich sieht, wenn sie nicht hin- und wiederfährt, sich aus- und umziehen kann, ist es als wenn ihr der Athem ausginge. Heute an ihrem Geburtstag fährt sie früh auf's Land. Gut! wir machen indeß hier alles zurecht; sie verspricht heilig um neun Uhr zu Hause zu seyn; wir sind bereit. Der Herr überhört die Kinder ein auswendig gelerntes artiges Gedicht, sie sind herausgeputzt; Lampen und Lichter, Gesottenes und Gebratenes, an gar nichts fehlt es, aber sie kommt nicht. Der Herr hat viel Gewalt über sich, er verbirgt seine Ungeduld, sie bricht aus. Er entfernt sich aus dem Hause so spät. Warum, ist offenbar; aber wohin? Ich habe ihr oft mit Nebenbuhlerinnen gedroht, ehrlich und redlich. Bisher hab' ich am Herrn nichts bemerkt, eine Schöne paßt ihm längst auf, bemüht sich um ihn. Wer weiß wie er bisher gekämpft hat. Nun bricht's los, dießmal treibt ihn die Verzweiflung, seinen guten Willen nicht anerkannt zu sehen, bei Nacht aus dem Hause, da geb' ich alles verloren. Ich sagt' es ihr mehr als einmal, sie solle es nicht zu weit treiben.

Suchen wir den Freund nun wieder auf und hören ihn selber.

„In dem angesehensten Gasthofe sah' ich unten Licht, klopfte am Fenster und fragte den herausschauenden Kellner mit bekannter Stimme: ob nicht Fremde angekom-

men oder angemeldet seyen? Schon hatte er das Thor geöffnet, verneinte beides und bat mich hereinzutreten. Ich fand es meiner Lage gemäß das Mährchen fortzusetzen, ersuchte ihn um ein Zimmer, das er mir gleich im zweyten Stock einräumte; der erste sollte, wie er meinte, für die erwarteten Fremden bleiben. Er eilte einiges zu veranstalten, ich ließ es geschehen und verbürgte mich für die Zeche. So weit war's vorüber; ich aber fiel wieder in meine Schmerzen zurück; vergegenwärtigte mir alles und jedes, erhöhte und milderte, schalt mich und suchte mich zu fassen, zu besänftigen: ließe sich doch morgen früh alles wieder einleiten; ich dachte mir schon den Tag abermals im gewohnten Gange; dann aber kämpfte sich auf's neue der Verdruß unbändig hervor: ich hatte nie geglaubt daß ich so unglücklich seyn könne."

An dem edlen Manne, den wir hier so unerwartet über einen geringscheinenden Vorfall in leidenschaftlicher Bewegung sehen, haben unsere Leser gewiß schon in dem Grade Theil genommen daß sie nähere Nachricht von seinen Verhältnissen zu erfahren wünschen. Wir benutzen die Pause, die hier in das nächtliche Abenteuer eintritt, indem er stumm und heftig in dem Zimmer auf- und abzugehen fortfährt.

Wir lernen Odoard als den Sprößling eines alten Hauses kennen, auf welchen durch eine Folge von Generationen die edelsten Vorzüge vererbt worden. In

der Militärſchule gebildet ward ihm ein gewandter Anſtand zu eigen, der mit den löblichſten Fähigkeiten verbunden ſeinem Betragen eine ganz beſondere Anmuth verlieh. Ein kurzer Hofdienſt lehrte ihn die äußern Verhältniſſe hoher Perſönlichkeiten gar wohl einſehen, und als er nun hierauf durch früh erworbene Gunſt einer geſandtſchaftlichen Sendung angeſchloſſen die Welt zu ſehen und fremde Höfe zu kennen Gelegenheit hatte, ſo that ſich die Klarheit ſeiner Auffaſſung und glückliches Gedächtniß des Vergangenen bis auf's genaueſte, beſonders aber ein guter Wille in Unternehmungen aller Art auf's baldigſte hervor. Die Leichtigkeit des Ausdrucks in manchen Sprachen, bei einer freien und nicht aufdringlichen Perſönlichkeit, führten ihn von einer Stufe zur andern; er hatte Glück bei allen diplomatiſchen Sendungen, weil er das Wohlwollen der Menſchen gewann und ſich dadurch in den Vortheil ſetzte, Mißhelligkeiten zu ſchlichten, beſonders auch die beiderſeitigen Intereſſen bei gerechter Erwägung vorliegender Gründe zu befriedigen wußte.

Einen ſo vorzüglichen Mann ſich anzueignen war der erſte Miniſter bedacht; er verheirathete ihm ſeine Tochter, ein Frauenzimmer von der heiterſten Schönheit und gewandt in allen höheren geſelligen Tugenden. Allein wie dem Laufe aller menſchlichen Glückſeligkeit ſich je einmal ein Damm entgegenſtellt, der ihn irgendwo zurückdrängt, ſo war es auch hier der Fall. An dem fürſt-

lichen Hofe wurde Prinzessin Sophronie als Mündel erzogen, sie der letzte Zweig ihres Astes, deren Vermögen und Anforderungen, wenn auch Land und Leute an den Oheim zurückfielen, noch immer bedeutend genug blieben, weßhalb man sie denn, um weitläufige Erörterungen zu vermeiden, an den Erbprinzen, der freilich viel jünger war, zu verheirathen wünschte.

Odoard kam in Verdacht einer Neigung zu ihr, man fand, er habe sie in einem Gedichte unter dem Namen Aurora allzu leidenschaftlich gefeyert; hiezu gesellte sich eine Unvorsichtigkeit von ihrer Seite, indem sie mit eigner Charakterstärke gewissen Neckereyen ihrer Gespielinnen trotzig entgegnete: sie müßte keine Augen haben, wenn sie für solche Vorzüge blind seyn sollte.

Durch seine Heirath wurde nun wohl ein solcher Verdacht beschwichtigt, aber durch heimliche Gegner dennoch im Stillen fortgenährt und gelegentlich wieder aufgeregt.

Die Staats- und Erbschaftsverhältnisse, ob man sie gleich so wenig als möglich zu berühren suchte, kamen doch manchmal zur Sprache. Der Fürst nicht sowohl als kluge Räthe hielten es durchaus für nützlich, die Angelegenheit fernerhin ruhen zu lassen, während die stillen Anhänger der Prinzessin sie abgethan und dadurch die edle Dame in größeren Freiheit zu sehen wünschten, besonders da der benachbarte alte König, Sophronien

verwandt und günſtig, noch am Leben ſey und ſich zu väterlicher Einwirkung gelegentlich bereit erwieſen habe.

Odoard kam in Verdacht, bei einer bloß ceremoniellen Sendung dorthin, das Geſchäft das man verſpäten wollte, wieder in Anregung gebracht zu haben. Die Widerſacher bedienten ſich dieſes Vorfalls, und der Schwiegervater, den er von ſeiner Unſchuld überzeugt hatte, mußte ſeinen ganzen Einfluß anwenden, um ihm eine Art von Statthalterſchaft in einer entfernten Provinz zu erwirken. Er fand ſich glücklich daſelbſt, alle ſeine Kräfte konnte er in Thätigkeit ſetzen, es war Nothwendiges, Nützliches, Gutes, Schönes, Großes zu thun, er konnte Dauerndes leiſten, ohne ſich aufzuopfern, anſtatt daß man in jenen Verhältniſſen gegen ſeine Ueberzeugung ſich mit Vorübergehendem beſchäftigend, gelegentlich ſelbſt zu Grunde geht.

Nicht ſo empfand es ſeine Gattin, welche nur in größern Cirkeln ihre Exiſtenz fand und ihm nur ſpäter nothgedrungen folgte. Er betrug ſich ſo ſchonend als möglich gegen ſie und begünſtigte alle Surrogate ihrer bisherigen Glückſeligkeit, des Sommers Landpartien in der Nachbarſchaft, im Winter ein Liebhabertheater, Bälle und was ſie ſonſt einzuleiten beliebte. Ja er duldete einen Hausfreund, einen Fremden, der ſich ſeit einiger Zeit eingeführt hatte, ob er ihm gleich keineswegs gefiel, da er ihm durchaus, bei ſeinem klaren Blick auf Menſchen, eine gewiſſe Falſchheit anzuſehen glaubte.

Von allem dieſem was wir ausſprechen mag in dem gegenwärtigen bedenklichen Augenblick einiges dunkel und trübe, ein anderes klar und deutlich ihm vor der Seele vorübergegangen ſeyn. Genug wenn wir nach dieſer vertraulichen Eröffnung, zu der Friedrichs gutes Gedächtniß den Stoff mitgetheilt, uns abermals zu ihm wenden, ſo finden wir ihn wieder in dem Zimmer heftig auf- und abgehend, durch Gebärden und manche Ausrufungen einen innern Kampf offenbarend.

„In ſolchen Gedanken war ich heftig im Zimmer auf- und abgegangen, der Kellner hatte mir eine Taſſe Bouillon gebracht, deren ich ſehr bedurfte; denn über die ſorgfältigen Anſtalten dem Feſt zu Liebe hatte ich nichts zu mir genommen, und ein köſtlich Abendeſſen ſtand unberührt zu Hauſe. In dem Augenblick hörten wir ein Poſthorn ſehr angenehm die Straße herauf. Der kommt aus dem Gebirge, ſagte der Kellner. Wir fuhren an's Fenſter und ſahen bei'm Schein zweyer helleuchtenden Wagenlaternen vierſpännig, wohlbepackt vorfahren einen Herrſchaftswagen. Die Bedienten ſprangen vom Bocke: da ſind ſie! rief der Kellner, und eilte nach der Thüre. Ich hielt ihn feſt, ihm einzuſchärfen, er ſolle ja nichts ſagen daß ich da ſey, nicht verrathen daß etwas beſtellt worden; er verſprach's und ſprang davon.

„Indeſſen hatte ich verſäumt zu beobachten wer ausgeſtiegen ſey, und eine neue Ungeduld bemächtigte ſich meiner, mir ſchien der Kellner ſäume allzulange mir

Nachricht zu geben. Endlich vernahm ich von ihm, die Gäſte ſeyen Frauenzimmer, eine ältliche Dame von würdigem Anſehen, eine mittlere von unglaublicher Anmuth, ein Kammermädchen, wie man ſie nur wünſchen möchte. Sie fing an, ſagte er, mit Befehlen, fuhr fort mit Schmeicheln und fiel, als ich ihr ſchön that, in ein heiter ſchnippiſches Weſen, das ihr wohl das natürlichſte ſeyn mochte."

„Gar ſchnell bemerkte ich," fährt er fort, „die allgemeine Verwunderung mich ſo alert und das Haus zu ihrem Empfang ſo bereit zu finden, die Zimmer erleuchtet, die Kamine brennend; ſie machten ſich's bequem, im Saale fanden ſie ein kaltes Abendeſſen, ich bot Bouillon an, die ihnen willkommen ſchien."

Nun ſaßen die Damen bei Tiſche, die ältere ſpeiſ'te kaum, die ſchöne Liebliche gar nicht; das Kammermädchen, das ſie Lucie nannten, ließ ſich's wohl ſchmecken und erhob dabei die Vorzüge des Gaſthofes, erfreute ſich der hellen Kerzen, des feinen Tafelzeugs, des Porzellans und aller Geräthſchaften. Am lodernden Kamin hatte ſie ſich früher ausgewärmt und fragte nun den wieder eintretenden Kellner, ob man hier denn immer ſo bereit ſey, zu jeder Stunde des Tags und der Nacht unvermuthet ankommende Gäſte zu bewirthen? Dem jungen gewandten Burſchen ging es in dieſem Falle wie Kindern, die wohl das Geheimniß verſchweigen, aber daß etwas Geheimes ihnen vertraut ſey nicht verbergen kön-

nen. Erſt antwortete er zweydeutig, annähernd ſodann, und zuletzt, durch die Lebhaftigkeit der Joſe, durch Hin- und Wiederreden in die Enge getrieben, geſtand er: es ſey ein Bedienter, es ſey ein Herr gekommen, ſey fortgegangen, wiedergekommen, zuletzt aber entfuhr es ihm, der Herr ſey wirklich oben und gehe beunruhigt auf und ab. Die junge Dame ſprang auf, die andern folgten; es ſollte ein alter Herr ſeyn, meinten ſie haſtig; der Kellner verſicherte dagegen, er ſey jung. Nun zweifelten ſie wieder, er betheuerte die Wahrheit ſeiner Ausſage. Die Verwirrung, die Unruhe vermehrte ſich. Es müſſe der Oheim ſeyn, verſicherte die Schöne; es ſey nicht in ſeiner Art erwiderte die ältere. Niemand als er habe wiſſen können, daß ſie in dieſer Stunde hier eintreffen würden, verſetzte jene beharrlich. Der Kellner aber betheuerte fort und fort, es ſey ein junger anſehnlicher, kräftiger Mann. Lucie ſchwur dagegen auf den Oheim: dem Schalk, dem Kellner ſey nicht zu trauen, er widerſpreche ſich ſchon eine halbe Stunde.

Nach allem dieſem mußte der Kellner hinauf, dringend zu bitten, der Herr möge doch ja eilig herunterkommen, dabei auch zu drohen, die Damen würden heraufſteigen und ſelbſt danken. „Es iſt ein Wirrwarr ohne Gränzen,“ fuhr der Kellner fort; „ich begreife nicht warum Sie zaudern ſich ſehen zu laſſen; man hält Sie für einen alten Oheim den man wieder zu umarmen leidenſchaftlich verlangt. Gehen Sie hinunter, ich bitte.

Sind denn das nicht die Perſonen die Sie erwarteten? Verſchmähen Sie ein allerliebſtes Abenteuer nicht muthwillig; ſehens- und hörenswerth iſt die junge Schöne, es ſind die anſtändigſten Perſonen. Eilen Sie hinunter, ſonſt rücken ſie Ihnen wahrlich auf die Stube.“

Leidenſchaft erzeugt Leidenſchaft. Bewegt wie er war, ſehnte er ſich nach etwas Anderem, Fremdem. Er ſtieg hinab, in Hoffnung mit den Ankömmlingen in heiterem Geſpräch zu erklären, aufzuklären, fremde Zuſtände zu gewahren, ſich zu zerſtreuen, und doch war es ihm, als ging er einem bekannten ahnungsvollen Zuſtand entgegen. Nun ſtand er vor der Thüre; die Damen, die des Oheims Tritt zu hören glaubten, eilten ihm entgegen, er trat ein. Welch' ein Zuſammentreffen! Welch' ein Anblick! Die ſehr Schöne that einen Schrei und warf ſich der ältern um den Hals, der Freund erkannte ſie beide, erſchrak zurück, dann drängt' es ihn vorwärts, er lag zu ihren Füßen und berührte ihre Hand, die er ſogleich wieder losließ, mit dem beſcheidenſten Kuß. Die Sylben: Au-ro-ra! erſtarben auf ſeinen Lippen.

Wenden wir unſern Blick nunmehr nach dem Hauſe unſres Freundes, ſo finden wir daſelbſt ganz eigne Zuſtände. Die gute Alte wußte nicht was ſie thun oder laſſen ſollte; ſie unterhielt die Lampen des Vorhauſes und der Treppe; das Eſſen hatte ſie vom Feuer gehoben, einiges war unwiederbringlich verdorben. Die Kammerjungfer war bei den ſchlafenden Kindern geblieben und hatte die

vielen Kerzen der Zimmer gehütet, ſo ruhig und geduldig als jene verdrießlich hin- und herfahrend.

Endlich rollte der Wagen vor, die Dame ſtieg aus und vernahm, ihr Gemahl ſey vor einigen Stunden abgerufen worden. Die Treppe hinaufſteigend ſchien ſie von der feſtlichen Erleuchtung keine Kenntniß zu nehmen. Nun erfuhr die Alte von einem Bedienten, ein Unglück ſey unterwegs begegnet, der Wagen in einen Graben geworfen worden, und was alles nachher ſich ereignet.

Die Dame trat in's Zimmer: was iſt das für eine Maskerade? ſagte ſie, auf die Kinder deutend. Es hätte Ihnen viel Vergnügen gemacht, verſetzte die Jungfer, wären Sie einige Stunden früher angekommen. Die Kinder, aus dem Schlafe gerüttelt, ſprangen auf und begannen, als ſie die Mutter vor ſich ſahen, ihren eingelernten Spruch. Von beiden Seiten verlegen ging es eine Weile, dann, ohne Aufmunterung und Nachhülfe kam es zum Stocken, endlich brach es völlig ab, und die guten Kleinen wurden mit einigen Liebkoſungen zu Bette geſchickt. Die Dame ſah ſich allein, warf ſich auf den Sopha und brach in bittre Thränen aus.

Doch es wird nun ebenfalls nothwendig von der Dame ſelbſt und von dem wie es ſcheint übel abgelaufenen ländlichen Feſte nähere Nachricht zu geben. Albertine war eine von den Frauenzimmern, denen man unter vier Augen nichts zu ſagen hätte, die man aber ſehr gern in großer Geſellſchaft ſieht. Dort erſcheinen ſie als wahre Zierden des Gan-

Ganzen und als Reizmittel in jedem Augenblick einer Stockung. Ihre Anmuth ist von der Art, daß sie, um sich zu äußern, sich bequem darzuthun, einen gewissen Raum braucht, ihre Wirkungen verlangen ein größeres Publicum, sie bedürfen eines Elements das sie trägt, das sie nöthigt anmuthig zu seyn; gegen den Einzelnen wissen sie sich kaum zu betragen.

Auch hatte der Hausfreund bloß dadurch ihre Gunst und erhielt sich darin, weil er Bewegung auf Bewegung einzuleiten und immerfort, wenn auch keinen großen, doch einen heitern Kreis im Treiben zu erhalten wußte. Bei Rollenaustheilungen wählte er sich die zärtlichen Väter und wußte durch ein anständiges altkluges Benehmen über die jüngeren ersten, zweyten und dritten Liebhaber sich ein Uebergewicht zu verschaffen.

Florine, Besitzerin eines bedeutenden Rittergutes in der Nähe, Winters in der Stadt wohnend, verpflichtet gegen Odoard, dessen staatswirthliche Einrichtung zufälliger- aber glücklicherweise ihrem Landsitz höchlich zu Gute kam und den Ertrag desselben in der Folge bedeutend zu vermehren die Aussicht gab, bezog Sommers ihr Landgut und machte es zum Schauplatze vielfacher anständiger Vergnügungen. Geburtstage besonders wurden niemals verabsäumt und mannichfaltige Feste veranstaltet.

Florine war ein munteres neckisches Wesen, wie es schien nirgends anhänglich, auch keine Anhänglichkeit

fordernd noch verlangend. Leidenſchaftliche Tänzerin, ſchätzte ſie die Männer nur in ſofern ſie ſich gut im Tacte bewegten, ewig rege Geſellſchafterin, hielt ſie denjenigen unerträglich der auch nur einen Augenblick vor ſich hinſah und nachzudenken ſchien; übrigens als heitere Liebhaberin, wie ſie in jedem Stück, jeder Oper nöthig ſind, ſich gar anmuthig darſtellend, weßhalb denn zwiſchen ihr und Albertinen, welche die Anſtändigen ſpielte, ſich nie ein Rangſtreit hervorthat.

Den eintretenden Geburtstag in guter Geſellſchaft zu feyern war aus der Stadt und aus dem Lande umher die beſte Geſellſchaft eingeladen. Einen Tanz, ſchon nach dem Frühſtück begonnen, ſetzte man nach Tafel fort; die Bewegung zog ſich in die Länge, man fuhr zu ſpät ab, und von der Nacht auf ſchlimmem Wege, doppelt ſchlimm weil er eben gebeſſert wurde, ehe man's dachte, ſchon überraſcht, verſah's der Kutſcher und warf in einen Graben. Unſere Schöne mit Florinen und dem Hausfreunde fühlten ſich in ſchlimmer Verwickelung; der letzte wußte ſich ſchnell herauszuwinden, dann über den Wagen ſich biegend rief er: Florine, wo biſt du? Albertine glaubte zu träumen, er faßte hinein und zog Florinen die oben lag ohnmächtig hervor, bemühte ſich um ſie und trug ſie endlich auf kräftigem Arm den wiedergefundenen Weg hin. Albertine ſtak noch im Wagen, Kutſcher und Bediente halfen ihr heraus, und geſtützt auf den letzten ſuchte ſie weiter zu kommen. Der Weg

war ſchlimm, für Tanzſchuhe nicht günſtig; obgleich von dem Burſchen unterſtützt ſtrauchelte ſie jeden Augenblick. Aber im Innern ſah es noch wilder noch wüſter aus. Wie ihr geſchah wußte ſie nicht, begriff ſie nicht.

Allein als ſie in's Wirthshaus trat, in der kleinen Stube Florinen auf dem Bette, die Wirthin und Lelio um ſie beſchäftigt ſah, ward ſie ihres Unglücks gewiß. Ein geheimes Verhältniß zwiſchen dem untreuen Freund und der verrätheriſchen Freundin offenbarte ſich blitzſchnell auf einmal, ſie mußte ſehen wie dieſe, die Augen aufſchlagend, ſich dem Freund um den Hals warf, mit der Wonne einer neu wiederauflebenden zärtlichſten Aneignung, wie die ſchwarzen Augen wieder glänzten, eine friſche Röthe die bläßlichen Wangen auf einmal wieder zierend färbte; wirklich ſah ſie verjüngt, reizend, allerliebſt aus.

Albertine ſtand vor ſich hinſchauend, einzeln, kaum bemerkt; jene erholten ſich, nahmen ſich zuſammen, der Schade war geſchehen, man war denn doch genöthigt ſich wieder in den Wagen zu ſetzen, und in der Hölle ſelbſt könnten widerwärtig Geſinnte, Verrathene mit Verräthern ſo eng nicht zuſammengepackt ſeyn.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16248/374

Eilftes Capitel.

Lenardo ſowohl als Odoard waren einige Tage ſehr lebhaft beſchäftigt, jener, die Abreiſenden mit allem Nöthigen zu verſehen, dieſer, ſich mit den Bleibenden bekannt zu machen, ihre Fähigkeiten zu beurtheilen, um ſie von ſeinen Zwecken hinreichend zu unterrichten. Indeſſen blieb Friedrichen und unſerm Freunde Raum und Ruhe zu ſtiller Unterhaltung. Wilhelm ließ ſich den Plan im allgemeinen vorzeichnen, und da man mit Landſchaft und Gegend genugſam vertraut geworden, auch die Hoffnung beſprochen war, in einem ausgedehnten Gebiete eine große Anzahl Bewohner entwickelt zu ſehen, ſo wendete ſich das Geſpräch, wie natürlich, zuletzt auf das was Menſchen eigentlich zuſammenhält: auf Religion und Sitte. Hierüber konnte denn der heitere Friedrich hinreichende Auskunft geben, und wir würden wohl Dank verdienen, wenn wir das Geſpräch in ſeinem Laufe mittheilen könnten, das durch Frag' und Antwort, durch Einwendung und Berichtigung ſich gar löblich durchſchlang und in mannichfaltigem Schwanken zu dem eigentlichen Zweck gefällig hinbewegte. Indeſſen dürfen wir uns ſo lange nicht aufhalten und geben lieber

gleich die Resultate, als daß wir uns verpflichteten sie erst nach und nach in dem Geiste unsrer Leser hervortreten zu lassen. Folgendes ergab sich als die Quintessenz dessen was verhandelt wurde: Daß der Mensch in's Unvermeidliche sich füge, darauf dringen alle Religionen, jede sucht auf ihre Weise mit dieser Aufgabe fertig zu werden.

Die christliche hilft durch Glaube, Liebe, Hoffnung gar anmuthig nach; daraus entsteht denn die Geduld, ein süßes Gefühl, welch eine schätzbare Gabe das Daseyn bleibe, auch wenn ihm, anstatt des gewünschten Genusses, das widerwärtigste Leiden aufgebürdet wird. An dieser Religion halten wir fest, aber auf eine eigne Weise; wir unterrichten unsre Kinder von Jugend auf von den großen Vortheilen, die sie uns gebracht hat; dagegen von ihrem Ursprung, von ihrem Verlauf geben wir zuletzt Kenntniß. Alsdann wird uns der Urheber erst lieb und werth, und alle Nachricht die sich auf ihn bezieht wird heilig. In diesem Sinne, den man vielleicht pedantisch nennen mag, aber doch als folgerecht anerkennen muß, dulden wir keinen Juden unter uns; denn wie sollten wir ihm den Antheil an der höchsten Cultur vergönnen, deren Ursprung und Herkommen er verläugnet?

Hievon ist unsre Sittenlehre ganz abgesondert, sie ist rein thätig und wird in den wenigen Geboten begriffen: Mäßigung im Willkürlichen, Emsigkeit im Noth-

wendigen. Nun mag ein jeder dieſe lakoniſchen Worte nach ſeiner Art im Lebensgange benutzen, und er hat einen ergiebigen Text zu gränzenloſer Ausführung.

Der größte Reſpect wird allen eingeprägt für die Zeit als für die höchſte Gabe Gottes und der Natur und die aufmerkſamſte Begleiterin des Daſeyns. Die Uhren ſind bei uns vervielfältigt und deuten ſämmtlich mit Zeiger und Schlag die Viertelſtunden an, und um ſolche Zeichen möglichſt zu vervielfältigen geben die in unſerm Lande errichteten Telegraphen, wenn ſie ſonſt nicht beſchädigt ſind, den Lauf der Stunden bei Tag und bei Nacht an, und zwar durch eine ſehr geiſtreiche Verrichtung.

Unſre Sittenlehre, die alſo ganz praktiſch iſt, dringt nun hauptſächlich auf Beſonnenheit, und dieſe wird durch Eintheilung der Zeit, durch Aufmerkſamkeit auf jede Stunde höchlichſt gefördert. Etwas muß gethan ſeyn in jedem Moment, und wie wollt' es geſchehen, achtete man nicht auf das Werk wie auf die Stunde?

In Betracht daß wir erſt anfangen, legen wir großes Gewicht auf die Familienkreiſe. Den Hausvätern und Hausmüttern denken wir große Verpflichtungen zuzutheilen; die Erziehung wird bei uns um ſo leichter, als jeder für ſich ſelbſt Knechte und Mägde, Diener und Dienerinnen ſtellen muß.

Gewiſſe Dinge freilich müſſen nach einer gewiſſen

gleichförmigen Einheit gebildet werden: Leſen, Schreiben, Rechnen mit Leichtigkeit der Maſſe zu überliefern übernimmt der Abbé; ſeine Methode erinnert an den wechſelsweiſen Unterricht, doch iſt ſie geiſtreicher; eigentlich aber kommt alles darauf an, zu gleicher Zeit Lehrer und Schüler zu bilden.

Aber noch eines wechſelſeitigen Unterrichts will ich erwähnen: der Uebung, anzugreifen und ſich zu vertheidigen. Hier iſt Lothario in ſeinem Felde; ſeine Manöver haben etwas Aehnliches von unſern Feldjägern; doch kann er nicht anders als original ſeyn.

Hiebei bemerke ich, daß wir im bürgerlichen Leben keine Glocken, im ſoldatiſchen keine Trommeln haben; dort wie hier iſt Menſchenſtimme, verbunden mit Blasinſtrumenten, hinreichend. Das alles iſt ſchon da geweſen und iſt noch da; die ſchickliche Anwendung deſſelben aber iſt dem Geiſt überlaſſen, der es auch allenfalls wohl erfunden hätte.

„Das größte Bedürfniß eines Staats iſt das einer muthigen Obrigkeit," und daran ſoll es dem unſrigen nicht fehlen; wir alle ſind ungeduldig das Geſchäft anzutreten, munter und überzeugt, daß man einfach anfangen müſſe. So denken wir nicht an Juſtiz, aber wohl an Polizey. Ihr Grundſatz wird kräftig ausgeſprochen: niemand ſoll dem andern unbequem ſeyn; wer ſich unbequem erweiſt wird beſeitigt, bis er begreift wie man ſich anſtellt um geduldet zu werden. Iſt es

was Lebloses, Unvernünftiges in dem Falle, so wird dieß gleichmäßig bei Seite gebracht.

In jedem Bezirk sind drey Policeydirectoren, die alle acht Stunden wechseln, schichtweise, wie im Bergwerk, das auch nicht stillstehen darf, und einer unsrer Männer wird bei Nachtzeit vorzüglich bei der Hand seyn.

Sie haben das Recht zu ermahnen, zu tadeln, zu schelten und zu beseitigen; finden sie es nöthig, so rufen sie mehr oder weniger Geschworne zusammen. Sind die Stimmen gleich, so entscheidet der Vorsitzende nicht, sondern es wird das Loos gezogen, weil man überzeugt ist, daß bei gegeneinander stehenden Meinungen es immer gleichgültig ist, welche befolgt wird.

Wegen der Majorität haben wir ganz eigne Gedanken; wir lassen sie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf, im höhern Sinne haben wir aber nicht viel Zutrauen auf sie. Doch darüber darf ich mich nicht weiter auslassen.

Fragt man nach der höhern Obrigkeit die alles lenkt, so findet man sie niemals an Einem Orte; sie zieht beständig umher, um Gleichheit in den Hauptsachen zu erhalten und in läßlichen Dingen einem jeden seinen Willen zu gestatten. Ist dieß doch schon einmal im Lauf der Geschichte da gewesen: die Deutschen Kaiser zogen umher, und diese Einrichtung ist dem Sinne freier Staaten am allergemäßesten. Wir fürchten uns vor einer Hauptstadt, ob wir schon den Punct in unsern

Besitzungen sehen, wo sich die größte Anzahl von Menschen zusammenhalten wird. Dieß aber verheimlichen wir, dieß mag nach und nach, und wird noch früh genug entstehen.

Dieses sind im allgemeinsten die Puncte, über die man meistens einig ist, doch werden sie bei'm Zusammentreten von mehrern oder auch wenigern Gliedern immer wieder auf's neue durchgesprochen. Die Hauptsache wird aber seyn, wenn wir uns an Ort und Stelle befinden. Den neuen Zustand, der aber dauern soll, spricht eigentlich das Gesetz aus. Unsre Strafen sind gelind; Ermahnung darf sich jeder erlauben der ein gewisses Alter hinter sich hat; mißbilligen und schelten nur der anerkannte Aelteste; bestrafen nur eine zusammenberufene Zahl.

Man bemerkt daß strenge Gesetze sich gar bald abstumpfen und nach und nach loser werden, weil die Natur immer ihre Rechte behauptet. Wir haben läßliche Gesetze um nach und nach strenger werden zu können, unsre Strafen bestehen vorerst in Absonderung von der bürgerlichen Gesellschaft, gelinder, entschiedener, kürzer und länger nach Befund. Wächst nach und nach der Besitz der Staatsbürger, so zwackt man ihnen auch davon ab, weniger oder mehr, wie sie verdienen daß man ihnen von dieser Seite wehe thue.

Allen Gliedern des Bundes ist davon Kenntniß gegeben, und bei angestelltem Examen hat sich gefunden daß

jeder von den Hauptpuncten auf ſich ſelbſt die ſchicklichſte Anwendung macht. Die Hauptſache bleibt nur immer daß wir die Vortheile der Cultur mit hinüber nehmen und die Nachtheile zurücklaſſen. Branntweinſchenken und Leſebibliotheken werden bei uns nicht geduldet; wie wir uns aber gegen Flaſchen und Bücher verhalten will ich lieber nicht eröffnen: dergleichen Dinge wollen gethan ſeyn, wenn man ſie beurtheilen ſoll.

Und in eben dieſem Sinne hält der Sammler und Ordner dieſer Papiere mit andern Anordnungen zurück, welche unter der Geſellſchaft ſelbſt noch als Probleme circuliren, und welche zu verſuchen man vielleicht an Ort und Stelle nicht räthlich findet; um deſto weniger Beifall dürfte man ſich verſprechen, wenn man derſelben hier umſtändlich erwähnen wollte.

Zwölftes Capitel.

Die zu Odoardo's Vortrag angesetzte Frist war gekommen, welcher, nachdem alles versammelt und beruhigt war, folgendermaßen zu reden begann: „Das bedeutende Werk, an welchem Theil zu nehmen ich diese Masse wackerer Männer einzuladen habe, ist Ihnen nicht ganz unbekannt, denn ich habe ja schon im Allgemeinen mit Ihnen davon gesprochen. Aus meinen Eröffnungen geht hervor, daß in der alten Welt so gut wie in der neuen Räume sind, welche einen bessern Anbau bedürfen als ihnen bisher zu Theil ward. Dort hat die Natur große weite Strecken ausgebreitet, wo sie unberührt und eingewildert liegt daß man sich kaum getraut auf sie loszugehen und ihr einen Kampf anzubieten. Und doch ist es leicht für den Entschlossenen, ihr nach und nach die Wüsteneyen abzugewinnen und sich eines theilweisen Besitzes zu versichern. In der alten Welt ist es das Umgekehrte. Hier ist überall ein theilweiser Besitz schon ergriffen, mehr oder weniger, durch undenkliche Zeit das Recht dazu geheiligt; und wenn dort das Gränzenlose als unüberwindliches Hinderniß erscheint, so setzt hier das Einfachbegränzte beinahe noch

schwerer zu überwindende Hindernisse entgegen. Die Natur ist durch Emsigkeit der Menschen, durch Gewalt oder Ueberredung zu nöthigen.

„Wird der einzelne Besitz von der ganzen Gesellschaft für heilig geachtet, so ist er es dem Besitzer noch mehr. Gewohnheit, jugendliche Eindrücke, Achtung für Verfahren, Abneigung gegen den Nachbar und hunderterlei Dinge sind es, die den Besitzer starr und gegen jede Veränderung widerwillig machen. Je älter dergleichen Zustände sind, je verflochtener, je getheilter, desto schwieriger wird es, das Allgemeine durchzuführen, das, indem es dem Einzelnen etwas nähme, dem Ganzen und durch Rück- und Mitwirkung auch jenem wieder unerwartet zu Gute käme.

„Schon mehrere Jahre steh' ich im Namen meines Fürsten einer Provinz vor, die, von seinen Staaten getrennt, lange nicht so wie es möglich wäre benutzt wird. Eben diese Abgeschlossenheit oder Eingeschlossenheit, wenn man will, hindert, daß bisher keine Anstalt sich treffen ließ, die den Bewohnern Gelegenheit gegeben hätte, das was sie vermögen nach außen zu verbreiten, und von außen zu empfangen was sie bedürfen.

„Mit unumschränkter Vollmacht gebot ich in diesem Lande. Manches Gute war zu thun, aber doch immer nur ein beschränktes; dem Bessern waren überall Riegel vorgeschoben, und das Wünschenswertheste schien in einer andern Welt zu liegen.

„Ich hatte keine andere Verpflichtung als gut Haus zu halten. Was iſt leichter als das! Eben ſo leicht iſt es Mißbräuche zu beſeitigen, menſchlicher Fähigkeiten ſich zu bedienen, den Beſtrebſamen nachzuhelfen. Dieß alles ließ ſich mit Verſtand und Gewalt recht bequem leiſten, dieß alles that ich gewiſſermaßen von ſelbſt. Aber wohin beſonders meine Aufmerkſamkeit, meine Sorge ſich richtete, dieß waren die Nachbarn, die nicht mit gleichen Geſinnungen, am wenigſten mit gleicher Ueberzeugung, ihre Landestheile regierten und regieren ließen.

„Beinahe hätte ich mich reſignirt und mich innerhalb meiner Lage am beſten gehalten und das Herkömmliche, ſo gut als es ſich thun ließ, benutzt, aber ich bemerkte auf einmal, das Jahrhundert komme mir zu Hülfe. Jüngere Beamte wurden in der Nachbarſchaft angeſtellt, ſie hegten gleiche Geſinnungen, aber freilich nur im Allgemeinen wohlwollend, und pflichteten nach und nach meinen Planen zu allſeitiger Verbindung um ſo eher bei, als mich das Loos traf, die größeren Aufopferungen zuzugeſtehen, ohne daß gerade jemand merkte, auch der größere Vortheil neige ſich auf meine Seite.

„So ſind nun unſer Drey über anſehnliche Landesſtrecken zu gebieten befugt, unſre Fürſten und Miniſter ſind von der Redlichkeit und Nützlichkeit unſrer Vorſchläge überzeugt; denn es gehört freilich mehr dazu, ſeinen Vortheil im Großen als im Kleinen zu überſehen. Hier

zeigt uns immer die Nothwendigkeit was wir zu thun und zu laſſen haben, und da iſt denn ſchon genug, wenn wir dieſen Maßſtab an's Gegenwärtige legen; dort aber ſollen wir eine Zukunft erſchaffen, und wenn auch ein durchdringender Geiſt den Plan dazu fände, wie kann er hoffen, andere darin einſtimmen zu ſehen?

„Noch würde dieß dem Einzelnen nicht gelingen; die Zeit welche die Geiſter frei macht, öffnet zugleich ihren Blick in's Weitere, und im Weiteren läßt ſich das Größere leicht erkennen, und eins der ſtärkſten Hinderniſſe menſchlicher Handlungen wird leichter zu entfernen. Dieſes beſteht nämlich darin, daß die Menſchen wohl über die Zwecke einig werden, viel ſeltener aber über die Mittel, dahin zu gelangen. Denn das wahre Große hebt uns über uns ſelbſt hinaus und leuchtet uns vor wie ein Stern; die Wahl der Mittel aber ruft uns in uns ſelbſt zurück, und da wird der Einzelne gerade wie er war, und fühlt ſich eben ſo iſolirt, als hätt' er vorher nicht in's Ganze geſtimmt.

„Hier alſo haben wir zu wiederholen: das Jahrhundert muß uns zu Hülfe kommen, die Zeit an die Stelle der Vernunft treten, und in einem erweiterten Herzen der höhere Vortheil den niedern verdrängen.

„Hier ſey es genug, und wär' es zu viel für den Augenblick, in der Folge werd' ich einen jeden Theilnehmer daran erinnern. Genaue Vermeſſungen ſind geſchehen, die Straßen bezeichnet, die Puncte beſtimmt, wo man

die Gasthöfe, und in der Folge vielleicht die Dörfer heranrückt. Zu aller Art von Baulichkeiten ist Gelegenheit, ja Nothwendigkeit vorhanden. Treffliche Baumeister und Techniker bereiten alles vor; Risse und Anschläge sind gefertigt; die Absicht ist, größere und kleinere Accorde abzuschließen, und so mit genauer Controle die bereitliegenden Geldsummen, zur Verwunderung des Mutterlandes, zu verwenden. Da wir denn der schönsten Hoffnung leben, es werde sich eine vereinte Thätigkeit nach allen Seiten von nun an entwickeln.

„Worauf ich nun aber die sämmtlichen Theilnehmer aufmerksam zu machen habe, weil es vielleicht auf ihre Entschließung Einfluß haben könnte, ist die Einrichtung, die Gestalt, in welche wir alle Mitwirkenden vereinigen und ihnen eine würdige Stellung unter sich und gegen die übrige bürgerliche Welt zu schaffen gedenken.

„Sobald wir jenen bezeichneten Boden betreten, werden die Handwerke sogleich für Künste erklärt und durch die Bezeichnung „strenge Künste" von den „freien" entschieden getrennt und abgesondert. Dießmal kann hier nur von solchen Beschäftigungen die Rede seyn welche den Aufbau sich zur Angelegenheit machen; die sämmtlichen hier anwesenden Männer, jung und alt, bekennen sich zu dieser Classe.

„Zählen wir sie her in der Folge wie sie den Bau in die Höhe richten und nach und nach zur Wohnbarkeit befördern.

„Die Steinmetzen nenn' ich voraus, welche den Grund und Eckstein vollkommen bearbeiten, den sie mit Beihülfe der Maurer am rechten Ort in der genauesten Bezeichnung niedersenken. Die Maurer folgen hierauf, die auf den streng untersuchten Grund das Gegenwärtige und Zukünftige wohl befestigen. Früher oder später bringt der Zimmermann seine vorbereiteten Contignationen herbei, und so steigt nach und nach das Beabsichtigte in die Höhe. Den Dachdecker rufen wir eiligst herbei; im Innern bedürfen wir des Tischers, Glasers, Schlossers, und wenn ich den Tüncher zuletzt nenne, so geschieht es weil er mit seiner Arbeit zur verschiedensten Zeit eintreten kann, um zuletzt dem Ganzen in- und auswendig einen gefälligen Schein zu geben. Mancher Hülfsarbeiten gedenk' ich nicht, nur die Hauptsache verfolgend.

„Die Stufen von Lehrling, Gesell und Meister müssen auf's strengste beobachtet werden; auch können in diesen viele Abstufungen gelten, aber Prüfungen können nicht sorgfältig genug seyn. Wer herantritt weiß, daß er sich einer strengen Kunst ergibt und er darf keine läßlichen Forderungen von ihr erwarten; ein einziges Glied, das in einer großen Kette bricht, vernichtet das Ganze. Bei großen Unternehmungen wie bei großen Gefahren muß der Leichtsinn verbannt seyn.

„Gerade hier muß die strenge Kunst der freien zum Muster dienen und sie zu beschämen trachten. Sehen wir

wir die ſogenannten freien Künſte an, die doch eigentlich in einem höhern Sinne zu nehmen und zu nennen ſind, ſo findet man, daß es ganz gleichgültig iſt, ob ſie gut oder ſchlecht betrieben werden. Die ſchlechteſte Statue ſteht auf ihren Füßen wie die beſte, eine gemahlte Figur ſchreitet mit verzeichneten Füßen gar munter vorwärts, ihre mißgeſtalteten Arme greifen gar kräftig zu, die Figuren ſtehen nicht auf dem richtigen Plan und der Boden fällt deßwegen nicht zuſammen. Bei der Muſik iſt es noch auffallender; die gellende Fidel einer Dorfſchenke erregt die wackern Glieder auf's kräftigſte, und wir haben die unſchicklichſten Kirchenmuſiken gehört bei denen der Gläubige ſich erbaute. Wollt ihr nun gar auch die Poeſie zu den freien Künſten rechnen, ſo werdet ihr freilich ſehen, daß dieſe kaum weiß wo ſie eine Gränze finden ſoll. Und doch hat jede Kunſt ihre innern Geſetze, deren Nichtbeobachtung aber der Menſchheit keinen Schaden bringt; dagegen die ſtrengen Künſte dürfen ſich nichts erlauben. Den freien Künſtler darf man loben, man kann an ſeinen Vorzügen Gefallen finden, wenn gleich ſeine Arbeit bei näherer Unterſuchung nicht Stich hält.

„Betrachten wir aber die beiden, ſowohl die freien als ſtrengen Künſte, in ihren vollkommenſten Zuſtänden, ſo hat ſich dieſe vor Pedanterey und Bocksbeuteley jene vor Gedankenloſigkeit und Pfuſcherey zu hüten. Wer ſie zu leiten hat wird hierauf aufmerkſam machen,

Mißbräuche und Mängel werden dadurch verhütet werden.

„Ich wiederhole mich nicht, denn unser ganzes Leben wird eine Wiederholung des Gesagten seyn; ich bemerke nur noch folgendes: Wer sich einer strengen Kunst ergibt muß sich ihr für's Leben widmen. Bisher nannte man sie Handwerk, ganz angemessen und richtig; die Bekenner sollten mit der Hand wirken, und die Hand, soll sie das, so muß ein eigenes Leben sie beseelen, sie muß eine Natur für sich seyn, ihre eignen Gedanken, ihren eignen Willen haben, und das kann sie nicht auf vielerlei Weise."

Nachdem der Redende mit hinzugefügten guten Worten geschlossen hatte, richteten die sämmtlichen Anwesenden sich auf, und die Gewerke, anstatt abzuziehen, bildeten einen regelmäßigen Kreis vor der Tafel der anerkannten Oberen. Odoard reichte den Sämmtlichen ein gedrucktes Blatt umher, wovon sie, nach einer bekannten Melodie, mäßig munter ein zutrauliches Lied sangen:

Bleiben. Geben. Geben. Bleiben.
Sey fortan dem Tüchtigen gleich.
Wo wir Nützliches betreiben
Ist der wertheste Bereich
Dir zu folgen wird ein Leichtes.
Wer gebieret der erreicht es.
Zeig' ein festes Vaterland.
Heil dem Führer! Heil dem Band!

Du vertheilest Kraft und Bürde
Und erwägst es ganz genau.
Gibst dem Alten Rath und Würde.
Jünglingen Geschäft und Frau.
Wechselseitiges Vertrauen
Wird ein reinlich Häuschen bauen.
Schließen Hof und Gartenzaun.
Auch der Nachbarschaft vertrau'n.

Wo an wohlgebahnten Straßen
Man in neuer Scente weilt.
Wo dem Fremdling reicher Maßen
Ackerfeld ist zugetheilt.
Siedeln wir uns an mit andern.
Eilet, eilet, einzuwandern
In das feste Vaterland.
Heil dir Führer! Heil dir Band!

Dreyzehntes Capitel.

Eine vollkommene Stille ſchloß ſich an dieſe lebhafte Bewegung der vergangenen Tage. Die drey Freunde blieben allein gegen einander über ſtehen, und es ward gar bald merkbar daß zwey von ihnen, Lenardo und Friedrich, von einer ſonderbaren Unruhe bewegt wurden; ſie verbargen nicht, daß beide ungeduldig ſeyen für ihren Theil in der Abreiſe von dieſem Ort ſich gehindert zu ſehen. Sie erwarteten einen Boten, hieß es, und es kam indeſſen nichts Vernünftiges, nichts Entſcheidendes zur Sprache.

Endlich kommt der Bote, ein bedeutendes Paket überbringend, worüber ſich Friedrich ſogleich herwirft um es zu eröffnen. Lenardo hält ihn ab und ſpricht: „laß es unberührt, leg' es vor uns nieder auf den Tiſch; wir wollen es anſehen, denken und vermuthen was es enthalten möge. Denn unſer Schickſal iſt ſeiner Beſtimmung näher, und wenn wir nicht ſelbſt Herren darüber ſind, wenn es von dem Verſtande, von den Empfindungen anderer abhängt, ein Ja oder Nein, ein ſo oder ſo zu erwarten iſt, dann ziemt es ruhig zu ſtehen, ſich zu faſſen, ſich zu fragen ob man es erdulden würde

als wenn es ein sogenanntes Gottesurtheil wäre, wo uns auferlegt ist die Vernunft gefangen zu nehmen."

„Du bist nicht so gefaßt als du scheinen willst," versetzte Friedrich, „bleibe deßwegen allein mit deinen Geheimnissen und schalte darüber nach Belieben, mich berühren sie auf alle Fälle nicht; aber laß mich indeß diesem alten geprüften Freunde den Inhalt offenbaren und die zweifelhaften Zustände verlegen, die wir ihm schon so lange verheimlicht haben. Mit diesen Worten riß er unsern Freund mit sich weg und schon unterwegs rief er aus: sie ist gefunden, längst gefunden! und es ist nur die Frage wie es mit ihr werden soll."

„Das wußt' ich schon," sagte Wilhelm: „denn Freunde offenbaren einander gerade das am deutlichsten was sie einander verschweigen; die letzte Stelle des Tagebuchs, wo sich Lenardo gerade mitten im Gebirg des Briefes erinnert den ich ihm schrieb, rief mir in der Einbildungskraft im ganzen Umgange des Geistes und Gefühls jenes gute Wesen hervor; ich sah ihn schon mit dem nächsten Morgen sich ihr nähern, sie anerkennen und was daraus mochte gefolgt seyn. Da will ich denn aber aufrichtig gestehen daß nicht Neugierde, sondern ein redlicher Antheil, den ich ihr gewidmet habe, mich über euer Schweigen und Zurückhalten beunruhigte."

„Und in diesem Sinne," rief Friedrich, „bist du gerade bei diesem angekommenen Paket hauptsächlich mit interessirt; der Verfolg des Tagebuchs war an Makarien

gesandt und man wollte dir durch Erzählung das ernst-anmuthige Ereigniß nicht verkümmern. Nun sollst du's auch gleich haben; Lenarde hat gewiß indessen ausgepackt und das braucht er nicht zu seiner Aufklärung."

Friedrich sprang hiermit nach alter Art hinweg, sprang wieder herbei und brachte das versprochene Heft; „nun muß ich aber auch erfahren," rief er, „was aus uns werden wird." Hiemit war er wieder entsprungen und Wilhelm las:

Lenardo's Tagebuch.

Fortsetzung.

Freitag den 19ten.

Da man heute nicht säumen durfte um zeitig zu Frau Susanne zu gelangen, so frühstückte man eilig mit der ganzen Familie, dankte, mit versteckten Glückwünschen, und hinterließ dem Geschirrfasser, welcher zurückblieb, die den Jungfrauen zugedachten Geschenke, etwas reichlicher und bräutlicher als die vorgestrigen, sie ihm heimlich zuschiebend, worüber der gute Mann sich sehr erfreut zeigte.

Dießmal war der Weg frühe zurückgelegt; nach einigen Stunden erblickten wir in einem ruhigen, nicht allzuweiten, flachen Thale, dessen eine felsige Seite von

Wellen des klarſten Sees leicht beſpült ſich widerſpiegelte, wohl und anſtändig gebaute Häuſer, um welche ein beſſerer, ſorgfältig gewälzter Boden, bei ſonniger Lage, einiges Gartenwerk begünſtigte. In das Haupthaus durch den Garnboten eingeführt und Frau Suſannen vorgeſtellt, fühlte ich etwas ganz Eigenes als ſie uns freundlich anſprach und verſicherte: es ſey ihr ſehr angenehm daß wir Freitags kämen, als dem ruhigſten Tage der Woche, da Donnerſtags Abends die gefertigte Waare zum See und in die Stadt geführt werde. Dem einfallenden Garnboten welcher ſagte: „die bringt wohl Daniel jederzeit hinunter!“ verſetzte ſie: „gewiß, er verſteht das Geſchäft ſo löblich und treu als wenn es ſein eigenes wäre.“ „Iſt doch auch der Unterſchied nicht groß,“ verſetzte jener; übernahm einige Aufträge von der freundlichen Wirthin und eilte ſeine Geſchäfte in den Seitenthälern zu vollbringen, verſprach in einigen Tagen wieder zu kommen und mich abzuholen.

Mir war indeſſen ganz wunderlich zu Muthe; mich hatte gleich bei'm Eintritt eine Ahnung befallen daß es die Erſehnte ſey; bei'm längeren Hinblick war ſie es wieder nicht, konnte es nicht ſeyn, und doch bei'm Wegblicken, oder wenn ſie ſich umkehrte war ſie es wieder; eben wie im Traum Erinnerung und Phantaſie ihr Weſen gegen einander treiben.

Einige Spinnerinnen, die mit ihrer Wochenarbeit gezögert hatten, brachten ſie nach; die Herrin, mit

freundlichster Ermahnung zum Fleiße, marktete mit ihnen, überließ aber, um sich mit dem Gast zu unterhalten, das Geschäft an zwey Mädchen, welche sie Gretchen und Lieschen nannte, und welche ich um desto aufmerksamer betrachtete als ich ausforschen wollte wie sie mit der Schilderung des Geschirrfassers allenfalls zusammentrafen. Diese beiden Figuren machten mich ganz irre und zerstörten alle Aehnlichkeit zwischen der Gesuchten und der Hausfrau.

Aber ich beobachtete diese nur desto genauer und sie schien mir allerdings das würdigste, liebenswürdigste Wesen von allen die ich auf meiner Gebirgsreise erblickte. Schon war ich von dem Gewerbe unterrichtet genug um mit ihr über das Geschäft, welches sie gut verstand, mit Kenntniß sprechen zu können; meine einsichtige Theilnahme erfreute sie sehr, und als ich fragte: woher sie ihre Baumwolle beziehe, deren großen Transport über's Gebirg ich vor einigen Tagen gesehen; so erwiderte sie, daß eben dieser Transport ihr einen ansehnlichen Vorrath mitgebracht. Die Lage ihres Wohnorts sey auch deßhalb so glücklich, weil die nach dem See hinunterführende Hauptstraße etwa nur eine Viertelstunde ihres Thals hinabwärts vorbeigehe, wo sie denn entweder in Person, oder durch einen Factor, die ihr von Triest bestimmten und adressirten Ballen in Empfang nehme; wie denn das vorgestern auch geschehen.

Sie ließ nun den neuen Freund in einen großen lüf-

rigen Keller hineinsehen, wo der Vorrath aufgehoben wird, damit die Baumwolle nicht zu sehr austrockne, an Gewicht verliere und weniger geschmeidig werde. Dann fand ich auch was ich schon im Einzelnen kannte meistentheils hier versammelt; sie deutete nach und nach auf dieß und jenes, und ich nahm verständigen Antheil. Indessen wurde sie stiller, aus ihren Fragen konnt' ich errathen, sie vermuthe daß ich vom Handwerk sey. Denn sie sagte, da die Baumwolle so eben angekommen, so erwarte sie nun bald einen Commis oder Theilnehmer der Triester Handlung, der nach einer bescheidenen Ansicht ihres Zustandes die schuldige Geldpost abholen werde; diese liege bereit, für einen jeden welcher sich legitimiren könne.

Einigermaßen verlegen suchte ich auszuweichen und blickte ihr nach als sie eben einiges anzuordnen durch's Zimmer ging; sie erschien mir wie Penelope unter den Mägden.

Sie kehrt zurück und mich dünkt es sey was Eigenes in ihr vorgegangen. — „Sie sind denn nicht vom Kaufmannsstande?" sagte sie, „ich weiß nicht woher mir das Vertrauen kommt, und wie ich mich unterfangen mag, das Ihrige zu verlangen; erdringen will ich's nicht, aber gönnen Sie mir's wie es ihnen um's Herz ist." Dabei sah mich ein fremdes Gesicht mit so ganz bekannten erkennenden Augen an, daß ich mich ganz durchdrungen fühlte und mich kaum zu fassen wußte.

Meine Kniee, mein Verstand wollten mir versagen, als man sie glücklicherweise sehr eilig abrief. Ich konnte mich erholen, meinen Vorsatz stärken so lang als möglich an mich zu halten; denn es schwebte mir vor als wenn abermals ein unseliges Verhältniß mich bedrohe.

Gretchen, ein gesetztes freundliches Kind, führte mich ab, mir die künstlichen Gewebe vorzuzeigen; sie that es verständig und ruhig, ich schrieb, um ihr Aufmerksamkeit zu beweisen, was sie mir vorsagte in meine Schreibtafel, wo es noch steht zum Zeugniß eines bloß mechanischen Verfahrens, denn ich hatte ganz anderes im Sinne; es lautet folgendermaßen:

„Der Eintrag von getretener sowohl als gezogener Weberey geschieht je nachdem das Muster es erfordert mit weißem lose gedrehtem sogenannten Muggengarn, mitunter auch mit Türkischroth gefärbten, deßgleichen mit blauen Garnen, welche ebenfalls zu Streifen und Blumen verbraucht werden.

„Bei'm Scheeren ist das Gewebe auf Walzen gewunden, die einen tischförmigen Rahmen bilden, um welchen her mehrere arbeitende Personen sitzen."

Lieschen, die unter den Scheerenden gesessen, steht auf, gesellt sich zu uns, ist geschäftig drein zu reden und zwar auf eine Weise, um jene durch Widerspruch nur irre zu machen; und als ich Gretchen dessen ungeachtet mehr Aufmerksamkeit bewies, so fuhr Lieschen umher um etwas zu holen, zu bringen und streifte dabei,

ohne durch die Enge des Raums genöthigt zu seyn, mit ihrem zarten Ellebogen zweymal merklich bedeutend an meinem Arm hin, welches mir nicht sonderlich gefallen wollte.

Die Gute-Schöne (sie verdient überhaupt, besonders aber alsdann so zu heißen, wenn man sie mit den übrigen vergleicht) holte mich in den Garten ab, wo wir der Abendsonne genießen sollten, eh' sie sich hinter das Gebirg versteckte. Ein Lächeln schwebte um ihre Lippen, wie es wohl erscheint wenn man etwas Erfreuliches zu sagen zaudert; auch mir war es in dieser Verlegenheit gar lieblich zu Muthe. Wir gingen neben einander her, ich getraute mir nicht ihr die Hand zu reichen, so gern ich's gethan hätte; wir schienen uns beide vor Worten und Zeichen zu fürchten, wodurch der glückliche Fund nur allzubald in's Gemeine offenbar werden könnte. Sie zeigte mir einige Blumentöpfe, worin ich strack aufgekeimte Baumwollenstauden erkannte. — „So nähren und pflegen wir die für unser Geschäfte unnützen ja widerwärtigen Samenkörner, die, mit der Baumwolle, einen so weiten Weg zu uns machen. Es geschieht aus Dankbarkeit und es ist ein eigen Vergnügen dasjenige lebendig zu sehen, dessen abgestorbene Reste unser Daseyn belebt. Sie sehen hier den Anfang, die Mitte ist Ihnen bekannt, und heute Abend, wenn's Glück gut ist, einen erfreulichen Abschluß.

„Wir als Fabricanten selbst oder ein Factor bringen unsre die Woche über eingegangene Waare Donnerstag

Abends in das Marktschiff und langen so, in Gesellschaft von andern die gleiches Geschäft treiben, mit dem frühesten Morgen am Freitag in der Stadt an. Hier trägt nun ein jeder seine Waare zu den Kaufleuten die im Großen handeln, und sucht sie so gut als möglich abzusetzen, nimmt auch wohl den Bedarf von roher Baumwolle allenfalls an Zahlungsstatt.

„Aber nicht allein den Bedarf an rohen Stoffen für die Fabricatien nebst dem baaren Verdienst holen die Marktleute in der Stadt, sondern sie versehen sich auch mit allerlei andern Dingen zum Bedürfniß und Vergnügen. Wo einer aus der Familie in die Stadt zu Markte gefahren, da sind Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche, ja sogar oft Angst und Furcht rege. Es entsteht Sturm und Gewitter und man ist besorgt, das Schiff nehme Schaden! Die Gewinnsüchtigen harren und möchten erfahren wie der Verkauf der Waaren ausgefallen und berechnen schon im voraus die Summe des reinen Erwerbs; die Neugierigen warten auf die Neuigkeiten aus der Stadt, die Putzliebenden auf die Kleidungsstücke oder Modesachen die der Reisende etwa mitzubringen Auftrag hatte; die Leckern endlich und besonders die Kinder auf die Eßwaaren und wenn es auch nur Semmeln wären.

„Die Abfahrt aus der Stadt verzieht sich gewöhnlich bis gegen Abend, dann belebt sich der See allmählich und die Schiffe gleiten segelnd, oder durch die Kraft

der Ruder getrieben, über seine Fläche hin; jedes bemüht sich dem andern vorzukommen; und die denen es gelingt verhöhnen wohl scherzend die welche zurück zu bleiben sich genöthigt sehen.

„Es ist ein erfreuliches schönes Schauspiel um die Fahrt auf dem See, wenn der Spiegel desselben mit den anliegenden Gebirgen vom Abendroth erleuchtet sich warm und allmählich tiefer und tiefer schattirt, die Sterne sichtbar werden, die Abendberglocken sich hören lassen, in den Dörfern am Ufer sich Lichter entzünden, im Wasser widerscheinend, dann der Mond aufgeht und seinen Schimmer über die kaum bewegte Fläche streut. Das reiche Gelände flieht vorüber, Dorf um Dorf, Gehöft um Gehöft bleiben zurück, endlich in die Nähe der Heimath gekommen wird in ein Horn gestoßen und sogleich sieht man im Berg hier und dort Lichter erscheinen, die sich nach dem Ufer herab bewegen, ein jedes Haus das einen Angehörigen im Schiffe hat sendet jemanden um das Gepäck tragen zu helfen.

„Wir liegen höher hinauf, aber jedes von uns hat oft genug diese Fahrt mitbestanden, und was das Geschäft betrifft so sind wir alle von gleichem Interesse."

Ich hatte ihr mit Verwunderung zugehört, wie gut und schön sie das alles sprach und konnte mich der offenen Bemerkung nicht enthalten: wie sie in dieser rauhen Gegend, bei einem so mechanischen Geschäft, zu solcher Bildung habe gelangen können? Sie versetzte, mit einem

allerliebſten, beinahe ſchalkhaften Lächeln vor ſich hinſehend: „ich bin in einer ſchönern und freundlichern Gegend geboren, wo vorzügliche Menſchen herrſchen und hauſen, und ob ich gleich als Kind mich wild und unbändig erwies, ſo war doch der Einfluß geiſtreicher Beſitzer auf ihre Umgebung unverkennbar. Die größte Wirkung jedoch auf ein junges Weſen that eine fromme Erziehung, die ein gewiſſes Gefühl des Rechtlichen und Schicklichen, als von Allgegenwart göttlicher Liebe getragen, in mir entwickelte. Wir wanderten aus," fuhr ſie fort — das feine Lächeln verließ ihren Mund, eine unterdrückte Thräne füllte das Auge — „wir wanderten weit, weit, von einer Gegend zur andern, durch fromme Fingerzeige und Empfehlungen geleitet; endlich gelangten wir hierher, in dieſe höchſt thätige Gegend; das Haus, worin Sie mich finden war von gleichgeſinnten Menſchen bewohnt, man nahm uns traulich auf, mein Vater ſprach dieſelbe Sprache, in demſelben Sinn, wir ſchienen bald zur Familie zu gehören.

„In allen Haus- und Handwerksgeſchäften griff ich tüchtig ein, und alles über welches Sie mich nun gebieten ſehen habe ich ſtufenweiſe gelernt, geübt und vollbracht. Der Sohn des Hauſes, wenig Jahre älter als ich, wohlgebaut und ſchön von Antlitz, gewann mich lieb und machte mich zu ſeiner Vertrauten. Er war von tüchtiger und zugleich feiner Natur; die Frömmigkeit, wie ſie im Hauſe geübt wurde, fand bei ihm kei-

nen Eingang, sie genügte ihm nicht, er las heimlich Bücher, die er sich in der Stadt zu verschaffen wußte, von der Art die dem Geist eine allgemeinere freiere Richtung geben, und da er bei mir gleichen Trieb, gleiches Naturell vermerkte, so war er bemüht nach und nach mir dasjenige mitzutheilen, was ihn so innig beschäftigte. Endlich da ich in alles einging, hielt er nicht länger zurück mir sein ganzes Geheimniß zu eröffnen, und wir waren wirklich ein ganz wunderliches Paar, welches auf einsamen Spaziergängen sich nur von solchen Grundsätzen unterhielt welche den Menschen selbstständig machen, und dessen wahrhaftes Neigungsverhältniß nur darin zu bestehen schien, einander wechselseitig in solchen Gesinnungen zu bestärken, wodurch die Menschen sonst von einander völlig entfernt werden."

Ob ich gleich sie nicht scharf ansah, sondern nur von Zeit zu Zeit wie zufällig aufblickte, bemerkt' ich doch mit Verwunderung und Antheil, daß ihre Gesichtszüge durchaus den Sinn ihrer Worte zugleich ausdrückten. Nach einem augenblicklichen Stillschweigen erheiterte sich ihr Gesicht: „ich muß," sagte sie „auf Ihre Hauptfrage ein Bekenntniß thun und damit Sie meine Wohlredenheit, die manchmal nicht ganz natürlich scheinen möchte, sich besser erklären können.

„Leider mußten wir beide uns vor den übrigen verstellen, und ob wir gleich uns sehr hüteten nicht zu lügen und im groben Sinne falsch zu seyn, so waren wir

es doch im zartern, indem wir den vielbesuchten Brüder- und Schwesterversammlungen nicht beizuwohnen irgends Entschuldigung finden konnten. Weil wir aber dabei gar manches gegen unsere Ueberzeugung hören mußten, so ließ er mich sehr bald begreifen und einsehen, daß nicht alles vom freien Herzen gehe, sondern daß viel Wortkram, Bilder, Gleichnisse, herkömmliche Redensarten und wiederholt anklingende Zeilen sich immerfort wie um eine gemeinsame Achse herumdrehten. Ich merkte nun besser auf und machte mir die Sprache so zu eigen daß ich allenfalls eine Rede so gut als irgend ein Vorsteher hätte halten wollen. Erst ergötzte der Gute sich daran, endlich beim Ueberdruß ward er ungeduldig, daß ich ihn zu beschwichtigen den entgegengesetzten Weg einschlug, ihm nur desto aufmerksamer zuhörte, ihm seinen herzlich treuen Vortrag wohl acht Tage später wenigstens mit annähernder Freiheit und nicht ganz unähnlichem geistigem Wesen zu wiederholen wußte.

„So wuchs unser Verhältniß zum innigsten Bande und eine Leidenschaft zu irgend einem erkennbaren Wahren, Guten, so wie zu möglicher Ausübung desselben war eigentlich was uns vereinigte.

„Indem ich nun bedenke was Sie veranlaßt haben mag zu einer solchen Erzählung mich zu bewegen, so war es meine lebhafte Beschreibung vom glücklich vollbrachten Markttage. Verwundern Sie sich darüber nicht; denn gerade war es eine frohe herzliche Betrachtung bei der

der und erhabener Naturſcenen, was mich und meinen Bräutigam in ruhigen und geſchäftloſen Stunden am ſchönſten unterhielt. Treffliche vaterländiſche Dichter hatten das Gefühl in uns erregt und genährt, Hallers Alpen, Geßners Idyllen, Kleiſts Frühling, wurden oft von uns wiederholt, und wir betrachteten die uns umgebende Welt bald von ihrer anmuthigen, bald von ihrer erhabenen Seite.

„Noch gern erinnere ich mich wie wir beide, ſcharf- und weitſichtig, uns um die Wette und oft haſtig auf die bedeutenden Erſcheinungen der Erd- und des Himmels aufmerkſam zu machen ſuchten, einander vorzueilen und zu überbieten trachteten. Dieß war die ſchönſte Erholung, nicht nur vom täglichen Geſchäft, ſondern auch von jenen ernſten Geſprächen, die uns oft nur zu tief in unſer eigenes Innere verſenkten, und uns dort zu beunruhigen drohten.

„In dieſen Tagen kehrte ein Reiſender bei uns ein, wahrſcheinlich unter geborgtem Namen, wir dringen nicht weiter in ihn, da er ſogleich durch ſein Weſen uns Vertrauen einflößt, da er ſich im Ganzen höchſt ſittlich benimmt, ſo wie anſtändig aufmerkſam in unſern Verſammlungen. Von meinem Freund in den Gebirgen umhergeführt zeigt er ſich ernſt, einſichtig und kenntnißreich. Auch ich geſelle mich zu ihren ſittlichen Unterhaltungen, wo alles nach und nach zur Sprache kommt was einem innern Menſchen bedeutend werden kann;

da bemerkt er denn gar bald in unſerer Denkweiſe in Abſicht auf die göttlichen Dinge etwas Schwankendes. Die religiöſen Ausdrücke waren uns trivial geworden, der Kern, den ſie enthalten ſollten, war uns entfallen. Da ließ er uns die Gefahr unſres Zuſtandes bemerken wie bedenklich die Entfernung vom Ueberlieferten ſeyn müſſe, an welches von Jugend auf ſich ſo viel angeſchloſſen, ſie ſey höchſt gefährlich bei der Unvollſtändigkeit beſonders des eignen Innern. Freilich eine täglich und ſtündlich durchgeführte Frömmigkeit werde zuletzt nur Zeitvertreib und wirke wie eine Art von Policey auf den äußeren Anſtand aber nicht mehr auf den tiefen Sinn; das einzige Mittel dagegen ſey aus eigener Bruſt ſittlich gleichgeltende, gleichwirkſame, gleichberuhigende Geſinnungen hervorzurufen.

„Die Eltern hatten unſre Verbindung ſtillſchweigend vorausgeſetzt und ich weiß nicht wie es geſchah, die Gegenwart des neuen Freundes beſchleunigte die Verlobung, es ſchien ſein Wunſch dieſe Beſtätigung unſres Glücks in dem ſtillen Kreiſe zu feyern, da er denn auch mit anhören mußte, wie der Vorſteher die Gelegenheit ergriff uns an den Biſchof von Laodicea und an die große Gefahr der Lauheit die man uns wollte angemerkt haben zu erinnern. Wir beſprachen noch einigemal dieſe Gegenſtände und er ließ uns ein hierauf bezügliches Blatt zurück, welches ich oft in der Folge wieder anzuſehen Urſache fand.

„Er ſchied nunmehr und es war als wenn mit ihm alle guten Geiſter gewichen wären. Die Bemerkung iſt nicht neu wie die Erſcheinung eines vorzüglichen Menſchen in irgend einem Cirkel Epoche macht und bei ſeinem Scheiden eine Lücke ſich zeigt, in die ſich öfters ein zufälliges Unheil hineindrängt. Und nun laſſen Sie mich einen Schleier über das Nächſtfolgende werfen; durch einen Zufall ward meines Verlobten koſtbares Leben, ſeine herrliche Geſtalt plötzlich zerſtört; er wendete ſtandhaft ſeine letzten Stunden dazu an ſich mit mir Troſtloſen verbunden zu ſehen und mir die Rechte an ſeinem Erbtheil zu ſichern. Was aber dieſen Fall den Eltern um ſo ſchmerzlicher machte, war, daß ſie kurz vorher eine Tochter verloren hatten und ſich nun, im eigentlichſten Sinne, verwaiſt ſahen, worüber ihr zartes Gemüth dergeſtalt ergriffen wurde, daß ſie ihr Leben nicht lange friſteten. Sie gingen den lieben Ihrigen bald nach und mich ereilte noch ein anderes Unheil, daß mein Vater, vom Schlag gerührt, zwar noch ſinnliche Kenntniß von der Welt, aber weder geiſtige noch körperliche Thätigkeit gegen dieſelbe behalten hat. Und ſo bedurfte ich denn freilich jener Selbſtſtändigkeit in der größten Noth und Abſonderung, in der ich mich, glückliche Verbindung und frohes Mitleben hoffend, frühzeitig geübt und noch vor kurzem durch die rein belebenden Worte des geheimnißvollen Durchreiſenden recht eigentlich geſtärkt hatte.

„Doch darf ich nicht undankbar seyn, da mir in diesem Zustand noch ein tüchtiger Gehülfe geblieben ist, der als Factor alles das besorgt, was in solchen Geschäften als Pflicht männlicher Thätigkeit erscheint. Kommt er heut' Abend aus der Stadt zurück, und Sie haben ihn kennen gelernt, so erfahren Sie mein wunderbares Verhältniß zu ihm."

Ich hatte manches dazwischen gesprochen und durch beifälligen vertraulichen Antheil ihr Herz immer mehr aufzuschließen und ihre Rede im Fluß zu erhalten getrachtet. Ich vermied nicht dasjenige ganz nahe zu berühren was noch nicht völlig ausgesprochen war; auch sie rückte immer näher zu, und wir waren so weit daß bei der geringsten Veranlassung das offenbare Geheimniß in's Wort getreten wäre.

Sie stand auf und sagte: „Lassen Sie uns zum Vater gehen!" sie eilte voraus und ich folgte ihr langsam; ich schüttelte den Kopf über die wundersame Lage in der ich mich befand. Sie ließ mich in eine hintere sehr reinliche Stube treten, wo der gute Alte unbeweglich im Sessel saß. Er hatte sich wenig verändert. Ich ging auf ihn zu, er sah mich erst starr, dann mit lebhafteren Augen an; seine Züge erheiterten sich, er suchte die Lippen zu bewegen, und als ich die Hand hinreichte seine ruhende zu fassen, ergriff er die meine von selbst, drückte sie und sprang auf, die Arme gegen mich ausstreckend. „O Gott!" rief er, „der Junker Lenardo! er ist's,

er iſt es ſelbſt!“ Ich konnte mich nicht enthalten ihn an mein Herz zu ſchließen; er ſank in den Stuhl zurück, die Tochter eilte hinzu ihm beizuſtehen; auch ſie rief: „er iſt's! Sie ſind es, Lenardo!“

Die jüngere Nichte war herbeigekommen, ſie führten den Vater, der auf einmal wieder gehen konnte, der Kammer zu, und gegen mich gewendet ſprach er ganz deutlich: „wie glücklich, glücklich! bald ſehen wir uns wieder!“

Ich ſtand, vor mich hinſchauend und denkend, Mariechen kam zurück und reichte mir ein Blatt mit dem Vermelden, es ſey daſſelbige, wovon geſprochen. Ich erkannte ſogleich Wilhelms Handſchrift, ſo wie vorhin ſeine Perſon aus der Beſchreibung mir entgegen getreten war; mancherlei fremde Geſichter ſchwärmten um mich her, es war eine eigene Bewegung im Vorhauſe. Und dann iſt es ein widerwärtiges Gefühl, aus dem Enthuſiasmus einer reinen Wiedererkennung, aus der Ueberzeugung dankbares Erinnerns der Anerkennung einer wunderbaren Lebensfolge und was alles Warmes und Schönes dabei in uns entwickelt werden mag, auf einmal zu der ſchroffen Wirklichkeit einer zerſtreuten Alltäglichkeit zurückgeführt zu werden.

Dießmal war der Freitag Abend überhaupt nicht ſo heiter und luſtig wie er ſonſt wohl ſeyn mochte; der Factor war nicht mit dem Marktſchiff aus der Stadt

zurückgekehrt, er meldete nur in einem Briefe, daß ihn Geschäfte erst morgen oder übermorgen zurückgehen ließen; er werde mit anderer Gelegenheit kommen, auch alles Bestellte und Versprochene mitbringen. Die Nachbarn welche Jung und Alt in Erwartung wie gewöhnlich zusammengekommen waren, machten verdrießliche Gesichter, Lieschen besonders, die ihm entgegen gegangen war, schien sehr übler Laune.

Ich hatte mich in mein Zimmer geflüchtet, das Blatt in der Hand haltend ohne hinein zu sehen, denn es hatte mir schon heimlichen Verdruß gemacht aus jener Erzählung zu vernehmen, daß Wilhelm die Verbindung beschleunigt habe. „Alle Freunde sind so, alle sind Diplomaten; statt unser Vertrauen redlich zu erwidern folgen sie ihren Ansichten, durchkreuzen unsre Wünsche und mißleiten unser Schicksal!“ So rief ich aus, doch kam ich bald von meiner Ungerechtigkeit zurück, gab dem Freunde recht, besonders die jetzige Stellung bedenkend, und enthielt mich nicht weiter das Folgende zu lesen.

Jeder Mensch findet sich von den frühsten Momenten seines Lebens an, erst unbewußt, dann halb-, endlich ganz bewußt; immerfort findet er sich bedingt, begränzt in seiner Stellung, weil aber niemand Zweck und Ziel seines Daseyns kennt, vielmehr das Geheimniß desselben von höchster Hand verborgen wird, so tastet er nur, greift zu, läßt fahren, steht stille, bewegt sich, zau-

dert und übereilt sich, und auf wie mancherlei Weise denn alle Irrthümer entstehen, die uns verwirren.

Sogar der Besonnenste ist im täglichen Weltleben genöthigt, klug für den Augenblick zu seyn und gelangt deßwegen im allgemeinen zu keiner Klarheit. Selten weiß er sicher, wohin er sich in der Folge wenden und was er eigentlich zu thun und zu lassen habe.

Glücklicherweise sind alle diese und noch hundert andere wundersame Fragen durch euren unaufhaltsam thätigen Lebensgang beantwortet. Fahrt fort in unmittelbarer Beachtung der Pflicht des Tages und prüft dabei die Reinheit eures Herzens und die Sicherheit eures Geistes. Wenn ihr sodann in freier Stunde aufathmet und euch zu erheben Raum findet, so gewinnt ihr euch gewiß eine richtige Stellung gegen das Erhabene, dem wir uns auf jede Weise verehrend hinzugeben, jedes Ereigniß mit Ehrfurcht zu betrachten und eine höhere Leitung darin zu erkennen haben.

Sonnabend den 20.

Vertieft in Gedanken, auf deren wunderlichen Irrgängen mich eine fühlende Seele theilnehmend gern begleiten wird, war ich mit Tagesanbruch am See auf und ab spaziert; die Hausfrau — ich fühlte mich zufrieden, sie nicht als Wittwe denken zu dürfen — zeigte sich

erwünscht erst am Fenster, dann an der Thüre; sie erzählte mir: der Vater habe gut geschlafen, sey heiter aufgewacht und habe mit deutlichen Worten eröffnet, daß er im Bette bleiben, mich heute nicht, morgen aber erst nach dem Gottesdienste zu sehen wünsche, wo er sich gewiß recht gestärkt fühlen werde. Sie sagte mir darauf, daß sie mich heute viel werde allein lassen; es sey für sie ein sehr beschäftigter Tag, kam herunter und gab mir Rechenschaft davon.

Ich hörte ihr zu, nur um sie zu hören, dabei überzeugt ich mich, daß sie von der Sache durchdrungen, davon als einer herkömmlichen Pflicht angezogen und mir Willen beschäftigt schien. Sie fuhr fort: „es ist gewöhnlich und eingerichtet, daß das Gewebe gegen das Ende der Woche fertig sey und am Sonnabend Nachmittag zu dem Verlagsherrn getragen werde, der solches durchsieht, mißt und wägt, um zu erforschen, ob die Arbeit ordentlich und fehlerfrei, auch ob ihm an Gewicht und Maß das Gehörige eingeliefert worden, und wenn alles richtig befunden ist, sodann den verabredeten Weberlohn bezahlt. Seinerseits ist nun er bemüht das gewebte Stück von allen etwa anhängenden Fäden und Knoten zu reinigen, solches auf's zierlichste zu legen, die schönste fehlerfreiste Seite oben vor's Auge zu bringen und so die Waare höchst annehmlich zu machen."

Indessen kamen aus dem Gebirg viele Weberinnen, ihre Waare in's Haus tragend, worunter ich auch die

erblickte welche unſern Geſchirrfaſſer beſchäftigte. Sie dankte mir gar lieblich für das zurückgelaſſene Geſchenk und erzählte mit Anmuth: „der Herr Geſchirrfaſſer ſey bei ihnen, arbeite heute an ihrem leerſtehenden Weberſtuhl und habe ihr bei'm Abſchied verſichert: was er an ihm thue ſolle Frau Suſanne gleich der Arbeit anſehen.“ Darauf ging ſie, wie die übrigen, in's Haus und ich konnte mich nicht enthalten die liebe Wirthin zu fragen: „ums Himmelswillen! wie kommen Sie zu dem wunderlichen Namen?“ — „Es iſt,“ verſetzte ſie, „der dritte den man mir aufbürdet; ich ließ es gerne zu, weil meine Schwiegereltern es wünſchten, denn es war der Name ihrer verſtorbenen Tochter, an deren Stelle ſie mich eintreten ließen, und der Name bleibt doch immer der ſchönſte lebendigſte Stellvertreter der Perſon.“ Darauf verſetzte ich: „ein vierter iſt ſchon gefunden, ich würde Sie Gute-Schöne nennen, inſofern es von mir abhinge.“ Sie machte eine gar lieblich demüthige Verbeugung und wußte ihr Entzücken über die Geneſung des Vaters, mit der Freude mich wieder zu ſehen ſo zu verbinden und zu ſteigern, daß ich in meinem Leben nichts Schmeichelhafteres und Erfreulicheres glaubte gehört und gefühlt zu haben.

Die Schöne-Gute, doppelt und dreyfach in's Haus zurück gerufen, übergab mich einem verſtändigen unterrichteten Manne, der mir die Merkwürdigkeiten des Gebirgs zeigen ſollte. Wir gingen zuſammen bei ſchön-

ſtem Wetter, durch reich abwechſelnde Gegenden. Aber man überzeugt ſich wohl daß weder Fels noch Wald, noch Waſſerſturz, noch weniger Mühlen und Schmiedewerkſtatt, ſogar künſtlich genug in Holz arbeitende Familien mir irgend eine Aufmerkſamkeit abgewinnen konnten. Indeſſen war der Wandergang für den ganzen Tag angelegt, der Bote trug ein feines Frühſtück im Ränzel, zu Mittag fanden wir ein gutes Eſſen im Zechenhauſe eines Bergwerks, wo niemand recht aus mir klug werden konnte, indem tüchtigen Menſchen nichts leidiger vorkommt als ein leeres, Theilnahme heuchelndes Untheilnehmen.

Am wenigſten aber begriff mich der Bote, an welchen eigentlich der Garnträger mich gewieſen hatte, mit großem Lob meiner ſchönen techniſchen Kenntniſſe und des beſonderen Intereſſes an ſolchen Dingen. Auch von meinem vielen Aufſchreiben und Bemerken hatte jener gute Mann erzählt, worauf ſich denn der Berggenoß gleichfalls eingerichtet hatte. Lange wartete mein Begleiter, daß ich meine Schreibtafel hervorholen ſollte, nach welcher er denn auch endlich, einigermaßen ungeduldig, fragte.

Sonntag den 21.

Mittag kam beinahe herbei, eh' ich die Freundin wieder anſichtig werden konnte. Der Hausgottesdienſt, bei dem ſie mich nicht gegenwärtig wünſchte, war indeſſen gehalten; der Vater hatte demſelben beigewohnt

und die erbaulichſten Worte deutlich und vernehmlich ſprechend, alle Anweſenden und ſie ſelbſt bis zu den herzlichſten Thränen gerührt. „Es waren," ſagte ſie, „bekannte Sprüche, Reime, Ausdrücke und Wendungen, die ich hundertmal gehört und als an hohlen Klängen mich geärgert hatte; dießmal floſſen ſie aber ſo herzlich zuſammengeſchmolzen, ruhig glühend, von Schlacken rein, wie wir das erweichte Metall in der Rinne hinfließen ſehen. Es war mir angſt und bange er möchte ſich in dieſen Ergießungen aufzehren, jedoch ließ er ſich ganz munter zu Bette führen; er wollte ſachte ſich ſammeln und den Gaſt, ſobald er ſich Kraft genug fühle, zu ſich rufen laſſen."

Nach Tiſche ward unſer Geſpräch lebhafter und vertraulicher, aber eben deßhalb konnte ich mehr empfinden und bemerken daß ſie etwas zurückhielt, daß ſie mit beunruhigenden Gedanken kämpfte, wie es ihr auch nicht ganz gelang ihr Geſicht zu erheitern. Nachdem ich hin und her verſucht ſie zur Sprache zu bringen, ſo geſtand ich aufrichtig, daß ich ihr eine gewiſſe Schwermuth, einen Ausdruck von Sorge anzuſehen glaubte, ſeyen es häusliche oder Handelsbedrängniſſe, ſie ſolle ſich mir eröffnen; ich wäre reich genug eine alte Schuld ihr auf jede Weiſe abzutragen.

Sie verneinte lächelnd, daß dieß der Fall ſey. „Ich habe," fuhr ſie fort, „wie Sie zuerſt hereintraten einen von denen Herren zu ſehen geglaubt die mir in Trieſt

Credit machen, und war mit mir ſelbſt wohl zufrieden als ich mein Geld vorräthig wußte, man mochte die ganze Summe oder einen Theil verlangen. Was mich aber drückt iſt doch eine Handelsſorge, leider nicht für den Augenblick, nein! für alle Zukunft. Das überhand nehmende Maſchinenweſen quält und ängſtigt mich, es wälzt ſich heran wie ein Gewitter, langſam, langſam; aber es hat ſeine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. Schon mein Gatte war von dieſem traurigen Gefühl durchdrungen. Man denkt daran, man ſpricht davon, und weder Denken noch Reden kann Hülfe bringen. Und wer möchte ſich ſolche Schreckniſſe gern vergegenwärtigen! Denken Sie daß viele Thäler ſich durch's Gebirg ſchlingen, wie das wodurch Sie herabkamen, noch ſchwebt Ihnen das hübſche frohe Leben vor das Sie dieſe Tage her dort geſehen, wovon Ihnen die geputzte Menge allſeits andringend geſtern das erfreulichſte Zeugniß gab; denken Sie wie das nach und nach zuſammenſinken, abſterben, die Oede, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einſamkeit zurückfallen werde.

„Hier bleibt nur ein doppelter Weg, einer ſo traurig wie der andere; entweder ſelbſt das Neue zu ergreifen und das Verderben zu beſchleunigen, oder aufzubrechen, die Beſten und Würdigſten mit ſich fort zu ziehen und ein günſtigeres Schickſal jenſeits der Meere zu ſuchen. Eins wie das andere hat ſein Bedenken, aber wer hilft

uns die Gründe abwägen, die uns bestimmen sollen? Ich weiß recht gut daß man in der Nähe mit dem Gedanken umgeht selbst Maschinen zu errichten und die Nahrung der Menge an sich zu reißen. Ich kann niemanden verdenken, daß er sich für seinen eigenen Nächsten hält; aber ich käme mir verächtlich vor, sollt' ich diese guten Menschen plündern und sie zuletzt arm und hülflos wandern sehen; und wandern müssen sie früh oder spat. Sie ahnen, sie wissen, sie sagen es, und niemand entschließt sich zu irgend einem heilsamen Schritte. Und doch, woher soll der Entschluß kommen? wird er nicht jedermann eben so sehr erschwert als mir?

Mein Bräutigam war mit mir entschlossen zum Auswandern; er besprach sich oft über Mittel und Wege sich hier loszuwinden. Er sah sich nach den Besseren um, die man um sich versammeln, mit denen man gemeine Sache machen, die man an sich heranziehen, mit sich fortziehen könnte; wir sehnten uns, mit vielleicht allzu jugendlicher Hoffnung, in solche Gegenden, wo dasjenige für Pflicht und Recht gelten könnte, was hier ein Verbrechen wäre. Nun bin ich im entgegengesetzten Falle: der redliche Gehülfe, der mir nach meines Gatten Tode geblieben, trefflich in jedem Sinne, mir freundschaftlich liebevoll anhänglich, er ist ganz der entgegengesetzten Meinung.

„Ich muß Ihnen von ihm sprechen, eh' Sie ihn gesehen haben; lieber hätt' ich es nachher gethan, weil

die perſönliche Gegenwart gar manches Räthſel aufſchließt. Ungefähr von gleichem Alter wie mein Gatte, ſchloß er ſich als kleiner armer Knabe an den wohlhabenden, wohlwollenden Geſpielen, an die Familie, an das Haus, an das Gewerbe; ſie wuchſen zuſammen heran und hielten zuſammen, und doch waren es zwey ganz verſchiedene Naturen; der eine freigeſinnt und mittheilend, der andere in früherer Jugend gedrückt, verſchloſſen, den geringſten ergriffenen Beſitz feſthaltend, zwar frommer Geſinnung, aber mehr an ſich als an andere denkend.

„Ich weiß recht gut daß er von den erſten Zeiten her ein Auge auf mich richtete, er durfte es wohl, denn ich war ärmer als er; doch hielt er ſich zurück ſobald er die Neigung des Freundes zu mir bemerkte. Durch anhaltenden Fleiß, Thätigkeit und Treue machte er ſich bald zum Mitgenoſſen des Gewerbes. Mein Gatte hatte heimlich den Gedanken, bei unſerer Auswanderung dieſen hier einzuſetzen und ihm das Zurückgelaſſene anzuvertrauen. Bald nach dem Tode des Trefflichen näherte er ſich mir und vor einiger Zeit verhielt er nicht daß er ſich um meine Hand bewerbe. Nun tritt aber der doppelt wunderliche Umſtand ein, daß er ſich von jeher gegen das Auswandern erklärte und dagegen eifrig betreibt, wir ſollten auch Maſchinen anlegen. Seine Gründe freilich ſind dringend, denn in unſern Gebirgen hauſet ein Mann, der, wenn er unſere einfacheren Werkzeuge ver-

nachläſſigend, zuſammengeſetztere ſich bauen wollte, uns zu Grunde richten könnte. Dieſer in ſeinem Fache ſehr geſchickte Mann — wir nennen ihn den Geſchirrfaſſer — iſt einer wohlhabenden Familie in der Nachbarſchaft anhänglich und man darf wohl glauben daß er im Sinne hat von jenen ſteigenden Erfindungen für ſich und ſeine Begünſtigten nützlichen Gebrauch zu machen. Gegen die Gründe meines Gehülfen iſt nichts einzuwenden, denn ſchon iſt gewiſſermaßen zu viel Zeit verſäumt, und gewinnen jene den Vorrang, ſo müſſen wir, und zwar mit Unſtatten, doch das Gleiche thun. Dieſes iſt was mich ängſtigt und quält, das iſt's was Sie mir, theuerſter Mann, als einen Schutzengel erſcheinen läßt."

Ich hatte wenig Tröſtliches hierauf zu erwidern, ich mußte den Fall ſo verwickelt finden, daß ich mir Bedenkzeit ausbat. Sie aber fuhr fort: „ich habe noch manches zu eröffnen, damit meine Lage Ihnen noch mehr wunderſam erſcheine. Der junge Mann, dem ich perſönlich nicht abgeneigt bin, der mir aber keineswegs meinen Gatten erſetzen, noch meine eigentliche Neigung erwerben würde — ſie ſeufzte indem ſie dieß ſprach — wird ſeit einiger Zeit entſchieden dringender, ſeine Verträge ſind ſo liebevoll als verſtändig. Die Nothwendigkeit meine Hand ihm zu reichen, die Unklugheit an eine Auswanderung zu denken und darüber das einzige wahre Mittel der Selbſterhaltung zu verſäumen, ſind nicht zu widerlegen und es ſcheint ihm mein Widerſtreben, meine

Grille des Auswanderns ſo wenig mit meinem übrigen haushältiſchen Sinn überein zu ſtimmen, daß ich bei einem letzten etwas heftigen Geſpräch die Vermuthung bemerken konnte, meine Neigung müſſe wo anders ſeyn.“ — Sie brachte das letzte nur mit einigem Stocken hervor und blickte vor ſich nieder.

Was mir bei dieſen Worten durch die Seele fuhr denke jeder, und doch, bei blitzſchnell nachfahrender Ueberlegung, mußt' ich fühlen daß jedes Wort die Verwirrung nur vermehren würde. Doch ward ich zugleich, ſo vor ihr ſtehend, mir deutlich bewußt daß ich ſie im höchſten Grade lieb gewonnen habe, und nun alles was in mir von vernünftiger, verſtändiger Kraft übrig war, aufzuwenden hatte, um ihr nicht ſogleich meine Hand anzubieten. Mag ſie doch, dachte ich, alles hinter ſich laſſen wenn ſie mir folgt! Doch die Leiden vergangener Jahre hielten mich zurück. Sollſt du eine neue falſche Hoffnung hegen um lebenslänglich daran zu büßen!

Wir hatten beide eine Zeit lang geſchwiegen, als Lieschen, die ich nicht hatte herankommen ſehen, überraſchend vor uns trat und die Erlaubniß verlangte auf dem nächſten Hammerwerke dieſen Abend zuzubringen. Ohne Bedenken ward es gewährt. Ich hatte mich indeſſen zuſammen genommen und fing an im allgemeinen zu erzählen: wie ich auf meinen Reiſen das alles längſt herankommen geſehen, wie Trieb und Nothwendigkeit des Auswanderns jeden Tag ſich vermehre; doch bleibe

dieß

dieß immer das Gefährlichſte. Unvorbereitetes Wegeilen bringe unglückliche Wiederkehr; kein anderes Unternehmen bedürfe ſo viel Vorſicht und Leitung als ein ſolches. Dieſe Betrachtung war ihr nicht fremd, ſie hatte viel über alle Verhältniſſe gedacht, aber zuletzt ſprach ſie mit einem tiefen Seufzer: „ich habe dieſe Tage Ihres Hierſeyns immer gehofft durch vertrauliche Erzählung Troſt zu gewinnen, aber ich fühle mich übler geſtellt als vorher, ich fühle recht tief wie unglücklich ich bin.“ Sie hob den Blick nach mir, aber die aus den ſchönen guten Augen ausquellenden Thränen zu verbergen wendete ſie ſich um und entfernte ſich einige Schritte.

Ich will mich nicht entſchuldigen, aber der Wunſch dieſe herrliche Seele wo nicht zu tröſten, doch zu zerſtreuen, gab mir den Gedanken ein, ihr von der wunderſamen Vereinigung mehrerer Wandernden und Scheidenden zu ſprechen, in die ich ſchon ſeit einiger Zeit getreten war. Unverſehens hatte ich ſchon ſo weit mich herausgelaſſen, daß ich kaum hätte zurückhalten können, als ich gewahrte wie unvorſichtig mein Vertrauen geweſen ſeyn mochte. Sie beruhigte ſich, ſtaunte, erheiterte, entfaltete ihr ganzes Weſen und fragte mit ſolcher Neigung und Klugheit, daß ich ihr nicht mehr ausweichen, daß ich ihr alles bekennen mußte.

Gretchen trat vor uns und ſagte: wir möchten zum Vater kommen! Das Mädchen ſchien ſehr nachdenklich und verdrießlich. Zur Weggehenden ſagte die Schöne-

Gute: „Lieschen hat Urlaub für heut Abend, besorge du die Geschäfte.“ — „Ihr hättet ihn nicht geben sollen,“ versetzte Grethchen, „sie stiftet nichts Gutes; ihr seht dem Schalk mehr nach als billig, vertraut ihr mehr als recht ist. Eben jetzt erfahr' ich, sie hat ihm gestern einen Brief geschrieben; euer Gespräch hat sie behorcht, jetzt geht sie ihm entgegen.“

Ein Kind das indessen bei'm Vater geblieben war, bat mich zu eilen, der gute Mann sey unruhig. Wir traten hinein; heiter, ja verklärt saß er aufrecht im Bette. „Kinder,“ sagte er, „ich habe diese Stunden im anhaltenden Gebet vollbracht, keiner von allen Dank- und Lobgesängen David's ist von mir unberührt geblieben und ich füge hinzu, aus eignem Sinne mit gestärktem Glauben: Warum hofft der Mensch nur in die Nähe, da muß er handeln und sich helfen, in die Ferne soll er hoffen und Gott vertrauen.“ Er faßte Lenardo's Hand und so die Hand der Tochter, und beide in einander legend sprach er: „das soll kein irdisches, es soll ein himmlisches Band seyn; wie Bruder und Schwester liebt, vertraut, nützt und helft einander, so uneigennützig wie euch Gott helfe.“ Als er dieß gesagt, sank er zurück mit himmlischem Lächeln und war hingegangen. Die Tochter stürzte vor dem Bett nieder, Lenardo neben sie, ihre Wangen berührten sich, ihre Thränen vereinigten sich auf seiner Hand.

Der Gehülfe rennt in diesem Augenblick herein, er-

ſtarrt über der Scene. Mit wildem Blick, die ſchwarzen Locken ſchüttelnd, ruft der wohlgeſtaltete Jüngling: „Er iſt todt; in dem Augenblick da ich ſeine wiederhergeſtellte Sprache dringend anrufen wollte, mein Schickſal, das Schickſal ſeiner Tochter zu entſcheiden, des Weſens das ich nächſt Gott am meiſten liebe, dem ich ein geſundes Herz wünſchte, ein Herz das den Werth meiner Neigung fühlen konnte. Für mich iſt ſie verloren, ſie kniet neben einem andern! Hat er euch eingeſegnet? geſteht's nur!"

Das herrliche Weſen war indeſſen aufgeſtanden, Lenardo hatte ſich erhoben und erholt; ſie ſprach: „ich erkenn' euch nicht mehr, den ſanften, frommen, auf einmal ſo verwilderten Mann; wißt ihr doch wie ich euch danke, wie ich von euch denke."

„Von Danken und Denken iſt hier die Rede nicht," verſetzte jener gefaßt, „hier handelt ſich's vom Glück oder Unglück meines Lebens. Dieſer fremde Mann macht mich beſorgt; wie ich ihn anſehe getrau' ich mich nicht ihn aufzuwiegen; frühere Rechte zu verdrängen, frühe Verbindungen zu löſen vermag ich nicht."

„Sobald du wieder in dich ſelbſt zurücktreten kannſt," ſagte die Gute, ſchöner als je, „wenn mit dir zu ſprechen iſt wie ſonſt und immer, ſo will ich dir ſagen, dir betheuern, bei den irdiſchen Reſten meines verklärten Vaters, daß ich zu dieſem Herrn und Freunde kein ander

Verhältniß habe, als das du kennen, billigen und theilen kannst, und deſſen du dich erfreuen mußt."

Lenardo ſchauderte bis tief in's Innerſte, alle drey ſtanden ſtill, ſtumm und nachdenkend eine Weile; der Jüngling nahm zuerſt das Wort und ſagte: „Der Augenblick iſt von zu großer Bedeutung als daß er nicht entſcheidend ſeyn ſollte. Es iſt nicht aus dem Stegreif was ich ſpreche, ich habe Zeit gehabt zu denken, alſo vernehmt: die Urſache deine Hand mir zu verweigern, war meine Weigerung dir zu folgen, wenn du aus Noth oder Grille wandern würdeſt. Hier alſo erklär' ich feyerlich vor dieſem gültigen Zeugen, daß ich deinem Auswandern kein Hinderniß in den Weg legen, vielmehr es befördern und dir überall hin folgen will. Gegen dieſe mir nicht abgenöthigte, ſondern nur durch die ſeltſamſten Umſtände beſchleunigte Erklärung, verlang' ich aber im Augenblick deine Hand." Er reichte ſie hin, ſtand feſt und ſicher da, die beiden andern wichen überraſcht, unwillkürlich zurück.

„Es iſt ausgeſprochen," ſagte der Jüngling, ruhig mit einer gewiſſen frommen Hoheit: „das ſollte geſchehen, es iſt zu unſer aller Beſtem, Gott hat es gewollt; aber damit du nicht denkſt es ſey Uebereilung und Grille, ſo wiſſe nur, ich hatte dir zu Lieb auf Berg und Felſen Verzicht gethan und eben jetzt in der Stadt alles eingeleitet um nach deinem Willen zu leben. Nun aber geh' ich allein, du wirſt mir die Mittel dazu nicht verſa-

gen, du behältst noch immer genug übrig um es hier zu verlieren wie du fürchtest und wie du Recht hast zu fürchten. Denn ich habe mich endlich auch überzeugt: der künstliche, werkthätige Schelm hat sich in's obere Thal gewendet, dort legt er Maschinen an, du wirst ihn alle Nahrung an sich ziehen sehen, vielleicht rufst du, und nur allzubald, einen treuen Freund zurück, den du vertreibst."

Peinlicher haben nicht leicht drey Menschen sich gegenüber gestanden, alle zusammen in Furcht sich einander zu verlieren und im Augenblick nicht wissend, wie sie sich wechselseitig erhalten sollten.

Leidenschaftlich entschlossen stürzte der Jüngling zur Thüre hinaus. Auf ihres Vaters erkaltete Brust hatte die Schöne-Gute ihre Hand gelegt: „in die Nähe soll man nicht hoffen," rief sie aus, „aber in die Ferne, das war sein letzter Segen. Vertrauen wir Gott, jeder sich selbst und dem andern, so wird sich's wohl fügen."

Vierzehntes Capitel.

Unser Freund las mit großem Antheil das Vorgelegte, mußte aber zugleich gestehen, er habe schon beim Schluß des vorigen Heftes geahnet, ja vermuthet, das gute Wesen sey entdeckt worden. Die Beschreibung der schroffen Gebirgsgegend habe ihn zuerst in jene Zustände versetzt, besonders aber sey er durch die Ahnung Lenardo's in jener Mondennacht, so auch durch die Wiederholung der Worte seines Briefes, auf die Spur geleitet worden. Friedrich dem er das alles umständlich vortrug, ließ sich es auch ganz wohl gefallen.

Hier aber wird die Pflicht des Mittheilens, Darstellens, Ausführens und Zusammenziehens immer schwieriger. Wer fühlt nicht daß wir uns diesmal dem Ende nähern, wo die Furcht in Umständlichkeiten zu verweilen, mit dem Wunsche nichts völlig unerörtert zu lassen uns in Zwiespalt versetzt. Durch die eben angekommene Depesche wurden wir zwar von manchem unterrichtet, die Briefe jedoch und die vielfachen Beilagen enthielten verschiedene Dinge, gerade nicht von allgemeinem Interesse. Wir sind also gesonnen, dasjenige was wir damals gewußt und erfahren, ferner auch das

was später zu unserer Kenntniß kam, zusammen zu fassen und in diesem Sinne das übernommene ernste Geschäft eines treuen Referenten getrost abzuschließen.

Vor allen Dingen haben wir daher zu berichten, daß Lothario mit Theresen, seiner Gemahlin, und Natalien, die ihren Bruder nicht von sich lassen wollte, in Begleitung des Abbe's, schon wirklich zur See gegangen sind. Unter günstigen Vorbedeutungen reis'ten sie ab und hoffentlich bläht ein fördernder Wind ihre Segel. Die einzige unangenehme Empfindung, eine wahre sittliche Trauer, nehmen sie mit: daß sie Makarien vorher nicht ihren Besuch abstatten konnten. Der Umweg war zu groß, das Unternehmen zu bedeutend, schon warf man sich einige Zögerung vor und mußte selbst eine heilige Pflicht der Nothwendigkeit aufopfern.

Wir aber an unserer erzählenden und darstellenden Seite, sollten diese theuren Personen, die uns früher so viele Neigung abgewonnen, nicht in so weite Entfernung ziehen lassen ohne von ihrem bisherigen Vornehmen und Thun nähere Nachricht ertheilt zu haben, besonders da wir so lange nichts Ausführliches von ihnen vernommen. Gleichwohl unterlassen wir dieses, weil ihr bisheriges Geschäft sich nur vorbereitend auf das große Unternehmen bezog, auf welches wir sie losſteuern sehen. Wir leben jedoch in der Hoffnung, sie dereinst in voller geregelter Thätigkeit, den wahren Werth ihrer verschie-

denen Charaktere offenbarend, vergnüglich wieder zu finden.

Juliette, die sinnige Gute, deren wir uns wohl noch erinnern, hatte geheirathet, einen Mann nach dem Herzen des Oheims, durchaus in seinem Sinne mit- und fortwirkend. Juliette war in der letzten Zeit viel um die Tante, wo manche derjenigen zusammentrafen auf die sie wohlthätigen Einfluß gehabt; nicht nur solche die dem festen Lande gewidmet bleiben, auch solche die über See zu gehen gedenken. Lenardo hingegen hatte schon früher mit Friedrichen Abschied genommen; die Mittheilung durch Boten war unter diesen desto lebhafter.

Vermißte man also in dem Verzeichnisse der Gäste jene edlen Obengenannten, so waren doch manche bedeutende uns schon näher bekannte Personen darauf zu finden. Hilarie kam mit ihrem Gatten, der nun als Hauptmann und entschieden reicher Gutsbesitzer auftrat. Sie in ihrer großen Anmuth und Liebenswürdigkeit gewann sich hier wie überall gar gern Verzeihung einer allzugroßen Leichtigkeit von Interesse zu Interesse übergehend zu wechseln, deren wir sie im Lauf der Erzählung schuldig gefunden. Besonders die Männer rechneten es ihr nicht hoch an. Einen dergleichen Fehler, wenn es einer ist, finden sie nicht anstößig, weil ein jeder wünschen und hoffen mag auch an die Reihe zu kommen.

Silvio, ihr Gemahl, rüstig, munter und liebens-

würdig genug, schien vollkommen ihre Neigung zu fesseln; sie mochte sich das Vergangene selbst verziehen haben; auch fand Makarie keinen Anlaß dessen zu erwähnen. Er, der immer leidenschaftliche Dichter, bat sich aus, bei'm Abschiede ein Gedicht vorlesen zu dürfen, welches er zu Ehren ihrer und ihrer Umgebung in den wenigen Tagen seines Hierseyns verfaßte. Man sah ihn oft im Freien auf und ab gehen, nach einigem Stillstand mit bewegter Gebärde wieder vorwärts schreitend in die Schreibtafel schreiben, sinnen und wieder schreiben. Nun aber schien er es für vollendet zu halten, als er durch Angela jenen Wunsch zu erkennen gab.

Die gute Dame, obgleich ungern, verstand sich hiezu, und es ließ sich allenfalls anhören, ob man gleich dadurch weiter nichts erfuhr als was man schon wußte, nichts fühlte als was man schon gefühlt hatte. Indessen war denn doch der Vortrag leicht und gefällig, Wendung und Reime mitunter neu, wenn man es auch hätte im Ganzen etwas kürzer wünschen mögen. Zuletzt übergab er dasselbe auf geändertes Papier sehr schön geschrieben, und man schied mit vollkommener wechselseitiger Zufriedenheit.

Dieses Paar, welches von einer bedeutenden wohlgenutzten Reise nach Süden zurückgekommen war, um den Vater, den Major, vom Hause abzulösen, der mit jener Unwiderstehlichen, die nun seine Gemahlin gewor-

den, auch etwas von der paradiesischen Luft zu einiger Erquickung einathmen wollte.

Diese beiden kamen denn auch, im Wechsel, und so wie überall hatte bei Makarien die Merkwürdige auch vorzügliche Gunst, welche sich besonders darin erwies, daß die Dame in den innern Zimmern und allein empfangen wurde, welche Geneigtheit auch nachher dem Major zu Theil ward. Dieser empfahl sich darauf als gebildeter Militär, guter Haus- und Landwirth, Literaturfreund, sogar als Lehrdichter beifallswürdig, und fand bei dem Astronomen und sonstigen Hausgenossen guten Eingang.

Auch von unserm alten Herrn, dem würdigen Oheim, ward er besonders ausgezeichnet, welcher, in mäßiger Ferne wohnend, dießmal mehr als er sonst pflegte, obgleich nur für Stunden herüber kam, aber keine Nacht, auch bei angebotener größten Bequemlichkeit, zu bleiben bewogen werden konnte.

Bei solchen kurzen Zusammenkünften war seine Gegenwart jedoch höchst erfreulich, weil er sodann, als Welt- und Hofmann, nachgiebig und vermittelnd auftreten wollte; wobei denn sogar ein Zug von aristokratischer Pedanterie nicht unangenehm empfunden wurde. Ueberdem ging dießmal sein Behagen von Grund aus, er war glücklich, wie wir uns alle fühlen, wenn wir mit verständig vernünftigen Leuten Wichtiges zu verhandeln haben. Das umfassende Geschäft war völlig im

Gange, es bewegte sich stätig mit gepflogener Verabredung.

Hievon nur die Hauptmomente. Er ist drüben über dem Meere, von seinen Vorfahren her, Eigenthümer. Was das heißen wolle, möge der Kenner dortiger Angelegenheiten, da es uns hier zu weit führen müßte, seinen Freunden näher erklären. Diese wichtigen Besitzungen waren bisher verpachtet und trugen, bei mancherlei Unannehmlichkeiten, wenig ein. Die Gesellschaft die wir genugsam kennen ist nun berechtigt dort Besitz zu nehmen, mitten in der vollkommensten bürgerlichen Einrichtung, von da sie als einflußreiches Staatsglied ihren Vortheil ersehen und sich in die noch ungebaute Wüste fern verbreiten kann. Hier nun will sich Friedrich mit Lenard besonders hervorthun, um zu zeigen, wie man eigentlich von vorn beginnen und einen Naturweg einschlagen könne.

Kaum hatten sich die Genannten von ihrem Aufenthalte höchst zufrieden entfernt, so waren dagegen Gäste ganz anderer Art angemeldet und doch auch willkommen. Wir erwarteten wohl kaum Philinen und Lucien an so heiliger Stätte auftreten zu sehen, und doch kamen sie an. Der zunächst in den Gebirgen noch immer weilende Montan sollte sie hier abholen und auf dem nächsten Wege zur See bringen. Beide wurden von Haushälterinnen, Schaffnerinnen, sonst angestellten und mitwohnenden Frauen sehr gut aufgenommen: Philine brachte ein paar

allerliebſte Kinder mit und zeichnete ſich, bei einer einfachen ſehr reizenden Kleidung, aus durch das Sonderbare, daß ſie vom blumig geſtickten Gürtel herab an langer ſilberner Kette eine mäßig große Engliſche Scheere trug, mit der ſie manchmal, gleichſam als wollte ſie ihrem Geſpräch einigen Nachdruck geben, in die Luft ſchnitt und ſchnippte und durch einen ſolchen Act die ſämmtlichen Anweſenden erheiterte; worauf denn bald die Frage folgte: ob es denn in einer ſo großen Familie nichts zuzuſchneiden gebe? und da fand ſich denn daß erwünſcht für eine ſolche Thätigkeit ein paar Bräute ſollten ausgeſtattet werden. Sie ſieht hierauf die Landestracht an, läßt die Mädchen vor ſich auf und ab gehen und ſchneidet immer zu, wobei ſie aber, mit Geiſt und Geſchmack verfahrend, ohne dem Charakter einer ſolchen Tracht etwas zu benehmen, das eigentlich ſtockende Barbariſche derſelben mit einer Anmuth zu vermitteln weiß, ſo gelind daß die Bekleideten ſich und andern beſſer gefallen und die Bangigkeit überwinden, man möge von dem Herkömmlichen doch abgewichen ſeyn.

Hier kam nun Lucie, die mit gleicher Fertigkeit, Zierlichkeit und Schnelle zu nähen verſtand, vollkommen zu Hülfe, und man durfte hoffen, mit dem übrigen weiblichen Beiſtand, die Bräute ſchneller als man gedacht hatte herausgeputzt zu ſehen. Dabei durften ſich dieſe Mädchen nicht lange entfernen, Philine beſchäftigte ſich mit ihnen bis auf's Kleinſte und behandelte ſie wie Pup-

pen oder Theaterſtatiſten. Gehäufte Bänder und ſonſtiger in der Nachbarſchaft üblicher Feſtſchmuck wurde ſchicklich vertheilt und ſo erreichte man zuletzt, daß dieſe tüchtigen Körper und hübſchen Figuren, ſonſt durch barbariſche Pedanterey zugedeckt, nunmehr zu einiger Evidenz gelangten, wobei alle Derbheit doch immer zu einiger Anmuth herausgeſtutzt erſchien.

Allzuthätige Perſonen werden aber doch in einem gleichmäßig geregelten Zuſtande läſtig. Philine war mit ihrer gefräßigen Scheere in die Zimmer gerathen, wo die Vorräthe zu Kleidern für die große Familie, in Stoffen aller Art, zur Hand lagen. Da fand ſie nun in der Ausſicht das alles zu zerſchneiden die höchſte Glückſeligkeit; man mußte ſie wirklich daraus entfernen und die Thüren feſt verſchließen, denn ſie kannte weder Maß noch Ziel. Angela wollte wirklich deßhalb nicht als Braut behandelt ſeyn, weil ſie ſich vor einer ſolchen Zuſchneiderin fürchtete; überhaupt ließ ſich das Verhältniß zwiſchen beiden keineswegs glücklich einleiten. Doch hievon kann erſt ſpäter die Rede ſeyn.

Montan länger als man gedacht hatte zauderte zu kommen und Philine drang darauf, Makarien vorgeſtellt zu werden. Es geſchah, weil man ſie alsdann um deſto eher los zu werden hoffte, und es war merkwürdig genug die beiden Sünderinnen zu den Füßen der Heiligen zu ſehen. Zu beiden Seiten lagen ſie ihr an den Knieen, Philine zwiſchen ihren zwey Kindern, die ſie lebhaft an-

muthig niederdrückte; mit gewohnter Heiterkeit sprach sie: „ich liebe meinen Mann, meine Kinder, beschäftige mich gern für sie, auch für andere, das Uebrige verzeihst du!“ Makarie grüßte sie segnend, sie entfernte sich mit anständiger Beugung.

Lucie lag von der linken Seite her der Heiligen mit dem Gesicht auf dem Schooße, weinte bitterlich und konnte kein Wort sprechen; Makarie ihre Thränen auffassend, klopfte ihr auf die Schulter als beschwichtigend, dann küßte sie ihr Haupt zwischen den gescheitelten Haaren wie es vor ihr lag, brünstig und wiederholt in frommer Absicht.

Lucie richtete sich auf, erst auf ihre Kniee, dann auf die Füße und schaute zu ihrer Wohlthäterin mit reiner Heiterkeit. „Wie geschieht mir!“ sagte sie, „wie ist mir! Der schwere lästige Druck, der mir, wo nicht alle Besinnung doch alles Ueberlegen raubte, er ist auf einmal von meinem Haupte aufgehoben, ich kann nun frei in die Höhe sehen, meine Gedanken in die Höhe richten und,“ setzte sie nach tiefem Athemholen hinzu, „ich glaube mein Herz will nach.“ In diesem Augenblicke eröffnete sich die Thüre und Montan trat herein, wie öfters der allzulang erwartete plötzlich und unverhofft erscheint. Lucie schritt munter auf ihn zu, umarmte ihn freudig, und indem sie ihn vor Makarien führte, rief sie aus: „er soll erfahren was er dieser Göttlichen schuldig ist und sich mit mir dankend niederwerfen.“

Montan, betroffen und, gegen seine Gewohnheit, gewissermaßen verlegen, sagte mit edler Verbeugung gegen die würdige Dame: „es scheint sehr viel zu seyn, denn ich werde dich ihr schuldig. Es ist das erstemal, daß du mir offen und liebevoll entgegen kommst, das erstemal daß du mich an's Herz drückst, ob ich es gleich längst verdiente."

Hier nun müssen wir vertraulich eröffnen: daß Montan Lucien von ihrer frühen Jugend an geliebt, daß der einnehmendere Lothario sie ihm entführt, er aber ihr und dem Freunde treu geblieben und sie sich endlich, vielleicht zu nicht geringer Verwunderung unserer früheren Leser, als Gattin zugeeignet habe.

Diese drey zusammen, welche sich in der Europäischen Gesellschaft doch nicht ganz behaglich fühlen mochten, mäßigten kaum den Ausdruck ihrer Freude wenn von den dort erwarteten Zuständen die Rede war. Die Scheere Philinens zuckte schon: denn man gedachte sich das Monopol vorzubehalten diese neuen Colonien mit Kleidungsstücken zu versorgen. Philine beschrieb den großen Tuch- und Leinwandvorrath sehr artig und schnitt in die Luft, die Ernte für Sichel und Sense, wie sie sagte, schon vor sich sehend.

Lucie dagegen, erst durch jene glücklichen Segnungen zu theilnehmender Liebe wieder auferwacht, sah im Geiste schon ihre Schülerinnen sich in's Hundertfache vermehren und ein ganzes Volk von Hausfrauen zu Genauig-

keit und Zierlichkeit eingeleitet und aufgeregt. Auch der ernste Montan hat die dortige Bergfülle an Blei, Kupfer, Eisen und Steinkohlen dergestalt vor Augen, daß er alle sein Wissen und Können manchmal nur für ängstlich tastendes Versuchen erklären möchte, um erst dort in eine reiche belohnende Ernte muthig einzugreifen.

Daß Montan sich mit unserm Astronomen bald verstehen würde war vorauszusehen. Die Gespräche die sie in Gegenwart Makariens führten waren höchst anziehend, wir finden aber nur weniges davon niedergeschrieben, indem Angela seit einiger Zeit bei'm Zuhören minder aufmerksam und bei'm Aufzeichnen nachlässiger geworden war. Auch mochte ihr manches zu allgemein und für ein Frauenzimmer nicht faßlich genug vorkommen. Wir schalten daher nur einige der in jene Tage gehörigen Aeußerungen hier vorübergehend ein, die nicht einmal von ihrer Hand geschrieben uns zugekommen sind.

Bei dem Studiren der Wissenschaften, besonders deren welche die Natur behandeln, ist die Untersuchung so nöthig als schwer: ob das was uns von Alters her überliefert und von unsern Vorfahren für gültig geachtet worden, auch wirklich zuverlässig sey, in dem Grade daß man darauf fernerhin sicher fortbauen möge? oder ob ein herkömmliches Bekenntniß nur stationär geworden und deßhalb mehr einen Stillstand als einen Fortschritt veranlasse? Ein Kennzeichen fördert diese Untersuchung.

wenn

wenn nämlich das Angenommene lebendig und in das thätige Beſtreben einwirkend und fördernd geweſen und geblieben.

Im Gegenſatze ſteht die Prüfung des Neuen, wo man zu fragen hat: ob das Angenommene wirklicher Gewinn, oder nur modiſche Uebereinſtimmung ſey? denn eine Meinung, von energiſchen Männern ausgehend, verbreitet ſich contagios über die Menge und dann heißt ſie herrſchend — eine Anmaßung die für den treuen Forſcher gar keinen Sinn ausſpricht. Staat und Kirche mögen allenfalls Urſache finden, ſich für herrſchend zu erklären: denn die haben es mit der widerſpenſtigen Maſſe zu thun, und wenn nur Ordnung gehalten wird, ſo iſt es ganz einerlei, durch welche Mittel; aber in den Wiſſenſchaften iſt die abſolateſte Freiheit nöthig: denn da wirkt man nicht für heut und morgen, ſondern für eine undenklich vorſchreitende Zeitenreihe.

Gewinnt aber auch in der Wiſſenſchaft das Falſche die Oberhand, ſo wird doch immer eine Minorität für das Wahre übrig bleiben, und wenn ſie ſich in einen einzigen Geiſt zurückzöge, ſo hätte das nichts zu ſagen. Er wird im Stillen, im Verborgenen fortwaltend wirken, und eine Zeit wird kommen, wo man nach ihm und ſeinen Ueberzeugungen fragt, oder wo dieſe ſich, bei verbreitetem allgemeinem Licht, auch wieder hervorwagen dürfen.

Was jedoch weniger allgemein, obgleich unbegreif-

lich und wunderseltsam zur Sprache kam, war die gelegentliche Eröffnung Montans, daß ihm bei seinen gebirgischen und bergmännischen Untersuchungen eine Person zur Seite gehe, welche ganz wundersame Eigenschaften und einen ganz eigenen Bezug auf alles habe was man Gestein, Mineral, ja sogar was man überhaupt Element nennen könne. Sie fühle nicht bloß eine große Einwirkung der unterirdisch fließenden Wasser, metallischer Lager und Gänge, so wie der Steinkohlen und was dergleichen in Massen beisammen seyn möchte, sondern was wunderbarer sey, sie befinde sich anders und wieder anders sobald sie nur den Boden wechsele. Die verschiedenen Gebirgsarten übten auf sie einen besondern Einfluß, worüber er sich mit ihr, seitdem er eine, zwar wunderliche aber doch auslangende Sprache einzuleiten gewußt, recht gut verständigen und sie im Einzelnen prüfen könne, da sie denn auf eine merkwürdige Weise die Probe bestehe, indem sie sowohl chemische als physische Elemente durch's Gefühl gar wohl zu unterscheiden wisse, ja sogar schon durch den Anblick das Schwerere von dem Leichtern unterscheide. Diese Person, über deren Geschlecht er sich nicht näher erklären wollte, habe er mit den abreisenden Freunden vorausgeschickt, und hoffe zu seinen Zwecken in den ununtersuchten Gegenden sehr viel von ihr.

Dieses Vertrauen Montan's eröffnete das strenge Herz des Astronomen, welcher sodann mit Makariens

Vergünſtigung auch ihm das Verhältniß derſelben zum Weltſyſtem offenbarte. Durch nachherige Mittheilungen des Aſtronomen ſind wir in dem Fall, wo nicht Genugſames, doch das Hauptſächliche ihrer Unterhaltungen über ſo wichtige Puncte mitzutheilen.

Bewundern wir indeſſen die Aehnlichkeit der hier eintretenden Fälle bei der größten Verſchiedenheit. Der eine Freund, um nicht ein Timon zu werden, hatte ſich in die tiefſten Klüfte der Erde verſenkt und auch dort ward er gewahr, daß in der Menſchennatur was Analoges zum ſtarrſten und rohſten vorhanden ſey; dem andern gab von der Gegenſeite der Geiſt Makariens ein Beiſpiel daß, wie dort das Verbleiben, hier das Entfernen wohlbegabten Naturen eigen ſey, daß man weder nöthig habe bis zum Mittelpunct der Erde zu dringen, noch ſich über die Gränzen unſres Sonnenſyſtems hinaus zu entfernen, ſondern ſchon genüglich beſchäftigt und vorzüglich auf That aufmerkſam gemacht und zu ihr berufen werde. An und in dem Boden findet man für die höchſten irdiſchen Bedürfniſſe das Material, eine Welt des Stoffes, den höchſten Fähigkeiten des Menſchen zur Bearbeitung übergeben; aber auf jenem geiſtigen Wege werden immer Theilnahme, Liebe, geregelte freie Wirkſamkeit gefunden. Dieſe beiden Welten gegen einander zu bewegen, ihre beiderſeitigen Eigenſchaften in der vorübergehenden Lebenserſcheinung zu manifeſtiren, das iſt die höchſte Geſtalt wozu ſich der Menſch auszubilden hat.

Hierauf schlossen beide Freunde einen Bund und nahmen sich vor, ihre Erfahrungen allenfalls auch nicht zu verheimlichen, weil derjenige der sie als einem Roman wohl ziemende Mährchen belächeln könnte, sie doch immer als ein Gleichniß des Wünschenswerthesten betrachten dürfte.

Der Abschied Montans und seiner Frauenzimmer folgte bald hierauf, und wenn man ihn mit Lucien noch gern gehalten hätte, so war doch die allzuunruhige Philine mehreren an Ruhe und Sitte gewohnten Frauenzimmern, besonders aber der edlen Angela beschwerlich, wozu sich noch besondere Umstände hinzufügten, welche die Unbehaglichkeit vermehrten.

Schon oben hatten wir zu bemerken, daß Angela nicht wie sonst die Pflicht des Aufmerkens und Aufzeichnens erfüllte, sondern anderwärts beschäftigt schien. Um diese Anomalie an einer der Ordnung dergestalt ergebenen und in den reinsten Kreisen sich bewegenden Person zu erklären, sind wir genöthigt einen neuen Mitspieler in dieses vielumfassende Drama noch zuletzt einzuführen.

Unser alter geprüfter Handelsfreund Werner mußte sich bei zunehmenden, ja gleichsam in's Unendliche sich vermehrenden Geschäften, nach frischen Gehülfen umsehen, welche er nicht ohne vorläufige besondere Prüfung näher an sich anschloß. Einen solchen sendet er nun an Makarien, um wegen Auszahlung der bedeutenden Sum-

men zu unterhandeln, welche diese Dame aus ihrem großen Vermögen dem neuen Unternehmen, besonders in Rücksicht auf Lenardo, ihren Liebling, zuzuwenden beschloß und erklärte. Gedachter junger Mann, nunmehr Werner's Gehülfe und Geselle, ein frischer natürlicher Jüngling und eine Wundererscheinung, empfiehlt sich durch ein eignes Talent, durch eine gränzenlose Fertigkeit im Kopfrechnen, wie überall, so besonders bei den Unternehmern wie sie jetzt zusammenwirken, da sie sich durchaus mit Zahlen im mannichfaltigsten Sinne einer Gesellschaftsrechnung beschäftigen und ausgleichen müssen. Sogar in der täglichen Societät, wo beim Hin- und Wiederreden über weltliche Dinge, von Zahlen, Summen und Ausgleichungen die Rede ist, muß ein solcher höchst willkommen mit einwirken. Ueberdem spielte er den Flügel höchst anmuthig, wo ihm der Calcul und ein liebenswürdiges Naturell verbunden und vereint äußerst wünschenswerth zu Hülfe kommt. Die Töne fließen ihm leicht und harmonisch zusammen, manchmal aber deutet er an, daß er auch wohl in tiefern Regionen zu Hause wäre, und so wird er höchst anziehend, wenn ergleich wenig Worte macht und kaum irgend etwas Gefühltes aus seinen Gesprächen durchblickt. Auf alle Fälle ist er jünger als seine Jahre, man möchte beinahe etwas Kindliches an ihm finden. Wie es übrigens auch mit ihm sey, er hat Angela's Gunst gewonnen, sie die seinige, zu Makariens größter Zufrie-

denheit: denn sie hatte längst gewünscht das edle Mädchen verheirathet zu sehen.

Diese jedoch, immer bedenkend und fühlend wie sehr ihre Stelle zu besetzen seyn werde, hatte wohl schon irgend ein liebevolles Anerbieten abgelehnt, vielleicht sogar einer stillen Neigung Gewalt angethan; seitdem aber eine Nachfolgerin denkbar, ja gewissermaßen schon bestimmt worden, scheint sie von einem wohlgefälligen Eindruck überrascht, ihm bis zur Leidenschaft nachgegeben zu haben.

Wir aber kommen nunmehr in den Fall das Wichtigste zu eröffnen, indem ja alles, worüber seit so mancher Zeit die Rede gewesen sich nach und nach gebildet, aufgelöst und wieder gestaltet hatte. Entschieden ist also auch nunmehr, daß die Schöne-Gute, sonst das nußbraune Mädchen genannt, sich Makarien zur Seite füge. Der im Allgemeinen vorgelegte, auch von Lenardo schon gebilligte Plan ist seiner Ausführung ganz nah; alle Theilnehmenden sind einig; die Schöne-Gute übergibt dem Gehülfen ihr ganzes Besitzthum. Er heirathet die zweyte Tochter jener arbeitsamen Familie und wird Schwager des Schirrfassers. Hiedurch wird die vollkommene Einrichtung einer neuen Fabrication durch Local und Zusammenwirkung frei, und die Bewohner des arbeitslustigen Thales werden auf eine andere lebhaftere Weise beschäftigt.

Dadurch wird die Liebenswürdige frei, sie tritt bei

Makarien an die Stelle von Angela, welche mit jenem jungen Manne schon verlobt ist. Hiemit wäre alles für den Augenblick berichtet; was nicht entschieden werden kann bleibt im Schweben.

Nun aber verlangt die Schöne-Gute, daß Wilhelm sie abhole; gewisse Umstände sind noch zu berichtigen und sie legt bloß einen großen Werth darauf, daß er das was er doch eigentlich angefangen auch vollende. Er entdeckte sie zuerst, und ein wundersam Geschick trieb Lenardo auf seine Spur; und nun soll er, so wünscht sie, ihr den Abschied von dort erleichtern und so die Freude, die Beruhigung empfinden, einen Theil der verschränkten Schicksalsfäden selbst wieder aufgefaßt und angeknüpft zu haben.

Nun aber müssen wir, um das Geistliche, das Gemüthliche zu einer Art von Vollständigkeit zu bringen, auch ein Geheimeres offenbaren, und zwar folgendes: Lenardo hatte über eine nähere Verbindung mit der Schönen-Guten niemals das Mindeste geäußert; im Laufe der Unterhandlungen aber, bei dem vielen Hin- und Wiedersenden war denn doch auf eine zarte Weise an ihr geforscht worden, wie sie dieß Verhältniß ansehe, und was sie, wenn es zur Sprache käme, allenfalls zu thun geneigt wäre. Aus ihrem Erwidern konnte man sich so viel zusammensetzen: sie fühle sich nicht werth einer solchen Neigung wie der ihres edlen Freundes, durch Hingebung ihres getheilten Selbst zu antworten.

Ein Wohlwollen der Art verdiene die ganze Seele, das ganze Vermögen eines weiblichen Wesens; dieß aber könne sie nicht anbieten. Das Andenken ihres Bräutigams, ihres Gatten und der wechselseitigen Einigung beider sey noch so lebhaft in ihr, nehme noch ihr ganzes Wesen dergestalt völlig ein, daß für Liebe und Leidenschaft kein Raum gedenkbar, auch ihr nur das reinste Wohlwollen, und in diesem Falle die vollkommenste Dankbarkeit übrig bleibe. Man beruhigte sich hiebei, und da Lenardo die Angelegenheit nicht berührt hatte, war es auch nicht nöthig hierüber Auskunft und Antwort zu geben.

Einige allgemeine Betrachtungen werden hoffentlich hier am rechten Orte stehen. Das Verhältniß sämmtlicher vorübergehenden Personen zu Makarien war vertraulich und ehrfurchtsvoll, alle fühlten die Gegenwart eines höheren Wesens, und doch blieb in solcher Gegenwart einem jeden die Freiheit ganz in seiner eigenen Natur zu erscheinen. Jeder zeigt sich wie er ist, mehr als je vor Eltern und Freunden mit einer gewissen Zuversicht, denn er war gelockt und veranlaßt nur das Gute, das Beste was an ihm war an den Tag zu geben, daher beinahe eine allgemeine Zufriedenheit entstand.

Verschweigen aber können wir nicht daß durch diese gewissermaßen zerstreuenden Zustände Makarie mit der Lage Lenardo's beschäftigt blieb; sie äußerte sich auch

darüber gegen ihre Nächsten, gegen Angela und den Astronomen. Lenardo's Inneres glaubten sie deutlich vor sich zu sehen, er ist für den Augenblick beruhigt, der Gegenstand seiner Sorge wird höchst glücklich; Makarie hatte für die Zukunft auf jeden Fall gesorgt. Nun hatte er das große Geschäft muthig anzutreten und zu beginnen, das Uebrige dem Folgegang und Schicksal zu überlassen. Dabei konnte man vermuthen daß er in jenen Unternehmungen hauptsächlich gestärkt sey durch den Gedanken, sie dereinst, wenn er Fuß gefaßt, hinüber zu berufen, wo nicht gar selbst abzuholen.

Allgemeiner Bemerkungen konnte man hiebei sich nicht enthalten. Man beachtete näher den seltenen Fall der sich hier hervorthat: Leidenschaft aus Gewissen. Man gedachte zugleich anderer Beispiele einer wundersamen Umbildung einmal gefaßter Eindrücke, der geheimnißvollen Entwickelung angeborner Neigung und Sehnsucht. Man bedauerte daß in solchen Fällen wenig zu rathen sey, würde es aber höchst räthlich finden sich möglichst klar zu halten, und diesem oder jenem Hang nicht unbedingt nachzugeben.

Zu diesem Punkte aber gelangt können wir der Versuchung nicht widerstehen ein Blatt aus unsern Archiven mitzutheilen welches Makarien betrifft und die besondere Eigenschaft die ihrem Geiste ertheilt ward. Leider ist dieser Aufsatz erst lange Zeit, nachdem der Inhalt mitgetheilt worden aus dem Gedächtniß geschrieben und nicht,

wie es zu einem so merkwürdigen Fall wünschenswerth wäre, für ganz authentisch anzusehen. Dem sey aber wie ihm wolle, so wird hier schon so viel mitgetheilt, um Nachdenken zu erregen und Aufmerksamkeit zu empfehlen, ob nicht irgendwo schon etwas Aehnliches oder sich Annäherndes bemerkt und verzeichnet worden.

Funfzehntes Capitel.

Makarie befindet sich zu unserm Sonnensystem in einem Verhältniß, welches man auszusprechen kaum wagen darf. Im Geiste, der Seele, der Einbildungskraft hegt sie, schaut sie es nicht nur, sondern sie macht gleichsam einen Theil desselben; sie sieht sich in jenen himmlischen Kreisen mit fortgezogen, aber auf eine ganz eigene Art; sie wandelt seit ihrer Kindheit um die Sonne, und zwar, wie nun entdeckt ist, in einer Spirale, sich immer mehr vom Mittelpunct entfernend und nach den äußeren Regionen hinkreisend.

Wenn man annehmen darf, daß die Wesen, in sofern sie körperlich sind, nach dem Centrum, in sofern sie geistig sind, nach der Peripherie streben, so gehört unsere Freundin zu den geistigsten; sie scheint nur geboren um sich von dem Irdischen zu entbinden, um die nächsten und fernsten Räume des Daseyns zu durchdringen. Diese Eigenschaft, so herrlich sie ist, ward ihr doch seit den frühsten Jahren als eine schwere Aufgabe verliehen. Sie erinnert sich von Klein auf ihr inneres Selbst als von leuchtenden Wesen durchdrungen, von einem Licht erhellt, welchem sogar das hellste Sonnen-

licht nichts anhaben konnte. Oft sah sie zwey Sonnen, eine innere nämlich, und eine außen am Himmel, zwey Monde, wovon der äußere in seiner Größe bei allen Phasen sich gleich blieb, der innere sich immer mehr und mehr verminderte.

Diese Gabe zog ihren Antheil ab von gewöhnlichen Dingen, aber ihre trefflichen Eltern wendeten alles auf ihre Bildung; alle Fähigkeiten wurden an ihr lebendig, alle Thätigkeiten wirksam, dergestalt daß sie allen äußeren Verhältnissen zu genügen wußte, und, indem ihr Herz, ihr Geist ganz von überirdischen Gesichten erfüllt war, doch ihr Thun und Handeln immerfort dem Edelsten, Sittlichen gemäß blieb. Wie sie heranwuchs überall hülfreich, unaufhaltsam in großen und kleinen Diensten wandelte sie wie ein Engel Gottes auf Erden, indem ihr geistiges Ganze sich zwar um die Weltsonne aber nach dem Ueberweltlichen in stätig zunehmenden Kreisen bewegte.

Die Ueberfülle dieses Zustandes ward einigermaßen dadurch gemildert, daß es auch in ihr zu tagen und zu nachten schien, da sie denn, bei gedämpftem innerem Licht, äußere Pflichten auf das treuste zu erfüllen strebte, bei frisch aufleuchtendem Innerem sich der seligsten Ruhe hingab. Ja sie will bemerkt haben, daß eine Art von Wolken sie von Zeit zu Zeit umschwebten, und ihr den Anblick der himmlischen Genossen auf eine Zeit lang um-

dämmerten, eine Epoche die sie stets zu Wohl und Freude ihrer Umgebungen zu benutzen wußte.

So lange sie die Anschauungen geheimhielt, gehörte viel dazu sie zu ertragen, was sie davon offenbarte wurde nicht anerkannt, oder mißdeutet, sie ließ es daher in ihrem langen Leben nach außen als Krankheit gelten, und so spricht man in der Familie noch immer davon; zuletzt aber hat ihr das gute Glück den Mann zugeführt, den ihr bei uns sehr, als Arzt, Mathematiker und Astronom gleich schätzbar, durchaus ein edler Mensch, der sich jedoch erst eigentlich aus Neugierde zu ihr heranfand. Als sie aber Vertrauen gegen ihn gewann, ihm nach und nach ihre Zustände beschrieben, das Gegenwärtige an's Vergangene angeschlossen und in die Ereignisse einen Zusammenhang gebracht hatte, ward er so von der Erscheinung eingenommen, daß er sich nicht mehr von ihr trennen konnte, sondern Tag vor Tag stets tiefer in das Geheimniß einzudringen trachtete.

Im Anfange, wie er nicht undeutlich zu verstehen gab, hielt er es für Täuschung; denn sie läugnete nicht daß von der ersten Jugend an sie sich um die Stern- und Himmelskunde fleißig bekümmert habe, daß sie darin wohl unterrichtet worden und keine Gelegenheit versäumt sich durch Maschinen und Bücher den Weltbau immer mehr zu versinnlichen. Deßhalb er sich denn nicht ausreden ließ, es sey eingelernt. Die Wirkung einer in hohem Grad geregelten Einbildungskraft, der Einfluß

des Gedächtniſſes ſey zu vermuthen, eine Mitwirkung der Urtheilskraft, beſonders aber eines verſteckten Calculs.

Er iſt ein Mathematiker und alſo hartnäckig, ein heller Geiſt und alſo ungläubig; er wehrte ſich lange, bemerkte jedoch was ſie angab genau, ſuchte der Folge verſchiedener Jahre beizukommen, hielt ſich beſonders an die neuſten mit dem gegenſeitigen Stande der Himmelslichter übereintreffenden Angaben, und rief endlich aus: nun warum ſollte Gott und die Natur nicht auch eine lebendige Armillarſphäre, ein geiſtiges Räderwerk erſchaffen und einrichten, daß es, wie ja die Uhren uns täglich und ſtündlich leiſten, dem Gang der Geſtirne von ſelbſt auf eigne Weiſe zu folgen im Stande wäre.

Hier aber wagen wir nicht weiter zu gehen; denn das Unglaubliche verliert ſeinen Werth wenn man es näher im Einzelnen beſchauen will. Doch ſagen wir ſo viel: dasjenige was zur Grundlage der anzuſtellenden Berechnungen diente war folgendes: ihr der Seherin erſchien unſere Sonne in der Viſion um vieles kleiner als ſie ſolche bei Tage erblickte, auch gab eine ungewöhnliche Stellung dieſes höheren Himmelslichtes im Thierkreiſe Anlaß zu Folgerungen.

Dagegen entſtanden Zweifel und Irrungen, weil die Schauende ein und das andere Geſtirn andeutete, als gleichfalls in dem Zodiak erſcheinend, von denen man aber am Himmel nichts gewahr werden konnte. Es mochten die damals noch unentdeckten kleinen Planeten

ſeyn. Denn aus andern Angaben ließ ſich ſchließen, daß ſie längſt über die Bahn des Mars hinaus, der Bahn des Jupiter ſich nähere. Offenbar hatte ſie eine Zeit lang dieſen Planeten, es wäre ſchwer zu ſagen in welcher Entfernung, mit Staunen in ſeiner ungeheuren Herrlichkeit betrachtet, und das Spiel ſeiner Monde um ihn her geſchaut; hernach aber ihn auf die wunderſeltſamſte Weiſe als abnehmenden Mond geſehen, und zwar ungewendet wie uns der wachſende Mond erſcheint. Daraus wurde geſchloſſen, daß ſie ihn von der Seite ſehe und wirklich im Begriff ſey, über deſſen Bahn hinauszuſchreiten und in dem unendlichen Raum dem Saturn entgegen zu ſtreben. Dorthin folgt ihr keine Einbildungskraft, aber wir hoffen daß eine ſolche Entelechie ſich nicht ganz aus unſerm Sonnenſyſtem entfernen, ſondern wenn ſie an die Gränze deſſelben gelangt iſt, ſich wieder zurückſehnen werde, um zu Gunſten unſrer Urenkel in das irdiſche Leben und Wohlthun wieder einzuwirken.

Indem wir nun dieſe ätheriſche Dichtung, Verzeihung hoffend, hiemit beſchließen, wenden wir uns wieder zu jenen terreſtriſchen Mährchen, wovon wir oben eine vorübergehende Andeutung gegeben.

Montan hatte mit dem größten Anſchein von Ehrlichkeit angegeben: jene wunderbare Perſon welche mit ihren Gefühlen den Unterſchied der irdiſchen Stoffe ſo wohl zu bezeichnen wiſſe ſey ſchon mit den erſten Wanderern in die weite Ferne gezogen, welches jedoch dem

Aufmerksamen durchaus hätte sollen unwahrscheinlich dünken. Denn wie wollte Mentan und Seinesgleichen eine so bereite Wünschelruthe von der Seite gelassen haben? Auch ward kurz nach seiner Abreise durch Hin- und Wiederreden und sonderbare Erzählungen der unteren Hausbedienten hierüber ein Verdacht allmählich rege. Philine nämlich und Lucie hatten eine dritte mitgebracht, unter dem Vorwand es sey eine Dienerin, wozu sie sich aber gar nicht zu schicken schien; wie sie denn auch beim Aus- und Ankleiden der Herrinnen niemals gefordert wurde. Ihre einfache Tracht kleidete den derben wohlgebauten Körper gar schicklich, deutete aber, so wie die ganze Person auf etwas Ländliches. Ihr Betragen, ohne roh zu seyn, zeigte keine gesellige Bildung, wovon die Kammermädchen immer die Caricatur darzustellen pflegen. Auch fand sie gar bald unter der Dienerschaft ihren Platz; sie gesellte sich zu den Garten- und Feldgenossen, ergriff den Spaten und arbeitete für zwey bis drey. Nahm sie den Rechen, so flog er auf das geschickteste über das aufgewühlte Erdreich und die weiteste Fläche glich einem wohlgeebneten Beete. Uebrigens hielt sie sich still und gewann gar bald die allgemeine Gunst. Sie erzählten sich von ihr: man habe sie oft das Werkzeug niederlegen und quer feld ein über Stock und Steine springen sehen, auf eine versteckte Quelle zu, wo sie ihren Durst gelöscht. Diesen Gebrauch habe sie täglich wiederholt, indem sie von irgend einem Puncte aus

aus wo ſie geſtanden, immer ein oder das andere rein ausfließende Waſſer zu finden gewußt, wenn ſie deſſen bedurfte.

Und ſo war denn doch für Montans Angeben ein Zeugniß zurückgeblieben, der wahrſcheinlich um läſtige Verſuche und unzulängliches Probiren zu vermeiden, die Gegenwart einer ſo merkwürdigen Perſon vor ſeinen edlen Wirthen, welche ſonſt wohl ein ſolches Zutrauen verdient hätten, zu verheimlichen beſchloß. Wir aber wollten, was uns bekannt geworden auch unvollſtändig wie es vorliegt mitgetheilt haben, um forſchende Männer auf ähnliche Fälle, die ſich vielleicht öfter als man glaubt durch irgend eine Andeutung hervorthun, freundlich aufmerkſam zu machen.

Sechzehntes Capitel.

Der Amtmann jenes Schloſſes, das wir noch vor kurzem durch unſere Wanderer belebt geſehen, von Natur thätig und gewandt, den Vortheil ſeiner Herrſchaft und ſeinen eignen immer vor Augen habend, ſaß nunmehr vergnügt, Rechnungen und Berichte auszufertigen, wodurch er die ſeinem Bezirk während der Anweſenheit jener Gäſte zugegangenen großen Vortheile mit einiger Selbſtgefälligkeit vorzutragen und aus einander zu ſetzen ſich bemühte. Allein dieſes war nach ſeiner eigenen Ueberzeugung nur das Geringſte; er hatte bemerkt was für große Wirkungen von thätigen, geſchickten, freiſinnigen und kühnen Menſchen ausgehen. Die einen hatten Abſchied genommen über das Meer zu ſetzen, die andern um auf dem feſten Lande ihr Unterkommen zu finden, nun ward er noch ein drittes heimliches Verhältniß gewahr, wovon er alſobald Nutzen zu ziehen den Entſchluß faßte.

Bei'm Abſchied zeigte ſich, was man hätte vorausſagen und wiſſen können, daß von den jungen rüſtigen Männern ſich gar mancher mit den hübſchen Kindern des Dorfs und der Gegend mehr oder weniger befreundet

hatte. Nur einige bewieſen Muth genug, als Odoardo mit den Seinigen abging, ſich als entſchieden Bleibende zu erklären; von Lenardo's Auswanderern war keiner geblieben, aber von dieſen letztern betheuerten verſchiedene in kurzer Zeit zurückkehren und ſich anſiedeln zu wollen, wenn man ihnen einigermaßen ein hinreichendes Auskommen und Sicherheit für die Zukunft gewähren könne.

Der Amtmann welcher die ſämmtliche Perſönlichkeit und die häuslichen Umſtände ſeiner ihm untergebenen kleinen Völkerſchaft ganz genau kannte, lachte heimlich als ein wahrer Egoiſt über das Ereigniß, daß man ſo große Anſtalten und Aufwand machte, um über dem Meer und im Mittellande ſich frei und thätig zu erweiſen, und doch dabei ihm, der auf ſeiner Hufe ganz ruhig geſeſſen, gerade die größten Vortheile zu Haus und Hof bringe, und ihm Gelegenheit gebe einige der vorzüglichſten zurückzuhalten und bei ſich zu verſammeln. Seine Gedanken, ausgeweitet durch die Gegenwart, fanden nichts natürlicher als daß Liberalität, wohl angewendet, gar löbliche nützliche Folgen habe. Er faßte ſogleich den Entſchluß in ſeinem kleinen Bezirk etwas Aehnliches zu unternehmen. Glücklicherweiſe waren wohlhabende Einwohner dießmal gleichſam genöthigt ihre Töchter den allzufrühen Garten geſetzmäßig zu überlaſſen. Der Amtmann machte ihnen einen ſolchen bürgerlichen Unfall als ein Glück begreiflich, und da es wirklich ein Glück war daß gerade die in dieſem Sinne

brauchbarsten Handwerker das Loos getroffen hatte, so hielt es nicht schwer die Einleitung zu einer Meubelfabrik zu machen, die ohne weitläufigen Raum und ohne große Umstände nur Geschicklichkeit und hinreichendes Material verlangt. Das letzte versprach der Ammann; Frauen, Raum und Verlag gaben die Bewohner, und Geschicklichkeit brachten die Einwandernden mit.

Das alles hatte der gewandte Geschäftsmann schon im Stillen, bei Anwesenheit und im Tumult der Menge, gar wohl überdacht und konnte daher, sobald es um ihn ruhig ward, gleich zum Werke schreiten.

Ruhe, aber freilich eine Art Todtenruhe, war nach Verlauf dieser Fluth über die Straßen des Orts, über den Hof des Schlosses gekommen, als unsern rechnenden und berechnenden Geschäftsmann ein hereinsprengender Reiter aufrief und aus seiner ruhigen Fassung brachte. Des Pferdes Huf klappte freilich nicht, es war nicht beschlagen, aber der Reiter der von der Decke herabsprang — er ritt ohne Sattel und Steigbügel, auch bändigte er das Pferd nur durch eine Trense — er rief laut und ungeduldig nach den Bewohnern, nach den Gästen, und war leidenschaftlich verwundert alles so still und todt zu finden.

Der Amtsdiener wußte nicht was er aus dem Ankömmling machen sollte; auf einen ernsthaften Wortwechsel kam der Ammann selbst hervor und wußte auch weiter nichts zu sagen als daß alles weggezogen sey. —

Wohin? war die Frage des jungen lebendigen Ankömmlings. — Mit Gelaſſenheit bezeichnete der Amtmann den Weg Lenardo's und Odoards, auch eines dritten problematiſchen Mannes, den ſie theils Wilhelm, theils Meiſter genannt hätten. Dieſer habe ſich auf dem einige Meilen entfernten Fluſſe eingeſchifft, er fahre hinab erſt ſeinen Sohn zu beſuchen und alsdann ein wichtiges Geſchäft weiter zu verfolgen.

Schon hatte der Jüngling ſich wieder auf's Pferd geſchwungen und Kenntniß genommen von dem nächſten Wege zum Fluſſe hin, als er ſchon wieder zum Thor hinaus ſtürzte und ſo eilig davon flog; daß dem Amtmann, der oben aus ſeinen Fenſtern nachſchaute, kaum ein verfliegender Staub anzudeuten ſchien, daß der verwirrte Reiter den rechten Weg genommen habe.

Nur eben war der letzte Staub in der Ferne verflogen und unſer Amtmann wollte ſich wieder zu ſeinem Geſchäft niederſetzen, als zum oberen Schloßthor ein Fußbote hereingeſprungen kam und ebenfalls nach der Geſellſchaft fragte, der noch etwas Nachträgliches zu überbringen er eilig abgeſendet worden. Er hatte für ſie ein größeres Paket, daneben aber auch einen einzelnen Brief, adreſſirt an Wilhelm genannt Meiſter, der dem Ueberbringer von einem jungen Frauenzimmer beſonders auf die Seele gebunden und deſſen baldige Beſtellung eifrigſt eingeſchärft worden war. Leider konnte auch dieſem kein anderer Beſcheid werden als daß er das Neſt

leer finde und daher seinen Weg eiligst fortsetzen müsse, wo er sie entweder sämmtlich anzutreffen, oder eine weitere Anweisung zu finden hoffen dürfte.

Den Brief aber selbst, den wir unter den vielen uns anvertrauten Papieren gleichfalls vorgefunden, dürfen wir, als höchst bedeutend, nicht zurückhalten. Er war von Hersilien, einem so wunderbaren als liebenswürdigen Frauenzimmer, welches in unsern Mittheilungen nur selten erscheint, aber bei jedesmaligem Auftreten, gewiß jeden Geistreichen, Feinfühlenden unwiderstehlich angezogen hat. Auch ist das Schicksal das sie betrifft wohl das sonderbarste, das einem zarten Gemüthe widerfahren kann.

Siebzehntes Capitel.

Herfilie an Wilhelm.

Ich ſaß denkend und wüßte nicht zu ſagen was ich dachte. Ein denkendes Nichtdenken wandelt mich aber manchmal an, es iſt eine Art von empfundener Gleichgültigkeit. Ein Pferd ſpringt in den Hof und weckt mich aus meiner Ruhe, die Thüre ſpringt auf und Felix tritt herein im jugendlichſten Glanze wie ein kleiner Abgott. Er eilt auf mich zu, will mich umarmen, ich weiſe ihn zurück; er ſcheint gleichgültig, bleibt in einiger Entfernung, und in ungetrübter Heiterkeit preiſ't er mir das Pferd an das ihn hergetragen, erzählt von ſeinen Uebungen, von ſeinen Freuden umſtändlich und vertraulich. Die Erinnerung an ältere Geſchichten bringt uns auf das Prachtkäſtchen, er weiß daß ich's habe und verlangt es zu ſehen; ich gebe nach, es war unmöglich zu verſagen. Er betrachtet's, erzählt umſtändlich wie er es entdeckt, ich verwirre mich und verrathe daß ich den Schlüſſel beſitze. Nun ſteigt ſeine Neugier auf's höchſte, auch den will er ſehen, nur von ferne. Dringender und liebenswürdiger bitten konnte man niemand ſehen; er bittet wie betend, kniet und

bittet mir so feurigen holden Augen, mit so süßen schmeichelnden Worten, und so war ich wieder verführt. Ich zeigte das Wundergeheimniß von weitem, aber schnell faßte er meine Hand und entriß ihn, und sprang muthwillig zur Seite um einen Tisch herum.

„Ich habe nichts vom Kästchen noch vom Schlüssel!“ rief er aus; „dein Herz wünscht' ich zu öffnen, daß es sich mir aufthäte, mir entgegen käme, mich an sich drückte, mir vergönnte es an meine Brust zu drücken.“ Er war unendlich schön und liebenswürdig, und wie ich auf ihn zugehen wollte schob er das Kästchen auf dem Tisch immer vor sich hin; schon stak der Schlüssel drinne; er drohte umzudrehen und drehte wirklich. Das Schlüsselchen war abgebrochen, die äußere Hälfte fiel auf den Tisch.

Ich war verwirrter als man seyn kann und seyn sollte. Er benützt meine Unaufmerksamkeit, läßt das Kästchen stehen, fährt auf mich los und faßt mich in die Arme. Ich rang vergebens, seine Augen näherten sich den meinigen und es ist was Schönes, sein eigenes Bild im liebenden Auge zu erblicken. Ich sah's zum erstenmal, als er seinen Mund lebhaft auf den meinigen drückte. Ich will's nur gestehen, ich gab ihm seine Küsse zurück, es ist doch sehr schön einen Glücklichen zu machen. Ich riß mich los, die Kluft die uns trennt erschien mir nur zu deutlich; statt mich zu fassen überschritt ich das Maß, ich stieß ihn zürnend

weg, meine Verwirrung gab mir Muth und Verſtand; ich bedrohte, ich ſchalt ihn, befahl ihm nie wieder vor mir zu erſcheinen; er glaubte meinem wahrhaften Ausdruck. „Gut!“ ſagte er, „ſo reit' ich in die Welt, bis ich umkomme.“ Er warf ſich auf ſein Pferd und ſprengte weg. Noch halb träumend will ich das Käſtchen verwahren, die Hälfte des Schlüſſels lag abgebrochen, ich befand mich in doppelter und dreyfacher Verlegenheit.

O Männer, o Menſchen! Werdet ihr denn niemals die Vernunft fortpflanzen? war es nicht an dem Vater genug, der ſo viel Unheil anrichtete, bedurft' es noch des Sohns um uns unauflöslich zu verwirren?

Dieſe Bekenntniſſe lagen eine Zeitlang bei mir, nun tritt ein ſonderbarer Umſtand ein den ich melden muß, der obiges aufklärt und verdüſtert.

Ein alter dem Oheim ehrenwerther Goldſchmied und Juwelenhändler trifft ein, zeigt ſeltſame antiquariſche Schätze vor; ich werde veranlaßt das Käſtchen zu bringen, er betrachtet den abgebrochenen Schlüſſel und zeigt, was man bisher überſehen hatte, daß der Bruch nicht rauh, ſondern glatt ſey. Durch Berührung faſſen die beiden Enden einander an, er zieht den Schlüſſel ergänzt heraus, ſie ſind magnetiſch verbunden, halten

einander feſt aber ſchließen nur dem Eingeweihten. Der Mann tritt in einige Entfernung, das Käſtchen ſpringt auf, das er gleich wieder zudrückt: an ſolche Geheimniſſe ſey nicht gut rühren, meinte er.

Meinen unerklärlichen Zuſtand vergegenwärtigen Sie ſich, Gott ſey Dank, gewiß nicht; denn wie wollte man außerhalb der Verwirrung die Verwirrung erkennen. Das bedeutende Käſtchen ſteht vor mir, den Schlüſſel der nicht ſchließt hab' ich in der Hand, jenes wollt' ich gern unerdffnet laſſen, wenn dieſer mir nur die nächſte Zukunft aufſchlöſſe.

Um mich bekümmern Sie ſich eine Weile ja nicht, aber was ich inſtändig bitte, flehe, dringend empfehle: forſchen Sie nach Felix; ich habe vergebens umhergeſandt um die Spuren ſeines Weges aufzufinden. Ich weiß nicht ob ich den Tag ſegnen oder fürchten ſoll der uns wieder zuſammenführt.

Endlich, endlich! verlangt der Bote ſeine Abfertigung; man hat ihn lange genug hier aufgehalten, er ſoll die Wanderer mit wichtigen Depeſchen ereilen. In dieſer Geſellſchaft wird er Sie ja auch wohl finden, oder man wird ihn zurecht weiſen. Ich unterdeß werde nicht beruhigt ſeyn.

Achtzehntes Capitel.

Nun gleitete der Kahn, beſchienen von heißer Mittagsſonne den Fluß hinab, gelinde Lüfte kühlten den erwärmten Aether, ſanfte Ufer zu beiden Seiten gewährten einen zwar einfachen doch behäglichen Anblick. Das Kornfeld näherte ſich dem Strome und ein guter Boden trat ſo nah heran, daß ein rauſchendes Waſſer auf irgend eine Stelle ſich hinwerfend das lockere Erdreich gewaltig angegriffen, fortgeriſſen und ſteile Abhänge von bedeutender Höhe ſich gebildet hatten.

Ganz oben, auf dem ſchroffſten Rande einer ſolchen Steile; wo ſonſt der Leinpfad mochte hergegangen ſeyn, ſah der Freund einen jungen Mann herantraben, gut gebaut von kräftiger Geſtalt. Kaum aber wollte man ihn ſchärfer in's Auge faſſen als der dort überhangende Raſen losbricht und jener Unglückliche jählings, Pferd über Mann unter, in's Waſſer ſtürzt. Hier war nicht Zeit zu denken wie und warum, die Schiffer fuhren pfeilſchnell dem Strudel zu und hatten im Augenblick die ſchöne Beute gefaßt. Entſeelt ſcheinend lag der holde Jüngling im Schiffe, und nach kurzer Ueberlegung fuhren die gewandten Männer einem Kiesweidicht zu,

das sich mitten im Fluß gebildet hatte. Landen, den Körper an's Ufer heben, ausziehen und abtrocknen war Eins. Noch aber kein Zeichen des Lebens zu bemerken, die holde Blume hingesenkt in ihren Armen!

Wilhelm griff sogleich nach der Lanzette, die Ader des Arms zu öffnen, das Blut sprang reichlich hervor und mit der schlängelnd anspielenden Welle vermischt folgte es gekreiseltem Strome nach. Das Leben kehrte wieder; kaum hatte der liebevolle Wundarzt nur Zeit die Binde zu befestigen, als der Jüngling sich schon muthvoll auf seine Füße stellte, Wilhelmen scharf ansah und rief: „Wenn ich leben soll, so sey es mit dir!" Mit diesen Worten fiel er dem erkennenden und erkannten Retter um den Hals und weinte bitterlich. So standen sie fest umschlungen, wie Kastor und Pollux, Brüder die sich auf dem Wechselwege vom Orcus zum Licht begegnen.

Man bat ihn sich zu beruhigen. Die wackern Männer hatten schon ein bequemes Lager halb sonnig halb schattig unter leichten Büschen und Zweigen bereitet; hier lag er nun auf den väterlichen Mantel hingestreckt, der holdeste Jüngling, braune Locken schnell getrocknet rollten sich schon wieder auf, er lächelte beruhigt und schlief ein. Mit Gefallen sah unser Freund auf ihn herab indem er ihn zudeckte. — „Wirst du noch immer auf's neue hervorgebracht, herrlich Ebenbild Gottes!" rief er aus, „und wirst sogleich wieder beschädigt, verletzt von innen oder von außen." — Der Mantel fiel

über ihn her, eine gemäßigte Sonnengluth durchwärmte die Glieder ſanft und innigſt, ſeine Wangen röthete ſich geſund, er ſchien ſchon völlig wieder hergeſtellt.

Die thätigen Männer, einer guten geglückten Handlung und des zu erwartenden reichlichen Lohns zum voraus ſich erfreuend, hatten auf dem heißen Kies die Kleider des Jünglings ſchon ſo gut als getrocknet, um ihn bei'm Erwachen ſogleich wieder in den geſellig anſtändigſten Zuſtand zu verſetzen.

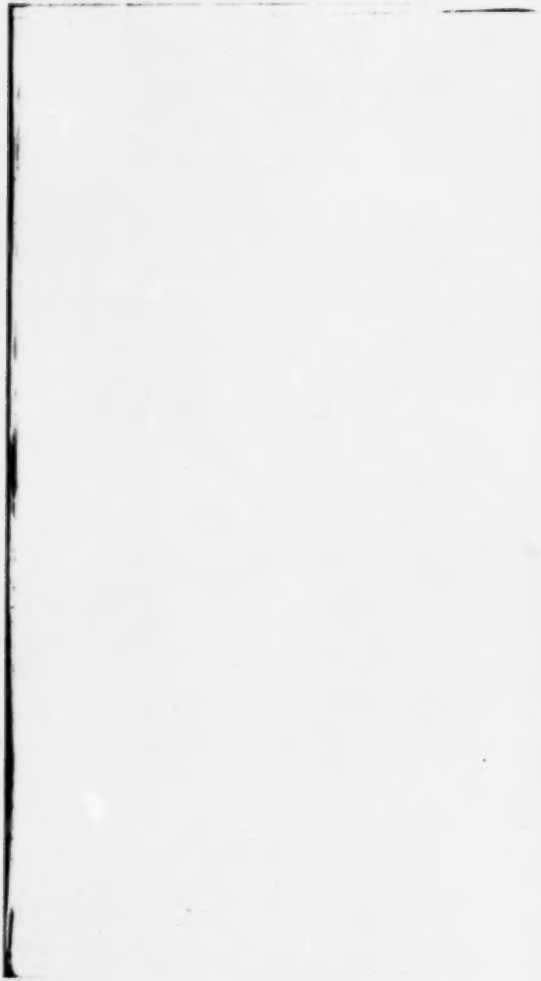

Aus

Makariens Archiv.

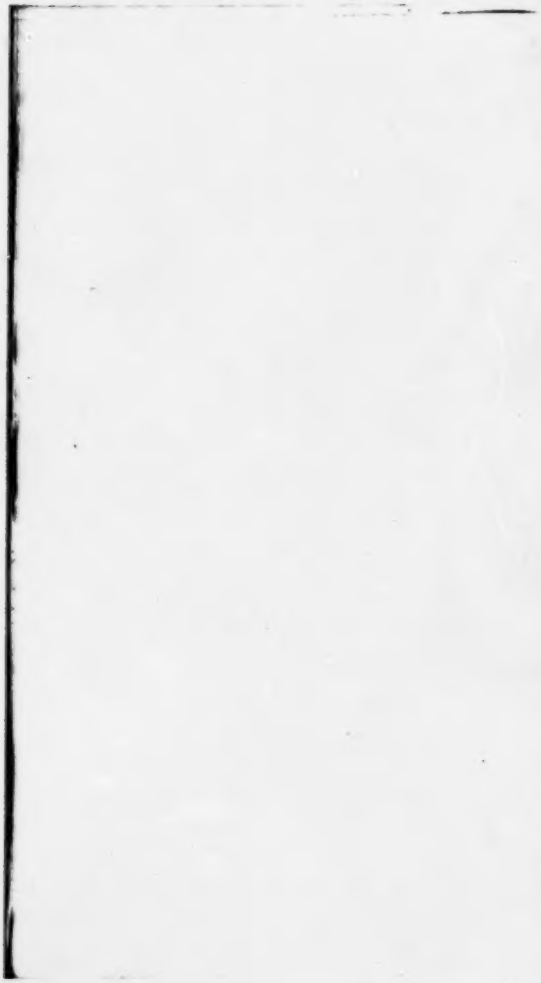

Die Geheimniſſe der Lebenspfade darf und kann man nicht offenbaren; es gibt Steine des Anſtoßes über die ein jeder Wanderer ſtolpern muß. Der Poet aber deutet auf die Stelle hin.

Es wäre nicht der Mühe werth ſiebzig Jahr alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Thorheit wäre vor Gott.

Das Wahre iſt gottähnlich; es erſcheint nicht unmittelbar, wir müſſen es aus ſeinen Manifeſtationen errathen.

Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert ſich dem Meiſter.

Aber die Menſchen vermögen nicht leicht aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln; denn ſie wiſſen nicht daß ihr Verſtand eben ſolche Künſte wie die Natur treibt.

Denn die Götter lehren uns ihr eigenſtes Werk nachahmen; doch wiſſen wir nur was wir thun, erkennen aber nicht was wir nachahmen.

Alles iſt gleich, alles ungleich, alles nützlich und ſchädlich, ſprechend und ſtumm, vernünftig und unvernünftig. Und was man von einzelnen Dingen bekennt, widerſpricht ſich öfters.

Denn das Geſetz haben die Menſchen ſich ſelbſt auferlegt, ohne zu wiſſen über was ſie Geſetze gaben; aber die Natur haben alle Götter geordnet.

Was nun die Menſchen geſetzt haben das will nicht paſſen, es mag recht oder unrecht ſeyn; was aber die Götter ſetzen das iſt immer am Platz, recht oder unrecht.

Ich aber will zeigen, daß die bekannten Künſte der Menſchen natürlichen Begebenheiten gleich ſind, die offenbar oder geheim vorgehen.

Von der Art iſt die Weiſſagekunſt. Sie erkennet aus dem Offenbaren das Verborgene, aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige, aus dem Todten das Lebendige, und den Sinn des Sinnloſen.

So erkennt der Unterrichtete immer recht die Natur des Menſchen; und der Ununterrichtete ſieht ſie bald ſo bald ſo an, und jeder ahmt ſie nach ſeiner Weiſe nach.

Wenn ein Mann mit einem Weibe zuſammentrifft und ein Knabe entſteht, ſo wird aus etwas Bekanntem ein Unbekanntes. Dagegen wenn der dunkle Geiſt des Knaben die deutlichen Dinge in ſich aufnimmt, ſo wird er zum Mann und lernt aus dem Gegenwärtigen das Zukünftige erkennen.

Das Unſterbliche iſt nicht dem ſterblichen Lebenden zu vergleichen, und doch iſt auch das bloß Lebende verſtändig. So weiß der Magen recht gut, wann er hungert und durſtet.

So verhält ſich die Wahrſagekunſt zur menſchlichen Natur. Und beide ſind dem Einſichtsvollen immer recht; dem Beſchränkten aber erſcheinen ſie bald ſo bald ſo.

In der Schmiede erweicht man das Eiſen, indem man das Feuer anbläſ't und dem Stabe ſeine überflüſſige Nahrung nimmt; iſt er aber rein geworden, dann ſchlägt man ihn und zwingt ihn, und durch die Nahrung eines fremden Waſſers wird er wieder ſtark. Das widerfährt auch dem Menſchen von ſeinem Lehrer.

Da wir überzeugt ſind daß derjenige der die intellectuelle Welt beſchaut und des wahrhaften Intellects Schönheit gewahr wird, auch wohl ihren Vater, der über allen Sinn erhaben iſt, bemerken könne, ſo ver-

ſuchen wir denn nach Kräften einzuſehen, und für uns ſelbſt auszudrücken — inſofern ſich dergleichen deutlich machen läßt — auf welche Weiſe wir die Schönheit des Geiſtes und der Welt anzuſchauen vermögen.

Nehmet an daher: zwey ſteinerne Maſſen ſeyen neben einander geſtellt, deren eine roh und ohne künſtliche Bearbeitung geblieben, die andere aber durch die Kunſt zur Statue, einer menſchlichen oder göttlichen, ausgebildet worden. Wäre es eine göttliche, ſo möchte ſie eine Grazie oder Muſe vorſtellen, wäre es eine menſchliche, ſo dürfte es nicht ein beſonderer Menſch ſeyn, vielmehr irgend einer den die Kunſt aus allem Schönen verſammelte.

Euch wird aber der Stein, der durch die Kunſt zur ſchönen Geſtalt gebracht worden, alſobald ſchön erſcheinen; doch nicht weil er Stein iſt, denn ſonſt würde die andere Maſſe gleichfalls für ſchön gelten, ſondern daher daß er eine Geſtalt hat, welche die Kunſt ihm ertheilte.

Die Materie aber hatte eine ſolche Geſtalt nicht, ſondern dieſe war in dem Erſinnenden früher als ſie zum Stein gelangte. Sie war jedoch in dem Künſtler nicht weil er Augen und Hände hatte, ſondern weil er mit der Kunſt begabt war.

Alſo war in der Kunſt noch eine weit größere Schönheit; denn nicht die Geſtalt die in der Kunſt ruhet gelangt in den Stein, ſondern dorten bleibt ſie und es gehet indeſſen eine andere geringere hervor, die nicht rein in ſich ſelbſt verharret, noch auch wie ſie der Künſtler wünſchte, ſondern inſofern der Stoff der Kunſt gehorchte.

Wenn aber die Kunſt dasjenige was ſie iſt und beſitzt auch hervorbringt, und das Schöne nach der Vernunft hervorbringt, nach welcher ſie immer handelt, ſo iſt ſie fürwahr diejenige die mehr und wahrer eine größere und trefflichere Schönheit der Kunſt beſitzt, vollkommener als alles was nach außen hervortritt.

Denn indem die Form, in die Materie hervorſchreitend, ſchon ausgedehnt wird, ſo wird ſie ſchwächer als jene welche in Einem verharret. Denn was in ſich eine Entfernung erduldet, tritt von ſich ſelbſt weg: Stärke von Stärke, Wärme von Wärme, Kraft von Kraft; ſo auch Schönheit von Schönheit. Daher muß das Wirkende trefflicher ſeyn als das Gewirkte. Denn nicht die Urmuſik macht den Muſiker, ſondern die Muſik, und die überſinnliche Muſik bringt die Muſik in ſinnlichem Ton hervor.

Wollte aber jemand die Künſte verachten weil ſie der Natur nachahmen, ſo läßt ſich darauf antworten, daß die Naturen auch manches Andere nachahmen; daß ferner die Künſte nicht das geradezu nachahmen was man mit Augen ſieht, ſondern auf jenes Vernünftige zurückgehen aus welchem die Natur beſteht und wornach ſie handelt.

Ferner bringen auch die Künſte vieles aus ſich ſelbſt hervor und fügen anderſeits manches hinzu was der Vollkommenheit abgeht, indem ſie die Schönheit in ſich ſelbſt haben. So konnte Phidias den Gott bilden, ob er gleich nichts ſinnlich Erblickliches nachahmte, ſondern ſich einen ſolchen in den Sinn faßte wie Zeus ſelbſt erſcheinen würde, wenn er unſern Augen begegnen möchte.

Man kann den Idealiſten alter und neuer Zeit nicht verargen, wenn ſie ſo lebhaft auf Ueberzigung des Einen dringen woher alles entſpringt und worauf alles wieder zurückzuführen wäre. Denn freilich iſt das belebende und ordnende Princip in der Erſcheinung dergeſtalt bedrängt, daß es ſich kaum zu retten weiß. Allein wir verkürzen uns an der andern Seite wieder, wenn wir das Formende und die höhere Form ſelbſt in eine vor unſerm äußern und innern Sinn verſchwindende Einheit zurückdrängen.

Wir Menſchen ſind auf Ausdehnung und Bewegung angewieſen; dieſe beiden allgemeinen Formen ſind es, in welchen ſich alle übrigen Formen, beſonders die ſinnlichen, offenbaren. Eine geiſtige Form wird aber keineswegs verkürzt, wenn ſie in der Erſcheinung hervortritt, vorausgeſetzt daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung ſey. Das Gezeugte iſt nicht geringer als das Zeugende, ja es iſt der Vortheil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher ſeyn kann als das Zeugende.

Dieſes weiter auszuführen und vollkommen anſchaulich, ja was mehr iſt durchaus praktiſch zu machen, würde von wichtigem Belang ſeyn. Eine umſtändliche folgerechte Ausführung aber möchte den Hörern übergroße Aufmerkſamkeit zumuthen.

Was einem angehört wird man nicht los und wenn man es wegwürfe.

Die neueſte Philoſophie unſerer weſtlichen Nachbarn gibt ein Zeugniß, daß der Menſch, er gebärde ſich wie er wolle, und ſo auch ganze Nationen, immer wieder zum Angebornen zurückkehren. Und wie wollte das anders ſeyn, da ja dieſes ſeine Natur und Lebensweiſe beſtimmt.

Die Franzosen haben dem Materialismus entsagt und den Uranfängen etwas mehr Geist und Leben zuerkannt; sie haben sich vom Sensualismus losgemacht und den Tiefen der menschlichen Natur eine Entwickelung aus sich selbst eingestanden, sie lassen in ihr eine productive Kraft gelten und suchen nicht alle Kunst aus Nachahmung eines gewahrgewordenen Aeußern zu erklären. In solchen Richtungen mögen sie beharren.

Eine eklektische Philosophie kann es nicht geben, wohl aber eklektische Philosophen.

Ein Eklektiker aber ist ein jeder, der aus dem was ihn umgibt, aus dem was sich um ihn ereignet, sich dasjenige aneignet was seiner Natur gemäß ist; und in diesem Sinne gilt alles was Bildung und Fortschreitung heißt, theoretisch oder praktisch genommen.

Zwey eklektische Philosophen könnten demnach die größten Widersacher werden, wenn sie, antagonistisch geboren, jeder von seiner Seite sich aus allen überlieferten Philosophien dasjenige aneigneten was ihm gemäß wäre. Sehe man doch nur um sich her, so wird man immer finden, daß jeder Mensch auf diese Weise verfährt und deßhalb nicht begreift, warum er andere nicht zu seiner Meinung bekehren kann.

---

aber ist sie die vollkommenste Vorbereitung, ja Einleitung in die Philosophie.

Wenn der Knabe zu begreifen anfängt, daß einem sichtbaren Puncte ein unsichtbarer vorhergehen müsse, daß der nächste Weg zwischen zwey Puncten schon als Linie gedacht werde, ehe sie mit dem Bleystift auf's Papier gezogen wird, so fühlt er einen gewissen Stolz, ein Behagen. Und nicht mit Unrecht; denn ihm ist die Quelle alles Denkens aufgeschlossen, Idee und Verwirklichtes, potentia et actu, ist ihm klar geworden; der Philosoph entdeckt ihm nichts Neues, dem Geometer war von seiner Seite der Grund alles Denkens aufgegangen.

Nehmen wir sodann das bedeutende Wort vor: Erkenne dich selbst, so müssen wir es nicht im ascetischen Sinne auslegen. Es ist keineswegs die Heautognosie unserer modernen Hypochondristen, Humoristen und Heautontimorumenen damit gemeint; sondern es heißt ganz einfach: Gib einigermaßen Acht auf dich selbst, nimm Notiz von dir selbst, damit du gewahr werdest, wie du zu deines Gleichen und der Welt zu stehen kommst. Hiezu bedarf es keiner psychologischen Quälereyen; jeder tüchtige Mensch weiß und erfährt was es heißen soll; es ist ein guter Rath der einem jeden praktisch zum größten Vortheil gedeiht.

Man denke sich das Große der Alten, vorzüglich der Sokratischen Schule, daß sie Quelle und Richtschnur alles Lebens und Thuns vor Augen stellt, nicht zu leerer Speculation, sondern zu Leben und That auffordert.

Wenn nun unser Schulunterricht immer auf das Alterthum hinweist, das Studium der Griechischen und Lateinischen Sprache fordert, so können wir uns Glück wünschen, daß diese zu einer höheren Cultur so nöthigen Studien niemals rückgängig werden.

Wenn wir uns dem Alterthum gegenüber stellen und es ernstlich in der Absicht anschauen, uns daran zu bilden, so gewinnen wir die Empfindung, als ob wir erst eigentlich zu Menschen würden.

Der Schulmann, indem er Lateinisch zu schreiben und zu sprechen versucht, kommt sich höher und vornehmer vor, als er sich in seinem Alltagsleben dünken darf.

Der für dichterische und bildnerische Schöpfungen empfängliche Geist fühlt sich, dem Alterthum gegenüber, in den anmuthigstideellen Naturzustand versetzt; und noch auf den heutigen Tag haben die Homerischen Gesänge die Kraft, uns wenigstens für Augenblicke von der

furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehrern tausend Jahren auf uns gewälzt hat.

Wie Sokrates den sittlichen Menschen zu sich berief, damit dieser ganz einfach einigermaßen über sich selbst aufgeklärt würde, so traten Plato und Aristoteles gleichfalls als befugte Individuen vor die Natur; der eine mit Geist und Gemüth sich ihr anzueignen, der andere mit Forscherblick und Methode sie für sich zu gewinnen. Und so ist denn auch jede Annäherung, die sich uns im Ganzen und Einzelnen an diese dreye möglich macht, das Ereigniß was wir am freudigsten empfinden und was unsere Bildung zu befördern sich jederzeit kräftig erweist.

Um sich aus der gränzenlosen Vielfachheit, und Zerstückelung und Verwickelung der modernen Naturlehre wieder in's Einfache zu retten, muß man sich immer die Frage vorlegen: Wie würde sich Plato gegen die Natur, wie sie uns jetzt in ihrer größeren Mannichfaltigkeit, bei aller gründlichen Einheit, erscheinen mag, benommen haben?

Denn wir glauben überzeugt zu seyn, daß wir auf demselben Wege bis zu den letzten Verzweigungen der Erkenntniß organisch gelangen, und von diesem Grund aus die Gipfel eines jeden Wissens uns nach und nach

aufbauen und befeſtigen können. Wie uns hiebei die Thätigkeit des Zeitalters fördert und hindert, iſt freilich eine Unterſuchung die wir jeden Tag anſtellen müſſen, wenn wir nicht das Nützliche abweiſen und das Schädliche aufnehmen wollen.

Man rühmt das achtzehnte Jahrhundert daß es ſich hauptſächlich mit Analyſe abgegeben: dem neunzehnten bleibt nun die Aufgabe: die falſchen obwaltenden Syntheſen zu entdecken und deren Inhalt auf's neue zu analyſiren.

Es gibt nur zwey wahre Religionen, die eine, die das Heilige, das in und um uns wohnt, ganz formlos, die andere die es in der ſchönſten Form anerkennt und anbetet. Alles was dazwiſchen liegt iſt Götzendienſt.

Es iſt nicht zu läugnen, daß der Geiſt ſich durch die Reformation zu befreien ſuchte; die Aufklärung über Griechiſches und Römiſches Alterthum brachte den Wunſch, die Sehnſucht nach einem freieren anſtändigeren und geſchmackvolleren Leben hervor. Sie wurde aber nicht wenig dadurch begünſtigt, daß das Herz in einen gewiſſen einfachen Naturſtand zurückzukehren und die Einbildungskraft ſich zu concentriren trachtete.

Aus dem Himmel wurden auf einmal alle Heiligen vertrieben, und von einer göttlichen Mutter mit einem zarten Kinde, Sinne, Gedanken, Gemüth auf den Erwachsenen, sittlich Wirkenden, ungerecht Leidenden gerichtet, welcher später als Halbgott verklärt, als wirklicher Gott anerkannt und verehrt wurde.

Er stand vor einem Hintergrunde, wo der Schöpfer das Weltall ausgebreitet hatte; von ihm ging eine geistige Wirkung aus, seine Leiden eignete man sich als Beispiel zu und seine Verklärung war das Pfand für eine ewige Dauer.

So wie der Weihrauch einer Kohle Leben erfrischet, so erfrischet das Gebet die Hoffnungen des Herzens.

Ich bin überzeugt, daß die Bibel immer schöner wird, je mehr man sie versteht, d. h. je mehr man einsieht und anschaut, daß jedes Wort, das wir allgemein auffassen und im Besondern auf uns anwenden, nach gewissen Umständen, nach Zeit- und Ortsverhältnissen einen eigenen, besondern, unmittelbar individuellen Bezug gehabt hat.

Genau besehen haben wir uns noch alle Tage zu reformiren und gegen andere zu protestiren, wenn auch nicht in religiösem Sinne.

Wir haben das unabweichliche täglich zu erneuernde grundernſtliche Beſtreben: das Wort mit dem Empfundenen, Geſchauten, Gedachten, Erfahrenen, Imaginirten, Vernünftigen, möglichſt unmittelbar zuſammentreffend zu erfaſſen.

Jeder prüfe ſich und er wird finden, daß dieß viel ſchwerer ſey als man denken möchte; denn leider ſind dem Menſchen die Worte gewöhnlich Surrogate; er denkt und weiß es meiſtentheils beſſer als er ſich ausſpricht.

Verharren wir aber in dem Beſtreben: das Falſche, Ungehörige, Unzulängliche, was ſich in uns und andern entwickeln oder einſchleichen könnte, durch Klarheit und Redlichkeit auf das möglichſte zu beſeitigen.

Mit den Jahren ſteigern ſich die Prüfungen.

Wo ich aufhören muß ſittlich zu ſeyn habe ich keine Gewalt mehr.

Cenſur und Preßfreiheit werden immerfort mit einander kämpfen. Cenſur fordert und übt der Mächtige, Preßfreiheit verlangt der Mindere. Jener will weder in ſeinen Planen noch ſeiner Thätigkeit durch vorlautes widerſprechendes Weſen gehindert, ſondern gehorcht ſeyn; jene wollten ihre Gründe ausſprechen den Unge-

horsam zu legitimiren. Dieses wird man überall geltend finden.

Doch muß man auch hier bemerken, daß der Schwächere, der leidende Theil, gleichfalls auf seine Weise die Preßfreiheit zu unterdrücken sucht, und zwar in dem Falle, wenn er conspirirt und nicht verrathen seyn will.

Man wird nie betrogen, man betriegt sich selbst.

Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältniß Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind. Der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals vor lauter Wollen was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit seyn, ein Wille den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, und den der Vernünftige zu befriedigen weiß, und der Gute gern befriedigt.

Welches Recht wir zum Regiment haben, darnach fragen wir nicht — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe uns abzusetzen darum bekümmern wir uns nicht — wir hüten uns nur daß es nicht in Versuchung komme es zu thun.

Wenn

Wenn man den Tod abſchaffen könnte, dagegen hätten wir nichts; die Todesſtrafen abzuſchaffen wird ſchwer halten. Geſchieht es, ſo rufen wir ſie gelegentlich wieder zurück.

Wenn ſich die Societät des Rechtes begibt die Todesſtrafe zu verfügen, ſo tritt die Selbſthülfe unmittelbar wieder hervor, die Blutrache klopft an die Thüre.

Alle Geſetze ſind von Alten und Männern gemacht. Junge und Weiber wollen die Ausnahme, Alte die Regel.

Der Verſtändige regiert nicht, aber der Verſtand; nicht der Vernünftige, ſondern die Vernunft.

Wen jemand lobt, dem ſtellt er ſich gleich.

Es iſt nicht genug zu wiſſen, man muß auch anwenden; es iſt nicht genug zu wollen, man muß auch thun.

Es gibt keine patriotiſche Kunſt und keine patriotiſche Wiſſenſchaft. Beide gehören, wie alles hohe Gute, der ganzen Welt an, und können nur durch allgemeine freie Wechſelwirkung aller zugleich Lebenden, in ſteter

Rücksicht auf das was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden.

Wissenschaften entfernen sich im Ganzen immer vom Leben und kehren nur durch einen Umweg wieder dahin zurück.

Denn sie sind eigentlich Compendien des Lebens; sie bringen die äußern und innern Erfahrungen in's allgemeine, in einen Zusammenhang.

Das Interesse an ihnen wird im Grunde nur in einer besondern Welt, in der wissenschaftlichen erregt, denn daß man auch die übrige Welt dazu beruft und ihr davon Notiz gibt, wie es in der neuern Zeit geschieht, ist ein Mißbrauch und bringt mehr Schaden als Nutzen.

Nur durch eine erhöhte Praxis sollten die Wissenschaften auf die äußere Welt wirken: denn eigentlich sind sie alle esoterisch und können nur durch Verbessern irgend eines Thuns exoterisch werden. Alle übrige Theilnahme führt zu nichts.

Die Wissenschaften, auch in ihrem innern Kreise betrachtet, werden mit augenblicklichem, jedesmaligem Interesse behandelt. Ein starker Anstoß, besonders von

etwas Neuem und Unerhörtem oder wenigſtens mächtig Gefördertem, erregt eine allgemeine Theilnahme, die Jahre lang dauern kann, und die beſonders in den letzten Zeiten ſehr fruchtbar geworden iſt.

Ein bedeutendes Factum, ein geniales Aperçu beſchäftigt eine ſehr große Anzahl Menſchen, erſt nur um es zu kennen, dann um es zu erkennen, dann es zu bearbeiten und weiter zu führen.

Die Menge fragt bei einer jeden neuen bedeutenden Erſcheinung, was ſie nütze, und ſie hat nicht Unrecht; denn ſie kann bloß durch den Nutzen den Werth einer Sache gewahr werden.

Die wahren Weiſen fragen wie ſich die Sache verhalte in ſich ſelbſt und zu andern Dingen, unbekümmert um den Nutzen, d. h. um die Anwendung auf das Bekannte und zum Leben Nothwendige, welche ganz andere Geiſter, ſcharfſinnige, lebensluſtige, techniſch geübte und gewandte ſchon finden werden.

Die Afterweiſen ſuchen von jeder neuen Entdeckung nur ſo geſchwind als möglich für ſich einigen Vortheil zu ziehen, indem ſie einen eitlen Ruhm, bald in Fort-

pflanzung, bald in Vermehrung, bald in Verbeſſerung geſchwinder Beſitznahme, vielleicht gar durch Präoccupation zu erwerben ſuchen, und durch ſolche Unreifheiten die wahre Wiſſenſchaft unſicher machen und verwirren, ja ihre ſchönſte Folge, die praktiſche Blüthe derſelben, offenbar verkümmern.

Das ſchädlichſte Vorurtheil iſt, daß irgend eine Art Naturunterſuchung mit dem Bann belegt werden könne.

Jeder Forſcher muß ſich durchaus anſehen als einer der zu einer Jury berufen iſt. Er hat nur darauf zu achten in wiefern der Vortrag vollſtändig ſey und durch klare Belege auseinandergeſetzt. Er faßt hiernach ſeine Ueberzeugung zuſammen und gibt ſeine Stimme, es ſey nun, daß ſeine Meinung mit der des Referenten übereintreffe oder nicht.

Dabei bleibt er eben ſo beruhigt, wenn ihm die Majorität beiſtimmt als wenn er ſich in der Minorität befindet; denn er hat das Seinige gethan, er hat ſeine Ueberzeugung ausgeſprochen, er iſt nicht Herr über die Geiſter noch über die Gemüther.

In der wiſſenſchaftlichen Welt haben aber dieſe Geſinnungen niemals gelten wollen; durchaus iſt es auf

Herrſchen und Beherrſchen angeſehen; und weil ſehr wenige Menſchen eigentlich ſelbſtändig ſind, ſo zieht die Menge den Einzelnen nach ſich.

Die Geſchichte der Philoſophie, der Wiſſenſchaften, der Religion, alles zeigt, daß die Meinungen maſſenweis ſich verbreiten, immer aber diejenige den Vorrang gewinnt, welche faßlicher, d. h. dem menſchlichen Geiſte in ſeinem gemeinen Zuſtande gemäß und bequem iſt. Ja derjenige, der ſich in höherem Sinne ausgebildet, kann immer vorausſetzen daß er die Majorität gegen ſich habe.

Wäre die Natur in ihren lebloſen Anfängen nicht ſo gründlich ſtereometriſch, wie wollte ſie zuletzt zum unberechenbaren und unermeßlichen Leben gelangen?

Der Menſch an ſich ſelbſt, inſofern er ſich ſeiner geſunden Sinne bedient, iſt der größte und genaueſte phyſikaliſche Apparat, den es geben kann; und das iſt eben das größte Unheil der neuern Phyſik, daß man die Experimente gleichſam vom Menſchen abgeſondert hat, und bloß in dem, was künſtliche Inſtrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was ſie leiſten kann dadurch beſchränken und beweiſen will.

Eben so ist es mit dem Berechnen. — Es ist vieles wahr was sich nicht berechnen läßt, so wie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt.

Dafür steht ja aber der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des Musikers; ja man kann sagen, was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modificiren muß, um sie sich einigermaßen assimiliren zu können.

Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es alles leisten soll. Konnte man doch die Elektricität erst nur durch Reiben darstellen, deren höchste Erscheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird.

Wie man der Französischen Sprache niemals den Vorzug streitig machen wird, als ausgebildete Hof- und Weltsprache sich immer mehr aus- und fortbildend zu wirken, so wird es niemand einfallen, das Verdienst der Mathematiker gering zu schätzen, welches sie, in ihrer Sprache, die wichtigsten Angelegenheiten verhandelnd, sich um die Welt erwerben, indem sie alles was

der Zahl und dem Maß im höchſten Sinne unterworfen iſt, zu regeln, zu beſtimmen und zu entſcheiden wiſſen.

Jeder Denkende, der ſeinen Kalender anſieht, nach ſeiner Uhr blickt, wird ſich erinnern, wem er dieſe Wohlthaten ſchuldig iſt. Wenn man ſie aber auch auf ehrfurchtsvolle Weiſe in Zeit und Raum gewähren läßt, ſo werden ſie erkennen, daß wir etwas gewahr werden was weit darüber hinausgeht, welches allen angeboren und ohne welches ſie ſelbſt weder thun noch wirken könnten: Idee und Liebe.

Wer weiß etwas von Elektricität, ſagte ein heiterer Naturforſcher, als wenn er im Finſtern eine Katze ſtreichelt oder Blitz und Donner neben ihm niederleuchten und raſſeln? Wie viel und wie wenig weiß er alsdann davon?

Lichtenbergs Schriften können wir uns als der wunderbarſten Wünſchelruthe bedienen; wo er einen Spaß macht liegt ein Problem verborgen.

In den großen leeren Weltraum zwiſchen Mars und Jupiter legte er auch einen heitern Einfall. Als Kant ſorgfältig bewieſen hatte, daß die beiden genannten Planeten alles aufgezehrt und ſich zugeeignet hätten, was nur in dieſen Räumen zu finden geweſen von Materie,

sagte jener scherzhaft, nach seiner Art; warum sollte es nicht auch unsichtbare Welten geben? — Und hat er nicht vollkommen wahr gesprochen? Sind die neu entdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unsichtbar, außer den wenigen Astronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müssen?

Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrthum.

Die Menschen sind durch die unendlichen Bedingungen des Erscheinens dergestalt obruirt, daß sie das Eine Urbedingende nicht gewahren können.

„Wenn Reisende ein sehr großes Ergötzen auf ihren Bergklettereyen empfinden, so ist für mich etwas Barbarisches ja Gottloses in dieser Leidenschaft; Berge geben uns wohl den Begriff von Naturgewalt, nicht aber von Wohlthätigkeit der Vorsehung. Zu welchem Gebrauch sind sie wohl dem Menschen? Unternimmt er dort zu wohnen, so wird im Winter eine Schneelawine, im Sommer ein Bergrutsch sein Haus begraben oder fortschieben; seine Heerden schwemmt der Gießbach weg, seine Kornscheuern die Windstürme. Macht er sich auf den Weg, so ist jeder Aufstieg die Qual des Sisyphus, jeder Niedersteig der Sturz Vulcans; sein Pfad ist täg-

lich von Steinen verſchüttet, der Gießbach unwegſam für Schifffahrt; finden auch ſeine Zwergheerden nothdürftige Nahrung, oder ſammelt er ſie ihnen kärglich, entweder die Elemente entreißen ſie ihm oder wilde Beſtien. Er führt ein einſam kümmerlich Pflanzenleben, wie das Moos auf einem Grabſtein, ohne Bequemlichkeit und ohne Geſellſchaft. Und dieſe Zickzackkämme, dieſe widerwärtigen Felſenwände, dieſe ungeſtalteten Granitpyramiden, welche die ſchönſten Weltbreiten mit den Schrecknissen des Nordpols bedecken, wie ſollte ſich ein wohlwollender Mann daran gefallen und ein Menſchenfreund ſie preiſen!“

Auf dieſe heitere Paradoxie eines würdigen Mannes wäre zu ſagen, daß wenn es Gott und der Natur gefallen hätte, den Urgebirgsknoten von Nubien durchaus nach Weſten bis an das große Meer zu entwickeln und fortzuſetzen, ferner dieſe Gebirgsreihe einigemal von Norden nach Süden zu durchſchneiden, ſodann Thäler entſtanden ſeyn würden, worin gar mancher Urvater Abraham ein Canaan, mancher Albert Julius eine Felſenburg würde gefunden haben, wo denn ſeine Nachkommen leicht mit den Sternen rivaliſirend ſich hätten vermehren können.

Steine sind stumme Lehrer, sie machen den Beobachter stumm, und das Beste was man von ihnen lernt ist nicht mitzutheilen.

Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen.

Die Krystallographie als Wissenschaft betrachtet gibt zu ganz eigenen Ansichten Anlaß. Sie ist nicht productiv, sie ist nur sie selbst und hat keine Folgen, besonders nunmehr, da man so manche isomorphische Körper angetroffen hat, die sich ihrem Gehalte nach ganz verschieden erweisen. Da sie eigentlich nirgends anwendbar ist, so hat sie sich in dem hohen Grade in sich selbst ausgebildet. Sie gibt dem Geist eine gewisse beschränkte Befriedigung und ist in ihren Einzelnheiten so mannichfaltig, daß man sie unerschöpflich nennen kann, deßwegen sie auch vorzügliche Menschen so entschieden und lange an sich fest hält.

Etwas mönchisch-hagestolzenartiges hat die Krystallographie, und ist daher sich selbst genug. Von praktischer Lebenseinwirkung ist sie nicht; denn die köstlichsten Erzeugnisse ihres Gebiets, die krystallinischen Edel-

steine, müssen erst zugeschliffen werden, ehe wir unsere Frauen damit schmücken können.

Ganz das Entgegengesetzte ist von der Chemie zu sagen, welche von der ausgebreitetsten Anwendung und von dem gränzenlosesten Einfluß auf's Leben sich erweist.

Der Begriff vom Entstehen ist uns ganz und gar versagt; daher wir, wenn wir etwas werden sehen, denken daß es schon dagewesen sey. Deßhalb das System der Einschachtelung uns begreiflich vorkommt.

Wie manches Bedeutende sieht man aus Theilen zusammensetzen; man betrachte die Werke der Baukunst, man sieht manches sich regel- und unregelmäßig anhäufen; daher ist uns der atomistische Begriff nah und bequem zur Hand, deßhalb wir uns nicht scheuen ihn auch in organischen Fällen anzuwenden.

Wer den Unterschied des Phantastischen und Ideellen, des Gesetzlichen und Hypothetischen nicht zu fassen weiß, der ist als Naturforscher in einer üblen Lage.

Es gibt Hypothesen, wo Verstand und Einbildungskraft sich an die Stelle der Idee setzen.

Man thut nicht wohl ſich allzulange im Abſtracten aufzuhalten. Das Eſoteriſche ſchadet nur, indem es exoteriſch zu werden trachtet. Leben wird am beſten durch's Lebendige belehrt.

Für die vorzüglichſte Frau wird diejenige gehalten, welche ihren Kindern den Vater, wenn er abgeht, zu erſetzen im Stande wäre.

Der unſchätzbare Vortheil, welchen die Ausländer gewinnen, indem ſie unſere Literatur erſt jetzt gründlich ſtudiren, iſt der, daß ſie über die Entwickelungskrankheiten, durch die wir nun ſchon beinahe während dem Laufe des Jahrhunderts durchgehen mußten, auf einmal weggehoben werden, und wenn das Glück gut iſt, ganz eigentlich daran ſich auf das wünſchenswertheſte ausbilden.

Wo die Franzoſen des achtzehnten Jahrhunderts zerſtörend ſind, iſt Wieland neckend.

Das poetiſche Talent iſt dem Bauer ſo gut gegeben wie dem Ritter, es kommt nur darauf an, daß jeder ſeinen Zuſtand ergreife und ihn nach Würden behandle.

„Was ſind Tragödien anders als verſificirte Paſſionen ſolcher Leute die ſich aus den äußern Dingen ich weiß nicht was machen?“

Das Wort Schule, wie man es in der Geſchichte der bildenden Kunſt nimmt, wo man von einer Florentiniſchen, Römiſchen und Venezianiſchen Schule ſpricht, wird ſich künftighin nicht mehr auf das Deutſche Theater anwenden laſſen. Es iſt ein Ausdruck, deſſen man ſich vor dreyßig, vierzig Jahren vielleicht noch bedienen konnte, wo unter beſchränkteren Umſtänden ſich eine natur- und kunſtgemäße Ausbildung noch denken ließ; denn genau geſehen gilt auch in der bildenden Kunſt das Wort Schule nur von den Anfängen, denn ſobald ſie treffliche Männer hervorgebracht hat, wirkt ſie alſobald in die Weite. Florenz beweiſt ſeinen Einfluß über Frankreich und Spanien; Niederländer und Deutſche lernen von den Italiänern und erwerben ſich mehr Freiheit in Geiſt und Sinn, anſtatt daß die Südländer von ihnen eine glücklichere Technik und die genauſte Ausführung von Norden her gewinnen.

Das Deutſche Theater befindet ſich in der Schluß-Epoche, wo eine allgemeine Bildung dergeſtalt verbreitet iſt, daß ſie keinem einzelnen Orte mehr angehören, von keinem beſondern Puncte mehr ausgehen kann.

Der Grund aller theatralischen Kunst, wie einer jeden andern, ist das Wahre, das Naturgemäße. Je bedeutender dieses ist, auf je höherem Puncte Dichter und Schauspieler es zu fassen verstehen, eines desto höhern Ranges wird sich die Bühne zu rühmen haben. Hiebei gereicht es Deutschland zu einem großen Gewinn, daß der Vortrag trefflicher Dichtung allgemeiner geworden ist und auch außerhalb des Theaters sich verbreitet hat.

Auf der Recitation ruht alle Declamation und Mimik. Da nun beim Vorlesen jene ganz allein zu beachten und zu üben ist, so bleibt offenbar, daß Vorlesungen die Schulen des Wahren und Natürlichen bleiben müssen, wenn Männer, die ein solches Geschäft übernehmen, von dem Werth, von der Würde ihres Berufs durchdrungen sind.

Shakspeare und Calderon haben solchen Vorlesungen einen glänzenden Eingang gewährt; jedoch bedenke man immer dabei, ob nicht hier gerade das imposante Fremde, das bis zum Unwahren gesteigerte Talent, der Deutschen Ausbildung schädlich werden müsse!

Eigenthümlichkeit des Ausdruckes ist Anfang und Ende aller Kunst. Nun hat aber eine jede Nation eine

von dem allgemeinen Eigenthümlichen der Menschheit abweichende besondere Eigenheit, die uns zwar anfänglich widerstreben mag, aber zuletzt, wenn wir's uns gefallen ließen, wenn wir uns derselben hingäben, unsere eigene charakteristische Natur zu überwältigen und zu erdrücken vermöchte.

Wie viel Falsches Shakspeare und besonders Calderon über uns gebracht, wie diese zwey großen Lichter des poetischen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Literatoren der Folgezeit historisch bemerken.

Eine völlige Gleichstellung mit dem Spanischen Theater kann ich nirgends billigen. Der herrliche Calderon hat so viel Conventionelles, daß einem redlichen Beobachter schwer wird, das große Talent des Dichters durch die Theateretiquette durchzuerkennen. Und bringt man so etwas irgend einem Publicum, so setzt man bei demselben immer guten Willen voraus, daß es geneigt sey, auch das Weltfremde zuzugeben, sich an ausländischem Sinn, Ton und Rhythmus zu ergötzen, und aus dem was ihm eigentlich gemäß ist, eine Zeit lang herauszugeben.

Yorik Sterne war der schönste Geist der je gewirkt hat; wer ihn lies't fühlt sich sogleich frei und schön;

sein Humor ist unnachahmlich, und nicht jeder Humor befreit die Seele.

„Mäßigkeit und klarer Himmel sind Apollo und die Musen."

Das Gesicht ist der edelste Sinn, die andern vier belehren uns nur durch die Organe des Tacts, wir hören, wir fühlen, riechen und betasten alles durch Berührung; das Gesicht aber steht unendlich höher, verfeint sich über die Materie und nähert sich den Fähigkeiten des Geistes.

Setzten wir uns an die Stelle anderer Personen, so würden Eifersucht und Haß wegfallen, die wir so oft gegen sie empfinden; und setzten wir andere an unsere Stelle, so würde Stolz und Einbildung gar sehr abnehmen.

Nachdenken und Handeln verglich einer mit Rahel und Lea; die eine war anmuthiger, die andere fruchtbarer.

Nichts im Leben, außer Gesundheit und Tugend, ist schätzenswerther als Kenntniß und Wissen; auch ist nichts so leicht zu erreichen und so wohlfeil zu erhandeln:

die

die ganze Arbeit iſt ruhig ſeyn, und die Ausgabe Zeit, die wir nicht retten ohne ſie auszugeben.

Könnte man Zeit wie baares Geld bei Seite legen, ohne ſie zu benutzen, ſo wäre dieß eine Art von Entſchuldigung für den Müßiggang der halben Welt; aber keine völlige, denn es wäre ein Haushalt, wo man von dem Hauptſtamm lebte, ohne ſich um die Intereſſen zu bemühen.

Neuere Poeten thun viel Waſſer in die Tinte.

Unter mancherlei wunderlichen Albernheiten der Schulen kommt mir keine ſo vollkommen lächerlich vor, als der Streit über die Aechtheit alter Schriften, alter Werke. Iſt es denn der Autor oder die Schrift die wir bewundern oder tadeln? es iſt immer nur der Autor den wir vor uns haben; was kümmern uns die Namen wenn wir ein Geiſteswerk auslegen.

Wer will behaupten, daß wir Virgil oder Homer vor uns haben, indem wir die Worte leſen die ihm zugeſchrieben werden? Aber die Schreiber haben wir vor uns, und was haben wir weiter nöthig? Und ich denke fürwahr, die Gelehrten, die in dieſer unweſentlichen Sache ſo genau zu Werke gehen, ſcheinen mir nicht wei-

ser als ein sehr schönes Frauenzimmer, das mich einmal mit möglichst süßem Lächeln befragte: wer denn der Autor von Shakspeare's Schauspielen gewesen sey?

Es ist besser das geringste Ding von der Welt zu thun, als eine halbe Stunde für gering halten.

Muth und Bescheidenheit sind die unzweideutigsten Tugenden; denn sie sind von der Art, daß Heuchelen sie nicht nachahmen kann; auch haben sie die Eigenschaft gemein, sich beide durch dieselbe Farbe auszudrücken.

Unter allem Diebsgesindel sind die Narren die schlimmsten: sie rauben euch beides, Zeit und Stimmung.

Uns selbst zu achten leitet unsre Sittlichkeit; andere zu schätzen regiert unser Betragen.

Kunst und Wissenschaft sind Worte die man so oft braucht und deren genauer Unterschied selten verstanden wird; man gebraucht oft eins für das andere.

Auch gefallen mir die Definitionen nicht die man davon gibt. Verglichen fand ich irgendwo Wissenschaft mit Witz, Kunst mit Humor. Hierin find' ich mehr

Einbildungskraft als Philosophie: es gibt uns wohl einen Begriff von dem Unterschied beider, aber keinen von dem Eigenthümlichen einer jeden.

Ich denke Wissenschaft könnte man die Kenntniß des Allgemeinen nennen, das abgezogene Wissen; Kunst dagegen wäre Wissenschaft zur That verwendet; Wissenschaft wäre Vernunft und Kunst ihr Mechanismus, deßhalb man sie auch praktische Wissenschaft nennen könnte. Und so wäre denn endlich Wissenschaft das Theorem, Kunst das Problem.

Vielleicht wird man mir einwenden: Man hält die Poesie für Kunst, und doch ist sie nicht mechanisch; aber ich läugne daß sie eine Kunst sey; auch ist sie keine Wissenschaft. Künste und Wissenschaften erreicht man durch Denken, Poesie nicht, denn diese ist Eingebung; sie war in der Seele empfangen als sie sich zuerst regte. Man sollte sie weder Kunst noch Wissenschaft nennen, sondern Genius.

Auch jetzt im Augenblick sollte jeder Gebildete Sterne's Werke wieder zur Hand nehmen, damit auch das neunzehnte Jahrhundert erführe was wir ihm schuldig sind, und einsähe was wir ihm schuldig werden können.

In dem Erfolg der Literaturen wird das frühere Wirksame verdunkelt und das daraus entsprungene Gewirkte nimmt überhand, deßwegen man wohlthut von Zeit zu Zeit wieder zurückzublicken. Was an uns Original ist wird am besten erhalten und belebt wenn wir unsre Altvordern nicht aus den Augen verlieren.

Möge das Studium der Griechischen und Römischen Literatur immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben.

Chinesische, Indische, Aegyptische Alterthümer sind immer nur Curiositäten; es ist sehr wohlgethan sich und die Welt damit bekannt zu machen; zu sittlicher und ästhetischer Bildung aber werden sie uns wenig fruchten.

Der Deutsche läuft keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter sich aus sich selbst zu entwickeln, deßwegen es ihr zum größten Vortheil gereichte, daß die Außenwelt von ihr so spät Notiz nahm.

Sehen wir unsre Literatur über ein halbes Jahrhundert zurück, so finden wir daß nichts um der Fremden willen geschehen ist.

Daß Friedrich der Große aber gar nichts von ihnen wissen wollte, das verdroß die Deutschen doch, und sie thaten das Möglichste, als Etwas vor ihm zu erscheinen.

Jetzt, da sich eine Weltliteratur einleitet, hat, genau besehen, der Deutsche am meisten zu verlieren; er wird wohl thun dieser Warnung nachzudenken.

Auch einsichtige Menschen bemerken nicht, daß sie dasjenige erklären wollen, was Grunderfahrungen sind, bei denen man sich beruhigen müßte.

Doch mag dieß auch vortheilhaft seyn, sonst unterließe man das Forschen allzu früh.

Wer sich von nun an nicht auf eine Kunst oder Handwerk legt, der wird übel dran seyn. Das Wissen fördert nicht mehr bei dem schnellen Umtriebe der Welt; bis man von allem Notiz genommen hat verliert man sich selbst.

Eine allgemeine Ausbildung dringt uns jetzt die Welt ohnehin auf; wir brauchen uns deßhalb darum nicht weiter zu bemühen, das Besondere müssen wir uns zueignen.

Die größten Schwierigkeiten liegen da wo wir sie nicht suchen.

Lorenz Sterne war geboren 1713, starb 1768. Um ihn zu begreifen darf man die sittliche und kirchliche Bildung seiner Zeit nicht unbeachtet lassen; dabei hat man wohl zu bedenken daß er Lebensgenosse Warburtons gewesen.

Eine freie Seele wie die seine kommt in Gefahr frech zu werden, wenn nicht ein edles Wohlwollen das sittliche Gleichgewicht herstellt.

Bei leichter Berührbarkeit entwickelte sich alles von innen bei ihm heraus; durch beständigen Conflict unterschied er das Wahre vom Falschen, hielt am ersten fest und verhielt sich gegen das andere rücksichtlos.

Er fühlte einen entschiedenen Haß gegen Ernst, weil er didaktisch und dogmatisch ist und gar leicht pedantisch wird, wogegen er den entschiedensten Abscheu hegte. Daher seine Abneigung gegen Terminologie.

Bei den vielfachsten Studien und Lectüre entdeckte er überall das Unzulängliche und Lächerliche.

Shandeism nennt er die Unmöglichkeit über einen ernsten Gegenstand zwei Minuten zu denken.

Dieser schnelle Wechsel von Ernst und Scherz, von Antheil und Gleichgültigkeit, von Leid und Freude soll in dem Irländischen Charakter liegen.

Sagacität und Penetration sind bei ihm gränzenlos.

Seine Heiterkeit, Genügsamkeit, Duldsamkeit auf der Reise, wo diese Eigenschaften am meisten geprüft werden, finden nicht leicht ihres Gleichen.

So sehr uns der Anblick einer freien Seele dieser Art ergötzt, eben so sehr werden wir gerade in diesem Fall erinnert daß wir von allem dem, wenigstens von dem meisten was uns entzückt, nichts in uns aufnehmen dürfen.

Das Element der Lüsternheit in dem er sich so zierlich und sinnig benimmt, würde vielen andern zum Verderben gereichen.

Das Verhältniß zu seiner Frau wie zur Welt ist betrachtenswerth. „Ich habe mein Elend nicht wie ein weiser Mann benutzt," sagt er irgendwo.

Er ſcherzt gar anmuthig über die Widerſprüche die ſeinen Zuſtand zweideutig machen.

„Ich kann das Predigen nicht vertragen, ich glaube ich habe in meiner Jugend mich daran übergeſſen.“

Er iſt in nichts ein Muſter und in allem ein Andeuter und Erwecker.

„Unſer Antheil an öffentlichen Angelegenheiten iſt meiſt nur Philiſterey.“

„Nichts iſt höher zu ſchätzen als der Werth des Tages.“

Pereant, qui, ante nos, nostra dixerunt!

So wunderlich könnte nur derjenige ſprechen, der ſich einbildete ein Autochthon zu ſeyn. Wer ſich's zur Ehre hält, von vernünftigen Vorfahren abzuſtammen, wird ihnen doch wenigſtens eben ſo viel Menſchenſinn zugeſtehn als ſich ſelbſt.

Die originalſten Autoren der neueſten Zeit ſind es nicht deßwegen, weil ſie etwas Neues hervorbringen, ſondern allein, weil ſie fähig ſind, dergleichen Dinge zu ſagen, als wenn ſie vorher niemals wären geſagt geweſen.

Daher iſt das ſchönſte Zeichen der Originalität, wenn man einen empfangenen Gedanken dergeſtalt fruchtbar zu entwickeln weiß, daß niemand leicht, wie viel in ihm verborgen liege, gefunden hätte.

Viele Gedanken heben ſich erſt aus der allgemeinen Cultur hervor, wie die Blüthen aus den grünen Zweigen. Zur Roſenzeit ſieht man Roſen überall blühen.

Eigentlich kommt alles auf die Geſinnungen an: wo dieſe ſind treten auch die Gedanken hervor, und nachdem ſie ſind, ſind auch die Gedanken.

„Nichts wird leicht ganz unparteyiſch wieder dargeſtellt. Man könnte ſagen: hievon mache der Spiegel eine Ausnahme, und doch ſehen wir unſer Angeſicht niemals ganz richtig darin; ja der Spiegel kehrt unſre Geſtalt um und macht unſre linke Hand zur rechten. Dieß mag ein Bild ſeyn für alle Betrachtungen über uns ſelbſt.

Im Frühling und Herbſt denkt man nicht leicht an's Kaminfeuer, und doch geſchieht es, daß wenn wir zufällig an einem vorbeigehen, wir das Gefühl, das es mittheilt, ſo angenehm finden, daß wir ihm wohl nachhängen mögen. Dieß möchte mit jeder Verſuchung analog ſeyn.

„Sey nicht ungeduldig wenn man deine Argumente nicht gelten läßt.“

Wer lange in bedeutenden Verhältnissen lebt, dem begegnet freilich nicht alles was dem Menschen begegnen kann; aber doch das Analoge, und vielleicht einiges was ohne Beispiel war.

Im ernsten Beinhaus war's wo ich beschaute
Wie Schädel Schädeln angeordnet paſsten;
Die alte Zeit gedacht' ich, die ergraute.
Sie stehn in Reih' geklemmt, die sonst sich haſsten.
Und derbe Knochen die sich tödtlich schlugen
Sie liegen kreuzweis, zahm allhier zu rasten.
Entrenkte Schulterblätter! was sie trugen
Fragt niemand mehr, und zierlich thät'ge Glieder,
Die Hand, der Fuſs zerstreut aus Lebensfugen.
Ihr Müden also lagt vergebens nieder,
Nicht Ruh' im Grabe lieſs man euch, vertrieben
Seyd ihr herauf zum lichten Tage wieder,
Und niemand kann die dürre Schale lieben,
Welch herrlich edlen Kern sie auch bewahrte.
Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,
Die heil'gen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich in Mitten solcher starren Menge
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daſs in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.
Wie mich geheimnifsvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick der mich an jenes Meer entrückte
Das fluthend strömt gesteigerte Gestalten.

Geheim Gefäfs! Orakelsprüche spendend.
Wie bin ich werth dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend,
Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen.
Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.
Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen
Als dafs sich Gott-Natur ihm offenbare?
Wie sie das Feste läfst zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

(Ist fortzusetzen.)

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Vierundzwanzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Erſter Theil.

Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ πεπαίδευται.

Als Vorwort zu der gegenwärtigen Arbeit, welche desselben vielleicht mehr als eine andere bedürfen möchte, stehe hier der Brief eines Freundes, durch den ein solches, immer bedenkliches Unternehmen veranlaßt worden.

„Wir haben, theurer Freund, nunmehr die zwölf Theile Ihrer dichterischen Werke beisammen, und finden, indem wir sie durchlesen, manches Bekannte, manches Unbekannte; ja manches Vergessene wird durch diese Sammlung wieder angefrischt. Man kann sich nicht enthalten, diese zwölf Bände, welche in Einem Format vor uns stehen, als ein Ganzes zu betrachten, und man möchte sich daraus gern ein Bild des Autors und seines Talents entwerfen. Nun ist nicht zu läugnen, daß für die Lebhaftigkeit, womit derselbe seine schriftstellerische Laufbahn begonnen, für die lange Zeit die seitdem verflossen, ein Dutzend Bändchen zu wenig scheinen müssen. Eben so kann man sich bei den einzelnen Arbeiten nicht verhehlen, daß meistens beson-

dere Veranlassungen dieselben hervorgebracht, und sowohl äußere bestimmte Gegenstände als innere entschiedene Bildungsstufen daraus hervorscheinen, nicht minder auch gewisse temporäre moralische und ästhetische Maximen und Ueberzeugungen darin obwalten. Im Ganzen aber bleiben diese Productionen immer unzusammenhängend; ja oft sollte man kaum glauben, daß sie von demselben Schriftsteller entsprungen seyen."

„Ihre Freunde haben indessen die Nachforschung nicht aufgegeben, und suchen, als näher bekannt mit Ihrer Lebens- und Denkweise, manches Räthsel zu errathen, manches Problem aufzulösen; ja sie finden, da eine alte Neigung und ein verjährtes Verhältniß ihnen beisteht, selbst in den vorkommenden Schwierigkeiten einigen Reiz. Doch würde uns hie und da eine Nachhülfe nicht unangenehm seyn, welche Sie unsern freundschaftlichen Gesinnungen nicht wohl versagen dürfen."

„Das erste also, warum wir Sie ersuchen, ist, daß Sie uns Ihre, bei der neuen Ausgabe, nach gewissen innern Beziehungen geordneten Dichtwerke, in einer chronologischen Folge aufführen und sowohl die Lebens- und Gemüthszustände, die den Stoff dazu hergegeben, als auch die Beispiele, welche auf Sie gewirkt, nicht

weniger die theoretiſchen Grundſätze, denen Sie gefolgt, in einem gewiſſen Zuſammenhange vertrauen möchten. Widmen Sie dieſe Bemühung einem engern Kreiſe, vielleicht entſpringt daraus etwas, was auch einem größern angenehm und nützlich werden kann. Der Schriftſteller ſoll bis in ſein höchſtes Alter den Vortheil nicht aufgeben, ſich mit denen, die eine Neigung zu ihm gefaßt, auch in die Ferne zu unterhalten; und wenn es nicht einem jeden verliehen ſeyn möchte, in gewiſſen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirkſamen Erzeugniſſen von neuem aufzutreten: ſo ſollte doch gerade zu der Zeit, wo die Erkenntniß vollſtändiger, das Bewußtſeyn deutlicher wird, das Geſchäft ſehr unterhaltend und neubelebend ſeyn, jenes Hervorgebrachte wieder als Stoff zu behandeln und zu einem Letzten zu bearbeiten, welches denen abermals zur Bildung gereiche, die ſich früher mit und an dem Künſtler gebildet haben."

Dieſes ſo freundlich geäußerte Verlangen erweckte bei mir unmittelbar die Luſt es zu befolgen. Denn wenn wir in früherer Zeit leidenſchaftlich unſern eigenen Weg gehen, und, um nicht irre zu werden, die Anforderungen anderer ungeduldig ablehnen, ſo iſt es uns in ſpätern Tagen höchſt erwünſcht, wenn irgend eine Theil-

nahme uns aufregen und zu einer neuen Thätigkeit liebevoll bestimmen mag. Ich unterzog mich daher sogleich der vorläufigen Arbeit, die größeren und kleineren Dichtwerke meiner zwölf Bände auszuzeichnen und den Jahren nach zu ordnen. Ich suchte mir Zeit und Umstände zu vergegenwärtigen, unter welchen ich sie hervorgebracht. Allein das Geschäft ward bald beschwerlicher, weil ausführliche Anzeigen und Erklärungen nöthig wurden, um die Lücken zwischen dem bereits Bekanntgemachten auszufüllen. Denn zuvörderst fehlt alles woran ich mich zuerst geübt, es fehlt manches Angefangene und nicht Vollendete; ja sogar ist die äußere Gestalt manches Vollendeten völlig verschwunden, indem es in der Folge gänzlich umgearbeitet und in eine andere Form gegossen worden. Außer diesem blieb mir auch noch zu gedenken, wie ich mich in Wissenschaften und andern Künsten bemüht, und was ich in solchen fremd scheinenden Fächern, sowohl einzeln als in Verbindung mit Freunden, theils im Stillen geübt, theils öffentlich bekannt gemacht.

Alles dieses wünschte ich nach und nach zu Befriedigung meiner Wohlwollenden einzuschalten; allein diese Bemühungen und Betrachtungen führten mich immer weiter: denn indem ich jener sehr wohl überdachten For-

derung zu entſprechen wünſchte, und mich bemühte die innern Regungen, die äußern Einflüſſe, die theoretiſch und praktiſch von mir betretenen Stufen, der Reihe nach darzuſtellen: ſo ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt, die Geſtalten von hundert bedeutenden Menſchen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor; ja die ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politiſchen Weltlaufs, die auf mich, wie auf die ganze Maſſe der Gleichzeitigen, den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden. Denn dieſes ſcheint die Hauptaufgabe der Biographie zu ſeyn, den Menſchen in ſeinen Zeitverhältniſſen darzuſtellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerſtrebt, in wiefern es ihn begünſtigt, wie er ſich eine Welt- und Menſchenanſicht daraus gebildet, und wie er ſie, wenn er Künſtler, Dichter, Schriftſteller iſt, wieder nach außen abgeſpiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum ſich und ſein Jahrhundert kenne, ſich, in wiefern es unter allen Umſtänden daſſelbe geblieben, das Jahrhundert, als welches ſowohl den Willigen als Unwilligen mit ſich fortreißt, beſtimmt und bildet, dergeſtalt, daß man wohl ſagen

kann, ein jeder, nur zehn Jahr früher oder ſpäter geboren, dürfte, was ſeine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden ſeyn.

Auf dieſem Wege, aus dergleichen Betrachtungen und Verſuchen, aus ſolchen Erinnerungen und Ueberlegungen entſprang die gegenwärtige Schilderung, und aus dieſem Geſichtspunct ihres Entſtehens wird ſie am beſten genoſſen, genutzt, und am billigſten beurtheilt werden können. Was aber ſonſt noch, beſonders über die halb poetiſche, halb hiſtoriſche Behandlung etwa zu ſagen ſeyn möchte, dazu findet ſich wohl im Laufe der Erzählung mehrmals Gelegenheit.

Erſtes Buch.

Am 28sten August 1749, Mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Constellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau, und culminirte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Mercur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig: nur der Mond, der so eben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetretgn war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen.

Diese guten Aspecten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen seyn: denn durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam ich für todt auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte. Dieser Umstand, welcher die Meinigen in große Noth versetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vortheil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Ge-

burtshelfer angestellt, und der Hebammen-Unterricht eingeführt oder erneuert wurde; welches denn manchem der Nachgebornen mag zu Gute gekommen seyn.

Wenn man sich erinnern will, was uns in der frühsten Zeit der Jugend begegnet ist, so kommt man oft in den Fall, dasjenige, was wir von andern gehört, mit dem zu verwechseln, was wir wirklich aus eigner anschauender Erfahrung besitzen. Ohne also hierüber eine genaue Untersuchung anzustellen, welche ohnehin zu nichts führen kann, bin ich mir bewußt, daß wir in einem alten Hause wohnten, welches eigentlich aus zwey durchgebrochenen Häusern bestand. Eine thurmartige Treppe führte zu unzusammenhangenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Für uns Kinder, eine jüngere Schwester und mich, war die untere weitläufige Hausflur der liebste Raum, welche neben der Thüre ein großes hölzernes Gitterwerk hatte, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Einen solchen Vogelbauer, mit dem viele Häuser versehen waren, nannte man ein Geräms. Die Frauen saßen darin um zu nähen und zu stricken; die Köchin las ihren Salat; die Nachbarinnen besprachen sich von daher miteinander, und die Straßen gewannen dadurch in der guten Jahreszeit ein südliches Ansehen. Man fühlte sich frei, indem man mit dem Oeffentlichen vertraut war. So kamen auch durch diese Geräms die Kinder mit den

Nachbarn in Verbindung, und mich gewannen drey gegenüber wohnende Brüder von Ochsenstein, hinterlassene Söhne des verstorbenen Schultheißen, gar lieb, und beschäftigten und neckten sich mit mir auf mancherlei Weise.

Die Meinigen erzählten gern allerlei Eulenspiegeleien, zu denen mich jene sonst ernsten und einsamen Männer angereizt. Ich führe nur einen von diesen Streichen an. Es war eben Topfmarkt gewesen, und man hatte nicht allein die Küche für die nächste Zeit mit solchen Waaren versorgt, sondern auch uns Kindern dergleichen Geschirr im Kleinen zu spielender Beschäftigung eingekauft. An einem schönen Nachmittag, da alles ruhig im Hause war, trieb ich im Geräms mit meinen Schüsseln und Töpfen mein Wesen, und da weiter nichts dabei heraus kommen wollte, warf ich ein Geschirr auf die Straße und freute mich, daß es so lustig zerbrach. Die von Ochsenstein, welche sahen, wie ich mich daran ergetzte, daß ich so gar fröhlich in die Händchen patschte, riefen: Noch mehr! Ich säumte nicht, sogleich einen Topf, und auf immer fortwährendes Rufen: Noch mehr! nach und nach sämmtliche Schüsselchen, Tiegelchen, Kännchen gegen das Pflaster zu schleudern. Meine Nachbarn fuhren fort ihren Beifall zu bezeigen, und ich war höchlich froh ihnen Vergnügen zu machen. Mein Vorrath aber war aufgezehrt und sie riefen immer: Noch mehr! Ich eilte daher stracks in die

Küche und holte die irdenen Teller, welche nun freilich im Zerbrechen noch ein luſtigeres Schauſpiel gaben; und ſo lief ich hin und wieder, brachte einen Teller nach dem andern, wie ich ſie auf dem Topfbret der Reihe nach erreichen konnte, und weil ſich jene gar nicht zufrieden gaben, ſo ſtürzte ich alles was ich von Geſchirr erſchleppen konnte, in gleiches Verderben. Nur ſpäter erſchien jemand zu hindern und zu wehren. Das Unglück war geſchehen, und man hatte für ſo viel zerbrochne Töpferwaare wenigſtens eine luſtige Geſchichte, an der ſich beſonders die ſchalkiſchen Urheber bis an ihr Lebensende ergetzten.

Meines Vaters Mutter, bei der wir eigentlich im Hauſe wohnten, lebte in einem großen Zimmer hinten hinaus, unmittelbar an der Hausflur, und wir pflegten unſere Spiele bis an ihren Seſſel, ja wenn ſie krank war, bis an ihr Bett hin auszudehnen. Ich erinnerte mich ihrer gleichſam als eines Geiſtes, als einer ſchönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten Frau. Sanft, freundlich, wohlwollend, iſt ſie mir im Gedächtniß geblieben.

Wir hatten die Straße, in welcher unſer Haus lag, den Hirſchgraben nennen hören; da wir aber weder Graben noch Hirſche ſahen, ſo wollten wir dieſen Ausdruck erklärt wiſſen. Man erzählte ſodann, unſer Haus ſtehe auf einem Raum, der ſonſt außerhalb der Stadt gelegen, und da, wo jetzt die Straße ſich befinde, ſey

ehmals ein Graben gewesen, in welchem eine Anzahl Hirsche unterhalten worden. Man habe diese Thiere hier aufbewahrt und genährt, weil nach einem alten Herkommen der Senat alle Jahre einen Hirsch öffentlich verspeiset, den man denn für einen solchen Festtag hier im Graben immer zu Hand gehabt, wenn auch auswärts Fürsten und Ritter der Stadt ihre Jagdbefugniß verkümmerten und störten, oder wohl gar Feinde die Stadt eingeschlossen oder belagert hielten. Dieß gefiel uns sehr, und wir wünschten, eine solche zahme Wildbahn wäre auch noch bei unsern Zeiten zu sehen gewesen.

Die Hinterseite des Hauses hatte, besonders aus dem oberen Stock, eine sehr angenehme Aussicht über eine beinah unabsehbare Fläche von Nachbarsgärten, die sich bis an die Stadtmauern verbreiteten. Leider aber war, bei Verwandlung der sonst hier befindlichen Gemeindeplätze in Hausgärten, unser Haus und noch einige andere, die gegen die Straßenecke zu lagen, sehr verkürzt worden, indem die Häuser vom Roßmarkt her weitläufige Hintergebäude und große Gärten sich zueigneten, wir aber uns durch eine ziemlich hohe Mauer unseres Hofes von diesen so nah gelegenen Paradiesen ausgeschlossen sahen.

Im zweyten Stock befand sich ein Zimmer, welches man das Gartenzimmer nannte, weil man sich daselbst durch wenige Gewächse vor dem Fenster den Mangel eines Gartens zu ersetzen gesucht hatte. Dort war, wie

ich heranwuchs, mein liebster, zwar nicht trauriger, aber doch sehnsüchtiger Aufenthalt. Ueber jene Gärten hinaus, über Stadtmauern und Wälle sah man in eine schöne fruchtbare Ebene; es ist die, welche sich nach Höchst hinzieht. Dort lernte ich Sommerszeit gewöhnlich meine Lectionen, wartete die Gewitter ab, und konnte mich an der untergehenden Sonne, gegen welche die Fenster gerade gerichtet waren, nicht satt genug sehen. Da ich aber zu gleicher Zeit die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergetzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte; so erregte dieß frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das dem von der Natur in mich gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.

Die alte, winkelhafte, an vielen Stellen düstere Beschaffenheit des Hauses war übrigens geeignet, Schauer und Furcht in kindlichen Gemüthern zu erwecken. Unglücklicherweise hatte man noch die Erziehungsmarime, den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Ahnungsvollen und Unsichtbaren zu benehmen und sie an das Schauderhafte zu gewöhnen. Wir Kinder sollten daher allein schlafen, und wenn uns dieses unmöglich fiel, und wir uns sacht aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, so stellte sich,

in

in umgewandtem Schlafrock und alſo für uns verkleidet genug, der Vater in den Weg und ſchreckte uns in unſere Ruheſtätte zurück. Die daraus entſpringende üble Wirkung denkt ſich jederman. Wie ſoll derjenige die Furcht los werden, den man zwiſchen ein doppelt Furchtbares einklemmt? Meine Mutter, ſtets heiter und froh, und andern das Gleiche gönnend, erfand eine beſſere pädagogiſche Auskunft. Sie wußte ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirſchen, deren reichlichen Genuß ſie uns jeden Morgen verſprach, wenn wir Nachts die Furcht überwunden hätten. Es gelang, und beide Theile waren zufrieden.

Innerhalb des Hauſes zog meinen Blick am meiſten eine Reihe Römiſcher Proſpecte auf ſich, mit welchen der Vater einen Vorſaal ausgeſchmückt hatte, geſtochen von einigen geſchickten Vorgängern des Piraneſe, die ſich auf Architektur und Perſpective wohl verſtanden, und deren Nadel ſehr deutlich und ſchätzbar iſt. Hier ſah ich täglich die Piazza del Popolo, das Coliſeo, den Petersplatz, die Peterskirche von außen und innen, die Engelsburg und ſo manches andere. Dieſe Geſtalten drückten ſich tief bei mir ein, und der ſonſt ſehr lakoniſche Vater hatte wohl manchmal die Gefälligkeit, eine Beſchreibung des Gegenſtandes vernehmen zu laſſen. Seine Vorliebe für die Italiäniſche Sprache und für alles was ſich auf jenes Land bezieht, war ſehr ausgeſprochen. Eine kleine Marmor- und Naturalienſammlung, die er von dorther mitge-

bracht, zeigte er uns auch manchmal vor, und einen großen Theil seiner Zeit verwendete er auf seine Italiänisch verfaßte Reisebeschreibung, deren Abschrift und Redaction er eigenhändig, bestweise, langsam und genau ausfertigte. Ein alter heiterer Italiänischer Sprachmeister, Giovinazzi genannt, war ihm daran behülflich. Auch sang der Alte nicht übel, und meine Mutter mußte sich bequemen, ihn und sich selbst mit dem Claviere täglich zu accompagniren; da ich denn das Solitario bosco ombroso bald kennen lernte, und auswendig wußte, ehe ich es verstand.

Mein Vater war überhaupt lehrhafter Natur, und bei seiner Entfernung von Geschäften wollte er gern dasjenige, was er wußte und vermochte, auf andere übertragen. So hatte er meine Mutter in den ersten Jahren ihrer Verheirathung zum fleißigen Schreiben angehalten, wie zum Clavierspielen und Singen; wobei sie sich genöthigt sah, auch in der Italiänischen Sprache einige Kenntniß und nothdürftige Fertigkeit zu erwerben.

Gewöhnlich hielten wir uns in allen unsern Freistunden zur Großmutter, in deren geräumigem Wohnzimmer wir hinlänglich Platz zu unsern Spielen fanden. Sie wußte uns mit allerlei Kleinigkeiten zu beschäftigen, und mit allerlei guten Bissen zu erquicken. An einem Weihnachtsabende jedoch setzte sie allen ihren Wohlthaten die Krone auf, indem sie uns ein Puppenspiel vorstellen ließ, und so in dem alten Hause eine neue Welt

erſchuf. Dieſes unerwartete Schauſpiel zog die jungen Gemüther mit Gewalt an ſich; beſonders auf den Knaben machte es einen ſehr ſtarken Eindruck, der in eine große langdauernde Wirkung nachklang.

Die kleine Bühne mit ihrem ſtummen Perſonal, die man uns anfangs nur vorgezeigt hatte, nachher aber zu eigner Uebung und dramatiſcher Belebung übergab, mußte uns Kindern um ſo viel werther ſeyn, als es das letzte Vermächtniß unſerer guten Großmutter war, die bald darauf durch zunehmende Krankheit unſern Augen erſt entzogen, und dann für immer durch den Tod entriſſen wurde. Ihr Abſcheiden war für die Familie von deſto größerer Bedeutung, als es eine völlige Veränderung in dem Zuſtande derſelben nach ſich zog.

So lange die Großmutter lebte, hatte mein Vater ſich gehütet, nur das Mindeſte im Hauſe zu verändern oder zu erneuern; aber man wußte wohl, daß er ſich zu einem Hauptbau vorbereitete, der nunmehr auch ſogleich vorgenommen wurde. In Frankfurt, wie in mehrern alten Städten, hatte man bei Aufführung hölzerner Gebäude, um Platz zu gewinnen, ſich erlaubt, nicht allein mit dem erſten, ſondern auch mit den folgenden Stocken überzubauen; wodurch denn freilich beſonders enge Straßen etwas Düſteres und Aengſtliches bekamen. Endlich ging ein Geſetz durch, daß wer ein neues Haus von Grund auf baue, nur mit dem erſten Stock über das Fundament herausrücken dürfe, die übrigen aber ſenk-

recht aufführen müſſe. Mein Vater, um den vorſpringenden Raum im zweyten Stock auch nicht aufzugeben, wenig bekümmert um äußeres architektoniſches Anſehen, und nur um innere gute und bequeme Einrichtung beſorgt, bediente ſich, wie ſchon Mehrere vor ihm gethan, der Ausflucht, die oberen Theile des Hauſes zu unterſtützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen, und das neue gleichſam einzuſchalten, ſo daß, wenn zuletzt gewiſſermaßen nichts von dem alten übrig blieb, der ganz neue Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. Da nun alſo das Einreißen und Aufrichten allmählich geſchah, ſo hatte mein Vater ſich vorgenommen, nicht aus dem Hauſe zu weichen, um deſto beſſer die Aufſicht zu führen und die Anleitung geben zu können: denn auf's Techniſche des Baues verſtand er ſich ganz gut; dabei wollte er aber auch ſeine Familie nicht von ſich laſſen. Dieſe neue Epoche war den Kindern ſehr überraſchend und ſonderbar. Die Zimmer, in denen man ſie oft enge genug gehalten und mit wenig erfreulichem Lernen und Arbeiten geängſtigt, die Gänge, auf denen ſie geſpielt, die Wände, für deren Reinlichkeit und Erhaltung man ſonſt ſo ſehr geſorgt, alles das vor der Hacke des Maurers, vor dem Beile des Zimmermanns fallen zu ſehen, und zwar von unten herauf, und indeſſen oben auf unterſtützten Balken, gleichſam in der Luft zu ſchweben, und dabei immer noch zu einer gewiſſen Lection, zu einer beſtimmten Arbeit an-

gehalten zu werden — dieſes alles brachte eine Verwirrung in den jungen Köpfen hervor, die ſich ſo leicht nicht wieder in's Gleiche ſetzen ließ. Doch wurde die Unbequemlichkeit von der Jugend weniger empfunden, weil ihr etwas mehr Spielraum als bisher, und manche Gelegenheit ſich auf Balken zu ſchaukeln und auf Bretern zu ſchwingen, gelaſſen ward.

Hartnäckig ſetzte der Vater die erſte Zeit ſeinen Plan durch; doch als zuletzt auch das Dach theilweiſe abgetragen wurde, und ungeachtet alles übergeſpannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten, der Regen bis zu unſern Betten gelangte: ſo entſchloß er ſich, obgleich ungern, die Kinder wohlwollenden Freunden, welche ſich ſchon früher dazu erboten hatten, auf eine Zeit lang zu überlaſſen und ſie in eine öffentliche Schule zu ſchicken.

Dieſer Uebergang hatte manches Unangenehme: denn indem man die bisher zu Hauſe abgeſondert, reinlich, edel, obgleich ſtreng, gehaltenen Kinder unter eine rohe Maſſe von jungen Geſchöpfen hinunterſtieß, ſo hatten ſie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet alles zu leiden, weil ſie aller Waffen und aller Fähigkeit ermangelten, ſich dagegen zu ſchützen.

Um dieſe Zeit war es eigentlich, daß ich meine Vaterſtadt zuerſt gewahr wurde: wie ich denn nach und nach immer freier und ungehinderter, theils allein, theils mit muntern Geſpielen, darin auf und ab wandelte.

Um den Eindruck, den dieſe ernſten und würdigen Umgebungen auf mich machten, einigermaßen mitzutheilen, muß ich hier mit der Schilderung meines Geburtsortes vorgreifen, wie er ſich in ſeinen verſchiedenen Theilen allmählich vor mir entwickelte. Am liebſten ſpazierte ich auf der großen Mainbrücke. Ihre Länge, ihre Feſtigkeit, ihr gutes Anſehen machte ſie zu einem bemerkenswerthen Bauwerk; auch iſt es aus früherer Zeit beinahe das einzige Denkmal jener Vorſorge, welche die weltliche Obrigkeit ihren Bürgern ſchuldig iſt. Der ſchöne Fluß auf- und abwärts zog meine Blicke nach ſich; und wenn auf dem Brückenkreuz der goldene Hahn im Sonnenſchein glänzte, ſo war es mir immer eine erfreuliche Empfindung. Gewöhnlich ward alsdann durch Sachſenhauſen ſpaziert, und die Ueberfahrt für einen Kreuzer gar behaglich genoſſen. Da befand man ſich nun wieder dieſſeits, da ſchlich man zum Weinmarkte, bewunderte den Mechanismus der Krahne, wenn Waaren ausgeladen wurden; beſonders aber unterhielt uns die Ankunft der Marktſchiffe, wo man ſo mancherlei und mitunter ſo ſeltſame Figuren ausſteigen ſah. Ging es nun in die Stadt herein, ſo ward jederzeit der Saalhof, der wenigſtens an der Stelle ſtand, wo die Burg Kaiſer Karls des Großen und ſeiner Nachfolger geweſen ſeyn ſollte, ehrfurchtsvoll gegrüßt. Man verlor ſich in die alte Gewerbſtadt, und beſonders Markttages gern in dem Gewühl, das ſich um die Bartholomäus-Kirche

herum verſammelte. Hier hatte ſich, von den früheſten Zeiten an, die Menge der Verkäufer und Krämer übereinander gedrängt, und wegen einer ſolchen Beſitznahme konnte nicht leicht in den neuern Zeiten eine geräumige und heitere Anſtalt Platz finden. Die Buden des ſogenannten Pfarreiſens waren uns Kindern ſehr bedeutend, und wir trugen manchen Batzen hin, um uns farbige, mit goldenen Thieren bedruckte Bogen anzuſchaffen. Nur ſelten aber mochte man ſich über den beſchränkten, vollgepfropften und unreinlichen Marktplatz hindrängen. So erinnere ich mich auch, daß ich immer mit Entſetzen vor den daranſtoßenden, engen und häßlichen Fleiſchbänken geflohen bin. Der Römerberg war ein deſto angenehmerer Spazierplatz. Der Weg nach der neuen Stadt, durch die neue Krâm, war immer aufheiternd und ergötzlich; nur verdroß es uns, daß nicht neben der Liebfrauen-Kirche eine Straße nach der Zeile zuging, und wir immer den großen Umweg durch die Haſengaſſe oder die Katharinenpforte machen mußten. Was aber die Aufmerkſamkeit des Kindes am meiſten an ſich zog, waren die vielen kleinen Städte in der Stadt, die Feſtungen in der Feſtung, die ummauerten Kloſterbezirke nämlich, und die aus frühern Jahrhunderten noch übrigen mehr oder minder burgartigen Räume: ſo der Nürnberger Hof, das Compoſtell, das Braunfels, das Stammhaus derer von Stallburg, und mehrere in den ſpätern Zeiten zu Wohnungen und Gewerbsbenutzungen eingerichtete

Besten. Nichts architektonisch Erhebendes war damals in Frankfurt zu sehen: alles deutete auf eine längst vergangene, für Stadt und Gegend sehr unruhige Zeit. Pforten und Thürme, welche die Gränze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten, Thürme, Mauern, Brücken, Wälle, Gräben, womit die neue Stadt umschlossen war, alles sprach noch zu deutlich aus, daß die Nothwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinwesen Sicherheit zu verschaffen, diese Anstalten hervorgebracht, daß die Plätze, die Straßen, selbst die neuen, breiter und schöner angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiste ihren Ursprung zu danken hatten. Eine gewisse Neigung zum Alterthümlichen setzte sich bei dem Knaben fest, welche besonders durch alte Chroniken, Holzschnitte, wie z. B. den Grave'schen von der Belagerung von Frankfurt, genährt und begünstigt wurde; wobei noch eine andere Lust, bloß menschliche Zustände in ihrer Mannichfaltigkeit und Natürlichkeit, ohne weitern Anspruch auf Interesse oder Schönheit, zu erfassen, sich hervorthat. So war es eine von unsern liebsten Promenaden, die wir uns des Jahrs ein paarmal zu verschaffen suchten, inwendig auf dem Gange der Stadtmauer herumzuspazieren. Gärten, Höfe, Hintergebäude ziehen sich bis an den Zwinger heran; man sieht mehrere tausend Menschen in ihren häuslichen, kleinen, abgeschlossenen, verborgenen Zuständen. Von dem Putz- und Schaugarten des Reichen

zu den Obſtgärten des für ſeinen Nutzen beſorgten Bürgers, von da zu Fabriken, Bleichplätzen und ähnlichen Anſtalten, ja bis zum Gottesacker ſelbſt — denn eine kleine Welt lag innerhalb des Bezirks der Stadt — ging man an dem mannichfaltigſten, wunderlichſten, mit jedem Schritt ſich verändernden Schauſpiel vorbei, an dem unſere kindiſche Neugier ſich nicht genug ergötzen konnte. Denn fürwahr der bekannte hinkende Teufel, als er für ſeinen Freund die Dächer von Madrid in der Nacht abhob, hat kaum mehr für dieſen geleiſtet, als hier vor uns unter freiem Himmel, bei hellem Sonnenſchein, gethan war. Die Schlüſſel, deren man ſich auf dieſem Wege bedienen mußte, um durch mancherlei Thürme, Treppen und Pförtchen durchzukommen, waren in den Händen der Zeugherren, und wir verfehlten nicht ihren Subalternen auf's beſte zu ſchmeicheln.

Bedeutender noch und in einem andern Sinne fruchtbarer blieb für uns das Rathhaus, der Römer genannt. In ſeinen untern, gewölbähnlichen Hallen verloren wir uns gar zu gerne. Wir verſchafften uns Eintritt in das große, höchſt einfache Seſſionszimmer des Rathes. Bis auf eine gewiſſe Höhe getäfelt, waren übrigens die Wände ſo wie die Wölbung weiß, und das Ganze ohne Spur von Mahlerey oder irgend einem Bildwerk. Nur an der mittelſten Wand in der Höhe las man die kurze Inſchrift:

Eines Mannes Rede
Iſt keines Mannes Rede:
Man ſoll ſie billig hören Beede.

Nach der alterthümlichſten Art waren für die Glieder dieſer Verſammlung Bänke ringsumher an der Vertäfelung angebracht und um eine Stufe von dem Boden erhöht. Da begriffen wir leicht, warum die Rangordnung unſeres Senats nach Bänken eingetheilt ſey. Von der Thür linker Hand bis in die gegenüberſtehende Ecke, als auf der erſten Bank, ſaßen die Schöffen, in der Ecke ſelbſt der Schultheiß, der einzige der ein kleines Tiſchchen vor ſich hatte; zu ſeiner Linken bis gegen die Fenſterſeite ſaßen nunmehr die Herren der zweyten Bank; an den Fenſtern her zog ſich die dritte Bank, welche die Handwerker einnahmen; in der Mitte des Saals ſtand ein Tiſch für den Protokollführer.

Waren wir einmal im Römer, ſo miſchten wir uns auch wohl in das Gedränge vor den burgermeiſterlichen Audienzen. Aber gröſſeren Reiz hatte alles, was ſich auf Wahl und Krönung der Kaiſer bezog. Wir wußten uns die Gunſt der Schließer zu verſchaffen, um die neue, heitre, in Fresco gemahlte, ſonſt durch ein Gitter verſchloſſene Kaiſertreppe hinaufſteigen zu dürfen. Das mit Purpurtapeten und wunderlich verſchnörkelten Goldleiſten verzierte Wahlzimmer flößte uns Ehrfurcht ein. Die Thierſtücke, auf welchen kleine Kinder oder Genien mit dem kaiſerlichen Ornat bekleidet, und belaſtet mit

den Reichsinsignien, eine gar wunderliche Figur spielen, betrachteten wir mit großer Aufmerksamkeit, und hofften wohl auch noch einmal eine Krönung mit Augen zu erleben. Aus dem großen Kaisersaale konnte man uns nur mit sehr vieler Mühe wieder herausbringen, wenn es uns einmal geglückt war hineinzuschlüpfen; und wir hielten denjenigen für unsern wahrsten Freund, der uns bei den Brustbildern der sämmtlichen Kaiser, die in einer gewissen Höhe umher gemahlt waren, etwas von ihren Thaten erzählen mochte.

Von Carl dem Großen vernahmen wir manches Mährchenhafte; aber das Historisch-Interessante für uns fing erst mit Rudolf von Habsburg an, der durch seine Mannheit so großen Verwirrungen ein Ende gemacht. Auch Carl der Vierte zog unsre Aufmerksamkeit an sich. Wir hatten schon von der goldnen Bulle und der peinlichen Halsgerichtsordnung gehört, auch daß er den Frankfurtern ihre Anhänglichkeit an seinen edlen Gegenkaiser, Günther von Schwarzburg, nicht entgelten ließ. Maximilianen hörten wir als einen Menschen- und Bürgerfreund loben, und daß von ihm prophezeyt worden, er werde der letzte Kaiser aus einem Deutschen Hause seyn; welches denn auch leider eingetroffen, indem nach seinem Tode die Wahl nur zwischen dem König von Spanien, Karl dem Fünften, und dem König von Frankreich, Franz dem Ersten, geschwankt habe. Bedenklich fügte man hinzu, daß nun abermals eine solche

Weissagung oder vielmehr Vorbedeutung umgehe: denn es sey augenfällig, daß nur noch Platz für das Bild eines Kaisers übrig bleibe; ein Umstand, der obgleich zufällig scheinend, die Patriotischgesinnten mit Besorgniß erfülle.

Wenn wir nun so einmal unsern Umgang hielten, verfehlten wir auch nicht, uns nach dem Dom zu begeben und daselbst das Grab jenes braven, von Freund und Feinden geschätzten Günther zu besuchen. Der merkwürdige Stein, der es ehemals bedeckte, ist in dem Chor aufgerichtet. Die gleich daneben befindliche Thür, welche in's Conclave führt, blieb uns lange verschlossen, bis wir endlich durch die obern Behörden auch den Eintritt in diesen so bedeutenden Ort zu erlangen wußten. Allein wir hätten besser gethan, ihn durch unsre Einbildungskraft, wie bisher, auszumahlen; denn wir fanden diesen in der Deutschen Geschichte so merkwürdigen Raum, wo die mächtigsten Fürsten sich zu einer Handlung von solcher Wichtigkeit zu versammeln pflegten, keinesweges würdig ausgeziert, sondern noch obenein mit Balken, Stangen, Gerüsten und anderem solchen Gesperr, das man bei Seite setzen wollte, verunstaltet. Desto mehr ward unsere Einbildungskraft angeregt und das Herz uns erhoben, als wir kurz nachher die Erlaubniß erhielten, beim Vorzeigen der goldnen Bulle an einige vornehme Fremden auf dem Rathhause gegenwärtig zu seyn.

Mit vieler Begierde vernahm der Knabe sodann,

was ihm die Seinigen ſo wie ältere Verwandte und Bekannte gern erzählten und wiederholten, die Geſchichten der zuletzt kurz auf einander gefolgten Krönungen: denn es war kein Frankfurter von einem gewiſſen Alter, der nicht dieſe beiden Ereigniſſe und was ſie begleitete, für den Gipfel ſeines Lebens gehalten hätte. So prächtig die Krönung Carls des Siebenten geweſen war, bei welcher beſonders der Franzöſiſche Geſandte, mit Koſten und Geſchmack, herrliche Feſte gegeben, ſo war doch die Folge für den guten Kaiſer deſto trauriger, der ſeine Reſidenz München nicht behaupten konnte und gewiſſermaßen die Gaſtfreiheit ſeiner Reichsſtädter anflehen mußte.

War die Krönung Franz des Erſten nicht ſo auffallend prächtig wie jene, ſo wurde ſie doch durch die Gegenwart der Kaiſerin Maria Thereſia verherrlicht, deren Schönheit eben ſo einen großen Eindruck auf die Männer ſcheint gemacht zu haben, als die ernſte würdige Geſtalt und die blauen Augen Carls des Siebenten auf die Frauen. Wenigſtens wetteiferten beide Geſchlechter, dem aufhorchenden Knaben einen höchſt vortheilhaften Begriff von jenen beiden Perſonen beizubringen. Alle dieſe Beſchreibungen und Erzählungen geſchahen mit heitrem und beruhigtem Gemüth: denn der Aachner Friede hatte für den Augenblick aller Fehde ein Ende gemacht, und wie von jenen Feyerlichkeiten, ſo ſprach man mit Behaglichkeit von den vorübergegangenen Kriegszügen, von der Schlacht bei Dettingen, und was die merkwürdigſten

Begebenheiten der verflossenen Jahre mehr seyn mochten; und alles Bedeutende und Gefährliche schien, wie es nach einem abgeschlossenen Frieden zu gehen pflegt, sich nur ereignet zu haben, um glücklichen und sorgenfreien Menschen zur Unterhaltung zu dienen.

Hatte man in einer solchen patriotischen Beschränkung kaum ein halbes Jahr hingebracht, so traten schon die Messen wieder ein, welche in den sämmtlichen Kinderköpfen jederzeit eine unglaubliche Gährung hervorbrachten. Eine durch Erbauung so vieler Buden innerhalb der Stadt in weniger Zeit entspringende neue Stadt, das Wogen und Treiben, das Abladen und Auspacken der Waaren, erregte von den ersten Momenten des Bewußtseyns an eine unbezwinglich thätige Neugierde und ein unbegränztes Verlangen nach kindischem Besitz, das der Knabe mit wachsenden Jahren, bald auf diese bald auf jene Weise, wie es die Kräfte seines kleinen Beutels erlauben wollten, zu befriedigen suchte. Zugleich aber bildete sich die Vorstellung von dem was die Welt alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln.

Diese großen, im Frühjahr und Herbst eintretenden Epochen wurden durch seltsame Feyerlichkeiten angekündigt, welche um desto würdiger schienen, als sie die alte Zeit, und was von dorther noch auf uns gekommen, lebhaft vergegenwärtigten. Am Geleitstag war das ganze Volk auf den Beinen, drängte sich nach der Fahr-

gaſſe, nach der Brücke, bis über Sachſenhauſen hinaus; alle Fenſter waren beſetzt, ohne daß den Tag über was Beſonderes vorging; die Menge ſchien nur da zu ſeyn, um ſich zu drängen, und die Zuſchauer, um ſich unter einander zu betrachten: denn das worauf es eigentlich ankam, ereignete ſich erſt mit ſinkender Nacht, und wurde mehr geglaubt als mit Augen geſehen.

In jenen ältern unruhigen Zeiten nämlich, wo ein jeder nach Belieben Unrecht that, oder nach Luſt das Rechte beförderte, wurden die auf die Meſſen ziehenden Handelsleute von Wegelagerern, edlen und unedlen Geſchlechts, willkürlich geplagt und geplackt, ſo daß Fürſten und andere mächtige Stände die Ihrigen mit gewaffneter Hand bis nach Frankfurt geleiten ließen. Hier wollten nun aber die Reichsſtädter ſich ſelbſt und ihrem Gebiet nichts vergeben; ſie zogen den Ankömmlingen entgegen: da gab es denn manchmal Streitigkeiten, wie weit jene Geleitenden heran kommen, oder ob ſie wohl gar ihren Eintritt in die Stadt nehmen könnten. Weil nun dieſes nicht allein bei Handels- und Meßgeſchäften ſtattfand, ſondern auch wenn hohe Perſonen in Kriegs- und Friedenszeiten, vorzüglich aber zu Wahltagen ſich heranbegaben, und es auch öfters zu Thätlichkeiten kam, ſobald irgend ein Gefolge, das man in der Stadt nicht dulden wollte, ſich mit ſeinem Herrn hereinzudrängen begehrte: ſo waren zeither darüber manche Verhandlungen gepflogen, es waren viele Receſſe deßhalb, obgleich

ſtets mit beiderſeitigen Vorbehalten, geſchloſſen worden, und man gab die Hoffnung nicht auf, den ſeit Jahrhunderten dauernden Zwiſt endlich einmal beizulegen, als die ganze Anſtalt, weßhalb er ſo lange und oft ſehr heftig geführt worden war, beinah für unnütz, wenigſtens für überflüſſig angeſehen werden konnte.

Unterdeſſen ritt die bürgerliche Cavallerie in mehreren Abtheilungen, mit den Oberhäuptern an ihrer Spitze, an jenen Tagen zu verſchiedenen Thoren hinaus, fand an einer gewiſſen Stelle einige Reiter oder Huſaren der zum Geleit berechtigten Reichsſtände, die nebſt ihren Anführern wohl empfangen und bewirthet wurden; man zögerte bis gegen Abend, und ritt alsdann, kaum von der wartenden Menge geſehen, zur Stadt herein; da denn mancher bürgerliche Ritter weder ſein Pferd noch ſich ſelbſt auf dem Pferde zu erhalten vermochte. Zu dem Brückenthore kamen die bedeutendſten Züge herein, und deßwegen war der Andrang dorthin am ſtärkſten. Ganz zuletzt und mit ſinkender Nacht langte der auf gleiche Weiſe geleitete Nürnberger Poſtwagen an, und man trug ſich mit der Rede, es müſſe jederzeit, dem Herkommen gemäß, eine alte Frau darin ſitzen; weßhalb denn die Straßenjungen bei Ankunft des Wagens in ein gellendes Geſchrei auszubrechen pflegten, ob man gleich die im Wagen ſitzenden Paſſagiere keineswegs mehr unterſcheiden konnte. Unglaublich und wirklich die Sinne verwirrend war der Drang der Menge, die in die-

dieſem Augenblick durch das Brückenthor herein dem Wagen nachſtürzte; deßwegen auch die nächſten Häuſer von den Zuſchauern am meiſten geſucht wurden.

Eine andere, noch viel ſeltſamere Feyerlichkeit, welche am hellen Tage das Publicum aufregte, war das Pfeifergericht. Es erinnerte dieſe Ceremonie an jene erſten Zeiten, wo bedeutende Handelsſtädte ſich von den Zöllen, welche mit Handel und Gewerb in gleichem Maße zunahmen, wo nicht zu befreien, doch wenigſtens eine Milderung derſelben zu erlangen ſuchten. Der Kaiſer, der ihrer bedurfte, ertheilte eine ſolche Freiheit, da wo es von ihm abhing, gewöhnlich aber nur auf ein Jahr, und ſie mußte daher jährlich erneuert werden. Dieſes geſchah durch ſymboliſche Gaben, welche dem kaiſerlichen Schultheißen, der auch wohl gelegentlich Oberzöllner ſeyn konnte, vor Eintritt der Bartholomäi-Meſſe gebracht wurden, und zwar des Anſtands wegen, wenn er mit den Schöffen zu Gericht ſaß. Als der Schultheiß ſpäterhin nicht mehr vom Kaiſer geſetzt, ſondern von der Stadt ſelbſt gewählt wurde, behielt er doch dieſe Vorrechte, und ſowohl die Zollfreiheiten der Städte, als die Ceremonien, womit die Abgeordneten von Worms, Nürnberg und Alt-Bamberg dieſe uralte Vergünſtigung anerkannten, waren bis auf unſere Zeiten gekommen. Den Tag vor Mariä Geburt ward ein öffentlicher Gerichtstag angekündigt. In dem großen Kaiſerſaale, in einem umſchränkten Raume, ſaßen erhöht die Schöffen,

und eine Stufe höher der Schultheiß in ihrer Mitte; die von den Parteyen bevollmächtigten Procuratoren unten zur rechten Seite. Der Actuarius fängt an, die auf diesen Tag gesparten wichtigen Urtheile laut vorzulesen; die Procuratoren bitten um Abschrift, appelliren, oder was sie sonst zu thun nöthig finden.

Auf einmal meldet eine wunderliche Musik gleichsam die Ankunft voriger Jahrhunderte. Es sind drey Pfeifer, deren einer eine alte Schalmey, der andere einen Baß, der dritte einen Pommer oder Hoboe bläst. Sie tragen blaue mit Gold verbrämte Mäntel, auf den Aermeln die Noten befestigt, und haben das Haupt bedeckt. So waren sie aus ihrem Gasthause, die Gesandten und ihre Begleitung hinterdrein, Punct Zehn ausgezogen, von Einheimischen und Fremden angestaunt, und so traten sie in den Saal. Die Gerichtsverhandlungen halten inne, Pfeifer und Begleitung bleiben vor den Schranken, der Abgesandte tritt hinein und stellt sich dem Schultheißen gegenüber. Die symbolischen Gaben, welche auf das genaueste nach dem alten Herkommen gefordert wurden, bestanden gewöhnlich in solchen Waaren, womit die darbringende Stadt vorzüglich zu handeln pflegte. Der Pfeffer galt gleichsam für alle Waaren, und so brachte auch hier der Abgesandte einen schön gedrechselten hölzernen Pocal mit Pfeffer angefüllt. Ueber demselben lagen ein Paar Handschuhe, wundersam geschlitzt, mit Seide besteppt und bequastet, als Zei en einer ge-

ſtatteten und angenommenen Vergünſtigung, deſſen ſich auch wohl der Kaiſer ſelbſt in gewiſſen Fällen bediente. Daneben ſah man ein weißes Stäbchen, welches vormals bei geſetzlichen und gerichtlichen Handlungen nicht leicht fehlen durfte. Es waren noch einige kleine Silbermünzen hinzugefügt, und die Stadt Worms brachte einen alten Filzhut, den ſie immer wieder einlöſ'te, ſo daß derſelbe viele Jahre ein Zeuge dieſer Ceremonien geweſen.

Nachdem der Geſandte ſeine Anrede gehalten, das Geſchenk abgegeben, von dem Schultheißen die Verſicherung fortdauernder Begünſtigung empfangen, ſo entfernte er ſich aus dem geſchloſſenen Kreiſe, die Pfeifer blieſen, der Zug ging ab, wie er gekommen war, das Gericht verfolgte ſeine Geſchäfte, bis der zweyte und endlich der dritte Geſandte eingeführt wurden: denn ſie kamen erſt einige Zeit nach einander, theils damit das Vergnügen des Publicums länger daure, theils auch weil es immer dieſelben alterthümlichen Virtuoſen waren, welche Nürnberg für ſich und ſeine Mitſtädte zu unterhalten und jedes Jahr an Ort und Stelle zu bringen übernommen hatte.

Wir Kinder waren bei dieſem Feſte beſonders intereſſirt, weil es uns nicht wenig ſchmeichelte, unſern Großvater an einer ſo ehrenvollen Stelle zu ſehen, und weil wir gewöhnlich noch ſelbigen Tag ihn ganz beſcheiden zu beſuchen pflegten, um, wenn die Großmutter

den Pfeffer in ihre Gewürzladen geschüttet hätte, einen Becher und Stäbchen, ein Paar Handschuh oder einen alten Räder-Albus zu erhaschen. Man konnte sich diese symbolischen, das Alterthum gleichsam hervorzaubernden Ceremonien nicht erklären lassen, ohne in vergangene Jahrhunderte wieder zurückgeführt zu werden, ohne sich nach Sitten, Gebräuchen und Gesinnungen unserer Altvordern zu erkundigen, die sich durch wieder auferstandene Pfeifer und Abgeordnete, ja durch handgreifliche und für uns besitzbare Gaben, auf eine so wunderliche Weise vergegenwärtigten.

Solchen altehrwürdigen Feyerlichkeiten folgte in guter Jahrszeit manches für uns Kinder lustreichere Fest außerhalb der Stadt unter freiem Himmel. An dem rechten Ufer des Mains unterwärts, etwa eine halbe Stunde vom Thor, quillt ein Schwefelbrunnen, sauber eingefaßt und mit uralten Linden umgeben. Nicht weit davon steht der Hof zu den guten Leuten, ehmals ein um dieser Quellen willen erbautes Hospital. Auf den Gemeinweiden umher versammelte man zu einem gewissen Tage des Jahres die Rindviehheerden aus der Nachbarschaft, und die Hirten sammt ihren Mädchen feyerten ein ländliches Fest, mit Tanz und Gesang, mit mancherlei Lust und Ungezogenheit. Auf der andern Seite der Stadt lag ein ähnlicher nur größerer Gemeindeplatz, gleichfalls durch einen Brunnen und durch noch schönere Linden geziert. Dorthin trieb man zu Pfingsten die Schafheer-

den, und zu gleicher Zeit ließ man die armen verbleichten Waisenkinder aus ihren Mauern in's Freie: denn man sollte erst später auf den Gedanken gerathen, daß man solche verlassene Creaturen, die sich einst durch die Welt durchzuhelfen genöthigt sind, früh mit der Welt in Verbindung bringen, anstatt sie auf eine traurige Weise zu hegen, sie lieber gleich zum Dienen und Dulden gewöhnen müsse, und alle Ursach habe, sie von Kindesbeinen an sowohl physisch als moralisch zu kräftigen. Die Ammen und Mägde, welche sich selbst immer gern einen Spaziergang bereiten, verfehlen nicht, von den frühsten Zeiten, uns an dergleichen Orte zu tragen und zu führen, so daß diese ländlichen Feste wohl mit zu den ersten Eindrücken gehören, deren ich mich erinnern kann.

Das Haus war indessen fertig geworden und zwar in ziemlich kurzer Zeit, weil alles wohl überlegt, vorbereitet und für die nöthige Geldsumme gesorgt war. Wir fanden uns nun alle wieder versammelt und fühlten uns behaglich; denn ein wohlausgedachter Plan, wenn er ausgeführt dasteht, läßt alles vergessen, was die Mittel, um zu diesem Zweck zu gelangen, Unbequemes mögen gehabt haben. Das Haus war für eine Privatwohnung geräumig genug, durchaus hell und heiter, die Treppe frei, die Vorsäle lustig, und jene Aussicht über die Gärten aus mehreren Fenstern bequem zu genießen. Der innere Ausbau und was zur Vollendung

und Zierde gehört, ward nach und nach vollbracht, und diente zugleich zur Beschäftigung und zur Unterhaltung.

Das erste was man in Ordnung brachte, war die Büchersammlung des Vaters, von welcher die besten, in Franz- oder Halb-Franzband gebundenen Bücher die Wände seines Arbeits- und Studirzimmers schmücken sollten. Er besaß die schönen Holländischen Ausgaben der Lateinischen Schriftsteller, welche er der äußern Uebereinstimmung wegen sämmtlich in Quart anzuschaffen suchte; sodann vieles was sich auf die Römischen Antiquitäten und die elegantere Jurisprudenz bezieht. Die vorzüglichsten Italiänischen Dichter fehlten nicht, und für den Tasso bezeigte er eine große Vorliebe. Die besten neusten Reisebeschreibungen waren auch vorhanden, und er selbst machte sich ein Vergnügen daraus, den Keyßler und Nemeiz zu berichtigen und zu ergänzen. Nicht weniger hatte er sich mit den nöthigsten Hülfsmitteln umgeben, mit Wörterbüchern aus verschiedenen Sprachen, mit Realleriken, daß man sich also nach Belieben Raths erholen konnte, so wie mit manchem andern was zum Nutzen und Vergnügen gereicht.

Die andere Hälfte dieser Büchersammlung, in saubern Pergamentbänden mit sehr schön geschriebenen Titeln, ward in einem besondern Mansardzimmer aufgestellt. Das Nachschaffen der neuen Bücher, so wie das Binden und Einreihen derselben, betrieb er mit großer Gelassenheit und Ordnung. Dabei hatten die gelehrten

Anzeigen, welche diesem oder jenem Werk besondere Vorzüge beilegten, auf ihn großen Einfluß. Seine Sammlung juristischer Dissertationen vermehrte sich jährlich um einige Bände.

Zunächst aber wurden die Gemählde, die sonst in dem alten Hause zerstreut herumgehangen, nunmehr zusammen an den Wänden eines freundlichen Zimmers neben der Studirstube, alle in schwarzen, mit goldenen Stäbchen verzierten Rahmen, symmetrisch angebracht. Mein Vater hatte den Grundsatz, den er öfters und sogar leidenschaftlich aussprach, daß man die lebenden Meister beschäftigen, und weniger auf die abgeschiedenen wenden solle, bei deren Schätzung sehr viel Vorurtheil mit unterlaufe. Er hatte die Vorstellung, daß es mit den Gemählden völlig wie mit den Rheinweinen beschaffen sey, die, wenn ihnen gleich das Alter einen vorzüglichen Werth beilege, dennoch in jedem folgenden Jahre eben so vortrefflich als in den vergangenen könnten hervorgebracht werden. Nach Verlauf einiger Zeit werde der neue Wein auch ein alter, eben so kostbar und vielleicht noch schmackhafter. In dieser Meinung bestätigte er sich vorzüglich durch die Bemerkung, daß mehrere alte Bilder hauptsächlich dadurch für die Liebhaber einen großen Werth zu erhalten schienen, weil sie dunkler und bräuner geworden, und der harmonische Ton eines solchen Bildes öfters gerühmt wurde. Mein Vater versicherte dagegen, es sey ihm gar nicht bange, daß die neuen

Bilder künftig nicht auch schwarz werden sollten; daß sie aber gerade dadurch gewönnen, wollte er nicht zugestehen.

Nach diesen Grundsätzen beschäftigte er mehrere Jahre hindurch die sämmtlichen Frankfurter Künstler: den Mahler Hirt, welcher Eichen- und Buchenwälder, und andere sogenannte ländliche Gegenden, sehr wohl mit Vieh zu staffiren wußte; deßgleichen Trautmann, der sich den Rembrand zum Muster genommen, und es in eingeschlossenen Lichtern und Widerscheinen, nicht weniger in effectvollen Feuersbrünsten weit gebracht hatte, so daß er einstens aufgefordert wurde, einen Pendant zu einem Rembrand'schen Bilde zu mahlen; ferner Schütz, der auf dem Wege des Sachtlebens die Rheingegenden fleißig bearbeitete; nicht weniger Junkern, der Blumen- und Fruchtstücke, Stillleben und ruhig beschäftigte Personen, nach dem Vorgang der Niederländer, sehr reinlich ausführte. Nun aber ward durch die neue Ordnung, durch einen bequemern Raum, und noch mehr durch die Bekanntschaft eines geschickten Künstlers, die Liebhaberey wieder angefrischt und belebt. Dieses war Seekatz, ein Schüler von Brinkmann, Darmstädtischer Hofmahler, dessen Talent und Charakter sich in der Folge vor uns umständlicher entwickeln wird.

Man schritt auf diese Weise mit Vollendung der übrigen Zimmer, nach ihren verschiedenen Bestimmungen, weiter. Reinlichkeit und Ordnung herrschten im Ganzen; vorzüglich trugen große Spiegelscheiben das Ihrige

zu einer vollkommenen Helligkeit bei, die in dem alten Hauſe aus mehreren Urſachen, zunächſt aber auch wegen meiſt runder Fenſterſcheiben gefehlt hatte. Der Vater zeigte ſich heiter, weil ihm alles gut gelungen war, und wäre der gute Humor nicht manchmal dadurch unterbrochen worden, daß nicht immer der Fleiß und die Genauigkeit der Handwerker ſeinen Forderungen entſprachen, ſo hätte man kein glücklicheres Leben denken können, zumal da manches Gute theils in der Familie ſelbſt entſprang, theils ihr von außen zufloß.

Durch ein außerordentliches Weltereigniß wurde jedoch die Gemüthsruhe des Knaben zum erſtenmal im tiefſten erſchüttert. Am erſten November 1755 ereignete ſich das Erdbeben von Liſſabon, und verbreitete über die in Frieden und Ruhe ſchon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große prächtige Reſidenz, zugleich Handels- und Hafenſtadt, wird ungewarnt von dem furchtbarſten Unglück betroffen. Die Erde bebt und ſchwankt, das Meer brauſ't auf, die Schiffe ſchlagen zuſammen, die Häuſer ſtürzen ein, Kirchen und Thürme darüber her, der königliche Palaſt zum Theil wird vom Meere verſchlungen, die geborſtene Erde ſcheint Flammen zu ſpeien: denn überall meldet ſich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtauſend Menſchen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde, und der glücklichſte darunter iſt der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Beſinnung

über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüthen fort, und mit ihnen wüthet eine Schaar sonst verborgner, oder durch dieses Ereigniß in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Uebriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt; und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür.

Schneller als die Nachrichten hatten schon Andeutungen von diesem Vorfall sich durch große Landstrecken verbreitet; an vielen Orten waren schwächere Erschütterungen zu verspüren, an manchen Quellen, besonders den heilsamen, ein ungewöhnliches Innehalten zu bemerken gewesen: um desto größer war die Wirkung der Nachrichten selbst, welche erst im allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelheiten sich rasch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen. So vieles zusammen richtete die Aufmerksamkeit der Welt eine Zeit lang auf diesen Punct, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüther wurden durch Sorgen für sich selbst und die Ihrigen um so mehr geängstigt, als über die weitverbreitete Wirkung dieser Explosion von allen Orten und Enden immer mehrere und umständlichere Nachrichten einliefen. Ja vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet.

Der Knabe, der alles dieſes wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des erſten Glaubens-Artikels ſo weiſe und gnädig vorſtellte, hatte ſich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewieſen. Vergebens ſuchte das junge Gemüth ſich gegen dieſe Eindrücke herzuſtellen, welches überhaupt um ſo weniger möglich war, als die Weiſen und Schriftgelehrten ſelbſt ſich über die Art, wie man ein ſolches Phänomen anzuſehen habe, nicht vereinigen konnten.

Der folgende Sommer gab eine nähere Gelegenheit, den zornigen Gott, von dem das Alte Teſtament ſo viel überliefert, unmittelbar kennen zu lernen. Unverſehens brach ein Hagelwetter herein und ſchlug die neuen Spiegelſcheiben der gegen Abend gelegenen Hinterſeite des Hauſes unter Donner und Blitzen auf das gewaltſamſte zuſammen, beſchädigte die neuen Möbeln, verderbte einige ſchätzbare Bücher und ſonſt werthe Dinge, und war für die Kinder um ſo fürchterlicher, als das ganz außer ſich geſetzte Hausgeſinde ſie in einen dunklen Gang mit fortriß, und dort auf den Knieen liegend durch ſchreckliches Geheul und Geſchrei die erzürnte Gottheit zu verſöhnen glaubte; indeſſen der Vater ganz allein gefaßt, die Fenſterflügel aufriß und aushob; wodurch er zwar manche Scheiben rettete, aber auch dem auf den

Hagel folgenden Regenguß einen desto offnern Weg bereitete, so daß man sich, nach endlicher Erholung, auf den Vorsälen und Treppen von fluthendem und rinnendem Wasser umgeben sah.

Solche Vorfälle, wie störend sie auch im Ganzen waren, unterbrachen doch nur wenig den Gang und die Folge des Unterrichts, den der Vater selbst uns Kindern zu geben sich einmal vorgenommen. Er hatte seine Jugend auf dem Coburger Gymnasium zugebracht, welches unter den Deutschen Lehranstalten eine der ersten Stellen einnahm. Er hatte daselbst einen guten Grund in den Sprachen und was man sonst zu einer gelehrten Erziehung rechnete, gelegt, nachher in Leipzig sich der Rechtswissenschaft beflissen, und zuletzt in Gießen promovirt. Seine mit Ernst und Fleiß verfaßte Dissertation: Electa de aditione hereditatis, wird noch von den Rechtslehrern mit Lob angeführt.

Es ist ein frommer Wunsch aller Väter, das was ihnen selbst abgegangen, an den Söhnen realisirt zu sehen, so ungefähr als wenn man zum zweytenmal lebte und die Erfahrungen des ersten Lebenslaufes nun erst recht nutzen wollte. Im Gefühl seiner Kenntnisse, in Gewißheit einer treuen Ausdauer, und im Mißtrauen gegen die damaligen Lehrer, nahm der Vater sich vor, seine Kinder selbst zu unterrichten, und nur so viel als es nöthig schien, einzelne Stunden durch eigentliche Lehrmeister zu besetzen. Ein pädagogischer Dilettantismus

fing ſich überhaupt ſchon zu zeigen an. Die Pedanterie und Trübſinnigkeit der an öffentlichen Schulen angeſtellten Lehrer mochte wohl die erſte Veranlaſſung dazu geben. Man ſuchte nach etwas Beſſerem, und vergaß, wie mangelhaft aller Unterricht ſeyn muß, der nicht durch Leute vom Metier ertheilt wird.

Meinem Vater war ſein eigner Lebensgang bis dahin ziemlich nach Wunſch gelungen; ich ſollte denſelben Weg gehen, aber bequemer und weiter. Er ſchätzte meine angebornen Gaben um ſo mehr als ſie ihm mangelten: denn er hatte alles nur durch unſäglichen Fleiß, Anhaltſamkeit und Wiederholung erworben. Er verſicherte mir öfters, früher und ſpäter im Ernſt und Scherz, daß er mit meinen Anlagen ſich ganz anders würde benommen, und nicht ſo liederlich damit würde gewirthſchaftet haben.

Durch ſchnelles Ergreifen, Verarbeiten und Feſthalten entwuchs ich ſehr bald dem Unterricht, den mir mein Vater und die übrigen Lehrmeiſter geben konnten, ohne daß ich doch in irgend etwas begründet geweſen wäre. Die Grammatik mißfiel mir, weil ich ſie nur als ein willkürliches Geſetz anſah; die Regeln ſchienen mir lächerlich, weil ſie durch ſo viele Ausnahmen aufgehoben wurden, die ich alle wieder beſonders lernen ſollte. Und wäre nicht der gereimte angehende Lateiner geweſen, ſo hätte es ſchlimm mit mir ausgeſehen; doch dieſen trommelte und ſang ich mir gern vor. So hatten wir

auch eine Geographie in ſolchen Gedächtnißverſen, wo uns die abgeſchmackteſten Reime das zu Behaltende am beſten einprägten, z. B.:

Ober-Yſſel viel Moraſt
Macht das gute Land verhaßt.

Die Sprachformen und Wendungen faßte ich leicht; ſo auch entwickelte ich mir ſchnell, was in dem Begriff einer Sache lag. In rhetoriſchen Dingen, Ehrieen und dergleichen that es mir niemand zuvor, ob ich ſchon wegen Sprachfehler oft hintanſtehen mußte. Solche Aufſätze waren es jedoch, die meinem Vater beſondre Freude machten, und wegen deren er mich mit manchem, für einen Knaben bedeutenden, Geldgeſchenke belohnte.

Mein Vater lehrte die Schweſter in demſelben Zimmer Italiäniſch, wo ich den Cellarius auswendig zu lernen hatte. Indem ich nun mit meinem Penſum bald fertig war und doch ſtill ſitzen ſollte, horchte ich über das Buch weg und faßte das Italiäniſche, das mir als eine luſtige Abweichung des Lateiniſchen auffiel, ſehr behende.

Andere Frühzeitigkeiten in Abſicht auf Gedächtniß und Combination hatte ich mit jenen Kindern gemein, die dadurch einen frühen Ruf erlangt haben. Deßhalb konnte mein Vater kaum erwarten, bis ich auf Akademie gehen würde. Sehr bald erklärte er, daß ich in Leipzig, für welches er eine große Vorliebe behalten, gleichfalls Jura ſtudiren, alsdann noch eine andre Univerſität beſuchen und promoviren ſollte. Was dieſe zweyte betraf,

war es ihm gleichgültig, welche ich wählen würde; nur gegen Göttingen hatte er, ich weiß nicht warum, einige Abneigung, zu meinem Leidwesen: denn ich hatte gerade auf diese viel Zutrauen und große Hoffnungen gesetzt.

Ferner erzählte er mir, daß ich nach Wetzlar und Regensburg, nicht weniger nach Wien und von da nach Italien gehen sollte; ob er gleich wiederholt behauptete, man müsse Paris voraus sehen, weil man aus Italien kommend sich an nichts mehr ergötze.

Dieses Mährchen meines künftigen Jugendganges ließ ich mir gern wiederholen, besonders da es in eine Erzählung von Italien und zuletzt in eine Beschreibung von Neapel auslief. Sein sonstiger Ernst und seine Trockenheit schienen sich jederzeit aufzulösen und zu beleben, und so erzeugte sich in uns Kindern der leidenschaftliche Wunsch, auch dieser Paradiese theilhaft zu werden.

Privat-Stunden, welche sich nach und nach vermehrten, theilte ich mit Nachbarskindern. Dieser gemeinsame Unterricht förderte mich nicht; die Lehrer gingen ihren Schlendrian, und die Unarten, ja manchmal die Bösartigkeiten meiner Gesellen, brachten Unruh, Verdruß und Störung in die kärglichen Lehrstunden. Chrestomathien, wodurch die Belehrung heiter und mannichfaltig wird, waren noch nicht bis zu uns gekommen. Der für junge Leute so starre Cornelius Nepos, das allzu

leichte, und durch Predigten und Religions-Unterricht ſogar trivial gewordne Neue Teſtament, Cellarius und Paſor konnten uns kein Intereſſe geben; dagegen hatte ſich eine gewiſſe Reim- und Verſewuth, durch Leſung der damaligen Deutſchen Dichter, unſer bemächtigt. Mich hatte ſie ſchon früher ergriffen, als ich es luſtig fand, von der rhetoriſchen Behandlung der Aufgaben zu der poetiſchen überzugehen.

Wir Knaben hatten eine ſonntägliche Zuſammenkunft, wo jeder von ihm ſelbſt verfertigte Verſe produciren ſollte. Und hier begegnete mir etwas Wunderbares, was mich ſehr lang in Unruh ſetzte. Meine Gedichte, wie ſie auch ſeyn mochten, mußte ich immer für die beſſern halten. Allein ich bemerkte bald, daß meine Mitwerber, welche ſehr lahme Dinge vorbrachten, in dem gleichen Falle waren und ſich nicht weniger dünkten; ja was mir noch bedenklicher ſchien, ein guter, obgleich zu ſolchen Arbeiten völlig unfähiger Knabe, dem ich übrigens gewogen war, der aber ſeine Reime ſich vom Hofmeiſter machen ließ, hielt dieſe nicht allein für die allerbeſten, ſondern war völlig überzeugt, er habe ſie ſelbſt gemacht; wie er mir, in dem vertrauteren Verhältniß, worin ich mit ihm ſtand, jederzeit aufrichtig behauptete. Da ich nun ſolchen Irrthum und Wahnſinn offenbar vor mir ſah, fiel es mir eines Tages auf's Herz, ob ich mich vielleicht ſelbſt in dem Falle befände, ob nicht jene Gedichte wirklich beſſer ſeyen als die meinigen, und ob ich nicht mit

Recht

Recht jenen Knaben eben ſo toll als ſie mir vorkommen möchte? Dieſes beunruhigte mich ſehr und lange Zeit: denn es war mir durchaus unmöglich, ein äußeres Kennzeichen der Wahrheit zu finden; ja ich ſteckte ſogar in meinen Hervorbringungen, bis mich endlich Leichtſinn und Selbſtgefühl und zuletzt eine Probearbeit beruhigten, die uns Lehrer und Eltern, welche auf unſere Scherze aufmerkſam geworden, aus dem Stegreif aufgaben, wobei ich gut beſtand und allgemeines Lob davontrug.

Man hatte zu der Zeit noch keine Bibliotheken für Kinder veranſtaltet. Die Alten hatten ſelbſt noch kindliche Geſinnungen, und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenſchaft mitzutheilen. Außer dem Orbis pictus des Amos Comenius kam uns kein Buch dieſer Art in die Hände; aber die große Folianten-bibel, mit Kupfern von Merian, ward häufig von uns durchblättert; Gottfrieds Chronik, mit Kupfern deſſelben Meiſters, belehrte uns von den merkwürdigſten Fällen der Weltgeſchichte; die Acerra philologica that noch allerlei Fabeln, Mythologien und Seltſamkeiten hinzu; und da ich gar bald die Ovidiſchen Verwandlungen gewahr wurde, und beſonders die erſten Bücher fleißig ſtudirte: ſo war mein junges Gehirn ſchnell genug mit einer Maſſe von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Geſtalten und Ereigniſſen angefüllt, und ich konnte niemals lange Weile haben, in-

dem ich mich immerfort beſchäftigte, dieſen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen.

Einen frömmern ſittlichern Effect, als jene mitunter rohen und gefährlichen Alterthümlichkeiten, machte Fenelons Telemach, den ich erſt nur in der Neukirchiſchen Ueberſetzung kennen lernte, und der, auch ſo unvollkommen überliefert, eine gar ſüße und wohlthätige Wirkung auf mein Gemüth äußerte. Daß Robinſon Cruſoe ſich zeitig angeſchloſſen, liegt wohl in der Natur der Sache; daß die Inſel Felſenburg nicht gefehlt habe, läßt ſich denken. Lord Anſons Reiſe um die Welt verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantaſiereichen des Mährchens, und indem wir dieſen trefflichen Seemann mit den Gedanken begleiteten, wurden wir weit in alle Welt hinausgeführt, und verſuchten ihm mit unſern Fingern auf dem Globus zu folgen. Nun ſollte mir auch noch eine reichlichere Ernte bevorſtehen, indem ich an eine Maſſe Schriften gerieth, die zwar in ihrer gegenwärtigen Geſtalt nicht vortrefflich genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienſt voriger Zeiten in einer unſchuldigen Weiſe näher bringt.

Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel: Volksſchriften, Volksbücher, bekannt und ſogar berühmt geworden, war in Frankfurt ſelbſt, und ſie wurden, wegen des großen Abgangs, mit ſtehenden Lettern auf

das ſchrecklichſte Löſchpapier faſt unleſerlich gedruckt. Wir Kinder hatten alſo das Glück, dieſe ſchätzbaren Ueberreſte der Mittelzeit auf einem Tiſchchen vor der Hausthüre eines Büchertrödlers täglich zu finden, und ſie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der Eulenſpiegel, die vier Haimonskinder, die ſchöne Meluſine, der Kaiſer Octavian, die ſchöne Magelone, Fortunatus, mit der ganzen Sippſchaft bis auf den ewigen Juden, alles ſtand uns zu Dienſten, ſobald uns gelüſtete nach dieſen Werken, anſtatt nach irgend einer Naſcherey zu greifen. Der größte Vortheil dabei war, daß wenn wir ein ſolches Heft zerleſen oder ſonſt beſchädigt hatten, es bald wieder angeſchafft und auf's neue verſchlungen werden konnte.

Wie eine Familienſpazierfahrt im Sommer durch ein plötzliches Gewitter auf eine höchſt verdrießliche Weiſe geſtört, und ein froher Zuſtand in den widerwärtigſten verwandelt wird, ſo fallen auch die Kinderkrankheiten unerwarter in die ſchönſte Jahrszeit des Frühlebens. Mir erging es auch nicht anders. Ich hatte mir eben den Fortunatus mit ſeinem Seckel und Wünſchhütlein gekauft, als mich ein Mißbehagen und ein Fieber überfiel, wodurch die Pocken ſich ankündigten. Die Einimpfung derſelben ward bei uns noch immer für ſehr problematiſch angeſehen, und ob ſie gleich populare Schriftſteller ſchon faßlich und eindringlich empfohlen, ſo zauderten doch die Deutſchen Aerzte mit einer Opera-

tion, welche der Natur vorzugreifen ſchien. Speculirende Engländer kamen daher auf's feſte Land und impften, gegen ein anſehnliches Honorar, die Kinder ſolcher Perſonen, die ſie wohlhabend und frei von Vorurtheil fanden. Die Mehrzahl jedoch war noch immer dem alten Unheil ausgeſetzt; die Krankheit wüthete durch die Familien, tödtete und entſtellte viele Kinder, und wenige Eltern wagten es, nach einem Mittel zu greifen, deſſen wahrſcheinliche Hülfe doch ſchon durch den Erfolg mannichfaltig beſtätigt war. Das Uebel betraf nun auch unſer Haus, und überfiel mich mit ganz beſonderer Heftigkeit. Der ganze Körper war mit Blattern überſäet, das Geſicht zugedeckt, und ich lag mehrere Tage blind und in großen Leiden. Man ſuchte die möglichſte Linderung, und verſprach mir goldene Berge, wenn ich mich ruhig verhalten und das Uebel nicht durch Reiben und Kratzen vermehren wollte. Ich gewann es über mich; indeſſen hielt man uns, nach herrſchendem Vorurtheil, ſo warm als möglich, und ſchärfte dadurch nur das Uebel. Endlich, nach traurig verfloſſener Zeit, fiel es mir wie eine Maske vom Geſicht, ohne daß die Blattern eine ſichtbare Spur auf der Haut zurückgelaſſen; aber die Bildung war merklich verändert. Ich ſelbſt war zufrieden nur wieder das Tageslicht zu ſehen, und nach und nach die fleckige Haut zu verlieren; aber andere waren unbarmherzig genug, mich öfters an den vorigen Zuſtand zu erinnern; beſonders eine ſehr lebhafte Tante,

die früher Abgötterey mit mir getrieben hatte, konnte mich, selbst noch in spätern Jahren, selten ansehen, ohne auszurufen: Pfui Teufel! Vetter, wie garstig ist er geworden! Dann erzählte sie mir umständlich, wie sie sich sonst an mir ergötzt, welches Aufsehen sie erregt, wenn sie mich umhergetragen; und so erfuhr ich frühzeitig, daß uns die Menschen für das Vergnügen, das wir ihnen gewährt haben, sehr oft empfindlich büßen lassen.

Weder von Masern, noch Windblattern, und wie die Quälgeister der Jugend heißen mögen, blieb ich verschont, und jedesmal versicherte man mir, es wäre ein Glück, daß dieses Uebel nun für immer vorüber sey; aber leider drohte schon wieder ein andres im Hintergrund und rückte heran. Alle diese Dinge vermehrten meinen Hang zum Nachdenken, und da ich, um das Peinliche der Ungeduld von mir zu entfernen, mich schon öfters im Ausdauern geübt hatte, so schienen mir die Tugenden, welche ich an den Stoikern hatte rühmen hören, höchst nachahmenswerth, um so mehr als durch die christliche Duldungslehre ein Aehnliches empfohlen wurde.

Bei Gelegenheit dieses Familienleidens will ich auch noch eines Bruders gedenken, welcher um drey Jahr jünger als ich, gleichfalls von jener Ansteckung ergriffen wurde und nicht wenig davon litt. Er war von zarter Natur, still und eigensinnig, und wir hatten niemals ein eigentliches Verhältniß zusammen. Auch überlebte er

kaum die Kinderjahre. Unter mehreren nachgebornen Geschwistern, die gleichfalls nicht lange am Leben blieben, erinnere ich mich nur eines sehr schönen und angenehmen Mädchens, die aber auch bald verschwand, da wir denn nach Verlauf einiger Jahre, ich und meine Schwester, uns allein übrig sahen, und nur um so inniger und liebevoller verbanden.

Jene Krankheiten und andere unangenehme Störungen wurden in ihren Folgen doppelt lästig: denn mein Vater, der sich einen gewissen Erziehungs- und Unterrichtskalender gemacht zu haben schien, wollte jedes Versäumniß unmittelbar wieder einbringen, und belegte die Genesenden mit doppelten Lectionen, welche zu leisten mir zwar nicht schwer, aber in so fern beschwerlich fiel, als es meine innere Entwicklung, die eine entschiedene Richtung genommen hatte, aufhielt und gewissermaßen zurückdrängte.

Vor diesen didaktischen und pädagogischen Bedrängnissen flüchteten wir gewöhnlich zu den Großvätern. Ihre Wohnung lag auf der Friedberger Gasse und schien ehmals eine Burg gewesen zu seyn: denn wenn man herankam, sah man nichts als ein großes Thor mit Zinnen, welches zu beiden Seiten an zwey Nachbarhäuser stieß. Trat man hinein, so gelangte man durch einen schmalen Gang endlich in einen ziemlich breiten Hof umgeben von ungleichen Gebäuden, welche nunmehr alle zu einer Wohnung vereinigt waren. Gewöhnlich eilten wir

sogleich in den Garten, der sich ansehnlich lang und breit hinter den Gebäuden hin erstreckte und sehr gut unterhalten war; die Gänge meistens mit Rebgeländer eingefaßt, ein Theil des Raums den Küchengewächsen, ein andrer den Blumen gewidmet, die vom Frühjahr bis in den Herbst, in reichlicher Abwechslung, die Rabatten so wie die Beete schmückten. Die lange gegen Mittag gerichtete Mauer war zu wohl gezogenen Spalier-Pfirsichbäumen genützt, von denen uns die verbotenen Früchte den Sommer über gar appetitlich entgegenreiften. Doch vermieden wir lieber diese Seite, weil wir unsere Genäschigkeit hier nicht befriedigen durften, und wandten uns zu der entgegengesetzten, wo eine unabsehbare Reihe Johannis- und Stachelbeer-Büsche unserer Gierigkeit eine Folge von Ernten bis in den Herbst eröffnete. Nicht weniger war uns ein alter, hoher, weitverbreiteter Maulbeerbaum bedeutend, sowohl wegen seiner Früchte als auch, weil man uns erzählte, daß von seinen Blättern die Seidenwürmer sich ernährten. In diesem friedlichen Revier fand man jeden Abend den Großvater mit behaglicher Geschäftigkeit eigenhändig die feinere Obst- und Blumenzucht besorgend, indeß ein Gärtner die gröbere Arbeit verrichtete. Die vielfachen Bemühungen, welche nöthig sind, um einen schönen Nelkenflor zu erhalten und zu vermehren, ließ er sich niemals verdrießen. Er selbst band sorgfältig die Zweige der Pfirsichbäume fächerartig an die Spaliere, um einen

reichlichen und bequemen Wachsthum der Früchte zu befördern. Das Sortiren der Zwiebeln von Tulpen, Hyacinthen und verwandten Gewächsen, so wie die Sorge für Aufbewahrung derselben überließ er niemanden; und noch erinnere ich mich gern, wie emsig er sich mit dem Oculiren der verschiedenen Rosenarten beschäftigte. Dabei zog er, um sich vor den Dornen zu schützen, jene alterthümlichen ledernen Handschuhe an, die ihm bei'm Pfeifergericht jährlich in Triplo überreicht wurden, woran es ihm deßhalb niemals mangelte. So trug er auch immer einen talarähnlichen Schlafrock, und auf dem Haupt eine faltige schwarze Sammetmütze, so daß er eine mittlere Person zwischen Alcinous und Laertes hätte vorstellen können.

Alle diese Gartenarbeiten betrieb er eben so regelmäßig und genau als seine Amtsgeschäfte: denn eh er herunterkam, hatte er immer die Registrande seiner Proponenden für den andern Tag in Ordnung gebracht und die Acten gelesen. Eben so fuhr er Morgens auf's Rathhaus, speis'te nach seiner Rückkehr, nickte hierauf in seinem Großstuhl, und ging alles einen Tag wie den andern. Er sprach wenig, zeigte keine Spur von Heftigkeit; ich erinnere mich nicht ihn zornig gesehen zu haben. Alles was ihn umgab war alterthümlich. In seiner getäfelten Stube habe ich niemals irgend eine Neuerung wahrgenommen. Seine Bibliothek enthielt außer juristischen Werken nur die ersten Reisebeschreibungen, See-

fahrten und Länder-Entdeckungen. Ueberhaupt erinnere ich mich keines Zustandes, der so wie dieser das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gegeben hätte.

Was jedoch die Ehrfurcht, die wir für diesen würdigen Greis empfanden, bis zum Höchsten steigerte, war die Ueberzeugung, daß derselbe die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Zwar ließ er sich gegen niemand als gegen die Großmutter entschieden und umständlich heraus; aber wir alle wußten doch, daß er durch bedeutende Träume von dem was sich ereignen sollte, unterrichtet werde. So versicherte er z. B. seiner Gattin, zur Zeit als er noch unter die jüngern Rathsherren gehörte, daß er bei der nächsten Vacanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlage gerührt starb, verordnete er am Tage der Wahl und Kugelung, daß zu Hause im Stillen alles zum Empfange der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende goldne Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den einfachen Traum, der ihn hievon belehrt, vertraute er seiner Gattin folgendermaßen: Er habe sich in voller gewöhnlicher Rathsversammlung gesehen, wo alles nach hergebrachter Weise vorgegangen. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöff von seinem Sitze erhoben, sey herabgestiegen und habe ihm auf eine verbindliche

Weise das Compliment gemacht, er möge den verlassenen Platz einnehmen, und sey darauf zur Thür hinausgegangen.

Etwas Aehnliches begegnete, als der Schultheiß mit Tode abging. Man zaudert in solchem Falle nicht lange mit Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sein altes Recht, einen Schultheißen zu bestellen, irgend einmal wieder hervorrufen. Dießmal ward um Mitternacht eine außerordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne verlöschen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können. „Gebt ihm ein ganzes, sagte der Großvater zu den Frauen: er hat ja doch die Mühe um meinetwillen." Dieser Aeußerung entsprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiß; wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, daß, obgleich sein Repräsentant bei der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwey silbernen Kugeln zuerst heraus kamen, und also die goldne für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb.

Völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamem waren auch die übrigen der uns bekannt gewordnen Träume. Ferner erinnere ich mich, daß ich als Knabe unter seinen Büchern und Schreibkalendern gestört, und darin unter andern auf

Gärtnerey bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: Heute Nacht kam N. N. zu mir und sagte ..... Name und Offenbarung waren in Chiffern geschrieben. Oder es stand auf gleiche Weise: Heute Nacht sah ich.... Das Uebrige war wieder in Chiffern, bis auf die Verbindungs- und andre Worte, aus denen sich nichts abnehmen ließ.

"Bemerkenswerth bleibt es hiebei, daß Personen, welche sonst keine Spur von Ahnungsvermögen zeigten, in seiner Sphäre für den Augenblick die Fähigkeit erlangten, daß sie von gewissen gleichzeitigen, obwohl in der Entfernung vorgehenden Krankheits- und Todesereignissen durch sinnliche Wahrzeichen eine Vorempfindung hatten. Aber auf keines seiner Kinder und Enkel hat eine solche Gabe fortgeerbt; vielmehr waren sie meistentheils rüstige Personen, lebensfroh und nur auf's Wirkliche gestellt.

Bei dieser Gelegenheit gedenk' ich derselben mit Dankbarkeit für vieles Gute, das ich von ihnen in meiner Jugend empfangen. So waren wir z. B. auf gar mannichfaltige Weise beschäftigt und unterhalten, wenn wir die an einen Materialienhändler Melbert verheirathete zweyte Tochter besuchten, deren Wohnung und Laden mitten im lebhaftesten, gedrängtesten Theile der Stadt an dem Markte lag. Hier sahen wir nun dem Gewühl und Gedränge, in welches wir uns scheuten zu verlieren, sehr vergnüglich aus den Fenstern zu; und

wenn uns im Laden unter so vielerlei Waaren anfänglich nur das Süßholz und die daraus bereiteten braunen gestempelten Zeltlein vorzüglich interessirten, so wurden wir doch allmählich mit der großen Menge von Gegenständen bekannt, welche bei einer solchen Handlung aus- und einfließen. Diese Tante war unter den Geschwistern die lebhafteste. Wenn meine Mutter, in jüngern Jahren, sich in reinlicher Kleidung, bei einer zierlichen weiblichen Arbeit, oder im Lesen eines Buches gefiel, so fuhr jene in der Nachbarschaft umher, um sich dort versäumter Kinder anzunehmen, sie zu warten, zu kämmen und herumzutragen, wie sie es denn auch mit mir eine gute Weile so getrieben. Zur Zeit öffentlicher Feyerlichkeiten, wie bei Krönungen, war sie nicht zu Hause zu halten. Als kleines Kind schon hatte sie nach dem bei solchen Gelegenheiten ausgeworfenen Gelde gehascht, und man erzählte sich: wie sie einmal eine gute Partie beisammen gehabt und solches vergnüglich in der flachen Hand beschaut, habe ihr einer dagegen geschlagen, wodurch denn die wohlerworbene Beute auf einmal verloren gegangen. Nicht weniger wußte sie sich viel damit, daß sie dem vorbeifahrenden Kaiser Carl dem Siebenten, während eines Augenblicks, da alles Volk schwieg, auf einem Prallsteine stehend, ein heftiges Vivat in die Kutsche gerufen und ihn veranlaßt habe, den Hut vor ihr abzuziehen und für diese kecke Aufmerksamkeit gar gnädig zu danken.

Auch in ihrem Hauſe war um ſie her alles bewegt, lebensluſtig und munter, und wir Kinder ſind ihr manche frohe Stunde ſchuldig geworden.

In einem ruhigern, aber auch ihrer Natur angemeſſenen Zuſtande befand ſich eine zweyte Tante, welche mit dem bei der St. Katharinen-Kirche angeſtellten Pfarrer Stark verheirathet war. Er lebte ſeiner Geſinnung und ſeinem Stande gemäß ſehr einſam, und beſaß eine ſchöne Bibliothek. Hier lernte ich zuerſt den Homer kennen, und zwar in einer proſaiſchen Ueberſetzung, wie ſie im ſiebenten Theil der durch Herrn von Loen beſorgten neuen Sammlung der merkwürdigſten Reiſegeſchichten, unter dem Titel: Homers Beſchreibung der Eroberung des Trojaniſchen Reichs, zu finden iſt, mit Kupfern im Franzöſiſchen Theaterſinne geziert. Dieſe Bilder verdarben mir dermaßen die Einbildungskraft, daß ich lange Zeit die Homeriſchen Helden mir nur unter dieſen Geſtalten vergegenwärtigen konnte. Die Begebenheiten ſelbſt gefielen mir unſäglich; nur hatte ich an dem Werke ſehr auszuſetzen, daß es uns von der Eroberung Troja's keine Nachricht gebe, und ſo ſtumpf mit dem Tode Hektors endige. Mein Oheim, gegen den ich dieſen Tadel äußerte, verwies mich auf den Virgil, welcher denn meiner Forderung vollkommen Genüge that.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir Kinder, neben den übrigen Lehrſtunden, auch eines fortwährenden und

fortschreitenden Religionsunterrichts genossen. Doch war der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockner Moral: an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen. Deßwegen ergaben sich gar mancherlei Absonderungen von der gesetzlichen Kirche. Es entstanden die Separatisten, Pietisten, Herrnhuter, die Stillen im Lande und wie man sie sonst zu nennen und zu bezeichnen pflegte, die aber alle bloß die Absicht hatten, sich der Gottheit, besonders durch Christum, mehr zu nähern, als es ihnen unter der Form der öffentlichen Religion möglich zu seyn schien.

Der Knabe hörte von diesen Meinungen und Gesinnungen unaufhörlich sprechen: denn die Geistlichkeit sowohl als die Laien theilten sich in das Für und Wider. Die mehr oder weniger Abgesonderten waren immer die Minderzahl; aber ihre Sinnesweise zog an durch Originalität, Herzlichkeit, Beharren und Selbstständigkeit. Man erzählte von diesen Tugenden und ihren Aeußerungen allerlei Geschichten. Besonders ward die Antwort eines frommen Klempnermeisters bekannt, den einer seiner Zunftgenossen durch die Frage zu beschämen gedachte: wer denn eigentlich sein Beichtvater sey? Mit Heiterkeit und Vertrauen auf seine gute Sache erwiderte jener: Ich habe einen sehr vornehmen; es ist niemand geringeres als der Beichtvater des Königs David.

Dieſes und dergleichen mag wohl Eindruck auf den Knaben gemacht und ihn zu ähnlichen Geſinnungen aufgefordert haben. Genug, er kam auf den Gedanken, ſich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, deſſen frühere Zorn-Aeußerungen ſchon lange über die Schönheit der Welt und das mannichfaltige Gute, das uns darin zu Theil wird, vergeſſen waren, unmittelbar zu nähern; der Weg dazu aber war ſehr ſonderbar.

Der Knabe hatte ſich überhaupt an den erſten Glaubensartikel gehalten. Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung ſtehe, ſie als ſein Werk anerkenne und liebe, dieſer ſchien ihm der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menſchen wie mit allem übrigen in ein genaueres Verhältniß treten könne, und für denſelben eben ſo wie für die Bewegung der Sterne, für Tages- und Jahrszeiten, für Pflanzen und Thiere Sorge tragen werde. Einige Stellen des Evangeliums beſagten dieſes ausdrücklich. Eine Geſtalt konnte der Knabe dieſem Weſen nicht verleihen; er ſuchte ihn alſo in ſeinen Werken auf, und wollte ihm auf gut altteſtamentliche Weiſe einen Altar errichten. Naturproducte ſollten die Welt im Gleichniß vorſtellen, über dieſen ſollte eine Flamme brennen und das zu ſeinem Schöpfer ſich aufſehnende Gemüth des Menſchen bedeuten. Nun wurden aus der vorhandenen und zufällig vermehrten Naturalienſammlung die beſten Stufen und Exemplare

herausgesucht; allein wie solche zu schichten und aufzubauen seyn möchten, das war nun die Schwierigkeit. Der Vater hatte einen schönen, rothlakirten goldgeblümten Musikpult, in Gestalt einer vierseitigen Pyramide mit verschiedenen Abstufungen, den man zu Quartetten sehr bequem fand, ob er gleich in der letzten Zeit nur wenig gebraucht wurde. Dessen bemächtigte sich der Knabe, und baute nun stufenweise die Abgeordneten der Natur übereinander, so daß es recht heiter und zugleich bedeutend genug aussah. Nun sollte bei einem frühen Sonnenaufgang die erste Gottesverehrung angestellt werden; nur war der junge Priester nicht mit sich einig, auf welche Weise er eine Flamme hervorbringen sollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von sich geben müsse. Endlich gelang ihm ein Einfall, beides zu verbinden, indem er Räucherkerzchen besaß, welche wo nicht flammend doch glimmend den angenehmsten Geruch verbreiteten. Ja dieses gelinde Verbrennen und Verdampfen schien noch mehr das was im Gemüthe vorgeht auszudrücken, als eine offene Flamme. Die Sonne war schon längst aufgegangen, aber Nachbarhäuser verdeckten den Osten. Endlich erschien sie über den Dächern; sogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen, und die in einer schönen Porzellanschale auf dem Gipfel stehenden Räucherkerzen angezünder. Alles gelang nach Wunsch, und die Andacht war vollkommen. Der Altar blieb als eine besondere Zierde des Zimmers,

das

das man ihm im neuen Hauſe eingeräumt hatte, ſtehen. Jederman ſah darin nur eine wohl aufgeputzte Naturalienſammlung; der Knabe hingegen wußte beſſer was er verſchwieg. Er ſehnte ſich nach der Wiederholung jener Feyerlichkeit. Unglücklicherweiſe war eben, als die gelegenſte Sonne hervorſtieg, die Porzellantaſſe nicht bei der Hand; er ſtellte die Räucherkerzchen unmittelbar auf die obere Fläche des Muſikpultes; ſie wurden angezündet, und die Andacht war ſo groß, daß der Prieſter nicht merkte, welchen Schaden ſein Opfer anrichtete, als bis ihm nicht mehr abzuhelfen war. Die Kerzchen hatten ſich nämlich in den rothen Lack und in die ſchönen goldnen Blumen auf eine ſchmähliche Weiſe eingebrannt, und gleich als wäre ein böſer Geiſt verſchwunden, ihre ſchwarzen unauslöſchlichen Fußtapfen zurückgelaſſen. Hierüber kam der junge Prieſter in die äußerſte Verlegenheit. Zwar wußte er den Schaden durch die größeſten Prachtſtufen zu bedecken, allein der Muth zu neuen Opfern war ihm vergangen, und faſt möchte man dieſen Zufall als eine Andeutung und Warnung betrachten, wie gefährlich es überhaupt ſey, ſich Gott auf dergleichen Wegen nähern zu wollen.

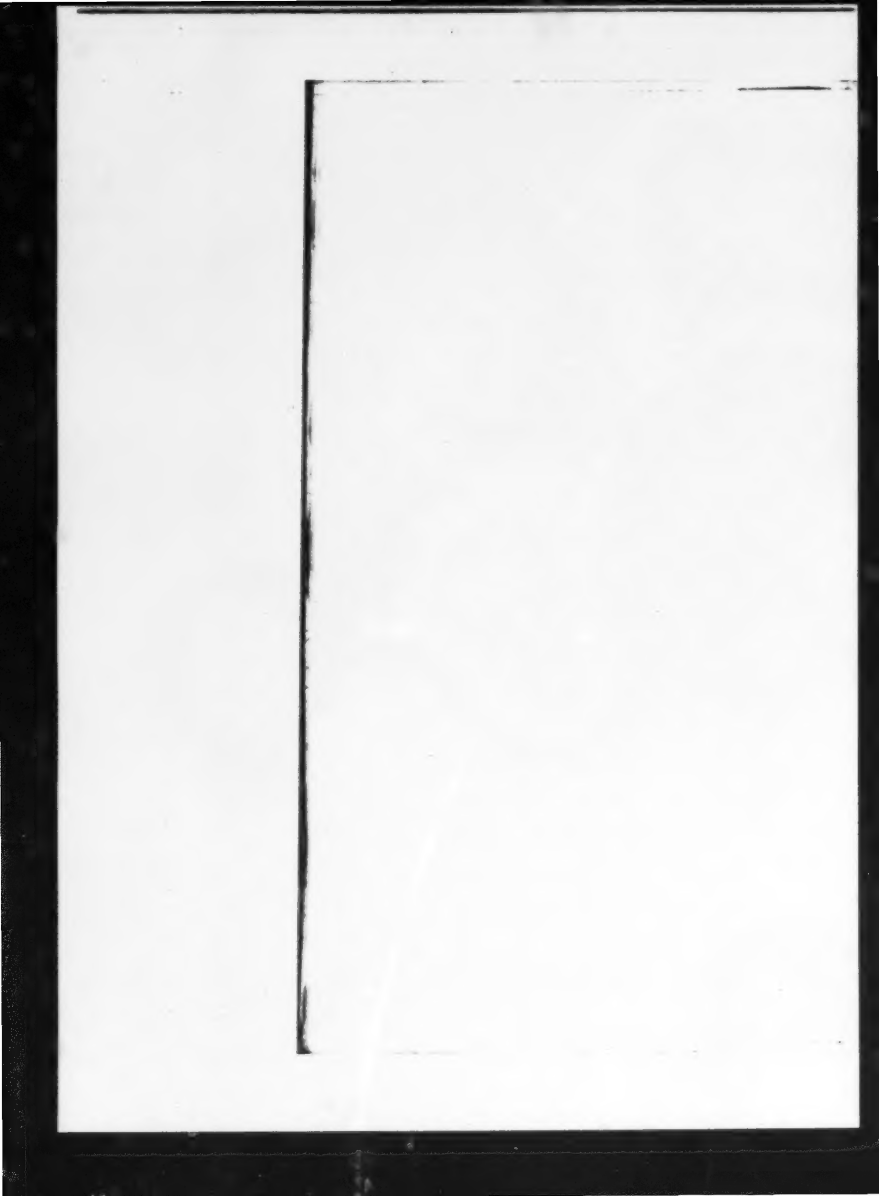

Zweytes Buch.

Alles bisher Vorgetragene deutet auf jenen glücklichen und gemächlichen Zustand, in welchem sich die Länder während eines langen Friedens befinden. Nirgends aber genießt man eine solche schöne Zeit wohl mit größerem Behagen als in Städten, die nach ihren eigenen Gesetzen leben, die groß genug sind, eine ansehnliche Menge Bürger zu fassen, und wohl gelegen, um sie durch Handel und Wandel zu bereichern. Fremde finden ihren Gewinn, da aus- und einzuziehen, und sind genöthigt Vortheil zu bringen, um Vortheil zu erlangen. Beherrschen solche Städte auch kein weites Gebiet, so können sie destomehr im Innern Wohlthätigkeit bewirken, weil ihre Verhältnisse nach außen sie nicht zu kostspieligen Unternehmungen oder Theilnahmen verpflichten.

Auf diese Weise verfloß den Frankfurtern während meiner Kindheit eine Reihe glücklicher Jahre. Aber kaum hatte ich am 28. August 1756 mein siebentes Jahr zurückgelegt, als gleich darauf jener weltbekannte Krieg ausbrach, welcher auf die nächsten sieben Jahre meines Lebens auch großen Einfluß haben sollte. Friedrich der Zweyte, König von Preußen, war mit 60,000 Mann

in Sachsen eingefallen, und statt einer vorgängigen Kriegserklärung folgte ein Manifest, wie man sagte von ihm selbst verfaßt, welches die Ursachen enthielt, die ihn zu einem solchen ungeheuren Schritt bewogen und berechtigt. Die Welt, die sich nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Richter aufgefordert fand, spaltete sich sogleich in zwey Parteyen, und unsere Familie war ein Bild des großen Ganzen.

Mein Großvater der als Schöff von Frankfurt über Franz dem Ersten den Krönungs-Himmel getragen, und von der Kaiserin eine gewichtige goldne Kette mit ihrem Bildniß erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf östreichischer Seite. Mein Vater, von Carl dem Siebenten zum kaiserlichen Rath ernannt, und an dem Schicksale dieses unglücklichen Monarchen gemüthlich theilnehmend, neigte sich mit der kleinern Familienhälfte gegen Preußen. Gar bald wurden unsere Zusammenkünfte, die man seit mehreren Jahren Sonntags ununterbrochen fortgesetzt hatte, gestört. Die unter Verschwägerten gewöhnlichen Mißhelligkeiten fanden nun erst eine Form, in der sie sich aussprechen konnten. Man stritt, man überwarf sich, man schwieg, man brach los. Der Großvater, sonst ein heitrer, ruhiger und bequemer Mann, ward ungeduldig. Die Frauen suchten vergebens das Feuer zu tilschen, und nach einigen unangenehmen Scenen blieb mein Vater zuerst aus der Gesellschaft. Nun freuten wir uns un-

gestört zu Hause der Preußischen Siege, welche gewöhnlich durch jene leidenschaftliche Tante mit großem Jubel verkündigt wurden. Alles andere Interesse mußte diesem weichen, und wir brachten den Ueberrest des Jahres in beständiger Agitation zu. Die Besitznahme von Dresden, die anfängliche Mäßigung des Königs, die zwar langsamen aber sichern Fortschritte, der Sieg bei Lowositz, die Gefangennehmung der Sachsen waren für unsere Partey eben so viele Triumphe. Alles was zum Vortheil der Gegner angeführt werden konnte, wurde geläugnet oder verkleinert; und da die entgegengesetzten Familienglieder das Gleiche thaten, so konnten sie einander nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Händel setzte, wie in Romeo und Julie.

Und so war ich denn auch Preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt: denn was ging uns Preußen an. Es war die Persönlichkeit des großen Königs die auf alle Gemüther wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegslieder ab, und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartey, so platt die Reime auch seyn mochten.

Als ältester Enkel und Pathe hatte ich seit meiner Kindheit jeden Sonntag bei den Großeltern gespeis't: es waren meine vergnügtesten Stunden der ganzen Woche. Aber nun wollte mir kein Bissen mehr schmecken: denn ich mußte meinen Helden auf's gräulichste verleumden hören. Hier wehte ein anderer Wind, hier klang ein

anderer Ton als zu Hause. Die Neigung, ja die Verehrung für meine Großeltern nahm ab. Bei den Eltern durfte ich nichts davon erwähnen; ich unterließ es aus eigenem Gefühl und auch weil die Mutter mich gewarnt hatte. Dadurch war ich auf mich selbst zurückgewiesen, und wie mir in meinem sechsten Jahre, nach dem Erdbeben von Lissabon, die Güte Gottes einigermaßen verdächtig geworden war, so fing ich nun, wegen Friedrichs des Zweyten, die Gerechtigkeit des Publicums zu bezweifeln an. Mein Gemüth war von Natur zur Ehrerbietung geneigt, und es gehörte eine große Erschütterung dazu, um meinen Glauben an irgend ein Ehrwürdiges wanken zu machen. Leider hatte man uns die guten Sitten, ein anständiges Betragen, nicht um ihrer selbst, sondern um der Leute willen anempfohlen; was die Leute sagen würden, hieß es immer, und ich dachte, die Leute müßten auch rechte Leute seyn, würden auch alles und jedes zu schätzen wissen. Nun aber erfuhr ich das Gegentheil. Die größten und augenfälligsten Verdienste wurden geschmäht und angefeindet, die höchsten Thaten wo nicht geläugnet doch wenigstens entstellt und verkleinert; und ein so schuldes Unrecht geschah dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne, der täglich bewies und darthat was er vermöge; und dieß nicht etwa vom Pöbel, sondern von vorzüglichen Männern, wofür ich doch meinen Großvater und meine Oheime zu halten hatte. Daß es Parteyen ge-

ben könne, ja daß er selbst zu einer Parten gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff. Er glaubte um so viel mehr Recht zu haben und seine Gesinnung für die bessere erklären zu dürfen, da er und die Gleichgesinnten Marien Theresien, ihre Schönheit und übrigen guten Eigenschaften ja gelten ließen, und dem Kaiser Franz seine Juwelen- und Geldliebhabereyen weiter auch nicht verargten; daß Graf Daun manchmal eine Schlafmütze geheißen wurde, glaubten sie verantworten zu können.

Bedenke ich es aber jetzt genauer, so finde ich hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publicums, die mir eine ganze Zeit meines Lebens anhing und nur spät durch Einsicht und Bildung in's Gleiche gebracht werden konnte. Genug, schon damals war das Gewahrwerden parteyischer Ungerechtigkeit dem Knaben sehr unangenehm, ja schädlich, indem es ihn gewöhnte, sich von geliebten und geschätzten Personen zu entfernen. Die immer auf einander folgenden Kriegsthaten und Begebenheiten ließen den Parteyen weder Ruhe noch Rast. Wir fanden ein verdrießliches Behagen, jene eingebildeten Uebel und willkürlichen Händel immer von frischem wieder zu erregen und zu schärfen, und so fuhren wir fort uns unter einander zu quälen, bis einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten und uns wahre Unbequemlichkeit in die Häuser brachten.

Ob nun gleich die meisten sich dieser wichtigen, in der Ferne vorgehenden Ereignisse nur zu einer leiden-

schaftlichen Unterhaltung bedienten, so waren doch auch andre, welche den Ernst dieser Zeiten wohl einsahen, und befürchteten, daß bei einer Theilnahme Frankreichs der Kriegs-Schauplatz sich auch in unsern Gegenden aufthun könne. Man hielt uns Kinder mehr als bisher zu Hause, und suchte uns auf mancherlei Weise zu beschäftigen und zu unterhalten. Zu solchem Ende hatte man das von der Großmutter hinterlassene Puppenspiel wieder aufgestellt, und zwar dergestalt eingerichtet, daß die Zuschauer in meinem Giebelzimmer sitzen, die spielenden und dirigirenden Personen aber, so wie das Theater selbst vom Proscenium an, in einem Nebenzimmer Platz und Raum fanden. Durch die besondere Vergünstigung, bald diesen bald jenen Knaben als Zuschauer einzulassen, erwarb ich mir anfangs viele Freunde; allein die Unruhe, die in den Kindern steckt, ließ sie nicht lange geduldige Zuschauer bleiben. Sie störten das Spiel, und wir mußten uns ein jüngeres Publicum aussuchen, das noch allenfalls durch Ammen und Mägde in der Ordnung gehalten werden konnte. Wir hatten das ursprüngliche Hauptdrama, worauf die Puppengesellschaft eigentlich eingerichtet war, auswendig gelernt, und führten es anfangs auch ausschließlich auf; allein dieß ermüdete uns bald, wir veränderten die Garderobe, die Decorationen, und wagten uns an verschiedene Stücke, die freilich für einen so kleinen Schauplatz zu weitläufig waren. Ob wir uns nun gleich durch diese Anmaßungen dasjenige

was wir wirklich hätten leisten können, verkümmerten und zuletzt gar zerstörten, so hat doch diese kindliche Unterhaltung und Beschäftigung auf sehr mannichfaltige Weise bei mir das Erfindungs- und Darstellungsvermögen, die Einbildungskraft und eine gewisse Technik geübt und befördert, wie es vielleicht auf keinem andern Wege, in so kurzer Zeit, in einem so engen Raume, mit so wenigem Aufwand hätte geschehen können.

Ich hatte früh gelernt mit Cirkel und Lineal umzugehen, indem ich den ganzen Unterricht, den man uns in der Geometrie ertheilte, sogleich in das Thätige verwandte, und Pappenarbeiten konnten mich höchlich beschäftigen. Doch blieb ich nicht bei geometrischen Körpern, bei Kästchen und solchen Dingen stehen, sondern ersann mir artige Lusthäuser, welche mit Pilastern, Freitreppen und flachen Dächern ausgeschmückt wurden; wovon jedoch wenig zu Stande kam.

Weit beharrlicher hingegen war ich, mit Hülfe unsers Bedienten, eines Schneiders von Profession, eine Rüstkammer auszustatten, welche zu unsern Schau- und Trauerspielen dienen sollte, die wir, nachdem wir den Puppen über den Kopf gewachsen waren, selbst aufzuführen Lust hatten. Meine Gespielen verfertigten sich zwar auch solche Rüstungen und hielten sie für eben so schön und gut als die meinigen; allein ich hatte es nicht bei den Bedürfnissen Einer Person bewenden lassen, sondern konnte mehrere des kleinen Heeres mit allerlei Re-

quiſiten ausſtatten, und machte mich daher unſerm kleinen Kreiſe immer nothwendiger. Daß ſolche Spiele auf Partenungen, Gefechte und Schläge hinwieſen, und gewöhnlich auch mit Händeln und Verdruß ein ſchreckliches Ende nahmen, läßt ſich denken. In ſolchen Fällen hielten gewöhnlich gewiſſe beſtimmte Geſpielen an mir, andre auf der Gegenſeite, ob es gleich öfter manchen Partenwechſel gab. Ein einziger Knabe, den ich Pylades nennen will, verließ nur ein einzigmal, von den andern aufgehetzt, meine Parten, konnte es aber kaum eine Minute aushalten, mir feindſelig gegenüber zu ſtehen; wir verſöhnten uns unter vielen Thränen, und haben eine ganze Weile treulich zuſammen gehalten.

Dieſen ſo wie andre Wohlwollende konnte ich ſehr glücklich machen, wenn ich ihnen Mährchen erzählte, und beſonders liebten ſie, wenn ich in eigner Perſon ſprach, und hatten eine große Freude, daß mir als ihrem Geſpielen ſo wunderliche Dinge könnten begegnet ſeyn, und dabei gar kein arges, wie ich Zeit und Raum zu ſolchen Abenteuern finden können, da ſie doch ziemlich wußten, wie ich beſchäftigt war, und wo ich aus- und einging. Nicht weniger waren zu ſolchen Begebenheiten Localitäten, wo nicht aus einer andern Welt, doch gewiß aus einer andern Gegend nöthig, und alles war doch erſt heut oder geſtern geſchehen. Sie mußten ſich daher mehr ſelbſt betriegen, als ich ſie zum Beſten haben konnte. Und wenn ich nicht nach und nach, mei-

nem Naturell gemäß, dieſe Luftgeſtalten und Windbeuteleyen zu kunſtmäßigen Darſtellungen hätte verarbeiten lernen, ſo wären ſolche aufſchneideriſche Anfänge gewiß nicht ohne ſchlimme Folgen für mich geblieben.

Betrachtet man dieſen Trieb recht genau, ſo möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter ſelbſt das Unwahrſcheinlichſte gebieteriſch ausſpricht, und von einem jeden fordert, er ſolle dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgend eine Weiſe als wahr erſcheinen konnte.

Was jedoch hier nur im allgemeinen und betrachtungsweiſe vorgetragen worden, wird vielleicht durch ein Beiſpiel, durch ein Muſterſtück angenehmer und anſchaulicher werden. Ich füge daher ein ſolches Mährchen bei, welches mir, da ich es meinen Geſpielen oft wiederholen mußte, noch ganz wohl vor der Einbildungskraft und im Gedächtniß ſchwebt.

Der neue Paris,

Knabenmährchen.

Mir träumte neulich in der Nacht vor Pfingstsonntag, als stünde ich vor einem Spiegel und beschäftigte mich mit den neuen Sommerkleidern, welche mir die lieben Eltern auf das Fest hatten machen lassen. Der Anzug bestand, wie ihr wißt, in Schuhen von saubrem Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollnen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern von Sarsche, und einem Rock von grünem Berkan mit goldnen Valletten. Die Weste dazu, von Goldstoff, war aus meines Vaters Bräutigamsweste geschnitten. Ich war frisirt und gepudert, die Locken standen mir wie Flügelchen vom Kopfe; aber ich konnte mit dem Anziehen nicht fertig werden, weil ich immer die Kleidungsstücke verwechselte, und weil mir immer das erste vom Leibe fiel, wenn ich das zweyte umzunehmen gedachte. In dieser großen Verlegenheit trat ein junger schöner Mann zu mir und begrüßte mich aufs freundlichste. Ei, seyd mir willkommen! sagte ich: es ist mir ja gar lieb, daß ich euch hier sehe. — „Kennt ihr mich denn?" versetzte jener lächelnd. — Warum nicht? war meine

gleichfalls lächelnde Antwort. Ihr seyd Mercur, und ich habe euch oft genug abgebildet gesehen. — „Das bin ich, sagte jener, und von den Göttern mit einem wichtigen Auftrag an dich gesandt. Siehst du diese drey Aepfel?“ — Er reichte seine Hand her und zeigte mir drey Aepfel, die sie kaum fassen konnte, und die eben so wundersam schön als groß waren, und zwar der eine von rother, der andere von gelber, der dritte von grüner Farbe. Man mußte sie für Edelsteine halten, denen man die Form von Früchten gegeben. Ich wollte darnach greifen; er aber zog zurück und sagte: „Du mußt erst wissen, daß sie nicht für dich sind. Du sollst sie den drey schönsten jungen Leuten von der Stadt geben, welche sodann, jeder nach seinem Loose, Gattinnen finden sollen, wie sie solche nur wünschen können. Nimm, und mach' deine Sachen gut!“ sagte er scheidend, und gab mir die Aepfel in meine offnen Hände; sie schienen mir noch größer geworden zu seyn. Ich hielt sie darauf in die Höhe, gegen das Licht, und fand sie ganz durchsichtig; aber gar bald zogen sie sich aufwärts in die Länge und wurden zu drey schönen, schönen Frauenzimmerchen in mäßiger Puppengröße, deren Kleider von der Farbe der vorherigen Aepfel waren. So gleiteten sie sacht an meinen Fingern hinauf, und als ich nach ihnen haschen wollte, um wenigstens eine festzuhalten, schwebten sie schon weit in der Höhe und Ferne, daß ich nichts als das Nachsehen hatte. Ich stand ganz ver-

wundert und versteinert da, hatte die Hände noch in der Höhe und beguckte meine Finger, als wäre daran etwas zu sehen gewesen. Aber mit einmal erblickte ich auf meinen Fingerspitzen ein allerliebstes Mädchen herumtanzen, kleiner als jene, aber gar niedlich und munter; und weil sie nicht wie die andern fortflog, sondern verweilte, und bald auf diese bald auf jene Fingerspitze tanzend hin und her trat, so sah ich ihr eine Zeit lang verwundert zu. Da sie mir aber gar so wohl gefiel, glaubte ich sie endlich haschen zu können und dachte geschickt genug zuzugreifen; allein in dem Augenblick fühlte ich einen Schlag an den Kopf, so daß ich ganz betäubt niederfiel, und aus dieser Betäubung nicht eher erwachte, als bis es Zeit war mich anzuziehen und in die Kirche zu gehen.

Unter dem Gottesdienst wiederholte ich mir jene Bilder oft genug; auch am großelterlichen Tische, wo ich zu Mittag speiste. Nachmittags wollte ich einige Freunde besuchen, sowohl um mich in meiner neuen Kleidung, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite, sehen zu lassen, als auch weil ich ihnen Besuche schuldig war. Ich fand niemanden zu Hause, und da ich hörte, daß sie in die Gärten gegangen, so gedachte ich ihnen zu folgen und den Abend vergnügt zuzubringen. Mein Weg führte mich den Zwinger hin, und ich kam in die Gegend, welche mit Recht den Namen schlimme Mauer führ... denn es ist dort niemals

ganz

ganz geheuer. Ich ging nur langsam und dachte an meine drey Göttinnen, besonders aber an die kleine Nymphe, und hielt meine Finger manchmal in die Höhe, in Hoffnung sie würde so artig seyn, wieder darauf zu balanciren. In diesen Gedanken vorwärts gehend erblickte ich, linker Hand, in der Mauer ein Pförtchen, das ich mich nicht erinnerte je gesehen zu haben. Es schien niedrig, aber der Spitzbogen drüber hätte den größten Mann hindurch gelassen. Bogen und Gewände waren auf's zierlichste vom Steinmetz und Bildhauer ausgemeißelt, die Thüre selbst aber zog erst recht meine Aufmerksamkeit an sich. Braunes uraltes Holz, nur wenig verziert, war mit breiten, sowohl erhaben als vertieft gearbeiteten Bändern von Erz beschlagen, deren Laubwerk, worin die natürlichsten Vögel saßen, ich nicht genug bewundern konnte. Doch was mir das merkwürdigste schien, kein Schlüsselloch war zu sehen, keine Klinke, kein Klopfer, und ich vermuthete daraus, daß diese Thüre nur von innen aufgemacht werde. Ich hatte mich nicht geirrt: denn als ich ihr näher trat, um die Zierrathen zu befühlen, that sie sich hineinwärts auf, und es erschien ein Mann, dessen Kleidung etwas Langes, Weites und Sonderbares hatte. Auch ein ehrwürdiger Bart umwölkte sein Kinn; daher ich ihn für einen Juden zu halten geneigt war. Er aber, eben als wenn er meine Gedanken errathen hätte, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes, wodurch er mir zu erkennen gab, daß er

ein guter katholischer Christ sey. — „Junger Herr, wie kommt ihr hieher, und was macht ihr da?“ sagte er mit freundlicher Stimme und Gebärde. — Ich bewundre, versetzte ich, die Arbeit dieser Pforte: denn ich habe dergleichen noch niemals gesehen; es müßte denn seyn auf kleinen Stücken in den Kunstsammlungen der Liebhaber. — „Es freut mich, versetzte er darauf, daß ihr solche Arbeit liebt. Inwendig ist die Pforte noch viel schöner: tretet herein, wenn es euch gefällt.“ Mir war bei der Sache nicht ganz wohl zu Muthe. Die wunderliche Kleidung des Pförtners, die Abgelegenheit und ein sonst ich weiß nicht was, das in der Luft zu liegen schien, beklemmte mich. Ich verweilte daher, unter dem Vorwande die Außenseite noch länger zu betrachten, und blickte dabei verstohlen in den Garten: denn ein Garten war es, der sich vor mir eröffnet hatte. Gleich hinter der Pforte sah ich einen Platz: alte Linden, regelmäßig von einander abstehend, bedeckten ihn völlig mit ihren dicht in einander greifenden Aesten, so daß die zahlreichsten Gesellschaften in der größten Tageshitze sich darunter hätten erquicken können. Schon war ich auf die Schwelle getreten, und der Alte wußte mich immer um einen Schritt weiter zu locken. Ich widerstand auch eigentlich nicht: denn ich hatte jederzeit gehört, daß ein Prinz oder Sultan in solchem Falle niemals fragen müsse, ob Gefahr vorhanden sey. Hatte ich doch auch meinen Degen an der Seite; und sollte ich mit dem Alten nicht

fertig werden, wenn er sich feindlich erweisen wollte? Ich trat also ganz gesichert hinein; der Pförtner drückte die Thüre zu, die so leise einschnappte, daß ich es kaum spürte. Nun zeigte er mir die inwendig angebrachte, wirklich noch viel kunstreichere Arbeit, legte sie mir aus, und bewies mir dabei ein besonderes Wohlwollen. Hiedurch nun völlig beruhigt, ließ ich mich in dem belaubten Raume an der Mauer, die sich in's Runde zog, weiter führen, und fand manches an ihr zu bewundern. Nischen mit Muscheln, Corallen und Metallstufen künstlich ausgeziert, gaben aus Tritonenmäulern reichliches Wasser in marmorne Becken; dazwischen waren Vogelhäuser angebracht und andre Vergitterungen, worin Eichhörnchen herumhüpften, Meerschweinchen hin und wieder liefen, und was man nur sonst von artigen Geschöpfen wünschen kann. Die Vögel riefen und sangen uns an, wie wir vorschritten; die Staare besonders schwätzten das närrischste Zeug; der eine rief immer: Paris, Paris, und der andre: Narciß, Narciß, so deutlich als es ein Schulknabe nur aussprechen kann. Der Alte schien mich immer ernsthaft anzusehen, indem die Vögel dieses riefen; ich that aber nicht als wenn ich's merkte, und hatte auch wirklich nicht Zeit auf ihn Acht zu geben: denn ich konnte wohl gewahr werden, daß wir in die Runde gingen, und daß dieser beschattete Raum eigentlich ein großer Kreis sey, der einen andern viel bedeutender umschließe. Wir waren auch wirklich

wieder bis an's Pförtchen gelangt, und es ſchien als wenn der Alte mich hinauslaſſen wolle; allein meine Augen blieben auf ein goldnes Gitter gerichtet, welches die Mitte dieſes wunderbaren Gartens zu umzäunen ſchien, und das ich auf unſerm Gange hinlänglich zu beobachten Gelegenheit fand, ob mich der Alte gleich immer an der Mauer und alſo ziemlich entfernt von der Mitte zu halten wußte. Als er nun eben auf das Pförtchen los ging, ſagte ich zu ihm, mit einer Verbeugung: Ihr ſeyd ſo äußerſt gefällig gegen mich geweſen, daß ich wohl noch eine Bitte wagen möchte, ehe ich von euch ſcheide. Dürfte ich nicht jenes goldne Gitter näher beſehen, das in einem ſehr weiten Kreiſe das Innere des Gartens einzuſchließen ſcheint? — „Recht gern, verſetzte jener; aber ſodann müßt ihr euch einigen Bedingungen unterwerfen.“ — Worin beſtehen ſie? fragte ich haſtig. — „Ihr müßt euren Hut und Degen hier zurücklaſſen, und dürft mir nicht von der Hand, indem ich euch begleite.“ — Herzlich gern! erwiderte ich, und legte Hut und Degen auf die erſte beſte ſteinerne Bank. Sogleich ergriff er mit ſeiner Rechten meine Linke, hielt ſie feſt, und führte mich mit einiger Gewalt gerade vorwärts. Als wir an's Gitter kamen, verwandelte ſich meine Verwunderung in Erſtaunen: ſo etwas hatte ich nie geſehen. Auf einem hohen Sockel von Marmor ſtanden unzählige Spieße und Partiſanen neben einander gereiht, die durch ihre ſeltſam verzierten oberen Enden zuſammenhingen

und einen ganzen Kreis bildeten. Ich schaute durch die Zwischenräume, und sah gleich dahinter ein sanft fließendes Wasser, auf beiden Seiten mit Marmor eingefaßt, das in seinen klaren Tiefen eine große Anzahl von Gold- und Silberfischen sehen ließ, die sich bald sachte bald geschwind, bald einzeln bald zugweise, hin und her bewegten. Nun hätte ich aber auch gern über den Canal gesehen, um zu erfahren, wie es in dem Herzen des Gartens beschaffen sey; allein da fand ich zu meiner großen Betrübniß, daß an der Gegenseite das Wasser mit einem gleichen Gitter eingefaßt war, und zwar so künstlicher Weise, daß auf einem Zwischenraum diesseits gerade ein Spieß oder eine Partisane jenseits paßte, und man also, die übrigen Zierrathen mitgerechnet, nicht hindurchsehen konnte, man mochte sich stellen wie man wollte. Ueberdieß hinderte mich der Alte, der mich noch immer festhielt, daß ich mich nicht frei bewegen konnte. Meine Neugier wuchs indeß, nach allem was ich gesehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüber kommen könne. — „Warum nicht? versetzte jener; aber auf neue Bedingungen.“ — Als ich nach diesen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müsse. Ich war es sehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an dessen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die sich sämmtlich dem Orientalischen Costum zu nähern schienen. Ich war geschwind umgekleidet; er streifte

meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er sie zu meinem Entsetzen gewaltig ausgestäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübsch, und gefiel mir besser als in meinem steifen Sonntagskleide. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich sie von den Tänzern auf dem Meßtheater gesehen hatte. Unter diesem sah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Nische. Auf ihrem weißen Grunde hingen drey grüne Strickchen, jedes in sich auf eine Weise verschlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas hastig um, und fragte den Alten nach der Nische so wie nach den Strickchen. Er, ganz gefällig, holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünseidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beide Enden, durch ein zwiefach durchschnittenes grünes Leder geschlungen, ihr das Ansehn gaben, als sey es ein Werkzeug zu einem eben nicht sehr erwünschten Gebrauch. Die Sache schien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelassen und gütig: es sey dieses für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu schenken bereit sey. Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte sogleich, daß ich ihm folgen solle; denn dießmal faßte er mich nicht an, und so ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugier war nunmehr, wo die Thüre,

wo die Brücke seyn möchte, um durch das Gitter, um über den Canal zu kommen: denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung sehr genau, als wir darauf zueilten; allein augenblicklich verging mir das Gesicht; denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hellebarden, Partisanen sich zu rütteln und zu schütteln, und diese seltsame Bewegung endigte damit, daß die sämmtlichen Spitzen sich gegen einander senkten, eben als wenn zwey alterthümliche, mit Piken bewaffnete Heerhaufen gegen einander losgehen wollten. Die Verwirrung für's Auge, das Geklirr für die Ohren, war kaum zu ertragen, aber unendlich überraschend der Anblick, als sie völlig niedergelassen den Kreis des Canals bedeckten und die herrlichste Brücke bildeten, die man sich denken kann: denn nun lag das bunteste Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verschlungene Beete getheilt, welche zusammen betrachtet ein Labyrinth von Zierrathen bildeten; alle mit grünen Einfassungen von einer niedrigen, wollig wachsenden Pflanze, die ich nie gesehen; alle mit Blumen, jede Abtheilung von verschiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und am Boden, den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieser köstliche Anblick, den ich in vollem Sonnenschein genoß, fesselte ganz meine Augen; aber ich wußte fast nicht, wo ich den Fuß hinsetzen sollte: denn die schlängelnden Wege waren auf's reinlichste von

blauem Sande gezogen, der einen dunklern Himmel, oder einen Himmel im Wasser, an der Erde zu bilden schien; und so ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeit lang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von diesem Beeten- und Blumen-Rund ein großer Kreis von Cypressen oder pappelartigen Bäumen stand, durch den man nicht hindurchsehen konnte, weil die untersten Zweige aus der Erde hervorzutreiben schienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächsten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überrascht, als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend, die Säulenhalle eines köstlichen Gartengebäudes vor mir sah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Ansichten und Eingänge zu haben schien. Noch mehr aber als dieses Muster der Baukunst entzückte mich eine himmlische Musik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Cither zu hören, und bald noch etwas Klimperndes, das keinem von diesen drey Instrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zugingen, eröffnete sich bald nach einer leisen Berührung des Alten; aber wie erstaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie grüßte mich auch auf eine Weise, als wenn wir schon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging

mit ihr durch einen gewölbten und schön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelsaal, dessen herrliche domartige Höhe beim Eintritt meinen Blick auf sich zog und mich in Verwunderung setzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen, denn es ward durch ein reizenderes Schauspiel herabgelockt. Auf einem Teppich, gerade unter der Mitte der Kuppel, saßen drey Frauenzimmer im Dreyeck, in drey verschiedene Farben gekleider, die eine roth, die andre gelb, die dritte grün; die Sessel waren vergoldet, und der Teppich ein vollkommenes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drey Instrumente, die ich draußen hatte unterscheiden können: denn durch meine Ankunft gestört, hatten sie mit spielen inne gehalten. — „Seyd uns willkommen!“ sagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Gesicht nach der Thüre saß, im rothen Kleide und mit der Harfe. „Setzt euch zu Alerten und hört zu, wenn ihr Liebhaber von der Musik seyd.“ Nun sah ich erst, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen stand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm sie auf, setzte sich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweyte Dame zu meiner Rechten; sie hatte das gelbe Kleid an, und eine Cither in der Hand; und wenn jene Harfenspielerin ansehnlich von Gestalt, groß von Gesichtszügen, und in ihrem Betragen majestätisch war, so konnte man der Citherspielerin ein leicht anmuthiges, heitres Wesen anmerken. Sie war eine schlanke

Blondine, da jene dunkelbraunes Haar ſchmückte. Die Mannichfaltigkeit und Uebereinſtimmung ihrer Muſik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenſpiel etwas Rührendes und zugleich Auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meiſten auf mich Acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten ſchien; nur konnte ich aus ihr nicht klug werden: denn ſie kam mir bald zärtlich, bald wunderlich, bald offen, bald eigenſinnig vor, je nachdem ſie die Mienen und ihr Spiel veränderte. Bald ſchien ſie mich rühren, bald mich necken zu wollen. Doch mochte ſie ſich ſtellen wie ſie wollte, ſo gewann ſie mir wenig ab: denn meine kleine Nachbarin, mit der ich Ellbogen an Ellbogen ſaß, hatte mich ganz für ſich eingenommen; und wenn ich in jenen drey Damen ganz deutlich die Sylphiden meines Traums und die Farben der Aepfel erblickte, ſo begriff ich wohl, daß ich keine Urſache hätte ſie feſtzuhalten. Die artige Kleine hätte ich lieber angepackt, wenn mir nur nicht der Schlag, den ſie mir im Traume verſetzt hatte, gar zu erinnerlich geweſen wäre. Sie hielt ſich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, ſo befahlen ſie ihr, einige luſtige Stückchen zum Beſten zu geben. Kaum hatte ſie einige Tanzmelodieen gar aufregend abgeklimpert, ſo ſprang ſie in die Höhe; ich that das Gleiche. Sie ſpielte und tanzte; ich ward hingeriſſen ihre Schritte zu begleiten,

und wir führten eine Art von kleinem Ballet auf, womit die Damen zufrieden zu ſeyn ſchienen: denn ſobald wir geendigt, befahlen ſie der Kleinen, mich derweil mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachteſſen herankäme. Ich hatte freilich vergeſſen, daß außer dieſem Paradieſe noch etwas anderes in der Welt wäre. Alerte führte mich ſogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte ſie zwey wohleingerichtete Zimmer; in dem einen, wo ſie wohnte, ſetzte ſie mir Orangen, Feigen, Pfirſchen und Trauben vor, und ich genoß ſowohl die Früchte fremder Länder, als auch die der erſt kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Ueberfluß; auch füllte ſie einen Pocal von geſchliffenem Kryſtall mit ſchäumendem Wein: doch zu trinken bedurfte ich nicht; denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir ſpielen," ſagte ſie und führte mich in das andere Zimmer. Hier ſah es nun aus wie auf einem Chriſtmarkt; aber ſo koſtbare und feine Sachen hat man niemals in einer Weihnachtsbude geſehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengeräthſchaften; Küchen, Wohnſtuben und Läden; und einzelne Spielſachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glasſchränken herum: denn in ſolchen waren dieſe künſtlichen Arbeiten aufbewahrt. Die erſten Schränke verſchloß ſie aber bald wieder und ſagte: „Das iſt nichts für euch, ich weiß es wohl. Hier aber, ſagte ſie, könnten wir Bauma-

terialien finden, Mauern und Thürme, Häuser, Paläste, Kirchen, um eine große Stadt zusammenzustellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas anderem greifen, das für euch und mich gleich vergnüglich ist.“ — Sie brachte darauf einige Kasten hervor, in denen ich kleines Kriegsvolk über einander geschichtet erblickte, von dem ich sogleich bekennen mußte, daß ich niemals so etwas Schönes gesehen hatte. Sie ließ mir die Zeit nicht, das Einzelne näher zu betrachten, sondern nahm den einen Kasten unter den Arm, und ich packte den andern auf. „Wir wollen auf die goldne Brücke gehen, sagte sie; dort spielt sich's am besten mit Soldaten: die Spieße geben gleich die Richtung, wie man die Armeen gegen einander zu stellen hat.“ Nun waren wir auf dem goldnen schwankenden Boden angelangt; unter mir hörte ich das Wasser rieseln und die Fische plätschern, indem ich niederkniete meine Linien aufzustellen. Es war alles Reiterey, wie ich nunmehr sah. Sie rühmte sich, die Königin der Amazonen zum Führer ihres weiblichen Heeres zu besitzen; ich dagegen fand den Achill und eine sehr stattliche Griechische Reiterey. Die Heere standen gegen einander, und man konnte nichts Schöneres sehen. Es waren nicht etwa flache bleierne Reiter, wie die unsrigen, sondern Mann und Pferd rund und körperlich, und auf das feinste gearbeitet; auch konnte man kaum begreifen, wie sie sich im Gleichgewicht hielten: denn sie standen für sich, ohne ein Fußbretchen zu haben.

Wir hatten nun jedes mit großer Selbstzufriedenheit unsere Heerhaufen beschaut, als sie mir den Angriff verkündigte. Wir hatten auch Geschütz in unsern Kästen gefunden; es waren nämlich Schachteln voll kleiner wohlpolirter Achatkugeln. Mit diesen sollten wir aus einer gewissen Entfernung gegen einander kämpfen, wobei jedoch ausdrücklich bedungen war, daß nicht stärker geworfen werde, als nöthig sey die Figuren umzustürzen: denn beschädigt sollte keine werden. Wechselseitig ging nun die Kanonade los, und im Anfang wirkte sie zu unser beider Zufriedenheit. Allein als meine Gegnerin bemerkte, daß ich doch besser zielte als sie, und zuletzt den Sieg, der von der Ueberzahl der stehn gebliebenen abhing, gewinnen möchte, trat sie näher, und ihr mädchenhaftes Werfen hatte denn auch den erwünschten Erfolg. Sie streckte mir eine Menge meiner besten Truppen nieder, und je mehr ich protestirte, desto eifriger warf sie. Dieß verdroß mich zuletzt, und ich erklärte, daß ich ein gleiches thun würde. Ich trat auch wirklich nicht allein näher heran, sondern warf im Unmuth viel heftiger, da es denn nicht lange währte als ein Paar ihrer kleinen Centaurinnen in Stücke sprangen. In ihrem Eifer bemerkte sie es nicht gleich; aber ich stand versteinert, als die zerbrochnen Figürchen sich von selbst wieder zusammenfügten, Amazone und Pferd wieder ein Ganzes, auch zugleich völlig lebendig wurden, im Galop von der goldnen Brücke unter die Linden setzten, und in

Carriere hin und wieder rennend sich endlich gegen die Mauer, ich weiß nicht wie, verloren. Meine schöne Gegnerin war das kaum gewahr worden, als sie in ein lautes Weinen und Jammern ausbrach und rief: daß ich ihr einen unersetzlichen Verlust zugefügt, der weit größer sey, als es sich aussprechen lasse. Ich aber, der ich schon erbost war, freute mich ihr etwas zu Leide zu thun, und warf noch ein Paar mir übrig gebliebene Achatkugeln blindlings mit Gewalt unter ihren Heerhaufen. Unglücklicherweise traf ich die Königin, die bisher bei unserm regelmäßigen Spiel ausgenommen gewesen. Sie sprang in Stücken, und ihre nächsten Adjutanten wurden auch zerschmettert; aber schnell stellten sie sich wieder her und nahmen Reißaus wie die ersten, galopirten sehr lustig unter den Linden herum und verloren sich gegen die Mauer.

Meine Gegnerin schalt und schimpfte; ich aber, nun einmal im Gange, bückte mich einige Achatkugeln aufzuheben, welche an den goldnen Spießen herumrollten. Mein ergrimmter Wunsch war, ihr ganzes Heer zu vernichten; sie dagegen nicht faul, sprang auf mich los und gab mir eine Ohrfeige, daß mir der Kopf summte. Ich, der ich immer gehört hatte, auf die Ohrfeige eines Mädchens gehöre ein derber Kuß, faßte sie bei den Ohren und küßte sie zu wiederholten Malen. Sie aber that einen solchen durchdringenden Schrei, der mich selbst erschreckte; ich ließ sie fahren, und das war mein Glück:

denn in dem Augenblick wußte ich nicht wie mir geſchah. Der Boden unter mir fing an zu beben und zu raſſeln; ich merkte geſchwind, daß ſich die Gitter wieder in Bewegung ſetzten: allein ich hatte nicht Zeit zu überlegen, noch konnte ich Fuß faſſen, um zu fliehen. Ich fürchtete jeden Augenblick geſpießt zu werden: denn die Partiſanen und Lanzen, die ſich aufrichteten, zerſchlitzten mir ſchon die Kleider; genug ich weiß nicht wie mir geſchah, mir verging Hören und Sehen, und ich erholte mich aus meiner Betäubung, von meinem Schrecken, am Fuß einer Linde, wider den mich das aufſchnellende Gitter geworfen hatte. Mit dem Erwachen erwachte auch meine Bosheit, die ſich noch heftig vermehrte, als ich von drüben die Spottworte und das Gelächter meiner Geguerin vernahm, die an der andern Seite, etwas gelinder als ich mochte zur Erde gekommen ſeyn. Daher ſprang ich auf, und als ich rings um mich das kleine Heer nebſt ſeinem Anführer Achill, welche das auffahrende Gitter mit mir herüber geſchnellt hatte, zerſtreut ſah, ergriff ich den Helden zuerſt und warf ihn wider einen Baum. Seine Wiederherſtellung und ſeine Flucht gefielen mir nun doppelt, weil ſich die Schadenfreude zu dem artigſten Anblick von der Welt geſellte, und ich war im Begriff die ſämmtlichen Griechen ihm nachzuſchicken, als auf einmal ziſchende Waſſer von allen Seiten her, aus Steinen und Mauern, aus Boden und Zweigen hervorſprühten, und, wo ich mich hinwendete, kreuzweiſe auf

mich lospeitſchten. Mein leichtes Gewand war in kurzer Zeit völlig durchnäßt; zerſchlitzt war es ſchon, und ich ſäumte nicht, es mir ganz vom Leibe zu reißen. Die Pantoffeln warf ich von mir, und ſo eine Hülle nach der andern; ja ich fand es endlich bei dem warmen Tage ſehr angenehm, ein ſolches Strahlbad über mich ergehen zu laſſen. Ganz nackt ſchritt ich nun gravitätiſch zwiſchen dieſen willkommnen Gewäſſern einher, und ich dachte mich lange ſo wohl befinden zu können. Mein Zorn verkühlte ſich, und ich wünſchte nichts mehr als eine Verſöhnung mit meiner kleinen Gegnerin. Doch in einem Nu ſchnappten die Waſſer ab, und ich ſtand nun feucht auf einem durchnäßten Boden. Die Gegenwart des alten Mannes, der unvermuthet vor mich trat, war mir keineswegs willkommen; ich hätte gewünſcht, mich wo nicht verbergen, doch wenigſtens verhüllen zu können. Die Beſchämung, der Froſtſchauer, das Beſtreben mich einigermaßen zu bedecken, ließen mich eine höchſt erbärmliche Figur ſpielen; der Alte benutzte den Augenblick, um mir die größeſten Vorwürfe zu machen. „Was hindert mich, rief er aus, daß ich nicht eine der grünen Schnuren ergreife und ſie, wo nicht eurem Hals, doch eurem Rücken anmeſſe!“ Dieſe Drohung nahm ich höchſt übel. Hütet euch, rief ich aus, vor ſolchen Worten, ja nur vor ſolchen Gedanken: denn ſonſt ſend ihr und eure Gebieterinnen verloren! — „Wer biſt denn du, fragte er trotzig, daß du ſo reden darfſt?“ — Ein Lieb-

ling

ling der Götter, ſagte ich, von dem es abhängt, ob jene Frauenzimmer würdige Gatten finden und ein glückliches Leben führen ſollen, oder ob er ſie will in ihrem Zauberkloſter verſchmachten und veralten laſſen. — Der Alte trat einige Schritte zurück. „Wer hat dir das offenbart?“ fragte er erſtaunt und bedenklich. — Drey Aepfel, ſagte ich, drey Juwelen. — „Und was verlangſt du zum Lohn?“ rief er aus. — Vor allen Dingen das kleine Geſchöpf, verſetzte ich, die mich in dieſen verwünſchten Zuſtand gebracht hat. — Der Alte warf ſich vor mir nieder, ohne ſich vor der noch feuchten und ſchlammigen Erde zu ſcheuen; dann ſtand er auf, ohne benetzt zu ſeyn, nahm mich freundlich bei der Hand, führte mich in jenen Saal, kleidete mich behend wieder an, und bald war ich wieder ſonntägig geputzt und friſirt wie vorher. Der Pförtner ſprach kein Wort weiter; aber ehe er mich über die Schwelle ließ, hielt er mich an, und deutete mir auf einige Gegenſtände an der Mauer drüben über den Weg, indem er zugleich rückwärts auf das Pförtchen zeigte. Ich verſtand ihn wohl; er wollte nämlich, daß ich mir die Gegenſtände einprägen möchte, um das Pförtchen deſto gewiſſer wieder zu finden, welches ſich unverſehens hinter mir zuſchloß. Ich merkte mir nun wohl, was mir gegenüber ſtand. Ueber eine hohe Mauer ragten die Aeſte uralter Nußbäume herüber, und bedeckten zum Theil das Geſims, womit ſie endigte. Die Zweige reichten bis an eine ſteinerne Ta-

fel, deren verzierte Einfassung ich wohl erkennen, deren Inschrift ich aber nicht lesen konnte. Sie ruhte auf dem Kragstein einer Nische, in welcher ein künstlich gearbeiteter Brunnen, von Schale zu Schale, Wasser in ein großes Becken goß, das wie einen kleinen Teich bildete und sich in die Erde verlor. Brunnen, Inschrift, Nußbäume, alles stand senkrecht über einander; ich wollte es mahlen, wie ich es gesehen habe.

Nun läßt sich wohl denken, wie ich diesen Abend und manchen folgenden Tag zubrachte, und wie oft ich mir diese Geschichten, die ich kaum selbst glauben konnte, wiederholte. Sobald mir's nur irgend möglich war, ging ich wieder zur schlimmen Mauer, um wenigstens jene Merkzeichen im Gedächtniß anzufrischen und das köstliche Pförtchen zu beschauen. Allein zu meinem größten Erstaunen fand ich alles verändert. Nußbäume ragten wohl über die Mauer, aber sie standen nicht unmittelbar neben einander. Eine Tafel war auch eingemauert, aber von den Bäumen weit rechts, ohne Verzierung, und mit einer leserlichen Inschrift. Eine Nische mit einem Brunnen findet sich weit links, der aber jenem, den ich gesehen, durchaus nicht zu vergleichen ist; so daß ich beinahe glauben muß, das zweyte Abenteuer sey so gut als das erste ein Traum gewesen: denn von dem Pförtchen findet sich überhaupt gar keine Spur. Das einzige was mich tröstet, ist die Bemerkung, daß jene drey Gegenstände stets den Ort zu verändern scheinen:

denn bei wiederholtem Beſuch jener Gegend glaube ich bemerkt zu haben, daß die Nußbäume etwas zuſammenrücken, und daß Tafel und Brunnen ſich ebenfalls zu nähern ſcheinen. Wahrſcheinlich, wenn alles wieder zuſammentrifft, wird auch die Pforte von neuem ſichtbar ſeyn, und ich werde mein Mögliches thun, das Abenteuer wieder anzuknüpfen. Ob ich euch erzählen kann, was weiter begegnet, oder ob es mir ausdrücklich verboten wird, weiß ich nicht zu ſagen.

Dieſes Mährchen, von deſſen Wahrheit meine Geſpielen ſich leidenſchaftlich zu überzeugen trachteten, erhielt großen Beifall. Sie beſuchten, jeder allein, ohne es mir oder den andern zu vertrauen, den angedeuteten Ort, fanden die Nußbäume, die Tafel und den Brunnen, aber immer entfernt von einander: wie ſie zuletzt bekannten, weil man in jenen Jahren nicht gern ein Geheimniß verſchweigen mag. Hier ging aber der Streit erſt an. Der eine verſicherte: die Gegenſtände rückten nicht vom Flecke und blieben immer in gleicher Entfernung unter einander. Der zweyte behauptete: ſie bewegten ſich, aber ſie entfernten ſich von einander. Mit dieſem war der dritte über den erſten Punct der Bewegung einſtimmig, doch ſchienen ihm Nußbäume, Tafel und Brunnen ſich vielmehr zu nähern. Der vierte wollte noch was Merkwürdigeres geſehen haben: die Nußbäume nämlich in der Mitte, die Tafel aber und den Brunnen

auf den entgegengesetzten Seiten als ich angegeben. In Absicht auf die Spur des Pförtchens variirten sie auch. Und so gaben sie mir ein frühes Beispiel, wie die Menschen von einer ganz einfachen und leicht zu erörternden Sache die widersprechendsten Ansichten haben und behaupten können. Als ich die Fortsetzung meines Mährchens hartnäckig verweigerte, ward dieser erste Theil öfters wieder begehrt. Ich hütete mich, an den Umständen viel zu verändern, und durch die Gleichförmigkeit meiner Erzählung verwandelte ich in den Gemüthern meiner Zuhörer die Fabel in Wahrheit.

Uebrigens war ich den Lügen und der Verstellung abgeneigt, und überhaupt keineswegs leichtsinnig; vielmehr zeigte sich der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt betrachtete, auch in meinem Aeußern, und ich ward, oft freundlich, oft auch spöttisch, über eine gewisse Würde berufen, die ich mir herausnahm. Denn ob es mir zwar an guten, ausgesuchten Freunden nicht fehlte, so waren wir doch immer die Minderzahl gegen jene, die uns mit rohem Muthwillen anzufechten ein Vergnügen fanden, und uns freilich oft sehr unsanft aus jenen mährchenhaften, selbstgefälligen Träumen aufweckten, in die wir uns, ich erfindend und meine Gespielen theilnehmend, nur allzugern verloren. Nun wurden wir abermals gewahr, daß man, anstatt sich der Weichlichkeit und phantastischen Vergnügungen hinzugeben, wohl eher Ursache habe, sich abzuhärten, um die

unvermeidlichen Uebel entweder zu ertragen, oder ihnen entgegen zu wirken.

Unter die Uebungen des Stoicismus, den ich deßhalb so ernstlich als es einem Knaben möglich ist, bei mir ausbildete, gehörten auch die Duldungen körperlicher Leiden. Unsere Lehrer behandelten uns oft sehr unfreundlich und ungeschickt mit Schlägen und Püffen, gegen die wir uns um so mehr verhärteten, als Widersetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs höchste verpönt war. Sehr viele Scherze der Jugend beruhen auf einem Wettstreit solcher Ertragungen: zum Beispiel, wenn man mit zwey Fingern oder der ganzen Hand sich wechselsweise bis zur Betäubung der Glieder schlägt, oder die bei gewissen Spielen verschuldeten Schläge mit mehr oder weniger Gesetztheit aushält; wenn man sich bei'm Ringen und Balgen durch die Kniffe der Halbüberwundenen nicht irre machen läßt; wenn man einen aus Neckerey zugefügten Schmerz unterdrückt, ja selbst das Zwicken und Kitzeln, womit junge Leute so geschäftig gegen einander sind, als etwas Gleichgültiges behandelt. Dadurch setzt man sich in einen großen Vortheil, der uns von andern so geschwind nicht abgewonnen wird.

Da ich jedoch von einem solchen Leidenstrotz gleichsam Profession machte, so wuchsen die Zudringlichkeiten der andern; und wie eine unartige Grausamkeit keine Gränzen kennt, so wußte sie mich doch aus meiner Gränze hinauszutreiben. Ich erzähle einen Fall statt

vieler. Der Lehrer war eine Stunde nicht gekommen; ſo lange wir Kinder alle beiſammen waren, unterhielten wir uns recht artig; als aber die mir wohlwollenden, nachdem ſie lange genug gewartet, hinweggingen, und ich mit drey mißwollenden allein blieb, ſo dachten dieſe mich zu quälen, zu beſchämen und zu vertreiben. Sie hatten mich einen Augenblick im Zimmer verlaſſen und kamen mit Ruthen zurück, die ſie ſich aus einem geſchwind zerſchnittenen Beſen verſchafft hatten. Ich merkte ihre Abſicht, und weil ich das Ende der Stunde nahe glaubte, ſo ſetzte ich aus dem Stegreife bei mir feſt, mich bis zum Glockenſchlage nicht zu wehren. Sie fingen darauf unbarmherzig an, mir die Beine und Waden auf das grauſamſte zu peitſchen. Ich rührte mich nicht, fühlte aber bald, daß ich mich verrechnet hatte, und daß ein ſolcher Schmerz die Minuten ſehr verlängert. Mit der Duldung wuchs meine Wuth, und mit dem erſten Stundenſchlag fuhr ich dem einen, der ſich's am wenigſten verſah, mit der Hand in die Nackenhaare und ſtürzte ihn augenblicklich zu Boden, indem ich mit dem Knie ſeinen Rücken drückte; den andern, einen jüngeren und ſchwächeren, der mich von hinten anfiel, zog ich bei dem Kopfe durch den Arm und erdroſſelte ihn faſt, indem ich ihn an mich preßte. Nun war der letzte noch übrig und nicht der ſchwächſte, und mir blieb nur die linke Hand zu meiner Vertheidigung. Allein ich ergriff ihn bei'm Kleide, und durch eine geſchickte Wen-

dung von meiner Seite, durch eine übereilte von ſeiner, brachte ich ihn nieder und ſtieß ihn mit dem Geſicht gegen den Boden. Sie ließen es nicht an Beißen, Kratzen und Treten fehlen; aber ich hatte nur meine Rache im Sinn und in den Gliedern. In dem Vortheil, in dem ich mich befand, ſtieß ich ſie wiederholt mit den Köpfen zuſammen. Sie erhuben zuletzt ein entſetzliches Zetergeſchrei, und wir ſahen uns bald von allen Hausgenoſſen umgeben. Die umhergeſtreuten Ruthen und meine Beine, die ich von den Strümpfen entblößte, zeugten bald für mich. Man behielt ſich die Strafe vor und ließ mich aus dem Hauſe; ich erklärte aber, daß ich künftig, bei der geringſten Beleidigung, einem oder dem andern die Augen auskratzen, die Ohren abreißen, wo nicht gar ihn erdroſſeln würde.

Dieſer Vorfall, ob man ihn gleich, wie es in kindiſchen Dingen zu geſchehen pflegt, bald wieder vergaß und ſogar belachte, war jedoch Urſache, daß dieſe gemeinſamen Unterrichtsſtunden ſeltner wurden und zuletzt ganz aufhörten. Ich war alſo wieder wie vorher mehr in's Haus gebannt, wo ich an meiner Schweſter Cornelia, die nur ein Jahr weniger zählte als ich, eine an Annehmlichkeit immer wachſende Geſellſchafterin fand.

Ich will jedoch dieſen Gegenſtand nicht verlaſſen, ohne noch einige Geſchichten zu erzählen, wie mancherlei Unangenehmes mir von meinen Geſpielen begegnet: denn das iſt ja eben das Lehrreiche ſolcher ſittlichen Mit-

theilungen, daß der Menſch erfahre, wie es andern ergangen, und was auch er vom Leben zu erwarten habe, und daß er, es mag ſich ereignen was will, bedenke, dieſes widerfahre ihm als Menſchen und nicht als einem beſonders glücklichen oder unglücklichen. Nützt ein ſolches Wiſſen nicht viel, um die Uebel zu vermeiden, ſo iſt es doch ſehr dienlich, daß wir uns in die Zuſtände finden, ſie ertragen, ja ſie überwinden lernen.

Noch eine allgemeine Bemerkung ſteht hier an der rechten Stelle, daß nämlich bei dem Emporwachſen der Kinder aus den geſitteten Ständen ein ſehr großer Widerſpruch zum Vorſchein kommt, ich meine den, daß ſie von Eltern und Lehrern angemahnt und angeleitet werden, ſich mäßig, verſtändig, ja vernünftig zu betragen, niemanden aus Muthwillen oder Uebermuth ein Leids zuzufügen und alle gehäſſigen Regungen, die ſich an ihnen entwickeln möchten, zu unterdrücken; daß nun aber im Gegentheil, während die jungen Geſchöpfe mit einer ſolchen Uebung beſchäftigt ſind, ſie von andern das zu leiden haben, was an ihnen geſcholten wird und höchlich verpönt iſt. Dadurch kommen die armen Weſen zwiſchen dem Naturzuſtande und dem der Civiliſation gar erbärmlich in die Klemme, und werden, je nachdem die Charakter ſind, entweder tückiſch, oder gewaltſam aufbrauſend, wenn ſie eine Zeit lang an ſich gehalten haben.

Gewalt iſt eher mit Gewalt zu vertreiben; aber ein gut geſinntes, zur Liebe und Theilnahme geneigtes

Kind weiß dem Hohn und dem böſen Willen wenig entgegenzuſetzen. Wenn ich die Thätlichkeiten meiner Geſellen ſo ziemlich abzuhalten wußte, ſo war ich doch keineswegs ihren Sticheleyen und Mißreden gewachſen, weil in ſolchen Fällen derjenige, der ſich vertheidigt, immer verlieren muß. Es wurden alſo auch Angriffe dieſer Art, inſofern ſie zum Zorn reizten, mit phyſiſchen Kräften zurückgewieſen, oder ſie regten wunderſame Betrachtungen in mir auf, die denn nicht ohne Folgen bleiben konnten. Unter andern Vorzügen mißgönnten mir die Uebelwollenden auch, daß ich mir in einem Verhältniß gefiel, welches aus dem Schultheißenamt meines Großvaters für die Familie entſprang: denn indem er als der erſte unter Seinesgleichen daſtand, hatte dieſes doch auch auf die Seinigen nicht geringen Einfluß. Und als ich mir einmal nach gehaltenem Pfeifergerichte etwas darauf einzubilden ſchien, meinen Großvater in der Mitte des Schöffenraths, eine Stufe höher als die andern, unter dem Bilde des Kaiſers gleichſam thronend geſehen zu haben, ſo ſagte einer der Knaben höhniſch: ich ſollte doch, wie der Pfau auf ſeine Füße, ſo auf meinen Großvater väterlicher Seite hinſehen, welcher Gaſtgeber zum Weidenhof geweſen, und wohl an die Thronen und Kronen keinen Anſpruch gemacht hätte. Ich erwiderte darauf, daß ich davon keineswegs beſchämt ſey, weil gerade darin das Herrliche und Erhebende unſerer Vaterſtadt beſtehe, daß alle Bürger ſich

einander gleich halten dürften, und daß einem jeden seine Thätigkeit nach seiner Art förderlich und ehrenvoll seyn könne. Es sey mir nur leid, daß der gute Mann schon so lange gestorben: denn ich habe mich auch ihn persönlich zu kennen öfters gesehnt, sein Bildniß vielmals betrachtet, ja sein Grab besucht und mich wenigstens bei der Inschrift an dem einfachen Denkmal seines vorübergegangenen Daseyns gefreut, dem ich das meine schuldig geworden. Ein anderer Mißwollender, der tückischste von allen, nahm jenen ersten bei Seite und flüsterte ihm etwas in die Ohren, wobei sie mich immer spöttisch ansahen. Schon fing die Galle mir an zu kochen, und ich forderte sie auf, laut zu reden. — „Nun was ist es denn weiter, sagte der erste, wenn du es wissen willst: dieser da meint, du könntest lange herum gehen und suchen, bis du deinen Großvater fändest." — Ich drohte nun noch heftiger, wenn sie sich nicht deutlicher erklären würden. Sie brachten darauf ein Mährchen vor, das sie ihren Eltern wollten abgelauscht haben: mein Vater sey der Sohn eines vornehmen Mannes, und jener gute Bürger habe sich willig finden lassen, äußerlich Vaterstelle zu vertreten. Sie hatten die Unverschämtheit allerlei Argumente vorzubringen, z. B. daß unser Vermögen bloß von der Großmutter herrühre, daß die übrigen Seitenverwandten, die sich in Friedberg und sonst aufhielten, gleichfalls ohne Vermögen seyen, und was noch andre solche Gründe waren, die ihr Gewicht bloß von

der Bosheit hernehmen konnten. Ich hörte ihnen ruhiger zu als sie erwarteten, denn sie standen schon auf dem Sprung zu entfliehen, wenn ich Miene machte, nach ihren Haaren zu greifen. Aber ich versetzte ganz gelassen: auch dieses könne mir recht seyn. Das Leben sey so hübsch, daß man völlig für gleichgültig achten könne, wem man es zu verdanken habe: denn es schriebe sich doch zuletzt von Gott her, vor welchem wir alle gleich wären. So ließen sie, da sie nichts ausrichten konnten, die Sache für dießmal gut seyn; man spielte zusammen weiter fort, welches unter Kindern immer ein erprobtes Versöhnungsmittel bleibt.

Mir war jedoch durch diese hämischen Worte eine Art von sittlicher Krankheit eingeimpft, die im Stillen fortschlich. Es wollte mir gar nicht mißfallen, der Enkel irgend eines vornehmen Herrn zu seyn, wenn es auch nicht auf die gesetzlichste Weise gewesen wäre. Meine Spürkraft ging auf dieser Fährte, meine Einbildungskraft war angeregt und mein Scharfsinn aufgefordert. Ich fing nun an die Aufgaben jener zu untersuchen, fand und erfand neue Gründe der Wahrscheinlichkeit. Ich hatte von meinem Großvater wenig reden hören, außer daß sein Bildniß mit dem meiner Großmutter in einem Besuchzimmer des alten Hauses gehangen hatte, welche beide, nach Erbauung des neuen, in einer obern Kammer aufbewahrt wurden. Meine Großmutter mußte eine sehr schöne Frau gewesen seyn, und von gleichem

Alter mit ihrem Manne. Auch erinnerte ich mich, in ihrem Zimmer das Miniaturbild eines ſchönen Herrn, in Uniform mit Stern und Orden, geſehen zu haben, welches nach ihrem Tode mit vielen andern kleinen Geräthſchaften, während des alles umwälzenden Hausbaues, verſchwunden war. Solche wie manche andre Dinge baute ich mir in meinem kindiſchen Kopfe zuſammen, und übte frühzeitig genug jenes moderne Dichter-Talent, welches durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zuſtände des menſchlichen Lebens ſich die Theilnahme der ganzen cultivirten Welt zu verſchaffen weiß.

Da ich nun aber einen ſolchen Fall niemanden zu vertrauen, oder auch nur von ferne nachzufragen mich unterſtand, ſo ließ ich es an einer heimlichen Betriebſamkeit nicht fehlen, um wo möglich der Sache etwas näher zu kommen. Ich hatte nämlich ganz beſtimmt behaupten hören, daß die Söhne den Vätern oder Großvätern oft entſchieden ähnlich zu ſeyn pflegten. Mehrere unſerer Freunde, beſonders auch Rath Schneider, unſer Hausfreund, hatten Geſchäftsverbindungen mit allen Fürſten und Herren der Nachbarſchaft, deren, ſowohl regierender als nachgeborner, keine geringe Anzahl am Rhein und Main und in dem Raume zwiſchen beiden ihre Beſitzungen hatten, und die aus beſonderer Gunſt ihre treuen Geſchäftsträger zuweilen wohl mit ihren Bildniſſen beehrten. Dieſe, die ich von Jugend

auf vielmals an den Wänden geſehen, betrachtete ich nunmehr mit doppelter Aufmerkſamkeit, forſchend ob ich nicht eine Aehnlichkeit mit meinem Vater, oder gar mit mir entdecken könnte; welches aber zu oft gelang, als daß es mich zu einiger Gewißheit hätte führen können. Denn bald waren es die Augen von dieſem, bald die Naſe von jenem, die mir auf einige Verwandtſchaft zu deuten ſchienen. So führten mich dieſe Kennzeichen trüglich genug hin und wieder. Und ob ich gleich in der Folge dieſen Vorwurf als ein durchaus leeres Mährchen betrachten mußte, ſo blieb mir doch der Eindruck, und ich konnte nicht unterlaſſen, die ſämmtlichen Herren, deren Bildniſſe mir ſehr deutlich in der Phantaſie geblieben waren, von Zeit zu Zeit im Stillen bei mir zu muſtern und zu prüfen. So wahr iſt es, daß alles was den Menſchen innerlich in ſeinem Dünkel beſtärkt, ſeiner heimlichen Eitelkeit ſchmeichelt, ihm dergeſtalt höchlich erwünſcht iſt, daß er nicht weiter fragt, ob es ihm ſonſt auf irgend eine Weiſe zur Ehre oder zur Schmach gereichen könne.

Doch anſtatt hier ernſthafte, ja rügende Betrachtungen einzumiſchen, wende ich lieber meinen Blick von jenen ſchönen Zeiten hinweg: denn wer wäre im Stande von der Fülle der Kindheit würdig zu ſprechen! Wir können die kleinen Geſchöpfe, die vor uns herum wandeln, nicht anders als mit Vergnügen, ja mit Bewunderung anſehen: denn meiſt verſprechen ſie mehr als ſie halten,

und es ſcheint als wenn die Natur unter andern ſchelmiſchen Streichen, die ſie uns ſpielt, auch hier ſich ganz beſonders vorgeſetzt, uns zum beſten zu haben. Die erſten Organe, die ſie Kindern mit auf die Welt gibt, ſind dem nächſten unmittelbaren Zuſtande des Geſchöpfs gemäß; es bedient ſich derſelben kunſt- und anſpruchlos, auf die geſchickteſte Weiſe zu den nächſten Zwecken. Das Kind, an und für ſich betrachtet, mit Seinesgleichen und in Beziehungen die ſeinen Kräften angemeſſen ſind, ſcheint ſo verſtändig, ſo vernünftig, daß nichts drüber geht, und zugleich ſo bequem, heiter und gewandt, daß man keine weitre Bildung für daſſelbe wünſchen möchte. Wüchſen die Kinder in der Art fort, wie ſie ſich andeuten, ſo hätten wir lauter Genie's; aber das Wachsthum iſt nicht bloß Entwickelung; die verſchiednen organiſchen Syſteme, die den Einen Menſchen ausmachen, entſpringen aus einander, folgen einander, verwandeln ſich in einander, verdrängen einander, ja zehren einander auf, ſo daß von manchen Fähigkeiten, von manchen Kraftäußerungen, nach einer gewiſſen Zeit, kaum eine Spur mehr zu finden iſt. Wenn auch die menſchlichen Anlagen im Ganzen eine entſchiedene Richtung haben, ſo wird es doch dem größten und erfahrenſten Kenner ſchwer ſeyn, ſie mit Zuverläſſigkeit voraus zu verkünden; doch kann man hinterdrein wohl bemerken, was auf ein Künftiges hingedeutet hat.

Keinesweges gedenke ich daher in dieſen erſten Bü-

chern meine Jugendgeſchichten völlig abzuſchließen, ſondern ich werde vielmehr noch ſpäterhin manchen Faden aufnehmen und fortleiten, der ſich unbemerkt durch die erſten Jahre ſchon hindurchzog. Hier muß ich aber bemerken, welchen ſtärkeren Einfluß nach und nach die Kriegsbegebenheiten auf unſere Geſinnungen und unſere Lebensweiſe ausübten.

Der ruhige Bürger ſteht zu den großen Weltereigniſſen in einem wunderbaren Verhältniß. Schon aus der Ferne regen ſie ihn auf und beunruhigen ihn, und er kann ſich, ſelbſt wenn ſie ihn nicht berühren, eines Urtheils, einer Theilnahme nicht enthalten. Schnell ergreift er eine Parten, nachdem ihn ſein Charakter oder äußere Anläſſe beſtimmen. Rücken ſo große Schickſale, ſo bedeutende Veränderungen näher, dann bleibt ihm bei manchen äußern Unbequemlichkeiten noch immer jenes innre Mißbehagen, verdoppelt und ſchärft das Uebel meiſtentheils und zerſtört das noch mögliche Gute. Dann hat er von Freunden und Feinden wirklich zu leiden, oft mehr von jenen als von dieſen, und er weiß weder wie er ſeine Neigung, noch wie er ſeinen Vortheil wahren und erhalten ſoll.

Das Jahr 1757, das wir noch in völlig bürgerlicher Ruhe verbrachten, wurde deſſen ungeachtet in großer Gemüthsbewegung verlebt. Reicher an Begebenheiten als dieſes war vielleicht kein anderes. Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherſtellungen

folgten auf einander, verſchlangen ſich und ſchienen ſich aufzuheben; immer aber ſchwebte die Geſtalt Friedrich's, ſein Name, ſein Ruhm, in kurzem wieder oben. Der Enthuſiasmus ſeiner Verehrer ward immer größer und belebter, der Haß ſeiner Feinde bitterer, und die Verſchiedenheit der Anſichten, welche ſelbſt Familien zerſpaltete, trug nicht wenig dazu bei, die ohnehin ſchon auf mancherlei Weiſe von einander getrennten Bürger noch mehr zu iſoliren. Denn in einer Stadt wie Frankfurt, wo drey Religionen die Einwohner in drey ungleiche Maſſen theilen, wo nur wenige Männer, ſelbſt von der herrſchenden, zum Regiment gelangen können, muß es gar manchen Wohlhabenden und Unterrichteten geben, der ſich auf ſich zurück zieht und durch Studien und Liebhabereyen ſich eine eigne und abgeſchloſſene Exiſtenz bildet. Von ſolchen wird gegenwärtig und auch künftig die Rede ſeyn müſſen, wenn man ſich die Eigenheiten eines Frankfurter Bürgers aus jener Zeit vergegenwärtigen ſoll.

Mein Vater hatte, ſobald er von Reiſen zurückgekommen, nach ſeiner eigenen Sinnesart den Gedanken gefaßt, daß er, um ſich zum Dienſte der Stadt fähig zu machen, eins der ſubalternen Aemter übernehmen und ſolches ohne Emolumente führen wolle, wenn man es ihm ohne Ballotage übergebe. Er glaubte nach ſeiner Sinnesart, nach dem Begriffe den er von ſich ſelbſt hatte, im Gefühl ſeines guten Willens, eine ſolche Auszeich-

zeichnung zu verdienen, die freilich weder gesetzlich noch herkömmlich war. Daher, als ihm sein Gesuch abgeschlagen wurde, gerieth er in Aerger und Mißmuth, verschwur jemals irgend eine Stelle anzunehmen, und um es unmöglich zu machen, verschaffte er sich den Charakter eines kaiserlichen Raths, den der Schultheiß und die ältesten Schöffen als einen besondern Ehrentitel tragen. Dadurch hatte er sich zum Gleichen der Obersten gemacht und konnte nicht mehr von unten anfangen. Derselbe Beweggrund führte ihn auch dazu, um die älteste Tochter des Schultheißen zu werben, wodurch er auch auf dieser Seite von dem Rathe ausgeschlossen ward. Er gehörte nun unter die Zurückgezogenen, welche niemals unter sich eine Societät machen. Sie stehen so isolirt gegen einander wie gegen das Ganze, und um so mehr, als sich in dieser Abgeschiedenheit das Eigenthümliche der Charakter immer schroffer ausbilder. Mein Vater mochte sich auf Reisen und in der freien Welt, die er gesehen, von einer elegantern und liberalern Lebensweise einen Begriff gemacht haben, als sie vielleicht unter seinen Mitbürgern gewöhnlich war. Zwar fand er darin Vorgänger und Gesellen.

Der Name von Uffenbach ist bekannt. Ein Schöff von Uffenbach lebte damals in gutem Ansehen. Er war in Italien gewesen, hatte sich besonders auf Musik gelegt, sang einen angenehmen Tenor, und da er eine schöne Sammlung von Musikalien mitgebracht hatte,

wurden Concerte und Oratorien bei ihm aufgeführt. Weil er nun dabei ſelbſt ſang und die Muſiker begünſtigte, ſo fand man es nicht ganz ſeiner Würde gemäß, und die eingeladenen Gäſte ſowohl als die übrigen Landsleute erlaubten ſich darüber manche luſtige Anmerkung.

Ferner erinnere ich mich eines Barons von Häkel, eines reichen Edelmanns, der verheirathet aber kinderlos ein ſchönes Haus in der Antoniusgaſſe bewohnte, mit allem Zubehör eines anſtändigen Lebens ausgeſtattet. Auch beſaß er gute Gemählde, Kupferſtiche, Antiken und manches andre, wie es bei Sammlern und Liebhabern zuſammenfließt. Von Zeit zu Zeit lud er die Honoratioren zum Mittageſſen, und war auf eigne achtſame Weiſe wohlthätig, indem er in ſeinem Hauſe die Armen kleidete, ihre alten Lumpen aber zurückbehielt, und ihnen nur unter der Bedingung ein wöchentliches Almoſen reichte, daß ſie in jenen geſchenkten Kleidern ſich ihm jedesmal ſauber und ordentlich vorſtellten. Ich erinnere mich ſeiner nur dunkel als eines freundlichen, wohlgebildeten Mannes; deſto deutlicher aber ſeiner Auction, der ich vom Anfang bis zum Ende beiwohnte, und theils auf Befehl meines Vaters, theils aus eigenem Antrieb manches erſtand, was ſich noch unter meinen Sammlungen befindet.

Früher, und von mir kaum noch mit Augen geſehen, machte Johann Michael von Loen in der literariſchen Welt ſo wie in Frankfurt ziemliches Aufſehen. Nicht von Frankfurt gebürtig, hatte er ſich daſelbſt niedergelaſſen und

war mit der Schweſter meiner Großmutter Textor, einer gebornen Lindheim, verheirathet. Bekannt mit der Hof- und Staatswelt, und eines erneuten Adels ſich erfreuend, erlangte er dadurch einen Namen, daß er in die verſchiedenen Regungen, welche in Kirche und Staat zum Vorſchein kamen, einzugreifen den Muth hatte. Er ſchrieb den Grafen von Rivera, einen didaktiſchen Roman, deſſen Inhalt aus dem zweyten Titel: „oder der ehrliche Mann am Hofe," erſichtlich iſt. Dieſes Werk wurde gut aufgenommen, weil es auch von den Höfen, wo ſonſt nur Klugheit zu Hauſe iſt, Sittlichkeit verlangte; und ſo brachte ihm ſeine Arbeit Beifall und Anſehen. Ein zweytes Werk ſollte dagegen deſto gefährlicher für ihn werden. Er ſchrieb: die einzige wahre Religion, ein Buch, das die Abſicht hatte, Toleranz, beſonders zwiſchen Lutheranern und Calviniſten zu befördern. Hierüber kam er mit den Theologen in Streit; beſonders ſchrieb Dr. Benner in Gießen gegen ihn. Von Loen erwiderte; der Streit wurde heftig und perſönlich, und die daraus entſpringenden Unannehmlichkeiten veranlaßten den Verfaſſer, die Stelle eines Präſidenten zu Lingen anzunehmen, die ihm Friedrich der Zweyte anbot, der in ihm einen aufgeklärten, und den Neuerungen, die in Frankreich ſchon viel weiter gediehen waren, nicht abgeneigten vorurtheilsfreien Mann zu erkennen glaubte. Seine ehemaligen Landsleute, die er mit einigem Verdruß verlaſſen, behaupteten, daß er dort nicht

zufrieden ſey, ja nicht zufrieden ſeyn könne, weil ſich ein Ort wie Lingen mit Frankfurt keineswegs meſſen dürfe. Mein Vater zweifelte auch an dem Behagen des Präſidenten, und verſicherte, der gute Oheim hätte beſſer gethan, ſich mit dem Könige nicht einzulaſſen, weil es überhaupt gefährlich ſey, ſich demſelben zu nähern, ſo ein außerordentlicher Herr er auch übrigens ſeyn möge. Denn man habe ja geſehen, wie ſchmählich der berühmte Voltaire, auf Requiſition des Preußiſchen Reſidenten Freitag, in Frankfurt ſey verhaftet worden, da er doch vorher ſo hoch in Gunſten geſtanden und als des Königs Lehrmeiſter in der Franzöſiſchen Poeſie anzuſehen geweſen. Es mangelte bei ſolchen Gelegenheiten nicht an Betrachtungen und Beiſpielen, um vor Höfen und Herrendienſt zu warnen, wovon ſich überhaupt ein geborner Frankfurter kaum einen Begriff machen konnte.

Eines vortrefflichen Mannes, Doctor Orth, will ich nur dem Namen nach gedenken, indem ich verdienten Frankfurtern hier nicht ſowohl ein Denkmal zu errichten habe, vielmehr derſelben nur inſofern erwähne, als ihr Ruf oder ihre Perſönlichkeit auf mich in den frühſten Jahren einigen Einfluß gehabt. Doctor Orth war ein reicher Mann und gehörte auch unter die, welche niemals Theil am Regimente genommen, ob ihn gleich ſeine Kenntniſſe und Einſichten wohl dazu berechtigt hätten. Die Deutſchen und beſonders die Frankfurtiſchen Alterthümer ſind ihm ſehr viel ſchuldig geworden; er gab die

Anmerkungen zu der sogenannten Frankfurter Reformation heraus, ein Werk, in welchem die Statuten der Reichsstadt gesammelt sind. Die historischen Capitel desselben habe ich in meinen Jünglingsjahren fleißig studirt.

Von Ochsenstein, der ältere jener drey Brüder, deren ich oben als unserer Nachbarn gedacht, war bei seiner eingezogenen Art zu seyn, während seines Lebens nicht merkwürdig geworden, desto merkwürdiger aber nach seinem Tode, indem er eine Verordnung hinterließ, daß er Morgens früh ganz im Stillen und ohne Begleitung und Gefolg, von Handwerksleuten zu Grabe gebracht seyn wolle. Es geschah, und diese Handlung erregte in der Stadt, wo man an prunkhafte Leichenbegängnisse gewöhnt war, großes Aufsehn. Alle diejenigen, die bei solchen Gelegenheiten einen herkömmlichen Verdienst hatten, erhuben sich gegen die Neuerung. Allein der wackre Patricier fand Nachfolger in allen Ständen, und ob man schon dergleichen Begängnisse spottweise Ochsenleichen nannte, so nahmen sie doch zum besten mancher wenig bemittelten Familien überhand, und die Prunkbegängnisse verloren sich immer mehr. Ich führe diesen Umstand an, weil er eins der frühern Symptome jener Gesinnungen von Demuth und Gleichstellung darbietet, die sich in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von obenherein auf so manche Weise gezeigt haben und in so unerwartete Wirkungen ausgeschlagen sind.

Auch fehlte es nicht an Liebhabern des Alterthums. Es fanden ſich Gemähldecabinette, Kupferſtichſammlungen, beſonders aber wurden vaterländiſche Merkwürdigkeiten mit Eifer geſucht und aufgehoben. Die älteren Verordnungen und Mandate der Reichsſtadt, von denen keine Sammlung veranſtaltet war, wurden in Druck und Schrift ſorgfältig aufgeſucht, nach der Zeitfolge geordnet und als ein Schatz vaterländiſcher Rechte und Herkommen mit Ehrfurcht verwahrt. Auch die Bildniſſe von Frankfurtern, die in großer Anzahl exiſtirten, wurden zuſammengebracht und machten eine beſondre Abtheilung der Cabinette.

Solche Männer ſcheint mein Vater ſich überhaupt zum Muſter genommen zu haben. Ihm fehlte keine der Eigenſchaften, die zu einem rechtlichen und angeſehenen Bürger gehören. Auch brachte er, nachdem er ſein Haus erbaut, ſeine Beſitzungen von jeder Art in Ordnung. Eine vortreffliche Landchartenſammlung der Schenkiſchen und anderer damals vorzüglicher geographiſchen Blätter, jene oberwähnten Verordnungen und Mandate, jene Bildniſſe, ein Schrank alter Gewehre, ein Schrank merkwürdiger Venezianiſcher Gläſer, Becher und Pocale, Naturalien, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und hundert andere Dinge wurden geſondert und aufgeſtellt, und ich verfehlte nicht, bei vorfallenden Auctionen mir jederzeit einige Aufträge zu Vermehrung des Vorhandenen zu erbitten.

Noch einer bedeutenden Familie muß ich gedenken, von der ich seit meiner frühsten Jugend viel Sonderbares vernahm und von einigen ihrer Glieder selbst noch manches Wunderbare erlebte; es war die Senkenbergische. Der Vater, von dem ich wenig zu sagen weiß, war ein wohlhabender Mann. Er hatte drey Söhne, die sich in ihrer Jugend schon durchgängig als Sonderlinge auszeichneten. Dergleichen wird in einer beschränkten Stadt, wo sich niemand weder im Guten noch im Bösen hervorthun soll, nicht zum besten aufgenommen. Spottnamen und seltsame, sich lang im Gedächtniß erhaltende Mährchen sind meistens die Frucht einer solchen Sonderbarkeit. Der Vater wohnte an der Ecke der Hasengasse, die von dem Zeichen des Hauses, das einen, wo nicht gar drey Hasen vorstellt, den Namen führte. Man nannte daher diese drey Brüder nur die drey Hasen, welchen Spitznamen sie lange Zeit nicht los wurden. Allein, wie große Vorzüge sich oft in der Jugend durch etwas Wunderliches und Unschickliches ankündigen, so geschah es auch hier. Der älteste war der nachher so rühmlich bekannte Reichshofrath von Senkenberg. Der zweyte ward in den Magistrat aufgenommen und zeigte vorzügliche Talente, die er aber auf eine rabulistische, ja verruchte Weise, wo nicht zum Schaden seiner Vaterstadt, doch wenigstens seiner Collegen in der Folge mißbrauchte. Der dritte Bruder, ein Arzt und ein Mann von großer Rechtschaffenheit, der aber wenig und nur in vornehmen

Häusern practicirte, behielt bis in sein höchstes Alter immer ein etwas wunderliches Aeußeres. Er war immer sehr nett gekleidet, und man sah ihn nie anders auf der Straße als in Schuhen und Strümpfen und einer wohlgepuderten Lockenperrücke, den Hut unter'm Arm. Er ging schnell, doch mit einem seltsamen Schwanken vor sich hin, so daß er bald auf dieser bald auf jener Seite der Straße sich befand, und im Gehen ein Zickzack bildete. Spottvögel sagten: er suche durch diesen abweichenden Schritt den abgeschiedenen Seelen aus dem Wege zu gehen, die ihn in grader Linie wohl verfolgen möchten, und ahme diejenigen nach, die sich vor einem Krokodil fürchten. Doch aller dieser Scherz und manche lustige Nachrede verwandelte sich zuletzt in Ehrfurcht gegen ihn, als er seine ansehnliche Wohnung mit Hof, Garten und allem Zubehör, auf der Eschenheimergasse, zu einer medicinischen Stiftung widmete, wo neben der Anlage eines bloß für Frankfurter Bürger bestimmten Hospitals, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater, ein chemisches Laboratorium, eine ansehnliche Bibliothek und eine Wohnung für den Director eingerichtet ward, auf eine Weise, deren keine Akademie sich hätte schämen dürfen.

Ein andrer verzüglicher Mann, dessen Persönlichkeit nicht sowohl als seine Wirkung in der Nachbarschaft und seine Schriften einen sehr bedeutenden Einfluß auf mich gehabt haben, war Carl Friedrich von Moser, der sei-

ner Geſchäftsthätigkeit wegen in unſerer Gegend immer genannt wurde. Auch er hatte einen gründlich-ſittlichen Charakter, der, weil die Gebrechen der menſchlichen Natur ihm wohl manchmal zu ſchaffen machten, ihn ſogar zu den ſogenannten Frommen hinzog; und ſo wollte er, wie von Loen das Hofleben, eben ſo das Geſchäftsleben einer gewiſſenhafteren Behandlung entgegenführen. Die große Anzahl der kleinen Deutſchen Höfe ſtellte eine Menge von Herren und Dienern dar, wovon die erſten unbedingten Gehorſam verlangten, und die andern meiſtentheils nur nach ihren Ueberzeugungen wirken und dienen wollten. Es entſtand daher ein ewiger Conflict und ſchnelle Veränderungen und Exploſionen, weil die Wirkungen des unbedingten Handelns im Kleinen viel geſchwinder merklich und ſchädlich werden als im Großen. Viele Häuſer waren verſchuldet und kaiſerliche Debit-Commiſſionen ernannt; andre fanden ſich langſamer oder geſchwinder auf demſelben Wege, wobei die Diener entweder gewiſſenlos Vortheil zogen, oder gewiſſenhaft ſich unangenehm und verhaßt machten. Moſer wollte als Staats- und Geſchäftsmann wirken; und hier gab ſein ererbtes, bis zum Metier ausgebildetes Talent ihm eine entſchiedene Ausbeute; aber er wollte auch zugleich als Menſch und Bürger handeln und ſeiner ſittlichen Würde ſo wenig als möglich vergeben. Sein: Herr und Diener, ſein Daniel in der Löwengrube, ſeine Reliquien ſchildern durchaus die Lage, in welcher er ſich

zwar nicht gefoltert, aber doch immer geklemmt fühlte. Sie deuten ſämmtlich auf eine Ungeduld in einem Zuſtand, mit deſſen Verhältniſſen man ſich nicht verſöhnen und den man doch nicht los werden kann. Bei dieſer Art zu denken und zu empfinden mußte er freilich mehrmals andere Dienſte ſuchen, an welchen es ihm ſeine große Gewandtheit nicht fehlen ließ. Ich erinnere mich ſeiner als eines angenehmen, beweglichen und dabei zarten Mannes.

Aus der Ferne machte jedoch der Name Klopſtock auch ſchon auf uns eine große Wirkung. Im Anfang wunderte man ſich, wie ein ſo vortrefflicher Mann ſo wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man ſich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieſer Sylben. In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, beſonders die zu ſeiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Alle dieſe hatten gereimt, und mein Vater hielt den Reim für poetiſche Werke unerläßlich. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Kreutz, Haller, ſtanden in ſchönen Franzbänden in einer Reihe. An dieſe ſchloſſen ſich Neukirch's Telemach, Koppen's befreites Jeruſalem, und andre Ueberſetzungen. Ich hatte dieſe ſämmtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgeleſen und theilweiſe memorirt, weßhalb ich denn zur Unterhaltung der Geſellſchaft öfters aufgerufen wurde. Eine verdrießliche Epoche im Gegentheil eröffnete ſich für meinen Va-

ter, als durch Klopſtocks Meſſias Verſe, die ihm keine Verſe ſchienen, ein Gegenſtand der öffentlichen Bewunderung wurden. Er ſelbſt hatte ſich wohl gehütet dieſes Werk anzuſchaffen; aber unſer Hausfreund, Rath Schneider, ſchwärzte es ein und ſteckte es der Mutter und den Kindern zu.

Auf dieſen geſchäftsthätigen Mann, welcher wenig las, hatte der Meſſias gleich bei ſeiner Erſcheinung einen mächtigen Eindruck gemacht. Dieſe ſo natürlich ausgedrückten und doch ſo ſchön veredelten frommen Gefühle, dieſe gefällige Sprache, wenn man ſie auch nur für harmoniſche Proſa gelten ließ, hatten den übrigens trocknen Geſchäftsmann ſo gewonnen, daß er die zehn erſten Geſänge, denn von dieſen iſt eigentlich die Rede, als das herrlichſte Erbauungsbuch betrachtete, und ſolches alle Jahre einmal in der Charwoche, in welcher er ſich von allen Geſchäften zu entbinden wußte, für ſich im Stillen durchlas und ſich daran für's ganze Jahr erquickte. Anfangs dachte er ſeine Empfindungen ſeinem alten Freunde mitzutheilen; allein er fand ſich ſehr beſtürzt, als er eine unheilbare Abneigung vor einem Werke von ſo köſtlichem Gehalt, wegen einer wie es ihm ſchien gleichgültigen äußern Form, gewahr werden mußte. Es fehlte, wie ſich leicht denken läßt, nicht an Wiederholung des Geſprächs über dieſen Gegenſtand; aber beide Theile entfernten ſich immer weiter von einander, es gab heftige Scenen, und der nachgiebige Mann ließ ſich endlich ge-

fallen, von seinem Lieblingswerke zu schweigen, damit er nicht zugleich einen Jugendfreund und eine gute Sonntagssuppe verlöre.

Proselyten zu machen ist der natürlichste Wunsch eines jeden Menschen, und wie sehr fand sich unser Freund im Stillen belohnt, als er in der übrigen Familie für seinen Heiligen so offen gesinnte Gemüther entdeckte. Das Exemplar, das er jährlich nur eine Woche brauchte, war uns für die übrige Zeit gewidmet. Die Mutter hielt es heimlich, und wir Geschwister bemächtigten uns desselben wann wir konnten, um in Freistunden, in irgend einem Winkel verborgen, die auffallendsten Stellen auswendig zu lernen, und besonders die zartesten und heftigsten so geschwind als möglich in's Gedächtniß zu fassen.

Porcia's Traum recitirten wir um die Wette, und in das wilde verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramelech, welche in's rothe Meer gestürzt worden, hatten wir uns getheilt. Die erste Rolle, als die gewaltsamste, war auf mein Theil gekommen, die andere, um ein wenig kläglicher, übernahm meine Schwester. Die wechselseitigen, zwar gräßlichen aber doch wohlklingenden Verwünschungen flossen nur so vom Munde, und wir ergriffen jede Gelegenheit, uns mit diesen höllischen Redensarten zu begrüßen.

Es war ein Samstagsabend im Winter — der Va

ter ließ sich immer bei Licht rasiren, um Sonntags früh sich zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir saßen auf einem Schämel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einseifte, unsere herkömmlichen Flüche ziemlich leise. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eisernen Händen zu fassen; meine Schwester packte mich gewaltig an, und recitirte, zwar leise genug aber doch mit steigender Leidenschaft:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderst.
Ungeheuer, dich an! Verworfner, schwarzer Verbrecher.
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes! . . .
Vormals kennt' ich mit heißem, mit grimmigem Hasse dich hassen!
Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dieß ist flehender Jammer!

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme rief sie die folgenden Worte:

O wie bin ich zermalmt! . .

Der gute Chirurgus erschrak und goß dem Vater das Seifenbecken in die Brust. Da gab es einen großen Aufstand, und eine strenge Untersuchung ward gehalten, besonders in Betracht des Unglücks das hätte entstehen können, wenn man schon im Rasiren begriffen gewesen wäre. Um allen Verdacht des Muthwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unsern teuflischen Rollen, und das Unglück, das die Herameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man sie nicht auf's neue hätte verrufen und verbannen sollen.

So pflegen Kinder und Volk das Große, das Erhabene in ein Spiel, ja in eine Posse zu verwandeln; und wie sollten sie auch sonst im Stande seyn es auszuhalten und zu ertragen!

Drittes Buch.

Der Neujahrstag ward zu jener Zeit durch den allgemeinen Umlauf von perſönlichen Glückwünſchungen für die Stadt ſehr belebend. Wer ſonſt nicht leicht aus dem Hauſe kam, warf ſich in ſeine beſten Kleider, um Gönnern und Freunden einen Augenblick freundlich und höflich zu ſeyn. Für uns Kinder war beſonders die Feſtlichkeit in dem Hauſe des Großvaters an dieſem Tage ein höchſt erwünſchter Genuß. Mit dem frühſten Morgen waren die Enkel ſchon daſelbſt verſammelt, um die Trommeln, die Hoboen und Clarinetten, die Poſaunen und Zinken, wie ſie das Militär, die Stadtmuſici und wer ſonſt alles ertönen ließ, zu vernehmen. Die verſiegelten und überſchriebenen Neujahrsgeſchenke wurden von den Kindern unter die geringern Gratulanten ausgetheilt, und wie der Tag wuchs, ſo vermehrte ſich die Anzahl der Honoratioren. Erſt erſchienen die Vertrauten und Verwandten, dann die untern Staatsbeamten; die Herren vom Rathe ſelbſt verfehlten nicht ihren Schultheiß zu begrüßen, und eine auserwählte Anzahl wurde Abends in Zimmern bewirthet, welche das ganze Jahr über kaum ſich öffneten. Die Torten, Biscuitkuchen, Marzipane, der ſüße Wein übte den größten Reiz auf die Kinder aus, wozu noch kam, daß der Schultheiß ſo

wie die beiden Burgemeiſter, aus einigen Stiftungen jährlich etwas Silberzeug erhielten, welches denn den Enkeln und Pathen nach einer gewiſſen Abſtufung verehrt ward; genug es fehlte dieſem Feſte im kleinen an nichts was die größten zu verherrlichen pflegt.

Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünſcht und vergnüglich wie die vorigen, aber den ältern Perſonen bedenklich und ahnungsvoll. Die Durchmärſche der Franzoſen war man zwar gewohnt, und ſie ereigneten ſich öfters und häufig, aber doch am häufigſten in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter reichsſtädtiſcher Sitte poſaunte der Thürmer des Hauptthurms ſo oft Truppen heranrückten, und an dieſem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung ſeyen. Wirklich zogen ſie auch in größeren Maſſen an dieſem Tage durch die Stadt; man lief, ſie vorbeipaſſiren zu ſehen. Sonſt war man gewohnt, daß ſie nur in kleinen Partien durchmarſchirten; dieſe aber vergrößerten ſich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am 2ten Januar, nachdem eine Colonne durch Sachſenhauſen über die Brücke durch die Fahrgaſſe bis an die Conſtablerwache gelangt war, machte ſie Halt, überwältigte das kleine, ſie durchführende Commando, nahm Beſitz von gedachter Wache, zog die Zeile hinunter, und nach einem geringen Widerſtand mußte ſich auch die

Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsſchauplatz verwandelt. Dort verharrten und bivouakirten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen geſorgt wäre.

Dieſe unerwartete, ſeit vielen Jahren unerhörte Laſt drückte die behaglichen Bürger gewaltig, und niemanden konnte ſie beſchwerlicher ſeyn als dem Vater, der in ſein kaum vollendetes Haus fremde militäriſche Bewohner aufnehmen, ihnen ſeine wohlaufgeputzten und meiſt verſchloſſenen Staatszimmer einräumen, und das, was er ſo genau zu ordnen und zu regieren pflegte, fremder Willkür Preis geben ſollte; er, ohnehin Preußiſch geſinnt, ſollte ſich nun von Franzoſen in ſeinen Zimmern belagert ſehen: es war das Traurigſte was ihm nach ſeiner Denkweiſe begegnen konnte. Wäre es ihm jedoch möglich geweſen, die Sache leichter zu nehmen, da er gut Franzöſiſch ſprach, und im Leben ſich wohl mit Würde und Anmuth betragen konnte, ſo hätte er ſich und uns manche trübe Stunde erſparen mögen; denn man quartierte bei uns den Königslieutenant, der, obgleich Militärperſon, doch nur die Civilvorfälle, die Streitigkeiten zwiſchen Soldaten und Bürgern, Schuldenſachen und Händel zu ſchlichten hatte. Es war Graf Thorane, von Graſſe in der Provence unweit Antibes, gebürtig, eine lange hagre ernſte Geſtalt, das Geſicht durch die Blattern ſehr entſtellt, mit ſchwarzen feurigen Augen,

und von einem würdigen zusammengenommenen Betragen. Gleich sein Eintritt war für den Hausbewohner günstig. Man sprach von den verschiedenen Zimmern, welche theils abgegeben werden, theils der Familie verbleiben sollten, und als der Graf ein Gemähldezimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, ob es schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen. Er hatte an diesen Dingen eine übergroße Freude, bezeigte sich gegen den ihn begleitenden Vater auf das verbindlichste, und als er vernahm, daß die meisten Künstler noch lebten, sich in Frankfurt und in der Nachbarschaft aufhielten, so versicherte er, daß er nichts mehr wünsche, als sie baldigst kennen zu lernen und sie zu beschäftigen.

Aber auch diese Annäherung von Seiten der Kunst vermochte nicht die Gesinnung meines Vaters zu ändern, noch seinen Charakter zu beugen. Er ließ geschehen was er nicht verhindern konnte, hielt sich aber in unwirksamer Entfernung, und das Außerordentliche was nun um ihn vorging, war ihm bis auf die geringste Kleinigkeit unerträglich.

Graf Thorane indessen betrug sich musterhaft. Nicht einmal seine Landcharten wollte er an die Wände genagelt haben, um die neuen Tapeten nicht zu verderben. Seine Leute waren gewandt, still und ordentlich; aber freilich, da den ganzen Tag und einen Theil der Nacht nicht Ruhe bei ihm ward, da ein Klagender dem andern

folgte, Arreſtanten gebracht und fortgeführt, alle Offiziere und Adjutanten vorgelaſſen wurden, da der Graf noch überdieß täglich offne Tafel hielt: ſo gab es in dem mäßig großen, nur für eine Familie eingerichteten Hauſe, das nur eine durch alle Stockwerke unverſchloſſen durchgehende Treppe hatte, eine Bewegung und ein Geſumme wie in einem Bienenkorbe, obgleich alles ſehr gemäßigt, ernſthaft und ſtreng zuging.

Zum Vermittler zwiſchen einem verdrießlichen, täglich mehr ſich hypochondriſch quälenden Hausherrn und einem zwar wohlwollenden aber ſehr ernſten und genauen Militärgaſt fand ſich glücklicherweiſe ein behaglicher Dolmetſcher, ein ſchöner wohlbeleibter heitrer Mann, der Bürger von Frankfurt war und gut Franzöſiſch ſprach, ſich in alles zu ſchicken wußte und mit mancherlei kleinen Unannehmlichkeiten nur ſeinen Spaß trieb. Durch dieſen hatte meine Mutter dem Grafen ihre Lage bei dem Gemüthszuſtande ihres Gatten vorſtellen laſſen; er hatte die Sache ſo klüglich ausgemahlt, das neue noch nicht einmal ganz eingerichtete Haus, die natürliche Zurückgezogenheit des Beſitzers, die Beſchäftigung mit der Erziehung ſeiner Familie und was ſich alles ſonſt noch ſagen ließ, zu bedenken gegeben; ſo daß der Graf, der an ſeiner Stelle auf die höchſte Gerechtigkeit, Unbeſtechlichkeit und ehrenvollen Wandel den größten Stolz ſetzte, auch hier ſich als Einquartierter muſterhaft zu betragen vornahm, und es wirklich die einigen Jahre ſeines Da-

bleibens unter mancherlei Umſtänden unverbrüchlich gehalten hat.

Meine Mutter beſaß einige Kenntniß des Italiäniſchen, welche Sprache überhaupt niemanden von der Familie fremd war; ſie entſchloß ſich daher ſogleich Franzöſiſch zu lernen, zu welchem Zweck der Dolmetſcher, dem ſie unter dieſen ſtürmiſchen Ereigniſſen ein Kind aus der Taufe gehoben hatte, und der nun auch als Gevatter zu dem Hauſe eine doppelte Neigung ſpürte, ſeiner Gevatterin jeden abgemäßigten Augenblick ſchenkte (denn er wohnte grade gegenüber) und ihr vor allen Dingen diejenigen Phraſen einlernte, welche ſie perſönlich dem Grafen vorzutragen habe; welches denn zum beſten gerieth. Der Graf war geſchmeichelt von der Mühe, welche die Hausfrau ſich in ihren Jahren gab, und weil er einen heitern geiſtreichen Zug in ſeinem Charakter hatte, auch eine gewiſſe trockne Galanterie gern ausübte, ſo entſtand daraus das beſte Verhältniß, und die verbündeten Gevattern konnten erlangen was ſie wollten.

Wäre es, wie ſchon geſagt, möglich geweſen, den Vater zu erheitern, ſo hätte dieſer veränderte Zuſtand wenig Drückendes gehabt. Der Graf übte die ſtrengſte Uneigennützigkeit; ſelbſt Gaben, die ſeiner Stelle gebührten, lehnte er ab; das geringſte was einer Beſtechung hätte ähnlich ſehen können, wurde mit Zorn, ja mit Strafe weggewieſen; ſeinen Leuten war auf's

ſtrengſte befohlen, dem Hausbeſitzer nicht die mindeſten Unkoſten zu machen. Dagegen wurde uns Kindern reichlich vom Nachtiſche mitgetheilt. Bei dieſer Gelegenheit muß ich, um von der Unſchuld jener Zeiten einen Begriff zu geben, anführen, daß die Mutter uns eines Tages höchlich betrübte, indem ſie das Gefrorene, das man uns von der Tafel ſendete, weggoß, weil es ihr unmöglich vorkam, daß der Magen ein wahrhaftes Eis, wenn es auch noch ſo durchzuckert ſey, vertragen könne.

Außer dieſen Leckereyen, die wir denn doch allmählich ganz gut genießen und vertragen lernten, däuchte es uns Kindern auch noch gar behaglich, von genauen Lehrſtunden und ſtrenger Zucht einigermaßen entbunden zu ſeyn. Des Vaters üble Laune nahm zu, er konnte ſich nicht in das Unvermeidliche ergeben. Wie ſehr quälte er ſich, die Mutter und den Gevatter, die Rathsherren, alle ſeine Freunde, nur um den Grafen los zu werden! Vergebens ſtellte man ihm vor, daß die Gegenwart eines ſolchen Mannes im Hauſe, unter den gegebenen Umſtänden, eine wahre Wohlthat ſey, daß ein ewiger Wechſel, es ſey nun von Officieren oder Gemeinen, auf die Umquartierung des Grafen folgen würde. Keins von dieſen Argumenten wollte bei ihm greifen. Das Gegenwärtige ſchien ihm ſo unerträglich, daß ihn ſein Unmuth ein Schlimmeres das folgen könnte, nicht gewahr werden ließ.

Auf dieſe Weiſe ward ſeine Thätigkeit gelähmt, die

er sonst hauptsächlich auf uns zu wenden gewohnt war. Das was er uns aufgab, forderte er nicht mehr mit der sonstigen Genauigkeit, und wir suchten, wie es nur möglich schien, unsere Neugierde an militärischen und andern öffentlichen Dingen zu befriedigen, nicht allein im Hause, sondern auch auf den Straßen, welches um so leichter anging, da die Tag und Nacht unverschlossene Hausthüre von Schildwachen besetzt war, die sich um das Hin- und Wiederlaufen unruhiger Kinder nicht bekümmerten.

Die mancherlei Angelegenheiten, die vor dem Richterstuhle des Königslieutenants geschlichtet wurden, hatten dadurch noch einen ganz besondern Reiz, daß er einen eignen Werth darauf legte, seine Entscheidungen zugleich mit einer witzigen, geistreichen, heitern Wendung zu begleiten. Was er befahl, war streng gerecht; die Art wie er es ausdrückte, war launig und pikant. Er schien sich den Herzog von Ossuna zum Vorbilde genommen zu haben. Es verging kaum ein Tag, daß der Dolmetscher nicht eine oder die andere solche Anekdote uns und der Mutter zur Aufheiterung erzählte. Es hatte dieser muntere Mann eine kleine Sammlung solcher Salomonischen Entscheidungen gemacht; ich erinnere mich aber nur des Eindrucks im allgemeinen, ohne im Gedächtniß ein besonderes wieder zu finden.

Den wunderbaren Charakter des Grafen lernte man nach und nach immer mehr kennen. Dieser Mann war

ſich ſelbſt, ſeiner Eigenheiten auf's deutlichſte bewußt, und weil er gewiſſe Zeiten haben mochte, wo ihn eine Art von Unmuth, Hypochondrie, oder wie man den böſen Dämon nennen ſoll, überfiel, ſo zog er ſich in ſolchen Stunden, die ſich manchmal zu Tagen verlängerten, in ſein Zimmer zurück, ſah niemanden als ſeinen Kammerdiener, und war ſelbſt in dringenden Fällen nicht zu bewegen, daß er Audienz gegeben hätte. Sobald aber der böſe Geiſt von ihm gewichen war, erſchien er nach wie vor, mild, heiter und thätig. Aus den Reden ſeines Kammerdieners, Saint Jean, eines kleinen hagern Mannes von muntrer Gutmüthigkeit, konnte man ſchließen, daß er in frühern Jahren von ſolcher Stimmung überwältigt, großes Unglück angerichtet, und ſich nun vor ähnlichen Abwegen, bei einer ſo wichtigen, den Blicken aller Welt ausgeſetzten Stelle, zu hüten ernſtlich vornehme.

Gleich in den erſten Tagen der Anweſenheit des Grafen wurden die ſämmtlichen Frankfurter Mahler, als Hirt, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Junker, zu ihm berufen. Sie zeigten ihre fertigen Gemählde vor, und der Graf eignete ſich das Verkäufliche zu. Ihm wurde mein hübſches helles Giebelzimmer in der Manſarde eingeräumt und ſogleich in ein Cabinet und Atelier umgewandelt: denn er war Willens, die ſämmtlichen Künſtler, vor allen aber Seekaz in Darmſtadt, deſſen Pinſel ihm beſonders bei natürlichen und unſchuldigen

Vorstellungen höchlich gefiel, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen. Er ließ daher von Grasse, wo sein älterer Bruder ein schönes Gebäude besitzen mochte, die sämmtlichen Maße aller Zimmer und Cabinette herbeikommen, überlegte sodann mit den Künstlern die Wandabtheilungen, und bestimmte die Größe der hiernach zu verfertigenden ansehnlichen Oelbilder, welche nicht in Rahmen eingefaßt, sondern als Tapetentheile auf die Wand befestigt werden sollten. Hier ging nun die Arbeit eifrig an. Seekaz übernahm ländliche Scenen, worin die Greise und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemahlt, ganz herrlich glückten; die Jünglinge wollten ihm nicht eben so gerathen, sie waren meist zu hager; und die Frauen mißfielen aus der entgegengesetzten Ursache. Denn da er eine kleine dicke, gute aber unangenehme Person zur Frau hatte, die ihm außer sich selbst nicht wohl ein Modell zuließ, so wollte nichts gefälliges zu Stande kommen. Zudem war er genöthigt gewesen, über das Maß seiner Figuren hinaus zu gehen. Seine Bäume hatten Wahrheit, aber ein kleinliches Blätterwerk. Er war ein Schüler von Brinkmann, dessen Pinsel in Staffeleygemählden nicht zu schelten ist.

Schütz, der Landschaftmahler, fand sich vielleicht am besten in die Sache. Die Rheingegenden hatte er ganz in seiner Gewalt, so wie den sonnigen Ton, der sie in der schönen Jahreszeit belebt. Er war nicht ganz ungewohnt, in einem größern Maßstabe zu arbeiten, und

auch da ließ er es an Ausführung und Haltung nicht fehlen. Er lieferte sehr heitre Bilder.

Trautmann rembrantisirte einige Auferweckungswunder des neuen Testaments, und zündete nebenher Dörfer und Mühlen an. Auch ihm war, wie ich aus den Aufrissen der Zimmer bemerken konnte, ein eigenes Cabinet zugetheilt worden. Hirt mahlte einige gute Eichen- und Buchenwälder. Seine Heerden waren lobenswerth. Junker, an die Nachahmung der ausführlichsten Niederländer gewöhnt, konnte sich am wenigsten in diesen Tapetenstyl finden; jedoch bequemte er sich, für gute Zahlung, mit Blumen und Früchten manche Abtheilung zu verzieren.

Da ich alle diese Männer von meiner frühsten Jugend an gekannt, und sie oft in ihren Werkstätten besucht hatte, auch der Graf mich gern um sich leiden mochte, so war ich bei den Aufgaben, Berathschlagungen und Bestellungen, wie auch bei den Ablieferungen gegenwärtig, und nahm mir, zumal wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, meine Meinung zu eröffnen gar wohl heraus. Ich hatte mir schon früher bei Gemählde-Liebhabern, besonders aber auf Auctionen, denen ich fleißig beiwohnte, den Ruhm erworben, daß ich gleich zu sagen wisse, was irgend ein historisches Bild vorstelle, es sey nun aus der biblischen oder der Profan-Geschichte oder aus der Mythologie genommen; und wenn ich auch den Sinn der allegorischen Bilder nicht immer traf, so

war doch selten jemand gegenwärtig, der es besser verstand als ich. So hatte ich auch öfters die Künstler vermocht, diesen oder jenen Gegenstand vorzustellen, und solcher Vortheile bediente ich mich gegenwärtig mit Lust und Liebe. Ich erinnere mich noch, daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten: einige davon wurden ausgeführt.

Nach diesen, für einen Knaben allerdings löblichen Verrichtungen, will ich auch einer kleinen Beschämung, die mir innerhalb dieses Künstlerkreises begegnete, Erwähnung thun. Ich war nämlich mit allen Bildern wohl bekannt, welche man nach und nach in jenes Zimmer gebracht hatte. Meine jugendliche Neugierde ließ nichts ungesehen und ununtersucht. Einst fand ich hinter dem Ofen ein schwarzes Kästchen; ich ermangelte nicht, zu forschen was darin verborgen sey, und ohne mich lange zu besinnen zog ich den Schieber weg. Das darin enthaltene Gemählde war freilich von der Art, die man den Augen nicht auszustellen pflegt, und ob ich es gleich alsobald wieder zuzuschieben Anstalt machte, so konnte ich doch nicht geschwind genug damit fertig werden. Der Graf trat herein und ertappte mich. — „Wer hat euch erlaubt dieses Kästchen zu eröffnen?“ sagte er mit seiner Königslieutenants-Miene. Ich hatte nicht viel darauf zu antworten, und er sprach sogleich die Strafe sehr ernsthaft aus: „Ihr werdet in acht Ta-

gen, ſagte er, dieſes Zimmer nicht betreten.“ — Ich machte eine Verbeugung und ging hinaus. Auch gehorchte ich dieſem Gebot aufs pünktlichſte, ſo daß es dem guten Seekaz, der eben in dem Zimmer arbeitete, ſehr verdrießlich war: denn er hatte mich gern um ſich; und ich trieb aus einer kleinen Tücke den Gehorſam ſo weit, daß ich Seekazen ſeinen Caffee, den ich ihm gewöhnlich brachte, auf die Schwelle ſetzte; da er denn von ſeiner Arbeit aufſtehen und ihn holen mußte, welches er ſo übel empfand, daß er mir faſt gram geworden wär'.

Nun aber ſcheint es nöthig, umſtändlicher anzuzeigen und begreiflich zu machen, wie ich mir in ſolchen Fällen in der Franzöſiſchen Sprache, die ich doch nicht gelernt, mit mehr oder weniger Bequemlichkeit durchgeholfen. Auch hier kam mir die angeborne Gabe zu ſtatten, daß ich leicht den Schall und Klang einer Sprache, ihre Bewegung, ihren Accent, den Ton und was ſonſt von äußern Eigenthümlichkeiten, faſſen konnte. Aus dem Lateiniſchen waren mir viele Worte bekannt; das Italiäniſche vermittelte noch mehr, und ſo horchte ich in kurzer Zeit von Bedienten und Soldaten, Schildwachen und Beſuchen ſo viel heraus, daß ich mich, wo nicht in's Geſpräch miſchen, doch wenigſtens einzelne Fragen und Antworten beſtehen konnte. Aber dieſes war alles nur wenig gegen den Vortheil, den mir das Theater brachte. Von meinem Großvater hatte ich ein Frei-

billet erhalten, deſſen ich mich, mit Widerwillen meines Vaters, unter dem Beiſtand meiner Mutter, täglich bediente. Hier ſaß ich nun im Parterre vor einer fremden Bühne, und paßte um ſo mehr auf Bewegung, mimiſchen und Rede-Ausdruck, als ich wenig oder nichts von dem verſtand was da oben geſprochen wurde, und alſo meine Unterhaltung nur vom Gebärdenſpiel und Sprachton nehmen konnte. Von der Komödie verſtand ich am wenigſten, weil ſie geſchwind geſprochen wurde und ſich auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke mir gar nicht bekannt waren. Die Tragödie kam ſeltner vor, und der gemeſſene Schritt, das Tactartige der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks machten ſie mir in jedem Sinne faßlicher. Es dauerte nicht lange, ſo nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand, und declamirte mir die Stücke nach theatraliſcher Art und Weiſe, wie ſie das Organ meines Ohrs und das ihm ſo genau verwandte Sprachorgan gefaßt hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß ich noch eine ganze Rede im Zuſammenhang hätte verſtehen können. Ja ich lernte ganze Stellen auswendig und recitirte ſie, wie ein eingelernter Sprachvogel; welches mir um ſo leichter ward, als ich früher die für ein Kind meiſt unverſtändlichen bibliſchen Stellen auswendig gelernt und ſie in dem Ton der proteſtantiſchen Prediger zu recitiren mich gewöhnt hatte. Das verſificirte Franzöſiſche Luſtſpiel war damals ſehr

beliebt; die Stücke von Destouches, Mariveaux, La Chaussée kamen häufig vor, und ich erinnere mich noch deutlich mancher charakteristischer Figuren. Von den Molière'schen ist mir weniger im Sinn geblieben. Was am meisten Eindruck auf mich machte, war die Hypermnestra von Lemière, die als ein neues Stück mit Sorgfalt aufgeführt und wiederholt gegeben wurde. Höchst anmuthig war der Eindruck, den der Devin du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin, auf mich machten. Ich kann mir die bebänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückrufen. Es dauerte nicht lange, so regte sich der Wunsch bei mir, mich auf dem Theater selbst umzusehen, wozu sich mir so mancherlei Gelegenheit darbot. Denn da ich nicht immer die ganzen Stücke auszuhören Geduld hatte, und manche Zeit in den Corridors, auch wohl bei gelinderer Jahreszeit vor der Thür, mit andern Kindern meines Alters allerlei Spiele trieb, so gesellte sich ein schöner munterer Knabe zu uns, der zum Theater gehörte, und den ich in manchen kleinen Rollen, obwohl nur beiläufig, gesehen hatte. Mit mir konnte er sich am besten verständigen, indem ich mein Französisch bei ihm geltend zu machen wußte; und er knüpfte sich um so mehr an mich, als kein Knabe seines Alters und seiner Nation bei'm Theater oder sonst in der Nähe war. Wir gingen auch außer der Theaterzeit zusammen, und selbst während der Vorstellungen ließ er mich selten in Ruhe. Er war ein aller-

liebſter kleiner Aufſchneider, ſchwatzte charmant und unaufhörlich, und wußte ſo viel von ſeinen Abenteuern, Händeln und andern Sonderbarkeiten zu erzählen, daß er mich außerordentlich unterhielt, und ich von ihm, was Sprache und Mittheilung durch dieſelbe betrifft, in vier Wochen mehr lernte, als man ſich hätte vorſtellen können; ſo daß niemand wußte, wie ich auf einmal, gleichſam durch Inſpiration, zu der fremden Sprache gelangt war.

Gleich in den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft zog er mich mit ſich auf's Theater, und führte mich beſonders in die Foyers, wo die Schauſpieler und Schauſpielerinnen in der Zwiſchenzeit ſich aufhielten und ſich an- und auskleideten. Das Local war weder günſtig noch bequem, indem man das Theater in einen Concertſaal hineingezwängt hatte, ſo daß für die Schauſpieler hinter der Bühne keine beſonderen Abtheilungen ſtatt fanden. In einem ziemlich großen Nebenzimmer, das ehedem zu Spielpartien gedient hatte, waren nun beide Geſchlechter meiſt beiſammen und ſchienen ſich ſo wenig unter einander ſelbſt als vor uns Kindern zu ſcheuen, wenn es bei'm Anlegen oder Verändern der Kleidungsſtücke nicht immer zum anſtändigſten herging. Mir war dergleichen niemals vorgekommen, und doch fand ich es bald durch Gewohnheit, bei wiederholtem Beſuch, ganz natürlich.

Es währte nicht lange, ſo entſpann ſich aber für mich

mich ein eignes und beſondres Intereſſe. Der junge Derones, ſo will ich den Knaben nennen, mit dem ich mein Verhältniß immer fortſetzte, war außer ſeinen Aufſchneidereyen ein Knabe von guten Sitten und recht artigem Betragen. Er machte mich mit ſeiner Schweſter bekannt, die ein paar Jahre älter als wir und ein gar angenehmes Mädchen war, gut gewachſen, von einer regelmäßigen Bildung, brauner Farbe, ſchwarzen Haaren und Augen; ihr ganzes Betragen hatte etwas Stilles, ja Trauriges. Ich ſuchte ihr auf alle Weiſe gefällig zu ſeyn; allein ich konnte ihre Aufmerkſamkeit nicht auf mich lenken. Junge Mädchen dünken ſich gegen jüngere Knaben ſehr weit vorgeſchritten, und nehmen, indem ſie nach den Jünglingen hinſchauen, ein tantenhaftes Betragen gegen den Knaben an, der ihnen ſeine erſte Neigung zuwendet. Mit einem jüngern Bruder hatte ich kein Verhältniß.

Manchmal, wenn die Mutter auf den Proben oder in Geſellſchaft war, fanden wir uns in ihrer Wohnung zuſammen, um zu ſpielen oder uns zu unterhalten. Ich ging niemals hin, ohne der Schönen eine Blume, eine Frucht oder ſonſt etwas zu überreichen, welches ſie zwar jederzeit mit ſehr guter Art annahm und auf das höflichſte dankte; allein ich ſah ihren traurigen Blick ſich niemals erheitern, und fand keine Spur, daß ſie ſonſt auf mich geachtet hätte. Endlich glaubte ich ihr Geheimniß zu entdecken. Der Knabe zeigte mir hinter dem

Bette ſeiner Mutter, das mit eleganten ſeidnen Vorhängen aufgeputzt war, ein Paſtellbild, das Porträt eines ſchönen Mannes, und bemerkte zugleich mit ſchlauer Miene: das ſey eigentlich nicht der Papa, aber eben ſo gut wie der Papa; und indem er dieſen Mann rühmte, und nach ſeiner Art umſtändlich und prahleriſch manches erzählte, ſo glaubte ich herauszufinden, daß die Tochter wohl dem Vater, die beiden andern Kinder aber dem Hausfreund angehören mochten. Ich erklärte mir nun ihr trauriges Anſehen und hatte ſie nur um deſto lieber.

Die Neigung zu dieſem Mädchen half mir die Schwindeleyen des Bruders übertragen, der nicht immer in ſeinen Gränzen blieb. Ich hatte oft die weitläufigen Erzählungen ſeiner Großthaten auszuhalten, wie er ſich ſchon öfter geſchlagen, ohne jedoch dem andern ſchaden zu wollen: es ſey alles bloß der Ehre wegen geſchehen. Stets habe er gewußt ſeinen Widerſacher zu entwaffnen, und ihm alsdann verziehen; ja er verſtehe ſich auf's Ligiren ſo gut, daß er einſt ſelbſt in große Verlegenheit gerathen, als er den Degen ſeines Gegners auf einen hohen Baum geſchleudert, ſo daß man ihn nicht leicht wieder habhaft werden können.

Was mir meine Beſuche auf dem Theater ſehr erleichterte, war, daß mir mein Freibillet, als aus den Händen des Schultheißen, den Weg zu allen Plätzen eröffnete, und alſo auch zu den Sitzen im Proſcenium.

Dieſes war nach Franzöſiſcher Art ſehr tief und an beiden Seiten mit Sitzen eingefaßt, die durch eine niedrige Barriere beſchränkt, ſich in mehreren Reihen hinter einander aufbauten und zwar dergeſtalt, daß die erſten Sitze nur wenig über die Bühne erhoben waren. Das Ganze galt für einen beſondern Ehrenplatz; nur Officiere bedienten ſich gewöhnlich deſſelben, obgleich die Nähe der Schauſpieler, ich will nicht ſagen jede Illuſion, ſondern gewiſſermaßen jedes Gefallen aufhob. Sogar jenen Gebrauch oder Mißbrauch, über den ſich Voltaire ſo ſehr beſchwert, habe ich noch erlebt und mit Augen geſehen. Wenn bei ſehr vollem Hauſe, und etwa zur Zeit von Durchmärſchen angeſehene Officiere nach jenem Ehrenplatz ſtrebten, der aber gewöhnlich ſchon beſetzt war, ſo ſtellte man noch einige Reihen Bänke und Stühle in's Proſcenium auf die Bühne ſelbſt, und es blieb den Helden und Heldinnen nichts übrig, als in einem ſehr mäßigen Raume zwiſchen den Uniformen und Orden ihre Geheimniſſe zu enthüllen. Ich habe die Hypermneſtra ſelbſt unter ſolchen Umſtänden aufführen ſehen.

Der Vorhang fiel nicht zwiſchen den Acten; und ich erwähne noch eines ſeltſamen Gebrauchs, den ich ſehr auffallend finden mußte, da mir als einem guten Deutſchen Knaben das Kunſtwidrige daran ganz unerträglich war. Das Theater nämlich ward als das größte Heiligthum betrachtet, und eine vorfallende Störung auf demſelben hätte als das größte Verbrechen gegen die

Majestät des Publicums sogleich müssen genügt werden. Zwey Grenadiere, das Gewehr bei'm Fuß, standen daher in allen Lustspielen ganz öffentlich zu beiden Seiten des hintersten Vorhangs, und waren Zeugen von allem was im Innersten der Familie verging. Da, wie gesagt, zwischen den Acten der Vorhang nicht niedergelassen wurde, so traten bei einfallender Musik, zwey andere dergestalt ab, daß sie aus den Coulissen ganz strack vor jene hintraten, welche sich dann eben so gemessentlich zurückzogen. Wenn nun eine solche Anstalt recht dazu geeignet war, alles was man bei'm Theater Illusion nennt, aufzuheben, so fällt es um so mehr auf, da dieses zu einer Zeit geschah, wo nach Diderots Grundsätzen und Beispielen die natürlichste Natürlichkeit auf der Bühne gefordert, und eine vollkommene Täuschung als das eigentliche Ziel der theatralischen Kunst angegeben wurde. Von einer solchen militärischen Policeyanstalt war jedoch die Tragödie entbunden, und die Helden des Alterthums hatten das Recht sich selbst zu bewachen; die gedachten Grenadiere standen indeß nahe genug hinter den Coulissen.

So will ich denn auch noch anführen, daß ich Diderots Hausvater und die Philosophen von Palissot gesehen habe, und mich im letztern Stück der Figur des Philosophen, der auf allen Vieren geht und in ein rohes Salatkraut beißt, noch wohl erinnere.

Alle diese theatralische Mannichfaltigkeit konnte je-

doch uns Kinder nicht immer im Schauſpielhauſe feſthalten. Wir ſpielten bei ſchönem Wetter vor demſelben und in der Nähe, und begingen allerlei Thorheiten, welche beſonders an Sonn- und Feſttagen keineswegs zu unſerm Aeußeren paßten: denn ich und Meinesgleichen erſchienen alsdann, angezogen wie man mich in jenem Mährchen geſehen, den Hut unterm Arm, mit einem kleinen Degen, deſſen Bügel mit einer großen ſeidenen Bandſchleife geziert war. Einſt, als wir eine ganze Zeit unſer Weſen getrieben und Derones ſich unter uns gemiſcht hatte, fiel es dieſem ein, mir zu betheuern, ich hätte ihn beleidigt, und müſſe ihm Satisfaction geben. Ich begriff zwar nicht, was ihm Anlaß geben konnte, ließ mir aber ſeine Ausforderung gefallen und wollte ziehen. Er verſicherte mir aber, es ſey in ſolchen Fällen gebräuchlich, daß man an einſame Oerter gehe, um die Sache deſto bequemer ausmachen zu können. Wir verfügten uns deßhalb hinter einige Scheunen, und ſtellten uns in gehörige Poſitur. Der Zweykampf erfolgte auf eine etwas theatraliſche Weiſe, die Klingen klirrten, und die Stöße gingen neben aus; doch im Feuer der Action blieb er mit der Spitze ſeines Degens an der Bandſchleife meines Bügels hangen. Sie ward durchbohrt, und er verſicherte mir, daß er nun die vollkommenſte Satisfaction habe, umarmte mich ſodann, gleichfalls recht theatraliſch, und wir gingen in das nächſte Caffeehaus, um uns mit einem Glaſe Mandelmilch von un-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.

3-598-50924-3
FN. 1624/375

ſerer Gemüthsbewegung zu erholen und den alten Freundſchaftsbund nur deſto feſter zu ſchließen.

Ein anderes Abenteuer, das mir auch im Schauſpielhauſe, obgleich ſpäter, begegnet, will ich bei dieſer Gelegenheit erzählen. Ich ſaß nämlich mit einem meiner Geſpielen ganz ruhig im Parterre, und wir ſahen mit Vergnügen einem Solotanze zu, den ein hübſcher Knabe, ungefähr von unſerm Alter, der Sohn eines durchreiſenden Franzöſiſchen Komödianten, mit vieler Gewandtheit und Anmuth ausführte. Nach Art der Tänzer war er mit einem knappen Wämschen von rother Seide bekleidet, welches, in einen kurzen Reifrock ausgehend, gleich den Lauferſchürzen, bis über die Kniee ſchwebte. Wir hatten dieſem angehenden Künſtler mit dem ganzen Publicum unſern Beifall gezollt, als mir ich weiß nicht wie einfiel, eine moraliſche Reflexion zu machen. Ich ſagte zu meinem Begleiter: wie ſchön war dieſer Knabe geputzt und wie gut nahm er ſich aus; wer weiß in was für einem zerriſſenen Jäckchen er heute ſchlafen mag! — Alles war ſchon aufgeſtanden, nur ließ uns die Menge nicht vorwärts. Eine Frau, die neben mir geſeſſen hatte und nun hart an mir ſtand, war zufälliger Weiſe die Mutter dieſes jungen Künſtlers, die ſich durch meine Reflexion ſehr beleidigt fühlte. Zu meinem Unglück konnte ſie Deutſch genug, um mich verſtanden zu haben, und ſprach es gerade ſo viel als nöthig war, um ſchelten zu können. Sie machte mich gewaltig

herunter: wer ich denn ſey, meinte ſie, daß ich Urſache hätte an der Familie und an der Wohlhabenheit dieſes jungen Menſchen zu zweifeln. Auf alle Fälle dürfe ſie ihn für ſo gut halten als mich, und ſeine Talente konnten ihm wohl ein Glück bereiten, wovon ich mir nicht würde träumen laſſen. Dieſe Strafpredigt hielt ſie mir im Gedränge und machte die Umſtehenden aufmerkſam, welche Wunder dachten, was ich für eine Unart müßte begangen haben. Da ich mich weder entſchuldigen, noch von ihr entfernen konnte, ſo war ich wirklich verlegen, und als ſie einen Augenblick inne hielt, ſagte ich, ohne etwas dabei zu denken: Nun, wozu der Lärm? heute roth morgen todt! — Auf dieſe Worte ſchien die Frau zu verſtummen. Sie ſah mich an und entfernte ſich von mir, ſobald es nur einigermaßen möglich war. Ich dachte nicht weiter an meine Worte. Nur einige Zeit hernach fielen ſie mir auf, als der Knabe, anſtatt ſich nochmals ſehen zu laſſen, krank ward und zwar ſehr gefährlich. Ob er geſtorben iſt, weiß ich nicht zu ſagen.

Dergleichen Vordeutungen durch ein unzeitig, ja unſchicklich ausgeſprochenes Wort ſtanden bei den Alten ſchon in Anſehen, und es bleibt höchſt merkwürdig, daß die Formen des Glaubens und Aberglaubens bei allen Völkern und zu allen Zeiten immer dieſelben geblieben ſind.

Nun fehlte es von dem erſten Tage der Beſitznehmung unſerer Stadt, zumal Kindern und jungen Leuten,

nicht an immerwährender Zerstreuung. Theater und Bälle, Paraden und Durchmärsche zogen unsre Aufmerksamkeit hin und her. Die leztern besonders nahmen immer zu, und das Soldatenleben schien uns ganz lustig und vergnüglich.

Der Aufenthalt des Königslieutenants in unserm Hause verschafte uns den Vortheil, alle bedeutenden Personen der Französischen Armee nach und nach zu sehen, und besonders die ersten, deren Name schon durch den Ruf zu uns gekommen war, in der Nähe zu betrachten. So sahen wir von Treppen und Podesten, gleichsam wie von Galerien, sehr bequem die Generalität bei uns vorübergehn. Vor allen erinnere ich mich des Prinzen Soubise als eines schönen leutseligen Herrn; am deutlichsten aber des Marschalls von Broglie als eines jüngern, nicht großen aber wohlgebauten, lebhaften, geistreich um sich blickenden, behenden Mannes.

Er kam mehrmals zum Königslieutenant, und man merkte wohl, daß von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im ersten Vierteljahr der Einquartierung kaum in diesen neuen Zustand gefunden, als schon die Nachricht sich dunkel verbreitete: die Alliirten seyen im Anmarsch, und Herzog Ferdinand von Braunschweig komme, die Franzosen vom Mayn zu vertreiben. Man hatte von diesen, die sich keines besondern Kriegsglückes rühmen konnten, nicht die größte Vorstellung, und seit der Schlacht von Roßbach glaubte man sie verachten zu

dürfen; auf den Herzog Ferdinand setzte man das größte Vertrauen, und alle Preußisch Gesinnten erwarteten mit Sehnsucht ihre Befreiung von der bisherigen Last. Mein Vater war etwas heiterer, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug einzusehen, daß ein gegenwärtiges geringes Uebel leicht mit einem großen Ungemach vertauscht werden könne: denn es zeigte sich nur allzu deutlich, daß man dem Herzog nicht entgegen gehen, sondern einen Angriff in der Nähe der Stadt abwarten werde. Eine Niederlage der Franzosen, eine Flucht, eine Vertheidigung der Stadt, wäre es auch nur um den Rückzug zu decken und um die Brücke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, alles stellte sich der erregten Einbildungskraft dar, und machte beiden Parteyen Sorge. Meine Mutter, welche alles, nur nicht die Sorge ertragen konnte, ließ durch den Dolmetscher ihre Furcht bei dem Grafen anbringen; worauf sie die in solchen Fällen gebräuchliche Antwort erhielt: sie solle ganz ruhig seyn, es sey nichts zu befürchten, sich übrigens still halten und mit niemand von der Sache sprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, daß sie bei Bergen Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich immer, und unser Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. In dieser Zeit habe ich den Marschall Broglio öfter gesehen, immer heiter, ein= wie das anderemal an Gebär-

den und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut den Mann, deſſen Geſtalt einen ſo guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geſchichte rühmlich erwähnt zu finden.

So kam denn endlich, nach einer unruhigen Charwoche, 1759 der Charfreytag heran. Eine große Stille verkündigte den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten aus dem Hauſe zu gehen; der Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann; ich ſtieg auf den oberſten Boden, wo ich zwar die Gegend zu ſehen gehindert war, aber den Donner der Kanonen und das Maſſenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden ſahen wir die erſten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verſtümmelungen und Gebärden ſachte bei uns vorbeigefahren wurden, um in das zum Lazareth umgewandelte Liebfrauen-Kloſter gebracht zu werden. Sogleich regte ſich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brot, Geld ward denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf bleſſirte und gefangene Deutſche unter dieſem Zug gewahr wurde, fand das Mitleid keine Gränze, und es ſchien als wollte jeder ſich von allem entblößen, was er nur Bewegliches beſaß, um ſeinen bedrängten Landsleuten beizuſtehen.

Die Gefangenen waren jedoch Anzeichen einer für die Alliirten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in

ſeiner Parteylichkeit ganz ſicher, daß dieſe gewinnen würden, hatte die leidenſchaftliche Verwegenheit den gehofften Siegern entgegen zu gehen, ohne zu bedenken, daß die geſchlagene Parten erſt über ihn wegfliehen müßte. Erſt begab er ſich in ſeinen Garten, vor dem Friedberger Thore, wo er alles einſam und ruhig fand; dann wagte er ſich auf die Bornheimer Haide, wo er aber bald verſchiedene zerſtreute Nachzügler und Troßknechte anſichtig ward, die ſich den Spaß machten nach den Gränzſteinen zu ſchießen, ſo daß dem neugierigen Wandrer das abprallende Bley um den Kopf ſauſ'te. Er hielt es deßhalb doch für gerathner zurückzugehen, und erfuhr, bei einiger Nachfrage, was ihm ſchon der Schall des Feuerns hätte klar machen ſollen, daß alles für die Franzoſen gut ſtehe und an kein Weichen zu denken ſey. Nach Hauſe gekommen, voll Unmuth, gerieth er bei'm Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Faſſung. Auch er ließ den Vorbeiziehenden mancherlei Spende reichen; aber nur die Deutſchen ſollten ſie erhalten, welches nicht immer möglich war, weil das Schickſal Freunde und Feinde zuſammen aufgepackt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir ſchon früher auf des Grafen Wort gebaut und deßhalb einen ziemlich beruhigten Tag hingebracht hatten, waren höchlich erfreut, und die Mutter doppelt getröſtet, da ſie des Morgens, als ſie das Orakel ihres Schatzkäſtleins durch ei-

nen Nadelstich befragt, eine für die Gegenwart sowohl als für die Zukunft sehr tröstliche Antwort erhalten hatte. Wir wünschten unserm Vater gleichen Glauben und gleiche Gesinnung, wir schmeichelten ihm was wir konnten, wir baten ihn etwas Speise zu sich zu nehmen, die er den ganzen Tag entbehrt hatte; er verweigerte unsre Liebkosungen und jeden Genuß, und begab sich auf sein Zimmer. Unsre Freude war indessen nicht gestört; die Sache war entschieden; der Königslieutenant, der diesen Tag gegen seine Gewohnheit zu Pferde gewesen, kehrte endlich zurück, seine Gegenwart zu Hause war nöthiger als je. Wir sprangen ihm entgegen, küßten seine Hände und bezeugten ihm unsre Freude. Es schien ihm sehr zu gefallen. „Wohl! sagte er freundlicher als sonst, ich bin auch um euretwillen vergnügt, liebe Kinder!" Er befahl sogleich uns Zuckerwerk, süßen Wein, überhaupt das Beste zu reichen, und ging auf sein Zimmer, schon von einer großen Masse Dringender, Fordernder und Bittender umgeben.

Wir hielten nun eine köstliche Collation, bedauerten den guten Vater, der nicht Theil daran nehmen mochte, und drangen in die Mutter, ihn herbei zu rufen; sie aber klüger als wir wußte wohl, wie unerfreulich ihm solche Gaben seyn würden. Indessen hatte sie etwas Abendbrot zurecht gemacht und hätte ihm gern eine Portion auf das Zimmer geschickt; aber eine solche Unordnung litt er nie, auch nicht in den äußersten Fällen; und

nachdem man die süßen Gaben bei Seite geschafft, suchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speisezimmer zu kommen. Endlich ließ er sich bewegen, ungern, und wir ahneten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frei durch's ganze Haus an allen Vorsälen vorbei. Der Vater mußte, indem er herabstieg, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübergehen. Sein Vorsaal stand so voller Leute, daß der Graf sich entschloß, um mehreres auf einmal abzuthun, herauszutreten; und dieß geschah leider in dem Augenblick als der Vater herabkam. Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Ihr werdet uns und euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist." — Keineswegs! versetzte mein Vater, mit Ingrimm; ich wollte sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen. — Der Graf hielt einen Augenblick inne, dann aber fuhr er mit Wuth auf: „Dieses sollt ihr büßen! rief er: Ihr sollt nicht umsonst der gerechten Sache und mir eine solche Beleidigung zugefügt haben!"

Der Vater war indessen gelassen heruntergestiegen, setzte sich zu uns, schien heiterer als bisher, und fing an zu essen. Wir freuten uns darüber, und wußten nicht, auf welche bedenkliche Weise er sich den Stein vom Herzen gewälzt hatte. Kurz darauf wurde die Mutter herausgerufen, und wir hatten große Lust, dem Vater auszuplaudern, was uns der Graf für Süßigkeiten ver-

ihrt habe. Die Mutter kam nicht zurück. Endlich trat der Dolmetscher herein. Auf seinen Wink schickte man uns zu Bette; es war schon spät und wir gehorchten gern. Nach einer ruhig durchschlafenen Nacht erfuhren wir die gewaltsame Bewegung, die gestern Abend das Haus erschüttert hatte. Der Königslieutenant hatte sogleich befohlen, den Vater auf die Wache zu führen. Die Subalternen wußten wohl, daß ihm niemals zu widersprechen war; doch hatten sie sich manchmal Dank verdient, wenn sie mit der Ausführung zauderten. Diese Gesinnung wußte der Gevatter Dolmetsch, den die Geistesgegenwart niemals verließ, auf's lebhafteste bei ihnen rege zu machen. Der Tumult war ohnehin so groß, daß eine Zögerung sich von selbst versteckte und entschuldigte. Er hatte meine Mutter herausgerufen, und ihr den Adjutanten gleichsam in die Hände gegeben, daß sie durch Bitten und Vorstellungen nur einigen Aufschub erlangen möchte. Er selbst eilte schnell hinauf zum Grafen, der sich bei der großen Beherrschung seiner selbst sogleich in's innere Zimmer zurückgezogen hatte, und das dringendste Geschäft lieber einen Augenblick stocken ließ, als daß er den einmal in ihm erregten bösen Muth an einem Unschuldigen gekühlt, und eine seiner Würde nachtheilige Entscheidung gegeben hätte.

Die Anrede des Dolmetschers an den Grafen, die Führung des ganzen Gesprächs hat uns der dicke Gevatter, der sich auf den glücklichen Erfolg nicht wenig zu

gute that, oft genug wiederholt, so daß ich sie aus dem Gedächtniß wohl noch aufzeichnen kann.

Der Dolmetsch hatte gewagt das Cabinet zu eröffnen und hineinzutreten, eine Handlung die höchst verpönt war. „Was wollt ihr? rief ihm der Graf zornig entgegen: Hinaus mit euch! Hier hat niemand das Recht hereinzutreten als Saint Jean."

So halter mich einen Augenblick für Saint Jean, versetzte der Dolmetsch.

„Dazu gehört eine gute Einbildungskraft. Seiner zwey machen noch nicht einen wie ihr seyd. Entfernt euch!"

Herr Graf, ihr habt eine große Gabe vom Himmel empfangen und an die appellire ich.

„Ihr denkt mir zu schmeicheln! Glaubt nicht, daß es euch gelingen werde."

Ihr habt die große Gabe, Herr Graf, auch in Augenblicken der Leidenschaft, in Augenblicken des Zorns, die Gesinnungen anderer anzuhören.

„Wohl, wohl! Von Gesinnungen ist eben die Rede, die ich zu lange angehört habe. Ich weiß nur zu gut, daß man uns hier nicht liebt, daß uns diese Bürger scheel ansehn."

Nicht alle!

„Sehr viele! Was! diese Städter, Reichsstädter wollen sie seyn? Ihren Kaiser haben sie wählen und krönen sehen, und wenn dieser, ungerecht angegriffen,

seine Länder zu verlieren und einem Usurpator zu unterliegen Gefahr läuft; wenn er glücklicherweise getreue Alliirte findet, die ihr Geld, ihr Blut zu seinem Vortheil verwenden; so wollen sie die geringe Last nicht tragen, die zu ihrem Theil sie trifft, daß der Reichsfeind gedemüthigt werde."

Freilich kennt ihr diese Gesinnungen schon lange, und habt sie als ein weiser Mann geduldet; auch ist es nur die geringere Zahl. Wenige, verblendet durch die glänzenden Eigenschaften des Feindes, den ihr ja selbst als einen außerordentlichen Mann schätzt, wenige nur, ihr wißt es!

„Ja wohl! zu lange habe ich es gewußt und geduldet, sonst hätte dieser sich nicht unterstanden, mir in den bedeutendsten Augenblicken solche Beleidigungen in's Gesicht zu sagen. Es mögen seyn so viel ihrer wollen, sie sollen in diesem ihrem kühnen Repräsentanten gestraft werden, und sich merken was sie zu erwarten haben."

Nur Aufschub, Herr Graf!

„In gewissen Dingen kann man nicht zu geschwind verfahren."

Nur einen kurzen Aufschub!

„Nachbar! Ihr denkt mich zu einem falschen Schritt zu verleiten; es soll euch nicht gelingen."

Weder verleiten will ich euch zu einem falschen Schritt, noch von einem falschen zurückhalten; euer Entschluß ist gerecht: er geziemt dem Franzosen, dem

Kö-

Königslieutenant; aber bedenkt, daß Ihr auch Graf Thorane seyd.

„Der hat hier nicht mitzusprechen.“

Man sollte den braven Mann doch auch hören.

„Nun was würde er denn sagen?“

Herr Königslieutenant! würde er sagen: Ihr habt so lange mit so viel dunkeln, unwilligen, ungeschickten Menschen Geduld gehabt, wenn sie es euch nur nicht gar zu arg machten. Dieser hat's freilich sehr arg gemacht; aber gewinnt es über euch, Herr Königslieutenant! und jederman wird euch deßwegen loben und preisen.

„Ihr wißt, daß ich eure Possen manchmal leiden kann, aber mißbraucht nicht mein Wohlwollen. Diese Menschen, sind sie denn ganz verblendet? Hätten wir die Schlacht verloren, in diesem Augenblick, was würde ihr Schicksal seyn? Wir schlagen uns bis vor die Thore, wir sperren die Stadt, wir halten, wir vertheidigen uns, um unsere Retirade über die Brücke zu decken. Glaubt ihr, daß der Feind die Hände in den Schoos gelegt hätte? Er wirft Granaten und was er bei der Hand hat, und sie zünden wo sie können. Dieser Hausbesitzer da, was will er? In diesen Zimmern hier platzte jetzt wohl eine Feuerkugel und eine andere folgte hintendrein; in diesen Zimmern, deren vermaledeyte Peking-Tapeten ich geschont, mich genirt habe, meine Landchar-

ten nicht aufzumagen! Den ganzen Tag hätten sie auf den Knien liegen sollen."

Wie viele haben das gethan!

„Sie hätten sollen den Segen für uns erflehen; den Generalen und Officieren mit Ehren- und Freudenzeichen, den ermatteten Gemeinen mit Erquickung entgegen gehen. Anstatt dessen verdirbt mir der Gift dieses Parteygeistes die schönsten, glücklichsten, durch so viel Sorgen und Anstrengungen erworbenen Augenblicke meines Lebens!"

Es ist ein Parteygeist; aber ihr werdet ihn durch die Bestrafung dieses Mannes nur vermehren. Die mit ihm Gleichgesinnten werden euch als einen Tyrannen, als einen Barbaren ausschreien; sie werden ihn als einen Märtyrer betrachten, der für die gute Sache gelitten hat; und selbst die anders Gesinnten, die jetzt seine Gegner sind, werden in ihm nur den Mitbürger sehen, werden ihn bedauern, und indem sie euch Recht geben, dennoch finden, daß ihr zu hart verfahren seyd.

„Ich habe euch schon zu lange angehört; macht, daß ihr fortkommt!"

So hört nur noch dieses! Bedenkt, daß es das Unerhörteste ist, was diesem Manne, was dieser Familie begegnen konnte. Ihr hattet nicht Ursache, von dem guten Willen des Hausherrn erbaut zu seyn; aber die Hausfrau ist allen euren Wünschen zuvorgekommen, und die Kinder haben euch als ihren Oheim betrachtet. Mit

diesem einzigen Schlag werdet ihr den Frieden und das Glück dieser Wohnung auf ewig zerstören. Ja, ich kann wohl sagen, eine Bombe, die in's Haus gefallen wäre, würde nicht größere Verwüstungen darin angerichtet haben. Ich habe euch so oft über eure Fassung bewundert, Herr Graf; gebt mir dießmal Gelegenheit, euch anzubeten. Ein Krieger ist ehrwürdig, der sich selbst in Feindes Haus als einen Gastfreund betrachtet; hier ist kein Feind, nur ein Verirrter. Gewinnt es über euch, und es wird euch zu ewigem Ruhme gereichen!

„Das müßte wunderlich zugehen," versetzte der Graf mit einem Lächeln.

Nur ganz natürlich, erwiderte der Dolmetscher. Ich habe die Frau, die Kinder nicht zu euren Füßen geschickt: denn ich weiß, daß euch solche Scenen verdrießlich sind; aber ich will euch die Frau, die Kinder schildern, wie sie euch danken; ich will sie euch schildern, wie sie sich zeitlebens von dem Tage der Schlacht bei Bergen, und von eurer Großmuth an diesem Tage unterhalten, wie sie es Kindern und Kindeskindern erzählen, und auch Fremden ihr Interesse für euch einzuflößen wissen: eine Handlung dieser Art kann nicht untergehen!

„Ihr trefft meine schwache Seite nicht, Dolmetscher. An den Nachruhm pfleg' ich nicht zu denken, der ist für andere, nicht für mich; aber im Augenblick recht zu thun, meine Pflicht nicht zu versäumen, meiner

Ehre nichts zu vergeben, das iſt meine Sorge. Wir haben ſchon zu viel Worte gemacht; jetzt geht hin — und laßt euch von den Undankbaren danken, die ich verſchone!"

Der Dolmetſch, durch dieſen unerwartet glücklichen Ausgang überraſcht und bewegt, konnte ſich der Thränen nicht enthalten, und wollte dem Grafen die Hände küſſen; der Graf wies ihn ab und ſagte ſtreng und ernſt: Ihr wißt, daß ich dergleichen nicht leiden kann! Und mit dieſen Worten trat er auf den Vorſaal, um die andringenden Geſchäfte zu beſorgen, um das Begehren ſo vieler wartenden Menſchen zu vernehmen. So ward die Sache beigelegt, und wir feierten den andern Morgen, bei den Ueberbleibſeln der geſtrigen Zuckergeſchenke, das Vorübergehen eines Uebels, deſſen Androhen wir glücklich verſchlafen hatten.

Ob der Dolmetſch wirklich ſo weiſe geſprochen, oder ob er ſich die Scene nur ſo ausgemahlt, wie man es wohl nach einer guten und glücklichen Handlung zu thun pflegt, will ich nicht entſcheiden; wenigſtens hat er bei Wiedererzählung derſelben niemals variirt. Genug, dieſer Tag dünkte ihm, ſo wie der ſorgenvollſte, ſo auch der glorreichſte ſeines Lebens.

Wie ſehr übrigens der Graf alles falſche Ceremoniell abgelehnt, keinen Titel, der ihm nicht gebührte, jemals angenommen, und wie er in ſeinen heitern Stunden im-

mer geistreich gewesen, davon soll eine kleine Begebenheit ein Zeugniß ablegen.

Ein vornehmer Mann, der aber auch unter die abstrusen einsamen Frankfurter gehörte, glaubte sich über seine Einquartierung beklagen zu müssen. Er kam persönlich, und der Dolmetsch bot ihm seine Dienste an; jener aber meinte derselben nicht zu bedürfen. Er trat vor den Grafen mit einer anständigen Verbeugung und sagte: Excellenz! Der Graf gab ihm die Verbeugung zurück, so wie die Excellenz. Betroffen von dieser Ehrenbezeigung, nicht anders glaubend als der Titel sey zu gering, bückte er sich tiefer, und sagte: Monseigneur! — „Mein Herr, sagte der Graf ganz ernsthaft: wir wollen nicht weiter gehen, denn sonst könnten wir es leicht bis zur Majestät bringen.“ — Der andere war äußerst verlegen und wußte kein Wort zu sagen. Der Dolmetsch, in einiger Entfernung stehend und von der ganzen Sache unterrichtet, war boshaft genug, sich nicht zu rühren, der Graf aber, mit großer Heiterkeit, fuhr fort: „Zum Beispiel, mein Herr, wie heißen Sie?“ — Spangenberg, versetzte jener — „und ich, sagte der Graf, heiße Thorane. Spangenberg, was wollt ihr von Thorane? und nun setzen wir uns, die Sache soll gleich abgethan seyn.“

Und so wurde die Sache auch gleich zu großer Zufriedenheit desjenigen abgethan, den ich hier Spangen-

berg genannt habe, und die Geschichte noch an selbigem Abend von dem schadenfrohen Dolmetsch in unserm Familienkreise nicht nur erzählt, sondern mit allen Umständen und Gebärden aufgeführt.

Nach solchen Verwirrungen, Unruhen und Bedrängnissen fand sich gar bald die vorige Sicherheit und der Leichtsinn wieder, mit welchem besonders die Jugend von Tag zu Tage lebt, wenn es nur einigermaßen angehen will. Meine Leidenschaft zu dem Französischen Theater wuchs mit jeder Vorstellung; ich versäumte keinen Abend, ob ich gleich jedesmal, wenn ich nach dem Schauspiel mich zur speisenden Familie an den Tisch setzte und mich gar oft nur mit einigen Resten begnügte, die steten Vorwürfe des Vaters zu dulden hatte: das Theater sey zu gar nichts nütze, und könne zu gar nichts führen. Ich rief in solchem Falle gewöhnlich alle und jede Argumente hervor, welche den Vertheidigern des Schauspiels zur Hand sind, wenn sie in eine gleiche Noth wie die meinige gerathen. Das Laster im Glück, die Tugend im Unglück wurden zuletzt durch die poetische Gerechtigkeit wieder in's Gleichgewicht gebracht. Die schönen Beispiele von bestraften Vergehungen, Miß Sara Sampson und der Kaufmann von London wurden sehr lebhaft von mir hervorgehoben; aber ich zog dagegen öfters den kürzern, wenn die Schelmstreiche Scapins und dergleichen auf dem Zettel standen, und ich mir das Behagen mußte vorwerfen lassen, das man über die Betrügereyen

ränkevoller Knechte, und über den guten Erfolg der Thorheiten ausgelaſſener Jünglinge im Publicum empfinde. Beide Parteyen überzeugten einander nicht; doch wurde mein Vater ſehr bald mit der Bühne ausgeſöhnt, als er ſah, daß ich mit unglaublicher Schnelligkeit in der Franzöſiſchen Sprache zunahm.

Die Menſchen ſind nun einmal ſo, daß jeder, was er thun ſieht, lieber ſelbſt vornähme, er habe nun Geſchick dazu oder nicht. Ich hatte nun bald den ganzen Curſus der Franzöſiſchen Bühne durchgemacht; mehrere Stücke kamen ſchon zum zweyten- und drittenmal; von der würdigſten Tragödie bis zum leichtfertigſten Nachſpiel war mir alles vor Augen und Geiſt vorbeigegangen; und wie ich als Kind den Terenz nachzuahmen wagte, ſo verfehlte ich nunmehr nicht als Knabe, bei einem viel lebhafter dringenden Anlaß, auch die Franzöſiſchen Formen nach meinem Vermögen und Unvermögen zu wiederholen. Es wurden damals einige halb mythologiſche, halb allegoriſche Stücke im Geſchmack des Piron gegeben; ſie hatten etwas von der Parodie und gefielen ſehr. Dieſe Vorſtellungen zogen mich beſonders an: die goldnen Flügelchen eines heitern Mercur, der Donnerkeil des verkappten Jupiter, eine galante Danae, oder wie eine von Göttern beſuchte Schöne heißen mochte, wenn es nicht gar eine Schäferin oder Jägerin war, zu der ſie ſich herunterließen. Und da mir dergleichen Elemente aus Ovids Verwandlungen und Pomey's Pan-

theen Motiven sehr häufig im Kopfe herum summten, so hatte ich bald ein solches Stückchen in meiner Phantasie zusammengestellt, wovon ich nur so viel zu sagen weiß, daß die Scene ländlich war, daß es aber doch darin weder an Königstöchtern, noch Prinzen, noch Göttern fehlte. Der Mercur besonders war mir dabei so lebhaft im Sinne, daß ich noch schwören wollte, ich hätte ihn mit Augen gesehen.

Eine von mir selbst sehr reinlich gefertigte Abschrift legte ich meinem Freund Derones vor, welcher sie mit ganz besonderm Anstand und einer wahrhaften Gönnermiene aufnahm, das Manuscript flüchtig durchsah, mir einige Sprachfehler nachwies, einige Reden zu lang fand, und zuletzt versprach, das Werk bei gehöriger Muße näher zu betrachten und zu beurtheilen. Auf meine bescheidene Frage, ob das Stück wohl aufgeführt werden könne, versicherte er mir, daß es gar nicht unmöglich sey. Sehr vieles komme beim Theater auf Gunst an, und er beschütze mich von ganzem Herzen; nur müsse man die Sache geheim halten; denn er habe selbst einmal mit einem von ihm verfertigten Stück die Direction überrascht, und es wäre gewiß aufgeführt worden, wenn man nicht zu früh entdeckt hätte, daß er der Verfasser sey. Ich versprach ihm alles mögliche Stillschweigen, und sah schon im Geist den Titel meiner Piece an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchstaben angeschlagen.

So leichtsinnig übrigens der Freund war, so schien ihm doch die Gelegenheit den Meister zu spielen allzu erwünscht. Er las das Stück mit Aufmerksamkeit durch, und indem er sich mit mir hinsetzte, um einige Kleinigkeiten zu ändern, kehrte er im Laufe der Unterhaltung das ganze Stück um und um, so daß auch kein Stein auf dem andern blieb. Er strich aus, setzte zu, nahm eine Person weg, substituirte eine andere, genug er verfuhr mit der tollsten Willkür von der Welt, daß mir die Haare zu Berge standen. Mein Vorurtheil, daß er es doch verstehen müsse, ließ ihn gewähren: denn er hatte mir schon öfters von den drey Einheiten des Aristoteles, von der Regelmäßigkeit der Französischen Bühne, von der Wahrscheinlichkeit, von der Harmonie der Verse und allem was daran hängt, so viel vorerzählt, daß ich ihn nicht nur für unterrichtet, sondern auch für begründet halten mußte. Er schalt auf die Engländer und verachtete die Deutschen; genug, er trug mir die ganze dramaturgische Litaney vor, die ich in meinem Leben so oft mußte wiederholen hören.

Ich nahm, wie der Knabe in der Fabel, meine zerfetzte Geburt mit nach Hause, und suchte sie wieder herzustellen, aber vergebens. Weil ich sie jedoch nicht ganz aufgeben wollte, so ließ ich aus meinem ersten Manuscript, nach wenigen Veränderungen, eine saubere Abschrift durch unsern Schreibenden anfertigen, die ich

denn meinem Vater überreichte und dadurch so viel erlangte, daß er mich nach vollendetem Schauspiel meine Abendkost eine Zeit lang ruhig verzehren ließ.

Dieser mißlungene Versuch hatte mich nachdenklich gemacht, und ich wollte nunmehr diese Theorien, diese Gesetze, auf die sich jederman berief, und die mir besonders durch die Unart meines anmaßlichen Meisters verdächtig geworden waren, unmittelbar an den Quellen kennen lernen, welches mir zwar nicht schwer doch mühsam wurde. Ich las zunächst Corneille's Abhandlung über die drey Einheiten und ersah wohl daraus, wie man es haben wollte; warum man es aber so verlangte, ward mir keineswegs deutlich, und was das Schlimmste war, ich gerieth sogleich in noch größere Verwirrung, indem ich mich mit den Händeln über den Cid bekannt machte, und die Vorreden las, in welchen Corneille und Racine sich gegen Kritiker und Publicum zu vertheidigen genöthigt sind. Hier sah ich wenigstens auf das deutlichste, daß kein Mensch wußte was er wollte; daß ein Stück wie Cid, das die herrlichste Wirkung hervorgebracht, auf Befehl eines allmächtigen Cardinals sollte für schlecht erklärt werden; daß Racine, der Abgott der zu meiner Zeit lebenden Franzosen, der nun auch mein Abgott geworden war (denn ich hatte ihn näher kennen lernen, als Schöff von Olenschlager durch uns Kinder den Britannicus aufführen ließ, worin mir

die Rolle des Nero zu Theil ward), daß Racine, sage ich, auch zu seiner Zeit weder mit Liebhabern noch Kunstrichtern fertig werden können. Durch alles dieses ward ich verworrner als jemals, und nachdem ich mich lange mit diesem Hin- und Herreden, mit dieser theoretischen Salbaderey des vorigen Jahrhunderts gequält hatte, schüttete ich das Kind mit dem Bade aus, und warf den ganzen Plunder desto entschiedener von mir, je mehr ich zu bemerken glaubte, das die Autoren selbst, welche vortreffliche Sachen hervorbrachten, wenn sie darüber zu reden anfingen, wenn sie den Grund ihres Handelns angaben, wenn sie sich vertheidigen, entschuldigen, beschönigen wollen, doch auch nicht immer den rechten Fleck zu treffen wußten. Ich eilte daher wieder zu dem lebendig Vorhandenen, besuchte das Schauspiel weit eifriger, las gewissenhafter und ununterbrochener, so daß ich in dieser Zeit Racine und Moliere ganz, und von Corneille einen großen Theil durchzuarbeiten die Anhaltsamkeit hatte.

Der Königslieutenant wohnte noch immer in unserm Hause. Er hatte sein Betragen in nichts geändert, besonders gegen uns; allein es war merklich, und der Gevatter Dolmetsch wußte es uns noch deutlicher zu machen, daß er sein Amt nicht mehr mit der Heiterkeit, nicht mehr mit dem Eifer verwaltete wie anfangs, obgleich immer mit derselben Rechtschaffenheit und Treue.

Sein Wesen und Betragen, das eher einen Spanier als einen Franzosen ankündigte, seine Launen, die doch mitunter Einfluß auf sein Geschäft hatten, seine Unbiegsamkeit gegen die Umstände, seine Reizbarkeit gegen alles was seine Person oder Charakter berührte, dieses zusammen mochte ihn doch zuweilen mit seinen Vorgesetzten in Conflict bringen. Hiezu kam noch, daß er in einem Duell, welches sich im Schauspiel entsponnen hatte, verwundet wurde, und man dem Königelieutenant übel nahm, daß er selbst eine verpönte Handlang als oberster Policeymeister begangen. Alles dieses mochte, wie gesagt, dazu beitragen, daß er in sich gezogner lebte und hier und da vielleicht weniger energisch verfuhr.

Indessen war nun schon eine ansehnliche Partie der bestellten Gemählde abgeliefert. Graf Thorane brachte seine Freistunden mit der Betrachtung derselben zu, indem er sie im gedachten Giebelzimmer, Bahne für Bahne, breiter und schmäler, neben einander, und, weil es an Platz mangelte, sogar über einander nagelu, wieder abnehmen und anfrollen ließ. Immer wurden die Arbeiten auf's neue untersucht, man erfreute sich wiederholt an den Stellen, die man für die gelungensten hielt; aber es fehlte auch nicht an Wünschen, dieses oder jenes anders geleistet zu sehen.

Hieraus entsprang eine neue und ganz wundersame

Operation. Da nämlich der eine Mahler Figuren, der andere die Mittelgründe und Fernen, der dritte die Bäume, der vierte die Blumen am besten arbeitete; so kam der Graf auf den Gedanken, ob man nicht diese Talente in den Bildern vereinigen, und auf diesem Wege vollkommene Werke hervorbringen könne. Der Anfang ward sogleich damit gemacht, daß man z. B. in eine fertige Landschaft noch schöne Heerden hineinmahlen ließ. Weil nun aber nicht immer der gehörige Platz dazu da war, es auch dem Thiermahler auf ein paar Schafe mehr oder weniger nicht ankam, so war endlich die weiteste Landschaft zu enge. Nun hatte der Menschenmahler auch noch die Hirten und einige Wanderer hineinzubringen; diese nahmen sich wiederum einander gleichsam die Luft, und man war verwundert, wie sie nicht sämmtlich in der freiesten Gegend erstickten. Man konnte niemals voraussehen, was aus der Sache werden würde, und wenn sie fertig war, befriedigte sie nicht. Die Mahler wurden verdrießlich. Bei den ersten Bestellungen hatten sie gewonnen, bei diesen Nacharbeiten verloren sie, obgleich der Graf auch diese sehr großmüthig bezahlte. Und da die von mehrern auf einem Bilde durch einander verarbeiteten Theile, bei aller Mühe, keinen guten Effect hervorbrachten, so glaubte zuletzt ein jeder, daß seine Arbeit durch die Arbeiten der andern verdorben und vernichtet worden; daher wenig fehlte, die Künstler hätten sich hierüber entzweyt und wären in unversöhn-

liche Feindſchaft gerathen. Dergleichen Veränderungen oder vielmehr Zuthaten wurden in gedachtem Atelier, wo ich mit den Künſtlern ganz allein blieb, ausgefertiget; und es unterhielt mich, aus den Studien, beſonders der Thiere, dieſes und jenes Einzelne, dieſe oder jene Gruppe auszuſuchen, und ſie für die Nähe oder die Ferne in Vorſchlag zu bringen; worin man mir denn manchmal aus Ueberzeugung oder Geneigtheit zu willfahren pflegte.

Die Theilnehmenden an dieſem Geſchäft wurden alſo höchſt muthlos, beſonders Seekatz, ein ſehr hypochondriſcher und in ſich gezogener Mann, der zwar unter Freunden durch eine unvergleichlich heitre Laune ſich als den beſten Geſellſchafter bewies, aber wenn er arbeitete, allein, in ſich gekehrt und völlig frei wirken wollte. Dieſer ſollte nun, wenn er ſchwere Aufgaben gelöſ't, ſie mit dem größten Fleiß und der wärmſten Liebe, deren er immer fähig war, vollendet hatte, zu wiederholten Malen von Darmſtadt nach Frankfurt reiſen, um entweder an ſeinen eigenen Bildern etwas zu verändern, oder fremde zu ſtaffiren, oder gar unter ſeinem Beiſtand durch einen dritten ſeine Bilder in's Buntſchäckige arbeiten zu laſſen. Sein Mißmuth nahm zu, ſein Widerſtand entſchied ſich, und es brauchte große Bemühungen von unſerer Seite, um dieſen Gevatter — denn auch er war's geworden — nach des Grafen Wünſchen zu lenken. Ich

erinnere mich noch, daß, als ſchon die Kaſten bereit ſtanden, um die ſämmtlichen Bilder in der Ordnung einzupacken, in welcher ſie an dem Ort ihrer Beſtimmung der Tapezierer ohne weiteres aufheften konnte, daß, ſage ich, nur eine kleine doch unumgängliche Nacharbeit erfordert wurde, Seekaz aber nicht zu bewegen war herüberzukommen. Er hatte freilich noch zu guter Letzt das Beſte gethan was er vermochte, indem er die vier Elemente in Kindern und Knaben, nach dem Leben in Thürſtücken dargeſtellt, und nicht allein auf Figuren, ſondern auch auf die Beiwerke den größten Fleiß gewendet hatte. Dieſe waren abgeliefert, bezahlt, und er glaubte auf immer aus der Sache geſchieden zu ſeyn; nun aber ſollte er wieder herüber, um einige Bilder, deren Maße etwas zu klein genommen worden, mit wenigen Pinſelzügen zu erweitern. Ein anderer, glaubte er, könne das auch thun; er hatte ſich ſchon zu neuer Arbeit eingerichtet; kurz er wollte nicht kommen. Die Abſendung war vor der Thüre, trocknen ſollte es auch noch, jeder Verzug war mißlich; der Graf, in Verzweiflung, wollte ihn militäriſch abholen laſſen. Wir alle wünſchten die Bilder endlich fort zu ſehen, und fanden zuletzt keine Auskunft, als daß der Gevatter Dolmetſch ſich in einen Wagen ſetzte und den Widerſpenſtigen mit Frau und Kind herüberholte, der dann von dem Grafen freundlich empfangen, wohl gepflegt, und zuletzt reichlich beſchenkt entlaſſen wurde.

Nach den fortgeschafften Bildern zeigte sich ein gro-
ßer Friede im Hause. Das Giebelzimmer im Mansard
wurde gereinigt und mir übergeben, und mein Vater,
wie er die Kasten fortschaffen sah, konnte sich des Wun-
sches nicht erwehren, den Grafen hinterdrein zu schicken.
Denn wie sehr die Neigung des Grafen auch mit der sei-
nigen übereinstimmte; wie sehr es den Vater freuen
mußte, seinen Grundsatz, für lebende Meister zu sorgen,
durch einen Reicheren so fruchtbar befolgt zu sehen; wie
sehr es ihm schmeicheln konnte, daß seine Sammlung
Anlaß gegeben, einer Anzahl braver Künstler in bedräng-
ter Zeit einen so ansehnlichen Erwerb zu verschaffen: so
fühlte er doch eine solche Abneigung gegen den Fremden,
der in sein Haus eingedrungen, daß ihm an dessen Hand-
lungen nichts recht dünken konnte. Man solle Künstler
beschäftigen, aber nicht zu Tapetenmahlern erniedrigen;
man solle mit dem was sie nach ihrer Ueberzeugung und
Fähigkeit geleistet, wenn es einem auch nicht durchgän-
gig behage, zufrieden seyn und nicht immer daran mark-
ten und mäkeln: genug, es gab, ungeachtet des Grafen
eigner liberaler Bemühung, ein für allemal kein Ver-
hältniß. Mein Vater besuchte jenes Zimmer bloß, wenn
sich der Graf bei Tafel befand, und ich erinnere mich
nur ein einziges Mal, als Seekatz sich selbst übertroffen
hatte, und das Verlangen diese Bilder zu sehen das
ganze Haus herbeitrieb, daß mein Vater und der Graf
zusammentretend an diesen Kunstwerken ein gemeinsames

Ge-

Gefallen bezeigten, das ſie an einander ſelbſt nicht finden konnten.

Kaum hatten alſo die Kiſten und Kaſten das Haus geräumt, als der früher eingeleitete aber unterbrochene Betrieb, den Grafen zu entfernen, wieder angeknüpft wurde. Man ſuchte durch Vorſtellungen die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen, und brachte es endlich dahin, daß die Quartierherren den Beſchluß faßten: es ſolle der Graf umlogirt, und unſer Haus, in Betracht der ſeit einigen Jahren unausgeſetzt Tag und Nacht getragnen Laſt, künftig mit Einquartierung verſchont werden. Damit ſich aber hierzu ein ſcheinbarer Vorwand finde, ſo ſolle man in eben den erſten Stock, den bisher der Königslieutenant beſetzt gehabt, Miethleute einnehmen und dadurch eine neue Bequartierung gleichſam unmöglich machen. Der Graf, der nach der Trennung von ſeinen geliebten Gemählden kein beſonderes Intereſſe mehr am Hauſe fand, auch ohnehin bald abgerufen und verſetzt zu werden hoffte, ließ es ſich ohne Widerrede gefallen eine andere gute Wohnung zu beziehen, und ſchied von uns in Frieden und gutem Willen. Auch verließ er bald darauf die Stadt und erhielt ſtufenweiſe noch verſchiedene Chargen, doch, wie man hörte, nicht zu ſeiner Zufriedenheit. Er hatte indeß das Vergnügen, jene ſo emſig von ihm beſorgten Gemählde in dem Schloſſe ſeines Bruders glücklich angebracht zu ſehen;

ſchrieb einige Male, ſendete Maße und ließ von den mehr genannten Künſtlern verſchiedenes nacharbeiten. Endlich vernahmen wir nichts weiter von ihm, außer daß man uns nach mehreren Jahren verſichern wollte, er ſey in Weſtindien, auf einer der Franzöſiſchen Colonien, als Gouverneur geſtorben.

Viertes Buch.

So viel Unbequemlichkeit uns auch die Französische Einquartierung mochte verursacht haben, so waren wir sie doch zu gewohnt geworden, als daß wir sie nicht hätten vermissen, daß uns Kindern das Haus nicht hätte todt scheinen sollen. Auch war es uns nicht bestimmt, wieder zur völligen Familieneinheit zu gelangen. Neue Miethleute waren schon besprochen, und nach einigem Kehren und Scheuern, Hobeln und Bohnen, Mahlen und Anstreichen war das Haus völlig wieder hergestellt. Der Canzlendirector Moritz mit den Seinigen, sehr werthe Freunde meiner Eltern, zogen ein. Dieser, kein geborner Frankfurter, aber ein tüchtiger Jurist und Geschäftsmann, besorgte die Rechtsangelegenheiten mehrerer kleiner Fürsten, Grafen und Herren. Ich habe ihn niemals anders als heiter und gefällig und über seinen Acten emsig gesehen. Frau und Kinder, sanft, still und wohlwollend, vermehrten zwar nicht die Geselligkeit in unserm Hause: denn sie blieben für sich; aber es war eine Stille, ein Friede zurückgekehrt, den wir lange Zeit nicht genossen hatten. Ich bewohnte nun wieder mein Mansardzimmer, in welchem die Gespenster der vielen Gemählde mir zuweilen vorschwebten, die ich denn durch Arbeiten und Studien zu verscheuchen suchte.

Der Legationsrath Moriz, ein Bruder des Canzlendirectors, kam von jetzt an auch öfters in unser Haus. Er war schon mehr Weltmann, von einer ansehnlichen Gestalt und dabei von bequem gefälligem Betragen. Auch er besorgte die Angelegenheiten verschiedener Standespersonen, und kam mit meinem Vater, bei Anlaß von Concursen und kaiserlichen Commissionen, mehrmals in Berührung. Beide hielten viel auf einander, und standen gemeiniglich auf der Seite der Creditoren, mußten aber zu ihrem Verdruß gewöhnlich erfahren, daß die Mehrheit der bei solcher Gelegenheit Abgeordneten für die Seite der Debitoren gewonnen zu werden pflegt. Der Legationsrath theilte seine Kenntnisse gern mit, war ein Freund der Mathematik, und weil diese in seinem gegenwärtigen Lebensgange gar nicht vorkam, so machte er sich ein Vergnügen daraus, mir in diesen Kenntnissen weiter zu helfen. Dadurch ward ich in den Stand gesetzt, meine architektronischen Risse genauer als bisher auszuarbeiten, und den Unterricht eines Zeichenmeisters, der uns jetzt auch täglich eine Stunde beschäftigte, besser zu nutzen.

Dieser gute alte Mann war freilich nur ein Halbkünstler. Wir mußten Striche machen und sie zusammensetzen, woraus denn Augen und Nasen, Lippen und Ohren, ja zuletzt ganze Gesichter und Köpfe entstehen sollten; allein es war dabei weder an natürliche noch künstliche Form gedacht. Wir wurden eine Zeitlang

mit dieſem Qui pro Quo der menſchlichen Geſtalt gequält, und man glaubte uns zuletzt ſehr weit gebracht zu haben, als wir die ſogenannten Affecten von Le Brün zur Nachzeichnung erhielten. Aber auch dieſe Zerrbilder förderten uns nicht. Nun ſchwankten wir zu den Landſchaften, zum Baumſchlag und zu allen den Dingen, die im gewöhnlichen Unterricht ohne Folge und ohne Methode geübt werden. Zuletzt fielen wir auf die genaue Nachahmung und auf die Sauberkeit der Striche, ohne uns weiter um den Werth des Originals oder deſſen Geſchmack zu bekümmern.

In dieſem Beſtreben ging uns der Vater auf eine muſterhafte Weiſe vor. Er hatte nie gezeichnet, wollte nun aber, da ſeine Kinder dieſe Kunſt trieben, nicht zurückbleiben, ſondern ihnen, ſelbſt in ſeinem Alter, ein Beiſpiel geben, wie ſie in ihrer Jugend verfahren ſollten. Er copirte alſo einige Köpfe des Piazzetta, nach deſſen bekannten Blättern in klein Octav, mit Engliſchem Bleyſtift auf das feinſte Holländiſche Papier. Er beobachtete dabei nicht allein die größte Reinlichkeit im Umriß, ſondern ahmte auch die Schraffirung des Kupferſtichs auf's genauſte nach, mit einer leichten Hand, nur allzu leiſe, da er denn, weil er die Härte vermeiden wollte, keine Haltung in ſeine Blätter brachte. Doch waren ſie durchaus zart und gleichförmig. Sein anhaltender unermüdlicher Fleiß ging ſo weit, daß er die ganze anſehnliche Sammlung nach allen ihren Nummern durch-

zeichnete, indeſſen wir Kinder von einem Kopf zum andern ſprangen, und uns nur die auswählten, die uns gefielen.

Um dieſe Zeit ward auch der ſchon längſt in Berathung gezogene Vorſatz, uns in der Muſik unterrichten zu laſſen, ausgeführt; und zwar verdient der letzte Anſtoß dazu wohl einige Erwähnung. Daß wir das Clavier lernen ſollten, war ausgemacht; allein über die Wahl des Meiſters war man immer ſtreitig geweſen. Endlich komme ich einmal zufälligerweiſe in das Zimmer eines meiner Geſellen, der eben Clavierſtunde nimmt, und finde den Lehrer als einen ganz allerliebſten Mann. Für jeden Finger der rechten und linken Hand hat er einen Spitznamen, womit er ihn auf's luſtigſte bezeichnet, wenn er gebraucht werden ſoll. Die ſchwarzen und weißen Taſten werden gleichfalls bildlich benannt, ja die Töne ſelbſt erſcheinen unter figürlichen Namen. Eine ſolche bunte Geſellſchaft arbeitet nun ganz vergnüglich durch einander. Applicatur und Tact ſcheinen ganz leicht und anſchaulich zu werden, und indem der Schüler zu dem beſten Humor aufgeregt wird, geht auch alles zum ſchönſten von Statten.

Kaum war ich nach Hauſe gekommen, als ich den Eltern anlag, nunmehr Ernſt zu machen und uns dieſen unvergleichlichen Mann zum Claviermeiſter zu geben. Man nahm noch einigen Anſtand, man erkundigte ſich; man hörte zwar nichts Uebles von dem Lehrer, aber auch

nichts sonderlich Gutes. Ich hatte indessen meiner Schwester alle die lustigen Benennungen erzählt, wir konnten den Unterricht kaum erwarten, und setzten es durch, daß der Mann angenommen wurde.

Das Notenlesen ging zuerst an, und als dabei kein Spaß vorkommen wollte, trösteten wir uns mit der Hoffnung, daß wenn es erst an's Clavier gehen würde, wenn es an die Finger käme, das scherzhafte Wesen seinen Anfang nehmen würde. Allein weder Tastatur noch Fingersetzung schien zu einigem Gleichniß Gelegenheit zu geben. So trocken wie die Noten, mit ihren Strichen auf und zwischen den fünf Linien, blieben auch die schwarzen und weißen Claves, und weder von einem Däumerling noch Deuterling noch Goldfinger war mehr eine Sylbe zu hören; und das Gesicht verzog der Mann so wenig bei'm trocknen Unterricht, als er es vorher bei'm trocknen Spaß verzogen hatte. Meine Schwester machte mir die bittersten Vorwürfe, daß ich sie getäuscht habe, und glaubte wirklich, es sey nur Erfindung von mir gewesen. Ich war aber selbst betäubt und lernte wenig, ob der Mann gleich ordentlich genug zu Werke ging: denn ich wartete immer noch, die frühern Späße sollten zum Vorschein kommen, und vertröstete meine Schwester von einem Tage zum andern. Aber sie blieben aus, und ich hätte mir dieses Räthsel niemals erklären können, wenn es mir nicht gleichfalls ein Zufall aufgelöst hätte.

Einer meiner Geſpielen trat herein, mitten in der Stunde, und auf einmal eröffneten ſich die ſämmtlichen Röhren des humoriſtiſchen Springbrunnens; die Däumerlinge und Deuterlinge, die Krabler und Zabler, wie er die Finger zu bezeichnen pflegte, die Fakchen und Gakchen, wie z. B. die Noten f und g, die Fiekchen und Giekchen, wie er fis und gis benannte, waren auf einmal wieder vorhanden und machten die wunderſamſten Männerchen. Mein junger Freund kam nicht aus dem Lachen, und freute ſich, daß man auf eine ſo luſtige Weiſe ſo viel lernen könne. Er ſchwur, daß er ſeinen Eltern keine Ruhe laſſen würde, bis ſie ihm einen ſolchen vortrefflichen Mann zum Lehrer gegeben.

Und ſo war mir, nach den Grundſätzen einer neuern Erziehungslehre, der Weg zu zwey Künſten früh genug eröffnet, bloß auf gut Glück, ohne Ueberzeugung, daß ein angebornes Talent mich darin weiter fördern könne. Zeichnen müſſe jederman lernen, behauptete mein Vater, und verehrte deßhalb beſonders Kaiſer Maximilian, welcher dieſes ausdrücklich ſollte befohlen haben. Auch hielt er mich ernſtlicher dazu an, als zur Muſik, welche er dagegen meiner Schweſter vorzüglich empfahl, ja dieſelbe außer ihren Lehrſtunden eine ziemliche Zeit des Tages am Claviere feſthielt.

Je mehr ich aber auf dieſe Weiſe zu treiben veranlaßt wurde, deſto mehr wollte ich treiben, und ſelbſt die Freiſtunden wurden zu allerlei wunderlichen Beſchäftigungen

verwendet. Schon seit meinen frühsten Zeiten fühlte ich einen Untersuchungstrieb gegen natürliche Dinge. Man legt es manchmal als eine Anlage zur Grausamkeit aus, daß Kinder solche Gegenstände, mit denen sie eine Zeitlang gespielt, die sie bald so, bald so gehandhabt, endlich zerstücken, zerreißen und zerfressen. Doch pflegt sich auch die Neugierde, das Verlangen, zu erfahren wie solche Dinge zusammenhängen, wie sie inwendig aussehen, auf diese Weise an den Tag zu legen. Ich erinnere mich, daß ich als Kind Blumen zerpflückt, um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch, oder auch Vogel berupft, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren. Ist doch Kindern dieses nicht zu verdenken, da ja selbst Naturforscher öfter durch Trennen und Sondern als durch Vereinigen und Verknüpfen, mehr durch Tödten als durch Beleben, sich zu unterrichten glauben.

Ein bewaffneter Magnetstein, sehr zierlich in Scharlachtuch eingenäht, mußte auch eines Tages die Wirkung einer solchen Forschungslust erfahren. Denn diese geheime Anziehungskraft, die er nicht allein gegen das ihm angepaßte Eisenstäbchen ausübte, sondern die noch überdieß von der Art war, daß sie sich verstärken und täglich ein größres Gewicht tragen konnte, diese geheimnißvolle Tugend hatte mich dergestalt zur Bewunderung hingerissen, daß ich mir lange Zeit bloß im Anstaunen ihrer Wirkung gefiel. Zuletzt aber glaubte ich doch einige

nähere Aufſchlüſſe zu erlangen, wenn ich die äußere Hülle wegtrennte. Dieß geſchah, ohne daß ich dadurch klüger geworden wäre: denn die nackte Armatur belehrte mich nicht weiter. Auch dieſe nahm ich herab und behielt nun den bloßen Stein in Händen, mit dem ich durch Feilſpäne und Nähnadeln mancherlei Verſuche zu machen nicht ermüdete, aus denen jedoch mein jugendlicher Geiſt, außer einer mannichfaltigen Erfahrung, keinen weitern Vortheil zog. Ich wußte die ganze Vorrichtung nicht wieder zuſammenzubringen, die Theile zerſtreuten ſich, und ich verlor das eminente Phänomen zugleich mit dem Apparat.

Nicht glücklicher ging es mir mit der Zuſammenſetzung einer Elektriſirmaſchine. Ein Hausfreund, deſſen Jugend in die Zeit gefallen war, in welcher die Elektrizität alle Geiſter beſchäftigte, erzählte uns öfter, wie er als Knabe eine ſolche Maſchine zu beſitzen gewünſcht, wie er ſich die Hauptbedingungen abgeſehen, und mit Hülfe eines alten Spinnrades und einiger Arzneygläſer ziemliche Wirkungen hervorgebracht. Da er dieſes gern und oft wiederholte, und uns dabei von der Elektrizität überhaupt unterrichtete; ſo fanden wir Kinder die Sache ſehr plauſibel, und quälten uns mit einem alten Spinnrade und einigen Arzneygläſern lange Zeit herum, ohne auch nur die mindeſte Wirkung hervorbringen zu können. Wir hielten deſſen ungeachtet am Glauben feſt, und waren ſehr vergnügt, als zur Meßzeit, unter andern Rari-

täten, Zauber- und Taſchenſpielerkünſten, auch eine Elektriſirmaſchine ihre Kunſtſtücke machte, welche, ſo wie die magnetiſchen, für jene Zeit ſchon ſehr vervielfältigt waren.

Das Mißtrauen gegen den öffentlichen Unterricht vermehrte ſich von Tage zu Tage. Man ſah ſich nach Hauslehrern um, und weil einzelne Familien den Aufwand nicht beſtreiten konnten, ſo traten mehrere zuſammen, um eine ſolche Abſicht zu erreichen. Allein die Kinder vertrugen ſich ſelten; der junge Mann hatte nicht Autorität genug, und nach oft wiederholtem Verdruß, gab es nur gehäſſige Trennungen. Kein Wunder daher, daß man auf andere Anſtalten dachte, welche ſowohl beſtändiger als vortheilhafter ſeyn ſollten.

Auf den Gedanken, Penſionen zu errichten, war man durch die Nothwendigkeit gekommen, welche jedermann empfand, daß die Franzöſiſche Sprache lebendig gelehrt und überliefert werden müſſe. Mein Vater hatte einen jungen Menſchen erzogen, der bei ihm Bedienter, Kammerdiener, Secretär, genug nach und nach alles in allem geweſen war. Dieſer, Namens Pfeil, ſprach gut Franzöſiſch und verſtand es gründlich. Nachdem er ſich verheirathet hatte, und ſeine Gönner für ihn auf einen Zuſtand denken mußten, ſo fielen ſie auf den Gedanken, ihn eine Penſion errichten zu laſſen, die ſich nach und nach zu einer kleinen Schulanſtalt erweiterte, in der man alles Nothwendige, ja zuletzt ſogar Lateiniſch

und Griechisch lehrte. Die weitverbreiteten Connexionen von Frankfurt gaben Gelegenheit, daß junge Franzosen und Engländer, um Deutsch zu lernen und sonst sich auszubilden, dieser Anstalt anvertraut wurden. Pfeil, der ein Mann in seinen besten Jahren, von der wundersamsten Energie und Thätigkeit war, stand dem Ganzen sehr lobenswürdig vor, und weil er nie genug beschäftigt seyn konnte, so warf er sich bei Gelegenheit, da er seinen Schülern Musikmeister halten mußte, selbst in die Musik, und betrieb das Clavierspielen mit solchem Eifer, daß er, der niemals vorher eine Taste angerührt hatte, sehr bald recht fertig und brav spielte. Er schien die Maxime meines Vaters angenommen zu haben, daß junge Leute nichts mehr aufmuntern und anregen könne, als wenn man selbst schon in gewissen Jahren sich wieder zum Schüler erklärte, und in einem Alter worin man sehr schwer neue Fertigkeiten erlangt, dennoch durch Eifer und Anhaltsamkeit, jüngern von der Natur mehr begünstigten den Rang abzulaufen suche.

Durch diese Neigung zum Clavierspielen ward Pfeil auf die Instrumente selbst geführt, und indem er sich die besten zu verschaffen bemühte, kam er in Verhältnisse mit Friderici in Gera, dessen Instrumente weit und breit berühmt waren. Er nahm eine Anzahl davon in Commissionen, und hatte nun die Freude, nicht nur etwa einen Flügel, sondern mehrere in seiner Wohnung aufgestellt zu sehen, sich darauf zu üben und hören zu lassen.

Auch in unſer Haus brachte die Lebendigkeit dieſes Mannes einen größern Muſikbetrieb. Mein Vater blieb mit ihm, bis auf die ſtrittigen Puncte, in einem dauernden guten Verhältniſſe. Auch für uns ward ein großer Friderici'ſcher Flügel angeſchafft, den ich, bei meinem Clavier verweilend, wenig berührte, der aber meiner Schweſter zu deſto größerer Qual gedieh, weil ſie, um das neue Inſtrument gehörig zu ehren, täglich noch einige Zeit mehr auf ihre Uebungen zu wenden hatte; wobei mein Vater als Aufſeher, Pfeil aber als Muſterbild und antreibender Hausfreund, abwechſelnd zur Seite ſtanden.

Eine beſondere Liebhaberey meines Vaters machte uns Kindern viel Unbequemlichkeit. Es war nämlich die Seidenzucht, von deren Vortheil, wenn ſie allgemeiner verbreitet würde, er einen großen Begriff hatte. Einige Bekanntſchaften in Hanau, wo man die Zucht der Würmer ſehr ſorgfältig betrieb, gaben ihm die nächſte Veranlaſſung. Von dorther wurden ihm zu rechter Zeit die Eyer geſendet; und ſobald die Maulbeerbäume genugſames Laub zeigten, ließ man ſie ausſchlüpfen, und wartete der kaum ſichtbaren Geſchöpfe mit großer Sorgfalt. In einem Manſardzimmer waren Tiſche und Geſtelle mit Bretern aufgeſchlagen, um ihnen mehr Raum und Unterhalt zu bereiten: denn ſie wuchſen ſchnell, und waren nach der letzten Häutung ſo heißhungrig, daß man kaum Blätter genug herbeiſchaffen konnte, ſie zu

nähren; ja sie mußten Tag und Nacht gefüttert werden, weil eben alles darauf ankommt, daß sie der Nahrung ja nicht zu einer Zeit ermangeln, wo die große und wunderſame Veränderung in ihnen vorgehen ſoll. War die Witterung günſtig, ſo konnte man freilich dieſes Geſchäft als eine luſtige Unterhaltung anſehen; trat aber Kälte ein, daß die Maulbeerbäume litten, ſo machte es große Noth. Noch unangenehmer aber war es, wenn in der letzten Epoche Regen einfiel: denn dieſe Geſchöpfe können die Feuchtigkeit gar nicht vertragen; und ſo mußten die benetzten Blätter ſorgfältig abgewiſcht und getrocknet werden, welches denn doch nicht immer ſo genau geſchehen konnte, und aus dieſer oder vielleicht auch einer andern Urſache kamen mancherlei Krankheiten unter die Heerde, wodurch die armen Creaturen zu Tauſenden hingerafft wurden. Die daraus entſtehende Fäulniß erregte einen wirklich peſtartigen Geruch, und da man die Todten und Kranken wegſchaffen und von den Geſunden abſondern mußte, um nur einige zu retten, ſo war es in der That ein äußerſt beſchwerliches und widerliches Geſchäft, das uns Kindern manche böſe Stunde verurſachte.

Nachdem wir nun eines Jahrs die ſchönſten Frühlings- und Sommerwochen mit Wartung der Seidenwürmer hingebracht, mußten wir dem Vater in einem andern Geſchäft beiſtehen, das, obgleich einfacher, uns dennoch nicht weniger beſchwerlich ward. Die Römiſchen

ſchen Proſpecte nämlich, welche in dem alten Hauſe, in ſchwarze Stäbe oben und unten eingefaßt, an den Wänden mehrere Jahre gehangen hatten, waren durch Licht, Staub und Rauch ſehr vergilbt, und durch die Fliegen nicht wenig unſcheinbar geworden. War nun eine ſolche Unreinlichkeit in dem neuen Hauſe nicht zuläſſig, ſo hatten dieſe Bilder für meinen Vater auch durch ſeine längere Entfernheit von den vorgeſtellten Gegenden an Werth gewonnen. Denn im Anfange dienen uns dergleichen Abbildungen die erſt kurz vorher empfangenen Eindrücke aufzufriſchen und zu beleben. Sie ſcheinen uns gering gegen dieſe und meiſtens nur ein trauriges Surrogat. Verliſcht hingegen das Andenken der Urgeſtalten immer mehr und mehr, ſo treten die Nachbildungen unvermerkt an ihre Stelle, ſie werden uns ſo theuer als es jene waren, und was wir anfangs mißgeachtet, erwirbt ſich nunmehr unſre Schätzung und Neigung. So geht es mit allen Abbildungen, beſonders auch mit Porträten. Nicht leicht iſt jemand mit dem Conterfey eines Gegenwärtigen zufrieden, und wie erwünſcht iſt uns jeder Schattenriß eines Abweſenden oder gar Abgeſchiedenen.

Genug, in dieſem Gefühl ſeiner bisherigen Verſchwendung wollte mein Vater jene Kupferſtiche ſo viel wie möglich wieder hergeſtellt wiſſen. Daß dieſes durch Bleichen möglich ſey, war bekannt: und dieſe bei großen Blättern immer bedenkliche Operation wurde unter ziem-

lich ungünſtigen Localumſtänden vorgenommen; denn die großen Bretter, worauf die angerauchten Kupfer befeuchtet und der Sonne ausgeſtellt wurden, ſtanden vor Manſardfenſtern in den Dachrinnen an das Dach gelehnt, und waren daher manchen Unfällen ausgeſetzt. Dabei war die Hauptſache, daß das Papier niemals austrocknen durfte, ſondern immer feucht gehalten werden mußte. Dieſe Obliegenheit hatte ich und meine Schweſter, wobei uns denn wegen der Langenweile und Ungeduld, wegen der Aufmerkſamkeit die uns keine Zerſtreuung zuließ, ein ſonſt ſo ſehr erwünſchter Müßiggang zur höchſten Qual gereichte. Die Sache ward gleichwohl durchgeſetzt, und der Buchbinder, der jedes Blatt auf ſtarkes Papier aufzog, that ſein Beſtes, die hier und da durch unſre Fahrläſſigkeit zerriſſenen Ränder auszugleichen und herzuſtellen. Die ſämmtlichen Blätter wurden in einem Band zuſammengefaßt und waren für dießmal gerettet.

Damit es uns Kindern aber ja nicht an dem Allerlei des Lebens und Lernens fehlen möchte, ſo mußte ſich gerade um dieſe Zeit ein Engliſcher Sprachmeiſter melden, welcher ſich anheiſchig machte, innerhalb vier Wochen, einen jeden der nicht ganz roh in Sprachen ſey, die Engliſche zu lehren und ihn ſo weit zu bringen, daß er ſich mit einigem Fleiß weiter helfen könne. Er nahm ein mäßiges Honorar: die Anzahl der Schüler in einer Stunde war ihm gleichgültig. Mein Vater entſchloß

ſich auf der Stelle den Verſuch zu machen, und nahm mit mir und meiner Schweſter bei dem expediten Meiſter Lection. Die Stunden wurden treulich gehalten, am Repetiren fehlte es auch nicht; man ließ die vier Wochen über eher einige andere Uebungen liegen; der Lehrer ſchied von uns und wir von ihm mit Zufriedenheit. Da er ſich länger in der Stadt aufhielt und viele Kunden fand, ſo kam er von Zeit zu Zeit nachzuſehen und nachzuhelfen, dankbar, daß wir unter die erſten gehörten, welche Zutrauen zu ihm gehabt, und ſtolz, uns den übrigen als Muſter anführen zu können.

In Gefolg von dieſem hegte mein Vater eine neue Sorgfalt, daß auch das Engliſche hübſch in der Reihe der übrigen Sprachbeſchäftigungen bliebe. Nun bekenne ich, daß es mir immer läſtiger wurde, bald aus dieſer bald aus jener Grammatik oder Beiſpielſammlung, bald aus dieſem oder jenem Autor den Anlaß zu meinen Arbeiten zu nehmen, und ſo meinen Antheil an den Gegenſtänden zugleich mit den Stunden zu verzetteln. Ich kam daher auf den Gedanken alles mit einmal abzuthun, und erfand einen Roman von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die von einander entfernt und in der Welt zerſtreut ſich wechſelſeitig Nachricht von ihren Zuſtänden und Empfindungen mittheilen. Der älteſte Bruder gibt in gutem Deutſch Bericht von allerlei Gegenſtänden und Ereigniſſen ſeiner Reiſe. Die Schweſter, in einem frauenzimmerlichen Styl, mit lauter Puncten und in

kurzen Sätzen, ungefähr wie nachher Siegwart geschrieben wurde, erwidert bald ihm, bald den andern Geschwistern, was sie theils von häuslichen Verhältnissen, theils von Herzensangelegenheiten zu erzählen hat. Ein Bruder studirt Theologie und schreibt ein sehr förmliches Latein, dem er manchmal ein Griechisches Postscript hinzufügt. Einem folgenden, in Hamburg als Handlungsdiener angestellt, ward natürlich die Englische Correspondenz zu Theil, so wie einem jüngern der sich in Marseille aufhielt, die Französische. Zum Italiänischen fand sich ein Musicus auf seinem ersten Ausflug in die Welt, und der jüngste, eine Art von naseweisem Nestquackelchen, hatte, da ihm die übrigen Sprachen abgeschnitten waren, sich auf's Judendeutsch gelegt, und brachte durch seine schrecklichen Chiffern die übrigen in Verzweiflung, und die Eltern über den guten Einfall zum Lachen.

Für diese wunderliche Form suchte ich mir einigen Gehalt, indem ich die Geographie der Gegenden, wo meine Geschöpfe sich aufhielten, studirte, und zu jenen trockenen Localitäten allerlei Menschlichkeiten hinzu erfand, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten. Auf diese Weise wurden meine Exercitienbücher viel voluminöser; der Vater war zufriedener, und ich ward eher gewahr was mir an eigenem Vorrath und an Fertigkeiten abging.

Wie nun dergleichen Dinge, wenn ſie einmal im Gange ſind, kein Ende und keine Gränzen haben, ſo ging es auch hier: denn indem ich mir das barocke Judendeutſch zuzueignen und es eben ſo gut zu ſchreiben ſuchte, als ich es leſen konnte, fand ich bald, daß mir die Kenntniß des Hebräiſchen fehlte, wovon ſich das moderne verdorbene und verzerrte allein ableiten und mit einiger Sicherheit behandeln ließ. Ich eröffnete daher meinem Vater die Nothwendigkeit, Hebräiſch zu lernen, und betrieb ſehr lebhaft ſeine Einwilligung: denn ich hatte noch einen höhern Zweck. Ueberall hörte ich ſagen, daß zum Verſtändniß des alten Teſtaments ſo wie des neuen die Grundſprachen nöthig wären. Das letzte las ich ganz bequem, weil die ſogenannten Evangelien und Epiſteln, damit es ja auch Sonntags nicht an Uebung fehle, nach der Kirche recitirt, überſetzt und einigermaßen erklärt werden mußten. Eben ſo dachte ich es nun auch mit dem alten Teſtamente zu halten, das mir wegen ſeiner Eigenthümlichkeit ganz beſonders von jeher zugeſagt hatte.

Mein Vater, der nicht gern etwas halb that, beſchloß den Rector unſeres Gymnaſiums, Doctor Albrecht, um Privatſtunden zu erſuchen, die er mir wöchentlich ſo lange geben ſollte, bis ich von einer ſo einfachen Sprache das Nöthigſte gefaßt hätte: denn er hoffte, ſie werde, wo nicht ſo ſchnell doch wenigſtens in doppelter Zeit als die Engliſche ſich abthun laſſen.

Der Rector Albrecht war eine der originalsten Figuren von der Welt, klein, nicht dick aber breit, unförmlich ohne verwachsen zu seyn, kurz ein Aesop mit Oberrock und Perrücke. Sein über-siebenzigjähriges Gesicht war durchaus zu einem sarkastischen Lächeln verzogen, wobei seine Augen immer groß blieben, und obgleich roth doch immer leuchtend und geistreich waren. Er wohnte in dem alten Kloster zu den Barfüßern, dem Sitz des Gymnasiums. Ich hatte schon als Kind, meine Eltern begleitend, ihn manchmal besucht, und die langen dunkeln Gänge, die in Visitenzimmer verwandelten Capellen, das unterbrochene treppen- und winkelhafte Local mit schauerigem Behagen durchstrichen. Ohne mir unbequem zu seyn, examinirte er mich so oft er mich sah, und lobte und ermunterte mich. Eines Tages, bei der Translocation nach öffentlichem Examen, sah er mich als einen auswärtigen Zuschauer, während er die silberne praemia virtutis et diligentiae austheilte, nicht weit von seinem Katheder stehen. Ich mochte gar sehnlich nach dem Beutelchen blicken, aus welchem er die Schaumünzen hervorzog; er winkte mir, trat eine Stufe herunter und reichte mir einen solchen Silberling. Meine Freude war groß, obgleich andre diese einem Nicht-Schulknaben gewährte Gabe außer aller Ordnung fanden. Allein daran war dem guten Alten wenig gelegen, der überhaupt den Sonderling und zwar in einer auffallenden Weise spielte. Er hatte als Schulmann einen sehr guten Ruf und ver-

ſtand ſein Handwerk, ob ihm gleich das Alter ſolches auszuüben nicht mehr ganz geſtattete. Aber beinahe noch mehr als durch eigene Gebrechlichkeit fühlte er ſich durch größere Umſtände gebindert, und wie ich ſchon früher wußte, war er weder mit dem Conſiſtorium, noch den Scholarchen, noch den Geiſtlichen, noch auch den Lehrern zufrieden. Seinem Naturell, das ſich zum Auffaſſen auf Fehler und Mängel und zur Satyre hinneigte, ließ er ſowohl in Programmen als in öffentlichen Reden freien Lauf, und wie Lucian faſt der einzige Schriftſteller war, den er las und ſchätzte, ſo würzte er alles, was er ſagte und ſchrieb, mit beißenden Ingredienzien.

Glücklicherweiſe für diejenigen mit welchen er unzufrieden war, ging er niemals direct zu Werke, ſondern ſchraubte nur mit Bezügen, Anſpielungen, claſſiſchen Stellen und bibliſchen Sprüchen auf die Mängel hin, die er zu rügen gedachte. Dabei war ſein mündlicher Vortrag (er las ſeine Reden jederzeit ab) unangenehm, unverſtändlich, und über alles dieſes manchmal durch einen Huſten, öfters aber durch ein hohles bauchſchütterndes Lachen unterbrochen, womit er die beißenden Stellen anzukündigen und zu begleiten pflegte. Dieſen ſeltſamen Mann fand ich mild und willig, als ich anfing meine Stunden bei ihm zu nehmen. Ich ging nun täglich Abends um 6 Uhr zu ihm, und fühlte immer ein heimliches Behagen, wenn ſich die Klingelthüre hinter

mir schloß, und ich nun den langen düstern Klostergang durchzuwandeln hatte. Wir saßen in seiner Bibliothek an einem mit Wachstuch beschlagenen Tische; ein sehr durchlesener Lucian kam nie von seiner Seite.

Ungeachtet alles Wohlwollens gelangte ich doch nicht ohne Einstand zur Sache: denn mein Lehrer konnte gewisse spöttische Anmerkungen, und was es denn mit dem Hebräischen eigentlich solle, nicht unterdrücken. Ich verschwieg ihm die Absicht auf das Judendeutsch, und sprach vom besserem Verständniß des Grundtextes. Darauf lächelte er und meinte, ich solle schon zufrieden seyn, wenn ich nur lesen lernte. Dieß verdroß mich im Stillen, und ich nahm alle meine Aufmerksamkeit zusammen, als es an die Buchstaben kam. Ich fand ein Alphabet das ungefähr dem Griechischen zur Seite ging, dessen Gestalten faßlich, dessen Benennungen mir zum größten Theil nicht fremd waren. Ich hatte dieß alles sehr bald begriffen und behalten, und dachte es sollte nun an's Lesen gehen. Daß dieses von der rechten zur linken Seite geschehe, war mir wohl bewußt. Nun aber trat auf einmal ein neues Heer von kleinen Buchstäbchen und Zeichen hervor, von Puncten und Strichelchen aller Art, welche eigentlich die Vocale vorstellen sollten, worüber ich mich um so mehr verwunderte, als sich in dem größern Alphabete offenbar Vocale befanden, und die übrigen nur unter fremden Benennungen verborgen zu seyn schienen. Auch ward gelehrt, daß die jüdische Nation, so lange sie

geblüht, wirklich ſich mit jenen erſten Zeichen begnügt und keine andere Art zu ſchreiben und zu leſen gekannt habe. Ich wäre nun gar zu gern auf dieſem altertümlichen, wie mir ſchien bequemeren Wege gegangen; allein mein Alter erklärte etwas ſtreng: man müſſe nach der Grammatik verfahren wie ſie einmal beliebt und verfaßt worden. Das Leſen ohne dieſe Puncte und Striche ſey eine ſehr ſchwere Aufgabe, und könne nur von Gelehrten und den Geübteſten geleiſtet werden. Ich mußte mich alſo bequemen auch dieſe kleinen Merkzeichen kennen zu lernen; aber die Sache ward mir immer verworrner. Nun ſollten einige der erſtern größern Urzeichen an ihrer Stelle gar nichts gelten, damit ihre kleinen Nachgebornen doch ja nicht umſonſt daſtehen möchten. Dann ſollten ſie einmal wieder einen leiſen Hauch, dann einen mehr oder weniger harten Kehllaut andeuten, bald gar nur als Stütze und Widerlage dienen. Zuletzt aber, wenn man ſich alles wohl gemerkt zu haben glaubte, wurden einige der großen ſowohl als der kleinen Perſonagen in den Ruheſtand verſetzt, ſo daß das Auge immer ſehr viel und die Lippe ſehr wenig zu thun hatte.

Indem ich nun dasjenige was mir dem Inhalt nach ſchon bekannt war, in einem fremden kauderwelſchen Idiom herſtottern ſollte, wobei mir denn ein gewiſſes Näſeln und Gurgeln als ein unerreichbares nicht wenig empfohlen wurde, ſo kam ich gewiſſermaßen von der Sache ganz ab, und amüſirte mich auf eine kindiſche

Weiſe an den ſeltſamen Namen dieſer gehäuften Zeichen. Da waren Kaiſer, Könige und Herzoge, die als Accente hie und da dominirend, mich nicht wenig unterhielten. Aber auch dieſe ſchalen Späße verloren bald ihren Reiz. Doch wurde ich dadurch ſchadlos gehalten, daß mir beim Leſen, Ueberſetzen, Wiederholen, Anwendigler-nen der Inhalt des Buchs um ſo lebhafter entgegentrat, und dieſer war es eigentlich, über welchen ich von mei-nem alten Herrn Aufklärung verlangte. Denn ſchon vorher waren mir die Widerſprüche der Ueberlieferung mit dem Wirklichen und Möglichen ſehr auffallend ge-weſen, und ich hatte meine Hauslehrer durch die Sonne, die zu Gibeon, und den Mond, der im Thal Ajalon ſtill ſtand, in manche Noth verſetzt; gewiſſer anderer Un-wahrſcheinlichkeiten und Incongruenzen nicht zu geden-ken. Alles dergleichen ward nun aufgeregt, indem ich mich, um von dem Hebräiſchen Meiſter zu werden, mit dem alten Teſtament ausſchließlich beſchäftigte, und ſol-ches nicht mehr in Luthers Ueberſetzung, ſondern in der wörtlichen beigedruckten Verſion des Sebaſtian Schmidt, den mir mein Vater ſogleich angeſchafft hatte, durchſtu-dirte. Hier fingen unſere Stunden leider an, was die Sprachübungen betrifft, lückenhaft zu werden. Leſen, Exponiren, Grammatik, Aufſchreiben und Herſagen von Wörtern dauerte ſelten eine völlige halbe Stunde: denn ich fing ſogleich an auf den Sinn der Sache los-zugehen, und ob wir gleich noch in dem erſten Buche Moſis

befangen waren, mancherlei Dinge zur Sprache zu bringen, welche mir aus den spätern Büchern im Sinne lagen. Anfangs suchte der gute Alte mich von solchen Abschweifungen zurückzuführen; zuletzt aber schien es ihn selbst zu unterhalten. Er kam nach seiner Art nicht aus dem Husten und Lachen, und wiewohl er sich sehr hütete mir eine Auskunft zu geben, die ihn hätte compromittiren können, so ließ meine Zudringlichkeit doch nicht nach: ja da mir mehr daran gelegen war, meine Zweifel vorzubringen als die Auflösung derselben zu erfahren, so wurde ich immer lebhafter und kühner, wozu er mich durch sein Betragen zu berechtigen schien. Uebrigens konnte ich nichts aus ihm bringen, als daß er ein über das andere Mal mit seinen bauchschütternden Lachen ausrief: „Er närrischer Kerl! Er närrischer Junge!“

Indessen mochte ihm meine, die Bibel nach allen Seiten durchkreuzende, kindische Lebhaftigkeit doch ziemlich ernsthaft und einiger Nachhülfe werth geschienen haben. Er verwies mich daher nach einiger Zeit auf das große Englische Bibelwerk, welches in seiner Bibliothek bereit stand, und in welchem die Auslegung schwerer und bedenklicher Stellen auf eine verständige und kluge Weise unternommen war. Die Uebersetzung hatte durch die großen Bemühungen Deutscher Gottesgelehrten Vorzüge vor dem Original erhalten. Die verschiedenen Meinungen waren angeführt, und zuletzt eine Art von Ver-

mittelung versucht, wobei die Würde des Buchs, der Grund der Religion und der Menschenverstand einigermaßen neben einander bestehen konnten. So oft ich nun gegen Ende der Stunde mit hergebrachten Fragen und Zweifeln auftrat, so oft deutete er auf das Repositorium; ich holte mir den Band, er ließ mich lesen, blätterte in seinem Lucian, und wenn ich über das Buch meine Anmerkung machte, war sein gewöhnliches Lachen alles wodurch er meinen Scharfsinn erwiderte. In den langen Sommertagen ließ er mich sitzen so lange ich lesen konnte, manchmal allein; nur dauerte es eine Weile, bis er mir erlaubte einen Band nach dem andern mit nach Hause zu nehmen.

Der Mensch mag sich wenden wohin er will, er mag unternehmen was es auch sey, stets wird er auf jenen Weg wieder zurückkehren, den ihm die Natur einmal vorgezeichnet hat. So erging es auch mir im gegenwärtigen Falle. Die Bemühungen um die Sprache, um den Inhalt der heiligen Schriften selbst, endigten zuletzt damit, daß von jenem schönen und viel gepriesenen Lande, seiner Umgebung und Nachbarschaft, so wie von den Völkern und Ereignissen, welche jenen Fleck der Erde durch Jahrtausende hindurch verherrlichten, eine lebhaftere Vorstellung in meiner Einbildungskraft hervorging.

Dieser kleine Raum sollte den Ursprung und das Wachsthum des Menschengeschlechts sehen; von dort-

ber ſollten die erſten und einzigſten Nachrichten der Urgeſchichte zu uns gelangen, und ein ſolches Local ſollte zugleich ſo einfach und faßlich, als mannichfaltig und zu den wunderſamſten Wanderungen und Anſiedlungen geeignet, vor unſerer Einbildungskraft liegen. Hier zwiſchen vier benannten Flüſſen, war aus der ganzen zu bewohnenden Erde ein kleiner, höchſt anmuthiger Raum dem jugendlichen Menſchen ausgeſondert. Hier ſollte er ſeine erſten Fähigkeiten entwickeln, und hier ſollte ihn zugleich das Loos treffen, das ſeiner ganzen Nachkommenſchaft beſchieden war, ſeine Ruhe zu verlieren, indem er nach Erkenntniß ſtrebte. Das Paradies war verſcherzt; die Menſchen mehrten und verſchlimmerten ſich; die an die Unarten dieſes Geſchlechts noch nicht gewohnten Elohim wurden ungeduldig und vernichteten es von Grund aus. Nur wenige wurden aus der allgemeinen Ueberſchwemmung gerettet; und kaum hatte ſich dieſe gräuliche Fluth verlaufen, als der bekannte vaterländiſche Boden ſchon wieder vor den Blicken der dankbaren Geretteten lag.

Zwey Flüſſe von vieren, Euphrat und Tigris, floſſen noch in ihren Betten. Der Name des erſten blieb; den andern ſchien ſein Lauf zu bezeichnen. Genauere Spuren des Paradieſes wären nach einer ſo großen Umwälzung nicht zu fordern geweſen. Das erneute Menſchengeſchlecht ging von hier zum zweytenmal aus; es fand Gelegenheit ſich auf alle Arten zu nähren und zu

beſchäftigen, am meiſten aber große Heerden zahmer Geſchöpfe um ſich zu verſammeln und mit ihnen nach allen Seiten hinzuziehen.

Dieſe Lebensweiſe, ſo wie die Vermehrung der Stämme, nöthigte die Völker bald ſich von einander zu entfernen. Sie konnten ſich ſogleich nicht entſchließen, ihre Verwandten und Freunde für immer fahren zu laſſen; ſie kamen auf den Gedanken einen hohen Thurm zu bauen, der ihnen aus weiter Ferne den Weg wieder zurückweiſen ſollte. Aber dieſer Verſuch mißlang wie jenes erſte Beſtreben. Sie ſollten nicht zugleich glücklich und klug, zahlreich und einig ſeyn. Die Elohim verwirrten ſie, der Bau unterblieb, die Menſchen zerſtreuten ſich; die Welt war bevölkert, aber entzweyt.

Unſer Blick, unſer Antheil bleibt aber noch immer an dieſe Gegenden geheftet. Endlich geht abermals ein Stammvater von hier aus, der ſo glücklich iſt, ſeinen Nachkommen einen entſchiedenen Charakter aufzuprägen und ſie dadurch für ewige Zeiten zu einer großen, und bei allem Glücks- und Ortswechſel zuſammenhaltenden Nation zu vereinigen.

Vom Euphrat aus, nicht ohne göttlichen Fingerzeig, wandert Abraham gegen Weſten. Die Wüſte ſetzt ſeinem Zug kein entſchiedenes Hinderniß entgegen; er gelangt an den Jordan, zieht über den Fluß und verbreitet ſich in den ſchönen mittägigen Gegenden von Paläſtina. Dieſes Land war ſchon früher in Beſitz genommen und

ziemlich bewohnt. Berge, nicht allzu hoch aber steinicht und unfruchtbar, waren von vielen bewässerten, dem Anbau günstigen Thälern durchschnitten. Städte, Flecken, einzelne Ansiedlungen lagen zerstreut auf der Fläche, auf Abhängen des großen Thals, dessen Wasser sich im Jordan sammeln. So bewohnt, so bebaut war das Land, aber die Welt noch groß genug, und die Menschen nicht auf den Grad sorgfältig, bedürfnißvoll und thätig, um sich gleich aller ihrer Umgebungen zu bemächtigen. Zwischen jenen Besitzungen erstreckten sich große Räume, in welchen weidende Züge sich bequem hin und her bewegen konnten. In solchen Räumen hält sich Abraham auf, sein Bruder Lot ist bei ihm; aber sie können nicht lange an solchen Orten verbleiben. Eben jene Verfassung des Landes, dessen Bevölkerung bald zu bald abnimmt, und dessen Erzeugnisse sich niemals mit dem Bedürfniß im Gleichgewicht erhalten, bringt unversehens eine Hungersnoth hervor, und der Eingewanderte leidet mit dem Einheimischen, dem er durch seine zufällige Gegenwart die eigne Nahrung verkümmert hat. Die beiden Chaldäischen Brüder ziehen nach Aegypten, und so ist uns der Schauplatz vorgezeichnet, auf dem einige tausend Jahre die bedeutendsten Begebenheiten der Welt vorgehen sollten. Vom Tigris zum Euphrat, vom Euphrat zum Nil sehen wir die Erde bevölkert, und in diesem Raume einen bekannten, den Göttern geliebten, uns schon werth gewordnen Mann mit Heerden und Gütern hin und wie-

derziehen und sie in kurzer Zeit auf's reichlichste vermehren. Die Brüder kommen zurück; allein gewitzigt durch die ausgestandne Noth, fassen sie den Entschluß, sich von einander zu trennen. Beide verweilen zwar im mittägigen Canaan; aber indem Abraham zu Hebron gegen den Hain Mamre bleibt, zieht sich Lot nach dem Thale Siddim, das, wenn unsere Einbildungskraft kühn genug ist, dem Jordan einen unterirdischen Ausfluß zu geben, um an der Stelle des gegenwärtigen Asphaltsee's einen trocknen Boden zu gewinnen, uns als ein zweytes Paradies erscheinen kann und muß; um so mehr, weil die Bewohner und Umwohner desselben als Weichlinge und Frevler berüchtigt, uns dadurch auf ein bequemes und üppiges Leben schließen lassen. Lot wohnt unter ihnen, jedoch abgesondert.

Aber Hebron und der Hain Mamre erscheinen uns als die wichtige Stätte, wo der Herr mit Abraham spricht und ihm alles Land verheißt, so weit sein Blick nur in vier Weltgegenden reichen mag. Aus diesen stillen Bezirken, von diesen Hirtenvölkern, die mit den Himmlischen umgehen dürfen, sie als Gäste bewirthen und manche Zwiesprache mit ihnen halten, werden wir genöthigt, den Blick abermals gegen Osten zu wenden, und an die Verfassung der Nebenwelt zu denken, die im Ganzen wohl der einzelnen Verfassung von Canaan gleichen mochte.

Familien halten zusammen; sie vereinigen sich, und die Lebensart der Stämme wird durch das Local bestimmt,

ſtimmt, das ſie ſich zugeeignet haben oder zueignen. Auf den Gebirgen, die ihr Waſſer nach dem Tigris hinunterſenden, finden wir kriegeriſche Völker, die ſchon ſehr früh auf jene Welteroberer und Weltbeherrſcher hindeuten, und in einem für jene Zeiten ungeheuren Feldzug uns ein Vorſpiel künftiger Großthaten geben. Kedor Laomor, König von Elam, wirkt ſchon mächtig auf Verbündete. Er herrſcht lange Zeit: denn ſchon zwölf Jahre vor Abrahams Ankunft in Canaan hatte er bis an den Jordan die Völker zinsbar gemacht. Sie waren endlich abgefallen, und die Verbündeten rüſteten ſich zum Kriege. Wir finden ſie unvermuthet auf einem Wege, auf dem wahrſcheinlich auch Abraham nach Canaan gelangte. Die Völker an der linken und untern Seite des Jordans wurden bezwungen. Kedor Laomor richtet ſeinen Zug ſüdwärts nach den Völkern der Wüſte, ſodann ſich nordwärts wendend ſchlägt er die Amalekiter, und als er auch die Amoriter überwunden, gelangt er nach Canaan, überfällt die Könige des Thals Siddim, ſchlägt und zerſtreut ſie, und zieht mit großer Beute den Jordan aufwärts, um ſeinen Siegerzug bis gegen den Libanon auszudehnen.

Unter den Gefangenen, Beraubten, mit ihrer Habe Fortgeſchleppten befindet ſich auch Lot, der das Schickſal des Landes theilt, worin er als Gaſt ſich befindet. Abraham vernimmt es, und hier ſehen wir ſogleich den Erzvater als Krieger und Helden. Er rafft ſeine Knechte

zusammen, theilt sie in Haufen, fällt auf den beschwerlichen Beutetroß, verwirrt die Sieghaften, die im Rücken keinen Feind mehr vermuthen konnten, und bringt seinen Bruder und dessen Habe, nebst manchem von der Habe der überwundenen Könige zurück. Durch diesen kurzen Kriegszug nimmt Abraham gleichsam von dem Lande Besitz. Den Einwohnern erscheint er als Beschützer, als Retter, und durch seine Uneigennützigkeit als König. Dankbar empfangen ihn die Könige des Thals, segnend Melchisedek der König und Priester.

Nun werden die Weissagungen einer unendlichen Nachkommenschaft erneut, ja sie geben immer mehr in's Weite. Vom Wasser des Euphrat bis zum Fluß Aegyptens werden ihm die sämmtlichen Landstrecken versprochen; aber noch sieht es mit seinen unmittelbaren Leibeserben mißlich aus. Er ist achtzig Jahr alt und hat keinen Sohn. Sara, weniger den Göttern vertrauend als er, wird ungeduldig: sie will nach Orientalischer Sitte durch ihre Magd einen Nachkommen haben. Aber kaum ist Hagar dem Hausherrn vertraut, kaum ist Hoffnung zu einem Sohne, so zeigt sich der Zwiespalt im Hause. Die Frau begegnet ihrer eignen Beschützten übel genug, und Hagar flieht, um bei andern Herden einen bessern Zustand zu finden. Nicht ohne höhern Wink kehrt sie zurück, und Ismael wird geboren.

Abraham ist nun neun und neunzig Jahr alt, und die Verheißungen einer zahlreichen Nachkommenschaft

werden noch immer wiederholt, ſo daß am Ende beide Gatten ſie lächerlich finden. Und doch wird Sara zuletzt guter Hoffnung und bringt einen Sohn, dem der Name Iſaak zu Theil wird.

Auf geſetzmäßiger Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts ruht größtentheils die Geſchichte. Die bedeutendſten Weltbegebenheiten iſt man bis in die Geheimniſſe der Familien zu verfolgen genöthigt; und ſo geben uns auch die Ehen der Erzväter zu eignen Betrachtungen Anlaß. Es iſt, als ob die Gottheiten, welche das Schickſal der Menſchen zu leiten beliebten, die ehelichen Ereigniſſe jeder Art hier gleichſam im Vorbilde hätten darſtellen wollen. Abraham, ſo lange Jahre mit einer ſchönen, von vielen umworbenen Frau in kinderloſer Ehe, findet ſich in ſeinem hundertſten als Gatte zweyer Frauen, als Vater zweyer Söhne, und in dieſem Augenblick iſt ſein Hausfriede geſtört. Zwey Frauen neben einander, ſo wie zwey Söhne von zwey Müttern gegen einander über, vertragen ſich unmöglich. Derjenige Theil, der durch Geſetze, Herkommen und Meinung weniger begünſtigt iſt, muß weichen. Abraham muß die Neigung zu Hagar, zu Ismael aufopfern; beide werden entlaſſen und Hagar genöthigt, den Weg, den ſie auf einer freiwilligen Flucht eingeſchlagen, nunmehr wider Willen anzutreten, anfangs, wie es ſcheint, zu des Kindes und ihrem Untergang; aber der Engel des Herrn, der ſie früher zurückgewieſen, rettet ſie auch dießmal, damit

Ismael auch zu einem großen Volk werde, und die unwahrscheinlichste aller Verheißungen selbst über ihre Gränzen hinaus in Erfüllung gehe.

Zwey Eltern in Jahren und ein einziger spätgeborner Sohn: hier sollte man doch endlich eine häusliche Ruhe, ein irdisches Glück erwarten! Keineswegs. Die Himmlischen bereiten dem Erzvater noch die schwerste Prüfung. Doch von dieser können wir nicht reden, ohne vorher noch mancherlei Betrachtungen anzustellen.

Sollte eine natürliche allgemeine Religion entspringen, und sich eine besondere geoffenbarte daraus entwickeln, so waren die Länder, in denen bisher unsere Einbildungskraft verweilt, die Lebensweise, die Menschenart wohl am geschicktesten dazu; wenigstens finden wir nicht, daß in der ganzen Welt sich etwas ähnlich günstiges und heitres hervorgethan hätte. Schon zur natürlichen Religion, wenn wir annehmen, daß sie früher in dem menschlichen Gemüthe entsprungen, gehört viel Zartheit der Gesinnung: denn sie ruht auf der Ueberzeugung einer allgemeinen Vorsehung, welche die Weltordnung im Ganzen leite. Eine besondre Religion, eine von den Göttern diesem oder jenem Volk geoffenbarte, führt den Glauben an eine besondre Vorsehung mit sich, die das göttliche Wesen gewissen begünstigten Menschen, Familien, Stämmen und Völkern zusagt. Diese scheint sich schwer aus dem Innern des Menschen zu entwickeln.

Sie verlangt Ueberlieferung, Herkommen, Bürgschaft aus uralter Zeit.

Schön ist es daher, daß die Israelitische Ueberlieferung gleich die ersten Männer, welche dieser besondern Vorsehung vertrauen, als Glaubenshelden darstellt, welche von jenem hohen Wesen, dem sie sich abhängig erkennen, alle und jede Gebote eben so blindlings befolgen, als sie ohne zu zweifeln die spären Erfüllungen seiner Verheißungen abzuwarten nicht ermüden.

So wie eine besondere, geoffenbarte Religion den Begriff zum Grunde legt, daß einer mehr von den Göttern begünstigt seyn könne als der andre, so entspringt sie auch vorzüglich aus der Absonderung der Zustände. Nahe verwandt schienen sich die ersten Menschen, aber ihre Beschäftigungen trennten sie bald. Der Jäger war der freieste von allen; aus ihm entwickelte sich der Krieger und der Herrscher. Der Theil der den Acker baute, sich der Erde verschrieb, Wohnungen und Scheuern aufführte, um das Erworbene zu erhalten, konnte sich schon etwas dünken, weil sein Zustand Dauer und Sicherheit versprach. Dem Hirten an seiner Stelle schien der ungemessenste Zustand so wie ein gränzenloser Besitz zu Theil geworden. Die Vermehrung der Heerden ging in's Unendliche, und der Raum der sie ernähren sollte, erweiterte sich nach allen Seiten. Diese drey Stände schienen sich gleich anfangs mit Verdruß und Verachtung angesehn zu haben; und wie der Hirte dem Städter ein

Gräuel war, so sonderte er auch sich wieder von diesem ab. Die Jäger verlieren sich aus unsern Augen in die Gebirge, und kommen nur als Eroberer wieder zum Vorschein.

Zum Hirtenstande gehörten die Erzväter. Ihre Lebensweise auf dem Meere der Wüsten und Weiden gab ihren Gesinnungen Breite und Freiheit, das Gewölbe des Himmels unter dem sie wohnten, mit allen seinen nächtlichen Sternen, ihren Gefühlen Erhabenheit, und sie bedurften mehr als der thätige gewandte Jäger, mehr als der sichre sorgfältige hausbewohnende Ackersmann, des unerschütterlichen Glaubens, daß ein Gott ihnen zur Seite ziehe, daß er sie besuche, an ihnen Antheil nehme, sie führe und rette.

Zu noch einer andern Betrachtung werden wir genöthigt, indem wir zur Geschichtsfolge übergehen. So menschlich, schön und heiter auch die Religion der Erzväter erscheint, so gehen doch Züge von Wildheit und Grausamkeit hindurch, aus welcher der Mensch herankommen, oder worein er wieder versinken kann.

Daß der Haß sich durch das Blut, durch den Tod des überwundenen Feindes versöhne, ist natürlich; daß man auf dem Schlachtfelde zwischen den Reihen der Getödteten einen Frieden schloß, läßt sich wohl denken; daß man eben so durch geschlachtete Thiere ein Bündniß zu befestigen glaubte, fließt aus dem Vorhergehenden:

auch daß man die Götter, die man doch immer als Partey, als Widerſacher oder als Beiſtand anſah, durch Gerbdtetes herbeiziehen, ſie verſöhnen, ſie gewinnen könne, über dieſe Vorſtellung hat man ſich gleichfalls nicht zu verwundern. Bleiben wir aber bei den Opfern ſtehen, und betrachten die Art, wie ſie in jener Urzeit dargebracht wurden, ſo finden wir einen ſeltſamen, für uns ganz widerlichen Gebrauch, der wahrſcheinlich auch aus dem Kriege hergenommen, dieſen nämlich: die geopferten Thiere jeder Art, und wenn ihrer noch ſo viel gewidmet wurden, mußten in zwey Hälften zerhauen, an zwey Seiten gelegt werden, und in der Straße dazwiſchen befanden ſich diejenigen, die mit der Gottheit einen Bund ſchließen wollten.

Wunderbar und ahnungsvoll geht durch jene ſchöne Welt noch ein anderer ſchrecklicher Zug, daß alles was geweiht, was verlobt war, ſterben mußte: wahrſcheinlich auch ein auf den Frieden übertragener Kriegsgebrauch. Den Bewohnern einer Stadt, die ſich gewaltſam wehrt, wird mit einem ſolchen Gelübde gedroht; ſie gehr über, durch Sturm oder ſonſt; man läßt nichts am Leben, Männer keineswegs, und manchmal theilen auch Frauen, Kinder, ja das Vieh ein gleiches Schickſal. Uebereilter und abergläubiſcher Weiſe werden, beſtimmter oder unbeſtimmter, dergleichen Opfer den Göttern verſprochen; und ſo kommen die, welche man ſchonen möchte, ja ſogar die nächſten, die eigenen Kinder,

in den Fall als Sühnopfer eines ſolchen Wahnſinns zu bluten.

In dem ſanften, wahrhaft urväterlichen Charakter Abrahams konnte eine ſo barbariſche Anbetungsweiſe nicht entſpringen; aber die Götter, welche manchmal, um uns zu verſuchen, jene Eigenſchaften hervorzukehren ſcheinen, die der Menſch ihnen anzudichten geneigt iſt, befehlen ihm das Ungeheure. Er ſoll ſeinen Sohn opfern, als Pfand des neuen Bundes, und wenn es nach dem Hergebrachten geht, ihn nicht etwa nur ſchlachten und verbrennen, ſondern ihn in zwey Stücke theilen, und zwiſchen ſeinen rauchenden Eingeweiden ſich von den gütigen Göttern eine neue Verheißung erwarten. Ohne Zaudern und blindlings ſchickt Abraham ſich an, den Befehl zu vollziehen: den Göttern iſt der Wille hinreichend. Nun ſind Abrahams Prüfungen vorüber: denn weiter konnten ſie nicht geſteigert werden. Aber Sara ſtirbt, und dieß gibt Gelegenheit, daß Abraham von dem Lande Canaan vorbildlich Beſitz nimmt. Er bedarf eines Grabes, und dieß iſt das erſtemal, daß er ſich nach einem Eigenthum auf dieſer Erde umſieht. Eine zweyfache Höhle gegen den Hain Mamre mag er ſich ſchon früher ausgeſucht haben. Dieſe kauft er mit dem daran ſtoßenden Acker, und die Form Rechtens, die er dabei beobachtet, zeigt wie wichtig ihm dieſer Beſitz iſt. Er war es auch, mehr als er ſich vielleicht ſelbſt denken konnte: denn er, ſeine Söhne und Enkel ſollten

daſelbſt ruhen, und der nächſte Anſpruch auf das ganze Land, ſo wie die immerwährende Neigung ſeiner Nachkommerſchaft ſich hier zu verſammeln, dadurch am eigentlichſten begründet werden.

Von nun an gehen die mannichfaltigen Familienſcenen abwechſelnd vor ſich. Noch immer hält ſich Abraham ſtreng abgeſondert von den Einwohnern, und wenn Iſmael, der Sohn einer Aegyptierin, auch eine Tochter dieſes Landes geheirathet hat, ſo ſoll nun Iſaak ſich mit einer Blutsfreundin, einer Ebenbürtigen vermählen.

Abraham ſendet ſeinen Knecht nach Meſopotamien zu den Verwandten, die er dort zurückgelaſſen. Der kluge Eleaſar kommt unerkannt an, und um die rechte Braut nach Hauſe zu bringen, prüft er die Dienſtfertigkeit der Mädchen am Brunnen. Er verlangt zu trinken für ſich, und ungebeten tränkt Rebecca auch ſeine Kamele. Er beſchenkt ſie, er freyet um ſie, die ihm nicht verſagt wird. So führt er ſie in das Haus ſeines Herrn, und ſie wird Iſaak angetraut. Auch hier muß die Nachkommenſchaft lange Zeit erwartet werden. Erſt nach einigen Prüfungsjahren wird Rebecca geſegnet, und derſelbe Zwieſpalt, der in Abrahams Doppelehe von zwey Müttern entſtand, entſpringt hier von Einer. Zwey Knaben von entgegengeſetztem Sinne balgen ſich ſchon unter dem Herzen der Mutter. Sie treten an's Licht: der ältere lebhaft und mächtig, der jüngere zart und klug; jener wird des Vaters, dieſer der Mutter Liebling.

Der Streit um den Vorrang, der ſchon bei der Geburt beginnt, ſetzt ſich immer fort. Eſau iſt ruhig und gleichgültig über die Erſtgeburt, die ihm das Schickſal zugetheilt; Jakob vergißt nicht, daß ihn ſein Bruder zurückgedrängt. Aufmerkſam auf jede Gelegenheit, den erwünſchten Vortheil zu gewinnen, handelt er ſeinem Bruder das Recht der Erſtgeburt ab, und bevortheilt ihn um des Vaters Segen. Eſau ergrimmt und ſchwört dem Bruder den Tod, Jakob entflieht, um in dem Lande ſeiner Vorfahren ſein Glück zu verſuchen.

Nun, zum erſten Mal in einer ſo edlen Familie erſcheint ein Glied, das kein Bedenken trägt, durch Klugheit und Liſt die Vortheile zu erlangen, welche Natur und Zuſtände ihm verſagten. Es iſt oft genug bemerkt und ausgeſprochen worden, daß die heiligen Schriften uns jene Erzväter und andere von Gott begünſtigte Männer keineswegs als Tugendbilder aufſtellen wollen. Auch ſie ſind Menſchen von den verſchiedenſten Charakteren, mit mancherlei Mängeln und Gebrechen; aber eine Haupteigenſchaft darf ſolchen Männern nach dem Herzen Gottes nicht fehlen: es iſt der unerſchütterliche Glaube, daß Gott ſich ihrer und der Ihrigen beſonders annehme.

Die allgemeine, die natürliche Religion bedarf eigentlich keines Glaubens: denn die Ueberzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Weſen ſich gleichſam hinter der Natur verberge, um ſich

uns faßlich zu machen, eine ſolche Ueberzeugung dringt ſich einem jeden auf; ja wenn er auch den Faden derſelben, der ihn durch's Leben führt, manchmal fahren ließe, ſo wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können. Ganz anders verhält ſich's mit der beſondern Religion, die uns verkündigt, daß jenes große Weſen ſich eines Einzelnen, eines Stammes, eines Volkes, einer Landſchaft entſchieden und vorzüglich annehme. Dieſe Religion iſt auf den Glauben gegründet, der unerſchütterlich ſeyn muß, wenn er nicht ſogleich von Grund aus zerſtört werden ſoll. Jeder Zweifel gegen eine ſolche Religion iſt ihr tödtlich. Zur Ueberzeugung kann man zurückkehren, aber nicht zum Glauben. Daher die unendlichen Prüfungen, das Zaudern der Erfüllung ſo wiederholter Verheißungen, wodurch die Glaubensfähigkeit jener Ahnherren in's helliſte Licht geſetzt wird.

Auch in dieſem Glauben tritt Jakob ſeinen Zug an, und wenn er durch Liſt und Betrug unſere Neigung nicht erworben hat, ſo gewinnt er ſie durch die dauernde und unverbrüchliche Liebe zu Rahel, um die er ſelbſt aus dem Stegreife wirbt, wie Eleaſar für ſeinen Vater um Rebecca geworben hatte. In ihm ſollte ſich die Verheißung eines unermeßlichen Volkes zuerſt vollkommen entfalten; er ſollte viele Söhne um ſich ſehen, aber auch durch ſie und ihre Mütter manches Herzeleid erleben.

Sieben Jahre dient er um die Geliebte, ohne Unge-

duld und ohne Wanken. Sein Schwiegervater, ihm gleich an Liſt, [illegible]unt wie er, um dieſes Mittel zum Zweck für rechtmäßig zu halten, betriegt ihn, vergilt ihm, was er an ſeinem Bruder gethan: Jakob findet eine Gattin, die er nicht liebt, in ſeinen Armen. Zwar, um ihn zu beſänftigen, gibt Laban nach kurzer Zeit ihm die Geliebte dazu, aber unter der Bedingung ſieben neuer Dienſtjahre; und ſo entſpringt nun Verdruß aus Verdruß. Die nicht geliebte Gattin iſt fruchtbar, die geliebte bringt keine Kinder; dieſe will wie Sara durch eine Magd Mutter werden, jene mißgönnt ihr auch dieſen Vortheil. Auch ſie führt ihrem Gatten eine Magd zu, und nun iſt der gute Erzvater der geplagteſte Mann von der Welt: vier Frauen, Kinder von dreyen, und keins von der geliebten! Endlich wird auch dieſe beglückt, und Joſeph kommt zur Welt, ein Spätling der leidenſchaftlichſten Liebe. Jakobs vierzehn Dienſtjahre ſind um; aber Laban will in ihm den erſten treuſten Knecht nicht entbehren. Sie ſchließen neue Bedingungen und theilen ſich in die Heerden. Laban behält die von weißer Farbe, als die der Mehrzahl; die ſchäckigen, gleichſam nur den Ausſchuß, läßt ſich Jakob gefallen. Dieſer weiß aber auch hier ſeinen Vortheil zu wahren, und wie er durch ein ſchlechtes Gericht die Erſtgeburt, und durch eine Vermummung den väterlichen Segen gewonnen, ſo verſteht er nun durch Kunſt und Sympathie den beſten und größten Theil der Heerde ſich zuzueignen, und wird

auch von dieſer Seite der wahrhaft würdige Stammvater des Volks Iſrael und ein Muſterbild für ſeine Nachkommen. Laban und die Seinigen bemerken wo nicht das Kunſtſtück doch den Erfolg. Es gibt Verdruß; Jakob flieht mit allen den Seinigen, mit aller Habe, und entkommt dem nachſetzenden Laban theils durch Glück, theils durch Liſt. Nun ſoll ihm Rahel noch einen Sohn ſchenken; ſie ſtirbt aber in der Geburt; der Schmerzenſohn Benjamin überlebt ſie, aber noch größern Schmerz ſoll der Altvater bei dem anſcheinenden Verluſt ſeines Sohnes Joſeph empfinden.

Vielleicht möchte jemand fragen, warum ich dieſe allgemein bekannten, ſo oft wiederholten und ausgelegten Geſchichten hier abermals umſtändlich vortrage. Dieſem dürfte zur Antwort dienen, daß ich auf keine andere Weiſe darzuſtellen wüßte, wie ich bei meinem zerſtreuten Leben, bei meinem zerſtückelten Lernen, dennoch meinen Geiſt, meine Gefühle auf einen Punct zu einer ſtillen Wirkung verſammelte; weil ich auf keine andere Weiſe den Frieden zu ſchildern vermöchte, der mich umgab, wenn es auch draußen noch ſo wild und wunderlich herging. Wenn eine ſtets geſchäftige Einbildungskraft, wovon jenes Mährchen ein Zeugniß ablegen mag, mich bald da- bald dorthin führte, wenn das Gemiſch von Fabel und Geſchichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte, ſo flüchtete ich gern

nach jenen morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis, und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft.

Diese Familienauftritte, ehe sie sich in eine Geschichte des Israelitischen Volks verlieren sollten, lassen uns nun zum Schluß noch eine Gestalt sehen, an der sich besonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig schmeicheln kann: Joseph, das Kind der leidenschaftlichsten ehelichen Liebe. Ruhig erscheint er uns und klar, und prophezeyt sich selbst die Vorzüge, die ihn über seine Familie erheben sollten. Durch seine Geschwister in's Unglück gestoßen, bleibt er standhaft und rechtlich in der Sclaverey, widersteht den gefährlichsten Versuchungen, rettet sich durch Weissagung, und wird zu hohen Ehren nach Verdienst erhoben. Erst zeigt er sich einem großen Königreiche, sodann den Seinigen hülfreich und nützlich. Er gleicht seinem Urvater Abraham an Ruhe und Großheit, seinem Großvater Isaak an Stille und Ergebenheit. Den von seinem Vater ihm angestammten Gewerbsinn übt er im Großen: es sind nicht mehr Heerden, die man einem Schwiegervater, die man für sich selbst gewinnt, es sind Völker mit allen ihren Besitzungen, die man für einen König einzuhandeln versteht. Höchst anmuthig ist diese natürliche Erzählung, nur erscheint sie zu kurz, und man fühlt sich berufen, sie in's einzelne auszumahlen.

Ein ſolches Auswählen bibliſcher, nur im Umriß angegebener Charaktere und Begebenheiten war den Deutſchen nicht mehr fremd. Die Perſonen des alten und neuen Teſtaments hatten durch Klopſtock ein zartes und gefühlvolles Weſen gewonnen, das dem Knaben ſo wie vielen ſeiner Zeitgenoſſen höchlich zuſagte. Von den Bodmeriſchen Arbeiten dieſer Art kam wenig oder nichts zu ihm; aber Daniel in der Löwengrube, von Moſer, machte große Wirkung auf das junge Gemüth. Hier gelangt ein wohldenkender Geſchäfts- und Hofmann durch mancherlei Trübſale zu hohen Ehren, und ſeine Frömmigkeit, durch die man ihn zu verderben drohte, ward früher und ſpäter ſein Schild und ſeine Waffe. Die Geſchichte Joſephs zu bearbeiten war mir lange ſchon wünſchenswerth geweſen; allein ich konnte mit der Form nicht zurecht kommen, beſonders da mir keine Versart geläufig war, die zu einer ſolchen Arbeit gepaßt hätte. Aber nun fand ich eine proſaiſche Behandlung ſehr bequem und legte mich mit aller Gewalt auf die Bearbeitung. Nun ſuchte ich die Charaktere zu ſondern und auszumahlen, und durch Einſchaltung von Incidenzien und Epiſoden die alte einfache Geſchichte zu einem neuen und ſelbſtſtändigen Werke zu machen. Ich bedachte nicht, was freilich die Jugend nicht bedenken kann, daß hiezu ein Gehalt nöthig ſey, und daß dieſer uns nur durch das Gewahrwerden der Erfahrung ſelbſt entſpringen könne. Genug, ich vergegenwärtigte

mir alle Begebenheiten bis in's kleinſte Detail, und erzählte ſie mir der Reihe nach auf das genaueſte.

Was mir dieſe Arbeit ſehr erleichterte, war ein Umſtand, der dieſes Werk und überhaupt meine Autorſchaft höchſt voluminos zu machen drohte. Ein junger Mann von vielen Fähigkeiten, der aber durch Anſtrengung und Dünkel blödſinnig geworden war, wohnte als Mündel in meines Vaters Hauſe, lebte ruhig mit der Familie und war ſehr ſtill und in ſich gekehrt, und wenn man ihn auf ſeine gewohnte Weiſe verfahren ließ, zufrieden und gefällig. Dieſer hatte ſeine akademiſchen Hefte mit großer Sorgfalt geſchrieben, und ſich eine flüchtige leſerliche Hand erworben. Er beſchäftigte ſich am liebſten mit Schreiben, und ſah es gern, wenn man ihm etwas zu copiren gab; noch lieber aber, wenn man ihm dictirte, weil er ſich alsdann in ſeine glücklichen akademiſchen Jahre verſetzt fühlte. Meinem Vater, der keine expedite Hand ſchrieb, und deſſen Deutſche Schrift klein und zittrig war, konnte nichts erwünſchter ſeyn, und er pflegte daher, bei Beſorgung eigner ſowohl als fremder Geſchäfte, dieſem jungen Manne gewöhnlich einige Stunden des Tags zu dictiren. Ich fand es nicht minder bequem, in der Zwiſchenzeit alles was mir flüchtig durch den Kopf ging von einer fremden Hand auf dem Papier fixirt zu ſehen, und meine Empfindungs- und Nachahmungsgabe wuchs mit der Leichtigkeit des Auffaſſens und Aufbewahrens.

Ein

Ein ſo großes Werk als jenes bibliſche proſaiſch-epiſche Gedicht hatte ich noch nicht unternommen. Es war eben eine ziemlich ruhige Zeit, und nichts rief meine Einbildungskraft aus Paläſtina und Aegypten zurück. So quoll mein Manuſcript täglich um ſo mehr auf, als das Gedicht ſtreckenweiſe, wie ich es mir ſelbſt gleichſam in die Luft erzählte, auf dem Papier ſtand, und nur wenige Blätter von Zeit zu Zeit umgeſchrieben zu werden brauchten.

Als das Werk fertig war, denn es kam zu meiner eignen Verwunderung wirklich zu Stande, bedachte ich, daß von den vorigen Jahren mancherlei Gedichte vorhanden ſeyen, die mir auch jetzt nicht verwerflich ſchienen, welche, in ein Format mit Joſeph zuſammengeſchrieben, einen ganz artigen Quartband ausmachen würden, dem man den Titel vermiſchte Gedichte geben könnte; welches mir ſehr wohl gefiel, weil ich dadurch im Stillen bekannte und berühmte Autoren nachzuahmen Gelegenheit fand. Ich hatte eine gute Anzahl ſogenannter Anakreontiſcher Gedichte verfertigt, die mir wegen der Bequemlichkeit des Sylbenmaßes und der Leichtigkeit des Inhalts ſehr wohl von der Hand gingen. Allein dieſe durfte ich nicht wohl aufnehmen, weil ſie keine Reime hatten, und ich doch vor allem meinem Vater etwas Angenehmes zu erzeigen wünſchte. Deſtomehr ſchienen mir geiſtliche Oden hier am Platz, dergleichen ich zur Nachahmung des jüngſten Gerichts von Elias

Schlegel sehr eifrig versucht hatte. Eine zur Feyer der Höllenfahrt Christi geschriebene erhielt von meinen Eltern und Freunden viel Beifall, und sie hatte das Glück mir selbst noch einige Jahre zu gefallen. Die sogenannten Texte der sonntägigen Kirchenmusiken, welche jedesmal gedruckt zu haben waren, studirte ich fleißig. Sie waren freilich sehr schwach, und ich durfte wohl glauben, daß die meinigen, deren ich mehrere nach der vorgeschriebenen Art versertigt hatte, eben so gut verdienten componirt und zur Erbauung der Gemeinde vorgetragen zu werden. Diese und mehrere dergleichen hatte ich seit länger als einem Jahre mit eigener Hand abgeschrieben, weil ich durch diese Privatübung von den Vorschriften des Schreibemeisters entbunden wurde. Nunmehr aber ward alles redigirt und in gute Ordnung gestellt, und es bedurfte keines großen Zuredens, um solche von jenem schreibelustigen jungen Manne reinlich abgeschrieben zu sehen. Ich eilte damit zum Buchbinder, und als ich gar bald den saubern Band meinem Vater überreichte, munterte er mich mit besonderem Wohlgefallen auf, alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern; welches er mit desto größerer Ueberzeugung that, als ich das alles nur in sogenannten Nebenstunden geleistet hatte.

Noch ein anderer Umstand vermehrte den Hang zu diesen theologischen, oder vielmehr biblischen Studien. Der Senior des Ministeriums, Johann Philipp Fresenius, ein sanfter Mann, von schönem gefälligen An-

ſehen, welcher von ſeiner Gemeinde ja von der ganzen Stadt als ein exemplariſcher Geiſtlicher und guter Kanzelredner verehrt ward, der aber, weil er gegen die Herrnhuter aufgetreten, bei den abgeſonderten Frommen nicht im beſten Ruf ſtand, vor der Menge hingegen ſich durch die Bekehrung eines bis zum Tode bleſſirten freigeiſtiſchen Generals berühmt und gleichſam heilig gemacht hatte, dieſer ſtarb, und ſein Nachfolger Plitt, ein großer ſchöner würdiger Mann, der jedoch vom Katheder (er war Profeſſor in Marburg geweſen) mehr die Gabe zu lehren als zu erbauen mitgebracht hatte, kündigte ſogleich eine Art von Religions-Curſus an, dem er ſeine Predigten in einem gewiſſen methodiſchen Zuſammenhang widmen wollte. Schon früher, da ich doch einmal in die Kirche gehen mußte, hatte ich mir die Eintheilung gemerkt, und konnte dann und wann mit ziemlich vollſtändiger Recitation einer Predigt großthun. Da nun über den neuen Senior manches für und wider in der Gemeine geſprochen wurde, und viele kein ſonderliches Zutrauen in ſeine angekündigten didaktiſchen Predigten ſetzen wollten, ſo nahm ich mir vor ſorgfältiger nachzuſchreiben, welches mir um ſo eher gelang, als ich auf einem zum Hören ſehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitz ſchon geringere Verſuche gemacht hatte. Ich war höchſt aufmerkſam und behend; in dem Augenblick daß er Amen ſagte, eilte ich aus der Kirche und wendete ein Paar Stunden daran, das was ich auf dem

Papier und im Gedächtniß fixirt hatte, eilig zu dictiren, so daß ich die geschriebene Predigt noch vor Tische überreichen konnte. Mein Vater war sehr glorios über dieses Gelingen, und der gute Hausfreund, der eben zu Tische kam, mußte die Freude theilen. Dieser war mir ohnehin höchst günstig, weil ich mir seinen Messias so zu eigen gemacht hatte, daß ich ihm, bei meinen öftern Besuchen, um Siegelabdrücke für meine Wappensammlung zu holen, große Stellen davon vortragen konnte, so daß ihm die Thränen in den Augen standen.

Den nächsten Sonntag setzte ich die Arbeit mit gleichem Eifer fort, und weil mich der Mechanismus derselben sogar unterhielt, so dachte ich nicht nach über das was ich schrieb und aufbewahrte. Das erste Vierteljahr mochten sich diese Bemühungen ziemlich gleich bleiben; als ich aber zuletzt, nach meinem Dünkel, weder besondere Aufklärung über die Bibel selbst, noch eine freiere Ansicht des Dogma's zu finden glaubte, so schien mir die kleine Eitelkeit die dabei befriedigt wurde, zu theuer erkauft, als daß ich mit gleichem Eifer das Geschäft hätte fortsetzen sollen. Die erst so blätterreichen Kanzelreden wurden immer magerer, und ich hätte zuletzt diese Bemühung ganz abgebrochen, wenn nicht mein Vater, der ein Freund der Vollständigkeit war, mich durch gute Worte und Versprechungen dahin gebracht, daß ich bis auf den letzten Sonntag Trinitatis aushielt, obgleich am Schlusse kaum etwas mehr als der Text,

die Propoſition und die Eintheilung auf kleine Blätter verzeichnet wurden.

Was das Vollbringen betrifft, darin hatte mein Vater eine beſondere Hartnäckigkeit. Was einmal unternommen ward, ſollte ausgeführt werden, und wenn auch inzwiſchen das Unbequeme, Langweilige, Verdrießliche, ja Unnütze des Begonnenen ſich deutlich offenbarte. Es ſchien, als wenn ihm das Vollbringen der einzige Zweck, das Beharren die einzige Tugend däuchte. Hatten wir in langen Winterabenden im Familienkreiſe ein Buch angefangen vorzuleſen, ſo mußten wir es auch durchbringen, wenn wir gleich ſämmtlich dabei verzweifelten, und er mitunter ſelbſt der erſte war, der zu gähnen anfing. Ich erinnere mich noch eines ſolchen Winters, wo wir Bowers Geſchichte der Päpſte ſo durchzuarbeiten hatten. Es war ein fürchterlicher Zuſtand, indem wenig oder nichts was in jenen kirchlichen Verhältniſſen vorkommt, Kinder und junge Leute anſprechen kann. Indeſſen iſt mir bei aller Unachtſamkeit und allem Widerwillen doch von jener Vorleſung ſo viel geblieben, daß ich in ſpäteren Zeiten manches daran zu knüpfen im Stande war.

Bei allen dieſen fremdartigen Beſchäftigungen und Arbeiten, die ſo ſchnell auf einander folgten, daß man ſich kaum beſinnen konnte, ob ſie zuläſſig und nützlich wären, verlor mein Vater ſeinen Hauptzweck nicht aus den Augen. Er ſuchte mein Gedächtniß, meine Gabe

etwas zu faſſen und zu combiniren, auf juriſtiſche Gegenſtände zu lenken, und gab mir daher ein kleines Buch, in Geſtalt eines Katechismus, von Hopp, nach Form und Inhalt der Inſtitutionen gearbeitet, in die Hände. Ich lernte Fragen und Antworten bald auswendig, und konnte ſo gut den Katecheten als den Katechumenen vorſtellen; und wie bei dem damaligen Religionsunterricht eine der Hauptübungen war, daß man auf das behendeſte in der Bibel aufſchlagen lernte, ſo wurde auch hier eine gleiche Bekanntſchaft mit dem Corpus Juris für nöthig befunden, worin ich auch bald auf das vollkommenſte bewandert war. Mein Vater wollte weiter gehen, und der kleine Struve ward vorgenommen; aber hier ging es nicht ſo raſch. Die Form des Buches war für den Anfänger nicht ſo günſtig, daß er ſich ſelbſt hätte aushelfen können, und meines Vaters Art zu doceiren nicht ſo liberal, daß ſie mich angeſprochen hätte.

Nicht allein durch die kriegeriſchen Zuſtände, in denen wir uns ſeit einigen Jahren befanden, ſondern auch durch das bürgerliche Leben ſelbſt, durch Leſen von Geſchichten und Romanen, war es uns nur allzu deutlich, daß es ſehr viele Fälle gebe, in welchen die Geſetze ſchweigen und dem Einzelnen nicht zu Hülfe kommen, der dann ſehen mag, wie er ſich aus der Sache ziehe. Wir waren nun herangewachſen, und dem Schlendriane nach ſollten wir auch neben andern Dingen fechten und reiten lernen, um uns gelegentlich

unſerer Haut zu wehren, und zu Pferde kein ſchülerhaftes Anſehn zu haben. Was den erſten Punct betrifft, ſo war uns eine ſolche Uebung ſehr angenehm: denn wir hatten uns ſchon längſt Haurapiere von Haſelſtöcken, mit Körben von Weiden ſauber geflochten, um die Hand zu ſchützen, zu verſchaffen gewußt. Nun durften wir uns wirklich ſtählerne Klingen zulegen, und das Geraſſel was wir damit machten, war ſehr lebhaft.

Zwey Fechtmeiſter befanden ſich in der Stadt: ein älterer ernſter Deutſcher, der auf die ſtrenge und tüchtige Weiſe zu Werke ging, und ein Franzoſe, der ſeinen Vortheil durch Avanciren und Retiriren, durch leichte flüchtige Stöße, welche ſtets mit einigen Ausrufungen begleitet waren, zu erreichen ſuchte. Die Meinungen, welche Art die beſte ſey, waren getheilt. Der kleinen Geſellſchaft mit welcher ich Stunde nehmen ſollte, gab man den Franzoſen, und wir gewöhnten uns bald, vorwärts und rückwärts zu gehen, auszufallen und uns zurückzuziehen, und dabei immer in die herkömmlichen Schreilaute auszubrechen. Mehrere von unſern Bekannten aber hatten ſich zu dem Deutſchen Fechtmeiſter gewendet, und übten gerade das Gegentheil. Dieſe verſchiedenen Arten eine ſo wichtige Uebung zu behandeln, die Ueberzeugung eines jeden, daß ſein Meiſter der beſſere ſey, brachte wirklich eine Spaltung unter die jungen Leute, die ungefähr von Einem Alter waren, und es fehlte wenig, ſo hätten die Fechtſchulen ganz ernſtliche

Gefechte veranlaßt; denn faſt ward eben ſo ſehr mit Worten geſtritten als mit der Klinge gefochten, und um zuletzt der Sache ein Ende zu machen, ward ein Wettkampf zwiſchen beiden Meiſtern veranſtaltet, deſſen Erfolg ich nicht umſtändlich zu beſchreiben brauche. Der Deutſche ſtand in ſeiner Poſitur wie eine Mauer, paßte auf ſeinen Vortheil, und wußte mit Battiren und Ligiren ſeinen Gegner ein- über das andremal zu entwaffnen. Dieſer behauptete, das ſey nicht Raiſon, und fuhr mit ſeiner Beweglichkeit fort, den andern in Athem zu ſetzen. Auch brachte er dem Deutſchen wohl einige Stöße bei, die ihn aber ſelbſt, wenn es Ernſt geweſen wäre, in die andre Welt geſchickt hätten.

Im Ganzen ward nichts entſchieden, noch gebeſſert, nur wendeten ſich einige zu dem Landsmann, worunter ich auch gehörte. Allein ich hatte ſchon zu viel von dem erſten Meiſter angenommen, daher eine ziemliche Zeit darüber hinging, bis der neue mir es wieder abgewöhnen konnte, der überhaupt mit uns Renegaten weniger als mit ſeinen Urſchüllern zufrieden war.

Mit dem Reiten ging es mir noch ſchlimmer. Zufälligerweiſe ſchickte man mich im Herbſt auf die Bahn, ſo daß ich in der kühlen und feuchten Jahreszeit meinen Anfang machte. Die pedantiſche Behandlung dieſer ſchönen Kunſt war mir höchlich zuwider. Zum erſten und letzten war immer vom Schließen die Rede, und es konnte einem doch niemand ſagen, worin denn eigentlich

der Schluß beſtehe, worauf doch alles ankommen ſolle: denn man fuhr ohne Steigbügel auf dem Pferde hin und her. Uebrigens ſchien der Unterricht nur auf Prellerey und Beſchämung der Scholaren angelegt. Vergaß man die Kinnkette ein- oder auszuhängen, ließ man die Gerte fallen oder wohl gar den Hut, jedes Verſäumniß, jedes Unglück mußte mit Geld gebüßt werden, und man ward noch obenein ausgelacht. Dieß gab mir den allerſchlimmſten Humor, beſonders da ich den Uebungsort ſelbſt ganz unerträglich fand. Der garſtige, große, entweder feuchte oder ſtaubige Raum, die Kälte, der Modergeruch, alles zuſammen war mir im höchſten Grade zuwider; und da der Stallmeiſter den andern, weil ſie ihn vielleicht auch durch Frühſtücke und ſonſtige Gaben, vielleicht auch durch ihre Geſchicklichkeit beſtachen, immer die beſten Pferde, mir aber die ſchlechteſten zu reiten gab, mich auch wohl warten ließ, und mich wie es ſchien hintanſetzte, ſo brachte ich die allerverdrießlichſten Stunden über einem Geſchäft hin, das eigentlich das luſtigſte von der Welt ſeyn ſollte. Ja der Eindruck von jener Zeit, von jenen Zuſtänden iſt mir ſo lebhaft geblieben, daß, ob ich gleich nachher leidenſchaftlich und verwegen zu reiten gewohnt war, auch Tage und Wochen lang kaum vom Pferde kam, daß ich bedeckte Reitbahnen ſorgfältig vermied, und höchſtens nur wenig Augenblicke darin verweilte. Es kommt übrigens der Fall oft genug vor, daß wenn die Anfänge einer abge-

ſchloſſenen Kunſt uns überliefert werden ſollen, dieſes auf eine peinliche und abſchreckende Art geſchieht. Die Ueberzeugung, wie läſtig und ſchädlich dieſes ſey, hat in ſpätern Zeiten die Erziehungsmaxime aufgeſtellt, daß alles der Jugend auf eine leichte, luſtige und bequeme Art beigebracht werden müſſe; woraus denn aber auch wieder andere Uebel und Nachtheile entſprungen ſind.

Mit der Annäherung des Frühlings ward es bei uns auch wieder ruhiger, und wenn ich mir früher das Anſchauen der Stadt, ihrer geiſtlichen und weltlichen, öffentlichen und Privatgebäude zu verſchaffen ſuchte, und beſonders an dem damals noch vorherrſchenden Alterthümlichen das größte Vergnügen fand, ſo war ich nachher bemüht, durch die Lersner'ſche Chronik und durch andre unter meines Vaters Francofurtenſien befindliche Bücher und Hefte, die Perſonen vergangener Zeiten mir zu vergegenwärtigen; welches mir denn auch durch große Aufmerkſamkeit auf das Beſondere der Zeiten und Sitten, und bedeutender Individualitäten ganz gut zu gelingen ſchien.

Unter den alterthümlichen Reſten war mir, von Kindheit an, der auf dem Brückenthurm aufgeſteckte Schädel eines Staatsverbrechers merkwürdig geweſen, der von drenen oder vieren, wie die leeren eiſernen Spitzen auswieſen, ſeit 1616 ſich durch alle Unbilden der Zeit und Witterung erhalten hatte. So oft man von Sachſenhauſen nach Frankfurt zurückkehrte, hatte man

den Thurm vor ſich und der Schädel fiel in's Auge. Ich ließ mir als Knabe ſchon gern die Geſchichte dieſer Aufrührer, des Fettmilch und ſeiner Genoſſen, erzählen, wie ſie mit dem Stadtregiment unzufrieden geweſen, ſich gegen daſſelbe empört, Meuterey angeſponnen, die Judenſtadt geplündert und gräßliche Händel erregt, zuletzt aber gefangen und von kaiſerlichen Abgeordneten zum Tode verurtheilt worden. Späterhin lag mir daran, die nähern Umſtände zu erfahren, und was es denn für Leute geweſen, zu vernehmen. Als ich nun aus einem alten, gleichzeitigen, mit Holzſchnitten verſehenen Buche erfuhr, daß zwar dieſe Menſchen zum Tode verurtheilt, aber zugleich auch viele Rathsherren abgeſetzt worden, weil mancherlei Unordnung und ſehr viel Unverantwortliches im Schwange geweſen; da ich nun die nähern Umſtände vernahm, wie alles hergegangen: ſo bedauerte ich die unglücklichen Menſchen, welche man wohl als Opfer, die einer künftigen beſſern Verfaſſung gebracht worden, anſehen dürfe; denn von jener Zeit ſchrieb ſich die Einrichtung her, nach welcher ſowohl das altadlige Haus Limpurg, das aus einem Klubb entſprungene Haus Frauenſtein, ferner Juriſten, Kaufleute und Handwerker an einem Regimente Theil nehmen ſollten, das durch eine auf Venezianiſche Weiſe verwickelte Ballotage ergänzt, von bürgerlichen Collegien eingeſchränkt, das Rechte zu thun berufen war, ohne zu dem Unrechten ſonderliche Freiheit zu behalten.

Zu den ahnungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wohl den Jüngling bedrängten, gehörte besonders der Zustand der Judenstadt, eigentlich die Judengasse genannt, weil sie kaum aus etwas mehr als einer einzigen Straße besteht, welche in frühen Zeiten zwischen Stadtmauer und Graben wie in einen Zwinger mochte eingeklemmt worden seyn. Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Accent einer unerfreulichen Sprache, alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Thore vorbeigehend hineinsah. Es dauerte lange bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten so vieler etwas zu schachern unermüdet fordernder oder anbietender Menschen entgangen war. Dabei schwebten die alten Mährchen von Grausamkeit der Juden gegen die Christenkinder, die wir in Gottfrieds Chronik gräßlich abgebildet gesehen, düster vor dem jungen Gemüth. Und ob man gleich in der neuern Zeit besser von ihnen dachte, so zeugte doch das große Spott- und Schandgemählde, welches unter dem Brückenthurm an einer Bogenwand, zu ihrem Unglimpf, noch ziemlich zu sehen war, außerordentlich gegen sie: denn es war nicht etwa durch einen Privatmuthwillen, sondern aus öffentlicher Anstalt verfertigt worden.

Indessen blieben sie doch das auserwählte Volk Gottes, und gingen, wie es nun mochte gekommen seyn, zum Andenken der ältesten Zeiten umher. Außerdem

waren ſie ja auch Menſchen, thätig, gefällig, und ſelbſt dem Eigenſinn, womit ſie an ihren Gebräuchen hingen, konnte man ſeine Achtung nicht verſagen. Ueberdieß waren die Mädchen hübſch, und mochten es wohl leiden, wenn ein Chriſtenknabe ihnen am Sabbath auf dem Fiſcherfelde begegnend, ſich freundlich und aufmerkſam bewies. Aeußerſt neugierig war ich daher, ihre Ceremonien kennen zu lernen. Ich ließ nicht ab, bis ich ihre Schule öfters beſucht, einer Beſchneidung, einer Hochzeit beigewohnt und von dem Laubhüttenfeſt mir ein Bild gemacht hatte. Ueberall war ich wohl aufgenommen, gut bewirthet und zur Wiederkehr eingeladen: denn es waren Perſonen von Einfluß, die mich entweder einführten oder empfahlen.

So wurde ich denn als ein junger Bewohner einer großen Stadt von einem Gegenſtand zum andern hin und wieder geworfen, und es fehlte mitten in der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit nicht an gräßlichen Auftritten. Bald weckte ein näherer oder entfernter Brand uns aus unſerm häuslichen Frieden, bald ſetzte ein entdecktes großes Verbrechen, deſſen Unterſuchung und Beſtrafung die Stadt auf viele Wochen in Unruhe. Wir mußten Zeugen von verſchiedenen Executionen ſeyn, und es iſt wohl werth zu gedenken, daß ich auch bei Verbrennung eines Buchs gegenwärtig geweſen bin. Es war der Verlag eines Franzöſiſchen komiſchen Romans, der zwar den Staat, aber nicht Religion und Sitten ſchonte.

Es hatte wirklich etwas Fürchterliches, eine Strafe an einem leblosen Wesen ausgeübt zu sehen. Die Ballen platzten im Feuer, und wurden durch Ofengabeln aus einander geschürt und mit den Flammen mehr in Berührung gebracht. Es dauerte nicht lange, so flogen die angebrannten Blätter in der Luft herum, und die Menge haschte begierig darnach. Auch ruhten wir nicht, bis wir ein Exemplar auftrieben, und es waren nicht wenige die sich das verbotne Vergnügen gleichfalls zu verschaffen wußten. Ja, wenn es dem Autor um Publicität zu thun war, so hätte er selbst nicht besser dafür sorgen können.

Jedoch auch friedlichere Anlässe führten mich in der Stadt hin und wieder. Mein Vater hatte mich früh gewöhnt kleine Geschäfte für ihn zu besorgen. Besonders trug er mir auf, die Handwerker die er in Arbeit setzte, zu mahnen, da sie ihn gewöhnlich länger als billig aufhielten, weil er alles genau wollte gearbeitet haben und zuletzt bei prompter Bezahlung die Preise zu mäßigen pflegte. Ich gelangte dadurch fast in alle Werkstätten, und da es mir angeboren war mich in die Zustände anderer zu finden, eine jede besondere Art des menschlichen Daseyns zu fühlen und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, so brachte ich manche vergnügliche Stunde durch Anlaß solcher Aufträge zu, lernte eines jeden Verfahrungsart kennen, und was die unerläßlichen Bedingungen dieser und jener Lebensweise für

Freude, für Leid, Beſchwerliches und Günſtiges mit ſich führen. Ich näherte mich dadurch dieſer thätigen, das Untere und Obere verbindenden Claſſe. Denn wenn an der einen Seite diejenigen ſtehen, die ſich mit den einfachen und rohen Erzeugniſſen beſchäftigen, an der andern ſolche, die ſchon etwas Verarbeitetes genießen wollen, ſo vermittelt der Gewerker durch Sinn und Hand, daß jene beiden etwas von einander empfangen und jeder nach ſeiner Art ſeiner Wünſche theilhaft werden kann. Das Familienweſen eines jeden Handwerks, das Geſtalt und Farbe von der Beſchäftigung erhielt, war gleichfalls der Gegenſtand meiner ſtillen Aufmerkſamkeit, und ſo entwickelte, ſo beſtärkte ſich in mir das Gefühl der Gleichheit wo nicht aller Menſchen, doch aller menſchlichen Zuſtände, indem mir das nackte Daſeyn als die Hauptbedingung, das Uebrige alles aber als gleichgültig und zufällig erſchien.

Da mein Vater ſich nicht leicht eine Ausgabe erlaubte, die durch einen augenblicklichen Genuß ſogleich wäre aufgezehrt worden: wie ich mich denn kaum erinnere, daß wir zuſammen ſpazieren gefahren, und auf einem Luſtorte etwas verzehrt hätten; ſo war er dagegen nicht karg mit Anſchaffung ſolcher Dinge, die bei innerm Werth auch einen guten äußern Schein haben. Niemand konnte den Frieden mehr wünſchen als er, ob er gleich in der letzten Zeit vom Kriege nicht die mindeſte Beſchwerlichkeit empfand. In dieſen Geſinnungen hatte

er meiner Mutter eine goldne mit Diamanten beſetzte Doſe verſprochen, welche ſie erhalten ſollte, ſobald der Friede publicirt würde. In Hoffnung dieſes glücklichen Ereigniſſes arbeitete man ſchon einige Jahre an dieſem Geſchenk. Die Doſe ſelbſt von ziemlicher Größe ward in Hanau verfertigt: denn mit den dortigen Goldarbeitern, ſo wie mit den Vorſtehern der Seidenanſtalt, ſtand mein Vater in gutem Vernehmen. Mehrere Zeichnungen wurden dazu verfertigt; den Deckel zierte ein Blumenkorb, über welchem eine Taube mit dem Oelzweige ſchwebte. Der Raum für die Juwelen war gelaſſen, die theils an der Taube, theils auch an der Stelle wo man die Doſe zu öffnen pflegt, angebracht werden ſollten. Der Juwelier, dem die völlige Ausführung nebſt den dazu nöthigen Steinen übergeben ward, hieß Lautenſak und war ein geſchickter muntrer Mann, der wie mehrere Künſtler ſelten das Nothwendige, gewöhnlich aber das Willkürliche that, was ihm Vergnügen machte. Die Juwelen, in der Figur wie ſie auf dem Doſendeckel angebracht werden ſollten, waren zwar bald auf ſchwarzes Wachs geſetzt und nahmen ſich ganz gut aus; allein ſie wollten ſich von da gar nicht ablöſen, um auf's Gold zu gelangen. Im Anfange ließ mein Vater die Sache noch ſo anſtehen; als aber die Hoffnung zum Frieden immer lebhafter wurde, als man zuletzt ſchon die Bedingungen, beſonders die Erhebung des Erzherzogs Joſeph zum Römiſchen König, genauer wiſſen wollte, ſo ward

mein

mein Vater immer ungeduldiger, und ich mußte wöchentlich ein paarmal, ja zuletzt faſt täglich den ſaumſeligen Künſtler beſuchen. Durch mein unabläſſiges Quälen und Zureden rückte die Arbeit, wiewohl langſam genug, vorwärts: denn weil ſie von der Art war, daß man ſie bald vornehmen, bald wieder aus den Händen legen konnte, ſo fand ſich immer etwas, wodurch ſie verdrängt und bei Seite geſchoben wurde.

Die Haupturſache dieſes Benehmens indeß war eine Arbeit, die der Künſtler für eigene Rechnung unternommen hatte. Jederman wußte, daß Kaiſer Franz eine große Neigung zu Juwelen, beſonders auch zu farbigen Steinen hege. Lautenſak hatte eine anſehnliche Summe, und, wie ſich ſpäter fand, größer als ſein Vermögen, auf dergleichen Edelſteine verwandt, und daraus einen Blumenſtrauß zu bilden angefangen, in welchem jeder Stein nach ſeiner Form und Farbe günſtig hervortreten und das Ganze ein Kunſtſtück geben ſollte, werth in dem Schatzgewölbe eines Kaiſers aufbewahrt zu ſtehen. Er hatte nach ſeiner zerſtreuten Art mehrere Jahre daran gearbeitet, und eilte nun, weil man nach dem bald zu hoffenden Frieden die Ankunft des Kaiſers zur Krönung ſeines Sohns in Frankfurt erwartete, es vollſtändig zu machen und endlich zuſammenzubringen. Meine Luſt dergleichen Gegenſtände kennen zu lernen, benutzte er ſehr gewandt, um mich als einen Mahnboten zu zerſtreuen und von meinem Vorſatz abzulenken. Er ſuchte

mir die Kenntniß dieser Steine beizubringen, machte mich auf ihre Eigenschaften, ihren Werth aufmerksam, so daß ich sein ganzes Bouquet zuletzt auswendig wußte, und es eben so gut wie er einem Kunden hätte anpreisend vordemonstriren können. Es ist mir noch jetzt gegenwärtig, und ich habe wohl kostbarere aber nicht anmuthigere Schau- und Prachtstücke dieser Art gesehen. Außerdem besaß er noch eine hübsche Kupfersammlung und andere Kunstwerke, über die er sich gern unterhielt, und ich brachte viele Stunden nicht ohne Nutzen bei ihm zu. Endlich, als wirklich der Congreß zu Hubertsburg schon festgesetzt war, that er aus Liebe zu mir ein übriges, und die Taube zusammt den Blumen gelangte am Friedensfeste wirklich in die Hände meiner Mutter.

Manchen ähnlichen Auftrag erhielt ich denn auch, um bei den Mahlern bestellte Bilder zu betreiben. Mein Vater hatte bei sich den Begriff festgesetzt, und wenig Menschen waren davon frei, daß ein Bild auf Holz gemahlt einen großen Vorzug vor einem andern habe, das nur auf Leinwand aufgetragen sey. Gute eichene Bretter von jeder Form zu besitzen, war deßwegen meines Vaters große Sorgfalt, indem er wohl wußte, daß die leichtsinnigern Künstler sich gerade in dieser wichtigen Sache auf den Tischer verließen. Die ältesten Bohlen wurden aufgesucht, der Tischer mußte mit Leimen, Hobeln und Zurichten derselben aufs genaueste zu Werke

geben, und dann blieben ſie Jahre lang in einem obern Zimmer verwahrt, wo ſie genugſam austrocknen konnten. Ein ſolches koſtliches Bret ward dem Mahler Junker anvertraut, der einen verzierten Blumentopf mit den bedeutendſten Blumen nach der Natur in ſeiner künſtlichen und zierlichen Weiſe darauf darſtellen ſollte. Es war gerade im Frühling, und ich verſäumte nicht, ihm wöchentlich einigemal die ſchönſten Blumen zu bringen die mir unter die Hand kamen; welche er denn auch ſogleich einſchaltete, und das Ganze nach und nach aus dieſen Elementen auf das treulichſte und fleißigſte zuſammenbildete. Gelegentlich hatte ich auch wohl einmal eine Maus gefangen, die ich ihm brachte, und die er als ein gar ſo zierliches Thier nachzubilden Luſt hatte, auch ſie wirklich auf's genaueſte vorſtellte, wie ſie am Fuße des Blumentopfes eine Kornähre benaſcht. Mehr dergleichen unſchuldige Naturgegenſtände, als Schmetterlinge und Käfer, wurden herbeigeſchafft und dargeſtellt, ſo daß zuletzt, was Nachahmung und Ausführung betraf, ein höchſt ſchätzbares Bild beiſammen war.

Ich wunderte mich daher nicht wenig, als der gute Mann mir eines Tages, da die Arbeit bald abgeliefert werden ſollte, umſtändlich eröffnete, wie ihm das Bild nicht mehr gefalle, indem es wohl im Einzelnen ganz gut gerathen, im Ganzen aber nicht gut componirt ſey, weil es ſo nach und nach entſtanden, und er im Anfange

das Verſehen begangen, ſich nicht wenigſtens einen allgemeinen Plan für Licht und Schatten ſo wie für Farben zu entwerfen, nach welchem man die einzelnen Blumen hätte einordnen können. Er ging mit mir das während eines halben Jahrs vor meinen Augen entſtandene und mir theilweiſe gefällige Bild umſtändlich durch, und wußte mich zu meiner Betrübniß vollkommen zu überzeugen. Auch hielt er die nachgebildete Maus für einen Mißgriff: denn, ſagte er, ſolche Thiere haben für viele Menſchen etwas Schauderhaftes, und man ſollte ſie da nicht anbringen, wo man Gefallen erregen will. Ich hatte nun, wie es demjenigen zu gehen pflegt, der ſich von einem Vorurtheile geheilt ſieht und ſich viel klüger dünkt als er vorher geweſen, eine wahre Verachtung gegen dieß Kunſtwerk, und ſtimmte dem Künſtler völlig bei, als er eine andere Tafel von gleicher Größe verfertigen ließ, worauf er, nach dem Geſchmack den er beſaß, ein beſſer geformtes Gefäß und einen kunſtreicher geordneten Blumenſtrauß anbrachte, auch die lebendigen kleinen Beiweſen zierlich und erfreulich ſowohl zu wählen als zu vertheilen wußte. Auch dieſe Tafel mahlte er mit der größten Sorgfalt, doch freilich nur nach jener ſchon abgebildeten, oder aus dem Gedächtniß, das ihm aber bei einer ſehr langen und emſigen Praxis gar wohl zu Hülfe kam. Beide Gemählde waren nun fertig, und wir hatten eine entſchiedene Freude an dem letzten, das wirklich kunſtreicher und mehr in die Augen fiel. Der

Vater ward anſtatt mit einem mit zwey Stücken überraſcht und ihm die Wahl gelaſſen. Er billigte unſere Meinung und die Gründe derſelben, beſonders auch den guten Willen und die Thätigkeit; entſchied ſich aber, nachdem er beide Bilder einige Tage betrachtet, für das erſte, ohne über dieſe Wahl weiter viele Worte zu machen. Der Künſtler ärgerlich, nahm ſein zweytes wohlgemeintes Bild zurück, und konnte ſich gegen mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die gute eichne Tafel, worauf das erſte gemahlt ſtehe, zum Entſchluß des Vaters gewiß das Ihrige beigetragen habe.

Da ich hier wieder der Mahlerey gedenke, ſo tritt in meiner Erinnerung eine große Anſtalt hervor, in der ich viele Zeit zubrachte, weil ſie und deren Vorſteher mich beſonders an ſich zog. Es war die große Wachstuchfabrik, welche der Mahler Nothnagel errichtet hatte: ein geſchickter Künſtler, der aber wohl durch ſeine Denkweiſe mehr zum Fabrikweſen als zur Kunſt hinneigte. In einem ſehr großen Raume von Höfen und Gärten wurden alle Arten von Wachstuch gefertigt, von dem rohſten an, das mit der Spatel aufgetragen wird, und das man zu Rüſtwagen und ähnlichem Gebrauch benutzte, durch die Tapeten hindurch, welche mit Formen abgedruckt wurden, bis zu den feinern und feinſten, auf welchen bald Chineſiſche und phantaſtiſche, bald natürliche Blumen abgebildet, bald Figuren, bald Landſchaften durch den Pinſel geſchickter Arbeiter dargeſtellt wurden.

Dieſe Mannichfaltigkeit, die in's Unendliche ging, ergötzte mich ſehr. Die Beſchäftigung ſo vieler Menſchen von der gemeinſten Arbeit bis zu ſolchen, denen man einen gewiſſen Kunſtwerth kaum verſagen konnte, war für mich höchſt anziehend. Ich machte Bekanntſchaft mit dieſer Menge in vielen Zimmern hinter einander arbeitenden jüngern und ältern Männern, und legte auch wohl ſelbſt mitunter Hand an. Der Vertrieb dieſer Waare ging außerordentlich ſtark. Wer damals baute, oder ein Gebäude möblirte, wollte für ſeine Lebenszeit verſorgt ſeyn, und dieſe Wachstuchtapeten waren allerdings unverwüſtlich. Nothnagel ſelbſt hatte genug mit Leitung des Ganzen zu thun, und ſaß in ſeinem Comptoir umgeben von Factoren und Handlungsdienern. Die Zeit die ihm übrig blieb, beſchäftigte er ſich mit ſeiner Kunſtſammlung, die vorzüglich aus Kupferſtichen beſtand, mit denen er, ſo wie mit Gemählden die er beſaß, auch wohl gelegentlich Handel trieb. Zugleich hatte er das Radiren lieb gewonnen; er ätzte verſchiedene Blätter und ſetzte dieſen Kunſtzweig bis in ſeine ſpäteſten Jahre fort.

Da ſeine Wohnung nahe am Eſchenheimer Thore lag, ſo führte mich, wenn ich ihn beſucht hatte, mein Weg gewöhnlich zur Stadt hinaus und zu den Grundſtücken welche mein Vater vor den Thoren beſaß. Das eine war ein großer Baumgarten, deſſen Boden als Wieſe benutzt wurde, und worin mein Vater das Nachpflanzen

der Bäume und was ſonſt zur Erhaltung diente, ſorgfältig beobachtete, obgleich das Grundſtück verpachtet war. Noch mehr Beſchäftigung gab ihm ein ſehr gut unterhaltener Weinberg vor dem Friedberger Thore, woſelbſt zwiſchen den Reihen der Weinſtöcke, Spargelreihen mit großer Sorgfalt gepflanzt und gewartet wurden. Es verging in der guten Jahrszeit faſt kein Tag, daß nicht mein Vater ſich hinaus begab, da wir ihn denn meiſt begleiten durften, und ſo von den erſten Erzeugniſſen des Frühlings bis zu den letzten des Herbſtes, Genuß und Freude hatten. Wir lernten nun auch mit den Gartengeſchäften umgehen, die weil ſie ſich jährlich wiederholten, uns endlich ganz bekannt und geläufig wurden. Nach mancherlei Früchten des Sommers und Herbſtes war aber doch zuletzt die Weinleſe das luſtigſte und am meiſten erwünſchte; ja es iſt keine Frage, daß wie der Wein ſelbſt den Orten und Gegenden, wo er wächst und getrunken wird, einen freiern Charakter gibt, ſo auch dieſe Tage der Weinleſe, indem ſie den Sommer ſchließen und zugleich den Winter eröffnen, eine unglaubliche Heiterkeit verbreiten. Luſt und Jubel erſtreckt ſich über eine ganze Gegend. Des Tages hört man von allen Ecken und Enden Jauchzen und Schießen, und des Nachts verkünden bald da bald dort Raketen und Leuchtkugeln, daß man noch überall wach und munter dieſe Feyer gern ſo lange als möglich ausdehnen möchte. Die nachherigen Bemühungen beim Keltern und während der

Gährung im Keller gaben uns auch zu Hauſe eine heitere Beſchäftigung, und ſo kamen wir gewöhnlich in den Winter hinein ohne es recht gewahr zu werden.

Dieſer ländlichen Beſitzungen erfreuten wir uns im Frühling 1763 um ſo mehr, als uns der 15te Februar dieſes Jahrs, durch den Abſchluß des Hubertsburger Friedens, zum feſtlichen Tage geworden, unter deſſen glücklichen Folgen der größte Theil meines Lebens verfließen ſollte. Ehe ich jedoch weiter ſchreite, halte ich es für meine Schuldigkeit, einiger Männer zu gedenken, welche einen bedeutenden Einfluß auf meine Jugend ausgeübt.

Von Olenſchlager, Mitglied des Hauſes Frauenſtein, Schöff und Schwiegerſohn des oben erwähnten Doctor Orth, ein ſchöner, behaglicher, ſanguiniſcher Mann. Er hätte in ſeiner burgemeiſterlichen Feſttracht gar wohl den angeſehenſten Franzöſiſchen Prälaten vorſtellen können. Nach ſeinen akademiſchen Studien hatte er ſich in Hof- und Staatsgeſchäften umgethan, und ſeine Reiſen auch zu dieſen Zwecken eingeleitet. Er hielt mich beſonders werth und ſprach oft mit mir von den Dingen, die ihn vorzüglich intereſſirten. Ich war um ihn, als er eben ſeine Erläuterung der güldnen Bulle ſchrieb; da er mir denn den Werth und die Würde dieſes Documents ſehr deutlich herauszuſetzen wußte. Auch dadurch wurde meine Einbildungskraft in jene wilden und

unruhigen Zeiten zurückgeführt, daß ich nicht unterlassen konnte, dasjenige was er mir geschichtlich erzählte, gleichsam als gegenwärtig, mit Ausmahlung der Charakter und Umstände und manchmal sogar mimisch darzustellen; woran er denn große Freude hatte, und durch seinen Beifall mich zur Wiederholung aufregte.

Ich hatte von Kindheit auf die wunderliche Gewohnheit, immer die Anfänge der Bücher und Abtheilungen eines Werks auswendig zu lernen, zuerst der fünf Bücher Mosis, sodann der Aeneide und der Metamorphosen. So machte ich es nun auch mit der goldenen Bulle, und reizte meinen Gönner oft zum Lächeln: wenn ich ganz ernsthaft unversehens ausrief: omne regnum in se divisum desolabitur: nam principes ejus facti sunt socii furum. Der kluge Mann schüttelte lächelnd den Kopf und sagte bedenklich: was müssen das für Zeiten gewesen seyn, in welchen der Kaiser auf einer großen Reichsversammlung seinen Fürsten dergleichen Worte in's Gesicht publiciren ließ.

Von Olenschlager hatte viel Anmuth im Umgang. Man sah wenig Gesellschaft bei ihm, aber zu einer geistreichen Unterhaltung war er sehr geneigt, und er veranlaßte uns junge Leute von Zeit zu Zeit ein Schauspiel aufzuführen: denn man hielt dafür, daß eine solche Uebung der Jugend besonders nützlich sey. Wir gaben den Kanut von Schlegel, worin mir die Rolle des

Königs, meiner Schweſter die Elfriede, und Ulfo dem jüngern Sohn des Hauſes zugetheilt wurde. Sodann wagten wir uns an den Britannicus, denn wir ſollten nebſt dem Schauſpielertalent auch die Sprache zur Uebung bringen. Ich erhielt den Nero, meine Schweſter die Agrippine, und der jüngere Sohn den Britannicus. Wir wurden mehr gelobt als wir verdienten, und glaubten es noch beſſer gemacht zu haben, als wie wir gelobt wurden. So ſtand ich mit dieſer Familie in dem beſten Verhältniß, und bin ihr manches Vergnügen und eine ſchnellere Entwicklung ſchuldig geworden.

Von Reineck, aus einem altadligen Hauſe, tüchtig, rechtſchaffen, aber ſtarrſinnig, ein hagrer ſchwarzbrauner Mann, den ich niemals lächeln geſehen. Ihm begegnete das Unglück, daß ſeine einzige Tochter durch einen Hausfreund entführt wurde. Er verfolgte ſeinen Schwiegerſohn mit dem heftigſten Proceß, und weil die Gerichte, in ihrer Förmlichkeit, ſeiner Rachſucht weder ſchnell noch ſtark genug willfahren wollten, überwarf er ſich mit dieſen, und es entſtanden Händel aus Händeln, Proceſſe aus Proceſſen. Er zog ſich ganz in ſein Haus und einen daranſtoßenden Garten zurück, lebte in einer weitläuftigen aber traurigen Unterſtube, in die ſeit vielen Jahren kein Pinſel eines Tünchers, vielleicht kaum der Kehrbeſen einer Magd gekommen war. Mich konnte er gar gern leiden, und hatte mir ſeinen jüngern Sohn beſonders empfohlen. Seine älteſten Freunde, die ſich

öfters heiter und geiſtreich erwies. Wir ſuchten ihn nun auch wieder unter andere Menſchen zu bringen, welches uns aber beinah übel gerathen wäre.

Von gleichem, wenn nicht noch von höherem Alter als er, war ein Herr von Malapart, ein reicher Mann, der ein ſehr ſchönes Haus am Roßmarkt beſaß und gute Einkünfte von Salinen zog. Auch er lebte ſehr abgeſondert; doch war er Sommers viel in ſeinem Garten vor dem Bockenheimer Thore, wo er einen ſehr ſchönen Nelkenflor wartete und pflegte.

Von Reineck war auch ein Nelkenfreund; die Zeit des Flors war da, und es geſchahen einige Anregungen; ob man ſich nicht wechſelſeitig beſuchen wollte. Wir leiteten die Sache ein und trieben es ſo lange, bis endlich von Reineck ſich entſchloß mit uns einen Sonntag Nachmittag hinaus zu fahren. Die Begrüßung der beiden alten Herren war ſehr lakoniſch, ja bloß pantomimiſch, und man ging mit wahrhaft diplomatiſchem Schritt an den langen Nelkengerüſten hin und her. Der Flor war wirklich außerordentlich ſchön, und die beſondern Formen und Farben der verſchiedenen Blumen, die Vorzüge der einen vor der andern und ihre Seltenheit machten denn doch zuletzt eine Art von Geſpräch aus, welches ganz freundlich zu werden ſchien; worüber wir andern uns um ſo ſehr freuten, als wir in einer benachbarten Laube den koſtbarſten alten Rheinwein in geſchlif-

fenen Flaſchen, ſchönes Obſt und andere gute Dinge aufgetiſcht ſahen. Leider aber ſollten wir ſie nicht genießen. Denn unglücklicherweiſe ſah von Reineck eine ſehr ſchöne Nelke vor ſich, die aber den Kopf etwas niederſenkte; er griff daher ſehr zierlich mit dem Zeige- und Mittelfinger vom Stengel herauf gegen den Kelch und hob die Blume von hinten in die Höhe, ſo daß er ſie wohl betrachten konnte. Aber auch dieſe zarte Berührung verdroß den Beſitzer. Von Malapart erinnerte, zwar höflich aber doch ſteif genug und eher etwas ſelbſtgefällig, an das oculis non manibus. Von Reineck hatte die Blume ſchon losgelaſſen, fing aber auf jenes Wort gleich Feuer und ſagte, mit ſeiner gewöhnlichen Trockenheit und Ernſt: es ſey einem Kenner und Liebhaber wohl gemäß, eine Blume auf die Weiſe zu berühren und zu betrachten; worauf er denn jenen Geſt wiederholte und ſie noch einmal zwiſchen die Finger nahm. Die beiderſeitigen Hausfreunde — denn auch von Malapart hatte einen bei ſich — waren nun in der größten Verlegenheit. Sie ließen einen Haſen nach dem andern laufen (dieß war unſre ſprüchwörtliche Redensart, wenn ein Geſpräch ſollte unterbrochen und auf einen andern Gegenſtand gelenkt werden); allein es wollte nichts verfangen: die alten Herren waren ganz ſtumm geworden, und wir fürchteten jeden Augenblick, von Reineck möchte jenen Act wiederholen; da wäre es denn um uns alle geſchehen geweſen. Die beiden Hausfreunde hielten ihre

Herren aus einander, indem sie selbige bald da bald dort beschäftigten, und das Klügste war, daß wir endlich aufzubrechen Anstalt machten; und so mußten wir leider den reizenden Credenztisch ungenossen mit dem Rücken ansehen.

Hofrath Huisgen, nicht von Frankfurt gebürtig, reformirter Religion und deßwegen keiner öffentlichen Stelle noch auch der Advocatur fähig, die er jedoch, weil man ihm als vortrefflichen Juristen viel Vertrauen schenkte, unter fremder Signatur ganz gelassen sowohl in Frankfurt als bei den Reichsgerichten zu führen wußte, war wohl schon sechzig Jahr alt, als ich mit seinem Sohne Schreibstunde hatte und dadurch in's Haus kam. Seine Gestalt war groß, lang ohne hager, breit ohne beleibt zu seyn. Sein Gesicht, nicht allein von den Blattern entstellt, sondern auch des einen Auges beraubt, sah man die erste Zeit nur mit Apprehension. Er trug auf einem kahlen Haupte immer eine ganz weiße Glockenmütze, oben mit einem Bande gebunden. Seine Schlafröcke von Kalmank oder Damast waren durchaus sehr sauber. Er bewohnte eine gar heitre Zimmerflucht auf gleicher Erde an der Allee, und die Reinlichkeit seiner Umgebung entsprach dieser Heiterkeit. Die größte Ordnung seiner Papiere, Bücher, Landcharten machte einen angenehmen Eindruck. Sein Sohn, Heinrich Sebastian, der sich durch verschiedene Schriften im Kunstfach bekannt gemacht, versprach in seiner Jugend wenig.

Gutmüthig, aber täppisch, nicht roh, aber doch geradezu und ohne besondere Neigung sich zu unterrichten, suchte er lieber die Gegenwart des Vaters zu vermeiden, indem er von der Mutter alles was er wünschte, erhalten konnte. Ich hingegen näherte mich dem Alten immer mehr, je mehr ich ihn kennen lernte. Da er sich nur bedeutender Rechtsfälle annahm, so hatte er Zeit genug sich auf andere Weise zu beschäftigen und zu unterhalten. Ich hatte nicht lange um ihn gelebt und seine Lehren vernommen, als ich wohl merken konnte, daß er mit Gott und der Welt in Opposition stehe. Eins seiner Lieblingsbücher war Agrippa de vanitate Scientiarum, das er mir besonders empfahl, und mein junges Gehirn dadurch eine Zeit lang in ziemliche Verwirrung setzte. Ich war im Behagen der Jugend zu einer Art von Optimismus geneigt, und hatte mich mit Gott oder den Göttern ziemlich wieder ausgesöhnt: denn durch eine Reihe von Jahren war ich zu der Erfahrung gekommen, daß es gegen das Böse manches Gleichgewicht gebe, daß man sich von den Uebeln wohl wieder herstelle, und daß man sich aus Gefahren rette und nicht immer den Hals breche. Auch was die Menschen thaten und trieben sah ich täglich an, und fand manches Lobenswürdige, womit mein alter Herr keineswegs zufrieden seyn wollte. Ja, als er einmal mir die Welt ziemlich von ihrer fratzenhaften Seite geschildert hatte, merkte ich ihm an, daß er noch mit einem bedeutenden Trumpfe

zu schließen gedenke. Er drückte, wie in solchen Fällen seine Art war, das blinde linke Auge stark zu, blickte mit dem andern scharf hervor und sagte mit einer näselnden Stimme: „Auch in Gott entdeck' ich Fehler."

Mein Timonischer Mentor war auch Mathematiker; aber seine praktische Natur trieb ihn zur Mechanik, ob er gleich nicht selbst arbeitete. Eine, für damalige Zeiten wenigstens, wundersame Uhr, welche neben den Stunden und Tagen auch die Bewegungen von Sonne und Mond anzeigte, ließ er nach seiner Angabe verfertigen. Sonntags früh um zehn Uhr zog er sie jedesmal selbst auf, welches er um so gewisser thun konnte, als er niemals in die Kirche ging. Gesellschaft oder Gäste habe ich nie bei ihm gesehen. Angezogen und aus dem Hause gehend erinnere ich mir ihn in zehn Jahren kaum zweymal.

Die verschiedenen Unterhaltungen mit diesen Männern waren nicht unbedeutend, und jeder wirkte auf mich nach seiner Weise. Für einen jeden hatte ich so viel, oft noch mehr Aufmerksamkeit als die eigenen Kinder, und jeder suchte an mir, als an einem geliebten Sohne, sein Wohlgefallen zu vermehren, indem er an mir sein moralisches Ebenbild herzustellen trachtete. Olenschlager wollte mich zum Hofmann, Reineck zum diplomatischen Geschäftsmann bilden; beide, besonders letzterer, suchten mir Poesie und Schriftstellerey zu verlei-

leiden. Huisgen wollte mich zum Timon ſeiner Art, dabei aber zum tüchtigen Rechtsgelehrten haben: ein nothwendiges Handwerk, wie er meinte, damit man ſich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menſchen regelmäßig vertheidigen, einem Unterdrückten beiſtehen, und allenfalls einem Schelmen etwas am Zeuge flicken könne; letzteres jedoch ſey weder beſonders thunlich noch rathſam.

Hielt ich mich gern an der Seite jener Männer, um ihren Rath, ihren Fingerzeig zu benutzen, ſo forderten jüngere, an Alter mir nur wenig vorausgeſchrittene mich auf zum unmittelbaren Nacheifern. Ich nenne hier vor allen andern die Gebrüder Schloſſer, und Griesbach. Da ich jedoch mit dieſen in der Folge in genauere Verbindung trat, welche viele Jahre ununterbrochen dauerte, ſo ſage ich gegenwärtig nur ſo viel, daß ſie uns damals als ausgezeichnet in Sprachen und andern die akademiſche Laufbahn eröffnenden Studien geprieſen und zum Muſter aufgeſtellt wurden, und daß jedermann die gewiſſe Erwartung hegte, ſie würden einſt im Staat und in der Kirche etwas Ungemeines leiſten.

Was mich betrifft, ſo hatte ich auch wohl im Sinne, etwas Außerordentliches hervorzubringen; worin es aber beſtehen könne, wollte mir nicht deutlich werden. Wie man jedoch eher an den Lohn denkt, den

man erhalten möchte, als an das Verdienst, das man sich erwerben sollte, so läugne ich nicht, daß wenn ich an ein wünschenswerthes Glück dachte, dieses mir am reizendsten in der Gestalt des Lorbeerkranzes erschien, der den Dichter zu zieren geflochten ist.

Fünftes Buch.

Für alle Vögel gibt es Lockspeisen, und jeder Mensch wird auf seine eigene Art geleitet und verleitet. Natur, Erziehung, Umgebung, Gewohnheit hielten mich von allem Reden abgesondert, und ob ich gleich mit den untern Volksclassen, besonders den Handwerkern, öfters in Berührung kam, so entstand doch daraus kein näheres Verhältniß. Etwas Ungewöhnliches, vielleicht Gefährliches zu unternehmen, hatte ich zwar Verwegenheit genug, und fühlte mich wohl manchmal dazu aufgelegt; allein es mangelte mir die Handhabe es anzugreifen und zu fassen.

Indessen wurde ich auf eine völlig unerwartete Weise in Verhältnisse verwickelt, die mich ganz nahe an große Gefahr, und wenigstens für eine Zeit lang in Verlegenheit und Noth brachten. Mein früheres gutes Verhältniß zu jenem Knaben den ich oben Pylades genannt, hatte ich bis ins Jünglingsalter fortgesetzt. Zwar sahen wir uns seltner, weil unsre Eltern nicht zum besten mit einander standen; wo wir uns aber trafen, sprang immer sogleich der alte freundschaftliche Jubel hervor. Einst begegneten wir uns in den Alleen, die zwischen dem innern und äußern Sanct-Gallen Thor einen sehr angenehmen Spaziergang darboten. Wir

hatten uns kaum begrüßt, als er zu mir sagte: „Es geht mir mit deinen Versen noch immer wie sonst. Diejenigen die du mir neulich mittheiltest, habe ich einigen lustigen Gesellen vorgelesen, und keiner will glauben, daß du sie gemacht habest.“ — Laß es gut seyn, versetzte ich; wir wollen sie machen, uns daran ergötzen, und die andern mögen davon denken und sagen was sie wollen.

„Da kommt eben der Ungläubige!“ sagte mein Freund. — Wir wollen nicht davon reden, war meine Antwort. Was hilft's, man bekehrt sie doch nicht. — „Mit nichten, sagte der Freund; ich kann es ihm nicht so hingehen lassen.“

Nach einer kurzen gleichgültigen Unterhaltung konnte es der für mich nur allzuwohlgesinnte junge Gesell nicht lassen, und sagte mit einiger Empfindlichkeit gegen jenen: „Hier ist nun der Freund, der die hübschen Verse gemacht hat, und die ihr ihm nicht zutrauen wollt.“ — Er wird es gewiß nicht übel nehmen, versetzte jener: denn es ist ja eine Ehre die wir ihm erweisen, wenn wir glauben, daß weit mehr Gelehrsamkeit dazu gehöre, solche Verse zu machen, als er bei seiner Jugend besitzen kann. — Ich erwiderte etwas Gleichgültiges; mein Freund aber fuhr fort: „Es wird nicht viel Mühe kosten, euch zu überzeugen. Gebt ihm irgend ein Thema auf, und er macht euch ein Gedicht aus dem Stegreif.“ — Ich ließ es mir gefallen, wir wurden einig, und der

dritte fragte mich: ob ich mich wohl getraue, einen recht artigen Liebesbrief in Verſen aufzuſetzen, den ein verſchämtes junges Mädchen an einen Jüngling ſchriebe, um ihre Neigung zu offenbaren. — Nichts iſt leichter als das, verſetzte ich, wenn wir nur ein Schreibzeug hätten. — Jener brachte ſeinen Taſchenkalender hervor, worin ſich weiße Blätter in Menge befanden, und ich ſetzte mich auf eine Bank, zu ſchreiben. Sie gingen indeß auf und ab und ließen mich nicht aus den Augen. Sogleich faßte ich die Situation in den Sinn und dachte mir, wie artig es ſeyn müßte wenn irgend ein hübſches Kind mir wirklich gewogen wäre und es mir in Proſa oder in Verſen entdecken wollte. Ich begann daher ohne Anſtand meine Erklärung, und führte ſie in einem, zwiſchen dem Knittelvers und Madrigal ſchwebenden Sylbenmaße mit möglichſter Naivetät in kurzer Zeit dergeſtalt aus, daß, als ich dieß Gedichtchen den beiden vorlas, der Zweifler in Verwunderung und mein Freund in Entzücken verſetzt wurde. Jenem konnte ich auf ſein Verlangen das Gedicht um ſo weniger verweigern, als es in ſeinen Kalender geſchrieben war, und ich das Document meiner Fähigkeiten gern in ſeinen Händen ſah. Er ſchied unter vielen Verſicherungen von Bewunderung und Neigung, und wünſchte nichts mehr als uns öfters zu begegnen, und wir machten aus, bald zuſammen auf's Land zu gehen.

Unſre Partie kam zu Stande, zu der ſich noch meh-

rere junge Leute von jenem Schlage gesellten. Es waren Menschen aus dem mittlern, ja wenn man will, aus dem niedern Stande, denen es an Kopf nicht fehlte und die auch, weil sie durch die Schule gelaufen, manche Kenntniß und eine gewisse Bildung hatten. In einer großen reichen Stadt gibt es vielerlei Erwerbzweige. Sie halfen sich durch, indem sie für die Advocaten schrieben, Kinder der geringern Classe durch Hausunterricht etwas weiter brachten, als es in Trivialschulen zu geschehen pflegt. Mit erwachsenern Kindern, welche confirmirt werden sollten, repetirten sie den Religionsunterricht, liefen dann wieder den Mäklern und Kaufleuten einige Wege, und thaten sich Abends, besonders aber an Sonn- und Feyertagen, auf eine frugale Weise etwas zu gute.

Indem sie nun unterwegs meine Liebesepistel auf das beste herausstrichen, gestanden sie mir, daß sie einen sehr lustigen Gebrauch davon gemacht hätten: sie sey nämlich mit verstellter Hand abgeschrieben, und mit einigen nähern Beziehungen einem eingebildeten jungen Manne zugeschoben worden, der nun in der festen Ueberzeugung stehe, ein Frauenzimmer, dem er von fern den Hof gemacht, sey in ihn aufs äußerste verliebt, und suche Gelegenheit ihm näher bekannt zu werden. Sie vertrauten mir dabei, er wünsche nichts mehr als ihr auch in Versen antworten zu können; aber weder bei ihm noch bei ihnen finde sich Geschick dazu, weßhalb sie

mich inſtändig bäten, die gewünſchte Antwort ſelbſt zu verfaſſen.

Myſtificationen ſind und bleiben eine Unterhaltung für müßige, mehr oder weniger geiſtreiche Menſchen. Eine läßliche Bosheit, eine ſelbſtgefällige Schadenfreude ſind ein Genuß für diejenigen, die ſich weder mit ſich ſelbſt beſchäftigen, noch nach außen heilſam wirken können. Kein Alter iſt ganz frei von einem ſolchen Kitzel. Wir hatten uns in unſern Knabenjahren einander oft angeführt; viele Spiele beruhen auf ſolchen Myſtificationen und Attrapen; der gegenwärtige Scherz ſchien mir nicht weiter zu gehen, ich willigte ein; ſie theilten mir manches beſondere mit, was der Brief enthalten ſollte, und wir brachten ihn ſchon fertig mit nach Hauſe.

Kurze Zeit darauf wurde ich durch meinen Freund dringend eingeladen, an einem Abendfeſte jener Geſellſchaft Theil zu nehmen. Der Liebhaber wolle es dießmal ausſtatten, und verlange dabei ausdrücklich, dem Freunde zu danken, der ſich ſo vortrefflich als poetiſcher Secretär erwieſen.

Wir kamen ſpät genug zuſammen, die Mahlzeit war die frugalſte, der Wein trinkbar; und was die Unterhaltung betraf, ſo drehte ſie ſich faſt gänzlich um die Verhöhnung des gegenwärtigen, freilich nicht ſehr aufgeweckten Menſchen, der nach wiederholter Leſung des Briefes nicht weit davon war zu glauben, er habe ihn ſelbſt geſchrieben.

Meine natürliche Gutmüthigkeit ließ mich an einer ſolchen boshaften Verſtellung wenig Freude finden, und die Wiederholung deſſelben Thema's ekelte mich bald an. Gewiß, ich brachte einen verdrießlichen Abend hin, wenn nicht eine unerwartete Erſcheinung mich wieder belebt hätte. Bei unſerer Ankunft ſtand bereits der Tiſch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein aufgeſtellt; wir ſetzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nöthig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief einer nach der Magd; allein ſtatt derſelben trat ein Mädchen herein, von ungemeiner, und wenn man ſie in ihrer Umgebung ſah, von unglaublicher Schönheit. — „Was verlangt ihr?“ ſagte ſie, nachdem ſie auf eine freundliche Weiſe guten Abend geboten: die Magd iſt krank und zu Bette. Kann ich euch dienen?“ — Es fehlt an Wein, ſagte der eine. Wenn du uns ein paar Flaſchen holteſt, ſo wäre es ſehr hübſch. — Thu' es, Gretchen, ſagte der andere; es iſt ja nur ein Katzenſprung. — „Warum nicht!“ verſetzte ſie, nahm ein paar leere Flaſchen vom Tiſch und eilte fort. Ihre Geſtalt war von der Rückſeite faſt noch zierlicher. Das Häubchen ſaß ſo nett auf dem kleinen Kopfe, den ein ſchlanker Hals gar anmuthig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr ſchien auserleſen, und man konnte der ganzen Geſtalt um ſo ruhiger folgen, als die Aufmerkſamkeit nicht mehr durch die ſtillen treuen Augen und den lieblichen Mund allein angezogen und gefeſſelt

wurde. Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind in der Nacht allein ausschicken; sie lachten mich aus, und ich war bald getröster, als sie schon wiederkam: denn der Schenkwirth wohnte nur über die Straße. — Setze dich dafür auch zu uns, sagte der eine. Sie that es, aber leider kam sie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf unsre Gesundheit und entfernte sich bald, indem sie uns rieth, nicht gar lange beisammen zu bleiben und überhaupt nicht so laut zu werden: denn die Mutter wolle sich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, sondern die unserer Wirthe.

Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen; es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand sie im Hause zu sehen weder finden konnte, noch suchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgespürt wo sie saß; und so konnte ich während des langen protestantischen Gottesdienstes mich wohl satt an ihr sehen. Beim Herausgehen getraute ich mich nicht sie anzureden, noch weniger sie zu begleiten, und war schon selig, wenn sie mich bemerkt und gegen einen Gruß genickt zu haben schien. Doch ich sollte das Glück mich ihr zu nähern nicht lange entbehren. Man hatte jenen Liebenden, dessen poetischer Secretär ich geworden war, glauben gemacht, der in seinem Namen geschriebene Brief sey wirklich an das Frauenzimmer abgegeben wor-

den, und zugleich ſeine Erwartung aufs äußerſte geſpannt, daß nun bald eine Antwort darauf erfolgen müſſe. Auch dieſe ſollte ich ſchreiben, und die ſchalkiſche Geſellſchaft ließ mich durch Pylades aufs inſtändigſte erſuchen, allen meinen Witz aufzubieten und alle meine Kunſt zu verwenden, daß dieſes Stück recht zierlich und vollkommen werde.

In Hoffnung meine Schöne wiederzuſehen, machte ich mich ſogleich an's Werk, und dachte mir nun alles was mir höchſt wohlgefällig ſeyn würde, wenn Gretchen es mir ſchriebe. Ich glaubte alles ſo aus ihrer Geſtalt, ihrem Weſen, ihrer Art, ihrem Sinn herausgeſchrieben zu haben, daß ich mich des Wunſches nicht enthalten konnte, es möchte wirklich ſo ſeyn, und mich in Entzücken verlor, nur zu denken, daß etwas Aehnliches von ihr an mich könnte gerichtet werden. So myſtificirte ich mich ſelbſt, indem ich meinte einen andern zum beſten zu haben, und es ſollte mir daraus noch manche Freude und manches Ungemach entſpringen. Als ich abermals gemahnt wurde, war ich fertig, verſprach zu kommen und fehlte nicht zur beſtimmten Stunde. Es war nur einer von den jungen Leuten zu Hauſe; Gretchen ſaß am Fenſter und ſpann; die Mutter ging ab und zu. Der junge Menſch verlangte, daß ich's ihm vorleſen ſollte; ich that es, und las nicht ohne Rührung, indem ich über das Blatt weg nach dem ſchönen Kinde hinſchielte, und da ich eine gewiſſe Unruhe ihres Weſens,

eine leichte Röthe ihrer Wangen zu bemerken glaubte, drückte ich nur beſſer und lebhafter aus, was ich von ihr zu vernehmen wünſchte. Der Vetter, der mich oft durch Lobeserhebungen unterbrochen hatte, erſuchte mich zuletzt um einige Abänderungen. Sie betrafen einige Stellen, die freilich mehr auf Gretchens Zuſtand, als auf den jenes Frauenzimmers paßten, das von gutem Hauſe, wohlhabend, in der Stadt bekannt und angeſehen war. Nachdem der junge Mann mir die gewünſchten Aenderungen articulirt und ein Schreibzeug herbeigeholt hatte, ſich aber wegen eines Geſchäfts auf kurze Zeit beurlaubte, blieb ich auf der Wandbank hinter dem großen Tiſche ſitzen, und probirte die zu machenden Veränderungen auf der großen, faſt den ganzen Tiſch einnehmenden Schieferplatte, mit einem Griffel, der ſtets im Fenſter lag, weil man auf dieſer Steinfläche oft rechnete, ſich mancherlei notirte, ja die Gehenden und Kommenden ſich ſogar Notizen dadurch mittheilten.

Ich hatte eine Zeit lang Verſchiedenes geſchrieben und wieder ausgelöſcht, als ich ungeduldig ausrief: es will nicht gehen! — „Deſto beſſer! ſagte das liebe Mädchen, mit einem geſetzten Tone; ich wünſchte, es ginge gar nicht. Sie ſollten ſich mit ſolchen Händeln nicht befaſſen.“ — Sie ſtand vom Spinnrocken auf, und zu mir an den Tiſch tretend, hielt ſie mir mit viel Verſtand und Freundlichkeit eine Strafpredigt. „Die Sache

ſcheint ein unſchuldiger Scherz; es iſt ein Scherz, aber nicht unſchuldig. Ich habe ſchon mehrere Fälle erlebt, wo unſere jungen Leute wegen eines ſolchen Frevels in große Verlegenheit kamen.“ — Was ſoll ich aber thun? verſetzte ich: der Brief iſt geſchrieben, und ſie verlaſſen ſich drauf, daß ich ihn umändern werde. — „Glauben Sie mir, verſetzte ſie, und ändern ihn nicht um; ja, nehmen Sie ihn zurück, ſtecken Sie ihn ein, gehen ſie fort und ſuchen die Sache durch ihren Freund in's gleiche zu bringen. Ich will auch ein Wörtchen mit drein reden: denn, ſehen Sie, ſo ein armes Mädchen als ich bin, und abhängig von dieſen Verwandten, die zwar nichts Böſes thun, aber doch oft um der Luſt und des Gewinns willen, manches Wagehalſige vornehmen, ich habe widerſtanden und den erſten Brief nicht abgeſchrieben, wie man von mir verlangte; ſie haben ihn mit verſtellter Hand copirt, und ſo mögen ſie auch, wenn es nicht anders iſt, mit dieſem thun. Und Sie, ein junger Mann aus gutem Hauſe, wohlhabend, unabhängig, warum wollen Sie ſich zum Werkzeug in einer Sache gebrauchen laſſen, aus der gewiß nichts Gutes und vielleicht manches Unangenehme für Sie entſpringen kann?“ — Ich war glücklich ſie in einer Folge reden zu hören: denn ſonſt gab ſie nur wenige Worte in das Geſpräch. Meine Neigung wuchs unglaublich, ich war nicht Herr von mir ſelbſt, und erwiderte: Ich bin ſo unabhängig nicht als Sie glauben, und was hilft

mir wohlhabend zu seyn, da mir das Köstlichste fehlt, was ich wünschen dürfte.

Sie hatte mein Concept der poetischen Epistel vor sich hingezogen und las es halb laut, gar bold und anmuthig. „Das ist recht hübsch, sagte sie, indem sie bei einer Art naiver Pointe, inne hielt: nur Schade, daß es nicht zu einem wahren Gebrauch bestimmt ist.“ — Das wäre freilich sehr wünschenswerth, rief ich aus: wie glücklich müßte der seyn, der von einem Mädchen, das er unendlich liebt, eine solche Versicherung ihrer Neigung erhielte! — „Es gehört freilich viel dazu, versetzte sie, und doch wird manches möglich.“ — Zum Beispiel, fuhr ich fort, wenn jemand der Sie kennt, schätzt, verehrt und anbetet, Ihnen ein solches Blatt vorlegte, und sie recht dringend, recht herzlich und freundlich bäte, was würden Sie thun? — Ich schob ihr das Blatt näher hin, das sie schon wieder mir zugeschoben hatte. Sie lächelte, besann sich einen Augenblick, nahm die Feder und unterschrieb. Ich konnte mich nicht vor Entzücken, sprang auf und wollte sie umarmen. — „Nicht küssen! sagte sie: das ist so was Gemeines; aber lieben wenn's möglich ist.“ Ich hatte das Blatt zu mir genommen und eingesteckt. Niemand soll es erhalten, sagte ich, und die Sache ist abgethan! Sie haben mich gerettet. — „Nun vollenden Sie die Rettung, rief sie aus: und eilen fort, ehe die andern kommen, und Sie in Pein und Verlegenheit gerathen.“

Ich konnte mich nicht von ihr losreißen; ſie aber bat mich ſo freundlich, indem ſie mit beiden Händen meine Rechte nahm und liebevoll drückte. Die Thränen waren mir nicht weit: ich glaubte ihre Augen feucht zu ſehen; ich drückte mein Geſicht auf ihre Hände und eilte fort. In meinem Leben hatte ich mich nicht in einer ſolchen Verwirrung befunden.

Die erſten Liebesneigungen einer unverderbenen Jugend nehmen durchaus eine geiſtige Wendung. Die Natur ſcheint zu wollen, daß ein Geſchlecht in dem andern das Gute und Schöne ſinnlich gewahr werde. Und ſo war auch mir durch den Anblick dieſes Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen. Ich las meine poetiſche Epiſtel hundertmal durch, beſchaute die Unterſchrift, küßte ſie, drückte ſie an mein Herz und freute mich dieſes liebenswürdigen Bekenntniſſes. Je mehr ſich aber mein Entzücken ſteigerte, deſto weher that es mir, ſie nicht unmittelbar beſuchen, ſie nicht wieder ſehen und ſprechen zu können: denn ich fürchtete die Vorwürfe der Vettern und ihre Zudringlichkeit. Den guten Poladen, der die Sache vermitteln konnte, wußte ich nicht anzutreffen. Ich machte mich daher den nächſten Sonntag auf nach Niederrad, wohin jene Geſellen gewöhnlich zu gehen pflegten, und fand ſie auch wirklich. Sehr verwundert war ich jedoch, da ſie mir, anſtatt verdrießlich und fremd zu thun, mit frohem Geſicht entgegen kamen.

Der

Der jüngſte beſonders war ſehr freundlich, nahm mich bei der Hand und ſagte: „Ihr habt uns neulich einen ſchelmiſchen Streich geſpielt, und wir waren auf euch recht böſe; doch hat uns euer Entweichen und das Entwenden der poetiſchen Epiſtel auf einen guten Gedanken gebracht, der uns vielleicht ſonſt niemals aufgegangen wäre. Zur Verſöhnung möget ihr uns heute bewirthen, und dabei ſollt ihr erfahren, was es denn iſt, worauf wir uns etwas einbilden, und was euch gewiß auch Freude machen wird.“ Dieſe Anrede ſetzte mich in nicht geringe Verlegenheit: denn ich hatte ungefähr ſo viel Geld bei mir, um mir ſelbſt und einem Freunde etwas zu gute zu thun: aber eine Geſellſchaft, und beſonders eine ſolche, die nicht immer zur rechten Zeit ihre Gränzen fand, zu gaſtiren, war ich keineswegs eingerichtet; ja dieſer Antrag verwunderte mich um ſo mehr, als ſie ſonſt durchaus ſehr ehrenvoll darauf hielten, daß jeder nur ſeine Zeche bezahlte. Sie lächelten über meine Verlegenheit, und der jüngere fuhr fort: „Laßt uns erſt in der Laube ſitzen und dann ſollt ihr das Weitre erfahren.“ Wir ſaßen, und er ſagte: „Als ihr die Liebesepiſtel neulich mitgenommen hattet, ſprachen wir die ganze Sache noch einmal durch und machten die Betrachtung, daß wir ſo ganz umſonſt, andern zum Verdruß und uns zur Gefahr, aus bloßer leidiger Schadenfreude, euer Talent mißbrauchen, da wir es doch zu unſer aller Vortheil benutzen könnten. Seht, ich habe hier eine Beſtellung auf

ein Hochzeitgedicht, ſo wie auf ein Leichencarmen. Das zweyte muß gleich fertig ſeyn, das erſte hat noch acht Tage Zeit. Mögt ihr ſie machen, welches euch ein Leichtes iſt, ſo tractirt ihr uns zweymal, und wir bleiben auf lange Zeit euer Schuldner.“ — Dieſer Vorſchlag gefiel mir von allen Seiten: denn ich hatte ſchon von Jugend auf die Gelegenheitsgedichte, deren damals in jeder Woche mehrere circulirten, ja beſonders bei anſehnlichen Verheirathungen dutzendweiſe zum Vorſchein kamen, mit einem gewiſſen Neid betrachtet, weil ich ſolche Dinge eben ſo gut, ja noch beſſer zu machen glaubte. Nun ward mir die Gelegenheit angeboten, mich zu zeigen, und beſonders mich gedruckt zu ſehen. Ich erwies mich nicht abgeneigt. Man machte mich mit den Perſonalien, mit den Verhältniſſen der Familie bekannt; ich ging etwas abſeits, machte meinen Entwurf und führte einige Strophen aus. Da ich mich jedoch wieder zur Geſellſchaft begab, und der Wein nicht geſchont wurde, ſo fing das Gedicht an zu ſtocken, und ich konnte es dieſen Abend nicht abliefern. „Es hat noch bis morgen Abend Zeit, ſagten ſie, und wir wollen euch nur geſtehen, das Honorar, welches wir für das Leichencarmen erhalten, reicht hin, uns morgen noch einen luſtigen Abend zu verſchaffen. Kommt zu uns: denn es iſt billig, daß Gretchen auch mit genieße, die uns eigentlich auf dieſen Einfall gebracht hat.“ — Meine Freude war unſäglich. Auf dem Heimwege hatte

ich nur die noch fehlenden Strophen im Sinne, schrieb das Ganze noch vor Schlafengehn nieder und den andern Morgen sehr sauber in's Reine. Der Tag ward mir unendlich lang, und kaum war es dunkel geworden, so fand ich mich wieder in der kleinen engen Wohnung neben dem allerliebsten Mädchen.

Die jungen Leute, mit denen ich auf diese Weise immer in nähere Verbindung kam, waren nicht eigentlich gemeine, aber doch gewöhnliche Menschen. Ihre Thätigkeit war lobenswürdig, und ich hörte ihnen mit Vergnügen zu, wenn sie von den vielfachen Mitteln und Wegen sprachen, wie man sich etwas erwerben könne; auch erzählten sie am liebsten von gegenwärtig sehr reichen Leuten, die mit nichts angefangen. Andere hätten als arme Handlungsdiener sich ihren Patronen nothwendig gemacht, und wären endlich zu ihren Schwiegersöhnen erhoben worden; noch andere hätten einen kleinen Kram mit Schwefelfaden und dergleichen so erweitert und veredelt, daß sie nun als reiche Kauf- und Handelsmänner erschienen. Besonders sollte jungen Leuten, die gut auf den Beinen wären, das Beiläufer- und Mäklerhandwerk und die Uebernahme von allerlei Aufträgen und Besorgungen für unbehülfliche Wohlhabende durchaus ernährend und einträglich seyn. Wir alle hörten das gern, und jeder dünkte sich etwas, wenn er sich in dem Augenblick vorstellte, daß in ihm selbst so viel vorhanden sen, nicht nur um in der Welt fortzukommen,

sondern sogar ein außerordentliches Glück zu machen. Niemand jedoch schien dieß Gespräch ernstlicher zu führen, als Pylades, der zuletzt gestand, daß er ein Mädchen außerordentlich liebe und sich wirklich mit ihr versprochen habe. Die Vermögensumstände seiner Eltern litten es nicht, daß er auf Akademien gehe; er habe sich aber einer sehr schönen Handschrift, des Rechnens und der neuern Sprachen beflißigt, und wolle nun, in Hoffnung auf jenes häusliche Glück, sein Möglichstes versuchen. Die Vettern lobten ihn deßhalb, ob sie gleich das frühzeitige Versprechen an ein Mädchen nicht billigen wollten, und setzten hinzu, sie müßten ihn zwar für einen braven und guten Jungen anerkennen, hielten ihn aber weder für thätig noch für unternehmend genug, etwas Außerordentliches zu leisten. Indem er nun, zu seiner Rechtfertigung, umständlich auseinandersetzte, was er sich zu leisten getraue und wie er es anzufangen gedenke, so wurden die übrigen auch angereizt, und jeder fing nun an zu erzählen, was er schon vermöge, thue, treibe, welchen Weg er zurückgelegt und was er zunächst vor sich sehe. Die Reihe kam zuletzt an mich. Ich sollte nun auch meine Lebensweise und Aussichten darstellen, und indem ich mich besann, sagte Pylades: „Das Einzige behalte ich mir vor, damit wir nicht gar zu kurz kommen, daß er die äußern Vortheile seiner Lage nicht mit in Anrechnung bringe. Er mag uns lieber ein Mährchen erzählen, wie er es anfangen würde, wenn

er in diesem Augenblick, so wie wir, ganz auf sich selbst gestellt wäre."

Gretchen, die bis diesen Augenblick fortgesponnen hatte, stand auf und setzte sich wie gewöhnlich an's Ende des Tisches. Wir hatten schon einige Flaschen geleert, und ich fing mit dem besten Humor meine hypothetische Lebensgeschichte zu erzählen an. Zuvörderst also empfehle ich mich euch, sagte ich, daß ihr mir die Kundschaft erhaltet, welche mir zuzuweisen ihr den Anfang gemacht habt. Wenn ihr mir nach und nach den Verdienst der sämmtlichen Gelegenheitsgedichte zuwendet, und wir ihn nicht bloß verschmausen, so will ich schon zu etwas kommen. Alsdann müßt ihr mir nicht übel nehmen, wenn ich auch in euer Handwerk pfusche. Worauf ich ihnen denn vorerzählte, was ich mir aus ihren Beschäftigungen gemerkt hatte, und zu welchen ich mich allenfalls fähig hielt. Ein jeder hatte vorher sein Verdienst zu Gelde angeschlagen, und ich ersuchte sie, mir auch zu Fertigung meines Etats behülflich zu seyn. Gretchen hatte alles Bisherige sehr aufmerksam mit angehört, und zwar in der Stellung die sie sehr gut kleidete, sie mochte nun zuhören oder sprechen. Sie faßte mit beiden Händen ihre übereinander geschlagenen Arme und legte sie auf den Rand des Tisches. So konnte sie lange sitzen, ohne etwas anders als den Kopf zu bewegen, welches niemals ohne Anlaß oder Bedeutung geschah. Sie hatte manchmal ein Wörtchen mit eingesprochen und

über dieſes und jenes, wenn wir in unſern Einrichtungen ſtockten, nachgeholfen; dann war ſie aber wieder ſtill und ruhig wie gewöhnlich. Ich ließ ſie nicht aus den Augen, und daß ich meinen Plan nicht ohne Bezug auf ſie gedacht und ausgeſprochen, kann man ſich leicht denken, und die Neigung zu ihr gab dem was ich ſagte, einen Anſchein von Wahrheit und Möglichkeit, daß ich mich ſelbſt einen Augenblick täuſchte, mich ſo abgeſondert und hülflos dachte, wie mein Mädchen mich vorausſetzte, und mich dabei in der Ausſicht ſie zu beſitzen höchſt glücklich fühlte. Pylades hatte ſeine Confeſſion mit der Heirath geendigt, und bei uns andern war nun auch die Frage, ob wir es in unſern Planen ſo weit gebracht hätten. Ich zweifle ganz und gar nicht daran, ſagte ich: denn eigentlich iſt einem jeden von uns eine Frau nöthig, um das im Hauſe zu bewahren und uns im Ganzen genießen zu laſſen, was wir von außen auf eine ſo wunderliche Weiſe zuſammenſtoppeln. Ich machte die Schilderung von einer Gattin, wie ich ſie wünſchte, und es müßte ſeltſam zugegangen ſeyn, wenn ſie nicht Gretchens vollkommnes Ebenbild geweſen wäre.

Das Leichencarmen war verzehrt, das Hochzeitgedicht ſtand nun auch wohlthätig in der Nähe; ich überwand alle Furcht und Sorge und wußte, weil ich viel Bekannte hatte, meine eigentlichen Abendunterhaltungen vor den Meinigen zu verbergen. Das liebe Mädchen zu ſehen und neben ihr zu ſeyn, war nun bald eine

unerläßliche Bedingung meines Weſens. Jene hatten ſich eben ſo an mich gewöhnt, und wir waren faſt täglich zuſammen, als wenn es nicht anders ſeyn konnte. Pylades hatte indeſſen ſeine Schöne auch in das Haus gebracht, und dieſes Paar verlebte manchen Abend mit uns. Sie als Brautleute, obgleich noch ſehr im Keime, verbargen doch nicht ihre Zärtlichkeit; Gretchens Betragen gegen mich war nur geſchickt, mich in Entfernung zu halten. Sie gab niemanden die Hand, auch nicht mir; ſie litt keine Berührung; nur ſetzte ſie ſich manchmal neben mich, beſonders wenn ich ſchrieb oder vorlas, und dann legte ſie mir vertraulich den Arm auf die Schulter, ſah mir in's Buch oder auf's Blatt; wollte ich mir aber eine ähnliche Freiheit gegen ſie herausnehmen, ſo wich ſie und kam ſobald nicht wieder. Doch wiederholte ſie oft dieſe Stellung, ſo wie alle ihre Geſten und Bewegungen ſehr einförmig waren, aber immer gleich gehörig, ſchön und reizend. Allein jene Vertraulichkeit habe ich ſie gegen niemanden weiter ausüben ſehen.

Eine der unſchuldigſten und zugleich unterhaltendſten Luſtpartien, die ich mit verſchiedenen Geſellſchaften junger Leute unternahm, war, daß wir uns in das Höchſter Marktſchiff ſetzten, die darin eingepackten ſeltſamen Paſſagiere beobachteten und uns bald mit dieſem bald mit jenem, wie uns Luſt oder Muthwille trieb, ſcherzhaft und neckend einließen. Zu Höchſt ſtiegen wir aus, wo

zu gleicher Zeit das Marktſchiff von Mainz eintraf. In einem Gaſthofe fand man eine gut beſetzte Tafel, wo die beſſeren der Auf- und Abfahrenden mit einander ſpeiſ'ten und alsdann jeder ſeine Fahrt weiter fortſetzte; denn beide Schiffe gingen wieder zurück. Wir fuhren dann jedesmal nach eingenommenem Mittagseſſen hinauf nach Frankfurt und hatten in ſehr großer Geſellſchaft die wohlfeilſte Waſſerfahrt gemacht, die nur möglich war. Einmal hatte ich auch mit Gretchens Vettern dieſen Zug unternommen, als am Tiſch in Höchſt ſich ein junger Mann zu uns geſellte, der etwas älter als wir ſeyn mochte. Jene kannten ihn und er ließ ſich mir vorſtellen. Er hatte in ſeinem Weſen etwas ſehr Gefälliges, ohne ſonſt ausgezeichnet zu ſeyn. Von Mainz heraufgekommen fuhr er nun mit uns nach Frankfurt zurück, und unterhielt ſich mit mir von allerlei Dingen, welche das innere Stadtweſen, die Aemter und Stellen betrafen, worin er mir ganz wohl unterrichtet ſchien. Als wir uns trennten, empfahl er ſich mir und fügte hinzu: er wünſche, daß ich gut von ihm denken möge, weil er ſich gelegentlich meiner Empfehlung zu erfreuen hoffe. Ich wußte nicht was er damit ſagen wollte, aber die Vettern klärten mich nach einigen Tagen auf; ſie ſprachen Gutes von ihm und erſuchten mich um ein Fürwort bei meinem Großvater, da jetzt eben eine mittlere Stelle offen ſey, zu welcher dieſer Freund gern gelangen möchte. Ich entſchuldigte mich anfangs, weil ich mich niemals

in dergleichen Dinge gemiſcht hatte; allein ſie ſetzten mir ſo lange zu, bis ich mich es zu thun entſchloß. Hatte ich doch ſchon manchmal bemerkt, daß bei ſolchen Aemtervergebungen, welche leider oft als Gnadenſachen betrachtet werden, die Verſprache der Großmutter oder einer Tante nicht ohne Wirkung geweſen. Ich war ſo weit herangewachſen, um mir auch einigen Einfluß anzumaßen. Deßhalb überwand ich, meinen Freunden zu lieb, welche ſich auf alle Weiſe für eine ſolche Gefälligkeit verbunden erklärten, die Schüchternheit eines Enkels, und übernahm es, ein Bittſchreiben, das mir eingehändigt wurde, zu überreichen.

Eines Sonntags nach Tiſche, als der Großvater in ſeinem Garten beſchäftigt war, um ſo mehr als der Herbſt herannahte, und ich ihm allenthalben behülflich zu ſeyn ſuchte, rückte ich nach einigem Zögern mit meinem Anliegen und dem Bittſchreiben hervor. Er ſah es an und fragte mich, ob ich den jungen Menſchen kenne? Ich erzählte ihm im allgemeinen was zu ſagen war, und er ließ es dabei bewenden. „Wenn er Verdienſt und ſonſt ein gutes Zeugniß hat, ſo will ich ihm um ſeinet- und deinetwillen günſtig ſeyn.“ Mehr ſagte er nicht, und ich erfuhr lange nichts von der Sache.

Seit einiger Zeit hatte ich bemerkt, daß Gretchen nicht mehr ſpann, und ſich dagegen mit Nähen beſchäftigte und zwar mit ſehr feiner Arbeit, welches mich um ſo mehr wunderte, da die Tage ſchon abgenommen hat-

ten und der Winter herankam. Ich dachte darüber nicht weiter nach, nur beunruhigte es mich, daß ich sie einigemal des Morgens nicht wie sonst zu Hause fand, und ohne Zudringlichkeit nicht erfahren konnte, wo sie hingegangen sey. Doch sollte ich eines Tages sehr wunderlich überrascht werden. Meine Schwester, die sich zu einem Balle vorbereitete, bat mich ihr bei einer Galanterie-Händlerin sogenannte Italiänische Blumen zu holen. Sie wurden in Klöstern gemacht, waren klein und niedlich. Myrten besonders, Zwergröslein und dergleichen fielen gar schön und natürlich aus. Ich that ihr die Liebe und ging in den Laden, in welchem ich schon öfter mit ihr gewesen war. Kaum war ich hineingetreten und hatte die Eigenthümerin begrüßt, als ich im Fenster ein Frauenzimmer sitzen sah, das mir unter einem Spitzenhäubchen gar jung und hübsch, und unter einer seidnen Mantille sehr wohl gebaut schien. Ich konnte leicht an ihr eine Gehülfin erkennen, denn sie war beschäftigt, Band und Federn auf ein Hütchen zu stecken. Die Putzhändlerin zeigte mir den langen Kasten mit einzelnen mannichfaltigen Blumen vor; ich besah sie, und blickte, indem ich wählte, wieder nach dem Frauenzimmerchen im Fenster: aber wie groß war mein Erstaunen, als ich eine unglaubliche Aehnlichkeit mit Gretchen gewahr wurde, ja zuletzt mich überzeugen mußte, es sey Gretchen selbst. Auch blieb mir kein Zweifel übrig, als sie mir mit den Augen winkte und

ein Zeichen gab, daß ich unſre Bekanntſchaft nicht verrathen ſollte. Nun brachte ich mit Wählen und Verwerfen die Putzhändlerin in Verzweiflung, mehr als ein Frauenzimmer ſelbſt hätte thun können. Ich hatte wirklich keine Wahl, denn ich war auf's äußerſte verwirrt, und zugleich liebte ich mein Zaudern, weil es mich in der Nähe des Kindes hielt, deſſen Maske mich verdroß, und das mir doch in dieſer Maske reizender vorkam als jemals. Endlich mochte die Putzhändlerin alle Geduld verlieren, und ſuchte mir eigenhändig einen ganzen Pappenkaſten voll Blumen aus, den ich meiner Schweſter vorſtellen und ſie ſelbſt ſollte wählen laſſen. So wurde ich zum Laden gleichſam hinausgetrieben, indem ſie den Kaſten durch ihr Mädchen vorausſchickte.

Kaum war ich zu Hauſe angekommen, als mein Vater mich berufen ließ und mir die Eröffnung that, es ſey nun ganz gewiß, daß der Erzherzog Joſeph zum Römiſchen König gewählt und gekrönt werden ſolle. Ein ſo höchſt bedeutendes Ereigniß müſſe man nicht unvorbereitet erwarten, und etwa nur gaffend und ſtaunend an ſich vorbei geben laſſen. Er wolle daher die Wahl- und Krönungsdiarien der beiden letzten Krönungen mit mir durchgehen, nicht weniger die letzten Wahlcapitulationen, um alsdann zu bemerken, was für neue Bedingungen man im gegenwärtigen Falle hinzufügen werde. Die Diarien wurden aufgeſchlagen, und wir beſchäftigten uns den ganzen Tag damit bis tief in die Nacht,

indeſſen mir das hübſche Mädchen, bald in ihrem alten Hauskleide, bald in ihrem neuen Coſtum, immer zwiſchen den höchſten Gegenſtänden des heiligen Römiſchen Reichs hin und wieder ſchwebte. Für dieſen Abend war es unmöglich ſie zu ſehen, und ich durchwachte eine ſehr unruhige Nacht. Das geſtrige Studium wurde den andern Tag eifrig fortgeſetzt, und nur gegen Abend machte ich es möglich, meine Schöne zu beſuchen, die ich wieder in ihrem gewöhnlichen Hauskleide fand. Sie lächelte, indem ſie mich anſah, aber ich getraute mich nicht vor den andern etwas zu erwähnen. Als die ganze Geſellſchaft wieder ruhig zuſammenſaß, fing ſie an und ſagte: „Es iſt unbillig, daß ihr unſerm Freunde nicht vertrauet was in dieſen Tagen von uns beſchloſſen worden.“ Sie fuhr darauf fort zu erzählen, daß nach unſrer neulichen Unterhaltung, wo die Rede war, wie ein jeder ſich in der Welt wolle geltend machen, auch unter ihnen zur Sprache gekommen, auf welche Art ein weibliches Weſen ſeine Talente und Arbeiten ſteigern und ſeine Zeit vortheilhaft anwenden könne. Darauf habe der Vetter vorgeſchlagen, ſie ſolle es bei einer Putzmacherin verſuchen, die jetzt eben eine Gehülfin brauche. Man ſey mit der Frau einig geworden, ſie gehe täglich ſo viele Stunden hin, werde gut gelohnt; nur müſſe ſie dort, um des Anſtandes willen, ſich zu einem gewiſſen Anputz bequemen, den ſie aber jederzeit zurücklaſſe, weil er zu ihrem übrigen Leben und Weſen ſich gar nicht ſchicken

wolle. Durch dieſe Erklärung war ich zwar beruhigt, nur wollte es mir nicht recht gefallen, das hübſche Kind in einem öffentlichen Laden und an einem Orte zu wiſſen, wo die galante Welt gelegentlich ihren Sammelplatz hatte. Doch ließ ich mir nichts merken, und ſuchte meine eiferſüchtige Sorge im Stillen bei mir zu verarbeiten. Hierzu gönnte mir der jüngere Vetter nicht lange Zeit, der alsbald wieder mit dem Auftrag zu einem Gelegenheitsgedicht hervortrat, mir die Perſonalien erzählte und ſogleich verlangte, daß ich mich zur Erfindung und Dispoſition des Gedichtes anſchicken möchte. Er hatte ſchon einigemal über die Behandlung einer ſolchen Aufgabe mit mir geſprochen, und wie ich in ſolchen Fällen ſehr redſelig war, gar leicht von mir erlangt, daß ich ihm, was an dieſen Dingen rhetoriſch iſt, umſtändlich auslegte, ihm einen Begriff von der Sache gab und meine eigenen und fremden Arbeiten dieſer Art als Beiſpiele benutzte. Der junge Menſch war ein guter Kopf, obgleich ohne Spur von poetiſcher Ader, und nun ging er ſo ſehr in's einzelne und wollte von allem Rechenſchaft haben, daß ich mit der Bemerkung laut ward: Sieht es doch aus, als wolltet ihr mir in's Handwerk greifen und mir die Kundſchaft entziehen. — „Ich will es nicht läugnen, ſagte jener lächelnd: denn ich thue euch dadurch keinen Schaden. Wie lange wird's währen, ſo geht ihr auf die Akademie, und bis dahin laßt mich noch immer etwas bei euch profitiren.“ —

Herzlich gern, verſetzte ich, und munterte ihn auf, ſelbſt eine Dispoſition zu machen, ein Sylbenmaß nach dem Charakter des Gegenſtandes zu wählen, und was etwa ſonſt noch nöthig ſcheinen mochte. Er ging mit Ernſt an die Sache; aber es wollte nicht glücken. Ich mußte zuletzt immer daran ſo viel umſchreiben, daß ich es leichter und beſſer von vorn herein ſelbſt geleiſtet hätte. Dieſes Lehren und Lernen jedoch, dieſes Mittheilen, dieſe Wechſelarbeit gab uns eine gute Unterhaltung; Gretchen nahm Theil daran und hatte manchen artigen Einfall, ſo daß wir alle vergnügt, ja man darf ſagen glücklich waren. Sie arbeitete des Tags bei der Putzmacherin; Abends kamen wir gewöhnlich zuſammen, und unſre Zufriedenheit ward ſelbſt dadurch nicht geſtört, daß es mit den Beſtellungen zu Gelegenheitsgedichten endlich nicht recht mehr fortwollte. Schmerzlich jedoch empfanden wir es, daß uns eins einmal mit Proteſt zurückkam, weil es dem Beſteller nicht gefiel. Indeß tröſteten wir uns, weil wir es gerade für unſere beſte Arbeit hielten, und jenen für einen ſchlechten Kenner erklären durften. Der Vetter, der ein für allemal etwas lernen wollte, veranlaßte nunmehr fingirte Aufgaben, bei deren Auflöſung wir uns zwar noch immer gut genug unterhielten, aber freilich, da ſie nichts einbrachten, unſre kleinen Gelage viel mäßiger einrichten mußten.

Mit jenem großen ſtaatsrechtlichen Gegenſtande, der Wahl und Krönung eines Römiſchen Königs, wollte

es nun immer mehr Ernſt werden. Der anfänglich auf Augsburg im October 1763 ausgeſchriebene churfürſtliche Collegialtag ward nun nach Frankfurt verlegt, und ſowohl zu Ende dieſes Jahrs als zu Anfang des folgenden regten ſich die Vorbereitungen, welche dieſes wichtige Geſchäft einleiten ſollten. Den Anfang machte ein von uns noch nie geſehener Aufzug. Eine unſerer Canzlenperſonen zu Pferde, von vier gleichfalls berittenen Trompetern begleitet und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weitläufiges Edict, das uns von dem Bevorſtehenden benachrichtigte, und den Bürgern ein geziemendes und den Umſtänden angemeſſenes Betragen einſchärfte. Bei Rath wurden große Ueberlegungen gepflegen, und es dauerte nicht lange, ſo zeigte ſich der Reichsquartiermeiſter vom Erbmarſchal abgeſendet, um die Wohnungen der Geſandten und ihres Gefolges nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen. Unſer Haus lag im churpfälziſchen Sprengel, und wir hatten uns einer neuen, obgleich erfreulichen Einquartierung zu verſehen. Der mittlere Stock, welchen ehmals Graf Thorane inne gehabt, wurde einem churpfälziſchen Cavalier eingeräumt, und da Baron von Königsthal, Nürnbergiſcher Geſchäftsträger, den obern Stock eingenommen hatte, ſo waren wir noch mehr als zur Zeit der Franzoſen zuſammengedrängt. Dieſes diente mir zu einem neuen Vorwand außer dem Hauſe zu ſeyn, und

die meiſte Zeit des Tages auf der Straße zuzubringen, um das was öffentlich zu ſehen war, in's Auge zu faſſen.

Nachdem uns die vorhergegangene Veränderung und Einrichtung der Zimmer auf dem Rathhauſe ſehenswerth geſchienen, nachdem die Ankunft der Geſandten eines nach dem andern und ihre erſte ſolenne Geſammtauffahrt den 6ten Februar ſtatt gefunden, ſo bewunderten wir nachher die Ankunft der kaiſerlichen Commiſſarien und deren Auffahrt, ebenfalls auf den Römer, welche mit großem Pomp geſchah. Die würdige Perſönlichkeit des Fürſten von Lichtenſtein machte einen guten Eindruck; doch wollten Kenner behaupten, die prächtigen Livreen ſeyen ſchon einmal bei einer andern Gelegenheit gebraucht worden, und auch dieſe Wahl und Krönung werde ſchwerlich an Glanz jener von Karl dem Siebenten gleich kommen. Wir jüngern ließen uns das gefallen was wir vor Augen hatten, uns däuchte alles ſehr gut und manches ſetzte uns in Erſtaunen.

Der Wahlconvent war endlich auf den 3ten März anberaumt. Nun kam die Stadt durch neue Förmlichkeiten in Bewegung, und die wechſelſeitigen Ceremonielbeſuche der Geſandten hielten uns immer auf den Beinen. Auch mußten wir genau aufpaſſen, weil wir nicht nur gaffen, ſondern alles wohl bemerken ſollten, um zu Hauſe gehörig Rechenſchaft zu geben, ja manchen kleinen Aufſatz auszufertigen, worüber ſich mein Vater und

Herr

Herr von Königsthal, theils zu unſerer Uebung theils zu eigner Notiz, bereder hatten. Und wirklich gereichte mir dieß zu beſondrem Vortheil, indem ich über das Aeußerliche ſo ziemlich ein lebendiges Wahl- und Krönungsdiarium vorſtellen konnte.

Die Perſönlichkeiten der Abgeordneten, welche auf mich einen bleibenden Eindruck gemacht haben, waren zunächſt die des Churmainziſchen erſten Botſchafters, Barons von Erthal, nachmaligen Churfürſten. Ohne irgend etwas Auffallendes in der Geſtalt zu haben, wollte er mir in ſeinem ſchwarzen, mit Spitzen beſetzten Talar immer gar wohlgefallen. Der zweyte Botſchafter, Baron von Groſchlag, war ein wohlgebauter, im Aeußern bequem aber höchſt anſtändig ſich betragender Weltmann. Er machte überhaupt einen ſehr behaglichen Eindruck. Fürſt Eſterhazy, der Böhmiſche Geſandte, war nicht groß aber wohlgebaut, lebhaft und zugleich vornehm anſtändig, ohne Stolz und Kälte. Ich hatte eine beſondere Neigung zu ihm, weil er mich an den Marſchall von Broglio erinnerte. Doch verſchwand gewiſſermaßen die Geſtalt und Würde dieſer trefflichen Perſonen über dem Vorurtheil, das man für den Brandenburgiſchen Geſandten, Baron von Plotho, gefaßt hatte. Dieſer Mann, der durch eine gewiſſe Spärlichkeit, ſowohl in eigner Kleidung, als in Livreen und Equipagen ſich auszeichnete, war vom ſiebenjährigen Kriege her als diplomatiſcher Held berühmt, hatte zu

Regensburg den Notarius April, der ihm die gegen seinen König ergangene Achtserklärung von einigen Zeugen begleitet zu insinuiren gedachte, mit der lakonischen Gegenrede: Was! Er insinuiren? die Treppe hinunterwerfen oder werfen lassen. Das erste glaubten wir, weil es uns besser gefiel, und wir es auch dem kleinen, gedrungnen, mit schwarzen Feueraugen hin und wieder blickenden Manne gar wohl zutrauten. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, besonders wo er ausstieg. Es entstand jederzeit eine Art von frohem Ziscbeln, und wenig fehlte, daß man ihn applaudirt, Vivat oder Bravo zugerufen hätte. So hoch stand der König, und alles was ihm mit Leib und Seele ergeben war, in der Gunst der Menge, unter der sich außer den Frankfurtern schon Deutsche aus allen Gegenden befanden.

Einerseits hatte ich an diesen Dingen manche Lust: weil alles was vorging, es mochte seyn von welcher Art es wollte, doch immer eine gewisse Deutung verbarg, irgend ein inneres Verhältniß anzeigte, und solche symbolische Ceremonien das durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher beinah verschüttete Deutsche Reich wieder für einen Augenblick lebendig darstellten; andererseits aber konnte ich mir ein geheimes Mißfallen nicht verbergen, wenn ich nun zu Hause die innern Verhandlungen zum Behuf meines Vaters abschreiben und dabei bemerken mußte, daß hier mehrere Gewalten einander gegenüber standen, die sich das Gleichgewicht hielten,

und nur in so fern einig waren, als sie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beschränken gedachten; daß jederman sich nur in so fern seines Einflusses freute, als er seine Privilegien zu erhalten und zu erweitern, und seine Unabhängigkeit mehr zu sichern hoffte. Ja man war dießmal noch aufmerksamer als sonst, weil man sich vor Joseph dem Zweyten, vor seiner Heftigkeit und seinen vermuthlichen Planen zu fürchten anfing.

Bei meinem Großvater und den übrigen Rathsverwandten, deren Häuser ich zu besuchen pflegte, war es auch keine gute Zeit: denn sie hatten so viel mit Einholen der vornehmen Gäste, mit Becomplimentiren, mit Ueberreichung von Geschenken zu thun. Nicht weniger hatte der Magistrat im Ganzen wie im Einzelnen sich immer zu wehren, zu widerstehn und zu protestiren, weil bei solchen Gelegenheiten ihm jederman etwas abzwacken oder aufbürden will, und ihm wenige von denen die er anspricht, beistehen oder zu Hülfe kommen. Genug, mir trat alles nunmehr lebhaft vor Augen, was ich in der Lersner'schen Chronik von ähnlichen Vorfällen bei ähnlichen Gelegenheiten, mit Bewunderung der Geduld und Ausdauer jener guten Rathsmänner, gelesen hatte.

Mancher Verdruß entspringt auch daher, daß sich die Stadt nach und nach mit nöthigen und unnöthigen Personen anfüllt. Vergebens werden die Höfe von Seiten der Stadt an die Vorschriften der freilich veralteten goldnen Bulle erinnert. Nicht allein die zum Be-

ſchäft Verordneten und ihre Begleiter, ſondern manche Standes- und andere Perſonen, die aus Neugier oder zu Privatzwecken herankommen, ſtehen unter Protection, und die Frage: wer eigentlich einquartiert wird und wer ſelbſt ſich eine Wohnung miethen ſoll? iſt nicht immer ſogleich entſchieden. Das Getümmel wächſt, und ſelbſt diejenigen die nichts dabei zu leiſten oder zu verantworten haben, fangen an ſich unbehaglich zu fühlen.

Selbſt wir jungen Leute, die wir das alles wohl mit anſehen konnten, fanden doch immer nicht genug Befriedigung für unſere Augen, für unſere Einbildungskraft. Die Spaniſchen Mantelkleider, die großen Federhüte der Geſandten und hie und da noch einiges andere gaben wohl ein ächt alterthümliches Anſehen; manches dagegen war wieder ſo halb neu oder ganz modern, daß überall nur ein buntes unbefriedigendes, öfter ſogar geſchmackloſes Weſen hervortrat. Sehr glücklich machte es uns daher, zu vernehmen, daß wegen der Herreiſe des Kaiſers und des künftigen Königs große Anſtalten gemacht wurden, daß die Churfürſtlichen Collegialhandlungen, bei welchen die letzte Wahlcapitulation zum Grunde lag, eifrig vorwärts gingen, und daß der Wahltag auf den 27ſten März feſtgeſetzt ſey. Nun ward an die Herbeiſchaffung der Reichsinſignien von Nürnberg und Aachen gedacht, und man erwartete zunächſt den Einzug des Churfürſten von Mainz, während mit ſeiner Geſandtſchaft die Irrungen wegen der Quartiere immer fortdauerten.

Indeſſen betrieb ich meine Canzelliſtenarbeit zu Hauſe ſehr lebhaft, und wurde dabei freilich mancherlei kleinliche Monita gewahr, die von vielen Seiten einliefen, und bei der neuen Capitulation berückſichtigt werden ſollten. Jeder Stand wollte in dieſem Document ſeine Gerechtſame gewahrt und ſein Anſehen vermehrt wiſſen. Gar viele ſolcher Bemerkungen und Wünſche wurden jedoch bei Seite geſchoben; vieles blieb wie es geweſen war: gleichwohl erhielten die Monenten die bündigſten Verſicherungen, daß ihnen jene Uebergehung keineswegs zum Präjudiz gereichen ſolle.

Sehr vielen und gefährlichen Geſchäften mußte ſich indeſſen das Reichsmarſchallamt unterziehen: die Maſſe der Fremden wuchs, es wurde immer ſchwieriger ſie unterzubringen. Ueber die Gränzen der verſchiedenen Churfürſtlichen Bezirke war man nicht einig. Der Magiſtrat wollte von den Bürgern die Laſten abhalten, zu denen ſie nicht verpflichtet ſchienen, und ſo gab es, bei Tag und bei Nacht, ſtündlich Beſchwerden, Recurſe, Streit und Mißhelligkeiten.

Der Einzug des Churfürſten von Mainz erfolgte den 21ſten März. Hier fing nun das Kanoniren an, mit dem wir auf lange Zeit mehrmals betäubt werden ſollten. Wichtig in der Reihe der Ceremonien war dieſe Feſtlichkeit: denn alle die Männer, die wir bisher auftreten ſahen, waren, ſo hoch ſie auch ſtanden, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erſchien ein Sou-

verän, ein ſelbſtſtändiger Fürſt, der Erſte nach dem Kaiſer, von einem groſſen, ſeiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet. Von dem Pompe dieſes Einzugs würde ich hier manches zu erzählen haben, wenn ich nicht ſpäter wieder darauf zurückzukommen gedächte, und zwar bei einer Gelegenheit, die niemand leicht errathen ſollte.

An demſelben Tage nämlich kam Lavater, auf ſeinem Rückwege von Berlin nach Hauſe begriffen, durch Frankfurt, und ſah dieſe Feyerlichkeit mit an. Ob nun gleich ſolche weltliche Aeußerlichkeiten für ihn nicht den mindeſten Werth hatten, ſo mochte doch dieſer Zug mit ſeiner Pracht und allem Beiweſen deutlich in ſeine ſehr lebhafte Einbildungskraft ſich eingedrückt haben: denn nach mehreren Jahren, als mir dieſer vorzügliche, aber eigene Mann eine poetiſche Paraphraſe, ich glaube der Offenbarung Sanct Johannis, mittheilte, fand ich den Einzug des Antichriſt Schritt vor Schritt, Geſtalt vor Geſtalt, Umſtand vor Umſtand, dem Einzug des Churfürſten von Mainz in Frankfurt nachgebildet, dergeſtalt daß ſogar die Quaſten an den Köpfen der Iſabellpferde nicht fehlten. Es wird ſich mehr davon ſagen laſſen, wenn ich zur Epoche jener wunderlichen Dichtungsart gelange, durch welche man die alt- und neuteſtamentlichen Mythen dem Anſchauen und Gefühl näher zu bringen glaubte, wenn man ſie völlig in's Moderne traveſtirte, und ihnen aus dem gegenwärtigen Leben, es ſey

nun gemeiner oder vornehmer, ein Gewand umhinge. Wie dieſe Behandlungsart ſich nach und nach beliebt gemacht, davon muß gleichfalls künftig die Rede ſeyn; doch bemerke ich hier ſo viel, daß ſie weiter als durch Lavater und ſeine Nacheiferer wohl nicht getrieben worden, indem einer derſelben die heiligen drey Könige, wie ſie zu Bethlehem einreiten, ſo modern ſchilderte, daß die Fürſten und Herren, welche Lavatern zu beſuchen pflegten, perſönlich darin nicht zu verkennen waren.

Wir laſſen alſo für dießmal den Churfürſten Emmerich Joſeph ſo zu ſagen incognito im Compoſtell eintreffen, und wenden uns zu Gretchen, die ich, eben als die Volksmenge ſich verlief, von Pylades und ſeiner Schönen begleitet (denn dieſe drey ſchienen nun unzertrennlich zu ſeyn) im Getümmel erblickte. Wir hatten uns kaum erreicht und begrüßt, als ſchon ausgemacht war, daß wir dieſen Abend zuſammen zubringen wollten, und ich fand mich bei Zeiten ein. Die gewöhnliche Geſellſchaft war beiſammen, und jedes hatte etwas zu erzählen, zu ſagen, zu bemerken; wie denn dem einen dieß, dem andern jenes am meiſten aufgefallen war. „Eure Reden, ſagte Gretchen zuletzt, machen mich faſt noch verworrner als die Begebenheiten dieſer Tage ſelbſt. Was ich geſehen, kann ich nicht zuſammenreimen, und möchte von manchem gar zu gern wiſſen, wie es ſich verhält.“ Ich verſetzte, daß es mir ein leichtes ſey, ihr dieſen Dienſt zu erzeigen. Sie ſolle nur ſagen, wofür

ſie ſich eigentlich intereſſire. Dieß that ſie, und indem ich ihr einiges erklären wollte, fand ſich's, daß es beſſer wäre in der Ordnung zu verfahren. Ich verglich nicht unſchicklich dieſe Feyerlichkeiten und Functionen mit einem Schauſpiel, wo der Vorhang nach Belieben heruntergelaſſen würde, indeſſen die Schauſpieler fortſpielten, dann werde er wieder aufgezogen und der Zuſchauer könne an jenen Verhandlungen einigermaßen wieder Theil nehmen. Weil ich nun ſehr redſelig war, wenn man mich gewähren ließ, ſo erzählte ich alles von Anfang an bis auf den heutigen Tag, in der beſten Ordnung, und verſäumte nicht, um meinen Vortrag anſchaulicher zu machen, mich des vorhandenen Griffels und der großen Schieferplatte zu bedienen. Nur durch einige Fragen und Rechthabereyen der andern wenig geſtört, brachte ich meinen Vortrag zu allgemeiner Zufriedenheit an's Ende, indem mich Gretchen durch ihre fortgeſetzte Aufmerkſamkeit höchlich ermuntert hatte. Sie dankte mir zuletzt und beneidete, nach ihrem Ausdruck, alle diejenigen, die von den Sachen dieſer Welt unterrichtet ſeyen und wüßten wie dieſes und jenes zugehe und was es zu bedeuten habe. Sie wünſchte ſich ein Knabe zu ſeyn, und wußte mit vieler Freundlichkeit anzuerkennen, daß ſie mir ſchon manche Belehrung ſchuldig geworden. „Wenn ich ein Knabe wäre, ſagte ſie, ſo wollten wir auf Univerſitäten zuſammen etwas rechtes lernen.“ Das Geſpräch ward in der Art fortgeführt, ſie ſetzte ſich beſtimmt vor, Un-

terricht im Französischen zu nehmen, dessen Unerläßlichkeit sie im Laden der Putzhändlerin wohl gewahr worden. Ich fragte sie, warum sie nicht mehr dorthin gehe: denn in der letzten Zeit, da ich des Abends nicht viel abkommen konnte, war ich manchmal bei Tage, ihr zu Gefallen, am Laden vorbei gegangen, um sie nur einen Augenblick zu sehen. Sie erklärte mir, daß sie in dieser unruhigen Zeit sich dort nicht hätte aussetzen wollen. Befände sich die Stadt wieder in ihrem vorigen Zustande, so denke sie auch wieder hinzugehen.

Nun war von dem nächst bevorstehenden Wahltag die Rede. Was und wie es vorgehe, wußte ich weitläufig zu erzählen, und meine Demonstration durch umständliche Zeichnungen auf der Tafel zu unterstützen; wie ich denn den Raum des Conclave mit seinen Altären, Thronen, Sesseln und Sitzen vollkommen gegenwärtig hatte. — Wir schieden zu rechter Zeit und mit sonderlichem Wohlbehagen.

Denn einem jungen Paare, das von der Natur einigermaßen harmonisch gebildet ist, kann nichts zu einer schönern Vereinigung gereichen, als wenn das Mädchen lehrbegierig und der Jüngling lehrhaft ist. Es entsteht daraus ein so gründliches als angenehmes Verhältniß. Sie erblickt in ihm den Schöpfer ihres geistigen Daseyns, und er in ihr ein Geschöpf, das nicht der Natur, dem Zufall, oder einem einseitigen Wollen, sondern ei-

nem beiderseitigen Willen seine Vollendung verdankt; und diese Wechselwirkung ist so süß, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn seit dem alten und neuen Abälard, aus einem solchen Zusammentreffen zweyer Wesen, die gewaltsamsten Leidenschaften und so viel Glück als Unglück entsprungen sind.

Gleich den nächsten Tag war große Bewegung in der Stadt, wegen der Visiten und Gegenvisiten, welche nunmehr mit dem größten Ceremoniel abgestattet wurden. Was mich aber als einen Frankfurter Bürger besonders interessirte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheitseides, den der Rath, das Militär, die Bürgerschaft, nicht etwa durch Repräsentanten, sondern persönlich und in Masse leisteten: erst auf dem großen Römersaale der Magistrat und die Stabsofficiere, dann auf dem großen Platze, dem Römerberg, die sämmtliche Bürgerschaft nach ihren verschiedenen Graden, Abstufungen und Quartieren, und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemeinwesen mit Einem Blick überschauen, versammelt zu dem ehrenvollen Zweck, dem Haupt und den Gliedern des Reichs Sicherheit, und bei dem bevorstehenden großen Werke unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Nun waren auch Chur-Trier und Chur-Cöln in Person angekommen. Am Vorabend des Wahltags werden alle Fremden aus der Stadt gewiesen, die Thore sind geschlossen, die Juden in ihre Gasse eingesperrt, und der

Frankfurter Bürger dünkt sich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer so großen Feyerlichkeit bleiben darf.

Bisher war alles noch ziemlich modern hergegangen: die höchsten und hohen Personen bewegten sich nur in Kutschen hin und wieder; nun aber sollten wir sie, nach uralter Weise, zu Pferde sehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich. Ich wußte mich in dem Römer, den ich, wie eine Maus den heimischen Kornboden, genau kannte, so lange herumzuschmiegen, bis ich an den Haupteingang gelangte, vor welchem die Churfürsten und Gesandten, die zuerst in Prachtkutschen herangefahren und sich oben versammelt hatten, nunmehr zu Pferde steigen sollten. Die stattlichsten, wohlzugerittenen Rosse waren mit reich gestickten Waldrappen überhangen und auf alle Weise geschmückt. Churfürst Emmerich Joseph, ein schöner behaglicher Mann, nahm sich zu Pferde gut aus. Der beiden andern erinnere ich mich weniger, als nur überhaupt, daß uns diese rothen mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmäntel, die wir sonst nur auf Gemählden zu sehen gewohnt waren, unter freiem Himmel sehr romantisch vorkamen. Auch die Botschafter der abwesenden weltlichen Churfürsten in ihren goldstoffnen, mit Gold überstickten, mit goldnen Spitzentressen reich besetzten Spanischen Kleidern thaten unsern Augen wohl; besonders wehten die großen Federn von den alterthümlich aufgekrempten Hüten auf's prächtigste. Was mir aber gar nicht dabei gefallen wollte,

waren die kurzen modernen Beinkleider, die weißseidenen Strümpfe und modischen Schuhe. Wir hätten Halbstiefelchen, so golden als man gewollt, Sandalen oder dergleichen gewünscht, um nur ein etwas consequenteres Costum zu erblicken.

Im Betragen unterschied sich auch hier der Gesandte von Plotho wieder vor allen andern. Er zeigte sich lebhaft und munter, und schien vor der ganzen Ceremonie nicht sonderlichen Respect zu haben. Denn als sein Vordermann, ein ältlicher Herr, sich nicht sogleich auf's Pferd schwingen konnte, und er deßhalb eine Weile an dem großen Eingang warten mußte, enthielt er sich des Lachens nicht, bis sein Pferd auch vorgeführt wurde, auf welches er sich denn sehr behend hinaufschwang und von uns abermals als ein würdiger Abgesandter Friedrichs des Zweyten bewundert wurde.

Nun war für uns der Vorhang wieder gefallen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drängen gesucht; allein es fand sich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Lust. Die Wählenden hatten sich in's Allerheiligste zurückgezogen, in welchem weitläufige Ceremonien die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm denn zuletzt das Volk den Namen Josephs des Zweyten, der zum Römischen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt ward nun immer stärker. Alles fuhr und ging in Galakleidern, so

daß man zuletzt nur die ganz goldenen Anzüge bemerkenswerth fand. Kaiſer und König waren ſchon in Heuſenſtamm, einem gräflich Schönbornſchen Schloſſe, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen; die Stadt aber feyerte dieſe wichtige Epoche durch geiſtliche Feſte ſämmtlicher Religionen, durch Hochämter und Predigten, und von weltlicher Seite, zu Begleitung des Te-Deum, durch unabläſſiges Kanoniren.

Hätte man alle dieſe öffentlichen Feyerlichkeiten von Anfang bis hierher als ein überlegtes Kunſtwerk angeſehen, ſo würde man nicht viel daran auszuſetzen gefunden haben. Alles war gut vorbereitet; ſachte fingen die öffentlichen Auftritte an und wurden immer bedeutender; die Menſchen wuchſen an Zahl, die Perſonen an Würde, ihre Umgebungen wie ſie ſelbſt an Pracht, und ſo ſtieg es mit jedem Tage, ſo daß zuletzt auch ein vorbereitetes gefaßtes Auge in Verwirrung gerieth.

Der Einzug des Churfürſten von Mainz, welchen ausführlicher zu beſchreiben wir abgelehnt, war prächtig und impoſant genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes die Ankunft eines großen geweiſſagten Weltherrſchers zu bedeuten. Auch wir waren dadurch nicht wenig geblendet worden. Nun aber ſpannte ſich unſere Erwartung auf's höchſte, als es hieß, der Kaiſer und der künftige König näherten ſich der Stadt. In einiger Entfernung von Sachſenhauſen war

ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magistrat sich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen und die Stadtschlüssel anzubieten. Weiter hinaus, auf einer schönen geräumigen Ebene, stand ein andres, ein Prachtgezelt, wohin sich die sämmtlichen Churfürsten und Wahlbotschafter zum Empfang der Majestäten verfügten, indessen ihr Gefolge sich den ganzen Weg entlang erstreckte, um nach und nach, wie die Reihe an sie käme, sich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu setzen und gehörig in den Zug einzutreten. Nunmehr fuhr der Kaiser bei dem Zelt an, betrat solches, und nach ehrfurchtsvollem Empfange beurlaubten sich die Churfürsten und Gesandten, um ordnungsgemäß dem höchsten Herrscher den Weg zu bahnen.

Wir andern, die wir in der Stadt geblieben, um diese Pracht innerhalb der Mauern und Straßen noch mehr zu bewundern, als es auf freiem Felde hätte geschehen können, waren durch das von der Bürgerschaft in den Gassen aufgestellte Spalier, durch den Zudrang des Volks, durch mancherlei dabei vorkommende Späße und Unschicklichkeiten einstweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glocken und der Kanonendonner die unmittelbare Nähe des Herrschers ankündigten. Was einem Frankfurter besonders wohlthun mußte, war, daß bei dieser Gelegenheit, bei der Gegenwart so vieler Souveräne und ihrer Repräsentanten, die Reichsstadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erschien: denn ihr

Stallmeiſter eröffnete den Zug. Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im rothen Felde ſich gar gut ausnahm, folgten ihm. Bediente und Officianten, Pauker und Trompeter, Deputirte des Raths, von Rathsbedienten in der Stadtlivree zu Fuße begleitet. Hieran ſchloſſen ſich die drey Compagnien der Bürgercavallerie, ſehr wohl beritten, dieſelbigen die wir von Jugend auf bei Einholung des Geleites und andern öffentlichen Gelegenheiten gekannt hatten. Wir erfreuten uns an dem Mitgefühl dieſer Ehre und an dem Hunderttauſendtheilchen einer Souveränetät, welche gegenwärtig in ihrem vollen Glanz erſchien. Die verſchiedenen Gefolge des Reichserbmarſchalls und der von den ſechs weltlichen Churfürſten abgeordneten Wahlgeſandten zogen ſodann ſchrittweiſe daher. Keins derſelben beſtand aus weniger denn zwanzig Bedienten und zwey Staatswagen; bei einigen aus einer noch größern Anzahl. Das Gefolge der geiſtlichen Churfürſten war nun immer im Steigen; die Bedienten und Hausofficianten ſchienen unzählig. Chur-Köln und Chur-Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Chur-Mainz allein eben ſo viel. Die Dienerſchaft zu Pferde und zu Fuß war durchaus auf's prächtigſte gekleidet, die Herren in den Equipagen, geiſtliche und weltliche, hatten es auch nicht fehlen laſſen, reich und ehrwürdig angethan, und geſchmückt mit allen Ordenszeichen, zu erſcheinen. Das Gefolg der kaiſerlichen Majeſtät übertraf nunmehr wie billig die übrigen. Die

Bereiter, die Handpferde, die Reitzeuge, Schabracken und Decken zogen aller Augen auf sich, und sechzehn sechsspännige Galawagen der kaiserlichen Kammerherren, Geheimenräthe, des Oberkämmerers, Oberhofmeisters, Oberstallmeisters beschlossen mit großem Prunk diese Abtheilung des Zugs, welche ungeachtet ihrer Pracht und Ausdehnung doch nur der Vortrab seyn sollte.

Nun aber concentrirte sich die Reihe, indem sich Würde und Pracht steigerten, immer mehr. Denn unter einer ausgewählten Begleitung eigener Hausdienerschaft, die meisten zu Fuß, wenige zu Pferde, erschienen die Wahlbotschafter so wie die Churfürsten in Person, nach aufsteigender Ordnung, jeder in einem prächtigen Staatswagen. Unmittelbar hinter Chur-Mainz kündigten zehn kaiserliche Laufer, ein und vierzig Lakayen und acht Heiducken die Majestäten selbst an. Der prächtigste Staatswagen, auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas versehen, mit Mahlerey, Lackirung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rothem gesticktem Sammt ebenher und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiser und König, die längst erwünschten Häupter, in aller ihrer Herrlichkeit betrachten. Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, theils aus Nothwendigkeit, damit er sich nur entfalten könne, theils um ihn der großen Menge Menschen sichtbar zu machen. Er war durch Sachsenhausen, über die Brücke, die Fahrgasse, sodann die Zeile hinunter gegangen, und wendete

sich

ſich nach der innern Stadt durch die Katharinenpforte, ein ehmaliges Thor und ſeit Erweiterung der Stadt ein offner Durchgang. Hier hatte man glücklich bedacht, daß die äußere Herrlichkeit der Welt, ſeit einer Reihe von Jahren ſich immer mehr in die Höhe und Breite ausgedehnt. Man hatte gemeſſen und gefunden, daß durch dieſen Thorweg, durch welchen ſo mancher Fürſt und Kaiſer aus- und eingezogen, der jetzige kaiſerliche Staatswagen, ohne mit ſeinem Schnitzwerk und andern Aeußerlichkeiten anzuſtoßen, nicht hindurchkommen könne. Man berathſchlagte, und zu Vermeidung eines unbequemen Umwegs entſchloß man ſich das Pflaſter aufzuheben, und eine ſanfte Ab- und Auffahrt zu veranſtalten. In eben dem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Läden und Buden in den Straßen ausgehoben, damit weder die Krone, noch der Adler, noch die Genien Anſtoß und Schaden nehmen möchten.

So ſehr wir auch, als dieſes koſtbare Gefäß mit ſo koſtbarem Inhalt ſich uns näherte, auf die hohen Perſonen unſere Augen gerichtet hatten, ſo konnten wir doch nicht umhin, unſern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geſchirr und deſſen Poſament-Schmuck zu wenden; beſonders aber fielen uns die wunderlichen, beide auf den Pferden ſitzenden, Kutſcher und Vorreiter auf. Sie ſahen wie aus einer andern Nation, ja wie aus einer andern Welt, in langen ſchwarz- und gelbſammtnen Röcken und Kappen mit großen Federbüſchen, nach kaiſerlicher

Hofſitte. Nun drängte ſich ſo viel zuſammen, daß man wenig mehr unterſcheiden konnte. Die Schweizergarde zu beiden Seiten des Wagens, der Erbmarſchall, das Sächſiſche Schwert aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feldmarſchälle als Anführer der kaiſerlichen Garden hinter dem Wagen reitend, die kaiſerlichen Edelknaben in Maſſe und endlich die Hatſchiergarde ſelbſt, in ſchwarzſammtnen Flügelröcken, alle Näthe reich mit Gold galonirt, darunter rothe Leibröcke und lederfarbne Camiſole, gleichfalls reich mit Gold beſetzt. Man kam vor lauter Sehen, Deuten und Hinweiſen gar nicht zu ſich ſelbſt, ſo daß die nicht minder prächtig gekleideten Leibgarden der Churfürſten kaum beachtet wurden, ja wir hätten uns vielleicht von den Fenſtern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unſern Magiſtrat, der in fünfzehn zweyſpännigen Kutſchen den Zug beſchloß, und beſonders in der letzten den Rathsſchreiber mit den Stadtſchlüſſeln auf rothſammtenem Kiſſen hätten in Augenſchein nehmen wollen. Daß unſere Stadtgrenadier-Compagnie das Ende deckte, däuchte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutſche und als Frankfurter von dieſem Ehrentag doppelt und höchlich erbaut.

Wir hatten in einem Hauſe Platz genommen, wo der Aufzug, wenn er aus dem Dom zurück kam, ebenfalls wieder an uns vorbei mußte. Des Gottesdienſtes, der Muſik, der Ceremonien und Feyerlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Vorträge und Vorleſungen

waren in Kirche, Chor und Conclave ſo viel, bis es zur Beſchwörung der Wahlcapitulation kam, daß wir Zeit genug hatten, eine vortreffliche Collation einzunehmen, und auf die Geſundheit des alten und jungen Herrſchers manche Flaſche zu leeren. Das Geſpräch verlor ſich indeß, wie es bei ſolchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, in die vergangene Zeit, und es fehlte nicht an bejahrten Perſonen, welche jener vor der gegenwärtigen den Vorzug gaben, wenigſtens in Abſicht auf ein gewiſſes menſchliches Intereſſe und einer widerſchaftlichen Theilnahme, welche dabei vorgewaltet. Bei Franz des Erſten Krönung war noch nicht alles ſo ausgemacht, wie gegenwärtig; der Friede war noch nicht abgeſchloſſen, Frankreich, Chur-Brandenburg und Chur-Pfalz widerſetzten ſich der Wahl; die Truppen des künftigen Kaiſers ſtanden bei Heidelberg, wo er ſein Hauptquartier hatte, und faſt wären die von Aachen heraufkommenden Reichs-Inſignien von den Pfälzern weggenommen worden. Indeſſen unterhandelte man doch, und nahm von beiden Seiten die Sache nicht auf's ſtrengſte. Maria Thereſia ſelbſt, obgleich in geſegneten Umſtänden, kommt, um die endlich durchgeſetzte Krönung ihres Gemahls in Perſon zu ſehen. Sie traf in Aſchaffenburg ein und beſtieg eine Jacht, um ſich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, denkt ſeiner Gemahlin zu begegnen, allein er kommt zu ſpät, ſie iſt ſchon abgefahren. Ungekannt wirft er ſich in einen kleinen Nachen, eilt ihr

nach, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erfreut sich dieser überraschenden Zusammenkunft. Das Mährchen davon verbreitet sich sogleich, und alle Welt nimmt Theil an diesem zärtlichen mit Kindern reich gesegneten Ehepaar, das seit seiner Verbindung so unzertrennlich gewesen, daß sie schon einmal auf einer Reise von Wien nach Florenz zusammen an der Venezianischen Gränze Quarantäne halten müssen. Maria Theresia wird in der Stadt mit Jubel bewillkommt, sie betritt den Gasthof zum Römischen Kaiser, indessen auf der Bornheimer Heide das große Zelt, zum Empfang ihres Gemahls, errichtet ist. Dort findet sich von den geistlichen Churfürsten nur Mainz allein, von den Abgeordneten der weltlichen nur Sachsen, Böhmen und Hannover. Der Einzug beginnt, und was ihm an Vollständigkeit und Pracht abgehen mag, ersetzt reichlich die Gegenwart einer schönen Frau. Sie steht auf dem Balcon des wohlgelegnen Hauses und begrüßt mit Vivatruf und Händeklatschen ihren Gemahl: das Volk stimmte ein, zum größten Enthusiasmus aufgeregt. Da die Großen nun auch einmal Menschen sind, so denkt sie der Bürger, wenn er sie liebgn will, als Seinesgleichen, und das kann er am füglichsten, wenn er sie als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geschwister, als treue Freunde sich vorstellen darf. Man hatte damals alles Gute gewünscht und prophezeyt und heute sah man es erfüllt an dem erstgebornen Sohne, dem jederman

wegen ſeiner ſchönen Jünglingsgeſtalt geneigt war, und auf den die Welt, bei den hohen Eigenſchaften, die er ankündigte, die größten Hoffnungen ſetzte.

Wir hatten uns ganz in die Vergangenheit und Zukunft verloren, als einige hereintretende Freunde uns wieder in die Gegenwart zurückriefen. Sie waren von denen die den Werth einer Neuigkeit einſehen, und ſich deßwegen beeilen ſie zuerſt zu verkündigen. Sie wußten auch einen ſchönen menſchlichen Zug dieſer hohen Perſonen zu erzählen, die wir ſo eben in dem größten Prunk vorbeiziehen geſehn. Es war nämlich verabredet worden, daß unterwegs, zwiſchen Heuſenſtamm und jenem großen Gezelte, Kaiſer und König den Landgrafen von Darmſtadt im Wald antreffen ſollten. Dieſer alte, dem Grabe ſich nähernde Fürſt wollte noch einmal den Herrn ſehen, dem er in früherer Zeit ſich gewidmet. Beide mochten ſich jenes Tages erinnern, als der Landgraf das Decret der Churfürſten, das Franzen zum Kaiſer erwählte, nach Heidelberg überbrachte, und die erhaltenen koſtbaren Geſchenke mit Betheurung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiderte. Dieſe hohen Perſonen ſtanden in einem Tannicht, und der Landgraf, vor Alter ſchwach, hielt ſich an eine Fichte, um das Geſpräch noch länger fortſetzen zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Rührung geſchah. Der Platz ward nachher auf eine unſchuldige Weiſe bezeichnet, und wir jungen Leute ſind einigemal hingewandert.

So hatten wir mehrere Stunden mit Erinnerung des Alten, mit Erwägung des Neuen hingebracht, als der Zug abermals, jedoch abgekürzt und gedrängter, vor unſern Augen vorbeiwogte; und wir konnten das Einzelne näher beobachten, bemerken und uns für die Zukunft einprägen.

Von dem Augenblick an war die Stadt in ununterbrochener Bewegung: denn bis alle und jede, denen es zukommt und von denen es gefordert wird, den höchſten Häuptern ihre Aufwartung gemacht und ſich einzeln denſelben dargeſtellt hatten, war des Hin- und Wiederziehens kein Ende, und man konnte den Hofſtaat eines jeden der hohen Gegenwärtigen ganz bequem im Einzelnen wiederholen.

Nun kamen auch die Reichs-Inſignien heran. Damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Händeln fehlen möge, ſo mußten ſie auf freiem Felde den halben Tag bis in die ſpäte Nacht zubringen, wegen einer Territorial- und Geleitsſtreitigkeit zwiſchen Chur-Mainz und der Stadt. Die letzte gab nach, die Mainziſchen geleiteten die Inſignien bis an den Schlagbaum, und ſomit war die Sache für dießmal abgethan.

In dieſen Tagen kam ich nicht zu mir ſelbſt. Zu Hauſe gab es zu ſchreiben und zu copiren; ſehen wollte und ſollte man alles, und ſo ging der März zu Ende, deſſen zweyte Hälfte für uns ſo feſtreich geweſen war. Von dem was zuletzt vorgegangen und was am Krö-

nungstag zu erwarten ſey, hatte ich Gretchen eine treuliche und ausführliche Belehrung verſprochen. Der große Tag nahte heran; ich hatte mehr im Sinne, wie ich es ihr ſagen ſollte, als was eigentlich zu ſagen ſey; ich verarbeitete alles was mir unter die Augen und unter die Canzleyfeder kam, nur geſchwind zu dieſem nächſten und einzigen Gebrauch. Endlich erreichte ich noch eines Abends ziemlich ſpät ihre Wohnung, und that mir ſchon im Voraus nicht wenig darauf zu Gute, wie mein dießmaliger Vortrag noch viel beſſer als der erſte unvorbereitete gelingen ſollte. Allein gar oft bringt uns ſelbſt, und andern durch uns, ein augenblicklicher Anlaß mehr Freude als der entſchiedenſte Vorſatz nicht gewähren kann. Zwar fand ich ziemlich dieſelbe Geſellſchaft, allein es waren einige Unbekannte darunter. Sie ſetzten ſich hin zu ſpielen; nur Gretchen und der jüngere Vetter hielten ſich zu mir und der Schiefertafel. Das liebe Mädchen äußerte gar anmuthig ihr Behagen, daß ſie, als eine Fremde, am Wahltage für eine Bürgerin gegolten habe, und ihr dieſes einzige Schauſpiel zu Theil geworden ſey. Sie dankte mir auf's verbindlichſte, daß ich für ſie zu ſorgen gewußt, und ihr zeither durch Pylades allerlei Einläſſe mittelſt Billette, Anweiſungen, Freunde und Fürſprache zu verſchaffen die Aufmerkſamkeit gehabt.

Von den Reichs-Kleinodien hörte ſie gern erzählen. Ich verſprach ihr, daß wir dieſe wo möglich zuſammen

ſehen wollten. Sie machte einige ſcherzhafte Anmerkungen, als ſie erfuhr, daß man Gewänder und Krone dem jungen König anprobirt habe. Ich wußte, wo ſie den Feyerlichkeiten des Krönungstages zuſehen würde, und machte ſie aufmerkſam auf alles was bevorſtand, und was beſonders von ihrem Platze genau beobachtet werden konnte.

So vergaßen wir an die Zeit zu denken; es war ſchon über Mitternacht geworden, und ich fand, daß ich unglücklicherweiſe den Hausſchlüſſel nicht bei mir hatte. Ohne das größte Aufſehen zu erregen konnte ich nicht in's Haus. Ich theilte ihr meine Verlegenheit mit. „Am Ende, ſagte ſie, iſt es das beſte, die Geſellſchaft bleibt beiſammen.“ Die Vettern und jene Fremden hatten ſchon den Gedanken gehabt, weil man nicht wußte, wo man dieſe für die Nacht unterbringen ſollte. Die Sache war bald entſchieden; Gretchen ging um Caffee zu kochen, nachdem ſie, weil die Lichter auszubrennen drohten, eine große meſſingene Lampe mit Docht und Oel verſehen und angezündet herein gebracht hatte.

Der Caffee diente für einige Stunden zur Ermunterung; nach und nach aber ermattete das Spiel, das Geſpräch ging aus; die Mutter ſchlief im großen Seſſel; die Fremden, von der Reiſe müde, nickten da und dort, Pylades und ſeine Schöne ſaßen in einer Ecke. Sie hatte ihren Kopf auf ſeine Schulter gelegt und ſchlief; auch er wachte nicht lange. Der jüngere Vetter, gegen

uns über am Schiefertiſche ſitzend, hatte ſeine Arme vor ſich übereinandergeſchlagen und ſchlief mit aufliegendem Geſichte. Ich ſaß in der Fenſterecke hinter dem Tiſche und Gretchen neben mir. Wir unterhielten uns leiſe; aber endlich übermannte auch ſie der Schlaf, ſie lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und war gleich eingeſchlummert. So ſaß ich nun allein, wachend, in der wunderlichſten Lage, in der auch mich der freundliche Bruder des Todes zu beruhigen wußte. Ich ſchlief ein, und als ich wieder erwachte, war es ſchon heller Tag. Gretchen ſtand vor dem Spiegel und rückte ihr Häubchen zurechte; ſie war liebenswürdiger als je, und drückte mir als ich ſchied gar herzlich die Hände. Ich ſchlich durch einen Umweg nach unſerm Hauſe: denn an der Seite, nach dem kleinen Hirſchgraben zu, hatte ſich mein Vater in der Mauer ein kleines Guckfenſter, nicht ohne Widerſpruch des Nachbarn, angelegt. Dieſe Seite vermieden wir, wenn wir nach Hauſe kommend von ihm nicht bemerkt ſeyn wollten. Meine Mutter, deren Vermittelung uns immer zu Gute kam, hatte meine Abweſenheit des Morgens bei'm Thee durch ein frühzeitiges Ausgehen meiner zu beſchönigen geſucht, und ich empfand alſo von dieſer unſchuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen.

Ueberhaupt und im Ganzen genommen machte dieſe unendliche mannichfaltige Welt, die mich umgab, auf mich nur ſehr einfachen Eindruck. Ich hatte kein In-

tereſſe als das Aeußere der Gegenſtände genau zu bemerken, kein Geſchäft als das mir mein Vater und Herr von Königsthal auftrugen, wodurch ich freilich den innern Gang der Dinge gewahr ward. Ich hatte keine Neigung als zu Gretchen, und keine andere Abſicht als nur alles recht gut zu ſehen und zu faſſen, um es mit ihr wiederholen und ihr erklären zu können. Ja ich beſchrieb oft, indem ein ſolcher Zug vorbei ging, dieſen Zug halb laut vor mir ſelbſt, um mich alles Einzelnen zu verſichern, und dieſer Aufmerkſamkeit und Genauigkeit wegen von meiner Schönen geliebt zu werden; und nur als eine Zugabe betrachtete ich den Beifall und die Anerkennung der andern.

Zwar ward ich manchen hohen und vornehmen Perſonen vorgeſtellt, aber theils hatte niemand Zeit ſich um andere zu bekümmern, und theils wiſſen auch ältere nicht gleich, wie ſie ſich mit einem jungen Menſchen unterhalten und ihn prüfen ſollen. Ich von meiner Seite war auch nicht ſonderlich geſchickt mich den Leuten bequem darzuſtellen. Gewöhnlich erwarb ich ihre Gunſt, aber nicht ihren Beifall. Was mich beſchäftigte, war mir vollkommen gegenwärtig; aber ich fragte nicht, ob es auch andern gemäß ſeyn könne. Ich war meiſt zu lebhaft oder zu ſtill, und ſchien entweder zudringlich oder ſtöckig, je nachdem die Menſchen mich anzogen oder abſtießen; und ſo wurde ich zwar für hoffnungsvoll gehalten, aber dabei für wunderlich erklärt.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3ten April 1764; das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir, nebst mehrern Verwandten und Freunden, in dem Römer selbst, in einer der obern Etagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze vollkommen übersehen konnten. Mit dem frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle, und beschauten nunmehr von oben, wie in der Vogelperspective, die Anstalten, die wir Tags vorher in nähern Augenschein genommen hatten. Da war der neuerrichtete Springbrunnen mit zwey großen Kufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer, weißen Wein hüben und rothen Wein drüben aus seinen zwey Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer, hier stand die große Bretterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuren Spieße bei Kohlenfeuer braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin, und von andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach, und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge wo möglich immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien, und etwas besonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille, und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk

von Schauer und Erſtaunen ergriffen. Was nun zuerſt die Aufmerkſamkeit aller, die von oben herab den Platz überſehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Dieſe hatten als Schutzheiligthümer den erſten Platz im Wagen eingenommen, und die Deputirten ſaßen vor ihnen in anſtändiger Verehrung auf dem Rückſitz. Nunmehr begeben ſich die drey Churfürſten in den Dom. Nach Ueberreichung der Inſignien an Chur-Mainz werden Krone und Schwert ſogleich nach dem kaiſerlichen Quartier gebracht. Die weiteren Anſtalten und mancherlei Ceremoniel beſchäftigen mittlerweile die Hauptperſonen ſo wie die Zuſchauer in der Kirche, wie wir andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unſern Augen fuhren indeſſen die Geſandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Untercommiſſarien in das kaiſerliche Quartier getragen wird. Sogleich beſteigt der Erbmarſchall Graf von Pappenheim ſein Pferd; ein ſehr ſchöner ſchlankgebildeter Herr, den die Spaniſche Tracht, das reiche Wams, der goldne Mantel, der hohe Federhut und die geſtrählten fliegenden Haare ſehr wohl kleideten. Er ſetzt ſich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Geſandten nach dem kaiſerlichen Quartier in noch größerer Pracht als am Wahltage. Dort hätte man auch ſeyn mögen, wie man ſich an dieſem Tage

durchaus zu vervielfältigen wünſchte. Wir erzählten einander indeſſen was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiſer ſeinen Hausornat an, ſagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muſter der alten Carolingiſchen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinſignien und ſetzen ſich damit zu Pferde. Der Kaiſer im Ornat, der Römiſche König im Spaniſchen Habit, beſteigen gleichfalls ihre Roſſe, und indem dieſes geſchieht, hat ſie uns der vorausgeſchrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war ſchon ermüdet durch die Menge der reichgekleideten Dienerſchaft und der übrigen Behörden, durch den ſtattlich einher wandelnden Adel; und als nunmehr die Wahlbotſchafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgeſtickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachin der Kaiſer in romantiſcher Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, ſein Sohn in Spaniſcher Tracht, langſam auf prächtig geſchmückten Pferden einherſchwebten, war das Auge nicht mehr ſich ſelbſt genug. Man hätte gewünſcht durch eine Zauberformel die Erſcheinung nur einen Augenblick zu feſſeln; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltſam vorbei, und den kaum verlaſſenen Raum erfüllte ſogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entſtand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang, von dem Markte her, nach der Römerthür eröffnet und ein Bretterweg aufgebrückt

werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beſchreiten ſollte.

Was in dem Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterſchlag vorbereiten und begleiten, alles dieſes ließen wir uns in der Folge gar gern von denen erzählen, die manches andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu ſeyn.

Wir andern verzehrten mittlerweile auf unſern Plätzen eine frugale Mahlzeit: denn wir mußten an dem feſtlichen Tage den wir erlebten, mit kalter Küche vorlieb nehmen. Dagegen aber war der beſte und älteſte Wein aus allen Familienkellern herangebracht worden, ſo daß wir von dieſer Seite wenigſtens dieß alterthümliche Feſt alterthümlich feyerten.

Auf dem Platze war jetzt das Sehenswürdigſte die fertig gewordene und mit rothgelb- und weißem Tuch überlegte Brücke, und wir ſollten den Kaiſer, den wir zuerſt im Wagen, dann zu Pferde ſitzend angeſtaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern; und ſonderbar genug, auf das letzte freuten wir uns am meiſten; denn uns däuchte dieſe Weiſe ſich darzuſtellen ſo wie die natürlichſte, ſo auch die würdigſte.

Aeltere Perſonen, welche der Krönung Franz des Erſten beigewohnt, erzählten: Maria Thereſia, über die Maßen ſchön, habe jener Feyerlichkeit an einem Balconfenſter des Hauſes Frauenſtein, gleich neben

dem Römer, zugeſehen. Als nun ihr Gemahl in der ſeltſamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und ſich ihr ſo zu ſagen als ein Geſpenſt Karls des Großen dargeſtellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Scepter und die wunderſamen Handſchuh hingewieſen, worüber ſie in ein unendliches Lachen ausgebrochen, welches dem ganzen zuſchauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ebgarrenverhältniß des allerhöchſten Paares der Chriſtenheit mit Augen zu ſehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiſerin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geſchwungen und ihm ſelbſt ein lautes Vivat zugerufen, ſey der Enthuſiasmus und der Jubel des Volks auf's höchſte geſtiegen, ſo daß das Freudengeſchrei gar kein Ende finden können.

Nun verkündigte der Glockenſchall und nun die vorderſten des langen Zuges, welche über die bunte Brücke ganz ſachte einherſchritten, daß alles gethan ſey. Die Aufmerkſamkeit war größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, beſonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuging. Wir ſahen ihn ſo wie den ganzen volkserfüllten Platz beinah im Grundriß. Nur zu ſehr drängte ſich am Ende die Pracht; denn die Geſandten, die Erbämter, Kaiſer und König unter dem Baldachin, die drey geiſtlichen Churfürſten die ſich anſchloſſen, die ſchwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren,

der goldgeſtickte Himmel, alles ſchien nur eine Maſſe zu ſeyn, die nur von Einem Willen bewegt, prächtig harmoniſch, und ſo eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein Heiliges uns entgegenſtrahlte.

Eine politiſch-religiöſe Feyerlichkeit hat einen unendlichen Reiz. Wir ſehen die irdiſche Majeſtät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem ſie ſich vor der himmliſchen beugt, bringt ſie uns die Gemeinſchaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag ſeine Verwandtſchaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er ſich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markt her ertönende Jubel verbreitete ſich nun auch über den großen Platz, und ein ungeſtümes Vivat erſcholl aus tauſend und aber tauſend Kehlen, und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieſes große Feſt ſollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutſchland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen Preis gegeben, und alſo nicht vom Volke wie ſonſt angetaſtet werden ſolle. Es geſchah dieß, um manches bei ſolchem Anſtürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Allein um doch einigermaßen dem Genius des Pöbels zu opfern, gingen eigens

be-

beſtellte Perſonen hinter dem Zuge her, löſten das Tuch von der Brücke, wickelten es bauenweiſe zuſammen und warfen es in die Luft. Hiedurch entſtand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte ſich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menſchen. Diejenigen nun welche die Enden faßten und ſolche an ſich zogen, riſſen alle die mittleren zu Boden, umhüllten und ängſtigten ſie ſo lange, bis ſie ſich durchgeriſſen oder durchgeſchnitten, und jeder nach ſeiner Weiſe einen Zipfel dieſes durch die Fußtritte der Majeſtäten geheiligten Gewebes davongetragen hatte.

Dieſer wilden Beluſtigung ſah ich nicht lange zu, ſondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppchen und Gänge hinunter an die große Römerſtiege, wo die aus der Ferne angeſtaunte ſo vornehme als herrliche Maſſe heraufwallen ſollte. Das Gedräng war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauſes wohl beſetzt waren, und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiſerne Geländer. Nun ſtiegen die Hauptperſonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbgängen zurückblieb, und ich konnte ſie auf der dreymal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majeſtäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen übereinander gekleidet. Des Kaiſers Hauscornat von purpurfarbner

Seide, mit Perlen und Steinen reich geziert, ſo wie Krone, Scepter und Reichsapfel, fielen wohl in die Augen: denn alles war neu daran, und die Nachahmung des Alterthums geſchmackvoll. So bewegte er ſich auch in ſeinem Anzuge ganz bequem, und ſein treuherzig würdiges Geſicht gab zugleich den Kaiſer und den Vater zu erkennen. Der junge König hingegen ſchleppte ſich in den ungeheuren Gewandſtücken mit den Kleinodien Karls des Großen, wie in einer Verkleidung, einher, ſo daß er ſelbſt, von Zeit zu Zeit ſeinen Vater anſehend, ſich des Lächelns nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man ſehr hatte füttern müſſen, ſtand wie ein übergreifendes Dach vom Kopf ab. Die Dalmatica, die Stola, ſo gut ſie auch angepaßt und eingenäht worden, gewährte doch keineswegs ein vortheilhaftes Ausſehen. Scepter und Reichsapfel ſetzten in Verwunderung; aber man konnte ſich nicht läugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachſene Geſtalt, um der günſtigern Wirkung willen, damit bekleidet und ausgeſchmückt geſehen hätte.

Kaum waren die Pforten des großen Saales hinter dieſen Geſtalten wieder geſchloſſen, ſo eilte ich auf meinen vorigen Platz, der, von andern bereits eingenommen, nur mit einiger Noth mir wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenſter wieder Beſitz nahm: denn das Merkwürdigſte, was öffentlich zu erblicken war, ſollte eben vorgehen.

Alles Volk hatte ſich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Vivatſchreien gab uns zu erkennen, daß Kaiſer und König an dem Balconfenſter des großen Saales in ihrem Ornate ſich dem Volke zeigten. Aber ſie ſollten nicht allein zum Schauſpiel dienen, ſondern vor ihren Augen ſollte ein ſeltſames Schauſpiel vorgehen. Vor allen ſchwang ſich nun der ſchöne ſchlanke Erbmarſchall auf ſein Roß; er hatte das Schwert abgelegt, in ſeiner Rechten hielt er ein ſilbernes gehenkeltes Gemäß, und ein Streichblech in der Linken. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, ſprengte hinein, ſchöpfte das Gefäß übervoll, ſtrich es ab und trug es mit großem Anſtande wieder zurück. Der kaiſerliche Marſtall war nunmehr verſorgt. Der Erbkämmerer ritt ſodann gleichfalls auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebſt Gießfaß und Handquele zurück. Unterhaltender aber für die Zuſchauer war der Erbtruchſeß, der ein Stück von dem gebratnen Ochſen zu holen kam. Auch er ritt mit einer ſilbernen Schüſſel durch die Schranken bis zu der großen Bretterküche, und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, um ſeinen Weg nach dem Römer zu nehmen. Die Reihe traf nun den Erbſchenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiſerliche Tafel beſtellt, und aller Augen warteten auf den Erbſchatzmeiſter, der das Geld auswerfen ſollte. Auch er beſtieg ein ſchönes Roß, dem zu beiden Seiten

des Sattels anſtatt der Piſtolenhalftern ein paar prächtige mit dem Churpfälziſchen Wappen geſtickte Beutel befeſtigt hingen. Kaum hatte er ſich in Bewegung geſetzt, als er in dieſe Taſchen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig ausſtreute, welche jedesmal in der Luft als ein metallner Regen gar luſtig glänzten. Tauſend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen; kaum aber waren die Münzen niedergefallen, ſo wühlte die Maſſe in ſich ſelbſt gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen ſeyn. Da nun dieſe Bewegung von beiden Seiten ſich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, ſo war es für die Zuſchauer ein ſehr beluſtigender Anblick. Zum Schluſſe ging es am allerlebhafteſten her, als er die Beutel ſelbſt auswarf, und ein jeder noch dieſen höchſten Preis zu erhaſchen trachtete.

Die Majeſtäten hatten ſich vom Balcon zurückgezogen, und nun ſollte dem Pöbel abermals ein Opfer gebracht werden, der in ſolchen Fällen lieber die Gaben rauben als ſie gelaſſen und dankbar empfangen will. In rohern und derberen Zeiten herrſchte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarſchall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbſchenk, die Küche, nachdem der Erbtruchſeß ſein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Dießmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, ſo viel

es ſich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten ſchadenfroben Späße wieder vor, daß wenn einer einen Sack Haſer aufgepackt hatte, der andere ihm ein Loch hinein ſchnitt, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratnen Ochſen aber wurde dießmal wie ſonſt ein ernſterer Kampf geführt. Man konnte ſich denſelben nur in Maſſe ſtreitig machen. Zwey Innungen, die Metzger und Weinſchröter, hatten ſich hergebrachtermaßen wieder ſo poſtirt, daß einer von beiden dieſer ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einen Ochſen zu haben, den ſie unzerſtückt in die Küche geliefert; die Weinſchröter dagegen machten Anſpruch, weil die Küche in der Nähe ihres zunftmäßigen Aufenthalts erbaut war, und weil ſie das letztemal obgeſiegt hatten; wie denn aus dem vergitterten Giebelfenſter ihres Zunft- und Verſammlungshauſes die Hörner jenes erbeuteten Stiers als Siegeszeichen hervorſtarrend zu ſehen waren. Beide zahlreichen Innungen hatten ſehr kräftige und tüchtige Mitglieder; wer aber dießmal den Sieg davon getragen, iſt mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feyerlichkeit dieſer Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaften ſchließen ſoll, ſo war es wirklich ein fürchterlicher Augenblick, als die breterne Küche ſelbſt Preis gemacht wurde. Das Dach derſelben wimmelte ſogleich von Menſchen, ohne daß man wußte wie ſie hinaufgekommen; die Bretter wur-

den losgerissen und heruntergestürzt, so daß man, besonders in der Ferne, denken mußte, ein jedes werde ein paar der Zudringenden todtschlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt, und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch diese aus den Fugen zu reißen; ja manche schwebten noch oben herum, als schon unten die Pfosten abgesägt waren, das Gerippe hin- und wiederschwankte und jähen Einsturz drohte. Zarte Personen wandten die Augen hinweg, und jederman erwartete sich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von irgend einer Beschädigung, und alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jederman wußte nun, daß Kaiser und König aus dem Cabinet, wohin sie vom Balcon abgetreten, sich wieder hervorbegeben und in dem großen Römersaale speisen würden. Man hatte die Anstalten dazu Tages vorher bewundern können, und mein sehnlichster Wunsch war, heute wo möglich nur einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welcher die Thür des Saals gerade gegenüber steht. Hier staunte ich nun die vornehmen Personen an, welche sich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speisen aus der Küche herantragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet, so daß der Contrast ihres Anstandes mit der Handlung für

einen Knaben wohl sinnverwirrend seyn konnte. Das Gedränge war nicht groß, doch wegen des kleinen Raums merklich genug. Die Saalthür war bewacht, indeß gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen Pfälzischen Hausofficianten, den ich anredete, ob er mich nicht mit hineinbringen könne. Er besann sich nicht lange, gab mir eins der silbernen Gefäße, die er eben trug, welches er um so eher konnte, als ich sauber gekleidet war; und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das Pfälzische Büffet stand links, unmittelbar an der Thür, und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saals, unmittelbar an den Fenstern, saßen auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornaten; Krone und Scepter aber lagen auf goldnen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drey geistlichen Churfürsten hatten, ihre Büffete hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Chur-Mainz den Majestäten gegenüber, Chur-Trier zur Rechten und Chur-Köln zur Linken. Dieser obere Theil des Saals war würdig und erfreulich anzusehen, und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die zwar prächtig aufgeputzten aber herrenleeren Büffete und Tische der sämmtlichen weltlichen Churfürsten

an das Mißverhältniß denken, welches zwischen ihnen und dem Reichsoberhaupt durch Jahrhunderte allmählich entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen; und wenn dadurch der größte Theil des Saales ein gespensterhaftes Ansehn bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das prächtigste bedient wurden, so war eine große unbesetzte Tafel in der Mitte noch betrübter anzusehen: denn hier standen auch so viele Couverte leer, weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten sich daran zu setzen, Anstands halber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie sich auch dermalen in der Stadt befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen erlaubten mir weder meine Jahre noch das Gedräng der Gegenwart. Ich bemühte mich alles möglichst in's Auge zu fassen, und wie der Nachtisch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder hereintraten, suchte ich das Freie, und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Diesen glänzenden Abend gedachte ich auf eine gemüthliche Weise zu feyern: denn ich hatte mit Gretchen, mit Pylades und der Seinigen abgeredet, daß wir uns zur nächtlichen Stunde irgendwo treffen wollten. Schon leuchtete die Stadt an allen Ecken und Enden, als ich meine Geliebten antraf. Ich reichte Gretchen den Arm,

wir zogen von einem Quartier zum andern, und befanden uns zusammen sehr glücklich. Die Vettern waren anfangs auch bei der Gesellschaft, verloren sich aber nachher unter der Masse des Volks. Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (die Churpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus), war es so hell wie es am Tage nur seyn kann. Um nicht erkannt zu werden, hatte ich mich einigermaßen vermummt, und Gretchen fand es nicht übel. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die seenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung entzückt, und wir wollten eben das Einzelne recht genießen, als uns die Vettern wieder begegneten und von der herrlichen Erleuchtung sprachen, womit der Brandenburgische Gesandte sein Quartier ausgeschmückt habe. Wir ließen uns nicht verdrießen, den weiten Weg von dem Roßmarkte bis zum Saalhof zu machen, fanden aber, daß man uns auf eine frevle Weise zum besten gehabt hatte.

Der Saalhof ist nach dem Main zu ein regelmäßiges und ansehnliches Gebäude, dessen nach der Stadt gerichteter Theil aber uralt, unregelmäßig und unscheinbar. Kleine, weder in Form noch Größe übereinstimmende, noch auf eine Linie, noch in gleicher Entfernung

gesetzte Fenster, unsymmetrisch angebrachte Thore und Thüren, ein meist in Kramläden verwandeltes Untergeschoß, bilden eine verworrene Außenseite, die von niemand jemals betrachtet wird. Hier war man nun der zufälligen, unregelmäßigen, unzusammenhängenden Architektur gefolgt, und hatte jedes Fenster, jede Thür, jede Oeffnung für sich mit Lampen umgeben, wie man es allenfalls bei einem wohlgebauten Hause thun kann, wodurch aber hier die schlechteste und mißgebildetste aller Façaden ganz unglaublich in das hellste Licht gesetzt wurde. Hatte man sich nun hieran, wie etwa an den Späßen des Pagliasse ergötzt, obgleich nicht ohne Bedenklichkeiten, weil jederman etwas Vorsätzliches darin erkennen mußte; wie man denn schon vorher über das sonstige äußre Benehmen des übrigens sehr geschätzten Plethe gespürt, und da man ihm nun einmal gewogen war, auch den Schalk in ihm bewundert hatte, der sich über alles Ceremoniel wie sein König hinauszusetzen pflege: so ging man doch lieber in das Esterhazy'sche Feenreich wieder zurück.

Dieser hohe Botschafter hatte, diesen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergangen, und dafür die große Linden-Esplanade am Roßmarkt, vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrund aber mit einem wohl noch prächtigern Prospecte verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Ku-

geln auf durchſcheinenden Piedeſtalen; von einem Baum zum andern zogen ſich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter ſchwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brot und Würſte unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen.

Hier gingen wir nun zu vieren aneinandergeſchloſſen höchſt behaglich auf und ab, und ich an Gretchens Seite däuchte mir wirklich in jenen glücklichen Gefilden Elyſiums zu wandeln, wo man die kryſtallnen Gefäße vom Baume bricht, die ſich mit dem gewünſchten Wein ſogleich füllen, und wo man Früchte ſchüttelt, die ſich in jede beliebige Speiſe verwandeln. Ein ſolches Bedürfniß fühlten wir denn zuletzt auch, und geleitet von Pylades fanden wir ein ganz artig eingerichtetes Speiſehaus; und da wir keine Gäſte weiter antrafen, indem alles auf den Straßen umherzog, ließen wir es uns um ſo wohler ſeyn, und verbrachten den größten Theil der Nacht im Gefühl von Freundſchaft, Liebe und Neigung auf das heiterſte und glücklichſte. Als ich Gretchen bis an ihre Thür begleitet hatte, küßte ſie mich auf die Stirn. Es war das erſte und letzte Mal, daß ſie mir dieſe Gunſt erwies: denn leider ſollte ich ſie nicht wiederſehen.

Den andern Morgen lag ich noch im Bette, als meine Mutter verſtört und ängſtlich hereintrat. Man konnte es ihr gar nicht anſehen, wenn ſie ſich irgend bedrängt fühlte. — „Steh auf," ſagte ſie, „und mache dich auf etwas Unangenehmes gefaßt. Es iſt heraus-

gekommen, daß du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur so viel von ihm erlangt, daß er die Sache durch einen dritten untersuchen will. Bleib' auf deinem Zimmer und erwarte was bevorsteht. Der Rath Schneider wird zu dir kommen; er hat sowohl vom Vater als von der Obrigkeit den Auftrag: denn die Sache ist schon anhängig und kann eine sehr böse Wendung nehmen."

Ich sah wohl, daß man die Sache viel schlimmer nahm als sie war; doch fühlte ich mich nicht wenig beunruhigt, wenn auch nur das eigentliche Verhältniß entdeckt werden sollte. Der alte messianische Freund trat endlich herein, die Thränen standen ihm in den Augen; er faßte mich beim Arm und sagte: „Es thut mir herzlich Leid, daß ich in solcher Angelegenheit zu Ihnen komme. Ich hätte nicht gedacht, daß Sie sich so weit verirren könnten. Aber was thut nicht schlechte Gesellschaft und böses Beispiel; und so kann ein junger unerfahrner Mensch Schritt vor Schritt bis zum Verbrechen geführt werden." — Ich bin mir keines Verbrechens bewußt, versetzte ich darauf, so wenig als schlechte Gesellschaft besucht zu haben. — „Es ist jetzt nicht von einer Vertheidigung die Rede, fiel er mir in's Wort, sondern von einer Untersuchung, und Ihrerseits von einem aufrichtigen Bekenntniß." — Was verlangen Sie zu wissen? sagte ich dagegen. Er setzte sich und zog ein

Blatt hervor und fing zu fragen an: „Haben Sie nicht den N. N. Ihrem Großvater als einen Clienten zu einer *** Stelle empfohlen?“ Ich antwortete: ja. — „Wo haben Sie ihn kennen gelernt? — Auf Spaziergängen. — „In welcher Gesellschaft?“ — Ich stutzte: denn ich wollte nicht gern meine Freunde verrathen. — „Das Verschweigen wird nichts helfen, fuhr er fort: denn es ist alles schon genugsam bekannt.“ — Was ist denn bekannt? sagte ich. — „Daß Ihnen dieser Mensch durch andere Seinesgleichen ist vorgeführt worden und zwar durch ***.“ Hier nannte er die Namen von drey Personen, die ich niemals gesehen noch gekannt hatte; welches ich dem Fragenden denn auch sogleich erklärte. — „Sie wollen, fuhr jener fort, diese Menschen nicht kennen, und haben doch mit ihnen öftere Zusammenkünfte gehabt!“ — Auch nicht die geringste, versetzte ich: denn wie gesagt, außer dem ersten, kenne ich keinen und habe auch den niemals in einem Hause gesehen. — „Sind Sie nicht oft in der *** Straße gewesen?“ — Niemals, versetzte ich. Dieß war nicht ganz der Wahrheit gemäß. Ich hatte Pylades einmal zu seiner Geliebten begleitet, die in der Straße wohnte; wir waren aber zur Hinterthür hereingegangen und im Gartenhause geblieben. Daher glaubte ich mir die Ausflucht erlauben zu können, in der Straße selbst nicht gewesen zu seyn.

Der gute Mann that noch mehr Fragen, die ich alle

verneinen konnte: denn es war mir von alle dem, was er zu wissen verlangte, nichts bekannt. Endlich schien er verdrießlich zu werden und sagte: „Sie belohnen mein Vertrauen und meinen guten Willen sehr schlecht; ich komme, um Sie zu retten. Sie können nicht läugnen, daß Sie für diese Leute selbst oder für ihre Mitschuldigen Briefe verfaßt, Aufsätze gemacht und so zu ihren schlechten Streichen behülflich gewesen. Ich komme, um Sie zu retten: denn es ist von nichts Geringerem als nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen die Rede. Ich komme nicht allein als Hausfreund; ich komme im Namen und auf Befehl der Obrigkeit, die in Betracht Ihrer Familie und Ihrer Jugend, Sie und einige andere Jünglinge verschonen will, die gleich ihnen in's Netz gelockt worden. — Es war mir auffallend, daß unter den Personen die er nannte, sich gerade die nicht fanden, mit denen ich Umgang gepflogen. Die Verhältnisse trafen nicht zusammen, aber sie berührten sich, und ich konnte noch immer hoffen, meine jungen Freunde zu schonen. Allein der wackre Mann ward immer dringender. Ich konnte nicht läugnen, daß ich manche Nächte spät nach Hause gekommen war, daß ich mir einen Hausschlüssel zu verschaffen gewußt, daß ich mit Personen von geringem Stand und verdächtigem Aussehen, an Lustorten mehr als einmal bemerkt worden, daß Mädchen mit in die Sache verwickelt seyen; genug,

genug, alles schien entdeckt bis auf die Namen. Dieß gab mir Muth, standhaft im Schweigen zu seyn. — „Lassen Sie mich, sagte der brave Freund, nicht von Ihnen weggehen. Die Sache leidet keinen Aufschub; unmittelbar nach mir wird ein andrer kommen, der Ihnen nicht so viel Spielraum läßt. Verschlimmern Sie die ohnehin böse Sache nicht durch Ihre Hartnäckigkeit."

Nun stellte ich mir die guten Vettern, und Gretchen besonders, recht lebhaft vor; ich sah sie gefangen, verhört, bestraft, geschmäht, und mir fuhr wie ein Blitz durch die Seele, daß die Vettern denn doch, ob sie gleich gegen mich alle Rechtlichkeit beobachtet, sich in so böse Händel konnten eingelassen haben, wenigstens der älteste, der mir niemals recht gefallen wollte, der immer später nach Hause kam und wenig Heiteres zu erzählen wußte. Noch immer hielt ich mein Bekenntniß zurück. — Ich bin mir, sagte ich, persönlich nichts böses bewußt, und kann von der Seite ganz ruhig seyn; aber es wäre nicht unmöglich, daß diejenigen mit denen ich umgegangen bin, sich einer verwegnen oder gesetzwidrigen Handlung schuldig gemacht hätten. Man mag sie suchen, man mag sie finden, sie überführen und bestrafen, ich habe mir bisher nichts vorzuwerfen, und will auch gegen die nichts verschulden, die sich freundlich und gut gegen mich benommen haben. — Er ließ mich nicht ausreden, sondern rief mit einiger Bewegung: „Ja man wird sie finden. In drey Häusern kamen diese Böse-

wichter zuſammen. (Er nannte die Straßen, er bezeichnete die Häuſer, und zum Unglück befand ſich auch das darunter, wohin ich zu gehen pflegte.) Das erſte Neſt iſt ſchon ausgehoben, fuhr er fort, und in dieſem Augenblick werden es die beiden andern. In wenig Stunden wird alles im klaren ſeyn. Entziehen Sie ſich, durch ein redliches Bekenntniß, einer gerichtlichen Unterſuchung, einer Confrontation und wie die garſtigen Dinge alle heißen.“ — Das Haus war genannt und bezeichnet. Nun hielt ich alles Schweigen für unnütz; ja, bei der Unſchuld unſerer Zuſammenkünfte, konnte ich hoffen, jenen noch mehr als mir nützlich zu ſeyn. — Setzen Sie ſich, rief ich aus, und holte ihn von der Thür zurück: ich will Ihnen alles erzählen, und zugleich mir und Ihnen das Herz erleichtern: nur das eine bitte ich, von nun an keine Zweifel in meine Wahrhaftigkeit.

Ich erzählte nun dem Freunde den ganzen Hergang der Sache, anfangs ruhig und gefaßt; doch je mehr ich mir die Perſonen, Gegenſtände, Begebenheiten in's Gedächtniß rief und vergegenwärtigte, und ſo manche unſchuldige Freude, ſo manchen heitern Genuß gleichſam vor einem Criminalgericht deponiren ſollte, deſtomehr wuchs die ſchmerzlichſte Empfindung, ſo daß ich zuletzt in Thränen ausbrach und mich einer unbändigen Leidenſchaft überließ. Der Hausfreund, welcher hoffte, daß eben jetzt das rechte Geheimniß auf dem Wege ſeyn möchte ſich zu offenbaren (denn er hielt meinen Schmerz

für ein Symptom, daß ich im Begriff stehe mit Widerwillen ein Ungeheures zu bekennen) suchte mich, da ihm an der Entdeckung alles gelegen war, aufs beste zu beruhigen; welches ihm zwar nur zum Theil gelang, aber doch in so fern, daß ich meine Geschichte nothdürftig auserzählen konnte. Er war, obgleich zufrieden über die Unschuld der Vorgänge, doch noch einigermaßen zweifelhaft, und erließ neue Fragen an mich, die mich abermals aufregten und in Schmerz und Wuth versetzten. Ich versicherte endlich, daß ich nichts weiter zu sagen habe, und wohl wisse, daß ich nichts zu fürchten brauche: denn ich sey unschuldig, von gutem Hause und wohl empfohlen; aber jene könnten eben so unschuldig seyn, ohne daß man sie dafür anerkenne oder sonst begünstige. Ich erklärte zugleich, daß wenn man jene nicht wie mich schonen, ihren Thorheiten nachsehen, und ihre Fehler verzeihen wolle, wenn ihnen nur im mindesten hart und unrecht geschehe, so würde ich mir ein Leids anthun, und daran solle mich niemand hindern. Auch hierüber suchte mich der Freund zu beruhigen; aber ich traute ihm nicht, und war, als er mich zuletzt verließ, in der entsetzlichsten Lage. Ich machte mir nun doch Vorwürfe, die Sache erzählt und alle die Verhältnisse an's Licht gebracht zu haben. Ich sah voraus, daß man die kindlichen Handlungen, die jugendlichen Neigungen und Vertraulichkeiten ganz anders auslegen würde, und daß ich vielleicht den guten

Polades mit in diesen Handel verwickeln und sehr unglücklich machen könnte. Alle diese Vorstellungen drängten sich lebhaft hintereinander vor meiner Seele, schärften und spornten meinen Schmerz, so daß ich mir vor Jammer nicht zu helfen wußte, mich die Länge lang auf die Erde warf, und den Fußboden mit meinen Thränen benetzte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mochte gelegen haben, als meine Schwester hereintrat, über meine Gebärde erschrack und alles Mögliche that mich aufzurichten. Sie erzählte mir, daß eine Magistratsperson unten bei'm Vater die Rückkunft des Hausfreundes erwartet, und nachdem sie sich eine Zeit lang eingeschlossen gehalten, seyen die beiden Herren weggegangen, und hätten untereinander sehr zufrieden, ja mit Lachen geredet, und sie glaube die Worte verstanden zu haben: es ist recht gut, die Sache hat nichts zu bedeuten. — „Freilich, fuhr ich auf, hat die Sache nichts zu bedeuten, für mich, für uns: denn ich habe nichts verbrochen, und wenn ich es hätte, so würde man mir durchzubeißen wissen; aber jene, jene, rief ich aus, wer wird ihnen beistehn!“ — Meine Schwester suchte mich umständlich mit dem Argumente zu trösten, daß wenn man die Vornehmeren retten wolle, man auch über die Fehler der Geringern einen Schleier werfen müsse. Das alles half nichts. Sie war kaum weggegangen, als ich mich wieder meinem Schmerz

überließ, und sowohl die Bilder meiner Neigung und Leidenschaft als auch des gegenwärtigen und möglichen Unglücks immer wechselsweise hervorrief. Ich erzählte mir Mährchen auf Mährchen, sah nur Unglück auf Unglück, und ließ es besonders daran nicht fehlen, Gretchen und mich recht elend zu machen.

Der Hausfreund hatte mir geboten auf meinem Zimmer zu bleiben und mit niemand mein Geschäft zu pflegen, außer den Unsrigen. Es war mir ganz recht, denn ich befand mich am liebsten allein. Meine Mutter und Schwester besuchten mich von Zeit zu Zeit, und ermangelten nicht mir mit allerlei gutem Trost auf das kräftigste beizustehen; ja sie kamen sogar schon den zweyten Tag, im Namen des nun besser unterrichteten Vaters mir eine völlige Amnestie anzubieten, die ich zwar dankbar annahm, allein den Antrag, daß ich mit ihm ausgehen und die Reichsinsignien, welche man nunmehr den Neugierigen vorzeigte, beschauen sollte, hartnäckig ablehnte, und versicherte, daß ich weder von der Welt, noch von dem Römischen Reiche etwas wissen wolle, bis mir bekannt geworden, wie jener verdrießliche Handel, der für mich weiter keine Folgen haben würde, für meine armen Bekannten ausgegangen. Sie wußten hierüber selbst nichts zu sagen und ließen mich allein. Doch machte man die folgenden Tage noch einige Versuche, mich aus dem Hause und zur Theilnahme an den öffentlichen Feyerlichkeiten zu bewegen. Vergebens! weder

der große Galatag, noch was bei Gelegenheit so vieler Standeserhöhungen vorfiel, noch die öffentliche Tafel des Kaisers und Königs, nichts konnte mich rühren. Der Churfürst von der Pfalz mochte kommen um den beiden Majestäten aufzuwarten, diese mochten die Churfürsten besuchen, man mochte zur letzten Churfürstlichen Sitzung zusammenfahren, um die rückständigen Puncte zu erledigen und den Churverein zu erneuern, nichts konnte mich aus meiner leidenschaftlichen Einsamkeit hervorrufen. Ich ließ am Dankfeste die Glocken läuten, den Kaiser sich in die Kapuzinerkirche begeben, die Churfürsten und den Kaiser abreisen, ohne deßhalb einen Schritt von meinem Zimmer zu thun. Das letzte Kanoniren, so unmäßig es auch seyn mochte, regte mich nicht auf, und wie der Pulverdampf sich verzog und der Schall verhallte, so war auch alle diese Herrlichkeit vor meiner Seele weggeschwunden.

Ich empfand nun keine Zufriedenheit, als im Wiederkäuen meines Elends und in der tausendfachen imaginären Vervielfältigung desselben. Meine ganze Erfindungsgabe, meine Poesie und Rhetorik hatten sich auf diesen kranken Fleck geworfen, und drohten, gerade durch diese Lebensgewalt, Leib und Seele in eine unheilbare Krankheit zu verwickeln. In diesem traurigen Zustande kam mir nichts mehr wünschenswerth, nichts begehrenswerth mehr vor. Zwar ergriff mich manchmal ein unendliches Verlangen, zu wissen wie es meinen ar-

men Freunden und Geliebten ergebe, was ſich bei näherer Unterſuchung ergeben, in wiefern ſie mit in jene Verbrechen verwickelt oder unſchuldig möchten erfunden ſeyn. Auch dieß mahlte ich mir auf das mannichfaltigſte umſtändlich aus, und ließ es nicht fehlen ſie für unſchuldig und recht unglücklich zu halten. Bald wünſchte ich mich von dieſer Ungewißheit befreit zu ſehen, und ſchrieb heftig drohende Briefe an den Hausfreund, daß er mir den weitern Gang der Sache nicht vorenthalten ſolle. Bald zerriß ich ſie wieder, aus Furcht mein Unglück recht deutlich zu erfahren und des phantaſtiſchen Troſtes zu entbehren, mit dem ich mich bis jetzt wechſelsweiſe gequält und aufgerichtet hatte.

So verbrachte ich Tag und Nacht in großer Unruhe, in Raſen und Ermattung, ſo daß ich mich zuletzt glücklich fühlte, als eine körperliche Krankheit mit ziemlicher Heftigkeit eintrat, wobei man den Arzt zu Hülfe rufen und darauf denken mußte, mich auf alle Weiſe zu beruhigen. Man glaubte es im allgemeinen thun zu können, indem man mir heilig verſicherte, daß alle in jene Schuld mehr oder weniger Verwickelten mit der größten Schonung behandelt worden, daß meine nächſten Freunde ſo gut wie ganz ſchuldlos, mit einem leichten Verweiſe entlaſſen worden, und daß Gretchen ſich aus der Stadt entfernt habe und wieder in ihre Heimath gezogen ſey. Mit dem letztern zauderte man am längſten, und ich nahm es auch nicht zum beſten auf: denn ich konnte

darin keine freiwillige Abreiſe, ſondern nur eine ſchmähliche Verbannung entdecken. Mein körperlicher und geiſtiger Zuſtand verbeſſerte ſich dadurch nicht: die Noth ging nun erſt recht an, und ich hatte Zeit genug mir den ſeltſamſten Roman von traurigen Ereigniſſen und einer unvermeidlich tragiſchen Kataſtrophe ſelbſtquäleriſch auszumahlen.

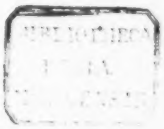

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Fünfundzwanzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTECA REGIA MONACENSIS

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Zweyter Theil.

Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle.

Sechstes Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

So trieb es mich wechselsweise, meine Genesung zu befördern und zu verhindern, und ein gewisser heimlicher Aerger gesellte sich noch zu meinen übrigen Empfindungen: denn ich bemerkte wohl, daß man mich beobachtete, daß man mir nicht leicht etwas Versiegeltes zustellte, ohne darauf acht zu haben, was es für Wirkungen hervorbringe, ob ich es geheim hielt oder ob ich es offen hinlegte, und was dergleichen mehr war. Ich vermuthete daher, daß Pylades, ein Vetter, oder wohl gar Gretchen selbst, den Versuch möchte gemacht haben mir zu schreiben, um Nachricht zu geben oder zu erhalten. Ich war nun erst recht verdrießlich neben meiner Bekümmerniß, und hatte wieder neue Gelegenheit, meine Vermuthungen zu üben und mich in die seltsamsten Verknüpfungen zu verirren.

Es dauerte nicht lange, so gab man mir noch einen besondern Aufseher. Glücklicherweise war es ein Mann, den ich liebte und schätzte: er hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet, sein bisheriger Zögling war allein auf die Akademie gegangen. Er besuchte mich öfters in meiner traurigen Lage, und man fand zuletzt nichts natürlicher, als ihm ein Zimmer neben dem meinigen einzuräumen: da er mich denn be-

schäftigen, beruhigen und, wie ich wohl merken konnte, im Auge behalten sollte. Weil ich ihn jedoch von Herzen schätzte und ihm auch früher gar manches, nur nicht die Neigung zu Gretchen, vertraut hatte, so beschloß ich um so mehr, ganz offen und gerade gegen ihn zu seyn, als es mir unerträglich war, mit jemand täglich zu leben und auf einem unsicheren, gespannten Fuß mit ihm zu stehen. Ich säumte daher nicht lange, sprach ihm von der Sache, erquickte mich in Erzählung und Wiederholung der kleinsten Umstände meines vergangenen Glücks, und erreichte dadurch so viel, daß er, als ein verständiger Mann, einsah, es sey besser, mich mit dem Ausgang der Geschichte bekannt zu machen, und zwar im einzelnen und besondern, damit ich klar über das Ganze würde und man mir mit Ernst und Eifer zureden könne, daß ich mich fassen, das vergangene hinter mich werfen und ein neues Leben anfangen müsse. Zuerst vertraute er mir, wer die anderen jungen Leute von Stande gewesen, die sich anfangs zu verwegenen Mystificationen, dann zu possenhaften Polizeiverbrechen, ferner zu lustigen Geldschneidereyen und anderen solchen verfänglichen Dingen hatten verleiten lassen. Es war dadurch wirklich eine kleine Verschwörung entstanden, zu der sich gewissenlose Menschen gesellten, durch Verfälschung von Papieren, Nachbildung von Unterschriften manches Strafwürdige begingen und noch Strafwürdigeres vorbereiteten. Die Vettern, nach denen ich zuletzt

ungeduldig fragte, waren ganz unschuldig, nur im allgemeinsten mit jenen andern bekannt, keineswegs aber vereinigt befunden worden. Mein Client, durch dessen Empfehlung an den Großvater man mir eigentlich auf die Spur gekommen, war einer der schlimmsten, und bewarb sich um jenes Amt hauptsächlich, um gewisse Bubenstücke unternehmen oder bedecken zu können. Nach allem diesem konnte ich mich zuletzt nicht halten und fragte, was aus Gretchen geworden sey, zu der ich ein für allemal die größte Neigung bekannte. Mein Freund schüttelte den Kopf und lächelte: „Beruhigen Sie sich, versetzte er: dieses Mädchen ist sehr wohl bestanden und hat ein herrliches Zeugniß davon getragen. Man konnte nichts als gutes und liebes an ihr finden, die Herren Examinatoren selbst wurden ihr gewogen, und haben ihr die Entfernung aus der Stadt, die sie wünschte, nicht versagen können. Auch das was sie in Rücksicht auf Sie, mein Freund, bekannt hat, macht ihr Ehre; ich habe ihre Aussage in den geheimen Acten selbst gelesen und ihre Unterschrift gesehen.“ Die Unterschrift! rief ich aus, die mich so glücklich und so unglücklich macht. Was hat sie denn bekannt? was hat sie unterschrieben? Der Freund zauderte zu antworten; aber die Heiterkeit seines Gesichts zeigte mir an, daß er nichts Gefährliches verberge. „Wenn Sie's denn wissen wollen, versetzte er endlich, als von Ihnen und Ihrem Umgang mit ihr die Rede war, sagte sie

ganz freimüthig: ich kann es nicht läugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut berathen, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung aufzuregen, habe ich ihn verhindert, an muthwilligen Streichen Theil zu nehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können."

Der Freund fuhr noch weiter fort, Gretchen als eine Hofmeisterin reden zu lassen; ich hörte ihm aber schon lange nicht mehr zu: denn daß sie mich für ein Kind zu den Acten erklärt, nahm ich ganz entsetzlich übel, und glaubte mich auf einmal von aller Leidenschaft für sie geheilt; ja ich versicherte hastig meinen Freund, daß nun alles abgethan sey! Auch sprach ich nicht mehr von ihr, nannte ihren Namen nicht mehr; doch konnte ich die böse Gewohnheit nicht lassen, an sie zu denken, mir ihre Gestalt, ihr Wesen, ihr Betragen zu vergegenwärtigen, das mir denn nun freilich jetzt in einem ganz anderen Lichte erschien. Ich fand es unerträglich, daß ein Mädchen höchstens ein Paar Jahre älter als ich, mich für ein Kind halten sollte, der ich doch für einen ganz gescheidten und geschickten Jungen zu gelten glaubte. Nun kam mir ihr kaltes, abstoßendes Wesen, das mich sonst so angereizt hatte, ganz widerlich vor; die Familiaritäten, die sie sich gegen mich erlaubte, mir aber zu erwidern nicht gestattete, waren mir ganz

verhaßt. Das alles wäre jedoch noch gut gewesen, wenn ich sie nicht wegen des Unterschreibens jener poetischen Liebesepistel, wodurch sie mir denn doch eine förmliche Neigung erklärte, für eine verschmitzte selbstsüchtige Coquette zu halten berechtigt gewesen wäre. Auch maskirt zur Putzmacherin kam sie mir nicht mehr so unschuldig vor, und ich kehrte diese ärgerlichen Betrachtungen so lange bei mir hin und wieder, bis ich ihr alle liebenswürdigen Eigenschaften sämmtlich abgestreift hatte. Dem Verstande nach war ich überzeugt und glaubte sie verwerfen zu müssen: nur ihr Bild strafte mich Lügen, so oft es mir wieder vorschwebte, welches freilich noch oft genug geschah.

Indessen war denn doch dieser Pfeil mit seinen Widerhaken aus dem Herzen gerissen, und es fragte sich, wie man der inneren jugendlichen Heilkraft zu Hülfe käme? Ich ermannte mich wirklich, und das erste was sogleich abgethan wurde, war das Weinen und Rasen, welches ich nun für höchst kindisch ansah. Ein großer Schritt zur Besserung! Denn ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Thränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen konnte und der Genuß von Speise und Trank mir schmerzlich ward, auch die so nah verwandte Brust zu leiden schien. Der Verdruß, den ich über jene Entdeckung immer fort empfand, ließ mich jede Weichlich-

keit verbannen; ich fand es schrecklich, daß ich um eines Mädchens willen Schlaf und Ruhe und Gesundheit aufgeopfert hatte, die sich darin gefiel, mich als einen Säugling zu betrachten und sich höchst ammenhaft weise gegen mich zu dünken.

Diese kränkenden Vorstellungen waren, wie ich mich leicht überzeugte, nur durch Thätigkeit zu verbannen; aber was sollte ich ergreifen? Ich hatte in gar vielen Dingen freilich manches nachzuholen, und mich in mehr als Einem Sinne auf die Akademie vorzubereiten, die ich nun beziehen sollte; aber nichts wollte mir schmecken noch gelingen. Gar manches erschien mir bekannt und trivial; zu mehrerer Begründung fand ich weder eigne Kraft noch äußere Gelegenheit, und ließ mich daher durch die Liebhaberey meines braven Stubennachbarn zu einem Studium bewegen, das mir ganz neu und fremd war und für lange Zeit ein weites Feld von Kenntnissen und Betrachtungen darbot. Mein Freund fing nämlich an, mich mit den philosophischen Geheimnissen bekannt zu machen. Er hatte unter Daries in Jena studirt und als ein sehr wohlgeordneter Kopf den Zusammenhang jener Lehre scharf gefaßt und so suchte er sie auch mir beizubringen. Aber leider wollten diese Dinge in meinem Gehirn auf eine solche Weise nicht zusammenhängen. Ich that Fragen, die er später zu beantworten, ich machte Forderungen, die er künftig zu befriedigen versprach. Unsere wichtigste Differenz

war jedoch dieſe, daß ich behauptete, eine abgeſonderte Philoſophie ſey nicht nöthig, indem ſie ſchon in der Religion und Poeſie vollkommen enthalten ſey. Dieſes wollte er nun keineswegs gelten laſſen, ſondern ſuchte mir vielmehr zu beweiſen, daß erſt dieſe durch jene begründet werden müßten; welches ich hartnäckig läugnete, und im Fortgange unſerer Unterhaltung bei jedem Schritt Argumente für meine Meinung fand. Denn da in der Poeſie ein gewiſſer Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben ſolcher Glaube an das Unergründliche ſtatt finden muß, ſo ſchienen mir die Philoſophen in einer ſehr üblen Lage zu ſeyn, die auf ihrem Felde beides beweiſen und erklären wollten; wie ſich denn auch aus der Geſchichte der Philoſophie ſehr geſchwind darthun ließ, daß immer einer einen andern Grund ſuchte als der andre, und der Skeptiker zuletzt alles für grund- und bodenlos anſprach.

Eben dieſe Geſchichte der Philoſophie jedoch, die mein Freund mit mir zu treiben ſich genöthigt ſah, weil ich dem dogmatiſchen Vortrag gar nichts abgewinnen konnte, unterhielt mich ſehr, aber nur in dem Sinne, daß mir eine Lehre, eine Meinung ſo gut wie die andre vorkam, inſofern ich nämlich in dieſelbe einzudringen fähig war. An den älteſten Männern und Schulen gefiel mir am beſten, daß Poeſie, Religion und Philoſophie ganz in Eins zuſammenfielen, und ich behauptete

jene meine erste Meinung nur um desto lebhafter, als mir das Buch Hiob, das Hohe-Lied und die Sprüchwörter Salomonis eben so gut als die Orphischen und Hesiodischen Gesänge dafür ein gültiges Zeugniß abzulegen schienen. Mein Freund hatte den kleinen Brucker zum Grunde seines Vortrags gelegt, und je weiter wir vorwärts kamen, je weniger wußte ich daraus zu machen. Was die ersten Griechischen Philosophen wollten, konnte mir nicht deutlich werden. Sokrates galt mir für einen trefflichen weisen Mann, der wohl, im Leben und Tod, sich mit Christo vergleichen lasse. Seine Schüler hingegen schienen mir große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweyten und offenbar jeder nur eine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte. Weder die Schärfe des Aristoteles, noch die Fülle des Plato fruchteten bei mir im mindesten. Zu den Stoikern hingegen hatte ich schon früher einige Neigung gefaßt, und schaffte nun den Epiktet herbei, den ich mit vieler Theilnahme studirte. Mein Freund ließ mich ungern in dieser Einseitigkeit hingehen, von der er mich nicht abzuziehen vermochte: denn ungeachtet seiner mannichfaltigen Studien, wußte er doch die Hauptfrage nicht in's Enge zu bringen. Er hätte mir nur sagen dürfen, daß es im Leben bloß auf's Thun ankomme, das Genießen und Leiden finde sich von selbst. Indessen darf man die Jugend nur gewähren lassen; nicht sehr lange

haftet ſie an falſchen Maximen; das Leben reißt oder lockt ſie bald davon wieder los.

Die Jahrszeit war ſchön geworden, wir gingen oft zuſammen in's Freie und beſuchten die Luſtörter, die in großer Anzahl um die Stadt umherliegen. Aber gerade hier konnte es mir am wenigſten wohl ſeyn: denn ich ſah noch die Geſpenſter der Vettern überall, und fürchtete bald da bald dort einen hervortreten zu ſehen. Auch waren mir die gleichgültigſten Blicke der Menſchen beſchwerlich. Ich hatte jene bewußtloſe Glückſeligkeit verloren, unbekannt und unbeſcholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken. Jetzt fing der hypochondriſche Dünkel an mich zu quälen, als erregte ich die Aufmerkſamkeit der Leute, als wären ihre Blicke auf mein Weſen gerichtet, es feſtzuhalten, zu unterſuchen und zu tadeln.

Ich zog daher meinen Freund in die Wälder und, indem ich die einförmigen Fichten floh, ſuchte ich jene ſchönen belaubten Haine, die ſich zwar nicht weit und breit in der Gegend erſtrecken, aber doch immer von ſolchem Umfange ſind, daß ein armes verwundetes Herz ſich darin verbergen kann. In der größten Tiefe des Waldes hatte ich mir einen ernſten Platz ausgeſucht, wo die älteſten Eichen und Buchen einen herrlich großen, beſchatteten Raum bildeten. Etwas abhängig war der Boden und machte das Verdienſt der alten Stämme nur deſto bemerkbarer. Rings an dieſen freien Kreis

ſchloſſen ſich die dichteſten Gebüſche, aus denen bemoos'te Felſen mächtig und würdig hervorblickten und einem waſſerreichen Bach einen raſchen Fall verſchafften.

Kaum hatte ich meinen Freund, der ſich lieber in freier Landſchaft am Strom unter Menſchen befand, hieher gendthiget, als er mich ſcherzend verſicherte, ich erweiſe mich wie ein wahrer Deutſcher. Umſtändlich erzählte er mir aus dem Tacitus, wie ſich unſere Urväter an den Gefühlen begnügt, welche uns die Natur in ſolchen Einſamkeiten mit ungekünſtelter Bauart ſo herrlich vorbereitet. Er hatte mir nicht lange davon erzählt, als ich ausrief: O! warum liegt dieſer köſtliche Platz nicht in tiefer Wildniß, warum dürfen wir nicht einen Zaun umher führen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzuſondern! Gewiß es iſt keine ſchönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechſelgeſpräch mit der Natur in unſerem Buſen entſpringt! — Was ich damals fühlte, iſt mir noch gegenwärtig; was ich ſagte, wüßte ich nicht wieder zu finden. So viel iſt aber gewiß, daß die unbeſtimmten, ſich weit ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker allein zum Erhabenen geeignet ſind, das, wenn es durch äußere Dinge in uns erregt werden ſoll, formlos, oder zu unfaßlichen Formen gebildet, uns mit einer Größe umgeben muß, der wir nicht gewachſen ſind.

Eine ſolche Stimmung der Seele empfinden mehr

oder weniger alle Menſchen, ſo wie ſie dieſes edle Bedürfniß auf mancherlei Weiſe zu befriedigen ſuchen. Aber wie das Erhabene von Dämmerung und Nacht, wo ſich die Geſtalten vereinigen, gar leicht erzeugt wird, ſo wird es dagegen vom Tage verſcheucht, der alles ſondert und trennt, und ſo muß es auch durch jede wachſende Bildung vernichtet werden, wenn es nicht glücklich genug iſt, ſich zu dem Schönen zu flüchten und ſich innig mit ihm zu vereinigen, wodurch denn beide gleich unſterblich und unverwüſtlich ſind.

Die kurzen Augenblicke ſolcher Genüſſe verkürzte mir noch mein denkender Freund: aber ganz umſonſt verſuchte ich, wenn ich heraus an die Welt trat, in der lichten und mageren Umgebung, ein ſolches Gefühl bei mir wieder zu erregen: ja kaum die Erinnerung davon vermochte ich zu erhalten. Mein Herz war jedoch zu verwöhnt, als daß es ſich hätte beruhigen können: es hatte geliebt, der Gegenſtand war ihm entriſſen; es hatte gelebt, und das Leben war ihm verkümmert. Ein Freund, der es zu deutlich merken läßt, daß er an euch zu bilden gedenkt, erregt kein Behagen; indeſſen eine Frau, die euch bildet, indem ſie euch zu verwöhnen ſcheint, wie ein himmliſches, freudebringendes Weſen angebetet wird. Aber jene Geſtalt, an der ſich der Begriff des Schönen mir hervorthat, war in die Ferne weggeſchwunden; ſie beſuchte mich oft unter dem Schatten meiner Eichen, aber ich konnte ſie nicht feſthalten, und

ich fühlte einen gewaltigen Trieb, etwas Aehnliches in der Weite zu ſuchen.

Ich hatte meinen Freund und Aufſeher unvermerkt gewöhnt, ja genöthigt, mich allein zu laſſen; denn ſelbſt in meinem heiligen Walde thaten mir jene unbeſtimmten, rieſenhaften Gefühle nicht genug. Das Auge war vor allen anderen das Organ, womit ich die Welt faßte. Ich hatte von Kindheit auf zwiſchen Mahlern gelebt, und mich gewöhnt, die Gegenſtände wie ſie in Bezug auf die Kunſt anzuſehen. Jetzt, da ich mir ſelbſt und der Einſamkeit überlaſſen war, trat dieſe Gabe, halb natürlich, halb erworben, hervor; wo ich hinſah erblickte ich ein Bild, und was mir auffiel, was mich erfreute, wollte ich feſthalten, und ich fing an auf die ungeſchickteſte Weiſe nach der Natur zu zeichnen. Es fehlte mir hierzu nichts weniger als alles; doch blieb ich hartnäckig daran, ohne irgend ein techniſches Mittel, das Herrlichſte nachbilden zu wollen, was ſich meinen Augen darſtellte. Ich gewann freilich dadurch eine große Aufmerkſamkeit auf die Gegenſtände, aber ich faßte ſie nur im Ganzen, in ſo fern ſie Wirkung thaten; und ſo wenig mich die Natur zu einem deſcriptiven Dichter beſtimmt hatte, eben ſo wenig wollte ſie mir die Fähigkeit eines Zeichners für's einzelne verleihen. Da jedoch nur dieß allein die Art war, die mir übrig blieb, mich zu äußern, ſo hing ich mit eben ſo viel Hartnäckigkeit, ja mit Trübſinn daran, daß ich immer

mer eifriger meine Arbeiten fortsetzte, je weniger ich etwas dabei herauskommen sah.

Läugnen will ich jedoch nicht, daß sich eine gewisse Schelmerey mit einmischte: denn ich hatte bemerkt, daß wenn ich einen halbbeschatteten alten Stamm, an dessen mächtig gekrümmte Wurzeln sich wohlbeleuchtete Farrenkräuter anschmiegten, von blinkenden Grashlichtern begleitet, mir zu einem qualreichen Studium ausgesucht hatte, mein Freund, der aus Erfahrung wußte, daß unter einer Stunde da nicht loszukommen sey, sich gewöhnlich entschloß, mit einem Buche ein anderes gefälliges Plätzchen zu suchen. Nun störte mich nichts, meiner Liebhaberey nachzuhängen, die um desto emsiger war, als mir meine Blätter dadurch lieb wurden, daß ich mich gewöhnte, an ihnen nicht sowohl das zu sehen, was darauf stand, als dasjenige, was ich zu jeder Zeit und Stunde dabei gedacht hatte. So können uns Kräuter und Blumen der gemeinsten Art ein liebes Tagebuch bilden, weil nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Moments zurückruft, unbedeutend seyn kann; und noch jetzt würde es mir schwer fallen, manches dergleichen, was mir aus verschiedenen Epochen übrig geblieben, als werthlos zu vertilgen, weil es mich unmittelbar in jene Zeiten versetzt, deren ich mich zwar mit Wehmuth, doch nicht ungern erinnere.

Wenn aber solche Blätter irgend ein Interesse an und für sich haben könnten, so wären sie diesen Vorzug

der Theilnahme und Aufmerksamkeit meines Vaters schuldig. Dieser, durch meinen Aufseher benachrichtigt, daß ich mich nach und nach in meinen Zustand finde und besonders mich leidenschaftlich auf das Zeichnen nach der Natur gewendet habe, war damit gar wohl zufrieden, theils weil er selbst sehr viel auf Zeichnung und Mahlerey hielt, theils weil Gevatter Seekaz ihm einigemal gesagt hatte, es sey Schade, daß ich nicht zum Mahler bestimmt sey. Allein hier kamen die Eigenheiten des Vaters und Sohns wieder zum Conflict: denn es war mir fast unmöglich, bei meinen Zeichnungen ein gutes, weißes, völlig reines Papier zu gebrauchen; graue veraltete, ja schon von einer Seite beschriebene Blätter reizten mich am meisten, eben als wenn meine Unfähigkeit sich vor dem Prüfstein eines weißen Grundes gefürchtet hätte. So war auch keine Zeichnung ganz ausgefüllt; und wie hätte ich denn ein Ganzes leisten sollen, das ich wohl mit Augen sah, aber nicht begriff, und wie ein Einzelnes, das ich zwar kannte, aber dem zu folgen ich weder Fertigkeit noch Geduld hatte. Wirklich war auch in diesem Puncte die Pädagogik meines Vaters zu bewundern. Er fragte wohlwollend nach meinen Versuchen, und zog Linien um jede unvollkommene Skizze: er wollte mich dadurch zur Vollständigkeit und Ausführlichkeit nöthigen; die unregelmäßigen Blätter schnitt er zurechte, und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er sich dereinst

der Fortschritte seines Sohnes freuen wollte. Es war ihm daher keineswegs unangenehm, wenn mich mein wildes unstetes Wesen in der Gegend umhertrieb, vielmehr zeigte er sich zufrieden, wenn ich nur irgend ein Heft zurückbrachte, an dem er seine Geduld üben und seine Hoffnungen einigermaßen stärken konnte.

Man sorgte nicht mehr, daß ich in meine früheren Neigungen und Verhältnisse zurückfallen könnte, man ließ mir nach und nach vollkommene Freiheit. Durch zufällige Anregung, so wie in zufälliger Gesellschaft stellte ich manche Wanderungen nach dem Gebirge an, das von Kindheit auf so fern und ernsthaft vor mir gestanden hatte. So besuchten wir Homburg, Kronenburg, bestiegen den Feldberg, von dem uns die weite Aussicht immer mehr in die Ferne lockte. Da blieb denn Königstein nicht unbesucht; Wiesbaden, Schwalbach mit seinen Umgebungen beschäftigten uns mehrere Tage, wir gelangten an den Rhein, den wir, von den Höhen herab, weit her schlängeln gesehen. Maynz setzte uns in Verwunderung, doch konnte es den jugendlichen Sinn nicht fesseln, der in's Freie ging; wir erheiterten uns an der Lage von Biberich, und nahmen zufrieden und froh unsern Rückweg.

Diese ganze Tour, von der sich mein Vater manches Blatt versprach, wär' beinahe ohne Frucht gewesen: denn welcher Sinn, welches Talent, welche Uebung gehört nicht dazu, eine weite und breite Landschaft als

Bild zu begreifen! Unmerklich wieder zog es mich jedoch in's Enge, wo ich einige Ausbeute fand: denn ich traf kein verfallenes Schloß, kein Gemäuer, das auf die Vorzeit hindeutete, daß ich es nicht für einen würdigen Gegenstand gehalten und so gut als möglich nachgebildet hätte. Selbst den Drusenstein auf dem Walle zu Maynz zeichnete ich mit einiger Gefahr und mit Unstatten, die ein jeder erleben muß, der sich von Reisen einige bildliche Erinnerungen mit nach Hause nehmen will. Leider hatte ich abermals nur das schlechteste Conceptpapier mitgenommen, und mehrere Gegenstände unschicklich auf ein Blatt gehäuft; aber mein väterlicher Lehrer ließ sich dadurch nicht irre machen; er schnitt die Blätter aus einander, ließ das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen, faßte die einzelnen Blätter in Linien und nöthigte mich dadurch wirklich, die Umrisse verschiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.

Konnten seine treuen Bemühungen auch mein Talent nicht steigern, so hatte doch dieser Zug seiner Ordnungsliebe einen geheimen Einfluß auf mich, der sich späterhin auf mehr als eine Weise lebendig erwies.

Von solchen halb lebenslustigen, halb künstlerischen Streifpartieen, welche sich in kurzer Zeit vollbringen und öfters wiederholen ließen, ward ich jedoch wieder nach Hause gezogen, und zwar durch einen Magnet, der von

jeher ſtark auf mich wirkte; es war meine Schweſter. Sie, nur ein Jahr jünger als ich, hatte mein ganzes bewußtes Leben mit mir herangelebt und ſich dadurch mit mir auf's innigſte verbunden. Zu dieſen natürlichen Anläſſen geſellte ſich noch ein aus unſerer häuslichen Lage hervorgehender Drang; ein zwar liebevoller und wohlgeſinnter, aber ernſter Vater, der, weil er innerlich ein ſehr zartes Gemüth hegte, äußerlich mit unglaublicher Conſequenz eine eherne Strenge vorbildete, damit er zu dem Zwecke gelangen möchte, ſeinen Kindern die beſte Erziehung zu geben, ſein wohlgegründetes Haus zu erbauen, zu ordnen und zu erhalten; dagegen eine Mutter faſt noch Kind, welche erſt mit und in ihren beiden Aelteſten zum Bewußtſeyn heranwuchs; dieſe drey, wie ſie die Welt mit geſundem Blicke gewahr wurden, lebensfähig und nach gegenwärtigem Genuß verlangend. Ein ſolcher in der Familie ſchwebender Widerſtreit vermehrte ſich mit den Jahren. Der Vater verfolgte ſeine Abſicht unerſchüttert und ununterbrochen; Mutter und Kinder konnten ihre Gefühle, ihre Anforderungen, ihre Wünſche nicht aufgeben.

Unter dieſen Umſtänden war es natürlich, daß Bruder und Schweſter ſich feſt an einander ſchloſſen und ſich zur Mutter hielten, um die im Ganzen verſagten Freuden wenigſtens einzeln zu erhaſchen. Da aber die Stunden der Eingezogenheit und Mühe ſehr lang und weit waren gegen die Augenblicke der Erholung und des Ver-

gnügens, beſonders für meine Schweſter, die das Haus niemals auf ſo lange Zeit als ich verlaſſen konnte, ſo ward ihr Bedürfniß, ſich mit mir zu unterhalten, noch durch die Sehnſucht geſchärft, mit der ſie mich in die Ferne begleitete.

Und ſo wie in den erſten Jahren Spiel und Lernen, Wachsthum und Bildung den Geſchwiſtern völlig gemein war, ſo daß ſie ſich wohl für Zwillinge halten konnten, ſo blieb auch unter ihnen dieſe Gemeinſchaft, dieſes Vertrauen bei Entwickelung phyſiſcher und moraliſcher Kräfte. Jenes Intereſſe der Jugend, jenes Erſtaunen beim Erwachen ſinnlicher Triebe, die ſich in geiſtige Formen, geiſtiger Bedürfniſſe, die ſich in ſinnliche Geſtalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüſtern als aufklären, wie ein Nebel das Thal, woraus er ſich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entſpringen, theilten und beſtanden die Geſchwiſter Hand in Hand, und wurden über ihre ſeltſamen Zuſtände um deſto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtſchaft ſie, indem ſie ſich einander mehr nähern, in's Klare treten wollten, nur immer gewaltiger aus einander hielt.

Ungern ſpreche ich dieß im allgemeinen aus, was ich vor Jahren darzuſtellen unternahm, ohne daß ich es hätte ausführen können. Da ich dieſes geliebte, unbegreifliche Weſen nur zu bald verlor, fühlte ich genug-

ſamen Anlaß, mir ihren Werth zu vergegenwärtigen, und ſo entſtand bei mir der Begriff eines dichteriſchen Ganzen, in welchem es möglich geweſen wäre, ihre Individualität darzuſtellen: allein es ließ ſich dazu keine andere Form denken als die der Richardſonſchen Romane. Nur durch das genaueſte Detail, durch unendliche Einzelnheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und, indem ſie aus einer wunderſamen Tiefe hervorſpringen, eine Ahnung von dieſer Tiefe geben; nur auf ſolche Weiſe hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorſtellung dieſer merkwürdigen Perſönlichkeit mitzutheilen: denn die Quelle kann nur gedacht werden, in ſofern ſie fließt. Aber von dieſem ſchönen und frommen Vorſatz zog mich, wie von ſo vielen anderen, der Tumult der Welt zurück, und nun bleibt mir nichts übrig, als den Schatten jenes ſeligen Geiſtes nur, wie durch Hülfe eines magiſchen Spiegels, auf einen Augenblick heranzurufen.

Sie war groß, wohl- und zart gebaut und hatte etwas Natürlichwürdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verſchmolz. Die Züge ihres Geſichts, weder bedeutend noch ſchön, ſprachen von einem Weſen, das weder mit ſich einig war, noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die ſchönſten, die ich jemals ſah, aber die tiefſten, hinter denen man am meiſten erwartete, und, wenn ſie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen Glanz hatten ohne Gleichen;

und doch war dieſer Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnſüchtiges und Verlangendes mit ſich führt; dieſer Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er ſchien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen.

Was ihr Geſicht aber ganz eigentlich entſtellte, ſo daß ſie manchmal wirklich häßlich ausſehen konnte, war die Mode jener Zeit, welche nicht allein die Stirn entblößte, ſondern auch alles that, um ſie ſcheinbar oder wirklich, zufällig oder vorſätzlich zu vergrößern. Da ſie nun die weiblichſte, reingewölbteſte Stirn hatte und dabei ein Paar ſtarke ſchwarze Augenbrauen und vorliegende Augen; ſo entſtand aus dieſen Verhältniſſen ein Contraſt, der einen jeden Fremden für den erſten Augenblick wo nicht abſtieß, doch wenigſtens nicht anzog. Sie empfand es früh, und dieß Gefühl ward immer peinlicher, je mehr ſie in die Jahre trat, wo beide Geſchlechter eine unſchuldige Freude empfinden, ſich wechſelſeitig angenehm zu werden.

Niemanden kann ſeine eigene Geſtalt zuwider ſeyn, der Häßlichſte wie der Schönſte hat das Recht ſich ſeiner Gegenwart zu freuen; und da das Wohlwollen verſchönt, und ſich jederman mit Wohlwollen im Spiegel beſieht, ſo kann man behaupten, daß jeder ſich auch mit Wohlgefallen erblicken müſſe, ſelbſt wenn er ſich dagegen ſträuben wollte. Meine Schweſter hatte jedoch eine ſo ent-

ſchiedene Anlage zum Verſtand, daß ſie hier unmöglich blind und albern ſeyn konnte; ſie wußte vielmehr vielleicht deutlicher als billig, daß ſie hinter ihren Geſpielinnen an äußerer Schönheit ſehr weit zurückſtehe, ohne zu ihrem Troſte zu fühlen, daß ſie ihnen an inneren Vorzügen unendlich überlegen ſey.

Kann ein Frauenzimmer für den Mangel von Schönheit entſchädigt werden, ſo war ſie es reichlich durch das unbegränzte Vertrauen, die Achtung und Liebe, welche ſämmtliche Freundinnen zu ihr trugen; ſie mochten älter oder jünger ſeyn, alle hegten die gleichen Empfindungen. Eine ſehr angenehme Geſellſchaft hatte ſich um ſie verſammelt, es fehlte nicht an jungen Männern, die ſich einzuſchleichen wußten, faſt jedes Mädchen fand einen Freund; nur ſie war ohne Hälfte geblieben. Freilich wenn ihr Aeußeres einigermaßen abſtoßend war, ſo wirkte das Innere, das hindurchblickte, mehr ablehnend als anziehend: denn die Gegenwart einer jeden Würde weiſt den andern auf ſich ſelbſt zurück. Sie fühlte es lebhaft, ſie verbarg mir's nicht, und ihre Neigung wendete ſich deſto kräftiger zu mir. Der Fall war eigen genug. So wie Vertraute, denen man ein Liebesverſtändniß offenbart, durch aufrichtige Theilnahme wirklich Mitliebende werden, ja zu Rivalen heranwachſen und die Neigung zuletzt wohl auf ſich ſelbſt hinziehen, ſo war es mit uns Geſchwiſtern: denn indem mein Verhältniß zu Gretchen zerriß, tröſtete mich meine Schwe-

ſter um deſto ernſtlicher, als ſie heimlich die Zufriedenheit empfand, eine Nebenbuhlerin losgeworden zu ſeyn; und ſo mußte auch ich mit einer ſtillen Halbſchadenfreude empfinden, wenn ſie mir Gerechtigkeit widerfahren ließ, daß ich der Einzige ſey, der ſie wahrhaft liebe, ſie kenne und ſie verehre. Wenn ſich nun bei mir von Zeit zu Zeit der Schmerz über Gretchens Verluſt erneuerte und ich aus dem Stegreife zu weinen, zu klagen und mich ungebärdig zu ſtellen anfing, ſo erregte meine Verzweiflung über das Verlorene bei ihr eine gleichfalls verzweifelnde Ungeduld über das Niebeſeſſene, Mißlungene und Vorübergeſtrichene ſolcher jugendlichen Neigungen, daß wir uns beide gränzenlos unglücklich hielten, und um ſo mehr, als in dieſem ſeltſamen Falle die Vertrauenden ſich nicht in Liebende umwandeln durften.

Glücklicherweiſe miſchte ſich jedoch der wunderliche Liebesgott, der ohne Noth ſo viel Unheil anrichtet, hier einmal wohlthätig mit ein, um uns aus aller Verlegenheit zu ziehen. Mit einem jungen Engländer, der ſich in der Pfeiliſchen Penſion bildete, hatte ich viel Verkehr. Er konnte von ſeiner Sprache gute Rechenſchaft geben, ich übte ſie mit ihm und erfuhr dabei manches von ſeinem Lande und Volke. Er ging lange genug bei uns aus und ein, ohne daß ich eine Neigung zu meiner Schweſter an ihm bemerkte, doch mochte er ſie im Stillen bis zur Leidenſchaft genährt haben: denn endlich erklärte ſich's unverſehens und auf einmal. Sie kannte ihn, ſie ſchätzte

ihn, und er verdiente es. Sie war oft bei unſern engliſchen Unterhaltungen die dritte geweſen, wir hatten aus ſeinem Munde uns beide die Wunderlichkeiten der engliſchen Ausſprache anzueignen geſucht, und uns dadurch nicht nur das Beſondere ihres Tones und Klanges, ſondern ſogar das Beſonderſte der perſönlichen Eigenheiten unſeres Lehrers angewöhnt, ſo daß es zulezt ſeltſam genug klang, wenn wir zuſammen wie aus Einem Munde zu reden ſchienen. Seine Bemühung, von uns auf gleiche Weiſe ſo viel vom Deutſchen zu lernen, wollte nicht gelingen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß auch jener kleine Liebeshandel, ſowohl ſchriftlich als mündlich, in engliſcher Sprache durchgeführt wurde. Beide junge Perſonen ſchickten ſich recht gut für einander: er war groß und wohlgebaut, wie ſie, nur noch ſchlanker: ſein Geſicht, klein und eng beiſammen, hätte wirklich hübſch ſeyn können, wäre es durch die Blattern nicht allzuſehr entſtellt geweſen; ſein Betragen war ruhig, beſtimmt, man durfte es wohl manchmal trocken und kalt nennen; aber ſein Herz war voll Güte und Liebe, ſeine Seele voll Edelmuth und ſeine Neigungen ſo dauernd als entſchieden und gelaſſen. Nun zeichnete ſich dieſes ernſte Paar, das ſich erſt neuerlich zuſammengefunden hatte, unter den andern ganz eigen aus, die ſchon mehr mit einander bekannt, von leichteren Charakteren, ſorglos wegen der Zukunft, ſich in jenen Verhältniſſen leichtſinnig herumtrieben,

die gewöhnlich nur als fruchtloſes Vorſpiel künftiger ernſterer Verbindungen vorübergehen, und ſehr ſelten eine dauernde Folge auf das Leben bewirken.

Die gute Jahrszeit, die ſchöne Gegend blieb für eine ſo muntere Geſellſchaft nicht unbenuzt; Waſſerfahrten ſtellte man häufig an, weil dieſe die geſelligſten von allen Luſtpartien ſind. Wir mochten uns jedoch zu Waſſer oder zu Lande bewegen, ſo zeigten ſich gleich die einzelnen anziehenden Kräfte; jedes Paar ſchloß ſich zuſammen, und für einige Männer, die nicht verſagt waren, worunter ich auch gehörte, blieb entweder gar keine weibliche Unterhaltung, oder eine ſolche, die man an einem luſtigen Tage nicht würde gewählt haben. Ein Freund, der ſich in gleichem Falle befand, und dem es an einer Hälfte hauptſächlich deßwegen ermangeln mochte, weil es ihm, bei dem beſten Humor, an Zärtlichkeit, und bei viel Verſtand an jener Aufmerkſamkeit fehlte, ohne welche ſich Verbindungen ſolcher Art nicht denken laſſen; dieſer, nachdem er öfters ſeinen Zuſtand launig und geiſtreich beklagt, verſprach, bei der nächſten Verſammlung einen Vorſchlag zu thun, wodurch ihm und dem Ganzen geholfen werden ſollte. Auch verfehlte er nicht ſein Verſprechen zu erfüllen: denn als wir, nach einer glänzenden Waſſerfahrt und einem ſehr anmuthigen Spaziergang, zwiſchen ſchattigen Hügeln gelagert im Gras, oder ſizend auf bemoosten Felſen und Baumwurzeln, heiter und

froh ein ländliches Mahl verzehrt hatten, und uns der Freund alle heiter und guter Dinge ſah, gebot er mit ſchalkhafter Würde einen Halbkreis ſitzend zu ſchließen, vor den er hintrat und folgendermaßen enphatiſch zu peroriren anfing:

„Höchſt werthe Freunde und Freundinnen, Gepaarte und Ungepaarte! — Schon aus dieſer Anrede erhellet, wie nöthig es ſey, daß ein Bußprediger auftrete und der Geſellſchaft das Gewiſſen ſchärfe. Ein Theil meiner edlen Freunde iſt gepaart, und mag ſich dabei ganz wohl befinden, ein anderer ungepaart, der befindet ſich höchſt ſchlecht, wie ich aus eigener Erfahrung verſichern kann; und wenn nun gleich die lieben Gepaarten hier die Mehrzahl ausmachen, ſo gebe ich ihnen doch zu bedenken, ob es nicht eben geſellige Pflicht ſey, für alle zu ſorgen? Warum vereinigen wir uns zahlreich, als um an einander wechſelſeitig Theil zu nehmen? und wie kann das geſchehen, wenn ſich in unſerm Kreiſe wieder ſo viele kleine Abſonderungen bemerken laſſen? Weit entfernt bin ich, etwas gegen ſo ſchöne Verhältniſſe meinen, oder nur daran rühren zu wollen; aber alles hat ſeine Zeit! ein ſchönes, großes Wort, woran freilich niemand denkt, wenn ihm für Zeitvertreib hinreichend geſorgt iſt.“

Er fuhr darauf immer lebhafter und luſtiger fort, die geſelligen Tugenden den zärtlichen Empfindungen gegenüberzuſtellen. „Dieſe, ſagte er, können uns niemals fehlen, wir tragen ſie immer bei uns, und jeder

wird darin leicht ohne Uebung ein Meiſter; aber jene müſſen wir aufſuchen, wir müſſen uns um ſie bemühen, und wir mögen darin ſo viel wir wollen fortſchreiten, ſo lernt man ſie doch niemals ganz aus.“ — Nun ging er in's Beſondere. Mancher mochte ſich getroffen fühlen, und man konnte nicht unterlaſſen, ſich unter einander anzuſehen; doch hatte der Freund das Privilegium, daß man ihm nichts übel nahm, und ſo konnte er ungeſtört fortfahren.

„Die Mängel aufdecken iſt nicht genug; ja man hat Unrecht ſolches zu thun, wenn man nicht zugleich das Mittel zu dem beſſeren Zuſtande anzugeben weiß. Ich will euch, meine Freunde, daher nicht etwa wie ein Charwochenprediger, zur Buße und Beſſerung im allgemeinen ermahnen, vielmehr wünſche ich ſämmtlichen liebenswürdigen Paaren das längſte und dauerhafteſte Glück, und um hiezu ſelbſt auf das ſicherſte beizutragen thue ich den Vorſchlag, für unſere geſelligen Stunden dieſe kleinen allerliebſten Abſonderungen zu trennen und aufzuheben. Ich habe, fuhr er fort, ſchon für die Ausführung geſorgt, wenn ich Beifall finden ſollte. Hier iſt ein Beutel, in dem die Namen der Herren befindlich ſind; ziehen Sie nun, meine Schönen, und laſſen Sie ſich's gefallen, denjenigen auf acht Tage als Diener zu begünſtigen, den Ihnen das Loos zuweiſt. Dieß gilt nur innerhalb unſeres Kreiſes; ſobald er aufgehoben iſt, ſind auch dieſe Verbindungen aufgehoben,

und wer Sie nach Hauſe führen ſoll, mag das Herz entſcheiden.“

Ein großer Theil der Geſellſchaft war über dieſe Anrede und die Art, wie er ſie vortrug, froh geworden und ſchien den Einfall zu billigen; einige Paare jedoch ſahen vor ſich hin, als glaubten ſie dabei nicht ihre Rechnung zu finden: deßhalb rief er mit launiger Heftigkeit:

„Fürwahr! es überraſcht mich, daß nicht jemand aufſpringt, und obgleich noch andere zaudern, meinen Vorſchlag anpreiſt, deſſen Vortheile auseinanderſetzt, und mir erſpart mein eigener Lobredner zu ſeyn. Ich bin der älteſte unter Ihnen, das mir Gott verzeihe. Schon habe ich eine Glatze, daran iſt mein großes Nachdenken Schuld“ —

Hier nahm er den Hut ab —

„aber ich würde ſie mit Freuden und Ehren zur Schau ſtellen, wenn meine eignen Ueberlegungen, die mir die Haut austrocknen und mich des ſchönſten Schmucks berauben, nur auch mir und andern einigermaßen förderlich ſeyn könnten. Wir ſind jung, meine Freunde, das iſt ſchön; wir werden älter werden, das iſt dumm; wir nehmen uns untereinander wenig übel, das iſt hübſch und der Jahreszeit gemäß. Aber bald, meine Freunde, werden die Tage kommen, wo wir uns ſelbſt manches übel zu nehmen haben: da mag denn jeder ſehen, wie er mit ſich zu rechte kommt; aber zu-

gleich werden uns andere manches übel nehmen, und zwar wo wir es gar nicht begreifen; darauf müssen wir uns vorbereiten, und dieses soll nunmehr geschehen."

Er hatte die ganze Rede, besonders aber die letzte Stelle, mit Ton und Gebärden eines Kapuziners vorgetragen: denn da er katholisch war so mochte er genugsame Gelegenheit gehabt haben, die Redekunst dieser Väter zu studiren. Nun schien er außer Athem, trocknete sein jung-kahles Haupt, das ihm wirklich das Ansehen eines Pfaffen gab, und setzte durch diese Possen die leichtgesinnte Societät in so gute Laune, daß jederman begierig war ihn weiter zu hören. Allein anstatt fortzufahren, zog er den Beutel und wendete sich zur nächsten Dame: „Es kommt auf einen Versuch an! rief er aus, das Werk wird den Meister loben. Wenn es in acht Tagen nicht gefällt, so geben wir es auf und es mag bei dem Alten bleiben."

Halb willig, halb genöthigt zogen die Damen ihre Röllchen, und gar leicht bemerkte man, daß bei dieser geringen Handlung mancherlei Leidenschaften im Spiel waren. Glücklicherweise traf sich's, daß die Heitergesinnten getrennt wurden, die Ernsteren zusammenblieben; und so behielt auch meine Schwester ihren Engländer, welches sie beiderseits dem Gott der Liebe und des Glücks sehr gut aufnahmen. Die neuen Zufallspaare wurden sogleich von dem Antistes zusammengegeben, auf ihre Gesundheit getrunken und allen um so

mehr

mehr Freude gewünſcht, als ihre Dauer nur kurz ſeyn ſollte. Gewiß aber war dieß der heiterſte Moment, den unſere Geſellſchaft ſeit langer Zeit genoſſen. Die jungen Männer, denen kein Frauenzimmer zu Theil geworden, erhielten nunmehr das Amt, dieſe Woche über für Geiſt, Seele und Leib zu ſorgen, wie ſich unſer Redner ausdrückte, beſonders aber, meinte er, für die Seele, weil die beiden anderen ſich ſchon eher ſelbſt zu helfen wüßten.

Die Vorſteher, die ſich gleich Ehre machen wollten, brachten ganz artige neue Spiele ſchnell in Gang, bereiteten in einiger Ferne eine Abendkoſt, auf die man nicht gerechnet hatte, illuminirten bei unſerer nächtlichen Rückkehr die Jacht, ob es gleich, bei dem hellen Mondſchein, nicht nöthig geweſen wäre; ſie entſchuldigten ſich aber damit, daß es der neuen geſelligen Einrichtung ganz gemäß ſey, die zärtlichen Blicke des himmliſchen Mondes durch irdiſche Lichter zu überſcheinen. In dem Augenblick als wir an's Land ſtiegen, rief unſer Solon: „ite missa est!“ ein jeder führte die ihm durch's Loos zugefallene Dame noch aus dem Schiffe und übergab ſie alsdann ihrer eigentlichen Hälfte, wogegen er ſich wieder die ſeinige eintauſchte.

Bei der nächſten Zuſammenkunft ward dieſe wöchentliche Einrichtung für den Sommer feſtgeſetzt und die Verloſung abermals vorgenommen. Es war keine Frage, daß durch dieſen Scherz eine neue und unerwar-

tete Wendung in die Gesellschaft kam, und ein jeder angeregt ward, was ihm von Geist und Anmuth beiwohnte an den Tag zu bringen und seiner augenblicklichen Schönen auf das verbindlichste den Hof zu machen, indem er sich wohl zutraute, wenigstens für eine Woche genugsamen Vorrath zu Gefälligkeiten zu haben.

Man hatte sich kaum eingerichtet, als man unserem Redner, statt ihm zu danken, den Vorwurf machte, er habe das Beste seiner Rede, den Schluß für sich behalten. Er versicherte darauf, das Beste einer Rede sey die Ueberredung, und wer nicht zu überreden gedenke, müsse gar nicht reden: denn mit der Ueberzeugung sey es eine mißliche Sache. Als man ihm dessenungeachtet keine Ruhe ließ, begann er sogleich eine Kapuzinade, fratzenhafter als je, vielleicht gerade darum, weil er die ernsthaftesten Dinge zu sagen gedachte. Er führte nämlich mit Sprüchen aus der Bibel, die nicht zur Sache paßten, mit Gleichnissen, die nicht trafen, mit Anspielungen, die nichts erläuterten, den Satz aus, daß wer seine Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Vorsätze, Plane nicht zu verbergen wisse, in der Welt zu nichts komme, sondern aller Orten und Enden gestört und zum besten gehabt werde; vorzüglich aber, wenn man in der Liebe glücklich seyn wolle, habe man sich des tiefsten Geheimnisses zu befleißigen.

Dieser Gedanke schlang sich durch das Ganze durch, ohne daß eigentlich ein Wort davon wäre ausgesprochen

worden. Will man ſich einen Begriff von dieſem ſeltſamen Menſchen machen, ſo bedenke man, daß er, mit viel Anlage geboren, ſeine Talente und beſonders ſeinen Scharfſinn in Jeſuiterſchulen ausgebildet und eine große Welt- und Menſchenkenntniß, aber nur von der ſchlimmen Seite, zuſammengewonnen hatte. Er war etwa zwey und zwanzig Jahre alt, und hätte mich gern zum Proſelyten ſeiner Menſchenverachtung gemacht; aber es wollte nicht bei mir greifen, denn ich hatte noch immer große Luſt, gut zu ſeyn und andere gut zu finden. Indeſſen bin ich durch ihn auf vieles aufmerkſam geworden.

Das Perſonal einer jeden heiteren Geſellſchaft vollſtändig zu machen gehört nothwendig ein Acteur, welcher Freude daran hat, wenn die Uebrigen, um ſo manchen gleichgültigen Moment zu beleben, die Pfeile des Witzes gegen ihn richten mögen. Iſt er nicht bloß ein ausgeſtopfter Sarazene, wie derjenige, an dem bei Luſtkämpfen die Ritter ihre Lanzen übten, ſondern verſteht er ſelbſt zu ſcharmuziren, zu necken und aufzufordern, leicht zu verwunden und ſich zurückzuziehen, und, indem er ſich Preis zu geben ſcheint, anderen eins zu verſetzen, ſo kann nicht wohl etwas Anmuthigeres gefunden werden. Einen ſolchen beſaßen wir an unſerem Freund Horn, deſſen Name ſchon zu allerlei Scherzen Anlaß gab und der, wegen ſeiner kleinen Geſtalt, immer nur Hörnchen genannt wurde. Er war wirklich der Kleinſte in der Geſellſchaft, von derben, aber gefälligen For-

men; eine Stumpfnaſe, ein etwas aufgeworfener Mund, kleine funkelnde Augen bildeten ein ſchwarzbraunes Geſicht, das immer zum Lachen aufzufordern ſchien. Sein kleiner gedrungener Schädel war mit krauſen ſchwarzen Haaren reich beſetzt, ſein Bart frühzeitig blau, den er gar zu gern hätte wachſen laſſen, um als komiſche Maske die Geſellſchaft immer im Lachen zu erhalten. Uebrigens war er nett und behend, behauptete aber krumme Beine zu haben, welches man ihm zugab, weil er es gern ſo wollte, worüber denn mancher Scherz entſtand: denn weil er als ein ſehr guter Tänzer geſucht wurde, ſo rechnete er es unter die Eigenheiten des Frauenzimmers, daß ſie die krummen Beine immer auf dem Plane ſehen wollten. Seine Heiterkeit war unverwüſtlich und ſeine Gegenwart bei jeder Zuſammenkunft unentbehrlich. Wir beide ſchloſſen uns um ſo enger an einander, als er mir auf die Akademie folgen ſollte; und er verdient wohl, daß ich ſeiner in allen Ehren gedenke, da er viele Jahre mit unendlicher Liebe, Treue und Geduld an mir gehalten hat.

Durch meine Leichtigkeit zu reimen und gemeinen Gegenſtänden eine poetiſche Seite abzugewinnen hatte er ſich gleichfalls zu ſolchen Arbeiten verführen laſſen. Unſere kleinen geſelligen Reiſen, Luſtpartien und die dabei vorkommenden Zufälligkeiten ſtutzten wir poetiſch auf, und ſo entſtand durch die Schilderung einer Begebenheit immer eine neue Begebenheit. Weil aber ge-

wöhnlich dergleichen geſellige Scherze auf Verſpottung hinauslaufen, und mein Freund Horn mit ſeinen burlesken Darſtellungen nicht immer in den gehörigen Gränzen blieb, ſo gab es manchmal Verdruß, der aber bald wieder gemildert und getilgt werden konnte.

So verſuchte er ſich auch in einer Dichtungsart, welche ſehr an der Tagesordnung war, im komiſchen Heldengedicht. Pope's Lockenraub hatte viele Nachahmungen erweckt; Zachariä cultivirte dieſe Dichtart auf Deutſchem Grund und Boden, und jederman gefiel ſie, weil der gewöhnliche Gegenſtand derſelben irgend ein täppiſcher Menſch war, den die Genien zum beſten hatten, indem ſie den beſſeren begünſtigten.

Es iſt nicht wunderbar, aber es erregt doch Verwunderung, wenn man bei Betrachtung einer Literatur, beſonders der Deutſchen, beobachtet, wie eine ganze Nation von einem einmal gegebenen und in einer gewiſſen Form mit Glück behandelten Gegenſtand nicht wieder loskommen kann, ſondern ihn auf alle Weiſe wiederholt haben will; da denn zuletzt, unter den angehäuften Nachahmungen, das Original ſelbſt verdeckt und erſtickt wird.

Das Heldengedicht meines Freundes war ein Beleg zu dieſer Bemerkung. Bei einer großen Schlittenfahrt wird einem täppiſchen Menſchen ein Frauenzimmer zu Theil, das ihn nicht mag; ihm begegnet neckiſch genug ein Unglück nach dem andern, das bei einer ſolchen Gele-

genheit sich ereignen kann, bis er zuletzt, als er sich das Schlittenrecht erbittet, von der Pritsche fällt, wobei ihm denn, wie natürlich, die Geister ein Bein gestellt haben. Die Schöne ergreift die Zügel und fährt allein nach Hause; ein begünstigter Freund empfängt sie und triumphirt über den anmaßlichen Nebenbuhler. Uebrigens war es sehr artig ausgedacht, wie ihn die vier verschiedenen Geister nach und nach beschädigen, bis ihn endlich die Gnomen gar aus dem Sattel heben. Das Gedicht, in Alexandrinern geschrieben, auf eine wahre Geschichte gegründet, ergötzte unser kleines Publicum gar sehr, und man war überzeugt, daß es sich mit der Walpurgisnacht von Löwen, oder dem Renommisten von Zachariä gar wohl messen könne.

Indem nun unsere geselligen Freuden nur einen Abend und die Vorbereitungen dazu wenige Stunden erforderten, so hatte ich Zeit genug zu lesen und, wie ich glaubte, zu studiren. Meinem Vater zu Liebe repetirte ich fleißig den kleinen Hopp, und konnte mich vorwärts und rückwärts darin examiniren lassen, wodurch ich mir denn den Hauptinhalt der Institutionen vollkommen zu eigen machte. Allein unruhige Wißbegierde trieb mich weiter, ich gerieth in die Geschichte der alten Literatur und von da in einen Encyclopädismus, indem ich Geßners Isagoge und Morhofs Polyhistor durchlief, und mir dadurch einen allgemeinen Begriff erwarb, wie manches Wunderliche in Lehr- und Leben schon mochte

vorgekommen ſeyn. Durch dieſen anhaltenden und haſtigen, Tag und Nacht fortgeſetzten Fleiß verwirrte ich mich eher als ich mich bildete; ich verlor mich aber in ein noch größeres Labyrinth, als ich Bayle'n in meines Vaters Bibliothek fand und mich in denſelben vertiefte.

Eine Hauptüberzeugung aber, die ſich immer in mir erneuerte, war die Wichtigkeit der alten Sprachen: denn ſo viel drängte ſich mir aus dem literariſchen Wirrwarr immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muſter der Redekünſte und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals beſeſſen, aufbewahrt ſey. Das Hebräiſche ſo wie die bibliſchen Studien waren in den Hintergrund getreten, das Griechiſche gleichfalls, da meine Kenntniſſe deſſelben ſich nicht über das Neue Teſtament hinaus erſtreckten. Deſto ernſtlicher hielt ich mich an's Lateiniſche, deſſen Muſterwerke uns näher liegen und das uns, nebſt ſo herrlichen Originalproductionen, auch den übrigen Erwerb aller Zeiten in Ueberſetzungen und Werken der größten Gelehrten darbietet. Ich las daher viel in dieſer Sprache mit großer Leichtigkeit, und durfte glauben die Autoren zu verſtehen, weil mir am buchſtäblichen Sinne nichts abging. Ja es verdroß mich gar ſehr, als ich vernahm Grotius habe übermüthig geäußert, er leſe den Terenz anders als die Knaben. Glückliche Beſchränkung der Jugend! ja der Menſchen überhaupt, daß ſie ſich in jedem Augenblicke ihres Daſeyns für vollendet halten können, und weder nach Wah-

rem noch Falſchem, weder nach Hohem noch Tiefem fragen, ſondern bloß nach dem, was ihnen gemäß iſt.

So hatte ich denn das Lateiniſche gelernt, wie das Deutſche, das Franzöſiſche, das Engliſche, nur aus dem Gebrauch, ohne Regel und ohne Begriff. Wer den damaligen Zuſtand des Schulunterrichts kennt, wird nicht ſelten finden, daß ich die Grammatik überſprang, ſo wie die Redekunſt: mir ſchien alles natürlich zuzugehen, ich behielt die Worte, ihre Bildungen und Umbildungen in Ohr und Sinn, und bediente mich der Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwätzen.

Michael, die Zeit, da ich die Akademie beſuchen ſollte, rückte heran, und mein Inneres ward eben ſo ſehr vom Leben als von der Lehre bewegt. Eine Abneigung gegen meine Vaterſtadt ward mir immer deutlicher. Durch Gretchens Entfernung war der Knaben- und Jünglingspflanze das Herz ausgebrochen; ſie brauchte Zeit, um an den Seiten wieder auszuſchlagen und den erſten Schaden durch neues Wachsthum zu überwinden. Meine Wanderungen durch die Straßen hatten aufgehört, ich ging nur, wie andere, die nothwendigen Wege. Nach Gretchens Viertel kam ich nie wieder, nicht einmal in die Gegend; und wie mir meine alten Mauern und Thürme nach und nach verleideten, ſo mißfiel mir auch die Verfaſſung der Stadt, alles was mir ſonſt ſo ehrwürdig vorkam, erſchien mir in verſchobenen Bildern. Als Enkel des Schultheißen waren mir die heimlichen Gebrechen

einer ſolchen Republik nicht unbekannt geblieben, um ſo weniger, als Kinder ein ganz eignes Erſtaunen fühlen und zu emſigen Unterſuchungen angereizt werden, ſobald ihnen etwas, das ſie bisher unbedingt verehrt, einigermaßen verdächtig wird. Der vergebliche Verdruß rechtſchaffener Männer im Widerſtreit mit ſolchen, die von Parteyen zu gewinnen, wohl gar zu beſtechen ſind, war mir nur zu deutlich geworden, ich haßte jede Ungerechtigkeit über die Maßen: denn die Kinder ſind alle moraliſche Rigoriſten. Mein Vater, in die Angelegenheiten der Stadt nur als Privatmann verflochten, äußerte ſich im Verdruß über manches Mißlungene ſehr lebhaft. Und ſah ich ihn nicht, nach ſo viel Studien, Bemühungen, Reiſen und mannichfaltiger Bildung endlich zwiſchen ſeinen Brandmauern ein einſames Leben führen, wie ich mir es nicht wünſchen konnte? Dieß zuſammen lag als eine entſetzliche Laſt auf meinem Gemüthe, von der ich mich nur zu befreien wußte, indem ich mir einen ganz anderen Lebensplan, als den mir vorgeſchriebenen, zu erſinnen trachtete. Ich warf in Gedanken die juriſtiſchen Studien weg und widmete mich allein den Sprachen, den Alterthümern, der Geſchichte und allem was daraus hervorquillt.

Zwar machte mir jederzeit die poetiſche Nachbildung deſſen, was ich an mir ſelbſt, an andern und an der Natur gewahr geworden, das größte Vergnügen. Ich that es mit immer wachſender Leichtigkeit, weil es aus In-

ſtinct geſchah und keine Kritik mich irre gemacht hatte; und wenn ich auch meinen Productionen nicht recht traute, ſo konnte ich ſie wohl als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich anſehen. Ward mir dieſes oder jenes daran getadelt, ſo blieb es doch im Stillen meine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer beſſer werden müßte, und daß ich wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und andern ſolchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine ſolche Beſtimmung allein ſchien mir allzuleer und unzulänglich; ich wollte mich mit Ernſt zu jenen gründlichen Studien bekennen, und indem ich, bei einer vollſtändigeren Anſicht des Alterthums, in meinen eigenen Werken raſcher vorzuſchreiten dachte, mich zu einer akademiſchen Lehrſtelle fähig machen, welche mir das wünſchenswertheſte ſchien für einen jungen Mann, der ſich ſelbſt auszubilden und zur Bildung anderer beizutragen gedachte.

Bei dieſen Geſinnungen hatte ich immer Göttingen im Auge. Auf Männern, wie Heyne, Michaelis und ſo manchem andern ruhte mein ganzes Vertrauen; mein ſehnlichſter Wunſch war, zu ihren Füßen zu ſitzen und auf ihre Lehren zu merken. Aber mein Vater blieb unbeweglich. Was auch einige Hausfreunde, die meiner Meinung waren, auf ihn zu wirken ſuchten; er beſtand darauf, daß ich nach Leipzig gehen müſſe. Nun hielt ich den Entſchluß, daß ich, gegen ſeine Geſinnungen und Willen, eine eigne Studien- und Lebensweiſe ergreifen

wollte, erſt recht für Nothwehr. Die Hartnäckigkeit meines Vaters, der, ohne es zu wiſſen, ſich meinen Planen entgegenſetzte, beſtärkte mich in meiner Impietät, daß ich mir gar kein Gewiſſen daraus machte, ihm Stunden lang zuzuhören, wenn er mir den Curſus der Studien und des Lebens, wie ich ihn auf Akademien und in der Welt zu durchlaufen hätte, vorerzählte und wiederholte.

Da mir alle Hoffnung nach Gottingen abgeſchnitten war, wendete ich nun meinen Blick nach Leipzig. Dort erſchien mir Erneſti als ein helles Licht, auch Morus erregte ſchon viel Vertrauen. Ich erſann mir im Stillen einen Gegencurſus, oder vielmehr ich baute ein Luftſchloß auf einen ziemlich ſoliden Grund; und es ſchien mir ſogar romantiſch ehrenvoll, ſich ſeine eigene Lebensbahn vorzuzeichnen, die mir um ſo weniger phantaſtiſch vorkam, als Griesbach auf dem ähnlichen Wege ſchon große Fortſchritte gemacht hatte und deßhalb von jederman gerühmt wurde. Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er ſeine Ketten abgelöſt und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat, kann nicht größer ſeyn, als die meine war, indem ich die Tage ſchwinden und den October herannahen ſah. Die unfreundliche Jahreszeit, die böſen Wege, von denen jederman zu erzählen wußte, ſchreckten mich nicht. Der Gedanke, an einem fremden Orte zu Winterszeit Einſtand geben zu müſſen, machte mich nicht trübe; genug ich ſah nur meine gegen-

wärtigen Verhältniſſe düſter, und ſtellte mir die übrige unbekannte Welt licht und heiter vor. So bildete ich mir meine Träume, denen ich ausſchließlich nachhing, und verſprach mir in der Ferne nichts als Glück und Zufriedenheit.

So ſehr ich auch gegen jederman von dieſen meinen Vorſätzen ein Geheimniß machte, ſo konnte ich ſie doch meiner Schweſter nicht verbergen, die, nachdem ſie anfangs darüber ſehr erſchrocken war, ſich zuletzt beruhigte, als ich ihr verſprach ſie nachzuholen, damit ſie ſich meines erworbenen glänzenden Zuſtandes mit mir erfreuen und an meinem Wohlbehagen Theil nehmen könnte.

Michael kam endlich, ſehnlich erwartet, heran, da ich denn mit dem Buchhändler Fleiſcher und deſſen Gattin, einer geborenen Triller, welche ihren Vater in Wittenberg beſuchen wollte, mit Vergnügen abfuhr, und die werthe Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgültig hinter mir ließ, als wenn ich ſie nie wieder betreten wollte.

So löſen ſich in gewiſſen Epochen Kinder von Eltern, Diener von Herren, Begünſtigte von Gönnern los, und ein ſolcher Verſuch, ſich auf ſeine Füße zu ſtellen, ſich unabhängig zu machen, für ſein eigen Selbſt zu leben, er gelinge oder nicht, iſt immer dem Willen der Natur gemäß.

Wir waren zur Allerheiligen-Pforte hinausgefahren und hatten bald Hanau hinter uns, da ich denn zu Ge-

genden gelangte, die durch ihre Neuheit meine Aufmerksamkeit erregten, wenn sie auch in der jetzigen Jahreszeit wenig Erfreuliches darboten. Ein anhaltender Regen hatte die Wege äußerst verdorben, welche überhaupt noch nicht in den guten Stand gesetzt waren, in welchem wir sie nachmals finden; und unsere Reise war daher weder angenehm noch glücklich. Doch verdankte ich dieser feuchten Witterung den Anblick eines Naturphänomens, das wohl höchst selten seyn mag; denn ich habe nichts Aehnliches jemals wieder gesehen, noch auch von andern, daß sie es gewahrt hätten, vernommen. Wir fuhren nämlich zwischen Hanau und Gelnhausen bei Nachtzeit eine Anhöhe hinauf, und wollten, ob es gleich finster war, doch lieber zu Fuße gehen, als uns der Gefahr und Beschwerlichkeit dieser Wegstrecke aussetzen. Auf einmal sah ich an der rechten Seite des Wegs, in einer Tiefe eine Art von wundersam erleuchtetem Amphitheater. Es blinkten nämlich in einem trichterförmigen Raume unzählige Lichtchen stufenweise über einander, und leuchteten so lebhaft, daß das Auge davon geblendet wurde. Was aber den Blick noch mehr verwirrte, war, daß sie nicht etwa still saßen, sondern hin und wieder hüpften, sowohl von oben nach unten, als umgekehrt und nach allen Seiten. Die meisten jedoch blieben ruhig und flimmerten fort. Nur höchst ungern ließ ich mich von diesem Schauspiel abrufen, das ich genauer zu beobachten gewünscht hätte. Auf Befragen wollte

der Poſtillon zwar von einer ſolchen Erſcheinung nichts wiſſen, ſagte aber, daß in der Nähe ſich ein alter Steinbruch befinde, deſſen Vertiefung mit Waſſer angefüllt ſey. Ob dieſes nun ein Pandämonium von Irrlichtern oder eine Geſellſchaft von leuchtenden Geſchöpfen geweſen, will ich nicht entſcheiden.

Durch Thüringen wurden die Wege noch ſchlimmer, und leider blieb unſer Wagen in der Gegend von Auerſtädt bei einbrechender Nacht ſtecken. Wir waren von allen Menſchen entfernt, und thaten das mögliche uns los zu arbeiten. Ich ermangelte nicht, mich mit Eifer anzuſtrengen, und mochte mir dadurch die Bänder der Bruſt übermäßig ausgedehnt haben; denn ich empfand bald nachher einen Schmerz, der verſchwand und wiederkehrte und erſt nach vielen Jahren mich völlig verließ.

Doch ſollte ich noch in derſelbigen Nacht, als wenn ſie recht zu abwechſelnden Schickſalen beſtimmt geweſen wäre, nach einem unerwartet glücklichen Ereigniß, einen neckiſchen Verdruß empfinden. Wir trafen nämlich in Auerſtädt ein vornehmes Ehepaar, das, durch ähnliche Schickſale verſpätet, eben auch erſt angekommen war; einen anſehnlichen würdigen Mann in den beſten Jahren mit einer ſehr ſchönen Gemahlin. Zuvorkommend veranlaßten ſie uns, in ihrer Geſellſchaft zu ſpeiſen, und ich fand mich ſehr glücklich, als die treffliche Dame ein freundliches Wort an mich wenden wollte. Als ich aber hinausgeſandt ward, die gehoffte Suppe zu beſchlenni-

gen, überfiel mich, der ich freilich des Wachens und der Reisebeschwerden nicht gewohnt war, eine so unüberwindliche Schlafsucht, daß ich ganz eigentlich im Gehen schlief, mit dem Hut auf dem Kopfe wieder in das Zimmer trat, mich, ohne zu bemerken, daß die andern ihr Tischgebet verrichteten, bewußtlos gelassen gleichfalls hinter den Stuhl stellte, und mir nicht träumen ließ, daß ich durch mein Betragen ihre Andacht auf eine sehr lustige Weise zu stören gekommen sey. Madame Fleischer, der es weder an Geist und Witz, noch an Zunge fehlte, ersuchte die Fremden, noch ehe man sich setzte, sie möchten nicht auffallend finden, was sie hier mit Augen sähen; der junge Reisegefährte habe große Anlage zum Quäker, welche Gott und den König nicht besser zu verehren glaubten, als mit bedecktem Haupte. Die schöne Dame, die sich des Lachens nicht enthalten konnte, ward dadurch noch schöner, und ich hätte alles in der Welt darum gegeben, nicht Ursache an einer Heiterkeit gewesen zu seyn, die ihr so fürtrefflich zu Gesicht stand. Ich hatte jedoch den Hut kaum beiseite gebracht, als die Personen, nach ihrer Weltsitte, den Scherz sogleich fallen ließen, und durch den besten Wein aus ihrem Flaschenkeller Schlaf, Mißmuth und das Andenken an alle vergangenen Uebel völlig auslöschten.

Als ich in Leipzig ankam war es gerade Meßzeit, woraus mir ein besonderes Vergnügen entsprang: denn ich sah hier die Fortsetzung eines vaterländischen Zustan-

des vor mir, bekannte Waaren und Verkäufer, nur an andern Plätzen und in einer andern Folge. Ich durchstrich den Markt und die Buden mit vielem Antheil; besonders aber zogen meine Aufmerksamkeit an sich, in ihren seltsamen Kleidern, jene Bewohner der östlichen Gegenden, die Polen und Russen, vor allen aber die Griechen, deren ansehnlichen Gestalten und würdigen Kleidungen ich gar oft zu Gefallen ging.

Diese lebhafte Bewegung war jedoch bald vorüber, und nun trat mir die Stadt selbst, mit ihren schönen, hohen und unter einander gleichen Gebäuden entgegen. Sie machte einen sehr guten Eindruck auf mich, und es ist nicht zu läugnen, daß sie überhaupt, besonders aber in stillen Momenten der Sonn- und Feyertage etwas Imposantes hat, so wie denn auch im Mondschein die Straßen halb beschattet, halb beleuchtet, mich oft zu nächtlichen Promenaden einluden.

Indessen genügte mir gegen das, was ich bisher gewohnt war, dieser neue Zustand keineswegs. Leipzig ruft dem Beschauer keine alterthümliche Zeit zurück; es ist eine neue, kurz vergangene, von Handelsthätigkeit, Wohlhabenheit, Reichthum zeugende Epoche, die sich uns in diesen Denkmalen ankündet. Jedoch ganz nach meinem Sinn waren die mir ungeheuer scheinenden Gebäude, die, nach zwey Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten

ten ähnlich sind. In einem dieser seltsamen Räume quartirte ich mich ein, und zwar in der Feuerkugel zwischen dem alten und neuen Neumarkt. Ein Paar artige Zimmer, die in den Hof sahen, der wegen des Durchgangs nicht unbelebt war, bewohnte der Buchhändler Fleischer während der Messe, und ich für die übrige Zeit um einen leidlichen Preis. Als Stubennachbar fand ich einen Theologen, der in seinem Fache gründlich unterrichtet, wohldenkend, aber arm war, und, was ihm große Sorge für die Zukunft machte, sehr an den Augen litt. Er hatte sich dieses Uebel durch übermäßiges Lesen bis in die tiefste Dämmerung, ja sogar, um das wenige Oel zu ersparen, bei Mondschein zugezogen. Unsere alte Wirthin erzeigte sich wohlthätig gegen ihn, gegen mich jederzeit freundlich, und gegen beide sorgsam.

Nun eilte ich mit meinem Empfehlungsschreiben zu Hofrath Böhme, der, ein Zögling von Maskow, nunmehr sein Nachfolger, Geschichte und Staatsrecht lehrte. Ein kleiner, untersetzter, lebhafter Mann empfing mich freundlich genug und stellte mich seiner Gattin vor. Beide so wie die übrigen Personen, denen ich aufwartete, gaben mir die beste Hoffnung wegen meines künftigen Aufenthalts; doch ließ ich mich anfangs gegen niemand merken, was ich im Schilde führte, ob ich gleich den schicklichen Moment kaum erwarten konnte, wo ich mich von der Jurisprudenz frei und dem Stu-

dium der Alten verbunden erklären wollte. Vorſichtig wartete ich ab, bis Fleiſchers wieder abgereiſt waren, damit mein Vorſatz nicht allzugeſchwind den Meinigen verrathen würde. Sodann aber ging ich ohne Anſtand zu Hofrath Böhmen, dem ich vor allen die Sache glaubte vertrauen zu müſſen, und erklärte ihm, mit vieler Conſequenz und Partheſie, meine Abſicht. Allein ich fand keineswegs eine gute Aufnahme meines Vortrags. Als Hiſtoriker und Staatsrechtler hatte er einen erklärten Haß gegen alles was nach ſchönen Wiſſenſchaften ſchmeckte. Unglücklicher Weiſe ſtand er mit denen, welche ſie cultivirten, nicht im beſten Vernehmen, und Gellerten beſonders, für den ich, ungeſchickt genug, viel Zutrauen geäußert hatte, konnte er nun gar nicht leiden. Jenen Männern alſo einen treuen Zuhörer zuzuweiſen, ſich ſelbſt aber einen zu entziehen, und noch dazu unter ſolchen Umſtänden, ſchien ihm ganz und gar unzuläſſig. Er hielt mir daher aus dem Stegreif eine gewaltige Strafpredigt, worin er betheuerte, daß er ohne Erlaubniß meiner Eltern einen ſolchen Schritt nicht zugeben könne, wenn er ihn auch, wie hier der Fall nicht ſey, ſelbſt billigte. Er verunglimpfte darauf leidenſchaftlich Philologie und Sprachſtudien, noch mehr aber die poetiſchen Uebungen, die ich freilich im Hintergrunde hatte durchblicken laſſen. Er ſchloß zuletzt, daß wenn ich ja dem Studium der Alten mich nähern wolle, ſolches viel beſſer auf dem Wege der Juris-

prudenz geſchehen könne. Er brachte mir ſo manchen eleganten Juriſten, Eberhard Otto und Heineccius, in's Gedächtniß, verſprach mir von den römiſchen Alterthümern und der Rechtsgeſchichte goldene Berge, und zeigte mir ſonnenklar, daß ich hier nicht einmal einen Umweg mache, wenn ich auch ſpäterhin noch jenen Vorſatz, nach reiferer Ueberlegung und mit Zuſtimmung meiner Eltern, auszuführen gedächte. Er erſuchte mich freundlich, die Sache nochmals zu überlegen und ihm meine Geſinnungen bald zu eröffnen, weil es nöthig ſey, wegen bevorſtehenden Anfangs der Collegien, ſich zunächſt zu entſchließen.

Es war noch ganz artig von ihm, nicht auf der Stelle in mich zu dringen. Seine Argumente und das Gewicht, womit er ſie vortrug, hatten meine biegſame Jugend ſchon überzeugt, und ich ſah nun erſt die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten einer Sache, die ich mir im Stillen ſo thulich ausgebildet hatte. Frau Hofrath Böhme ließ mich kurz darauf zu ſich einladen. Ich fand ſie allein. Sie war nicht mehr jung und ſehr kränklich, unendlich ſanft und zart, und machte gegen ihren Mann, deſſen Gutmüthigkeit ſogar polterte, einen entſchiedenen Contraſt. Sie brachte mich auf das von ihrem Manne neulich geführte Geſpräch, und ſtellte mir die Sache nochmals ſo freundlich, liebevoll und verſtändig im ganzen Umfange vor, daß ich mich nicht enthalten konnte nachzugeben; die wenigen Reſervationen, auf

denen ich beſtand, wurden von jener Seite denn auch bewilligt.

Der Gemahl reguliſte darauf meine Stunden: das ſollte ich denn Philoſophie, Rechtsgeſchichte und Inſtitutionen und noch einiges andere hören. Ich ließ mir das gefallen; doch ſetzte ich durch, Gellerts Literar-Geſchichte über Steckhauſen, und außerdem ſein Practicum zu frequentiren.

Die Verehrung und Liebe, welche Gellert von allen jungen Leuten genoß, war außerordentlich. Ich hatte ihn ſchon beſucht und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Geſtalt, zierlich aber nicht hager, ſanfte, aber traurige Augen, eine ſehr ſchöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnaſe, einen feinen Mund, ein gefälliges Oval des Geſichts; alles machte ſeine Gegenwart angenehm und wünſchenswerth. Es koſtete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwey Famuli ſchienen Prieſter, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt iſt; und eine ſolche Vorſicht war wohl nothwendig: denn er würde ſeinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menſchen, die ſich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.

Meine Collegia beſuchte ich anfangs emſig und treulich: die Philoſophie wollte mich jedoch keineswegs

aufklären. In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geistesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, so aus einander zerren, vereinzelen und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr so viel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien mir an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging alles noch in ziemlicher Folge bis gegen Fastnacht, wo in der Nähe des Professors Winkler auf dem Thomasplan, gerade um die Stunde, die köstlichsten Kräpfel heiß aus der Pfanne kamen, welche uns denn dergestalt verspäteten, daß unsere Hefte locker wurden, und das Ende derselben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich verschmolz und sich verlor.

Mit den juristischen Collegien ward es bald eben so schlimm: denn ich wußte gerade schon so viel, als uns der Lehrer zu überliefern für gut fand. Mein erst hartnäckiger Fleiß im Nachschreiben wurde nach und nach gelähmt, indem ich es höchst langweilig fand, dasjenige nochmals aufzuzeichnen, was ich bei meinem Vater, theils fragend, theils antwortend, oft genug wiederholt hatte, um es für immer im Gedächtniß zu behalten. Der Schaden den man anrichtet, wenn man junge Leute auf Schulen in manchen Dingen zu weit führt, hat sich späterhin noch mehr ergeben, da man den Sprachübungen und der Begründung in dem, was eigentliche Vor-

kenntniſſe ſind, Zeit und Aufmerkſamkeit abbrach, um ſie an ſogenannte Realitäten zu wenden, welche mehr zerſtreuen als bilden, wenn ſie nicht methodiſch und vollſtändig überliefert werden.

Noch ein anderes Uebel wodurch Studirende ſehr bedrängt ſind, erwähne ich hier beiläufig. Profeſſoren, ſo gut wie andere in Aemtern angeſtellte Männer, können nicht alle von Einem Alter ſeyn; da aber die jüngeren eigentlich nur lehren, um zu lernen, und noch dazu, wenn ſie gute Köpfe ſind, dem Zeitalter voreilen, ſo erwerben ſie ihre Bildung durchaus auf Unkoſten der Zuhörer, weil dieſe nicht in dem unterrichtet werden was ſie eigentlich brauchen, ſondern in dem was der Lehrer für ſich zu bearbeiten nöthig findet. Unter den älteſten Profeſſoren dagegen ſind manche ſchon lange Zeit ſtationär; ſie überliefern im Ganzen nur fixe Anſichten, und, was das einzelne betrifft, vieles, was die Zeit ſchon als unnütz und falſch verurtheilt hat. Durch beides entſteht ein trauriger Conflict, zwiſchen welchem junge Geiſter hin und her gezerrt werden, und welcher kaum durch die Lehrer des mittleren Alters, die, obſchon genugſam unterrichtet und gebildet, doch immer noch ein thätiges Streben zu Wiſſen und Nachdenken bei ſich empfinden, in's Gleiche gebracht werden kann.

Wie ich nun auf dieſem Wege viel mehreres kennen als zurechte legen lernte, wodurch ſich ein immer wachſendes Mißbehagen in mir hervordrang, ſo hatte ich

auch vom Leben manche kleine Unannehmlichkeiten; wie man denn, wenn man den Ort verändert und in neue Verhältniſſe tritt, immer Einſtand geben muß. Das erſte, was die Frauen an mir tadelten, bezog ſich auf die Kleidung; denn ich war vom Hauſe freilich etwas wunderlich equipirt auf die Akademie gelangt.

Mein Vater, dem nichts ſo ſehr verhaßt war, als wenn etwas vergeblich geſchah, wenn jemand ſeine Zeit nicht zu brauchen wußte, oder ſie zu benutzen keine Gelegenheit fand, trieb ſeine Oekonomie mit Zeit und Kräften ſo weit, daß ihm nichts mehr Vergnügen machte, als zwey Fliegen mit Einer Klappe zu ſchlagen. Er hatte deßwegen niemals einen Bedienten, der nicht im Hauſe zu noch etwas nützlich geweſen wäre. Da er nun von jeher alles mit eigener Hand ſchrieb und ſpäter die Bequemlichkeit hatte, jenem jungen Hausgenoſſen in die Feder zu dictiren, ſo fand er am vortheilhafteſten, Schneider zu Bedienten zu haben, welche die Stunden gut anwenden mußten, indem ſie nicht allein ihre Livreyen, ſondern auch die Kleider für Vater und Kinder zu fertigen, nicht weniger alles Flickwerk zu beſorgen hatten. Mein Vater war ſelbſt um die beſten Tücher und Zeuge bemüht, indem er auf den Meſſen von auswärtigen Handelsherren ſeine Waare bezog und ſie in ſeinen Vorrath legte; wie ich mich denn noch recht wohl erinnere, daß er die Herren von Löwenich von Aachen jederzeit beſuchte, und mich von meiner früheſten Ju-

gend an mit dieſen und anderen vorzüglichen Handelsherren bekannt machte.

Für die Tüchtigkeit des Zeugs war alſo geſorgt und genugſamer Vorrath verſchiedener Sorten Tücher, Sarſchen, Göttinger Zeug, nicht weniger das nöthige Unterfutter vorhanden, ſo daß wir, dem Stoff nach, uns wohl hätten dürfen ſehen laſſen; aber die Form verdarb meiſt alles: denn wenn ein ſolcher Hausſchneider allenfalls ein guter Geſelle geweſen wäre um einen meiſterhaft zugeſchnittenen Rock wohl zu nähen und zu fertigen, ſo ſollte er nun auch das Kleid ſelbſt zuſchneiden, und dieſes gerieth nicht immer zum beſten. Hiezu kam noch, daß mein Vater alles, was zu ſeinem Anzuge gehörte, ſehr gut und reinlich hielt und viele Jahre mehr bewahrte als benutzte, daher eine Vorliebe für gewiſſen alten Zuſchnitt und Verzierungen trug, wodurch unſer Putz mitunter ein wunderliches Anſehen bekam.

Auf eben dieſem Wege hatte man auch meine Garderobe, die ich mit auf die Akademie nahm, zu Stande gebracht; ſie war recht vollſtändig und anſehnlich und ſogar ein Treſſenkleid darunter. Ich, dieſe Art von Aufzug ſchon gewohnt, hielt mich für geputzt genug; allein es währte nicht lange, ſo überzeugten mich meine Freundinnen, erſt durch leichte Neckereyen, dann durch vernünftige Vorſtellungen, daß ich wie aus einer fremden Welt herein geſchneit ausſehe. So viel Verdruß ich auch hierüber empfand, ſah ich doch anfangs nicht,

wie ich mir helfen ſollte. Als aber Herr von Maſuren, der ſo beliebte poetiſche Dorfjunker, einſt auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat, und mehr wegen ſeiner äußeren als inneren Abgeſchmacktheit herzlich belacht wurde, faßte ich Muth und wagte, meine ſämmtliche Garderobe gegen eine neumodiſche dem Ort gemäße, auf einmal umzutauſchen, wodurch ſie aber freilich ſehr zuſammenſchrumpfte.

Nach dieſer überſtandenen Prüfung ſollte abermals eine neue auftreten, welche mir weit unangenehmer auffiel, weil ſie eine Sache betraf, die man nicht ſo leicht ablegt und umtauſcht.

Ich war nämlich in dem oberdeutſchen Dialekt geboren und erzogen, und obgleich mein Vater ſich ſtets einer gewiſſen Reinheit der Sprache befliß und uns Kinder auf das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerkſam gemacht und zu einem beſſeren Sprechen vorbereitet hatte, ſo blieben mir doch gar manche tiefer liegende Eigenheiten, die ich, weil ſie mir ihrer Naivetät wegen gefielen, mit Behagen hervorhob, und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern jedesmal einen ſtrengen Verweis zuzog. Der Oberdeutſche nämlich, und vielleicht vorzüglich derjenige, welcher dem Rhein und Main anwohnt, (denn große Flüſſe haben, wie das Meeresufer, immer etwas belebendes) drückt ſich viel in Gleichniſſen und Anſpielungen aus, und bei einer inneren, menſchenverſtändi-

gen Tüchtigkeit bedient er ſich ſprüchwörtlicher Redensarten. In beiden Fällen iſt er öfters derb, doch, wenn man auf den Zweck des Ausdruckes ſieht, immer gehörig; nur mag freilich manchmal etwas mit unterlaufen, was gegen ein zarteres Ohr ſich anſtößig erweiſt.

Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er iſt doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem ſchöpft. Mit welchem Eigenſinn aber die Meißniſche Mundart die übrigen zu beherrſchen, ja eine Zeit lang auszuſchließen gewußt hat, iſt jederman bekannt. Wir haben viele Jahre unter dieſem pedantiſchen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerſtreit haben ſich die ſämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingeſetzt. Was ein junger lebhafter Menſch unter dieſem beſtändigen Hofmeiſtern ausgeſtanden habe, wird derjenige leicht ermeſſen, der bedenkt, daß nun mit der Ausſprache, in deren Veränderung man ſich endlich wohl ergäbe, zugleich Denkweiſe, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländiſcher Charakter ſollten aufgeopfert werden. Und dieſe unerträgliche Forderung wurde von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Ueberzeugung ich mir nicht zueignen konnte, deren Unrecht ich zu empfinden glaubte, ohne mir es deutlich machen zu können. Mir ſollten die Anſpielungen auf bibliſche Kernſtellen unterſagt ſeyn, ſo wie die Benutzung treuherziger Chroniken-Ausdrücke. Ich ſollte vergeſſen, daß ich den Kaiſer von Kaiſersberg geleſen hatte und des Gebrauchs der

Sprüchwörter entbehren, die doch, ſtatt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen; alles dieß, das ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, ſollte ich miſſen, ich fühlte mich in meinem Innerſten paralyſirt und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinſten Dinge zu äußern hatte. Daneben hörte ich, man ſolle reden wie man ſchreibt und ſchreiben wie man ſpricht; da mir Reden und Schreiben ein für allemal zweyerlei Dinge ſchienen, von denen jedes wohl ſeine eigenen Rechte behaupten möchte. Und hatte ich doch auch im Meißner Dialekt manches zu hören, was ſich auf dem Papier nicht ſonderlich würde ausgenommen haben.

Jederman, der hier vernimmt, welchen Einfluß auf einen jungen Studirenden gebildete Männer und Frauen, Gelehrte und ſonſt in einer feinen Societät ſich gefallende Perſonen ſo entſchieden ausüben, würde, wenn es auch nicht ausgeſprochen wäre, ſich ſogleich überzeugt halten, daß wir uns in Leipzig befinden. Jede der deutſchen Akademieen hat eine beſondere Geſtalt; denn weil in unſerem Vaterlande keine allgemeine Bildung durchdringen kann, ſo beharrt jeder Ort auf ſeiner Art und Weiſe und treibt ſeine charakteriſtiſchen Eigenheiten bis auf's letzte; eben dieſes gilt von den Akademieen. In Jena und Halle war die Rohheit auf's höchſte geſtiegen, körperliche Stärke, Fechtergewandtheit, die wildeſte Selbſthülfe war dort an der Tagesordnung; und ein ſolcher Zuſtand

kann ſich nur durch den gemeinſten Saus und Braus erhalten und fortpflanzen. Das Verhältniß der Studirenden zu den Einwohnern jener Städte, ſo verſchieden es auch ſeyn mochte, kam doch darin überein, daß der wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und ſich als ein eigenes, zu aller Freiheit und Frechheit privilegirtes Weſen anſah. Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant ſeyn, ſobald er mit reichen, wohl und genau geſürteten Einwohnern in einigem Bezug ſtehen wollte.

Alle Galanterie freilich, wenn ſie nicht als Blüthe einer großen und weiten Lebensweiſe hervortritt, muß beſchränkt, ſtationär und aus gewiſſen Geſichtspuncten vielleicht albern erſcheinen; und ſo glaubten jene wilden Jäger von der Saale über die zahmen Schäfer an der Pleiße ein großes Uebergewicht zu haben. Zachariä's Renommiſt wird immer ein ſchätzbares Document bleiben, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anſchaulich hervortritt; wie überhaupt ſeine Gedichte jedem willkommen ſeyn müſſen, der ſich einen Begriff von dem zwar ſchwachen, aber wegen ſeiner Unſchuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zuſtande des damaligen geſelligen Lebens und Weſens machen will.

Alle Sitten, die aus einem gegebenen Verhältniß eines gemeinen Weſens entſpringen, ſind unverwüſtlich, und zu meiner Zeit erinnerte noch manches an Zachariä's Heldengedicht. Ein einziger unſerer akademiſchen Mit-

bürger hielt ſich für reich und unabhängig genug, der öffentlichen Meinung ein Schnippchen zu ſchlagen. Er trank Schwägerſchaft mit allen Lohnkutſchern, die er, als wären's die Herren, ſich in die Wagen ſetzen ließ und ſelbſt vom Bocke fuhr, ſie einmal umzuwerfen für einen großen Spaß hielt, die zerbrochenen Halbchaiſen, ſo wie die zufälligen Beulen zu vergüten wußte, übrigens aber niemanden beleidigte, ſondern nur das Publicum in Maſſe zu verhöhnen ſchien. Einſt bemächtigte er und ein Spießgeſell ſich, am ſchönſten Promenaden-Tage, der Eſel des Thomasmälers; ſie ritten wohl gekleidet, in Schuhen und Strümpfen mit dem größten Ernſt um die Stadt, angeſtaunt von allen Spaziergängern, von denen das Glacis wimmelte. Als ihm einige Wohldenkende hierüber Vorſtellungen thaten, verſicherte er ganz unbefangen, er habe nur ſehen wollen, wie ſich der Herr Chriſtus in einem ähnlichen Falle möchte ausgenommen haben. Nachahmer fand er jedoch keinen und wenig Geſellen.

Denn der Studirende von einigem Vermögen und Anſehen hatte alle Urſache, ſich gegen den Handelsſtand ergeben zu erweiſen, und ſich um ſo mehr ſchicklicher äußerer Formen zu befleißigen, als die Colonie ein Muſterbild franzöſiſcher Sitten darſtellte. Die Profeſſoren, wohlhabend durch eigenes Vermögen und gute Pfründen waren von ihren Schülern nicht abhängig, und der Landeskinder mehrere, auf den Fürſtenſchulen oder ſonſtigen

Gymnaſien gebildet und Beförderung hoffend, wagten es nicht, ſich von der herkömmlichen Sitte loszuſagen. Die Nähe von Dresden, die Aufmerkſamkeit von daher, die wahre Frömmigkeit der Oberaufſeher des Studienweſens konnte nicht ohne ſittlichen, ja religiöſen Einfluß bleiben.

Mir war dieſe Lebensart im Anfange nicht zuwider; meine Empfehlungsbriefe hatten mich in gute Häuſer eingeführt, deren verwandte Cirkel mich gleichfalls wohl aufnahmen. Da ich aber bald empfinden mußte, daß die Geſellſchaft gar manches an mir auszuſetzen hatte, und ich, nachdem ich mich ihrem Sinne gemäß gekleidet, ihr nun auch nach dem Munde reden ſollte, und dabei doch deutlich ſehen konnte, daß mir dagegen von alle dem wenig geleiſtet wurde, was ich mir von Unterricht und Sinnesförderung bei meinem akademiſchen Aufenthalt verſprochen hatte, ſo fing ich an läſſig zu werden und die geſelligen Pflichten der Beſuche und ſonſtigen Attentionen zu verſäumen, und ich wäre noch früher aus allen ſolchen Verhältniſſen herausgetreten, hätte mich nicht an Hofrath Böhmen Scheu und Achtung und an ſeine Gattin Zutrauen und Neigung feſtgeknüpft. Der Gemahl hatte leider nicht die glückliche Gabe, mit jungen Leuten umzugehen, ſich ihr Vertrauen zu erwerben und ſie für den Augenblick nach Bedürfniß zu leiten. Ich fand niemals Gewinn davon, wenn ich ihn beſuchte; ſeine Gattin dagegen zeigte ein aufrichtiges Intereſſe an

mir. Ihre Kränklichkeit hielt ſie ſtets zu Hauſe. Sie lud mich manchen Abend zu ſich und wußte mich, der ich zwar geſittet war, aber doch eigentlich was man Lebensart nennt, nicht beſaß, in manchen kleinen Aeußerlichkeiten zurecht zu führen und zu verbeſſern. Nur eine einzige Freundin brachte die Abende bei ihr zu; dieſe war aber ſchon herriſcher und ſchulmeiſterlicher, deßwegen ſie mir äußerſt mißfiel und ich ihr zum Trutz öfters jene Unarten wieder annahm, welche mir die andere ſchon abgewöhnt hatte. Sie übten unterdeſſen noch immer Geduld genug an mir, lehrten mich Piquet, l'Hombre und was andere dergleichen Spiele ſind, deren Kenntniß und Ausübung in der Geſellſchaft für unerläßlich gehalten wird.

Worauf aber Madame Böhme den größten Einfluß bei mir hatte, war auf meinen Geſchmack, freilich auf eine negative Weiſe, worin ſie jedoch mit den Kritikern vollkommen übereintraf. Das Gottſchediſche Gewäſſer hatte die deutſche Welt mit einer wahren Sündfluth überſchwemmt, welche ſogar über die höchſten Berge hinaufzuſteigen drohte. Bis ſich eine ſolche Fluth wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit, und da es der nachäffenden Poeten in jeder Epoche eine Unzahl gibt, ſo brachte die Nachahmung des Seichten, Wäſſerigen einen ſolchen Wuſt hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben iſt. Das Schlechte ſchlecht zu finden, war

daher der größte Spaß, ja der Triumph damaliger Kritiker. Wer nur einigen Menſchenverſtand beſaß, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neueren bekannt war, glaubte ſich ſchon mit einem Maßſtabe verſehen, den er überall anlegen könne. Madame Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerſtand; ſie war noch überdieß Gattin eines Mannes der mit der Poeſie überhaupt in Unfrieden lebte und dasjenig nicht gelten ließ, was ſie allenfalls noch gebilligt hätte. Nun hörte ſie mir zwar einige Zeit mit Geduld zu, wenn ich ihr Verſe oder Proſe von namhaften, ſchon in gutem Anſehen ſtehenden Dichtern zu recitiren mir herausnahm: denn ich behielt nach wie vor alles auswendig, was mir nur einigermaßen gefallen mochte; allein ihre Nachgiebigkeit war nicht von langer Dauer. Das erſte, was ſie mir ganz entſetzlich herunter machte, waren die Poeten nach der Mode von Weiße, welche ſo eben mit großem Beifall öfters wiederholt wurden, und mich ganz beſonders ergötzt hatten. Beſah ich nun freilich die Sache näher, ſo konnte ich ihr nicht Unrecht geben. Auch einigemal hatte ich gewagt, ihr etwas von meinen eigenen Gedichten, jedoch anonym vorzutragen, denen es denn nicht beſſer ging als der übrigen Geſellſchaft. Und ſo waren mir in kurzer Zeit die ſchönen bunten Wieſen in den Gründen des deutſchen Parnaſſes, wo ich ſo gern luſtwandelte, unbarmherzig niedergemäht und ich ſogar genöthigt

genöthigt, das trocknende Heu ſelbſt mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verſpotten, was mir kurz vorher eine ſo lebendige Freude gemacht hatte.

Dieſen ihren Lehren kam, ohne es zu wiſſen, der Profeſſor Morus zu Hülfe, ein ungemein ſanfter und freundlicher Mann, den ich an dem Tiſche des Hofraths Ludwig kennen lernte und der mich ſehr gefällig aufnahm, wenn ich mir die Freiheit ausbat, ihn zu beſuchen. Indem ich mich nun bei ihm um das Alterthum erkundigte, ſo verbarg ich ihm nicht, was mich unter den Neuern ergötzte; da er denn mit mehr Ruhe als Madame Böhme, was aber noch ſchlimmer war, mit mehr Gründlichkeit über ſolche Dinge ſprach und mir, anfangs zum größten Verdruß, nachher aber doch zum Erſtaunen und zuletzt zur Erbauung die Augen öffnete.

Hiezu kamen noch die Jeremiaden, mit denen uns Gellert in ſeinem Practicum von der Poeſie abzumahnen pflegte. Er wünſchte nur proſaiſche Aufſätze und beurtheilte auch dieſe immer zuerſt. Die Verſe behandelte er nur als eine traurige Zugabe, und was das Schlimmſte war, ſelbſt meine Proſe fand wenig Gnade vor ſeinen Augen: denn ich pflegte, nach meiner alten Weiſe, immer einen kleinen Roman zum Grunde zu legen, den ich in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenſtände waren leidenſchaftlich, der Styl ging über die gewöhnliche Proſe hinaus, und der Inhalt mochte freilich nicht ſehr für eine tiefe Menſchenkenntniß des Verfaſſers zeu-

gen; und ſo war ich denn von unſerem Lehrer ſehr wenig begünſtigt, ob er gleich meine Arbeiten, ſo gut als die andern, genau durchſah, mit rother Dinte corrigirte und hie und da eine ſittliche Anmerkung hinzufügte. Mehrere Blätter dieſer Art, welche ich lange Zeit mit Vergnügen bewahrte, ſind leider endlich auch im Laufe der Jahre aus meinen Papieren verſchwunden.

Wenn ältere Perſonen recht pädagogiſch verfahren wollten, ſo ſollten ſie einem jungen Manne etwas, was ihm Freude macht, es ſey von welcher Art es wolle, weder verbieten noch verleiden, wenn ſie nicht zu gleicher Zeit ihm etwas anderes dafür einzuſetzen hätten, oder unterzuſchieben wüßten. Jederman proteſtirte gegen meine Liebhabereyen und Neigungen, und das was man mir dagegen anpries, lag theils ſo weit von mir ab, daß ich ſeine Vorzüge nicht erkennen konnte, oder es ſtand mir ſo nah, daß ich es eben nicht für beſſer hielt als das Geſcholtene. Ich kam darüber durchaus in Verwirrung, und hatte mir aus einer Vorleſung Erneſti's über Cicero's Orator das Beſte verſprochen; ich lernte wohl auch etwas in dieſem Collegium, jedoch über das, woran mir eigentlich gelegen war, wurde ich nicht aufgeklärt. Ich forderte einen Maßſtab des Urtheils, und glaubte gewahr zu werden, daß ihn gar niemand beſitze: denn keiner war mit dem andern einig, ſelbſt wenn ſie Beiſpiele vorbrachten; und wo ſollten wir ein Urtheil vernehmen, wenn man einem Manne wie Wieland ſo

manches Tadelhafte in ſeinen liebenswürdigen, uns Jüngere völlig einnehmenden Schriften aufzuzählen wußte.

In ſolcher vielfachen Zerſtreuung, ja Zerſtückelung meines Weſens und meiner Studien traf ſich's, daß ich bei Hofrath Ludwig den Mittagstiſch hatte. Er war Medicus, Botaniker, und die Geſellſchaft beſtand, außer Morus, in lauter angehenden oder der Vollendung näheren Aerzten. Ich hörte nun in dieſen Stunden gar kein ander Geſpräch als von Medicin oder Naturhiſtorie, und meine Einbildungskraft wurde in ein ganz ander Feld hinüber gezogen. Die Namen Haller, Linnée, Buffon hörte ich mit großer Verehrung nennen; und wenn auch manchmal wegen Irrthümer, in die ſie gefallen ſeyn ſollten, ein Streit entſtand, ſo kam doch zuletzt, dem anerkannten Uebermaß ihrer Verdienſte zu Ehren, alles wieder in's gleiche. Die Gegenſtände waren unterhaltend und bedeutend, und ſpannten meine Aufmerkſamkeit. Viele Benennungen und eine weitläufige Terminologie wurden mir nach und nach bekannt, die ich um ſo lieber auffaßte, weil ich mich fürchtete einen Reim niederzuſchreiben, wenn er ſich mir auch noch ſo freiwillig darbot, oder ein Gedicht zu leſen, indem mir bange war, es möchte mir gegenwärtig gefallen und ich müſſe es denn doch, wie ſo manches andere, vielleicht nächſtens für ſchlecht erklären.

Dieſe Geſchmacks- und Urtheilsungewißheit beunruhigte mich täglich mehr, ſo daß ich zuletzt in Ver-

zweiflung gerieth. Ich hatte von meinen Jugendarbeiten was ich für das Beſte hielt, mitgenommen, theils weil ich mir denn doch einige Ehre dadurch zu verſchaffen hoffte, theils um meine Fortſchritte deſto ſicherer prüfen zu können; aber ich befand mich in dem ſchlimmen Falle, in den man geſetzt iſt, wenn eine vollkommene Sinnesänderung verlangt wird, eine Entſagung alles deſſen, was man bisher geliebt und für gut befunden hat. Nach einiger Zeit und nach manchem Kampfe warf ich jedoch eine ſo große Verachtung auf meine begonnenen und geendigten Arbeiten, daß ich eines Tages Poeſie und Proſe, Plane, Skizzen und Entwürfe ſämmtlich zugleich auf dem Küchenherd verbrannte, und durch den das ganze Haus erfüllenden Rauchqualm unſere gute alte Wirthin in nicht geringe Furcht und Angſt verſetzte.

Siebentes Buch.

Ueber den Zuſtand der deutſchen Literatur jener Zeit iſt ſo vieles und ausreichendes geſchrieben worden, daß wohl jederman, der einigen Antheil hieran nimmt, vollkommen unterrichtet ſeyn kann; wie denn auch das Urtheil darüber wohl ziemlich übereinſtimmen dürfte; und was ich gegenwärtig ſtück- und ſprungweiſe davon zu ſagen gedenke, iſt nicht ſowohl wie ſie an und für ſich beſchaffen ſeyn mochte, als vielmehr wie ſie ſich zu mir verhielt. Ich will deßhalb zuerſt von ſolchen Dingen ſprechen, durch welche das Publikum beſonders aufgeregt wird, von den beiden Erbfeinden alles behaglichen Lebens und aller heiteren, ſelbſtgenügſamen, lebendigen Dichtkunſt: von der Satyre und der Kritik.

In ruhigen Zeiten will jeder nach ſeiner Weiſe leben, der Bürger ſein Gewerb, ſein Geſchäft treiben und ſich nachher vergnügen: ſo mag auch der Schriftſteller gern etwas verfaſſen, ſeine Arbeiten bekannt machen, und wo nicht Lohn doch Lob dafür hoffen, weil er glaubt, etwas Gutes und Nützliches gethan zu haben. In dieſer Ruhe wird der Bürger durch den Satyriker, der Autor durch den Kritiker geſtört, und ſo die friedliche Geſellſchaft in eine unangenehme Bewegung geſetzt.

Die literariſche Epoche, in der ich geboren bin, ent-

wickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprachen gewiesen, konnte seine eigne unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr, zu so manchen neuen Begriffen, auch unzählige fremde Worte nöthiger und unnöthiger Weise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt, sich ausländischer Ausdrücke und Wendungen zu bedienen. Der Deutsche, seit beinahe zwey Jahrhunderten in einem unglücklichen, tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um ledensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Dieß sollte aber auch in der Muttersprache geschehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowohl den Welt- als Geschäfts-Styl lächerlich machte. Ueberdieß faßte man die Gleichnißreden der südlichen Sprachen unmäßig auf und bediente sich derselben höchst übertrieben. Eben so zog man den vornehmen Anstand der fürstengleichen römischen Bürger auf deutsche kleinstädtische Gelehrten-Verhältnisse herüber, und war eben nirgends, am wenigstens bei sich zu Hause.

Wie aber schon in dieser Epoche genialische Werke entsprangen, so regte sich auch hier der deutsche Frei- und Frohsinn. Dieser, begleitet von einem aufrichtigen Ernste, drang darauf, daß rein und natürlich, ohne

Einmiſchung fremder Worte, und wie es der gemeine, verſtändliche Sinn gab, geſchrieben würde. Durch dieſe löblichen Bemühungen ward jedoch der vaterländiſchen breiten Plattheit Thür und Thor geöffnet, ja der Damm durchſtochen, durch welchen das groſſe Gewäſſer zunächſt eindringen ſollte. Indeſſen hielt ein ſteifer Pedantismus in allen vier Facultäten lange Stand, bis er ſich endlich viel ſpäter aus einer in die andere flüchtete.

Gute Köpfe, freiaufblickende Naturkinder hatten daher zwey Gegenſtände, an denen ſie ſich üben, gegen die ſie wirken und, da die Sache von keiner groſſen Bedeutung war, ihren Muthwillen auslaſſen konnten; dieſe waren eine durch fremde Worte, Wortbildungen und Wendungen verunzierte Sprache, und ſodann die Werthloſigkeit ſolcher Schriften, die ſich von jenem Fehler frei zu erhalten beſorgt waren; wobei niemanden einfiel, daß, indem man ein Uebel bekämpfte, das andere zu Hülfe gerufen ward.

Liskow, ein junger kühner Menſch, wagte zuerſt einen ſeichten, albernen Schriftſteller perſönlich anzufallen, deſſen ungeſchicktes Benehmen ihm bald Gelegenheit gab heftiger zu verfahren. Er griff ſodann weiter um ſich und richtete ſeinen Spott immer gegen beſtimmte Perſonen und Gegenſtände, die er verachtete und verächtlich zu machen ſuchte, ja mit leidenſchaftlichem Haß verfolgte. Allein ſeine Laufbahn war kurz; er ſtarb gar bald, verſchollen als ein unruhiger, unregelmäßiger

Jüngling. In dem was er gethan, ob er gleich wenig geleistet, mochte seinen Landsleuten das Talent, der Charakter schätzenswerth vorkommen; wie denn die Deutschen immer gegen frühabgeschiedene, gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben; genug, uns ward Liskow sehr früh als ein vorzüglicher Satyriker, der sogar den Rang vor dem allgemein beliebten Rabener verlangen könnte, gepriesen und anempfohlen. Hierbei sahen wir uns freilich nicht gefordert; denn wir konnten in seinen Schriften weiter nichts erkennen, als daß er das Alberne albern gefunden habe, welches uns eine ganz natürliche Sache schien.

Rabener, wohl erzogen, unter gutem Schulunterricht aufgewachsen, von heiterer und keineswegs leidenschaftlicher oder gehässiger Natur, ergriff die allgemeine Satyre. Sein Tadel der sogenannten Laster und Thorheiten entspringt aus reinen Ansichten des ruhigen Menschenverstandes und aus einem bestimmten sittlichen Begriff, wie die Welt seyn sollte. Die Rüge der Fehler und Mängel ist harmlos und heiter; und damit selbst die geringe Kühnheit seiner Schriften entschuldigt werde, so wird vorausgesetzt, daß die Besserung der Thoren durch's Lächerliche kein fruchtloses Unternehmen sey.

Rabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger, genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht, und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Obe-

ren; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgibt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Eben so spaßt er über seinen eigenen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.

Die Art, wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig ästhetisches. In den äußern Formen ist er zwar mannichfaltig genug, aber durchaus bedient er sich der directen Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt, welches rednerische Mittel nur höchst selten angewendet werden sollte; denn auf die Dauer fällt es einsichtigen Menschen verdrießlich, die schwachen macht es irre, und behagt freilich der großen Mittelclasse, welche, ohne besondern Geistesaufwand, sich klüger dünken kann als andere. Was er aber, und wie er es auch vorbringt zeugt von seiner Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen; der unbegränzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge.

Daß man zu seinen allgemeinen Schilderungen Musterbilder suchte und fand, war natürlich; daß einzelne sich über ihn beschwerten, folgte daraus; seine allzulangen Vertheidigungen, daß seine Satyre keine persönliche sey, zeugen von dem Verdruß, den man ihm erregt hat.

Einige ſeiner Briefe ſetzen ihm als Menſchen und Schriftſteller den Kranz auf. Das vertrauliche Schreiben, worin er die Dresdner Belagerung ſchildert, wie er ſein Haus, ſeine Habſeligkeiten, ſeine Schriften und Perrücken verliert, ohne auch im mindeſten ſeinen Gleichmuth erſchüttert, ſeine Heiterkeit getrübt zu ſehen, iſt höchſt ſchätzenswerth, ob ihm gleich ſeine Zeit- und Stadtgenoſſen dieſe glückliche Gemüthsart nicht verzeihen konnten. Der Brief, wo er von der Abnahme ſeiner Kräfte, von ſeinem nahen Tode ſpricht, iſt äußerſt reſpectabel, und Rabener verdient, von allen heiteren, verſtändigen, in die irdiſchen Ereigniſſe froh ergebenen Menſchen als Heiliger verehrt zu werden.

Ungern reiße ich mich von ihm los, nur das bemerke ich noch: ſeine Satyre bezieht ſich durchaus auf den Mittelſtand; er läßt hie und da vermerken, daß er die höheren auch wohl kenne, es aber nicht für räthlich halte ſie zu berühren. Man kann ſagen, daß er keinen Nachfolger gehabt, daß ſich niemand gefunden, der ſich ihm gleich oder ähnlich hätte halten dürfen.

Nun zur Kritik! und zwar vorerſt zu den theoretiſchen Verſuchen. Wir holen nicht zu weit aus, wenn wir ſagen, daß damals das Ideelle ſich aus der Welt in die Religion geflüchtet hatte, ja ſogar in der Sittenlehre kaum zum Vorſchein kam; von einem höchſten Princip der Kunſt hatte niemand eine Ahnung. Man gab uns Gottſched's kritiſche Dichtkunſt in die Hände; ſie war

brauchbar und belehrend genug: denn ſie überlieferte von allen Dichtungsarten eine hiſtoriſche Kenntniß, ſo wie vom Rhythmus und den verſchiedenen Bewegungen deſſelben; das poetiſche Genie ward vorausgeſetzt! Uebrigens aber ſollte der Dichter Kenntniſſe haben, ja gelehrt ſeyn, er ſollte Geſchmack beſitzen, und was dergleichen mehr war. Man wies uns zuletzt auf Horazens Dichtkunſt; wir ſtaunten einzelne Goldſprüche dieſes unſchätzbaren Werks mit Ehrfurcht an, wußten aber nicht im geringſten, was wir mit dem Ganzen machen, noch wie wir es nutzen ſollten.

Die Schweizer traten auf als Gottſched's Antagoniſten; ſie mußten doch alſo etwas anderes thun, etwas Beſſeres leiſten wollen: ſo hörten wir denn auch, daß ſie wirklich vorzüglicher ſeyen. Breitinger's kritiſche Dichtkunſt ward vorgenommen. Hier gelangten wir nun in ein weiteres Feld, eigentlich aber nur in einen größeren Irrgarten, der deſto ermüdender war, als ein tüchtiger Mann, dem wir vertrauten, uns darin herumtrieb. Eine kurze Ueberſicht rechtfertige dieſe Worte.

Für die Dichtkunſt an und für ſich hatte man keinen Grundſatz finden können; ſie war zu geiſtig und flüchtig. Die Mahlerey, eine Kunſt, die man mit den Augen feſthalten, der man mit den äußeren Sinnen Schritt vor Schritt nachgehen konnte, ſchien zu ſolchem Ende günſtiger; Engländer und Franzoſen hatten ſchon über die bildende Kunſt theoretiſirt, und man glaubte nun

durch ein Gleichniß von daher die Poeſie zu begründen. Jene ſtellte Bilder vor die Augen, dieſe vor die Phantaſie; die poetiſchen Bilder alſo waren das erſte, was in Betrachtung gezogen wurde. Man fing von den Gleichniſſen an, Beſchreibungen folgten, und was nur immer den äußeren Sinnen darſtellbar geweſen wäre, kam zur Sprache.

Bilder alſo! Wo ſollte man nun aber dieſe Bilder anders hernehmen als aus der Natur? Der Mahler ahmte die Natur offenbar nach; warum der Dichter nicht auch? Aber die Natur, wie ſie vor uns liegt, kann doch nicht nachgeahmt werden: ſie enthält ſo vieles Unbedeutende, Unwürdige, man muß alſo wählen; was beſtimmt aber die Wahl? man muß das Bedeutende aufſuchen; was iſt aber bedeutend?

Hierauf zu antworten mögen ſich die Schweizer lange bedacht haben: denn ſie kommen auf einen zwar wunderlichen, doch artigen, ja luſtigen Einfall, indem ſie ſagen, am bedeutendſten ſey immer das Neue; und nachdem ſie dieß eine Weile überlegt haben, ſo finden ſie, das Wunderbare ſey immer neuer als alles andere.

Nun hatten ſie die poetiſchen Erforderniſſe ziemlich beiſammen; allein es kam noch zu bedenken, daß ein Wunderbares auch leer ſeyn könne und ohne Bezug auf den Menſchen. Ein ſolcher nothwendig geforderter Bezug müſſe aber moraliſch ſeyn, woraus denn offenbar die Beſſerung des Menſchen folge, und ſo habe ein Gedicht

das letzte Ziel erreicht, wenn es, außer allem anderen Geleisteten, noch nützlich werde. Nach diesen sämmtlichen Erfordernissen wollte man nun die verschiedenen Dichtungsarten prüfen, und diejenige, welche die Natur nachahmte, sodann wunderbar und zugleich auch von sittlichem Zweck und Nutzen sey, sollte für die erste und oberste gelten. Und nach vieler Ueberlegung ward endlich dieser große Vorrang, mit höchster Ueberzeugung, der Aesopischen Fabel zugeschrieben.

So wunderlich uns jetzt eine solche Ableitung vorkommen mag, so hatte sie doch auf die besten Köpfe den entschiedensten Einfluß. Daß Gellert und nachher Lichtwer sich diesem Fache widmeten, daß selbst Lessing darin zu arbeiten versuchte, daß so viele andere ihr Talent dahin wendeten, spricht für das Zutrauen, welches sich diese Gattung erworben hatte. Theorie und Praxis wirken immer auf einander; aus den Werken kann man sehen, wie es die Menschen meinen, und aus den Meinungen voraussagen, was sie thun werden.

Doch wir dürfen unsere Schweizertheorie nicht verlassen, ohne daß ihr von uns auch Gerechtigkeit widerfahre. Bodmer, soviel er sich auch bemüht, ist theoretisch und praktisch zeitlebens ein Kind geblieben. Breitinger war ein tüchtiger, gelehrter, einsichtsvoller Mann, dem, als er sich recht umsah, die sämmtlichen Erfordernisse einer Dichtung nicht entgingen, ja es läßt sich nachweisen, daß er die Mängel seiner Methode dunkel fühlen

mochte. Merkwürdig iſt z. B. ſeine Frage: ob ein gewiſſes beſchreibendes Gedicht von König auf das Luſtlager Auguſt's des Zweyten wirklich ein Gedicht ſey? ſo wie die Beantwortung derſelben guten Sinn zeigt. Zu ſeiner völligen Rechtfertigung aber mag dienen, daß er, von einem falſchen Puncte ausgehend, nach beinahe ſchon durchlaufenem Kreiſe, doch noch auf die Hauptſache ſtößt, und die Darſtellung der Sitten, Charaktere, Leidenſchaften, kurz, des innern Menſchen, auf den die Dichtkunſt doch wohl vorzüglich angewieſen iſt, am Ende ſeines Buchs gleichſam als Zugabe anzurathen ſich genöthigt findet.

In welche Verwirrung junge Geiſter durch ſolche ausgerenkte Maximen, halb verſtandene Geſetze und zerſplitterte Lehren ſich verſetzt fühlten, läßt ſich wohl denken. Man hielt ſich an Beiſpiele, und war auch da nicht gebeſſert; die ausländiſchen ſtanden zu weit ab, ſo ſehr wie die alten, und aus den beſten inländiſchen blickte jedesmal eine entſchiedene Individualität hervor, deren Tugenden man ſich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man fürchten mußte. Für den, der etwas Productives in ſich fühlte, war es ein verzweiflungsvoller Zuſtand.

Betrachtet man genau, was der deutſchen Poeſie fehlte, ſo war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller; an Talenten war niemals Mangel. Hier gedenken wir nur Günther's, der ein Poet im vollen Sinne des Worts ge-

genannt werden darf. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchſten Grade, rhythmiſch-bequem, geiſtreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug er beſaß alles, was dazu gehört, im Leben ein zweytes Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durch's Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Charakter, oder, wenn man will, ſeiner Charakterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten.

Durch ein unfertiges Betragen hatte ſich Günther das Glück verſcherzt, an dem Hofe Auguſt's des Zweyten angeſtellt zu werden, wo man, zu allem übrigen Prunk, ſich auch nach einem Hofpoeten umſah, der den Feſtlichkeiten Schwung und Zierde geben und eine vorübergehende Pracht verewigen könnte. Von König war geſitteter und glücklicher, er bekleidete dieſe Stelle mit Würde und Beifall.

In allen ſouveränen Staaten kommt der Gehalt für die Dichtkunſt von oben herunter, und vielleicht war das Luſtlager bei Mühlberg der erſte würdige, wo nicht na-

tionelle, doch provinzielle Gegenstand, der vor einem Dichter auftrat. Zwey Könige, die sich in Gegenwart eines großen Heers begrüßen, ihr sämmtlicher Hof- und Kriegsstaat um sie her, wohlgehaltene Truppen, ein Scheinkrieg, Feste aller Art; Beschäftigung genug für den äußeren Sinn und überfließender Stoff für schildernde und beschreibende Poesie.

Freilich hatte dieser Gegenstand einen inneren Mangel, eben daß es nur Prunk und Schein war, aus dem keine That hervortreten konnte. Niemand, außer den Ersten, machte sich bemerkbar, und wenn es ja geschehen wäre, durfte der Dichter den einen nicht hervorheben, um andere nicht zu verletzen. Er mußte den Hof- und Staatskalender zu Rathe ziehen, und die Zeichnung der Personen lief daher ziemlich trocken ab; ja schon die Zeitgenossen machten ihm den Vorwurf, er habe die Pferde besser geschildert als die Menschen. Sollte dieß aber nicht gerade zu seinem Lobe gereichen, daß er seine Kunst gleich da bewies, wo sich ein Gegenstand für dieselbe darbot? Auch scheint die Hauptschwierigkeit sich ihm bald offenbart zu haben: denn das Gedicht hat sich nicht über den ersten Gesang hinaus erstreckt.

Unter solchen Studien und Betrachtungen überraschte mich ein unvermuthetes Ereigniß und vereitelte das löbliche Vorhaben, unsere neuere Literatur von vorne herein kennen zu lernen. Mein Landsmann Johann Georg

Schloſſer hatte, nachdem er ſeine akademiſchen Jahre mit Fleiß und Anſtrengung zugebracht, ſich zwar in Frankfurt am Main auf den gewöhnlichen Weg der Advocatur begeben; allein ſein ſtrebender und das Allgemeine ſuchender Geiſt konnte ſich aus mancherlei Urſachen in dieſe Verhältniſſe nicht finden. Er nahm eine Stelle als Geheimſecretär bei dem Herzog Ludwig von Würtemberg, der ſich in Treptow aufhielt, ohne Bedenken an: denn der Fürſt war unter denjenigen Großen genannt, die auf eine edle und ſelbſtſtändige Weiſe ſich, die Ihrigen und das Ganze aufzuklären, zu beſſern und zu höheren Zwecken zu vereinigen gedachten. Dieſer Fürſt Ludwig iſt es, welcher, um ſich wegen der Kindererzucht Raths zu erholen, an Rouſſeau geſchrieben hatte, deſſen bekannte Antwort mit der bedenklichen Phraſe anfängt: Si j'avais le malheur d'etre ne prince. —

Den Geſchäften des Fürſten nicht allein, ſondern auch der Erziehung ſeiner Kinder ſollte nun Schloſſer wo nicht vorſtehen, doch mit Rath und That willig zu Handen ſeyn. Dieſer junge, edle, den beſten Willen hegende Mann, der ſich einer vollkommenen Reinigkeit der Sitten befliß, hätte durch eine gewiſſe trockene Strenge die Menſchen leicht von ſich entfernt, wenn nicht eine ſchöne und ſeltene literariſche Bildung, ſeine Sprachkenntniſſe, ſeine Fertigkeit ſich ſchriftlich, ſowohl in Verſen als in Proſa, auszudrücken, jederman angezogen und das Leben mit ihm erleichtert hätte. Daß dieſer durch Leipzig

kommen würde war mir angekündigt, und ich erwartete ihn mit Sehnsucht. Er kam und trat in einem kleinen Gast- oder Weinhause ab, das im Brühl lag und dessen Wirth Schönkopf hieß. Dieser hatte eine Frankfurterin zur Frau, und ob er gleich die übrige Zeit des Jahres wenig Personen bewirthete, und in das kleine Haus keine Gäste aufnehmen konnte, so war er doch Messenzeits von vielen Frankfurtern besucht, welche dort zu speisen und im Nothfall auch wohl Quartier zu nehmen pflegten. Dorthin eilte ich, um Schlossern aufzusuchen, als er mir seine Ankunft melden ließ. Ich erinnerte mich kaum, ihn früher gesehen zu haben, und fand einen jungen, wohlgebauten Mann, mit einem runden zusammengefaßten Gesicht, ohne daß die Züge deßhalb stumpf gewesen wären. Die Form seiner gerunderen Stirn, zwischen schwarzen Augenbrauen und Locken, deutete auf Ernst, Strenge und vielleicht Eigensinn. Er war gewissermaßen das Gegentheil von mir, und eben dieß begründete wohl unsere dauerhafte Freundschaft. Ich hatte die größte Achtung für seine Talente, um so mehr, als ich gar wohl bemerkte, daß er mir in der Sicherheit dessen, was er that und leistete, durchaus überlegen war. Die Achtung und das Zutrauen, das ich ihm bewies, bestätigten seine Neigung, und vermehrten die Nachsicht, die er mit meinem lebhaften, fahrigen und immer regsamen Wesen, im Gegensatz mit dem seinigen, haben mußte. Er studirte die Engländer fleißig, Pope war, wo nicht

ſein Muſter, doch ſein Augenmerk, und er hatte, im Widerſtreit mit dem Verſuch über den Menſchen jenes Schriftſtellers, ein Gedicht in gleicher Form und Sylbenmaß geſchrieben, welches der chriſtlichen Religion über jenen Deismus den Triumph verſchaffen ſollte. Aus dem großen Vorrath von Papieren, die er bei ſich führte, ließ er mir ſodann poetiſche und proſaiſche Aufſätze in allen Sprachen ſehen, die, indem ſie mich zur Nachahmung aufriefen, mich abermals unendlich beunruhigten. Doch wußte ich mir durch Thätigkeit ſogleich zu helfen. Ich ſchrieb an ihn gerichtete Deutſche, Franzöſiſche, Engliſche, Italiäniſche Gedichte, wozu ich den Stoff aus unſeren Unterhaltungen nahm, welche durchaus bedeutend und unterrichtend waren.

Schloſſer wollte nicht Leipzig verlaſſen, ohne die Männer, welche Namen hatten, von Angeſicht zu Angeſicht geſehen zu haben. Ich führte ihn gern zu denen mir bekannten; die von mir noch nicht beſuchten lernte ich auf dieſe Weiſe ehrenvoll kennen, weil er als ein unterrichteter, ſchon charakteriſirter Mann mit Auszeichnung empfangen wurde und den Aufwand des Geſprächs recht gut zu beſtreiten wußte. Unſern Beſuch bei Gottſched darf ich nicht übergehen, indem die Sinnes- und Sittenweiſe dieſes Mannes daraus hervortritt. Er wohnte ſehr anſtändig in dem erſten Stock des goldenen Bären, wo ihm der ältere Breitkopf, wegen des großen Vortheils, den die Gottſchediſchen Schriften, Ueber-

setzungen und sonstigen Assistenzen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte.

Wir ließen uns melden. Der Bediente führte uns in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob wir nun eine Gebärde, die er macht, nicht recht verstanden, wüßte ich nicht zu sagen; genug wir glaubten, er habe uns in das anstoßende Zimmer gewiesen. Wir traten hinein zu einer sonderbaren Scene: denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große breite riesenhafte Mann, in einem gründamastnen, mit rothem Taffr gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thür herein; aber sein ungeheures Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt seyn: denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperrücke auf der Hand (die Locken fielen bis an den Ellenbogen) zu einer Seitenthüre herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockner Gebärde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thür hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater uns ganz gravitätisch zu sitzen nöthigte und einen ziemlich langen Discurs mit gutem Anstand durchführte.

So lange Schlosser in Leipzig blieb, speiste ich täg-

lich mit ihm, und lernte eine ſehr angenehme Tiſchgeſellſchaft kennen. Einige Liefländer und der Sohn des Oberhofpredigers Herrmann in Dresden, nachheriger Burgemeiſter in Leipzig, und ihre Hofmeiſter, Hofrath Pfeil, Verfaſſer des Grafen von P., eines Pendants zu Gellerts Schwediſcher Gräfin, Zachariä, ein Bruder des Dichters, und Krebel, Redacteur geographiſcher und genealogiſcher Handbücher, waren geſittete, heitere und freundliche Menſchen. Zachariä der ſtillſte; Pfeil ein feiner, beinahe etwas Diplomatiſches an ſich habender Mann, doch ohne Ziererey und mit großer Gutmüthigkeit; Krebel ein wahrer Fallſtaff, groß, wohlbeleibt, blond, vorliegende, heitere, himmelhelle Augen, immer froh und guter Dinge. Dieſe Perſonen begegneten mir ſämmtlich, theils wegen Schloſſers, theils auch wegen meiner eignen offenen Gutmüthigkeit und Zuthätigkeit, auf das allerartigſte, und es brauchte kein großes Zureden, künftig mit ihnen den Tiſch zu theilen. Ich blieb wirklich nach Schloſſers Abreiſe bei ihnen, gab den Ludwigiſchen Tiſch auf, und befand mich in dieſer geſchloſſenen Geſellſchaft um ſo wohler, als mir die Tochter vom Hauſe, ein gar hübſches, nettes Mädchen, ſehr wohl gefiel, und mir Gelegenheit ward freundliche Blicke zu wechſeln, ein Behagen, das ich ſeit dem Unfall mit Gretchen weder geſucht noch zufällig gefunden hatte. Die Stunden des Mittagseſſens brachte ich mit meinen Freunden heiter und nützlich zu. Krebel hatte mich wirk-

lich lieb und wußte mich mit Maßen zu necken und anzuregen; Pfeil hingegen bewies mir eine ernste Neigung, indem er mein Urtheil über manches zu leiten und zu bestimmen suchte.

Bei diesem Umgange wurde ich durch Gespräche, durch Beispiele und durch eigenes Nachdenken gewahr, daß der erste Schritt, um aus der wässerigen, weitschweifigen, nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Präcision und Kürze gethan werden könne. Bei dem bisherigen Styl konnte man das Gemeine nicht vom Besseren unterscheiden, weil alles unter einander in's Flache gezogen ward. Schon hatten Schriftsteller diesem breiten Unheil zu entgehen gesucht, und es gelang ihnen mehr oder weniger. Haller und Ramler waren von Natur zum Gedrängten geneigt; Lessing und Wieland sind durch Reflexion dazu geführt worden. Der erste wurde nach und nach ganz epigrammatisch in seinen Gedichten, knapp in der Minna, lakonisch in Emilia Galotti, später kehrte er erst zu einer heiteren Naivetät zurück, die ihn so wohl kleidet im Nathan. Wieland, der noch im Agathon, Don Sylvio, den komischen Erzählungen mitunter prolix gewesen war, wird in Musarion und Idris auf eine wundersame Weise gefaßt und genau, mit großer Anmuth. Klopstock, in den ersten Gesängen der Messiade, ist nicht ohne Weitschweifigkeit; in den Oden und anderen kleinen Gedichten erscheint er gedrängt, so auch in seinen Tragedien.

Durch ſeinen Wettſtreit mit den Alten, beſonders dem Tacitus, ſieht er ſich immer mehr in's Enge genöthigt, wodurch er zuletzt unverſtändlich und ungenießbar wird. Gerſtenberg, ein ſchönes aber bizarres Talent, nimmt ſich auch zuſammen, ſein Verdienſt wird geſchätzt, macht aber im Ganzen wenig Freude. Gleim, weitſchweifig, behaglich von Natur, wird kaum einmal concis in den Kriegsliedern. Ramler iſt eigentlich mehr Kritiker als Poet. Er fängt an was Deutſche im Lyriſchen geleiſtet zu ſammeln. Nun findet er, daß ihm kaum ein Gedicht völlig genug thut; er muß auslaſſen, redigiren, verändern, damit die Dinge nur einige Geſtalt bekommen. Hierdurch macht er ſich faſt ſo viel Feinde als es Dichter und Liebhaber gibt, da ſich jeder eigentlich nur an ſeinen Mängeln wieder erkennt, und das Publicum ſich eher für ein fehlerhaftes Individuelle intereſſirt, als für das, was nach einer allgemeinen Geſchmacksregel hervorgebracht oder verbeſſert wird. Die Rhythmik lag damals noch in der Wiege, und niemand wußte ein Mittel ihre Kindheit zu verkürzen. Die poetiſche Proſa nahm überhand. Geſner und Klopſtock erregten manche Nachahmer; andere wieder forderten doch ein Sylbenmaß und überſetzten dieſe Proſe in faßliche Rhythmen. Aber auch dieſe machten es niemand zu Dank: denn ſie mußten auslaſſen und zuſetzen, und das proſaiſche Original galt immer für das Beſſere. Jemehr aber bei allem dieſem das Gedrungene geſucht wird, deſto mehr wird Beurthei-

lung möglich, weil das Bedeutende, enger zusammengebracht, endlich eine sichere Vergleichung zuläßt. Es ergab sich auch zugleich, daß mehrere Arten von wahrhaft poetischen Formen entstanden: denn indem man von einem jeden Gegenstande, den man nachbilden wollte, nur das Nothwendige darzustellen suchte, so mußte man einem jeden Gerechtigkeit widerfahren lassen, und auf diese Weise, ob es gleich niemand mit Bewußtseyn that, vermannichfaltigten sich die Darstellungsweisen, unter welchen es freilich auch fratzenhafte gab, und mancher Versuch unglücklich ablief.

Ganz ohne Frage besaß Wieland unter allen das schönste Naturell. Er hatte sich früh in jenen ideellen Regionen ausgebildet, wo die Jugend so gern verweilt; da ihm aber diese durch das was man Erfahrung nennt, durch Begegnisse an Welt und Weibern verleidet wurden, so warf er sich auf die Seite des Wirklichen, und gefiel sich und andern im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am allerschönsten zeigte. Wie manche seiner glänzenden Productionen fallen in die Zeit meiner akademischen Jahre. Musarion wirkte am meisten auf mich, und ich kann mich noch des Ortes und der Stelle erinnern, wo ich den ersten Aushängebogen zu Gesicht bekam, welchen mir Oeser mittheilte. Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehen glaubte. Alles was in Wieland's Genie plastisch ist,

zeigte ſich hier auf's vollkommenſte, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon ſich zuletzt wieder mit ſeinem Mädchen und der Welt verſöhnt, ſo mag man die menſchenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben. Uebrigens gab man dieſen Werken ſehr gern einen heiteren Widerwillen gegen erhöhte Geſinnungen zu, welche, bei leicht verfehlter Anwendung auf's Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden. Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um ſo eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm ſelbſt immerfort zu ſchaffen mache.

Wie kümmerlich die Kritik ſolchen Arbeiten damals entgegen kam, läßt ſich aus den erſten Bänden der allgemeinen Deutſchen Bibliothek erſehen. Der komiſchen Erzählungen geſchieht ehrenvolle Erwähnung; aber hier iſt keine Spur von Einſicht in den Charakter der Dichtart ſelbſt. Der Recenſent hatte ſeinen Geſchmack, wie damals alle, an Beiſpielen gebildet. Hier iſt nicht bedacht, daß man vor allen Dingen bei Beurtheilung ſolcher parodiſtiſchen Werke den originalen edlen, ſchönen Gegenſtand vor Augen haben müſſe, um zu ſehen, ob der Parodiſt ihm wirklich eine ſchwache und komiſche Seite abgewonnen, ob er ihm etwas geborgt, oder, unter dem Schein einer ſolchen Nachahmung, vielleicht gar ſelbſt eine treffliche Erfindung geliefert? Von allem dem ahnet man nichts, ſondern die Gedichte werden

ſtellenweis gelobt und getadelt. Der Recenſent hat, wie er ſelbſt geſteht, ſo viel was ihm gefallen angeſtrichen, daß er nicht einmal im Druck alles anführen kann. Kommt man nun gar der höchſt verdienſtlichen Ueberſetzung Shakeſpeare's mit dem Ausruf entgegen: „Von rechtswegen ſollte man einen Mann wie Shakeſpeare gar nicht überſetzt haben“: ſo begreift ſich ohne weiteres, wie unendlich weit die allgemeine Deutſche Bibliothek in Sachen des Geſchmacks zurück war, und daß junge Leute, von wahrem Gefühl belebt, ſich nach anderen Leitſternen umzuſehen hatten.

Den Stoff, der auf dieſe Weiſe mehr oder weniger die Form beſtimmte, ſuchten die Deutſchen überall auf. Sie hatten wenig oder keine Nationalgegenſtände behandelt. Schlegel's Herrmann deutete nur darauf hin. Die idylliſche Tendenz verbreitete ſich unendlich. Das Charakterloſe der Gesneriſchen, bei großer Anmuth und kindlicher Herzlichkeit, machte jeden glauben, daß er etwas Aehnliches vermöge. Eben ſo bloß aus dem Allgemeinmenſchlichen gegriffen waren jene Gedichte, die ein Fremdnationelles darſtellen ſollten, z. B. die Jüdiſchen Schäfergedichte, überhaupt die patriarchaliſchen und was ſich ſonſt auf das alte Teſtament bezog. Bodmer's Noachide war ein vollkommenes Symbol der um den Deutſchen Parnaß angeſchwollenen Waſſerfluth, die ſich nur langſam verlief. Das Anakreontiſche Gegängel ließ gleichfalls unzählige mittelmäßige Köpfe im Brei-

ten herumſchwanken. Die Präciſion des Horaz nöthigte die Deutſchen, doch nur langſam, ſich ihm gleichzuſtellen. Komiſche Heldengedichte, meiſt nach dem Vorbild von Pope's Lockenraub, dienten auch nicht, eine beſſere Zeit herbeizuführen.

Noch muß ich hier eines Wahnes gedenken, der ſo ernſthaft wirkte als er lächerlich ſeyn muß, wenn man ihn näher beleuchtet. Die Deutſchen hatten nunmehr genugſam hiſtoriſche Kenntniß von allen Dichtarten, worin ſich die verſchiedenen Nationen ausgezeichnet hatten. Von Gottſched war ſchon dieſes Fächerwerk, welches eigentlich den innern Begriff von Poeſie zu Grunde richtet, in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt ziemlich vollſtändig zuſammengezimmert und zugleich nachgewieſen, daß auch ſchon Deutſche Dichter mit vortrefflichen Werken alle Rubriken auszufüllen gewußt. Und ſo ging es denn immer fort. Jedes Jahr wurde die Collection anſehnlicher, aber auch jedes Jahr vertrieb eine Arbeit die andere aus dem Local, in dem ſie bisher geglänzt hatte. Wir beſaßen nunmehr, wo nicht Homere, doch Virgile und Miltone, wo nicht einen Pindar, doch einen Horaz; an Theokriten war kein Mangel; und ſo wiegte man ſich mit Vergleichungen nach außen, indem die Maſſe poetiſcher Werke immer wuchs, damit auch endlich eine Vergleichung nach innen ſtattfinden konnte.

Stand es nun mit den Sachen des Geſchmackes auf einem ſehr ſchwankenden Fuße, ſo konnte man jener

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16250/376

Epoche auf keine Weise streitig machen, daß innerhalb des protestantischen Theils von Deutschland und der Schweiz sich dasjenige gar lebhaft zu regen anfing, was man Menschenverstand zu nennen pflegt. Die Schulphilosophie, welche jederzeit das Verdienst hat, alles dasjenige wornach der Mensch nur fragen kann, nach angenommenen Grundsätzen, in einer bestimmten Ordnung, unter bestimmten Rubriken vorzutragen, hatte sich durch das oft Dunkle und Unnützscheinende ihres Inhalts, durch unzeitige Anwendung einer an sich respectablen Methode und durch die allzugroße Verbreitung über so viele Gegenstände, der Menge fremd, ungenießbar und endlich entbehrlich gemacht. Mancher gelangte zur Ueberzeugung, daß ihm wohl die Natur so viel guten und geraden Sinn zur Ausstattung gegönnt habe, als er ungefähr bedürfe, sich von den Gegenständen einen so deutlichen Begriff zu machen, daß er mit ihnen fertig werden, und zu seinem und anderer Nutzen damit gebahren könne, ohne gerade sich um das Allgemeinste mühsam zu bekümmern und zu forschen, wie doch die entferntesten Dinge, die uns nicht sonderlich berühren, wohl zusammenhängen möchten? Man machte den Versuch, man that die Augen auf, sah gerade vor sich hin, war aufmerksam, fleißig, thätig, und glaubte, wenn man in seinem Kreis richtig urtheile und handle, sich auch wohl herausnehmen zu dürfen, über anderes, was entfernter lag, mitzusprechen.

Nach einer ſolchen Vorſtellung war nun jeder berechtiget, nicht allein zu philoſophiren, ſondern ſich auch nach und nach für einen Philoſophen zu halten. Die Philoſophie war alſo ein mehr oder weniger geſunder und geübter Menſchenverſtand, der es wagte, in's allgemeine zu geben und über innere und äußere Erfahrungen abzuſprechen. Ein heller Scharfſinn und eine beſondere Mäßigkeit, indem man durchaus die Mittelſtraße und Billigkeit gegen alle Meinungen für das Rechte hielt, verſchaffte ſolchen Schriften und mündlichen Aeußerungen Anſehen und Zutrauen, und ſo fanden ſich zuletzt Philoſophen in allen Facultäten, ja in allen Ständen und Hantierungen.

Auf dieſem Wegen mußten die Theologen ſich zu der ſogenannten natürlichen Religion hinneigen, und wenn zur Sprache kam, in wiefern das Licht der Natur uns in der Erkenntniß Gottes, der Verbeſſerung und Veredlung unſerer ſelbſt zu fördern hinreichend ſey, ſo wagte man gewöhnlich ſich zu deſſen Gunſten ohne viel Bedenken zu entſcheiden. Aus jenem Mäßigkeitsprincip gab man ſodann ſämmtlichen poſitiven Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der andern gleichgültig und unſicher wurde. Uebrigens ließ man denn doch aber alles beſtehen, und weil die Bibel ſo voller Gehalt iſt, daß ſie mehr als jedes andere Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menſchlichen Dinge darbietet, ſo konnte ſie durchaus nach wie

vor bei allen Canzelreden und sonstigen religiosen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden.

Allein diesem Werke stand, so wie den sämmtlichen Profanscribenten, noch ein eigenes Schicksal bevor, welches im Laufe der Zeit nicht abzuwenden war. Man hatte nämlich bisher auf Treu' und Glauben angenommen, daß dieses Buch der Bücher in Einem Geiste verfaßt, ja daß es von dem göttlichen Geiste eingehaucht und gleichsam dictirt sey. Doch waren schon längst von Gläubigen und Ungläubigen die Ungleichheiten der verschiedenen Theile desselben bald gerügt, bald vertheidigt worden. Engländer, Franzosen, Deutsche hatten die Bibel mit mehr oder weniger Heftigkeit, Scharfsinn, Frechheit, Muthwillen angegriffen, und eben so war sie wieder von ernsthaften, wohldenkenden Menschen einer jeden Nation in Schutz genommen worden. Ich für meine Person hatte sie lieb und werth: denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen. Mir mißfielen daher die ungerechten, spöttlichen und verdrehenden Angriffe; doch war man damals schon so weit, daß man theils als einen Hauptvertheidigungsgrund vieler Stellen sehr willig annahm, Gott habe sich nach der Denkweise und Fassungskraft der Menschen gerichtet, ja die vom Geiste getriebenen hätten doch deßwegen nicht

ihren

ihren Charakter, ihre Individualität verläugnen können, und Amos als Kuhhirte führe nicht die Sprache Jesaias, welcher ein Prinz soll gewesen seyn.

Aus solchen Gesinnungen und Ueberzeugungen entwickelte sich, besonders bei immer wachsenden Sprachkenntnissen, gar natürlich jene Art des Studiums, daß man die orientalischen Localitäten, Nationalitäten, Naturproducte und Erscheinungen genauer zu studiren und sich auf diese Weise jene alte Zeit zu vergegenwärtigen suchte. Michaelis legte die ganze Gewalt seines Talents und seiner Kenntnisse auf diese Seite. Reisebeschreibungen wurden ein kräftiges Hülfsmittel zu Erklärung der heiligen Schriften, und neuere Reisende, mit vielen Fragen ausgerüstet, sollten durch Beantwortung derselben für die Propheten und Apostel zeugen.

Indessen aber man von allen Seiten bemüht war, die heiligen Schriften zu einem natürlichen Anschauen heranzuführen, und die eigentliche Denk- und Vorstellungsweise derselben allgemeiner faßlich zu machen, damit durch diese historisch-kritische Ansicht mancher Einwurf beseitigt, manches Anstößige getilgt und jede schale Spötterey unwirksam gemacht würde, so trat in einigen Männern gerade die entgegengesetzte Sinnesart hervor, indem solche die dunkelsten, geheimnißvollsten Schriften zum Gegenstand ihrer Betrachtungen wählten, und solche aus sich selbst durch Conjecturen, Rechnungen und andere geistreiche und seltsame Combinationen, zwar nicht

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

aufhellen, aber doch bekräftigen und, inſofern ſie Weiſſagungen enthielten, durch den Erfolg begründen und dadurch einen Glauben an das Nächſtzuerwartende rechtfertigen wollten.

Der ehrwürdige Bengel hatte ſeinen Bemühungen um die Offenbarung Johannis dadurch einen entſchiedenen Eingang verſchafft, daß er als ein verſtändiger, rechtſchaffener, gottesfürchtiger, als ein Mann ohne Tadel bekannt war. Tiefe Gemüther ſind genöthigt, in der Vergangenheit ſo wie in der Zukunft zu leben. Das gewöhnliche Treiben der Welt kann ihnen von keiner Bedeutung ſeyn, wenn ſie nicht in dem Verlauf der Zeiten bis zur Gegenwart, enthüllte Prophezeyungen, und in der nächſten wie in der fernſten Zukunft, verhüllte Weiſſagungen verehren. Hierdurch entſpringt ein Zuſammenhang, der in der Geſchichte vermißt wird, die uns nur ein zufälliges Hin- und Wiederſchwanken in einem nothwendig geſchloſſenen Kreiſe zu überliefern ſcheint. Doctor Cruſius gehörte zu denen, welchen der prophetiſche Theil der heiligen Schriften am meiſten zuſagte, indem er die zwey entgegengeſetzteſten Eigenſchaften des menſchlichen Weſens zugleich in Thätigkeit ſetzt, das Gemüth und den Scharfſinn. Dieſer Lehre hatten ſich viele Jünglinge gewidmet, und bildeten ſchon eine anſehnliche Maſſe, die um deſto mehr in die Augen fiel, als Erneſti mit den Seinigen das Dunkel, in welchem jene ſich gefielen, nicht aufzuhellen, ſondern völlig zu vertreiben

drohte. Daraus entſtanden Händel, Haß und Verfolgung und manches Unannehmliche. Ich hielt mich zur klaren Partey und ſuchte mir ihre Grundſätze und Vortheile zuzueignen, ob ich mir gleich zu ahnen erlaubte, daß durch dieſe höchſt löbliche, verſtändige Auslegungsweiſe zuletzt der poetiſche Gehalt jener Schriften mit dem prophetiſchen verloren gehen müſſe.

Näher aber lag denen, welche ſich mit Deutſcher Literatur und ſchönen Wiſſenſchaften abgaben, die Bemühung ſolcher Männer, die, wie Jeruſalem, Zollikofer, Spalding, in Predigten und Abhandlungen durch einen guten und reinen Styl, der Religion und der ihr ſo nah verwandten Sittenlehre, auch bei Perſonen von einem gewiſſen Sinn und Geſchmack, Beifall und Anhänglichkeit zu erwerben ſuchten. Eine gefällige Schreibart fing an durchaus nöthig zu werden, und weil eine ſolche vor allen Dingen faßlich ſeyn muß, ſo ſtanden von vielen Seiten Schriftſteller auf, welche von ihren Studien, ihrem Metier klar, deutlich, eindringlich, und ſowohl für die Kenner als für die Menge zu ſchreiben unternahmen.

Nach dem Vorgange eines Ausländers, Tiſſot, fingen nunmehr auch die Aerzte mit Eifer an auf die allgemeine Bildung zu wirken. Sehr großen Einfluß hatten Haller, Unzer, Zimmermann, und was man im einzelnen gegen ſie, beſonders gegen den letzten auch ſagen mag, ſie waren zu ihrer Zeit ſehr wirkſam. Und davon

sollte in der Geschichte, vorzüglich aber in der Biographie die Rede seyn: denn nicht insofern der Mensch etwas zurückläßt, sondern insofern er wirkt und genießt und andere zu wirken und zu genießen anregt, bleibt er von Bedeutung.

Die Rechtsgelehrten, von Jugend auf gewöhnt an einen abstrusen Styl, welcher sich in allen Expeditionen, von der Kanzellen des unmittelbaren Ritters bis auf den Reichstag zu Regensburg, auf die barockste Weise erhielt, konnten sich nicht leicht zu einer gewissen Freiheit erheben, um so weniger, als die Gegenstände, welche sie zu behandeln hatten, mit der äußern Form und folglich auch mit dem Styl aufs genaueste zusammenhingen. Doch hatte der jüngere von Moser sich schon als ein freier und eigenthümlicher Schriftsteller bewiesen und Pütter durch die Klarheit seines Vortrags auch Klarheit in seinen Gegenstand und den Styl gebracht, womit er behandelt werden sollte. Alles was aus seiner Schule hervorging, zeichnete sich dadurch aus. Und nun fanden die Philosophen selbst sich genöthigt, um popular zu seyn, auch deutlich und faßlich zu schreiben. Mendelsohn, Garve traten auf und erregten allgemeine Theilnahme und Bewunderung.

Mit der Bildung der Deutschen Sprache und des Styls in jedem Fache wuchs auch die Urtheilsfähigkeit, und wir bewundern in jener Zeit Recensionen von Werken über religiöse und sittliche Gegenstände, so wie über

ärztliche; wenn wir dagegen bemerken, daß die Beurtheilungen von Gedichten und was sich sonst auf schöne Literatur beziehen mag, wo nicht erbärmlich, doch wenigstens sehr schwach befunden werden. Dieses gut sogar von den Literaturbriefen und von der allgemeinen Deutschen Bibliothek, wie von der Bibliothek der schönen Wissenschaften, wovon man gar leicht bedeutende Beispiele anführen könnte.

Dieses alles mochte jedoch so bunt durch einander gehen als es wollte, so blieb einem jeden, der etwas aus sich zu produciren gedachte, der nicht seinen Vorgängern die Worte und Phrasen nur aus dem Munde nehmen wollte, nichts weiter übrig, als sich früh und spät nach einem Stoffe umzusehen, den er zu benutzen gedächte. Auch hier wurden wir sehr in der Irre herumgeführt. Man trug sich mit einem Worte von Kleist, das wir oft genug hören mußten. Er hatte nämlich gegen diejenigen, welche ihn wegen seiner öftern einsamen Spaziergänge beriefen, scherzhaft, geistreich und wahrhaft geantwortet: er sey dabei nicht müßig, er gehe auf die Wilderjagd. Einem Edelmann und Soldaten ziemte dieß Gleichniß wohl, der sich dadurch Männern seines Standes gegenüber stellte, die mit der Flinte im Arm auf die Hasen- und Hühnerjagd, so oft sich nur Gelegenheit zeigte, auszugehen nicht versäumten. Wir finden daher in Kleistens Gedichten von solchen einzelnen, glücklich aufgehaschten, obgleich nicht immer glücklich verar-

beiteten Bildern gar manches, was uns freundlich an die Natur erinnert. Nun aber ermahnte man uns auch ganz ernſtlich, auf die Bilderjagd auszugehen, die uns denn doch zuletzt nicht ganz ohne Frucht ließ, obgleich Apels Garten, die Kuchengärten, das Roſenthal, Gelis, Raſchwitz und Konnewitz das wunderlichſte Revier ſeyn mochte, um poetiſches Wildpret darin aufzuſuchen. Und doch ward ich aus jenem Anlaß öfters bewogen, meinen Spaziergang einſam anzuſtellen, und weil weder von ſchönen, noch erhabenen Gegenſtänden dem Beſchauer viel entgegentrat, und in dem wirklich herrlichen Roſenthale zur beſten Jahrszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen, ſo ward ich, bei unermüdet fortgeſetzter Bemühung, auf das Kleinleben der Natur, (ich möchte dieſes Wort nach der Analogie von Stillleben gebrauchen), höchſt aufmerkſam, und weil die zierlichen Begebenheiten, die man in dieſem Kreiſe gewahr wird, an und für ſich wenig vorſtellen, ſo gewöhnte ich mich, in ihnen eine Bedeutung zu ſehen, die ſich bald gegen die ſymboliſche, bald gegen die allegoriſche Seite hinneigte, je nachdem Anſchauung, Gefühl oder Reflexion das Uebergewicht behielt. Ein Ereigniß, ſtatt vieler, gedenke ich zu erzählen.

Ich war, nach Menſchenweiſe, in meinen Namen verliebt und ſchrieb ihn, wie junge und ungebildete Leute zu thun pflegen, überall an. Einſt hatte ich ihn auch ſehr ſchön und genau in die glatte Rinde eines Linden-

baums von mäßigem Alter geſchnitten. Den Herbſt darauf, als meine Neigung zu Annetten in ihrer beſten Blüthe war, gab ich mir die Mühe, den ihrigen oben darüber zu ſchneiden. Indeſſen hatte ich gegen Ende des Winters, als ein launiſcher Liebender, manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um ſie zu quälen und ihr Verdruß zu machen: Frühjahrs beſuchte ich zufällig die Stelle, und der Saft, der mächtig in die Bäume trat, war durch die Einſchnitte, die ihren Namen bezeichneten, und die noch nicht verharſcht waren, hervorgequollen und benetzte mit unſchuldigen Pflanzenthränen die ſchon hart gewordenen Züge des meinigen. Sie alſo hier über mich weinen zu ſehen, der ich oft ihre Thränen durch meine Unarten hervorgerufen hatte, ſetzte mich in Beſtürzung. In Erinnerung meines Unrechts und ihrer Liebe kamen mir ſelbſt die Thränen in die Augen, ich eilte, ihr alles doppelt und dreyfach abzubitten, verwandelte dieß Ereigniß in eine Idylle, die ich niemals ohne Neigung leſen und ohne Rührung andern vortragen konnte.

Indem ich nun, als ein Schäfer an der Pleiße, mich in ſolche zarte Gegenſtände kindlich genug vertiefte, und immer nur ſolche wählte, die ich geſchwind in meinen Buſen zurückführen konnte, ſo war für Deutſche Dichter von einer größeren und wichtigeren Seite her längſt geſorgt geweſen.

Der erſte wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt

kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die Deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung muß schal seyn oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehn. Könige sind darzustellen in Krieg und Gefahr, wo sie eben dadurch als die Ersten erscheinen, weil sie das Schicksal des Allerletzten bestimmen und theilen, und dadurch viel interessanter werden als die Götter selbst, die, wenn sie Schicksale bestimmt haben, sich der Theilnahme derselben entziehen. In diesem Sinne muß jede Nation, wenn sie für irgend etwas gelten will, eine Epopöe besitzen, wozu nicht gerade die Form des epischen Gedichts nöthig ist.

Die Kriegslieder, von Gleim angestimmt, behaupten deßwegen einen so hohen Rang unter den Deutschen Gedichten, weil sie mit und in der That entsprungen sind, und noch überdieß, weil an ihnen die glückliche Form, als hätte sie ein Mitstreitender in den höchsten Augenblicken hervorgebracht, uns die vollkommenste Wirksamkeit empfinden läßt.

Ramler singt auf eine andere, höchst würdige Weise die Thaten seines Königs. Alle seine Gedichte sind gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerhebenden Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth.

Denn der innere Gehalt des bearbeiteten Gegenstan-

des iſt der Anfang und das Ende der Kunſt. Man wird zwar nicht läugnen, daß das Genie, das ausgebildete Kunſttalent, durch Behandlung aus allem alles machen und den widerſpänſtigſten Stoff bezwingen könne. Genau beſehen entſteht aber alsdann immer mehr ein Kunſtſtück als ein Kunſtwerk, welches auf einem würdigen Gegenſtande ruhen ſoll, damit uns zuletzt die Behandlung, durch Geſchick, Mühe und Fleiß, die Würde des Stoffes nur deſto glücklicher und herrlicher entgegenbringe.

Die Preußen und mit ihnen das proteſtantiſche Deutſchland gewannen alſo für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartey fehlte und deſſen Mangel ſie durch keine nachherige Bemühung hat erſetzen können. An dem großen Begriffe, den die Preußiſchen Schriftſteller von ihrem König hegen durften, bauten ſie ſich erſt heran, und um deſto eifriger, als derjenige, in deſſen Namen ſie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wiſſen wollte. Schon früher war durch die Franzöſiſche Colonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieſer Nation und für ihre Finanzanſtalten, eine Maſſe Franzöſiſcher Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutſchen höchſt förderlich ward, indem ſie dadurch zu Widerſpruch und Widerſtreben aufgefordert wurden; eben ſo war die Abneigung Friedrichs gegen das Deutſche für die Bildung des Literarweſens ein Glück. Man that alles,

um ſich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, ſondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf Deutſche Weiſe, nach innerer Ueberzeugung, man that was man für recht erkannte, und wünſchte und wollte, daß der König dieſes Deutſche Rechte anerkennen und ſchätzen ſolle. Dieß geſchah nicht und konnte nicht geſchehen: denn wie kann man von einem König, der geiſtig leben und genießen will, verlangen, daß er ſeine Jahre verliere, um das, was er für barbariſch hält, nur allzuſpät entwickelt und genießbar zu ſehen? In Handwerks- und Fabrik-Sachen mochte er wohl ſich, beſonders aber ſeinem Volke, ſtatt fremder vortrefflicher Waaren, ſehr mäßige Surrogate aufnöthigen; aber hier geht alles geſchwinder zur Vollkommenheit, und es braucht kein Menſchenleben, um ſolche Dinge zur Reife zu bringen.

Eines Werks aber, der wahrſten Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutſchem Nationalgehalt muß ich hier vor allen ehrenvoll erwähnen: es iſt die erſte, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduction, von ſpecifiſch temperärem Gehalt, die deßwegen auch eine nie zu berechnende Wirkung that: Minna von Barnhelm. Leſſing, der, im Gegenſatze von Klopſtock und Gleim, die perſönliche Würde gern wegwarf, weil er ſich zutraute, ſie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel ſich in einem zerſtreuten Wirthshaus- und Welt-

Leben, da er gegen ſein mächtig arbeitendes Innere ſtets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und ſo hatte er ſich auch in das Gefolge des Generals Tauentzien begeben. Man erkennt leicht, wie genanntes Stück zwiſchen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt iſt. Dieſe Production war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literariſchen und bürgerlichen, in welcher ſich die Dichtkunſt bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete.

Die gehäſſige Spannung, in welcher Preußen und Sachſen ſich während dieſes Kriegs gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung deſſelben nicht aufgehoben werden. Der Sachſe fühlte nun erſt recht ſchmerzlich die Wunden, die ihm der überſtolz gewordene Preuße geſchlagen hatte. Durch den politiſchen Frieden konnte der Friede zwiſchen den Gemüthern nicht ſogleich hergeſtellt werden. Dieſes aber ſollte gedachtes Schauſpiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächſinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrſinn der Preußen, und ſowohl an den Hauptperſonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerſtrebender Elemente kunſtgemäß dargeſtellt.

Habe ich durch dieſe curſoriſchen und deſultoriſchen Bemerkungen über Deutſche Literatur meine Leſer in einige Verwirrung geſetzt, ſo iſt es mir geglückt, eine Vorſtellung von jenem chaotiſchen Zuſtande zu geben,

in welchem sich mein armes Gehirn befand, als, im Conflict zweyer, für das literarische Vaterland so bedeutender Epochen, so viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, so viel Altes sein Recht noch über mich gelten machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug, mich aus dieser Noth, wenn auch nur Schritt vor Schritt zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen.

Die weitschweifige Periode, in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treufleißig, in Gesellschaft so vieler würdigen Männer, durchgearbeitet. Die mehreren Quartbände Manuscript, die ich meinem Vater zurückließ, konnten zum genugsamen Zeugnisse dienen, und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Versätzen war mehr aus Mißmuth als aus Ueberzeugung in Rauch aufgegangen! Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meinung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sey. Denn bei der großen Beschränktheit meines Zustandes, bei der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bei ganz unbedeutenden Natur-

gegenſtänden war ich genöthigt, alles in mir ſelbſt zu ſuchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, ſo mußte ich in meinen Buſen greifen: forderte ich zu poetiſcher Darſtellung eine unmittelbare Anſchauung des Gegenſtandes, der Begebenheit, ſo durfte ich nicht aus dem Kreiſe heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Intereſſe einzuflößen geeignet war. In dieſem Sinne ſchrieb ich zuerſt gewiſſe kleine Gedichte in Liederform oder freierem Sylbenmaß; ſie entſpringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen und nehmen meiſt eine epigrammatiſche Wendung.

Und ſo begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige was mich erfreute oder quälte, oder ſonſt beſchäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir ſelbſt abzuſchließen, um ſowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deßhalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nöthiger als mir, den ſeine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles was daher von mir bekannt geworden, ſind nur Bruchſtücke einer großen Confeſſion, welche vollſtändig zu machen dieſes Büchlein ein gewagter Verſuch iſt.

Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Aennchen übergetragen, von der ich nicht mehr zu ſagen wüßte als daß ſie jung, hübſch, munter, liebe-

voll und ſo angenehm war, daß ſie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgeſtellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt als zu empfangen. Ich ſah ſie täglich ohne Hinderniſſe, ſie half die Speiſen bereiten, die ich genoß, ſie brachte mir wenigſtens Abends den Wein, den ich trank, und ſchon unſere mittägige abgeſchloſſene Tiſchgeſellſchaft war Bürge, daß das kleine, von wenig Gäſten außer der Meſſe beſuchte Haus ſeinen guten Ruf wohl verdiente. Es fand ſich zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit und Luſt. Da ſie ſich aber aus dem Hauſe wenig entfernen konnte noch durfte, ſo wurde denn doch der Zeitvertreib etwas mager. Wir ſangen die Lieder von Zachariä, ſpielten den Herzog Michel von Krüger, wobei ein zuſammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall vertreten mußte, und ſo ging es eine Zeit lang noch ganz leidlich. Weil aber dergleichen Verhältniſſe, je unſchuldiger ſie ſind, deſto weniger Mannichfaltigkeit auf die Dauer gewähren, ſo ward ich von jener böſen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quäleren der Geliebten eine Unterhaltung zu ſchaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyranniſchen Grillen zu beherrſchen. Die böſe Laune über das Mißlingen meiner poetiſchen Verſuche, über die anſcheinende Unmöglichkeit hierüber in's klare zu kommen, und über alles was

mich hie und da ſonſt kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslaſſen zu dürfen, weil ſie mich wirklich von Herzen liebte und was ſie nur immer konnte, mir zu Gefallen, that. Durch ungegründete und abgeſchmackte Eiferſüchteleyen verdarb ich mir und ihr die ſchönſten Tage. Sie ertrug es eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich grauſam genug war aufs äußerſte zu treiben. Allein zu meiner Beſchämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß ſich ihr Gemüth von mir entfernt habe, und daß ich nun wohl zu den Tollheiten berechtigt ſeyn möchte, die ich mir ohne Noth und Urſache erlaubt hatte. Es gab auch ſchreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann; und nun fühlte ich erſt, daß ich ſie wirklich liebte und daß ich ſie nicht entbehren könne. Meine Leidenſchaft wuchs und nahm alle Formen an, deren ſie unter ſolchen Umſtänden fähig iſt; ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mögliche ſuchte ich hervor, um ihr gefällig zu ſeyn, ihr ſogar durch andere Freude zu verſchaffen: denn ich konnte mir die Hoffnung, ſie wieder zu gewinnen, nicht verſagen. Allein es war zu ſpät! ich hatte ſie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir ſelbſt rächte, indem ich auf mancherlei unſinnige Weiſe in meine phyſiſche Natur ſtürmte, um der ſittlichen etwas zu Leide zu thun, hat ſehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der beſten Jahre meines Lebens ver-

lor; ja ich wäre vielleicht an dieſem Verluſt völlig zu Grunde gegangen, hätte ſich hier nicht das poetiſche Talent mit ſeinen Heilkräften beſonders hülfreich erwieſen.

Schon früher hatte ich in manchen Intervallen meine Unart deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich ſie ſo ganz ohne Noth von mir verletzt ſah. Ich ſtellte mir ihre Lage, die meinige und dagegen den zufriedenen Zuſtand eines andern Paares aus unſerer Geſellſchaft ſo oft und ſo umſtändlich vor, daß ich endlich nicht laſſen konnte dieſe Situation, zu einer quälenden und belehrenden Buße, dramatiſch zu behandeln. Daraus entſprang die älteſte meiner überbliebenen dramatiſchen Arbeiten, das kleine Stück, die Laune des Verliebten, an deſſen unſchuldigem Weſen man zugleich den Drang einer ſiedenden Leidenſchaft gewahr wird.

Allein mich hatte eine tiefe, bedeutende drangvolle Welt ſchon früher angeſprochen. Bei meiner Geſchichte mit Gretchen und an den Folgen derſelben hatte ich zeitig in die ſeltſamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt iſt. Religion, Sitte, Geſetz, Stand, Verhältniſſe, Gewohnheit, alles beherrſcht nur die Oberfläche des ſtädtiſchen Daſeyns. Die von herrlichen Häuſern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und jederman beträgt ſich daſelbſt anſtändig genug; aber im Innern ſieht es öfters um deſto wüſter aus, und ein glattes Aeußere übertüncht, als

ein

ein ſchwacher Bewurf, manches morſche Gemäuer, das über Nacht zuſammenſtürzt, und eine deſto ſchrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zuſtand hereinbricht. Wie viele Familien hatte ich nicht ſchon näher und ferner durch Banqueroute, Eheſcheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebſtähle, Vergiftungen entweder in's Verderben ſtürzen, oder auf dem Rande kümmerlich erhalten ſehen, und hatte, ſo jung ich war, in ſolchen Fällen zu Rettung und Hülfe öfters die Hand geboten: denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verſchwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit keine Opfer ſcheute und in den gefährlichſten Fällen am liebſten wirken mochte, ſo fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vertuſchen, den Wetterſtrahl abzuleiten, und was ſonſt nur alles geleiſtet werden kann; wobei es nicht fehlen konnte daß ich ſowohl an mir ſelbſt, als durch andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um mir Luft zu verſchaffen entwarf ich mehrere Schauſpiele und ſchrieb die Expoſitionen von den meiſten. Da aber die Verwickelungen jederzeit ängſtlich werden mußten, und faſt alle dieſe Stücke mit einem tragiſchen Ende drohten, ließ ich eins nach dem andern fallen. Die Mitſchuldigen ſind das einzige fertig gewordene, deſſen heiteres und burleskes Weſen auf dem düſteren Familiengrunde als von etwas Bänglichem begleitet erſcheint, ſo daß es bei der Vorſtellung im ganzen ängs-

ſtiget, wenn es im einzelnen ergötzt. Die hart ausgeſprochenen widergeſetzlichen Handlungen verletzen das äſthetiſche und moraliſche Gefühl, und deßwegen konnte das Stück auf dem Deutſchen Theater keinen Eingang gewinnen, obgleich die Nachahmungen deſſelben, welche ſich fern von jenen Klippen gehalten, mit Beifall aufgenommen worden.

Beide genannte Stücke jedoch ſind, ohne daß ich mir deſſen bewußt geweſen wäre, in einem höheren Geſichtspuncte geſchrieben. Sie deuten auf eine vorſichtige Duldung bei moraliſcher Zurechnung, und ſprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchſt chriſtliche Wort ſpielend aus: wer ſich ohne Sünde fühlt, der hebe den erſten Stein auf.

Ueber dieſen Ernſt, der meine erſten Stücke verdüſterte, beging ich den Fehler, ſehr günſtige Motive zu verſäumen, welche ganz entſchieden in meiner Natur lagen. Es entwickelte ſich nämlich unter jenen ernſten, für einen jungen Menſchen fürchterlichen Erfahrungen in mir ein verwegener Humor, der ſich dem Augenblick überlegen fühlt, nicht allein keine Gefahr ſcheut, ſondern ſie vielmehr muthwillig herbeilockt. Der Grund davon lag in dem Uebermuthe, in welchem ſich das kräftige Alter ſo ſehr gefällt, und der, wenn er ſich poſſenhaft äußert, ſowohl im Augenblick als in der Erinnerung viel Vergnügen macht. Dieſe Dinge ſind ſo gewöhnlich, daß ſie in dem Wörterbuche unſerer jungen

akademiſchen Freunde Suiten genannt werden, und daß man, wegen der nahen Verwandtſchaft, eben ſo gut Suiten reißen ſagt, als Poſſen reißen.

Solche humoriſtiſche Kühnheiten, mit Geiſt und Sinn auf das Theater gebracht, ſind von der größten Wirkung. Sie unterſcheiden ſich von der Intrigue dadurch, daß ſie momentan ſind, und daß ihr Zweck, wenn ſie ja einen haben ſollten, nicht in der Ferne liegen darf. Beaumarchais hat ihren ganzen Werth gefaßt, und die Wirkungen ſeiner Figaro's entſpringen vorzüglich daher. Wenn nun ſolche gutmüthige Schalks- und Halbſchelmen-Streiche zu edlen Zwecken, mit perſönlicher Gefahr ausgeübt werden, ſo ſind die daraus entſpringenden Situationen, äſthetiſch und moraliſch betrachtet, für das Theater von dem größten Werth; wie denn z. B. die Oper: der Waſſerträger, vielleicht das glücklichſte Sujet behandelt, das wir je auf dem Theater geſehen haben.

Um die unendliche Langeweile des täglichen Lebens zu erheitern übte ich unzählige ſolcher Streiche, theils ganz vergeblich, theils zu Zwecken meiner Freunde, denen ich gern gefällig war. Für mich ſelbſt wüßte ich nicht, daß ich ein einzig Mal hiebei abſichtlich gehandelt hätte, auch kam ich niemals darauf, ein Unterfangen dieſer Art als einen Gegenſtand für die Kunſt zu betrachten; hätte ich aber ſolche Stoffe, die mir ſo nahe zur Hand lagen, ergriffen und ausgebildet, ſo wären meine erſten

Arbeiten heiterer und brauchbarer gewesen. Einiges, was hieher gehört, kommt zwar später bei mir vor, aber einzeln und absichtlos.

Denn da uns das Herz immer näher liegt als der Geist, und uns dann zu schaffen macht, wenn dieser sich wohl zu helfen weiß, so waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten erschienen. Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über alle das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Auch hier suchte ich das, was mich quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgend einem Reim loszuwerden, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und auf die besondersten Umstände bezogen, kaum jemand anderes interessiren konnten als mich selbst.

Meine äußeren Verhältnisse hatten sich indessen nach Verlauf weniger Zeit gar sehr verändert. Madame Böhme war nach einer langen und traurigen Krankheit endlich gestorben; sie hatte mich zuletzt nicht mehr vor sich gelassen. Ihr Mann konnte nicht sonderlich mit mir zufrieden seyn; ich schien ihm nicht fleißig genug und zu leichtsinnig. Besonders nahm er es mir sehr übel, als ihm verrathen wurde, daß ich im Deutschen Staatsrechte, anstatt gehörig nachzuschreiben, die darin aufgeführten Personen, als den Kammerrichter, die Prä-

ſidenten und Beiſitzer, mit ſeltſamen Perrücken an dem Rand meines Heftes abgebildet und durch dieſe Poſſen meine aufmerkſamen Nachbarn zerſtreut und zum Lachen gebracht hatte. Er lebte nach dem Verluſt ſeiner Frau noch eingezogener als vorher, und ich vermied ihn zuletzt, um ſeinen Vorwürfen auszuweichen. Beſonders aber war es ein Unglück, daß Gellert ſich nicht der Gewalt bedienen wollte, die er über uns hätte ausüben können. Freilich hatte er nicht Zeit den Beichtvater zu machen, und ſich nach der Sinnesart und den Gebrechen eines jeden zu erkundigen; daher nahm er die Sache ſehr im ganzen und glaubte uns mit den kirchlichen Anſtalten zu bezwingen; deßwegen er gewöhnlich, wenn er uns einmal vor ſich ließ, mit geſenktem Köpfchen und der weinerlich angenehmen Stimme zu fragen pflegte, ob wir denn auch fleißig in die Kirche gingen, wer unſer Beichtvater ſey und ob wir das heilige Abendmahl genöſſen? Wenn wir nun bei dieſem Examen ſchlecht beſtanden, ſo wurden wir mit Wehklagen entlaſſen; wir waren mehr verdrießlich als erbaut, konnten aber doch nicht umhin den Mann herzlich lieb zu haben.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht unterlaſſen, aus meiner frühern Jugend etwas nachzuholen, um anſchaulich zu machen, wie die großen Angelegenheiten der kirchlichen Religion mit Folge und Zuſammenhang behandelt werden müſſen, wenn ſie ſich fruchtbar, wie man von ihr erwartet, beweiſen ſoll. Der proteſtantiſche Gottes-

dienſt hat zu wenig Fülle und Conſequenz, als daß er die Gemeine zuſammen halten könnte; daher geſchieht es leicht, daß Glieder ſich von ihr abſondern und entweder kleine Gemeinen bilden, oder, ohne kirchlichen Zuſammenhang, neben einander gerubig ihr bürgerliches Weſen treiben. So klagte man ſchon vor geraumer Zeit, die Kirchgänger verminderten ſich von Jahr zu Jahr und in eben dem Verhältniß die Perſonen, welche den Genuß des Nachtmahls verlangten. Was beides, beſonders aber das letztere betrifft, liegt die Urſache ſehr nah; doch wer wagt ſie auszuſprechen? Wir wollen es verſuchen.

In ſittlichen und religieſen Dingen, eben ſowohl als in phyſiſchen und bürgerlichen, mag der Menſch nicht gern etwas aus dem Stegreife thun; eine Folge, woraus Gewohnheit entſpringt, iſt ihm nöthig; das was er lieben und leiſten ſoll, kann er ſich nicht einzeln, nicht abgeriſſen denken, und um etwas gern zu wiederholen, muß es ihm nicht fremd geworden ſeyn. Fehlt es dem proteſtantiſchen Cultus im ganzen an Fülle, ſo unterſuche man das Einzelne, und man wird finden, der Proteſtant hat zu wenig Sacramente, ja er hat nur Eins, bei dem er ſich thätig erweiſt, das Abendmahl: denn die Taufe ſieht er nur an andern vollbringen und es wird ihm nicht wohl dabei. Die Sacramente ſind das Höchſte der Religion, das ſinnliche Symbol einer außerordentlichen göttlichen Gunſt und Gnade. In dem Abendmahle ſollen die irdiſchen Lippen ein göttliches Weſen verkörpert em-

pfangen und unter der Form irdiſcher Nahrung einer himmliſchen theilhaftig werden. Dieſer Sinn iſt in allen chriſtlichen Kirchen ebenderſelbe, es werde nun das Sacrament mit mehr oder weniger Ergebung in das Geheimniß, mit mehr oder weniger Accommodation an das, was verſtändlich iſt, genoſſen; immer bleibt es eine heilige, große Handlung, welche ſich in der Wirklichkeit an die Stelle des Möglichen oder Unmöglichen, an die Stelle desjenigen ſetzt, was der Menſch weder erlangen noch entbehren kann. Ein ſolches Sacrament dürfte aber nicht allein ſtehen; kein Chriſt kann es mit wahrer Freude, wozu es gegeben iſt, genießen, wenn nicht der ſymboliſche oder ſacramentaliſche Sinn in ihm genährt iſt. Er muß gewohnt ſeyn, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche, als vollkommen Eins anzuſehen, als das große allgemeine Sacrament, das ſich wieder in ſo viel andere zergliedert und dieſen Theilen ſeine Heiligkeit, Unzerſtörlichkeit und Ewigkeit mittheilt.

Hier reicht ein jugendliches Paar ſich einander die Hände, nicht zum vorübergehenden Gruß oder zum Tanze; der Prieſter ſpricht ſeinen Segen darüber aus, und das Band iſt unauflöslich. Es währt nicht lange, ſo bringen dieſe Gatten ein Ebenbild an die Schwelle des Altars; es wird mit heiligem Waſſer gereinigt und der Kirche dergeſtalt einverleibt, daß es dieſe Wohlthat nur durch den ungeheuerſten Abfall verſcherzen kann.

Das Kind übt sich im Leben an den irdischen Dingen selbst heran, in himmlischen muß es unterrichtet werden. Zeigt sich bei der Prüfung, daß dieß vollständig geschehen sey, so wird es nunmehr als wirklicher Bürger, als wahrhafter und freiwilliger Bekenner in den Schoos der Kirche aufgenommen, nicht ohne äußere Zeichen der Wichtigkeit dieser Handlung. Nun ist er erst entschieden ein Christ, nun kennt er erst die Vortheile, jedoch auch die Pflichten. Aber inzwischen ist ihm als Mensch manches Wunderliche begegnet, durch Lehren und Strafen ist ihm aufgegangen, wie bedenklich es mit seinem Innern aussehe, und immerfort wird noch von Lehren und von Uebertretungen die Rede seyn; aber die Strafe soll nicht mehr statt finden. Hier ist ihm nun in der unendlichen Verworrenheit, in die er sich bei dem Widerstreit natürlicher und religioser Forderungen verwickeln muß, ein herrliches Auskunftsmittel gegeben, seine Thaten und Unthaten, seine Gebrechen und Zweifel einem würdigen, eigens dazu bestellten Manne zu vertrauen, der ihn zu beruhigen, zu warnen, zu stärken, durch gleichfalls symbolische Strafen zu züchtigen und ihn zuletzt, durch ein völliges Auslöschen seiner Schuld, zu beseligen und ihm rein und abgewaschen die Tafel seiner Menschheit wieder zu übergeben weiß. So, durch mehrere sacramentliche Handlungen, welche sich wieder, bei genauerer Ansicht, in sacramentliche kleinere Züge verzweigen, vorbereitet und rein beruhigt, kniet er hin, die Hostie

zu empfangen; und daß ja das Geheimniß dieſes hohen Acts noch geſteigert werde, ſieht er den Kelch nur in der Ferne, es iſt kein gemeines Eſſen und Trinken, was befriedigt, es iſt eine Himmelsſpeiſe, die nach himmliſchem Tranke durſtig macht.

Jedoch glaube der Jüngling nicht, daß es damit abgethan ſey; ſelbſt der Mann glaube es nicht! Denn wohl in irdiſchen Verhältniſſen gewöhnen wir uns zuletzt auf uns ſelber zu ſtehen, und auch da wollen nicht immer Kenntniſſe, Verſtand und Charakter hinreichen; in himmliſchen Dingen dagegen lernen wir nie aus. Das höhere Gefühl in uns, das ſich oft ſelbſt nicht einmal recht zu Hauſe findet, wird noch überdieß von ſo viel äußerem bedrängt, daß unſer eignes Vermögen wohl ſchwerlich alles darreicht, was zu Rath, Troſt und Hülfe nöthig wäre. Dazu aber verordnet findet ſich nun auch jenes Heilmittel für das ganze Leben, und ſtets harrt ein einſichtiger, frommer Mann, um Irrende zurecht zu weiſen und Gequälte zu erledigen.

Und was nun durch das ganze Leben ſo erprobt worden, ſoll an der Pforte des Todes alle ſeine Heilkräfte zehnfach thätig erweiſen. Nach einer von Jugend auf eingeleiteten, zutraulichen Gewohnheit nimmt der Hinfällige jene ſymboliſchen, deutſamen Verſicherungen mit Inbrunſt an, und ihm wird da, wo jede irdiſche Garantie verſchwindet, durch eine himmliſche für alle Ewigkeit ein ſeliges Daſeyn zugeſichert. Er fühlt ſich ent-

schieden überzeugt, daß weder ein feindseliges Element, noch ein mißwollender Geist ihn hindern könne, sich mit einem verklärten Leibe zu umgeben, um in unmittelbaren Verhältnissen zur Gottheit an den unermeßlichen Seligkeiten Theil zu nehmen, die von ihr ausfließen.

Zum Schlusse werden sodann, damit der ganze Mensch geheiligt sey, auch die Füße gesalbt und gesegnet. Sie sollen, selbst bei möglicher Genesung, einen Widerwillen empfinden, diesen irdischen, harten, undurchdringlichen Boden zu berühren. Ihnen soll eine wundersame Schnellkraft mitgetheilt werden, wodurch sie den Erdschollen, der sie bisher anzog, unter sich abstoßen. Und so ist durch einen glänzenden Cirkel gleichwürdig heiliger Handlungen, deren Schönheit von uns nur kurz angedeutet worden, Wiege und Grab, sie mögen zufällig noch so weit aus einander gerückt liegen, in einem stetigen Kreise verbunden.

Aber alle diese geistigen Wunder entsprießen nicht, wie andere Früchte dem natürlichen Boden, da können sie weder gesäet noch gepflanzt noch gepflegt werden. Aus einer andern Region muß man sie herübersehen, welches nicht jedem, noch zu jeder Zeit gelingen würde. Hier entgegnet uns nun das höchste dieser Symbole aus alter frommer Ueberlieferung. Wir hören, daß ein Mensch vor dem andern von oben begünstigt, gesegnet und geheiligt werden könne. Damit aber dieß ja nicht als Naturgabe erscheine, so muß diese große, mit einer schweren Pflicht ver-

bundene Gunſt von einem Berechtigten auf den andern übergetragen, und das größte Gut, was ein Menſch erlangen kann, ohne daß er jedoch deſſen Beſitz von ſich ſelbſt weder erringen, noch ergreifen könne, durch geiſtige Erbſchaft auf Erden erhalten und verewigt werden. Ja, in der Weihe des Prieſters iſt alles zuſammengefaßt, was nöthig iſt, um diejenigen heiligen Handlungen wirkſam zu begehen, wodurch die Menge begünſtigt wird, ohne daß ſie irgend eine andere Thätigkeit dabei nöthig hätte, als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Und ſo tritt der Prieſter in der Reihe ſeiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreiſe ſeiner Mitgeſalbten, den höchſten Segnenden darſtellend, um ſo herrlicher auf, als es nicht er iſt, den wir verehren, ſondern ſein Amt, nicht ſein Wink, vor dem wir die Kniee beugen, ſondern der Segen, den er ertheilt, und der um deſto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen ſcheint, weil ihn das irdiſche Werkzeug nicht einmal durch ſündhaftes, ja laſterhaftes Weſen ſchwächen oder gar entkräften könnte.

Wie iſt nicht dieſer wahrhaft geiſtige Zuſammenhang im Proteſtantismus zerſplittert! indem ein Theil gedachter Symbole für apokryphiſch und nur wenige für kanoniſch erklärt werden, und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der andern vorbereiten?

Ich ward zu meiner Zeit bei einem guten, alten,

schwachen Geistlichen, der aber seit vielen Jahren der Beichtvater des Hauses gewesen, in den Religionsunterricht gegeben. Den Katechismus, eine Paraphrase desselben, die Heilsordnung wußte ich an den Fingern herzuerzählen, von den kräftig beweisenden biblischen Sprüchen fehlte mir keiner, aber von alle dem erntete ich keine Frucht; denn als man mir versicherte, daß der brave alte Mann seine Hauptprüfung nach einer alten Formel einrichte, so verlor ich alle Lust und Liebe zur Sache, ließ mich die letzten acht Tage in allerlei Zerstreuungen ein, legte die von einem ältern Freund erborgten, dem Geistlichen abgewonnenen Blätter in meinen Hut und las gemüth- und sinnlos alles dasjenige her, was ich mit Gemüth und Ueberzeugung wohl zu äußern gewußt hätte.

Aber ich fand meinen guten Willen und mein Aufstreben in diesem wichtigen Falle durch trocknen, geistlosen Schlendrian noch schlimmer paralysirt, als ich mich nunmehr dem Beichtstuhle nahen sollte. Ich war mir wohl mancher Gebrechen, aber doch keiner großen Fehler bewußt, und gerade das Bewußtseyn verringerte sie, weil es mich auf die moralische Kraft wies, die in mir lag und die mit Vorsatz und Beharrlichkeit doch wohl zuletzt über den alten Adam Herr werden sollte. Wir waren belehrt, daß wir eben darum viel besser als die Katholiken seyen, weil wir im Beichtstuhl nichts Besonders zu bekennen brauchten, ja, daß es auch nicht einmal schick-

lich wäre, selbst wenn wir es thun wollten. Dieses letzte war mir gar nicht recht: denn ich hatte die seltsamsten religiösen Zweifel, die ich gern bei einer solchen Gelegenheit berichtiget hätte. Da nun dieses nicht seyn sollte, so verfaßte ich mir eine Beichte, die, indem sie meine Zustände wohl ausdrückte, einem verständigen Manne dasjenige im allgemeinen bekennen sollte, was mir im einzelnen zu sagen verboten war. Aber als ich in das alte Barfüßer-Chor hineintrat, mich den wunderlichen vergitterten Schränken näherte, in welchen die geistlichen Herren sich zu diesem Acte einzufinden pflegten, als mir der Glöckner die Thür erbffnete und ich mich nun gegen meinen geistlichen Großvater in dem engen Raume eingesperrt sah, und er mich mit seiner schwachen, näselnden Stimme willkommen hieß, erlosch auf einmal alles Licht meines Geistes und Herzens, die wohl memorirte Beichtrede wollte mir nicht über die Lippen, ich schlug in der Verlegenheit das Buch auf, das ich in Händen hatte, und las daraus die erste beste kurze Formel, die so allgemein war, daß ein jeder sie ganz gerubig hätte aussprechen können. Ich empfing die Absolution und entfernte mich weder warm noch kalt, ging den andern Tag mit meinen Eltern zu dem Tische des Herrn, und betrug mich ein paar Tage, wie es sich nach einer so heiligen Handlung wohl ziemte.

In der Folge trat jedoch bei mir das Uebel hervor, welches aus unserer durch mancherlei Dogmen complicir-

ten, auf Bibelsprüche, die mehrere Auslegungen zulassen, gegründeten Religion bedenkliche Menschen dergestalt anfällt, daß es hypochondrische Zustände nach sich zieht, und diese, bis zu ihrem höchsten Gipfel, zu fixen Ideen steigert. Ich habe mehrere Menschen gekannt, die, bei einer ganz verständigen Sinnes- und Lebensweise, sich von dem Gedanken an die Sünde in den heiligen Geist und von der Angst solche begangen zu haben nicht losmachen konnten. Ein gleiches Unheil drohte mir in der Materie von dem Abendmahl. Es hatte nämlich schon sehr früh der Spruch, daß einer, der das Sacrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, einen ungeheuren Eindruck auf mich gemacht. Alles Furchtbare, was ich in den Geschichten der Mittelzeit von Gottesurtheilen, den seltsamsten Prüfungen durch glühendes Eisen, flammendes Feuer, schwellendes Wasser gelesen hatte, selbst was uns die Bibel von der Quelle erzählt, die dem Unschuldigen wohl bekommt, den Schuldigen aufbläht und bersten macht, das alles stellte sich meiner Einbildungskraft dar und vereinigte sich zu dem höchsten Furchtbaren, indem falsche Zusage, Heucheley, Meineid, Gotteslästerung, alles bei der heiligsten Handlung auf dem Unwürdigen zu lasten schien, welches um so schrecklicher war, als ja niemand sich für würdig erklären durfte, und man die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt alles ausgeglichen werden sollte, doch auf so manche Weise bedingt fand,

daß man nicht ſicher war, ſie ſich mit Freiheit zueignen zu dürfen.

Dieſer düſtre Scrupel quälte mich dergeſtalt, und die Auskunft, die man mir als hinreichend vorſtellen wollte, ſchien mir ſo kahl und ſchwach, daß jenes Schreckbild nur an furchtbarem Anſehen dadurch gewann und ich mich, ſobald ich Leipzig erreicht hatte, von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden ſuchte. Wie drückend mußten mir daher Gellerts Anmahnungen werden, den ich, bei ſeiner ohnehin lakoniſchen Behandlungsart, womit er unſere Zudringlichkeit abzulehnen genöthigt war, mit ſolchen wunderlichen Fragen nicht beläſtigen wollte, um ſo weniger, als ich mich derſelben in heitern Stunden ſelbſt ſchämte, und zuletzt dieſe ſeltſame Gewiſſensangſt mit Kirche und Altar völlig hinter mir ließ.

Gellert hatte ſich nach ſeinem frommen Gemüth eine Moral aufgeſetzt, welche er von Zeit zu Zeit öffentlich ablas, und ſich dadurch gegen das Publicum auf eine ehrenvolle Weiſe ſeiner Pflicht entledigte. Gellerts Schriften waren ſo lange ſchon das Fundament der Deutſchen ſittlichen Cultur und jederman wünſchte ſehnlich jenes Werk gedruckt zu ſehen, und da dieſes nur nach des guten Mannes Tode geſchehen ſollte, ſo hielt man ſich ſehr glücklich, es bei ſeinem Leben von ihm ſelbſt vortragen zu hören. Das philoſophiſche Auditorium war in ſolchen Stunden gedrängt voll, und die ſchöne

Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edlen Mannes an unſerem Wohl, ſeine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wohl einen augenblicklichen Eindruck; allein er hielt nicht lange nach, um ſo weniger als ſich doch manche Spötter fanden, welche dieſe weiche und, wie ſie glaubten, entnervende Manier uns verdächtig zu machen wußten. Ich erinnere mich eines durchreiſenden Franzoſen, der ſich nach den Maximen und Geſinnungen des Mannes erkundigte, welcher einen ſo ungeheuern Zulauf hatte. Als wir ihm den nöthigen Bericht gegeben, ſchüttelte er den Kopf und ſagte lächelnd: Laissez le faire, il nous forme des dupes.

Und ſo wußte denn auch die gute Geſellſchaft, die nicht leicht etwas Würdiges in ihrer Nähe dulden kann, den ſittlichen Einfluß, welchen Gellert auf uns haben mochte, gelegentlich zu verkümmern. Bald wurde es ihm übel genommen, daß er die vornehmen und reichen Dänen, die ihm beſonders empfohlen waren, beſſer als die übrigen Studirenden unterrichte, und eine ausgezeichnete Sorge für ſie trage; bald wurde es ihm als Eigennutz und Nepotismus angerechnet, daß er eben für dieſe jungen Männer einen Mittagstiſch bei ſeinem Bruder einrichten laſſen. Dieſer, ein großer, anſehnlicher, derber, kurz gebundener, etwas roher Mann ſollte Fechtmeiſter geweſen ſeyn und, bei allzugroßer Nachſicht ſeines Bruders, die edlen Tiſchgenoſſen manchmal

mal hart und rauh behandeln; daher glaubte man nun wieder ſich dieſer jungen Leute annehmen zu müſſen, und zerrte ſo den guten Namen des trefflichen Gellert dergeſtalt hin und wieder, daß wir zuletzt, um nicht irre an ihm zu werden, gleichgültig gegen ihn wurden und uns nicht mehr vor ihm ſehen ließen; doch grüßten wir ihn immer auf das beſte, wenn er auf ſeinem zahmen Schimmel einhergeritten kam. Dieſes Pferd hatte ihm der Churfürſt geſchenkt, um ihn zu einer ſeiner Geſundheit ſo nöthigen Bewegung zu verbinden; eine Auszeichnung, die ihm nicht leicht zu verzeihen war.

Und ſo rückte nach und nach der Zeitpunct heran, wo mir alle Autorität verſchwinden und ich ſelbſt an den größten und beſten Individuen, die ich gekannt oder mir gedacht hatte, zweifeln, ja verzweifeln ſollte.

Friedrich der Zweyte ſtand noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in meinen Gedanken, und es mußte mir daher ſehr befremdend vorkommen, daß ich ihn ſo wenig vor den Einwohnern von Leipzig als ſonſt in meinem großväterlichen Hauſe loben durfte. Sie hatten freilich die Hand des Krieges ſchwer gefühlt, und es war ihnen deßhalb nicht zu verargen, daß ſie von demjenigen, der ihn begonnen und fortgeſetzt, nicht das Beſte dachten. Sie wollten ihn daher wohl für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten laſſen. Es ſey keine Kunſt, ſagten ſie, mit großen Mitteln einiges zu leiſten; und wenn man

weder Länder, noch Geld, noch Blut schone, so könne man zuletzt schon seinen Vorsatz ausführen. Friedrich habe sich in keinem seiner Plane und in nichts, was er sich eigentlich vorgenommen, groß bewiesen. So lange es von ihm abgehangen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche sey nur alsdann zum Vorschein gekommen, wenn er genöthigt gewesen, eben diese Fehler wieder gut zu machen; und bloß daher sey er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Mensch sich dieselbige Gabe wünsche, die Fehler, die man häufig begehet, auf eine geschickte Weise wieder in's Gleiche zu bringen. Man dürfe den siebenjährigen Krieg nur Schritt vor Schritt durchgehen, so werde man finden, daß der König seine treffliche Armee ganz unnützer Weise aufgeopfert und selbst Schuld daran gewesen, daß diese verderbliche Fehde sich so sehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerführer wäre mit seinen Feinden viel geschwinder fertig geworden. Sie hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, ein unendliches Detail anzuführen, welches ich nicht zu läugnen wußte, und nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, die ich diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.

Wie mich nun die Einwohner von Leipzig um das angenehme Gefühl brachten, einen großen Mann zu verehren, so verminderte ein neuer Freund, den ich zu der Zeit gewann, gar sehr die Achtung, welche ich für

meine gegenwärtigen Mitbürger hegte. Dieſer Freund war einer der wunderlichſten Käuze, die es auf der Welt geben kann. Er hieß Behriſch und befand ſich als Hofmeiſter bei dem jungen Grafen Lindenau. Schon ſein Aeußeres war ſonderbar genug. Hager und wohlgebaut, weit in den Dreißigen, eine ſehr große Naſe und überhaupt markirte Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perrücke hätte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete ſich ſehr nett und ging niemals aus, als den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arm. Er war einer von den Menſchen, die eine ganz beſondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr die aus nichts etwas zu machen wiſſen, um ſie zu vertreiben. Alles was er that, mußte mit Langſamkeit und einem gewiſſen Anſtand geſchehen, den man affectirt hätte nennen können, wenn Behriſch nicht ſchon von Natur etwas Affectirtes in ſeiner Art gehabt hätte. Er ähnelte einem alten Franzoſen, auch ſprach und ſchrieb er ſehr gut und leicht Franzöſiſch. Seine größte Luſt war, ſich ernſthaft mit poſſenhaften Dingen zu beſchäftigen, und irgend einen albernen Einfall bis in's Unendliche zu verfolgen. So trug er ſich beſtändig grau, und weil die verſchiedenen Theile ſeines Anzuges von verſchiedenen Zeugen, und alſo auch Schattirungen waren, ſo konnte er Tage lang darauf ſinnen, wie er ſich noch ein Grau mehr auf den Leib ſchaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er

uns beschämen konnte, die wir daran gezweifelt oder es für unmöglich erklärt hatten. Alsdann hielt er uns lange Strafpredigten über unsern Mangel an Erfindungskraft und über unsern Unglauben an seine Talente.

Uebrigens hatte er gute Studien, war besonders in den neueren Sprachen und ihren Literaturen bewandert und schrieb eine vortreffliche Hand. Mir war er sehr gewogen, und ich, der ich immer gewohnt und geneigt war mit ältern Personen umzugehen, attachirte mich bald an ihn. Mein Umgang diente auch ihm zur besondern Unterhaltung, indem er Vergnügen daran fand, meine Unruhe und Ungeduld zu zähmen, womit ich ihm dagegen auch genug zu schaffen machte. In der Dichtkunst hatte er dasjenige, was man Geschmack nannte, ein gewisses allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Zulässige; doch war sein Urtheil mehr tadelnd, und er zerstörte noch den wenigen Glauben, den ich an gleichzeitige Schriftsteller bei mir hegte, durch lieblose Anmerkungen, die er über die Schriften und Gedichte dieses und jenes mit Witz und Laune vorzubringen wußte. Meine eigenen Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ mich gewähren; nur unter der Bedingung, daß ich nichts sollte drucken lassen. Er versprach mir dagegen, daß er diejenigen Stücke, die er für gut hielt, selbst abschreiben und in einem schönen Bande mir verehren wolle. Dieses Unternehmen gab nun Gelegenheit zu dem größtmöglichsten Zeitverderb.

Denn ehe er das rechte Papier finden, ehe er mit sich über das Format einig werden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift bestimmt hatte, ehe die Rabenfedern herbeigeschafft, geschnitten und Tusche eingerieben war, vergingen ganze Wochen, ohne daß auch das Mindeste geschehen wäre. Mit eben solchen Umständen begab er sich denn jedesmal an's Schreiben, und brachte wirklich nach und nach ein allerliebstes Manuscript zusammen. Die Titel der Gedichte waren Fractur, die Verse selbst von einer stehenden Sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichtes eine analoge Vignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wohl selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte. Mir diese Dinge, indem er fortrückte, vorzuzeigen, mir das Glück auf eine komisch-pathetische Weise vorzurühmen, daß ich mich in so vortrefflicher Handschrift verewigt sah, und zwar auf eine Art, die keine Druckerpresse zu erreichen im Stande sey, gab abermals Veranlassung, die schönsten Stunden durchzubringen. Indessen war sein Umgang wegen der schönen Kenntnisse, die er besaß, doch immer im Stillen lehrreich, und, weil er mein unruhiges, heftiges Wesen zu dämpfen wußte, auch im sittlichen Sinne für mich ganz heilsam. Auch hatte er einen ganz besonderen Widerwillen gegen das Rohe, und seine Späße waren durch-

aus barock, ohne jemals in's Derbe oder Triviale zu fallen. Gegen seine Landsleute erlaubte er sich eine fratzenhafte Abneigung, und schilderte was sie auch vornehmen mochten, mit lustigen Zügen. Besonders war er unerschöpflich, einzelne Menschen komisch darzustellen; wie er denn an dem Aeußeren eines jeden etwas auszusetzen fand. So konnte er sich, wenn wir zusammen am Fenster lagen, Stunden lang beschäftigen, die Vorübergehenden zu recensiren und, wenn er genugsam an ihnen getadelt, genau und umständlich anzuzeigen, wie sie sich eigentlich hätten kleiden sollen, wie sie gehen, wie sie sich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Dergleichen Vorschläge liefen meistentheils auf etwas Ungehöriges und Abgeschmacktes hinaus, so daß man nicht sowohl lachte über das, wie der Mensch aussah, sondern darüber, wie er allenfalls hätte aussehen können, wenn er verrückt genug gewesen wäre, sich zu verbilden. In allen solchen Dingen ging er ganz unbarmherzig zu Werk, ohne daß er nur im mindesten boshaft gewesen wäre. Dagegen wußten wir ihn von unserer Seite zu quälen, wenn wir versicherten, daß man ihn nach seinem Aeußeren wo nicht für einen Französischen Tanzmeister, doch wenigstens für den akademischen Sprachmeister ansehen müsse. Dieser Vorwurf war denn gewöhnlich das Signal zu stundenlangen Abhandlungen, worin er den himmelweiten Unterschied herauszusetzen pflegte, der zwischen ihm und einem alten Franzosen obwalte. Hier-

bei bürdete er uns gewöhnlich allerlei ungeschickte Vorschläge auf, die wir ihm zur Veränderung und Modificirung seiner Garderobe hätten thun können.

Die Richtung meines Dichtens, das ich nur um desto eifriger trieb, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorrückte, neigte sich nunmehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren; und wenn die Gegenstände auch nicht immer bedeutend seyn konnten, so suchte ich sie doch immer rein und scharf auszudrücken, um so mehr als mein Freund mir öfters zu bedenken gab, was das heißen wolle, einen Vers mit der Rabenfeder und Tusche auf Holländisch Papier schreiben, was dazu für Zeit, Talent und Anstrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Ueberflüssiges verschwenden dürfe. Dabei pflegte er gewöhnlich ein fertiges Heft aufzuschlagen und umständlich auseinander zu setzen, was an dieser oder jener Stelle nicht stehen dürfe, und uns glücklich zu preisen, daß es wirklich nicht da stehe. Er sprach hierauf mit großer Verachtung von der Buchdruckerey, agirte den Setzer, spottete über dessen Gebärden, über das eilige Hin- und Wiedergreifen, und leitete aus diesem Manöuvre alles Unglück der Literatur her. Dagegen erhob er den Anstand und die edle Stellung eines Schreibenden, und setzte sich sogleich hin, um sie uns vorzuzeigen, wobei er uns denn freilich ausschalt, daß wir uns nicht nach seinem Beispiel und Muster eben so am Schreibtisch betrügen. Nun kam er wieder auf den Contrast

mit dem Setzer zurück, kehrte einen angefangenen Brief das Oberſte zu unterſt, und zeigte wie unanſtändig es ſey, etwa von unten nach oben, oder von der Rechten zur Linken zu ſchreiben, und was dergleichen Dinge mehr waren, womit man ganze Bände anfüllen könnte.

Mit ſolchen unſchädlichen Thorheiten vergeudeten wir die ſchöne Zeit, wobei keinem eingefallen wäre, daß aus unſerm Kreis zufällig etwas ausgehen würde, welches allgemeine Senſation erregen und uns nicht in den beſten Leumund bringen ſollte.

Gellert mochte wenig Freude an ſeinem Practicum haben, und wenn er allenfalls Luſt empfand, einige Anleitung im proſaiſchen und poetiſchen Styl zu geben, ſo that er es privatiſſime nur wenigen, unter die wir uns nicht zählen durften. Die Lücke, die ſich dadurch in dem öffentlichen Unterricht ergab, gedachte Profeſſor Clodius auszufüllen, der ſich im Literariſchen, Kritiſchen und Poetiſchen einigen Ruf erworben hatte und als ein junger, munterer, zuthätiger Mann, ſowohl bei der Akademie als in der Stadt viel Freunde fand. An die nunmehr von ihm übernommene Stunde wies uns Gellert ſelbſt, und was die Hauptſache betraf, ſo merkten wir wenig Unterſchied. Auch er kritiſirte nur das Einzelne, corrigirte gleichfalls mit rother Dinte, und man befand ſich in Geſellſchaft von lauter Fehlern, ohne eine Ausſicht zu haben, worin das Rechte zu ſuchen ſey? Ich hatte ihm einige von meinen kleinen Arbeiten ge-

bracht, die er nicht übel behandelte. Allein gerade zu jener Zeit ſchrieb man mir von Hauſe, daß ich auf die Hochzeit meines Oheims nothwendig ein Gedicht liefern müſſe. Ich fühlte mich ſo weit von jener leichten und leichtfertigen Periode entfernt, in welcher mir ein Aehnliches Freude gemacht hätte, und da ich der Lage ſelbſt nichts abgewinnen konnte, ſo dachte ich meine Arbeit mit äußerlichem Schmuck auf das beſte herauszuſtutzen. Ich verſammelte daher den ganzen Olymp, um über die Heirath eines Frankfurter Rechtsgelehrten zu rathſchlagen; und zwar ernſthaft genug, wie es ſich zum Feſte eines ſolchen Ehrenmanns wohl ſchickte. Venus und Themis hatten ſich um ſeinetwillen überworfen; doch ein ſchelmiſcher Streich, den Amor der letzteren ſpielte, ließ jene den Proceß gewinnen, und die Götter entſchieden für die Heirath.

Die Arbeit mißfiel mir keineswegs. Ich erhielt von Hauſe darüber ein ſchönes Belobungsſchreiben, bemühte mich mit einer nochmaligen guten Abſchrift und hoffte meinem Lehrer doch auch einigen Beifall abzunöthigen. Allein hier hatte ich's ſchlecht getroffen. Er nahm die Sache ſtreng, und indem er das Parodiſtiſche, was denn doch in dem Einfall lag, gar nicht beachtete, ſo erklärte er den großen Aufwand von göttlichen Mitteln zu einem ſo geringen menſchlichen Zweck für äußerſt tadelnswerth, verwies den Gebrauch und Mißbrauch ſolcher mythologiſchen Figuren als eine falſche, aus pedantiſchen Zei-

ten sich herschreibende Gewohnheit, fand den Ausdruck bald zu hoch, bald zu niedrig, und hatte zwar im einzelnen der rothen Dinte nicht geschont, versicherte jedoch, daß er noch zu wenig gethan habe.

Solche Stücke wurden zwar anonym vorgelesen und recensirt; allein man paßte einander auf, und es blieb kein Geheimniß, daß diese verunglückte Götterversammlung mein Werk gewesen sey. Da mir jedoch seine Kritik, wenn ich seinen Standpunct annahm, ganz richtig zu seyn schien, und jene Gottheiten, näher besehen, freilich nur hohle Scheingestalten waren, so verwünschte ich den gesammten Olymp, warf das ganze mythische Pantheon weg, und seit jener Zeit sind Amor und Luna die einzigen Gottheiten, die in meinen kleinen Gedichten allenfalls auftreten.

Unter den Personen, welche sich Behrisch zu Zielscheiben seines Witzes erlesen hatte, stand gerade Clodius oben an; auch war es nicht schwer, ihm eine komische Seite abzugewinnen. Als eine kleine, etwas starke, gedrängte Figur war er in seinen Bewegungen heftig, etwas fahrig in seinen Aeußerungen und unstät in seinem Betragen. Durch alles dieß unterschied er sich von seinen Mitbürgern, die ihn jedoch, wegen seiner guten Eigenschaften und der schönen Hoffnungen die er gab, recht gern gelten ließen.

Man übertrug ihm gewöhnlich die Gedichte, welche sich bei feverlichen Gelegenheiten nothwendig machten.

Er folgte in der sogenannten Ode der Art, deren sich Ramler bediente, den sie aber auch ganz allein kleidete. Clodius aber hatte sich als Nachahmer besonders die fremden Worte gemerkt, wodurch jene Ramler'schen Gedichte mit einem majestätischen Pompe auftreten, der, weil er der Größe seines Gegenstandes und der übrigen poetischen Behandlung gemäß ist, auf Ohr, Gemüth und Einbildungskraft eine sehr gute Wirkung thut. Bei Clodius hingegen erschienen diese Ausdrücke fremdartig, indem seine Poesie übrigens nicht geeignet war, den Geist auf irgend eine Weise zu erheben.

Solche Gedichte mußten wir nun oft schön gedruckt und höchlich gelobt vor uns sehen, und wir fanden es höchst anstößig, daß er, der uns die heidnischen Götter verkümmert hatte, sich nun eine andere Leiter auf den Parnaß aus Griechischen und Römischen Wortsprossen zusammenzimmern wollte. Diese oft wiederkehrenden Ausdrücke prägten sich fest in unser Gedächtniß, und zu lustiger Stunde, da wir in den Kohlgärten den trefflichsten Kuchen verzehrten, fiel mir auf einmal ein, jene Kraft- und Machtworte in ein Gedicht an den Kuchenbäcker Hendel zu versammeln. Gedacht, gethan! Und so stehe es denn auch hier, wie es an eine Wand des Hauses mit Bleystift angeschrieben wurde.

O Hendel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,
Mit schöpferischem Genie, originelle Kuchen,

Des Caffe's Ocean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.
Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lehren,
Umhangen mit Trephä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Hendel hier sein Glück,
Und raubte dem Cothurn gar manch Applaudissstück.
Glänzt deine Urn' dereinst in majestätischem Pompe
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch lev! dein Torus sey von edler Brut ein Rest,
Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest!
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermög Germanien und Hendeln zu verwüsten.
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Hendels Tempel ist der Musensöhne Herz.

Dieses Gedicht stand lange Zeit unter so vielen anderen, welche die Wände jener Zimmer verunzierten, ohne bemerkt zu werden, und wir, die wir uns genugsam daran ergötzt hatten, vergaßen es ganz und gar über anderen Dingen. Geraume Zeit hernach trat Clodius mit seinem Medon hervor, dessen Weisheit, Großmuth und Tugend wir unendlich lächerlich fanden, so sehr auch die erste Vorstellung des Stücks beklatscht wurde. Ich machte gleich Abends, als wir zusammen in unser Weinhaus kamen, einen Prolog in Knittelversen, wo Arlekin mit zwey großen Säcken auftritt, sie an beide Seiten des Prosceniums stellt und nach verschiedenen vorläufigen Späßen den Zuschauern vertraut, daß in den beiden Säcken moralisch-ästhetischer Sand befindlich sey, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden. Der eine sey nämlich mit Wohl-

thaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten. Er entfernte sich ungern und kam einigemal wieder, ermahnte die Zuschauer ernstlich, sich an seine Warnung zu kehren und die Augen zuzumachen, erinnerte sie, wie er immer ihr Freund gewesen und es gut mit ihnen gemeint, und was dergleichen Dinge mehr waren. Dieser Prolog wurde auf der Stelle von Freund Horn im Zimmer gespielt, doch blieb der Spaß ganz unter uns, es ward nicht einmal eine Abschrift genommen und das Papier verlor sich bald. Horn jedoch, der den Arlekin ganz artig vorgestellt hatte, ließ sich's einfallen, mein Gedicht an Hendel um mehrere Verse zu erweitern und es zunächst auf den Medon zu beziehen. Er las es uns vor, und wir konnten keine Freude daran haben, weil wir die Zusätze nicht eben geistreich fanden, und das erste, in einem ganz anderen Sinn geschriebene Gedicht uns entstellt vorkam. Der Freund, unzufrieden über unsere Gleichgültigkeit, ja unseren Tadel, mochte es andern vorgezeigt haben, die es neu und lustig fanden. Nun machte man Abschriften davon, denen der Ruf des Clodius'schen Medons sogleich eine schnelle Publicität verschaffte. Allgemeine Mißbilligung erfolgte hierauf, und die Urheber (man hatte bald erfahren, daß es aus unserer Clike hervorgegangen war) wurden höchlich getadelt: denn seit Cronegk's und Rost's Angriffen auf Gottsched war dergleichen nicht wieder vorgekom-

men. Wir hatten uns ohnehin früher schon zurückgezogen, und nun befanden wir uns gar im Falle der Schuhu gegen die übrigen Vögel. Auch in Dresden mochte man die Sache nicht gut finden, und sie hatte für uns wo nicht unangenehme, doch ernste Folgen. Der Graf Lindenau war schon eine Zeit lang mit dem Hofmeister seines Sohns nicht ganz zufrieden. Denn obgleich der junge Mann keineswegs vernachläßigt wurde und Behrisch sich entweder in dem Zimmer des jungen Grafen oder wenigstens daneben hielt, wenn die Lehrmeister ihre täglichen Stunden gaben, die Collegia mit ihm sehr ordentlich frequentirte, bei Tage nicht ohne ihn ausging, auch denselben auf allen Spaziergängen begleitete, so waren wir andern doch auch immer in Apels Hause zu finden und zogen mit, wenn man lustwandelte; das machte schon einiges Aufsehen. Behrisch gewöhnte sich auch an uns, gab zuletzt meistentheils Abends gegen neun Uhr seinen Zögling in die Hände des Kammerdieners und suchte uns im Weinhause auf, wohin er jedoch niemals anders als in Schuhen und Strümpfen, den Degen an der Seite und gewöhnlich den Hut unterm Arm zu kommen pflegte. Die Späße und Thorheiten, die er insgemein angab, gingen in's unendliche. So hatte z. B. einer unserer Freunde die Gewohnheit punct Zehne wegzugehen, weil er mit einem hübschen Kinde in Verbindung stand, mit welchem er sich nur um diese Zeit unterhalten konnte. Wir vermißten ihn ungern, und

Behriſch nahm ſich eines Abends, wo wir ſehr vergnügt zuſammen waren, im ſtillen vor, ihn dießmal nicht wegzulaſſen. Mit dem Schlage Zehn ſtand jener auf und empfahl ſich. Behriſch rief ihn an und bat, einen Augenblick zu warten, weil er gleich mitgehen wolle. Nun begann er auf die anmuthigſte Weiſe erſt nach ſeinem Degen zu ſuchen, der doch ganz vor den Augen ſtand, und gebärdete ſich beim Anſchnallen deſſelben ſo ungeſchickt, daß er damit niemals zu Stande kommen konnte. Er machte es auch anfangs ſo natürlich, daß niemand ein Arges dabei hatte. Als er aber, um das Thema zu variiren, zuletzt weiter ging, daß der Degen bald auf die rechte Seite, bald zwiſchen die Beine kam, ſo entſtand ein allgemeines Gelächter, in das der Forteilende, welcher gleichfalls ein luſtiger Geſelle war, mit einſtimmte, und Behriſch ſo lange gewähren ließ, bis die Schäferſtunde vorüber war, da denn nun erſt eine gemeinſame Luſt und vergnügliche Unterhaltung bis tief in die Nacht erfolgte.

Unglücklicher Weiſe hatte Behriſch, und wir durch ihn, noch einen gewiſſen anderen Hang zu einigen Mädchen, welche beſſer waren als ihr Ruf; wodurch denn aber unſer Ruf nicht gefördert werden konnte. Man hatte uns manchmal in ihrem Garten geſehen, und wir lenkten auch wohl unſern Spaziergang dahin, wenn der junge Graf dabei war. Dieſes alles mochte zuſammen aufgeſpart und dem Vater zuletzt berichtet worden ſeyn: genug er ſuchte auf eine glimpfliche Weiſe den Hofmeiſter los zu

werden, dem es jedoch zum Glück gereichte. Sein gutes Aeußere, seine Kenntnisse und Talente, seine Rechtschaffenheit, an der niemand etwas auszusetzen wußte, hatten ihm die Neigung und Achtung vorzüglicher Personen erworben, auf deren Empfehlung er zu dem Erbprinzen von Dessau als Erzieher berufen wurde, und an dem Hofe eines in jeder Rücksicht trefflichen Fürsten ein solides Glück fand.

Der Verlust eines Freundes, wie Behrisch, war für mich von der größten Bedeutung. Er hatte mich verzogen, indem er mich bildete, und seine Gegenwart war nöthig, wenn das einigermaßen für die Societät Frucht bringen sollte, was er an mich zu wenden für gut gefunden hatte. Er wußte mich zu allerlei Artigem und Schicklichem zu bewegen, was gerade am Platz war, und meine geselligen Talente herauszusetzen. Weil ich aber in solchen Dingen keine Selbstständigkeit erworben hatte, so fiel ich gleich, da ich wieder allein war, in mein wirriges, störrisches Wesen zurück, welches immer zunahm je unzufriedner ich über meine Umgebung war, indem ich mir einbildete, daß sie nicht mit mir zufrieden sey. Mit der willkürlichsten Laune nahm ich übel auf, was ich mir hätte zum Vortheil rechnen können, entfernte manchen dadurch, mit dem ich bisher in leidlichem Verhältniß gestanden hatte, und mußte bei mancherlei Widerwärtigkeiten, die ich mir und andern, es sey nun im Thun oder Unterlassen, im Zuviel oder Zuwenig zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören,

ren, daß es mir an Erfahrung fehle. Das Gleiche ſagte mir wohl irgend ein Gutdenkender, der meine Productionen ſah, beſonders wenn ſie ſich auf die Außenwelt bezogen. Ich beobachtete dieſe ſo gut ich konnte, fand aber daran wenig erbauliches, und mußte noch immer genug von dem Meinigen hinzuthun, um ſie nur erträglich zu finden. Auch meinem Freunde Behriſch hatte ich manchmal zugeſetzt, er ſolle mir deutlich machen, was Erfahrung ſey? Weil er aber voller Thorheiten ſteckte, ſo vertröſtete er mich von einem Tage zum andern und eröffnete mir zuletzt, nach großen Vorbereitungen: die wahre Erfahrung ſey ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrner die Erfahrung erfahrend erfahren müſſe. Wenn wir ihn nun hierüber äußerſt ausſchalten und zur Rede ſetzten, ſo verſicherte er hinter dieſen Worten ſtecke ein großes Geheimniß, das wir alsdann erſt begreifen würden, wenn wir erfahren hätten, — und immer ſo weiter: denn es koſtete ihm nichts, Viertelſtunden lang ſo fortzuſprechen; da denn das Erfahren immer erfahrner und zuletzt zur wahrhaften Erfahrung werden würde. Wollten wir über ſolche Poſſen verzweifeln, ſo betheuerte er, daß er dieſe Art ſich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neuſten und größten Schriftſtellern gelernt, welche uns aufmerkſam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe ruhen und wie die Stille im ſtillen immer ſtiller werden könnte.

Zufälliger Weiſe rühmte man in guter Geſellſchaft

einen Officier, der sich unter uns auf Urlaub befand, als einen vorzüglich wohldenkenden und erfahrnen Mann, der den siebenjährigen Krieg mitgefochten und sich ein allgemeines Zutrauen erworben habe. Es fiel nicht schwer, mich ihm zu nähern, und wir spazierten öfters mit einander. Der Begriff von Erfahrung war beinah für in meinem Gehirne geworden, und das Bedürfniß, mir ihn klar zu machen, leidenschaftlich. Offenmüthig wie ich war, entdeckte ich ihm die Unruhe, in der ich mich befand. Er lächelte und war freundlich genug, mir, im Gefolg meiner Fragen, etwas von seinem Leben und von der nächsten Welt überhaupt zu erzählen, wobei freilich zuletzt wenig besseres herauskam als, daß die Erfahrung uns überzeuge, daß unsere besten Gedanken, Wünsche und Vorsätze unerreichbar seyen, und daß man denjenigen, welcher dergleichen Grillen hege und sie mit Lebhaftigkeit äußere, vornehmlich für einen unerfahrnen Menschen halte.

Da er jedoch ein wackerer, tüchtiger Mann war, so versicherte er mir, er habe diese Grillen selbst noch nicht ganz aufgegeben, und befinde sich bei dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung, was ihm übrig geblieben, noch ganz leidlich. Er mußte mir darauf vieles vom Krieg erzählen, von der Lebensweise im Feld, von Scharmützeln und Schlachten, besonders insofern er Antheil daran genommen; da denn diese ungeheueren Ereignisse, indem sie auf ein einzelnes Individuum be-

zogen wurden, ein gar wunderliches Anſehen gewannen. Ich bewog ihn alsdann zu einer offenen Erzählung der kurz vorher beſtandenen Hofverhältniſſe, welche ganz mährchenhaft zu ſeyn ſchienen. Ich hörte von der körperlichen Stärke Auguſt's des Zweyten, den vielen Kindern deſſelben und ſeinem ungeheuren Aufwand, ſodann von des Nachfolgers Kunſt- und Sammlungsluſt, vom Grafen Brühl und deſſen gränzenloſer Prunkliebe, deren einzelnes beinahe abgeſchmackt erſchien, von ſo viel Feſten und Prachtergötzungen, welche ſämmtlich durch den Einfall Friedrichs in Sachſen abgeſchnitten worden. Nun lagen die königlichen Schlöſſer zerſtört, die Brühlſchen Herrlichkeiten vernichtet, und es war von allem nur ein ſehr beſchädigtes herrliches Land übrig geblieben.

Als er mich über jenen unſinnigen Genuß des Glücks verwundert, und ſodann über das erfolgte Unglück betrübt ſah, und mich bedeutete, wie man von einem erfahrnen Manne geradezu verlange, daß er über keins von beiden erſtaunen, noch daran einen zu lebhaften Antheil nehmen ſolle, ſo fühlte ich große Luſt, in meiner bisherigen Unerfahrenheit noch eine Weile zu verharren, worin er mich denn beſtärkte und recht angelegentlich bat, ich möchte mich, bis auf weiteres, immer an die angenehmen Erfahrungen halten und die unangenehmen ſo viel als möglich abzulehnen ſuchen, wenn ſie ſich mir aufdringen ſollten. Einſt aber, als wieder im allgemeinen die Rede von Erfahrung war und ich ihm jene poſſenhaf-

ten Phraſen des Freundes Behriſch erzählte, ſchüttelte er lächelnd den Kopf und ſagte: da ſieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgeſprochen ſind! Dieſe da klingen ſo neckiſch, ja ſo albern, daß es faſt unmöglich ſcheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen; und doch ließe ſich vielleicht ein Verſuch machen.

Und als ich in ihn drang, verſetzte er mit ſeiner verſtändig heitern Weiſe: wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren Freund commentire und ſupplire, in ſeiner Art fortzufahren, ſo dünkt mich, er habe ſagen wollen, daß die Erfahrung nichts anderes ſey, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünſcht, worauf es wenigſtens in dieſer Welt meiſtens hinausläuft.

Achtes Buch.

Ein anderer Mann, obgleich in jedem Betracht von Behrisch unendlich verschieden, konnte doch in einem gewissen Sinne mit ihm verglichen werden; ich meine Oesern, welcher auch unter diejenigen Menschen gehörte, die ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinträumen. Seine Freunde selbst bekannten im Stillen, daß er, bei einem sehr schönen Naturell, seine jungen Jahre nicht in genugsamer Thätigkeit verwendet, deßwegen er auch nie dahin gelangt sey, die Kunst mit vollkommner Technik auszuüben. Doch schien ein gewisser Fleiß seinem Alter vorbehalten zu seyn, und es fehlte ihm die vielen Jahre, die ich ihn kannte, niemals an Erfindung noch Arbeitsamkeit. Er hatte mich gleich den ersten Augenblick sehr an sich gezogen; schon seine Wohnung, wundersam und ahnungsvoll, war für mich höchst reizend. In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man rechts in der Ecke eine erneute heitre Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie, deren Director er war, fand man sodann links, hell und geräumig; aber zu ihm selbst gelangte man nur durch einen engen dunklen Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläufigen Kornboden man so eben hergegangen war.

Das erſte Gemach war mit Bildern geſchmückt aus der ſpäteren Italiäniſchen Schule, von Meiſtern, deren Anmuth er höchlich zu preiſen pflegte. Da ich Privatſtunden mit einigen Edelleuten bei ihm genommen hatte, ſo war uns erlaubt, hier zu zeichnen, und wir gelangten auch manchmal in ſein daranſtoßendes inneres Cabinet, welches zugleich ſeine wenigen Bücher, Kunſt- und Naturalienſammlungen und was ihn ſonſt zunächſt intereſſiren mochte, enthielt. Alles war mit Geſchmack, einfach und dergeſtalt geordnet, daß der kleine Raum ſehr vieles umfaßte. Die Möbeln, Schränke, Portefeuilles elegant ohne Ziererey oder Ueberfluß. So war auch das erſte was er uns empfahl und worauf er immer wieder zurückkam, die Einfalt in allem, was Kunſt und Handwerk vereint hervorzubringen berufen ſind. Als ein abgeſagter Feind des Schnörkel- und Muſchelweſens und des ganzen barocken Geſchmacks zeigte er uns dergleichen in Kupfer geſtochne und gezeichnete alte Muſter im Gegenſatz mit beſſeren Verzierungen und einfacheren Formen der Möbeln ſowohl als anderer Zimmerumgebungen, und weil alles um ihn her mit dieſen Maximen übereinſtimmte, ſo machten die Worte und Lehren auf uns einen guten und dauernden Eindruck. Auch außerdem hatte er Gelegenheit, uns ſeine Geſinnungen praktiſch ſehen zu laſſen, indem er ſowohl bei Privat- als Regimentsperſonen in gutem Anſehen ſtand und bei neuen Bauten und Veränderungen um Rath gefragt

wurde. Ueberhaupt ſchien er geneigter zu ſeyn, etwas gelegentlich, zu einem gewiſſen Zweck und Gebrauch zu verfertigen, als daß er für ſich beſtehende Dinge, welche eine größere Vollendung verlangen, unternommen und ausgearbeitet hätte; deßhalb er auch immer bereit und zur Hand war, wenn die Buchhändler größere und kleinere Kupfer zu irgend einem Werk verlangten; wie denn die Vignetten zu Winckelmanns erſten Schriften von ihm radirt ſind. Oft aber machte er nur ſehr ſkizzenhafte Zeichnungen, in welche ſich Geyſer ganz gut zu ſchicken verſtand. Seine Figuren hatten durchaus etwas allgemeines, um nicht zu ſagen ideelles. Seine Frauen waren angenehm und gefällig, ſeine Kinder naiv genug; nur mit den Männern wollte es nicht fort, die, bei ſeiner zwar geiſtreichen, aber doch immer nebuliſtiſchen und zugleich abbrevirenden Manier, meiſtentheils das Anſehen von Lazzaroni erhielten. Da er ſeine Compoſitionen überhaupt weniger auf Form, als auf Licht, Schatten und Maſſen berechnete, ſo nahmen ſie ſich im ganzen gut aus; wie denn alles, was er that und hervorbrachte, von einer eignen Grazie begleitet war. Weil er nun dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegoriſchen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, ſo gaben ſeine Werke immer etwas zu ſinnen und wurden vollſtändig durch einen Begriff, da ſie es der Kunſt und der Ausführung nach nicht ſeyn konnten. Dieſe Richtung, welche im-

mer gefährlich ist, führte ihn manchmal bis an die Gränze des guten Geschmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Absichten suchte er oft durch die wunderlichsten Einfälle und durch grillenhafte Scherze zu erreichen; ja seinen besten Arbeiten ist stets ein humoristischer Anstrich verliehen. War das Publicum mit solchen Dingen nicht immer zufrieden, so rächte er sich durch eine neue, noch wunderlichere Schnurre. So stellte er später in dem Vorzimmer des großen Concertsaales eine ideale Frauenfigur seiner Art vor, die eine Lichtscheere nach einer Kerze hinbewegte, und er freute sich außerordentlich, wenn er veranlassen konnte, daß man über die Frage stritt, ob diese seltsame Muse das Licht zu putzen oder auszulöschen gedenke? wo er denn allerlei neckische Beigedanken schelmisch hervorblicken ließ.

Doch machte die Erbauung des neuen Theaters zu meiner Zeit das größte Aufsehen, in welchem sein Vorhang, da er noch ganz neu war, gewiß eine außerordentlich liebliche Wirkung that. Oefer hatte die Musen aus den Wolken, auf denen sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich schweben, auf die Erde versetzt. Einen Vorhof zum Tempel des Ruhms schmückten die Statuen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich alle neueren Schauspieldichter versammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls gegenwärtig und alles würdig und schön. Nun aber kommt das Wunderliche! Durch die freie Mitte sah man das

Portal des fernſtehenden Tempels, und ein Mann in leichter Jacke ging zwiſchen beiden obgedachten Gruppen, ohne ſich um ſie zu bekümmern, hindurch, gerade auf den Tempel los; man ſah ihn daher im Rücken, er war nicht beſonders ausgezeichnet. Dieſer nun ſollte Shakeſpearn bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne ſich um die Muſter zu bekümmern, auf ſeine eigne Hand der Unſterblichkeit entgegengehe. Auf dem großen Boden über dem neuen Theater ward dieſes Werk vollbracht. Wir verſammelten uns dort oft um ihn, und ich habe ihm daſelbſt die Aushängebogen von Muſarion vorgeleſen.

Was mich betraf, ſo rückte ich in Ausübung der Kunſt keineswegs weiter. Seine Lehre wirkte auf unſern Geiſt und unſern Geſchmack; aber ſeine eigne Zeichnung war zu unbeſtimmt, als daß ſie mich, der ich an den Gegenſtänden der Kunſt und Natur auch nur hindämmerte, hätte zu einer ſtrengen und entſchiedenen Ausübung anleiten ſollen. Von den Geſichtern und Körpern ſelbſt überlieferte er uns mehr die Anſichten als die Formen, mehr die Gebärden als die Proportionen. Er gab uns die Begriffe von den Geſtalten, und verlangte, wir ſollten ſie in uns lebendig werden laſſen. Das wäre denn auch ſchön und recht geweſen, wenn er nicht bloß Anfänger vor ſich gehabt hätte. Konnte man ihm daher ein vorzügliches Talent zum Unterricht wohl abſprechen, ſo mußte man dagegen bekennen, daß er ſehr geſcheidt und

weltklug ſey, und daß eine glückliche Gewandtheit des Geiſtes ihn, in einem höhern Sinne, recht eigentlich zum Lehrer qualificire. Die Mängel, an denen jeder litt, ſah er recht gut ein; er verſchmähte jedoch, ſie direct zu rügen, und deutete vielmehr Lob und Tadel indirect ſehr lakoniſch an. Nun mußte man über die Sache denken und kam in der Einſicht ſchnell um vieles weiter. So hatte ich z. B. auf blaues Papier einen Blumenſtrauß, nach einer vorhandenen Vorſchrift, mit ſchwarzer und weißer Kreide ſehr ſorgfältig ausgeführt, und theils mit Wiſchen, theils mit Schraffiren das kleine Bild hervorzuheben geſucht. Nachdem ich mich lange dergeſtalt bemüht, trat er einſtens hinter mich und ſagte: „Mehr Papier!“ worauf er ſich ſogleich entfernte. Mein Nachbar und ich zerbrachen uns den Kopf, was das heißen könne: denn mein Bouquet hatte auf einem großen halben Bogen Raum genug um ſich her. Nachdem wir lange nachgedacht, glaubten wir endlich ſeinen Sinn zu treffen, wenn wir bemerkten, daß ich durch das Ineinanderarbeiten des Schwarzen und Weißen den blauen Grund ganz zugedeckt, die Mitteltinte zerſtört und wirklich eine unangenehme Zeichnung mit großem Fleiß hervorgebracht hatte. Uebrigens ermangelte er nicht, uns von der Perſpective, von Licht und Schatten zwar genugſam, doch immer nur ſo zu unterrichten, daß wir uns anzuſtrengen und zu quälen hatten, um eine Anwendung der überlieferten Grundſätze zu treffen.

Wahrscheinlich war seine Absicht, an uns, die wir doch nicht Künstler werden sollten, nur die Einsicht und den Geschmack zu bilden, und uns mit den Erfordernissen eines Kunstwerks bekannt zu machen, ohne gerade zu verlangen, daß wir es hervorbringen sollten. Da nun der Fleiß ohnehin meine Sache nicht war: denn es machte mir nichts Vergnügen als was mich anflog, so wurde ich nach und nach wo nicht lässig doch mißmuthig, und weil die Kenntniß bequemer ist als das Thun, so ließ ich mir gefallen, wohin er uns nach seiner Weise zu führen gedachte.

Zu jener Zeit war das Leben der Mahler von D'Argenville in's Deutsche übersetzt; ich erhielt es ganz frisch und studirte es emsig genug. Dieß schien Oesern zu gefallen, und er verschaffte uns Gelegenheit, aus den großen Leipziger Sammlungen manches Portefeuille zu sehen, und leitete uns dadurch zur Geschichte der Kunst ein. Aber auch diese Uebungen brachten bei mir eine andere Wirkung hervor, als er im Sinn haben mochte. Die mancherlei Gegenstände, welche ich von den Künstlern behandelt sah, erweckten das poetische Talent in mir, und wie man ja wohl ein Kupfer zu einem Gedicht macht, so machte ich nun Gedichte zu den Kupfern und Zeichnungen, indem ich mir die darauf vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen wohl geziemt hätte, zu dichten wußte, und so

mich gewöhnte, die Künste in Verbindung mit einander zu betrachten. Ja selbst die Fehlgriffe, die ich that, daß meine Gedichte manchmal beschreibend wurden, waren mir in der Folge, als ich zu mehrerer Besinnung kam, nützlich, indem sie mich auf den Unterschied der Künste aufmerksam machten. Von solchen kleinen Dingen standen mehrere in der Sammlung, welche Behrisch veranstaltet hatte; es ist aber nichts davon übrig geblieben.

Das Kunst- und Geschmackselement, worin Oeser lebte, und auf welchem man selbst, in sofern man ihn fleißig besuchte, getragen wurde, ward auch dadurch immer würdiger und erfreulicher, daß er sich gern abgeschiedener oder abwesender Männer erinnerte, mit denen er in Verhältniß gestanden hatte, oder solches noch immer fort erhielt; wie er denn, wenn er jemanden einmal seine Achtung geschenkt, unveränderlich in dem Betragen gegen denselben blieb, und sich immer gleich geneigt erwies.

Nachdem wir unter den Franzosen vorzüglich Caylus hatten rühmen hören, machte er uns auch mit Deutschen, in diesem Fache thätigen Männern bekannt. So erfuhren wir, daß Professor Christ als Liebhaber, Sammler, Kenner, Mitarbeiter, der Kunst schöne Dienste geleistet, und seine Gelehrsamkeit zu wahrer Förderung derselben angewendet habe. Heinecke dagegen durfte nicht wohl genannt werden, theils weil er sich

mit den allzukindlichen Anfängen der Deutschen Kunst, welche Oeser wenig schätzte, gar zu emsig abgab, theils weil er einmal mit Winckelmann unsäuberlich verfahren war, welches ihm denn niemals verziehen werden konnte. Auf Lipperts Bemühungen jedoch ward unsere Aufmerksamkeit kräftig hingeleitet, indem unser Lehrer das Verdienst derselben genugsam herauszusetzen wußte. Denn obgleich, sagte er, die Statuen und größeren Bildwerke Grund und Gipfel aller Kunstkenntniß blieben, so seyen sie doch sowohl im Original, als Abguß selten zu sehen, dahingegen durch Lippert eine kleine Welt von Gemmen bekannt werde, in welcher der Alten faßlicheres Verdienst, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zusammenstellung, geschmackvolle Behandlung, auffallender und begreiflicher werde, auch bei so großer Menge die Vergleichung eher möglich sey. Indem wir uns nun damit so viel als erlaubt war beschäftigten, so wurde auf das hohe Kunstleben Winckelmanns in Italien hingedeutet, und wir nahmen dessen erste Schriften mit Andacht in die Hände: denn Oeser hatte eine leidenschaftliche Verehrung für ihn, die er uns gar leicht einzuflößen vermochte. Das Problematische jener kleinen Aufsätze, die sich noch dazu durch Ironie selbst verwirren und sich auf ganz specielle Meinungen und Ereignisse beziehen, vermochten wir zwar nicht zu entziffern, allein weil Oeser viel Einfluß darauf gehabt, und er das Evangelium des Schönen, mehr noch des Geschmackvollen und Angeneh-

men auch uns unabläſſig überlieferte, ſo fanden wir den Sinn im allgemeinen wieder und dünkten uns bei ſolchen Auslegungen um deſto ſicherer zu gehen, als wir es für kein geringes Glück achteten, aus derſelben Quelle zu ſchöpfen, aus der Winckelmann ſeinen erſten Durſt geſtillt hatte.

Einer Stadt kann kein größeres Glück begegnen, als wenn mehrere, im guten und rechten Gleichgeſinnte, ſchon gebildete Männer daſelbſt neben einander wohnen. Dieſen Vorzug hatte Leipzig und genoß ihn um ſo friedlicher, als ſich noch nicht ſo manche Entzweyungen des Urtheils hervorgethan hatten. Huber, Kupferſtichſammler und wohlgeübter Kenner, hatte noch außerdem das dankbar anerkannte Verdienſt, daß er den Werth der Deutſchen Literatur auch den Franzoſen bekannt zu machen gedachte; Kreuchauf, Liebhaber mit geübtem Blick, der, als Freund der ganzen Kunſtſocietät, alle Sammlungen für die ſeinigen anſehen konnte; Winkler, der die einſichtsvolle Freude, die er an ſeinen Schätzen hegte, ſehr gern mit andern theilte; mancher andere, der ſich anſchloß, alle lebten und wirkten nur in Einem Sinne, und ich wüßte mich nicht zu erinnern, ſo oft ich auch wenn ſie Kunſtwerke durchſahen beiwohnen durfte, daß jemals ein Zwieſpalt entſtanden wäre: immer kam, billiger Weiſe, die Schule in Betracht, aus welcher der Künſtler hervorgegangen, die Zeit, in der er gelebt, das beſondere Talent, das ihm die Natur verlie-

liehen und der Grad, auf welchen er es in der Ausführung gebracht. Da war keine Vorliebe weder für geistliche noch für weltliche Gegenstände, für ländliche oder für städtische, lebendige oder leblose; die Frage war immer nach dem Kunstgemäßen.

Ob sich nun gleich diese Liebhaber und Sammler, nach ihrer Lage, Sinnesart, Vermögen und Gelegenheit, mehr gegen die Niederländische Schule richteten; so ward doch, indem man sein Auge an den unendlichen Verdiensten der nordwestlichen Künstler übte, ein sehnsuchtsvoll verehrender Blick nach Südosten immer offen gehalten.

Und so mußte die Universität, wo ich die Zwecke meiner Familie, ja meine eignen versäumte, mich in demjenigen begründen, worin ich die größte Zufriedenheit meines Lebens finden sollte; auch ist mir der Eindruck jener Localitäten, in welchen ich so bedeutende Anregungen empfangen, immer höchst lieb und werth geblieben. Die alte Pleißenburg, die Zimmer der Akademie, vor allen aber Oesers Wohnung, nicht weniger die Winkler'sche und Richter'sche Sammlungen habe ich noch immer lebhaft gegenwärtig.

Ein junger Mann jedoch, der, indem sich ältere unter einander von schon bekannten Dingen unterhalten, nur beiläufig unterrichtet wird, und welchem das schwerste Geschäft, das alles zurecht zu legen, dabei überlassen bleibt, muß sich in einer sehr peinlichen Lage befinden.

Ich sah mich daher mit andern sehnsuchtsvoll nach einer neuen Erleuchtung um, die uns denn auch durch einen Mann kommen sollte, dem wir schon so viel schuldig waren.

Auf zweyerlei Weise kann der Geist höchlich erfreut werden, durch Anschauung und Begriff. Aber jenes erfordert einen würdigen Gegenstand, der nicht immer bereit, und eine verhältnißmäßige Bildung, zu der man nicht gerade gelangt ist. Der Begriff hingegen will nur Empfänglichkeit, er bringt den Inhalt mit, und ist selbst das Werkzeug der Bildung. Daher war uns jener Lichtstrahl höchst willkommen, den der vortrefflichste Denker durch düstre Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling seyn, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene: ut pictura poesis, war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Gränze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußeren Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit

dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten ſich uns alle Folgen dieſes herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen, wir hielten uns von allem Uebel erlöſt, und glaubten mit einigem Mitleid auf das ſonſt ſo herrliche ſechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in Deutſchen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines ſchellenbehangenen Narren, den Tod unter der Unform eines klappernden Gerippes, ſo wie die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt unter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte.

Am meiſten entzückte uns die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt, und beide, wie es Menächmen geziemt, zum Verwechſeln gleich gebildet. Hier konnten wir nun erſt den Triumph des Schönen höchlich feyern, und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben iſt, im Reiche der Kunſt nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweiſen.

Die Herrlichkeit ſolcher Haupt- und Grundbegriffe erſcheint nur dem Gemüth, auf welches ſie ihre unendliche Wirkſamkeit ausüben, erſcheint nur der Zeit, in welcher ſie erſehnt, im rechten Augenblick hervortreten. Da beſchäftigen ſich die, welchen mit ſolcher Nahrung gedient iſt, liebevoll ganze Epochen ihres Lebens damit

und erfreuen ſich eines überſchwenglichen Wachsthums, indeſſen es nicht an Menſchen fehlt, die ſich auf der Stelle einer ſolchen Wirkung widerſetzen, und nicht an andern, die in der Folge an dem hohen Sinne markten und mäkeln.

Wie ſich aber Begriff und Anſchauung wechſelsweiſe fordern, ſo konnte ich dieſe neuen Gedanken nicht lange verarbeiten, ohne daß ein unendliches Verlangen bei mir entſtanden wäre, doch einmal bedeutende Kunſtwerke in größerer Maſſe zu erblicken. Ich entſchied mich daher, Dresden ohne Aufenthalt zu beſuchen. An der nöthigen Baarſchaft fehlte es mir nicht; aber es waren andere Schwierigkeiten zu überwinden, die ich durch mein grillenhaftes Weſen noch ohne Noth vermehrte: denn ich hielt meinen Vorſatz vor jederman geheim, weil ich die dortigen Kunſtſchätze ganz nach eigner Art zu betrachten wünſchte und, wie ich meinte, mich von niemand wollte irre machen laſſen. Außer dieſem ward durch noch eine andre Wunderlichkeit eine ſo einfache Sache verwickelter.

Wir haben angeborne und anerzogene Schwächen, und es möchte noch die Frage ſeyn, welche von beiden uns am meiſten zu ſchaffen geben. So gern ich mich mit jeder Art von Zuſtänden bekannt machte und dazu manchen Anlaß gehabt hatte, war mir doch von meinem Vater eine äußerſte Abneigung gegen alle Gaſthöfe eingeflößt worden. Auf ſeinen Reiſen durch Italien, Frankreich und Deutſchland hatte ſich dieſe Geſinnung feſt bei

ihm eingewurzelt. Ob er gleich ſelten in Bildern ſprach, und dieſelben nur wenn er ſehr heiter war zu Hülfe rief; ſo pflegte er doch manchmal zu wiederholen: in dem Thore eines Gaſthofs glaube er immer ein großes Spinnengewebe ausgeſpannt zu ſehen, ſo künſtlich, daß die Inſecten zwar hineinwärts, aber ſelbſt die privilegirten Weſpen nicht ungerupft herausfliegen könnten. Es ſchien ihm etwas Erſchreckliches, dafür, daß man ſeinen Gewohnheiten und allem, was einem lieb im Leben wäre, entſagte und nach der Weiſe des Wirths und der Kellner lebte, noch übermäßig bezahlen zu müſſen. Er pries die Hoſpitalität alter Zeiten, und ſo ungern er ſonſt auch etwas Ungewohntes im Hauſe duldete, ſo übte er doch Gaſtfreundſchaft, beſonders an Künſtlern und Virtuoſen; wie denn Gevatter Seekaz immer ſein Quartier bei uns behielt, und Abel, der letzte Muſiker, welcher die Gambe mit Glück und Beifall behandelte, wohl aufgenommen und bewirthet wurde. Wie hätte ich mich nun mit ſolchen Jugend-Eindrücken, die bisher durch nichts ausgelöſcht worden, entſchließen können, in einer fremden Stadt einen Gaſthof zu betreten? Nichts wäre leichter geweſen, als bei guten Freunden ein Quartier zu finden; Hofrath Krebel, Aſſeſſor Hermann und andere hatten mir ſchon oft davon geſprochen: allein auch dieſen ſollte meine Reiſe ein Geheimniß bleiben, und ich gerieth auf den wunderlichſten Einfall. Mein Stubennachbar, der fleißige Theolog, dem ſeine

Augen leider immer mehr ablegten, hatte einen Verwandten in Dresden, einen Schuster, mit dem er von Zeit zu Zeit Briefe wechselte. Dieser Mann war mir wegen seiner Aeußerungen schon längst höchst merkwürdig geworden, und die Ankunft eines seiner Briefe ward von uns immer festlich gefeyert. Die Art, womit er die Klagen seines, die Blindheit befürchtenden Vetters erwiderte, war ganz eigen: denn er bemühte sich nicht um Trostgründe, welche immer schwer zu finden sind; aber die heitere Art, womit er sein eignes enges, armes, mühseliges Leben betrachtete, der Scherz, den er selbst den Uebeln und Unbequemlichkeiten abgewann, die unverwüstliche Ueberzeugung, daß das Leben an und für sich ein Gut sey, theilte sich demjenigen mit, der den Brief las, und versetzte ihn, wenigstens für Augenblicke, in eine gleiche Stimmung. Enthusiastisch wie ich war, hatte ich diesen Mann öfters verbindlich grüßen lassen, seine glückliche Naturgabe gerühmt und den Wunsch, ihn kennen zu lernen, geäußert. Dieses alles vorausgesetzt, schien mir nichts natürlicher als ihn aufzusuchen, mich mit ihm zu unterhalten, ja bei ihm zu wohnen und ihn recht genau kennen zu lernen. Mein guter Candidat gab mir, nach einigem Widerstreben, einen mühsam geschriebenen Brief mit, und ich fuhr, meine Matrikel in der Tasche, mit der gelben Kutsche sehnsuchtsvoll nach Dresden.

Ich suchte nach meinem Schuster und fand ihn bald

in der Vorſtadt. Auf ſeinem Schemel ſitzend empfing er mich freundlich und ſagte lächelnd, nachdem er den Brief geleſen: „Ich ſehe hieraus, junger Herr, daß Ihr ein wunderlicher Chriſt ſeyd.“ Wie das, Meiſter? verſetzte ich. „Wunderlich iſt nicht übel gemeint,“ fuhr er fort, „man nennt jemand ſo, der ſich nicht gleich iſt, und ich nenne Sie einen wunderlichen Chriſten, weil Sie ſich in einem Stück als den Nachfolger des Herrn bekennen, in dem andern aber nicht.“ Auf meine Bitte, mich aufzuklären, ſagte er weiter: „Es ſcheint, daß Ihre Abſicht iſt, eine fröhliche Botſchaft den Armen und Niedrigen zu verkündigen; das iſt ſchön, und dieſe Nachahmung des Herrn iſt löblich; Sie ſollten aber dabei bedenken, daß er lieber bei wohlhabenden und reichen Leuten zu Tiſche ſaß, wo es gut her ging, und daß er ſelbſt den Wohlgeruch des Balſams nicht verſchmähte, wovon Sie wohl bei mir das Gegentheil finden könnten.“

Dieſer luſtige Anfang ſetzte mich gleich in guten Humor und wir neckten einander eine ziemliche Weile herum. Die Frau ſtand bedenklich, wie ſie einen ſolchen Gaſt unterbringen und bewirthen ſolle? Auch hierüber hatte er ſehr arrige Einfälle, die ſich nicht allein auf die Bibel, ſondern auch auf Gottfrieds Chronik bezogen, und als wir einig waren, daß ich bleiben ſolle, ſo gab ich meinen Beutel, wie er war, der Wirthin zum Aufheben und erſuchte ſie, wenn etwas nöthig ſey, ſich daraus zu verſehen. Da er es ablehnen wollte und

mit einiger Schalkheit zu verſtehen gab, daß er nicht ſo abgebrannt ſey, als er ausſehen möchte, ſo entwaffnete ich ihn dadurch, daß ich ſagte: und wenn es auch nur wäre, um das Waſſer in Wein zu verwandeln, ſo würde wohl, da heut zu Tage keine Wunder mehr geſchehen, ein ſolches probates Hausmittel nicht am unrechten Orte ſeyn. Die Wirthin ſchien mein Reden und Handeln immer weniger ſeltſam zu finden, wir hatten uns bald in einander geſchickt und brachten einen ſehr heitern Abend zu. Er blieb ſich immer gleich, weil alles aus Einer Quelle floß. Sein Eigenthum war ein tüchtiger Menſchenverſtand, der auf einem heiteren Gemüth ruhte und ſich in der gleichmäßigen hergebrachten Thätigkeit gefiel. Daß er unabläſſig arbeitete, war ſein Erſtes und Nothwendigſtes, daß er alles Uebrige als zufällig anſah, dieß bewahrte ſein Behagen; und ich mußte ihn vor vielen andern in die Claſſe derjenigen rechnen, welche praktiſche Philoſophen, bewußtloſe Weltweiſen genannt wurden.

Die Stunde, wo die Galerie eröffnet werden ſollte, mit Ungeduld erwartet, erſchien. Ich trat in dieſes Heiligthum, und meine Verwunderung überſtieg jeden Begriff, den ich mir gemacht hatte. Dieſer in ſich ſelbſt wiederkehrende Saal, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrſchten, die blendenden Rahmen, alle der Zeit noch näher, in der ſie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauen-

den betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben ein Gefühl von Feyerlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manches Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt erschien. Ich ließ mir die cursorische Demonstration meines Führers gar wohl gefallen, nur erbat ich mir, in der äußeren Galerie bleiben zu dürfen. Hier fand ich mich, zu meinem Behagen, wirklich zu Hause. Schon hatte ich Werke mehrerer Künstler gesehn, andere kannte ich durch Kupferstiche, andere dem Namen nach; ich verhehlte es nicht und flößte meinem Führer dadurch einiges Vertrauen ein, ja ihn ergötzte das Entzücken, das ich bei Stücken äußerte, wo der Pinsel über die Natur den Sieg davon trug: denn solche Dinge waren es vorzüglich, die mich an sich zogen, wo die Vergleichung mit der bekannten Natur den Werth der Kunst nothwendig erhöhen mußte.

Als ich bei meinem Schuster wieder eintrat, um das Mittagsmahl zu genießen, traute ich meinen Augen kaum: denn ich glaubte ein Bild von Ostade vor mir zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hängen dürfen. Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, bräunlicher Teint des Ganzen, magische Haltung, alles was man in jenen Bildern bewundert, sah ich hier in der Wirklichkeit. Es war das erste Mal,

daß ich auf einen so hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehrerem Bewußtseyn übte, die Natur nämlich mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken ich so eben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Diese Fähigkeit hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde vermehrt, der Ausübung eines Talents, das mir die Natur versagt zu haben schien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen.

Ich besuchte die Galerie zu allen vergönnten Stunden, und fuhr fort mein Entzücken über manche köstliche Werke vorlaut auszusprechen. Ich vereitelte dadurch meinen löblichen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben; und da sich bisher nur ein Unteraufseher mit mir abgegeben hatte, nahm nun auch der Galerie-Inspector, Rath Riedel, von mir Notiz und machte mich auf gar manches aufmerksam, welches vorzüglich in meiner Sphäre zu liegen schien. Ich fand diesen trefflichen Mann damals eben so thätig und gefällig, als ich ihn nachher mehrere Jahre hindurch gesehen und wie er sich noch heute erweist. Sein Bild hat sich mir mit jenen Kunstschätzen so in Eins verwoben, daß ich beide niemals gesondert erblicke, ja sein Andenken hat mich nach Italien begleitet, wo mir seine Gegenwart in manchen großen und reichen Sammlungen sehr wünschenswerth gewesen wäre.

Da man auch mit Fremden und Unbekannten solche

Werke nicht ſtumm und ohne wechſelſeitige Theilnahme betrachten kann, ihr Anblick vielmehr am erſten geeignet iſt, die Gemüther gegen einander zu eröffnen; ſo kam ich auch daſelbſt mit einem jungen Manne in's Geſpräch, der ſich in Dresden aufzuhalten und einer Legation anzugehören ſchien. Er lud mich ein, Abends in einen Gaſthof zu kommen, wo ſich eine muntere Geſellſchaft verſammle, und wo man, indem jeder eine mäßige Zeche bezahle, einige ganz vergnügte Stunden zubringen könne.

Ich fand mich ein, ohne die Geſellſchaft anzutreffen, und der Kellner ſetzte mich einigermaßen in Verwunderung, als er mir von dem Herrn, der mich beſtellt, ein Compliment ausrichtete, wodurch dieſer eine Entſchuldigung, daß er etwas ſpäter kommen werde, an mich gelangen ließ, mit dem Zuſatze, ich ſollte mich an nichts ſtoßen was vorgehe, auch werde ich nichts weiter als meine eigne Zeche zu bezahlen haben. Ich wußte nicht, was ich aus dieſen Worten machen ſollte, aber die Spinneweben meines Vaters fielen mir ein, und ich faßte mich, um zu erwarten, was da kommen möchte. Die Geſellſchaft verſammelte ſich, mein Bekannter ſtellte mich vor und ich durfte nicht lange aufmerken, ſo fand ich, daß es auf Myſtifikation eines jungen Menſchen hinausgehe, der als ein Neuling ſich durch ein vorlautes, anmaßliches Weſen auszeichnete: ich nahm mich daher gar ſehr in Acht, daß man nicht etwa Luſt finden möchte, mich zu ſeinem Gefährten auszuerſehen. Bei Tiſche

ward jene Absicht jederman deutlicher, nur nicht ihm. Man zechte immer stärker, und als man zuletzt seiner Geliebten zu Ehren gleichfalls ein Vivat angestimmt; so schwur jeder hoch und theuer, aus diesen Gläsern dürfe nun weiter kein Trunk geschehen; man warf sie hinter sich, und dieß war das Signal zu weit größeren Thorheiten. Endlich entzog ich mich ganz sachte, und der Kellner, indem er mir eine sehr billige Zeche abforderte, ersuchte mich wiederzukommen, da es nicht alle Abende so bunt hergehe. Ich hatte weit in mein Quartier, und es war nah an Mitternacht als ich es erreichte. Die Thüren fand ich unverschlossen, alles war zu Bette und eine Lampe erleuchtete den enghäuslichen Zustand, wo denn mein immer mehr geübtes Auge sogleich das schönste Bild von Schalken erblickte, von dem ich mich nicht losmachen konnte, so daß es mir allen Schlaf vertrieb.

Die wenigen Tage meines Aufenthalts in Dresden waren allein der Gemäldegalerie gewidmet. Die Antiken standen noch in den Pavillons des großen Gartens, ich lehnte ab sie zu sehen, so wie alles Uebrige was Dresden Köstliches enthielt; nur zu voll von der Ueberzeugung, daß in und an der Gemäldesammlung selbst mir noch vieles verborgen bleiben müsse. So nahm ich den Werth der Italiänischen Meister mehr auf Treu und Glauben an, als daß ich mir eine Einsicht in denselben hätte anmaßen können. Was ich nicht als Natur anse-

hen, an die Stelle der Natur ſetzen, mit einem bekannten Gegenſtand vergleichen konnte, war auf mich nicht wirkſam. Der materielle Eindruck iſt es, der den Anfang ſelbſt zu jeder höheren Liebhaberey macht.

Mit meinem Schuſter vertrug ich mich ganz gut. Er war geiſtreich und mannichfaltig genug, und wir überboten uns manchmal an neckiſchen Einfällen; jedoch ein Menſch der ſich glücklich preiſt, und von andern verlangt, daß ſie das Gleiche thun ſollen, verſetzt uns in ein Mißbehagen, ja die Wiederholung ſolcher Geſinnungen macht uns Langeweile. Ich fand mich wohl beſchäftigt, unterhalten, aufgeregt, aber keineswegs glücklich, und die Schuhe nach ſeinem Leiſten wollten mir nicht paſſen. Wir ſchieden jedoch als die beſten Freunde, und auch meine Wirthin war beim Abſchiede nicht unzufrieden mit mir.

So ſollte mir denn auch, noch kurz vor meiner Abreiſe, etwas ſehr Angenehmes begegnen. Durch die Vermittlung jenes jungen Mannes, der ſich wieder bei mir in einigen Credit zu ſetzen wünſchte, ward ich dem Director von Hagedorn vorgeſtellt, der mir ſeine Sammlung mit großer Güte vorwies, und ſich an dem Enthuſiasmus des jungen Kunſtfreundes höchlich ergötzte. Er war, wie es einem Kenner geziemt, in die Bilder, die er beſaß, ganz eigentlich verliebt, und fand daher ſelten an andern eine Theilnahme, wie er ſie wünſchte. Beſonders machte es ihm Freude, daß mir ein Bild von

Schwanefeld ganz übermäßig gefiel, daß ich daſſelbe in jedem einzelnen Theile zu preiſen und zu erheben nicht müde ward: denn gerade Landſchaften, die mich an den ſchönen heiteren Himmel, unter welchem ich herangewachſen, wieder erinnerten, die Pflanzenfülle jener Gegenden, und was ſonſt für Gunſt ein wärmeres Klima den Menſchen gewährt, rührten mich in der Nachbildung am meiſten, indem ſie eine ſehnſüchtige Erinnerung in mir aufregten.

Dieſe köſtlichen, Geiſt und Sinn zur wahren Kunſt vorbereitenden Erfahrungen wurden jedoch durch einen der traurigſten Anblicke unterbrochen und gedämpft, durch den zerſtörten und verödeten Zuſtand ſo mancher Straße Dresdens, durch die ich meinen Weg nahm. Die Mohrenſtraße im Schutt, ſo wie die Kreuzkirche mit ihrem geborſtenen Thurm drückten ſich mir tief ein und ſtehen noch wie ein dunkler Fleck in meiner Einbildungskraft. Von der Kuppel der Frauenkirche ſah ich dieſe leidigen Trümmer zwiſchen die ſchöne ſtädtiſche Ordnung hineingeſäet; da rühmte mir der Küſter die Kunſt des Baumeiſters, welcher Kirche und Kuppel auf einen ſo unerwünſchten Fall ſchon eingerichtet und bombenfeſt erbaut hatte. Der gute Sacriſtan deutete mir alsdann auf Ruinen nach allen Seiten und ſagte bedenklich lakoniſch: Das hat der Feind gethan!

So kehrte ich nun zuletzt, obgleich ungern, nach Leipzig zurück, und fand meine Freunde, die ſolche Ab-

schweifungen von mir nicht gewohnt waren, in großer Verwunderung, beschäftigt mit allerlei Conjecturen, was meine geheimnißvolle Reise wohl habe bedeuten sollen. Wenn ich ihnen darauf meine Geschichte ganz ordentlich erzählte, erklärten sie mir solche für ein Mährchen und suchten scharfsinnig hinter das Räthsel zu kommen, das ich unter der Schusterherberge zu verhüllen muthwillig genug sey.

Hätten sie mir aber in's Herz sehen können, so würden sie keinen Muthwillen darin entdeckt haben: denn die Wahrheit jenes alten Worts, Zuwachs an Kenntniß ist Zuwachs an Unruhe, hatte mich mit ganzer Gewalt getroffen, und je mehr ich mich anstrengte, dasjenige was ich gesehn, zu ordnen und mir zuzueignen, je weniger gelang es mir; ich mußte mir zuletzt ein stilles Nachwirken gefallen lassen. Das gewöhnliche Leben ergriff mich wieder, und ich fühlte mich zuletzt ganz behaglich, wenn ein freundschaftlicher Umgang, Zunahme an Kenntnissen, die mir gemäß waren, und eine gewisse Uebung der Hand mich auf eine weniger bedeutende, aber meinen Kräften mehr proportionirte Weise beschäftigten.

Eine sehr angenehme und für mich heilsame Verbindung, zu der ich gelangte, war die mit dem Breitkopfischen Hause. Bernhard Christoph Breitkopf, der eigentliche Stifter der Familie, der als ein armer Buchdruckergesell nach Leipzig gekommen war, lebte noch und bewohnte den goldenen Bären, ein ansehnliches Gebäude

auf dem neuen Neumarkt, mit Gottsched als Hausgenossen. Der Sohn, Johann Gottlob Immanuel, war auch schon längst verheirathet und Vater mehrerer Kinder. Einen Theil ihres ansehnlichen Vermögens glaubten sie nicht besser anwenden zu können, als indem sie ein großes neues Haus, zum silbernen Bären, dem ersten gegenüber errichteten, welches höher und weitläufiger als das Stammhaus selbst angelegt ward. Gerade zu der Zeit des Baues ward ich mit der Familie bekannt. Der älteste Sohn mochte einige Jahre mehr haben als ich, ein wohlgestalteter junger Mann, der Musik ergeben und geübt sowohl den Flügel als die Violine fertig zu behandeln. Der zweyte, eine treue gute Seele, gleichfalls musikalisch, belebte nicht weniger als der älteste die Concerte, die öfters veranstaltet wurden. Sie waren mir beide, so wie auch Eltern und Schwestern, gewogen; ich ging ihnen beim Auf- und Ausbau, beim Möbliren und Einziehen zur Hand, und begriff dadurch manches, was sich auf ein solches Geschäft bezieht; auch hatte ich Gelegenheit, die Oeserischen Lehren angewendet zu sehn. In dem neuen Hause, das ich also entstehen sah, war ich oft zum Besuch. Wir trieben manches gemeinschaftlich, und der älteste componirte einige meiner Lieder, die, gedruckt, seinen Namen, aber nicht den meinigen führten und wenig bekannt geworden sind. Ich habe die besseren ausgezogen und zwischen meinen übrigen kleinen Poesien eingeschaltet. Der Vater hatte den

No-

Notendruck erfunden oder vervollkommnet. Von einer ſchönen Bibliothek, die ſich meiſtens auf den Urſprung der Buchdruckerey und ihr Wachsthum bezog, erlaubte er mir den Gebrauch, wodurch ich mir in dieſem Fache einige Kenntniß erwarb. Ingleichen fand ich daſelbſt gute Kupferwerke, die das Alterthum darſtellten, und ſetzte meine Studien auch von dieſer Seite fort, welche dadurch noch mehr gefördert wurden, daß eine anſehnliche Schwefelſammlung beim Umziehen in Unordnung gerathen war. Ich brachte ſie, ſo gut ich konnte, wieder zurechte und war genöthigt dabei mich im Lippert und andern umzuſehen. Einen Arzt, Doctor Reichel, gleichfalls einen Hausgenoſſen, conſultirte ich von Zeit zu Zeit, da ich mich wo nicht krank, doch unmuſtern fühlte, und ſo führten wir zuſammen ein ſtilles anmuthiges Leben.

Nun ſollte ich in dieſem Hauſe noch eine andere Art von Verbindung eingehen. Es zog nämlich in die Manſarde der Kupferſtecher Stock. Er war aus Nürnberg gebürtig, ein ſehr fleißiger und in ſeinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Auch er ſtach, wie Geyſer, nach Oeſeriſchen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen. Er radirte ſehr ſauber, ſo daß die Arbeit aus dem Aetzwaſſer beinahe vollendet herauskam, und mit dem Grabſtichel, den er ſehr gut führte, nur weniges nachzuhelfen blieb. Er machte einen genauen

Ueberschlag, wie lange ihn eine Platte beschäftigen würde, und nichts war vermögend ihn von seiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht sein täglich vorgesetztes Pensum vollbracht hatte. So saß er an einem breiten Arbeitstisch am großen Giebelfenster, in einer sehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwey Töchter häusliche Gesellschaft leisteten. Von diesen letzten ist die eine glücklich verheirathet und die andere eine vorzügliche Künstlerin; sie sind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben. Ich theilte nun meine Zeit zwischen den obern und untern Stockwerken und attachirte mich sehr an den Mann, der bei seinem anhaltenden Fleiße einen herrlichen Humor besaß und die Gutmüthigkeit selbst war.

Mich reizte die reinliche Technik dieser Kunstart, und ich gesellte mich zu ihm, um auch etwas dergleichen zu verfertigen. Meine Neigung hatte sich wieder auf die Landschaft gelenkt, die mir bei einsamen Spaziergängen unterhaltend, an sich erreichbar und in den Kunstwerken faßlicher erschien als die menschliche Figur, die mich abschreckte. Ich radirte daher unter seiner Anleitung verschiedene Landschaften nach Thiele und andern, die, obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, doch einigen Effect machten und gut aufgenommen wurden. Das Grundiren der Platten, das Weißanstreichen derselben, das Radiren selbst und zuletzt das Aetzen, gab mannichfaltige Beschäftigung, und ich war bald dahin gelangt, daß ich meinem Meister in manchen Dingen beistehen

konnte. Mir fehlte nicht die beim Aetzen nöthige Aufmerkſamkeit, und ſelten daß mir etwas mißlang; aber ich hatte nicht Vorſicht genug, mich gegen die ſchädlichen Dünſte zu verwahren, die ſich bei ſolcher Gelegenheit zu entwickeln pflegen, und ſie mögen wohl zu den Uebeln beigetragen haben, die mich nachher eine Zeit lang quälten. Zwiſchen ſolchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja alles verſucht würde, in Holz geſchnitten. Ich verfertigte verſchiedene kleine Druckerſtöcke, nach Franzöſiſchen Muſtern, und manches davon ward brauchbar gefunden.

Man laſſe mich hier noch einiger Männer gedenken, welche ſich in Leipzig aufhielten, oder daſelbſt auf kurze Zeit verweilten. Kreisſteuereinnehmer Weiſſe, in ſeinen beſten Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend, ward von uns geliebt und geſchätzt. Zwar wollten wir ſeine Theaterſtücke nicht durchaus für muſterhaft gelten laſſen, ließen uns aber doch davon hinreißen, und ſeine Opern, durch Hillern auf eine leichte Weiſe belebt, machten uns viel Vergnügen. Schiebler, von Hamburg, betrat dieſelbige Bahn, und deſſen Liſuard und Dariolette ward von uns gleichfalls begünſtigt. Eſchenburg, ein ſchöner junger Mann, nur um weniges älter als wir, zeichnete ſich unter den Studirenden vortheilhaft aus. Zachariä ließ ſich's einige Wochen bei uns gefallen und ſpeiſete, durch ſeinen Bruder eingeleitet, mit uns an Einem Tiſche. Wir ſchätzten es, wie billig, für eine

Ehre, wechselsweise durch ein Paar außerordentlicher Gerichte, reichlicheren Nachtisch und ausgesuchteren Wein unserm Gast zu willfahren, der, als ein großer, wohlgestalteter, behaglicher Mann, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verbehlte. Lessing traf zu einer Zeit ein, wo wir ich weiß nicht was, im Kopf hatten: es beliebte uns, ihm nirgends zu gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältniß mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts seltenes ist, bestrafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen so vorzüglichen und von mir auf's höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen.

Bei allen Bemühungen jedoch, welche sich auf Kunst und Alterthum bezogen, hatte jeder stets Winckelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt wurde. Wir lasen fleißig seine Schriften, und suchten uns die Umstände bekannt zu machen, unter welchen er die ersten geschrieben hatte. Wir fanden darin manche Ansichten, die sich von Oefern herzuschreiben schienen, ja sogar Scherz und Grillen nach seiner Art, und ließen nicht nach, bis wir uns einen ungefähren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatten, bei welcher diese merkwürdigen und doch mitunter so räth-

ſelhaften Schriften entſtanden waren; ob wir es gleich dabei nicht ſehr genau nahmen: denn die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet ſeyn, und es war nicht das letzte Mal, daß ich eine bedeutende Bildungsſtufe ſibylliniſchen Blättern verdanken ſollte.

Es war damals in der Literatur eine ſchöne Zeit, wo vorzüglichen Menſchen noch mit Achtung begegnet wurde, obgleich die Klotziſchen Händel und Leſſings Controverſen ſchon darauf hindeuteten, daß dieſe Epoche ſich bald ſchließen werde. Winckelmann genoß einer ſolchen allgemeinen, unangetaſteten Verehrung, und man weiß, wie empfindlich er war gegen irgend etwas öffentliches, das ſeiner wohl gefühlten Würde nicht gemäß ſchien. Alle Zeitſchriften ſtimmten zu ſeinem Ruhme überein, die beſſeren Reiſenden kamen belehrt und entzückt von ihm zurück, und die neuen Anſichten, die er gab, verbreiteten ſich über Wiſſenſchaft und Leben. Der Fürſt von Deſſau hatte ſich zu einer gleichen Achtung emporgeſchwungen. Jung, wohl- und edeldenkend, hatte er ſich an ſeinen Reiſen und ſonſt recht wünſchenswerth erwieſen. Winckelmann war im höchſten Grade von ihm entzückt und belegte ihn, wo er ſeiner gedachte, mit den ſchönſten Beinamen. Die Anlage eines damals einzigen Parks, der Geſchmack zur Baukunſt, welchen von Erdmannsdorf durch ſeine Thätigkeit unterſtützte, alles ſprach zu Gunſten eines Fürſten, der, indem er durch ſein Beiſpiel den übrigen vorleuchtete, Dienern und Un-

terthanen ein goldnes Zeitalter versprach. Nun vernahmen wir jungen Leute mit Jubel, daß Winckelmann aus Italien zurückkehren, seinen fürstlichen Freund besuchen, unterwegs bei Oesern eintreten und also auch in unsern Gesichtskreis kommen würde. Wir machten keinen Anspruch mit ihm zu reden; aber wir hofften ihn zu sehen, und weil man in solchen Jahren einen jeden Anlaß gern in eine Lustpartie verwandelt, so hatten wir schon Ritt und Fahrt nach Dessau verabredet, wo wir in einer schönen, durch Kunst verherrlichten Gegend, in einem wohl administrirten und zugleich äußerlich geschmückten Lande, bald da bald dort aufzupassen dachten, um die über uns so weit erhabenen Männer mit eigenen Augen umherwandeln zu sehen. Oeser war selbst ganz exaltirt, wenn er daran nur dachte, und wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winckelmanns Tode zwischen uns nieder. Ich erinnere mich noch der Stelle, wo ich sie zuerst vernahm; es war in dem Hofe der Pleißenburg, nicht weit von der kleinen Pforte, durch die man zu Oeser hinaufzusteigen pflegte. Es kam mir ein Mitschüler entgegen, sagte mir, daß Oeser nicht zu sprechen sey, und die Ursache warum. Dieser ungeheuere Vorfall that eine ungeheuere Wirkung; es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen, und sein frühzeitiger Tod schärfte die Aufmerksamkeit auf den Werth seines Lebens. Ja vielleicht wäre die Wirkung seiner Thätigkeit, wenn er sie auch

bis in ein höheres Alter fortgesetzt hätte, nicht so groß gewesen, als sie jetzt werden mußte, da er, wie mehrere außerordentliche Menschen, auch noch durch ein seltsames und widerwärtiges Ende vom Schicksal ausgezeichnet worden.

Indem ich nun aber Winckelmanns Abscheiden gränzenlos beklagte, so dachte ich nicht, daß ich mich bald in dem Fall befinden würde, für mein eigenes Leben besorgt zu seyn: denn unter allem diesem hatten meine körperlichen Zustände nicht die beste Wendung genommen. Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte. Der Schmerz auf der Brust, den ich seit dem Auerstädter Unfall von Zeit zu Zeit empfand und der, nach einem Sturz mit dem Pferde, merklich gewachsen war, machte mich mißmuthig. Durch eine unglückliche Diät verdarb ich mir die Kräfte der Verdauung; das schwere Merseburger Bier verdüsterte mein Gehirn, der Kaffee, der mir eine ganz eigne triste Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tische genossen, paralysirte meine Eingeweide und schien ihre Functionen völlig aufzuheben, so daß ich deßhalb große Beängstigungen empfand, ohne jedoch den Entschluß zu einer vernünftigeren Lebensart fassen zu können. Meine Natur, von hinlänglichen Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholi-

schem Unbehagen. Ferner war damals die Epoche des Kaltbadens eingetreten, welches unbedingt empfohlen ward. Man sollte auf hartem Lager schlafen, nur leicht zugedeckt, wodurch denn alle gewohnte Ausdünstung unterdrückt wurde. Diese und andere Thorheiten, in Gefolg von mißverstandenen Anregungen Rousseau's, würden uns, wie man versprach, der Natur näher führen und uns aus dem Verderbnisse der Sitten retten. Alles Obige nun, ohne Unterscheidung, mit unvernünftigem Wechsel angewendet, empfanden mehrere als das schädlichste, und ich verhetzte meinen glücklichen Organismus dergestalt, daß die darin enthaltenen besondern Systeme zuletzt in eine Verschwörung und Revolution ausbrechen mußten, um das Ganze zu retten.

Eines Nachts wachte ich mit einem heftigen Blutsturz auf, und hatte noch so viel Kraft und Besinnung, meinen Stubennachbar zu wecken. Doctor Reichel wurde gerufen, der mir auf's freundlichste hülfreich ward, und so schwankte ich mehrere Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude an einer erfolgenden Besserung wurde dadurch vergällt, daß sich, bei jener Eruption, zugleich ein Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, den man jetzt erst, nach vorübergegangener Gefahr, zu bemerken Zeit fand. Genesung ist jedoch immer angenehm und erfreulich, wenn sie auch langsam und kümmerlich von Statten geht, und da bei mir sich die Natur geholfen, so schien ich auch nunmehr

ein anderer Menſch geworden zu ſeyn: denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geiſtes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt, ich war froh mein Inneres frei zu fühlen, wenn mich gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte.

Was mich aber in dieſer Zeit beſonders aufrichtete, war zu ſehen, wie viel vorzügliche Männer mir unverdient ihre Neigung zugewendet hatten. Unverdient, ſage ich: denn es war keiner darunter, dem ich nicht, durch widerliche Launen, beſchwerlich geweſen wäre, keiner, den ich nicht durch krankhaften Widerſinn mehr als einmal verletzt, ja den ich nicht, im Gefühl meines eignen Unrechts, eine Zeit lang ſcheu gemieden hätte. Dieß alles war vergeſſen, ſie behandelten mich auf's liebreichſte und ſuchten mich theils auf meinem Zimmer, theils ſobald ich es verlaſſen konnte, zu unterhalten und zu zerſtreuen. Sie fuhren mit mir aus, bewirtheten mich auf ihren Landhäuſern, und ich ſchien mich bald zu erholen.

Unter dieſen Freunden nenne ich wohl zuförderſt den damaligen Rathsherrn, nachherigen Burgemeiſter von Leipzig, Doctor Hermann. Er war unter denen Tiſchgenoſſen, die ich durch Schloſſer kennen lernte, derjenige, zu dem ſich ein immer gleiches und dauerndes Verhältniß bewährte. Man konnte ihn wohl zu den fleißigſten der akademiſchen Mitbürger rechnen. Er beſuchte ſeine Collegien auf das regelmäßigſte und ſein Privatfleiß

blieb sich immer gleich. Schritt vor Schritt, ohne die mindeste Abweichung, sah ich ihn den Doctorgrad erreichen, dann sich zur Assessur emporheben, ohne daß ihm hiebei etwas mühsam geschienen, daß er im mindesten etwas übereilt oder verspätet hätte. Die Sanftheit seines Charakters zog mich an, seine lehrreiche Unterhaltung hielt mich fest; ja ich glaube wirklich, daß ich mich an seinem geregelten Fleiß vorzüglich deßwegen erfreute, weil ich mir von einem Verdienste, dessen ich mich keineswegs rühmen konnte, durch Anerkennung und Hochschätzung, wenigstens einen Theil zuzueignen meinte.

Eben so regelmäßig als in seinen Geschäften, war er in Ausübung seiner Talente und im Genuß seiner Vergnügungen. Er spielte den Flügel mit großer Fertigkeit, zeichnete mit Gefühl nach der Natur, und regte mich an das Gleiche zu thun; da ich denn in seiner Art auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden und dabei immer sehnsüchtig meinen Grillen nachzuhängen pflegte. Er wußte mein mitunter komisches Wesen durch heitere Scherze zu erwidern, und ich erinnere mich mancher vergnügten Stunde, die wir zusammen zubrachten, wenn er mich mit scherzhafter Feyerlichkeit zu einem Abendessen unter vier Augen einlud, wo wir mit eignem Anstand, bei angezündeten Wachslichtern, einen sogenannten Rathshasen, der ihm als Deputat seiner Stelle in die

Küche gelaufen war, verzehrten, und mit gar manchen Späßen, in Behrischens Manier, das Essen zu würzen und den Geist des Weines zu erhöhen beliebten. Daß dieser treffliche und noch jetzt in seinem ansehnlichen Amte immer fort wirksame Mann mir bei meinem zwar geahneten, aber in seiner ganzen Größe nicht vorausgesehenen Uebel den treulichsten Beistand leistete, mir jede freie Stunde schenkte, und durch Erinnerung an frühere Heiterkeiten den trüben Augenblick zu erhellen wußte, erkenne ich noch immer mit dem aufrichtigsten Dank, und freue mich nach so langer Zeit ihn öffentlich abstatten zu können.

Außer diesem werthen Freunde nahm sich Gröning von Bremen besonders meiner an. Ich hatte erst kurz vorher seine Bekanntschaft gemacht, und sein Wohlwollen gegen mich ward ich erst bei dem Unfalle gewahr; ich fühlte den Werth dieser Gunst um so lebhafter, als niemand leicht eine nähere Verbindung mit Leidenden sucht. Er sparte nichts, um mich zu ergötzen, mich aus dem Nachsinnen über meinen Zustand herauszuziehen und mir Genesung und gesunde Thätigkeit in der nächsten Zeit vorzuzeigen und zu versprechen. Wie oft habe ich mich gefreut, in dem Fortgange des Lebens zu hören, wie sich dieser vorzügliche Mann, in den wichtigsten Geschäften, seiner Vaterstadt nützlich und heilbringend erwiesen.

Hier war es auch, wo Freund Horn seine Liebe und

Aufmerksamkeit ununterbrochen wirken ließ. Das ganze Breitkopfische Haus, die Stockische Familie, manche andere behandelten mich als einen nahen Verwandten; und so wurde mir durch das Wohlwollen so vieler freundlicher Menschen das Gefühl meines Zustandes auf das zarteste gelindert.

Umständlicher muß ich jedoch hier eines Mannes erwähnen, den ich erst in dieser Zeit kennen lernte und dessen lehrreicher Umgang mich über die traurige Lage, in der ich mich befand, dergestalt verblendete, daß ich sie wirklich vergaß. Es war Langer, nachheriger Bibliothekar in Wolfenbüttel. Vorzüglich gelehrt und unterrichtet freute er sich an meinem Heißhunger nach Kenntnissen, der sich nun bei der krankhaften Reizbarkeit völlig fieberhaft äußerte. Er suchte mich durch deutliche Uebersichten zu beruhigen, und ich bin seinem, obwohl kurzen Umgange sehr viel schuldig geworden, indem er mich auf mancherlei Weise zu leiten verstand und mich aufmerksam machte, wohin ich mich gerade gegenwärtig zu richten hätte. Ich fand mich diesem bedeutenden Manne um so mehr verpflichtet, als mein Umgang ihn einiger Gefahr aussetzte: denn als er nach Behrischen die Hofmeisterstelle bei dem jungen Grafen Lindenau erhielt, machte der Vater dem neuen Mentor ausdrücklich zur Bedingung, keinen Umgang mit mir zu pflegen. Neugierig, ein so gefährliches Subject kennen zu lernen, wußte er mich mehrmals an dritten Orte zu sehen. Ich

gewann bald ſeine Neigung, und er, klüger als Behriſch, holte mich bei Nachtszeit ab, wir gingen zuſammen ſpazieren, unterhielten uns von intereſſanten Dingen, und ich begleitete ihn endlich bis an die Thüre ſeiner Geliebten: denn auch dieſer äußerlich ſtreng ſcheinende, ernſte, wiſſenſchaftliche Mann war nicht frei von den Netzen eines ſehr liebenswürdigen Frauenzimmers geblieben.

Die Deutſche Literatur und mit ihr meine eignen poetiſchen Unternehmungen waren mir ſchon ſeit einiger Zeit fremd geworden, und ich wendete mich wieder, wie es bei einem ſolchen antedidaktiſchen Kreisgange zu erfolgen pflegt, gegen die geliebten Alten, die noch immer, wie ferne blaue Berge, deutlich in ihren Umriſſen und Maſſen, aber unkenntlich in ihren Theilen und inneren Beziehungen, den Horizont meiner geiſtigen Wünſche begränzten. Ich machte einen Tauſch mit Langer, wobei ich zuletzt den Glaucus und Diomedes ſpielte; ich überließ ihm ganze Körbe Deutſcher Dichter und Kritiker und erhielt dagegen eine Anzahl Griechiſcher Autoren, deren Benutzung mich, ſelbſt bei dem langſamſten Geneſen, erquicken ſollte.

Das Vertrauen, welches neue Freunde ſich einander ſchenken, pflegt ſich ſtufenweiſe zu entwickeln. Gemeinſame Beſchäftigungen und Liebhabereyen ſind das erſte, worin ſich eine wechſelſeitige Uebereinſtimmung hervorthut; ſodann pflegt die Mittheilung ſich über vergangene

und gegenwärtige Leidenschaften, besonders über Liebesabenteuer zu erstrecken; es ist aber noch ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das Verhältniß sich vollenden will, es sind die religiosen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen als ihren Gipfel zieren.

Die christliche Religion schwankte zwischen ihrem eignen Historischpositiven und einem reinen Deismus, der, auf Sittlichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen sollte. Die Verschiedenheit der Charaktere und Denkweisen zeigte sich hier in unendlichen Abstufungen, besonders da noch ein Hauptunterschied mit einwirkte, indem die Frage entstand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an solchen Ueberzeugungen haben könne und dürfe. Die lebhaftesten und geistreichsten Männer erwiesen sich in diesem Falle als Schmetterlinge, welche ganz uneingedenk ihres Raupenstandes die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit gediehen sind. Andere, treuer und bescheidner gesinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die ob sie sich gleich zur schönsten Blüthe entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen. Von dieser letzteren Art war Langer; ein obgleich Gelehrter und vorzüglich Bücherkenner, so

mochte er doch der Bibel vor andern überlieferten Schriften einen besondern Vorzug gönnen und sie als ein Document ansehen, woraus wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung nothwendig, deren Analogon er überall in irdischen und himmlischen Dingen zu finden glaubte. Sein Vortrag, angenehm und consequent, fand bei einem jungen Menschen leicht Gehör, der durch eine verdrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden höchst erwünscht fand. Bibelfest wie ich war kam es bloß auf den Glauben an, das was ich menschlicher Weise zeither geschätzt, nunmehr für göttlich zu erklären, welches mir um so leichter fiel, da ich die erste Bekanntschaft mit diesem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, zart, ja schwächlich Fühlenden war daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bei seinem Glauben zugleich ein sehr verständiger Mann war und fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht solle vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerey solle verleiten lassen; so hätte ich doch nicht recht gewußt, mich ohne Gefühl und Enthusiasmus mit dem neuen Testament zu beschäftigen.

Mit solchen Unterhaltungen verbrachten mir manche Zeit, und er gewann mich als einen getreuen und wohl

vorbereiteten Proselyten dergestalt lieb, daß er manche seiner Schönen zugedachte Stunde mir aufzuopfern nicht anstand, ja sogar Gefahr lief verrathen und, wie Behrisch, von seinem Patron übel angesehen zu werden. Ich erwiderte seine Neigung auf das dankbarste, und wenn dasjenige was er für mich that, zu jeder Zeit wäre schätzenswerth gewesen, so mußte es mir in meiner gegenwärtigen Lage höchst verehrlich seyn.

Da nun aber gewöhnlich, wenn unser Seelenconcert am geistigsten bestimmt ist, die rohen, kreischenden Töne des Weltwesens am gewaltsamsten und ungestümsten einfallen, und der in geheim immer fortwaltende Contrast, auf einmal hervortretend, nur desto empfindlicher wirkt, so sollte ich auch nicht aus der peripatetischen Schule meines Langers entlassen werden, ohne vorher noch ein, für Leipzig wenigstens, seltsames Ereigniß erlebt zu haben, einen Tumult nämlich, den die Studirenden erregten und zwar aus folgendem Anlasse. Mit den Stadtsoldaten hatten sich junge Leute vermeinigt, es war nicht ohne Thätlichkeiten abgelaufen. Mehrere Studirende verbanden sich, die zugefügten Beleidigungen zu rächen. Die Soldaten widerstanden hartnäckig und der Vortheil war nicht auf der Seite der sehr unzufriedenen akademischen Bürger. Nun ward erzählt, es hätten angesehene Personen wegen tapferen Widerstands die Obsiegenden gelobt und belohnt, und hierdurch ward nun das jugendliche Ehr- und Rachgefühl mächtig aufge-

gefordert. Man erzählte sich öffentlich, daß den nächsten Abend Fenster eingeworfen werden sollten, und einige Freunde, welche mir die Nachricht brachten, daß es wirklich geschehe, mußten mich hinführen, da Jugend und Menge wohl immer durch Gefahr und Tumult angezogen wird. Es begann wirklich ein seltsames Schauspiel. Die übrigens freie Straße war an der einen Seite von Menschen besetzt, welche ganz ruhig, ohne Lärm und Bewegung abwarteten, was geschehen solle. Auf der leeren Bahn gingen etwa ein Dutzend junge Leute einzeln hin und wieder, in anscheinender größter Gelassenheit; sobald sie aber gegen das bezeichnete Haus kamen, so warfen sie im Vorbeigehn Steine nach den Fenstern, und dieß zu wiederholten Malen hin und wiederkehrend, so lange die Scheiben noch klirren wollten. Eben so ruhig, wie dieses vorging, verlief sich auch endlich alles und die Sache hatte keine weiteren Folgen.

Mit einem so gellenden Nachklange akademischer Großthaten fuhr ich im September 1768 von Leipzig ab, in dem bequemen Wagen eines Hauderers und in Gesellschaft einiger mir bekannten zuverlässigen Personen. In der Gegend von Auerstädt gedachte ich jenes früheren Unfalls; aber ich konnte nicht ahnen, was viele Jahre nachher mich von dorther mit größerer Gefahr bedrohen würde, eben so wenig, als in Gotha, wo wir uns das Schloß zeigen ließen, ich, in dem großen mit Stuccaturbildern verzierten Saale, denken durfte, daß mir an

eben der Stelle so viel Gnädiges und Liebes widerfahren sollte.

Je mehr ich mich nun meiner Vaterstadt näherte, desto mehr rief ich mir, bedenklicher Weise, zurück in welchen Zuständen, Aussichten, Hoffnungen ich von Hause weggegangen, und es war ein sehr niederschlagendes Gefühl, daß ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte. Da ich mir jedoch nicht sonderlich viel vorzuwerfen hatte, so wußte ich mich ziemlich zu beruhigen; indessen war der Willkommen nicht ohne Bewegung. Die große Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verursachte eine leidenschaftliche Scene. Ich mochte übler aussehen als ich selbst wußte: denn ich hatte lange keinen Spiegel zu Rathe gezogen; und wer wird sich denn nicht selbst gewehnt! genug man kam stillschweigend überein, mancherlei Mittheilungen erst nach und nach zu bewirken und vor allen Dingen sowohl körperlich als geistig einige Beruhigung eintreten zu lassen.

Meine Schwester gesellte sich gleich zu mir, und wie vorläufig aus ihren Briefen, so konnte ich nunmehr umständlicher und genauer die Verhältnisse und die Lage der Familie vernehmen. Mein Vater hatte nach meiner Abreise seine ganze didaktische Liebhaberey der Schwester zugewendet, und ihr bei einem völlig geschlossenen, durch den Frieden gesicherten und selbst von Miethleuten geräumten Hause fast alle Mittel abgeschnitten, sich

Pflege und Unterhaltung verschlang alle ihre Zeit; ihre Gespielinnen, die von ihr beherrscht wurden, ohne daß sie daran dachte, mußten gleichfalls allerlei ausſinnen, um mir gefällig und trostreich zu seyn. Sie war erfinderisch mich zu erheitern, und entwickelte sogar einige Keime von possenhaftem Humor, den ich an ihr nie gekannt hatte, und der ihr sehr gut ließ. Es entspann sich bald unter uns eine Cotterie-Sprache, wodurch wir vor allen Menschen reden konnten, ohne daß sie uns verstanden, und sie bediente sich dieses Rothwelsches öfters mit vieler Keckheit in Gegenwart der Eltern.

Persönlich war mein Vater in ziemlicher Behaglichkeit. Er befand sich wohl, brachte einen großen Theil des Tags mit dem Unterrichte meiner Schwester zu, schrieb an seiner Reisebeschreibung, und stimmte seine Laute länger als er darauf spielte. Er verhehlte dabei so gut er konnte den Verdruß, anstatt eines rüstigen, thätigen Sohns, der nun promoviren und jene vorgeschriebene Lebensbahn durchlaufen sollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien. Er verbarg nicht seinen Wunsch, daß man sich mit der Cur expediren möge; besonders aber mußte man sich mit hypochondrischen Aeußerungen in seiner Gegenwart in Acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte.

Meine Mutter, von Natur sehr lebhaft und heiter, brachte unter diesen Umständen sehr langweilige Tage zu.

Die kleine Haushaltung war bald beſorgt. Das Gemüth der guten, innerlich niemals unbeſchäftigten Frau wollte auch einiges Intereſſe finden, und das nächſte begegnete ihr in der Religion, das ſie um ſo lieber ergriff, als ihre vorzüglichſten Freundinnen gebildete und herzliche Gottesverehrerinnen waren. Unter dieſen ſtand Fräulein von Klettenberg obenan. Es iſt dieſelbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntniſſe der ſchönen Seele entſtanden ſind, die man in Wilhelm Meiſter eingeſchaltet findet. Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches natürliches Betragen war durch Welt- und Hofart noch gefälliger geworden. Ihr ſehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung Herrnhutiſcher Frauen. Heiterkeit und Gemüthsruhe verließen ſie niemals. Sie betrachtete ihre Krankheit als einen nothwendigen Beſtandtheil ihres vorübergehenden irdiſchen Seyns; ſie litt mit der größten Geduld, und in ſchmerzloſen Intervallen war ſie lebhaft und geſprächig. Ihre liebſte, ja vielleicht einzige Unterhaltung waren die ſittlichen Erfahrungen, die der Menſch, der ſich beobachtet, an ſich ſelbſt machen kann; woran ſich denn die religioſen Geſinnungen anſchloſſen, die auf eine ſehr anmuthige, ja geniale Weiſe bei ihr als natürlich und übernatürlich in Betracht kamen. Mehr bedarf es kaum, um jene ausführliche, in ihre Seele verfaßte Schilderung den Freunden ſolcher Darſtellungen wieder in's Gedächtniß zu rufen. Bei dem ganz eignen Gange,

den sie von Jugend auf genommen hatte, und bei dem vornehmeren Stande, in dem sie geboren und erzogen war, bei der Lebhaftigkeit und Eigenheit ihres Geistes vertrug sie sich nicht zum Besten mit den übrigen Frauen, welche den gleichen Weg zum Heil eingeschlagen hatten. Frau Griesbach, die vorzüglichste, schien zu streng, zu trocken, zu gelehrt; sie wußte, dachte, umfaßte mehr als die andern, die sich mit der Entwickelung ihres Gefühls begnügten, und war ihnen daher lästig, weil nicht jede einen so großen Apparat auf dem Wege der Seligkeit mit sich führen konnte noch wollte. Dafür aber wurden denn die meisten freilich etwas eintönig, indem sie sich an eine gewisse Terminologie hielten, die man mit jener der späteren Empfindsamen wohl verglichen hätte. Fräulein von Klettenberg führte ihren Weg zwischen beiden Extremen durch, und schien sich mit einiger Selbstgefälligkeit in dem Bilde des Grafen Zinzendorf zu spiegeln, dessen Gesinnungen und Wirkungen Zeugniß einer höheren Geburt und eines vornehmeren Standes ablegten. Nun fand sie an mir was sie bedurfte, ein junges lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustand befand, und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Sie erfreute sich an dem, was mir die Natur gegeben, so wie an manchem, was ich mir erworben hatte. Und wenn sie mir viele Vorzüge

zugeſtand, ſo war es keineswegs demüthigend für ſie: denn erſtlich gedachte ſie nicht mit einer Mannsperſon zu wetteifern, und zweytens glaubte ſie, in Abſicht auf religiöſe Bildung ſehr viel vor mir voraus zu haben. Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forſchen, Sinnen und Schwanken legte ſie auf ihre Weiſe aus, und verhehlte mir ihre Ueberzeugung nicht, ſondern verſicherte mir unbewunden, das alles komme daher, weil ich keinen verſöhnten Gott habe. Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu ſtehen, ja ich bildete mir, nach mancherlei Erfahrungen, wohl ein, daß er gegen mich ſogar im Reſt ſtehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieſer Dünkel gründete ſich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie mir ſchien, beſſer hätte zu Hülfe kommen ſollen. Es läßt ſich denken, wie oft ich und meine Freundin hierüber in Streit geriethen, der ſich doch immer auf die freundlichſte Weiſe und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rector, damit endigte: daß ich ein närriſcher Burſche ſey, dem man manches nachſehen müſſe.

Da ich mit der Geſchwulſt am Halſe ſehr geplagt war, indem Arzt und Chirurgus dieſe Excrescenz erſt vertreiben, hernach, wie ſie ſagten, zeitigen wollten, und ſie zuletzt aufzuſchneiden für gut befanden; ſo hatte ich eine geraume Zeit mehr an Unbequemlichkeit als an

Schmerzen zu leiden, obgleich gegen das Ende der Heilung das immer fortdauernde Betupfen mit Höllenstein und andern ätzenden Dingen höchst verdrießliche Aussichten auf jeden neuen Tag geben mußte. Arzt und Chirurgus gehörten auch unter die abgesonderten Frommen, obgleich beide von höchst verschiedenem Naturell waren. Der Chirurgus, ein schlanker wohlgebildeter Mann von leichter und geschickter Hand, der, leider etwas hektisch, seinen Zustand mit wahrhaft christlicher Geduld ertrug, und sich in seinem Berufe durch sein Uebel nicht irre machen ließ. Der Arzt, ein unerklärlicher, schlaublickender, freundlich sprechender, übrigens abstruser Mann, der sich in dem frommen Kreise ein ganz besonderes Zutrauen erworben hatte. Thätig und aufmerksam war er den Kranken tröstlich; mehr aber als durch alles erweiterte er seine Kundschaft durch die Gabe, einige geheimnißvolle selbstbereitete Arzneyen im Hintergrunde zu zeigen, von denen niemand sprechen durfte, weil bei uns den Aerzten die eigene Dispensation streng verboten war. Mit gewissen Pulvern, die irgend ein Digestiv seyn mochten, that er nicht so geheim; aber von jenem wichtigen Salze, das nur in den größten Gefahren angewendet werden durfte, war nur unter den Gläubigen die Rede, ob es gleich noch niemand gesehen, oder die Wirkung davon gespürt hatte. Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erregen und zu stärken, hatte der Arzt seinen Patienten, wo er nur einige

Empfänglichkeit fand, gewiſſe myſtiſche chemiſch-alchimiſche Bücher empfohlen und zu verſtehen gegeben, daß man durch eignes Studium derſelben gar wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod ſich ſelbſt zu erwerben; welches um ſo nothwendiger ſey, als die Bereitung ſich ſowohl aus phyſiſchen als beſonders aus moraliſchen Gründen nicht wohl überliefern laſſe, ja daß man, um jenes große Werk einzuſehen, hervorzubringen und zu benutzen, die Geheimniſſe der Natur im Zuſammenhang kennen müſſe, weil es nichts Einzelnes ſondern etwas Univerſelles ſey, und auch wohl gar unter verſchiedenen Formen und Geſtalten hervorgebracht werden könne. Meine Freundin hatte auf dieſe lockenden Worte gehorcht. Das Heil des Körpers war zu nahe mit dem Heil der Seele verwandt; und könnte je eine größere Wohlthat, eine größere Barmherzigkeit auch an andern ausgeübt werden, als wenn man ſich ein Mittel zu eigen machte, wodurch ſo manches Leiden geſtillt, ſo manche Gefahr abgelehnt werden könnte? Sie hatte ſchon insgeheim Welling's Opus mago-cabaliſticum ſtudirt, wobei ſie jedoch, weil der Autor das Licht was er mittheilt ſogleich wieder ſelbſt verfinſtert und aufhebt, ſich nach einem Freunde umſah, der ihr in dieſem Wechſel von Licht und Finſterniß Geſellſchaft leiſtete. Es bedurfte nur einer geringen Anregung, um auch mir dieſe Krankheit zu inoculiren. Ich ſchaffte das Werk an, das, wie alle Schriften dieſer Art, ſeinen Stammbaum in

gerader Linie bis zur Neuplatoniſchen Schule verfolgen konnte. Meine vorzüglichſte Bemühung an dieſem Buche war, die dunklen Hinweiſungen, wo der Verfaſſer von einer Stelle auf die andere deutet, und dadurch das was er verbirgt, zu enthüllen verſpricht, auf's genauſte zu bemerken und am Rande die Seitenzahlen ſolcher ſich einander aufklären ſollender Stellen zu bezeichnen. Aber auch ſo blieb das Buch noch dunkel und unverſtändlich genug; außer daß man ſich zuletzt in eine gewiſſe Terminologie hineinſtudirte, und indem man mit derſelben nach eignem Belieben gebahrte, etwas wo nicht zu verſtehen, doch wenigſtens zu ſagen glaubte. Gedachtes Werk erwähnt ſeiner Vorgänger mit vielen Ehren, und wir wurden daher angeregt jene Quellen ſelbſt aufzuſuchen. Wir wendeten uns nun an die Werke des Theophraſtus Paracelſus und Baſilius Valentinus; nicht weniger an Helmont, Starkey und andere, deren mehr oder weniger auf Natur und Einbildung beruhende Lehren und Vorſchriften wir einzuſehen und zu befolgen ſuchten. Mir wollte beſonders die Aurea Catena Homeri gefallen, wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantaſtiſche Weiſe, in einer ſchönen Verknüpfung dargeſtellt wird; und ſo verwendeten wir theils einzeln, theils zuſammen, viele Zeit an dieſe Seltſamkeiten, und brachten die Abende eines langen Winters, während deſſen ich die Stube hüten mußte, ſehr vergnügt zu, indem wir zu dreyen, meine Mutter mit eingeſchloſſen,

uns an dieſen Geheimniſſen mehr ergötzten, als die Offenbarung derſelben hätte thun können.

Mir war indeß noch eine ſehr harte Prüfung vorbereitet: denn eine geſtörte und man dürfte wohl ſagen für gewiſſe Momente vernichtete Verdauung brachte ſolche Symptome hervor, daß ich unter großen Beängſtigungen das Leben zu verlieren glaubte und keine angewandten Mittel weiter etwas fruchten wollten. In dieſen letzten Nothen zwang meine bedrängte Mutter mit dem größten Ungeſtüm den verlegnen Arzt, mit ſeiner Univerſal-Medicin hervorzurücken; nach langem Widerſtande eilte er tief in der Nacht nach Hauſe und kam mit einem Gläschen kryſtalliſirten trocknen Salzes zurück, welches in Waſſer aufgelöſ't von dem Patienten verſchluckt wurde und einen entſchieden alkaliſchen Geſchmack hatte. Das Salz war kaum genommen, ſo zeigte ſich eine Erleichterung des Zuſtandes, und von dem Augenblick an nahm die Krankheit eine Wendung, die ſtufenweiſe zur Beſſerung führte. Ich darf nicht ſagen, wie ſehr dieſes den Glauben an unſern Arzt, und den Fleiß uns eines ſolchen Schatzes theilhaftig zu machen, ſtärkte und erhöhte.

Meine Freundin, welche eltern- und geſchwiſterlos in einem großen wohlgelegenen Hauſe wohnte, hatte ſchon früher angefangen, ſich einen kleinen Windofen, Kolben und Retorten von mäßiger Größe anzuſchaffen, und operirte nach Wellingiſchen Fingerzeigen und nach bedeutenden Winken des Arztes und Meiſters, beſonders

auf Eisen, in welchem die heilsamsten Kräfte verborgen seyn sollten, wenn man es aufzuschließen wisse, und weil in allen uns bekannten Schriften das Luftsalz, welches herbeigezogen werden mußte, eine große Rolle spielte, so wurden zu diesen Operationen Alkalien erfordert, welche indem sie an der Luft zerfließen sich mit jenen überirdischen Dingen verbinden und zuletzt ein geheimnißvolles treffliches Mittelsalz per se hervorbringen sollten.

Kaum war ich einigermaßen wieder hergestellt und konnte mich, durch eine bessere Jahrszeit begünstigt, wieder in meinem alten Giebelzimmer aufhalten, so fing auch ich an, mir einen kleinen Apparat zuzulegen; ein Windöfchen mit einem Sandbade war zubereitet, ich lernte sehr geschwind mit einer brennenden Lunte die Glaskolben in Schalen verwandeln, in welchen die verschiedenen Mischungen abgeraucht werden sollten. Nun wurden sonderbare Ingredienzien des Makrokosmus und Mikrokosmus auf eine geheimnißvolle wunderliche Weise behandelt, und vor allem suchte man Mittelsalze auf eine unerhörte Art hervorzubringen. Was mich aber eine ganze Weile am meisten beschäftigte, war der sogenannte Liquor Silicum (Kieselsaft), welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel mit einem gehörigen Antheil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zerschmilzt und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. Wer dieses einmal selbst ver-

fertigt und mit Augen geſehen hat, der wird diejenigen nicht tadeln, welche an eine jungfräuliche Erde und an die Möglichkeit glauben, auf und durch dieſelbe weiter zu wirken. Dieſen Kieſelſaft zu bereiten hatte ich eine beſondere Fertigkeit erlangt; die ſchönen weißen Kieſel, welche ſich im Main finden, gaben dazu ein vollkommenes Material; und an dem übrigen ſo wie an Fleiß ließ ich es nicht fehlen: nur ermüdete ich doch zuletzt, indem ich bemerken mußte, daß das Kieſelhafte keineswegs mit dem Salze ſo innig vereint ſey, wie ich philoſophiſcherweiſe geglaubt hatte: denn es ſchied ſich gar leicht wieder aus, und die ſchönſte mineraliſche Flüſſigkeit, die mir einigemal zu meiner größten Verwunderung in Form einer animaliſchen Gallert erſchienen war, ließ doch immer ein Pulver fallen, das ich für den feinſten Kieſelſtaub anſprechen mußte, der aber keineswegs irgend etwas Productives in ſeiner Natur ſpüren ließ, woran man hätte hoffen können dieſe jungfräuliche Erde in den Mutterſtand übergehen zu ſehen.

So wunderlich und unzuſammenhängend auch dieſe Operationen waren, ſo lernte ich doch dabei mancherlei. Ich gab genau auf alle Kryſtalliſationen Acht, welche ſich zeigen mochten, und ward mit den äußern Formen mancher natürlichen Dinge bekannt, und indem mir wohl bewußt war, daß man in der neuern Zeit die chemiſchen Gegenſtände methodiſcher aufgeführt, ſo wollte ich mir im Allgemeinen davon einen Begriff machen, ob ich

gleich als Halb-Adept vor den Apothekern und allen denjenigen, die mit dem gemeinen Feuer operirten, sehr wenig Respect hatte. Indessen zog mich doch das chemische Compendium des Boerhave gewaltig an, und verleitete mich mehrere Schriften dieses Mannes zu lesen, wodurch ich denn, da ohnehin meine langwierige Krankheit mich dem Aerztlichen näher gebracht hatte, eine Anleitung fand, auch die Aphorismen dieses trefflichen Mannes zu studiren, die ich mir gern in den Sinn und in's Gedächtniß einprägen mochte.

Eine andere, etwas menschlichere und bei weitem für die augenblickliche Bildung nützlichere Beschäftigung war, daß ich die Briefe durchsah, welche ich von Leipzig aus nach Hause geschrieben hatte. Nichts gibt uns mehr Aufschluß über uns selbst, als wenn wir das, was vor einigen Jahren von uns ausgegangen ist, wieder vor uns sehen, so daß wir uns selbst nunmehr als Gegenstand betrachten können. Allein freilich war ich damals noch zu jung und die Epoche noch zu nahe, welche durch diese Papiere dargestellt ward. Ueberhaupt, da man in jungen Jahren einen gewissen selbstgefälligen Dünkel nicht leicht ablegt, so äußert sich dieser besonders darin, daß man sich im kurz Vorhergegangenen verachtet: denn indem man freilich von Stufe zu Stufe gewahr wird, daß dasjenige was man an sich so wie an andern für gut und vortrefflich achtet, nicht Stich hält, so glaubt man über diese Verlegenheit am besten hinauszukommen,

wenn man das ſelbſt wegwirft, was man nicht retten kann. So ging es auch mir. Denn wie ich in Leipzig nach und nach meine kindlichen Bemühungen geringſchätzen lernte, ſo kam mir nun meine akademiſche Laufbahn gleichfalls geringſchätzig vor, und ich ſah nicht ein, daß ſie eben darum vielen Werth für mich haben müßte, weil ſie mich auf eine höhere Stufe der Betrachtung und Einſicht gehoben. Der Vater hatte meine Briefe ſowohl an ihn als an meine Schweſter ſorgfältig geſammelt und geheftet; ja er hatte ſie ſogar mit Aufmerkſamkeit corrigirt und ſowohl Schreib- als Sprachfehler verbeſſert.

Was mir zuerſt an dieſen Briefen auffiel, war das Aeußere; ich erſchrak vor einer unglaublichen Vernachläſſigung der Handſchrift, die ſich vom October 1765 bis in die Hälfte des folgenden Januars erſtreckte. Dann erſchien aber auf einmal in der Hälfte des Märzes eine ganz gefaßte, geordnete Hand, wie ich ſie ſonſt bei Preisbewerbungen anzuwenden pflegte. Meine Verwunderung darüber löſte ſich in Dank gegen den guten Gellert auf, welcher, wie ich mich nun wohl erinnerte, uns bei den Aufſätzen, die wir ihm einreichten, mit ſeinem herzlichen Tone zur heiligen Pflicht machte, unſere Hand ſo ſehr, ja mehr als unſern Styl, zu üben. Dieſes wiederholte er ſo oft, als ihm eine kritzliche, nachläſſige Schrift zu Geſicht kam; wobei er mehrmals äußerte, daß er ſehr gern die ſchöne Handſchrift ſeiner Schüler zum Hauptzweck ſeines Unterrichts machen

möchte, um ſo mehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Styl nach ſich ziehe.

Sonſt konnte ich auch bemerken, daß die Franzöſiſchen und Engliſchen Stellen meiner Briefe, obgleich nicht fehlerlos, doch mit Leichtigkeit und Freiheit geſchrieben waren. Dieſe Sprachen hatte ich auch in meiner Correſpondenz mit Georg Schloſſer, der ſich noch immer in Treptow befand, zu üben fortgefahren, und war mit ihm in beſtändigem Zuſammenhang geblieben, wodurch ich denn von manchen weltlichen Zuſtänden (denn immer ging es ihm nicht ganz ſo wie er gehofft hatte) unterrichtet wurde und zu ſeiner ernſtern, edlen Denkweiſe immer mehr Zutrauen faßte.

Eine andere Betrachtung, die mir bei'm Durchſehen jener Briefe nicht entgehen konnte, war, daß der gute Vater mit der beſten Abſicht mir einen beſondern Schaden zugefügt und mich zu der wunderlichen Lebensart veranlaßt hatte, in die ich zuletzt gerathen war. Er hatte mich nämlich wiederholt vom Kartenſpiel abgemahnt; allein Frau Hofrath Böhme, ſo lange ſie lebte, wußte mich nach ihrer Weiſe zu beſtimmen, indem ſie die Abmahnung meines Vaters nur von dem Mißbrauch erklärte. Da ich nun auch die Vortheile davon in der Societät einſah, ſo ließ ich mich gern durch ſie regieren. Ich hatte wohl den Spiel-Sinn, aber nicht den Spiel-Geiſt: ich lernte alle Spiele leicht und geſchwind, aber niemals konnte ich die gehörige Aufmerkſamkeit einen gan-

ganzen Abend zuſammenhalten. Wenn ich alſo recht gut anfing, ſo verfehlte ich's doch immer am Ende und machte mich und andre verlieren; wodurch ich denn jederzeit verdrießlich entweder zur Abendtafel, oder aus der Geſellſchaft ging. Kaum war Madame Böhme verſchieden, die mich ohnedem während ihrer langwierigen Krankheit nicht mehr zum Spiel angehalten hatte, ſo gewann die Lehre meines Vaters Kraft; ich entſchuldigte mich erſt von den Partien, und weil man nun nichts mehr mit mir anzufangen wußte, ſo ward ich mir noch mehr als andern läſtig, ſchlug die Einladungen aus, die denn ſparſamer erfolgten und zuletzt ganz aufhörten. Das Spiel, das jungen Leuten, beſonders denen die einen praktiſchen Sinn haben und ſich in der Welt umthun wollen, ſehr zu empfehlen iſt, konnte freilich bei mir niemals zur Liebhaberei werden, weil ich nicht weiter kam, ich mochte ſpielen ſo lange ich wollte. Hätte mir jemand einen allgemeinen Blick darüber gegeben und mich bemerken laſſen, wie hier gewiſſe Zeichen und mehr oder weniger Zufall eine Art von Stoff bilden, woran ſich Urtheilskraft und Thätigkeit üben können; hätte man mich mehrere Spiele auf einmal einſehen laſſen, ſo hätte ich mich wohl eher damit befreunden können. Bei alle dem war ich durch jene Betrachtungen in der Epoche, von welcher ich hier ſpreche, zu der Ueberzeugung gekommen, daß man die geſellſchaftlichen Spiele nicht meiden, ſondern ſich eher nach einer Gewandtheit in denſelben

beſtreben müſſe. Die Zeit iſt unendlich lang und ein jeder Tag ein Gefäß, in das ſich ſehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will.

So vielfach war ich in meiner Einſamkeit beſchäftigt, um ſo mehr als die verſchiedenen Geiſter der mancherlei Liebhabereyen, denen ich mich nach und nach gewidmet, Gelegenheit hatten wieder hervorzutreten. So kam es auch wieder an's Zeichnen, und da ich immer unmittelbar an der Natur oder vielmehr am Wirklichen arbeiten wollte, ſo bildete ich mein Zimmer nach, mit ſeinen Möbeln, die Perſonen die ſich darin befanden, und wenn mich das nicht mehr unterhielt, ſtellte ich allerlei Stadtgeſchichten dar, die man ſich eben erzählte, und woran man Intereſſe fand. Das alles war nicht ohne Charakter und nicht ohne einen gewiſſen Geſchmack, aber leider fehlte den Figuren die Proportion und das eigentliche Mark, ſo wie denn auch die Ausführung höchſt nebuliſtiſch war. Mein Vater, dem dieſe Dinge Vergnügen zu machen fortfuhren, wollte ſie deutlicher haben; auch ſollte alles fertig und abgeſchloſſen ſeyn. Er ließ ſie daher aufziehen und mit Linien einfaſſen; ja der Maler Morgenſtern, ſein Hauskünſtler — es iſt derſelbe, der ſich ſpäter durch Kirchenproſpecte bekannt, ja berühmt gemacht — mußte die perſpectiviſchen Linien der Zimmer und Räume hineinziehen, die ſich denn freilich ziemlich grell gegen die nebuliſtiſch angedeuteten Figuren verhielten. Er glaubte mich dadurch immer mehr zur

Beſtimmtheit zu nöthigen, und um ihm gefällig zu ſeyn, zeichnete ich mancherlei Stillleben, wo ich, indem das Wirkliche als Muſter vor mir ſtand, deutlicher und entſchiedener arbeiten konnte. Endlich fiel mir auch wieder einmal das Radiren ein. Ich hatte mir eine ziemlich intereſſante Landſchaft componirt, und fühlte mich ſehr glücklich, als ich meine alten von Stock überlieferten Recepte vorſuchen, und mich jener vergnüglichen Zeiten bei der Arbeit erinnern konnte. Ich ätzte die Platte bald und ließ mir Probe-Abdrücke machen. Unglücklicher Weiſe war die Compoſition ohne Licht und Schatten, und ich quälte mich nun beides hineinzubringen; weil es mir aber nicht ganz deutlich war, worauf es ankam, ſo konnte ich nicht fertig werden. Ich befand mich zu der Zeit nach meiner Art ganz wohl; allein in dieſen Tagen befiel mich ein Uebel, das mich noch nie gequält hatte. Die Kehle nämlich war mir ganz wund geworden, und beſonders das was man den Zapfen nennt, ſehr entzündet; ich konnte nur mit großen Schmerzen etwas ſchlingen, und die Aerzte wußten nicht, was ſie daraus machen ſollten. Man quälte mich mit Gurgeln und Pinſeln und konnte mich von dieſer Noth nicht befreien. Endlich ward ich wie durch eine Eingebung gewahr, daß ich bei dem Aetzen nicht vorſichtig genug geweſen, und daß ich, indem ich es öfters und leidenſchaftlich wiederholt, mir dieſes Uebel zugezogen und ſolches immer wieder erneuert und vermehrt. Den Aerzten war die Sache

plauſibel und gar bald gewiß, indem ich das Radiren und Aetzen um ſo mehr unterließ, als der Verſuch keineswegs gut ausgefallen war, und ich eher Urſache hatte meine Arbeit zu verbergen als vorzuzeigen, worüber ich mich um ſo leichter tröſtete, als ich mich von dem beſchwerlichen Uebel ſehr bald befreit ſah. Dabei konnte ich mich doch der Betrachtung nicht enthalten, daß wohl die ähnlichen Beſchäftigungen in Leipzig manches möchten zu jenen Uebeln beigetragen haben, an denen ich ſo viel gelitten hatte. Freilich iſt es eine langweilige und mitunter traurige Sache, zu ſehr auf uns ſelbſt und was uns ſchadet und nutzt Acht zu haben; allein es iſt keine Frage, daß bei der wunderlichen Idioſynkraſie der menſchlichen Natur von der einen, und bei der unendlichen Verſchiedenheit der Lebensart und Genüſſe von der andern, es noch ein Wunder iſt, daß das menſchliche Geſchlecht ſich nicht ſchon lange aufgerieben hat. Es ſcheint die menſchliche Natur eine eigene Art von Zähigkeit und Vielſeitigkeit zu beſitzen, da ſie alles was an ſie herankommt oder was ſie in ſich aufnimmt überwindet, und wenn ſie ſich es nicht aſſimiliren kann, wenigſtens gleichgültig macht. Freilich muß ſie bei einem großen Exceß trotz alles Widerſtandes den Elementen nachgeben, wie uns ſo viele endemiſche Krankheiten und die Wirkungen des Branntweins überzeugen. Könnten wir, ohne ängſtlich zu werden, auf uns Acht geben, was in unſerm complicirten bürgerlichen und geſelligen Leben auf uns

günſtig oder ungünſtig wirkt, und möchten wir das was uns als Genuß freilich behaglich iſt, um der übeln Folgen willen unterlaſſen; ſo würden wir gar manche Unbequemlichkeit, die uns bei ſonſt geſunden Conſtitutionen oft mehr als eine Krankheit ſelbſt quält, leicht zu entfernen wiſſen. Leider iſt es im Diätetiſchen wie im Moraliſchen: wir können einen Fehler nicht eher einſehen, als bis wir ihn los ſind; wobei denn nichts gewonnen wird, weil der nächſte Fehler dem vorhergehenden nicht ähnlich ſieht und alſo unter derſelben Form nicht erkannt werden kann.

Beim Durchleſen jener Briefe, die von Leipzig aus an meine Schweſter geſchrieben waren, konnte mir unter andern auch dieſe Bemerkung nicht entgehen, daß ich mich ſogleich bei dem erſten akademiſchen Unterricht für ſehr klug und weiſe gehalten, indem ich mich, ſobald ich etwas gelernt, dem Profeſſor ſubſtituirte und daher auch auf der Stelle didaktiſch ward. Mir war es luſtig zu ſehen, wie ich dasjenige was Gellert uns im Collegium überliefert oder gerathen, ſogleich wieder gegen meine Schweſter gewendet, ohne einzuſehen, daß ſowohl im Leben als im Leſen etwas dem Jüngling gemäß ſeyn könne, ohne ſich für ein Frauenzimmer zu ſchicken; und wir ſcherzten gemeinſchaftlich über dieſe Nachäfferey. Auch waren mir die Gedichte, die ich in Leipzig verfaßt hatte, ſchon zu gering, und ſie ſchienen mir kalt, trocken und in Abſicht deſſen was die Zuſtände des menſchlichen

Herzens oder Geiſtes ausdrücken ſollte, allzu oberflächlich. Dieſes bewog mich, als ich nun abermals das väterliche Haus verlaſſen und auf eine zweyte Akademie ziehen ſollte, wieder ein großes Haupt-Autodafe über meine Arbeiten zu verhängen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Act, andere aber nur bis zu vollendeter Expoſition gelangt waren, nebſt vielen andern Gedichten, Briefen und Papieren wurden dem Feuer übergeben, und kaum blieb etwas verſchont außer dem Manuſcript von Behrisch, die Laune des Verliebten und die Mitſchuldigen, an welchem letzteren ich immer fort mit beſonderer Liebe beſſerte, und da das Stück ſchon fertig war, die Expoſition nochmals durcharbeitete, um ſie zugleich bewegter und klarer zu machen. Leſſing hatte in den zwey erſten Acten der Minna ein unerreichbares Muſter aufgeſtellt, wie ein Drama zu exponiren ſey, und es war mir nichts angelegener, als in ſeinen Sinn und ſeine Abſichten einzudringen.

Umſtändlich genug iſt zwar ſchon die Erzählung von dem was mich in dieſen Tagen berührt, aufgeregt und beſchäftigt; allein ich muß deſſen ungeachtet wieder zu jenem Intereſſe zurückkehren, das mir die überſinnlichen Dinge eingeflößt hatten, von denen ich ein für allemal, in ſo fern es möglich wäre, mir einen Begriff zu bilden unternahm.

Einen großen Einfluß erfuhr ich dabei von einem

wichtigen Buche, das mir in die Hände gerieth, es war Arnolds Kirchen- und Ketzer-Geſchichte. Dieſer Mann iſt nicht ein bloß reflectirender Hiſtoriker, ſondern zugleich fromm und fühlend. Seine Geſinnungen ſtimmten ſehr zu den meinigen, und was mich an ſeinem Werk beſonders ergötzte, war, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgeſtellt hatte, einen vortheilhaftern Begriff erhielt. Der Geiſt des Widerſpruchs und die Luſt zum Paradoxen ſteckt in uns allen. Ich ſtudirte fleißig die verſchiedenen Meinungen, und da ich oft genug hatte ſagen hören, jeder Menſch habe am Ende doch ſeine eigene Religion; ſo kam mir nichts natürlicher vor, als daß ich mir auch meine eigene bilden könne, und dieſes that ich mit vieler Behaglichkeit. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetiſche, Myſtiſche, Kabbaliſtiſche gab auch ſeinen Beitrag her, und ſo erbaute ich mir eine Welt, die ſeltſam genug ausſah.

Ich mochte mir wohl eine Gottheit vorſtellen, die ſich von Ewigkeit her ſelbſt producirt; da ſich aber Production nicht ohne Mannichfaltigkeit denken läßt, ſo mußte ſie ſich nothwendig ſogleich als ein Zweytes erſcheinen, welches wir unter dem Namen des Sohns anerkennen; dieſe beiden mußten nun den Act des Hervorbringens fortſetzen, und erſchienen ſich ſelbſt wieder im dritten, welches nun eben ſo beſtehend lebendig und ewig als das Ganze war. Hiermit war jedoch der Kreis der

Gottheit geschlossen, und es wäre ihnen selbst nicht möglich gewesen, abermals ein ihnen völlig Gleiches hervorzubringen. Da jedoch der Productionstrieb immer fortging, so erschufen sie ein viertes, das aber schon in sich einen Widerspruch hegte, indem es, wie sie, unbedingt und doch zugleich in ihnen enthalten und durch sie begränzt seyn sollte. Dieses war nun Lucifer, welchem von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen war, und von dem alles übrige Seyn ausgehen sollte. Er bewies sogleich seine unendliche Thätigkeit, indem er die sämmtlichen Engel erschuf, alle wieder nach seinem Gleichniß, unbedingt, aber in ihm enthalten und durch ihn begränzt. Umgeben von einer solchen Glorie vergaß er seines höhern Ursprungs und glaubte ihn in sich selbst zu finden, und aus diesem ersten Undank entsprang alles was uns nicht mit dem Sinne und den Absichten der Gottheit übereinzustimmen scheint. Je mehr er sich nun in sich selbst concentrirte, je unwohler mußte es ihm werden, so wie allen den Geistern, denen er die süße Erhebung zu ihrem Ursprunge verkümmerte. Und so ereignete sich das, was uns unter der Form des Abfalls der Engel bezeichnet wird. Ein Theil derselben concentrirte sich mit Lucifer, der andere wendete sich wieder gegen seinen Ursprung. Aus dieser Concentration der ganzen Schöpfung, denn sie war von Lucifer ausgegangen und mußte ihm folgen, entsprang nun alles das, was wir unter der Gestalt der Materie gewahr werden, was

wir uns als ſchwer, feſt und finſter vorſtellen, welches aber, indem es wenn auch nicht mittelbar, doch durch Filiation vom göttlichen Weſen herſtammt, eben ſo unbedingt mächtig und ewig iſt, als der Vater und die Großeltern. Da nun das ganze Unheil, wenn wir es ſo nennen dürfen, bloß durch die einſeitige Richtung Lucifers entſtand, ſo fehlte freilich dieſer Schöpfung die beſſere Hälfte: denn alles was durch Concentration gewonnen wird, beſaß ſie, aber es fehlte ihr alles, was durch Expanſion allein bewirkt werden kann; und ſo hätte die ſämmtliche Schöpfung durch immerwährende Concentrationen ſich ſelbſt aufreiben, ſich mit ihrem Vater Lucifer vernichten und alle ihre Anſprüche an eine gleiche Ewigkeit mit der Gottheit verlieren können. Dieſem Zuſtand ſahen die Elohim eine Weile zu, und ſie hatten die Wahl, jene Aeonen abzuwarten, in welchen das Feld wieder rein geworden und ihnen Raum zu einer neuen Schöpfung geblieben wäre, oder ob ſie in das Gegenwärtige eingreifen und dem Mangel nach ihrer Unendlichkeit zu Hülfe kommen wollten. Sie erwählten nun das letztere, und ſupplirten nun durch ihren bloßen Willen in einem Augenblick den ganzen Mangel, den der Erfolg von Lucifers Beginnen an ſich trug. Sie gaben dem unendlichen Seyn die Fähigkeit ſich auszudehnen, ſich gegen ſie zu bewegen; der eigentliche Puls des Lebens war wieder hergeſtellt und Lucifer ſelbſt konnte ſich dieſer Einwirkung nicht entziehen. Dieſes iſt die Epoche, wo das-

jenige hervortrat, was wir als Licht kennen, und wo dasjenige begann, was wir mit dem Worte Schöpfung zu bezeichnen pflegen. So sehr sich auch nun diese durch die immer fortwirkende Lebenskraft der Elohim stufenweise vermannichfaltigte; so fehlte es doch noch an einem Wesen, welches die ursprüngliche Verbindung mit der Gottheit wiederherzustellen geschickt wäre, und so wurde der Mensch hervorgebracht, der in allem der Gottheit ähnlich, ja gleich seyn sollte, sich aber freilich dadurch abermals in dem Falle Lucifers befand, zugleich unbedingt und beschränkt zu seyn, und da dieser Widerspruch durch alle Kategorien des Daseyns sich an ihm manifestiren und ein vollkommenes Bewußtseyn so wie ein entschiedener Wille seine Zustände begleiten sollte, so war vorauszusehen, daß er zugleich das vollkommenste und unvollkommenste, das glücklichste und unglücklichste Geschöpf werden müsse. Es währte nicht lange, so spielte er auch völlig die Rolle des Lucifer. Die Absonderung vom Wohlthäter ist der eigentliche Undank, und so ward jener Abfall zum zweitenmal eminent, obgleich die ganze Schöpfung nichts ist und nichts war, als ein Abfallen und Zurückkehren zum Ursprünglichen.

Man sieht leicht, wie hier die Erlösung nicht allein von Ewigkeit her beschlossen, sondern als ewig nothwendig gedacht wird, ja daß sie durch die ganze Zeit des Werdens und Seyns sich immer wieder erneuern muß. Nichts ist in diesem Sinne natürlicher, als daß die Gott-

heit ſelbſt die Geſtalt des Menſchen annimmt, die ſich zu einer Hülle ſchon vorbereitet hatte, und daß ſie die Schickſale deſſelben auf kurze Zeit theilt, um durch dieſe Verähnlichung das Erfreuliche zu erhöhen und das Schmerzliche zu mildern. Die Geſchichte aller Religionen und Philoſophieen lehrt uns, daß dieſe große, den Menſchen unentbehrliche Wahrheit von verſchiedenen Nationen in verſchiedenen Zeiten auf mancherlei Weiſe, ja in ſeltſamen Fabeln und Bildern der Beſchränktheit gemäß überliefert worden; genug wenn nur anerkannt wird, daß wir uns in einem Zuſtande befinden, der, wenn er uns auch niederzuziehen und zu drücken ſcheint, dennoch Gelegenheit gibt, ja zur Pflicht macht, uns zu erheben und die Abſichten der Gottheit dadurch zu erfüllen, daß wir, indem wir von einer Seite uns zu verſelöſen genöthigt ſind, von der andern in regelmäßigen Pulſen uns zu entſelbſtigen nicht verſäumen.

Neuntes Buch.

„Das Herz wird ferner öfters zum Vortheil verſchiedener, beſonders geſelliger und feiner Tugenden gerührt, und die zarteren Empfindungen werden in ihm erregt und entwickelt werden. Beſonders werden ſich viele Züge eindrücken, welche dem jungen Leſer eine Einſicht in den verborgenern Winkel des menſchlichen Herzens und ſeiner Leidenſchaften geben, eine Kenntniß die mehr als alles Latein und Griechiſch werth iſt, und von welcher Ovid ein gar vortreflicher Meiſter war. Aber dieß iſt es noch nicht, warum man eigentlich der Jugend die alten Dichter und alſo auch den Ovid in die Hände gibt. Wir haben von dem gütigen Schöpfer eine Menge Seelenkräfte, welchen man ihre gehörige Cultur, und zwar in den erſten Jahren gleich, zu geben nicht verabſäumen muß, und die man doch weder mit Logik noch Metaphyſik, Latein oder Griechiſch cultiviren kann: wir haben eine Einbildungskraft, der wir, wofern ſie ſich nicht der erſten beſten Vorſtellungen ſelbſt bemächtigen ſoll, die ſchicklichſten und ſchönſten Bilder vorlegen und dadurch das Gemüth gewöhnen und üben müſſen, das Schöne überall und in der Natur ſelbſt, unter ſeinen beſtimmten, wahren und auch in den feineren Zügen zu erkennen und zu lieben. Wir haben eine Menge Be-

griffe und allgemeine Kenntniſſe nöthig, ſowohl für die Wiſſenſchaften als für das tägliche Leben, die ſich aus keinem Compendio erlernen laſſen. Unſere Empfindungen, Neigungen, Leidenſchaften ſollen mit Vortheil entwickelt und gereinigt werden.“

Dieſe bedeutende Stelle, welche ſich in der allgemeinen Deutſchen Bibliothek vorfand, war nicht die einzige in ihrer Art. Von gar vielen Seiten her offenbarten ſich ähnliche Grundſätze und gleiche Geſinnungen. Sie machten auf uns rege Jünglinge ſehr großen Eindruck, der um deſto entſchiedener wirkte, als er durch Wielands Beiſpiel noch verſtärkt wurde: denn die Werke ſeiner zweyten glänzenden Epoche bewieſen klärlich, daß er ſich nach ſolchen Maximen gebildet hatte. Und was konnten wir mehr verlangen? Die Philoſophie mit ihren abſtrufen Forderungen war beſeitigt, die alten Sprachen, deren Erlernung mit ſo viel Mühſeligkeit verknüpft iſt, ſah man in den Hintergrund gerückt, die Compendien, über deren Zulänglichkeit uns Hamlet ſchon ein bedenkliches Wort in's Ohr geraunt hatte, wurden immer verdächtiger, man wies uns auf die Betrachtung eines bewegten Lebens hin, das wir ſo gerne führten, und auf die Kenntniß der Leidenſchaften, die wir in unſerem Buſen theils empfanden, theils ahneten, und die, wenn man ſie ſonſt geſcholten hatte, uns nunmehr als etwas Wichtiges und Würdiges vorkommen mußten, weil ſie der Hauptgegenſtand unſerer Studien ſeyn ſollten, und die

Kennt-

Kenntniß derſelben als das vorzüglichſte Bildungsmittel unſerer Geiſteskräfte angerühmt ward. Ueberdieß war eine ſolche Denkweiſe meiner eigenen Ueberzeugung, ja meinem poetiſchen Thun und Treiben ganz angemeſſen. Ich fügte mich daher ohne Widerſtreben, nachdem ich ſo manchen guten Vorſatz vereitelt, ſo manche redliche Hoffnung verſchwinden ſehn, in die Abſicht meines Vaters, mich nach Straßburg zu ſchicken, wo man mir ein heiteres luſtiges Leben verſprach, indeſſen ich meine Studien weiter fortſetzen und am Ende promoviren ſollte.

Im Frühjahre fühlte ich meine Geſundheit, noch mehr aber meinen jugendlichen Muth wieder hergeſtellt, und ſehnte mich abermals aus meinem väterlichen Hauſe, obgleich aus ganz andern Urſachen als das erſte Mal: denn es waren mir dieſe hübſchen Zimmer und Räume, wo ich ſo viel gelitten hatte, unerfreulich geworden, und mit dem Vater ſelbſt konnte ſich kein angenehmes Verhältniß anknüpfen; ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er, bei den Recidiven meiner Krankheit und bei dem langſamen Geneſen, mehr Ungeduld als billig ſehen laſſen, ja daß er, anſtatt durch Nachſicht mich zu tröſten, ſich oft auf eine grauſame Weiſe über das was in keines Menſchen Hand lag, geäußert, als wenn es nur vom Willen abhinge. Aber auch er ward auf mancherlei Weiſe durch mich verletzt und beleidigt.

Denn junge Leute bringen von Akademieen allgemeine Begriffe zurück, welches zwar ganz recht und gut

ist; allein weil sie sich darin sehr weise dünken, so legen sie solche als Maßstab an die vorkommenden Gegenstände, welche denn meistens dabei verlieren müssen. So hatte ich von der Baukunst, der Einrichtung und Verzierung der Häuser eine allgemeine Vorstellung gewonnen, und wendete diese nun unvorsichtig im Gespräch auf unser eigenes Haus an. Mein Vater hatte die ganze Einrichtung desselben ersonnen und den Bau mit großer Standhaftigkeit durchgeführt, und es ließ sich auch, insofern es eine Wohnung für ihn und seine Familie ausschließlich seyn sollte, nichts dagegen einwenden; auch waren in diesem Sinne sehr viele Häuser von Frankfurt gebaut. Die Treppe ging frei hinauf und berührte große Vorsäle, die selbst recht gut hätten Zimmer seyn können; wie wir denn auch die gute Jahreszeit immer daselbst zubrachten. Allein dieses anmuthige heitere Daseyn einer einzelnen Familie, diese Communication von oben bis unten ward zur größten Unbequemlichkeit, sobald mehrere Partieen das Haus bewohnten, wie wir bei Gelegenheit der Französischen Einquartierung nur zu sehr erfahren hatten. Denn jene ängstliche Scene mit dem Königslieutenant wäre nicht vorgefallen, ja mein Vater hätte weniger von allen Unannehmlichkeiten empfunden, wenn unsere Treppe, nach der Leipziger Art, an die Seite gedrängt, und jedem Stockwerk eine abgeschlossene Thüre zugetheilt gewesen wäre. Diese Bauart rühmte ich einst höchlich und setzte

ihre Vortheile heraus, zeigte dem Vater die Möglichkeit, auch ſeine Treppe zu verlegen, worüber er in einen unglaublichen Zorn gerieth, der um ſo heftiger war, als ich kurz vorher einige ſchnörkelhafte Spiegelrahmen getadelt und gewiſſe Chineſiſche Tapeten verworfen hatte. Es gab eine Scene, welche, zwar wieder getuſcht und ausgeglichen, doch meine Reiſe nach dem ſchönen Elſaß beſchleunigte, die ich denn auch, auf der neu eingerichteten bequemen Diligence, ohne Aufenthalt und in kurzer Zeit vollbrachte.

Ich war im Wirthshaus zum Geiſt abgeſtiegen und eilte ſogleich, das ſehnlichſte Verlangen zu befriedigen und mich dem Münſter zu nähern, welcher durch Mitreiſende mir ſchon lange gezeigt und eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Als ich nun erſt durch die ſchmale Gaſſe dieſen Koloß gewahrte, ſodann aber auf dem freilich ſehr engen Platz allzunah vor ihm ſtand, machte derſelbe auf mich einen Eindruck ganz eigner Art, den ich aber auf der Stelle zu entwickeln unfähig, für dießmal nur dunkel mit mir nahm, indem ich das Gebäude eiligſt beſtieg, um nicht den ſchönen Augenblick einer hohen und heitern Sonne zu verſäumen, welche mir das weite reiche Land auf einmal offenbaren ſollte.

Und ſo ſah ich denn von der Plattform die ſchöne Gegend vor mir, in welcher ich eine Zeit lang wohnen und hauſen durfte: die anſehnliche Stadt, die weitumherliegenden, mit herrlichen dichten Bäumen beſetzten

und durchflochtenen Auen, dieſen auffallenden Reichthum der Vegetation, der dem Laufe des Rheins folgend, die Ufer, Inſeln und Werder bezeichnet. Nicht weniger mit mannichfaltigem Grün geſchmückt iſt der von Süden herab ſich ziehende flache Grund, welchen die Iller bewäſſert; ſelbſt weſtwärts, nach dem Gebirge zu, finden ſich manche Niederungen, die einen eben ſo reizenden Anblick von Wald und Wieſenwuchs gewähren, ſo wie der nördliche mehr hügelige Theil von unendlichen kleinen Bächen durchſchnitten iſt, die überall ein ſchnelles Wachsthum begünſtigen. Denkt man ſich nun zwiſchen dieſen üppig ausgeſtreckten Matten, zwiſchen dieſen fröhlich ausgeſäeten Hainen alles zum Fruchtbau ſchickliche Land trefflich bearbeitet, grünend und reifend, und die beſten und reichſten Stellen deſſelben durch Dörfer und Meierhöfe bezeichnet, und eine ſolche große und unüberſehliche, wie ein neues Paradies für den Menſchen recht vorbereitete Fläche, näher und ferner von theils angebauten, theils waldbewachſenen Bergen begränzt; ſo wird man das Entzücken begreifen, mit dem ich mein Schickſal ſegnete, das mir für einige Zeit einen ſo ſchönen Wohnplatz beſtimmt hatte.

Ein ſolcher friſcher Anblick in ein neues Land, in welchem wir uns eine Zeit lang aufhalten ſollen, hat noch das Eigne, ſo angenehme als ahnungsvolle, daß das Ganze wie eine unbeſchriebene Tafel vor uns liegt. Noch ſind keine Leiden und Freuden, die ſich auf uns beziehen,

darauf verzeichnet; dieſe heitre, bunte, belebte Fläche iſt noch ſtumm für uns; das Auge haftet nur an den Gegenſtänden inſofern ſie an und für ſich bedeutend ſind, und noch haben weder Neigung noch Leidenſchaft dieſe oder jene Stelle beſonders herauszuheben; aber eine Ahnung deſſen, was kommen wird, beunruhigt ſchon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfniß fordert im Stillen dasjenige, was kommen ſoll und mag, und welches auf alle Fälle, es ſey nun Wohl oder Weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.

Herabgeſtiegen von der Höhe verweilte ich noch eine Zeit lang vor dem Angeſicht des ehrwürdigen Gebäudes; aber was ich mir weder das erſte Mal, noch in der nächſten Zeit ganz deutlich machen konnte, war, daß ich dieſes Wunderwerk als ein Ungeheures gewahrte, das mich hätte erſchrecken müſſen, wenn es mir nicht zugleich als ein Geregeltes faßlich und als ein Ausgearbeitetes ſogar angenehm vorgekommen wäre. Ich beſchäftigte mich doch keineswegs dieſem Widerſpruch nachzudenken, ſondern ließ ein ſo erſtaunliches Denkmal durch ſeine Gegenwart ruhig auf mich fortwirken.

Ich bezog ein kleines aber wohlgelegenes und anmuthiges Quartier an der Sommerſeite des Fiſchmarkts, einer ſchönen langen Straße, wo immerwährende Bewegung jedem unbeſchäftigten Augenblick zu Hülfe kam. Dann gab ich meine Empfehlungsſchreiben ab, und fand

unter meinen Gönnern einen Handelsmann, der mit seiner Familie jenen frommen, mir genugsam bekannten Gesinnungen ergeben war, ob er sich gleich, was den äußeren Gottesdienst betrifft, nicht von der Kirche getrennt hatte. Er war dabei ein verständiger Mann und keineswegs kopfhängerisch in seinem Thun und Lassen. Die Tischgesellschaft, die man mir und der man mich empfahl, war sehr angenehm und unterhaltend. Ein paar alte Jungfrauen hatten diese Pension schon lange mit Ordnung und gutem Erfolg geführt; es konnten ungefähr zehen Personen seyn, ältere und jüngere. Von diesen letztern ist mir am gegenwärtigsten einer, genannt Meyer, von Lindau gebürtig. Man hätte ihn, seiner Gestalt und seinem Gesicht nach, für den schönsten Menschen halten können, wenn er nicht zugleich etwas Schlottriges in seinem ganzen Wesen gehabt hätte. Eben so wurden seine herrlichen Naturgaben durch einen unglaublichen Leichtsinn und sein köstliches Gemüth durch eine unbändige Liederlichkeit verunstaltet. Er hatte ein mehr rundes als ovales, offnes, frohes Gesicht; die Werkzeuge der Sinne, Augen, Nase, Mund, Ohren, konnte man reich nennen, sie zeugten von einer entschiedenen Fülle, ohne übertrieben groß zu seyn. Der Mund besonders war allerliebst durch übergeschlagene Lippen, und seiner ganzen Physiognomie gab es einen eigenen Ausdruck, daß er ein Räzel war, d. h. daß seine Augenbraunen über der Nase zusammenstießen, welches bei

einem ſchönen Geſichte immer einen angenehmen Ausdruck von Sinnlichkeit hervorbringt. Durch Jovialität, Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit machte er ſich bei allen Menſchen beliebt; ſein Gedächtniß war unglaublich, die Aufmerkſamkeit in den Collegien koſtete ihm nichts; er behielt alles was er hörte und war geiſtreich genug, an allem einiges Intereſſe zu finden, und um ſo leichter, da er Medicin ſtudirte. Alle Eindrücke blieben ihm lebhaft, und ſein Muthwille in Wiederholung der Collegien und Nachäffen der Profeſſoren ging manchmal ſo weit, daß wenn er drey verſchiedene Stunden des Morgens gehört hatte, er Mittags bei Tiſche paragraphenweis, ja manchmal noch abgebrochener, die Profeſſoren mit einander abwechſeln ließ: welche buntſchäckige Vorleſung uns oft unterhielt, oft aber auch beſchwerlich fiel.

Die Uebrigen waren mehr oder weniger feine, geſetzte, ernſthafte Leute. Ein penſionirter Ludwigsritter befand ſich unter denſelben; doch waren Studirende die Ueberzahl, alle wirklich gut und wohlgeſinnt, nur mußten ſie ihr gewöhnliches Weindeputat nicht überſchreiten. Daß dieſes nicht leicht geſchah, war die Sorge unſeres Präſidenten, eines Doctor Salzmann. Schon in den Sechzigen, unverheirathet, hatte er dieſen Mittagstiſch ſeit vielen Jahren beſucht und in Ordnung und Anſehen erhalten. Er beſaß ein ſchönes Vermögen; in ſeinem Aeußeren hielt er ſich knapp und nett, ja er gehörte zu denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den

Hut unter dem Arm geben. Den Hut aufzusetzen war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich, wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifschauer über das Land bringen.

Mit diesem Manne beredete ich meinen Vorsatz, mich hier in Straßburg der Rechtswissenschaft ferner zu befleißigen, um bald möglichst promoviren zu können. Da er von allem genau unterrichtet war, so befragte ich ihn über die Collegia, die ich zu hören hätte, und was er allenfalls von der Sache denke? Darauf erwiderte er mir, daß es sich in Straßburg nicht etwa wie auf Deutschen Akademieen verhalte, wo man wohl Juristen im weiten und gelehrten Sinne zu bilden suche. Hier sey alles, dem Verhältniß gegen Frankreich gemäß, eigentlich auf das Praktische gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebnen verharren. Gewisse allgemeine Grundsätze, gewisse Verkenntnisse suche man einem Jeden beizubringen, man fasse sich so kurz wie möglich und überliefere nur das Nothwendigste. Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man, als Repetenten, ein großes Vertrauen hegte; welches dieser sich auch bei mir sehr bald zu erwerben wußte. Ich fing an mit ihm zur Einleitung über Gegenstände der Rechtswissenschaft zu sprechen, und er wunderte sich nicht wenig über mein Schwadroniren: denn mehr als ich in meiner bisherigen Darstellung

aufzuführen Gelegenheit nahm, hatte ich bei meinem Aufenthalte in Leipzig an Einsicht in die Rechtserfordernisse gewonnen; obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyklopädischer Ueberblick, und nicht als eigentliche bestimmte Kenntniß gelten konnte. Das akademische Leben, wenn wir uns auch bei demselben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir stets von Menschen umgeben sind, welche die Wissenschaft besitzen oder suchen, so daß wir aus einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung ziehen.

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umhervagiren im Discurse einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt begreiflich, daß ich vor allen Dingen meine nächste Absicht im Auge behalten müsse, die nämlich, mich examiniren zu lassen, zu promoviren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen. Um bei dem ersten zu bleiben, sagte er, so wird die Sache keineswegs im weiten gesucht. Es wird nachgefragt, wie und wo ein Gesetz entsprungen, was die innere oder äußere Veranlassung dazu gegeben; man untersucht nicht, wie es sich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, so wenig als in wiefern es sich durch falsche Auslegung oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet. In solchen Forschungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu; wir aber fragen nach dem was gegenwärtig

besteht, dieß prägen wir unserm Gedächtniß fest ein, daß es uns stets gegenwärtig sey, wenn wir uns dessen zu Nutz und Schutz unsrer Clienten bedienen wollen. So statten wir unsre jungen Leute für's nächste Leben aus, und das Weitere findet sich nach Verhältniß ihrer Talente und ihrer Thätigkeit. Er übergab mir hierauf seine Hefte, welche in Fragen und Antworten geschrieben waren und woraus ich mich sogleich ziemlich konnte examiniren lassen, weil Hopps kleiner juristischer Katechismus mir noch vollkommen im Gedächtniß stand; das Uebrige supplirte ich mit einigem Fleiße und qualificirte mich, wider meinen Willen, auf die leichteste Art zum Candidaten.

Da mir aber auf diesem Wege jede eigne Thätigkeit in dem Studium abgeschnitten ward: denn ich hatte für nichts Positives einen Sinn, sondern wollte alles wo nicht verständig, doch historisch erklärt haben, so fand ich für meine Kräfte einen größern Spielraum, den ich auf die wunderlichste Weise benutzte, indem ich einem Interesse nachgab, das mir zufällig von außen gebracht wurde.

Die meisten meiner Tischgenossen waren Mediciner. Diese sind, wie bekannt, die einzigen Studirenden, die sich von ihrer Wissenschaft, ihrem Metier, auch außer den Lehrstunden mit Lebhaftigkeit unterhalten. Es liegt dieses in der Natur der Sache. Die Gegenstände ihrer Bemühungen sind die sinnlichsten und zugleich die höchsten, die einfachsten und die complicirtesten. Die Medicin beschäftigt den ganzen Menschen, weil sie sich mit

dem ganzen Menſchen beſchäftigt. Alles was der Jüngling lernt, deutet ſogleich auf eine wichtige, zwar gefährliche, aber doch in manchem Sinn belohnende Praxis. Er wirft ſich daher mit Leidenſchaft auf das, was zu erkennen und zu thun iſt, theils weil es ihn an ſich intereſſirt, theils weil es ihm die frohe Ausſicht von Selbſtſtändigkeit und Wohlhaben eröffnet.

Bei Tiſche alſo hörte ich nichts anderes als mediciniſche Geſpräche, eben wie vormals in der Penſion des Hofraths Ludwig. Auf Spaziergängen und bei Luſtpartieen kam auch nicht viel anderes zur Sprache: denn meine Tiſchgeſellen, als gute Kumpane, waren mir auch Geſellen für die übrige Zeit geworden, und an ſie ſchloſſen ſich jedesmal Gleichgeſinnte und Gleiches Studirende von allen Seiten an. Die mediciniſche Facultät glänzte überhaupt vor den übrigen, ſowohl in Abſicht auf die Berühmtheit der Lehrer als die Frequenz der Lernenden, und ſo zog mich der Strom dahin, um ſo leichter, als ich von allen dieſen Dingen gerade ſo viel Kenntniß hatte, daß meine Wiſſensluſt bald vermehrt und angefeuert werden konnte. Beim Eintritt des zweyten Semeſters beſuchte ich daher Chemie bei Spielmann, Anatomie bei Lobſtein, und nahm mir vor, recht fleißig zu ſeyn, weil ich bei unſerer Sozietät, durch meine wunderlichen Vor- oder vielmehr Ueberkenntniſſe, ſchon einiges Anſehen und Zutrauen erworben hatte.

Doch es war an dieſer Zerſtreuung und Zerſtückelung

meiner Studien nicht genug, ſie ſollten abermals bedeutend geſtört werden: denn eine merkwürdige Staatsbegebenheit ſetzte alles in Bewegung und verſchaffte uns eine ziemliche Reihe Feyertage. Marie Antoinette, Erzherzogin von Oeſtreich, Königin von Frankreich, ſollte auf ihrem Wege nach Paris über Straßburg gehen. Die Feyerlichkeiten, durch welche das Volk aufmerkſam gemacht wird, daß es Große in der Welt gibt, wurden emſig und häufig vorbereitet, und mir beſonders war dabei das Gebäude merkwürdig, das zu ihrem Empfang und zur Uebergabe in die Hände der Abgeſandten ihres Gemahls, auf einer Rheininſel zwiſchen den beiden Brücken aufgerichtet ſtand. Es war nur wenig über den Boden erhoben, hatte in der Mitte einen großen Saal, an beiden Seiten kleinere, dann folgten andere Zimmer, die ſich noch etwas hinterwärts erſtreckten; genug es hätte, dauerhafter gebaut, gar wohl für ein Luſthaus hoher Perſonen gelten können. Was mich aber daran beſonders intereſſirte, und weßwegen ich manches Bäſel (ein kleines damals currentes Silberſtück) nicht ſchonte, um mir von dem Pförtner einen wiederholten Eintritt zu verſchaffen, waren die gewirkten Tapeten, mit denen man das Ganze inwendig ausgeſchlagen hatte. Hier ſah ich zum erſtenmal ein Exemplar jener nach Raphaels Cartonen gewirkten Teppiche, und dieſer Anblick war für mich von ganz entſchiedener Wirkung, indem ich das Rechte und Vollkommene, obgleich nur nachgebildet,

in Maſſe kennen lernte. Ich ging und kam und kam und ging, und konnte mich nicht ſatt ſehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das was mich ſo außerordentlich anſprach auch gern begriffen hätte. Höchſt erfreulich und erquicklich fand ich dieſe Nebenſäle, deſto ſchrecklicher aber den Hauptſaal. Dieſen hatte man mit viel größern, glänzendern, reichern und von gedrängten Zierrathen umgebenen Hautelliſſen behängt, die nach Gemählden neuerer Franzoſen gewirkt waren.

Nun hätte ich mich wohl auch mit dieſer Manier befreundet, weil meine Empfindung wie mein Urtheil nicht leicht etwas völlig ausſchloß; aber äußerſt empörte mich der Gegenſtand. Dieſe Bilder enthielten die Geſchichte von Jaſon, Medea und Kreuſa, und alſo ein Beiſpiel der unglücklichſten Heirath. Zur Linken des Throns ſah man die mit dem grauſamſten Tode ringende Braut, umgeben von jammervollen Theilnehmenden; zur Rechten entſetzte ſich der Vater über die ermordeten Kinder zu ſeinen Füßen; während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog. Und damit ja dem Grauſamen und Abſcheulichen nicht auch ein Abgeſchmacktes fehle, ſo ringelte ſich, hinter dem rothen Sammt des goldgeſtickten Thronrückens, rechter Hand der weiße Schweif jenes Zauberſtiers hervor, inzwiſchen die feuerſpeiende Beſtie ſelbſt und der ſie bekämpfende Jaſon von jener koſtbaren Draperie gänzlich bedeckt waren.

Hier nun wurden alle Maximen, welche ich in

Oefers Schule mir zu eigen gemacht, in meinem Busen rege. Daß man Christum und die Apostel in die Seitensäle eines Hochzeitgebäudes gebracht, war schon ohne Wahl und Einsicht geschehen, und ohne Zweifel hatte das Maß der Zimmer den königlichen Teppichverwahrer geleitet; allein das verzieh ich gern, weil es mir zu so großem Vortheil gereichte; nun aber ein Mißgriff wie der im großen Saale brachte mich ganz aus der Fassung, und ich forderte, lebhaft und heftig, meine Gefährten zu Zeugen auf eines solchen Verbrechens gegen Geschmack und Gefühl. — Was! rief ich aus, ohne mich um die Umstehenden zu bekümmern: ist es erlaubt, einer jungen Königin das Beispiel der gräßlichsten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem ersten Schritt in ihr Land so unbesonnen vor's Auge zu bringen! Gibt es denn unter den Französischen Architekten, Decorateuren, Tapezierern gar keinen Menschen, der begreift, daß Bilder etwas vorstellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß sie Eindrücke machen, daß sie Ahnungen erregen! Ist es doch nicht anders, als hätte man dieser schönen und, wie man hört, lebenslustigen Dame das abscheulichste Gespenst bis an die Gränze entgegen geschickt. Ich weiß nicht was ich noch alles weiter sagte, genug meine Gefährten suchten mich zu beschwichtigen und aus dem Hause zu schaffen, damit es nicht Verdruß setzen möchte. Alsdann versicherten sie mir, es wäre nicht jedermans Sache, Be-

deutung in den Bildern zu ſuchen; ihnen wenigſtens wäre nichts dabei eingefallen, und auf dergleichen Grillen würde die ganze Population Straßburgs und der Gegend, wie ſie auch herbeiſtrömen ſollte, ſo wenig als die Königin ſelbſt mit ihrem Hofe jemals gerathen.

Der ſchönen und vornehmen, ſo heitern als impoſanten Miene dieſer jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl. Sie ſchien, in ihrem Glaswagen uns allen vollkommen ſichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zug entgegenſtrömte, zu ſcherzen. Abends zogen wir durch die Straßen, um die verſchiedenen illuminirten Gebäude, beſonders aber den brennenden Gipfel des Münſters zu ſehen, an dem wir, ſowohl in der Nähe als in der Ferne, unſere Augen nicht genugſam weiden konnten.

Die Königin verfolgte ihren Weg; das Landvolk verlief ſich, und die Stadt war bald ruhig wie vorher. Vor Ankunft der Königin hatte man die ganz vernünftige Anordnung gemacht, daß ſich keine mißgeſtalteten Perſonen, keine Krüppel und ekelhaften Kranken auf ihrem Wege zeigen ſollten. Man ſcherzte hierüber, und ich machte ein kleines Franzöſiſches Gedicht, worin ich die Ankunft Chriſti, welcher beſonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln ſchien, und die Ankunft der Königin, welche dieſe Unglücklichen verſcheuchte, in Vergleichung brachte. Meine Freunde ließen es paſſiren; ein Franzoſe hingegen, der mit uns

lebte, kritisirte sehr unbarmherzig Sprache und Versmaß, obgleich, wie es schien, nur allzugründlich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein Franzdsisches Gedicht gemacht zu haben.

Kaum erscholl aus der Hauptstadt die Nachricht von der glücklichen Ankunft der Königin, als eine Schreckenspost ihr folgte, bei dem festlichen Feuerwerke sey, durch ein Policeyversehen, in einer von Baumaterialien versperrten Straße eine Unzahl Menschen mit Pferden und Wagen zu Grunde gegangen, und die Stadt bei diesen Hochzeitfeverlichkeiten in Trauer und Leid versetzt worden. Die Größe des Unglücks suchte man sowohl dem jungen königlichen Paare als der Welt zu verbergen, indem man die umgekommenen Personen heimlich begrub, so daß viele Familien nur durch das völlige Außenbleiben der Ihrigen überzeugt wurden, daß auch diese von dem schrecklichen Ereigniß mit hingerafft seyen. Daß mir lebhaft bei dieser Gelegenheit jene gräßlichen Bilder des Hauptsaales wieder vor die Seele traten, brauche ich kaum zu erwähnen: denn jedem ist bekannt, wie mächtig gewisse sittliche Eindrücke sind, wenn sie sich an sinnlichen gleichsam verkörpern.

Diese Begebenheit sollte jedoch auch die Meinigen durch eine Posse, die ich mir erlaubte, in Angst und Noth versetzen. Unter uns jungen Leuten, die wir in Leipzig zusammen waren, hatte sich auch nachher ein gewisser Kitzel erhalten, einander etwas aufzubinden und

wechſelsweiſe zu myſtificiren. In ſolchem frevelhaften Muthwillen ſchrieb ich an einen Freund in Frankfurt (es war derſelbe, der mein Gedicht an den Kuchenbäcker Hendel amplificirt auf Medon angewendet und deſſen allgemeine Verbreitung verurſacht hatte) einen Brief von Verſailles aus datirt, worin ich ihm meine glückliche Ankunft daſelbſt, meine Theilnahme an den Feyerlichkeiten und was dergleichen mehr war vermeldete, ihm zugleich aber das ſtrengſte Stillſchweigen gebot. Dabei muß ich noch bemerken, daß unſere kleine Leipziger Societät von jenem Streich an, der uns ſo manchen Verdruß gemacht, ſich angewöhnt hatte, ihn von Zeit zu Zeit mit Myſtificationen zu verfolgen, und das um ſo mehr, da er der drolligſte Menſch von der Welt war, und niemals liebenswürdiger als wenn er den Irrthum entdeckte, in den man ihn vorſätzlich hineingeführt hatte. Kurz darauf als ich dieſen Brief geſchrieben, machte ich eine kleine Reiſe und blieb wohl vierzehn Tage aus. Indeſſen war die Nachricht jenes Unglücks nach Frankfurt gekommen; mein Freund glaubte mich in Paris, und ſeine Neigung ließ ihn beſorgen, ich ſey in jenes Unglück mit verwickelt. Er erkundigte ſich bei meinen Eltern und andern Perſonen, an die ich zu ſchreiben pflegte, ob keine Briefe angekommen, und weil eben jene Reiſe mich verhinderte dergleichen abzulaſſen, ſo fehlten ſie überall. Er ging in großer Angſt umher und vertraute es zuletzt unſern nächſten Freunden, die ſich nun in gleicher Sorge

befanden. Glücklicherweise gelangte diese Vermuthung nicht eher zu meinen Eltern, als bis ein Brief angekommen war, der meine Rückkehr nach Straßburg meldete. Meine jungen Freunde waren zufrieden, mich lebendig zu wissen, blieben aber völlig überzeugt, daß ich in der Zwischenzeit in Paris gewesen. Die herzlichen Nachrichten von den Sorgen, die sie um meinetwillen gehabt, rührten mich dermaßen, daß ich dergleichen Possen auf ewig verschwor, mir aber doch leider in der Folge manchmal etwas Aehnliches habe zu Schulden kommen lassen. Das wirkliche Leben verliert oft dergestalt seinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firniß der Fiction wieder auffrischen muß.

Jener gewaltige Hof- und Prachtstrom war nunmehr vorübergeronnen und hatte mir keine andere Sehnsucht zurückgelassen, als nach jenen Raphael'schen Teppichen, welche ich gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte. Glücklicherweise gelang es meinen leidenschaftlichen Bemühungen, mehrere Personen von Bedeutung dafür zu interessiren, so daß sie erst so spät als möglich abgenommen und eingepackt wurden. Wir überließen uns nunmehr wieder unserm stillen gemächlichen Universitäts- und Gesellschaftsgang, und bei dem letzten blieb Actuarius Salzmann, unser Tischpräsident, der allgemeine Pädagog. Sein Verstand, seine Nachgiebigkeit, seine Würde, die er bei allem Scherz und selbst manchmal bei kleinen Ausschweifungen, die

er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Gesellschaft lieb und werth, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er sein ernstliches Mißfallen bezeigt, oder mit Autorität zwischen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre. Unter allen jedoch war ich derjenige, der sich am meisten an ihn anschloß, und er nicht weniger geneigt sich mit mir zu unterhalten, weil er mich mannichfaltiger gebildet fand als die übrigen und nicht so einseitig im Urtheil. Auch richtete ich mich im Aeußern nach ihm, damit er mich für seinen Gesellen und Genossen öffentlich ohne Verlegenheit erklären konnte: denn ob er gleich nur eine Stelle bekleidete, die von geringem Einfluß zu seyn scheint, so versah er sie doch auf eine Weise, die ihm zur größten Ehre gereichte. Er war Actuarius bei'm Pupillen-Collegium und hatte freilich daselbst, wie der perpetuirliche Secretär einer Akademie, eigentlich das Heft in Händen. Indem er nun dieses Geschäft viele Jahre lang auf das genaueste besorgte, so gab es keine Familie von der ersten bis zu der letzten, die ihm nicht Dank schuldig gewesen wäre; wie denn beinahe in der ganzen Staatsverwaltung kaum jemand mehr Segen oder Fluch ernten kann, als einer der für die Waisen sorgt, oder ihr Haab und Gut vergeudet, oder vergeuden läßt.

Die Straßburger sind leidenschaftliche Spaziergänger und sie haben wohl Recht es zu seyn. Man mag seine Schritte hinwenden, wohin man will, so findet

man theils natürliche, theils in alten und neuern Zeiten künstlich angelegte Lustörter, einen wie den andern besucht und von einem heitern lustigen Völkchen genossen. Was aber hier den Anblick einer großen Masse Spazierender noch erfreulicher machte als an andern Orten, war die verschiedene Tracht des weiblichen Geschlechts. Die Mittelclasse der Bürgermädchen behielt noch die aufgewundenen mit einer großen Nadel festgesteckten Zöpfe bei; nicht weniger eine gewisse knappe Kleidungsart, woran jede Schleppe ein Mißstand gewesen wäre; und was das Angenehme war, diese Tracht schnitt sich nicht mit den Ständen scharf ab: denn es gab noch einige wohlhabende vornehme Häuser, welche den Töchtern sich von diesem Costum zu entfernen nicht erlauben wollten. Die übrigen gingen Französisch, und diese Partie machte jedes Jahr einige Proselyten. Salzmann hatte viel Bekanntschaften und überall Zutritt; eine große Annehmlichkeit für seinen Begleitenden, besonders im Sommer, weil man überall in Gärten nah und fern gute Aufnahme, gute Gesellschaft und Erfrischung fand, auch zugleich mehr als eine Einladung zu diesem oder jenem frohen Tage erhielt. In einem solchen Falle traf ich Gelegenheit, mich einer Familie, die ich erst zum zweyten Male besuchte, sehr schnell zu empfehlen. Wir waren eingeladen und stellten uns zur bestimmten Zeit ein. Die Gesellschaft war nicht groß, einige spielten und einige spazierten wie gewöhnlich. Späterhin, als

es zu Tische gehen sollte, sah ich die Wirthin und ihre Schwester lebhaft und wie in einer besondern Verlegenheit mit einander sprechen. Ich begegnete ihnen eben und sagte: Zwar habe ich kein Recht, meine Frauenzimmer, in Ihre Geheimnisse einzudringen; vielleicht bin ich aber im Stande einen guten Rath zu geben, oder wohl gar zu dienen. Sie eröffneten mir hierauf ihre peinliche Lage: daß sie nämlich zwölf Personen zu Tische gebeten, und in diesem Augenblicke sey ein Verwandter von der Reise zurückgekommen, der nun als der dreyzehnte, wo nicht sich selbst, doch gewiß einigen der Gäste ein fatales Memento mori werden würde. — Der Sache ist sehr leicht abzuhelfen, versetzte ich: Sie erlauben mir, daß ich mich entferne und mir die Entschädigung vorbehalte. Da es Personen von Ansehen und guter Lebensart waren, so wollten sie es keineswegs zugeben, sondern schickten in der Nachbarschaft umher, um den vierzehnten aufzufinden. Ich ließ es geschehen, doch da ich den Bedienten unverrichteter Sache zur Gartenthür hereinkommen sah, entwischte ich, und brachte meinen Abend vergnügt unter den alten Linden der Wanzenau hin. Daß mir diese Entsagung reichlich vergolten worden, war wohl eine natürliche Folge.

Eine gewisse allgemeine Gesellschaft läßt sich ohne das Kartenspiel nicht mehr denken. Salzmann erneuerte die guten Lehren der Madame Böhme, und ich war um so folgsamer, als ich wirklich eingesehen hatte, daß man

ſich durch dieſe kleine Aufopferung, wenn es ja eine ſeyn ſollte, manches Vergnügen, ja ſogar eine größere Freiheit in der Societät verſchaffen könne, als man ſonſt genießen würde. Das alte eingeſchlafene Piquet wurde daher hervorgeſucht; ich lernte Whiſt, richtete mir nach Anleitung meines Mentors einen Spielbeutel ein, welcher unter allen Umſtänden unantaſtbar ſeyn ſollte; und nun fand ich Gelegenheit, mit meinem Freunde die meiſten Abende in den beſten Cirkeln zuzubringen, wo man mir meiſtens wohl wollte, und manche kleine Unregelmäßigkeit verzieh, auf die mich jedoch der Freund, wiewohl milde genug, aufmerkſam zu machen pflegte.

Damit ich aber dabei ſymboliſch erführe, wie ſehr man ſich auch im Aeußern in die Geſellſchaft zu ſchicken und nach ihr zu richten hat, ſo ward ich zu etwas genöthigt, welches mir das Unangenehmſte von der Welt ſchien. Ich hatte zwar ſehr ſchöne Haare, aber mein Straßburger Friſeur verſicherte mir ſogleich, daß ſie viel zu tief nach hinten hin verſchnitten ſeyen und daß es ihm unmöglich werde, daraus eine Friſur zu bilden, in welcher ich mich produciren dürfe, weil nur wenig kurze und gekrauſ'te Vorderhaare ſtatuirt würden, alles übrige vom Scheitel an in den Zopf oder Haarbeutel gebunden werden müſſe. Hierbei bleibe nun nichts übrig, als mir eine Haartour gefallen zu laſſen, bis der natürliche Wachsthum ſich wieder nach den Erforderniſſen der Zeit hergeſtellt habe. Er verſprach mir, daß niemand

dieſen unſchuldigen Betrug, gegen den ich mich erſt ſehr ernſtlich wehrte, jemals bemerken ſolle, wenn ich mich ſogleich dazu entſchließen könnte. Er hielt Wort und ich galt immer für den beſtfriſirten und beſtbehaarten jungen Mann. Da ich aber vom frühen Morgen an ſo aufgeſtutzt und gepudert bleiben und mich zugleich in Acht nehmen mußte, nicht durch Erhitzung und heftige Bewegung den falſchen Schmuck zu verrathen; ſo trug dieſer Zwang wirklich viel bei, daß ich mich eine Zeit lang ruhiger und geſitteter benahm, mir angewöhnte, mit dem Hut unterm Arm und folglich auch in Schuh und Strümpfen zu gehen; doch durfte ich nicht verſäumen, feinlederne Unterſtrümpfe zu tragen, um mich gegen die Rheinſchnacken zu ſichern, welche ſich an ſchönen Sommerabenden über die Auen und Gärten zu verbreiten pflegen. War mir nun unter dieſen Umſtänden eine heftige körperliche Bewegung verſagt, ſo entfalteten ſich unſere geſelligen Geſpräche immer lebhafter und leidenſchaftlicher, ja ſie waren die intereſſanteſten, die ich bis dahin jemals geführt hatte.

Bei meiner Art zu empfinden und zu denken koſtete es mich gar nichts, einen jeden gelten zu laſſen für das was er war, ja ſogar für das was er gelten wollte, und ſo machte die Offenheit eines friſchen jugendlichen Muthes, der ſich faſt zum erſtenmal in ſeiner vollen Blüthe hervorthat, mir ſehr viele Freunde und Anhänger. Unſere Tiſchgeſellſchaft vermehrte ſich wohl auf zwanzig

Personen, und weil unser Salzmann bei seiner hergebrachten Methode beharrte, so blieb alles im alten Gange, ja die Unterhaltung ward beinahe schicklicher, indem sich ein jeder vor mehreren in Acht zu nehmen hatte. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich ein Mann, der mich besonders interessirte; er hieß Jung, und ist derselbe, der nachher unter dem Namen Stilling zuerst bekannt geworden. Seine Gestalt, ungeachtet einer veralteten Kleidungsart, hatte, bei einer gewissen Derbheit, etwas Zartes. Eine Haarbeutel-Perrücke entstellte nicht sein bedeutendes und gefälliges Gesicht. Seine Stimme war sanft, ohne weich und schwach zu seyn, ja sie wurde wohltönend und stark, sobald er in Eifer gerieth, welches sehr leicht geschah. Wenn man ihn näher kennen lernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschenverstand, der auf dem Gemüth ruhte, und sich deßwegen von Neigungen und Leidenschaften bestimmen ließ, und aus eben diesem Gemüth entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte in möglichster Reinheit. Denn der Lebensgang dieses Mannes war sehr einfach gewesen und doch gedrängt an Begebenheiten und mannichfaltiger Thätigkeit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülfe, die sich in einer ununterbrochenen Versorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenscheinlich bestätige. Jung hatte dergleichen Er-

fahrungen in ſeinem Leben ſo viele gemacht, ſie hatten ſich ſelbſt in der neueren Zeit, in Straßburg, öfters wiederholt, ſo daß er mit der größten Freudigkeit ein zwar mäßiges aber doch ſorgloſes Leben führte und ſeinen Studien auf's ernſtlichſte oblag, wiewohl er auf kein ſicheres Auskommen von einem Vierteljahre zum andern rechnen konnte. In ſeiner Jugend, auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er ſich nebenher von höhern Dingen ſelbſt belehrt, ſo trieb ihn ſein lehrluſtiger Sinn zu einer Schulmeiſterſtelle. Dieſer Verſuch mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil jederman für ihn leicht Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer zu übernehmen. Seine innerlichſte und eigentlichſte Bildung aber hatte er jener ausgebreiteten Menſchenart zu danken, welche auf ihre eigne Hand ihr Heil ſuchten, und indem ſie ſich durch Leſung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durch wechſelſeitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachteten, dadurch einen Grad von Cultur erhielten, der Bewunderung erregen mußte. Denn indem das Intereſſe, das ſie ſtets begleitete und das ſie in Geſellſchaft unterhielt, auf dem einfachſten Grunde der Sittlichkeit, des Wohlwollens und Wohlthuns ruhte, auch die Abweichungen, welche bei Menſchen von ſo beſchränkten Zuſtänden vorkommen können, von geringer Bedeutung ſind, und

daher ihr Gewiſſen meiſtens rein und ihr Geiſt gewöhnlich heiter blieb: ſo entſtand keine künſtliche, ſondern eine wahrhaft natürliche Cultur, die noch darin vor andern den Vorzug hatte, daß ſie allen Altern und Ständen gemäß und ihrer Natur nach allgemein geſellig war; deßhalb auch dieſe Perſonen, in ihrem Kreiſe, wirklich beredt und fähig waren, über alle Herzensangelegenheiten, die zarteſten und tüchtigſten, ſich gehörig und gefällig auszudrücken. In demſelben Falle nun war der gute Jung. Unter wenigen, wenn auch nicht gerade Gleichgeſinnten, doch ſolchen, die ſich ſeiner Denkweiſe nicht abgeneigt erklärten, fand man ihn nicht allein redſelig, ſondern beredt; beſonders erzählte er ſeine Lebensgeſchichte auf das anmuthigſte, und wußte dem Zuhörer alle Zuſtände deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen. Ich trieb ihn, ſolche aufzuſchreiben, und er verſprach's. Weil er aber in ſeiner Art ſich zu äußern einem Nachtwandler glich, den man nicht anrufen darf, wenn er nicht von ſeiner Höhe herabfallen, einem ſanften Strom, dem man nichts entgegenſtellen darf, wenn er nicht brauſen ſoll; ſo mußte er ſich in größerer Geſellſchaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel und ſeine Ueberzeugung keinen Spott. Und wenn er in freundlicher Mittheilung unerſchöpflich war, ſo ſtockte gleich alles bei ihm, wenn er Widerſpruch erlitt. Ich half ihm in ſolchen Fällen gewöhnlich über, wofür er mich mit aufrichtiger Neigung belohnte. Da mir ſeine

Sinnesweiſe nichts Fremdes war und ich dieſelbe vielmehr an meinen beſten Freunden und Freundinnen ſchon genau hatte kennen lernen, ſie mir auch in ihrer Natürlichkeit und Naivetät überhaupt wohl zuſagte, ſo konnte er ſich mit mir durchaus am beſten finden. Die Richtung ſeines Geiſtes war mir angenehm und ſeinen Wunderglauben, der ihm ſo wohl zu ſtatten kam, ließ ich unangetaſtet. Auch Salzmann betrug ſich ſchonend gegen ihn; ſchonend, ſage ich, weil Salzmann, ſeinem Charakter, Weſen, Alter und Zuſtänden nach, auf der Seite der vernünftigen, oder vielmehr verſtändigen Chriſten ſtehen und halten mußte, deren Religion eigentlich auf der Rechtſchaffenheit des Charakters und auf einer männlichen Selbſtſtändigkeit beruhte, und die ſich daher nicht gern mit Empfindungen, die ſie leicht in's Trübe, und Schwärmerey, die ſie bald in's Dunkle hätte führen können, abgaben und vermengten. Auch dieſe Claſſe war reſpectabel und zahlreich; alle ehrlichen tüchtigen Leute verſtanden ſich und waren von gleicher Ueberzeugung ſo wie von gleichem Lebensgang.

Lerſe, ebenmäßig unſer Tiſchgeſelle, gehörte auch zu dieſer Zahl; ein vollkommen rechtlicher und bei beſchränkten Glücksgütern mäßiger und genauer junger Mann. Seine Lebens- und Haushaltungsweiſe war die knappſte, die ich unter Studirenden je kannte. Er trug ſich am ſauberſten von uns allen, und doch erſchien er immer in denſelben Kleidern; aber er behandelte auch

seine Garderobe mit der größten Sorgfalt, er hielt seine Umgebung reinlich und so verlangte er auch nach seinem Beispiel alles im gemeinen Leben. Es begegnete ihm nicht, daß er sich irgendwo angelehnt oder seinen Ellbogen auf den Tisch gestemmt hätte; niemals vergaß er seine Serviette zu zeichnen, und der Magd gerieth es immer zum Unheil, wenn die Stühle nicht höchst sauber gefunden wurden. Bei allem diesem hatte er nichts Steifes in seinem Aeußern. Er sprach treuherzig, bestimmt und trocken lebhaft, wobei ein leichter ironischer Scherz ihn gar wohl kleidete. An Gestalt war er gut gebildet, schlank und von ziemlicher Größe, sein Gesicht pockennarbig und unscheinbar, seine kleinen blauen Augen heiter und durchdringend. Wenn er uns nun von so mancher Seite zu hofmeistern Ursache hatte, so ließen wir ihn auch noch außerdem für unsern Fechtmeister gelten: denn er führte ein sehr gutes Rappier, und es schien ihm Spaß zu machen, bei dieser Gelegenheit alle Pedanterie dieses Metiers an uns auszuüben. Auch profitirten wir bei ihm wirklich und mußten ihm dankbar seyn für manche gesellige Stunde, die er uns in guter Bewegung und Uebung verbringen hieß.

Durch alle diese Eigenschaften qualificirte sich nun Lerse völlig zu der Stelle eines Schieds- und Kampfrichters bei allen kleinen und größern Händeln, die in unserm Kreise, wiewohl selten, vorfielen, und welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht beschwichtigen

konnte. Ohne die äußeren Formen, welche auf Akademieen so viel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wohl mancher Andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte. Bei Beurtheilung nun innerer Verdrießlichkeiten zeigte Lerse stets die größte Unparteylichkeit, und wußte, wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, die zu erwartende Genugthuung auf ehrenvolle Weise in's Unschädliche zu leiten. Hiezu war wirklich kein Mensch geschickter als er; auch pflegte er oft zu sagen, da ihn der Himmel weder zu einem Kriegs- noch Liebeshelden bestimmt habe, so wolle er sich, im Romanen- und Fechtersinn, mit der Rolle des Secundanten begnügen. Da er sich nun durchaus gleich blieb und als ein rechtes Muster einer guten und beständigen Sinnesart angesehen werden konnte, so prägte sich der Begriff von ihm so tief als liebenswürdig bei mir ein, und als ich den Götz von Berlichingen schrieb, fühlte ich mich veranlaßt, unserer Freundschaft ein Denkmal zu setzen und der wackern Figur, die sich auf so eine würdige Art zu subordiniren weiß, den Namen Franz Lerse zu geben.

Indeß er nun mit seiner fortgesetzten humoristischen Trockenheit uns immer zu erinnern wußte, was man sich und andern schuldig sey, und wie man sich einzurichten habe, um mit den Menschen so lange als möglich in

Frieden zu leben, und ſich deßhalb gegen ſie in einige Poſitur zu ſetzen, ſo hatte ich innerlich und äußerlich mit ganz andern Verhältniſſen und Gegnern zu kämpfen, indem ich mit mir ſelbſt, mit den Gegenſtänden, ja mit den Elementen im Streit lag. Ich befand mich in einem Geſundheitszuſtand, der mich bei allem was ich unternehmen wollte und ſollte hinreichend förderte; nur war mir noch eine gewiſſe Reizbarkeit übrig geblieben, die mich nicht immer im Gleichgewicht ließ. Ein ſtarker Schall war mir zuwider, krankhafte Gegenſtände erregten mir Eckel und Abſcheu. Beſonders aber ängſtigte mich ein Schwindel, der mich jedesmal befiel, wenn ich von einer Höhe herunter blickte. Allen dieſen Mängeln ſuchte ich abzuhelfen, und zwar, weil ich keine Zeit verlieren wollte, auf eine etwas heftige Weiſe. Abends beim Zapfenſtreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltſame Wirbel und Schläge das Herz im Buſen hätten zerſprengen mögen. Ich erſtieg ganz allein den höchſten Gipfel des Münſterthurms, und ſaß in dem ſogenannten Hals, unter dem Knopf oder der Krone, wie man's nennt, wohl eine Viertelſtunde lang, bis ich es wagte wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle in's Gevierte haben wird, ohne ſich ſonderlich anhalten zu können, ſtehend das unendliche Land vor ſich ſieht, indeſſen die nächſten Umgebungen und Zierrathen die Kirche und alles, worauf und worüber man ſteht, verbergen.

Es iſt völlig als wenn man ſich auf einer Mongolfiere in die Luft erhoben ſähe. Dergleichen Angſt und Qual wiederholte ich ſo oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward, und ich habe nachher bei Bergreiſen und geologiſchen Studien, bei großen Bauten, wo ich mit den Zimmerleuten um die Wette über die freiliegenden Balken und über die Geſimſe des Gebäudes herlief, ja in Rom, wo man eben dergleichen Wagſtücke ausüben muß, um bedeutende Kunſtwerke näher zu ſehen, von jenen Vorübungen großen Vortheil gezogen. Die Anatomie war mir auch deßhalb doppelt werth, weil ſie mich den widerwärtigſten Anblick ertragen lehrte, indem ſie meine Wißbegierde befriedigte. Und ſo beſuchte ich auch das Klinicum des ältern Doctor Ehrmann, ſo wie die Lectionen der Entbindungskunſt ſeines Sohns, in der doppelten Abſicht, alle Zuſtände kennen zu lernen und mich von aller Apprehenſion gegen widerwärtige Dinge zu befreien. Ich habe es auch wirklich darin ſo weit gebracht, daß nichts dergleichen mich jemals aus der Faſſung ſetzen konnte. Aber nicht allein gegen dieſe ſinnlichen Eindrücke, ſondern auch gegen die Anfechtungen der Einbildungskraft ſuchte ich mich zu ſtählen. Die ahnungs- und ſchauervollen Eindrücke der Finſterniß der Kirchhöfe, einſamer Oerter, nächtlicher Kirchen und Capellen und was hiemit verwandt ſeyn mag, wußte ich mir ebenfalls gleichgültig zu machen; und auch darin brachte ich es ſo weit, daß mir Tag und Nacht und

jedes Local völlig gleich war, ja daß, als in ſpäter Zeit mich die Luſt ankam, wieder einmal in ſolcher Umgebung die angenehmen Schauer der Jugend zu fühlen, ich dieſe in mir kaum durch die ſeltſamſten und fürchterlichſten Bilder, die ich hervorrief, wieder einigermaßen erzwingen konnte.

Dieſer Bemühung, mich von dem Drang und Druck des Allzuernſten und Mächtigen zu befreien, was in mir fortwaltete, und mir bald als Kraft bald als Schwäche erſchien, kam durchaus jene freie, geſellige, bewegliche Lebensart zu Hülfe, welche mich immer mehr anzog, an die ich mich gewöhnte, und zuletzt derſelben mit voller Freiheit genießen lernte. Es iſt in der Welt nicht ſchwer zu bemerken, daß ſich der Menſch am freiſten und am völligſten von ſeinen Gebrechen los und ledig fühlt, wenn er ſich die Mängel anderer vergegenwärtigt und ſich darüber mit behaglichem Tadel verbreitet. Es iſt ſchon eine ziemlich angenehme Empfindung, uns durch Mißbilligung und Mißreden über Unſersgleichen hinauszuſetzen, weßwegen auch hierin die gute Geſellſchaft, ſie beſtehe aus Wenigen oder Mehreren, ſich am liebſten ergeht. Nichts aber gleicht der behaglichen Selbſtgefälligkeit, wenn wir uns zu Richtern der Obern und Vorgeſetzten, der Fürſten und Staatsmänner erheben, öffentliche Anſtalten ungeſchickt und zweckwidrig finden, nur die möglichen und wirklichen Hinderniſſe beachten, und weder die Größe der Intention noch die Mit-

Mitwirkung anerkennen, die bei jedem Unternehmen von Zeit und Umſtänden zu erwarten iſt.

Wer ſich der Lage des Franzöſiſchen Reichs erinnert und ſie aus ſpätern Schriften genau und umſtändlich kennt, wird ſich leicht vergegenwärtigen, wie man damals in dem Elſaſſiſchen Halbfrankreich über König und Miniſter, über Hof und Günſtlinge ſprach. Für meine Luſt mich zu unterrichten waren es neue, und für Naſeweisheit und jugendlichen Dünkel ſehr willkommene Gegenſtände; ich merkte mir alles genau, ſchrieb fleißig auf, und ſehe jetzt an dem wenigen Uebriggebliebenen, daß ſolche Nachrichten, wenn gleich nur aus Fabeln und unzuverläſſigen allgemeinen Gerüchten im Augenblick aufgefaßt, doch immer in der Folge einen gewiſſen Werth haben, weil ſie dazu dienen, das endlich bekanntgewordene Geheime mit dem damals ſchon Aufgedeckten und Oeffentlichen, das von Zeitgenoſſen richtig oder falſch Beurtheilte mit den Ueberzeugungen der Nachwelt zuſammenzuhalten und zu vergleichen.

Auffallend und uns Pflaſtertretern täglich vor Augen war das Project zu Verſchönerung der Stadt, deſſen Ausführung von den Riſſen und Planen auf die ſeltſamſte Weiſe in die Wirklichkeit überzugehen anfing. Intendant Gavot hatte ſich vorgenommen, die winkeligen und ungleichen Gaſſen Straßburgs umzuſchaffen und eine wohl nach der Schnur geregelte, anſehnliche, ſchöne Stadt zu gründen. Blondel, ein Pariſer Baumeiſter,

zeichnete darauf einen Verschlag, durch welchen hundert und vierzig Hausbesitzer an Raum gewannen, achtzig verloren und die übrigen in ihrem vorigen Zustande blieben. Dieser genehmigte, aber nicht auf einmal in Ausführung zu bringende Plan sollte nun durch die Zeit seiner Vollständigkeit entgegen wachsen, indessen die Stadt, wunderlich genug, zwischen Form und Unform schwankte. Sollte z. B. eine eingebogene Straßenseite gerad werden, so rückte der erste Baulustige auf die bestimmte Linie vor; vielleicht sein nächster Nachbar, vielleicht aber auch der dritte, vierte Besitzer von da, durch welche Vorsprünge die ungeschicktesten Vertiefungen als Vorhöfe der hinterliegenden Häuser zurückblieben. Gewalt wollte man nicht brauchen, aber ohne Nöthigung wäre man gar nicht vorwärts gekommen, deßwegen durfte niemand an seinem einmal verurtheilten Hause etwas bessern oder herstellen, was sich auf die Straße bezog. Alle die seltsamen zufälligen Unschicklichkeiten gaben uns wandelnden Müssiggängern den willkommensten Anlaß unsern Spott zu üben, Vorschläge zu Beschleunigung der Vollendung nach Behrisch's Art zu thun, und die Möglichkeit derselben immer zu bezweifeln, ob uns gleich manches neu entstehende schöne Gebäude hätte auf andere Gedanken bringen sollen. In wie weit jener Vorsatz durch die lange Zeit begünstigt worden, wüßte ich nicht zu sagen.

Ein anderer Gegenstand, wovon sich die protestan-

tischen Straßburger gern unterhielten, war die Vertreibung der Jesuiten. Diese Väter hatten, sobald als die Stadt den Franzosen zu Theil geworden, sich gleichfalls eingefunden und um ein Domicilium nachgesucht. Bald breiteten sie sich aber aus und bauten ein herrliches Collegium, das an den Münster dergestalt anstößt, daß das Hintertheil der Kirche ein Drittheil seiner Face bedeckt. Es sollte ein völliges Viereck werden und in der Mitte einen Garten haben; drey Seiten davon waren fertig geworden. Es ist von Steinen, solid, wie alle Gebäude dieser Väter. Daß die Protestanten von ihnen gedrängt, wo nicht bedrängt wurden, lag in dem Plane der Gesellschaft, welche die alte Religion in ihrem ganzen Umfange wieder herzustellen sich zur Pflicht machte. Ihr Fall erregte daher die größte Zufriedenheit des Gegentheils, und man sah nicht ohne Behagen, wie sie ihre Weine verkauften, ihre Bücher wegschafften und das Gebäude einem andern, vielleicht weniger thätigen Orden bestimmt ward. Wie froh sind die Menschen, wenn sie einen Widersacher, ja nur einen Hüter los sind, und die Heerde bedenkt nicht, daß da, wo der Rüde fehlt, sie den Wölfen ausgesetzt ist.

Weil denn nun auch jede Stadt ihre Tragödie haben muß, wovor sich Kinder und Kindeskinder entsetzen, so ward in Straßburg oft des unglücklichen Prätors Klingling gedacht, der, nachdem er die höchste Stufe irdischer Glückseligkeit erstiegen, Stadt und Land fast un-

umschränkt beherrscht und alles genossen, was Vermögen, Rang und Einfluß nur gewähren können, endlich die Hofgunst verloren habe, und wegen alles dessen, was man ihm bisher nachgesehen, zur Verantwortung gezogen worden, ja sogar in den Kerker gebracht, wo er, über siebenzig Jahre alt, eines zweydeutigen Todes verblichen.

Diese und andere Geschichten wußte jener Ludwigsritter, unser Tischgenosse, mit Leidenschaft und Lebhaftigkeit zu erzählen, deßwegen ich auch gern auf Spaziergängen mich zu ihm gesellte, anders als die übrigen, die solchen Einladungen auswichen und mich mit ihm allein ließen. Da ich mich bei neuen Bekanntschaften meistentheils eine Zeit lang gehen ließ, ohne viel über sie, noch über die Wirkung zu denken, die sie auf mich ausübten, so merkte ich erst nach und nach, daß seine Erzählungen und Urtheile mich mehr beunruhigten und verwirrten als unterrichteten und aufklärten. Ich wußte niemals woran ich mit ihm war, obgleich das Räthsel sich leicht hätte entziffern lassen. Er gehörte zu den Vielen, denen das Leben keine Resultate gibt, und die sich daher im Einzelnen, vor wie nach, abmühen. Unglücklicherweise hatte er dabei eine entschiedne Lust, ja Leidenschaft zum Nachdenken, ohne zum Denken geschickt zu seyn, und in solchen Menschen setzt sich leicht ein gewisser Begriff fest, den man als eine Gemüthskrankheit ansehen kann. Auf eine solche fixe Ansicht kam auch er

immer wieder zurück, und ward dadurch auf die Dauer höchst lästig. Er pflegte sich nämlich bitter über die Abnahme seines Gedächtnisses zu beklagen, besonders was die nächsten Ereignisse betraf, und behauptete, nach einer eignen Schlußfolge, alle Tugend komme von dem guten Gedächtniß her, alle Laster hingegen aus der Vergessenheit. Diese Lehre wußte er mit vielem Scharfsinn durchzusetzen; wie sich denn alles behaupten läßt, wenn man sich erlaubt, die Worte ganz unbestimmt, bald in weiterm, bald engerm, in einem näher oder ferner verwandten Sinne zu gebrauchen und anzuwenden.

Die ersten Male unterhielt es wohl ihn zu hören, ja seine Suade setzte in Verwunderung. Man glaubte vor einem redne rischen Sophisten zu stehen, der, zu Scherz und Uebung, den seltsamsten Dingen einen Schein zu verleihen weiß. Leider stumpfte sich dieser erste Eindruck nur allzubald ab: denn am Ende jedes Gespräches kam der Mann wieder auf dasselbe Thema, ich mochte mich auch anstellen wie ich wollte. Er war bei älteren Begebenheiten nicht festzuhalten, ob sie ihn gleich selbst interessirten, ob er sie schon mit den kleinsten Umständen gegenwärtig hatte. Vielmehr ward er öfters, durch einen geringen Umstand, mitten aus einer weltgeschichtlichen Erzählung herausgerissen und auf seinen feindseligen Lieblingsgedanken hingestoßen.

Einer unserer nachmittägigen Spaziergänge war hierin besonders unglücklich; die Geschichte desselben

ſtehe hier ſtatt ähnlicher Fälle, welche den Leſer ermüden, wo nicht gar betrüben könnten.

Auf dem Wege durch die Stadt begegnete uns eine bejahrte Bettlerin, die ihn, durch Bitten und Andringen, in ſeiner Erzählung ſtörte. — Pack dich, alte Hexe! ſagte er, und ging vorüber. Sie rief ihm den bekannten Spruch hinterdrein, nur etwas verändert, da ſie wohl bemerkte, daß der unfreundliche Mann ſelbſt alt ſey: wenn ihr nicht alt werden wolltet, ſo hättet ihr euch in der Jugend ſollen hängen laſſen! Er kehrte ſich heftig herum, und ich fürchtete einen Auftritt. — Hängen laſſen! rief er, mich hängen laſſen! Nein das wäre nicht gegangen, dazu war ich ein zu braver Kerl; aber mich hängen, mich ſelbſt aufhängen, das iſt wahr, das hätte ich thun ſollen; einen Schuß Pulver ſollt' ich an mich wenden, um nicht zu erleben, daß ich keinen mehr werth bin. Die Frau ſtand wie verſteinert, er aber fuhr fort: Du haſt eine große Wahrheit geſagt, Hexenmutter! und weil man dich noch nicht erſäuft oder verbrannt hat, ſo ſollſt du für dein Sprüchlein belohnt werden. Er reichte ihr ein Büſel, das man nicht leicht an einen Bettler zu wenden pflegte.

Wir waren über die erſte Rheinbrücke gekommen und gingen nach dem Wirthshauſe, wo wir einzukehren gedachten, und ich ſuchte ihn auf das vorige Geſpräch zurückzuführen, als unerwartet auf dem angenehmen Fußpfad ein ſehr hübſches Mädchen uns entgegen kam, vor

uns ſtehen blieb, ſich artig verneigte und ausrief: Ei, ei, Herr Hauptmann, wohin? und was man ſonſt bei ſolcher Gelegenheit zu ſagen pflegt. — Mademoiſelle, verſetzte er, etwas verlegen, ich weiß nicht ... Wie? ſagte ſie, mit anmuthiger Verwunderung, vergeſſen Sie Ihre Freunde ſo bald? Das Wort Vergeſſen machte ihn verdrießlich, er ſchüttelte den Kopf und erwiderte mürriſch genug: wahrhaftig, Mademoiſelle, ich wüßte nicht! — Nun verſetzte ſie mit einigem Humor, doch ſehr gemäßigt: nehmen Sie ſich in Acht, Herr Hauptmann, ich dürfte Sie ein andermal auch verkennen! Und ſo eilte ſie an uns vorbei, ſtark zuſchreitend, ohne ſich umzuſehen. Auf einmal ſchlug ſich mein Weggeſell mit den beiden Fäuſten heftig vor den Kopf; o ich Eſel! rief er aus; ich alter Eſel! da ſeht ihr's nun, ob ich recht habe oder nicht. Und nun erging er ſich auf eine ſehr heftige Weiſe in ſeinem gewohnten Reden und Meinen, in welchem ihn dieſer Fall nur noch mehr beſtärkte. Ich kann und mag nicht wiederholen, was er für eine Philippiſche Rede wider ſich ſelbſt hielt. Zuletzt wendete er ſich zu mir und ſagte: Ich rufe euch zum Zeugen an! Erinnert ihr euch jener Krämerin, an der Ecke, die weder jung noch hübſch iſt? Jedesmal grüße ich ſie, wenn wir vorbeigehen, und rede manchmal ein paar freundliche Worte mit ihr; und doch ſind ſchon dreyßig Jahre vorbei, daß ſie mir günſtig war. Nun aber, nicht vier Wochen, ſchwör' ich, ſind's, da erzeigte ſich dieſes

Mädchen gegen mich gefälliger als billig, und nun will ich sie nicht kennen und beleidige sie für ihre Artigkeit! Sage ich es nicht immer, Undank ist das größte Laster, und kein Mensch wäre undankbar, wenn er nicht vergeßlich wäre!

Wir traten in's Wirthshaus, und nur die zechende, schwärmende Menge in den Vorsälen hemmte die Invectiven die er gegen sich und seine Altersgenossen ausstieß. Er war still und ich hoffte ihn begütigt, als wir in ein oberes Zimmer traten, wo wir einen jungen Mann allein auf- und abgehend fanden, den der Hauptmann mit Namen begrüßte. Es war mir angenehm ihn kennen zu lernen; denn der alte Gesell hatte mir viel Gutes von ihm gesagt und mir erzählt, daß dieser, bei'm Kriegsbüreau angestellt, ihm schon manchmal, wenn die Pensionen gesteckt, uneigennützig sehr gute Dienste geleistet habe. Ich war froh, daß das Gespräch sich in's Allgemeine lenkte, und wir tranken eine Flasche Wein, indem wir es fortsetzten. Hier entwickelte sich aber zum Unglück ein anderer Fehler, den mein Ritter mit starrsinnigen Menschen gemein hatte. Denn wie er im Ganzen von jenem fixen Begriff nicht loskommen konnte, eben so sehr hielt er an einem augenblicklichen unangenehmen Eindruck fest, und ließ seine Empfindungen dabei ohne Mäßigung abschnurren. Der letzte Verdruß über sich selbst war noch nicht verklungen und nun trat abermals etwas Neues hinzu, freilich von ganz anderer Art. Er hatte

nämlich nicht lange die Augen hin und her gewandt, ſo bemerkte er auf dem Tiſche eine doppelte Portion Kaffee und zwey Taſſen; daneben mochte er auch, er, der ſelbſt ein feiner Zeiſig war, irgend ſonſt eine Andeutung aufgeſpürt haben, daß dieſer junge Mann ſich nicht eben immer ſo allein befunden. Und kaum war die Vermuthung in ihm aufgeſtiegen und zur Wahrſcheinlichkeit geworden, das hübſche Mädchen habe einen Beſuch hier abgefüttert, ſo geſellte ſich zu jenem erſten Verdruß noch die wunderlichſte Eiferſucht, um ihn vollends zu verwirren.

Ehe ich nun irgend etwas ahnen konnte, denn ich hatte mich bisher ganz harmlos mit dem jungen Mann unterhalten, ſo fing der Hauptmann mit einem unangenehmen Ton, den ich an ihm wohl kannte, zu ſticheln an, auf das Taſſenpaar und auf dieſes und jenes. Der jüngere, betroffen, ſuchte heiter und verſtändig auszuweichen, wie es unter Menſchen von Lebensart die Gewohnheit iſt; allein der Alte fuhr fort ſchonungslos unartig zu ſeyn, daß dem andern nichts übrig blieb, als Hut und Stock zu ergreifen und bei'm Abſchiede eine ziemlich unzweydeutige Ausforderung zurükzulaſſen. Nun brach die Furie des Hauptmanns und um deſto heftiger los, als er in der Zwiſchenzeit noch eine Flaſche Wein beinahe ganz allein ausgetrunken hatte. Er ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch und rief mehr als einmal: den ſchlag' ich todt. Es war aber eigentlich ſo bös nicht

gemeint, denn er gebrauchte dieſe Phraſe mehrmals wenn ihm jemand widerſtand oder ſonſt mißfiel. Eben ſo unerwartet verſchlimmerte ſich die Sache auf dem Rückweg: denn ich hatte die Unvorſichtigkeit, ihm ſeinen Undank gegen den jungen Mann vorzuhalten und ihn zu erinnern, wie ſehr er mir die zuvorkommende Dienſtfertigkeit dieſes Angeſtellten gerühmt habe. Nein! ſolche Wuth eines Menſchen gegen ſich ſelbſt iſt mir nie wieder vorgekommen; es war die leidenſchaftlichſte Schlußrede zu jenen Anfängen, wozu das hübſche Mädchen Anlaß gegeben hatte. Hier ſah ich Reue und Buße bis zur Caricatur getrieben, und, wie alle Leidenſchaft das Genie erſetzt, wirklich genialiſch. Denn er nahm die ſämmtlichen Vorfallenheiten unſerer Nachmittagswanderung wieder auf, benutzte ſie redneriſch zur Selbſtſcheltung, ließ zuletzt die Hexe nochmals gegen ſich auftreten, und verwirrte ſich dergeſtalt, daß ich fürchten mußte, er werde ſich in den Rhein ſtürzen. Wäre ich ſicher geweſen, ihn, wie Mentor ſeinen Telemach, ſchnell wieder aufzufiſchen, ſo mochte er ſpringen, und ich hätte ihn für dießmal abgekühlt nach Hauſe gebracht.

Ich vertraute ſogleich die Sache Lerſen, und wir gingen des andern Morgens zu dem jungen Manne, den mein Freund, mit ſeiner Trockenheit, zum Lachen brachte. Wir wurden eins, ein ungefähres Zuſammentreffen einzuleiten, wo eine Ausgleichung vor ſich gehen ſollte. Das Luſtigſte dabei war, daß der Hauptmann auch dieß-

mal seine Unart verschlafen hatte, und zur Begütigung des jungen Mannes, dem auch an keinen Händeln gelegen war, sich bereit finden ließ. Alles war an einem Morgen abgethan, und da die Begebenheit nicht ganz verschwiegen blieb, so entging ich nicht den Scherzen meiner Freunde, die mir aus eigener Erfahrung hätten voraussagen können, wie lästig mir gelegentlich die Freundschaft des Hauptmanns werden dürfte.

Indem ich nun aber darauf sinne, was wohl zunächst weiter mitzutheilen wäre, so kommt mir durch ein seltsames Spiel der Erinnerung, das ehrwürdige Münstergebäude wieder in die Gedanken, dem ich gerade in jenen Tagen eine besondere Aufmerksamkeit widmete und welches überhaupt in der Stadt sowohl als auf dem Lande sich den Augen beständig darbietet.

Je mehr ich die Façade desselben betrachtete, deste mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sey. Soll das Ungeheuere, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird den Eindruck des Münsters auszusprechen, wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken; so sehen wir schon hieraus, in welchem hohen Werth wir dieses alte Denk-

mal zu halten haben, und beginnen mit Ernst eine Darstellung, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden konnten.

Vor allem widmen wir unsere Betrachtungen, ohne noch an die Thürme zu denken, allein der Façade, die als ein aufrecht gestelltes längliches Viereck unsern Augen mächtig entgegnet. Nähern wir uns derselben in der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternheller Nacht, wo die Theile mehr oder weniger undeutlich werden und zuletzt verschwinden, so sehen wir nur eine kolossale Wand, deren Höhe zur Breite ein wohlthätiges Verhältniß hat. Betrachten wir sie bei Tage und abstrahiren durch Kraft unseres Geistes vom Einzelnen, so erkennen wir die Vorderseite eines Gebäudes, welche dessen innere Räume nicht allein zuschließt, sondern auch manches danebenliegende verdeckt. Die Oeffnungen dieser ungeheueren Fläche deuten auf innere Bedürfnisse, und nach diesen können wir sie sogleich in neun Felder abtheilen. Die große Mittelthüre, die auf das Schiff der Kirche gerichtet ist, fällt uns zuerst in die Augen. Zu beiden Seiten derselben liegen zwei kleinere, den Kreuzgängen angehörig. Ueber der Hauptthüre trifft unser Blick auf das radförmige Fenster, das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht verbreiten soll. An den Seiten zeigen sich zwey große senkrechte, länglichviereckte Oeffnungen, welche mit der mittelsten bedeutend contrastiren und darauf hindeuten, daß sie zu

der Baſe emporſtrebender Thürme gehören. In dem dritten Stockwerke reihen ſich drey Oeffnungen an einander, welche zu Glockenſtühlen und ſonſtigen kirchlichen Bedürfniſſen beſtimmt ſind. Zu oberſt ſieht man das Ganze durch die Baluſtrade der Galerie, anſtatt eines Geſimſes, horizontal abgeſchloſſen. Jene beſchriebenen neun Räume werden durch vier vom Boden aufſtrebende Pfeiler geſtützt, eingefaßt und in drey große perpendiculare Abtheilungen getrennt.

Wie man nun der ganzen Maſſe ein ſchönes Verhältniß der Höhe zur Breite nicht abſprechen kann, ſo erhält ſie auch durch dieſe Pfeiler, durch die ſchlanken Eintheilungen dazwiſchen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes.

Verharren wir aber bei unſerer Abſtraction und denken uns dieſe ungeheuere Wand ohne Zierrathen mit feſten Strebepfeilern, in derſelben die nöthigen Oeffnungen, aber auch nur in ſo fern ſie das Bedürfniß fordert; geſtehen wir auch dieſen Hauptabtheilungen gute Verhältniſſe zu: ſo wird das Ganze zwar ernſt und würdig, aber doch immer noch läſtig unerfreulich und als zierdelos unkünſtlich erſcheinen. Denn ein Kunſtwerk, deſſen Ganzes in großen, einfachen, harmoniſchen Theilen begriffen wird, macht wohl einen edlen und würdigen Eindruck, aber der eigentliche Genuß, den das Gefallen erzeugt, kann nur bei Uebereinſtimmung aller entwickelten Einzelnheiten ſtatt finden.

Hierin aber gerade befriedigt uns das Gebäude, das wir betrachten, im höchsten Grade: denn wir sehen alle und jede Zierrathen jedem Theil, den sie schmücken, völlig angemessen, sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm entsprungen. Eine solche Mannichfaltigkeit gibt immer ein großes Behagen, indem sie sich aus dem Gehörigen herleitet und deßhalb zugleich das Gefühl der Einheit erregt, und nur in solchem Falle wird die Ausführung als Gipfel der Kunst gepriesen.

Durch solche Mittel sollte nun eine feste Mauer, eine undurchdringliche Wand, die sich noch dazu als Base zweyer himmelhoher Thürme anzukündigen hatte, dem Auge zwar als auf sich selbst ruhend, in sich selbst bestehend, aber auch dabei leicht und zierlich erscheinen, und, obgleich tausendfach durchbrochen, den Begriff von unerschütterlicher Festigkeit geben.

Dieses Räthsel ist auf das glücklichste gelöst. Die Oeffnungen der Mauer, die soliden Stellen derselben, die Pfeiler, jedes hat seinen besondern Charakter, der aus der eignen Bestimmung hervortritt; dieser communicirt sich stufenweis den Unterabtheilungen, daher alles im gemäßen Sinne verziert ist, das Große wie das Kleine sich an der rechten Stelle befindet, leicht gefaßt werden kann, und so das Angenehme im Ungeheueren sich darstellt. Ich erinnere nur an die perspectivisch in die Mauerdicke sich einsenkenden, bis in's Unendliche an

ihren Pfeilern und Spitzbogen verzierten Thüren, an das Fenſter und deſſen aus der runden Form entſpringende Kunſtroſe, an das Profil ihrer Stäbe, ſo wie an die ſchlanken Rohrſäulen der perpendicularen Abtheilungen. Man vergegenwärtige ſich die ſtufenweis zurücktretenden Pfeiler, von ſchlanken, gleichfalls in die Höhe ſtrebenden, zum Schutz der Heiligenbilder baldachinartig beſtimmten, leichtſäuligen Spitzgebäudchen begleitet, und wie zuletzt jede Rippe, jeder Knopf als Blumenknauf und Blattreibe, oder als irgend ein anderes im Steinſinn umgeformtes Naturgebilde erſcheint. Man vergleiche das Gebäude, wo nicht ſelbſt, doch Abbildungen des Ganzen und des Einzelnen, zu Beurtheilung und Belebung meiner Ausſage. Sie könnte manchem übertrieben ſcheinen: denn ich ſelbſt, zwar im erſten Anblicke zur Neigung gegen dieſes Werk hingeriſſen, brauchte doch lange Zeit, mich mit ſeinem Werth innig bekannt zu machen.

Unter Tadlern der Gothiſchen Baukunſt aufgewachſen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierrathen, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düſteren Charakter höchſt widerwärtig machten; ich beſtärkte mich in dieſem Unwillen, da mir nur geiſtloſe Werke dieſer Art, an denen man weder gute Verhältniſſe, noch eine reine Conſequenz gewahr wird, vor's Geſicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes

Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich aufdrang.

Wie ich nun aber immer länger sah und überlegte, glaubte ich über das Vorgesagte noch größere Verdienste zu entdecken. Herausgefunden war das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die so sinnige als reiche Verzierung bis ins Kleinste; nun aber erkannte ich noch die Verknüpfung dieser mannichfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Hauptstheile zum andern, die Verschränkung zwar gleichartiger, aber doch an Gestalt höchst abwechselnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken. Je mehr ich untersuchte, desto mehr gerieth ich in Erstaunen; je mehr ich mich mit Messen und Zeichnen unterhielt und abmüdete, desto mehr wuchs meine Anhänglichkeit, so daß ich viele Zeit darauf verwendete, theils das Vorhandene zu studiren, theils das Fehlende, Unvollendete, besonders der Thürme, in Gedanken und auf dem Blatte wiederherzustellen.

Da ich nun an alter Deutscher Stätte dieses Gebäude gegründet und in ächter Deutscher Zeit so weit gedieben fand, auch der Name des Meisters auf dem bescheidenen Grabstein gleichfalls vaterländisches Klanges und Ursprungs war, so wagte ich, die bisher verrufene Benennung Gothische Bauart, aufgefordert durch den Werth dieses Kunstwerks, abzuändern und sie als Deutsche Baukunst unserer Nation zu vindiciren, jedann aber ver-

verfehlte ich nicht; erſt mündlich, und hernach in einem kleinen Aufſatz D. M. Erwini a Steinbach gewidmet, meine patriotiſchen Geſinnungen an den Tag zu legen.

Gelangt meine biographiſche Erzählung zu der Epoche, in welcher gedachter Bogen im Druck erſchien, den Herder ſodann in ſein Heft: Von Deutſcher Art und Kunſt, aufnahm, ſo wird noch manches über dieſen wichtigen Gegenſtand zur Sprache kommen. Ehe ich mich aber dießmal von demſelben abwende, ſo will ich die Gelegenheit benutzen, um das dem gegenwärtigen Bande vorgeſetzte Motto bei denjenigen zu rechtfertigen, welche einigen Zweifel daran hegen ſollten. Ich weiß zwar recht gut, daß gegen das brave und hoffnungsreiche altdeutſche Wort: Was einer in der Jugend wünſcht, hat er im Alter genug! manche umgekehrte Erfahrung anzuführen, manches daran zu deuteln ſeyn möchte; aber auch viel Günſtiges ſpricht dafür, und ich erkläre was ich dabei denke.

Unſere Wünſche ſind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leiſten im Stande ſeyn werden. Was wir können und möchten, ſtellt ſich unſerer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnſucht nach dem, was wir ſchon im Stillen beſitzen. So verwandelt ein leidenſchaftliches Vorausergreifen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine ſolche Richtung entſchieden in unſerer Natur, ſo wird mit

jedem Schritt unserer Entwickelung ein Theil des ersten Wunsches erfüllt, bei günstigen Umständen auf dem geraden Wege, bei ungünstigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So sieht man Menschen durch Beharrlichkeit zu irdischen Gütern gelangen, sie umgeben sich mit Reichthum, Glanz und äußerer Ehre. Andere streben noch sicherer nach geistigen Vortheilen, erwerben sich eine klare Uebersicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüths und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun gibt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemischt ist und deren Erfolg am sichersten gelingen muß. Wenn nämlich die Jugend des Menschen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerstören überwiegt, und in ihm das Vorgefühl bei Zeiten erwacht, was eine solche Epoche fordre und verspreche, so wird er, durch äußere Anlässe zu thätiger Theilnahme gedrängt, bald da bald dorthin greifen, und der Wunsch nach vielen Seiten wirksam zu seyn wird in ihm lebendig werden. Nun gesellen sich aber zur menschlichen Beschränktheit noch so viele zufällige Hindernisse, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt, und ein Wunsch nach dem andern sich verzettelt. Waren aber diese Wünsche aus einem reinen Herzen entsprungen, dem Bedürfniß der Zeit gemäß, so darf man ruhig rechts und links liegen und fallen lassen, und kann versichert seyn, daß nicht

allein dieſes wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, ſondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja woran man nie gedacht hat, zum Vorſchein kommen werde. Sehen wir nun während unſeres Lebensganges dasjenige von andern geleiſtet, wozu wir ſelbſt früher einen Beruf fühlten, ihn aber, mit manchem andern, aufgeben mußten; dann tritt das ſchöne Gefühl ein, daß die Menſchheit zuſammen erſt der wahre Menſch iſt, und daß der Einzelne nur froh und glücklich ſeyn kann, wenn er den Muth hat, ſich im Ganzen zu fühlen.

Dieſe Betrachtung iſt hier recht am Platze; denn wenn ich die Neigung bedenke, die mich zu jenen alten Bauwerken hinzog, wenn ich die Zeit berechne, die ich allein dem Straßburger Münſter gewidmet, die Aufmerkſamkeit, mit der ich ſpäterhin den Dom zu Köln und den zu Freyburg betrachtet und den Werth dieſer Gebäude immer mehr empfunden, ſo könnte ich mich tadeln, daß ich ſie nachher ganz aus den Augen verloren, ja, durch eine entwickeltere Kunſt angezogen, völlig im Hintergrunde gelaſſen. Sehe ich nun aber in der neuſten Zeit die Aufmerkſamkeit wieder auf jene Gegenſtände hingelenkt, Neigung, ja Leidenſchaft gegen ſie hervortreten und blühen, ſehe ich tüchtige junge Leute, von ihr ergriffen, Kräfte, Zeit, Sorgfalt, Vermögen dieſen Denkmalen einer vergangenen Welt rückſichtslos widmen, ſo werde ich mit Vergnügen erinnert,

daß das, was ich sonst wollte und wünschte, einen Werth hatte. Mit Zufriedenheit sehe ich, wie man nicht allein das von unsern Vorvordern Geleistete zu schätzen weiß, sondern wie man sogar aus vorhandenen unausgeführten Anfängen, wenigstens im Bilde, die erste Absicht darzustellen sucht, um uns dadurch mit dem Gedanken, welcher doch das Erste und Letzte alles Vornehmens bleibt, bekannt zu machen, und eine verworren scheinende Vergangenheit mit besonnenem Ernst aufzuklären und zu beleben strebt. Vorzüglich belobe ich hier den wackern Sulpiz Boisserée, der unermüdet beschäftigt ist, in einem prächtigen Kupferwerke, den Kölnischen Dom aufzustellen als Musterbild jener ungeheuren Conceptionen, deren Sinn Babylonisch in den Himmel strebte, und die zu den irdischen Mitteln dergestalt außer Verhältniß waren, daß sie nothwendig in der Ausführung stocken mußten. Haben wir bisher gestaunt, daß solche Bauwerke nur so weit gediehen, so werden wir mit der größten Bewunderung erfahren, was eigentlich zu leisten die Absicht war.

Möchten doch literarisch-artistische Unternehmungen dieser Art durch alle, welche Kraft, Vermögen und Einfluß haben, gebührend befördert werden, damit uns die große und riesenmäßige Gesinnung unserer Vorfahren zur Anschauung gelange und wir uns einen Begriff machen können von dem was sie wollen durften. Die hieraus entspringende Einsicht wird nicht unfruchtbar

bleiben und das Urtheil ſich endlich einmal mit Gerechtigkeit an jenen Werken zu üben im Stande ſeyn. Ja dieſes wird auf das gründlichſte geſchehen, wenn unſer thätiger junger Freund, außer der dem Kölniſchen Dome gewidmeten Monographie, die Geſchichte der Baukunſt unſerer Mittelzeit bis in's Einzelne verfolgt. Wird ferner an Tag gefördert was irgend über werkmäßige Ausübung dieſer Kunſt zu erfahren iſt, wird ſie durch Vergleichung mit der Griechiſch-Römiſchen und der Orientaliſch-Aegyptiſchen in allen Grundzügen dargeſtellt, ſo kann in dieſem Fache wenig zu thun übrig bleiben. Ich aber werde, wenn die Reſultate ſolcher vaterländiſchen Bemühungen öffentlich vorliegen, ſo wie jetzt bei freundlichen Privatmittheilungen, mit wahrer Zufriedenheit jenes Wort im beſten Sinne wiederholen können: Was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter genug.

Kann man aber bei ſolchen Wirkungen, welche Jahrhunderten angehören, ſich auf die Zeit verlaſſen und die Gelegenheit erharren, ſo gibt es dagegen andere Dinge, die in der Jugend, friſch, wie reife Früchte, weggenoſſen werden müſſen. Es ſey mir erlaubt, mit dieſer raſchen Wendung, des Tanzes zu erwähnen, an den das Ohr, ſo wie das Auge an den Münſter, jeden Tag, jede Stunde in Straßburg, im Elſaß erinnert wird. Von früher Jugend an hatte mir und meiner Schweſter der Vater ſelbſt im Tanzen Unterricht gegeben, welches einen ſo ernſthaften Mann wunderlich genug hätte kleiden

ſollen; allein er ließ ſich auch dabei nicht aus der Faſſung bringen, unterwies uns auf das beſtimmteſte in den Poſitionen und Schritten, und als er uns weit genug gebracht hatte, um eine Menuet zu tanzen, ſo blies er auf einer Flûte-douce uns etwas Faßliches im Drevviertel-Tact vor, und wir bewegten uns darnach ſo gut wir konnten. Auf dem Franzöſiſchen Theater hatte ich gleichfalls von Jugend auf wo nicht Ballette, doch Solo's und Pas-de-deux geſehn und mir davon mancherlei wunderliche Bewegungen der Füße und allerlei Sprünge gemerkt. Wenn wir nun der Menuet genug hatten, ſo erſuchte ich den Vater um andere Tanzmuſiken, dergleichen die Notenbücher in ihren Giguen und Murkis reichlich darboten, und ich erfand mir ſogleich die Schritte und übrigen Bewegungen dazu, indem der Tact meinen Gliedern ganz gemäß und mit denſelben geboren war. Dieß beluſtigte meinen Vater bis auf einen gewiſſen Grad, ja er machte ſich und uns manchmal den Spaß, die Affen auf dieſe Weiſe tanzen zu laſſen. Nach meinem Unfall mit Gretchen und während meines ganzen Aufenthalts in Leipzig kam ich nicht wieder auf den Plan; vielmehr weiß ich noch, daß, als man mich auf einem Balle zu einer Menuet nöthigte, Tact und Bewegung aus meinen Gliedern gewichen ſchien, und ich mich weder der Schritte noch der Figuren mehr erinnerte, ſo daß ich mit Schimpf und Schanden beſtanden wäre, wenn nicht der größere Theil der Zu-

ſchauer behauptet hätte, mein ungeſchicktes Betragen ſey bloßer Eigenſinn, in der Abſicht den Frauenzimmern alle Luſt zu benehmen, mich wider Willen aufzufordern und in ihre Reihe zu ziehen.

Während meines Aufenthalts in Frankfurt war ich von ſolchen Freuden ganz abgeſchnitten; aber in Straßburg regte ſich bald, mit der übrigen Lebensluſt, die Tactfähigkeit meiner Glieder. An Sonn- und Werkeltagen ſchlenderte man keinen Luſtert vorbei, ohne daſelbſt einen frohlichen Haufen zum Tanze verſammelt, und zwar meiſtens im Kreiſe drehend zu finden. Ingleichen waren auf den Landhäuſern Privat-Bälle, und man ſprach ſchon von den brillanten Redouten des zukommenden Winters. Hier wäre ich nun freilich nicht an meinem Platz und der Geſellſchaft unnütz geweſen; da rieth mir ein Freund, der ſehr gut walzte, mich erſt in minder guten Geſellſchaften zu üben, damit ich hernach in der beſten etwas gelten könnte. Er brachte mich zu einem Tanzmeiſter, der für geſchickt bekannt war; dieſer verſprach mir, wenn ich nur einigermaßen die erſten Anfangsgründe wiederholt und mir zu eigen gemacht hätte, mich dann weiter zu leiten. Er war eine von den trockenen gewandten Franzöſiſchen Naturen, und nahm mich freundlich auf. Ich zahlte ihm den Monat voraus, und erhielt zwölf Billete, gegen die er mir gewiſſe Stunden Unterricht zuſagte. Der Mann war ſtreng, genau, aber nicht pedantiſch; und da ich ſchon einige

Vorübung hatte, ſo machte ich es ihm bald zu Danke und erhielt ſeinen Beifall.

Den Unterricht dieſes Lehrers erleichterte jedoch ein Umſtand gar ſehr: er hatte nämlich zwey Töchter, beide hübſch und noch unter zwanzig Jahren. Von Jugend auf in dieſer Kunſt unterrichtet zeigten ſie ſich darin ſehr gewandt und hätten als Moitié auch dem ungeſchickteſten Scholaren bald zu einiger Bildung verhelfen können. Sie waren beide ſehr artig, ſprachen nur Franzöſiſch, und ich nahm mich von meiner Seite zuſammen, um vor ihnen nicht linkiſch und lächerlich zu erſcheinen. Ich hatte das Glück, daß auch ſie mich lobten, immer willig waren, nach der kleinen Geige des Vaters eine Menuet zu tanzen, ja ſogar, was ihnen freilich beſchwerlicher ward, mir nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen. Uebrigens ſchien der Vater nicht viele Kunden zu haben, und ſie führten ein einſames Leben. Deßhalb erſuchten ſie mich manchmal nach der Stunde bei ihnen zu bleiben und die Zeit ein wenig zu verſchwätzen; das ich denn auch gerne that, um ſo mehr als die jüngere mir wohl gefiel und ſie ſich überhaupt ſehr anſtändig betrugen. Ich las manchmal aus einem Roman etwas vor, und ſie thaten das Gleiche. Die ältere, die ſo hübſch, vielleicht noch hübſcher war als die zweyte, mir aber nicht ſo gut wie dieſe zuſagte, betrug ſich durchaus gegen mich verbindlicher und in allem gefälliger. Sie war in der Stunde immer bei der Hand und zog ſie

manchmal in die Länge; daher ich mich einigemal verpflichtet glaubte, dem Vater zwey Billete anzubieten, die er jedoch nicht annahm. Die jüngere hingegen, ob sie gleich nicht unfreundlich gegen mich that, war doch eher still für sich, und ließ sich durch den Vater herbeirufen, um die ältere abzulösen.

Die Ursache davon ward mir eines Abends deutlich. Denn als ich mit der ältesten, nach vollendetem Tanz, in das Wohnzimmer gehen wollte, hielt sie mich zurück und sagte: Bleiben wir noch ein wenig hier; denn ich will es Ihnen nur gestehen, meine Schwester hat eine Kartenschlägerin bei sich, die ihr offenbaren soll, wie es mit einem auswärtigen Freund beschaffen ist, an dem ihr ganzes Herz hängt, auf den sie alle ihre Hoffnung gesetzt hat. Das meinige ist frei, fuhr sie fort, und ich werde mich gewöhnen müssen, es verschmäht zu sehen. Ich sagte ihr darauf einige Artigkeiten, indem ich versetzte, daß sie sich, wie es damit stehe, am ersten überzeugen könne, wenn sie die weise Frau gleichfalls befragte; ich wolle es auch thun, denn ich hätte schon längst so etwas zu erfahren gewünscht, woran mir bisher der Glaube gefehlt habe. Sie tadelte mich deßhalb und betheuerte, daß nichts in der Welt sichrer sey, als die Aussprüche dieses Orakels, nur müsse man es nicht aus Scherz und Frevel, sondern nur in wahren Anliegenheiten befragen. Ich nöthigte sie jedoch zuletzt mit mir in jenes Zimmer zu gehen, sobald sie sich versichert

hatte, daß die Function vorbei sey. Wir fanden die Schwester sehr aufgeräumt und auch gegen mich war sie zuthulicher als sonst, scherzhaft und beinahe geistreich: denn da sie eines abwesenden Freundes sicher geworden zu seyn schien, so mochte sie es für unverfänglich halten, mit einem gegenwärtigen Freund ihrer Schwester, denn dafür hielt sie mich, ein wenig artig zu thun. Der Alten wurde nun geschmeichelt und ihr gute Bezahlung zugesagt, wenn sie der älteren Schwester und auch mir das Wahrhafte sagen wollte. Mit den gewöhnlichen Vorbereitungen und Ceremonien legte sie nun ihren Kram aus, und zwar, um der Schönen zuerst zu weissagen. Sie betrachtete die Lage der Karten sorgfältig, schien aber zu stocken und wollte mit der Sprache nicht heraus. — Ich sehe schon, sagte die jüngere, die mit der Auslegung einer solchen magischen Tafel schon näher bekannt war, ihr zaudert und wollt meiner Schwester nichts Unangenehmes eröffnen; aber das ist eine verwünschte Karte! Die ältere wurde blaß, doch faßte sie sich und sagte: So sprecht nur; es wird ja den Kopf nicht kosten! Die Alte, nach einem tiefen Seufzer, zeigte ihr nun an, daß sie liebe, daß sie nicht geliebt werde, daß eine andere Person dazwischen stehe und was dergleichen Dinge mehr waren. Man sah dem guten Mädchen die Verlegenheit an. Die Alte glaubte die Sache wieder etwas zu verbessern, indem sie auf Briefe und Geld Hoffnung machte. — Briefe, sagte

das ſchöne Kind, erwarte ich nicht und Geld mag ich nicht. Wenn es wahr iſt, wie ihr ſagt, daß ich liebe, ſo verdiene ich ein Herz das mich wieder liebt. — Wir wollen ſehen, ob es nicht beſſer wird, verſetzte die Alte, indem ſie die Karten miſchte und zum zweyten Mal auflegte; allein es war vor unſer aller Augen nur noch ſchlimmer geworden. Die Schöne ſtand nicht allein einſamer, ſondern auch mit mancherlei Verdruß umgeben; der Freund war etwas weiter und die Zwiſchenfiguren näher gerückt. Die Alte wollte zum dritten Mal auslegen, in Hoffnung einer beſſern Anſicht; allein das ſchöne Kind hielt ſich nicht länger, ſie brach in unbändiges Weinen aus, ihr holder Buſen bewegte ſich auf eine gewaltſame Weiſe, ſie wandte ſich um und rannte zum Zimmer hinaus. Ich wußte nicht was ich thun ſollte. Die Neigung hielt mich bei der Gegenwärtigen, das Mitleid trieb mich zu jener; meine Lage war' peinlich genug. — Tröſten Sie Lucinden, ſagte die jüngere, gehen Sie ihr nach. Ich zauderte; wie durfte ich ſie tröſten, ohne ſie wenigſtens einer Art von Neigung zu verſichern, und konnte ich das wohl in einem ſolchen Augenblick auf eine kalte mäßige Weiſe! — Laſſen Sie uns zuſammen gehn, ſagte ich zu Emilien. Ich weiß nicht, ob ihr meine Gegenwart wohl thun wird, verſetzte dieſe. Doch gingen wir, fanden aber die Thür verriegelt. Lucinde antwortete nicht, wir mochten pochen, raſen, bitten wie wir wollten. Wir müſſen

sie gewähren lassen, sagte Emilie, sie will nun nicht anders! Und wenn ich mir freilich ihr Wesen von unserer ersten Bekanntschaft an erinnerte, so hatte sie immer etwas Heftiges und Ungleiches, und ihre Neigung zu mir zeigte sie am meisten dadurch, daß sie ihre Unart nicht an mir bewies. Was wollte ich thun! Ich bezahlte die Alte reichlich für das Unheil, das sie gestiftet hatte, und wollte gehen, als Emilie sagte: Ich bedinge mir, daß die Karte nun auch auf Sie geschlagen werde. Die Alte war bereit. — Lassen Sie mich nicht dabei seyn! rief ich, und eilte die Treppe hinunter.

Den andern Tag hatte ich nicht Muth hinzugehen. Den dritten ließ mir Emilie durch einen Knaben, der mir schon manche Botschaft von den Schwestern gebracht und Blumen und Früchte dagegen an sie getragen hatte, in aller Frühe sagen, ich möchte heute ja nicht fehlen. Ich kam zur gewöhnlichen Stunde und fand den Vater allein, der an meinen Tritten und Schritten, an meinem Gehen und Kommen, an meinem Tragen und Behaben noch manches ausbesserte und übrigens mit mir zufrieden schien. Die Jüngste kam gegen das Ende der Stunde und tanzte mit mir eine sehr graziöse Menuet, in der sie sich außerordentlich angenehm bewegte, und der Vater versicherte, nicht leicht ein hübscheres und gewandteres Paar auf seinem Plane gesehen zu haben. Nach der Stunde ging ich wie gewöhnlich in's Wohnzim-

mer; der Vater ließ uns allein, ich vermißte Lucinden. — Sie liegt im Bette, sagte Emilie, und ich sehe es gern: haben Sie deßhalb keine Sorge. Ihre Seelenkrankheit lindert sich am ersten, wenn sie sich körperlich für krank hält; sterben mag sie nicht gern, und so thut sie alsdann was wir wollen. Wir haben gewisse Hausmittel, die sie zu sich nimmt und ausruht; und so legen sich nach und nach die tobenden Wellen. Sie ist gar zu gut und liebenswürdig bei so einer eingebildeten Krankheit, und da sie sich im Grunde recht wohl befindet und nur von Leidenschaft angegriffen ist, so sinnt sie sich allerhand romanenhafte Todesarten aus, vor denen sie sich auf eine angenehme Weise fürchtet, wie Kinder, denen man von Gespenstern erzählt. So hat sie mir gestern Abend noch mit großer Heftigkeit erklärt, daß sie dießmal gewiß sterben würde, und man sollte den undankbaren falschen Freund, der ihr erst so schön getan und sie nun so übel behandle, nur dann wieder zu ihr führen, wenn sie wirklich ganz nahe am Tode sey: sie wolle ihm recht bittre Vorwürfe machen und auch sogleich den Geist aufgeben. — Ich weiß mich nicht schuldig! rief ich aus, daß ich irgend eine Neigung zu ihr geäußert. Ich kenne jemand, der mir dieses Zeugniß am besten ertheilen kann. Emilie lächelte und versetzte: Ich verstehe Sie, und wenn wir nicht klug und entschlossen sind, so kommen wir alle zusammen in eine üble Lage. Was werden Sie sagen, wenn ich Sie ersuche, Ihre

Stunden nicht weiter fortzuſetzen? Sie haben von dem letzten Monat allenfalls noch vier Billete, und mein Vater äußerte ſchon, daß er es unverantwortlich finde, Ihnen noch länger Geld abzunehmen: es müßte denn ſeyn, daß Sie ſich der Tanzkunſt auf eine ernſtlichere Weiſe widmen wollten; was ein junger Mann in der Welt brauchte, beſäßen Sie nun. — Und dieſen Rath, Ihr Haus zu meiden, geben Sie mir, Emilie? verſetzte ich. — Eben ich, ſagte ſie, aber nicht aus mir ſelbſt. Hören Sie nur. Als Sie vorgeſtern wegeilten, ließ ich die Karte auf Sie ſchlagen, und derſelbe Ausſpruch wiederholte ſich dreymal und immer ſtärker. Sie waren umgeben von allerlei Gutem und Vergnüglichem, von Freunden und großen Herren, an Geld fehlte es auch nicht. Die Frauen hielten ſich in einiger Entfernung. Meine arme Schweſter beſonders ſtand immer am weiteſten; eine andere rückte Ihnen immer näher, kam aber nie an Ihre Seite; denn es ſtellte ſich ein Dritter dazwiſchen. Ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich mich unter der zweyten Dame gedacht hatte, und nach dieſem Bekenntniſſe werden Sie meinen wohlmeinenden Rath am beſten begreifen. Einem entfernten Freund habe ich mein Herz und meine Hand zugeſagt, und bis jetzt liebt' ich ihn über alles; doch es wäre möglich, daß Ihre Gegenwart mir bedeutender würde als bisher, und was würden Sie für einen Stand zwiſchen zwey Schweſtern haben, davon Sie die eine durch Neigung und

die andere durch Kälte unglücklich gemacht hätten, und alle dieſe Qual um nichts und auf kurze Zeit. Denn wenn wir nicht ſchon wüßten, wer Sie ſind und was Sie zu hoffen haben, ſo hätte mir es die Karte auf's deutlichſte vor Augen geſtellt. Leben Sie wohl, ſagte ſie, und reichte mir die Hand. Ich zauderte. — Nun, ſagte ſie, indem ſie mich gegen die Thür führte, damit es wirklich das letzte Mal ſey, daß wir uns ſprechen, ſo nehmen Sie was ich Ihnen ſonſt verſagen würde. Sie fiel mir um den Hals und küßte mich auf's zärtlichſte. Ich umfaßte ſie und drückte ſie an mich.

In dieſem Augenblicke flog die Seitenthür auf, und die Schweſter ſprang in einem leichten aber anſtändigen Nachtkleide hervor und rief: Du ſollſt nicht allein von ihm Abſchied nehmen! Emilie ließ mich fahren und Lucinde ergriff mich, ſchloß ſich feſt an mein Herz, drückte ihre ſchwarzen Locken an meine Wangen und blieb eine Zeit lang in dieſer Lage. Und ſo fand ich mich denn in der Klemme zwiſchen beiden Schweſtern, wie mir's Emilie einen Augenblick vorher geweiſſagt hatte. Lucinde ließ mich los und ſah mir ernſt in's Geſicht. Ich wollte ihre Hand ergreifen und ihr etwas Freundliches ſagen; allein ſie wandte ſich weg, ging mit ſtarken Schritten einigemal im Zimmer auf und ab und warf ſich dann in die Ecke des Sopha's. Emilie trat zu ihr, ward aber ſogleich weggewieſen, und hier entſtand eine Scene, die mir noch in der Erinnerung pein-

lich ist, und die, ob sie gleich in der Wirklichkeit nichts Theatralisches hatte, sondern einer lebhaften jungen Französin ganz angemessen war, dennoch nur von einer guten empfindenden Schauspielerin auf dem Theater würdig wiederholt werden könnte.

Lucinde überhäufte ihre Schwester mit tausend Vorwürfen. Es ist nicht das erste Herz, rief sie aus, das sich zu mir neigt, und das du mir entwendest. War es doch mit dem Abwesenden eben so, der sich zuletzt unter meinen Augen mit dir verlobte. Ich mußte es ansehen, ich ertrug's; ich weiß aber wie viele tausend Thränen es mich gekostet hat. Diesen hast du mir nun auch weggefangen, ohne jenen fahren zu lassen, und wie viele verstehst du nicht auf einmal zu halten. Ich bin offen und gutmüthig, und jederman glaubt mich bald zu kennen und mich vernachlässigen zu dürfen; du bist versteckt und still, und die Leute glauben Wunder was hinter dir verborgen sey. Aber es ist nichts dahinter als ein kaltes, selbstisches Herz, das sich alles aufzuopfern weiß; das aber kennt niemand so leicht, weil es tief in deiner Brust verborgen liegt, so wenig als mein warmes treues Herz, das ich offen trage, wie mein Gesicht.

Emilie schwieg und hatte sich neben ihre Schwester gesetzt, die sich im Reden immer mehr erhitzte, und sich über gewisse besondere Dinge herausließ, die mir zu wissen eigentlich nicht frommte. Emilie dagegen, die

ihre

ihre Schweſter zu begütigen ſuchte, gab mir hinterwärts ein Zeichen, daß ich mich entfernen ſollte; aber wie Eiferſucht und Argwohn mit tauſend Augen ſehen, ſo ſchien auch Lucinde es bemerkt zu haben. Sie ſprang auf und ging auf mich los, aber nicht mit Heftigkeit. Sie ſtand vor mir und ſchien auf etwas zu ſinnen. Drauf ſagte ſie: Ich weiß, daß ich Sie verloren habe; ich mache keine weitern Anſprüche auf Sie. Aber du ſollſt ihn auch nicht haben, Schweſter! Sie faßte mich mit dieſen Worten ganz eigentlich beim Kopf, indem ſie mir mit beiden Händen in die Locken fuhr, mein Geſicht an das ihre drückte und mich zu wiederholten Malen auf den Mund küßte. Nun, rief ſie aus, fürchte meine Verwünſchung. Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum erſten Male nach mir dieſe Lippen küßt! Wage es nun wieder mit ihm anzubinden; ich weiß, der Himmel erhört mich dießmal. Und Sie, mein Herr, eilen Sie nun, eilen Sie was Sie können.

Ich flog die Treppe hinunter mit dem feſten Vorſatze, das Haus nie wieder zu betreten.

Zehntes Buch.

Die Deutſchen Dichter, da ſie nicht mehr als Gildeglieder für Einen Mann ſtanden, genoſſen in der bürgerlichen Welt nicht der mindeſten Vortheile. Sie hatten weder Halt, Stand noch Anſehen, als in ſo fern ſonſt ein Verhältniß ihnen günſtig war, und es kam daher bloß auf den Zufall an, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren ſeyn ſollte. Ein armer Erdenſohn, im Gefühl von Geiſt und Fähigkeiten, mußte ſich kümmerlich in's Leben hineinſchleppen und die Gabe, die er allenfalls von den Muſen erhalten hatte, von dem augenblicklichen Bedürfniß gedrängt, vergeuden. Das Gelegenheitsgedicht, die erſte und ächteſte aller Dichtarten, ward verächtlich auf einen Grad, daß die Nation noch jetzt nicht zu einem Begriff des hohen Werthes deſſelben gelangen kann, und ein Poet, wenn er nicht gar den Weg Günther's einſchlug, erſchien in der Welt auf die traurigſte Weiſe ſubordinirt, als Spaßmacher und Schmarutzer, ſo daß er ſowohl auf dem Theater als auf der Lebensbühne eine Figur vorſtellte, der man nach Belieben mitſpielen konnte.

Geſellte ſich hingegen die Muſe zu Männern von Anſehen, ſo erhielten dieſe dadurch einen Glanz, der auf die Geberin zurückfiel. Lebensgewandte Edelleute,

wie Hagedorn, stattliche Bürger, wie Brockes, entschiedene Gelehrte, wie Haller, erschienen unter den Ersten der Nation, den Vornehmsten und Geschätztesten gleich. Besonders wurden auch solche Personen verehrt, die, neben jenem angenehmen Talente, sich noch als emsige, treue Geschäftsmänner auszeichneten. Deßhalb erfreuten sich Uz, Rabener, Weiße einer Achtung ganz eigner Art, weil man die heterogensten, selten mit einander verbundenen Eigenschaften hier vereint zu schätzen hatte.

Nun sollte aber die Zeit kommen, wo das Dichtergenie sich selbst gewahr würde, sich seine eignen Verhältnisse selbst schüfe und den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verstünde. Alles traf in Klopstock zusammen, um eine solche Epoche zu begründen. Er war, von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling. Ernst und gründlich erzogen legt er, von Jugend an, einen großen Werth auf sich selbst und auf alles was er thut, und indem er die Schritte seines Lebens bedächtig vorausmißt, wendet er sich, im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Innern, gegen den höchsten denkbaren Gegenstand. Der Messias, ein Name, der unendliche Eigenschaften bezeichnet, sollte durch ihn auf's neue verherrlicht werden. Der Erlöser sollte der Held seyn, den er, durch irdische Gemeinheit und Leiden, zu den höchsten himmlischen Triumphen zu begleiten gedachte. Alles was Göttliches,

Engliſches, Menſchliches in der jungen Seele lag, ward hier in Anſpruch genommen. Er, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun mit Erzvätern, Propheten und Vorläufern als Gegenwärtigen; doch alle ſind ſeit Jahrhunderten nur dazu berufen, einen lichten Kreis um den Einen zu ziehn, deſſen Erniedrigung ſie mit Staunen beſchauen, und an deſſen Verherrlichung ſie glorreich Theil nehmen ſollen. Denn endlich, nach trüben und ſchrecklichen Stunden, wird der ewige Richter ſein Antlitz entwölken, ſeinen Sohn und Mitgeſellen wieder anerkennen, und dieſer wird ihm dagegen die abgewendeten Menſchen, ja ſogar einen abgefallenen Geiſt wieder zuführen. Die lebendigen Himmel jauchzen in tauſend Engelſtimmen um den Thron, und ein Liebesglanz übergießt das Weltall, das ſeinen Blick kurz vorher auf eine gräuliche Opferſtätte geſammelt hielt. Der himmliſche Friede, welchen Klopſtock bei Conception und Ausführung dieſes Gedichtes empfunden, theilt ſich noch jetzt einem jeden mit, der die erſten zehn Geſänge lieſt, ohne die Forderungen bei ſich laut werden zu laſſen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut.

Die Würde des Gegenſtandes erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Perſönlichkeit. Daß er ſelbſt dereinſt zu dieſen Chören eintreten, daß der Gottmenſch ihn auszeichnen, ihm von Angeſicht zu Angeſicht den Dank für ſeine Bemühungen abtragen würde, den ihm ſchon hier

jedes gefühlvolle, fromme Herz, durch manche reine Zähre, lieblich genug entrichtet hatte: dieß waren so unschuldige kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen, und so beflis er sich auch in seinem Thun der aufmerksamsten Reinigkeit. Noch in spätem Alter beunruhigte es ihn ungemein, daß er seine erste Liebe einem Frauenzimmer zugewendet hatte, die ihn, da sie einen andern heirathete, in Ungewißheit ließ, ob sie ihn wirklich geliebt habe, ob sie seiner werth gewesen sey. Die Gesinnungen, die ihn mit Meta verbanden, diese innige, ruhige Neigung, der kurze, heilige Ehestand, des überbliebenen Gatten Abneigung vor einer zweyten Verbindung, alles ist von der Art, um sich desselben einst im Kreise der Seligen wohl wieder erinnern zu dürfen.

Dieses ehrenhafte Verfahren gegen sich selbst ward noch dadurch erhöht, daß er in dem wohlgesinnten Dänemark, in dem Hause eines großen, und auch menschlich betrachtet, fürtrefflichen Staatsmanns eine Zeit lang wohl aufgenommen war. Hier, in einem höheren Kreise, der zwar in sich abgeschlossen, aber auch zugleich der äußeren Sitte, der Aufmerksamkeit gegen die Welt gewidmet war, entschied sich seine Richtung noch mehr. Ein gefaßtes Betragen, eine abgemessene Rede, ein Lakonismus, selbst wenn er offen und entscheidend sprach,

gaben ihm durch ſein ganzes Leben ein gewiſſes diplomatiſches, miniſterielles Anſehen, das mit jenen zarten Naturgeſinnungen im Widerſtreit zu liegen ſchien, obgleich beide aus Einer Quelle entſprangen. Von allem dieſem geben ſeine erſten Werke ein reines Ab- und Vorbild, und ſie mußten daher einen unglaublichen Einfluß gewinnen. Daß er jedoch perſönlich andere Strebende im Leben und Dichten gefördert, iſt kaum als eine ſeiner entſchiedenen Eigenſchaften zur Sprache gekommen.

Aber eben ein ſolches Förderniß junger Leute im literariſchen Thun und Treiben, eine Luſt, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünſtigte Menſchen vorwärts zu bringen und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen Deutſchen Mann verherrlicht, der, in Abſicht auf Würde die er ſich ſelbſt gab, wohl als der zweyte, in Abſicht aber auf lebendige Wirkung, als der erſte genannt werden darf. Niemanden wird entgehen, daß hier Gleim gemeint ſey. Im Beſitz einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle, wohnhaft an einem wohlgelegenen, nicht allzugroßen, durch militäriſche, bürgerliche, literariſche Betriebſamkeit belebten Orte, von wo die Einkünfte einer großen und reichen Stiftung ausgingen, nicht ohne daß ein Theil derſelben zum Vortheil des Platzes zurückblieb, fühlte er einen lebhaften productiven Trieb in ſich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht ganz genügte, deßwegen er ſich einem andern vielleicht mächtigern Triebe hingab, dem nämlich, andere etwas hervorbringen zu ma-

chen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen langen Lebens unabläſſig durch einander. Er hätte eben sowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens, und, indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gerne gelten ließ, weil man ihm für die reichlichen Wohlthaten nichts zu erwidern vermochte als Duldung seiner Gedichte.

Jener hohe Begriff nun, den sich beide Männer von ihrem Werth bilden durften, und wodurch andere veranlaßt wurden, sich auch für etwas zu halten, hat im Oeffentlichen und Geheimen sehr große und schöne Wirkungen hervorgebracht. Allein dieses Bewußtseyn, so ehrwürdig es ist, führte für sie selbst, für ihre Umgebungen, ihre Zeit ein eignes Uebel herbei. Darf man beide Männer, nach ihren geistigen Wirkungen, unbedenklich groß nennen, so blieben sie gegen die Welt doch nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältnisse nichtig. Der Tag ist lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten, thun oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden, wie die der Weltleute, Vornehmen und Reichen; sie legten daher auf ihre besondern engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehen moch-

ten; sie freuten sich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn sie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von andern Lob und Ehre wie sie verdienten, sie gaben solche zurück, wohl mit Maß, aber doch immer zu reichlich, und eben weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel werth sey, so gefielen sie sich, dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonten hierbei weder Papier noch Dinte. So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert, der man nicht verargen kann, wenn sie kaum die Möglichkeit einsieht, wie vorzügliche Menschen sich an einer solchen Wechselnichtigkeit ergötzen konnten, wenn sie den Wunsch laut werden läßt, dergleichen Blätter möchten ungedruckt geblieben seyn. Allein man lasse jene wenigen Bände doch immer neben so viel andern auf dem Bücherbrette stehen, wenn man sich daran belehrt hat, daß der vorzüglichste Mensch auch nur vom Tage lebt und nur kümmerlichen Unterhalt genießt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fülle der äußeren Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann.

Die Thätigkeit jener Männer stand in ihrer schönsten Blüthe, als wir jungen Leute uns auch in unserem Kreise zu regen anfingen, und ich war so ziemlich auf dem Wege mit jüngeren Freunden, wo nicht auch mit älte-

ren Personen, in ein solches wechselseitiges Schönethun, Geltenlassen, Heben und Tragen zu gerathen. In meiner Sphäre konnte das was ich hervorbrachte immer für gut gehalten werden. Frauenzimmer, Freunde, Gönner werden nicht schlecht finden was man ihnen zu Liebe unternimmt und dichtet; aus solchen Verbindlichkeiten entspringt zuletzt der Ausdruck eines leeren Behagens an einander, in dessen Phrasen sich ein Charakter leicht verliert, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zu höherer Tüchtigkeit gestählt wird.

Und so hatte ich von Glück zu sagen, daß, durch eine unerwartete Bekanntschaft, alles was in mir von Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust, Eitelkeit, Stolz und Hochmuth ruhen oder wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt ward, die in ihrer Art einzig, der Zeit keineswegs gemäß, und nur desto eindringender und empfindlicher war.

Denn das bedeutendste Ereigniß, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holstein-Eutin, der sich in traurigen Gemüthszuständen befand, auf Reisen begleitet und war mit ihm bis Straßburg gekommen. Unsere Societät, sobald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen sich ihm zu nähern, und mir begegnete dieß Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig. Ich war nämlich in den Gasthof zum Geist gegangen,

ich weiß nicht welch bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war, und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr noch aber ein langer schwarzer seidner Mantel, dessen Ende er zusammengenommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sey, und meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung seyn konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiderte, und als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ. Es ist mir entfallen, wen wir damals besuchten; genug, beim Scheiden bat ich mir die Erlaubniß aus, ihn bei sich zu sehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich versäumte nicht, mich dieser Vergünstigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen,

aber höchſt individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter ſchwarzen Augenbrauen ein paar kohlſchwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzünder zu ſeyn pflegte. Durch mannichfaltige Fragen ſuchte er ſich mit mir und meinem Zuſtande bekannt zu machen, und ſeine Anziehungskraft wirkte immer ſtärker auf mich. Ich war überhaupt ſehr zutraulicher Natur, und vor ihm beſonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abſtoßende Puls ſeines Weſens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen verſetzte. Ich erzählte ihm mancherlei von meinen Jugendbeſchäftigungen und Liebhabereyen, unter andern von einer Siegelſammlung, die ich hauptſächlich durch des correſpondenzreichen Hausfreundes Theilnahme zuſammengebracht. Ich hatte ſie nach dem Staats-Kalender eingerichtet, und war bei dieſer Gelegenheit mit ſämmtlichen Potentaten, größern und geringern Mächten und Gewalten, bis auf den Adel herunter wohl bekannt geworden, und meinem Gedächtniß waren dieſe heraldiſchen Zeichen gar oft, und vorzüglich bei der Krönungsfeyerlichkeit zu ſtatten gekommen. Ich ſprach von dieſen Dingen mit einiger Behaglichkeit; allein er war anderer Meinung, verwarf nicht allein dieſes ganze Intereſſe, ſondern wußte es mir auch lächerlich zu machen, ja beinahe zu verleiden.

Von dieſem ſeinem Widerſprechungsgeiſte ſollte ich

noch gar manches ausſtehen, denn er entſchloß ſich, theils weil er ſich vom Prinzen abzuſondern gedachte, theils eines Augenübels wegen, in Straßburg zu verweilen. Dieſes Uebel iſt eins der beſchwerlichſten und unangenehmſten, und um deſto läſtiger, als es nur durch eine ſchmerzliche, höchſtverdrießliche und unſichere Operation geheilt werden kann. Das Thränenſäckchen nämlich iſt nach unten zu verſchloſſen, ſo daß die darin enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Naſe hin und um ſo weniger abfließen kann als auch dem benachbarten Knochen die Oeffnung fehlt, wodurch dieſe Secretion naturgemäß erfolgen ſollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeſchnitten und der Knochen durchbohrt werden, da denn ein Pferdehaar durch den Thränenpunct, ferner durch das eröffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung geſetzten neuen Canal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Communication zwiſchen beiden Theilen herzuſtellen, welches alles nicht gethan noch erreicht werden kann, wenn nicht erſt in jener Gegend äußerlich ein Einſchnitt gemacht worden.

Herder war nun vom Prinzen getrennt, in ein eignes Quartier gezogen, der Entſchluß war gefaßt, ſich durch Lobſtein operiren zu laſſen. Hier kamen mir jene Uebungen gut zu ſtatten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzuſtumpfen verſucht hatte; ich konnte der Operation beiwohnen und einem ſo werthen Manne auf mancherlei Weiſe dienſtlich und behülflich ſeyn. Hier

fand ich nun alle Urſache, ſeine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern: denn weder bei den vielfachen chirurgiſchen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten ſchmerzlichen Verbande bewies er ſich im mindeſten verdrießlich, und er ſchien derjenige von uns zu ſeyn, der am wenigſten litt; aber in der Zwiſchenzeit hatten wir freilich den Wechſel ſeiner Laune vielfach zu ertragen. Ich ſage wir: denn es war außer mir ein behaglicher Ruſſe, Namens Peglow, meiſtens um ihn. Dieſer war ein früherer Bekannter von Herder in Riga geweſen, und ſuchte ſich, obgleich kein Jüngling mehr, noch in der Chirurgie unter Lobſtein's Anleitung zu vervollkommnen. Herder konnte allerliebſt einnehmend und geiſtreich ſeyn, aber eben ſo leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieſes Anziehen und Abſtoßen haben zwar alle Menſchen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langſamern, andere in ſchnelleren Pulſen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herdern betrifft, ſo ſchrieb ſich das Uebergewicht ſeines widerſprechenden, bittern, biſſigen Humors gewiß von ſeinem Uebel und den daraus entſpringenden Leiden her. Dieſer Fall kommt im Leben öfters vor, und man beachtet nicht genug die moraliſche Wirkung krankhafter Zuſtände, und beurtheilt daher manche Charaktere ſehr ungerecht, weil man alle Menſchen für geſund nimmt und von ihnen verlangt, daß ſie ſich auch in ſolcher Maße betragen ſollen.

Die

Die ganze Zeit dieſer Cur beſuchte ich Herdern Morgens und Abends; ich blieb auch wohl ganze Tage bei ihm und gewöhnte mich in kurzem um ſo mehr an ſein Schelten und Tadeln, als ich ſeine ſchönen und großen Eigenſchaften, ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, ſeine tiefen Einſichten täglich mehr ſchätzen lernte. Die Einwirkung dieſes gutmüthigen Polterers war groß und bedeutend. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngeren Tagen ſchon einen großen Unterſchied macht; und da ich ihn für das anerkannte was er war, da ich dasjenige zu ſchätzen ſuchte was er ſchon geleiſtet hatte, ſo mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zuſtand nicht: denn ältere Perſonen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden geſucht, vielleicht auch durch Nachgiebigkeit verzogen; von Herdern aber konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte ſich anſtellen wie man wollte. Indem nun alſo auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn, und auf der andern das Mißbehagen, das er in mir erweckte, beſtändig mit einander im Streit lagen, ſo entſtand ein Zwieſpalt in mir, der erſte in ſeiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da ſeine Geſpräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten oder ſich ſonſt auf eine Weiſe mittheilen, ſo mußte er mich zu neuen Anſichten täglich, ja ſtündlich befördern. In Leipzig hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes

Wesen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntnisse der Deutschen Literatur konnten durch meinen Frankfurter Zustand nicht erweitert werden; ja mich hatten jene mystisch-religiösen chemischen Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen, war mir meistens fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuem Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien. Er selbst hatte sich schon genugsam berühmt gemacht, und durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit längerer Zeit die Augen des Vaterlands auf sich zogen. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen seyn, läßt sich weder fassen noch darstellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben, wie man leicht eingestehen wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher, und was er alles gewirkt und geleistet hat.

Wir hatten nicht lange auf diese Weise zusammengelebt, als er mir vertraute, daß er sich um den Preis, welcher auf die beste Schrift über den Ursprung der Sprachen von Berlin ausgesetzt war, mit zu bewerben gedenke. Seine Arbeit war schon ihrer Vollendung nahe, und wie er eine sehr reinliche Hand schrieb, so konnte er mir bald ein lesbares Manuscript beyweise mittheilen.

Ich hatte über ſolche Gegenſtände niemals nachgedacht, ich war noch zu ſehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken ſollen. Auch ſchien mir die Frage einigermaßen müßig: denn wenn Gott den Menſchen als Menſchen erſchaffen hatte, ſo war ihm ja ſo gut die Sprache als der aufrechte Gang anerſchaffen; ſo gut er gleich merken mußte, daß er geben und greifen könne, ſo gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle zu ſingen, und dieſe Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verſchiedene Weiſe zu modificiren vermöge. War der Menſch göttlichen Urſprungs, ſo war es ja auch die Sprache ſelbſt, und war der Menſch, in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Weſen, ſo war die Sprache gleichfalls natürlich. Dieſe beiden Dinge konnte ich wie Seel und Leib niemals auseinander bringen. Silberſchlag, bei einem cruden Realismus doch etwas phantaſtiſch geſinnt, hatte ſich für den göttlichen Urſprung entſchieden, das heißt, daß Gott den Schulmeiſter bei den erſten Menſchen geſpielt habe. Herder's Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Menſch als Menſch wohl aus eignen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müſſe. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner beſondern Kräftigung; allein ich ſtand nicht hoch genug, weder im Wiſſen noch im Denken, um ein Urtheil darüber zu begründen. Ich bezeigte dem Verfaſſer daher meinen Beifall, indem ich nur we-

nige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweise herfloſſen, hinzufügte. Eins aber wurde wie das andere aufgenommen; man wurde gescholten und getadelt, man mochte nun bedingt oder unbedingt zustimmen. Der dicke Chirurgus hatte weniger Geduld als ich; er lehnte die Mittheilung dieser Preisschrift humoristisch ab, und versicherte, daß er gar nicht eingerichtet sey, über so abstracte Materien zu denken. Er drang vielmehr auf's L'hombre, welches wir gewöhnlich Abends zusammen spielten.

Bei einer so verdrießlichen und schmerzhaften Cur verlor unser Herder nicht an seiner Lebhaftigkeit; sie ward aber immer weniger wohlthätig. Er konnte nicht ein Billet schreiben, um etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt gewesen wäre. So schrieb er mir zum Beispiel einmal:

Wenn des Brutus Briefe dir sind in Cicero's Briefen.
Dir, den die Tröster der Samten von wohlgebrodelten Brettern,
Prachtgerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen.
Der von Göttern du stammst, von Gorgon oder vom Kerbe,
Goethe, sende mir sie.

Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte; denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über ange-

wachſen, an der man nicht ſchaben und ſchinden darf, ohne ihn ſelbſt zu verletzen.

Der erſte Vorwurf hingegen war gegründeter. Ich hatte nämlich die von Langern eingetauſchten Autoren, und dazu noch verſchiedene ſchöne Ausgaben aus meines Vaters Sammlung, mit nach Straßburg genommen und ſie auf einem reinlichen Bücherbrett aufgeſtellt, mit dem beſten Willen, ſie zu benutzen. Wie ſollte aber die Zeit zureichen, die ich in hunderterlei Thätigkeiten zerſplitterte. Herder, der auf Bücher höchſt aufmerkſam war, weil er deren jeden Augenblick bedurfte, gewahrte bei'm erſten Beſuch meine ſchöne Sammlung, aber auch bald, daß ich mich derſelben gar nicht bediente; deßwegen er, als der größte Feind alles Scheins und aller Oſtentation, bei Gelegenheit mich damit aufzuziehen pflegte.

Noch ein anderes Spottgedicht fällt mir ein, das er mir Abends nachſendete, als ich ihm von der Dresdner Galerie viel erzählt hatte. Freilich war ich in den höhern Sinn der Italiäniſchen Schule nicht eingedrungen, aber Dominico Feti, ein trefflicher Künſtler, wiewohl Humoriſt und alſo nicht vom erſten Range, hatte mich ſehr angeſprochen. Geiſtliche Gegenſtände mußten gemahlt werden. Er hielt ſich an die neuteſtamentlichen Parabeln, und ſtellte ſie gern dar, mit viel Eigenheit, Geſchmack und guter Laune. Er führte ſie dadurch ganz an's gemeine Leben heran, und die ſo geiſtreichen als

naiven Einzelnheiten seiner Compositionen, durch einen freien Pinsel empfohlen, hatten sich mir lebendig eingedrückt. Ueber diesen meinen kindlichen Kunstenthusiasmus spottete Herder folgendergestalt:

Aus Sympathie
Behagt mir besonders ein Meister.
Dominico Fetti heißt er.
Der parodirt die biblische Parabel
So hübsch zu einer Narrenfabel.
Aus Sympathie. — Du närrische Parabel!

Dergleichen mehr oder weniger heitre oder abstruse, muntre oder bittre Späße konnte ich noch manche anführen. Sie verdrossen mich nicht, waren mir aber unbequem. Da ich jedoch alles, was zu meiner Bildung beitrug, höchlich zu schätzen wußte, und ich ja mehrmals frühere Meinungen und Neigungen aufgegeben hatte; so fand ich mich gar bald darein und suchte nur, so viel mir auf meinem damaligen Standpuncte möglich war, gerechten Tadel von ungerechten Invectiven zu unterscheiden. Und so war denn auch kein Tag, der nicht auf das fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre.

Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die Hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er uns antrieb, die

älteſten Urkunden als Poeſie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunſt überhaupt eine Welt- und Völkergabe ſey, nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen, gebildeten Männer. Ich verſchlang das alles, und je heftiger ich im Empfangen, deſto freigebiger war er im Geben, und wir brachten die intereſſanteſten Stunden zuſammen zu. Meine übrigen angefangenen Naturſtudien ſuchte ich fortzuſetzen, und da man immer Zeit genug hat, wenn man ſie gut anwenden will, ſo gelang mir mitunter das Doppelte und Dreyfache. Was die Fülle dieſer wenigen Wochen betrifft, welche wir zuſammen lebten, kann ich wohl ſagen, daß alles, was Herder nachher allmählich ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage gerieth, alles was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu completiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodiſcher geweſen, ſo hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köſtlichſte Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerſt mit Hamann's Schriften bekannt, auf die er einen ſehr großen Werth ſetzte. Anſtatt mich aber über dieſelben zu belehren und mir den Hang und Gang dieſes außerordentlichen Geiſtes begreiflich zu machen; ſo diente es ihm gewöhnlich nur zur Beluſtigung, wenn ich mich, um zu dem Verſtändniß ſolcher ſibylliſchen Blätter zu gelangen, freilich wunderlich

genug gebärdete. Indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamann's Schriften etwas zusagte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es führe.

Nachdem die Cur länger als billig gedauert, Lobstein in seiner Behandlung zu schwanken und sich zu wiederholen anfing, so daß die Sache kein Ende nehmen wollte, auch Peglow mir schon heimlich anvertraut hatte, daß wohl schwerlich ein guter Ausgang zu hoffen sey; so trübte sich das ganze Verhältniß: Herder ward ungeduldig und mißmuthig, es wollte ihm nicht gelingen, seine Thätigkeit wie bisher fortzusetzen, und er mußte sich um so mehr einschränken, als man die Schuld des mißrathenen chirurgischen Unternehmens auf Herders allzugroße geistige Anstrengung und seinen ununterbrochenen lebhaften, ja lustigen Umgang mit uns zu schieben anfing. Genug, nach so viel Qual und Leiden wollte die künstliche Thränenrinne sich nicht bilden und die beabsichtigte Communication nicht zu Stande kommen. Man sah sich genöthigt, damit das Uebel nicht ärger würde, die Wunde zugehn zu lassen. Wenn man nun bei der Operation Herder's Standhaftigkeit unter solchen Schmerzen bewundern mußte, so hatte seine melancholische, ja grimmige Resignation in den Gedanken, zeitlebens einen solchen Makel tragen zu müssen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Verehrung derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen

machte. Dieſes Uebel, das ein ſo bedeutendes Angeſicht entſtellte, mußte ihm um ſo ärgerlicher ſeyn, als er ein vorzügliches Frauenzimmer in Darmſtadt kennen gelernt und ſich ihre Neigung erworben hatte. Hauptſächlich in dieſem Sinne mochte er ſich jener Cur unterwerfen, um bei der Rückreiſe freier, fröhlicher, wohlgebildeter vor ſeine Halbverlobte zu treten, und ſich gewiſſer und unverbrüchlicher mit ihr zu verbinden. Er eilte jedoch, ſobald als möglich von Straßburg wegzukommen, und weil ſein bisheriger Aufenthalt ſo koſtbar als unangenehm geweſen, erborgte ich eine Summe Geldes für ihn, die er auf einen beſtimmten Termin zu erſtatten verſprach. Die Zeit verſtrich, ohne daß das Geld ankam. Mein Gläubiger mahnte mich zwar nicht, aber ich war doch mehrere Wochen in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, und auch hier verläugnete er ſich nicht: denn anſtatt eines Dankes, einer Entſchuldigung, enthielt ſein Schreiben lauter ſpöttliche Dinge in Knittelverſen, die einen andern irre, oder gar abſcheudig gemacht hätten; mich aber rührte das nicht weiter, da ich von ſeinem Werth einen ſo großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verſchlang, was ihm hätte ſchaden können.

Man ſoll jedoch von eignen und fremden Fehlern niemals, am wenigſten öffentlich reden, wenn man nicht dadurch etwas Nützliches zu bewirken denkt; deßhalb will ich hier gewiſſe zudringende Bemerkungen einſchalten,

Dank und Undank gehören zu denen, in der moraliſchen Welt jeden Augenblick hervortretenden Ereigniſſen, worüber die Menſchen ſich unter einander niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterſchied zu machen zwiſchen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erſte iſt dem Menſchen angeboren, ja anerſchaffen: denn ſie entſpringt aus einer glücklichen, leichtſinnigen Vergeſſenheit des Widerwärtigen wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortſetzung des Lebens möglich wird. Der Menſch bedarf ſo unendlich vieler äußeren Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Daſeyn, daß wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Eltern, Freunden und Geſellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen und zu genießen. Läßt nun freilich der natürliche Menſch jenen Leichtſinn in und über ſich walten, ſo nimmt eine kalte Gleichgültigkeit immer mehr überhand, und man ſieht den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu deſſen Schaden man allenfalls, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dieß allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entſpringt, worin die ungebildete Natur ſich am Ende nothwendig verlieren muß. Widerwille gegen das Danken jedoch, Erwiderung einer Wohlthat durch unmuthiges und verdrießliches Weſen iſt ſehr ſelten und kommt nur bei verzüg-

lichen Menſchen vor: ſolchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl derſelben, in einem niederen Stande oder in einer hülfloſen Lage geboren, ſich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen und von allen Orten her Hülfe und Beiſtand annehmen müſſen, die ihnen denn manchmal durch Plumpheit der Wohlthäter vergällt und widerwärtig werden, indem das, was ſie empfangen, irdiſch und das, was ſie dagegen leiſten, höherer Art iſt, ſo daß eine eigentliche Compenſation nicht gedacht werden kann. Leſſing hat bei dem ſchönen Bewußtſeyn, das ihm, in ſeiner beſten Lebenszeit, über irdiſche Dinge zu Theil ward, ſich hierüber einmal derb aber heiter ausgeſprochen. Herder hingegen vergällte ſich und andern immerfort die ſchönſten Tage, da er jenen Unmuth, der ihn in der Jugend nothwendig ergriffen hatte, in der Folgezeit durch Geiſteskraft nicht zu mäßigen wußte.

Dieſe Forderung kann man gar wohl an ſich machen: denn der Bildungsfähigkeit eines Menſchen kommt das Licht der Natur, welches immer thätig iſt, ihn über ſeine Zuſtände aufzuklären, auch hier gar freundlich zu ſtatten; und überhaupt ſollte man in manchen ſittlichen Bildungsfällen die Mängel nicht zu ſchwer nehmen, und ſich nicht nach allzuernſten, weitliegenden Mitteln umſehen, da ſich gewiſſe Fehler ſehr leicht, ja ſpielend abthun laſſen. So können wir zum Beiſpiel die Dankbarkeit in uns durch bloße Gewohnheit erregen, lebendig erhalten, ja zum Bedürfniß machen.

In einem biographischen Versuch ziemt es wohl, von sich selbst zu reden. Ich bin von Natur so wenig dankbar als irgend ein Mensch, und beim Vergessen empfangenes Guten konnte das heftige Gefühl eines augenblicklichen Mißverhältnisses mich sehr leicht zum Undank verleiten.

Diesem zu begegnen, gewöhnte ich mich zuvörderst, bei allem was ich besitze, mich gern zu erinnern, wie ich dazu gelangt, von wem ich es erhalten, es sey durch Geschenk, Tausch oder Kauf, oder auf irgend eine andre Art. Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittelung ich das Einzelne erhielt, ja der Gelegenheit, dem Zufall, der entferntesten Veranlassung und Mitwirkung, wodurch mir Dinge geworden, die mir lieb und werth sind, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das was uns umgibt erhält dadurch ein Leben, wir sehen es in geistiger, liebevoller, genetischer Verknüpfung, und durch das Vergegenwärtigen vergangener Zustände wird das augenblickliche Daseyn erhöht und bereichert, die Urheber der Gaben steigen wiederholt vor der Einbildungskraft hervor, man verknüpft mit ihrem Bilde eine angenehme Erinnerung, macht sich den Undank unmöglich und ein gelegentliches Erwidern leicht und wünschenswerth. Zugleich wird man auf die Betrachtung desjenigen geführt, was nicht sinnlicher Besitz ist, und man recapitulirt gar gern, woher sich unsere höheren Güter schreiben und datiren.

Ehe ich nun von jenem für mich ſo bedeutenden und folgereichen Verhältniſſe zu Herdern den Blick hinwegwende, finde ich noch einiges nachzubringen. Es war nichts natürlicher, als daß ich nach und nach in Mittheilung deſſen, was bisher zu meiner Bildung beigetragen, beſonders aber ſolcher Dinge, die mich noch in dem Augenblicke ernſtlich beſchäftigten, gegen Herdern immer karger und karger ward. Er hatte mir den Spaß an ſo manchem, was ich früher geliebt, verdorben und mich beſonders wegen der Freude, die ich an Ovids Metamorphoſen gehabt, auf's ſtrengſte getadelt. Ich mochte meinen Liebling in Schutz nehmen wie ich wollte, ich mochte ſagen, daß für eine jugendliche Phantaſie nichts erfreulicher ſeyn könne, als in jenen heitern und herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Leidenſchaften zu ſeyn; ich mochte jenes oben erwähnte Gutachten eines ernſthaften Mannes umſtändlich beibringen und ſolches durch meine eigne Erfahrung bekräftigen: das alles ſollte nicht gelten, es ſollte ſich keine eigentliche unmittelbare Wahrheit in dieſen Gedichten finden; hier ſey weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, alles vielmehr ſey Nachahmung des ſchon Dageweſenen und eine manierirte Darſtellung, wie ſie ſich nur von einem Uebercultivirten erwarten laſſe. Und wenn ich denn zuletzt behaupten wollte: was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, ſey doch auch Natur,

und unter allen Völkern, frühern und ſpätern, ſey doch immer nur der Dichter Dichter geweſen; ſo wurde mir dieß nun gar nicht gut gehalten, und ich mußte manches deßwegen ausſtehen, ja mein Ovid war mir beinah dadurch verleidet: denn es iſt keine Neigung, keine Gewohnheit ſo ſtark, daß ſie gegen die Mißreden vorzüglicher Menſchen, in die man Vertrauen ſetzt, auf die Länge ſich erhalten könnte. Immer bleibt etwas hängen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, ſteht es mit der Liebe ſchon mißlich aus.

Am ſorgfältigſten verbarg ich ihm das Intereſſe an gewiſſen Gegenſtänden, die ſich bei mir eingewurzelt hatten und ſich nach und nach zu poetiſchen Geſtalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Fauſt. Die Lebensbeſchreibung des Erſtern hatte mich im Innerſten ergriffen. Die Geſtalt eines rohen, wohlmeinenden Selbſthelfers in wilder anarchiſcher Zeit erregte meinen tiefſten Antheil. Die bedeutende Puppenſpielfabel des Andern klang und ſummte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wiſſen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit deſſelben hingewieſen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weiſe verſucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich dieſe Dinge, ſo wie manche andre, mit mir herum und ergötzte mich daran in einſamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuſchreiben. Am meiſten aber verbarg

ich vor Herdern meine myſtiſch-cabbaliſtiſche Chemie und was ſich darauf bezog, ob ich mich gleich noch ſehr gern heimlich beſchäftigte, ſie conſequenter auszubilden, als man ſie mir überliefert hatte. Von poetiſchen Arbeiten glaube ich ihm die Mitſchuldigen vorgelegt zu haben, doch erinnere ich mich nicht, daß mir irgend eine Zurechtweiſung oder Aufmunterung von ſeiner Seite hierüber zu Theil geworden wäre. Aber bei dieſem allem blieb er der er war; was von ihm ausging wirkte, wenn auch nicht erfreulich, doch bedeutend; ja ſeine Handſchrift ſogar übte auf mich eine magiſche Gewalt aus. Ich erinnere mich nicht, daß ich eins ſeiner Blätter, ja nur ein Couvert von ſeiner Hand, zerriſſen oder verſchleudert hätte; dennoch iſt mir, bei den ſo mannichfaltigen Ort- und Zeitwechſeln, kein Document jener wunderbaren, ahnungsvollen und glücklichen Tage übrig geblieben.

Daß übrigens Herder's Anziehungskraft ſich ſo gut auf andre als auf mich wirkſam erwies, würde ich kaum erwähnen, hätte ich nicht zu bemerken, daß ſie ſich beſonders auf Jung, genannt Stilling, erſtreckt habe. Das treue redliche Streben dieſes Mannes mußte jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich intereſſiren, und ſeine Empfänglichkeit jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Auch betrug ſich Herder gegen ihn nachſichtiger als gegen uns andre: denn ſeine Gegenwirkung ſchien jederzeit mit der Wir-

kung, die auf ihn geſchah, im Verhältniß zu ſtehen. Jung's Unſchränktheit war von ſo viel gutem Willen, ſein Vordringen von ſo viel Sanftheit und Ernſt begleitet, daß ein Verſtändiger gewiß nicht hart gegen ihn ſeyn, und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen noch zum Beſten haben konnte. Auch war Jung durch Hindern dergeſtalt exaltirt, daß er ſich in allem ſeinem Thun geſtärkt und gefordert fühlte, ja ſeine Neigung gegen mich ſchien in eben dieſem Maße abzunehmen; doch blieben wir immer gute Geſellen, wir trugen einander vor wie nach und erzeigten uns wechſelſeitig die freundlichſten Dienſte.

Entfernen wir uns jedoch nunmehr von der freundſchaftlichen Krankenſtube und von den allgemeinen Betrachtungen, welche eher auf Krankheit als auf Geſundheit des Geiſtes deuten; begeben wir uns in die freie Luft, auf den hohen und breiten Altan des Münſters, als wäre die Zeit noch da, wo wir junge Geſellen uns öfters dorthin auf den Abend beſchieden, um mit gefüllten Römern die ſcheidende Sonne zu begrüßen. Hier verlor ſich alles Geſpräch in die Betrachtung der Gegend, alsdann wurde die Schärfe der Augen geprüft, und jeder beſtrebte ſich die entfernteſten Gegenſtände gewahr zu werden, ja deutlich zu unterſcheiden. Gute Fernröhre wurden zu Hülfe genommen, und ein Freund nach dem andern bezeichnete genau die Stelle, die ihm die liebſte und werthſte geworden; und ſchon fehlte es auch mir

mir nicht an einem ſolchen Plätzchen, das, ob es gleich nicht bedeutend in der Landſchaft hervortrat, mich doch mehr als alles andere mit einem lieblichen Zauber an ſich zog. Bei ſolchen Gelegenheiten ward nun durch Erzählung die Einbildungskraft angeregt und manche kleine Reiſe verabredet, ja oft aus dem Stegreiſe unternommen, von denen ich nur eine ſtatt vieler umſtändlich erzählen will, da ſie in manchem Sinne für mich folgereich geweſen.

Mit zwey werthen Freunden und Tiſchgenoſſen, Engelbach und Wieland, beide aus dem untern Elſaß gebürtig, begab ich mich zu Pferde nach Zabern, wo uns, bei ſchönem Wetter, der kleine freundliche Ort gar anmuthig anlachte. Der Anblick des biſchöflichen Schloſſes erregte unſere Bewunderung; eines neuen Stalles Weitläufigkeit, Größe und Pracht zeugten von dem übrigen Wohlbehagen des Beſitzers. Die Herrlichkeit der Treppe überraſchte uns, die Zimmer und Säle betraten wir mit Ehrfurcht, nur contraſtirte die Perſon des Cardinals, eines kleinen zuſammengefallenen Mannes, den wir ſpeiſen ſahen. Der Blick in den Garten iſt herrlich, und ein Canal drey Viertelſtunden lang, ſchnurgerade auf die Mitte des Schloſſes gerichtet, gibt einen hohen Begriff von dem Sinn und den Kräften der vorigen Beſitzer. Wir ſpazierten daran hin und wieder und genoſſen mancher Partieen dieſes ſchön gelegenen Ganzen,

zu Ende der herrlichen Elsasser Ebene, am Fuße der Vogesen.

Nachdem wir uns nun an diesem geistlichen Vorposten einer königlichen Macht erfreut, und es uns in seiner Region wohl seyn lassen, gelangten wir früh den andern Morgen zu einem öffentlichen Werk, das höchst würdig den Eingang in ein mächtiges Königreich eröffnet. Von der aufgehenden Sonne beschienen erhob sich vor uns die berühmte Zaberner Steige, ein Werk von unüberdenklicher Arbeit. Schlangenweis, über die fürchterlichsten Felsen aufgemauert, führt eine Chaussee, für drey Wagen neben einander breit genug, so leise bergauf, daß man es kaum empfindet. Die Härte und Glätte des Wegs, die geplatteten Erhöhungen an beiden Seiten für die Fußgänger, die steinernen Rinnen zum Ableiten der Bergwasser, alles ist so reinlich als künstlich und dauerhaft hergerichtet, daß es einen genügenden Anblick gewährt. So gelangt man allmählich nach Pfalzburg, einer neueren Festung. Sie liegt auf einem mäßigen Hügel; die Werke sind elegant auf schwärzlichen Felsen von gleichem Gestein erbaut, die mit Kalk weiß ausgestrichenen Fugen bezeichnen genau die Größe der Quadern und geben von der reinlichen Arbeit ein auffallendes Zeugniß. Den Ort selbst fanden wir, wie sich's für eine Festung geziemt, regelmäßig, von Steinen gebaut, die Kirche geschmackvoll. Als wir durch die Straßen wandelten — es war Sonntags früh um neun

— hörten wir Muſik; man walzte ſchon im Wirthshauſe nach Herzensluſt, und da ſich die Einwohner durch die große Theurung, ja durch die drohende Hungersnoth, in ihrem Vergnügen nicht irre machen ließen, ſo ward auch unſer jugendlicher Frohſinn keineswegs getrübt, als uns der Bäcker einiges Brot auf die Reiſe verſagte und uns in den Gaſthof verwies, wo wir es allenfalls an Ort und Stelle verzehren dürften.

Sehr gern ritten wir nun wieder die Steige hinab, um dieſes architektoniſche Wunder zum zweyten Male anzuſtaunen, und uns der erquickenden Ausſicht über das Elſaß nochmals zu erfreuen. Wir gelangten bald nach Buchsweiler, wo uns Freund Wieland eine gute Aufnahme vorbereitet hatte. Dem friſchen jugendlichen Sinne iſt der Zuſtand einer kleinen Stadt ſehr gemäß; die Familienverhältniſſe ſind näher und fühlbarer, das Hausweſen, das zwiſchen läßlicher Amtsbeſchäftigung, ſtädtiſchem Gewerb, Feld- und Gartenbau, mit mäßiger Thätigkeit ſich hin und wieder bewegt, lädt uns ein zu freundlicher Theilnahme, die Geſelligkeit iſt nothwendig, und der Fremde befindet ſich in den beſchränkten Kreiſen ſehr angenehm, wenn ihn nicht etwa die Mißhelligkeiten der Einwohner, die an ſolchen Orten fühlbarer ſind, irgendwo berühren. Dieſes Städtchen war der Hauptplatz der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, dem Landgrafen von Darmſtadt unter Franzöſiſcher Hoheit gehörig. Eine daſelbſt angeſtellte Regierung und Kammer machten den

Ort zum bedeutenden Mittelpunct eines sehr schönen und wünschenswerthen fürstlichen Besitzes. Wir vergaßen leicht die ungleichen Straßen, die unregelmäßige Bauart des Orts, wenn wir heraustraten, um das alte Schloß und die an einem Hügel vortrefflich angelegten Gärten zu beschauen. Mancherlei Lustwäldchen, eine zahme und wilde Fasanerie und die Reste mancher ähnlichen Anstalten zeigten, wie angenehm diese kleine Residenz ehemals müsse gewesen seyn.

Doch alle diese Betrachtungen übertraf der Anblick, wenn man von dem nahgelegenen Baschberg die völlig paradiesische Gegend überschaute. Diese Höhe, ganz aus verschiedenen Muscheln zusammengehäuft, machte mich zum ersten Male auf solche Documente der Vorwelt aufmerksam; ich hatte sie noch niemals in so großer Masse beisammen gesehen. Doch wendete sich der schaulustige Blick bald ausschließlich in die Gegend. Man sieht auf dem letzten Vorgebirge nach dem Lande zu; gegen Norden liegt eine fruchtbare, mit kleinen Wäldchen durchzogene Fläche, von einem ernsten Gebirge begränzt, das sich gegen Abend nach Zabern hin erstreckt, wo man den bischöflichen Palast und die eine Stunde davon liegende Abtey St. Johann deutlich erkennen mag. Von da verfolgt das Auge die immer mehr schwindende Bergkette der Vogesen bis nach Süden hin. Wendet man sich gegen Nordost, so sieht man das Schloß Lichtenberg auf einem Felsen, und gegen Südost

hat das Auge die unendliche Fläche des Elsasses zu durchforschen, die sich in immer mehr abdunkelnden Landschaftsgründen dem Gesichte entzieht, bis zuletzt die Schwäbischen Gebirge schattenweis in den Horizont verfließen.

Schon bei meinen wenigen Wanderungen durch die Welt hatte ich bemerkt, wie bedeutend es sey, sich auf Reisen nach dem Laufe der Wasser zu erkundigen, ja bei dem kleinsten Bache zu fragen, wohin er denn eigentlich laufe. Man erlangt dadurch eine Uebersicht von jeder Flußregion, in der man eben befangen ist, einen Begriff von den Höhen und Tiefen, die auf einander Bezug haben, und winder sich am sichersten an diesen Leitfäden, welche sowohl dem Anschauen als dem Gedächtniß zu Hülfe kommen, aus geologischem und politischem Ländergewirre. In dieser Betrachtung nahm ich feierlichen Abschied von dem theuren Elsaß, da wir uns den andern Morgen nach Lothringen zu wenden gedachten.

Der Abend ging hin in vertraulichen Gesprächen, wo man sich über eine unerfreuliche Gegenwart durch Erinnerung an eine bessere Vergangenheit zu erheitern suchte. Vor allem andern war hier, wie im ganzen Ländchen, der Name des letzten Grafen Reinhard von Hanau in Segen, dessen großer Verstand und Tüchtigkeit in allem seinem Thun und Lassen hervortrat, und von dessen Daseyn noch manches schöne Denkmal übrig geblieben war. Solche Männer haben den Vorzug doppelte Wohlthäter zu seyn, einmal für die Gegenwart,

die sie beglücken, und sodann für die Zukunft, deren Gefühl und Muth sie nähren und aufrecht erhalten.

Als wir nun uns nordwestwärts in das Gebirg wendeten und bei Lützelstein, einem alten Bergschloß in einer sehr hügelvollen Gegend, vorbeizogen, und in die Region der Saar und Mosel hinabstiegen, fing der Himmel an sich zu trüben, als wollte er uns den Zustand des rauheren Westreiches noch fühlbarer machen. Das Thal der Saar, wo wir zuerst Bockenheim, einen kleinen Ort, antrafen, und gegenüber Neusaarwerden, gut gebaut, mit einem Lustschloß, erblickten, ist zu beiden Seiten von Bergen begleitet, die traurig heißen könnten, wenn nicht an ihrem Fuß eine unendliche Folge von Wiesen und Matten, die Hubnau genannt, sich bis Saaralbe und weiter hin unübersehlich erstreckte. Große Gebäude eines ehemaligen Gestütes der Herzoge von Lothringen ziehen hier den Blick an; sie dienen gegenwärtig, zu solchen Zwecken freilich sehr wohl gelegen, als Meyereyen. Wir gelangten über Saargemünd nach Saarbrück, und diese kleine Residenz war ein lichter Punct in einem so felsig waldigen Lande. Die Stadt, klein und hüglich, aber durch den letzten Fürsten wohl ausgeziert, macht sogleich einen angenehmen Eindruck, weil die Häuser alle grauweiß angestrichen sind und die verschiedene Höhe derselben einen mannichfaltigen Anblick gewährt. Mitten auf einem schönen mit ansehnlichen Gebäuden umgebenen Platze steht die Lutherische Kirche, in einem klei-

nen, aber dem Ganzen entſprechenden Maßſtabe. Die Vorderſeite des Schloſſes liegt mit der Stadt auf ebenem Boden, die Hinterſeite dagegen am Abhange eines ſteilen Felſens. Dieſen hat man nicht allein terraſſenweis abgearbeitet, um bequem in das Thal zu gelangen, ſondern man hat ſich auch unten einen länglich viereckten Gartenplatz, durch Verdrängung des Fluſſes an der einen und durch Abſchroten des Felſens an der andern Seite, verſchafft, worauf denn dieſer ganze Raum erſt mit Erde ausgefüllt und bepflanzt worden. Die Zeit dieſer Unternehmung fiel in die Epoche, da man bei Gartenanlagen den Architekten zu Rathe zog, wie man gegenwärtig das Auge des Landſchaftsmahlers zu Hülfe nimmt. Die ganze Einrichtung des Schloſſes, das Koſtbare und Angenehme, das Reiche und Zierliche, deuteten auf einen lebensluſtigen Beſitzer, wie der verſtorbene Fürſt geweſen war; der gegenwärtige befand ſich nicht am Orte. Präſident von Günderode empfing uns auf's verbindlichſte und bewirthete uns drey Tage beſſer als wir es erwarten durften. Ich benutzte die mancherlei Bekanntſchaften, zu denen wir gelangten, um mich vielſeitig zu unterrichten. Das genußreiche Leben des vorigen Fürſten gab Stoff genug zur Unterhaltung, nicht weniger die mannichfaltigen Anſtalten, die er getroffen, um Vortheile, die ihm die Natur ſeines Landes darbot, zu benutzen. Hier wurde ich nun eigentlich in das Intereſſe der Berggegenden eingeweiht, und die Luſt

zu ökonomischen und technischen Betrachtungen, welche mich einen großen Theil meines Lebens beschäftigt haben, zuerst erregt. Wir hörten von den reichen Dutweiler Steinkohlengruben, von Eisen- und Alaunwerken, ja sogar von einem brennenden Berge, und rüsteten uns, diese Wunder in der Nähe zu beschauen.

Nun zogen wir durch waldige Gebirge, die demjenigen, der aus einem herrlichen fruchtbaren Lande kommt, wüst und traurig erscheinen müssen, und die nur durch den innern Gehalt ihres Schooses uns anziehen können. Kurz hinter einander wurden wir mit einem einfachen und einem complicirten Maschinenwerke bekannt, mit einer Sensenschmiede und einem Drathzug. Wenn man sich an jener schon erfreut, daß sie sich an die Stelle gemeiner Hände setzt, so kann man diesen nicht genug bewundern, indem er in einem höheren organischen Sinne wirkt, von dem Verstand und Bewußtseyn kaum zu trennen sind. In der Alaunhütte erkundigten wir uns genau nach der Gewinnung und Reinigung dieses so nöthigen Materials, und als wir große Haufen eines weißen, fetten, lockeren, erdigen Wesens bemerkten und dessen Nutzen erforschten, antworteten die Arbeiter lächelnd, es sey der Schaum, der sich beim Alaunsieden obenauf werfe, und den Herr Stauf sammeln lasse, weil er denselben gleichfalls besser zu Gute zu machen. — Lebt Herr Stauf noch? rief mein Begleiter verwundert aus. Man bejahte es und versicherte, daß wir, nach

unſerm Reiſeplan, nicht weit von ſeiner einſamen Wohnung vorbeikommen würden.

Unſer Weg ging nunmehr an den Rinnen hinauf, in welchen das Alaunwaſſer heruntergeleitet wird, und an dem vornehmſten Stollen vorbei, den ſie die Landgrube nennen, woraus die berühmten Dutweiler Steinkohlen gezogen werden. Sie haben, wenn ſie trocken ſind, die blaue Farbe eines dunkel angelaufenen Stahls, und die ſchönſte Irisfolge ſpielt bei jeder Bewegung über die Oberfläche hin. Die finſteren Stollenſchlünde zogen uns jedoch um ſo weniger an, als der Gehalt derſelben reichlich um uns her ausgeſchüttet lag. Nun gelangten wir zu offnen Gruben, in welchen die geröſteten Alaunſchiefer ausgelaugt werden, und bald darauf überraſchte uns, obgleich vorbereitet, ein ſeltſames Begegniß. Wir traten in eine Klamme und fanden uns in der Region des brennenden Berges. Ein ſtarker Schwefelgeruch umzog uns; die eine Seite der Hohle war nahezu glühend, mit röthlichem, weißgebranntem Stein bedeckt; ein dicker Dampf ſtieg aus den Klumſen hervor, und man fühlte die Hitze des Bodens auch durch die ſtarken Sohlen. Ein ſo zufälliges Ereigniß, denn man weiß nicht wie dieſe Strecke ſich entzündete, gewährt der Alaunfabrication den großen Vortheil, daß die Schiefer, woraus die Oberfläche des Berges beſteht, vollkommen geröſtet daliegen und nur kurz und gut ausgelaugt werden dürfen. Die ganze Klamme war entſtanden, daß man nach und

nach die calcinirten Schiefer abgeräumt und verbraucht hatte. Wir kletterten aus dieſer Tiefe hervor und waren auf dem Gipfel des Berges. Ein anmuthiger Buchenwald umgab den Platz, der auf die Höhle folgte und ſich ihr zu beiden Seiten verbreitete. Mehrere Bäume ſtanden ſchon verdorrt, andere welkten in der Nähe von andern, die, noch ganz friſch, jene Gluth nicht ahneten, welche ſich auch ihren Wurzeln bedrohend näherte.

Auf dem Platze dampften verſchiedene Oeffnungen, andere hatten ſchon ausgeraucht, und ſo glomm dieſes Feuer bereits zehn Jahre durch alte verbrochene Stollen und Schächte, mit welchen der Berg unterminirt iſt. Es mag ſich auch auf Klüften durch friſche Kohlenlager durchziehen: denn einige hundert Schritte weiter in den Wald gedachte man bedeutende Merkmale von ergiebigen Steinkohlen zu verfolgen; man war aber nicht weit gelangt, als ein ſtarker Dampf den Arbeitern entgegendrang und ſie vertrieb. Die Oeffnung ward wieder zugeworfen; allein wir fanden die Stelle noch rauchend, als wir daran vorbei den Weg zur Reſidenz unſeres einſiedleriſchen Chemikers verfolgten. Sie liegt zwiſchen Bergen und Wäldern; die Thäler nehmen daſelbſt ſehr mannichfaltige und angenehme Krümmungen, rings umher iſt der Boden ſchwarz und kohlenartig, die Lager geben häufig zu Tage aus. Ein Kohlenphiloſoph — Philosophus per ignem, wie man ſonſt ſagte — hätte ſich wohl nicht ſchicklicher anſiedeln können.

Wir traten vor ein kleines, zur Wohnung nicht übel dienliches Haus und fanden Herrn Stauf, der meinen Freund sogleich erkannte und mit Klagen über die neue Regierung empfing. Freilich konnten wir aus seinen Reden vermerken, daß das Alaunwerk, so wie manche andere wohlgemeinte Anstalt, wegen äußerer, vielleicht auch innerer Umstände, die Unkosten nicht trage, und was dergleichen mehr war. Er gehörte unter die Chemiker jener Zeit, die, bei einem innigen Gefühl dessen was mit Naturproducten alles zu leisten wäre, sich in einer abstrusen Betrachtung von Kleinigkeiten und Nebensachen gefielen, und bei unzulänglichen Kenntnissen nicht fertig genug dasjenige zu leisten verstanden, woraus eigentlich ökonomischer und mercantilischer Vortheil zu ziehen ist. So lag der Nutzen, den er sich von jenem Schaum versprach, sehr im Weiten; so zeigte er nichts als einen Kuchen Salmiak, den ihm der brennende Berg geliefert hatte.

Bereitwillig und froh, seine Klagen einem menschlichen Ohre mitzutheilen, schleppte sich das hagere, abgelebte Männchen in einem Schuh und einem Pantoffel, mit herabhängenden, vergebens wiederholt von ihm heraufgezogenen Strümpfen, den Berg hinauf, wo die Harzhütte steht, die er selbst errichtet hat und nun mit großem Leidwesen verfallen sieht. Hier fand sich eine zusammenhangende Ofenreihe, wo Steinkohlen abgeschwefelt und zum Gebrauch bei Eisenwerken tauglich

gemacht werden sollten; allein zu gleicher Zeit wollte man Oel und Harz auch zu Gute machen, ja sogar den Ruß nicht missen, und so unterlag den vielfachen Absichten alles zusammen. Bei Lebzeiten des vorigen Fürsten trieb man das Geschäft aus Liebhaberey, auf Hoffnung; jetzt fragte man nach dem unmittelbaren Nutzen, der nicht nachzuweisen war.

Nachdem wir unsern Adepten seiner Einsamkeit überlassen, eilten wir, — denn es war schon spät geworden — der Friedrichsthaler Glashütte zu, wo wir eine der wichtigsten und wunderbarsten Werkthätigkeiten des menschlichen Kunstgeschickes im Vorübergehen kennen lernten.

Doch fast mehr als diese bedeutenden Erfahrungen interessirten uns junge Bursche, einige lustige Abenteuer, und bei einbrechender Finsterniß, unweit Neukirch, ein überraschendes Feuerwerk. Denn wie vor einigen Nächten, an den Ufern der Saar, leuchtende Welken Johanniswürmer zwischen Fels und Busch um uns schwebten, so spielten nun die funkenwerfenden Essen ihr lustiges Feuerwerk entgegen. Wir betraten bei tiefer Nacht die im Thalgrunde liegenden Schmelzhütten, und vergnügten uns an dem seltsamen Halbdunkel dieser Bretter-Höhlen, die nur durch des glühenden Ofens geringe Oeffnung kümmerlich erleuchtet werden. Das Geräusch des Wassers und der von ihm getriebenen Blasbälge, das

fürchterliche Sauſen und Pfeifen des Windſtroms, der, in das geſchmolzene Erz wütend, die Ohren betäubt und die Sinne verwirrt, trieb uns endlich hinweg, um in Neukirch einzukehren, das an dem Berg hinaufgebaut iſt.

Aber ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und Unruhe des Tags konnte ich hier noch keine Raſt finden. Ich überließ meinen Freund einem glücklichen Schlafe und ſuchte das höher gelegene Jagdſchloß. Es blickt weit über Berg und Wälder hin, deren Umriſſe nur an dem heitern Nachthimmel zu erkennen, deren Seiten und Tiefen aber meinem Blick undurchdringlich waren. So leer als einſam ſtand das wohlerhaltene Gebäude; kein Caſtellan, kein Jäger war zu finden. Ich ſaß vor den großen Glasthüren auf den Stufen, die um die ganze Terraſſe hergehn. Hier, mitten im Gebirg, über einer waldbewachſenen finſteren Erde, die gegen den heitern Horizont einer Sommernacht nur noch finſterer erſchien, das brennende Sterngewölbe über mir, ſaß ich an der verlaſſenen Stätte lange mit mir ſelbſt und glaubte niemals eine ſolche Einſamkeit empfunden zu haben. Wie lieblich überraſchte mich daher aus der Ferne der Ton von einem Paar Waldhörnern, der auf einmal wie ein Balſamduft die ruhige Atmoſphäre belebte. Da erwachte in mir das Bild eines holden Weſens, das vor den bunten Geſtalten dieſer Reiſetage in den Hintergrund gewichen war, es enthüllte ſich immer mehr und mehr, und

trieb mich von meinem Platze nach der Herberge, wo ich Anstalten traf, mit dem Frühsten abzureisen.

Der Rückweg wurde nicht benutzt wie der Herweg. So eilten wir durch Zweybrücken, das, als eine schöne und merkwürdige Residenz, wohl auch unsere Aufmerksamkeit verdient hätte. Wir warfen einen Blick auf das große, einfache Schloß, auf die weitläufigen, regelmäßig mit Lindenstämmen bepflanzten, zum Dressiren der Parforcepferde wohleingerichteten Esplanaden, auf die großen Ställe, auf die Bürgerhäuser, welche der Fürst baute, um sie ausspielen zu lassen. Alles dieses, so wie Kleidung und Betragen der Einwohner, besonders der Frauen und Mädchen, deutete auf ein Verhältniß in die Ferne, und machte den Bezug auf Paris anschaulich, dem alles Ueberrheinische seit geraumer Zeit sich nicht entziehen konnte. Wir besuchten auch den vor der Stadt liegenden herzoglichen Keller, der weitläufig ist, mit großen und künstlichen Fässern versehen. Wir zogen weiter und fanden das Land zuletzt wie im Saarbrückischen. Zwischen wilden und rauhen Bergen wenig Dörfer; man verlernt hier sich nach Getreide umzusehen. Den Hornbach zur Seite stiegen wir nach Bitsch, das an dem bedeutenden Platze liegt, wo die Gewässer sich scheiden, und ein Theil in die Saar, ein Theil dem Rheine zufällt; diese letztern sollten uns bald nach sich ziehen. Doch konnten wir dem Städtchen Bitsch, das sich sehr malerisch um einen Berg herumschlingt, und

der oben liegenden Feſtung unſere Aufmerkſamkeit nicht verſagen. Dieſe iſt theils auf Felſen gebaut, theils in Felſen gehauen. Die unterirdiſchen Räume ſind beſonders merkwürdig; hier iſt nicht allein hinreichender Platz zum Aufenthalt einer Menge Menſchen und Vieh, ſondern man trifft ſogar große Gewölbe zum Exerciren, eine Mühle, eine Capelle und was man unter der Erde ſonſt fordern könnte, wenn die Oberfläche beunruhigt würde.

Den hinabſtürzenden Bächen folgten wir nunmehr durch's Bärenthal. Die dicken Wälder auf beiden Höhen ſind unbenutzt. Hier faulen Stämme zu Tauſenden über einander, und junge Sprößlinge keimen in Unzahl auf halbvermoderten Vorfahren. Hier kam uns durch Geſpräche einiger Fußbegleiter der Name von Dieterich wieder in die Ohren, den wir ſchon öfter in dieſen Waldgegenden ehrenvoll hatten ausſprechen hören. Die Thätigkeit und Gewandtheit dieſes Mannes, ſein Reichthum, die Benutzung und Anwendung deſſelben, alles erſchien im Gleichgewicht; er konnte ſich mit Recht des Erworbenen erfreuen, das er vermehrte, und das Verdiente genießen, das er ſicherte. Je mehr ich die Welt ſah, je mehr erfreute ich mich, außer den allgemein berühmten Namen, auch beſonders an denen, die in einzelnen Gegenden mit Achtung und Liebe genannt wurden; und ſo erfuhr ich auch hier bei einiger Nachfrage gar leicht, daß von Dieterich früher als andre ſich der Gebirgsſchätze, des Eiſens, der Kohlen und des Holzes,

mit gutem Erfolg zu bedienen gewußt und sich zu einem immer wachsenden Wohlhaben herangearbeitet habe.

Niederbrunn, wohin wir gelangten, war ein neues Zeugniß hiervon. Er hatte diesen kleinen Ort den Grafen von Leiningen und andern Theilbesitzern abgekauft, um in der Gegend bedeutende Eisenwerke einzurichten.

Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspülte mich der Geist des Alterthums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften mir aus Bauerhöfen, zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe, gar wundersam entgegenleuchteten.

So verehrte ich auch, als wir die nahe gelegene Wasenburg bestiegen, an der großen Felsmasse, die den Grund der einen Seite ausmacht, eine gut erhaltene Inschrift, die dem Merkur ein dankbares Gelübd abstattet. Die Burg selbst liegt auf dem letzten Berge von Bisch her gegen das Land zu. Es sind die Ruinen eines Deutschen, auf Römische Reste gebauten Schlosses. Von dem Thurm übersah man abermals das ganze Elsaß, und des Münsters deutliche Spitze bezeichnete die Lage von Straßburg. Zunächst jedoch verbreitete sich der große Hagenauer Forst, und die Thürme dieser Stadt ragten dahinter ganz deutlich hervor. Dorthin wurde ich gezogen. Wir ritten durch Reichshofen, wo von Dietrich ein bedeutendes Schloß erbauen ließ, und nachdem wir, von den Hügeln bei Niedermodern, den an-

angenehmen Lauf des Moderſtüßchens am Hagenauer Wald her betrachtet hatten, ließ ich meinen Freund bei einer lächerlichen Steinkohlengruben-Viſitation, die zu Dutweiler freilich etwas ernſthafter würde geweſen ſeyn, und ritt durch Hagenau, auf Nichtwegen, welche mir die Neigung ſchon andeutete, nach dem geliebten Seſenheim.

Denn jene ſämmtlichen Ausſichten in eine wilde Gebirgsgegend und ſodann wieder in ein heiteres, fruchtbares, fröhliches Land konnten meinen innern Blick nicht feſſeln, der auf einen liebenswürdigen anziehenden Gegenſtand gerichtet war. Auch dießmal erſchien mir der Herweg reizender als der Hinweg, weil er mich wieder in die Nähe eines Frauenzimmers brachte, der ich von Herzen ergeben war und welche ſo viel Achtung als Liebe verdiente. Mir ſey jedoch, ehe ich meine Freunde zu ihrer ländlichen Wohnung führe, vergönnt, eines Umſtandes zu erwähnen, der ſehr viel beitrug, meine Neigung und die Zufriedenheit, welche ſie mir gewährte, zu beleben und zu erhöhen.

Wie ſehr ich in der neuern Literatur zurück ſeyn mußte, läßt ſich aus der Lebensart ſchließen, die ich in Frankfurt geführt, aus den Studien, denen ich mich gewidmet hatte, und mein Aufenthalt in Straßburg konnte mich darin nicht fördern. Nun kam Herder und brachte neben ſeinen großen Kenntniſſen noch manche Hülfsmittel und überdieß auch neuere Schriften mit.

Unter diesen kündigte er uns den Landprieſter von Wakefield als ein fürtreffliches Werk an, von dem er uns die Deutsche Ueberſetzung durch ſelbſteigne Vorleſung bekannt machen wolle.

Seine Art zu leſen war ganz eigen; wer ihn predigen gehört hat, wird ſich davon einen Begriff machen können. Er trug alles, und ſo auch dieſen Roman, ernſt und ſchlicht vor; völlig entfernt von aller dramatiſch-mimiſchen Darſtellung, vermied er ſogar jene Mannichfaltigkeit, die bei einem epiſchen Vortrag nicht allein erlaubt iſt, ſondern wohl gefordert wird: eine geringe Abwechſelung des Tons, wenn verſchiedene Perſonen ſprechen, wodurch das was eine jede ſagt, herausgehoben und der Handelnde von dem Erzählenden abgeſondert wird. Ohne monoton zu ſeyn ließ Herder alles in Einem Ton hinter einander folgen, eben als wenn nichts gegenwärtig, ſondern alles nur hiſtoriſch wäre, als wenn die Schatten dieſer poetiſchen Weſen nicht lebhaft vor ihm wirkten, ſondern nur ſanft vorübergleiteten. Doch hatte dieſe Art des Vortrags, aus ſeinem Munde, einen unendlichen Reiz: denn weil er alles auf's tiefſte empfand, und die Mannichfaltigkeit eines ſolchen Werks hochzuſchätzen wußte, ſo trat das ganze Verdienſt einer Production rein und um ſo deutlicher hervor, als man nicht durch ſcharf ausgeſprochene Einzelnheiten geſtört und aus der Empfindung geriſſen wurde, welche das Ganze gewähren ſollte.

Ein proteſtantiſcher Landgeiſtlicher iſt vielleicht der ſchönſte Gegenſtand einer modernen Idylle; er erſcheint, wie Melchiſedech, als Prieſter und König in Einer Perſon. An den unſchuldigſten Zuſtand, der ſich auf Erden denken läßt, an den des Ackermanns, iſt er meiſtens durch gleiche Beſchäftigung, ſo wie durch gleiche Familienverhältniſſe geknüpft; er iſt Vater, Hausherr, Landmann und ſo vollkommen ein Glied der Gemeine. Auf dieſem reinen, ſchönen, irdiſchen Grund ruht ſein höherer Beruf; ihm iſt übergeben, die Menſchen in's Leben zu führen, für ihre geiſtige Erziehung zu ſorgen, ſie bei allen Haupt-Epochen ihres Daſeyns zu ſegnen, ſie zu belehren, zu kräftigen, zu tröſten, und, wenn der Troſt für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklicheren Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denke man ſich einen ſolchen Mann, mit rein menſchlichen Geſinnungen, ſtark genug, um unter keinen Umſtänden davon zu weichen, und ſchon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Feſtigkeit nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu ſeinem Amte nöthigen Kenntniſſe, ſo wie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche ſogar leidenſchaftlich iſt, indem ſie keinen Augenblick verſäumt das Gute zu wirken — und man wird ihn wohl ausgeſtattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Beſchränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreiſe verharren, ſondern auch allenfalls in einen kleineren übergehen möge; man verleihe

ihm Gutmüthigkeit, Versöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Löbliches hervorspringt, und über dieß alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigner und fremder Fehler: so hat man das Bild unseres trefflichen Wakefield so ziemlich beisammen.

Die Darstellung dieses Charakters auf seinem Lebensgange durch Freuden und Leiden, das immer wachsende Interesse der Fabel, durch Verbindung des ganz Natürlichen mit dem Sonderbaren und Seltsamen, macht diesen Roman zu einem der besten, die je geschrieben worden; der noch überdieß den großen Vorzug hat, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich ist, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstellt, das unbedingte Zutrauen auf Gott bestätigt und den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubigt, und dieß alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus. Vor beiden hatte den Verfasser der hohe Sinn bewahrt, der sich hier durchgängig als Ironie zeigt, wodurch dieses Werkchen uns eben so weise als liebenswürdig entgegenkommen muß. Der Verfasser, Doctor Goldsmith, hat ohne Frage große Einsicht in die moralische Welt, in ihren Werth und in ihre Gebrechen; aber zugleich mag er nur dankbar anerkennen, daß er ein Engländer ist, und die Vortheile, die ihm sein Land, seine Nation darbietet, hoch anrechnen. Die Familie, mit deren Schilderung er sich

beſchäftigt, ſteht auf einer der letzten Stufen des bürgerlichen Behagens, und doch kommt ſie mit dem Höchſten in Berührung; ihr enger Kreis, der ſich noch mehr verengt, greift, durch den natürlichen und bürgerlichen Lauf der Dinge, in die große Welt mit ein; auf der reichen bewegten Wege des Engliſchen Lebens ſchwimmt dieſer kleine Kahn, und in Wohl und Weh hat er Schaden oder Hülfe von der ungeheuern Flotte zu erwarten, die um ihn herſegelt.

Ich kann vorausſetzen, daß meine Leſer dieſes Werk kennen und im Gedächtniß haben; wer es zuerſt hier nennen hört, ſo wie der, welcher aufgeregt wird, es wieder zu leſen, beide werden mir danken. Für jene bemerke ich nur im Vorübergehen, daß des Landgeiſtlichen Hausfrau von der thätigen, guten Art iſt, die es ſich und den Ihrigen an nichts fehlen läßt, aber auch dafür auf ſich und die Ihrigen etwas einbildiſch iſt. Zwey Töchter, Olivie, ſchön und mehr nach außen, Sophie, reizend und mehr nach innen geſinnt; einen fleißigen, dem Vater nacheifernden etwas herben Sohn, Moſes, will ich zu nennen nicht unterlaſſen.

Wenn Herder bei ſeiner Vorleſung eines Fehlers beſchuldigt werden konnte, ſo war es der Ungeduld; er wartete nicht ab, bis der Zuhörer einen gewiſſen Theil des Verlaufs vernommen und gefaßt hätte, um richtig dabei empfinden und gehörig denken zu können; voreilig wollte er ſogleich Wirkungen ſehen, und doch war er auch

mit dieſen unzufrieden, wenn ſie hervortraten. Er tadelte das Uebermaß von Gefühl, das bei mir von Schritt zu Schritt mehr überfloß. Ich empfand als Menſch, als junger Menſch; mir war alles lebendig, wahr, gegenwärtig. Er, der bloß Gehalt und Form beachtete, ſah freilich wohl, daß ich vom Stoff überwältigt ward, und das wollte er nicht gelten laſſen. Peglow's Reflexionen zunächſt, die nicht von den feinſten waren, wurden noch übler aufgenommen; beſonders aber erzürnte er ſich über unſern Mangel an Scharfſinn, daß wir die Contraſte, deren ſich der Verfaſſer oft bedient, nicht vorausſahen, uns davon rühren und hinreißen ließen, ohne den öfters wiederkehrenden Kunſtgriff zu merken. Daß wir aber gleich zu Anfang, wo Burchel, indem er bei einer Erzählung aus der dritten Perſon in die erſte übergeht, ſich zu verrathen im Begriff iſt, daß wir nicht gleich eingeſehen oder wenigſtens gemuthmaßt hatten, daß er der Lord, von dem er ſpricht, ſelbſt ſey, verzieh er uns nicht, und als wir zuletzt, bei Entdeckung und Verwandlung des armen kümmerlichen Wanderers in einen reichen, mächtigen Herrn, uns kindlich freuten, rief er erſt jene Stelle zurück, die wir nach der Abſicht des Autors überhört hatten, und hielt über unſern Stumpfſinn eine gewaltige Strafpredigt. Man ſieht hieraus, daß er das Werk bloß als Kunſtproduct anſah und von uns das Gleiche verlangte, die wir noch in jenen Zuſtänden wandelten, wo es wohl erlaubt iſt,

Kunſtwerke wie Naturerzeugniſſe auf ſich wirken zu laſſen.

Ich ließ mich durch Herder's Invectiven keineswegs irre machen; wie denn junge Leute das Glück oder Unglück haben, daß, wenn einmal etwas auf ſie gewirkt hat, dieſe Wirkung in ihnen ſelbſt verarbeitet werden muß, woraus denn manches Gute, ſo wie manches Unheil entſteht. Gedachtes Werk hatte bei mir einen großen Eindruck zurückgelaſſen, von dem ich mir ſelbſt nicht Rechenſchaft geben konnte; eigentlich fühlte ich mich aber in Uebereinſtimmung mit jener ironiſchen Geſinnung, die ſich über die Gegenſtände, über Glück und Unglück, Gutes und Böſes, Tod und Leben erhebt, und ſo zum Beſitz einer wahrhaft poetiſchen Welt gelangt. Freilich konnte dieſes nur ſpäter bei mir zum Bewußtſeyn kommen, genug, es machte mir für den Augenblick viel zu ſchaffen; keineswegs aber hätte ich erwartet alſobald aus dieſer fingirten Welt in eine ähnliche wirkliche verſetzt zu werden.

Mein Tiſchgenoſſe Weyland, der ſein ſtilles fleißiges Leben dadurch erheiterte, daß er, aus dem Elſaß gebürtig, bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einſprach, leiſtete mir auf meinen kleinen Excurſionen manchen Dienſt, indem er mich in verſchiedenen Ortſchaften und Familien theils perſönlich, theils durch Empfehlungen einführte. Dieſer hatte mir öfters von einem Landgeiſtlichen geſprochen, der nahe bei

Druſenheim, ſechs Stunden von Straßburg, im Beſitz einer guten Pfarre mit einer verſtändigen Frau und ein paar liebenswürdigen Töchtern lebe. Die Gaſtfreiheit und Anmuth dieſes Hauſes ward immer dabei höchlich gerühmt. So viel bedurfte es kaum, um einen jungen Ritter anzureizen, der ſich ſchon angewöhnt hatte, alle abzumüßigenden Tage und Stunden zu Pferde und in freier Luft zuzubringen. Alſo entſchloſſen wir uns auch zu dieſer Partie, wobei mir mein Freund verſprechen mußte, daß er bei der Einführung weder Gutes noch Böſes von mir ſagen, überhaupt aber mich gleichgültig behandeln wolle, ſogar erlauben, wo nicht ſchlecht, doch etwas ärmlich und nachläſſig gekleidet zu erſcheinen. Er willigte darein und verſprach ſich ſelbſt einigen Spaß davon.

Es iſt eine verzeihliche Grille bedeutender Menſchen, gelegentlich einmal äußere Vorzüge in's Verborgene zu ſtellen, um den eignen innern menſchlichen Gehalt deſto reiner wirken zu laſſen; deßwegen hat das Incognito der Fürſten und die daraus entſpringenden Abenteuer immer etwas höchſt Angenehmes: es erſcheinen verkleidete Gottheiten, die alles Gute, was man ihrer Perſönlichkeit erweiſt, doppelt hoch anrechnen dürfen und im Fall ſind, das Unerfreuliche entweder leicht zu nehmen, oder ihm ausweichen zu können. Daß Jupiter bei Philemon und Baucis, Heinrich der Vierte, nach einer Jagdpartie, unter ſeinen Bauern ſich in ihrem Incognito

wohlgefallen, iſt ganz der Natur gemäß, und man mag es gern; daß aber ein junger Menſch ohne Bedeutung und Namen ſich einfallen läßt, aus dem Incognito einiges Vergnügen zu ziehen, möchte mancher für einen unverzeihlichen Hochmuth auslegen. Da aber hier die Rede nicht iſt von Geſinnungen und Handlungen, in wiefern ſie lobens- oder tadelnswürdig, ſondern wiefern ſie ſich offenbaren und ereignen können, ſo wollen wir für dießmal, unſerer Unterhaltung zu Liebe, dem Jüngling ſeinen Dünkel verzeihen, um ſo mehr, als ich hier anführen muß, daß von Jugend auf in mir eine Luſt mich zu verkleiden ſelbſt durch den ernſten Vater erregt worden.

Auch dießmal hatte ich mich, theils durch eigne ältere, theils durch einige geborgte Kleidungsſtücke und durch die Art die Haare zu kämmen, wo nicht entſtellt, doch wenigſtens ſo wunderlich zugeſtutzt, daß mein Freund unterwegs ſich des Lachens nicht erwehren konnte, beſonders wenn ich Haltung und Gebärde ſolcher Figuren, wenn ſie zu Pferde ſitzen, und die man lateiniſche Reiter nennt, vollkommen nachzuahmen wußte. Die ſchöne Chauſſee, das herrlichſte Wetter und die Nähe des Rheins gaben uns den beſten Humor. In Druſenheim hielten wir einen Augenblick an, er, um ſich nett zu machen, und ich, um mir meine Rolle zurückzurufen, aus der ich gelegentlich zu fallen fürchtete. Die Gegend hier hat den Charakter des ganz freien ebenen Elſaſſes.

Wir ritten einen anmuthigen Fußpfad über Wieſen, gelangten bald nach Seſenheim, ließen unſere Pferde im Wirthshauſe und gingen gelaſſen nach dem Pfarrhofe. — Laß dich, ſagte Wenland, indem er mir das Haus von weitem zeigte, nicht irren, daß es einem alten und ſchlechten Bauernhauſe ähnlich ſieht; inwendig iſt es deſto jünger. — Wir traten in den Hof; das Ganze gefiel mir wohl: denn es hatte gerade das, was man mahleriſch nennt, und was mich in der Niederländiſchen Kunſt ſo zauberiſch angeſprochen hatte. Jene Wirkung war gewaltig ſichtbar, welche die Zeit über alles Menſchenwerk ausübt. Haus und Scheune und Stall befanden ſich in dem Zuſtande des Verfalls gerade auf dem Puncte, wo man unſchlüſſig, zwiſchen Erhalten und Neuaufrichten zweifelhaft, das eine unterläßt, ohne zu dem andern gelangen zu können.

Alles war ſtill und menſchenleer, wie im Dorfe ſo im Hofe. Wir fanden den Vater, einen kleinen, in ſich gekehrten aber doch freundlichen Mann, ganz allein: denn die Familie war auf dem Felde. Er hieß uns willkommen, bot uns eine Erfriſchung an, die wir ablehnten. Mein Freund eilte die Frauenzimmer aufzuſuchen, und ich blieb mit unſerem Wirth allein. — Sie wundern ſich vielleicht, ſagte er, daß Sie mich in einem reichen Dorfe und bei einer einträglichen Stelle ſo ſchlecht quartiert finden; das kommt aber, fuhr er fort, von der Unentſchloſſenheit. Schon lange iſt mir's von der Ge-

meine, ja von den oberen Stellen zugesagt, daß das Haus neu aufgerichtet werden soll; mehrere Risse sind schon gemacht, geprüft, verändert, keiner ganz verworfen und keiner ausgeführt worden. Es hat so viele Jahre gedauert, daß ich mich vor Ungeduld kaum zu fassen weiß. — Ich erwiderte ihm, was ich für schicklich hielt, um seine Hoffnung zu nähren und ihn aufzumuntern, daß er die Sache stärker betreiben möchte. Er fuhr darauf fort, mit Vertrauen die Personen zu schildern, von denen solche Sachen abhingen, und obgleich er kein sonderlicher Charakterzeichner war, so konnte ich doch recht gut begreifen, wie das ganze Geschäft stocken mußte. Die Zutraulichkeit des Mannes hatte was eignes; er sprach zu mir als wenn er mich zehen Jahre gekannt hätte, ohne daß irgend etwas in seinem Blick gewesen wäre, woraus ich einige Aufmerksamkeit auf mich hätte muthmaßen können. Endlich trat mein Freund mit der Mutter herein. Diese schien mich mit ganz andern Augen anzusehn. Ihr Gesicht war regelmäßig und der Ausdruck desselben verständig; sie mußte in ihrer Jugend schön gewesen seyn. Ihre Gestalt war lang und hager, doch nicht mehr als solchen Jahren geziemt; sie hatte vom Rücken her noch ein ganz jugendliches, angenehmes Ansehen. Die älteste Tochter kam darauf lebhaft hereingestürmt; sie fragte nach Friedricken, so wie die andern beiden auch nach ihr gefragt hatten. Der Vater versicherte, sie nicht gesehen

zu haben, ſeit dem alle drey fortgegangen. Die Tochter fuhr wieder zur Thüre hinaus, um die Schweſter zu ſuchen; die Mutter brachte uns einige Erfriſchungen, und Wenland ſetzte mit den beiden Gatten das Geſpräch fort, das ſich auf lauter bewußte Perſonen und Verhältniſſe bezog, wie es zu geſchehn pflegt, wenn Bekannte nach einiger Zeit zuſammenkommen, von den Gliedern eines großen Cirkels Erkundigung einziehn und ſich wechſelsweiſe berichten. Ich hörte zu und erfuhr nunmehr, wie viel ich mir von dieſem Kreiſe zu verſprechen hatte.

Die älteſte Tochter kam wieder haſtig in die Stube, unruhig, ihre Schweſter nicht gefunden zu haben. Man war beſorgt um ſie und ſchalt auf dieſe oder jene böſe Gewohnheit; nur der Vater ſagte ganz ruhig: laßt ſie immer gehn, ſie kommt ſchon wieder! In dieſem Augenblick trat ſie wirklich in die Thür; und da ging fürwahr an dieſem ländlichen Himmel ein allerliebſter Stern auf. Beide Töchter trugen ſich noch Deutſch, wie man es zu nennen pflegte, und dieſe faſt verdrängte Nationaltracht kleidete Friedricken beſonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettſten Füßchen bis an die Knöchel ſichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine ſchwarze Taffetſchürze — ſo ſtand ſie auf der Gränze zwiſchen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn ſie nichts an ſich zu tragen hätte, ſchritt ſie, und beinahe ſchien

für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen.

Ich fing nun an meine Rolle mit Mäßigung zu spielen, halb beschämt, so gute Menschen zum Besten zu haben, die zu beobachten es mir nicht an Zeit fehlte: denn die Mädchen setzten jenes Gespräch fort und zwar mit Leidenschaft und Laune. Sämmtliche Nachbarn und Verwandte wurden abermals vorgeführt, und es erschien meiner Einbildungskraft ein solcher Schwarm von Onkeln und Tanten, Vettern, Basen, Kommenden, Gehenden, Gevattern und Gästen, daß ich in der belebtesten Welt zu hausen glaubte. Alle Familienglieder hatten einige Worte mit mir gesprochen, die Mutter betrachtete mich jedesmal, so oft sie kam oder ging, aber Friedricke ließ sich zuerst mit mir in ein Gespräch ein, und indem ich umherliegende Noten aufnahm und durchsah, fragte sie, ob ich auch spiele? Als ich es bejahte, ersuchte sie mich etwas vorzutragen; aber der Vater ließ mich nicht dazu kommen: denn er behauptete, es sey schicklich, dem Gaste zuerst mit irgend einem Musikstück oder einem Liede zu dienen.

Sie spielte Verschiedenes mit einiger Fertigkeit, in der Art, wie man es auf dem Lande zu hören pflegt, und zwar auf einem Clavier, das der Schulmeister schon längst hätte stimmen sollen, wenn er Zeit gehabt hätte. Man sollte sie auch ein Lied singen, ein gewisses zärtlich-trauriges; das gelang ihr nun gar nicht. Sie stand auf und sagte lächelnd, oder vielmehr mit dem auf ihrem Gesicht immerfort ruhenden Zuge von heiterer Freude: wenn ich schlecht singe, so kann ich die Schuld nicht auf das Clavier und den Schulmeister werfen; lassen Sie uns aber nur hinauskommen, dann sollen Sie meine Elsasser- und Schweizerliedchen hören, die klingen schon besser.

Bei'm Abendessen beschäftigte mich eine Vorstellung, die mich schon früher überfallen hatte, dergestalt, daß ich nachdenklich und stumm wurde, obgleich die Lebhaftigkeit der ältern Schwester und die Anmuth der jüngern mich oft genug aus meinen Betrachtungen schüttelten. Meine Verwunderung war über allen Ausdruck, mich so ganz leibhaftig in der Wakefield'schen Familie zu finden. Der Vater konnte freilich nicht mit jenem trefflichen Manne verglichen werden; allein wo gäbe es auch Seinesgleichen! Dagegen stellte sich alle Würde, welche jenem Ehegatten eigen ist, hier in der Gattin dar. Man konnte sie nicht ansehen, ohne sie zugleich zu ehren und zu scheuen. Man bemerkte bei ihr die Folgen einer guten Erziehung; ihr Betragen war ruhig, frei, heiter und einladend.

Hatte die ältere Tochter nicht die gerühmte Schönheit Oliviens, so war sie doch wohlgebaut, lebhaft und eher heftig; sie zeigte sich überall thätig und ging der Mutter in allem an Handen. Friedricken an die Stelle von Primrosens Sophie zu setzen, war nicht schwer: denn von jener ist wenig gesagt, man gibt nur zu, daß sie liebenswürdig sey; diese war es wirklich. Wie nun dasselbe Geschäft, derselbe Zustand überall, wo er vorkommen mag, ähnliche, wo nicht gleiche Wirkungen hervorbringt, so kam auch hier manches zur Sprache, es geschah gar manches, was in der Wakefield'schen Familie sich auch schon ereignet hatte. Als nun aber gar zuletzt ein längst angekündigter und von dem Vater mit Ungeduld erwarteter jüngerer Sohn in's Zimmer sprang und sich dreist zu uns setzte, indem er von den Gästen wenig Notiz nahm, so enthielt ich mich kaum auszurufen: Moses, bist du auch da!

Die Unterhaltung bei Tische erweiterte die Ansicht jenes Land- und Familien-Kreises, indem von mancherlei lustigen Begebenheiten, die bald da bald dort vorgefallen, die Rede war. Friedricke, die neben mir saß, nahm daher Gelegenheit, mir verschiedene Ortschaften zu beschreiben, die es wohl zu besuchen der Mühe werth sey. Da immer ein Geschichtchen das andere hervorruft, so konnte ich nun auch mich desto besser in das Gespräch mischen und ähnliche Begebenheiten erzählen, und weil hiebei ein guter Landwein keineswegs geschont wurde,

so stand ich in Gefahr, aus meiner Rolle zu fallen, weßhalb der vorsichtigere Freund den schönen Mondschein zum Vorwand nahm und auf einen Spaziergang antrug, welcher denn auch sogleich beliebt wurde. Er bot der ältesten den Arm, ich der jüngsten, und so zogen wir durch die weiten Fluren, mehr den Himmel über uns zum Gegenstande habend, als die Erde, die sich neben uns in der Breite verlor. Friedricken's Reden jedoch hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin was eine Empfindung angedeutet oder erweckt hätte, nur bezogen sich ihre Aeußerungen mehr als bisher auf mich, indem sie sowohl ihren Zustand als die Gegend und ihre Bekannten mir von der Seite vorstellte, wiefern ich sie würde kennen lernen: denn sie hoffe, setzte sie hinzu, daß ich keine Ausnahme machen und sie wieder besuchen würde, wie jeder Fremde gern gethan, der einmal bei ihnen eingekehrt sey.

Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von der kleinen Welt machte, in der sie sich bewegte, und von denen Menschen, die sie besonders schätzte. Sie brachte mir dadurch einen klaren und zugleich so liebenswürdigen Begriff von ihrem Zustande bei, der sehr wunderlich auf mich wirkte: denn ich empfand auf einmal einen tiefen Verdruß, nicht früher mit ihr gelebt zu haben, und zugleich ein recht peinliches, neidisches Gefühl gegen alle, welche das

Glück

Glück gehabt hatten, ſie bisher zu umgeben. Ich paßte ſogleich, als wenn ich ein Recht dazu gehabt hätte, genau auf alle ihre Schilderungen von Männern, ſie mochten unter dem Namen von Nachbarn, Vettern oder Gevattern auftreten, und lenkte bald da bald dorthin meine Vermuthung; allein wie hätte ich etwas entdecken ſollen in der völligen Unbekanntſchaft aller Verhältniſſe. Sie wurde zuletzt immer redſeliger und ich immer ſtiller. Es hörte ſich ihr gar ſo gut zu, und da ich nur ihre Stimme vernahm, ihre Geſichtsbildung aber ſo wie die übrige Welt in Dämmerung ſchwebte, ſo war es mir, als ob ich in ihr Herz ſähe, das ich höchſt rein finden mußte, da es ſich in ſo unbefangener Geſchwätzigkeit vor mir eröffnete.

Als mein Gefährte mit mir in das für uns zubereitete Gaſtzimmer gelangte, brach er ſogleich mit Selbſtgefälligkeit in behaglichen Scherz aus und that ſich viel darauf zu Gute, mich mit der Aehnlichkeit der Primroſiſchen Familie ſo ſehr überraſcht zu haben. Ich ſtimmte mit ein, indem ich mich dankbar erwies. — Fürwahr! rief er aus, das Mährchen iſt ganz beiſammen. Dieſe Familie vergleicht ſich jener ſehr gut, und der verkappte Herr da mag ſich die Ehre anthun, für Herrn Burchel gelten zu wollen; ferner, weil wir im gemeinen Leben die Böſewichter nicht ſo nöthig haben als in Romanen, ſo will ich für dießmal die Rolle des Neffen übernehmen, und mich beſſer aufführen als er.

Ich verließ jedoch sogleich dieses Gespräch, so angenehm es mir auch seyn mochte, und fragte ihn vor allen Dingen auf sein Gewissen, ob er mich wirklich nicht verrathen habe. Er betheuerte nein! und ich durfte ihm glauben. Sie hätten sich vielmehr, sagte er, nach dem lustigen Tischgesellen erkundigt, der in Straßburg mit ihm in einer Pension speise und von dem man ihnen allerlei verkehrtes Zeug erzählt habe. Ich schritt nun zu andern Fragen: ob sie geliebt habe? ob sie liebe? ob sie versprochen sey? Er verneinte das alles. — Fürwahr! versetzte ich, eine solche Heiterkeit von Natur aus ist mir unbegreiflich. Hätte sie geliebt und verloren und sich wieder gefaßt, oder wäre sie Braut, in beiden Fällen wollte ich es gelten lassen.

So schwatzten wir zusammen tief in die Nacht, und ich war schon wieder munter als es tagte. Das Verlangen sie wieder zu sehen schien unüberwindlich; allein indem ich mich anzog, erschrack ich über die verwünschte Garderobe, die ich mir so freventlich ausgesucht hatte. Je weiter ich kam, meine Kleidungsstücke anzulegen, desto niederträchtiger erschien ich mir: denn alles war ja auf diesen Effect berechnet. Mit meinen Haaren wär ich allenfalls noch fertig geworden; aber wie ich mich zuletzt in den geborgten, abgetragenen grauen Rock einzwängte und die kurzen Aermel mir das abgeschmackteste Ansehen gaben, fiel ich deste entschiedener in Verzweiflung, als ich mich in einem kleinen Spiegel nur theilweise betrach-

ten konnte; da denn immer ein Theil lächerlicher aussah als der andre.

Ueber dieser Toilette war mein Freund aufgewacht und blickte, mit der Zufriedenheit eines guten Gewissens und im Gefühl einer freudigen Hoffnung für den Tag, aus der gestopften seidenen Decke. Ich hatte schon seine hübschen Kleider, wie sie über den Stuhl hingen, längst beneidet, und wär' er von meiner Taille gewesen, ich hätte sie ihm vor den Augen weggetragen, mich draußen umgezogen und ihm meine verwünschte Hülle, in den Garten eilend, zurückgelassen; er hätte guten Humor genug gehabt, sich in meine Kleider zu stecken, und das Mährchen wäre bei frühem Morgen zu einem lustigen Ende gelangt. Daran war aber nun gar nicht zu denken, so wenig als wie an irgend eine schickliche Vermittelung. In der Figur, in der mich mein Freund für einen zwar fleißigen und geschickten aber armen Studiosen der Theologie ausgeben konnte, wieder vor Friedricken hinzutreten, die gestern Abend an mein verkleidetes Selbst so freundlich gesprochen hatte, das war mir ganz unmöglich. Aergerlich und sinnend stand ich da und bot all mein Erfindungsvermögen auf; allein es verließ mich. Als nun aber gar der behaglich Ausgestreckte, nachdem er mich eine Weile fixirt hatte, auf einmal in ein lautes Lachen ausbrach und ausrief: Nein! es ist wahr, du siehst ganz verwünscht aus! versetzte ich heftig: Und ich weiß was ich thue, leb' wohl und entschuldige mich! —

Bist du toll! rief er, indem er aus dem Bette sprang und mich aufhalten wollte. Ich war aber schon zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, aus Haus und Hof, nach der Schenke; im Nu war mein Pferd gesattelt und ich eilte in rasendem Unmuth galoppirend nach Drusenheim, den Ort hindurch und immer weiter.

Da ich mich nun in Sicherheit glaubte, ritt ich langsamer und fühlte nun erst, wie unendlich ungern ich mich entfernte. Ich ergab mich aber in mein Schicksal, vergegenwärtigte mir den Spaziergang von gestern Abend mit der größten Ruhe und nährte die stille Hoffnung, sie bald wieder zu sehn. Doch verwandelte sich dieses stille Gefühl bald wieder in Ungeduld, und nun beschloß ich, schnell in die Stadt zu reiten, mich umzuziehen, ein gutes frisches Pferd zu nehmen; da ich denn wohl allenfalls, wie mir die Leidenschaft vorspiegelte, noch vor Tische, oder, wie es wahrscheinlicher war, zum Nachtische oder gegen Abend gewiß wieder eintreffen und meine Vergebung erbitten konnte.

Eben wollte ich meinem Pferde die Sporen geben, um diesen Vorsatz auszuführen, als mir ein anderer und, wie mich däuchte, sehr glücklicher Gedanke durch den Geist fuhr. Schon gestern hatte ich im Gasthofe zu Drusenheim einen sehr sauber gekleideten Wirthssohn bemerkt, der auch heute früh, mit ländlichen Anordnungen beschäftigt, mich aus seinem Hofe begrüßte. Er war von meiner Gestalt und hatte mich flüchtig an mich

ſelbſt erinnert. Gedacht, gethan! Mein Pferd war kaum umgewendet, ſo befand ich mich in Druſenheim; ich brachte es in den Stall und machte dem Burſchen kurz und gut den Vortrag; er ſolle mir ſeine Kleider borgen, weil ich in Seſenheim etwas Luſtiges vorhabe. Da brauchte ich nicht auszureden; er nahm den Vorſchlag mit Freuden an und lobte mich, daß ich den Mamſells einen Spaß machen wolle; ſie wären ſo brav und gut, beſonders Mamſell Rieckchen, und auch die Eltern ſähen gerne, daß es immer luſtig und vergnügt zuginge. Er betrachtete mich aufmerkſam, und da er mich nach meinem Aufzug für einen armen Schlucker halten mochte, ſo ſagte er: wenn Sie ſich inſinuiren wollen, ſo iſt das der rechte Weg. Wir waren indeſſen ſchon weit in unſerer Umkleidung gekommen, und eigentlich ſollte er mir ſeine Feſttagskleider gegen die meinigen nicht anvertrauen; doch er war treuherzig und hatte ja mein Pferd im Stalle. Ich ſtand bald und recht ſchmuck da, warf mich in die Bruſt, und mein Freund ſchien ſein Ebenbild mit Behaglichkeit zu betrachten. — Topp, Herr Bruder! ſagte er, indem er mir die Hand hinreichte, in die ich wacker einſchlug. komme er meinem Mädel nicht zu nah, ſie möchte ſich vergreifen.

Meine Haare, die nunmehr wieder ihren völligen Wuchs hatten, konnte ich ungefähr wie die ſeinigen ſcheiteln, und da ich ihn wiederholt betrachtete, ſo fand ich's luſtig, ſeine dichteren Augenbrauen mit einem ge-

brannten Korkſtöpfel mäßig nachzuahmen und ſie in der Mitte näher zuſammenzuziehen, um mich bei meinem räthſelhaften Vornehmen auch äußerlich zum Räzel zu bilden. Habt ihr nun, ſagte ich, als er mir den bebänderten Hut reichte, nicht irgend etwas in der Pfarre auszurichten, daß ich mich auf eine natürliche Weiſe dort anmelden könnte? — Gut! verſetzte er, aber da müſſen Sie noch zwey Stunden warten. Bei uns iſt eine Wöchnerin; ich will mich erbieten, den Kuchen der Frau Pfarrin zu bringen, den mögen Sie dann hinübertragen. Hoffahrt muß Noth leiden und der Spaß denn auch. — Ich entſchloß mich zu warten, aber dieſe zwey Stunden wurden mir unendlich lang und ich verging vor Ungeduld, als die dritte verfloß, ehe der Kuchen aus dem Ofen kam. Ich empfing ihn endlich ganz warm, und eilte, bei dem ſchönſten Sonnenſchein, mit meinem Creditiv davon, noch eine Strecke von meinem Ebenbild begleitet, welches gegen Abend nachzukommen und mir meine Kleider zu bringen verſprach, die ich aber lebhaft ablehnte und mir vorbehielt, ihm die ſeinigen wieder zuzuſtellen.

Ich war nicht weit mit meiner Gabe geſprungen, die ich in einer ſauberen zuſammengeknüpften Serviette trug, als ich in der Ferne meinen Freund mit den beiden Frauenzimmern mir entgegen kommen ſah. Mein Herz war beklommen, wie ſich's eigentlich unter dieſer Jacke nicht ziemte. Ich blieb ſtehen, holte Athem und

ſuchte zu überlegen, was ich beginnen ſolle; und nun bemerkte ich erſt, daß das Terrain mir ſehr zu Statten kam: denn ſie gingen auf der andern Seite des Baches, der, ſo wie die Wieſenſtreifen, durch die er hinlief, zwey Fußpfade ziemlich auseinander hielt. Als ſie gegen mir über waren rief Friedricke, die mich ſchon lange gewahrt hatte: George, was bringſt du? Ich war klug genug, das Geſicht mit dem Hute, den ich abnahm, zu bedecken, indem ich die beladene Serviette hoch in die Höhe hielt. — Ein Kindtaufkuchen! rief ſie dagegen; wie geht's der Schweſter? — Guet, ſagte ich, indem ich, wo nicht Elſäſſiſch, doch fremd zu reden ſuchte. — Trag' ihn nach Hauſe! ſagte die Aelteſte, und wenn du die Mutter nicht findeſt, gib ihn der Magd; aber wart' auf uns, wir kommen bald wieder, hörſt du! — Ich eilte meinen Pfad hin, im Frohgefühl der beſten Hoffnung, daß alles gut ablaufen müſſe, da der Anfang glücklich war, und hatte bald die Pfarrwohnung erreicht. Ich fand niemand weder im Haus noch in der Küche; den Herrn, den ich beſchäftigt in der Studirſtube vermuthen konnte, wollte ich nicht aufregen, ich ſetzte mich deßhalb auf die Bank vor der Thür, den Kuchen neben mich und drückte den Hut in's Geſicht.

Ich erinnere mich nicht leicht einer angenehmern Empfindung. Hier an dieſer Schwelle wieder zu ſitzen, über die ich vor kurzem in Verzweiflung hinausgeſtolpert war; ſie ſchon wieder geſehen, ihre liebe Stimme

ſchon wieder gehört zu haben, kurz nachdem mein Unmuth mir eine lange Trennung vorgeſpiegelt hatte; jeden Augenblick ſie ſelbſt und eine Entdeckung zu erwarten, vor der mir das Herz klopfte, und doch, in dieſem zweydeutigen Falle, eine Entdeckung ohne Beſchämung; dann, gleich zum Eintritt einen ſo luſtigen Streich, als keiner derjenigen, die geſtern belacht worden waren! Liebe und Noth ſind doch die beſten Meiſter, hier wirkten ſie zuſammen und der Lehrling war ihrer nicht unwerth geblieben.

Die Magd kam aber aus der Scheune getreten. — Nun! ſind die Kuchen gerathen? rief ſie mich an; wie geht's der Schweſter? — Alles guet, ſagte ich und deutete auf den Kuchen, ohne aufzuſehen. Sie faßte die Serviette und murrte: Nun was haſt du heute wieder? Hat Bärbchen wieder einmal einen andern angeſehen? Laß es uns nicht entgelten! Das wird eine ſaubere Ehe werden, wenn's ſo fort geht. Da ſie ziemlich laut ſprach, kam der Pfarrer an's Fenſter und fragte, was es gebe? Sie bedeutete ihn; ich ſtand auf und kehrte mich nach ihm zu, doch hielt ich den Hut wieder über's Geſicht. Als er etwas Freundliches geſprochen und mich zu bleiben geheißen hatte, ging ich nach dem Garten und wollte eben hineintreten, als die Pfarrin, die zum Hofthore hereinkam, mich anrief. Da mir die Sonne gerade in's Geſicht ſchien, ſo bediente ich mich abermals des Vortheils, den mir der Hut gewährte, grüßte ſie

mit einem Scharrfuß, ſie aber ging in das Haus, nachdem ſie mir zugeſprochen hatte, ich möchte nicht weggehen, ohne etwas genoſſen zu haben. Ich ging nunmehr in dem Garten auf und ab; alles hatte bisher den beſten Erfolg gehabt, doch holte ich tief Athem, wenn ich dachte daß die jungen Leute nun bald herankommen würden. Aber unvermuthet trat die Mutter zu mir und wollte eben eine Frage an mich thun, als ſie mir in's Geſicht ſah, das ich nicht mehr verbergen konnte, und ihr das Wort im Munde ſtockte. — Ich ſuchte Georgen, ſagte ſie nach einer Pauſe, und wen finde ich! Sind Sie es, junger Herr? wie viel Geſtalten haben Sie denn?— Im Ernſt nur Eine, verſetzte ich, zum Scherz, ſo viel Sie wollen. — Den will ich nicht verderben, lächelte ſie; gehen Sie hinten zum Garten hinaus und auf der Wieſe hin, bis es Mittag ſchlägt, dann kehren Sie zurück und ich will den Spaß ſchon eingeleitet haben. Ich that's; allein da ich aus den Hecken der Dorfgärten heraus war und die Wieſen hingehen wollte, kamen gerade einige Landleute den Fußpfad her, die mich in Verlegenheit ſetzten. Ich lenkte deßhalb nach einem Wäldchen, das ganz nah eine Erderhöhung bekrönte, um mich darin bis zur beſtimmten Zeit zu verbergen. Doch wie wunderlich ward mir zu Muthe als ich hineintrat: denn es zeigte ſich mir ein reinlicher Platz mit Bänken, von deren jeder man eine hübſche Ausſicht in die Gegend gewann. Hier war das Dorf und der Kirchthurm, hier

Druſenheim und dahinter die waldigen Rheininſeln, gegenüber die Vogeſiſchen Gebirge und zuletzt der Straßburger Münſter. Dieſe verſchiedenen himmelhellen Gemählde waren durch buſchige Rahmen eingefaßt, ſo daß man nichts Erfreulicheres und Angenehmeres ſehen konnte. Ich ſetzte mich auf eine der Bänke und bemerkte an dem ſtärkſten Baum ein kleines längliches Bret mit der Inſchrift: Friedrickens Ruhe. Es fiel mir nicht ein, daß ich gekommen ſeyn könnte, dieſe Ruhe zu ſtören: denn eine aufkeimende Leidenſchaft hat das Schöne, daß, wie ſie ſich ihres Urſprungs unbewußt iſt, ſie auch keinen Gedanken eines Endes haben, und wie ſie ſich froh und heiter fühlt, nicht ahnen kann, daß ſie wohl auch Unheil ſtiften dürfte.

Kaum hatte ich Zeit gehabt mich umzuſehen, und verlor mich eben in ſüße Träumereyen, als ich jemand kommen hörte; es war Friedrike ſelbſt. — George, was machſt du hier? rief ſie von weitem. — Nicht George! rief ich, indem ich ihr entgegenlief; aber einer, der tauſendmal um Verzeihung bittet. Sie betrachtete mich mit Erſtaunen, nahm ſich aber gleich zuſammen und ſagte nach einem tieferen Athemholen: Garſtiger Menſch, wie erſchrecken Sie mich! — Die erſte Maske hat mich in die zweyte getrieben, rief ich aus; jene wäre unverzeiblich geweſen, wenn ich nur einigermaßen gewußt hätte, zu wem ich ging, dieſe vergeben Sie gewiß: denn es iſt die Geſtalt von Menſchen, denen Sie

so freundlich begegnen. — Ihre bläßlichen Wangen hatten sich mit dem schönsten Rosenrothe gefärbt. — Schlimmer sollen Sie's wenigstens nicht haben als George! Aber lassen Sie uns sitzen! Ich gestehe es, der Schreck ist mir in die Glieder gefahren. — Ich setzte mich zu ihr, äußerst bewegt. — Wir wissen alles bis heute früh durch Ihren Freund, sagte sie, nun erzählen Sie mir das Weitere. Ich ließ mir das nicht zweymal sagen, sondern beschrieb ihr meinen Abscheu vor der gestrigen Figur, mein Fortstürmen aus dem Hause so komisch, daß sie herzlich und anmuthig lachte; dann ließ ich das Uebrige folgen, mit aller Bescheidenheit zwar, doch leidenschaftlich genug, daß es gar wohl für eine Liebeserklärung in historischer Form hätte gelten können. Das Vergnügen sie wieder zu finden, feverte ich zuletzt mit einem Kusse auf ihre Hand, die sie in den meinigen ließ. Hatte sie bei dem gestrigen Mondscheingang die Unkosten des Gesprächs übernommen, so erstattete ich die Schuld nun reichlich von meiner Seite. Das Vergnügen, sie wiederzusehen und ihr alles sagen zu können, was ich gestern zurückhielt, war so groß, daß ich in meiner Redseligkeit nicht bemerkte, wie sie selbst nachdenkend und schweigend war. Sie holte einige Mal tief Athem, und ich bat sie aber- und abermal um Verzeihung wegen des Schrecks, den ich ihr verursacht hatte. Wie lange wir mögen gesessen haben, weiß ich nicht; aber auf einmal hörten wir Rieckchen! Rieckchen!

rufen. Es war die Stimme der Schweſter. — Das wird eine ſchöne Geſchichte geben, ſagte das liebe Mädchen, zu ihrer völligen Heiterkeit wieder hergeſtellt. Sie kommt an meiner Seite her, fügte ſie hinzu, indem ſie ſich vorbeg, mich halb zu verbergen: wenden Sie ſich weg, damit man Sie nicht gleich erkennt. Die Schweſter trat in den Platz, aber nicht allein, Wenland ging mit ihr, und beide, da ſie uns erblickten, blieben wie verſteinert.

Wenn wir auf einmal aus einem ruhigen Dache eine Flamme gewaltſam ausbrechen ſähen, oder einem Ungeheuer begegneten, deſſen Mißgeſtalt zugleich empörend und fürchterlich wäre, ſo würden wir von keinem ſo grimmigen Entſetzen befallen werden als dasjenige iſt, das uns ergreift, wenn wir etwas unerwartet mit Augen ſehen, das wir moraliſch unmöglich glaubten. — Was heißt das? rief jene mit der Haſtigkeit eines Erſchrockenen: was iſt das? du mit Georgen! Hand in Hand! Wie begreif ich das? — Liebe Schweſter, verſetzte Friedricke ganz bedenklich, der arme Menſch, er bittet mir was ab, er hat dir auch was abzubitten, du mußt ihm aber zum voraus verzeihen. — Ich verſtehe nicht, ich begreife nicht, ſagte die Schweſter, indem ſie den Kopf ſchüttelte und Wenlanden anſah, der, nach ſeiner ſtillen Art, ganz ruhig daſtand und die Scene ohne irgend eine Aeußerung betrachtete. Friedricke ſtand auf und zog mich nach ſich. Nicht gezaudert! rief ſie! Par-

den gebeten und gegeben! Nun ja! ſagte ich, indem ich der älteſten ziemlich nahe trat: Pardon habe ich vonnöthen! Sie fuhr zurück, that einen lauten Schrei und wurde roth über und über; dann warf ſie ſich auf's Gras, lachte überlaut und wollte ſich gar nicht zufrieden geben. Wenland lächelte behaglich und rief: Du biſt ein excellenter Junge! Dann ſchüttelte er meine Hand in der ſeinigen. Gewöhnlich war er mit Liebkoſungen nicht freigebig, aber ſein Händedruck hatte etwas Herzliches und Belebendes; doch war er auch mit dieſem ſparſam.

Nach einiger Erholung und Sammlung traten wir unſern Rückweg nach dem Dorfe an. Unterwegs erfuhr ich, wie dieſes wunderbare Zuſammentreffen veranlaßt worden. Friedricke hatte ſich von dem Spaziergange zuletzt abgeſondert, um auf ihrem Plätzchen noch einen Augenblick vor Tiſche zu ruhen, und als jene beiden nach Hauſe gekommen, hatte die Mutter ſie abgeſchickt, Friedricken eiligſt zu holen, weil das Mittagseſſen bereit ſey.

Die Schweſter zeigte den ausgelaſſenſten Humor, und als ſie erfuhr, daß die Mutter das Geheimniß ſchon entdeckt habe, rief ſie aus: Nun iſt noch übrig, daß Vater, Bruder, Knecht und Magd gleichfalls angeführt werden. Als wir uns an dem Gartenzaun befanden, mußte Friedricke mit dem Freund voraus nach dem Hauſe gehen. Die Magd war im Hausgarten beſchäftigt und

Olivie (so mag auch hier die ältere Schwester heißen) rief ihr zu: Warte, ich habe dir was zu sagen! Mich ließ sie an der Hecke stehen und ging zu dem Mädchen. Ich sah, daß sie sehr ernsthaft sprachen. Olivie bildete ihr ein, George habe sich mit Bärben überworfen und schien Lust zu haben sie zu heirathen. Das gefiel der Dirne nicht übel; nun ward ich gerufen und sollte das Gesagte bekräftigen. Das hübsche derbe Kind senkte die Augen nieder und blieb so, bis ich ganz nahe vor ihr stand. Als sie aber auf einmal das fremde Gesicht erblickte, that auch sie einen lauten Schrei und lief davon. Olivie hieß mich ihr nachlaufen und sie festhalten, daß sie nicht in's Haus gerieth und Lärm machte; sie aber wolle selbst hingehen und sehen, wie es mit dem Vater stehe. Unterwegs traf Olivie auf den Knecht, welcher der Magd gut war; ich hatte indessen das Mädchen ereilt und hielt sie fest. — Denk einmal! welch ein Glück, rief Olivie, mit Bärben ist's aus, und George heirathet Liesen. — Das habe ich lange gedacht, sagte der gute Kerl, und blieb verdrießlich stehen.

Ich hatte dem Mädchen begreiflich gemacht, daß es nur darauf ankomme, den Papa anzuführen. Wir gingen auf den Burschen los, der sich umkehrte und sich zu entfernen suchte; aber Liese holte ihn herbei und auch er machte, indem er enttäuscht ward, die wunderlichsten Gebärden. Wir gingen zusammen nach dem Hause. Der Tisch war gedeckt und der Vater schon im Zimmer.

Oli-

Olivie, die mich hinter ſich hielt, trat an die Schwelle und ſagte: Vater, es iſt dir doch recht, daß George heute mit uns ißt? Du mußt ihm aber erlauben, daß er den Hut aufbehält. — Meinetwegen! ſagte der Alte, aber warum ſo was Ungewöhnliches? Hat er ſich beſchädigt? Sie zog mich vor wie ich ſtand und den Hut aufhatte. Nein! ſagte ſie, indem ſie mich in die Stube führte, aber er hat eine Vogelhecke darunter, die möchten hervorfliegen und einen verteufelten Spuck machen: denn es ſind lauter loſe Vögel. Der Vater ließ ſich den Scherz gefallen, ohne daß er recht wußte was es heißen ſollte. In dem Augenblick nahm ſie mir den Hut ab, machte einen Scharrfuß und verlangte von mir das Gleiche. Der Alte ſah mich an, erkannte mich, kam aber nicht aus ſeiner prieſterlichen Faſſung. Ey ey! Herr Candidat! rief er aus, indem er einen drohenden Finger aufhob: Sie haben geſchwind umgeſattelt, und ich verliere über Nacht einen Gehülfen, der mir erſt geſtern ſo treulich zuſagte, manchmal die Wochenkanzel für mich zu beſteigen. Darauf lachte er von Herzen, hieß mich willkommen, und wir ſetzten uns zu Tiſche. Moſes kam um vieles ſpäter; denn er hatte ſich, als der verzogene Jüngſte, angewöhnt, die Mittagsglocke zu verhören. Außerdem gab er wenig Acht auf die Geſellſchaft, auch kaum wenn er widerſprach. Man hatte mich, um ihn ſicherer zu machen, nicht zwiſchen die Schweſtern, ſondern an das Ende des Tiſches geſetzt,

wo George manchmal zu ſitzen pflegte. Als er, mir im Rücken, zur Thür hereingekommen war, ſchlug er mir derb auf die Achſel und ſagte: George, geſegnete Mahlzeit! — Schönen Dank, Junker! erwiderte ich. — Die fremde Stimme, das fremde Geſicht erſchreckten ihn. — Was ſagſt du? rief Olivie, ſieht er ſeinem Bruder nicht recht ähnlich? — Ja wohl, von hinten, verſetzte Moſes, der ſich gleich wieder zu faſſen wußte, wie allen Leuten. Er ſah mich gar nicht wieder an und beſchäftigte ſich bloß, die Gerichte, die er nachzuholen hatte, eifrig hinunterzuſchlingen. Dann beliebte es ihm auch, gelegentlich aufzuſtehen und ſich in Hof und Garten etwas zu ſchaffen zu machen. Zum Nachtiſche trat der wahrhafte George herein und belebte die ganze Scene noch mehr. Man wollte ihn wegen ſeiner Eiferſucht aufziehen und nicht billigen, daß er ſich an mir einen Rival geſchaffen hätte; allein er war beſcheiden und gewandt genug und miſchte auf eine halb duſſelige Weiſe ſich, ſeine Braut, ſein Ebenbild und die Mamſells dergeſtalt durcheinander, daß man zuletzt nicht mehr wußte, von wem die Rede war, und daß man ihn das Glas Wein und ein Stück von ſeinem eignen Kuchen in Ruhe gar zu gern verzehren ließ.

Nach Tiſche war die Rede, daß man ſpazieren gehen wolle; welches doch in meinen Bauerkleidern nicht wohl anging. Die Frauenzimmer aber hatten ſchon heute früh, als ſie erfuhren, wer ſo übereilt fortgelaufen war,

ſich erinnert, daß eine ſchöne Pekeſche eines Vettern im Schrank hänge, mit der er, bei ſeinem Hierſeyn, auf die Jagd zu gehen pflege. Allein ich lehnte es ab, äußerlich zwar mit allerlei Späßen, aber innerlich mit dem eitlen Gefühl, daß ich den guten Eindruck, den ich als Bauer gemacht, nicht wieder durch den Vetter zerſtören wolle. Der Vater hatte ſich entfernt, ſein Mittagsſchläfchen zu halten, die Mutter war in der Haushaltung beſchäftigt wie immer. Der Freund aber that den Vorſchlag, ich ſolle etwas erzählen, worein ich ſogleich willigte. Wir begaben uns in eine geräumige Laube, und ich trug ein Mährchen vor, das ich hernach unter dem Titel, „die neue Meluſine" aufgeſchrieben habe. Es verhält ſich zum neuen Paris wie ungefähr der Jüngling zum Knaben, und ich würde es hier einrücken, wenn ich nicht der ländlichen Wirklichkeit und Einfalt, die uns hier gefällig umgibt, durch wunderliche Spiele der Phantaſie zu ſchaden fürchtete. Genug mir gelang, was den Erfinder und Erzähler ſolcher Productionen belohnt, die Neugierde zu erregen, die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, zu voreiliger Auflöſung undurchdringlicher Räthſel zu reizen, die Erwartungen zu täuſchen, durch das Seltſamere, das an die Stelle des Seltſamen tritt, zu verwirren, Mitleid und Furcht zu erregen, beſorgt zu machen, zu rühren und endlich durch Umwendung eines ſcheinbaren Ernſtes in geiſtreichen und heitern Scherz das Gemüth zu befriedigen, der Einbildungskraft Stoff zu

neuen Bildern und dem Verſtande zu fernerm Nachdenken zu hinterlaſſen.

Sollte jemand künftig dieſes Mährchen gedruckt leſen und zweifeln, ob es eine ſolche Wirkung habe hervorbringen können, ſo bedenke derſelbe, daß der Menſch eigentlich nur berufen iſt, in der Gegenwart zu wirken. Schreiben iſt ein Mißbrauch der Sprache, ſtille für ſich leſen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Menſch wirkt alles was er vermag auf den Menſchen durch ſeine Perſönlichkeit, die Jugend am ſtärkſten auf die Jugend, und hier entſpringen auch die reinſten Wirkungen. Dieſe ſind es, welche die Welt beleben und weder moraliſch noch phyſiſch ausſterben laſſen. Mir war von meinem Vater eine gewiſſe lehrhafte Redſeligkeit angeerbt; von meiner Mutter die Gabe, alles was die Einbildungskraft hervorbringen, faſſen kann, heiter und kräftig darzuſtellen, bekannte Mährchen aufzufriſchen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden. Durch jene väterliche Mitgift wurde ich der Geſellſchaft mehrentheils unbequem: denn wer mag gern die Meinungen und Geſinnungen des andern hören, beſonders eines Jünglings, deſſen Urtheil, bei lückenhafter Erfahrung, immer unzulänglich erſcheint. Meine Mutter hingegen hatte mich zur geſellſchaftlichen Unterhaltung eigentlich recht ausgeſtattet. Das leerſte Mährchen hat für die Einbildungskraft ſchon einen hohen Reiz

und der geringſte Gehalt wird vom Verſtande dankbar aufgenommen.

Durch ſolche Darſtellungen, die mich gar nichts koſteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergötzte die Jugend und zog die Aufmerkſamkeit älterer Perſonen auf mich. Nur mußte ich in der Societät, wie ſie gewöhnlich iſt, ſolche Uebungen gar bald einſtellen, und ich habe nur zu ſehr an Lebensgenuß und freier Geiſtesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden elterlichen Gaben durch's ganze Leben, mit einer dritten verbunden, mit dem Bedürfniß, mich figürlich und gleichnißweiſe auszudrücken. In Rückſicht dieſer Eigenſchaften, welche der ſo einſichtige als geiſtreiche Doctor Gall, nach ſeiner Lehre, an mir anerkannte, betheuerte derſelbe, ich ſey eigentlich zum Volksredner geboren. Ueber dieſe Eröffnung erſchrack ich nicht wenig: denn hätte ſie wirklich Grund, ſo wäre, da ſich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles Uebrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf geweſen.

Goethe's

Werke.

Vollſtändige Ausgabe letzter Hand.

Sechs und zwanzigſter Band.

Unter des durchlauchtigſten deutſchen Bundes ſchützenden Privilegien

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1830.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit.

Dritter Theil.

Es iſt dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachſen.

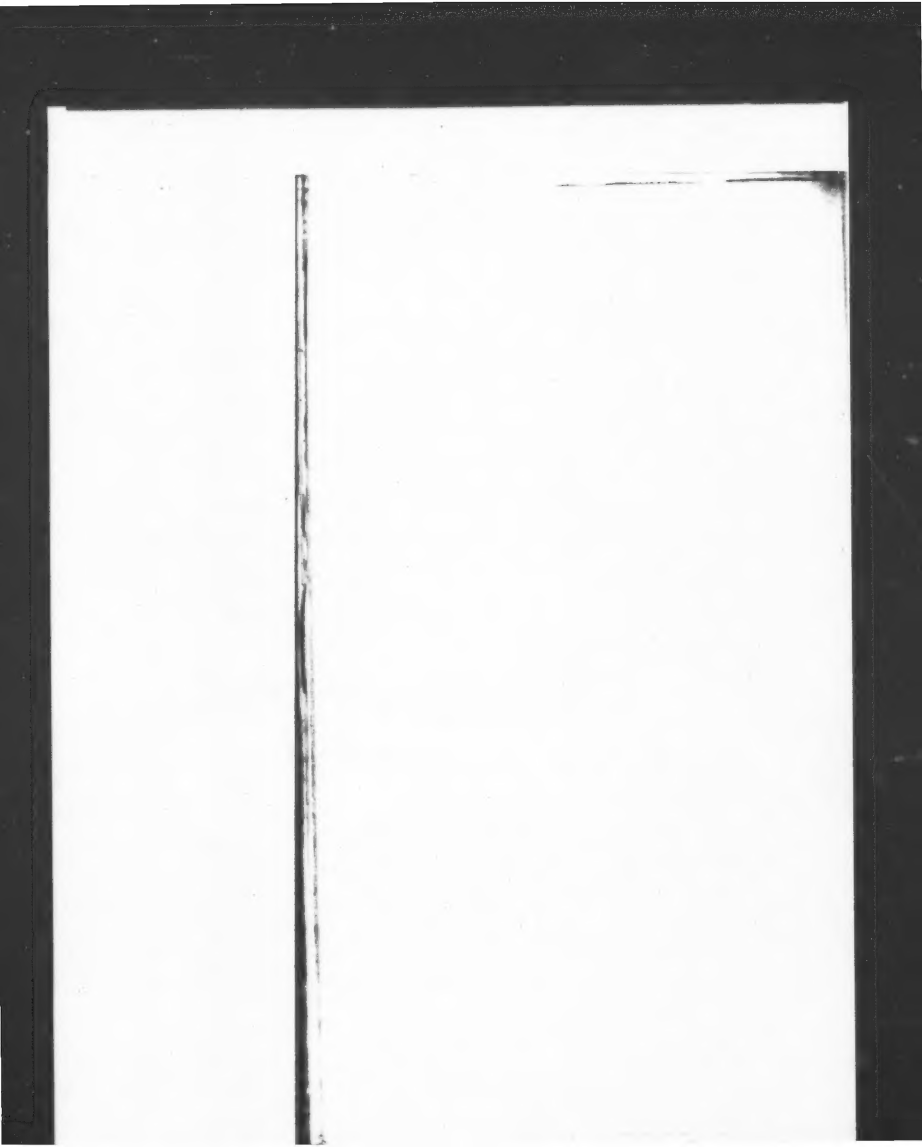

Eilftes Buch.

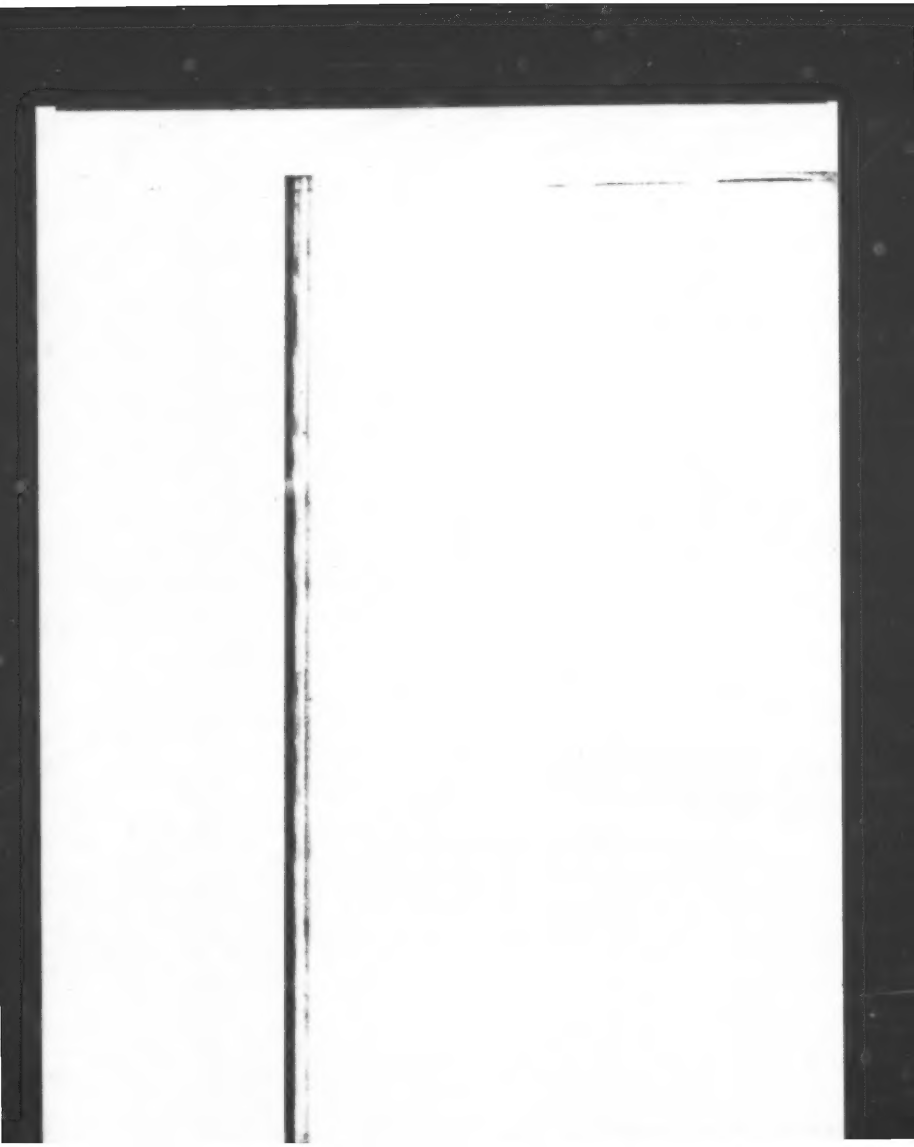

Nachdem ich in jener Laube zu Seſenheim meine Erzählung vollendet, in welcher das Gemeine mit dem Unmöglichen anmuthig genug wechſelte, ſah ich meine Hörerinnen, die ſich ſchon bisher ganz eigen theilnehmend erwieſen hatten, von meiner ſeltſamen Darſtellung auf's äußerſte verzaubert. Sie baten mich inſtändig, ihnen das Mährchen aufzuſchreiben, damit ſie es öfters unter ſich und vorleſend mit andern wiederholen könnten. Ich verſprach es um ſo lieber, als ich dadurch einen Vorwand zu Wiederholung des Beſuchs und der Gelegenheit zu näherer Verbindung mir zu gewinnen hoffte. Die Geſellſchaft trennte ſich einen Augenblick und alle mochten fühlen, daß, nach einem ſo lebhaft vollbrachten Tag, der Abend einigermaßen matt werden könnte. Von dieſer Sorge befreite mich mein Freund, der ſich für uns die Erlaubniß erbat, ſogleich Abſchied nehmen zu dürfen, weil er, als ein fleißiger und in ſeinen Studien folgerechter akademiſcher Bürger, dieſe Nacht in Druſenheim zuzubringen und morgen zeitig in Straßburg zu ſeyn wünſche.

Unſer Nachtquartier erreichten wir beide ſchweigend; ich, weil ich einen Widerhaken im Herzen fühlte der mich zurückzog, er, weil er etwas anderes im Sinne hatte, das er mir, als wir angelangt waren, ſogleich

mittheilte. — „Es iſt doch wunderlich,“ fing er an, „daß du gerade auf dieſes Mährchen verfallen biſt. Haſt du nicht bemerkt, daß es einen ganz beſondern Eindruck machte?“ — „Freilich,“ verſetzte ich darauf; „wie hätte ich nicht bemerken ſollen, daß die ältere bei einigen Stellen, mehr als billig, lachte, die jüngere den Kopf ſchüttelte, daß ihr euch bedeutend anſahet, und daß du ſelbſt beinah aus deiner Faſſung gekommen wäreſt. Ich läugne nicht, es hätte mich faſt irre gemacht: denn es fuhr mir durch den Kopf, daß es vielleicht unſchicklich ſey, den guten Kindern ſolche Fratzen zu erzählen, die ihnen beſſer unbekannt blieben, und ihnen von den Männern ſo ſchlechte Begriffe zu geben, als ſie von der Figur des Abenteurers ſich nothwendig bilden müſſen.“ — „Keineswegs! verſetzte jener: „du erräthſt es nicht, und wie ſollteſt du's errathen? Die guten Kinder ſind mit ſolchen Dingen gar nicht ſo unbekannt als du glaubſt: denn die große Geſellſchaft um ſie her gibt ihnen zu manchem Nachdenken Anlaß, und ſo iſt überhein gerade ein ſolches Ehepaar, wie du es, nur übertrieben und mährchenhaft, ſchilderſt. Er gerade ſo groß, derb und plump, ſie niedlich und zierlich genug, daß er ſie wohl auf der Hand tragen könnte. Ihr übriges Verhältniß, ihre Geſchichte paßt ebenfalls ſo genau zu deiner Erzählung, daß die Mädchen mich ernſtlich fragten, ob du die Perſonen kennteſt und ſie ſchalkhaft dargeſtellt hätteſt? Ich verſicherte nein! und

du wirſt wohl thun, das Mährchen ungeſchrieben zu laſſen. Durch Zögern und Vorwände wollen wir ſchon eine Entſchuldigung finden.“

Ich verwunderte mich ſehr: denn ich hatte weder an ein dießrheiniſches noch an ein überrheiniſches Paar gedacht, ja ich hätte gar nicht anzugeben gewußt, wie ich auf den Einfall gekommen. Zu Gedanken mochte ich mich gern mit ſolchen Späßen, ohne weitere Beziehung, beſchäftigen, und ſo, glaubte ich, ſollte es auch andern ſeyn, wenn ich ſie erzählte.

Als ich in der Stadt wieder an meine Geſchäfte kam, fühlte ich die Beſchwerlichkeit derſelben mehr als ſonſt: denn der zur Thätigkeit geborne Menſch übernimmt ſich in Planen und überladet ſich mit Arbeiten. Das gelingt denn auch ganz gut, bis irgend ein phyſiſches oder moraliſches Hinderniß dazutritt, um das Unverhältnißmäßige der Kräfte zu dem Unternehmen in's Klare zu bringen.

Das Juriſtiſche trieb ich mit ſo viel Fleiß als nöthig war, um die Promotion mit einigen Ehren zu abſolviren; das Mediciniſche reizte mich, weil es mir die Natur nach allen Seiten wo nicht aufſchloß, doch gewahr werden ließ, und ich war daran durch Umgang und Gewohnheit gebunden; der Geſellſchaft mußte ich auch einige Zeit und Aufmerkſamkeit widmen: denn in manchen Familien war mir mehreres zu Lieb und zu Ehren geſchehn. Aber alles dieß wäre zu tragen und fortzufüh-

ren gewesen, hätte nicht das was Herder mir auferlegt, unendlich auf mir gelastet. Er hatte den Vorhang zerrissen, der mir die Armuth der Deutschen Literatur bedeckte; er hatte mir so manches Vorurtheil mit Grausamkeit zerstört; an dem vaterländischen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Schnuppen behandelte; ja was ich von mir selbst hoffen und wähnen konnte, hatte er mir dermaßen verkümmert, daß ich an meinen eignen Fähigkeiten zu verzweifeln anfing. Zu gleicher Zeit jedoch riß er mich fort auf den herrlichen breiten Weg, den er selbst zu durchwandern geneigt war, machte mich aufmerksam auf seine Lieblingsschriftsteller, unter denen Swift und Hamann obenan standen, und schüttelte mich kräftiger auf als er mich gebeugt hatte. Zu dieser vielfachen Verwirrung nunmehr eine angehende Leidenschaft, die, indem sie mich zu verschlingen drohte, zwar von jenen Zuständen mich abziehn, aber wohl schwerlich darüber erheben konnte. Dazu kam noch ein körperliches Uebel, daß mir nämlich nach Tische die Kehle wie zugeschnürt war, welches ich erst später sehr leicht los wurde, als ich einem rothen Wein, den wir in der Pension gewöhnlich und sehr gern tranken, entsagte. Diese unerträgliche Unbequemlichkeit hatte mich auch in Sesenheim verlassen, so daß ich mich dort doppelt vergnügt befand; als ich aber zu meiner städtischen Diät zurückkehrte, stellte sie sich zu meinem großen Verdruß sogleich wieder

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16251737

ein. Alles dieß machte mich nachdenklich und mürrisch, und mein Aeußeres mochte mit dem Innern übereinstimmen.

Verdrießlicher als jemals, weil eben nach Tische jenes Uebel sich heftig eingefunden hatte, wohnte ich dem Clinicum bei. Die große Heiterkeit und Behaglichkeit womit der verehrte Lehrer uns von Bett zu Bett führte, die genaue Bemerkung bedeutender Symptome, die Beurtheilung des Gangs der Krankheit überhaupt, die schöne hippokratische Verfahrungsart, wodurch sich, ohne Theorie, aus einer eignen Erfahrung, die Gestalten des Wissens heraufgaben, die Schlußreden mit denen er gewöhnlich seine Stunden zu krönen pflegte, das alles zog mich zu ihm und machte mir ein fremdes Fach, in das ich nur wie durch eine Ritze hineinsah, um deste reizender und lieber. Mein Abscheu gegen die Kranken nahm immer mehr ab, je mehr ich diese Zustände in Begriffe verwandeln lernte, durch welche die Heilung, die Wiederherstellung menschlicher Gestalt und Wesens als möglich erschien. Er mochte mich wohl, als einen seltsamen jungen Menschen, besonders in's Auge gefaßt und mir die wunderliche Anomalie, die mich zu seinen Stunden hinführte, verziehn haben. Dießmal schloß er seinen Vortrag nicht, wie sonst, mit einer Lehre, die sich auf irgend eine beobachtete Krankheit bezogen hätte, sondern sagte mit Heiterkeit: „Meine Herren! wir sehen einige Ferien vor uns. Benutzen Sie dieselben sich auf-

zumuntern; die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sie wollen auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt werden. Geben Sie Ihrem Körper Bewegung, durchwandern Sie zu Fuß und zu Pferde das schöne Land; der Einheimische wird sich an dem Gewohnten erfreuen, und dem Fremden wird es neue Eindrücke geben und eine angenehme Erinnerung zurücklassen."

Es waren unser eigentlich nur zwey, an welche diese Ermahnung gerichtet seyn konnte; möge dem andern dieses Recept eben so eingeleuchtet haben als mir! Ich glaubte eine Stimme vom Himmel zu hören, und eilte was ich konnte, ein Pferd zu bestellen und mich sauber herauszuputzen. Ich schickte nach Weyland, er war nicht zu finden. Dieß hielt meinen Entschluß nicht auf, aber leider verzogen sich die Anstalten und ich kam nicht so früh weg als ich gehofft hatte. So stark ich auch ritt, überfiel mich doch die Nacht. Der Weg war nicht zu verfehlen, und der Mond beleuchtete mein leidenschaftliches Unternehmen. Die Nacht war windig und schauerlich, ich sprengte zu, um nicht bis morgen früh auf ihren Anblick warten zu müssen.

Es war schon spät, als ich in Sesenheim mein Pferd einstellte. Der Wirth, auf meine Frage, ob wohl in der Pfarre noch Licht sey, versicherte mich, die Frauenzimmer seyen eben erst nach Hause gegangen; er glaube gehört zu haben, daß sie noch einen Fremden erwarteten.

Das war mir nicht recht; denn ich hätte gewünſcht der einzige zu ſeyn. Ich eilte nach, um wenigſtens, ſo ſpät noch, als der erſte zu erſcheinen. Ich fand die beiden Schweſtern vor der Thüre ſitzend; ſie ſchienen nicht ſehr verwundert, aber ich war es, als Friederike Olivien in's Ohr ſagte, ſo jedoch daß ich's hörte: „hab' ich's nicht geſagt? da iſt er!" Sie führten mich in's Zimmer und ich fand eine kleine Collation aufgeſtellt. Die Mutter begrüßte mich als einen alten Bekannten; wie mich aber die ältere bei Licht beſah, brach ſie in ein lautes Gelächter aus: denn ſie konnte wenig an ſich halten.

Nach dieſem erſten etwas wunderlichen Empfang ward ſogleich die Unterredung frei und heiter, und was mir dieſen Abend verborgen blieb, erfuhr ich den andern Morgen. Friederike hatte voraus geſagt, daß ich kommen würde; und wer fühlt nicht einiges Behagen bei'm Eintreffen einer Ahnung, ſelbſt einer traurigen? Alle Vorgefühle, wenn ſie durch das Ereigniß beſtätigt werden, geben dem Menſchen einen höheren Begriff von ſich ſelbſt, es ſey nun, daß er ſich ſo zart fühlend glauben kann um einen Bezug in der Ferne zu taſten, oder ſo ſcharfſinnig, um nothwendige aber doch ungewiſſe Verknüpfungen gewahr zu werden. — Olivien's Lachen blieb auch kein Geheimniß; ſie geſtand, daß es ihr ſehr luſtig vorgekommen, mich dießmal geputzt und wohl ausſtaffirt zu ſehn; Friederike hingegen fand es vortheilhaft, eine ſolche Erſcheinung mir nicht als Eitelkeit auszule-

gen, vielmehr den Wunsch ihr zu gefallen, darin zu erblicken.

Früh bei Zeiten rief mich Friederike zum Spazierengehn; Mutter und Schwester waren beschäftigt, alles zum Empfang mehrerer Gäste vorzubereiten. Ich genoß an der Seite des lieben Mädchens der herrlichen Sonntagsfrühe auf dem Lande, wie sie uns der unschätzbare Hebel vergegenwärtigt hat. Sie schilderte mir die erwartete Gesellschaft und bat mich, ihr beizustehn, daß alle Vergnügungen wo möglich gemeinsam und in einer gewissen Ordnung möchten genossen werden. „Gewöhnlich," sagte sie, „zerstreut man sich einzeln; Scherz und Spiel wird nur obenhin gekostet, so daß zuletzt für den einen Theil nichts übrig bleibt, als die Karten zu ergreifen, und für den andern, im Tanze sich auszurasen."

Wir entwarfen demnach unsern Plan, was vor und nach Tische geschehn sollte, machten einander wechselseitig mit neuen geselligen Spielen bekannt, waren einig und vergnügt, als uns die Glocke nach der Kirche rief, wo ich denn an ihrer Seite eine etwas trockene Predigt des Vaters nicht zu lang fand.

Zeitverkürzend ist immer die Nähe der Geliebten, doch verging mir diese Stunde auch unter besonderem Nachdenken. Ich wiederholte mir die Vorzüge, die sie so eben aufs freiste vor mir entwickelte: besonnene Heiterkeit, Naivetät mit Bewußtseyn, Frohsinn mit Voraussehn; Eigenschaften, die unverträglich scheinen, die

ſich aber bei ihr zuſammenfanden und ihr Aeußeres gar hold bezeichneten. Nun hatte ich aber auch ernſtere Betrachtungen über mich ſelbſt anzuſtellen, die einer freien Heiterkeit eher Eintrag thaten.

Seitdem jenes leidenſchaftliche Mädchen meine Lippen verwünſcht und geheiligt (denn jede Weihe enthält ja beides), hatte ich mich, abergläubiſch genug, in Acht genommen, irgend ein Mädchen zu küſſen, weil ich ſolches auf eine unerhörte geiſtige Weiſe zu beſchädigen fürchtete. Ich überwand daher jede Lüſternheit, durch die ſich der Jüngling gedrungen fühlt, dieſe viel oder wenig ſagende Gunſt einem reizenden Mädchen abzugewinnen. Aber ſelbſt in der ſittigſten Geſellſchaft erwartete mich eine läſtige Prüfung. Eben jene, mehr oder minder geiſtreichen, ſogenannten kleinen Spiele, durch welche ein munterer jugendlicher Kreis geſammelt und vereinigt wird, ſind großentheils auf Pfänder gegründet, bei deren Einforderung die Küſſe keinen unbedeutenden Lbſewerth haben. Ich hatte mir nun ein für allemal vorgenommen, nicht zu küſſen, und wie uns irgend ein Mangel oder Hinderniß zu Thätigkeiten aufregt, zu denen man ſich ſonſt nicht hingeneigt hätte, ſo bot ich alles auf, was an mir von Talent und Humor war, mich durchzuwinden und dabei vor der Geſellſchaft und für die Geſellſchaft eher zu gewinnen als zu verlieren. Wenn zu Einlöſung eines Pfandes ein Vers verlangt werden ſollte, ſo richtete man die Forderung meiſt an mich. Nun

war ich immer vorbereitet und wußte bei ſolcher Gelegenheit etwas zum Lobe der Wirthin, oder eines Frauenzimmers, die ſich am artigſten gegen mich erwieſen hatte, vorzubringen. Traf es ſich, daß mir allenfalls ein Kuß auferlegt wurde, ſo ſuchte ich mich mit einer Wendung herauszuziehen, mit der man gleichfalls zufrieden war; und da ich Zeit gehabt hatte, vorher darüber nachzudenken, ſo fehlte es mir nicht an mannichfaltigen Zierlichkeiten; doch gelangen die aus dem Stegreiſe immer am beſten.

Als wir nach Hauſe kamen, ſchwirrten die von mehreren Seiten angekommenen Gäſte ſchon luſtig durch einander, bis Friederike ſie ſammelte und zu einem Spaziergang nach jenem ſchönen Platze lud und führte. Dort fand man eine reichliche Collation und wollte mit geſelligen Spielen die Stunde des Mittageſſens erwarten. Hier wußte ich, in Einſtimmung mit Friederiken, ob ſie gleich mein Geheimniß nicht ahnete, Spiele ohne Pfänder, und Pfänderlöſungen ohne Küſſe zu bereiten und durchzuführen.

Meine Kunſtfertigkeit und Gewandtheit war um ſo nöthiger, als die mir ſonſt ganz fremde Geſellſchaft geſchwind ein Verhältniß zwiſchen mir und dem lieben Mädchen mochte geahnet haben, und ſich nun ſchalkhaft alle Mühe gab, mir dasjenige aufzudringen, was ich heimlich zu vermeiden ſuchte. Denn bemerkt man in ſolchen Cirkeln eine angehende Neigung junger Perſonen,

ſo ſucht man ſie verlegen zu machen oder näher zuſammenzubringen, eben ſo wie man in der Folge, wenn ſich eine Leidenſchaft erklärt hat, bemüht iſt, ſie wieder auseinander zu ziehen; wie es denn dem geſelligen Menſchen ganz gleichgültig iſt, ob er nutzt oder ſchadet, wenn er nur unterhalten wird.

Ich konnte mit einiger Aufmerkſamkeit an dieſem Morgen Friederikens ganzes Weſen gewahr werden, dergeſtalt, daß ſie mir für die ganze Zeit immer dieſelbe blieb. Schon die freundlichen, vorzüglich an ſie gerichteten Grüße der Bauern gaben zu verſtehn, daß ſie ihnen wohlthätig ſey und ihr Behagen errege. Zu Hauſe ſtand die ältere der Mutter bei; alles was körperliche Anſtrengung erforderte, ward nicht von Friederiken verlangt, man ſchonte ſie, wie man ſagte, ihrer Bruſt wegen.

Es gibt Frauensperſonen die uns im Zimmer beſonders wohl gefallen, andere die ſich beſſer im Freien ausnehmen; Friederike gehörte zu den letztern. Ihr Weſen, ihre Geſtalt trat niemals reizender hervor, als wenn ſie ſich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmuth ihres Betragens ſchien mit der beblümten Erde, und die unverwüſtliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern. Dieſen erquicklichen Aether, der ſie umgab, brachte ſie auch mit nach Hauſe, und es ließ ſich bald bemerken, daß ſie Verwir-

rungen auszugleichen und die Eindrücke kleiner unangenehmer Zufälligkeiten leicht wegzulöschen verstand.

Die reinste Freude die man an einer geliebten Person finden kann, ist die, zu sehen, daß sie andere erfreut. Friederikens Betragen in der Gesellschaft war allgemein wohlthätig. Auf Spaziergängen schwebte sie, ein belebender Geist, hin und wieder, und wußte die Lücken auszufüllen, welche hier und da entstehen mochten. Die Leichtigkeit ihrer Bewegungen haben wir schon gerühmt, und am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Nothwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam sie niemals außer Athem, und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzu große Sorge der Eltern für ihre Brust manchem übertrieben scheinen.

Der Vater, der uns manchmal durch Wiesen und Felder begleitete, war öfters nicht günstig gepaart. Ich gesellte mich deßhalb zu ihm, und er verfehlte nicht, sein Lieblingsthema wieder anzustimmen und mich von dem vorgeschlagnen Bau des Pfarrhauses umständlich zu unterhalten. Er beklagte sich besonders, daß er die sorgfältig gefertigten Risse nicht wieder erhalten könne,

um

um darüber nachzudenken und eine und die andere Verbesserung zu überlegen. Ich erwiderte darauf, es sey leicht sie zu ersetzen, und erbot mich zu Fertigung eines Grundrisses, auf welchen doch vorerst alles ankomme. Er war es wohl zufrieden, und bei der nöthigen Ausmessung sollte der Schulmeister an die Hand gehen, welchen aufzuregen er denn auch sogleich forteilte, damit ja der Fuß- und Zollstab morgen früh bereit wäre.

Als er hinweggegangen war, sagte Friederike: „Sie sind recht gut, die schwache Seite des lieben Vaters zu hegen, und nicht, wie die andern, die dieses Gespräch schon überdrüssig sind, ihn zu meiden oder davon abzubrechen. Freilich muß ich Ihnen bekennen, daß wir übrigen den Bau nicht wünschen; er würde der Gemeine zu hoch zu stehen kommen und uns auch. Neues Haus, neues Hausgeräthe! Unsern Gästen würde es bei uns nicht wohler seyn, sie sind nun einmal das alte Gebäude gewohnt. Hier können wir sie reichlich bewirthen, dort fänden wir uns in einem weitern Raume beengt. So steht die Sache; aber unterlassen Sie nicht, gefällig zu seyn, ich danke es Ihnen von Herzen.“

Ein anderes Frauenzimmer, das sich zu uns gesellte, fragte nach einigen Romanen, ob Friederike solche gelesen habe. Sie verneinte es; denn sie hatte überhaupt wenig gelesen; sie war in einem heitern sittlichen Lebensgenuß aufgewachsen und dem gemäß gebildet. Ich hatte den Wakefield auf der Zunge, allein ich wagte nicht ihr

ihn anzubieten; die Aehnlichkeit der Zuſtände war zu auffallend und zu bedeutend. — „Ich leſe ſehr gern Romane,“ ſagte ſie; „man findet darin ſo hübſche Leute, denen man wohl ähnlich ſehen möchte.“

Die Ausmeſſung des Hauſes geſchah des andern Morgens. Sie ging ziemlich langſam von ſtatten, da ich in ſolchen Künſten ſo wenig gewandt war, als der Schulmeiſter. Endlich kam ein leidlicher Entwurf zu Stande. Der gute Vater ſagte mir ſeine Abſicht und war nicht unzufrieden, als ich Urlaub nahm, um den Riß in der Stadt mit mehr Bequemlichkeit zu verfertigen. Friederike entließ mich froh; ſie war von meiner Neigung überzeugt, wie ich von der ihrigen, und die ſechs Stunden ſchienen keine Entfernung mehr. Es war ſo leicht, mit der Diligence nach Druſenheim zu fahren und ſich durch dieſes Fuhrwerk, ſo wie durch ordentliche und außerordentliche Boten, in Verbindung zu erhalten, wobei Georges den Spediteur machen ſollte.

In der Stadt angelangt, beſchäftigte ich mich in den früheſten Stunden — denn an langen Schlaf war nicht mehr zu denken — mit dem Riſſe, den ich ſo ſauber als möglich zeichnete. Indeſſen hatte ich ihr Bücher geſchickt und ein kurzes freundliches Wort dazu geſchrieben. Ich erhielt ſogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübſchen, herzlichen Hand. Ebenſo war Inhalt und Styl natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und ſo wurde der angenehme Eindruck, den ſie

auf mich gemacht, immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Weſens nur gar zu gern, und nährte die Hoffnung, ſie bald und auf längere Zeit wiederzuſehn.

Es bedurfte nun nicht mehr eines Zurufs von Seiten des braven Lehrers; er hatte mich durch jene Worte zur rechten Zeit ſo aus dem Grunde curirt, daß ich ihn und ſeine Kranken nicht leicht wiederzuſehen Luſt hatte. Der Briefwechſel mit Friederiken wurde lebhafter. Sie lud mich ein zu einem Feſte, wozu auch überrheiniſche Freunde kommen würden; ich ſollte mich auf längere Zeit einrichten. Ich that es, indem ich einen tüchtigen Mantelſack auf die Diligence packte; und in wenig Stunden befand ich mich in ihrer Nähe. Ich traf eine große und luſtige Geſellſchaft, nahm den Vater bei Seite, überreichte ihm den Riß, über den er große Freude bezeigte; ich beſprach mit ihm, was ich bei der Ausarbeitung gedacht hatte; er war außer ſich vor Vergnügen, beſonders lobte er die Reinlichkeit der Zeichnung: die hatte ich von Jugend auf geübt und mir dießmal auf dem ſchönſten Papier noch beſondere Mühe gegeben. Allein dieſes Vergnügen wurde unſerm guten Wirthe gar bald verkümmert, da er, gegen meinen Rath, in der Freude ſeines Herzens, den Riß der Geſellſchaft vorlegte. Weit entfernt, darau die erwünſchte Theilnahme zu äußern, achteten die einen dieſe köſtliche Arbeit gar nicht; andere, die etwas von der Sache zu verſtehn glaubten,

machten es noch ſchlimmer, ſie tadelten den Entwurf als nicht kunſtgerecht, und als der Alte einen Augenblick nicht aufmerkte, handhabten ſie dieſe ſaubern Blätter als Brouillons, und einer zog mit harten Bleyſtiftſtrichen ſeine Verbeſſerungsvorſchläge dergeſtalt derb über das zarte Papier, daß an Wiederherſtellung der erſten Reinheit nicht zu denken war.

Den höchſt verdrießlichen Mann, dem ſein Vergnügen ſo ſchmählich vereitelt worden, vermochte ich kaum zu tröſten, ſo ſehr ich ihm auch verſicherte, daß ich ſie ſelbſt nur für Entwürfe gehalten, worüber wir ſprechen und neue Zeichnungen darauf bauen wollten. Er ging dem allen ungeachtet höchſt verdrießlich weg, und Friederike dankte mir für die Aufmerkſamkeit gegen den Vater eben ſo ſehr als für die Geduld bei der Unart der Mitgäſte.

Ich aber kannte keinen Schmerz noch Verdruß in ihrer Nähe. Die Geſellſchaft beſtand aus jungen, ziemlich lärmenden Freunden, die ein alter Herr noch zu überbieten trachtete und noch wunderlicheres Zeug angab als ſie ausübten. Man hatte ſchon bei'm Frühſtück den Wein nicht geſpart; bei einem ſehr wohl beſetzten Mittagstiſche ließ man ſich's an keinem Genuß ermangeln und allen ſchmeckte es, nach der angreifenden Leibesübung, bei ziemlicher Wärme, um ſo beſſer, und wenn der alte Amtmann des Guten ein wenig zu viel ge-

than hatte, ſo war die Jugend nicht weit hinter ihm zurückgeblieben.

Ich war gränzenlos glücklich an Friederikens Seite: geſprächig, luſtig, geiſtreich, verlaut, und doch durch Gefühl, Achtung und Anhänglichkeit gemäßigt. Sie in gleichem Falle, offen, heiter, theilnehmend und mittheilend. Wir ſchienen allein für die Geſellſchaft zu leben und lebten bloß wechſelſeitig für uns.

Nach Tiſche ſuchte man den Schatten, geſellſchaftliche Spiele wurden vorgenommen und Pfänderſpiele kamen an die Reihe. Bei Löſung der Pfänder ging alles jeder Art in's Uebertriebene: Gebärden, die man verlangte, Handlungen die man ausüben, Aufgaben die man löſen ſollte, alles zeigte von einer verwegenen Luſt, die keine Gränzen kennt. Ich ſelbſt ſteigerte dieſe wilden Scherze durch manchen Schwank, Friederike glänzte durch manchen neckiſchen Einfall; ſie erſchien mir lieblicher als je; alle hypochondriſchen, abergläubiſchen Grillen waren mir verſchwunden, und als ſich die Gelegenheit gab, meine ſo zärtlich Geliebte recht herzlich zu küſſen, verſäumte ich's nicht, und noch weniger verſagte ich mir die Wiederholung dieſer Freude.

Die Hoffnung der Geſellſchaft auf Muſik wurde endlich befriedigt, ſie ließ ſich hören und alles eilte zum Tanz. Die Allemanden, das Walzen und Drehen war Anfang, Mittel und Ende. Alle waren zu dieſem Nationaltanz aufgewachſen; auch ich machte meinen gehei-

men Lehrmeisterinnen Ehre genug, und Friederike, welche tanzte wie sie ging, sprang und lief, war sehr erfreut an mir einen sehr geübten Partner zu finden. Wir hielten meist zusammen, mußten aber bald Schicht machen, weil man ihr von allen Seiten zuredete, nicht weiter fortzurasen. Wir entschädigten uns durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und an jenem stillen Platze durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß wir uns von Grund aus liebten.

Aeltere Personen die vom Spiel aufgestanden waren, zogen uns mit sich fort. Bei der Abend-Collation kam man eben so wenig zu sich selbst; es ward bis tief in die Nacht getanzt, und an Gesundheiten so wie an andern Aufmunterungen zum Trinken fehlte es so wenig als am Mittag.

Ich hatte kaum einige Stunden sehr tief geschlafen, als ein erhitztes und in Aufruhr gebrachtes Blut mich aufweckte. In solchen Stunden und Lagen ist es, wo die Sorge, die Reue den wehrlos hingestreckten Menschen zu überfallen pflegen. Meine Einbildungskraft stellte mir zugleich die lebhaftesten Bilder dar; ich sehe Lucinden, wie sie, nach dem heftigsten Kusse, leidenschaftlich von mir zurücktritt, mit glühender Wange, mit funkelnden Augen jene Verwünschung ausspricht, wodurch nur ihre Schwester bet[illegible]t werden soll, und wodurch sie unwissend fremde schuldlose bedroht. Ich sehe Friederiken gegen ihr über stehn, erstarrt vor dem

Anblick, bleich und die Folgen jener Verwünſchung fühlend, von der ſie nichts weiß. Ich finde mich in der Mitte, ſo wenig im Stande, die geiſtigen Wirkungen jenes Abenteuers abzulehnen als jenen Unglück weiſſagenden Kuß zu vermeiden. Die zarte Geſundheit Friederikens ſchien den gedrohten Unfall zu beſchleunigen, und nun kam mir ihre Liebe zu mir recht unſelig vor; ich wünſchte über alle Berge zu ſeyn.

Was aber noch ſchmerzlicheres für mich im Hintergrunde lag, will ich nicht verhehlen. Ein gewiſſer Dünkel unterhielt bei mir jenen Aberglauben; meine Lippen — geweiht oder verwünſcht — kamen mir bedeutender vor als ſonſt, und mit nicht geringer Selbſtgefälligkeit war ich mir meines enthaltſamen Betragens bewußt, indem ich mir manche unſchuldige Freude verſagte, theils um jenen magiſchen Vorzug zu bewahren, theils um ein harmloſes Weſen nicht zu verletzen, wenn ich ihn aufgäbe.

Nunmehr aber war alles verloren und unwiederbringlich; ich war in einen gemeinen Zuſtand zurückgekehrt, ich glaubte das liebſte Weſen verletzt, ihr unwiederbringlich geſchadet zu haben; und ſo war jene Verwünſchung, anſtatt daß ich ſie hätte los werden ſollen, von meinen Lippen in mein eigenes Herz zurückgeſchlagen.

Das alles raſte zuſammen in meinem durch Liebe und Leidenſchaft, Wein und Tanz aufgeregten Blute, verwirrte mein Denken, peinigte mein Gefühl, ſo daß

ich, besonders im Gegensatz mit den gestrigen behaglichen Freuden, mich in einer Verzweiflung fühlte, die ohne Gränzen schien. Glücklicherweise blickte durch eine Spalte im Laden das Tageslicht mich an; und alle Mächte der Nacht überwindend stellte mich die hervortretende Sonne wieder auf meine Füße; ich war bald im Freien und schnell erquickt, wo nicht hergestellt.

Der Aberglaube, so wie manches andre Wähnen, verliert sehr leicht an seiner Gewalt, wenn er, statt unserer Eitelkeit zu schmeicheln, ihr in den Weg tritt, und diesem zarten Wesen eine böse Stunde machen will; wir sehen alsdann recht gut, daß wir ihn loswerden können, sobald wir wollen; wir entsagen ihm um so leichter, je mehr alles was wir ihm entziehn, zu unserm Vortheil gereicht. Der Anblick Friederikens, das Gefühl ihrer Liebe, die Heiterkeit der Umgebung, alles machte mir Vorwürfe, daß ich in der Mitte der glücklichsten Tage so traurige Nachtvögel bei mir beherbergen mögen; ich glaubte sie auf ewig verscheucht zu haben. Des lieben Mädchens immer mehr annäherndes zutrauliches Betragen machte mich durch und durch froh, und ich fand mich recht glücklich, daß sie mir dießmal bei'm Abschied öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß gab.

In der Stadt erwarteten mich gar manche Geschäfte und Zerstreuungen, aus denen ich mich oft, durch einen

jetzt regelmäßig eingeleiteten Briefwechsel mit meiner Geliebten, zu ihr sammelte. Auch in Briefen blieb sie immer dieselbe; sie mochte etwas Neues erzählen, oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, leicht schildern, vorübergehend reflectiren, immer war es, als wenn sie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, springend, so leicht aufträte als sicher. Auch ich schrieb sehr gern an sie: denn die Vergegenwärtigung ihrer Vorzüge vermehrte meine Neigung auch in der Abwesenheit, so daß diese Unterhaltung einer persönlichen wenig nachgab, ja in der Folge mir sogar angenehmer, theurer wurde.

Denn jener Aberglaube hatte völlig weichen müssen. Er gründete sich zwar auf Eindrücke früherer Jahre, allein der Geist des Tags, das Rasche der Jugend, der Umgang mit kalten, verständigen Männern, alles war ihm ungünstig, so daß sich nicht leicht jemand in meiner ganzen Umgebung gefunden hätte, dem nicht ein Bekenntniß meiner Grille vollkommen lächerlich gewesen wäre. Allein das schlimmste war, daß jener Wahn, indem er floh, eine wahre Betrachtung über den Zustand zurückließ, in welchem sich immer junge Leute befinden, deren frühzeitige Neigungen sich keinen dauerhaften Erfolg versprechen dürfen. So wenig war mir geholfen, den Irrthum los zu seyn, daß Verstand und Ueberlegung mir nur noch schlimmer in diesem Falle mitspielten. Meine Leidenschaft wuchs, je mehr ich den Werth des trefflichen Mädchens kennen lernte, und die Zeit rückte

heran, da ich ſo viel Liebes und Gutes, vielleicht auf immer, verlieren ſollte.

Wir hatten eine Zeit lang zuſammen ſtill und anmuthig fortgelebt, als Freund Wieland die Schalkheit beging, den Landprieſter von Wakefield nach Seſenheim mitzubringen und mir ihn, da vom Vorleſen die Rede war, unvermuthet zu überreichen, als hätte es weiter gar nichts zu ſagen. Ich wußte mich zu faſſen und las ſo heiter und freimüthig als ich nur konnte. Auch die Geſichter meiner Zuhörer erheiterten ſich ſogleich, und es ſchien ihnen gar nicht unangenehm, abermals zu einer Vergleichung genöthigt zu ſeyn. Hatten ſie zu Raymond und Meluſine komiſche Gegenbilder gefunden, ſo erblickten ſie hier ſich ſelbſt in einem Spiegel, der keineswegs verhäßlichte. Man geſtand ſich's nicht ausdrücklich, aber man verläugnete es nicht, daß man ſich unter Geiſtes- und Gefühlsverwandten bewege.

Alle Menſchen guter Art empfinden bei zunehmender Bildung, daß ſie auf der Welt eine doppelte Rolle zu ſpielen haben, eine wirkliche und eine ideelle, und in dieſem Gefühl iſt der Grund alles Edlen aufzuſuchen. Was uns für eine wirkliche zugetheilt ſey, erfahren wir nur allzu deutlich; was die zweyte betrifft, darüber können wir ſelten in's klare kommen. Der Menſch mag ſeine höhere Beſtimmung auf Erden oder im Himmel, in der Gegenwart oder in der Zukunft ſuchen, ſo bleibt er deßhalb doch innerlich einem ewigen Schwanken, von

außen einer immer ſtörenden Einwirkung ausgeſetzt, bis er ein für allemal den Entſchluß faßt, zu erklären, das rechte ſey das was ihm gemäß iſt.

Unter die läßlichſten Verſuche, ſich etwas Höheres anzubilden, ſich einem Höheren gleich zu ſtellen, gehört wohl der jugendliche Trieb, ſich mit Romanfiguren zu vergleichen. Er iſt höchſt unſchuldig, und, was man auch dagegen eifern mag, höchſt unſchädlich. Er unterhält uns in Zeiten, wo wir vor Langerweile umkommen oder zu leidenſchaftlicher Unterhaltung greifen müßten.

Wie oft wiederholt man nicht die Litaney vom Schaden der Romane, und was iſt es denn für ein Unglück, wenn ein artiges Mädchen, ein hübſcher junger Mann ſich an die Stelle der Perſon ſetzt, der es beſſer und ſchlechter geht als ihm ſelbſt? Iſt denn das bürgerliche Leben ſo viel werth, oder verſchlingen die Bedürfniſſe des Tags den Menſchen ſo ganz, daß er jede ſchöne Forderung von ſich ablehnen ſoll?

So ſind als kleine Nebenzweige der romantiſch-poetiſchen Fictionen die hiſtoriſch-poetiſchen Taufnamen, die ſich an die Stelle der heiligen, nicht ſelten zum Aergerniß der taufenden Geiſtlichen, in die Deutſche Kirche eingedrungen, ohne Zweifel anzuſehn. Auch dieſer Trieb, ſein Kind durch einen wohlklingenden Namen, wenn er auch ſonſt nichts weiter hinter ſich hätte, zu adeln iſt löblich, und dieſe Verknüpfung einer eingebil-

deten Welt mit der wirklichen verbreitet ſogar über das ganze Leben der Perſon einen anmuthigen Schimmer. Ein ſchönes Kind, welches wir mit Wohlgefallen Bertha nennen, würden wir zu beleidigen glauben, wenn wir es Urſelblandine nennen ſollten. Gewiß, einem gebildeten Menſchen, geſchweige denn einem Liebhaber, würde ein ſolcher Name auf den Lippen ſtocken. Der kalt und einſeitig urtheilenden Welt iſt nicht zu verargen, wenn ſie alles was phantaſtiſch hervortritt, für lächerlich und verwerflich achtet; der denkende Kenner der Menſchheit aber muß es nach ſeinem Werthe zu würdigen wiſſen.

Für den Zuſtand der Liebenden an dem ſchönen Ufer des Rheins war dieſe Vergleichung, zu der ſie ein Schalk genöthigt hatte, von den anmuthigſten Folgen. Man denkt nicht über ſich, wenn man ſich im Spiegel betrachtet, aber man fühlt ſich und läßt ſich gelten. So iſt es auch mit jenen moraliſchen Nachbildern, an denen man ſeine Sitten und Neigungen, ſeine Gewohnheiten und Eigenheiten, wie im Schattenriß, erkennt und mit brüderlicher Innigkeit zu faſſen und zu umarmen ſtrebt.

Die Gewohnheit, zuſammen zu ſeyn, befeſtigte ſich immer mehr; man wußte nicht anders als daß ich dieſem Kreiſe angehöre. Man ließ es geſchehn und gehn, ohne gerade zu fragen, was daraus werden ſollte. Und welche Eltern finden ſich nicht genöthigt, Töchter und

Söhne in ſo ſchwebenden Zuſtänden eine Weile hinwalten zu laſſen, bis ſich etwas zufällig für's Leben beſtätigt, beſſer als es ein lange angelegter Plan hätte hervorbringen können.

Man glaubte ſowohl auf Friederikens Geſinnungen als auch auf meine Rechtlichkeit, für die man, wegen jenes wunderlichen Enthaltens ſelbſt von unſchuldigen Liebkoſungen, ein günſtiges Vorurtheil gefaßt hatte, völlig vertrauen zu können. Man ließ uns unbeobachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es hing von uns ab, in kleinerer oder größerer Geſellſchaft, die Gegend zu durchſtreifen und die Freunde der Nachbarſchaft zu beſuchen. Dieſſeits und jenſeits des Rheins, in Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau, fand ich die Perſonen zerſtreut, die ich in Seſenheim vereinigt geſehn, jeden bei ſich, als freundlichen Wirth, gaſtfrei und ſo gern Küche und Keller als Gärten und Weinberge, ja die ganze Gegend aufſchließend. Die Rheininſeln waren denn auch öfters ein Ziel unſerer Waſſerfahrten. Dort brachten wir ohne Barmherzigkeit die kühlen Bewohner des klaren Rheines in den Keſſel, auf den Roſt, in das ſiedende Fett, und hätten uns hier, in den traulichen Fiſcherhütten, vielleicht mehr als billig angeſiedelt, hätten uns nicht die entſetzlichen Rheinſchnaken nach einigen Stunden wieder weggetrieben. Ueber dieſe unerträgliche Störung einer der ſchönſten Luſtpartien, wo ſonſt alles glückte, wo die Nei-

gung der Liebenden mit dem guten Erfolge des Unternehmens nur zu wachsen schien, brach ich wirklich, als wir zu früh, ungeschickt und ungelegen nach Hause kamen, in Gegenwart des guten geistlichen Vaters, in gotteslästerliche Reden aus und versicherte, daß diese Schnaken allein mich von dem Gedanken abbringen könnten, als habe ein guter und weiser Gott die Welt erschaffen. Der alte fromme Herr rief mich dagegen ernstlich zur Ordnung und verständigte mich, daß diese Mücken und anderes Ungeziefer erst nach dem Falle unserer ersten Eltern entstanden, oder wenn deren im Paradiese gewesen, daselbst nur angenehm gesummet und nicht gestochen hätten. Ich fühlte mich zwar sogleich besänftigt: denn ein Zorniger ist wohl zu begütigen, wenn es uns glückt, ihn zum Lächeln zu bringen; ich versicherte jedoch, es habe des Engels mit dem flammenden Schwerte gar nicht bedurft, um das sündige Ehepaar aus dem Garten zu treiben; er müsse mir vielmehr erlauben, mir vorzustellen, daß dieß durch große Schnaken des Tigris und Euphrat geschehen sey. Und so hatte ich ihn wieder zum Lachen gebracht; denn der gute Mann verstand Spaß, oder ließ ihn wenigstens vorübergehn.

Ernsthafter jedoch und herzerhebender war der Genuß der Tags- und Jahreszeiten in diesem herrlichen Lande. Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, diese lauen Abende, diese warmen

Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen. Monate lang beglückten uns reine ätherische Morgen, wo der Himmel sich in seiner ganzen Pracht wies, indem er die Erde mit überflüssigem Thau getränkt hatte; und damit dieses Schauspiel nicht zu einfach werde, thürmten sich oft Wolken über die entfernten Berge bald in dieser, bald in jener Gegend. Sie standen Tage, ja Wochen lang, ohne den reinen Himmel zu trüben, und selbst die vorübergehenden Gewitter erquickten das Land und verherrlichten das Grün, das schon wieder im Sonnenschein glänzte, ehe es noch abtrocknen konnte. Der doppelte Regenbogen, zweyfarbige Säume eines dunkelgrauen, beinah schwarzen himmlischen Bandstreifens waren herrlicher, farbiger, entschiedener, aber auch flüchtiger als ich sie irgend beobachtet.

Unter diesen Umgebungen trat unversehens die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor. Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben; wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden.

Da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältnisse wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war, so entsprang dadurch für unsere Neigung ein neues Leben, das uns vor allem Unangenehmen bewahrte, was an solche kleine Liebeshändel als

verdrießliche Folge sich gewöhnlich zu schließen pflegt. Entfernt von mir arbeitete sie für mich, und dachte auf irgend eine neue Unterhaltung wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu seyn. Gemahlte Bänder waren damals eben erst Mode geworden; ich mahlte ihr gleich ein paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich dießmal länger als ich gedacht ausbleiben mußte. Um auch die dem Vater gethane Zusage eines neuen und ausgearbeiteten Bauriſſes noch über Versprechen zu halten, beredete ich einen jungen Bauverständigen, statt meiner zu arbeiten. Dieser hatte so viel Lust an der Aufgabe als Gefälligkeit gegen mich, und ward noch mehr durch die Hoffnung eines guten Empfangs in einer so angenehmen Familie belebt. Er verfertigte Grundriß, Aufriß und Durchschnitt des Hauses; Hof und Garten war nicht vergessen; auch ein detaillirter, aber sehr mäßiger Anschlag war hinzugefügt, um die Möglichkeit der Ausführung eines weitläufigen Unternehmens als leicht und thulich vorzuspiegeln.

Diese Zeugnisse unserer freundschaftlichen Bemühungen verschafften uns den liebreichsten Empfang; und da der gute Vater sah, daß wir den besten Willen hatten, ihm zu dienen, so trat er mit noch einem Wunsche hervor; es war der, seine zwar hübsche aber einfarbige Chaise mit Blumen und Zierrathen staffirt zu sehn.

Wir

Wir ließen uns bereitwillig finden. Farben, Pinsel und sonstige Bedürfnisse wurden von den Krämern und Apothekern der nächsten Städte herbeigeholt. Damit es aber auch an einem Wakefield'schen Mißlingen nicht fehlen möchte, so bemerkten wir nur erst, als alles auf das fleißigste und bunteste gemahlt war, daß wir einen falschen Firniß genommen hatten, der nicht trocknen wollte: Sonnenschein und Zugluft, reines und feuchtes Wetter, nichts wollte fruchten. Man mußte sich indessen eines alten Rumpelkastens bedienen, und es blieb uns nichts übrig, als die Verzierung mit mehr Mühe wieder abzureiben als wir sie aufgemahlt hatten. Die Unlust bei dieser Arbeit vergrößerte sich noch, als uns die Mädchen um's Himmelswillen baten, langsam und vorsichtig zu verfahren, um den Grund zu schonen; welcher denn doch, nach dieser Operation, zu seinem ursprünglichen Glanze nicht wieder zurückzubringen war.

Durch solche unangenehme kleine Zwischenfälligkeiten wurden wir jedoch so wenig als Doctor Primrose und seine liebenswürdige Familie in unserm heitern Leben gestört; denn es begegnete manches unerwartete Glück sowohl uns als auch Freunden und Nachbarn; Hochzeiten und Kindtaufen, Richtung eines Gebäudes, Erbschaft, Lotteriegewinn wurden wechselseitig verkündigt und mitgenossen. Wir trugen alle Freude, wie ein Gemeingut, zusammen und wußten sie durch Geist und Liebe zu steigern. Es war nicht das erste und letzte

Mal, daß ich mich in Familien, in geſelligen Kreiſen befand, gerade im Augenblick ihrer höchſten Blüthe, und wenn ich mir ſchmeicheln darf, etwas zu dem Glanz ſolcher Epochen beigetragen zu haben, ſo muß ich mir dagegen vorwerfen, daß ſolche Zeiten uns eben deßhalb ſchneller vorübergeeilt und früher verſchwunden.

Nun ſollte aber unſere Liebe noch eine ſonderbare Prüfung ausſtehn. Ich will es Prüfung nennen, obgleich dieß nicht das rechte Wort iſt. Die ländliche Familie, der ich befreundet war, hatte verwandte Häuſer in der Stadt, von gutem Anſehn und Ruf und in behaglichen Vermögensumſtänden. Die jungen Städter waren öfters in Seſenheim. Die ältern Perſonen, Mütter und Tanten, weniger beweglich, hörten ſo mancherlei von dem dortigen Leben, von der wachſenden Anmuth der Töchter, ſelbſt von meinem Einfluß, daß ſie mich erſt wollten kennen lernen, und nachdem ich ſie öfters beſucht und auch bei ihnen wohl empfangen war, uns auch alle einmal beiſammen zu ſehen verlangten, zumal als ſie jenen auch eine freundliche Gegenaufnahme ſchuldig zu ſeyn glaubten.

Lange ward hierüber hin und her gehandelt. Die Mutter konnte ſich ſchwer von der Haushaltung trennen, Olivie hatte einen Abſcheu vor der Stadt, in die ſie nicht paßte, Friederike keine Neigung dahin; und ſo verzögerte ſich die Sache, bis ſie endlich dadurch entſchieden ward, daß es mir unmöglich fiel, innerhalb vierzehn

Tagen auf's Land zu kommen, da man sich denn lieber in der Stadt und mit einigem Zwange als gar nicht sehen wollte. Und so fand ich nun meine Freundinnen, die ich nur auf ländlicher Scene zu sehen gewohnt war, deren Bild mir nur auf einem Hintergrunde von schwankenden Baumzweigen, beweglichen Bächen, nickenden Blumenwiesen und einem meilenweit freien Horizonte bisher erschien — ich sah sie nun zum ersten Mal in städtischen zwar weiten Zimmern, aber doch in der Enge, in Bezug auf Tapeten, Spiegel, Standuhren und Porzellanpuppen.

Das Verhältniß zu dem, was man liebt, ist so entschieden, daß die Umgebung wenig sagen will; aber daß es die gehörige, natürliche, gewohnte Umgebung sey, dieß verlangt das Gemüth. Bei meinem lebhaften Gefühl für alles Gegenwärtige konnte ich mich nicht gleich in den Widerspruch des Augenblicks finden. Das anständige ruhig edle Betragen der Mutter paßte vollkommen in diesen Kreis, sie unterschied sich nicht von den übrigen Frauen; Olivie dagegen bewies sich ungeduldig, wie ein Fisch auf dem Strande. Wie sie mich sonst in dem Garten anrief oder auf dem Felde bei Seite winkte, wenn sie mir etwas Besonderes zu sagen hatte, so that sie auch hier, indem sie mich in eine Fenstertiefe zog; sie that es mit Verlegenheit und ungeschickt, weil sie fühlte, daß es nicht paßte und es doch that. Sie hatte mir das unwichtigste von der Welt zu sagen, nichts als was ich schon wußte: daß es ihr entsetzlich weh sey, daß

sie sich an den Rhein, über den Rhein, ja in die Türkey wünsche. Friederike hingegen war in dieser Lage höchst merkwürdig. Eigentlich genommen paßte sie auch nicht hinein, aber dieß zeugte für ihren Charakter, daß sie, anstatt sich in diesen Zustand zu finden, unbewußt den Zustand nach sich modelte. Wie sie auf dem Lande mit der Gesellschaft gebarte, so that sie es auch hier. Jeden Augenblick wußte sie zu beleben. Ohne zu beunruhigen setzte sie alles in Bewegung und beruhigte gerade dadurch die Gesellschaft, die eigentlich nur von der Langenweile beunruhigt wird. Sie erfüllte damit vollkommen den Wunsch der städtischen Tanten, welche ja auch einmal, von ihrem Canapee aus, Zeugen jener ländlichen Spiele und Unterhaltungen seyn wollten. War dieses zur Genüge geschehn, so wurde die Garderobe, der Schmuck und was die städtischen, Französisch gekleideten Nichten besonders auszeichnete, betrachtet und ohne Neid bewundert. Auch mit mir machte Friederike sich's leicht, indem sie mich behandelte wie immer. Sie schien mir keinen andern Vorzug zu geben, als den, daß sie ihr Begehren, ihre Wünsche eher an mich als an einen andern richtete und mich dadurch als ihren Diener anerkannte.

Diese Dienerschaft nahm sie einen der folgenden Tage mit Zuversicht in Anspruch, als sie mir vertraute, die Damen wünschten mich lesen zu hören. Die Töchter des Hauses hatten viel davon erzählt: denn in Sesenheim las ich was und wann man's verlangte. Ich war

ſogleich bereit, nur bat ich um Ruhe und Aufmerkſamkeit auf mehrere Stunden. Dieß ging man ein, und ich las an einem Abend den ganzen Hamlet ununterbrochen, in den Sinn des Stücks eindringend wie ich es nur vermochte, mit Lebhaftigkeit und Leidenſchaft mich ausdrückend, wie es der Jugend gegeben iſt. Ich erntete großen Beifall. Friederike hatte von Zeit zu Zeit tief geathmet und ihre Wangen eine fliegende Röthe überzogen. Dieſe beiden Symptome eines bewegten zärtlichen Herzens, bei ſcheinbarer Heiterkeit und Ruhe von außen, waren mir nicht unbekannt und der einzige Lohn, nach dem ich ſtrebte. Sie ſammelte den Dank, daß ſie mich veranlaßt hatte, mit Freuden ein, und verſagte ſich, nach ihrer zierlichen Weiſe, den kleinen Stolz nicht, in mir und durch mich geglänzt zu haben.

Dieſer Stadtbeſuch ſollte nicht lange dauern, aber die Abreiſe verzögerte ſich. Friederike that das Ihrige zur geſelligen Unterhaltung, ich ließ es auch nicht fehlen; aber die reichen Hülfsquellen, die auf dem Lande ſo ergiebig ſind, verſiegten bald in der Stadt, und der Zuſtand ward um ſo peinlicher als die ältere nach und nach ganz aus der Faſſung kam. Die beiden Schweſtern waren die einzigen in der Geſellſchaft, welche ſich Deutſch trugen. Friederike hatte ſich niemals anders gedacht und glaubte überall ſo recht zu ſeyn, ſie verglich ſich nicht; aber Olivien war es ganz unerträglich, ſo mägdehaft ausgezeichnet in dieſer vornehm erſcheinenden

Gesellschaft einherzugehn. Auf dem Lande bemerkte sie kaum die städtische Tracht an andern, sie verlangte sie nicht; in der Stadt konnte sie die ländliche nicht ertragen. Dieß alles zu dem übrigen Geschicke städtischer Frauenzimmer, zu den hundert Kleinigkeiten einer ganz entgegengesetzten Umgebung, wühlte einige Tage so in dem leidenschaftlichen Busen, daß ich alle schmeichelnde Aufmerksamkeit auf sie zu wenden hatte, um sie, nach dem Wunsche Friederikens, zu begütigen. Ich fürchtete eine leidenschaftliche Scene. Ich sah den Augenblick, da sie sich mir zu Füßen werfen und mich bei allem Heiligen beschwören werde, sie aus diesem Zustande zu retten. Sie war himmlisch gut, wenn sie sich nach ihrer Weise behaben konnte, aber ein solcher Zwang setzte sie gleich in Mißbehagen und konnte sie zuletzt bis zur Verzweiflung treiben. Nun suchte ich zu beschleunigen was die Mutter mit Olivien wünschte und was Friederiken nicht zuwider war. Diese im Gegensatze mit ihrer Schwester zu loben, enthielt ich mich nicht; ich sagte ihr, wie sehr ich mich freue, sie unverändert und auch in diesen Umgebungen so frei wie den Vogel auf den Zweigen zu finden. Sie war artig genug zu erwidern, daß ich ja da sey, sie wolle weder hinaus noch herein, wenn ich bei ihr wäre.

Endlich sah ich sie abfahren und es fiel mir wie ein Stein vom Herzen: denn meine Empfindung hatte den Zustand von Friederiken und Olivien getheilt; ich war

zwar nicht leidenſchaftlich geängſtigt wie dieſe, aber ich fühlte mich doch keineswegs wie jene behaglich.

Da ich eigentlich nach Straßburg gegangen war, um zu promoviren, ſo gehörte es freilich unter die Unregelmäßigkeiten meines Lebens, daß ich ein ſolches Hauptgeſchäft als eine Nebenſache betrachtete. Die Sorge wegen des Examens hatte ich mir auf eine ſehr leichte Weiſe bei Seite geſchafft; es war nun aber auch an die Disputation zu denken: denn von Frankfurt abreiſend hatte ich meinem Vater verſprochen und mir ſelbſt feſt vorgeſetzt, eine ſolche zu ſchreiben. Es iſt der Fehler derjenigen die manches, ja viel vermögen, daß ſie ſich alles zutrauen, und die Jugend muß ſogar in dieſem Falle ſeyn, damit nur etwas aus ihr werde. Eine Ueberſicht der Rechtswiſſenſchaft und ihres ganzen Fachwerks hatte ich mir ſo ziemlich verſchafft, einzelne rechtliche Gegenſtände intereſſirten mich hinlänglich, und ich glaubte, da ich mir den braven Leyſer zum Vorbild genommen hatte, mit meinem kleinen Menſchenverſtand ziemlich durchzukommen. Es zeigten ſich große Bewegungen in der Jurisprudenz; es ſollte mehr nach Billigkeit geurtheilt werden; alle Gewohnheitsrechte ſah man täglich gefährdet, und beſonders dem Criminalweſen ſtand eine große Veränderung bevor. Was mich ſelbſt betraf, ſo fühlte ich wohl, daß mir zu Ausfüllung jener Rechts-Topik, die ich mir gemacht hatte, unendlich vieles fehle; das eigentliche Wiſſen ging mir ab, und keine

innere Richtung drängte mich zu diesen Gegenständen. Auch mangelte der Anstoß von außen, ja mich hatte eine ganz andere Facultät mit fortgerissen. Ueberhaupt, wenn ich Interesse finden sollte, so mußte ich einer Sache irgend etwas abgewinnen, ich mußte etwas an ihr gewahr werden, das mir fruchtbar schien, und Aussichten gab. So hatte ich mir einige Materien wohl gemerkt, auch sogar darauf gesammelt, und nahm auch meine Collectanеen vor, überlegte das was ich behaupten, das Schema, wonach ich die einzelnen Elemente ordnen wollte, nochmals, und arbeitete so eine Zeit lang; allein ich war klug genug, bald zu sehen, daß ich nicht fortkommen könne und daß, um eine besondere Materie abzuhandeln, auch ein besonderer und lang anhaltender Fleiß erforderlich sey, ja daß man nicht einmal ein solches Besondere mit Glück vollführen werde, wenn man nicht im Ganzen wo nicht Meister, doch wenigstens Altgeselle sey.

Die Freunde, denen ich meine Verlegenheit mittheilte, fanden mich lächerlich, weil man über Theses eben so gut, ja noch besser als über einen Tractat disputiren könne; in Straßburg sey das gar nicht ungewöhnlich. Ich ließ mich zu einem solchen Ausweg sehr geneigt finden, allein mein Vater, dem ich deßhalb schrieb, verlangte ein ordentliches Werk, das ich, wie er meinte, sehr wohl ausfertigen könnte, wenn ich nur wollte, und mir die gehörige Zeit dazu nähme. Ich war

nun genöthigt, mich auf irgend ein allgemeines zu werfen, und etwas zu wählen, was mir geläufig wäre. Die Kirchengeschichte war mir faſt noch bekannter als die Weltgeſchichte, und mich hatte von jeher der Conflict, in welchem ſich die Kirche, der öffentlich anerkannte Gottesdienſt, nach zwey Seiten hin befindet und immer befinden wird, höchlich intereſſirt. Denn einmal liegt ſie in ewigem Streit mit dem Staat, über den ſie ſich erheben, und ſodann mit den Einzelnen, die ſie alle zu ſich verſammeln will. Der Staat von ſeiner Seite will ihr die Oberherrſchaft nicht zugeſtehen, und die Einzelnen widerſetzen ſich ihrem Zwangsrechte. Der Staat will alles zu öffentlichen, allgemeinen Zwecken, der Einzelne zu häuslichen, herzlichen, gemüthlichen. Ich war von Kindheit auf Zeuge ſolcher Bewegungen geweſen, wo die Geiſtlichkeit es bald mit ihren Oberen, bald mit der Gemeine verdarb. Ich hatte mir daher in meinem jugendlichen Sinne feſtgeſetzt, daß der Staat, der Geſetzgeber, das Recht habe, einen Cultus zu beſtimmen, nach welchem die Geiſtlichkeit lehren und ſich benehmen ſolle, die Laien hingegen ſich äußerlich und öffentlich genau zu richten hätten; übrigens ſollte die Frage nicht ſeyn, was jeder bei ſich denke, fühle oder ſinne. Dadurch glaubte ich alle Colliſionen auf einmal gehoben zu haben. Ich wählte deßhalb zu meiner Disputation die erſte Hälfte dieſes Thema's: daß nämlich der Geſetzgeber nicht allein berechtigt, ſondern verpflichtet ſey, einen gewiſſen Cul-

tus festzusetzen, von welchem weder die Geistlichkeit noch die Laien sich lossagen dürften. Ich führte dieses Thema theils historisch, theils raisonnirend aus, indem ich zeigte, daß alle öffentlichen Religionen durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden, ja daß dieses sogar der Fall mit der christlichen sey. Das Beispiel des Protestantismus lag ja ganz nahe. Ich ging bei dieser Arbeit um so kühner zu Werke, als ich sie eigentlich nur meinen Vater zu befriedigen schrieb, und nichts sehnlicher wünschte und hoffte, als daß sie die Censur nicht passiren möchte. Ich hatte noch von Behrisch her eine unüberwindliche Abneigung, etwas von mir gedruckt zu sehen, und mein Umgang mit Herdern hatte mir meine Unzulänglichkeit nur allzudeutlich aufgedeckt, ja ein gewisses Mißtraun gegen mich selbst war dadurch völlig zur Reife gekommen.

Da ich diese Arbeit fast ganz aus mir selbst schöpfte, und das Latein geläufig sprach und schrieb, so verfloß mir die Zeit, die ich auf die Abhandlung verwendete, sehr angenehm. Die Sache hatte wenigstens einigen Grund; die Darstellung war, rednerisch genommen, nicht übel, das Ganze hatte eine ziemliche Rundung. Sobald ich damit zu Rande war, ging ich sie mit einem guten Lateiner durch, der, ob er gleich meinen Styl im Ganzen nicht verbessern konnte, doch alle auffallenden Mängel mit leichter Hand vertilgte, so daß etwas zu Stande kam, das sich aufzeigen ließ. Eine

reinliche Abſchrift wurde meinem Vater ſogleich zugeſchickt, welcher zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenſtänden ausgeführt worden ſey, jedoch mit der Kühnheit des Unternehmens als ein völlig proteſtantiſch Geſinnter wohl zufrieden war. Mein Seltſames wurde geduldet, meine Anſtrengung gelobt, und er verſprach ſich von der Bekanntmachung dieſes Werkchens eine vorzügliche Wirkung.

Ich überreichte nun meine Hefte der Facultät, und dieſe betrug ſich glücklicherweiſe ſo klug als artig. Der Decan, ein lebhafter, geſcheidter Mann, fing mit vielen Lobeserhebungen meiner Arbeit an, ging dann zum Bedenklichen derſelben über, welches er nach und nach in ein Gefährliches zu verwandeln wußte und damit ſchloß, daß es nicht räthlich ſeyn möchte, dieſe Arbeit als akademiſche Diſſertation bekannt zu machen. Der Aſpirant habe ſich der Facultät als einen denkenden jungen Mann gezeigt, von dem ſie das Beſte hoffen dürfe; ſie wolle mich gern, um die Sache nicht aufzuhalten, über Theſes diſputiren laſſen. Ich könne ja in der Folge meine Abhandlung, wie ſie vorliege oder weiter ausgearbeitet, Lateiniſch oder in einer andern Sprache herausgeben; dieß würde mir, als einem Privatmann und Proteſtanten, überall leicht werden, und ich hätte mich des Beifalls um deſto reiner und allgemeiner alsdann zu erfreuen. Kaum verbarg ich dem guten Manne, welchen Stein mir ſein Zureden vom Herzen wälzte; bei

jedem neuen Argument das er vorbrachte, um mich durch seine Weigerung nicht zu betrüben oder zu erzürnen, ward es mir immer leichter im Gemüth, und ihm zuletzt auch, als ich ganz unerwartet seinen Gründen nichts entgegensetzte, sie vielmehr höchst einleuchtend fand und versprach, mich in allem nach seinem Rath und nach seiner Anleitung zu benehmen. Ich setzte mich nun wieder mit meinem Repetenten zusammen. Theses wurden ausgewählt und gedruckt, und die Disputation ging, unter Opposition meiner Tischgenossen, mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber; da mir denn meine alte Uebung, im Corpus juris aufzuschlagen, gar sehr zu Statten kam, und ich für einen wohlunterrichteten Menschen gelten konnte. Ein gut herkömmlicher Schmaus beschloß die Feyerlichkeit.

Mein Vater war indessen sehr unzufrieden, daß dieses Werkchen nicht als Disputation ordentlich gedruckt worden war, weil er gehofft hatte, ich sollte bei meinem Einzuge in Frankfurt Ehre damit einlegen. Er wollte es daher besonders herausgegeben wissen; ich stellte ihm aber vor, daß die Materie, die nur skizzirt sey, künftig weiter ausgeführt werden müßte. Er hob zu diesem Zwecke das Manuscript sorgfältig auf, und ich habe es nach mehreren Jahren noch unter seinen Papieren gesehn.

Meine Promotion war am 6ten August 1771 geschehn; den Tag darauf starb Schöpflin im fünf und siebenzigsten Jahre. Auch ohne nähere Berührung hatte

derſelbe bedeutend auf mich eingewirkt: denn vorzügliche mitlebende Männer ſind den größeren Sternen zu vergleichen, nach denen, ſo lange ſie nur über dem Horizont ſtehen, unſer Auge ſich wendet, und ſich geſtärkt und gebildet fühlt, wenn es ihm vergönnt iſt, ſolche Vollkommenheiten in ſich aufzunehmen. Die freigebige Natur hatte Schöpflinen ein vortheilhaftes Aeußere verliehn, ſchlanke Geſtalt, freundliche Augen, redſeligen Mund, eine durchaus angenehme Gegenwart. Auch Geiſtesgaben ertheilte ſie ihrem Liebling nicht kärglich, und ſein Glück war, ohne daß er ſich mühſam angeſtrengt hätte, die Folge angeborner und ruhig ausgebildeter Verdienſte. Er gehörte zu den glücklichen Menſchen, welche Vergangenheit und Gegenwart zu vereinigen geneigt ſind, die dem Lebensintereſſe das hiſtoriſche Wiſſen anzuknüpfen verſtehn. Im Badenſchen geboren, in Baſel und Straßburg erzogen, gehörte er dem paradieſiſchen Rheinthal ganz eigentlich an, als einem ausgebreiteten wohlgelegenen Vaterlande. Auf hiſtoriſche und antiquariſche Gegenſtände hingewieſen, ergriff er ſie munter durch eine glückliche Vorſtellungskraft, und erhielt ſie in ſich durch das bequemſte Gedächtniß. Lern- und lehrbegierig wie er war, ging er einen gleich vorſchreitenden Studien- und Lebensgang. Nun emergirt und eminirt er bald ohne Unterbrechung irgend einer Art; er verbreitet ſich mit Leichtigkeit in der literariſchen und bürgerlichen Welt: denn hiſtoriſche Kenntniſſe

reichen überall hin, und Leutſeligkeit ſchließt ſich überall an. Er reiſ't durch Deutſchland, Holland, Frankreich, Italien; kommt in Berührung mit allen Gelehrten ſeiner Zeit; er unterhält die Fürſten, und nur, wenn durch ſeine lebhafte Redſeligkeit die Stunden der Tafel, der Audienz verlängert werden, iſt er den Hofleuten läſtig. Dagegen erwirbt er ſich das Vertrauen der Staatsmänner, arbeitet für ſie die gründlichſten Deductionen und findet ſo überall einen Schauplatz für ſeine Talente. Man wünſcht ihn an gar manchem Orte feſtzuhalten; allein er beharrt bei ſeiner Treue für Straßburg und den Franzöſiſchen Hof. Seine unverrückte Deutſche Redlichkeit wird auch dort anerkannt, man ſchützt ihn ſogar gegen den mächtigen Prätor Klingling, der ihn heimlich anfeindet. Geſellig und geſprächig von Natur, verbreitet er ſich wie im Wiſſen und Geſchäften, ſo auch im Umgange, und man begriffe kaum, wo er alle Zeit hergenommen, wüßten wir nicht, daß eine Abneigung gegen die Frauen ihn durch ſein ganzes Leben begleitet, wodurch er ſo manche Tage und Stunden gewann, welche von frauenhaft Geſinnten glücklich vergeudet werden.

Uebrigens gehört er auch als Autor dem gemeinen Weſen und als Redner der Menge. Seine Programme, ſeine Reden und Anreden ſind dem beſondern Tag, der eintretenden Feyerlichkeit gewidmet, ja ſein großes Werk Alsatia illustrata gehört dem Leben an, indem er die Vergangenheit wieder hervorruft, verblichene Geſtalten

auffriſcht, den behauenen, den gebildeten Stein wieder belebt, erloſchene, zerſtückte Inſchriften zum zweyten Mal vor die Augen, vor den Sinn des Leſers bringt. Auf ſolche Weiſe erfüllt ſeine Thätigkeit das Elſaß und die Nachbarſchaft; in Baden und der Pfalz behält er bis in's höchſte Alter einen ununterbrochenen Einfluß; in Mannheim ſtiftet er die Akademie der Wiſſenſchaften und erhält ſich als Präſident derſelben bis an ſeinen Tod.

Genähert habe ich mich dieſem vorzüglichen Manne niemals als in einer Nacht, da wir ihm ein Fackelſtändchen brachten. Den mit Linden überwölbten Hof des alten Stiftgebäudes erfüllten unſere Pechfeuer mehr mit Rauch, als daß ſie ihn erleuchtet hätten. Nach geendigtem Muſikgeräuſch kam er herab und trat unter uns; und hier war er recht an ſeinem Platze. Der ſchlank und wohl gewachſene heitere Greis ſtand mit leichtem freiem Weſen würdig vor uns und hielt uns werth genug eine wohlgedachte Rede, ohne Spur von Zwang und Pedantismus, väterlich liebevoll auszuſprechen, ſo daß wir uns in dem Augenblick etwas dünkten, da er uns wie die Könige und Fürſten behandelte, die er öffentlich anzureden ſo oft berufen war. Wir ließen unſere Zufriedenheit überlaut vernehmen, Trompeten- und Paukenſchall erklang wiederholt, und die allerliebſte hoffnungsvolle akademiſche Plebs verlor ſich mit innigem Behagen nach Hauſe.

Seine Schüler und Studienverwandten, Koch und Oberlin, fanden zu mir schon ein näheres Verhältniß. Meine Liebhaberey zu alterthümlichen Resten war leidenschaftlich. Sie ließen mich das Museum wiederholt betrachten, welches die Belege zu seinem großen Werke über Elsaß vielfach enthielt. Eben dieses Werk hatte ich erst nach jener Reise, wo ich noch Alterthümer an Ort und Stelle gefunden, näher kennen gelernt, und nunmehr vollkommen gefördert, konnte ich mir, bei größern und kleinern Excursionen, das Rheinthal als Römische Besitzung vergegenwärtigen und gar manchen Traum der Vorzeit mir wachend ausmahlen.

Kaum hatte ich mir hierin einigermaßen aufgeholfen, als mich Oberlin zu den Denkmalen der Mittelzeit hinwies und mit den daher noch übrigen Ruinen und Resten, Siegeln und Documenten bekannt machte, ja eine Neigung zu den sogenannten Minnesingern und Heldendichtern einzuflößen suchte. Diesem wackern Manne, so wie Herrn Koch, bin ich viel schuldig geworden; und wenn es ihrem Willen und Wunsche nach gegangen wäre, so hätte ich ihnen das Glück meines Lebens verdanken müssen. Damit verhielt es sich aber folgendergestalt.

Schöpflin, der sich in der höhern Sphäre des Staatsrechts zeitlebens bewegt hatte und den großen Einfluß wohl kannte, welchen solche und verwandte Studien bei Höfen und in Cabinetten einem fähigen Kopfe zu verschaffen geeignet sind, fühlte eine unüberwindliche

ja

ja ungerechte Abneigung gegen den Zuſtand des Civiliſten, und hatte die gleiche Geſinnung den Seinigen eingeflößt. Obgenannte beide Männer, Freunde von Salzmann, hatten auf eine liebreiche Weiſe von mir Kenntniß genommen. Das leidenſchaftliche Ergreifen äußerer Gegenſtände, die Darſtellungsart, womit ich die Vorzüge derſelben herauszuheben und ihnen ein beſonderes Intereſſe zu verleihen wußte, ſchätzten ſie höher als ich ſelbſt. Meine geringe, ich kann wohl ſagen, nothdürftige Beſchäftigung mit dem Civilrechte war ihnen nicht unbemerkt geblieben; ſie kannten mich genug, um zu wiſſen, wie leicht ich beſtimmbar ſey; aus meiner Luſt zum akademiſchen Leben hatte ich auch kein Geheimniß gemacht, und ſie dachten mich daher für Geſchichte, Staatsrecht, Redekunſt, erſt nur im Vorübergehn, dann aber entſchiedener, zu erwerben. Straßburg ſelbſt bot Vortheile genug. Eine Ausſicht auf die Deutſche Canzley in Verſailles, der Vorgang von Schöpflin, deſſen Verdienſt mir freilich unerreichbar ſchien, ſollte zwar nicht zur Nachahmung, doch zur Nacheiferung reizen und vielleicht dadurch ein ähnliches Talent zur Ausbildung gelangen, welches ſowohl dem, der ſich deſſen rühmen dürfte, erſprießlich, als andern, die es für ſich zu gebrauchen dächten, nützlich ſeyn könnte. Dieſe meine Gönner, und Salzmann mit ihnen, legten auf mein Gedächtniß und auf meine Fähigkeit, den Sinn der Sprachen zu faſſen, einen großen Werth, und ſuchten

hauptsächlich dadurch ihre Absichten und Vorschläge zu motiviren.

Wie nun aus allem diesem nichts geworden, und wie es gekommen, daß ich wieder von der Französischen Seite auf die Deutsche herübergetreten, gedenk' ich hier zu entwickeln. Man erlaube mir, wie bisher, zum Uebergange einige allgemeine Betrachtungen.

Es sind wenige Biographien, welche einen reinen, ruhigen, stäten Fortschritt des Individuums darstellen können. Unser Leben ist, wie das Ganze in dem wir enthalten sind, auf eine unbegreifliche Weise aus Freiheit und Nothwendigkeit zusammengesetzt. Unser Wollen ist ein Vorausverkünden dessen, was wir unter allen Umständen thun werden. Diese Umstände aber ergreifen uns auf ihre eigene Weise. Das Was liegt in uns, das Wie hängt selten von uns ab, nach dem Warum dürfen wir nicht fragen, und deßhalb verweist man uns mit Recht aufs Quia.

Die Französische Sprache war mir von Jugend auf lieb; ich hatte sie in einem bewegteren Leben, und ein bewegteres Leben durch sie kennen gelernt. Sie war mir ohne Grammatik und Unterricht, durch Umgang und Uebung, wie eine zweyte Muttersprache zu eigen geworden. Nun wünschte ich mich derselben mit größerer Leichtigkeit zu bedienen, und zog Straßburg zum abermaligen akademischen Aufenthalt andern hohen Schulen vor; aber leider sollte ich dort gerade das Un-

gekehrte von meinen Hoffnungen erfahren, und von dieſer Sprache, dieſen Sitten eher ab- als ihnen zugewendet werden.

Die Franzoſen, welche ſich überhaupt eines guten Betragens befleißigen, ſind gegen Fremde die ihre Sprache zu reden anfangen, nachſichtig, ſie werden niemanden über irgend einen Fehler auslachen, oder ihn deßhalb ohne Umſchweif tadeln. Da ſie jedoch nicht wohl ertragen mögen, daß in ihrer Sprache geſündigt wird, ſo haben ſie die Art, eben daſſelbe was man geſagt hat, mit einer anderen Wendung zu wiederholen und gleichſam höflich zu bekräftigen, ſich dabei aber des eigentlichen Ausdrucks, den man hätte gebrauchen ſollen, zu bedienen, und auf dieſe Weiſe den Verſtändigen und Aufmerkſamen auf das Rechte und Gehörige zu führen.

So ſehr man nun, wenn es einem Ernſt iſt, wenn man Selbſtverläugnung genug hat, ſich für einen Schüler zu geben, hiebei gewinnt und gefördert wird, ſo fühlt man ſich doch immer einigermaßen gedemüthiget, und, da man doch auch um der Sache willen redet, oft allzuſehr unterbrochen ja abgelenkt, und man läßt ungeduldig das Geſpräch fallen. Dieß begegnete beſonders mir vor andern, indem ich immer etwas Intereſſantes zu ſagen glaubte, dagegen aber auch etwas Bedeutendes vernehmen, und nicht immer bloß auf den Ausdruck zurückgewieſen ſeyn wollte; ein Fall der bei mir öfter ein-

trat, weil mein Franzöſiſch viel buntſchäckiger war als das irgend eines andern Fremden. Von Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, jungen und alten Schauſpielern, theatraliſchen Liebhabern, Bauern und Helden hatte ich mir die Redensarten, ſo wie die Accentuationen gemerkt, und dieſes Babyloniſche Idiom ſollte ſich durch ein wunderliches Ingredienz noch mehr verwirren, indem ich den Franzöſiſchen reformirten Geiſtlichen gern zuhörte und ihre Kirchen um ſo lieber beſuchte, als ein ſonntägiger Spaziergang nach Bockenheim dadurch nicht allein erlaubt ſondern geboten war. Aber auch hiermit ſollte es noch nicht genug ſeyn: denn als ich in den Jünglingsjahren immer mehr auf die Deutſchheit des ſechzehnten Jahrhunderts gewieſen ward, ſo ſchloß ich gar bald auch die Franzoſen jener herrlichen Epoche in dieſe Neigung mit ein. Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot waren meine Freunde, und erregten in mir Antheil und Bewunderung. Alle dieſe verſchiedenen Elemente bewegten ſich nun in meiner Rede chaotiſch durch einander, ſo daß für den Zuhörer die Intention über den wunderlichen Ausdruck meiſt verloren ging, ja daß ein gebildeter Franzoſe mich nicht mehr höflich zurechtweiſen, ſondern geradezu tadeln und ſchulmeiſtern mußte. Abermals ging es mir alſo hier wie vordem in Leipzig, nur daß ich mich dießmal nicht auf das Recht meiner Vatergegend, ſo gut als andere Provinzen idiotiſch zu ſprechen, zurückziehn konnte, ſondern hier, auf frem-

dem Grund und Boden, mich einmal hergebrachten Geſetzen fügen ſollte.

Vielleicht hätten wir uns auch wohl hierein ergeben, wenn uns nicht ein böſer Genius in die Ohren geraunt hätte, alle Bemühungen eines Fremden, Franzöſiſch zu reden, würden immer ohne Erfolg bleiben: denn ein geübtes Ohr höre den Deutſchen, den Italiäner, den Engländer unter ſeiner Franzöſiſchen Maske gar wohl heraus; geduldet werde man, aber keineswegs in den Schoos der einzig ſprachſeligen Kirche aufgenommen.

Nur wenige Ausnahmen gab man zu. Man nannte uns einen Herrn von Grimm, aber ſelbſt Schöpflin ſollte den Gipfel nicht erreicht haben. Sie ließen gelten, daß er früh die Nothwendigkeit ſich vollkommen Franzöſiſch auszudrücken, wohl eingeſehn; ſie billigten ſeine Neigung, ſich jederman mitzutheilen, beſonders aber die Großen und Vornehmen zu unterhalten; lobten ſogar, daß er, auf dem Schauplaz, wo er ſtand, die Landesſprache zu der ſeinigen zu machen und ſich möglichſt zum Franzöſiſchen Geſellſchafter und Redner auszubilden geſucht. Was hilft ihm aber das Verläugnen ſeiner Mutterſprache, das Bemühen um eine fremde? Niemand kann er es recht machen. In der Geſellſchaft will man ihn eitel finden: als wenn ſich jemand ohne Selbſtgefühl und Selbſtgefälligkeit andern mittheilen möchte und könnte! Sodann verſichern die feinen Welt- und Sprachkenner, er diſſerire und dialogire mehr, als daß er eigent-

lich converſire. Jenes ward als Erb- und Grundfehler der Deutſchen, dieſes als die Cardinaltugend der Franzoſen allgemein anerkannt. Als öffentlichem Redner geht es ihm nicht beſſer. Läßt er eine wohl ausgearbeitete Rede an den König oder die Fürſten drucken, ſo paſſen die Jeſuiten auf, die ihm, als einem Proteſtanten, gram ſind, und zeigen das Unfranzöſiſche ſeiner Wendungen.

Anſtatt uns nun hieran zu tröſten und, als grünes Holz, dasjenige zu ertragen, was dem dürren auflag, ſo ärgerte uns dagegen dieſe pedantiſche Ungerechtigkeit; wir verzweifeln und überzeugen uns vielmehr an dieſem auffallenden Beiſpiele, daß die Bemühung vergebens ſey, den Franzoſen durch die Sache genug zu thun, da ſie an die äußern Bedingungen, unter welchen alles erſcheinen ſoll, allzu genau gebunden ſind. Wir faſſen daher den umgekehrten Entſchluß, die Franzöſiſche Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernſt der Mutterſprache zu widmen.

Auch hiezu fanden wir im Leben Gelegenheit und Theilnahme. Elſaß war noch nicht lange genug mit Frankreich verbunden, als daß nicht noch bei Alt und Jung eine liebevolle Anhänglichkeit an alte Verfaſſung, Sitte, Sprache, Tracht ſollte übrig geblieben ſeyn. Wenn der Ueberwundene die Hälfte ſeines Daſeyns nothgedrungen verliert, ſo rechnet er ſich's zur Schmach, die andere Hälfte freiwillig aufzugeben. Er hält daher an

allem feſt, was ihm die vergangene gute Zeit zurückrufen und die Hoffnung der Wiederkehr einer glücklichen Epoche nähren kann. Gar manche Einwohner von Straßburg bildeten zwar abgeſonderte, aber doch dem Sinne nach verbundene kleine Kreiſe, welche durch die vielen Unterthanen Deutſcher Fürſten, die unter Franzöſiſcher Hoheit anſehnliche Strecken Landes beſaßen, ſtets vermehrt und recrutirt wurden: denn Väter und Söhne hielten ſich Studirens oder Geſchäfts wegen länger oder kürzer in Straßburg auf.

An unſerm Tiſche ward gleichfalls nichts wie Deutſch geſprochen. Salzmann drückte ſich im Franzöſiſchen mit vieler Leichtigkeit und Eleganz aus, war aber unſtreitig dem Streben und der That nach ein vollkommener Deutſcher; Lerſen hätte man als Muſter eines Deutſchen Jünglings aufſtellen können; Meyer von Lindau ſchlenderte lieber auf gut Deutſch, als daß er ſich auf gut Franzöſiſch hätte zuſammennehmen ſollen, und wenn unter den übrigen auch mancher zu Galliſcher Sprache und Sitte hinneigte, ſo ließen ſie doch, ſo lange ſie bei uns waren, den allgemeinen Ton auch über ſich ſchalten und walten.

Von der Sprache wendeten wir uns zu den Staatsverhältniſſen. Zwar wußten wir von unſerer Reichsverfaſſung nicht viel Löbliches zu ſagen; wir gaben zu, daß ſie aus lauter geſetzlichen Mißbräuchen beſtehe, erhoben uns aber um deſto höher über die Franzöſiſche ge-

genwärtige Verfaſſung, die ſich in lauter geſetzloſen Mißbräuchen verwirre, deren Regierung ihre Energie nur am falſchen Orte ſehen laſſe, und geſtatten müſſe, daß eine gänzliche Veränderung der Dinge ſchon in ſchwarzen Ausſichten öffentlich prophezeyt werde.

Blickten wir hingegen nach Norden, ſo leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarſtern, her, um den ſich Deutſchland, Europa, ja die Welt zu drehen ſchien. Sein Uebergewicht in allem offenbarte ſich am ſtärkſten, als in der Franzöſiſchen Armee das Preußiſche Exercitium und ſogar der Preußiſche Stock eingeführt werden ſollte. Wir verziehen ihm übrigens ſeine Vorliebe für eine fremde Sprache, da wir ja die Genugthuung empfanden, daß ihm ſeine Franzöſiſchen Poeten, Philoſophen und Literatoren Verdruß zu machen fortfuhren und wiederholt erklärten, er ſey nur als Eindringling anzuſehn und zu behandeln.

Was uns aber von den Franzoſen gewaltiger als alles andere entfernte, war die wiederholte unhöfliche Behauptung, daß es den Deutſchen überhaupt, ſo wie dem nach Franzöſiſcher Cultur ſtrebenden Könige, an Geſchmack fehle. Ueber dieſe Redensart, die, wie ein Refrain, ſich an jedes Urtheil anſchloß, ſuchten wir uns durch Nichtachtung zu beruhigen; aufklären darüber konnten wir uns aber um ſo weniger, als man uns verſichern wollte, ſchon Menage habe geſagt, die Franzöſiſchen Schriftſteller beſäßen alles, nur nicht Geſchmack; ſo wie wir denn

auch aus dem jetzt lebenden Paris zu erfahren hatten, daß die neueſten Autoren ſämmtlich des Geſchmacks ermangelten, und Voltaire ſelbſt dieſem höchſten Tadel nicht ganz entgehen könne. Schon früher und wiederholt auf die Natur gewieſen, wollten wir daher nichts gelten laſſen als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls, und den raſchen derben Ausdruck deſſelben,

Freundſchaft, Liebe, Brüderſchaft.
Trägt die ſich nicht von ſelber vor?

war Looſung und Feldgeſchrei, woran ſich die Glieder unſerer kleinen akademiſchen Horde zu erkennen und zu erquicken pflegten. Dieſe Maxime lag zum Grund allen unſern geſelligen Gelagen, bei welchen uns denn freilich manchen Abend Vetter Michel in ſeiner wohlbekannten Deutſchheit zu beſuchen nicht verfehlte.

Will man in dem bisher Erzählten nur äußere zufällige Anläſſe und perſönliche Eigenheiten finden, ſo hatte die Franzöſiſche Literatur an ſich ſelbſt gewiſſe Eigenſchaften, welche den ſtrebenden Jüngling mehr abſtoßen als anziehn mußten. Sie war nämlich bejahrt und vornehm, und durch beides kann die nach Lebensgenuß und Freiheit umſchauende Jugend nicht ergötzt werden.

Seit dem ſechzehnten Jahrhundert hatte man den Gang der Franzöſiſchen Literatur niemals völlig unterbrochen geſehen, ja die innern politiſchen und religioſen Unruhen ſowohl als die äußeren Kriege beſchleunigten ihre Fortſchritte; ſchon vor hundert Jahren aber, ſo

hörte man allgemein behaupten, solle sie in ihrer vollen Blüthe gestanden haben. Durch günstige Umstände sey auf einmal eine reichliche Ernte gereift und glücklich eingebracht worden, dergestalt, daß die größten Talente des achtzehnten Jahrhunderts sich nur bescheidentlich mit einer Nachlese begnügen müssen.

Indessen war aber doch auch gar manches veraltet, das Lustspiel am ersten, welches immer wieder aufgefrischt werden mußte, um sich, zwar minder vollkommen, aber doch mit neuem Interesse, dem Leben und den Sitten anzuschmiegen. Der Tragödien waren viele vom Theater verschwunden, und Voltaire ließ die jetzt dargebotene bedeutende Gelegenheit nicht aus den Händen, Corneille's Werke herauszugeben, um zu zeigen, wie mangelhaft sein Vorgänger gewesen sey, den er, der allgemeinen Stimme nach, nicht erreicht haben sollte.

Und eben dieser Voltaire, das Wunder seiner Zeit, war nun selbst bejahrt wie die Literatur, die er beinah ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte. Neben ihm existirten und vegetirten noch, in mehr oder weniger thätigem und glücklichem Alter, viele Literatoren, die nach und nach verschwanden. Der Einfluß der Societät auf die Schriftsteller nahm immer mehr überhand: denn die beste Gesellschaft, bestehend aus Personen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur, und diese ward dadurch ganz gesellschaftlich und vornehm. Standes-

perſonen und Literatoren bildeten ſich wechſelsweiſe, und mußten ſich wechſelsweiſe verbilden: denn alles Vornehme iſt eigentlich ablehnend, und ablehnend ward auch die Franzöſiſche Kritik, verneinend, herunterziehend, mißredend. Die höhere Claſſe bediente ſich ſolcher Urtheile gegen die Schriftſteller, die Schriftſteller, mit etwas weniger Anſtand, verfuhren ſo unter einander, ja gegen ihre Gönner. Konnte man dem Publicum nicht imponiren, ſo ſuchte man es zu überraſchen, oder durch Demuth zu gewinnen; und ſo entſprang, abgeſehn davon was Kirche und Staat im Innerſten bewegte, eine ſolche literariſche Gährung, daß Voltaire ſelbſt ſeiner vollen Thätigkeit, ſeines ganzen Uebergewichts bedurfte, um ſich über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung empor zu halten. Schon hieß er laut ein altes eigenwilliges Kind; ſeine unermüdet fortgeſetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Beſtreben eines abgelebten Alters; gewiſſe Grundſätze auf denen er ſeine ganze Lebenszeit beſtanden, deren Ausbreitung er ſeine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr ſchätzen und ehren; ja ſeinen Gott, durch deſſen Bekenntniß er ſich von allem atheiſtiſchen Weſen loszuſagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten; und ſo mußte er ſelbſt, der Altvater und Patriarch, gerade wie ſein jüngſter Mitbewerber, auf den Augenblick merken, nach neuer Gunſt haſchen, ſeinen Freunden zu viel Gutes, ſeinen Feinden zu viel Uebels erzeigen, und, unter dem

Scheine eines leidenſchaftlich wahrheitsliebenden Strebens, unwahr und falſch handeln. War es denn wohl der Mühe werth, ein ſo thätiges großes Leben geführt zu haben, wenn es abhängiger enden ſollte, als es angefangen hatte? Wie unerträglich ein ſolcher Zuſtand ſey, entging ſeinem hohen Geiſte, ſeiner zarten Reizbarkeit nicht; er machte ſich manchmal ſprung- und ſtoßweiſe Luft, ließ ſeiner Laune den Zügel ſchießen und hieb mit ein paar Fechterſtreichen über die Schnur, wobei ſich meiſt Freunde und Feinde unwillig gebärdeten: denn jederman glaubte ihn zu überſehn, obſchon niemand es ihm gleich thun konnte. Ein Publicum, das immer nur die Urtheile alter Männer hört, wird gar zu leicht altklug, und nichts iſt unzulänglicher als ein reifes Urtheil, von einem unreifen Geiſte aufgenommen.

Uns Jünglingen, denen bei einer Deutſchen Natur- und Wahrheitsliebe als beſte Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns ſelbſt und andere immer vor Augen ſchwebte, ward die parteiiſche Unredlichkeit Voltaire's und die Verbildung ſo vieler würdiger Gegenſtände immer mehr zum Verdruß, und wir beſtärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn. Er hatte die Religion und die heiligen Bücher, worauf ſie gegründet iſt, um den ſogenannten Pfaffen zu ſchaden, niemals genug herabſetzen können und mir dadurch manche unangenehme Empfindung erregt. Da ich nun aber gar vernahm, daß er, um die Ueberlieferung einer Sündfluth

zu entkräften, alle verſteinten Muſcheln läugnete, und ſolche nur für Naturſpiele gelten ließ, ſo verlor er gänzlich mein Vertrauen: denn der Augenſchein hatte mir auf dem Baſchberge deutlich genug gezeigt, daß ich mich auf altem abgetrocknetem Meeresgrund, unter den Eruvien ſeiner Ureinwohner befinde. Ja, dieſe Berge waren einſtmals von Wellen bedeckt; ob vor oder während der Sündfluth, das konnte mich nicht rühren, genug, das Rheinthal war ein ungeheurer See, eine unabſehliche Bucht geweſen; das konnte man mir nicht ausreden. Ich gedachte vielmehr in Kenntniß der Länder und Gebirge vorzuſchreiten, es möchte ſich daraus ergeben was da wollte.

Bejahrt alſo und vornehm war an ſich ſelbſt und durch Voltairen die Franzöſiſche Literatur. Laſſet uns dieſem merkwürdigen Manne noch einige Betrachtung widmen!

Auf thätiges und geſelliges Leben, auf Politik, auf Erwerb im Großen, auf das Verhältniß zu den Herren der Erde und Benutzung dieſes Verhältniſſes, damit er ſelbſt zu den Herren der Erde gehöre, dahin war von Jugend auf Voltaire's Wunſch und Bemühung gewender. Nicht leicht hat ſich jemand ſo abhängig gemacht, um unabhängig zu ſeyn. Auch gelang es ihm, die Geiſter zu unterjochen; die Nation fiel ihm zu. Vergebens entwickelten ſeine Gegner mäßige Talente und einen ungeheuern Haß; nichts gereichte zu ſeinem Schaden.

Den Hof zwar konnte er nie mit sich versöhnen, aber dafür waren ihm fremde Könige zinsbar. Katharina und Friedrich die Großen, Gustav von Schweden, Christian von Dänemark, Poniatowsky von Polen, Heinrich von Preußen, Carl von Braunschweig bekannten sich als seine Vasallen; sogar Päpste glaubten ihn durch einige Nachgiebigkeiten kirren zu müssen. Daß Joseph der Zweyte sich von ihm abhielt, gereichte diesem Fürsten nicht einmal zum Ruhme: denn es hätte ihm und seinen Unternehmungen nicht geschadet, wenn er, bei so schönem Verstande, bei so herrlichen Gesinnungen, etwas geistreicher, ein besserer Schätzer des Geistes gewesen wäre.

Das was ich hier gedrängt und in einigem Zusammenhange vortrage, tönte zu jener Zeit, als Ruf des Augenblicks, als ewig zwiespältiger Mißklang, unzusammenhängend und unbelehrend in unseren Ohren. Immer hörte man nur das Lob der Vorfahren. Man forderte etwas Gutes, Neues; aber immer das Neueste wollte man nicht. Kaum hatte auf dem längst erstarrten Theater ein Patriot nationalfranzösische, herzerhebende Gegenstände dargestellt; kaum hatte die Belagerung von Calais sich einen enthusiastischen Beifall gewonnen, so sollte schon das Stück, mit sammt seinen vaterländischen Gesellen, hohl und in jedem Sinne verwerflich seyn. Die Sittenschilderungen des Destouches, an denen ich mich als Knabe so oft ergötzt, hieß man

ſchwach, der Name dieſes Ehrenmannes war verſchollen, und wie viel andere Schriftſteller müßte ich nicht nennen, um derentwillen ich den Vorwurf, als urtheile ich wie ein Provinzler, habe erdulden müſſen, wenn ich gegen jemand, der mit dem neuſten literariſchen Strome dahinfuhr, irgend einen Antheil an ſolchen Männern und ihren Werken gezeigt hatte.

So wurden wir andern Deutſchen Geſellen denn immer verdrießlicher. Nach unſern Geſinnungen, nach unſerer Naturreigenheit liebten wir die Eindrücke der Gegenſtände feſtzuhalten, ſie nur langſam zu verarbeiten, und wenn es ja ſeyn ſollte, ſie ſo ſpät als möglich fahren zu laſſen. Wir waren überzeugt, durch treues Aufmerken, durch fortgeſetzte Beſchäftigung laſſe ſich allen Dingen etwas abgewinnen, und man müſſe durch beharrlichen Eifer doch endlich auf einen Punct gelangen, wo ſich mit dem Urtheil zugleich der Grund deſſelben ausſprechen laſſe. Auch verkannten wir nicht, daß die große und herrliche Franzöſiſche Welt uns manchen Vortheil und Gewinn darbiete: denn Rouſſeau hatte uns wahrhaft zugeſagt. Betrachteten wir aber ſein Leben und ſein Schickſal, ſo war er doch genöthigt, den größten Lohn für alles was er geleiſtet, darin zu finden, daß er unerkannt und vergeſſen in Paris leben durfte.

Wenn wir von den Encyklopädiſten reden hörten, oder einen Band ihres ungeheuren Werks aufſchlugen, ſo war es uns zu Muthe, als wenn man zwiſchen den

unzähligen bewegten Spuhlen und Weberſtühlen einer großen Fabrik hingeht, und vor lauter Schnarren und Raſſeln, vor allem Aug' und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das mannichfaltigſte in einander greifenden Anſtalt, in Betrachtung deſſen was alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, ſich den eigenen Rock ſelbſt verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt.

Diderot war nahe genug mit uns verwandt; wie er denn in alle dem, weßhalb ihn die Franzoſen tadeln, ein wahrer Deutſcher iſt. Aber auch ſein Standpunct war ſchon zu hoch, ſein Geſichtskreis zu weit, als daß wir uns hätten zu ihm ſtellen und an ſeine Seite ſetzen können. Seine Naturkinder jedoch, die er mit großer redneriſcher Kunſt herauszuheben und zu adeln wußte, behagten uns gar ſehr, ſeine wackeren Wilddiebe und Schleichhändler entzückten uns, und dieſes Geſindel hat in der Folge auf dem Deutſchen Parnaß nur allzu ſehr gewuchert. So war er es denn auch, der, wie Rouſſeau, von dem geſelligen Leben einen Ekelbegriff verbreitete, eine ſtille Einleitung zu jenen ungeheuern Weltveränderungen, in welchen alles Beſtehende unterzugehen ſchien.

Uns ziemt jedoch, dieſe Betrachtungen noch an die Seite zu lehnen und zu bemerken, was genannte beide Männer auf Kunſt gewirkt. Auch hier wieſen ſie, auch von ihr drängten ſie uns zur Natur.

Die höchſte Aufgabe einer jeden Kunſt iſt, durch den Schein

Schein die Täuſchung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falſches Beſtreben aber iſt, den Schein ſo lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt.

Als ein ideelles Local hatte die Bühne, durch Anwendung der perſpectiviſchen Geſetze auf hinter einander geſtellten Couliſſen, den höchſten Vortheil erlangt, und nun wollte man dieſen Gewinn muthwillig aufgeben, die Seiten des Theaters zuſchließen und wirkliche Stubenwände formiren. Mit einem ſolchen Bühnenlocal ſollte denn auch das Stück ſelbſt, die Art zu ſpielen der Acteurs, kurz alles zuſammentreffen, und ein ganz neues Theater dadurch entſpringen.

Die Franzöſiſchen Schauſpieler hatten im Luſtſpiel den Gipfel des Kunſtwahren erreicht. Der Aufenthalt in Paris, die Beobachtung des Aeußern der Hofleute, die Verbindung der Acteurs und Actricen durch Liebeshändel mit den höhern Ständen, alles trug dazu bei, die höchſte Gewandtheit und Schicklichkeit des geſelligen Lebens gleichfalls auf die Bühne zu verpflanzen, und hieran hatten die Naturfreunde wenig auszuſetzen; doch glaubten ſie einen großen Vorſchritt zu thun, wenn ſie ernſthafte und tragiſche Gegenſtände, deren das bürgerliche Leben auch nicht ermangelt, zu ihren Stücken erwählten, ſich der Proſa gleichfalls zu höherem Ausdruck bedienten, und ſo die unnatürlichen Verſe zugleich mit

der unnatürlichen Declamation und Geſticulation allmählich verbannten.

Höchſt merkwürdig iſt es und nicht ſo allgemein beachtet, daß zu dieſer Zeit ſelbſt der alten ſtrengen, rhythmiſchen, kunſtreichen Tragödie mit einer Revolution gedroht ward, die nur durch große Talente und die Macht des Herkommens abgelenkt werden konnte.

Es ſtellte ſich nämlich dem Schauſpieler Le Cain, der ſeine Helden mit beſondrem theatraliſchem Anſtand, mit Erholung, Erhebung und Kraft ſpielte, und ſich vom Natürlichen und Gewöhnlichen entfernt hielt, ein Mann gegenüber, mit Namen Aufresne, der aller Unnatur den Krieg erklärte und in ſeinem tragiſchen Spiel die höchſte Wahrheit auszudrücken ſuchte. Dieſes Verfahren mochte zu dem des übrigen Pariſer Theaterperſonals nicht paſſen. Er ſtand allein, jene hielten ſich an einander geſchloſſen, und er, hartnäckig genug auf ſeinem Sinne beſtehend, verließ lieber Paris und kam durch Straßburg. Dort ſahen wir ihn die Rolle des Auguſt im Cinna, des Mithridat und andere dergleichen, mit der wahrſten natürlichſten Würde ſpielen. Als ein ſchöner großer Mann trat er auf, mehr ſchlank als ſtark, nicht eigentlich von impoſantem, aber von edlem gefälligem Weſen. Sein Spiel war überlegt und ruhig, ohne kalt zu ſeyn, und kräftig genug, wo es erfordert wurde. Er war ein ſehr geübter Künſtler, und von den wenigen, die das Künſtliche ganz in die Natur und die Natur

ganz in die Kunſt zu verwandeln wiſſen. Dieſe ſind es eigentlich, deren mißverſtandene Vorzüge die Lehre von der falſchen Natürlichkeit jederzeit veranlaſſen.

Und ſo will ich denn auch noch eines kleinen, aber merkwürdig Epoche machenden Werks gedenken: es iſt Rouſſeau's Pygmalion. Viel könnte man darüber ſagen: denn dieſe wunderliche Production ſchwankt gleichfalls zwiſchen Natur und Kunſt, mit dem falſchen Beſtreben, dieſe in jene aufzulöſen. Wir ſehen einen Künſtler, der das Vollkommenſte geleiſtet hat, und doch nicht Befriedigung darin findet, ſeine Idee außer ſich, kunſtgemäß dargeſtellt und ihr ein höheres Leben verliehen zu haben; nein, ſie ſoll auch in das irdiſche Leben zu ihm herabgezogen werden. Er will das Höchſte was Geiſt und That hervorgebracht, durch den gemeinſten Act der Sinnlichkeit zerſtören.

Alles dieſes und manches andere, recht und thöricht, wahr und halbwahr, das auf uns einwirkte, trug noch mehr bei, die Begriffe zu verwirren; wir trieben uns auf mancherlei Abwegen und Umwegen herum, und ſo ward von vielen Seiten auch jene Deutſche literariſche Revolution vorbereitet, von der wir Zeugen waren, und wozu wir, bewußt und unbewußt, willig oder unwillig, unaufhaltſam mitwirkten.

Auf philoſophiſche Weiſe erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiöſe Gegenſtände glaubten wir uns ſelbſt aufgeklärt zu

haben, und so war der heftige Streit Französischer Philosophen mit dem Pfaffthum uns ziemlich gleichgültig. Verbotene, zum Feuer verdammte Bücher, welche damals großen Lärmen machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke statt aller des Système de la nature, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich seyn könnte. Es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten. Der Verfasser glaubt sein Buch ganz eigens zu empfehlen, wenn er in der Vorrede versichert, daß er, als ein abgelebter Greis, so eben in die Grube steigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle.

Wir lachten ihn aus: denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt nichts geschätzt werde, was liebenswürdig und gut an ihr ist. „Alte Kirchen haben dunkle Gläser! — Wie Kirschen und Beeren schmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen!“ dieß waren unsere Lust- und Leibworte; und so schien uns jenes Buch, als die rechte Quintessenz der Greisenheit, unschmackhaft, ja abgeschmackt. Alles sollte nothwendig seyn und deßwegen kein Gott. Könnte es denn aber nicht auch nothwendig einen Gott geben? fragten wir. Dabei gestanden wir freilich, daß wir uns den Nothwendigkeiten der Tage und Nächte, der Jahreszeiten, klimatischen Einflüsse, der physischen

und animaliſchen Zuſtände nicht wohl entziehn könnten; doch fühlten wir etwas in uns das als vollkommene Willkür erſchien, und wieder etwas das ſich mit dieſer Willkür in's Gleichgewicht zu ſetzen ſuchte.

Die Hoffnung immer vernünftiger zu werden, uns von den äußeren Dingen, ja von uns ſelbſt immer unabhängiger zu machen, konnten wir nicht aufgeben. Das Wort Freiheit klingt ſo ſchön, daß man es nicht entbehren könnte, und wenn es einen Irrthum bezeichnete.

Keiner von uns hatte das Buch hinausgeleſen: denn wir fanden uns in der Erwartung getäuſcht, in der wir es aufgeſchlagen hatten. Syſtem der Natur ward angekündigt, und wir hofften alſo wirklich etwas von der Natur, unſerer Abgöttin, zu erfahren. Phyſik und Chemie, Himmels- und Erdbeſchreibung, Naturgeſchichte und Anatomie und ſo manches andere hatte nun ſeit Jahren und bis auf den letzten Tag uns immer auf die geſchmückte große Welt hingewieſen, und wir hätten gern von Sonnen und Sternen, von Planeten und Monden, von Bergen, Thälern, Flüſſen und Meeren und von allem was darin lebt und webt, das Nähere ſo wie das Allgemeinere erfahren. Daß hierbei wohl manches vorkommen müßte, was dem gemeinen Menſchen als ſchädlich, der Geiſtlichkeit als gefährlich, dem Staat als unzuläßlich erſcheinen möchte, daran hatten wir keinen Zweifel, und wir hofften, dieſes Büchlein ſollte nicht unwürdig die Feuerprobe beſtanden haben. Allein

wie hohl und leer ward uns in dieſer triſten atheiſtiſchen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen ſeinen Geſtirnen verſchwand. Eine Materie ſollte ſeyn, von Ewigkeit her bewegt, und ſollte nun mit dieſer Bewegung rechts und links und nach allen Seiten, ohne weiteres, die unendlichen Phänomene des Daſeyns hervorbringen. Dieß alles wären wir ſogar zufrieden geweſen, wenn der Verfaſſer wirklich aus ſeiner bewegten Materie die Welt vor unſern Augen aufgebaut hätte. Aber er mochte von der Natur ſo wenig wiſſen als wir: denn indem er einige allgemeine Begriffe hingepfahlt, verläßt er ſie ſogleich, um dasjenige was höher als die Natur, oder als höhere Natur in der Natur erſcheint, zur materiellen, ſchweren, zwar bewegten aber doch richtungs- und geſtaltloſen Natur zu verwandeln, und glaubt dadurch recht viel gewonnen zu haben.

Wenn uns jedoch dieſes Buch einigen Schaden gebracht hat, ſo war es der, daß wir aller Philoſophie, beſonders aber der Metaphyſik, recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber auf's lebendige Wiſſen, Erfahren, Thun und Dichten uns nur deſto lebhafter und leidenſchaftlicher hinwarfen.

So waren wir denn an der Gränze von Frankreich alles Franzöſiſchen Weſens auf einmal bar und ledig. Ihre Lebensweiſe fanden wir zu beſtimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philo-

ſophie abſtrus und doch unzulänglich, ſo daß wir auf dem Puncte ſtanden, uns der rohen Natur wenigſtens verſuchsweiſe hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß ſchon ſeit langer Zeit zu höheren, freieren und eben ſo wahren als dichteriſchen Weltanſichten und Geiſtesgemäſſen vorbereitet und uns erſt heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrſcht hätte.

Ich brauche kaum zu ſagen, daß hier Shakſpeare gemeint ſey, und nachdem ich dieſes ausgeſprochen, bedarf es keiner weitern Ausführung. Shakſpeare iſt von den Deutſchen mehr als von anderen Nationen, ja vielleicht mehr als von ſeiner eigenen erkannt. Wir haben ihm alle Gerechtigkeit, Billigkeit und Schonung, die wir uns unter einander ſelbſt verſagen, reichlich zugewendet; vorzügliche Männer beſchäftigten ſich, ſeine Geiſtesgaben im günſtigſten Lichte zu zeigen, und ich habe jederzeit was man zu ſeiner Ehre, zu ſeinen Gunſten, ja ihn zu entſchuldigen geſagt, gern unterſchrieben. Die Einwirkung dieſes außerordentlichen Geiſtes auf mich iſt früher dargeſtellt, und über ſeine Arbeiten einiges verſucht worden, welches Zuſtimmung gefunden hat; und ſo mag es hier an dieſer allgemeinen Erklärung genug ſeyn, bis ich eine Nachleſe von Betrachtungen über ſo große Verdienſte, die ich an dieſer Stelle einzuſchalten in Verſuchung gerieth, Freunden die mich hören mögen, mitzutheilen im Falle bin.

Gegenwärtig will ich nur die Art, wie ich mit ihm bekannt geworden, näher anzeigen. Es geſchah ziemlich früh, in Leipzig, durch Dodd's beauties of Shakspeare. Was man auch gegen ſolche Sammlungen ſagen kann, welche die Autoren zerſtückelt mittheilen, ſie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer ſo gefaßt und ſo geiſtreich, daß wir ein ganzes Werk nach ſeinem Werth in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die ſich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute beſonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt, und ſo erinnere ich mich noch als einer der ſchönſten Epochen meines Lebens derjenigen, welche gedachtes Werk bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoriſtiſchen Züge, alles traf mich einzeln und gewaltig.

Nun erſchien Wieland's Ueberſetzung. Sie ward verſchlungen, Freunden und Bekannten mitgetheilt und empfohlen. Wir Deutſche hatten den Vortheil, daß mehrere bedeutende Werke fremder Nationen auf eine leichte und heitere Weiſe zuerſt herüber gebracht wurden. Shakſpeare proſaiſch überſetzt, erſt durch Wieland, dann durch Eſchenburg, konnte als eine allgemein verſtändliche und jedem Leſer gemäße Lectüre ſich ſchnell verbreiten, und große Wirkung hervorbringen. Ich ehre den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poeſie erſt zur Poeſie wird,

aber das eigentlich tief und gründlich Wirkſame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde iſt dasjenige was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Proſe überſetzt wird. Dann bleibt der reine vollkommene Gehalt, den uns ein blendendes Aeußere oft, wenn er fehlt, vorzuſpiegeln weiß, und wenn er gegenwärtig iſt, verdeckt. Ich halte daher, zum Anfang jugendlicher Bildung, proſaiſche Ueberſetzungen für vortheilhafter als die poetiſchen: denn es läßt ſich bemerken, daß Knaben, denen ja doch alles zum Scherze dienen muß, ſich am Schall der Worte, am Fall der Sylben ergötzen, und durch eine Art von parodiſtiſch[illegible] Muthwillen den tiefen Gehalt des edelſten Werks zerſtören. Deßhalb gebe ich zu bedenken, ob nicht zunächſt eine proſaiſche Ueberſetzung des Homer zu unternehmen wäre; aber freilich müßte ſie der Stufe würdig ſeyn, auf der ſich die Deutſche Literatur gegenwärtig befindet. Ich überlaſſe dieß und das Vorgeſagte unſern würdigen Pädagogen zur Betrachtung, denen ausgebreitete Erfahrung hierüber am beſten zu Gebote ſteht. Nur will ich noch, zu Gunſten meines Vorſchlags, an Luther's Bibelüberſetzung erinnern: denn daß dieſer treffliche Mann ein in dem verſchiedenſten Style verfaßtes Werk und deſſen dichteriſchen, geſchichtlichen, gebietenden, lehrenden Ton uns in der Mutterſprache, wie aus Einem Guſſe überlieferte, hat die Religion mehr gefördert, als wenn er die Eigenthümlichkeiten des Originals im Einzelnen hätte nachbilden

wollen. Vergebens hat man nachher ſich mit dem Buche Hiob, den Pſalmen und andern Geſängen bemüht, ſie uns in ihrer poetiſchen Form genießbar zu machen. Für die Menge, auf die gewirkt werden ſoll, bleibt eine ſchlichte Uebertragung immer die beſte. Jene kritiſchen Ueberſetzungen, die mit dem Original wetteifern, dienen eigentlich nur zur Unterhaltung der Gelehrten unter einander.

Und ſo wirkte in unſerer Straßburger Societät Shakſpeare, überſetzt und im Original, ſtückweiſe und im Ganzen, ſtellen- und auszugsweiſe, dergeſtalt, daß wie man bibelfeſte Männer hat, wir uns nach und nach in Shakſpeare befeſtigten, die Tugenden und Mängel ſeiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unſeren Geſprächen nachbildeten, an ſeinen Quibbles die größte Freude hatten, und durch Ueberſetzung derſelben, ja durch originalen Muthwillen mit ihm wetteiferten. Hiezu trug nicht wenig bei, daß ich ihn vor allen mit großem Enthuſiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir ſchwebe, war anſteckend für meine Freunde, die ſich alle dieſer Sinnesart hingaben. Wir läugneten die Möglichkeit nicht, ſolche Verdienſte näher zu erkennen, ſie zu begreifen, mit Einſicht zu beurtheilen; aber dieß behielten wir uns für ſpätere Epochen vor: gegenwärtig wollten wir nur freudig theilnehmen, lebendig nachbilden, und, bei ſo großem Genuß, an dem Manne, der ihn uns gab, nicht

forſchen und mäkeln, vielmehr that es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren.

Will jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieſer lebendigen Geſellſchaft gedacht, geſprochen und verhandelt worden, der leſe den Aufſatz Herder's über Shakſpeare, in dem Hefte von Deutſcher Art und Kunſt; ferner Lenzens Anmerkungen über's Theater, denen eine Ueberſetzung von Love's labours lost hinzugefügt war. Herder dringt in das Tiefere von Shakſpeare's Weſen und ſtellt es herrlich dar; Lenz beträgt ſich mehr bilderſtürmeriſch gegen die Herkömmlichkeit des Theaters, und will denn eben all und überall nach Shakſpeare'ſcher Weiſe gehandelt haben. Da ich dieſen ſo talentvollen als ſeltſamen Menſchen hier zu erwähnen veranlaßt werde, ſo iſt wohl der Ort, verſuchsweiſe einiges über ihn zu ſagen. Ich lernte ihn erſt gegen das Ende meines Straßburger Aufenthalts kennen. Wir ſahen uns ſelten; ſeine Geſellſchaft war nicht die meine, aber wir ſuchten doch Gelegenheit uns zu treffen, und theilten uns einander gern mit, weil wir, als gleichzeitige Jünglinge, ähnliche Geſinnungen hegten. Klein, aber nett von Geſtalt, ein allerliebſtes Köpfchen, deſſen zierlicher Form niedliche etwas abgeſtumpfte Züge vollkommen entſprachen; blaue Augen, blonde Haare, kurz ein Perſönchen, wie mir unter nordiſchen Jünglingen von Zeit zu Zeit eins begegnet iſt; einen ſanften, gleichſam vorſichtigen Schritt, eine angenehm nicht ganz fließende

Sprache, und ein Betragen, das zwiſchen Zurückhaltung und Schüchternheit ſich bewegend, einem jungen Manne gar wohl anſtand. Kleinere Gedichte, beſonders ſeine eignen, las er ſehr gut vor, und ſchrieb eine fließende Hand. Für ſeine Sinnesart wüßte ich nur das Engliſche Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweiſt, gar manche Seltſamkeiten in Einem Begriff zuſammenfaßt. Niemand war vielleicht eben deßwegen fähiger als er, die Ausſchweifungen und Auswüchſe des Shakſpeare'ſchen Genie's zu empfinden und nachzubilden. Die obengedachte Ueberſetzung gibt ein Zeugniß hievon. Er behandelt ſeinen Autor mit großer Freiheit, iſt nichts weniger als knapp und treu, aber er weiß ſich die Rüſtung oder vielmehr die Poſſenjacke ſeines Vorgängers ſo gut anzupaſſen, ſich ſeinen Gebärden ſo humoriſtiſch gleichzuſtellen, daß er demjenigen, den ſolche Dinge anmutheten, gewiß Beifall abgewann.

Die Abſurditäten der Clowns machten beſonders unſere ganze Glückſeligkeit, und wir prieſen Lenzen als einen begünſtigten Menſchen, da ihm jenes Epitaphium des von der Prinzeſſin geſchoſſenen Wildes folgendermaßen gelungen war:

Die ſchöne Prinzeſſin ſchoß und traf
Eines jungen Hirſchleins Leben;
Es fiel dahin in ſchweren Schlaf,
Und wird ein Brätlein geben.
Der Jagdhund bellt! — Ein L zu Herſch
So wird es denn ein Hirſchel;

Doch ſetzt ein römiſch L. zu Hirſch.
So macht es funfzig Hirſche.
Ich mache hundert Hirſche draus,
Setzt Hirſchell mit zwey LLen.

Die Neigung zum Abſurden, die ſich frei und unbewunden bei der Jugend zu Tage zeigt, nachher aber immer mehr in die Tiefe zurücktritt, ohne ſich deßhalb gänzlich zu verlieren, war bei uns in voller Blüthe, und wir ſuchten auch durch Originalſpäße unſern großen Meiſter zu feiern. Wir waren ſehr glorios, wenn wir der Geſellſchaft etwas der Art vorlegen konnten, welches einigermaßen gebilligt wurde, wie z. B. folgendes auf einen Rittmeiſter, der auf einem wilden Pferde zu Schaden gekommen war:

Ein Ritter wohnt in dieſem Haus;
Ein Meiſter auch daneben;
Macht man davon einen Blumenſtrauß.
So wird's einem Rittmeiſter geben.
Iſt er nun Meiſter von dem Ritt,
Führt er mit Recht den Namen;
Doch nimmt der Ritt den Meiſter mit.
Weh' ihm und ſeinem Samen!

Ueber ſolche Dinge ward ſehr ernſthaft geſtritten, ob ſie des Clowns würdig oder nicht, und ob ſie aus der wahrhaften reinen Narrenquelle gefloſſen, oder ob etwa Sinn und Verſtand ſich auf eine ungehörige und unzuläſſige Weiſe mit eingemiſcht hätten. Ueberhaupt aber konnten ſich die ſeltſamen Geſinnungen um ſo heftiger verbreiten und ſo mehrere waren im Falle daran Theil zu

nehmen, als Leſſing, der das große Vertrauen beſaß, in ſeiner Dramaturgie eigentlich das erſte Signal dazu gegeben hatte.

In ſo geſtimmter und aufgeregter Geſellſchaft gelang mir manche angenehme Fahrt nach dem oberen Elſaß, woher ich aber eben deßhalb keine ſonderliche Belehrung zurückbrachte. Die vielen kleinen Verſe, die uns bei jeder Gelegenheit entquollen, und die wohl eine muntere Reiſebeſchreibung ausſtatten konnten, ſind verloren gegangen. In dem Kreuzgange der Abtey Molsheim bewunderten wir die farbigen Scheibengemählde; in der fruchtbaren Gegend zwiſchen Colmar und Schlettſtadt ertönten poſſirliche Hymnen an Ceres, indem der Verbrauch ſo vieler Früchte umſtändlich aus einander geſetzt und angeprieſen, auch die wichtige Streitfrage über den freien oder beſchränkten Handel derſelben ſehr luſtig genommen wurde. In Enſisheim ſahen wir den ungeheuren Aerolithen in der Kirche aufgehangen, und ſpotteten, der Zweifelſucht jener Zeit gemäß, über die Leichtgläubigkeit der Menſchen, nicht vorahnend, daß dergleichen luftgeborne Weſen wo nicht auf unſern eignen Acker herabfallen, doch wenigſtens in unſern Cabinetten ſollten verwahrt werden.

Einer mit hundert, ja tauſend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt denk' ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines Römiſchen Caſtells noch übrig, ſollte ſich in Ruinen und Stein-

ritzen eine ſchöne Grafentochter, aus frommer Neigung, aufgehalten haben. Unfern der Capelle, wo ſich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte ſich tief bei mir ein. Beide trug ich lang mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar ſpätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausſtattete, die von frommen und reinen Herzen ſo günſtig aufgenommen wurde.

Auch auf dieſer Höhe wiederholt ſich dem Auge das herrliche Elſaß, immer daſſelbe und immer neu; eben ſo wie man im Amphitheater, man nehme Platz wo man wolle, das ganze Volk überſieht, nur ſeine Nachbarn am deutlichſten, ſo iſt es auch hier mit Büſchen, Felſen, Hügeln, Wäldern, Feldern, Wieſen und Ortſchaften in der Nähe und in der Ferne. Am Horizont wollte man uns ſogar Baſel zeigen; daß wir es geſehen, will ich nicht beſchwören, aber das entfernte Blau der Schweizergebirge übte auch hier ſein Recht über uns aus, indem es uns zu ſich forderte, und da wir nicht dieſem Triebe folgen konnten, ein ſchmerzliches Gefühl zurückließ.

Solchen Zerſtreuungen und Heiterkeiten gab ich mich um ſo lieber und zwar bis zur Trunkenheit hin, als mich mein leidenſchaftliches Verhältniß zu Friederiken nunmehr zu ängſtigen anfing. Eine ſolche jugendliche, auf's Gerathewohl gehegte Neigung iſt der nächtlich geworfenen

Bombe zu vergleichen, die in einer ſanften, glänzenden Linie aufſteigt, ſich unter die Sterne miſcht, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen ſcheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieſelbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet, und zuletzt da, wo ſie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt. Friederike blieb ſich immer gleich; ſie ſchien nicht zu denken noch denken zu wollen, daß dieſes Verhältniß ſich ſo bald endigen könne. Olivie hingegen, die mich zwar auch ungern vermißte, aber doch nicht ſo viel als jene verlor, war vorausſehender oder offener. Sie ſprach manchmal mit mir über meinen vermuthlichen Abſchied und ſuchte über ſich ſelbſt und ihre Schweſter ſich zu tröſten. Ein Mädchen das einem Manne entſagt, dem ſie ihre Gewogenheit nicht verläugnet, iſt lange nicht in der peinlichen Lage, in der ſich ein Jüngling befindet, der mit Erklärungen eben ſo weit gegen ein Frauenzimmer herausgegangen iſt. Er ſpielt immer eine ledige Figur: denn von ihm, als einem werdenden Manne, erwartet man ſchon eine gewiſſe Ueberſicht ſeines Zuſtandes, und ein entſchiedener Leichtſinn will ihn nicht kleiden. Die Urſachen eines Mädchens, das ſich zurückzieht, ſcheinen immer gültig, die des Mannes niemals.

Allein wie ſoll eine ſchmeichelnde Leidenſchaft uns vorausſehen laſſen, wohin ſie uns führen kann? Denn auch ſelbſt alsdann, wenn wir ſchon ganz verſtändig auf ſie Verzicht gethan, können wir ſie noch nicht loslaſſen;

wir

wir ergötzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und ſollte es auch auf eine veränderte Weiſe ſeyn. So ging es auch mir. Wenn gleich die Gegenwart Friederikens mich ängſtigte, ſo wußte ich doch nichts Angenehmeres, als abweſend an ſie zu denken und mich mit ihr zu unterhalten. Ich kam ſeltener hinaus, aber unſere Briefe wechſelten deſto lebhafter. Sie wußte mir ihre Zuſtände mit Heiterkeit, ihre Gefühle mit Anmuth zu vergegenwärtigen, ſo wie ich mir ihre Verdienſte mit Gunſt und Leidenſchaft vor die Seele rief. Die Abweſenheit machte mich frei, und meine ganze Zuneigung blühte erſt recht auf durch die Unterhaltung in der Ferne. Ich konnte mich in ſolchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden; zerſtreut war ich genug durch das Fortrollen der Zeit und dringender Geſchäfte. Ich hatte bisher möglich gemacht, das Mannichfaltigſte zu leiſten, durch immer lebhafte Theilnahme am Gegenwärtigen und Augenblicklichen; allein gegen das Ende drängte ſich alles gar gewaltſam über einander, wie es immer zu gehen pflegt, wenn man ſich von einem Orte loslöſen ſoll.

Noch ein Zwiſchenereigniß nahm mir die letzten Tage weg. Ich befand mich nämlich in anſehnlicher Geſellſchaft auf einem Landhauſe, von wo man die Vorderſeite des Münſters und den darüber emporſteigenden Thurm gar herrlich ſehen konnte. Es iſt Schade, ſagte jemand, daß das Ganze nicht fertig geworden und daß wir nur den einen Thurm haben. Ich verſetzte dagegen: es iſt

mir eben so leid, diesen einen Thurm nicht ganz ausgeführt zu sehn: denn die vier Schnecken setzen viel zu stumpf ab, es hätten darauf noch vier leichte Thurmspitzen gesollt, so wie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz steht.

Als ich diese Behauptung mit gewöhnlicher Lebhaftigkeit aussprach, redete mich ein kleiner muntrer Mann an und fragte: wer hat Ihnen das gesagt? — Der Thurm selbst, versetzte ich. Ich habe ihn so lange und aufmerksam betrachtet, und ihm so viel Neigung erwiesen, daß er sich zuletzt entschloß, mir dieses offenbare Geheimniß zu gestehn. — Er hat Sie nicht mit Unwahrheit berichtet, versetzte jener; ich kann es am besten wissen, denn ich bin der Schaffner, der über die Baulichkeiten gesetzt ist. Wir haben in unserm Archiv noch die Originalrisse, welche dasselbe besagen, und die ich Ihnen zeigen kann. — Wegen meiner nahen Abreise drang ich auf Beschleunigung dieser Gefälligkeit. Er ließ mich die unschätzbaren Rollen sehn; ich zeichnete geschwind die in der Ausführung fehlenden Spitzen durch ölgetränktes Papier und bedauerte, nicht früher von diesem Schatz unterrichtet gewesen zu seyn. Aber so sollte es mir immer ergehen, daß ich durch Anschauen und Betrachten der Dinge erst mühsam zu einem Begriffe gelangen mußte, der mir vielleicht nicht so auffallend und fruchtbar gewesen wäre, wenn man mir ihn überliefert hätte.

In solchem Drang und Verwirrung konnte ich doch

nicht unterlaſſen, Friederiken noch einmal zu ſehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben iſt. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen, und mir war ſehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Druſenheim, und da überfiel mich eine der ſonderbarſten Ahnungen. Ich ſah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, ſondern des Geiſtes, mich mir ſelbſt, denſelben Weg, zu Pferde wieder entgegen kommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus dieſem Traum aufſchüttelte, war die Geſtalt ganz hinweg. Sonderbar iſt es jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, ſondern aus Zufall gerade trug, mich auf demſelben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu beſuchen. Es mag ſich übrigens mit dieſen Dingen wie es will verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung. Der Schmerz das herrliche Elſaß, mit allem was ich darin erworben, auf immer zu verlaſſen, war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reiſe ſo ziemlich wieder.

In Mannheim angelangt, eilte ich mit größter Begierde, den Antikenſaal zu ſehn, von dem man viel Rühmens machte. Schon in Leipzig, bei Gelegenheit der

Winckelmann'schen und Lessing'schen Schriften, hatte ich viel von diesen bedeutenden Kunstwerken reden hören, desto weniger aber gesehn: denn außer Laokoon, dem Vater, und dem Faun mit den Krotalen befanden sich keine Abgüsse auf der Akademie; und was uns Oeser bei Gelegenheit dieser Bildnisse zu sagen beliebte, war freilich räthselhaft genug. Wie will man aber auch Anfängern von dem Ende der Kunst einen Begriff geben?

Director Verschaffel's Empfang war freundlich. Zu dem Saale führte mich einer seiner Gesellen, der, nachdem er mir aufgeschlossen, mich meinen Neigungen und Betrachtungen überließ. Hier stand ich nun, den wunderſamſten Eindrücken ausgesetzt, in einem geräumigen, viereckten, bei außerordentlicher Höhe fast kubischen Saal, in einem durch Fenster unter dem Gesims von oben wohl erleuchteten Raum: die herrlichsten Statuen des Alterthums nicht allein an den Wänden gereiht, sondern auch innerhalb der ganzen Fläche durch einander aufgestellt; ein Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Volksgesellschaft, zwischen der man sich durchdrängen mußte. Alle diese herrlichen Gebilde konnten durch Auf- und Zuziehn der Vorhänge in das vortheilhafteste Licht gestellt werden; überdieß waren sie auf ihren Postamenten beweglich und nach Belieben zu wenden und zu drehen.

Nachdem ich die erste Wirkung dieser unwiderstehlichen Masse eine Zeit lang geduldet hatte, wendete ich

mich zu denen Geſtalten, die mich am meiſten anzogen, und wer kann läugnen, daß Apoll von Belvedere, durch ſeine mäßige Koloſſalgröße, den ſchlanken Bau, die freie Bewegung, den ſiegenden Blick, auch über unſere Empfindung vor allen andern den Sieg davon trage? Sodann wendete ich mich zu Laokoon, den ich hier zuerſt mit ſeinen Söhnen in Verbindung ſah. Ich vergegenwärtigte mir ſo gut als möglich das, was über ihn verhandelt und geſtritten worden war, und ſuchte mir einen eignen Geſichtspunct; allein ich ward bald da bald dorthin gezogen. Der ſterbende Fechter hielt mich lange feſt, beſonders aber hatte ich der Gruppe von Kaſtor und Pollux, dieſen koſtbaren, obgleich problematiſchen Reſten, die ſeligſten Augenblicke zu danken. Ich wußte noch nicht, wie unmöglich es ſey, ſich von einem genießenden Anſchaun ſogleich Rechenſchaft zu geben. Ich zwang mich zu reflectiren, und ſo wenig es mir gelingen wollte, zu irgend einer Art von Klarheit zu gelangen, ſo fühlte ich doch, daß jedes Einzelne dieſer großen verſammelten Maſſe faßlich, ein jeder Gegenſtand natürlich und in ſich ſelbſt bedeutend ſey.

Auf Laokoon jedoch war meine größte Aufmerkſamkeit gerichtet, und ich entſchied mir die berühmte Frage, warum er nicht ſchreie, dadurch, daß ich mir ausſprach, er könne nicht ſchreien. Alle Handlungen und Bewegungen der drey Figuren gingen mir aus der erſten Conception der Gruppe hervor. Die ganze ſo gewaltſame

als kunstreiche Stellung des Hauptkörpers war aus zwey Anlässen zusammengesetzt, aus dem Streben gegen die Schlangen, und aus dem Fliehn vor dem augenblicklichen Biß. Um diesen Schmerz zu mildern, mußte der Unterleib eingezogen und das Schreien unmöglich gemacht werden. So entschied ich mich auch, daß der jüngere Sohn nicht gebissen sey, und wie ich mir sonst noch das Kunstreiche dieser Gruppe auszulegen suchte. Ich schrieb hierüber einen Brief an Oeser, der aber nicht sonderlich auf meine Auslegung achtete, sondern nur meinen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiderte. Ich aber war glücklich genug, jenen Gedanken festzuhalten und bei mir mehrere Jahre ruhen zu lassen, bis er sich zuletzt an meine sämmtlichen Erfahrungen und Ueberzeugungen anschloß, in welchem Sinne ich ihn sodann bei Herausgabe der Propyläen mittheilte.

Nach eifriger Betrachtung so vieler erhabener plastischer Werke sollte es mir auch an einem Vorschmack antiker Architektur nicht fehlen. Ich fand den Abguß eines Capitäls der Rotonde, und ich läugne nicht, daß bei'm Anblick jener so ungeheuren als eleganten Akanthblätter mein Glaube an die nordische Baukunst etwas zu wanken anfing.

Dieses große und bei mir durch's ganze Leben wirksame frühzeitige Schauen war dennoch für die nächste Zeit von geringen Folgen. Wie gern hätte ich mit dieser Darstellung ein Buch angefangen, anstatt daß ich's da-

mit ende: denn kaum war die Thür des herrlichen Saals hinter mir zugeschlossen, so wünschte ich mich selbst wieder zu finden, ja ich suchte jene Gestalten eher, als lästig, aus meiner Einbildungskraft zu entfernen, und nur erst durch einen großen Umweg sollte ich in diesen Kreis zurückgeführt werden. Indessen ist die stille Fruchtbarkeit solcher Eindrücke ganz unschätzbar, die man genießend, ohne zersplitterndes Urtheil in sich aufnimmt. Die Jugend ist dieses höchsten Glücks fähig, wenn sie nicht kritisch seyn will, sondern das Vortreffliche und Gute, ohne Untersuchung und Sonderung, auf sich wirken läßt.

Zwölftes Buch.

Der Wanderer war nun endlich gesünder und freher nach Hause gelangt als das erste Mal, aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch etwas Ueberspanntes, welches nicht völlig auf geistige Gesundheit deutete. Gleich zu Anfang brachte ich meine Mutter in den Fall, daß sie zwischen meines Vaters rechtlichem Ordnungsgeist und meiner vielfachen Excentricität die Vorfälle in ein gewisses Mittel zu richten und zu schlichten beschäftigt seyn mußte. In Mainz hatte mir ein harfespielender Knabe so wohl gefallen, daß ich ihn, weil die Messe gerade vor der Thür war, nach Frankfurt einlud, ihm Wohnung zu geben und ihn zu befördern versprach. In diesem Ereigniß trat wieder einmal diejenige Eigenheit hervor, die mich in meinem Leben so viel gekostet hat, daß ich nämlich gern sehe, wenn jüngere Wesen sich um mich versammeln und an mich anknüpfen, wodurch ich denn freilich zuletzt mit ihrem Schicksal belastet werde. Eine unangenehme Erfahrung nach der andern konnte mich von dem angebornen Trieb nicht zurückbringen, der noch gegenwärtig, bei der deutlichsten Ueberzeugung, von Zeit zu Zeit mich irre zu führen droht. Meine Mutter, klärer als ich, sah wohl voraus, wie sonderbar es meinem Vater vorkommen müßte, wenn ein musikalischer

Meßläufer, von einem so ansehnlichen Hause her zu Gasthöfen und Schenken ginge, sein Brod zu verdienen; daher sorgte sie in der Nachbarschaft für Herberge und Kost desselben; ich empfahl ihn meinen Freunden, und so befand sich das Kind nicht übel. Nach mehreren Jahren sah ich ihn wieder, wo er größer und tölpischer geworden war, ohne in seiner Kunst viel zugenommen zu haben. Die wackere Frau, mit dem ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens wohl zufrieden, dachte nicht, daß sie diese Kunst in der nächsten Zeit durchaus nöthig haben würde. Der Vater, in seinen verjährten Liebhabereyen und Beschäftigungen ein zufriedenes Leben führend, war behaglich, wie einer, der trotz allen Hindernissen und Verspätungen, seine Plane durchsetzt. Ich hatte nun promovirt, der erste Schritt zu dem ferneren bürgerlichen stufenweisen Lebensgange war gethan. Meine Disputation hatte seinen Beifall, ihn beschäftigte die nähere Betrachtung derselben und manche Vorbereitung zu einer künftigen Herausgabe. Während meines Aufenthalts im Elsaß hatte ich viel kleine Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen und manches fliegende Blatt geschrieben. Diese zu rubriciren, zu ordnen, die Vollendung zu verlangen unterhielt ihn, und so war er froh in der Erwartung, daß meine bisher unüberwundene Abneigung, etwas dieser Dinge gedruckt zu sehn, sich nächstens verlieren werde. Die Schwester hatte einen Kreis von verständigen und liebenswürdigen Frauenzim-

niern um ſich verſammelt. Ohne herriſch zu ſeyn, herrſchte ſie über alle, indem ihr Verſtand gar manches überſehn und ihr guter Wille vieles ausgleichen konnte, ſie auch überdieß in dem Fall war, eher die Vertraute als die Rivalin zu ſpielen. Von ältern Freunden und Bekannten fand ich an Horn den unveränderlich treuen Freund und heiteren Geſellſchafter; mit Rieſe ward ich auch vertraut, der meinen Scharfſinn zu üben und zu prüfen nicht verfehlte, indem er, durch anhaltenden Widerſpruch, einem dogmatiſchen Enthuſiasmus, in welchen ich nur gar zu gern verfiel, Zweifel und Verneinung entgegenſetzte. Andere traten nach und nach zu dieſem Kreis, deren ich künftig gedenke; jedoch ſtanden unter den Perſonen, die mir den neuen Aufenthalt in meiner Vaterſtadt angenehm und fruchtbar machten, die Gebrüder Schleſſer allerdings oben an. Der ältere, Hieronymus, ein gründlicher und eleganter Rechtsgelehrter, hatte als Sachwalter ein allgemeines Vertrauen. Unter ſeinen Büchern und Acten, in Zimmern wo die größte Ordnung herrſchte, war ſein liebſter Aufenthalt; dort hab' ich ihn niemals anders als heiter und theilnehmend gefunden. Auch in größerer Geſellſchaft erwies er ſich angenehm und unterhaltend: denn ſein Geiſt war, durch eine ausgebreitete Lectüre, mit allem Schönen der Vorwelt geziert. Er verſchmähte nicht, bei Gelegenheit, durch geiſtreiche Lateiniſche Gedichte die geſelligen Freuden zu vermehren; wie ich denn noch verſchiedene ſcherzhafte

Distichen von ihm besitze, die er unter einige von mir gezeichnete Portraite seltsamer allgemein bekannter Frankfurter Caricaturen geschrieben hatte. Oefters berieth ich mich mit ihm über meinen einzuleitenden Lebens- und Geschäftsgang, und hätten mich nicht hundertfältige Neigungen, Leidenschaften und Zerstreuungen von diesem Wege fortgerissen, er würde mir der sicherste Führer geworden seyn.

Näher an Alter stand mir sein Bruder Georg, der sich von Treptow, aus den Diensten des Herzogs Eugen von Würtemberg, wieder zurückgezogen hatte. An Weltkenntniß, an praktischem Geschick vorgeschritten, war er in seiner Uebersicht der Deutschen und auswärtigen Literatur auch nicht zurück geblieben. Er schrieb, wie vormals, gern in allen Sprachen, regte mich aber dadurch nicht weiter an, da ich mich dem Deutschen ausschließlich widmend, die übrigen nur in so weit cultivirte, daß ich die besten Autoren im Original einigermaßen zu lesen im Stande war. Seine Rechtschaffenheit zeigte sich immer als dieselbe, ja die Bekanntschaft mit der Welt mochte ihn veranlaßt haben, strenger, sogar starrer auf seinen wohlmeinenden Gesinnungen zu beharren.

Durch diese beiden Freunde ward ich denn auch gar bald mit Merk bekannt, dem ich durch Herdern von Straßburg aus nicht ungünstig angekündigt war. Dieser eigne Mann, der auf mein Leben den größten Einfluß gehabt, war von Geburt ein Darmstädter. Von

seiner früheren Bildung wüßte ich wenig zu sagen. Nach vollendeten Studien führte er einen Jüngling nach der Schweiz, wo er eine Zeit lang blieb, und beweibt zurückkam. Als ich ihn kennen lernte, war er Kriegszahlmeister in Darmstadt. Mit Verstand und Geist geboren, hatte er sich sehr schöne Kenntnisse, besonders der neueren Literaturen, erworben, und sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehn. Treffend und scharf zu urtheilen war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackern entschlossenen Geschäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Gestalt, eine hervordringende spitze Nase zeichnete sich aus, hellblaue, vielleicht graue Augen gaben seinem Blick, der aufmerkend hin und wieder ging, etwas Tigerartiges. Lavater's Physiognomik hat uns sein Profil aufbewahrt. In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt erbittert, und ließ diesen grillenkranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu seyn. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu thun, was einen an-

dern kränkte, verletzte, ja was ihm schädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selbst davor sicher zu seyn glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung mit ihm zu leben und seiner guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich kehren werde. Wie er sich nun, durch diesen sittlich unruhigen Geist, durch dieses Bedürfniß, die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, von einer Seite das gesellige Leben verdarb, so widersprach eine andere Unruhe, die er auch recht sorgfältig in sich nährte, seinem innern Behagen. Er fühlte nämlich einen gewissen dilettantischen Productionstrieb, dem er um so mehr nachhing, als er sich in Prosa und Versen leicht und glücklich ausdrückte, und unter den schönen Geistern jener Zeit eine Rolle zu spielen gar wohl wagen durfte. Ich besitze selbst noch poetische Episteln von ungemeiner Kühnheit, Derbheit und Swiftischer Galle, die sich durch originelle Ansichten der Personen und Sachen höchlich auszeichnen, aber zugleich mit so verletzender Kraft geschrieben sind, daß ich sie nicht einmal gegenwärtig publiciren möchte, sondern sie entweder vertilgen, oder als auffallende Documente des geheimen Zwiespalts in unserer Literatur der Nachwelt aufbewahren muß. Daß er jedoch bei allen seinen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke ging, war ihm selbst unangenehm, und er sprach es oft aus, er beneide mich

um

um meine unſchuldige Darſtellungsluſt, welche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entſpringe.

Uebrigens hätte ihm ſein literariſcher Dilettantismus eher Nutzen als Schaden gebracht, wenn er nicht den unwiderſtehlichen Trieb gefühlt hätte, auch im techniſchen und merkantiliſchen Fach aufzutreten. Denn wenn er einmal ſeine Fähigkeiten zu verwünſchen anfing, und außer ſich war, die Anſprüche an ein ausübendes Talent nicht genialiſch genug befriedigen zu können, ſo ließ er bald die bildende, bald die Dichtkunſt fahren und ſann auf fabrikmäßige kaufmänniſche Unternehmungen, welche Geld einbringen ſollten, indem ſie ihm Spaß machten.

In Darmſtadt befand ſich übrigens eine Geſellſchaft von ſehr gebildeten Männern. Geheimerath von Heß, Miniſter des Landgrafen, Profeſſor Peterſen, Rector Wenk und andere waren die Einheimiſchen, zu deren Werth ſich manche fremde Benachbarte und viele Durchreiſende abwechſelnd geſellten. Die Geheimeräthin von Heß und ihre Schweſter, Demoiſelle Flachsland, waren Frauenzimmer von ſeltenen Verdienſten und Anlagen, die letztere, Herder's Braut, doppelt intereſſant durch ihre Eigenſchaften und ihre Neigung zu einem ſo vortrefflichen Manne.

Wie ſehr dieſer Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszuſprechen. Man hörte gern die Vorle-

sung meiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten, man munterte mich auf, wenn ich essen und umständlich erzählte, was ich eben vorhatte, und schalt mich, wenn ich bei jedem neuen Anlaß das Früherbegonnene zurücksetzte. Faust war schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Studium des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beschäftigte mich, und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl dastehn konnte.

Was ich über jene Baukunst gedacht und gewähnt hatte, schrieb ich zusammen. Das Erste worauf ich drang war, daß man sie Deutsch und nicht Gothisch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vaterländisch halten solle; das Zweyte, daß man sie nicht mit der Baukunst der Griechen und Römer vergleichen dürfe, weil sie aus einem ganz andern Princip entsprungen sey. Wenn jene, unter einem glücklicheren Himmel, ihr Dach auf Säulen ruhen ließen, so entstand ja schon an und für sich eine durchbrochene Wand. Wir aber, die wir uns durchaus gegen die Witterung schützen, und mit Mauern überall umgeben müssen, haben den Genius zu verehren, der Mittel fand, massiven Wänden Mannigfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach zu durchbrechen und das Auge würdig und erfreulich auf der großen Fläche zu beschäftigen. Dasselbe galt von den Thürmen, welche nicht, wie die Kuppeln, nach innen einen Himmel bil-

den, ſondern außen gen Himmel ſtreben, und das Daſeyn des Heiligthums, das ſich an ihre Baſe gelagert, weit umher den Ländern verkünden ſollten. Das Innere dieſer würdigen Gebäude wage ich nur durch poetiſches Anſchauen und durch fromme Stimmung zu berühren.

Hätte ich dieſe Anſichten, denen ich ihren Werth nicht abſprechen will, klar und deutlich, in vernehmlichem Styl abzufaſſen beliebt, ſo hätte der Druckbogen von Deutſcher Baukunſt D. M. Erwini a Steinbach ſchen damals, als ich ihn herausgab, mehr Wirkung gethan und die vaterländiſchen Freunde der Kunſt früher aufmerkſam gemacht; ſo aber verhüllte ich, durch Hamans und Herders Beiſpiel verführt, dieſe ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von ſeltſamen Worten und Phraſen, und verfinſterte das Licht das mir aufgegangen war, für mich und andere. Deſſen ungeachtet wurden dieſe Blätter gut aufgenommen und in dem Herderſchen Heft von Deutſcher Art und Kunſt nochmals abgedruckt.

‚Wenn ich mich nun, theils aus Neigung, theils zu dichteriſchen und anderen Zwecken, mit vaterländiſchen Alterthümern ſehr gern beſchäftigte und ſie mir zu vergegenwärtigen ſuchte, ſo ward ich durch die bibliſchen Studien und durch religiöſe Anklänge von Zeit zu Zeit wieder abgelenkt, da ja Luther's Leben und Thaten, die in dem ſechzehnten Jahrhundert ſo herrlich hervorglänzen, mich immer wieder zu den heiligen Schriften und zu Betrach-

tung religiöser Gefühle und Meinungen hinleiten mußten. Die Bibel als ein zusammengetragenes, nach und nach entstandenes, zu verschiedenen Zeiten überarbeitetes Werk anzusehn, schmeichelte meinem kleinen Dünkel, indem diese Vorstellungsart noch keineswegs herrschend, viel weniger in dem Kreis aufgenommen war, in welchem ich lebte. Was den Hauptsinn betraf, hielt ich mich an Luther's Ausdruck, in Einzelnem ging ich wohl zur Schmidtischen wörtlichen Uebersetzung, und suchte mein weniges Hebräisch dabei so gut als möglich zu benutzen. Daß in der Bibel sich Widersprüche finden wird jetzt niemand in Abrede seyn. Diese suchte man dadurch auszugleichen, daß man die deutlichste Stelle zum Grunde legte, und die widersprechende, weniger klare jener anzuähnlichen bemüht war. Ich dagegen wollte durch Prüfung herausfinden, welche Stelle den Sinn der Sache am meisten ausspräche; an diese hielt ich mich und verwarf die andern als untergeschoben.

Denn schon damals hatte sich bei mir eine Grundmeinung festgesetzt, ohne daß ich zu sagen wüßte, ob sie mir eingeflößt, ob sie bei mir angeregt worden, oder ob sie aus eignem Nachdenken entsprungen sey. Es war nämlich die: bei allem was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werks an; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche, und keine

Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem innern Urwesen etwas anhaben, wenigstens nicht mehr als die Krankheit des Körpers einer wohlgebildeten Seele. So sey nun Sprache, Dialekt, Eigenthümlichkeit, Styl und zuletzt die Schrift als Körper eines jeden geistigen Werks anzusehn: dieser, zwar nah genug mit dem Innern verwandt, sey jedoch der Verschlimmerung, dem Verderbniß ausgesetzt: wie denn überhaupt keine Ueberlieferung ihrer Natur nach ganz rein gegeben, und wenn sie auch rein gegeben würde, in der Folge jederzeit vollkommen verständlich seyn könnte, jenes wegen Unzulänglichkeit der Organe, durch welche überliefert wird, dieses wegen des Unterschieds der Zeiten, der Orte, besonders aber wegen der Verschiedenheit menschlicher Fähigkeiten und Denkweisen; weßhalb denn ja auch die Ausleger sich niemals vergleichen werden.

Das Innere, Eigentliche einer Schrift, die uns besonders zusagt, zu erforschen, sey daher eines jeden Sache, und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sie sich zu unserm eignen Innern verhalte, und in wie fern durch jene Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde: alles Aeußere hingegen, was auf uns unwirksam, oder einem Zweifel unterworfen sey, habe man der Kritik zu überlassen, welche, wenn sie auch im Stande seyn sollte, das Ganze zu zerstückeln und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja

uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irre zu machen.

Diese aus Glauben und Schauen entsprungene Ueberzeugung, welche in allen Fällen, die wir für die wichtigsten erkennen, anwendbar und stärkend ist, liegt zum Grunde meinem sittlichen sowohl als literarischen Lebensbau, und ist als ein wohl angelegtes und reichlich wucherndes Capital anzusehn, ob wir gleich in einzelnen Fällen zu fehlerhafter Anwendung verleitet werden können. Durch diesen Begriff ward mir denn die Bibel erst recht zugänglich. Ich hatte sie, wie bei dem Religionsunterricht der Protestanten geschieht, mehrmals durchlaufen, ja mich mit derselben sprungweise, von vorn nach hinten und umgekehrt, bekannt gemacht. Die derbe Natürlichkeit des Alten Testaments und die zarte Naivetät des Neuen hatte mich im Einzelnen angezogen; als ein Ganzes wollte sie mir zwar niemals recht entgegentreten, aber die verschiedenen Charakter der verschiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre; ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach treulich zu vergegenwärtigen und hatte überhaupt zu viel Gemüth an dieses Buch verwandt, als daß ich es jemals wieder hätte entbehren sollen. Eben von dieser gemüthlichen Seite war ich gegen alle Spöttereyen geschützt, weil ich deren Unredlichkeit sogleich einsah. Ich verabscheute sie nicht nur, sondern ich konnte darüber in Wuth gerathen, und ich erinnere mich noch genau, daß ich in kindlich fanatischem Eifer Voltairen, wenn

ich ihn hätte habhaft werden können, wegen ſeines Sauls gar wohl erdroſſelt hätte. Jede Art von redlicher Forſchung dagegen ſagte mir höchlich zu, die Aufklärungen über des Orients Localität und Coſtüm, welche immer mehr Licht verbreiteten, nahm ich mit Freuden auf, und fuhr fort, allen meinen Scharfſinn an den ſo werthen Ueberlieferungen zu üben.

Man weiß, wie ich ſchon früher mich in den Zuſtand der Urwelt, die uns das erſte Buch Moſis ſchildert, einzuweihen ſuchte. Weil ich nun ſchrittweiſe und ordentlich zu verfahren dachte, ſo griff ich, nach einer langen Unterbrechung, das zweyte Buch an. Allein welch ein Unterſchied! Gerade wie die kindliche Fülle aus meinem Leben verſchwunden war, ſo fand ich auch das zweyte Buch von dem erſten durch eine ungeheure Kluft getrennt. Das völlige Vergeſſen vergangener Zeit ſpricht ſich ſchon aus in den wenigen bedeutenden Worten: „Da kam ein neuer König auf in Aegypten, der wußte nichts von Joſeph.“ Aber auch das Volk, wie die Sterne des Himmels unzählbar, hätte beinah den Ahnherrn vergeſſen, dem Jehovah gerade dieſes nunmehr erfüllte Verſprechen unter dem Sternenhimmel gethan hatte. Ich arbeitete mich mit unſäglicher Mühe, mit unzulänglichen Hülfsmitteln und Kräften durch die fünf Bücher und gerieth dabei auf die wunderlichſten Einfälle. Ich glaubte gefunden zu haben, daß nicht unſere Zehn-Gebote auf den Tafeln geſtanden, daß die Iſraeliten keine

vierzig Jahre, ſondern nur kurze Zeit durch die Wüſte gewandert, und eben ſo bildete ich mir ein, über den Charakter Moſis ganz neue Aufſchlüſſe geben zu können.

Auch das neue Teſtament war vor meinen Unterſuchungen nicht ſicher; ich verſchonte es nicht mit meiner Sonderungsluſt, aber aus Liebe und Neigung ſtimmte ich doch in jenes heilſame Wort mit ein: „Die Evangeliſten mögen ſich widerſprechen, wenn ſich nur das Evangelium nicht widerſpricht.“ — Auch in dieſer Region glaubte ich allerhand Entdeckungen zu machen. Jene Gabe der Sprachen, am Pfingſtfeſte in Glanz und Klarheit ertheilt, deutete ich mir auf eine etwas abſtruſe Weiſe, nicht geeignet ſich viele Theilnehmer zu verſchaffen.

In eine der Hauptlehren des Lutherthums, welche die Brüdergemeine noch geſchärft hatte, das Sündhafte im Menſchen als verwaltend anzuſehn, verſuchte ich mich zu ſchicken, obgleich nicht mit ſonderlichem Glück. Doch hatte ich mir die Terminologie dieſer Lehre ſo ziemlich zu eigen gemacht, und bediente mich derſelben in einem Briefe, den ich unter der Maske eines Landgeiſtlichen an einen neuen Amtsbruder zu erlaſſen beliebte. Das Hauptthema deſſelbigen Schreibens war jedoch die Looſung der damaligen Zeit, ſie hieß Toleranz, und galt unter den beſſeren Köpfen und Geiſtern.

Solche Dinge, die nach und nach entſtanden, ließ ich, um mich an dem Publicum zu verſuchen, im folgen-

den Jahre auf meine Koſten drucken, verſchenkte ſie, oder gab ſie der Eichenbergiſchen Buchhandlung, um ſie ſo gut als möglich zu verhöcken, ohne daß mir dadurch einiger Vortheil zugewachſen wäre. Hier und da gedenkt eine Recenſion derſelben, bald günſtig, bald ungünſtig, doch gleich waren ſie verſchollen. Mein Vater bewahrte ſie ſorgfältig in ſeinem Archiv, ſonſt würde ich kein Exemplar davon beſitzen. Ich werde ſie, ſo wie einiges Ungedruckte der Art, was ich noch vorgefunden, der neuen Ausgabe meiner Werke hinzufügen.

Da ich mich nun ſowohl zu dem Sibylliniſchen Styl ſolcher Blätter als zu der Herausgabe derſelben eigentlich durch Hamann hatte verleiten laſſen, ſo ſcheint mir hier eine ſchickliche Stelle, dieſes würdigen einflußreichen Mannes zu gedenken, der uns damals ein eben ſo großes Geheimniß war, als er es immer dem Vaterlande geblieben iſt. Seine Sokratiſchen Denkwürdigkeiten erregten Aufſehen, und waren ſolchen Perſonen beſonders lieb, die ſich mit dem blendenden Zeitgeiſte nicht vertragen konnten. Man ahnete hier einen tiefdenkenden gründlichen Mann, der, mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforſchliches gelten ließ, und ſich darüber auf eine ganz eigne Weiſe ausſprach. Von denen, die damals die Literatur des Tags beherrſchten, ward er freilich für einen abſtruſen Schwärmer gehalten, eine aufſtrebende Jugend aber ließ ſich wohl von ihm anziehn.

Sogar die Stillen im Lande, wie sie bald im Scherz, bald im Ernst genannt wurden, jene frommen Seelen, welche, ohne sich zu irgend einer Gesellschaft zu bekennen, eine unsichtbare Kirche bildeten, wendeten ihm ihre Aufmerksamkeit zu, und meiner Klettenberg, nicht weniger ihrem Freunde Moser, war der Magus aus Norden eine willkommene Erscheinung. Man setzte sich um so mehr mit ihm in Verhältniß, als man erfahren hatte, daß er von knappen häuslichen Umständen gepeinigt, sich dennoch diese schöne und hohe Sinnesweise zu erhalten verstand. Bei dem großen Einflusse des Präsidenten von Moser wäre es leicht gewesen, einem so genügsamen Manne ein leidliches und bequemes Daseyn zu verschaffen. Die Sache war auch eingeleitet, ja man hatte sich so weit schon verständigt und genähert, daß Haman die weite Reise von Königsberg nach Darmstadt unternahm. Als aber der Präsident zufällig abwesend war, kehrte jener wunderliche Mann, aus welchem Anlaß weiß man nicht, sogleich wieder zurück; man blieb jedoch in einem freundlichen Briefverhältniß. Ich besitze noch zwey Schreiben des Königsbergers an seinen Gönner, die von der wundersamen Großheit und Innigkeit ihres Verfassers Zeugniß ablegen.

Aber ein so gutes Verständniß sollte nicht lange dauern. Diese frommen Menschen hatten sich jenen auch nach ihrer Weise fromm gedacht, sie hatten ihn als den Magus von Norden mit Ehrfurcht behandelt, und

glaubten daß er sich auch sofort in ehrwürdigem Betragen darstellen würde. Allein er hatte schon durch die Wolken, ein Nachspiel Sokratischer Denkwürdigkeiten, einigen Anstoß gegeben, und da er nun gar die Kreuzzüge des Philologen herausgab, auf deren Titelblatt nicht allein das Ziegenprofil eines gehörnten Pans zu sehen war, sondern auch auf einer der ersten Seiten ein großer, in Holz geschnittener Hahn, tactgebend jungen Hähnchen, die mit Noten in den Krallen vor ihm da standen, sich höchst lächerlich zeigte, wodurch gewisse Kirchenmusiken, die der Verfasser nicht billigen mochte, scherzhaft durchgezogen werden sollten: so entstand unter den Wohl- und Zartgesinnten ein Mißbehagen, welches man dem Verfasser merken ließ, der denn auch dadurch nicht erbaut, einer engeren Vereinigung sich entzog. Unsere Aufmerksamkeit auf diesen Mann hielt jedoch Herder immer lebendig, der, mit seiner Braut und uns in Correspondenz bleibend, alles was von jenem merkwürdigen Geiste nur ausging, sogleich mittheilte. Darunter gehörten denn auch seine Recensionen und Anzeigen, eingerückt in die Königsberger Zeitung, die alle einen höchst sonderbaren Charakter trugen. Ich besitze eine meist vollständige Sammlung seiner Schriften und einen sehr bedeutenden handschriftlichen Aufsatz über Herders Preisschrift, den Ursprung der Sprache betreffend, worin er dieses Herdersche Probestück, auf die eigenste Art, mit wunderlichen Schlaglichtern beleuchtet.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Haman'schen Werke entweder selbst zu besorgen, oder wenigstens zu befördern, und alsdann, wenn diese wichtigen Documente wieder vor den Augen des Publicums liegen, möchte es Zeit seyn, über den Verfasser, dessen Natur und Wesen das Nähere zu besprechen; inzwischen will ich doch einiges hier schon beibringen, um so mehr als noch vorzügliche Männer leben, die ihm auch ihre Neigung geschenkt, und deren Beistimmung oder Zurechtweisung mir sehr willkommen seyn würde. Das Princip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamans sich zurückführen lassen, ist dieses: „Alles was der Mensch zu leisten unternimmt, es werde nun durch That oder Wort oder sonst hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich.“ Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durch's Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit: denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln, um etwas zu sagen, zu bedeuten. Der Mensch, indem er spricht, muß für den Augenblick einseitig werden, es gibt keine Mittheilung, keine Lehre, ohne Sonderung. Da nun aber Haman ein für allemal dieser Trennung widerstrebte, und wie er in einer Einheit empfand, imaginirte, dachte, so auch sprechen wollte, und das Gleiche von andern verlangte; so trat

er mit seinem eignen Styl und mit allem was die andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten, greift er daher nach allen Elementen; die tiefsten geheimsten Anschauungen, wo sich Natur und Geist im Verbergenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze, die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder, die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten, und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag, alles dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Styls, seiner Mittheilungen. Kann man sich nun in der Tiefe nicht zu ihm gesellen, auf den Höhen nicht mit ihm wandeln, der Gestalten, die ihm vorschweben, sich nicht bemächtigen, aus einer unendlich ausgebreiteten Literatur nicht gerade den Sinn einer nur angedeuteten Stelle herausfinden, so wird es um uns nur trüber und dunkler, jemehr wir ihn studiren, und diese Finsterniß wird mit den Jahren immer zunehmen, weil seine Anspielungen auf bestimmte, im Leben und in der Literatur augenblicklich herrschende Eigenheiten vorzüglich gerichtet waren. Unter meiner Sammlung befinden sich einige seiner gedruckten Bogen, wo er an dem Rande eigenhändig die Stellen citirt hat, auf die sich seine Andeutungen beziehn. Schlägt man sie auf, so gibt es abermals ein zweydeutiges Doppellicht, das uns höchst angenehm erscheint, nur muß man durchaus auf das Verzicht thun, was man gewöhnlich Verstehen

konnte. Aber Herder unterließ ſein Necken und Schelten nicht; Merken brauchte man nicht viel zu reizen, der mich denn auch zur Ungeduld aufzuregen wußte. Weil nun Herder unter allen Schriftſtellern und Menſchen Swiften am meiſten zu ehren ſchien, ſo hieß er unter uns gleichfalls der Dechant, und dieſes gab abermals zu mancherlei Irrungen und Verdrießlichkeiten Anlaß.

Deſſen ungeachtet freuten wir uns höchlich, als wir vernahmen, daß er in Bückeburg ſollte angeſtellt werden, welches ihm doppelt Ehre brachte: denn ſein neuer Patron hatte den höchſten Ruf als ein einſichtiger, tapferer, obwohl ſonderbarer Mann gewonnen. Thomas Abt war in dieſen Dienſten bekannt und berühmt geworden, dem Verſtorbenen klagte das Vaterland nach und freute ſich an dem Denkmal, das ihm ſein Gönner geſtiftet. Nun ſollte Herder an der Stelle des zu früh Verblichenen alle diejenigen Hoffnungen erfüllen, welche ſein Vorgänger ſo würdig erregt hatte.

Die Epoche worin dieſes geſchah, gab einer ſolchen Anſtellung doppelten Glanz und Werth; denn mehrere Deutſche Fürſten folgten ſchon dem Beiſpiel des Grafen von der Lippe, daß ſie nicht bloß gelehrte und eigentlich geſchäftsfähige, ſondern auch geiſtreiche und vielverſprechende Männer in ihre Dienſte aufnahmen. Es hieß: Klopſtock ſey von dem Markgrafen Carl von Baden berufen worden, nicht zu eigentlichem Geſchäftsdienſt, ſondern um durch ſeine Gegenwart Anmuth und Nutzen

der höheren Gesellschaft mitzutheilen. So wie nun hierdurch das Ansehn auch dieses vortrefflichen Fürsten wuchs, der allem Nützlichen und Schönen seine Aufmerksamkeit schenkte, so mußte die Verehrung für Klopstock gleichfalls nicht wenig zunehmen. Lieb und werth war alles was von ihm ausging; sorgfältig schrieben wir die Oden ab und die Elegien, wie sie ein jeder habhaft werden konnte. Höchst vergnügt waren wir daher, als die große Landgräfin Caroline von Hessendarmstadt eine Sammlung derselben veranstaltete, und eins der wenigen Exemplare in unsere Hände kam, das uns in Stand setzte, die eignen handschriftlichen Sammlungen zu vervollzähligen. Daher sind uns jene ersten Lesarten lange Zeit die liebsten geblieben, ja wir haben uns noch oft an Gedichten, die der Verfasser nachher verworfen, erquickt und erfreut. So wahr ist, daß das aus einer schönen Seele hervordringende Leben nur um desto freier wirkt, je weniger es durch Kritik in das Kunstfach herübergezogen erscheint.

Klopstock hatte sich und andern talentvollen Männern, durch seinen Charakter und sein Betragen, Ansehn und Würde zu verschaffen gewußt; nun sollten sie ihm aber auch wo möglich die Sicherung und Verbesserung ihres häuslichen Bestandes verdanken. Der Buchhandel nämlich bezog sich in früherer Zeit mehr auf bedeutende, wissenschaftliche Facultätswerke, auf stehende Verlagsartikel, welche mäßig honorirt wurden. Die Production

von

von poetiſchen Schriften aber wurde als etwas Heiliges angeſehn, und man hielt es beinah für Simonie, ein Honorar zu nehmen oder zu ſteigern. Autoren und Verleger ſtanden in dem wunderlichſten Wechſelverhältniß. Beide erſchienen, wie man es nehmen wollte, als Patrone und als Clienten. Jene, die neben ihrem Talent, gewöhnlich als höchſt ſittliche Menſchen vom Publicum betrachtet und verehrt wurden, hatten einen geiſtigen Rang und fühlten ſich durch das Glück der Arbeit belohnt; dieſe begnügten ſich gern mit der zweyten Stelle und genoſſen eines anſehnlichen Vortheils: nun aber ſetzte die Wohlhabenheit den reichen Buchhändler wieder über den armen Poeten, und ſo ſtand alles in dem ſchönſten Gleichgewicht. Wechſelſeitige Großmuth und Dankbarkeit war nicht ſelten: Breitkopf und Gottſched blieben lebenslang Hausgenoſſen; Knickerey und Niederträchtigkeit, beſonders der Nachdrucker, waren noch nicht im Schwange.

Deſſen ungeachtet war unter den Deutſchen Autoren eine allgemeine Bewegung entſtanden. Sie verglichen ihren eignen, ſehr mäßigen, wo nicht ärmlichen Zuſtand mit dem Reichthum der angeſehenen Buchhändler, ſie betrachteten, wie groß der Ruhm eines Gellert, eines Rabener ſey, und in welcher häuslichen Enge ein allgemein beliebter Deutſcher Schriftſteller ſich behelfen müſſe, wenn er ſich nicht durch ſonſt irgend einen Erwerb das Leben erleichterte. Auch die mittleren und geringeren

Geister fühlten ein lebhaftes Verlangen, ihre Lage verbessert zu sehn, sich von Verlegern unabhängig zu machen.

Nun trat Klopstock hervor und bot seine Gelehrtenrepublik auf Subscription an. Obgleich die spätern Gesänge des Messias, theils ihres Inhalts, theils der Behandlung wegen, nicht die Wirkung thun konnten wie die frühern, die, selbst rein und unschuldig, in eine reine und unschuldige Zeit kamen, so blieb doch die Achtung gegen den Dichter immer gleich, der sich durch die Herausgabe seiner Oden die Herzen, Geister und Gemüther vieler Menschen zugewendet hatte. Viele wohldenkende Männer, darunter mehrere von großem Einfluß, erboten sich, Vorausbezahlung anzunehmen, die auf einen Louisd'or gesetzt war, weil es hieß, daß man nicht sowohl das Buch bezahlen, als den Verfasser, bei dieser Gelegenheit, für seine Verdienste um das Vaterland belohnen sollte. Hier drängte sich nun jederman hinzu, selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tausend Pränumeranten zusammen. Die Erwartung war aufs höchst gespannt, das Zutrauen so groß als möglich.

Hiernach mußte das Werk, bei seiner Erscheinung, den seltsamsten Erfolg von der Welt haben; zwar immer von bedeutendem Werth, aber nichts weniger als allgemein ansprechend. Wie Klopstock über Poesie und Lite-

ratur dachte, war in Form einer alten Deutſchen Druidenrepublik dargeſtellt, ſeine Maximen über das Aechte und Falſche in lakoniſchen Kernſprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der ſeltſamen Form aufgeopfert wurde. Für Schriftſteller und Literatoren war und iſt das Buch unſchätzbar, konnte aber auch nur in dieſem Kreiſe wirkſam und nützlich ſeyn. Wer ſelbſt gedacht hatte, folgte dem Denker, wer das Aechte zu ſuchen und zu ſchätzen wußte, fand ſich durch den gründlichen braven Mann belehrt; aber der Liebhaber, der Leſer ward nicht aufgeklärt, ihm blieb das Buch verſiegelt, und doch hatte man es in alle Hände gegeben, und indem jederman ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die meiſten ein ſolches, dem ſie auch nicht den mindeſten Geſchmack abgewinnen konnten. Die Beſtürzung war allgemein, die Achtung gegen den Mann aber ſo groß, daß kein Murren, kaum ein leiſes Murmeln entſtand. Die junge ſchöne Welt verſchmerzte den Verluſt und verſchenkte nun ſcherzend die theuer erworbenen Exemplare. Ich erhielt ſelbſt mehrere von guten Freundinnen, deren keines aber mir geblieben iſt.

Dieſe dem Autor gelungene, dem Publicum aber mißlungene Unternehmung hatte die böſe Folge, daß nun ſobald nicht mehr an Subſcription und Pränumeration zu denken war; doch hatte ſich jener Wunſch zu allgemein verbreitet, als daß der Verſuch nicht hätte erneuert werden ſollen. Dieſes nun im Großen und Ganzen zu

thun, erbot sich die Dessauische Verlagshandlung. Hier sollten Gelehrte und Verleger, in geschlossenem Bund, des zu hoffenden Vortheils beide verhältnißmäßig genießen. Das so lange peinlich empfundene Bedürfniß erweckte hier abermals ein großes Zutrauen, das sich aber nicht lange erhalten konnte, und leider schieden die Theilhaber nach kurzen Bemühungen mit wechselseitigem Schaden aus einander.

Eine rasche Mittheilung war jedoch unter den Literaturfreunden schon eingeleitet; die Musenalmanache verbanden alle jungen Dichter, die Journale den Dichter mit den übrigen Schriftstellern. Meine Lust am Hervorbringen war gränzenlos; gegen mein Hervorgebrachtes verhielt ich mich gleichgültig; nur wenn ich es mir und andern in geselligem Kreise frey wieder vergegenwärtigte, erneute sich die Neigung daran. Auch nahmen viele gern an meinen größern und kleinern Arbeiten Theil, weil ich einen jeden, der sich nur einigermaßen zum Hervorbringen geneigt und geschickt fühlte, etwas in seiner eignen Art unabhängig zu leisten, dringend nöthigte, und von allen gleichfalls wieder zu neuem Dichten und Schreiben aufgefordert wurde. Dieses wechselseitige, bis zur Ausschweifung gehende Hetzen und Treiben gab jedem nach seiner Art einen fröhlichen Einfluß, und aus diesem Quirlen und Schaffen, aus diesem Leben und Lebenlassen, aus diesem Nehmen und Geben, welches mit freier Brust, ohne irgend einen theoretischen

Leitſtern, von ſo viel Jünglingen, nach eines jeden angebornem Charakter, ohne Rückſichten getrieben wurde, entſprang jene berühmte, berufene und verrufene Literaturepoche, in welcher eine Maſſe junger genialer Männer, mit aller Muthigkeit und aller Anmaßung, wie ſie nur einer ſolchen Jahreszeit eigen ſeyn mag, hervorbrachen, durch Anwendung ihrer Kräfte manche Freude, manches Gute, durch den Mißbrauch derſelben manchen Verdruß und manches Uebel ſtifteten; und gerade die aus dieſer Quelle entſpringenden Wirkungen und Gegenwirkungen ſind das Hauptthema dieſes Bandes.

Woran ſollen aber junge Leute das höchſte Intereſſe finden, wie ſollen ſie unter Ihresgleichen Intereſſe erregen, wenn die Liebe ſie nicht beſeelt, und wenn nicht Herzensangelegenheiten, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, in ihnen lebendig ſind? Ich hatte im Stillen eine verlorene Liebe zu beklagen; dieß machte mich mild und nachgiebig, und der Geſellſchaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Fehltritt erinnerte, und ich ganz ungebunden vor mich hinſtürmte.

Die Antwort Friederikens auf einen ſchriftlichen Abſchied zerriß mir das Herz. Es war dieſelbe Hand, derſelbe Sinn, daſſelbe Gefühl, die ſich zu mir, die ſich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erſt den Verluſt den ſie erlitt, und ſah keine Möglichkeit ihn zu erſetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegen-

wärtig; ſtets empfand ich, daß ſie mir fehlte, und was das Schlimmſte war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlaſſen, hier war ich zum erſten Mal ſchuldig; ich hatte das ſchönſte Herz in ſeinem Tiefſten verwundet, und ſo war die Epoche einer düſteren Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchſt peinlich, ja unerträglich. Aber der Menſch will leben, daher nahm ich aufrichtigen Theil an andern, ich ſuchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was ſich trennen wollte zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte wie mir. Man pflegte mich daher den Vertrauten zu nennen, auch, wegen meines Umherſchweifens in der Gegend, den Wanderer. Dieſer Beruhigung für mein Gemüth, die mir nur unter freiem Himmel, in Thälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern zu Theil ward, kam die Lage von Frankfurt zu ſtatten, das zwiſchen Darmſtadt und Homburg mitten inne lag, zwey angenehmen Orten, die durch Verwandtſchaft beider Höfe in gutem Verhältniß ſtanden. Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben, und wie ein Bote zwiſchen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Geſellſchaft durch meine Vaterſtadt, als wenn ſie mich nichts anginge, ſpeiſte in einem der großen Gaſthöfe in der Fahrgaſſe und zog nach Tiſche meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur

gerichtet. Unterwegs ſang ich mir ſeltſame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine, unter dem Titel Wanderers Sturmlied, übrig iſt. Ich ſang dieſen Halbunſinn leidenſchaftlich vor mich hin, da mich ein ſchreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegen gehen mußte.

Mein Herz war ungerührt und unbeſchäftigt: ich vermied gewiſſenhaft alles nähere Verhältniß zu Frauenzimmern, und ſo blieb mir verborgen, daß mich Unaufmerkſamen und Unwiſſenden ein liebevoller Genius heimlich umſchwebe. Eine zarte liebenswürdige Frau hegte im Stillen eine Neigung zu mir, die ich nicht gewahrte, und mich eben deßwegen in ihrer wohlthätigen Geſellſchaft deſto heiterer und anmuthiger zeigte. Erſt mehrere Jahre nachher, ja erſt nach ihrem Tode, erfuhr ich das geheime himmliſche Lieben, auf eine Weiſe, die mich erſchüttern mußte; aber ich war ſchuldlos und konnte ein ſchuldloſes Weſen rein und redlich betrauern, und um ſo ſchöner, als die Entdeckung gerade in eine Epoche fiel, wo ich, ganz ohne Leidenſchaft, mir und meinen geiſtigen Neigungen zu leben das Glück hatte.

Aber zu der Zeit, als der Schmerz über Friederikens Lage mich beängſtigte, ſuchte ich, nach meiner alten Art, abermals Hülfe bei der Dichtkunſt. Ich ſetzte die hergebrachte poetiſche Beichte wieder fort, um durch dieſe ſelbſtquäleriſche Büßung einer innern Abſolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von

Berlichingen und Clavigo, und die beiden ſchlechten Figuren, die ihre Liebhaber ſpielen, möchten wohl Reſultate ſolcher reuigen Betrachtungen geweſen ſeyn.

Wie man aber Verletzungen und Krankheiten in der Jugend raſch überwindet, weil ein geſundes Syſtem des organiſchen Lebens für ein krankes einſtehen und ihm Zeit laſſen kann auch wieder zu geſunden, ſo traten körperliche Uebungen glücklicher Weiſe, bei mancher günſtigen Gelegenheit, gar vortheilhaft hervor, und ich ward zu friſchem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genüſſen vielfältig aufgeregt. Das Reiten verdrängte nach und nach jene ſchlendernden, melancholiſchen, beſchwerlichen und doch langſamen und zweckloſen Fußwanderungen; man kam ſchneller, luſtiger und bequemer zum Zweck. Die jüngeren Geſellen führten das Fechten wieder ein; beſonders aber that ſich, bei eintretendem Winter, eine neue Welt vor uns auf, indem ich mich zum Schlittſchuhfahren, welches ich nie verſucht hatte, raſch entſchloß, und es in kurzer Zeit, durch Uebung, Nachdenken und Beharrlichkeit, ſo weit brachte als nöthig iſt, um eine frohe und belebte Eisbahn mitzugenießen, ohne ſich gerade auszeichnen zu wollen.

Dieſe neue frohe Thätigkeit waren wir denn auch Klopſtocken ſchuldig, ſeinem Enthuſiasmus für dieſe glückliche Bewegung, den Privatnachrichten beſtätigten, wenn ſeine Oden davon ein unverwerfliches Zeugniß ablegen. Ich erinnere mich ganz genau, daß an einem

heiteren Froſtmorgen, ich aus dem Bette ſpringend mir jene Stellen zurief:

Schon von dem Gefühle der Gelenkheit froh,
Hab' ich, weit hinaus, weiß an dem Geſtade gemacht
Den bedeckenden Kryſtall.

Wie erweilt des Winters werdender Tag
Sanft den See? Ganzenden Reif. Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

Mein zaudernder und ſchwankender Entſchluß war ſogleich beſtimmt, und ich flog ſträcklings dem Orte zu, wo ein ſo alter Anfänger mit einiger Schicklichkeit ſeine erſten Uebungen anſtellen konnte. Und fürwahr, dieſe Kraftäußerung verdiente wohl von Klopſtock empfohlen zu werden, die uns mit der friſcheſten Kindheit in Berührung ſetzt, den Jüngling ſeiner Gelenkheit ganz zu genießen auffruft, und ein ſtockendes Alter abzuwehren geeignet iſt. Auch hingen wir dieſer Luſt unmäßig nach. Einen herrlichen Sonnentag ſo auf dem Eiſe zu verbringen, genügte uns nicht; wir ſetzten unſere Bewegung bis ſpät in die Nacht fort. Denn wie andere Anſtrengungen den Leib ermüden, ſo verleiht ihm dieſe eine immer neue Schwungkraft. Der über den nächtlichen, weiten, zu Eisfeldern überfrorenen Wieſen aus den Wolken hervortretende Vollmond, die unſerm Lauf entgegenſäuſelnde Nachtluft, des bei abnehmendem Waſſer ſich ſenkenden Eiſes ernſthafter Donner, unſerer eigenen Bewegungen ſonderbarer Nachhall, vergegenwärtigten uns

Oſſianiſche Scenen ganz vollkommen. Bald dieſer bald jener Freund ließ in declamatoriſchem Halbgeſange eine Klopſtockiſche Ode ertönen, und wenn wir uns im Dämmerlichte zuſammenfanden, erſcholl das ungeheuchelte Lob des Stifters unſerer Freuden.

Und ſollte der unſterblich nicht ſeyn,
Der Geſundheit uns und Freuden erfand,
Die das Roß muthig im Lauf niemals gab,
Welche der Ball ſelber nicht hat?

Solchen Dank verdient ſich ein Mann, der irgend ein irdiſches Thun durch geiſtige Anregung zu veredeln und würdig zu verbreiten weiß!

Und ſo wie talentreiche Kinder, deren Geiſtesgaben ſchon früh wunderſam ausgebildet ſind, ſich, wenn ſie nur dürfen, den einfachſten Knabenſpielen wieder zuwenden, vergaßen wir nur allzu leicht unſern Beruf zu ernſteren Dingen; doch regte gerade dieſe oft einſame Bewegung, dieſes gemächliche Schweben im Unbeſtimmten, gar manche meiner innern Bedürfniſſe wieder auf, die eine Zeit lang geſchlafen hatten, und ich bin ſolchen Stunden die ſchnellere Ausbildung älterer Vorſätze ſchuldig geworden.

Die dunkleren Jahrhunderte der Deutſchen Geſchichte hatten von jeher meine Wißbegierde und Einbildungskraft beſchäftigt. Der Gedanke, den Götz von Berlichingen in ſeiner Zeitumgebung zu dramatiſiren, war mir höchlich lieb und werth. Ich las die Hauptſchriftſteller

fleißig: dem Werke De pace publica von Datt widmete ich alle Aufmerkſamkeit; ich hatte es emſig durchſtudirt, und mir jene ſeltſamen Einzelnheiten möglichſt veranſchaulicht. Dieſe zu ſittlichen und poetiſchen Abſichten hingerichteten Bemühungen konnte ich auch nach einer andern Seite brauchen, und da ich nunmehr Wetzlar beſuchen ſollte, war ich geſchichtlich vorbereitet genug: denn das Kammergericht war doch auch in Gefolge des Landfriedens entſtanden, und die Geſchichte deſſelben konnte für einen bedeutenden Leitfaden durch die verworrenen Deutſchen Ereigniſſe gelten. Gibt doch die Beſchaffenheit der Gerichte und der Heere die genauſte Einſicht in die Beſchaffenheit irgend eines Reichs. Die Finanzen ſelbſt, deren Einfluß man für ſo wichtig hält, kommen viel weniger in Betracht: denn wenn es dem Ganzen fehlt, ſo darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühſam zuſammengeſcharrt und gehalten hat, und ſo iſt der Staat immer reich genug.

Was mir in Wetzlar begegnete, iſt von keiner großen Bedeutung, aber es kann ein höheres Intereſſe einflößen, wenn man eine flüchtige Geſchichte des Kammergerichts nicht verſchmähen will, um ſich den ungünſtigen Augenblick zu vergegenwärtigen, in welchem ich daſelbſt anlangte.

Die Herren der Erde ſind es vorzüglich dadurch, daß ſie, wie im Kriege die Tapferſten und Entſchloſſen-

ſten, ſo im Frieden die Weiſeſten und Gerechteſten um ſich verſammeln konnen. Auch zu dem Hofſtaat eines Deutſchen Kaiſers gehörte ein ſolches Gericht, das ihn, bei ſeinen Zügen durch das Reich, immer begleitete. Aber weder dieſe Sorgfalt noch das Schwabenrecht, welches im ſüdlichen Deutſchland, das Sachſenrecht, welches im nördlichen galt, weder die zu Aufrechthaltung derſelben beſtellten Richter, noch die Austräge der Ebenbürtigen, weder die Schiedsrichter, durch Vertrag anerkannt, noch gütliche Vergleiche, durch die Geiſtlichen geſtiftet, nichts konnte den aufgereizten ritterlichen Fehdegeiſt ſtillen, der bei den Deutſchen durch innern Zwiſt, durch fremde Feldzüge, beſonders aber durch die Kreuzfahrten, ja durch Gerichtsgebräuche ſelbſt aufgeregt, genährt und zur Sitte geworden. Dem Kaiſer ſo wie den mächtigern Ständen waren die Plackereyen höchſt verdrießlich, wodurch die Kleinen einander ſelbſt, und wenn ſie ſich verbanden, auch den Größern läſtig wurden. Gelähmt war alle Kraft nach außen, wie die Ordnung nach innen geſtört; überdieß laſtete noch das Vehmgericht auf einem großen Theile des Vaterlands, von deſſen Schrecknissen man ſich einen Begriff machen kann, wenn man denkt, daß es in eine geheime Policey ausartete, die ſogar zuletzt in die Hände von Privatleuten gelangte.

Dieſen Unbilden einigermaßen zu ſteuern, ward vieles umſonſt verſucht, bis endlich die Stände ein Gericht

aus eignen Mitteln dringend in Vorſchlag brachten. Dieſer, ſo wohl gemeint er auch ſeyn mochte, deutete doch immer auf Erweiterung der ſtändiſchen Befugniſſe, auf eine Beſchränkung der Kaiſerlichen Macht. Unter Friedrich dem Dritten verzögert ſich die Sache; ſein Sohn Maximilian, von außen gedrängt, gibt nach. Er beſtellt den Oberrichter, die Stände ſenden die Beiſitzer. Es ſollten ihrer vierundzwanzig ſeyn, anfangs begnügt man ſich mit zwölfen.

Ein allgemeiner Fehler, deſſen ſich die Menſchen bei ihren Unternehmungen ſchuldig machen, war auch der erſte und ewige Grundmangel des Kammergerichts: zu einem großen Zwecke wurden unzulängliche Mittel angewendet. Die Zahl der Aſſeſſoren war zu klein; wie ſollte von ihnen die ſchwere und weitläuftige Aufgabe gelöſ't werden! Allein wer ſollte auf eine hinlängliche Einrichtung dringen? Der Kaiſer konnte eine Anſtalt nicht begünſtigen, die mehr wider als für ihn zu wirken ſchien; weit größere Urſache hatte er ſein eignes Gericht, ſeinen eignen Hofrath auszubilden. Betrachtet man dagegen das Intereſſe der Stände, ſo konnte es ihnen eigentlich nur um Stillung des Bluts zu thun ſeyn, ob die Wunde geheilt würde, lag ihnen nicht ſo nah; und nun noch gar ein neuer Koſtenaufwand! Man mochte ſich's nicht ganz deutlich gemacht haben, daß durch dieſe Anſtalt jeder Fürſt ſeine Dienerſchaft vermehre, freilich zu einem entſchiedenen Zwecke, aber wer gibt gern Geld für's

Nothwendige? Jederman wäre zufrieden, wenn er das Nützliche um Gottes willen haben könnte.

Anfangs sollten die Beisitzer von Sporteln leben, dann erfolgte eine mäßige Bewilligung der Stände; beides war kümmerlich. Aber dem großen und auffallenden Bedürfniß abzuhelfen, fanden sich willige, tüchtige, arbeitsame Männer, und das Gericht ward eingesetzt. Ob man einsah, daß hier nur von Linderung, nicht von Heilung des Uebels die Rede sey, oder ob man sich, wie in ähnlichen Fällen, mit der Hoffnung schmeichelte, mit Wenigem Vieles zu leisten, ist nicht zu entscheiden; genug das Gericht diente mehr zum Vorwande, die Unruhstifter zu bestrafen, als daß es gründlich dem Unrecht vorgebeugt hätte. Allein es ist kaum beisammen, so erwächst ihm eine Kraft aus sich selbst, es fühlt die Höhe auf die es gestellt ist, es erkennt seine große politische Wichtigkeit. Nun sucht es sich durch auffallende Thätigkeit ein entschiedneres Ansehn zu erwerben; frisch arbeiten sie weg was kurz abgethan werden kann und muß, was über den Augenblick entscheidet, oder was sonst leicht beurtheilt werden kann, und so erscheinen sie im ganzen Reiche wirksam und würdig. Die Sachen von schwererem Gehalt hingegen, die eigentlichen Rechtshändel, blieben im Rückstand, und es war kein Unglück. Dem Staate liegt nur daran, daß der Besitz gewiß und sicher sey; ob man mit Recht besitze, kann ihn weniger kümmern. Deßwegen erwuchs aus

der nach und nach aufſchwellenden ungeheuren Anzahl von verſpäteten Proceſſen dem Reiche kein Schade. Gegen Leute die Gewalt brauchten war ja vorgeſehn, und mit dieſen konnte man fertig werden; die übrigen, die rechtlich um den Beſitz ſtritten, ſie lebten, genoſſen oder darbten wie ſie konnten; ſie ſtarben, verdarben, verglichen ſich; das alles war aber nur Heil und Unheil einzelner Familien, das Reich ward nach und nach beruhigt. Denn dem Kammergericht war ein geſetzliches Fauſtrecht gegen die Ungehorſamen in die Hände gegeben; hätte man den Bannſtrahl ſchleudern können, dieſer wäre wirkſamer geweſen.

Jetzo aber, bei der bald vermehrten, bald verminderten Anzahl der Aſſeſſoren, bei manchen Unterbrechungen, bei Verlegung des Gerichts von einem Ort an den andern, mußten dieſe Reſte, dieſe Acten in's Unendliche anwachſen. Nun flüchtete man in Kriegsnoth einen Theil des Archives von Speyer nach Aſchaffenburg, einen Theil nach Worms, der dritte fiel in die Hände der Franzoſen, welche ein Staatsarchiv erobert zu haben glaubten, und hernach geneigt geweſen wären, ſich dieſes Papierwuſts zu entledigen, wenn nur jemand die Fuhren hätte daran wenden wollen.

Bei den Weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen ſahen die verſammelten tüchtigen Männer wohl ein, was für ein Hebel erfordert werde, um eine Siſyphiſche Laſt vom Platze zu bewegen. Nun ſollten funfzig

Aſſeſſoren angeſtellt werden, dieſe Zahl iſt aber nie erreicht worden: man begnügte ſich abermals mit der Hälfte, weil der Aufwand zu groß ſchien: allein hätten die Intereſſenten ſämmtlich ihren Vortheil bei der Sache geſehn, ſo wäre das Ganze gar wohl zu leiſten geweſen. Um fünfundzwanzig Beiſitzer zu beſolden, waren ungefähr einhunderttauſend Gulden nöthig; wie leicht hätte Deutſchland das Doppelte herbeigeſchafft. Der Vorſchlag, das Kammergericht mit eingezogenen geiſtlichen Gütern auszuſtatten, konnte nicht durchgehen: denn wie ſollten ſich beide Religionstheile zu dieſer Aufopferung verſtehn? Die Katholiken wollten nicht noch mehr verlieren, und die Proteſtanten das Gewonnene jeder zu innern Zwecken verwenden. Die Spaltung des Reichs in zwey Religionsparteyen hatte auch hier, in mehrerem Betracht, den ſchlimmſten Einfluß. Nun verminderte ſich der Antheil der Stände an dieſem ihrem Gericht immer mehr: die Mächtigern ſuchten ſich von dem Verbande loszulöſen; Freibriefe, vor keinem obern Gerichtshofe belangt zu werden, wurden immer lebhafter geſucht; die Größeren blieben mit den Zahlungen zurück, und die Kleineren, die ſich in der Matrikel ohnehin bevortheilt glaubten, ſäumten ſo lange ſie konnten.

Wie ſchwer war es daher, den zahlreichen Bedarf zu den Beſoldungen aufzubringen. Hieraus entſprang ein neues Geſchäfte, ein neuer Zeitverluſt für das Kammergericht; früher hatten die jährlichen ſogenannten Vi-

Viſitationen dafür geſorgt. Fürſten in Perſon, oder ihre Räthe, begaben ſich nur auf Wochen oder Monate an den Ort des Gerichts, unterſuchten die Caſſen, erforſchten die Reſte und übernahmen das Geſchäft, ſie beizutreiben. Zugleich, wenn etwas in dem Rechts- und Gerichtsgange ſtecken, irgend ein Mißbrauch einſchleichen wollte, waren ſie befugt, dem abzuhelfen. Gebrechen der Anſtalt ſollten ſie entdecken und heben, aber perſönliche Verbrechen der Glieder zu unterſuchen und zu beſtrafen, ward erſt ſpäter ein Theil ihrer Pflicht. Weil aber Proceſſirende den Lebenshauch ihrer Hoffnungen immer noch einen Augenblick verlängern wollen, und deßhalb immer höhere Inſtanzen ſuchen und hervorrufen, ſo wurden dieſe Viſitatoren auch ein Reviſionsgericht, vor dem man erſt in beſtimmten, offenbaren Fällen Wiederherſtellung, zuletzt aber in allen Aufſchub und Verewigung des Zwiſts zu finden hoffte: wozu denn auch die Berufung an den Reichstag, und das Beſtreben beider Religionsparteyen, ſich einander wo nicht aufzuwiegen, doch im Gleichgewichte zu erhalten, das Ihrige beitrugen.

Denkt man ſich aber was dieſes Gericht ohne ſolche Hinderniſſe, ohne ſo ſtörende und zerſtörende Bedingungen, hätte ſeyn können, ſo kann man es ſich nicht merkwürdig und wichtig genug ausbilden. Wäre es gleich anfangs mit einer hinreichenden Anzahl von Männern beſetzt geweſen, hätte man dieſen einen zulänglichen Unterhalt

gesichert; unübersehbar wäre bei der Tüchtigkeit Deutscher Männer der ungeheure Einfluß geworden, zu dem diese Gesellschaft hätte gelangen können. Den Ehrentitel Amphiktyonen, den man ihnen nur rednerisch zutheilte, würden sie wirklich verdient haben; ja sie konnten sich zu einer Zwischenmacht erheben, beides dem Oberhaupt und den Gliedern ehrwürdig.

Aber weit entfernt von so großen Wirkungen, schleppte das Gericht, außer etwa eine kurze Zeit unter Carl dem Fünften und vor dem dreyßigjährigen Kriege, sich nur kümmerlich hin. Man begreift oft nicht, wie sich nur Männer finden konnten zu diesem undankbaren und traurigen Geschäft. Aber was der Mensch täglich treibt, läßt er sich, wenn er Geschick dazu hat, gefallen, sollte er auch nicht gerade sehen, daß etwas dabei herauskomme. Der Deutsche besonders ist von einer solchen ausharrenden Sinnesart, und so haben sich drey Jahrhunderte hindurch die würdigsten Männer mit diesen Arbeiten und Gegenständen beschäftigt. Eine charakteristische Galerie solcher Bilder würde noch jetzt Antheil erregen und Muth einflößen.

Denn gerade in solchen anarchischen Zeiten tritt der tüchtige Mann am festesten auf, und der das Gute will, findet sich recht an seinem Platze. So stand z. B. das Directorium Fürstenbergs noch immer in gesegnetem Andenken, und mit dem Tode dieses vortrefflichen Manns beginnt die Epoche vieler verderblichen Mißbräuche.

Aber alle dieſe ſpäteren und früheren Gebrechen entſprangen aus der erſten, einzigen Quelle: aus der geringen Perſonenzahl. Verordnet war, daß die Beiſitzer in einer entſchiedenen Folge und nach beſtimmter Ordnung vortragen ſollten. Ein jeder konnte wiſſen, wann die Reihe ihn treffen werde, und welchen ſeiner ihm obliegenden Proceſſe; er konnte darauf hinarbeiten, er konnte ſich vorbereiten. Nun häuften ſich aber die unſeligen Reſte; man mußte ſich entſchließen, wichtigere Rechtshändel auszuheben und außer der Reihe vorzutragen. Die Beurtheilung der Wichtigkeit einer Sache vor der andern iſt, bei dem Zudrang von bedeutenden Fällen, ſchwer, und die Auswahl läßt ſchon Gunſt zu; aber nun trat noch ein anderer bedenklicher Fall ein. Der Referent quälte ſich und das Gericht mit einem ſchweren verwickelten Handel, und zuletzt fand ſich niemand der das Urtheil einlöſen wollte. Die Parteyen hatten ſich verglichen, auseinander geſetzt, waren geſtorben, hatten den Sinn geändert. Daher beſchloß man nur diejenigen Gegenſtände vorzunehmen, welche erinnert wurden. Man wollte von der fortdauernden Beharrlichkeit der Parteyen überzeugt ſeyn, und hiedurch ward den größten Gebrechen die Einleitung gegeben: denn wer ſeine Sache empfiehlt, muß ſie doch jemand empfehlen, und wem empföhle man ſie beſſer, als dem der ſie unter Händen hat. Dieſen ordnungsgemäß geheim zu halten ward unmöglich: denn bei ſo

viel mitwiſſenden Subalternen, wie ſollte derſelbe verborgen bleiben? Bittet man um Beſchleunigung, ſo darf man ja wohl auch um Gunſt bitten: denn eben daß man ſeine Sache betreibt, zeigt ja an, daß man ſie für gerecht hält. Geradezu wird man es vielleicht nicht thun, gewiß aber am erſten durch Untergeordnete; dieſe müſſen gewonnen werden, und ſo iſt die Einleitung zu allen Intriguen und Beſtechungen gegeben.

Kaiſer Joſeph, nach eignem Antriebe und in Nachahmung Friedrichs, richtete zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit auf die Waffen und die Juſtiz. Er faßte das Kammergericht in's Auge; herkömmliche Ungerechtigkeiten, eingeführte Mißbräuche waren ihm nicht unbekannt geblieben. Auch hier ſollte aufgeregt, gerüttelt und gethan ſeyn. Ohne zu fragen, ob es ſein kaiſerlicher Vortheil ſey, ohne die Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs vorauszuſehn, brachte er die Viſitation in Vorſchlag, und übereilte ihre Eröffnung. Seit hundert und ſechs und ſechzig Jahren hatte man keine ordentliche Viſitation zu Stande gebracht; ein ungeheurer Wuſt von Acten lag aufgeſchwollen und wuchs jährlich, da die ſiebzehn Aſſeſſoren nicht einmal im Stande waren, das Laufende wegzuarbeiten. Zwanzigtauſend Proceſſe hatten ſich aufgehäuft, jährlich konnten ſechzig abgethan werden, und das Doppelte kam hinzu. Auch auf die Viſitatoren wartete keine geringe Anzahl von Reviſionen, man wollte ihrer funfzigtauſend zählen. Ueberdieß hinderte ſo mancher Mißſ-

brauch den Gerichtsgang; als das Bedenklichſte aber von allem erſchienen im Hintergrunde die perſönlichen Verbrechen einiger Aſſeſſoren.

Als ich nach Wetzlar gehn ſollte, war die Viſitation ſchon einige Jahre im Gange, die Beſchuldigten ſuspendirt, die Unterſuchung weit vorgerückt; und weil nun die Kenner und Meiſter des Deutſchen Staatsrechts dieſe Gelegenheit nicht vorbeilaſſen durften, ihre Einſichten zu zeigen und ſie dem gemeinen Beſten zu widmen, ſo waren mehrere gründliche wohlgeſinnte Schriften erſchienen, aus denen ſich, wer nur einige Vorkenntniſſe beſaß, gründlich unterrichten konnte. Ging man bei dieſer Gelegenheit in die Reichsverfaſſung und die von derſelben handelnden Schriften zurück, ſo war es auffallend, wie der monſtroſe Zuſtand dieſes durchaus kranken Körpers, der nur durch ein Wunder am Leben erhalten ward, gerade den Gelehrten am meiſten zuſagte. Denn der ehrwürdige Deutſche Fleiß, der mehr auf Sammlung und Entwickelung von Einzelnheiten als auf Reſultate losging, fand hier einen unverſiegenden Anlaß zu immer neuer Beſchäftigung, und man mochte nun das Reich dem Kaiſer, die kleinern den größern Ständen, die Katholiken den Proteſtanten entgegenſetzen, immer gab es, nach dem verſchiedenen Intereſſe, nothwendig verſchiedene Meinungen, und immer Gelegenheit zu neuen Kämpfen und Gegenreden.

Da ich mir alle dieſe ältern und neuern Zuſtände

möglichſt vergegenwärtigt hatte, konnte ich mir von meinem Wetzlarſchen Aufenthalt unmöglich viel Freude verſprechen. Die Ausſicht war nicht reizend, in einer zwar wohl gelegenen, aber kleinen und übelgebauten Stadt eine doppelte Welt zu finden: erſt die einheimiſche alte hergebrachte, dann eine fremde neue, jene ſcharf zu prüfen beauftragt, ein richtendes und ein gerichtetes Gericht; manchen Bewohner in Furcht und Sorge, er möchte auch noch mit in die verhängte Unterſuchung gezogen werden; angeſehene, ſo lange für würdig geltende Perſonen der ſchändlichſten Miſſethaten überwieſen und zu ſchimpflicher Beſtrafung bezeichnet: das alles zuſammen machte das traurigſte Bild und konnte nicht anreizen tiefer in ein Geſchäft einzugehen, das, an ſich ſelbſt verwickelt, nun gar durch Unthaten ſo verworren erſchien.

Daß mir, außer dem Deutſchen Civil- und Staatsrechte, hier nichts Wiſſenſchaftliches ſonderlich begegnen, daß ich aller poetiſchen Mittheilung entbehren würde, glaubte ich voraus zu ſehn, als mich, nach einigem Zögern, die Luſt meinen Zuſtand zu verändern, mehr als der Trieb nach Kenntniſſen, in dieſe Gegend hinführte. Allein wie verwundert war ich, als mir anſtatt einer ſauertöpfiſchen Geſellſchaft, ein drittes akademiſches Leben entgegenſprang. An einer großen Wirthstafel traf ich beinah ſämmtliche Geſandtſchaftsuntergeordnete, junge muntere Leute, beiſammen; ſie nahmen mich freundlich auf, und es blieb mir ſchon den

erſten Tag kein Geheimniß, daß ſie ihr mittägiges Beiſammenſeyn durch eine romantiſche Fiction erheitert hatten. Sie ſtellten nämlich, mit Geiſt und Munterkeit, eine Rittertafel vor. Obenan ſaß der Heermeiſter, zur Seite deſſelben der Canzler, ſodann die wichtigſten Staatsbeamten: nun folgten die Ritter, nach ihrer Anciennetät; Fremde hingegen, die zuſprachen, mußten mit den unterſten Plätzen vorlieb nehmen, und für ſie war das Geſpräch meiſt unverſtändlich, weil ſich in der Geſellſchaft die Sprache, außer den Ritterausdrücken, noch mit manchen Anſpielungen bereichert hatte. Einem jeden war ein Rittername zugelegt, mit einem Beiworte. Mich nannten ſie Götz von Berlichingen, den Redlichen. Jenen verdiente ich mir durch meine Aufmerkſamkeit für den biedern Deutſchen Altvater, und dieſen durch die aufrichtige Neigung und Ergebenheit gegen die vorzüglichen Männer die ich kennen lernte. Dem Grafen von Kielmannsegg bin ich bei dieſem Aufenthalt vielen Dank ſchuldig geworden. Er war der ernſteſte von allen, höchſt tüchtig und zuverläſſig. Von Gouë, ein ſchwer zu entziffernder und zu beſchreibender Mann, eine derbe, breite, Hannövriſche Figur, ſtill in ſich gekehrt. Es fehlte ihm nicht an Talenten mancher Art. Man hegte von ihm die Vermuthung, daß er ein natürlicher Sohn ſey; auch liebte er ein gewiſſes geheimnißvolles Weſen, und verbarg ſeine eigenſten Wünſche und Vorſätze unter mancherlei Seltſamkeiten, wie er denn die eigentliche

Seele des wunderlichen Ritterbundes war, ohne daß er nach der Stelle des Heermeisters gestrebt hätte. Vielmehr ließ er, da gerade zu der Zeit dieß Haupt der Ritterschaft abging, einen andern wählen und übte durch diesen seinen Einfluß. So wußte er auch manche kleine Zufälligkeiten dahin zu lenken, daß sie bedeutend erschienen und in fabelhaften Formen durchgeführt werden konnten. Bei diesem allen aber konnte man keinen ernsten Zweck bemerken; es war ihm bloß zu thun, die Langeweile, die er und seine Collegen bei dem verzögerten Geschäft empfinden mußten, zu erheitern, und den leeren Raum, wäre es auch nur mit Spinnegewebe, auszufüllen. Uebrigens wurde dieses fabelhafte Fratzenspiel mit äußerlichem großem Ernst betrieben, ohne daß jemand lächerlich finden durfte, wenn eine gewisse Mühle als Schloß, der Müller als Burgherr behandelt wurde, wenn man die vier Haimonskinder für ein kanonisches Buch erklärte und Abschnitte daraus, bei Ceremonien, mit Ehrfurcht vorlas. Der Ritterschlag selbst geschah mit hergebrachten, von mehreren Ritterorden entlehnten Symbolen. Ein Hauptanlaß zum Scherze war ferner der, daß man das Offenbare als ein Geheimniß behandelte; man trieb die Sache öffentlich, und es sollte nicht davon gesprochen werden. Die Liste der sämmtlichen Ritter ward gedruckt, mit so viel Anstand als ein Reichstagskalender; und wenn Familien darüber zu spotten, und die ganze Sache für absurd und lächerlich zu erklä-

ren wagten, ſo ward, zu ihrer Beſtrafung, ſo lange intriguirt, bis man einen ernſthaften Ehemann, oder nahen Verwandten, beizutreten und den Ritterſchlag anzunehmen bewogen hatte; da denn über den Verdruß der Angehörigen eine herrliche Schadenfreude entſtand.

In dieſes Ritterweſen verſchlang ſich noch ein ſeltſamer Orden, welcher philoſophiſch und myſtiſch ſeyn ſollte, und keinen eigentlichen Namen hatte. Der erſte Grad hieß der Uebergang, der zweyte des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs Uebergang zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Uebergang zu des Uebergangs Uebergang. Den hohen Sinn dieſer Stufenfolge auszulegen, war nun die Pflicht der Eingeweihten, und dieſes geſchah nach Maßgabe eines gedruckten Büchelchens, in welchem jene ſeltſamen Worte auf eine noch ſeltſamere Weiſe erklärt, oder vielmehr amplificirt waren. Die Beſchäftigung mit dieſen Dingen war der erwünſchteſte Zeitverderb. Behrſchens Thorheit und Lenzens Verkehrtheit ſchienen ſich hier vereinigt zu haben: nur wiederhole ich, daß auch nicht eine Spur von Zweck hinter dieſen Hüllen zu finden war.

Ob ich nun gleich zu ſolchen Poſſen ſehr gern beirieth, auch zuerſt die Perikopen aus den vier Haimonskindern in Ordnung brachte, und Vorſchläge that, wie ſie bei Feſten und Feyerlichkeiten vorgeleſen werden ſollten, auch ſelbſt ſie mit großer Emphaſe vorzutragen verſtand, ſo hatte ich mich doch ſchon früher an ſolchen Dingen müde

getrieben; und als ich daher meine Frankfurter und Darmstädter Umgebung vermißte, war es mir höchst lieb, Gottern gefunden zu haben, der sich mit aufrichtiger Neigung an mich schloß, und dem ich ein herzliches Wohlwollen erwiderte. Sein Sinn war zart, klar und heiter, sein Talent geübt und geregelt; er befleißigte sich der Französischen Eleganz und freute sich des Theils der Englischen Literatur, der sich mit sittlichen und angenehmen Gegenständen beschäftigt. Wir brachten viele vergnügte Stunden zusammen zu, in denen wir uns wechselseitig unsere Kenntnisse, Versätze und Neigungen mittheilten. Er regte mich zu manchen kleinen Arbeiten an, zumal da er, mit den Göttingern in Verhältniß stehend, für Boie's Almanach auch von meinen Gedichten etwas verlangte.

Dadurch kam ich mit jenen in einige Berührung, die sich, jung und talentvoll, zusammenhielten, und nachher so viel und mannichfaltig wirkten. Die beiden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und andere waren im Glauben und Geiste um Klopstock versammelt, dessen Wirkung sich nach allen Seiten hin erstreckte. In einem solchen, sich immer mehr erweiternden Deutschen Dichterkreise entwickelte sich zugleich, mit so mannichfaltigen poetischen Verdiensten, auch noch ein anderer Sinn, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt, und gerade

da, wo man eigentlich nicht abhängig iſt. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt ſo gut man kann, man fühlt ſich wohl phyſiſch und ökonomiſch verletzt, aber nicht moraliſch; der Zwang beſchämt niemanden, und es iſt kein ſchimpflicher Dienſt, der Zeit zu dienen; man gewöhnt ſich, von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünſche und keine Geſinnungen. Im Frieden hingegen thut ſich der Freiheitsſinn der Menſchen immer mehr hervor, und je freier man iſt, deſto freier will man ſeyn. Man will nichts über ſich dulden: wir wollen nicht beengt ſeyn, niemand ſoll beengt ſeyn, und dieß zarte ja kranke Gefühl erſcheint in ſchönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieſer Geiſt und Sinn zeigte ſich damals überall, und gerade da nur wenige bedrückt waren, wollte man auch dieſe von zufälligem Druck befreien, und ſo entſtand eine gewiſſe ſittliche Befehdung, Einmiſchung der einzelnen in's Regiment, die mit löblichen Anfängen, zu unabſehbar unglücklichen Folgen hinführte.

Voltaire hatte durch den Schutz, den er der Familie Calas angedeihen ließ, großes Aufſehn erregt und ſich ehrwürdig gemacht. Für Deutſchland faſt noch auffallender und wichtiger war das Unternehmen Lavaters gegen den Landvogt geweſen. Der äſthetiſche Sinn, mit dem jugendlichen Muth verbunden, ſtrebte vorwärts, und da man noch vor kurzem ſtudirte, um zu Aemtern zu gelangen, ſo fing man nun an den Aufſeher der Beam-

ten zu machen, und die Zeit war nah, wo der Theater- und Romanendichter seine Bösewichter am liebsten unter Ministern und Amtleuten aufsuchte. Hieraus entstand eine halb eingebildete, halb wirkliche Welt von Wirkung und Gegenwirkung, in der wir späterhin die heftigsten Angebereyen und Verhetzungen erlebt haben, welche sich die Verfasser von Zeitschriften und Tagblättern, mit einer Art von Wuth, unter dem Schein der Gerechtigkeit erlaubten, und um so unwiderstehlicher dabei zu Werke gingen, als sie das Publicum glauben machten vor ihm sey der wahre Gerichtshof: thöricht, da kein Publicum eine executive Gewalt hat, und in dem zerstückten Deutschland die öffentliche Meinung niemanden nutzte oder schadete.

Unter uns jungen Leuten ließ sich zwar nichts von jener Art spüren, welche tadelnswerth gewesen wäre, aber eine gewisse ähnliche Verstellung hatte sich unsrer bemächtigt, die aus Poesie, Sittlichkeit und einem edlen Bestreben zusammengeflossen, zwar unschädlich aber doch fruchtlos war.

Durch die Hermanns-Schlacht und die Zueignung derselben an Joseph den Zweyten hatte Klopstock eine wunderbare Anregung gegeben. Die Deutschen, die sich vom Druck der Römer befreiten, waren herrlich und mächtig dargestellt, und dieses Bild gar wohl geeignet, das Selbstgefühl der Nation zu erwecken. Weil aber im Frieden der Patriotismus eigentlich nur darin besteht,

daß jeder vor ſeiner Thüre kehre, ſeines Amts warte, auch ſeine Lection lerne, damit es wohl im Hauſe ſtehe, ſo fand das von Klopſtock erregte Vaterlandsgefühl keinen Gegenſtand, an dem es ſich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Theils der Deutſchen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieſes großen Fürſten, Theil an ſeinem Siege zu nehmen; aber wo denn nun hin mit jenem erregten kriegeriſchen Trotzgefühl? Welche Richtung ſollte es nehmen, und welche Wirkung hervorbringen? Zuerſt war es bloß poetiſche Form, und die nachher ſo oft geſcholtenen, ja lächerlich gefundenen Bardenlieder häuften ſich durch dieſen Trieb, durch dieſen Anſtoß. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man ſich Tyrannen, und dazu mußten die Fürſten und ihre Diener ihre Geſtalten erſt im Allgemeinen, ſodann nach und nach im Beſondern hergeben; und hier ſchloß ſich die Poeſie an jene oben gerügte Einmiſchung in die Rechtspflege mit Heftigkeit an, und es iſt merkwürdig, Gedichte aus jener Zeit zu ſehn, die ganz in einem Sinne geſchrieben ſind, wodurch alles Obere, es ſey nun monarchiſch oder ariſtokratiſch, aufgehoben wird.

Was mich betraf, ſo fuhr ich fort, die Dichtkunſt zum Ausdruck meiner Gefühle und Grillen zu benutzen. Kleine Gedichte, wie der Wanderer, fallen in dieſe Zeit; ſie wurden in den Göttinger Muſenalmanach

aufgenommen. Was aber von jener Sucht in mich eingedrungen ſeyn mochte, davon ſtrebte ich mich kurz nachher im Goz von Berlichingen zu befreien; indem ich ſchilderte, wie in wüſten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Geſetzes und der ausübenden Gewalt zu treten ſich entſchließt, aber in Verzweiflung iſt, wenn er dem anerkannten verehrten Oberhaupt zweydeutig, ja abtrünnig erſcheint.

Durch Klopſtock's Oden war denn auch in die Deutſche Dichtkunſt nicht ſowohl die nordiſche Mythologie, als vielmehr die Nomenclatur ihrer Gottheiten eingeleitet; und ob ich gleich mich ſonſt gern alles deſſen bediente, was mir gereicht ward, ſo konnte ich es doch nicht von mir gewinnen, mich derſelben zu bedienen, und zwar aus folgenden Urſachen. Ich hatte die Fabeln der Edda ſchon längſt aus der Vorrede zu Mallet's Däniſcher Geſchichte kennen gelernt, und mich derſelben ſogleich bemächtigt; ſie gehörten unter diejenigen Mährchen, die ich, von einer Geſellſchaft aufgefordert, am liebſten erzählte. Herder gab mir den Reſenius in die Hände, und machte mich mit den Heldenſagen mehr bekannt. Aber alle dieſe Dinge, wie werth ich ſie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen; wie herrlich ſie mir auch die Einbildungskraft anregten, entzogen ſie ſich doch ganz dem ſinnlichen Anſchaun, indeſſen die Mythologie der Griechen, durch die größten Künſtler der Welt in ſinnliche leicht einzubil-

dende Geſtalten verwandelt, noch vor unſern Augen in Menge daſtand. Götter ließ ich überhaupt nicht viel auftreten, weil ſie mir noch außerhalb der Natur, die ich nachzubilden verſtand, ihren Wohnſitz hatten. Was hätte mich nun gar bewegen ſollen, Wodan für Jupiter, und Thor für Mars zu ſetzen, und ſtatt der ſüdlichen genau umſchriebenen Figuren, Nebelbilder, ja bloße Wortklänge in meine Dichtungen einzuführen? Von einer Seite ſchloſſen ſie ſich vielmehr an die Oſſian'ſchen gleichfalls formloſen Helden, nur derber und rieſenhafter an, von der andern lenkte ich ſie nach dem heiteren Mährchen hin: denn der humoriſtiſche Zug, der durch die ganze nordiſche Mythe durchgeht, war mir höchſt lieb und bemerkenswerth. Sie ſchien mir die einzige, welche durchaus mit ſich ſelbſt ſcherzt, einer wunderlichen Dynaſtie von Göttern abenteuerliche Rieſen, Zauberer und Ungeheuer entgegenſetzt, die nur beſchäftigt ſind die höchſten Perſonen während ihres Regiments zu irren, zum Beſten zu haben, und hinterdrein mit einem ſchmählichen, unvermeidlichen Untergang zu bedrohen.

Ein ähnliches, wo nicht gleiches Intereſſe gewannen mir die Indiſchen Fabeln ab, die ich aus Dappers Reiſen zuerſt kennen lernte, und gleichfalls mit großer Luſt in meinen Mährchenvorrath hineinzog. Der Altar des Ram gelang mir vorzüglich im Nacherzählen, und ungeachtet der großen Mannichfaltigkeit der Perſonen dieſes Mährchens blieb doch der Affe Hanumann der Lieb-

ling meines Publicums. Aber auch dieſe unförmlichen und überförmlichen Ungeheuer konnten mich nicht eigentlich poetiſch befriedigen; ſie lagen zu weit von dem Wahren ab, nach welchem mein Sinn unabläſſig hinſtrebte.

Doch gegen alle dieſe kunſtwidrigen Geſpenſter ſollte mein Sinn für das Schöne durch die herrlichſte Kraft geſchützt werden. Glücklich iſt immer die Epoche einer Literatur, wenn große Werke der Vergangenheit wieder einmal auftauchen und an die Tagesordnung kommen, weil ſie alsdann eine vollkommen friſche Wirkung hervorbringen. Auch das Homeriſche Licht ging uns neu wieder auf, und zwar recht im Sinne der Zeit, die ein ſolches Erſcheinen höchſt begünſtigte: denn das beſtändige Hinweiſen auf Natur bewirkte zuletzt, daß man auch die Werke der Alten von dieſer Seite betrachten lernte. Was mehrere Reiſende zu Aufklärung der heiligen Schriften gethan, leiſteten andere für den Homer. Durch Guys ward man eingeleitet, Wood gab der Sache den Schwung. Eine Göttinger Recenſion des anfangs ſehr ſeltenen Originals machte uns mit der Abſicht bekannt, und belehrte uns, wie weit ſie ausgeführt worden. Wir ſahen nun nicht mehr in jenen Gedichten ein angeſpanntes und aufgedunſenes Heldenweſen, ſondern die abgeſpiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart, und ſuchten uns dieſelbe möglichſt heranzuziehen. Zwar wollte uns zu gleicher Zeit nicht völlig in den Sinn, wenn be-

behauptet wurde, daß, um die Homeriſchen Naturen recht zu verſtehn, man ſich mit den wilden Volkern und ihren Sitten bekannt machen müſſe, wie ſie uns die Reiſebeſchreiber der neuen Welten ſchildern: denn es ließ ſich doch nicht läugnen, daß ſowohl Europäer als Aſiaten, in den Homeriſchen Gedichten ſchon auf einem hohen Grade der Cultur dargeſtellt werden, vielleicht auf einem höhern, als die Zeiten des Trojaniſchen Krieges mochten genoſſen haben. Aber jene Maxime war doch mit dem herrſchenden Naturbekenntniß übereinſtimmend, und inſofern mochten wir ſie gelten laſſen.

Bei allen dieſen Beſchäftigungen, die ſich auf Menſchenkunde im höheren Sinne, ſo wie auf Dichtkunſt im nächſten und lieblichſten bezogen, mußte ich doch jeden Tag erfahren, daß ich mich in Wetzlar aufhielt. Das Geſpräch über den Zuſtand des Viſitationsgeſchäftes und ſeiner immer wachſenden Hinderniſſe, die Entdeckung neuer Gebrechen klang ſtündlich durch. Hier war nun abermals das heilige Römiſche Reich verſammelt, nicht bloß zu äußerlichen Feyerlichkeiten, ſondern zu einem in's Allertiefſte greifenden Geſchäfte. Aber auch hier mußte mir jener halbleere Speiſeſaal am Krönungstage einfallen, wo die geladenen Gäſte außen blieben, weil ſie zu vornehm waren. Hier hatten ſie ſich zwar eingefunden, aber man mußte noch ſchlimmere Symptome gewahr werden. Der Unzuſammenhalt des Ganzen, das Widerſpiel der Theile kamen fortwährend zum Vor-

ſchein, und es war kein Geheimniß geblieben, daß Für-
ſten unter einander ſich die Abſicht vertraulich mitge-
theilt hatten: man müſſe ſehn, ob man nicht, bei dieſer
Gelegenheit, dem Oberhaupt etwas abgewinnen könne?

Welchen üblen Eindruck das kleine Detail aller Anek-
doten von Nachläſſigkeiten und Verſäumniſſen, Unge-
rechtigkeiten und Beſtechungen, auf einen jungen Men-
ſchen machen mußte, der das Gute wollte und ſein In-
neres in dieſem Sinne bearbeitete, wird jeder Redliche
mitfühlen. Wo ſoll unter ſolchen Umſtänden Ehrfurcht
vor dem Geſetz und dem Richter entſpringen? Aber
hätte man auch auf die Wirkungen der Viſitation das
größte Zutrauen geſetzt, hätte man glauben können, daß
ſie völlig ihre hohe Beſtimmung erfüllen werde — für
einen froh vorwärts ſchreitenden Jüngling war doch
hier kein Heil zu finden. Die Förmlichkeiten dieſes Pro-
zeſſes an ſich gingen alle auf ein Verſchleifen; wollte
man einigermaßen winken und etwas bedeuten, ſo mußte
man nun immer demjenigen dienen, der Unrecht hatte,
ſtets dem Beklagten, und in der Fechtkunſt der verdre-
henden und ausweichenden Streiche recht gewandt ſeyn.

Ich verlor mich daher einmal über das andre, da
mir, in dieſer Zerſtreuung, keine äſthetiſchen Arbeiten
gelingen wollten, in äſthetiſche Speculationen; wie denn
alles Theoretiſiren auf Mangel oder Stockung von Pro-
ductionskraft hindeutet. Früher mit Menken, nunmehr
mit Gottern, machte ich den Verſuch, Maximen auszu-

finden, wonach man beim Hervorbringen zu Werke gehn könnte. Aber weder mir noch ihnen wollte es gelingen. Merk war Zweifler und Eklektiker, Gerter hielt ſich an ſolche Beiſpiele, die ihm am meiſten zuſagten. Die Sulzerſche Theorie war angekündigt, mehr für den Liebhaber als für den Künſtler. In dieſem Geſichtskreiſe werden vor allem ſittliche Wirkungen gefordert, und hier entſteht ſogleich ein Zwieſpalt zwiſchen der hervorbringenden und benutzenden Claſſe; denn ein gutes Kunſtwerk kann und wird zwar moraliſche Folgen haben, aber moraliſche Zwecke vom Künſtler fordern, heißt ihm ſein Handwerk verderben.

Was die Alten über dieſe wichtigen Gegenſtände geſagt, hatte ich ſeit einigen Jahren fleißig, wo nicht in einer Folge ſtudirt, doch ſprungweiſe geleſen. Ariſtoteles, Cicero, Quintilian, Longin, keiner blieb unbeachtet, aber das half mir nichts: denn alle dieſe Männer ſetzten eine Erfahrung voraus, die mir abging. Sie führten mich in eine an Kunſtwerken unendlich reiche Welt, ſie entwickelten die Verdienſte vortrefflicher Dichter und Redner, von deren meiſten uns nur die Namen übrig geblieben ſind, und überzeugten mich nur allzu lebhaft, daß erſt eine große Fülle von Gegenſtänden vor uns liegen müſſe, ehe man darüber denken könne, daß man erſt ſelbſt etwas leiſten, ja daß man fehlen müſſe, um ſeine eignen Fähigkeiten und die der andern kennen zu lernen. Meine Bekanntſchaft mit ſo vielem Guten

jener alten Zeiten war doch immer nur schul- und buchmäßig und keineswegs lebendig, da es doch, beſonders bei den gerühmteſten Rednern, auffiel, daß ſie ſich durchaus im Leben gebildet hatten, und daß man von den Eigenſchaften ihres Kunſtcharakters niemals ſprechen konnte, ohne ihren perſönlichen Gemüthscharakter zugleich mitzuerwähnen. Bei Dichtern ſchien dieß weniger der Fall; überall aber trat Natur und Kunſt nur durch Leben in Berührung, und ſo blieb das Reſultat von allem meinem Sinnen und Trachten jener alte Vorſatz, die innere und äußere Natur zu erforſchen, und in liebevoller Nachahmung ſie eben ſelbſt walten zu laſſen.

Zu dieſen Wirkungen, welche weder Tag noch Nacht in mir ruhten, lagen zwey große, ja ungeheure Stoffe vor mir, deren Reichthum ich nur einigermaßen zu ſchätzen brauchte, um etwas Bedeutendes hervorzubringen. Es war die ältere Epoche, in welche das Leben Götzens von Berlichingen fällt, und die neuere, deren unglückliche Bürde in Werther geſchildert iſt.

Von der hiſtoriſchen Vorbereitung zu der erſten Arbeit habe ich bereits geſprochen; die ethiſchen Anläſſe zu der zweyten ſollen gegenwärtig eingeleitet werden.

Jener Vorſatz, meine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren, und die äußere nach ihren Eigenſchaften auf mich einfließen zu laſſen, trieb mich an das wanderliche Element, in welchem Werther erſonnen und

geſchrieben iſt. Ich ſuchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten, und alle Weſen, vom menſchlichen an, ſo tief hinab als ſie nur faßlich ſeyn möchten, jedes in ſeiner Art auf mich wirken zu laſſen. Dadurch entſtand eine wunderſame Verwandtſchaft mit den einzelnen Gegenſtänden der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitſtimmen in's Ganze, ſo daß ein jeder Wechſel, es ſey der Ortſchaften und Gegenden, oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was ſonſt ſich ereignen konnte, mich auf's innigſte berührte. Der mahleriſche Blick geſellte ſich zu dem dichteriſchen, die ſchöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte Landſchaft vermehrte meine Neigung zur Einſamkeit, und begünſtigte meine ſtillen nach allen Seiten hin ſich ausbreitenden Betrachtungen.

Aber ſeitdem ich jenen Familienkreis zu Seſenheim und nun wieder meinen Freundescirkel zu Frankfurt und Darmſtadt verlaſſen, war mir eine Leere im Buſen geblieben, die ich auszufüllen nicht vermochte; ich befand mich daher in einer Lage, wo uns die Neigung, ſobald ſie nur einigermaßen verhüllt auftritt, unverſehens überſchleichen und alle guten Vorſätze vereiteln kann.

Und indem nun der Verfaſſer zu dieſer Stufe ſeines Unternehmens gelangt, fühlt er ſich zum erſten Mal bei der Arbeit leicht um's Herz: denn von nun an wird dieſes Buch erſt was es eigentlich ſeyn ſoll. Es hat ſich nicht als ſelbſtſtändig angekündigt; es iſt vielmehr be-

ſtimmt die Lücken eines Autorlebens auszufüllen, manches Bruchſtück zu ergänzen und das Andenken verlorner und verſchollener Wagniſſe zu erhalten. Was aber ſchon gethan iſt, ſoll und kann nicht wiederholt werden; auch würde der Dichter jetzt die verdüſterten Seelenkräfte vergebens anrufen, umſonſt von ihnen fordern, daß ſie jene lieblichen Verhältniſſe wieder vergegenwärtigen möchten, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale ſo hoch verſchönten. Glücklicherweiſe hatte der Genius ſchon früher dafür geſorgt, und ihn angetrieben, in vermögender Jugendzeit das nächſt Vergangene feſtzuhalten, zu ſchildern und kühn genug zur günſtigen Stunde öffentlich aufzuſtellen. Daß hier das Büchlein Werther gemeint ſey, bedarf wohl keiner nähern Bezeichnung; von den darin aufgeführten Perſonen aber, ſo wie von den dargeſtellten Geſinnungen, wird nach und nach einiges zu eröffnen ſeyn.

Unter den jungen Männern, welche, der Geſandtſchaft zugegeben, ſich zu ihrem künftigen Dienſtlauf vorüben ſollten, fand ſich einer den wir kurz und gut den Bräutigam zu nennen pflegten. Er zeichnete ſich aus durch ein ruhiges gleiches Betragen, Klarheit der Anſichten, Beſtimmtheit im Handeln und Reden. Seine heitere Thätigkeit, ſein anhaltender Fleiß empfahl ihn dergeſtalt den Vorgeſetzten, daß man ihm eine baldige Anſtellung verſprach. Hiedurch berechtigt, unternahm er, ſich mit einem Frauenzimmer zu verleben, das ſei-

ner Gemüthsart und ſeinen Wünſchen völlig zuſagte. Nach dem Tod ihrer Mutter hatte ſie ſich als Haupt einer zahlreichen jüngeren Familie höchſt thätig erwieſen und den Vater in ſeinem Witwerſtand allein aufrecht erhalten, ſo, daß ein künftiger Gatte von ihr das Gleiche für ſich und ſeine Nachkommenſchaft hoffen und ein entſchiedenes häusliches Glück erwarten konnte. Ein jeder geſtand, auch ohne dieſe Lebenszwecke eigennützig für ſich im Auge zu haben, daß ſie ein wünſchenswerthes Frauenzimmer ſey. Sie gehörte zu denen, die, wenn ſie nicht heftige Leidenſchaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geſchaffen ſind. Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Geſtalt, eine reine geſunde Natur und die daraus entſpringende frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen, das alles war ihr zuſammen gegeben. In der Betrachtung ſolcher Eigenſchaften ward auch mir immer wohl, und ich geſellte mich gern zu denen die ſie beſaßen; und wenn ich nicht immer Gelegenheit fand ihnen wirkliche Dienſte zu leiſten, ſo theilte ich mit ihnen lieber als mit andern den Genuß jener unſchuldigen Freuden, die der Jugend immer zur Hand ſind und ohne große Bemühung und Aufwand ergriffen werden. Da es nun ferner ausgemacht iſt, daß die Frauen ſich nur für einander putzen und unter einander den Putz zu ſteigern unermüdet ſind, ſo waren mir diejenigen die liebſten, welche mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde,

dem Bräutigam, die stille Versicherung geben, daß es eigentlich nur für ihn geschehen, und daß ohne viel Umstände und Aufwand ein ganzes Leben so fortgeführt werden könne.

Solche Personen sind nicht allzu sehr mit sich selbst beschäftigt; sie haben Zeit die Außenwelt zu betrachten, und Gelassenheit genug sich nach ihr zu richten, sich ihr gleich zu stellen; sie werden klug und verständig ohne Anstrengung, und bedürfen zu ihrer Bildung wenig Bücher. So war die Braut. Der Bräutigam, bei seiner durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart, machte jeden den er schätzte, bald mit ihr bekannt, und sah gern, weil er den größten Theil des Tages den Geschäften eifrig oblag, wenn seine Verlobte, nach vollbrachten häuslichen Bemühungen, sich sonst unterhielt und sich gesellig auf Spaziergängen und Landpartien mit Freunden und Freundinnen ergötzte. Lotte — denn so wird sie denn doch wohl heißen — war anspruchlos in doppeltem Sinne: erst ihrer Natur nach, die mehr auf ein allgemeines Wohlwollen als auf besondere Neigungen gerichtet war, und dann hatte sie sich ja für einen Mann bestimmt, der ihrer werth, sein Schicksal an das ihrige für's Leben zu knüpfen sich bereit erklären mochte. Die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es schon ein angenehmer Anblick ist, zu sehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es noch etwas Schöneres, wenn Geschwister Ge-

ſchwiſtern das Gleiche leiſten. Dort glauben wir mehr Naturtrieb und bürgerliches Herkommen, hier mehr Wahl und freies Gemüth zu erblicken.

Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, ſorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, ſchon verſagt, den gefälligſten Dienſt nicht als Bewerbung auslegen und ſich deſto eher daran erfreuen konnte, ließ ſich ruhig geben, war aber bald dergeſtalt eingewonnen und gefeſſelt, und zugleich von dem jungen Paare ſo zutraulich und freundlich behandelt, daß er ſich ſelbſt nicht mehr kannte. Müßig und träumeriſch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das was ihm abging in einer Freundin, die, indem ſie für's ganze Jahr lebte, nur für den Augenblick zu leben ſchien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht miſſen, denn ſie vermittelte ihm die Außenwelt, und ſo waren ſie, bei einer ausgedehnten Wirthſchaft, auf dem Acker und den Wieſen, auf dem Krautland wie im Garten, bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam ſeine Geſchäfte, ſo war er an ſeinem Theil dabei; ſie hatten ſich alle drei an einander gewöhnt ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie ſie dazu kamen, ſich nicht entbehren zu können. So lebten ſie den herrlichen Sommer hin, eine ächt Deutſche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Proſe, und eine reine Neigung die Poeſie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd erquickten ſie ſich am thaureichen Morgen; das Lied der

Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man ſchloß ſich nur deſtomehr an einander, und mancher kleine Familienverdruß war leicht ausgelöſcht durch fortdauernde Liebe. Und ſo nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle ſchienen Feſttage zu ſeyn; der ganze Kalender hätte müſſen roth gedruckt werden. Verſtehen wird mich, wer ſich erinnert, was von dem glücklich unglücklichen Freunde der neuen Heloiſe geweiſſagt worden: „Und zu den Füßen ſeiner Geliebten ſitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünſchen Hanf zu brechen, heute, morgen und übermorgen, ja ſein ganzes Leben.“

Nur wenig, aber gerade ſo viel als nöthig ſeyn mag kann ich nunmehr von einem jungen Manne ſagen, deſſen Name in der Folgezeit nur allzu oft genannt worden. Es war Jeruſalem, der Sohn des frei und zart denkenden Gottesgelehrten. Auch er war bei einer Geſandtſchaft angeſtellt: ſeine Geſtalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut; ein mehr rundes als längliches Geſicht; weiche ruhige Züge und was ſonſt noch einem hübſchen blonden Jüngling zukommen mag; blaue Augen ſodann, mehr anziehend als ſprechend zu nennen. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutſchen, in Nachahmung der Engländer, hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weſte und Unterkleider, und Stiefeln mit braunen Stulpen. Der Verfaſſer hat ihn nie beſucht, auch nicht

bei ſich geſehen; manchmal traf er ihn bei Freunden. Die Aeußerungen des jungen Mannes waren mäßig, aber wohlwollend. Er nahm an den verſchiedenſten Productionen Theil; beſonders liebte er ſolche Zeichnungen und Skizzen, in welchen man einſamen Gegenden ihren ſtillen Charakter abgewonnen hatte. Er theilte bei ſolchen Gelegenheiten Gesnerſche Radirungen mit, und munterte die Liebhaber auf, darnach zu ſtudieren. An allem jenem Ritterweſen und Mummenſpiel nahm er wenig oder keinen Antheil, lebte ſich und ſeinen Geſinnungen. Man ſprach von einer entſchiedenen Leidenſchaft zu der Gattin eines Freundes. Oeffentlich ſah man ſie nie mit einander. Ueberhaupt wußte man wenig von ihm zu ſagen, außer daß er ſich mit der Engliſchen Literatur beſchäftige. Als der Sohn eines wohlhabenden Mannes brauchte er ſich weder ängſtlich Geſchäften zu widmen, noch um baldige Anſtellung dringend zu bewerben.

Jene Gesnerſchen Radirungen vermehrten die Luſt und den Antheil an ländlichen Gegenſtänden, und ein kleines Gedicht, welches wir in unſern engern Kreis mit Leidenſchaft aufnahmen, ließ uns von nun an nichts anders mehr beachten. Das deserted village von Goldſmith mußte jederman auf jener Bildungsſtufe, in jenem Geſinnungskreiſe, höchlich zuſagen. Nicht als lebendig oder wirkſam, ſondern als ein vergangenes verſchwundenes Daſeyn, ward alles das geſchildert

was man so gern mit Augen sah, was man liebte, schätzte, in der Gegenwart leidenschaftlich aufsuchte, um jugendlich munter Theil daran zu nehmen. Fest- und Feyertage auf dem Lande, Kirchweihen und Jahrmärkte, dabei, unter der Dorflinde erst die ernste Versammlung der Aeltesten, verdrängt von der heftigern Tanzlust der Jüngern, und wohl gar die Theilnahme gebildeter Stände. Wie schicklich erschienen diese Vergnügungen, gemäßigt durch einen braven Landgeistlichen, der auch dasjenige was allenfalls übergriff, was zu Händeln und Zwist Anlaß geben konnte, gleich zu schlichten und abzuthun verstand. Auch hier fanden wir unsern ehrlichen Wakefield wieder, in seinem wohlbekannten Kreise, aber nicht mehr wie er leibte und lebte, sondern als Schatten, zurückgerufen durch des elegischen Dichters leise Klagetöne. Schon der Gedanke dieser Darstellung ist einer der glücklichsten, sobald einmal der Verlust gefaßt ist, ein unschuldiges Vergangenes mit anmuthiger Trauer wieder heranzufordern. Und wie gelungen ist in jedem Sinne dem Engländer dieses gemüthliche Verhaben! Ich theilte den Enthusiasmus für dieses allerliebste Gedicht mit Gottern, dem die von uns beiden unternommene Uebersetzung besser als mir geglückt ist: denn ich hatte allzu ängstlich die zarte Bedeutsamkeit des Originals in unserer Sprache nachzubilden getrachtet, und war daher wohl mit einzelnen Stellen, nicht aber mit dem Ganzen übereingekommen.

Ruht nun, wie man ſagt, in der Sehnſucht das größte Glück, und darf die wahre Sehnſucht nur auf ein Unerreichbares gerichtet ſeyn, ſo traf wohl alles zuſammen, um den Jüngling, den wir gegenwärtig auf ſeinen Irrgängen begleiten, zum glücklichſten Sterblichen zu machen. Die Neigung zu einer verſagten Braut, das Beſtreben Meiſterſtücke fremder Literatur der unſrigen zu erwerben und anzueignen, die Bemühung Naturgegenſtände nicht nur mit Worten, ſondern auch mit Griffel und Pinſel, ohne eigentliche Technik, nachzuahmen: jedes einzeln wäre ſchon hinreichend geweſen, das Herz zu ſchwellen und die Bruſt zu beklemmen. Damit aber der ſo ſüß leidende aus dieſen Zuſtänden geriſſen und ihm zu neuer Unruhe neue Verhältniſſe bereitet würden, ſo ergab ſich Folgendes.

In Gießen befand ſich Höpfner, Profeſſor der Rechte. Er war als tüchtig in ſeinem Fach, als denkender und wackerer Mann, von Merken und Schloſſern anerkannt und höchlich geehrt. Schon längſt hatte ich ſeine Bekanntſchaft gewünſcht, und nun, als jene beiden Freunde bei ihm einen Beſuch abzuſtatten gedachten, um über literariſche Gegenſtände zu unterhandeln, ward beliebt, daß ich bei dieſer Gelegenheit mich gleichfalls nach Gießen begeben ſollte. Weil wir aber, wie es in dem Uebermuth froher und friedlicher Zeiten zu geſchehn pflegt, nicht leicht etwas auf geradem Wege vollbringen konnten, ſondern, wie wahrhafte Kinder, auch dem

Nothwendigen irgend einen Scherz abzugewinnen ſuchten, ſo ſollte ich, als der Unbekannte, in fremder Geſtalt erſcheinen, und meiner Luſt, verkleidet aufzutreten, hier abermals Genüge thun. An einem heiteren Morgen, vor Sonnenaufgang, ſchritt ich daher von Wetzlar an der Lahne hin, das liebliche Thal hinauf; ſolche Wanderungen machten wieder mein größtes Glück. Ich erfand, verknüpfte, arbeitete durch, und war in der Stille mit mir ſelbſt heiter und froh; ich legte mir zurecht, was die ewig widerſprechende Welt mir ungeſchickt und verworren aufgedrungen hatte. Am Ziele meines Weges angelangt, ſuchte ich Höpfners Wohnung und pochte an ſeine Studierſtube. Als er mir herein! gerufen hatte, trat ich beſcheidentlich vor ihn, als ein Studierender der von Akademieen ſich nach Hauſe verfügen und unterwegs die würdigſten Männer wollte kennen lernen. Auf ſeine Fragen nach meinen näheren Verhältniſſen war ich vorbereitet; ich erzählte ein glaubliches proſaiſches Märchen, womit er zufrieden ſchien, und als ich mich hierauf für einen Juriſten angab, beſtand ich nicht übel: denn ich kannte ſein Verdienſt in dieſem Fach und wußte, daß er ſich eben mit dem Naturrecht beſchäftigte. Doch ſtockte das Geſpräch einige Mal, und es ſchien, als wenn er einem Stammbuch oder meiner Beurlaubung entgegenſähe. Ich wußte jedoch immer zu zaudern, indem ich Schleſſern gewiß erwartete, deſſen Pünktlichkeit mir bekannt war. Dieſer kam auch wirklich, ward von ſei-

nem Freund bewillkommnet, und nahm, als er mich von der Seite angeſehn, wenig Notiz von mir. Höpfner aber zog mich in's Geſpräch und zeigte ſich durchaus als einen humanen wohlwollenden Mann. Endlich empfahl ich mich und eilte nach dem Wirthshauſe, wo ich mit Merken einige flüchtige Worte wechſelte und das Weitere verabredete.

Die Freunde hatten ſich vorgenommen, Höpfnern zu Tiſche zu bitten und zugleich jenen Philipp Heinrich Schmidt, der in dem Deutſchen Literarweſen zwar eine ſehr untergeordnete, aber doch eine Rolle ſpielte. Auf dieſen war der Handel eigentlich angelegt, und er ſollte für manches, was er geſündigt hatte, auf eine luſtige Weiſe beſtraft werden. Als die Gäſte ſich in dem Speiſeſaale verſammelt hatten, ließ ich durch den Kellner fragen, ob die Herren mir erlauben wollten mitzuſpeiſen? Schloſſer, dem ein gewiſſer Ernſt gar wohl zu Geſicht ſtand, widerſetzte ſich, weil ſie ihre freundſchaftliche Unterhaltung nicht durch einen Dritten wollten geſtört wiſſen. Auf das Andringen des Kellners aber und die Fürſprache Höpfners, der verſicherte, daß ich ein leidlicher Menſch ſey, wurde ich eingelaſſen, und betrug mich zu Anfang der Tafel beſcheiden und verſchämt. Schloſſer und Merk thaten ſich keinen Zwang an, und ergingen ſich über manches ſo offen, als wenn kein Fremder dabei wäre. Die wichtigſten literariſchen Angelegenheiten ſo wie die bedeutendſten Männer kamen

zur Sprache. Ich erwies mich nun etwas kühner, und ließ mich nicht ſtören, wenn Schloſſer mir manchmal ernſtlich, Merk ſpöttiſch etwas abgab; doch richtete ich auf Schmidten alle meine Pfeile, die ſeine mir wohlbekannten Blößen ſcharf und ſicher trafen.

Ich hatte mich bei meinem Nößel Tiſchwein mäßig verhalten; die Herren aber ließen ſich beſſeren reichen, und ermangelten nicht, auch mir davon mitzutheilen. Nachdem viele Angelegenheiten des Tags durchgeſprochen waren, zog ſich die Unterhaltung in's Allgemeine, und man behandelte die Frage, die, ſo lange es Schriftſteller gibt, ſich immer wiederholen wird, ob nämlich die Literatur im Auf- oder Abſteigen, im Vor- oder Rückſchritt begriffen ſey? Dieſe Frage, worüber ſich beſonders Alte und Junge, Angehende und Abtretende ſelten vergleichen, ſprach man mit Heiterkeit durch, ohne daß man gerade die Abſicht gehabt hätte, ſich darüber entſchieden zu verſtändigen. Zuletzt nahm ich das Wort und ſagte: „die Literaturen, ſcheint es mir, haben Jahreszeiten, die mit einander abwechſelnd, wie in der Natur, gewiſſe Phänomene hervorbringen, und ſich der Reihe nach wiederholen. Ich glaube daher nicht, daß man irgend eine Epoche einer Literatur im Ganzen loben oder tadeln könne; beſonders ſehe ich nicht gerne, wenn man gewiſſe Talente, die von der Zeit hervorgerufen werden, ſo hoch erhebt und rühmt, andere dagegen ſchilt und niederdrückt. Die Kehle der Nachtigall wird durch

das

das Frühjahr aufgeregt, zugleich aber auch die Gurgel des Gukuks. Die Schmetterlinge, die dem Auge ſo wohl thun, und die Mücken, welche dem Gefühl ſo verdrießlich fallen, werden durch eben die Sonnenwärme hervorgerufen; beherzigte man dieß, ſo würde man dieſelbigen Klagen nicht alle zehn Jahre wieder erneuert hören, und die vergebliche Mühe, dieſes und jenes Mißfällige auszurotten, würde nicht ſo oft verſchwendet werden.“ Die Geſellſchaft ſah mich mit Verwunderung an, woher mir ſo viele Weisheit und ſo viele Toleranz käme? Ich aber fuhr ganz gelaſſen fort, die literariſchen Erſcheinungen mit Naturproducten zu vergleichen, und ich weiß nicht, wie ich ſogar auf die Mollusken kam, und allerlei Wunderliches von ihnen herauszuſetzen wußte. Ich ſagte, es ſeyen dieß Geſchöpfe, denen man zwar eine Art von Körper, ja ſogar eine gewiſſe Geſtalt, nicht abläugnen könne; da ſie aber keine Knochen hätten, ſo wüßte man doch nichts rechts mit ihnen anzufangen, und ſie ſeyen nichts Beſſeres als ein lebendiger Schleim; jedoch müſſe das Meer auch ſolche Bewohner haben. Da ich das Gleichniß über die Gebühr fortſetzte, um den gegenwärtigen Schmidt und dieſe Art der charakterloſen Literatoren zu bezeichnen, ſo ließ man mich bemerken, daß ein zu weit ausgedehntes Gleichniß zuletzt gar nichts mehr ſey. — „So will ich auf die Erde zurückkehren! verſetzte ich, und vom Epheu ſprechen. Wie jene keine Knochen, ſo hat dieſer

keinen Stamm, mag aber gern überall, wo er ſich anſchmiegt, die Hauptrolle ſpielen. An alte Mauern gehört er hin, an denen ohnehin nichts mehr zu verderben iſt, von neuen Gebäuden entfernt man ihn billig; die Bäume ſaugt er aus, und am allerunerträglichſten iſt er mir, wenn er an einem Pfahl hinaufklettert und verſichert, hier ſey ein lebendiger Stamm, weil er ihn umlaubt habe."

Ungeachtet man mir abermals die Dunkelheit und Unanwendbarkeit meiner Gleichniſſe vorwarf, ward ich immer lebhafter gegen alle paraſitiſchen Creaturen, und machte, ſo weit meine damaligen Naturkenntniſſe reichten, meine Sachen noch ziemlich artig. Ich ſang zuletzt ein Vivat allen ſelbſtſtändigen Männern, ein Pereat den Andringlingen, ergriff nach Tiſche Höpfners Hand, ſchüttelte ſie derb, erklärte ihn für den bravſten Mann von der Welt, und umarmte ihn ſo wie die andern zuletzt recht herzlich. Der wackere neue Freund glaubte wirklich zu träumen, bis endlich Schloſſer und Merk das Räthſel auflöſten und der entdeckte Scherz eine allgemeine Heiterkeit verbreitete, in welche Schmidt ſelbſt mit einſtimmte, der durch Anerkennung ſeiner wirklichen Verdienſte, und durch unſere Theilnahme an ſeinen Liebhabereyen, wieder begütigt wurde.

Dieſe geiſtreiche Einleitung konnte nicht anders als den literariſchen Congreß beleben und begünſtigen, auf

den es eigentlich angeſehn war. Merk, bald äſthetiſch, bald literariſch, bald kaufmänniſch thätig, hatte den wohldenkenden, unterrichteten, in ſo vielen Fächern kenntnißreichen Schloſſer angeregt, die Frankfurter gelehrten Anzeigen in dieſem Jahr herauszugeben. Sie hatten ſich Höpfnern und andere Akademiker in Gießen, in Darmſtadt einen verdienten Schulmann, den Rector Wenk, und ſonſt manchen wackeren Mann zugeſellt. Jeder hatte in ſeinem Fach hiſtoriſche und theoretiſche Kenntniſſe genug, und der Zeitſinn ließ dieſe Männer nach Einem Sinne wirken. Die zwey erſten Jahrgänge dieſer Zeitung (denn nachher kam ſie in andere Hände) geben ein wunderſames Zeugniß, wie ausgebreitet die Einſicht, wie rein die Ueberſicht, wie redlich der Wille der Mitarbeiter geweſen. Das Humane und Weltbürgerliche wird befördert; wackere und mit Recht berühmte Männer werden gegen Zudringlichkeit aller Art geſchützt; man nimmt ſich ihrer an gegen Feinde, beſonders auch gegen Schüler, die das Ueberlieferte nun zum Schaden ihrer Lehrer mißbrauchen. Am intereſſanteſten ſind beinah die Recenſionen über andere Zeitſchriften, die Berliner Bibliothek, den Deutſchen Merkur, wo man die Gewandtheit in ſo vielen Fächern, die Einſicht ſo wie die Billigkeit mit Recht bewundert.

Was mich betrifft, ſo ſahen ſie wohl ein, daß mir nicht mehr als alles zum eigentlichen Recenſenten fehle.

Mein hiſtoriſches Wiſſen hing nicht zuſammen, die Geſchichte der Welt, der Wiſſenſchaften, der Literatur hatte mich nur epochenweis, die Gegenſtände ſelbſt aber nur theil- und maſſenweis angezogen. Die Möglichkeit, mir die Dinge auch außer ihrem Zuſammenhange lebendig zu machen und zu vergegenwärtigen, ſetzte mich in den Fall, in einem Jahrhundert, in einer Abtheilung der Wiſſenſchaft völlig zu Hauſe zu ſeyn, ohne daß ich weder von dem Vorhergehenden noch von dem Nachfolgenden irgend unterrichtet geweſen wäre. Eben ſo war ein gewiſſer theoretiſch praktiſcher Sinn in mir aufgegangen, daß ich von den Dingen, mehr wie ſie ſeyn ſollten als wie ſie waren, Rechenſchaft geben konnte, ohne eigentlichen philoſophiſchen Zuſammenhang, aber ſprungweiſe treffend. Hiezu kam eine ſehr leichte Faſſungskraft und ein freundliches Aufnehmen der Meinungen anderer, wenn ſie nur nicht mit meinen Ueberzeugungen in geradem Widerſpruch ſtanden.

Jener literariſche Verein ward überdieß durch eine lebhafte Correſpondenz und, bei der Nähe der Ortſchaften, durch öftere perſönliche Unterhandlungen begünſtigt. Wer das Buch zuerſt geleſen hatte, der referirte, manchmal fand ſich ein Correferent; die Angelegenheit ward beſprochen, an verwandte angeknüpft, und hatte ſich zuletzt ein gewiſſes Reſultat ergeben, ſo übernahm Einer die Redaction. Dadurch ſind mehrere Recenſionen ſo tüchtig als lebhaft, ſo angenehm als befriedigend. Mir

fiel ſehr oft die Rolle des Protokollführers zu; meine Freunde erlaubten mir auch innerhalb ihrer Arbeiten zu ſcherzen, und ſodann bei Gegenſtänden denen ich mich gewachſen fühlte, die mir beſonders am Herzen lagen, ſelbſtſtändig aufzutreten. Vergebens würde ich unternehmen, darſtellend oder betrachtend, den eigentlichen Geiſt und Sinn jener Tage wieder hervorzurufen, wenn nicht die beiden Jahrgänge gedachter Zeitung mir die entſchiedenſten Documente ſelbſt anböten. Auszüge von Stellen, an denen ich mich wieder erkenne, mögen mit ähnlichen Aufſätzen künftig am ſchicklichen Orte erſcheinen.

Bei einem ſo lebhaften Austauſch von Kenntniſſen, Meinungen, Ueberzeugungen, lernte ich Höpfnern ſehr bald näher kennen und gewann ihn lieb. Sobald wir allein waren, ſprach ich mit ihm über Gegenſtände ſeines Fachs, welches ja auch mein Fach ſeyn ſollte, und fand eine ſehr natürlich zuſammenhängende Aufklärung und Belehrung. Ich war mir damals noch nicht deutlich bewußt, daß ich wohl aus Büchern und im Geſpräch, nicht aber durch den zuſammenhängenden Katheder vortrag etwas lernen konnte. Das Buch erlaubte mir, bei einer Stelle zu verweilen, ja rückwärts zu ſehen, welches der mündliche Vortrag und der Lehrer nicht geſtatten konnte. Manchmal ergriff mich zu Anfang der Stunde ein Gedanke dem ich nachhing, darüber das Folgende verlor und ganz aus dem Zuſammenhang

gerieth. Und ſo war es mir auch in den juriſtiſchen Collegien ergangen, weßhalb ich gar manchen Anlaß nehmen konnte, mich mit Höpfnern zu beſprechen, der denn ſehr gern in meine Zweifel und Bedenken einging, auch manche Lücken ausglich, ſo daß in mir der Wunſch entſtand, in Gießen bei ihm zu verweilen, um mich an ihm zu unterrichten, ohne mich doch von meinen Wetzlariſchen Neigungen allzu weit zu entfernen. Gegen dieſen meinen Wunſch arbeiteten die beiden Freunde erſt unwiſſend, ſodann wiſſentlich: denn beide eilten nicht allein ſelbſt von hier wegzukommen, ſondern beide hatten ſogar ein Intereſſe, mich aus dieſer Gegend wegzubringen.

Schleſſer entdeckte mir, daß er erſt in ein freundſchaftliches, dann in ein näheres Verhältniß zu meiner Schweſter gekommen ſey, und daß er ſich nach einer baldigen Anſtellung umſehe, um ſich mit ihr zu verbinden. Dieſe Erklärung machte mich einigermaßen betreffen, ob ich ſie gleich in meiner Schweſter Briefen ſchon längſt hätte finden ſollen; aber wir gehen leicht über das hinweg, was die gute Meinung, die wir von uns ſelbſt hegen, verletzen könnte, und ich bemerkte nun erſt, daß ich wirklich auf meine Schweſter eiferſüchtig ſey: eine Empfindung, die ich mir um ſo weniger verbarg, als ſeit meiner Rückkehr von Straßburg unſer Verhältniß noch viel inniger geworden war. Wie viel

Zeit hatten wir nicht gebraucht, um uns wechſelſeitig die kleinen Herzensangelegenheiten, Liebes- und andere Händel mitzutheilen, die in der Zwiſchenzeit vorgefallen waren! Und hatte ſich nicht auch im Felde der Einbildungskraft vor mir eine neue Welt aufgethan, in die ich ſie doch auch einführen mußte? Meine eignen kleinen Machwerke, eine weit ausgebreitete Weltpoeſie, mußten ihr nach und nach bekannt werden. So überſetzte ich ihr aus dem Stegreife ſolche Homeriſche Stellen, an denen ſie zunächſt Antheil nehmen konnte. Die Clarkeſche wörtliche Ueberſetzung las ich Deutſch, ſo gut es gehen wollte, herunter, mein Vortrag verwandelte ſich gewöhnlich in metriſche Wendungen und Endungen, und die Lebhaftigkeit, womit ich die Bilder gefaßt hatte, die Gewalt womit ich ſie ausſprach, hoben alle Hinderniſſe einer verſchränkten Wortſtellung; dem, was ich geiſtreich hingab, folgte ſie mit dem Geiſte. Manche Stunden des Tags unterhielten wir uns auf dieſe Weiſe; verſammelte ſich hingegen ihre Geſellſchaft, ſo wurden der Wolf Fenris und der Affe Hannemann einſtimmig hervorgerufen, und wie oft habe ich nicht die berühmte Geſchichte, wie Thor und ſeine Begleiter von den zauberiſchen Rieſen geäfft werden, umſtändlich wiederholen müſſen! Daher iſt mir auch von allen dieſen Dichtungen ein ſo angenehmer Eindruck geblieben, daß ſie noch immer unter das Wertheſte gehören, was meine Einbildungskraft ſich hervorrufen mag. In mein Verhältniß

zu den Darmſtädtern hatte ich meine Schweſter auch hineingezogen, und ſogar meine Wanderungen und Entfernungen mußten unſer Band feſter knüpfen, da ich mich von allem, was mir begegnete, brieflich mit ihr unterhielt, ihr jedes kleine Gedicht, wenn es auch nur ein Ausrufungszeichen geweſen wäre, ſogleich mittheilte, und ihr zunächſt alle Briefe die ich erhielt, und alle Antworten, die ich darauf ertheilte, ſehen ließ. Alle dieſe lebhafte Regung hatte ſeit meiner Abreiſe von Frankfurt geſtockt, mein Aufenthalt zu Wetzlar war zu einer ſolchen Unterhaltung nicht ausgiebig genug, und dann mochte die Neigung zu Lotten den Aufmerkſamkeiten gegen meine Schweſter Eintrag thun; genug, ſie fühlte ſich allein, vielleicht vernachläſſigt, und gab um ſo eher den redlichen Bemühungen eines Ehrenmannes Gehör, welcher ernſt und verſchloſſen, zuverläſſig und ſchätzenswerth, ihr ſeine Neigung, mit der er ſonſt ſehr kargte, leidenſchaftlich zugewendet hatte. Ich mußte mich nun wohl darein ergeben, und meinem Freunde ſein Glück gönnen, indem ich mir jedoch heimlich mit Selbſtvertrauen zu ſagen nicht unterließ, daß wenn der Bruder nicht abweſend geweſen wäre, es mit dem Freunde ſo weit nicht hätte gedeihen können.

Meinem Freund und vermuthlichen Schwager war nun freilich ſehr daran gelegen, daß ich nach Hauſe zurückkehrte, weil durch meine Vermittelung ein freierer

Umgang möglich ward, deſſen das Gefühl dieſes von zärtlicher Neigung unvermuthet getroffenen Mannes äußerſt zu bedürfen ſchien. Er nahm daher, als er ſich bald entfernte, von mir das Verſprechen, daß ich ihm zunächſt folgen wollte.

Von Merken, der eben freie Zeit hatte, hoffte ich nun, daß er ſeinen Aufenthalt in Gießen verlängern würde, damit ich einige Stunden des Tags mit meinem guten Höpfner zubringen könnte, indeſſen der Freund ſeine Zeit an die Frankfurter gelehrten Anzeigen wendete; allein er war nicht zu bewegen, und wie meinen Schwager die Liebe, ſo trieb dieſen der Haß von der Univerſität hinweg. Denn wie es angeborene Antipathieen gibt, ſo wie gewiſſe Menſchen die Katzen nicht leiden können, andern dieſes oder jenes in der Seele zuwider iſt, ſo war Merk ein Todfeind aller akademiſchen Bürger, die nun freilich zu jener Zeit in Gießen ſich in der tiefſten Rohheit gefielen. Mir waren ſie ganz recht: ich hätte ſie wohl auch als Masken in eins meiner Faſtnachtsſpiele brauchen können; aber ihm verdarb der Anblick bei Tage, und des Nachts ihr Gebrüll jede Art von gutem Humor. Er hatte die ſchönſte Zeit ſeiner jungen Tage in der Franzöſiſchen Schweiz zugebracht und nachher den erfreulichen Umgang von Hof-, Welt- und Geſchäftsleuten und gebildeten Literatoren genoſſen; mehrere Militärperſonen, in denen ein Streben nach Geiſtescultur rege geworden,

ſuchten ihn auf, und ſo bewegte er ſein Leben in einem ſehr gebildeten Cirkel. Daß ihn daher jenes Unweſen ärgerte, war nicht zu verwundern; allein ſeine Abneigung gegen die Studioſen war wirklich leidenſchaftlicher als es einem geſetzten Mann geziemte, wiewohl er mich durch ſeine geiſtreichen Schilderungen ihres ungeheuerlichen Ausſehns und Betragens ſehr oft zum Lachen brachte. Höpfners Einladungen und mein Zureden halfen nichts, ich mußte bald möglichſt mit ihm nach Wetzlar wandern.

Kaum konnte ich erwarten, bis ich ihn bei Lotten eingeführt; allein ſeine Gegenwart in dieſem Kreiſe gerieth mir nicht zum Gedeihen: denn wie Mephiſtopheles, er mag hintreten wohin er will, wohl ſchwerlich Segen mitbringt, ſo machte er mir, durch ſeine Gleichgültigkeit gegen dieſe geliebte Perſon, wenn er mich auch nicht zum Wanken brachte, doch wenigſtens keine Freude. Ich konnte es wohl vorausſehen, wenn ich mich erinnert hätte, daß gerade ſolche ſchlanke zierliche Perſonen, die eine lebendige Heiterkeit um ſich her verbreiten, ohne weitere Anſprüche zu machen, ihm nicht ſonderlich gefielen. Er zog ſehr ſchnell die Junoniſche Geſtalt einer ihrer Freundinnen vor, und da es ihm an Zeit gebrach, ein näheres Verhältniß anzuknüpfen, ſo ſchalt er mich recht bitter aus, daß ich mich nicht um dieſe prächtige Geſtalt bemühte, um ſo mehr, da ſie frei, ohne irgend ein Ver-

hältniß ſich befinde. Ich verſtehe eben meinen Vortheil nicht, meinte er, und er ſehe höchſt ungern auch hier meine beſondere Liebhaberey, die Zeit zu verderben.

Wenn es gefährlich iſt, einen Freund mit den Vorzügen ſeiner Geliebten bekannt zu machen, weil er ſie wohl auch reizend und begehrenswürdig finden möchte, ſo iſt die umgekehrte Gefahr nicht geringer, daß er uns durch ſeine Abſtimmung irre machen kann. Dieſes war zwar hier der Fall nicht; denn ich hatte mir das Bild ihrer Liebenswürdigkeit tief genug eingedruckt, als daß es ſo leicht auszulöſchen geweſen wäre; aber ſeine Gegenwart, ſein Zureden beſchleunigte doch den Entſchluß den Ort zu verlaſſen. Er ſtellte mir eine Rheinreiſe, die er eben mit Frau und Sohn zu machen im Begriff ſey, ſo reizend vor, und erregte die Sehnſucht, diejenigen Gegenſtände endlich mit Augen zu ſehn, von denen ich oft mit Neid hatte erzählen hören. — Nun, als er ſich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotten zwar mit reinerem Gewiſſen als von Friederiken, aber doch nicht ohne Schmerz. Auch dieſes Verhältniß war durch Gewohnheit und Nachſicht leidenſchaftlicher als billig von meiner Seite geworden; ſie dagegen und ihr Bräutigam hielten ſich mit Heiterkeit in einem Maße, das nicht ſchöner und liebenswürdiger ſeyn konnte, und die eben hieraus entſpringende Sicherheit ließ mich jede Ge-

fahr vergeſſen. Indeſſen konnte ich mir nicht verbergen, daß dieſem Abenteuer ſein Ende bevorſtehe: denn von der zunächſterwarteten Beförderung des jungen Mannes hing die Verbindung mit dem liebenswürdigen Mädchen ab; und da der Menſch, wenn er einigermaßen reſolut iſt, auch das Nothwendige ſelbſt zu wollen übernimmt, ſo faßte ich den Entſchluß, mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben würde.

Dreyzehntes Buch.

Mit Merk war verabredet, daß wir uns zur ſchönen Jahrszeit in Coblenz bei Frau von Laroche treffen wollten. Ich hatte mein Gepäck nach Frankfurt, und was ich unterwegs brauchen könnte, durch eine Gelegenheit die Lahn hinunter geſendet, und wanderte nun dieſen ſchönen, durch ſeine Krümmungen lieblichen, in ſeinen Ufern ſo mannichfaltigen Fluß hinunter, dem Entſchluß nach frei, dem Gefühle nach befangen, in einem Zuſtande, in welchem uns die Gegenwart der ſtummlebendigen Natur ſo wohlthätig iſt. Mein Auge, geübt die mahleriſchen und übermahleriſchen Schönheiten der Landſchaft zu entdecken, ſchwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuſchten Felſen, der ſonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlöſſer und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen.

Ich wanderte auf dem rechten Ufer des Fluſſes, der in einiger Tiefe und Entfernung unter mir, von reichem Weidengebüſch zum Theil verdeckt, im Sonnenlicht hingleitete. Da ſtieg in mir der alte Wunſch wieder auf, ſolche Gegenſtände würdig nachahmen zu können. Zufällig hatte ich ein ſchönes Taſchenmeſſer in der linken Hand, und in dem Augenblicke trat aus dem tiefen Grunde der Seele gleichſam befehlshaberiſch hervor: ich

ſollte dieß Meſſer ungeſäumt in den Fluß ſchleudern. Säbe ich es hineinfallen, ſo würde mein künſtleriſcher Wunſch erfüllt werden; würde aber das Eintauchen des Meſſers durch die überhängenden Weidenbüſche verdeckt, ſo ſollte ich Wunſch und Bemühung fahren laſſen. So ſchnell als dieſe Grille in mir aufſtieg, war ſie auch ausgeführt. Denn ohne auf die Brauchbarkeit des Meſſers zu ſehn, das gar manche Geräthſchaften in ſich vereinigte, ſchleuderte ich es mit der Linken, wie ich es hielt, gewaltſam nach dem Fluſſe hin. Aber auch hier mußte ich die trügliche Zweydeutigkeit der Orakel, über die man ſich im Alterthum ſo bitter beklagt, erfahren. Des Meſſers Eintauchen in den Fluß ward mir durch die letzten Weidenzweige verborgen, aber das dem Sturz entgegenwirkende Waſſer ſprang wie eine ſtarke Fontaine in die Höhe, und war mir vollkommen ſichtbar. Ich legte dieſe Erſcheinung nicht zu meinen Gunſten aus, und der durch ſie in mir erregte Zweifel war in der Folge Schuld, daß ich dieſe Uebungen unterbrochner und fahrläſſiger anſtellte, und dadurch ſelbſt Anlaß gab, daß die Deutung des Orakels ſich erfüllte. Wenigſtens war mir für den Augenblick die Außenwelt verleidet, ich ergab mich meinen Einbildungen und Empfindungen, und ließ die wohlgelegenen Schlöſſer und Ortſchaften Weilburg, Limburg, Diez, und Naſſau nach und nach hinter mir, meiſtens allein, nur manchmal auf kurze Zeit mich zu einem andern geſellend.

Nach

Nach einer ſo angenehmen Wanderung von einigen Tagen gelangte ich nach Ems, wo ich einige Male des ſanften Bades genoß, und ſodann auf einem Kahne den Fluß hinabwärts fuhr. Da eröffnete ſich mir der alte Rhein, die ſchöne Lage von Oberlahnſtein entzückte mich; über alles aber herrlich und majeſtätiſch erſchien das Schloß Ehrenbreitſtein, welches in ſeiner Kraft und Macht vollkommen gerüſtet daſtand. In höchſt lieblichem Contraſt lag an ſeinem Fuß das wohlgebaute Oertchen Thal genannt, wo ich mich leicht zu der Wohnung des Geheimeraths von Laroche finden konnte. Angekündigt von Merk, ward ich von dieſer edlen Familie ſehr freundlich empfangen, und geſchwind als ein Glied derſelben betrachtet. Mit der Mutter verband mich mein belletriſtiſches und ſentimentales Streben, mit dem Vater ein heiterer Weltſinn, und mit den Töchtern meine Jugend.

Das Haus, ganz am Ende des Thals, wenig erhöht über dem Fluß gelegen, hatte die freie Ausſicht den Strom hinabwärts. Die Zimmer waren hoch und geräumig, und die Wände galerieartig mit aneinanderſtoßenden Gemählden behangen. Jedes Fenſter, nach allen Seiten hin, machte den Rahmen zu einem natürlichen Bilde, das durch den Glanz einer milden Sonne ſehr lebhaft hervortrat; ich glaubte nie ſo heitere Morgen und ſo herrliche Abende geſehn zu haben.

Nicht lange war ich allein der Gaſt im Hauſe. Zu

dem Congreß, der hier theils im artiſtiſchen, theils im empfindſamen Sinne gehalten werden ſollte, war auch Leuchſenring beſchieden, der von Düſſeldorf heraufkam. Dieſer Mann, von ſchönen Kenntniſſen in der neuern Literatur, hatte ſich auf verſchiedenen Reiſen, beſonders aber bei einem Aufenthalte in der Schweiz, viele Bekanntſchaften, und da er angenehm und einſchmeichelnd war, viele Gunſt erworben. Er führte mehrere Chatoullen bei ſich, welche den vertrauten Briefwechſel mit mehreren Freunden enthielten: denn es war überhaupt eine ſo allgemeine Offenherzigkeit unter den Menſchen, daß man mit keinem Einzelnen ſprechen, oder an ihn ſchreiben konnte, ohne es zugleich als an mehrere gerichtet zu betrachten. Man ſpähte ſein eigen Herz aus und das Herz der andern, und bei der Gleichgültigkeit der Regierungen gegen eine ſolche Mittheilung, bei der durchgreifenden Schnelligkeit der Taxiſchen Poſten, der Sicherheit des Siegels, dem leidlichen Porto, griff dieſer ſittliche und literariſche Verkehr bald weiter um ſich.

Solche Correſpondenzen, beſonders mit bedeutenden Perſonen, wurden ſorgfältig geſammelt und alsdann, bei freundſchaftlichen Zuſammenkünften, auszugsweiſe vorgeleſen; und ſo ward man, da politiſche Discurſe wenig Intereſſe hatten, mit der Breite der moraliſchen Welt ziemlich bekannt.

Leuchſenrings Chatoullen enthielten in dieſem Sinne manche Schätze. Die Briefe einer Julie Bondeli wur-

den ſehr hochgeachtet; ſie war, als Frauenzimmer von Sinn und Verdienſt und als Rouſſeau's Freundin, berühmt. Wer mit dieſem außerordentlichen Manne nur irgend in Verhältniß geſtanden hatte, genoß Theil an der Glorie, die von ihm ausging, und in ſeinem Namen war eine ſtille Gemeinde weit und breit ausgeſäet.

Ich wohnte dieſen Vorleſungen gerne bei, indem ich dadurch in eine unbekannte Welt verſetzt wurde, und das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit kennen lernte. Freilich war nicht alles gehaltreich; und Herr von Laroche, ein heiterer Welt- und Geſchäftsmann, der ſich, obgleich Katholik, ſchon in Schriften über das Mönch- und Pfafftum luſtig gemacht hatte, glaubte auch hier eine Verbrüderung zu ſehen, wo mancher Einzelne ohne Werth ſich durch Verbindung mit bedeutenden Menſchen aufſtutze, wobei am Ende wohl er, aber nicht jene gefördert würden. Meiſtens entzog ſich dieſer wackere Mann der Geſellſchaft, wenn die Chatoullen eröffnet wurden. Hörte er auch wohl einmal einige Briefe mit an, ſo konnte man eine ſchalkhafte Bemerkung erwarten. Unter andern ſagte er einſtens, er überzeuge ſich bei dieſer Correſpondenz noch mehr von dem was er immer geglaubt habe, daß Frauenzimmer alles Siegellack ſparen könnten, ſie ſollten nur ihre Briefe mit Stecknadeln zuſtecken und dürften verſichert ſeyn, daß ſie unerbffnet an Ort und Stelle kämen. Auf gleiche Weiſe pflegte er mit allem was außer dem Lebens- und

Thätigkeitskreise lag, zu scherzen und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, des Grafen Stadion, Churmainzischen Ministers, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltsinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsvollen in's Gleichgewicht zu setzen.

Eine Anekdote von dem großen praktischen Sinne des Grafen hingegen möge hier Platz finden. Als er den verwaisten Laroche lieb gewann und zu seinem Zögling erkor, forderte er von dem Knaben gleich die Dienste eines Secretärs. Er gab ihm Briefe zu beantworten, Depeschen auszuarbeiten, die denn auch von ihm mundirt, öfter schiffrirt, gesiegelt und überschrieben werden mußten. Dieses dauerte mehrere Jahre. Als der Knabe zum Jüngling herangereift war und dasjenige wirklich leistete, was er sich bisher nur eingebildet hatte, führte ihn der Graf an einen großen Schreibtisch, in welchem sämmtliche Briefe und Pakete, unerbrochen, als Exercitien der ersten Zeit, aufbewahrt lagen.

Eine andere Uebung, die der Graf seinem Zögling zumuthete, wird nicht so allgemeinen Beifall finden. Laroche nämlich hatte sich üben müssen, die Hand seines Herrn und Meisters auf's genaueste nachzuahmen, um ihn dadurch der Qual des Selbstschreibens zu überheben. Allein nicht nur in Geschäften sollte dieses Talent genutzt werden, auch in Liebeshändeln hatte der junge Mann die Stelle seines Lehrers zu vertreten. Der Graf war

leidenſchaftlich einer hohen und geiſtreichen Dame verbunden. Wenn er in deren Geſellſchaft bis tief in die Nacht verweilte, ſaß indeſſen ſein Secretär zu Hauſe und ſchmiedete die heißeſten Liebesbriefe; darunter wählte der Graf und ſendete noch gleich zur Nachtzeit das Blatt an ſeine Geliebte, welche ſich denn doch wohl daran von dem unverwüſtlichen Feuer ihres leidenſchaftlichen Anbeters überzeugen mußte. Dergleichen frühe Erfahrungen mochten denn freilich dem Jüngling nicht den beſten Begriff von ſchriftlichen Liebesunterhaltungen gegeben haben.

Ein unverſöhnlicher Haß gegen das Pfafftthum hatte ſich bei dieſem Manne, der zwey geiſtlichen Churfürſten diente, feſtgeſetzt, wahrſcheinlich entſprungen aus der Betrachtung des rohen, geſchmackloſen, geiſtverderblichen Fratzenweſens, welches die Mönche in Deutſchland an manchen Orten zu treiben pflegten, und dadurch eine jede Art von Bildung hinderten und zerſtörten. Seine Briefe über das Mönchsweſen machten großes Aufſehen; ſie wurden von allen Proteſtanten und von vielen Katholiken mit großem Beifall aufgenommen.

Wenn ſich aber Herr von Laroche gegen alles, was man Empfindung nennen könnte, auflehnte, und wenn er ſelbſt den Schein derſelben entſchieden von ſich abhielt, ſo verhehlte er doch nicht eine väterliche zarte Neigung zu ſeiner älteſten Tochter, welche freilich nicht anders als liebenswürdig war: eher klein als groß von Ge-

ſtalt, niedlich gebaut; eine freie anmuthige Bildung, die ſchwärzeſten Augen und eine Geſichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden konnte. Auch ſie liebte ihren Vater und neigte ſich zu ſeinen Geſinnungen. Ihm, als thätigem Geſchäftsmann, war die meiſte Zeit durch Berufsarbeiten weggenommen, und weil die einkehrenden Gäſte eigentlich durch ſeine Frau und nicht durch ihn angezogen wurden, ſo konnte ihm die Geſellſchaft wenig Freude geben. Bei Tiſche war er heiter, unterhaltend, und ſuchte wenigſtens ſeine Tafel von der empfindſamen Würze frei zu halten.

Wer die Geſinnungen und Denkweiſe der Frau von Laroche kennt, — und ſie iſt durch ein langes Leben und viele Schriften einem jedem Deutſchen ehrwürdig bekannt geworden — der möchte vielleicht vermuthen, daß hieraus ein häusliches Mißverhältniß hätte entſtehn müſſen. Aber keineswegs; Sie war die wunderbarſte Frau, und ich wüßte ihr keine andere zu vergleichen. Schlank und zart gebaut, eher groß als klein, hatte ſie bis in ihre höheren Jahre eine gewiſſe Eleganz der Geſtalt ſowohl als des Betragens zu erhalten gewußt, die zwiſchen dem Benehmen einer Edeldame und einer würdigen bürgerlichen Frau gar anmuthig ſchwebte. Im Anzuge war ſie ſich mehrere Jahre gleich geblieben. Ein nettes Flügelhäubchen ſtand dem kleinen Kopfe und dem feinen Geſichte gar wohl, und die braune oder graue Kleidung gab ihrer Gegenwart Ruhe und Würde. Sie

ſprach gut und wußte dem was ſie ſagte durch Empfindung immer Bedeutung zu geben. Ihr Betragen war gegen jederman vollkommen gleich. Allein durch dieſes alles iſt noch nicht das Eigenſte ihres Weſens ausgeſprochen; es zu bezeichnen iſt ſchwer. Sie ſchien an allem Theil zu nehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf ſie. Sie war mild gegen alles und konnte alles dulden ohne zu leiden; den Scherz ihres Mannes, die Zärtlichkeit ihrer Freunde, die Anmuth ihrer Kinder, alles erwiderte ſie auf gleiche Weiſe, und ſo blieb ſie immer ſie ſelbſt, ohne daß ihr in der Welt durch Gutes und Böſes, oder in der Literatur durch Vortreffliches und Schwaches wäre beizukommen geweſen. Dieſer Sinnesart verdankt ſie ihre Selbſtſtändigkeit bis in ein hohes Alter, bei manchen traurigen, ja kümmerlichen Schickſalen. Doch um nicht ungerecht zu ſeyn, muß ich erwähnen, daß ihre beiden Söhne, damals Kinder von blendender Schönheit, ihr manchmal einen Ausdruck ablockten, der ſich von demjenigen unterſchied, deſſen ſie ſich zum täglichen Gebrauch bediente.

So lebte ich in einer neuen wunderſam angenehmen Umgebung eine Zeit lang fort, bis Merk mit ſeiner Familie herankam. Hier entſtanden ſogleich neue Wahlverwandtſchaften: denn indem die beiden Frauen ſich einander näherten, hatte Merk mit Herrn von Laroche als Welt- und Geſchäftskenner, als unterrichtet und gereift, nähere Berührung. Der Knabe geſellte ſich zu

den Knaben, und die Töchter fielen mir zu, von denen die älteſte mich gar bald beſonders anzog. Es iſt eine ſehr angenehme Empfindung, wenn ſich eine neue Leidenſchaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen iſt. So ſieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengeſetzten Seite den Mond aufgehn und erfreut ſich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.

Nun fehlte es nicht an reicher Unterhaltung in und außer dem Hauſe. Man durchſtrich die Gegend; Ehrenbreitſtein dieſſeits, die Carthauſe jenſeits wurden beſtiegen. Die Stadt, die Moſelbrücke, die Fähre die uns über den Rhein brachte, alles gewährte das mannichfachſte Vergnügen. Noch nicht erbaut war das neue Schloß; man führte uns an den Platz wo es ſtehn ſollte, man ließ uns die vorſchlägigen Riſſe davon ſehen.

In dieſem heitern Zuſtande entwickelte ſich jedoch innerlich der Stoff der Unverträglichkeit, der in gebildeten wie in ungebildeten Geſellſchaften gewöhnlich ſeine unfreundlichen Wirkungen zeigt. Merk, zugleich kalt und unruhig, hatte nicht lange jene Briefwechſel mit angehört, als er über die Dinge von denen die Rede war, ſo wie über die Perſonen und ihre Verhältniſſe, gar manchen ſchalkhaften Einfall laut werden ließ, mir aber im Stillen die wunderlichſten Dinge eröffnete, die eigentlich darunter verborgen ſeyn ſollten. Von politiſchen Geheimniſſen war zwar keineswegs die Rede, auch nicht

von irgend etwas, das einen gewiſſen Zuſammenhang gehabt hätte; er machte mich nur auf Menſchen aufmerkſam, die ohne ſonderliche Talente mit einem gewiſſen Geſchick ſich perſönlichen Einfluß zu verſchaffen wiſſen, und durch die Bekanntſchaft mit vielen, aus ſich ſelbſt etwas zu bilden ſuchen; und von dieſer Zeit an hatte ich Gelegenheit dergleichen mehr zu bemerken. Da ſolche Perſonen gewöhnlich den Ort verändern, und als Reiſende bald hier bald da eintreffen, ſo kommt ihnen die Gunſt der Neuheit zu Gute, die man ihnen nicht beneiden noch verkümmern ſollte; denn es iſt dieſes eine herkömmliche Sache, die jeder Reiſende zu ſeinem Vortheil, jeder Bleibende zu ſeinem Nachtheil öfters erfahren hat.

Dem ſey nun wie ihm wolle, genug wir nährten von jener Zeit an eine gewiſſe unruhige, ja neidiſche Aufmerkſamkeit auf dergleichen Leute, die auf ihre eigne Hand hin und wieder zogen, ſich in jeder Stadt vor Anker legten, und wenigſtens in einigen Familien Einfluß zu gewinnen ſuchten. Einen zarten und weichen dieſer Zunftgenoſſen habe ich im Pater Brey, einen andern, tüchtigern und derbern, in einem künftig mitzutheilenden Faſtnachtsſpiele, das den Titel führt: Satyros, oder der vergötterte Waldteufel, wo nicht mit Billigkeit, doch wenigſtens mit gutem Humor dargeſtellt.

Indeſſen wirkten die wunderlichen Elemente unſerer kleinen Geſellſchaft noch ſo ganz leidlich auf einander;

wir waren theils durch eigne Sitte und Lebensart gebändigt, theils aber auch durch jene beſondere Weiſe der Hausfrau gemildert, welche von dem, was um ſie vorging, nur leicht berührt, ſich immer gewiſſen ideellen Vorſtellungen hingab, und indem ſie ſolche freundlich und wohlwollend zu äußern verſtand, alles Scharfe was in der Geſellſchaft hervortreten mochte, zu mildern und das Unebne auszugleichen wußte.

Merk hatte noch eben zur rechten Zeit zum Aufbruch geblaſen, ſo daß die Geſellſchaft in dem beſten Verhältniß aus einander ging. Ich fuhr mit ihm und den Seinigen auf einer nach Maynz rückkehrenden Jacht den Rhein aufwärts, und obſchon dieſes an ſich ſehr langſam ging, ſo erſuchten wir noch überdieß den Schiffer, ſich ja nicht zu übereilen. So genoſſen wir mit Muße der unendlich mannichfaltigen Gegenſtände, die bei dem herrlichſten Wetter jede Stunde an Schönheit zuzunehmen und ſowohl an Größe als an Gefälligkeit immer neu zu wechſeln ſcheinen; und ich wünſche nur, indem ich die Namen Rheinfels und St. Goar, Bacharach, Bingen, Elfeld und Biberich ausſpreche, daß jeder meiner Leſer im Stande ſey, ſich dieſe Gegenden in der Erinnerung hervorzurufen.

Wir hatten fleißig gezeichnet, und uns wenigſtens dadurch die tauſendfältige Abwechſelung jener herrlichen Ufer feſter eingedruckt; aber auch unſer Verhältniß verinnigte ſich durch dieſes längere Zuſammenſeyn, durch

die vertrauliche Mittheilung über ſo mancherlei Dinge, dergeſtalt, daß Merk einen großen Einfluß über mich gewann, und ich ihm als ein guter Geſell zu einem behaglichen Daſeyn unentbehrlich ward. Mein durch die Natur geſchärfter Blick warf ſich wieder auf die Kunſtbeſchauung, wozu mir die ſchönen Frankfurter Sammlungen an Gemählden und Kupferſtichen die beſte Gelegenheit gaben, und ich bin der Neigung der Herren Etling, Ehrenreich, beſonders aber dem braven Nothnagel ſehr viel ſchuldig geworden. Die Natur in der Kunſt zu ſehen, ward bei mir zu einer Leidenſchaft, die in ihren höchſten Augenblicken andern, ſelbſt paſſionirten Liebhabern, faſt wie Wahnſinn erſcheinen mußte; und wie konnte eine ſolche Neigung beſſer gehegt werden, als durch eine fortdauernde Betrachtung der trefflichen Werke der Niederländer. Damit ich mich aber auch mit dieſen Dingen werkthätig bekannt machen möchte, räumte mir Nothnagel ein Cabinet ein, wo ich alles fand, was zur Oelmahlerey nöthig war, und ich mahlte einige einfache Stillleben nach dem Wirklichen, auf deren einem ein Meſſerſtiel von Schildpat mit Silber eingelegt, meinen Meiſter, der mich erſt vor einer Stunde beſucht hatte, dergeſtalt überraſchte, daß er behauptete, es müſſe während der Zeit einer von ſeinen untergeordneten Künſtlern bei mir geweſen ſeyn.

Hätte ich geduldig fortgefahren mich an ſolchen Gegenſtänden zu üben, ihnen Licht und Schatten und die

Eigenheiten ihrer Oberfläche abzugewinnen, ich hätte mir eine gewiſſe Praxis bilden und zum Höhern den Weg bahnen können; ſo aber verfolgte mich der Fehler aller Dilettanten, mit dem Schwerſten anzufangen, ja ſogar das Unmögliche leiſten zu wollen, und ich verwickelte mich bald in größere Unternehmungen, in denen ich ſtecken blieb, ſowohl weil ſie weit über meine techniſchen Fähigkeiten hinauslagen, als weil ich die liebevolle Aufmerkſamkeit und den gelaſſenen Fleiß, durch den auch ſchon der Anfänger etwas leiſtet, nicht immer rein und wirkſam erhalten konnte.

Auch wurde ich zu gleicher Zeit abermals in eine höhere Sphäre geriſſen, indem ich einige ſchöne Gypsabriſſe antiker Köpfe anzuſchaffen Gelegenheit fand. Die Italiäner nämlich, welche die Meſſen beziehen, brachten manchmal dergleichen gute Exemplare mit, und verkauften ſie auch wohl, nachdem ſie eine Form darüber genommen. Auf dieſem Wege ſtellte ich mir ein kleines Muſeum auf, indem ich die Köpfe des Laokoon, ſeiner Söhne, der Niobe Töchter allmählich zuſammenbrachte, nicht weniger die Nachbildungen der bedeutendſten Werke des Alterthums im Kleinen aus der Verlaſſenſchaft eines Kunſtfreundes ankaufte, und ſo mir jenen großen Eindruck, den ich in Mannheim gewonnen hatte, möglichſt wieder zu beleben ſuchte.

Indem ich nun alles was von Talent, Liebhaberey oder ſonſt irgend einer Neigung in mir leben mochte,

auszubilden, zu nähren und zu unterhalten ſuchte, verwendete ich eine gute Zeit des Tages, nach dem Wunſch meines Vaters, auf die Advocatur, zu deren Ausübung ich zufälliger Weiſe die beſte Gelegenheit fand. Nach dem Tode des Großvaters war mein Oheim Textor in den Rath gekommen, und übergab mir die kleineren Sachen, denen ich gewachſen war; welches die Gebrüder Schloſſer auch thaten. Ich machte mich mit den Acten bekannt, mein Vater las ſie ebenfalls mit vielem Vergnügen, da er ſich, durch Veranlaſſung des Sohns, wieder in einer Thätigkeit ſah, die er lange entbehrt hatte. Wir beſprachen uns darüber, und mit großer Leichtigkeit machte ich alsdann die nöthigen Aufſätze. Wir hatten einen trefflichen Copiſten zur Hand, auf den man ſich zugleich wegen aller Canzleyförmlichkeiten verlaſſen konnte: und ſo war mir dieſes Geſchäft eine um ſo angenehmere Unterhaltung, als es mich dem Vater näher brachte, der mit meinem Benehmen in dieſem Puncte völlig zufrieden, allem Uebrigen was ich trieb, gerne nachſah, in der ſehnlichen Erwartung, daß ich nun bald auch ſchriftſtelleriſchen Ruhm einernten würde.

Weil nun in jeder Zeitepoche alles zuſammenhängt, indem die herrſchenden Meinungen und Geſinnungen ſich auf die vielfachſte Weiſe verzweigen, ſo befolgte man in der Rechtslehre nunmehr auch nach und nach alle diejenigen Maximen, nach welchen man Religion und Moral behandelte. Unter den Sachwaltern als den jüngern,

sodann unter den Richtern als den ältern, verbreitete sich der Humanismus, und alles wetteiferte, auch in rechtlichen Verhältnissen höchst menschlich zu seyn. Gefängnisse wurden gebessert, Verbrechen entschuldigt, Strafen gelindert, die Legitimationen erleichtert, Scheidungen und Mißheirathen befördert, und einer unserer vorzüglichen Sachwalter erwarb sich den höchsten Ruhm, als er einem Scharfrichtersohne den Eingang in das Collegium der Aerzte zu erfechten wußte. Vergebens widersetzten sich Gilden und Körperschaften; ein Damm nach dem andern ward durchbrochen. Die Duldsamkeit der Religionsparteyen gegen einander ward nicht bloß gelehrt, sondern ausgeübt, und mit einem noch größern Einflusse ward die bürgerliche Verfassung bedroht, als man Duldsamkeit gegen die Juden, mit Verstand, Scharfsinn und Kraft, der gutmüthigen Zeit anzuempfehlen bemüht war. Diese neuen Gegenstände rechtlicher Behandlung, welche außerhalb des Gesetzes und des Herkommens lagen und nur an billige Beurtheilung, an gemüthliche Theilnahme Anspruch machten, forderten zugleich einen natürlicheren und lebhafteren Styl. Hier war uns, den Jüngsten, ein heiteres Feld eröffnet, in welchem wir uns mit Lust herumtummelten, und ich erinnere mich noch gar wohl, daß ein Reichshofrathsagent mir, in einem solchen Falle, ein sehr artiges Belobungsschreiben zusendete. Die Französischen plaidoyes dienten uns zu Mustern und zur Anregung.

Und ſomit waren wir auf dem Wege beſſere Redner als Juriſten zu werden, worauf mich der ſolide Georg Schloſſer einſtmals tadelnd aufmerkſam machte. Ich hatte ihm erzählt, daß ich meiner Partey eine mit vieler Energie zu ihren Gunſten abgefaßte Streitſchrift vorgeleſen, worüber ſie mir große Zufriedenheit bezeigt. Hierauf erwiderte er mir: du haſt dich in dieſem Fall mehr als Schriftſteller, denn als Advocat bewieſen. Man muß niemals fragen wie eine ſolche Schrift dem Clienten, ſondern wie ſie dem Richter gefallen kann.

Wie nun aber niemand noch ſo ernſte und dringende Geſchäfte haben mag, denen er ſeinen Tag widmet, daß er nicht deſſenungeachtet Abends ſo viel Zeit fände, das Schauſpiel zu beſuchen, ſo ging es auch mir, der ich, in Ermangelung einer vorzüglichen Bühne, über das Deutſche Theater zu denken nicht aufhörte, um zu erforſchen, wie man auf demſelben allenfalls thätig mitwirken könnte. Der Zuſtand deſſelben in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts iſt bekannt genug, und jederman, der ſich davon zu unterrichten verlangt, findet überall bereite Hülfsmittel. Ich denke deßwegen hier nur einige allgemeine Bemerkungen einzuſchalten.

Das Glück der Bühne beruhte mehr auf der Perſönlichkeit der Schauſpieler als auf dem Werthe der Stücke. Dieß war beſonders bei halb oder ganz extemporirten Stücken der Fall, wo alles auf den Humor und das Talent der komiſchen Schauſpieler ankam. Der Stoff

ſolcher Stücke muß aus dem gemeinſten Leben genommen ſeyn, den Sitten des Volks gemäß, vor welchem man ſpielt. Aus dieſer unmittelbaren Anwendbarkeit entſpringt der große Beifall, deſſen ſie ſich jederzeit zu erfreuen haben. Dieſe waren immer im ſüdlichen Deutſchland zu Hauſe, wo man ſie bis auf den heutigen Tag beibehält, und nur von Zeit zu Zeit dem Charakter der poſſenhaften Masken einige Veränderung zu geben, durch den Perſonenwechſel genöthigt iſt. Doch nahm das Deutſche Theater, dem ernſten Charakter der Nation gemäß, ſehr bald eine Wendung nach dem Sittlichen, welche durch eine äußere Veranlaſſung noch mehr beſchleunigt ward. Unter den ſtrengen Chriſten entſtand nämlich die Frage, ob das Theater zu den ſündlichen und auf alle Fälle zu vermeidenden Dingen gehöre, oder zu den gleichgültigen, welche dem Guten gut, und nur dem Böſen bös werden könnten. Strenge Eiferer verneinten das Letztere, und hielten feſt darüber, daß kein Geiſtlicher je in's Theater gehen ſolle. Nun konnte die Gegenrede nicht mit Nachdruck geführt werden, als wenn man das Theater nicht allein für unſchädlich, ſondern ſogar für nützlich angab. Um nützlich zu ſeyn, mußte es ſittlich ſeyn, und dazu bildete es ſich im nördlichen Deutſchland um ſo mehr aus, als durch einen gewiſſen Halbgeſchmack die luſtige Perſon vertrieben ward, und obgleich geiſtreiche Köpfe für ſie einſprachen, dennoch weichen mußte, da ſie ſich bereits von der Derbheit

heit des Deutſchen Hanswurſts gegen die Niedlichkeit und Zierlichkeit der Italiäniſchen und Franzöſiſchen Harlekine gewendet hatte. Selbſt Scapin und Criſpin verſchwanden nach und nach; den letztern habe ich zum letzten Mal von Koch, in ſeinem hohen Alter, ſpielen ſehn.

Schon die Richardſonſchen Romane hatten die bürgerliche Welt auf eine zartere Sittlichkeit aufmerkſam gemacht. Die ſtrengen und unausbleiblichen Folgen eines weiblichen Fehltritts waren in der Clariſſe auf eine grauſame Weiſe zergliedert. Leſſings Miß Sara Sampſon behandelte daſſelbe Thema. Nun ließ der Kaufmann von London einen verführten Jüngling in der ſchrecklichſten Lage ſehen. Die Franzöſiſchen Dramen hatten denſelben Zweck, verfuhren aber mäßiger und wußten durch Vermittelung am Ende zu gefallen. Diderot's Hausvater, der ehrliche Verbrecher, der Eſſighändler, der Philoſoph ohne es zu wiſſen, Eugenie und mehr dergleichen Werke waren dem ehrbaren Bürger- und Familienſinn gemäß, der immer mehr obzuwalten anfing. Bei uns gingen der dankbare Sohn, der Deſerteur aus Kindesliebe und ihre Sippſchaft denſelben Weg. Der Miniſter, Clementine und die übrigen Gehleriſchen Stücke, der Deutſche Hausvater von Gemmingen, alle brachten den Werth des mittleren, ja des unteren Standes zu einer gemüthlichen Anſchauung, und entzückten das große Publicum. Eckhoff durch ſeine edle Perſönlichkeit, die dem Schauſpielerſtand eine gewiſſe Würde mittheilte,

deren er bisher entbehrte, hob die ersten Figuren solcher Stücke ungemein, indem der Ausdruck von Rechtlichkeit ihm, als einem rechtlichen Manne, vollkommen gelang.

Indem nun das Deutsche Theater sich völlig zur Verweichlichung hinneigte, stand Schröder als Schriftsteller und Schauspieler auf, und bearbeitete, durch die Verbindung Hamburgs mit England veranlaßt, Englische Lustspiele. Er konnte dabei den Stoff derselben nur im allgemeinsten brauchen: denn die Originale sind meistens formlos, und wenn sie auch gut und planmäßig anfangen, so verlieren sie sich doch zuletzt in's Weite. Es scheint ihren Verfassern nur darum zu thun, die wunderlichsten Scenen anzubringen, und wer an ein gehaltenes Kunstwerk gewöhnt ist, sieht sich zuletzt ungern in's Gränzenlose getrieben. Ueberdieß geht ein wildes und unsittliches, gemein wüstes Wesen bis zum Unerträglichen so entschieden durch, daß es schwer seyn möchte, dem Plan und den Charaktern alle ihre Unarten zu benehmen. Sie sind eine derbe und dabei gefährliche Speise, die bloß einer großen und halbverderbenen Volksmasse zu einer gewissen Zeit genießbar und verdaulich gewesen seyn mag. Schröder hat an diesen Dingen mehr gethan als man gewöhnlich weiß; er hat sie von Grund aus verändert, dem Deutschen Sinne angeähnlicht, und sie möglichst gemildert. Es bleibt ihnen aber immer ein herber Kern, weil der Scherz gar oft auf Mißhandlung von Personen beruht, sie mögen es ver-

dienen oder nicht. In dieſen Darſtellungen, welche ſich gleichfalls auf dem Theater verbreiteten, lag alſo ein heimliches Gegengewicht jener allzu zarten Sittlichkeit, und die Wirkung beider Arten gegen einander hinderte glücklicherweiſe die Eintönigkeit, in die man ſonſt verfallen wäre.

Der Deutſche, gut und großmüthig von Natur, will niemand gemißhandelt wiſſen. Weil aber kein Menſch, wenn er auch noch ſo gut denkt, ſicher iſt, daß man ihm nicht etwas gegen ſeine Neigung unterſchiebe, auch das Luſtſpiel überhaupt immer etwas Schadenfreude bei dem Zuſchauer vorausſetzt oder erweckt, wenn es behagen ſoll, ſo gerieth man auf einem natürlichen Wege, zu einem bisher für unnatürlich gehaltenen Benehmen; dieſes war: die höheren Stände herabzuſetzen und ſie mehr oder weniger anzutaſten. Die proſaiſche und poetiſche Satyre hatte ſich bisher immer gehütet, Hof und Adel zu berühren. Rabener enthielt ſich nach jener Seite hin alles Spottes, und blieb in einem niederen Kreiſe. Zachariä beſchäftigt ſich viel mit Landedelleuten, ſtellt ihre Liebhabereyen und Eigenheiten komiſch dar, aber ohne Mißachtung. Thümmels Wilhelmine, eine kleine geiſtreiche Compoſition, ſo angenehm als kühn, erwarb ſich großen Beifall, vielleicht auch mit deßwegen, weil der Verfaſſer, ein Edelmann und Hofgenoſſe, die eigne Claſſe nicht eben ſchonend behandelte. Den entſchiedenſten Schritt jedoch that Leſſing in der Emilia Galotti, wo

die Leidenſchaften und ränkevollen Verhältniſſe der höheren Regionen ſchneidend und bitter geſchildert ſind. Alle dieſe Dinge ſagten dem aufgeregten Zeitſinne vollkommen zu, und Menſchen von weniger Geiſt und Talent glaubten das Gleiche, ja noch mehr thun zu dürfen; wie denn Großmann in ſechs unappetitlichen Schüſſeln alle Leckerſpeiſen ſeiner Pöbelküche dem ſchadenfrohen Publicum auftiſchte. Ein redlicher Mann, Hofrath Reinhardt, machte bei dieſer unerfreulichen Tafel den Haushofmeiſter, zu Troſt und Erbauung ſämmtlicher Gäſte. Von dieſer Zeit an wählte man die theatraliſchen Böſewichter immer aus den höheren Ständen; doch mußte die Perſon Kammerjunker oder wenigſtens Geheimſecretär ſeyn, um ſich einer ſolchen Auszeichnung würdig zu machen. Zu den allergottloſeſten Schaubildern aber erkor man die oberſten Chargen und Stellen des Hof- und Civil-Etats im Adreßkalender, in welcher vornehmen Geſellſchaft denn doch noch die Juſtitiarien, als Böſewichter der erſten Inſtanz, ihren Platz fanden.

Doch indem ich ſchon fürchten muß, über die Zeit hinausgegriffen zu haben, von der hier die Rede ſeyn kann, kehre ich auf mich ſelbſt zurück, um des Dranges zu erwähnen, den ich empfand, mich in freien Stunden mit den einmal ausgeſonnenen theatraliſchen Planen zu beſchäftigen.

Durch die fortdauernde Theilnahme an Shakſpeare's Werken hatte ich mir den Geiſt ſo ausgeweitet, daß mir

der enge Bühnenraum und die kurze, einer Vorſtellung zugemeſſene Zeit keineswegs hinlänglich ſchienen, um etwas Bedeutendes vorzutragen. Das Leben des biedern Götz von Berlichingen, von ihm ſelbſt geſchrieben, trieb mich in die hiſtoriſche Behandlungsart, und meine Einbildungskraft dehnte ſich dergeſtalt aus, daß auch meine dramatiſche Form alle Theatergränzen überſchritt, und ſich den lebendigen Ereigniſſen mehr und mehr zu nähern ſuchte. Ich hatte mich davon, ſo wie ich vorwärts ging, mit meiner Schweſter umſtändlich unterhalten, die an ſolchen Dingen mit Geiſt und Gemüth Theil nahm, und ich erneuerte dieſe Unterhaltung ſo oft, ohne nur irgend zum Werke zu ſchreiten, daß ſie zuletzt ungeduldig und wohlwollend dringend bat, mich nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehen, ſondern endlich einmal das, was mir ſo gegenwärtig wäre, auf das Papier feſtzubringen. Durch dieſen Antrieb beſtimmt, fing ich eines Morgens zu ſchreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher aufgeſetzt hätte. Ich ſchrieb die erſten Scenen, und Abends wurden ſie Cornelien vorgeleſen. Sie ſchenkte ihnen vielen Beifall, jedoch nur bedingt, indem ſie zweifelte, daß ich ſo fortfahren würde, ja ſie äußerte ſogar einen entſchiedenen Unglauben an meine Beharrlichkeit. Dieſes reizte mich nur um ſo mehr, ich fuhr den nächſten Tag fort, und ſo den dritten; die Hoffnung wuchs bei den täglichen Mittheilungen, auch mir ward alles von Schritt zu Schritt leben-

diger, indem mir ohnehin der Stoff durchaus eigen geworden; und so hielt ich mich ununterbrochen an's Werk, das ich geradesweges verfolgte, ohne weder rückwärts noch rechts, noch links zu sehn, und in etwa sechs Wochen hatte ich das Vergnügen, das Manuscript geheftet zu erblicken. Ich theilte es Merken mit, der verständig und wohlwollend darüber sprach; ich sendete es Herdern zu, der sich unfreundlich und hart dagegen äußerte, und nicht ermangelte, in einigen gelegentlichen Schmähgedichten mich deßhalb mit spöttischen Namen zu bezeichnen. Ich ließ mich dadurch nicht irre machen, sondern faßte meinen Gegenstand scharf in's Auge; der Wurf war einmal gethan, und es fragte sich nur, wie man die Steine im Bret vortheilhaft setzte. Ich sah wohl, daß mir auch hier niemand rathen würde, und als ich nach einiger Zeit mein Werk wie ein fremdes betrachten konnte, so erkannte ich freilich daß ich, bei dem Versuch auf die Einheit der Zeit und des Orts Verzicht zu thun, auch der höheren Einheit, die um desto mehr gefordert wird, Eintrag gethan hatte. Da ich mich, ohne Plan und Entwurf, bloß der Einbildungskraft und einem innern Trieb überließ, so war ich von vorn herein ziemlich bei der Klinge geblieben, und die ersten Acte könnten für das, was sie seyn sollten gar füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wundersame Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trach-

tete, selbst in sie verliebt, unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand, und wie ohnehin gegen das Ende Götz außer Thätigkeit gesetzt ist, und dann nur zu einer unglücklichen Theilnahme am Bauernkriege zurückkehrt, so war nichts natürlicher, als daß eine reizende Frau ihn bei dem Autor ausstach, der die Kunstfesseln abschüttelnd, in einem neuen Felde sich zu versuchen dachte. Diesen Mangel, oder vielmehr diesen tadelhaften Ueberfluß, erkannte ich gar bald, da die Natur meiner Poesie mich immer zur Einheit hindrängte. Ich hegte nun, anstatt der Lebensbeschreibung Götzens und der Deutschen Alterthümer, mein eignes Werk im Sinne, und suchte ihm immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben, und das, was daran fabelhaft oder bloß leidenschaftlich war, auszulöschen; wobei ich freilich manches aufopferte, indem die menschliche Neigung der künstlerischen Ueberzeugung weichen mußte. So hatte ich mir z. B. etwas Rechts zu Gute gethan, indem ich in einer grauserlich nächtlichen Zigeunerscene Adelheid auftreten und ihre schöne Gegenwart Wunder thun ließ. Eine nähere Prüfung verbannte sie, so wie auch der im vierten und fünften Acte umständlich ausgeführte Liebeshandel zwischen Franzen und seiner gnädigen Frau sich in's Enge zog, und nur in seinen Hauptmomenten hervorleuchten durfte.

Ohne also an dem ersten Manuscript irgend etwas

zu verändern, welches ich wirklich noch in seiner Urgestalt besitze, nahm ich mir vor, das Ganze umzuschreiben, und leistete dieß auch mit solcher Thätigkeit, daß in wenigen Wochen ein ganz erneutes Stück vor mir lag. Ich ging damit um so rascher zu Werke, je weniger ich die Absicht hatte, diese zweyte Bearbeitung jemals drucken zu lassen, sondern sie gleichfalls nur als Vorübung ansah, die ich künftig, bei einer mit mehrerem Fleiß und Ueberlegung anzustellenden neuen Behandlung, abermals zum Grunde legen wollte.

Als ich nun mancherlei Vorschläge, wie ich dieß anzufangen gedächte, Merken vorzutragen anfing, spottete er mein und fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle? Die Sache werde dadurch nur anders und selten besser; man müsse sehn, was das eine für Wirkung thue, und dann immer wieder was Neues unternehmen. — „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!" rief er sprüchwörtlich aus; das Säumen und Zaudern mache nur unsichere Menschen. Ich erwiderte ihm dagegen, daß es mir unangenehm seyn würde, eine Arbeit, an die ich so viele Neigung verwendet, einem Buchhändler anzubieten, und mir vielleicht gar eine abschlägliche Antwort zu holen: denn wie sollten sie einen jungen, namenlosen und noch dazu verwegenen Schriftsteller beurtheilen? Schon meine Mitschuldigen, auf die ich etwas hielt, hätte ich, als meine Scheu vor der Presse nach und nach verschwand,

gern gedruckt geſehn; allein ich fand keinen geneigten Verleger.

Hier war nun meines Freundes techniſch mercantiliſche Luſt auf einmal rege. Durch die Frankfurter Zeitung hatte er ſich ſchon mit Gelehrten und Buchhändlern in Verbindung geſetzt, wir ſollten daher, wie er meinte, dieſes ſeltſame und gewiß auffallende Werk auf eigne Koſten herausgeben, und es werde davon ein guter Vortheil zu ziehen ſeyn; wie er denn, mit ſo vielen andern, öfters den Buchhändlern ihren Gewinn nachzurechnen pflegte, der bei manchen Werken freilich groß war, beſonders wenn man außer Acht ließ, wie viel wieder an anderen Schriften und durch ſonſtige Handelsverhältniſſe verloren geht. Genug, es ward ausgemacht, daß ich das Papier anſchaffen, er aber für den Druck ſorgen ſolle; und ſomit ging es friſch an's Werk, und mir gefiel es gar nicht übel, meine wilde dramatiſche Skizze nach und nach in ſaubern Aushängebogen zu ſehen: ſie nahm ſich wirklich reinlicher aus, als ich ſelbſt gedacht. Wir vollendeten das Werk, und es ward in vielen Paketen verſendet. Nun dauerte es nicht lange, ſo entſtand überall eine große Bewegung; das Aufſehn, das es machte, ward allgemein. Weil wir aber, bei unſern beſchränkten Verhältniſſen, die Exemplare nicht ſchnell genug nach allen Orten zu vertheilen vermochten, ſo erſchien plötzlich ein Nachdruck; und da überdieß gegen unſere Ausſendungen freilich ſobald keine Erſtattung,

am allerwenigſten eine baare, zurückerfolgen konnte: ſo war ich, als Hausſohn, deſſen Caſſe nicht in reichlichen Umſtänden ſeyn konnte, zu einer Zeit wo man mir von allen Seiten her viel Aufmerkſamkeit, ja ſogar vielen Beifall erwies, höchſt verlegen, wie ich nur das Papier bezahlen ſollte, auf welchem ich die Welt mit meinem Talent bekannt gemacht hatte. Merk, der ſich ſchon eher zu helfen wußte, hegte dagegen die beſten Hoffnungen, daß ſich nächſtens alles wieder in's Gleiche ſtellen würde; ich bin aber nichts davon gewahr worden.

Schon bei den kleinen Flugſchriften, die ich ungenannt herausgab, hatte ich das Publicum und die Recenſenten auf meine eignen Koſten kennen lernen, und ich war auf Lob und Tadel ſo ziemlich vorbereitet, beſonders da ich ſeit mehreren Jahren immer nachging und beobachtete, wie man die Schriftſteller behandle, denen ich eine vorzügliche Aufmerkſamkeit gewidmet hatte.

Hier konnte ich ſelbſt in meiner Unſicherheit deutlich bemerken, wie doch ſo vieles grundlos, einſeitig und willkürlich in den Tag hineingeſagt wurde. Mir begegnete nun daſſelbe, und wenn ich nicht ſchon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Widerſprüche gebildeter Menſchen machen müſſen! So ſtand z. B. im Deutſchen Merkur eine weitläufige wohlgemeinte Recenſion, verfaßt von irgend einem beſchränkten Geiſte. Wo er tadelte, konnte ich nicht mit ihm ein-

ſtimmen, noch weniger wenn er angab, wie die Sache hätte können anders gemacht werden. Erfreulich war es mir daher, wenn ich unmittelbar hinterdrein eine heitere Erklärung Wielands antraf, der im allgemeinen dem Recenſenten widerſprach und ſich meiner gegen ihn annahm. Indeſſen war doch jenes auch gedruckt, ich ſah ein Beiſpiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer, wie mochte es erſt im großen Publicum ausſehn!

Das Vergnügen, mich mit Merken über ſolche Dinge zu beſprechen und aufzuklären, war von kurzer Dauer; denn die einſichtsvolle Landgräfin von Heſſendarmſtadt nahm ihn, auf ihrer Reiſe nach Petersburg, in ihr Gefolge. Die ausführlichen Briefe, die er mir ſchrieb, gaben mir eine weitere Ausſicht in die Welt, die ich mir um ſo mehr zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von einer bekannten und befreundeten Hand gezeichnet waren. Allein ich blieb deſſen ungeachtet dadurch auf längere Zeit ſehr einſam, und entbehrte gerade in dieſer wichtigen Epoche ſeiner aufklärenden Theilnahme, deren ich denn doch ſo ſehr bedurfte.

Denn wie man wohl den Entſchluß faßt Soldat zu werden und in den Krieg zu gehen, ſich auch muthig vorſetzt, Gefahr und Beſchwerlichkeiten zu ertragen, ſo wie auch Wunden und Schmerzen, ja den Tod zu erdulden, aber ſich dabei keineswegs die beſonderen Fälle vorſtellt, unter welchen dieſe im allgemeinen erwarteten

Uebel uns äußerſt unangenehm überraſchen können: ſo ergeht es einem jeden der ſich in die Welt wagt, und beſonders dem Autor, und ſo ging es auch mir. Da der größte Theil des Publicums mehr durch den Stoff als durch die Behandlung angeregt wird, ſo war die Theilnahme junger Männer an meinen Stücken meiſtens ſtoffartig. Sie glaubten daran ein Panier zu ſehn, unter deſſen Vorſchrift alles, was in der Jugend Wildes und Ungeſchlachtes lebt, ſich wohl Raum machen dürfte, und gerade die beſten Köpfe, in denen ſchon vorläufig etwas Aehnliches ſpukte, wurden davon hingeriſſen. Ich beſitze noch von dem trefflichen und in manchem Betracht einzigen Bürger einen Brief, ich weiß nicht an wen, der als wichtiger Beleg deſſen gelten kann, was jene Erſcheinung damals gewirkt und aufgeregt hat. Von der Gegenſeite tadelten mich geſetzte Männer, daß ich das Fauſtrecht mit zu günſtigen Farben geſchildert habe, ja ſie legten mir die Abſicht unter, daß ich jene unregelmäßigen Zeiten wieder einzuführen gedächte. Noch andere hielten mich für einen grundgelehrten Mann, und verlangten, ich ſollte die Original-Erzählung des guten Götz neu mit Noten herausgeben; wozu ich mich keineswegs geſchickt fühlte, ob ich es mir gleich gefallen ließ, daß man meinen Namen auf den Titel des friſchen Abdrucks zu ſetzen beliebte. Man hatte, weil ich die Blumen eines großen Daſeyns abzupflücken verſtand, mich für einen ſorgfältigen Kunſtgärtner gehalten. Dieſe meine

Gelahrtheit und gründliche Sachkenntniß wurde jedoch wieder von andern in Zweifel gezogen. Ein angesehener Geschäftsmann macht mir ganz unvermuthet die Visite. Ich sehe mich dadurch höchst geehrt, und um so mehr, als er sein Gespräch mit dem Lobe meines Götz von Berlichingen und meiner guten Einsichten in die Deutsche Geschichte anfängt; allein ich finde mich doch betroffen als ich bemerkte, er sey eigentlich nur gekommen um mich zu belehren, daß Götz von Berlichingen kein Schwager von Franz von Sickingen gewesen sey, und daß ich also durch dieses poetische Ehebündniß gar sehr gegen die Geschichte verstoßen habe. Ich suchte mich dadurch zu entschuldigen, daß Götz ihn selber so nenne; allein mir ward erwidert, daß dieses eine Redensart sey, welche nur ein näheres freundschaftliches Verhältniß ausdrücke, wie man ja in der neueren Zeit die Postillone auch Schwager nenne, ohne daß ein Familienband sie an uns knüpfe. Ich dankte so gut ich konnte für diese Belehrung und bedauerte nur, daß dem Uebel nicht mehr abzuhelfen sey. Dieses ward von seiner Seite gleichfalls bedauert, wobei er mich freundlichst zu fernerem Studium der Deutschen Geschichte und Verfassung ermahnte, und mir dazu seine Bibliothek anbot, von der ich auch in der Folge guten Gebrauch machte.

Das Lustige jedoch, was mir in dieser Art begegnete, war der Besuch eines Buchhändlers, der mit einer heiteren Freimüthigkeit sich ein Dutzend solcher Stücke aus-

hat, und sie gut zu honoriren versprach. Daß wir uns darüber sehr lustig machten, läßt sich denken, und doch hatte er im Grunde so unrecht nicht: denn ich war schon im Stillen beschäftiget, von diesem Wendepunct der Deutschen Geschichte mich vor- und rückwärts zu bewegen und die Hauptereignisse in gleichem Sinn zu bearbeiten. Ein löblicher Vorsatz, der wie so manche andere durch die flüchtig vorbeirauschende Zeit vereitelt worden.

Jenes Schauspiel jedoch beschäftigte bisher den Verfasser nicht allein, sondern, während es ersonnen, geschrieben, umgeschrieben, gedruckt und verbreitet wurde, bewegten sich noch viele andere Bilder und Vorschläge in seinem Geiste. Diejenigen welche dramatisch zu behandeln waren erhielten den Vorzug am öftersten durchgedacht und der Vollendung angenähert zu werden; allein zu gleicher Zeit entwickelte sich ein Uebergang zu einer andern Darstellungsart, welche nicht zu den dramatischen gerechnet zu werden pflegt und doch mit ihnen große Verwandtschaft hat. Dieser Uebergang geschah hauptsächlich durch eine Eigenheit des Verfassers, die sogar das Selbstgespräch zum Zwiegespräch umbildete.

Gewöhnt am liebsten seine Zeit in Gesellschaft zuzubringen, verwandelte er auch das einsame Denken zur geselligen Unterhaltung, und zwar auf folgende Weise. Er pflegte nämlich, wenn er sich allein sah, irgend eine Person seiner Bekanntschaft im Geiste zu sich zu rufen. Er bat sie, nieder zu sitzen, ging an ihr auf und ab,

blieb vor ihr ſtehen, und verhandelte mit ihr den Gegenſtand, der ihm eben im Sinne lag. Hierauf antwortete ſie gelegentlich, oder gab durch die gewöhnliche Mimik ihr Zu- oder Abſtimmen zu erkennen; wie denn jeder Menſch hierin etwas Eignes hat. Sodann fuhr der Sprechende fort, dasjenige was dem Gaſte zu gefallen ſchien, weiter auszuführen, oder was derſelbe mißbilligte, zu bedingen, näher zu beſtimmen, und gab auch wohl zuletzt ſeine Theſe gefällig auf. Das Wunderlichſte war dabei, daß er niemals Perſonen ſeiner näheren Bekanntſchaft wählte, ſondern ſolche die er nur ſelten ſah, ja mehrere, die weit in der Welt entfernt lebten, und mit denen er nur in einem vorübergehenden Verhältniß geſtanden; aber es waren meiſt Perſonen, die, mehr empfänglicher als ausgebender Natur, mit reinem Sinne einen ruhigen Antheil an Dingen zu nehmen bereit ſind, die in ihrem Geſichtskreiſe liegen, ob er ſich gleich manchmal zu dieſen dialektiſchen Uebungen widerſprechende Geiſter herbeirief. Hiezu bequemten ſich nun Perſonen beiderlei Geſchlechts, jedes Alters und Standes, und erwieſen ſich gefällig und anmuthig, da man ſich nur von Gegenſtänden unterhielt, die ihnen deutlich und lieb waren. Höchſt wunderbar würde es jedoch manchen vorgekommen ſeyn, wenn ſie hätten erfahren können, wie oft ſie zu dieſer ideellen Unterhaltung berufen wurden, da ſich manche zu einer wirklichen wohl ſchwerlich eingefunden hätten.

Wie nahe ein ſolches Geſpräche im Geiſte mit dem Briefwechſel verwandt ſey, iſt klar genug, nur daß man hier ein hergebrachtes Vertrauen erwidert ſieht, und dort ein neues, immer wechſelndes, unerwidertes ſich ſelbſt zu ſchaffen weiß. Als daher jener Ueberdruß zu ſchildern war, mit welchem die Menſchen, ohne durch Noth gedrungen zu ſeyn, das Leben empfinden, mußte der Verfaſſer ſogleich darauf fallen, ſeine Geſinnung in Briefen darzuſtellen: denn jeder Unmuth iſt eine Geburt, ein Zögling der Einſamkeit; wer ſich ihm ergibt, flieht allen Widerſpruch, und was widerſpricht ihm mehr als jede heitere Geſellſchaft? Der Lebensgenuß anderer iſt ihm ein peinlicher Vorwurf, und ſo wird er durch das, was ihn aus ſich ſelbſt herauslocken ſollte, in ſein Innerſtes zurückgewieſen. Mag er ſich allenfalls darüber äußern, ſo wird es durch Briefe geſchehn: denn einem ſchriftlichen Erguß, er ſey fröhlich oder verdrießlich, ſetzt ſich doch niemand unmittelbar entgegen; eine mit Gegengründen verfaßte Antwort aber gibt dem Einſamen Gelegenheit, ſich in ſeinen Grillen zu befeſtigen, einen Anlaß, ſich noch mehr zu verſtecken. Jene in dieſem Sinne geſchriebenen Wertheriſchen Briefe haben nun wohl deßhalb einen ſo mannichfaltigen Reiz, weil ihr verſchiedener Inhalt erſt in ſolchen ideellen Dialogen mit mehreren Individuen durchgeſprochen worden, ſie ſodann aber in der Compoſition ſelbſt, nur an einen Freund und Theilnehmer gerichtet erſcheinen. Mehr über die Behand-

handlung des ſo viel beſprochenen Werkleins zu ſagen, möchte kaum räthlich ſeyn; über den Inhalt jedoch läßt ſich noch Einiges hinzufügen.

Jener Ekel vor dem Leben hat ſeine phyſiſchen und ſeine ſittlichen Urſachen, jene wollen wir dem Arzt, dieſe dem Moraliſten zu erforſchen überlaſſen, und bei einer ſo oft durchgearbeiteten Materie, nur den Hauptpunct beachten, wo ſich jene Erſcheinung am deutlichſten ausſpricht. Alles Behagen am Leben iſt auf eine regelmäßige Wiederkehr der äußeren Dinge gegründet. Der Wechſel von Tag und Nacht, der Jahreszeiten, der Blüthen und Früchte, und was uns ſonſt von Epoche zu Epoche entgegentritt, damit wir es genießen können und ſollen, dieſe ſind die eigentlichen Triebfedern des irdiſchen Lebens. Je offner wir für dieſe Genüſſe ſind, deſto glücklicher fühlen wir uns; wälzt ſich aber die Verſchiedenheit dieſer Erſcheinungen vor uns auf und nieder, ohne daß wir daran Theil nehmen, ſind wir gegen ſo holde Anerbietungen unempfänglich: dann tritt das größte Uebel, die ſchwerſte Krankheit ein, man betrachtet das Leben als eine ekelhafte Laſt. Von einem Engländer wird erzählt, er habe ſich aufgehangen, um nicht mehr täglich ſich aus- und anzuziehn. Ich kannte einen wackeren Gärtner, den Aufſeher einer großen Parkanlage, der einmal mit Verdruß ausrief: ſoll ich denn immer dieſe Regenwolken von Abend gegen Morgen ziehen ſehn! Man erzählt von einem unſerer trefflichſten Männer, er

habe mit Verdruß das Frühjahr wieder aufgrünen geſehn, und gewünſcht, es möchte zur Abwechſelung einmal roth erſcheinen. Dieſes ſind eigentlich die Symptome des Lebensüberdruſſes, der nicht ſelten in den Selbſtmord ausläuft, und bei denkenden in ſich gekehrten Menſchen häufiger war als man glauben kann.

Nichts aber veranlaßt mehr dieſen Ueberdruß, als die Wiederkehr der Liebe. Die erſte Liebe, ſagt man mit Recht, ſey die einzige: denn in der zweyten und durch die zweyte geht ſchon der höchſte Sinn der Liebe verloren. Der Begriff des Ewigen und Unendlichen, der ſie eigentlich hebt und trägt, iſt zerſtört, ſie erſcheint vergänglich wie alles Wiederkehrende. Die Abſonderung des Sinnlichen vom Sittlichen, die in der verflochtenen cultivirten Welt die liebenden und begehrenden Empfindungen ſpaltet, bringt auch hier eine Uebertriebenheit hervor, die nichts Gutes ſtiften kann.

Ferner wird ein junger Mann, wo nicht gerade an ſich ſelbſt, doch an andern bald gewahr, daß moraliſche Epochen eben ſo gut wie die Jahreszeiten wechſeln. Die Gnade der Großen, die Gunſt der Gewaltigen, die Förderung der Thätigen, die Neigung der Menge, die Liebe der Einzelnen, alles wandelt auf und nieder, ohne daß wir es feſthalten können, ſo wenig als Sonne, Mond und Sterne; und doch ſind dieſe Dinge nicht bloße Naturereigniſſe: ſie entgehen uns durch eigne oder fremde

Schuld, durch Zufall oder Geſchick, aber ſie wechſeln, und wir ſind ihrer niemals ſicher.

Was aber den fühlenden Jüngling am meiſten ängſtigt, iſt die unaufhaltſame Wiederkehr unſerer Fehler: denn wie ſpät lernen wir einſehen, daß wir, indem wir unſere Tugenden ausbilden, unſere Fehler zugleich mit anbauen. Jene ruhen auf dieſen wie auf ihrer Wurzel, und dieſe verzweigen ſich insgeheim eben ſo ſtark und ſo mannichfaltig als jene im offenbaren Lichte. Weil wir nun unſere Tugenden meiſt mit Willen und Bewußtſeyn ausüben, von unſeren Fehlern aber unbewußt überraſcht werden, ſo machen uns jene ſelten einige Freude, dieſe hingegen beſtändig Noth und Qual. Hier liegt der ſchwerſte Punct der Selbſterkenntniß, der ſie beinah unmöglich macht. Denke man ſich nun hiezu ein ſiedend jugendliches Blut, eine durch einzelne Gegenſtände leicht zu paralyſirende Einbildungskraft, hiezu die ſchwankenden Bewegungen des Tags, und man wird ein ungeduldiges Streben, ſich aus einer ſolchen Klemme zu befreien, nicht unnatürlich finden.

Solche düſtere Betrachtungen jedoch, welche denjenigen, der ſich ihnen überläßt, in's Unendliche führen, hätten ſich in den Gemüthern Deutſcher Jünglinge nicht ſo entſchieden entwickeln können, hätte ſie nicht eine äußere Veranlaſſung zu dieſem traurigen Geſchäft angeregt und gefördert. Es geſchah dieſes durch die Engliſche Literatur, beſonders durch die poetiſche, deren große Vor-

züge ein ernſter Trübſinn begleitet, welchen ſie einem jeden mittheilt, der ſich mit ihr beſchäftigt. Der geiſtreiche Britte ſieht ſich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle ſeine Kräfte anregt; er wird früher oder ſpäter gewahr, daß er allen ſeinen Verſtand zuſammennehmen muß, um ſich mit ihr abzufinden. Wie viele ihrer Dichter haben nicht in der Jugend ein loſes und rauſchendes Leben geführt, und ſich früh berechtigt gefunden, die irdiſchen Dinge der Eitelkeit anzuklagen! Wie viele derſelben haben ſich in den Weltgeſchäften verſucht, und im Parlament, bei Hofe, im Miniſterium, auf Geſandtſchaftsposten, theils die erſten, theils untere Rollen geſpielt, und ſich bei inneren Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwieſen, und wo nicht an ſich ſelbſt, doch an ihren Freunden und Gönnern öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht! Wie viele ſind verbannt, vertrieben, im Gefängniß gehalten, an ihren Gütern beſchädigt worden!

Aber auch nur Zuſchauer von ſo großen Ereigniſſen zu ſeyn, fordert den Menſchen zum Ernſt auf, und wohin kann der Ernſt weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwerths aller irdiſchen Dinge. Ernſthaft iſt auch der Deutſche, und ſo war ihm die Engliſche Poeſie höchſt gemäß, und weil ſie ſich aus einem höheren Zuſtande beſchrieb, impoſant. Man findet in ihr durchaus einen großen, tüchtigen, welt-

geübten Verſtand, ein tiefes, zartes Gemüth, ein vortreffliches Wollen, ein leidenſchaftliches Wirken: die herrlichſten Eigenſchaften, die man von geiſtreichen gebildeten Menſchen rühmen kann; aber das alles zuſammengenommen macht noch keinen Poeten. Die wahre Poeſie kündet ſich dadurch an, daß ſie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdiſchen Laſten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt ſie uns mit dem Ballaſt der uns anhängt, in höhere Regionen, und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperſpective vor uns entwickelt daliegen. Die munterſten wie die ernſteſten Werke haben den gleichen Zweck, durch eine glückliche geiſtreiche Darſtellung ſo Luſt als Schmerz zu mäßigen. Man betrachte nun in dieſem Sinne die Mehrzahl der Engliſchen meiſt moraliſch-didaktiſchen Gedichte, und ſie werden im Durchſchnitt nur einen düſtern Ueberdruß des Lebens zeigen. Nicht Youngs Nachtgedanken allein, wo dieſes Thema vorzüglich durchgeführt iſt, ſondern auch die übrigen betrachtenden Gedichte, ſchweifen, eh man ſich's verſieht, in dieſes traurige Gebiet, wo dem Verſtande eine Aufgabe zugewieſen iſt, die er zu löſen nicht hinreicht, da ihn ja ſelbſt die Religion, wie er ſich ſolche allenfalls erbauen kann, im Stiche läßt. Ganze Bände könnte man zuſammendrucken, welche als ein Commentar zu jenem ſchrecklichen Texte gelten können:

Then old Age and Experience, hand in hand,
Lead him to death, and make him understand,
After a search so painfull and so long,
That all his life he has been in the wrong.

Was ferner die Engliſchen Dichter noch zu Menſchenhaſſern vollendet und das unangenehme Gefühl von Widerwillen gegen alles über ihre Schriften verbreitet, iſt, daß ſie ſämmtlich, bei den vielfachen Spaltungen ihres Gemeinweſens, wo nicht ihr ganzes Leben, doch den beſten Theil deſſelben, einer oder der andern Parten widmen müſſen. Da nun ein ſolcher Schriftſteller die Seinigen denen er ergeben iſt, die Sache der er anhängt, nicht loben und herausſtreichen darf, weil er ſonſt nur Neid und Widerwillen erregen würde, ſo übt er ſein Talent, indem er von den Gegnern ſo übel und ſchlecht als möglich ſpricht, und die ſatyriſchen Waffen, ſo ſehr er nur vermag, ſchärft, ja vergiftet. Geſchieht dieſes nun von beiden Theilen, ſo wird die dazwiſchen liegende Welt zerſtört und rein aufgehoben, ſo daß man in einem großen, verſtändig thätigen Volksverein zum allergelindeſten nichts als Thorheit und Wahnſinn entdecken kann. Selbſt ihre zärtlichen Gedichte beſchäftigen ſich mit traurigen Gegenſtänden. Hier ſtirbt ein verlaſſenes Mädchen, dort ertrinkt ein getreuer Liebhaber, oder wird, ehe er voreilig ſchwimmend ſeine Geliebte erreicht, von einem Hayfiſche gefreſſen; und wenn ein Dichter wie Gray ſich auf einem Dorfkirchhofe lagert, und jene bekannten Melodien wieder anſtimmt, ſo kann er verſichert

ſeyn, eine Anzahl Freunde der Melancholie um ſich zu verſammeln. Milton's Allegro muß erſt in heftigen Verſen den Unmuth verſcheuchen, ehe er zu einer ſehr mäßigen Luſt gelangen kann, und ſelbſt der heitere Goldſmith verliert ſich in elegiſche Empfindungen, wenn uns ſein Deserted Village ein verlorenes Paradies, das ſein Traveller auf der ganzen Erde wiederſucht, ſo lieblich als traurig darſtellt.

Ich zweifle nicht, daß man mir auch muntre Werke, heitere Gedichte werde vorzeigen und entgegenſetzen können; allein die meiſten und beſten derſelben gehören gewiß in die ältere Epoche, und die neuern die man dahin rechnen könnte, neigen ſich gleichfalls gegen die Satyre, ſind bitter und beſonders die Frauen verachtend.

Genug, jene oben im allgemeinen erwähnten, ernſten und die menſchliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen andern ausſuchten, der eine, nach ſeiner Gemüthsart, die leichtere elegiſche Trauer, der andere die ſchwer laſtende, alles aufgebende Verzweiflung ſuchend. Sonderbar genug beſtärkte unſer Vater und Lehrer Shakſpeare, der ſo reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, ſelbſt dieſen Unwillen. Hamlet und ſeine Monologen blieben Geſpenſter, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben. Die Hauptſtellen wußte ein jeder auswendig und recitirte ſie gern, und jederman glaubte, er dürfe eben ſo melancholiſch ſeyn als der Prinz von Dänemark, ob er gleich kei-

nen Geiſt geſehn und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.

Damit aber ja allem dieſem Trübſinn nicht ein vollkommen paſſendes Local abgehe, ſo hatte uns Oſſian bis an's letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer, unendlicher Haide, unter verſtarrenden bemoos'ten Grabſteinen wandelnd, das durch einen ſchauerlichen Wind bewegte Gras um uns, und einen ſchwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenſchein ward dann erſt dieſe caledoniſche Nacht zum Tage; untergegangene Helden, verblühte Mädchen umſchwebten uns, bis wir zuletzt den Geiſt von Loda wirklich in ſeiner furchtbaren Geſtalt zu erblicken glaubten.

In einem ſolchen Element, bei ſolcher Umgebung, bei Liebhabereyen und Studien dieſer Art, von unbefriedigten Leidenſchaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Ausſicht, uns in einem ſchleppenden, geiſtloſen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müſſen, befreundete man ſich, in unmuthigem Uebermuth, mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anſtehe, nach eignem Belieben allenfalls verlaſſen zu können, und half ſich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage nothdürftig genug hin. Dieſe Geſinnung war ſo allgemein, daß eben Werther deßwegen die große Wirkung that, weil er überall anſchlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darſtellte.

Wie genau die Engländer mit dieſem Jammer bekannt waren, beweiſen die wenigen bedeutenden, vor dem Erſcheinen Werthers geſchriebenen Zeilen:

To griefs congenial prone.
More wounds than nature gave he knew.
While misery's form his fancy drew
In dark ideal hues and horrors not its own.

Der Selbſtmord iſt ein Ereigniß der menſchlichen Natur, welches, mag auch darüber ſchon ſo viel geſprochen und gehandelt ſeyn als da will, doch einen jeden Menſchen zur Theilnahme fordert, in jeder Zeitepoche wieder einmal verhandelt werden muß. Montesquieu ertheilt ſeinen Helden und großen Männern das Recht, ſich nach Befinden den Tod zu geben, indem er ſagt, es müſſe doch einem jeden freiſtehen, den fünften Act ſeiner Tragödie da zu ſchließen, wo es ihm beliebe. Hier aber iſt von ſolchen Perſonen nicht die Rede, die ein bedeutendes Leben thätig geführt, für irgend ein großes Reich oder für die Sache der Freiheit ihre Tage verwendet, und denen man wohl nicht verargen wird, wenn ſie die Idee die ſie beſeelt, ſobald dieſelbe von der Erde verſchwindet, auch noch jenſeits zu verfolgen denken. Wir haben es hier mit ſolchen zu thun, denen eigentlich aus Mangel von Thaten, in dem friedlichſten Zuſtande von der Welt, durch übertriebene Forderungen an ſich ſelbſt das Leben verleidet. Da ich ſelbſt in dem Fall war, und am beſten weiß, was für Pein ich darin erlitten, was

für Anſtrengung es mir gekoſtet, ihr zu entgehn, ſo will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die verſchiedenen Todesarten, die man wählen könnte, wohlbedächtig angeſtellt.

Es iſt etwas ſo Unnatürliches, daß der Menſch ſich von ſich ſelbſt losreiße, ſich nicht allein beſchädige, ſondern vernichte, daß er meiſtentheils zu mechaniſchen Mitteln greift, um ſeinen Vorſatz in's Werk zu richten. Wenn Ajax in ſein Schwert fällt, ſo iſt es die Laſt ſeines Körpers, die ihm den letzten Dienſt erweiſet. Wenn der Krieger ſeinen Schildträger verpflichtet, ihn nicht in die Hände der Feinde gerathen zu laſſen, ſo iſt es auch eine äußere Kraft, deren er ſich verſichert, nur eine moraliſche ſtatt einer phyſiſchen. Frauen ſuchen im Waſſer die Kühlung ihres Verzweifelns, und das höchſt mechaniſche Mittel des Schießgewehrs ſichert eine ſchnelle That mit der geringſten Anſtrengung. Des Erhängens erwähnt man nicht gern, weil es ein unedler Tod iſt. In England kann es am erſten begegnen, weil man dort von Jugend auf ſo manchen hängen ſieht, ohne daß die Strafe gerade entehrend iſt. Durch Gift, durch Oeffnung der Adern gedenkt man nur langſam vom Leben zu ſcheiden, und der raffinirteſte, ſchnellſte, ſchmerzenloſeſte Tod durch eine Natter war einer Königin würdig, die ihr Leben in Glanz und Luſt zugebracht hatte. Alles dieſes aber ſind äußere Behelfe, ſind Feinde mit denen der Menſch gegen ſich ſelbſt einen Bund ſchließt.

Wenn ich nun alle dieſe Mittel überlegte, und mich ſonſt in der Geſchichte weiter umſah, ſo fand ich unter allen denen, die ſich ſelbſt entleibt, keinen, der dieſe That mit ſolcher Großheit und Freiheit des Geiſtes verrichtet, als Kaiſer Otho. Dieſer, zwar als Feldherr im Nachtheil, aber doch keineswegs auf's Aeußerſte gebracht, entſchließt ſich zum Beſten des Reichs, das ihm gewiſſermaßen ſchon angehörte, und zur Schonung ſo vieler Tauſende, die Welt zu verlaſſen. Er begeht mit ſeinen Freunden ein heiteres Nachtmahl, und man findet am andern Morgen, daß er ſich einen ſcharfen Dolch mit eigner Hand in das Herz geſtoßen. Dieſe einzige That ſchien mir nachahmungswürdig, und ich überzeugte mich, daß wer nicht hierin handeln könne wie Otho, ſich nicht erlauben dürfe, freiwillig aus der Welt zu gehn. Durch dieſe Ueberzeugung rettete ich mich nicht ſowohl von dem Vorſatz als von der Grille des Selbſtmords, welche ſich in jenen herrlichen Friedenszeiten bei einer müßigen Jugend eingeſchlichen hatte. Unter einer anſehnlichen Waffenſammlung beſaß ich auch einen koſtbaren wohlgeſchliffenen Dolch. Dieſen legte ich mir jederzeit neben das Bette, und ehe ich das Licht auslöſchte, verſuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die ſcharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Bruſt zu ſenken. Da dieſes aber niemals gelingen wollte, ſo lachte ich mich zuletzt ſelbſt aus, warf alle hypochondriſchen Fratzen hinweg, und beſchloß zu leben. Um dieß aber mit Hei-

terkeit thun zu können, mußte ich eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo alles was ich über dieſen wichtigen Punct empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen ſollte. Ich verſammelte hierzu die Elemente, die ſich ſchon ein paar Jahre in mir herumtrieben, ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am meiſten gedrängt und geängſtigt; aber es wollte ſich nichts geſtalten: es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher ſie ſich verkörpern könnten.

Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jeruſalems Tode, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte ſogleich die genauſte und umſtändlichſte Beſchreibung des Vorgangs, und in dieſem Augenblick war der Plan zu Werthern gefunden, das Ganze ſchoß von allen Seiten zuſammen und ward eine ſolide Maſſe, wie das Waſſer im Gefäß, das eben auf dem Puncte des Gefrierens ſteht, durch die geringſte Erſchütterung ſogleich in ein feſtes Eis verwandelt wird. Dieſen ſeltſamen Gewinn feſtzuhalten, ein Werk von ſo bedeutendem und mannichfaltigem Inhalt mir zu vergegenwärtigen, und in allen ſeinen Theilen auszuführen war mir um ſo angelegener, als ich ſchon wieder in eine peinliche Lage gerathen war, die noch weniger Hoffnung ließ als die vorigen, und nichts als Unmuth, wo nicht Verdruß weiſſagte.

Es iſt immer ein Unglück in neue Verhältniſſe zu treten, in denen man nicht hergekommen iſt; wir werden oft wider unſern Willen zu einer falſchen Theilnahme

gelockt, uns peinigt die Halbheit ſolcher Zuſtände, und doch ſehen wir weder ein Mittel ſie zu ergänzen noch ihnen zu entſagen.

Frau von Laroche hatte ihre älteſte Tochter nach Frankfurt verheirathet, kam oft ſie zu beſuchen, und konnte ſich nicht recht in den Zuſtand finden, den ſie doch ſelbſt ausgewählt hatte. Anſtatt ſich darin behaglich zu fühlen, oder zu irgend einer Veränderung Anlaß zu geben, erging ſie ſich in Klagen, ſo daß man wirklich denken mußte, ihre Tochter ſey unglücklich, ob man gleich, da ihr nichts abging, und ihr Gemahl ihr nichts verwehrte, nicht wohl einſah, worin das Unglück eigentlich beſtünde. Ich war indeſſen in dem Hauſe gut aufgenommen und kam mit dem ganzen Cirkel in Berührung, der aus Perſonen beſtand, die theils zur Heirath beigetragen hatten, theils derſelben einen glücklichen Erfolg wünſchten. Der Dechant von St. Leonhard Dumeir faßte Vertrauen ja Freundſchaft zu mir. Er war der erſte katholiſche Geiſtliche, mit dem ich in nähere Berührung trat, und der, weil er ein ſehr hellſehender Mann war, mir über den Glauben, die Gebräuche, die äußern und innern Verhältniſſe der älteſten Kirche ſchöne und hinreichende Aufſchlüſſe gab. Der Geſtalt einer wohlgebildeten, obgleich nicht jungen Frau, mit Namen Serviéres, erinnere ich mich noch genau. Ich kam mit der Aloſino-Schweizeriſchen und andern Familien gleichfalls in Berührung, und mit den Söhnen in Ver-

hältniſſe, die ſich lange freundſchaftlich fortſetzten, und ſah mich auf einmal in einem fremden Cirkel einheimiſch, an deſſen Beſchäftigungen, Vergnügungen, ſelbſt Religionsübungen ich Antheil zu nehmen veranlaßt, ja genöthigt wurde. Mein früheres Verhältniß zur jungen Frau, eigentlich ein geſchwiſterliches, ward nach der Heirath fortgeſetzt; meine Jahre ſagten den übrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreiſe, an dem ſie noch einen Widerklang jener geiſtigen Töne vernahm, an die ſie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zuſammen fort, und ob ſich gleich nichts Leidenſchaftliches in unſern Umgang miſchte, ſo war er doch peinigend genug, weil ſie ſich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte und, obwohl mit Glücksgütern geſegnet, aus dem heiteren Thal Ehrenbreitſtein und einer fröhlichen Jugend in ein düſter gelegenes Handelshaus verſetzt, ſich ſchen als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen ſollte. In ſo viel neue Familienverhältniſſe war ich ohne wirklichen Antheil, ohne Mitwirkung eingeklemmt. War man mit einander zufrieden, ſo ſchien ſich das von ſelbſt zu verſtehn; aber die meiſten Theilnehmer wendeten ſich in verdrießlichen Fällen an mich, die ich durch eine lebhafte Theilnahme mehr zu verſchlimmern als zu verbeſſern pflegte. Es dauerte nicht lange, ſo wurde mir dieſer Zuſtand ganz unerträglich, aller Lebensverdruß, der aus ſolchen Halbverhältniſſen hervorzugehn pflegt, ſchien doppelt

und dreyfach auf mir zu laſten, und es bedurfte eines neuen gewaltſamen Entſchluſſes, mich auch hiervon zu befreien.

Jeruſalems Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verurſacht ward, ſchüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht bloß mit Beſchaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, ſondern das Aehnliche, was mir im Augenblicke ſelbſt widerfuhr, mich in leidenſchaftliche Bewegung ſetzte, ſo konnte es nicht fehlen, daß ich jener Production, die ich eben unternahm, alle die Gluth einhauchte, welche keine Unterſcheidung zwiſchen dem Dichteriſchen und dem Wirklichen zuläßt. Ich hatte mich äußerlich völlig iſolirt, ja die Beſuche meiner Freunde verbeten, und ſo legte ich auch innerlich alles bei Seite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich alles zuſammen, was einigen Bezug auf meinen Vorſatz hatte, und wiederholte mir mein nächſtes Leben, von deſſen Inhalt ich noch keinen dichteriſchen Gebrauch gemacht hatte. Unter ſolchen Umſtänden, nach ſo langen und vielen geheimen Vorbereitungen ſchrieb ich den Werther in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen, oder die Behandlung eines Theils irgend vorher wäre zu Papier gebracht geweſen.

Das nunmehr fertige Manuſcript lag im Concept, mit wenigen Correcturen und Abänderungen, vor mir. Es ward ſogleich geheftet: denn der Band dient der

Schrift ungefähr wie der Rahmen einem Bilde: man sieht viel eher, ob sie denn auch in sich wirklich bestehe. Da ich dieses Werklein ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben hatte, so verwunderte ich mich selbst darüber, als ich es nun durchging, um daran etwas zu ändern und zu bessern. Doch in Erwartung daß nach einiger Zeit, wenn ich es in gewisser Entfernung besähe, mir manches beigehn würde, das noch zu seinem Vortheil gereichen könnte, gab ich es meinen jüngeren Freunden zu lesen, auf die es eine desto größere Wirkung that, als ich, gegen meine Gewohnheit, vorher niemanden davon erzählt, noch meine Absicht entdeckt hatte. Freilich war es hier abermals der Stoff, der eigentlich die Wirkung hervorbrachte, und so waren sie gerade in einer der meinigen entgegengesetzten Stimmung: denn ich hatte mich durch diese Composition mehr, als durch jede andere, aus einem stürmischen Elemente gerettet, auf dem ich durch eigene und fremde Schuld, durch zufällige und gewählte Lebensweise, durch Vorsatz und Uebereilung, durch Hartnäckigkeit und Nachgeben, auf die gewaltsamste Art hin und wieder getrieben worden. Ich fühlte mich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei, und zu einem neuen Leben berechtigt. Das alte Hausmittel war mir dießmal vortrefflich zu statten gekommen. Wie ich mich nun aber dadurch erleichtert und aufgeklärt fühlte, die Wirklichkeit in Poesie verwandelt zu haben, so verwirrten sich meine

Freun-

Freunde daran, indem ſie glaubten, man müße die Poeſie in Wirklichkeit verwandeln, einen ſolchen Roman nachſpielen und ſich allenfalls ſelbſt erſchießen: und was hier im Anfang unter wenigen vorging, ereignete ſich nachher im großen Publicum, und dieſes Büchlein, was mir ſo viel genützt hatte, ward als höchſt ſchädlich verrufen.

Allen den Uebeln jedoch und dem Unglück, das es hervorgebracht haben ſoll, wäre zufälligerweiſe beinahe vorgebeugt worden, als es, bald nach ſeiner Entſtehung, Gefahr lief vernichtet zu werden; und damit verhielt ſich's alſo. Merk war ſeit Kurzem von Peterſburg zurückgekommen. Ich hatte ihn, weil er immer beſchäftigt war, nur wenig geſprochen, und ihm von dieſem Werther, der mir am Herzen lag, nur das Allgemeinſte eröffnen können. Einſt beſuchte er mich, und als er nicht ſehr geſprächig ſchien, bat ich ihn, mir zuzuhören. Er ſetzte ſich auf's Canapee, und ich begann, Brief vor Brief, das Abenteuer vorzutragen. Nachdem ich eine Weile ſo fortgefahren hatte, ohne ihm ein Beifallszeichen abzulocken, griff ich mich noch pathetiſcher an, und wie ward mir zu Muthe, als er mich, da ich eine Pauſe machte, mit einem: Nun ja! es iſt ganz hübſch, auf das ſchrecklichſte niederſchlug, und ſich, ohne etwas weiter hinzuzufügen, entfernte. Ich war ganz außer mir: denn wie ich wohl Freude an meinen Sachen, aber in der erſten Zeit kein Urtheil über ſie hatte, ſo glaubte ich

ganz ſicher, ich habe mich im Sujet, im Ton, im Styl, die denn freilich alle bedenklich waren, vergriffen, und etwas ganz Unzuläſſiges verfertigt. Wäre ein Kaminfeuer zur Hand geweſen, ich hätte das Werk ſogleich hineingeworfen: aber ich ermannte mich wieder und verbrachte ſchmerzliche Tage, bis er mir endlich vertraute, daß er in jenem Moment ſich in der ſchrecklichſten Lage befunden, in die ein Menſch gerathen kann. Er habe deßwegen nichts gelesen noch gehört, und wiſſe gar nicht wovon in meinem Manuſcripte die Rede ſey. Die Sache hatte ſich indeſſen, in ſo fern ſie ſich herſtellen ließ, wieder hergeſtellt, und Merk war in den Zeiten ſeiner Energie der Mann, ſich in's Ungeheure zu ſchicken; ſein Humor fand ſich wieder ein, nur war er noch bitterer geworden als vorher. Er ſchalt meinen Verſas den Werther umzuarbeiten mit derben Ausdrücken, und verlangte ihn gedruckt zu ſehn wie er lag. Es ward ein ſauberes Manuſcript davon beſorgt, das nicht lange in meinen Händen blieb: denn zufälligerweiſe an demſelben Tage, an dem meine Schweſter ſich mit Georg Schleſſer verheirathete, und das Haus, von einer freudigen Feſtlichkeit bewegt, glänzte, traf ein Brief von Wergand aus Leipzig ein, mich um ein Manuſcript zu erſuchen. Ein ſolches Zuſammentreffen hielt ich für ein günſtiges Omen, ich ſendete den Werther ab, und war ſehr zufrieden, als das Honorar, das ich dafür erhielt, nicht ganz durch die Schulden verſchlungen

wurde, die ich um des Götz von Berlichingen willen zu machen genöthigt geweſen.

Die Wirkung dieſes Büchleins war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deßhalb, weil es genau in die rechte Zeit traf. Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entſchleudern, ſo war auch die Exploſion, welche ſich hierauf im Publicum ereignete, deßhalb ſo mächtig, weil die junge Welt ſich ſchon ſelbſt untergraben hatte, und die Erſchütterung deßwegen ſo groß, weil ein jeder mit ſeinen übertriebenen Forderungen, unbefriedigten Leidenſchaften und eingebildeten Leiden zum Ausbruch kam. Man kann von dem Publicum nicht verlangen, daß es ein geiſtiges Werk geiſtig aufnehmen ſolle. Eigentlich ward nur der Inhalt, der Stoff beachtet, wie ich ſchon an meinen Freunden erfahren hatte, und daneben trat das alte Vorurtheil wieder ein, entſpringend aus der Würde eines gedruckten Buchs, daß es nämlich einen didaktiſchen Zweck haben müſſe. Die wahre Darſtellung aber hat keinen. Sie billigt nicht, ſie tadelt nicht, ſondern ſie entwickelt die Geſinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt ſie.

Von Recenſionen nahm ich wenig Notiz. Die Sache war für mich völlig abgethan, jene guten Leute mochten nun auch ſehn, wie ſie damit fertig wurden. Doch verfehlten meine Freunde nicht, dieſe Dinge zu ſammeln, und weil ſie in meine Anſichten ſchon mehr einge-

weiht waren, ſich darüber luſtig zu machen. Die Freuden des jungen Werther, mit welchen Nicolai ſich hervorthat, gaben uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit. Dieſer übrigens brave, verdienſt- und kenntnißreiche Mann hatte ſchon angefangen alles niederzuhalten und zu beſeitigen, was nicht zu ſeiner Sinnesart paßte, die er, geiſtig ſehr beſchränkt, für die ächte und einzige hielt. Auch gegen mich mußte er ſich ſogleich verſuchen, und jene Broſchüre kam uns bald in die Hände. Die höchſt zarte Vignette von Chodowiecki machte mir viel Vergnügen; wie ich denn dieſen Künſtler über die Maßen verehrte. Das Machwerk ſelbſt war aus der rohen Hausleinwand zugeſchnitten, welche recht derb zu bereiten der Menſchenverſtand in ſeinem Familienkreiſe ſich viel zu ſchaffen macht. Ohne Gefühl, daß hier nichts zu vermitteln ſey, daß Werthers Jugendblüthe ſchon von vorn herein als vom tödtlichen Wurm geſtochen erſcheine, läßt der Verfaſſer meine Behandlung bis Seite 214 gelten, und als der wüſte Menſch ſich zum tödtlichen Schritte vorbereitet, weiß der einſichtige pſychiſche Arzt ſeinem Patienten eine mit Hühnerblut geladene Piſtole unterzuſchieben, woraus denn ein ſchmutziger Spectakel, aber glücklicherweiſe kein Unheil hervorgeht. Lotte wird Werthers Gattin, und die ganze Sache endigt ſich zu jedermanns Zufriedenheit.

So viel wüßte ich mich davon zu erinnern: denn es iſt mir nie wieder unter die Augen gekommen. Die

Vignette hatte ich ausgeſchnitten und unter meine liebſten Kupfer gelegt. Dann verfaßte ich, zur ſtillen und unverfänglichen Rache, ein kleines Spottgedicht, Nicolai auf Werthers Grabe, welches ſich jedoch nicht mittheilen läßt. Auch die Luſt alles zu dramatiſiren, ward bei dieſer Gelegenheit abermals rege. Ich ſchrieb einen proſaiſchen Dialog zwiſchen Lotte und Werther, der ziemlich neckiſch ausfiel. Werther beſchwert ſich bitterlich, daß die Erlöſung durch Hühnerblut ſo ſchlecht abgelaufen. Er iſt zwar am Leben geblieben, hat ſich aber die Augen ausgeſchoſſen. Nun iſt er in Verzweiflung, ihr Gatte zu ſeyn und ſie nicht ſehen zu können, da ihm der Anblick ihres Geſammtweſens faſt lieber wäre, als die ſüßen Einzelnheiten, deren er ſich durch's Gefühl verſichern darf. Lotten, wie man ſie kennt, iſt mit einem blinden Manne auch nicht ſonderlich geholfen, und ſo findet ſich Gelegenheit, Nicolai's Beginnen höchlich zu ſchelten, daß er ſich ganz unberufen in fremde Angelegenheiten miſche. Das Ganze war mit gutem Humor geſchrieben, und ſchilderte mit freier Vorahnung jenes unglückliche dünkelhafte Beſtreben Nicolai's, ſich mit Dingen zu befaſſen, denen er nicht gewachſen war, wodurch er ſich und andern in der Folge viel Verdruß machte, und darüber zuletzt, bei ſo entſchiedenen Verdienſten, ſeine literariſche Achtung völlig verlor. Das Originalblatt dieſes Scherzes iſt niemals abgeſchrieben worden und ſeit vielen Jahren verſtoben. Ich hatte für die kleine

Production eine besondere Vorliebe. Die reine heiße Neigung der beiden jungen Personen war durch die komisch tragische Lage, in die sie sich versetzt fanden, mehr erhöht als geschwächt. Die größte Zärtlichkeit waltete durchaus, und auch der Gegner war nicht bitter, nur humoristisch behandelt. Nicht ganz so höflich ließ ich das Büchlein selber sprechen, welches, einen alten Reim nachahmend, sich also ausdrückte:

Man sieht manchen dünkelhaften Mann
Mich als a fürtion ercisen;
Der dumme, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen!
Was schiert mich der Berliner Bann,
Gesammtierpfaffenweisen!
Und wer mich nicht verstehen kann
Der lerne besser lesen.

Vorbereitet auf alles was man gegen den Werther vorbringen würde, fand ich so viele Widerreden keineswegs verdrießlich; aber daran hatte ich nicht gedacht, daß mir durch theilnehmende wohlwollende Seelen eine unleidliche Qual bereitet sey; denn anstatt daß mir jemand über mein Büchlein, wie es lag, etwas Verbindliches gesagt hätte, so wollten sie sämmtlich ein für allemal wissen, was denn eigentlich an der Sache wahr sey; worüber ich denn sehr ärgerlich wurde, und mich meistens höchst unartig dagegen äußerte. Denn diese Frage zu beantworten, hätte ich mein Werkchen, an dem ich so lange gesonnen, um so manchen Elementen eine poetische Einheit zu geben, wieder zerrupfen und die Form

zerſtören müſſen, wodurch ja die wahrhaften Beſtandtheile ſelbſt wo nicht vernichtet, wenigſtens zerſtreut und verzettelt worden wären. Näher betrachtet konnte ich jedoch dem Publicum die Forderung nicht verübeln. Jeruſalems Schickſal hatte großes Aufſehn gemacht. Ein gebildeter, liebenswerther, unbeſcholtener junger Mann, der Sohn eines der erſten Gottesgelahrten und Schriftſtellers, geſund und wohlhabend, ging auf einmal, ohne bekannte Veranlaſſung, aus der Welt. Jederman fragte nun, wie das möglich geweſen ſey, und als man von einer unglücklichen Liebe vernahm, war die ganze Jugend, als man von kleinen Verdrießlichkeiten, die ihm in vornehmerer Geſellſchaft begegnet, ſprach, der ganze Mittelſtand aufgeregt, und jederman wünſchte das Genauere zu erfahren. Nun erſchien im Werther eine ausführliche Schilderung, in der man das Leben und die Sinnesart des genannten Jünglings wieder zu finden meinte. Localität und Perſönlichkeit trafen zu, und bei der großen Natürlichkeit der Darſtellung glaubte man ſich nun vollkommen unterrichtet und befriedigt. Dagegen aber, bei näherer Betrachtung, paßte wieder ſo vieles nicht, und es entſtand für die, welche das Wahre ſuchten, ein unerträgliches Geſchäft, indem eine beſondernde Kritik hundert Zweifel erregen muß. Auf den Grund der Sache war aber gar nicht zu kommen: denn was ich von meinem Leben und Leiden der Compoſition zugewendet hatte, ließ ſich nicht entziffern, indem ich, als ein unbemerkter

junger Mensch, mein Wesen zwar nicht heimlich aber doch im Stillen getrieben hatte.

Bei meiner Arbeit war mir nicht unbekannt, wie sehr begünstigt jener Künstler gewesen, dem man Gelegenheit gab, eine Venus aus mehrern Schönheiten herauszustudiren, und so nahm ich mir auch die Erlaubniß, an der Gestalt und den Eigenschaften mehrerer hübschen Kinder meine Lotte zu bilden, obgleich die Hauptzüge von der geliebtesten genommen waren. Das forschende Publicum konnte daher Aehnlichkeiten von verschiedenen Frauenzimmern entdecken, und den Damen war es auch nicht ganz gleichgültig, für die rechte zu gelten. Diese mehreren Lotten aber brachten mir unendliche Qual, weil jederman der mich nur ansah, entschieden zu wissen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft sey. Ich suchte mir wie Nathan mit den drey Ringen durchzuhelfen, auf einem Auswege, der freilich höheren Wesen zukommen mag, wodurch sich aber weder das gläubige, noch das lesende Publicum will befriedigen lassen. Dergleichen peinliche Forschungen hoffte ich in einiger Zeit loszuwerden; allein sie begleiteten mich durch's ganze Leben. Ich suchte mich dafür auf Reisen durch's Incognito zu retten, aber auch dieses Hülfsmittel wurde mir unversehens vereitelt, und so war der Verfasser jenes Werkleins, wenn er ja etwas Unrechtes und Schädliches gethan, dafür genugsam, ja übermäßig durch solche unausweichliche Zudringlichkeiten bestraft.

Auf dieſe Weiſe bedrängt, ward er nur allzu ſehr gewahr, daß Autoren und Publicum durch eine ungeheure Kluft getrennt ſind, wovon ſie, zu ihrem Glück, beiderſeits keinen Begriff haben. Wie vergeblich daher alle Vorreden ſeyen, hatte er ſchon längſt eingeſehen: denn je mehr man ſeine Abſicht klar zu machen gedenkt, zu deſto mehr Verwirrung gibt man Anlaß. Ferner mag ein Autor bevorworten ſo viel er will, das Publicum wird immer fortfahren, die Forderungen an ihn zu machen, die er ſchon abzulehnen ſuchte. Mit einer verwandten Eigenheit der Leſer, die uns beſonders bei denen, welche ihr Urtheil drucken laſſen, ganz komiſch auffällt, ward ich gleichfalls früh bekannt. Sie leben nämlich in dem Wahn, man werde, indem man etwas leiſtet, ihr Schuldner, und bleibe jederzeit noch weit zurück hinter dem was ſie eigentlich wollten und wünſchten, ob ſie gleich kurz vorher, ehe ſie unſere Arbeit geſehn, noch gar keinen Begriff hatten, daß ſo etwas vorhanden oder nur möglich ſeyn könnte. Alles dieſes bei Seite geſetzt, ſo war nun das größte Glück oder Unglück, daß jedermann von dieſem ſeltſamen jungen Autor, der ſo unvermuthet und ſo kühn hervorgetreten, Kenntniß gewinnen wollte. Man verlangte ihn zu ſehen, zu ſprechen, auch in der Ferne etwas von ihm zu vernehmen, und ſo hatte er einen höchſt bedeutenden, bald erfreulichen, bald unerquicklichen, immer aber zerſtreuenden Zudrang zu erfahren. Denn es lagen angefangene Arbeiten genug vor

ihm, ja es wäre für einige Jahre hinreichend zu thun gewesen, wenn er mit hergebrachter Liebe sich daran hätte halten können; aber er war aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Productionen begünstigen kann, in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen, wo man sich in andern verliert, wo man irre gemacht wird durch Theilnahme wie durch Kälte, durch Lob und durch Tadel, weil die äußern Berührungen niemals mit der Epoche unserer innern Cultur zusammentreffen, und uns daher, da sie nicht fördern können, nothwendig schaden müssen.

Doch mehr als alle Zerstreuungen des Tags hielt den Verfasser von Bearbeitung und Vollendung größerer Werke die Lust ab, die über jene Gesellschaft gekommen alles was im Leben einigermaßen Bedeutendes verging, zu dramatisiren. Was dieses Kunstwort (denn ein solches war es, in jener productiven Gesellschaft) eigentlich bedeutete, ist hier auseinander zu setzen. Durch ein geistreiches Zusammensenn an den heitersten Tagen aufgeregt, gewöhnte man sich, in augenblicklichen kurzen Darstellungen alles dasjenige zu zersplittern, was man sonst zusammengehalten hatte, um größere Compositionen daraus zu erbauen. Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem

bunten rauſchenden Leben vorkommen mag, alles ward in Form des Dialogs, der Katechiſation, einer bewegten Handlung, eines Schauſpiels dargeſtellt, manchmal in Proſa, öfters in Verſen.

An dieſer genialiſch-leidenſchaftlich durchgeſetzten Uebung beſtätigte ſich jene eigentlich poetiſche Denkweiſe. Man ließ nämlich Gegenſtände, Begebenheiten, Perſonen an und für ſich, ſo wie in allen Verhältniſſen beſtehen, man ſuchte ſie nur deutlich zu faſſen und lebhaft abzubilden. Alles Urtheil, billigend oder mißbilligend, ſollte ſich vor den Augen des Beſchauers in lebendigen Formen bewegen. Man könnte dieſe Productionen belebte Sinngedichte nennen, die ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entſcheidenden Zügen reichlich ausgeſtattet waren. Das Jahrmarktsfeſt iſt ein ſolches, oder vielmehr eine Sammlung ſolcher Epigramme. Unter allen dort auftretenden Masken ſind wirkliche, in jener Societät lebende Glieder, oder ihr wenigſtens verbundene und einigermaßen bekannte Perſonen gemeint; aber der Sinn des Räthſels blieb den meiſten verborgen, alle lachten, und wenige wußten, daß ihnen ihre eigenſten Eigenheiten zum Scherze dienten. Der Prolog zu Bahrdts neueſten Offenbarungen gilt für einen Beleg anderer Art; die kleinſten finden ſich unter den gemiſchten Gedichten, ſehr viele ſind zerſtoben und verloren gegangen, manche noch übrige laſſen ſich nicht wohl mittheilen. Was hiervon im Druck erſchienen, vermehrte

nur die Bewegung im Publicum, und die Neugierde auf den Verfaſſer; was handſchriftlich mitgetheilt wurde, belebte den nächſten Kreis, der ſich immer erweiterte. Doctor Bahrdt, damals in Gießen, beſuchte mich, ſcheinbar höflich und zutraulich; er ſcherzte über den Prolog, und wünſchte ein freundliches Verhältniß. Wir jungen Leute aber fuhren fort kein geſelliges Feſt zu begehen, ohne mit ſtiller Schadenfreude uns der Eigenheiten zu erfreuen, die wir an andern bemerkt und glücklich dargeſtellt hatten.

Mißfiel es nun dem jungen Autor keineswegs, als ein literariſches Meteor angeſtaunt zu werden; ſo ſuchte er mit freudiger Beſcheidenheit den bewährteſten Männern des Vaterlands ſeine Achtung zu bezeigen, unter denen vor allen andern der herrliche Juſtus Möſer zu nennen iſt. Dieſes unvergleichlichen Mannes kleine Aufſätze, ſtaatsbürgerlichen Inhalts, waren ſchon ſeit einigen Jahren in den Osnabrücker Intelligenzblättern abgedruckt, und mir durch Herder bekannt geworden, der nichts ablehnte was irgend würdig, zu ſeiner Zeit, beſonders aber im Druck ſich hervorthat. Möſers Tochter, Frau von Voigt, war beſchäftigt, dieſe zerſtreuten Blätter zu ſammeln. Wir konnten die Herausgabe kaum erwarten, und ich ſetzte mich mit ihr in Verbindung, um mit aufrichtiger Theilnahme zu verſichern, daß die für einen beſtimmten Kreis berechneten wirkſamen Aufſätze, ſowohl der Materie als der Form nach, überall zum

Nutzen und Frommen dienen würden. Sie und ihr Vater nahmen dieſe Aeußerung eines nicht ganz unbekannten Fremdlings gar wohl auf, indem eine Beſorgniß, die ſie gehegt, durch dieſe Erklärung vorläufig gehoben worden.

An dieſen kleinen Aufſätzen, welche ſämmtlich in Einem Sinne verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, iſt die innigſte Kenntniß des bürgerlichen Weſens im höchſten Grade merkwürdig und rühmenswerth. Wir ſehen eine Verfaſſung auf der Vergangenheit ruhn, und noch als lebendig beſtehn. Von der einen Seite hält man am Herkommen feſt, von der andern kann man die Bewegung und Veränderung der Dinge nicht hindern. Hier fürchtet man ſich vor einer nützlichen Neuerung, dort hat man Luſt und Freude am Neuen, auch wenn es unnütz ja ſchädlich wäre. Wie vorurtheilsfrei ſetzt der Verfaſſer die Verhältniſſe der Stände aus einander, ſo wie den Bezug, in welchem die Städte, Flecken und Dörfer wechſelſeitig ſtehn. Man erfährt ihre Gerechtſame zugleich mit den rechtlichen Gründen, es wird uns bekannt, wo das Grundcapital des Staats liegt und was es für Intereſſen bringt. Wir ſehen den Beſitz und ſeine Vortheile, dagegen aber auch die Abgaben und Nachtheile verſchiedener Art, ſodann den mannichfaltigen Erwerb; hier wird gleichfalls die ältere und neuere Zeit einander entgegengeſetzt.

Osnabrück, als Glied der Hanſe, finden wir in der

ältern Epoche in großer Handelsthätigkeit. Nach jenen Zeitverhältnissen hat es eine merkwürdige und schöne Lage; es kann sich die Producte des Landes zueignen, und ist nicht allzu weit von der See entfernt, um auch dort selbst mitzuwirken. Nun aber, in der spätern Zeit, liegt es schon tief in der Mitte des Landes, es wird nach und nach vom Seehandel entfernt und ausgeschlossen. Wie dieß zugegangen, wird von vielen Seiten dargestellt. Zur Sprache kommt der Conflict Englands und der Küsten, der Häfen und des Mittellandes; hier werden die großen Vortheile derer welche der See anwohnen herausgesetzt, und ernstliche Vorschläge gethan, wie die Bewohner des Mittellandes sich dieselben gleichfalls zueignen könnten. Sodann erfahren wir gar manches von Gewerben und Handwerken, und wie solche durch Fabriken überflügelt, durch Krämereyen untergraben werden; wir sehen den Verfall, als den Erfolg von mancherlei Ursachen, und diesen Erfolg wieder als die Ursache neuen Verfalls, in einem ewigen schwer zu lösenden Cirkel; doch zeichnet ihn der wackere Staatsbürger auf eine so deutliche Weise hin, daß man noch glaubt, sich daraus retten zu können. Durchaus läßt der Verfasser die gründlichste Einsicht in die besondersten Umstände sehen. Seine Vorschläge, sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar, deßwegen er auch die Sammlung patriotische Phantasieen genannt, obgleich alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält.

Da nun aber alles Oeffentliche auf dem Familienwesen ruht, ſo wendet er auch dahin vorzüglich ſeinen Blick. Als Gegenſtände ſeiner ernſten und ſcherzhaften Betrachtungen finden wir die Veränderung der Sitten und Gewohnheiten, der Kleidungen, der Diät, des häuslichen Lebens, der Erziehung. Man müßte eben alles was in der bürgerlichen und ſittlichen Welt vorgeht rubriciren, wenn man die Gegenſtände erſchöpfen wollte, die er behandelt. Und dieſe Behandlung iſt bewundernswürdig. Ein vollkommener Geſchäftsmann ſpricht zum Volke in Wochenblättern, um dasjenige, was eine einſichtige wohlwollende Regierung ſich vornimmt oder ausführt, einem jeden von der rechten Seite faßlich zu machen; keineswegs aber lehrhaft, ſondern in den mannichfaltigſten Formen, die man poetiſch nennen könnte, und die gewiß in dem beſten Sinn für rhetoriſch gelten müſſen. Immer iſt er über ſeinen Gegenſtand erhaben, und weiß uns eine heitere Anſicht des Ernſteſten zu geben; bald hinter dieſer bald hinter jener Maske halb verſteckt, bald in eigner Perſon ſprechend, immer vollſtändig und erſchöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironiſch, durchaus tüchtig, rechtſchaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieſes alles ſo abgemeſſen, daß man zugleich den Geiſt, den Verſtand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geſchmack und Charakter des Schriftſtellers bewundern muß. In Abſicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenſtände, auf tiefe

Einſicht, freie Ueberſicht, glückliche Behandlung, ſo gründlichen als frohen Humor, wüßte ich ihm niemand als Franklin zu vergleichen.

Ein ſolcher Mann imponirte uns unendlich und hatte den größten Einfluß auf eine Jugend, die auch etwas Tüchtiges wollte, und im Begriff ſtand, es zu erfaſſen. In die Formen ſeines Vortrags glaubten wir uns wohl auch finden zu können; aber wer durfte hoffen, ſich eines ſo reichen Gehalts zu bemächtigen, und die widerſpenſtigſten Gegenſtände mit ſo viel Freiheit zu handhaben.

Doch das iſt unſer ſchönſter und ſüßeſter Wahn, den wir nicht aufgeben dürfen, ob er uns gleich viel Pein im Leben verurſacht, daß wir das was wir ſchätzen und verehren, uns auch wo möglich zueignen, ja aus uns ſelbſt hervorbringen und darſtellen möchten.

Vierzehntes Buch.

Mit jener Bewegung nun, welche ſich im Publicum verbreitete, ergab ſich eine andere, für den Verfaſſer vielleicht von größerer Bedeutung, indem ſie ſich in ſeiner nächſten Umgebung ereignete. Aeltere Freunde, welche jene Dichtungen, die nun ſo großes Aufſehen machten, ſchon im Manuſcript gekannt hatten, und ſie deßhalb zum Theil als die ihrigen anſahen, triumphirten über den guten Erfolg, den ſie, kühn genug, zum voraus geweiſſagt. Zu ihnen fanden ſich neue Theilnehmer beſonders ſolche, welche ſelbſt eine productive Kraft in ſich ſpürten, oder zu erregen und zu hegen wünſchten.

Unter den erſtern that ſich Lenz am lebhafteſten und gar ſonderbar hervor. Das Aeußerliche dieſes merkwürdigen Menſchen iſt ſchon umriſſen, ſeines humoriſtiſchen Talents mit Liebe gedacht; nun will ich von ſeinem Charakter mehr in Reſultaten als ſchildernd ſprechen, weil es unmöglich wäre, ihn durch die Umſchweife ſeines Lebensganges zu begleiten, und ſeine Eigenheiten darſtellend zu überliefern.

Man kennt jene Selbſtquälerey, welche, da man von außen und von andern keine Noth hatte, an der Tagesordnung war, und gerade die vorzüglichſten Geiſter beunruhigte. Was gewöhnliche Menſchen, die ſich

nicht ſelbſt beobachten, nur vorübergehend quält, was ſie ſich aus dem Sinne zu ſchlagen ſuchen, das ward von den beſſeren ſcharf bemerkt, beachtet, in Schriften, Briefen und Tagebüchern aufbewahrt. Nun aber geſellten ſich die ſtrengſten ſittlichen Forderungen an ſich und andere zu der größten Fahrläſſigkeit im Thun, und ein aus dieſer halben Selbſtkenntniß entſpringender Dünkel verführte zu den ſeltſamſten Angewohnheiten und Unarten. Zu einem ſolchen Abarbeiten in der Selbſtbeobachtung berechtigte jedoch die aufwachende empiriſche Pſychologie, die nicht gerade alles was uns innerlich beunruhigt für bös und verwerflich erklären wollte, aber doch auch nicht alles billigen konnte; und ſo war ein ewiger nie beizulegender Streit erregt. Dieſen zu führen und zu unterhalten übertraf nun Lenz alle übrigen Un- oder Halbbeſchäftigten, welche ihr Inneres untergruben, und ſo litt er im allgemeinen von der Zeitgeſinnung, welche durch die Schilderung Werther's abgeſchloſſen ſeyn ſollte; aber ein individueller Zuſchnitt unterſchied ihn von allen Uebrigen, die man durchaus für offene redliche Seelen anerkennen mußte. Er hatte nämlich einen entſchiedenen Hang zur Intrigue, und zwar zur Intrigue an ſich, ohne daß er eigentliche Zwecke, verſtändige, ſelbſtiſche, erreichbare Zwecke dabei gehabt hätte; vielmehr pflegte er ſich immer etwas Fratzenhaftes vorzuſetzen, und eben deßwegen diente es ihm zur beſtändigen Unterhaltung. Auf dieſe Weiſe war er Zeitlebens ein Schelm in der

Einbildung, ſeine Liebe wie ſein Haß waren imaginär, mit ſeinen Vorſtellungen und Gefühlen verfuhr er willkürlich, damit er immerfort etwas zu thun haben möchte. Durch die verkehrteſten Mittel ſuchte er ſeinen Neigungen und Abneigungen Realität zu geben, und vernichtete ſein Werk immer wieder ſelbſt; und ſo hat er niemanden den er liebte, jemals genützt, niemanden den er haßte, jemals geſchadet, und im Ganzen ſchien er nur zu ſündigen, um ſich ſtrafen, nur zu intriguiren, um eine neue Fabel auf eine alte pfropfen zu können.

Aus wahrhafter Tiefe, aus unerſchöpflicher Productivität ging ſein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber, bei aller ſeiner Schönheit, durchaus kränkelte, und gerade dieſe Talente ſind am ſchwerſten zu beurtheilen. Man konnte in ſeinen Arbeiten große Züge nicht verkennen; eine liebliche Zärtlichkeit ſchleicht ſich durch zwiſchen den albernſten und barockeſten Fratzen, die man ſelbſt einem ſo gründlichen und anſpruchloſen Humor, einer wahrhaft komiſchen Gabe kaum verzeihen kann. Seine Tage waren aus lauter Nichts zuſammengeſetzt, dem er durch ſeine Rührigkeit eine Bedeutung zu geben wußte, und er konnte um ſo mehr viele Stunden verſchlendern, als die Zeit, die er zum Leſen anwendete, ihm bei einem glücklichen Gedächtniß immer viel Frucht brachte, und ſeine originelle Denkweiſe mit mannichfaltigem Stoff bereicherte.

Man hatte ihn mit Liefländiſchen Cavalieren nach Straßburg geſendet, und einen Mentor nicht leicht unglücklicher wählen können. Der ältere Baron ging für einige Zeit in's Vaterland zurück, und hinterließ eine Geliebte an die er feſt geknüpft war. Lenz, um den zweyten Bruder, der auch um dieſes Frauenzimmer warb, und andere Liebhaber zurückzudrängen, und das koſtbare Herz ſeinem abweſenden Freunde zu erhalten, beſchloß nun ſelbſt ſich in die Schöne verliebt zu ſtellen, oder, wenn man will, zu verlieben. Er ſetzte dieſe ſeine Theſe mit der hartnäckigſten Anhänglichkeit an das Ideal, das er ſich von ihr gemacht hatte, durch, ohne gewahr werden zu wollen, daß er ſo gut als die Uebrigen ihr nur zum Scherz und zur Unterhaltung diene. Deſto beſſer für ihn! Denn bei ihm war es auch nur Spiel, welches deſto länger dauern konnte als ſie es ihm gleichfalls ſpielend erwiderte, ihn bald anzog, bald abſtieß, bald hervorrief, bald hintanſetzte. Man ſey überzeugt, daß wenn er zum Bewußtſeyn kam, wie ihm denn das zuweilen zu geſchehen pflegte, er ſich zu einem ſolchen Fund recht behaglich Glück gewünſcht habe.

Uebrigens lebte er, wie ſeine Zöglinge, meiſtens mit Officieren der Garniſon, wobei ihm die wunderſamen Anſchauungen, die er ſpäter in dem Luſtſpiel „die Soldaten" aufſtellte, mögen geworden ſeyn. Indeſſen hatte dieſe frühe Bekanntſchaft mit dem Militär die eigene Folge für ihn, daß er ſich für einen großen Kenner des

Waffenweſens hielt; auch hatte er wirklich dieſes Fach nach und nach ſo im Detail ſtudirt, daß er einige Jahre ſpäter ein großes Memoire an den Franzöſiſchen Kriegsminiſter aufſetzte, wovon er ſich den beſten Erfolg verſprach. Die Gebrechen jenes Zuſtandes waren ziemlich gut geſehn, die Heilmittel dagegen lächerlich und unausführbar. Er aber hielt ſich überzeugt, daß er dadurch bei Hofe großen Einfluß gewinnen könne, und wußte es den Freunden ſchlechten Dank, die ihn, theils durch Gründe, theils durch thätigen Widerſtand, abhielten, dieſes phantaſtiſche Werk, das ſchon ſauber abgeſchrieben, mit einem Briefe begleitet, convertirt und förmlich adreſſirt war, zurückzuhalten, und in der Folge zu verbrennen.

Mündlich und nachher ſchriftlich hatte er mir die ſämmtlichen Irrgänge ſeiner Kreuz- und Querbewegungen in Bezug auf jenes Frauenzimmer vertraut. Die Poeſie die er in das Gemeinſte zu legen wußte, ſetzte mich oft in Erſtaunen, ſo daß ich ihn dringend bat, den Kern dieſes weitſchweifigen Abenteuers geiſtreich zu befruchten, und einen kleinen Roman daraus zu bilden; aber es war nicht ſeine Sache, ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er ſich gränzenlos im Einzelnen verfloß und ſich an einem unendlichen Faden ohne Abſicht hinſpann. Vielleicht wird es dereinſt möglich, nach dieſen Prämiſſen, ſeinen Lebensgang, bis zu der Zeit da er ſich in Wahnſinn verlor, auf irgend eine Weiſe anſchau-

lich zu machen; gegenwärtig halte ich mich an das Nächste, was eigentlich hierher gehört.

Kaum war Götz von Berlichingen erschienen, als mir Lenz einen weitläufigen Aufsatz zusendete, auf geringes Conceptpapier geschrieben, dessen er sich gewöhnlich bediente, ohne den mindesten Rand weder oben noch unten, noch an den Seiten zu lassen. Diese Blätter waren betitelt: Ueber unsere Ehe, und sie würden, wären sie noch verhanden, uns gegenwärtig mehr aufklären als mich damals, da ich über ihn und sein Wesen noch sehr im Dunkeln schwebte. Das Hauptabsehen dieser weitläufigen Schrift war, mein Talent und das seinige neben einander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordiniren, bald sich mir gleich zu setzen; das alles aber geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Aussicht, die er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte und immer nur darauf drang, daß er aus dem formlosen Schweifen sich zusammenziehen, und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte. Ich erwiderte sein Vertrauen freundlichst, und weil er in seinen Blättern auf die innigste Verbindung drang (wie denn auch schon der wunderliche Titel andeutete), so theilte ich ihm von nun an alles mit, sowohl das schon Gearbeitete als was ich vorhatte; er sendete mir dagegen nach und nach seine Manuscripte, den Hofmeister, den neuen Menoza, die

Soldaten, Nachbildungen des Plautus, und jene Ueberſetzung des Engliſchen Stücks als Zugabe zu den Anmerkungen über das Theater.

Bei dieſen war es mir einigermaßen auffallend, daß er in einem lakoniſchen Vorberichte ſich dahin äußerte, als ſey der Inhalt dieſes Aufſatzes, der mit Heftigkeit gegen das regelmäßige Theater gerichtet war, ſchon vor einigen Jahren, als Vorleſung, einer Geſellſchaft von Literaturfreunden bekannt geworden, zu der Zeit alſo, wo Götz noch nicht geſchrieben geweſen. In Lenzens Straßburger Verhältniſſen ſchien ein literariſcher Cirkel den ich nicht kennen ſollte, etwas problematiſch; allein ich ließ es hingehen, und verſchaffte ihm zu dieſer wie zu ſeinen übrigen Schriften bald Verleger, ohne auch nur im mindeſten zu ahnen, daß er mich zum verzüglichſten Gegenſtande ſeines imaginären Haſſes, und zum Ziel einer abenteuerlichen und grillenhaften Verfolgung auserſehn hatte.

Vorübergehend will ich nur, der Folge wegen, noch eines guten Geſellen gedenken, der, obgleich von keinen außerordentlichen Gaben, doch auch mitzählte. Er hieß Wagner, erſt ein Glied der Straßburger, dann der Frankfurter Geſellſchaft; nicht ohne Geiſt, Talent und Unterricht. Er zeigte ſich als ein Strebender, und ſo war er willkommen. Auch hielt er treulich an mir, und weil ich aus allem was ich vorhatte kein Geheimniß

machte, ſo erzählte ich ihm wie andern meine Abſicht mit Fauſt, beſonders die Kataſtrophe von Gretchen. Er faßte das Süjet auf, und benutzte es für ein Trauerſpiel, die Kindesmörderin. Es war das erſte Mal, daß mir jemand etwas von meinen Verſätzen wegſchnappte; es verdroß mich, ohne daß ich's ihm nachgetragen hätte. Ich habe dergleichen Gedankenraub und Beywegnahmen nachher noch oft genug erlebt, und hatte mich, bei meinem Zaudern und Beſchwätzen ſo manches Vorgeſetzten und Eingebildeten, nicht mit Recht zu beſchweren.

Wenn Redner und Schriftſteller, in Betracht der großen Wirkung welche dadurch hervorzubringen iſt, ſich gern der Contraſte bedienen, und ſollten ſie auch erſt aufgeſucht und herbeigeholt werden; ſo muß es dem Verfaſſer um ſo angenehmer ſeyn, daß ein entſchiedener Gegenſatz ſich ihm anbietet, indem er nach Lenzen von Klingern zu ſprechen hat. Beide waren gleichzeitig, beſtrebten ſich in ihrer Jugend mit und neben einander. Lenz jedoch, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der Deutſchen Literatur hin und verſchwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulaſſen; Klinger hingegen, als einflußreicher Schriftſteller, als thätiger Geſchäftsmann, erhält ſich noch bis auf dieſe Zeit. Von ihm werde ich nun ohne weitere Vergleichung, die ſich von ſelbſt ergibt, ſprechen, in ſo fern es nothig iſt, da er nicht im Verborgenen ſo manches geleiſtet und ſo vieles gewirkt, ſondern beides, in weite-

rem und näherem Kreiſe, noch in gutem Andenken und Anſehn ſtehn.

Klingers Aeußeres — denn von dieſem beginne ich immer am liebſten — war ſehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, ſchlanke, wohlgebaute Geſtalt und eine regelmäßige Geſichtsbildung gegeben; er hielt auf ſeine Perſon, trug ſich nett, und man konnte ihn für das hübſcheſte Mitglied der ganzen kleinen Geſellſchaft anſprechen. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abſtoßend, und, wenn es nicht innerlich ſtürmte, gemäßigt.

Man liebt an dem Mädchen was es iſt, und an dem Jüngling was er ankündigt, und ſo war ich Klingers Freund, ſobald ich ihn kennen lernte. Er empfahl ſich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entſchiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernſtes Weſen war er von Jugend auf hingewieſen; er, nebſt einer eben ſo ſchönen und wackern Schweſter, hatte für eine Mutter zu ſorgen, die, als Wittwe, ſolcher Kinder bedurfte, um ſich aufrecht zu erhalten. Alles was an ihm war, hatte er ſich ſelbſt verſchafft und geſchaffen, ſo daß man ihm einen Zug von ſtolzer Unabhängigkeit, der durch ſein Betragen durchging, nicht verargte. Entſchiedene natürliche Anlagen, welche allen wohlbegabten Menſchen gemein ſind, leichte Faſſungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe beſaß er in hohem Grade; aber alles ſchien er weniger zu achten als die

Feſtigkeit und Beharrlichkeit, die ſich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umſtände völlig beſtätigt hatten.

Einem ſolchen Jüngling mußten Rouſſeau's Werke vorzüglich zuſagen. Emil war ſein Haupt- und Grundbuch, und jene Geſinnungen fruchteten um ſo mehr bei ihm, als ſie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das was andere wegwerfen ſollten, hatte er nie beſeſſen, Verhältniſſe, aus welchen ſie ſich retten ſollten, hatten ihn nie beengt; und ſo konnte er für einen der reinſten Jünger jenes Natur-Evangeliums angeſehen werden, und in Betracht ſeines ernſten Beſtrebens, ſeines Betragens als Menſch und Sohn, recht wohl ausrufen: alles iſt gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! — Aber auch den Nachſatz: alles verſchlimmert ſich unter den Händen der Menſchen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit ſich ſelbſt, aber außer ſich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Feſſeln der Bürger von Genf uns zu erlöſen gedachte. Weil nun, in des Jünglings Lage, dieſer Kampf oft ſchwer und ſauer ward, ſo fühlte er ſich gewaltſamer in ſich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer freien und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er ſich durchſtürmen, durchdrängen; daher ſich ein bitterer Zug in ſein Weſen ſchlich, den er in der Folge

zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und beſiegt hat.

In ſeinen Productionen, in ſo fern ſie mir gegenwärtig ſind, zeigt ſich ein ſtrenger Verſtand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menſchlichen Mannichfaltigkeit, und eine charakteriſtiſche Nachbildung der generiſchen Unterſchiede. Seine Mädchen und Knaben ſind frei und lieblich, ſeine Jünglinge glühend, ſeine Männer ſchlicht und verſtändig, die Figuren die er ungünſtig darſtellt, nicht zu ſehr übertrieben; ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole ſtehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner ſeyn, wenn er ſich und uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen hier und da verkümmerte. Doch dieß macht ihn eben zu dem was er iſt, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden ſo mannichfaltig, daß ein jeder theoretiſch zwiſchen Erkennen und Irren, praktiſch zwiſchen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt.

Klinger gehört unter die, welche ſich aus ſich ſelbſt, aus ihrem Gemüthe und Verſtande heraus zur Welt gebildet hatten. Weil nun dieſes mit und in einer größeren Maſſe geſchah, und ſie ſich unter einander einer verſtändlichen, aus der allgemeinen Natur und aus der Volkseigenthümlichkeit herfließenden Sprache mit Kraft

und Wirkung bedienten, so waren ihnen früher und später alle Schulformen äußerst zuwider, besonders wenn sie, von ihrem lebendigen Ursprung getrennt, in Phrasen ausarteten, und so ihre erste frische Bedeutung gänzlich verloren. Wie nun gegen neue Meinungen, Ansichten, Systeme, so erklären sich solche Männer auch gegen neue Ereignisse, hervortretende bedeutende Menschen, welche große Veränderungen ankündigen oder bewirken: ein Verfahren, das ihnen keineswegs so zu verargen ist, weil sie dasjenige von Grund aus gefährdet sehen, dem sie ihr eignes Daseyn und Bildung schuldig geworden.

Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird nun desto würdiger, wenn es sich durch das Welt- und Geschäftsleben durcherhält, und wenn eine Behandlungsart des Verkömmlichen, welche manchem schroff, ja gewaltsam erscheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am sichersten zum Ziele führt. Dieß geschah bei ihm, da er ohne Biegsamkeit (welches ohnedem die Tugend der geborenen Reichsbürger niemals gewesen), aber desto tüchtiger, fester und redlicher, sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde, noch den Weg den er zurückgelegt, vergaß. Ja er suchte die vollkommenste Stetigkeit des Andenkens durch alle Grade der Abwesenheit und Trennung hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß

er, als ein anderer Willigis, in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen, Merkmale seiner frühesten Zeit zu verewigen nicht verschmähte.

Es dauerte nicht lange, so kam ich auch mit Lavatern in Verbindung. Der Brief des Pastors an seinen Collegen hatte ihm stellenweise sehr eingeleuchtet: denn manches traf mit seinen Gesinnungen vollkommen überein. Bei seinem unabläßigen Treiben ward unser Briefwechsel bald sehr lebhaft. Er machte so eben ernstliche Anstalten zu seiner größern Physiognomik, deren Einleitung schon früher in das Publicum gelangt war. Er forderte alle Welt auf, ihm Zeichnungen, Schattenrisse, besonders aber Christusbilder zu schicken, und ob ich gleich so gut wie gar nichts leisten konnte, so wollte er doch von mir ein für allemal auch einen Heiland gezeichnet haben, wie ich mir ihn vorstellte. Dergleichen Forderungen des Unmöglichen gaben mir zu mancherlei Scherzen Anlaß, und ich wußte mir gegen seine Eigenheiten nicht anders zu helfen, als daß ich die meinigen hervorkehrte.

Die Anzahl derer, welche keinen Glauben an die Physiognomik hatten, oder doch wenigstens sie für ungewiß und trüglich hielten, war sehr groß, und sogar viele die es mit Lavatern gut meinten, fühlten einen Kitzel, ihn zu versuchen und ihm wo möglich einen Streich zu spielen. Er hatte sich in Frankfurt, bei einem nicht ungeschickten Mahler, die Profile mehrerer namhafter

Menſchen beſtellt. Der Abſender erlaubte ſich den Scherz, Bahrdts Portrait zuerſt ſtatt des meinigen abzuſchicken, wogegen eine zwar muntere aber donnernde Epiſtel zurückkam, mit allen Trümpfen und Betheurungen, daß dieß mein Bild nicht ſey, und was Lavater ſonſt alles, zu Beſtätigung der phyſiognomiſchen Lehre, bei dieſer Gelegenheit mochte zu ſagen haben. Mein wirkliches nachgeſendetes ließ er eher gelten; aber auch hier ſchon that ſich der Widerſtreit hervor, in welchem er ſich ſowohl mit den Mahlern als mit den Individuen befand. Jene konnten ihm niemals wahr und beſtimmt genug arbeiten, dieſe bei allen Vorzügen welche ſie haben mochten, blieben doch immer zu weit hinter der Idee zurück, die er von der Menſchheit und den Menſchen hegte, als daß er nicht durch das Beſondere, wodurch der Einzelne zur Perſon wird, einigermaßen hätte abgeſtoßen werden ſollen.

Der Begriff von der Menſchheit, der ſich in ihm und an ſeiner Menſchheit herangebildet hatte, war ſo genau mit der Vorſtellung verwandt, die er von Chriſto lebendig in ſich trug, daß es ihm unbegreiflich ſchien, wie ein Menſch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Chriſt zu ſeyn. Mein Verhältniß zu der chriſtlichen Religion lag bloß in Sinn und Gemüth, und ich hatte von jener phyſiſchen Verwandtſchaft, zu welcher Lavater ſich hinneigte, nicht den mindeſten Begriff. Aergerlich war mir daher die heftige Zudringlichkeit eines ſo geiſt-

als herzvollen Mannes, mit der er auf mich ſo wie auf Mendelsſohn und andere losging, und behauptete, man müſſe entweder mit ihm ein Chriſt, ein Chriſt nach ſeiner Art werden, oder man müſſe ihn zu ſich hinüberziehen, man müſſe ihn gleichfalls von demjenigen überzeugen, worin man ſeine Beruhigung finde. Dieſe Forderung, ſo unmittelbar dem liberalen Weltſinn, zu dem ich mich nach und nach auch bekannte, entgegen ſtehend, that auf mich nicht die beſte Wirkung. Alle Bekehrungsverſuche, wenn ſie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proſelyten auserſah, ſtarr und verſtockt, und dieſes war um ſo mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat: „Entweder Chriſt oder Atheiſt!“ Ich erklärte darauf, daß wenn er mir mein Chriſtenthum nicht laſſen wollte, wie ich es bisher gehegt hätte, ſo könnte ich mich auch wohl zum Atheismus entſchließen, zumal da ich ſähe, daß niemand recht wiſſe, was beides eigentlich heißen ſolle.

Dieſes Hin- und Wiederſchreiben, ſo heftig es auch war, ſtörte das gute Verhältniß nicht. Lavater hatte eine unglaubliche Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer; er war ſeiner Lehre gewiß, und bei dem entſchiedenen Vorſatz, ſeine Ueberzeugung in der Welt auszubreiten, ließ er ſich's gefallen, was nicht durch Kraft geſchehen konnte, durch Abwarten und Milde durchzuführen. Ueberhaupt gehörte er zu den wenigen glücklichen Menſchen, deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen

übereinstimmt, und deren frühefte Bildung, ſtetig zuſammenhängend mit der ſpätern, ihre Fähigkeiten naturgemäß entwickelt. Mit den zarteſten ſittlichen Anlagen geboren, beſtimmte er ſich zum Geiſtlichen. Er genoß des nöthigen Unterrichts und zeigte viele Fähigkeiten, ohne ſich jedoch zu jener Ausbildung hinzuneigen, die man eigentlich gelehrt nennt. Denn auch er, um ſo viel früher geboren als wir, ward von dem Freiheits- und Naturgeiſt der Zeit ergriffen, der jedem ſehr ſchmeichleriſch in die Ohren raunte: man habe, ohne viele äußere Hülfsmittel, Stoff und Gehalt genug in ſich ſelbſt, alles komme nur darauf an, daß man ihn gehörig entfalte. Die Pflicht des Geiſtlichen, ſittlich im täglichen Sinne, religiös im höheren, auf die Menſchen zu wirken, traf mit ſeiner Denkweiſe vollkommen überein. Redliche und fromme Geſinnungen, wie er ſie fühlte, den Menſchen mitzutheilen, ſie in ihnen zu erregen, war des Jünglings entſchiedenſter Trieb, und ſeine liebſte Beſchäftigung, wie auf ſich ſelbſt, ſo auf andere zu merken. Jenes ward ihm durch ein inneres Zartgefühl, dieſes durch einen ſcharfen Blick auf das äußere erleichtert, ja aufgedrungen. Zur Beſchaulichkeit war er jedoch nicht geboren, zur Darſtellung im eigentlichen Sinne hatte er keine Gabe; er fühlte ſich vielmehr mit allen ſeinen Kräften zur Thätigkeit, zur Wirkſamkeit gedrängt, ſo daß ich niemand gekannt habe, der ununterbrochener handelte als er. Weil nun aber unſer inneres ſittliches

Weſen in äußeren Bedingungen verkörpert iſt, es ſey nun daß wir einer Familie, einem Stande, einer Gilde, einer Stadt, oder einem Staate angehören, ſo mußte er zugleich, in ſo fern er wirken wollte, alle dieſe Aeußerlichkeiten berühren und in Bewegung ſetzen, wodurch denn freilich mancher Anſtoß, manche Verwickelung entſprang, beſonders da das Gemeinweſen, als deſſen Glied er geboren war, in der genaueſten und beſtimmteſten Beſchränkung einer löblichen hergebrachten Freiheit genoß. Schon der republicaniſche Knabe gewöhnt ſich über das öffentliche Weſen zu denken und mitzuſprechen. In der erſten Blüthe ſeiner Tage ſieht ſich der Jüngling, als Zunftgenoſſe, bald in dem Fall, ſeine Stimme zu geben und zu verſagen. Will er gerecht und ſelbſtſtändig urtheilen, ſo muß er ſich von dem Werth ſeiner Mitbürger vor allen Dingen überzeugen, er muß ſie kennen lernen, er muß ſich nach ihren Geſinnungen, nach ihren Kräften umthun, und ſo, indem er andere zu erforſchen trachtet, immer in ſeinen eignen Buſen zurückkehren.

In ſolchen Verhältniſſen übte ſich Lavater früh, und eben dieſe Lebensthätigkeit ſcheint ihn mehr beſchäftigt zu haben als Sprachſtudien, als jene ſondernde Kritik, die mit ihnen verwandt, ihr Grund ſo wie ihr Ziel iſt. In ſpäteren Jahren, da ſich ſeine Kenntniſſe, ſeine Einſichten unendlich weit ausgebreitet hatten, ſprach er doch im Ernſt und Scherz oft genug aus, daß er nicht gelehrt

ſey; und gerade einem ſolchen Mangel von eindringendem Studium muß man zuſchreiben, daß er ſich an den Buchſtaben der Bibel, ja der Bibelüberſetzung hielt, und freilich für das was er ſuchte und beabſichtigte, hier genugſame Nahrung und Hülfsmittel fand.

Aber gar bald ward jener zunft- und gildemäßig langſam bewegte Wirkungskreis dem lebhaften Naturell zu enge. Gerecht zu ſeyn wird dem Jüngling nicht ſchwer, und ein reines Gemüth verabſcheut die Ungerechtigkeit, deren es ſich ſelbſt noch nicht ſchuldig gemacht hat. Die Bedrückungen eines Landvogts lagen offenbar vor den Augen der Bürger, ſchwerer waren ſie vor Gericht zu bringen, Lavater geſellt ſich einen Freund zu, und beide bedrohen, ohne ſich zu nennen, jenen ſtrafwürdigen Mann. Die Sache wird ruchbar, man ſieht ſich genöthigt, ſie zu unterſuchen. Der Schuldige wird beſtraft, aber die Veranlaſſer dieſer Gerechtigkeit werden getadelt, wo nicht geſchelten. In einem wohleingerichteten Staate ſoll das Rechte ſelbſt nicht auf unrechte Weiſe geſchehn.

Auf einer Reiſe, die Lavater durch Deutſchland macht, ſetzt er ſich mit gelehrten und wohldenkenden Männern in Berührung; allein er befeſtigt ſich dabei nur mehr in ſeinen eignen Gedanken und Ueberzeugungen; nach Hauſe zurückgekommen, wirkt er immer freier aus ſich ſelbſt. Als ein edler guter Menſch, fühlt er in ſich einen herrlichen Begriff von der Menſchheit, und

was dieſem allenfalls in der Erfahrung widerſpricht, alle die unläugbaren Mängel, die einen jeden von der Vollkommenheit ablenken, ſollen ausgeglichen werden durch den Begriff der Gottheit, die ſich, in der Mitte der Zeiten, in die menſchliche Natur herabgeſenkt, um ihr früheres Ebenbild vollkommen wiederherzuſtellen.

So viel vorerſt von den Anfängen dieſes merkwürdigen Mannes, und nun vor allen Dingen eine heitere Schilderung unſeres perſönlichen Zuſammentreffens und Beiſammenſeyns. Denn unſer Briefwechſel hatte nicht lange gedauert, als er mir und andern ankündigte, er werde bald, auf einer vorzunehmenden Rheinreiſe, in Frankfurt einſprechen. Sogleich entſtand im Publicum die größte Bewegung; alle waren neugierig, einen ſo merkwürdigen Mann zu ſehen; viele hofften für ihre ſittliche und religiöſe Bildung zu gewinnen; die Zweifler dachten ſich mit bedeutenden Einwendungen hervorzuthun, die Einbildiſchen waren gewiß, ihn durch Argumente, in denen ſie ſich ſelbſt beſtärkt hatten, zu verwirren und zu beſchämen, und was ſonſt alles Williges und Unwilliges einen bemerkten Menſchen erwartet, der ſich mit dieſer gemiſchten Welt abzugeben gedenkt.

Unſer erſtes Begegnen war herzlich; wir umarmten uns auf's freundlichſte, und ich fand ihn gleich wie mir ihn ſo manche Bilder ſchon überliefert hatten. Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet wie man es nicht geſehn hat und nicht wieder ſehn wird, ſah ich lebendig und

wirkſam vor mir. Er hingegen verrieth im erſten Augenblick durch einige ſonderbare Ausrufungen, daß er mich anders erwartet habe. Ich verſicherte ihm dagegen, nach meinem angeborenen und angebildeten Realismus, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, mich ſo zu machen, wir es auch dabei wollten bewenden laſſen. Nun kamen zwar ſogleich die bedeutendſten Puncte zur Sprache, über die wir uns in Briefen am wenigſten vereinigen konnten, allein dieſelben ausführlich zu behandlen ward uns nicht Raum gelaſſen, und ich erfuhr was mir noch nie vorgekommen.

Wir andern, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geiſtes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Geſellſchaft zu entfernen, weil es, bei der vielfachen Denkweiſe und den verſchiedenen Bildungsſtufen, ſchon ſchwer fällt ſich auch nur mit Wenigen zu verſtändigen. Allein Lavater war ganz anders geſinnt; er liebte ſeine Wirkungen in's Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein beſonderes Talent beſaß, welches auf jener großen phyſiognomiſchen Gabe ruhte. Ihm war eine richtige Unterſcheidung der Perſonen und Geiſter verliehen, ſo daß er einem jeden geſchwind anſah, wie ihm allenfalls zu Muthe ſeyn möchte. Fügte ſich hiezu nun ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, ſo wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung, zu

jedermanns Befriedigung, das Gehörige zu erwidern. Die tiefe Sanftmuth ſeines Blicks, die beſtimmte Lieblichkeit ſeiner Lippen, ſelbſt der durch ſein Hochdeutſch durchtönende treuherzige Schweizer-Dialekt, und wie manches andere was ihn auszeichnete, gab allen, zu denen er ſprach, die angenehmſte Sinnesberuhigung; ja ſeine, bei flacher Bruſt, etwas vorgebogene Körperhaltung, trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt ſeiner Gegenwart mit der übrigen Geſellſchaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er ſich ſehr ruhig und geſchickt zu benehmen: denn indem er auszuweichen ſchien, wendete er auf einmal eine große Anſicht, auf welche der beſchränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor, und wußte denn doch das daher entſpringende Licht ſo angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menſchen, wenigſtens in ſeiner Gegenwart, ſich belehrt und überzeugt fühlten. Vielleicht hat der Eindruck bei manchen fortgewirkt: denn ſelbſtiſche Menſchen ſind wohl zugleich auch gut; es kommt nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umſchließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöſt werde.

Was ihm dagegen die größte Pein verurſachte, war die Gegenwart ſolcher Perſonen, deren äußere Häßlichkeit ſie zu entſchiedenen Feinden jener Lehre von der Bedeutſamkeit der Geſtalten unwiderruflich ſtempeln mußte. Sie wendeten gewöhnlich einen hinreichenden Menſchenver-

ſtand, ja ſonſtige Gaben und Talente, leidenſchaftlich mißwollend und kleinlich zweifelnd an, um eine Lehre zu entkräften, die für ihre Perſönlichkeit beleidigend ſchien: denn es fand ſich nicht leicht jemand ſo großdenkend wie Sokrates, der gerade ſeine faunische Hülle zu Gunſten einer erworbenen Sittlichkeit gedeutet hätte. Die Härte, die Verſtockung ſolcher Gegner war ihm fürchterlich, ſein Gegenſtreben nicht ohne Leidenſchaft, ſo wie das Schmelzfeuer die widerſtrebenden Erze als läſtig und feindſelig anfachen muß.

Unter ſolchen Umſtänden war an ein vertrauliches Geſpräch, an ein ſolches das Bezug auf uns ſelbſt gehabt hätte, nicht zu denken, ob ich mich gleich durch Beobachtung der Art, wie er die Menſchen behandelte, ſehr belehrt, jedoch nicht gebildet fand: denn meine Lage war ganz von der ſeinigen verſchieden. Wer ſittlich wirkt, verliert keine ſeiner Bemühungen: denn es gedeiht davon weit mehr, als das Evangelium vom Sämanne allzu beſcheiden eingeſteht; wer aber künſtleriſch verfährt, der hat in jedem Werke alles verloren, wenn es nicht als ein ſolches anerkannt wird. Nun weiß man, wie ungeduldig meine lieben theilnehmenden Leſer mich zu machen pflegten, und aus welchen Urſachen ich höchſt abgeneigt war, mich mit ihnen zu verſtändigen. Nun fühlte ich den Abſtand zwiſchen meiner und der Lavaterſchen Wirkſamkeit nur allzu ſehr: die ſeine galt in der Gegenwart, die meine in der Abweſenheit; wer mit

ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe; und wer mich nach meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand sich sehr getäuscht, wenn er an einen starren ablehnenden Menschen anstieß.

Merk, der von Darmstadt sogleich herübergekommen war, spielte den Mephistopheles, spottete besonders über das Zudringen der Weiblein, und als einige derselben die Zimmer die man dem Propheten eingeräumt, und besonders auch das Schlafzimmer, mit Aufmerksamkeit untersuchten, sagte der Schalk: die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe. — Mit alle dem mußte er sich so gut wie die andern exorciſiren lassen: denn Lips, der Lavatern begleitete, zeichnete sein Profil so ausführlich und brav, wie die Bildnisse bedeutender und unbedeutender Menschen, welche dereinst in dem großen Werke der Physiognomik angehäuft werden sollten.

Für mich war der Umgang mit Lavatern höchst wichtig und lehrreich: denn seine dringenden Anregungen brachten mein ruhiges künstlerisch beschauliches Wesen in Umtrieb; freilich nicht zu meinem augenblicklichen Vortheil, indem die Zerstreuung die mich schon ergriffen hatte, sich nur vermehrte; allein es war so viel unter uns zur Sprache gekommen, daß in mir die größte Sehnsucht entstand, diese Unterhaltung fortzusetzen. Daher entschloß ich mich, ihn, wenn er nach Ems gehen würde, zu begleiten, um unterwegs, im Wagen

eingeſchloſſen und von der Welt abgeſondert, diejenigen Gegenſtände, die uns wechſelſeitig am Herzen lagen, frei abzuhandeln.

Sehr merkwürdig und folgereich waren mir indeſſen die Unterhaltungen Lavaters und der Fräulein von Klettenberg. Hier ſtanden nun zwey entſchiedene Chriſten gegen einander über, und es war ganz deutlich zu ſehen, wie ſich eben daſſelbe Bekenntniß nach den Geſinnungen verſchiedener Perſonen umbildet. Man wiederholte ſo oft in jenen toleranten Zeiten, jeder Menſch habe ſeine eigne Religion, ſeine eigne Art der Gottesverehrung. Ob ich nun gleich dieß nicht geradezu behauptete, ſo konnte ich doch im gegenwärtigen Fall bemerken, daß Männer und Frauen einen verſchiedenen Heiland bedürfen. Fräulein von Klettenberg verhielt ſich zu dem ihrigen wie zu einem Geliebten, dem man ſich unbedingt hingibt, alle Freude und Hoffnung auf ſeine Perſon legt, und ihm ohne Zweifel und Bedenken das Schickſal des Lebens anvertraut; Lavater hingegen behandelte den ſeinigen als einen Freund, dem man neidlos und liebevoll nacheifert, ſeine Verdienſte anerkennt, ſie hochpreiſt, und eben deßwegen ihm ähnlich, ja gleich zu werden bemüht iſt. Welch ein Unterſchied zwiſchen beiderlei Richtung! wodurch im allgemeinen die geiſtigen Bedürfniſſe der zwey Geſchlechter ausgeſprochen werden. Daraus mag es auch zu erklären ſeyn, daß zärtere Männer ſich an die Mutter Gottes gewendet, ihr, als einem Aus-

bund weiblicher Schönheit und Tugend, wie Sannazar gethan, Leben und Talente gewidmet, und allenfalls nebenher mit dem göttlichen Knaben geſpielt haben.

Wie meine beiden Freunde zu einander ſtanden, wie ſie gegen einander geſinnt waren, erfuhr ich nicht allein aus Geſprächen, denen ich beiwohnte, ſondern auch aus Eröffnungen, welche mir beide insgeheim thaten. Ich konnte weder dem einen noch dem andern völlig zuſtimmen: denn mein Chriſtus hatte auch ſeine eigne Geſtalt nach meinem Sinne angenommen. Weil ſie mir aber den meinigen gar nicht wollten gelten laſſen, ſo quälte ich ſie mit allerlei Paraderien und Extremen, und wenn ſie ungeduldig werden wollten, entfernte ich mich mit einem Scherze.

Der Streit zwiſchen Wiſſen und Glauben war noch nicht an der Tagesordnung, allein die beiden Worte und die Begriffe die man damit verknüpft, kamen wohl auch gelegentlich vor, und die wahren Weltverächter behaupteten, eins ſey ſo unzuverläſſig als das andere. Daher beliebte es mir, mich zu Gunſten beider zu erklären, ohne jedoch den Beifall meiner Freunde gewinnen zu können. Beim Glauben, ſagte ich, komme alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, ſey völlig gleichgültig. Der Glaube ſey ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und dieſe Sicherheit entſpringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforſchliches Weſen. Auf

die Unerſchütterlichkeit dieſes Zutrauens komme alles an; wie wir uns aber dieſes Weſen denken, dieß hänge von unſern übrigen Fähigkeiten, ja von den Umſtänden ab, und ſey ganz gleichgültig. Der Glaube ſey ein heiliges Gefäß, in welches ein jeder ſein Gefühl, ſeinen Verſtand, ſeine Einbildungskraft, ſo gut als er vermöge, zu opfern bereit ſtehe. Mit dem Wiſſen ſey es gerade das Gegentheil; es komme gar nicht darauf an, daß man wiſſe, ſondern was man wiſſe, wie gut und wie viel man wiſſe. Daher könne man über das Wiſſen ſtreiten, weil es ſich berichtigen, ſich erweitern und verengern laſſe. Das Wiſſen fange vom Einzelnen an, ſey endlos und geſtaltlos, und könne niemals, höchſtens nur träumeriſch, zuſammengefaßt werden, und bleibe alſo dem Glauben geradezu entgegengeſetzt.

Dergleichen Halbwahrheiten und die daraus entſpringenden Irrſale mögen, poetiſch dargeſtellt, aufregend und unterhaltend ſeyn, im Leben aber ſtören und verwirren ſie das Geſpräch. Ich ließ daher Lavatern gern mit allen denjenigen allein, die ſich an ihm und mit ihm erbauen wollten, und fand mich für dieſe Entbehrung genugſam entſchädigt durch die Reiſe, die wir zuſammen nach Ems antraten. Ein ſchönes Sommerwetter begleitete uns, Lavater war heiter und allerliebſt. Denn bei einer religiöſen und ſittlichen, keineswegs ängſtlichen Richtung ſeines Geiſtes, blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und

luſtig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geiſtreich, witzig, und mochte das Gleiche gern an andern, nur daß es innerhalb der Gränzen bliebe, die ſeine zarten Geſinnungen ihm vorſchrieben. Wagte man ſich allenfalls darüber hinaus, ſo pflegte er einem auf die Achſel zu klopfen, und den Verwegenen durch ein treuherziges Biſch guet! zur Sitte aufzufordern. Dieſe Reiſe gereichte mir zu mancherlei Belehrung und Belebung, die mir aber mehr in der Kenntniß ſeines Charakters als in der Reglung und Bildung des meinigen zu Theil ward. In Ems ſah ich ihn gleich wieder von Geſellſchaft aller Art umringt, und kehrte nach Frankfurt zurück, weil meine kleinen Geſchäfte gerade auf der Bahn waren, ſo daß ich ſie kaum verlaſſen durfte.

Aber ich ſollte ſobald nicht wieder zur Ruhe kommen: denn Baſedow traf ein, berührte und ergriff mich von einer andern Seite. Einen entſchiedeneren Contraſt konnte man nicht ſehen als dieſe beiden Männer. Schon der Anblick Baſedow's deutete auf das Gegentheil. Wenn Lavater's Geſichtszüge ſich dem Beſchauenden frei hergaben, ſo waren die Baſedowiſchen zuſammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavater's Auge klar und fromm, unter ſehr breiten Augenliedern, Baſedow's aber tief im Kopfe, klein, ſchwarz, ſcharf, unter ſtruppigen Augenbrauen hervorblinkend, dahingegen Lavater's Stirnknochen von den ſanfteſten braunen Haarbogen eingefaßt erſchien. Baſedow's heftige rauhe Stimme, ſeine

schnellen und scharfen Aeußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gespräches, und was ihn sonst noch bezeichnen mochte, alles war den Eigenschaften und dem Betragen entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte. Auch Basedow ward in Frankfurt sehr gesucht, und seine großen Geistesgaben bewundert; allein er war nicht der Mann, weder die Gemüther zu erbauen, noch zu lenken. Ihm war einzig darum zu thun, jenes große Feld, das er sich bezeichnet hatte, besser anzubauen, damit die Menschheit künftig bequemer und naturgemäßer darin ihre Wohnung nehmen sollte; und auf diesen Zweck eilte er nur allzu gerade los.

Mit seinen Planen konnte ich mich nicht befreunden, ja mir nicht einmal seine Absichten deutlich machen. Daß er allen Unterricht lebendig und naturgemäß verlangte, konnte mir wohl gefallen; daß die alten Sprachen an der Gegenwart geübt werden sollten, schien mir lobenswürdig, und gern erkannte ich an, was in seinem Vorhaben zur Beförderung der Thätigkeit und einer frischeren Weltanschauung lag: allein mir mißfiel, daß die Zeichnungen seines Elementarwerks noch mehr als die Gegenstände selbst zerstreuten, da in der wirklichen Welt doch immer nur das Mögliche beisammensteht, und sie deßhalb, ungeachtet aller Mannichfaltigkeit und scheinbarer Verwirrung, immer noch in allen ihren Theilen etwas Geregeltes hat. Jenes Elementarwerk hingegen

zersplittert sie ganz und gar, indem das was in der Weltanschauung keineswegs zusammentrifft, um der Verwandtschaft der Begriffe willen neben einander steht; weßwegen es auch jener sinnlich-methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müssen.

Viel wunderbarer jedoch, und schwerer zu begreifen als seine Lehre, war Basedow's Betragen. Er hatte bei dieser Reise die Absicht, das Publicum durch seine Persönlichkeit für sein philanthropisches Unternehmen zu gewinnen, und zwar nicht etwa die Gemüther, sondern geradezu die Beutel aufzuschließen. Er wußte von seinem Vorhaben groß und überzeugend zu sprechen, und jederman gab ihm gern zu was er behauptete. Aber auf die unbegreiflichste Weise verletzte er die Gemüther der Menschen, denen er eine Beisteuer abgewinnen wollte, ja er beleidigte sie ohne Noth, indem er seine Meinungen und Grillen über religiöse Gegenstände nicht zurückhalten konnte. Auch hierin erschien Basedow als das Gegenstück von Lavatern. Wenn dieser die Bibel buchstäblich und mit ihrem ganzen Inhalte, ja Wort vor Wort, bis auf den heutigen Tag für geltend annahm und für anwendbar hielt, so fühlte jener den unruhigsten Kitzel alles zu verneuen, und sowohl die Glaubenslehren als die äußerlichen kirchlichen Handlungen nach eignen einmal gefaßten Grillen umzumodeln. Am unbarmherzigsten jedoch, und am unvorsichtigsten verfuhr er mit denjenigen Vor-

ſtellungen, die ſich nicht unmittelbar aus der Bibel, ſondern von ihrer Auslegung beſchreiben, mit jenen Ausdrücken, philoſophiſchen Kunſtworten, oder ſinnlichen Gleichniſſen, womit die Kirchenväter und Concilien ſich das Unausſprechliche zu verdeutlichen, oder die Ketzer zu beſtreiten geſucht haben. Auf eine harte und unverantwortliche Weiſe erklärte er ſich vor jederman als den abgeſagteſten Feind der Dreyeinigkeit, und konnte gar nicht fertig werden, gegen dieß allgemein zugeſtandene Geheimniß zu argumentiren. Auch ich hatte im Privatgeſpräch von dieſer Unterhaltung ſehr viel zu leiden, und mußte mir die Hypoſtaſis und Ouſia, ſo wie das Proſopon immer wieder vorführen laſſen. Dagegen griff ich zu den Waffen der Paradoxie, überflügelte ſeine Meinungen und wagte das Verwegne mit Verwegnerem zu bekämpfen. Dieß gab meinem Geiſte wieder neue Anregung, und weil Baſedow viel beleſener war, auch die Fechterſtreiche des Disputirens gewandter als ich Naturaliſt zu führen wußte, ſo hatte ich mich immer mehr anzuſtrengen, je wichtigere Puncte unter uns abgehandelt wurden.

Eine ſo herrliche Gelegenheit mich, wo nicht aufzuklären, doch gewiß zu üben, konnte ich nicht kurz vorübergehen laſſen. Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigſten Geſchäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Baſedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterſchied empfand ich aber, wenn ich der Anmuth

mich gedachte, die von Lavatern ausging! Reinlich wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Basedow hingegen, viel zu sehr in sich gedrängt, konnte nicht auf sein Aeußeres merken. Schon daß er ununterbrochen schlechten Tabak rauchte, fiel äußerst lästig, um so mehr als er einen unreinlich bereiteten, schnell Feuer fangenden, aber häßlich dunstenden Schwamm, nach ausgerauchter Pfeife, sogleich wieder aufschlug, und jedesmal mit den ersten Zügen die Luft unerträglich verpestete. Ich nannte dieses Präparat Basedow'schen Stinkschwamm, und wollte ihn unter diesem Titel in der Naturgeschichte eingeführt wissen; worüber er großen Spaß hatte, wie die widerliche Vereinung, recht zum Ekel, umständlich auseinandersetzte, und mit großer Schadenfreude sich an meinem Abscheu behagte. Denn dieses war eine von den tiefgewurzelten üblen Eigenheiten des so trefflich begabten Mannes, daß er gern zu necken und die Unbesangenen tückisch anzustechen beliebte. Ruhen konnte er niemand sehn; durch grinsenden Spott mit heiserer Stimme reizte er auf, durch eine überraschende Frage setzte er in Verlegenheit, und lachte bitter, wenn er seinen Zweck erreicht hatte, war es aber wohl zufrieden, wenn man, schnell gefaßt, ihm etwas dagegen abgab.

Um wie viel größer war nun meine Sehnsucht nach Lavatern. Auch er schien sich zu freuen, als er mich

wieder ſah, vertraute mir manches bisher Erfahrne, beſonders was ſich auf den verſchiedenen Charakter der Mitgäſte bezog, unter denen er ſich ſchon viele Freunde und Anhänger zu verſchaffen gewußt. Nun fand ich ſelbſt manchen alten Bekannten, und an denen die ich in Jahren nicht geſehn, fing ich an die Bemerkung zu machen, die uns in der Jugend lange verborgen bleibt, daß die Männer altern, und die Frauen ſich verändern. Die Geſellſchaft nahm täglich zu. Es ward unmäßig getanzt, und, weil man ſich in den beiden großen Badehäuſern ziemlich nahe berührte, bei guter und genauer Bekanntſchaft mancherlei Scherz getrieben. Einſt verkleidete ich mich in einen Dorfgeiſtlichen, und ein namhafter Freund in deſſen Gattin; mir fielen der vornehmen Geſellſchaft durch allzu große Höflichkeit ziemlich zur Laſt, wodurch denn jedermann in guten Humor verſetzt wurde. An Abend-, Mitternacht- und Morgenſtändchen fehlte es auch nicht, und wir Jüngern genoſſen des Schlafs ſehr wenig.

Im Gegenſatze zu dieſen Zerſtreuungen brachte ich immer einen Theil der Nacht mit Baſedow zu. Dieſer legte ſich nie zu Bette, ſondern dictirte unaufhörlich. Manchmal warf er ſich auf's Lager und ſchlummerte, indeſſen ſein Tiro, die Feder in der Hand, ganz ruhig ſitzen blieb, und ſogleich bereit war fortzuſchreiben, wenn der halberwachte ſeinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Dieß alles geſchah in einem dichtverſchloſſenen, von Ta-

baks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz ausſetzte, ſprang ich zu Baſedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu ſprechen und zu disputiren geneigt war, und, wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze hineilte, noch eh ich die Thür hinter mir anzog, den Faden ſeiner Abhandlung ſo ruhig dictirend aufnahm, als wenn weiter nichts geweſen wäre.

Wir machten dann zuſammen auch manche Fahrt in die Nachbarſchaft, beſuchten die Schloſſer, beſonders adlicher Frauen, welche durchaus mehr als die Männer geneigt waren, etwas Geiſtiges und Geiſtliches aufzunehmen. Zu Naſſau, bei Frau von Stein, einer höchſt ehrwürdigen Dame, die der allgemeinſten Achtung genoß, fanden wir große Geſellſchaft. Frau von Laroche war gleichfalls gegenwärtig, an jungen Frauenzimmern und Kindern fehlte es auch nicht. Hier ſollte nun Lavater in phyſiognomiſche Verſuchung geführt werden, welche meiſt darin beſtand, daß man ihn verleiten wollte, Zufälligkeiten der Bildung für Grundform zu halten; er war aber beaugt genug, um ſich nicht täuſchen zu laſſen. Ich ſollte nach wie vor die Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und den Wohnort Lottens bezeugen, welchem Anſinnen ich mich nicht auf die artigſte Weiſe entzog, dagegen die Kinder um mich verſammelte, um ihnen recht ſeltſame Mährchen zu erzählen, welche aus lauter bekannten Gegenſtänden zuſammengeſonnen waren; wobei ich den großen Vortheil hatte, daß kein

Glied meines Hörkreises mich etwa zudringlich gefragt hätte, was denn wohl daran für Wahrheit oder Dichtung zu halten seyn möchte.

Basedow brachte das einzige vor das Noth sey, nämlich eine bessere Erziehung der Jugend; weßhalb er die Vornehmen und Begüterten zu ansehnlichen Beiträgen aufforderte. Kaum aber hatte er, durch Gründe sowohl als durch leidenschaftliche Beredtsamkeit, die Gemüther wo nicht sich zugewendet, doch zum guten Willen vorbereitet, als ihn der böse antitrinitarische Geist ergriff, und er, ohne das mindeste Gefühl wo er sich befinde, in die wunderlichsten Reden ausbrach, in seinem Sinne höchst religiös, nach Ueberzeugung der Gesellschaft höchst lästerlich. Lavater, durch sanften Ernst, ich durch ableitende Scherze, die Frauen durch zerstreuende Spaziergänge, suchten Mittel gegen dieses Unheil; die Verstimmung jedoch konnte nicht geheilt werden. Eine christliche Unterhaltung, die man sich von Lavaters Gegenwart versprochen, eine pädagogische, wie man sie von Basedow erwartete, eine sentimentale, zu der ich mich bereit finden sollte, alles war auf einmal gestört und aufgehoben. Auf dem Heimwege machte Lavater ihm Vorwürfe, ich aber bestrafte ihn auf eine lustige Weise. Es war heiße Zeit, und der Tabaksdampf mochte Basedow's Gaumen noch mehr getrocknet haben; sehnlichst verlangte er nach einem Glase Bier, und als er an der Landstraße von weitem ein Wirthshaus erblickte, befahl

er höchſt gierig dem Kutſcher, dort ſtille zu halten. Ich aber, im Augenblicke daß derſelbe anfahren wollte, rufe ihm mit Gewalt gebieteriſch zu, er ſolle weiter fahren! Baſedow, überraſcht, konnte kaum mit heiſerer Stimme das Gegentheil hervorbringen. Ich trieb den Kutſcher nur heftiger an, der mir gehorchte. Baſedow verwünſchte mich, und hätte gern mit Fäuſten zugeſchlagen; ich aber erwiderte ihm mit der größten Gelaſſenheit: Vater, ſeyd ruhig! Ihr habt mir großen Dank zu ſagen. Glücklicherweiſe ſahe ihr das Bierzeichen nicht! Es iſt aus zwey verſchränkten Triangeln zuſammengeſetzt. Nun werdet ihr über Einem Triangel gewöhnlich ſchon toll; wären euch die beiden zu Geſicht gekommen, man hätte euch müſſen an Ketten legen. Dieſer Spaß brachte ihn zu einem unmäßigen Gelächter, zwiſchendurch ſchalt und verwünſchte er mich, und Lavater übte ſeine Geduld an dem alten und jungen Thoren.

Als nun in der Hälfte des July Lavater ſich zur Abreiſe bereitete, fand Baſedow ſeinen Vortheil, ſich anzuſchließen, und ich hatte mich in dieſe bedeutende Geſellſchaft ſchon ſo eingewohnt, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, ſie zu verlaſſen. Eine ſehr angenehme, Herz und Sinn erfreuende Fahrt hatten wir die Lahn hinab. Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine ſchrieb ich jenes Lied: „Hoch auf dem alten Thurme ſteht" in Lipſens Stammbuch, und als es wohl aufgenommen wurde, um, nach meiner böſen Art, den

Eindruck wieder zu verderben, allerlei Knittelreime und Poſſen auf die nächſten Blätter. Ich freute mich den herrlichen Rhein wiederzuſehn, und ergötzte mich an der Ueberraſchung derer, die dieſes Schauſpiel noch nicht genoſſen hatten. Nun landeten wir in Coblenz; wohin wir traten, war der Zudrang ſehr groß, und jeder von uns Dreyen erregte nach ſeiner Art Antheil und Neugierde. Baſedow und ich ſchienen zu wetteifern, wer am unartigſten ſeyn könnte; Lavater benahm ſich vernünftig und klug, nur daß er ſeine Herzensmeinungen nicht verbergen konnte, und dadurch, mit dem reinſten Willen, allen Menſchen vom Mittelſchlag höchſt auffallend erſchien.

Das Andenken an einen wunderlichen Wirthstiſch in Coblenz habe ich in Knittelverſen aufbewahrt, die nun auch, mit ihrer Sippſchaft, in meiner neuen Ausgabe ſtehn mögen. Ich ſaß zwiſchen Lavater und Baſedow: der erſte belehrte einen Landgeiſtlichen über die Geheimniſſe der Offenbarung Johannis, und der andere bemühte ſich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeiſter zu beweiſen, daß die Taufe ein veralteter und für unſere Zeiten gar nicht berechneter Gebrauch ſey. Und wie wir nun fürder nach Köln zogen, ſchrieb ich in irgend ein Album:

Und, wie nach Emmaus, weiter ging's
Mit Sturm- und Feuerſchritten:
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Glücklicherweiſe hatte dieſes Weltkind auch eine Seite die nach dem Himmliſchen deutete, welche nun auf

eine ganz eigne Weiſe berührt werden ſollte. Schon in Ems hatte ich mich gefreut, als ich vernahm, daß wir in Köln die Gebrüder Jacobi treffen ſollten, welche mit andern vorzüglichen und aufmerkſamen Männern ſich jenen beiden merkwürdigen Reiſenden entgegen bewegten. Ich an meinem Theile hoffte von ihnen Vergebung wegen kleiner Unarten zu erhalten, die aus unſerer großen, durch Herders ſcharfen Humor veranlaßten Unart entſprungen waren. Jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi ſich öffentlich an einander erfreuten, hatten uns zu mancherlei Scherzen Gelegenheit gegeben, und wir bedachten nicht, daß eben ſo viel Selbſtgefälligkeit dazu gehöre, andern die ſich behaglich fühlen, wehe zu thun, als ſich ſelbſt oder ſeinen Freunden überflüſſiges Gute zu erzeigen. Es war dadurch eine gewiſſe Mißhelligkeit zwiſchen dem Ober- und Unterrhein entſtanden, aber von ſo geringer Bedeutung, daß ſie leicht vermittelt werden konnte, und hierzu waren die Frauen vorzüglich geeignet. Schon Sophie Laroche gab uns den beſten Begriff von dieſen edlen Brüdern; Demoiſelle Fahlmer, von Düſſeldorf nach Frankfurt gezogen, und jenem Kreiſe innig verwandt, gab durch die große Zartheit ihres Gemüths, durch die ungemeine Bildung des Geiſtes, ein Zeugniß von dem Werth der Geſellſchaft in der ſie herangewachſen. Sie beſchämte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unſerer grellen oberdeutſchen Manier, ſie lehrte uns Scho-

nung, indem ſie uns fühlen ließ, daß wir derſelben auch wohl bedürften. Die Treuherzigkeit der jüngern Jacobiſchen Schweſter, die große Heiterkeit der Gattin von Fritz Jacobi, leiteten unſern Geiſt und Sinn immer mehr und mehr nach jenen Gegenden. Die letztgedachte war geeignet, mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, ſich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Weſen an die Rubens'ſchen Frauen erinnerte. Genannte Damen hatten, bei längerem und kürzerem Aufenthalte in Frankfurt, mit meiner Schweſter die engſte Verbindung geknüpft, und das ernſte ſtarre, gewiſſermaßen liebloſe Weſen Corneliens aufgeſchloſſen und erheitert, und ſo war uns denn ein Düſſeldorf, ein Pempelfort dem Geiſt und Herzen nach in Frankfurt zu Theil geworden.

Unſer erſtes Begegnen in Köln konnte daher ſogleich offen und zutraulich ſeyn: denn jener Frauen gute Meinung von uns hatte gleichfalls nach Hauſe gewirkt; man behandelte mich nicht, wie bisher auf der Reiſe, bloß als den Dunſtſchweif jener beiden großen Wandelſterne, ſondern man wendete ſich auch beſonders an mich, um mir manches Gute zu ertheilen, und ſchien geneigt, auch von mir zu empfangen. Ich war meiner bisherigen Thorheiten und Frechheiten müde, hinter denen ich doch eigentlich nur den Unmuth verbarg, daß für mein Herz, für mein Gemüth auf dieſer Reiſe ſo wenig

geſorgt werde; es brach daher mein Inneres mit Gewalt hervor, und dieß mag die Urſache ſeyn, warum ich mich der einzelnen Vorgänge wenig erinnere. Das was man gedacht, die Bilder die man geſehn, laſſen ſich in dem Verſtand und in der Einbildungskraft wieder hervorrufen; aber das Herz iſt nicht ſo gefällig, es wiederholt uns nicht die ſchönen Gefühle, und am wenigſten ſind wir vermögend, uns enthuſiaſtiſche Momente wieder zu vergegenwärtigen; man wird unvorbereitet davon überfallen und überläßt ſich ihnen unbewußt. Andere die uns in ſolchen Augenblicken beobachten, haben deßhalb davon eine klarere und reinere Anſicht als wir ſelbſt.

Religiöſe Geſpräche hatte ich bisher ſachte abgelehnt, und verſtändige Anfragen ſelten mit Beſcheidenheit erwidert, weil ſie mir gegen das was ich ſuchte, nur allzu beſchränkt ſchienen. Wenn man mir ſeine Gefühle, ſeine Meinungen über meine eignen Productionen aufdringen wollte, beſonders aber wenn man mich mit den Forderungen des Alltagsverſtandes peinigte und mir ſehr entſchieden vortrug, was ich hätte thun und laſſen ſollen, dann zerriß der Geduldsfaden, und das Geſpräch zerbrach oder zerbröckelte ſich, ſo daß niemand mit einer ſonderlich günſtigen Meinung von mir ſcheiden konnte. Viel natürlicher wäre mir geweſen, mich freundlich und zart zu erweiſen; aber mein Gemüth wollte nicht geſchulmeiſtert, ſondern durch freies Wohlwollen aufgeſchloſſen, und durch wahre Theilnahme zur Hingebung

angeregt seyn. Ein Gefühl aber, das bei mir gewaltig überhand nahm, und sich nicht wundersam genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins: eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie ist in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt und wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob sie gleich im Augenblick, wo sie sich unmittelbar am Leben und im Leben selbst ausdrückte, jederman seltsam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich scheinen mußte.

Köln war der Ort, wo das Alterthum eine solche unzuberechnende Wirkung auf mich ausüben konnte. Die Ruine des Doms (denn ein nichtfertiges Werk ist einem zerstörten gleich) erregte die von Straßburg her gewohnten Gefühle. Kunstbetrachtungen konnte ich nicht anstellen, mir war zu viel und zu wenig gegeben, und niemand fand sich, der mir aus dem Labyrinth des Geleisteten und Beabsichtigten, der That und des Vorsatzes, des Erbauten und Angedeuteten hätte heraushelfen können, wie es jetzt wohl durch unsere fleißigen beharrlichen Freunde geschieht. In Gesellschaft bewunderte ich zwar diese merkwürdigen Hallen und Pfeiler, aber einsam versenkte ich mich in dieses, mitten in seiner Erschaffung, fern von der Vollendung schon erstarrte Weltgebäude, immer mißmuthig. Hier war abermals ein ungeheurer Gedanke nicht zur Ausführung gekommen! Scheint es doch, als wäre die Architektur nur da, um

uns zu überzeugen, daß durch mehrere Menſchen, in einer Folge von Zeit, nichts zu leiſten iſt, und daß in Künſten und Thaten nur dasjenige zu Stande kommt, was, wie Minerva, erwachſen und gerüſtet aus des Erfinders Haupt hervorſpringt.

In dieſen mehr drückenden als herzerhebenden Augenblicken ahnete ich nicht, daß mich das zarteſte und ſchönſte Gefühl ſo ganz nah erwartete. Man führte mich in Jappachs Wohnung, wo mir das was ich ſonſt nur innerlich zu bilden pflegte, wirklich und ſinnlich entgegentrat. Dieſe Familie mochte längſt ausgeſtorben ſeyn, aber in dem Untergeſchoß, das an einen Garten ſtieß, fanden wir nichts verändert. Ein durch braunrothe Ziegelrauten regelmäßig verziertes Eſtrich, hohe geſchnitzte Seſſel mit ausgenähten Sitzen und Rücken, Tiſchblätter, künſtlich eingelegt, auf ſchweren Füßen, metallene Hängeleuchter, ein ungeheures Kamin und dem angemeſſenes Feuergeräthe, alles mit jenen früheren Tagen übereinſtimmend und in dem ganzen Raume nichts neu, nichts heutig als wir ſelber. Was nun aber die hiedurch wunderſam aufgeregten Empfindungen überſchwenglich vermehrte und vollendete, war ein großes Familiengemählde über dem Kamin. Der ehemalige reiche Inhaber dieſer Wohnung ſaß mit ſeiner Frau, von Kindern umgeben, abgebildet: alle gegenwärtig, friſch und lebendig wie von geſtern, ja von heute, und doch waren ſie ſchon alle vorübergegangen. Auch dieſe

friſchen rundbäckigen Kinder hatten gealtert, und ohne dieſe kunſtreiche Abbildung wäre kein Gedächtniß von ihnen übrig geblieben. Wie ich, überwältigt von dieſen Eindrücken, mich verhielt und benahm, wüßte ich nicht zu ſagen. Der tiefſte Grund meiner menſchlichen Anlagen und dichteriſchen Fähigkeiten ward durch die unendliche Herzensbewegung aufgedeckt, und alles Gute und Liebevolle was in meinem Gemüthe lag, mochte ſich aufſchließen und hervorbrechen: denn von dem Augenblick an ward ich, ohne weitere Unterſuchung und Verhandlung, der Neigung, des Vertrauens jener vorzüglichen Männer für mein Leben theilhaft.

In Gefolg von dieſem Seelen- und Geiſtesverein, wo alles was in einem jeden lebte zur Sprache kam, erbot ich mich, meine neuſten und liebſten Balladen zu recitiren. Der König von Thule, und „Es war ein Bube frech genung" thaten gute Wirkung, und ich trug ſie um ſo gemüthlicher vor, als meine Gedichte mir noch an's Herz geknüpft waren, und nur ſelten über die Lippen kamen. Denn mich hinderten leicht gewiſſe gegenwärtige Perſonen, denen mein überzartes Gefühl vielleicht unrecht thun mochte; ich ward manchmal mitten im Recitiren irre und konnte mich nicht wieder zurecht finden. Wie oft bin ich nicht deßhalb des Eigenſinns und eines wunderlichen grillenhaften Weſens angeklagt worden!

Ob mich nun gleich die dichteriſche Darſtellungsweiſe am meiſten beſchäftigte, und meinem Naturell eigentlich

zusagte, so war mir doch auch das Nachdenken über Gegenstände aller Art nicht fremd, und Jacobi's originelle, seiner Natur gemäße Richtung gegen das Unerforschliche höchst willkommen und gemüthlich. Hier that sich kein Widerstreit hervor, nicht ein christlicher wie mit Lavater, nicht ein didaktischer wie mit Basedow. Die Gedanken, die mir Jacobi mittheilte, entsprangen unmittelbar aus seinem Gefühl, und wie eigen war ich durchdrungen, als er mir, mit unbedingtem Vertrauen, die tiefsten Seelenforderungen nicht verhehlte. Aus einer so wundersamen Vereinigung von Bedürfniß, Leidenschaft und Ideen, konnten auch für mich nur Vorahnungen entspringen dessen, was mir vielleicht künftig deutlicher werden sollte. Glücklicherweise hatte ich mich auch schon von dieser Seite wo nicht gebildet, doch bearbeitet und in mich das Daseyn und die Denkweise eines außerordentlichen Mannes aufgenommen, zwar nur unvollständig und wie auf den Raub, aber ich empfand davon doch schon bedeutende Wirkungen. Dieser Geist, der so entschieden auf mich wirkte, und der auf meine ganze Denkweise so großen Einfluß haben sollte, war Spinoza. Nachdem ich mich nämlich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens vergebens umgesehn hatte, gerieth ich endlich an die Ethik dieses Mannes. Was ich mir aus dem Werke mag herausgelesen, was ich in dasselbe mag hineingelesen haben, davon wüßte ich keine Rechenschaft zu geben, genug ich fand

hier eine Beruhigung meiner Leidenſchaften, es ſchien ſich mir eine große und freie Ausſicht über die ſinnliche und ſittliche Welt aufzutun. Was mich aber beſonders an ihn feſſelte, war die gränzenloſe Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe", mit allen den Vorderſätzen worauf es ruht, mit allen den Folgen die daraus entſpringen, erfüllte mein ganzes Nachdenken. Uneigennützig zu ſeyn in allem, am uneigennützigſten in Liebe und Freundſchaft, war meine höchſte Luſt, meine Maxime, meine Ausübung, ſo daß jenes freche ſpätere Wort „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" mir recht aus dem Herzen geſprochen iſt. Uebrigens möge auch hier nicht verkannt werden, daß eigentlich die innigſten Verbindungen nur aus dem Entgegengeſetzten folgen. Die alles ausgleichende Ruhe Spinoza's contraſtirte mit meinem alles aufregenden Streben, ſeine mathematiſche Methode war das Widerſpiel meiner poetiſchen Sinnes- und Darſtellungsweiſe, und eben jene geregelte Behandlungsart, die man ſittlichen Gegenſtänden nicht angemeſſen finden wollte, machte mich zu ſeinem leidenſchaftlichen Schüler, zu ſeinem entſchiedenſten Verehrer. Geiſt und Herz, Verſtand und Sinn ſuchten ſich mit nothwendiger Wahlverwandtſchaft, und durch dieſe kam die Vereinigung der verſchiedenſten Weſen zu Stande.

Nun war aber alles in der erſten Wirkung und Gegen-

wirkung, gährend und siedend. Fritz Jacobi, der Erste den ich in dieses Chaos hinein blicken ließ, er, dessen Natur gleichfalls im Tiefsten arbeitete, nahm mein Vertrauen herzlich auf, erwiderte dasselbe und suchte mich in seinen Sinn einzuleiten. Auch er empfand ein unaussprechliches geistiges Bedürfniß, auch er wollte es nicht durch fremde Hülfe beschwichtigt, sondern aus sich selbst herausgebildet und aufgeklärt haben. Was er mir von dem Zustande seines Gemüthes mittheilte, konnte ich nicht fassen, um so weniger, als ich mir keinen Begriff von meinem eignen machen konnte. Doch er, der in philosophischem Denken, selbst in Betrachtung des Spinoza, mir weit vorgeschritten war, suchte mein dunkles Bestreben zu leiten und aufzuklären. Eine solche reine Geistesverwandtschaft war mir neu, und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mittheilung. Nachts, als wir uns schon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, suchte ich ihn nochmals auf. Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt.

Doch wüßte ich von jenem Unaussprechlichen gegenwärtig keine Rechenschaft zu liefern; deutlicher ist mir eine Fahrt nach dem Jagdschlosse Bensberg, das, auf der rechten Seite des Rheins gelegen, der herrlichsten Aussicht genoß. Was mich daselbst über die Maßen

entzückte, waren die Wandverzierungen durch Weenix. Wohlgeordnet lagen alle Thiere, welche die Jagd nur liefern kann, rings umher wie auf dem Sockel einer großen Säulenhalle: über sie hinaus sah man in eine weite Landschaft. Jene entlebten Geschöpfe zu beleben, hatte der außerordentliche Mann sein ganzes Talent erschöpft, und in Darstellung des mannichfaltigsten thierischen Ueberkleides, der Borsten, der Haare, der Federn, des Geweihes, der Klauen, sich der Natur gleichgestellt, in Absicht auf Wirkung sie übertroffen. Hatte man die Kunstwerke im Ganzen genugsam bewundert, so ward man genöthigt, über die Handgriffe nachzudenken, wodurch solche Bilder so geistreich als mechanisch hervorgebracht werden konnten. Man begriff nicht, wie sie durch Menschenhände entstanden seyen und durch was für Instrumente. Der Pinsel war nicht hinreichend; man mußte ganz eigne Verrichtungen annehmen, durch welche ein so Mannichfaltiges möglich geworden. Man näherte, man entfernte sich mit gleichem Erstaunen: die Ursache war so bewundernswerth als die Wirkung.

Die weitere Fahrt rheinabwärts ging froh und glücklich von statten. Die Ausbreitung des Flusses lader auch das Gemüth ein, sich auszubreiten und nach der Ferne zu sehen. Wir gelangten nach Düsseldorf und von da nach Pempelfort, dem angenehmsten und heitersten Aufenthalt, wo ein geräumiges Wohngebäude an weite wohlunterhaltene Gärten stoßend, einen sinnigen und sittigen

gen

gen Kreis verſammelte. Die Familienglieder waren zahlreich und an Fremden fehlte es nie, die ſich in dieſen reichlichen und angenehmen Verhältniſſen gar wohl gefielen.

In der Düſſeldorfer Galerie konnte meine Vorliebe für die Niederländiſche Schule reichliche Nahrung finden. Der tüchtigen, derben von Naturfülle glänzenden Bilder fanden ſich ganze Säle, und wenn auch nicht eben meine Einſicht vermehrt wurde, meine Kenntniß ward doch bereichert und meine Liebhaberey beſtärkt.

Die ſchöne Ruhe, Behaglichkeit und Beharrlichkeit, welche den Hauptcharakter dieſes Familienvereins bezeichneten, belebten ſich gar bald vor den Augen des Gaſtes, indem er wohl bemerken konnte, daß ein weiter Wirkungskreis von hier ausging und anderwärts eingriff. Die Thätigkeit und Wohlhabenheit benachbarter Städte und Ortſchaften trug nicht wenig bei, das Gefühl einer inneren Zufriedenheit zu erhöhen. Wir beſuchten Elberfeld und erfreuten uns an der Rührigkeit ſo mancher wohlbeſtellten Fabriken. Hier fanden wir unſern Jung, genannt Stilling, wieder, der uns ſchon in Coblenz entgegengekommen war, und der den Glauben an Gott und die Treue gegen die Menſchen immer zu ſeinem köſtlichen Geleit hatte. Hier ſahen wir ihn in ſeinem Kreiſe und freuten uns des Zutrauens, das ihm ſeine Mitbürger ſchenkten, die mit irdiſchem Erwerb beſchäftigt, die himmliſchen Güter nicht außer Acht ließen. Die betriebſame Gegend gab einen beruhigenden Anblick, weil das

Nützliche hier aus Ordnung und Reinlichkeit hervortrat. Wir verlebten in diesen Betrachtungen glückliche Tage.

Kehrte ich dann wieder zu meinem Freunde Jacobi zurück, so genoß ich des entzückenden Gefühls einer Verbindung durch das innerste Gemüth. Wir waren beide von der lebendigsten Hoffnung gemeinsamer Wirkung belebt, dringend forderte ich ihn auf, alles was sich in ihm rege und bewege, in irgend einer Form kräftig darzustellen. Es war das Mittel, wodurch ich mich aus so viel Verwirrungen herausgerissen hatte, ich hoffte, es solle auch ihm zusagen. Er säumte nicht, es mit Muth zu ergreifen, und wie viel Gutes, Schönes, Herzerfreuendes hat er nicht geleistet! Und so schieden wir endlich in der seligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen werde, wie es sich im Laufe des Lebens nur allzu sehr offenbarte.

Was mir ferner auf dem Rückwege rheinaufwärts begegnet, ist mir ganz aus der Erinnerung verschwunden, theils weil der zweyte Anblick der Gegenstände in Gedanken mit dem ersten zu verfließen pflegt, theils auch, weil ich, in mich gekehrt, das Viele was ich erfahren hatte, zurecht zu legen, das was auf mich gewirkt, zu verarbeiten trachtete. Von einem wichtigen Resultat, das mir eine Zeit lang viel Beschäftigung gab, indem es mich zum Hervorbringen aufforderte, gedenke ich gegenwärtig zu reden.

Bei meiner überfreien Geſinnung, bei meinem völlig zweck- und planloſen Leben und Handeln, konnte mir nicht verborgen bleiben, daß Lavater und Baſedow geiſtige, ja geiſtliche Mittel zu irdiſchen Zwecken gebrauchten. Mir, der ich mein Talent und meine Tage abſichtslos vergeudete, mußte ſchnell auffallen, daß beide Männer, jeder auf ſeine Art, indem ſie zu lehren, zu unterrichten und zu überzeugen bemüht waren, doch auch gewiſſe Abſichten im Hinterhalte verbargen, an deren Beförderung ihnen ſehr gelegen war. Lavater ging zart und klug, Baſedow heftig, frevelhaft, ſogar plump zu Werke; auch waren beide von ihren Liebhabereyen, Unternehmungen und von der Vortrefflichkeit ihres Treibens ſo überzeugt, daß man ſie für redliche Männer halten, ſie lieben und verehren mußte. Lavatern beſonders konnte man zum Ruhme nachſagen, daß er wirklich höhere Zwecke hatte und, wenn er weltklug handelte, wohl glauben durfte, der Zweck heilige die Mittel. Indem ich nun beide beobachtete, ja ihnen frei heraus meine Meinung geſtand, und die ihrige dagegen vernahm, ſo wurde der Gedanke rege, daß freilich der vorzügliche Menſch das Göttliche, was in ihm iſt, auch außer ſich verbreiten möchte. Dann aber trifft er auf die rohe Welt, und um auf ſie zu wirken, muß er ſich ihr gleichſtellen; hierdurch aber vergibt er jenen hohen Vorzügen gar ſehr, und am Ende begibt er ſich ihrer gänzlich. Das Himmliſche, Ewige wird in den Körper

irdiſcher Abſichten eingeſenkt und zu vergänglichen Schickſalen mit fortgeriſſen. Nun betrachtete ich den Lebensgang beider Männer aus dieſem Geſichtspunct, und ſie ſchienen mir eben ſo ehrwürdig als bedauernswerth: denn ich glaubte vorauszuſehn, daß beide ſich genöthigt finden konnten, das Obere dem Unteren aufzuopfern. Weil ich nun aber alle Betrachtungen dieſer Art bis auf's Aeußerſte verfolgte, und über meine enge Erfahrung hinaus nach ähnlichen Fällen in der Geſchichte mich umſah, ſo entwickelte ſich bei mir der Vorſatz, an dem Leben Mahomets, den ich nie als einen Betrüger hatte anſehen können, jene von mir in der Wirklichkeit ſo lebhaft angeſchauten Wege, die anſtatt zum Heil, vielmehr zum Verderben führen, dramatiſch darzuſtellen. Ich hatte kurz vorher das Leben des orientaliſchen Propheten mit großem Intereſſe geleſen und ſtudirt, und war daher, als der Gedanke mir aufging, ziemlich vorbereitet. Das Ganze näherte ſich mehr der regelmäßigen Form, zu der ich mich ſchon wieder hinneigte, ob ich mich gleich der dem Theater einmal errungenen Freiheit, mit Zeit und Ort nach Belieben ſchalten zu dürfen, mäßig bediente. Das Stück fing mit einer Hymne an, welche Mahomet allein unter dem heiteren Himmel anſtimmt. Erſt verehrt er die unendlichen Geſtirne als eben ſo viele Götter; dann ſteigt der freundliche Stern Gad (unſer Jupiter) hervor und nun wird dieſem als dem König der Geſtirne, ausſchließliche Verehrung gewidmet. Nicht

lange, ſo bewegt ſich der Mond herauf und gewinnt Aug' und Herz des Anbetenden, der ſodann, durch die hervortretende Sonne herrlich erquickt und geſtärkt, zu neuem Preiſe aufgerufen wird. Aber dieſer Wechſel, wie erfreulich er auch ſeyn mag, iſt dennoch beunruhigend, das Gemüth empfindet, daß es ſich nochmals überbieten muß; es erhebt ſich zu Gott, dem Einzigen, Ewigen, Unbegränzten, dem alle dieſe begränzten herrlichen Weſen ihr Daſeyn zu verdanken haben. Dieſe Hymne hatte ich mit viel Liebe gedichtet; ſie iſt verloren gegangen, würde ſich aber zum Zweck einer Cantate wohl wieder herſtellen laſſen, und ſich dem Muſiker durch die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks empfehlen. Man müßte ſich aber, wie es auch damals ſchon die Abſicht war, den Anführer einer Karawane mit ſeiner Familie und dem ganzen Stamme denken, und ſo würde für die Abwechſelung der Stimmen und die Macht der Chöre wohl geſorgt ſeyn.

Nachdem ſich alſo Mahomet ſelbſt bekehrt, theilt er dieſe Gefühle und Geſinnungen den Seinigen mit; ſeine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweyten Act verſucht er ſelbſt, beftiger aber Ali, dieſen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten. Hier zeigt ſich Beiſtimmung und Widerſetzlichkeit, nach Verſchiedenheit der Charakter. Der Zwiſt beginnt, der Streit wird gewaltſam, und Mahomet muß entfliehn. Im dritten Act bezwingt er ſeine Gegner, macht ſeine Religion zur öffentlichen, reinigt die Kaaba von den Götzenbildern;

weil aber doch nicht alles durch Kraft zu thun ist, so muß er auch zur List seine Zuflucht nehmen. Das Irdische wächst und breitet sich aus, das Göttliche tritt zurück und wird getrübt. Im vierten Acte verfolgt Mahomet seine Eroberungen, die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, alle denkbaren Mittel müssen benutzt werden; es fehlt nicht an Grausamkeiten. Eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich vergiftet. Seine große Fassung, die Wiederkehr zu sich selbst, zum höheren Sinne, machen ihn der Bewunderung würdig. Er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

So war der Entwurf einer Arbeit, die mich lange im Geist beschäftigte: denn gewöhnlich mußte ich erst etwas im Sinne beisammen haben, eh ich zur Ausführung schritt. Alles was das Genie durch Charakter und Geist über die Menschen vermag, sollte dargestellt werden, und wie es dabei gewinnt und verliert. Mehrere einzuschaltende Gesänge wurden vorläufig gedichtet, von denen ist allein noch übrig, was, überschrieben Mahomets Gesang, unter meinen Gedichten steht. Im Stücke sollte Ali, zu Ehren seines Meisters, auf dem höchsten Puncte des Gelingens diesen Gesang vortragen, kurz vor der Umwendung, die durch das Gift geschieht. Ich erinnere mich auch noch der Intentionen einzelner Stellen, doch würde mich die Entwickelung derselben hier zu weit führen.

Funfzehntes Buch.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16252378

Von so vielfachen Zerstreuungen, die doch meist zu ernsten, ja religiösen Betrachtungen Anlaß gaben, kehrte ich immer wieder zu meiner edlen Freundin von Klettenberg zurück, deren Gegenwart meine stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften, wenigstens für einen Augenblick beschwichtigte, und der ich von solchen Vorsätzen nach meiner Schwester am liebsten Rechenschaft gab. Ich hätte wohl bemerken können, daß von Zeit zu Zeit ihre Gesundheit abnahm, allein ich verhehlte mir's, und durfte dieß um so eher, als ihre Heiterkeit mit der Krankheit zunahm. Sie pflegte nett und reinlich am Fenster in ihrem Sessel zu sitzen, vernahm die Erzählungen meiner Ausflüge mit Wohlwollen, so wie dasjenige was ich ihr vorlas. Manchmal zeichnete ich ihr auch etwas hin, um die Gegenden leichter zu beschreiben, die ich gesehn hatte. Eines Abends, als ich mir eben mancherlei Bilder wieder hervorgerufen, kam bei untergehender Sonne, sie und ihre Umgebung mir wie verklärt vor, und ich konnte mich nicht enthalten, so gut es meine Unfähigkeit zuließ, ihre Person und die Gegenstände des Zimmers in ein Bild zu bringen, das unter den Händen eines kunstfertigen Mahlers, wie Kersting, höchst anmuthig geworden wäre.

Ich sendete es an eine auswärtige Freundin und legte als Commentar und Supplement ein Lied hinzu.

Sieh in diesem Zauberspiegel
Einen Traum, wie lieb und gut
Unter ihres Gottes Flügel
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber
Aus des Lebens Wege stritt,
Sieh dein Bild ihr gegenüber
Und den Gott der für euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduld'gem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Wenn ich mich in diesen Strophen, wie auch sonst wohl manchmal geschah, als einen Auswärtigen, Fremden, sogar als einen Heiden gab, war ihr dieses nicht zuwider, vielmehr versicherte sie mir, daß ich ihr so lieber sey als früher; da ich mich der christlichen Terminologie bedient, deren Anwendung mir nie recht habe glücken wollen; ja es war schon hergebracht, wenn ich ihr Missionsberichte vorlas, welche zu hören ihr immer sehr angenehm war, daß ich mich der Völker gegen die Missionarien annehmen, und ihren früheren Zustand dem neuern vorziehen durfte. Sie blieb immer freundlich und sanft, und schien meiner und meines Heils wegen nicht in der mindesten Sorge zu seyn.

Daß ich mich aber nach und nach immer mehr von jenem Bekenntniß entfernte, kam daher, weil ich dasselbe

mit allzu großem Ernst, mit leidenschaftlicher Liebe zu ergreifen gesucht hatte. Seit meiner Annäherung an die Brüdergemeine hatte meine Neigung zu dieser Gesellschaft, die sich unter der Siegesfahne Christi versammelte, immer zugenommen. Jede positive Religion hat ihren größten Reiz, wenn sie im Werden begriffen ist; deßwegen ist es so angenehm sich in die Zeiten der Apostel zu denken, wo sich alles noch frisch und unmittelbar geistig dargestellt, und die Brüdergemeine hatte hierin etwas Magisches, daß sie jenen ersten Zustand fortzusetzen, ja zu verewigen schien. Sie knüpfte ihren Ursprung an die frühsten Zeiten an, sie war niemals fertig geworden, sie hatte sich nur in unbemerkten Ranken durch die rohe Welt hindurchgewunden; nun schlug ein einzelnes Auge, unter dem Schutz eines frommen vorzüglichen Mannes, Wurzel, um sich abermals aus unmerklichen, zufällig scheinenden Anfängen, weit über die Welt auszubreiten. Der wichtigste Punct hierbei war der, daß man die religiöse und bürgerliche Verfassung unzertrennlich in eins zusammenschlang, daß der Lehrer zugleich als Gebieter, der Vater zugleich als Richter dastand; ja was noch mehr war, das göttliche Oberhaupt, dem man in geistlichen Dingen einen unbedingten Glauben geschenkt hatte, ward auch zu Lenkung weltlicher Angelegenheiten angerufen, und seine Antwort, sowohl was die Verwaltung im Ganzen, als auch was jeden Einzelnen bestimmen sollte, durch den Ausspruch des

Looses mit Ergebenheit vernommen. Die schöne Ruhe, wie sie wenigstens das Aeußere bezeugte, war höchst einladend, indem von der andern Seite, durch den Missionsberuf, alle Thatkraft, die in dem Menschen liegt, in Anspruch genommen wurde. Die trefflichen Männer, die ich auf dem Synodus zu Marienborn, wohin mich Legationsrath Moritz, Geschäftsträger der Grafen von Isenburg, mitnahm, kennen lernte, hatten meine ganze Verehrung gewonnen, und es wäre nur auf sie angekommen, mich zu dem Ihrigen zu machen. Ich beschäftigte mich mit ihrer Geschichte, mit ihrer Lehre, der Herkunft und Ausbildung derselben, und fand mich in dem Fall, davon Rechenschaft zu geben, und mich mit Theilnehmenden darüber zu unterhalten. Ich mußte jedoch bemerken, daß die Brüder so wenig als Fräulein von Klettenberg mich für einen Christen wollten gelten lassen, welches mich anfangs beunruhigte, nachher aber meine Neigung einigermaßen erkältete. Lange konnte ich jedoch den eigentlichen Unterscheidungsgrund nicht auffinden, ob er gleich ziemlich am Tage lag, bis er mir mehr zufällig als durch Forschung entgegendrang. Was mich nämlich von der Brüdergemeine so wie von andern werthen Christenseelen absonderte, war dasselbige, worüber die Kirche schon mehr als Einmal in Spaltung gerathen war. Ein Theil behauptete, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verdorben sey, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an

ihr zu finden, deßhalb der Menſch auf ſeine eignen Kräfte durchaus Verzicht zu thun, und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menſchen ſehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewiſſen Keim zugeſtehn, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geiſtiger Glückſeligkeit emporwachſen könne. Von dieſer letztern Ueberzeugung war ich auf's innigſte durchdrungen, ohne es ſelbſt zu wiſſen, obwohl ich mich mit Mund und Feder zu dem Gegentheile bekannt hatte; aber ich dämmerte ſo hin, das eigentliche Dilemma hatte ich mir nie ausgeſprochen. Aus dieſem Traume wurde ich jedoch einſt ganz unvermuthet geriſſen, als ich dieſe meine, wie mir ſchien, höchſt unſchuldige Meinung, in einem geiſtlichen Geſpräch ganz unbewunden eröffnete, und deßhalb eine große Strafpredigt erdulden mußte. Dieß ſey eben, behauptete man mir entgegen, der wahre Pelagianismus, und gerade zum Unglück der neueren Zeit, wolle dieſe verderbliche Lehre wieder um ſich greifen. Ich war hierüber erſtaunt, ja erſchrocken. Ich ging in die Kirchengeſchichte zurück, betrachtete die Lehre und die Schickſale des Pelagius näher, und ſah nun deutlich, wie dieſe beiden unvereinbaren Meinungen durch Jahrhunderte hin und her gewogt, und von den Menſchen, je nachdem ſie mehr thätiger oder leidender Natur geweſen, aufgenommen und bekannt worden.

Mich hatte der Lauf der vergangenen Jahre unablässig zu Uebung eigner Kraft aufgefordert, in mir arbeitete eine rastlose Thätigkeit, mit dem besten Willen, zu moralischer Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß diese Thätigkeit geregelt und zum Nutzen anderer gebraucht werden sollte, und ich hatte diese große Forderung in mir selbst zu verarbeiten. Nach allen Seiten hin war ich an die Natur gewiesen, sie war mir in ihrer Herrlichkeit erschienen; ich hatte so viel wackere und brave Menschen kennen gelernt, die sich's in ihrer Pflicht, um der Pflicht willen, sauer werden ließen; ihnen, ja mir selbst zu entsagen, schien mir unmöglich; die Kluft die mich von jener Lehre trennte ward mir deutlich, ich mußte also auch aus dieser Gesellschaft scheiden, und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften so wie zu dem Stifter und zu den frühesten Bekennern nicht geraubt werden konnte, so bildete ich mir ein Christenthum zu meinem Privatgebrauch, und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte, und durch genaue Bemerkung derjenigen, die sich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen.

Weil nun aber alles, was ich mit Liebe in mich aufnahm, sich sogleich zu einer dichterischen Form anlegte, so ergriff ich den wunderlichen Einfall, die Geschichte des ewigen Juden, die sich schon früh durch die Volksbücher bei mir eingedrückt hatte, ewisch zu behandeln, um an diesem Leitfaden die hervorstehenden Puncte der

Religions- und Kirchengeschichte nach Befinden darzustellen. Wie ich mir aber die Fabel gebildet, und welchen Sinn ich ihr unterlegt, gedenke ich nunmehr zu erzählen.

In Jerusalem befand sich ein Schuster, dem die Legende den Namen Ahasverus gibt. Zu diesem hatte mir mein Dresdner Schuster die Grundzüge geliefert. Ich hatte ihn mit eines Handwerksgenossen, mit Hans Sachsens Geist und Humor bestens ausgestattet, und ihn durch eine Neigung zu Christo veredelt. Weil er nun, bei offener Werkstatt, sich gern mit den Vorbeigehenden unterhielt, sie neckte und, auf Sokratische Weise, jeden nach seiner Art anregte, so verweilten die Nachbarn und andre vom Volk gern bei ihm, auch Pharisäer und Sadduzäer sprachen zu, und, begleitet von seinen Jüngern, mochte der Heiland selbst wohl auch manchmal bei ihm verweilen. Der Schuster, dessen Sinn bloß auf die Welt gerichtet war, faßte doch zu unserem Herrn eine besondere Neigung, die sich hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, zu seiner eignen Denk- und Handelsweise bekehren wollte. Er lag daher Christo sehr anständig an, doch aus der Beschaulichkeit hervorzutreten, nicht mit solchen Müßiggängern im Lande herumzuziehn, nicht das Volk von der Arbeit hinweg an sich in die Einöde zu locken: ein versammeltes Volk sey immer ein aufgeregtes, und es werde nichts Gutes daraus entstehn.

Dagegen suchte ihn der Herr von seinen höheren Ansichten und Zwecken sinnbildlich zu belehren, die aber bei dem derben Manne nicht fruchten wollten. Daher, als Christus immer bedeutender, ja eine öffentliche Person ward, ließ sich der wohlwollende Handwerker immer schärfer und heftiger vernehmen, stellte vor, daß hieraus nothwendig Unruhen und Aufstände erfolgen, und Christus selbst genöthigt seyn würde, sich als Partenhaupt zu erklären, welches doch unmöglich seine Absicht sey. Da nun der Verlauf der Sache wie wir wissen erfolgt, Christus gefangen und verurtheilt ist, so wird Ahasverus noch heftiger aufgeregt, als Judas, der scheinbar den Herrn verrathen, verzweifelnd in die Werkstatt tritt, und jammernd seine mißlungene That erzählt. Er sey nämlich, so gut als die klügsten der übrigen Anhänger, fest überzeugt gewesen, daß Christus sich als Regent und Volkshaupt erklären werde, und habe das bisher unüberwindliche Zaudern des Herrn mit Gewalt zur That nöthigen wollen, und deßwegen die Priesterschaft zu Thätlichkeiten aufgereizt, welche auch diese bisher nicht gewagt. Von der Jünger Seite sey man auch nicht unbewaffnet gewesen, und wahrscheinlicher Weise wäre alles gut abgelaufen, wenn der Herr sich nicht selbst ergeben und sie in den traurigsten Zuständen zurückgelassen hätte. Ahasverus, durch diese Erzählung keineswegs zur Milde gestimmt, verbittert vielmehr noch den Zustand des armen Exapostels, so

daß

daß diesem nichts übrig bleibt, als in der Eile sich aufzuhängen.

Als nun Jesus vor der Werkstatt des Schusters vorbei zum Tode geführt wird, ereignet sich gerade dort die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erliegt, und Simon von Cyrene dasselbe weiter zu tragen gezwungen wird. Hier tritt Ahasverus hervor, nach hart verständiger Menschen Art, die, wenn sie jemand durch eigne Schuld unglücklich sehn, kein Mitleid fühlen, ja vielmehr, durch unzeitige Gerechtigkeit gedrungen, das Uebel durch Vorwürfe vermehren; er tritt heraus und wiederholt alle früheren Warnungen, die er in heftige Beschuldigungen verwandelt, wozu ihn seine Neigung für den Leidenden zu berechtigen scheint. Dieser antwortet nicht, aber im Augenblicke bedeckt die liebende Veronica des Heilands Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnimmt, und in die Höhe hält, erblickt Ahasverus darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, sondern eines herrlich Verklärten, und himmlisches Leben Ausstrahlenden. Geblendet von dieser Erscheinung wendet er die Augen weg, und vernimmt die Worte: du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst. Der Betroffene kommt erst einige Zeit nachher zu sich selbst zurück, findet, da alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die Straßen Jerusalems öde, Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort, und er beginnt seine Wanderung.

Von dieser und von dem Ereigniß, wodurch das Gedicht zwar geendigt, aber nicht abgeschlossen wird, vielleicht ein andermal. Der Anfang, zerstreute Stellen, und der Schluß waren geschrieben; aber mir fehlte die Sammlung, mir fehlte die Zeit, die nöthigen Studien zu machen, daß ich ihm hätte den Gehalt, den ich wünschte, geben können, und es blieben die wenigen Blätter um desto eher liegen, als sich eine Epoche in mir entwickelte, die sich schon als ich den Werther schrieb, und nachher dessen Wirkungen sah, nothwendig anspinnen mußte.

Das gemeine Menschenschicksal, an welchem wir alle zu tragen haben, muß denjenigen am schwersten aufliegen, deren Geisteskräfte sich früher und breiter entwickeln. Wir mögen unter dem Schutz von Eltern und Verwandten emporkommen, wir mögen uns an Geschwister und Freunde anlehnen, durch Bekannte unterhalten, durch geliebte Personen beglückt werden, so ist doch immer das Final, daß der Mensch auf sich zurückgewiesen wird, und es scheint, es habe sogar die Gottheit sich so zu dem Menschen gestellt, daß sie dessen Ehrfurcht, Zutrauen und Liebe nicht immer, wenigstens nicht gerade im dringenden Augenblick, erwidern kann. Ich hatte jung genug gar oft erfahren, daß in den hülfsbedürftigsten Momenten uns zugerufen wird: „Arzt, hilf dir selber!“ und wie oft hatte ich nicht schmerzlich ausseufzen müssen: „ich trete die Kelter allein.“ Indem

ich mich also nach Bestätigung der Selbstständigkeit umsah, fand ich als die sicherste Base derselben mein productives Talent. Es verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters Nachts in regelmäßige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder der Theil eines schon Vorhandenen. Gewöhnlich schrieb ich alles zur frühsten Tageszeit; aber auch Abends, ja tief in die Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig. Wie ich nun über diese Naturgabe nachdachte und fand, daß sie mir ganz eigen angehöre und durch nichts Fremdes weder begünstigt noch gehindert werden könne, so mochte ich gern hierauf mein ganzes Daseyn in Gedanken gründen. Diese Vorstellung verwandelte sich in ein Bild, die alte mythologische Figur des Prometheus fiel mir auf, der, abgesondert von den Göttern, von seiner Werkstätte aus eine Welt bevölkerte. Ich fühlte recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produciren lasse, wenn man sich isolire. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit, und seitdem ich zu der Welt in einem breitern Verhältniß stand, fehlte es nicht an Kraft und Lust der Erfindung, aber die Ausführung stockte, weil ich weder in Prosa noch

in Versen eigentlich einen Styl hatte, und bei einer jeden neuen Arbeit, je nachdem der Gegenstand war, immer wieder von vorne tasten und versuchen mußte. Indem ich nun hierbei die Hülfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschließen hatte, so sonderte ich mich, nach Prometheischer Weise, auch von den Göttern ab, um so natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß.

Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand schnitt ich mir nach meinem Wuchse zu, und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu schreiben an, worin das Mißverhältniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuern Göttern geräth, indem er auf eigne Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt, und eine dritte Dynastie stiftet. Und wirklich hatten die jetzt regierenden Götter sich zu beschweren völlig Ursache, weil man sie als unrechtmäßig zwischen die Titanen und Menschen eingeschobene Wesen betrachten konnte. Zu dieser seltsamen Composition gehört als Monolog jenes Gedicht, das in der Deutschen Literatur bedeutend geworden, weil dadurch veranlaßt, Lessing über wichtige Puncte des Denkens und Empfindens sich gegen Jacobi erklärte. Es diente zum Zündkraut einer Explosion, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer entdeckte und zur Sprache brachte: Verhältnisse, die ihnen

ſelbſt unbewußt, in einer ſonſt höchſt aufgeklärten Geſellſchaft ſchlummerten. Der Riß war ſo gewaltſam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufälligkeiten, einen unſerer würdigſten Männer, Mendelsſohn, verloren.

Ob man nun wohl, wie auch geſchehn, bei dieſem Gegenſtande philoſophiſche, ja religiöſe Betrachtungen anſtellen kann, ſo gehört er doch ganz eigentlich der Poeſie. Die Titanen ſind die Folie des Polytheismus, ſo wie man als Folie des Monotheismus den Teufel betrachten kann; doch iſt dieſer ſo wie der einzige Gott, dem er entgegenſteht, keine poetiſche Figur. Der Satan Milton's, brav genug gezeichnet, bleibt immer in dem Nachtheil der Subalternität, indem er die herrliche Schöpfung eines oberen Weſens zu zerſtören ſucht, Prometheus hingegen im Vortheil, der, zum Trutz höherer Weſen, zu ſchaffen und zu bilden vermag. Auch iſt es ein ſchöner, der Poeſie zuſagender Gedanke, die Menſchen nicht durch den oberſten Weltherrſcher, ſondern durch eine Mittelfigur hervorbringen zu laſſen, die aber doch, als Abkömmling der älteſten Dynaſtie, hierzu würdig und wichtig genug iſt; wie denn überhaupt die Griechiſche Mythologie einen unerſchöpflichen Reichthum göttlicher und menſchlicher Symbole darbietet.

Der titaniſch-gigantiſche, himmelſtürmende Sinn jedoch verlieh meiner Dichtungsart keinen Stoff. Eher ziemte ſich mir, darzuſtellen jenes friedliche, plaſtiſche,

allenfalls duldende Widerstreben, das die Obergewalt anerkannt, aber sich ihr gleichsetzen möchte. Doch auch die kühneren jenes Geschlechts, Tantalus, Ixion, Sisyphus, waren meine Heiligen. In die Gesellschaft der Götter aufgenommen, mochten sie sich nicht untergeordnet genug betragen, als übermüthige Gäste ihres wirthlichen Gönners Zorn verdient und sich eine traurige Verbannung zugezogen haben. Ich bemitleidete sie, ihr Zustand war von den Alten schon als wahrhaft tragisch anerkannt, und wenn ich sie als Glieder einer ungeheuren Opposition im Hintergrunde meiner Iphigenie zeigte, so bin ich ihnen wohl einen Theil der Wirkung schuldig, welche dieses Stück hervorzubringen das Glück hatte.

Zu jener Zeit aber ging bei mir das Dichten und Bilden unaufhaltsam miteinander. Ich zeichnete die Portraite meiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide. Wenn ich dictirte oder mir vorlesen ließ, entwarf ich die Stellungen der Schreibenden und Lesenden, mit ihrer Umgebung; die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen, und die Blätter wurden gut aufgenommen. Diesen Vortheil haben Dilettanten immer, weil sie ihre Arbeit umsonst geben. Das Unzulängliche dieses Abbildens jedoch fühlend, griff ich wieder zu Sprache und Rhythmus, die mir besser zu Gebote standen. Wie munter, froh und rasch ich dabei zu Werke ging, davon zeugen manche Gedichte, welche die Kunstnatur und die Naturkunst enthusiastisch verkündend,

im Augenblicke des Entſtehens ſowohl mir als meinen Freunden immer neuen Muth beförderten.

Als ich nun einſt in dieſer Epoche und ſo beſchäftigt, bei geſperrtem Lichte in meinem Zimmer ſaß, dem wenigſtens der Schein einer Künſtlerwerkſtatt hierdurch verliehen war, überdieß auch die Wände mit halbfertigen Arbeiten beſteckt und behangen das Vorurtheil einer großen Thätigkeit gaben, ſo trat ein wohlgebildeter ſchlanker Mann bei mir ein, den ich zuerſt in der Halbdämmerung für Fritz Jacobi hielt, bald aber meinen Irrthum erkennend als einen Fremden begrüßte. An ſeinem freien anſtändigen Betragen war eine gewiſſe militäriſche Haltung nicht zu verkennen. Er nannte mir ſeinen Namen von Knebel, und aus einer kurzen Eröffnung vernahm ich, daß er, im Preußiſchen Dienſte, bei einem längern Aufenthalt in Berlin und Potsdam, mit den dortigen Literatoren und der Deutſchen Literatur überhaupt ein gutes und thätiges Verhältniß angeknüpft habe. An Ramlern hatte er ſich vorzüglich gehalten und deſſen Art, Gedichte zu recitiren, angenommen. Auch war er genau mit allem bekannt, was Götz geſchrieben, der unter den Deutſchen damals noch keinen Namen hatte. Durch ſeine Veranſtaltung war die Mädcheninſel dieſes Dichters in Potsdam abgedruckt worden und ſogar dem König in die Hände gekommen, welcher ſich günſtig darüber geäußert haben ſoll.

Kaum hatten wir dieſe allgemein Deutſchen literari-

schen Gegenstände durchgesprochen, als ich zu meinem Vergnügen erfuhr, daß er gegenwärtig in Weimar angestellt und zwar dem Prinzen Constantin zum Begleiter bestimmt sey. Von den dortigen Verhältnissen hatte ich schon manches Günstige vernommen: denn es kamen viele Fremde von daher zu uns, die Zeugen gewesen waren, wie die Herzogin Amalia zu Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichsten Männer berufen; wie die Akademie Jena durch ihre bedeutenden Lehrer zu diesem schönen Zweck gleichfalls das Ihrige beigetragen; wie die Künste nicht nur von gedachter Fürstin geschützt, sondern selbst von ihr gründlich und eifrig getrieben würden. Auch vernahm man, daß Wieland in vorzüglicher Gunst stehe; wie denn auch der Deutsche Merkur, der die Arbeiten so mancher auswärtigen Gelehrten versammelte, nicht wenig zu dem Rufe der Stadt beitrug, wo er herausgegeben wurde. Eins der besten Deutschen Theater war dort eingerichtet, und berühmt durch Schauspieler sowohl als Autoren, die dafür arbeiteten. Diese schönen Anstalten und Anlagen schienen jedoch durch den schrecklichen Schloßbrand, der im May desselben Jahres sich ereignet hatte, gestört und mit einer langen Stockung bedroht; allein das Zutrauen auf den Erbprinzen war so groß, daß jedermann sich überzeugt hielt, dieser Schade werde nicht allein bald ersetzt, sondern auch dessen ungeachtet jede andere Hoffnung reichlich erfüllt werden. Wie er mich nun, gleichsam als ein alter Bekannter,

nach dieſen Perſonen und Gegenſtänden erkundigte und den Wunſch äußerte, mit den dortigen Verhältniſſen näher bekannt zu ſeyn, ſo verſetzte der Ankömmling gar freundlich: es ſey nichts leichter als dieſes, denn ſo eben lange der Erbprinz mit ſeinem Herrn Bruder, dem Prinzen Conſtantin, in Frankfurt an, welche mich zu ſprechen und zu kennen wünſchten. Ich zeigte ſogleich die größte Bereitwilligkeit ihnen aufzuwarten, und der neue Freund verſetzte, daß ich damit nicht ſäumen ſolle, weil der Aufenthalt nicht lange dauern werde. Um mich hiezu anzuſchicken, führte ich ihn zu meinen Eltern, die über ſeine Ankunft und Botſchaft höchſt verwundert, mit ihm ſich ganz vergnüglich unterhielten. Ich eilte nunmehr mit demſelben zu den jungen Fürſten, die mich ſehr frei und freundlich empfingen, ſo wie auch der Führer des Erbprinzen, Graf Görtz, mich nicht ungern zu ſehen ſchien. Ob es nun gleich an literariſcher Unterhaltung nicht fehlte, ſo machte doch ein Zufall die beſte Einleitung, daß ſie gar bald bedeutend und fruchtbar werden konnte.

Es lagen nämlich Möſers patriotiſche Phantaſieen und zwar der erſte Theil, friſch geheftet und unaufgeſchnitten, auf dem Tiſche. Da ich ſie nun ſehr gut, die Geſellſchaft ſie aber wenig kannte, ſo hatte ich den Vortheil, davon eine ausführliche Relation liefern zu können; und hier fand ſich der ſchicklichſte Anlaß zu einem Geſpräch mit einem jungen Fürſten, der den beſten Wil-

len und den festen Vorsaz hatte, an seiner Stelle entschieden Gutes zu wirken. Mösers Darstellung, so dem Inhalt als dem Sinne nach, muß einem jeden Deutschen höchst interessant seyn. Wenn man sonst dem Deutschen Reiche Zersplitterung, Anarchie und Ohnmacht vorwarf, so erschien aus dem Möserischen Standpuncte gerade die Menge kleiner Staaten als höchsterwünscht zu Ausbreitung der Cultur im Einzelnen, nach den Bedürfnissen, welche aus der Lage und Beschaffenheit der verschiedensten Provinzen hervorgehn; und wenn Möser von der Stadt, vom Stift Osnabrück ausgehend und über den Westphälischen Kreis sich verbreitend, nunmehr dessen Verhältniß zu dem ganzen Reiche zu schildern wußte, und bei Beurtheilung der Lage, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zusammenknüpfend, dieses aus jenem ableitete und dadurch, ob eine Veränderung lobens- oder tadelnswürdig sey, gar deutlich auseinander sezte; so durfte nur jeder Staatsverweser, an seinem Ort, auf gleiche Weise verfahren, um die Verfassung seines Umkreises und deren Verknüpfung mit Nachbarn und mit dem Ganzen auf's beste kennen zu lernen, und sowohl Gegenwart als Zukunft zu beurtheilen.

Bei dieser Gelegenheit kam manches auf's Tapet, was den Unterschied der Ober- und Niedersächsischen Staaten betraf, und wie sowohl die Naturproducte als die Sitten, Gesetze und Gewohnheiten sich von den frühesten Zeiten her anders gebildet und, nach der Regie-

rungsform und der Religion, bald auf die eine bald auf die andere Weiſe gelenkt hatten. Man verſuchte die Unterſchiede von beiden etwas genauer herauszuſetzen, und es zeigte ſich gerade daran, wie vortheilhaft es ſey, ein gutes Muſter vor ſich zu haben, welches, wenn man nicht deſſen Einzelnheiten, ſondern die Methode betrachtet nach welcher es angelegt iſt, auf die verſchiedenſten Fälle angewendet und eben dadurch dem Urtheil höchſt erſprießlich werden kann.

Bei Tafel wurden dieſe Geſpräche fortgeſetzt, und ſie erregten für mich ein beſſeres Vorurtheil als ich vielleicht verdiente. Denn anſtatt daß ich diejenigen Arbeiten, die ich ſelbſt zu liefern vermochte, zum Gegenſtand des Geſprächs gemacht, für das Schauſpiel, für den Roman eine ungetheilte Aufmerkſamkeit gefordert hätte, ſo ſchien ich vielmehr in Möſern ſolche Schriftſteller vorzuziehen, deren Talent aus dem thätigen Leben ausging und in daſſelbe unmittelbar nützlich ſogleich wieder zurückkehrte, während eigentlich poetiſche Arbeiten, die über dem Sittlichen und Sinnlichen ſchweben, erſt durch einen Umſchweif und gleichſam nur zufällig nützen können. Bei dieſen Geſprächen ging es nun wie bei den Mährchen der tauſend und einen Nacht: es ſchob ſich eine bedeutende Materie in und über die andere, manches Thema klang nur an, ohne daß man es hätte verfolgen können: und ſo ward, weil der Aufenthalt der jungen Herrſchaften in Frankfurt nur kurz ſeyn konnte,

mir das Versprechen abgenommen, daß ich nach Mannz folgen und dort einige Tage zubringen sollte, welches ich denn herzlich gern ablegte und mit dieser vergnügten Nachricht nach Hause eilte, um solche meinen Eltern mitzutheilen.

Meinem Vater wollte es jedoch keineswegs gefallen: denn nach seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen hatte er sich jederzeit von den Großen entfernt gehalten, und obgleich mit den Geschäftsträgern der umliegenden Fürsten und Herren in Verbindung, stand er doch keineswegs in persönlichen Verhältnissen zu ihnen; ja es gehörten die Höfe unter die Gegenstände, worüber er zu scherzen pflegte, auch wohl gern sah, wenn man ihm etwas entgegensetzte, nur mußte man sich dabei, nach seinem Bedünken, geistreich und witzig verhalten. Hatten wir ihm das Procul a Jove procul a fulmine gelten lassen, doch aber bemerkt, daß beim Blitze nicht sowohl vom Woher als vom Wohin die Rede sey, so brachte er das alte Sprüchlein, mit großen Herren sey Kirschessen nicht gut, auf die Bahn. Wir erwiderten, es sey noch schlimmer, mit genäschigen Leuten aus Einem Korbe speisen. Das wollte er nicht läugnen, hatte aber schnell einen anderen Spruchreim zur Hand, der uns in Verlegenheit setzen sollte. Denn da Sprüchworte und Denkreime vom Volke ausgehn, welches, weil es gehorchen muß, doch wenigstens gern reden mag, die Oberen dagegen durch die That sich zu entschädigen wissen; da ferner

die Poeſie des ſechzehnten Jahrhunderts faſt durchaus kräftig didaktiſch iſt, ſo kann es in unſerer Sprache an Ernſt und Scherz nicht fehlen, den man von unten nach oben hinauf ausgeübt hat. Und ſo übten wir Jüngeren uns nun auch von oben herunter, indem wir uns was Großes einbildend, auch die Partey der Großen zu nehmen beliebten; von welchen Reden und Gegenreden ich Einiges einſchalte:

A.

Lang bei Hofe, lang bei Höll!

B.

Dort wärmt ſich mancher gute Geſell!

A.

So wie ich bin, bin ich mein eigen;
Mir ſoll niemand eine Gunſt erzeigen.

B.

Was willſt du dich der Gunſt denn ſchämen?
Willſt du ſie geben, mußt du ſie nehmen.

A.

Willſt du die Noth des Hofes ſchauen:
Da wo dich's juckt, darfſt du nicht krauen!

B.

Wenn der Redner zum Volke ſpricht,
Da wo er kraut, da juckt's ihn nicht.

A.

Hat einer Knechtſchaft ſich erkoren,
Iſt gleich die Hälfte des Lebens verloren;
Ergeb' ſich was da will, ſo denk' er
Die andere Hälft' geht auch zum Henker.

B.

Wer ſich in Fürſten weiß zu ſchicken,
Dem wird's heut oder morgen glücken;

Wer sich in den Pöbel zu schicken sucht.
Der hat sein ganzes Jahr verflucht.

A.

Wenn dir der Weizen bei Hofe blüht.
So denke nur, daß nichts geschieht:
Und wenn du denkst, du hättest's in der Scheuer.
Da ist es eben nicht geheuer.

B.

Und blüht der Weizen, so reift er auch.
Das immer so ein alter Brauch;
Und schlägt der Hagel die Ernte nieder.
'S andre Jahr trägt der Boden wieder.

A.

Wer ganz will sein eigen seyn.
Schließe sich in's Häuschen ein.
Geselle sich zu Frau und Kindern.
Genieße leichten Rebenmost
Und überdies frugale Kost.
Und nichts wird ihn am Leben hindern.

B.

Du willst dem Herrscher dich entziehn?
So sag', wohin willst du denn fliehn?
O nimm es nur nicht so genau!
Denn es beherrscht dich deine Frau.
Und die beherrscht ihr dummer Bube.
So bist du Knecht in deiner Stube.

So eben da ich aus alten Denkblättchen die vorstehenden Reime zusammensuche, fallen mir mehr solche lustige Uebungen in die Hände, wo wir alte Deutsche Kernworte amplificirt und ihnen sodann andere Sprüchlein, welche sich in der Erfahrung eben so gut bewahrheiten, entgegengesetzt hatten. Eine Auswahl derselben

mag dereinſt als Epilog der Puppenſpiele zu einem heiteren Denken Anlaß geben.

Durch alle ſolche Erwiderungen ließ ſich jedoch mein Vater von ſeinen Geſinnungen nicht abwendig machen. Er pflegte gewöhnlich ſein ſtärkſtes Argument bis zum Schluſſe der Unterhaltung aufzuſparen, da er denn Voltaire's Abenteuer mit Friedrich dem Zweyten umſtändlich ausmahlte: wie die übergroße Gunſt, die Familiarität, die wechſelſeitigen Verbindlichkeiten auf einmal aufgehoben und verſchwunden, und wir das Schauſpiel erlebt, daß jener außerordentliche Dichter und Schriftſteller, durch Frankfurter Stadtſoldaten, auf Requiſition des Reſidenten Freytag und nach Befehl des Burgermeiſters von Fichard, arretirt und eine ziemliche Zeit im Gaſthof zur Roſe auf der Zeil gefänglich angehalten worden. Hierauf hätte ſich zwar manches einwenden laſſen, unter andern, daß Voltaire ſelbſt nicht ohne Schuld geweſen; aber wir gaben uns aus kindlicher Achtung jedesmal gefangen.

Da nun auch bei dieſer Gelegenheit, auf ſolche und ähnliche Dinge angeſpielt wurde, ſo wußte ich kaum wie ich mich benehmen ſollte: denn er warnte mich unbewunden und behauptete, die Einladung ſey nur, um mich in eine Falle zu locken, und wegen jenes gegen den begünſtigten Wieland verübten Muthwillens Rache an mir zu nehmen. Wie ſehr ich nun auch vom Gegentheil überzeugt war, indem ich nur allzu deutlich ſah, daß

eine vorgefaßte Meinung, durch hypochondrische Traumbilder aufgeregt, den würdigen Mann beängstige, so wollte ich gleichwohl nicht gerade wider seine Ueberzeugung handeln, und konnte doch auch keinen Vorwand finden, unter dem ich, ohne undankbar und unartig zu erscheinen, mein Versprechen wieder zurücknehmen durfte. Leider war unsere Freundin von Klettenberg bettlägrig, auf die wir in ähnlichen Fällen uns zu berufen pflegten. An ihr und meiner Mutter hatte ich zwey vortreffliche Begleiterinnen; ich nannte sie nur immer Rath und That: denn wenn jene einen heitern ja seligen Blick über die irdischen Dinge warf, so entwirrte sich vor ihr gar leicht was uns andere Erdenkinder verwirrte, und sie wußte den rechten Weg gewöhnlich anzudeuten, eben weil sie in's Labyrinth von oben herabsah und nicht selbst darin befangen war; hatte man sich aber entschieden, so konnte man sich auf die Bereitwilligkeit und auf die Thatkraft meiner Mutter verlassen. Wie jener das Schauen, so kam dieser der Glaube zu Hülfe, und weil sie in allen Fällen ihre Heiterkeit behielt, fehlte es ihr auch niemals an Hülfsmitteln, das Vorgesetzte oder Gewünschte zu bewerkstelligen. Gegenwärtig wurde sie nun an die kranke Freundin abgesendet, um deren Gutachten einzuholen, und da dieses für meine Seite günstig ausfiel, sodann ersucht, die Einwilligung des Vaters zu erlangen, der denn auch, obgleich ungläubig und ungern, nachgab.

Ich

Ich gelangte alſo in ſehr kalter Jahreszeit zur beſtimmten Stunde nach Maynz, und wurde von den jungen Herrſchaften und ihren Begleitern, der Einladung gemäß, gar freundlich aufgenommen. Der in Frankfurt geführten Geſpräche erinnerte man ſich, die begonnenen wurden fortgeſetzt, und als von der neueſten Deutſchen Literatur und von ihren Kühnheiten die Rede war, fügte es ſich ganz natürlich, daß auch jenes famoſe Stück, Götter, Helden und Wieland, zur Sprache kam, wobei ich gleich anfangs mit Vergnügen bemerkte, daß man die Sache heiter und luſtig betrachtete. Wie es aber mit dieſer Poſſe, welche ſo großes Aufſehn erregt, eigentlich zugegangen, war ich zu erzählen veranlaßt, und ſo konnte ich nicht umhin, vor allen Dingen einzugeſtehn, daß wir, als wahrhaft Oberrheiniſche Geſellen, ſowohl der Neigung als Abneigung keine Gränzen kannten. Die Verehrung Shakeſpear's ging bei uns bis zur Anbetung. Wieland hatte hingegen, bei der entſchiedenen Eigenheit ſich und ſeinen Leſern das Intereſſe zu verderben und den Enthuſiasmus zu verkümmern, in den Noten zu ſeiner Ueberſetzung gar manches an dem großen Autor getadelt, und zwar auf eine Weiſe, die uns äußerſt verdroß und in unſern Augen das Verdienſt dieſer Arbeit ſchmälerte. Wir ſahen Wielanden, den wir als Dichter ſo hoch verehrten, der uns als Ueberſetzer ſo großen Vortheil gebracht, nunmehr als Kritiker, launiſch, einſeitig und

ungerecht. Hiezu kam noch, daß er sich auch gegen unsere Abgötter, die Griechen, erklärte und dadurch unsern bösen Willen gegen ihn noch schärfte. Es ist genugsam bekannt, daß die Griechischen Götter und Helden nicht auf moralischen, sondern auf verklärten physischen Eigenschaften ruhen, weßhalb sie auch dem Künstler so herrliche Gestalten anbieten. Nun hatte Wieland in der Alceste Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet; wogegen denn auch nichts wäre zu sagen gewesen, weil ja einem jeden freisteht, die poetischen Traditionen nach seinen Zwecken und seiner Denkweise umzuformen. Allein in den Briefen, die er über gedachte Oper in den Mercur einrückte, schien er uns diese Behandlungsart allzu partevisch hervorzuheben und sich an den trefflichen Alten und ihrem höhern Styl unverantwortlich zu versündigen, indem er die derbe gesunde Natur, die jenen Productionen zum Grunde liegt, keineswegs anerkennen wollte. Diese Beschwerden hatten wir kaum in unserer kleinen Societät leidenschaftlich durchgesprochen, als die gewöhnliche Wuth alles zu dramatisiren mich eines Sonntags Nachmittags anwandelte, und ich bei einer Flasche guten Burgunders, das ganze Stück wie es jetzt daliegt, in Einer Sitzung niederschrieb. Es war nicht sobald meinen gegenwärtigen Mitgenossen vorgelesen und von ihnen mit großem Jubel aufgenommen worden, als ich die Handschrift an Lenz nach Straßburg schickte, welcher gleichfalls davon entzückt schien und be-

hauptete, es müſſe auf der Stelle gedruckt werden. Nach einigem Hin- und Wiederſchreiben geſtand ich es zu, und er gab es in Straßburg eilig unter die Preſſe. Erſt lange nachher erfuhr ich, daß dieſes einer von Lenzens erſten Schritten geweſen, wodurch er mir zu ſchaden und mich beim Publicum in üblen Ruf zu ſetzen die Abſicht hatte: wovon ich aber zu jener Zeit nichts ſpürte noch ahnete.

Und ſo hatte ich meinen neuen Gönnern mit aller Naivetät dieſen argloſen Urſprung des Stücks ſo gut wie ich ihn ſelbſt wußte, vorerzählt, um ſie völlig zu überzeugen, daß hiebei keine Perſönlichkeit noch eine andere Abſicht obwalte, auch die luſtige und verwegene Art mitgetheilt, wie wir uns untereinander zu necken und zu verſpotten pflegten. Hierauf ſah ich die Gemüther völlig erheitert, und man bewunderte uns beinah, daß wir eine ſo große Furcht hatten, es möge irgend jemand auf ſeinen Lorbeern einſchlafen. Man verglich eine ſolche Geſellſchaft jenen Flibuſtiers, welche ſich in jedem Augenblick der Ruhe zu verweichlichen fürchteten, weßhalb der Anführer, wenn es keine Feinde und nichts zu rauben gab, unter den Gelagtiſch eine Piſtole losſchoß, damit es auch im Frieden nicht an Wunden und Schmerzen fehlen möge. Nach manchen Hin- und Wiederreden über dieſen Gegenſtand ward ich endlich veranlaßt, Wielanden einen freundlichen Brief zu ſchreiben, wozu ich die Gelegenheit ſehr gern ergriff, da er ſich

schon im Mercur über diesen Jugendstreich sehr liberal erklärt und, wie er es in literarischen Fehden meist gethan, geistreich abschließend benommen hatte.

Die wenigen Tage des Mayntzer Aufenthalts verstrichen sehr angenehm: denn wenn die neuen Gönner durch Visiten und Gastmähler außer dem Hause gehalten wurden, blieb ich bei den Ihrigen, portraitirte manchen und fuhr auch wohl Schlittschuh, wozu die eingefrorenen Festungsgraben die beste Gelegenheit verschafften. Voll von dem Guten was mir dort begegnet war, kehrte ich nach Hause zurück und stand im Begriff bei'm Eintreten mir durch umständliche Erzählung das Herz zu erleichtern; aber ich sah nur verstörte Gesichter, und es blieb mir nicht lange verborgen, daß unsere Freundin Klettenberg von uns geschieden sey. Ich war hierüber sehr betroffen, weil ich ihrer gerade in meiner gegenwärtigen Lage mehr als jemals bedurfte. Man erzählte mir zu meiner Beruhigung, daß ein frommer Tod sich an ein seliges Leben angeschlossen und ihre gläubige Heiterkeit sich bis an's Ende ungetrübt erhalten habe. Noch ein anderes Hinderniß stellte sich einer freien Mittheilung entgegen: mein Vater, anstatt sich über den guten Ausgang dieses kleinen Abenteuers zu freuen, verharrte auf seinem Sinne und behauptete, dieses alles sey von jener Seite nur Verstellung, und man gedenke vielleicht in der Folge etwas Schlimmeres gegen mich auszuführen. Ich war daher mit meiner Erzählung zu den jüngern

Freunden hingedrängt, denen ich denn freilich die Sache nicht umständlich genug überliefern konnte. Aber auch hier entsprang aus Neigung und gutem Willen eine mir höchst unangenehme Folge: denn kurz darauf erschien eine Flugschrift, Prometheus und seine Recensenten, gleichfalls in dramatischer Form. Man hatte darin den neckischen Einfall ausgeführt, anstatt der Personennamen, kleine Holzschnittfiguren zwischen den Dialog zu setzen, und durch allerlei satyrische Bilder diejenigen Kritiker zu bezeichnen, die sich über meine Arbeiten und was ihnen verwandt war, öffentlich hatten vernehmen lassen. Hier stieß der Altonaer Postreiter ohne Kopf in's Horn, hier brummte ein Bär, dort schnatterte eine Gans; der Mercur war auch nicht vergessen, und manches wilde und zahme Geschöpf suchte den Bildner in seiner Werkstatt irre zu machen, welcher aber, ohne sonderlich Notiz zu nehmen, seine Arbeit eifrig fortsetzte und dabei nicht verschwieg, wie er es überhaupt zu halten denke. Dieser unerwartet hervorbrechende Scherz fiel mir sehr auf, weil er dem Styl und Ton nach von jemand aus unserer Gesellschaft seyn mußte, ja man hätte das Werklein für meine eigne Arbeit halten sollen. Am unangenehmsten aber war mir, daß Prometheus einiges verlauten ließ, was sich auf den Maynzer Aufenthalt und die dortigen Aeußerungen bezog, und was eigentlich niemand als ich wissen sollte. Mir aber bewies es, daß der Verfasser von denjenigen sey, die meinen engsten Kreis bildeten

und mich jene Ereigniſſe und Umſtände weitläufig hatten erzählen hören. Wir ſahen einer den andern an, und jeder hatte die übrigen im Verdacht; der unbekannte Verfaſſer wußte ſich gut zu verſtellen. Ich ſchalt ſehr heftig auf ihn, weil es mir äußerſt verdrießlich war, nach einer ſo günſtigen Aufnahme und ſo bedeutender Unterhaltung, nach meinem an Wieland geſchriebenen zutraulichen Briefe hier wieder Anläſſe zu neuem Mißtrauen und friſche Unannehmlichkeiten zu ſehen. Die Ungewißheit hierüber dauerte jedoch nicht lange: denn als ich in meiner Stube auf und abgehend mir das Büchlein laut vorlas, hörte ich an den Einfällen und Wendungen ganz deutlich die Stimme Wagners, und er war es auch. Wie ich nämlich zur Mutter hinunter ſprang, ihr meine Entdeckung mitzutheilen, geſtand ſie mir, daß ſie es ſchon wiſſe. Der Autor, beängſtigt über den ſchlimmen Erfolg bei einer, wie ihm däuchte, ſo guten und löblichen Abſicht, hatte ſich ihr entdeckt und um Fürſprache geberen, damit meine ausgeſtoßene Drohung ich würde mit dem Verfaſſer, wegen mißbrauchten Vertrauens, keinen Umgang mehr haben, an ihm nicht erfüllt werden möchte. Hier kam ihm nun ſehr zu ſtatten, daß ich es ſelbſt entdeckt hatte und durch das Behagen, wovon ein jedes eigene Gewahrwerden begleitet wird, zur Verſöhnung geſtimmt war. Der Fehler war verziehen, der zu einem ſolchen Beweis meiner Spürkraft Gelegenheit gegeben hatte. Indeſſen war das Publicum ſo

leicht nicht zu überzeugen, daß Wagner der Verfaſſer ſey, und daß ich keine Hand mit im Spiel gehabt habe. Man traute ihm dieſe Vielſeitigkeit nicht zu, weil man nicht bedachte, daß er alles was in einer geiſtreichen Geſellſchaft ſeit geraumer Zeit beſcherzt und verhandelt worden, anzufaſſen, zu merken und in ſeiner bekannten Manier wohl darzuſtellen vermochte, ohne deßhalb ein ausgezeichnetes Talent zu beſitzen. Und ſo hatte ich nicht allein eigene Thorheiten, ſondern auch den Leichtſinn, die Uebereilung meiner Freunde dießmal und in der Folge ſehr oft zu büßen.

Erinnert durch mehrere zuſammentreffende Umſtände, will ich noch einiger bedeutenden Männer gedenken, die zu verſchiedener Zeit vorüber reiſend, theils in unſerm Hauſe gewohnt, theils freundliche Bewirthung angenommen haben. Klopſtock ſteht hier billig abermals oben an. Ich hatte ſchon mehrere Briefe mit ihm gewechſelt, als er mir anzeigte, daß er nach Carlsruhe zu gehen und daſelbſt zu wohnen eingeladen ſey; er werde zur beſtimmten Zeit in Friedberg eintreffen, und wünſche, daß ich ihn daſelbſt abhole. Ich verfehlte nicht, zur rechten Stunde mich einzufinden; allein er war auf ſeinem Wege zufällig aufgehalten worden, und nachdem ich einige Tage vergebens gewartet, kehrte ich nach Hauſe zurück, wo er denn erſt nach einiger Zeit eintraf, ſein Außenbleiben entſchuldigte und meine Bereitwilligkeit ihm entgegen zu

kommen sehr wohl aufnahm. Er war klein von Person, aber gut gebaut, sein Betragen ernst und abgemessen, ohne steif zu seyn, seine Unterhaltung bestimmt und angenehm. Im Ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten. Ein solcher Mann unterwindet sich der schweren Aufgabe, zugleich seine eigene Würde und die Würde eines Höheren, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen eigenen Vortheil neben dem viel wichtigern eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern, und sich in dieser bedenklichen Lage vor allen Dingen den Menschen gefällig zu machen. Und so schien sich auch Klopstock als Mann von Werth und als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit, zu betragen. Eine andere Eigenheit der Weltleute hatte er auch angenommen, nämlich nicht leicht von Gegenständen zu reden, über die man gerade ein Gespräch erwartet und wünscht. Von poetischen und literarischen Dingen hörte man ihn selten sprechen. Da er aber an mir und meinen Freunden leidenschaftliche Schlittschuhfahrer fand, so unterhielt er sich mit uns weitläufig über diese edle Kunst, die er gründlich durchgedacht und was dabei zu suchen und zu meiden sey, sich wohl überlegt hatte. Ehe wir jedoch seiner geneigten Belehrung theilhaft werden konnten, mußten wir uns gefallen lassen, über den Ausdruck selbst, den wir verfehlten, zurecht gewiesen zu werden. Wir sprachen nämlich auf gut Oberdeutsch von Schlittschuhen, wel-

ches er durchaus nicht wollte gelten lassen: denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahin führe, sondern von Schreiten, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf diesen geflügelten Sohlen über das zu Boden gewordene Meer hinschreite. Nun kam es an das Werkzeug selbst; er wollte von den hohen hohlgeschliffenen Schrittschuhen nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen breiten flachgeschliffenen Friesländischen Schlen, als welche zum Schnelllaufen die dienlichsten seyen. Von Kunststücken, die man bei dieser Uebung zu machen pflegt, war er kein Freund. Ich schaffte mir nach seinem Gebot so ein paar flache Schuhe mit langen Schnäbeln, und habe solche, obschon mit einiger Unbequemlichkeit, viele Jahre geführt. Auch von Kunstreiten und sogar vom Bereiten der Pferde wußte er Rechenschaft zu geben und that es gern; und so lehnte er, wie es schien vorsätzlich, das Gespräch über sein eigen Metier gewöhnlich ab, um über fremde Künste, die er als Liebhaberey trieb, desto unbefangener zu sprechen. Von diesen und andern Eigenthümlichkeiten des außerordentlichen Mannes würde ich noch manches erwähnen können, wenn nicht Personen, die länger mit ihm gelebt, uns bereits genugsam hievon unterrichtet hätten; aber einer Betrachtung kann ich mich nicht erwehren, daß nämlich Menschen, denen die Natur außerordentliche Vorzüge gegeben, sie aber in einen engen oder wenigstens nicht verhältnißmäßigen Wirkungskreis

geſetzt, gewöhnlich auf Sonderbarkeiten verfallen, und weil ſie von ihren Gaben keinen directen Gebrauch zu machen wiſſen, ſie auf außerordentlichen und wunderlichen Wegen geltend zu machen verſuchen.

Zimmermann war gleichfalls eine Zeit lang unſer Gaſt. Dieſer, groß und ſtark gebaut, von Natur heftig und gerade vor ſich hin, hatte doch ſein Aeußeres und ſein Betragen völlig in der Gewalt, ſo daß er im Umgang als ein gewandter weltmänniſcher Arzt erſchien, und ſeinem innerlich ungebändigten Charakter nur in Schriften und im vertrauteſten Umgang einen ungeregelten Lauf ließ. Seine Unterhaltung war mannichfaltig und höchſt unterrichtend; und konnte man ihm nachſehen, daß er ſich, ſeine Perſönlichkeit, ſeine Verdienſte, ſehr lebhaft vorempfand, ſo war kein Umgang wünſchenswerther zu finden. Da mich nun überhaupt das was man Eitelkeit nennt, niemals verletzte, und ich mir dagegen auch wieder eitel zu ſeyn erlaubte, das heißt, dasjenige unbedenklich hervorkehrte, was mir an mir ſelbſt Freude machte, ſo kam ich mit ihm gar wohl überein, wir ließen uns wechſelsweiſe gelten und ſchalten, und weil er ſich durchaus offen und mittheilend erwies, ſo lernte ich in kurzer Zeit ſehr viel von ihm.

Beurtheil' ich nun aber einen ſolchen Mann dankbar, wohlwollend und gründlich, ſo darf ich nicht einmal ſagen, daß er eitel geweſen. Wir Deutſchen mißbrauchen das Wort eitel nur allzu oft: denn eigentlich führt es

den Begriff von Leerheit mit ſich, und man bezeichnet damit billigerweiſe nur einen der die Freude an ſeinem Nichts, die Zufriedenheit mit einer hohlen Exiſtenz nicht verbergen kann. Bei Zimmermann war gerade das Gegentheil, er hatte große Verdienſte und kein inneres Behagen; wer ſich aber an ſeinen Naturgaben nicht im Stillen erfreuen kann, wer ſich bei Ausübung derſelben nicht ſelbſt ſeinen Lohn dahin nimmt, ſondern erſt darauf wartet und hofft, daß andere das Geleiſtete anerkennen und es gehörig würdigen ſollen, der findet ſich in einer übeln Lage, weil es nur allzu bekannt iſt, daß die Menſchen den Beifall ſehr ſpärlich austheilen, daß ſie das Lob verkümmern, ja wenn es nur einigermaßen thunlich iſt, in Tadel verwandeln. Wer ohne hierauf vorbereitet zu ſeyn, öffentlich auftritt, der kann nichts als Verdruß erwarten: denn wenn er das was von ihm ausgeht, auch nicht überſchätzt, ſo ſchätzt er es doch unbedingt, und jede Aufnahme die wir in der Welt erfahren, wird bedingt ſeyn; und ſodann gehört ja für Lob und Beifall auch eine Empfänglichkeit, wie für jedes Vergnügen. Man wende dieſes auf Zimmermann an, und man wird auch hier geſtehen müſſen: was einer nicht ſchon mitbringt, kann er nicht erhalten.

Will man dieſe Entſchuldigung nicht gelten laſſen, ſo werden wir dieſen merkwürdigen Mann wegen eines andern Fehlers noch weniger rechtfertigen können, weil das Glück anderer dadurch geſtört, ja vernichtet worden.

Es war das Betragen gegen seine Kinder. Eine Tochter, die mit ihm reiſte, war, als er ſich in der Nachbarſchaft umſah, bei uns geblieben. Sie konnte etwa ſechszehn Jahr alt ſeyn. Schlank und wohlgewachſen, trat ſie auf ohne Zierlichkeit; ihr regelmäßiges Geſicht wäre angenehm geweſen, wenn ſich ein Zug von Theilnahme darin aufgethan hätte; aber ſie ſah immer ſo ruhig aus wie ein Bild, ſie äußerte ſich ſelten, in der Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war ſie einige Tage mit meiner Mutter allein, und hatte die heitere liebevolle Gegenwart dieſer theilnehmenden Frau in ſich aufgenommen, als ſie ſich ihr mit aufgeſchloſſenem Herzen zu Füßen warf und unter tauſend Thränen bat, ſie da zu behalten. Mit dem leidenſchaftlichſten Ausdruck erklärte ſie: als Magd, als Sclavin wolle ſie zeitlebens im Hauſe bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von deſſen Härte und Tyranney man ſich keinen Begriff machen könne. Ihr Bruder ſey über dieſe Behandlung wahnſinnig geworden; ſie habe es mit Noth ſo lange getragen, weil ſie geglaubt, es ſey in jeder Familie nicht anders, oder nicht viel beſſer; da ſie aber nun eine ſo liebevolle, heitere, zwangloſe Behandlung erfahren, ſo werde ihr Zuſtand zu einer wahren Hölle. Meine Mutter war ſehr bewegt, als ſie mir dieſen leidenſchaftlichen Erguß hinterbrachte, ja ſie ging in ihrem Mitleiden ſo weit, daß ſie nicht undeutlich zu verſtehn gab, ſie würde es wohl zufrieden ſeyn das Kind im

Hauſe zu behalten, wenn ich mich entſchließen könnte, ſie zu heirathen. — Wenn es eine Waiſe wäre, verſetzt ich, ſo ließe ſich darüber denken und unterhandeln, aber Gott bewahre mich vor einem Schwiegervater, der ein ſolcher Vater iſt! Meine Mutter gab ſich noch viel Mühe mit dem guten Kinde, aber es ward dadurch nur immer unglücklicher. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, ſie in eine Penſion zu thun. Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht.

Dieſer tadelnswürdigen Eigenheit eines ſo verdienſtvollen Mannes würde ich kaum erwähnen, wenn dieſelbe nicht ſchon öffentlich wäre zur Sprache gekommen, und zwar als man nach ſeinem Tode der unſeligen Hypochondrie gedachte, womit er ſich und andere in ſeinen letzten Stunden gequält. Denn auch jene Härte gegen ſeine Kinder war Hypochondrie, ein partieller Wahnſinn, ein fortdauerndes moraliſches Morden, das er, nachdem er ſeine Kinder aufgeopfert hatte, zuletzt gegen ſich ſelbſt kehrte. Wir wollen aber bedenken, daß dieſer ſo rüſtig ſcheinende Mann in ſeinen beſten Jahren leidend war, daß ein Leidesſchaden unheilbar den geſchickten Arzt quälte, ihn der ſo manchem Kranken geholfen hatte und half. Ja dieſer brave Mann führte bei äußerem Anſehen, Ruhm, Ehre, Rang und Vermögen, das traurigſte Leben, und wer ſich davon, aus vorhandenen Druckſchriften, noch weiter unterrichten will, der wird ihn nicht verdammen, ſondern bedauern.

Erwartet man nun aber, daß ich von der Wirkung dieſes bedeutenden Mannes auf mich nähere Rechenſchaft gebe, ſo muß ich im allgemeinen jener Zeit abermals gedenken. Die Epoche in der wir lebten, kann man die fordernde nennen: denn man machte, an ſich und andere, Forderungen, auf das was noch kein Menſch geleiſtet hatte. Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geiſtern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Anſicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beſte ſey, was der Menſch ſich wünſchen könne, und nicht einmal ſchwer zu erlangen. Erfahrung war alſo abermals das allgemeine Loſungswort, und jederman that die Augen auf ſo gut er konnte; eigentlich aber waren es die Aerzte, die am meiſten Urſache hatten, darauf zu dringen und Gelegenheit ſich darnach umzuthun. Hier leuchtete ihnen aus alter Zeit ein Geſtirn entgegen, welches als Beiſpiel alles Wünſchenswerthen gelten konnte. Die Schriften die uns unter dem Namen Hippokrates zugekommen waren, gaben das Muſter, wie der Menſch die Welt anſchauen und das Geſehene, ohne ſich ſelbſt hinein zu miſchen, überliefern ſollte. Allein niemand bedachte, daß wir nicht ſehen können wie die Griechen, und daß wir niemals wie ſie dichten, bilden und heilen werden. Zugegeben aber auch, daß man von ihnen lernen könne, ſo war unterdeſſen unendlich viel und nicht immer ſo rein erfahren worden, und gar oft hatten ſich die Erfahrungen

gen nach den Meinungen gebildet. Dieſes aber ſollte man auch wiſſen, unterſcheiden und ſichten; abermals eine ungeheure Forderung; dann ſollte man auch perſönlich umherblickend und handelnd, die geſunde Natur ſelbſt kennen lernen, eben als wenn ſie zum erſtenmal beachtet und behandelt würde; hiebei ſollte denn nur das Aechte und Rechte geſchehen. Allein weil ſich die Gelahrtheit überhaupt nicht wohl ohne Polyhiſtorie und Pedanterie, die Praxis aber wohl ſchwerlich ohne Empirie und Charlatanerie denken läßt; ſo entſtand ein gewaltiger Conflict, indem man den Mißbrauch vom Gebrauch ſondern und der Kern die Oberhand über die Schale gewinnen ſollte. Wie man nun auch hier zur Ausübung ſchritt, ſo ſah man, am kürzeſten ſey zuletzt aus der Sache zu kommen, wenn man das Genie zu Hülfe riefe, das durch ſeine magiſche Gabe den Streit ſchlichten und die Forderungen leiſten würde. Der Verſtand miſchte ſich indeſſen auch in die Sache, alles ſollte auf klare Begriffe gebracht und in logiſcher Form dargelegt werden, damit jedes Vorurtheil beſeitigt und aller Aberglaube zerſtört werde. Weil nun wirklich einige außerordentliche Menſchen, die Boerhaave und Haller, das Unglaubliche geleiſtet, ſo ſchien man ſich berechtigt von ihren Schülern und Nachkömmlingen noch mehr zu fordern. Man behauptete, die Bahn ſey gebrochen, da doch in allen irdiſchen Dingen ſelten von Bahn die Rede ſeyn kann: denn wie das Waſſer das durch ein Schiff

verdrängt wird, gleich hinter ihm wieder zuſammenſtürzt, ſo ſchließt ſich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geiſter ihn bei Seite gedrängt und ſich Platz gemacht haben, hinter ihnen ſehr geſchwind wieder naturgemäß zuſammen.

Aber hievon wollte ſich der brave Zimmermann ein für allemal keinen Begriff machen; er wollte nicht eingeſtehen, daß das Abſurde eigentlich die Welt erfülle. Bis zur Wuth ungeduldig ſchlug er auf alles los, was er für unrecht erkannte und hielt. Ob er ſich mit dem Krankenwärter oder mit Paracelſus, mit einem Harnpropheten oder Chymiſten balgte, war ihm gleich; er hieb ein wie das andre Mal zu, und wenn er ſich außer Athem gearbeitet hatte, war er höchlich erſtaunt, daß die ſämmtlichen Köpfe dieſer Hydra, die er mit Füßen zu treten geglaubt, ihm ſchon wieder ganz friſch von unzähligen Hälſen die Zähne wieſen.

Wer ſeine Schriften, beſonders ſein tüchtiges Werk über die Erfahrung lieſt, wird beſtimmter einſehen, was zwiſchen dieſem trefflichen Manne und mir verhandelt worden; welches auf mich um ſo kräftiger wirken mußte, da er zwanzig Jahr älter war als ich. Als berühmter Arzt war er vorzüglich in den höhern Ständen beſchäftigt, und hier kam die Verderbniß der Zeit, durch Verweichlichung und Uebergenuß, jeden Augenblick zur Sprache; und ſo drängten auch ſeine ärztlichen Reden, wie die der Philoſophen und meiner dichteriſchen Freunde,

mich wieder auf die Natur zurück. Seine leidenschaftliche Verbesserungswuth konnte ich vollends nicht mit ihm theilen. Ich zog mich vielmehr, nachdem wir uns getrennt, gar bald wieder in mein eigenthümliches Fach zurück und suchte die von der Natur mir verliehenen Gaben mit mäßiger Anstrengung anzuwenden, und in heiterem Widerstreit gegen das was ich mißbilligte, mir einigen Raum zu verschaffen, unbesorgt wie weit meine Wirkungen reichen und wohin sie mich führen könnten.

Von Salis, der in Marschlins die große Pensionsanstalt errichtete, ging ebenfalls bei uns vorüber, ein ernster verständiger Mann, der über die genialisch tolle Lebensweise unserer kleinen Gesellschaft gar wunderliche Anmerkungen im Stillen wird gemacht haben. Ein gleiches mag Sulzern, der uns auf seiner Reise nach dem südlichen Frankreich berührte, begegnet seyn; wenigstens scheint eine Stelle seiner Reisebeschreibung, worin er mein gedenkt, dahin zu deuten.

Diese so angenehmen als förderlichen Besuche waren aber auch mit solchen durchwebt, die man lieber abgelehnt hätte. Wahrhaft dürftige und unverschämte Abenteurer wendeten sich an den zutraulichen Jüngling, ihre dringenden Forderungen durch wirkliche wie durch vorgebliche Verwandtschaften oder Schicksale unterstützend. Sie borgten mir Geld ab, und setzten mich in den Fall wieder borgen zu müssen, so daß ich mit begüterten und wohlwollenden Freunden darüber in das unangenehmste

Verhältniß gerieth. Wünschte ich nun solche Zudringliche allen Raben zur Beute, so fühlte sich mein Vater gleichfalls in der Lage des Zauberlehrlings, der wohl sein Haus gerne rein gewaschen sähe, sich aber entsetzt, wenn die Fluth über Schwellen und Stufen unaufhaltsam einhergestürzt kommt. Denn es ward durch das allzu viele Gute der mäßige Lebensplan, den sich mein Vater für mich ausgedacht hatte, Schritt vor Schritt verrückt, verschoben und von einem Tag zum andern wider Erwarten umgestaltet. Der Aufenthalt zu Regensburg und Wien war so gut als aufgegeben, aber doch sollte auf dem Wege nach Italien eine Durchreise statt finden, damit man wenigstens eine allgemeine Uebersicht gewönne. Dagegen aber waren andere Freunde, die einen so großen Umweg in's thätige Leben zu gelangen, nicht billigen konnten, der Meinung, man solle den Augenblick, wo so manche Gunst sich aufthat, benutzen und an eine bleibende Einrichtung in der Vaterstadt denken. Denn ob ich gleich erst durch den Großvater, sodann aber durch den Oheim, von dem Rathe ausgeschlossen war, so gab es doch noch manche bürgerliche Stellen, an die man Anspruch machen, sich einstweilen festsetzen und die Zukunft erwarten konnte. Manche Agentschaften gaben zu thun genug, und ehrenvoll waren die Residenten-Stellen. Ich ließ mir davon vorreden und glaubte wohl auch, daß ich mich dazu schicke, ohne mich geprüft zu haben, ob eine solche Lebens- und Geschäftsweise, welche

fordert, daß man am liebſten in der Zerſtreuung zweckmäßig thätig ſey, für mich paſſen möchte: und nun geſellte ſich zu dieſen Vorſchlägen und Vorſätzen noch eine zarte Neigung, welche zu beſtimmter Häuslichkeit aufzufordern und jenen Entſchluß zu beſchleunigen ſchien.

Die früher erwähnte Geſellſchaft nämlich von jungen Männern und Frauenzimmern, welche meiner Schweſter wo nicht den Urſprung doch die Conſiſtenz verdankte, war nach ihrer Verheirathung und Abreiſe noch immer beſtanden, weil man ſich einmal an einander gewöhnt hatte, und einen Abend in der Woche nicht beſſer als in dieſem freundſchaftlichen Cirkel zuzubringen wußte. Auch jener wunderliche Redner, den wir ſchon aus dem ſechsten Buche kennen, war nach mancherlei Schickſalen geſcheidter und verkehrter zu uns zurückgewandert, und ſpielte abermals den Geſetzgeber des kleinen Staats. Er hatte ſich in Gefolg von jenen frühern Scherzen etwas Aehnliches ausgedacht: es ſollte nämlich alle acht Tage geloos't werden, nicht um, wie vormals, liebende Paare, ſondern wahrhafte Ehegatten zu beſtimmen. Wie man ſich gegen Geliebte betrage, das ſey uns bekannt genug; aber wie ſich Gatte und Gattin in Geſellſchaft zu nehmen hätten, das ſey uns unbewußt und müſſe nun, bei zunehmenden Jahren, vor allen Dingen gelernt werden. Er gab die Regeln an im allgemeinen, welche bekanntlich darin beſtehen, daß man thun müſſe, als wenn man einander nicht angehöre; man dürfe nicht neben einan-

der ſitzen, nicht viel mit einander ſprechen, vielweniger ſich Liebkoſungen erlauben: dabei aber habe man nicht allein alles zu vermeiden, was wechſelſeitig Verdacht und Unannehmlichkeit erregen könnte, ja man würde im Gegentheil das größte Lob verdienen, wenn man ſeine Gattin auf eine ungezwungene Weiſe zu verbinden wiſſe.

Das Loos wurde hierauf zur Entſcheidung herbeigeholt, über einige barocke Paarungen, die es beliebt, gelacht und geſcherzt, und die allgemeine Eheſtands-Komödie mit gutem Humor begonnen und jedesmal am achten Tage wiederum erneuert.

Hier traf es ſich nun wunderbar genug, daß mir das Loos gleich von Anfang eben daſſelbe Frauenzimmer zweymal beſtimmte, ein ſehr gutes Weſen, gerade von der Art, die man ſich als Frau gerne denken mag. Ihre Geſtalt war ſchön und regelmäßig, ihr Geſicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Geſundheit ihres Körpers und ihres Geiſtes zeugte. Sie war ſich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß ſie geſprächig geweſen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verſtand und eine natürliche Bildung erkennen. Nun war es leicht einer ſolchen Perſon mit Freundlichkeit und Achtung zu begegnen; ſchon vorher war ich gewohnt es aus allgemeinem Gefühl zu thun, jetzt wirkte bei mir ein herkömmliches Wohlwollen als geſellige Pflicht. Wie uns

nun aber das Loos zum dritten Male zusammenbrachte, so erklärte der neckische Gesetzgeber feyerlichst: der Himmel habe gesprochen, und wir könnten nunmehr nicht geschieden werden. Wir ließen es uns beiderseits gefallen, und fügten uns wechselsweise so hübsch in die offenbaren Ehestandspflichten, daß wir wirklich für ein Muster gelten konnten. Da nun, nach der allgemeinen Verfassung, die sämmtlichen für den Abend vereinten Paare sich auf die wenigen Stunden mit Du anreden mußten, so waren wir dieser traulichen Anrede durch eine Reihe von Wochen so gewohnt, daß auch in der Zwischenzeit, wenn wir uns begegneten, das Du gemüthlich hervorsprang. Die Gewohnheit ist aber ein wunderliches Ding: wir beide fanden nach und nach nichts natürlicher als dieses Verhältniß; sie ward mir immer werther, und ihre Art mit mir zu seyn zeugte von einem schönen ruhigen Vertrauen, so daß wir uns wohl gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen.

Weil nun bei jeder unserer geselligen Zusammenkünfte etwas Neues vorgelesen werden mußte, so brachte ich eines Abends, als ganz frische Neuigkeit, das Memoire des Beaumarchais gegen Clavigo im Original mit. Es erwarb sich sehr vielen Beifall; die Bemerkungen, zu denen es auffordert, blieben nicht aus, und nachdem man viel darüber hin und wieder gesprochen hatte, sagte mein lieber Partner: wenn ich deine Gebieterin und nicht

deine Frau wäre, so würde ich dich ersuchen, dieses Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln, es scheint mir ganz dazu geeignet zu seyn. — Damit du siehst, meine Liebe, antwortete ich, daß Gebieterin und Frau auch in Einer Person vereinigt seyn können, so verspreche ich, heut über acht Tage den Gegenstand dieses Heftes als Theaterstück vorzulesen, wie es jetzt mit diesen Blättern geschehen. Man verwunderte sich über ein so kühnes Versprechen, und ich säumte nicht es zu erfüllen. Denn was man in solchen Fällen Erfindung nennt, war bei mir augenblicklich; und gleich, als ich meine Titular-Gattin nach Hause führte, war ich still; sie fragte, was mir sey? — Ich sinne, versetzte ich, schon das Stück aus und bin mitten drin; ich wünsche dir zu zeigen, daß ich dir gerne etwas zu Liebe thue. Sie drückte mir die Hand, und als ich sie dagegen eifrig küßte, sagte sie: du mußt nicht aus der Rolle fallen! Zärtlich zu seyn, meinen die Leute schicke sich nicht für Ehegatten. — Laß sie meinen, versetzte ich, wir wollen es auf unsere Weise halten.

Ehe ich, freilich durch einen großen Umweg, nach Hause kam, war das Stück schon ziemlich herangedacht; damit dieß aber nicht gar zu großsprecherisch scheine, so will ich gestehen, daß schon bei'm ersten und zweyten Lesen, der Gegenstand mir dramatisch, ja theatralisch vorgekommen, aber ohne eine solche Anregung wäre das Stück, wie so viele andere, auch bloß unter den mög-

mdglichen Geburten geblieben. Wie ich dabei verfahren, iſt bekannt genug. Der Böſewichter müde, die aus Rache, Haß oder kleinlichen Abſichten ſich einer edlen Natur entgegenſetzen und ſie zu Grunde richten, wollt' ich in Carlos den reinen Weltverſtand mit wahrer Freundſchaft gegen Leidenſchaft, Neigung und äußere Bedrängniß wirken laſſen, um auch einmal auf dieſe Weiſe eine Tragddie zu motiviren. Berechtigt durch unſern Altvater Shakeſpeare, nahm ich nicht einen Augenblick Anſtand die Hauptſcene und die eigentlich theatraliſche Darſtellung wörtlich zu überſetzen. Um zuletzt abzuſchließen, entlehnt' ich den Schluß einer Engliſchen Ballade, und ſo war ich immer noch eher fertig als der Freitag herankam. Die gute Wirkung, die ich bei'm Vorleſen erreichte, wird man mir leicht zugeſtehen. Meine gebietende Gattin erfreute ſich nicht wenig daran, und es war, als wenn unſer Verhältniß, wie durch eine geiſtige Nachkommenſchaft, durch dieſe Production ſich enger zuſammenzdge und befeſtigte.

Mephiſtopheles Merk aber that mir zum erſten Mal hier einen großen Schaden. Denn als ich ihm das Stück mittheilte, erwiderte er: ſolch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr ſchreiben; das können die andern auch. Und doch hatt' er hierin Unrecht. Muß ja doch nicht alles über alle Begriffe hinausgehen die man nun einmal gefaßt hat; es iſt auch gut, wenn manches ſich an den gewöhnlichen Sinn anſchließt. Hätte ich damals

ein Dutzend Stücke der Art geschrieben, welches mir bei einiger Aufmunterung ein leichtes gewesen wäre; so hätten sich vielleicht drey oder vier davon auf dem Theater erhalten. Jede Direction, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre.

Durch solche und andere geistreiche Scherze ward unser wunderliches Mariage-Spiel wo nicht zum Stadt-, doch zum Familien-Mährchen, das den Müttern unserer Schönen gar nicht unangenehm in die Ohren klang. Auch meiner Mutter war ein solcher Zufall nicht zuwider: sie begünstigte schon früher das Frauenzimmer, mit dem ich in ein so seltsames Verhältniß gekommen war, und mochte ihr zutrauen, daß sie eine eben so gute Schwiegertochter als Gattin werden könnte. Jenes unbestimmte Rumoren, in welchem ich mich schon seit geraumer Zeit herumtrieb, wollte ihr nicht behagen, und wirklich hatte sie auch die größte Beschwerde davon. Sie war es, welche die zuströmenden Gäste reichlich bewirthen mußte, ohne sich für die literarische Einquartirung anders als durch die Ehre, die man ihrem Sohne anthat ihn zu beschmausen, entschädigt zu sehen. Ferner war es ihr klar, daß so viele junge Leute, sämmtlich ohne Vermögen, nicht allein zum Wissen und Dichten, sondern auch zum lustigen Leben versammelt, sich unter einander und zuletzt am sichersten mir, dessen leichtsinnige Freigebigkeit und Verbürgungslust sie kannte, zur Last und zum Schaden gereichen würden.

Sie hielt daher die schon längst bezweckte Italiänische Reise, die der Vater wieder in Anregung brachte, für das sicherste Mittel alle diese Verhältnisse auf einmal durchzuschneiden. Damit aber ja nicht wieder in der weiten Welt sich neues Gefährliche anschließen möge, so dachte sie vorher die schon eingeleitete Verbindung zu befestigen, damit eine Rückkehr in's Vaterland wünschenswerther und eine endliche Bestimmung entschieden werde. Ob ich ihr diesen Plan nur unterlege, oder ob sie ihn deutlich, vielleicht mit der seligen Freundin, entworfen, möchte ich nicht entscheiden: genug, ihre Handlungen schienen auf einen bedachten Vorsatz gegründet. Denn ich hatte manchmal zu vernehmen, unser Familienkreis sey nach Verheirathung Corneliens doch gar zu eng; man wollte finden, daß mir eine Schwester, der Mutter eine Gehülfin, dem Vater ein Lehrling abgehe; und bei diesen Reden blieb es nicht. Es ergab sich wie von ungefähr, daß meine Eltern jenem Frauenzimmer auf einem Spaziergang begegneten, sie in den Garten einluden und sich mit ihr längere Zeit unterhielten. Hierüber ward nun bei'm Abendtische gescherzt, und mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohlgefallen, indem sie die Haupt-Eigenschaften, die er als ein Kenner von einem Frauenzimmer fordere, sämmtlich besitze.

Hierauf ward im ersten Stock Eins und das andere veranstaltet, eben als wenn man Gäste zu erwarten

habe, das Leinwandgeräthe gemuſtert, und auch an einigen bisher vernachläſſigten Hausrath gedacht. Da überraſchte ich nun einſt meine Mutter, als ſie in einer Bodenkammer die alten Wiegen betrachtete, worunter eine übergroße von Nußbaum, mit Elfenbein und Ebenholz eingelegt, die mich ehmals geſchwenkt hatte, beſonders hervorſtach. Sie ſchien nicht ganz zufrieden, als ich ihr bemerkte, daß ſolche Schaukelkaſten nunmehr völlig aus der Mode ſeyen, und daß man die Kinder mit freien Gliedern in einem artigen Körbchen, an einem Bande über die Schulter, wie andre kurze Waare, zur Schau trage.

Genug, dergleichen Verboten zu erneuernder Häuslichkeit zeigten ſich öfter, und da ich mich dabei ganz leidend verhielt; ſo verbreitete ſich, durch den Gedanken an einen Zuſtand der für's Leben dauern ſollte, ein ſolcher Friede über unſer Haus und deſſen Bewohner, dergleichen es lange nicht genoſſen hatte.

BIBLIOTHECA

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Sieben und zwanzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Italiänische Reise.

I.

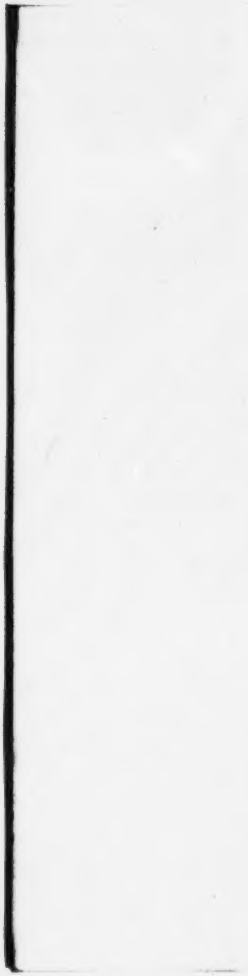

Carlsbad bis auf den Brenner.

Den 3 September 1786.

Früh drey Uhr stahl ich mich aus Carlsbad, weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte. Die Gesellschaft die den acht und zwanzigsten August, meinen Geburtstag, auf eine sehr freundliche Weise feyern mochte, erwarb sich wohl dadurch ein Recht mich fest zu halten; allein hier war nicht länger zu säumen. Ich warf mich, ganz allein, nur einen Mantelsack und Dachsranzen aufpackend, in eine Postchaise und gelangte halb acht Uhr nach Zwota an einem schönen stillen Nebelmorgen. Die obern Wolken streifig und wollig, die untern schwer. Mir schienen das gute Anzeichen. Ich hoffte nach einem so schlimmen Sommer einen guten Herbst zu genießen. Um zwölf in Eger, bei heißem Sonnenschein; und nun erinnerte ich mich, daß dieser Ort dieselbe Polhöhe habe wie meine Vaterstadt, und ich freute mich, wieder einmal bei klarem Himmel unter dem funfzigsten Grade zu Mittag zu essen.

In Bayern stößt einem sogleich das Stift Waldsassen entgegen — köstliche Besitzthümer der geistlichen Herren, die früher als andere Menschen klug waren. Es liegt in einer Teller- um nicht zu sagen Kesseltiefe, in einem schönen Wiesengrunde, rings von fruchtbaren sanften Anhöhen umgeben. Auch hat dieses Kloster im Lande

weit umher Besitzungen. Der Boden ist aufgelöst'ter Thonschiefer. Der Quarz, der sich in dieser Gebirgsart befindet und sich nicht auflöst noch verwittert, macht das Feld locker und durchaus fruchtbar. Bis gegen Tirschenreuth steigt das Land noch. Die Wasser fließen einem entgegen, nach der Eger und Elbe zu. Von Tirschenreuth an fällt es nun südwärts ab, und die Wasser laufen nach der Donau. Mir gibt es sehr schnell einen Begriff von jeder Gegend, wenn ich bei dem kleinsten Wasser forsche, wohin es läuft, zu welcher Flußregion es gehört. Man findet alsdann selbst in Gegenden die man nicht übersehen kann, einen Zusammenhang der Berge und Thäler gedankenweise. Vor gedachtem Ort beginnt die treffliche Chaussee von Granitsand; es läßt sich keine vollkommenere denken: denn da der aufgelöste Granit aus Kiesel und Thonerde besteht, so gibt das zugleich einen festen Grund, und ein schönes Bindungsmittel, die Straße glatt wie eine Tenne zu machen. Die Gegend durch die sie geführt ist, sieht desto schlechter aus: gleichfalls Granitsand, flachliegend, moorig, und der schöne Weg desto erwünschter. Da nun zugleich das Land abfällt, so kommt man fort mit unglaublicher Schnelle, die gegen den Böhmischen Schneckengang recht absticht. Beiliegendes Blättchen benennt die verschiedenen Stationen. Genug ich war den andern Morgen um zehn Uhr in Regensburg, und hatte also diese vier und zwanzig und eine halbe Meile in neun und dreyßig Stun-

den zurückgelegt. Da es anfing Tag zu werden, befand ich mich zwischen Schwanendorf und Regenstauf, und nun bemerkte ich die Veränderung des Ackerbodens in's Bessere. Es war nicht mehr Verwitterung des Gebirgs, sondern aufgeschwemmtes, gemischtes Erdreich. Den Regenfluß herauf hatte in uralten Zeiten Ebbe und Fluth aus dem Donauthal in alle die Thäler gewirkt, die gegenwärtig ihre Wasser dorthin ergießen, und so sind diese natürlichen Polder entstanden, worauf der Ackerbau gegründet ist. Diese Bemerkung gilt in der Nachbarschaft aller größern und kleineren Flüsse, und mit diesem Leitfaden kann der Beobachter einen schnellen Aufschluß über jeden der Cultur geeigneten Boden erlangen.

Regensburg liegt gar schön. Die Gegend mußte eine Stadt herlocken; auch haben sich die geistlichen Herren wohlbedacht. Alles Feld um die Stadt gehört ihnen, in der Stadt steht Kirche gegen Kirche und Stift gegen Stift. Die Donau erinnert mich an den alten Main. Bei Frankfurt haben Fluß und Brücke ein besseres Ansehn, hier aber nimmt sich das gegenüberliegende Stadt am Hof recht artig aus. Ich verfügte mich gleich in das Jesuiten-Collegium, wo das jährliche Schauspiel durch Schüler gegeben ward, sah das Ende der Oper und den Anfang des Trauerspiels. Sie machten es nicht schlimmer als eine angehende Liebhabertruppe, und waren recht schön, fast zu prächtig gekleidet. Auch diese

öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten auf's neue überzeugt. Sie verschmähten nichts was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich in Abstracto denkt, es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entspringt. Wie diese große geistliche Gesellschaft Orgelbauer, Bildschnitzer und Vergulder unter sich hat, so sind gewiß auch einige die sich des Theaters mit Kenntniß und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk sich ihre Kirchen auszeichnen, so bemächtigen sich die einsichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater.

Heute schreibe ich unter dem neun und vierzigsten Grade. Er läßt sich gut an. Der Morgen war kühl, und man klagt auch hier über Nässe und Kälte des Sommers; aber es entwickelte sich ein herrlicher gelinder Tag. Die milde Luft die ein großer Fluß mitbringt, ist ganz was eigenes. Das Obst ist nicht sonderlich. Gute Birnen hab' ich gespeis't; aber ich sehne mich nach Trauben und Feigen.

Der Jesuiten Thun und Wesen hält meine Betrachtungen fest. Kirchen, Thürme, Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt. Als Decoration ist nun Gold, Silber, Metall, geschliffene Steine

in ſolcher Pracht und Reichthum gehäuft, der die Bettler aller Stände blenden muß. Hier und da fehlt es auch nicht an etwas Abgeſchmacktem, damit die Menſchheit verſöhnt und angezogen werde. Es iſt dieſes überhaupt der Genius des katholiſchen äußeren Gottesdienſtes; noch nie habe ich es aber mit ſo viel Verſtand, Geſchick und Conſequenz ausgeführt geſehen, als bei den Jeſuiten. Alles trifft darin überein, daß ſie nicht wie andere Ordensgeiſtliche eine alte abgeſtumpfte Andacht fortſetzten, ſondern ſie, dem Geiſt der Zeit zu Liebe, durch Prunk und Pracht wieder aufſtutzten.

Ein ſonderbar Geſtein wird hier zu Werkſtücken verarbeitet, dem Scheine nach eine Art Todtliegendes, das jedoch für älter, für urſprünglich, ja für porphyrartig gehalten werden muß. Es iſt grünlich mit Quarz gemiſcht, löcherig, und es finden ſich große Flecke des feſteſten Jaſpis darin, in welchen ſich wieder kleine runde Flecken von Breccienart zeigen. Ein Stück war gar zu inſtructiv und appetitlich, der Stein aber zu feſt, und ich habe geſchworen, mich auf dieſer Reiſe nicht mit Steinen zu ſchleppen.

München, den 6 September.

Den fünften September halb Ein Uhr Mittag reiſ'te ich von Regensburg ab. Bei Aburg iſt eine ſchöne Gegend, wo die Donau ſich an Kalkfelſen bricht, bis

gegen die Saale. Es iſt der Kalk wie der bei Oſteroda am Harz, dicht, aber im Ganzen löcherig. Um ſechs Uhr Morgens war ich in München, und nachdem ich mich zwölf Stunden umgeſehen, will ich nur weniges bemerken. In der Bildergalerie fand ich mich nicht einheimiſch; ich muß meine Augen erſt wieder an Gemählde gewöhnen. Es ſind treffliche Sachen. Die Skizzen von Rubens, von der Luxemburger Galerie, haben mir große Freude gemacht.

Hier ſteht auch das vornehme Spielwerk, die Trajaniſche Säule, in Modell. Der Grund Lapis Lazuli, die Figuren vergoldet. Es iſt immer ein ſchön Stück Arbeit, und man betrachtet es gern.

Im Antiken-Saale konnte ich recht bemerken, daß meine Augen auf dieſe Gegenſtände nicht geübt ſind, deßwegen wollte ich nicht verweilen und Zeit verderben. Vieles ſprach mich gar nicht an, ohne daß ich ſagen könnte warum. Ein Druſus erregte meine Aufmerkſamkeit, zwey Antonine gefielen mir, und ſo noch einiges. Im Ganzen ſtehen die Sachen auch nicht glücklich, ob man gleich mit ihnen hat aufputzen wollen, und der Saal oder vielmehr das Gewölbe ein gutes Anſehn hätte, wenn es nur reinlicher und beſſer unterhalten wäre. Im Naturalien-Cabinet fand ich ſchöne Sachen aus Tyrol, die ich in kleinen Muſterſtücken ſchon kenne, ja beſitze.

Es begegnete mir eine Frau mit Feigen, welche als

die erſten vortrefflich ſchmeckten. Aber das Obſt überhaupt iſt doch für den acht und vierzigſten Grad nicht beſonders gut. Man klagt hier durchaus über Kälte und Näſſe. Ein Nebel, der für einen Regen gelten konnte, empfing mich heute früh vor München. Den ganzen Tag blies der Wind ſehr kalt vom Tyroler Gebirg. Als ich vom Thurm dahin ſah, fand ich es bedeckt, und den ganzen Himmel überzogen. Nun ſcheint die Sonne im Untergehen noch an den alten Thurm der mir vor dem Fenſter ſteht. Verzeihung, daß ich ſo ſehr auf Wind und Wetter Acht habe: der Reiſende zu Lande, faſt ſo ſehr als der Schiffer, hängt von beiden ab, und es wäre ein Jammer, wenn mein Herbſt in fremden Landen ſo wenig begünſtigt ſeyn ſollte, als der Sommer zu Hauſe.

Nun ſoll es gerade auf Inſpruck. Was laſſ ich nicht alles rechts und links liegen, um den einen Gedanken auszuführen, der faſt zu alt in meiner Seele geworden iſt!

Mittelwald, den 7 September Abends.

Es ſcheint mein Schutzgeiſt ſagt Amen zu meinem Credo, und ich danke ihm, der mich an einem ſo ſchönen Tage hierher geführt hat. Der letzte Poſtillon ſagte mit vergnüglichem Ausruf: es ſey der erſte im ganzen Sommer. Ich nähre meinen ſtillen Aberglauben, daß

es so fortgehen soll, doch müssen mir die Freunde verzeihen, wenn wieder von Luft und Wolken die Rede ist.

Als ich um fünf Uhr von München wegfuhr, hatte sich der Himmel aufgeklärt. An den Tyroler Bergen standen die Wolken in ungeheuern Massen fest. Die Streifen der untern Regionen bewegten sich auch nicht. Der Weg geht auf den Höhen, wo man unten die Isar fließen sieht, über zusammengeschwemmte Kieshügel hin. Hier wird uns die Arbeit der Strömungen des uralten Meeres faßlich. In manchem Granitgeschiebe fand ich Geschwister und Verwandte meiner Cabinetsstücke, die ich Knebeln verdanke.

Die Nebel des Flusses und der Wiesen wehrten sich eine Weile, endlich wurden auch diese aufgezehrt. Zwischen gedachten Kieshügeln, die man sich mehrere Stunden weit und breit denken muß, das schönste fruchtbarste Erdreich wie im Thale des Regenflusses. Nun muß man wieder an die Isar, und sieht einen Durchschnitt und Abhang der Kieshügel, wohl hundert und funfzig Fuß hoch. Ich gelangte nach Wolfratshausen, und erreichte den acht und vierzigsten Grad. Die Sonne brannte heftig, niemand traut dem schönen Wetter, man schreit über das Böse des vergehenden Jahres, man jammert, daß der große Gott gar keine Anstalt machen will.

Nun ging mir eine neue Welt auf. Ich näherte mich den Gebirgen die sich nach und nach entwickelten.

Benedictbeuern liegt köstlich und überrascht beim ersten Anblick. In einer fruchtbaren Fläche ein lang und breites weißes Gebäude und ein breiter hoher Felsrücken dahinter. Nun geht es hinauf zum Kochelsee; noch höher in's Gebirge zum Walchensee. Hier begrüßte ich die ersten beschneiten Gipfel, und auf meine Verwunderung, schon so nahe bei den Schneebergen zu seyn, vernahm ich, daß es gestern in dieser Gegend gedonnert, geblitzt und auf den Bergen geschneit habe. Aus diesen Meteoren wollte man Hoffnung zu besserem Wetter schöpfen, und aus dem ersten Schnee eine Umwandlung der Atmosphäre vermuthen. Die Felsklippen die mich umgeben sind alle Kalk, von dem ältesten der noch keine Versteinerungen enthält. Diese Kalkgebirge gehen in ungeheuern ununterbrochenen Reihen von Dalmatien bis an den St. Gotthard und weiter fort. Hacquet hat einen großen Theil der Kette bereis't. Sie lehnen sich an das quarz- und thonreiche Urgebirge.

Nach Wallensee gelangte ich um halb fünf. Etwa eine Stunde von dem Orte begegnete mir ein artiges Abenteuer: ein Harfner mit seiner Tochter, einem Mädchen von eilf Jahren, gingen vor mir her, und baten mich das Kind einzunehmen. Er trug das Instrument weiter, ich ließ sie zu mir sitzen, und sie stellte mir eine große neue Schachtel sorgfältig zu ihren Füßen. Ein artiges ausgebildetes Geschöpf, in der Welt schon ziemlich bewandert. Nach Maria Einsiedel war sie mit ihrer

Mutter zu Fuß gewallfahrtet, und beide wollten eben die gröſsere Reiſe nach St. Jago von Compoſtell antreten, als die Mutter mit Tode abging, und ihr Gelübde nicht erfüllen ſollte. Man könne in der Verehrung der Mutter Gottes nie zu viel thun, meinte ſie. Nach einem groſsen Brande habe ſie ſelbſt geſehen ein ganzes Haus niedergebrannt bis auf die unterſten Mauern, und über der Thüre, hinter einem Glaſe, das Mutter Gottesbild, Glas und Bild unverſehrt, welches denn doch ein augenſcheinliches Wunder ſey. All ihre Reiſen habe ſie zu Fuſse gemacht, zuletzt in München vor dem Churfürſten geſpielt, und ſich überhaupt vor ein und zwanzig fürſtlichen Perſonen hören laſſen. Sie unterhielt mich recht gut. Hübſche groſse braune Augen, eine eigenſinnige Stirn, die ſich manchmal ein wenig hinaufwärts faltete. Wenn ſie ſprach, war ſie angenehm und natürlich, beſonders wenn ſie kindiſchlaut lachte; hingegen wenn ſie ſchwieg, ſchien ſie etwas bedeuten zu wollen, und machte mit der Oberlippe eine fatale Miene. Ich ſprach ſehr viel mit ihr durch, ſie war überall zu Hauſe und merkte gut auf die Gegenſtände. So fragte ſie mich einmal, was das für ein Baum ſey? Es war ein ſchöner groſser Ahorn, der erſte der mir auf der ganzen Reiſe zu Geſichte kam. Den hatte ſie doch gleich bemerkt, und freute ſich, da mehrere nach und nach erſchienen, daſs ſie auch dieſen Baum unterſcheiden könne. Sie gebe, ſagte ſie, nach Botzen

auf die Meſſe, wo ich doch wahrſcheinlich auch hinzöge. Wenn ſie mich dort anträfe, müſſe ich ihr einen Jahrmarkt kaufen, welches ich ihr denn auch verſprach. Dort wolle ſie auch ihre neue Haube aufſetzen, die ſie ſich in München von ihrem Verdienſt habe machen laſſen. Sie wolle mir ſolche im Voraus zeigen. Nun eröffnete ſie die Schachtel, und ich mußte mich des reichgeſtickten und wohlbebänderten Kopfſchmuckes mit ihr erfreuen.

Ueber eine andere frohe Ausſicht vergnügten wir uns gleichfalls zuſammen. Sie verſicherte nämlich, daß es gut Wetter gäbe. Sie trügen ihren Barometer mit ſich, und das ſey die Harfe. Wnen ſich der Discant hinaufſtimme, ſo gebe es gutes Wetter, und das habe er heute gethan. Ich ergriff das Omen, und wir ſchieden im beſten Humor in der Hoffnung eines baldigen Wiederſehns.

Auf dem Brenner, den 8 September Abends.

Hier gekommen, gleichſam gezwungen, endlich an einen Ruhepunct, an einen ſtillen Ort, wie ich ihn mir nur hätte wünſchen können. Es war ein Tag, den man Jahre lang in der Erinnerung genießen kann. Um ſechs Uhr verließ ich Mittelwalde, den klaren Himmel reinigte ein ſcharfer Wind vollkommen. Es war eine Kälte, wie ſie nur im Februar erlaubt iſt. Nun aber, bei dem Glanze der aufgehenden Sonne, die dunkeln

mit Fichten bewachsenen Vordergründe, die grauen Kalkfelsen dazwischen und dahinter die beschneiten höchsten Gipfel auf einem tieferen Himmelsblau, das waren köstliche, ewig abwechselnde Bilder.

Bei Scharnitz kommt man in's Tyrol. Die Gränze ist mit einem Walle geschlossen, der das Thal verriegelt und sich an die Berge anschließt. Es sieht gut aus: an der einen Seite ist der Felsen befestigt, an der andern steigt er senkrecht in die Höhe. Von Seefeld wird der Weg immer interessanter, und wenn er bisher, seit Benedictbeuern herauf, von Höhe zu Höhe stieg, und alle Wasser die Region der Isar suchten, so blickt man nun über einen Rücken in das Innthal, und Jetzingen liegt vor uns. Die Sonne war hoch und heiß, ich mußte meine Kleidung erleichtern, die ich bei der veränderlichen Atmosphäre des Tages oft wechsele.

Bei Zirl fährt man in's Innthal herab. Die Lage ist unbeschreiblich schön, und der hohe Sonnenduft machte sie ganz herrlich. Der Postillon eilte mehr als ich wünschte: er hatte noch keine Messe gehört und wollte sie in Inspruck, es war eben Marientag, um desto andächtiger zu sich nehmen. Nun rasselte es immer an dem Inn hinab, an der Martinswand vorbei, einer steil abgehenden ungeheuern Kalkwand. Zu dem Platze wohin Kaiser Maximilian sich verstiegen haben soll, getraute ich mir wohl ohne Engel hin und

her

her zu kommen, ob es gleich immer ein frevelhaftes Unternehmen wäre.

Inſpruck liegt herrlich in einem breiten reichen Thale, zwiſchen hohen Felſen und Gebirgen. Erſt wollte ich dableiben, aber es ließ mir keine Ruhe. Kurze Zeit ergötzte ich mich an dem Sohne des Wirths, einem leibhaftigen Söller. So begegnen mir nach und nach meine Menſchen. Das Feſt Mariä Geburt zu feyern iſt alles geputzt. Geſund und wohlthätig zu Schaaren, wallfahrten ſie nach Wilden, einem Andachtsorte, eine Viertelſtunde von der Stadt gegen das Gebirge zu. Um zwey Uhr, als mein rollender Wagen das muntere bunte Gedränge theilte, war alles in frohem Zug und Gang.

Von Inſpruck herauf wird es immer ſchöner, da hilft kein Beſchreiben. Auf den gebahnteſten Wegen ſteigt man eine Schlucht herauf, die das Waſſer nach dem Inn zuſendet, eine Schlucht, die den Augen unzählige Abwechſelungen bietet. Wenn der Weg nah am ſchroffſten Felſen hergeht, ja in ihn hineingehauen iſt, ſo erblickt man die Seite gegenüber ſanft abhängig, ſo daß noch kann der ſchönſte Feldbau darauf geübt werden. Es liegen Dörfer, Häuſer, Häuschen, Hütten, alles weiß angeſtrichen, zwiſchen Feldern und Hecken auf der abhängenden hohen und breiten Fläche. Bald verändert ſich das Ganze: das Benutzbare wird zur Wieſe, bis ſich auch das in einen ſteilen Abhang verliert.

Zu meiner Welterſchaffung habe ich manches erobert,

doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich so lange rede, woran ich so gern anschaulich machen möchte, was in meinem Innern herumzieht, und was ich nicht jedem in der Natur vor Augen stellen kann.

Nun wurde es dunkler und dunkler, das Einzelne verlor sich, die Massen wurden immer größer und herrlicher, endlich da sich alles nun, wie ein tiefes geheimes Bild, vor mir bewegte, sah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß der Morgen diese Felsenkluft erhelle, in der ich auf der Gränzscheide des Südens und Nordens eingeklemmt bin.

Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu, über die Witterung, die mir vielleicht eben deßwegen so günstig ist, weil ich ihr so viele Betrachtungen widme. Auf dem flachen Lande empfängt man gutes und böses Wetter wenn es schon fertig geworden, im Gebirge ist man gegenwärtig wenn es entsteht. Dieses ist mir nun so oft begegnet, wenn ich auf Reisen, Spaziergängen, auf der Jagd, Tag und Nächte lang in den Bergwäldern, zwischen Klippen, verweilte, und da ist mir eine Grille aufgestiegen, die ich auch für nichts anders geben will, die ich aber nicht los werden kann, wie man denn eben die Grillen am wenigsten los wird. Ich sehe sie überall als wenn es eine Wahrheit wäre, und so will ich sie denn auch aussprechen, da ich ohne-

hin die Nachſicht meiner Freunde ſo oft zu prüfen im Falle bin.

Betrachten wir die Gebirge näher oder ferner, und ſehen ihre Gipfel bald im Sonnenſcheine glänzen, bald vom Nebel umzogen, von ſtürmenden Wolken umſauſt, von Regenſtrichen gepeitſcht, mit Schnee bedeckt, ſo ſchreiben wir das alles der Atmoſphäre zu, da wir mit Augen ihre Bewegungen und Veränderungen gar wohl ſehen und faſſen. Die Gebirge hingegen liegen vor unſerm äußeren Sinn in ihrer herkömmlichen Geſtalt unbeweglich da. Wir halten ſie für todt, weil ſie erſtarrt ſind, wir glauben ſie unthätig, weil ſie ruhen. Ich aber kann mich ſchon ſeit längerer Zeit nicht entbrechen, einer innern, ſtillen, geheimen Wirkung derſelben die Veränderungen, die ſich in der Atmoſphäre zeigen, zum großen Theile zuzuſchreiben. Ich glaube nämlich, daß die Maſſe der Erde überhaupt, und folglich auch beſonders ihre hervorragenden Grundfeſten, nicht eine beſtändige, immer gleiche Anziehungskraft ausüben, ſondern daß dieſe Anziehungskraft ſich in einem gewiſſen Pulſiren äußert, ſo daß ſie ſich durch innere nothwendige, vielleicht, auch äußere zufällige Urſachen, bald vermehrt, bald vermindert. Mögen alle anderen Verſuche dieſe Oſcillation darzuſtellen zu beſchränkt und roh ſeyn, die Atmoſphäre iſt zart und weit genug, um uns von jenen ſtillen Wirkungen zu unterrichten. Vermindert ſich jene Anziehungskraft im geringſten, alſo-

bald deutet uns die verringerte Schwere, die verminderte Elasticität der Luft, dieſe Wirkung an. Die Atmoſphäre kann die Feuchtigkeit, die in ihr chemiſch und mechaniſch vertheilt war, nicht mehr tragen, Wolken ſenken ſich, Regen ſtürzen nieder, und Regenſtröme ziehen nach dem Lande zu. Vermehrt aber das Gebirg ſeine Schwerkraft, ſo wird alſobald die Elaſticität der Luft wieder hergeſtellt, und es entſpringen zwei wichtige Phänomene. Einmal verſammeln die Berge ungeheuere Wolkenmaſſen um ſich her, halten ſie feſt und ſtarr, wie zweyte Gipfel über ſich, bis ſie durch innern Kampf elektriſcher Kräfte beſtimmt, als Gewitter, Nebel und Regen niedergehen, ſodann wirkt auf den Ueberreſt die elaſtiſche Luft, welche nun wieder mehr Waſſer zu faſſen, aufzulöſen und zu verarbeiten fähig iſt. Ich ſah das Aufzehren einer ſolchen Wolke ganz deutlich: ſie hing um den ſteilſten Gipfel, das Abendroth beſchien ſie. Langſam, langſam ſonderten ihre Enden ſich ab, einige Flocken wurden weggezogen und in die Höhe gehoben; dieſe verſchwanden, und ſo verſchwand die ganze Maſſe nach und nach, und ward vor meinen Augen, wie ein Rocken, von einer unſichtbaren Hand ganz eigentlich abgeſponnen.

Wenn die Freunde über den ambulanten Wetterbeobachter und deſſen ſeltſame Theorien gelächelt haben, ſo gebe ich ihnen vielleicht durch einige andere Betrachtungen Gelegenheit zum Lachen, denn ich muß geſtehen,

da meine Reiſe eigentlich eine Flucht war, vor allen den Unbilden, die ich unter dem einundfunfzigſten Grade erlitten, daß ich Hoffnung hatte unter dem achtundvierzigſten ein wahres Goſen zu betreten. Allein ich fand mich getäuſcht, wie ich früher hätte wiſſen ſollen; denn nicht die Polhöhe allein macht Klima und Witterung, ſondern die Bergreihen, beſonders jene, die von Morgen nach Abend die Länder durchſchneiden. In dieſen ereignen ſich immer große Veränderungen, und nordwärts liegende Länder haben am meiſten darunter zu leiden. So ſcheint auch die Witterung für den ganzen Norden dieſen Sommer über durch die große Alpenkette, auf der ich dieſes ſchreibe, beſtimmt worden zu ſeyn. Hier hat es die letzten Monate her immer geregnet, und Süd = Weſt und Süd = Oſt haben den Regen durchaus nordwärts geführt. In Italien ſollen ſie ſchön Wetter, ja zu trocken, gehabt haben.

Nun von dem abhängigen, durch Klima, Berghöhe, Feuchtigkeit auf das mannichfaltigſte bedingten Pflanzenreich einige Worte. Auch hierin habe ich keine ſonderliche Veränderung, doch Gewinn gefunden. Aepfel und Birnen hängen ſchon häufig vor Inſpruck in dem Thale, Pfirſchen und Trauben hingegen bringen ſie aus Welſchland, oder vielmehr aus dem mittägigen Tyrol. Um Inſpruck bauen ſie viel Türkiſch = und Haidekorn, das ſie Blende nennen. Den Brenner herauf ſah ich die erſten Lerchenbäume, bei Schemberg den erſten Zirbel.

Ob wohl das Harfner-Mädchen hier auch nachgefragt hätte?

Die Pflanzen betreffend fühl' ich noch sehr meine Schülerschaft. Bis München glaubt' ich wirklich nur die gewöhnlichen zu sehen. Freilich war meine eilige Tag- und Nachtfahrt solchen feinern Beobachtungen nicht günstig. Nun habe ich zwar meinen Linnée bei mir und seine Terminologie wohl eingeprägt, wo soll aber Zeit und Ruhe zum Analysiren herkommen, das ohnehin, wenn ich mich recht kenne, meine Stärke niemals werden kann? Daher schärf' ich mein Auge auf's Allgemeine, und als ich am Walchensee die erste Gentiana sah, fiel mir auf, daß ich auch bisher zuerst am Wasser die neuen Pflanzen fand.

Was mich noch aufmerksamer machte, war der Einfluß, den die Gebirgshöhe auf die Pflanzen zu haben schien. Nicht nur neue Pflanzen fand ich da, sondern Wachsthum der alten verändert; wenn in der tiefern Gegend Zweige und Stengel stärker und mastiger waren, die Augen näher an einander standen, und die Blätter breit waren, so wurden höher in's Gebirg hinauf Zweige und Stengel zarter, die Augen rückten aus einander, so daß von Knoten zu Knoten ein größerer Zwischenraum statt fand, und die Blätter sich lanzenförmiger bildeten. Ich bemerkte dieß bei einer Weide und einer Gentiana und überzeugte mich, daß es nicht etwa verschiedene

Arten wären. Auch am Walchenſee bemerkte ich längere und ſchlankere Binſen als im Unterlande.

Die Kalkalpen, welche ich bisher durchſchnitten, haben eine graue Farbe, und ſchöne, ſonderbare, unregelmäßige Formen, ob ſich gleich der Fels in Lager und Bänke theilt. Aber weil auch geſchwungene Lager vorkommen, und der Fels überhaupt ungleich verwittert, ſo ſehen die Wände und Gipfel ſeltſam aus. Dieſe Gebirgsart ſteigt den Brenner weit herauf. In der Gegend des oberen Sees fand ich eine Veränderung deſſelben. An dunkelgrünen und dunkelgrauen Glimmerſchiefer, ſtark mit Quarz durchzogen, lehnte ſich ein weißer dichter Kalkſtein, der an der Ablöſung glimmerig war, und in großen, obgleich unendlich zerklüfteten Maſſen anſtand. Ueber demſelben fand ich wieder Glimmerſchiefer, der mir aber zärter als der vorige zu ſeyn ſchien. Weiter hinauf zeigt ſich eine beſondere Art Gneis, oder vielmehr eine Granitart, die ſich dem Gneis zubildet, wie in der Gegend von Ellbogen. Hier oben, gegen dem Hauſe über, iſt der Fels Glimmerſchiefer. Die Waſſer, die aus dem Berge kommen, bringen nur dieſen Stein und grauen Kalk mit.

Nicht fern muß der Granitſtock ſeyn, an den ſich alles anlehnt. Die Karte zeigt, daß man ſich an der Seite des eigentlichen großen Brenners befindet, von dem aus die Waſſer ſich ringsum ergießen.

Vom Aeußern des Menſchengeſchlechts habe ich ſo

viel aufgefaßt. Die Nation iſt wacker und gerade vor ſich hin. Die Geſtalten bleiben ſich ziemlich gleich, braune, wohlgeöffnete Augen und ſehr gut gezeichnete Augenbraunen bei den Weibern; dagegen blonde und breite Augenbraunen bei den Männern. Dieſen geben die grünen Hüte zwiſchen den grauen Felſen ein fröhliches Anſehn. Sie tragen ſie geziert mit Bändern oder breiten Schärpen von Taffit, mit Franzen, die mit Nadeln gar zierlich aufgeheftet werden. Auch hat jeder eine Blume oder eine Feder auf dem Hut. Dagegen verbilden ſich die Weiber durch weiße, baumwollene, zottige, ſehr weite Mützen, als wären es unförmliche Mannesnachtmützen. Das gibt ihnen ein ganz fremdes Anſehn, da ſie im Auslande die grünen Mannshüte tragen, die ſehr ſchön kleiden.

Ich habe Gelegenheit gehabt zu ſehen, welchen Werth die gemeinen Leute auf Pfauenfedern legen, und wie überhaupt jede bunte Feder geehrt wird. Wer dieſe Gebirge bereiſen wollte, müßte dergleichen mit ſich führen. Eine ſolche am rechten Orte angebrachte Feder würde ſtatt des willkommenſten Trinkgeldes dienen.

Indem ich nun dieſe Blätter ſondere, ſammele, hefte und dergeſtalt einrichte, daß ſie meinen Freunden bald einen leichten Ueberblick meiner bisherigen Schickſale gewähren können, und daß ich mir zugleich was ich bisher erfahren und gedacht, von der Seele wälze, betrachte ich dagegen mit einem Schauer manche Pakete,

von denen ich ein kurz und gutes Bekenntniß ablegen muß: ſind es doch meine Begleiter, werden ſie nicht viel Einfluß auf meine nächſten Tage haben!

Ich hatte nach Carlsbad meine ſämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göſchen zu beſorgende Ausgabe ſchließlich zuſammen zu ſtellen. Die ungedruckten beſaß ich ſchon längſt in ſchönen Abſchriften, von der geſchickten Hand des Secretär Vogel. Dieſer wackere Mann begleitete mich auch dießmal, um mir durch ſeine Fertigkeit beizuſtehen. Dadurch ward ich in den Stand geſetzt, die vier erſten Bände, unter der treuſten Mitwirkung Herders, an den Verleger abzuſenden, und war im Begriff mit den vier letzten das Gleiche zu thun. Dieſe beſtanden theils aus nur entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten, wie denn meine Unart, vieles anzufangen und bei verringertem Intereſſe liegen zu laſſen, mit den Jahren, Beſchäftigungen und Zerſtreuungen allgemach zugenommen hatte.

Da ich nun dieſe Dinge ſämmtlich mit mir führte, ſo gehorchte ich gern den Anforderungen der Carlsbader geiſtreichen Geſellſchaft, und las ihr alles vor was bisher unbekannt geblieben, da man ſich denn jedesmal über das Nichtvollbringen derjenigen Dinge, an denen man ſich gern länger unterhalten hätte, bitterlich beſchwerte.

Die Feyer meines Geburtstages beſtand hauptſächlich darin, daß ich mehrere Gedichte erhielt, im Namen

meiner unternommenen aber vernachläſſigten Arbeiten, worin ſich jedes nach ſeiner Art über mein Verfahren beklagte. Darunter zeichnete ſich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine an Treufreund geſendete Deputation dieſer muntern Geſchöpfe inſtändig bat, er möchte doch das ihnen zugeſagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Nicht weniger einſichtig und anmuthig waren die Aeußerungen über meine andern Stückwerke, ſo daß ſie mir auf einmal wieder lebendig wurden, und ich den Freunden meine gehabten Vorſätze und vollſtändigen Plane mit Vergnügen erzählte. Dieß veranlaßte dringende Forderungen und Wünſche, und gab Herdern gewonnen Spiel, als er mich zu überreden ſuchte, ich möchte dieſe Papiere nochmals mit mir nehmen, vor allen aber Iphigenien noch einige Aufmerkſamkeit ſchenken, welche ſie wohl verdiene. Das Stück, wie es gegenwärtig liegt, iſt mehr Entwurf als Ausführung, es iſt in poetiſcher Proſa geſchrieben, die ſich manchmal in einen jambiſchen Rhythmus verliert, auch wohl andern Sylbenmaßen ähnelt. Dieſes thut freilich der Wirkung großen Eintrag, wenn man es nicht ſehr gut lieſ't, und durch gewiſſe Kunſtgriffe die Mängel zu verbergen weiß. Er legte mir dieſes ſo dringend an's Herz, und da ich meinen größeren Reiſeplan ihm wie allen verborgen hatte, ſo glaubte er, es ſey nur wieder von einer Bergwanderung die Rede, und weil er ſich gegen Mineralogie und Geologie immer ſpöttiſch

erwies, meinte er, ich ſollte, anſtatt taubes Geſtein zu klopfen, meine Werkzeuge an dieſe Arbeit wenden. Ich gehorchte ſo vielen wohlgemeinten Andrängen: bis hierher aber war es nicht möglich, meine Aufmerkſamkeit dahin zu lenken. Jetzt ſondere ich Iphigenien aus dem Paket, und nehme ſie mit in das ſchöne, warme Land als Begleiterin. Der Tag iſt ſo lang, das Nachdenken ungeſtört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetiſchen Sinn, ſie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur deſto ſchneller hervor.

Vom Brenner bis Verona.

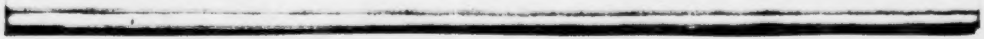

Trient, den 11 September früh.

Nachdem ich völlig funfzig Stunden am Leben und in ſteter Beſchäftigung geweſen, kam ich geſtern Abend um acht Uhr hier an, begab mich bald zur Ruhe, und finde mich nun wieder im Stande, in meiner Erzählung fortzufahren. Am neunten, Abends, als ich das erſte Stück meines Tagebuchs geſchloſſen hatte, wollte ich noch die Herberge, das Poſthaus auf dem Brenner, in ſeiner Lage zeichnen, aber es gelang nicht, ich verfehlte den Charakter, und ging halb verdrießlich nach Hauſe. Der Wirth fragte mich, ob ich nicht fort wollte: es ſey Mondenſchein und der beſte Weg, und ob ich wohl wußte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Grummets brauchte, und bis dahin gern wieder zu Hauſe hätte, ſein Rath alſo eigennützig war, ſo nahm ich ihn doch, weil er mit meinem innern Triebe übereinſtimmte, als gut an. Die Sonne ließ ſich wieder blicken, die Luft war leidlich, ich packte ein, und um ſieben Uhr fuhr ich weg. Die Atmoſphäre ward über die Wolken Herr und der Abend gar ſchön.

Der Poſtillon ſchlief ein, und die Pferde liefen den ſchnellſten Trab bergunter, immer auf dem bekannten Wege fort; kamen ſie an ein eben Fleck, ſo ging es deſto langſamer. Der Führer wachte auf und trieb wieder

an, und ſo kam ich ſehr geſchwind, zwiſchen hohen Felſen, an dem reißenden Etſchfluß hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete ungeheuere Gegenſtände. Einige Mühlen zwiſchen uralten Fichten über dem ſchäumenden Strom waren völlige Ewerdingen.

Als ich um neun Uhr nach Sterzingen gelangte, gab man mir zu verſtehen, daß man mich gleich wieder wegwünſche. In Mittelwald punkt zwölf Uhr fand ich alles in tiefem Schlafe, außer dem Poſtillon, und ſo ging es weiter auf Brixen, wo man mich wieder gleichſam entführte, ſo daß ich mit dem Tage in Colman ankam. Die Poſtillons fuhren daß einem Sehen und Hören verging, und ſo leid es mir that, dieſe herrlichen Gegenden mit der entſetzlichſten Schnelle und bei Nacht wie im Fluge zu durchreiſen, ſo freuete es mich doch innerlich, daß ein günſtiger Wind hinter mir herblies und mich meinen Wünſchen zujagte. Mit Tagesanbruch erblickte ich die erſten Rebhügel. Eine Frau mit Birnen und Pfirſchen begegnete mir, und ſo ging es auf Teutſchen los, wo ich um ſieben Uhr ankam, und gleich weiter befördert wurde. Nun erblickte ich endlich bei hohem Sonnenſchein, nachdem ich wieder eine Weile nordwärts gefahren war, das Thal worin Botzen liegt. Von ſteilen, bis auf eine ziemliche Höhe angebauten Bergen umgeben, iſt es gegen Mittag offen, gegen Norden von den Tyroler Bergen gedeckt. Eine milde ſanfte Luft füllte die Gegend. Hier wendet ſich die Etſch wieder,

der gegen Mittag. Die Hügel am Fuße der Berge ſind mit Wein bebaut. Ueber lange, niedrige Lauben ſind die Stöcke gezogen, die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens. Auch in der Fläche des Thals, wo ſonſt nur Wieſen ſind, wird der Wein in ſolchen eng an einander ſtehenden Reihen von Lauben gebaut, dazwiſchen das Türkiſche Korn, das nun immer höhere Stengel treibt. Ich habe es oft zu zehn Fuß hoch geſehen. Die zaſelige, männliche Blüthe iſt noch nicht abgeſchnitten, wie es geſchieht, wenn die Befruchtung eine Zeit lang vorbei iſt.

Bei heiterm Sonnenſchein kam ich nach Botzen. Die vielen Kaufmannsgeſichter freuten mich beiſammen. Ein abſichtliches, wohlbehagliches Daſeyn drückt ſich recht lebhaft aus. Auf dem Platze ſaßen Obſtweiber mit runden, flachen Körben, über vier Fuß im Durchmeſſer, worin die Pfirſchen neben einander lagen, daß ſie ſich nicht drücken ſollten. Eben ſo die Birnen. Hier fiel mir ein was ich in Regensburg am Fenſter des Wirthshauſes geſchrieben ſah:

Comme les pêches et les mêlons
Sont pour la bouche d'un baron,
Ainsi les verges et les batons
Sont pour les fous, dit Salomon.

Daß ein nordiſcher Baron dieſes geſchrieben iſt offenbar, und daß er in dieſen Gegenden ſeine Begriffe ändern würde, iſt auch natürlich.

Die Botzner Messe bewirkt einen starken Seidenvertrieb; auch Tücher werden dahin gebracht und was an Leder aus den gebirgigen Gegenden zusammen geschafft wird. Doch kommen mehrere Kaufleute hauptsächlich um Gelder einzucassiren, Bestellungen anzunehmen und neuen Credit zu geben dahin. Ich hatte große Lust, alle die Producte zu beleuchten, die hier auf einmal zusammengefunden werden, doch der Trieb, die Unruhe die hinter mir ist, läßt mich nicht rasten, und ich eile sogleich wieder fort. Dabei kann ich mich trösten, daß in unsern statistischen Zeiten dieß alles wohl schon gedruckt ist, und man sich gelegentlich davon aus Büchern unterrichten kann. Mir ist jetzt nur um die sinnlichen Eindrücke zu thun, die kein Buch, kein Bild gibt. Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist, wie viel ich in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in mein Gemüth geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind. Schon jetzt, daß ich mich selbst bediene, immer aufmerksam, immer gegenwärtig seyn muß, gibt mir diese wenigen Tage her eine ganz andere Elasticität des Geistes; ich muß mich um den Geldcours bekümmern, wechseln, bezahlen, notiren, schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte, wollte, sann, befahl und dictirte.

Von Botzen auf Trient geht es neun Meilen weg in einem fruchtbaren und fruchtbareren Thale hin. Alles was auf den höheren Gebirgen zu vegetiren verſucht, hat hier ſchon mehr Kraft und Leben, die Sonne ſcheint heiß, und man glaubt wieder einmal an einen Gott.

Eine arme Frau rief mich an, ich möchte ihr Kind in den Wagen nehmen, weil ihm der heiße Boden die Füße verbrenne. Ich übte dieſe Mildthätigkeit zu Ehren des gewaltigen Himmelslichtes. Das Kind war ſonderbar geputzt und aufgeziert, ich konnte ihm aber in keiner Sprache etwas abgewinnen.

Die Etſch fließt nun ſanfter und macht an vielen Orten breite Kieſe. Auf dem Lande, nah am Fluß, die Hügel hinauf, iſt alles ſo enge an und in einander gepflanzt, daß man denkt, es müſſe eins das andere erſticken. — Weingeländer, Mais, Maulbeerbäume, Aepfel, Birnen, Quitten und Nüſſe. Ueber Mauern wirft ſich der Ampfig lebhaft herüber. Epheu wächſt in ſtarken Stämmen die Felſen hinauf, und verbreitet ſich weit über ſie; die Eidechſe ſchlüpft durch die Zwiſchenräume, auch alles was hin und her wandelt erinnert einen an die liebſten Kunſtbilder. Die aufgebundenen Zöpfe der Frauen, der Männer bloße Bruſt und leichte Jacken, die trefflichen Ochſen, die ſie vom Markt nach Hauſe treiben, die beladenen Eſelchen, alles bildet einen lebendigen bewegten Heinrich Roos. Und nun wenn es Abend wird, bei der milden Luft wenige Wolken an den

Bergen ruhen, am Himmel mehr ſtehen als ziehen, und gleich nach Sonnenuntergang das Geſchrille der Heuſchrecken laut zu werden anfängt, da fühlt man ſich doch einmal in der Welt zu Hauſe, und nicht wie geborgt, oder im Exil. Ich laſſe mir's gefallen als wenn ich hier geboren und erzogen wäre, und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfiſchfange zurückkäme. Auch der vaterländiſche Staub, der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich ſo lange nichts erfahren habe, wird begrüßt. Das Glocken- und Schellengeläute der Heuſchrecken iſt allerliebſt, durchdringend und nicht unangenehm. Luſtig klingt es, wenn muthwillige Buben mit einem Feld ſolcher Sängerinnen um die Wette pfeifen, man bilder ſich ein, daß ſie einander wirklich ſteigern. Auch der Abend iſt vollkommen milde, wie der Tag.

Wenn mein Entzücken hierüber jemand vernähme, der in Süden wohnte, von Süden herkäme, er würde mich für ſehr kindiſch halten. Ach, was ich hier ausdrücke, habe ich lange gewußt, ſo lange als ich unter einem böſen Himmel dulde, und jetzt mag ich gern dieſe Freude als Ausnahme fühlen, die wir als eine ewige Naturnothwendigkeit immer fort genießen ſollten.

Trient, den 10 September Abends.

Ich bin in der Stadt herum gegangen, die uralt iſt und in einigen Straßen neue wohlgebaute Häuſer hat.

In der Kirche hängt ein Bild, wo das verſammelte Concilium einer Predigt des Jeſuiten-Generals zuhört. Ich möchte wohl wiſſen was er ihnen aufgebunden hat. Die Kirche dieſer Väter bezeichnet ſich gleich von außen durch rothe Marmor-Pilaſter an der Façade; ein ſchwerer Vorhang ſchließt die Thüre, den Staub abzuhalten. Ich hob ihn auf und trat in eine kleine Vorkirche; die Kirche ſelbſt iſt durch ein eiſernes Gitter geſchloſſen, doch ſo, daß man ſie ganz überſehen kann. Es war alles ſtill und ausgeſtorben, denn es wird hier kein Gottesdienſt mehr gehalten. Die vordere Thüre ſtand nur auf, weil zur Veſperzeit alle Kirchen geöffnet ſeyn ſollen.

Wie ich nun ſo daſtehe und der Bauart nachdenke, die ich den übrigen Kirchen dieſer Väter ähnlich fand, tritt ein alter Mann herein, das ſchwarze Käppchen ſogleich abnehmend. Sein alter ſchwarzer, vergrauter Rock deutete auf einen verkümmerten Geiſtlichen; er kniet vor dem Gitter nieder, und ſteht nach einem kurzen Gebet wieder auf. Wie er ſich umkehrt, ſagt er halb laut für ſich: da haben ſie nun die Jeſuiten heraus getrieben, ſie hätten ihnen auch zahlen ſollen, was die Kirche gekoſtet hat. Ich weiß wohl was ſie gekoſtet hat und das Seminarium, wie viele Tauſende. Indeſſen war er hinaus und hinter ihm der Vorhang zugefallen, den ich lüftete und mich ſtill hielt. Er war auf der obern Stufe ſtehen geblieben, und ſagte: der Kaiſer hat es nicht gethan, der Papſt hat es gethan. Mit dem

Geſicht gegen die Straße gekehrt und ohne mich zu vermuthen, fuhr er fort: erſt die Spanier, dann wir, dann die Franzoſen. Abels Blut ſchreit über ſeinen Bruder Cain! und ſo ging er die Treppe hinab, immer mit ſich redend, die Straße hin. Wahrſcheinlich iſt es ein Mann, den die Jeſuiten erhielten, und der über den ungeheuern Fall des Ordens den Verſtand verlor, und nun täglich kommt, in dem leeren Gefäß die alten Bewohner zu ſuchen, und nach einem kurzen Gebet ihren Feinden den Fluch zu geben.

Ein junger Mann, den ich um die Merkwürdigkeiten der Stadt fragte, zeigte mir ein Haus, das man des Teufels Haus nennt, welches der ſonſt allzeitfertige Zerſtörer, in einer Nacht, mit ſchnell herbeigeſchafften Steinen erbaut haben ſoll. Das eigentliche Merkwürdige daran bemerkte der gute Menſch aber nicht, daß es nämlich das einzige Haus von gutem Geſchmack iſt, das ich in Trient geſehen habe, in einer älteren Zeit gewiß von einem guten Italiäner aufgeführt. Abends um fünf Uhr reiſ'te ich ab; wieder das Schauſpiel von geſtern Abend, und die Heuſchrecken die gleich bei Sonnenuntergang zu ſchrillen anfangen. Wohl eine Meile weit fährt man zwiſchen Mauern, über welche ſich Traubengeländer ſehen laſſen; andere Mauern, die nicht hoch genug ſind, hat man mit Steinen, Dornen und ſonſt zu erhöhen geſucht, um das Abrupfen der Trauben den Vorbeigehenden zu wehren. Viele Beſitzer beſpritzen die

vorderſten Reihen mit Kalk, der die Trauben ungenießbar macht, dem Wein aber nichts ſchadet, weil die Gährung alles wieder heraustreibt.

Den 11 September Abends.

Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache ſich abſchneidet; oben herein ſchwankt es noch immer vom Deutſchen zum Italiäniſchen. Nun hatte ich zum erſtenmal einen ſtockwelſchen Poſtillon, der Wirth ſpricht kein Deutſch, und ich muß nun meine Sprachkünſte verſuchen. Wie froh bin ich, daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird.

Torbole, den 13 September nach Tiſche.

Wie ſehr wünſchte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß ſie ſich der Ausſicht freuen könnten die vor mir liegt.

Heute Abend hätte ich können in Verona ſeyn, aber es lag mir noch eine herrliche Naturwirkung an der Seite, ein köſtliches Schauſpiel, der Gardaſee, den wollte ich nicht verſäumen, und bin herrlich für meinen Umweg belohnt. Nach fünfen fuhr ich von Roveredo fort, ein Seitenthal hinauf, das ſeine Waſſer noch in die Etſch gießt. Wenn man hinauf kommt liegt ein ungeheurer Felsriegel hinten vor, über den man nach dem See hinunter muß. Hier zeigten ſich die ſchönſten Kalkfelſen zu mahleriſchen Studien. Wenn man hinab kommt,

liegt ein Oertchen am nördlichen Ende des Sees, und ist ein kleiner Hafen oder vielmehr Anfahrt daselbst, es heißt Torbole. Die Feigenbäume hatten mich schon den Weg herauf häufig begleitet, und indem ich in das Fels-Amphitheater hinabstieg, fand ich die ersten Oelbäume voller Oliven. Hier traf ich auch zum erstenmal die weißen kleinen Feigen, als gemeine Frucht, welche mir die Gräfin Lanthieri verheißen hatte.

Aus dem Zimmer in dem ich sitze, geht eine Thüre nach dem Hof hinunter, ich habe meinen Tisch davor gerückt, und die Aussicht mit einigen Linien gezeichnet. Man übersieht den See beinah in seiner ganzen Länge, nur am Ende links entwendet er sich unsern Augen. Das Ufer, auf beiden Seiten von Hügeln und Bergen eingefaßt, glänzt von unzähligen kleinen Ortschaften.

Nach Mitternacht bläst der Wind von Norden nach Süden, wer also den See hinab will, muß zu dieser Zeit fahren: denn schon einige Stunden vor Sonnenaufgang wendet sich der Luftstrom und zieht nordwärts. Jetzo Nachmittag wehet er stark gegen mich, und kühlt die heiße Sonne gar lieblich. Zugleich lehrt mich Volkmann, daß dieser See ehemals Benacus geheißen, und bringt einen Vers des Virgil, worin dessen gedacht wird:

Fluctibus et fremitu resonans Benace marino.

Der erste Lateinische Vers dessen Inhalt lebendig vor mir steht, und der in dem Augenblicke, da der Wind immer stärker wächst und der See höhere Wellen gegen

die Anfahrt wirft, noch heute so wahr ist als vor vielen Jahrhunderten. So manches hat sich verändert, noch aber stürmt der Wind in dem See, dessen Anblick eine Zeile Virgils noch immer veredelt.

Geschrieben unter dem fünf und vierzigsten Grade funfzig Minuten.

In der Abendkühle ging ich spazieren, und befinde mich nun wirklich in einem neuen Lande, in einer ganz fremden Umgebung. Die Menschen leben ein nachlässiges Schlaraffenleben: erstlich haben die Thüren keine Schlösser; der Wirth aber versicherte mir, ich könnte ganz ruhig seyn, und wenn alles was ich bei mir hätte aus Diamanten bestünde; zweytens sind die Fenster mit Oelpapier statt Glasscheiben geschlossen; drittens fehlt eine höchst nöthige Bequemlichkeit, so daß man dem Naturzustande hier ziemlich nahe kömmt. Als ich den Hausknecht nach einer gewissen Gelegenheit fragte, deutete er in den Hof hinunter, „qui abasso puo servirsi!“ ich fragte: „dove?“ — „da per tutto, dove vuol!“ antwortete er freundlich. Durchaus zeigt sich die größte Sorglosigkeit, doch Leben und Geschäftigkeit genug. Den ganzen Tag verführen die Nachbarinnen ein Geschwätz, ein Geschrei, und haben alle zugleich etwas zu thun, etwas zu schaffen. Ich habe noch kein müßiges Weib gesehn.

Der Wirth verkündigte mir mit Italiänischer Em-

phaſe, daß er ſich glücklich finde, mir mit der köſtlichſten Forelle dienen zu können. Sie werden bei Torbole gefangen, wo der Bach vom Gebirge herunter kommt, und der Fiſch den Weg hinauf ſucht. Der Kaiſer erhält von dieſem Fange zehn tauſend Gulden Pacht. Es ſind keine eigentlichen Forellen, groß, manchmal funfzig Pfund ſchwer, über den ganzen Körper bis auf den Kopf hinauf punctirt; der Geſchmack zwiſchen Forelle und Lachs, zart und trefflich.

Mein eigentlich Wohlleben aber iſt in Früchten, in Feigen, auch Birnen, welche da wohl köſtlich ſeyn müſſen, wo ſchon Citronen wachſen.

Den 13 September Abends.

Heute früh um drey Uhr fuhr ich von Torbole weg, mit zwey Ruderern. Anfangs war der Wind günſtig, daß ſie die Segel brauchen konnten. Der Morgen war herrlich, zwar wolkig, doch bei der Dämmerung ſtill. Wir fuhren bei Limona vorbei, deſſen Berggärten, terraſſenweiſe angelegt und mit Citronenbäumen bepflanzt, ein reiches und reinliches Anſehn geben. Der ganze Garten beſteht aus Reihen von weißen viereckigen Pfeilern, die in einer gewiſſen Entfernung von einander ſtehen, und ſtufenweis den Berg hinaufrücken. Ueber dieſe Pfeiler ſind ſtarke Stangen gelegt, um im Winter die dazwiſchen gepflanzten Bäume zu decken. Das Betrachten und Beſchauen dieſer angenehmen Gegen-

stände ward durch eine langsame Fahrt begünstigt, und so waren wir schon an Malsesine vorbei, als der Wind sich völlig umkehrte, seinen gewöhnlichen Tagweg nahm und nach Norden zog. Das Rudern half wenig gegen die übermächtige Gewalt, und so mußten wir im Hafen von Malsesine landen. Es ist der erste Venezianische Ort an der Morgenseite des Sees. Wenn man mit dem Wasser zu thun hat, kann man nicht sagen: ich werde heute da oder dort seyn. Diesen Aufenthalt will ich so gut als möglich nutzen, besonders das Schloß zu zeichnen, das am Wasser liegt und ein schöner Gegenstand ist. Heute im Vorbeifahren nahm ich eine Skizze davon.

Den 11 September.

Der Gegenwind, der mich gestern in den Hafen von Malsesine trieb, bereitete mir ein gefährliches Abenteuer, welches ich mit gutem Humor überstand und in der Erinnerung lustig finde. Wie ich mir vorgenommen hatte, ging ich Morgens bei Zeiten in das alte Schloß, welches ohne Thore, ohne Verwahrung und Bewachung, jederman zugänglich ist. Im Schloßhofe setzte ich mich dem alten auf und in den Felsen gebauten Thurm gegenüber; hier hatte ich zum Zeichnen ein sehr bequemes Plätzchen gefunden; neben einer drey vier Stufen erhöhten verschlossenen Thür, im Thürgewände ein verziertes steinernes Sitzchen, wie wir sie wohl bei uns in alten Gebäuden auch noch antreffen.

Ich saß nicht lange, so kamen verschiedene Menschen in den Hof herein, betrachteten mich, und gingen hin und wieder. Die Menge vermehrte sich, blieb endlich stehen, so daß sie mich zuletzt umgab. Ich bemerkte wohl, daß mein Zeichnen Aufsehen erregt hatte, ich ließ mich aber nicht stören und fuhr ganz gelassen fort. Endlich drängte sich ein Mann zu mir, nicht von dem besten Ansehen, und fragte, was ich da mache? Ich erwiderte ihm, daß ich den alten Thurm abzeichne, um mir ein Andenken von Malsesine zu erhalten. Er sagte darauf: es sey dieß nicht erlaubt, und ich sollte es unterlassen. Da er dieses in gemeiner Venezianischer Sprache sagte, so daß ich ihn wirklich kaum verstand, so erwiderte ich ihm, daß ich ihn nicht verstehe. Er ergriff darauf mit wahrer Italiänischer Gelassenheit mein Blatt, zerriß es, ließ es aber auf der Pappe liegen. Hierauf kennt' ich einen Ton der Unzufriedenheit unter den Umstehenden bemerken, besonders sagte eine ältliche Frau, es sey nicht recht! man solle den Podesta rufen, welcher dergleichen Dinge zu beurtheilen wisse. Ich stand auf meinen Stufen, den Rücken gegen die Thüre gelehnt, und überschaute das immer sich vermehrende Publicum. Die neugierigen starren Blicke, der gutmüthige Ausdruck in den meisten Gesichtern, und was sonst noch alles eine fremde Volksmasse charakterisiren mag, gab mir den lustigsten Eindruck. Ich glaubte das Chor der Vögel vor mir zu sehen, das ich als Treu-

freund auf dem Ettersburger Theater oft zum Besten gehabt. Dieß versetzte mich in die heiterste Stimmung, so daß, als der Podesta mit seinem Actuarius herankam, ich ihn freimüthig begrüßte, und auf seine Frage: warum ich ihre Festung abzeichnete, ihm bescheiden erwiderte: daß ich dieses Gemäuer nicht für eine Festung anerkenne. Ich machte ihn und das Volk aufmerksam auf den Verfall dieser Thürme und dieser Mauern, auf den Mangel von Thoren, kurz auf die Wehrlosigkeit des ganzen Zustandes und versicherte, ich habe hier nichts als eine Ruine zu sehen und zu zeichnen gedacht.

Man entgegnete mir: wenn es eine Ruine sey, was denn dran wohl merkwürdig scheinen könne? Ich erwiderte darauf, weil ich Zeit und Gunst zu gewinnen suchte, sehr umständlich, daß sie wüßten, wie viele Reisende nur um der Ruinen willen nach Italien zögen, daß Rom, die Hauptstadt der Welt, von den Barbaren verwüstet, voller Ruinen stehe, welche hundert und aber hundertmal gezeichnet worden, daß nicht alles aus dem Alterthum so erhalten sey, wie das Amphitheater zu Verona, welches ich denn auch bald zu sehen hoffte.

Der Podesta welcher vor mir, aber tiefer stand, war ein langer, nicht gerade hagerer Mann, von etwa dreyßig Jahren. Die stumpfen Züge seines geistlosen Gesichts stimmten ganz zu der langsamen und trüben Weise, womit er seine Fragen hervorbrachte. Der Actuarius, kleiner und gewandter, schien sich in einen so neuen und

ſeltnen Fall auch nicht gleich finden zu können. Ich ſprach noch manches dergleichen, man ſchien mich gern zu hören, und indem ich mich an einige wohlwollende Frauengeſichter wendete, glaubte ich Beiſtimmung und Billigung wahrzunehmen.

Als ich jedoch des Amphitheaters zu Verona erwähnte, das man im Lande unter dem Namen Arena kennt, ſagte der Actuarius, der ſich unterdeſſen beſonnen hatte: das mögе wohl gelten, denn jenes ſey ein weltberühmtes, Römiſches Gebäude; an dieſen Thürmen aber ſey nichts Merkwürdiges, als daß es die Gränze zwiſchen dem Gebiete Venedigs und dem Oeſtreichiſchen Kaiſerſtaate bezeichne, und deßhalb nicht ausſpionirt werden ſolle. Ich erklärte mich dagegen weitläufig, daß nicht allein Griechiſche und Römiſche Alterthümer, ſondern auch die der mittlern Zeit, Aufmerkſamkeit verdienten. Ihnen ſey freilich nicht zu verargen, daß ſie an dieſem, von Jugend auf gekannten Gebäude, nicht ſo viele mahleriſche Schönheiten, als ich, entdecken könnten. Glücklicherweiſe ſetzte die Morgenſonne Thurm, Felſen und Mauern in das ſchönſte Licht, und ich fing an, ihnen dieſes Bild mit Enthuſiasmus zu beſchreiben. Weil aber mein Publicum jene belebten Gegenſtände im Rücken hatte und ſich nicht ganz von mir abwenden wollte, ſo drehten ſie auf einmal, jenen Vögeln gleich die man Wendehälſe nennt, die Köpfe herum, dasjenige mit Augen zu ſchauen, was ich ihren Ohren anpries, ja

der Podesta selbst kehrte sich, obgleich mit etwas mehr Anstand, nach dem beschriebenen Bilde hin. Diese Scene kam mir so lächerlich vor, daß mein guter Muth sich vermehrte, und ich ihnen nichts, am wenigsten den Epheu schenkte, der Fels und Gemäuer auf das reichste zu verzieren schon Jahrhunderte Zeit gehabt hatte.

Der Actuarius versetzte drauf, das lasse sich alles hören, aber Kaiser Joseph sey ein unruhiger Herr, der gewiß gegen die Republik Venedig noch manches Böse im Schilde führe, und ich möchte wohl sein Unterthan, ein Abgeordneter seyn, um die Gränzen auszuspähen.

Weit entfernt, rief ich aus, dem Kaiser anzugehören, darf ich mich wohl rühmen, so gut als ihr, Bürger einer Republik zu seyn, welche zwar an Macht und Größe dem erlauchten Staat von Venedig nicht verglichen werden kann, aber doch auch sich selbst regiert und an Handelsthätigkeit, Reichthum und Weisheit ihrer Vorgesetzten keiner Stadt in Deutschland nachsteht. Ich bin nämlich von Frankfurt am Main gebürtig, einer Stadt deren Name und Ruf gewiß bis zu euch gekommen ist.

Von Frankfurt am Main! rief eine hübsche junge Frau, da könnt ihr gleich sehen, Herr Podesta, was an dem Fremden ist, den ich für einen guten Mann halte; laßt den Gregorio rufen, der lange daselbst conditionirt hat, der wird am besten in der Sache entscheiden können.

Schon hatten sich die wohlwollenden Gesichter um

mich her vermehrt, der erſte Widerwärtige war verſchwunden, und als nun Gregorio herbeikam, wendete ſich die Sache ganz zu meinem Vortheil. Dieſer war ein Mann etwa in den funfzigen, ein braunes Italiäniſches Geſicht, wie man ſie kennt. Er ſprach und betrug ſich als einer, dem etwas Fremdes nicht fremd iſt, erzählte mir ſogleich, daß er bei Volongaro in Dienſten geſtanden und ſich freue, durch mich etwas von dieſer Familie und von der Stadt zu hören, an die er ſich mit Vergnügen erinnere. Glücklicherweiſe war ſein Aufenthalt in meine jüngeren Jahre gefallen, und ich hatte den doppelten Vortheil ihm genau ſagen zu können, wie es zu ſeiner Zeit geweſen, und was ſich nachher verändert habe. Ich erzählte ihm von den ſämmtlichen Italiäniſchen Familien, deren mir keine fremd geblieben; er war ſehr vergnügt manches Einzelne zu hören, z. B. daß der Herr Aleſſina im Jahr 1774 ſeine goldene Hochzeit gefeiert, daß darauf eine Medaille geſchlagen worden, die ich ſelbſt beſitze; er erinnerte ſich recht wohl, daß die Gattin dieſes reichen Handelsherrn eine geborne Brentano ſey. Auch von den Kindern und Enkeln dieſer Häuſer wußte ich ihm zu erzählen, wie ſie herangewachſen, verſorgt, verheirathet worden, und ſich in Enkeln vermehrt hätten.

Als ich ihm nun die genaueſte Auskunft faſt über alles gegeben, um was er mich befragt, wechſelten Heiterkeit und Ernſt in den Zügen des Mannes. Er war

freh

froh und gerührt, das Volk erheiterte sich immer mehr, und konnte unserm Zwiegespräch zuzuhören nicht satt werden, wovon er freilich einen Theil erst in ihren Dialekt übersetzen mußte.

Zuletzt sagte er: Herr Podesta, ich bin überzeugt, daß dieses ein braver, kunstreicher Mann ist, wohlerzogen, welcher herumreis't, sich zu unterrichten. Wir wollen ihn freundlich entlassen, damit er bei seinen Landsleuten Gutes von uns rede, und sie aufmuntere Malsesine zu besuchen, dessen schöne Lage wohl werth ist, von Fremden bewundert zu seyn. Ich verstärkte diese freundlichen Worte durch das Lob der Gegend, der Lage und der Einwohner, die Gerichtspersonen als weise und vorsichtige Männer nicht vergessend.

Dieses alles ward für gut erkannt, und ich erhielt die Erlaubniß mit Meister Gregorio, nach Belieben, den Ort und die Gegend zu besehen. Der Wirth bei dem ich eingekehrt war, gesellte sich nun zu uns, und freute sich schon auf die Fremden, welche auch ihm zuströmen würden, wenn die Vorzüge Malsesine's erst recht an's Licht kämen. Mit lebhafter Neugierde betrachtete er meine Kleidungsstücke, besonders aber beneidete er mich um die kleinen Terzerole, die man so bequem in die Tasche stecken konnte. Er pries diejenigen glücklich, die so schöne Gewehre tragen dürften, welches bei ihnen unter den peinlichsten Strafen verboten sey. Diesen freundlich Zudringlichen unterbrach ich einigemal,

die Barke, das Fruchtkörbchen tragend, welches mir Gregorio verehrt hatte, und ſo ſchied ich, mit günſtigem Wind von dem Ufer, welches mir läſtrygoniſch zu werden gedroht hatte.

Nun von meiner Seefahrt! Sie endete glücklich, nachdem die Herrlichkeit des Waſſerſpiegels und des daran liegenden Brescianiſchen Ufers mich recht im Herzen erquickt hatte. Da wo an der Abendſeite das Gebirge aufhört ſteil zu ſeyn, und die Landſchaft flächer nach dem See fällt, liegen in einer Reihe, in einer Länge von ungefähr anderthalb Stunden, Garignano, Bojaco, Cecina, Toscolan, Maderno, Verdom, Salò; alle auch wieder meiſt in die Länge gezogen. Keine Worte drücken die Anmuth dieſer ſo reich bewohnten Gegend aus. Früh um zehn Uhr landete ich in Bartolino, lud mein Gepäck auf ein Maulthier, und mich auf ein anderes. Nun ging der Weg über einen Rücken, der das Thal der Etſch von der Seevertiefung ſcheidet. Die Urwaſſer ſcheinen hier von beiden Seiten gegen einander in ungeheuern Strömungen gewirkt, und dieſen koloſſalen Kieſeldamm aufgeführt zu haben. Fruchtbares Erdreich ward in ruhigern Epochen darüber geſchlemmt; aber der Ackersmann iſt doch ſtets auf's neue von den immer wieder hervordringenden Geſchieben geplagt. Man ſucht ſo viel als möglich ihrer los zu werden, baut ſie reihen- und ſchichtenweiſe über einander, und bildet

dadurch am Wege hin sehr dicke Quasimauern. Die Maulbeerbäume sehen, wegen Mangel an Feuchtigkeit, nicht fröhlich auf dieser Höhe. An Quellen ist nicht zu denken. Von Zeit zu Zeit trifft man Pfützen zusammengeleiteten Regenwassers, woraus die Maulthiere, auch wohl die Treiber ihren Durst löschen. Unten am Flusse sind Schöpfräder angebracht, um die tiefer liegenden Pflanzungen nach Gefallen zu wässern.

Nun aber kann die Herrlichkeit der neuen Gegend, die man bei'm Herabsteigen übersieht, durch Worte nicht dargestellt werden. Es ist ein Garten meilenlang und breit, der am Fuß hoher Gebirge und schroffer Felsen, ganz flach in der größten Reinlichkeit daliegt. Und so kam ich denn am 10ten September gegen Ein Uhr hier in Verona an, wo ich zuerst noch dieses schreibe, das zweyte Stück meines Tagebuchs schließe und hefte, und gegen Abend mit freudigem Geiste das Amphitheater zu sehen hoffe.

Von der Witterung dieser Tage her melde ich folgendes. Die Nacht vom neunten auf den zehnten war abwechselnd hell und bedeckt, der Mond behielt immer einen Schein um sich. Morgens gegen fünf Uhr überzog sich der ganze Himmel mit grauen nicht schweren Wolken, die mit dem wachsenden Tage verschwanden. Je tiefer ich hinabkam, deste schöner war das Wetter. Wie nun gar in Botzen der große Gebirgsstock mitternächtlich blieb, zeigte die Luft eine ganz andere Be-

schaffenheit; man sah nämlich an den verschiedenen Landschaftsgründen, die sich gar lieblich durch ein etwas mehr oder weniger Blau von einander absonderten, daß die Atmosphäre voll gleichausgetheilter Dünste sey, welche sie zu tragen vermochte, und die daher weder als Thau oder Regen niederfielen, noch als Wolken sich sammelten. Wie ich weiter hinab kam, konnte ich deutlich bemerken, daß alle Dünste die aus dem Botzner Thal, alle Wolkenstreifen die von den mittägigern Bergen aufsteigen, nach den höhern mitternächtigen Gegenden zuzogen, sie nicht verdeckten, aber in eine Art Höherauch einhüllten. In der weitesten Ferne, über dem Gebirg konnte ich eine sogenannte Wassergalle bemerken. Von Botzen südwärts haben sie den ganzen Sommer das schönste Wetter gehabt, nur von Zeit zu Zeit ein wenig Wasser (sie sagen aqua, um den gelinden Regen auszudrücken), und dann sogleich wieder Sonnenschein. Auch gestern fielen von Zeit zu Zeit einige Tropfen, und die Sonne schien immer dazu. Sie haben lange kein so gutes Jahr gehabt; es geräth alles; das üble haben sie uns zugeschickt.

Das Gebirge, die Steinarten erwähne ich nur kürzlich, denn Ferbers Reise nach Italien und Hacquets durch die Alpen, unterrichten uns genugsam von dieser Wegstrecke. Eine Viertelstunde vom Brenner ist ein Marmorbuch, an dem ich in der Dämmerung vorbei fuhr. Er mag und muß, wie der an der andern Seite,

auf Glimmerſchiefer aufliegen. Dieſen fand ich bei Colman, als es Tag ward; weiter hinab zeigten ſich Porphyre an. Die Felſen waren ſo prächtig, und an der Chauſſee die Haufen ſo gätlich zerſchlagen, daß man gleich Voigtiſche Cabinetchen daraus hätte bilden und verpacken können. Auch kann ich ohne Beſchwerde jeder Art ein Stück mitnehmen, wenn ich nur Augen und Begierde an ein kleineres Maß gewöhne. Bald unter Colman fand ich einen Porphyr, der ſich in regelmäßige Platten ſpaltet, zwiſchen Brandſol und Neumark einen ähnlichen, deſſen Platten jedoch ſich wieder in Säulen trennen. Ferber hielt ſie für vulcaniſche Producte, das war aber vor vierzehn Jahren, wo die ganze Welt in den Köpfen brannte. Hacquet ſchen macht ſich darüber luſtig.

Von den Menſchen wüßte ich nur weniges und wenig Erfreuliches zu ſagen. Sobald mir vom Brenner Herunterfahrendem der Tag aufging, bemerkte ich eine entſchiedene Veränderung der Geſtalt, beſonders mißfiel mir die bräunlich bleiche Farbe der Weiber. Ihre Geſichtszüge deuteten auf Elend, Kinder waren eben ſo erbärmlich anzuſehen, Männer ein wenig beſſer; die Grundbildung übrigens durchaus regelmäßig und gut. Ich glaube die Urſache dieſes krankhaften Zuſtandes in dem häufigen Gebrauch des Türkiſchen und Haide-Korns zu finden. Jenes, das ſie auch gelbe Blende nennen, und dieſes, ſchwarze Blende genannt, werden gemah-

len, das Mehl in Waſſer zu einem dicken Brei gekocht und ſo gegeſſen. Die jenſeitigen Deutſchen rupfen den Teig wieder auseinander und braten ihn in Butter auf. Der welſche Tyroler hingegen ißt ihn ſo weg, manchmal Käſe darauf gerieben, und das ganze Jahr kein Fleiſch. Nothwendig muß das die erſten Wege verleimen und verſtopfen, beſonders bei den Kindern und Frauen, und die kachektiſche Farbe deutet auf ſolches Verderben. Außerdem eſſen ſie auch noch Früchte und grüne Bohnen, die ſie in Waſſer abſieden und mit Knoblauch und Oel anmachen. Ich fragte, ob es nicht auch reiche Bauern gäbe? — Ja freilich. — Thun ſie ſich nichts zu Gute? eſſen ſie nicht beſſer? — Nein, ſie ſind es einmal ſo gewohnt. — Wo kommen ſie denn mit ihrem Gelde hin? Was machen ſie ſonſt für Aufwand? — O, die haben ſchon ihre Herren, die es ihnen wieder abnehmen. — Das war die Summa des Geſprächs mit meiner Wirthstochter in Botzen.

Ferner vernahm ich von ihr, daß die Weinbauern, die am wohlhabendſten ſcheinen, ſich am übelſten befinden, denn ſie ſind in den Händen der ſtädtiſchen Handelsleute, die ihnen bei ſchlechten Jahren den Lebensunterhalt vorſchießen, und bei guten den Wein um ein Geringes an ſich nehmen. Doch das iſt überall daſſelbe.

Was meine Meinung wegen der Nahrung beſtätigt, iſt, daß die Stadtbewohnerinnen immer wohler ausſehen. Hübſche, volle Mädchengeſichter, der Körper

für ihre Stärke und für die Größe der Köpfe etwas zu klein, mitunter aber recht freundlich entgegenkommende Gesichter. Die Männer kennen wir durch die wandernden Tyroler. Im Lande sehen sie weniger frisch aus als die Weiber, wahrscheinlich weil diese mehr körperliche Arbeiten, mehr Bewegung haben, die Männer hingegen als Krämer und Handwerksleute sitzen. Am Gardasee fand ich die Leute sehr braun, und ohne den mindesten röthlichen Schein der Wangen, aber doch nicht ungesund, sondern ganz frisch und behaglich aussehend. Wahrscheinlich sind die heftigen Sonnenstrahlen, denen sie am Fuße ihrer Felsen ausgesetzt sind, hievon die Ursache.

Verona bis Venedig.

Verona, den 16 September.

Das Amphitheater iſt alſo das erſte bedeutende Monument der alten Zeit, das ich ſehe, und ſo gut erhalten! Als ich hinein trat, mehr noch aber, als ich oben auf dem Rande umher ging, ſchien es mir ſeltſam, etwas Großes und doch eigentlich nichts zu ſehen. Auch will es leer nicht geſehen ſeyn, ſondern ganz voll von Menſchen, wie man es neuerer Zeit Joſeph dem Erſten und Pius dem Sechsten zu Ehren veranſtalter. Der Kaiſer, der doch auch Menſchenmaſſen vor Augen gewohnt war, ſoll darüber erſtaunt ſeyn. Doch nur in der früheſten Zeit that es ſeine ganze Wirkung, da das Volk noch mehr Volk war, als es jetzt iſt. Denn eigentlich iſt ſo ein Amphitheater recht gemacht, dem Volk mit ſich ſelbſt zu imponiren, das Volk mit ſich ſelbſt zum beſten zu haben.

Wenn irgend etwas Schauwürdiges auf flacher Erde vorgeht und alles zuläuft, ſuchen die Hinterſten auf alle mögliche Weiſe ſich über die Vorderſten zu erheben: man tritt auf Bänke, rollt Fäſſer herbei, fährt mit Wagen heran, legt Breter hinüber und herüber, beſetzt einen benachbarten Hügel und es bildet ſich in der Geſchwindigkeit ein Krater.

Kommt das Schauſpiel öfter auf derſelben Stelle

vor, ſo baut man leichte Gerüſte für die ſo bezahlen können, und die übrige Maſſe behilft ſich wie ſie mag. Dieſes allgemeine Bedürfniß zu befriedigen iſt hier die Aufgabe des Architekten. Er bereitet einen ſolchen Krater durch Kunſt, ſo einfach als nur möglich, damit deſſen Zierrath das Volk ſelbſt werde. Wenn es ſich ſo beiſammen ſah, mußte es über ſich ſelbſt erſtaunen, denn da es ſonſt nur gewohnt, ſich durch einander laufen zu ſehen, ſich in einem Gewühle ohne Ordnung und ſonderliche Zucht zu finden, ſo ſieht das vielköpfige, vielſinnige, ſchwankende hin und her irrende Thier, ſich zu einem edlen Körper vereinigt, zu einer Einheit beſtimmt, in eine Maſſe verbunden und befeſtigt, als Eine Geſtalt, von Einem Geiſte belebt. Die Simplicität des Oval iſt jedem Auge auf die angenehmſte Weiſe fühlbar, und jeder Kopf dient zum Maße, wie ungeheuer das Ganze ſey. Jetzt wenn man es leer ſieht, hat man keinen Maßſtab, man weiß nicht, ob es groß oder klein iſt.

Wegen der Unterhaltung dieſes Werks müſſen die Veroneſer gelobt werden. Es iſt von einem röthlichen Marmor gebaut, den die Witterung angreift, daher ſtellt man der Reihe nach die ausgefreſſenen Stufen immer wieder her, und ſie ſcheinen faſt alle ganz neu. Eine Inſchrift gedenkt eines Hieronymus Maurigenus und ſeines auf dieſes Monument verwendeten unglaublichen Fleißes. Von der äußern Mauer ſteht nur ein

Stück und ich zweifele ob ſie je ganz fertig geworden. Die untern Gewölbe, die an den großen Platz il Bra genannt ſtoßen, ſind an Handwerker vermiethet, und es ſieht luſtig aus, dieſe Höhlungen wieder belebt zu ſehen.

Verona, den 16 September.

Das ſchönſte, aber immer geſchloſſene Thor heißt Porta ſtupa oder del Pallio. Als Thor und in der großen Entfernung aus der man es ſchon gewahr wird, iſt es nicht gut gedacht, denn erſt in der Nähe erkennt man das Verdienſt des Gebäudes.

Sie geben allerlei Urſachen an, warum es geſchloſſen ſey. Ich habe jedoch eine Muthmaßung: die Abſicht des Künſtlers ging offenbar dahin, durch dieſes Thor eine neue Anlage des Corſo zu verurſachen, denn auf die jetzige Straße ſteht es ganz falſch. Die linke Seite hat lauter Baraken und die winkelrechte Linie der Mitte des Thores geht auf ein Nonnenkloſter zu, das nothwendig hätte niedergelegt werden müſſen. Das ſah man wohl ein, auch mochten die Vornehmen und Reichen nicht Luſt haben ſich in dem entfernten Quartier anzubauen. Der Künſtler ſtarb vielleicht, und ſo ſchloß man das Thor, wodurch die Sache nun auf einmal geendigt war.

Verona, den 16 September.

Das Portal des Theatergebäudes, von sechs großen Jonischen Säulen, nimmt sich anständig genug aus. Desto kleinlicher erscheint über der Thüre, vor einer gemahlten Nische die von zwey Korinthischen Säulen getragen wird, die lebensgroße Büste des Marchese Maffei in einer großen Perücke. Der Platz ist ehrenvoll, aber um sich gegen die Größe und Tüchtigkeit der Säulen einigermaßen zu halten, hätte die Büste kolossal seyn müssen. Jetzt steht sie kleinlich auf einem Kragsteinchen unharmonisch mit dem Ganzen.

Auch die Galerie, die den Vorhof einfaßt, ist kleinlich, und die cannelirten dorischen Zwerge nehmen sich neben den glatten jonischen Riesen armselig aus. Doch wollen wir das verzeihen in Betracht der schönen Anstalt, welche unter diesen Säulenlauben angelegt ist. Hier hat man die Antiquitäten, meist in und um Verona gegraben, gesammelt aufgestellt. Einiges soll sogar sich im Amphitheater gefunden haben. Es sind Etrurische, Griechische, Römische, bis zu den niedern Zeiten und auch neuere. Die Basreliefs sind in die Wände eingemauert und mit den Nummern versehen, die ihnen Maffei gab, als er sie in seinem Werke: Verona illustrata beschrieb. Altäre, Stücken von Säulen und dergleichen Reste; ein ganz trefflicher Dreyfuß von weißem Marmor, worauf Genien die sich mit den Attri-

buten der Götter beschäftigen. Raphael hat dergleichen in den Zwickeln der Farneſine nachgeahmt und verklärt.

Der Wind der von den Gräbern der Alten herweht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Roſenhügel. Die Grabmäler ſind herzlich und rührend und ſtellen immer das Leben her. Da iſt ein Mann, der neben ſeiner Frau aus einer Niſche, wie zu einem Fenſter herausſieht. Da ſtehen Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit unausſprechlicher Natürlichkeit anblickend. Hier reicht ſich ein Paar die Hände. Hier ſcheint ein Vater, auf ſeinem Sopha ruhend, von der Familie unterhalten zu werden. Mir war die unmittelbare Gegenwart dieſer Steine höchſt rührend. Von ſpäterer Kunſt ſind ſie, aber einfach, natürlich und allgemein anſprechend. Hier iſt ein geharniſchter Mann auf den Knieen der eine fröhliche Auferſtehung erwartet. Der Künſtler hat mit mehr oder weniger Geſchick nur die einfache Gegenwart der Menſchen hingeſtellt, ihre Exiſtenz dadurch fortgeſetzt und bleibend gemacht. Sie falten nicht die Hände, ſchauen nicht in den Himmel, ſondern ſie ſind hienieden was ſie waren und was ſie ſind. Sie ſtehen beiſammen, nehmen Antheil an einander, lieben ſich, und das iſt in den Steinen, ſogar mit einer gewiſſen Handwerksunfähigkeit, allerliebſt ausgedrückt. Ein ſehr reich verzierter marmorner Pfeiler gab mir auch neue Begriffe.

So löblich dieſe Anſtalt iſt, ſo ſieht man ihr doch

an, daß der edle Erhaltungsgeist, der sie gegründet, nicht mehr in ihr fortlebt. Der kostbare Dreyfuß geht nächstens zu Grunde, weil er frei steht, gegen Westen der Witterung ausgesetzt. Mit einem hölzernen Futteral wäre dieser Schatz leicht zu erhalten.

Der angefangene Palast des Proveditore, wäre er fertig geworden, hätte ein schön Stück Baukunst gegeben. Sonst bauen die Nobili noch viel, leider aber ein jeder auf den Platz wo seine ältere Wohnung stand, also oft in engen Gassen. So baut man jetzt eine prächtige Façade eines Seminariums in einem Gäßchen der entferntesten Vorstadt.

Als ich mit meinem zufällig aufgegriffenen Begleiter vor einem großen ernsthaften Thore eines wunderbaren Gebäudes vorüber ging, fragte er mich gutmüthig, ob ich nicht einen Augenblick in den Hof treten wolle. Es war der Palast der Justiz, und wegen Höhe der Gebäude erschien der Hof doch nur als ein ungeheurer Brunnen. Hier werden, sagte er, alle die Verbrecher und Verdächtigen verwahrt. Ich sah umher und durch alle Stockwerke gingen, an zahlreichen Thüren hin, offene mit eisernen Geländern versehene Gänge. Der Gefangene, wie er aus seinem Kerker heraustrat, um zum Verhör geführt zu werden, stand in der freien Luft, war aber auch den Blicken aller ausgesetzt; und weil nun mehrere Verhörstuben seyn mochten, so klapperten die

die Ketten, bald über dieſem bald über jenem Gange durch alle Stockwerke. Es war ein verwünſchter Anblick und ich läugne nicht, daß der gute Humor, womit ich meine Vögel abgefertigt hatte, hier doch einen etwas ſchweren Stand würde gefunden haben.

Ich ging auf der Kante des amphitheatraliſchen Kraters bei Sonnenuntergang, der ſchönſten Ausſicht genießend, über Stadt und Gegend. Ich war ganz allein und unten auf den breiten Steinen des Bra gingen Mengen von Menſchen: Männer von allen Ständen, Weiber vom Mittelſtande ſpazieren. Dieſe letztern nehmen ſich in ihren ſchwarzen Ueberkleidern aus dieſer Vogelperſpective, gar mumienhaft aus.

Der Zendale und die Veſte, die dieſer Claſſe ſtatt aller Garderobe dient, iſt übrigens eine Tracht, ganz eingerichtet für ein Volk das nicht immer für Reinlichkeit ſorgen und doch immer öffentlich erſcheinen, bald in der Kirche, bald auf dem Spaziergange ſeyn will. Veſte iſt ein ſchwarztaffeter Rock, der über andere Röcke geworfen wird. Hat das Frauenzimmer einen reinlichen weißen darunter, ſo verſteht ſie den ſchwarzen an der einen Seite in die Höhe zu heben. Dieſer wird ſo angegürtet, daß er die Taille abſchneidet und die Lippen des Corſets bedeckt, welches von jeglicher Farbe ſeyn kann. Der Zendale iſt eine große Kappe, mit langen Bärten, die Kappe ſelbſt durch ein Drahtgeſtell hoch

über den Kopf gehalten, die Bärte aber wie eine Schärpe um den Leib geknüpft, so daß die Enden hinterwärts herunter fallen.

Verona, den 16 September.

Als ich heute wieder von der Arena wegging, kam ich einige tausend Schritte davon zu einem modernen öffentlichen Schauspiel. Vier edle Veroneser schlugen Ball gegen vier Vicentiner. Sie treiben dieß sonst unter sich das ganze Jahr, etwa zwey Stunden vor Nacht; dießmal, wegen der fremden Gegner, lief das Volk unglaublich zu. Es können immer vier bis fünf tausend Zuschauer gewesen seyn. Frauen sah ich von keinem Stande.

Vorhin als ich vom Bedürfniß der Menge in einem solchen Falle sprach, hab' ich das natürliche zufällige Amphitheater schon beschrieben, wie ich das Volk hier über einander gebaut sah. Ein lebhaftes Händeklatschen hört' ich schon von weiten, jeder bedeutende Schlag war davon begleitet. Das Spiel aber geht so vor sich: In gehöriger Entfernung von einander sind zwey gelindabhängige Bretersläche errichtet. Derjenige der den Ball ausschlägt, steht, die Rechte mit einem hölzernen breiten Stachelringe bewaffnet, auf der obersten Höhe. Indem nun ein anderer von seiner Partey ihm den Ball zuwirft, so läuft er herunter dem Ball entgegen und vermehrt dadurch die Gewalt des Schlages, womit er den-

ſelben zu treffen weiß. Die Gegner ſuchen ihn zurückzuſchlagen, und ſo geht es hin und wieder, bis er zuletzt im Felde liegen bleibt. Die ſchönſten Stellungen, werth in Marmor nachgebildet zu werden, kommen dabei zum Vorſchein. Da es lauter wohlgewachſene, rüſtige, junge Leute ſind, in kurzer, knapper, weißer Kleidung, ſo unterſcheiden ſich die Parteyen nur durch ein farbiges Abzeichen. Beſonders ſchön iſt die Stellung, in welche der Ausſchlagende geräth, indem er von der ſchiefen Fläche herunterläuft und den Ball zu treffen ausholt, ſie nähert ſich der des Borgheſiſchen Fechters.

Sonderbar kam es mir vor, daß ſie dieſe Uebung an einer alten Stadtmauer, ohne die mindeſte Bequemlichkeit für die Zuſchauer vornehmen; warum ſie es nicht im Amphitheater thun, wo ſo ſchöner Raum wäre!

Verona, den 17 September.

Was ich von Gemählden geſehen, will ich nur kurz berühren und einige Betrachtungen hinzufügen. Ich mache dieſe wunderbare Reiſe nicht, um mich ſelbſt zu betriegen, ſondern um mich an den Gegenſtänden kennen zu lernen, da ſage ich mir denn ganz aufrichtig, daß ich von der Kunſt, von dem Handwerk des Mahlers wenig verſtehe. Meine Aufmerkſamkeit, meine Betrachtung kann nur auf den praktiſchen Theil, auf den Gegenſtand und auf die Behandlung deſſelben im allgemeinen gerichtet ſeyn.

St. Giorgio iſt eine Galerie von guten Gemählden, alle Altarblätter, wo nicht von gleichem Werth, doch durchaus merkwürdig. Aber die unglückſeligen Künſtler, was mußten die mahlen! und für wen! Ein Mannaregen vielleicht dreyßig Fuß lang und zwanzig hoch! das Wunder der fünf Brode zum Gegenſtück! was war daran zu mahlen? Hungrige Menſchen, die über kleine Körner herfallen, unzählige andere denen Brod präſentirt wird. Die Künſtler haben ſich die Folter gegeben, um ſolche Armſeligkeiten bedeutend zu machen. Und doch hat, durch dieſe Nöthigung gereizt, das Genie ſchöne Sachen hervorgebracht. Ein Künſtler der die heilige Urſula mit den eilftauſend Jungfrauen vorzuſtellen hatte, zog ſich mit großem Verſtand aus der Sache. Die Heilige ſteht im Vordergrunde, als habe ſie ſiegend das Land in Beſitz genommen. Sie iſt ſehr edel, amazonenhaft jungfräulich, ohne Reiz gebildet; in der alles verkleinernden Ferne hingegen ſieht man ihre Schaar aus den Schiffen ſteigen und in Proceſſion herankommen. Die Himmelfahrt Mariä im Dom, von Tizian, iſt ſehr verſchwärzt, der Gedanke lobenswerth, daß die angehende Göttin nicht himmelwärts, ſondern herab nach ihren Freunden blickt.

In der Galerie Gherardini fand ich ſehr ſchöne Sachen von Orbetto und lernte dieſen verdienten Künſtler auf einmal kennen. In der Entfernung erfährt man nur von den erſten Künſtlern, und oft begnügt man ſich

mit ihren Namen; wenn man aber diesem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweyten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen, und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend hervortritt, dann wird die Welt und die Kunst reich. Den Gedanken eines Bildes muß ich hier loben. Nur zwey Halbfiguren. Simson ist eben im Schooße der Delila eingeschlafen, sie greift leise über ihn hinweg, nach einer Scheere, die auf dem Tisch neben der Lampe liegt. Die Ausführung ist sehr brav. Im Palast Canossa war mir eine Danae bemerklich.

Der Palast Bevilaqua enthält die köstlichsten Sachen. Ein sogenanntes Paradies von Tinteret, eigentlich aber die Krönung der Maria zur Himmelskönigin, in Gegenwart aller Erzväter, Propheten, Apostel, Heiligen, Engel u. s. w., eine Gelegenheit den ganzen Reichthum des glücklichsten Genies zu entwickeln. Leichtigkeit des Pinsels, Geist, Mannichfaltigkeit des Ausdrucks, dieß alles zu bewundern und sich dessen zu erfreuen, müßte man das Stück selbst besitzen und es zeitlebens vor Augen haben. Die Arbeit geht in's Unendliche, ja die letzten in der Glorie verschwindenden Engelsköpfe haben noch Charakter. Die größten Figuren mögen einen Fuß hoch seyn, Maria und Christus, der ihr die Krone aufsetzt, etwa vier Zoll. Die Eva ist doch das schönste Weibchen auf dem Bilde und noch immer, von altersher, ein wenig lüstern.

Ein paar Portraite von Paul Veroneſe haben meine Hochachtung für dieſen Künſtler nur vermehrt. Die Antikenſammlung iſt herrlich, ein hingeſtreckter Sohn der Niobe köſtlich, die Büſten, ungeachtet ihrer reſtaurirten Naſen, meiſtens höchſt intereſſant, ein Auguſt mit der Bürgerkrone, ein Caligula und andere.

Es liegt in meiner Natur das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und dieſe Anlage an ſo herrlichen Gegenſtänden Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, iſt das ſeligſte aller Gefühle.

In einem Lande, wo man des Tages genießt, beſonders aber des Abends ſich erfreut, iſt es höchſt bedeutend, wenn die Nacht einbricht. Dann hört die Arbeit auf, dann kehrt der Spaziergänger zurück, der Vater will ſeine Tochter wieder zu Hauſe ſehen, der Tag hat ein Ende; doch was Tag ſey wiſſen wir Cimmerier kaum. In ewigem Nebel und Trübe iſt es uns einerlei, ob es Tag oder Nacht iſt, denn wie viel Zeit können wir uns unter freiem Himmel wahrhaft ergehen und ergötzen? Wie hier die Nacht eintritt, iſt der Tag entſchieden vorbei, der aus Abend und Morgen beſtand, vier und zwanzig Stunden ſind verlebt, eine neue Rechnung geht an, die Glocken läuten, der Roſenkranz wird gebetet, mit brennender Lampe tritt die Magd in das Zimmer und ſpricht: felicissima notte! Dieſe Epoche verändert ſich mit jeder Jahreszeit, und der Menſch der hier lebendig lebt, kann nicht irre werden, weil jeder Ge-

nuß ſeines Daſeyns ſich nicht auf die Stunde, ſondern auf die Tageszeit bezieht. Zwänge man dem Volke einen Deutſchen Zeiger auf, ſo würde man es verwirrt machen, denn der ſeinige iſt innigſt mit ſeiner Natur verwebt. Anderthalb Stunden, Eine Stunde vor Nacht fängt der Adel an auszufahren, es geht auf den Bra, die lange breite Straße nach der Porta Nuova zu, das Thor hinaus, an der Stadt hin, und wie es Nacht ſchlägt kehrt alles um. Theils fahren ſie an die Kirchen das Ave Maria della sera zu beten, theils halten ſie auf dem Bra, die Cavaliers treten an die Kutſchen, unterhalten ſich mit den Damen, und das dauert eine Weile; ich habe das Ende niemals abgewartet, die Fußgänger bleiben weit in die Nacht. Heute war gerade ſo viel Regen niedergegangen um den Staub zu löſchen, es war wirklich ein lebendiger munterer Anblick.

Um mich ferner in einem wichtigen Puncte der Landesgewohnheit gleich zu ſtellen, habe ich mir ein Hülfsmittel erdacht, wie ich ihre Stundenrechnung mir leichter zu eigen machte. Nachfolgendes Bild kann davon einen Begriff geben. Der innere Kreis bedeutet unſere vier und zwanzig Stunden von Mitternacht zu Mitternacht, in zweymal zwölf getheilt, wie wir zählen und unſere Uhren ſie zeigen. Der mittlere Kreis deutet an, wie die Glocken in der jetzigen Jahreszeit hier ſchlagen, nämlich gleichfalls zweymal bis Zwölf in vier und zwanzig Stunden, allein dergeſtalt, daß es Eins ſchlägt,

wenn es bei uns Acht ſchläge und ſo fort bis Zwölfe voll ſind. Morgens Acht Uhr nach unſerm Zeiger ſchlägt es wieder Eins u. ſ. f. Der oberſte Kreis zeigt nun endlich, wie bis Vierundzwanzig im Leben gezählt wird. Ich höre z. B. in der Nacht Sieben ſchlagen und weiß daß Mitternacht um Fünf iſt, ſo ziehe ich dieſe Zahl von jener ab, und habe alſo Zwey Uhr Nachmitternacht. Hör' ich am Tage Sieben ſchlagen und weiß daß auch Mittag um Fünf Uhr iſt, ſo verfahre ich eben ſo und habe Zwey Uhr Nachmittag. Will ich aber die Stunden nach hieſiger Weiſe ausſprechen, ſo muß ich wiſſen daß Mittag Siebenzehn Uhr iſt, füge ich noch die Zwey und ſage Neunzehn Uhr. Wenn man dieß zum erſtenmal hört und überdenkt, ſo ſcheint es höchſt verworren und ſchwer durchzuführen; man wird es aber gar bald gewohnt und findet dieſe Beſchäftigung unterhaltend, wie ſich auch das Volk an dem ewigen hin und wieder Rechnen ergötzt, wie Kinder an leicht zu überwindenden Schwierigkeiten. Sie haben ohnedieß immer die Finger in der Luft, rechnen alles im Kopfe, und machen ſich gern mit Zahlen zu ſchaffen. Ferner iſt dem Inländer die Sache ſo viel leichter, weil er ſich um Mittag und Mitternacht eigentlich nicht bekümmert und nicht, wie der Fremde in dieſem Lande thut, zwey Zeiger mit einander vergleicht. Sie zählen nur von Abend die Stunden wie ſie ſchlagen, am Tag addiren ſie die Zahl zu der ihnen bekannten abwechſelnden Mittagszahl. Das

(Zu S. 73.)

Vergleichungs-Kreis

der

Italiänischen und Deutschen Uhr, auch der Ital. Zeiger für die zweyte Hälfte des Septembers.

Mittag

Mitternacht.

Die Nacht wächst mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unserm Zeiger	ist Mitternacht alsdann um
August	1	8½	5½
—	15	8	4
Sept.	1	7½	4½
—	15	7	5
Octbr.	1	6½	5½
—	15	6	6
Nov.	1	5½	6½
—	15	5	7

Von da an bleibt die Zeit stehen und ist

	Nacht	Mitternacht
December / Januar	5	7

Der Tag wächst mit jedem halben Monat eine halbe Stunde.

Monat.	Tag.	Wird Nacht nach unserm Zeiger	ist Mitternacht alsdann um
Febr.	1	5½	6½
—	15	6	6
März	1	6½	5½
—	15	7	5
April	1	7½	4½
—	15	8	4
May	1	8½	3½
—	15	9	3

Von da an bleibt die Zeit stehen und ist

	Nacht	Mitternacht
Juny / July	9	3

weitere erläutern die der Figur beigefügten Anmerkungen.

(Siehe das nebenstehende Blatt.)

Verona, den 17 September.

Das Volk rührt sich hier sehr lebhaft durch einander, besonders in einigen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden an einander stoßen, sieht es recht lustig aus. Da ist nicht etwa eine Thür vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein die ganze Breite des Hauses ist offen, man sieht bis in die Tiefe und alles was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuster ziehen und pochen alle halb auf der Gasse; ja die Werkstätten machen einen Theil der Straße. Abends wenn Lichter brennen sieht es recht lebendig.

Auf den Plätzen ist es an Markttagen sehr voll, Gemüse und Früchte unübersehlich, Knoblauch und Zwiebeln nach Herzenslust. Uebrigens schreien, schäkern und singen sie den ganzen Tag, werfen und balgen sich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung läßt sie leicht leben. Alles was nur kann ist unter freiem Himmel.

Nachts geht nun das Singen und Lärmen recht an. Das Liedchen von Marlborough hört man auf allen Straßen, dann ein Hackebret, eine Violine. Sie üben sich alle Vögel mit Pfeifen nachzumachen. Die wun-

derlichſten Töne brechen überall hervor. Ein ſolches Uebergefühl des Daſeyns verleiht ein mildes Klima auch der Armuth, und der Schatten des Volks ſcheint ſelbſt noch ehrwürdig.

Die uns ſo ſehr auffallende Unreinlichkeit und wenige Bequemlichkeit der Häuſer entſpringt auch daher: ſie ſind immer draußen und in ihrer Sorgloſigkeit denken ſie an nichts. Dem Volk iſt alles recht und gut, der Mittelmann lebt auch von einem Tag zum andern, der Reiche und Vornehme ſchließt ſich in ſeine Wohnung, die eben auch nicht ſo wohnlich iſt wie im Norden. Ihre Geſellſchaften halten ſie in öffentlichen Verſammlungshäuſern. Vorhöfe und Säulengänge ſind alle mit Unrath beſudelt, und es geht ganz natürlich zu. Das Volk fühlt ſich immer vor. Der Reiche kann reich ſeyn, Paläſte bauen, der Nobile darf regieren, aber wenn er einen Säulengang, einen Vorhof anlegt, ſo bedient ſich das Volk deſſen zu ſeinem Bedürfniß und es hat kein dringenderes, als das ſo ſchnell wie möglich los zu werden, was es ſo häufig als möglich zu ſich genommen hat. Will einer das nicht leiden, ſo muß er nicht den großen Herrn ſpielen, d. h. er muß nicht thun als wenn ein Theil ſeiner Wohnung dem Publicum angehöre, er macht ſeine Thüre zu und ſo iſt es auch gut. An öffentlichen Gebäuden läßt ſich das Volk ſein Recht nun gar nicht nehmen, und das iſt's, worüber der Fremde durch ganz Italien Beſchwerde führt.

Ich betrachtete heut auf mancherlei Wegen durch die Stadt die Tracht und die Manieren beſonders des Mittelſtandes, der ſich ſehr häufig und geſchäftig zeigt. Sie ſchlenkern im Gehen alle mit den Armen. Perſonen von einem höhern Stande, die bei gewiſſen Gelegenheiten einen Degen tragen, ſchlenkern nur mit Einem, weil ſie gewohnt ſind den Linken ſtill zu halten.

Obgleich das Volk ſeinen Geſchäften und Bedürfniſſen ſehr ſorglos nachgeht, ſo hat es doch auf alles Fremde ein ſcharfes Auge. So kommt' ich die erſten Tage bemerken, daß jederman meine Stiefel betrachtete, da man ſich derſelben als einer theuern Tracht nicht einmal im Winter bedient. Jetzt da ich Schuh und Strümpfe trage, ſieht mich niemand mehr an. Aber merkwürdig war mir's, daß heute früh, da ſie alle mit Blumen, Gemüſe, Knoblauch und ſo vielen andern Marktерzeugniſſen durch einander liefen, ihnen der Cypreſſenzweig nicht entging, den ich in der Hand trug. Einige grüne Zapfen hingen daran, und daneben hielt ich blühende Capernzweige. Sie ſahen alle, Groß und Klein, mir auf die Finger, und ſchienen wunderliche Gedanken zu haben.

Dieſe Zweige brachte' ich aus dem Garten Giuſti, der eine treffliche Lage und ungeheure Cypreſſen hat, die alle pfriemenartig in die Luft ſtehen. Wahrſcheinlich ſind die ſpitz zugeſchnittenen Taxus der nordiſchen Gartenkunſt Nachahmungen dieſes herrlichen Naturproducts.

Ein Baum, deſſen Zweige von unten bis oben, die älteſten wie die jüngſten, gen Himmel ſtreben, der ſeine dreyhundert Jahre dauert, iſt wohl der Verehrung werth. Der Zeit nach da der Garten angelegt worden, haben dieſe ſchon ein ſo hohes Alter erreicht.

Vicenza, den 19 September.

Der Weg von Verona hieher iſt ſehr angenehm, man fährt nordoſtwärts an den Gebirgen hin und hat die Vorderberge, die aus Sand, Kalk, Thon, Mergel beſtehen, immer linkerhand; auf den Hügeln die ſie bilden liegen Orte, Schlöſſer, Häuſer. Rechts verbreitet ſich die weite Fläche durch die man fährt. Der gerade, gut unterhaltene, breite Weg geht durch fruchtbares Feld, man blickt in tiefe Baumreihen, an welchen die Reben in die Höhe gezogen ſind, die ſodann, als wären es luftige Zweige, herunter fallen. Hier kann man ſich eine Idee von Feſtonen bilden! Die Trauben ſind zeitig und beſchweren die Ranken, die lang und ſchwankend niederhängen. Der Weg iſt voll Menſchen aller Art und Gewerbes, beſonders freuten mich die Wagen mit niedrigen, tellerartigen Rädern, die, mit vier Ochſen beſpannt, große Kufen hin und wieder führen, in welchen die Weintrauben aus den Gärten geholt und geſtampft werden. Die Führer ſtanden, wenn ſie leer waren, drinnen, es ſah einem bacchiſchen Triumphzug ganz ähn-

lich. Zwiſchen den Weinreihen iſt der Boden zu allerlei Arten Getreide, beſonders zu Türkiſchkorn und Sorgel benutzt.

Kommt man gegen Vicenza, ſo ſteigen wieder Hügel von Norden nach Süden auf, ſie ſind vulcaniſch, ſagt man, und ſchließen die Ebene. Vicenza liegt an ihrem Fuße, und wenn man will, in einem Buſen den ſie bilden.

Vicenza, den 19 September.

Vor einigen Stunden bin ich hier angekommen, habe ſchon die Stadt durchlaufen, das Olympiſche Theater und die Gebäude des Palladio geſehen. Man hat ein ſehr artiges Büchelchen mit Kupfern zur Bequemlichkeit der Fremden herausgegeben mit einem kunſtverſtändigen Texte. Wenn man nun dieſe Werke gegenwärtig ſieht, ſo erkennt man erſt den großen Werth derſelben, denn ſie ſollen ja durch ihre wirkliche Größe und Körperlichkeit das Auge füllen, und durch die ſchöne Harmonie ihrer Dimenſionen nicht nur in abſtracten Aufriſſen, ſondern mit dem ganzen perſpectiviſchen Vordringen und Zurückweichen den Geiſt befriedigen; und ſo ſag' ich vom Palladio: er iſt ein recht innerlich und von innen heraus großer Menſch geweſen. Die höchſte Schwierigkeit mit der dieſer Mann, wie alle neuern Architekten, zu kämpfen hatte, iſt die ſchickliche Anwendung der Säulenordnungen in der bürgerlichen Baukunſt; denn Säulen

und Mauern zu verbinden bleibt doch immer ein Widerſpruch. Aber wie er das unter einander gearbeitet hat, wie er durch die Gegenwart ſeiner Werke imponirt und vergeſſen macht, daß er nur überredet! Es iſt wirklich etwas Göttliches in ſeinen Anlagen, völlig wie die Form des großen Dichters der aus Wahrheit und Lüge ein drittes bildet, deſſen erborgtes Daſeyn uns bezaubert.

Das Olympiſche Theater iſt ein Theater der Alten im Kleinen realiſirt, und unausſprechlich ſchön, aber gegen die unſrigen kömmt mir's vor, wie ein vornehmes, reiches, wohlgebildetes Kind, gegen einen klugen Weltmenſchen, der weder ſo vornehm, noch ſo reich, noch wohlgebildet, beſſer weiß, was er mit ſeinen Mitteln bewirken kann.

Betrachtet man nun hier am Orte die herrlichen Gebäude, die jener Mann aufführte, und ſieht wie ſie ſchon durch das enge ſchmutzige Bedürfniß der Menſchen entſtellt ſind, wie die Anlagen meiſt über die Kräfte der Unternehmer waren, wie wenig dieſe köſtlichen Denkmale eines hohen Menſchengeiſtes zu dem Leben der übrigen paſſen, ſo fällt einem denn doch ein, daß es in allem andern eben ſo iſt: denn man verdient wenig Dank von den Menſchen, wenn man ihr inneres Bedürfniß erhöhen, ihnen eine große Idee von ihnen ſelbſt geben, ihnen das Herrliche eines wahren edlen Daſeyns zum Gefühl bringen will. Aber wenn man die Vögel belügt, Mährchen erzählt, von Tag zu Tag ihnen fortheilfend,

ſie verſchlechtert, da iſt man ihr Mann, und darum gefällt ſich die neuere Zeit in ſo viel Abgeſchmacktem. Ich ſage das nicht, um meine Freunde herunter zu ſetzen, ich ſage nur daß ſie ſo ſind, und daß man ſich nicht verwundern muß, wenn alles iſt, wie es iſt.

Wie ſich die Baſilica des Palladio neben einem alten mit ungleichen Fenſtern überſäten caſtellähnlichen Gebäude ausnimmt, welches der Baumeiſter zuſammt dem Thurm gewiß weg gedacht hat, iſt nicht auszudrücken, und ich muß mich ſchon auf eine wunderliche Weiſe zuſammenfaſſen: denn ich finde auch hier, leider gleich! das was ich fliehe und ſuche neben einander.

Den 20 Septem..r.

Geſtern war Oper, ſie dauerte bis nach Mitternacht, und ich ſehnte mich zu ruhen. Die drey Sultaninnen und die Entführung aus dem Serail haben manche Fetzen hergegeben, woraus das Stück mit weniger Klugheit zuſammengeflickt iſt. Die Muſik hört ſich bequem an, iſt aber wahrſcheinlich von einem Liebhaber, kein neuer Gedanke der mich getroffen hätte. Die Ballette dagegen ſind allerliebſt. Das Hauptpaar tanzte ein Allemande, daß man nichts Zierlichers ſehen konnte.

Das Theater iſt neu, lieblich, ſchön, modeſtprächtig, alles uniform, wie es einer Provinzialſtadt geziemt, jede Loge hat ihren überſchlagenen, gleichfarbigen Tep-

pich, die des Capitan Grande iſt nur durch einen etwas längern Ueberhang ausgezeichnet.

Die erſte Sängerin, vom ganzen Volke ſehr begünſtigt, wird, wie ſie auftritt, entſetzlich beklatſcht, und die Vögel ſtellen ſich vor Freuden ganz ungebärdig, wenn ſie etwas recht gut macht, welches ſehr oft geſchiehr. Es iſt ein natürlich Weſen, hübſche Figur, ſchöne Stimme, ein gefällig Geſicht und von einem recht honneten Anſtand; in den Armen könnte ſie etwas mehr Grazie haben. Indeſſen komme ich denn doch nicht wieder, ich fühle daß ich zum Vogel verdorben bin.

Den 21 September.

Heute beſuchte ich Doctor Tura; wohl fünf Jahre hat er ſich mit Leidenſchaft auf die Pflanzenkunde gelegt, ein Herbarium der Italiäniſchen Flora geſammelt, unter dem vorigen Biſchof einen botaniſchen Garten eingerichtet. Das iſt aber alles hin. Mediciniſche Praxis vertrieb die Naturgeſchichte, das Herbarium wird von Würmern geſpeiſ't, der Biſchof iſt todt und der botaniſche Garten wieder, wie billig, mit Kohl und Knoblauch bepflanzt.

Doctor Tura iſt ein gar feiner guter Mann. Er erzählte mir mit Offenheit, Seelenreinheit und Beſcheidenheit ſeine Geſchichte und ſprach überhaupt ſehr beſtimmt und gefällig, hatte aber nicht Luſt ſeine Schränke auf:

aufzuthun, die vielleicht in keinem präſentablen Zuſtande ſeyn mochten. Der Diſcurs kam bald in's Stocken.

Den 21 September Abends.

Ich ging zum alten Baumeiſter Scamozzi, der des Palladio Gebäude herausgegeben hat, und ein wackerer, leidenſchaftlicher Künſtler iſt. Er gab mir einige Anleitung, vergnügt über meine Theilnahme. Unter den Gebäuden des Palladio iſt eins, für das ich immer eine beſondere Vorliebe hatte, es ſoll ſeine eigne Wohnung geweſen ſeyn; aber in der Nähe iſt es weit mehr, als man im Bilde ſieht. Ich möchte es gezeichnet und mit den Farben illuminirt haben, die ihm das Material und das Alter gegeben. Man muß aber nicht denken, daß der Baumeiſter ſich einen Palaſt errichtet habe. Es iſt das beſcheidenſte Haus von der Welt, hat nur zwey Fenſter, die durch einen breiten Raum, der das dritte Fenſter vertrüge, abgeſondert ſind. Wollte man es zum Gemählde nachbilden, ſo daß die Nachbarhäuſer mit vorgeſtellt würden, ſo wäre auch das vergnüglich anzuſehen, wie es zwiſchen ſie eingeſchaltet iſt. Das hätte Canalett mahlen ſollen.

Heute beſuchte ich das, eine halbe Stunde von der Stadt auf einer angenehmen Höhe liegende Prachthaus, die Rotonda genannt. Es iſt ein viereckiges Gebäude,

das einen runden, von oben erleuchteten Saal in sich schließt. Von allen vier Seiten steigt man auf breiten Treppen hinan und gelangt jedesmal in eine Vorhalle, die von sechs Korinthischen Säulen gebildet wird. Vielleicht hat die Baukunst ihren Luxus niemals höher getrieben. Der Raum den die Treppen und Vorhallen einnehmen, ist viel größer als der des Hauses selbst: denn jede einzelne Seite würde als Ansicht eines Tempels befriedigen. Inwendig kann man es wohnbar aber nicht wohnlich nennen. Der Saal ist von der schönsten Proportion, die Zimmer auch; aber zu den Bedürfnissen eines Sommeraufenthalts einer vornehmen Familie würden sie kaum hinreichen. Dafür sieht man es auch in der ganzen Gegend, von allen Seiten, sich auf das herrlichste darstellen. Die Mannichfaltigkeit ist groß, in der sich seine Hauptmasse zugleich mit den vorspringenden Säulen vor dem Auge der Umherwandelnden bewegt, und die Absicht des Besitzers ist vollkommen erreicht, der ein großes Fideicommißgut und zugleich ein sinnliches Denkmal seines Vermögens hinterlassen wollte. Und wie nun das Gebäude von allen Puncten der Gegend in seiner Herrlichkeit gesehen wird, so ist die Aussicht von daher gleichfalls die angenehmste. Man sieht den Bachilione fließen, Schiffe von Verona herab, gegen die Brenta führend, dabei überschaut man die weiten Besitzungen, welche Marchese Capra unzertrennt bei seiner Familie erhalten wollte. Die Inschriften der

vier Giebelſeiten, die zuſammen eine ganze ausmachen, verdienen wohl aufgezeichnet zu werden:

Marcus Capra Gabrielis filius
qui aedes has
arctissimo primogenitorae gradui subjecit
una cum omnibus
censibus agris vallibus et collibus
citra viam magnam
memoriae perpetuae mandans haec
dum sustinet ac abstinet.

Der Schluß beſonders iſt ſeltſam genug, ein Mann, dem ſo viel Vermögen und Wille zu Gebote ſtand, fühlt noch, daß er dulden und entbehren müſſe. Das kann man mit geringerm Aufwand lernen.

Den 22 September.

Heute Abend war ich in einer Verſammlung welche die Akademie der Olympier hielt. Ein Spielwerk, aber ein recht gutes, es erhält noch ein Bißchen Salz und Leben unter den Leuten. Ein großer Saal neben dem Theater des Palladio, anſtändig erleuchtet, der Capitan und ein Theil des Adels zugegen, übrigens durchaus ein Publicum von gebildeten Perſonen, viele Geiſtliche, zuſammen ungefähr fünfhundert.

Die von dem Präſidenten für die heutige Sitzung aufgegebene Frage war: ob Erfindung oder Nachahmung

den schönen Künsten mehr Vortheil gebracht habe? Der Einfall war glücklich genug: denn wenn man die in der Frage liegende Alternative trennt, so läßt sich hundert Jahre hinüber und herüberſprechen. Auch haben ſich die Herren Akademiker dieſer Gelegenheit weidlich bedient und in Proſa und Verſen mancherlei hervorgebracht, worunter viel Gutes.

Sodann iſt es das lebendigſte Publicum. Die Zuhörer rieſen bravo, klatſchten und lachten. Wenn man auch vor ſeiner Nation ſo ſtehen und ſie perſönlich beluſtigen dürfte! Wir geben unſer Beſtes ſchwarz auf weiß: jeder kauzt ſich damit in eine Ecke und knepert daran wie er kann.

Es läßt ſich denken daß Palladio auch dießmal an allen Orten und Enden war, es mochte von Erfinden oder Nachahmen die Rede ſeyn. Zuletzt, wo immer das Scherzhafteſte gefordert wird, hatte einer den glücklichen Einfall zu ſagen: die andern hätten ihm den Palladio weggenommen, er wolle dagegen den Franceſchini loben, den großen Seidenfabricanten. Nun fing er an zu zeigen, was die Nachahmung der Liener und Florentiner Stoffe dieſem tüchtigen Unternehmer und durch ihn der Stadt Vicenza für Vortheil gebracht habe, woraus erfolge: daß die Nachahmung weit über die Erfindung erhaben ſey. Und dieß geſchah mit ſo gutem Humor, daß ein ununterbrochenes Gelächter erregt ward. Ueberhaupt fanden die welche für die Nachahmung ſpra-

chen, mehr Beifall, denn ſie ſagten lauter Dinge, wie ſie der Haufen denkt und denken kann. Einmal gab das Publicum mit großem Händeklatſchen einem recht groben Sophism ſeinen herzlichen Beifall, da es viele gute ja treffliche Sachen zu Ehren der Erfindung nicht gefühlt hatte. Es freut ſehr auch dieſes erlebt zu haben, und dann iſt es höchſt erquickend den Palladio, nach ſo viel Zeit immer noch als Polarſtern und Muſterbild von ſeinen Mitbürgern verehrt zu ſehen.

Den 22 September.

Heute früh war ich in Tiene, das nordwärts gegen die Gebirge liegt, wo ein neu Gebäude nach einem alten Riſſe aufgeführt wird, wobei wenig zu erinnern ſeyn möchte. So ehrt man hier alles aus der guten Zeit und hat Sinn genug, nach einem geerbten Plan, ein friſches Gebäude aufzuführen. Das Schloß liegt ganz trefflich in einer großen Plaine, die Kalkalpen ohne Zwiſchengebirg hinter ſich. Vom Gebäude her, neben der ſchnurgeraden Chauſſee, fließt zu beiden Seiten lebendiges Waſſer dem Kommenden entgegen und wäſſert die weiten Reisfelder durch die man fährt.

Ich habe nun erſt die zwey Italiäniſchen Städte geſehen und mit wenig Menſchen geſprochen, aber ich kenne meine Italiäner ſchon gut. Sie ſind wie Hofleute die ſich für's erſte Volk in der Welt halten und bei gewiſſen Vortheilen, die man ihnen nicht läugnen kann, ſich's

ungeſtraft und bequem einbilden können. Mir erſcheinen die Italiäner als eine recht gute Nation: man muß nur die Kinder und die gemeinen Leute ſehen wie ich ſie jetzt ſehe und ſehen kann, da ich ihnen immer ausgeſetzt bin, und mich ihnen immer ausſetze. Und was das für Figuren und Geſichter ſind!

Beſonders muß ich die Vicentiner loben, daß man bei ihnen die Vorrechte einer großen Stadt genießt. Sie ſehen einen nicht an, man mag machen was man will; wendet man ſich jedoch an ſie, dann ſind ſie geſprächig und anmuthig, beſonders wollen mir die Frauen ſehr gefallen. Die Veroneſerinnen will ich nicht ſchelten, ſie haben eine gute Bildung und entſchiedene Profile; aber meiſtens bleich und der Zendal thut ihnen Schaden, weil man unter der ſchönen Tracht auch etwas Reizendes ſucht. Hier aber finde ich gar hübſche Weſen, beſonders eine ſchwarzleckige Sorte, die mir ein eigenes Intereſſe einflößt. Es gibt auch noch eine blonde, die mir aber nicht ſo behagen will.

Padua, den 26 September Abends.

In vier Stunden bin ich heute von Vicenza herübergefahren, auf ein einſitziges Chaiſchen, Sediola genannt, mit meiner ganzen Exiſtenz gepackt. Man fährt ſonſt bequem in vierthalb Stunden, da ich aber den köſtlichen Tag gern unter freiem Himmel genießen wollte, ſo war es mir angenehm, daß der Vetturin hinter ſeiner

Schuldigkeit zurück blieb. Man fährt in der fruchtbarsten Ebene immer südostwärts, zwischen Hecken und Bäumen, ohne weitere Aussicht, bis man endlich die schönen Gebirge, von Osten gegen Süden streichend, zur rechten Hand sieht. Die Fülle der Pflanzen- und Fruchtgehänge, über Mauern und Hecken, an Bäumen herunter, ist unbeschreiblich. Kürbisse beschweren die Dächer, und die wunderlichsten Gurken hängen an Latten und Spalieren.

Die herrliche Lage der Stadt konnte ich vom Observatorium aufs klärste überschauen. Gegen Norden Tyroler Gebirge, beschneit, in Wolken halb versteckt, an die sich in Nordwest die Vicentinischen anschließen, endlich gegen Westen die näheren Gebirge von Este, deren Gestalten und Vertiefungen man deutlich sehen kann. Gegen Südost ein grünes Pflanzenmeer, ohne eine Spur von Erhöhung, Baum an Baum, Busch an Busch, Pflanzung an Pflanzung, unzählige weiße Häuser, Villen und Kirchen aus dem Grünen hervorblickend. Am Horizont sah ich ganz deutlich den Marcusthurm zu Venedig und andere geringere Thürme.

Padua, den 27 September.

Endlich habe ich die Werke des Palladio erlangt, zwar nicht die Originalausgabe, die ich in Vicenza gesehen, deren Tafeln in Holz geschnitten sind, aber eine

genaue Copie, ja ein fac simile in Kupfer, veranſtaltet durch einen vortrefflichen Mann, den ehemaligen Engliſchen Conſul Smith in Venedig. Das muß man den Engländern laſſen, daß ſie von langeher das Gute zu ſchätzen wußten, und daß ſie eine grandioſe Art haben es zu verbreiten.

Bei Gelegenheit dieſes Ankaufs betrat ich einen Buchladen, der in Italien ein ganz eigenes Anſehen hat. Alle Bücher ſtehen geheftet umher, und man findet den ganzen Tag über gute Geſellſchaft. Was von Weltgeiſtlichen, Edelleuten, Künſtlern einigermaßen mit der Literatur verwandt iſt, geht hier auf und ab. Man verlangt ein Buch, ſchlägt nach, lieſ't und unterhält ſich wie es kommen will. So fand ich etwa ein halb Dutzend beiſammen, welche ſämmtlich, als ich nach den Werken des Palladio fragte, auf mich aufmerkſam wurden. Indeß der Herr des Ladens das Buch ſuchte, rühmten ſie es und gaben mir Notiz von dem Originale und der Copie, ſie waren mit dem Werke ſelbſt und dem Verdienſt des Verfaſſers ſehr wohl bekannt. Da ſie mich für einen Architekten hielten, lobten ſie mich, daß ich vor allen andern zu den Studien dieſes Meiſters ſchritte, er leiſte zu Gebrauch und Anwendung mehr als Vitruv ſelbſt, denn er habe die Alten und das Alterthum gründlich ſtudirt und es unſern Bedürfniſſen näher zu führen geſucht. Ich unterhielt mich lange mit dieſen freundlichen Männern, erfuhr noch

einiges, die Denkwürdigkeiten der Stadt betreffend, und empfahl mich.

Da man denn doch einmal den Heiligen Kirchen gebaut hat, so findet sich auch wohl darin ein Platz, wo man vernünftige Menschen aufstellen kann. Die Büste des Cardinals Bembo steht zwischen jonischen Säulen, ein schönes, wenn ich so sagen soll, mit Gewalt in sich gezogenes Gesicht und ein mächtiger Bart, die Inschrift lautet:

> Petri Bembi Card. imaginem Hier. Guerinus Lameni f. in publico ponendam curavit ut cujus ingenii monumenta aeterna sint ejus corporis quoque memoria ne a posteritate desideretur.

Das Universitätsgebäude hat mich mit aller seiner Würde erschreckt. Es ist mir lieb, daß ich darin nichts zu lernen hatte. Eine solche Schulenge denkt man sich nicht, ob man gleich als Studiosus Deutscher Akademien auf den Hörbänken auch manches leiden müssen. Besonders ist das anatomische Theater ein Muster, wie man Schüler zusammen pressen soll. In einem spitzen hohen Trichter sind die Zuhörer über einander geschichtet. Sie sehen steil herunter auf den engen Boden wo der Tisch steht auf den kein Licht fällt, deßhalb der Lehrer bei Lampenschein demonstriren muß. Der botanische Garten ist desto artiger und munterer. Es können viele Pflanzen auch den Winter im Lande bleiben, wenn sie an Mauern oder nicht weit davon gesetzt sind. Man

überhaupt alsdann das Ganze zu Ende des Octobers, und heizt die wenigen Monate. Es iſt erfreuend und belehrend unter einer Vegetation umherzugehen die uns fremd iſt. Bei gewohnten Pflanzen, ſo wie bei andern längſt bekannten Gegenſtänden, denken wir zuletzt gar nichts, und was iſt Beſchauen ohne Denken? Hier in dieſer neu mir entgegen tretenden Mannichfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger: daß man ſich alle Pflanzengeſtalten vielleicht aus Einer entwickeln könne. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geſchlechter und Arten wahrhaft zu beſtimmen, welches, wie mich dünkt, bisher ſehr willkürlich geſchieht. Auf dieſem Punkte bin ich in meiner botaniſchen Philoſophie ſtecken geblieben und ich ſehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieſes Geſchäfts ſcheint mir völlig gleich.

Der groſe Platz, Prato della Valle genannt, iſt ein ſehr weiter Raum, wo der Hauptmarkt im Jnn gehalten wird. Hölzerne Buden in ſeiner Mitte geben freilich nicht das vortheilhafteſte Anſehn, die Einwohner aber verſichern, daß man auch bald hier eine Fiera von Stein wie die zu Verona ſehen werde. Hiezu gibt freilich ſchon jetzt die Umgebung des Platzes gegründete Hoffnung, welche einen ſehr ſchönen und bedeutenden Anblick gewährt.

Ein ungeheures Oval iſt ringsum mit Statuen beſetzt, alle berühmten Männer vorſtellend welche hier ge-

lehrt und gelernt haben. Einem jeden Einheimischen und Fremden ist erlaubt, irgend einem Landsmann oder Verwandten hier eine Bildsäule von bestimmter Größe zu errichten, sobald das Verdienst der Person und der akademische Aufenthalt zu Padua bewiesen ist.

Um das Oval umher geht ein Wassergraben. Auf den vier Brücken die hinaufführen stehen Päpste und Dogen kolossal, die übrigen, kleiner, sind von Zünften, Particuliers und Fremden gesetzt. Der König von Schweden ließ Gustav Adolphen hinstellen, weil man sagt, derselbe habe einmal in Padua eine Lection angehört. Der Erzherzog Leopold erneuerte das Andenken Petrarchs und Galilei's. Die Statuen sind in einer braven modernen Manier gemacht, wenige übermanierirt, einige recht natürlich, sämmtlich im Costum ihrer Zeit und Würden. Die Inschriften sind auch zu loben. Es findet sich nichts Abgeschmacktes oder Kleinliches darunter.

Auf jeder Universität wäre der Gedanke sehr glücklich gewesen, auf dieser ist er am glücklichsten, weil es sehr wohlthut eine völlige Vergangenheit wieder hervorgerufen zu sehen. Es kann ein recht schöner Platz werden, wenn sie die hölzerne Fiera wegschaffen und eine von Stein erbauen, wie der Plan seyn soll.

In dem Versammlungsorte einer dem heiligen Antonius gewidmeten Brüderschaft sind ältere Bilder,

welche an die alten Deutschen erinnern, dabei auch einige von Tizian, wo schon der große Fortschritt merklich ist, den über die Alpen niemand für sich gethan hat. Gleich darauf sah ich einiges von den neusten. Diese Künstler haben, da sie das hohe Ernste nicht mehr erreichen konnten, das Humoristische sehr glücklich getroffen. Die Enthauptung Johannes von Piazetta ist, wenn man des Meisters Manier zugibt, in diesem Sinne ein recht braves Bild. Johannes kniet, die Hände vor sich hinfaltend, mit dem rechten Knie an einen Stein. Er sieht gen Himmel. Ein Kriegsknecht, der ihn hinten gebunden hält, biegt sich an der Seite herum und sieht ihm in's Gesicht, als wenn er über die Gelassenheit erstaunte womit der Mann sich hingibt. In der Höhe sieht ein anderer, der den Streich vollführen soll, hat aber das Schwert nicht, sondern macht nur mit den Händen die Gebärde, wie einer der den Streich zum voraus versuchen will. Das Schwert zieht unten ein dritter aus der Scheide. Der Gedanke ist glücklich, wenn auch nicht groß, die Composition frappant und von der besten Wirkung.

In der Kirche der Eremitaner habe ich Gemählde von Mantegna gesehen, einem der älteren Mahler, vor dem ich erstaunt bin. Was in diesen Bildern für eine scharfe, sichere Gegenwart dasteht! Von dieser ganz wahren, nicht etwa scheinbaren, effectlügenden, bloß zur Einbildungskraft sprechenden, sondern derben, rei-

nen, lichten, ausführlichen, gewiſſenhaften, zarten, umſchriebenen Gegenwart, die zugleich etwas Strenges, Emſiges, Mühſames hatte, gingen die folgenden Mahler aus, wie ich an Bildern von Tizian bemerkte, und nun konnte die Lebhaftigkeit ihres Genie's, die Energie ihrer Natur, erleuchtet von dem Geiſte ihrer Vorfahren, auferbaut durch ihre Kraft, immer höher und höher ſteigen, ſich von der Erde heben und himmliſche aber wahre Geſtalten hervorbringen. So entwickelte ſich die Kunſt, nach der barbariſchen Zeit.

Der Audienzſaal des Rathhauſes, mit Recht durch das Augmentativum Salone betitelt, das ungeheuerſte abgeſchloſſene Gefäß das man ſich nicht vorſtellen, auch nicht einmal in der nächſten Erinnerung zurückrufen kann. Dreyhundert Fuß lang, hundert Fuß breit und bis in das der Länge nach ihn deckende Gewölbe hundert Fuß hoch. So gewohnt ſind dieſe Menſchen im Freien zu leben, daß die Baumeiſter einen Marktplatz zu überwölben fanden. Und es iſt keine Frage, daß der ungeheure überwölbte Raum eine eigene Empfindung gibt. Es iſt ein abgeſchloſſenes Unendliches, dem Menſchen analoger als der Sternhimmel. Dieſer reißt uns aus uns ſelbſt hinaus, jener drängt uns, auf die gelindeſte Weiſe, in uns ſelbſt zurück.

So verweil' ich auch gern in der Kirche der heiligen Juſtine. Dieſe vierhundert fünf und achtzig Fuß lang, verhältnißmäßig hoch und breit, groß und einfach ge-

baut. Heut Abend setz' ich mich in einen Winkel und hatte meine stille Betrachtung; da fühlt' ich mich recht allein, denn kein Mensch in der Welt, der in dem Augenblick an mich gedacht hätte, würde mich hier gesucht haben.

Nun wäre auch hier wieder einmal eingepackt, morgen früh geht es zu Wasser auf der Brenta fort. Heute hat's geregnet, nun ist's wieder ausgeheitt, und ich hoffe die Lagunen und die dem Meer vermählte Herrscherin bei schöner Tageszeit zu erblicken, und aus ihrem Schoos meine Freunde zu begrüßen.

Venedig.

So ſtand es denn im Buche des Schickſals auf meinem Blatte geſchrieben, daß ich 1786 den acht und zwanzigſten September, Abends, nach unſerer Uhr um fünfe, Venedig zum erſtenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken, und bald darauf dieſe wunderbare Inſelſtadt, dieſe Biberrepublik betreten und beſuchen ſollte. So iſt denn auch, Gott ſey Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich ſo oft, mich den Todfeind von Wortſchällen, geängſtiget hat.

Als die erſte Gondel an das Schiff anfuhr (es geſchieht um Paſſagiere welche Eil haben, geſchwinder nach Venedig zu bringen), erinnerte ich mich eines frühen Kinderſpielzeuges, an das ich vielleicht ſeit zwanzig Jahren nicht mehr gedacht hatte. Mein Vater beſaß ein ſchönes mitgebrachtes Gondelmodell; er hielt es ſehr werth, und mir ward es hoch angerechnet, wenn ich einmal damit ſpielen durfte. Die erſten Schnäbel von blankem Eiſenblech, die ſchwarzen Gondelkäfige, alles grüßte mich wie eine alte Bekanntſchaft, ich genoß einen langentbehrten freundlichen Jugendeindruck.

Ich bin gut logirt in der Königin von England, nicht weit vom Marcusplatze, und dieß iſt der größte Vorzug des Quartiers; meine Fenſter gehen auf einen ſchmalen

Canal zwiſchen hohen Häuſern, gleich unter mir eine einbogige Brücke, und gegenüber ein ſchmales belebtes Gäßchen. So wohne ich, und ſo werde ich eine Zeit lang bleiben, bis mein Paket für Deutſchland fertig iſt, und bis ich mich am Bilde dieſer Stadt ſatt geſehen habe. Die Einſamkeit nach der ich oft ſo ſehnſuchtvoll geſeufzt, kann ich nun recht genießen, denn nirgends fühlt man ſich einſamer als im Gewimmel, wo man ſich allen ganz unbekannt durchdrängt. In Venedig kennt mich vielleicht nur Ein Menſch, und der wird mir nicht gleich begegnen.

Venedig, den 28 September 1786.

Wie es mir von Padua hierher gegangen, nur mit wenig Worten: die Fahrt auf der Brenta, mit dem öffentlichen Schiffe, in geſitteter Geſellſchaft, da die Italiäner ſich vor einander in Acht nehmen, iſt anſtändig und angenehm. Die Ufer ſind mit Gärten und Luſthäuſern geſchmückt, kleine Ortſchaften treten bis an's Waſſer, theilweiſe geht die belebte Landſtraße daran hin. Da man ſchleuſenweis den Fluß hinabſteigt, gibt es öfters einen kleinen Aufhalt, den man benutzen kann, ſich auf dem Lande umzuſehen und die reichlich angebotenen Früchte zu genießen. Nun ſteigt man wieder ein und bewegt ſich durch eine bewegte Welt voll Fruchtbarkeit und Leben.

Zu ſo viel abwechſelnden Bildern und Geſtalten ge-

ſellte ſich noch eine Erſcheinung, die, obgleich aus Deutſchland abſtammend, doch hier ganz eigentlich an ihrem Platze war, zwey Pilger nämlich, die erſten die ich in der Nähe ſah. Sie haben das Recht mit dieſer öffentlichen Gelegenheit umſonſt weiter gebracht zu werden; allein weil die übrige Geſellſchaft ihre Nähe ſcheut, ſo ſitzen ſie nicht mit in dem bedeckten Raume, ſondern hinten bei dem Steuermann. Als eine in der gegenwärtigen Zeit ſeltene Erſcheinung wurden ſie angeſtaunt, und, weil früher unter dieſer Hülle manch Geſindel umhertrieb, wenig geachtet. Als ich vernahm, daß es Deutſche ſeyen, keiner andern Sprache mächtig, geſellte ich mich zu ihnen und vernahm, daß ſie aus dem Paderborniſchen herſtammten. Beides waren Männer ſchon über funfzig, von dunkler aber gutmüthiger Phyſiognomie. Sie hatten vor allem das Grab der heiligen drey Könige zu Köln beſucht, waren ſodann durch Deutſchland gezogen, und nun auf dem Wege, zuſammen bis Rom und ſodann in's obere Italien zurückzugehen, da denn der eine wieder nach Weſtphalen zu wandern, der andere aber noch den heiligen Jakob zu Compoſtell zu verehren gedachte.

Ihre Kleidung war die bekannte, doch ſahen ſie aufgeſchürzt viel beſſer aus, als wir ſie in langen Taffetkleidern auf unſern Redouten vorzuſtellen pflegen. Der große Kragen, der runde Hut, der Stab und die Muſchel, als das unſchuldigſte Trinkgeſchirr, alles hatte

ſeine Bedeutung, ſeinen unmittelbaren Nutzen, die Blechkapſel enthielt ihre Päſſe. Das Merkwürdigſte aber waren ihre kleinen rothſaffianen Brieftaſchen, in dieſen befand ſich alles kleine Geräthe, was nur irgend einem einfachen Bedürfniß abzuhelfen geneigt ſeyn mochte. Sie hatten dieſelben hervorgezogen, indem ſie an ihren Kleidern etwas zu flicken fanden.

Der Steuermann höchſt zufrieden daß er einen Dolmetſcher fand, ließ mich verſchiedene Fragen an ſie thun; dadurch vernahm ich manches von ihren Anſichten, beſonders aber von ihrer Reiſe. Sie beklagten ſich bitterlich über ihre Glaubensgenoſſen, ja Weltprieſter und Kloſtergeiſtliche. Die Frömmigkeit, ſagten ſie, müſſe eine ſehr ſeltene Sache ſeyn, weil man an die übrige nirgends glauben wolle, ſondern ſie faſt durchaus, ob ſie gleich die ihnen vorgeſchriebene geiſtliche Marſchroute und die biſchöflichen Päſſe vorgezeigt, in katholiſchen Landen wie Landſtreicher behandle. Sie erzählten dagegen mit Rührung, wie gut ſie von den Proteſtanten aufgenommen worden, beſonders von einem Landgeiſtlichen in Schwaben, vorzüglich aber von ſeiner Frau, welche den einigermaßen widerſtrebenden Mann dahin vermocht, daß ſie ihnen reichliche Erquickung zutheilen dürfen, welche ihnen ſehr Noth gethan. Ja bei'm Abſchiede habe ſie ihnen einen Conventionsthaler geſchenkt, der ihnen ſehr zu ſtatten gekommen ſobald ſie das katholiſche Gebiet wieder betreten. Hierauf ſagte der eine

mit aller Erhebung deren er fähig war: wir schlieſſen dieſe Frau aber auch täglich in unſer Gebet ein und bitten Gott daß er ihre Augen öffne, wie er ihr Herz für uns geöffnet hat, daß er ſie, wenn auch ſpät, aufnehme in den Schoos der alleinſeligmachenden Kirche. Und ſo hoffen wir gewiß ihr dereinſt im Paradies zu begegnen.

Von dieſem allen erklärte ich was nöthig und nützlich war auf der kleinen Steige ſitzend die auf das Verdeck führt, dem Steuermanne und einigen andern Perſonen, die ſich aus der Cajüte in den engen Raum gedrängt hatten. Den Pilgern wurden einige ärmliche Erquickungen gereicht, denn der Italiäner liebt nicht zu geben. Sie zogen hierauf kleine geweihte Zettel hervor, worauf zu ſehen das Bild der heiligen drey Könige, nebſt Lateiniſchen Gebeten zur Verehrung. Die guten Menſchen baten mich, die kleine Geſellſchaft damit zu beſchenken, und ihr den hohen Werth dieſer Blätter begreiflich zu machen. Dieſes gelang mir auch ganz gut, denn als die beiden Männer ſehr verlegen ſchienen, wie ſie in dem groſſen Venedig das zur Aufnahme der Pilger beſtimmte Kloſter ausfinden ſollten, ſo verſprach der gerührte Steuermann, wenn ſie landeten, wollte er einem Burſchen ſogleich einen Dreyer geben, damit er ſie zu jenem entfernt gelegenen Orte geleitete. Sie würden zwar, ſetzte er vertraulich hinzu, ſie würden dort wenig Troſt finden: die Anſtalt, ſehr groß angelegt um ich weiß nicht wie viel Pilger zu faſſen, ſey gegenwärtig

ziemlich zusammen gegangen und die Einkünfte würden eben anders verwendet.

So unterhalten waren wir die schöne Brenta herunter gekommen, manchen herrlichen Garten, manchen herrlichen Palast hinter uns lassend, wohlhabende, belebte Ortschaften an der Küste mit flüchtigem Blick beschauend. Als wir nun in die Lagunen einfuhren, umschwärmten mehrere Gondeln sogleich das Schiff. Ein Lombard, in Venedig wohl bekannt, forderte mich auf ihm Gesellschaft zu leisten, damit wir geschwinder drinne wären und der Doganenqual entgingen. Einige die uns abhalten wollten, wußte er mit einem mäßigen Trinkgeld zu beseitigen, und so schwammen wir bei einem heitern Sonnenuntergang schnell unserm Ziel entgegen.

Den 29sten, Michaelistag Abends.

Von Venedig ist schon viel erzählt und gedruckt, daß ich mit Beschreibung nicht umständlich seyn will, ich sage nur wie es mir entgegen kömmt. Was sich mir aber vor allem andern aufdringt, ist abermals das Volk, eine große Masse, ein nothwendiges unwillkürliches Daseyn.

Dieses Geschlecht hat sich nicht zum Spaß auf diese Inseln geflüchtet, es war keine Willkür welche die Folgenden trieb sich mit ihnen zu vereinigen; die Noth lehrte sie ihre Sicherheit in der unvortheilhaftesten Lage suchen, die ihnen nachher so vortheilhaft ward, und sie

klug machte, als noch die ganze nördliche Welt im Düstern gefangen lag; ihre Vermehrung, ihr Reichthum war nothwendige Folge. Nun drängten sich die Wohnungen empor und empor, Sand und Sumpf wurden durch Felsen ersetzt, die Häuser suchten die Luft, wie Bäume die geschlossen stehen, sie mußten an Höhe zu gewinnen suchen, was ihnen an Breite abging. Auf jede Spanne des Bodens geizig, und gleich anfangs in enge Räume gedrängt, ließen sie zu Gassen nicht mehr Breite, als nöthig war eine Hausreihe von der gegenüberstehenden zu trennen, und dem Bürger nothdürftige Durchgänge zu erhalten. Uebrigens war ihnen das Wasser statt Straße, Platz und Spaziergang. Der Venezianer mußte eine neue Art von Geschöpf werden, wie man denn auch Venedig nur mit sich selbst vergleichen kann. Der große schlangenförmig gewundene Canal weicht keiner Straße in der Welt, dem Raum vor dem Marcusplatze kann wohl nichts an die Seite gesetzt werden. Ich meine den großen Wasserspiegel, der diesseits von dem eigentlichen Venedig, im halben Mond umfaßt wird. Ueber der Wasserfläche sieht man links die Insel St. Giorgio maggiore, etwas weiter rechts die Giudecca und ihren Canal, noch weiter rechts die Degane und die Einfahrt in den Canal Grande, wo uns gleich ein Paar ungeheure Marmortempel entgegen leuchten. Dieß sind mit wenigen Zügen die Hauptgegenstände die uns in die Augen fallen, wenn wir zwi-

ſchen den zwey Säulen des Marcusplatzes hervortreten. Die ſämmtlichen Aus- und Anſichten ſind ſo oft in Kupfer geſtochen, daß die Freunde davon ſich gar leicht einen anſchaulichen Begriff machen können.

Nach Tiſche eilte ich mir erſt einen Eindruck des Ganzen zu verſichern, und warf mich, ohne Begleiter, nur die Himmelsgegenden merkend, in's Labyrinth der Stadt, welche obgleich durchaus von Canälen und Canälchen durchſchnitten, durch Brücken und Brückchen wieder zuſammenhängt. Die Enge und Gedrängtheit des Ganzen denkt man nicht, ohne es geſehen zu haben. Gewöhnlich kann man die Breite der Gaſſe mit ausgereckten Armen entweder ganz oder beinahe meſſen, in den engſten ſtößt man ſchon mit den Ellbogen an, wenn man die Hände in die Seite ſtemmt; es gibt wohl breitere, auch hie und da ein Plätzchen, verhältnißmäßig aber kann alles enge genannt werden.

Ich fand leicht den großen Canal und die Hauptbrücke Rialto; ſie beſteht aus einem einzigen Bogen von weißem Marmor. Von oben herunter iſt es eine große Anſicht, der Canal geſäet voll Schiffe, die alles Bedürfniß vom feſten Lande herbeiführen und hier hauptſächlich anlegen und ausladen, dazwiſchen wimmelt es von Gondeln. Beſonders heute, als am Michaelisfeſte, gab es einen Anblick wunderſchön lebendig; doch um dieſen einigermaßen darzuſtellen, muß ich etwas weiter ausholen.

Die beiden Haupttheile von Venedig, welche der große Canal trennt, werden durch die einzige Brücke Rialto mit einander verbunden, doch iſt auch für mehrere Communication geſorgt, welche, in offenen Barken, an beſtimmten Ueberfahrtspuncten geſchieht. Nun ſah es heute ſehr gut aus, als die wohlgekleideten, doch mit einem ſchwarzen Schleier bedeckten Frauen, ſich viele zuſammen überſetzen ließen, um zu der Kirche des gefeierten Erzengels zu gelangen. Ich verließ die Brücke, und begab mich an einen ſolchen Ueberfahrtspunct, die Ausſteigenden genau zu betrachten. Ich habe ſehr ſchöne Geſichter und Geſtalten darunter gefunden.

Nachdem ich müde geworden, ſetzte ich mich in eine Gondel, die engen Gaſſen verlaſſend, und fuhr, mir das entgegengeſetzte Schauſpiel zu bereiten, den nördlichen Theil des großen Canals durch, um die Inſel der heiligen Clara, in die Lagunen, den Canal der Giudecca herein, bis gegen den Marcusplatz, und war nun auf einmal ein Mitherr des Adriatiſchen Meeres, wie jeder Venezianer ſich fühlt, wenn er ſich in ſeine Gondel legt. Ich gedachte dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Beſſeres wußte, als von dieſen Dingen zu erzählen. Wird mir's nicht auch ſo gehen? Alles was mich umgibt iſt würdig, ein großes reſpectables Werk verſammelter Menſchenkraft, ein herrliches Monument, nicht eines Gebieters, ſondern eines Volks. Und wenn auch ihre Lagunen ſich nach und nach ausfüllen, bbſe

Dünſte über dem Sumpfe ſchweben, ihr Handel geſchwächt, ihre Macht geſunken iſt, ſo wird die ganze Anlage der Republik und ihr Weſen nicht einen Augenblick dem Beobachter weniger ehrwürdig ſeyn. Sie unterliegt der Zeit, wie alles was ein erſcheinendes Daſeyn hat.

Den 30 September.

Gegen Abend verlief ich mich wieder, ohne Führer, in die entfernteſten Quartiere der Stadt. Die hieſigen Brücken ſind alle mit Treppen angelegt, damit Gondeln und auch wohl größere Schiffe bequem unter den Bogen hinfahren. Ich ſuchte mich in und aus dieſem Labyrinthe zu finden, ohne irgend jemand zu fragen, mich abermals nur nach der Himmelsgegend richtend. Man entwirrt ſich wohl endlich, aber es iſt ein unglaubliches Gehecke in einander, und meine Manier ſich recht ſinnlich davon zu überzeugen, die beſte. Auch habe ich mir, bis an die letzte bewohnte Spitze, der Einwohner Betragen, Lebensart, Sitte und Weſen gemerkt; in jedem Quartiere ſind ſie anders beſchaffen. Du lieber Gott! was doch der Menſch für ein armes, gutes Thier iſt!

Sehr viele Häuſerchen ſtehen unmittelbar in den Canälen, doch gibt es hie und da ſchön gepflaſterte Steindämme, auf denen man zwiſchen Waſſer, Kirchen und Paläſten gar angenehm hin und wieder ſpaziert. Luſtig und erfreulich iſt der lange Steindamm, an der nördli-

chen Seite, von welchem die Inseln, besonders Murano, das Venedig im Kleinen, geschaut werden. Die Lagunen dazwischen sind von vielen Gondeln belebt.

Den 30 September Abends.

Heute habe ich abermals meinen Begriff von Venedig erweitert, indem ich mir den Plan verschaffte. Als ich ihn einigermaßen studirt, bestieg ich den Marcusthurm, wo sich dem Auge ein einziges Schauspiel darstellt. Es war um Mittag und heller Sonnenschein, daß ich ohne Perspectiv Nähen und Fernen genau erkennen konnte. Die Fluth bedeckte die Lagunen, und als ich den Blick nach dem sogenannten Lido wandte (es ist ein schmaler Erdstreif, der die Lagunen schließt), sah ich zum erstenmal das Meer und einige Segel darauf. In den Lagunen selbst liegen Galeeren und Fregatten, die zum Ritter Emo stoßen sollten, der den Algierern den Krieg macht, die aber wegen ungünstiger Winde liegen bleiben. Die Paduanischen und Vicentinischen Berge und das Tyroler Gebirge schließen, zwischen Abend und Mitternacht, das Bild ganz trefflich schön.

Den 1 October.

Ich ging und besah mir die Stadt in mancherlei Rücksichten, und da es eben Sonntag war, fiel mir die große Unreinlichkeit der Straßen auf, worüber ich meine Betrachtungen anstellen mußte. Es ist wohl eine Art

von Polizey in dieſem Artikel, die Leute ſchieben den Kehrig in die Ecken, auch ſehe ich große Schiffe hin und wieder fahren, die an manchen Orten ſtille liegen und das Kehrig mitnehmen, Leute von den Inſeln umher, welche des Düngers bedürfen; aber es iſt in dieſen Anſtalten weder Folge noch Strenge, und deſto unverzeihlicher die Unreinlichkeit der Stadt, da ſie ganz zu Reinlichkeit angelegt worden, ſo gut als irgend eine Holländiſche.

Alle Straßen ſind geplattet, ſelbſt die entfernteſten Quartiere wenigſtens mit Backſteinen auf der hohen Kante ausgeſetzt, wo es nöthig in der Mitte ein wenig erhaben, an der Seite Vertiefungen das Waſſer aufzufaſſen und in bedeckte Canäle zu leiten. Noch andere architektoniſche Vorrichtungen der erſten wohlüberdachten Anlage zeugen von der Abſicht trefflicher Baumeiſter, Venedig zu der reinſten Stadt zu machen, wie ſie die ſonderbarſte iſt. Ich konnte nicht unterlaſſen gleich im Spazierengehen eine Anordnung deßhalb zu entwerfen, und einem Polizeyvorſteher, dem es Ernſt wäre, in Gedanken vorzuarbeiten. So hat man immer Trieb und Luſt vor fremden Thüren zu kehren.

Den 2 October 1786.

Vor allem eilte ich in die Carità: ich hatte in des Palladio Werken gefunden, daß er hier ein Kloſtergebäude angegeben, in welchem er die Privatwohnung der

reichen und gaſtfreien Alten darzuſtellen gedachte. Der ſowohl im Ganzen als in ſeinen einzelnen Theilen trefflich gezeichnete Plan machte mir unendliche Freude, und ich beſſte ein Wunderwerk zu finden; aber ach! es iſt kaum der zehnte Theil ausgeführt; doch auch dieſer Theil ſeines himmliſchen Genius würdig, eine Vollkommenheit in der Anlage, und eine Genauigkeit in der Ausführung, die ich noch nicht kannte. Jahre lang ſollte man in Betrachtung ſo eines Werks zubringen. Mich dünkt ich habe nichts Höheres, nichts Vollkommneres geſehen, und glaube daß ich mich nicht irre. Denke man ſich aber auch den trefflichen Künſtler, mit dem innern Sinn für's Große und Gefällige geboren, der erſt mit unglaublicher Mühe ſich an den Alten heranbildet, um ſie alsdann durch ſich wieder herzuſtellen. Dieſer findet Gelegenheit einen Lieblingsgedanken auszuführen, ein Kloſter, ſo vielen Mönchen zur Wohnung, ſo vielen Fremden zur Herberge beſtimmt, nach der Form eines antiken Privatgebäudes aufzurichten.

Die Kirche ſtand ſchon, aus ihr tritt man in ein Atrium von Korinthiſchen Säulen, man iſt entzückt und vergißt auf einmal alles Pfaffenthum. An der einen Seite findet man die Sacriſtey, an der andern ein Capitelzimmer, daneben die ſchönſte Wendeltreppe von der Welt, mit offener weiter Spindel, die ſteinernen Stufen in die Wand gemauert, und ſo geſchichtet daß eine die andere trägt; man wird nicht müde ſie auf und abzu-

ſteigen; wie ſchön ſie gerathen ſey, kann man daraus abnehmen, daß ſie Palladio ſelbſt für wohlgerathen angibt. Aus dem Vorhof tritt man in den innern großen Hof. Von dem Gebäude das ihn umgeben ſollte, iſt leider nur die linke Seite aufgeführt, drey Säulenordnungen über einander, auf der Erde Hallen, im erſten Stock ein Bogengang vor den Zellen hin, der obere Stock Mauer mit Fenſtern. Doch dieſe Beſchreibung muß durch den Anblick der Riſſe geſtärkt werden. Nun ein Wort von der Ausführung.

Nur die Häupter und Füße der Säulen und die Schlußſteine der Bogen ſind von gehauenem Stein, das Uebrige alles, ich darf nicht ſagen von Backſteinen, ſondern von gebranntem Thon. Solche Ziegeln kenne ich gar nicht. Fries und Karnies ſind auch daraus, die Glieder der Bogen gleichfalls, alles theilweiſe gebrannt, und das Gebäude zuletzt nur mit wenig Kalk zuſammengeſetzt. Es ſieht wie aus Einem Guß. Wäre das Ganze fertig geworden, und man ſähe es reinlich abgerieben und gefärbt, es müßte ein himmliſcher Anblick ſeyn.

Jedoch die Anlage war zu groß, wie bei ſo manchem Gebäude der neuern Zeit. Der Künſtler hatte nicht nur vorausgeſetzt, daß man das jetzige Kloſter abreißen, ſondern auch anſtoßende Nachbarshäuſer kaufen werde, und da mögen Geld und Luſt ausgegangen ſeyn. Du liebes Schickſal, das du ſo manche Dummheit begünſtigt

und verewigt haſt, warum ließeſt du dieſes Werk nicht zu Stande kommen!

Den 3 October.

Die Kirche Il Redentore, ein ſchönes großes Werk von Palladio, die Façade lebenswürdiger als die von St. Giorgio. Dieſe mehrmals in Kupfer geſtochenen Werke müßte man vor ſich ſehen, um das Geſagte verdeutlichen zu können. Hier nur wenige Worte.

Palladio war durchaus von der Exiſtenz der Alten durchdrungen, und fühlte die Kleinheit und Enge ſeiner Zeit, wie ein großer Menſch der ſich nicht hingeben, ſondern das Uebrige ſo viel als möglich nach ſeinen edlen Begriffen umbilden will. Er war unzufrieden, wie ich aus gelinder Wendung ſeines Buches ſchließe, daß man bei chriſtlichen Kirchen nach der Form der Alten Baſiliken zu bauen fortfahre, er ſuchte deßhalb ſeine heiligen Gebäude der alten Tempelform zu nähern; daher entſtanden gewiſſe Unſchicklichkeiten, die mir bei Il Redentore glücklich beſeitigt, bei St. Giorgio aber zu auffallend erſcheinen. Volckmann ſagt etwas davon, trifft aber den Nagel nicht auf den Kopf.

Inwendig iſt Il Redentore gleichfalls köſtlich, alles, auch die Zeichnung der Altäre, von Palladio; leider die Niſchen, die mit Statuen ausgefüllt werden ſollten,

prangen mit flachen, ausgeschnittenen, gemahlten Bretfiguren.

Den 3 October.

Dem heiligen Franciscus zu Ehren hatten die Peters-Capuziner einen Seitenaltar mächtig ausgeputzt; man sah nichts von Stein als die Korinthischen Capitäle; alles Uebrige schien mit einer geschmackvollen prächtigen Stickerey, nach Art der Arabesken, überzogen, und zwar so artig als man nur etwas zu sehen wünschte. Besonders wunderte ich mich über die breiten, goldgestickten Ranken und Laubwerke. Ich ging näher und fand einen recht hübschen Betrug. Alles was ich für Gold gehalten hatte, war breit gedrücktes Stroh, nach schönen Zeichnungen auf Papier geklebt, der Grund mit lebhaften Farben angestrichen, und das so mannichfaltig und geschmackvoll, daß dieser Spaß, dessen Material gar nichts werth war, und der wahrscheinlich im Kloster selbst ausgeführt wurde, mehrere tausend Thaler müßte gekostet haben, wenn er ächt hätte seyn sollen. Man könnte es gelegentlich wohl nachahmen.

Auf einem Uferdamme, im Angesicht des Wassers, bemerkte ich schon einigemal einen geringen Kerl, welcher einer größern oder kleinern Anzahl von Zuhörern im Venezianischen Dialekt Geschichten erzählte; ich kann leider nichts davon verstehen, es lacht aber kein Mensch, nur

nur ſelten lächelt das Auditorium, das meiſt aus der ganz niedern Claſſe beſteht. Auch hat der Mann nichts Auffallendes noch Lächerliches in ſeiner Art, vielmehr etwas ſehr Geſetztes, zugleich eine bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit und Präciſion, welche auf Kunſt und Nachdenken hinwieſen, in ſeinen Gebärden.

Den 3 October.

Den Plan in der Hand ſuchte ich mich durch die wunderlichſten Irrgänge bis zur Kirche der Mendicanti zu finden. Hier iſt das Conſervatorium, welches gegenwärtig den meiſten Beifall hat. Die Frauenzimmer führten ein Oratorium hinter dem Gitter auf, die Kirche war voll Zuhörer, die Muſik ſehr ſchön, und herrliche Stimmen. Ein Alt ſang den König Saul, die Hauptperſon des Gedichtes. Von einer ſolchen Stimme hatte ich gar keinen Begriff; einige Stellen der Muſik waren unendlich ſchön, der Text vollkommen ſingbar, ſo Italiäniſch Latein, daß man an manchen Stellen lachen muß; die Muſik aber findet hier ein weites Feld.

Es wäre ein trefflicher Genuß geweſen, wenn nicht der vermaledeyte Capellmeiſter den Tact mit einer Rolle Noten, wider das Gitter, und ſo unverſchämt geklappt hätte, als habe er mit Schuljungen zu thun, die er eben unterrichtete; und die Mädchen hatten das Stück oft wiederholt, ſein Klatſchen war ganz unnöthig und zer-

ſtörte allen Eindruck, nicht anders als wenn einer, um uns eine ſchöne Statue begreiflich zu machen, ihr Scharlachläppchen auf die Gelenke klebte. Der fremde Schall hebt alle Harmonie auf. Das iſt nun ein Muſiker und er hört es nicht, oder er will vielmehr, daß man ſeine Gegenwart durch eine Unſchicklichkeit vernehmen ſoll, da es beſſer wäre, er ließe ſeinen Werth an der Vollkommenheit der Ausführung errathen. Ich weiß, die Franzoſen haben es an der Art, den Italiänern hätte ich es nicht zugetraut, und das Publicum ſcheint daran gewöhnt. Es iſt nicht das einzigemal daß es ſich einbilden läßt, das gerade gehöre zum Genuß, was den Genuß verdirbt.

Den 3 October.

Geſtern Abend Oper zu St. Moſes (denn die Theater haben ihren Namen von der Kirche der ſie am nächſten liegen); nicht recht erfreulich! Es fehlt dem Plan, der Muſik, den Sängern eine innere Energie, welche allein eine ſolche Darſtellung auf den höchſten Punct treiben kann. Man konnte von keinem Theil ſagen er ſey ſchlecht; aber nur die zwey Frauen ließen ſich's angelegen ſeyn, nicht ſowohl gut zu agiren, als ſich zu produciren und zu gefallen. Das iſt denn immer etwas. Es ſind zwey ſchöne Figuren, gute Stimmen, artige, muntere, gätliche Perſönchen. Unter den Männern dagegen

keine Spur von innerer Gewalt und Luſt dem Publicum etwas aufzuheften, ſo wie keine entſchieden glänzende Stimme.

Das Ballet, von elender Erfindung, ward im Ganzen ausgepfiffen, einige treffliche Springer und Springerinnen jedoch, welche letztere ſich es zur Pflicht rechneten die Zuſchauer mit jedem ſchönen Theil ihres Körpers bekannt zu machen, wurden weidlich beklatſcht.

Den 3 October.

Heute dagegen ſah ich eine andere Komödie, die mich ſehr gefreut hat. Im herzoglichen Palaſt hörte ich eine Rechtsſache öffentlich verhandeln; ſie war wichtig und zu meinem Glück in den Ferien vorgenommen. Der eine Advocat war alles, was ein übertriebener Buffo nur ſeyn ſollte. Figur dick, kurz, doch beweglich, ein ungeheuer vorſpringendes Profil, eine Stimme wie Erz, und eine Heftigkeit, als wenn es ihm aus tiefſtem Grunde des Herzens ernſt wäre was er ſagte. Ich nenne dieß eine Comödie, weil alles wahrſcheinlich ſchon fertig iſt, wenn dieſe öffentliche Darſtellung geſchieht; die Richter wiſſen was ſie ſprechen ſollen, und die Partey weiß was ſie zu erwarten hat. Indeſſen gefällt mir dieſe Art unendlich beſſer, als unſere Stuben- und Canzley-Hockereyen. Und nun von den Umſtänden, und wie artig, ohne Prunk, wie natürlich alles zugeht, will ich ſuchen einen Begriff zu geben.

In einem geräumigen Saal des Palastes saßen an der einen Seite die Richter im Halbzirkel. Gegen ihnen über, auf einem Katheder, der mehrere Personen neben einander fassen konnte, die Advocaten beider Partenen, unmittelbar vor demselben, auf einer Bank, Kläger und Beklagte in eigner Person. Der Advocat des Klägers war von dem Katheder herabgestiegen, denn die heutige Sitzung war zu keiner Controvers bestimmt. Die sämmtlichen Documente für und wider, obgleich schon gedruckt, sollten vorgelesen werden.

Ein hagerer Schreiber, in schwarzem kümmerlichem Rocke, ein dickes Heft in der Hand, bereitete sich die Pflicht des Lesenden zu erfüllen. Von Zuschauern und Zuhörern war übrigens der Saal gedrängt voll. Die Rechtsfrage selbst, so wie die Personen welche sie betraf, mußten den Venezianern höchst bedeutend scheinen.

Fideicommisse haben in diesem Staat die entschiedenste Gunst, ein Besitzthum welchem einmal dieser Charakter aufgeprägt ist, behält ihn für ewige Zeiten, es mag, durch irgend eine Wendung oder Umstand, vor mehrern hundert Jahren veräußert worden, durch viele Hände gegangen seyn, zuletzt, wenn die Sache zur Sprache kommt, behalten die Nachkommen der ersten Familie Recht und die Güter müssen heraus gegeben werden.

Dießmal war der Streit höchst wichtig, denn die Klage ging gegen den Doge selbst, oder vielmehr gegen

ſeine Gemahlin, welche denn auch in Perſon auf dem Bänkchen, vom Kläger nur durch einen kleinen Zwiſchenraum getrennt, in ihren Zendal gehüllt daſaß. Eine Dame von gewiſſem Alter, edlem Körperbau, wohlgebildetem Geſicht, auf welchem ernſte, ja wenn man will, etwas verdrießliche Züge zu ſehen waren. Die Venezianer bildeten ſich viel darauf ein, daß die Fürſtin, in ihrem eignen Palaſt, vor dem Gericht und ihnen erſcheinen müſſe.

Der Schreiber fing zu leſen an und nun ward mir erſt deutlich, was ein im Angeſicht der Richter, unfern des Katheders der Advocaten, hinter einem kleinen Tiſche, auf einem niedern Schemel ſitzendes Männchen, beſonders aber die Sanduhr bedeute, die er vor ſich niedergelegt hatte. So lange nämlich der Schreiber lieſ't, ſo lange läuft die Zeit nicht, dem Advocaten aber, wenn er dabei ſprechen will, iſt nur im Ganzen eine gewiſſe Friſt gegönnt. Der Schreiber lieſ't, die Uhr liegt, das Männchen hat die Hand daran. Thut der Advocat den Mund auf, ſo ſteht auch die Uhr ſchon in der Höhe, die ſich ſogleich niederſenkt ſobald er ſchweigt. Hier iſt nun die große Kunſt, in den Fluß der Vorleſung hineinzureden, flüchtige Bemerkungen zu machen, Aufmerkſamkeit zu erregen und zu fordern. Nun kommt der kleine Saturn in die größte Verlegenheit. Er iſt genöthigt den horizontalen und verticalen Stand der Uhr jeden Augenblick zu verändern, er befindet ſich im Fall der böſen

Geiſter im Puppenſpiel, die auf das ſchnell wechſelnde Verlicke! Verlocke! des muthwilligen Hannswurſts nicht wiſſen wie ſie gehen oder kommen ſollen.

Wer in Canzleyen hat collationiren hören, kann ſich eine Vorſtellung von dieſer Vorleſung machen, ſchnell, eintönig, aber doch articulirt und deutlich genug. Der kunſtreiche Advocat weiß nun durch Scherze die Langeweile zu unterbrechen und das Publicum ergötzt ſich an ſeinen Späßen in ganz unmäßigem Gelächter. Eines Scherzes muß ich gedenken, des auffallendſten unter denen die ich verſtand. Der Vorleſer recitirte ſo eben ein Document, wodurch einer jener unrechtmäßig geachteten Beſitzer über die fraglichen Güter diſponirte. Der Advocat hieß ihn langſamer leſen, und als er die Worte deutlich ausſprach: ich ſchenke, ich vermache! fuhr der Redner heftig auf den Schreiber los und rief: was willſt du ſchenken? was vermachen? du armer ausgebungerter Teufel! gehört dir doch gar nichts in der Welt an. Doch, fuhr er fort, indem er ſich zu beſinnen ſchien, war doch jener erlauchte Beſitzer in eben dem Fall, er wollte ſchenken, wollte vermachen, was ihm ſo wenig gehörte als dir. Ein unendlich Gelächter ſchlug auf, doch ſogleich nahm die Sanduhr die horizontale Lage wieder an. Der Vorleſer ſummte fort, machte dem Advocaten ein flämiſch Geſicht, doch das ſind alles verabredete Späße.

Den 3 October.

Gestern war ich in der Komödie, Theater St. Lucas, die mir viel Freude gemacht hat; ich sah ein extemporirtes Stück in Masken, mit viel Naturell, Energie und Bravour aufgeführt. Freilich sind sie nicht alle gleich; der Pantalon sehr brav, die eine Frau stark und wohlgebaut, keine außerordentliche Schauspielerin, spricht excellent und weiß sich zu betragen. Ein tolles Sujet, demjenigen ähnlich, das bei uns unter dem Titel: der Verschlag behandelt ist. Mit unglaublicher Abwechslung unterhielt es mehr als drey Stunden. Doch ist auch hier das Volk wieder die Base worauf dieß alles ruht, die Zuschauer spielen mit und die Menge verschmilzt mit dem Theater in ein Ganzes. Den Tag über auf dem Platz und am Ufer, auf den Gondeln und im Palast, der Käufer und Verkäufer, der Bettler, der Schiffer, die Nachbarin, der Advocat und sein Gegner, alles lebt und treibt, und läßt sich es angelegen seyn, spricht und betheuert, schreit und bietet aus, singt und spielt, flucht und lärmt. Und Abends gehen sie in's Theater und sehen und hören das Leben ihres Tages, künstlich zusammengestellt, artiger aufgestutzt, mit Mährchen durchflochten, durch Masken von der Wirklichkeit abgerückt, durch Sitten genähert. Hierüber freun sie sich kindisch, schreien wieder, klatschen und lärmen. Von Tag zu Nacht, ja von Mitternacht zu Mitternacht ist immer alles ebendasselbe.

Ich habe aber auch nicht leicht natürlicher agiren ſehen, als jene Masken, ſo wie es nur bei einem ausgezeichnet glücklichen Naturell durch längere Uebung erreicht werden kann.

Da ich das ſchreibe, machen ſie einen gewaltigen Lärm auf dem Canal, unter meinem Fenſter, und Mitternacht iſt vorbei. Sie haben im Guten und Böſen immer etwas zuſammen.

Den 1 October.

Oeffentliche Redner habe ich nun gehört: drey Kerle auf dem Platze und Ufersteindamme, jeden nach ſeiner Art Geſchichten erzählend, ſodann zwey Sachwalter, zwey Prediger, die Schauſpieler, worunter ich beſonders den Pantalon rühmen muß, alle dieſe haben etwas Gemeinſames, ſowohl weil ſie von ein und derſelben Nation ſind, die, ſtets öffentlich lebend, immer in leidenſchaftlichem Sprechen begriffen iſt, als auch weil ſie ſich unter einander nachahmen. Hiezu kommt noch eine entſchiedene Gebärdenſprache, mit welcher ſie die Ausdrücke ihrer Intentionen, Geſinnungen und Empfindungen begleiten.

Heute am Feſt des heiligen Franciscus war ich in ſeiner Kirche alle Vigne. Des Capuziners laute Stimme ward von dem Geſchrei der Verkäufer vor der Kirche, wie von einer Antiphone, begleitet; ich ſtand in der

Kirchthüre zwiſchen beiden, und es war wunderlich genug zu hören.

Den 5 October.

Heute früh war ich im Arſenal, mir immer intereſſant genug, da ich noch kein Seeweſen kenne, und hier die untere Schule beſuchte: denn freilich ſieht es hier nach einer alten Familie aus, die ſich noch rührt, obgleich die beſte Zeit der Blüthe und der Früchte vorüber iſt. Da ich denn auch den Handwerkern nachgehe, habe ich manches Merkwürdige geſehen, und ein Schiff von vier und achtzig Kanonen, deſſen Gerippe fertig ſteht, beſtiegen.

Ein gleiches iſt vor ſechs Monaten an der Riva de' Schiavoni bis auf's Waſſer verbrannt, die Pulverkammer war nicht ſehr gefüllt, und da ſie ſprang, that es keinen großen Schaden. Die benachbarten Häuſer büßten ihre Scheiben ein.

Das ſchönſte Eichenholz, aus Iſtrien, habe ich verarbeiten ſehen, und dabei über den Wachsthum dieſes werthen Baumes meine ſtillen Betrachtungen angeſtellt. Ich kann nicht genug ſagen, was meine ſauer erworbene Kenntniß natürlicher Dinge, die doch der Menſch zuletzt als Materialien braucht, und in ſeinen Nutzen verwendet, mir überall hilft, um mir das Verfahren der Künſtler und Handwerker zu erklären; ſo iſt

mir auch die Kenntniß der Gebirge und des daraus genommenen Gesteins ein großer Vorsprung in der Kunst.

Den 3 October.

Um mir Einem Worte den Begriff des Bucentaur auszusprechen, nenne ich ihn eine Prachtgaleere. Der ältere, von dem wir noch Abbildungen haben, rechtfertigt diese Benennung noch mehr als der gegenwärtige, der uns durch seinen Glanz über seinen Ursprung verblendet.

Ich komme immer auf mein Altes zurück. Wenn dem Künstler ein ächter Gegenstand gegeben ist, so kann er etwas Aechtes leisten. Hier war ihm aufgetragen eine Galeere zu bilden, die werth wäre die Häupter der Republik, am feyerlichsten Tage, zum Sacrament ihrer hergebrachten Meerherrschaft zu tragen, und diese Aufgabe ist fürtrefflich ausgeführt. Das Schiff ist ganz Zierrath, also darf man nicht sagen: mit Zierrath überladen, ganz vergoldetes Schnitzwerk, sonst zu keinem Gebrauch, eine wahre Monstranz, um dem Volke seine Häupter recht herrlich zu zeigen. Wissen wir doch: das Volk, wie es gern seine Hüte schmückt, will auch seine Obern prächtig und geputzt sehen. Dieses Prunkschiff ist ein rechtes Inventarienstück, woran man sehen kann, was die Venezianer waren und sich zu seyn dünkten.

Den 3 October Nachts.

Ich komme noch lachend aus der Tragödie und muß diesen Scherz gleich auf dem Papier befestigen. Das Stück war nicht schlimm, der Verfasser hatte alle tragischen Matadore zusammengesteckt und die Schauspieler hatten gut spielen. Die meisten Situationen waren bekannt, einige neu und ganz glücklich. Zwey Väter die sich hassen, Söhne und Töchter aus diesen getrennten Familien, leidenschaftlich über's Kreuz verliebt, ja das eine Paar heimlich verheirathet. Es ging wild und grausam zu, und nichts blieb zuletzt übrig, um die jungen Leute glücklich zu machen, als daß die beiden Väter sich erstachen, worauf, unter lebhaftem Händeklatschen, der Vorhang fiel. Nun ward aber das Klatschen heftiger, nun wurde fuora gerufen, und das so lange, bis sich die zwey Hauptpaare bequemten hinter dem Vorhang hervorzukriechen, ihre Bücklinge zu machen und auf der andern Seite wieder abzugehen.

Das Publicum war noch nicht befriedigt, es klatschte fort und rief: i morti! das dauerte so lange, bis die zwey Todten auch herauskamen und sich bückten, da denn einige Stimmen riefen: bravi i morti! sie wurden durch Klatschen lange festgehalten, bis man ihnen gleichfalls endlich abzugehen erlaubte. Diese Posse gewinnt für den Augen- und Ohrenzeugen unendlich, der das Bravo! Bravi! das die Italiäner immer im Munde

führen, ſo in den Ohren hat wie ich, und dann auf einmal auch die Todten mit dieſem Ehrenwort anrufen hört.

Gute Nacht! ſo können wir Nordländer zu jeder Stunde ſagen, wenn wir im Finſtern ſcheiden, der Italiäner ſagt: Felicissima notte! nur einmal, und zwar wenn das Licht in das Zimmer gebracht wird, indem Tag und Nacht ſich ſcheiden, und da heißt es denn etwas ganz anderes. So unüberſetzlich ſind die Eigenheiten jeder Sprache: denn vom höchſten bis zum tiefſten Wort bezieht ſich alles auf Eigenthümlichkeiten der Nation, es ſey nun in Charakter, Geſinnungen, oder Zuſtänden.

Den 6 October.

Die Tragödie geſtern hat mich manches gelehrt. Erſtlich habe ich gehört wie die Italiäner ihre eilfſylbigen Jamben behandeln und declamiren, dann habe ich begriffen, wie klug Gozzi die Masken mit den tragiſchen Figuren verbunden hat. Das iſt das eigentliche Schauſpiel für dieſes Volk, denn es will auf eine crudele Weiſe gerührt ſeyn, es nimmt keinen innigen, zärtlichen Antheil am Unglücklichen, es freut ſie nur wenn der Held gut ſpricht, denn auf's Reden halten ſie viel, ſodann aber wollen ſie lachen oder etwas Albernes vernehmen.

Ihr Antheil am Schauspiel ist nur als an einem Wirklichen. Da der Tyrann seinem Sohne das Schwert reichte und forderte, daß dieser seine eigne gegenüberstehende Gemahlin umbringen sollte, fing das Volk laut an, sein Mißvergnügen über diese Zumuthung zu beweisen, und es fehlte nicht viel, so wäre das Stück unterbrochen worden. Sie verlangten, der Alte sollte sein Schwert zurücknehmen, wodurch denn freilich die folgenden Situationen des Stücks wären aufgehoben worden. Endlich entschloß sich der bedrängte Sohn, trat in's Proscenium und bat demüthig: sie möchten sich nur noch einen Augenblick gedulden, die Sache werde noch ganz nach Wunsch ablaufen. Künstlerisch genommen aber war diese Situation nach den Umständen albern und unnatürlich, und ich lobte das Volk um sein Gefühl.

Jetzt verstehe ich besser die langen Reden und das viele hin und her Dissertiren im Griechischen Trauerspiele. Die Athenienser hörten noch lieber reden, und verstanden sich noch besser darauf als die Italiäner; vor den Gerichtsstellen wo sie den ganzen Tag lagen, lernten sie schon etwas.

Den 6 October.

An den ausgeführten Werken Palladio's, besonders an den Kirchen, habe ich manches Tadelnswürdige neben dem Köstlichsten gefunden. Wenn ich nun so bei mir

überlegte, in wie fern ich Recht oder Unrecht hätte, gegen einen ſolchen außerordentlichen Mann, ſo war es als ob er dabei ſtünde und mir ſagte: „das und das habe ich wider Willen gemacht, aber doch gemacht, weil ich unter den gegebenen Umſtänden, nur auf dieſe Weiſe meiner höchſten Idee am nächſten kommen konnte.“

Mir ſcheint, ſo viel ich auch darüber denke, er habe bei Betrachtung der Höhe und Breite einer ſchon beſtehenden Kirche, eines ältern Hauſes, wozu er Façaden errichten ſollte, nur überlegt: wie gibſt du dieſen Räumen die größte Form? Im Einzelnen mußt du, wegen eintretenden Bedürfniſſes, etwas verrücken oder verpfuſchen, da oder dort wird eine Unſchicklichkeit entſtehen, aber das mag ſeyn, das Ganze wird einen hohen Styl haben und du wirſt dir zur Freude arbeiten.

Und ſo hat er das größte Bild, das er in der Seele trug, auch dahin gebracht, wo es nicht ganz paßte, wo er es im Einzelnen zerknittern und verſtümmeln mußte.

Der Flügel in der Carita dagegen muß uns deßhalb von ſo hohem Werthe ſeyn, weil der Künſtler freie Hand hatte und ſeinem Geiſt unbedingt folgen durfte. Wäre das Kloſter fertig geworden, ſo ſtünde vielleicht in der ganzen gegenwärtigen Welt kein vollkommeneres Werk der Baukunſt.

Wie er gedacht und wie er gearbeitet, wird mir immer klarer, je mehr ich ſeine Werke leſe und dabei betrachte, wie er die Alten behandelt: denn er macht wenig

Worte, sie sind aber alle gewichtig. Das vierte Buch, das die antiken Tempel darstellt, ist eine rechte Einleitung, die alten Reste mit Sinn zu beschauen.

Den 5 October.

Gestern Abend sah ich Elektra von Crebillon, auf dem Theater St. Crisostomo, nämlich übersetzt. Was mir das Stück abgeschmackt vorkam, und wie es mir fürchterlich Langeweile machte, kann ich nicht sagen.

Die Acteurs sind übrigens brav, und wissen das Publicum mit einzelnen Stellen abzuspeisen. Orest hat allein drey verschiedene Erzählungen, poetisch aufgestutzt, in Einer Scene. Elektra, ein hübsches Weibchen, von mittlerer Größe und Stärke, und fast Französischer Lebhaftigkeit, einem guten Anstand, spricht die Verse schön, nur betrug sie sich von Anfang bis zu Ende toll, wie es leider die Rolle verlangt. Indessen habe ich doch wieder gelernt. Der Italiänische, immer eilfsylbige Jambe, hat für die Declamation große Unbequemlichkeit, weil die letzte Sylbe durchaus kurz ist, und, wider Willen des Declamators, in die Höhe schlägt.

Den 6 October.

Heute früh war ich bei dem Hochamte, welchem der Doge jährlich an diesem Tage, wegen eines alten Siegs

über die Türken, in der Kirche der heiligen Justina beiwohnen muß. Wenn an dem kleinen Platz die vergoldeten Barken landen, die den Fürsten und einen Theil des Adels bringen, seltsam gekleidete Schiffer sich mit roth gemahlten Rudern bemühen, am Ufer die Geistlichkeit, die Brüderschaften, mit angezündeten auf Stangen und tragbare silberne Leuchter gesteckten Kerzen stehen, drängen, wogen und warten, dann mit Teppichen beschlagene Brücken aus den Fahrzeugen an's Land gestreckt werden, zuerst die langen violetten Kleider der Savj, dann die langen rothen der Senatoren sich auf dem Pflaster entfalten, zuletzt der Alte mit goldener Phrygischer Mütze geschmückt, im längsten goldenen Talar, mit dem Hermelinmantel aussteigt, drey Diener sich seiner Schleppe bemächtigen, alles auf einem kleinen Platz vor dem Portal einer Kirche, vor deren Thüren die Türkenfahnen gehalten werden, so glaubt man auf einmal eine alte gewirkte Tapete zu sehen, aber recht gut gezeichnet und colorirt. Mir nordischem Flüchtling hat diese Ceremonie viele Freude gemacht. Bei uns, wo alle Feyerlichkeiten kurzrockig sind, und wo die größte die man sich denken kann, mit dem Gewehr auf der Schulter begangen wird, möchte so etwas nicht am Ort seyn. Aber hierher gehören diese Schlepprocke, diese friedlichen Begehungen.

Der Doge ist ein gar schön gewachsener und schön gebildeter Mann, der krank seyn mag, sich aber nur noch so,

ſo, um der Würde willen, unter dem ſchweren Rocke gerade hält. Sonſt ſieht er aus wie der Großpapa des ganzen Geſchlechts und iſt gar hold und leutſelig; die Kleidung ſteht ſehr gut, das Käppchen unter der Mütze beleidigt nicht, indem es, ganz fein und durchſichtig, auf dem weißeſten, klarſten Haar von der Welt ruht.

Etwa funfzig Nobili, in langen dunkelrothen Schleppkleidern, waren mit ihm, meiſt ſchöne Männer, keine einzige vertrakte Geſtalt, mehrere groß, mit großen Köpfen, denen die blonden Lockenperücken wohl ziemten; vorgebaute Geſichter, weiches, weißes Fleiſch, ohne ſchwammig und widerwärtig auszuſehen, vielmehr klug, ohne Anſtrengung, ruhig, ihrer ſelbſt gewiß, Leichtigkeit des Daſeyns und durchaus eine gewiſſe Fröhlichkeit.

Wie ſich alles in der Kirche rangirt hatte und das Hochamt anfing, zogen die Brüderſchaften zur Hauptthüre herein und zur rechten Seitenthüre wieder hinaus, nachdem ſie, Paar für Paar, das Weihwaſſer empfangen und ſich gegen den Hochaltar, den Dogen und den Adel geneigt hatten.

Den 6 October.

Auf heute Abend hatte ich mir den fameſen Geſang der Schiffer beſtellt, die den Taſſo und Arioſt auf ihre eignen Melodien ſingen. Dieſes muß wirklich beſtellt

werden, es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halb verklungenen Sagen der Vorzeit. Bei Mondenschein bestieg ich eine Gondel, den einen Sänger vorn, den andern hinten; sie fingen ihr Lied an und sangen abwechselnd Vers für Vers. Die Melodie welche wir durch Rousseau kennen, ist eine Mittelart zwischen Choral und Recitativ, sie behält immer denselbigen Gang, ohne Tact zu haben; die Modulation ist auch dieselbige, nur verändern sie, nach dem Inhalt des Verses, mit einer Art von Declamation, sowohl Ton als Maß; der Geist aber, das Leben davon, läßt sich begreifen wie folgt.

Auf welchem Wege sich die Melodie gemacht hat, will ich nicht untersuchen, genug sie paßt gar trefflich für einen müßigen Menschen, der sich etwas vormodulirt und Gedichte, die er auswendig kann, solchem Gesang unterschiebt.

Mit einer durchdringenden Stimme — das Volk schätzt Stärke vor allem — sitzt er am Ufer einer Insel, eines Canals, auf einer Barke, und läßt sein Lied schallen so weit er kann. Ueber den stillen Spiegel verbreitet sich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte versteht, und mit dem folgenden Verse antwortet; hierauf erwidert der Erste, und so ist einer immer das Echo des andern. Der Gesang währt Nächte durch, unterhält sie ohne zu ermüden. Je ferner sie also von einander sind, desto reizen-

der kann das Lied werden: wenn der Hörer alsdann zwischen beiden steht, so ist er am rechten Flecke.

Um dieses mich vernehmen zu lassen, stiegen sie am Ufer der Giudecca aus, sie theilten sich am Canal hin, ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte, und mich demjenigen wieder näherte der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Gesangs erst aufgeschlossen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchst sonderbar, wie eine Klage ohne Trauer; es ist darin etwas Unglaubliches, bis zu Thränen Rührendes. Ich schrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter sagte: è singolare, come quel canto intenerisce, e molto piu quando è piu ben cantato. Er wünschte, daß ich die Weiber vom Lido, besonders die von Malamocco und Pelestrina hören möchte, auch diese sängen den Tasso auf gleiche und ähnliche Melodien. Er sagte ferner: sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer auf's Fischen in's Meer sind, sich an's Ufer zu setzen, und mit durchdringender Stimme Abends diese Gesänge erschallen zu lassen, bis sie auch von Ferne die Stimme der Ihrigen vernehmen, und sich so mit ihnen unterhalten. Ist das nicht sehr schön? und doch läßt sich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe wenig Freude an solchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menschlich aber und wahr wird der Begriff dieses Gesanges, lebendig wird die Melodie, über deren todte

Buchſtaben wir uns ſonſt den Kopf zerbrochen haben. Geſang iſt es eines Einſamen in die Ferne und Weite, damit ein anderer, gleichgeſtimmter, höre und antworte.

Den 8 October.

Den Palaſt Piſani Moretta beſuchte ich wegen eines köſtlichen Bildes von Paul Veroneſe. Die weibliche Familie des Darius kniet vor Alexandern und Hephäſtion, die vorankniecnde Mutter hält den letztern für den König, er lehnt es ab und deutet auf den rechten. Man erzählt das Mährchen, der Künſtler ſey in dieſem Palaſt gut aufgenommen und längere Zeit ehrenvoll bewirthet worden, dagegen habe er das Bild heimlich gemahlt, und als Geſchenk zuſammengerollt unter das Bett geſchoben. Es verdient allerdings einen beſondern Urſprung zu haben, denn es gibt einen Begriff von dem ganzen Werthe des Meiſters. Seine große Kunſt, ohne einen allgemeinen Ton der über das ganze Stück gezogen wäre, durch kunſtreich vertheiltes Licht und Schatten, und eben ſo weislich abwechſelnde Localfarben, die köſtlichſte Harmonie hervorzubringen, iſt hier recht ſichtbar, da das Bild vollkommen erhalten und friſch, wie von geſtern, vor uns ſteht: denn freilich, ſobald ein Gemählde dieſer Art gelitten hat, wird unſer Genuß ſogleich getrübt, ohne daß wir wiſſen, was die Urſache ſey.

Wer mit dem Künſtler wegen des Coſtüms rechten wollte, der dürfte ſich nur ſagen: es habe eine Geſchichte

des sechzehnten Jahrhunderts gemahlt werden sollen, und so ist alles abgethan. Die Abstufung von der Mutter durch Gemahlin und Tochter ist höchst wahr und glücklich; die jüngste Prinzeß, ganz am Ende knieend, ist ein hübsches Mäuschen, und hat ein gar artiges, eigensinniges, trotziges Gesichtchen; ihre Lage scheint ihr gar nicht zu gefallen.

Zum 8 October.

Meine alte Gabe die Welt mit Augen desjenigen Mahlers zu sehen, dessen Bilder ich mir eben eingedrückt, brachte mich auf einen eignen Gedanken. Es ist offenbar, daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der Venezianische Mahler alles klarer und heiterer sehn als andere Menschen. Wir, die wir auf einem bald schmutzkothigen, bald staubigen, farblosen, die Widerscheine verdüsternden Boden, und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen solchen Frohblick aus uns selbst nicht entwickeln.

Als ich bei hohem Sonnenschein durch die Lagunen fuhr, und auf den Gondelrändern die Gondoliere leicht schwebend, buntbekleidet, rudernd, betrachtete, wie sie auf der hellgrünen Fläche sich in der blauen Luft zeichneten, so sah ich das beste, frischeste Bild der Venezianischen Schule. Der Sonnenschein hob die Localfarben

blendend hervor, und die Schattenseiten waren so licht, daß sie verhältnißmäßig wieder zu Lichtern hätten dienen können. Ein Gleiches galt von den Widerscheinen des meergrünen Wassers. Alles war hell in Hell gemahlt, so daß die schäumende Welle und die Blitzlichter darauf nöthig waren, um die Tüpfchen auf's i zu setzen.

Tizian und Paul hatten diese Klarheit im höchsten Grade, und wo man sie in ihren Werken nicht findet, hat das Bild verloren oder ist aufgemahlt.

Die Kuppeln und Gewölbe der Marcuskirche, nebst ihren Seitenflächen, alles ist bilderreich, alles bunte Figuren, auf goldenem Grunde, alles musivische Arbeit; einige sind recht gut, andere gering, je nachdem die Meister waren, die den Carton verfertigten.

Es fiel mir recht auf's Herz, daß doch alles auf die erste Erfindung ankommt, und daß diese das rechte Maß, den wahren Geist habe, da man mit viereckigen Stückchen Glas, und hier nicht einmal auf die sauberste Weise, das Gute sowohl als das Schlechte nachbilden kann. Die Kunst, welche dem Alten seine Fußboden bereitete, dem Christen seine Kirchenhimmel wölbte, hat sich jetzt auf Dosen und Armbänder verkrümelt. Diese Zeiten sind schlechter als man denkt.

Den 8 October.

In dem Hause Farsetti ist eine kostbare Sammlung von Abgüssen der besten Antiken. Ich schweige von de-

nen die ich von Mannheim her und ſonſt ſchon gekannt, und erwähne nur neuere Bekanntſchaften. Eine Kleopatra in koloſſaler Ruhe, die Aſpis um den Arm geſchlungen und in den Tod hinüber ſchlafend, ferner die Mutter Niobe, die ihre jüngſte Tochter mit dem Mantel vor den Pfeilen des Apollo deckt, ſodann einige Gladiatoren, ein in ſeinen Flügeln ruhender Genius, ſitzende und ſtehende Philoſophen.

Es ſind Werke an denen ſich die Welt Jahrtauſende freuen und bilden kann, ohne den Werth des Künſtlers durch Gedanken zu erſchöpfen.

Viele bedeutende Büſten verſetzen mich in die alten herrlichen Zeiten. Nur fühle ich leider, wie weit ich in dieſen Kenntniſſen zurück bin, doch es wird vorwärts gehen, wenigſtens weiß ich den Weg. Palladio hat mir ihn auch dazu, und zu aller Kunſt und Leben geöffnet. Es klingt das vielleicht ein wenig wunderlich, aber doch nicht ſo paradox, als wenn Jakob Böhme, bei Erblickung einer zinnernen Schüſſel durch Einſtrahlung Jovis über das Univerſum erleuchtet wurde. Auch ſteht in dieſer Sammlung ein Stück des Gebälks, vom Tempel des Antonius und der Fauſtina, in Rom. Die vorſpringende Gegenwart dieſes herrlichen Architekturgebildes erinnerte mich an das Capital des Pantheon in Mannheim. Das iſt freilich etwas anderes, als unſere kauzenden, auf Kragſteinlein über einander geſchichteten Heiligen der gothiſchen Zierweiſen, etwas anders als

unſere Tabakspfeifen-Säulen, ſpitze Thürmlein und Blumenzacken; dieſe bin ich nun, Gott ſey Dank, auf ewig los!

Noch will ich einiger Werke der Bildhauerkunſt erwähnen, die ich dieſe Tage her, zwar nur im Vorbeigehen, aber doch mit Erſtaunen und Erbauung betrachtet: zwey ungeheure Löwen, von weißem Marmor, vor dem Thore des Arſenals; der eine ſitzt aufgerichtet, auf die Vorderpfoten geſtemmt, der andere liegt — herrliche Gegenbilder, von lebendiger Mannichfaltigkeit. Sie ſind ſo groß, daß ſie alles umher klein machen, und daß man ſelbſt zu nichte würde, wenn erhabene Gegenſtände uns nicht erhüben. Sie ſollen aus der beſten Griechiſchen Zeit, und vom Piräeus in den glänzenden Tagen der Republik hierher gebracht ſeyn.

Aus Athen mögen gleichfalls ein paar Basreliefe ſtammen, in dem Tempel der heiligen Juſtina, der Türken-Beſiegerin, eingemauert, aber leider durch Kirchſtühle einigermaßen verfinſtert. Der Küſter machte mich aufmerkſam darauf, weil die Sage gehe, daß Tizian ſeine unendlich ſchönen Engel im Bilde, die Ermordung des heiligen Petrus Martyr vorſtellend, darnach geformt habe. Es ſind Genien welche ſich mit Attributen der Götter ſchleppen, freilich ſo ſchön, daß es allen Begriff überſteigt.

Sodann betrachtete ich, mit ganz eignem Gefühl, die nackte koloſſale Statue des Marcus Agrippa, in dem

Hofe eines Palaſtes; ein ſich ihm zur Seite heraufſchlängelnder Delphin deutet auf einen Seehelden. Wie doch eine ſolche heroiſche Darſtellung den reinen Menſchen Göttern ähnlich macht!

Die Pferde auf der Marcuskirche beſah ich in der Nähe. Von unten hinauf bemerkt man leicht daß ſie fleckig ſind, theils einen ſchönen gelben Metallglanz haben, theils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe ſieht und erfährt man, daß ſie ganz vergoldet waren, und ſieht ſie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, ſondern abhauen wollten. Auch das iſt gut, ſo blieb wenigſtens die Geſtalt.

Ein herrlicher Zug Pferde! ich möchte einen rechten Pferdekenner darüber reden hören. Was mir ſonderbar ſcheint, iſt: daß ſie in der Nähe ſchwer, und unten vom Platz leicht wie die Hirſche ausſehen.

Den 8 October.

Ich fuhr heute früh mit meinem Schutzgeiſte auf's Lido, auf die Erdzunge, welche die Lagunen ſchließt und ſie vom Meere abſondert. Wir ſtiegen aus und gingen quer über die Zunge. Ich hörte ein ſtarkes Geräuſch, es war das Meer, und ich ſah es bald, es ging hoch gegen das Ufer, indem es ſich zurückzog, es war um Mittagszeit der Ebbe. So habe ich denn auch das Meer mit Augen geſehen, und bin auf der ſchönen Tenne, die

es weichend zurückläßt, ihm nachgegangen. Da hätte ich mir die Kinder gewünscht, um der Muscheln willen; ich habe, selbst kindisch, ihrer genug aufgelesen; doch widme ich sie zu einigem Gebrauch, ich möchte von der Feuchtigkeit des Dintenfisches, die hier so häufig wegfließt, etwas eintrocknen.

Auf dem Lido, nicht weit vom Meer, liegen Engländer begraben, und weiterhin Juden, die beiderseits in geweihtem Boden nicht ruhen sollten. Ich fand das Grab des edlen Consul Smith und seiner ersten Frauen; ich bin ihm mein Exemplar des Palladio schuldig und dankte ihm auf seinem ungeweihten Grabe dafür.

Und nicht allein ungeweiht, sondern halbverschüttet ist das Grab. Das Lido ist immer nur wie eine Düne anzusehen, der Sand wird dorthin geführt, vom Winde hin und her getrieben, aufgehäuft, überall angedrängt. In weniger Zeit wird man das ziemlich erhöhte Monument kaum wieder finden können.

Das Meer ist doch ein großer Anblick! Ich will sehen in einem Schifferkahn eine Fahrt zu thun; die Gondeln wagen sich nicht hinaus.

Den 8 October.

Am Meere habe ich auch verschiedene Pflanzen gefunden, deren ähnlicher Charakter mir ihre Eigenschaften näher kennen ließ, sie sind alle zugleich mastig und

ſtreng, ſaftig und zäh, und es iſt offenbar, daß das alte Salz des Sandbodens, mehr aber die ſalzige Luft, ihnen dieſe Eigenſchaften gibt; ſie ſtrotzen von Säften, wie Waſſerpflanzen, ſie ſind fett und zäh, wie Bergpflanzen; wenn ihre Blätterenden eine Neigung zu Stacheln haben, wie Diſteln thun, ſind ſie gewaltig ſpitz und ſtark. Ich fand einen ſolchen Buſch Blätter, es ſchien mir unſer unſchuldiger Huflattig, hier aber mit ſcharfen Waffen bewaffnet, und das Blatt wie Leder, ſo auch die Samenkapſeln, die Stiele, alles maſtig und fett. Ich bringe Samen mit und eingelegte Blätter (Eryngium maritimum).

Der Fiſchmarkt und die unendlichen Seeproducte machen mir viel Vergnügen; ich gehe oft darüber und beleuchte die unglücklichen aufgehaſchten Meeresbewohner.

Den 9 October.

Ein köſtlicher Tag, vom Morgen bis in die Nacht! Ich fuhr bis Peleſtrina gegen Chiozza über, wo die großen Baue ſind, Murazzi genannt, welche die Republik gegen das Meer aufführen läßt. Sie ſind von gehauenen Steinen, und ſollen eigentlich die lange Erdzunge, Lido genannt, welche die Lagunen von dem Meere trennt, vor dieſem wilden Elemente ſchützen.

Die Lagunen ſind eine Wirkung der alten Natur. Erſt Ebbe, Fluth und Erde gegen einander arbeitend,

dann das allmähliche Sinken des Urgewäſſers waren Urſache, daß am obern Ende des adriatiſchen Meeres ſich eine anſehnliche Sumpfſtrecke befindet, welche, von der Fluth beſucht, von der Ebbe zum Theil verlaſſen wird. Die Kunſt hat ſich der höchſten Stellen bemächtigt, und ſo liegt Venedig, von hundert Inſeln zuſammen gruppirt, und von hunderten umgeben. Zugleich hat man, mit unglaublicher Anſtrengung und Koſten, tiefe Canäle in den Sumpf gefurcht, damit man, auch zur Zeit der Ebbe, mit Kriegsſchiffen an die Hauptſtellen gelangen könne. Was Menſchenwitz und Fleiß vor Alters erſonnen und ausgeführt, muß Klugheit und Fleiß nun erhalten. Das Lido, ein langer Erdſtreif, trennt die Lagunen von dem Meere, welches nur an zwey Orten hereintreten kann, bei dem Caſtell nämlich, und am entgegengeſetzten Ende, bei Chiezza. Die Fluth tritt gewöhnlich des Tages zweymal herein, und die Ebbe bringt das Waſſer zweymal hinaus, immer durch denſelben Weg in denſelben Richtungen. Die Fluth bedeckt die innern moraſtigen Stellen und läßt die erhöhteren wo nicht trocken, doch ſichtbar.

Ganz anders wäre es, wenn das Meer ſich neue Wege ſuchte, die Erdzunge angriffe, und nach Willkür hinein und heraus fluthete. Nicht gerechnet, daß die Oertchen auf dem Lido, Peleſtrina, St. Peter und andere untergehen müßten, ſo würden auch jene Communications-Canäle ausgefüllt, und, indem das Waſſer

alles durch einander ſchlemmte, das Lido zu Inſeln, die Inſeln die jetzt dahinter liegen zu Erdzungen verwandelt werden. Dieſes zu verhüten müſſen ſie das Lido verwahren, was ſie können, damit das Element nicht dasjenige willkürlich angreifen, hinüber und herüber werfen möge, was die Menſchen ſchon in Beſitz genommen, dem ſie ſchon zu einem gewiſſen Zweck, Geſtalt und Richtung gegeben haben.

Bei außerordentlichen Fällen, wenn das Meer übermäßig wächſt, iſt es beſonders gut, daß es nur an zwey Orten herein darf und das Uebrige geſchloſſen bleibt, es kann alſo doch nicht mit der größten Gewalt eindringen, und muß ſich in einigen Stunden dem Geſetz der Ebbe unterwerfen und ſeine Wuth mindern.

Uebrigens hat Venedig nichts zu beſorgen; die Langſamkeit, mit der das Meer abnimmt, gibt ihr Jahrtauſende Zeit, und ſie werden ſchon, den Canälen klug nachhelfend, ſich im Beſitz zu erhalten ſuchen.

Wenn ſie ihre Stadt nur reinlicher hielten, welches ſo nothwendig als leicht iſt, und wirklich, auf die Folge von Jahrhunderten, von großer Conſequenz. Nun iſt zwar bei großer Strafe verboten, nichts in die Canäle zu ſchütten, noch Kehrig hinein zu werfen; einem ſchnell einfallenden Regenguß aber iſt's nicht unterſagt, allen den in die Ecken geſchobnen Kehrig aufzurühren, in die Canäle zu ſchleppen, ja, was noch ſchlimmer iſt, in die Abzüge zu führen, die nur zum Abfluß des Waſſers be-

ſtimmt ſind, und ſie dergeſtalt zu verſchlemmen, daß die Hauptplätze in Gefahr ſind unter Waſſer zu ſtehen. Selbſt einige Abzüge auf dem kleinen Marcusplatze, die, wie auf dem großen, gar klug angelegt ſind, habe ich verſtopft und voll Waſſer geſehen.

Wenn ein Tag Regenwetter einfällt, iſt ein unleidlicher Koth, alles flucht und ſchimpft, man beſudelt, beim Auf- und Abſteigen der Brücken, die Mäntel, die Tabarros, womit man ſich ja das ganze Jahr ſchleppt, und da alles in Schuh und Strümpfen läuft, beſpritzt man ſich und ſchilt, denn man hat ſich nicht mit gemeinem, ſondern beizendem Koth beſudelt. Das Wetter wird wieder ſchön und kein Menſch denkt an Reinlichkeit. Wie wahr iſt es geſagt: das Publicum beklagt ſich immer daß es ſchlecht bedient ſey, und weiß es nicht anzufangen beſſer bedient zu werden. Hier, wenn der Souverän wollte, könnte alles gleich gethan ſeyn.

Den 9 October.

Heute Abend ging ich auf den Marcusthurm: denn da ich neulich die Lagunen in ihrer Herrlichkeit, zur Zeit der Fluth, von oben geſehen, wollt' ich ſie auch zur Zeit der Ebbe, in ihrer Demuth ſchauen, und es iſt nothwendig dieſe beiden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es ſieht ſonderbar aus, ringsum überall Land erſcheinen zu ſehen, wo vor-

her Waſſerſpiegel war. Die Inſeln ſind nicht mehr Inſeln, nur höher bebaute Flecke eines großen grau grünlichen Moraſtes, den ſchöne Canäle durchſchneiden. Der ſumpfige Theil iſt mit Waſſerpflanzen bewachſen, und muß ſich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe und Fluth beſtändig daran rupfen und wühlen, und der Vegetation keine Ruhe laſſen.

Ich wende mich mit meiner Erzählung nochmals an's Meer, dort habe ich heute die Wirthſchaft der Seeſchnecken, Patellen und Taſchenkrebſe geſehen, und mich herzlich darüber gefreut. Was iſt doch ein Lebendiges für ein köſtliches, herrliches Ding! Wie abgemeſſen zu ſeinem Zuſtande, wie wahr, wie ſevend! Wie viel nützt mir nicht mein bißchen Studium der Natur, und wie freue ich mich es fortzuſetzen! Doch ich will, da es ſich mittheilen läßt, die Freunde nicht mit bloßen Ausrufungen anreizen.

Die dem Meere entgegen gebauten Mauerwerke beſtehen erſt aus einigen ſteilen Stufen, dann kommt eine ſacht anſteigende Fläche, ſodann wieder eine Stufe, abermals eine ſanft anſteigende Fläche, dann eine ſteile Mauer mit einem oben überhängenden Kopfe. Dieſe Stufen, dieſe Flächen hinan, ſteigt nun das fluthende Meer, bis es, in außerordentlichen Fällen, endlich oben an der Mauer und deren Vorſprung zerſchellt.

Dem Meere folgen ſeine Bewohner, kleine eßbare Schnecken, einſchalige Patellen, und was ſonſt noch

beweglich iſt, beſonders die Taſchenkrebſe. Kaum aber haben dieſe Thiere an den glatten Mauern Beſitz genommen, ſo zieht ſich ſchon das Meer weichend und ſchwellend, wie es gekommen, wieder zurück. Anfangs weiß das Gewimmel nicht woran es iſt, und hofft immer, die ſalzige Fluth ſoll wiederkehren; allein ſie bleibt aus, die Sonne ſticht und trocknet ſchnell, und nun geht der Rückzug an. Bei dieſer Gelegenheit ſuchen die Taſchenkrebſe ihren Raub. Wunderlicher und komiſcher kann man nichts ſehen, als die Gebärden dieſer, aus einem runden Körper und zwey langen Scheeren beſtehenden Geſchöpfe: denn die übrigen Spinnenfüße ſind nicht bemerklich. Wie auf ſtelzenartigen Armen ſchreiten ſie einher, und ſobald eine Patelle ſich unter ihrem Schild vom Flecke bewegt, fahren ſie zu, um die Scheere in den ſchmalen Raum, zwiſchen der Schale und dem Boden zu ſtecken, das Dach umzukehren und die Auſter zu verſchmauſen. Die Patelle zieht ſachte ihren Weg hin, ſaugt ſich aber gleich feſt an den Stein, ſobald ſie die Nähe des Feindes merkt. Dieſer gebärdet ſich nun wunderlich um das Dächelchen herum, gar zierlich und affenhaft; aber ihm fehlt die Kraft den mächtigen Muskel des weichen Thierchens zu überwältigen, er thut auf dieſe Beute Verzicht, eilt auf eine andere wandernde los, und die erſte ſetzt ihren Zug ſachte fort. Ich habe nicht geſehen, daß irgend ein Taſchenkrebs zu ſeinem Zweck gelangt wäre, ob ich gleich den Rückzug dieſes Ge-

Gewimmels ſtundenlang, wie ſie die beiden Flächen, und die dazwiſchen liegenden Stufen hinabſchlichen, beobachtet habe.

Den 10 October.

Nun endlich kann ich denn auch ſagen, daß ich eine Komödie geſehen habe! Sie ſpielten heut auf dem Theater St. Lucas, le Baruffe Chiozzotte. welches allenfalls zu überſetzen wäre: Die Rauf- und Schreihändel von Chiozza. Die Handelnden ſind lauter Seeleute, Einwohner von Chiozza, und ihre Weiber, Schweſtern und Töchter. Das gewöhnliche Geſchrei dieſer Leute, im Guten und Böſen, ihre Händel, Heftigkeit, Gutmüthigkeit, Plattheit, Witz, Humor und ungezwungene Manieren, alles iſt gar brav nachgeahmt. Das Stück iſt noch von Goldoni, und da ich erſt geſtern in jener Gegend war, und mir Stimmen und Betragen der See- und Hafenleute noch im Aug' und Ohr widerſchien und widerklang, ſo machte es gar große Freude, und ob ich gleich manchen einzelnen Bezug nicht verſtand, ſo konnte ich doch dem Ganzen recht gut folgen. Der Plan des Stücks iſt folgender: die Einwohnerinnen von Chiozza ſitzen auf der Rhede vor ihren Häuſern, ſpinnen, ſtricken, nähen, klippeln, wie gewöhnlich; ein junger Menſch geht vorüber, und grüßt eine freundlicher als die übrigen, ſogleich fängt das Sticheln an, dieß hält nicht Maße, es ſchärft ſich und wächſt bis zum Hohne,

steigert sich zu Vorwürfen, eine Unart überbietet die andere, eine heftige Nachbarin platzt mit der Wahrheit heraus, und nun ist Schelten, Schimpfen, Schreien auf einmal losgebunden, es fehlt nicht an entschiedenen Beleidigungen, so daß die Gerichtspersonen sich einzumischen genöthigt sind.

Im zweyten Act befindet man sich in der Gerichtsstube; der Actuarius an der Stelle des abwesenden Podesta, der, als Nobile, nicht auf dem Theater hätte erscheinen dürfen, der Actuarius also läßt die Frauen einzeln vorfordern; dieses wird dadurch bedenklich, daß er selbst in die erste Liebhaberin verliebt ist, und, sehr glücklich sie allein zu sprechen, anstatt sie zu verhören, ihr eine Liebeserklärung thut. Eine andere, die in den Actuarius verliebt ist, stürzt eifersüchtig herein, der aufgeregte Liebhaber der ersten gleichfalls, die übrigen folgen, neue Vorwürfe häufen sich, und nun ist der Teufel in der Gerichtsstube los, wie vorher auf dem Hafenplatz.

Im dritten Act steigert sich der Scherz, und das Ganze endet mit einer eiligen, nothdürftigen Auflösung. Der glücklichste Gedanke jedoch ist in einem Charakter ausgedrückt, der sich folgendermaßen darstellt.

Ein alter Schiffer, dessen Gliedmaßen, besonders aber die Sprachorgane, durch eine von Jugend auf geführte harte Lebensart stockend geworden, tritt auf, als Gegensatz des beweglichen, schwätzenden, schreiseligen Volkes, er nimmt immer erst einen Anlauf, durch Be-

wegung der Lippen und Nachhelfen der Hände und Arme, bis er denn endlich was er gedacht herausstößt. Weil ihm dieses aber nur in kurzen Sätzen gelingt, so hat er sich einen lakonischen Ernst angewöhnt, dergestalt, daß alles was er sagt, sprüchwörtlich oder sententios klingt, wodurch denn das übrige wilde, leidenschaftliche Handeln gar schön in's Gleichgewicht gesetzt wird.

Aber auch so eine Lust habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden ließ, sich und die Seinigen so natürlich vorstellen zu sehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende. Ich muß aber auch gestehen daß die Schauspieler es vortrefflich machten. Sie hatten sich, nach Anlage der Charaktere, in die verschiedenen Stimmen getheilt, welche unter dem Volk gewöhnlich vorkommen. Die erste Actrice war allerliebst, viel besser als neulich in Heldentracht und Leidenschaft. Die Frauen überhaupt, besonders aber diese, ahmten Stimme, Gebärden und Wesen des Volks auf's anmuthigste nach. Großes Lob verdient der Verfasser, der aus nichts den angenehmsten Zeitvertreib gebildet hat. Das kann man aber auch nur unmittelbar seinem eignen lebenslustigen Volk. Es ist durchaus mit einer geübten Hand geschrieben.

Von der Truppe Sacchi, für welche Gozzi arbeitete, und die übrigens zerstreut ist, habe ich die Smeraldina gesehen, eine kleine, dicke Figur, voller Leben, Gewandtheit und guten Humors. Mit ihr sah ich den

Brighella, einen hagern, wohlgebauten, beſonders in Mienen- und Händeſpiel trefflichen Schauſpieler. Dieſe Maſken, die wir faſt nur als Mumien kennen, da ſie für uns weder Leben noch Bedeutung haben, thun hier gar zu wohl, als Geſchöpfe dieſer Landſchaft. Die ausgezeichneten Alter, Charaktere und Stände, haben ſich in wunderlichen Kleidern verkörpert, und wenn man ſelbſt den größten Theil des Jahrs mit der Maſke herumläuft, ſo findet man nichts natürlicher, als daß da droben auch ſchwarze Geſichter erſcheinen.

Den 11 October.

Und weil die Einſamkeit in einer ſo großen Menſchenmaſſe denn doch zuletzt nicht recht möglich ſeyn will, ſo bin ich mit einem alten Franzoſen zuſammengekommen, der kein Italiäniſch kann, ſich wie verrathen und verkauft fühlt, und, mit allen Empfehlungsſchreiben, doch nicht recht weiß woran er iſt. Ein Mann von Stande, ſehr guter Lebensart, der aber nicht aus ſich heraus kann; er mag ſtark in den funfzigen ſeyn, und hat zu Hauſe einen ſiebenjährigen Knaben, von dem er bänglich Nachrichten erwartet. Ich habe ihm einige Gefälligkeiten erzeigt, er reiſt durch Italien bequem, aber geſchwind, um es doch einmal geſehen zu haben, und mag ſich gern im Vorbeigehen ſo viel wie möglich unterrichten; ich gebe ihm Auskunft über manches. Als ich mit ihm von Venedig ſprach, fragte er mich wie lange ich

hier ſey? und als er hörte, nur vierzehn Tage und zum erſtenmal, verſetzte er: il paraît que vous n'avez pas perdu votre tems. Das iſt das erſte Teſtimonium meines Wohlverhaltens das ich aufweiſen kann. Er iſt nun acht Tage hier und geht morgen fort. Es war mir köſtlich einen recht eingefleiſchten Verſailler in der Fremde zu ſehen. Der reiſt nun auch! und ich betrachtete mit Erſtaunen wie man reiſen kann, ohne etwas außer ſich gewahr zu werden, und er iſt in ſeiner Art ein recht gebildeter, wackrer, ordentlicher Mann.

Den 12 October.

Geſtern gaben ſie zu St. Lucas ein neues Stück: l'Inglicismo in Italia. Da viele Engländer in Italien leben, ſo iſt es natürlich, daß ihre Sitten bemerkt werden, und ich dachte hier zu erfahren, wie die Italiäner dieſe reichen und ihnen ſo willkommenen Gäſte betrachten; aber es war ganz und gar nichts. Einige glückliche Narrenſcenen, wie immer, das übrige aber zu ſchwer und ernſtlich gemeint, und denn doch keine Spur von Engliſchem Sinn, die gewöhnlichen Italiäniſchen, ſittlichen Gemeinſprüche, und auch nur auf das Gemeinſte gerichtet.

Auch gefiel es nicht und war auf dem Punct ausgepfiffen zu werden; die Schauſpieler fühlten ſich nicht in ihrem Elemente, nicht auf dem Platze von Chiozza. Da dieß das letzte Stück iſt was ich hier ſehe, ſo ſcheint es,

mein Enthusiasmus für jene Nationalrepräsentation sollte noch durch diese Folie erhöht werden.

Nachdem ich zum Schluß mein Tagebuch durchgegangen, kleine Schreibtafelbemerkungen eingeschaltet, so sollen die Acten inrotulirt, und den Freunden zum Urtheilsspruch zugeschickt werden. Schon jetzt finde ich manches in diesen Blättern, das ich näher bestimmen, erweitern und verbessern könnte; es mag stehen als Denkmal des ersten Eindrucks, der, wenn er auch nicht immer wahr wäre, uns doch köstlich und werth bleibt. Könnte ich nur den Freunden einen Hauch dieser leichtern Existenz hinüber senden! Jawohl ist dem Italiäner das ultramontane eine dunkle Vorstellung, auch mir kommt das Jenseits der Alpen nun düster vor; doch winken freundliche Gestalten immer aus dem Nebel. Nur das Klima würde mich reizen, diese Gegenden jenen vorzuziehen: denn Geburt und Gewohnheit sind mächtige Fesseln. Ich möchte hier nicht leben, wie überall an keinem Orte, wo ich unbeschäftigt wäre; jetzt macht mir das Neue unendlich viel zu schaffen. Die Baukunst steigt, wie ein alter Geist, aus dem Grabe hervor, sie heißt mich ihre Lehren, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache, studiren, nicht um sie auszuüben, oder mich in ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüthe zu verehren. Da Palladio alles auf Vitruv bezieht, so habe ich mir

auch die Ausgabe des Galliani angeschafft; allein dieser Foliante lastet in meinem Gepäck, wie das Studium desselben auf meinem Gehirn. Palladio hat mir durch seine Worte und Werke, durch seine Art und Weise des Denkens und Schaffens, den Vitruv schon näher gebracht und verdolmetscht, besser als die Italiänische Uebersetzung thun kann. Vitruv lies't sich nicht so leicht, das Buch ist an sich schon düster geschrieben und fordert ein kritisches Studium. Dessenungeachtet lese ich es flüchtig durch, und es bleibt mir mancher würdige Eindruck. Besser zu sagen: ich lese es wie ein Brevier, mehr aus Andacht, als zur Belehrung. Schon bricht die Nacht zeitiger ein, und gibt Raum zum Lesen und Schreiben.

Gott sey Dank, wie mir alles wieder lieb wird, was mir von Jugend auf werth war! Wie glücklich befinde ich mich, daß ich den alten Schriftstellern wieder näher zu treten wage! Denn jetzt darf ich es sagen, darf meine Krankheit und Thorheit bekennen. Schon einige Jahre her durft' ich keinen Lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten was mir ein Bild Italiens erneute. Geschah es zufällig, so erduldete ich die entsetzlichsten Schmerzen. Herder spottete oft über mich, daß ich all mein Latein aus dem Spinoza lerne, denn er hatte bemerkt, daß dieß das einzige Lateinische Buch war, das ich las; er wußte aber nicht, wie sehr ich mich vor den Alten hüten mußte, wie ich mich in jene abstrusen Allge-

meinheiten nur ängstlich flüchtete. Noch zuletzt hat mich die Wieland'sche Uebersetzung der Satyren höchst unglücklich gemacht; ich hatte kaum zwey gelesen, so war ich schon verrückt.

Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär' ich rein zu Grunde gegangen: zu einer solchen Reife war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gestiegen. Die historische Kenntniß fördert mich nicht, die Dinge standen nur eine Hand breit von mir ab; aber durch eine undurchdringliche Mauer geschieden. Es ist mir wirklich auch jetzt nicht etwa zu Muthe, als wenn ich die Sachen zum erstenmal sähe, sondern als ob ich sie wiedersähe. Ich bin nur kurze Zeit in Venedig, und habe mir die hiesige Existenz genugsam zugeeignet, und weiß, daß ich, wenn auch einen unvollständigen, doch einen ganz klaren und wahren Begriff mit wegnehme.

Venedig den 11 October, 2 Stunden in der Nacht.

In den letzten Augenblicken meines Hierseyns: denn es geht sogleich mit dem Courierschiffe nach Ferrara. Ich verlasse Venedig gern: denn um mit Vergnügen und Nutzen zu bleiben müßte ich andere Schritte thun, die außer meinem Plan liegen; auch verläßt jederman nun diese Stadt, und sucht seine Gärten und Besitzungen auf dem festen Lande. Ich habe indeß gut aufgeladen, und trage das reiche, sonderbare, einzige Bild mit mir fort.

Ferrara bis Rom.

Den 16 October, früh, auf dem Schiffe.

Meine Reisegesellschaft, Männer und Frauen, ganz leidliche und natürliche Menschen, liegen noch alle schlafend in der Cajüte. Ich aber, in meinen Mantel gehüllt, blieb auf dem Verdeck die beiden Nächte. Nur gegen Morgen ward es kühl. Ich bin nun in den fünf und vierzigsten Grad wirklich eingetreten, und wiederhole mein altes Lied: dem Landesbewohner wollt' ich alles lassen, wenn ich nur, wie Dido, so viel Klima mit Riemen umspannen könnte, um unsere Wohnungen damit einzufassen. Es ist denn doch ein ander Seyn. Die Fahrt bei herrlichem Wetter war sehr angenehm, die Aus- und Ansichten einfach, aber anmuthig. Der Po, ein freundlicher Fluß, zieht hier durch große Plainen, man sieht nur seine bebuschten und bewaldeten Ufer, keine Fernen. Hier, wie an der Etsch, sah ich alberne Wasserbaue, die kindisch und schädlich sind, wie die an der Saale.

Ferrara den 16 Nachts.

Seit früh sieben Uhr, Deutschen Zeigers, hier angelangt, bereite ich mich, morgen wieder weg zu gehen. Zum erstenmal überfällt mich eine Art von Unlust in dieser großen und schönen, flachgelegenen, entvölkerten

Stadt. Dieselben Straßen belebte sonst ein glänzender Hof, hier wohnte Ariost unzufrieden, Tasso unglücklich, und wir glauben uns zu erbauen, wenn wir diese Stätte besuchen. Ariosts Grabmal enthält viel Marmor, schlecht ausgetheilt. Statt Tasso's Gefängniß zeigen sie einen Holzstall, oder Kohlengewölbe, wo er gewiß nicht aufbewahrt worden ist. Auch weiß im Hause kaum jemand mehr, was man will. Endlich besinnen sie sich, um des Trinkgeldes willen. Es kommt mir vor, wie Doctor Luthers Dintenkleks, den der Castellan von Zeit zu Zeit wieder auffrischt. Die meisten Reisenden haben doch etwas Handwerkspurschenartiges, und sehen sich gern nach solchen Wahrzeichen um. Ich war ganz mürrisch geworden, so daß ich an einem schönen akademischen Institut, welches ein aus Ferrara gebürtiger Cardinal gestiftet und bereichert, wenig Theil nahm, doch erquickten mich einige alte Denkmale im Hofe.

Sodann erheiterte mich der gute Einfall eines Mahlers. Johannes der Täufer vor Herodes und Herodias. Der Prophet in seinem gewöhnlichen Wüstencostume deutet heftig auf die Dame. Sie sieht ganz gelassen den neben ihr sitzenden Fürsten, und der Fürst still und klug den Enthusiasten an. Vor dem Könige steht ein Hund, weiß, mittelgroß, unter dem Rock der Herodias hingegen kommt ein kleiner Bologneser hervor, welche beide den Propheten anbellen. Mich dünkt, das ist recht glücklich gedacht.

Cento den 17 Abends.

In einer beſſern Stimmung als geſtern ſchreibe ich aus Guercins Vaterſtadt. Es iſt aber auch ein ganz anderer Zuſtand. Ein freundliches, wohlgebautes Städtchen, von ungefähr fünf tauſend Einwohnern, nahrhaft, lebendig, reinlich, in einer unüberſehlich bebauten Plaine. Ich beſtieg nach meiner Gewohnheit ſogleich den Thurm. Ein Meer von Pappelſpitzen, zwiſchen denen man in der Nähe kleine Bauerhöfchen erblickt, jedes mit ſeinem eignen Feld umgeben. Köſtlicher Boden, ein mildes Klima. Es war ein Herbſtabend, wie wir unſerm Sommer ſelten einen verdanken. Der Himmel, den ganzen Tag bedeckt, heiterte ſich auf, die Wolken warfen ſich nord- und ſüdwärts an die Gebirge, und ich hoffe einen ſchönen morgenden Tag.

Hier ſah ich die Apenninen, denen ich mich nähere, zum erſtenmal. Der Winter dauert hier nur December und Januar, ein regniger April, übrigens nach Beſchaffenheit der Jahreszeit gut Wetter. Nie anhaltenden Regen; doch war dieſer September beſſer und wärmer als ihr Auguſt. Die Apenninen begrüßte ich freundlich in Süden, denn ich habe der Flächen bald genug. Morgen ſchreibe ich dort an ihrem Fuße.

Guercino liebte ſeine Vaterſtadt, wie überhaupt die Italiäner dieſen Localpatriotismus im höchſten Sinne hegen und pflegen, aus welchem ſchönen Gefühl ſo viel köſtliche Anſtalten, ja die Menge Ortsheilige entſprun-

gen ſind. Unter jenes Meiſters Leitung entſtand nun hier eine Mahlerakademie. Er hinterließ mehrere Bilder, an denen ſich noch der Bürger freut, die es aber auch werth ſind.

Guercin iſt ein heiliger Name, und im Munde der Kinder wie der Alten.

Sehr lieb war mir das Bild, den auferſtandenen Chriſtus vorſtellend, der ſeiner Mutter erſcheint. Vor ihm knieend, blickt ſie auf ihn mit unbeſchreiblicher Innigkeit. Ihre Linke berührt ſeinen Leib, gleich unter der unſeligen Wunde, die das ganze Bild verdirbt. Er hat ſeine linke Hand um ihren Hals gelegt, und biegt ſich, um ſie bequemer anzuſehen, ein wenig mit dem Körper zurück. Dieſes gibt der Figur etwas, ich will nicht ſagen Gezwungenes, aber doch Fremdes. Deſſenungeachtet bleibt ſie unendlich angenehm. Der ſtilltraurige Blick, mit dem er ſie anſieht, iſt einzig, als wenn ihm die Erinnerung ſeiner und ihrer Leiden, durch die Auferſtehung nicht gleich geheilt, vor der edlen Seele ſchwebte.

Stränge hat das Bild geſtochen; ich wünſchte daß meine Freunde wenigſtens dieſe Copie ſähen.

Darauf gewann eine Madonna meine Neigung. Das Kind verlangt nach der Bruſt, ſie zaudert ſchamhaft den Buſen zu entblößen. Natürlich, edel, köſtlich und ſchön.

Ferner eine Maria, die dem vor ihr ſtehenden und

nach den Zuſchauern gerichteten Kinde den Arm führt, daß es mit aufgehobenen Fingern den Segen austheile. Ein im Sinn der katholiſchen Mythologie ſehr glücklicher und oft wiederholter Gedanke.

Guercin iſt ein innerlich braver, männlich geſunder Mahler, ohne Rohheit. Vielmehr haben ſeine Sachen eine zarte moraliſche Grazie, eine ruhige Freiheit und Großheit, dabei etwas Eignes, daß man ſeine Werke, wenn man einmal das Auge darauf gebildet hat, nicht verkennen wird. Die Leichtigkeit, Reinlichkeit und Vollendung ſeines Pinſels ſetzt in Erſtaunen. Er bedient ſich beſonders ſchöner, in's Braunrothe gebrochener Farben zu ſeinen Gewändern. Dieſe harmoniren gar gut mit dem Blauen, das er auch gerne anbringt.

Die Gegenſtände der übrigen Bilder ſind mehr oder weniger unglücklich. Der gute Künſtler hat ſich gemartert, und doch Erfindung und Pinſel, Geiſt und Hand verſchwendet und verloren. Mir iſt aber ſehr lieb und werth, daß ich auch dieſen ſchönen Kunſtkreis geſehen habe, obgleich ein ſolches Vorüberrennen wenig Genuß und Belehrung gewährt.

Bologna, den 18 October Nachts.

Heute früh, vor Tage, fuhr ich von Cento weg, und gelangte bald genug hieher. Ein flinker und wohl unterrichteter Lohnbediente, ſobald er vernahm, daß ich

nicht lange zu verweilen gedächte, jagte mich durch alle Straßen, durch ſo viel Paläſte und Kirchen, daß ich kaum in meinem Volkmann anzeichnen konnte, wo ich geweſen war, und wer weiß ob ich mich künftig bei dieſen Merkzeichen aller der Sachen erinnere. Nun gedenke ich aber ein Paar lichter Puncte, an denen ich wahrhafte Beruhigung gefühlt.

Zuerſt alſo die Cäcilia von Raphael! Es iſt, was ich zum voraus wußte, nun aber mit Augen ſah: er hat eben immer gemacht, was andere zu machen wünſchten, und ich möchte jetzt nichts darüber ſagen, als daß es von ihm iſt. Fünf Heilige neben einander, die uns alle nichts angehen, deren Exiſtenz aber ſo vollkommen daſteht, daß man dem Bilde eine Dauer für die Ewigkeit wünſcht, wenn man gleich zufrieden iſt, ſelbſt aufgelöſ't zu werden. Um ihn aber recht zu erkennen, ihn recht zu ſchätzen, und ihn wieder auch nicht ganz als einen Gott zu preiſen, der, wie Melchiſedeck, ohne Vater und ohne Mutter erſchienen wäre, muß man ſeine Vorgänger, ſeine Meiſter anſehen. Dieſe haben auf dem feſten Boden der Wahrheit Grund gefaßt, ſie haben die breiten Fundamente emſig, ja ängſtlich gelegt, und mit einander wetteifernd die Pyramide ſtufenweis in die Höhe gebaut, bis er zuletzt, von allen dieſen Vortheilen unterſtützt, von dem himmliſchen Genius erleuchtet, den letzten Stein des Gipfels aufſetzte, über und neben dem kein anderer ſtehen kann.

Das

Das hiſtoriſche Intereſſe wird beſonders rege, wenn man die Werke der ältern Meiſter betrachtet. Francesco Francia iſt ein gar reſpectabler Künſtler, Peter von Perugia ein ſo braver Mann, daß man ſagen möchte eine ehrliche Deutſche Haut. Hätte doch das Glück Albrecht Dürern tiefer nach Italien geführt. In München habe ich ein paar Stücke von ihm geſehen, von unglaublicher Großheit. Der arme Mann, wie er ſich in Venedig verrechnet und mit den Pfaffen einen Accord macht, bei dem er Wochen und Monate verliert! Wie er auf ſeiner Niederländiſchen Reiſe gegen ſeine herrlichen Kunſtwerke, womit er ſein Glück zu machen hoffte, Papagayen eintauſcht, und, um das Trinkgeld zu ſparen, die Domeſtiken portraitirt, die ihm einen Teller Früchte bringen! Mir iſt ſo ein armer Narr von Künſtler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schickſal iſt, nur daß ich mir ein klein wenig beſſer zu helfen weiß.

Gegen Abend rettete ich mich endlich aus dieſer alten, ehrwürdigen, gelehrten Stadt aus der Volksmenge, die in den gewölbten Lauben, welche man faſt durch alle Straßen verbreitet ſieht, geſchützt vor Sonne und Witterung, hin und herwandeln, gaffen, kaufen und ihre Geſchäfte treiben kann. Ich beſtieg den Thurm und ergötzte mich an der freien Luft. Die Ausſicht iſt herrlich! Im Norden ſieht man die Paduaniſchen Berge, ſodann die Schweizer-, Tyroler-, Friauler-Alpen, genug, die ganze nördliche Kette, dießmal im Nebel. Gegen We-

sten ein unbegränzter Horizont, aus dem nur die Thürme von Modena herausragen. Gegen Osten eine gleiche Ebene, bis an's Adriatische Meer, welches man bei Sonnenaufgang gewahr wird. Gegen Süden die Vorbügel der Apenninen, bis an ihre Gipfel bepflanzt, bewachsen, mit Kirchen, Palästen, Gartenhäusern besetzt, wie die Vicentinischen Hügel. Es war ein ganz reiner Himmel, kein Wölkchen, nur am Horizont eine Art Höherauch. Der Thürmer versicherte, daß nunmehro seit sechs Jahren dieser Nebel nicht aus der Ferne komme. Sonst habe er durch das Sehrohr die Berge von Vicenza mit ihren Häusern und Capellen gar wohl entdecken können, jetzt, bei den hellsten Tagen, nur selten. Und dieser Nebel lege sich denn vorzüglich an die nördliche Kette, und mache unser liebes Vaterland zum wahren Cimmerien. Der Mann ließ mich auch die gesunde Lage und Luft der Stadt daran bemerken, daß ihre Dächer wie neu aussähen, und kein Ziegel durch Feuchtigkeit und Moos angegriffen sey. Man muß gestehen, die Dächer sind alle rein und schön, aber die Güte der Ziegeln mag auch etwas dazu beitragen, wenigstens in alten Zeiten hat man solche in diesen Gegenden kostbar gebrannt.

Der hängende Thurm ist ein abscheulicher Anblick, und doch höchst wahrscheinlich, daß er mit Fleiß so gebaut worden. Ich erkläre mir diese Thorheit folgendermaßen. In den Zeiten der städtischen Unruhen ward jedes große Gebäude zur Festung, aus der jede mächtige

Familie einen Thurm erhob. Nach und nach wurde dieß zu einer Luſt- und Ehrenſache, jeder wollte auch mit einem Thurm prangen, und als zuletzt die graden Thürme gar zu alltäglich waren, ſo baute man einen ſchiefen. Auch haben Architekt und Beſitzer ihren Zweck erreicht, man ſieht an den vielen graden ſchlanken Thürmen hin, und ſucht den krummen. Ich war nachher oben auf demſelben. Die Backſteinſchichten liegen horizontal. Mit gutem bindendem Kitt, und eiſernen Ankern, kann man ſchon tolles Zeug machen.

Den 19 October. Abends.

Meinen Tag habe ich beſtmöglichſt angewendet, um zu ſehen und wieder zu ſehen, aber es geht mit der Kunſt wie mit dem Leben: je weiter man hineinkommt, je breiter wird ſie. An dieſem Himmel treten wieder neue Geſtirne hervor, die ich nicht berechnen kann und die mich irre machen: die Carracci, Guido, Dominichin, in einer ſpätern glücklichern Kunſtzeit entſprungen; ſie aber wahrhaft zu genießen, gehört Wiſſen und Urtheil, welches mir abgeht und nur nach und nach erworben werden kann. Ein großes Hinderniß der reinen Betrachtung und der unmittelbaren Einſicht ſind die meiſt unſinnigen Gegenſtände der Bilder, über die man toll wird, indem man ſie verehren und lieben möchte.

Es iſt als da ſich die Kinder Gottes mit den Töchtern

der Menschen vermählten, daraus entstanden mancherlei Ungeheuer. Indem der himmlische Sinn des Guido, sein Pinsel, der nur das Vollkommenste was geschaut werden kann hätte mahlen sollen, dich anzieht, so möchtest du gleich die Augen von den abscheulich dummen, mit keinen Schelworten der Welt genug zu erniedrigenden Gegenständen wegkehren, und so geht es durchaus; man ist immer auf der Anatomie, dem Rabensteine, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch von außen Erwartetes. Entweder Missethäter oder Verzuckte, Verbrecher oder Narren, wo denn der Mahler, um sich zu retten, einen nackten Kerl, eine hübsche Zuschauerin herbei schleppt, allenfalls seine geistlichen Helden als Gliedermänner tractirt, und ihnen recht schöne Faltenmäntel überwirft. Da ist nichts was einen menschlichen Begriff gäbe! Unter zehn Sujets nicht Eins das man hätte mahlen sollen, und das Eine hat der Künstler nicht von der rechten Seite nehmen dürfen.

Das große Bild von Guido, in der Kirche der Mendicanti, ist alles was man mahlen, aber auch alles was man Unsinniges bestellen und dem Künstler zumuthen kann. Es ist ein Votivbild. Ich glaube der ganze Senat hat es gelobt und auch erfunden. Die beiden Engel, die werth wären eine Psyche in ihrem Unglück zu trösten, müssen hier —

Der heilige Proclus, eine ſchöne Figur; aber dann die andern, Biſchöfe und Pfaffen! Unten ſind himmliſche Kinder, die mit Attributen ſpielen. Der Mahler dem das Meſſer an der Kehle ſaß, ſuchte ſich zu helfen, wie er konnte, er mühte ſich ab, nur um zu zeigen, daß nicht er der Barbar ſey. Zwey nackte Figuren von Guido: ein Johannes in der Wüſte, ein Sebaſtian, wie köſtlich gemahlt, und was ſagen ſie? der eine ſperrt das Maul auf, und der andere krümmt ſich.

Betrachte ich in dieſem Unmuth die Geſchichte, ſo möchte ich ſagen: der Glaube hat die Künſte wieder hervorgehoben, der Aberglaube hingegen iſt Herr über ſie geworden, und hat ſie abermals zu Grunde gerichtet.

Nach Tiſche etwas milder und weniger anmaßlich geſtimmt, als heute früh, bemerkte ich folgendes in meine Schreibtafel: Im Palaſt Tanari iſt ein berühmtes Bild von Guido, die ſäugende Maria vorſtellend, über Lebensgröße, der Kopf als wenn ihn ein Gott gemahlt hätte; unbeſchreiblich iſt der Ausdruck, mit welchem ſie auf den ſäugenden Knaben heruntersieht. Mir ſcheint es eine ſtille, tiefe Duldung, nicht als wenn ſie ein Kind der Liebe und Freude, ſondern ein untergeſchobenes himmliſches Wechſelkind nur ſo an ſich zehren ließe, weil es nun einmal nicht anders iſt, und ſie in tiefſter Demuth gar nicht begreift, wie ſie dazu kommt. Der übrige Raum iſt durch ein ungeheures Gewand ausgefüllt, welches die Kenner höchlich preiſen; ich wußte

nicht recht was ich daraus machen ſollte. Auch ſind die Farben dunkler geworden; das Zimmer und der Tag waren nicht die hellſten.

Unerachtet der Verwirrung, in der ich mich befinde, fühle ich doch ſchon, daß Uebung, Bekanntſchaft und Neigung mir ſchon in dieſen Irrgärten zu Hülfe kommen. So ſprach mich eine Beſchneidung von Guercin mächtig an, weil ich den Mann ſchon kenne und liebe. Ich verzieh den unleidlichen Gegenſtand und freute mich an der Ausführung. — Gemahlt was man ſich denken kann, alles daran reſpectabel und vollendet als wenn's Emaille wäre.

Und ſo geht mir's denn wie Bileam, dem confuſen Propheten, welcher ſegnete da er zu fluchen gedachte, und dieß würde noch öfter der Fall ſeyn, wenn ich länger verweilte.

Trifft man denn gar wieder einmal auf eine Arbeit von Raphael, oder die ihm wenigſtens mit einiger Wahrſcheinlichkeit zugeſchrieben wird, ſo iſt man gleich vollkommen geheilt und froh. So habe ich eine heilige Agathe gefunden, ein koſtbares, obgleich nicht ganz wohl erhaltenes Bild. Der Künſtler hat ihr eine geſunde, ſichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Kälte und Rohheit. Ich habe mir die Geſtalt wohl gemerkt, und werde ihr im Geiſt meine Iphigenie vorleſen, und meine Heldin nichts ſagen laſſen, was dieſe Heilige nicht ausſprechen möchte.

Da ich nun wieder einmal dieſer ſüßen Bürde gedenke, die ich auf meiner Wanderung mit mir führe, ſo kann ich nicht verſchweigen daß zu den großen Kunſt- und Naturgegenſtänden, durch die ich mich durcharbeiten muß, noch eine wunderſame Folge von poetiſchen Geſtalten hindurch zieht, die mich beunruhigen. Von Cento herüber wollte ich meine Arbeit an Iphigenia fortſetzen, aber was geſchah: der Geiſt führte mir das Argument der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden. So kurz als möglich ſey es hier verzeichnet:

Elektra, in gewiſſer Hoffnung, daß Oreſt das Bild der Tauriſchen Diana nach Delphi bringen werde, erſcheint in dem Tempel des Apoll, und widmet die grauſame Art, die ſo viel Unheil in Pelops Hauſe angerichtet, als ſchließliches Sühnopfer dem Gotte. Zu ihr tritt, leider, einer der Griechen, und erzählt wie er Oreſt und Pylades nach Tauris begleitet, die beiden Freunde zum Tode führen ſehen und ſich glücklich gerettet. Die leidenſchaftliche Elektra kennt ſich ſelbſt nicht, und weiß nicht, ob ſie gegen Götter oder Menſchen ihre Wuth richten ſoll.

Indeſſen ſind Iphigenie, Oreſt und Pylades gleichfalls zu Delphi angekommen. Iphigeniens heilige Ruhe contraſtirt gar merkwürdig mit Elektrens irdiſcher Leidenſchaft, als die beiden Geſtalten wechſelſeitig unerkannt zuſammentreffen. Der entflohene Grieche erblickt Iphi-

genien, erkennt die Priesterin welche die Freunde geopfert, und entdeckt es Elektren. Diese ist im Begriff mit demselbigen Beil, welches sie dem Altar wieder entreißt, Iphigenien zu ermorden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Uebel von Geschwistern abwendet. Wenn diese Scene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Wo soll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!

Indem ich mich nun in dem Drang einer solchen Ueberfüllung des Guten und Wünschenswerthen geängstigt fühle, so muß ich meine Freunde an einen Traum erinnern, der mir, es wird eben ein Jahr seyn, bedeutend genug schien. Es träumte mir nämlich: ich landete mit einem ziemlich großen Kahn an einer fruchtbaren, reich bewachsenen Insel, von der mir bewußt war, daß daselbst die schönsten Fasanen zu haben seyen. Auch handelte ich sogleich mit den Einwohnern um solches Gefieder, welches sie auch sogleich häufig, getödtet, herbeibrachten. Es waren wohl Fasanen, wie aber der Traum alles umzubilden pflegt, so erblickte man lange farbig beaugte Schweife, wie von Pfauen oder seltenen Paradiesvögeln. Diese brachte man mir schockweise in's Schiff, legte sie mit den Köpfen nach innen, so zierlich gehäuft, daß die langen bunten Federschweife, nach außen hängend, im Sonnenglanz den herrlichsten Schober bildeten, den man sich denken kann, und zwar

ſo reich, daß für den Steuernden und die Rudernden kaum hinten und vorn geringe Räume verblieben. So durchſchnitten wir die ruhige Fluth und ich nannte mir indeſſen ſchon die Freunde, denen ich von dieſen bunten Schätzen mittheilen wollte. Zuletzt in einem großen Hafen landend, verlor ich mich zwiſchen ungeheuer bemaſteten Schiffen, wo ich von Verdeck auf Verdeck ſtieg, um meinem kleinen Kahn einen ſichern Landungsplatz zu ſuchen.

An ſolchen Wahnbildern ergötzen wir uns, die, weil ſie aus uns ſelbſt entſpringen, wohl Analogie mit unſerm übrigen Leben und Schickſalen haben müſſen.

Nun war ich auch in der berühmten wiſſenſchaftlichen Anſtalt, das Inſtitut oder die Studien genannt. Das große Gebäude, beſonders der innere Hof, ſieht ernſthaft genug aus, obgleich nicht von der beſten Baukunſt. Auf den Treppen und Corridors fehlte es nicht an Stucco- und Frescozierden; alles iſt anſtändig und würdig, und über die mannichfaltigen ſchönen und wiſſenswerthen Dinge, die hier zuſammengebracht worden, erſtaunt man billig, doch will es einem Deutſchen dabei nicht wohl zu Muthe werden, der eine freiere Studienweiſe gewohnt iſt.

Mir fiel eine frühere Bemerkung hier wieder in die Gedanken, daß ſich der Menſch, im Gange der alles

verändernden Zeit, so schwer los macht von dem was eine Sache zuerst gewesen, wenn ihre Bestimmung in der Folge sich auch verändert. Die christlichen Kirchen halten noch immer an der Basilikenform, wenn gleich die Tempelgestalt vielleicht dem Cultus vortheilhafter wäre. Wissenschaftliche Anstalten haben noch das klösterliche Ansehn, weil in solchen frommen Bezirken die Studien zuerst Raum und Ruhe gewannen. Die Gerichtssäle der Italiäner sind so weit und hoch, als das Vermögen einer Gemeinde zureicht, man glaubt auf dem Marktplatze unter freiem Himmel zu seyn, wo sonst Recht gesprochen wurde. Und bauen wir nicht noch immer die größten Theater mit allem Zubehör unter ein Dach, als wenn es die erste Meßbude wäre, die man auf kurze Zeit von Bretern zusammen schlug? Durch den ungeheuern Zudrang der Wißbegierigen, um die Zeit der Reformation, wurden die Schüler in Bürgerhäuser getrieben, aber wie lange hat es nicht gedauert, bis wir unsere Waisenhäuser aufthaten, und den armen Kindern diese so nothwendige Welterziehung verschafften.

Bologna, den 20 Abends.

Diesen heitern schönen Tag habe ich ganz unter freiem Himmel zugebracht. Kaum nahe ich mich den Bergen, so werde ich schon wieder vom Gestein angezogen. Ich komme mir vor, wie Antäus, der sich immer neu ge-

ſtärkt fühlt, je kräftiger man ihn mit ſeiner Mutter Erde in Berührung bringt.

Ich ritt nach Paderno, wo der ſogenannte Bologneſer Schwerſpath gefunden wird, woraus man die kleinen Kuchen bereitet, welche calcinirt im Dunkeln leuchten, wenn ſie vorher dem Lichte ausgeſetzt geweſen, und die man hier kurz und gut Fosfori nennt.

Auf dem Wege fand ich ſchon ganze Felſen Frauenei's zu Tage anſtehend, nachdem ich ein ſandiges Thongebirg hinter mir gelaſſen hatte. Bei einer Ziegelhütte geht ein Waſſerriß hinunter, in welchen ſich viele kleinere ergießen. Man glaubt zuerſt einen aufgeſchwemmten Lehmhügel zu ſehen, der vom Regen ausgewaſchen wäre, doch konnte ich bei näherer Betrachtung von ſeiner Natur ſo viel entdecken: das feſte Geſtein, woraus dieſer Theil des Gebirges beſteht, iſt ein ſehr feinblättriger Schieferthon, welcher mit Gyps abwechſelt. Das ſchiefrige Geſtein iſt ſo innig mit Schwefelkies gemiſcht, daß es, von Luft und Feuchtigkeit berührt, ſich ganz und gar verändert. Es ſchwillt auf, die Lagen verlieren ſich, es entſteht eine Art Letten, muſchlig, zerbröckelt, auf den Flächen glänzend, wie Steinkohlen. Nur an großen Stücken, deren ich mehrere zerſchlug, und beide Geſtalten deutlich wahrnahm, konnte man ſich von dem Uebergange, von der Umbildung überzeugen. Zugleich ſieht man die muſchligen Flächen mit weißen Puncten beſchlagen, manchmal ſind gelbe Partieen drin; ſo zerfällt nach

und nach die ganze Oberfläche, und der Hügel sieht wie ein verwitterter Schwefelkies im Großen aus. Es finden sich unter den Lagen auch härtere, grüne und rothe. Schwefelkies hab' ich in dem Gestein auch öfters angeflogen gefunden.

Nun stieg ich in den Schluchten des bröcklich aufgelösten Gebirgs hinauf, wie sie von den letzten Regengüssen durchwaschen waren, und fand, zu meiner Freude, den gesuchten Schwerspath häufig, meist in unvollkommener Eyform, an mehreren Stellen des eben zerfallenden Gebirgs hervorschauen, theils ziemlich rein, theils noch von dem Thon, in welchem er stack, genau umgeben. Daß es keine Geschiebe seyen, davon kann man sich bei'm ersten Anblick überzeugen. Ob sie gleichzeitig mit der Schieferthonlage, oder ob sie erst bei Auflösung oder Zersetzung derselben entstanden, verdient eine nähere Untersuchung. Die von mir aufgefundenen Stücke nähern sich, größer oder kleiner, einer unvollkommenen Engestalt, die kleinsten gehen auch wohl in eine undeutliche Krystallform über. Das schwerste Stück, welches ich gefunden, wiegt siebzehn Loth. Auch fand ich in demselbigen Thon lose, vollkommene Gypskrystalle. Nähere Bestimmung werden Kenner, an den Stücken die ich mitbringe, zu entwickeln wissen. Und ich wäre nun also schon wieder mit Steinen belastet! Ein Achtelscentner dieses Schwerspaths habe ich aufgepackt.

Den 20 October, in der Nacht.

Wie viel hätte ich noch zu ſagen, wenn ich alles geſtehen wollte was mir an dieſem ſchönen Tage durch den Kopf ging. Aber mein Verlangen iſt ſtärker als meine Gedanken. Ich fühle mich unwiderſtehlich vorwärts gezogen, nur mit Mühe ſammle ich mich an dem Gegenwärtigen. Und es ſcheint, der Himmel erhört mich. Es meldet ſich ein Vetturin gerade nach Rom, und ſo werde ich übermorgen unaufhaltſam dorthin abgehen. Da muß ich denn wohl heute und morgen nach meinen Sachen ſehn, manches beſorgen und wegarbeiten.

Logano auf den Apenninen, den 21 October Abends.

Ob ich mich heute ſelbſt aus Bologna getrieben, oder ob ich daraus gejagt worden, wüßte ich nicht zu ſagen. Genug, ich ergriff mit Leidenſchaft einen ſchnellern Anlaß abzureiſen. Nun bin ich hier in einem elenden Wirthshauſe, in Geſellſchaft eines päpſtlichen Officiers, der nach Perugia, ſeiner Vaterſtadt, geht. Als ich mich zu ihm in den zweyrädrigen Wagen ſetzte, machte ich ihm, um etwas zu reden, das Compliment, daß ich, als ein Deutſcher, der gewohnt ſey mit Soldaten umzugehen, ſehr angenehm finde, nun mit einem päpſtlichen Officier in Geſellſchaft zu reiſen. — Nehmt mir nicht übel, verſetzte er darauf, ihr könnt wohl eine Nei-

gung zum Soldatenſtande haben, denn ich höre, in Deutſchland iſt alles Militär; aber was mich betrifft, obgleich unſer Dienſt ſehr läßlich iſt, und ich in Bologna, wo ich in Garniſon ſtehe, meiner Bequemlichkeit vollkommen pflegen kann, ſo wollte ich doch, daß ich dieſe Jacke los wäre, und das Gütchen meines Vaters verwaltete. Ich bin aber der jüngere Sohn, und ſo muß ich mir's gefallen laſſen.

Den 22 Abends.

Giredo, auch ein kleines Neſt auf den Apenninen, wo ich mich recht glücklich fühle, meinen Wünſchen entgegen reiſend. Heute geſellten ſich reitend ein Herr und eine Dame zu uns, ein Engländer mit einer ſogenannten Schweſter. Ihre Pferde ſind ſchön, ſie reiten aber ohne Bedienung, und der Herr macht, wie es ſcheint, zugleich den Reitknecht und den Kammerdiener. Sie finden überall zu klagen, man glaubt einige Blätter im Archenholz zu leſen.

Die Apenninen ſind mir ein merkwürdiges Stück Welt. Auf die große Fläche der Regionen des Po's folgt ein Gebirg, das ſich aus der Tiefe erhebt, um zwiſchen zwey Meeren, ſüdwärts das feſte Land zu endigen. Wäre die Gebirgsart nicht zu ſteil, zu hoch über der Meeresfläche, nicht ſo ſonderbar verſchlungen, daß Ebbe und Fluth vor alten Zeiten mehr und länger hätten

hereinwirken, größere Flächen bilden und überspülen können, so wäre es eins der schönsten Länder in dem herrlichsten Klima, etwas höher als das andere Land. So aber ist's ein seltsam Gewebe von Bergrücken gegen einander; oft sieht man gar nicht ab, wohin das Wasser seinen Ablauf nehmen will. Wären die Thäler besser ausgefüllt, die Flächen mehr platt und überspült, so könnte man das Land mit Böhmen vergleichen, nur daß die Berge auf alle Weise einen andern Charakter haben. Doch muß man sich keine Bergwüste, sondern ein meist bebautes, obgleich gebirgiges Land vorstellen. Castanien kommen hier sehr schön, der Waizen ist trefflich, und die Saat schon hübsch grün. Immergrüne Eichen mit kleinen Blättern stehen am Wege, um die Kirchen und Capellen aber schlanke Cypressen.

Gestern Abend war das Wetter trübe, heute ist's wieder hell und schön.

Den 25 Abends. Perugia.

Zwey Abende habe ich nicht geschrieben. Die Herbergen waren so schlecht, daß an kein Auslegen eines Blattes zu denken war. Auch fängt es mir an ein bißchen verworren zu werden: denn seit der Abreise von Venedig spinnt sich der Reiserocken nicht so schön und glatt mehr ab.

Den drey und zwanzigsten früh, unserer Uhr um

Zehne, kamen wir aus den Apenninen hervor, und sahen Florenz liegen, in einem weiten Thal, das unglaublich bebaut und in's Unendliche mit Villen und Häusern besät ist.

Die Stadt hatte ich eiligst durchlaufen, den Dom, das Baptisterium. Hier that sich wieder eine ganz neue mir unbekannte Welt auf, an der ich nicht verweilen will. Der Garten Boboli liegt köstlich. Ich eilte so schnell heraus als hinein.

Der Stadt sieht man den Volksreichthum an, der sie erbaut hat; man erkennt, daß sie sich einer Folge von glücklichen Regierungen erfreute. Ueberhaupt fällt es auf, was in Toscana gleich die öffentlichen Werke, Wege, Brücken für ein schönes grandioses Ansehen haben. Es ist hier alles zugleich tüchtig und reinlich, Gebrauch und Nutzen mit Anmuth sind beabsichtigt, überall läßt sich eine belebende Sorgfalt bemerken. Der Staat des Papstes hingegen scheint sich nur zu erhalten, weil ihn die Erde nicht verschlingen will.

Wenn ich neulich von den Apenninen sagte, was sie seyn könnten, das ist nun Toscana: weil es so viel tiefer lag, so hat das alte Meer recht seine Schuldigkeit gethan, und tiefen Lehmboden aufgehäuft. Er ist hellgelb und leicht zu verarbeiten. Sie pflügen tief, aber noch recht auf die ursprüngliche Art: ihr Pflug hat keine Räder, und die Pflugschaar ist nicht beweglich. So schleppt sie der Bauer, hinter seinen Ochsen gebückt, einher,

einher, und wühlt die Erde auf. Es wird bis fünfmal gepflügt, wenigen und nur sehr leichten Dünger streuen sie mit den Händen. Endlich säen sie den Waizen, dann häufen sie schmale Sotteln auf, dazwischen entstehen tiefe Furchen, alles so gerichtet, daß das Regenwasser ablaufen muß. Die Frucht wächst nun auf den Sotteln in die Höhe, in den Furchen gehen sie hin und her wenn sie jäten. Diese Verfahrungsart ist begreiflich, wo Nässe zu fürchten ist; warum sie es aber auf den schönsten Gebreiten thun, kann ich nicht einsehen. Diese Betrachtung machte ich bei Arezzo, wo sich eine herrliche Plaine aufthut. Keiner kann kein Feld sehen, nirgends auch nur eine Erdscholle, alles klar wie gesiebt. Der Waizen gedeiht hier recht schön, und er scheint hier alle seiner Natur gemäßen Bestimmungen zu finden. Das zweyte Jahr bauen sie Bohnen für die Pferde, die hier keinen Haser bekommen. Es werden auch Lupinen gesäet, die jetzt schon vortrefflich grün stehen und im März Früchte bringen. Auch der Lein hat schon gekeimt, er bleibt den Winter über und wird durch den Frost nur dauerhafter.

Die Oelbäume sind wunderliche Pflanzen; sie sehen fast wie Weiden, verlieren auch den Kern, und die Rinde klafft aus einander. Aber sie haben dessen ungeachtet ein festeres Ansehn. Man sieht auch dem Holze an, daß es langsam wächst, und sich unsäglich fein organisirt. Das Blatt ist weidenartig, nur wenige Blät-

ter am Zweige. Um Florenz, an den Bergen, iſt alles mit Oelbäumen und Weinſtöcken bepflanzt, dazwiſchen wird das Erdreich zu Körnern benutzt. Bei Arezzo und ſo weiter läßt man die Felder freier. Ich finde daß man dem Epheu nicht genug abwehrt, der den Oelbäumen und andern ſchädlich iſt, da es ſo ein leichtes wäre ihn zu zerſtören. Wieſen ſieht man gar nicht. Man ſagt das Türkiſche Korn zehre den Boden aus; ſeitdem es eingeführt worden habe der Ackerbau in anderm Betracht verloren. Ich glaube es wohl, bei dem geringen Dünger.

Heute Abend habe ich von meinem Hauptmann Abſchied genommen, mit der Verſicherung, mit dem Verſprechen, ihn auf meiner Rückreiſe in Bologna zu beſuchen. Er iſt ein wahrer Repräſentant vieler ſeiner Landsleute. Hier einiges, das ihn beſonders bezeichnet. Da ich oft ſtill und nachdenklich war, ſagte er einmal: „che pensa! non deve mai pensar l'uomo, pensando s'invecchia.“ Das iſt verdolmetſcht: Was denkt ihr viel! der Menſch muß niemals denken, denkend altert man nur. Und nach einigem Geſpräch: „non deve fermarsi l'uomo in una sola cosa, perche allora divien matto; bisogna aver mille cose, una confusione nella testa.“ auf Deutſch: „der Menſch muß ſich nicht auf eine einzige Sache heften, denn da wird er toll, man muß tauſend Sachen, eine Confuſion im Kopfe haben.“

Der gute Mann konnte freilich nicht wiſſen, daß ich

eben darum still und nachdenkend war, weil eine Confusion von alten und neuen Gegenständen mir den Kopf verwirrte. Die Bildung eines solchen Italiäners wird man noch klarer aus folgendem erkennen. Da er wohl merkte daß ich Protestant sey, sagte er nach einigem Umschweif, ich möchte ihm doch gewisse Fragen erlauben, denn er habe so viel Wunderliches von uns Protestanten gehört, worüber er endlich einmal Gewißheit zu haben wünsche. Dürft ihr denn, so fragte er, mit einem hübschen Mädchen auf einem guten Fuß leben, ohne mit ihr grade verheirathet zu seyn? — erlauben euch das eure Priester? Ich erwiderte darauf: unsere Priester sind kluge Leute, welche von solchen Kleinigkeiten keine Notiz nehmen. Freilich, wenn wir sie darum fragen wollten, so würden sie es uns nicht erlauben. Ihr braucht sie also nicht zu fragen? rief er aus, o ihr Glücklichen! und da ihr ihnen nicht beichtet, so erfahren sie's nicht. Hierauf erging er sich in Schelten und Mißbilligen seiner Pfaffen, und in dem Preise unserer seligen Freiheit. — Was jedoch die Beichte betrifft, fuhr er fort, wie verhält es sich damit? Man erzählt uns, daß alle Menschen, auch die keine Christen sind, dennoch beichten müssen; weil sie aber in ihrer Verstockung nicht das Rechte treffen können, so beichten sie einem alten Manne; welches denn freilich lächerlich und gottlos genug ist, aber doch beweist, daß sie die Nothwendigkeit der Beichte anerkennen. Hierauf erklärte ich ihm unsere

Begriffe von der Beichte, und wie es dabei zugehe. Das kam ihm sehr bequem vor, er meinte aber, es sey ungefähr eben so gut als wenn man einem Baum beichtete. Nach einigem Zaudern ersucht' er mich sehr ernsthaft, über einen andern Punct ihm redlich Auskunft zu geben: er habe nämlich aus dem Munde eines seiner Priester, der ein wahrhafter Mann sey, gehört, daß wir unsere Schwestern heirathen dürften, welches denn doch eine starke Sache sey. Als ich diesen Punct verneinte, und ihm einige menschliche Begriffe von unserer Lehre beibringen wollte, mochte er nicht sonderlich darauf merken, denn es kam ihm zu alltäglich vor, und er wandte sich zu einer neuen Frage: — Man versichert uns, sagte er, daß Friedrich der Große, welcher so viele Siege selbst über die Gläubigen davon getragen, und die Welt mit seinem Ruhm erfüllt, daß er, den jederman für einen Ketzer hält, wirklich katholisch sey, und vom Papste die Erlaubniß habe, es zu verheimlichen: denn er kommt, wie man weiß, in keine eurer Kirchen, verrichtet aber seinen Gottesdienst in einer unterirdischen Capelle, mit zerknirschtem Herzen, daß er die heilige Religion nicht öffentlich bekennen darf, denn freilich, wenn er das thäte, würden ihn seine Preußen, die ein bestialisches Volk und wüthende Ketzer sind, auf der Stelle todt schlagen, wodurch denn der Sache nicht geholfen wäre. Deßwegen hat ihm der heilige Vater jene Erlaubniß gegeben, dafür er denn aber auch die alleinseligmachende Religion im

Grillen ſo viel ausbreitet und begünſtigt als möglich. Ich ließ das alles gelten und erwiderte nur: da es ein großes Geheimniß ſey, könnte freilich niemand davon Zeugniß geben. Unſere fernere Unterhaltung war ungefähr immer von derſelben Art, ſo daß ich mich über die kluge Geiſtlichkeit wundern mußte, welche alles abzulehnen und zu entſtellen ſucht, was den dunkeln Kreis ihrer herkömmlichen Lehre durchbrechen und verwirren könnte.

Ich verließ Perugia an einem herrlichen Morgen, und fühlte die Seligkeit wieder allein zu ſeyn. Die Lage der Stadt iſt ſchön, der Anblick des See's höchſt erfreulich. Ich habe mir die Bilder wohl eingedrückt. Der Weg ging erſt hinab, dann in einem frohen, an beiden Seiten in der Ferne von Hügeln eingefaßten Thale hin, endlich ſah ich Aſſiſi liegen.

Aus Palladio und Volkmann wußte ich, daß ein köſtlicher Tempel der Minerva, zu Zeiten Auguſts gebaut, noch vollkommen daſtehe. Ich verließ bei Madonna del Angelo meinen Vetturin, der ſeinen Weg nach Foligne verfolgte, und ſtieg unter einem ſtarken Wind nach Aſſiſi hinauf, denn ich ſehnte mich, durch die für mich ſo einſame Welt eine Fußwanderung anzuſtellen. Die ungeheueren Subſtructionen der Babyloniſch übereinander gethürmten Kirchen, wo der heilige Franciscus ruht, ließ ich links, mit Abneigung, denn ich dachte mir daß darin die Köpfe ſo wie mein Hauptmanns-Kopf geſtempelt

würden. Dann fragte ich einen hübschen Jungen nach der Maria della Minerva; er begleitete mich die Stadt hinauf, die an einen Berg gebaut iſt. Endlich gelangten wir in die eigentliche alte Stadt, und ſiehe das löblichſte Werk ſtand vor meinen Augen, das erſte vollſtändige Denkmal der alten Zeit, das ich erblickte. Ein beſcheidener Tempel, wie er ſich für eine ſo kleine Stadt ſchickte, und doch ſo vollkommen, ſo ſchön gedacht, daß er überall glänzen würde. Nun vorerſt von ſeiner Stellung! Seitdem ich in Vitruv und Palladio geleſen, wie man Städte bauen, Tempel und öffentliche Gebäude ſtellen müſſe, habe ich einen großen Reſpect vor ſolchen Dingen. Auch hierin waren die Alten ſo groß im Natürlichen. Der Tempel ſteht auf der ſchönen mittlern Höhe des Berges, wo eben zwey Hügel zuſammen treffen, auf dem Platz, der noch jetzt der Platz heißt. Dieſer ſteigt ſelbſt ein wenig an, und es kommen auf demſelben vier Straßen zuſammen, die ein ſehr gedrücktes Andreas-Kreuz machen, zwey von unten herauf, zwey von oben herunter. Wahrſcheinlich ſtanden zur alten Zeit die Häuſer noch nicht, die jetzt dem Tempel gegenüber gebaut die Ausſicht verſperren. Denkt man ſie weg, ſo blickte man gegen Mittag in die reichſte Gegend, und zugleich würde Minervens Heiligthum von allen Seiten her geſehen. Die Anlage der Straßen mag alt ſeyn, denn ſie folgen aus der Geſtalt und dem Abhange des Berges. Der Tempel ſteht nicht in der Mitte des

Platzes, aber ſo gerichtet, daß er dem von Rom Heraufkommenden verkürzt gar ſchön ſichtbar wird. Nicht allein das Gebäude ſollte man zeichnen, ſondern auch die glückliche Stellung.

An der Façade konnte ich mich nicht ſatt ſehen, wie genialiſch conſequent auch hier der Künſtler gehandelt. Die Ordnung iſt Korinthiſch, die Säulenweiten etwas über zwey Model. Die Säulenfüße und die Platten darunter ſcheinen auf Piedeſtalen zu ſtehen, aber es ſcheint auch nur: denn der Sockel iſt fünfmal durchſchnitten und jedesmal gehen fünf Stufen zwiſchen den Säulen hinauf, da man denn auf die Fläche gelangt worauf eigentlich die Säulen ſtehen, und von welcher man auch in den Tempel hinein geht. Das Wagſtück den Sockel zu durchſchneiden, war hier am rechten Platze, denn da der Tempel am Berge liegt, ſo hätte die Treppe, die zu ihm hinauf führte, viel zu weit vorgelegt werden müſſen, und würde den Platz verengt haben. Wie viel Stufen noch unterhalb gelegen, läßt ſich nicht beſtimmen; ſie ſind, außer wenigen, verſchüttet und zugepflaſtert. Ungern riß ich mich von dem Anblick los, und nahm mir vor, alle Architekten auf dieſes Gebäude aufmerkſam zu machen, damit uns ein genauer Riß davon zukäme. Denn was Ueberlieferung für ein ſchlechtes Ding ſey, mußte ich dieſesmal wieder bemerken. Palladio auf den ich alles vertraute, gibt zwar dieſes Tempels Bild, er kann ihn aber nicht ſelbſt geſehen haben,

denn er ſetzt wirklich Piedeſtale auf die Fläche, wodurch die Säulen unmäßig in die Höhe kommen und ein garſtiges, Palmyriſches Ungeheuer entſteht, anſtatt daß in der Wirklichkeit ein ruhiger, lieblicher, das Auge und den Verſtand befriedigender Anblick erfreut. Was ſich durch die Beſchauung dieſes Werks in mir entwickelt, iſt nicht auszuſprechen, und wird ewige Früchte bringen. Ich ging am ſchönſten Abend, die Römiſche Straße bergab, im Gemüth zum ſchönſten beruhiget, als ich hinter mir rauhe heftige Stimmen vernahm, die unter einander ſtritten. Ich vermuthete, daß es die Sbirren ſeyn möchten, die ich ſchon in der Stadt bemerkt hatte. Ich ging gelaſſen vor mich hin, und horchte hinterwärts. Da konnte ich nun gar bald bemerken, daß es auf mich gemünzt ſey. Vier ſolcher Menſchen, zwey davon mit Flinten bewaffnet, in unerfreulicher Geſtalt, gingen vor mir vorbei, brummten, kehrten nach einigen Schritten zurück und umgaben mich. Sie fragten, wer ich wäre, und was ich hier thäte? Ich erwiderte, ich ſey ein Fremder der ſeinen Weg über Aſſiſi zu Fuße mache, indeſſen der Vetturin nach Foligno fahre. Dieß kam ihnen nicht wahrſcheinlich vor, daß jemand einen Wagen bezahle und zu Fuße gehe. Sie fragten ob ich im Gran Convento geweſen ſey. Ich verneinte dieß, und verſicherte ihnen, ich kenne das Gebäude von alten Zeiten her. Da ich aber ein Baumeiſter ſey, habe ich dießmal nur die Maria della Minerva in Augenſchein genommen, welches,

wie sie wüßten, ein musterhaftes Gebäude sey. Das läugneten sie nicht, nahmen aber sehr übel, daß ich dem Heiligen meine Aufwartung nicht gemacht, und gaben ihren Verdacht zu erkennen, daß wohl mein Handwerk seyn möchte, Contrebande einzuschwärzen. Ich zeigte ihnen das Lächerliche, daß ein Mensch, der allein auf der Straße gehe, ohne Ranzen mit leeren Taschen, für einen Contrebandisten gehalten werden solle. Darauf erbot ich mich mit ihnen nach der Stadt zurück und zum Podesta zu gehen, ihm meine Papiere vorzulegen, da er mich denn als einen ehrenvollen Fremden anerkennen werde. Sie brummten hierauf und meinten es sey nicht nöthig, und als ich mich immerfort mit entschiedenem Ernst betrug, entfernten sie sich endlich wieder nach der Stadt zu. Ich sah ihnen nach. Da gingen nun diese rohen Kerle im Vordergrunde, und hinter ihnen her blickte mich die liebliche Minerva noch einmal sehr freundlich und tröstend an, dann schaute ich links auf den tristen Dom des heiligen Franciscus, und wollte mein Weg verfolgen, als einer der unbewaffneten sich von der Truppe sonderte, und ganz freundlich auf mich los kam. Grüßend sagte er sogleich: ihr solltet, mein Herr Fremder, wenigstens mir ein Trinkgeld geben, denn ich versichere, daß ich euch alsobald für einen braven Mann gehalten, und dieß laut gegen meine Gesellen erklärt habe. Das sind aber Hitzköpfe und gleich oben hinaus, und haben keine Weltkenntniß. Auch werdet ihr bemerkt ha-

ben, daß ich euren Worten zuerst Beifall und Gewicht gab. Ich lobte ihn deßhalb und ersuchte ihn ehrenhafte Fremde, die nach Assisi, sowohl wegen der Religion, als wegen der Kunst kämen, zu beschützen; besonders die Baumeister, die zum Ruhme der Stadt den Minerven-Tempel, den man noch niemals recht gezeichnet und in Kupfer gestochen, nunmehro messen und abzeichnen wollten. Er möchte ihnen zur Hand gehen, da sie sich denn gewiß dankbar erweisen würden, und somit drückte ich ihm einige Silberstücke in die Hand, die ihn über seine Erwartung erfreuten. Er bat mich, ja wieder zu kommen, besonders müsse ich das Fest des Heiligen nicht versäumen, wo ich mich mit größter Sicherheit erbauen und vergnügen sollte. Ja, wenn es mir, als einem hübschen Manne, wie billig, um ein hübsches Frauenzimmer zu thun sey, so könne er mir versichern, daß die schönste und ehrbarste Frau von ganz Assisi, auf seine Empfehlung, mich mit Freuden aufnehmen werde. Er schied nun betheurend, daß er noch heute Abend, bei dem Grabe des Heiligen, meiner in Andacht gedenken, und für meine fernere Reise beten wolle. So trennten wir uns, und mir war sehr wohl mit der Natur und mit mir selbst wieder allein zu seyn. Der Weg nach Foligno war einer der schönsten und anmuthigsten Spaziergänge, die ich jemals zurückgelegt. Vier volle Stunden, an einem Berge hin, rechts ein reichbebautes Thal.

Mit den Vetturinen ist es eine leidige Fahrt; das

beſte, daß man ihnen bequem zu Fuße folgen kann. Von Ferrara laſſ' ich mich nun immer bis hieher ſo fort ſchleppen. Dieſes Italien, von Natur höchlich begünſtiget, blieb in allem Mechaniſchen und Techniſchen, worauf doch eine bequemere und friſchere Lebensweiſe gegründet iſt, gegen alle Länder unendlich zurück. Das Fuhrwerk der Vetturine, welches noch Sedia, ein Seſſel heißt, iſt gewiß aus den alten Tragſeſſeln entſtanden, in welchen ſich Frauen, ältere und vornehmere Perſonen, von Maulthieren tragen ließen. Statt des hintern Maulthiers, das man hervor neben die Gabel ſpannte, ſetzte man zwey Räder unter, und an keine weitere Verbeſſerung ward gedacht. Man wird, wie vor Jahrhunderten, noch immer fortgeſchaukelt, und ſo ſind ſie in ihren Wohnungen und allem.

Kann man die erſte poetiſche Idee, daß die Menſchen meiſt unter freiem Himmel lebten, und ſich gelegentlich manchmal aus Noth in Höhlen zurückzogen, noch realiſirt ſehen will, ſo muß man die Gebäude hier herum, beſonders auf dem Lande betreten, ganz im Sinn und Geſchmack der Höhlen. Eine ſo unglaubliche Sorgloſigkeit haben ſie, um über dem Nachdenken nicht zu veralten. Mit unerhörtem Leichtſinn verſäumen ſie, ſich auf den Winter auf längere Nächte vorzubereiten, und leiden deßhalb einen guten Theil des Jahres wie die Hunde. Hier in Foligno, in einer völlig Homeriſchen Haushaltung, wo alles um ein auf der Erde brennendes

Feuer, in einer großen Halle verſammelt iſt, ſchreit und lärmt, am langen Tiſche ſpeiſt, wie die Hochzeit von Cana gemahlt wird, ergreife ich die Gelegenheit dieſes zu ſchreiben, da einer ein Dintenfaß holen läßt, woran ich unter ſolchen Umſtänden nicht gedacht hätte. Aber man ſieht auch dieſem Blatt die Kälte und die Unbequemlichkeit meines Schreibtiſches an.

Jetzt fühl' ich wohl die Verwegenheit unvorbereitet und unbegleitet in dieſes Land zu gehen. Mit dem verſchiedenen Gelde, den Vetturinen, den Preiſen, den ſchlechten Wirthshäuſern iſt es eine tagtägliche Noth, daß einer, der zum erſtenmale, wie ich, allein geht, und ununterbrochnen Genuß hoffte und ſuchte, ſich unglücklich genug fühlen müßte. Ich habe nichts gewollt als das Land ſehen, auf welche Koſten es ſey, und wenn ſie mich auf Irions Rad nach Rom ſchleppen, ſo will ich mich nicht beklagen.

Terni, den 27 October Abends.

Wieder in einer Höhle ſitzend, die vor einem Jahr vom Erdbeben gelitten; das Städtchen liegt in einer köſtlichen Gegend, die ich auf einem Rundgange um daſſelbe her, mit Freuden beſchaute, am Anfang einer ſchönen Plaine zwiſchen Bergen die alle noch Kalk ſind. Wie Bologna drüben, ſo iſt Terni hüben an den Fuß des Gebirgs geſetzt.

Nun da der päpstliche Soldat mich verlaßen, ist ein Priester mein Gefährte. Dieser scheint schon mehr mit seinem Zustande zufrieden, und belehrt mich, den er freilich schon als Ketzer erkennt, auf meine Fragen sehr gern von dem Ritus und andern dahin gehörigen Dingen. Dadurch daß ich immer wieder unter neue Menschen komme, erreiche ich durchaus meine Absicht; man muß das Volk nur unter einander reden hören, was das für ein lebendiges Bild des ganzen Landes gibt. Sie sind auf die wunderbarste Weise sämmtlich Widersacher, haben den sonderbarsten Provinzial- und Stadteifer, können sich alle nicht leiden, die Stände sind in ewigem Streit und das alles mit inniger lebhafter, gegenwärtiger Leidenschaft, daß sie einem den ganzen Tag Komödie geben und sich bloßstellen, und doch fassen sie zugleich wieder auf, und merken gleich wo der Fremde sich in ihr Thun und Lassen nicht finden kann.

Spoleto hab' ich bestiegen, und war auf der Wasserleitung, die zugleich Brücke von einem Berg zu einem andern ist. Die zehen Bogen welche über das Thal reichen, stehen von Backsteinen ihre Jahrhunderte so ruhig da, und das Wasser quillt immer noch in Spoleto an allen Orten und Enden. Das ist nun das dritte Werk der Alten das ich sehe und immer derselbe große Sinn. Eine zweite Natur die zu bürgerlichen Zwecken handelt, das ist ihre Baukunst, so steht das Amphitheater, der Tempel und der Aquaduct. Nun fühle ich erst wie mir

mit Recht alle Willkürlichkeiten verhaßt waren, wie z. B. der Winterkasten auf dem Weißenstein, ein Nichts um Nichts, ein ungeheurer Confectaufsatz, und so mit tausend andern Dingen. Das steht nun alles todtgeboren da, denn was nicht eine wahre innere Existenz hat, hat kein Leben, und kann nicht groß seyn und nicht groß werden.

Was bin ich nicht den letzten acht Wochen schuldig geworden, an Freuden und Einsicht; aber auch Mühe hat mich's genug gekostet. Ich halte die Augen nur immer offen, und drücke mir die Gegenstände recht ein. Urtheilen möchte ich gar nicht, wenn es nur möglich wäre.

San Crocefisso, eine wunderliche Capelle am Wege, halte ich nicht für den Rest eines Tempels der am Orte stand, sondern man hat Säulen, Pfeiler, Gebälke gefunden und zusammengeflickt, nicht dumm aber toll. Beschreiben läßt sich's gar nicht, es ist wohl irgendwo in Kupfer gestochen.

Und so wird es einem denn doch wunderbar zu Muthe, daß uns, indem wir bemüht sind, einen Begriff des Alterthums zu erwerben, nur Ruinen entgegen stehen, aus denen man sich nun wieder das kümmerlich aufzuerbauen hätte, wovon man noch keinen Begriff hat.

Mit dem was man classischen Boden nennt, hat es eine andere Bewandtniß. Wenn man hier nicht phantastisch verfährt, sondern die Gegend real nimmt, wie

sie daliegt, so ist sie doch immer der entscheidende Schauplatz, der die größten Thaten bedingt, und so habe ich immer bisher den geologischen und landschaftlichen Blick benutzt, um Einbildungskraft und Empfindung zu unterdrücken, und mir ein freies klares Anschauen der Localität zu erhalten. Da schließt sich denn auf eine wundersame Weise die Geschichte lebendig an, und man begreift nicht wie einem geschieht, und ich fühle die größte Sehnsucht den Tacitus in Rom zu lesen.

Das Wetter darf ich auch nicht ganz hintan setzen. Da ich von Bologna die Apenninen herauf kam, zogen die Wolken noch immer nach Norden, späterhin veränderten sie ihre Richtung und zogen nach dem Trasimenischen See. Hier blieben sie hangen, zogen auch wohl gegen Mittag. Statt also daß die große Plaine des Po den Sommer über alle Wolken nach dem Tyroler Gebirg schickt, sendet sie jetzt einen Theil nach den Apenninen, daher mag die Regenzeit kommen.

Man fängt nun an die Oliven abzulesen. Sie thun es hier mit den Händen, an andern Orten schlagen sie mit Stöcken drein. Kommt ein frühzeitiger Winter, so bleiben die übrigen bis gegen das Frühjahr hängen. Heute habe ich auf sehr steinigem Boden die größten ältesten Bäume gesehen.

Die Gunst der Musen, wie die der Dämonen, besucht uns nicht immer zur rechten Zeit. Heute ward ich aufgeregt etwas auszubilden, was gar nicht an der Zeit

ist. Dem Mittelpuncte des Katholicismus mich nähernd, von Katholiken umgeben, mit einem Priester in eine Sedie eingesperrt, indem ich mit reinstem Sinn die wahrhafte Natur und die edle Kunst zu beobachten und aufzufassen trachte, trat mir so lebhaft vor die Seele, daß vom ursprünglichen Christenthum alle Spur verloschen ist; ja wenn ich mir es in seiner Reinheit vergegenwärtigte, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so mußte mir schaudern, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen ein unförmliches, ja barockes Heidenthum lastet. Da fiel mir der ewige Jude wieder ein, der Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwicklungen gewesen, und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr geräth zum zweytenmal gekreuzigt zu werden. Jene Legende: venio iterum crucifigi, sollte mir bei dieser Katastrophe zum Stoff dienen.

Dergleichen Träume schweben mir vor. Denn aus Ungeduld weiter zu kommen, schlafe ich angekleidet, und weiß nichts Hübscheres, als vor Tag aufgeweckt zu werden, mich schnell in den Wagen zu setzen, und zwischen Schlaf und Wachen dem Tag entgegen zu fahren, und dabei die ersten besten Phantasiebilder nach Belieben walten zu lassen.

Citta Caſtellana den 28 October.

Den letzten Abend will ich nicht fehlen. Es iſt noch nicht acht Uhr, und alles ſchon zu Bette; ſo kann ich noch zu guter Letzt des Vergangenen gedenken, und mich auf's nächſt Künftige freuen. Heute war ein ganz heiterer herrlicher Tag, der Morgen ſehr kalt, der Tag klar und warm, der Abend etwas windig, aber ſehr ſchön.

Von Terni fuhren wir ſehr früh aus; Narni kamen wir hinauf, ehe es Tag war, und ſo habe ich die Brücke nicht geſehen. Thäler und Tiefen, Nähe und Fernen, köſtliche Gegenden, alles Kalkgebirg, auch nicht eine Spur eines andern Geſteins.

Otriceli liegt auf einem der von den ehemaligen Strömungen zuſammen geſchwemmten Kiesbügel und iſt von Lava gebaut, jenſeits des Fluſſes hergeholt.

Sobald man über die Brücke hinüber iſt, findet man ſich im vulcaniſchen Terrain, es ſey nun unter wirklichen Laven, oder unter früherm Geſtein durch Röſtung und Schmelzung verändert. Man ſteigt einen Berg herauf, den man für graue Lava anſprechen möchte. Sie enthält viele weiße, granatförmig gebildete Kryſtalle. Die Chauſſee die von der Höhe nach Citta Caſtellana geht von eben dieſem Stein, ſehr ſchön glatt gefahren, die Stadt auf vulcaniſchen Tuff gebaut, in welchem ich Aſche, Bimsſtein und Lavaſtücke zu entdecken glaubte. Vom Schloſſe iſt die Ausſicht ſehr ſchön; der Berg Soracte ſteht einzeln gar mableriſch da, wahrſcheinlich ein

zu den Apenninen gehöriger Kalkberg. Die vulcaniſirenden Strecken ſind viel niedriger als die Apenninen, und nur das durchreißende Waſſer hat aus ihnen Berge und Felſen gebildet, da denn herrlich mahleriſche Gegenſtände, überhangende Klippen und ſonſtige landſchaftliche Zufälligkeiten, gebildet werden.

Morgen Abend alſo in Rom. Ich glaube es noch jetzt kaum, und wenn dieſer Wunſch erfüllt iſt, was ſoll ich mir nachher wünſchen; ich wüßte nichts als daß ich mit meinem Faſanenkahn glücklich zu Hauſe landen und meine Freunde geſund, froh und wohlwollend antreffen möge.

R o m

Rom den 1 November 1786.

Endlich kann ich den Mund aufthun und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sey mir das Geheimniß und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß Rom zu haben.

Und laßt mich nun auch sagen, daß ich tausendmal, ja beständig eurer gedenke, in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich jederman mit Leib und Seele in Norden gefesselt, alle Anmuthung nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen einen langen einsamen Weg zu machen, und den Mittelpunct zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog. Ja die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen; zuletzt durft' ich kein Lateinisch Buch mehr ansehen, keine Zeichnung einer Italiänischen Gegend. Die Begierde dieses Land zu sehen, war überreif: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswerth, ja um desto wünschenswerther, da ich mit Sicherheit empfinde: daß ich so viele Schätze nicht

zu eignem Beſitz und Privatgebrauch mitbringe, ſondern daß ſie mir und andern durch's ganze Leben zur Leitung und Förderniß dienen ſollen.

Rom den 1 November 1786.

Ja ich bin endlich in dieſer Hauptſtadt der Welt angelangt! Wenn ich ſie in guter Begleitung, angeführt von einem recht verſtändigen Manne, vor funfzehn Jahren geſehen hätte, wollte ich mich glücklich preiſen. Sollte ich ſie aber allein, mit eignen Augen ſehen und beſuchen, ſo iſt es gut, daß mir dieſe Freude ſo ſpät zu Theil ward.

Ueber das Tyroler Gebirg bin ich gleichſam weggeflogen. Verona, Vicenz, Padua, Venedig habe ich gut, Ferrara, Cento, Bologna flüchtig und Florenz kaum geſehen. Die Begierde nach Rom zu kommen war ſo groß, wuchs ſo ſehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war, und ich mich nur drey Stunden in Florenz aufhielt. Nun bin ich hier und ruhig, und wie es ſcheint auf mein ganzes Leben beruhigt. Denn es geht, man darf wohl ſagen, ein neues Leben an, wenn man das Ganze mit Augen ſieht, das man theilweiſe in- und auswendig kennt. Alle Träume meiner Jugend ſeh' ich nun lebendig; die erſten Kupferbilder, deren ich mich erinnere (mein Vater hatte die Proſpecte von Rom auf einem Vorſaale aufgehängt), ſeh' ich nun in

Wahrheit, und alles was ich in Gemählden und Zeichnungen, Kupfern und Holzſchnitten, in Gyps und Kork ſchon lange gekannt, ſteht nun beiſammen vor mir. wohin ich gehe finde ich eine Bekanntſchaft in einer neuen Welt; es iſt alles wie ich mir's dachte und alles neu. Eben ſo kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen ſagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten ſind ſo beſtimmt, ſo lebendig, ſo zuſammenhängend geworden, daß ſie für neu gelten können.

Da Pygmalions Eliſe, die er ſich ganz nach ſeinen Wünſchen geformt, und ihr ſo viel Wahrheit und Daſeyn gegeben hatte, als der Künſtler vermag, endlich auf ihn zukam, und ſagte: ich bin's! wie anders war die Lebendige als der gebildete Stein.

Wie moraliſch heilſam iſt mir es dann auch, unter einem ganz ſinnlichen Volke zu leben, über das ſo viel Redens und Schreibens iſt, das jeder Fremde nach dem Maßſtabe beurtheilt den er mitbringt. Ich verzeihe jedem der ſie tadelt und ſchilt; ſie ſtehn zu weit von uns ab, und als Fremder mit ihnen zu verkehren, iſt beſchwerlich und koſtſpielig.

Rom den 3 November.

Einer der Hauptbeweggründe die ich mir vorſpiegelte um nach Rom zu eilen, war das Feſt Allerheiligen, der erſte November: denn ich dachte, geſchieht dem einzelnen

Heiligen ſo viel Ehre, was wird es erſt mit allen werden. Allein wie ſehr betrog ich mich. Kein auffallend allgemeines Feſt hatte die Römiſche Kirche beliebt, und jeder Orden mochte im beſondern das Andenken ſeines Patrons im Stillen fevern, denn das Namensfeſt und der ihm zugetheilte Ehrentag iſt's eigentlich, wo jeder in ſeiner Glorie erſcheint.

Geſtern aber, am Tage Allerſeelen gelang mir's beſſer. Das Andenken dieſer fevert der Papſt in ſeiner Hauscapelle auf dem Quirinal. Jederman hat freien Zutritt. Ich eilte mit Tiſchbein auf den Monte Cavallo . . Der Plaz vor dem Palaſte hat was ganz eignes Individuelles, ſo unregelmäßig als grandios und lieblich. Die beiden Koloſſen erblickt' ich nun! Weder Auge noch Geiſt ſind hinreichend ſie zu faſſen. Wir eilten mit der Menge durch den prächtig geräumigen Hof eine übergeräumige Treppe hinauf. In dieſen Verſälen, der Capelle gegenüber, in der Anſicht der Reihe von Zimmern, fühlt man ſich wunderbar unter Einem Dache mit dem Statthalter Chriſti.

Die Function war angegangen, Papſt und Cardinäle ſchon in der Kirche. Der heilige Vater, die ſchönſte würdigſte Männergeſtalt, Cardinäle von verſchiedenem Alter und Bildung.

Mich ergriff ein wunderbar Verlangen das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und, von dem unausſprechlichen Heil der ſeligen Seelen

mit Entzücken ſprechend, uns in Entzücken verſetzen. Da ich ihn aber vor dem Altare ſich nur hin und her bewegen ſah, bald nach dieſer bald nach jener Seite ſich wendend, ſich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd, da regte ſich die proteſtantiſche Erbſünde, und mir wollte das bekannte und gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Chriſtus ſchon als Knabe durch mündliche Auslegung der Schrift und in ſeinem Jünglingsleben, gewiß nicht ſchweigend gelehrt und gewirkt, denn er ſprach gern, geiſtreich und gut, wie wir aus den Evangelien wiſſen. Was würde der ſagen, dacht' ich, wenn er hereinträte und ſein Ebenbild auf Erden ſummend und hin und wieder wankend anträfe? Das venio iterum crucifigi! fiel mir ein, und ich zupfte meinen Gefährten, daß wir in's Freie der gewölbten und gemahlten Säle kämen.

Hier fanden wir eine Menge Perſonen, die köſtlichen Gemählde aufmerkſam betrachtend, denn dieſes Feſt Allerſeelen iſt auch zugleich das Feſt aller Künſtler in Rom. Ebenſo wie die Capelle iſt der ganze Palaſt und die ſämmtlichen Zimmer jedem zugänglich und dieſen Tag für viele Stunden frei und offen, man braucht kein Trinkgeld zu geben und wird von dem Caſtellan nicht gedrängt.

Die Wandgemählde beſchäftigten mich, und ich lernte da neue, mir kaum dem Namen nach bekannte treffliche Männer kennen, ſo wie z. B. den heitern Carl Maratti ſchätzen und lieben.

Vorzüglich willkommen aber waren mir die Meisterstücke der Künstler, deren Art und Weise ich mir schon eingeprägt hatte. Ich sah mit Bewunderung die heilige Petronilla von Guercin, ehmals in St. Peter, wo nun eine mussivische Copie anstatt des Originals aufgestellt ist. Der Heiligen Leichnam wird aus dem Grabe gehoben und dieselbe Person neubelebt in der Himmelshöhe von einem göttlichen Jüngling empfangen. Was man auch gegen diese doppelte Handlung sagen mag, das Bild ist unschätzbar.

Noch mehr erstaunte ich vor einem Bilde von Tizian. Es überleuchtet alle die ich gesehen habe. Ob mein Sinn schon geübter, oder ob es wirklich das vortrefflichste sey, weiß ich nicht zu unterscheiden. Ein ungeheures Meßgewand, das von Stickerey, ja von getriebenen Goldfiguren starrt, umhüllt eine ansehnliche bischöfliche Gestalt. Den massiven Hirtenstab in der Linken blickt er entzückt in die Höhe, mit der Rechten hält er ein Buch, woraus er so eben eine göttliche Berührung empfangen zu haben scheint. Hinter ihm eine schöne Jungfrau, die Palme in der Hand, mit lieblicher Theilnahme nach dem aufgeschlagenen Buche hinschauend. Ein ernster Alter dagegen zur Rechten, dem Buche ganz nahe scheint er dessen nicht zu achten: die Schlüssel in der Hand mag er sich wohl eigenen Aufschluß zutrauen. Dieser Gruppe gegenüber ein nackter, wohlgebildeter, gebundener, von Pfeilen verletzter Jüngling, vor sich hinsehend, beschei-

den ergeben. In dem Zwischenraume zwey Mönche, Kreuz und Lilie tragend, andächtig gegen die Himmlischen gekehrt. Denn oben offen ist das halbrunde Gemäuer das sie sämmtlich umschließt. Dort bewegt sich in höchster Glorie eine herabwärts theilnehmende Mutter. Das lebendig muntere Kind in ihrem Schooße reicht mit heiterer Gebärde einen Kranz herüber, ja scheint ihn herunter zu werfen. Auf beiden Seiten schweben Engel, Kränze schon im Vorrath haltend. Ueber allen aber und über dreyfachem Strahlenkreise waltet die himmlische Taube, als Mittelpunct und Schlußstein zugleich.

Wir sagen uns: hier muß ein heiliges altes Ueberliefertes zum Grunde liegen, daß diese verschiedenen, unpassenden Personen so kunstreich und bedeutungsvoll zusammengestellt werden konnten. Wir fragen nicht nach wie und warum, wir lassen es geschehen und bewundern die unschätzbare Kunst.

Weniger unverständlich, aber doch geheimnißvoll ist ein Wandbild von Guido in seiner Capelle. Die kindlich lieblichste, frömmste Jungfrau sitzt still vor sich hin und näht, zwey Engel ihr zur Seite erwarten jeden Wink ihr zu dienen. Daß jugendliche Unschuld und Fleiß von den Himmlischen bewacht und geehrt werde, sagt uns das liebe Bild. Es bedarf hier keiner Legende, keiner Auslegung.

Nun aber zu Milderung des künstlerischen Ernstes ein heiteres Abenteuer: Ich bemerkte wohl, daß mehrere

Deutſche Künſtler zu Tiſchbein als Bekannte tretend, mich beobachteten und ſodann hin und wieder gingen. Er, der mich einige Augenblicke verlaſſen hatte, trat wieder zu mir und ſagte: „Da gibt's einen großen Spaß! das Gerücht Sie ſeyen hier, hatte ſich ſchon verbreitet, und die Künſtler wurden auf den einzigen unbekannten Fremden aufmerkſam. Nun iſt einer unter uns, der ſchon längſt behauptet, er ſey mit Ihnen umgegangen, ja er wollte mit Ihnen in freundſchaftlichem Verhältniß gelebt haben, woran wir nicht ſo recht glauben wollten. Dieſer ward aufgefordert Sie zu betrachten und den Zweifel zu löſen, er verſicherte aber kurz und gut, Sie ſeyen es nicht und an dem Fremden keine Spur Ihrer Geſtalt und Ausſehns. So iſt doch wenigſtens das Incognito für den Moment gedeckt und in der Folge gibt es etwas zu lachen."

Ich miſchte mich nun freimüthiger unter die Künſtlerſchaar und fragte nach den Meiſtern verſchiedener Bilder, deren Kunſtweiſe mir noch nicht bekannt geworden. Endlich zog mich ein Bild beſonders an, den heiligen Georg, den Drachenüberwinder und Jungfrauenbefreier vorſtellend. Niemand konnte mir den Meiſter nennen. Da trat ein kleiner, beſcheidener, bisher lautloſer Mann hervor und belehrte mich, es ſey von Pordenone, dem Venezianer, eines ſeiner beſten Bilder, an dem man ſein ganzes Verdienſt erkenne. Nun konnt' ich meine Neigung gar wohl erklären: das Bild hatte mich ange-

muthet, weil ich mir der Venezianiſchen Schule ſchon näher bekannt, die Tugenden ihrer Meiſter beſſer zu ſchätzen wußte.

Der belehrende Künſtler iſt Heinrich Meyer, ein Schweizer, der mit einem Freunde Namens Cölla ſeit einigen Jahren hier ſtudirt, die antiken Büſten in Sepia vortrefflich nachbildet und in der Kunſtgeſchichte wohl erfahren iſt.

Rom den 7 November.

Nun bin ich ſieben Tage hier, und nach und nach tritt in meiner Seele der allgemeine Begriff dieſer Stadt hervor. Wir gehn fleißig hin und wieder, ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, beſuche ein und die andere Villa, die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langſam behandelt, ich thue nur die Augen auf, und ſeh' und geh' und komme wieder, denn man kann ſich nur in Rom auf Rom vorbereiten.

Geſtehen wir jedoch, es iſt ein ſaures und trauriges Geſchäft, das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben, aber man muß es denn doch thun, und zuletzt eine unſchätzbare Befriedigung hoffen. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerſtörung, die beide über unſere Begriffe gehen. Was die Barbaren ſtehen ließen, haben die Baumeiſter des neuen Roms verwüſtet.

Wenn man ſo eine Exiſtenz anſieht, die zwey tauſend Jahre und darüber alt iſt, durch den Wechſel der Zeiten ſo mannichfaltig und vom Grund aus verändert, und doch noch derſelbe Boden, derſelbe Berg, ja oft dieſelbe Säule und Mauer, und im Volke noch die Spuren des alten Charakters, ſo wird man ein Mitgenoſſe der großen Rathſchlüſſe des Schickſals und ſo wird es dem Betrachter von Anfang ſchwer zu entwickeln, wie Rom auf Rom folgt, und nicht allein das neue auf das alte, ſondern die verſchiedenen Epochen des alten und neuen ſelbſt auf einander. Ich ſuche nur erſt ſelbſt die halbverdeckten Puncte herauszufühlen, dann laſſen ſich erſt die ſchönen Vorarbeiten recht vollſtändig nutzen; denn ſeit dem funfzehnten Jahrhundert bis auf unſere Tage haben ſich treffliche Künſtler und Gelehrte mit dieſen Gegenſtänden ihr ganzes Leben durch beſchäftigt.

Und dieſes Ungeheure wirkt ganz ruhig auf uns ein, wenn wir in Rom hin und her eilen, um zu den höchſten Gegenſtänden zu gelangen. Anderer Orten muß man das Bedeutende aufſuchen, hier werden wir davon überdrängt und überfüllt. Wie man geht und ſteht zeigt ſich ein landſchaftliches Bild aller Art und Weiſe, Paläſte und Ruinen, Gärten und Wildniß, Fernen und Engen, Häuschen, Ställe, Triumphbögen und Säulen, oft alles zuſammen ſo nah, daß es auf ein Blatt gebracht werden könnte. Man müßte mit tauſend Griffeln ſchreiben, was ſoll hier eine Feder!

und dann iſt man Abends müde und erſchöpft vom Schauen und Staunen.

Den 7 November 1786.

Verzeihen mir jedoch meine Freunde, wenn ich künftig wortkarg erfunden werde; während eines Reiſezugs rafft man unterwegs auf was man kann, jeder Tag bringt etwas Neues, und man eilt auch darüber zu denken und zu urtheilen. Hier aber kommt man in eine gar große Schule, wo ein Tag ſo viel ſagt, daß man von dem Tage nichts zu ſagen wagen darf. Ja man thäte wohl, wenn man, Jahre lang hier verweilend, ein Pythagoreiſches Stillſchweigen beobachtete.

An denſelben.

Ich bin recht wohl. Das Wetter iſt, wie die Römer ſagen, brutto; es geht ein Mittagwind, Scirocco, der täglich mehr oder weniger Regen herbeiführt; ich kann aber dieſe Witterung nicht unangenehm finden, es iſt warm dabei, wie es bei uns im Sommer regnichte Tage nicht ſind.

Den 7 November.

Tiſchbeins Talente, ſo wie ſeine Verſätze und Kunſtabſichten lerne ich nun immermehr kennen und ſchätzen. Er legte mir ſeine Zeichnungen und Skizzen vor, welche

ſehr viel Gutes geben und verkünden. Durch den Aufenthalt bei Bodmer ſind ſeine Gedanken auf die erſten Zeiten des menſchlichen Geſchlechts geführt worden, da, wo es ſich auf die Erde geſetzt fand, und die Aufgabe löſen ſollte, Herr der Welt zu werden.

Als geiſtreiche Einleitung zu dem Ganzen beſtrebte er ſich das hohe Alter der Welt ſinnlich darzuſtellen. Berge mit herrlichen Wäldern bewachſen, Schluchten von Waſſerbächen ausgeriſſen, ausgebrannte Vulcane, kaum noch leiſe dampfend. Im Vordergrund ein mächtiger in der Erde übriggebliebener Stock eines vieljährigen Eichbaums, an deſſen halbentblößten Wurzeln ein Hirſch die Stärke ſeines Geweihes verſucht, ſo gut gedacht als lieblich ausgeführt.

Dann hat er auf einem höchſt merkwürdigen Blatte den Mann zugleich als Pferdebändiger und allen Thieren der Erde, der Luft und des Waſſers, wo nicht an Stärke doch an Liſt überlegen dargeſtellt. Die Compoſition iſt außerordentlich ſchön, als Oelbild müßte es eine große Wirkung thun. Eine Zeichnung davon müſſen wir nothwendig in Weimar beſitzen. Sodann denkt er an eine Verſammlung der Alten, Weiſen und geprüften Männer, wo er Gelegenheit nehmen wird, wirkliche Geſtalten darzuſtellen. Mit dem größten Enthuſiasmus aber ſkizzirt er an einer Schlacht, wo ſich zwey Parteyen Reiterey wechſelſeitig mit gleicher Wuth angreifen, und zwar an einer Stelle, wo eine ungeheure Fels-

Felsschlucht sie trennt, über welche das Pferd nur mit größter Anstrengung hinübersetzen kann. An Vertheidigung ist hier nicht zu denken. Kühner Angriff, wilder Entschluß, Gelingen oder Sturz in den Abgrund. Dieses Bild wird ihm Gelegenheit geben, die Kenntnisse, die er von dem Pferde, dessen Bau und Bewegung besitzt, auf eine sehr bedeutende Weise zu entfalten.

Diese Bilder sodann, und eine Reihe von folgenden und eingeschalteten, wünscht er durch ein Gedicht verknüpft, welche dem Dargestellten zur Erklärung dienten und ihm dagegen wieder durch bestimmte Gestalten Körper und Reiz verliehen.

Der Gedanke ist schön, nur müßte man freilich mehrere Jahre zusammen seyn, um ein solches Werk auszuführen.

Den 7 November.

Die Logen von Raphael und die großen Gemählde der Schule von Athen ꝛc. hab' ich nur erst einmal gesehen, und da ist's, als wenn man den Homer aus einer zum Theil verloschenen, beschädigten Handschrift herausstudiren sollte. Das Vergnügen des ersten Eindrucks ist unvollkommen, nur wenn man nach und nach alles recht durchgesehn und studirt hat, wird der Genuß ganz. Am erhaltensten sind die Deckenstücke der Logen, die biblische Geschichten vorstellen, so frisch wie gestern ge-

mahlt, zwar die wenigſten von Raphaels eigner Hand, doch aber gar trefflich nach ſeinen Zeichnungen und unter ſeiner Aufſicht.

Den 7 November.

Ich habe manchmal in früherer Zeit die wunderliche Grille gehabt, daß ich mir ſehnlichſt wünſchte von einem wohlunterrichteten Manne, von einem kunſt- und geſchichtskundigen Engländer, nach Italien geführt zu werden; und nun hat ſich das alles indeſſen ſchöner gebildet als ich hätte ahnen können. Tiſchbein lebte ſo lange hier als mein herzlicher Freund, er lebte hier mit dem Wunſche, mir Rom zu zeigen; unſer Verhältniß iſt alt durch Briefe, neu durch Gegenwart; wo hätte mir ein wertherer Führer erſcheinen können? Iſt auch meine Zeit nur beſchränkt, ſo werde ich doch das Möglichſte genießen und lernen.

Und bei allem dem ſeh' ich voraus, daß ich wünſchen werde anzukommen, wenn ich weggehe.

Den 8 November.

Mein wunderliches und vielleicht grillenhaftes Halbincognito bringt mir Vortheile, an die ich nicht denken konnte. Da ſich jederman verpflichtet, zu ignoriren wer ich ſey, und alſo auch niemand mit mir von mir reden darf, ſo bleibt den Menſchen nichts übrig als von ſich

ſelbſt oder von Gegenſtänden zu ſprechen, die ihnen intereſſant ſind, dadurch erfahr' ich nun umſtändlich, womit ſich ein jeder beſchäftigt, oder was irgend Merkwürdiges entſtehe und hervorgeht. Hofrath Reiſenſtein fand ſich auch in dieſe Grille; da er aber den Namen den ich angenommen hatte, aus einer beſondern Urſache nicht leiden konnte, ſo barbiſirte er mich geſchwind, und ich heiße nun der Baron gegen Arnbanini über, dadurch bin ich bezeichnet genug, um ſo mehr als der Italiäner die Menſchen nur nach den Vornamen oder Spitznamen benennet. Genug, ich habe meinen Willen und entgehe der unendlichen Unbequemlichkeit, von mir und meinen Arbeiten Rechenſchaft geben zu müſſen.

Den 9 November.

Manchmal ſtehe ich wie einen Augenblick ſtill, und überſchaue die höchſten Gipfel des ſchon Genommenen. Sehr gerne blicke ich nach Venedig zurück, auf jenes große Datum, dem Schooße des Meeres, wie Pallas aus dem Haupte Jupiters entſproſſen. Hier hat mich die Rotonda, ſo die äußere wie die innere, zu einer freudigen Verehrung ihrer Großheit bewogen. In St. Peter habe ich begreifen lernen, wie die Kunſt ſowohl als die Natur alle Maßvergleichung aufheben kann. Und ſo hat mich Apoll von Belvedere aus der Wirklichkeit hinausgerückt. Denn wie von jenen Gebäuden die rich-

tigsten Zeichnungen keinen Begriff geben, so ist es hier mit dem Original von Marmor gegen die Gypsabgüsse, deren ich doch sehr schöne früher gekannt habe.

Den 10 November 1786.

Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, alle Dinge wie sie sind zu sehen und abzulesen, meine Treue das Auge Licht seyn zu lassen, meine völlige Entäußerung von aller Prätention, kommen mir einmal wieder recht zu statten und machen mich im Stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, seltsame Bilder und ein Ganzes, das man sich lange denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft erreicht.

Heute war ich bei der Pyramide des Cestius, und Abends auf dem Palatin, eben auf den Ruinen der Kaiser-Paläste, die wie Felsenwände dastehn. Hievon läßt sich nun freilich nichts überliefern! Wahrlich, es gibt hier nichts Kleines, wenn auch wohl hier und da etwas Scheltenswerthes und Abgeschmacktes; doch auch ein solches hat Theil an der allgemeinen Größheit genommen.

Kehr' ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszu-

ſprechen wage. Wer ſich mit Ernſt hier umſieht und Augen hat zu ſehen, muß ſolid werden, er muß einen Begriff von Solidität faſſen, der ihm nie ſo lebendig ward.

Der Geiſt wird zur Tüchtigkeit geſtempelt, gelangt zu einem Ernſt ohne Trockenheit, zu einem geſetzten Weſen mit Freude. Mir wenigſtens iſt es, als wenn ich die Dinge dieſer Welt nie ſo richtig geſchätzt hätte als hier. Ich freue mich der geſegneten Folgen auf mein ganzes Leben.

Und ſo laß mich aufraffen wie es kommen will, die Ordnung wird ſich geben. Ich bin nicht hier um nach meiner Art zu genießen; befleißigen will ich mich der großen Gegenſtände, lernen und mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahr alt werde.

Den 11 November.

Heut hab' ich die Nymphe Egeria beſucht, dann die Rennbahn des Caracalla, die zerſtörten Grabſtätten längs der Via Appia und das Grab der Metella, das einem erſt einen Begriff von ſolidem Mauerwerk gibt. Dieſe Menſchen arbeiteten für die Ewigkeit, es war auf alles calculirt, nur auf den Unſinn der Verwüſter nicht, dem alles weichen mußte. Recht ſehnlich habe ich dich herzugewünſcht. Die Reſte der großen Waſſerleitung ſind höchſt ehrwürdig. Der ſchöne große Zweck ein Volk zu

tränken durch eine ſo ungeheure Anſtalt! Abends kamen wir an's Coliſeo, da es ſchon dämmrig war. Wenn man das anſieht, ſcheint wieder alles andre klein, es iſt ſo groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann; man erinnert ſich deſſen nur kleiner wieder, und kehrt man dahin zurück, kommt es einem auf's neue größer vor.

Frascati den 15 November.

Die Geſellſchaft iſt zu Bette, und ich ſchreibe noch aus der Tuſch-Muſchel, aus welcher gezeichnet worden iſt. Wir haben ein Paar ſchöne, regenfreie Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenſchein, daß man den Sommer nicht vermißt. Die Gegend iſt ſehr angenehm, der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichſten Gegenſtände. Die Ausſicht iſt unbegränzt, man ſieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli und ſo fort. In dieſer luſtigen Gegend ſind Landhäuſer recht zur Luſt angelegt, und wie die alten Römer ſchon hier ihre Villen hatten, ſo haben vor hundert Jahren und mehr, reiche und übermüthige Römer ihre Landhäuſer auch auf die ſchönſten Flecke gepflanzt. Zwey Tage gehn wir ſchon hier herum und es iſt immer etwas Neues und Reizendes.

Und doch läßt ſich kaum ſagen, ob nicht die Abende

noch vergnügter als der Tag hingehen. Sobald die ſtattliche Wirthin die meſſingene drearmige Lampe auf den großen runden Tiſch geſetzt, und felicissima notte! geſagt hat, verſammelt ſich alles im Kreiſe und legt die Blätter vor, welche den Tag über gezeichnet und ſkizzirt worden. Darüber ſpricht man, ob der Gegenſtand hätte günſtiger aufgenommen werden ſollen, ob der Charakter getroffen iſt, und was ſolche erſte allgemeine Forderniſſe ſind, wovon man ſich ſchon bei dem erſten Entwurf Rechenſchaft geben kann. Hofrath Reifenſtein weiß dieſe Sitzungen durch ſeine Einſicht und Autorität zu ordnen und zu leiten. Dieſe löbliche Anſtalt aber ſchreibt ſich eigentlich von Philipp Hackert her, welcher höchſt geſchmackvoll die wirklichen Ausſichten zu zeichnen und auszuführen wußte. Künſtler und Liebhaber, Männer und Frauen, Alte und Junge ließ er nicht ruhen, er munterte jeden auf, nach ſeinen Gaben und Kräften ſich gleichfalls zu verſuchen, und ging mit gutem Beiſpiel vor. Dieſe Art, eine Geſellſchaft zu verſammeln und zu unterhalten, hat Hofrath Reifenſtein nach der Abreiſe jenes Freundes treulich fortgeſetzt, und wir finden wie löblich es ſey, den thätigen Antheil eines jeden zu wecken. Die Natur und Eigenſchaft der verſchiedenen Geſellſchaftsglieder tritt auf eine anmuthige Weiſe hervor. Tiſchbein z. B. ſieht als Hiſtorienmahler die Landſchaft ganz anders an, als der Landſchaftszeichner. Er findet bedeutende Gruppen und andere anmuthige viel-

ſagende Gegenſtände, da, wo ein anderer nichts gewahr würde, und ſo glückt es ihm auch manchen menſchlichen naiven Zug zu erhaſchen, es ſey nun an Kindern, Landleuten, Bettlern und andern dergleichen Naturmenſchen, oder auch an Thieren, die er mit wenigen charakteriſtiſchen Strichen gar glücklich darzuſtellen weiß, und dadurch der Unterhaltung immer neuen angenehmen Stoff unterlegt.

Will das Geſpräch ausgehen, ſo wird gleichfalls nach Hackerts Vermächtniß in Sulzers Theorie geleſen, und wenn man gleich von einem höhern Standpuncte mit dieſem Werke nicht ganz zufrieden ſeyn kann, ſo bemerkt man doch mit Vergnügen den guten Einfluß auf Perſonen, die auf einer mittlern Stufe der Bildung ſtehen.

Rom den 17 November.

Wir ſind zurück! Heute Nacht fiel ein entſetzlicher Regenguß mit Donner und Blitzen, nun regnet es fort und iſt immer warm dabei.

Ich aber kann nur mit wenig Worten das Glück dieſes Tages bezeichnen. Ich habe die Frescogemählde von Dominichin in Andrea della Valle, ingleichen die Farneſiſche Galerie von Caraccio geſehen. Freilich zu viel für Monate, geſchweige für einen Tag.

Den 18 November.

Es ist wieder schön Wetter, ein heller, freundlicher, warmer Tag.

Ich sah in der Farnesina die Geschichte der Psyche, deren farbige Nachbildungen so lange meine Zimmer erheitern, dann zu St. Peter in Montorio die Verklärung von Raphael. Alles alte Bekannte, wie Freunde die man sich in der Ferne durch Briefwechsel gemacht hat, und die man nun von Angesicht sieht. Das Mitleben ist doch ganz was anders, jedes wahre Verhältniß und Mißverhältniß spricht sich sogleich aus.

Auch finden sich aller Orten und Enden herrliche Sachen, von denen nicht so viel Redens ist, die nicht so oft durch Kupfer und Nachbildungen in die Welt gestreut sind. Hievon bringe ich manches mit, gezeichnet von guten, jungen Künstlern.

Den 18 November.

Daß ich mit Tischbein schon so lange durch Briefe in dem besten Verhältniß stehe, daß ich ihm so manchen Wunsch, sogar ohne Hoffnung nach Italien zu kommen, mitgetheilt, machte unser Zusammentreffen sogleich fruchtbar und erfreulich. Er hatte immer an mich gedacht und für mich gesorgt. Auch was die Steine betrifft, mit welchen die Alten und Neuen gebaut, ist er vollkommen zu Hause, er hat sie recht gründlich studirt,

wobei ihm sein Künstlerauge und die Künstlerlust an sinnlichen Dingen sehr zu statten kommt. Eine für mich ausgewählte Sammlung von Musterstücken hat er vor kurzem nach Weimar abgesendet, die mich bei meiner Zurückkunft freundlich empfangen soll. Ein bedeutender Nachtrag hat sich indessen gefunden. Ein Geistlicher, der sich jetzt in Frankreich aufhält, und über die antiken Steinarten ein Werk auszuarbeiten dachte, erhielt durch die Gunst der Propagande ansehnliche Stücke Marmor von der Insel Paros. Diese wurden hier zu Musterstücken verschnitten, und zwölf verschiedene Stücke auch für mich bei Seite gelegt, vom feinsten bis zum gröbsten Korn, von der größten Reinheit und dann minder und mehr mit Glimmer gemischt, jene zur Bildhauerei, diese zur Architektur anwendbar. Wie viel eine genaue Kenntniß des Materials, worin die Künste gearbeitet, zu ihrer Beurtheilung hilft, fällt genugsam in die Augen.

Gelegenheit gibt's genug dergleichen hier zusammen zu schleppen. Auf den Ruinen des Neronischen Palastes gingen wir durch frisch aufgehäufelte Artischokenländer, und konnten uns nicht enthalten die Taschen vollzustecken von Granit, Porphyr und Marmortäfelchen, die zu Tausenden hier herum liegen, und von der alten Herrlichkeit der damit überkleideten Wände noch als unerschöpfliche Zeugen gelten.

Zum 18 November.

Nun muß ich aber auch von einem wunderbaren problematiſchen Bilde ſprechen, das ſich auf jene trefflichen Dinge noch immer gut ſehen läßt.

Schon vor mehrern Jahren hielt ſich hier ein Franzos auf, als Liebhaber der Kunſt und Sammler bekannt. Er kommt zum Beſitz eines antiken Gemähldes auf Kalk, niemand weiß woher; er läßt das Bild durch Mengs reſtauriren und hat es als ein geſchätztes Werk in ſeiner Sammlung. Winckelmann ſpricht irgendwo mit Enthuſiasmus davon. Es ſtellt den Ganymed vor, der dem Jupiter eine Schale Wein reicht und dagegen einen Kuß empfängt. Der Franzoſe ſtirbt und hinterläßt das Bild ſeiner Wirthin als antik. Mengs ſtirbt und ſagt auf ſeinem Todbette: es ſey nicht antik, er habe es gemahlt. Und nun ſtreitet alles gegeneinander. Der eine behauptet, es ſey von Mengs zum Scherz nur ſo leicht hingemacht, der andere Theil ſagt, Mengs habe nie ſo etwas machen können, ja es ſey beinahe für Raphael zu ſchön. Ich habe es geſtern geſehn und muß ſagen, daß ich auch nichts Schöneres kenne, als die Figur Ganymeds, Kopf und Rücken, das andere iſt viel reſtaurirt. Indeſſen iſt das Bild discreditirt, und die arme Frau will niemand von dem Schatz erlöſen.

Den 20 November 1786.

Da uns die Erfahrung genugſam belehrt, daß man zu Gedichten jeder Art Zeichnungen und Kupfer wünſcht, ja der Mahler ſelbſt ſeine ausführlichſten Bilder der Stelle irgend eines Dichters widmet, ſo iſt Tiſchbeins Gedanke höchſt beifallswürdig, daß Dichter und Künſtler zuſammen arbeiten ſollten, um gleich von „eſprunge herauf eine Einheit zu bilden. Die Schwierigkeit würde um vieles freilich vermindert, wenn es kleine Gedichte wären, die ſich leicht überſehen und fördern ließen.

Tiſchbein hat auch hiezu ſehr angenehme idylliſche Gedanken, und es iſt wirklich ſonderbar, daß die Gegenſtände, die er auf dieſe Weiſe bearbeitet wünſcht, von der Art ſind, daß weder dichtende noch bildende Kunſt, jede für ſich zur Darſtellung hinreichend wären. Er hat mir davon auf unſern Spaziergängen erzählt, um mir Luſt zu machen, daß ich mich darauf einlaſſen möge. Das Titelkupfer zu unſerm gemeinſamen Werke iſt ſchon entworfen; fürchtete ich mich nicht in etwas Neues einzugehen, ſo könnte ich mich wohl verführen laſſen.

Rom den 22 November 1786, am Cecilien-Feſte.

Das Andenken dieſes glücklichen Tages muß ich durch einige Zeilen lebhaft erhalten und was ich genoſſen wenigſtens hiſtoriſch mittheilen. Es war das ſchönſte, ruhigſte Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme

Sonne. Ich ging mit Tischbein nach dem Petersplatze, wo wir erst auf- und abgehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwey breit genug geworfen wird, spazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten. Dann gingen wir in die Sixtinische Capelle, die wir auch hell und heiter, die Gemählde wohlerleuchtet fanden. Das jüngste Gericht und die mannichfaltigen Gemählde der Decke, von Michel Angelo, theilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck. Nachdem wir alles wieder und wieder gesehn, verließen wir dieses Heiligthum und gingen nach der Peterskirche, die von dem heitern Himmel das schönste Licht empfing und in allen Theilen hell und klar erschien. Wir ergötzten uns als genießende Menschen, an der Größe und der Pracht, ohne durch allzu eklen und zu verständigen Geschmack uns dießmal irre machen zu lassen, und unterdrückten jedes schärfere Urtheil. Wir erfreuten uns des Erfreulichen.

Endlich bestiegen wir das Dach der Kirche wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen findet. Häuser und Magazine, Brunnen, (dem Ansehn nach) Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen. Wir bestiegen die Kuppel und besahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulkanischen

Hügel, Frascati, Castelgandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite mit ihren Berg-Palästen, Kuppeln ꝛc. Es rührte sich keine Luft und in dem kupfernen Knopf war es heiß, wie in einem Treibhause. Nachdem wir das alles beherzigt hatten, stiegen wir herab, und ließen uns die Thüren zu den Gesimsen, der Kuppel, des Tambours und des Schiffs aufschließen; man kann um selbe herumgehen und diese Theile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Gesimse des Tambours standen, ging der Papst unten in der Tiefe vorbei, seine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns also nichts zur Peterskirche. Wir stiegen völlig wieder herab, nahmen in einem benachbarten Gasthofe ein frohliches, frugales Mahl, und setzten unsern Weg nach der Cecilienkirche fort.

Viele Worte würde ich brauchen, um die Auszierung der ganz mit Menschen angefüllten Kirche zu beschreiben. Man sah eben keinen Stein der Architekten mehr. Die Säulen waren mit rothem Sammt überzogen und mit goldenen Tressen umwunden, die Capitäle mit gesticktem Sammt in ungefährer Capitälform, so alle Gesimse und Pfeiler behangen und bedeckt. Alle Zwischenräume der Mauern mit lebhaft gemahlten Stücken bekleidet, daß die ganze Kirche mit Mosaik ausgelegt schien, und über zweyhundert Wachskerzen brannten um und neben dem Hochaltar, so daß die ganze eine Wand mit Lichtern be-

ſetzt, und das Schiff der Kirche vollkommen erleuchtet war. Die Seitengänge und Seitenaltäre eben ſo geziert und erhellt. Gegen dem Hochaltar über, unter der Orgel, zwey Gerüſte, auch mit Sammt überzogen, auf deren einem die Sänger, auf dem andern die Inſtrumente ſtanden, die anhaltend Muſik machten. Die Kirche war voll gedrängt.

Eine ſchöne Art muſikaliſcher Aufführung hört' ich hier. Wie man Violin- oder andere Concerte hat, ſo führen ſie Concerte mit Stimmen auf, daß die eine Stimme, der Sopran z. B., herrſchend iſt, und Solo ſingt, das Chor von Zeit zu Zeit einfällt und ihn begleitet, es verſteht ſich, immer mit dem ganzen Orcheſter. Es thut gute Wirkung. — Ich muß endigen, wie wir den Tag enden mußten. Den Abend gelangten wir noch an's Opernhaus, wo eben die Litiganti aufgeführt wurden, und hatten des Guten ſo viel genoſſen, daß wir vorüber gingen.

Den 23 November.

Damit es mir denn aber doch mit meinem beliebten Incognito nicht wie dem Vogel Strauß ergehe, der ſich für verſteckt hält, wenn er den Kopf verbirgt, ſo gebe ich auf gewiſſe Weiſe nach, meine alte Theſe immerfort behauptend. Den Fürſten von Lichtenſtein, den Bruder der mir ſo werthen Gräfin Harrach, habe ich gern be-

grüßt, und einigemal bei ihm gespeist, und konnte bald merken, daß diese meine Nachgiebigkeit mich weiter führen würde, und so kam es auch. Man hatte mir von dem Abbate Monti präludirt, von seinem Aristodem, einer Tragödie, die nächstens gegeben werden sollte. Der Verfasser, sagte man, wünsche sie mir vorzulesen, und meine Meinung darüber zu hören. Ich ließ die Sache fallen, ohne sie abzulehnen, endlich fand ich einmal den Dichter und einen seiner Freunde bei'm Fürsten, und das Stück ward vorgelesen.

Der Held ist, wie bekannt, ein König von Sparta, der sich wegen allerlei Gewissensscrupel selbst entleibt, und man gab mir auf eine artige Weise zu verstehen, der Verfasser des Werthers würde wohl nicht übel finden, wenn er in diesem Stücke einige Stellen seines trefflichen Buches benutzt finde. Und so konnte ich selbst in den Mauern von Sparta den erzürnten Manen des unglücklichen Jünglings nicht entgehen.

Das Stück hat einen sehr einfachen ruhigen Gang, die Gesinnungen, wie die Sprache, sind dem Gegenstande gemäß, kräftig und doch weichmüthig. Die Arbeit zeigt von einem sehr schönen Talente.

Ich verfehlte nicht, nach meiner Weise, freilich nicht nach der Italiänischen, alles Gute und Lobenswürdige des Stücks herauszuheben, womit man zwar leidlich zufrieden war, aber doch mit südlicher Ungeduld etwas mehr verlangte. Besonders sollte ich weissagen was von dem

dem Effect des Stücks auf das Publicum zu hoffen ſey. Ich entſchuldigte mich mit meiner Unkunde des Landes, der Vorſtellungsart und des Geſchmacks, war aber aufrichtig genug hinzuzuſetzen, daß ich nicht recht einſehe, wie die verwöhnten Römer, die ein completes Luſtſpiel von drey Acten und eine complete Oper von zwey Acten als Zwiſchenſpiel, oder eine große Oper mit ganz fremdartigen Ballets als Intermezz zu ſehen gewohnt ſeyen, ſich an dem edlen ruhigen Gang einer ununterbrochen fortgehenden Tragödie ergötzen könnten. Alsdann ſchien mir auch der Gegenſtand des Selbſtmordes ganz außer dem Kreiſe Italiäniſcher Begriffe zu liegen. Daß man andere todt ſchlage, davon hätte ich faſt Tag für Tag zu hören, daß man ſich aber ſelbſt das liebe Leben raube, oder es nur für möglich hielte, davon ſey mir noch nichts vorgekommen.

Hierauf ließ ich mich gern umſtändlich unterrichten, was gegen meinen Unglauben einzuwenden ſeyn möchte, und ergab mich ſehr gern in die plauſibeln Argumente, verſicherte auch, daß ich nichts mehr wünſche, als das Stück aufführen zu ſehen, und demſelben mit einem Chor von Freunden den aufrichtigſten lauteſten Beifall zu zollen. Dieſe Erklärung wurde freundlichſt aufgenommen, und ich hatte alle Urſache, dießmal mit meiner Nachgiebigkeit zufrieden zu ſeyn — wie denn Fürſt Lichtenſtein die Gefälligkeit ſelbſt iſt, und mir Gelegenheit geſchafft hat, mit ihm gar manche Kunſtſchätze zu ſehen, wozu

beſondere Erlaubniß der Beſitzer und alſo eine höhere Einwirkung nöthig iſt.

Dagegen aber reichte mein guter Humor nicht hin, als die Tochter des Prätendenten das fremde Murmelthier gleichfalls zu ſehen verlangte. Das habe ich abgelehnt, und bin ganz entſchieden wieder untergetaucht.

Und doch iſt das auch nicht die ganz rechte Art, und ich fühle hier ſehr lebhaft, was ich ſchon früher im Leben bemerken konnte, daß der Menſch der das Gute will, ſich eben ſo thätig und rührig gegen andere verhalten müſſe, als der Eigennützige, der Kleine, der Böſe. Einſehen läßt ſich's gut, es iſt aber ſchwer in dieſem Sinne handeln.

Den 24 November.

Von der Nation wüßte ich nichts weiter zu ſagen, als daß es Naturmenſchen ſind, die unter Pracht und Würde der Religion und der Künſte, nicht ein Haar anders ſind, als ſie in Höhlen und Wäldern auch ſeyn würden. Was allen Fremden auffällt, und was heute wieder die ganze Stadt reden, aber auch nur reden macht, ſind die Todtſchläge, die gewöhnlich vorkommen. Viere ſind ſchon in unſerm Bezirk in dieſen drey Wochen ermordet worden. Heute ward ein braver Künſtler Schwendeman, ein Schweizer, Medailleur, der letzte Schüler von Hetlinger, überfallen, völlig wie Winckelmann. Der Mörder mit dem er ſich herumbalgte, gab ihm an die zwanzig Stiche,

und da die Wache hinzukam, erſtach ſich der Böſewicht ſelbſt. Das iſt ſonſt hier nicht Mode. Der Mörder erreicht eine Kirche und ſo iſt's gut.

Und ſo ſollte ich denn, um auch Schatten in meine Gemählde zu bringen, von Verbrechen und Unheil, Erdbeben und Waſſerfluth einiges melden, doch ſetzt das gegenwärtige Ausbrechen des Feuers des Veſuvs die meiſten Fremden hier in Bewegung, und man muß ſich Gewalt anthun, um nicht mit fortgeriſſen zu werden. Dieſe Naturerſcheinung hat wirklich etwas Klapperſchlangenartiges und zieht die Menſchen unwiderſtehlich an. Es iſt in dem Augenblick als wenn alle Kunſtſchätze Roms zu nichte würden; die ſämmtlichen Fremden durchbrechen den Lauf ihrer Betrachtungen und eilen nach Neapel. Ich aber will ausharren in Hoffnung daß der Berg noch etwas für mich aufheben wird.

Den 1 December.

Moritz iſt hier, der uns durch Anton Reiſer und die Wanderungen nach England merkwürdig geworden. Es iſt ein reiner trefflicher Mann, an dem wir viel Freude haben.

Den 1 December.

Hier in Rom, wo man ſo viel Fremde ſieht, die nicht alle der höheren Kunſt wegen dieſe Hauptſtadt der Welt

beſuchen, ſondern auch wohl auf andere Art unterhalten ſeyn wollen, iſt man auf allerlei vorbereitet. Es gibt ſo gewiſſe Halbkünſte, welche Handgeſchicklichkeit und Handwerksluſt verlangen, worin man es hier ſehr weit gebracht hat, und die Fremden gern mit in's Intereſſe zieht.

Dahin gehört die Wachsmahlerey, die einen jeden, der ſich einigermaßen mit Waſſerfarben abgegeben hat, durch ihre Vorarbeiten und Vorbereitungen, ſodann zuletzt durch das Einbrennen und was ſonſt noch dazu gehört mechaniſch beſchäftigen, und einen oft geringen Kunſtwerth durch die Neuheit des Unternehmens erhöhen kann. Es gibt geſchickte Künſtler die hierin Unterricht geben, und unter dem Vorwand der Anleitung oft das Beſte bei der Sache thun, ſo daß zuletzt, wenn das von Wachs erhöhte und glänzende Bild in goldenen Rahmen erſcheint, die ſchöne Schülerin ganz überraſcht von ihrem unbewußten Talent daſteht.

Eine andere artige Beſchäftigung iſt hohl geſchnittene Steine in einen feinen Thon abzudrucken, welches auch wohl mit Medaillen geſchieht, wo beide Seiten zugleich nachgebildet werden.

Mehr Geſchick, Aufmerkſamkeit und Fleiß erfordert denn endlich das Verfertigen der Glas-Paſten ſelbſt. Zu allen dieſen Dingen hat Hofrath Reifenſtein in ſeinem Hauſe, oder wenigſtens in ſeinen nächſten Umgebungen, die nöthigen Geräthſchaften und Anſtalten.

Den 2 December.

Zufällig habe ich hier Archenholzens Italien gefunden. Wie ſo ein Geſchreibe am Ort ſelbſt zuſammenſchrumpft, eben als wenn man das Büchlein auf Kohlen legte, daß es nach und nach braun und ſchwarz würde, die Blätter ſich krümmten und in Rauch aufgingen. Freilich hat er die Sachen geſehen; aber um eine großthuige, verachtende Manier gelten zu machen beſitzt er viel zu wenig Kenntniſſe und ſtolpert lobend und tadelnd.

Rom den 2 December 1786.

Das ſchöne warme, ruhige Wetter, das nur manchmal von einigen Regentagen unterbrochen wird, iſt mir zu Ende Novembers ganz was Neues. Wir gebrauchen die gute Zeit in freier Luft, die böſe im Zimmer, überall findet ſich etwas zum Freuen, Lernen und Thun.

Am 28 November kehrten wir zur Sixtiniſchen Capelle zurück, ließen die Galerie aufſchließen, wo man den Plafond näher ſehen kann; man drängt ſich zwar, da ſie ſehr eng iſt, mit einiger Beſchwerlichkeit und mit anſcheinender Gefahr, an den eiſernen Stäben weg, deßwegen auch die Schwindlichen zurück bleiben: alles wird aber durch den Anblick des größten Meiſterſtücks erſetzt. Und ich bin in dem Augenblicke ſo für Michel Angelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn ſchmeckt, da ich ſie doch nicht mit ſo großen Augen wie

er ſehen kann. Wäre nur ein Mittel ſich ſolche Bilder in der Seele recht zu fixiren. Wenigſtens was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann bring' ich mit.

Wir gingen von da auf die Logen Raphaels, und kaum darf ich ſagen, daß man dieſe nicht anſehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen, und der herrlichen Vollendung aller Theile ſo ausgeweitet und verwöhnt, daß man die geiſtreichen Spielereyen der Arabesken nicht anſehen mochte, und die bibliſchen Geſchichten, ſo ſchön ſie ſind, hielten auf jene nicht Stich. Dieſe Werke nun öfter gegen einander zu ſehen, mit mehr Muße und ohne Vorurtheil zu vergleichen, muß eine große Freude gewähren; denn anfangs iſt doch alle Theilnahme nur einſeitig.

Von da ſchlichen wir, faſt bei zu warmem Sonnenſchein, auf die Villa Pamfili, wo ſehr ſchöne Gartenpartien ſind, und blieben bis an den Abend. Eine große mit immergrünen Eichen und hohen Pinien eingefaßte, flache Wieſe war ganz mit Maslieben überſäet, die ihre Köpfchen alle nach der Sonne wendeten; nun gingen meine botaniſchen Speculationen an, denen ich den andern Tag auf einem Spaziergange nach dem Monte Mario, der Villa Melini und Villa Madama weiter nachhing. Es iſt gar intereſſant zu bemerken, wie eine lebhaft fortgeſetzte und durch ſtarke Kälte nicht unterbrochene Vegetation wirkt, hier gibt's keine Knoſpen, und

man lernt erſt begreifen was eine Knoſpe ſey. Der Erdbeerbaum (arbutus unedo) blüht jetzt wieder, indem ſeine letzten Früchte reif werden, und ſo zeigt ſich der Orangenbaum mit Blüthen, halb und ganz reifen Früchten (doch werden letztere Bäume, wenn ſie nicht zwiſchen Gebäuden ſtehen, nun bedeckt). Ueber die Cypreſſe, den reſpectabelſten Baum, wenn er recht alt und wohl gewachſen iſt, gibt's genug zu denken. Ehſtens werd' ich den botaniſchen Garten beſuchen, und hoffe da manches zu erfahren. Ueberhaupt iſt mir dem neuen Leben, das einem nachdenkenden Menſchen die Betrachtung eines neuen Landes gewährt, nichts zu vergleichen. Ob ich gleich noch immer derſelbe bin, ſo mein' ich bis auf's innerſte Knochenmark verändert zu ſeyn.

Für dießmal ſchließ' ich, und werde das nächſte Blatt einmal ganz von Unheil, Mord, Erdbeben und Unglück anfüllen, daß doch auch Schatten in meine Gemählde komme.

Den 5 December.

Die Witterung hat bisher meiſt von ſechs zu ſechs Tagen abgewechſelt. Zwey ganz herrliche, ein trüber, zwey bis drey Regentage, und dann wieder ſchöne. Ich ſuche jeden nach ſeiner Art auf's beſte zu nutzen.

Doch immer ſind mir noch dieſe herrlichen Gegenſtände wie neue Bekanntſchaften. Man hat nicht mit

ihnen gelebt, ihnen ihre Eigenthümlichkeit nicht abgewonnen. Einige reißen uns mit Gewalt an sich, daß man eine Zeitlang gleichgültig, ja ungerecht gegen andere wird. So hat z. B. das Pantheon, der Apoll von Belvedere, einige kolossale Köpfe, und neuerlich die Sixtinische Capelle, so mein Gemüth eingenommen, daß ich daneben fast nichts mehr sehe. Wie will man sich aber, klein wie man ist, und an's Kleine gewohnt, diesem edlen, ungeheuren, gebildeten gleichstellen? Und wenn man es einigermaßen zurecht rücken möchte, so drängt sich abermals eine ungeheure Menge von allen Seiten zu, begegnet dir auf jedem Schritt, und jedes fordert für sich den Tribut der Aufmerksamkeit. Wie will man sich da herausziehen? anders nicht, als daß man es geduldig wirken und wachsen läßt, und auch fleißig auf das merkt was andere zu unsern Gunsten gearbeitet haben.

Winckelmanns Kunstgeschichte, übersetzt von Fea, die neue Ausgabe, ist ein sehr brauchbares Werk, das ich gleich angeschafft habe, und hier am Orte in guter, auslegender und belehrender Gesellschaft sehr nützlich finde.

Auch die Römischen Alterthümer fangen mich an zu freuen. Geschichte, Inschriften, Münzen, von denen ich sonst nichts wissen mochte, alles drängt sich heran. Wie mir's in der Naturgeschichte erging, geht es auch hier, denn an diesen Ort knüpft sich die ganze Geschichte der Welt an, und ich zähle einen zweyten Ge-

burtstag, eine wahre Wiedergeburt, von dem Tage, da ich Rom betrat.

Den 5 December.

In den wenigen Wochen die ich hier bin, habe ich schon manchen Fremden kommen und gehen sehen, und mich über die Leichtigkeit verwundert, mit welcher so viele diese würdigen Gegenstände behandeln. Gott sey Dank, daß mir von diesen Zugvögeln künftig keiner mehr imponirt, wenn er mir im Norden von Rom spricht, keiner mir die Eingeweide mehr erregt, denn ich hab's doch auch gesehn, und weiß schon einigermaßen woran ich bin.

Den 8 December.

Wir haben mitunter die schönsten Tage. Der Regen der von Zeit zu Zeit fällt, macht Gras und Gartenkräuter grün. Die immergrünen Bäume stehen auch hier hin und wieder, so daß man das abgefallene Laub der übrigen kaum vermißt. In den Gärten stehen Pomeranzenbäume, voller Früchte, aus der Erde wachsend und unbedeckt.

Von einer sehr angenehmen Spazierfahrt, die wir an's Meer machten, und von dem Fischfang daselbst, dachte ich umständlich zu erzählen, als Abends der gute Moritz herein reitend den Arm brach, indem sein Pferd

auf dem glatten Römiſchen Pflaſter ausglitſchte. Das zerſtörte die ganze Freude, und brachte in unſern kleinen Cirkel ein böſes Hauskreuz.

Rom den 13 December.

Wie herzlich freut es mich, daß ihr mein Verſchwinden ſo ganz wie ich wünſchte genommen habt. Verſöhnt mir nun auch jedes Gemüth, das daran dürfte Anſtoß genommen haben. Ich habe niemand kränken wollen, und kann nun auch nichts ſagen um mich zu rechtfertigen. Gott behüte mich daß ich jemals mit den Prämiſſen zu dieſem Entſchluſſe einen Freund betrübe.

Ich erhole mich nun hier nach und nach von meinem salto mortale, und ſtudire mehr als daß ich genieße. Rom iſt eine Welt, und man braucht Jahre um ſich nur erſt drinnen gewahr zu werden. Wie glücklich ſind' ich die Reiſenden die ſehen und gehn.

Heute früh fielen mir Winckelmanns Briefe, die er aus Italien ſchrieb in die Hand. Mit welcher Rührung hab' ich ſie zu leſen angefangen! Vor ein und dreyßig Jahren, in derſelben Jahreszeit kam er ein noch ärmerer Narr als ich hierher, ihm war es auch ſo Deutſch Ernſt um das Gründliche und Sichere der Alterthümer und der Kunſt. Wie brav und gut arbeitete er ſich durch! Und was iſt mir nun aber auch das Andenken dieſes Mannes auf dieſem Platze!

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16253379

Außer den Gegenständen der Natur, die in allen ihren Theilen wahr und consequent ist, spricht doch nichts so laut als die Spur eines guten verständigen Mannes, als die ächte Kunst die eben so folgerecht ist als jene. Hier in Rom kann man das recht fühlen, wo so manche Willkürlichkeit gewüthet hat, wo so mancher Unsinn durch Macht und Geld verewigt worden.

Eine Stelle in Winckelmanns Brief an Franken freute mich besonders: „Man muß alle Sachen in Rom mit „einem gewissen Phlegma suchen, sonst wird man für „einen Franzosen gehalten. In Rom, glaub' ich, ist „die hohe Schule für alle Welt, und auch ich bin geläu„tert und geprüft."

Das Gesagte paßt recht auf meine Art den Sachen hier nachzugehn, und gewiß, man hat außer Rom keinen Begriff, wie man hier geschult wird. Man muß, so zu sagen, wiedergeboren werden, und man sieht auf seine vorigen Begriffe wie auf Kinderschuhe zurück. Der gemeinste Mensch wird hier zu etwas, wenigstens gewinnt er einen ungemeinen Begriff, wenn es auch nicht in sein Wesen übergehen kann.

Dieser Brief kommt euch zum neuen Jahre, alles Glück zum Anfange, vor Ende sehn wir uns wieder, und das wird keine geringe Freude seyn. Das vergangene war das wichtigste meines Lebens; ich mag nun sterben oder noch eine Weile dauern, in beiden Fällen war es gut. Jetzt noch ein Wort an die Kleinen.

Den Kindern mögt ihr folgendes lesen oder erzählen: Man merkt den Winter nicht, die Gärten sind mit immergrünen Bäumen bepflanzt, die Sonne scheint hell und warm, Schnee sieht man nur auf den entferntesten Bergen gegen Norden. Die Citronenbäume, die in den Gärten an den Wänden gepflanzt sind, werden nun nach und nach mit Decken von Rohr überdeckt, die Pomeranzenbäume aber bleiben frei stehen. Es hängen viele Hunderte der schönsten Früchte an so einem Baum, der nicht wie bei uns beschnitten und in einen Kübel gepflanzt ist, sondern in der Erde frei und froh, in einer Reihe mit seinen Brüdern steht. Man kann sich nichts Lustigers denken als einen solchen Anblick. Für ein geringes Trinkgeld ißt man deren so viel man will. Sie sind schon jetzt recht gut, im März werden sie noch besser seyn.

Neulich waren wir am Meere und ließen einen Fischzug thun; da kamen die wunderlichsten Gestalten zum Vorschein, an Fischen, Krebsen und seltsamen Unformen; auch der Fisch der dem Berührenden einen elektrischen Schlag gibt.

Den 20 December.

Und doch ist das alles mehr Mühe und Sorge als Genuß. Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl hier

was rechts zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurück gehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt, und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verläugnen muß, desto mehr freut es mich. Ich bin wie ein Baumeister der einen Thurm aufführen wollte, und ein schlechtes Fundament gelegt hatte; er wird es noch bei Zeiten gewahr, und bricht gern wieder ab, was er schon aus der Erde gebracht hat, seinen Grundriß sucht er zu erweitern, zu veredeln, sich seines Grundes mehr zu versichern, und freut sich schon im voraus der gewissern Festigkeit des künftigen Baues. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen seyn möchten, die mir das Leben in einer weitern Welt gebracht hat. Ja es ist zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche, welcher große Erneuerung leidet.

Doctor Münter ist hier, von seiner Reise nach Sicilien zurückkehrend, ein energischer heftiger Mann, seine Zwecke kenne ich nicht. Er wird im May zu euch kommen, und mancherlei zu erzählen wissen. Er reis'te zwey Jahr in Italien. Mit den Italiänern ist er unzufrieden, welche die bedeutenden Empfehlungsschreiben, die er mitgebracht, und die ihm manches Archiv, manche geheime Bibliothek eröffnen sollten, nicht genugsam respectirt, so daß er nicht völlig zu seinen Wünschen gelangt.

Schöne Münzen hat er gesammelt, und besitzt, wie er mir sagte, ein Manuscript, welches die Münzwissenschaft auf scharfe Kennzeichen, wie die Linné'schen sind, zurückführt. Herder erkundigt sich wohl mehr darum, vielleicht wird eine Abschrift erlaubt. So etwas zu machen ist möglich, gut wenn es gemacht ist, und wir müssen doch auch, früh oder spat, in dieses Fach ernstlicher hinein.

Den 25 December.

Ich fange nun schon an die besten Sachen zum zweytenmal zu sehen, wo denn das erste Staunen sich in ein Mitleben und reineres Gefühl des Werthes der Sache auflöst. Um den höchsten Begriff dessen was die Menschen geleistet haben in sich aufzunehmen, muß die Seele erst zur vollkommenen Freiheit gelangen.

Der Marmor ist ein seltsames Material, deßwegen ist Apoll von Belvedere im Urbilde so gränzenlos erfreulich, denn der höchste Hauch des lebendigen, jünglingsfreien, ewig jungen Wesens, verschwindet gleich im besten Gyps-Abguß.

Gegen uns über im Palast Rondanini steht eine Medusenmaske, wo, in einer hohen und schönen Gesichtsform, über Lebensgröße, das ängstliche Starren des Todes unsäglich trefflich ausgedrückt ist. Ich besitze schon einen guten Abguß, aber der Zauber des Mar-

mors ist nicht übrig geblieben. Das edle Halbdurchsichtige des gelblichen, der Fleischfarbe sich nähernden Steins ist verschwunden. Der Gyps sieht immer dagegen kreidenhaft und todt.

Und doch, was für eine Freude bringt es, zu einem Gypsgießer hineinzutreten, wo man die herrlichen Glieder der Statuen einzeln aus der Form hervorgehen sieht, und dadurch ganz neue Ansichten der Gestalten gewinnt. Alsdann erblickt man neben einander, was sich in Rom zerstreut befindet, welches zur Vergleichung unschätzbar dienlich ist. Ich habe mich nicht enthalten können den kolossalen Kopf eines Jupiters anzuschaffen. Er steht meinem Bette gegenüber wohl beleuchtet, damit ich sogleich meine Morgenandacht an ihn richten kann, und der uns, bei aller seiner Großheit und Würde, das lustigste Geschichtchen veranlaßt hat.

Unserer alten Wirthin schleicht gewöhnlich, wenn sie das Bett zu machen hereinkommt, ihre vertraute Katze nach. Ich saß im großen Saale und hörte die Frau drinne ihr Geschäft treiben. Auf einmal, sehr eilig und heftig, gegen ihre Gewohnheit, öffnet sie die Thüre, und ruft mich eilig zu kommen, und ein Wunder zu sehen. Auf meine Frage: was es sey, erwiderte sie, die Katze bete Gott Vater an. Sie habe diesem Thiere wohl längst angemerkt, daß es Verstand habe wie ein Christ, dieses aber sey doch ein großes

Wunder. Ich eilte mit eigenen Augen zu sehen, und es war wirklich wunderbar genug. Die Büste steht auf einem hohen Fuße, und der Körper ist weit unter der Brust abgeschnitten, so daß also der Kopf in die Höhe ragt. Nun war die Katze auf den Tisch gesprungen, hatte ihre Pfoten dem Gott auf die Brust gelegt, und reichte mit ihrer Schnauze, indem sie die Glieder möglichst ausdehnte, gerade bis an den heiligen Bart, den sie mit der größten Zierlichkeit beleckte, und sich weder durch die Interjection der Wirthin, noch durch meine Dazwischenkunft im mindesten stören ließ. Der guten Frau ließ ich ihre Verwundrung, erklärte mir aber diese seltsame Katzenandacht dadurch, daß dieses scharf riechende Thier wohl das Fett möchte gespürt haben, das sich aus der Form in die Vertiefungen des Bartes gesenkt, und dort verhalten hatte.

Den 29 December 1786.

Von Tischbein muß ich noch vieles erzählen und rühmen, wie ganz original Deutsch er sich aus sich selbst herausbildete, sodann aber dankbar melden, daß er die Zeit seines zweyten Aufenthalts in Rom über für mich gar freundschaftlich gesorgt hat, indem er mir eine Reihe Copien, nach den besten Meistern, fertigen ließ, einige in schwarzer Kreide, andere in Sepia und Aquarell, die erst in Deutschland, wo man von den Originalen entfernt

fernt iſt, an Werth gewinnen und mich an das Beſte erinnern werden.

Auf ſeiner Künſtlerlaufbahn, da er ſich erſt zum Portrait beſtimmte, kam Tiſchbein mit bedeutenden Männern, beſonders auch zu Zürich in Berührung, und hatt' an ihnen ſein Gefühl geſtärkt und ſeine Einſicht erweitert.

Den zweyten Theil der zerſtreuten Blätter brachte ich mit hieher, und war doppelt willkommen. Wie gut dieß Büchlein auch bei wiederholtem Leſen wirkt, ſollte wohl Herder zu ſeiner Belohnung recht umſtändlich erfahren. Tiſchbein wollte gar nicht begreifen, wie man ſo etwas habe ſchreiben können ohne in Italien geweſen zu ſeyn.

Den 29 December.

In dieſem Künſtlerweſen lebt man wie in einem Spiegelzimmer, wo man auch wider Willen ſich ſelbſt und andere oft wiederholt ſieht. Ich bemerkte wohl, daß Tiſchbein mich öfters aufmerkſam betrachtete, und nun zeigt ſich's, daß er mein Portrait zu mahlen gedenkt. Sein Entwurf iſt fertig, er hat die Leinwand ſchon aufgeſpannt. Ich ſoll in Lebensgröße, als Reiſender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft auf einem umgeſtürzten Obelisken ſitzend, vorgeſtellt werden, die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der

Campagna di Roma überschauend. Es gibt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Portrait aber wird keinen Platz finden.

Den 29 December.

Wie viel Versuche man übrigens macht, mich aus meiner Dunkelheit herauszuziehen, wie die Poeten mir schon ihre Sachen vorlesen, oder vorlesen lassen, wie es nur von mir abhinge eine Rolle zu spielen, irrt mich nicht, und ist mir unterhaltend genug, da ich schon abgepaßt habe, wo es in Rom hinaus will. Denn die vielen kleinen Cirkel zu den Füßen der Herrscherin der Welt deuten hie und da auf etwas Kleinstädtisches.

Ja, es ist hier wie allenthalben, und was mit mir und durch mich geschehen könnte, macht mir schon Langeweile ehe es geschieht. Man muß sich zu einer Partey schlagen, ihre Leidenschaften und Cabalen verfechten helfen, Künstler und Dilettanten loben, Mitwerber verkleinern, sich von Großen und Reichen alles gefallen lassen. Diese sämmtliche Litanei, um derentwillen man aus der Welt laufen möchte, sollte ich hier mitbeten und ganz ohne Zweck?

Nein, ich gehe nicht tiefer, als nur um das auch zu kennen, und dann auch von dieser Seite zu Hause zufrieden zu seyn, und mir und andern alle Lust in die

liebe weite Welt zu benehmen. Ich will Rom sehen, das bestehende, nicht das mit jedem Jahrzehnt vorübergehende. Hätte ich Zeit, ich wollte sie besser anwenden. Besonders liest sich Geschichte von hier aus ganz anders als an jedem Orte der Welt. Anderwärts liest man von außen hinein, hier glaubt man von innen hinaus zu lesen, es lagert sich alles um uns her, und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der Römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte. Kann ich doch von hier aus die Eroberer bis an die Weser, und bis an den Euphrat begleiten, oder wenn ich ein Maulaffe seyn will, die zurückkehrenden Triumphatoren in der heiligen Straße erwarten, indessen habe ich mich von Korn- und Geldspenden genährt, und nehme behaglich Theil an aller dieser Herrlichkeit.

Den 2 Januar 1787.

Man mag zu Gunsten einer schriftlichen und mündlichen Ueberlieferung sagen was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend, denn den eigentlichen Charakter irgend eines Wesens kann sie doch nicht mittheilen, selbst nicht in geistigen Dingen. Hat man aber erst einen sichern Blick gethan, dann mag man gerne lesen und hören, denn das schließt sich an an den lebendigen Eindruck; nun kann man denken und beurtheilen.

Ihr habt mich oft ausgespottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Thiere mit besonderer Neigung, aus gewissen entschiedenen Gesichtspuncten betrachtete: nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Mahler, und werde mich auch hier finden lernen.

Den 6 Januar.

Eben komme ich von Moritz, dessen geheilter Arm heute aufgebunden worden. Es steht und geht recht gut. Was ich diese vierzig Tage bei diesem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter, als Finanzminister und geheimer Secretär erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen. Die fatalsten Leiden und die edelsten Genüsse gingen diese Zeit her immer einander zur Seite.

Zu meiner Erquickung habe ich gestern einen Ausguß des kolossalen Junekopfes, wovon das Original in der Villa Ludovisi steht, in den Saal gestellt. Es war dieses meine erste Liebschaft in Rom und nun besitz' ich sie. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es ist wie ein Gesang Homers.

Ich habe aber auch, für die Zukunft, die Nähe einer so guten Gesellschaft wohl verdient, denn ich kann nun vermelden, daß Iphigenia endlich fertig geworden ist, d. h. daß sie in zwey ziemlich gleichlau-

tenden Exemplaren vor mir auf dem Tiſche liegt, wovon das eine nächſtens zu euch wandern ſoll. Nehmt es freundlich auf, denn freilich ſteht nicht auf dem Papiere was ich gewollt, wohl aber kann man errathen was ich gewollt habe.

Ihr beklagtet euch ſchon einigemal über dunkle Stellen meiner Briefe, die auf einen Druck hindeuten, den ich unter den herrlichſten Erſcheinungen erleide. Hieran hatte dieſe Griechiſche Reiſegefährtin nicht geringen Antheil, die mich zur Thätigkeit nöthigte, wenn ich hätte ſchauen ſollen.

Ich erinnerte mich jenes trefflichen Freundes, der ſich auf eine große Reiſe eingerichtet hatte, die man wohl eine Entdeckungsreiſe hätte nennen können. Nachdem er einige Jahre darauf ſtudirt und ökonomiſirt, fiel es ihm zuletzt noch ein, die Tochter eines angeſehenen Hauſes zu entführen, weil er dachte es ging' in Einem hin.

Eben ſo frevelhaft entſchloß ich mich Iphigenien nach Carlsbad mitzunehmen. An welchem Orte ich mich beſonders mit ihr unterhalten, will ich kürzlich aufzeichnen.

Als ich den Brenner verließ, nahm ich ſie aus dem größten Paket und ſteckte ſie zu mir. Am Garda-See, als der gewaltige Mittagswind die Wellen an's Ufer trieb, wo ich wenigſtens ſo allein war, als meine Heldin am Geſtade von Tauris, zog ich die erſten Linien

der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenz, Padua, am fleißigsten aber in Venedig fortsetzte. Sodann aber gerieth die Arbeit in Stocken, ja ich ward auf eine neue Erfindung geführt, nämlich Iphigenia auf Delphi zu schreiben, welches ich auch sogleich gethan hätte, wenn nicht die Zerstreuung und ein Pflichtgefühl gegen das ältere Stück mich abgehalten hätte.

In Rom aber ging die Arbeit in geziemender Stetigkeit fort. Abends beim Schlafengehen bereitete ich mich auf's morgende Pensum, welches denn sogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich schrieb das Stück ruhig ab, und ließ es Zeile vor Zeile, Period vor Period, regelmäßig erklingen. Was daraus entstanden ist werdet ihr beurtheilen. Ich habe dabei mehr gelernt als gethan. Mit dem Stücke selbst erfolgen noch einige Bemerkungen.

Den 6 Januar.

Daß ich auch einmal wieder von kirchlichen Dingen rede, so will ich erzählen, daß wir die Christnacht herumschwärmten und die Kirchen besuchten, wo Functionen gehalten werden. Eine besonders ist sehr besucht, deren Orgel und Musik überhaupt so eingerichtet ist, daß zu einer Pastoral-Musik nichts an Klängen abgeht, weder die Schalmenen der Hirten, noch das Zwitschern der Vögel, noch das Blöcken der Schafe.

Am ersten Christfeste sah ich den Papst und die ganze Klerisey in der Peterskirche, da er zum Theil vor dem Thron, zum Theil vom Thron herab das Hochamt hielt. Es ist ein einziges Schauspiel in seiner Art, prächtig und würdig genug, ich bin aber im protestantischen Diogenismus so alt geworden, daß mir diese Herrlichkeit mehr nimmt als gibt; ich möchte auch, wie mein frommer Vorfahre, zu diesen geistlichen Weltüberwindern sagen: verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunst und reiner Menschheit.

Heute, als am Drey-Königs-Feste, habe ich die Messe nach Griechischem Ritus vortragen sehen und hören. Die Ceremonien scheinen mir stattlicher, strenger, nachdenklicher und doch populärer als die Lateinischen.

Auch da hab' ich wieder gefühlt, daß ich für alles zu alt bin nur für's Wahre nicht. Ihre Ceremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballete, es fließt alles wie Wasser von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen, wie der Sonnenuntergang von Villa Madama gesehen, ein Werk der Kunst, wie die viel verehrte Juno, machen tiefen und belebenden Eindruck.

Nun graut mir schon vor dem Theaterwesen. Die nächste Woche werden sieben Bühnen eröffnet. Anfossi ist selbst hier und gibt Alexander in Indien; auch wird

ein Cyrus gegeben, und die Eroberung von Troja als Ballet. Das wäre was für die Kinder.

Den 10 Januar.

Hier folgt denn alſo das Schmerzenskind, denn dieſes Beiwort verdient Iphigenia, aus mehr als Einem Sinne. Bei Gelegenheit daß ich ſie unſern Künſtlern vorlas, ſtrich ich verſchiedene Zeilen an, von denen ich einige nach meiner Ueberzeugung verbeſſerte, die andern aber ſtehen laſſe, ob vielleicht Herder ein paar Federzüge hineinthun will. Ich habe mich daran ganz ſtumpf gearbeitet.

Denn warum ich die Proſa ſeit mehreren Jahren bei meinen Arbeiten vorzog, daran war doch eigentlich ſchuld, daß unſere Proſodie in der größten Unſicherheit ſchwebt, wie denn meine einſichtigen, gelehrten, mitarbeitenden Freunde die Entſcheidung mancher Fragen dem Gefühl, dem Geſchmack anheim gaben, wodurch man denn doch aller Richtſchnur ermangelte.

Iphigenia in Jamben zu überſetzen hätte ich nie gewagt, wäre mir in Moritzens Proſodie nicht ein Leitſtern erſchienen. Der Umgang mit dem Verfaſſer, beſonders während ſeines Krankenlagers, hat mich noch mehr darüber aufgeklärt, und ich erſuche die Freunde, darüber mit Wohlwollen nachzudenken.

Es iſt auffallend daß wir in unſerer Sprache nur

wenige Sylben finden, die entschieden kurz oder lang sind. Mit den andern verfährt man nach Geschmack, oder Willkür. Nun hat Moritz ausgeklügelt, daß es eine gewisse Rangordnung der Sylben gebe, und daß die dem Sinne nach bedeutendere gegen eine wenig bedeutendere lang sey, und jene kurz mache, dagegen aber auch wieder kurz werden könne, wenn sie in die Nähe von einer andern geräth, welche mehr Geistesgewicht hat. Hier ist denn doch ein Anhalten, und wenn auch damit nicht alles gethan wäre, so hat man doch indessen einen Leitfaden an dem man sich hinschlingen kann. Ich habe diese Maxime öfters zu Rathe gezogen und sie mit meiner Empfindung übereinstimmend getroffen.

Da ich oben von einer Vorlesung sprach, so muß ich doch auch, wie es damit zugegangen, kürzlich erwähnen. Diese jungen Männer, an jene früheren, heftigen, vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Verlichingisches, und konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; doch verfehlten die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tischbein, dem auch diese fast gänzliche Entäußerung der Leidenschaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Symbol zum Vorschein. Er verglich es einem Opfer, dessen Rauch, von einem sanften Luftdruck niedergehalten, an der Erde hinzieht, indessen die Flamme freier nach der Höhe zu gewinnen sucht. Er zeichnete dieß sehr hübsch und bedeutend. Das Blättchen lege ich bei.

Und so hat mich denn diese Arbeit, über die ich bald hinauszukommen dachte, ein völliges Vierteljahr unterhalten und aufgehalten, mich beschäftigt und gequält. Es ist nicht das erstemal, daß ich das Wichtigste nebenher thue, und wir wollen darüber nicht weiter grillisiren und rechten.

Einen hübschen geschnittenen Stein lege ich bei, ein Löwchen, dem eine Bremse vor der Nase schnurrt. Die Alten liebten diesen Gegenstand und haben ihn oft wiederholt. Ich wünsche daß ihr damit künftig eure Briefe siegelt, damit, durch diese Kleinigkeit, eine Art von Kunst-Echo von euch zu mir herüber schalle.

Den 13 Januar 1787.

Wie viel hätte ich jeden Tag zu sagen, und wie sehr hält mich Anstrengung und Zerstreuung ab, ein kluges Wort auf's Papier zu bringen. Dazu kommen noch die frischen Tage, wo es überall besser ist als in den Zimmern, die ohne Ofen und Camin uns nur zum Schlafen oder Mißbehagen aufnehmen. Einige Vorfälle der letzten Woche darf ich jedoch nicht unberührt lassen.

Im Palaste Giustiniani steht eine Minerva, die meine ganze Verehrung hat. Winckelmann gedenkt ihrer kaum, wenigstens nicht an der rechten Stelle, und ich fühle mich nicht würdig genug über sie etwas zu sagen. Als wir die Statue besahen und uns lang dabei

aufhielten, erzählte uns die Frau des Custode: es sey dieses ein ehmals heiliges Bild gewesen, und die Engleß, welche von dieser Religion seyen, pflegten es noch zu verehren, indem sie ihm die eine Hand küßten, die auch wirklich ganz weiß war, da die übrige Statue bräunlich ist. Auch setzte sie hinzu: eine Dame dieser Religion sey vor kurzem da gewesen, habe sich auf die Knie niedergeworfen, und die Statue angebetet. Eine so wunderliche Handlung habe sie, eine Christin, nicht ohne Lachen ansehen können, und sey zum Saal hinausgelaufen um nicht loszuplatzen. Da ich auch von der Statue nicht weg wollte, fragte sie mich: ob ich etwa eine Schöne hätte, die diesem Marmor ähnlich sähe, daß er mich so sehr anzöge. Das gute Weib kannte nur Anbetung und Liebe, aber von der reinen Bewunderung eines herrlichen Werkes, von der brüderlichen Verehrung eines Menschengeistes konnte sie keinen Begriff haben. Wir freuten uns über das Englische Frauenzimmer und gingen weg mit der Begier umzukehren, und ich werde gewiß bald wieder hingehen. Wollen meine Freunde ein näheres Wort hören; so lesen sie was Winckelmann vom hohen Styl der Griechen sagt. Leider führt er dort diese Minerva nicht an. Wenn ich aber nicht irre, so ist sie von jenem hohen strengen Styl, da er in den schönen übergeht, die Knospe indem sie sich öffnet, und nun eine Minerva deren Charakter eben dieser Uebergang so wohl ansteht!

Nun von einem Schauspiel anderer Art! Am Dreykönigstage, am Feste des Heils das den Heiden verkündigt worden, waren wir in der Propaganda. Dort ward in Gegenwart dreyer Cardinäle und eines großen Auditorii erst eine Rede gehalten, an welchem Orte Maria die drey Magos empfangen? im Stalle? oder wo sonst? dann nach verlesenen einigen Lateinischen Gedichten ähnliches Gegenstandes traten bei dreyßig Seminaristen nach und nach auf, und lasen kleine Gedichte, jeder in seiner Landessprache: Malabarisch, Epirotisch, Türkisch, Moldauisch, Elenisch, Persisch, Kolchisch, Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Kophtisch, Saracenisch, Armenisch, Hibernisch, Madagascarisch, Isländisch, Boisch, Aegyptisch, Griechisch, Isaurisch, Aethiopisch &c. und mehrere die ich nicht verstehen konnte. Die Gedichtchen schienen meist im Nationalsylbenmaße verfaßt, mit der Nationaldeclamation vorgetragen zu werden, denn es kamen barbarische Rhythmen und Töne hervor. Das Griechische klang, wie ein Stern in der Nacht erscheint. Das Auditorium lachte unbändig über die fremden Stimmen, und so ward auch diese Vorstellung zur Farce.

Nun noch ein Geschichtchen, wie lose man im heiligen Rom das Heilige behandelt. Der verstorbene Cardinal Albani war in einer solchen Festversammlung wie ich sie eben beschrieben. Einer der Schüler fing in einer fremden Mundart an gegen die Cardinäle gewendet:

gnaja! gnaja! ſo daß es ungefähr klang, wie canaglia! canaglia! Der Cardinal wendete ſich zu ſeinen Mitbrüdern und ſagte: der kennt uns doch!

Den 15 Januar.

Wie viel that Winckelmann nicht, und wie viel ließ er uns zu wünſchen übrig. Mit den Materialien, die er ſich zueignete, hatte er ſo geſchwind gebaut um unter Dach zu kommen. Lebte er noch, und er könnte noch friſch und geſund ſeyn, ſo wäre er der erſte, der uns eine Umarbeitung ſeines Werks gäbe. Was hätte er nicht noch beobachtet, was berichtigt, was benutzt, das von andern nach ſeinen Grundſätzen gethan und beobachtet, neuerdings ausgegraben und entdeckt worden. Und dann wäre der Cardinal Albani todt, dem zu Liebe er manches geſchrieben und vielleicht manches verſchwiegen hat.

Den 13 Januar 1787.

Und ſo iſt denn endlich auch Ariſtodem und zwar ſehr glücklich und mit dem größten Beifall aufgeführt. Da Abbati Monti zu den Hausverwandten des Nepoten gehört, und in den oberen Ständen ſehr geſchätzt iſt, ſo war von daher alles Gute zu hoffen. Auch ſparten die Logen ihren Beifall nicht. Das Parterre war gleich von vorn herein durch die ſchöne Diction des Dichters und

die treffliche Recitation der Schauspieler gewonnen, und man versäumte keine Gelegenheit seine Zufriedenheit an den Tag zu legen. Die Deutsche Künstlerbank zeichnete sich dabei nicht wenig aus, und es war dießmal ganz am Platze, da sie überhaupt ein wenig vorlaut ist.

Der Verfasser war zu Hause geblieben, voller Sorge wegen des Gelingens des Stücks, von Act zu Act kamen günstige Botschaften, welche nach und nach seine Besorglichkeit in die größte Freude verwandelten. Nun fehlt es nicht an Wiederholung der Vorstellung, und alles ist in dem besten Gleise. So kann man durch die entgegengesetztesten Dinge, wenn nur jedes sein ausgesprochenes Verdienst hat, den Beifall der Menge sowohl als der Kenner erwerben.

Aber die Vorstellung war auch sehr löblich, und der Hauptacteur, der das ganze Stück ausfüllt, sprach und spielte vortrefflich: man glaubte einen der alten Kaiser auftreten zu sehen. Sie hatten das Costum, das uns an den Statuen so sehr imponirt, recht gut in Theatertracht übersetzt, und man sah dem Schauspieler an daß er die Antiken studirt hatte.

Den 16 Januar.

Ein großer Kunstverlust steht Rom bevor. Der König von Neapel läßt den Hercules Farnese in seine Residenz bringen. Die Künstler trauern sämmtlich, indessen

werden wir bei dieſer Gelegenheit etwas ſehen, was unſern Vorfahren verborgen blieb.

Gedachte Statue nämlich vom Kopf bis an die Knie und ſodann die unteren Füße mit dem Sockel worauf ſie ſtehen wurde auf Farneſiſchem Grund und Boden gefunden, die Beine aber, vom Knie bis an die Knöchel fehlten und wurden durch Wilhelm Porta erſetzt. Auf dieſen ſteht er nun bis auf den heutigen Tag. Indeſſen waren auf Borgheſiſchem Grund und Boden die ächten alten Beine gefunden worden, die man denn auch in der Borgheſiſchen Villa aufgeſtellt ſah.

Gegenwärtig gewinnt es Prinz Borgheſe über ſich und verehrt dieſe köſtlichen Reſte dem König von Neapel. Die Beine des Porta werden abgenommen, die ächten an die Stelle geſetzt, und man verſpricht ſich, ob man gleich mit jenen bisher ganz wohl zufrieden geweſen, nunmehr eine ganz neue Anſchauung und mehr harmoniſchen Genuß.

Den 18 Januar.

Geſtern als am Feſte des heiligen Antonius Abbas, machten wir uns einen luſtigen Tag, es war das ſchönſte Wetter von der Welt, hatte die Nacht Eis gefroren, und der Tag war heiter und warm.

Es läßt ſich bemerken, daß alle Religionen, die entweder ihren Cultus oder ihre Speculationen ausdehnten,

zuletzt dahin gelangen mußten, daß sie auch die Thiere einigermaßen geistlicher Begünstigungen theilhaft werden ließen. Sanct Anton der Abt oder Bischof ist Patron der vierfüßigen Geschöpfe, sein Fest ein Saturnalischer Feyertag für die sonst belasteten Thiere, so wie für ihre Wärter und Lenker. Alle Herrschaften müssen heute zu Hause bleiben, oder zu Fuß gehen, man verfehlt niemals bedenkliche Geschichten zu erzählen, wie ungläubige Vernehme, welche ihre Kutscher an diesem Tage zu fahren genöthigt, durch grose Unfälle gestraft worden.

Die Kirche liegt an einem so weitschichtigen Platz, daß er beinahe für öde gelten könnte, heute ist er aber auf das lustigste belebt, Pferde und Maulthiere, deren Mähnen und Schweife mit Bändern schön, ja prächtig eingeflochten zu schauen, werden vor die kleine, von der Kirche etwas abstehende Capelle gefährt, wo ein Prieser, mit einem großen Wedel versehen, das Weihwasser, das in Butten und Kübeln vor ihm steht, nicht scheuend, auf die muntern Geschöpfe derb losspritzt, manchmal sogar schalkhaft um sie zu reizen. Andächtige Kutscher bringen größere oder kleinere Kerzen, die Herrschaften senden Almosen und Geschenke, damit die kostbaren, nützlichen Thiere, ein Jahr über, vor allem Unfall sicher bleiben mögen. Esel und Hornvieh, ihren Besitzern eben so nützlich und werth, nehmen gleichfalls an diesem Segen ihr beschieden Theil.

Nachher ergötzten wir uns an einer großen Wande-

rung

rung unter einem ſo glücklichen Himmel, umgeben von den intereſſanteſten Gegenſtänden, denen wir doch dießmal wenig Aufmerkſamkeit ſchenkten, vielmehr Luſt und Scherz in voller Maße walten ließen.

Den 19 Januar.

So hat denn der große König, deſſen Ruhm die Welt erfüllte, deſſen Thaten ihn ſogar des katholiſchen Paradieſes werth machten, endlich auch das Zeitliche geſegnet, um ſich mit den Heroen ſeines Gleichen im Schattenreiche zu unterhalten. Wie gern iſt man ſtill, wenn man einen ſolchen zur Ruh' gebracht hat.

Heute machten wir uns einen guten Tag, beſahen einen Theil des Capitols, den ich bisher vernachläſſigt, dann ſetzten wir über die Tiber und tranken ſpaniſchen Wein auf einem neugelandeten Schiffe. In dieſer Gegend will man Romulus und Remus gefunden haben, und ſo kann man, wie an einem doppelt und dreyfachen Pfingſtfeſte zugleich vom heiligen Kunſtgeiſte, von der mildeſten Atmoſphäre, von antiquariſchen Erinnerungen, und von ſüßem Weine trunken werden.

Den 20 Januar.

Was im Anfang einen frohen Genuß gewährte, wenn man es oberflächlich hinnahm, das drängt ſich hernach beſchwerlich auf, wenn man ſieht, daß ohne gründliche Kenntniß doch auch der wahre Genuß ermangelt.

Auf Anatomie bin ich so ziemlich vorbereitet, und ich habe mir die Kenntniß des menschlichen Körpers, bis auf einen gewissen Grad, nicht ohne Mühe erworben. Hier wird man durch die ewige Betrachtung der Statuen immerfort, aber auf eine höhere Weise hingewiesen. Bei unserer medicinisch-chirurgischen Anatomie kommt es bloß darauf an, den Theil zu kennen, und hierzu dient auch wohl ein kümmerlicher Muskel. In Rom aber wollen die Theile nichts heißen, wenn sie nicht zugleich eine edle, schöne Form darbieten.

In dem großen Lazareth San Spirito hat man den Künstlern zu lieb einen sehr schönen Muskelkörper dergestalt bereitet, daß die Schönheit desselben in Verwunderung setzt. Er könnte wirklich für einen geschundenen Halbgott, für einen Marsyas gelten.

So pflegt man auch, nach Anleitung der Alten, das Skelett nicht als eine künstlich zusammengereihte Knochenmaske zu studiren, vielmehr zugleich mit den Bändern, wodurch es schon Leben und Bewegung erhält.

Sage ich nun, daß wir auch Abends Perspectiv studiren, so zeigt es doch wohl, daß wir nicht müßig sind. Bei allem dem aber hofft man immer mehr zu thun, als wirklich geschieht.

Den 22 Januar.

Von dem Deutschen Kunstsinn und dem dortigen Kunstleben kann man wohl sagen: man hört läuten, aber

nicht zusammen klingen. Bedenke ich jetzt, was für herrliche Sachen in unserer Nachbarschaft sind, und wie wenig sie von mir genutzt worden, so möchte ich verzweifeln, und dann kann ich mich wieder auf den Rückweg freuen, wenn ich hoffen kann, jene Meisterwerke zu erkennen, an denen ich nur herumtappte.

Doch auch in Rom ist zu wenig für den gesorgt, dem es Ernst ist in's Ganze zu studiren. Er muß alles aus unendlichen, obgleich überreichen Trümmern zusammenstoppeln. Freilich ist wenigen Fremden reiner Ernst, etwas rechts zu sehen und zu lernen. Sie folgen ihren Grillen, ihrem Dünkel, und das merken sich alle diejenigen wohl die mit Fremden zu thun haben. Jeder Führer hat Absichten, jeder will irgend einen Handelsmann empfehlen, einen Künstler begünstigen, und warum sollte er es nicht? Denn schlägt der Unerfahrne nicht das Vortrefflichste aus das man ihm anbietet?

Einen außerordentlichen Vortheil hätte es der Betrachtung bringen können, ja es wäre ein eignes Museum entstanden, wenn die Regierung, die doch erst die Erlaubniß geben muß, wenn ein Alterthum ausgeführt werden soll, fest darauf bestanden hätte, daß jedesmal ein Abguß geliefert werden müsse. Hätte aber auch ein Papst solch einen Gedanken gehabt, alles hätte sich widersetzt, denn man wäre in wenigen Jahren erschrocken über Werth und Würde solcher ausgeführten Dinge, wozu

man die Erlaubniß in einzelnen Fällen heimlich und durch allerlei Mittel zu erlangen weiß.

Den 22 Januar.

Schon früher, aber besonders bei der Aufführung des Aristodem, erwachte der Patriotismus unserer Deutschen Künstler. Sie unterließen nicht gutes von meiner Iphigenia zu reden, einzelne Stellen wurden wieder verlangt, und ich fand mich zuletzt zu einer Wiederholung des Ganzen genöthigt. Auch da entdeckte ich manche Stelle die mir gelenker aus dem Munde ging, als sie auf dem Papier stand. Freilich ist die Poesie nicht für's Auge gemacht.

Dieser gute Ruf erscholl nun bis zu Reifenstein und Angelica, und da sollte ich denn meine Arbeit abermals produciren. Ich erbat mir einige Frist, trug aber sogleich die Fabel und den Gang des Stücks mit einiger Umständlichkeit vor. Mehr als ich glaubte gewann sich diese Darstellung die Gunst gedachter Personen, auch Herr Zucchi, von dem ich es am wenigsten erwartet, nahm recht freien und wohlempfundenen Antheil. Dieses klärt sich aber dadurch sehr gut auf, daß das Stück sich der Form nähert, die man im Griechischen, Italiänischen, Französischen längst gewohnt ist, und welche demjenigen noch immer am besten zusagt, welcher sich an die Englischen Kühnheiten noch nicht gewöhnt hat.

Rom den 25 Januar 1787.

Nun wird es mir immer schwerer von meinem Aufenthalte in Rom Rechenschaft zu geben; denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, so geht es auch mir in Betrachtung dieser Stadt.

Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen, und die Vergleichung von beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe. Schon die Lage dieser Hauptstadt der Welt führt uns auf ihre Erbauung zurück. Wir sehen bald, hier hat sich kein wanderndes, großes, wohlgeführtes Volk niedergelassen, und den Mittelpunct eines Reichs weislich festgesetzt; hier hat kein mächtiger Fürst einen schicklichen Ort zum Wohnsitz einer Colonie bestimmt. Nein, Hirten und Gesindel haben sich hier zuerst eine Stätte bereitet, ein paar rüstige Jünglinge haben auf dem Hügel den Grund zu Palästen der Herren der Welt gelegt, an dessen Fuß sie die Willkür des Ausrichters zwischen Morast und Schilf einst hinlegte. So sind die sieben Hügel Roms nicht Erhöhungen gegen das Land das hinter ihnen liegt, sie sind es gegen die Tiber und gegen das uralte Bette der Tiber, was Campus Martius ward. Erlaubt mir das Frühjahr weitere Excursionen, so will ich die unglückliche Lage ausführlicher schildern. Schon jetzt nehm' ich den herzlichsten Antheil an dem Jammergeschrei und den Schmerzen der Weiber von Alba, die ihre Stadt zerstören sehn, und den schönen von einem klugen Anführer

gewählten Platz verlassen müssen, um an den Nebeln der Tiber Theil zu nehmen, den elenden Hügel Coelius zu bewohnen und von da nach ihrem verlassenen Paradiese zurück zu sehn. Ich kenne noch wenig von der Gegend, aber ich bin überzeugt, kein Ort der ältern Völker lag so schlecht als Rom, und da die Römer endlich alles verschlungen hatten, mußten sie wieder mit ihren Landhäusern hinaus und an die Plätze der zerstörten Städte rücken, um zu leben und das Leben zu genießen.

Den 25 Januar.

Zu einer recht friedlichen Betrachtung gibt es Anlaß, wie viele Menschen hier im Stillen leben, und wie sich jeder nach seiner Weise beschäftigt. Wir sahen bei einem Geistlichen, der ohne großes angebornes Talent sein Leben der Kunst widmete, sehr interessante Copien trefflicher Gemählde, die er in Miniatur nachgebildet hat. Sein vorzüglichstes nach dem Abendmahl des Leonhard da Vinci in Mailand. Der Moment ist genommen da Christus den Jüngern, mit denen er vergnügt und freundschaftlich zu Tische sitzt, erklärt und sagt: aber doch ist einer unter euch der mich verräth.

Man hofft einen Kupferstich entweder nach dieser Copie oder nach andern mit denen man sich beschäftigt. Es wird das größte Geschenk seyn, wenn eine treue Nachbildung im großen Publicum erscheint.

Vor einigen Tagen besuchte ich den Pater Jaquier, einen Franciscaner, auf Trinita de' Monti. Er ist Franzos von Geburt, durch mathematische Schriften bekannt, hoch in Jahren, sehr angenehm und verständig. Er kannte zu seiner Zeit die besten Männer, und hat sogar einige Monate bei Voltaire zugebracht, der ihn sehr in Affection nahm.

Und so habe ich noch mehr gute solide Menschen kennen lernen, dergleichen sich hier unzählige befinden, die ein pfäffisches Mißtrauen auseinander hält. Der Buchhandel gibt keine Verbindung, und die literarischen Neuigkeiten sind selten fruchtbar.

Und so geziemt es dem Einsamen die Einsiedler aufzusuchen. Denn seit der Aufführung des Aristodems, zu dessen Gunsten wir uns wirklich thätig erwiesen hatten, führte man mich abermals in Versuchung; es lag aber nur zu klar am Tage, daß es nicht um mich zu thun sey, man wollte seine Parten verstärken, mich als Instrument brauchen, und wenn ich hätte hervorgehen und mich erklären wollen, hätte ich auch als Phantom eine kurze Rolle gespielt. Nun aber, da sie sehen daß mit mir nichts anzufangen ist, lassen sie mich gehn, und ich wandle meinen sichern Weg fort.

Ja, meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere gibt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Gespenstern, die so oft mit mir spielten,

Seyd auch gutes Muths, ihr werdet mich oben halten und mich zu euch zurückziehen.

Den 28 Jannar 1787.

Zwey Betrachtungen, die durch alles durchgehen, welchen sich hinzugeben man jeden Augenblick aufgefordert wird, will ich, da sie mir klar geworden, zu bezeichnen nicht verfehlen.

Zuerst also wird man bei dem ungeheuern und doch nur trümmerhaften Reichthum dieser Stadt, bei jedem Kunstgegenstande aufgefordert, nach der Zeit zu fragen, die ihm das Daseyn gegeben. Durch Winckelmann sind wir dringend aufgeregt die Epochen zu sondern, den verschiedenen Styl zu erkennen, dessen sich die Völker bedienten, den sie in Folge der Zeiten nach und nach ausgebildet und zuletzt wieder verbildet. Hievon überzeugte sich jeder wahre Kunstfreund. Anerkennen thun wir alle die Richtigkeit und das Gewicht der Forderung.

Aber wie nun zu dieser Einsicht gelangen! Vorgearbeitet nicht viel, der Begriff richtig und herrlich aufgestellt, aber das Einzelne im ungewissen Dunkel. Eine vieljährige entschiedene Uebung des Auges ist nöthig, und man muß erst lernen, um fragen zu können. Da hilft kein Zaudern und Zögern, die Aufmerksamkeit auf diesen wichtigen Punct ist nun einmal rege, und jeder, dem es Ernst ist, sieht wohl ein, daß auch in diesem Felde kein

Urtheil möglich ist, als wenn man es historisch entwickeln kann.

Die zweyte Betrachtung beschäftigt sich ausschließlich mit der Kunst der Griechen und sucht zu erforschen, wie jene unvergleichlichen Künstler verfuhren, um aus der menschlichen Gestalt den Kreis göttlicher Bildung zu entwickeln, welcher vollkommen abgeschlossen ist und worin kein Hauptcharakter so wenig als die Uebergänge und Vermittlungen fehlen. Ich habe eine Vermuthung, daß sie nach eben den Gesetzen verfuhren, nach welchen die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin. Nur ist noch etwas anders dabei, das ich nicht auszusprechen wüßte.

Den 2 Februar 1787.

Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man ohne es gesehen zu haben keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Massen des Lichts und Schattens verschlungen, und nur die größten allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar. Seit drey Tagen haben wir die hellsten und herrlichsten Nächte wohl und vollständig genossen. Einen vorzüglich schönen Anblick gewährt das Coliseo. Es wird Nachts zugeschlossen, ein Eremit wohnt darin an einem Kirchelchen und Bettler nisten in den verfallenen Gewölben. Sie hatten auf flachem Boden ein Feuer angelegt,

und eine stille Luft trieb den Rauch erst auf der Arena hin, daß der untere Theil der Ruinen bedeckt war, und die ungeheuern Mauern oben drüber finster herausragten; wir standen am Gitter und sahen dem Phänomen zu, der Mond stand hoch und heiter. Nach und nach zog sich der Rauch durch die Wände, Lücken und Oeffnungen, ihn beleuchtete der Mond wie einen Nebel. Der Anblick war köstlich. So muß man das Pantheon, das Capitol beleuchtet sehn, den Vorhof der Peterskirche und andere große Straßen und Plätze. Und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menschengeist, hier ein ganz anderes Geschäft als anderer Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegen stehn.

Den 13 Februar.

Eines Glücksfalls muß ich erwähnen, obgleich eines geringen. Doch alles Glück, groß oder klein, ist von Einer Art, und immer erfreulich. Auf Trinita de' Monti wird der Grund zum neuen Obelisk gegraben, dort eben ist alles aufgeschüttetes Erdreich von Ruinen der Gärten des Lucullus, die nachher an die Kaiser kamen. Mein Perückenmacher geht frühe dort vorbei und findet im Schutte ein flach Stück gebrannten Thon mit einigen Figuren, wäscht's und zeigt es uns. Ich eigne es mir gleich zu. Es ist nicht gar eine Hand groß, und scheint von dem Rande einer großen Schüssel zu seyn. Es stehn

zwey Greifen an einem Opfertische, sie sind von der schönsten Arbeit und freuen mich ungemein. Stünden sie auf einem geschnittenen Stein, wie gern würde man damit siegeln.

Von vielen andern Sachen sammelt's sich auch um mich, und nichts Vergebliches oder Leeres, welches hier unmöglich wäre; alles unterrichtend und bedeutend. Am liebsten ist mir denn aber doch, was ich in der Seele mitnehme, und was, immer wachsend, sich immer vermehren kann.

Den 15 Februar.

Vor meiner Abreise nach Neapel konnte ich einer nochmaligen Vorlesung meiner Iphigenia nicht entgehen. Madam Angelica und Hofrath Reifenstein waren die Zuhörer, und selbst Herr Zucchi hatte darauf gedrungen, weil es der Wunsch seiner Gattin war; er arbeitete indeß an einer großen architektonischen Zeichnung, die er in Decorationsart vortrefflich zu machen versteht. Er war mit Cleriffau in Dalmatien, hatte sich überhaupt mit ihm associirt, zeichnete die Figuren zu den Gebäuden und Ruinen, die jener herausgab, und lernte dabei so viel Perspective und Effect, daß er sich in seinen alten Tagen auf eine würdige Weise auf dem Papier damit vergnügen kann.

Die zarte Seele Angelica nahm das Stück mit un-

glaublicher Innigkeit auf; ſie verſprach mir eine Zeichnung daraus aufzuſtellen, die ich zum Andenken beſitzen ſollte. Und nun gerade, als ich mich von Rom zu ſcheiden bereite, werde ich auf eine zarte Weiſe mit dieſen wohlwollenden Perſonen verbunden. Es iſt mir zugleich ein angenehmes und ſchmerzliches Gefühl, wenn ich mich überzeuge, daß man mich ungern wegläßt.

Den 16 Februar 1787.

Die glückliche Ankunft der Iphigenia ward mir auf eine überraſchende und angenehme Weiſe verkündigt. Auf dem Wege nach der Oper brachte man mir den Brief von wohlbekannter Hand, und dießmal doppelt willkommen mit dem Löwchen geſiegelt: als vorläufiges Wahrzeichen des glücklich angelangten Pakets. Ich drängte mich in das Opernhaus und ſuchte mir mitten unter dem fremden Volk einen Platz unter dem großen Lüſter zu verſchaffen. Hier fühlte ich mich nun ſo nah an die Meinigen gerückt, daß ich hätte aufhüpfen und ſie umarmen mögen. Herzlich dank' ich, daß mir die nackte Ankunft gemeldet worden, möget Ihr euer Nächſtes mit einem guten Worte des Beifalls begleiten.

Hier folgt das Verzeichniß wie die Exemplare, die ich von Goeſchen zu erwarten habe, unter die Freunde vertheilt werden ſollen, denn ob es mir gleich ganz gleichgültig iſt, wie das Publicum dieſe Sachen betrachtet, ſo

wünscht' ich doch dadurch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben.

Man unternimmt nur zu viel. Denke ich an meine vier letzten Bände im Ganzen, so möchte mir schwindelnd werden, ich muß sie einzeln angreifen, und so wird es gehn.

Hätte ich nicht besser gethan nach meinem ersten Entschluß diese Dinge fragmentarisch in die Welt zu schicken, und neue Gegenstände, an denen ich frischeren Antheil nehme, mit frischem Muth und Kräften zu unternehmen. Thät' ich nicht besser Iphigenia auf Delphi zu schreiben, als mich mit den Grillen des Tasso herum zu schlagen, und doch habe ich auch dahinein schon zu viel von meinem Eignen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben sollte.

Ich habe mich auf den Vorsaal an's Kamin gesetzt, und die Wärme eines dießmal gut genährten Feuers gibt mir frischen Muth ein neues Blatt anzufangen, denn es ist doch gar zu schön, daß man mit seinen neusten Gedanken so weit in die Ferne reichen, ja seine nächsten Umgebungen durch Worte dorthin versetzen kann. Das Wetter ist ganz herrlich, die Tage nehmen merklich zu, Lorbeeren und Buchsbäume blühen, auch die Mandelbäume. Heute früh überraschte mich ein wundersamer Anblick, ich sah von Ferne hohe stangenähnliche Bäume, über und über von dem schönsten Violet bekleidet. Bei näherer Untersuchung war es der Baum in unsern Treib-

häufern unter dem Namen Judenbaum bekannt, dem Botaniker als cercis siliquastrum. Seine violetten Schmetterlingsblumen bringt er unmittelbar aus dem Stamme hervor. Abgeholzt den letzten Winter waren die Stangen die ich vor mir sah, aus deren Rinde die wohlgebildete und gefärbte Blume zu Tausenden hervorbrach. Die Maaslieben dringen wie Ameisen aus dem Boden, Crocus und Adonis erscheinen seltner, aber desto zierlicher und zierender.

Was wird mir nicht erst das mittägigere Land für Freuden und Kenntnisse geben, aus denen für mich neue Resultate hervortreten. Es ist mit natürlichen Dingen wie mit der Kunst; es ist so viel drüber geschrieben, und jeder der sie sieht kann sie doch wieder in neue Combination setzen.

Denke ich an Neapel, ja gar nach Sicilien, so fällt es einem sowohl in der Erzählung als in Bildern auf, daß in diesen Paradiesen der Welt sich zugleich die Vulkanische Hölle so gewaltsam aufthut und seit Jahrtausenden die Wohnenden und Genießenden aufschreckt und irre macht.

Doch schlage ich mir die Hoffnung jener viel bedeutenden Ansichten gern aus dem Sinne, um vor meiner Abreise die alte Hauptstadt der Welt noch recht zu benutzen.

Seit vierzehn Tagen bin ich von Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht gesehn such' ich

auf. Das Vorzüglichste wird zum zweyten- und drittenmal betrachtet, und nun ordnet sich's einigermaßen. Denn indem die Hauptgegenstände an ihre rechte Stelle kommen, so ist für viele mindere dazwischen Platz und Raum. Meine Liebschaften reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüth dem Größeren und Aechtesten mit gelassener Theilnahme sich entgegen heben.

Dabei findet man denn wohl den Künstler beneidenswerth, der durch Nachbildung und Nachahmung auf alle Weise jenen großen Intentionen sich mehr nähert, sie besser begreift als der bloß Beschauende und Denkende. Doch muß am Ende jeder thun was er vermag, und so spanne ich denn alle Segel meines Geistes auf, um diese Küsten zu umschiffen.

Das Kamin ist dießmal recht durchgewärmt, und die schönsten Kohlen aufgehäuft, welches bei uns selten geschieht, weil nicht leicht jemand Lust und Zeit hat dem Kaminfeuer ein paar Stunden Aufmerksamkeit zu widmen, und so will ich denn dieses schöne Klima benutzen, um einige Bemerkungen aus meiner Schreibtafel zu retten, die schon halb verloschen sind.

Am zweyten Februar begaben wir uns in die Sixtinische Capelle zur Function, bei welcher die Kerzen geweiht werden. Ich fand mich gleich sehr unbehaglich, und zog mit den Freunden bald wieder hinaus. Denn ich dachte: das sind ja grade die Kerzen, welche seit dreyhundert Jahren diese herrlichen Gemählde verdüstern,

und das ist ja eben der Weihrauch, der mit heiliger Unverschämtheit die einzige Kunstsonne nicht nur umwölkt, sondern von Jahr zu Jahren mehr trübe macht, und zuletzt gar in Finsterniß versenkt.

Darauf suchten wir das Freie und kamen nach einem großen Spaziergange auf St. Onofrio, wo Tasso in einem Winkel begraben liegt. Auf der Klosterbibliothek steht seine Büste. Das Gesicht ist von Wachs, und ich glaube gern, daß es über seinen Leichnam abgeformt sey. Nicht ganz scharf, und hie und da verdorben, deutet es doch im Ganzen mehr als irgend ein anderes seiner Bildnisse auf einen talentvollen, zarten, feinen, in sich geschlossenen Mann.

So viel für dießmal. Jetzt will ich an des ehrlichen Volkmanns zweyten Theil, der Rom enthält, um auszuziehen, was ich noch nicht gesehn habe. Ehe ich nach Neapel reise, muß die Ernte wenigstens niedergemäht seyn; sie in Garben zu binden werden auch schon gute Tage kommen.

Den 17 Februar.

Das Wetter ist unglaublich und unsäglich schön, den ganzen Februar bis auf vier Regentage ein reiner heller Himmel, gegen Mittag fast zu warm. Nun sucht man das Freie, und wenn man bisher sich nur mit Göttern und Helden abgeben mochte, so tritt die Landschaft auf ein-

einmal wieder in ihre Rechte, und man heftet ſich an die Umgebungen die der herrlichſte Tag belebt. Manchmal erinnere ich mich, wie der Künſtler in Norden den Strohdächern und verfallenen Schlöſſern etwas abzugewinnen ſucht, wie man ſich an Bach und Buſch und zerbröckeltem Geſtein herumdrückt, um eine mahleriſche Wirkung zu erhaſchen, und ich komme mir ganz wunderbar vor, um ſo mehr als jene Dinge nach ſo langer Gewohnheit einem noch immer ankleben; nun habe ich mir aber ſeit vierzehn Tagen einen Muth gefaßt, und bin mit kleinen Blättern hinausgegangen, durch die Tiefen und Höhen der Villen, und habe mir, ohne viel Beſinnens, kleine auffallende, wahrhaft ſüdliche und Römiſche Gegenſtände entworfen, und ſuche nun, mit Hülfe des guten Glücks, ihnen Licht und Schatten zu geben. Es iſt ganz eigen, daß man deutlich ſehen und wiſſen kann, was gut und beſſer iſt; will man ſich's aber zueignen, ſo ſchwinder's gleichſam unter den Händen, und wir greifen nicht nach dem Rechten, ſondern nach dem was wir zu faſſen gewohnt ſind. Nur durch geregelte Uebung könnte man vorwärts kommen, wo aber ſollte ich Zeit und Sammlung finden! Indeſſen fühle ich mich denn doch durch das leidenſchaftliche, vierzehntägige Streben um vieles gebeſſert.

Die Künſtler belehren mich gerne, denn ich faſſe geſchwind. Nun iſt aber das Gefaßte nicht gleich geleiſtet, etwas ſchnell zu begreifen iſt ja ohnehin die Eigen-

schaft des Geistes, aber etwas recht zu thun dazu gehört die Uebung des ganzen Lebens.

Und doch soll der Liebhaber, so schwach er auch nachstrebt, sich nicht abschrecken lassen. Die wenigen Linien die ich auf's Papier ziehe, oft übereilt, selten richtig, erleichtern mir jede Vorstellung von sinnlichen Dingen, denn man erhebt sich ja eher zum Allgemeinen, wenn man die Gegenstände genauer und schärfer betrachtet.

Mit dem Künstler nur muß man sich nicht vergleichen, sondern nach seiner eigenen Art verfahren; denn die Natur hat für ihre Kinder gesorgt, der Geringste wird nicht, auch durch das Daseyn des Trefflichsten an seinem Daseyn gehindert: „ein kleiner Mann ist auch ein Mann!" und dabei wollen wir's denn bewenden lassen.

Ich habe zweymal das Meer gesehn, erst das Adriatische, dann das Mittelländische, nur gleichsam zum Besuch. In Neapel wollen wir bekannter werden. Es rückt alles auf einmal in mir herauf; warum nicht früher, warum nicht wohlfeiler! Wie viele tausend Sachen, manche ganz neu und von vornen hätte ich mitzutheilen.

Den 17 Februar 1787.
Abends nach verklungener Carnevals-Thorheit.

Ich lasse bei meiner Abreise Moritzen ungern allein. Er ist auf gutem Wege, doch wie er für sich geht, so sucht

er ſich gleich beliebte Schlupfwinkel. Ich habe ihn aufgemuntert an Herdern zu ſchreiben, der Brief liegt bei, ich wünſche eine Antwort, die etwas Dienliches und Hülfreiches enthalte. Es iſt ein ſonderbar guter Menſch, er wäre viel weiter, wenn er von Zeit zu Zeit Perſonen gefunden hätte, fähig und liebevoll genug, ihn über ſeinen Zuſtand aufzuklären. Gegenwärtig kann er kein geſegneteres Verhältniß anknüpfen, als wenn ihm Herder erlaubt, manchmal zu ſchreiben. Er beſchäftigt ſich mit einem lobenswürdigen antiquariſchen Unternehmen, das wohl verdient gefördert zu werden. Freund Herder wird nicht leicht eine Mühe beſſer angewendet, und gute Lehre kaum in einen fruchtbarern Boden gelegt haben.

Das große Portrait, welches Tiſchbein von mir unternommen, wächſ't ſchon aus der Leinwand heraus. Der Künſtler hat ſich durch einen fertigen Bildhauer ein kleines Modell von Thon machen laſſen, welches gar zierlich mit einem Mantel drapirt worden. Darnach mahlt er fleißig, denn es ſollte freilich vor unſerer Abreiſe nach Neapel ſchon auf einen gewiſſen Punct gebracht ſeyn, und es gehört ſchon Zeit dazu eine ſo große Leinwand mit Farben auch nur zu bedecken.

Den 19 Februar.

Das Wetter fährt fort über allen Ausdruck ſchön zu ſeyn; heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter

den Narren zubrachte. Mit Anbruch der Nacht erholte ich mich auf der Villa Medicis; Neumond iſt eben vorbei, und neben der zarten Mondſichel konnte ich die ganze dunkle Scheibe, faſt mit bloßen Augen, durch's Perſpectiv ganz deutlich ſehn. Ueber der Erde ſchwebt ein Duft des Tags über, den man nur aus Gemählden und Zeichnungen des Claude kennt, das Phänomen in der Natur aber nicht leicht ſo ſchön ſieht als hier. Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüthen von den Bäumen; die Mandeln blühen, und machen eine neue luftige Erſcheinung zwiſchen den dunkelgrünen Eichen; der Himmel iſt wie ein hellblauer Tafft von der Sonne beſchienen. Wie wird es erſt in Neapel ſeyn! Wir finden das meiſte ſchon grün. Meine botaniſchen Grillen bekräftigen ſich an allem dieſen, und ich bin auf dem Wege neue ſchöne Verhältniſſe zu entdecken, wie die Natur, ſolch ein Ungeheueres, das wie nichts ausſieht, aus dem Einfachen das Mannichfaltigſte entwickelt.

Der Veſuv wirft Steine und Aſche aus, und bei Nacht ſieht man den Gipfel glühen. Gebe uns die wirkende Natur einen Lavafluß. Nun kann ich kaum erwarten bis auch dieſe großen Gegenſtände mir eigen werden.

Den 21 Februar 1787.

Ich benutze die Augenblicke zwischen dem Einpacken um noch einiges nachzuholen. Morgen gehn wir nach Neapel. Ich freue mich auf das Neue, das unaussprechlich schön seyn soll, und hoffe in jener paradiesischen Natur wieder neue Freiheit und Lust zu gewinnen, hier im ernsten Rom wieder an das Studium der Kunst zu gehen.

Das Einpacken wird mir leicht, ich thue es mit leichterem Herzen als vor einem halben Jahre, da ich mich von allem loslöste was mir so lieb und werth war. Ja es ist schon ein halbes Jahr, und von den vier Monaten, in Rom zugebracht, habe ich keinen Augenblick verloren, welches zwar viel heißen will, aber doch nicht zu viel gesagt ist.

Daß Iphigenia angekommen, weiß ich; möge ich am Fuße des Vesuvs erfahren, daß ihr eine gute Aufnahme zu Theil geworden.

Mit Tischbein, der so einen herrlichen Blick in Natur als Kunst hat, diese Reise zu machen ist für mich von der größten Wichtigkeit; doch können wir, als ächte Deutsche, uns doch nicht losmachen von Vorsätzen und Aussichten auf Arbeit. Das schönste Papier ist gekauft, und wir nehmen uns vor darauf zu zeichnen, obgleich die Menge, die Schönheit und der Glanz der Gegenstände höchst wahrscheinlich unserm guten Willen Gränzen setzt.

Eins habe ich über mich gewonnen, daß ich von meinen poetiſchen Arbeiten nichts mitnehme als Taſſo allein, zu ihm habe ich die beſte Hoffnung. Wüßt' ich nun was ihr zu Iphigenien ſagt, ſo könnte mir dieß zur Leitung dienen, denn es iſt doch eine ähnliche Arbeit, der Gegenſtand faſt noch beſchränkter als jener, und will im Einzelnen noch mehr ausgearbeitet ſeyn; doch weiß ich noch nicht was es werden kann, das Vorhandene muß ich ganz zerſtören, das hat zu lange gelegen, und weder die Perſonen, noch der Plan, noch der Ton, haben mit meiner jetzigen Anſicht die mindeſte Verwandtſchaft.

Bei'm Aufräumen fallen mir einige eurer lieben Briefe in die Hand, und da treffe ich bei'm Durchleſen auf den Vorwurf, daß ich mir in meinen Briefen widerſpreche. Das kann ich zwar nicht merken, denn was ich geſchrieben habe, ſchicke ich gleich fort, es iſt mir aber ſelbſt ſehr wahrſcheinlich, denn ich werde von ungeheuern Mächten hin und wieder geworfen, und da iſt es wohl natürlich daß ich nicht immer weiß wo ich ſtehe.

Man erzählt von einem Schiffer, der von einer ſtürmiſchen Nacht auf der See überfallen, nach Hauſe zu ſteuern trachtete. Sein Söhnchen, in der Finſterniß an ihn geſchmiegt, fragte: Vater, was iſt denn das für ein närriſches Lichtchen dort, das ich bald über uns, bald unter uns ſehe? Der Vater verſprach ihm die

Erklärung des andern Tags, und da fand es sich, daß es die Flamme des Leuchtthurms gewesen, die einem von wilden Wogen auf und niedergeschaukelten Auge bald unten bald oben erschien.

Auch ich steure auf einem leidenschaftlich bewegten Meere dem Hafen zu, und halte ich die Gluth des Leuchtthurms nur scharf im Auge, wenn sie mir auch den Platz zu verändern scheint, so werde ich doch zuletzt am Ufer genesen.

Bei der Abreise fällt einem doch immer jedes frühere Scheiden und auch das künftige letzte unwillkürlich in den Sinn, und mir drängt sich, dießmal stärker als sonst, dabei die Bemerkung auf, daß wir viel zu viel Voranstalten machen um zu leben, denn so kehren auch wir, Tischbein und ich, so vielen Herrlichkeiten, sogar unserm wohlausgestatteten, eignen Museum den Rücken. Da stehn nun drey Junonen zur Vergleichung neben einander, und wir verlassen sie als wenn's keine wäre.

Den 2ten Februar. Aschen-Mittwoch.

Nun ist der Narrheit ein Ende. Die unzähligen Lichter gestern Abend waren noch ein toller Spectakel. Das Carnaval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig los zu werden, es je wieder zu sehen. Zu schreiben ist davon gar nichts, bei einer mündlichen Darstellung möchte es allenfalls unterhaltend seyn. Was

man dabei unangenehm empfindet, daß die innere Fröhlichkeit den Menſchen fehlt, und es ihnen an Gelde mangelt, das bißchen Luſt was ſie noch haben mögen auszulaſſen. Die Großen ſind ökonomiſch und halten zurück, der Mittelmann unvermögend, das Volk lahm. An den letzten Tagen war ein unglaublicher Lärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel, ſo unendlich rein und ſchön, blickte ſo edel und unſchuldig auf dieſe Poſſen.

Da man aber doch das Nachbilden hier nicht laſſen kann, ſo ſind zur Luſt der Kinder Masken des Carnavals und Römiſche eigenthümliche Kleidungen gezeichnet, dann mit Farben angeſtrichen worden, da ſie denn ein fehlendes Capitel des Orbis pictus den lieben Kleinen erſetzen mögen.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Acht und zwanzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Italiänische Reise.

II.

Neapel.

Velletri den 22 Febr. 1787.

Bei guter Zeit ſind wir hier angelangt. — Schon vorgeſtern verfinſterte ſich das Wetter, die ſchönen Tage hatten uns trübe gebracht, doch deuteten einige Luftzeichen daß es ſich wieder zum guten bequemen werde, wie es denn auch eintraf. Die Wolken trennten ſich nach und nach, hier und da erſchien der blaue Himmel, und endlich beleuchtete die Sonne unſere Bahn. Wir kamen durch Albano nachdem wir vor Genzano an dem Eingang eines Parks gehalten hatten, den Prinz Chigi, der Beſitzer, auf eine wunderliche Weiſe hält, nicht unterhält; deßhalb auch nicht will daß ſich jemand darin umſehe. Hier bildet ſich eine wahre Wildniß: Bäume und Geſträuche, Kräuter und Ranken wachſen wie ſie wollen, verdorren, ſtürzen um, verfaulen. Das iſt alles recht und nur deſto beſſer. Der Platz vor dem Eingang iſt unſäglich ſchön. Eine hohe Mauer ſchließt das Thal, eine vergitterte Pforte läßt hineinblicken, dann ſteigt der Hügel aufwärts, wo dann oben das Schloß liegt. Es gäbe das größte Bild, wenn es ein rechter Künſtler unternähme.

Nun darf ich nicht weiter beſchreiben, und ſage nur: daß, als wir von der Höhe die Gebirge von Sezza,

die Pontiniſchen Sümpfe, das Meer und die Inſeln erblickten, daß in dem Moment ein ſtarker Streifregen über die Sümpfe nach dem Meer zog, Licht und Schatten, abwechſelnd und bewegt, die öde Fläche gar mannichfaltig belebten. Sehr ſchön wirkten hiezu mehrere von der Sonne erleuchtete Rauchſäulen, die aus zerſtreuten, kaum ſichtbaren Hütten emporſtiegen.

Velletri liegt ſehr angenehm auf einem vulcaniſchen Hügel, der nur gegen Norden mit andern zuſammenhängt, über drey Himmelsgegenden aber den freiſten Anblick gewährt.

Nun beſahen wir das Cabinet des Cavaliere Borgia, welcher begünſtigt durch die Verwandtſchaft mit dem Cardinal und der Propaganda, treffliche Alterthümer und ſonſtige Merkwürdigkeiten hier zuſammenſtellen konnte: Aegyptiſche Götzen, aus dem härteſten Steine gebildet, kleinere Metallfiguren früherer und ſpäterer Zeit; in der Gegend ausgegrabene aus Thon gebrannte, flach erhobene Bildwerke, durch welche veranlaßt man den alten Volskern einen eignen Styl zuſchreiben will.

Von allerlei andern Raritäten beſitzt das Muſeum mancherlei. Ich merkte mir zwei Chineſiſche Tuſchkäſtchen, wo auf den Stücken des einen die ganze Zucht der Seidenwürmer, auf dem andern der Reisbau vorgeſtellt iſt, beides höchſt naiv genommen und ausführlich gearbeitet. Das Käſtchen ſo wie die Einwicklung deſſelben ſind ausnehmend ſchön und dürfen ſich neben dem

von mir ſchon gelobten Buch auf der Bibliothek der Propaganda wohl ſehen laſſen.

Es iſt freilich unverantwortlich daß man dieſen Schatz ſo nahe bei Rom hat und denſelben nicht öfter beſucht. Doch mag die Unbequemlichkeit einer jeden Ausflucht in dieſen Gegenden und die Gewalt des Römiſchen Zauberkreiſes zur Entſchuldigung dienen. Als wir nach der Herberge gingen, riefen uns einige vor ihren Hausthüren ſitzende Weiber an, ob wir nicht auch Alterthümer zu kaufen Luſt hätten, und als wir uns darnach ſehr begierig erwieſen, holten ſie alte Keſſel, Feuerzange, nebſt anderem ſchlechten Hausgeräthe, und wollten ſich zu todt lachen uns angeführt zu haben. Als wir uns deßhalb entrüſteten, brachte unſer Führer die Sache wieder in's Gleiche: denn er verſicherte daß dieſer Spaß hergebracht ſey und daß alle Fremden denſelben Tribut entrichten müßten.

Dieß ſchreib' ich in einer ſehr übeln Herberge und fühle in mir weder Kraft noch Behagen weiter fortzufahren. Alſo die freundlichſte gute Nacht!

Fondi den 25 Februar 1787.

Schon früh um drey Uhr waren wir auf dem Wege. Als es tagte fanden wir uns in den Pontiniſchen Sümpfen, welche kein ſo übles Anſehn haben, als man ſie in Rom gemeiniglich beſchreibt. Man kann zwar ein ſo

großes und weitläufiges Unternehmen als die beabsichtigte Austrocknung ist auf der Durchreise nicht beurtheilen, allein es scheint mir doch, daß die Arbeiten welche der Papst angeordnet, die gewünschten Endzwecke wenigstens zum größten Theil erreichen werden. Man denke sich ein weites Thal, das sich von Norden nach Süden mit wenigem Falle hinzieht, ostwärts gegen die Gebirge zu vertieft, westwärts aber gegen das Meer zu erhöht liegt.

Der ganzen Länge nach in gerader Linie ist die alte Via Appia wieder hergestellt, an der rechten Seite derselben der Hauptcanal gezogen, und das Wasser fließt darin gelind hinab, dadurch ist das Erdreich der rechten Seite nach dem Meere zu ausgetrocknet und dem Feldbau überantwortet; so weit das Auge sehen kann ist es bebaut oder könnte es werden wenn sich Pächter fänden, einige Flecke ausgenommen die allzutief liegen.

Die linke Seite nach dem Gebirg zu ist schon schwerer zu behandeln. Zwar gehen Quercanäle unter der Chaussee in den Hauptcanal; da jedoch der Boden gegen die Berge zu abfällt, so kann er auf diese Weise nicht vom Wasser befreit werden. Man will, sagt man, einen zweyten Canal am Gebirge herführen. Große Strecken, besonders gegen Terracina, sind mit Weiden und Pappeln angeflogen.

Eine Poststation besteht aus einer bloßen langen Strohhütte. Tischbein zeichnete sie und genoß zur Be-

lohnung dafür ein Vergnügen, das nur er völlig zu genießen weiß. Auf dem abgetrockneten Terrain hatte sich ein Schimmel losgemacht, der, sich seiner Freiheit bedienend, auf dem braunen Boden wie ein Lichtstrahl hin und wieder fuhr; wirklich war es ein herrlicher Anblick, durch Tischbeins Entzücken erst recht bedeutend.

Da wo sonst der Ort Meza stand hat der Papst ein großes und schönes Gebäude, als den Mittelpunct der Fläche bezeichnend, aufrichten lassen. Der Anblick desselben vermehrt Hoffnung und Zutrauen für das ganze Unternehmen. Und so rückten wir immer fort uns lebhaft unterhaltend, wohl eingedenk der Warnung daß man auf diesem Wege nicht einschlafen dürfe, und freilich erinnerte uns der blaue Dunst, der schon in dieser Jahrszeit in gewisser Höhe über dem Boden schwebte, an eine gefährliche Luftschicht. Desto erfreulicher und erwünschter war uns die Felsenlage von Terracina, und kaum hatten wir uns daran vergnügt, als wir das Meer gleich davor erblickten. Kurz darauf ließ uns die andere Seite des Stadtberges ein Schauspiel neuer Vegetation sehen. Indianische Feigen trieben ihre großen, fetten Blätterkörper zwischen niedrigen graulichgrünen Myrten, unter gelbgrünen Granatbäumen und fahlgrünen Olivenzweigen. Am Wege sahen wir neue, noch nie gesehene Blumen und Sträuche. Narcissen und Adonis blühten auf den Wiesen. Man behält das Meer eine Zeit lang rechts; die Kalkfelsen aber bleiben links in der Nähe.

Dieſe ſind die Fortſetzung der Apenninen, welche ſich von Tivoli herziehen und an's Meer anſchließen, wovon ſie erſt durch die Campagna di Roma, dann durch die Frascatanischen, Albaniſchen, Velletriſchen Vulcane und endlich durch die Pontiniſchen Sümpfe getrennt wurden. Der Monte Circello, das Vorgebirg Terracina gegenüber, wo die Pontiniſchen Sümpfe ſich endigen, mag gleichfalls aus gereihten Kalkfelſen beſtehen.

Wir verließen das Meer und kamen bald in die reizende Ebene von Fondi. Dieſer kleine Raum fruchtbaren und bebauten Erdreichs, von einem nicht allzurauhen Gebirg umſchloſſen, muß jederman anlachen. Noch hängt die Mehrzahl der Orangen an den Bäumen, die Saat ſteht grün, durchaus Weizen; Oliven auf den Aeckern, das Städtchen im Grunde. Ein Palmbaum zeichnet ſich aus und ward begrüßt. So viel für dieſen Abend. Verzeihung der laufenden Feder. Ich muß ſchreiben ohne zu denken, damit ich nur ſchreibe. Der Gegenſtände ſind zu viel, der Aufenthalt zu ſchlecht und doch meine Begierde allzugroß einiges dem Papiere anzuvertrauen. Mit einbrechender Nacht kamen wir an, und es iſt nun Zeit Ruhe zu ſuchen.

St. Agata den 24 Febr. 1787.

In einer kalten Kammer muß ich Nachricht von einem ſchönen Tage geben. Als wir aus Fondi heraus-

fuhren ward es eben helle und wir wurden ſogleich durch die über die Mauern hängenden Pomeranzen auf beiden Seiten des Wegs begrüßt. Die Bäume hängen ſo voll, als man ſich's nur denken kann. Obenher iſt das junge Laub gelblich, unten aber und in der Mitte von dem ſaftigſten Grün. Mignon hatte wohl Recht ſich dahin zu ſehnen.

Dann fuhren wir durch wohlgeackerte und beſtellte Weizenfelder, in ſchicklichen Räumen mit Oliven bepflanzt. Der Wind bewegte ſie und brachte die ſilberne Unterfläche der Blätter an's Licht, die Aeſte bogen ſich leicht und zierlich. Es war ein grauer Morgen, ein ſtarker Nordwind verſprach alles Gewölk völlig zu vertreiben.

Dann zog der Weg im Thale hin, zwiſchen ſteinichten aber gut gebauten Aeckern, die Saat vom ſchönſten Grün. An einigen Orten ſah man geräumige, runde, gepflaſterte Plätze, mit niedrigen Mäuerchen umgeben; hier driſcht man die Frucht ſogleich aus, ohne ſie in Garben nach Hauſe zu fahren. Das Thal ward ſchmäler, der Weg ging bergan, Kalkfelſen ſtanden nackt an beiden Seiten. Der Sturm war heftiger hinter uns her. Es fielen Graupeln die ſehr langſam thauten.

Einige Mauern antiker Gebäude mit netzförmiger Arbeit überraſchten uns. Auf der Höhe ſind die Plätze felſig, doch mit Olivenbäumen bepflanzt, wo nur das geringſte Erdreich ſie aufnehmen konnte. Nun über eine

Plaine mit Oliven, ſodann durch ein Städtchen. Eingemauert fanden wir nun Altäre, antike Grabſteine, Fragmente aller Art in den Gartenumfriedigungen, dann trefflich gemauerte jetzt aber mit Erdreich ausgefüllte Untergeſchoſſe alter Landhäuſer, nunmehr von Olivenwäldchen bewachſen. Dann erblickten wir den Veſuv, eine Rauchwolke auf ſeinem Scheitel.

Molo di Gaeta begrüßte uns abermals mit den reichſten Pomeranzenbäumen. Wir blieben einige Stunden. Die Bucht vor dem Städtchen gewährt eine der ſchönſten Ausſichten, das Meer ſpült bis heran. Folgt das Auge dem rechten Ufer und erreicht es zuletzt das Hornende des halben Mondes, ſo ſieht man auf einem Felſen die Feſtung Gaeta, in mäßiger Ferne. Das linke Horn erſtreckt ſich viel weiter; erſt ſieht man eine Reihe Gebirge, dann den Veſuv, dann die Inſeln. Iſchia liegt faſt der Mitte gegenüber.

Hier fand ich am Ufer die erſten Seeſterne und Seeigel ausgeſpült. Ein ſchönes grünes Blatt, wie das feinſte Velinpapier, dann aber merkwürdige Geſchiebe: am häufigſten die gewöhnlichen Kalkſteine, ſodann aber auch Serpentin, Jaſpis, Quarze, Kieſelbreccien, Granite, Porphyre, Marmorarten, Glas von grüner und blauer Farbe. Die zuletzt genannten Steinarten ſind ſchwerlich in dieſer Gegend erzeugt, ſind wahrſcheinlich Trümmern alter Gebäude, und ſo ſehen wir denn, wie die Welle vor unſern Augen mit den Herr-

lichkeiten der Vorwelt ſpielen darf. Wir verweilten gern und hatten unſere Luſt an der Natur der Menſchen, die ſich beinahe als Wilde betrugen. Von Mole ſich entfernend hat man immer ſchöne Ausſicht, wenn ſich auch das Meer verliert. Der letzte Blick darauf iſt eine liebliche Seebucht, die gezeichnet ward. Nun folgt gutes Fruchtfeld mit Aloen eingezäunt. Wir erblickten eine Waſſerleitung, die ſich vom Gebirg her nach unkenntlichen, verworrenen Ruinen zog.

Dann folgt die Ueberfahrt über den Fluß Garigliano. Man wandert ſodann durch ziemlich fruchtbare Gegenden auf ein Gebirg los. Nichts Auffallendes. Endlich der erſte vulcaniſche Aſchenhügel. Hier beginnt eine große herrliche Gegend von Bergen und Gründen, über welche zuletzt Schneegipfel hervorragen. Auf der nähern Höhe eine lange, wohl in die Augen fallende Stadt. In dem Thal liegt St. Agata, ein anſehnlicher Gaſthof, wo ein lebhaftes Feuer in einem Kamin, das als Cabinet angelegt iſt, brannte. Indeſſen iſt unſere Stube kalt, keine Fenſter, nur Läden, und ich eile zu ſchließen.

Neapel den 25 Februar 1787.

Endlich auch hier glücklich und mit guten Vorbedeutungen angekommen. Von der Tagesreiſe nur ſo viel: St. Agata verließen wir mit Sonnenaufgang, der Wind blies heftig hinter uns her, und dieſer Nordoſt hielt den

ganzen Tag an. Erſt Nachmittag ward er Herr von den Wolken; wir litten von Kälte.

Unſer Weg ging wieder durch und über vulcaniſche Hügel, wo ich nur noch wenige Kalkfelſen zu bemerken glaubte. Endlich erreichten wir die Plaine von Capua, bald darnach Capua ſelbſt, wo wir Mittag hielten. Nachmittag that ſich ein ſchönes, flaches Feld vor uns auf. Die Chauſſee geht breit zwiſchen grünen Weizenfeldern durch, der Weizen iſt wie ein Teppich und wohl ſpannenhoch. Pappeln ſind reihenweis auf den Feldern gepflanzt, hoch ausgezweigt und Wein hinangezogen. So geht es bis Neapel hinein. Ein klarer, herrlich lockerer Boden und gut bearbeitet. Die Weinſtöcke von ungewöhnlicher Stärke und Höhe, die Ranken wie Netze von Pappel zu Pappel ſchwebend.

Der Veſuv blieb uns immer zur linken Seite, gewaltſam dampfend, und ich war ſtill für mich erfreut, daß ich dieſen merkwürdigen Gegenſtand endlich auch mit Augen ſah. Der Himmel ward immer klärer, und zuletzt ſchien die Sonne recht heiß in unſere enge, rollende Wohnung. Bei ganz rein heller Atmoſphäre kamen wir Neapel näher; und nun fanden wir uns wirklich in einem andern Lande. Die Gebäude mit flachen Dächern deuten auf eine andere Himmelsgegend, inwendig mögen ſie nicht ſehr freundlich ſeyn. Alles iſt auf der Straße, ſitzt in der Sonne ſo lange ſie ſcheinen will. Der Neapolitaner glaubt im Beſitz des Paradieſes zu ſeyn und

hat von den nördlichen Ländern einen sehr traurigen Begriff: Sempre neve. case di legno. gran ignoranza, ma danari assai. Solch ein Bild machen sie sich von unserm Zustande. Zur Erbauung sämmtlicher Deutschen Völkerschaften heißt diese Charakteristik übersetzt: Immer Schnee, hölzerne Häuser, große Unwissenheit; aber Geld genug.

Neapel selbst kündigt sich froh, frei und lebhaft an, unzählige Menschen rennen durch einander, der König ist auf der Jagd, die Königin guter Hoffnung und so kann's nicht besser gehn.

Neapel. Montag den 26 Februar.

Alla Locanda del Sgr. Moriconi al Largo del Castello. Unter dieser eben so heiter als prächtig klingenden Aufschrift würden uns Briefe aus allen vier Theilen der Welt nunmehr auffinden. In der Gegend des am Meere liegenden großen Castells erstreckt sich eine große Weitung, die man, obgleich von allen vier Seiten mit Häusern umgeben, nicht Platz sondern Weite (largo) genannt hat, wahrscheinlicherweise von den ersten Zeiten her, da dieses noch ein unbegränztes Feld war. Hier nun tritt an der einen Seite ein großes Eckhaus herein; und wir faßten Fuß in einem geräumigen Ecksaale, der einen freien und frohen Ueberblick über die immer bewegte Fläche gewährt. Ein eiserner Balcon zieht sich

außen an mehrern Fenstern vorbei, selbst um die Ecke hin. Man würde davon nicht wegkommen, wenn der scharfe Wind nicht äußerst fühlbar wäre.

Der Saal ist munter decorirt, besonders aber die Decke, deren Arabesken in hundert Abtheilungen schon die Nähe von Pompeji und Herculanum verkünden. Das wäre nun alles schön und gut, aber keine Feuerstätte, kein Kamin ist zu bemerken und der Februar übt denn doch auch hier seine Rechte. Ich sehnte mich nach einiger Erwärmung.

Man brachte mir einen Dreyfuß, von der Erde dergestalt erhöht daß man die Hände bequem drüber halten konnte. Auf demselben war ein flaches Becken befestigt, dieses enthielt ganz zarte glühende Kohlen, gar glatt mit Asche bedeckt. Hier gilt es nun haushältig seyn, wie wir es in Rom schon gelernt. Mit dem Ohr eines Schlüssels zieht man von Zeit zu Zeit die oberflächliche Asche behutsam weg, so daß von den Kohlen wieder etwas an die freie Luft gelange. Wollte man jedoch ungeduldig die Gluth aufwühlen, so würde man einen Augenblick größere Wärme spüren, aber sehr bald die ganze Gluth erschöpft haben, da denn das Becken abermals, gegen Erlegung einer gewissen Summe, zu füllen wäre.

Ich befand mich nicht ganz wohl und hätte freilich mehr Bequemlichkeit gewünscht. Eine Schilfmatte diente gegen die Einflüsse des Estrichs; Pelze sind nicht gewöhnlich und ich entschloß mich eine Schifferkutte, die

wir

wir aus Scherz mitgenommen hatten, anzuziehen, die mir gute Dienſte leiſtete, beſonders nachdem ich ſie mit einem Kaſſerſtrick um den Leib befeſtigt hatte: da ich mir denn als Mittelding zwiſchen Matroſen und Capuziner ſehr komiſch vorkommen mußte. Tiſchbein der von Beſuchen bei Freunden zurückkehrte, konnte ſich des Lachens nicht enthalten.

Neapel den 27 Febr. 1787.

Geſtern brachte ich den Tag in Ruhe zu um eine kleine körperliche Unbequemlichkeit erſt abzuwarten, heute ward geſchwelgt und die Zeit mit Anſchauung der herrlichſten Gegenſtände zugebracht. Man ſage, erzähle, mahle was man will, hier iſt mehr als alles. Die Ufer, Buchten und Buſen des Meeres, der Veſuv, die Stadt, die Vorſtädte, die Caſtelle, die Luſträume! — Wir ſind auch noch Abends in die Grotte des Poſilipo gegangen, da eben die untergehende Sonne zur andern Seite hereinſchien. Ich verzieh es allen die in Neapel von Sinnen kommen und erinnerte mich mit Rührung meines Vaters, der einen unauslöſchlichen Eindruck beſonders von denen Gegenſtänden die ich heut zum erſtenmal ſah erhalten hatte. Und wie man ſagt, daß einer dem ein Geſpenſt erſchienen nicht wieder froh wird, ſo konnte man umgekehrt von ihm ſagen, daß er nie ganz unglücklich werden konnte, weil er ſich immer wieder nach Nea-

pel dachte. Ich bin nun nach meiner Art ganz ſtille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen.

Neapel den 28 Febr. 1787.

Heute beſuchten wir Philipp Hackert, den berühmten Landſchaftsmahler, der eines beſondern Vertrauens, einer vorzüglichen Gnade des Königs und der Königin genießt. Man hat ihm einen Flügel des Palaſts Francavilla eingeräumt, den er mit Künſtlergeſchmack meubliren ließ und mit Zufriedenheit bewohnt. Es iſt ein ſehr beſtimmter, kluger Mann, der, bei unausgeſetztem Fleiß, das Leben zu genießen verſteht.

Dann gingen wir an's Meer und ſahen allerlei Fiſche und wunderliche Geſtalten aus den Wellen ziehen. Der Tag war herrlich, die Tramontane leidlich.

Neapel, den 1 März.

Schon in Rom hatte man meinem eigenſinnigen Einſiedlerſinne, mehr als mir lieb war, eine geſellige Seite abgewonnen. Freilich ſcheint es ein wunderlich Beginnen daß man in die Welt geht um allein bleiben zu wollen. So hatte ich denn auch dem Fürſten von Waldeck nicht widerſtehen können, der mich auf's freundlichſte einlud und, durch Rang und Einfluß, mir Theilnahme an manchem Guten verſchaffte. Kaum waren wir in Neapel angekommen, wo er ſich ſchon eine Zeit lang aufhielt,

als er uns einladen ließ mit ihm eine Fahrt nach Puzzuoli und der anliegenden Gegend zu machen. Ich dachte heute ſchon auf den Veſuv, Tiſchbein aber nöthigt mich zu jener Fahrt, die, an und für ſich angenehm, bei dem ſchönſten Wetter, in Geſellſchaft eines ſo vollkommenen und unterrichteten Fürſten, ſehr viel Freude und Nutzen verſpricht. Auch haben wir ſchon in Rom eine ſchöne Dame geſehen, nebſt ihrem Gemahl, von dem Fürſten unzertrennlich; dieſe ſoll gleichfalls von der Partie ſeyn und man hofft alles Erfreuliche.

Auch bin ich dieſer edlen Geſellſchaft durch frühere Unterhaltung genauer bekannt. Der Fürſt nämlich fragte bei unſerer erſten Bekanntſchaft, womit ich mich jetzt beſchäftige, und meine Iphigenia war mir ſo gegenwärtig, daß ich ſie einen Abend umſtändlich genug erzählen konnte. Man ging drauf ein; aber ich glaubte doch zu merken daß man etwas Lebhafteres, Wilderes von mir erwartet hatte.

Abends.

Von dem heutigen Tage wäre ſchwerlich Rechenſchaft zu geben. Wer hat es nicht erfahren daß die flüchtige Leſung eines Buchs, das ihn unwiderſtehlich fortriß, auf ſein ganzes Leben den größten Einfluß hatte und ſchon die Wirkung entſchied, zu der Wiederleſen und ernſtliches Betrachten kaum in der Folge mehr hinzuthun

konnte. So ging es mir einſt mit Sakontala und geht es uns mit bedeutenden Menſchen nicht gleicher Weiſe? Eine Waſſerfahrt bis Puzzuoli, leichte Landfahrten, heitere Spaziergänge durch die wunderſamſte Gegend von der Welt. Unterm reinſten Himmel der unſicherſte Boden. Trümmern undenkbarer Wohlhäbigkeit, zerläſtert und unerfreulich. Siedende Waſſer, Schwefel aushauchende Grüfte, dem Pflanzenleben widerſtrebende Schlackenberge, kahle, widerliche Räume und dann doch zuletzt eine immer üppige Vegetation, eingreifend wo ſie nur irgend vermag, ſich über alles Ertödtete erhebend um Landſeen und Bäche umher, ja den herrlichſten Eichwald an den Wänden eines alten Kraters behauptend.

Und ſo wird man zwiſchen Natur und Völkerereigniſſen hin und wieder getrieben. Man wünſcht zu denken und fühlt ſich dazu zu ungeſchickt. Indeſſen lebt der Lebendige luſtig fort, woran wir es denn auch nicht fehlen ließen. Gebildete Perſonen, der Welt und ihrem Weſen angehörend, aber auch durch ernſtes Geſchick gewarnt, zu Betrachtungen aufgelegt. Unbegränzter Blick über Land, Meer und Himmel, zurückgerufen in die Nähe einer liebenswürdigen jungen Dame, Huldigung anzunehmen gewohnt und geneigt.

Unter allem dieſem Taumel jedoch verfehlt' ich nicht manches anzumerken. Zu künftiger Redaction wird die an Ort und Stelle benutzte Charte und eine flüchtige Zeichnung von Tiſchbein die beſte Hülfe ge-

ben; heute iſt mir nicht möglich auch nur das mindeſte hinzuzufügen.

Den 2 März

beſtieg ich den Veſuv, obgleich bei trübem Wetter und umwölktem Gipfel. Fahrend gelangt' ich nach Reſina, ſodann auf einem Maulthiere den Berg zwiſchen Weingärten hinauf; nun zu Fuß über die Lava vom Jahre Ein und Siebenzig, die ſchon feines aber feſtes Moos auf ſich erzeugt hatte; dann an der Seite der Lava her. Die Hütte des Einſiedlers blieb mir links auf der Höhe. Ferner den Aſchenberg hinauf, welches eine ſauere Arbeit iſt. Zwey Drittheile dieſes Gipfels waren mit Wolken bedeckt. Endlich erreichten wir den alten nun ausgefüllten Krater, fanden die neuen Laven von zwey Monaten vierzehn Tagen, ja eine ſchwache von fünf Tagen ſchon erkaltet. Wir ſtiegen über ſie an einem erſt aufgeworfenen vulcaniſchen Hügel hinauf, er dampfte aus allen Enden. Der Rauch zog von uns weg und ich wollte nach dem Krater gehn. Wir waren ungefähr funfzig Schritte in den Dampf hinein, als er ſo ſtark wurde daß ich kaum meine Schuhe ſehen konnte. Das Schnupftuch vorgehalten half nichts, der Führer war mir auch verſchwunden, die Tritte auf den ausgeworfenen Lavabröckchen unſicher, ich fand für gut umzukehren und mir den gewünſchten Anblick auf einen heitern Tag und vermin-

derten Rauch zu sparen. Indeß weiß ich doch auch wie schlecht es sich in solcher Atmesphäre Athem holt.

Uebrigens war der Berg ganz still. Weder Flamme, noch Brausen, noch Steinwurf, wie er doch die ganze Zeit her trieb. Ich habe ihn nun recognoscirt, um ihn förmlich, sobald das Wetter gut werden will, zu belagern.

Die Laven die ich fand waren mir meist bekannte Gegenstände. Ein Phänomen hab' ich aber entdeckt das mir sehr merkwürdig schien und das ich näher untersuchen, nach welchem ich mich bei Kennern und Sammlern erkundigen will. Es ist eine tropfsteinförmige Bekleidung einer vulcanischen Esse, die ehemals zugewölbt war, jetzt aber aufgeschlagen ist und aus dem alten nun ausgefüllten Krater herausragt. Dieses feste, grauliche, tropfsteinförmige Gestein scheint mir durch Sublimation der allerfeinsten vulcanischen Ausdünstungen, ohne Mitwirkung von Feuchtigkeit und ohne Schmelzung, gebildet worden zu seyn; es gibt zu weitern Gedanken Gelegenheit.

Heute, den dritten März, ist der Himmel bedeckt und ein Scirocco weht; zum Postage gutes Wetter.

Sehr gemischte Menschen, schöne Pferde und wunderliche Fische habe ich hier übrigens schon genug gesehn.

Von der Lage der Stadt und ihren Herrlichkeiten, die so oft beschrieben und belobt sind, kein Wort.

Vedi Napoli e poi muori! ſagen ſie hier. Siehe Neapel und ſtirb!

Neapel den 5 März.

Daß kein Neapolitaner von ſeiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückſeligkeit der hieſigen Lage in gewaltigen Hyperbeln ſingen, iſt ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Veſuve in der Nachbarſchaft ſtünden. Man mag ſich hier an Rom gar nicht zurück erinnern; gegen die hieſige freie Lage kommt einem die Hauptſtadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes, übelplacirtes Kloſter vor.

Das See- und Schiffweſen gewährt auch ganz neue Zuſtände. Die Fregatte nach Palermo ging mit reiner, ſtarker Tramontane geſtern ab. Dießmal hat ſie gewiß nicht über ſechs und dreyßig Stunden auf der Fahrt zugebracht. Mit welcher Sehnſucht ſah ich den vollen Segeln nach, als das Schiff zwiſchen Capri und Cap Minerva durchfuhr und endlich verſchwand. Wenn man jemand Geliebtes ſo fortfahren ſähe, müßte man vor Sehnſucht ſterben! Jetzt weht der Scirocco; wenn der Wind ſtärker wird, werden die Wellen um den Molo luſtig genug ſeyn.

Heute, als an einem Freitage, war die große Spazierfahrt des Adels, wo jeder ſeine Equipagen, beſonders Pferde, producirt. Man kann unmöglich etwas Zier-

licheres sehen als diese Geschöpfe hier; es ist das erstemal in meinem Leben daß mir das Herz gegen sie aufgeht.

Neapel den 3 März.

Hier schick ich einige gedrängte Blätter als Nachricht von dem Einstande den ich hier gegeben. Auch ein an der Ecke angeschmauchtes Couvert eures letzten Briefes, zum Zeugniß daß er mit auf dem Vesuv gewesen. Doch muß ich euch nicht, weder im Traume noch im Wachen, von Gefahr umgeben erscheinen; seyd versichert, da wo ich gehe ist nicht mehr Gefahr als auf der Chaussee nach Belvedere. Die Erde ist überall des Herrn! kann man wohl bei dieser Gelegenheit sagen. Ich suche keine Abenteuer aus Vorwitz noch Sonderbarkeit, aber weil ich meist klar bin und dem Gegenstand bald seine Eigenthümlichkeit abgewinne, so kann ich mehr thun und wagen als ein anderer. Nach Sicilien ist's nichts weniger als gefährlich. Vor einigen Tagen fuhr die Fregatte nach Palermo mit günstigem Nordostwind ab, sie ließ Capri rechts und hat gewiß den Weg in sechs und dreyßig Stunden zurückgelegt. Drüben sieht es auch in der Wirklichkeit nicht so gefährlich aus, als man es in der Ferne zu machen beliebt.

Vom Erdbeben spürt man jetzt im untern Theile von Italien gar nichts, im obern ward neulich Rimini und nahliegende Orte beschädigt. Es hat wunderliche Lau-

nen, man ſpricht hier davon wie von Wind und Wetter und in Thüringen von Feuersbrünſten.

Mich freut daß ihr nun mit der neuen Bearbeitung der Iphigenia euch befreundet; noch lieber wäre mir's, wenn euch der Unterſchied fühlbarer geworden wäre. Ich weiß was ich daran gethan habe und darf davon reden, weil ich es noch weiter treiben könnte. Wenn es eine Freude iſt das Gute zu genießen, ſo iſt es eine größere das Beſſere zu empfinden und in der Kunſt iſt das Beſte gut genug.

Neapel den 3 März.

Den zweyten Faſtenſonntag benutzten wir von Kirche zu Kirche zu wandern. Wie in Rom alles höchſt ernſthaft iſt, ſo treibt ſich hier alles luſtig und wohlgemuth. Auch die Neapolitaniſche Mahlerſchule begreift man nur zu Neapel. Hier ſieht man mit Verwunderung die ganze Vorderſeite einer Kirche von unten bis oben gemahlt, über der Thüre Chriſtus der die Käufer und Verkäufer zum Tempel hinaus treibt, welche zu beiden Seiten munter und zierlich erſchreckt die Treppen herunter purzeln. Innerhalb einer andern Kirche iſt der Raum über dem Eingang reichhaltig mit einem Frescogemählde geziert, die Vertreibung Heliodors vorſtellend. Luca Giordano mußte ſich freilich ſputen, um ſolche Flächen auszufüllen. Auch die Kanzel iſt nicht immer, wie an-

derwärts, ein Katheder, Lehrstuhl für eine einzelne Person, sondern eine Galerie, auf welcher ich einen Capuziner hin und her schreiten und bald von dem einen bald von dem andern Ende dem Volk seine Sündhaftigkeit vorhalten sah. Was wäre da nicht alles zu erzählen!

Aber weder zu erzählen noch zu beschreiben ist die Herrlichkeit einer Vollmondnacht wie wir sie genossen, durch die Straßen über die Plätze wandelnd, auf der Chiaja, dem unermeßlichen Spaziergang, sodann am Meeresufer hin und wieder. Es übernimmt einen wirklich das Gefühl von Unendlichkeit des Raums. So zu träumen ist denn doch der Mühe werth.

Neapel den 5 März 1787.

Von einem trefflichen Manne, den ich diese Tage kennen gelernt, muß ich kürzlich das Allgemeinste erwähnen. Es ist Ritter Filangieri, bekannt durch sein Werk über die Gesetzgebung. Er gehört zu den ehrwürdigen jungen Männern, welche das Glück der Menschen und eine löbliche Freiheit derselben im Auge behalten. An seinem Betragen kann man den Soldaten, den Ritter und Weltmann erkennen, gemildert ist jedoch dieser Anstand durch den Ausdruck eines zarten, sittlichen Gefühls, welches, über die ganze Person verbreitet, aus Wort und Wesen gar anmuthig hervorleuchtet. Auch er ist seinem Könige und dessen Königreich im Herzen ver-

bündet, wenn er auch nicht alles billigt was geſchieht; aber auch er iſt gedrückt durch die Furcht vor Joſeph dem zweyten. Das Bild eines Deſpoten, wenn es auch nur in der Luft ſchwebt, iſt edlen Menſchen ſchon fürchterlich. Er ſprach mit mir ganz offen, was Neapel von jenem zu fürchten habe. Er unterhält ſich gern über Montesquieu, Beccaria, auch über ſeine eigenen Schriften, alles in demſelben Geiſte des beſten Wollens und einer herzlichen, jugendlichen Luſt das Gute zu wirken. Er mag noch in den Dreyßigen ſtehen.

Gar bald machte er mich mit einem alten Schriftſteller bekannt, an deſſen unergründlicher Tiefe ſich dieſe neuern Italiäniſchen Geſetzfreunde höchlich erquicken und erbauen, er heißt Johann Baptiſta Vico, ſie ziehen ihn dem Montesquieu vor. Bei einem flüchtigen Ueberblick des Buches, das ſie mir als ein Heiligthum mittheilten, wollte mir ſcheinen, hier ſeyen Sibylliniſche Vorahnungen des Guten und Rechten das einſt kommen ſoll oder ſollte, gegründet auf ernſte Betrachtungen des Ueberlieferten und des Lebens. Es iſt gar ſchön wenn ein Volk ſolch einen Aeltervater beſitzt; den Deutſchen wird einſt Hamann ein ähnlicher Coder werden.

Neapel den 6 März 1787.

Obgleich ungern, doch aus treuer Geſelligkeit, begleitete Tiſchbein mich heute auf den Veſuv. Ihm,

dem bildenden Künstler, der sich nur immer mit den schönsten Menschen- und Thierformen beschäftigt, ja das Ungeformte selbst, Felsen und Landschaften, durch Sinn und Geschmack vermenschlicht, ihm wird eine solche furchtbare, ungestalte Aufhäufung, die sich immer wieder selbst verzehrt und allem Schönheitsgefühl den Krieg ankündigt, ganz abscheulich vorkommen.

Wir fuhren auf zwey Caleſſen, weil wir uns als Selbſtführer durch das Gewühl der Stadt nicht durchzuwinden getrauten. Der Fahrende ſchreit unaufhörlich: Platz, Platz! damit Eſel, Holz oder Kehricht Tragende, entgegen rollende Caleſſen, laſtſchleppende oder frei wandelnde Menſchen, Kinder und Greiſe ſich vorſehen, ausweichen, ungehindert aber der ſcharfe Trab fortgeſetzt werde.

Der Weg durch die äußerſten Vorſtädte und Gärten ſollte ſchon auf etwas Plutoniſches hindeuten. Denn da es lange nicht geregnet, waren von dickem aſchgrauem Staube die von Natur immergrünen Blätter überdeckt, alle Dächer, Gurtgeſimſe und was nur irgend eine Fläche bot, gleichfalls übergraut, ſo daß nur der herrliche blaue Himmel und die hereinſcheinende mächtige Sonne ein Zeugniß gab daß man unter den Lebendigen wandle.

Am Fuße des ſteilen Hanges empfingen uns zwey Führer, ein älterer und ein jüngerer, beides tüchtige Leute. Der erſte ſchleppte mich, der zweyte Tiſchbein

den Berg hinauf. Sie ſchleppten ſage ich: denn ein ſolcher Führer umgürtet ſich mit einem ledernen Riemen, in welchen der Reiſende greift und, hinaufwärts gezogen, ſich an einem Stabe, auf ſeinen eigenen Füßen, deſto leichter empor hilft.

So erlangten wir die Fläche, über welcher ſich der Kegelberg erhebt, gegen Norden die Trümmer der Somma.

Ein Blick weſtwärts über die Gegend nahm wie ein heilſames Bad, alle Schmerzen der Anſtrengung und alle Müdigkeit hinweg und wir umkreiſ'ten nunmehr den immer qualmenden, Stein und Aſche auswerfenden Kegelberg. So lange der Raum geſtattete in gehöriger Entfernung zu bleiben, war es ein großes geiſterhebendes Schauſpiel. Erſt ein gewaltſamer Donner, der aus dem tiefſten Schlunde hervortönte, ſodann Steine, größere und kleinere, zu Tauſenden in die Luft geſchleudert, von Aſchenwolken eingehüllt. Der größte Theil fiel in den Schlund zurück. Die andern nach der Seite zu getriebenen Brocken, auf die Außenſeite des Kegels niederfallend, machten ein wunderbares Geräuſch: erſt plumpten die ſchwereren und hupften mit dumpfem Getön an die Kegelſeite hinab, die geringeren klapperten hinterdrein und zuletzt rieſelte die Aſche nieder. Dieſes alles geſchah in regelmäßigen Pauſen, die wir durch ein ruhiges Zählen ſehr wohl abmeſſen konnten.

Zwiſchen der Somma und dem Kegelberge ward aber

der Raum enge genug, ſchon fielen mehrere Steine um uns her und machten den Umgang unerfreulich. Tiſchbein fühlte ſich nunmehr auf dem Berge noch verdrießlicher, da dieſes Ungethüm, nicht zufrieden häßlich zu ſeyn, auch noch gefährlich werden wollte.

Wie aber durchaus eine gegenwärtige Gefahr etwas Reizendes hat und den Widerſpruchsgeiſt im Menſchen auffordert ihr zu trotzen, ſo bedachte ich, daß es möglich ſeyn müſſe in der Zwiſchenzeit von zwey Eruptionen, den Kegelberg hinauf an den Schlund zu gelangen und auch in dieſem Zeitraum den Rückweg zu gewinnen. Ich rathſchlagte hierüber mit den Führern, unter einem überhängenden Felſen der Somma, wo wir, in Sicherheit gelagert, uns an den mitgebrachten Vorräthen erquickten. Der jüngere getraute ſich das Wageſtück mit mir zu beſtehen, unſere Hutkörpfe fütterten wir mit leinenen und ſeidenen Tüchern, wir ſtellten uns bereit, die Stäbe in der Hand, ich ſeinen Gürtel faſſend.

Noch klapperten die kleinen Steine um uns herum, noch rieſelte die Aſche, als der rüſtige Jüngling mich ſchon über das glühende Gerölle hinaufriß. Hier ſtanden wir an dem ungeheuren Rachen, deſſen Rauch eine leiſe Luft von uns ablenkte, aber zugleich das Innere des Schlundes verhüllte, der ringsum aus tauſend Ritzen dampfte. Durch einen Zwiſchenraum des Qualmes erblickte man hie und da geborſtene Felſenwände. Der Anblick war weder unterrichtend noch erfreulich,

aber eben deßwegen weil man nichts sah verweilte man um etwas heraus zu sehen. Das ruhige Zählen war versäumt, wir standen auf einem scharfen Rande vor dem ungeheuern Abgrund. Auf einmal erscholl der Donner, die furchtbare Ladung flog an uns vorbei, wir duckten uns unwillkürlich, als wenn uns das vor den niederstürzenden Massen gerettet hätte; die kleineren Steine klapperten schon, und wir, ohne zu bedenken daß wir abermals eine Pause vor uns hatten, froh die Gefahr überstanden zu haben, kamen mit der noch rieselnden Asche am Fuße des Kegels an, Hüte und Schultern genugsam eingeäschert.

Von Tischbein auf's freundlichste empfangen, gescholten und erquickt, konnte ich nun den älteren und neueren Laven eine besondere Aufmerksamkeit widmen. Der betagte Führer wußte genau die Jahrgänge zu bezeichnen. Aeltere waren schon mit Asche bedeckt und ausgeglichen, neuere, besonders die langsam geflossenen, boten einen seltsamen Anblick: denn indem sie, fortschleichend, die auf ihrer Oberfläche erstarrten Massen eine Zeit lang mit sich hinschleppen, so muß es doch begegnen daß diese von Zeit zu Zeit stocken, aber, von den Gluthströmen noch fortbewegt, übereinander geschoben, wunderbar zackig erstarrt verharren, seltsamer als im ähnlichen Fall die über einander getriebenen Eisschollen. Unter diesem geschmolzenen wüsten Wesen fanden sich auch große Blöcke, welche angeschlagen, auf dem

frischen Bruch einer Urgebirgsart völlig ähnlich sehen. Die Führer behaupteten es seyen alte Laven des tiefsten Grundes, welche der Berg manchmal auswerfe.

Auf unserer Rückkehr nach Neapel wurden mir kleine Häuser merkwürdig, einstöckig, sonderbar gebaut, ohne Fenster, die Zimmer nur durch die auf die Straße gehende Thüre erleuchtet. Von früher Tageszeit bis in die Nacht sitzen die Bewohner davor, da sie sich denn zuletzt in ihre Höhlen zurückziehen.

Die auf eine etwas verschiedene Weise am Abend tumultuirende Stadt entlockte mir den Wunsch einige Zeit hier verweilen zu können, um das bewegliche Bild nach Kräften zu entwerfen. Es wird mir nicht so wohl werden.

Neapel, Mittwoch den 7 März 1787.

Und so hat mir diese Woche Tischbein redlich einen großen Theil der Kunstschätze von Neapel gezeigt und ausgelegt. Er, ein trefflicher Thierkenner und Zeichner, machte mich schon früher aufmerksam auf einen Pferdekopf von Erz im Palast Colombrano. Wir gingen heute dahin. Dieser Kunstrest steht gerade der Thorfahrt gegenüber, im Hofe in einer Nische, über einem Brunnen, und setzt in Erstaunen; was muß das Haupt erst mit den übrigen Gliedern zu einem Ganzen verbunden für

für Wirkung gethan haben! Das Pferd im Ganzen war viel größer als die auf der Marcuskirche, auch läßt hier das Haupt, näher und einzeln beſchaut, Charakter und Kraft nur deſto deutlicher erkennen und bewundern. Der prächtige Stirnknochen, die ſchnaubende Naſe, die aufmerkenden Ohren, die ſtarre Mähne! ein mächtig aufgeregtes, kräftiges Geſchöpf.

Wir kehrten uns um, eine weibliche Statue zu bemerken, die über dem Thorwege in einer Niſche ſtand. Sie wird für die Nachbildung einer Tänzerin ſchon von Winckelmann gehalten, wie denn ſolche Künſtlerinnen in lebendiger Bewegung auf das mannichfaltigſte dasjenige vorſtellen was die bildenden Meiſter uns als erſtarrte Nymphen und Göttinnen aufbewahren. Sie iſt ſehr leicht und ſchön, der Kopf war abgebrochen, iſt aber gut wieder aufgeſetzt, übrigens nichts daran verſehrt, und verdiente wohl einen beſſern Platz.

Neapel den 9 März.

Heute erhalte ich die liebſten Briefe vom 16 Februar. Schreibet nur immer fort. Ich habe meine Zwiſchenpoſten wohl beſtellt und werde es auch thun wenn ich weiter gehen ſollte. Gar ſonderbar kommt es mir vor in ſo großer Entfernung zu leſen, daß die Freunde nicht zuſammenkommen und doch iſt oft nichts natürlicher,

als daß man nicht zusammen kommt, wenn man so nahe beisammen ist.

Das Wetter hat sich verdunkelt, es ist im Wechseln, das Frühjahr tritt ein und wir werden Regentage haben. Noch ist der Gipfel des Vesuvs nicht heiter geworden seit ich droben war. Diese letzten Nächte sah man ihn manchmal flammen, jetzt hält er wieder inne, man erwartet stärkeren Ausbruch.

Die Stürme dieser Tage haben uns ein herrliches Meer gezeigt, da ließen sich die Wellen in ihrer würdigen Art und Gestalt studiren; die Natur ist doch das einzige Buch das auf allen Blättern großen Gehalt bietet. Dagegen gibt mir das Theater gar keine Freude mehr. Sie spielen hier in der Fasten geistliche Opern, die sich von den weltlichen in gar nichts unterscheiden, als daß keine Ballette zwischen den Acten eingeschaltet sind; übrigens aber so bunt als möglich. Im Theater St. Carlo führen sie auf: Zerstörung von Jerusalem durch Nebucadnezar. Mir ist es ein großer Guckkasten; es scheint ich bin für solche Dinge verdorben.

Heute waren wir mit dem Fürsten von Waldeck auf Capo di Monte, wo die große Sammlung von Gemählden, Münzen u. d. g. sich befindet, nicht angenehm aufgestellt, doch kostbare Sachen. Mir bestimmen und bestätigen sich nunmehr so viele Traditionsbegriffe. Was von Münzen, Gemmen, Vasen einzeln wie die gestutzten Citronenbäume nach Norden kommt, sieht in Masse

hier ganz anders aus, da wo dieſe Schätze einheimiſch ſind. Denn wo Werke der Kunſt rar ſind, gibt auch die Rarität ihnen einen Werth, hier lernt man nur das Würdige ſchätzen.

Sie bezahlen jetzt großes Geld für die Etruriſchen Vaſen und gewiß finden ſich ſchöne und treffliche Stücke darunter. Kein Reiſender der nicht etwas davon beſitzen wollte. Man ſchlägt ſein Geld nicht ſo hoch an als zu Hauſe, ich fürchte ſelbſt noch verführt zu werden.

Neapel, Freitag den 9 März 1787.

Das iſt das Angenehme auf Reiſen, daß auch das Gewöhnliche durch Neuheit und Ueberraſchung das Anſehen eines Abenteuers gewinnt. Als ich von Capo di Monte zurück kam, machte ich noch einen Abendbeſuch bei Filangieri, wo ich auf dem Canape neben der Hausfrau ein Frauenzimmer ſitzend fand, deren Aeußeres mir nicht zu dem vertraulichen Betragen zu paſſen ſchien, dem ſie ſich ganz ohne Zwang hingab. In einem leichten, geſtreiften, ſeidenen Jähnchen, den Kopf wunderlich aufgeputzt, ſah die kleine, niedliche Figur einer Putzmacherin ähnlich, die, für die Zierde anderer ſorgend, ihrem eigenen Ausſehen wenig Aufmerkſamkeit ſchenkt. Sie ſind ſo gewohnt ihre Arbeit bezahlt zu ſehen, daß ſie nicht begreifen wie ſie für ſich ſelbſt etwas gratis thun ſollen. Durch meinen Eintritt ließ ſie

ſich in ihrem Plaudern nicht ſtören und brachte eine Menge poſſirliche Geſchichten vor, welche ihr dieſer Tage begegnet, oder vielmehr durch ihre Strudeleyen veranlaßt worden.

Die Dame vom Hauſe wollte mir auch zum Wort verhelfen, ſprach über die herrliche Lage von Capo di Monte und die Schätze daſelbſt. Das muntere Weibchen dagegen ſprang in die Höhe und war, auf ihren Füßen ſtehend, noch artiger als zuvor. Sie empfahl ſich, rannte nach der Thüre und ſagte mir im Vorbeigehen: Filangieris kommen dieſe Tage zu mir zu Tiſche, ich hoffe Sie auch zu ſehen! Fort war ſie ehe ich noch zuſagen konnte. Nun vernahm ich, es ſey die Prinzeſſin *** mit dem Hauſe nah verwandt. Filangieris waren nicht reich und lebten in anſtändiger Einſchränkung. So dacht' ich mir das Prinzeßchen auch, da ohnehin ſolche hohe Titel in Neapel nicht ſelten ſind. Ich merkte mir den Namen, Tag und Stunde und zweifelte nicht mich am rechten Orte zu gehöriger Zeit einzufinden.

Neapel, Sonntag den 11 März 1787.

Da mein Aufenthalt in Neapel nicht lange dauern wird, ſo nehme ich gleich die entfernteren Puncte zuerſt, das Nähere gibt ſich. Mit Tiſchbein fuhr ich nach Pompeji, da wir denn alle die herrlichen Anſichten links

und rechts neben uns liegen ſahen, welche durch ſo manche landſchaftliche Zeichnung uns wohl bekannt, nunmehr in ihrem zuſammenhängenden Glanze erſchienen. Pompeji ſetzt jederman wegen ſeiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich grade und an der Seite mit Schrittplatten verſehen, kleine Häuſer ohne Fenſter, aus den Höfen und offenen Galerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbſt öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, ſodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenſchrank als Gebäude. Dieſe Zimmer, Gänge und Galerien aber auf's heiterſte gemahlt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemählde, jetzt meiſt ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geſchmackvolle Arabesken, aus welchen ſich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengeſtalten entwickeln, wenn an einer andern Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Thiere hervordringen. Und ſo deutet der jetzige ganz wüſte Zuſtand einer erſt durch Stein- und Aſchenregen bedeckten, dann aber durch die Aufgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunſt- und Bilderluſt eines ganzen Volkes, von der jetzo der eifrigſte Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfniß hat.

Bedenkt man die Entfernung dieſes Orts vom Veſuv, ſo kann die bedeckende vulcaniſche Maſſe weder durch ein Schleudern noch durch einen Windſtoß hier-

her getrieben seyn; man muß sich vielmehr vorstellen daß diese Steine und Asche eine Zeit lang wolkenartig in der Luft geschwebt, bis sie endlich über diesem unglücklichen Orte niedergegangen.

Wenn man sich nun dieses Ereigniß noch mehr versinnlichen will, so denke man allenfalls ein eingeschneites Bergdorf. Die Räume zwischen den Gebäuden, ja die zerdrückten Gebäude selbst wurden ausgefüllt, allein Mauerwerk mochte hier und da noch herausstehen, als früher oder später der Hügel zu Weinbergen und Gärten benutzt wurde. So hat nun gewiß mancher Eigenthümer, auf seinem Antheil niedergrabend, eine bedeutende Vorlese gehalten. Mehrere Zimmer fand man leer und in der Ecke des einen einen Haufen Asche, der mancherlei kleines Hausgeräthe und Kunstarbeiten versteckte.

Den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieser mumisirten Stadt wuschen wir wieder aus den Gemüthern, als wir in der Laube, zunächst des Meeres, in einem geringen Gasthof sitzend ein frugales Mahl verzehrten und uns an der Himmelsbläue, an des Meeres Glanz und Licht ergötzten, in Hoffnung, wenn dieses Fleckchen mit Weinlaub bedeckt seyn würde, uns hier wieder zu sehen und uns zusammen zu ergötzen.

Näher an der Stadt fielen mir die kleinen Häuser wieder auf, die als vollkommene Nachbildungen der

Pompejanischen daſtehen. Wir erbaten uns die Erlaubniß in eins hineinzutreten und fanden es ſehr reinlich eingerichtet. Nett geflochtene Rohrſtühle, eine Commode ganz vergoldet, mit bunten Blumen ſtaffirt und lackirt, ſo daß nach ſo vielen Jahrhunderten, nach unzähligen Veränderungen, dieſe Gegend ihren Bewohnern ähnliche Lebensart und Sitte, Neigungen und Liebhabereyen einflößt.

Neapel, Montag den 12 März.

Heute ſchlich ich beobachtend, meiner Weiſe nach, durch die Stadt und notirte mir viele Puncte zu dereinſtiger Schilderung derſelben, davon ich leider gegenwärtig nichts mittheilen kann. Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die erſten Bedürfniſſe reichlich anbietendes Land auch Menſchen von glücklichem Naturell erzeugt, die, ohne Kümmerniß, erwarten können der morgende Tag werde bringen was der heutige gebracht und deßhalb ſorgenlos dahin leben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden! — Von dem letzteren ein artiges Beiſpiel.

Der Morgen war kalt und feuchtlich, es hatte wenig geregnet. Ich gelangte auf einen Platz wo die großen Quadern des Pflaſters reinlich gekehrt erſchienen. Zu meiner großen Verwunderung ſah ich auf dieſem völlig ebenen gleichen Boden eine Anzahl zerlumpter Kna-

den im Kreiſe kauzend, die Hände gegen den Boden gewendet, als wenn ſie ſich wärmten. Erſt hielt ich's für eine Poſſe, als ich aber ihre Mienen völlig ernſthaft und beruhigt ſah, wie bei einem befriedigten Bedürfniß, ſo ſtrengte ich meinen Scharfſinn möglichſt an, er wollte mich aber nicht begünſtigen. Ich mußte daher fragen, was denn dieſe Aeffchen zu der ſonderbaren Poſitur verleite und ſie in dieſen regelmäßigen Kreis verſammle?

Hierauf erfuhr ich daß ein anwohnender Schmied auf dieſer Stelle eine Radſchiene heiß gemacht, welches auf folgende Weiſe geſchieht. Der eiſerne Reif wird auf den Boden gelegt und auf ihn im Kreiſe ſo viel Eichenſpäne gehäuft, als man nöthig hält ihn bis auf den erforderlichen Grad zu erweichen. Das entzündete Holz brennt ab, die Schiene wird um's Rad gelegt und die Aſche ſorgfältig weggekehrt. Die dem Pflaſter mitgetheilte Wärme benutzen ſogleich die kleinen Huronen und rühren ſich nicht eher von der Stelle, als bis ſie den letzten warmen Hauch ausgeſogen haben. Beiſpiele ſolcher Genügſamkeit und aufmerkſamen Benutzens deſſen was ſonſt verloren ginge gibt es hier unzählige. Ich finde in dieſem Volk die lebhafteſte und geiſtreichſte Induſtrie, nicht um reich zu werden, ſondern um ſorgenfrei zu leben.

Abends.

Damit ich ja zur beſtimmten Zeit heute bei dem wunderlichen Prinzeßchen wäre und das Haus nicht verfehlte, berief ich einen Lohnbedienten. Er brachte mich vor das Hofthor eines großen Palaſtes und da ich ihr keine ſo prächtige Wohnung zutraute, buchſtabirte ich ihm noch einmal auf's deutlichſte den Namen; er verſicherte daß ich recht ſey. Nun fand ich einen geräumigen Hof, einſam und ſtill, reinlich und leer, von Haupt- und Seitengebäuden umgeben. Bauart, die bekannte heitere Neapolitaniſche, ſo auch die Färbung. Gegen mir über ein großes Portal und eine breite, gelinde Treppe. An beiden Seiten derſelben hinaufwärts, in koſtbarer Livree, Bedienten gereiht, die ſich, wie ich an ihnen vorbei ſtieg, auf's tiefſte bückten. Ich ſchien mir der Sultan in Wielands Feenmährchen und faßte mir nach deſſen Beiſpiel ein Herz. Nun empfingen mich die höheren Hausbedienten, bis endlich der anſtändigſte die Thüre eines großen Saals eröffnete, da ſich denn ein Raum vor mir aufthat den ich eben ſo heiter aber auch ſo menſchenleer fand als das Uebrige. Beim Auf- und Abgehen erblickte ich, in einer Seitengalerie, etwa für vierzig Perſonen, prächtig, dem Ganzen gemäß eine Tafel bereitet. Ein Weltgeiſtlicher trat herein; ohne mich zu fragen wer ich ſey, noch woher ich komme, nahm er meine Gegenwart als bekannt an und ſprach von den allgemeinſten Dingen.

Ein paar Flügelthüren thaten ſich auf, hinter einem

ältlichen Herrn der herein trat gleich wieder verſchloſſen. Der Geiſtliche ging auf ihn los, ich auch, wir begrüßten ihn mit wenigen, höflichen Worten, die er mit bellenden, ſtotternden Tönen erwiderte, ſo daß ich mir keine Sylbe des hottentottiſchen Dialekts enträthſeln konnte. Als er ſich an's Kamin geſtellt zog ſich der Geiſtliche zurück und ich mit ihm. Ein ſtattlicher Benedictiner trat herein, begleitet von einem jüngeren Gefährten; auch er begrüßte den Wirth, auch er wurde angebellt, worauf er ſich denn zu uns an's Fenſter zurückzog. Die Ordensgeiſtlichen, beſonders die eleganter gekleideten, haben in der Geſellſchaft die größten Vorzüge; ihre Kleidung deutet auf Demuth und Entſagung, indem ſie ihnen zugleich entſchiedene Würde verleiht. In ihrem Betragen können ſie, ohne ſich wegzuwerfen, unterwürfig erſcheinen und dann, wenn ſie wieder ſtrack auf ihren Hüften ſtehen, kleidet ſie eine gewiſſe Selbſtgefälligkeit ſogar wohl, welche man allen übrigen Ständen nicht zu Gute gehen ließe. So war dieſer Mann. Ich fragte nach Monte Caſſino, er lud mich dahin und verſprach mir die beſte Aufnahme. Indeſſen hatte ſich der Saal bevölkert: Officiere, Hofleute, Weltgeiſtliche, ja ſogar einige Capuziner waren gegenwärtig. Vergebens ſuchte ich nach einer Dame, und daran ſollte es denn auch nicht fehlen. Abermals ein paar Flügelthüren thaten ſich auf und ſchloſſen ſich. Eine alte Dame war herein getreten, wohl noch älter als der Herr, und nun gab mir die Gegenwart der Haus-

frau die völlige Verſicherung daß ich in einem fremden Palaſt, unbekannt völlig den Bewohnern ſey. Schon wurden die Speiſen aufgetragen und ich hielt mich in der Nähe der geiſtlichen Herren, um mit ihnen in das Paradies des Tafelzimmers zu ſchlüpfen, als auf einmal Filangieri mit ſeiner Gemahlin hereintrat, ſich entſchuldigend daß er verſpätet habe. Kurz darauf ſprang Prinzeßchen auch in den Saal, fuhr unter Knixen, Beugungen, Kopfnicken an allen vorbei auf mich los. Es iſt recht ſchön daß Sie Wort halten! rief ſie, ſetzen Sie ſich bei Tafel zu mir, Sie ſollen die beſten Biſſen haben. Warten Sie nur! ich muß mir erſt den rechten Platz ausſuchen, dann ſetzen Sie ſich gleich an mich. So aufgefordert folgte ich den verſchiedenen Winkelzügen die ſie machte und wir gelangten endlich zum Sitze, die Benedictiner gerade gegen uns über, Filangieri an meiner andern Seite. — Das Eſſen iſt durchaus gut, ſagte ſie, alles Faſtenſpeiſen, aber ausgeſucht, das Beſte will ich Ihnen andeuten. Jetzt muß ich aber die Pfaffen ſcheeren. Die Kerls kann ich nicht ausſtehen; ſie hucken unſerm Hauſe tagäglich etwas ab. Was wir haben, ſollten wir ſelbſt mit Freunden verzehren! — Die Suppe war herumgegeben, der Benedictiner aß mit Anſtand. — Bitte ſich nicht zu geniren, Hochwürden, rief ſie aus, iſt etwa der Löffel zu klein? Ich will einen größern holen laſſen, die Herren ſind ein tüchtiges Maulvoll gewohnt. — Der Pater verſetzte: Es ſey in ihrem fürſtlichen

Hauſe alles ſo vortrefflich eingerichtet, daß ganz andere Gäſte als er eine vollkommenſte Zufriedenheit empfinden würden.

Von den Paſtetchen nahm ſich der Pater nur Eins, ſie rief ihm zu: er möchte doch ein halb Dutzend nehmen! Blätterteig, wiſſe er ja, verdaue ſich leicht genug. Der verſtändige Mann nahm noch ein Paſtetchen, für die gnädige Attention dankend, als habe er den läſterlichen Scherz nicht vernommen. Und ſo mußte ihr auch bei einem derbern Backwerk Gelegenheit werden ihre Bosheit auszulaſſen: denn als der Pater ein Stück anſtach und es auf ſeinen Teller zog, rollte ein zweytes nach. — Ein drittes, rief ſie, Herr Pater, Sie ſcheinen einen guten Grund legen zu wollen! — Wenn ſo vortreffliche Materialien gegeben ſind, hat der Baumeiſter leicht arbeiten! verſetzte der Pater. — Und ſo ging es immer fort, ohne daß ſie eine andere Pauſe gemacht hätte, als mir gewiſſenhaft die beſten Biſſen zuzutheilen.

Ich ſprach indeſſen mit meinem Nachbar von den ernſteſten Dingen. Ueberhaupt habe ich Filangieri nie ein gleichgültiges Wort reden hören. Er gleicht darin, wie in manchem andern, unſerm Freunde Georg Schleſier, nur daß er, als Neapolitaner und Weltmann, eine weichere Natur und einen bequemern Umgang hat.

Dieſe ganze Zeit war den geiſtlichen Herren von dem Muthwillen meiner Nachbarin keine Ruhe gegönnt, beſonders gaben ihr die zur Faſtenzeit in Fleiſchgeſtalt ver-

wandelten Fiſche unerſchöpflichen Anlaß gott- und ſittenloſe Bemerkungen anzubringen, beſonders aber auch die Fleiſchesluſt hervorzuheben und zu billigen daß man ſich wenigſtens an der Form ergötze, wenn auch das Weſen verboten ſey.

Ich habe mir noch mehr ſolcher Scherze gemerkt, die ich jedoch mitzutheilen nicht Muth habe. Dergleichen mag ſich im Leben und aus einem ſchönen Munde noch ganz erträglich ausnehmen, ſchwarz auf weiß dagegen wollen ſie mir ſelbſt nicht mehr gefallen. Und dann hat freche Verwegenheit das Eigene, daß ſie in der Gegenwart erfreut weil ſie in Erſtaunen ſetzt, erzählt aber erſcheint ſie uns beleidigend und widerlich.

Das Deſert war aufgetragen und ich fürchtete nun gehe es immer ſo fort; unerwartet aber wandte ſich meine Nachbarin ganz beruhigt zu mir und ſagte: den Syracuſer ſollen die Pfaffen in Ruhe verſchlucken, es gelingt mir doch nicht einen zu Tode zu ärgern, nicht einmal daß ich ihnen den Appetit verderben könnte. Nun laſſen Sie uns ein vernünftiges Wort reden! Denn was war das wieder für ein Geſpräch mit Filangieri! Der gute Mann! er macht ſich viel zu ſchaffen. Schon oft habe ich ihm geſagt: wenn ihr neue Geſetze macht, ſo müſſen wir uns wieder neue Mühe geben um auszuſinnen, wie wir auch die zunächſt übertreten können, bei den alten haben wir es ſchon weg. Sehen Sie nur einmal wie ſchön Neapel iſt, die Menſchen leben ſeit ſo vie-

len Jahren ſorglos und vergnügt, und wenn von Zeit zu Zeit einmal einer gehängt wird ſo geht alles Uebrige ſeinen herrlichen Gang. Sie that mir hierauf den Vorſchlag ich ſolle nach Sorrent gehen, wo ſie ein großes Gut habe, ihr Haushofmeiſter werde mich mit den beſten Fiſchen und dem köſtlichſten Milch-Kalbfleiſch (mungana) herausfüttern. Die Bergluft und die himmliſche Ausſicht ſollten mich von aller Philoſophie curiren, dann wollte ſie ſelbſt kommen und von den ſämmtlichen Runzeln, die ich ohnehin zu früh einreißen laſſe, ſolle keine Spur übrig bleiben, wir wollten zuſammen ein recht luſtiges Leben führen.

Neapel den 13 März 1787.

Auch heute ſchreib' ich einige Worte, damit ein Brief den andern treibe. Es geht mir gut, doch ſeh' ich weniger als ich ſollte. Der Ort inſpirirt Nachläſſigkeit und gemächlich Leben, indeſſen wird mir das Bild der Stadt nach und nach runder.

Sonntag waren wir in Pompeji. — Es iſt viel Unheil in der Welt geſchehen, aber wenig das den Nachkommen ſo viel Freude gemacht hätte. Ich weiß nicht leicht etwas Intereſſanteres. Die Häuſer ſind klein und eng, aber alle inwendig auf's zierlichſte gemahlt. Das Stadtthor merkwürdig, mit den Gräbern gleich daran. Das Grab einer Prieſterin als Bank im Halbcirkel, mit

steinerner Lehne, daran die Inſchrift mit großen Buchſtaben eingegraben. Ueber die Lehne hinaus ſieht man das Meer und die untergehende Sonne. Ein herrlicher Platz, des ſchönen Gedankens werth.

Wir fanden gute, muntere Neapolitaniſche Geſellſchaft daſelbſt. Die Menſchen ſind durchaus natürlich und leicht geſinnt. Wir aßen zu Torre dell' Annunziata, zunächſt des Meeres tafelnd. Der Tag war höchſt ſchön, die Ausſicht nach Caſtell a Mare und Sorrent nah und köſtlich. Die Geſellſchaft fühlte ſich ſo recht an ihrem Wohnplatz, einige meinten, es müſſe ohne den Anblick des Meers doch gar nicht zu leben ſeyn. Mir iſt ſchon genug, daß ich das Bild in der Seele habe und mag nun wohl gelegentlich wieder in das Bergland zurückkehren.

Glücklicherweiſe iſt ein ſehr treuer Landſchaftsmahler hier, der das Gefühl der freien und reichen Umgebung ſeinen Blättern mittheilt. Er hat ſchon einiges für mich gearbeitet.

Die Veſuvianiſchen Producte hab' ich auch nun gut ſtudirt; es wird doch alles anders wenn man es in Verbindung ſieht. Eigentlich ſollt' ich den Reſt meines Lebens auf Beobachtung wenden, ich würde manches auffinden was die menſchlichen Kenntniſſe vermehren dürfte. Herdern bitte zu melden, daß meine botaniſchen Aufklärungen weiter und weiter gehen; es iſt immer daſſelbe Princip, aber es gehörte ein Leben dazu um es durchzu-

führen. Vielleicht bin ich noch im Stande die Hauptlinien zu ziehen.

Nun freu' ich mich auf das Muſeum von Portici. Man ſieht es ſonſt zuerſt, wir werden es zuletzt ſehen. Noch weiß ich nicht wie es weiter mit mir werden wird: alles will mich auf Oſtern nach Rom zurück haben. Ich will es ganz gehen laſſen. Angelica hat aus meiner Iphigenie ein Bild zu mahlen unternommen; der Gedanke iſt ſehr glücklich und ſie wird ihn trefflich ausführen. Den Moment da ſich Oreſt in der Nähe der Schweſter und des Freundes wiederfindet. Das was die drey Perſonen hinter einander ſprechen, hat ſie in eine gleichzeitige Gruppe gebracht und jene Worte in Gebärden verwandelt. Man ſieht auch hieran wie zart ſie fühlt und wie ſie ſich zuzueignen weiß, was in ihr Fach gehört. Und es iſt wirklich die Achſe des Stücks.

Lebt wohl und liebt mich! Hier ſind mir die Menſchen alle gut, wenn ſie auch nichts mit mir anzufangen wiſſen; Tiſchbein dagegen befriedigt ſie beſſer, er mahlt ihnen Abends gleich einige Köpfe in Lebensgröße vor, wobei und worüber ſie ſich wie Neuſeeländer bei Erblickung eines Kriegsſchiffes gebärden. Hievon ſogleich die luſtige Geſchichte:

Tiſchbein hat nämlich die große Gabe Götter- und Helden-Geſtalten in Lebensgröße und drüber mit der Feder zu umreißen. Er ſchraffirt wenig hinein und legt mit einem breiten Pinſel den Schatten tüchtig an, ſo daß der

Kopf

Kopf rund und erhaben daſteht. Die Beiwohnenden ſchauten mit Verwunderung, wie das ſo leicht ablief und freuten ſich recht herzlich darüber. Nun kam es ihnen in die Finger auch ſo mahlen zu wollen; ſie faßten die Pinſel und — mahlten ſich Bärte wechſelsweiſe und beſudelten ſich die Geſichter. Iſt darin nicht etwas Urſprüngliches der Menſchengattung? Und es war eine gebildete Geſellſchaft, in dem Hauſe eines Mannes der ſelbſt recht wacker zeichnet und mahlt. Man macht ſich von dieſem Geſchlecht keine Begriffe wenn man ſie nicht geſehen hat.

Caſerta, Mittwoch den 11 März.

Bei Hackert in ſeiner höchſt behaglichen Wohnung, die ihm in dem alten Schloſſe gegönnt iſt. Das neue, freilich ein ungeheurer Palaſt, escurialartig, in's Viereck gebaut, mit mehrern Höfen; königlich genug. Die Lage außerordentlich ſchön auf der fruchtbarſten Ebene von der Welt, und doch erſtrecken ſich die Gartenanlagen bis an's Gebirge. Da führt nun ein Aquäduct einen ganzen Strom heran um Schloß und Gegend zu tränken, und die ganze Waſſermaſſe kann, auf künſtlich angelegte Felſen geworfen, zur herrlichſten Cascade gebildet werden. Die Gartenanlagen ſind ſchön und gehören recht in eine Gegend welche ganz Garten iſt.

Das Schloß, wahrhaft königlich, ſchien mir nicht genug belebt und unſer einem können die ungeheuern lee-

ren Räume nicht behaglich vorkommen. Der König mag ein ähnliches Gefühl haben, denn es ist im Gebirge für eine Anlage gesorgt, die enger an den Menschen sich anschließend zur Jagd- und Lebenslust geeignet ist.

Caserta. Donnerstag den 15 März.

Hackert wohnt im alten Schlosse gar behaglich, es ist räumlich genug für ihn und Gäste. Immerfort beschäftigt mit Zeichnen oder Mahlen, bleibt er doch gesellig und weiß die Menschen an sich zu ziehen, indem er einen jeden zu seinem Schüler macht. Auch mich hat er ganz gewonnen, indem er mit meiner Schwäche Geduld hat, vor allen Dingen auf Bestimmtheit der Zeichnung, sodann auf Sicherheit und Klarheit der Haltung dringt. Drey Tinten stehen, wenn er tuscht, immer bereit, und, indem er von hinten hervorarbeitet und eine nach der andern braucht, so entsteht ein Bild man weiß nicht woher es kommt. Wenn es nur so leicht auszuführen wäre als es aussieht. Er sagte zu mir mit seiner gewöhnlichen, bestimmten Aufrichtigkeit: Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monat bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen was Ihnen und andern Freude macht. — Ist das nicht ein Text über den man allen Dilettanten eine ewige Predigt halten sollte? Was sie mir fruchtet wollen wir erleben.

Von dem besondern Vertrauen womit ihn die Königin

beehrt zeugt nicht allein daß er den Prinzessinnen praktischen Unterricht gibt, sondern vorzüglich, daß er über Kunst und was daran gränzt Abends öfters zu belehrender Unterhaltung gerufen wird. Er legt dabei Sulzers Wörterbuch zum Grunde, woraus er, nach Belieben und Ueberzeugung, einen oder den andern Artikel wählt.

Ich mußte das billigen und dabei über mich selbst lächeln. Welch ein Unterschied ist nicht zwischen einem Menschen der sich von innen aus auferbauen und einem, der auf die Welt wirken und sie zum Hausgebrauch belehren will! Sulzers Theorie war mir wegen ihrer falschen Grundmaxime immer verhaßt und nun sah ich, daß dieses Werk noch viel mehr enthielt als die Leute brauchen. Die vielen Kenntnisse die hier mitgetheilt werden, die Denkart in welcher ein so wackrer Mann als Sulzer sich beruhigte, sollten die nicht für Weltleute hinreichend seyn?

Mehrere vergnügte und bedeutende Stunden brachten wir bei dem Restaurator Anders zu, welcher, von Rom berufen, auch hier in dem alten Schlosse wohnt und seine Arbeiten, für die sich der König interessirt, emsig fortsetzt. Von seiner Gewandtheit alte Bilder wieder herzustellen, darf ich zu erzählen nicht anfangen, weil man zugleich die schwere Aufgabe und die glückliche Lösung, womit sich diese eigene Handwerkskunst beschäftigt, entwickeln müßte.

Caserta den 16 März 1787.

Die lieben Briefe vom 19 Februar kommen heute mir zur Hand und gleich soll ein Wort dagegen abgehen. Wie gerne mag ich, an die Freunde denkend, zur Besinnung kommen.

Neapel ist ein Paradies, jederman lebt in einer Art von trunkner Selbstvergessenheit. Mir geht es eben so, ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch. Gestern dacht' ich: entweder du warst sonst toll, oder du bist es jetzt.

Die Reste des alten Capua und was sich daran knüpft hab' ich nun von hier aus auch besucht.

In dieser Gegend lernt man erst verstehen was Vegetation ist und warum man den Acker baut. Der Lein ist schon nah am Blühen und der Weizen anderthalb Spannen hoch. Um Caserta das Land völlig eben, die Aecker so gleich und klar gearbeitet wie Gartenbeete. Alles mit Pappeln besetzt, an denen sich die Rebe hinaufschlingt, und, ungeachtet solcher Beschattung, trägt der Boden noch die vollkommenste Frucht. Wenn nun erst das Frühjahr mit Gewalt eintritt! Bisher haben wir bei schöner Sonne sehr kalte Winde gehabt, das macht der Schnee in den Bergen.

In vierzehn Tagen muß sich's entscheiden ob ich nach Sicilien gehe. Noch nie bin ich so sonderbar in einem Entschluß hin und her gebogen worden. Heute kommt

etwas das mir die Reise anräth, morgen ein Umstand der sie abräth. Es streiten sich zwey Geister um mich.

Im Vertrauen zu den Freundinnen allein, nicht daß es die Freunde vernehmen! Ich merke wohl daß es meiner Iphigenie wunderlich gegangen ist, man war die erste Form so gewohnt, man kannte die Ausdrücke die man sich bei öfterm Hören und Lesen zugeeignet hatte; nun klingt das alles anders und ich sehe wohl, daß im Grunde mir niemand für die unendlichen Bemühungen dankt. So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig, man muß sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das Möglichste gethan hat.

Doch das soll mich nicht abschrecken mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen. Lieber würf ich ihn in's Feuer, aber ich will bei meinem Entschluß beharren, und da es einmal nicht anders ist, so wollen wir ein wunderlich Werk daraus machen. Deßhalb ist mir's ganz angenehm, daß es mit dem Abdruck meiner Schriften so langsam geht. Und dann ist es doch wieder gut, sich in einiger Ferne vom Setzer bedroht zu sehen. Wunderlich genug daß man zu der freisten Handlung doch einige Nöthigung erwartet, ja fordert.

Caserta den 16 März 1787.

Wenn man in Rom gern studiren mag, so will man hier nur leben; man vergißt sich und die Welt, und für

was ich erfahren und combinirt, muß erst geprüft und geordnet werden. Heute ist der König auf die Wolfsjagd, man hofft wenigstens fünfe zu erlegen.

Neapel zum 17 März.

Wenn ich Worte schreiben will, so stehen mir immer Bilder vor Augen, des fruchtbaren Landes, des freien Meeres, der duftigen Inseln, des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe das alles darzustellen.

Hier zu Lande begreift man erst, wie es dem Menschen einfallen konnte das Feld zu bauen, hier wo der Acker alles bringt, und wo man drey bis fünf Ernten des Jahres hoffen kann. In den besten Jahren will man auf demselben Acker dreymal Mais gebaut haben.

Ich habe viel gesehen, und noch mehr gedacht: die Welt eröffnet sich mehr und mehr, auch alles was ich schon lange weiß wird mir erst eigen. Welch ein früh wissendes und spät übendes Geschöpf ist doch der Mensch!

Nur Schade daß ich nicht in jedem Augenblick meine Beobachtungen mittheilen kann; zwar ist Tischbein mit mir, aber als Mensch und Künstler wird er von tausend Gedanken hin und hergetrieben, von hundert Personen in Anspruch genommen. Seine Lage ist eigen und wunderbar, er kann nicht freien Theil an eines andern

Exiſtenz nehmen, weil er ſein eignes Beſtreben ſo eingeengt fühlt.

Und doch iſt die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreiſe ſich gleich und gleich, das uns aber ſo wunderlich vorkommt, weil wir ſelbſt mit herumgetrieben werden.

Was ich mir immer ſagte iſt eingetroffen: daß ich ſo manche Phänomene der Natur und manche Verworrenheiten der Meinungen erſt in dieſem Lande verſtehen und entwickeln lerne. Ich faſſe von allen Seiten zuſammen und bringe viel zurück, auch gewiß viel Vaterlandsliebe und Freude am Leben mit wenigen Freunden.

Ueber meine Sicilianiſche Reiſe halten die Götter noch die Wage in Händen; das Zünglein ſchlägt herüber und hinüber.

Wer mag der Freund ſeyn den man mir ſo geheimnißvoll ankündigt? Daß ich ihn nur nicht über meiner Irr- und Inſelfahrt verſäume!

Die Fregatte von Palermo iſt wieder zurück, heut über acht Tag geht ſie abermals von hier ab; ob ich noch mitſegele, zur Charwoche nach Rom zurückkehre, weiß

ich nicht. Noch nie bin ich so unentschieden gewesen; ein Augenblick, eine Kleinigkeit mag entscheiden.

Mit den Menschen geht mir es schon besser, man muß sie nur mit dem Krämergewicht, keineswegs mit der Goldwage wiegen, wie es, leider, sogar oft Freunde unter einander aus hypochondrischer Grille und seltsamer Anforderung zu thun pflegen.

Hier wissen die Menschen gar nichts von einander, sie merken kaum daß sie neben einander hin und heraufen; sie rennen den ganzen Tag in einem Paradiese hin und wieder, ohne sich viel umzusehen, und wenn der benachbarte Höllenschlund zu toben anfängt, hilft man sich mit dem Blute des heiligen Januarius, wie sich die übrige Welt gegen Tod und Teufel auch wohl mit — Blute hilft, oder helfen möchte.

Zwischen einer so unzählbaren und rastlos bewegten Menge durchzugehen ist gar merkwürdig und heilsam. Wie alles durch einander strömt und doch jeder Einzelne Weg und Ziel findet. In so großer Gesellschaft und Bewegung fühl' ich mich erst recht still und einsam; je mehr die Straßen toben desto ruhiger werd' ich.

Manchmal gedenke ich Rousseau's und seines hypochondrischen Jammers, und doch wird mir begreiflich,

wie eine ſo ſchöne Organiſation verſchoben werden konnte. Fühlt' ich nicht ſolchen Antheil an den natürlichen Dingen und ſäh' ich nicht daß in der ſcheinbaren Verwirrung hundert Beobachtungen ſich vergleichen und ordnen laſſen, wie der Feldmeſſer mit einer durchgezogenen Linie viele einzelne Meſſungen probirt, ich hielte mich oft ſelbſt für toll.

Neapel den 18 März 1787.

Nun durften wir nicht länger ſäumen Herculanum und die ausgegrabene Sammlung in Portici zu ſehen. Jene alte Stadt am Fuße des Veſuvs liegend, war vollkommen mit Lava bedeckt, die ſich durch nachfolgende Ausbrüche erhöhte, ſo daß die Gebäude jetzt ſechzig Fuß unter der Erde liegen. Man entdeckte ſie indem man einen Brunnen grub und auf getäfelte Marmorfußböden traf. Jammerſchade daß die Ausgrabung nicht durch Deutſche Bergleute recht planmäßig geſchehen; denn gewiß iſt bei einem zufällig räuberiſchen Nachwühlen manches edle Alterthum vergeudet worden. Man ſteigt ſechzig Stufen hinunter, in eine Gruft, wo man das ehmals unter freiem Himmel ſtehende Theater bei Fackelſchein anſtaunt und ſich erzählen läßt, was alles da gefunden und hinaufgeſchafft worden.

In das Muſeum traten wir wohl empfohlen und wohl empfangen. Doch war auch uns irgend etwas

aufzuzeichnen nicht erlaubt. Vielleicht gaben wir nur deſto beſſer Acht und verſetzten uns deſto lebhafter in die verſchwundene Zeit, wo alle dieſe Dinge zu lebendigem Gebrauch und Genuß um die Eigenthümer umberſtanden. Jene kleinen Häuſer und Zimmer in Pompeji erſchienen mir nun zugleich enger und weiter; enger, weil ich ſie mir von ſo viel würdigen Gegenſtänden vollgedrängt dachte, weiter, weil gerade dieſe Gegenſtände nicht bloß als nothdürftig vorhanden, ſondern, durch bildende Kunſt aufs geiſtreichſte und anmuthigſte verziert und belebt, den Sinn erfreuen und erweitern, wie es die größte Hausgeräumigkeit nicht thun konnte.

Man ſieht z. B. einen herrlich geformten Eimer, oben mit dem zierlichſten Rande, näher beſchaut ſchlägt ſich dieſer Rand von zwey Seiten in die Höhe, man faßt die verbundenen Halbkreiſe als Handhabe und trägt das Gefäß auf das bequemſte. Die Lampen ſind nach Anzahl ihrer Dochte mit Masken und Rankenwerk verziert, ſo daß jede Flamme ein wirkliches Kunſtgebilde erleuchter. Hohe, ſchlanke, eherne Geſtelle ſind beſtimmt, die Lampen zu tragen, aufzuhängende Lampen hingegen, mit allerlei geiſtreich gedachten Figuren behängt, welche die Abſicht zu gefallen und zu ergötzen, ſobald ſie ſchaukeln und baumeln ſogar übertreffen.

In Hoffnung wiederzukehren folgten wir den Vorzeigenden von Zimmer zu Zimmer und haſchten, wie

es der Moment erlaubte, Ergötzung und Belehrung weg, so gut es sich schicken wollte.

Neapel. Montag den 19 März 1787.

In den letzten Tagen hat sich ein neues Verhältniß näher angeknüpft. Nachdem in diesen vier Wochen Tischbein mir sein treues Geleit durch Natur- und Kunstgegenstände förderlich geleistet und wir gestern noch zusammen in Portici gewesen, ergab sich aus wechselseitiger Betrachtung, daß seine Kunstzwecke sowohl als diejenigen Geschäfte, die er, eine künftige Anstellung in Neapel hoffend, in der Stadt und bei Hofe zu betreiben pflichtig ist, mit meinen Absichten, Wünschen, und Liebhabereyen nicht zu verbinden seyen. Er schlug mir daher, immer für mich besorgt, einen jungen Mann vor, als beständigen Gesellschafter, den ich seit den ersten Tagen öfter sah, nicht ohne Theilnahme und Neigung. Es ist Kniep der sich eine Zeit lang in Rom aufgehalten, sodann sich aber nach Neapel, in das eigentlichste Element des Landschafters begeben hatte. Schon in Rom hörte ich ihn als einen geschickten Zeichner preisen, nur seiner Thätigkeit wollte man nicht gleiches Lob ertheilen. Ich habe ihn schon ziemlich kennen gelernt und möchte diesen gerügten Mangel eher Unentschlossenheit nennen, die gewiß zu überwinden ist, wenn wir eine Zeit lang beisammen sind. Ein glücklicher Anfang bestätigt mir diese

Hoffnung, und wenn es mir nach geht, ſollen wir auf geraume Zeit gute Geſellen bleiben.

Neapel zum 19 März.

Man darf nur auf der Straße wandeln und Augen haben, man ſieht die unnachahmlichſten Bilder.

Am Mole, einer Hauptlärmecke der Stadt, ſah ich geſtern einen Pulcinell, der ſich auf einem Bretergerüſte mit einem kleinen Affen ſtritt, drüber einen Balcon auf dem ein recht artiges Mädchen ihre Reize feil bot. Neben dem Affengerüſte ein Wunderdoctor, der ſeine Arcana gegen alle Uebel den bedrängten Gläubigen darbot; von Gerhard Dow gemahlt, hätte ſolch' ein Bild verdient Zeitgenoſſen und Nachwelt zu ergötzen.

So war auch heute Feſt des heiligen Joſephs; er iſt der Patron aller Fritaruolen, d. h. Gebacknesmacher, verſteht ſich Gebacknes im gröbſten Sinne. Weil nun immerfort ſtarke Flammen unter ſchwarzem und ſiedendem Oel hervorſchlagen, ſo gehört auch alle Feuerqual in ihr Fach; deßwegen hatten ſie geſtern Abend vor den Häuſern mit Gemählden zum beſten aufgeputzt: Seelen im Fegfeuer, jüngſte Gerichte glühten und flammten umher. Große Pfannen ſtanden vor der Thüre auf leicht gebauten Herden. Ein Geſell wirkte den Teig, ein anderer formte, zog ihn zu Kringlen und warf ſie in die ſiedende Fettigkeit. An der Pfanne ſtand ein dritter,

mit einem kleinen Bratſpieße, er holte die Kringlen, wie ſie gar wurden, heraus, ſchob ſie einem vierten auf ein ander Spießchen der ſie den Umſtehenden anbot; die beiden letzten waren junge Burſche mit blenden und lockenreichen Perucken, welches hier Engel bedeutet. Noch einige Figuren vollendeten die Gruppe, reichten Wein den Beſchäftigten, tranken ſelbſt und ſchrieen die Waare zu loben; auch die Engel, die Köche, alle ſchrieen. Das Volk drängte ſich herzu, denn alles Gebackene wird dieſen Abend wohlfeiler gegeben und ſogar ein Theil der Einnahme den Armen.

Dergleichen könnte man endlos erzählen; ſo geht es mit jedem Tage, immer etwas Neues und Tolleres, nur die Mannichfaltigkeit von Kleidern die einem auf der Straße begegnet, die Menge Menſchen in der einzigen Straße Toledo!

Und ſo gibt es noch manche originale Unterhaltung, wenn man mit dem Volke lebt; es iſt ſo natürlich, daß man mit ihm natürlich werden könnte. Da iſt z. B. der Pulcinell, die eigentliche Nationalmaske, der Harlekin aus Bergamo, Hanswurſt aus Tyrol gebürtig. Pulcinell nun, ein wahrhaft gelaſſener, ruhiger, bis auf einen gewiſſen Grad gleichgültiger, beinahe fauler und doch humoriſtiſcher Knecht. Und ſo findet man überall Keilner und Hausknecht. Mit dem unſrigen macht' ich mir heute eine beſondere Luſt, und es war weiter nichts als daß ich ihn ſchickte Papier und Federn zu holen. Halber

Mißverſtand, Zaudern, guter Wille und Schalkheit brachte die anmuthigſte Scene hervor, die man auf jedem Theater mit Glück produciren könnte.

Neapel, Dienſtag den 20 März 1787.

Die Kunde einer ſo eben ausbrechenden Lava, die für Neapel unſichtbar nach Ottajano hinunter fließt, reizte mich zum drittenmale den Veſuv zu beſuchen. Kaum war ich am Fuße deſſelben aus meinem zweirädrigen, einpferdigen Fuhrwerk geſprungen, ſo zeigten ſich ſchon jene beiden Führer, die uns früher hinauf begleitet hatten. Ich wollte keinen miſſen und nahm den einen aus Gewohnheit und Dankbarkeit, den andern aus Vertrauen, beide der mehreren Bequemlichkeit wegen mit mir.

Auf die Höhe gelangt blieb der eine bei den Mänteln und Victualien, der jüngere folgte mir und wir gingen muthig auf einen ungeheuren Dampf los, der unterhalb des Kegelſchlundes aus dem Berge brach; ſodann ſchritten wir an deſſen Seite her gelind hinabwärts, bis wir endlich unter klarem Himmel aus dem wilden Dampfgewölke die Lava hervorquellen ſahen.

Man habe auch tauſendmal von einem Gegenſtande gehört, das Eigenthümliche deſſelben ſpricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anſchauen. Die Lava war ſchmal, vielleicht nicht breiter als zehn Fuß, allein die

Art wie sie eine sanfte, ziemlich ebene Fläche hinabfloß war auffallend genug: denn indem sie während des Fortfließens an den Seiten und an der Oberfläche verkühlt, so bildet sich ein Canal, der sich immer erhöht, weil das geschmolzene Material auch unterhalb des Feuerstroms erstarrt, welcher die auf der Oberfläche schwimmenden Schlacken rechts und links gleichförmig hinunter wirft, wodurch sich denn nach und nach ein Damm erhöht, auf welchem der Gluthstrom ruhig fortfließt wie ein Mühlbach. Wir gingen neben dem ansehnlich erhöhten Damme her, die Schlacken rollten regelmäßig an den Seiten herunter bis zu unsern Füßen. Durch einige Lücken des Canals konnten wir den Gluthstrom von unten sehen und, wie er weiter hinabfloß, ihn von oben beobachten.

Durch die hellste Sonne erschien die Gluth verdüstert, nur ein mäßiger Rauch stieg in die reine Luft. Ich hatte Verlangen mich dem Puncte zu nähern wo sie aus dem Berge bricht; dort sollte sie, wie mein Führer versicherte, sogleich Gewölb' und Dach über sich her bilden, auf welchem er öfters gestanden habe. Auch dieses zu sehen und zu erfahren stiegen wir den Berg wieder hinauf, um jenem Puncte von hinten her beizukommen. Glücklicherweise fanden wir die Stelle durch einen lebhaften Windzug entblößt, freilich nicht ganz, denn ringsum qualmte der Dampf aus tausend Ritzen, und nun standen wir wirklich auf der breiartiggewundenen, erstarrten

ten Decke, die ſich aber ſo weit vorwärts erſtreckte daß wir die Lava nicht konnten herausquellen ſehen.

Wir verſuchten noch ein paar Dutzend Schritte, aber der Boden ward immer glühender; ſonnenverfinſternd und erſtickend wirbelte ein unüberwindlicher Qualm. Der vorausgegangene Führer kehrte bald um, ergriff mich, und wir entwanden uns dieſem Höllenbrudel.

Nachdem wir die Augen an der Ausſicht, Gaumen und Bruſt aber am Weine gelabt, gingen wir umher, noch andere Zufälligkeiten dieſes mitten im Paradies aufgethürmten Höllengipfels zu beobachten. Einige Schlünde, die als vulcaniſche Eſſen keinen Rauch aber eine glühende Luft fortwährend gewaltſam ausſtoßen, betrachtete ich wieder mit Aufmerkſamkeit. Ich ſah ſie durchaus mit einem tropfſteinartigen Material tapezirt, welches zitzen- und zapfenartig die Schlünde bis oben bekleidete. Bei der Ungleichheit der Eſſen fanden ſich mehrere dieſer herabhängenden Dunſtproducte ziemlich zur Hand, ſo daß wir ſie mit unſern Stäben und einigen hakenartigen Vorrichtungen gar wohl gewinnen konnten. Bei dem Lavahändler hatte ich ſchon dergleichen Exemplare unter der Rubrik der wirklichen Laven gefunden, und ich freute mich entdeckt zu haben daß es vulcaniſcher Ruß ſey, abgeſetzt aus den heißen Schwaden, die darin enthaltenen verflüchtigten mineraliſchen Theile offenbarend.

Der herrlichſte Sonnenuntergang, ein himmliſcher

Abend, erquickten mich auf meiner Rückkehr; doch konnte ich empfinden wie sinneverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor. Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.

Neapel den 22 März 1787.

Triebe mich nicht die Deutsche Sinnesart und das Verlangen mehr zu lernen und zu thun als zu genießen, so sollte ich in dieser Schule des leichten und lustigen Lebens noch einige Zeit verweilen und mehr zu profitiren suchen. Es ist hier gar vergnüglich seyn, wenn man sich nur ein klein wenig einrichten könnte. Die Lage der Stadt, die Milde des Klima's kann nie genug gerühmt werden, aber darauf ist auch der Fremde fast allein angewiesen.

Freilich wer sich Zeit nimmt, Geschick und Vermögen hat, kann sich auch hier breit und gut niederlassen. So hat sich Hamilton eine schöne Existenz gemacht und genießt sie nun am Abend seines Lebens. Die Zimmer die er sich in Englischem Geschmack einrichtete, sind allerliebst, und die Aussicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig. Unter uns das Meer, im Angesicht Capri,

rechts der Poſilipo, näher der Spaziergang Villa reale, links ein altes Jeſuitengebäude, weiterhin die Küſte von Sorrent bis an's Cap Minerva. Dergleichen möcht' es wohl in Europa ſchwerlich zum zweytenmale geben, wenigſtens nicht im Mittelpuncte einer großen bevölkerten Stadt.

Hamilton iſt ein Mann von allgemeinem Geſchmack, und, nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein ſchönes Weib, das Meiſterſtück des großen Künſtlers, gelangt.

Und nun nach allem dieſem und hundertfältigem Genuß locken mich die Sirenen jenſeits des Meeres, und, wenn der Wind gut iſt, geh' ich mit dieſem Briefe zugleich ab, er nordwärts, ich ſüdwärts. Des Menſchen Sinn iſt unbändig, ich beſonders bedarf der Weite gar ſehr. Nicht ſowohl das Beharren als ein ſchnelles Auffaſſen muß jetzt mein Augenmerk ſeyn. Hab' ich einem Gegenſtande nur die Spitze des Fingers abgewonnen, ſo kann ich mir die ganze Hand durch Hören und Denken wohl zueignen.

Seltſamerweiſe erinnert mich ein Freund in dieſen Tagen an Wilhelm Meiſter und verlangt deſſen Fortſetzung; unter dieſem Himmel möchte ſie wohl nicht möglich ſeyn, vielleicht läßt ſich von dieſer Himmelsluft den letzten Büchern etwas mittheilen. Möge meine Exiſtenz ſich dazu genugſam entwickeln, die Stängel mehr in die Länge rücken und die Blumen reicher und

ſchöner hervorbrechen. Gewiß, es wäre beſſer ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht wiedergeboren zurückkommen kann.

Neapel, zum 22 März.

Heute ſahen wir ein Bild von Correggio das verkäuflich iſt, zwar nicht vollkommen erhalten, das aber doch das glücklichſte Gepräg des Reizes unausgelöſcht mit ſich führt. Es ſtellt eine Mutter Gottes vor, das Kind in dem Augenblicke, da es zwiſchen der Mutter Bruſt und einigen Birnen, die ihm ein Engelchen darreicht, zweifelhaft iſt. Alſo eine Entwöhnung Chriſti. Mir ſcheint die Idee äußerſt zart, die Compoſition bewegt, natürlich und glücklich, höchſt reizend ausgeführt. Es erinnert ſogleich an das Verlöbniß der heiligen Catharina und ſcheint mir unbezweifelt von Correggio's Hand.

Neapel, Freytag den 23 März 1787.

Nun hat ſich das Verhältniß zu Kniep auf eine recht praktiſche Weiſe ausgebildet und befeſtigt. Wir waren zuſammen in Päſtum, woſelbſt er, ſo wie auf der Hin- und Herreiſe, mit Zeichnen ſich auf das thätigſte erwies. Die herrlichſten Umriſſe ſind gewonnen, ihn freut nun ſelbſt dieſes bewegte, arbeitſame Leben, wodurch ein Talent aufgeregt wird, das er ſich ſelbſt kaum zutraute. Hier gilt es reſolut ſeyn; aber gerade

hier zeigt sich seine genaue und reinliche Fertigkeit. Das Papier, worauf gezeichnet werden soll, mit einem rechtwinklichen Viereck zu umziehen versäumt er niemals, die besten Englischen Bleistifte zuspitzen, und immer wieder zuspitzen, ist ihm fast eine eben so große Lust als zu zeichnen; dafür sind aber auch seine Conture was man wünschen kann.

Nun haben wir folgendes verabredet. Von heute an leben und reisen wir zusammen, ohne daß er weiter für etwas sorgt als zu zeichnen, wie diese Tage geschehen. Alle Conture gehören mein, damit aber nach unserer Rückkehr daraus ein ferneres Wirken für ihn entspringe, so führt er eine Anzahl auszuwählender Gegenstände bis auf eine gewisse bestimmte Summe für mich aus; da sich denn indessen, bei seiner Geschicklichkeit, bei der Bedeutsamkeit der zu erobernden Ansichten und sonst wohl das Weitere ergeben wird. Diese Einrichtung macht mich ganz glücklich und jetzt erst kann ich von unserer Fahrt kurze Rechenschaft geben.

Auf dem zweyrädrigen, leichten Fuhrwerk sitzend und wechselsweise die Zügel führend, einen gutmüthigen rohen Knaben hintenauf, rollten wir durch die herrliche Gegend, welche Kniep mit mahlerischem Auge begrüßte. Nun erreichten wir die Gebirgsschlucht, die man auf dem glattesten Fahrdamme durchrennend an den köstlichsten Wald- und Felspartien vorbei fliegt. Da konnte denn Kniep zuletzt sich nicht enthalten, in

der Gegend von Alla Cava, einen prächtigen Berg, welcher ſich gerade vor uns ſcharf am Himmel abzeichnete, nicht weniger die Seiten ſo wie den Fuß dieſer Höhe, reinlich und charakteriſtiſch im Umriß auf's Papier zu befeſtigen. Wir freuten uns beide daran, als an dem Einſtand unſerer Verbindung.

Ein gleicher Umriß ward Abends aus den Fenſtern von Salern genommen, welcher mich aller Beſchreibung überheben wird, einer ganz einzig lieblichen und fruchtbaren Gegend. Wer wäre nicht geneigt geweſen an dieſem Orte zu ſtudiren, zur ſchönen Zeit der blühenden hohen Schule? Beim frühſten Morgen fuhren wir auf ungebahnten oft moraſtigen Wegen einem paar ſchön geformten Bergen zu, wir kamen durch Bach und Gewäſſer, wo wir den nilpferdiſchen Büffeln in die blutrothen wilden Augen ſahen.

Das Land ward immer flacher und wüſter, wenige Gebäude deuteten auf kärgliche Landwirthſchaft. Endlich, ungewiß ob wir durch Felſen oder Trümmer führen, konnten wir einige große länglichviereckige Maſſen, die wir in der Ferne ſchon bemerkt hatten, als überbliebene Tempel und Denkmale einer ehemals ſo prächtigen Stadt unterſcheiden. Kniep, welcher ſchon unterwegs die zwen mahleriſchen Kalkgebirge umriſſen, ſuchte ſich ſchnell einen Standpunct, von wo aus das Eigenthümliche dieſer völlig unmahleriſchen Gegend aufgefaßt und dargeſtellt werden konnte.

Von einem Landmanne ließ ich mich indeſſen in den Gebäuden herumführen; der erſte Eindruck konnte nur Erſtaunen erregen. Ich befand mich in einer völlig fremden Welt. Denn wie die Jahrhunderte ſich aus dem Ernſten in das Gefällige bilden, ſo bilden ſie den Menſchen mit, ja ſie erzeugen ihn ſo. Nun ſind unſere Augen und durch ſie unſer ganzes inneres Weſen an ſchlankere Baukunſt hinangetrieben und entſchieden beſtimmt, ſo daß uns dieſe ſtumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmaſſen läſtig, ja furchtbar erſcheinen. Doch nahm ich mich bald zuſammen, erinnerte mich der Kunſtgeſchichte, gedachte der Zeit deren Geiſt ſolche Bauart gemäß fand, vergegenwärtigte mir den ſtrengen Styl der Plaſtik, und in weniger als einer Stunde fühlte ich mich befreundet, ja ich pries den Genius daß er mich dieſe ſo wohl erhaltenen Reſte mit Augen ſehen ließ, da ſich von ihnen durch Abbildung kein Begriff geben läßt. Denn im architektoniſchen Aufriß erſcheinen ſie eleganter, in perſpectiviſcher Darſtellung plumper als ſie ſind, nur wenn man ſich um ſie her, durch ſie durch bewegt, theilt man ihnen das eigentliche Leben mit; man fühlt es wieder aus ihnen heraus, welches der Baumeiſter beabſichtigte, ja hineinſchuf. Und ſo verbrachte ich den ganzen Tag, indeſſen Kniep nicht ſäumte uns die genauſten Umriſſe zuzueignen. Wie froh war ich von dieſer Seite ganz unbeſorgt zu ſeyn und für die Erinnerung ſo ſichere Merkzeichen zu

gewinnen. Leider war keine Gelegenheit, hier zu übernachten, wir kehrten nach Salern zurück, und den andern Morgen ging es zeitig nach Neapel. Der Vesuv, von der Rückseite gesehn, in der fruchtbarsten Gegend; Pappeln pyramidalkolossal an der Chaussee im Vordergrunde. Dieß war auch ein angenehmes Bild, das wir durch ein kurzes Stillhalten erwarben.

Nun erreichten wir eine Höhe; der größte Anblick that sich vor uns auf. Neapel in seiner Herrlichkeit, die meilenlange Reihe von Häusern am flachen Ufer des Golfs hin, die Vorgebirge, Erdzungen, Felswände, dann die Inseln und dahinter das Meer war ein entzückender Anblick.

Ein gräßlicher Gesang, vielmehr Lustgeschrei und Freudegeheul des hinten aufstehenden Knaben, erschreckte und störte mich. Heftig fuhr ich ihn an, er hatte noch kein böses Wort von uns gehört, er war der gutmüthigste Junge.

Eine Weile rührte er sich nicht, dann klopfte er mir sachte auf die Schulter, streckte seinen rechten Arm mit aufgehobenem Zeigefinger zwischen uns durch und sagte: Signor perdonate! questa è la mia patria! — Das heißt verdolmetscht: Herr, verzeiht! Ist das doch mein Vaterland! — Und so war ich zum zweytenmale überrascht. Mir armem Nordländer kam etwas Thränenartiges in die Augen!

Neapel den 25 März 1787.
Verkündigung Mariä.

Ob ich gleich empfand daß Kniep ſehr gern mit mir nach Sicilien gehe, ſo konnte ich doch bemerken, daß er ungern etwas zurückließ. Bei ſeiner Aufrichtigkeit blieb mir nicht lange verborgen, daß ihm ein Liebchen eng und treu verbunden ſey. Wie ſie zuſammen bekannt geworden, war artig genug zu hören; wie ſich das Mädchen bisher betragen, konnte für ſie einnehmen; nun ſollte ich ſie aber auch ſehen, wie hübſch ſie ſey. Hiezu war Anſtalt getroffen und zwar ſo, daß ich zugleich eine der ſchönſten Ausſichten über Neapel genießen konnte. Er führte mich auf das flache Dach eines Hauſes, von wo man beſonders den untern Theil der Stadt, nach dem Molo zu, den Golf, die Küſte von Sorrent vollkommen überſehen konnte; alles weiter rechts Liegende verſchob ſich auf die ſonderbarſte Weiſe, wie man es, ohne auf dieſem Puncte zu ſtehen, nicht leicht ſehen wird. Neapel iſt überall ſchön und herrlich.

Als wir nun die Gegend bewunderten, ſtieg, obgleich erwartet doch unverſehens, ein gar artiges Köpfchen aus dem Boden hervor. Denn zu einem ſolchen Söller macht nur eine länglich viereckige Oeffnung im Eſtrich, welche mit einer Fallthüre zugedeckt werden kann, den Eingang. Und da nun das Engelchen völlig hervortrat fiel mir ein, daß ältere Künſtler die Verkündigung Mariä alſo vorſtel-

len, daß der Engel eine Treppe herauf kömmt. Dieſer Engel aber war nun wirklich von gar ſchöner Geſtalt, hübſchem Geſichtchen und einem guten natürlichen Betragen. Es freute mich, unter dem herrlichen Himmel und im Angeſicht der ſchönſten Gegend von der Welt, meinen neuen Freund ſo glücklich zu ſehen. Er geſtand mir, als ſie ſich wieder entfernt hatte, daß er eben deßhalb eine freiwillige Armuth bisher getragen, weil er dabei ſich zugleich ihrer Liebe erfreut und ihre Genügſamkeit ſchätzen lernen, nun ſollten ihm auch ſeine beſſern Ausſichten und ein reichlicher Zuſtand vorzüglich deßhalb wünſchenswerth ſeyn, damit er auch ihr beſſere Tage bereiten könne.

Neapel zum 25 März.

Nach dieſem angenehmen Abenteuer ſpazierte ich am Meere hin und war ſtill und vergnüglich. Da kam mir eine gute Erleuchtung über botaniſche Gegenſtände. Herdern bitte ich zu ſagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin, nur fürchte ich, daß niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famoſe Lehre von den Kotyledonen iſt ſo ſublimirt daß man ſchwerlich wird weiter gehen können.

Neapel den 26 März 1787.

Morgen geht dieſer Brief von hier zu Euch. Donnerſtag den 29ſten geh' ich mit der Corvette, die ich, des Seeweſens unkundig, in meinem vorigen Briefe zum Rang einer Fregatte erhob, endlich nach Palermo. Der Zweifel ob ich reiſen oder bleiben ſollte, machte einen Theil meines hieſigen Aufenthaltes unruhig; nun da ich entſchloſſen bin geht es beſſer. Für meine Sinnesart iſt dieſe Reiſe heilſam, ja nothwendig. Sicilien deutet mir nach Aſien und Afrika, und auf dem wunderſamen Puncte, wohin ſo viele Radien der Weltgeſchichte gerichtet ſind, ſelbſt zu ſtehen iſt keine Kleinigkeit.

Neapel habe ich nach ſeiner eignen Art behandelt; ich war nichts weniger als fleißig, doch hab' ich viel geſehen und mir einen allgemeinen Begriff von dem Lande, ſeinen Einwohnern und Zuſtänden gebildet. Bei der Wiederkehr ſoll manches nachgeholt werden; freilich nur manches, denn vor dem 29ſten Juny muß ich wieder in Rom ſeyn. Hab' ich die heilige Woche verſäumt, ſo will ich dort wenigſtens den St. Peterstag feyern. Meine Sicilianiſche Reiſe darf mich nicht allzuweit von meiner erſten Abſicht weglenken.

Vorgeſtern hatten wir ein gewaltiges Wetter mit Donner, Blitz und Regengüſſen; jetzt hat ſich's wieder ausgehellt, eine herrliche Tramontane weht herüber; bleibt ſie beſtändig ſo haben wir die ſchnellſte Fahrt.

Geſtern war ich mit meinem Gefährten unſer Schiff zu beſehen und das Kämmerchen zu beſuchen das uns aufnehmen ſoll. Eine Seereiſe fehlte mir ganz in meinen Begriffen; dieſe kleine Ueberfahrt, vielleicht eine Küſtenumſchiffung, wird meiner Einbildungskraft nachhelfen und mir die Welt erweitern. Der Capitän iſt ein junger, munterer Mann, das Schiff gar zierlich und nett, in America gebaut, ein guter Segler.

Hier fängt nun alles an grün zu werden, in Sicilien find' ich es noch weiter. Wenn Ihr dieſen Brief erhaltet bin ich auf der Rückreiſe und habe Trinakrien hinter mir. So iſt der Menſch: immer ſpringt er in Gedanken vor- und rückwärts; ich war noch nicht dort und bin ſchon wieder bei Euch. Doch an der Verworrenheit dieſes Briefes bin ich nicht Schuld; jeden Augenblick werd' ich unterbrochen und möchte doch gern dieß Blatt zu Ende ſchreiben.

So eben beſuchte mich ein Marcheſe Berio, ein junger Mann der viel zu wiſſen ſcheint. Er wollte den Verfaſſer des Werther doch auch kennen lernen. Ueberhaupt iſt hier großer Drang und Luſt nach Bildung und Wiſſen. Sie ſind nur zu glücklich um auf den rechten Weg zu kommen. Hätte ich nur mehr Zeit, ſo wollt' ich ihnen gern mehr Zeit geben. Dieſe vier Wochen — was waren die gegen das ungeheure Leben! Nun gehabt Euch wohl! Reiſen lern' ich wohl auf dieſer Reiſe, ob ich le-

ben lerne weiß ich nicht. Die Menſchen die es zu verſtehen ſcheinen, ſind in Art und Weſen zu ſehr von mir verſchieden, als daß ich auf dieſes Talent ſollte Anſpruch machen können.

Lebet wohl und liebt mich, wie ich Eurer von Herzen gedenke.

Neapel den 28 März 1787.

Dieſe Tage gehen mir nun gänzlich mit Einpacken und Abſchiednehmen, mit Beſorgen und Bezahlen, Nachholen und Vorbereiten, ſie gehen mir völlig verloren.

Der Fürſt von Waldeck beunruhigte mich noch beim Abſchied, denn er ſprach von nichts weniger, als daß ich bei meiner Rückkehr mich einrichten ſollte mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen. Wenn man ſich einmal in die Welt macht und ſich mit der Welt einläßt, ſo mag man ſich ja hüten daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird. Zu keiner Sylbe weiter bin ich fähig.

Neapel den 29 März 1787.

Seit einigen Tagen machte ſich das Wetter ungewiß, heute, am beſtimmten Tage der Abfahrt iſt es ſo ſchön als möglich. Die günſtigſte Tramontane, ein klarer Sonnenhimmel unter dem man ſich in die weite Welt

wünſcht. Nun ſag' ich noch allen Freunden in Weimar und Gotha ein treues Lebewohl! Eure Liebe begleite mich, denn ich möchte ihrer wohl immer bedürfen. Heute Nacht träumte ich mich wieder in meinen Geſchäften. Es iſt denn doch als wenn ich mein Faſanenſchiff nirgends als bei Euch ausladen könnte. Möge es nur erſt recht ſtattlich geladen ſeyn!

Sicilien.

Seefahrt, Donnerstag den 29 März.

Nicht wie bei dem letzten Abgange des Packetboots wehte dießmal ein förderlicher frischer Nord-Oſt, ſondern leider von der Gegenſeite ein lauer Süd-Weſt, der allerhinderlichſte; und ſo erfuhren wir denn wie der Seefahrer vom Eigenſinne des Wetters und Windes abhängt. Ungeduldig verbrachten wir den Morgen bald am Ufer, bald im Caffeehaus; endlich beſtiegen wir zu Mittag das Schiff und genoſſen bei'm ſchönſten Wetter des herrlichſten Anblicks. Unſern vom Molo lag die Corvette vor Anker. Bei klarer Sonne eine dunſtreiche Atmoſphäre, daher die beſchatteten Felſenwände von Sorrent vom ſchönſten Blau. Das beleuchtete, lebendige Neapel glänzte von allen Farben. Erſt mit Sonnenuntergang bewegte ſich das Schiff, jedoch nur langſam, von der Stelle, der Widerwind ſchob uns nach dem Poſilipo und deſſen Spitze hinüber. Die ganze Nacht ging das Schiff ruhig fort. Es war in America gebaut, ſchnellſegelnd, inwendig mit artigen Kämmerchen und einzelnen Lagerſtätten eingerichtet. Die Geſellſchaft anſtändig munter: Operiſten und Tänzer, nach Palermo verſchrieben.

Freitag den 30 März.

Bei Tagesanbruch fanden wir uns zwiſchen Iſchia und Capri, ungefähr von letzterem eine Meile. Die Sonne ging hinter den Gebirgen von Capri und Capo Minerva herrlich auf. Kniep zeichnete fleißig die Umriſſe der Küſten und Inſeln und ihre verſchiedenen Anſichten; die langſame Fahrt kam ſeiner Bemühung zu ſtatten. Wir ſetzten mit ſchwachem und halbem Winde unſern Weg fort. Der Veſuv verlor ſich gegen vier Uhr aus unſern Augen, als Capo Minerva und Iſchia noch geſehen wurden. Auch dieſe verloren ſich gegen Abend. Die Sonne ging unter in's Meer, begleitet von Wolken und einem langen, meilenweit reichenden Streifen, alles purpurglänzende Lichter. Auch dieſes Phänomen zeichnete Kniep. Nun war kein Land mehr zu ſehen, der Horizont ringsum ein Waſſerkreis, die Nacht hell und ſchöner Mondſchein.

Ich hatte doch dieſer herrlichen Anſichten nur Augenblicke genießen können, die Seekrankheit überfiel mich bald. Ich begab mich in meine Kammer, wählte die horizontale Lage, enthielt mich, außer weißem Brot und rothem Wein, aller Speiſen und Getränke und fühlte mich ganz behaglich. Abgeſchloſſen von der äußern Welt ließ ich die innere walten und da eine langſame Fahrt vorauszuſehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein ſtarkes Penſum auf. Die zwey erſten Acte des Taſſo, in poetiſcher Proſa geſchrieben, hatte

ich von allen Papieren allein mit über See genommen. Dieſe beiden Acte, in Abſicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber ſchon vor zehn Jahren geſchrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches ſich bald verlor, als ich nach neueren Anſichten die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ.

Sonnabend den 31 März.

Die Sonne tauchte klar aus dem Meere herauf. Um ſieben Uhr erreichten wir ein Franzöſiſches Schiff, welches zwey Tage vor uns abgegangen war; um ſo viel beſſer ſegelten wir und doch ſahen wir noch nicht das Ende unſerer Fahrt. Einigen Troſt gab uns die Inſel Uſtica, doch leider zur linken, da wir ſie eben, wie auch Capri, hätten rechts laſſen ſollen. Gegen Mittag war uns der Wind ganz zuwider und wir kamen nicht von der Stelle. Das Meer fing an höher zu gehen und im Schiffe war faſt alles krank.

Ich blieb in meiner gewohnten Lage, das ganze Stück ward um und um, durch und durch gedacht. Die Stunden gingen vorüber ohne daß ich ihre Eintheilung bemerkt hätte, wenn nicht der ſchelmiſche Kniep, auf deſſen Appetit die Wellen keinen Einfluß hatten, von Zeit zu Zeit, indem er mir Wein und Brot brachte, die treffliche Mittagstafel, die Heiterkeit und Anmuth des jungen tüchtigen Capitäns, deſſen Bedauern daß ich meine Portion

nicht mitgenieße, zugleich ſchadenfroh gerühmt hätte. Eben ſo gab ihm der Uebergang von Scherz und Luſt zu Mißbehagen und Krankheit und wie ſich dieſes bei einzelnen Gliedern der Geſellſchaft gezeigt, reichen Stoff zu muthwilliger Schilderung.

Nachmittags vier Uhr gab der Capitän dem Schiff eine andere Richtung. Die großen Segel wurden wieder aufgezogen und unſere Fahrt gerade auf die Inſel Uſtica gerichtet, hinter welcher wir, zu großer Freude, die Berge von Sicilien erblickten. Der Wind beſſerte ſich, wir fuhren ſchneller auf Sicilien los, auch kamen uns noch einige Inſeln zu Geſichte. Der Sonnenuntergang war trübe, das Himmelslicht hinter Nebel verſteckt. Den ganzen Abend ziemlich günſtiger Wind. Gegen Mitternacht fing das Meer an ſehr unruhig zu werden.

Sonntag den 1 April.

Um drey Uhr Morgens heftiger Sturm. Im Schlaf und Halbtraum ſetzte ich meine dramatiſchen Plane fort, indeſſen auf dem Verdeck große Bewegung war. Die Segel mußten eingenommen werden, das Schiff ſchwebte auf den hohen Fluthen. Gegen Anbruch des Tages legte ſich der Sturm, die Atmoſphäre klärte ſich auf. Nun lag die Inſel Uſtica völlig links. Eine große Schildkröte zeigte man uns in der Weite ſchwimmend, durch unſere Fernröhre, als ein lebendiger Punct wohl zu erkennen.

Gegen Mittag konnten wir die Küſte Sicilieus mit ihren Vorgebirgen und Buchten ganz deutlich unterſcheiden, aber wir waren ſehr unter den Wind gekommen, wir lavirten an und ab. Gegen Nachmittag waren wir dem Ufer näher. Die weſtliche Küſte, vom Lilybäiſchen Vorgebirge bis Capo Gallo, ſahen wir ganz deutlich, bei heiterem Wetter und hell ſcheinender Sonne.

Eine Geſellſchaft von Delphinen begleitete das Schiff an beiden Seiten des Vordertheils und ſchoſſen immer voraus. Es war luſtig anzuſehen wie ſie, bald von den klaren durchſcheinenden Wellen überdeckt, hinſchwammen, bald mit ihren Rückenſtacheln und Floßfedern, grün- und goldſpielenden Seiten ſich über dem Waſſer ſpringend bewegten.

Da wir weit unter dem Winde waren fuhr der Capitän gerade auf eine Bucht zu, gleich hinter Capo Gallo. Kniep verſäumte die ſchöne Gelegenheit nicht die mannichfaltigſten Anſichten ziemlich im Detail zu zeichnen. Mit Sonnenuntergang wendete der Capitän das Schiff wieder dem hohen Meer zu und fuhr nordoſtwärts, um die Höhe von Palermo zu erreichen. Ich wagte mich manchmal auf's Verdeck, doch ließ ich meinen dichteriſchen Vorſatz nicht aus dem Sinne und ich war des ganzen Stücks ſo ziemlich Herr geworden. Bei trüblichem Himmel heller Mondſchein, der Widerſchein auf dem Meer unendlich ſchön. Die Mahler, um der Wirkung willen, laſſen uns oft glauben, der Widerſchein der Himmels-

lichter im Waſſer habe zunächſt dem Beſchauer die gröſste Breite wo er die gröſste Energie hat. Hier aber ſah man am Horizont den Widerſchein am breiteſten, der ſich, wie eine zugeſpitzte Pyramide, zunächſt am Schiff in blinkenden Wellen endigte. Der Capitän veränderte die Nacht noch einigemal das Manöver.

Montag den 2 April,
früh 8 Uhr

fanden wir uns Palermo gegenüber. Dieſer Morgen erſchien für mich höchſt erfreulich. Der Plan meines Drama's war dieſe Tage daher, im Wallfiſchbauch, ziemlich gediehen. Ich befand mich wohl und konnte nun auf dem Verdeck die Küſten Siciliens mit Aufmerkſamkeit betrachten. Kniep zeichnete emſig fort, und durch ſeine gewandte Genauigkeit wurden mehrere Streifen Papier zu einem ſehr ſchätzbaren Andenken dieſes verſpäteten Landes.

Palermo, Montag den 2 April 1787.

Endlich gelangten wir mit Noth und Anſtrengung Nachmittags um drey Uhr in den Hafen, wo uns ein höchſt erfreulicher Anblick entgegen trat. Völlig hergeſtellt wie ich war, empfand ich das gröſste Vergnügen. Die Stadt gegen Norden gekehrt, am Fuß hoher Berge liegend; über ihr, der Tageszeit gemäß, die Sonne herüberſcheinend. Die klaren Schattenſeiten aller Gebäude

ſahen uns an, vom Widerſchein erleuchtet. Monte Pellegrino rechts, ſeine zierlichen Formen im vollkommenſten Lichte, links das weit hingeſtreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen. Was ferner eine allerliebſte Wirkung hervorbrachte, war das junge Grün zierlicher Bäume, deren Gipfel, von hinten erleuchtet, wie große Maſſen vegetabiliſcher Johanniswürmer vor den dunkeln Gebäuden hin und wieder wogten. Ein klarer Duft blaute alle Schatten.

Anſtatt ungeduldig an's Ufer zu eilen, blieben wir auf dem Verdeck bis man uns wegtrieb; wo hätten wir einen gleichen Standpunct, einen ſo glücklichen Augenblick ſo bald wieder hoffen können!

Durch die wunderbare, aus zwey ungeheuern Pfeilern beſtehende Pforte, die oben nicht geſchloſſen ſeyn darf, damit der thurmhohe Wagen der heiligen Roſalia an dem berühmten Feſte durchfahren könne, führte man uns in die Stadt und ſogleich links in einen großen Gaſthof. Der Wirth, ein alter behaglicher Mann, von jeher Fremde aller Nationen zu ſehen gewohnt, führte uns in ein großes Zimmer, von deſſen Balcon wir das Meer und die Rhede, den Roſalienberg und das Ufer überſchauten, auch unſer Schiff erblickten und unſern erſten Standpunct beurtheilen konnten. Ueber die Lage unſeres Zimmers höchſt vergnügt bemerkten wir kaum daß im Grunde deſſelben ein erhöhter Alcoven hinter Vorhängen verſteckt ſey, wo ſich das weitläuftigſte Bett ausbreitete, das,

mit einem ſeidenen Thronhimmel prangend, mit den übrigen veralteten ſtattlichen Mobilien völlig übereinſtimmte. Ein ſolches Prunkgemach ſetzte uns gewiſſermaßen in Verlegenheit, wir verlangten herkömmlicherweiſe Bedingungen abzuſchließen. Der Alte ſagte dagegen: es bedürfe keiner Bedingung, er wünſche, daß es uns bei ihm wohl gefalle. Wir ſollten uns auch des Vorſaals bedienen, welcher kühl und luftig, durch mehrere Balcone luſtig, gleich an unſer Zimmer ſtieß.

Wir vergnügten uns an der unendlich mannichfaltigen Ausſicht und ſuchten ſie im Einzelnen zeichneriſch und mahleriſch zu entwickeln, denn hier konnte man gränzenlos eine Ernte für den Künſtler überſchauen.

Der helle Mondſchein lockte uns des Abends noch auf die Rhede und hielt nach der Rückkehr uns noch eine lange Zeit auf dem Altan. Die Beleuchtung war ſonderbar, Ruhe und Anmuth groß.

Palermo, Dienſtag den 3 April 1787.

Unſer erſtes war die Stadt näher zu betrachten, die ſehr leicht zu überſchauen und ſchwer zu kennen iſt, leicht, weil eine meilenlange Straße vom untern zum obern Thor, vom Meere bis gegen das Gebirg, ſie durchſchneidet und dieſe, ungefähr in der Mitte, von einer andern abermals durchſchnitten wird: was auf dieſen Linien liegt iſt bequem zu finden; das Innere der Stadt hinge-

gen verwirrt den Fremden und er entwirrt ſich nur mit Hülfe eines Führers in dieſem Labyrinthe.

Gegen Abend ſchenkten wir unſere Aufmerkſamkeit der Kutſchenreihe der bekannten Fahrt vornehmerer Perſonen, welche ſich, zur Stadt hinaus, auf die Rhede begaben um friſche Luft zu ſchöpfen, ſich zu unterhalten und allenfalls zu courtoiſiren.

Zwey Stunden vor Nacht war der Vollmond eingetreten und verherrlichte den Abend unausſprechlich. Die Lage von Palermo, gegen Norden, macht daß ſich Stadt und Ufer ſehr wunderſam gegen die großen Himmelslichter verhält, deren Widerſchein man niemals in den Wellen erblickt. Deßwegen wir auch heute an dem heiterſten Tage das Meer dunkelblau, ernſthaft und zudringlich fanden, anſtatt daß es bei Neapel, von der Mittagsſtunde an, immer heiterer, luftiger und ferner glänzt.

Kniep hatte mich ſchon heute manchen Weg und manche Betrachtung allein machen laſſen, um einen genauen Contur des Monte Pellegrino zu nehmen, des ſchönſten aller Vorgebirge der Welt.

Palermo den 3 April 1787.

Hier noch einiges zuſammenfaſſend, nachträglich und vertraulich:

Wir fuhren Donnerſtag den 29ſten März mit Son-

nenuntergang von Neapel und landeten erſt nach vier Tagen um drey Uhr im Hafen von Palermo. Ein kleines Diarium das ich beilege erzählt überhaupt unſere Schickſale. Ich habe nie eine Reiſe ſo ruhig angetreten als dieſe, habe nie eine ruhigere Zeit gehabt als auf der durch beſtändigen Gegenwind ſehr verlängerten Fahrt, ſelbſt auf dem Bette im engen Kämmerchen wo ich mich die erſten Tage halten mußte, weil mich die Seekrankheit ſtark angriff. Nun denke ich ruhig zu Euch hinüber, denn wenn irgend etwas für mich entſcheidend war, ſo iſt es dieſe Reiſe.

Hat man ſich nicht ringsum vom Meere umgeben geſehen, ſo hat man keinen Begriff von Welt und von ſeinem Verhältniß zur Welt. Als Landſchaftszeichner hat mir dieſe große, ſimple Linie ganz neue Gedanken gegeben.

Wir haben, wie das Diarium ausweiſ't, auf dieſer kurzen Fahrt mancherlei Abwechslungen und gleichſam die Schickſale der Seefahrer im Kleinen gehabt. Uebrigens iſt die Sicherheit und Bequemlichkeit des Packetboots nicht genug zu loben. Der Capitän iſt ein ſehr braver und recht artiger Mann. Die Geſellſchaft war ein ganzes Theater, gutgeſittet, leidlich und angenehm. Mein Künſtler den ich bei mir habe iſt ein munterer, treuer, guter Menſch, der mit der größten Accurateſſe zeichnet; er hat alle Inſeln und Küſten wie ſie ſich zeigten umriſſen, es wird Euch große Freude machen wenn

ich alles mitbringe. Uebrigens hat er mir, die langen Stunden der Ueberfahrt zu verkürzen, das Mechanische der Waſſerfarben-Mahlerey (Aquarell), die man in Italien jetzt ſehr hoch getrieben hat, aufgeſchrieben: verſteht ſich den Gebrauch gewiſſer Farben um gewiſſe Töne hervorzubringen, an denen man ſich, ohne das *Geheimniß zu wiſſen*, zu Tode miſchen würde. Ich hatte wohl in Rom manches davon erfahren, aber niemals im Zuſammenhange. Die Künſtler haben es in einem Lande ausſtudirt wie Italien, wie dieſes iſt. Mit keinen Worten iſt die dunſtige Klarheit auszudrücken die um die Küſten ſchwebte als wir am ſchönſten Nachmittage gegen Palermo anfuhren. Die Reinheit der Conture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es geſehen hat der hat es auf ſein ganzes Leben. Nun verſteh' ich erſt die Claude Lorrain und habe Hoffnung auch dereinſt in Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieſer glücklichen Wohnung hervor zu bringen. Wäre nur alles Kleinliche ſo rein daraus weggewaſchen als die Kleinheit der Strohdächer aus meinen Zeichenbegriffen. Wir wollen ſehen was dieſe Königin der Inſeln thun kann.

Wie ſie uns empfangen hat habe ich keine Worte auszudrücken: mit friſchgrünenden Maulbeerbäumen, immer grünendem Oleander, Citronenhecken ꝛc. In einem öffentlichen Garten ſtehn weite Beete von Ra-

nunkeln und Anemonen. Die Luft iſt mild, warm und wohlriechend, der Wind lau. Der Mond ging dazu voll hinter einem Vorgebirge herauf und ſchien in's Meer; und dieſen Genuß nach dem man vier Tage und Nächte auf den Wellen geſchwebt! Verzeiht wenn ich mit einer ſtumpfen Feder aus einer Tuſch-Muſchel, aus der mein Gefährte die Umriſſe nachzieht, dieſes hinkrizle. Es kommt doch wie ein Liſpeln zu Euch hinüber, indeß ich allen die mich lieben ein ander Denkmal dieſer meiner glücklichen Stunden bereite. Was es wird ſag' ich nicht, wann Ihr es erhaltet kann ich auch nicht ſagen.

Palermo, Dienſtag den 3 April 1787.

Dieſes Blatt ſollte nun, meine Geliebten, Euch des ſchönſten Genuſſes in ſo fern es mögli̇ch wäre theilhaft machen; es ſollte die Schilderung der unvergleichlichen, eine große Waſſermaſſe umfaſſenden Bucht überliefern. Von Oſten herauf, wo ein flächeres Vorgebirg weit in die See greift, an vielen ſchroffen, wohlgebildeten, waldbewachſenen Felſen hin bis an die Fiſcherwohnungen der Vorſtädte herauf, dann an der Stadt ſelbſt her, deren äußere Häuſer alle nach dem Hafen ſchauen, wie unſere Wohnung auch, bis zu dem Thore durch welches wir hereinkamen.

Dann geht es weſtwärts weiter fort an den gewöhnlichen Landungsplatz, wo kleinere Schiffe anlegen, bis

zu dem eigentlichen Hafen an den Molo, die Station größerer Schiffe. Da erhebt ſich nun, ſämmtliche Fahrzeuge zu ſchützen, in Weſten der Monte Pellegrino in ſeinen ſchönen Formen, nachdem er ein liebliches, fruchtbares Thal, das ſich bis zum jenſeitigen Meer erſtreckt, zwiſchen ſich und dem eigentlichen feſten Land gelaſſen.

Kniep zeichnete, ich ſchematiſirte, beide mit großem Genuß und nun da wir fröhlich nach Hauſe kommen fühlen wir beide weder Kräfte noch Muth zu wiederholen und auszuführen. Unſere Entwürfe müſſen alſo für künftige Zeiten liegen bleiben und dieſes Blatt gibt Euch bloß ein Zeugniß unſeres Unvermögens dieſe Gegenſtände genugſam zu faſſen, oder vielmehr unſerer Anmaßung, ſie in ſo kurzer Zeit erobern und beherrſchen zu wollen.

Palermo, Mittwoch, den 1 April 1787.

Nachmittags beſuchten wir das fruchtreiche und angenehme Thal, welches die ſüdlichen Berge herab an Palermo vorbeizieht, durchſchlängelt von dem Fluß Oreto. Auch hier wird ein mahleriſches Auge und eine geſchickte Hand gefordert wenn ein Bild ſoll gefunden werden, und doch erhaſchte Kniep einen Standpunct, da wo das geſtemmte Waſſer von einem halbzerſtörten Wehr herunterfließt, beſchattet von einer fröhlichen Baumgruppe, dahinter das Thal hinaufwärts die freie Ausſicht und einige landwirthſchaftliche Gebäude.

Die ſchönſte Frühlingswitterung und eine hervorquellende Fruchtbarkeit verbreitete das Gefühl eines belebenden Friedens über das ganze Thal, welches mir der ungeſchickte Führer durch ſeine Gelehrſamkeit verkümmerte, umſtändlich erzählend, wie Hannibal hier vormals eine Schlacht geliefert und was für ungeheure Kriegsthaten an dieſer Stelle geſchehen. Unfreundlich verwies ich ihm das fatale Hervorrufen ſolcher abgeſchiedenen Geſpenſter. Es ſey ſchlimm genug, meinte ich, daß von Zeit zu Zeit die Saaten, wo nicht immer von Elephanten doch von Pferden und Menſchen zerſtampft werden müßten. Man ſolle wenigſtens die Einbildungskraft nicht mit ſolchem Nachgetümmel aus ihrem friedlichen Traume aufſchrecken.

Er verwunderte ſich ſehr, daß ich das claſſiſche Andenken an ſo einer Stelle verſchmähte und ich konnte ihm freilich nicht deutlich machen, wie mir bei einer ſolchen Vermiſchung des Vergangenen und des Gegenwärtigen zu Muthe ſey.

Noch wunderlicher erſchien ich dieſem Begleiter, als ich auf allen ſeichten Stellen, deren der Fluß gar viele trocken läßt, nach Steinchen ſuchte und die verſchiedenen Arten derſelben mit mir forttrug. Ich konnte ihm abermals nicht erklären, daß man ſich von einer gebirgigen Gegend nicht ſchneller einen Begriff machen kann, als wenn man die Geſteinarten unterſucht die in den Bächen herabgeſchoben werden, und daß hier auch die Aufgabe

ſey, durch Trümmer ſich eine Vorſtellung von jenen ewig claſſiſchen Höhen des Erdaltertbums zu verſchaffen.

Auch war meine Ausbeute aus dieſem Fluſſe reich genug, ich brachte beinahe vierzig Stücke zuſammen, welche ſich freilich in wenige Rubriken unterordnen ließen. Das meiſte war eine Gebirgsart, die man bald für Jaſpis oder Hornſtein, bald für Thonſchiefer anſprechen konnte. Ich fand ſie theils in abgerundeten, theils unförmigen Geſchieben, theils rhombiſch geſtaltet, von vielerlei Farben. Ferner kamen viele Abänderungen des ältern Kalkes vor, nicht weniger Breccien, deren Bindemittel Kalk, die verbundenen Steine aber bald Jaſpis, bald Kalk waren. Auch fehlte es nicht an Geſchieben von Muſchelkalk.

Die Pferde füttern ſie mit Gerſte, Häckerling und Kleien; im Frühjahr geben ſie ihnen geſchoßte grüne Gerſte, um ſie zu erfriſchen, per rinfrescar, wie ſie es nennen. Da ſie keine Wieſen haben fehlt es an Heu. Auf den Bergen gibt es einige Weide, auch auf den Aeckern, da ein Drittel als Brache liegen bleibt. Sie halten wenig Schafe, deren Race aus der Barbarey kommt, überhaupt auch mehr Maulthiere als Pferde, weil jenen die hitzige Nahrung beſſer bekommt als dieſen.

Die Plaine worauf Palermo liegt, so wie außer der Stadt die Gegend Ai Colli, auch ein Theil der Bagaria, hat im Grunde Muschelkalk, woraus die Stadt gebaut ist, daher man denn auch große Steinbrüche in diesen Lagen findet. In der Nähe von Monte Pellegrino sind sie an einer Stelle über funfzig Fuß tief. Die untern Lager sind weißer von Farbe. Man findet darin viel versteinte Corallen und Schaalthiere, vorzüglich große Pilgermuscheln. Das obere Lager ist mit rothem Thon gemischt und enthält wenig oder gar keine Muscheln. Ganz obenauf liegt rother Thon, dessen Lage jedoch nicht stark ist.

Der Monte Pellegrino hebt sich aus allem diesem hervor; er ist ein älterer Kalk, hat viele Löcher und Spaltungen, welche, genau betrachtet, obgleich sehr unregelmäßig, sich doch nach der Ordnung der Bänke richten. Das Gestein ist fest und klingend.

Palermo, Donnerstag den 5 April 1787.

Wir gingen die Stadt im Besondern durch. Die Bauart gleicht meistens der von Neapel, doch stehen öffentliche Monumente, z. B. Brunnen, noch weiter entfernt vom guten Geschmack. Hier ist nicht, wie in Rom, ein Kunstgeist welcher die Arbeit regelt; nur von Zufälligkeiten erhält das Bauwerk Gestalt und Daseyn. Ein von dem ganzen Inselvolke angestaunter Brunnen exi-

existirte schwerlich, wenn es in Sicilien nicht schönen, bunten Marmor gäbe, und wenn nicht gerade ein Bildhauer, geübt in Thiergestalten, damals Gunst gehabt hätte. Es wird schwer halten diesen Brunnen zu beschreiben. Auf einem mäßigen Platze steht ein rundes, architektonisches Werk, nicht gar stockhoch, Sockel, Mauer und Gesims von farbigem Marmor; in die Mauer sind, in einer Flucht, mehrere Nischen angebracht, aus welchen, von weißem Marmor gebildet, alle Arten Thierköpfe auf gestreckten Hälsen herausschauen: Pferd, Löwe, Kamel, Elephant wechseln mit einander ab, und man erwartete kaum hinter dem Kreise dieser Menagerie einen Brunnen, zu welchem, von vier Seiten, durch gelassene Lücken, marmorne Stufen hinaufführen, um das reichlich gespendete Wasser schöpfen zu lassen.

Etwas ähnliches ist es mit den Kirchen, wo die Prachtliebe der Jesuiten noch überboten ward, aber nicht aus Grundsatz und Absicht, sondern zufällig, wie allenfalls ein gegenwärtiger Handwerker, Figuren- oder Laubschnitzer, Vergolder, Lackirer und Marmorirer gerade das was er vermochte ohne Geschmack und Leitung an gewissen Stellen anbringen wollte.

Dabei findet man eine Fähigkeit natürliche Dinge nachzuahmen, wie denn z. B. jene Thierköpfe gut genug gearbeitet sind. Dadurch wird freilich die Bewunderung der Menge erregt, deren ganze Kunstfreude

nur darin beſteht, daß ſie das Nachgebildete mit dem Urbilde vergleichbar findet.

Gegen Abend machte ich eine heitere Bekanntſchaft, indem ich auf der langen Straße bei einem kleinen Handelsmanne eintrat, um verſchiedene Kleinigkeiten einzukaufen. Als ich vor dem Laden ſtand, die Waare zu beſehen, erhob ſich ein geringer Luftſtoß, welcher, längs der Straße herwirbelnd, einen unendlichen erregten Staub in alle Buden und Fenſter ſogleich vertheilte. Bei allen Heiligen! ſagt mir, rief ich aus, woher kommt die Unreinlichkeit eurer Stadt und iſt derſelben denn nicht abzuhelfen? Dieſe Straße wetteifert, an Länge und Schönheit, mit dem Corſo zu Rom. An beiden Seiten Schrittſteine, die jeder Laden- und Werkſtattbeſitzer mit unabläſſigem Kehren reinlich hält, indem er alles in die Mitte hinunter ſchiebt, welche dadurch nur immer unreinlicher wird und euch mit jedem Windshauch den Unrath zurückſendet, den ihr der Hauptſtraße zugewieſen habt. In Neapel tragen geſchäftige Eſel jeden Tag das Kehricht nach Gärten und Feldern, ſollte denn bei euch nicht irgend eine ähnliche Einrichtung entſtehen oder getroffen werden?

Es iſt bei uns nun einmal wie es iſt, verſetzte der Mann; was wir aus dem Hauſe werfen verfault gleich vor der Thüre über einander. Ihr ſeht hier Schichten von Stroh und Rohr, von Küchenabgängen und allerlei Unrath, das trocknet zuſammen auf und kehrt als Staub

zu uns zurück. Gegen den wehren wir uns den ganzen Tag. Aber seht, unsere schönen, geschäftigen, niedlichen Besen vermehren, zuletzt abgestumpft, nur den Unrath vor unsern Häusern.

Und, lustig genommen, war es wirklich an dem. Sie haben niedliche Beschen von Zwergpalmen, die man, mit weniger Abänderung, zum Fächerdienst eignen könnte, sie schleifen sich leicht ab, und die stumpfen liegen zu Tausenden in der Straße. Auf meine wiederholte Frage, ob dagegen keine Anstalt zu treffen sey, erwiderte er: die Rede gehe im Volke, daß gerade die, welche für Reinlichkeit zu sorgen hätten, wegen ihres großen Einflusses nicht genöthigt werden könnten die Gelder pflichtmäßig zu verwenden, und dabei sey noch der wunderliche Umstand, daß man fürchte, nach weggeschafftem misthaftem Geströhde werde erst deutlich zum Vorschein kommen, wie schlecht das Pflaster darunter beschaffen sey, wodurch denn abermals die unredliche Verwaltung einer andern Casse zu Tage kommen würde. Das alles aber sey, setzte er mit possierlichem Ausdruck hinzu, nur Auslegung von Uebelgesinnten, er aber von der Meinung derjenigen, welche behaupten: der Adel erhalte seinen Carrossen diese weiche Unterlage, damit sie des Abends ihre herkömmliche Lustfahrt auf elastischem Boden bequem vollbringen könnten. Und da der Mann einmal im Zuge war, bescherzte er noch mehrere Policeymißbräuche, mir zu tröstlichem Beweis, daß der Mensch

noch immer Humor genug hat ſich über das Unabwendbare luſtig zu machen.

Palermo den 6 April 1787.

Die heilige Roſalie, Schutzpatronin von Palermo, iſt durch die Beſchreibung welche Brydone von ihrem Feſte gegeben hat, ſo allgemein bekannt geworden, daß es den Freunden gewiß angenehm ſeyn muß, etwas von dem Orte und der Stelle, wo ſie beſonders verehrt wird, zu leſen.

Der Monte Pellegrino, eine große Felſenmaſſe, breiter als hoch, liegt an dem nordweſtlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine ſchöne Form läßt ſich mit Worten nicht beſchreiben; eine vollkommene Abbildung davon findet ſich in dem Voyage pittoresque de la Sicile. Er beſtehet aus einem grauen Kalkſtein der früheren Epoche. Die Felſen ſind ganz nackt, kein Baum, kein Strauch wächſ't auf ihnen, kaum daß die flachliegenden Theile mit etwas Raſen und Moos bedeckt ſind.

In einer Höhe dieſes Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der Heiligen und brachte ſie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreite die Stadt von der Peſt, und Roſalie war ſeit dieſem Augenblicke die Schutzheilige des Volks; man baute ihr Capellen und ſtellte ihr zu Ehren glänzende Feyerlichkeiten an.

Die Andächtigen wallfahrteten fleißig auf den Berg, und man erbaute mit großen Koſten einen Weg, der wie eine Waſſerleitung auf Pfeilern und Bogen ruht und in einem Zickzack zwiſchen zwey Klippen hinaufſteigt.

Der Andachtsort ſelbſt iſt der Demuth der Heiligen, welche ſich dahin flüchtete, angemeſſener, als die prächtigen Feſte, welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt zu Ehren anſtellte. Und vielleicht hat die ganze Chriſtenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Beſitz, ihre Pracht, ihre feyerlichen Luſtbarkeiten auf das Elend ihrer erſten Stifter und eifrigſten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweiſen, der auf eine ſo unſchuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erſtiegen hat, wendet man ſich um eine Felſenecke, wo man einer ſteilen Felswand nah gegenüber ſteht, an welcher die Kirche und das Kloſter gleichſam feſtgebaut ſind.

Die Außenſeite der Kirche hat nichts Einladendes noch Verſprechendes; man eröffnet die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das wunderbarſte überraſcht indem man hineintritt. Man befindet ſich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft und gegen das Schiff zu offen iſt. Man ſieht in derſelben die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwaſſer und einige Beichtſtühle. Das Schiff der Kirche iſt ein offner Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felſen, auf der linken

von einer Continuation der Halle zugeſchloſſen wird. Er iſt mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwaſſer ablaufen kann; ein kleiner Brunnen ſteht ungefähr in der Mitte.

Die Höhle ſelbſt iſt zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Geſtalt etwas genommen hätte. Einige Stufen führen hinauf: gleich ſteht der große Pult mit dem Chorbuche entgegen, auf beiden Seiten die Chorſtühle. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höhle, ſteht der Hauptaltar in der Mitte.

Man hat, wie ſchon geſagt, an der Höhle nichts verändert; allein da die Felſen immer von Waſſer träufeln, war es nöthig den Ort trocken zu halten. Man hat dieſes durch bleyerne Rinnen bewirkt, welche man an den Kanten der Felſen hergeführt und verſchiedentlich mit einander verbunden hat. Da ſie oben breit ſind und unten ſpitz zulaufen, auch mit einer ſchmutzig grünen Farbe angeſtrichen ſind, ſo ſieht es faſt aus, als wenn die Höhle inwendig mit großen Cactusarten bewachſen wäre. Das Waſſer wird, theils ſeitwärts, theils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus es die Gläubigen ſchöpfen und gegen allerlei Uebel gebrauchen.

Da ich dieſe Gegenſtände genau betrachtete, trat ein Geiſtlicher zu mir und fragte mich: ob ich etwa ein Genueſer ſey und einige Meſſen wollte leſen laſſen? Ich

verſetzte ihm darauf: ich ſey mit einem Genueſer nach Palermo gekommen, welcher morgen als an einem Feſttage herauf ſteigen würde. Da immer einer von uns zu Hauſe bleiben müßte, wäre ich heute herauf gegangen, mich umzuſehen. Er verſetzte darauf: ich möchte mich aller Freiheit bedienen, alles wohl betrachten und meine Devotion verrichten. Beſonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höhle ſtand, als ein beſonderes Heiligthum und verließ mich.

Ich ſah durch die Oeffnungen eines großen aus Meſſing getriebenen Laubwerks Lampen unter dem Altar hervorſchimmern, kniete ganz nahe davor hin und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenem Meſſingdraht vorgezogen, ſo daß man nur wie durch einen Flor den Gegenſtand dahinter unterſcheiden konnte. — Ein ſchönes Frauenzimmer erblickt' ich bei dem Schein einiger ſtillen Lampen.

Sie lag wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geſchloſſen, den Kopf nachläſſig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geſchmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es ſchien mir ganz beſondere Reize zu haben. Ihr Gewand iſt aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Gold gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor ſind, ich darf nicht ſagen in einem hohen Styl, aber doch ſo natürlich und

gefällig gearbeitet, daß man glaubt sie müßte Athem holen und sich bewegen.

Ein kleiner Engel steht neben ihr und scheint ihr mit einem Lilienstengel Kühlung zuzuwehen.

Unterdessen waren die Geistlichen in die Höhle gekommen, hatten sich auf ihre Stühle gesetzt und sangen die Vesper.

Ich setzte mich auf eine Bank gegen dem Altar über, und hörte ihnen eine Weile zu; alsdann begab ich mich wieder zum Altare, kniete nieder und suchte das schöne Bild der Heiligen noch deutlicher gewahr zu werden. Ich überließ mich ganz der reizenden Illusion der Gestalt und des Ortes.

Der Gesang der Geistlichen verklang nun in der Höhle, das Wasser rieselte in das Behältniß gleich neben dem Altare zusammen, die überhangenden Felsen des Vorhofs, des eigentlichen Schiffs der Kirche, schlossen die Scene noch mehr ein. Es war eine große Stille in dieser gleichsam wieder ausgestorbenen Wüste, eine große Reinlichkeit in einer wilden Höhle; der Flitterputz des katholischen, besonders Sicilianischen Gottesdienstes, hier noch zunächst seiner natürlichen Einfalt; die Illusion, welche die Gestalt der schönen Schläferin hervorbrachte, auch einem geübten Auge noch reizend, — genug, ich konnte mich nur mit Schwierigkeit von diesem Orte losreißen, und kam erst in später Nacht wieder in Palermo an.

Palermo, Sonnabend den 7 April 1787.

In dem öffentlichen Garten, unmittelbar an der Rhede, brachte ich im Stillen die vergnügteſten Stunden zu. Es iſt der wunderbarſte Ort von der Welt. Regelmäßig angelegt, ſcheint er uns doch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, verſetzt er in's Alterthum. Grüne Beeteinfaſſungen umſchließen fremde Gewächſe, Citronenſpaliere wölben ſich zum niedlichen Laubengange, hohe Wände des Oleanders, geſchmückt von tauſend rothen nelkenhaften Blüthen, locken das Auge. Ganz fremde mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrſcheinlich aus wärmern Gegenden, verbreiten ſeltſame Zweige. Eine hinter dem flachen Raum erhöhte Bank läßt einen ſo wunderſam verſchlungenen Wachsthum überſehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Baſſins, in welchen Gold- und Silberfiſche ſich gar lieblich bewegen, bald ſich unter bemooste Röhren verbergen, bald wieder ſchaarenweis, durch einen Biſſen Brod gelockt, ſich verſammeln. An den Pflanzen erſcheint durchaus ein Grün das wir nicht gewohnt ſind, bald gelblicher bald blaulicher als bei uns. Was aber dem Ganzen die wunderſamſte Anmuth verlieh, war ein ſtarker Duft, der ſich über alles gleichförmig verbreitete, mit ſo merklicher Wirkung, daß die Gegenſtände, auch nur einige Schritte hinter einander entfernt, ſich entſchiedener hellblau von einander abſetzten, ſo daß ihre eigenthümliche Farbe zu-

letzt verloren ging, oder wenigſtens ſehr überblaut ſie ſich dem Auge darſtellten.

Welche wunderſame Anſicht ein ſolcher Duft entfernteren Gegenſtänden, Schiffen, Vorgebirgen ertheilt, iſt für ein mahleriſches Auge merkwürdig genug, indem die Diſtanzen genau zu unterſcheiden, ja zu meſſen ſind; deßwegen auch ein Spaziergang auf die Höhe höchſt reizend ward. Man ſah keine Natur mehr, ſondern nur Bilder, wie ſie der künſtlichſte Mahler durch Laſiren auseinander geſtuft hätte.

Aber der Eindruck jenes Wundergartens war mir zu tief geblieben; die ſchwärzlichen Wellen am nördlichen Horizonte, ihr Anſtreben an die Buchtkrümmungen, ſelbſt der eigene Geruch des dünſtenden Meeres, das alles rief mir die Inſel der ſeligen Phäaken in die Sinne ſo wie in's Gedächtniß. Ich eilte ſogleich einen Homer zu kaufen, jenen Geſang mit großer Erbauung zu leſen und eine Ueberſetzung aus dem Stegreif Knieyen vorzutragen, der wohl verdiente bei einem guten Glaſe Wein von ſeinen ſtrengen heutigen Bemühungen behaglich auszuruhen.

Palermo den 8 April 1787.
Oſterſonntag.

Nun aber ging die lärmige Freude über die glückliche Auferſtehung des Herrn mit Tagesanbruch los. Petar-

den, Lauffeuer, Schläge, Schwärmer und dergleichen wurden kastenweis vor den Kirchthüren losgebrannt, indessen die Gläubigen sich zu den eröffneten Flügelpforten drängten. Glocken- und Orgelschall, Chorgesang der Processionen und der ihnen entgegnenden geistlichen Chöre konnten wirklich das Ohr derjenigen verwirren, die an eine so lärmende Gottesverehrung nicht gewöhnt waren.

Die frühe Messe war kaum geendigt, als zwey wohlgeputzte Laufer des Vicekönigs unsern Gasthof besuchten, in der doppelten Absicht, einmal den sämmtlichen Fremden zum Feste zu gratuliren und dagegen ein Trinkgeld einzunehmen, mich sodann zur Tafel zu laden, weßhalb meine Gabe etwas erhöht werden mußte.

Nachdem ich den Morgen zugebracht die verschiedenen Kirchen zu besuchen und die Volksgesichter und Gestalten zu betrachten, fuhr ich zum Palast des Vicekönigs, welcher am obern Ende der Stadt liegt. Weil ich etwas zu früh gekommen fand ich die großen Säle noch leer, nur ein kleiner, munterer Mann ging auf mich zu, den ich sogleich für einen Maltheser erkannte.

Als er vernahm daß ich ein Deutscher sey, fragte er: ob ich ihm Nachricht von Erfurt zu geben wisse, er habe daselbst einige Zeit sehr angenehm zugebracht. Auf seine Erkundigungen nach der von Dacherödischen Familie, nach dem Coadjutor von Dalberg, konnte ich ihm hinreichende Auskunft geben, worüber er sehr vergnügt nach dem übrigen Thüringen fragte. Mit bedenklichem An-

theil erkundigte er sich nach Weimar. Wie steht es denn, sagte er, mit dem Manne, der zu meiner Zeit jung und lebhaft, daselbst Regen und schönes Wetter machte? Ich habe seinen Namen vergessen, genug aber, es ist der Verfasser des Werthers.

Nach einer kleinen Pause, als wenn ich mich bedächte, erwiderte ich: die Person, nach der ihr euch erkundigt, bin ich selbst! — Mit dem sichtbarsten Zeichen des Erstaunens fuhr er zurück und rief aus: da muß sich viel verändert haben! O ja! versetzte ich, zwischen Weimar und Palermo hab' ich manche Veränderung gehabt.

In dem Augenblick trat mit seinem Gefolge der Vicekönig herein und betrug sich mit anständiger Freimüthigkeit, wie es einem solchen Herrn geziemt. Er enthielt sich jedoch nicht des Lächelns über den Maltheser, welcher seine Verwunderung mich hier zu sehen auszudrücken fortfuhr. Bei Tafel sprach der Vicekönig, neben dem ich saß, über die Absicht meiner Reise und versicherte, daß er Befehl geben wolle mich in Palermo alles sehen zu lassen und mich auf meinem Wege durch Sicilien auf alle Weise zu fördern.

Palermo, Montag den 9 April 1787.

Heute den ganzen Tag beschäftigte uns der Unsinn des Prinzen Pallagonia, und auch diese Thorheiten

waren ganz etwas anders als wir uns leſend und hörend vorgeſtellt. Denn bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige der vom Abſurden Rechenſchaft geben ſoll, immer in's Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern, und ſo macht er es ſchon zu etwas, da es eigentlich ein Nichts iſt, welches für etwas gehalten ſeyn will. Und ſo muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausſchicken: daß weder das Abgeſchmackteſte noch das Vortrefflichſte ganz unmittelbar aus Einem Menſchen, aus Einer Zeit hervorſpringe, daß man vielmehr beiden mit einiger Aufmerkſamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweiſen könne.

Jener Brunnen in Palermo gehört unter die Verfahren der Pallagoniſchen Raſerey, nur daß dieſe hier, auf eignem Grund und Boden, in der größten Freiheit und Breite ſich hervorthut. Ich will den Verlauf des Entſtehens zu entwickeln ſuchen.

Wenn ein Luſtſchloß in dieſen Gegenden mehr oder weniger in der Mitte des ganzen Beſitzthums liegt und man alſo, um zu der herrſchaftlichen Wohnung zu gelangen, durch gebaute Felder, Küchengärten und dergleichen landwirthſchaftliche Nützlichkeiten zu fahren hat, erweiſen ſie ſich haushältiſcher als die Nordländer, die oft eine große Strecke guten Bodens zu einer Parkanlage verwenden, um mit unfruchtbarem Geſträuche dem Auge zu ſchmeicheln. Dieſe Südländer hingegen führen zwey Mauern auf, zwiſchen welchen man zum Schloß gelangt,

ohne daß man gewahr werde was rechts oder links vorgeht. Dieſer Weg beginnt gewöhnlich mit einem großen Portal, wohl auch mit einer gewölbten Halle und endigt im Schloßhofe. Damit nun aber das Auge zwiſchen dieſen Mauern nicht ganz unbefriedigt ſey, ſo ſind ſie oben ausgebogen, mit Schnörkeln und Poſtamenten verziert, worauf allenfalls hie und da eine Vaſe ſteht. Die Flächen ſind abgetüncht, in Felder getheilt und angeſtrichen. Der Schloßhof macht ein Rund von einſtöckigen Häuſern, wo Geſinde und Arbeitsleute wohnen; das viereckte Schloß ſteigt über alles empor.

Dieß iſt die Art der Anlage wie ſie herkömmlich gegeben iſt, wie ſie auch ſchon früher mag beſtanden haben, bis der Vater des Prinzen das Schloß baute, zwar auch nicht in dem beſten aber doch erträglichem Geſchmack. Der jetzige Beſitzer aber, ohne jene allgemeinen Grundzüge zu verlaſſen, erlaubt ſeiner Luſt und Leidenſchaft zu mißgeſtaltetem, abgeſchmacktem Gebilde den freiſten Lauf, und man erzeigt ihm viel zu viel Ehre, wenn man ihm nur einen Funken Einbildungskraft zuſchreibt.

Wir treten alſo in die große Halle, welche mit der Gränze des Beſitzthums ſelbſt anfängt, und finden ein Achteck, ſehr hoch zur Breite. Vier ungeheure Rieſen, mit modernen, zugeknöpften Gamaſchen, tragen das Geſims, auf welchem, dem Eingang gerade gegenüber, die heilige Dreyeinigkeit ſchwebt.

Der Weg nach dem Schloſſe zu iſt breiter als gewöhnlich, die Mauer in einen fortlaufenden hohen Sockel verwandelt, auf welchem ausgezeichnete Baſamente ſeltſame Gruppen in die Höhe tragen, indeſſen in dem Raum von einer zur andern mehrere Vaſen aufgeſtellt ſind. Das Widerliche dieſer von den gemeinſten Steinhauern gepfuſchten Mißbildungen wird noch dadurch vermehrt, daß ſie aus dem loſeſten Muſcheltuff gearbeitet ſind; doch würde ein beſſeres Material den Unwerth der Form nur deſto mehr in die Augen ſetzen. Ich ſagte vorhin Gruppen und bediente mich eines falſchen an dieſer Stelle uneigentlichen Ausdrucks: denn dieſe Zuſammenſtellungen ſind durch keine Art von Reflexion oder auch nur Willkür entſtanden, ſie ſind vielmehr zuſammengewürfelt. Jedesmal drey bilden den Schmuck eines ſolchen viereckten Poſtaments, indem ihre Baſen ſo eingerichtet ſind, daß ſie zuſammen in verſchiedenen Stellungen den viereckigen Raum ausfüllen. Die vorzüglichſte beſteht gewöhnlich aus zwey Figuren, und ihre Baſe nimmt den größten vordern Theil des Piedeſtals ein; dieſe ſind meiſtentheils Ungeheuer von thieriſcher und menſchlicher Geſtalt. Um nun den hintern Raum der Piedeſtalfläche auszufüllen, bedarf es noch zweyer Stücke; das von mittlerer Größe ſtellt gewöhnlich einen Schäfer oder eine Schäferin, einen Cavalier oder eine Dame, einen tanzenden Affen oder Hund vor. Nun bleibt auf dem Piedeſtal noch eine Lücke: dieſe wird mei-

ſtens durch einen Zwerg ausgefüllt, wie denn überall dieſes Geſchlecht bei geiſtloſen Scherzen eine große Rolle ſpielt.

Daß wir aber die Elemente der Tollheit des Prinzen Pallagonia vollſtändig überliefern, geben wir nachſtehendes Verzeichniß. Menſchen: Bettler, Bettlerinnen, Spanier, Spanierinnen, Mohren, Türken, Buckelige, alle Arten Verwachſene, Zwerge, Muſikanten, Pulcinelle, antikoſtumirte Soldaten, Götter, Göttinnen, altfranzöſiſch Gekleidete, Soldaten mit Patrontaſchen und Gamaſchen, Mythologie mit fratzenhaften Zuthaten: Achill und Chiron mit Pulcinell. Thiere: nur Theile derſelben, Pferd mit Menſchenhänden, Pferdekopf auf Menſchenkörper, entſtellte Affen, viele Drachen und Schlangen, alle Arten von Pfoten an Figuren aller Art, Verdoppelungen, Verwechslungen der Köpfe. Vaſen: alle Arten von Monſtern und Schnörkeln, die unterwärts zu Vaſenbäuchen und Unterſätzen endigen.

Denke man ſich nun dergleichen Figuren ſchockweiſe verfertigt und ganz ohne Sinn und Verſtand entſprungen, auch ohne Wahl und Abſicht zuſammengeſtellt, denke man ſich dieſen Sockel, dieſe Piedeſtale und Unformen in einer unabſehbaren Reihe, ſo wird man das unangenehme Gefühl mit empfinden, das einen jeden überfallen muß, wenn er durch dieſe Spitzruthen des Wahnſinns durchgejagt wird.

Wir nähern uns dem Schloſſe und werden durch die Arme

Arme eines halbrunden Vorhofs empfangen; die entgegenstehende Hauptmauer, wodurch das Thor geht, ist burgartig angelegt. Hier finden wir eine Aegyptische Figur eingemauert, einen Springbrunnen ohne Wasser, ein Monument, zerstreut umherliegende Vasen, Statuen vorsätzlich auf die Nase gelegt. Wir treten in den Schloßhof und finden das herkömmliche, mit kleinen Gebäuden umgebene Rund in kleineren Halbcirkeln ausgebogt, damit es ja an Mannichfaltigkeit nicht fehle.

Der Boden ist großentheils mit Gras bewachsen. Hier stehen, wie auf einem verfallenen Kirchhofe, seltsam geschnörkelte Marmorvasen vom Vater her, Zwerge und sonstige Ungestalten aus der neuern Epoche zufällig durch einander, ohne daß sie bis jetzt einen Platz finden können; sogar tritt man vor eine Laube, vollgepfropft von alten Vasen und anderem geschnörkeltem Gestein.

Das Widersinnige einer solchen geschmacklosen Denkart zeigt sich aber im höchsten Grade darin, daß die Gesimse der kleinen Häuser durchaus schief nach einer oder der andern Seite hinhängen, so daß das Gefühl der Wasserwage und des Perpendikels, das uns eigentlich zu Menschen macht und der Grund aller Eurhythmie ist, in uns zerrissen und gequält wird. Und so sind denn auch diese Dachreihen mit Hydern und kleinen Büsten, mit musicirenden Affenchören und ähnlichem Wahnsinn verbrämt. Drachen mit Göttern abwechselnd, ein Atlas, der statt der Himmelskugel ein Weinfaß trägt.

Gedenkt man ſich aber aus allem dieſem in das Schloß zu retten, welches, vom Vater erbaut, ein relativ vernünftiges äußeres Anſehen hat, ſo findet man nicht weit vor der Pforte den lorbeerbegränzten Kopf eines Römiſchen Kaiſers auf einer Zwerggeſtalt, die auf einem Delphin ſitzt.

Im Schloſſe ſelbſt nun, deſſen Aeußeres ein leidliches Innere erwarten läßt, fängt das Fieber des Prinzen ſchon wieder zu raſen an. Die Stuhlfüße ſind ungleich abgeſägt, ſo daß niemand Platz nehmen kann und vor den ſitzbaren Stühlen warnt der Caſtellan, weil ſie unter ihren Sammetpolſtern Stacheln verbergen. Candelaber von Chineſiſchem Porcellan ſtehen in den Ecken, welche näher betrachtet, aus einzelnen Schaalen, Ober- und Untertaſſen u. d. g. zuſammmen gekittet ſind. Kein Winkel wo nicht irgend eine Willkür hervorblickte. Sogar der unſchätzbare Blick über die Vorgebirge in's Meer wird durch farbige Scheiben verkümmert, welche durch einen unwahren Ton die Gegend entweder verkälten oder entzünden. Eines Cabinets muß ich noch erwähnen, welches aus alten vergoldeten, zuſammengeſchnittenen Rahmen aneinander getäfelt iſt. Alle die hundertfältigen Schnitzmuſter, alle die verſchiedenen Abſtufungen einer ältern oder jüngern, mehr oder weniger beſtaubten und beſchädigten Vergoldung bedecken hier, hart an einander gedrängt, die ſämmtlichen Wände und geben den Begriff von einem zerſtückelten Trödel.

Die Capelle zu beſchreiben wäre allein ein Heftchen nöthig. Hier findet man den Aufſchluß über den ganzen Wahnſinn, der nur in einem bigotten Geiſte bis auf dieſen Grad wuchern konnte. Wie manches Fratzenbild einer irregeleiteten Devotien ſich hier befinden mag, geb' ich zu vermuthen, das Beſte jedoch will ich nicht vorenthalten. Flach an der Decke nämlich iſt ein geſchnitztes Crucifix von ziemlicher Größe befeſtigt, nach der Natur angemahlt, lackirt mit untermiſchter Vergoldung. Dem Gekreuzigten in den Nabel iſt ein Hacken eingeſchraubt, eine Kette aber die davon herabhängt befeſtigt ſich in den Kopf eines knieendbetenden, in der Luft ſchwebenden Mannes, der angemahlt und lackirt wie alle übrigen Bilder der Kirche, wohl ein Sinnbild der ununterbrochenen Andacht des Beſitzers darſtellen ſoll.

Uebrigens iſt der Palaſt nicht ausgebaut: ein groſſer, von dem Vater bunt und reich angelegter, aber doch nicht widerlich verzierter Saal war unvollendet geblieben; wie denn der gränzenloſe Wahnſinn des Beſitzers mit ſeinen Narrheiten nicht zu Rande kommen kann.

Kniepen, deſſen Künſtlerſinn innerhalb dieſes Tollhauſes zur Verzweiflung getrieben wurde, ſah ich zum erſtenmal ungeduldig; er trieb mich fort, da ich mir die Elemente dieſer Unſchöpfung einzeln zu vergegenwärtigen und zu ſchematiſiren ſuchte. Gutmüthig genug zeichnete er zuletzt noch eine von den Zuſammenſtellungen,

die einzige die noch wenigſtens eine Art von Bild gab. Sie ſtellt ein Pferd-Weib auf einem Seſſel ſitzend, gegen einem, unterwärts altmodiſch gekleideten, mit Greifenkopf, Krone und großer Perücke gezierten Cavalier Karte ſpielend vor, und erinnert an das nach aller Tollheit noch immer höchſt merkwürdige Wappen des Hauſes Pallagonia: ein Satyr hält einem Weib das einen Pferdekopf hat, einen Spiegel vor.

Palermo, Dienſtag den 10 April 1787.

Heute fuhren wir bergauf nach Monreale. Ein herrlicher Weg, welchen der Abt jenes Kloſters, zur Zeit eines überſchwenglichen Reichthums angelegt hat; breit, bequemen Anſtiegs, Bäume hie und da, beſonders aber weitläufige Spring- und Röhrenbrunnen, beinah Pallagoniſch verſchnörkelt und verziert, deßungeachtet aber Thiere und Menſchen erquickend.

Das Kloſter San Martin, auf der Höhe liegend, iſt eine reſpectable Anlage. Ein Hageſtolz allein, wie man am Prinzen Pallagonia ſieht, hat ſelten etwas Vernünftiges hervorgebracht, mehrere zuſammen hingegen die allergrößten Werke, wie Kirchen und Klöſter zeigen. Doch wirkten die geiſtlichen Geſellſchaften wohl nur deßwegen ſo viel, weil ſie noch mehr als irgend ein Familienvater einer begränzten Nachkommenſchaft gewiß waren.

Die Mönche ließen uns ihre Sammlungen ſehen.

Von Alterthümern und natürlichen Sachen verwahren ſie manches Schöne. Beſonders fiel uns auf eine Medaille mit dem Bilde einer jungen Göttin, das Entzücken erregen mußte. Gern hätten uns die guten Männer einen Abdruck mitgegeben, es war aber nichts bei Handen, was zu irgend einer Art von Form tauglich geweſen wäre.

Nachdem ſie uns alles vorgezeigt, nicht ohne traurige Vergleichung der vorigen und gegenwärtigen Zuſtände, brachten ſie uns in einen angenehmen kleinen Saal, von deſſen Balcon man eine liebliche Ausſicht genoß; hier war für uns beide gedeckt, und es fehlte nicht an einem ſehr guten Mittageſſen. Nach dem aufgetragenen Deſert trat der Abt herein, begleitet von ſeinen älteſten Mönchen, ſetzte ſich zu uns und blieb wohl eine halbe Stunde, in welcher Zeit wir manche Frage zu beantworten hatten. Wir ſchieden auf's freundlichſte. Die jüngern begleiteten uns nochmals in die Zimmer der Sammlung und zuletzt nach dem Wagen.

Wir fuhren mit ganz andern Geſinnungen nach Hauſe als geſtern. Heute hatten wir eine große Anſtalt zu bedauern, die eben zu der Zeit verſinkt, indeſſen an der andern Seite ein abgeſchmacktes Unternehmen mit friſchem Wachsthum hervorſteigt.

Der Weg nach San Martin geht das ältere Kalkgebirg hinauf. Man zertrümmert die Felſen und brennt Kalk daraus, der ſehr weiß wird. Zum Brennen brauchen ſie eine ſtarke, lange Grasart, in Bündeln getrock-

net. Hier entſteht nun die Calcara. Bis an die ſteilſten Höhen liegt rother Thon angeſchwemmt, der hier die Dammerde vorſtellt, je höher, je röther, wenig durch Vegetation geſchwärzt. Ich ſah in der Entfernung eine Grube faſt wie Zinnober.

Das Kloſter ſteht mitten im Kalkgebirg, das ſehr quellenreich iſt. Die Gebirge umher ſind wohlbebaut.

Palermo, Mittwoch den 11 April 1787.

Nachdem wir nun zwey Hauptpuncte außerhalb der Stadt betrachtet, begaben wir uns in den Palaſt, wo der geſchäftige Lauſer die Zimmer und ihren Inhalt vorzeigte. Zu unſerm großen Schrecken war der Saal, worin die Antiken ſonſt aufgeſtellt ſind, eben in der größten Unordnung, weil man eine neue architektoniſche Decoration im Werke hatte. Die Statuen waren von ihren Stellen weggenommen, mit Tüchern verhängt, mit Gerüſten verſtellt, ſo daß wir, trotz allem guten Willen unſeres Führers und einiger Bemühung der Handwerksleute, doch nur einen ſehr unvollſtändigen Begriff davon erwerben konnten. Am meiſten war mir um die zwey Widder von Erz zu thun, welche, auch nur unter dieſen Umſtänden geſehen, den Kunſtſinn höchlich erbauten. Sie ſind liegend vorgeſtellt, die eine Pfote vorwärts, als Gegenbilder die Köpfe nach verſchiedenen Seiten gekehrt, mächtige Geſtalten aus der mythologi-

ſchen Familie Phrixus und Helle zu tragen würdig. Die Wolle nicht kurz und kraus, ſondern lang und wellenartig herabfallend, mit großer Wahrheit und Eleganz gebildet, aus der beſten Griechiſchen Zeit. Sie ſollen in dem Hafen von Syrakus geſtanden haben.

Nun führte uns der Laufer außerhalb der Stadt in Katakomben, welche, mit architektoniſchem Sinn angelegt, keineswegs zu Grabplätzen benutzte Steinbrüche ſind. In einem ziemlich verhärteten Tuff und deſſen ſenkrecht gearbeiteter Wand ſind gewölbte Oeffnungen und innerhalb dieſer Särge ausgegraben, mehrere übereinander, alles aus der Maſſe, ohne irgend eine Nachhülfe von Mauerwerk. Die oberen Särge ſind kleiner und in den Räumen über den Pfeilern ſind Grabſtätten für Kinder angebracht.

Palermo, Donnerſtag den 12 April 1787.

Man zeigte uns heute das Medaillen-Cabinet des Prinzen Torremuzza. Gewiſſermaßen ging ich ungern hin. Ich verſtehe von dieſem Fach zu wenig und e[illegible]loß neugieriger Reiſender iſt wahren Kennern und Liebhabern verhaßt. Da man aber doch einmal anfangen muß, ſo bequemte ich mich und hatte davon viel Vergnügen und Vortheil. Welch ein Gewinn, wenn man auch nur vorläufig überſieht, wie die alte Welt mit Städten überſäet war, deren kleinſte, wo nicht eine

ganze Reihe der Kunstgeschichte, wenigstens doch einige Epochen derselben uns in köstlichen Münzen hinterließ. Aus diesen Schubkasten lacht uns ein unendlicher Frühling von Blüthen und Früchten der Kunst, eines in höherem Sinne geführten Lebensgewerbes und was nicht alles noch mehr hervor. Der Glanz der Sicilischen Städte, jetzt verdunkelt, glänzt aus diesen geformten Metallen wieder frisch entgegen.

Leider haben wir andern in unserer Jugend nur die Familienmünzen besessen, die nichts sagen, und die Kaisermünzen, welche dasselbe Profil bis zum Ueberdruß wiederholen: Bilder von Herrschern, die eben nicht als Musterbilder der Menschheit zu betrachten sind. Wie traurig hat man nicht unsere Jugend auf das gestaltlose Palästina und auf das gestaltverwirrende Rom beschränkt. Sicilien und Neugriechenland läßt mich nun wieder ein frisches Leben hoffen.

Daß ich über diese Gegenstände mich in allgemeine Betrachtungen ergehe, ist ein Beweis, daß ich noch nicht viel davon verstehen gelernt habe: doch das wird sich mit dem übrigen nach und nach schon geben.

Palermo, Donnerstag den 13 April 1787.

Heute am Abend ward mir noch ein Wunsch erfüllt und zwar auf eigene Weise. Ich stand in der großen Straße auf den Schrittsteinen, an jenem Laden mit dem

Kaufherrn scherzend; auf einmal tritt ein Laufer, groß, wohlgekleidet an mich heran, einen silbernen Teller rasch vorhaltend, worauf mehrere Kupferpfennige, wenige Silberstücke lagen. Da ich nicht wußte, was es heißen solle, so zuckte ich, den Kopf duckend, die Achseln, das gewöhnliche Zeichen wodurch man sich lossagt, man mag nun Antrag oder Frage nicht verstehen, oder nicht wollen. Eben so schnell als er gekommen war er fort, und nun bemerkte ich, auf der entgegengesetzten Seite der Straße, seinen Kameraden in gleicher Beschäftigung.

Was das bedeute? fragte ich den Handelsmann, der mit bedenklicher Gebärde, gleichsam verstohlen, auf einen langen, hagern Herrn deutete, welcher in der Straßenmitte, hofmäßig gekleidet, anständig und gelassen über den Mist einherschritt. Frisirt und gepudert, den Hut unter dem Arm, in seidenem Gewande, den Degen an der Seite, ein nettes Fußwerk mit Steinschnallen geziert: so trat der Bejahrte ernst und ruhig einher; aller Augen waren auf ihn gerichtet.

Dieß ist der Prinz Pallagonia, sagte der Händler, welcher von Zeit zu Zeit durch die Stadt geht und für die in der Barbarey gefangenen Sclaven ein Lösegeld zusammen heischt. Zwar beträgt dieses Einsammeln niemals viel, aber der Gegenstand bleibt doch im Andenken und oft vermachen diejenigen, welche bei Lebzeiten zurückhielten, schöne Summen zu solchem Zweck. Schon

viele Jahre iſt der Prinz Vorſteher dieſer Anſtalt und hat unendlich viel Gutes geſtiftet!

Statt auf die Thorheiten ſeines Landſitzes, rief ich aus, hätte er hierher jene großen Summen verwenden ſollen. Kein Fürſt in der Welt hätte mehr geleiſtet.

Dagegen ſagte der Kaufmann: ſind wir doch alle ſo! unſere Narrheiten bezahlen wir gar gerne ſelbſt, zu unſern Tugenden ſollen andere das Geld hergeben.

Palermo, Freytag den 13 April 1787.

Vorgearbeitet in dem Steinreiche Siciliens hat uns Graf Borck ſehr emſig, und wer nach ihm, gleichen Sinnes, die Inſel beſucht, wird ihm recht gern Dank zollen. Ich finde es angenehm ſo wie pflichtmäßig, das Andenken eines Vorgängers zu feyern. Bin ich doch nur ein Vorfahr von künftigen andern, im Leben wie auf der Reiſe!

Die Thätigkeit des Grafen ſcheint mir übrigens größer als ſeine Kenntniſſe; er verfährt mit einem gewiſſen Selbſtbehagen, welches dem beſcheidenen Ernſt zuwider iſt, mit welchem man wichtige Gegenſtände behandeln ſollte. Indeſſen iſt ſein Heft, in Quart, ganz dem Sicilianiſchen Steinreich gewidmet, mir von großem Vortheil, und ich konnte dadurch vorbereitet die Steinſchleifer mit Nutzen beſuchen, welche, früher mehr beſchäftigt zur Zeit als Kirchen und Altäre noch mit Mar-

mor und Achaten überlegt werden mußten, das Handwerk doch noch immer forttreiben. Bei ihnen bestellte ich Muster von weichen und harten Steinen: denn so unterscheiden sie Marmor und Achate hauptsächlich deßwegen, weil die Verschiedenheit des Preises sich nach diesem Unterschiede richtet. Doch wissen sie, außer diesen beiden, sich noch viel mit einem Material einem Feuererzeugniß ihrer Kalköfen. In diesen findet sich nach dem Brande eine Art Glasfluß, welcher von der hellsten blauen Farbe zur dunkelsten ja zur schwärzesten übergeht. Diese Klumpen werden, wie anderes Gestein, in dünne Tafeln geschnitten, nach der Höhe ihrer Farbe und Reinheit geschätzt und anstatt Lapis Lazuli bei'm Fourniren von Altären, Grabmälern und andern kirchlichen Verzierungen, mit Glück angewendet.

Eine vollständige Sammlung, wie ich sie wünsche, ist nicht fertig, man wird sie mir erst nach Neapel schicken. Die Achate sind von der größten Schönheit, besonders diejenigen, in welchen unregelmäßige Flecken von gelbem oder rothem Jaspis mit weißem gleichsam gefrornem Quarze abwechseln und dadurch die schönste Wirkung hervorbringen.

Eine genaue Nachahmung solcher Achate, auf der Rückseite dünner Glasscheiben durch Lackfarben bewirkt, ist das einzige Vernünftige was ich aus dem Pallagonischen Unsinn jenes Tages herausfand. Solche Tafeln nehmen sich zur Decoration schöner aus als der ächte

Achat, indem dieser aus vielen kleinen Stücken zusammengesetzt werden muß, bei jenen hingegen die Größe der Tafeln vom Architekten abhängt. Dieses Kunststück verdiente wohl nachgeahmt zu werden.

Palermo den 12 April 1787.

Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild in der Seele: hier ist der Schlüssel zu allem.

Vom Klima kann man nicht Gutes genug sagen; jetzt ist's Regenzeit, aber immer unterbrochen; heute donnert und blitzt es und alles wird mit Macht grün. Der Lein hat schon zum Theil Knoten gewonnen, der andere Theil blüht. Man glaubt in den Gründen kleine Teiche zu sehen, so schön blaugrün liegen die Leinfelder unten. Der reizenden Gegenstände sind unzählige! Und mein Geselle ist ein excellenter Mensch, der wahre Hofegut, so wie ich redlich den Treufreund fortspiele. Er hat schon recht schöne Conture gemacht und wird noch das Beste mitnehmen. Welche Aussicht, mit meinen Schätzen dereinst glücklich nach Hause zu kommen!

Vom Essen und Trinken hier zu Land hab' ich noch nichts gesagt, und doch ist es kein kleiner Artikel. Die Gartenfrüchte sind herrlich, besonders der Salat von Zartheit und Geschmack wie eine Milch; man begreift warum ihn die Alten Lactuca genannt haben. Das Oel, der Wein alles sehr gut, und sie könnten noch besser seyn,

wenn man auf ihre Bereitung mehr Sorgfalt verwendete. Fische die besten, zartesten. Auch haben wir diese Zeit her sehr gut Rindfleisch gehabt, ob man es gleich sonst nicht loben will.

Nun vom Mittagsessen an's Fenster! auf die Straße! Es ward ein Missethäter begnadigt, welches immer zu Ehren der heilbringenden Osterwoche geschieht. Eine Brüderschaft führt ihn bis unter einen zum Schein aufgebauten Galgen, dort muß er vor der Leiter eine Andacht verrichten, die Leiter küssen und wird dann wieder weggeführt. Es war ein hübscher Mensch vom Mittelstande, frisirt, einen weißen Frack, weißen Hut, alles weiß. Er trug den Hut in der Hand, und man hätte ihm hie und da nur bunte Bänder anheften dürfen, so konnte er als Schäfer auf jede Redoute gehen.

Palermo den 13 und 14 April 1787.

Und so sollte mir denn kurz vor dem Schlusse ein sonderbares Abenteuer beschert seyn, wovon ich sogleich umständliche Nachricht ertheile.

Schon die ganze Zeit meines Aufenthalts hörte ich an unserm öffentlichen Tische manches über Cagliostro, dessen Herkunft und Schicksale reden. Die Palermitaner waren darin einig: daß ein gewisser Josep! Balsamo, in ihrer Stadt geboren, wegen mancherle schlechter Streiche berüchtigt und verbannt sey. Ob abe

dieſer mit dem Grafen Caglioſtro nur Eine Perſon ſey, darüber waren die Meinungen getheilt. Einige, die ihn ehemals geſehen hatten, wollten ſeine Geſtalt in jenem Kupferſtiche wieder finden, der bei uns bekannt genug iſt und auch nach Palermo gekommen war.

Unter ſolchen Geſprächen berief ſich einer der Gäſte auf die Bemühungen, welche ein Palermitaniſcher Rechtsgelehrter übernommen, dieſe Sache in's Klare zu bringen. Er war durch das Franzöſiſche Miniſterium veranlaßt worden, dem Herkommen eines Mannes nachzuſpüren, welcher die Frechheit gehabt hatte, vor dem Angeſichte Frankreichs, ja man darf wohl ſagen der Welt, bei einem wichtigen und gefährlichen Proceſſe die albernſten Mährchen vorzubringen.

Es habe dieſer Rechtsgelehrte, erzählte man, den Stammbaum des Joſeph Balſamo aufgeſtellt und ein erläuterndes Memoire mit beglaubigten Beilagen nach Frankreich abgeſchickt, wo man wahrſcheinlich davon öffentlichen Gebrauch machen werde.

Ich äußerte den Wunſch, dieſen Rechtsgelehrten, von welchem außerdem viel Gutes geſprochen wurde, kennen zu lernen, und der Erzähler erbot ſich, mich bei ihm anzumelden und zu ihm zu führen.

Nach einigen Tagen gingen wir hin und fanden ihn mit ſeinen Clienten beſchäftigt. Als er dieſe abgefertigt und wir das Frühſtück genommen hatten, brachte er ein Manuſcript hervor, welches den Stammbaum

Caglioſtro's, die zu deſſen Begründung nöthigen Documente in Abſchrift und das Concept eines Memoire enthielt, das nach Frankreich abgegangen war.

Er legte mir den Stammbaum vor und gab mir die nöthigen Erklärungen darüber, wovon ich hier ſo viel anführe als zu leichterer Einſicht nöthig iſt.

Joſeph Balſamo's Urgroßvater mütterlicher Seite war Matthäus Martello. Der Geburtsname ſeiner Urgroßmutter iſt unbekannt. Aus dieſer Ehe entſprangen zwey Töchter, eine Namens Maria, die an Joſeph Bracconeri verheirathet und Großmutter Joſeph Balſamo's ward. Die andere, Namens Vincenza, verheirathete ſich an Joſeph Caglioſtro, der von einem kleinen Orte La Noava, acht Meilen von Meſſina, gebürtig war. Ich bemerke hier, daß zu Meſſina noch zwey Glockengießer dieſes Namens leben. Die Großtante war in der Folge Pathe bei Joſeph Balſamo; er erhielt den Taufnamen ihres Mannes und nahm endlich auswärts auch den Zunamen Caglioſtro von ſeinem Großonkel an.

Die Eheleute Bracconeri hatten drey Kinder: Felicitas, Matthäus und Antonia.

Felicitas ward an Peter Balſamo verheirathet, den Sohn eines Bandhändlers in Palermo, Antonin Balſamo, der vermuthlich von Jüdiſchem Geſchlecht abſtammte. Peter Balſamo, der Sohn des berüchtigten Joſephs, machte Bankerott und ſtarb in ſeinem fünf und

vierzigſten Jahre. Seine Witwe, welche noch gegenwärtig lebt, gab ihm außer dem benannten Joſeph noch eine Tochter, Johanna Joſeph-Maria, welche an Johann Baptiſta Capitummino verheirathet wurde, der mit ihr drey Kinder zeugte und ſtarb.

Das Memoire, welches uns der gefällige Verfaſſer vorlas und mir, auf mein Erſuchen, einige Tage anvertraute, war auf Taufſcheine, Ehecontracte und Inſtrumente gegründet, die mit Sorgfalt geſammelt waren. Es enthielt ungefähr die Umſtände (wie ich aus einem Auszug, den ich damals gemacht, erſehe), die uns nunmehr aus den Römiſchen Proceßacten bekannt geworden ſind: daß Joſeph Balſamo Anfangs Juny 1743 zu Palermo geboren, von Vincenza Martello, verheirathete Caglioſtro, aus der Taufe gehoben ſey, daß er in ſeiner Jugend das Kleid der barmherzigen Brüder genommen, eines Ordens, der beſonders Kranke verpflegt, daß er bald viel Geiſt und Geſchick für die Medicin gezeigt, doch aber wegen ſeiner übeln Aufführung fortgeſchickt worden, daß er in Palermo nachher den Zauberer und Schatzgräber gemacht.

Seine große Gabe, alle Hände nachzuahmen, ließ er nicht unbenutzt (ſo fährt das Memoire fort). Er verfälſchte oder verfertigte vielmehr ein altes Document, wodurch das Eigenthum einiger Güter in Streit gerieth. Er kam in Unterſuchung, in's Gefängniß, entfloh und ward edictaliter citirt. Er reiſ'te durch Calabrien nach

Rom,

Rom, wo er die Tochter eines Gürtlers heirathete. Von Rom kehrte er nach Neapel unter dem Namen Marcheſe Pellegrini zurück. Er wagte ſich wieder nach Palermo, ward erkannt, gefänglich eingezogen und kam nur auf eine Weiſe los, die werth iſt daß ich ſie umſtändlich erzähle.

Der Sohn eines der erſten Sicilianiſchen Prinzen und großen Güterbeſitzers, eines Mannes, der an dem Neapolitaniſchen Hofe anſehnliche Stellen bekleidete, verband mit einem ſtarken Körper und einer unbändigen Gemüthsart allen Uebermuth, zu dem ſich der Reiche und Große ohne Bildung berechtigt glaubt.

Donna Lorenza wußte ihn zu gewinnen und auf ihn baute der verſtellte Marcheſe Pellegrini ſeine Sicherheit. Der Prinz zeigte öffentlich, daß er dieß angekommene Paar beſchütze; aber in welche Wuth gerieth er, als Joſeph Balſamo auf Anrufen der Partey, welche durch ſeinen Betrug Schaden gelitten, abermals in's Gefängniß gebracht wurde! Er verſuchte verſchiedene Mittel ihn zu befreien und da ſie ihm nicht gelingen wollten, drohte er im Vorzimmer des Präſidenten, den Advocaten der Gegenpartey auf's grimmigſte zu mißhandeln, wenn er nicht ſogleich die Verhaftung des Balſamo wieder aufhöbe. Als der gegenſeitige Sachwalter ſich weigerte, ergriff er ihn, ſchlug ihn, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füßen und war kaum von mehreren Miß-

handlungen abzuhalten, als der Präsident selbst auf den Lärm herauseilte und Frieden gebot.

Dieser, ein schwacher, abhängiger Mann, wagte nicht den Beleidiger zu bestrafen; die Gegenparten und ihre Sachwalter wurden kleinmüthig, und Balsamo ward in Freiheit gesetzt, ohne daß bei den Acten sich eine Registratur über seine Loslassung befindet, weder wer sie verfügt, noch wie sie geschehen.

Bald darauf entfernte er sich von Palermo und that verschiedene Reisen, von welchen der Verfasser nur unvollständige Nachrichten geben konnte.

Das Memoire endigte sich mit einem scharfsinnigen Beweise, daß Cagliostro und Balsamo eben dieselbe Person sey, eine These, die damals schwerer zu behaupten war, als sie es jetzt ist, da wir von dem Zusammenhang der Geschichte vollkommen unterrichtet sind.

Hätte ich nicht damals vermuthen müssen, daß man in Frankreich einen öffentlichen Gebrauch von jenem Aufsatz machen würde, daß ich ihn vielleicht bei meiner Zurückkunft schon gedruckt anträfe, so wäre es mir erlaubt gewesen eine Abschrift zu nehmen und meine Freunde und das Publicum früher von manchen interessanten Umständen zu unterrichten.

Indessen haben wir das meiste und mehr als jenes Memoire enthalten konnte, von einer Seite her erfahren, von der sonst nur Irrthümer auszuströmen pflegten. Wer hätte geglaubt, daß Rom einmal zur Aufklärung der

Welt, zur völligen Entlarvung eines Betrügers so viel beitragen sollte, als es durch die Herausgabe jenes Auszugs aus den Proceßacten geschehen ist! Denn obgleich diese Schrift weit interessanter seyn könnte und sollte, so bleibt sie doch immer ein schönes Document in den Händen eines jeden Vernünftigen, der es mit Verdruß ansehen mußte, daß Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen und seine Possenspiele Jahre lang verehrten, sich durch die Gemeinschaft mit ihm über andere erhoben fühlten und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den gesunden Menschenverstand bedauerten, wo nicht geringschätzten.

Wer schwieg nicht gern während dieser Zeit? und auch nur jetzt, nachdem die ganze Sache geendigt und außer Streit gesetzt ist, kann ich es über mich gewinnen, zu Completirung der Acten dasjenige, was mir bekannt ist, mitzutheilen.

Als ich in dem Stammbaume so manche Personen, besonders Mutter und Schwester, noch als lebend angegeben fand, bezeigte ich dem Verfasser des Memoire meinen Wunsch sie zu sehen und die Verwandten eines so sonderbaren Menschen kennen zu lernen. Er versetzte daß es schwer seyn werde dazu zu gelangen, indem diese Menschen, arm aber ehrbar, sehr eingezogen lebten, keine Fremden zu sehen gewohnt seyen, und der argwöhnische Charakter der Nation sich aus einer solchen Erscheinung allerlei deuten werde; doch er wolle mir seinen

Schreiber ſchicken, der bei der Familie Zutritt habe und durch den er die Nachrichten und Documente, woraus der Stammbaum zuſammengeſetzt worden, erhalten.

Den folgenden Tag erſchien der Schreiber und äußerte wegen des Unternehmens einige Bedenklichkeiten. Ich habe, ſagte er, bisher immer vermieden dieſen Leuten wieder unter die Augen zu treten: denn um ihre Ehecontracte, Taufſcheine und andere Papiere in die Hände zu bekommen und von ſelbigen legale Copien machen zu können, mußte ich mich einer eigenen Liſt bedienen. Ich nahm Gelegenheit von einem Familienſtipendio zu reden, das irgendwo vacant war, machte ihnen wahrſcheinlich daß der junge Capitummino ſich dazu qualificire, daß man vor allen Dingen einen Stammbaum aufſetzen müſſe, um zu ſehen, in wiefern der Knabe Anſprüche darauf machen könne; es werde freilich nachher alles auf Negociation ankommen, die ich übernehmen wolle, wenn man mir einen billigen Theil der zu erhaltenden Summe für meine Bemühungen verſpräche. Mit Freuden willigten die guten Leute in alles; ich erhielt die nöthigen Papiere, die Copien wurden genommen, der Stammbaum ausgearbeitet, und ſeit der Zeit hüte ich mich vor ihnen zu erſcheinen. Noch vor einigen Wochen wurde mich die alte Capitummino gewahr, und ich wußte mich nur mit der Langſamkeit, womit hier dergleichen Sachen vorwärts gehen, zu entſchuldigen.

So ſagte der Schreiber. Da ich aber von meinem

Verſatz nicht abging, wurden wir nach einiger Ueberlegung dahin einig, daß ich mich für einen Engländer ausgeben und der Familie Nachrichten von Caglioſtro bringen ſollte, der eben aus der Gefangenſchaft der Baſtille nach London gegangen war.

Zur geſetzten Stunde, es mochte etwa drey Uhr nach Mittag ſeyn, machten wir uns auf den Weg. Das Haus lag in dem Winkel eines Gäßchens nicht weit von der Hauptſtraße il Caſſaro genannt. Wir ſtiegen eine elende Treppe hinauf und kamen ſogleich in die Küche. Eine Frau von mittlerer Größe, ſtark und breit, ohne fett zu ſeyn, war beſchäftigt das Küchengeſchirr aufzuwaſchen. Sie war reinlich gekleidet und ſchlug, als wir hinein traten, das eine Ende der Schürze hinauf, um vor uns die ſchmutzige Seite zu verſtecken. Sie ſah meinen Führer freudig an und ſagte: Signor Giovanni, bringen Sie uns gute Nachrichten? Haben Sie etwas ausgerichtet?

Er verſetzte: in unſerer Sache hat mir's noch nicht gelingen wollen; hier iſt aber ein Fremder, der einen Gruß von Ihrem Bruder bringt und Ihnen erzählen kann, wie er ſich gegenwärtig befindet.

Der Gruß, den ich bringen ſollte, war nicht ganz in unſerer Abrede: indeſſen war die Einleitung einmal gemacht. — Sie kennen meinen Bruder? fragte ſie. — Es kennt ihn ganz Europa, verſetzte ich: und ich glaube es wird Ihnen angenehm ſeyn zu hören, daß er ſich in

Sicherheit und wohl befindet, da Sie bisher wegen seines Schicksals gewiß in Sorgen gewesen sind. — Treten Sie hinein, sagte sie, ich folge Ihnen gleich; und ich trat mit dem Schreiber in das Zimmer.

Es war groß und hoch, daß es bei uns für einen Saal gelten würde; es schien aber auch beinah die ganze Wohnung der Familie zu seyn. Ein einziges Fenster erleuchtete die großen Wände, die einmal Farbe gehabt hatten und auf denen schwarze Heiligenbilder in goldenen Rahmen herum hingen. Zwey große Betten ohne Verhänge standen an der einen Wand, ein braunes Schränkchen, das die Gestalt eines Schreibtisches hatte, an der andern. Alte mit Rohr durchflochtene Stühle, deren Lehnen ehmals vergoldet gewesen, standen darneben und die Backsteine des Fußbodens waren an vielen Stellen tief ausgetreten. Uebrigens war alles reinlich und wir näherten uns der Familie, die am andern Ende des Zimmers an dem einzigen Fenster versammelt war.

Indeß mein Führer der alten Balsame, die in der Ecke saß, die Ursache unsers Besuchs erklärte und seine Worte wegen der Taubheit der guten Alten mehrmals laut wiederholte, hatte ich Zeit das Zimmer und die übrigen Personen zu betrachten. Ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren, wohlgewachsen, deren Gesichtszüge durch die Blattern unkenntlich geworden waren, stand am Fenster; neben ihr ein junger Mensch, dessen unangenehme durch die Blattern entstellte Bildung mir

auch auffiel. In einem Lehnſtuhl ſaß oder lag vielmehr, gegen dem Fenſter über, eine kranke ſehr ungeſtaltete Perſon, die mit einer Art Schlafſucht behaftet ſchien.

Als mein Führer ſich deutlich gemacht hatte, nöthigte man uns zum Sitzen. Die Alte that einige Fragen an mich, die ich mir aber mußte dolmetſchen laſſen, eh ich ſie beantworten konnte, da mir der Sicilianiſche Dialekt nicht geläufig war.

Ich betrachtete indeſſen die alte Frau mit Vergnügen. Sie war von mittlerer Größe, aber wohlgebildet; über ihre regelmäßigen Geſichtszüge, die das Alter nicht entſtellt hatte, war der Friede verbreitet, deſſen gewöhnlich die Menſchen genießen, die des Gehörs beraubt ſind; der Ton ihrer Stimme war ſanft und angenehm.

Ich beantwortete ihre Fragen und meine Antworten mußten ihr auch wieder verdolmetſcht werden.

Die Langſamkeit unſerer Unterredung gab mir Gelegenheit meine Worte abzumeſſen. Ich erzählte ihr, daß ihr Sohn in Frankreich losgeſprochen worden und ſich gegenwärtig in England befinde, wo er wohl aufgenommen ſey. Ihre Freude die ſie über dieſe Nachrichten äußerte, war mit Ausdrücken einer herzlichen Frömmigkeit begleitet, und da ſie nun etwas lauter und langſamer ſprach, konnt' ich ſie eher verſtehen.

Indeſſen war ihre Tochter hereingekommen und hatte ſich zu meinem Führer geſetzt, der ihr das, was ich erzählt hatte, getreulich wiederholte. Sie hatte eine rein-

liche Schürze vorgebunden und ihre Haare in Ordnung unter das Netz gebracht. Je mehr ich sie ansah und mit ihrer Mutter verglich, desto auffallender war mir der Unterschied beider Gestalten. Eine lebhafte, gesunde Sinnlichkeit blickte aus der ganzen Bildung der Tochter hervor; sie mochte eine Frau von vierzig Jahren seyn. Mit muntern blauen Augen sah sie klug umher, ohne daß ich in ihrem Blick irgend einen Argwohn spüren konnte. Indem sie saß, versprach ihre Figur mehr Länge als sie zeigte, wenn sie aufstand; ihre Stellung war determinirt, sie saß mit vorwärts gebogenem Körper und die Hände auf die Knie gelegt. Uebrigens erinnerte mich ihre mehr stumpfe als scharfe Gesichtsbildung an das Bildniß ihres Bruders, das wir in Kupfer kennen. Sie fragte mich verschiedenes über meine Reise, über meine Absicht Sicilien zu sehen und war überzeugt, daß ich gewiß zurückkommen und das Fest der heiligen Rosalie mit ihnen feyern würde.

Da indessen die Großmutter wieder einige Fragen an mich gethan hatte und ich ihr zu antworten beschäftigt war, sprach die Tochter halblaut mit meinem Gefährten, doch so, daß ich Anlaß nehmen konnte zu fragen: wovon die Rede sey? Er sagte darauf: Frau Capitummino erzähle ihm, daß ihr Bruder ihr noch vierzehn Unzen schuldig sey; sie habe bei seiner schnellen Abreise von Palermo versetzte Sachen für ihn eingelöset; seit der Zeit aber weder etwas von ihm gehört, noch Geld, noch

irgend eine Unterſtützung von ihm erhalten, ob er gleich, wie ſie höre, große Reichthümer beſitze und einen fürſtlichen Aufwand mache. Ob ich nicht über mich nehmen wolle, nach meiner Zurückkunft ihn auf eine gute Weiſe an die Schuld zu erinnern und eine Unterſtützung für ſie auszuwirken, ja ob ich nicht einen Brief mitnehmen oder allenfalls beſtellen wolle? Ich erbot mich dazu. Sie fragte: wo ich wohne? Wohin ſie mir den Brief zu ſchicken habe? Ich lehnte ab meine Wohnung zu ſagen und erbot mich den andern Tag gegen Abend den Brief ſelbſt abzuholen.

Sie erzählte mir darauf ihre mißliche Lage; ſie ſey eine Witwe mit drey Kindern, von denen das eine Mädchen im Kloſter erzogen werde; die andere ſey hier gegenwärtig und ihr Sohn eben in die Lehrſtunde gegangen. Außer dieſen drey Kindern habe ſie ihre Mutter bei ſich, für deren Unterhalt ſie ſorgen müſſe, und überdieß habe ſie aus chriſtlicher Liebe die unglückliche kranke Perſon zu ſich genommen, die ihre Laſt noch vergrößere; alle ihre Arbeitſamkeit reiche kaum hin, ſich und den Ihrigen das Nothdürftige zu verſchaffen. Sie wiſſe zwar, daß Gott dieſe guten Werke nicht unbelohnt laſſe, ſeufze aber doch ſehr unter der Laſt die ſie ſchon lange getragen habe.

Die jungen Leute miſchten ſich auch in's Geſpräch und die Unterhaltung wurde lebhafter. Indem ich mit den andern ſprach, hört' ich daß die Alte ihre Tochter fragte: ob ich denn auch wohl ihrer heiligen Religion zu-

gethan ſey? Ich konnte bemerken, daß die Tochter auf eine kluge Weiſe der Antwort auszuweichen ſuchte, indem ſie, ſo viel ich verſtand, der Mutter bedeutete: daß der Fremde gut für ſie geſinnt zu ſeyn ſchiene, und daß es ſich wohl nicht ſchicke jemanden ſogleich über dieſen Punct zu befragen.

Da ſie hörten, daß ich bald von Palermo abreiſen wollte, wurden ſie dringender und erſuchten mich, daß ich doch ja wiederkommen möchte; beſonders rühmten ſie die paradieſiſchen Tage des Roſalienfeſtes, dergleichen in der ganzen Welt nicht müſſe geſehen und genoſſen werden.

Mein Begleiter, der ſchon lange Luſt gehabt hatte ſich zu entfernen, machte endlich der Unterredung durch ſeine Gebärden ein Ende und ich verſprach den andern Tag gegen Abend wieder zu kommen und den Brief abzuholen. Mein Begleiter freute ſich, daß alles ſo glücklich gelungen ſey und wir ſchieden zufrieden von einander.

Man kann ſich den Eindruck denken, den dieſe arme, fromme, wohlgeſinnte Familie auf mich gemacht hatte. Meine Neugierde war befriedigt, aber ihr natürliches und gutes Betragen hatte einen Antheil in mir erregt, der ſich durch Nachdenken noch vermehrte.

Sogleich aber entſtand in mir die Sorge wegen des folgenden Tags. Es war natürlich daß dieſe Erſcheinung, die ſie im erſten Augenblick überraſcht hatte, nach meinem Abſchiede manches Nachdenken bei ihnen erregen mußte. Durch den Stammbaum war mir bekannt,

daß noch mehrere von der Familie lebten; es war natürlich daß sie ihre Freunde zusammen beriefen, um sich in ihrer Gegenwart dasjenige wiederholen zu lassen, was sie Tags vorher mit Verwunderung von mir gehört hatten. Meine Absicht hatte ich erreicht und es blieb mir nur noch übrig dieses Abenteuer auf eine schickliche Weise zu endigen. Ich begab mich daher des andern Tags gleich nach Tische allein in ihre Wohnung. Sie verwunderten sich da ich hineintrat. Der Brief sey noch nicht fertig sagten sie, und einige ihrer Verwandten wünschten mich auch kennen zu lernen, welche sich gegen Abend einfinden würden.

Ich versetzte: daß ich morgen früh schon abreisen müsse, daß ich noch Visiten zu machen, auch einzupacken habe und also lieber früher als gar nicht hätte kommen wollen.

Indessen trat der Sohn herein, den ich des Tags vorher nicht gesehen hatte. Er glich seiner Schwester an Wuchs und Bildung. Er brachte den Brief den man mir mitgeben wollte, den er, wie es in jenen Gegenden gewöhnlich ist, außer dem Hause bei einem der öffentlich sitzenden Notarien hatte schreiben lassen. Der junge Mensch hatte ein stilles, trauriges und bescheidenes Wesen, erkundigte sich nach seinem Oheim, frägte nach dessen Reichthum und Ausgaben und setzte traurig hinzu: warum er seine Familie doch so ganz vergessen haben möchte? Es wäre unser größtes Glück, fuhr er

fort, wenn er einmal hieher käme und sich unserer annehmen wollte; aber, fuhr er fort, wie hat er Ihnen entdeckt, daß er noch Anverwandte in Palermo habe? Man sagt daß er uns überall verläugne und sich für einen Mann von großer Geburt ausgebe. Ich beantwortete diese Frage, welche durch die Unvorsichtigkeit meines Führers bei unserm ersten Eintritt veranlaßt worden war, auf eine Weise, die es wahrscheinlich machte, daß der Oheim, wenn er gleich gegen das Publicum Ursache habe seine Abkunft zu verbergen, doch gegen seine Freunde und Bekannten kein Geheimniß daraus mache.

Die Schwester, welche während dieser Unterredung herbeigetreten war und durch die Gegenwart des Bruders, wahrscheinlich auch durch die Abwesenheit des gestrigen Freundes mehr Muth bekam, fing gleichfalls an sehr artig und lebhaft zu sprechen. Sie baten sehr, sie ihrem Onkel, wenn ich ihm schriebe, zu empfehlen; eben so sehr aber, wenn ich diese Reise durch's Königreich gemacht, wieder zu kommen und das Rosalienfest mit ihnen zu begehen.

Die Mutter stimmte mit den Kindern ein. Mein Herr, sagte sie, ob es sich zwar eigentlich nicht schickt, da ich eine erwachsene Tochter habe, fremde Männer in meinem Hause zu sehen, und man Ursache hat sich sowohl vor der Gefahr, als der Nachrede zu hüten, so sollen Sie uns doch immer willkommen seyn, wenn Sie in diese Stadt zurückkehren.

O ja, verſetzten die Kinder, wir wollen den Herrn beim Feſte herumführen, wir wollen ihm alles zeigen, wir wollen uns auf die Gerüſte ſetzen, wo wir die Feyerlichkeit am beſten ſehen können. Wie wird er ſich über den großen Wagen und beſonders über die prächtige Illumination freuen!

Indeſſen hatte die Großmutter den Brief geleſen und wieder geleſen. Da ſie hörte daß ich Abſchied nehmen wollte ſtand ſie auf und übergab mir das zuſammengefaltete Papier. Sagen Sie meinem Sohn, fing ſie mit einer edlen Lebhaftigkeit, ja einer Art von Begeiſterung an: ſagen Sie meinem Sohn, wie glücklich mich die Nachricht gemacht hat, die Sie mir von ihm gebracht haben! ſagen Sie ihm, daß ich ihn ſo an mein Herz ſchließe — hier ſtreckte ſie die Arme aus einander und drückte ſie wieder auf ihre Bruſt zuſammen — daß ich täglich Gott und unſere heilige Jungfrau für ihn im Gebet anflehe, daß ich ihm und ſeiner Frau meinen Segen gebe, und daß ich nur wünſche ihn vor meinem Ende noch einmal mit dieſen Augen zu ſehen, die ſo viele Thränen über ihn vergoſſen haben.

Die eigne Zierlichkeit der Italiäniſchen Sprache begünſtigte die Wahl und die edle Stellung dieſer Worte, welche noch überdieß von lebhaften Gebärden begleitet wurden, womit jene Nation einen unglaublichen Reiz zu verbreiten gewohnt iſt.

Ich nahm nicht ohne Rührung von ihnen Abſchied. Sie reichten mir alle die Hände, die Kinder geleiteten mich hinaus, und indeß ich die Treppe hinunterging, ſprangen ſie auf den Balcon des Fenſters, das aus der Küche auf die Straße ging, riefen mir nach, winkten mir Grüße zu und wiederholten: daß ich ja nicht vergeſſen möchte wieder zu kommen. Ich ſah ſie noch auf dem Balcon ſtehen, als ich um die Ecke herumging.

Ich brauche nicht zu ſagen, daß der Antheil den ich an dieſer Familie nahm, den lebhaften Wunſch in mir erregte ihr nützlich zu ſeyn und ihrem Bedürfniß zu Hülfe zu kommen. Sie war nun durch mich abermals hintergangen und ihre Hoffnungen auf eine unerwartete Hülfe waren durch die Neugierde des nördlichen Europa's auf dem Wege zum zweytenmal getäuſcht zu werden.

Mein erſter Vorſatz war, ihnen vor meiner Abreiſe jene vierzehn Unzen zuzuſtellen die ihnen der Flüchtling ſchuldig geblieben, und durch die Vermuthung, daß ich dieſe Summe von ihm wieder zu erhalten hoffte, mein Geſchenk zu bedecken; allein als ich zu Hauſe meine Rechnung machte, meine Caſſe und Papiere überſchlug, ſah ich wohl, daß in einem Lande wo durch Mangel von Communication die Entfernung gleichſam in's unendliche wächſt, ich mich ſelbſt in Verlegenheit ſetzen würde, wenn ich mir anmaßte, die Ungerechtigkeit eines frechen Menſchen durch eine herzliche Gutmüthigkeit zu verbeſſern.

Gegen Abend trat ich noch zu meinem Handelsmanne und fragte ihn: wie denn das Feſt morgen ablaufen werde, da eine große Proceſſion durch die Stadt ziehen und der Vicekönig ſelbſt das Heiligſte zu Fuß begleiten ſolle? Der geringſte Windſtoß müſſe ja Gott und Menſchen in die dickſte Staubwolke verhüllen.

Der muntere Mann verſetzte, daß man in Palermo ſich gern auf ein Wunder verlaſſe. Schon mehrmals in ähnlichen Fällen ſey ein gewaltſamer Platzregen gefallen und habe die meiſt abhängige Straße, wenigſtens zum Theil rein abgeſchwemmt und der Proceſſion reinen Weg gebahnt. Auch dießmal hege man die gleiche Hoffnung nicht ohne Grund, denn der Himmel überziehe ſich und verſpreche Regen auf die Nacht.

Palermo, Sonntag den 15 April 1787.

Und ſo geſchah es denn auch! der gewaltſamſte Regenguß fiel vergangene Nacht vom Himmel. Sogleich Morgens eilte ich auf die Straße um Zeuge des Wunders zu ſeyn. Und es war wirklich ſeltſam genug. Der zwiſchen den beiderſeitigen Schrittſteinen eingeſchränkte Regenſtrom hatte das leichteſte Kehricht die abhängige Straße herunter, theils nach dem Meere, theils in die Abzüge, in ſofern ſie nicht verſtopft waren, fortgetrieben, das gröbere Geſtröhde wenigſtens von einem Orte zum andern geſchoben und dadurch wunderſame, reine

Mäander auf das Pflaster gezeichnet. Nun waren hundert und aber hundert Menschen mit Schaufeln, Besen und Gabeln dahinterher, diese reinen Stellen zu erweitern und in Zusammenhang zu bringen, indem sie die noch übrig gebliebenen Unreinigkeiten bald auf diese bald auf jene Seite häuften. Daraus erfolgte denn, daß die Procession, als sie begann, wirklich einen reinlichen Schlangenweg durch den Morast gebahnt sah und sowohl die sämmtliche langbekleidete Geistlichkeit als der nettfüßige Adel, den Vicekönig an der Spitze, ungehindert und unbesudelt durchschreiten konnte. Ich glaubte die Kinder Israel zu sehen, denen durch Moor und Moder von Engelshand ein trockner Pfad bereitet wurde, und veredelte mir in diesem Gleichnisse den unerträglichen Anblick, so viel andächtige und anständige Menschen durch eine Allee von feuchten Kothhaufen durchbeten und durchprunken zu sehen.

Auf den Schrittsteinen hatte man nach wie vor reinlichen Wandel, im Innern der Stadt hingegen, wohin uns die Absicht verschiedenes bis jetzt Vernachlässigtes zu sehen gerade heute gehen hieß, war es fast unmöglich durchzukommen, obgleich auch hier das Kehren und Aufhäufen nicht versäumt war.

Diese Feyerlichkeit gab uns Anlaß die Hauptkirche zu besuchen und ihre Merkwürdigkeiten zu betrachten, auch weil wir einmal auf den Beinen waren, uns nach andern Gebäuden umzusehen; da uns denn ein mauriſches,

bis

bis jetzt wohlerhaltenes Haus gar ſehr ergötzte — nicht groß aber mit ſchönen, weiten und wohlproportionirten, harmoniſchen Räumen; in einem nördlichen Klima nicht eben bewohnbar, im ſüdlichen ein höchſt willkommener Aufenthalt. Die Baukundigen mögen uns davon Grund- und Aufriß überliefern.

Auch ſahen wir in einem unfreundlichen Local verſchiedene Reſte antiker, marmorner Statuen, die wir aber zu entziffern keine Geduld hatten.

Palermo, Montag den 16 April 1787.

Da wir uns nun ſelbſt mit einer nahen Abreiſe aus dieſem Paradies bedrohen müſſen, ſo hoffte ich heute noch im öffentlichen Garten ein vollkommenes Labſal zu finden, mein Penſum in der Odyſſee zu leſen und auf einem Spaziergang nach dem Thale, am Fuße des Roſalienbergs, den Plan der Nauſikaa weiter durchzudenken und zu verſuchen, ob dieſem Gegenſtande eine dramatiſche Seite abzugewinnen ſey. Dieß alles iſt, wo nicht mit großem Glück, doch mit vielem Behagen geſchehen. Ich verzeichnete den Plan, und konnte nicht unterlaſſen, einige Stellen die mich beſonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen.

Palermo, Dienſtag den 17 April 1787.

Es iſt ein wahres Unglück wenn man von vielerlei Geiſtern verfolgt und verſucht wird! Heute früh ging ich mit dem feſten, ruhigen Vorſatz meine dichteriſchen Träume fortzuſetzen nach dem öffentlichen Garten, allein, eh' ich mich's verſah, erhaſchte mich ein anderes Geſpenſt, das mir ſchon dieſe Tage nachgeſchlichen. Die vielen Pflanzen, die ich ſonſt nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenſtern zu ſehen gewohnt war, ſtehen hier froh und friſch unter freiem Himmel und, indem ſie ihre Beſtimmung vollkommen erfüllen, werden ſie uns deutlicher. Im Angeſicht ſo vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieſer Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Eine ſolche muß es denn doch geben! Woran würde ich ſonſt erkennen, daß dieſes oder jenes Gebilde eine Pflanze ſey, wenn ſie nicht alle nach einem Muſter gebildet wären.

Ich bemühte mich zu unterſuchen, worin denn die vielen abweichenden Geſtalten von einander unterſchieden ſeyen. Und ich fand ſie immer mehr ähnlich als verſchieden, und wollte ich meine botaniſche Terminologie anbringen, ſo ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Geſtört war mein guter poetiſcher Vorſatz, der Garten des Alcinous war verſchwunden, ein Weltgarten hatte ſich aufgethan. Warum ſind wir Neueren doch ſo

zerſtreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Alcamo, Mittwoch den 18 April 1787.

Bei Zeiten ritten wir aus Palermo. Kniep und der Vetturin hatten ſich beim Ein- und Aufpacken vortrefflich erwieſen. Wir zogen langſam die herrliche Straße hinauf, die uns ſchon beim Beſuch auf San Martino bekannt geworden, und bewunderten abermals eine der Pracht-Fontainen am Wege, als wir auf die mäßige Sitte dieſes Landes vorbereitet wurden. Unſer Reitknecht nämlich hatte ein kleines Weinfäßchen am Riemen umgehängt, wie unſere Marketenderinnen pflegen, und es ſchien für einige Tage genugſam Wein zu enthalten. Wir verwunderten uns daher als er auf eine der vielen Springröhren losritt, den Pfropf eröffnete und Waſſer einlaufen ließ. Wir fragten, mit wahrhaft Deutſchem Erſtaunen, was er da vorhabe? ob das Fäßchen nicht voll Wein ſey? Worauf er mit großer Gelaſſenheit erwiederte: er habe ein Drittheil davon leer gelaſſen und weil niemand ungemiſchten Wein trinke, ſo ſey es beſſer, man miſche ihn gleich im Ganzen, da vereinigten ſich die Flüſſigkeiten beſſer und man ſey ja nicht ſicher überall Waſſer zu finden. Indeſſen war das Fäßchen gefüllt und wir mußten uns dieſen altorientaliſchen Hochzeitsgebrauch gefallen laſſen.

Als wir nun hinter Monreale auf die Höhen gelangten, ſahen wir wunderſchöne Gegenden, mehr im hiſtoriſchen als ökonomiſchen Styl. Wir blickten rechter Hand bis an's Meer, das zwiſchen den wunderſamſten Vorgebirgen über baumreiche und baumloſe Geſtade ſeine ſchnurgerade Horizontallinie hinzog und ſo, entſchieden ruhig, mit den wilden Kalkfelſen herrlich contraſtirte. Kniep enthielt ſich nicht deren in kleinem Format mehrere zu umreißen.

Nun ſind wir in Alcamo, einem ſtillen, reinlichen Städtchen, deſſen wohleingerichteter Gaſthof als eine ſchöne Anſtalt zu rühmen iſt, da man von hieraus den abſeits und einſam belegenen Tempel von Segeſta bequem beſuchen kann.

Alcamo, Donnerſtag den 19 April 1787.

Die gefällige Wohnung in einem ruhigen Bergſtädtchen zieht uns an, und wir faſſen den Entſchluß den ganzen Tag hier zuzubringen. Da mag denn vor allen Dingen von geſtrigen Ereigniſſen die Rede ſeyn. Schon früher läugnete ich des Prinzen Pallagonia Originalität; er hat Vorgänger gehabt und Muſter gefunden. Auf dem Wege nach Monreale ſtehen zwey Ungeheuer an einer Fontaine und auf dem Geländer einige Vaſen, völlig als wenn ſie der Fürſt beſtellt hätte.

Hinter Monreale, wenn man den ſchönen Weg ver-

läßt und in ſteinichte Gebirge kommt, liegen oben auf dem Rücken Steine im Weg, die ich ihrer Schwere und Anwitterung nach für Eiſenſtein hielt. Alle Landesflächen ſind bebaut und tragen beſſer oder ſchlechter. Der Kalkſtein zeigte ſich roth, die verwitterte Erde an ſolchen Stellen deßgleichen. Dieſe rothe, thonig kalkige Erde iſt weit verbreitet, der Boden ſchwer, kein Sand darunter, trägt aber trefflichen Weizen. Wir fanden alte, ſehr ſtarke, aber verſtümmelte Oelbäume.

Unter dem Obdach einer luftigen an der ſchlechten Herberge vorgebauten Halle erquickten wir uns an einem mäßigen Imbiß. Hunde verzehrten begierig die weggeworfenen Schalen unſerer Würſte, ein Betteljunge vertrieb ſie und ſpeiſ'te mit Appetit die Schalen der Aepfel die wir verzehrten, dieſer aber ward gleichfalls von einem alten Bettler verjagt. Handwerksneid iſt überall zu Hauſe. In einer zerlumpten Toga lief der alte Bettler hin und wieder, als Hausknecht oder Kellner. So hatte ich auch ſchon früher geſehen, daß wenn man etwas von einem Wirthe verlangt was er gerade nicht im Hauſe hat, ſo läßt er es durch einen Bettler beim Krämer holen.

Doch ſind wir gewöhnlich vor einer ſo unerfreulichen Bedienung bewahrt, da unſer Vetturin vortrefflich iſt — Stallknecht, Cicerone, Garde, Einkäufer, Koch und alles.

Auf den höheren Bergen findet ſich noch immer der

Oelbaum, Carnba, Frarinus. Ihr Feldbau iſt auch in drey Jahre getheilt. Bohnen, Getreide und Ruhe, wobei ſie ſagen: Miſt thut mehr Wunder als die Heiligen. Der Weinſtock wird ſehr niedrig gehalten.

Die Lage von Alcamo iſt herrlich auf der Höhe in einiger Entfernung vom Meerbuſen, die Großheit der Gegend zog uns an. Hohe Felſen, tiefe Thäler dabei, aber Weite und Mannichfaltigkeit. Hinter Monreale rückt man in ein ſchönes doppeltes Thal, in deſſen Mitte ſich noch ein Felsrücken herzieht. Die fruchtbaren Felder ſtehen grün und ſtill, indeß auf dem breiten Wege wildes Gebüſch und Staudenmaſſen, wie unſinnig, von Blüthen glänzt: der Linſenbuſch, ganz gelb von Schmetterlingsblumen überdeckt, kein grünes Blatt zu ſehen, der Weißdorn, Strauß an Strauß, die Aloen rücken in die Höhe und deuten auf Blüthen, reiche Teppiche von amarantrothem Klee, die Inſecten-Ophris, Alpenveilein, Hyacinthen mit geſchloſſenen Glocken, Borraß, Allien, Aſphodelen.

Das Waſſer das von Segeſta herunter kommt, bringt außer Kalkſteinen viele Hornſtein-Geſchiebe, ſie ſind ſehr feſt, dunkelblau, roth, gelb, braun, von den verſchiedenſten Schattirungen. Auch anſtehend als Gänge fand ich Horn- oder Feuerſteine in Kalkfelſen, mit Sahlband von Kalk. Von ſolchem Geſchiebe findet man ganze Hügel ehe man nach Alcamo kommt.

Segeſta, den 20 April 1787.

Der Tempel von Segeſta iſt nie fertig geworden und man hat den Platz um denſelben nie verglichen, man ebnete nur den Umkreis worauf die Säulen gegründet werden ſollten; denn noch jetzt ſtehen die Stufen an manchen Orten neun bis zehn Fuß in der Erde und es iſt kein Hügel in der Nähe, von dem Steine und Erdreich hätten herunter kommen können. Auch liegen die Steine in ihrer meiſt natürlichen Lage und man findet keine Trümmer darunter.

Die Säulen ſtehen alle; zwey die umgefallen waren ſind neuerdings wieder hergeſtellt. In wiefern die Säulen Sockel haben ſollten iſt ſchwer zu beſtimmen und ohne Zeichnung nicht deutlich zu machen. Bald ſieht es aus als wenn die Säule auf der vierten Stufe ſtände, da muß man aber wieder eine Stufe zum Innern des Tempels hinab, bald iſt die oberſte Stufe durchſchnitten, dann ſieht es aus als wenn die Säulen Baſen hätten, bald ſind dieſe Zwiſchenräume wieder ausgefüllt, und da haben wir wieder den erſten Fall. Der Architekt mag dieß genauer beſtimmen.

Die Nebenſeiten haben zwölf Säulen ohne die Eckſäulen, die vordere und hintere Seite ſechs, mit den Eckſäulen. Die Zapfen an denen man die Steine tranſportirt, ſind an den Stufen des Tempels ringsum nicht weggehauen, zum Beweis daß der Tempel nicht fertig

geworden. Am meiſten zeigt davon aber der Fußboden: derſelbe iſt von den Seiten herein an einigen Orten durch Platten angegeben, in der Mitte aber ſteht noch der rohe Kalkfels höher als das Niveau des angelegten Bodens; er kann alſo nie geplattet geweſen ſeyn. Auch iſt keine Spur von innerer Halle. Noch weniger iſt der Tempel mit Stuck überzogen geweſen, daß es aber die Abſicht war läßt ſich vermuthen: an den Platten der Capitäle ſind Vorſprünge, wo ſich vielleicht der Stuck anſchließen ſollte. Das Ganze iſt aus einem travertinähnlichen Kalkſtein gebaut, jetzt ſehr verfreſſen. Die Reſtauration von 1781 hat dem Gebäude ſehr wohl gethan. Der Steinſchnitt der die Theile zuſammenfügt iſt einfach aber ſchön. Die großen beſondern Steine, deren Riedeſel erwähnt, konnt' ich nicht finden, ſie ſind vielleicht zu Reſtauration der Säulen verbraucht worden.

Die Lage des Tempels iſt ſonderbar: am höchſten Ende eines weiten langen Thales, auf einem iſolirten Hügel, aber doch noch von Klippen umgeben, ſieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit, alles bebaut und faſt nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Diſteln ſchwärmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel ſtand, acht bis neun Fuß hoch, verdorret von vorigem Jahr her ſo reichlich und in ſcheinbarer Ordnung, daß man es für die Anlage einer Baumſchule hätte halten können. Der Wind ſauſte in den Säulen

wie in einem Walde, und Raubvögel ſchwebte ſchreiennd über dem Gebälke.

Die Mühſeligkeit in den unſcheinbaren Trümmern eines Theaters herumzuſteigen, benahm uns die Luſt die Trümmer der Stadt zu beſuchen. Am Fuße des Tempels finden ſich große Stücke jenes Hornſteins und der Weg nach Alcamo iſt mit unendlichen Geſchieben deſſelben gemiſcht. Hiedurch kommt ein Antheil Kieſelerde in den Boden, wodurch er lockerer wird. An friſchem Fenchel bemerkte ich den Unterſchied der unteren und oberen Blätter und es iſt doch nur immer daſſelbe Organ das ſich aus der Einfachheit zur Mannichfaltigkeit entwickelt. Man gätet hier ſehr fleißig, die Männer gehen wie bei einem Treibjagen das ganze Feld durch. Inſecten laſſen ſich auch ſehen. In Palermo hatte ich nur Gewürm bemerkt, Eidechſen, Blutegel, Schnecken nicht ſchöner gefärbt als unſere, ja nur grau.

Caſtel Vetrano, Sonnabend den 21 April 1787.

Von Alcamo auf Caſtel Vetrano kommt man am Kalkgebirge her über Kieshügel. Zwiſchen den ſteilen unfruchtbaren Kalkbergen weite, hügliche Thäler, alles bebaut, aber faſt kein Baum. Die Kieshügel voll großer Geſchiebe, auf alte Meeresſtrömungen hindeutend; der Boden ſchon gemiſcht, leichter als bisher, wegen des

Antheils von Sand. Salemi blieb uns eine Stunde rechts, hier kamen wir über Gypsfelsen, dem Kalke vorliegend, das Erdreich immer trefflicher gemiſcht. In der Ferne ſieht man das weſtliche Meer. Im Vordergrund das Erdreich durchaus höglich. Wir fanden ausgeſchlagne Feigenbäume, was aber Luſt und Bewunderung erregte, waren unüberſehbare Blumenmaſſen, die ſich auf dem überbreiten Wege angeſiedelt hatten und in großen, bunten, an einander ſtoßenden Flächen ſich abſonderten und wiederholten. Die ſchönſten Winden, Hibiscus und Malven, vielerlei Arten Klee herrſchten wechſelsweiſe, dazwiſchen das Allium, Galegageſträuche. Und durch dieſen bunten Teppich wand man ſich reitend hindurch, denen ſich kreuzenden unzähligen ſchmalen Pfaden nachfolgend. Dazwiſchen weidet ſchönes rothbraunes Vieh, nicht groß, ſehr nett gebaut, beſonders zierliche Geſtalt der kleinen Hörner.

Die Gebirge in Nordoſt ſtehen alle reihenweis, ein einziger Gipfel Cuniglione ragt aus der Mitte hervor. Die Kieshügel zeigen wenig Waſſer, auch müſſen wenig Regengüſſe hier niedergehen, man findet keine Waſſerriſſe noch ſonſt Verſchwemmtes.

In der Nacht begegnete mir ein eignes Abenteuer. Wir hatten uns in einem freilich nicht ſehr zierlichen Local ſehr müde auf die Betten geworfen, zu Mitternacht wach' ich auf und erblicke über mir die angenehmſte Erſcheinung: einen Stern ſo ſchön als ich ihn nie glaubte

geſehen zu haben. Ich erquicke mich an dem lieblichen alles Gute weiſſagenden Anblick, bald aber verſchwindet mein holdes Licht und läßt mich in der Finſterniß allein. Bei Tagesanbruch bemerkte ich erſt die Veranlaſſung dieſes Wunders; es war eine Lücke im Dach und einer der ſchönſten Sterne des Himmels war in jenem Augenblick durch meinen Meridian gegangen. Dieſes natürliche Ereigniß jedoch legten die Reiſenden mit Sicherheit zu ihren Gunſten aus.

Sciacca den 22 April 1787.

Der Weg hieher, mineralogiſch unintereſſant, geht immerfort über Kieshügel. Man gelangt an's Ufer des Meers, dort ragen mitunter Kalkfelſen hervor. Alles flache Erdreich unendlich fruchtbar, Gerſte und Hafer von dem ſchönſten Stande; Salſola Kali gepflanzt; die Aloen haben ſchon höhere Fruchtſtämme getrieben, als geſtern und ehegeſtern. Die vielerlei Kleearten verließen uns nicht. Endlich kamen wir an ein Wäldchen, buſchig, die höheren Bäume nur einzeln; endlich auch Pantoffelholz!

Girgenti den 22 April.
Abends.

Von Sciacca hieher ſtarke Tagreiſe. Gleich vor genanntem Orte betrachteten wir die Bäder; ein heißer

Quell dringt aus dem Felsen mit sehr starkem Schwefelgeruch, das Wasser schmeckt sehr salzig aber nicht faul. Sollte der Schwefeldunst nicht im Augenblick des Hervorbrechens sich erzeugen? etwas höher ist ein Brunnen, kühl, ohne Geruch. Ganz oben liegt das Kloster, wo die Schwitzbäder sind, ein starker Dampf steigt davon in die reine Luft.

Das Meer rollt hier nur Kalkgeschiebe, Quarz und Hornstein sind abgeschnitten. Ich beobachtete die kleinen Flüsse; Calata Bellotta und Maccasoli bringen auch nur Kalkgeschiebe, Platani gelben Marmor und Feuersteine, die ewigen Begleiter dieses edlern Kalkgesteins. Wenige Stückchen Lava machten mich aufmerksam, allein ich vermuthe hier in der Gegend nichts Vulcanisches, ich denke vielmehr es sind Trümmer von Mühlsteinen, oder zu welchem Gebrauch man solche Stücke aus der Ferne geholt hat. Bei Monte allegro ist alles Gyps: dichter Gyps und Frauneis, ganze Felsen vor und zwischen dem Kalk. Die wunderliche Felsenlage von Calata Belotta!

Girgenti, Dienstag den 21 April 1787.

So ein herrlicher Frühlingsblick wie der heutige, bei aufgehender Sonne, ward uns freilich nie durch's ganze Leben. Auf dem hohen, uralten Burgraume liegt das neue Girgenti, in einem Umfang, groß genug

um Einwohner zu faſſen. Aus unſern Fenſtern erblicken wir den weiten und breiten ſanften Abhang der ehemaligen Stadt, ganz von Gärten und Weinbergen bedeckt, unter deren Grün man kaum eine Spur ehemaliger groſſer bevölkerten Stadt-Quartiere vermuthen dürfte. Nur gegen das mittägige Ende dieſer grünenden und blühenden Fläche ſieht man den Tempel der Concordia hervorragen, in Oſten die wenigen Trümmer des Juno-Tempels; die übrigen mit den genannten in grader Linie gelegenen Trümmer anderer heiliger Gebäude bemerkt das Auge nicht von oben, ſondern eilt weiter ſüdwärts nach der Strandfläche, die ſich noch eine halbe Stunde bis gegen das Meer erſtreckt. Verſagt ward heute uns in jene ſo herrlich grünenden, blühenden, fruchtverſprechenden Räume zwiſchen Zweige und Ranken hinabzubegeben, denn unſer Führer, ein kleiner guter Weltgeiſtlicher, erſuchte uns vor allen Dingen dieſen Tag der Stadt zu widmen.

Erſt ließ er uns die ganz wohlgebauten Straßen beſchauen, dann führte er uns auf höhere Puncte, wo ſich der Anblick durch größere Weite und Breite noch mehr verherrlichte, ſodann zum Kunſtgenuß in die Hauptkirche. Dieſe enthält einen wohlerhaltenen Sarkophag, zum Altar gerettet: Hippolyt, mit ſeinen Jagdgeſellen und Pferden, wird von der Amme Phädra's aufgehalten, die ihm ein Täfelchen zuſtellen will. Hier war die Hauptabſicht ſchöne Jünglinge darzuſtellen, deßwegen

auch die Alte, ganz klein und zwergenhaft, als ein Nebenwerk das nicht ſtören ſoll dazwiſchen gebildet iſt. Mich dünkt von halberhabener Arbeit nichts Herrlicheres geſehen zu haben, zugleich vollkommen erhalten. Es ſoll mir einſtweilen als ein Beiſpiel der anmuthigſten Zeit Griechiſcher Kunſt gelten.

In frühere Epochen wurden wir zurück geführt durch Betrachtung einer köſtlichen Vaſe von bedeutender Größe und vollkommener Erhaltung. Ferner ſchienen ſich manche Reſte der Baukunſt in der neuen Kirche hie und da untergeſteckt zu haben.

Da es hier keine Gaſthöfe gibt, ſo hatte uns eine freundliche Familie Platz gemacht und einen erhöhten Alkoven an einem großen Zimmer eingeräumt. Ein grüner Vorhang trennte uns und unſer Gepäck von den Handgliedern, welche in dem großen Zimmer Nudeln fabricirten und zwar von der feinſten, weißeſten und kleinſten Sorte, davon diejenigen am theuerſten bezahlt werden, die, nachdem ſie erſt in die Geſtalt von gliedeslangen Stiften gebracht ſind, noch von ſpitzen Mädchenfingern einmal in ſich ſelbſt gedreht, eine ſchneckenhafte Geſtalt annehmen. Wir ſetzten uns zu den hübſchen Kindern, ließen uns die Behandlung erklären und vernahmen, daß ſie aus dem beſten und ſchwerſten Weizen, Grano forte genannt, fabricirt würden. Dabei kommt vielmehr Handarbeit als Maſchinen- und Formweſen vor. Und ſo hatten ſie uns denn auch das treff-

lichſte Nudelgericht bereitet, bedauerten jedoch, daß grade von der allervollkommenſten Sorte, die außer Girgent, ja außer ihrem Hauſe nicht gefertigt werden könnte, nicht einmal ein Gericht vorräthig ſey. An Weiße und Zartheit ſchienen dieſe ihres Gleichen nicht zu haben.

Auch den ganzen Abend wußte unſer Führer die Ungeduld zu beſänftigen, die uns hinabwärts trieb, indem er uns abermals auf die Höhe zu herrlichen Ausſichtspuncten führte, und uns dabei die Ueberſicht der Lage gab alle der Merkwürdigkeiten, die wir morgen in der Nähe ſehen ſollten.

Girgenti, Mittwoch den 25 April 1787.

Mit Sonnenaufgang wandelten wir nun hinunter, wo ſich bei jedem Schritt die Umgebung mahleriſcher anließ. Mit dem Bewußtſeyn daß es zu unſerm Beſten gereiche, führte uns der kleine Mann unaufhaltſam quer durch die reiche Vegetation, an tauſend Einzelheiten vorüber, wovon jede das Local zu idylliſchen Scenen darbot. Hierzu trägt die Ungleichheit des Bodens gar vieles bei, der ſich wellenförmig über verborgene Ruinen hinbewegt, die um ſo eher mit fruchtbarer Erde überdeckt werden konnten, als die vormaligen Gebäude aus einem leichten Muſchelkuff beſtanden. Und ſo gelangten wir an das öſtliche Ende der Stadt, wo die Trümmer

des Junotempels jährlich mehr verfallen, weil eben der lockre Stein von Luft und Witterung aufgezehrt wird. Heute ſollte nur eine curſoriſche Beſchauung angeſtellt werden, aber ſchon wählte ſich Kniep die Puncte, von welchen aus er morgen zeichnen wollte.

Der Tempel ſteht gegenwärtig auf einem verwitterten Felſen; von hieraus erſtreckten ſich die Stadtmauern gerade oſtwärts auf einem Kalklager hin, welches, ſenkrecht über dem flachen Strande, den das Meer, früher und ſpäter, nachdem es dieſe Felſen gebildet und ihren Fuß beſpült, verlaſſen hatte. Theils aus den Felſen gehauen, theils aus denſelben erbaut, waren die Mauern hinter welchen die Reihe der Tempel hervorragte. Kein Wunder alſo, daß der untere, der aufſteigende und der höchſte Theil von Girgenti zuſammen, von dem Meere her einen bedeutenden Anblick gewährte.

Der Tempel der Concordia hat ſo vielen Jahrhunderten widerſtanden; ſeine ſchlanke Baukunſt nähert ihn ſchon unſerm Maßſtabe des Schönen und Gefälligen, er verhält ſich zu denen von Päſtum wie Göttergeſtalt zum Rieſenbilde. Ich will mich nicht beklagen, daß der neuere löbliche Vorſatz dieſe Monumente zu erhalten geſchmacklos ausgeführt worden, indem man die Lücken mit blendend weißem Gyps ausbeſſerte; dadurch ſteht dieſes Monument auch auf gewiſſe Weiſe zertrümmert vor dem Auge; wie leicht wäre es geweſen dem Gyps die Farbe des verwitterten Steins zu geben. Sieht man

frei-

freilich den ſo leicht ſich bröckelnden Muſchelkalk der Säulen und Mauern, ſo wundert man ſich daß er noch ſo lange gehalten. Aber die Erbauer, hoffend auf eine ähnliche Nachkommenſchaft, hatten deßhalb Vorkehrung getroffen: man findet noch Ueberreſte eines feinen Tünchs an den Säulen, der zugleich dem Auge ſchmeicheln und die Dauer verbürgen ſollte.

Die nächſte Station ward ſodann bei den Ruinen des Jupitertempels gehalten. Dieſer liegt weit geſtreckt, wie die Knochenmaſſe eines Rieſengerippes, inner- und unterhalb mehrerer kleinen Beſitzungen, von Zäunen durchſchnitten, von höhern und niedern Pflanzen durchwachſen. Alles Gebildete iſt aus dieſen Schutthaufen verſchwunden, außer einem ungeheueren Triglyph und einem Stück einer demſelben proportionirten Halbſäule. Jenen maß ich mit ausgeſpannten Armen und konnte ihn nicht erklaftern, von der Cannelirung der Säule hingegen kann dieß einen Begriff geben, daß ich, darin ſtehend, dieſelbe als eine kleine Niſche ausfüllte, mit beiden Schultern anſtoßend. Zwey und zwanzig Männer, im Kreiſe neben einander geſtellt, würden ungefähr die Peripherie einer ſolchen Säule bilden. Wir ſchieden mit dem unangenehmen Gefühle, daß hier für den Zeichner gar nichts zu thun ſey.

Der Tempel des Herkules hingegen ließ noch Spuren vormaliger Symmetrie entdecken. Die zwey Säulenreihen, die den Tempel hüben und drüben begleiteten,

lagen in gleicher Richtung wie auf einmal zuſammen hingelegt, von Norden nach Süden; jene einen Hügel hinaufwärts, dieſe hinabwärts. Der Hügel mochte aus der zerfallenen Celle entſtanden ſeyn. Die Säulen, wahrſcheinlich durch das Gebälk zuſammengehalten, ſtürzten auf einmal, vielleicht durch Sturmwuth niedergeſtreckt und ſie liegen noch regelmäßig, in die Stücke aus denen ſie zuſammengeſetzt waren, zerfallen. Dieſes merkwürdige Vorkommen genau zu zeichnen ſpitzte Kniep ſchon in Gedanken ſeine Stifte.

Der Tempel des Aesculap, von dem ſchönſten Johannisbrodbaum beſchattet und in ein kleines feldwirthſchaftliches Haus beinahe eingemauert, bietet ein freundliches Bild.

Nun ſtiegen wir zum Grabmal Therons hinab und erfreuten uns der Gegenwart dieſes ſo oft nachgebildet geſehenen Monuments, beſonders da es uns zum Vorgrunde diente einer wunderſamen Anſicht: denn man ſchaute von Weſten nach Oſten an dem Felslager hin, auf welchem die lückenhaften Stadtmauern, ſo wie durch ſie und über ihnen die Reſte der Tempel zu ſehen waren. Unter Hackerts kunſtreicher Hand iſt dieſe Anſicht zum erfreulichen Bilde geworden; Kniep wird einen Umriß auch hier nicht fehlen laſſen.

Girgenti, Donnerstag den 26 April 1787.

Als ich erwachte war Kniep ſchon bereit mit einem Knaben, der ihm den Weg zeigen und die Pappen tragen ſollte, ſeine zeichneriſche Reiſe anzutreten. Ich genoß des herrlichſten Morgens am Fenſter, meinen geheimen, ſtillen aber nicht ſtummen Freund an der Seite. Aus frommer Scheu habe ich bisher den Namen nicht genannt des Mentors, auf den ich von Zeit zu Zeit hinblicke und hinhorche; es iſt der treffliche von Riedeſel, deſſen Büchlein ich wie ein Brevier oder Talisman am Buſen trage. Sehr gern habe ich mich immer in ſolchen Weſen beſpiegelt, die das beſitzen was mir abgeht, und ſo iſt es grade hier: ruhiger Vorſatz, Sicherheit des Zwecks, reinliche, ſchickliche Mittel, Vorbereitung und Kenntniß, inniges Verhältniß zu einem meiſterhaft Belehrenden, zu Winckelmann; dieß alles geht mir ab und alles übrige was daraus entſpringt. Und doch kann ich mir nicht Feind ſeyn daß ich das zu erſchleichen, zu erſtürmen, zu erliſten ſuche, was mir während meines Lebens auf dem gewöhnlichen Wege verſagt war. Möge jener treffliche Mann in dieſem Augenblick mitten in dem Weltgetümmel empfinden, wie ein dankbarer Nachfahr ſeine Verdienſte feyert, einſam in dem einſamen Orte, der auch für ihn ſo viel Reize hatte, daß er ſogar hier, vergeſſen von den Seinigen und ihrer vergeſſend, ſeine Tage zuzubringen wünſchte.

Nun durchzog ich die geſtrigen Wege mit meinem

kleinen geiſtlichen Führer, die Gegenſtände von mehrern Seiten betrachtend und meinen fleißigen Freund hie und da beſuchend.

Auf eine ſchöne Anſtalt der alten mächtigen Stadt machte mich mein Führer aufmerkſam. In den Felſen und Gemäuermaſſen, welche Girgenti zum Bollwerk dienten, finden ſich Gräber, wahrſcheinlich den Tapfern und Guten zur Ruheſtätte beſtimmt. Wo konnten dieſe ſchöner, zu eigener Glorie und zu ewig lebendiger Nacheiferung beigeſetzt werden!

In dem weiten Raume zwiſchen den Mauern und dem Meere finden ſich noch die Reſte eines kleinen Tempels, als chriſtliche Capelle erhalten. Auch hier ſind Halbſäulen mit den Quaderſtücken der Mauer auf's ſchönſte verbunden, und beides in einander gearbeitet; höchſt erfreulich dem Auge. Man glaubt genau den Punct zu fühlen, wo die Doriſche Ordnung ihr vollendetes Maß erhalten hat.

Manches unſcheinbare Denkmal des Alterthums ward obenhin angeſehen, ſodann mit mehr Aufmerkſamkeit die jetzige Art den Weizen unter der Erde in großen ausgemauerten Gewölben zu verwahren. Ueber den bürgerlichen und kirchlichen Zuſtand erzählte mir der gute Alte gar manches. Ich hörte von nichts was nur einigermaßen in Aufnahme wäre. Das Geſpräch ſchickte ſich recht gut zu den unaufhaltſam verwitternden Trümmern.

Die Schichten des Muſchelkalks fallen alle gegen das Meer. Wunderſam von unten und hinten ausgefreſſene Felsbänke, deren oberes und vorderes ſich theilweiſe erhalten, ſo daß ſie wie herunterhängende Franzen ausſehen. Haß auf die Franzoſen, weil ſie mit den Barbaresken Frieden haben und man ihnen Schuld gibt ſie verriethen die Chriſten an die Ungläubigen.

Vom Meere her war ein antikes Thor in Felſen gehauen. Die noch beſtehenden Mauern ſtufenweis auf den Felſen gegründet. Unſer Cicerone hieß Don Michael Bella, Antiquar, wohnhaft bei Meiſter Gerio in der Nähe von St. Maria.

Die Pufbohnen zu pflanzen verfahren ſie folgendermaßen: ſie machen in gehöriger Weite von einander Löcher in die Erde, darein thun ſie eine Hand voll Miſt, ſie erwarten Regen und dann ſtecken ſie die Bohnen. Das Bohnenſtroh verbrennen ſie, mit der daraus entſtehenden Aſche waſchen ſie die Leinwand. Sie bedienen ſich keiner Seife. Auch die äußern Mandelſchalen verbrennen ſie und bedienen ſich derſelben ſtatt Soda. Erſt waſchen ſie die Wäſche mit Waſſer und dann mit ſolcher Lauge.

Die Folge ihres Fruchtbaus iſt Bohnen, Weizen, Tumenia, das vierte Jahr laſſen ſie es zur Wieſe liegen. Unter Bohnen werden hier die Pufbohnen verſtanden.

Ihr Weizen iſt unendlich ſchön. Tumenia, deren Namen ſich von bimenia oder trimenia herſchreiben ſoll, iſt eine herrliche Gabe der Ceres: es iſt eine Art von Sommerkorn, das in drey Monaten reif wird. Sie ſäen es vom erſten Januar bis zum Juny, wo es denn immer zur beſtimmten Zeit reif iſt. Sie braucht nicht viel Regen aber ſtarke Wärme; anfangs hat ſie ein ſehr zartes Blatt, aber ſie wächſt dem Weizen nach und macht ſich zuletzt ſehr ſtark. Das Korn ſäen ſie im October und November, es reift im Juny. Die im November geſäte Gerſte iſt den erſten Juny reif, an der Küſte ſchneller, in Gebirgen langſamer.

Der Lein iſt ſchon reif. Der Akanth hat ſeine prächtigen Blätter entfaltet. Salſalo fruticoſa wächſt üppig.

Auf unbebauten Hügeln wächſt reichlicher Eſparſett. Er wird theilweis verpachtet und bündelweis in die Stadt gebracht. Eben ſo verkaufen ſie bündelweis den Hafer, den ſie aus dem Weizen ausgäten.

Sie machen artige Eintheilungen mit Rändchen in dem Erdreich wo ſie Kohl pflanzen wollen, zum Behuf der Wäſſerung.

An den Feigen waren alle Blätter heraus und die Früchte hatten angeſetzt. Sie werden zu Johanni reif, dann ſetzt der Baum noch einmal an. Die Mandeln hingen ſehr voll; ein geſtutzter Karubenbaum trug unendliche Schoten. Die Trauben zum Eſſen werden an Lau-

den gezogen, durch hohe Pfeiler unterſtützt. Melonen legen ſie im März, die im Juny reifen. In den Ruinen des Jupitertempels wachſen ſie munter ohne eine Spur von Feuchtigkeit.

Der Vetturin aß mit größtem Appetit rohe Artiſchocken und Kohlrabi; freilich muß man geſtehen daß ſie viel zärter und ſaftiger ſind als wie bei uns. Wenn man durch Aecker kommt, ſo laſſen die Bauern z. B. junge Pufbohnen eſſen ſo viel man will.

Als ich auf ſchwarze, feſte Steine aufmerkſam ward, die einer Lava glichen, ſagte mir der Antiquar, ſie ſeyen vom Aetna, auch am Hafen oder vielmehr Landungsplatz ſtünden ſolche.

Der Vögel gibt's hier zu Lande nicht viel: Wachteln. Die Zugvögel ſind: Nachtigallen, Lerchen und Schwalben. Rinnine, kleine ſchwarze Vögel, die aus der Levante kommen, in Sicilien hecken und weiter gehen oder zurück. Ridene, kommen im December und Januar aus Africa, fallen auf dem Akragas nieder und dann ziehen ſie ſich in die Berge.

Von der Baſe des Doms noch ein Wort. Auf derſelben ſteht ein Held in völliger Rüſtung, gleichſam als Ankömmling, vor einem ſitzenden Alten der durch Kranz

und Scepter als König bezeichnet ist. Hinter diesem steht ein Weib, das Haupt gesenkt, die linke Hand unter dem Kinn; aufmerksam nachdenkende Stellung. Gegenüber hinter dem Helden ein Alter, gleichfalls bekränzt, er spricht mit einem spießtragenden Manne, der von der Leibwache seyn mag. Der Alte scheint den Helden eingeführt zu haben und zu der Wache zu sagen: laßt ihn nur mit dem König reden, es ist ein braver Mann.

Das Rothe scheint der Grund dieser Vase, das Schwarze darauf gesetzt. Nur an dem Frauengewande scheint Roth auf Schwarz zu sitzen.

Girgenti, Freitag den 27 April 1787.

Wenn Kniep alle Vorsätze ausführen will, muß er unabläßig zeichnen, indeß ich mit meinem alten kleinen Führer umherziehe. Wir spazierten gegen das Meer, von woher sich Girgenti, wie uns die Alten versichern, sehr gut ausgenommen habe. Der Blick ward in die Wellenweite gezogen und mein Führer machte mich aufmerksam auf einen langen Wolkenstreif, der südwärts, einem Bergrücken gleich, auf der Horizontallinie aufzuliegen schien: dieß sey die Andeutung der Küste von Africa, sagte er. Mir fiel indeß ein anderes Phänomen als seltsam auf; es war aus leichtem Gewölk ein schmaler Bogen, welcher mit dem einen Fuß auf Sicilien aufstehend, sich hoch am blauen, übrigens ganz reinen Him-

mel hinwölbte und mit dem andern Ende in Süden auf dem Meer zu ruhen ſchien. Von der niedergehenden Sonne gar ſchön gefärbt und wenig Bewegung zeigend, war er dem Auge eine ſo ſeltſame als erfreuliche Erſcheinung. Es ſtehe dieſer Bogen, verſicherte man mir, gerade in der Richtung nach Malta und möge wohl auf dieſer Inſel ſeinen andern Fuß niedergelaſſen haben, das Phänomen komme manchmal vor. Sonderbar genug wäre es, wenn die Anziehungskraft der beiden Inſeln gegen einander ſich in der Atmoſphäre auf dieſe Art kund thäte.

Durch dieſes Geſpräch ward bei mir die Frage wieder rege: ob ich den Vorſatz Malta zu beſuchen aufgeben ſollte? allein die ſchon früher überdachten Schwierigkeiten und Gefahren blieben noch immer dieſelben und wir nahmen uns vor unſern Vetturin bis Meſſina zu dingen.

Dabei aber ſollte wieder nach einer gewiſſen eigenſinnigen Grille gehandelt werden. Ich hatte nämlich auf dem bisherigen Wege in Sicilien wenig kornreiche Gegenden geſehen, ſodann war der Horizont überall von nahen und fernen Bergen beſchränkt, ſo daß es der Inſel ganz an Flächen zu fehlen ſchien und man nicht begriff wie Ceres dieſes Land ſo vorzüglich begünſtigt haben ſollte. Als ich mich darnach erkundigte, erwiderte man mir: daß ich, um dieſes einzuſehen, ſtatt über Syrakus, quer durch's Land gehen müſſe, wo ich denn der Weizenſtriche genug antreffen würde. Wir folgten dieſer Lockung

Syrakus aufzugeben, indem uns nicht unbekannt war, daß von dieſer herrlichen Stadt wenig mehr als der prächtige Name geblieben ſey. Allenfalls war ſie von Catania aus leicht zu beſuchen.

Caltaniſetta, Sonnabend den 28 April 1787.

Heute können wir denn endlich ſagen, daß uns ein anſchaulicher Begriff geworden, wie Sicilien den Ehrennamen einer Kornkammer Italiens erlangen können. Eine Strecke nachdem wir Girgent verlaſſen fing der fruchtbare Boden an. Es ſind keine großen Flächen, aber ſanft gegen einander laufende Berg- und Hügelrücken, durchgängig mit Weizen und Gerſte beſtellt, die eine ununterbrochene Moſſe von Fruchtbarkeit dem Auge darbieten. Der dieſen Pflanzen geeignete Boden wird ſo genutzt und ſo geſchont daß man nirgends einen Baum ſieht, ja alle die kleinen Ortſchaften und Wohnungen liegen auf Rücken der Hügel, wo eine hinſtreichende Reihe Kalkfelſen den Boden ohnehin unbrauchbar macht. Dort wohnen die Weiber das ganze Jahr, mit Spinnen und Weben beſchäftigt, die Männer hingegen bringen zur eigentlichen Epoche der Feldarbeit nur Sonnabend und Sonntag bei ihnen zu, die übrigen Tage bleiben ſie unten und ziehen ſich Nachts in Rohrhütten zurück. Und ſo war denn unſer Wunſch bis zum Ueberdruß erfüllt, wir hätten uns Triptolems Flügelwagen gewünſcht, um dieſer Einförmigkeit zu entfliehen.

Nun ritten wir bei heißem Sonnenschein durch dieſe wüſte Fruchtbarkeit und freuten uns in dem wohlgelegenen und wohlgebauten Caltaniſetta zuletzt anzukommen, wo wir jedoch abermals vergeblich um eine leidliche Herberge bemüht waren. Die Maulthiere ſtehen in prächtig gewölbten Ställen, die Knechte ſchlafen auf dem Klee der den Thieren beſtimmt iſt, der Fremde aber muß ſeine Haushaltung von vorn anfangen. Ein allenfalls zu beziehendes Zimmer muß erſt gereinigt werden. Stühle und Bänke gibt es nicht, man ſitzt auf niedrigen Böcken von ſtarkem Holz. Tiſche ſind auch nicht zu finden.

Will man jene Böcke in Bettfüße verwandeln, ſo geht man zum Tiſchler und borgt ſo viel Bretter als nöthig ſind, gegen eine gewiſſe Miethe. Der große Juchtenſack, den uns Hackert geliehen, kam dießmal ſehr zu gute und ward vorläufig mit Heckerling angefüllt.

Vor allem aber mußte wegen des Eſſens Anſtalt getroffen werden. Wir hatten unterwegs eine Henne gekauft, der Vetturin war gegangen Reis, Salz und Specereyen anzuſchaffen, weil er aber nie hier geweſen, ſo blieb lange unerörtert, wo denn eigentlich gekocht werden ſollte, wozu in der Herberge ſelbſt keine Gelegenheit war. Endlich bequemte ſich ein ältlicher Bürger Herd und Holz, Küchen- und Tiſchgeräthe gegen ein billiges herzugeben und uns, indeſſen gekocht würde, in der Stadt herumzuführen, endlich auf den Markt, wo die angeſehenſten Einwohner nach antiker Weiſe umher

ſaßen, ſich unterhielten und von uns unterhalten ſeyn wollten.

Wir mußten von Friederich dem Zweyten erzählen, und ihre Theilnahme an dieſem großen Könige war ſo lebhaft, daß wir ſeinen Tod verhehlten, um nicht durch eine ſo unſelige Nachricht unſern Wirthen verhaßt zu werden.

Caltaniſetta, Sonnabend den 28 April 1787.

Geologiſches, nachträglich. Von Girgent die Muſchelkalkfelſen hinab, zeigt ſich ein weißliches Erdreich das ſich nachher erklärt: man findet den älteren Kalk wieder und Gyps unmittelbar daran. Weite flache Thäler, Fruchtbau bis an die Gipfel, oft darüber weg; älterer Kalk mit verwittertem Gyps gemiſcht. Nun zeigt ſich ein loſeres, gelbliches, leicht verwitterndes neues Kalkgeſtein: in den geackerten Feldern kann man deſſen Farbe deutlich erkennen, die oft in's Dunklere, ja in's Violette zieht. Etwas über halben Weg tritt der Gyps wieder hervor. Auf demſelben wächſ't häufig ein ſchön violettes, faſt roſenrothes Sedum und an den Kalkfelſen ein ſchön gelbes Moos.

Jenes verwitterliche Kalkgeſtein zeigt ſich öfters wieder, am ſtärkſten gegen Caltaniſetta, wo es in Lagern liegt die einzelne Muſcheln enthalten; dann zeigt ſich's röthlich, beinahe wie Mennige, mit wenigem Violett, wie oben bei San Martino bemerkt worden.

Quarzgeſchiebe habe ich nur etwa auf halbem Wege in einem Thälchen gefunden, das an drey Seiten geſchloſſen, gegen Morgen und alſo gegen das Meer zu offen ſtand.

Links in der Ferne war der hohe Berg bei Camerata merkwürdig und ein anderer wie ein geſtutzter Kegel. Die große Hälfte des Wegs kein Baum zu ſehen. Die Frucht ſtand herrlich, obgleich nicht ſo hoch wie zu Girgent und am Meeresufer, jedoch ſo rein als möglich; in den unabſehbaren Weizenäckern kein Unkraut. Erſt ſahen wir nichts als grünende Felder, dann gepflügte, an feuchtlichen Oertern ein Stückchen Wieſe. Hier kommen auch Pappeln vor. Gleich hinter Girgent fanden wir Aepfel und Birnen, übrigens an den Höhen und in der Nähe der wenigen Ortſchaften etwas Feigen.

Dieſe dreyßig Miglien, nebſt allem was ich rechts und links erkennen konnte, iſt älterer und neuerer Kalk, dazwiſchen Gyps. Der Verwitterung und Verarbeitung dieſer drey unter einander hat das Erdreich ſeine Fruchtbarkeit zu verdanken. Wenig Sand mag es enthalten, es knirſcht kaum unter den Zähnen. Eine Vermuthung wegen des Fluſſes Achates wird ſich morgen beſtätigen.

Die Thäler haben eine ſchöne Form, und ob ſie gleich nicht ganz flach ſind, ſo bemerkt man doch keine Spur von Regengüſſen, nur kleine Bäche, kaum merklich, rieſeln hin, denn alles fließt gleich unmittelbar nach dem Meere. Wenig rother Klee iſt zu ſehen, die niedrige

Palme verſchwindet auch, ſo wie alle Blumen und Sträuche der ſüdweſtlichen Seite. Den Diſtela iſt nur erlaubt ſich der Wege zu bemächtigen, alles andere gehört der Ceres an. Uebrigens hat die Gegend viel ähnliches mit Deutſchen hügeligen und fruchtbaren Gegenden, z. B. mit der zwiſchen Erfurt und Gotha, beſonders wenn man nach den Gleichen hinſieht. Sehr vieles mußte zuſammen kommen, um Sicilien zu einem der fruchtbarſten Länder der Welt zu machen.

Man ſieht wenig Pferde auf der ganzen Tour, ſie pflügen mit Ochſen und es beſteht ein Verbot keine Kühe und Kälber zu ſchlachten. Ziegen, Eſel und Maulthiere begegneten uns viele. Die Pferde ſind meiſt Apfelſchimmel mit ſchwarzen Füßen und Mähnen, man findet die prächtigſten Stallräume mit gemauerten Bettſtellen. Das Land wird zu Bohnen und Linſen gedüngt, die übrigen Feldfrüchte wachſen nach dieſer Düngerung. In Aehren geſchoßte noch grüne Gerſte, in Bündeln, rother Klee deßgleichen werden dem Vorbeireitenden zu Kauf angeboten.

Auf dem Berg über Caltaniſetta fand ſich feſter Kalkſtein mit Verſteinerungen: die großen Muſcheln lagen unten, die kleinen obenauf. Im Pflaſter des Städtchens fanden wir Kalkſtein mit Pectiniten.

Zum 28 April 1787.

Hinter Caltanisetta senken sich die Hügel jäh herunter in mancherlei Thäler, die ihre Wasser in den Fluß Salso ergießen. Das Erdreich ist röthlich, sehr thonig, vieles lag unbestellt, auf dem bestellten die Früchte ziemlich gut, doch mit den vorigen Gegenden verglichen, noch zurück.

Castro Giovanni, Sonntag den 29 April 1787.

Noch größere Fruchtbarkeit und Menschenöde hatten wir heute zu bemerken. Regenwetter war eingefallen und machte den Reisezustand sehr unangenehm, da wir durch mehrere stark angeschwollene Gewässer hindurch mußten. Am Fiume Salso, wo man sich nach einer Brücke vergeblich umsieht, überraschte uns eine wunderliche Anstalt. Kräftige Männer waren bereit, wovon immer zwey und zwey das Maulthier, mit Reiter und Gepäck, in die Mitte faßten und so, durch einen tiefen Stromtheil hindurch, bis auf eine große Kiesfläche führten; war nun die sämmtliche Gesellschaft hier beisammen, so ging es auf eben diese Weise durch den zweyten Arm des Flusses, wo die Männer denn abermals, durch Strämmen und Drängen, das Thier auf dem rechten Pfade und im Stromzug aufrecht erhielten. An dem Wasser her ist etwas Buschwerk, das sich aber landeinwärts gleich wieder verliert. Der Fiume Salso bringt Granit,

einen Uebergang in Gneus, breccirtm und einfarbigen Marmor.

Nun sahen wir den einzeln stehenden Bergrücken vor uns, worauf Castro Giovanni liegt und welcher der Gegend einen ernsten, sonderbaren Charakter ertheilt. Als wir den langen an der Seite sich hinanziehenden Weg ritten, fanden wir den Berg aus Muschelkalk bestehend; große, nur calcinirte Schaalen wurden aufgepackt. Man sieht Castro Giovanni nicht eher, als bis man ganz oben auf den Bergrücken gelangt, denn es liegt am Felsabhang gegen Norden. Das wunderliche Städtchen selbst, der Thurm, links in einiger Entfernung das Oertchen Caltasciberta stehen gar ernsthaft gegen einander. In der Plaine sah man die Bohnen in voller Blüthe, wer hätte sich aber dieses Anblicks erfreuen können! Die Wege waren entsetzlich, noch schrecklicher weil sie ehemals gepflastert gewesen, und es regnete immer fort. Das alte Enna empfing uns sehr unfreundlich: ein Estrichzimmer mit Läden ohne Fenster, so daß wir entweder im Dunkeln sitzen, oder den Sprühregen, dem wir so eben entgangen waren, wieder erdulden mußten. Einige Ueberreste unseres Reisevorraths wurden verzehrt, die Nacht kläglich zugebracht. Wir thaten ein feyerliches Gelübde, nie wieder nach einem mythologischen Namen unser Wegeziel zu richten.

Montag den 30 April 1787.

Von Caſtro Giovanni herab führt ein rauher, unbequemer Stieg, wir mußten die Pferde führen. Die Atmoſphäre vor uns tief herab mit Wolken bedeckt, wobei ſich ein wunderbar Phänomen in der größten Höhe ſehen ließ. Es war weiß und grau geſtreift und ſchien etwas Körperliches zu ſeyn; aber wie käme das Körperliche in den Himmel! Unſer Führer belehrte uns, dieſe unſere Verwunderung gelte einer Seite des Aetna, welche durch die zerriſſenen Wolken durchſehe: Schnee und Bergrücken abwechſelnd bildeten die Streifen, es ſey nicht einmal der höchſte Gipfel.

Des alten Enna ſteiler Felſen lag nun hinter uns, wir zogen durch lange, lange, einſame Thäler; unbebaut und unbewohnt lagen ſie da, dem weidenden Vieh überlaſſen, das wir ſchön braun fanden, nicht groß, mit kleinen Hörnern, gar nett, ſchlank und munter wie die Hirſchchen. Dieſe guten Geſchöpfe hatten zwar Weide genug, ſie war ihnen aber doch durch ungeheure Diſtelmaſſen beengt und nach und nach verkümmert. Dieſe Pflanzen finden hier die ſchönſte Gelegenheit ſich zu beſaamen und ihr Geſchlecht auszubreiten, ſie nehmen einen unglaublichen Raum ein, der zur Weide von ein paar großen Landgütern hinreichte. Da ſie nicht perennıren, ſo wären ſie jetzt, vor der Blüthe niedergemäht, gar wohl zu vertilgen.

Indeſſen wir nun dieſe landwirthlichen Kriegsplane

gegen die Disteln ernstlich durchdachten, mußten wir, zu unserer Beschämung, bemerken, daß sie doch nicht ganz unnütz seyen. Auf einem einsam stehenden Gasthofe, wo wir fürterten, waren zugleich ein paar Sicilianische Edelleute angekommen, welche quer durch das Land, eines Processes wegen, nach Palermo zogen. Mit Verwundrung sahen wir diese beiden ernsthaften Männer, mit scharfen Taschenmessern, vor einer solchen Distelgruppe stehen und die obersten Theile dieser emporstrebenden Gewächse niederhauen; sie faßten alsdann diesen stachlichen Gewinn mit spitzen Fingern, schälten den Stengel und verzehrten das Innere desselben mit Wohlgefallen. Damit beschäftigten sie sich eine lange Zeit, indessen wir uns an Wein, dießmal ungemischt, und gutem Brod erquickten. Der Vetturin bereitete uns dergleichen Stengelmark und versicherte es sey eine gesunde, kühlende Speise, sie wollte uns aber so wenig schmecken als der rohe Kohlrabi zu Segeste.

Unterwegs den 30 April.

In das Thal gelangt, wodurch der Fluß St. Paolo sich schlängelt, fanden wir das Erdreich röthlich schwarz und verwitterlichen Kalk; viel Brache, sehr weite Felder, schönes Thal, durch das Flüßchen sehr angenehm. Der gemischte gute Lehmboden ist mitunter zwanzig Fuß tief und meistens gleich. Die Aloen hatten stark getrie-

den. Die Frucht ſtand ſchön, doch mitunter unrein und, gegen die Mittagſeite berechnet, weit zurück. Hie und da kleine Wohnungen; kein Baum als unmittelbar unter Caſtro Giovanni. Am Ufer des Fluſſes viel Weide, durch ungeheure Diſtelmaſſen eingeſchränkt. Im Flußgeſchiebe das Quarzgeſtein wieder, theils einfach, theils breccienartig.

Molimenti, ein neues Oertchen, ſehr klug in der Mitte ſchöner Felder angelegt, am Flüßchen St. Paolo. Der Weizen ſtand in der Nähe ganz unvergleichlich, ſchon den zwanzigſten May zu ſchneiden. Die ganze Gegend zeigt noch keine Spur von vulcaniſchem Weſen, auch ſelbſt der Fluß führt keine dergleichen Geſchiebe. Der Boden gut gemiſcht, eher ſchwer als leicht, iſt im Ganzen kaffeebraun-violetlich anzuſehen. Alle Gebirge links die den Fluß einſchließen ſind Kalk- und Sandſtein, deren Abwechſelung ich nicht beobachten konnte, welche jedoch, verwitternd, die große durchaus gleiche Fruchtbarkeit des untern Thals bereitet haben.

Dienſtag, den 1 May 1787.

Durch ein ſo ungleich angebautes obwohl von der Natur zu durchgängiger Fruchtbarkeit beſtimmtes Thal ritten wir einigermaßen verdrießlich herunter, weil, nach ſo viel ausgeſtandenen Unbilden, unſern mahleriſchen Zwecken gar nichts entgegen kam. Kniep hatte eine

recht bedeutende Ferne umriſſen, weil aber der Mittel- und Vordergrund gar zu abſcheulich war, ſetzte er, geſchmackvoll ſcherzend, ein Pouſſinſches Vordertheil daran, welches ihm nichts koſtete und das Blatt zu einem ganz hübſchen Bildchen machte. Wie viel mahleriſche Reiſen mögen dergleichen Halbwahrheiten enthalten.

Unſer Reitmann verſprach, um unſer mürriſches Weſen zu begütigen, für den Abend eine gute Herberge, brachte uns auch wirklich in einen vor wenig Jahren gebauten Gaſthof, der auf dieſem Wege, gerade in gehöriger Entfernung von Catania gelegen, dem Reiſenden willkommen ſeyn mußte, und wir ließen es uns, bei einer leidlichen Einrichtung, ſeit zwölf Tagen wieder einigermaßen bequem werden. Merkwürdig aber war uns eine Inſchrift an die Wand, bleyſtiftlich mit ſchönen Engliſchen Schriftzügen geſchrieben; ſie enthielt folgendes: „Reiſende, wer ihr auch ſeyd, hütet euch in Catania vor dem Wirthshauſe zum goldenen Löwen; es iſt ſchlimmer als wenn ihr Cyclopen, Sirenen und Scyllen zugleich in die Klauen fielet.“ Ob wir nun ſchon dachten, der wohlmeinende Warner möchte die Gefahr etwas mythologiſch vergrößert haben, ſo ſetzten wir uns doch feſt vor, den goldenen Löwen zu vermeiden, der uns als ein ſo grimmiges Thier angekündigt war. Als uns daher der Maulthiertreibende befragte, wo wir in Catania einkehren wollten, ſo verſetzten wir: überall, nur nicht im Löwen! worauf er den Vorſchlag that da vorlieb zu neh-

men wo er seine Thiere unterstelle, nur müßten wir uns daselbst auch verköstigen, wie wir es schon bisher gethan. Wir waren alles zufrieden: dem Rachen des Löwen zu entgehen war unser einziger Wunsch.

Gegen Ibla Major melden sich Lavageschiebe, welche das Wasser von Norden herunter bringt. Ueber der Fähre findet man Kalkstein, welcher allerlei Arten Geschiebe, Hornstein, Lava und Kalk verbunden hat, dann verhärtete vulcanische Asche mit Kalktuff überzogen. Die gemischten Kieshügel dauern immer fort bis gegen Catania, bis an dieselbe und über dieselbe finden sich Lavaströme des Aetna. Einen wahrscheinlichen Krater läßt man links. (Gleich unter Molimenti rauften die Bauern den Flachs.) Wie die Natur das Bunte liebt, läßt sie hier sehen, wo sie sich an der schwarzblau grauen Lava erlustigt; hochgelbes Moos überzieht sie, ein schön rothes Sedum wächst üppig darauf, andere schöne violette Blumen. Eine sorgsame Cultur beweist sich an den Cactuspflanzungen und Weinranken. Nun drängen sich ungeheure Lavaflüsse heran. Motta ist ein schöner bedeutender Fels. Hier stehen die Bohnen als sehr hohe Stauden. Die Aecker sind veränderlich, bald sehr kiesig, bald besser gemischt.

Der Vetturin, der diese Frühlingsvegetation der Südostseite lange nicht gesehen haben mochte, verfiel in großes Ausrufen über die Schönheit der Frucht und

fragte uns mit selbstgefälligem Patriotismus: ob es in unsern Landen auch wohl solche gäbe? Ihr ist hier alles aufgeopfert, man sieht wenig ja gar keine Bäume. Allerliebst war ein Mädchen von prächtiger, schlanker Gestalt, eine ältere Bekanntschaft unseres Vetturins, die seinem Maulthiere gleichlief, schwatzte und dabei mit solcher Zierlichkeit als möglich ihren Faden spann. Nun fingen gelbe Blumen zu herrschen an. Gegen Misterbianco standen die Cactus schon wieder in Zäunen; Zäune aber, ganz von diesen wundersam gebildeten Gewächsen, werden in der Nähe von Catania immer regelmäßiger und schöner.

Catania, Mittwoch den 2 May 1787.

In unserer Herberge befanden wir uns freilich sehr übel. Die Kost, wie sie der Maulthierknecht bereiten konnte, war nicht die beste. Eine Henne in Reis gekocht, wäre dennoch nicht zu verachten gewesen, hätte sie nicht ein unmäßiger Saffran so gelb als ungenießbar gemacht. Das unbequemste Nachtlager hätte uns beinahe genöthigt Hackerts Juchtensack wieder hervorzuholen, deßhalb sprachen wir Morgens zeitig mit dem freundlichen Wirthe. Er bedauerte, daß er uns nicht besser versorgen könne: da drüben aber ist ein Haus wo Fremde gut aufgehoben sind und alle Ursache haben zufrieden zu seyn. — Er zeigte uns ein großes Eckhaus, von wel-

chem die uns zugekehrte Seite viel Gütes versprach. Wir eilten sogleich hinüber, fanden einen rührigen Mann, der sich als Lohnbedienter angab und, in Abwesenheit des Wirths, uns ein schönes Zimmer neben einem Saal anwies, auch zugleich versicherte, daß wir auf's billigste bedient werden sollten. Wir erkundigten uns ungesäumt hergebrachter Weise, was für Quartier, Tisch, Wein, Frühstück und sonstiges Bestimmbare zu bezahlen sey? das war alles billig und wir schafften eilig unsere Wenigkeiten herüber, sie in die weitläufigen, vergoldeten Commoden einzuordnen. Kniep fand zum erstenmale Gelegenheit seine Pappe auszubreiten; er ordnete seine Zeichnungen, ich mein Bemerkres. Sodann, vergnügt über die schönen Räume, traten wir auf den Balcon des Saals, der Aussicht zu genießen. Nachdem wir diese genugsam betrachtet und gelobt, kehrten wir um nach unsern Geschäften und siehe! da drohte über unserm Haupte ein großer goldener Löwe. Wir sahen einander bedenklich an, lächelten und lachten. Von nun an aber blickten wir umher, ob nicht irgendwo eins der Homerischen Schreckbilder hervorschauen möchte.

Nichts dergleichen war zu sehen, dagegen fanden wir im Saal eine hübsche, junge Frau, die mit einem Kinde von etwa zwey Jahren herumtändelte, aber sogleich von dem beweglichen Halbwirth derb ausgescholten dastand: Sie solle sich hinweg verfügen! hieß es, sie habe hier nichts zu thun. — Es ist doch hart daß du

mich fortjagst, sagte sie, das Kind ist zu Hause nicht zu begütigen wenn du weg bist, und die Herrn erlauben mir gewiß in deiner Gegenwart das Kleine zu beruhigen. Der Gemahl ließ es dabei nicht bewenden, sondern suchte sie fortzuschaffen, das Kind schrie in der Thüre ganz erbärmlich und wir mußten zuletzt ernstlich verlangen, daß das hübsche Madamchen dabliebe.

Durch den Engländer gewarnt war es keine Kunst die Komödie zu durchschauen, wir spielten die Neulinge, die Unschuldigen, er aber machte seine liebreiche Vaterschaft auf das Beste gelten. Das Kind wirklich war am freundlichsten mit ihm, wahrscheinlich hatte es die angebliche Mutter unter der Thüre gekneipt.

Und so war sie auch in der größten Unschuld dageblieben als der Mann wegging, ein Empfehlungsschreiben an den Hausgeistlichen des Prinzen Biscaris zu überbringen. Sie dahlte fort bis er zurückkam und anzeigte, der Abbé würde selbst erscheinen uns von dem Näheren zu unterrichten.

Catania, Donnerstag den 3 May 1787.

Der Abbe', der uns gestern Abend schon begrüßt hatte, erschien heute zeitig und führte uns in den Palast, welcher auf einem hohen Sockel einstöckig gebaut ist, und zwar sahen wir zuerst das Museum, wo marmorne und eherne Bilder, Vasen und alle Arten solcher

Alterthümer beiſammenſtehen. Wir hatten abermals Gelegenheit unſere Kenntniſſe zu erweitern, beſonders aber feſſelte uns der Sturz eines Jupiters, deſſen Abguß ich ſchon aus Tiſchbeins Werkſtatt kannte und welcher größere Vorzüge beſitzt als wir zu beurtheilen vermochten. Ein Hausgenoſſe gab die nöthigſte hiſtoriſche Auskunft und nun gelangten wir in einen großen hohen Saal. Die vielen Stühle an den Wänden umher zeugten, daß große Geſellſchaft ſich manchmal hier verſammle. Wir ſetzten uns, in Erwartung einer günſtigen Aufnahme. Da kamen ein paar Frauenzimmer herein und gingen der Länge nach auf und ab. Sie ſprachen angelegentlich mit einander. Als ſie uns gewahrten, ſtand der Abbé auf, ich deßgleichen, wir neigten uns. Ich fragte: wer ſie ſeyen? und erfuhr, die jüngere ſey die Prinzeſſin, die ältere eine edle Catanierin. Wir hatten uns wieder geſetzt, ſie gingen auf und ab wie man auf einem Marktplatze thun würde.

Wir wurden zum Prinzen geführt, der, wie man mir ſchon bemerkt hatte, uns ſeine Münzſammlung aus beſonderem Vertrauen vorwies, da wohl früher ſeinem Herrn Vater und auch ihm nachher bei ſolchem Vorzeigen manches abhanden gekommen und ſeine gewöhnliche Bereitwilligkeit dadurch einigermaßen vermindert worden. Hier konnte ich nun ſchon etwas kenntnißreicher ſcheinen, indem ich mich bei Betrachtung der Sammlung des Prinzen Torremuzza belehrt hatte. Ich lernte wie

der und half mir an jenem dauerhaften Winckelmanniſchen Faden, der uns durch die verſchiedenen Kunſtepochen durchleitet, ſo ziemlich hin. Der Prinz von dieſen Dingen völlig unterrichtet, da er keine Kenner aber aufmerkſame Liebhaber vor ſich ſah, mochte uns gern in allem wornach wir forſchten belehren.

Nachdem wir dieſen Betrachtungen geraume Zeit, aber doch noch immer zu wenig gewidmet, ſtanden wir im Begriff uns zu beurlauben, als er uns zu ſeiner Frau Mutter führte, woſelbſt die übrigen kleineren Kunſtwerke zu ſehen waren.

Wir fanden eine anſehnliche, natürlich edle Frau, die uns mit den Worten empfing: ſehen Sie ſich bei mir um, meine Herren, Sie finden hier alles noch wie es mein ſeliger Gemahl geſammelt und geordnet hat. Dieß danke ich der Frömmigkeit meines Sohnes, der mich in ſeinen beſten Zimmern nicht nur wohnen, ſondern auch hier nicht das geringſte entfernen oder verrücken läßt, was ſein ſeliger Herr Vater anſchaffte und aufſtellte; wodurch ich den doppelten Vortheil habe, ſowohl auf die ſo lange Jahre her gewohnte Weiſe zu leben, als auch, wie von jeher, die trefflichen Fremden zu ſehen und näher zu kennen, die, unſere Schätze zu betrachten, von ſo weiten Orten herkommen.

Sie ſchloß uns darauf ſelbſt den Glasſchrank auf, worin die Arbeiten in Bernſtein aufbewahrt ſtanden. Der Sicilianiſche unterſcheidet ſich von dem nordiſchen

darin, daß er von der durchſichtigen und undurchſichtigen Wachs- und Honigfarbe durch alle Abſchattungen eines geſättigten Gelbs bis zum ſchönſten Hyacinthroth hinanſteigt. Urnen, Becher und andere Dinge waren daraus geſchnitten, wozu man große bewundernswürdige Stücke des Materials mitunter vorausſetzen mußte. An dieſen Gegenſtänden, ſo wie an geſchnittenen Muſcheln, wie ſie in Trapani gefertigt werden, ferner an ausgeſuchten Elfenbeinarbeiten, hatte die Dame ihre beſondere Freude und wußte dabei manche heitere Geſchichte zu erzählen. Der Fürſt machte uns auf die erſteren Gegenſtände aufmerkſam und ſo floſſen einige Stunden vergnügt und belehrend vorüber.

Indeſſen hatte die Fürſtin vernommen, daß wir Deutſche ſeyen, ſie fragte daher nach Herrn von Riedeſel, Bartels, Münter, welche ſie ſämmtlich gekannt und ihren Charakter und Betragen gar wohl unterſcheidend zu würdigen wußte. Wir trennten uns ungern von ihr und ſie ſchien uns ungern wegzulaſſen. Dieſer Inſelzuſtand hat doch immer etwas Einſames, nur durch vorübergehende Theilnahme aufgefriſcht und erhalten.

Uns führte der Geiſtliche alsdann in das Benedictinerkloſter, in die Zelle eines Bruders, deſſen, bei mäßigem Alter, trauriges und in ſich zurückgezogenes Anſehn wenig frohe Unterhaltung verſprach. Er war jedoch der kunſtreiche Mann, der die ungeheure Orgel dieſer Kirche allein zu bändigen wußte. Als er unſere Wünſche

mehr errathen als vernommen, erfüllte er ſie ſchweigend; wir begaben uns in die ſehr geräumige Kirche, die er, das herrliche Inſtrument bearbeitend, bis in den letzten Winkel mit leiſeſtem Hauch ſowohl als gewaltſamſten Tönen durchſäuſelte und durchſchmetterte.

Wer den Mann nicht vorher geſehen, hätte glauben müſſen, es ſey ein Rieſe der ſolche Gewalt ausübe; da wir aber ſeine Perſönlichkeit ſchon kannten, bewunderten wir nur, daß er in dieſem Kampf nicht ſchon längſt aufgerieben ſey.

Catania, Freitag den 4 May 1787.

Bald nach Tiſche kam der Abbé mit einem Wagen, da er uns den entferntern Theil der Stadt zeigen ſollte. Beim Einſteigen ereignete ſich ein wunderſamer Rangſtreit. Ich war zuerſt eingeſtiegen und hätte ihm zur linken Hand geſeſſen, er einſteigend, verlangte ausdrücklich daß ich herumrücken und ihn zu meiner Linken nehmen ſollte; ich bat ihn dergleichen Ceremonien zu unterlaſſen. Verzeiht! ſagte er, daß wir alſo ſitzen, denn wenn ich meinen Platz zu eurer Rechten nehme, ſo glaubt jederman daß ich mit euch fahre, ſitze ich aber zur Linken, ſo iſt es ausgeſprochen daß ihr mit mir fahrt, mit mir nämlich, der ich euch im Namen des Fürſten die Stadt zeige. Dagegen war freilich nichts einzuwenden und alſo geſchah es.

Wir fuhren die Straßen hinaufwärts, wo die Lava, welche 1669 einen großen Theil dieſer Stadt zerſtörte, noch bis auf unſere Tage ſichtbar blieb. Der ſtarre Feuerſtrom ward bearbeitet wie ein anderer Fels, ſelbſt auf ihm waren Straßen vorgezeichnet und theilweiſe gebaut. Ich ſchlug ein unbezweifeltes Stück des Geſchmolzenen herunter, bedenkend, daß vor meiner Abreiſe aus Deutſchland ſchon der Streit über die Vulcanität der Baſalte ſich entzündet hatte. Und ſo that ich's an mehrern Stellen, um zu mancherlei Abänderungen zu gelangen.

Wären jedoch Einheimiſche nicht ſelbſt Freunde ihrer Gegend, nicht ſelbſt bemüht, entweder eines Vortheils oder der Wiſſenſchaft willen, das was in ihrem Revier merkwürdig iſt zuſammen zu ſtellen, ſo müßte der Reiſende ſich lang vergebens quälen. Schon in Neapel hatte mich der Lavenhändler ſehr gefördert, hier, in einem weit höheren Sinne, der Ritter Gioeni. Ich fand in ſeiner reichen, ſehr galant aufgeſtellten Sammlung die Laven des Aetna, die Baſalte am Fuß deſſelben, verändertes Geſtein, mehr oder weniger zu erkennen; alles wurde freundlichſt vorgezeigt. Am meiſten hatte ich Zeolithe zu bewundern, aus den ſchroffen im Meere ſtehenden Felſen unter Jaci.

Als wir den Ritter um die Mittel befragten, wie man ſich benehmen müſſe um den Aetna zu beſteigen, wollte er von einer Wagniß nach dem Gipfel, beſonders in der

gegenwärtigen Jahreszeit, gar nichts hören. Ueberhaupt, sagte er, nachdem er uns um Verzeihung gebeten, die hier ankommenden Fremden sehen die Sache für allzuleicht an, wir andern Nachbarn des Berges sind schon zufrieden, wenn wir ein paarmal in unserm Leben die beste Gelegenheit abgepaßt und den Gipfel erreicht haben. Brydone, der zuerst durch seine Beschreibung die Lust nach diesem Feuergipfel entzündet, ist gar nicht hinauf gekommen; Graf Borck läßt den Leser in Ungewißheit, aber auch er ist nur bis auf eine gewisse Höhe gelangt, und so könnte ich von mehrern sagen. Für jetzt erstreckt sich der Schnee noch allzuweit herunter und breitet unüberwindliche Hindernisse entgegen. Wenn Sie meinem Rathe folgen mögen, so reiten Sie morgen, bei guter Zeit, bis an den Fuß des Monte Rosso, besteigen Sie diese Höhe; Sie werden von da des herrlichsten Anblicks genießen und zugleich die alte Lava bemerken, welche dort, 1669 entsprungen, unglücklicherweise sich nach der Stadt hereinwälzte. Die Aussicht ist herrlich und deutlich; man thut besser sich das Uebrige erzählen zu lassen.

Catania, Sonnabend den 5 May 1787.

Folgsam dem guten Rathe machten wir uns zeitig auf den Weg und erreichten, auf unsern Maulthieren immer rückwärts schauend, die Region der durch die

Zeit noch ungebändigten Laven. Zackige Klumpen und Tafeln starrten uns entgegen, durch welche nur ein zufälliger Pfad von den Thieren gefunden wurde. Auf der ersten bedeutenden Höhe hielten wir still. Kniep zeichnete mit großer Präcision was hinaufwärts vor uns lag: die Lavenmassen im Vorgrunde, den Doppelgipfel des Monte Rosso links, gerade über uns die Wälder von Nicolosi, aus denen der beschneite wenig rauchende Gipfel hervorstieg. Wir rückten dem rothen Berge näher, ich stieg hinauf: er ist ganz aus rothem vulcanischem Grus, Asche und Steinen zusammengehäuft. Um die Mündung hätte sich bequem herumgehen lassen, hätte nicht ein gewaltsam stürmender Morgenwind jeden Schritt unsicher gemacht; wollte ich nur einigermaßen fortkommen, so mußte ich den Mantel ablegen, nun aber war der Hut jeden Augenblick in Gefahr in den Krater getrieben zu werden und ich hinterdrein. Deßhalb setzte ich mich nieder um mich zu fassen und die Gegend zu überschauen; aber auch diese Lage half mir nichts: der Sturm kam gerade von Osten her, über das herrliche Land, das nah und fern bis an's Meer unter mir lag. Den ausgedehnten Strand von Messina bis Syrakus, mit seinen Krümmungen und Buchten, sah ich vor Augen, entweder ganz frei oder durch Felsen des Ufers nur wenig bedeckt. Als ich ganz betäubt wieder herunter kam, hatte Kniep im Schauer seine Zeit gut angewendet und mit zarten Linien auf dem Papier gesichert,

was der wilde Sturm mich kaum sehen, vielweniger fest-halten ließ.

In dem Rachen des goldenen Löwen wieder angelangt, fanden wir den Lohnbedienten den wir nur mit Mühe uns zu begleiten abgehalten hatten. Er lobte daß wir den Gipfel aufgegeben, schlug aber für Morgen eine Spazierfahrt auf dem Meere, zu den Felsen von Jaci, andringlich vor: das sey die schönste Lustpartie, die man von Catania aus machen könne! man nehme Trank und Speise mit, auch wohl Geräthschaften um etwas zu wärmen. Seine Frau erbiete sich dieses Geschäft zu übernehmen. Ferner erinnerte er sich des Jubels, wie Engländer wohl gar einen Kahn mit Musik zur Begleitung genommen hätten, welche Lust über alle Vorstellung sey.

Die Felsen von Jaci zogen mich heftig an, ich hatte großes Verlangen mir so schöne Zeolithe herauszuschlagen als ich bei Giveni gesehen. Man konnte ja die Sache kurz fassen, die Begleitung der Frau ablehnen. Aber der warnende Geist des Engländers behielt die Oberhand, wir thaten auf die Zeolithe Verzicht und dünkten uns nicht wenig wegen dieser Enthaltsamkeit.

Catania, Sonntag den 6 May 1787.

Unser geistlicher Begleiter blieb nicht aus. Er führte uns die Reste alter Baukunst zu sehen, zu welchen der Be-

Beſchauer freilich ein ſtarkes Reſtaurationstalent mitbringen muß. Man zeigte die Reſte von Waſſerbehältern, einer Naumachie und andere dergleichen Ruinen, die aber bei der vielfachen Zerſtörung der Stadt durch Laven, Erdbeben und Krieg dergeſtalt verſchüttet und verſenkt ſind, daß Freude und Belehrung nur dem genauſten Kenner alterthümlicher Baukunſt daraus entſpringen kann.

Eine nochmalige Aufwartung bei'm Prinzen lehnte der Pater ab, und wir ſchieden beiderſeits mit lebhaften Ausdrücken der Dankbarkeit und des Wohlwollens.

Taormina, Montag den 7 May 1787.

Gott ſey Dank, daß alles was wir heute geſehen, ſchon genugſam beſchrieben iſt, mehr aber noch, daß Kniep ſich vorgenommen hat, morgen den ganzen Tag oben zu zeichnen. Wenn man die Höhe der Felſenwände erſtiegen hat, welche unſern des Meerſtrandes in die Höhe ſteilen, findet man zwey Gipfel durch ein Halbrund verbunden. Was dieß auch von Natur für eine Geſtalt gehabt haben mag, die Kunſt hat nachgeholfen und daraus den amphitheatraliſchen Halbcirkel für Zuſchauer gebildet; Mauern und andere Angebäude von Ziegelſteinen ſich anſchließend, ſupplirten die nöthigen Gänge und Hallen. Am Fuße des ſtufenartigen Halbcirkels erbaute man die Scene quer vor, verband dadurch die beiden Felſen und vollendete das ungeheuerſte Natur- und Kunſtwerk.

Setzt man sich nun dahin, wo ehmals die obersten Zuschauer saßen, so muß man gestehen, daß wohl nie ein Publicum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt. Rechts zur Seite auf höheren Felsen erheben sich Castelle, weiter unten liegt die Stadt, und obschon diese Baulichkeiten aus neueren Zeiten sind, so standen doch vor Alters wohl eben dergleichen auf derselben Stelle. Nun sieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Aetna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syrakus; dann schließt der ungeheure, dampfende Feuerberg das weite, breite Bild, aber nicht schrecklich, denn die mildernde Atmosphäre zeigt ihn entfernter und sanfter als er ist.

Wendet man sich von diesem Anblick in die an der Rückseite der Zuschauer angebrachten Gänge, so hat man die sämmtlichen Felswände links, zwischen denen und dem Meere sich der Weg nach Messina hinschlingt. Felsgruppen und Felsrücken im Meere selbst, die Küste von Calabrien in der weitesten Ferne, nur mit Aufmerksamkeit von gelind sich erhebenden Wolken zu unterscheiden.

Wir stiegen gegen das Theater hinab, verweilten in dessen Ruinen, an welchen ein geschickter Architekt seine Restaurationsgabe wenigstens auf dem Papier versuchen sollte, unternahmen sodann uns durch die Gärten eine Bahn nach der Stadt zu brechen. Allein hier erfuhren wir, was ein Zaun von nebeneinander gepflanzten Agaven für ein undurchdringliches Bollwerk sey: durch die

verſchränkten Blätter ſieht man durch und glaubt auch hindurch dringen zu können, allein die kräftigen Stacheln der Blattränder ſind empfindliche Hinderniſſe; tritt man auf ein ſolches koloſſales Blatt, in Hoffnung es werde uns tragen, ſo bricht es zuſammen, und anſtatt hinüber in's Freie zu kommen, fallen wir einer Nachbarpflanze in die Arme. Zuletzt entwickelten wir uns doch dieſem Labyrinthe, genoſſen weniges in der Stadt, konnten aber vor Sonnenuntergang von der Gegend nicht ſcheiden. Unendlich ſchön war es zu beobachten, wie dieſe in allen Puncten bedeutende Gegend nach und nach in Finſterniß verſank.

Unter Taormina, am Meer,
Dienſtag, den 7 May 1787.

Knieppen, mir vom Glück zugeführt, kann ich nicht genug preiſen, da er mich einer Bürde entledigt, die mir unerträglich wäre und mich meiner eigenen Natur wiedergibt. Er iſt hinaufgegangen im Einzelnen zu zeichnen, was wir obenhin betrachtet. Er wird ſeine Bleiſtifte manchmal ſpitzen und ich ſehe nicht, wie er fertig werden will. Das hätte ich nun auch alles wiederſehen können! Erſt wollte ich mit hinaufgehen, dann aber reizte mich's hier zu bleiben, die Enge ſucht' ich, wie der Vogel der ſein Neſt bauen möchte. In einem ſchlechten verwahrloſ'ten Bauergarten habe ich mich auf Oran-

genäſte geſetzt und mich in Grillen vertieft. Orangenäſte worauf der Reiſende ſitzt, klingt etwas wunderbar, wird aber ganz natürlich, wenn man weiß daß der Orangenbaum, ſeiner Natur überlaſſen, ſich bald über der Wurzel in Zweige trennt, die mit der Zeit zu entſchiedenen Aeſten werden.

Und ſo ſaß ich, den Plan zu Nauſikaa weiter denkend, eine dramatiſche Concentration der Odyſſee. Ich halte ſie nicht für unmöglich, nur müßte man den Grundunterſchied des Drama und der Epopöe recht in's Auge faſſen.

Kniep iſt herabgekommen und hat zwey ungeheure Blätter, reinlichſt gezeichnet, zufrieden und vergnügt zurück gebracht. Beide wird er zum ewigen Gedächtniß an dieſen herrlichen Tag für mich ausführen.

Zu vergeſſen iſt nicht, daß wir auf dieſes ſchöne Ufer unter dem reinſten Himmel von einem kleinen Altan herabſchauten, Roſen erblickten und Nachtigallen hörten. Dieſe ſingen hier, wie man uns verſichert, ſechs Monate hindurch.

Aus der Erinnerung.

War ich nun durch die Gegenwart und Thätigkeit eines geſchickten Künſtlers und durch eigne, obgleich nur einzelne und ſchwächere Bemühungen gewiß, daß mir von den intereſſanteſten Gegenden und ihren Theilen feſte wohl-

gewählte Bilder, im Umriß und nach Belieben auch ausgeführt, bleiben würden; ſo gab ich um ſo mehr einem nach und nach auflebenden Drange nach: die gegenwärtige herrliche Umgebung, das Meer, die Inſeln, die Häfen, durch poetiſche würdige Geſtalten zu beleben und mir auf und aus dieſem Local eine Compoſition zu bilden, in einem Sinne und in einem Ton, wie ich ſie noch nicht hervorgebracht. Die Klarheit des Himmels, der Hauch des Meeres, die Düfte, wodurch die Gebirge mit Himmel und Meer gleichſam in Ein Element aufgelöſt wurden, alles dieß gab Nahrung meinen Vorſätzen; und indem ich in jenem ſchönen öffentlichen Garten zwiſchen blühenden Hecken von Oleander, durch Lauben von fruchttragenden Orangen- und Citronenbäumen wandelte, und zwiſchen andern Bäumen und Sträuchen, die mir unbekannt waren, verweilte, fühlte ich den fremden Einfluß auf das allerangenehmſte.

Ich hatte mir, überzeugt, daß es für mich keinen beſſern Commentar zur Odyſſee geben könne, als eben gerade dieſe lebendige Umgebung, ein Exemplar verſchafft und las es nach meiner Art mit unglaublichem Antheil. Doch wurde ich gar bald zu eigner Production angeregt, die, ſo ſeltſam ſie auch im erſten Augenblicke ſchien, mir doch immer lieber ward und mich endlich ganz beſchäftigte. Ich ergriff nämlich den Gedanken, den Gegenſtand der Nauſikaa als Tragödie zu behandeln.

Es iſt mir ſelbſt nicht möglich abzuſehen was ich daraus würde gemacht haben, aber ich war über den Plan bald mit mir einig. Der Hauptſinn war der: ich der Nauſikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzuſtellen, die, ſich keiner Neigung bewußt, alle Freyer bisher ablehnend behandelt, durch einen ſeltſamen Fremdling aber gerührt aus ihrem Zuſtand heraustritt und durch eine voreilige Aeußerung ihrer Neigung ſich compromittirt, was die Situation vollkommen tragiſch macht. Dieſe einfache Fabel ſollte durch den Reichthum der ſubordinirten Motive und beſonders durch das Meer- und Inſelhafte der eigentlichen Ausführung und des beſondern Tons erfreulich werden.

Der erſte Act begann mit dem Ballſpiel. Die unerwartete Bekanntſchaft wird gemacht und die Bedenklichkeit den Fremden nicht ſelbſt in die Stadt zu führen, wird ſchon ein Verbote der Neigung.

Der zweyte Act exponirte das Haus des Alcinous, die Charaktere der Freyer, und endigte mit Eintritt des Ulyſſes.

Der dritte war ganz der Bedeutſamkeit des Abenteurers gewidmet, und ich hoffte in der dialogirten Erzählung ſeiner Abenteuer, die von den verſchiedenen Zuhörern ſehr verſchieden aufgenommen werden, etwas Künſtliches und Erfreuliches zu leiſten. Während der Erzählung erhöhen ſich die Leidenſchaften, und der leb-

hafte Antheil Nauſikaa's an dem Fremdling wird durch Wirkung und Gegenwirkung endlich hervorgeſchlagen.

Im vierten Acte bethätigt Ulyſſes außer der Scene ſeine Tapferkeit, indeſſen die Frauen zurückbleiben und der Neigung, der Hoffnung und allen zarten Gefühlen Raum laſſen. Bei den großen Vortheilen welche der Fremdling davon trägt, hält ſich Nauſikaa noch weniger zuſammen und compromittirt ſich unwiderruflich mit ihren Landsleuten. Ulyß der halb ſchuldig, halb unſchuldig dieſes alles veranlaßt, muß ſich zuletzt als einen Scheidenden erklären, und es bleibt dem guten Mädchen nichts übrig als im fünften Acte den Tod zu ſuchen.

Es war in dieſer Compoſition nichts was ich nicht aus eignen Erfahrungen nach der Natur hätte ausmahlen können. Selbſt auf der Reiſe, ſelbſt in Gefahr Neigungen zu erregen, die, wenn ſie auch kein tragiſches Ende nehmen, doch ſchmerzlich genug, gefährlich und ſchädlich werden können; ſelbſt in dem Falle in einer ſo großen Entfernung von der Heimath abgelegne Gegenſtände, Reiſeabenteuer, Lebensvorfälle zu Unterhaltung der Geſellſchaft mit lebhaften Farben auszumahlen, von der Jugend für einen Halbgott, von geſetztern Perſonen für einen Aufſchneider gehalten zu werden, manche unverdiente Gunſt, manches unerwartete Hinderniß zu erfahren; das alles gab mir ein ſolches Attachement an dieſen Plan, an dieſen Vorſatz, daß ich darüber meinen Aufenthalt zu Palermo, ja den größten Theil meiner

übrigen Sicilianiſchen Reiſe verträumte. Weßhalb ich denn auch von allen Unbequemlichkeiten wenig empfand, da ich mich auf dem überclaſſiſchen Boden in einer poetiſchen Stimmung fühlte, in der ich das, was ich erfuhr, was ich ſah, was ich bemerkte, was mir entgegen kam, alles auffaſſen und in einem erfreulichen Gefäß bewahren konnte.

Nach meiner löblichen oder unlöblichen Gewohnheit ſchrieb ich wenig oder nichts davon auf, arbeitete aber den größten Theil bis auf's letzte Detail im Geiſte durch, wo es denn, durch nachfolgende Zerſtreuungen zurück gedrängt, liegen geblieben, bis ich gegenwärtig nur eine flüchtige Erinnerung davon zurückrufe.

Den 8 May.
Auf dem Wege nach Meſſina.

Man hat hohe Kalkfelſen links. Sie werden farbiger und machen ſchöne Meerbuſen; dann folgt eine Art Geſtein, das man Thonſchiefer oder Grauwacke nennen möchte. In den Bächen finden ſich ſchon Granitgeſchiebe. Die gelben Aepfel des Solanum, die rothen Blüthen des Oleanders machen die Landſchaft luſtig. Der Fiume Niſi bringt Glimmerſchiefer ſo wie auch die folgenden Bäche.

Mittwoch den 9 May 1787.

Vom Oſtwinde beſtürmt ritten wir zwiſchen dem rechter Hand wogenden Meere und den Felswänden hin, an denen wir vorgeſtern oben herab geſehen hatten, dieſen Tag beſtändig mit dem Waſſer im Kampfe; wir kamen über unzählige Bäche, unter welchen ein gröſſerer, Niſi, den Ehrentitel eines Fluſſes führt; doch dieſe Gewäſſer, ſo wie das Gerölle das ſie mitbringen, waren leichter zu überwinden als das Meer, das heftig ſtürmte und an vielen Stellen über den Weg hinweg bis an die Felſen ſchlug und zurück auf die Wanderer ſpritzte. Herrlich war das anzuſehen und die ſeltſame Begebenheit ließ uns das Unbequeme übertragen.

Zugleich ſollte es nicht an mineralogiſcher Betrachtung fehlen. Die ungeheuren Kalkfelſen, verwitternd, ſtürzen herunter, deren weiche Theile durch die Bewegung der Wellen aufgerieben, die zugemiſchten, feſteren übrig laſſen, und ſo iſt der ganze Strand mit bunten, hornſteinartigen Feuerſteinen überdeckt, wovon mehrere Muſter aufgepackt worden.

Meſſina, Donnerſtag den 10 May 1787.

Und ſo gelangten wir nach Meſſina, bequemten uns, weil wir keine Gelegenheit kannten, die erſte Nacht in dem Quartier des Vetturins zuzubringen, um uns den andern Morgen nach einem beſſern Wohnort umzuſehen. Dieſer Entſchluß gab gleich beim Eintritt den

fürchterlichſten Begriff einer zerſtörten Stadt; denn wir ritten eine Viertelſtunde lang an Trümmern nach Trümmern vorbei, ehe wir zur Herberge kamen, die in dieſem ganzen Revier allein wieder aufgebaut, aus den Fenſtern des obern Stocks nur eine zackige Ruinenwüſte überſehen ließ. Außer dem Bezirk dieſes Gebäudes ſpürte man weder Menſch noch Thier, es war Nachts eine furchtbare Stille. Die Thüren ließen ſich weder verſchließen noch verriegeln, auf menſchliche Gäſte war man hier ſo wenig eingerichtet als in ähnlichen Pferdewohnungen, und doch ſchliefen wir ruhig auf einer Matratze, welche der dienſtfertige Vetturin dem Wirthe unter dem Leibe weggeſchwatzt hatte.

Freitag, den 11 May 1787.

Heute trennten wir uns von dem wackern Führer, ein gutes Trinkgeld belohnte ſeine ſorgfältigen Dienſte. Wir ſchieden freundlich, nachdem er uns vorher noch einen Lohnbedienten verſchafft, der uns gleich in die beſte Herberge bringen und alles Merkwürdige von Meſſina vorzeigen ſollte. Der Wirth, um ſeinen Wunſch uns los zu werden ſchleunigſt erfüllt zu ſehen, half Koffer und ſämmtliches Gepäck auf das ſchnellſte in eine angenehme Wohnung ſchaffen, näher dem belebten Theile der Stadt, das heißt, außerhalb der Stadt ſelbſt. Damit aber verhält es ſich folgendermaßen. Nach dem

ungeheuren Unglück das Meſſina betraf, blieb, nach zwölftauſend umgekommenen Einwohnern, für die übrigen dreyßigtauſend keine Wohnung: die meiſten Gebäude waren niedergeſtürzt, die zerriſſenen Mauern der übrigen gaben einen unſichern Aufenthalt; man errichtete daher eiligſt im Norden von Meſſina, auf einer großen Wieſe, eine Bretterſtadt, von der ſich am ſchnellſten derjenige einen Begriff macht, der zu Meßzeiten den Römerberg zu Frankfurt, den Markt zu Leipzig durchwanderte, denn alle Kramläden und Werkſtätte ſind gegen die Straße geöffnet, vieles ereignet ſich außerhalb. Daher ſind nur wenig größere Gebäude auch nicht ſonderlich gegen das Oeffentliche verſchloſſen, indem die Bewohner manche Zeit unter freiem Himmel zubringen. So wohnen ſie nun ſchon drey Jahre, und dieſe Buden-, Hütten-, ja Zeltwirthſchaft hat auf den Charakter der Einwohner entſchiedenen Einfluß. Das Entſetzen über jenes ungeheure Ereigniß, die Furcht vor einem ähnlichen, treibt ſie der Freuden des Augenblicks mit gutmüthigem Frohſinn zu genießen. Die Sorge vor neuem Unheil ward am einundzwanzigſten April, alſo ungefähr vor zwanzig Tagen, erneuert, ein merklicher Erdſtoß erſchütterte den Boden abermals. Man zeigte uns eine kleine Kirche, wo eine Maſſe Menſchen, gerade in dem Augenblick zuſammengedrängt, dieſe Erſchütterung empfanden. Einige Perſonen die darin geweſen, ſchienen ſich von ihrem Schrecken noch nicht erholt zu haben.

Bei'm Aufſuchen und Betrachten dieſer Gegenſtände leitete uns ein freundlicher Conſul, der, unaufgefordert, vielfache Sorge für uns trug — in dieſer Trümmerwüſte mehr als irgendwo dankbar anzuerkennen. Zugleich auch, da er vernahm daß wir bald abzureiſen wünſchten, machte er uns einem Franzöſiſchen Kauffahrer bekannt, der im Begriff ſtehe nach Neapel zu ſegeln. Doppelt erwünſcht, da die weiße Flagge vor den Seeräubern ſichert.

Eben hatten wir unſern gütigen Führer den Wunſch zu erkennen gegeben, eine der größern, obgleich auch nur einſtöckigen Hütten inwendig, ihre Einrichtung und extemporirte Haushaltung zu ſehen, als ein freundlicher Mann ſich an uns anſchloß, der ſich bald als Franzöſiſcher Sprachmeiſter bezeichnete, welchem der Conſul, nach vollbrachtem Spaziergange, unſern Wunſch ſolch ein Gebäude zu ſehen eröffnete, mit dem Erſuchen uns bei ſich einzuführen und mit den Seinigen bekannt zu machen.

Wir traten in die mit Bretern beſchlagene und gedeckte Hütte. Der Eindruck war völlig wie der jener Meßbuden, wo man wilde Thiere oder ſonſtige Abenteuer für Geld ſehen läßt: das Zimmerwerk an den Wänden wie am Dache ſichtbar, ein grüner Vorhang ſonderte den vordern Raum, der nicht gedielt, tennenartig geſchlagen ſchien. Stühle und Tiſche befanden ſich da, nichts weiter von Hausgeräthe. Erleuchtet war der Platz von oben durch zufällige Oeffnungen der Breter. Wir discurirten eine

Zeit lang und ich betrachtete mir die grüne Hülle und das darüber ſichtbare innere Dachgebälke, als auf einmal, hüben und drüben des Vorhangs, ein paar allerliebſte Mädchenköpfchen neugierigheraus guckten, ſchwarzäugig, ſchwarzlockig, die aber ſobald ſie ſich bemerkt ſahen wie der Blitz verſchwanden, auf Anſuchen des Conſuls jedoch, nach ſo viel verfloſſener Zeit als nöthig war ſich anzuziehen, auf wohlgeputzten und niedlichen Körperchen wieder hervortraten und ſich mit ihren bunten Kleidern gar zierlich vor dem grünen Teppich ausnahmen. Aus ihren Fragen konnten wir wohl merken daß ſie uns für fabelhafte Weſen aus einer andern Welt hielten, in welchem liebenswürdigen Irrthum ſie unſere Antworten nur mehr beſtärken mußten. Auf eine heitere Weiſe mahlte der Conſul unſere mährchenhafte Erſcheinung aus; die Unterhaltung war ſehr angenehm, ſchwer ſich zu trennen. Vor der Thür erſt fiel uns auf, daß wir die innern Räume nicht geſehen und die Hausconſtruction über die Bewohnerinnen vergeſſen hatten.

Meſſina, Sonnabend den 12 May 1787.

Der Conſul, unter andern, ſagte daß es wo nicht unumgänglich nöthig doch wohl gethan ſey dem Gouverneur aufzuwarten, der, ein wunderlicher alter Mann, nach Laune und Vorurtheil eben ſo gut ſchaden als nutzen könne; dem Conſul werde es zu Gunſten gerechnet, wenn

er bedeutende Fremde vorſtelle, auch wiſſe der Ankömmling nie, ob er dieſes Mannes auf eine oder andere Weiſe bedürfe. Dem Freunde zu gefallen ging ich mit.

In's Vorzimmer tretend hörten wir drinne ganz entſetzlichen Lärm, ein Laufer mit Pulcinell-Gebärden raunte dem Conſul in's Ohr: böſer Tag! gefährliche Stunde! Doch traten wir hinein und fanden den uralten Gouverneur, uns den Rücken zugewandt, zunächſt des Fenſters an einem Tiſche ſitzen. Große Haufen vergelbter alter Briefſchaften lagen vor ihm, von denen er die unbeſchriebenen Blätter mit größter Gelaſſenheit abſchnitt und ſeinen haushältiſchen Charakter dadurch zu erkennen gab. Während dieſer friedlichen Beſchäftigung ſchalt und fluchte er fürchterlich auf einen anſtändigen Mann los, der, ſeiner Kleidung nach, mit Malta verwandt ſeyn konnte und ſich mit vieler Gemüthsruhe und Präciſion vertheidigte, wozu ihm jedoch wenig Raum blieb. Der Geſcholtene und Angeſchriene ſuchte mit Faſſung einen Verdacht abzulehnen, den der Gouverneur, ſo ſchien es, auf ihn, als einen ohne Befugniß mehrmals An- und Abreiſenden, mochte geworfen haben, der Mann berief ſich auf ſeine Päſſe und bekannten Verhältniſſe in Neapel. Dieß aber half alles nichts, der Gouverneur zerſchnitt ſeine alten Briefſchaften, ſonderte das weiße Papier ſorgfältig und tobte fortwährend.

Außer uns beiden ſtanden noch etwa zwölf Perſonen in einem weiten Kreiſe, dieſes Thiergefechtes Zeugen,

uns wahrſcheinlich den Platz an der Thüre beneidend, als gute Gelegenheit wenn der Erzürnte allenfalls den Krückenſtock erheben und dreinſchlagen ſollte. Die Geſichtszüge des Conſuls hatten ſich bei dieſer Scene merklich verlängert; mich tröſtete des Laufers poſſenhafte Nähe, der, draußen vor der Schwelle, hinter mir allerlei Faxen ſchnitt, mich, wenn ich manchmal umblickte, zu beruhigen, als habe das ſo viel nicht zu bedeuten.

Auch entwirrte ſich der gräßliche Handel noch ganz gelinde, der Gouverneur ſchloß damit: es halte ihn zwar nichts ab den Betretenen einzuſtecken und in Verwahrung zappeln zu laſſen, allein es möge dießmal hingehen, er ſolle die paar beſtimmten Tage in Meſſina bleiben, alsdann aber ſich fortpacken und niemals wiederkehren. Ganz ruhig, ohne die Miene zu verändern, beurlaubte ſich der Mann, grüßte anſtändig die Verſammlung und uns beſonders, die er durchſchneiden mußte um zur Thüre zu gelangen. Als der Gouverneur ihm noch etwas nachzuſchelten ſich ingrimmig umkehrte, erblickte er uns, faßte ſich ſogleich, winkte dem Conſul und wir traten an ihn heran.

Ein Mann von ſehr hohem Alter, gebückten Hauptes, unter grauen ſtruppigen Augenbrauen ſchwarze, tiefliegende Blicke hervorſendend; nun ein ganz anderer als kurz zuvor. Er hieß mich zu ſich ſitzen, fragte, in ſeinem Geſchäft ununterbrochen fortfahrend, nach mancherlei, worüber ich ihm Beſcheid gab, zuletzt fügte er hinzu:

ich ſey ſo lange ich hier bliebe zu ſeiner Tafel geladen. Der Conſul, zufrieden wie ich, ja noch zufriedener weil er die Gefahr der wir entronnen beſſer kannte, flog die Treppe hinunter und mir war alle Luſt vergangen dieſer Löwenhöhle je wieder nah' zu treten.

Meſſina, Sonntag den 13 May 1787.

Zwar bei hellſtem Sonnenſchein in einer angenehmern Wohnung erwachend fanden wir uns doch immer in dem unſeligen Meſſina. Einzig unangenehm iſt der Anblick der ſogenannten Palazzata, einer ſichelförmigen Reihe von wahrhaften Paläſten, die, wohl in der Länge einer Viertelſtunde, die Rhede einſchließen und bezeichnen. Alles waren ſteinerne, vierſtockige Gebäude, von welchen mehrere Vorderſeiten bis auf's Hauptgeſims noch völlig ſtehen, andere bis auf den dritten, zweyten, erſten Stock heruntergebrochen ſind; ſo daß dieſe ehemalige Prachtreihe nun auf's widerlichſte zahnlückig erſcheint und auch durchlöchert: denn der blaue Himmel ſchaut beinahe durch alle Fenſter. Die inneren eigentlichen Wohnungen ſind ſämmtlich zuſammengeſtürzt.

An dieſem ſeltſamen Phänomen iſt Urſache, daß, nach der von Reichen begonnenen architektoniſchen Prachtanlage, weniger begüterte Nachbarn, mit dem Scheine wetteifernd, ihre alten, aus größern und kleinern Flußgeſchieben und vielem Kalk zuſammengekneteten Häuſer hin-

hinter neuen aus Quaderſtücken aufgeführten Vorderſeiten verſteckten. Jenes an ſich ſchon unſichere Gefüge mußte, von der ungeheuern Erſchütterung aufgelöſ't und zerbröckelt, zuſammenſtürzen; wie man denn unter manchen bei ſo großem Unglück vorgekommenen wunderbaren Rettungen auch folgendes erzählt: der Bewohner eines ſolchen Gebäudes ſey im furchtbaren Augenblick gerade in die Mauervertiefung eines Fenſters getreten, das Haus aber hinter ihm völlig zuſammengeſtürzt und ſo habe er, in der Höhe gerettet, den Augenblick ſeiner Befreiung aus dieſem luftigen Kerker beruhigt abgewartet. Daß jene aus Mangel naher Bruchſteine ſo ſchlechte Bauart hauptſächlich ſchuld an dem völligen Ruin der Stadt geweſen, zeigt die Bebarrlichkeit ſolider Gebäude. Der Jeſuiten Collegium und Kirche, von tüchtigen Quadern aufgeführt, ſtehen noch unverletzt in ihrer anfänglichen Tüchtigkeit. Dem ſey aber wie ihm wolle, Meſſina's Anblick iſt äußerſt verdrießlich und erinnert an die Urzeiten wo Sikaner und Sikuler dieſen unruhigen Erdboden verließen und die weſtliche Küſte Siciliens bebauten.

Und ſo brachten wir unſern Morgen zu, gingen dann im Gaſthof ein frugales Mahl zu verzehren. Wir ſaßen noch ganz vergnügt beiſammen, als der Bediente des Conſuls athemlos hereinſprang und mir verkündigte: der Gouverneur laſſe mich in der ganzen Stadt ſuchen; er habe mich zur Tafel geladen und nun bleibe ich aus. Der

Conſul laſſe mich auf's inſtändigſte bitten, auf der Stelle hinzugehen, ich möchte geſpeiſ't haben oder nicht, möchte aus Vergeſſenheit oder aus Vorſatz die Stunde verſäumt haben. Nun fühlte ich erſt den unglaublichen Leichtſinn womit ich die Einladung des Cyklopen aus dem Sinne geſchlagen, froh daß ich das erſtemal entwiſcht. Der Bediente ließ mich nicht zaudern, ſeine Vorſtellungen waren die dringendſten und triftigſten: der Conſul riskire, hieß es, daß jener wüthende Deſpot ihn und die ganze Nation auf den Kopf ſtelle.

Indeſſen ich nun Haare und Kleider zurechte putzte, faßte ich mir ein Herz und folgte mit heiterm Sinne meinem Führer, Odyſſeus den Patron anrufend und mir ſeine Vorſprache bei Pallas Athene erbittend.

In der Höhle des Löwen angelangt, ward ich vom luſtigen Laufer in einen großen Speiſeſaal geführt, wo etwa vierzig Perſonen, ohne daß man einen Laut vernommen hätte, an einer länglichrunden Tafel ſaßen. Der Platz zur Rechten des Gouverneurs war offen, wohin mich der Laufer geleitete.

Nachdem ich den Hausherrn und die Gäſte mit einer Verbeugung gegrüßt, ſetzte ich mich neben ihn, entſchuldigte mein Außenbleiben mit der Weitläuftigkeit der Stadt und dem Irrthum in welchen mich die ungewöhnliche Stundenzahl ſchon mehrmals geführt. Er verſetzte mit glühendem Blick: man habe ſich in fremden Landen nach den jedesmaligen Gewohnheiten zu erkundi-

gen und zu richten. Ich erwiderte, dieß ſey jederzeit mein Beſtreben, nur hätte ich gefunden, daß bei den beſten Vorſätzen man gewöhnlich die erſten Tage, wo uns ein Ort noch neu und die Verhältniſſe unbekannt ſeyen, in gewiſſe Fehler verfalle, welche unverzeihlich ſcheinen müßten, wenn man nicht die Ermüdung der Reiſe, die Zerſtreuung durch Gegenſtände, die Sorge für ein leidliches Unterkommen, ja ſogar für eine weitere Reiſe als Gründe der Entſchuldigung möchte gelten laſſen.

Er fragte darauf, wie lange ich hier zu bleiben gedächte. Ich verſetzte, daß ich mir einen recht langen Aufenthalt wünſche, damit ich ihm die Dankbarkeit für die mir erwieſene Gunſt durch die genaueſte Befolgung ſeiner Befehle und Anordnungen bethätigen könnte. Nach einer Pauſe fragte er ſodann: was ich in Meſſina geſehen habe. Ich erzählte kürzlich meinen Morgen mit einigen Bemerkungen und fügte hinzu, daß ich am meiſten bewundert die Reinlichkeit und Ordnung in den Straßen dieſer zerſtörten Stadt. Und wirklich war bewunderungswürdig, wie man die ſämmtlichen Straßen von Trümmern gereinigt, indem man den Schutt in die zerfallenen Mauerſtätten ſelbſt geworfen, die Steine dagegen an die Häuſer angereiht, und dadurch die Mitte der Straßen frei, dem Handel und Wandel offen wieder übergeben. Hiebei konnte ich dem Ehrenmanne mit der Wahrheit ſchmeicheln, indem ich ihm verſicherte, daß

alle Meſſineſer dankbar erkennten dieſe Wohlthat ſeiner Vorſerge ſchuldig zu ſeyn. — Erkennen ſie es, brummte er, haben ſie doch früher genug über die Härte geſchrien mit der man ſie zu ihrem Vortheile nöthigen mußte. Ich ſprach von weiſen Abſichten der Regierung, von höhern Zwecken die erſt ſpäter eingeſehen und geſchätzt werden könnten und dergleichen. Er fragte, ob ich die Jeſuitenkirche geſehen habe, welches ich verneinte; worauf er mir denn zuſagte daß er mir ſie wolle zeigen laſſen und zwar mit allem Zubehör.

Während dieſem durch wenige Pauſen unterbrochenen Geſpräche ſah ich die übrige Geſellſchaft in dem tiefſten Stillſchweigen, nicht mehr ſich bewegen als nöthig die Biſſen zum Munde zu bringen. Und ſo ſtanden ſie, als die Tafel aufgehoben und der Kaffee gereicht war, wie Wachspuppen rings an den Wänden. Ich ging auf den Hausgeiſtlichen los, der mir die Kirche zeigen ſollte, ihm zum voraus für ſeine Bemühungen zu danken; er wich zur Seite, indem er demüthig verſicherte, die Befehle Ihro Excellenz habe er ganz allein vor Augen. Ich redete darauf einen jungen, nebenſtehenden Fremden an, dem es auch, ob er gleich ein Franzoſe war, nicht ganz wohl in ſeiner Haut zu ſeyn ſchien; denn auch er war verſtummt und erſtarrt wie die ganze Geſellſchaft, worunter ich mehrere Geſichter ſah, die der geſtrigen Scene mit dem Malteſerritter bedenklich beigewohnt hatten.

Der Gouverneur entfernte ſich und nach einiger Zeit

ſagte mir der Geiſtliche: es ſey nun an der Stunde zu gehen. Ich folgte ihm, die übrige Geſellſchaft hatte ſich ſtille ſtille verloren. Er führte mich an das Portal der Jeſuitenkirche, das, nach der bekannten Architektur dieſer Väter, prunkhaft und wirklich impoſant in die Luft ſteht. Ein Schließer kam uns ſchon entgegen und lud zum Eintritt, der Geiſtliche hingegen hielt mich zurück, mit der Weiſung, daß wir zuvor auf den Gouverneur zu warten hätten. Dieſer fuhr auch bald heran, hielt auf dem Platze unfern der Kirche und winkte, worauf wir drey ganz nah an ſeinem Kutſchenſchlag uns vereinigten. Er gebot dem Schließer daß er mir nicht allein die Kirche in allen ihren Theilen zeigen, ſondern auch die Geſchichte der Altäre und anderer Stiftungen umſtändlich erzählen ſolle: ferner habe er auch die Sacriſteyen aufzuſchließen und mich auf alles das darin enthaltene Merkwürdige aufmerkſam zu machen. Ich ſey ein Mann den er ehren wolle, der alle Urſache haben ſolle in ſeinem Vaterlande rühmlich von Meſſina zu ſprechen. Verſäumen Sie nicht, ſagte er darauf zu mir gewandt mit einem Lächeln, in ſofern ſeine Züge deſſen fähig waren, verſäumen Sie nicht ſo lange Sie hier ſind zur rechten Stunde an Tafel zu kommen, Sie ſollen immer wohl empfangen ſeyn. Ich hatte kaum Zeit ihm hierauf verehrlich zu erwidern. Der Wagen bewegte ſich fort.

Von dieſem Augenblick an ward auch der Geiſtliche heiterer, wir traten in die Kirche. Der Caſtellan, wie

man ihn wohl in dieſem entgottesdienſteten Zauberpalaſte nennen dürfte, ſchickte ſich an, die ihm ſcharf empfohlene Pflicht zu erfüllen, als der Conſul und Kniep in das leere Heiligthum herein ſtürzten, mich umarmten und eine leidenſchaftliche Freude ausdrückten, mich, den ſie ſchon in Gewahrſam geglaubt, wieder zu ſehen. Sie hatten in Höllenangſt geſeſſen, bis der gewandte Laufer, wahrſcheinlich vom Conſul gut penſionirt, einen glücklichen Ausgang des Abenteuers unter hundert Poſſen erzählte, worauf denn ein erheiternder Frohſinn ſich über die beiden ergoß, die mich ſogleich aufſuchten, als die Aufmerkſamkeit des Gouverneurs wegen der Kirche ihnen bekannt geworden.

Indeſſen ſtanden wir vor dem Hochaltare, die Auslegung alter Koſtbarkeiten vernehmend. Säulen von Lapis Lazuli, durch bronzene, vergoldete Stäbe gleichſam cannelirt, nach Florentiniſcher Art eingelegte Pilaſter und Füllungen; die prächtigen Sicilianiſchen Achate in Ueberfluß, Erz und Vergoldung ſich wiederholend und alles verbindend.

Nun war es aber eine wunderbare contrapunctiſche Fuge, wenn Kniep und der Conſul die Verlegenheit des Abenteuers, der Vorzeiger dagegen die Koſtbarkeiten der noch wohl erhaltenen Pracht verſchränkt vortrugen, beide von ihrem Gegenſtand durchdrungen; wobei ich denn das doppelte Vergnügen hatte, den Werth meines glücklichen Entkommens zu fühlen und zugleich die Sici-

lianiſchen Gebirgsproducte, um die ich mir ſchon manche Mühe gegeben, architektoniſch angewendet zu ſehen.

Die genaue Kenntniß der einzelnen Theile woraus dieſer Prunk zuſammengeſetzt war, verhalf mir zur Entdeckung, daß der ſogenannte Lapis Lazuli jener Säulen eigentlich nur Calcara ſey, aber freilich von ſo ſchöner Farbe als ich ſie noch nicht geſehn und herrlich zuſammengefügt. Aber auch ſo blieben dieſe Säulen noch immer ehrwürdig: denn es ſetzt eine ungeheure Menge jenes Materials voraus, um Stücke von ſo ſchöner und gleicher Farbe ausſuchen zu können und dann iſt die Bemühung des Schneidens, Schleifens und Polirens höchſt bedeutend. Doch was war jenen Vätern unüberwindlich?

Der Conſul hatte indeſſen nicht aufgehört mich über mein bedrohliches Schickſal aufzuklären. Der Gouverneur nämlich, mit ſich ſelbſt unzufrieden daß ich von ſeinem gewaltſamen Betragen gegen den Quaſi-Malteſer gleich bei'm erſten Eintritt Zeuge geweſen, habe ſich vorgenommen mich beſonders zu ehren und ſich darüber einen Plan feſtgeſetzt, dieſer habe durch mein Außenbleiben gleich zu Anfang der Ausführung einen Strich erlitten. Nach langem Warten ſich endlich zur Tafel ſetzend, habe der Deſpot ſein ungeduldiges Mißvergnügen nicht verbergen können und die Geſellſchaft ſey in Furcht geſtanden, entweder bei meinem Kommen oder nach aufgehobener Tafel eine Scene zu erleben.

Indeſſen ſuchte der Küſter immer wieder das Wort

zu erhaſchen, öffnete die geheimen Räume, nach ſchönen Verhältniſſen gebaut, anſtändig ja prächtig verziert, auch war darin noch manches bewegliche Kirchengeräthe übrig geblieben, dem Ganzen gemäß geformt und geputzt. Von edeln Metallen ſah ich nichts, ſo wenig als von ältern und neuern ächten Kunſtwerken.

Unſere Italiäniſch-Deutſche Fuge, denn Pater und Küſter pſalmodirten in der erſten, Kniep und Conſul in der zweyten Sprache, neigte ſich zu Ende, als ein Officier ſich zu uns geſellte den ich bei Tafel geſehen. Er gehörte zum Gefolge des Gouverneurs. Dieß konnte wieder einige Beſorgniß erregen, beſonders da er ſich erbot mich an den Hafen zu führen, wo er mich an Puncte bringen wolle, die Fremden ſonſt unzugänglich ſeyen. Meine Freunde ſahen ſich an, ich ließ mich jedoch nicht abhalten allein mit ihm zu gehen. Nach einigen gleichgültigen Geſprächen, begann ich ihn zutraulich anzureden und geſtand: bei Tafel gar wohl bemerkt zu haben, daß mehrere ſtille Beiſitzer mir durch ein freundliches Zeichen zu verſtehen gegeben, daß ich nicht unter weltfremden Menſchen allein, ſondern unter Freunden, ja Brüdern mich befinde und deßhalb nichts zu beſorgen habe. Ich halte für Pflicht ihm zu danken und um Erſtattung gleichen Danks an die übrigen Freunde zu erſuchen. Hierauf erwiderte derſelbe: daß ſie mich um ſo mehr zu beruhigen geſucht, als ſie bei Kenntniß der Gemüthsart ihres Vorgeſetzten für mich eigentlich nichts

befürchtet hätten; denn eine Explosion wie die gegen den Malteser sey nur selten und gerade wegen einer solchen mache sich der würdige Greis selbst Vorwürfe, hüte sich lange, lebe dann eine Weile in einer sorglosen Sicherheit seiner Pflicht, bis er denn endlich, durch einen unerwarteten Vorfall überrascht, wieder zu neuen Heftigkeiten hingerissen werde. Der wackere Freund setzte hinzu, daß ihm und seinen Genossen nichts wünschenswerther wäre, als mit mir sich genauer zu verbinden, weßhalb ich die Gefälligkeit haben möchte mich näher zu bezeichnen, wozu sich heute Nacht die beste Gelegenheit finden werde. Ich wich diesem Verlangen höflich aus, indem ich ihn bat mir eine Grille zu verzeihen: ich wünsche nämlich auf Reisen bloß als Mensch angesehen zu werden, könne ich als ein solcher Vertrauen erregen und Theilnahme erlangen, so sey es mir angenehm und erwünscht; in andere Verhältnisse einzugehen verböten mir mancherlei Gründe.

Ueberzeugen wollt' ich ihn nicht, denn ich durfte ja nicht sagen was eigentlich mein Grund war. Merkwürdig genug aber schien mir's, wie schön und unschuldig die wohldenkenden Männer unter einem despotischen Regiment sich zu eignem und zu der Fremdlinge Schutz verbündet hatten. Ich verhehlte ihm nicht daß ich ihre Verhältnisse zu andern Deutschen Reisenden recht wohl kenne, verbreitete mich über die löblichen Zwecke die erreicht werden sollten und setzte ihn immer mehr in Er-

ſtaunen über meine vertrauliche Hartnäckigkeit. Er verſuchte alles Mögliche mich aus meinem Incognito hervorzuziehen, welches ihm nicht gelang, theils, weil ich einer Gefahr entrinnen mich nicht zwecklos in eine andere begeben konnte, theils, weil ich gar wohl bemerkte die Anſichten dieſer wackern Inſulaner ſeyen von den meinigen ſo ſehr verſchieden, daß ihnen mein näherer Umgang weder Freude noch Troſt bringen könne.

Dagegen wurden Abends mit dem theilnehmenden und thätigen Conſul noch einige Stunden verbracht, der denn auch die Scene mit dem Malteſer aufklärte. Es ſey dieſer zwar kein eigentlicher Abenteurer, aber ein unruhiger Ortwechſler. Der Gouverneur, aus einer großen Familie, wegen Ernſt und Tüchtigkeit verehrt, wegen bedeutender Dienſte geſchätzt, ſtehe doch im Rufe unbegränzten Eigenwillens, zaumloſer Heftigkeit und ehernen Starrſinns. Argwöhniſch als Greis und Deſpot, mehr beſorgt als überzeugt daß er Feinde bei Hofe habe, haſſe er ſolche hin und wieder ziehende Figuren, die er durchaus für Spione halte. Dießmal ſey ihm der Rothrock in die Quer gekommen, da er nach einer ziemlichen Pauſe ſich wieder einmal im Zorn habe ergehen müſſen, um die Leber zu befreien.

Meſſina und auf der See, Montag
den 13 May 1787.

Beide wir erwachten mit gleicher Empfindung, verdrießlich, daß wir durch den erſten wüſten Anblick von Meſſina zur Ungeduld gereizt, uns entſchloſſen hatten mit dem Franzöſiſchen Kauffahrer die Rückfahrt abzuſchließen. Nach dem glücklich beendigten Abenteuer mit dem Gouverneur, bei dem Verhältniß zu wackern Männern, denen ich mich nur näher zu bezeichnen brauchte, aus dem Beſuch bei meinem Banquier, der auf dem Lande in der angenehmſten Gegend wohnte, ließ ſich für einen längern Aufenthalt in Meſſina das Angenehmſte hoffen. Kniep, von ein paar hübſchen Kindern wohl unterhalten, wünſchte nichts mehr als die längere Dauer des ſonſt verhaßten Gegenwindes. Indeſſen war die Lage unangenehm, alles mußte gepackt bleiben und wir jeden Augenblick bereit ſeyn zu ſcheiden.

So geſchah denn auch dieſer Aufruf gegen Mittag, wir eilten an Bord und fanden unter der am Ufer verſammelten Menge auch unſern guten Conſul, von dem wir dankbar Abſchied nahmen. Der gelbe Laufer drängte ſich auch herbei, ſeine Ergötzlichkeiten abzuholen. Dieſer ward nun belohnt und beauftragt, ſeinem Herrn unſere Abreiſe zu melden und mein Außenbleiben von Tafel zu entſchuldigen. — Wer abſegelt iſt entſchuldigt! rief er aus, ſodann mit einem ſeltſamen Sprung ſich umkehrend war er verſchwunden.

Im Schiffe selbst sah es nun anders aus als auf der Neapolitanischen Corvette; doch beschäftigte uns, bei allmählicher Entfernung vom Ufer, die herrliche Ansicht des Palastcirkels, der Citadelle, der hinter der Stadt aufsteigenden Berge. Calabrien an der andern Seite. Nun der freie Blick in die Meerenge nord- und südwärts, bei einer ausgedehnten, an beiden Seiten schön beuferten Breite. Als wir dieses nach und nach anstaunten, ließ man uns links, in ziemlicher Ferne, einige Bewegung im Wasser, rechts aber, etwas näher, einen vom Ufer sich auszeichnenden Felsen bemerken, jene als Charybdis, diesen als Scylla. Man hat sich bei Gelegenheit beider, in der Natur so weit aus einander stehenden, von dem Dichter so nah zusammengerückten Merkwürdigkeiten über die Fabeley der Poeten beschwert und nicht bedacht, daß die Einbildungskraft aller Menschen durchaus Gegenstände, wenn sie sich solche bedeutend vorstellen will, höher als breit imaginirt und dadurch dem Bilde mehr Charakter, Ernst und Würde verschafft. Tausendmal habe ich klagen hören, daß ein durch Erzählung gekannter Gegenstand in der Gegenwart nicht mehr befriedige; die Ursache hievon ist immer dieselbe: Einbildung und Gegenwart verhalten sich wie Poesie und Prosa, jene wird die Gegenstände mächtig und steil denken, diese sich immer in die Fläche verbreiten. Landschaftsmahler des sechzehnten Jahrhunderts gegen die unsrigen gehalten, geben das auffallendste Beispiel.

Eine Zeichnung von Jodocus Momper neben einem Kniep'schen Contour würde den ganzen Contrast sichtbar machen.

Mit solchen und ähnlichen Gesprächen unterhielten wir uns, indem selbst für Kniep die Küsten, welche zu zeichnen er schon Anstalt getroffen hatte, nicht reizend genug waren.

Mich aber befiel abermals die unangenehme Empfindung der Seekrankheit, und hier war dieser Zustand nicht wie bei der Ueberfahrt durch bequeme Absonderung gemildert; doch fand sich die Cajüte groß genug um mehrere Personen einzunehmen, auch an guten Matratzen war kein Mangel. Ich nahm die horizontale Stellung wieder an, in welcher mich Kniep gar vorsorglich mit rothem Wein und gutem Brod ernährte. In dieser Lage wollte mir unsere ganze Sicilianische Reise in keinem angenehmen Lichte erscheinen. Wir hatten doch eigentlich nichts gesehen, als durchaus eitle Bemühungen des Menschengeschlechts sich gegen die Gewaltsamkeit der Natur, gegen die hämische Tücke der Zeit und gegen den Groll ihrer eigenen feindseligen Spaltungen zu erhalten. Die Karthager, Griechen und Römer und so viele nachfolgende Völkerschaften haben gebaut und zerstört. Selinunt liegt methodisch umgeworfen, die Tempel von Girgenti niederzulegen waren zwey Jahrtausende nicht hinreichend, Catania und Messina zu verderben wenige Stunden, wo nicht gar Augenblicke. Diese

wahrhaft seekranken Betrachtungen eines auf der Woge des Lebens hin und wieder Geschaukelten ließ ich nicht Herrschaft gewinnen.

Auf der See, Dienstag den 13 May 1787.

Meine Hoffnung dießmal schneller nach Neapel zu gelangen, oder von der Seekrankheit eher befreit zu seyn, war nicht eingetroffen. Verschiedenemal versuchte ich, durch Kniep angeregt, auf das Verdeck zu treten, allein der Genuß eines so mannichfaltigen Schönen war mir versagt, nur einige Vorfälle ließen mich meinen Schwindel vergessen. Der ganze Himmel war mit einem weißlichen Wolkendunst umzogen, durch welchen die Sonne, ohne daß man ihr Bild hätte unterscheiden können, das Meer überleuchtete, welches die schönste Himmelsbläue zeigte die man nur sehen kann. Eine Schaar Delphine begleitete das Schiff, schwimmend und springend blieben sie ihm immer gleich. Mich däucht sie hatten das aus der Tiefe und Ferne ihnen als ein schwarzer Punct erscheinende Schwimmgebäude für irgend einen Raub und willkommene Zehrung gehalten. Vom Schiff aus wenigstens behandelte man sie nicht als Geleitsmänner, sondern wie Feinde: einer ward mit dem Harpun getroffen, aber nicht herangebracht.

Der Wind blieb ungünstig, den unser Schiff in verschiedenen Richtungen fortstreichend nur überlisten konnte.

Die Ungeduld hierüber ward vermehrt als einige erfahrne Reisende versicherten: weder Hauptmann noch Steurer verstünden ihr Handwerk, jener möge wohl als Kaufmann, dieser als Matrose gelten, für den Werth so vieler Menschen und Güter seyen sie nicht geeignet einzustehen.

Ich ersuchte diese übrigens braven Personen ihre Besorgnisse geheim zu halten. Die Anzahl der Passagiere war groß, darunter Weiber und Kinder von verschiedenem Alter, denn alles hatte sich auf das Französische Fahrzeug gedrängt, die Sicherheit der weißen Flagge vor Seeräubern, sonst nichts weiter bedenkend. Ich stellte vor, daß Mißtrauen und Sorge jeden in die peinlichste Lage versetzen würde, da bis jetzt alle in der farb- und wappenlosen Leinwand ihr Heil gesehen.

Und wirklich ist zwischen Himmel und Meer dieser weiße Zipfel als entscheidender Talisman merkwürdig genug. Wie sich Abfahrende und Zurückbleibende noch mit geschwungenen weißen Taschentüchern begrüßen und dadurch, wechselseitig, ein sonst nie zu empfindendes Gefühl der scheidenden Freundschaft und Neigung erregen, so ist hier in dieser einfachen Fahne der Ursprung geheiligt; eben als wenn einer sein Taschentuch an eine Stange befestigte, um der ganzen Welt anzukündigen, es komme ein Freund über Meer.

Mit Wein und Brod von Zeit zu Zeit erquickt, zum Verdruß des Hauptmanns, welcher verlangte daß ich

essen sollte was ich bezahlt hatte, konnte ich doch auf dem Verdeck sitzen und an mancher Unterhaltung Theil nehmen. Kniep wußte mich zu erheitern indem er nicht wie auf der Corvette über die vortreffliche Kost triumphirend meinen Neid zu erregen suchte, mich vielmehr dießmal glücklich pries daß ich keinen Appetit habe.

Montag den 11 May 1787.

Und so war der Nachmittag vorbeigegangen ohne daß wir unsern Wünschen gemäß in den Golf von Neapel eingefahren wären. Wir wurden vielmehr immer westwärts getrieben, und das Schiff, indem es sich der Insel Capri näherte, entfernte sich immer mehr von dem Cap Minerva. Jederman war verdrießlich und ungeduldig, wir beiden aber, die wir die Welt mit mahlerischen Augen betrachteten, konnten damit sehr zufrieden seyn, denn bei Sonnenuntergang genossen wir des herrlichsten Anblicks den uns die ganze Reise gewährt hatte. In dem glänzendsten Farbenschmuck lag Cap Minerva mit den daranstoßenden Gebirgen vor unsern Augen, indeß die Felsen die sich südwärts hinabziehen, schon einen blaulichen Ton angenommen hatten. Vom Cap an zog sich die ganze erleuchtete Küste bis Sorrent hin. Der Vesuv war uns sichtbar, eine ungeheure Dampfwolke über ihm aufgethürmt, von der sich ostwärts ein langer Streif weit hinzog, so daß wir den stärksten Ausbruch vermuthen

then konnten. Links lag Capri ſteil in die Höhe ſtrebend; die Formen ſeiner Felswände konnten wir durch den durchſichtigen, bläulichen Dunſt vollkommen unterſcheiden. Unter einem ganz reinen, wolkenloſen Himmel glänzte das ruhige, kaum bewegte Meer, das bei einer völligen Windſtille endlich wie ein klarer Teich vor uns lag. Wir entzückten uns an dem Anblick, Kniep trauerte daß alle Farbenkunſt nicht hinreiche dieſe Harmonie wiederzugeben, ſo wie der feinſte Engliſche Bleiſtift die geübteſte Hand nicht in den Stand ſetze dieſe Linien nachzuziehen. Ich dagegen, überzeugt daß ein weit geringeres Andenken als dieſer geſchickte Künſtler zu erhalten vermochte in der Zukunft höchſt wünſchenswerth ſeyn würde, ich ermunterte ihn Hand und Auge zum letztenmal anzuſtrengen; er ließ ſich bereden und lieferte eine der genauſten Zeichnungen die er nachher colorirte und ein Beiſpiel zurückließ, daß bildlicher Darſtellung das Unmögliche möglich wird. Den Uebergang vom Abend zur Nacht verfolgten wir mit eben ſo begierigen Augen. Capri lag nun ganz finſter vor uns und zu unſerm Erſtaunen entzündete ſich die veſuviſche Wolke ſo wie auch der Wolkenſtreif, je länger je mehr, und wir ſahen zuletzt einen anſehnlichen Strich der Atmoſphäre im Grunde unſeres Bildes erleuchtet, ja wetterleuchten.

Ueber dieſe uns ſo willkommenen Scenen hatten wir unbemerkt gelaſſen, daß uns ein großes Unheil bedrohe; doch ließ uns die Bewegung unter den Paſſagieren nicht

lange in Ungewißheit. Sie der Meeresereigniſſe kundiger als wir, machten dem Schiffsherrn und ſeinem Steuermanne bittre Vorwürfe; daß über ihre Ungeſchicklichkeit nicht allein die Meerenge verfehlt ſey, ſondern auch die ihnen anvertraute Perſonenzahl, Güter und alles umzukommen in Gefahr ſchwebe. Wir erkundigten uns nach der Urſache dieſer Unruhe, indem wir nicht begriffen, daß bei völliger Windſtille irgend ein Unheil zu befürchten ſey. Aber eben dieſe Windſtille machte jene Männer troſtlos: wir befinden uns, ſagten ſie, ſchon in der Strömung die ſich um die Inſel bewegt und durch einen ſonderbaren Wellenſchlag ſo langſam als unwiderſtehlich nach dem ſchroffen Felſen hinzieht, wo uns auch nicht ein fußbreit Vorſprung oder Bucht zur Rettung gegeben iſt.

Aufmerkſam druch dieſe Reden, betrachteten wir nun unſer Schickſal mit Grauen: denn obgleich die Nacht die zunehmende Gefahr nicht unterſcheiden ließ, ſo bemerkten wir doch daß das Schiff, ſchwankend und ſchwippend, ſich den Felſen näherte, die immer finſterer vor uns ſtanden, während über das Meer hin noch ein leichter Abendſchimmer verbreitet lag. Nicht die geringſte Bewegung war in der Luft zu bemerken: Schnupftücher und leichte Bänder wurden von jedem in die Höhe und in's Freie gehalten, aber keine Andeutung eines erwünſchten Hauches zeigte ſich. Die Menge ward immer lauter und wilder. Nicht etwa betend knieten die Weiber

mit ihren Kindern auf dem Verdeck, ſondern, weil der Raum zu eng war ſich darauf zu bewegen, lagen ſie gedrängt an einander. Sie noch mehr als die Männer, welche beſonnen auf Hülfe und Rettung dachten, ſchalten und tobten gegen den Capitän. Nun ward ihm alles vorgeworfen was man auf der ganzen Reiſe ſchweigend zu erinnern gehabt: für theures Geld einen ſchlechten Schiffsraum, geringe Koſt, ein zwar nicht unfreundliches aber doch ſtummes Betragen. Er hatte niemand von ſeinen Handlungen Rechenſchaft gegeben, ja ſelbſt noch den letzten Abend ein hartnäckiges Stillſchweigen über ſeine Manöuvres beobachtet. Nun hieß er und der Steuermann hergelaufene Krämer, die, ohne Kenntniß der Schiffkunſt, ſich aus bloßem Eigennutz den Beſitz eines Fahrzeuges zu verſchaffen gewußt und nun, durch Unfähigkeit und Ungeſchicklichkeit, alle die ihnen anvertraut zu Grunde richteten. Der Hauptmann ſchwieg und ſchien immer noch auf Rettung zu ſinnen; mir aber, dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher geweſen als der Tod ſelbſt, war es unmöglich länger zu ſchweigen. Ich trat vor ſie hin und redete ihnen zu, mit ungefähr eben ſo viel Gemüthsruhe als den Vögeln von Malſeſine. Ich ſtellte ihnen vor, daß gerade in dieſem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen von welchen noch allein Rettung zu hoffen ſey, Ohr und Kopf verwirrten, ſo daß ſie weder denken noch ſich unter einander verſtändigen könnten. Was euch betrifft, rief ich

aus, kehrt in euch ſelbſt zurück und dann wendet euer brünſtiges Gebet zur Mutter Gottes, auf die es ganz allein ankommt, ob ſie ſich bei ihrem Sohne verwenden mag, daß er für euch thue was er damals für ſeine Apoſtel gethan, als auf dem ſtürmenden See Tiberias die Wellen ſchon in das Schiff ſchlugen, der Herr aber ſchlief, der jedoch, als ihn die Troſt- und Hülfloſen aufweckten, ſogleich dem Winde zu ruhen gebot, wie er jetzt der Luft gebieten kann ſich zu regen, wenn es anders ſein heiliger Wille iſt.

Dieſe Worte thaten die beſte Wirkung. Eine unter den Frauen, mit der ich mich ſchon früher über ſittliche und geiſtliche Gegenſtände unterhalten hatte, rief aus: Ah! il Barlamé! benedetto il Barlamé! und wirklich fingen ſie, da ſie ohnehin ſchon auf den Knieen lagen, ihre Litaneyen mit mehr als herkömmlicher Inbrunſt leidenſchaftlich zu beten an. Sie konnten dieß mit deſto größerer Beruhigung thun, als die Schiffsleute noch ein Rettungsmittel verſuchten, das wenigſtens in die Augen fallend war: ſie ließen das Boot hinunter, das freilich nur ſechs bis acht Männer faſſen konnte, befeſtigten es durch ein langes Seil an das Schiff, welches die Matroſen durch Ruderſchläge nach ſich zu ziehen kräftig bemüht waren. Auch glaubte man einen Augenblick daß ſie es innerhalb der Strömung bewegten und hoffte es bald aus derſelben herausgerettet zu ſehen. Ob aber gerade dieſe Bemühungen die Gegengewalt der Strö-

mung vermehrt, oder wie es damit beſchaffen ſeyn mochte, ſo ward mit einmal an dem langen Seile das Boot und ſeine Mannſchaft im Bogen rückwärts nach dem Schiffe geſchleudert, wie die Schnitze einer Peitſche wenn der Fuhrmann einen Zug thut. Auch dieſe Hoffnung ward aufgegeben! — Gebet und Klagen wechſelten ab und der Zuſtand wuchs um ſo ſchauerlicher da nun oben auf den Felſen die Ziegenhirten, deren Feuer man ſchon längſt geſehen hatte, hohl aufſchrien: da unten ſtrande das Schiff! Sie riefen einander noch viel unverſtändliche Töne zu, in welchen einige, mit der Sprache bekannt, zu vernehmen glaubten, als freuten ſie ſich auf manche Beute die ſie am andern Morgen aufzufiſchen gedächten. Sogar der tröſtliche Zweifel, ob denn auch wirklich das Schiff dem Felſen ſich ſo drohend nähere, war leider nur zu bald gehoben, indem die Mannſchaft zu großen Stangen griff, um das Fahrzeug, wenn es zum äußerſten käme, damit von den Felſen abzuhalten, bis denn endlich auch dieſe brächen und alles verloren ſey. Immer ſtärker ſchwankte das Schiff, die Brandung ſchien ſich zu vermehren und meine durch alles dieſes wiederkehrende Seekrankheit drängte mir den Entſchluß auf, hinunter in die Cajüte zu ſteigen. Ich legte mich halb beräubt auf meine Matratze, doch aber mit einer gewiſſen angenehmen Empfindung die ſich vom See Tiberias herzuſchreiben ſchien: denn ganz deutlich ſchwebte mir das Bild aus Merians Kupferbibel vor Augen. Und ſo

bewährt ſich die Kraft aller ſinnlich-ſittlichen Eindrücke jedesmal am ſtärkſten, wenn der Menſch ganz auf ſich ſelbſt zurückgewieſen iſt. Wie lange ich ſo in halbem Schlafe gelegen wüßte ich nicht zu ſagen, aufgeweckt aber ward ich durch ein gewaltſames Getöſe über mir; ich konnte deutlich vernehmen daß es die großen Seile waren die man auf dem Verdeck hin und wieder ſchleppte, dieß gab mir Hoffnung daß man von den Segeln Gebrauch mache. Nach einer kleinen Weile ſprang Kniep herunter und kündigte mir an, daß man gerettet ſey, der gelindeſte Windshauch habe ſich erhoben; in dem Augenblick ſey man bemüht geweſen die Segel aufzuziehen, er ſelbſt habe nicht verſäumt Hand anzulegen. Man entferne ſich ſchon ſichtbar vom Felſen, und obgleich noch nicht völlig außer der Strömung, hoffe man nun doch ſie zu überwinden. Oben war alles ſtille; ſodann kamen mehrere der Paſſagiere, verkündigten den glücklichen Ausgang und legten ſich nieder.

Als ich früh am vierten Tage unſerer Fahrt erwachte, befand ich mich friſch und geſund, ſo wie ich auch bei der Ueberfahrt zu eben dieſer Epoche geweſen war; ſo daß ich alſo auf einer längern Seereiſe wahrſcheinlich mit einer dreytägigen Unpäßlichkeit meinen Tribut würde bezahlt haben.

Vom Verdeck ſah ich mit Vergnügen die Inſel Capri in ziemlicher Entfernung zur Seite liegen und unſer Schiff in ſolcher Richtung, daß wir hoffen kon-

ten in den Golf hineinzufahren, welches denn auch bald geschah. Nun hatten wir die Freude nach einer ausgestandenen harten Nacht dieselben Gegenstände, die uns Abends vorher entzückt hatten, in entgegengesetztem Lichte zu bewundern. Bald ließen wir jene gefährliche Felseninsel hinter uns. Hatten wir gestern die rechte Seite des Golfs von weitem bewundert, so erschienen nun auch die Castelle und die Stadt gerade vor uns, sodann links der Posilipo und die Erdzungen, die sich bis gegen Procida und Ischia erstrecken. Alles war auf dem Verdeck, voran ein für seinen Orient sehr eingenommener Griechischer Priester, der den Landesbewohnern, die ihr herrliches Vaterland mit Entzücken begrüßten, auf ihre Frage: wie sich denn Neapel zu Constantinopel verhalte, sehr pathetisch antwortete: anche questa e una citta! — Auch dieses ist eine Stadt! — Wir langten zur rechten Zeit im Hafen an, umsummt von Menschen; es war der lebhafteste Augenblick des Tages. Kaum waren unsere Koffer und sonstigen Geräthschaften ausgeladen und standen am Ufer, als gleich zwey Lastträger sich derselben bemächtigten, und kaum hatten wir ausgesprochen, daß wir bei Moriconi logiren würden, so liefen sie mit dieser Last wie mit einer Beute davon, so daß wir ihnen durch die menschenreichen Straßen und über den bewegten Platz nicht mit den Augen folgen konnten. Kniep hatte das

Portefeuille unter dem Arm, und wir hätten wenigſtens die Zeichnungen gerettet, wenn jene Träger, weniger ehrlich als die Neapolitaniſchen armen Teufel, uns um dasjenige gebracht hätten was die Brandung verſchont hatte.

Neapel.

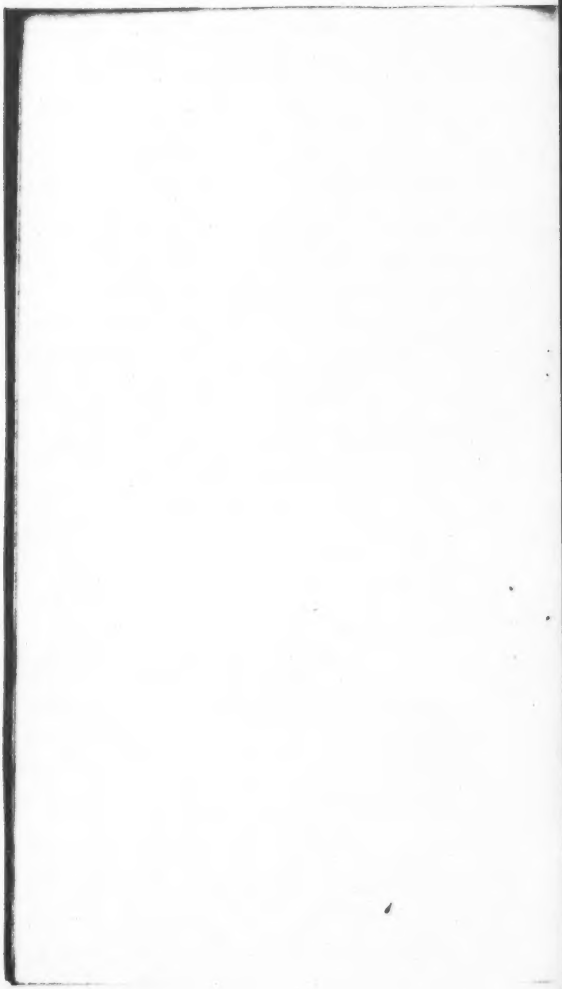

An Herder.

Neapel, den 17 May 1787.

Hier bin ich wieder, meine Lieben, frisch und gesund. Ich habe die Reise durch Sicilien leicht und schnell getrieben, wenn ich wiederkomme sollt ihr beurtheilen wie ich gesehen habe. Daß ich sonst so an den Gegenständen klebte und haftete, hat mir nun eine unglaubliche Fertigkeit verschafft, alles gleichsam vom Blatt wegzuspielen, und ich finde mich recht glücklich den großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Sicilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben. Nun bleibt meiner Sehnsucht kein Gegenstand mehr im Mittag, da ich auch gestern von Pästum zurückgekommen bin. Das Meer und die Inseln haben mir Genuß und Leiden gegeben und ich kehre befriedigt zurück. Laßt mich jedes Detail bis zu meiner Wiederkehr aufsparen. Auch ist hier in Neapel kein Besinnens; diesen Ort werde ich euch nun besser schildern, als es meine ersten Briefe thaten. Den ersten Juny reise ich nach Rom, wenn mich nicht eine höhere Macht hindert, und Anfangs July denke ich von dort wieder abzugehen. Ich muß euch sobald als möglich wiedersehen, es sollen gute Tage

werden. Ich habe unſäglich aufgeladen und brauche Ruhe es wieder zu verarbeiten.

Für alles was du liebes und gutes an meinen Schriften thuſt, danke ich dir tauſendmal, ich wünſchte immer etwas beſſeres auch dir zur Freude zu machen. Was mir auch von dir begegnen wird und wo, ſoll mir willkommen ſeyn, wir ſind ſo nah in unſern Vorſtellungsarten, als es möglich iſt ohne Eins zu ſeyn, und in den Hauptpuncten am nächſten. Wenn du dieſe Zeit her viel aus dir ſelbſt geſchöpft haſt, ſo hab' ich viel erworben, und ich kann einen guten Tauſch hoffen.

Ich bin freilich, wie du ſagſt, mit meiner Vorſtellung ſehr an's Gegenwärtige geheftet, und je mehr ich die Welt ſehe, deſto weniger kann ich hoffen daß die Menſchheit je Eine weiſe, kluge, glückliche Maſſe werden könne. Vielleicht iſt unter den Millionen Welten eine die ſich dieſes Vorzugs rühmen kann; bei der Conſtitution der unſrigen bleibt mir ſo wenig für ſie, als für Sicilien bei der ſeinigen zu hoffen.

In einem beiliegenden Blatte ſag' ich etwas über den Weg nach Salerno und über Päſtum ſelbſt; es iſt die letzte und faſt möcht' ich ſagen herrlichſte Idee, die ich nun nordwärts vollſtändig mitnehme. Auch iſt der mittlere Tempel, nach meiner Meinung, allem vorzuziehen was man noch in Sicilien ſieht.

Was den Homer betrifft, iſt mir wie eine Decke von den Augen gefallen. Die Beſchreibungen, die Gleich-

niſſe ꝛc. kommen uns poetiſch vor und ſind doch unſäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erſchrickt. Selbſt die ſonderbarſten, erlogenen Begebenheiten haben eine Natürlichkeit, die ich nie ſo gefühlt habe als in der Nähe der beſchriebenen Gegenſtände. Laß mich meinen Gedanken kurz ſo ausdrücken: ſie ſtellten die Exiſtenz dar, wir gewöhnlich den Effect; ſie ſchilderten das Fürchterliche, wir ſchildern fürchterlich; ſie das Angenehme, wir angenehm u. ſ. w. Daher kommt alles Uebertriebene, alles Manierirte, alle falſche Grazie, aller Schwulſt. Denn wenn man den Effect und auf den Effect arbeitet, ſo glaubt man ihn nicht fühlbar genug machen zu können. Wenn was ich ſage nicht neu iſt, ſo hab' ich es doch bei neuem Anlaß recht lebhaft gefühlt. Nun ich alle dieſe Küſten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inſeln und Erdzungen, Felſen und Sandſtreifen, buſchige Hügel, ſanfte Weiden, fruchtbare Felder, geſchmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebnen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer mit ſo vielen Abwechſelungen und Mannichfaltigkeiten im Geiſte gegenwärtig habe, nun iſt mir erſt die Odyſſee ein lebendiges Wort.

Ferner muß ich dir vertrauen daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organiſation ganz nahe

bin und daß es das einfachſte iſt was nur gedacht werden kann. Unter dieſem Himmel kann man die ſchönſten Beobachtungen machen. Den Hauptpunct, wo der Keim ſteckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Uebrige ſeh' ich auch ſchon im Ganzen und nur noch einige Puncte müſſen beſtimmter werden. Die Urpflanze wird das wunderlichſte Geſchöpf von der Welt, um welches mich die Natur ſelbſt beneiden ſoll. Mit dieſem Modell und dem Schlüſſel dazu kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die conſequent ſeyn müſſen, das heißt: die, wenn ſie auch nicht exiſtiren, doch exiſtiren könnten und nicht etwa mahleriſche oder dichteriſche Schatten und Scheine ſind, ſondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Daſſelbe Geſetz wird ſich auf alles übrige Lebendige anwenden laſſen.

Neapel, den 18 May 1787.

Tiſchbein, der nach Rom wieder zurückgekehrt iſt, hat, wie wir merken, hier in der Zwiſchenzeit ſo für uns gearbeitet, daß wir ſeine Abweſenheit nicht empfinden ſollen. Er ſcheint ſeinen ſämmtlichen hieſigen Freunden ſo viel Zutrauen zu uns eingeflößt zu haben, daß ſie ſich alle offen, freundlich und thätig gegen uns erweiſen, welches ich beſonders in meiner gegenwärtigen Lage ſehr bedarf, weil kein Tag vergeht wo ich nicht

jemand um irgend eine Gefälligkeit und Beiſtand anzurufen hätte. So eben bin ich im Begriff ein ſummariſches Verzeichniß aufzuſetzen von dem was ich noch zu ſehen wünſchte; da denn die Kürze der Zeit Meiſterin bleiben und andeuten wird, was denn auch wirklich nachgeholt werden könne.

Neapel, den 22 May 1787.

Heute begegnete mir ein angenehmes Abenteuer, welches mich wohl zu einigem Nachdenken bewegen konnte und des Erzählens werth iſt.

Eine Dame, die mich ſchon bei meinem erſten Aufenthalt vielfach begünſtigt, erſuchte mich Abends punct fünf Uhr bei ihr einzutreffen; es wolle mich ein Engländer ſprechen der mir über meinen Werther etwas zu ſagen habe.

Vor einem halben Jahre würde hierauf, und wäre ſie mir doppelt werth geweſen, gewiß eine abſchlägliche Antwort erfolgt ſeyn; aber daran daß ich zuſagte, konnte ich wohl merken meine Sicilianiſche Reiſe habe glücklich auf mich gewirkt und ich verſprach zu kommen.

Leider aber iſt die Stadt zu groß und der Gegenſtände ſo viel, daß ich eine Viertelſtunde zu ſpät die Treppe hinauf ſtieg und eben an der verſchloſſenen Thüre auf der Schilfmatte ſtand um zu klingeln, als die Thüre ſchon aufging und ein ſchöner Mann in mitt-

lern Jahren heraus trat, den ich sogleich für den Engländer erkannte. Er hatte mich kaum angesehen, als er sagte: Sie sind der Verfasser des Werther! Ich bekannte mich dazu und entschuldigte mich nicht früher gekommen zu seyn.

Ich konnte nicht einen Augenblick länger warten, versetzte derselbe, was ich Ihnen zu sagen habe ist ganz kurz und kann eben so gut hier auf der Schilfmatte geschehen. Ich will nicht wiederholen was Sie von Tausenden gehört, auch hat das Werk nicht so heftig auf mich gewirkt als auf andere; so oft ich aber daran denke was dazu gehörte um es zu schreiben, so muß ich mich immer auf's Neue verwundern.

Ich wollte irgend etwas dankbar dagegen erwidern, als er mir in's Wort fiel und ausrief: ich darf keinen Augenblick länger säumen, mein Verlangen ist erfüllt Ihnen dieß selbst gesagt zu haben, leben Sie recht wohl und glücklich! und so fuhr er die Treppe hinunter. Ich stand einige Zeit über diesen ehrenvollen Text nachdenkend und klingelte endlich. Die Dame vernahm mit Vergnügen unser Zusammentreffen, und erzählte manches Vortheilhafte von diesem seltenen und seltsamen Manne.

Neapel, Freitag den 25 May 1787.

Mein lockeres Prinzeßchen werde ich wohl nicht wieder sehen; sie ist wirklich nach Sorrent und hat mir die Ehre

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 1625/380

Ehre angethan vor ihrer Abreiſe auf mich zu ſchelten, daß ich das ſteinichte und wüſte Sicilien ihr habe vorziehen können. Einige Freunde gaben mir Auskunft über dieſe ſonderbare Erſcheinung. Aus einem guten doch unvermögenden Hauſe geboren, im Kloſter erzogen, entſchloß ſie ſich einen alten und reichen Fürſten zu heirathen, und man konnte ſie um ſo eher dazu überreden, als die Natur ſie zu einem zwar guten, aber zur Liebe völlig unfähigen Weſen gebildet hatte. In dieſer reichen, aber durch Familienverhältniſſe höchſt beſchränkten Lage ſuchte ſie ſich durch ihren Geiſt zu helfen und, da ſie in Thun und Laſſen gehindert war, wenigſtens ihrem Mundwerk freies Spiel zu geben. Man verſicherte mir daß ihr eigentlichſter Wandel ganz untadelig ſey, daß ſie ſich aber feſt vorgeſetzt zu haben ſcheine durch ein unbändiges Reden allen Verhältniſſen in's Angeſicht zu ſchlagen. Man bemerkte ſcherzend, daß keine Cenſur ihre Discurſe, wären ſie ſchriftlich verfaßt, könne durchgehen laſſen, weil ſie durchaus nichts vorbringe, als was Religion, Staat, oder Sitten verletze.

Man erzählte die wunderlichſten und artigſten Geſchichten von ihr, wovon eine hier ſtehen mag, ob ſie gleich nicht die anſtändigſte iſt.

Kurz vor dem Erdbeben das Calabrien betraf, war ſie auf die dortigen Güter ihres Gemahls gezogen. Auch in der Nähe ihres Schloſſes war eine Baracke gebaut, das heißt ein hölzernes, einſtöckiges Haus, un-

mittelbar auf den Boden aufgesetzt; übrigens tapezirt, möblirt und schicklich eingerichtet. Bei den ersten Anzeigen des Erdbebens flüchtete sie dahin. Sie saß auf dem Sopha, Knötchen knüpfend, vor sich ein Nähtischchen, gegen ihr über [illegible], ein alter Hausgeistlicher. Auf einmal wogte der Boden, das Gebäude sank an ihrer Seite nieder, indem die entgegengesetzte sich empor hob, der Abbé und das Tischchen wurde also auch in die Höhe gehoben. Pfui! rief sie, an der sinkenden Wand mit dem Kopfe gelehnt, schickt sich das für einen so ehrwürdigen Mann? ihr gebärdet euch ja als wenn ihr auf mich fallen wolltet. Das ist ganz gegen alle Sitte und Wohlstand.

Indessen hatte das Haus sich wieder niedergesetzt und sie wußte sich vor Lachen nicht zu lassen, über die närrische, lüsterne Figur die der gute Alte sollte gespielt haben, und sie schien über diesen Scherz von allen Calamitäten, ja dem großen Verlust der ihre Familie und so viel tausend Menschen betraf nicht das mindeste zu empfinden. Ein wundersam glücklicher Charakter, dem noch eine Posse gelingt, indem ihn die Erde verschlingen will.

Neapel, Sonnabend den 26 May 1787.

Genau betrachtet, möchte man doch wohl gut heißen, daß es so viele Heilige gibt; nun kann jeder Gläubige den seinigen auslesen und, mit vollem Ver-

trauen, ſich gerade an den wenden, der ihm eigentlich zuſagt. Heute war der Tag des meinigen, den ich dem, ihm zu Ehren, nach ſeiner Weiſe und Lehre andächtig-munter beging.

Philippus Neri ſteht in hohem Anſehn und zugleich heiterm Andenken; man wird erbaut und erfreut wenn man von ihm und ſeiner hohen Gottesfurcht vernimmt, zugleich aber hört man auch von ſeiner guten Laune ſehr viel erzählen. Seit ſeinen erſten Jugendjahren fühlte er die brünſtigſten Religionstriebe und im Laufe ſeines Lebens entwickelten ſich in ihm die höchſten Gaben des religiöſen Enthuſiasmus: die Gabe des unwillkürlichen Gebets, der tiefen wortloſen Anbetung, die Gabe der Thränen, der Ekſtaſe und zuletzt ſogar des Aufſteigens vom Boden und Schwebens über demſelben, welches vor allen für das Höchſte gehalten wird.

Zu ſo vielen geheimnißvollen, ſeltſamen Innerlichkeiten geſellte er den klarſten Menſchenverſtand, die reinſte Würdigung oder vielmehr Abwürdigung der irdiſchen Dinge, den thätigſten Beiſtand, in leiblicher und geiſtlicher Noth, ſeinem Nebenmenſchen gewidmet. Streng beobachtete er alle Obliegenheiten, wie ſie auch an Feſten, Kirchenbeſuchen, Beten, Faſten und ſonſt von dem gläubigen, kirchlichen Manne gefordert werden. Eben ſo beſchäftigte er ſich mit Bildung der Jugend, mit muſikaliſcher und redneriſcher Uebung der-

ſelben, indem er nicht allein geiſtliche ſondern auch geiſtreiche Themata verlegte und ſonſt aufregende Geſpräche und Disputationen veranlaßte. Hiebei möchte denn wohl das ſonderbarſte ſcheinen, daß er das alles aus eignem Trieb und Befugniß that und leiſtete, ſeinen Weg viele Jahre ſtetig verfolgte, ohne zu irgend einem Orden oder Congregation zu gehören, ja ohne die geiſtliche Weihe zu haben.

Doch bedeutender muß es auffallen, daß gerade dieß zu Luthers Zeit geſchah und daß mitten in Rom ein tüchtiger, gottesfürchtiger, energiſcher, thätiger Mann gleichfalls den Gedanken hatte das Geiſtliche, ja das Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmliſche in das Seculum einzuführen und dadurch ebenfalls eine Reformation vorzubereiten. Denn hier liegt doch ganz allein der Schlüſſel der die Gefängniſſe des Papſtthums öffnen und der freien Welt ihren Gott wiedergeben ſoll.

Der päpſtliche Hof jedoch, der einen ſo bedeutenden Mann in der Nähe, im Bezirk von Rom, unter ſeinem Gewahrſam hatte, ließ nicht nach bis dieſer, der ohnehin ein geiſtliches Leben führte, ſchon ſeine Wohnung in Klöſtern nahm, daſelbſt lehrte, ermunterte, ja ſogar wo nicht einen Orden doch eine freie Verſammlung zu ſtiften im Begriff war, endlich beredet ward die Weihe zu nehmen und alle die Vortheile damit zu empfangen,

die ihm denn doch bisher auf ſeinem Lebenswege ermangelt hatten.

Will man auch ſeine körperliche wunderbare Erhebung über den Boden, wie billig, in Zweifel ziehen, ſo war er doch dem Geiſte nach hoch über dieſer Welt erhoben und deßwegen ihm nichts ſo ſehr zuwider als Eitelkeit, Schein, Anmaßung, gegen die er auch immer, als gegen die größten Hinderniſſe eines wahren gottſeligen Lebens, kräftig wirkte, und zwar, wie uns manche Geſchichte überliefert, immer mit gutem Humor.

Er befindet ſich z. B. eben in der Nähe des Papſtes, als dieſem berichtet wird, daß in der Nähe von Rom eine Kloſterfrau mit allerlei wunderlichen, geiſtlichen Gaben ſich hervorthue. Die Wahrhaftigkeit dieſer Erzählungen zu unterſuchen erhält Neri den Auftrag. Er ſetzt ſich ſogleich zu Maulthier und iſt bei ſehr böſem Wetter und Weg bald im Kloſter. Eingeführt unterhält er ſich mit der Aebtiſſin, die ihm von allen dieſen Gnadenzeichen mit vollkommener Beiſtimmung genaueſte Kenntniß gibt. Die geforderte Nonne tritt ein, und er, ohne ſie weiter zu begrüßen, reicht ihr den kothigen Stiefel hin, mit dem Anſinnen daß ſie ihn ausziehen ſolle. Die heilige, reinliche Jungfrau tritt erſchrocken zurück und gibt ihre Entrüſtung über dieſes Zumuthen mit heftigen Worten zu erkennen. Neri erhebt ſich ganz gelaſſen, beſteigt ſein Maulthier und findet ſich wieder vor dem Papſt, ehe dieſer es nur vermuthen konnte: denn wegen

Prüfung ſolcher Geiſtesgaben ſind katholiſchen Beichtvätern bedeutende Vorſichtsmaßregeln auf's genauſte vorgeſchrieben, weil die Kirche zwar die Möglichkeit ſolcher himmliſchen Begünſtigungen zugibt, aber die Wirklichkeit derſelben nicht ohne die genaueſte Prüfung zugeſteht. Dem verwunderten Papſte eröffnete Neri kürzlich das Reſultat: Sie iſt keine Heilige: ruft er aus, ſie thut keine Wunder! denn die Haupteigenſchaft fehlt ihr, die Demuth.

Dieſe Maxime kann man als leitendes Princip ſeines ganzen Lebens anſehen; denn, um nur noch Eins zu erzählen: als er die Congregation der Padri dell' Oratorio geſtiftet hatte, die ſich bald ein großes Anſehn erwarb und gar vielen den Wunſch einflößte Mitglied derſelben zu werden, kam ein junger Römiſcher Prinz, um Aufnahme bittend, welchem denn auch das Noviciat und die demſelben angewieſene Kleidung zugeſtanden wurde. Da aber ſelbiger nach einiger Zeit um wirklichen Eintritt nachſuchte, hieß es: daß vorher noch einige Prüfungen zu beſtehen ſeyen; wozu er ſich denn auch bereit erklärte. Da brachte Neri einen langen Fuchsſchwanz hervor und forderte: der Prinz ſolle dieſen ſich hinten an das lange Röckchen anheften laſſen und ganz ernſthaft durch alle Straßen von Rom gehen. Der junge Mann entſetzte ſich, wie oben die Nonne, und äußerte: er habe ſich gemeldet nicht um Schande ſondern um Ehre zu erlangen. Da meinte denn Vater Neri,

dieß ſey von ihrem Kreiſe nicht zu erwarten, wo die höchſte Entſagung das erſte Geſetz bleibe. Worauf denn der Jüngling ſeinen Abſchied nahm.

In einem kurzen Wahlſpruch hatte Neri ſeine Hauptlehre verfaßt: Spernere mundum, spernere te ipsum, spernere te sperni. Und damit war freilich alles geſagt. Die beiden erſten Puncte bildet ſich ein Hypochondriſt wohl manchmal ein erfüllen zu können, um aber ſich zum dritten zu bequemen müßte man auf dem Wege ſeyn ein Heiliger zu werden.

Neapel den 27 May 1787.

Die ſämmtlichen lieben Briefe vom Ende des vorigen Monats habe ich geſtern alle auf einmal von Rom her durch Graf Fries erhalten und mir mit Leſen und Wiederleſen etwas rechts zu Gute gethan. Das ſehnlich erwartete Schächtelchen war auch dabei und ich danke tauſendmal für alles.

Nun wird es aber bald Zeit daß ich von hier flüchte, denn indem ich mir Neapel und ſeine Umgebungen noch recht zu guter Letzt vergegenwärtigen, den Eindruck erneuern und über manches abſchließen möchte, ſo reißt der Strom des Tages mich fort und nun ſchließen auch vorzügliche Menſchen ſich an, die ich als alte und neue Bekannte unmöglich ſo geradezu abweiſen kann. Ich fand eine liebenswürdige Dame, mit der ich vorigen

Sommer in Carlsbad die angenehmſten Tage verlebt hatte. Um wie manche Stunde betrogen wir die Gegenwart in heiterſter Erinnerung. Alle die Lieben und Werthen kamen wieder an die Reihe, vor allem der heitere Humor unſeres theuren Fürſten. Sie beſaß das Gedicht noch womit ihn bei ſeinem Wegritt die Mädchen von Engelhaus überraſchten. Es rief die luſtigen Scenen alle zurück, die witzigen Neckereyen und Myſtificationen, die geiſtreichen Verſuche das Vergeltungsrecht an einander auszuüben. Schnell fühlten wir uns auf Deutſchem Boden in der beſten Deutſchen Geſellſchaft, eingeſchränkt von Felswänden, durch ein ſeltſames Local zuſammen gehalten, mehr noch durch Hochachtung, Freundſchaft und Neigung vereinigt. Sobald wir jedoch an's Fenſter traten, rauſchte der Neapolitaniſche Strom wieder ſo gewaltſam an uns vorbei, daß jene friedlichen Erinnerungen nicht feſtzuhalten waren.

Der Bekanntſchaft des Herzogs und der Herzogin von Urſel konnt' ich eben ſo wenig ausweichen. Treffliche Perſonen von hohen Sitten, reinem Natur- und Menſchenſinn, entſchiedener Kunſtliebe, Wohlwollen für Begegnende. Eine fortgeſetzte und wiederholte Unterhaltung war höchſt anziehend.

Hamilton und ſeine Schöne ſetzten gegen mich ihre Freundlichkeit fort. Ich ſpeiſ'te bei ihnen und gegen Abend producirte Miß Hart auch ihre muſikaliſchen und meliſchen Talente.

Auf Antrieb Freund Hackerts, der sein Wohlwollen gegen mich steigert und mir alles Merkwürdige zur Kenntniß bringen möchte, führte uns Hamilton in sein geheimes Kunst- und Gerümpelgewölbe. Da sieht es denn ganz verwirrt aus; die Producte aller Epochen zufällig durch einander gestellt: Büsten, Torse, Vasen, Bronze, von Sicilianischen Achaten allerlei Hausierrath, sogar ein Capellchen, Geschnitztes, Gemahltes und was er nur zufällig zusammenkaufte. In einem langen Kasten an der Erde, dessen aufgebrochenen Deckel ich neugierig bei Seite schob, lagen zwey ganz herrliche Candelaber von Bronze. Mit einem Wink machte ich Hackerten aufmerksam und lispelte ihm die Frage zu: ob diese nicht ganz denen in Portici ähnlich seyen? Er winkte mir dagegen Stillschweigen; sie mochten sich freilich aus den Pompejischen Grüften seitwärts hieher verloren haben. Wegen solcher und ähnlicher glücklicher Erwerbnisse mag der Ritter diese verborgenen Schätze nur wohl seinen vertrautesten Freunden sehen lassen.

Auffallend war mir ein aufrechtstehender, an der Vorderseite offener, inwendig schwarzangestrichener Kasten, von dem prächtigsten goldenen Rahmen eingefaßt. Der Raum groß genug um eine stehende menschliche Figur aufzunehmen, und dem gemäß erfuhren wir auch die Absicht. Der Kunst- und Mädchenfreund, nicht zufrieden das schöne Gebild als bewegliche Statue zu sehen, wollte sich auch an ihr als an einem bunten, unnachahm-

baren Gemählde ergötzen, und so hatte sie manchmal innerhalb dieses goldenen Rahmens, auf schwarzem Grund vielfarbig gekleidet, die antiken Gemählde von Pompeji und selbst neuere Meisterwerke nachgeahmt. Diese Epoche schien vorüber zu seyn, auch war der Apparat schwer zu transportiren und in's rechte Licht zu setzen; uns konnte also ein solches Schauspiel nicht zu Theil werden.

Hier ist der Ort noch einer andern entschiedenen Liebhaberey der Neapolitaner überhaupt zu gedenken. Es sind die Krippchen (presepe), die man zu Weihnachten in allen Kirchen sieht, eigentlich die Anbetung der Hirten, Engel und Könige vorstellend, mehr oder weniger vollständig, reich und kostbar zusammen gruppirt. Diese Darstellung ist in dem heitern Neapel bis auf die flachen Hausdächer gestiegen; dort wird ein leichtes, hüttenartiges Gerüste erbaut, mit immergrünen Bäumen und Sträuchen aufgeschmückt. Die Mutter Gottes, das Kind und die sämmtlichen Umstehenden und Umschwebenden, kostbar ausgeputzt, auf welche Garderobe das Haus große Summen verwendet. Was aber das Ganze unnachahmlich verherrlicht ist der Hintergrund, welcher den Vesuv mit seinen Umgebungen einfaßt.

Da mag man nun manchmal auch lebendige Figuren zwischen die Puppen mit eingemischt haben und nach und nach ist eine der bedeutendsten Unterhaltungen hoher und reicher Familien geworden, zu ihrer Abendergötzung

auch weltliche Bilder, sie mögen nun der Geschichte oder der Dichtkunst angehören, in ihren Palästen aufzuführen.

Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, die freilich ein wohlbehandelter Gast nicht wagen sollte, so muß ich gestehen daß mir unsere schöne Unterhaltende doch eigentlich als ein geistloses Wesen vorkommt, die wohl mit ihrer Gestalt bezahlen, aber durch keinen seelenvollen Ausdruck der Stimme, der Sprache sich geltend machen kann. Schon ihr Gesang ist nicht von zusagender Fülle.

Und so mag es sich auch am Ende mit jenen starren Bildern verhalten. Schöne Personen gibt's überall, tiefempfindende zugleich mit günstigen Sprachorganen versehene viel seltener, am allerseltensten solche wo zu allem diesen noch eine einnehmende Gestalt hinzutritt.

Auf Herders dritten Theil freu' ich mich sehr. Hebet mir ihn auf bis ich sagen kann wo er mir begegnen soll. Er wird gewiß den schönen Traumwunsch der Menschheit, daß es dereinst besser mit ihr werden solle, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich selbst sagen halt' ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird, nur fürcht' ich daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter seyn werde.

Neapel, den 28 May 1787.

Der gute und ſo brauchbare Volkmann nöthigt mich von Zeit zu Zeit von ſeiner Meinung abzugehen. Er ſpricht z. B. daß dreyßig bis vierzig tauſend Müßiggänger in Neapel zu finden wären, und wer ſprichts ihm nicht nach! Ich vermuthete zwar ſehr bald nach einiger erlangter Kenntniß des ſüdlichen Zuſtandes, daß dieß wohl eine nordiſche Anſicht ſeyn möchte, wo man jeden für einen Müßiggänger hält der ſich nicht den ganzen Tag ängſtlich abmüht. Ich wendete deßhalb vorzügliche Aufmerkſamkeit auf das Volk, es mochte ſich bewegen oder in Ruhe verharren, und konnte zwar ſehr viel übelgekleidete Menſchen bemerken, aber keine unbeſchäftigten.

Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den unzähligen Müßiggängern, welche ich doch auch wollte kennen lernen; ſie konnten mir aber ſolche eben ſo wenig zeigen, und ſo ging ich, weil die Unterſuchung mit Betrachtung der Stadt genau zuſammenhing, ſelbſt auf die Jagd aus.

Ich fing an mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verſchiedenen Figuren bekannt zu machen, ſie nach ihrer Geſtalt, Kleidung, Betragen, Beſchäftigung zu beurtheilen und zu claſſificiren. Ich fand dieſe Operation hier leichter als irgendwo, weil der Menſch ſich hier mehr ſelbſt gelaſſen iſt und ſich ſeinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit

an, und alle die Menſchen die ich hie und da ſtill ſtehen oder ruhen fand waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit ſich brachte.

Die Laſtträger, die an verſchiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben und nur erwarten, bis ſich jemand ihrer bedienen will; die Caleſſaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einſpännigen Caleſchen auf großen Plätzen ſtehen, ihre Pferde beſorgen und einem jeden der ſie verlangt zu Dienſten ſind; Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen; Fiſcher, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünſtiger Wind weht, der ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich ſah auch wohl noch manche hin und wieder gehen, doch trug meiſt ein jeder ein Zeichen ſeiner Thätigkeit mit ſich. Von Bettlern war keiner zu bemerken als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menſchen. Je mehr ich mich umſah, je genauer ich beobachtete, deſto weniger konnt' ich, weder von der geringen, noch von der mittlern Claſſe, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geſchlecht eigentliche Müßiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das was ich behaupte glaubwürdiger und anſchaulicher zu machen. Die kleinſten Kinder ſind auf mancherlei Weiſe beſchäftigt. Ein großer Theil derſelben trägt Fiſche zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere ſieht

man sehr oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst etwas gezimmert wird wobei es Späne gibt, auch am Meere, welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, befassen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit dem Körbchen tiefer in die Stadt und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreyfuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn indem sie Obst, gesponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaare einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen; allenfalls, nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Bret und Messer besteht, eine Wassermelone, oder einen halben gebratenen Kürbis herumträgt, wie sich um ihn eine Schaar Kinder versammelt, wie er sein Bret niedersetzt und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob

ſie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten ſollen, und der kleine Handelsmann tractirt gegen die Begierigen die Sache eben ſo bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt daß man bei längerem Aufenthalt noch manche Beiſpiele ſolches kindlichen Erwerbes ſammeln könnte.

Eine ſehr große Anzahl von Menſchen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meiſtentheils ſehr ſchlecht gekleidet ſind, beſchäftigen ſich das Kehricht auf Eſeln aus der Stadt zu bringen. Das nächſte Feld um Neapel iſt nur Ein Küchengarten, und es iſt eine Freude zu ſehen, welche unſägliche Menge von Küchengewächſen alle Markttage herein geſchafft wird und wie die Induſtrie der Menſchen ſogleich die überflüſſigen, von der Köchin verworfenen Theile wieder in die Felder bringt um den Cirkel der Vegetation zu beſchleunigen. Bei der unglaublichen Conſumtion von Gemüſe machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artiſchecken, Kohl, Salat, Knoblauch einen großen Theil des Neapolitaniſchen Kehrichts aus; dieſem wird denn auch beſonders nachgeſtrebt. Zwey große biegſame Körbe hängen auf dem Rücken eines Eſels und werden nicht allein ganz voll gefüllt, ſondern noch auf jeden mit beſonderer Kunſt ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen ſolchen Eſel beſtehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron ſelbſt, eilen des Tags ſo oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen

Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie aufmerksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Straße wenn es Nacht wird, und die Reichen die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß schon vor Anbruch des Tages ein emsiger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mir versichert, daß ein paar solche Leute die sich zusammen thun, sich einen Esel kaufen und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Klima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zu weit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannichfaltigen Krämerey sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letztern Classe des Volks besonders angehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswasser und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; andere mit Credenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern in hölzernen Ringen vor dem Fallen gesichert stehen; andere tragen Körbe allerlei Backwerks, Näscherey, Citronen und anderes Obst umher, und es scheint als wolle jeder das große Fest

des

des Genuſſes, das in Neapel alle Tage gefeyert wird, mitgenießen und vermehren.

Wie dieſe Art Herumträger geſchäftig ſind, ſo gibt es noch eine Menge kleine Krämer, welche gleichfalls herumgehen und, ohne viele Umſtände, auf einem Bret, in einem Schachteldeckel ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen, geradezu auf flacher Erde, ihren Kram ausbieten. Da iſt nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände, es iſt der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eiſen, Leder, Tuch, Leinewand, Filz u. ſ. w., das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch ſind viele Menſchen der niedern Claſſe bei Handelsleuten und Handwerkern als Beikäufer und Handlanger beſchäftigt.

Es iſt wahr, man thut nur wenig Schritte ohne einem ſehr übelgekleideten, ja ſogar einem zerlumpten Menſchen zu begegnen, aber dieß iſt deßwegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja ich möchte faſt das Paradoxon aufſtellen, daß zu Neapel verhältnißmäßig vielleicht noch die meiſte Induſtrie in der ganz niedern Claſſe zu finden ſey. Freilich dürfen wir ſie nicht mit einer nordiſchen Induſtrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde ſondern am guten und heitern Tage für den böſen und trüben, im Sommer für den Winter zu ſorgen hat. Dadurch daß der Nordländer zur Vorſorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird, daß die

Hausfrau einſalzen und räuchern muß um die Küche das ganze Jahr zu verſorgen, daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht laſſen darf u. ſ. w., dadurch werden die ſchönſten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Mehrere Monate lang entfernt man ſich gern aus der freien Luft und verwahrt ſich in Häuſern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltſam folgen die Jahreszeiten auf einander und jeder der nicht zu Grunde gehen will muß ein Haushälter werden. Denn es iſt hier gar nicht die Frage ob er entbehren wolle; er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu ſchaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche ſich Jahrtauſende gleich bleiben, den Charakter der in ſo manchem Betracht ehrwürdigen nordiſchen Nationen beſtimmt. Dagegen beurtheilen wir die ſüdlichen Völker, mit welchen der Himmel ſo gelinde umgegangen iſt, aus unſerm Geſichtspuncte zu ſtreng. Was Herr von Pauw in ſeinen Recherches sur les Grecs, bei Gelegenheit da er von den cyniſchen Philoſophen ſpricht, zu äußern wagt, paßt völlig hierher. Man mache ſich, glaubt er, von dem elenden Zuſtande ſolcher Menſchen nicht den richtigſten Begriff; ihr Grundſatz alles zu entbehren ſey durch ein Klima ſehr begünſtigt das alles gewährt. Ein armer, uns elend ſcheinender Menſch könne in den dortigen Gegenden die nö-

thigſten und nächſten Bedürfniſſe nicht allein befriedigen, ſondern die Welt auf's ſchönſte genießen; und eben ſo möchte ein ſogenannter Neapolitaniſcher Bettler die Stelle eines Vicekönigs in Norwegen leicht verſchmähen und die Ehre ausſchlagen, wenn ihm die Kaiſerin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unſern Gegenden ein cyniſcher Philoſoph ſchlecht ausdauern, da hingegen in ſüdlichen Ländern die Natur gleichſam dazu einladet. Der zerlumpte Menſch iſt dort noch nicht nackt; derjenige der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnt, ſondern im Sommer unter den Ueberdächern auf den Schwellen der Paläſte und Kirchen, in öffentlichen Hallen die Nacht zubringt und ſich bei ſchlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld unterſteckt, iſt deßwegen noch nicht verſtoßen und elend; ein Menſch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag geſorgt hat. Wenn man nur bedenkt was das fiſchreiche Meer, von deſſen Producten ſich jene Menſchen geſetzmäßig einige Tage der Woche nähren müſſen, für eine Maſſe von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obſt und Gartenfrüchte zu jeder Jahreszeit in Ueberfluß zu haben ſind; wie die Gegend worin Neapel liegt den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, ſondern das Land des Ackerbaues) ſich verdienet hat und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend

(Campagna felice) ſchon Jahrhunderte trägt: ſo läßt ſich wohl begreifen wie leicht dort zu leben ſeyn möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich eben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn jemand ein ausführliches Gemählde von Neapel zu ſchreiben unternehmen ſollte; wozu denn freilich kein geringes Talent und manches Jahr Beobachtung erforderlich ſeyn möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der ſogenannte Lazzarone nicht um ein Haar unthätiger iſt als alle übrigen Claſſen, zugleich aber auch wahrnehmen, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten um bloß zu leben, ſondern um zu genießen, und daß ſie ſogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen. Es erklärt ſich hiedurch gar manches: daß die Handwerker beinahe durchaus gegen die nordiſchen Länder ſehr zurück ſind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß, außer Sachwaltern und Aerzten, in Verhältniß zu der großen Maſſe von Menſchen wenig Gelehrſamkeit angetroffen wird, ſo verdiente Männer ſich auch im Einzelnen bemühen mögen; daß kein Mahler der Neapolitaniſchen Schule jemals gründlich geweſen und groß geworden iſt: daß ſich die Geiſtlichen im Müßiggange am wohlſten ſeyn laſſen, und auch die Großen ihre Güter meiſt nur in ſinnlichen Freuden, Pracht und Zerſtreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dieß viel zu allgemein geſagt iſt

und daß die Charakterzüge jeder Classe nur erst nach einer genauern Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können, allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern denen man etwas aufträgt, daß sie zwar ihr Geschäft verrichten aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geschäft machen. Durchgängig ist diese Classe von Menschen eines sehr lebhaften Geistes und zeigt einen freien richtigen Blick. Ihre Sprache soll figürlich, ihr Witz sehr lebhaft und beißend seyn. Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganz gemeine Classe von Menschen noch jetzt Antheil an dieser Laune.

Plinius, im fünften Capitel des dritten Buchs seiner Naturgeschichte, hält Campanien allein einer weitläufigen Beschreibung werth. „So glücklich, anmuthig, selig sind jene Gegenden," sagt er, „daß man erkennt, an diesem Ort habe die Natur sich ihres Werks erfreut. Denn diese Lebensluft, diese immer heilsame Milde des Himmels, so fruchtbare Felder, so sonnige Hügel, so unschädliche Waldungen, so schattige Haine, so nutzbare Wälder, so luftige Berge, so ausgebreitete Saaten, solch eine Fülle von Reben und Oelbäumen, so edle Wolle der Schafe, so feste Nacken der Stiere, so viel Seen, so

ein Reichthum von durchwässernden Flüssen und Quellen, so viele Meere, so viele Hafen! Die Erde selbst die ihren Schoos überall dem Handel eröffnet und, gleichsam dem Menschen nachzuhelfen begierig, ihre Arme in das Meer hinaus streckt."

„Ich erwähne nicht die Fähigkeiten der Menschen, ihre Gebräuche, ihre Kräfte und wie viele Völker sie durch Sprache und Hand überwunden haben.

„Von diesem Lande fällten die Griechen, ein Volk das sich selbst unmäßig zu rühmen pflegte, das ehrenvollste Urtheil, indem sie einen Theil davon Großgriechenland nannten."

Neapel den 29 May 1787.

Eine ausgezeichnete Frohlichkeit erblickt man überall mit dem größten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheint den Menschen einzuladen sich und alle seine Geräthschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten schmücken einen jeden der es einigermaßen vermag. Stühle und Commoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert; sogar die einspännigen Caleschen hochroth angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quasten und

Rauschgold ausgeputzt. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufe nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberey zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen, sie kann es auch auf gewisse Weise seyn und werden, allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Widerschein im Meer zu überstrahlen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich in völliger Kraft auf das Auge wirken, so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachnen Westen und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemahlten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern unter dem Glanze des Himmels und des Meeres einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Todten; da stört kein schwarzer langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt.

Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothsammetner, großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete Todte mit rosenfarbnen Bändern ganz über-

deckt lag. Auf den vier Ecken des Käſtchens waren vier Engel, ungefähr jeder zwey Fuß hoch, welche große Blumenbüſchel über das ruhende Kind hielten, und, weil ſie unten nur an Drähten befeſtigt waren, ſo wie die Bahre ſich bewegte wackelten und mild belebende Blumengerüche auszuſtreuen ſchienen. Die Engel ſchwankten um deſto heftiger, als der Zug ſehr über die Straßen wegeilte und die vorangehenden Prieſter und Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es iſt keine Jahreszeit wo man ſich nicht überall von Eßwaaren umgeben ſähe, und der Neapolitaner freut ſich nicht allein des Eſſens, ſondern er will auch daß die Waare zum Verkauf ſchön aufgeputzt ſey.

Bei Santa Lucia ſind die Fiſche nach ihren Gattungen meiſt in reinlichen und artigen Körben, Krebſe, Auſtern, Scheiden, kleine Muſcheln, jedes beſonders aufgetiſcht und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obſt und Hülſenfrüchten ſind auf das mannichfaltigſte herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Citronen von allen Sorten, mit dazwiſchen hervorſtechendem grünem Laub, dem Auge ſehr erfreulich. Aber nirgends putzen ſie mehr als bei den Fleiſchwaaren, nach welchen das Auge des Volks beſonders lüſtern gerichtet iſt, weil der Appetit durch periodiſches Entbehren nur mehr geneigt wird.

In den Fleiſchbänken hängen die Theile der Ochſen,

Kälber, Schöpſe niemals aus, ohne daß neben dem Fett zugleich die Seite oder die Keule ſtark vergoldet ſey. Es ſind verſchiedne Tage im Jahr, beſonders die Weihnachtsfeyertage, als Schmausfeſte berühmt; alsdann feyert man eine allgemeine Cocagna, wozu ſich fünfhundert tauſend Menſchen das Wort gegeben haben. Dann iſt aber auch die Straße Toledo und neben ihr mehrere Straßen und Plätze auf das appetitlichſte verziert. Die Boutiquen wo grüne Sachen verkauft werden, wo Roſinen, Melonen und Feigen aufgeſetzt ſind, erfreuen das Auge auf das allerangenehmſte. Die Eßwaaren hängen in Guirlanden über die Straßen hinüber; große Paternoſter von vergoldeten, mit rothen Bändern geſchnürten Würſten; welſche Hähne, welche alle eine rothe Fahne unter dem Bürzel ſtecken haben. Man verſicherte daß deren dreyßig tauſend verkauft worden, ohne die zu rechnen welche die Leute im Hauſe gemäſtet hatten. Außer dieſem werden noch eine Menge Eſel mit grüner Waare, Capaunen und jungen Lämmern beladen durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eyer, welche man hier und da ſieht, ſind ſo groß, daß man ſich ihrer niemals ſo viel beiſammen gedacht hat. Und nicht genug daß alles dieſes verzehret wird: alle Jahre reitet ein Policeydiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wie viel tauſend Ochſen, Kälber, Lämmer, Schweine u. ſ. w. der Neapolitaner verzehrt habe. Das Volk hö-

ret aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert sich des Antheils an diesem Genusse mit Vergnügen.

Was die Mehl- und Milchspeisen betrifft, welche unsere Köchinnen so mannichfaltig zu bereiten wissen, ist für jenes Volk, das sich in dergleichen Dingen gerne kurz faßt und keine wohleingerichtete Küche hat, doppelt gesorgt. Die Maccaroni, ein zarter stark durchgearbeiteter, gekochter, in gewisse Gestalten gepreßter Teig von feinem Mehle, sind von allen Sorten überall um ein Geringes zu haben. Sie werden meistens nur in Wasser abgekocht und der geriebene Käse schmälzt und würzt zugleich die Schüssel. Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerksverfertiger mit ihren Pfannen voll siedenden Oels, besonders an Festtagen, beschäftigt Fische und Backwerk einem jeden nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon.

Neapel, den 30 May 1787.

Nachts durch die Stadt spazierend, gelangt' ich zum Molo. Dort sah ich mit einem Blick den Mond, den Schein desselben auf den Wolkensäumen, den sanft bewegten Abglanz im Meere, heller und lebhafter auf dem Saum der nächsten Welle. Und nun die Sterne des

Himmels, die Lampen des Leuchtthurms, das Feuer des Vesuvs, den Widerschein davon im Wasser und viele einzelne Lichter ausgesät über die Schiffe. Eine so mannichfaltige Aufgabe hätt' ich wohl von Van der Neer selbst sehen mögen.

Neapel, Donnerstag den 31 May 1787.

Ich hatte das Römische Frohnleichnamfest und dabei besonders die nach Raphael gewirkten Teppiche so fest in den Sinn gefaßt, daß ich mich alle diese herrlichen Naturerscheinungen, ob sie schon in der Welt ihres Gleichen nicht haben können, keineswegs irren ließ, sondern die Anstalten zur Reise hartnäckig fortsetzte. Ein Paß war bestellt, ein Vetturin hatte mir den Miethpfennig gegeben: denn es geschieht dort zur Sicherheit der Reisenden umgekehrt als bei uns. Kniep war beschäftigt, sein neues Quartier zu beziehen, an Raum und Lage viel besser als das vorige.

Schon früher als diese Veränderung im Werke war, hatte mir der Freund einigemal zu bedenken gegeben: es sey doch unangenehm und gewissermaßen unanständig, wenn man in ein Haus ziehe und gar nichts mit bringe; selbst ein Bettgestell flöße den Wirthsleuten schon einigen Respect ein. Als wir nun heute durch den unendlichen Trödel der Castell-Weitung hindurchgingen, sah ich so ein paar eiserne Gestelle, bronzeartig angestrichen,

welche ich sogleich feilschte und meinem Freund als künftigen Grund zu einer ruhigen und soliden Schlafstätte verehrte. Einer der allezeit fertigen Träger brachte sie nebst den erforderlichen Bretern in das neue Quartier, welche Anstalt Kniepen so sehr freute, daß er sogleich von mir weg und hier einzuziehen gedachte, große Reisbreter, Papier und alles Nöthige schnell anzuschaffen besorgt war. Einen Theil der Conturen in beiden Sicilien gezogen übergab ich ihm nach unserer Verabredung.

Neapel, den 1 Juny 1787.

Die Ankunft des Marquis Lucchesini hat meine Abreise auf einige Tage weiter geschoben; ich habe viel Freude gehabt ihn kennen zu lernen. Er scheint mir einer von denen Menschen zu seyn, die einen guten moralischen Magen haben, um an dem großen Welttische immer mitgenießen zu können; anstatt daß unser einer, wie ein wiederkäuendes Thier, sich zu Zeiten überfällt und dann nichts weiter zu sich nehmen kann bis er eine wiederholte Kauung und Verdauung geendigt hat. Sie gefällt mir auch recht wohl, sie ist ein wackres, Deutsches Wesen.

Ich gehe nun gern aus Neapel, ja ich muß fort. Diese letzten Tage überließ ich mich der Gefälligkeit Menschen zu sehen; ich habe meist interessante Personen kennen lernen und bin mit den Stunden die ich ihnen

gewidmet ſehr zufrieden, aber noch vierzehn Tage, ſo hätte es mich weiter und weiter und abwärts von meinem Zwecke geführt. Und dann wird man hier immer unthätiger. Seit meiner Rückkunft von Päſtum habe ich, außer den Schätzen von Portici, wenig geſehen und es bleibt mir manches zurück, um deſſentwillen ich nicht den Fuß aufheben mag. Aber jenes Muſeum iſt auch das *A* und *Ω* aller Antiquitäten-Sammlungen; da ſieht man recht was die alte Welt an freudigem Kunſtſinn voraus war, wenn ſie gleich in ſtrenger Handwerksfertigkeit weit hinter uns zurück blieb.

Zum 1 Juny 1787.

Der Lohnbediente welcher mir den ausgefertigten Paß zuſtellte erzählte zugleich, meine Abreiſe bedauernd, daß eine ſtarke Lava, aus dem Veſuv hervorgebrochen, ihren Weg nach dem Meer zu nehme; an den ſteileren Abhängen des Berges ſey ſie beinahe ſchon herab und könne wohl in einigen Tagen das Ufer erreichen. Nun befand ich mich in der größten Klemme. Der heutige Tag ging auf Abſchiedsbeſuche hin, die ich ſo vielen wohlwollenden und befördernden Perſonen ſchuldig war; wie es mir morgen ergehen wird, ſehe ich ſchon. Einmal kann man ſich auf ſeinem Wege den Menſchen doch nicht völlig entziehen, was ſie uns aber auch nutzen und zu genießen geben, ſie reißen uns doch zuletzt von unſern

ernſtlichen Zwecken zur Seite hin, ohne daß wir die übrigen fördern. Ich bin äußerſt verdrießlich.

Abends.

Auch meine Dankbeſuche waren nicht ohne Freude und Belehrung, man zeigte mir noch manches freundlich vor was man bisher verſchoben oder verſäumt. Cavaliere Venuti ließ mich ſogar noch verborgene Schätze ſehen. Ich betrachtete abermals mit großer Verehrung ſeinen obgleich verſtümmelten doch unſchätzbaren Ulyſſes. Er führte mich zum Abſchied in die Porzellanfabrik, wo ich mir den Hercules möglichſt einprägte und mir an den Campaniſchen Gefäßen die Augen noch einmal recht voll ſah.

Wahrhaft gerührt und freundſchaftlich Abſchied nehmend vertraute er mir dann noch zuletzt wo ihn eigentlich der Schuh drücke, und wünſchte nichts mehr, als daß ich noch eine Zeit lang mit ihm verweilen könnte. Mein Banquier bei dem ich gegen Tiſchzeit eintraf ließ mich nicht los; das wäre nun alles ſchön und gut geweſen, hätte nicht die Lava meine Einbildungskraft an ſich gezogen. Unter mancherlei Beſchäftigungen, Zahlungen und Einpacken kam die Nacht heran, ich aber eilte ſchnell nach dem Molo.

Hier ſah ich nun alle die Feuer und Lichter und ihre Widerſcheine, nur bei bewegtem Meer noch ſchwankender;

der; den Vollmond in ſeiner ganzen Herrlichkeit neben dem Sprühfeuer des Vulcans, und nun die Lava, die neulich fehlte, auf ihrem glühenden ernſten Wege. Ich hätte noch hinaus fahren ſollen, aber die Anſtalten waren zu weitſchichtig, ich wäre erſt am Morgen dort angekommen. Den Anblick, wie ich ihn genoß, wollte ich mir durch Ungeduld nicht verderben, ich blieb auf dem Molo ſitzen, bis mir, ungeachtet des Zu- und Abſtrömens der Menge, ihres Deutens, Erzählens, Vergleichens, Streitens wohin die Lava ſtrömen werde und was dergleichen Unfug noch mehr ſeyn mochte, die Augen zufallen wollten.

Neapel, Sonnabend den 2 Juny 1787.

Und ſo hätte ich auch dieſen ſchönen Tag zwar mit vorzüglichen Perſonen vergnüglich und nützlich, aber doch ganz gegen meine Abſichten und mit ſchwerem Herzen zugebracht. Sehnſuchtsvoll blickte ich nach dem Dampfe, der, den Berg herab langſam nach dem Meer ziehend, den Weg bezeichnete welchen die Lava ſtündlich nahm. Auch der Abend ſollte nicht frei ſeyn. Ich hatte verſprochen die Herzogin von Giovine zu beſuchen, die auf dem Schloſſe wohnte, wo man mich denn, viele Stufen hinauf, durch manche Gänge wandern ließ, deren oberſte verengt waren durch Kiſten, Schränke und alles Mißfällige eines Hof-Garderobe-Weſens. Ich

fand in einem großen und hohen Zimmer, das keine sonderliche Aussicht hatte, eine wohlgestaltete junge Dame von sehr zarter und sittlicher Unterhaltung. Als einer gebornen Deutschen war ihr nicht unbekannt wie sich unsere Literatur zu einer freieren, weit umherblickenden Humanität gebildet; Herders Bemühungen und was ihnen ähnelte schätzte sie vorzüglich, auch Garvens reiner Verstand hatte ihr aufs innigste zugesagt. Mit den Deutschen Schriftstellerinnen suchte sie gleichen Schritt zu halten, und es ließ sich wohl bemerken, daß es ihr Wunsch sey eine geübte und belebte Feder zu führen. Dahin bezogen sich ihre Gespräche und verriethen zugleich die Absicht auf die Töchter des höchsten Standes zu wirken; ein solches Gespräch kennt keine Gränzen. Die Dämmerung war schon eingebrochen und man hatte noch keine Kerzen gebracht. Wir gingen im Zimmer auf und ab, und sie, einer durch Läden verschlossenen Fensterseite sich nähernd, stieß einen Laden auf und ich erblickte was man in seinem Leben nur einmal sieht. That sie es absichtlich mich zu überraschen, so erreichte sie ihren Zweck vollkommen. Wir standen an einem Fenster des oberen Geschosses, der Vesuv gerade vor uns; die herabfließende Lava, deren Flamme bei längst niedergegangener Sonne schon deutlich glühte und ihren begleitenden Rauch schon zu vergolden anfing; der Berg gewaltsam tobend, über ihm eine ungeheure, feststehende Dampfwolke, ihre verschiedenen Massen bei jedem Auswurf blitzartig ge-

ſondert und körperhaft erleuchtet. Von da herab bis gegen das Meer ein Streif von Gluthen und glühenden Dünſten; übrigens Meer und Erde, Fels und Wachsthum deutlich in der Abenddämmerung, klar friedlich, in einer zauberhaften Ruhe. Dieß alles mit einem Blick zu überſehen und den hinter dem Bergrücken hervortretenden Vollmond als die Erfüllung des wunderbarſten Bildes zu ſchauen, mußte wohl Erſtaunen erregen.

Dieß alles konnte von dieſem Standpunct das Auge mit einmal faſſen, und wenn es auch die einzelnen Gegenſtände zu muſtern nicht im Stande war, ſo verlor es doch niemals den Eindruck des großen Ganzen. War unſer Geſpräch durch dieſes Schauſpiel unterbrochen, ſo nahm es eine deſto gemüthlichere Wendung. Wir hatten nun einen Text vor uns, welchen Jahrtauſende zu commentiren nicht hinreichen. Je mehr die Nacht wuchs, deſto mehr ſchien die Gegend an Klarheit zu gewinnen; der Mond leuchtete wie eine zweyte Sonne; die Säulen des Rauchs, deſſen Streifen und Maſſen durchleuchtet bis in's einzelne deutlich, ja man glaubte mit halbweg bewaffnetem Auge die glühend ausgeworfenen Felsklumpen auf der Nacht des Kegelberges zu unterſcheiden. Meine Wirthin, ſo will ich ſie nennen, weil mir nicht leicht ein köſtlichers Abendmahl zubereitet war, ließ die Kerzen an die Gegenſeite des Zimmers ſtellen und die ſchöne Frau, vom Monde beleuchtet, als Vordergrund dieſes unglaublichen Bildes, ſchien mir immer ſchöner

zu werden, ja ihre Lieblichkeit vermehrte sich besonders dadurch daß ich in diesem südlichen Paradiese eine sehr angenehme Deutsche Mundart vernahm. Ich vergaß wie spät es war, so daß sie mich zuletzt aufmerksam machte: sie müsse mich wiewohl ungerne entlassen, die Stunde nahe schon wo ihre Galerien klostermäßig verschlossen würden. Und so schied ich zaudernd von der Ferne und von der Nähe, mein Geschick segnend, das mich für die widerwillige Artigkeit des Tages noch schön am Abend belohnt hatte. Unter den freien Himmel gelangt sagte ich mir vor: daß ich in der Nähe dieser größern Lava doch nur die Wiederholung jener kleinern würde gesehen haben, und daß mir ein solcher Ueberblick, ein solcher Abschied aus Neapel nicht anders als auf diese Weise hätte werden können. Anstatt nach Hause zu gehen richtete ich meine Schritte nach dem Molo, um das große Schauspiel mit einem andern Vordergrund zu sehen: aber ich weiß nicht ob die Ermüdung nach einem so reichen Tage, oder ein Gefühl, daß man das letzte, schöne Bild nicht verwischen müsse, mich wieder nach Moriconi zurück zog, wo ich denn auch Kniepen fand, der aus seinem neu bezognen Quartier mir einen Abendbesuch abstattete. Bei einer Flasche Wein besprachen wir unsere künftigen Verhältnisse; ich konnte ihm zusagen, daß er, so bald ich etwas von seinen Arbeiten in Deutschland vorzeigen könne, gewiß dem trefflichen Herzog Ernst von Gotha empfohlen seyn und von dort Bestellungen erhalten würde. Und so

ſchieden wir mit herzlicher Freude, mit ſicherer Ausſicht künftiger wechſelſeitig wirkender Thätigkeit.

Neapel, Sonntag den 3 Junn 1787.
Dreyeinigkeitsfeſt.

Und ſo fuhr ich denn durch das unendliche Leben dieſer unvergleichlichen Stadt, die ich wahrſcheinlich nicht wieder ſehen ſollte, halb beräubt hinaus; vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter mir blieb. Ich dachte an den guten Kniep und gelobte ihm auch in der Ferne meine beſte Vorſorge.

An den äußerſten Policeyſchranken der Vorſtadt ſtörte mich einen Augenblick ein Marqueur, der mir freundlich in's Geſicht ſah, aber ſchnell wieder hinweg ſprang. Die Zollmänner waren noch nicht mit dem Vetturin fertig geworden, als aus der Kaffeebuden-Thüre, die gröſte Chineſiſche Taſſe voll ſchwarzen Kaffee auf einem Präſentirteller tragend, Kniep heraustrat. Er nahte ſich dem Wagenſchlag langſam mit einem Ernſt, der, von Herzen gehend, ihn ſehr gut kleidete. Ich war erſtaunt und gerührt, eine ſolche erkenntliche Aufmerkſamkeit hat nicht ihres Gleichen. Sie haben, ſagte er, mir ſo viel Liebes und Gutes, auf mein ganzes Leben Wirkſames erzeigt, daß ich Ihnen hier ein Gleichniß anbieten möchte, was ich Ihnen verdanke.

Da ich in ſolchen Gelegenheiten ohnehin keine Sprache habe, ſo brachte ich nur ſehr lakoniſch vor: daß er

durch ſeine Thätigkeit mich ſchon zum Schuldner gemacht, und durch Benutzung und Bearbeitung unſerer gemeinſamen Schätze mich noch immer mehr verbinden werde.

Wir ſchieden, wie Perſonen ſelten von einander ſcheiden, die ſich zufällig auf kurze Zeit verbunden. Vielleicht hätte man viel mehr Dank und Vortheil vom Leben, wenn man ſich wechſelsweiſe gerade heraus ſpräche was man von einander erwartet. Iſt das geleiſtet, ſo ſind beide Theile zufrieden, und das Gemüthliche, was das erſte und letzte von allem iſt, erſcheint als reine Zugabe.

Unterwegs am 4, 5 und 6 Juny.

Da ich dießmal allein reiſe habe ich Zeit genug die Eindrücke der vergangenen Monate wieder hervorzurufen; es geſchieht mit vielem Behagen. Und doch tritt gar oft das Lückenhafte der Bemerkungen hervor, und wenn die Reiſe dem der ſie vollbracht hat, in einem Fluſſe vorüber zu ziehen ſcheint und in der Einbildungskraft als eine ſtetige Folge hervortritt, ſo fühlt man doch, daß eine eigentliche Mittheilung unmöglich ſey. Der Erzählende muß alles einzeln hinſtellen: wie ſoll daraus in der Seele des Dritten ein Ganzes gebildet werden?

Deßhalb konnte mir nichts Tröſtlicheres und Erfreu-

licheres begegnen als die Versicherungen eurer letzten Briefe: daß ihr euch fleißig mit Italien und Sicilien beschäftigt, Reisebeschreibungen leset und Kupferwerke betrachtet; das Zeugniß daß dadurch meine Briefe gewinnen, ist mein höchster Trost. Hättet ihr es früher gethan oder ausgesprochen, ich wäre noch eifriger gewesen als ich war. Daß treffliche Männer wie Bartels, Münter, Architekten verschiedener Nationen vor mir hergingen, die gewiß äußere Zwecke sorgfältiger verfolgten als ich, der ich nur die innerlichsten im Auge hatte, hat mich oft beruhigt, wenn ich alle meine Bemühungen für unzulänglich halten mußte.

Ueberhaupt, wenn jeder Mensch nur als ein Supplement aller übrigen zu betrachten ist, und am nützlichsten und liebenswürdigsten erscheint, wenn er sich als einen solchen gibt: so muß dieses vorzüglich von Reiseberichten und Reisenden gültig seyn. Persönlichkeit, Zwecke, Zeitverhältnisse, Gunst und Ungunst der Zufälligkeiten, alles zeigt sich bei einem jeden anders. Kenn' ich seine Vorgänger, so werd' ich auch an ihm mich freuen, mich mit ihm behelfen, seinen Nachfolger erwarten und diesem, wäre mir sogar inzwischen das Glück geworden, die Gegend selbst zu besuchen, gleichfalls freundlich begegnen.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Neun und zwanzigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Zweyter Aufenthalt in Rom.

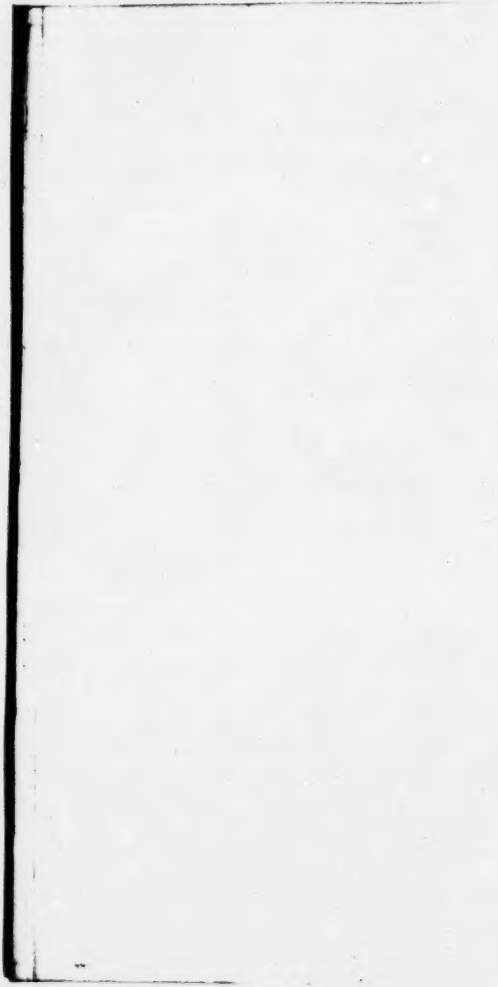

Zweyter

Römiſcher Aufenthalt

vom Juny 1787 bis April 1788.

„Longa sit huic aetas, dominaeque potentia terrae,
Sitque sub hac oriens occiduusque dies.“

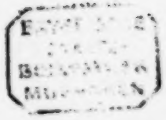

Juny.

Correſpondenz.

Rom den 8 Juny 1787.

Vorgeſtern bin ich glücklich wieder hier angelangt, und geſtern hat der feyerliche Frohnleichnamstag mich ſogleich wieder zum Römer eingeweiht. Gern will ich geſtehen, meine Abreiſe von Neapel machte mir einige Pein; nicht ſowohl die herrliche Gegend als eine gewaltige Lava hinter mir laſſend, die von dem Gipfel aus ihren Weg nach dem Meere zu nahm, die ich wohl hätte in der Nähe betrachten, deren Art und Weiſe, von der man ſo viel geleſen und erzählt hat, ich in meine Erfahrungen hätte mit aufnehmen ſollen.

Heute jedoch iſt meine Sehnſucht nach dieſer großen Naturſcene ſchon wieder in's Gleiche gebracht; nicht ſowohl das fromme Feſtgewirre, das bei einem impoſanten Ganzen doch hie und da durch abgeſchmacktes Einzelne den innern Sinn verletzt, ſondern die Anſchauung der Teppiche nach Raphaels Cartonen hat mich wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt. Die vorzüglichſten, die ihm am gewiſſeſten ihren Urſprung verdanken, ſind zuſammen ausgebreitet, andere, wahrſcheinlich von Schülern, Zeit- und Kunſtgenoſſen erfun-

dene, ſchließen ſich nicht unwürdig an und bedecken die gränzenloſen Räume.

Rom den 16 Junn.

Laßt mich auch wieder, meine Lieben, ein Wort zu euch reden. Mir geht es ſehr wohl, ich finde mich immer mehr in mich zurück und lerne unterſcheiden was mir eigen und was mir fremd iſt. Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachſe von innen heraus. Dieſe Tage war ich in Tivoli und habe eins der erſten Naturſchauſpiele geſehen. Es gehören die Waſſerfälle dort, mit den Ruinen und dem ganzen Compler der Landſchaft zu denen Gegenſtänden, deren Bekanntſchaft uns im tiefſten Grund reicher macht.

Am letzten Poſttage habe ich verſäumt zu ſchreiben. In Tivoli war ich ſehr müde vom Spazierengehen und vom Zeichnen in der Hitze. Ich war mit Herrn Hackert draußen, der eine unglaubliche Meiſterſchaft hat die Natur abzuſchreiben und der Zeichnung gleich eine Geſtalt zu geben. Ich habe in dieſen wenigen Tagen viel von ihm gelernt.

Weiter mag ich gar nichts ſagen. Das iſt wieder ein Gipfel irdiſcher Dinge. Ein ſehr complicirter Fall in der Gegend bringt die herrlichſten Wirkungen hervor.

Herr Hackert hat mich gelobt und getadelt und mir weiter geholfen. Er that mir halb im Scherz halb im

Ernſt den Vorſchlag, achtzehn Monate in Italien zu bleiben und mich nach guten Grundſätzen zu üben; nach dieſer Zeit, verſprach er mir, ſollte ich Freude an meinen Arbeiten haben. Ich ſehe auch wohl was und wie man ſtudiren muß, um über gewiſſe Schwierigkeiten hinauszukommen, unter deren Laſt man ſonſt ſein ganzes Leben hinkriecht.

Noch eine Bemerkung. Jetzt fangen erſt die Bäume, die Felſen, ja Rom ſelbſt an mir lieb zu werden; bisher hab' ich ſie immer nur als fremd gefühlt; dagegen freuten mich geringe Gegenſtände, die mit denen Aehnlichkeit hatten, die ich in der Jugend ſah. Nun muß ich auch erſt hier zu Hauſe werden, und doch kann ich's nie ſo innig ſeyn als mit jenen erſten Gegenſtänden des Lebens. Ich habe verſchiedenes bezüglich auf Kunſt und Nachahmung bei dieſer Gelegenheit gedacht.

Während meiner Abweſenheit hatte Tiſchbein ein Gemählde von Daniel v. Volterra im Kloſter an der Porta del Popolo entdeckt; die Geiſtlichen wollen es für tauſend Scudi hergeben, welche Tiſchbein als Künſtler nicht aufzutreiben wußte. Er machte daher an Madame Angelica durch Meyer den Vorſchlag, in den ſie willigte, gedachte Summe auszahlte, das Bild zu ſich nahm und ſpäter Tiſchbein die ihm contractmäßige Hälfte um ein Namhaftes abkaufte. Es war ein vortreffliches Bild, die Grablegung vorſtellend, mit vielen

Figuren. Eine von Meyer darnach sorgfältig hergestellte Zeichnung ist noch vorhanden.

Rom den 20 Juny.

Nun hab' ich hier schon wieder treffliche Kunstwerke gesehen, und mein Geist reinigt und bestimmt sich. Doch brauchte ich wenigstens noch ein Jahr allein in Rom, um nach meiner Art den Aufenthalt nutzen zu können, und ihr wißt, ich kann nichts auf andre Art. Jetzt wenn ich scheide werde ich nur wissen, welcher Sinn mir noch nicht aufgegangen ist, und so sey es denn eine Weile genug.

Der Hercules Farnese ist fort, ich hab' ihn noch auf seinen ächten Beinen gesehen, die man ihm nach so langer Zeit wieder gab. Nun begreift man nicht, wie man die ersten, von Porta, hat so lange gut finden können. Es ist nun eins der vollkommensten Werke alter Zeit. In Neapel wird der König ein Museum bauen lassen, wo alles was er von Kunstsachen besitzt, das Herculanische Museum, die Gemählde von Pompeji, die Gemählde von Capo di Monte, die ganze Farnesische Erbschaft, vereinigt aufgestellt werden sollen. Es ist ein großes und schönes Unternehmen. Unser Landsmann Hackert ist die erste Triebfeder dieses Werks. Sogar der Toro Farnese soll nach Neapel wandern und dort auf der Promenade aufgestellt werden. Könnten sie

die Carracciſche Galerie aus dem Palaſte mitnehmen, ſie thäten's auch.

Rom den 27 Juny.

Ich war mit Hackert in der Galerie Colonna, wo Pouſſins, Claude's, Salvator Roſa's Arbeiten zuſammen hängen. Er ſagte mir viel Gutes und gründlich Gedachtes über dieſe Bilder, er hat einige davon copirt und die andern recht aus dem Fundament ſtudirt. Es freute mich, daß ich im allgemeinen bei den erſten Beſuchen in der Galerie eben dieſelbe Vorſtellung gehabt hatte. Alles was er mir ſagte hat meine Begriffe nicht geändert, ſondern nur erweitert und beſtimmt. Wenn man nun gleich wieder die Natur anſehn und wieder finden und leſen kann, was jene gefunden und mehr oder weniger nachgeahmt haben, das muß die Seele erweitern, reinigen und ihr zuletzt den höchſten anſchauenden Begriff von Natur und Kunſt geben. Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir nichts mehr Wort und Tradition, ſondern lebendiger Begriff iſt. Von Jugend auf war mir dieſes mein Trieb und meine Plage, jetzt da das Alter kommt, will ich wenigſtens das Erreichbare erreichen und das Thuliche thun, da ich ſo lange verdient und unverdient das Schickſal des Siſyphus und Tantalus erduldet habe.

Bleibt in der Liebe und Glauben an mich. Mit

den Menſchen hab' ich jetzt ein leidlich Leben und eine gute Art Offenheit, ich bin wohl und freue mich meiner Tage.

Tiſchbein iſt ſehr brav, doch fürchte ich, er wird nie in einen ſolchen Zuſtand kommen, in welchem er mit Freude und Freiheit arbeiten kann. Mündlich mehr von dieſem auch wunderbaren Menſchen. Mein Portrait wird glücklich, es gleicht ſehr, und der Gedanke gefällt jedermann; Angelica mahlt mich auch, daraus wird aber nichts. Es verdrießt ſie ſehr, daß es nicht gleichen und werden will. Es iſt immer ein hübſcher Burſche, aber keine Spur von mir.

Rom den 30 Juny.

Das große Feſt St. Peter und Paul iſt endlich auch herangekommen; geſtern haben wir die Erleuchtung der Kuppel und das Feuerwerk vom Caſtell geſehn. Die Erleuchtung iſt ein Anblick wie ein ungeheures Mährchen, man traut ſeinen Augen nicht. Da ich neuerdings nur die Sachen und nicht, wie ſonſt, bei und mit den Sachen ſehe was nicht da iſt, ſo müſſen mir ſo große Schauſpiele kommen, wenn ich mich freuen ſoll. Ich habe auf meiner Reiſe etwa ein halb Dutzend gezählt, und dieſes darf allerdings unter den erſten ſtehn. Die ſchöne Form der Colonnade, der Kirche und beſonders der Kuppel, erſt in einem feurigen Umriſſe und,

wenn die Stunde vorbei iſt, in einer glühenden Maſſe zu ſehn, iſt einzig und herrlich. Wenn man bedenkt, daß das ungeheure Gebäude in dieſem Augenblick nur zum Gerüſte dient, ſo wird man wohl begreifen, daß etwas Aehnliches in der Welt nicht ſeyn kann. Der Himmel war rein und hell, der Mond ſchien und dämpfte das Feuer der Lampen zum angenehmen Schein, zuletzt aber, wie alles durch die zweyte Erleuchtung in Gluth geſetzt wurde, ward das Licht des Mondes ausgelöſcht. Das Feuerwerk iſt wegen des Ortes ſchön, doch lange nicht verhältnißmäßig zur Erleuchtung. Heute Abend ſehen wir beides noch einmal.

Auch das iſt vorüber. Es war ein ſchöner klarer Himmel und der Mond voll, dadurch ward die Erleuchtung ſanfter, und es ſah ganz aus wie ein Mährchen. Die ſchöne Form der Kirche und der Kuppel gleichſam in einem feurigen Aufriß zu ſehen, iſt ein großer und reizender Anblick.

Rom Ende Juny.

Ich habe mich in eine zu große Schule begeben, als daß ich geſchwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunſtkenntniſſe, meine kleinen Talente müſſen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, ſonſt bring' ich wieder euch einen halben Freund zurück und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von

neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich euch erzählen ſollte wie mir auch wieder alles dieſen Monat hier geglückt iſt, ja wie mir alles auf einem Teller iſt präſentirt worden, was ich nur gewünſcht habe. Ich habe ein ſchönes Quartier, gute Hausleute. Tiſchbein geht nach Neapel, und ich beziehe ſein Studium, einen großen kühlen Saal. Wenn ihr mein gedenkt, ſo denkt an mich als an einen Glücklichen, ich will oft ſchreiben, und ſo ſind und bleiben wir zuſammen.

Auch neue Gedanken und Einfälle hab' ich genug, ich finde meine erſte Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir ſelbſt überlaſſen bin, und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenſtände wieder ſo hoch und weit als meine letzte Exiſtenz nur reicht. Mein Auge bildet ſich unglaublich, und meine Hand ſoll nicht ganz zurückbleiben. Es iſt nur Ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fiſch im Waſſer und ſchwimme oben wie eine Stückkugel im Queckſilber, die in jedem andern Fluidum untergeht. Nichts trübt die Atmoſphäre meiner Gedanken, als daß ich mein Glück nicht mit meinen Geliebten theilen kann. Der Himmel iſt jetzt herrlich heiter, ſo daß Rom nur Morgens und Abends einigen Nebel hat. Auf den Gebirgen aber, Albano, Caſtello, Frascati, wo ich vergangene Woche drey Tage zubrachte, iſt eine immer heitre reine Luft. Da iſt eine Natur zu ſtudiren.

Bemerkung.

Indem ich nun meine Mittheilungen den damaligen Zuſtänden, Eindrücken und Gefühlen gemäß einrichten möchte und daher aus eigenen Briefen, welche freilich mehr als irgend eine ſpätere Erzählung das Eigenthümliche des Augenblicks darſtellen, die allgemein intereſſanten Stellen auszuziehen anfange, ſo find' ich auch Freundes-Briefe mir unter der Hand, welche hiezu noch vorzüglicher dienen möchten. Deßhalb ich denn ſolche briefliche Documente hie und da einzuſchalten mich entſchließe und hier ſogleich damit beginne, von dem aus Rom heidenden, in Neapel anlangenden Tiſchbein die lebhafteſten Erzählungen einzuführen. Sie gewähren den Vortheil, den Leſer ſogleich in jene Gegenden und in die unmittelbarſten Verhältniſſe der Perſonen zu verſetzen, beſonders auch den Charakter des Künſtlers aufzuklären, der ſo lange bedeutend gewirkt, und, wenn er auch mitunter gar wunderlich erſcheinen mochte, doch immer ſo in ſeinem Beſtreben als in ſeinem Leiſten ein dankbares Erinnern verdient.

Tiſchbein an Goethe.

Neapel den 19 July 1787.

Unſere Reiſe von Rom bis Capua war ſehr glücklich und angenehm. In Albano kam Hackert zu uns; in Veletri ſpeiſ'ten wir bei Cardinal Borgia und beſahen deſſen Muſeum, zu meinem beſondern Vergnügen, weil ich manches bemerkte, das ich im erſten Mal übergangen hatte. Um drey Uhr Nachmittags reiſ'ten wir wieder ab, durch die Pontiniſchen Sümpfe, die mir dieſesmal auch viel beſſer gefielen als im Winter, weil die grünen Bäume und Hecken dieſen großen Ebenen eine anmuthige Verſchiedenheit geben. Wir fanden uns kurz vor der Abenddämmerung in Mitte der Sümpfe, wo die Poſt wechſelt. Während der Zeit aber, als die Poſtillons alle Beredſamkeit anwendeten uns Geld abzunöthigen, fand ein muthiger Schimmelhengſt Gelegenheit ſich loszureißen und fortzurennen; das gab ein Schauſpiel, welches uns viel Vergnügen machte. Es war ein ſchneeweißes ſchönes Pferd von prächtiger Geſtalt; er zerriß die Zügel womit er angebunden war, hackte mit den Vorderfüßen nach dem der ihn aufhalten wollte, ſchlug hinten aus und machte ein ſolches Geſchrei mit Wiehern, daß alles, aus Furcht, bei Seite trat. Nun ſprang er über'n Graben und galoppirte über das Feld, beſtändig ſchnaubend und wiehernd. Schweif und Mäh-

nen flatterten hoch in die Luft auf, und ſeine Geſtalt in freier Bewegung war ſo ſchön, daß alles ausrief che bellezze! che bellezze! dann lief er nah an einem andern Graben hin und wieder und ſuchte eine ſchmale Stelle um überzuſpringen, um zu den Fohlen und Stuten zu kommen, deren viele hundert jenſeits weideten. Endlich gelang es ihm hinüberzuſpringen, und nun ſetzte er unter die Stuten die ruhig graſeten. Die erſchraken vor ſeiner Wildheit und ſeinem Geſchrei, liefen in langer Reihe und flohen über das flache Feld vor ihm hin; er aber immer hinterdrein, indem er aufzuſpringen verſuchte.

Endlich trieb er eine Stute abſeits; die eilte nun auf ein ander Feld zu einer andern zahlreichen Verſammlung von Stuten. Auch dieſe von Schrecken ergriffen, ſchlugen hinüber zu dem erſten Haufen. Nun war das Feld ſchwarz von Pferden, wo der weiße Hengſt immer drunter herumſprang, alles in Schrecken und Wildheit. Die Heerde lief in langen Reihen auf dem Felde hin und her, es ſauſte die Luft und donnerte die Erde, wo die Kraft der ſchweren Pferde überhinflog. Wir ſahen lange mit Vergnügen zu, wie der Trupp von ſo vielen Hunderten auf dem Feld herumgaloppirte, bald in einen Klump, bald getheilt, jetzt zerſtreut einzeln umherlaufend, bald in langen Reihen über den Boden hinrennend.

Endlich beraubte uns die Dunkelheit der einbrechenden Nacht dieſes einzigen Schauſpiels, und als der

klarſte Mond hinter den Bergen aufſtieg, verloſch das Licht unſrer angezündeten Laternen. Doch da ich mich lange an ſeinem ſanften Schein vergnügt hatte, konnte ich mich des Schlafs nicht mehr erwehren, und mit aller Furcht vor der ungeſunden Luft ſchlief ich länger als eine Stunde und erwachte nicht eher bis wir zu Terracina ankamen, wo wir die Pferde wechſelten.

Hier waren die Poſtillons ſehr artig, wegen der Furcht welche ihnen der Marcheſe Lucchesini eingejagt hatte; ſie gaben uns die beſten Pferde und Führer, weil der Weg zwiſchen den großen Klippen und dem Meer gefährlich iſt. Hier ſind ſchon manche Unglücke geſchehen, beſonders Nachts, wo die Pferde leicht ſcheu werden. Während des Anſpannens, und indeſſen man den Paß an die letzte Römiſche Wache vorzeigte, ging ich zwiſchen den hohen Felſen und dem Meer ſpazieren, und erblickte den größten Effect: der dunkle Fels vom Mond glänzend erleuchtet, der eine lebhaft flimmernde Säule in das blaue Meer warf, und bis auf die am Ufer ſchwankenden Wellen heranflimmerte.

Da oben, auf der Zinne des Berges, im dämmernden Blau, lagen die Trümmer von Genſerichs zerfallener Burg; ſie machte mich an vergangene Zeiten denken, ich fühlte des unglücklichen Conradins Sehnſucht ſich zu retten, wie des Cicero und des Marius, die ſich alle in dieſer Gegend geängſtigt hatten.

Schön war es nun fernerhin an dem Berg, zwiſchen den großen herabgerollten Felſenklumpen am Saume des Meers im Mondenlicht herzufahren. Deutlich beleuchtet waren die Gruppen der Olivenbäume, Palmen und Pinien bei Fondi; aber die Vorzüge der Citronenwälder vermißte man, ſie ſtehen nur in ihrer ganzen Pracht, wenn die Sonne auf die goldglänzenden Früchte ſcheint. Nun ging es über den Berg, wo die vielen Oliven- und Johannisbrotbäume ſtehen, und es war ſchon Tag geworden, als wir bei den Ruinen der antiken Stadt, wo die vielen Ueberbleibſel von Grabmälern ſind, ankamen. Das größte darunter ſoll dem Cicero errichtet worden ſeyn, eben an dem Ort, wo er ermordet worden. Es war ſchon einige Stunden Tag, als wir an den erfreulichen Meerbuſen zu Molo di Gaeta ankamen. Die Fiſcher mit ihrer Beute kehrten ſchon wieder zurück, das machte den Strand ſehr lebhaft. Einige trugen die Fiſche und Meerfrüchte in Körben weg, die andern bereiteten die Garne ſchon wieder auf einen künftigen Fang. Von da fuhren wir nach Garigliano, wo Cavaliere Venuti graben läßt. Hier verließ uns Hackert, denn er eilte nach Caſerta, und wir gingen, abwärts von der Straße, herunter an das Meer, wo ein Frühſtück für uns bereitet war, welches wohl für ein Mittagseſſen gelten konnte. Hier waren die ausgegrabenen Antiken aufgehoben, die aber jämmerlich zerſchlagen ſind. Unter andern ſchönen Sachen findet ſich ein Bein von einer

Statue, die dem Apoll von Belvedere nicht viel nachgeben mag. Es wär' ein Glück, wenn man das Uebrige dazu fände.

Wir hatten uns aus Müdigkeit etwas schlafen gelegt, und da wir wieder erwachten, fanden wir uns in Gesellschaft einer angenehmen Familie, die in dieser Gegend wohnt, um uns ein Mittagsmahl zu geben; welche Aufmerksamkeit wir freilich Herrn Hackert schuldig seyn mochten, der sich aber schon entfernt hatte. Es stand also wieder auf's Neue ein Tisch bereitet; ich aber konnte nicht essen noch sitzen bleiben, so gut auch die Gesellschaft war, sondern ging am Meer spazieren zwischen den Steinen, worunter sich sehr wunderliche befanden, besonders vieles, durch Meerinsecten durchlöchert, deren einige aussahen wie ein Schwamm.

Hier begegnete mir auch etwas recht Vergnügliches: ein Ziegenhirt trieb an den Strand des Meeres; die Ziegen kamen in das Wasser und kühlten sich ab. Nun kam auch der Schweinehirt dazu, und unter der Zeit daß die beiden Heerden sich in den Wellen erfrischten, setzten sich beide Hirten in den Schatten und machten Musik; der Schweinehirt auf einer Flöte, der Ziegenhirt auf dem Dudelsack. Endlich ritt ein erwachsener Knabe nackend heran und ging so tief in das Wasser, so tief daß das Pferd mit ihm schwamm. Das sah nun gar schön aus, wenn der wohlgewachsene Junge so nah an's Ufer kam, daß

daß man ſeine ganze Geſtalt ſah, und er ſodann wieder in das tiefe Meer zurückkehrte, wo man nichts weiter ſah als den Kopf des ſchwimmenden Pferdes, ihn aber bis an die Schultern.

Um drey Uhr Nachmittags fuhren wir weiter, und als wir Capua drey Meilen hinter uns gelaſſen hatten, es war ſchon eine Stunde in der Nacht, zerbrachen wir das Hinterrad unſres Wagens. Das hielt uns einige Stunden auf, um ein andres an die Stelle zu nehmen. Da aber dieſes geſchehen war, und wir abermals einige Meilen zurückgelegt hatten, brach die Achſe. Hierüber wurden wir ſehr verdrießlich; wir waren ſo nah bei Neapel und konnten doch unſre Freunde nicht ſprechen. Endlich langten wir einige Stunden nach Mitternacht daſelbſt an, wo wir noch ſo viele Menſchen auf der Straße fanden, als man in einer andern Stadt kaum um Mittag findet.

Hier hab' ich nun alle unſre Freunde geſund und wohl angetroffen, die ſich alle freuten, daſſelbe von Ihnen zu hören. Ich wohne bei Herrn Hackert im Hauſe; vorgeſtern war ich mit Ritter Hamilton zu Pauſilipo auf ſeinem Luſthauſe. Da kann man denn freilich nichts Herrlicheres auf Gottes Erdboden ſchauen. Nach Tiſche ſchwammen ein Dutzend Jungen in dem Meere, das war ſchön anzuſehen. Die vielen Gruppen und Stellungen, welche ſie in ihren Spielen machten! er be-

zahlt ſie dafür, damit er jeden Nachmittag dieſe Luſt habe. Hamilton gefällt mir außerordentlich wohl; ich ſprach vieles mit ihm, ſowohl hier im Haus, als auch da wir auf dem Meer ſpazieren fuhren. Es freute mich außerordentlich ſo viel von ihm zu erfahren, und hoffe noch viel Gutes von dieſem Manne. Schreiben Sie mir doch die Namen Ihrer übrigen hieſigen Freunde, damit ich auch ſie kennen lernen und grüßen kann. Bald ſollen Sie mehreres von hier vernehmen. Grüßen Sie alle Freunde, beſonders Angelica und Reifenſtein.

N. S. Ich finde es in Neapel ſehr viel heißer als in Rom, nur mit dem Unterſchied, daß die Luft geſünder iſt und auch beſtändig etwas friſcher Wind weht, aber die Sonne hat viel mehr Kraft; die erſten Tage war es mir faſt unerträglich. Ich habe bloß von Eis- und Schneewaſſer gelebt.

Später, ohne Datum.

Geſtern hätt' ich Sie in Neapel gewünſcht: einen ſolchen Lärmen, eine ſolche Volksmenge die nur da war um Eßwaaren einzukaufen, hab' ich in meinem Leben nicht geſehen, aber auch ſo viele dieſer Eßwaaren ſieht man nie wieder beiſammen. Von allen Sorten war die große Straße Toledo faſt bedeckt. Hier bekommt man erſt eine Idee von einem Volk, das in einer ſo glücklichen Gegend wohnt, wo die Jahrszeit täglich Früchte

wachſen läßt. Denken Sie ſich, daß heute 500,000 Menſchen im Schmauſen begriffen ſind und das auf Neapolitaner Art. Geſtern und heute war ich an einer Tafel, wo gefreſſen iſt worden, daß ich erſtaunt bin, ein ſündiger Ueberfluß war da. Kniep ſaß auch dabei und übernahm ſich ſo von allen den leckern Speiſen zu eſſen, daß ich fürchtete, er platze; aber ihn rührte es nicht, und er erzählte dabei immer von dem Appetit den er auf dem Schiff und in Sicilien gehabt habe, indeſſen Sie für Ihr gutes Geld, theils aus Uebelbefinden, theils aus Vorſatz, gefaſtet und ſo gut als gehungert.

Heute iſt ſchon alles aufgefreſſen worden, was geſtern verkauft wurde, und man ſagt, morgen ſey die Straße wieder ſo voll als ſie geſtern war. Toledo ſcheint ein Theater, wo man den Ueberfluß zeigen will. Die Boutiquen ſind alle ausgeziert mit Eßwaaren, die ſogar über die Straße in Guirlanden hinüber hängen, die Würſtchen zum Theil vergoldet und mit rothen Bändern gebunden; die welſchen Hahnen haben alle eine rothe Fahne im Hintern ſtecken, deren ſind geſtern dreyßig tauſend verkauft worden, dazu rechne man die, welche die Leute im Hauſe fett machen. Die Zahl der Eſel mit Capaunen beladen, ſo wie der andern mit kleinen Pomeranzen belaſtet, die großen auf dem Pflaſter aufgeſchütteten Haufen ſolcher Goldfrüchte erſchrecken einen. Aber am ſchönſten möchten doch die Boutiquen ſeyn, wo grüne Sachen verkauft werden, und die wo Roſinen-Trauben,

Feigen und Melonen aufgesetzt sind: alles so zierlich zur Schau geordnet, daß es Auge und Herz erfreut. Neapel ist ein Ort, wo Gott häufig seinen Segen gibt für alle Sinne.

Später, ohne Datum.

Hier haben Sie eine Zeichnung von den Türken die hier gefangen liegen. Der Hercules, wie es erst hieß, hat sie nicht genommen, sondern ein Schiff welches die Corallenfischer begleitete. Die Türken sahen dieses christliche Fahrzeug und machten sich dran, um es wegzunehmen, aber sie fanden sich betrogen, denn die Christen waren stärker, und so wurden sie überwältigt und gefangen hierher geführt. Es waren dreyßig Mann auf dem christlichen Schiffe, vierundzwanzig auf dem Türkischen; sechs Türken blieben im Gefechte, einer ist verwundet; von den Christen ist kein einziger geblieben, die Madonne hat sie beschützt.

Der Schiffer hat eine große Beute gemacht; er fand sehr viel Geld und Waaren, Seidenzeug und Caffee, auch einen reichen Schmuck, welcher einer jungen Mohrin gehörte.

Es war merkwürdig die vielen tausend Menschen zu sehen, welche Kahn an Kahn dahinfuhren, um die Gefangenen zu beschauen, besonders die Mohrin. Es fan-

den ſich verſchiedene Liebhaber, die ſie kaufen wollten und viel Geld boten, aber der Capitän will ſie nicht weggeben.

Ich fuhr alle Tage hin und fand einmal den Ritter Hamilton und Miß Hart, die ſehr gerührt war und weinte. Da das die Mohrin ſah, fing ſie auch an zu weinen; die Miß wollte ſie kaufen, der Capitän aber hartnäckig ſie nicht hergeben. Jetzo ſind ſie nicht mehr hier; die Zeichnung beſagt das Weitere.

Nachtrag.

Päpſtliche Teppiche.

Die große Aufopferung, zu der ich mich entſchloß, eine, von dem Gipfel des Bergs bis beinahe an's Meer herabſtrömende Lava hinter mir zu laſſen, ward mir durch den erreichten Zweck reichlich vergolten, durch den Anblick der Teppiche, welche, am Frohnleichnamstag aufgehängt, uns an Raphael, ſeine Schüler, ſeine Zeit, auf das glänzendſte erinnerten.

In den Niederlanden hatte das Teppichwirken mit ſtehendem Zettel, Hautelisſe genannt, ſich ſchon auf den höchſten Grad erhoben. Es iſt mir nicht bekannt geworden, wie ſich nach und nach die Fertigung der Teppiche entwickelt und geſteigert hat. In dem zwölften Jahrhundert mag man noch die einzelnen Figuren durch Stickerey, oder auf ſonſt eine Weiſe, fertig gemacht und ſodann, durch beſonders gearbeitete Zwiſchenſtücke, zuſammengeſetzt haben. Dergleichen finden wir noch über den Chorſtühlen alter Domkirchen, und hat die Arbeit etwas Aehnliches mit den bunten Fenſterſcheiben, welche auch zuerſt aus ganz kleinen farbigen Glasſtückchen ihre Bilder zuſammen geſetzt haben. Bei den Teppichen vertrat Nadel und Faden das Loth und die Zinnſtäbchen. Alle frühen Anfänge der Kunſt und Technik ſind von dieſer

Art; wir haben koſtbare Chineſiſche Teppiche auf gleiche Weiſe gefertigt vor Augen gehabt.

Wahrſcheinlich durch Orientaliſche Muſter veranlaßt hatte man in den handels- und prachtreichen Niederlanden, zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts, dieſe kunſtreiche Technik ſchon auf's höchſte getrieben; dergleichen Arbeiten gingen ſchon wieder nach dem Orient zurück und waren gewiß auch in Rom bekannt, wahrſcheinlich nach unvollkommenen in Byzantiniſchem Sinne gemodelten Muſtern und Zeichnungen. Der große und in manchem beſonders auch äſthetiſchem Sinn freie Geiſt Leo X mochte nun auch, was er auf Wänden abgebildet ſah, gleichmäßig frei und groß in ſeiner Umgebung auf Teppichen erblicken, und auf ſeine Veranlaſſung fertigte Raphael die Cartone: glücklicherweiſe ſolche Gegenſtände, welche Chriſti Bezug zu ſeinen Apoſteln, ſodann aber die Wirkungen ſolcher begabter Männer nach dem Heimgange des Meiſters vorſtellten.

Am Frohnleichnamstage nun lernte man erſt die wahre Beſtimmung der Teppiche kennen, hier machten ſie Colonnaden und offene Räume zu prächtigen Sälen und Wandelgängen, und zwar indem ſie das Vermögen des begabteſten Mannes uns entſchieden vor Augen ſtellen, und uns das glücklichſte Beiſpiel geben, wo Kunſt und Handwerk in beiderſeitiger Vollendung ſich auf ihrem höchſten Puncte lebendig begegnen.

Die Raphaeliſchen Cartone, wie ſie bis jetzt in Eng-

land verwahrt ſind, bleiben noch immer die Bewunderung der Welt; einige rühren gewiß von dem Meiſter allein her, andere mögen nach ſeinen Zeichnungen, ſeiner Angabe, andere ſogar erſt nachdem er abgeſchieden war, gefertigt ſeyn. Alles bezeugte große übereintreffende Kunſtbeſtimmung, und die Künſtler aller Nationen ſtrömten hier zuſammen, um ihren Geiſt zu erheben und ihre Fähigkeiten zu ſteigern.

Dieß gibt uns Veranlaſſung über die Tendenz der Deutſchen Künſtler zu denken, welche Hochſchätzung und Neigung gegen ſeine erſten Werke hinzog und wovon ſchon damals leiſe Spuren ſich bemerken ließen.

Mit einem talentreichen zarten Jüngling, der im Sanften, Anmuthigen, Natürlichen verweilt, fühlt man ſich in jeder Kunſt näher verwandt, man wagt es zwar nicht ſich mit ihm zu vergleichen, doch im Stillen mit ihm zu wetteifern, von ſich zu hoffen, was er geleiſtet hat.

Nicht mit gleichem Behagen wenden wir uns an den vollendeten Mann; denn wir ahnen die furchtbaren Bedingungen, unter welchen allein ſich ſelbſt das entſchiedenſte Naturell zum letztmöglichen des Gelingens erheben kann, und, wollen wir nicht verzweifeln, ſo müſſen wir uns zurück wenden und uns mit dem ſtrebenden, dem werdenden vergleichen.

Dieß iſt die Urſache warum die Deutſchen Künſtler Neigung, Verehrung, Zutrauen zu dem Aelteren, Un-

vollkommenen wendeten, weil ſie ſich daneben auch für etwas halten konnten und ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln durften, das in ihrer Perſon zu leiſten, wozu dennoch eine Folge von Jahrhunderten erforderlich geweſen.

Kehren wir zu Raphaels Cartonen zurück und ſprechen aus, daß ſie alle männlich gedacht ſind; ſittlicher Ernſt, ahnungsvolle Größe walten überall, und, obgleich hie und da geheimnißvoll, werden ſie doch denjenigen durchaus klar, welche, von dem Abſchiede des Erlöſers und den wundervollen Gaben die er ſeinen Jüngern hinterließ, aus den heiligen Schriften genugſam unterrichtet ſind.

Nehmen wir vor allen die Beſchämung und Beſtrafung des Ananias vor Augen, da uns denn jederzeit der kleine dem Marc Anton nicht unbillig zugeſchriebene Kupferſtich, nach einer ausführlichen Zeichnung Raphaels, die Nachbildung der Cartone von Dorigny und die Vergleichung beider hinlänglichen Dienſt leiſten.

Wenig Compoſitionen wird man dieſer an die Seite ſetzen können; hier iſt ein großer Begriff, eine in ihrer Eigenthümlichkeit höchſtwichtige Handlung in ihrer vollkommenſten Mannichfaltigkeit auf das klarſte dargeſtellt.

Die Apoſtel als fromme Gabe das Eigenthum eines jeden in den allgemeinen Beſitz dargebracht erwartend; die heranbringenden Gläubigen auf der einen, die empfangenden Dürftigen auf der andern Seite, und in der Mitte der Defraudirende gräßlich beſtraft: eine An-

ordnung deren Symmetrie aus dem gegebenen hervorgeht und welche wieder durch die Erforderniſſe des Darzuſtellenden nicht ſowohl verborgen als belebt wird; wie ja die unerläßliche ſymmetriſche Proportion des menſchlichen Körpers erſt durch mannichfaltige Lebensbewegung eindringliches Intereſſe gewinnt.

Wenn nun bei Anſchauung dieſes Kunſtwerkes der Bemerkungen kein Ende ſeyn würde, ſo wollen wir hier nur noch ein wichtiges Verdienſt dieſer Darſtellung auszeichnen. Zwey männliche Perſonen, welche herankommend zuſammengepackte Kleidungsſtücke tragen, gehören nothwendig zu Ananias; aber wie will man hieraus erkennen, daß ein Theil davon zurückgeblieben und dem Gemeingut unterſchlagen worden? Hier werden wir aber auf eine junge hübſche Weibsperſon aufmerkſam gemacht, welche mit einem heitern Geſichte aus der rechten Hand Geld in die linke zählt; und ſogleich erinnern wir uns an das edle Wort: „die Linke ſoll nicht wiſſen was die Rechte gibt,“ und zweifeln nicht, daß hier Saphira gemeint ſey, welche das den Apoſteln einzureichende Geld abzählt, um noch einiges zurückzubehalten, welches ihre heiter liſtige Miene anzudeuten ſcheint. Dieſer Gedanke iſt erſtaunenswürdig und furchtbar, wenn man ſich ihm hingibt. Vor uns der Gatte, ſchon verſenkt und beſtraft am Boden in gräßlicher Zuckung ſich windend; wenig hinterwärts, das Vorgehende nicht gewahr werdend, die Gattin; ſicher argliſtig ſinnend die

Göttlichen zu bevortheilen, ohne Ahnung welchem Schick=
ſal ſie entgegen geht. Ueberhaupt ſteht dieſes Bild als
ein ewiges Problem vor uns da, welches wir immer
mehr bewundern, je mehr uns deſſen Auflöſung möglich
und klar wird. Die Vergleichung des Marc=Antoniſchen
Kupfers, nach einer gleich großen Zeichnung Raphaels,
und des größeren von Dorigny, nach dem Carton, führt
uns abermals in die Tiefe der Betrachtung, mit welcher
Weisheit ein ſolches Talent bei einer zweyten Behand=
lung derſelben Compoſition Veränderungen und Steige=
rungen zu bewirken gewußt hat. Bekennen wir gern,
daß ein ſolches Studium uns zu den ſchönſten Freuden
eines langen Lebens gedient hat.

July.

Correspondenz.

Rom den 5 July 1787.

Mein jetziges Leben sieht einem Jugendtraume völlig ähnlich, wir wollen sehen, ob ich bestimmt bin ihn zu genießen, oder zu erfahren, daß auch dieses, wie so vieles andre, nur eitel ist. Tischbein ist fort, sein Studium aufgeräumt, ausgestäubt und ausgewaschen, so daß ich nun gerne drin seyn mag. Wie nöthig ist's in der jetzigen Zeit ein angenehmes Zuhause zu haben. Die Hitze ist gewaltig. Morgens mit Sonnenaufgang steh' ich auf und gehe nach der Aqua acetosa, einem Sauerbrunnen, ungefähr eine halbe Stunde von dem Thor an dem ich wohne, trinke das Wasser, das wie ein schwacher Schwalbacher schmeckt, in diesem Klima aber schon sehr wirksam ist. Gegen acht Uhr bin ich wieder zu Hause und bin fleißig auf alle Weise, wie es die Stimmung nur geben will. Ich bin recht wohl. Die Hitze schafft alles Flußartige weg und treibt was Schärfe im Körper ist nach der Haut, und es ist besser, daß ein Uebel jückt als daß es reißt und zieht. Im Zeichnen fahr' ich fort Geschmack und Hand zu bilden, ich habe

Architektur angefangen ernſtlicher zu treiben, es wird mir alles erſtaunend leicht (das heißt der Begriff, denn die Ausübung erfordert ein Leben). Was das Beſte war: ich hatte keinen Eigendünkel und keine Prätenſion, ich hatte nichts zu verlangen als ich herkam. Und nun dringe ich nur drauf, daß mir nichts Name, nichts Wort bleibe. Was ſchön, groß, ehrwürdig gehalten wird, will ich mit eignen Augen ſehn und erkennen. Ohne Nachahmung iſt dieß nicht möglich. Nun muß ich mich an die Gypsköpfe ſetzen. (Die rechte Methode wird mir von Künſtlern angedeutet. Ich halte mich zuſammen was möglich iſt.) Am Anfang der Woche kennt' ich's nicht abſagen hier und da zu eſſen. Nun wollen ſie mich hier und dahin haben; ich laſſe es vorübergehn und bleibe in meiner Stille. Moriz, einige Landsleute im Hauſe, ein wackerer Schweizer, ſind mein gewöhnlicher Umgang. Zu Angelica und Rath Reifenſtein geh' ich auch; überall mit meiner nachdenklichen Art, und niemand iſt dem ich mich eröffnete. Lucheſini iſt wieder hier, der alle Welt ſieht und den man ſieht wie alle Welt. Ein Mann der ſein Metier recht macht, wenn ich mich nicht ſehr irre. Nächſtens ſchreib' ich dir von einigen Perſonen die ich bald zu kennen hoffe.

Egmont iſt in der Arbeit, und ich hoffe er wird gerathen. Wenigſtens hab' ich immer unter dem Machen Symptome gehabt, die mich nicht betrogen haben. Es iſt recht ſonderbar, daß ich ſo oft bin abgehalten worden

das Stück zu endigen, und daß es nun in Rom fertig werden ſoll. Der erſte Act iſt in's Reine und zur Reife, es ſind ganze Scenen im Stücke, an die ich nicht zu rühren brauche.

Ich habe über allerlei Kunſt ſo viel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meiſter recht anſchwillt. Nun ſollen aber [illegible] alten Sachen voraus weg; ich bin alt genug, und wenn ich noch etwas machen will, darf ich mich nicht ſäumen. Wie du dir leicht denken kannſt, hab' ich hundert neue Dinge im Kopfe, und es kommt nicht auf's Denken, es kommt auf's Machen an; das iſt ein verwünſchtes Ding, die Gegenſtände hinzuſetzen, daß ſie nun einmal ſo und nicht anders daſtehen. Ich möchte nun recht viel von der Kunſt ſprechen, doch ohne die Kunſtwerke was will man ſagen? Ich hoffe über manche Kleinheit wegzurücken, drum gönnt mir meine Zeit, die ich hier ſo wunderbar und ſonderbar zubringe, gönnt mir ſie durch den Beifall eurer Liebe.

Ich muß dießmal ſchließen und wider Willen eine leere Seite ſchicken. Die Hitze des Tages war groß und gegen Abend bin ich eingeſchlafen.

Rom den 9 Julo.

Ich will künftig Einiges die Woche über ſchreiben, daß nicht die Hitze des Poſttags oder ein andrer Zu-

fall mich hindre, euch ein vernünftiges Wort zu sagen. Gestern hab' ich vieles gesehen und wieder gesehen, ich bin vielleicht in zwölf Kirchen gewesen, wo die schönsten Altarblätter sind.

Dann war ich mit Angelica bei dem Engländer Moor, einem Landschaftsmahler, dessen Bilder meist trefflich gedacht sind. Unter andern hat er eine Sündfluth gemahlt, das etwas Einziges ist. Anstatt daß andere ein offnes Meer genommen haben, das immer nur die Idee von einem weiten aber nicht hohen Wasser gibt, hat er ein geschlossenes hohes Bergthal vorgestellt, in welches die immer steigenden Wasser endlich auch hereinstürzen. Man sieht an der Form der Felsen, daß der Wasserstand sich den Gipfeln nähert, und dadurch daß es hinten quervor zugeschlossen ist, die Klippen alle steil sind, macht es einen fürchterlichen Effect. Es ist gleichsam nur grau in grau gemahlt, das schmutzige aufgewühlte Wasser, der triefende Regen verbinden sich auf's innigste, das Wasser stürzt und trieft von den Felsen, als wenn die ungeheuren Massen sich auch in dem allgemeinen Elemente auflösen wollten, und die Sonne blickt, wie ein trüber Mond, durch den Wasserflor durch, ohne zu erleuchten, und doch ist es nicht Nacht. In der Mitte des Vordergrundes ist eine flache isolirte Felsenplatte, auf die sich einige hülflose Menschen retten, in dem Augenblick daß die Fluth heranschwillt und sie bedecken will. Das Ganze ist unglaublich gut gedacht. Das Bild ist

groß. Es kann 7 — 8 Fuß lang und 5 — 6 Fuß hoch seyn. Von den andern Bildern, einem herrlich schönen Morgen, einer trefflichen Nacht, sag' ich gar nichts.

Drey volle Tage war Fest auf Ara coeli wegen der Beatification zweyer Heiligen aus dem Orden des heiligen Franciscus. Die Decoration der Kirche, Musik, Illumination und Feuerwerk des Nachts zog eine große Menge Volks dahin. Das nah gelegene Capitol war mit erleuchtet und die Feuerwerke auf dem Platz des Capitols abgebrannt. Das Ganze zusammen machte sich sehr schön, obgleich es nur ein Nachspiel von St. Peter war. Die Römerinnen zeigen sich bei dieser Gelegenheit, von ihren Männern oder Freunden begleitet, des Nachts weiß gekleidet mit einem schwarzen Gürtel und sind schön und artig. Auch ist im Corso jetzt des Nachts häufiger Spaziergang und Fahrt, da man des Tags nicht aus dem Hause geht. Die Hitze ist sehr leidlich und diese Tage her immer ein kühles Windchen wehend. Ich halte mich in meinem kühlen Saale und bin still und vergnügt.

Ich bin fleißig, mein Egmont rückt sehr vor. Sonderbar ist's, daß sie eben jetzt in Brüssel die Scene spielen, wie ich sie vor zwölf Jahren aufschrieb, man wird vieles jetzt für Pasquill halten.

Rom den 16 July.

Es iſt ſchon weit in der Nacht, und man merkt es nicht, denn die Straße iſt voll Menſchen, die ſingend, auf Cithern und Violinen ſpielend, mit einander wechſelnd, auf- und abgehn. Die Nächte ſind kühl und erquickend, die Tage nicht unleidlich heiß.

Geſtern war ich mit Angelica in der Farneſina, wo die Fabel der Pſyche gemahlt iſt. Wie oft und unter wie manchen Situationen hab' ich die bunten Copien dieſer Bilder in meinen Zimmern mit euch angeſehn! Es fiel mir recht auf, da ich ſie eben durch jene Copien faſt auswendig weiß. Dieſer Saal oder vielmehr Galerie iſt das Schönſte was ich von Decoration kenne, ſo viel auch jetzt dran verdorben und reſtaurirt iſt.

Heute war Thierhetze in dem Grabmal des Auguſt. Dieſes große, inwendig leere, oben offne, ganz runde Gebäude iſt jetzt zu einem Kampfplatz, zu einer Ochſenhetze eingerichtet, wie eine Art Amphitheater. Es wird vier- bis fünftauſend Menſchen faſſen können. Das Schauſpiel ſelbſt hat mich nicht ſehr erbaut.

Dienſtag den 17 July war ich Abends bei Albacini, dem Reſtaurator antiker Statuen, um einen Torſo zu ſehen, den ſie unter den Farneſiniſchen Beſitzungen, die nach Neapel gehen, gefunden haben. Es iſt ein Torſo eines ſitzenden Apolls und hat an Schönheit vielleicht nichts ſeines Gleichen, wenigſtens kann er unter die erſten Sachen geſetzt werden, die vom Alterthum übrig ſind.

Ich ſpeiſ'te bei Graf Fries; Abbate Caſti, der mit ihm reiſ't, recitirte eine ſeiner Novellen, der Erzbiſchof von Prag, die nicht ſehr ehrbar, aber außerordentlich ſchön, in Ottave rime, geſchrieben iſt. Ich ſchätzte ihn ſchon als den Verfaſſer meines beliebten Re Teodoro in Venezia. Er hat nun einen Re Teodoro in Corsica geſchrieben, wovon ich den erſten Act geleſen habe, auch ein ganz allerliebſtes Werk.

Graf Fries kauft viel, und hat unter andern eine Madonna von Andrea del Sarto für 600 Zecchinen gekauft. Im vergangenen März hatte Angelica ſchon 450 drauf geboten, hätte auch das Ganze dafür gegeben, wenn ihr attenter Gemahl nicht etwas einzuwenden gehabt hätte. Nun reut ſie's beide. Es iſt ein unglaublich ſchön Bild, man hat keine Idee von ſo etwas, ohne es geſehn zu haben.

Und ſo kommt tagtäglich etwas Neues zum Vorſchein, was, zu dem Alten und Bleibenden geſellt, ein großes Vergnügen gewährt. Mein Auge bildet ſich gut aus, mit der Zeit könnte ich Kenner werden.

Tiſchbein beſchwert ſich in einem Briefe über die entſetzliche Hitze in Neapel. Hier iſt ſie auch ſtark genug. Am Dienſtag ſoll es ſo heiß geweſen ſeyn, als Fremde es nicht in Spanien und Portugal empfunden.

Egmont iſt ſchon bis in den vierten Act gediehen, ich hoffe er ſoll euch Freude machen. In drey Wochen

denke ich fertig zu ſeyn, und ich ſchicke ihn gleich an Herdern ab.

Gezeichnet und illuminirt wird auch fleißig. Man kann nicht aus dem Hauſe gehn, nicht die kleinſte Promenade machen, ohne die würdigſten Gegenſtände zu treffen. Meine Vorſtellung, mein Gedächtniß füllt ſich voll unendlich ſchöner Gegenſtände.

Rom den 20 Juiv.

Ich habe recht dieſe Zeit her zwey meiner Capitalfehler, die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können. Einer iſt, daß ich nie das Handwerk einer Sache, die ich treiben wollte oder ſollte, lernen mochte. Daher iſt gekommen, daß ich mit ſo viel natürlicher Anlage ſo wenig gemacht und gethan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geiſtes gezwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten, oder wenn ich eine Sache gut und mit Ueberlegung machen wollte, war ich furchtſam und konnte nicht fertig werden. Der andere nah verwandte Fehler iſt: daß ich nie ſo viel Zeit auf eine Arbeit oder Geſchäft wenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich die Glückſeligkeit genieße, ſehr viel in kurzer Zeit denken und combiniren zu können, ſo iſt mir eine ſchrittweiſe Ausführung nojos und unerträglich. Nun dächt' ich, wäre Zeit und Stunde da ſich zu cor-

rigiren. Ich bin im Land der Künſte, laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unſer übriges Leben Ruh und Freude haben und an was anders gehen können.

Rom iſt ein herrlicher Ort dazu. Nicht allein die Gegenſtände aller Art ſind hier, ſondern auch Menſchen aller Art denen es Ernſt iſt, die auf den rechten Wegen gehen, mit denen man ſich unterhaltend gar bequem und ſchleunig weiter bringen kann. Gott ſey Dank ich fange an von andern lernen und annehmen zu können.

Und ſo befinde ich mich an Leib und Seele wohler als jemals! Möchtet ihr es an meinen Productionen ſehen und meine Abweſenheit preiſen. Durch das was ich mache und denke häng' ich mit euch zuſammen, übrigens bin ich freilich ſehr allein und muß meine Geſpräche modificiren. Doch das iſt hier leichter als irgendwo, weil man mit jedem etwas Intereſſantes zu reden hat.

Mengs ſagt irgendwo vom Apoll von Belvedere, daß eine Statue, die zu gleich großem Styl mehr Wahrheit des Fleiſches geſellte, das Größte wäre, was der Menſch ſich denken könnte. Und durch jenen Torſo eines Apolls, oder Bacchus, deſſen ich ſchon gedacht, ſcheint ſein Wunſch, ſeine Prophezeyung erfüllt zu ſeyn. Mein Auge iſt nicht genug gebildet, um in einer ſo delicaten Materie zu entſcheiden; aber ich bin ſelbſt geneigt dieſen Reſt für das Schönſte zu halten was ich je geſehn

habe. Leider iſt es nicht allein nur Torſo, ſondern auch die Epiderm iſt an vielen Orten weggewaſchen, er muß unter einer Traufe geſtanden haben.

Montag den 23 July

beſtieg ich Abends die Trajaniſche Säule, um des unſchätzbaren Anblicks zu genießen. Von dort oben herab, bei untergehender Sonne, nimmt ſich das Coliſeum ganz herrlich aus, das Capitol ganz nahe, der Palatin dahinter, die Stadt die ſich anſchließt. Ich ging erſt ſpät und langſam durch die Straße zurück. Ein merkwürdiger Gegenſtand iſt der Platz von Monte Cavallo mit dem Obelisk.

Dienſtag den 24 July.

Nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen zu ſehen, der friſchen Luft zu genießen, meinen Geiſt recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Geſichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, durch die vielen ſchönen und mannichfaltigen Gegenſtände zu bereichern. Dieſen Abend ſah ich den Platz der Antoniniſchen Säule, den Palaſt Chigi vom Mond erleuchtet, und die Säule, von Alter ſchwarz, vor dem helleren Nachthimmel, mit einem weißen glänzenden Piedeſtal. Und wie viel andere unzählige ſchöne einzelne Gegenſtände trifft man auf ſo einer Promenade an. Aber wie viel dazu gehört ſich nur einen geringen

Theil von allem dieſem zuzueignen! Es gehört ein Menſchenleben dazu, ja das Leben vieler Menſchen die immer ſtufenweis von einander lernen.

Mittwoch den 25 Juli.

Ich war mit dem Grafen Fries, die Gemmenſammlung des Prinzen von Piombino zu ſehen.

Freitag den 27ſten.

Uebrigens helfen mir alle Künſtler, alt und jung, um mein Talentchen zuzuſtutzen und zu erweitern. In der Perſpectiv und Baukunſt bin ich vorgerückt, auch in der Compoſition der Landſchaft. An den lebendigen Creaturen hängt's noch, da iſt ein Abgrund, doch wäre mit Ernſt und Application hier auch weiter zu kommen.

Ich weiß nicht, ob ich ein Wort von dem Concert ſagte, das ich zu Ende voriger Woche gab. Ich lud diejenigen Perſonen dazu die mir hier manches Vergnügen verſchafft haben, und ließ durch die Sänger der komiſchen Oper die beſten Stücke der letzten Intermezzen aufführen. Jederman war vergnügt und zufrieden.

Nun iſt mein Saal ſchön aufgeräumt und aufgeputzt; es lebt ſich bei der großen Wärme auf's angenehmſte darin. Wir haben einen trüben, einen Regentag, ein Donnerwetter, nun einige heitere nicht ſehr heiße Tage gehabt.

Sonntags den 27 July

aß ich bei Angelica, es iſt nun ſchon hergebracht, daß ich ihr Sonntagsgaſt bin. Vorher fuhren wir nach dem Palaſt Barberini, den trefflichen Leonard da Vinci und die Geliebte des Raphael, von ihm ſelbſt gemahlt, zu ſehen. Mit Angelica iſt es gar angenehm Gemählde zu betrachten, da ihr Auge ſehr gebildet und ihre mechaniſche Kunſtkenntniß ſo groß iſt. Dabei iſt ſie ſehr für alles Schöne, Wahre, Zarte empfindlich und unglaublich beſcheiden.

Nachmittags war ich beim Chevalier d' Agincourt, einem reichen Franzoſen, der ſeine Zeit und ſein Geld anwendet, eine Geſchichte der Kunſt von ihrem Verfall bis zur Auflebung zu ſchreiben. Die Sammlungen die er gemacht hat ſind höchſt intereſſant. Man ſieht wie der Menſchengeiſt während der trüben und dunkeln Zeit immer geſchäftig war. Wenn das Werk zuſammenkommt, wird es ſehr merkwürdig ſeyn.

Jetzt habe ich etwas vor, daran ich viel lerne; ich habe eine Landſchaft erfunden und gezeichnet, die ein geſchickter Künſtler, Dies, in meiner Gegenwart colorirt; dadurch gewöhnt ſich Auge und Geiſt immer mehr an Farbe und Harmonie. Ueberhaupt geht es gut fort, ich treibe nur, wie immer, zu viel. Meine größte Freude iſt, daß mein Auge ſich an ſichern Formen bildet und ſich an Geſtalt und Verhältniß leicht gewöhnt, und

dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt. Auf Uebung käme nun alles an.

Sonntag den 29 July 1787

war ich mit Angelica in dem Palaſt Rondanini. Ihr werdet euch aus meinen erſten Römiſchen Briefen einer Meduſe erinnern, die mir damals ſchon ſo ſehr einleuchtete, jetzt nun aber mir die größte Freude gibt. Nur einen Begriff zu haben daß ſo etwas in der Welt iſt, daß ſo etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menſchen. Wie gern ſagt' ich etwas drüber, wenn nicht alles was man über ſo ein Werk ſagen kann, leerer Windhauch wäre. Die Kunſt iſt deßhalb da, daß man ſie ſehe, nicht davon ſpreche, als höchſtens in ihrer Gegenwart. Wie ſchäme ich mich alles Kunſtgeſchwätzes, in das ich ehmals einſtimmte. Wenn es möglich iſt einen guten Gypsabguß von dieſer Meduſe zu haben, ſo bring' ich ihn mit, doch ſie müßte neu geformt werden. Es ſind einige hier zu Kaufe, die ich nicht möchte, denn ſie verderben mehr die Idee, als daß ſie uns den Begriff gäben und erhielten. Beſonders iſt der Mund unausſprechlich und unnachahmlich groß.

Montag den 30ſten

blieb ich den ganzen Tag zu Hauſe und war fleißig. Egmont ruckt zum Ende, der vierte Act iſt ſo gut wie

fertig. Sobald er abgeſchrieben iſt, ſchick ich ihn mit der reitenden Poſt. Welche Freude wird mir's ſeyn, von euch zu hören, daß ihr dieſer Production einigen Beifall gebt. Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück ſchreibe; möchte es auch auf den Leſer einen friſchen Eindruck machen. Abends war ein kleiner Ball in dem Garten hinter dem Hauſe, wozu wir auch eingeladen wurden. Ungeachtet jetzt keine Jahrszeit des Tanzes iſt, ſo war man doch ganz luſtig. Die Italiäniſchen Mäuschen haben ihre Eigenthümlichkeiten, vor zehn Jahren hätten einige paſſiren können, nun iſt dieſe Ader vertrocknet, und es gab mir dieſe kleine Feyerlichkeit kaum ſo viel Intereſſe, um ſie bis an's Ende auszuhalten. Die Mondnächte ſind ganz unglaublich ſchön; der Aufgang, eh' ſich der Mond durch die Dünſte heraufgearbeitet hat, ganz gelb und warm, come il sole d' Inghilterra, die übrige Nacht klar und freundlich. Ein kühler Wind und alles fängt an zu leben. Bis gegen Morgen ſind immer Partieen auf der Straße, die ſingen und ſpielen, man hört manchmal Duette, ſo ſchön und ſchöner als in einer Oper oder Concert.

Dienſtag den 31 July

wurden einige Mondſcheine auf's Papier gebracht, dann ſonſt allerlei gute Kunſt getrieben. Abends ging ich mit einem Landsmann ſpazieren, und wir ſtritten über den

Vorzug von Michel Angelo und Raphael; ich hielt die Partie des ersten, er des andern, und wir schlossen zuletzt mit einem gemeinschaftlichen Lob auf Leonard da Vinci. Wie glücklich bin ich, daß nun alle diese Namen aufhören Namen zu seyn, und lebendige Begriffe des Werthes dieser trefflichen Menschen nach und nach vollständig werden.

Nachts in die komische Oper. Ein neues Intermezz L' Impresario in angustie ist ganz vortrefflich und wird uns manche Nacht unterhalten, so heiß es auch im Schauspiele seyn mag. Ein Quintett, da der Poeta sein Stück verliest, der Impresar und die prima donna auf der einen Seite ihm Beifall geben, der Componist und die seconda donna auf der andern ihn tadeln, worüber sie zuletzt in einen allgemeinen Streit gerathen, ist gar glücklich. Die als Frauenzimmer verkleideten Castraten machen ihre Rollen immer besser und gefallen immer mehr. Wirklich für eine kleine Sommertruppe, die sich nur so zusammen gefunden hat, ist sie recht artig. Sie spielen mit einer großen Natürlichkeit und gutem Humor. Von der Hitze stehen die armen Teufel erbärmlich aus.

Bericht.

July.

Um Nachſtehendes, welches ich nunmehr einzuführen gedenke, ſchicklicherweiſe vorzubereiten, halte für nöthig einige Stellen aus dem vorigen Bande, welche dort, im Lauf der Ereigniſſe, der Aufmerkſamkeit möchten entgangen ſeyn, hier einzuſchalten und die mir ſo wichtige Angelegenheit den Freunden der Naturwiſſenſchaft dadurch abermals zu empfehlen.

Palermo, Dienſtag d. 17 April 1787.

Es iſt ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geiſtern verfolgt und verſucht wird! Heute früh ging ich mit dem feſten, ruhigen Vorſatz meine dichteriſchen Träume fortzuſetzen nach dem öffentlichen Garten, allein, eh' ich mich's verſah, erhaſchte mich ein anderes Geſpenſt, das mir ſchon dieſer Tage nachgeſchlichen. Die vielen Pflanzen, die ich ſonſt nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenſtern zu ſehen gewohnt war, ſtehen hier froh und friſch unter freiem Himmel, und, indem ſie ihre Beſtimmung vollkommen erfüllen, werden ſie uns deutlicher. Im Angeſicht ſo vielerlei neuen und erneuten Gebildes

fiel mir die alte Grille wieder ein: ob ich nicht unter dieſer Schaar die Urpflanze entdecken könnte? Eine ſolche muß es denn doch geben! Woran würde ich ſonſt erkennen, daß dieſes oder jenes Gebilde eine Pflanze ſey, wenn ſie nicht alle nach Einem Muſter gebildet wären?

Ich bemühte mich zu unterſuchen, worin denn die vielen abweichenden Geſtalten von einander unterſchieden ſeyen. Und ich fand ſie immer mehr ähnlich als verſchieden, und wollte ich meine botaniſche Terminologie anbringen, ſo ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Geſtört war mein guter poetiſcher Vorſatz, der Garten des Alcinous war verſchwunden, ein Weltgarten hatte ſich aufgethan. Warum ſind wir Neuern doch ſo zerſtreut, warum gereizt zu Forderungen die wir nicht erreichen noch erfüllen können!

Neapel den 17 May 1787.

Ferner muß ich dir vertrauen, daß ich dem Geheimniß der Pflanzenzeugung und Organiſation ganz nahe bin, und daß es das Einfachſte iſt was nur gedacht werden kann. Unter dieſem Himmel kann man die ſchönſten Beobachtungen machen. Den Hauptpunct, wo der Keim ſteckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden, alles Uebrige ſeh' ich auch ſchon im Ganzen, und nur noch einige Puncte müſſen beſtimmter werden. Die Urpflanze

wird das wunderlichſte Geſchöpf von der Welt, um welches mich die Natur ſelbſt beneiden ſoll. Mit dieſem Modell und dem Schlüſſel dazu, kann man alsdann noch Pflanzen in's Unendliche erfinden, die conſequent ſeyn müſſen, das heißt: die, wenn ſie auch nicht exiſtiren, doch exiſtiren könnten und nicht etwa mahleriſche oder dichteriſche Schatten und Scheine ſind, ſondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Daſſelbe Geſetz wird ſich auf alles übrige Lebendige anwenden laſſen.

So viel aber ſey hier, ferneres Verſtändniß vorzubereiten, kürzlich ausgeſprochen: Es war mir nämlich aufgegangen, daß in demjenigen Organ der Pflanze, welches wir als Blatt gewöhnlich anzuſprechen pflegen, der wahre Proteus verborgen liege, der ſich in allen Geſtaltungen verſtecken und offenbaren könne. Vorwärts und rückwärts iſt die Pflanze immer nur Blatt, mit dem künftigen Keime ſo unzertrennlich vereint, daß man eins ohne das andere nicht denken darf. Einen ſolchen Begriff zu faſſen, zu ertragen, ihn in der Natur aufzufinden iſt eine Aufgabe, die uns in einen peinlich ſüßen Zuſtand verſetzt.

Störende Naturbetrachtungen.

Wer an ſich erfahren hat, was ein reichhaltiger Gedanke heißen will, er ſey nun aus uns ſelbſt entſprungen, oder von andern mitgetheilt und eingeimpft, wird geſtehen was dadurch für eine leidenſchaftliche Bewegung in unſerm Geiſte hervorgebracht werde, wie wir uns begeiſtert fühlen, indem wir alles dasjenige in Geſammtheit vorausahnen, was in der Folge ſich mehr und mehr entwickeln, wozu das Entwickelte weiter führen ſoll. Dieſes bedenkend wird man mir zugeſtehen, daß ich von einem ſolchen Gewahrwerden wie von einer Leidenſchaft eingenommen und getrieben worden, und, wo nicht ausſchließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch mich damit beſchäftigen müſſen.

So ſehr nun auch dieſe Neigung mich innerlichſt ergriffen hatte, ſo war doch an kein geregeltes Studium nach meiner Rückkehr in Rom zu denken; Poeſie, Kunſt und Alterthum, jedes forderte mich gewiſſermaßen ganz, und ich habe in meinem Leben nicht leicht operoſere, mühſamer beſchäftigte Tage zugebracht. Männern vom Fach wird es vielleicht gar zu naiv vorkommen, wenn ich erzähle, wie ich tagtäglich, in einem jeden Garten, auf Spaziergängen, kleinen Luſtfahrten, mich der neben mir bemerkten Pflanzen bemächtigte. Beſonders bei der eintretenden Samenreife war es mir wichtig zu beobach-

ten, wie manche davon an das Tageslicht hervortraten. So wendete ich meine Aufmerkſamkeit auf das Keimen des während ſeines Wachsthums unförmlichen Cactus opuntia, und ſah mit Vergnügen daß er ganz unſchuldig dikotyledoniſch ſich in zwey zarten Blättchen enthüllte, ſodann aber bei fernerem Wuchſe ſich die künftige Unform entwickelte.

Auch mit Samenkapſeln begegnete mir etwas Auffallendes; ich hatte derſelben mehrere von Acanthus mollis nach Hauſe getragen und in einem offenen Käſtchen niedergelegt; nun geſchah es in einer Nacht, daß ich ein Kniſtern hörte und bald darauf das Umherſpringen an Decke und Wände wie von kleinen Körpern. Ich erklärte mir's nicht gleich, fand aber nachher meine Schoten aufgeſprungen und die Samen umher zerſtreut. Die Trockne des Zimmers hatte die Reife bis zu ſolcher Elaſticität in wenigen Tagen vollendet.

Unter den vielen Samen, die ich auf dieſe Weiſe beobachtete, muß ich einiger noch erwähnen, weil ſie zu meinem Andenken kürzer oder länger in dem alten Rom fortwuchſen. Pinienkerne gingen gar merkwürdig auf, ſie huben ſich wie in einem Ey eingeſchloſſen empor, warfen aber dieſe Haube bald ab und zeigten in einem Kreuze von grünen Nadeln ſchon die Anfänge ihrer künftigen Beſtimmung.

Galt das Bisherige der Fortpflanzung durch Samen, ſo ward ich auf die Fortpflanzung durch Augen nicht we-

niger aufmerkſam gemacht, und zwar durch Rath Reifenſtein, der auf allen Spaziergängen, hier und dort einen Zweig abreißend, bis zur Pedanterie behauptete: in die Erde geſteckt müſſe jeder ſogleich fortwachſen. Zum entſcheidendrn Beweis zeigte er dergleichen Stecklinge gar wohl angeſchlagen in ſeinem Garten. Und wie bedeutend iſt nicht in der Folgezeit eine ſolche allgemein verſuchte Vermehrung für die botaniſche Gärtnerey geworden, die ich ihm wohl zu erleben gewünſcht hätte.

Am auffallendſten war mir jedoch ein ſtrauchartig in die Höhe gewachſener Nelkenſtock. Man kennt die gewaltige Lebens- und Vermehrungskraft dieſer Pflanze; Auge iſt über Auge an ihren Zweigen gedrängt, Knoten in Knoten hineingetrichtert; dieſes wird nun hier durch Dauer geſteigert und die Augen aus unerforſchlicher Enge zur höchſt möglichen Entwickelung getrieben, ſo daß ſelbſt die vollendete Blume wieder vier vollendete Blumen aus ihrem Buſen hervorbrachte.

Zu Aufbewahrung dieſer Wundergeſtalt kein Mittel vor mir ſehend, unternahm ich es ſie genau zu zeichnen, wobei ich immer zu mehrerer Einſicht in den Grundbegriff der Metamorphoſe gelangte. Allein die Zerſtreuung durch ſo vielerlei Obliegenheiten ward nur deſto zudringlicher, und mein Aufenthalt in Rom, deſſen Ende ich vorausſah, immer peinlicher und belaſteter.

Nachdem ich mich nun ſo geraume Zeit ganz im Stillen gehalten und von aller höheren zerſtreuenden Geſellſchaft fern geblieben, begingen wir einen Fehler, der die Aufmerkſamkeit des ganzen Quartiers, nicht weniger der nach neuen und ſeltſamen Vorfällen ſich umſchauenden Societät auf uns richtete. Die Sache verhielt ſich aber alſo: Angelica kam nie in's Theater, wir unterſuchten nicht aus welcher Urſache; aber da wir als leidenſchaftliche Bühnenfreunde in ihrer Gegenwart die Anmuth und Gewandtheit der Sänger, ſo wie die Wirkſamkeit der Muſik unſeres Cimarosa nicht genugſam zu rühmen wußten und nichts ſehnlicher wünſchten, als ſie ſolcher Genüſſe theilhaftig zu machen, ſo ergab ſich eins aus dem andern, daß nämlich unſere jungen Leute, beſonders Bury, der mit den Sängern und Muſikverwandten in dem beſten Vernehmen ſtand, es dahin brachte, daß dieſe ſich in heiterer Geſinnung erboten, auch vor uns, ihren leidenſchaftlichen Freunden und entſchieden Beifall Gebenden, gelegentlich einmal in unſerm Saale Muſik machen und ſingen zu wollen. Dergleichen Vorhaben öfters beſprochen, vorgeſchlagen und verzögert, gelangte doch endlich nach dem Wunſche der jüngern Theilnehmer zur fröhlichen Wirklichkeit. Concertmeiſter Kranz, ein geübter Violiniſt, in Herzogl. Weimariſchen Dienſten, der ſich in Italien auszubilden Urlaub hatte, gab zuletzt durch ſeine unvermuthete Ankunft eine baldige Entſcheidung. Sein Talent legte ſich auf die Wage der

Muſikluſtigen, und wir ſahen uns in den Fall verſetzt, Madam Angelica, ihren Gemahl, Hofrath Reifenſtein, die Herren Jenkins, Volpato, und wem wir ſonſt eine Artigkeit ſchuldig waren, zu einem anſtändigen Feſte einladen zu können. Juden und Tapezier hatten den Saal geſchmückt, der nächſte Caffeewirth die Erfriſchungen übernommen, und ſo ward ein glänzendes Concert aufgeführt in der ſchönſten Sommernacht, wo ſich große Maſſen von Menſchen unter den offenen Fenſtern verſammelten und, als wären ſie im Theater gegenwärtig, die Geſänge gehörig beklatſchten.

Ja was das Auffallendſte war, ein großer mit einem Orcheſter von Muſikfreunden beſetzter Geſellſchaftswagen, der ſo eben durch die nächtliche Stadt ſeine Luſtrunde zu machen beliebte, hielt unter unſern Fenſtern ſtille, und nachdem er den obern Bemühungen lebhaften Beifall geſchenkt hatte, ließ ſich eine wackre Baßſtimme vernehmen, die eine der beliebteſten Arien eben der Oper, welche wir ſtückweiſe vortrugen, von allen Inſtrumenten begleitet, hinzugeſellte. Wir erwiderten den vollſten Beifall, das Volk klatſchte mit drein, und jederman verſicherte, an ſo mancher Nachtluſt, niemals aber an einer ſo vollkommenen zufällig gelungenen Theil genommen zu haben.

Auf einmal nun zog unſere zwar anſtändige aber doch ſtille Wohnung dem Palaſt Rondanini gegenüber die Aufmerkſamkeit des Corſo auf ſich. Ein reicher My-

lordo, hieß es, müſſe da eingezogen ſeyn, niemand aber wußte ihn unter den bekannten Perſönlichkeiten zu finden und zu entziffern. Freilich, hätte ein dergleichen Feſt ſollen mit baarem Gelde geleiſtet werden, ſo würde dasjenige was hier von Künſtlern Künſtlern zu Liebe geſchah und mit mäßigem Aufwand zur Ausführung zu bringen war, bedeutende Koſten verurſacht haben. Wir ſetzten nun zwar unſer voriges ſtilles Leben fort, konnten aber das Vorurtheil von Reichthum und vornehmer Geburt nicht mehr von uns ablehnen.

Zu einer lebhaften Geſelligkeit gab ſodann auch die Ankunft des Grafen Fries jedoch neuen Anlaß. Er hatte den Abbate Caſti bei ſich, welcher durch Vorleſung ſeiner, damals noch ungedruckten galanten Erzählungen große Luſt erregte; ſein heiterer freier Vortrag ſchien jene geiſtreichen übermäßig genialen Darſtellungen vollkommen in's Leben zu bringen. Wir bedauerten nur, daß ein ſo gut geſinnter reicher Kunſtliebhaber nicht immer von den zuverläſſigſten Menſchen bedient werde. Der Ankauf eines untergeſchobenen geſchnittenen Steines machte viel Reden und Verdruß. Er konnte ſich indeſſen über den Ankauf einer ſchönen Statue gar wohl erfreuen, die einen Paris, nach der Auslegung anderer einen Mithras, vorſtellte. Das Gegenbild ſteht jetzt im Muſeo Pio-Clementino, beide waren zuſammen in einer Sandgrube gefunden worden. Doch waren es nicht die

Unterhändler in Kunstgeschäften allein die ihm auflauerten, er hatte manches Abenteuer zu bestehen; und da er sich überhaupt in der heißen Jahreszeit nicht zu schonen wußte, so konnt' es nicht fehlen, daß er von mancherlei Uebeln angefallen wurde, welche die letzten Tage seines Aufenthalts verbitterten. Mir aber war es um so schmerzlicher, als ich seiner Gefälligkeit gar manches schuldig geworden; wie ich denn auch die treffliche Gemmensammlung des Prinzen von Piombino mit ihm zu betrachten günstige Gelegenheit fand.

Beim Grafen Fries fanden sich, außer den Kunsthändlern, auch wohl der Art Literatoren, wie sie hier in Abbé-Tracht herumwandern. Mit diesen war kein angenehmes Gespräch. Kaum hatte man von nationaler Dichtung zu sprechen angefangen und sich über ein und andern Punct zu belehren gesucht, so mußte man unmittelbar, und ohne weiteres, die Frage vernehmen: ob man Ariost oder Tasso, welchen von beiden man für den größten Dichter halte? Antwortete man: Gott und der Natur sey zu danken, daß sie zwey solche vorzügliche Männer Einer Nation gegönnt, deren jeder uns, nach Zeit und Umständen, nach Lagen und Empfindungen, die herrlichsten Augenblicke verliehen, uns beruhigt und entzückt — dieß vernünftige Wort ließ niemand gelten. Nun wurde derjenige für den man sich entschieden hatte hoch und höher gehoben, der andere tief und tiefer dage-

gen herabgesetzt. Die erstenmale sucht' ich die Vertheidigung des Herabgesetzten zu übernehmen und seine Vorzüge geltend zu machen; dieß aber verfing nicht, man hatte Partey ergriffen und blieb auf seinem Sinne. Da nun eben dasselbe immerfort und fort sich wiederholte, und es mir zu ernst war, um dialektisch über dergleichen Gegenstände zu controversiren, so vermied ich ein solches Gespräch, besonders da ich merkte, daß es nur Phrasen waren, die man, ohne eigentliches Interesse an dem Gegenstande zu finden, aussprach und behauptete.

Viel schlimmer aber war es, wenn Dante zur Sprache kam. Ein junger Mann von Stande und Geist und wirklichem Antheil an jenem außerordentlichen Manne, nahm meinen Beifall und Billigung nicht zum besten auf, indem er ganz unbewunden versicherte: jeder Ausländer müsse Verzicht thun auf das Verständniß eines so außerordentlichen Geistes, dem ja selbst die Italiäner nicht in allem folgen konnten. Nach einigen Hin- und Widerreden verdroß es mich denn doch zuletzt, und ich sagte: ich müsse bekennen, daß ich geneigt sey seinen Aeußerungen Beifall zu geben; denn ich habe nie begreifen können, wie man sich mit diesen Gedichten beschäftigen möge. Mir komme die Hölle ganz abscheulich vor, das Fegefeuer zweydeutig und das Paradies langweilig; womit er sehr zufrieden war, indem er daraus ein Argument für seine Behauptung zog: dieß eben beweise, daß ich nicht die Tiefe und Höhe dieser Gedichte zum

Verständniß bringen könne. Wir schieden als die besten Freunde; er versprach mir sogar einige schwere Stellen, über die er lange nachgedacht und über deren Sinn er endlich mit sich einig geworden sey, mitzutheilen und zu erklären.

Leider war die Unterhaltung mit Künstlern und Kunstfreunden nicht erbaulicher. Man verzieh jedoch endlich andern den Fehler den man an sich bekennen mußte. Bald war es Raphael, bald Michel Angelo, dem man den Vorzug gab, woraus denn am Schluß nur hervorging: der Mensch sey ein so beschränktes Wesen, daß, wenn sein Geist sich auch dem Großen geöffnet habe, er doch niemals die Großheiten verschiedener Art ebenmäßig zu würdigen und anzuerkennen Fähigkeit erlange.

Wenn wir Tischbeins Gegenwart und Einfluß vermißten, so hielt er uns dagegen durch sehr lebendige Briefe möglichst schadlos. Außer manchen geistreich aufgefaßten wunderlichen Vorfällen und genialen Ansichten erfuhren wir das Nähere durch Zeichnung und Skizze von einem Gemählde, mit welchem er sich daselbst hervorthat. In halben Figuren sah man darauf Oresten, wie er am Opferaltar von Iphigenien erkannt wird, und die ihn bisher verfolgenden Furien so eben entweichen. Iphigenie war das wohlgetroffene Bildniß der Lady Hamilton, welche damals auf dem höchsten

Gipfel der Schönheit und des Ansehens glänzte. Auch eine der Furien war durch die Aehnlichkeit mit ihr veredelt, wie sie denn überhaupt als Typus für alle Heroinen, Musen und Halbgöttinnen gelten mußte. Ein Künstler der dergleichen vermochte, war in dem bedeutenden geselligen Kreise eines Ritter Hamilton sehr wohl aufgenommen.

August.

Correspondenz.

Den 1 August 1787.

Den ganzen Tag fleißig und still wegen der Hitze. Meine beste Freude bei der großen Wärme ist die Ueberzeugung, daß ihr auch einen guten Sommer in Deutschland haben werdet. Hier das Heu einführen zu sehen ist die größte Lust, da es in dieser Zeit gar nicht regnet und so der Feldbau nach Willkür behandelt werden kann, wenn sie nur Feldbau hätten.

Abends ward in der Tiber gebadet, in wohlangelegten sichern Badhäuschen; dann auf Trinità de' Monti spaziert und frische Luft im Mondscheine genossen. Die Mondscheine sind hier wie man sich sie denkt oder fabelt.

Der vierte Act von Egmont ist fertig, im nächsten Brief hoff ich dir den Schluß des Stückes anzukündigen.

Den 11 August.

Ich bleibe noch bis künftige Ostern in Italien. Ich kann jetzt nicht aus der Lehre laufen. Wenn ich aushalte, komme ich gewiß so weit, daß ich meinen Freun-

den mit mir Freude machen kann. Ihr ſollt immer Briefe von mir haben, meine Schriften kommen nach und nach, ſo habt ihr den Begriff von mir als eines abweſend Lebenden, da ihr mich ſo oft als einen gegenwärtig Todten bedauert habt.

Egmont iſt fertig und wird zu Ende dieſes Monats abgehen können. Alsdann erwarte ich mit Schmerzen euer Urtheil.

Kein Tag vergeht daß ich nicht in Kenntniß und Ausübung der Kunſt zunehme. Wie eine Flaſche ſich leicht füllt, die man oben offen unter das Waſſer ſtößt, ſo kann man hier leicht ſich ausfüllen wenn man empfänglich und bereitet iſt; es drängt das Kunſtelement von allen Seiten zu.

Den guten Sommer den ihr habt, konnte ich hier vorausſagen. Wir haben ganz gleichen reinen Himmel und am hohen Tag entſetzliche Hitze, der ich in meinem kühlen Saale ziemlich entgehe. September und October will ich auf dem Lande zubringen und nach der Natur zeichnen. Vielleicht geh' ich wieder nach Neapel, um Hackerts Unterricht zu genießen. Er hat mich in vierzehn Tagen, die ich mit ihm auf dem Lande war, weiter gebracht, als ich in Jahren für mich würde vorgerückt ſeyn. Noch ſchicke ich dir nichts und halte ein Dutzend kleine Skizzchen zurück, um dir auf einmal etwas Gutes zu ſenden.

Dieſe Woche iſt ſtill und fleißig hingegangen. Be-

sonders hab' ich in der Perspectiv manches gelernt. Verschaffelt, ein Sohn des Mannheimer Directors, hat diese Lehre recht durchgedacht und theilt mir seine Kunststücke mit. Auch sind einige Mondscheine auf's Bret gekommen und ausgetuscht worden, nebst einigen andern Ideen, die fast zu toll sind als daß man sie mittheilen sollte.

Rom den 11 August 1787.

Ich habe der Herzogin eine langen Brief geschrieben und ihr gerathen die Reise nach Italien noch ein Jahr zu verschieben. Geht sie im October, so kommt sie gerade zur Zeit in dieß schöne Land, wenn sich das Wetter umkehrt, und sie hat einen bösen Spaß. Folgt sie mir in diesem und andrem, so kann sie Freude haben, wenn das Glück gut ist. Ich gönne ihr herzlich diese Reise.

Es ist sowohl für mich als für andere gesorgt und die Zukunft wollen wir geruhig erwarten. Niemand kann sich umprägen und niemand seinem Schicksale entgehn. Aus eben diesem Briefe wirst du meinen Plan sehn und ihn hoffentlich billigen. Ich wiederhole hier nichts.

Ich werde oft schreiben und den Winter durch immer im Geiste unter euch seyn. Tasso kommt nach dem neuen Jahre. Faust soll auf seinem Mantel als Courier meine Ankunft melden. Ich habe alsdann eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt, und kann wieder anfangen

und eingreifen wo es nöthig ist. Ich fühle mir einen leichtern Sinn und bin fast ein andrer Mensch als vorm Jahr.

Ich lebe in Reichthum und Ueberfluß alles dessen was mir eigens lieb und werth ist, und habe erst diese paar Monate meine Zeit hier recht genossen. Denn es legt sich nun aus einander, und die Kunst wird mir wie eine zweyte Natur, die gleich der Minerva aus dem Haupte Jupiters, so aus dem Haup der größten Menschen geboren worden. Davon sollt ihr in der Folge Tage lang, wohl Jahre lang unterhalten werden.

Ich wünsche euch allen einen guten September. Am Ende Augusts, wo alle unsre Geburtstage zusammentreffen, will ich eurer fleißig gedenken. Wie die Hitze abnimmt geh' ich auf's Land, dort zu zeichnen, indeß thu' ich, was in der Stube zu thun ist, und muß oft pausiren. Abends besonders muß man sich vor Verkältung in Acht nehmen.

Rom den 18 August 1787.

Diese Woche hab' ich einigermaßen von meiner nordischen Geschäftigkeit nachlassen müssen, die ersten Tage waren gar zu heiß. Ich habe also nicht so viel gethan als ich wünschte. Nun haben wir seit zwey Tagen die schönste Tramontane und eine gar freie Luft. September und October müssen ein paar himmlische Monate werden.

Gestern fuhr ich vor Sonnenaufgang nach Aqua acetosa; es ist wirklich zum närrisch werden, wenn man die Klarheit, die Mannichfaltigkeit, duftige Durchsichtigkeit und himmlische Färbung der Landschaft, besonders der Fernen ansieht.

Moritz studirt jetzt die Antiquitäten und wird sie zum Gebrauch der Jugend und zum Gebrauch eines jeden Denkenden vermenschlichen und von allem Büchermoder und Schulstaub reinigen. Er hat eine gar glückliche richtige Art die Sachen anzusehn, ich hoffe daß er sich auch Zeit nehmen wird gründlich zu seyn. Wir gehen des Abends spazieren, und er erzählt mir welchen Theil er des Tags durchgedacht, was er in den Autoren gelesen, und so füllt sich auch diese Lücke aus, die ich bei meinen übrigen Beschäftigungen lassen müßte und nur spät und mit Mühe nachholen könnte. Ich sehe indeß Gebäude, Straßen, Gegend, Monumente an, und wenn ich Abends nach Hause komme, wird ein Bild, das mir besonders aufgefallen, unterm Plaudern auf's Papier gescherzt. Ich lege dir eine solche Skizze von gestern Abend bei. Es ist die ungefähre Idee, wenn man von hinten das Capitol heraufkommt.

Mit der guten Angelica war ich Sonntags die Gemählde des Prinzen Aldobrandini, besonders einen trefflichen Leonard da Vinci zu sehen. Sie ist nicht glücklich wie sie es zu seyn verdiente, bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen das sich täglich mehrt.

zu nahe legen lassen, ich werde aber ausweichen, bis ich halb September auf's Land gehe. Ich scheue mich vor den Herren und Damen wie vor einer bösen Krankheit, es wird mir schon weh, wenn ich sie fahren sehe.

Rom den 25 August 1787.

Euren lieben Brief Nr. 24 erhielt ich vorgestern eben als ich nach dem Vatican ging, und habe ihn unterwegs und in der Sixtinischen Capelle aber- und abermals gelesen, so oft ich ausruhte von dem Sehen und Aufmerken. Ich kann euch nicht ausdrücken wie sehr ich euch zu mir gewünscht habe, damit ihr nur einen Begriff hättet was ein einziger und ganzer Mensch machen und ausrichten kann; ohne die Sixtinische Capelle gesehen zu haben kann man sich keinen anschauenden Begriff machen, was Ein Mensch vermag. Man hört und lies't von viel großen und braven Leuten, aber hier hat man es noch ganz lebendig über dem Haupte, vor den Augen. Ich habe mich viel mit euch unterhalten und wollte es stände alles auf dem Blatte. Ihr wollt' von mir wissen! Wie vieles könnt' ich sagen! denn ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt. Ich fühle daß sich die Summe meiner Kräfte zusammenschließt und hoffe noch etwas zu thun. Ueber Landschaft und Architektur habe ich diese Zeit her ernstlich nachgedacht, auch einiges versucht und sehe nun wo es damit hinaus will, auch wie weit es zu bringen wäre.

Nun hat mich zuletzt das A und O aller uns bekannten Dinge, die menschliche Figur, angefaßt, und ich sie, und ich sage: Herr ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, und sollt' ich mich lahm ringen. Mit dem Zeichnen geht es gar nicht, und ich habe also mich zum Modelliren entschlossen und das scheint rücken zu wollen. Wenigstens bin ich auf einen Gedanken gekommen, der mir vieles erleichtert. Es wäre zu weitläufig es zu detailliren, und es ist besser zu thun als zu reden. Genug, es läuft darauf hinaus: daß mich nun mein hartnäckig Studium der Natur, meine Sorgfalt mit der ich in der comparirenden Anatomie zu Werke gegangen bin, nunmehr in den Stand setzen in der Natur und den Antiken manches im Ganzen zu sehen, was den Künstlern im Einzelnen aufzusuchen schwer wird, und das sie, wenn sie es endlich erlangen, nur für sich besitzen und andern nicht mittheilen können.

Ich habe alle meine physiognomischen Kunststückchen, die ich aus Pik auf den Propheten in den Winkel geworfen, wieder hervorgesucht, und sie kommen mir gut zu passen. Ein Herculeskopf ist angefangen; wenn dieser glückt, wollen wir weiter gehen.

So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen, es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht, ich möchte mich nur mit dem beschäftigen was

bleibende Verhältnisse sind und so nach der Lehre des *** meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen.

Gestern sah ich bei Ch. v. Worthley, der eine Reise nach Griechenland, Aegypten ꝛc. gemacht hat, viele Zeichnungen. Was mich am meisten interessirte waren Zeichnungen nach Basreliefs, welche im Fries des Tempels der Minerva zu Athen sind, Arbeiten des Phidias. Man kann sich nichts Schöneres denken als die wenigen einfachen Figuren. Uebrigens war wenig Reizendes an den vielen gezeichneten Gegenständen; die Gegenden waren nicht glücklich, die Architektur besser.

Lebe wohl für heute. Es wird meine Büste gemacht, und das hat mir drey Morgen dieser Woche genommen.

Den 25 August 1787.

Mir ist diese Tage manches Gute begegnet, und heute zum Feste kam mir Herders Büchlein voll würdiger Gottesgedanken. Es war mir tröstlich und erquicklich sie in diesem Babel, der Mutter so vieles Betrugs und Irrthums, so rein und schön zu lesen, und zu denken daß doch jetzt die Zeit ist wo sich solche Gesinnungen, solche Denkarten verbreiten können und dürfen. Ich werde das Büchlein in meiner Einsamkeit noch oft lesen und beherzigen, auch Anmerkungen dazu machen, welche Anlaß zu künftigen Unterredungen geben können.

Ich habe diese Tage immer weiter um mich gegriffen

in

in Betrachtung der Kunst, und übersehe nun fast das ganze Pensum das mir zu absolviren bleibt; und wenn es absolvirt ist, ist noch nichts gethan. Vielleicht gibt's andern Anlaß, dasjenige leichter und besser zu thun, wozu Talent und Geschick bestimmt.

Die Französische Akademie hat ihre Arbeiten ausgestellt, es sind interessante Sachen drunter. Pindar der die Götter um ein glückliches Ende bittet, fällt in die Arme eines Knaben den er sehr liebt, und stirbt. Es ist viel Verdienst in dem Bilde. Ein Architekt hat eine gar artige Idee ausgeführt, er hat das jetzige Rom von einer Seite gezeichnet, wo es sich mit allen seinen Theilen gut ausnimmt. Dann hat er auf einem andern Blatte das alte Rom vorgestellt, als wenn man es aus demselben Standpunct sähe. Die Orte wo die alten Monumente gestanden weiß man, ihre Form auch meistens, von vielen stehen noch die Ruinen. Nun hat er alles Neue weggethan und das Alte wieder hergestellt, wie es etwa zu Zeiten Diocletians ausgesehen haben mag: und mit eben so viel Geschmack, als Studium, und allerliebst gefärbt.

Was ich thun kann thu' ich, und häufe so viel von allen diesen Begriffen und Talenten auf mich, als ich schleppen kann, und bringe auf diese Weise doch das Reellste mit.

Hab' ich dir schon gesagt, daß Trippel meine Büste arbeitet? Der Fürst von Waldeck hat sie bei ihm bestellt.

Er ist schon meist fertig, und es macht ein gutes Ganze. Sie ist in einem sehr soliden Styl gearbeitet. Wenn das Modell fertig ist, wird er eine Gypsform darüber machen, und dann gleich den Marmor anfangen, welchen er dann zuletzt nach dem Leben auszuarbeiten wünscht, denn was sich in dieser Materie thun läßt, kann man in keiner andern erreichen.

Angelica mahlt jetzt ein Bild das sehr glücken wird: die Mutter der Gracchen, wie sie einer Freundin, welche ihre Juwelen auskramte, ihre Kinder als die besten Schätze zeigt. Es ist eine natürliche und sehr glückliche Composition.

Wie schön ist es zu säen, damit geerntet werde! Ich habe hier durchaus verschwiegen, daß heute mein Geburtstag sey, und dachte beim Aufstehen: sollte mir denn von Hause nichts zur Feyer kommen? Und siehe da wird mir euer Packet gebracht das mich unsäglich erfreut. Gleich setzte ich mich hin es zu lesen und bin nun zu Ende und schreibe gleich meinen herzlichsten Dank nieder.

Nun möchte ich denn erst bei euch seyn, da sollte es an ein Gespräch gehen, zu Ausführung einiger angedeuteten Puncte. Genug, das wird uns auch werden, und ich danke herzlich, daß eine Säule gesetzt ist, von welcher an wir nun unsre Meilen zählen können. Ich wandle starken Schrittes in den Gefilden der Natur und Kunst herum und werde dir mit Freuden von da aus entgegen kommen.

Ich habe es heute, nach Empfang deines Briefes, noch einmal durchgedacht und muß darauf beharren: mein Kunststudium, mein Autorwesen alles fordert noch diese Zeit. In der Kunst muß ich es so weit bringen, daß alles anschauende Kenntniß werde, nichts Tradition und Name bleibe, und ich zwing' es in diesem halben Jahre, auch ist es nirgends als in Rom zu zwingen. Meine Sächelchen, denn sie kommen mir sehr im Deminutiv vor, muß ich wenigstens mit Sammlung und Freudigkeit enden.

Dann zieht mich alles nach dem Vaterlande zurück. Und wenn ich auch ein isolirtes, privates Leben führen sollte, habe ich so viel nachzuholen und zu vereinigen, daß ich für zehn Jahre keine Ruhe sehe.

In der Naturgeschichte bring' ich dir Sachen mit die du nicht erwartest. Ich glaube dem Wie der Organisation sehr nahe zu rücken. Du sollst diese Manifestationen (nicht Fulgurationen) unsres Gottes mit Freuden beschauen und mich belehren, wer in der alten und neuen Zeit dasselbe gefunden, gedacht, es von eben der Seite oder aus einem wenig abweichenden Standpuncte betrachtet.

Bericht.

August.

Zu Anfang dieſes Monats reifte bei mir der Vorſatz, noch den nächſten Winter in Rom zu bleiben; Gefühl und Einſicht daß ich aus dieſem Zuſtande noch völlig unreif mich entfernen, auch daß ich nirgends ſolchen Raum und ſolche Ruhe für den Abſchluß meiner Werke finden würde, beſtimmten mich endlich; und nun, als ich ſolches nach Hauſe gemeldet hatte, begann ein Zeitraum neuer Art.

Die große Hitze, welche ſich nach und nach ſteigerte und einer allzuraſchen Thätigkeit Ziel und Maß gab, machte ſolche Räume angenehm und wünſchenswerth, wo man ſeine Zeit nützlich in Ruh und Kühlung zubringen konnte. Die Sixtiniſche Capelle gab hiezu die ſchönſte Gelegenheit. Gerade zu dieſer Zeit hatte Michel Angelo auf's neue die Verehrung der Künſtler gewonnen; neben ſeinen übrigen großen Eigenſchaften ſollt' er ſogar auch im Colorit nicht übertroffen worden ſeyn, und es wurde Mode, zu ſtreiten, ob er oder Raphael mehr Genie gehabt. Die Transfiguration des Letzteren wurde mitunter ſehr ſtrenge getadelt und die Diſputa das beſte ſeiner Werke genannt; wodurch ſich denn ſchon

die ſpäter aufgekommene Vorliebe für Werke der alten Schule ankündigte, welche der ſtille Beobachter nur für ein Symptom halber und unfreier Talente betrachten und ſich niemals damit befreunden konnte.

Es iſt ſo ſchwer, ein großes Talent zu faſſen, geſchweige denn zwey zugleich. Wir erleichtern uns dieſes durch Parteylichkeit; deßhalb denn die Schätzung von Künſtlern und Schriftſtellern immer ſchwankt, und einer oder der andere immer ausſchließlich den Tag beherrſcht. Mich konnten dergleichen Streitigkeiten nicht irre machen, da ich ſie auf ſich beruhen ließ, und mich mit unmittelbarer Betrachtung alles Werthen und Würdigen beſchäftigte. Dieſe Vorliebe für den großen Florentiner theilte ſich von den Künſtlern gar bald auch den Liebhabern mit, da denn auch gerade zu jener Zeit Bury und Lips Aquarellcopien in der Sixtiniſchen Capelle für Grafen Fries zu fertigen hatten. Der Cuſtode ward gut bezahlt, er ließ uns durch die Hinterthür neben dem Altar hinein, und wir hauſeten darin nach Belieben. Es fehlte nicht an einiger Nahrung, und ich erinnere mich, ermüdet von großer Tageshitze, auf dem päpſtlichen Stuhle einem Mittagsſchlaf nachgegeben zu haben.

Sorgfältige Durchzeichnungen der unteren Köpfe und Figuren des Altarbildes, die man mit der Leiter erreichen konnte, wurden gefertigt, erſt mit weißer Kreide auf ſchwarze Florrahmen, dann mit Röthel auf große Papierbogen durchgezeichnet.

Ebnermaßen ward denn auch, indem man sich nach dem Aeltern hinwendete, Leonard da Vinci berühmt, dessen hochgeschätztes Bild, Christus unter den Pharisäern, in der Galerie Aldobrandini ich mit Angelica besuchte. Es war herkömmlich geworden, daß sie Sonntag um Mittag mit ihrem Gemahl und Rath Reifenstein bei mir vorfuhr, und wir sodann mit möglichster Gemüthsruhe uns durch eine Backofenhitze in irgend eine Sammlung begaben, dort einige Stunden verweilten, und sodann zu einer wohlbesetzten Mittagstafel bei ihr einkehrten. Es war vorzüglich belehrend mit diesen drey Personen, deren eine jede in ihrer Art theoretisch, praktisch, ästhetisch und technisch gebildet war, sich in Gegenwart so bedeutender Kunstwerke zu besprechen.

Ritter Wortley, der aus Griechenland zurückgekommen war, ließ uns wohlwollend seine mitgebrachten Zeichnungen sehen, unter welchen die Nachbildungen der Arbeiten des Phidias im Fronten der Akropolis einen entschiedenen und unauslöschlichen Eindruck in mir zurückließen, der um desto stärker war, als ich, durch die mächtigen Gestalten des Michel Angelo veranlaßt, dem menschlichen Körper mehr als bisher Aufmerksamkeit und Studium zugewendet hatte.

Eine bedeutende Epoche jedoch in dem regsamen Kunstleben machte die Ausstellung der Französischen Akademie zu Ende des Monats. Durch Davids Ho-

ratier hatte sich das Uebergewicht auf die Seite der Franzosen hingeneigt. Tischbein wurde dadurch veranlaßt, seinen Hektor, der den Paris in Gegenwart der Helena auffordert, lebensgroß anzufangen. Durch Drouais, Gagneraux, Desmarets, Chauffiel, St. Ours erhält sich nunmehr der Ruhm der Franzosen, und Boquet erwirbt als Landschaftmahler im Sinne Pouſſins einen guten Namen.

Indeſſen hatte Moritz ſich um die alte Mythologie bemüht; er war nach Rom gekommen, um nach früherer Art durch eine Reiſebeſchreibung ſich die Mittel einer Reiſe zu verſchaffen. Ein Buchhändler hatte ihm Vorſchuß geleiſtet; aber bei ſeinem Aufenthalt in Rom wurde er bald gewahr, daß ein leichtes loſes Tagebuch nicht ungeſtraft verfaßt werden konne. Durch tagtägliche Geſpräche, durch Anſchauen ſo vieler wichtiger Kunſtwerke regte ſich in ihm der Gedanke, eine Götterlehre der Alten in rein menſchlichem Sinne zu ſchreiben, und ſolche mit belehrenden Umriſſen nach geſchnittenen Steinen künftig herauszugeben. Er arbeitete fleißig daran, und unſer Verein ermangelte nicht, ſich mit demſelben einwirkend darüber zu unterhalten.

Eine höchſt angenehme, belehrende Unterhaltung, mit meinen Wünſchen und Zwecken unmittelbar zuſammentreffend, knüpfte ich mit dem Bildhauer Trippel in ſeiner Werkſtatt an, als er meine Büſte modellirte, welche er für den Fürſten von Waldeck in Marmor ausarbeiten

sollte. Gerade zum Studium der menschlichen Gestalt, und um über ihre Proportionen, als Kanon und als abweichender Charakter aufgeklärt zu werden, war nicht wohl unter andern Bedingungen zu kommen. Dieser Augenblick ward auch doppelt interessant, dadurch daß Trippel von einem Apollokopf Kenntniß erhielt, der sich in der Sammlung des Palasts Giustiniani bisher unbeachtet befunden hatte. Er hielt denselben für eins der edelsten Kunstwerke, und hegte Hoffnung ihn zu kaufen, welches jedoch nicht gelang. Diese Antike ist seitdem berühmt geworden und später an Herrn von Portalis nach Neufchatel gekommen.

Aber wie derjenige, der sich einmal zur See wagt, durch Wind und Wetter bestimmt wird seinen Lauf bald dahin bald dorthin zu nehmen, so erging es auch mir. Verschaffelt eröffnete einen Curs der Perspective, wo wir uns des Abends versammelten und eine zahlreiche Gesellschaft auf seine Lehren horchte, und sie unmittelbar ausübte. Das Vorzüglichste war dabei, daß man gerade das Hinreichende und nicht zu viel lernte.

Aus dieser contemplativ thätigen, geschäftigen Ruhe hätte man mich gerne herausgerissen. Das unglückliche Concert war in Rom, wo das Hin- und Wiederreden des Tags wie an kleinen Orten herkömmlich ist, vielfach besprochen; man war auf mich und meine schriftstellerischen Arbeiten aufmerksam geworden; ich hatte die Iphigenie und sonstiges unter Freunden vorgelesen, worüber

man ſich gleichfalls beſprach. Cardinal Buoncompagni verlangte mich zu ſehen, ich aber hielt feſt in meiner wohlbekannten Einſiedeley, und ich konnte dieß um ſo eher, als Rath Reifenſtein feſt und eigenſinnig behauptete: da ich mich durch ihn nicht habe präſentiren laſſen, ſo könne es kein anderer thun. Dieß gereichte mir ſehr zum Vortheil, und ich benutzte immer ſein Anſehn, um mich in einmal gewählter und ausgeſprochener Abgeſchiedenheit zu erhalten.

September.

Correspondenz.

Den 1 September 1787.

Heute kann ich sagen ist Egmont fertig geworden; ich habe diese Zeit her immer noch hier und da daran gearbeitet. Ich schicke ihn über Zürich, denn ich wünsche daß Kaiser Zwischenacte dazu und was sonst von Musik nöthig ist componiren möge. Dann wünsch' ich euch Freude daran.

Meine Kunststudien gehen sehr vorwärts, mein Princip paßt überall und schließt mir alles auf. Alles was Künstler nur einzeln mühsam zusammensuchen müssen, liegt nun zusammen offen und frei vor mir. Ich sehe jetzt wie viel ich nicht weiß, und der Weg ist offen alles zu wissen und zu begreifen.

Meritzen hat Herders Gotteslehre sehr wohl gethan. er zählt gewiß Epoche seines Lebens davon, er hat sein Gemüth dahin geneigt und war durch meinen Umgang vorbereitet, er schlug gleich wie wohl getrocknet Holz in lichte Flammen.

Rom den 3. September.

Heute iſt es jährig daß ich mich aus Carlsbad entfernte. Welch ein Jahr! und welch eine ſonderbare Epoche für mich dieſer Tag, des Herzogs Geburtstag und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben. Wie ich dieſes Jahr genutzt, kann ich jetzt weder mir noch andern berechnen; ich hoffe es wird die Zeit kommen, die ſchöne Stunde, da ich mit euch alles werde ſummiren können.

Jetzt gehn hier erſt meine Studien an, und ich hätte Rom gar nicht geſehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt ſich gar nicht was hier zu ſehen und zu lernen iſt; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.

Ich bin wieder in die Aegyptiſchen Sachen gekommen. Dieſe Tage war ich einigemal bei dem großen Obelisk der noch zerbrochen zwiſchen Schutt und Koth in einem Hofe liegt. Es war der Obelisk des Seſoſtris, in Rom zu Ehren des Auguſts aufgerichtet, und ſtand als Zeiger der großen Sonnenuhr, die auf dem Boden des Campus Martius gezeichnet war. Dieſes älteſte und herrlichſte vieler Monumente liegt nun da zerbrochen, einige Seiten, wahrſcheinlich durch's Feuer verunſtaltet. Und doch liegt es noch da, und die unzerſtörten Seiten ſind noch friſch, wie geſtern gemacht und von der ſchönſten Arbeit (in ihrer Art). Ich laſſe jetzt eine Sphinx der Spitze, und die Geſichter von Sphinxen,

Menſchen, Vögeln abformen und in Gyps gießen. Dieſe unſchätzbaren Sachen muß man beſitzen, beſonders da man ſagt, der Papſt wolle ihn aufrichten laſſen, da man denn die Hieroglyphen nicht mehr erreichen kann. So will ich es auch mit den beſten Hetruriſchen Sachen thun u. ſ. w. Nun modellire ich nach dieſen Bildungen in Thon, um mir alles recht eigen zu machen.

Den 3 September.

Ich muß an einem Morgen ſchreiben, der ein feſtlicher Morgen für mich wird. Denn heute iſt Egmont eigentlich recht völlig fertig geworden. Der Titel und die Perſonen ſind geſchrieben, und einige Lücken die ich gelaſſen hatte, ausgefüllt worden, nun freue ich mich ſchon zum voraus auf die Stunde in welcher ihr ihn erhalten und leſen werdet. Es ſollen auch einige Zeichnungen beigelegt werden.

Den 6 September.

Ich hatte mir vorgenommen euch recht viel zu ſchreiben und auf den letzten Brief allerlei zu ſagen, nun bin ich unterbrochen worden, und morgen geh' ich nach Frascati. Dieſer Brief muß Sonnabends fort, und nun ſag' ich nur noch zum Abſchied wenige Worte. Wahrſcheinlich habt ihr jetzt auch ſchönes Wetter, wie wir es unter dieſem freieren Himmel genießen. Ich habe immer neue Gedanken, und da die Gegenſtände um mich tauſendfach

ſind, ſo wecken ſie mich bald zu dieſer bald zu jener Idee. Von vielen Wegen rückt alles gleichſam auf Einen Punct zuſammen, ja ich kann ſagen, daß ich nun Licht ſehe, wo es mit mir und meinen Fähigkeiten hinaus will; ſo alt muß man werden, um nur einen leidlichen Begriff von ſeinem Zuſtande zu haben. Es ſind alſo die Schwaben nicht allein die vierzig Jahre brauchen um klug zu werden.

Ich höre daß Herder nicht wohl iſt und bin darüber in Sorge, ich hoffe bald beſſere Nachrichten zu vernehmen.

Mir geht es immer an Leib und Seele gut, und faſt kann ich hoffen radicaliter curirt zu werden; alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit mich anzuwehen. Egmont geht mit dieſem Brief ab, wird aber ſpäter kommen, weil ich ihn auf die fahrende Poſt gebe. Recht neugierig und verlangend bin ich was ihr dazu ſagen werdet.

Vielleicht wäre gut mit dem Druck bald anzufangen. Es würde mich freuen, wenn das Stück ſo friſch in's Publicum käme. Seht wie ihr das einrichtet, ich will mit dem Reſt des Bandes nicht zurückbleiben.

Der Gott leiſtet mir die beſte Geſellſchaft. Moritz iſt dadurch wirklich aufgebaut worden, es fehlte gleichſam nur an dieſem Werke, das nun als Schlußſtein ſeine Gedanken ſchließt, die immer aus einander fallen wollten. Es wird recht brav. Mich hat er aufgemuntert

in natürlichen Dingen weiter vorzudringen, wo ich denn besonders in der Botanik, auf ein ἓν καὶ πᾶν gekommen bin, das mich in Erstaunen setzt; wie weit es um sich greift, kann ich selbst noch nicht sehn.

Mein Princip, die Kunstwerke zu erklären und das auf einmal aufzuschließen, woran Künstler und Kenner sich schon seit der Wiederherstellung der Kunst versuchen und zerstudiren, find' ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich ist's auch ein Columbisches Ey. Ohne zu sagen, daß ich einen solchen Capitalschlüssel besitze, sprech' ich nun die Theile zweckmäßig mit den Künstlern durch und sehe wie weit sie gekommen sind, was sie haben und wo es widersteßt. Die Thüre hab' ich offen und stehe auf der Schwelle und werde leider mich von da aus nur im Tempel umsehen können und wieder scheiden.

So viel ist gewiß, die alten Künstler haben eben so große Kenntniß der Natur und einen eben so sichern Begriff von dem was sich vorstellen läßt und wie es vorgestellt werden muß gehabt, als Homer. Leider ist die Anzahl der Kunstwerke der ersten Classe gar zu klein. Wenn man aber auch diese sieht, so hat man nichts zu wünschen als sie recht zu erkennen und dann in Friede hinzufahren. Diese hohen Kunstwerke sind zugleich als die höchsten Naturwerke von Menschen nach wahren und natürlichen Gesetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist die Nothwendigkeit, da ist Gott.

In einigen Tagen werde ich die Arbeiten eines geschickten Architekten sehen, der selbst in Palmyra war und die Gegenstände mit großem Verstand und Geschmack gezeichnet hat. Ich gebe gleich Nachricht davon und erwarte mit Verlangen eure Gedanken über diese wichtigen Ruinen.

Freut euch mit mir, daß ich glücklich bin, ja ich kann wohl sagen, ich war es nie in dem Maße: mit der größten Ruhe und Reinheit eine eingeborne Leidenschaft befriedigen zu können und von einem anhaltenden Vergnügen einen dauernden Nutzen sich versprechen zu dürfen, ist wohl nichts Geringes. Könnte ich meinen Geliebten nur etwas von meinem Genuß und meiner Empfindung mittheilen.

Ich hoffe, die trüben Wolken am politischen Himmel sollen sich zerstreuen. Unsre modernen Kriege machen viele unglücklich indessen sie dauern, und niemand glücklich wenn sie vorbei sind.

Den 12 September 1787.

Es bleibt wohl dabei, meine Lieben, daß ich ein Mensch bin, der von der Mühe lebt. Diese Tage her habe ich wieder mehr gearbeitet als genossen. Nun geht die Woche zu Ende und ihr sollt ein Blatt haben.

Es ist ein Leid daß die Aloe im Belvedere eben das Jahr meiner Abwesenheit wählt um zu blühen. In

Sicilien war ich zu früh, hier blüht dieß Jahr nur Eine, nicht groß, und sie steht so hoch, daß man nicht dazu kann. Es ist allerdings ein Indianisch Gewächs auch in diesen Gegenden nicht recht zu Hause.

Des Engländers Beschreibungen machen mir wenig Freude. Die Geistlichen müssen sich in England sehr in Acht nehmen, dagegen haben sie auch das übrige Publicum in der Flucht. Der freie Engländer muß in sittlichen Schriften sehr eingeschränkt einhergehn.

Die Schwanzmenschen wundern mich nicht, nach der Beschreibung ist es etwas sehr Natürliches. Es stehen weit wunderbarere Sachen täglich vor unsern Augen, die wir nicht achten, weil sie nicht so nah mit uns verwandt sind.

Daß B. wie mehr Menschen die kein Gefühl ächter Gottesverehrung während ihres Lebens gehabt haben, in ihrem Alter fromm werden, wie man's heißt, ist auch recht gut, wenn man nur sich nicht mit ihnen erbauen soll.

Einige Tage war ich in Frascati mit Rath Reifenstein, Angelica kam Sonntags uns abzuholen. Es ist ein Paradies.

Erwin und Elmire ist zur Hälfte schon umgeschrieben. Ich habe gesucht dem Stückchen mehr Interesse und Leben zu verschaffen und habe den äußerst platten Dialog ganz weggeschmissen. Es ist Schülerarbeit oder viel-

vielmehr Sudeley. Die artigen Gesänge, worauf sich alles dreht, bleiben alle, wie natürlich.

Die Künste werden auch fortgetrieben, daß es saust und braust.

Meine Büste ist sehr gut gerathen, jederman ist damit zufrieden. Gewiß ist sie in einem schönen und edlen Styl gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich so ausgesehen, in der Welt bleibt. Sie wird nun gleich in Marmor angefangen und zuletzt auch in den Marmor nach der Natur gearbeitet. Der Transport ist so lästig, sonst schickte ich gleich einen Abguß; vielleicht einmal mit einem Schiffstransport, denn einige Kisten werd' ich doch zuletzt zusammenpacken.

Ist denn Kranz noch nicht angekommen, dem ich eine Schachtel für die Kinder mitgab?

Sie haben jetzt wieder eine gar graziose Operette auf dem Theater in Valle, nachdem zwey jämmerlich verunglückt waren. Die Leute spielen mit viel Lust, und es harmonirt alles zusammen. Nun wird es bald auf's Land gehen. Es hat einigemal geregnet, das Wetter ist abgekühlt, und die Gegend macht sich wieder grün.

Von der großen Eruption des Aetna werden euch die Zeitungen gesagt haben oder sagen.

Den 15 September.

Nun hab' ich auch Trenks Leben geleſen. Es iſt intereſſant genug, und laſſen ſich Reflexionen genug darüber machen.

Mein nächſter Brief wird meine Bekanntſchaft mit einem merkwürdigen Reiſenden erzählen, die ich morgen machen ſoll.

Freuet euch übrigens meines hieſigen Aufenthalts. Rom iſt mir nun ganz familiär, und ich habe faſt nichts mehr drin was mich überſpannte. Die Gegenſtände haben mich nach und nach zu ſich hinauf gehoben. Ich genieße immer reiner, immer mit mehr Kenntniß, das gute Glück wird immer weiter helfen.

Hier liegt ein Blatt bei, das ich abgeſchrieben den Freunden mitzutheilen bitte. Auch darum iſt der Aufenthalt in Rom ſo intereſſant, weil es ein Mittelpunct iſt, nach dem ſich ſo vieles hinzieht. Die Sachen des Caſſas ſind außerordentlich ſchön. Ich habe ihm manches in Gedanken geſtohlen das ich euch mitbringen will.

Ich bin immer fleißig. Nun hab' ich ein Köpfchen nach Gyps gezeichnet, um zu ſehen ob mein Principium Stich hält. Ich finde, es paßt vollkommen, und erleichtert erſtaunend das Machen. Man wollte nicht glauben daß ich's gemacht habe, und doch iſt es noch nichts. Ich ſehe nun wohl wie weit ſich's mit Application bringen ließe.

Montag geht es wieder nach Frascati. Ich will

ſorgen, daß doch heute über acht Tage ein Brief abgehen kann. Dann werd' ich wohl nach Albano gehen. Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun gar nichts mehr wiſſen als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieſer Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß ſie ſich einmal auflöſe.

Den 22 September.

Geſtern war eine Proceſſion, wo ſie das Blut des heiligen Franciscus herumtrugen; ich ſpeculirte auf Köpfe und Geſichter, indeß die Reihen von Ordensgeiſtlichen vorbeizogen.

Ich habe mir eine Sammlung von zweyhundert der beſten Antiken-Gemmen-Abdrücke angeſchafft. Es iſt das Schönſte, was man von alter Arbeit hat, und zum Theil ſind ſie auch wegen der artigen Gedanken gewählt. Man kann von Rom nichts Koſtbareres mitnehmen, beſonders da die Abdrücke ſo außerordentlich ſchön und ſcharf ſind.

Wie manches Gute werd' ich mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen zurückkehre, doch vor allem ein fröhliches Herz, fähiger das Glück was mir Liebe und Freundſchaft zudenkt zu genießen. Nur muß ich nichts wieder unternehmen was außer dem Kreiſe meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und nichts fruchte.

Den 22 September.

Noch ein Blatt, meine Lieben, muß ich euch mit dieſer Poſt eilig ſchicken. Heute war mir ein ſehr merkwürdiger Tag. Briefe von vielen Freunden, von der Herzogin Mutter, Nachricht von meinem gefeyerten Geburtsfeſte und endlich meine Schriften.

Es iſt mir wirklich ſonderbar zu Muthe, daß dieſe vier zarten Bändchen, die Reſultate eines halben Lebens, mich in Rom aufſuchen. Ich kann wohl ſagen: es iſt kein Buchſtabe drin, der nicht gelebt, empfunden, genoſſen, gelitten, gedacht wäre, und ſie ſprechen mich nun alle deſto lebhafter an. Meine Sorge und Hoffnung iſt, daß die vier folgenden nicht hinter dieſen bleiben. Ich danke euch für alles was ihr an dieſen Blättern gethan habt, und wünſche euch auch Freude bringen zu können. Sorgt auch für die folgenden mit treuen Herzen.

Ihr verirt mich über die Provinzen, und ich geſtehe, der Ausdruck iſt ſehr uneigentlich. Da kann man aber ſehen, wie man ſich in Rom angewöhnt, alles grandios zu denken. Wirklich ſcheint' ich mich zu nationaliſiren, denn man gibt den Römern Schuld, daß ſie nur von cose grosse wiſſen und reden mögen.

Ich bin immer fleißig und halte mich nun an die menſchliche Figur. O wie weit und lang iſt die Kunſt und wie unendlich wird die Welt, wenn man ſich nur einmal recht an's Endliche halten mag.

Dienſtag den 25 geh' ich nach Frascati und werde

auch dort mühen und arbeiten. Es fängt nun an zu gehen. Wenn es nur einmal recht ginge.

Mir iſt aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreis, auch der Aermſte, der Geringſte ſich empfindet, und an einem kleinen Orte der Beſte, der Reichſte, ſich nicht fühlen, nicht Athem ſchöpfen kann.

Frascati den 28 September 1787.

Ich bin hier ſehr glücklich, es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemahlt, geruſcht, geklebt, Handwerk und Kunſt recht ex professo getrieben. Rath Reifenſtein, mein Wirth, leiſtet Geſellſchaft, und wir ſind munter und luſtig. Abends werden die Villen im Mondſchein beſucht, und ſogar im Dunkeln die frappanteſten Motive nachgezeichnet. Einige haben wir aufgejagt die ich nur einmal auszuführen wünſche. Nun hoff' ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird. Die Vollendung liegt nur zu weit, wenn man weit ſieht.

Geſtern fuhren wir nach Albano und wieder zurück; auch auf dieſem Wege ſind viele Vögel im Fluge geſchoſſen worden. Hier wo man recht in der Fülle ſitzt, kann man ſich was zu Gute thun, auch brenne ich recht vor Leidenſchaft mir alles zuzueignen, und ich fühle daß ſich mein Geſchmack reinigt, nach dem Maße wie meine Seele mehr Gegenſtände faßt. Wenn ich nur ſtatt all des Redens einmal etwas Gutes ſchicken könnte. Einige Kleinigkeiten gehen mit einem Landsmann an euch ab.

Wahrscheinlich hab' ich die Freude, Kayſern in Rom zu ſehen. So wird ſich denn auch noch die Muſik zu mir geſellen, um den Reihen zu ſchließen, den die Künſte um mich ziehen, gleichſam als wollten ſie mich verhindern nach meinen Freunden zu ſehen. Und doch darf ich kaum das Capitel berühren, wie ſehr allein ich mich oft fühle, und welche Sehnſucht mich ergreift bei euch zu ſeyn. Ich lebe doch nur im Grunde im Taumel weg, will und kann nicht weiter denken.

Mit Moritz hab' ich recht gute Stunden, und habe angefangen ihm mein Pflanzenſyſtem zu erklären, und jedesmal in ſeiner Gegenwart aufzuſchreiben, wie weit wir gekommen ſind. Auf dieſe Art konnt' ich allein etwas von meinen Gedanken zu Papier bringen. Wie faßlich aber das Abſtracteſte von dieſer Vorſtellungsart wird, wenn es mit der rechten Methode vorgetragen wird, und eine vorbereitete Seele findet, ſeh' ich an meinem neuen Schüler. Er hat eine große Freude daran, und ruckt immer ſelbſt mit Schlüſſen vorwärts. Doch auf alle Fälle iſt's ſchwer zu ſchreiben, und unmöglich aus dem bloßen Leſen zu begreifen, wenn auch alles noch ſo eigentlich und ſcharf geſchrieben wäre.

So lebe ich denn glücklich, weil ich in dem bin was meines Vaters iſt. Grüßt alle die mir's gönnen und mir direct oder indirect helfen, mich fördern und erhalten,

Bericht.

September.

Der dritte September war mir heute doppelt und dreyfach merkwürdig, um ihn zu feyern. Es war der Geburtstag meines Fürſten, welcher eine treue Neigung mit ſo mannichfaltigem Guten zu erwidern wußte; es war der Jahrestag meiner Hegire von Carlsbad, und noch durfte ich nicht zurückſchauen, was ein ſo bedeutend durchlebter, völlig fremder Zuſtand auf mich gewirkt, mir gebracht und verliehen; wie mir auch nicht Raum zu vielem Nachdenken übrig blieb.

Rom hat den eignen großen Vorzug, daß es als Mittelpunct künſtleriſcher Thätigkeit anzuſehen iſt. Gebildete Reiſende ſprechen ein, ſie ſind ihrem kürzeren oder längeren Aufenthalte hier gar vieles ſchuldig; ſie ziehen weiter, wirken und ſammeln, und wenn ſie bereichert nach Hauſe kommen, ſo rechnen ſie ſich's zur Ehre und Freude, das Erworbene auszulegen und ein Opfer der Dankbarkeit ihren entfernten und gegenwärtigen Lehrern darzubringen.

Ein Franzöſiſcher Architekt, mit Namen Caſſas, kam von ſeiner Reiſe in den Orient zurück; er hatte die wichtigſten alten Monumente, beſonders die noch nicht her-

ausgegebenen gemessen, auch die Gegenden wie sie anzuschauen sind gezeichnet, nicht weniger alte zerfallene und zerstörte Zustände bildlich wieder hergestellt, und einen Theil seiner Zeichnungen, von großer Präcision und Geschmack, mit der Feder umrissen und, mit Aquarellfarben belebt, dem Auge dargestellt.

1. Das Serail von Constantinopel von der Seeseite mit einem Theil der Stadt und der Sophien-Moschee. Auf der reizendsten Spitze von Europa ist der Wohnort des Großherrn so lustig angebaut, als man es nur denken kann. Hohe und immer respective Bäume stehen in großen meist verbundenen Gruppen hinter einander, darunter sieht man nicht etwa große Mauern und Paläste, sondern Häuschen, Gitterwerke, Gänge, Kiosken, ausgespannte Teppiche, so häuslich klein, und freundlich durch einander gemischt, daß es eine Lust ist. Da die Zeichnung mit Farben ausgeführt ist, macht es einen gar freundlichen Effect. Eine schöne Strecke Meer bespült die so bebaute Küste. Gegenüber liegt Asien, und man sieht in die Meerenge die nach den Dardanellen führt. Die Zeichnung ist bei sieben Fuß lang und drey bis vier hoch.

2. Generalaussicht der Ruinen von Palmyra, in derselben Größe.

Er zeigte uns vorher einen Grundriß der Stadt, wie er ihn aus den Trümmern herausgesucht.

Eine Colonnade auf eine Italiänische Meile lang,

ging vom Thore durch die Stadt bis zum Sonnentempel, nicht in ganz gerader Linie, ſie macht in der Mitte ein ſanftes Knie. Die Colonnade war von vier Säulenreihen, die Säule zehn Diameter hoch. Man ſieht nicht, daß ſie oben bedeckt geweſen; er glaubt, es ſey durch Teppiche geſchehen. Auf der großen Zeichnung erſcheint ein Theil der Colonnade noch aufrecht ſtehend im Vordergrunde. Eine Caravane die eben quer durchzieht, iſt mit vielem Glück angebracht. Im Hintergrunde ſteht der Sonnentempel, und auf der rechten Seite zieht ſich eine große Fläche hin, auf welcher einige Janitſcharen in Carriere forteilen. Das ſonderbarſte Phänomen iſt: eine blaue Linie wie eine Meereslinie ſchließt das Bild. Er erklärte es uns, daß der Horizont der Wüſte der in der Ferne blau werden muß, ſo völlig wie das Meer den Geſichtskreis ſchließt, daß es eben ſo in der Natur das Auge trügt, wie es uns im Bilde anfangs getrogen, da wir doch wußten daß Palmyra vom Meer entfernt genug ſey.

3. Gräber von Palmyra.

4. Reſtauration des Sonnentempels zu Balbeck, auch eine Landſchaft mit den Ruinen wie ſie ſtehen.

5. Die große Meſchee zu Jeruſalem auf den Grund des Salomoniſchen Tempels gebaut.

6. Ruinen eines kleinen Tempels in Phönicien.

7. Gegend am Fuße des Bergs Libanon, anmuthig wie man ſie denken mag. Ein Pinienwäldchen, ein

Waſſer, daran Hängeweiden und Gräber drunter, der Berg in der Entfernung.

8. Türkiſche Gräber. Jeder Grabſtein trägt den Hauptſchmuck des Verſtorbenen, und da ſich die Türken durch den Kopfſchmuck unterſcheiden, ſo ſieht man gleich die Würde des Begrabenen. Auf den Gräbern der Jungfrauen werden Blumen mit großer Sorgfalt erzogen.

9. Aegyptiſche Pyramide mit dem großen Sphinxkopfe. Er ſey, ſagt Caſſas, in einen Kalkfelſen gehauen, und weil derſelbe Sprünge gehabt und Ungleichheiten, habe man den Koloß mit Stuck überzogen und gemahlt, wie man noch in den Falten des Kopfſchmuckes bemerke. Eine Geſichtspartie iſt etwa zehn Schuh hoch. Auf der Unterlippe hat er bequem ſpazieren können.

10. Eine Pyramide, nach einigen Urkunden, Anlaſſen und Muthmaßungen reſtaurirt. Sie hat von vier Seiten vorſpringende Hallen mit danebenſtehenden Obelisken; nach den Hallen gehen Gänge hin mit Sphinxen beſetzt, wie ſich ſolche noch in Ober-Aegypten befinden. Es iſt dieſe Zeichnung die ungeheuerſte Architekturidee, die ich zeitlebens geſehen, und ich glaube nicht, daß man weiter kann.

Abends, nachdem wir alle dieſe ſchönen Sachen mit behaglicher Muße betrachtet, gingen wir in die Gärten auf dem Palatin, wodurch die Räume zwiſchen den Ruinen der Kaiſerpaläſte urbar und anmuthig gemacht wor-

den. Dort auf einem freien Geſellſchaftsplatze, wo man unter herrlichen Bäumen die Fragmente verzierter Capitäler, glatter und canelirter Säulen, zerſtückte Basreliefe und was man noch der Art im weiten Kreiſe umhergelegt hatte, wie man ſonſten Tiſche, Stühle und Bänke zu heiterer Verſammlung im Freien anzubringen pflegt — dort genoſſen wir der reizenden Zeit nach Herzens Luſt, und als wir die mannichfaltigſte Ausſicht mit friſch gewaſchenen und gebildeten Augen bei Sonnenuntergang überſchauten, mußten wir geſtehen, daß dieſes Bild auf alle die andern, die man uns heute gezeigt, noch recht gut anzuſehen ſey. In demſelbigen Geſchmack von Caſſas gezeichnet und gefärbt würde es überall Entzücken erregen. Und ſo wird uns durch künſtleriſche Arbeiten nach und nach das Auge ſo geſtimmt, daß wir für die Gegenwart der Natur immer empfänglicher und für die Schönheiten die ſie darbietet immer offener werden.

Nun aber mußte des nächſten Tages uns zu ſcherzhaften Unterhaltungen dienen, daß gerade das was wir bei dem Künſtler Großes und Gränzenloſes geſehen, uns in eine niedrige unwürdige Enge zu begeben veranlaſſen ſollte. Die herrlichen Aegyptiſchen Denkmale erinnerten uns an den mächtigen Obelisk, der auf dem Marsfelde durch Auguſt errichtet als Sonnenweiſer diente, nunmehr aber in Stücken, umzäunt von einem Bretterverſchlag, in einem ſchmutzigen Winkel auf den kühnen Architekten wartete der ihn aufzuerſtehen berufen

möchte. (NB Jetzt iſt er auf dem Platz Monte Citorio wieder aufgerichtet und dient, wie zur Römerzeit abermals als Sonnenweiſer.) Er iſt aus dem ächteſten Aegyptiſchen Granit gehauen, überall mit zierlichen naiven Figuren, obgleich in dem bekannten Styl überſäet. Merkwürdig war es, als wir neben der ſonſt in die Luft gerichteten Spitze ſtanden, auf den Zuſchärfungen derſelben Sphinx nach Sphinxen auf das zierlichſte abgebildet zu ſehen, früher keinem menſchlichen Auge, ſondern nur den Strahlen der Sonne erreichbar. Hier tritt der Fall ein, daß das Gottesdienſtliche der Kunſt nicht auf einen Effect berechnet iſt, den es auf den menſchlichen Anblick machen ſoll. Wir machten Anſtalt dieſe heiligen Bilder abgießen zu laſſen, um das bequem noch vor Augen zu ſehen, was ſonſt gegen die Wolkenregion hinaufgerichtet war.

In dem widerwärtigen Raume worin wir uns mit dem würdigſten Werke befanden konnten wir uns nicht entbrechen, Rom als ein Quodlibet anzuſehen, aber als einziges in ſeiner Art: denn auch in dieſem Sinne hat dieſe ungeheure Localität die größten Vorzüge. Hier brachte der Zufall nichts hervor, er zerſtörte nur; alles Zertrümmerte iſt ehrwürdig, die Unform der Ruinen deutet auf uralte Regelmäßigkeit, welche ſich in neuen großen Formen der Kirchen und Paläſte wieder hervorthat.

Jene bald gefertigten Abgüſſe brachten in Erinnerung, daß in der großen Dehniſchen Paſtenſammlung,

wovon die Drücke im Ganzen und theilweiſe verkäuflich waren, auch einiges Aegyptiſche zu ſehen ſey; und wie ſich denn eins aus dem andern ergibt, ſo wählte ich aus gedachter Sammlung die vorzüglichſten und beſtellte ſolche bei den Inhabern. Solche Abdrücke ſind der größte Schatz und ein Fundament das der in ſeinen Mitteln beſchränkte Liebhaber zu künftigem großen mannichfaltigen Vortheil bei ſich niederlegen kann.

Die vier erſten Bände meiner Schriften, bei Göſchen, waren angekommen und das Prachtexemplar ſogleich in die Hände Angelica's gegeben, die daran ihre Mutterſprache auf's Neue zu beloben Urſach zu finden glaubte.

Ich aber durfte den Betrachtungen nicht nachhängen, die ſich mir bei dem Rückblick auf meine früheren Thätigkeiten lebhaft aufdrangen. Ich wußte nicht, wie weit der eingeſchlagene Weg mich führen würde, ich konnte nicht einſehen, in wiefern jenes frühere Beſtreben gelingen und wiefern der Erfolg dieſes Sehnens und Wandelns die aufgewendete Mühe belohnen würde.

Aber es blieb mir auch weder Zeit noch Raum rückwärts zu ſchauen und zu denken. Die über organiſche Natur, deren Bilden und Umbilden mir gleichſam eingeimpften Ideen erlaubten keinen Stillſtand, und indem mir Nachdenkendem eine Folge nach der andern ſich entwickelte, ſo bedurfte ich, zu eigner Ausbildung täglich und ſtündlich irgend einer Art von Mittheilung. Ich

verſuchte es mit Moritz und trug ihm, ſo viel ich vermochte, die Metamorphoſe der Pflanzen vor; und er, ein ſeltſames Gefäß das immer leer und inhaltsbedürftig nach Gegenſtänden lechzte, die er ſich aneignen könnte, griff endlich mit ein, dergeſtalt wenigſtens, daß ich meine Vorträge fortzuſetzen Muth behielt.

Hier kam uns ein merkwürdiges Buch, ich will nicht fragen, ob zu ſtatten, aber doch zu bedeutender Anregung: Herders Werk das unter einem lakoniſchen Titel, über Gott und göttliche Dinge, die verſchiedenen Anſichten, in Geſprächsform, vorzutragen bemüht war. Mich verſetzte dieſe Mittheilung in jene Zeiten, wo ich an der Seite des trefflichen Freundes über dieſe Angelegenheiten mich mündlich zu unterhalten oft veranlaßt war. Wunderſam jedoch contraſtirte dieſer in den höchſten frommen Betrachtungen verſirende Band mit der Verehrung, zu der uns das Feſt eines beſondern Heiligen aufrief.

Am 21 September ward das Andenken des heil. Franciscus gefeyert und ſein Blut in langgedehnter Proceſſion von Mönchen und Gläubigen in der Stadt umhergetragen. Aufmerkſam ward ich bei dem Vorbeiziehen ſo vieler Mönche, deren einfache Kleidung das Auge nur auf die Betrachtung des Kopfes hinzog. Es war mir auffallend, daß eigentlich Haar und Bart dazu gehören, um ſich von dem männlichen Individuum einen Begriff zu machen. Erſt mit Aufmerkſamkeit,

dann mit Erſtaunen muſterte ich die vor mir vorüberziehende Reihe, und war wirklich entzückt, zu ſehen, daß ein Geſicht, von Haar und Bart in einen Rahmen eingefaßt, ſich ganz anders ausnahm, als das bartloſe Volk umher. Und ich konnte nun wohl finden, daß dergleichen Geſichter, in Gemählden dargeſtellt, einen ganz unnennbaren Reiz auf den Beſchauer ausüben mußten.

Hofrath Reifenſtein, welcher ſein Amt, Fremde zu führen und zu unterhalten, gehörig ausſtudirt hatte, konnte freilich im Laufe ſeines Geſchäfts nur allzubald gewahr werden, daß Perſonen, welche wenig mehr nach Rom bringen als Luſt zu ſehen und ſich zu zerſtreuen, mitunter an der grimmigſten Langweile zu leiden haben, indem ihnen die gewohnte Ausfüllung müßiger Stunden in einem fremden Lande durchaus zu fehlen pflegt. Auch war dem praktiſchen Menſchenkenner gar wohl bekannt, wie ſehr ein bloßes Beſchauen ermüde, und wie nöthig es ſey ſeine Freunde durch irgend eine Selbſtthätigkeit zu unterhalten und zu beruhigen. Zwey Gegenſtände hatte er ſich deßhalb auserſehn, worauf er ihre Geſchäftigkeit zu richten pflegte: die Wachsmahlerey und die Paſtenfabrication. Jene Kunſt, eine Wachsſeife zum Bindemittel der Farben anzuwenden, war erſt vor Kurzem wieder in den Gang gekommen, und da es in der Kunſtwelt hauptſächlich darum zu thun iſt, die Künſtler auf irgend eine Weiſe zu beſchäftigen, ſo gibt

eine neue Art das Gewohnte zu thun, immer wieder frische Aufmerksamkeit und lebhaften Anlaß, etwas was man auf die alte Weise zu unternehmen nicht Lust hätte, in einer neuen zu versuchen.

Das kühne Unternehmen, für die Kaiserin Katharine die Raphaelschen Logen in einer Copie zu verwirklichen, und die Wiederholung sämmtlicher Architektur mit der Fülle ihrer Zierrathen in Petersburg möglich zu machen, ward durch diese neue Technik begünstigt, ja wäre vielleicht ohne dieselbe nicht auszuführen gewesen. Man ließ dieselben Felder, Wandtheile, Seckel, Pilaster, Capitäler, Gesimse aus den stärksten Bohlen und Klötzen eines dauerhaften Castanienholzes verfertigen, überzog sie mit Leinwand, welche grundirt sodann der Enkaustik zur sichern Unterlage diente. Dieses Werk, womit sich besonders Unterberger, nach Anleitung Reifensteins, mehrere Jahre beschäftigt hatte, mit großer Gewissenhaftigkeit ausgeführt, war schon abgegangen als ich ankam, und es konnte mir nur was von jenem großen Unternehmen übrig blieb bekannt und anschaulich werden.

Nun aber war durch eine solche Ausführung die Enkaustik zu hohen Ehren gelangt; Fremde von einigem Talent sollten praktisch damit bekannt werden; zugerichtete Farbengarnituren waren um leichten Preis zu haben; man kochte die Seife selbst, genug, man hatte immer etwas zu thun und zu kramen, wo sich nur ein

müßi-

müßiger loſer Augenblick zeigte. Auch mittlere Künſtler wurden als Lehrende und Nachhelfende beſchäftigt, und ich habe wohl einigemal Fremde geſehen, welche ihre Römiſchen enkauſtiſchen Arbeiten höchſt behaglich, als ſelbſtverfertigt einpackten, und mit zurück in's Vaterland nahmen.

Die andere Beſchäftigung, Paſten zu fabriciren, war mehr für Männer geeignet. Ein großes altes Küchengewölbe im Reifenſteiniſchen Quartier gab dazu die beſte Gelegenheit. Hier hatte man mehr als nöthigen Raum zu einem ſolchen Geſchäft. Die refractäre, in Feuer unſchmelzbare Maſſe wurde auf's zarteſte pulveriſirt und durchgeſiebt, der daraus geknetete Teig in Paſten eingedruckt, ſorgfältig getrocknet, und ſodann, mit einem eiſernen Ring umgeben, in die Gluth gebracht, ferner die geſchmolzene Glasmaſſe darauf gedruckt, wodurch doch immer ein kleines Kunſtwerk zum Vorſchein kam, das einen jeden freuen mußte, der es ſeinen eignen Fingern zu verdanken hatte.

Hofrath Reifenſtein, welcher mich zwar willig und geſchäftig in dieſe Thätigkeiten eingeführt hatte, merkte gar bald, daß mir eine fortgeſetzte Beſchäftigung der Art nicht zuſagte, daß mein eigentlicher Trieb war, durch Nachbildung von Natur- und Kunſtgegenſtänden, Hand und Augen möglichſt zu ſteigern. Auch war die große Hitze kaum vorübergegangen, als er mich ſchon,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

in Geſellſchaft von einigen Künſtlern, nach Frascati führte, wo man in einem wohl eingerichteten Privathauſe Unterkommen und das nächſte Bedürfniß fand, und nun, den ganzen Tag im Freien, ſich Abends gern um einen großen Abendtiſch verſammelte. Georg Schütz, ein Frankfurter, geſchickt ohne eminentes Talent, eher einem gewiſſen anſtändigen Behagen, als anhaltender künſtleriſcher Thätigkeit ergeben, weßwegen ihn die Römer auch il Barone nannten, begleitete mich auf meinen Wanderungen, und ward mir vielfach nützlich. Wenn man bedenkt, daß Jahrhunderte hier im höchſten Sinne architektoniſch gewaltet, daß auf übrig gebliebenen mächtigen Subſtructionen die künſtleriſchen Gedanken vorzüglicher Geiſter ſich hervorgehoben und den Augen dargeſtellt, ſo wird man begreifen, wie ſich Geiſt und Aug' entzücken müſſen, wenn man unter jeder Beleuchtung dieſe vielfachen horizontalen und tauſend verticalen Linien unterbrochen, und geſchmückt wie eine ſtumme Muſik mit den Augen auffaßt, und wie alles, was klein und beſchränkt in uns iſt, nicht ohne Schmerz erregt und ausgetrieben wird. Beſonders iſt die Fülle der Mondſcheinbilder über alle Begriffe, wo das einzeln Unterhaltende, vielleicht ſtörend zu Nennende durchaus zurücktritt, und nur die großen Maſſen von Licht und Schatten ungeheuer anmuthige, ſymmetriſch harmoniſche Rieſenkörper dem Auge entgegentragen. Dagegen fehlte es denn auch

Abends nicht an unterrichtender, oft aber auch neckischer Unterhaltung.

So darf man nicht verschweigen, daß junge Künstler, die Eigenheiten des wackern Reifenſteins, die man Schwachheiten zu nennen pflegt, kennend und bemerkend, darüber ſich oft im Stillen ſcherzhaft und ſpottend unterhielten. Nun war eines Abends der Apoll von Belvedere, als eine unverſiegbare Quelle künſtleriſcher Unterhaltung wieder zum Geſpräch gelangt, und bei der Bemerkung, daß die Ohren an dieſem trefflichen Kopfe doch nicht ſonderlich gearbeitet ſeyen, kam die Rede ganz natürlich auf die Würde und Schönheit dieſes Organs, die Schwierigkeit ein ſchönes in der Natur zu finden, und es künſtleriſch ebenmäßig nachzubilden. Da nun Schütz wegen ſeiner hübſchen Ohren bekannt war, erſuchte ich ihn, mir bei der Lampe zu ſitzen, bis ich das vorzüglich gut gebildete, es war ohne Frage das rechte, ſorgfältig abgezeichnet hätte. Nun kam er mit ſeiner ſtarren Modellſtellung gerade dem Rath Reifenſtein gegenüber zu ſitzen, von welchem er die Augen nicht abwenden konnte noch durfte. Jener fing nun an, ſeine wiederholt angeprieſenen Lehren vorzutragen: man müßte ſich nämlich nicht gleich unmittelbar an das Beſte wenden, ſondern erſt bei den Carracci's anfangen, und zwar in der Farneſiſchen Galerie, dann zum Raphael übergehen, und zuletzt den Apoll von Belvedere ſo oft zeichnen, bis man ihn auswendig kenne,

da denn nicht viel Weiteres zu wünſchen und zu hoffen ſeyn würde.

Der gute Schütz ward von einem ſolchen innerlichen Anfall von Lachen ergriffen, den er äußerlich kaum zu bergen wußte, welche Pein ſich immer vermehrte, je länger ich ihn in ruhiger Stellung zu halten trachtete. So kann der Lehrer, der Wohlthäter immer wegen ſeines individuellen unbillig aufgenommenen Zuſtandes einer ſpöttiſchen Undankbarkeit erwarten.

Eine herrliche, obgleich nicht unerwartete Ausſicht ward uns aus den Fenſtern der Villa des Fürſten Aldobrandini, der, gerade auf dem Lande gegenwärtig, uns freundlich einlud, und uns in Geſellſchaft ſeiner geiſtlichen und weltlichen Hausgenoſſen an einer gut beſetzten Tafel feſtlich bewirthete. Es läßt ſich denken, daß man das Schloß dergeſtalt angelegt hat, die Herrlichkeit der Hügel und des flachen Landes mit Einem Blick überſehen zu können. Man ſpricht viel von Luſthäuſern, aber man müßte von hier aus umherblicken, um ſich zu überzeugen, daß nicht leicht ein Haus luſtiger gelegen ſeyn könne.

Hier aber finde ich mich gedrängt, eine Betrachtung einzufügen, deren ernſte Bedeutung ich wohl empfehlen darf. Sie gibt Licht über das Vorgetragene, und verbreitet's über das Folgende; auch wird mancher gute,

ſich heranbildende Geiſt Anlaß daher zur Selbſtprüfung gewinnen.

Lebhaft vordringende Geiſter begnügen ſich nicht mit dem Genuſſe, ſie verlangen Kenntniß. Dieſe treibt ſie zur Selbſtthätigkeit, und wie es ihr nun auch gelingen möge, ſo fühlt man zuletzt, daß man nichts richtig beurtheilt, als was man ſelbſt hervorbringen kann. Doch hierüber kommt der Menſch nicht leicht in's Klare, und daraus entſtehen gewiſſe falſche Beſtrebungen, welche um deſto ängſtlicher werden, je redlicher und reiner die Abſicht iſt. Indeß fingen mir in dieſer Zeit an Zweifel und Vermuthungen aufzuſteigen, die mich mitten in dieſen angenehmen Zuſtänden beunruhigten; denn ich mußte bald empfinden, daß der eigentliche Wunſch und die Abſicht meines Hierſeyns ſchwerlich erfüllt werden dürfte.

Nunmehr aber, nach Verlauf einiger vergnügter Tage, kehrten wir nach Rom zurück, wo wir durch eine neue höchſt anmuthige Oper im hellen vollgedrängten Saal für die vermißte Himmelsfreiheit entſchädigt werden ſollten. Die Deutſche Künſtlerbank, eine der vorderſten im Parterre, war wie ſonſt dicht beſetzt, und dießmal fehlte es nicht an Beifallklatſchen und Rufen, um ſowohl wegen der gegenwärtigen als vergangenen Genüſſe unſre Schuldigkeit abzutragen. Ja wir hatten

es erreicht, daß wir durch ein künſtliches, erſt leiſe-res, dann ſtärkeres, zuletzt gebietendes Zitti-Rufen, jederzeit mit dem Ritornell einer eintretenden beliebten Arie, oder ſonſt gefälligen Partie, das ganze laut ſchwätzende Publicum zum Schweigen brachten, weß-halb uns denn unſere Freunde von oben die Artigkeit erwieſen, die intereſſanteſten Exhibitionen nach unſrer Seite zu richten.

October.

Correſpondenz.

Frascati den 2 October.

Ich muß bei Zeiten ein Blättchen anfangen, wenn ihr es zur rechten Zeit erhalten ſollt. Eigentlich hab' ich viel und nicht viel zu ſagen. Es wird immerfort gezeichnet, und ich denke dabei im Stillen an meine Freunde. Dieſe Tage empfand ich wieder viel Sehnſucht nach Hauſe, vielleicht eben weil es mir hier ſo wohl geht und ich doch fühle daß mir mein Liebſtes fehlt.

Ich bin in einer recht wunderlichen Lage, und will mich eben zuſammen nehmen, jeden Tag nutzen, thun was zu thun iſt, und ſo dieſen Winter durch arbeiten.

Ihr glaubt nicht wie nützlich, aber auch wie ſchwer es mir war, dieſes ganze Jahr abſolut unter fremden Menſchen zu leben, beſonders da Tiſchbein — dieß ſey unter uns geſagt — nicht ſo einſchlug wie ich hoffte. Es iſt ein wirklich guter Menſch, aber er iſt nicht ſo rein, ſo natürlich, ſo offen wie ſeine Briefe. Seinen Charakter kann ich nur mündlich ſchildern, um ihm nicht unrecht zu thun, und was will eine Schilderung heißen die man ſo macht. Das Leben eines Menſchen iſt ſein Charakter. Nun hab' ich Hoffnung Kayſern zu beſitzen,

dieſer wird mir zu großer Freude ſeyn. Gebe der Himmel, daß ſich nichts dazwiſchen ſtelle!

Meine erſte Angelegenheit iſt und bleibt: daß ich es im Zeichnen zu einem gewiſſen Grade bringe, wo man mit Leichtigkeit etwas macht, und nicht wieder zurücklernt, noch ſo lange ſtill ſteht, wie ich wohl leider die ſchönſte Zeit des Lebens verſäumt habe. Doch muß man ſich ſelbſt entſchuldigen. Zeichnen um zu zeichnen wäre wie reden um zu reden. Wenn ich nichts auszudrücken habe, wenn mich nichts anreizt, wenn ich würdige Gegenſtände erſt mühſam aufſuchen muß, ja mit allem Suchen ſie kaum finde, wo ſoll da der Nachahmungstrieb herkommen? In dieſen Gegenden muß man zum Künſtler werden, ſo dringt ſich alles auf, man wird voller und voller und gezwungen etwas zu machen. Nach meiner Anlage und meiner Kenntniß des Weges bin ich überzeugt, daß ich hier in einigen Jahren ſehr weit kommen müßte.

Ihr verlangt, meine Lieben, daß ich von mir ſelbſt ſchreibe und ſeht wie ich's thue; wenn wir wieder zuſammen kommen, ſollt ihr gar manches hören. Ich habe Gelegenheit gehabt über mich ſelbſt und andre, über Welt und Geſchichte viel nachzudenken, wovon ich manches Gute, wenn gleich nicht Neue, auf meine Art mittheilen werde. Zuletzt wird alles im Wilhelm gefaßt und geſchloſſen.

Moritz iſt bisher mein liebſter Geſellſchafter geblie-

ben, ob ich gleich bei ihm fürchtete und faſt noch fürchte, er möchte aus meinem Umgange nur klüger und weder richtiger, beſſer noch glücklicher werden, eine Sorge die mich immer zurückhält ganz offen zu ſeyn.

Auch im Allgemeinen mit mehreren Menſchen zu leben geht mir ganz gut. Ich ſehe eines jeden Gemüthsart und Handelsweiſe. Der eine ſpielt ſein Spiel, der andre nicht, dieſer wird vorwärts kommen, jener ſchwerlich. Einer ſammelt, einer zerſtreut. Einem genügt alles, dem andern nichts. Der hat Talent und übt's nicht, jener hat keins und iſt fleißig ꝛc. ꝛc. Das alles ſehe ich, und mich mitten drin; es vergnügt mich und gibt mir, da ich keinen Theil an den Menſchen, nichts an ihnen zu verantworten habe, keinen böſen Humor. Nur alsdann, meine Lieben, wenn jeder nach ſeiner Weiſe handelt und zuletzt noch prätendirt, daß ein Ganzes werden, ſeyn und bleiben ſolle, es zunächſt von mir prätendirt, dann bleibt einem nichts übrig als zu ſcheiden oder toll zu werden.

Albano den 5 October 1787.

Ich will ſehen, daß ich dieſen Brief noch zur morgenden Poſt nach Rom ſchaffe, daß ich auf dieſem Blatt nur den tauſendſten Theil ſage von dem was ich zu ſagen habe.

Eure Blätter hab' ich zu gleicher Zeit mit den zer-

ſtreuten, beſſer geſammelten Blättern, den Ideen und den vier Saffianbänden erhalten, geſtern als ich im Begriff war von Frascati abzufahren. Es iſt mir nun ein Schatz auf die ganze Villegiatur.

Perſepolis habe ich geſtern Nacht geleſen. Es freut mich unendlich, und ich kann nichts dazu ſetzen, indem jene Art und Kunſt nicht herüber gekommen iſt. Ich will nun die angeführten Bücher auf irgend einer Bibliothek ſehen und euch aufs neue danken. Fahret fort, ich bitte euch, oder fahret fort, weil ihr müßt, beleuchtet alles mit eurem Lichte.

Die Ideen, die Gedichte ſind noch nicht berührt. Meine Schriften mögen nun gehen, ich will treulich fortfahren. Die vier Kupfer zu den letzten Bänden ſollen hier werden.

Mit den Genannten war unſer Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenſtillſtand von beiden Seiten, ich habe das wohl gewußt, nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung und endlich, wenn's recht gut geht, leiſe, loſe Trennung werden. Der eine iſt ein Narr, der voller Einfaltsprätenſionen ſteckt. „Meine Mutter hat Gänſe" ſingt ſich mit bequemerer Naivetät, als ein: „Allein Gott in der Höh' ſey Ehr." Er iſt einmal auch ein —: Sie laſſen ſich das Heu und Stroh, das Heu und Stroh nicht irren ꝛc. ꝛc. Bleibt von dieſem Volke! der erſte Undank iſt beſſer als der letzte. Der andere

denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menschen die sich selbst suchen, ohne es gestehn zu wollen. Er wird sich fremd finden und vielleicht nicht wissen warum. Ich müßte mich sehr irren oder die Großmuth des Alcibiades ist ein Taschenspielerstreich des Züricher Propheten, der klug genug und gewandt genug ist, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu substituiren, durch einander zu mischen, um das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüth gelten und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnsuchten ꝛc. ist von Anfang!

Und ich muß ein neues Blatt nehmen und bitten, daß ihr les't wie ich schreibe, mit dem Geiste mehr als den Augen, wie ich mit der Seele mehr als den Händen.

Fahre du fort, lieber Bruder, zu sinnen, zu finden, zu vereinigen, zu dichten, zu schreiben, ohne dich um andre zu bekümmern. Man muß schreiben wie man lebt, erst um sein selbst willen, und dann existirt man auch für verwandte Wesen.

Plato wollte keinen ἀγεωμέτρητον in seiner Schule leiden; wäre ich im Stande eine zu machen, ich litte keinen der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewählt. Neulich fand ich in einer leidig apostolischcapuzinermäßigen Declamation des Züricher Propheten die unsinnigen Worte: Alles was Leben hat,

lebt durch etwas außer sich. Oder so ungefähr klang's. Das kann nun so ein Heidenbekehrer hinschreiben, und bei der Revision zupft ihn der Genius nicht beim Aermel. Nicht die ersten simpelsten Naturwahrheiten haben sie gefaßt, und möchten doch gar zu gern auf den Stühlen um den Thron sitzen, wo andre Leute hingehören oder keiner hingehört. Laßt das alles gut seyn wie ich auch thue, der ich es freilich jetzt leichter habe.

Ich mag von meinem Leben keine Beschreibung machen, es sieht gar zu lustig aus. Vor allem beschäftigt mich das Landschaftszeichnen, wozu dieser Himmel und diese Erde vorzüglich einlädt. Sogar hab' ich einige Idyllen gefunden. Was werd' ich nicht noch alles machen. Das seh' ich wohl, unser einer muß nur immer neue Gegenstände um sich haben, dann ist er geborgen.

Lebt wohl und vergnügt, und wenn es euch weh werden will, so fühlt nur recht, daß ihr beisammen seyd und was ihr einander seyd, indeß ich durch eignen Willen exilirt, mit Vorsatz irrend, zweckmäßig unklug, überall fremd und überall zu Hause, mein Leben mehr laufen lasse als führe und auf alle Fälle nicht weiß wo es hinaus will.

Lebt wohl, empfehlt mich der Frau Herzogin. Ich habe mit Rath Reifenstein in Frascati ihren ganzen Aufenthalt projectirt. Wenn alles gelingt, so ist's ein Meisterstück. Wir sind jetzt in Negotiation wegen einer Villa begriffen, welche gewissermaßen sequestrirt ist,

und alſo vermiethet wird, anſtatt daß die andern entweder beſetzt ſind, oder von den großen Familien nur aus Gefälligkeit abgetreten würden, dagegen man in Obligationen und Relationen geräth. Ich ſchreibe, ſobald nur etwas Gewiſſeres zu ſagen iſt. In Rom iſt auch ein ſchönes freiliegendes Quartier mit einem Garten für ſie bereit. Und ſo wünſcht' ich, daß ſie ſich überall zu Hauſe fände, denn ſonſt genießt ſie nichts; die Zeit verſtreicht, das Geld iſt ausgegeben, und man ſieht ſich um wie nach einem Vogel der einem aus der Hand entwiſcht iſt. Wenn ich ihr alles einrichten kann, daß ihr Fuß an keinen Stein ſtoße, ſo will ich es thun.

Nun kann ich nicht weiter, wenn gleich noch Raum da iſt. Lebt wohl und verzeiht die Eilfertigkeit dieſer Zeilen.

Caſtel Gandolfo den 8 October,
eigentlich den 12ten,

denn dieſe Woche iſt hingegangen, ohne daß ich zum Schreiben kommen konnte. Alſo geht dieſes Blättchen nur eilig nach Rom, daß es noch zu euch gelange.

Wir leben hier wie man in Bädern lebt, nur mache ich mich des Morgens beiſeite, um zu zeichnen, dann muß man den ganzen Tag der Geſellſchaft ſeyn, welches mir denn auch ganz recht iſt für dieſe kurze Zeit; ich ſehe doch auch einmal Menſchen ohne großen Zeitverluſt und viele auf einmal.

Angelica iſt auch hier und wohnt in der Nähe, dann ſind einige muntere Mädchen, einige Frauen, Hr. von Maron, Schwager von Mengs, mit der ſeinigen, theils im Hauſe, theils in der Nachbarſchaft; die Geſellſchaft iſt luſtig und es gibt immer was zu lachen. Abends geht man in die Komödie, wo Pulcinell die Hauptperſon iſt, und trägt ſich dann einen Tag mit den bonmots des vergangenen Abends. Tout comme chez nous — nur unter einem heitern köſtlichen Himmel. Heute hat ſich ein Wind erhoben, der mich zu Hauſe hält. Wenn man mich außer mir ſelbſt herausbringen könnte, müßten es dieſe Tage thun, aber ich falle immer wieder in mich zurück und meine ganze Neigung iſt auf die Kunſt gerichtet. Jeden Tag geht mir ein neues Licht auf, und es ſcheint als wenn ich wenigſtens würde ſehen lernen.

Erwin und Elmire iſt ſo gut als fertig; es kommt auf ein paar ſchreibſelige Morgen an; gedacht iſt alles.

Herder hat mich aufgefordert, Forſtern auf ſeine Reiſe um die Welt auch Fragen und Muthmaßungen mitzugeben. Ich weiß nicht, wo ich Zeit und Sammlung hernehmen ſoll, wenn ich es auch von Herzen gerne thäte. Wir wollen ſehen.

Ihr habt wohl ſchon kalte trübe Tage, wir hoffen noch einen ganzen Monat zum Spazierengehn. Wie ſehr mich Herders Ideen freuen, kann ich nicht ſagen. Da ich keinen Meſſias zu erwarten habe, ſo iſt mir dieß

das liebſte Evangelium. Grüßt alles, ich bin in Gedanken immer mit euch, und liebt mich.

Den letzten Poſttag, meine Lieben, habt ihr keinen Brief erhalten, die Bewegung in Caſtello war zuletzt gar zu arg, und ich wollte doch auch zeichnen. Es war wie bei uns im Bade, und da ich in einem Hauſe wohnte das immer Zuſpruch hat, ſo mußte ich mich drein geben. Bei dieſer Gelegenheit habe ich mehr Italiäner geſehen als bisher in einem Jahre, und bin auch mit dieſer Erfahrung zufrieden.

Eine Mailänderin intereſſirte mich die acht Tage ihres Bleibens, ſie zeichnete ſich durch ihre Natürlichkeit, ihren Gemeinſinn, ihre gute Art ſehr vortheilhaft vor den Römerinnen aus. Angelica war, wie ſie immer iſt, verſtändig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß ihr Freund ſeyn, man kann viel von ihr lernen, beſonders arbeiten, denn es iſt unglaublich was ſie alles endigt.

Dieſe letzten Tage war das Wetter kühl, und ich bin recht vergnügt wieder in Rom zu ſeyn.

Geſtern Abend, als ich zu Bette ging, fühlt' ich recht das Vergnügen hier zu ſeyn. Es war mir als wenn ich mich auf einen recht breiten, ſichern Grund niederlegte.

Ueber ſeinen Gott möcht' ich gern mit Herdern ſprechen. Zu bemerken iſt mir ein Hauptpunct: man nimmt dieſes Büchlein wie andre, für Speiſe, da es

eigentlich die Schüſſel iſt. Wer nichts hinein zu legen hat, findet ſie leer. Laßt mich ein wenig weiter allegoriſiren, und Herder wird meine Allegorie am beſten erklären. Mit Hebel und Walzen kann man ſchon ziemliche Laſten fortbringen; die Stücke des Obelisks zu bewegen, brauchen ſie Erdwinden, Flaſchenzüge und ſo weiter. Je größer die Laſt, oder je feiner der Zweck (wie z. E. bei einer Uhr), deſto zuſammengeſetzter, deſto künſtlicher wird der Mechanismus ſeyn, und doch im Innern die größte Einheit haben. So ſind alle Hypotheſen oder vielmehr alle Principien. — Wer nicht viel zu bewegen hat, greift zum Hebel und verſchmäht meinen Flaſchenzug, was will der Steinhauer mit einer Schraube ohne Ende? Wenn L. ſeine ganze Kraft anwendet, um ein Mährchen wahr zu machen, wenn J. ſich abarbeitet eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn C. aus einem Fußboten ein Evangeliſt werden möchte, ſo iſt offenbar, daß ſie alles, was die Tiefen der Natur näher aufſchließt, verabſcheuen müſſen. Würde der eine ungeſtraft ſagen: alles was lebt, lebt durch etwas außer ſich! würde der andere ſich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechslung der Worte von Wiſſen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht ſchämen? würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müſſen, wenn ſie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lamms aufzuſtellen bemüht wären; wenn

wenn ſie nicht ſich ſorgfältig hüteten den feſten Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur iſt was er iſt, wo wir alle gleiche Anſprüche haben?

Halte man dagegen ein Buch wie den dritten Theil der Ideen, ſehe erſt was es iſt, und frage ſodann, ob der Autor es hätte ſchreiben können, ohne jenen Begriff von Gott zu haben? Nimmermehr; denn eben das Aechte, Große, Innerliche was es hat, hat es in, aus und durch jenen Begriff von Gott und der Welt.

Wenn es alſo irgendwo fehlt, ſo mangelt's nicht an der Waare, ſondern an Käufern, nicht an der Maſchine, ſondern an denen die ſie zu brauchen wiſſen. Ich habe immer mit ſtillem Lächeln zugeſehen, wenn ſie mich in metaphyſiſchen Geſprächen nicht für voll anſahen; da ich aber ein Künſtler bin, ſo kann mir's gleich ſeyn. Mir könnte vielmehr dran gelegen ſeyn, daß das Principium verborgen bliebe, aus dem und durch das ich arbeite. Ich laſſe einem jeden ſeinen Hebel, und bediene mich der Schraube ohne Ende ſchon lange, und nun mit noch mehr Freude und Bequemlichkeit.

Caſtel Gandolfo den 12 October 1787.

An Herder.

Nur ein flüchtig Wort, und zuerſt den lebhafteſten Dank für die Ideen! Sie ſind mir als das liebenswertheſte Evangelium gekommen, und die intereſſanteſten

Studien meines Lebens laufen alle da zuſammen. Woran man ſich ſo lange geplackt hat, wird einem nun ſo vollſtändig vorgeführt. Wie viel Luſt zu allem Guten haſt du mir durch dieſes Buch gegeben und erneut! Noch bin ich erſt in der Hälfte. Ich bitte dich, laß mir ſobald als möglich die Stelle aus Camper, die du pag. 159 anführſt, ganz ausſchreiben, damit ich ſehe, welche Regeln des Griechiſchen Künſtlerideals er ausgefunden hat. Ich erinnere mich nur an den Gang ſeiner Demonſtration des Profils aus dem Kupfer. Schreibe mir dazu und excerpire mir ſonſt was du mir nützlich dünkſt, daß ich das Ultimum wiſſe, wie weit man in dieſer Speculation gekommen iſt; denn ich bin immer das neugeborne Kind. Hat Lavaters Phyſiognomik etwas Kluges darüber? Deinem Aufruf wegen Forſters will ich gerne gehorchen, wenn ich gleich noch nicht recht ſehe wie es möglich iſt; denn ich kann keine einzelnen Fragen thun, ich muß meine Hypotheſen völlig aus einander ſetzen und vortragen. Du weißt, wie ſauer mir das ſchriftlich wird. Schreibe mir nur den letzten Termin, wann es fertig ſeyn, und wohin es geſchickt werden ſoll. Ich ſitze jetzt im Rohre und kann vor Pfeifenſchneiden nicht zum Pfeifen kommen. Wenn ich es unternehme, muß ich zum Dictiren mich wenden; denn eigentlich ſeh' ich es als einen Wink an. Es ſcheint, ich ſoll von allen Seiten mein Haus beſtellen und meine Bücher ſchließen.

Was mir am ſchwerſten ſeyn wird iſt: daß ich abſo-

lut alles aus dem Kopfe nehmen muß, ich habe doch kein Blättchen meiner Collectaneen, keine Zeichnung, nichts hab' ich bei mir, und alle neuſten Bücher fehlen hier ganz und gar.

Noch vierzehn Tage bleib' ich wohl in Caſtello und treibe ein Badeleben. Morgens zeichne ich, dann gibt's Menſchen auf Menſchen. Es iſt mir lieb, daß ich ſie beiſammen ſehe, einzeln wäre es eine große Seccatur. Angelica iſt hier und hilft alles übertragen.

Der Papſt ſoll Nachricht haben, Amſterdam ſey von den Preußen eingenommen. Die nächſten Zeitungen werden uns Gewißheit bringen. Das wäre die erſte Expedition, wo ſich unſer Jahrhundert in ſeiner ganzen Größe zeigt. Das heiß' ich eine sodezza! Ohne Schwertſtreich, mit ein paar Bomben, und niemand der ſich der Sache weiter annimmt! Lebt wohl. Ich bin ein Kind des Friedens, und will Friede halten für und für, mit der ganzen Welt, da ich ihn einmal mit mir ſelbſt geſchloſſen habe.

Rom den 27 October 1787.

Ich bin in dieſem Zauberkreiſe wieder angelangt, und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, ſtille hinarbeitend, vergeſſend alles was außer mir iſt, und die Geſtalten meiner Freunde beſuchen mich friedlich und freundlich. Dieſe erſten Tage hab' ich mit Briefſchrei-

ben zugebracht, habe die Zeichnungen, die ich auf dem Lande gemacht, ein wenig gemuſtert, die nächſte Woche ſoll es an neue Arbeit gehn. Es iſt zu ſchmeichelhaft, als daß ich es ſagen dürfte, was mir Angelica für Hoffnungen über mein Landſchaftszeichnen, unter gewiſſen Bedingungen gibt. Ich will wenigſtens fortfahren, um mich dem zu nähern was ich wohl nie erreiche.

Ich erwarte mit Verlangen Nachricht, daß Egmont angelangt und wie ihr ihn aufgenommen. Ich habe doch ſchon geſchrieben, daß Kayſer herkommt? Ich erwarte ihn in einigen Tagen, mit der nun vollendeten Partitur unſrer Scapinereyen. Du kannſt denken was das für ein Feſt ſeyn wird! Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt, und Claudine mit Erwin, in ſeiner Gegenwart, mit ſeinem Beirath verbeſſert.

Herders Ideen hab' ich nun durchgeleſen und mich des Buches außerordentlich gefreut. Der Schluß iſt herrlich, wahr und erquicklich, und er wird, wie das Buch ſelbſt, erſt mit der Zeit, und vielleicht unter fremdem Namen den Menſchen wohlthun. Je mehr dieſe Vorſtellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Menſch werden. Auch habe ich dieſes Jahr unter fremden Menſchen Acht gegeben, und gefunden, daß alle wirklich kluge Menſchen, mehr oder weniger, zärter oder gröber, darauf kommen und beſtehen: daß der Moment alles iſt, und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menſchen darin beſtehe: ſich ſo zu betra-

gen, daß ſein Leben, in ſo fern es von ihm abhängt, die möglichſte Maſſe von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte.

Ich müßte wieder ein Buch ſchreiben, wenn ich ſagen ſollte, was ich bei dem und jenem Buch gedacht habe. Ich leſe jetzt wieder Stellen, ſo wie ich ſie aufſchlage, um mich an jeder Seite zu ergötzen, denn es iſt durchaus köſtlich gedacht und geſchrieben.

Beſonders ſchön find' ich das Griechiſche Zeitalter; daß ich am Römiſchen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, etwas Körperlichkeit vermiſſe, kann man vielleicht denken, ohne daß ich es ſage. Es iſt auch natürlich. Gegenwärtig ruht in meinem Gemüth die Maſſe deß was der Staat war, an und für ſich; mir iſt er, wie Vaterland, etwas Ausſchließendes. Und ihr müßtet im Verhältniß mit dem ungeheuern Weltganzen den Werth dieſer einzelnen Exiſtenz beſtimmen, wo denn freilich vieles zuſammenſchrumpfte, und in Rauch aufgehn mag.

So bleibt mir das Coliſeo immer impoſant, wenn ich gleich denke, zu welcher Zeit es gebaut worden, und daß das Volk, welches dieſen ungeheuren Kreis ausfüllte, nicht mehr das altrömiſche Volk war.

Ein Buch über Mahlerey und Bildhauerkunſt in Rom iſt auch zu uns gekommen. Es iſt ein Deutſches Product, und, was ſchlimmer iſt, eines Deutſchen Cavaliers. Es ſcheint ein junger Mann zu ſeyn, der

Energie hat, aber voller Prätenſion ſteckt, der ſich Mühe gegeben hat herumzulaufen, zu notiren, zu hören, zu horchen, zu leſen. Er hat gewußt dem Werke einen Anſchein von Ganzheit zu geben, es iſt darin viel Wahres und Gutes, gleich darneben Falſches und Albernes, Gedachtes und Nachgeſchwätztes, Longeurs und Echappaden. Wer es auch in der Entfernung durchſieht, wird bald merken, welch monſtroſes Mittelding zwiſchen Compilation und eigen gedachtem Werk dieſes voluminoſe Opus geworden ſey.

Die Ankunft Egmonts erfreut und beruhigt mich, und ich verlange auf ein Wort darüber, das nun wohl unterwegs iſt. Das Saffianexemplar iſt angelangt, ich hab' es der Angelica gegeben. Mit Kayſers Oper wollen wir es klüger machen, als man uns gerathen hat; euer Vorſchlag iſt ſehr gut, wenn Kayſer kommt ſollt ihr mehr hören.

Die Recenſion iſt recht im Styl des Alten, zu viel und zu wenig. Mir iſt jetzt nur dran gelegen zu machen, ſeitdem ich ſehe wie ſich am Gemachten, wenn es auch nicht das Vollkommenſte iſt, Jahrtauſende recenſiren, das heißt, etwas von ſeinem Daſeyn hererzählen läßt.

Jederman verwundert ſich, wie ich ohne Tribut durchgekommen bin; man weiß aber auch nicht wie ich mich betragen habe. Unſer October war nicht der ſchönſte, ob wir gleich himmliſche Tage gehabt haben.

Es geht mit mir jetzt eine neue Epoche an. Mein Gemüth ist nun durch das viele Sehen und Erkennen so ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beschränken muß. Die Individualität eines Menschen ist ein wunderlich Ding, die meine hab' ich jetzt recht kennen lernen, da ich einerseits dieses Jahr bloß von mir selbst abgehangen habe, und von der andern Seite mit völlig fremden Menschen umzugehen hatte.

Bericht.

October.

Zu Anfang dieſes Monats bei mildem durchaus heiterem herrlichem Wetter genoſſen wir eine förmliche Villeggiatur in Caſtel Gandolfo, wodurch wir uns denn in die Mitte dieſer unvergleichlichen Gegend eingeweiht und eingebürgert ſahen. Herr Jenkins, der wohlhabende Engliſche Kunſthändler, bewohnte daſelbſt ein ſehr ſtattliches Gebäude, den ehemaligen Wohnſitz des Jeſuitergenerals, wo es einer Anzahl von Freunden weder an Zimmern zu bequemer Wohnung, noch an Sälen zu heiterem Beiſammenſeyn, noch an Bogengängen zu munterem Luſtwandeln fehlte.

Man kann ſich von einem ſolchen Herbſtaufenthalte den beſten Begriff machen, wenn man ſich ihn wie den Aufenthalt an einem Badorte gedenkt. Perſonen ohne den mindeſten Bezug auf einander werden durch Zufall augenblicklich in die unmittelbarſte Nähe verſetzt. Frühſtück und Mittageſſen, Spaziergänge, Luſtpartien, ernſt- und ſcherzhafte Unterhaltung bewirken ſchnell Bekanntſchaft und Vertraulichkeit; da es denn ein Wunder wäre, wenn, beſonders hier, wo nicht einmal Krankheit und Cur eine Art von Diverſion macht, hier im vollkommenſten Müßiggange, ſich die entſchiedenſten Wahlverwandt-

ſchaften zunächſt hervorthun ſollten. Hofrath Reifenſtein hatte für gut befunden, und zwar mit Recht, daß wir zeitig hinausgehen ſollten, um zu unſeren Spaziergängen und ſonſtigen artiſtiſchen Wanderungen in's Gebirg die nöthige Zeit zu finden, ehe noch der Schwall der Geſellſchaft ſich herandrängte und uns zur Theilnahme an gemeinſchaftlicher Unterhaltung aufforderte. Wir waren die erſten und verſäumten nicht uns in der Gegend, nach Anleitung des erfahrenen Führers, zweckmäßig umzuſehen, und ernteten davon die ſchönſten Genüſſe und Belehrungen.

Nach einiger Zeit ſah ich eine gar hübſche Römiſche Nachbarin, nicht weit von uns im Corſo wohnend, mit ihrer Mutter heraufkommen. Sie hatten beide, ſeit meiner Mylordſchaft, meine Begrüßungen freundlicher als ſonſt erwidert, doch hatte ich ſie nicht angeſprochen, ob ich gleich an ihnen, wenn ſie Abends vor der Thür ſaßen, öfters nah genug vorbei ging; denn ich war dem Gelübde, mich durch dergleichen Verhältniſſe von meinem Hauptzwecke nicht abhalten zu laſſen, vollkommen treu geblieben. Nun aber fanden wir uns auf einmal wie völlig alte Bekannte; jenes Concert gab Stoff genug zur erſten Unterhaltung, und es iſt wohl nichts angenehmer als eine Römerin der Art, die ſich in natürlichem Geſpräch heiter gehen läßt, und ein lebhaftes, auf die reine Wirklichkeit gerichtetes Aufmerken, eine Theilnahme, mit anmuthigem Bezug auf ſich ſelbſt,

in der wohlklingenden Römischen Sprache schnell, doch deutlich vorträgt; und zwar in einer edlen Mundart, die auch die mittlere Classe über sich selbst erhebt, und dem Allernatürlichsten, ja dem Gemeinen, einen gewissen Adel verleiht. Diese Eigenschaften und Eigenheiten waren mir zwar bekannt, aber ich hatte sie noch nie in einer so einschmeichelnden Folge vernommen.

Zu gleicher Zeit stellten sie mich einer jungen Mailänderin vor, die sie mitgebracht hatten, der Schwester eines Commis von Herrn Jenkins, eines jungen Mannes der wegen Fertigkeit und Redlichkeit bei seinem Principal in großer Gunst stand. Sie schienen genau mit einander verbunden und Freundinnen zu seyn.

Diese beiden Schönen, denn schön durfte man sie wirklich nennen, standen in einem nicht schroffen aber doch entschiedenen Gegensatz; dunkelbraune Haare die Römerin, hellbraune die Mailänderin; jene braun von Gesichtsfarbe, diese klar, von zarter Haut; diese zugleich mit fast blauen Augen, jene mit braunen; die Römerin einigermaßen ernst, zurückhaltend, die Mailänderin von einem offenen, nicht sowohl ansprechenden als gleichsam anfragenden Wesen. Ich saß bei einer Art Lottospiel zwischen beiden Frau nzimmern und hatte mit der Römerin Casse zusammen gemacht; im Laufe des Spiels fügte es sich nun, daß ich auch mit der Mailänderin mein Glück versuchte durch Wetten oder sonst. Genug es entstand auch auf dieser Seite eine Art

von Partnerſchaft, wobei ich in meiner Unſchuld nicht gleich bemerkte, daß ein ſolches getheiltes Intereſſe nicht gefiel, bis endlich nach aufgehobener Partie die Mutter, mich abſeits findend, zwar höflich, aber mit wahrhaftem Matronenernſt dem werthen Fremden verſicherte: daß, da er einmal mit ihrer Tochter in ſolche Theilnahme gekommen ſey, es ſich nicht wohl zieme mit einer andern gleiche Verbindlichkeiten einzugehen; man halte es in einer Villeggiatur für Sitte, daß Perſonen die ſich einmal auf einen gewiſſen Grad verbunden, dabei in der Geſellſchaft verharrten und eine unſchuldig anmuthige Wechſelgefälligkeit durchführten. Ich entſchuldigte mich auf's beſte, jedoch mit der Wendung, daß es einem Fremden nicht wohl möglich ſey, dergleichen Verpflichtungen anzuerkennen, indem es in unſern Landen herkömmlich ſey, daß man den ſämmtlichen Damen der Geſellſchaft, einer wie der andern, mit und nach der andern ſich dienſtlich und höflich erweiſe, und daß dieſes hier um deſto mehr gelten werde, da von zwey ſo eng verbundenen Freundinnen die Rede ſey.

Aber leider! indeſſen ich mich ſo auszureden ſuchte, empfand ich auf die wunderſamſte Weiſe, daß meine Neigung für die Mailänderin ſich ſchon entſchieden hatte, blitzſchnell und eindringlich genug, wie es einem mäßigen Herzen zu gehen pflegt, das in ſelbſtgefälligem ruhigem Zutrauen nichts befürchtet, nichts wünſcht, und das nun auf einmal dem Wünſchenswertheſten unmittelbar

nahe kommt. Ueberſieht man doch in ſolchem Augenblicke die Gefahr nicht, die uns unter dieſen ſchmeichelhaften Zügen bedroht.

Den nächſten Morgen fanden wir uns drey allein und da vermehrte ſich denn das Uebergewicht auf die Seite der Mailänderin. Sie hatte den großen Vorzug vor ihrer Freundin, daß in ihren Aeußerungen etwas Strebſames zu bemerken war. Sie beklagte ſich nicht über vernachläſſigte aber allzuängſtliche Erziehung: man lehrt uns nicht ſchreiben, ſagte ſie, weil man fürchtet, wir würden die Feder zu Liebesbriefen benutzen; man würde uns nicht leſen laſſen, wenn wir uns nicht mit dem Gebetbuch beſchäftigen müßten; uns in fremden Sprachen zu unterrichten daran wird niemand denken; ich gäbe alles darum Engliſch zu können. Herrn Jenkins mit meinem Bruder, Mad. Angelica, Herrn Zucchi, die Herren Volpato und Camuccini hör' ich oft ſich unter einander Engliſch unterhalten, mit einem Gefühl das dem Neid ähnlich iſt: und die ellenlangen Zeitungen da liegen vor mir auf dem Tiſche, es ſtehen Nachrichten darin aus der ganzen Welt, wie ich ſehe, und ich weiß nicht was ſie bringen.

Es iſt deſto mehr Schade, verſetzte ich, da das Engliſche ſich ſo leicht lernen läßt; Sie müßten es in kurzer Zeit faſſen und begreifen. Machen wir gleich einen Verſuch, fuhr ich fort, indem ich eins der gränzenloſen Engliſchen Blätter aufhob, die häufig umherlagen.

Ich blickte ſchnell hinein und fand einen Artikel: daß ein Frauenzimmer in's Waſſer gefallen, glücklich aber gerettet und den Ihrigen wiedergegeben worden. Es fanden ſich Umſtände bei dem Falle die ihn verwickelt und intereſſant machten, es blieb zweifelhaft ob ſie ſich in's Waſſer geſtürzt, um den Tod zu ſuchen, ſo wie auch, welcher von ihren Verehrern, der Begünſtigte oder Verſchmähte, ſich zu ihrer Rettung gewagt. Ich wies ihr die Stelle hin und bat ſie aufmerkſam darauf zu ſchauen. Darauf überſetzt' ich ihr erſt alle Subſtantiva und examinirte ſie, ob ſie auch ihre Bedeutung wohl behalten. Gar bald überſchaute ſie die Stellung dieſer Haupt- und Grundworte und machte ſich mit dem Platz bekannt, den ſie im Perioden eingenommen hatten. Ich ging darauf zu den einwirkenden, bewegenden, beſtimmenden Worten über und machte nunmehr, wie dieſe das Ganze belebten, auf das heiterſte bemerklich, und katechiſirte ſie ſo lange bis ſie mir endlich, unaufgefordert, die ganze Stelle, als ſtünde ſie Italiäniſch auf dem Papiere, vorlas, welches ſie nicht ohne Bewegung ihres zierlichen Weſens leiſten konnte. Ich habe nicht leicht eine ſo herzlich geiſtige Freude geſehen als ſie ausdrückte, indem ſie mir für den Einblick in dieſes neue Feld einen allerliebſten Dank ausſprach. Sie konnte ſich kaum faſſen, indem ſie die Möglichkeit gewahrte die Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches ſo nahe und ſchon verſuchsweiſe erreicht zu ſehen.

Die Gesellschaft hatte sich vermehrt, auch Angelica war angekom[illegible]; an einer großen gedeckten Tafel hatte man ihr mich [illegible]ter Hand gesetzt, meine Schülerin stand an der entgegengesetzten Seite des Tisches und besann sich keinen Augenblick, als die übrigen sich um die Tafelplätze complimentirten, um den Tisch herumzugehen und sich neben mir nieder zu lassen. Meine ernste Nachbarin schien dieß mit einiger Verwunderung zu bemerken, und es bedurfte nicht des Blicks einer klugen Frau, um zu gewahren daß hier was vorgegangen seyn müsse und daß ein zeither bis zur trockenen Unhöflichkeit von den Frauen sich entfernender Freund wohl selbst sich endlich zahm und gefangen überrascht gesehen habe.

Ich hielt zwar äußerlich noch ziemlich gut Stand, eine innere Bewegung aber gab sich wohl eher kund durch eine gewisse Verlegenheit, in der ich mein Gespräch zwischen den Nachbarinnen theilte, indem ich die ältere zarte, dießmal schweigsame Freundin belebend zu unterhalten, und jene, die sich immer noch in der fremden Sprache zu ergehen schien und sich in dem Zustande befand desjenigen der mit einem Mal von dem erwünscht aufgehenden Lichte geblendet, sich nicht gleich in der Umgebung zu finden weiß, durch eine freundlich ruhige, eher ablehnende Theilnahme zu beschwichtigen suchte.

Dieser aufgeregte Zustand jedoch hatte sogleich die Epoche einer merkwürdigen Umwälzung zu erleben. Gegen Abend die jungen Frauenzimmer aufsuchend,

fand ich die älteren Frauen in einem Pavillon, wo die herrlichſte der Ausſichten ſich darbot; ich ſchweifte mit meinem Blick in die Runde, aber es ging vor meinen Augen etwas anders vor als das landſchaftlich Mahleriſche; es hatte ſich ein Ton über die Gegend gezogen der weder dem Untergang der Sonne noch den Lüften des Abends allein zuzuſchreiben war. Die glühende Beleuchtung der hohen Stellen, die kühlende blaue Beſchattung der Tiefe ſchien herrlicher als jemals in Oel oder Aquarell; ich konnte nicht genug hinſehen, doch fühlte ich daß ich den Platz zu verlaſſen Luſt hatte, um in theilnehmender kleiner Geſellſchaft dem letzten Blick der Sonne zu huldigen.

Doch hatte ich leider der Einladung der Mutter und Nachbarinnen nicht abſagen können mich bei ihnen niederzulaſſen, beſonders da ſie mir an dem Fenſter der ſchönſten Ausſicht Raum gemacht hatten. Als ich auf ihre Reden merkte, konnt' ich vernehmen daß von Ausſtattung die Rede ſey, einem immer wiederkehrenden und nie zu erſchöpfenden Gegenſtande. Die Erforderniſſe aller Art wurden gemuſtert, Zahl und Beſchaffenheit der verſchiedenen Gaben, Grundgeſchenke der Familie, vielfache Beiträge von Freunden und Freundinnen, theilweiſe noch ein Geheimniß, und was nicht alles in genauer Hererzählung die ſchöne Zeit hinnahm, mußte von mir geduldig angehört werden, weil die Damen mich zu einem ſpäteren Spaziergang feſtgenommen hatten.

Endlich gelangte denn das Gespräch zu den Verdiensten des Bräutigams, man schilderte ihn günstig genug, wollte sich aber seine Mängel nicht verbergen, in getrester Hoffnung, daß diese zu mildern und zu bessern die Anmuth, der Verstand, die Liebenswürdigkeit seiner Braut im künftigen Ehestande hinreichen werde.

Ungeduldig zuletzt, als eben die Sonne sich in das entfernte Meer niedersenkte und einen unschätzbaren Blick durch die langen Schatten und die zwar gedämpften doch mächtigen Streiflichter gewährte, fragt' ich auf das bescheidenste: wer denn aber die Braut sey? Mit Verwunderung erwiderte man mir: ob ich denn das allgemein Bekannte nicht wisse; und nun erst fiel es ihnen ein, daß ich kein Hausgenosse sondern ein Fremder sey.

Hier ist es freilich nun nicht nöthig auszusprechen welch Entsetzen mich ergriff, als ich vernahm es sey eben die kurz erst so liebgewonnene Schüllerin. Die Sonne ging unter, und ich wußte mich unter irgend einem Vorwand von der Gesellschaft loszumachen, die, ohne es zu wissen, mich auf eine so grausame Weise belehrt hatte.

Daß Neigungen denen man eine Zeitlang unvorsichtig nachgegeben, endlich aus dem Traume geweckt, in die schmerzlichsten Zustände sich umwandeln, ist herkömmlich und bekannt, aber vielleicht interessirt dieser Fall durch das Seltsame, daß ein lebhaftes wechselseitiges Wohlwollen in dem Augenblicke des Keimens zerstört wird, und damit die Vorahnung alles des Glücks, das

ein

ein ſolches Gefühl ſich in künftiger Entwickelung unbegränzt vorſpiegelt. Ich kam ſpät nach Hauſe, und des andern Morgens früh machte ich, meine Mappe unter dem Arm, einen weiteren Weg, mit der Entſchuldigung nicht zur Tafel zu kommen.

Ich hatte Jahre und Erfahrungen hinreichend, um mich, obwohl ſchmerzhaft, doch auf der Stelle zuſammen zu nehmen. Es wäre wunderbar genug, rief ich aus, wenn ein Wertherähnliches Schickſal dich in Rom aufgeſucht hätte, um dir ſo bedeutende bisher wohlbewahrte Zuſtände zu verderben.

Ich wendete mich abermals raſch zu der inzwiſchen vernachläſſigten landſchaftlichen Natur und ſuchte ſie ſo treu als möglich nachzubilden, mehr aber gelang mir ſie beſſer zu ſehen. Das wenige Techniſche was ich beſaß reichte kaum zu dem unſcheinbarſten Umriß hin, aber die Fülle der Körperlichkeit, die uns jene Gegend in Felſen und Bäumen, Auf- und Abſtiegen, ſtillen Seen, belebten Bächen entgegen bringt, war meinem Auge beinahe fühlbarer als ſonſt, und ich konnte dem Schmerz nicht feind werden, der mir den innern und äußern Sinn in dem Grade zu ſchärfen geeignet war.

Von nun an aber hab' ich mich kurz zu faſſen; die Menge von Beſuchenden füllte das Haus und die Häuſer der Nachbarſchaft, man konnte ſich ohne Affectation vermeiden, und eine wohlempfundene Höflichkeit, zu der uns eine ſolche Neigung ſtimmt, iſt in der Geſell-

schaft überall gut aufgenommen. Mein Betragen gefiel, und ich hatte keine Unannehmlichkeit, keinen Zwist außer ein einziges Mal mit dem Wirth, Herrn Jenkins. Ich hatte nämlich, von einer weiten Berg- und Waldtour, die appetitlichsten Pilze mitgebracht und sie dem Koch übergeben, der, über eine zwar seltene, aber in jenen Gegenden sehr berühmte Speise höchst vergnügt, sie auf's schmackhafteste zubereitet auf die Tafel gab. Sie schmeckten jederman ganz herrlich, nur, als zu meinen Ehren verrathen wurde, daß ich sie aus der Wildniß mitgebracht, ergrimmte unser Englischer Wirth, obgleich nur im Verborgenen darüber, daß ein Fremder eine Speise zum Gastmahl beigetragen habe, von welcher der Hausherr nichts wisse, die er nicht befohlen und angeordnet; es zieme sich nicht wohl, jemanden an seiner eignen Tafel zu überraschen, Speisen aufzusetzen, von denen er nicht Rechenschaft geben könne. Dieß alles mußte mir Rath Reifenstein nach Tafel diplomatisch eröffnen, wogegen ich, der ich an ganz anderm Weh als das sich von Schwämmen herleiten kann, innerlichst zu dulden hatte, bescheidentlich erwiderte: ich hätte vorausgesetzt, der Koch würde das dem Herrn melden, und versicherte: wenn mir wieder dergleichen Edulien unterwegs in die Hände kämen, solche unserm trefflichen Wirthe selbst zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen. Denn wenn man billig seyn will, muß man gestehen, sein Verdruß entsprang daher, daß diese überhaupt zwey-

deutige Speiſe ohne gehörige Unterſuchung auf die Tafel gekommen war. Der Koch freilich hatte mir verſichert, und brachte auch dem Herrn in's Gedächtniß, daß dergleichen, zwar, als beſondere Rarität nicht oft, aber doch immer mit großem Beifall in dieſer Jahreszeit vorgeſetzt worden.

Dieſes culinariſche Abenteuer gab mir Anlaß, in ſtillem Humor zu bedenken, daß ich ſelbſt, von einem ganz eignen Gifte angeſteckt, in Verdacht gekommen ſey, durch gleiche Unvorſichtigkeit eine ganze Geſellſchaft zu vergiften.

Es war leicht meinen gefaßten Vorſatz fortzuführen. Ich ſuchte ſogleich den Engliſchen Studien auszuweichen, indem ich mich Morgens entfernte und meiner heimlich geliebten Schülerin niemals anders als im Zuſammentritt von mehrern Perſonen zu nähern wußte.

Gar bald legte ſich auch dieſes Verhältniß in meinem ſo viel beſchäftigten Gemüthe wieder zurechte und zwar auf eine ſehr anmuthige Weiſe; denn indem ich ſie als Braut, als künftige Gattin anſah, erhob ſie ſich vor meinen Augen aus dem trivialen Mädchenzuſtande, und indem ich ihr nun eben dieſelbe Neigung, aber in einem höhern uneigennützigen Begriff zuwendete, ſo war ich, als einer der ohnehin nicht mehr einem leichtſinnigen Jüngling glich, gar bald gegen ſie in dem freundlichſten Behagen. Mein Dienſt, wenn man eine freie Aufmerkſamkeit ſo nennen darf, bezeichnete ſich durchaus ohne

Zudringlichkeit und beim Begegnen eher mit einer Art von Ehrfurcht. Sie aber, welche nun auch wohl wußte daß ihr Verhältniß mir bekannt geworden, konnte mit meinem Benehmen vollkommen zufrieden seyn. Die übrige Welt aber, weil ich mich mit jederman unterhielt, merkte nichts oder hatte kein Arges daran, und so gingen Tage und Stunden einen ruhigen behaglichen Gang.

Von der mannichfaltigsten Unterhaltung wäre viel zu sagen. Genug es war auch ein Theater daselbst, wo der von uns so oft im Carneval bellarschie Pulcinell, welcher die übrige Zeit sein Schusterhandwerk trieb und auch übrigens hier als ein anständiger kleiner Bürger erschien, uns mit seinen pantomimisch-mimisch lakonischen Absurditäten auf's beste zu vergnügen und uns in die so höchst behagliche Nullität des Daseyns zu versetzen wußte.

Briefe von Haus hatten mich indessen bemerken lassen, daß meine nach Italien so lang projectirte, immer verschobene und endlich so rasch unternommene Reise bei den Zurückgelassenen einige Unruhe und Ungeduld erregt, ja sogar den Wunsch mir nachzufolgen und das gleiche Glück zu genießen, von dem meine heitern, auch wohl unterrichtenden Briefe den günstigsten Begriff gaben. Freilich in dem geistreichen und kunstliebenden Kreise unserer Herzogin Amalie war es herkömmlich, daß Italien jederzeit als das neue Jerusalem wahrer Gebildeten betrachtet wurde und ein lebhaftes Streben dahin, wie es nur Mignon ausdrücken konnte, sich immer in Herz und

Sinn erhielt. Der Damm war endlich gebrochen, und es ergab ſich nach und nach ganz deutlich, daß Herzogin Amalie mit ihrer Umgebung von einer, Herder und der jüngere Dalberg von der andern Seite über die Alpen zu gehen ernſtliche Anſtalt machten. Mein Rath war, ſie möchten den Winter vorübergehen laſſen, in der mittleren Jahreszeit bis Rom gelangen, und ſodann weiter nach und nach alles des Guten genießen, was die Umgegend der alten Weltſtadt u. ſ. w., der untere Theil von Italien darbieten könnte.

Dieſer mein Rath, redlich und ſachgemäß wie er war, bezog ſich denn doch auch auf meinen eigenen Vortheil. Merkwürdige Tage meines Lebens hatte ich bisher in dem fremdeſten Zuſtande mit ganz fremden Menſchen gelebt und mich eigentlich wieder friſch des humanen Zuſtands erfreut, deſſen ich in zwar zufälligen aber doch natürlichen Bezügen ſeit langer Zeit erſt wieder gewahr wurde, da ein geſchloſſener heimathlicher Kreis, ein Leben unter völlig bekannten und verwandten Perſonen uns am Ende in die wunderlichſte Lage verſetzt. Hier iſt es, wo durch ein wechſelſeitiges Dulden und Tragen, Theilnehmen und Entbehren ein gewiſſes Mitgefühl von Reſignation entſteht, daß Schmerz und Freude, Verdruß und Behagen ſich in herkömmlicher Gewohnheit wechſelſeitig vernichten. Es erzeugt ſich gleichſam eine Mittelzahl, die den Charakter der einzelnen Ergebniſſe durchaus aufhebt, ſo daß man zuletzt, im

Streben nach Bequemlichkeit, weder dem Schmerz noch der Freude ſich mit freier Seele hingeben kann.

Ergriffen von dieſen Gefühlen und Ahnungen fühlte ich mich ganz entſchieden, die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten. Denn daß meine Art die Dinge zu ſehen nicht ſogleich die ihrige ſeyn würde, konnte ich um ſo deutlicher wiſſen, als ich mich ſelbſt ſeit einem Jahre jenen chimäriſchen Vorſtellungen und Denkweiſen des Nordens zu entziehen geſucht, und unter einem himmelblauen Gewölbe mich freier umzuſchauen und zu athmen gewöhnt hatte. In der mittlern Zeit waren mir aus Deutſchland kommende Reiſende immerfort höchſt beſchwerlich; ſie ſuchten das auf was ſie vergeſſen ſollten, und konnten das was ſie ſchon lange gewünſcht hatten nicht erkennen, wenn es ihnen vor Augen lag. Ich ſelbſt fand es noch immer mühſam genug, durch Denken und Thun mich auf dem Wege zu erhalten, den ich als den rechten anzuerkennen mich entſchieden hatte.

Fremde Deutſche konnt' ich vermeiden, ſo nah verbundene, verehrte, geliebte Perſonen aber hätten mich durch eignes Irren und Halbgewahrwerden, ja ſelbſt durch Eingehen in meine Denkweiſe geſtört und gehindert. Der nordiſche Reiſende glaubt, er komme nach Rom, um ein Supplement ſeines Daſeyns zu finden, auszufüllen was ihm fehlt; allein er wird erſt nach und nach mit großer Unbehaglichkeit gewahr, daß er ganz den Sinn ändern und von vorn anfangen müſſe.

So deutlich nun auch ein ſolches Verhältniß mir erſchien, ſo erhielt ich mich doch über Tag und Stunde weislich im Ungewiſſen und fuhr unabläſſig fort in der ſorgfältigſten Benutzung der Zeit. Unabhängiges Nachdenken, Anhören von andern, Beſchauen künſtleriſchen Beſtrebens, eigene praktiſche Verſuche wechſelten unaufhörlich oder griffen vielmehr wechſelſeitig in einander ein.

Hiebei forderte mich beſonders die Theilnahme Heinrich Meyers von Zürich, deſſen Unterhaltung mir, obgleich ſeltener, günſtig zu Statten kam, indem er als ein fleißiger und gegen ſich ſelbſt ſtrenger Künſtler die Zeit beſſer anzuwenden wußte, als der Kreis von jüngeren, die einen ernſten Fortſchritt in Begriffen und Technik mit einem raſchen luſtigen Leben leichtmüthig zu verbinden glaubten.

November.

Correſpondenz.

Rom den 3 November 1787.

Kayſer iſt angekommen, und ich habe drüber die ganze Woche nicht geſchrieben. Er iſt erſt am Clavierſtimmen, und nach und nach wird die Oper vorgetragen werden. Es macht ſeine Gegenwart wieder eine ſonderbare anſchließende Epoche, und ich ſehe, man ſoll ſeinen Weg nur ruhig fortgehn, die Tage bringen das Beſte wie das Schlimmſte.

Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich, und ich hoffe es ſoll beim Wiederleſen nicht verlieren, denn ich weiß was ich hineingearbeitet habe, und daß ſich das nicht auf einmal herausleſen läßt. Das was ihr daran lobt, habe ich machen wollen; wenn ihr ſagt, daß es gemacht iſt, ſo habe ich meinen Endzweck erreicht. Es war eine unſäglich ſchwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemeſſene Freiheit des Lebens und des Gemüths nie zu Stande gebracht hätte. Man denke, was das ſagen will: ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geſchrieben iſt, es vollenden ohne es umzuſchreiben. Die beſondern Umſtände der Zeit haben mir die Arbeit er-

ſchwert und erleichtert. Nun liegen noch ſo zwey Steine vor mir: Fauſt und Taſſo. Da die barmherzigen Götter mir die Strafe des Siſyphus auf die Zukunft erlaſſen zu haben ſcheinen, hoffe ich auch, dieſe Klumpen den Berg hinauf zu bringen. Bin ich einmal damit oben, dann ſoll es auf's neue angehn, und ich will mein Möglichſtes thun euren Beifall zu verdienen, da ihr mir eure Liebe ohne mein Verdienſt ſchenkt und erhaltet.

Was du von Klärchen ſagſt, verſtehe ich nicht ganz, und erwarte deinen nächſten Brief. Ich ſehe wohl, daß dir eine Nüance zwiſchen der Dirne und der Göttin zu fehlen ſcheint. Da ich aber ihr Verhältniß zu Egmont ſo ausſchließlich gehalten habe; da ich ihre Liebe mehr in den Begriff der Vollkommenheit des Geliebten, ihr Entzücken mehr in den Genuß des Unbegreiflichen, daß dieſer Mann ihr gehört, als in die Sinnlichkeit ſetze; da ich ſie als Heldin auftreten laſſe; da ſie im innigſten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nachgeht, und endlich vor ſeiner Seele durch einen verklärenden Traum verherrlicht wird: ſo weiß ich nicht wo ich die Zwiſchennüance hinſetzen ſoll, ob ich gleich geſtehe, daß aus Nothdurft des dramatiſchen Pappen- und Lattenwerks, die Schattirungen, die ich oben hererzähle, vielleicht zu abgeſetzt und unverbunden, oder vielmehr durch zu leiſe Andeutungen verbunden ſind; vielleicht hilft ein zweytes Leſen, vielleicht ſagt mir dein folgender Brief etwas Näheres.

Angelica hat ein Titelkupfer zum Egmont gezeichnet, Lips gestochen, das wenigstens in Deutschland nicht gezeichnet, nicht gestochen worden wäre.

Rom den 10 November.

Kayser ist nun da, und es ist ein dreyfach Leben, da die Musik sich anschließt. Es ist ein trefflich guter Mann, und paßt zu uns, die wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist. Tischbein kommt von Neapel zurück, und da muß beider Quartier und alles verändert werden, doch bei unsern guten Naturen wird alles in acht Tagen wieder im Gleis seyn.

Ich habe der Herzogin Mutter den Vorschlag gethan, sie soll mir erlauben, die Summe von zweyhundert Zechinen, nach und nach, für sie in verschiedenen kleinen Kunstwerken auszugeben. Unterstütze diesen Vorschlag, wie du ihn in meinem Briefe findest, ich brauche das Geld nicht gleich, nicht auf einmal. Es ist dieses ein wichtiger Punct, dessen ganzen Umfang du ohne große Entwicklung empfinden wirst, und du würdest die Nothwendigkeit und Nützlichkeit meines Raths und Erbietens noch mehr erkennen, wenn du die Verhältnisse hier wüßtest, die vor mir liegen wie meine Hand. Ich bereite ihr durch Kleinigkeiten großes Vergnügen, und wenn sie die Sachen, die ich nach und nach machen lasse, hier

findet, ſo ſtille ich die Begierde zu beſitzen, die bei jedem Ankömmling, er ſey wer er wolle, entſteht, und welche ſie nur mit einer ſchmerzlichen Reſignation unterdrücken, oder mit Koſten und Schaden befriedigen könnte. Es ließen ſich davon noch Blätter vollſchreiben.

Rom den 5 November.

Leider muß ich jetzt die bildende Kunſt ganz zurückſetzen, denn ſonſt werde ich mit meinen dramatiſchen Sachen nicht fertig, die auch eine eigne Sammlung und ruhige Bearbeitung fordern, wenn etwas daraus werden ſoll. Claudine iſt nun in der Arbeit, wird, ſo zu ſagen ganz neu ausgeführt, und die alte Spreu meiner Exiſtenz herausgeſchwungen.

Rom den 10 November.

Daß mein Egmont Beifall erhält, freut mich herzlich. Kein Stück hab' ich mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewiſſenhaftigkeit vollbracht als dieſes; doch fällt es ſchwer, wenn man ſchon anderes gemacht hat, dem Leſer genug zu thun, er verlangt immer etwas wie das Vorige war.

Rom den 24 November.

Du fragſt in deinem letzten Briefe, wegen der Farbe der Landſchaft dieſer Gegenden. Darauf kann ich dir

ſagen: daß ſie bei heitern Tagen, beſonders des Herbſtes ſo farbig iſt, daß ſie in jeder Nachbildung bunt ſcheinen muß. Ich hoffe dir in einiger Zeit einige Zeichnungen zu ſchicken, die ein Deutſcher macht, der jetzt in Neapel iſt; die Waſſerfarben bleiben ſo weit unter dem Glanz der Natur, und doch werdet ihr glauben, es ſey unmöglich. Das Schönſte dabei iſt, daß die lebhaften Farben, in geringer Entfernung ſchon, durch den Luftton gemildert werden, und daß die Gegenſätze von kalten und warmen Tönen (wie man ſie nennt) ſo ſichtbar daſtehn. Die blauen klaren Schatten ſtechen ſo reizend, von allem erleuchteten Grünen, Gelblichen, Röthlichen, Bräunlichen ab, und verbinden ſich mit der bläulich duftigen Ferne. Es iſt ein Glanz, und zugleich eine Harmonie, eine Abſtufung im Ganzen, wovon man nordwärts gar keinen Begriff hat. Bei euch iſt alles entweder hart oder trüb, bunt oder eintönig. Wenigſtens erinnere ich mich ſelten einzelne Effecte geſehen zu haben, die mir einen Vorſchmack von dem gaben, was jetzt täglich und ſtündlich vor mir ſteht. Vielleicht fände ich jetzt, da mein Auge geübter iſt, auch nordwärts mehr Schönheiten.

Uebrigens kann ich wohl ſagen, daß ich nun faſt die rechten geraden Wege zu allen bildenden Künſten vor mir ſehe und erkenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen deſto klarer ermeſſe. Ich bin ſchon zu alt, um von jetzt an mehr zu thun, als zu pfuſchen; wie es andre

treiben seh' ich auch, finde manchen auf dem guten Pfade, keinen mit großen Schritten. Es ist also auch damit, wie mit Glück und Weisheit, davon uns die Urbilder nur vorschweben, deren Kleidsaum wir höchstens berühren.

Kayser's Ankunft, und bis wir uns ein wenig mit ihm in häusliche Ordnung setzten, hatte mich einigermaßen zurückgebracht, meine Arbeiten steckten. Jetzt geht es wieder, und meine Opern sind nahe fertig zu seyn. Er ist sehr brav, verständig, ordentlich, gesetzt, in seiner Kunst so fest und sicher, als man seyn kann, einer von denen Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblick, wodurch sein, übrigens strenger Charakter biegsamer wird, und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt.

Bericht.

November.

Nun aber bei dem ſtillen Gedanken an ein allmähliches Loslöſen ward ein neues Anknüpfen durch die Ankunft eines wackeren früheren Freundes vorbereitet, des Chriſtoph Kayſer, eines gebornen Frankfurters, der zu gleicher Zeit mit Klingern und uns andern herangekommen war. Dieſer, von Natur mit eigenthümlichem muſikaliſchem Talente begabt, hatte ſchon vor Jahren, indem er Scherz, Liſt und Rache zu componiren unternahm, auch eine zu Egmont paſſende Muſik zu liefern begonnen. Ich hatte ihm von Rom aus gemeldet, das Stück ſey abgegangen und eine Copie in meinen Händen geblieben. Statt weitläufiger Correſpondenz darüber ward räthlich gefunden, er ſoll ſelbſt unverzüglich herankommen; da er denn auch nicht ſäumend mit dem Courier durch Italien hindurchflog, ſehr bald bei uns eintraf und in den Künſtlerkreis, der ſein Hauptquartier im Corſo, Rondanini gegenüber, aufgeſchlagen hatte, ſich freundlich aufgenommen ſah.

Hier aber zeigte ſich gar bald, ſtatt des ſo nöthigen Sammelns und Einens, neue Zerſtreuung und Zerſplitterung.

Vorerſt gingen mehrere Tage hin bis ein Clavier beigeſchafft, probirt, geſtimmt und nach des eigenſinnigen Künſtlers Willen und Wollen zurecht gerückt war, wobei denn immer noch etwas zu wünſchen und zu fordern übrig blieb. Indeſſen belohnte ſich baldigſt der Aufwand von Mühe und Verſäumniß durch die Leiſtungen eines ſehr gewandten, ſeiner Zeit völlig gemäßen, die damaligen ſchwierigſten Werke leicht vortragenden Talentes. Und damit der muſikaliſche Geſchichtskenner ſogleich wiſſe wovon die Rede ſey, bemerke ich, daß zu jener Zeit Schubart für unerreichbar gehalten, ſodann auch daß als Probe eines geübten Clavierſpielers die Ausführung von Variationen geachtet wurde, wo ein einfaches Thema, auf die künſtlichſte Weiſe durchgeführt, endlich durch ſein natürliches Wiedererſcheinen den Hörer zu Athem kommen ließ.

Die Symphonie zu Egmont brachte er mit, und ſo belebte ſich von dieſer Seite mein ferneres Beſtreben, welches gegenwärtig mehr als jemals, aus Nothwendigkeit und Liebhaberey, gegen das muſikaliſche Theater gerichtet war.

Erwin und Elmire ſo wie Claudine von Villa bella ſollten nun auch nach Deutſchland abgeſendet werden; ich hatte mich aber durch die Bearbeitung Egmonts in meinen Forderungen gegen mich ſelbſt dergeſtalt geſteigert, daß ich nicht über mich gewinnen konnte ſie in ihrer erſten Form dahin zu geben. Gar manches Lyriſche

das ſie enthalten, war mir lieb und werth; es zeugte von vielen zwar thöricht aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgeſetzt bleibt. Der proſaiſche Dialog dagegen erinnerte zu ſehr an jene Franzöſiſchen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem ſie zuerſt ein heiteres ſingbares Weſen auf unſer Theater herüber brachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiäner, der den melodiſchen Geſang durch einen recitirenden und declamatoriſchen wenigſtens wollte verknüpft ſehen.

In dieſem Sinne wird man nunmehr beide Opern bearbeitet finden; ihre Compoſitionen haben hie und da Freude gemacht, und ſo ſind ſie auf dem dramatiſchen Strom auch zu ihrer Zeit mit verüber geſchwommen.

Gewöhnlich ſchilt man auf die Italiäniſchen Texte, und das zwar in ſolchen Phraſen wie einer dem andern nachſagen kann ohne was dabei zu denken; ſie ſind freilich leicht und heiter, aber ſie machen nicht mehr Forderungen an den Componiſten und an den Sänger, als in wie weit beide ſich hinzugeben Luſt haben. Ohne hierüber weitläufig zu ſeyn, erinnere ich an den Text der heimlichen Heirath; man kennt den Verfaſſer nicht, aber es war einer der geſchickteſten die in dieſem Fache gearbeitet haben, wer er auch mag geweſen ſeyn. In dieſem Sinne zu handeln, in gleicher Freiheit nach beſtimmten

Zwecken

Zwecken zu wirken, war meine Abſicht, und ich wüßte ſelbſt nicht zu ſagen, in wiefern ich mich meinem Ziel genähert habe.

Leider aber war ich mit Freund Kayſer ſeit geraumer Zeit ſchon in einem Unternehmen befangen, das nach und nach immer bedenklicher und weniger ausführbar ſchien.

Man vergegenwärtige ſich jene ſehr unſchuldige Zeit des Deutſchen Opernweſens, wo noch ein einfaches Intermezzo, wie die Serva Padrona von Pergoleſe, Eingang und Beifall fand. Damals nun producirte ſich ein Deutſcher Buffo Namens Berger, mit einer hübſchen, ſtattlichen gewandten Frau, welche in Deutſchen Städten und Ortſchaften, mit geringer Verkleidung, und ſchwacher Muſik, im Zimmer, mancherlei heitere aufregende Vorſtellungen gaben, die denn freilich immer auf Betrug und Beſchämung eines alten verliebten Gecken auslaufen mochten.

Ich hatte mir zu ihnen eine dritte mittlere, leicht zu beſetzende Stimme gedacht, und ſo war denn ſchon vor Jahren das Singſpiel Scherz, Liſt und Rache entſtanden, das ich an Kayſern nach Zürich ſchickte, welcher aber, als ein ernſter, gewiſſenhafter Mann, das Werk zu redlich angriff und zu ausführlich behandelte. Ich ſelbſt war ja ſchon über das Maß des Intermezzo hinausgegangen, und das kleinlich ſcheinende Sujet hatte ſich in ſo viel Singſtücke entfaltet, daß ſelbſt bei einer

vorübergehenden ſparſamen Muſik drey Perſonen kaum mit der Darſtellung wären zu Ende gekommen. Nun hatte Kayſer die Arien ausführlich nach altem Schnitt behandelt, und man darf ſagen ſtellenweiſe glücklich genug, wie nicht ohne Anmuth des Ganzen.

Allein wie und wo ſollte das zur Erſcheinung kommen? Unglücklicherweiſe litt es, nach frühern Mäßigkeitsprincipien, an einer Stimmenmagerkeit; es ſtieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriaksbüchſen des Doctors gern beleben mögen, um ein Chor zu gewinnen. Alles unſer Bemühen daher, uns im Einfachen und Beſchränkten abzuſchließen, ging verloren als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail ſchlug alles nieder, und es iſt auf dem Theater von unſerm ſo ſorgſam gearbeiteten Stück niemals die Rede geweſen.

Die Gegenwart unſeres Kayſers erhöhte und erweiterte nun die Liebe zur Muſik, die ſich bisher nur auf theatraliſche Exhibitionen eingeſchränkt hatte. Er war ſorgfältig die Kirchenfeſte zu bemerken, und wir fanden uns dadurch veranlaßt auch die an ſolchen Tagen aufgeführten ſolennen Muſiken mit anzuhören. Wir fanden ſie freilich ſchon ſehr weltlich mit vollſtändigſtem Orcheſter, obgleich der Geſang noch immer vorwaltete. Ich erinnere mich, an einem Cäcilientage zum erſtenmal eine Bravour-Arie mit eingreifendem Chor gehört zu haben,

ſie that auf mich eine außerordentliche Wirkung, wie ſie ſolche auch noch immer, wenn dergleichen in den Opern vorkommt, auf das Publicum ausübt.

Nächſt dieſem hatte Kayſer noch eine Tugend, daß er nämlich, weil ihm ſehr um alte Muſik zu thun war, ihm auch die Geſchichte der Tonkunſt ernſtlich zu erforſchen oblag, ſich in Bibliotheken umſah; wie denn ſein treuer Fleiß beſonders in der Minerva gute Aufnahme und Fördernis gefunden hatte. Dabei aber hatte ſein Bücherforſchen den Erfolg, daß er uns auf die ältern Kupferwerke des ſechzehnten Jahrhunderts aufmerkſam machte und z. B. das Speculum romanae magnificentiae, die Architekturen von Comazzo, nicht weniger die ſpäteren Admiranda Romae und was ſonſt noch dergleichen ſeyn mochte, in Erinnerung zu bringen nicht unterließ. Dieſe Bücher- und Blätterſammlungen, zu denen wir andere denn auch wallfahrteten, haben beſonders einen großen Werth, wenn man ſie in guten Abdrücken vor ſich ſieht: ſie vergegenwärtigen jene frühere Zeit, wo das Alterthum mit Ernſt und Scheu betrachtet, und die Ueberbleibſel in tüchtigem Charakter ausgedrückt wurden. So näherte man ſich z. B. den Koloſſen, wie ſie noch auf dem alten Fleck im Garten Colonna ſtanden; die Halbruine des Septizoniums Severi gab noch den ungefähren Begriff von dieſem verſchwundenen Gebäude; die Peterskirche ohne Façade, das große Mittel ohne Kuppel, der alte Vatican, in deſſen Hof noch Turniere

gehalten werden konnten, alles zog in die alte Zeit zurück, und ließ zugleich auf's deutlichste bemerken, was die zwey folgenden Jahrhunderte für Veränderungen hervorgerufen, und, ungeachtet bedeutender Hindernisse, das Zerstörte herzustellen, das Versäumte nachzuholen getrachtet.

Heinrich Meyer von Zürich, dessen ich schon oft zu gedenken Ursach hatte, so zurückgezogen er lebte, so fleißig er war, fehlte doch nicht leicht, wo etwas Bedeutendes zu schauen, zu erfahren, zu lernen war; denn die Uebrigen suchten und wünschten ihn, indem er sich in Gesellschaft so bescheiden als lehrreich erwies. Er ging den sichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fort, und weil er in der Seidelmannischen Manier antike Büsten mit Sepia gar löblich darzustellen wußte, so fand niemand mehr Gelegenheit als er, die zarten Abstufungen der frühern und spätern Kunst zu prüfen und kennen zu lernen.

Als wir nun einen von allen Fremden, Künstlern, Kennern und Laien gleich gewünschten Besuch bei Fackelschein, dem Museum, sowohl des Vaticans als auch des Capitols abzustatten Anstalt machten, so gesellte er sich uns zu; und ich finde unter meinen Papieren einen seiner Aufsätze, wodurch ein solcher genußreicher Umgang durch die herrlichsten Reste der Kunst, welcher meistentheils wie ein entzückender, nach und nach verlöschender

Traum vor der Seele schwebt, auch in seinen vortheilhaften Einwirkungen Kenntniß und Einsicht eine bleibende Bedeutung erhält.

„Der Gebrauch, die großen Römischen Museen, z. B. das Museo Pio-Clementino im Vatican, das Capitolinische ꝛc. beim Licht von Wachsfackeln zu besehen, scheinet in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich neu gewesen zu seyn, indessen ist mir nicht bekannt, wann er eigentlich seinen Anfang genommen."

„Vortheile der Fackelbeleuchtung: Jedes Stück wird nur einzeln abgeschlossen, von allen übrigen betrachtet, und die Aufmerksamkeit des Beschauers bleibt lediglich auf dasselbe gerichtet; dann erscheinen in dem gewaltigen wirksamen Fackellicht alle zarten Nüancen der Arbeit weit deutlicher, alle störenden Widerscheine (zumal bei glänzend polirten Statuen beschwerlich) hören auf, die Schatten werden entschiedener, die beleuchteten Theile treten heller hervor. Ein Hauptvortheil aber ist unstreitig der, daß ungünstig aufgestellte Stücke hierdurch das ihnen gebührende Recht erhalten. So konnte man z. B. den Laokoon, in der Nische wo er stand, nur bei Fackellicht recht sehen, weil kein unmittelbares Licht auf ihn fiel, sondern bloß ein Widerschein aus dem kleinen runden, mit einer Säulenhalle umgebenen Hof des Belvedere; dasselbe war der Fall mit dem Apollo, und dem

ſogenannten Antinous (Mercur). Noch nöthiger war Fackelbeleuchtung, um den Nil, wie auch den Meleager zu ſehen, und ihre Verdienſte ſchätzen zu können. Keiner andern Antike iſt Fackelbeleuchtung ſo vortheilhaft, als dem ſogenannten Phocion, weil man nur dann, nicht aber bei gewöhnlichem Licht, indem er ungünſtig aufgeſtellt iſt, die wunderſam zart durch das einfache Gewand durchſcheinenden Theile des Körpers wahrnehmen kann. Schön nimmt ſich auch der vortreffliche Sturz eines ſitzenden Bacchus aus, eben ſo das obere Theil einer Bacchus-Statue mit ſchönem Kopf, und die Halbfigur eines Triton, vor allen aber das Wunder der Kunſt, der nie genug zu preiſende berühmte Torſo."

„Die Denkmale im Capitoliniſchen Muſeum ſind zwar überhaupt weniger wichtig, als die im Muſeo Pio-Clementino, doch gibt es einige von großer Bedeutung, und man thut wohl, um ſich von ihren Verdienſten gehörig zu unterrichten, ſolche bei Fackelbeleuchtung zu ſehen. Der ſogenannte Pyrrhus, vortrefflich gearbeitet, ſteht auf der Treppe, und erhält gar kein Tageslicht; auf der Galerie vor den Säulen ſteht eine ſchöne halbe Figur, die für eine bekleidete Venus gehalten wird, welche von drey Seiten ſchwaches Licht erhält. Die nackte Venus, die ſchönſte Statue dieſer Art in Rom, erſcheint bei Tageslicht nicht zu ihrem Vortheil, da ſie in einem Eckzimmer aufgeſtellt iſt, und die ſogenannte ſchön bekleidete Juno, ſteht an der Wand zwiſchen Fen-

ſtern, wo ſie bloß ein wenig Streiflicht erhält; auch der ſo berühmte Ariadne-Kopf im Miscellaneen-Zimmer wird, außer bei Fackellicht, nicht in ſeiner ganzen Herrlichkeit geſehen. Und ſo ſind noch mehrere Stücke dieſes Muſeums ungünſtig aufgeſtellt, ſo daß Fackelbeleuchtung durchaus nothwendig wird, wenn man ſolche recht ſehen, und nach Verdienſten ſchätzen ſoll."

„Wie übrigens ſo vieles was geſchieht, um die Mode mit zu machen, zum Mißbrauch wird, ſo iſt es auch mit der Fackelbeleuchtung. Sie kann nur in dem Falle Gewinn bringen, wenn verſtanden wird, wozu ſie nütze iſt. Monumente zu ſehen, die, wie vorhin von einigen berichtet worden, bloß verkümmertes Tageslicht erhalten, iſt ſie nothwendig, indem alsdann Höhen und Tiefen, und Uebergang der Theile in einander richtiger erkannt werden. Vornehmlich aber wird ſie Werken aus der allerbeſten Zeit der Kunſt günſtig ſeyn (wenn nämlich der, welcher die Fackel führt und der Beſchauer wiſſen, worauf es ankömmt); ſie wird die Maſſen derſelben beſſer zeigen, und die zarteſten Nüancen der Arbeit hervorheben. Werke des alten Kunſtſtyls hingegen, die vom mächtigen, und ſelbſt die vom hohen, haben nicht viel zu gewinnen, wenn ſie anders ſonſt in hellem Lichte ſtehen. Denn da die Künſtler damals noch des Lichts und Schattens nicht kundig waren, wie ſollten ſie für ihre Arbeiten auf Licht und Schatten gerechnet haben? So iſt es auch mit ſpät gearbeiteten Werken, als die

Künſtler anfingen, nachläſſiger zu werden, der Geſchmack ſchon ſo weit geſunken war, daß auf Licht und Schatten in plaſtiſchen Werken nicht weiter geachtet, die Lehre von den Maſſen vergeſſen war. Wozu ſollte Fackelbeleuchtung an Monumenten dieſer Art dienen?“

Bei einer ſo feyerlichen Gelegenheit iſt es der Erinnerung gemäß, auch Herrn Hirts zu gedenken, der unſerem Verein auf mehr als eine Weiſe nützlich und förderlich geweſen. Im Fürſtenbergiſchen 1759 geboren, fand er nach zurückgelegten Studien der alten Schriftſteller, einen unwiderſtehlichen Trieb, ſich nach Rom zu verfügen. Er war einige Jahre früher daſelbſt angekommen als ich, und hatte ſich auf die ernſtlichſte Weiſe mit alten und neuern Bau- und Bilderwerken jeder Art bekannt gemacht, und ſich zu einem unterrichtenden Führer von wißbegierigen Fremden geeignet. Auch mir erwies er dieſe Gefälligkeit mit aufopfernder Theilnahme.

Sein Hauptſtudium war die Baukunſt, ohne daß er den claſſiſchen Localitäten und ſo viel andern Merkwürdigkeiten ſeine Beachtung entzogen hätte. Seine theoretiſchen Anſichten über Kunſt gaben in dem ſtreit- und parteyſüchtigen Rom vielfältige Gelegenheit zu lebhaften Discuſſionen. Aus der Verſchiedenheit der Anſichten kommen, beſonders dort wo immer und überall von Kunſt die Rede iſt, gar mannichfaltig Hin- und Widerreden, wodurch der Geiſt in der Nähe ſo bedeutender

Gegenſtände lebhafteſt angeregt und gefördert wird. Unſres Hirts Maxime ruhte auf Ableitungen Griechiſcher und Römiſcher Architektur von der älteſten nothwendigſten Holzconſtruction, worauf er denn Lob und Tadel der neuern Ausführung gründete, und ſich dabei der Geſchichte und Beiſpiele geſchickt zu bedienen wußte. Andere behaupteten dagegen, daß in der Baukunſt, wie in jeder andern, geſchmackvolle Fictionen ſtatt fänden, auf welche der Baukünſtler niemals Verzicht thun dürfe, indem er ſich in den mannichfaltigſten Fällen die ihm vorkommen, bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe zu helfen habe, und von der ſtrengen Regel abzuweichen genöthigt ſey.

In Abſicht auf Schönheit gerieth er auch oft mit andern Künſtlern in Discrepanz, indem er den Grund derſelben in's Charakteriſtiſche legte, da ihm denn inſofern diejenigen beipflichteten, welche ſich überzeugt hielten, daß freilich der Charakter jedem Kunſtwerk zum Grunde liegen müſſe, die Behandlung aber dem Schönheitsſinne und dem Geſchmack anempfohlen ſey, welche einen jeden Charakter in ſeiner Angemeſſenheit ſowohl als in ſeiner Anmuth darzuſtellen haben.

Weil aber die Kunſt im Thun, und nicht im Reden beſteht, man aber dennoch immerfort mehr reden als thun wird, ſo begreift man leicht, daß dergleichen Unterhaltungen damals gränzenlos waren, wie ſie es bis in die neuſten Zeiten geblieben ſind.

Wenn die differirenden Meinungen der Künstler zu gar mancherlei Unannehmlichkeiten, ja Entfernungen unter einander Gelegenheit gaben, so traf es sich auch wohl, obgleich selten, daß heitere Vorfälle sich bei solcher Gelegenheit ereigneten. Nachstehendes mag davon ein Beispiel seyn.

Eine Anzahl Künstler hatten den Nachmittag im Vatican zugebracht, und gingen spät, um nicht den langen Weg durch die Stadt zu ihrem Quartier zu nehmen, zu dem Thor an der Colonnade hinaus, an den Weinbergen her bis an die Tiber. Sie hatten sich unterwegs gestritten, kamen streitend an's Ufer, und setzten auf der Ueberfahrt die Unterhaltung lebhaft fort. Nun wären sie, bei Ripetta aussteigend, in den Fall gekommen sich zu trennen, und die von beiden Seiten noch überflüssig vorhandenen Argumente in der Geburt erstickt zu sehen. Sie wurden also einig, beisammenzubleiben, und wieder hinüber und herüber zu fahren, und auf der schwankenden Fähre ihrer Dialektik den ferneren Lauf zu lassen. Einmal aber fand sich diese Bewegung nicht hinreichend; sie waren einmal im Zuge, und verlangten von dem Fährmann mehrmalige Wiederholung. Dieser auch ließ es sich wohl gefallen, indem ein jedesmaliges Herüber und Hinüber ihm von der Person einen Bajocco eintrug, einen ansehnlichen Gewinn, den er so spät nicht mehr zu erwarten hatte. Deßhalb erfüllte

er ganz ſtillſchweigend ihr Verlangen; und da ihn ſein Söhnchen mit Verwunderung fragte: was wollen ſie denn damit! antwortet' er ganz ruhig: ich weiß nicht, aber ſie ſind toll.

Ungefähr in dieſer Zeit erhielt ich in einem Packet von Hauſe nachſtehenden Brief:

Monsieur, je ne suis pas étonné que vous ayez de mauvais lecteurs; tant de gens aiment mieux parler que sentir. mais il faut les plaindre et se féliciter de ne pas leur ressembler. — Oui Monsieur. je vous dois la meilleure action de ma vie. par conséquent la racine de plusieurs autres et pour moi votre livre est bon. Si j'avais le bonheur d'habiter le même pays que vous. j'irais vous embrasser et vous dire mon secret, mais malheureusement j'en habite un, où personne ne croirait au motif qui vient de me déterminer à cette démarche. Soyez satisfait, Monsieur, d'avoir pu à 200 lieues de votre demeure ramener le cœur d'un jeune homme à l'honnêteté et à la vertu, toute une famille va être tranquille et mon cœur jouit d'une bonne action. Si j'avais des talens, des lumières ou un rang qui me fit influer sur le sort des hommes, je vous dirais mon nom, mais je ne suis rien et je sais ce que je ne von-

drais être. Je souhaite, Monsieur, que vous soyez jeune, que vous ayez le gout d'écrire, que vous soyez l'époux d'une Charlotte qui n'avait point vu de Werther, et vous serez le plus heureux des hommes, car je crois que vous aimez la vertu.

December.

Correſpondenz.

Rom den 1 December.

So viel verſichre ich dir: ich bin über die wichtigſten Puncte mehr als gewiß, und obgleich die Erkenntniß ſich in's Unendliche erweitern könnte, ſo hab' ich doch vom Endlich-Unendlichen einen ſichern ja klaren und mittheilbaren Begriff.

Ich habe noch die wunderlichſten Sachen vor und halte mein Erkenntnißvermögen zurück, daß nur meine thätige Kraft einigermaßen fortkomme. Denn da ſind herrliche Sachen und ſo begreiflich wie die Flachhand, wenn man ſie nur gefaßt hat.

Rom den 7 December 1787.

Dieſe Woche iſt mit Zeichnen zugebracht worden, da es mit der Dichtung nicht fort wollte, man muß ſehen und ſuchen alle Epochen zu nutzen. Unſre Hausakademie geht immer fort, und wir ſind bemüht den alten Aganthyr aus dem Schlafe zu wecken; die Perſpectiv beſchäftigt uns des Abends, und ich ſuche immer dabei

einige Theile des menſchlichen Körpers beſſer und ſicherer zeichnen zu lernen. Es iſt nur alles Gründliche gar zu ſchwer und verlangt große Application in der Ausübung.

Angelica iſt gar lieb und gut, ſie macht mich auf alle Weiſe zu ihrem Schuldner. Den Sonntag bringen wir zuſammen zu, und in der Woche ſehe ich ſie Abends einmal. Sie arbeitet ſo viel und ſo gut, daß man gar keinen Begriff hat, wie's möglich iſt, und glaubt doch immer ſie mache nichts.

Rom den 8. December.

Wie ſehr es mich ergötzt, daß dir mein Liedchen gefallen hat, glaubſt du nicht, wie ſehr es mich freut einen Laut hervorzubringen, der in deine Stimmung trifft. Eben das wünſcht' ich Egmonten, von dem du ſo wenig ſagſt und eher daß dir daran etwas weh als wohl thut. O wir wiſſen genug, daß wir eine ſo große Compoſition ſchwer ganz rein ſtimmen können, es hat doch im Grunde niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunſt als der Künſtler ſelbſt.

Es iſt weit mehr Poſitives, das heißt Lehrbares und Ueberlieferbares in der Kunſt, als man gewöhnlich glaubt; und der mechaniſchen Vortheile, wodurch man die geiſtigſten Effecte (verſteht ſich immer mit Geiſt) hervorbringen kann, ſind ſehr viele. Wenn man dieſe kleinen Kunſtgriffe weiß, iſt vieles ein Spiel, was

nach Wunder was ausſieht, und nirgends glaub' ich, daß man mehr lernen kann, in Hohem und Niedrem, als in Rom.

Rom den 15 December.

Ich ſchreibe dir ſpäte, um nur etwas zu ſchreiben. Dieſe Woche hab' ich ſehr vergnügt zugebracht. Es wollte die vorige Woche nicht geben, weder mit einer noch andrer Arbeit, und da es am Montage ſo ſchön Wetter war und meine Kenntniß des Himmels mich gute Tage hoffen ließ, machte ich mich mit Kayſern und meinem zweyten Fritz auf die Beine und durchging von Dienſtag bis heute Abend die Plätze, die ich ſchon kannte, und verſchiedene Seiten die ich noch nicht kannte.

Dienſtag Abend erreichten wir Frascati, Mittwoch beſuchten wir die ſchönſten Villen und beſonders den köſtlichen Antinous auf Monte Dragone. Donnerſtag gingen wir von Frascati auf Monte Cavo über Rocca di Papa, wovon du einmal Zeichnungen haben ſollſt, denn Worte und Beſchreibungen ſind nichts; dann nach Albano herunter. Freitag ſchied Kaiſer von uns, dem es nicht ganz wohl war, und ich ging mit Fritz dem zweyten auf Aricia Genzano, am See von Nemi her wieder auf Albano zurück. Heute ſind wir auf Caſtell Gandolfo und Marino gegangen, und von da nach Rom zurück. Das Wetter hat uns unglaublich be-

günſtigt, es war faſt das ſchönſte Wetter des ganzen Jahrs. Außer den immer grünen Bäumen haben noch einige Eichen ihr Laub, auch junge Caſtanien noch das Laub, wenn gleich gelb. Es ſind Töne in der Landſchaft von der größten Schönheit, und die herrlichen großen Formen im nächtlichen Dunkel! Ich habe große Freude gehabt, die ich dir in der Ferne mittheile. Ich war ſehr vergnügt und wohl.

Rom den 21 December.

Daß ich zeichne und die Kunſt ſtudire hilft dem Dichtungsvermögen auf, ſtatt es zu hindern, denn ſchreiben muß man nur wenig, zeichnen viel. Dir wünſche ich nur den Begriff der bildenden Kunſt mittheilen zu können, den ich jetzt habe; ſo ſubordinirt er auch noch iſt, ſo erfreulich, weil er wahr iſt und immer weiter deutet. Der Verſtand und die Conſequenz der großen Meiſter iſt unglaublich. Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, ſo fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu ſeyn.

Was ich bisher geſchickt habe, ſind nur leichtſinnige Verſuche. Mit Thurneyßen ſchicke ich eine Rolle, worauf das Beſte fremde Sachen ſind, die dich erfreuen werden.

Rom

Rom den 25 December.

Dießmal iſt Chriſtus unter Donner und Blitzen geboren werden, wir hatten gerade um Mitternacht ein ſtarkes Wetter.

Der Glanz der größten Kunſtwerke blendet mich nicht mehr, ich wandle nun im Anſchauen, in der wahren unterſcheidenden Erkenntniß. Wie viel ich hierin einem ſtillen einſam fleißigen Schweizer, Namens Meyer, ſchuldig bin, kann ich nicht ſagen. Er hat mir zuerſt die Augen über das Detail, über die Eigenſchaften der einzelnen Formen aufgeſchloſſen, hat mich in das eigentliche Machen initiirt. Er iſt in Wenigem genügſam und beſcheiden. Er genießt die Kunſtwerke eigentlich mehr als die großen Beſitzer, die ſie nicht verſtehen, mehr als andere Künſtler, die zu ängſtlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmliſche Klarheit der Begriffe, und eine engliſche Güte des Herzens. Er ſpricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufſchreiben möchte was er ſagt, ſo beſtimmt, richtig, die einzige wahre Linie beſchreibend ſind ſeine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Menſch geben konnte, und ſeine Entfernung wird mir unerſetzlich bleiben. In ſeiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt ſelbſt kaum denken darf. Alles was ich in Deutſchland lernte, vornahm, dachte, verhält ſich zu ſeiner Leitung wie Baumrinde

zum Kern der Frucht. Ich habe keine Worte die stille wache Seligkeit auszudrücken, mit der ich nun die Kunstwerke zu betrachten anfange; mein Geist ist erweitert genug, um sie zu fassen, und bildet sich immer mehr aus, um sie eigentlich schätzen zu können.

Es sind wieder Fremde hier, mit denen ich manchmal eine Galerie sehe; sie kommen mir wie Wespen in meinem Zimmer vor, die gegen die Fenster fahren und die helle Scheibe für Luft halten, dann wieder abprallen und an den Wänden summen.

In den schweigenden zurücktretenden Zustand mag ich einen Feind nicht wünschen. Und wie sonst für krank und bornirt gehalten zu werden, geziemt mir weniger als jemals. Denke also, mein Lieber, thue, wirke das Beste für mich, und erhalte mir mein Leben, das sonst ohne jemanden zu nutzen zu Grunde geht. Ja ich muß sagen, ich bin dieses Jahr moralisch sehr verwöhnt worden. Ganz abgeschnitten von aller Welt, hab' ich eine Zeit lang allein gestanden. Nun hat sich wieder ein enger Kreis um mich gezogen, die alle gut sind, alle auf dem rechten Wege, und das ist nun das Kennzeichen, daß sie es bei mir aushalten können, mich mögen, Freude in meiner Gegenwart finden, je mehr sie denkend und handelnd auf dem rechten Wege sind. Denn ich bin unbarmherzig, unduldsam gegen alle die auf ihrem Wege schlendern oder irren und doch für Boten und Reisende gehalten werden wollen. Mit Scherz und Spott treib'

ich's so lang, bis sie ihr Leben ändern oder sich von mir scheiden. Hier, versteht sich, ist nur von guten, graden Menschen die Rede, Halb- und Schiefköpfe werden gleich ohne Umstände mit der Wanne gesondert. Zwei Menschen danken mir schon ihre Sinnes- und Lebensänderung, ja drey, und werden sie mir zeitlebens danken. Da, auf dem Puncte der Wirkung meines Wesens, fühl' ich die Gesundheit meiner Natur und ihre Ausbreitung; meine Füße werden nur krank in engen Schuhen, und ich sehe nichts, wenn man mich vor eine Mauer stellt.

Bericht.

December.

Der Monat December war mit heiterem ziemlich gleichem Wetter eingetreten, wodurch ein Gedanke rege ward, der einer guten frohen Gesellschaft viel angenehme Tage verschaffen sollte. Man sagte nämlich: stellen wir uns vor, wir kämen so eben in Rom an, und müßten als eilige Fremde geschwind von den vorzüglichsten Gegenständen uns unterrichten. Beginnen wir einen Umgang in diesem Sinne, damit das schon Bekannte möchte in Geist und Sinn wieder neu werden.

Die Ausführung des Gedankens ward alsobald begonnen, und mit einiger Stetigkeit so ziemlich durchgesetzt; leider daß von manchem Guten, welches bei dieser Gelegenheit bemerkt und gedacht worden, nur wenig übrig geblieben. Briefe, Notizen, Zeichnungen und Entwürfe mangeln von dieser Epoche fast gänzlich, einiges werde jedoch hievon kürzlich mitgetheilt.

Unterhalb Roms, eine Strecke nicht weit von der Tiber, liegt eine mäßig große Kirche, zu den drey Brünnlein genannt; diese sind, so erzählt man, bei Enthauptung des heiligen Paulus durch sein Blut hervorgerufen worden, und quillen noch bis auf den heutigen Tag.

Ohnehin iſt die Kirche niedrig gelegen, und da vermehren denn freilich die in ihrem Innern hervordringenden Röhrbrunnen eine dumpfige Feuchtigkeit. Das Innere ſteht wenig geſchmückt und beinahe verlaſſen, nur für einen ſeltenen Gottesdienſt, reinlich, wenn gleich moderhaft gehegt und beſorgt. Was ihr aber zur größten Zierde dient, ſind Chriſtus und ſeine Apoſtel, die Reihe her an den Pfeilern des Schiffs, nach Zeichnungen Raphaels farbig in Lebensgröße gemahlt. Dieſer außerordentliche Geiſt hat jene frommen Männer, die er ſonſt am rechten Orte in verſammelter Schaar als übereinſtimmend gekleidet vorgeführt, hier, da jeder einzelne abgeſondert auftritt, jeden auch mit beſonderer Auszeichnung abgebildet, nicht als wenn er im Gefolge des Herrn ſich befände, ſondern als wenn er, nach der Himmelfahrt deſſelben, auf ſeine eignen Füße geſtellt, nunmehr ſeinem Charakter gemäß das Leben durchzuwirken und auszudulden habe.

Um uns aber von den Vorzügen dieſer Bilder auch in der Ferne zu belehren, ſind uns Nachbildungen der Originalzeichnungen von der treuen Hand Marc Antons übrig geblieben, welche uns öfters Gelegenheit und Anlaß gaben, unſer Gedächtniß aufzufriſchen, und unſere Bemerkungen niederzuſchreiben. Wir fügen den Auszug eines Aufſatzes bei, der in dem Jahre 1791 in den Deutſchen Merkur aufgenommen worden.

Die Aufgabe, einen verklärten Lehrer, mit seinen zwölf ersten und vornehmsten Schülern, welche ganz an seinen Worten und an seinem Daseyn hingen und größtentheils ihren einfachen Wandel mit einem Märtyrertode krönten, gebührend vorzustellen, hat er mit einer solchen Einfalt, Mannichfaltigkeit, Herzlichkeit und mit so einem reichen Kunstverständniß gelöst, daß wir diese Blätter für eins der schönsten Monumente seines glücklichen Daseyns halten können.

Was uns von ihrem Charakter, Stande, Beschäftigung, Wandel und Tode, in Schriften oder durch Traditionen übrig geblieben, hat er auf das zarteste benutzt, und dadurch eine Reihe von Gestalten hervorgebracht, welche, ohne einander zu gleichen, eine innere Beziehung auf einander haben. Wir wollen sie einzeln durchgehen, um unsre Leser auf die interessante Sammlung aufmerksam zu machen.

Petrus. Er hat ihn gerad von vorne gestellt, und ihm eine feste gedrungene Gestalt gegeben. Die Extremitäten sind bei dieser, wie bei einigen andern Figuren, ein wenig groß gehalten, wodurch die Figur etwas kürzer scheint. Der Hals ist kurz, und die kurzen Haare sind unter allen drey Figuren am stärksten gekraust. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zusammen, das Gesicht sieht man, wie die übrige Gestalt, ganz von vorn. Die Figur ist in

ſich feſt zuſammengenommen, und ſteht da wie ein Pfeiler der eine Laſt zu tragen im Stande iſt.

Paulus iſt auch ſtehend abgebildet, aber abgewendet, wie einer der gehen will und nochmals zurückſieht; der Mantel iſt aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geſchlagen; die Füße ſind frei, es hindert ſie nichts am Fortſchreiten; Haare und Bart bewegen ſich wie Flammen, und ein ſchwärmeriſcher Geiſt glüht auf dem Geſichte.

Johannes. Ein edler Jüngling, mit langen, angenehmen, nur am Ende krauſen Haaren. Er ſcheint zufrieden, ruhig, die Zeugniſſe der Religion, das Buch und den Kelch, zu beſitzen und vorzuzeigen. Es iſt ein ſehr glücklicher Kunſtgriff, daß der Adler, indem er die Flügel hebt, das Gewand ſogleich mit in die Höhe nimmt, und durch dieſes Mittel die ſchön angelegten Falten in die vollkommenſte Lage geſetzt werden.

Matthäus. Ein wohlhabender, behaglicher, auf ſeinem Daſeyn beruhender Mann. Die allzugroße Ruhe und Bequemlichkeit iſt durch einen ernſthaften beinahe ſcheuen Blick in's Gleichgewicht gebracht; die Falten, die über den Leib geſchlagen ſind und der Geldbeutel, geben einen unbeſchreiblichen Begriff von behaglicher Harmonie.

Thomas iſt eine der ſchönſten, in der größten Einfalt ausdrucksvollſten Figuren. Er ſteht in ſeinen Mantel zuſammengenommen, der auf beiden Seiten faſt ſymme-

trische Falten wirft, die aber durch ganz leise Veränderungen einander völlig unähnlich gemacht worden sind. Stiller, ruhiger, bescheidner kann wohl kaum eine Gestalt gebildet werden. Die Wendung des Kopfes, der Ernst, der beinahe traurige Blick, die Feinheit des Mundes, harmoniren auf das schönste mit dem ruhigen Ganzen. Die Haare allein sind in Bewegung, ein unter einer sanften Außenseite bewegtes Gemüth anzuzeigen.

Jacobus major. Eine sanfte eingehüllte vorbeiwandelnde Pilgrimsgestalt.

Philippus. Man lege diesen zwischen die beiden vorhergehenden und betrachte den Faltenwurf aller drey neben einander, und es wird auffallen wie reich, groß, breit die Falten dieser Gestalt gegen jene gehalten sind. So reich und vornehm sein Gewand ist, so sicher steht er, so fest hält er das Kreuz, so scharf sieht er darauf, und das Ganze scheint eine innere Größe, Ruhe und Festigkeit anzudeuten.

Andreas umarmt und liebkoset sein Kreuz mehr als er es trägt; die einfachen Falten des Mantels sind mit großem Verstande geworfen.

Taddäus. Ein Jüngling, der, wie es die Mönche auf der Reise zu thun pflegen, sein langes Ueberkleid in die Höhe nimmt, daß es ihn nicht im Gehen hindere. Aus dieser einfachen Handlung entstehen sehr schöne Falten. Er trägt die Partisane, das Zeichen seines Märtyrertodes, als einen Wanderstab in der Hand.

Matthias. Ein munterer Alter, in einem durch höchſt verſtandene Falten vermannichfaltigten einfachen Kleide, lehnt ſich auf einen Spieß, ſein Mantel fällt hinterwärts herunter.

Simon. Die Falten des Mantels ſowohl als des übrigen Gewandes, womit dieſe mehr von hinten als von der Seite zu ſehende Figur bekleidet iſt, gehören mit unter die ſchönſten der ganzen Sammlung, wie überhaupt in der Stellung, in der Miene, in dem Haarwuchſe eine unbeſchreibliche Harmonie zu bewundern iſt.

Bartholomäus ſteht in ſeinen Mantel wild und mit großer Kunſt kunſtlos eingewickelt; ſeine Stellung, ſeine Haare, die Art wie er das Meſſer hält, möchte uns faſt auf die Gedanken bringen, er ſey eher bereit, jemanden die Haut abzuziehen, als eine ſolche Operation zu dulden.

Chriſtus zuletzt wird wohl niemanden befriedigen der die Wundergeſtalt eines Gottmenſchen hier ſuchen möchte. Er tritt einfach und ſtill hervor um das Volk zu ſegnen. Von dem Gewand, das von unten herauf gezogen iſt, in ſchönen Falten das Knie ſehen läßt und wider dem Leibe ruht, wird man mit Recht behaupten, daß es ſich keinen Augenblick ſo erhalten könne, ſondern gleich herunter fallen müſſe. Wahrſcheinlich hat Raphael ſupponirt, die Figur habe mit der rechten Hand das Gewand heraufgezogen und angehalten, und laſſe es in dem Augenblicke, indem ſie den Arm zum Segnen

aufhebt, los, ſo daß es eben niederfallen muß. Es wäre dieſes ein Beiſpiel von dem ſchönen Kunſtmittel, die kurz vorhergegangene Handlung durch den überbleibenden Zuſtand der Falten anzudeuten.

Von dieſem kleinen beſcheidenen Kirchlein iſt jedoch nicht weit zu dem größeren, dem hohen Apoſtel gewidmeten Denkmal: es iſt die Kirche St. Paul vor den Mauern genannt, ein, aus alten herrlichen Paſten groß und kunſtreich zuſammengeſtelltes Monument. Der Eintritt in dieſe Kirche verleiht einen erhabenen Eindruck, die mächtigſten Säulenreihen tragen hohe gemahlte Wände, welche oben durch das verſchränkte Zimmerwerk des Dachs geſchloſſen, zwar jetzt unſerm verwöhnten Auge einen ſcheunenartigen Anblick geben, obſchon das Ganze, wäre die Contignation an feſtlichen Tagen mit Teppichen überſpannt, von unglaublicher Wirkung ſeyn müßte. Mancher wunderſame Reſt koloſſaler höchſt verzierter Architektur an Capitälen findet ſich hier anſtändig aufbewahrt, aus den Ruinen von dem ehemals nahe gelegenen, jetzo faſt ganz verſchwundenen Palaſt des Caracalla entnommen und gerettet.

Die Rennbahn ſodann, die von dieſem Kaiſer noch jetzt den Namen führt, gibt uns, wenn ſchon großentheils verfallen, doch noch einen Begriff eines ſolchen immenſen Raumes. Stellte ſich der Zeichner an den linken Flügel der zum Wettlauf Ausfahrenden, ſo hätte er rechts in der Höhe, über den zertrümmerten Sitzen

der Zuſchauer, das Grab der Cäcilia Metella mit deſſen neueren Umgebungen, von wo aus die Linie der ehemaligen Sitze in's Gränzenloſe hinausläuft und in der Ferne bedeutende Villen und Luſthäuſer ſich ſehen laſſen. Kehrt das Auge zurück, ſo kann es gerade vor ſich die Ruinen der Spina noch gar wohl verfolgen, und derjenige, dem architektoniſche Phantaſie gegeben iſt, kann ſich den Uebermuth jener Tage einigermaßen vergegenwärtigen. Der Gegenſtand in Trümmern, wie er jetzt vor unſern Augen liegt, würde auf jeden Fall, wenn ein geiſtreicher und kenntnißgewandter Künſtler es unternehmen wollte, immer noch ein angenehmes Bild geben, das freilich um das Doppelte länger als hoch ſeyn müßte.

Die Pyramide des Ceſtius ward für dießmal mit den Augen von außen begrüßt, und die Trümmer der Antoniniſchen oder Caracalliſchen Bäder, von denen uns Piraneſi ſo manches Effectreiche vorgefabelt, konnten auch dem mahleriſch gewöhnten Auge in der Gegenwart kaum einige Zufriedenheit geben. Doch ſollte bei dieſer Gelegenheit die Erinnerung an Herrmann von Schwanefeld lebendig werden, welcher mit ſeiner zarten, das reinſte Natur- und Kunſtgefühl ausdrückenden Nadel, dieſe Vergangenheiten zu beleben, ja ſie zu den anmuthigſten Trägern des lebendig Gegenwärtigen umzuſchaffen wußte.

Auf dem Platze vor St. Peter in Montorio begrüßten wir den Waſſerſchwall der Aqua Paola, welcher

durch eines Triumphbogens Pforten und Thore, in fünf Strömen, ein großes verhältnißmäßiges Becken bis an den Rand füllt. Durch einen von Paul V wiederhergestellten Aquäduct macht dieſe Stromfülle einen Weg von fünf und zwanzig Miglien hinter dem See Bracciano her, durch ein wunderliches, von abwechſelnden Höhen gebotenes Zickzack, bis an dieſen Ort, verſieht die Bedürfniſſe verſchiedener Mühlen und Fabriken, um ſich zugleich in Trastevere zu verbreiten.

Hier nun rühmten Freunde der Baukunſt den glücklichen Gedanken, dieſen Waſſern einen offen ſchaubaren triumphirenden Eintritt verſchafft zu haben. Man wird durch Säulen und Bogen, durch Geſims und Attiken an jene Prachtthore erinnert, wodurch ehmals kriegeriſche Ueberwinder ſonſt einzutreten pflegten; hier tritt der friedlichſte Ernährer mit gleicher Kraft und Gewalt ein, und empfängt für die Mühen ſeines weiten Laufes ſogleich Dank und Bewunderung. Auch ſagen uns die Inſchriften, daß Vorſehung und Wohlthätigkeit eines Papſtes, aus dem Hauſe Borgheſe, hier gleichſam einen ewigen ununterbrochenen ſtattlichen Einzug halten.

Ein kurz vorher eingetroffener Ankömmling aus Norden fand jedoch, man würde beſſer gethan haben rohe Felſen hier aufzuthürmen, um dieſen Fluthen einen natürlicheren Eintritt an's Tageslicht zu verſchaffen. Man entgegnete ihm, daß dieß kein Natur-, ſondern ein Kunſtwaſſer ſey, deſſen Ankunft man auf eine gleichar-

tige Weiſe zu ſchmücken gar wohl berechtigt geweſen wäre.

Doch hierüber vereinigte man ſich eben ſo wenig als über das herrliche Bild der Transfiguration, welches man in dem zunächſt gelegenen Kloſter gleich darauf anzuſtaunen Gelegenheit fand. Da war denn des Redens viel; der ſtillere Theil jedoch ärgerte ſich den alten Tadel von doppelter Handlung wiederholt zu ſehen. Es iſt aber nicht anders in der Welt, als daß eine werthloſe Münze neben einer gehaltigen auch immer eine gewiſſe Art von Curs behält, beſonders da, wo man in der Kürze aus einem Handel zu ſcheiden und ohne viel Ueberlegung und Zaudern gewiſſe Differenzen auszugleichen gedenkt. Wunderſam bleibt es indeß immer, daß man an der großen Einheit einer ſolchen Conception jemals hat mäkeln dürfen. In Abweſenheit des Herrn ſtellen troſtloſe Eltern einen beſeſſenen Knaben den Jüngern des Heiligen dar; ſie mögen ſchon Verſuche gemacht haben, den Geiſt zu bannen; man hat ſogar ein Buch aufgeſchlagen, um zu forſchen, ob nicht etwa eine überlieferte Formel gegen dieſes Uebel wirkſam könne gefunden werden; aber vergebens. In dieſem Augenblick erſcheint der einzig Kräftige und zwar verklärt, anerkannt von ſeinem großen Vorfahren, eilig deutet man hinauf nach ſolcher Viſion, als der einzigen Quelle des Heils. Wie will man nun das Obere und Untere trennen? Beides iſt eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirkſame, Hülf-

reiche, beides auf einander sich beziehend, in einander einwirkend. Läßt sich denn, um den Sinn auf eine andere Weise auszusprechen, ein ideeller Bezug auf's Wirkliche von diesem lostrennen.

Die Gleichgesinnten bestärkten sich auch dießmal in ihrer Ueberzeugung; Raphael, sagten sie zu einander, zeichnete sich eben durch die Richtigkeit des Denkens aus, und der gottbegabte Mann, den man eben hieran durchaus erkennt, soll in der Blüthe seines Lebens falsch gedacht, falsch gehandelt haben? Nein! er hat, wie die Natur, jederzeit Recht, und gerade da am gründlichsten, wo wir sie am wenigsten begreifen.

Eine Verabredung wie die unsrige, einen flüchtigen Ueberblick von Rom sich in guter vereinigter Gesellschaft zu verschaffen, konnte nicht ganz, wie es wohl der Vorsatz gewesen, in völliger Abgesondertheit durchgeführt werden; ein und der andere fehlte, vielleicht zufällig abgehalten, wieder andere schlossen sich an, auf ihrem Wege dieses oder jenes Sehenswürdige zu betrachten. Dabei hielt jedoch der Kern zusammen, und wußte bald aufzunehmen, bald abzusondern, bald zurück zu bleiben, bald vorzueilen. Gelegentlich hatte man freilich gar wunderliche Aeußerungen zu vernehmen. Es gibt eine gewisse Art von empirischem Urtheil, welches seit längerer Zeit zumal durch Englische und Französische Reisende besonders in den Gang gekommen; man spricht sein au-

genblickliches unvorbereitetes Urtheil aus, ohne nur irgend zu bedenken, daß jeder Künſtler auf gar vielfache Weiſe bedingt iſt, durch ſein beſonderes Talent, durch Vorgänger und Meiſter, durch Ort und Zeit, durch Gönner und Beſteller. Nichts von allem dem, welches freilich zu einer reinen Würderung nöthig wäre, kommt in Betrachtung, und ſo entſteht daraus ein gräßliches Gemiſch von Lob und Tadel, von Bejahen und Verneinen, wodurch jeder eigenthümliche Werth der fraglichen Gegenſtände ganz eigentlich aufgehoben wird.

Unſer guter Volkmann, ſonſt ſo aufmerkſam und als Führer nützlich genug, ſcheint ſich durchaus an jene fremden Urtheiler gehalten zu haben, deßwegen denn ſeine eigenen Schätzungen gar wunderlich hervortreten. Kann man ſich z. B. unglücklicher ausdrücken, als er ſich in der Kirche Maria della Pace vernehmen läßt?

„Ueber der erſten Capelle hat Raphael einige Sibyllen gemahlt, die ſehr gelitten haben. Die Zeichnung iſt richtig, aber die Zuſammenſetzung ſchwach, welches vermuthlich dem unbequemen Platz beigemeſſen werden muß. Die zwote Capelle iſt nach des Michael Angelo Zeichnungen mit Arabesken geziert, die hoch geſchätzt werden, aber nicht ſimpel genug ſind. Unter der Kuppel bemerkt man drey Gemählde, das erſte ſtellt die Heimſuchung der Maria von Carl Maratti vor, iſt freſtig gemahlt, aber gut angeordnet; das andere die Geburt der Maria vom Cavalier Vanni, in der Manier des

Peter von Cortona, und das dritte den Tod der Maria von Maria Morandi. Die Anordnung iſt etwas verwirrt, und fällt in's Rohe. Am Gewölbe über dem Chor hat Albani mit einem ſchwachen Colorit die Himmelfahrt der Maria abgebildet. Die von ihm herrührenden Mahlereyen an den Pfeilern unter der Kuppel ſind beſſer gerathen. Den Hof des zu dieſer Kirche gehörigen Kloſters hat Bramante angegeben."

Dergleichen unzulängliche ſchwankende Urtheile verwirren durchaus den Beſchauer, der ein ſolches Buch zum Leitfaden erwählt. Manches iſt denn aber auch ganz falſch, z. B. was hier von den Sibyllen geſagt iſt. Raphael war niemals von dem Raume genirt, den ihm die Architektur darbot, vielmehr gehört zu der Größheit und Eleganz ſeines Genie's, daß er jeden Raum auf das zierlichſte zu füllen und zu ſchmücken wußte, wie er augenfällig in der Farneſine dargethan hat. Selbſt die herrlichen Bilder der Meſſe von Bolſena, der Befreiung des gefangenen Petrus, des Parnaſſes, wären ohne die wunderliche Beſchränkung des Raumes nicht ſo unſchätzbar geiſtreich zu denken. Eben ſo iſt auch hier in den Sibyllen die verheimlichte Symmetrie, worauf bei der Compoſition alles ankommt, auf eine höchſt geniale Weiſe obwaltend; denn wie in dem Organismus der Natur, ſo thut ſich auch in der Kunſt innerhalb der genauſten Schranke die Vollkommenheit der Lebensäußerung kund.

Wie

Wie dem aber auch ſey, ſo mag einem jeden die Art und Weiſe Kunſtwerke aufzunehmen völlig überlaſſen bleiben. Mir ward bei dieſem Umgang das Gefühl, der Begriff, die Anſchauung deſſen, was man im höchſten Sinne die Gegenwart des claſſiſchen Bodens nennen dürfte. Ich nenne dieß die ſinnlich geiſtige Ueberzeugung, daß hier das Große war, iſt und ſeyn wird. Daß das Größte und Herrlichſte vergehe, liegt in der Natur der Zeit und der gegeneinander unbedingt wirkenden ſittlichen und phyſiſchen Elemente. Wir konnten in allgemeinſter Betrachtung nicht traurig an dem Zerſtörten vorüber gehen, vielmehr hatten wir uns zu freuen daß ſo viel erhalten, ſo viel wieder hergeſtellt war, prächtiger und übermäßiger als es je geſtanden.

Die Peterskirche iſt gewiß ſo groß gedacht, und wohl größer und kühner als einer der alten Tempel, und nicht allein was zwey tauſend Jahre vernichten ſollten lag vor unſern Augen, ſondern zugleich was eine geſteigerte Bildung wieder hervorzubringen vermochte.

Selbſt das Schwanken des Kunſtgeſchmackes, das Beſtreben zum einfachen Großen, das Wiederkehren zum vervielfachten Kleineren, alles deutete auf Leben und Bewegung; Kunſt- und Menſchengeſchichte ſtanden ſynchroniſtiſch vor unſeren Augen.

Es darf uns nicht niederſchlagen, wenn ſich uns die Bemerkung aufdringt, das Große ſey vergänglich; vielmehr wenn wir finden das Vergangene ſey groß gewe-

sen, muß es uns aufmuntern selbst etwas von Bedeutung zu leisten, das fortan unsre Nachfolger, und wär' es auch schon in Trümmer zerfallen, zu edler Thätigkeit aufrege, woran es unsre Vorvordern niemals haben ermangeln lassen.

Diese höchst belehrenden und geisterhebenden Anschauungen wurden, ich darf nicht sagen gestört und unterbrochen, aber doch mit einem schmerzlichen Gefühl durchflochten, das mich überall hin begleitete; ich erfuhr nämlich, daß der Bräutigam jener artigen Mailänderin, unter ich weiß nicht welchem Vorwande, sein Wort zurückgenommen, und sich von seiner Versprochenen losgesagt habe. Wenn ich mich nun einerseits glücklich pries, meiner Neigung nicht nachgehangen, und mich sehr bald von dem lieben Kinde zurückgezogen zu haben, wie denn auch nach genauster Erkundigung unter den Verwänden jener Villegiatur auch nicht im mindesten gedacht worden, so war es mir doch höchst empfindlich, das artige Bild, das mich bisher so heiter und freundlich begleitet hatte, nunmehr getrübt und entstellt zu sehen: denn ich vernahm sogleich: das liebe Kind sey aus Schrecken und Entsetzen über dieses Ereigniß in ein gewaltsames Fieber verfallen, welches für ihr Leben fürchten lasse. Indem ich mich nun tagtäglich, und die erste Zeit zweymal erkundigen ließ, hatte ich die Pein, daß meine Einbildungskraft sich etwas Unmögliches hervorzubringen be-

müht war, jene heitern dem offnen, frohen Tag allein gehörigen Züge, dieſen Ausdruck unbefangenen, ſtill vorſchreitenden Lebens nunmehr durch Thränen getrübt, durch Krankheit entſtellt, und eine ſo friſche Jugend durch inneres und äußeres Leiden ſo frühzeitig blaß und ſchmächtig zu denken.

In ſolcher Stimmung war freilich ein ſo großes Gegengewicht, als eine Reihenfolge des Bedeutendſten das theils dem Auge durch ſein Daſeyn, theils der Einbildungskraft durch nie verſchollene Würde genug zu thun gab, höchſt erſehnt und nichts natürlicher als das meiſte davon mit inniger Trauer anzublicken.

Waren die alten Monumente nach ſo vielen Jahrhunderten meiſtens zu unförmlichen Maſſen zerfallen, ſo mußte man bei neueren aufrechtſtehenden Prachtgebäuden gleichermaßen den Verfall ſo vieler Familien in der ſpäteren Zeit bedauern, ja ſelbſt das noch friſch im Leben Erhaltene ſchien an einem heimlichen Wurm zu kranken; denn wie wollte ſich das Irdiſche ohne eigentlich phyſiſche Kraft durch ſittliche und religioſe Stützen allein in unſern Tagen aufrecht erhalten? Und wie einem heiteren Sinn auch die Ruine wieder zu beleben, gleich einer friſchen, unſterblichen Vegetation, verfallene Mauern und zerſtreute Blöcke wieder mit Leben auszuſtatten gelingt, ſo entkleidet ein trauriger Sinn das lebendige Daſeyn von ſeinem ſchönſten Schmuck, und möchte es uns gern als ein nacktes Gerippe aufdringen.

Auch zu einer Gebirgsreise, die wir noch vor Winters in heiterer Gesellschaft zu vollbringen gedachten, konnt' ich mich nicht entschließen, bis ich, einer erfolgten Besserung gewiß, und durch sorgfältige Anstalten gesichert, Nachricht von ihrer Genesung auch an denen Orten erhalten sollte, wo ich sie, so munter als liebenswürdig, in den schönsten Herbsttagen kennen gelernt hatte.

Schon die ersten Briefe aus Weimar über Egmont enthielten einige Ausstellungen über dieses und jenes; hiebei erneute sich die alte Bemerkung, daß der unpoetische, in seinem bürgerlichen Behagen bequeme Kunstfreund gewöhnlich da einen Anstoß nimmt, wo der Dichter ein Problem aufzulösen, zu beschönigen oder zu verstecken gesucht hat. Alles soll, so will es der behagliche Leser, im natürlichen Gange fortgehen; aber auch das Ungewöhnliche kann natürlich seyn, scheint es aber demjenigen nicht der auf seinen eigenen Ansichten verharrt. Ein Brief dieses Inhalts war angekommen, ich nahm ihn und ging in die Villa Borghese; da mußt' ich denn lesen, daß einige Scenen für zu lang gehalten würden. Ich dachte nach, hätte sie aber auch jetzt nicht zu verkürzen gewußt, indem so wichtige Motive zu entwickeln waren. Was aber am meisten den Freundinnen tadelnswerth schien, war das lakonische Vermächtniß, womit Egmont sein Clärchen an Ferdinand empfiehlt.

Ein Auszug aus meinem damaligen Antwortschrei-

ben wird über meine Geſinnungen und Zuſtände den beſten Aufſchluß geben.

„Wie ſehr wünſcht' ich nun auch Euren Wunſch erfüllen, und dem Vermächtniß Egmonts einige Modification geben zu können! Ich eilte an einem herrlichen Morgen mit eurem Briefe gleich in die Villa Borgheſe, dachte zwey Stunden den Gang des Stücks, die Charaktere, die Verhältniſſe durch und konnte nichts finden, das ich abzukürzen hätte. Wie gerne möcht' ich euch alle meine Ueberlegungen, mein pro und contra ſchreiben, ſie würden ein Buch Papier füllen, und eine Diſſertation über die Oekonomie meines Stücks enthalten. Sonntags kam ich zu Angelica, und legte ihr die Frage vor. Sie hat das Stück ſtudirt und beſitzt eine Abſchrift davon. Möchteſt du doch gegenwärtig geweſen ſeyn, wie weiblich zart ſie alles aus einander legte, und es darauf hinausging: daß das, was ihr noch mündlich von dem Helden erklärt wünſchtet, in der Erſcheinung implicite enthalten ſey. Angelica ſagte: da die Erſcheinung nur vorſtelle, was in dem Gemüthe des ſchlafenden Helden vorgehe, ſo könne er mit keinen Worten ſtärker ausdrücken, wie ſehr er ſie liebe und ſchätze als es dieſer Traum thue, der das liebenswürdige Geſchöpf, nicht zu ihm herauf, ſondern über ihn hinauf hebe. Ja es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch ſein ganzes Leben gleichſam wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geſchätzt, oder vielmehr nur durch den Genuß geſchätzt,

daß dieſer zuletzt noch gleichſam träumend wache, und uns ſtill geſagt werde, wie tief die Geliebte in ſeinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle ſie darin einnehme. — Es kamen noch mehr Betrachtungen dazu, daß in der Scene mit Ferdinand Clärchens nur auf eine ſubordinirte Weiſe gedacht werden konnte, um das Intereſſe des Abſchieds von dem jungen Freunde nicht zu ſchmälern, der ohnehin in dieſem Augenblicke nichts zu hören noch zu erkennen im Stande war."

Moritz
als Etymolog.

Schon längst hat ein weiser Mann das wahre Wort ausgesprochen: der Mensch, dessen Kräfte zu dem Nothwendigen und Nützlichen nicht hinreichen, mag sich gern mit dem Unnöthigen und Unnützen beschäftigen! Vielleicht möchte Nachstehendes von manchem auf diese Weise beurtheilt werden.

Unser Geselle Moritz ließ nicht ab, jetzt, in dem Kreise der höchsten Kunst und schönsten Natur, über die Innerlichkeiten des Menschen, seine Anlagen und Entwickelungen fortwährend zu sinnen und zu spinnen; deßhalb er denn auch sich mit dem Allgemeinen der Sprache vorzüglich beschäftigte.

Zu jener Zeit war in Gefolg der Herderischen Preisschrift über den Ursprung der Sprache und in Gemäßheit der damaligen allgemeinen Denkweise die Vorstellung herrschend: das Menschengeschlecht habe sich nicht von Einem Paare aus dem hohen Orient herab über die ganze Erde verbreitet, sondern zu einer gewissen merkwürdig productiven Zeit des Erdballs sey, nachdem die Natur die verschiedenartigsten Thiere stufenweis hervorzubringen versucht, da und dort, in mancher günstigen Lage

die Menschenart mehr oder weniger vollendet hervorgetreten. Ganz im innerlichsten Bezug auf seine Organe sowohl als seine Geistesfähigkeiten sey nun dem Menschen die Sprache angeboren. Hier bedürfe es keiner übernatürlichen Anleitung, so wenig als einer Ueberlieferung. Und in diesem Sinne gebe es eine allgemeine Sprache, welche zu manifestiren ein jeder autochthonische Stamm versucht habe. Die Verwandtschaft aller Sprachen liege in der Uebereinstimmung der Idee, wonach die schaffende Kraft das menschliche Geschlecht und seinen Organismus gebildet. Daher komme denn, daß theils aus innerem Grundtriebe, theils durch äußere Veranlassung die sehr beschränkte Vocal- und Consonantenzahl zum Ausdruck von Gefühlen und Vorstellungen richtig oder unrichtig angewendet worden; da es denn natürlich, ja nothwendig sey, daß die verschiedensten Autochthonen theils zusammengetroffen, theils von einander abgewichen und sich diese oder jene Sprache in der Folge entweder verschlimmert oder verbessert habe. Was von den Stammwörtern gelte, gelte denn auch von den Ableitungen, wodurch die Bezüge der einzelnen Begriffe und Vorstellungen ausgedrückt und bestimmter bezeichnet werden. Dieß möchte denn gut seyn und als ein Unerforschliches, nie mit Gewißheit zu Bestimmendes auf sich beruhen.

Hierüber find' ich in meinen Papieren folgendes Nähere:

„Mir iſt es angenehm, daß ſich Moritz aus ſeiner brütenden Trägheit, aus dem Unmuth und Zweifel an ſich ſelbſt zu einer Art von Thätigkeit wendet, denn da wird er allerliebſt. Seine Grillenfängereyen haben alsdann eine wahre Unterlage und ſeine Träumereyen Zweck und Sinn. Jetzt beſchäftigt ihn eine Idee, in welche ich auch eingegangen bin, und die uns ſehr unterhält. Es iſt ſchwer ſie mitzutheilen, weil es gleich toll klingt. Doch will ich's verſuchen:

Er hat ein Verſtands- und Empfindungsalphabet erfunden, wodurch er zeigt, daß die Buchſtaben nicht willkürlich, ſondern in der menſchlichen Natur gegründet ſind und alle gewiſſen Regionen des innern Sinnes angehören, welchen ſie denn auch, ausgeſprochen, ausdrücken. Nun laſſen ſich nach dieſem Alphabet die Sprachen beurtheilen, und da findet ſich, daß alle Völker verſucht haben ſich dem innern Sinn gemäß auszudrücken, alle ſind aber durch Willkür und Zufall vom rechten Wege abgeleitet worden. Dem zufolge ſuchen wir in den Sprachen die Worte auf, die am glücklichſten getroffen ſind, bald hat's die eine, bald die andre; dann verändern wir die Worte bis ſie uns recht dünken, machen neue u. ſ. w. Ja wenn wir recht ſpielen wollen, machen wir Namen für Menſchen, unterſuchen, ob dieſem oder jenem ſein Name gehöre ꝛc. ꝛc.

Das etymologiſche Spiel beſchäftigt ſchon ſo viele Menſchen, und ſo gibt es auch uns auf dieſe heitere

Weiſe viel zu thun. Sobald wir zuſammenkommen, wird es wie ein Schachſpiel vorgenommen und hunderterlei Combinationen werden verſucht, ſo daß wer uns zufällig behorchte uns für wahnſinnig halten müßte. Auch möchte ich es nur den allernächſten Freunden vertrauen. Genug es iſt das witzigſte Spiel von der Welt und übt den Sprachſinn unglaublich.“

Philipp Neri,
der
humoriſtiſche Heilige.

Philipp Neri, in Florenz geboren 1515, erſcheint von Kindheit auf als ein folgſamer ſittlicher Knabe von kräftigen Anlagen. Sein Bildniß als eines ſolchen iſt glücklicherweiſe aufbewahrt in des Vidanza Teste Scelte Tom. V Bl. 31. Man wüßte ſich keinen tüchtigern, geſündern, geradſinnigeren Knaben zu denken. Als Abkömmling einer edlen Familie wird er in allem Guten und Wiſſenswerthen der Zeit gemäß unterrichtet, und endlich, um ſeine Studien zu vollenden, man meldet nicht in welchem Alter, nach Rom geſandt. Hier entwickelt er ſich zum vollkommnen Jüngling; ſein ſchönes Antlitz, ſeine reichen Locken zeichnen ihn aus; er iſt anziehend und ablehnend zugleich, Anmuth und Würde begleiten ihn überall.

Hier, zur traurigſten Zeit, wenige Jahre nach der grauſamen Plünderung der Stadt, ergibt er ſich, nach Vorgang und Beiſpiel vieler Edlen, ganz den Uebungen der Frömmigkeit, und ſein Enthuſiasmus ſteigert ſich mit den Kräften einer friſchen Jugend. Unabläſſiges Beſuchen der Kirchen, beſonders der ſieben Hauptkir-

chen, brünstiges Beten zu Herannöthigung der Hülfe, fleißiges Beichten und Genuß des Abendmahls, Flehen und Ringen nach geistigen Gütern.

In solch einem enthusiastischen Momente wirft er sich einst auf die Stufen des Altars und zerbricht ein paar Rippen, welche, schlecht geheilt, ihm lebenslängliches Herzklopfen verursachen, und die Steigerung seiner Gefühle veranlassen.

Um ihn versammeln sich junge Männer zu thätiger Sittlichkeit und Frömmigkeit, sie erweisen sich unermüdet die Armen zu versorgen, die Kranken zu pflegen, und scheinen ihre Studien hintanzusetzen. Wahrscheinlich bedienen sie sich der Zuschüsse von Haus zu wohlthätigen Zwecken, genug, sie geben und helfen immer und behalten nichts für sich, ja er lehnt nachher ausdrücklich alle Beihülfe von den Seinigen ab, um dasjenige was Wohlthätigkeit ihnen zuweiset, an Bedürftige zu wenden und selbst zu darben.

Dergleichen fromme Handlungen waren jedoch zu herzlich und lebhaft, als daß man nicht hätte suchen sollen sich zugleich auf eine geistliche und gefühlvolle Weise über die wichtigsten Gegenstände zu unterhalten. Die kleine Gesellschaft besaß noch kein eigenes Local, sie erbat sich's bald in diesem, bald in jenem Kloster, wo dergleichen Räume wohl zu finden seyn mochten. Nach einem kurzen stillen Gebet ward ein Text der heiligen Schrift verlesen, worüber ein und der andere sich,

auslegend oder anwendend, in einer kurzen Rede vernehmen ließ. Man beſprach ſich auch wohl hierüber, alles in Bezug auf unmittelbare Thätigkeit; dialektiſche und ſpitzfindige Behandlung war durchaus verboten. Die übrige Tageszeit ward immerfort einer aufmerkſamen Verſorgung der Kranken, dem Dienſt in Hoſpitälern, dem Beiſtande der Armen und Nothleidenden gewidmet.

Da bei dieſen Verhältniſſen keine Beſchränkung verwaltete und man eben ſo gut kommen als geben konnte, ſo vermehrte ſich die Zahl der Theilnehmenden ungemein, ſo wie ſich denn auch jene Verſammlung ernſter und umſichgreifender beſchäftigte. Auch aus dem Leben der Heiligen ward vorgeleſen, Kirchenväter und Kirchengeſchichte ſtellenweiſe zu Rathe gezogen, worauf denn vier der Theilnehmenden, jeder eine halbe Stunde, zu ſprechen das Recht und Pflicht hatten.

Dieſe fromme tagträgliche, ja familiär praktiſche Behandlung der höchſten Seelenangelegenheiten erregte immer mehr Aufmerkſamkeit, nicht allein unter Einzelnen, ſondern ſogar unter ganzen Körperſchaften. Man verlegte die Verſammlungen in die Kreuzgänge und Räume dieſer und jener Kirche, der Zugang vermehrte ſich, beſonders zeigte ſich der Orden der Dominicaner dieſer Art ſich zu erbauen ſehr geneigt, und ſchloß ſich zahlreich an die ſich immer mehr ausbildende Schaar an, welche durch die Kraft und den hohen Sinn ihres Anfüh-

rers sich durchaus gleich und, wenn auch geprüft durch mancherlei Widerwärtigkeiten auf demselben Pfade fortschreitend finden ließ.

Da nun aber nach dem hohen Sinne des trefflichen Vorgesetzten alle Speculation verbannt, jede geregelte Thätigkeit aber auf's Leben gerichtet war, und das Leben sich ohne Heiterkeit nicht denken läßt, so wußte der Mann auch hierin den unschuldigen Bedürfnissen und Wünschen der Seinigen entgegen zu kommen. Bei eintretendem Frühling führte er sie nach San Onofrio, welches hoch und breit gelegen in solchen Tagen die angenehmste Oertlichkeit anbot. Hier, wo bei der jungen Jahreszeit alles jung erscheinen sollte, trat, nach stillen Gebeten, ein hübscher Knabe hervor, recitirte eine auswendig gelernte Predigt, Gebete folgten, und ein Chor besonders eingeladener Sänger ließ sich erfreulich und eindringlich zum Schlusse hören, welches um so bedeutender war, als die Musik damals weder ausgebreitet noch ausgebildet gefunden ward und hier vielleicht zum erstenmal ein religieser Gesang in freier Luft sich mittheilte.

Immer auf diese Weise fortwirkend vermehrte sich die Congregation und wuchs, so wie an Personenzahl, so an Bedeutung. Die Florentiner nöthigten gleichsam ihren Landsmann das von ihnen abhängige Kloster San Girolamo zu beziehen, wo denn die Anstalt sich immer mehr ausdehnte und auf gleiche Weise fortwirkte, bis ih-

nen endlich der Papſt in der Nähe des Platzes Navona ein Kloſter als eigenthümlich anwies, welches, von Grund aus neu gebaut, eine gute Anzahl frommer Genoſſen aufnehmen konnte. Hier blieb es jedoch bei der früheren Einrichtung, Gotteswort, das will ſagen heilig edle Geſinnungen dem gemeinen Verſtande ſo wie dem gemeinen Alltagsleben anzunähern und eigen zu machen. Man verſammelte ſich nach wie vor, betete, vernahm einen Text, hörte darüber ſprechen, betete und ward zuletzt durch Muſik ergötzt, und was damals öfter ja täglich geſchah, geſchieht jetzt noch Sonntags, und gewiß wird jeder Reiſende, der nähere Kenntniß von dem heiligen Stifter genommen, ſich künftighin dieſen unſchuldigen Functionen beiwohnend vorzüglich erbauen, wenn er dasjenige, was wir vorgetragen haben und zunächſt mittheilen, in Gemüth und Gedanke vorüber walten läßt.

Hier ſind wir nun in dem Falle in Erinnerung zu bringen, daß dieſe ganze Anſtalt noch immer an's Weltliche gränzte. Wie denn nur Wenige unter ihnen ſich dem eigentlichen Prieſterſtande gewidmet hatten und nur ſo viel geweihte Geiſtliche unter ihnen gefunden wurden als nöthig Beichte zu ſitzen und das Meßopfer zu verrichten. Und ſo war denn auch Philipp Neri ſelbſt ſechs und dreyßig Jahre alt geworden, ohne ſich zum Prieſterthum zu melden, denn er fand ſich, wie es ſcheint, in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande frei und weit

mehr sich selbst überlassen als er sich, mit kirchlichen Banden gefesselt, als Glied der großen Hierarchie, zwar hochgeehrt aber doch beschränkt gefühlt hätte.

Allein von oben her ließ man es dabei nicht bewenden, sein Beichtvater machte es ihm zur Gewissenssache die Weihe zu nehmen und in den Priesterstand zu treten. Und so geschah es auch; nun hatte die Kirche klüglich einen Mann in ihren Kreis eingeschlossen, der unabhängigen Geistes bisher, auf einen Zustand losging, worin das Heilige mit dem Weltlichen, das Tugendsame mit dem Alltäglichen sich vereinigen und vertragen sollte. Diese Veränderung aber, der Uebergang zur Priesterschaft, scheint auf sein äußeres Benehmen nicht im Mindesten eingewirkt zu haben.

Er übt nur noch strenger als bisher jede Entäußerung, und lebt in einem schlechten Klösterchen mit andern kümmerlich zusammen. So gibt er die, bei großer Theurung, ihm verehrten Brote einem andern Bedürftigern, und setzt seinen Dienst gegen Unglückliche immer fort.

Aber auf sein Inneres hat das Priesterthum einen merkwürdig steigernden Einfluß. Die Verpflichtung zum Meßopfer versetzt ihn in einen Enthusiasmus, in eine Ekstase, wo man den bisher so natürlichen Mann gänzlich verliert. Er weiß kaum wohin er schreitet, taumelt auf dem Wege und vor dem Altare. Hebt er die Hostie in die Höhe, so kann er die Arme nicht wieder her-

herunterbringen; es ſcheint als zöge ihn eine unſichtbare Kraft empor. Beim Eingießen des Weins zittert und ſchaudert er. Und wenn er nach vollendeter Wandlung dieſer geheimnißvollen Gaben genießen ſoll, erzeigt er ſich auf eine wunderliche, nicht auszuſprechende ſchwelgeriſche Weiſe. Vor Leidenſchaft beißt er in den Kelch, indeß er ahnungsvoll das Blut zu ſchlürfen glaubt des kurz vorher gleichſam gierig verſchlungenen Leibes. Iſt aber dieſer Taumel vorüber, ſo finden wir zwar immer einen leidenſchaftlich wunderſamen, aber immer höchſt verſtändig praktiſchen Mann.

Ein ſolcher Jüngling, ein ſolcher Mann, ſo lebhaft und ſeltſam wirkend, mußte den Menſchen wunderlich und mitunter gerade durch ſeine Tugenden beſchwerlich und widerwärtig vorkommen. Wahrſcheinlich iſt ihm dieſes in dem Laufe ſeines früheren Lebens oft begegnet; nachdem er aber zum Prieſter geweiht iſt, und ſich ſo eng und kümmerlich, gleichſam als Gaſt in einem armſeligen Kloſter behilft, treten Widerſacher auf, die ihn mit Spott und Hohn unabläſſig verfolgen.

Doch wir gehen weiter und ſagen, er ſey ein höchſt ausgezeichneter Menſch geweſen, der aber das einem jeden dieſer Art angeborne Herriſche zu beherrſchen, und in Entſagung, Entbehrung, Wohlthätigkeit, Demuth und Schmach den Glanz ſeines Daſeyns zu verhüllen trachtete. Der Gedanke, vor der Welt als thöricht zu erſcheinen und dadurch in Gott und göttliche Dinge ſich

erst recht zu versenken und zu üben, war sein andauerndes Bestreben, wodurch er sich und sodann auch seine Schüler ausschließlich zu erziehen unternahm. Die Maxime des heil. Bernhard:

Spernere mundum,
Spernere neminem,
Spernere se ipsum,
Spernere se sperni,

schien ihn ganz durchdrungen zu haben, ja vielmehr aus ihm frisch wieder entwickelt zu seyn.

Aehnliche Absichten, ähnliche Zustände nöthigen den Menschen in gleichen Maximen sich aufzuerbauen. Man kann gewiß seyn, daß die erhabensten, innerlich stolzesten Menschen sich zu jenen Grundsätzen allein bequemen, indem sie das Widerwärtige einer dem Guten und Großen immer widerstrebenden Welt vorauszukosten und den bittern Kelch der Erfahrung, eh' er ihnen noch angeboten ist, bis auf den Grund zu leeren sich entschließen. Gränzenlos und in ununterbrochener Reihe machen jene Geschichtchen, wie er seine Schüler geprüft, deren viele bis auf uns gekommen sind, jeden lebenslustigen Menschen, der sie vernimmt, wirklich ungeduldig, so wie diese Gebote demjenigen, der ihnen gehorchen sollte, höchst schmerzlich und nahe zu unerträglich fallen mußten. Deßwegen denn auch nicht alle eine solche Feuerprobe bestanden.

Eh' wir aber uns auf dergleichen wunderbare und

dem Leſer gewiſſermaßen unwillkommene Erzählungen einlaſſen, wenden wir uns lieber noch einmal zu jenen großen Vorzügen, welche die Zeitgenoſſen ihm zugeſtehen und höchlich rühmen. Er habe, ſagen ſie, Kenntniſſe und Bildung mehr von Natur, als durch Unterricht und Erziehung erhalten; alles was andere mühſam erwerben, ſey ihm gleichſam eingegoſſen geweſen. Ferner habe er die große Gabe zu eigen gehabt, Geiſter zu unterſcheiden, Eigenſchaften und Fähigkeiten der Menſchen zu würdigen und zu ſchätzen; zugleich habe er mit dem größten Scharfſinn die weltlichen Dinge durchdrungen, auf einen Grad, daß man ihm den Geiſt der Wahrſagung zuſchreiben müſſen. Auch ward ihm eine entſchiedene Anziehungsgabe, welche auszudrücken die Italiäner ſich des ſchönen Wortes attrativa bedienen, kräftig verliehen, die ſich nicht allein auf Menſchen erſtreckt, ſondern auch auf Thiere. Als Beiſpiel wird erzählt, daß der Hund eines Freundes ſich ihm angeſchloſſen und durchaus gefolgt ſey, auch bei dem erſten Beſitzer, der ihn lebhaft zurückgewünſcht, und durch mancherlei Mittel ihn wieder zu gewinnen getrachtet, auf keine Weiſe verbleiben wollen, ſondern ſich immer zu dem anziehenden Manne zurück begeben, ſich niemals von ihm getrennt, vielmehr zuletzt nach mehrern Jahren in dem Schlafzimmer ſeines erwählten Herrn das Leben geendet habe. Dieſes Geſchöpf veranlaßt uns nun auf jene Prüfungen, zu denen es ſelbſt Gelegen-

heit gegeben, zurückzukommen. Es iſt bekannt, daß Hundeführen, Hundetragen im Mittelalter überhaupt, und wahrſcheinlich auch in Rom höchſt ſchimpflich geweſen. In dieſer Rückſicht pflegte der fromme Mann jenes Thier an einer Kette durch die Stadt zu führen, auch mußten ſeine Schüler daſſelbe auf den Armen durch die Straßen tragen, und ſich auf dieſe Weiſe dem Gelächter und Spott der Menge preisgeben.

Auch muthete er ſeinen Schülern und Genoſſen andere unwürdige Aeußerlichkeiten zu. Einem jungen Römiſchen Fürſten, welcher der Ehre, für ein Ordensglied zu gelten, mitgenießen wollte, wurde angeſonnen, er ſolle mit einem hinten angehefteten Fuchsſchwanze durch Rom ſpazieren, und als er dieß zu leiſten ſich weigerte, die Aufnahme in den Orden verſagt. Einen andern ſchickte er ohne Ueberkleid, und wieder einen mit zerriſſenen Aermeln durch die Stadt. Dieſes letztern erbarmte ſich ein Edelmann und bot ihm ein Paar neue Aermel an, die der Jüngling ausſchlug, nachher aber, auf Befehl des Meiſters dankbar abholen und tragen mußte. Beim Bau der neuen Kirche nöthigte er die Seinen, gleich Taglöhnern die Materialien herbeizuſchaffen, und ſie den Arbeitern zur Hand zu langen.

Gleichermaßen wußte er auch jedes geiſtige Behagen, das der Menſch an ſich empfinden mochte, zu ſtören und zu vernichten. Wenn die Predigt eines jungen Mannes wohl zu gelingen, und der Redner ſich darin

ſelbſt zu gefallen ſchien, unterbrach er ihn in der Mitte des Worts, um an ſeiner Stelle weiter zu ſprechen, befahl auch wohl weniger fähigen Schülern ungeſäumt hinaufzutreten und zu beginnen, welche denn, ſo unerwartet angeregt, ſich aus dem Stegreife beſſer als je zu erweiſen das Glück hatten.

Man verſetze ſich in die zweyte Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts und den wüſten Zuſtand, in welchem Rom unter verſchiedenen Päpſten wie ein aufgeregtes Element erſchien, und man wird eher begreifen, daß ein ſolches Verfahren wirkſam und mächtig ſeyn mußte, indem es durch Neigung und Furcht, durch Ergebenheit und Gehorſam dem innerſten Wollen des Menſchen die große Gewalt verlieh, trotz allem Aeußern ſich zu erhalten, um allem was ſich ereignen konnte zu widerſtehen, da es befähigt, ſelbſt dem Vernünftigen und Verſtändigen, dem Herkömmlichen und Schicklichen unbedingt zu entſagen.

Eine merkwürdige obgleich ſchon bekannte Prüfungsgeſchichte wird man hier wegen ihrer beſondern Anmuth nicht ungern wiederholt finden. Dem heiligen Vater war angekündigt, in einem Kloſter auf dem Lande thue ſich eine wunderwirkende Nonne hervor. Unſer Mann erhält den Auftrag eine für die Kirche ſo wichtige Angelegenheit näher zu unterſuchen; er ſetzt ſich auf ſein Maulthier das Befohlene zu verrichten, kommt aber ſchneller zurück als der heilige Vater es erwartet. Der

Verwunderung seines geistlichen Gebieters begegnet Neri mit folgenden Worten: „Heiligster Vater, diese thut keine Wunder, denn es fehlt ihr an der ersten christlichen Tugend, der Demuth; ich komme durch schlimmen Weg und Wetter übel zugerichtet im Kloster an, ich lasse sie, in eurem Namen, vor mich fordern, sie erscheint und ich reiche ihr statt des Grußes den Stiefel hin, mit der Andeutung sie solle mir ihn ausziehen. Entsetzt fährt sie zurück, und mit Schelten und Zorn erwidert sie mein Ansinnen; für was ich sie halte! ruft sie aus, die Magd des Herrn sey sie, aber nicht eines jeden der daher komme, um knechtische Dienste von ihr zu verlangen. Ich erhub mich gelassen, setzte mich wieder auf mein Thier, stehe wieder vor euch, und ich bin überzeugt ihr werdet keine weitere Prüfung nöthig finden." Lächelnd beließ es auch der Papst dabei, und wahrscheinlich ward ihr das fernere Wunderthun untersagt.

Wenn er aber dergleichen Prüfungen gegen andere erlaubte, so mußte er solche von Männern erdulden, welche, gleichen Sinnes, den nämlichen Weg der Selbstverläugnung einschlugen. Ein Bettelmönch, der aber auch schon im Geruch der Heiligkeit stand, begegnet ihm in der gangbarsten Straße, und bietet ihm einen Schluck aus der Weinflasche, die er vorsorglich mit sich führt. Philipp Neri bedenkt sich nicht einen Augenblick, und setzt die langhalsige Korbflasche, den Kopf zurückbiegend,

dreist an den Mund, indeß das Volk laut lacht und spottet, daß zwey fromme Männer sich dergestalt zutrinken.

Philipp Neri, den es ungeachtet seiner Frömmigkeit und Ergebung einigermaßen durfte verdrossen haben, sagte darauf: Ihr habt mich geprüft, nun ist die Reihe an mir, und drückte zugleich sein viereckes Barett auf den Kahlkopf, welcher nun gleichfalls ausgelacht wurde, ganz ruhig fort ging und sagte: Wenn mir's einer vom Kopf nimmt so mögt ihr's haben. Neri nahm es ihm ab, und sie schieden.

Freilich dergleichen zu wagen, und dennoch die größten sittlichen Wirkungen hervor zu bringen, bedurfte es eines Mannes wie Philipp Neri, dessen Handlungen gar oft als Wunder anzusehen waren. Als Beichtiger machte er sich furchtbar, und daher des größten Zutrauens würdig; er entdeckte seinen Beichtkindern Sünden die sie verschwiegen, Mängel die sie nicht beachtet hatten; sein brünstiges ekstatisches Gebet setzte seine Umgebungen als übernatürlich in Erstaunen, in einen Zustand in welchem die Menschen wohl auch durch ihre Sinne zu erfahren glauben, was ihnen die Einbildungskraft, angeregt durch's Gefühl, vorbilden mochte. Wozu denn noch kommt, daß das Wunderbare, ja das Unmögliche, erzählt und wieder erzählt, unendlich vollkommen die Stelle des Wirklichen, des Alltäglichen einnimmt. Hierher gehört, daß man ihn nicht nur verschiedentlich während des Meßopfers vor dem Altare wollte emporgeho-

ben gesehen haben, sondern daß sich auch Zeugnisse fanden, man habe ihn, knieend um das Leben eines gefährlichst Kranken betend, dergestalt von der Erde emporgehoben erblickt, daß er mit dem Haupte beinahe die Decke des Zimmers berührt.

Bei einem solchen durchaus dem Gefühl und der Einbildungskraft gewidmeten Zustande war es ganz natürlich, daß die Einmischung auch widerwärtiger Dämonen nicht ganz auszubleiben schien.

Oben zwischen dem verfallenen Gemäuer der Antoninischen Bäder sieht wohl einmal der fromme Mann, in äffischer Ungestalt, ein widerwärtiges Wesen herumhupfen, das aber, auf sein Geheiß, alsogleich zwischen Trümmern und Spalten verschwindet. Bedeutender jedoch als diese Einzelnheit, ist, wie er gegen seine Schüler verfährt, die ihn von seligen Erscheinungen, womit sie von der Mutter Gottes und andern Heil'gen beglückt werden, mit Entzücken benachrichten. Er, wohl wissend, daß aus dergleichen Einbildungen ein geistlicher Dünkel, der schlimmste und hartnäckigste von allen, gewöhnlich entspringe, versichert sie deßhalb, daß hinter dieser himmlischen Klarheit und Schönheit gewiß eine teuflische, häßliche Finsterniß verborgen liege. Dieses zu erproben gebietet er ihnen: bei der Wiederkehr einer so holdseligen Jungfrau ihr gerade in's Gesicht zu speien; sie gehorchen, und der Erfolg bewährt sich, indem auf der Stelle eine Teufelslarve hervortritt.

Der große Mann mag dieses mit Bewußtseyn oder, was wahrscheinlicher ist, aus tiefem Instinct geboten haben; genug er war sicher, daß jenes Bild, welches eine phantastische Liebe und Sehnsucht hervorgerufen hatte, nun, durch das entgegenwirkende Wagniß von Haß und Verachtung, unmittelbar in eine Frau sich verwandeln würde.

Ihn berechtigten jedoch zu einer so seltsamen Pädagogik die außerordentlichsten zwischen den höchst geistigen und höchst körperlichen schwebend erscheinenden Naturgaben: Gefühl einer sich nahenden noch ungesehenen Person, Ahnung entfernter Begebenheiten, Bewußtseyn der Gedanken eines vor ihm Stehenden, Nöthigung anderer zu seinen Gedanken.

Diese und dergleichen Gaben sind unter mehreren Menschen ausgetheilt, mancher kann sich derselben ein und das anderemal rühmen, aber die ununterbrochene Gegenwart solcher Fähigkeiten, die in jedem Falle bereite Ausübung einer so staunenswürdigen Wirksamkeit, dieß ist vielleicht nur in einem Jahrhundert zu denken, wo zusammengehaltene unzersplitterte Geistes- und Körperkräfte sich mit erstaunenswürdiger Energie hervorthun konnten.

Betrachten wir aber eine solche nach unabhängigem gränzenlosen, geistigen Wirken sich hinsehnende und hingetriebene Natur wie sie durch die streng umfassenden

Römisch kirchlichen Bande sich wieder zusammengehalten fühlen muß.

Die Wirkungen des heil. Xaverius unter den abgöttischen Heiden mögen freilich damals in Rom großes Aufsehn gemacht haben. Dadurch aufgeregt fühlten Neri und einige seiner Freunde sich gleichfalls nach dem sogenannten Indien gezogen, und wünschten mit päpstlicher Erlaubniß sich dorthin zu verfügen. Allein der wahrscheinlich von oben her wohl instruirte Beichtvater redete ihnen ab und gab zu bedenken, daß für gottselige, auf Besserung des Nächsten, auf Ausbreitung der Religion gerichtete Männer in Rom selbst ein genugsames Indien zu finden und ein würdiger Schauplatz für deren Thätigkeit offen sey. Man verkündigte ihnen, daß der großen Stadt selbst zunächst ein großes Unheil bevorstehen möchte, indem die drey Brunnen vor dem Thore St. Sebastian trüb und blutig seit einiger Zeit geflossen, welches als eine untrügliche Andeutung zu betrachten sey.

Mag also der würdige Neri und seine Gesellen hiedurch beschwichtigt, innerhalb Roms ein wohlthätiges wunderwirkendes Leben fortgesetzt haben, so viel ist gewiß, daß er von Jahr zu Jahr an Vertrauen und Achtung bei Großen und Kleinen, Alten und Jungen zugenommen.

Bedenke man nun die wundersame Complication der menschlichen Natur, in welcher sich die stärksten Gegensätze vereinigen, Materielles und Geistiges, Gewöhnli-

ches und Unmögliches, Widerwärtiges und Entzückendes, Beschränktes und Gränzenloses, dergleichen aufzuführen man noch ein langes Register fortsetzen könnte; bedenke man einen solchen Widerstreit, wenn er in einem vorzüglichen Menschen sich ereignet und zu Tage tritt, wie er durch das Unbegreifliche was sich aufdringt, den Verstand irre macht, die Einbildungskraft losbindet, den Glauben überflügelt, den Aberglauben berechtigt und dadurch den natürlichen Zustand mit dem unnatürlichsten in unmittelbare Berührung, ja zur Vereinigung bringt; gehe man mit diesen Betrachtungen an das weitläufig überlieferte Leben unseres Mannes, so wird es uns faßlich scheinen, was ein solcher, der beinahe ein ganzes Jahrhundert auf einem so großen Schauplatze in einem ungeheuern Elemente ununterbrochen und unablässig gewirkt, für einen Einfluß müsse erlangt haben. Die hohe Meinung von ihm ging so weit, daß man nicht allein von seinem gesunden kräftigen Wirken Nutzen, Heil und seliges Gefühl sich zueignete, sondern daß sogar seine Krankheiten das Vertrauen vermehrten, indem man sie als Zeichen seines innigsten Verhältnisses zu Gott und dem Göttlichsten anzusehen sich bewogen fand. Hier begreifen wir nun, wie er schon lebend der Würde eines Heiligen entgegen ging, und sein Tod nur bekräftigen konnte, was ihm von den Zeitgenossen zugedacht und zugestanden war.

Deßhalb auch, als man bald nach seinem Verschei-

den, welches von noch mehr Wundern als sein Leben begleitet war, an Papst Clemens VIII die Frage brachte: Ob man mit der Untersuchung, dem sogenannten Proceß, welcher einer Seligsprechung vorausgeht, den Anfang machen dürfe, dieser die Antwort ertheilte: Ich habe ihn immer für einen Heiligen gehalten, und kann daher nichts dagegen einwenden, wenn ihn die Kirche im Allgemeinen den Gläubigen als solchen erklären und vorstellen wird.

Nun aber dürfte es auch der Aufmerksamkeit werth gehalten werden, daß er in der langen Reihe von Jahren, die ihm zu wirken gegönnt wurden, funfzehn Päpste erlebt, indem er unter Leo X geboren, unter Clemens VIII seine Tage beschloß; daher er denn auch eine unabhängige Stellung gegen den Papst selbst zu behaupten sich anmaßte, und als Glied der Kirche sich zwar ihren allgemeinen Anordnungen durchaus gleichstellte, aber im Einzelnen sich nicht gebunden, ja sogar gebieterisch gegen das Oberhaupt der Kirche bewies. Nun läßt es sich denn auch erklären, daß er die Cardinalswürde durchaus abschlug und in seiner Chiesa nuova gleich einem widerspenstigen Ritter in einer alten Burg, sich gegen den obersten Schutzherrn unartig zu betragen herausnahm.

Der Charakter jener Verhältnisse jedoch, wie sie sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus den früheren, roheren Zeiten seltsam genug gestaltet erhielten,

kann durch nichts deutlicher vor Augen gestellt, eindringlicher dem Geiste dargebracht werden, als durch ein Memorial, welches Neri kurz vor seinem Tode an den neuen Papst Clemens VIII ergehen ließ, worauf eine gleich wunderliche Resolution erfolgte.

Wir sehen hieraus das auf eine andere Weise nicht zu schildernde Verhältniß eines bald achtzigjährigen, dem Rang eines Heiligen entgegengehenden Mannes zu einem bedeutenden, tüchtigen, während seiner mehrjährigen Regierung höchst achtbaren souveränen Oberhaupte der Römisch-Katholischen Kirche.

Memorial des Philipp Neri an Clemens VIII.

Heiligſter Vater! Und was für eine Perſon bin ich denn, daß die Cardinäle mich zu beſuchen kommen, und beſonders geſtern Abend die Cardinäle von Florenz und Euſano? Und weil ich ein bißchen Manna in Blättern nöthig hatte, ſo ließ mir gedachter Cardinal von Florenz zwey Unzen von San Spirito holen, indem der Herr Cardinal in jenes Hoſpital eine große Quantität geſchickt hatte. Er blieb auch bis zwey Stunden in die Nacht, und ſagte ſo viel Gutes von Ew. Heiligkeit, viel mehr als mir billig ſchien: denn da Sie Papſt ſind, ſo ſollten Sie die Demuth ſelber ſeyn. Chriſtus kam um ſieben Uhr in der Nacht ſich mir einzuverleiben, und Ew. Heiligkeit könnte auch wohl einmal in unſere Kirche kommen. Chriſtus iſt Menſch und Gott und beſucht mich gar manchmal. Ew. Heiligkeit iſt nur ein bloßer Menſch, geboren von einem heiligen und rechtſchaffenen Mann, jener aber von Gott Vater. Die Mutter von Ew. Heiligkeit iſt Signora Agneſina, eine ſehr gottesfürchtige Dame; aber jenes die Jungfrau aller Jungfrauen. Was hätte ich nicht alles zu ſagen, wenn ich meiner Galle freien Lauf laſſen wollte. Ich befehle Ew. Heiligkeit, daß Sie meinen Willen thun,

wegen eines Mädchens, das ich nach Torre de' specchi ſchaffen will. Sie iſt die Tochter von Claudio Neri, dem Ew. Heiligkeit verſprochen hat, daß Sie ſeine Kinder beſchützen will; und da erinnere ich Sie, daß es hübſch iſt, wenn ein Papſt ſein Wort hält. Deßwegen übergeben Sie mir gedachtes Geſchäft und ſo daß ich mich im Nothfall Ihres Namens bedienen könne; um ſo mehr, da ich den Willen des Mädchens weiß und gewiß bin, daß ſie durch göttliche Eingebung bewegt wird, und mit der größten Demuth, die ich ſchuldig bin, küſſe ich die heiligſten Füße.

Eigenhändige Resolution des Papsts, unter das Memorial geschrieben.

Der Papst sagt, daß dieser Aufsatz in seinem ersten Theil etwas vom Geiste der Eitelkeit enthält, indem er dadurch erfahren soll, daß die Cardinäle Dieselben so oft besuchen; wenn uns nicht etwa dadurch angedeutet werden soll, daß diese Herren geistlich gesinnt sind; welches man recht gut weiß. Daß Er nicht gekommen ist Dieselben zu sehen, darauf sagt Er: Daß es Ew. Ehrwürden nicht verdienen, da Sie das Cardinalat nicht haben annehmen wollen, das Ihnen so oft angetragen worden. Was den Befehl betrifft, so ist Er zufrieden, daß Dieselben mit Ihrer gewöhnlichen Befehlshaberey denen guten Müttern einen tüchtigen Filz geben, die es Denenselben nicht nach Ihrem Sinne machen. Nun befiehlt Er Denselben aber, daß Sie sich wahren und nicht Beichte sitzen, ohne seine Erlaubniß. Kommt aber unser Herr Dieselben zu besuchen, so bitten Sie für uns und für die dringendsten Nothdurften der Christenheit.

Ja-

Januar.

Correſpondenz.

Rom den 5 Januar 1788.

Verzeiht wenn ich heute nur wenig ſchreibe. Dieſes Jahr iſt mit Ernſt und Fleiß angefangen worden, und ich kann mich kaum umſehen.

Nach einem Stillſtand von einigen Wochen, in denen ich mich leidend verhielt, habe ich wieder die ſchönſten, ich darf wohl ſagen, Offenbarungen. Es iſt mir erlaubt, Blicke in das Weſen der Dinge und ihre Verhältniſſe zu werfen, die mir einen Abgrund von Reichthum eröffnen. Dieſe Wirkungen entſtehen in meinem Gemüthe, weil ich immer lerne, und zwar von andern lerne. Wenn man ſich ſelbſt lehrt, iſt die arbeitende und verarbeitende Kraft eins, und die Vorſchritte müſſen kleiner und langſamer werden.

Das Studium des menſchlichen Körpers hat mich nun ganz. Alles andre verſchwindet dagegen. Es iſt mir damit durch mein ganzes Leben, auch jetzt wieder ſonderbar gegangen. Darüber iſt nicht zu reden; was ich noch machen werde muß die Zeit lehren.

Die Opern unterhalten mich nicht, nur das innig und ewig Wahre kann mich nun erfreuen.

Es ſpitzt ſich bis gegen Oſtern eine Epoche zu, das fühl' ich; was werden wird weiß ich nicht.

Rom den 10 Januar.

Erwin und Elmire kommt mit dieſem Brief, möge dir das Stückchen auch Vergnügen machen. Doch kann eine Operette, wenn ſie gut iſt, niemals im Leſen genug thun; es muß die Muſik erſt dazu kommen, um den ganzen Begriff auszudrücken den der Dichter ſich vorſtellte. Claudine kommt bald nach. Beide Stücke ſind mehr gearbeitet, als man ihnen anſieht, weil ich erſt recht mit Kayſern die Geſtalt des Singſpiels ſtudirt habe.

Am menſchlichen Körper wird fleißig fortgezeichnet, wie Abends in der Perſpectivſtunde. Ich bereite mich zu meiner Auflöſung, damit ich mich ihr getroſten Muthes hingebe, wenn die Himmliſchen ſie auf Oſtern beſchloſſen haben. Es geſchehe was gut iſt.

Das Intereſſe an der menſchlichen Geſtalt hebt nun alles andre auf. Ich fühlte es wohl und wendete mich immer davon weg, wie man ſich von der blendenden Sonne wegwendet, auch iſt alles vergebens, was man außer Rom darüber ſtudiren will. Ohne einen Faden, den man nur hier ſpinnen lernt, kann man ſich aus die-

ſem Labyrinthe nicht herausfinden. Leider wird mein Faden nicht lang genug, indeſſen hilft er mir doch durch die erſten Gänge.

Wenn es mit Fertigung meiner Schriften unter gleichen Conſtellationen fortgeht, ſo muß ich mich im Laufe dieſes Jahres in eine Prinzeſſin verlieben, um den Taſſo, ich muß mich dem Teufel ergeben, um den Fauſt ſchreiben zu können, ob ich mir gleich zu beiden wenig Luſt fühle. Denn bisher iſt's ſo gegangen. Um mir ſelbſt meinen Egmont intereſſant zu machen, fing der Römiſche Kaiſer mit den Brabantern Händel an, und um meinen Opern einen Grad von Vollkommenheit zu geben, kam der Züricher Kayſer nach Rom. Das heißt doch ein vornehmer Römer, wie Herder ſagt, und ich finde es recht luſtig, eine Endurſache der Handlungen und Begebenheiten zu werden, welche gar nicht auf mich gerichtet ſind. Das darf man Glück nennen. Alſo die Prinzeſſin und den Teufel wollen wir in Geduld abwarten.

Rom den 10 Januar.

Hier kommt aus Rom abermals ein Pröbchen Deutſcher Art und Kunſt, Erwin und Elmire. Es ward eher fertig als Claudine, doch wünſch' ich nicht daß es zuerſt gedruckt werde.

Du wirſt bald ſehen daß alles auf's Bedürfniß der

lyriſchen Bühne gerechnet iſt, das ich erſt hier zu ſtudiren Gelegenheit hatte: alle Perſonen in einer gewiſſen Folge, in einem gewiſſen Maß zu beſchäftigen, daß jeder Sänger Ruhpuncte genug habe ꝛc. Es ſind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiäner allen Sinn des Gedichts aufopfert, ich wünſche, daß es mir gelungen ſeyn möge, jene muſikaliſch theatraliſchen Erforderniſſe durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unſinnig iſt. Ich hatte noch die Rückſicht, daß ſich beide Operetten doch auch müſſen leſen laſſen, daß ſie ihrem Nachbar Egmont keine Schande machten. Ein Italiäniſch Opernbüchelchen lieſ't kein Menſch, als am Abend der Vorſtellung, und es in Einen Band mit einem Trauerſpiel zu bringen, würde hier zu Lande für eben ſo unmöglich gehalten werden, als daß man Deutſch ſingen könne.

Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß du das trochäiſche Sylbenmaß, beſonders im zweyten Act, öfter finden wirſt; es iſt nicht Zufall oder Gewohnheit, ſondern aus Italiäniſchen Beiſpielen genommen. Dieſes Sylbenmaß iſt zur Muſik vorzüglich glücklich, und der Componiſt kann es durch mehrere Tacte und Bewegungsarten dergeſtalt variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt. Wie überhaupt die Italiäner auf glatte einfache Sylbenmaße und Rhythmen ausſchließlich halten.

Der junge Camper iſt ein Strudelkopf, der viel weiß, leicht begreift und über die Sachen hinfährt.

Glück zum vierten Theil der Ideen. Der dritte iſt uns ein heilig Buch, das ich verſchloſſen halte, erſt jetzt hat es Moritz zu leſen gekriegt, der ſich glücklich preiſ't, daß er in dieſer Epoche der Erziehung des Menſchengeſchlechts lebt. Er hat das Buch recht gut gefühlt und war über das Ende ganz außer ſich.

Wenn ich dich nur einmal für alle das Gute auf dem Capitol bewirthen könnte! Es iſt einer meiner angelegenſten Wünſche.

Meine titaniſchen Ideen waren nur Luftgeſtalten, die einer ernſteren Epoche verſpukten. Ich bin nun recht im Studio der Menſchengeſtalt, welche das non plus ultra alles menſchlichen Wiſſens und Thuns iſt. Meine fleißige Vorbereitung im Studio der ganzen Natur, beſonders die Oſteologie, hilft mir ſtarke Schritte machen. Jetzt ſeh' ich, jetzt genieß' ich erſt das Höchſte was uns vom Alterthum übrig blieb, die Statuen. Ja, ich ſehe wohl ein, daß man ein ganzes Leben ſtudiren kann und am Ende doch noch ausrufen möchte: Jetzt ſeh' ich, jetzt genieß' ich erſt.

Ich raffe alles Mögliche zuſammen, um Oſtern eine gewiſſe Epoche, wohin mein Auge nun reicht, zu ſchließen, damit ich Rom nicht mit entſchiedenem Widerwillen verlaſſe, und hoffe in Deutſchland einige Studien bequem und gründlich fortſetzen zu können, obgleich langſam genug. Hier trägt einen der Strom fort, ſobald man nur das Schifflein beſtiegen hat.

Bericht.

Januar.

Cupido, loſer eigenſinniger Knabe,
Du bat'ſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben,
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden.

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben,
Nun ſitz' ich an der Erde Nächte gemalet,
Dein Mutterl' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrath des Winters und ſenget mich Armen.

Du haſt mir mein Geräth verſtellt und verſchoben,
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmſt ſo unanſchicklich, ich fürchte das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumet die Hütte.

Wenn man vorſtehendes Liedchen nicht in buchſtäblichem Sinne nehmen, nicht jenen Dämon, den man gewöhnlich Amor nennet, dabei denken, ſondern eine Verſammlung thätiger Geiſter ſich vorſtellen will, die das Innerſte des Menſchen anſprechen, auffordern, hin und wieder ziehen, und durch getheiltes Intereſſe verwirren, ſo wird man auf eine ſymboliſche Weiſe an dem Zuſtande theilnehmen, in dem ich mich befand, und wel-

chen die Auszüge aus Briefen und die bisherigen Erzählungen genugsam darstellen. Man wird zugestehen, daß eine große Anstrengung gefordert ward, sich gegen so vieles aufrecht zu erhalten, in Thätigkeit nicht zu ermüden und im Aufnehmen nicht lässig zu werden.

Aufnahme
in die Geſellſchaft der Arkadier.

Schon zu Ende des vorigen Jahrs ward ich mit einem Antrage beſtürmt, den ich auch als Folge jenes unſeligen Concerts anſah, durch welches wir unſer Incognito leichtſinniger Weiſe enthüllt hatten. Es konnte jedoch andere Anläſſe haben, daß man von mehreren Seiten her mich zu beſtimmen ſuchte, mich in die Arcadia als einen namhaften Schäfer aufnehmen zu laſſen. Lange widerſtand ich, mußte jedoch zuletzt den Freunden, die hierein etwas Beſonderes zu ſetzen ſchienen, endlich nachgeben.

Im Allgemeinen iſt bekannt, was unter dieſer Arkadiſchen Geſellſchaft verſtanden wird; doch iſt es wohl nicht unangenehm, etwas darüber zu vernehmen.

Während des Laufes des ſiebzehnten Jahrhunderts mag die Italiäniſche Poeſie ſich auf mancherlei Weiſe verſchlimmert haben; denn gegen Ende dieſes Zeitraums werfen ihr gebildete wohlgeſinnte Männer vor: ſie habe den Gehalt, was man damals innere Schönheit nannte, völlig verſäumt; auch ſey ſie in Abſicht auf die Form, die äußere Schönheit, durchaus zu tadeln, denn ſie habe

mit barbariſchen Ausdrücken, unleidlich harten Verſen, fehlerhaften Figuren und Tropen, beſonders mit fortlaufenden und ungemeſſenen Hyperbeln, Metonymien und Metaphern, auch ganz und gar das Anmuthige und Süße verſcherzt, welches man am Aeußern zu ſchätzen ſich erfreue.

Jene, auf ſolchen Irrwegen Befangenen jedoch ſchalten, wie es zu gehen pflegt, das Aechte und Fürtreffliche, damit ihre Mißbräuche fernerhin unangetaſtet gelten möchten. Welches denn doch zuletzt von gebildeten und verſtändigen Menſchen nicht mehr erduldet werden konnte, dergeſtalt daß im Jahr 1690 eine Anzahl umſichtiger und kräftiger Männer zuſammentrat und einen andern Weg einzuſchlagen ſich beredete.

Damit aber ihre Zuſammenkünfte nicht Aufſehn machen und Gegenwirkung veranlaſſen möchten, ſo wendeten ſie ſich in's Freie, in ländliche Gartenumgebungen, deren ja Rom ſelbſt in ſeinen Mauern genugſame bezirkt und einſchließt. Hiedurch ward ihnen zugleich der Gewinn ſich der Natur zu nähern, und in friſcher Luft den uranfänglichen Geiſt der Dichtkunſt zu ahnen. Dort, an gefälligen Plätzen, lagerten ſie ſich auf den Raſen, ſetzten ſich auf architektoniſche Trümmer und Steinblöcke, wo ſogar anweſende Cardinäle nur durch ein weicheres Kiſſen geehrt werden konnten. Hier beſprachen ſie ſich untereinander von ihren Ueberzeugungen, Grundſätzen, Vorhaben; hier laſen ſie Gedichte, in welchen man den

Sinn des höheren Alterthums, der edlen Toscaniſchen Schule wieder in's Leben zu führen trachtete. Da rief denn einer in Entzücken aus: Hier iſt unſer Arkadien! Dieß veranlaßte den Namen der Geſellſchaft, ſo wie das Idylliſche ihrer Einrichtung. Keine Protection eines großen und einflußreichen Mannes ſollte ſie ſchützen; ſie wollten kein Oberhaupt, keinen Präſidenten zugeben. Ein Cuſtos ſollte die arkadiſchen Räume öffnen und ſchließen, und in den nothwendigſten Fällen ihm ein Rath von zu wählenden Aelteſten zur Seite ſtehn.

Hier iſt der Name Creſcimbeni ehrwürdig, welcher gar wohl als Mitſtifter angeſehen werden kann, und als erſter Cuſtos ſein Amt mehrere Jahre treulich verrichtete, indem er über einen beſſern reinern Geſchmack Wache hält, und das Barbariſche immer mehr zu verdrängen weiß.

Seine Dialogen über die Poesia volgare, welches nicht etwa Volkspoeſie zu überſetzen iſt, ſondern Poeſie, wie ſie einer Nation wohl anſteht, wenn ſie durch entſchiedene wahre Talente ausgeübt, nicht aber durch Grillen und Eigenheiten einzelner Wirrköpfe entſtellt wird, ſeine Dialogen, worin er die beſſere Lehre vorträgt, ſind offenbar eine Frucht arkadiſcher Unterhaltungen, und höchſt wichtig in Vergleich mit unſerm neuen äſthetiſchen Beſtreben. Auch die von ihm herausgegebenen Gedichte der Arkadia verdienen in dieſem Sinne alle Aufmerkſamkeit; wir erlauben uns dabei nur folgende Bemerkung.

Zwar hatten die werthen Schäfer, im Freien auf grünem Raſen ſich lagernd, der Natur hiedurch näher zu kommen gedacht, in welchem Falle wohl Liebe und Leidenſchaft ein menſchlich Herz zu überſchleichen pflegt; nun aber beſtand die Geſellſchaft aus geiſtlichen Herren und ſonſtigen würdigen Perſonen, die ſich mit dem Amor jener Römiſchen Triumvirn nicht einlaſſen durften, den ſie deßhalb ausdrücklich beſeitigten. Hier alſo blieb nichts übrig, da dem Dichter die Liebe ganz unentbehrlich iſt, als ſich zu jener überirdiſchen und gewiſſermaßen Platoniſchen Sehnſucht hinzuwenden, nicht weniger in's Allegoriſche ſich einzulaſſen, wodurch denn ihre Gedichte einen ganz ehrſamen, eigenthümlichen Charakter erhalten, da ſie ohnehin ihren großen Vorgängern Dante und Petrarch hierin auf dem Fuße folgen konnten.

Dieſe Geſellſchaft beſtand, wie ich nach Rom gelangte, ſo eben hundert Jahr, und hatte ſich, ihrer äußern Form nach, durch mancherlei Orts- und Geſinnungswechſel immer mit Anſtand, wenn auch nicht in großem Anſehn erhalten; und man ließ nicht leicht einigermaßen bedeutende Fremde in Rom verweilen, ohne dieſelben zur Aufnahme anzulocken, um ſo mehr, als der Hüter dieſer poetiſchen Ländereyen bloß dadurch ſich bei einem mäßigen Einkommen erhalten konnte.

Die Function ſelbſt aber ging folgendermaßen vor ſich: In den Vorzimmern eines anſtändigen Gebäudes ward ich einem bedeutenden geiſtlichen Herrn vorgeſtellt,

und er mir bekannt gemacht als derjenige der mich einführen, meinen Bürgen gleichſam oder Pathen vorſtellen ſollte. Wir traten in einen großen, bereits ziemlich belebten Saal und ſetzten uns in die erſte Reihe von Stühlen, gerade in die Mitte einem aufgerichteten Katheder gegenüber. Es traten immer mehr Zuhörer heran; an meine leergebliebene Rechte fand ſich ein ſtattlicher ältlicher Mann, den ich nach ſeiner Bekleidung und der Ehrfurcht die man ihm erwies, für einen Cardinal zu halten hatte.

Der Cuſtode, vom Katheder herab, hielt eine allgemein einleitende Rede, rief mehrere Perſonen auf, welche ſich theils in Verſen, theils in Proſa hören ließen. Nachdem dieſes eine gute Zeit gewährt, begann jener eine Rede, deren Inhalt und Ausführung ich übergehe, indem ſie im Ganzen mit dem Diplom zuſammentraf, welches ich erhielt und hier nachzubringen gedenke. Hierauf wurde ich denn förmlich für einen der Ihrigen erklärt, und unter großem Händeklatſchen aufgenommen und anerkannt.

Mein ſogenannter Pathe und ich waren indeſſen aufgeſtanden, und hatten uns mit vielen Verbeugungen bedankt. Er aber hielt eine wohlgedachte, nicht allzulange, ſehr ſchickliche Rede, worauf abermals ein allgemeiner Beifall ſich hören ließ, nach deſſen Verſchallen ich Gelegenheit hatte, den Einzelnen zu danken und mich ihnen zu empfehlen. Das Diplom,

welches ich den andern Tag erhielt, folgt hier im Original und iſt, da es in jeder andern Sprache ſeine Eigenthümlichkeit verlöre, nicht überſetzt worden. Indeſſen ſuchte ich den Cuſtode mit ſeinem neuen Hutgenoſſen auf das beſte zufrieden zu ſtellen.

C. U. C.

Nivildo Amarinzio
Custode generale d' Arcadia.

Trovandosi per avventura a beare le sponde del Jebbro uno di quei Genj di prim' Ordine, ch' oggi fioriscono nella Germania qual' è l' Inclito ed Erudito Signor DE GOETHE Consigliere attuale di Stato di Sua Altezza Serenissima il Duca di Sassonia Weimar, ed avendo celato fra noi con filosofica moderazione la chiarezza della sua Nascita, de' suoi Ministerj, e della virtù sua, non ha putato ascondere la luce, che hanno sparso le sue dottissime produzioni tanto in Prosa ch' in Poesia per cui si è reso celebre a tutto il Mondo Letterario. Quindi essendosi compiaciuto il suddetto rinomato Signor DE GOETHE d' intervenire in una delle pubbliche nostre Accademie, appena Egli comparve, come un nuovo astro di Cielo straniero tra le nostre selve, ed in una delle nostre Geniali Adunanze, che gli Arcadi in gran numero convocati co' segni del più sincero giubilo ed applauso vollero distinguerlo come Autore di tante celebrate opere, con annoverarlo a viva voce tra i più illustri membri della loro Pastoral so-

cietà sotto il Nome di Megalio, et vollero altresì assegnare al Medesimo il possesso delle Campagne Melpomenie sacre alla Tragica Musa dichiarandolo con ciò Pastore Arcade di Numero. Nel tempo stesso il Ceto Universale commise al Custode Generale di registrare l'Atto pubblico e solenne di sì applaudita annoverazione tra i fasti d' Arcadia, e di presentare al Chiarissimo Novello Compastore Megalio Melpomenio il presente Diploma in segno dell' altissima stima, che fa la nostra Pastorale Letteraria Repubblica de' chiari e nobili ingegni a perpetua memoria. Dato dalla Capanna del Serbatojo dentro il Bosco Parrasio alla Neomenia di Posideone Olimpiade DCXLI. Anno II dalla Ristorazione d'Arcadia Olimpiade XXIV. Anno IV. Giorno lieto per General Chiamata.

Nivildo Amarinzio Custode Generale.

Das Siegel hat in einem Kranze, halb Lorbeer, halb Pinien, in der Mitte eine Pansflöte, darunter Gli Arcadi.

Corimbo
Melicronio
Florimonte
Egireo

Sotto-Custodi.

Das Römische Carneval.

Indem wir eine Beschreibung des Römischen Carnevals unternehmen, müssen wir den Einwurf befürchten: daß eine solche Feyerlichkeit eigentlich nicht beschrieben werden könne. Eine so große lebendige Masse sinnlicher Gegenstände sollte sich unmittelbar vor dem Auge bewegen, und von einem jeden nach seiner Art angeschaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird diese Einwendung, wenn wir selbst gestehen müssen: daß das Römische Carneval einem fremden Zuschauer, der es zum erstenmal sieht und nur sehen will und kann, weder einen ganzen noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergötze, noch das Gemüth befriedige.

Die lange und schmale Straße, in welcher sich unzählige Menschen hin und wieder wälzen, ist nicht zu übersehen; kaum unterscheidet man etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge fassen kann. Die Bewegung ist einförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein diese Bedenklichkeiten sind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären; und vorzüglich wird die Frage seyn: ob uns die Beschreibung selbst rechtfertigt?

Das

Das Römiſche Carneval iſt ein Feſt, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, ſondern das ſich das Volk ſelbſt gibt.

Der Staat macht wenig Anſtalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Fremden bewegt ſich von ſelbſt, und die Polizey regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier iſt nicht ein Feſt, das wie die vielen geiſtlichen Feſte Roms die Augen der Zuſchauer blendete; hier iſt kein Feuerwerk, das von dem Caſtell Sant-Angelo einen einzigen überraſchenden Anblick gewährte; hier iſt keine Erleuchtung der Peterskirche und Kuppel, welche ſo viel Fremde aus allen Landen herbeilockt und befriedigt; hier iſt keine glänzende Proceſſion, bei deren Annäherung das Volk beten und ſtaunen ſoll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß jeder ſo thöricht und toll ſeyn dürfe als er wolle, und daß außer Schlägen und Meſſerſtichen faſt alles erlaubt ſey.

Der Unterſchied zwiſchen Hohen und Niedern ſcheint einen Augenblick aufgehoben: alles nähert ſich einander, jeder nimmt was ihm begegnet leicht auf, und die wechſelſeitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In dieſen Tagen freuet ſich der Römer noch zu unſern Zeiten, daß die Geburt Chriſti das Feſt der Saturnalien und ſeiner Privilegien wohl um einige Wochen verſchieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den

Taumel dieser Tage vor die Einbildungskraft unserer Leser zu bringen. Auch schmeicheln wir uns, solchen Personen zu dienen, welche dem Römischen Carneval selbst einmal beigewohnt, und sich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen; nicht weniger solchen, welchen jene Reise noch bevorsteht, und denen diese wenigen Blätter Uebersicht und Genuß einer überdrängten und vorbeirauschenden Freude verschaffen können.

Der Corso.

Das Römische Carneval versammelt sich in dem Corso. Diese Straße beschränkt und bestimmt die öffentliche Feyerlichkeit dieser Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander Fest seyn; und wir haben daher vor allen Dingen den Corso zu beschreiben.

Er führt den Namen, wie mehrere lange Straßen Italiänischer Städte, von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Carnevalsabend schließt, und womit an andern Orten andere Feyerlichkeiten, als das Fest eines Schutzpatrons, ein Kirchweihfest, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo schnurgerade bis an den Venetianischen Palast. Sie ist ungefähr viertehalb tausend Schritte lang und von hohen, meistentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre

Breite iſt gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflaſtererhöhungen für die Fußgänger ungefähr ſechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meiſten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man ſieht alſo leicht, daß höchſtens drey Fuhrwerke ſich in dieſer Breite neben einander bewegen können.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo iſt im Carneval die unterſte Gränze dieſer Straße; der Venetianiſche Palaſt die obere.

Spazierfahrt im Corſo.

Schon alle Sonn- und Feſttage eines Jahres iſt der Römiſche Corſo belebt. Die vornehmen und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer ſehr zahlreichen Reihe ſpazieren; die Wagen kommen vom Venetianiſchen Palaſt herunter, halten ſich an der linken Seite, fahren, wenn es ſchön Wetter iſt, an dem Obelisk vorbei, zum Thore hinaus und auf dem Flaminiſchen Weg, manchmal bis Ponte molle.

Die früher oder ſpäter umkehrenden halten ſich an die andere Seite; ſo ziehen die beiden Wagenreihen in der beſten Ordnung an einander hin.

Die Geſandten haben das Recht, zwiſchen beiden Reihen auf und nieder zu fahren. Dem Prätendenten,

der sich unter dem Namen eines Herzogs von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugestanden.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, ist diese Ordnung unterbrochen; jeder wendet wo es ihm beliebt und sucht seinen nächsten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Diese Abendspazierfahrt, welche in allen großen Italiänischen Städten brillant ist, und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Corso; jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden.

Das Carneval ist, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortsetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen scen- und festtägigen Freuden; es ist nichts Neues, nichts Fremdes, nichts Einziges, sondern es schließt sich nur an die Römische Lebensweise ganz natürlich an.

Klima, geistliche Kleidungen.

Eben so wenig fremd wird es uns scheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freier Luft sehen, da wir so manche Lebensscene unter dem heitern frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt sind.

Bei einem jeden Feste bilden ausgehängte Teppiche, gestreute Blumen, übergespannte Tücher, die Straßen gleichsam zu großen Sälen und Galerien um.

Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderschaften zu Grabe gebracht; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und sonderbare Gestalten; es scheint das ganze Jahr Carneval zu seyn, und die Abbaten in schwarzer Kleidung scheinen unter den übrigen geistlichen Masken die edlern Tabarros vorzustellen.

Erste Zeit.

Schon von dem neuen Jahre an sind die Schauspielhäuser eröffnet, und das Carneval hat seinen Anfang genommen. Man sieht hie und da in den Logen eine Schöne, welche als Officier ihre Epauletten mit größter Selbstzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Corso wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung ist auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Publicum diese paradiesischen Stunden.

Der Corso, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun sorgfältiger gekehrt und gereiniget. Man ist beschäftigt, das schöne, aus kleinen, viereckig zugehauenen, ziemlich gleichen Basaltstücken zusammengesetzte Pflaster, wo es nur einigermaßen abzuweichen scheint, auszuheben und die Basaltkeile wieder neu in Stand zu setzen.

Außer diesem zeigen sich auch lebendige Vorboten. Jeder Carnevalsabend schließt sich, wie wir schon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu diesem Endzweck unterhält, sind meistentheils klein, und werden, wegen fremder Herkunft der besten unter ihnen, Barberi genennt.

Ein solches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anschließt, und auf den Nähten mit bunten Bändern besetzt ist, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen soll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Corso gerichtet, eine Zeit lang still zu stehen, führt es alsdann sachte die Straße hin, und gibt ihm oben am Venetianischen Palast ein wenig Hafer, damit es ein Interesse empfinde, seine Bahn desto geschwinder zu durchlaufen.

Da diese Uebung mit den meisten Pferden, deren oft funfzehn bis zwanzig an der Zahl sind, wiederholt und eine solche Promenade immer von einer Anzahl lustig schreiender Knaben begleitet wird, so gibt es schon einen Vorschmack von einem größern Lärm und Jubel, der bald folgen soll.

Ehemals nährten die ersten Römischen Häuser dergleichen Pferde in ihren Marställen; man schätzte sich es zur Ehre, wenn ein solches den Preis davon tragen konnte. Es wurden Wetten angestellt, und der Sieg durch ein Gastmahl verherrlicht.

In den letzten Zeiten hingegen hat dieſe Liebhabereyen ſehr abgenommen, und der Wunſch, durch ſeine Pferde Ruhm zu erlangen, iſt in die mittlere, ja in die unterſte Claſſe des Volks herabgeſtiegen.

Aus jenen Zeiten mag ſich noch die Gewohnheit herſchreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in dieſen Tagen die Preiſe in ganz Rom herumzeigt, in die Häuſer der Vornehmen hineinreitet, und nach einem geblaſenen Trompeterſtückchen ein Trinkgeld empfängt.

Der Preis beſtehet aus einem etwa drittehalb Ellen langen, und nicht gar eine Elle breiten Stück Gold- oder Silberſteff, das an einer bunten Stange wie eine Flagge befeſtigt ſchwebt und an deſſen unterm Ende das Bild einiger rennender Pferde quer eingewirkt iſt.

Es wird dieſer Preis Palio genannt, und ſo viel Tage das Carneval dauert, ſo viele ſolcher Quaſiſtandarten werden von dem erſt erwähnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwiſchen fängt auch der Corſo an, ſeine Geſtalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Gränze der Straße. Vor demſelben wird ein Gerüſte mit vielen Sitzreihen über einander aufgeſchlagen, welches gerade in den Corſo hineinſieht. Vor dem Gerüſte werden die Schranken errichtet, zwiſchen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen bringen ſoll.

An beiden Seiten werden ferner große Gerüſte ge-

baut, welche sich an die ersten Häuser des Corso anschließen und auf diese Weise die Straße in den Platz herein verlängern. An beiden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Boden für die Personen, welche das Ablaufen der Pferde reguliren sollen.

Den Corso hinauf sieht man vor manchen Häusern ebenfalls Gerüste aufgerichtet. Die Plätze von Sanct Carlo und der Antoniniſchen Säule werden durch Schranken von der Straße abgesondert, und alles bezeichnet genug, daß die ganze Feyerlichkeit sich in dem langen und schmalen Corso einschränken solle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane bestreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommnen Carnevalsfreiheit.

So findet die Erwartung sich jeden Tag genährt und beschäftigt, bis endlich eine Glocke vom Capitol, bald nach Mittage, das Zeichen gibt, es sey erlaubt, unter freiem Himmel thöricht zu seyn.

In diesem Augenblick legt der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf einmal ab.

Die Pflasterer, die bis zum letzten Augenblicke geklöppert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balcone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behängt, auf

den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt, die geringern Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun aufhört eine Straße zu seyn; sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuren ausgeschmückten Galerie.

Denn wie alle Fenster mit Teppichen behängt sind, so stehen auch alle Gerüste mit alten gewirkten Tapeten beschlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert selten, daß man ohne Dach sey.

So scheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hause tritt, glaubt man nicht im Freien und unter Fremden, sondern in einem Saale unter Bekannten zu seyn.

W a c h e.

Indessen daß der Corso immer belebter wird, und unter den vielen Personen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern spazieren, sich hier und da ein Pulcinell zeigt, hat sich das Militär vor der Porta del Popolo versammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Corso herauf, und besetzt sogleich alle Eingänge in denselben, errichtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen, und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun

emsig den Vorbeigehenden an: Luoghi! Luoghi, Padroni! Luoghi!

Masken.

Nun fangen die Masken an sich zu vermehren. Junge Männer, geputzt, in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Classe, mit entblößtem Busen und frecher Selbstgenügsamkeit, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die ihnen begegnenden Männer, thun gemein und vertraut mit den Weibern als mit ihres Gleichen, treiben sonst, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns unter andern eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zanksüchtigen und auf keine Weise zu beruhigenden Frau vortrefflich spielte und so sich den ganzen Corso hinab zankte, jedem etwas anhängte, indeß seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen ihn zu besänftigen.

Hier kommt ein Pulcinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom kecklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust als Unwillen. Hier kommt ein anderer seines Gleichen, der bescheidner und zufriedner, seine schöne Hälfte mit sich bringt.

Da die Frauen eben so viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer sich in Frauenskleidern sehen zu lassen, so haben sie die beliebte Tracht des Pulcinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu seyn.

Mit schnellen Schritten, declamirend, wie vor Gericht, drängt sich ein Advocat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem jeden mit einem Proceß, macht bald jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald diesem eine genaue Specification seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bei sich führt, producirt Documente, und das alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er sucht jederman zu beschämen und confus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man er gehe weg, so kehrt er um; auf den einen geht er gerade los, und spricht ihn nicht an, er packt einen andern der schon vorbei ist; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad.

Aber lange können sie die Aufmerksamkeit des Publicums nicht auf sich ziehen; der tollste Eindruck wird

gleich von Menge und Mannichfaltigkeit wieder verschlungen.

Besonders machen die Quacqueri zwar nicht so viel Lärm, doch eben so viel Aufsehen als die Advocaten. Die Maske der Quacqueri scheint so allgemein geworden zu seyn durch die Leichtigkeit auf dem Trödel altfränkische Kleidungsstücke finden zu können.

Die Haupterfordernisse dieser Maske sind: daß die Kleidung zwar altfränkisch, aber wohlerhalten und von edlem Stoff sey. Man sieht sie selten anders, als mit Sammt oder Seide bekleidet, sie tragen brocatene oder gestickte Westen, und der Natur nach muß der Quacquero dickleibig seyn; seine Gesichtsmaske ist ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; seine Perücke hat wunderliche Zöpfchen; sein Hut ist klein und meistens verdirt.

Man siehet, daß sich diese Figur sehr dem Buffo caricato der komischen Oper nähert, und wie dieser meistentheils einen läppischen, verliebten, betrogenen Thoren vorstellt, so zeigen sich auch diese als abgeschmackte Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große schwarze Ringe ohne Glas statt der Lorgnetten, womit sie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen tiefen Bückling, und ihre Freude, besonders wenn sie sich einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals

gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen durchdringenden unarticulirten Laut von ſich geben, der mit den Conſonanten brr verbunden iſt.

Oft geben ſie ſich durch dieſen Ton das Zeichen, und die nächſten erwidern das Signal, ſo daß in kurzer Zeit dieſes Geſchrille den ganzen Corſo hin- und wiederläuft.

Muthwillige Knaben blaſen indeß in große gewundne Muſcheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man ſieht bald, daß bei der Enge des Raums, bei der Aehnlichkeit ſo vieler Maskenkleidungen (denn es mögen immer einige hundert Pulcinelle und gegen hundert Quacqueri im Corſo auf- und niederlaufen), wenige die Abſicht haben können, Aufſehn zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müſſen dieſe früh genug im Corſo erſcheinen. Vielmehr geht ein jeder nur aus, ſich zu vergnügen, ſeine Tollheit auszulaſſen und der Freiheit dieſer Tage auf das beſte zu genießen.

Beſonders ſuchen und wiſſen die Mädchen und Frauen ſich in dieſer Zeit nach ihrer Art luſtig zu machen. Jede ſucht nur aus dem Hauſe zu kommen, ſich auf welche Art es ſey zu vermummen, und weil die wenigſten in dem Fall ſind, viel Geld aufwenden zu können, ſo ſind ſie erfinderiſch genug, allerlei Arten auszudenken, wie ſie ſich mehr verſtecken als zieren.

Sehr leicht ſind die Masken von Bettlern und Bett-

lerinnen zu ſchaffen; ſchöne Haare werden vorzüglich erfordert, dann eine ganz weiße Geſichtsmaske, ein irdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthiger Gebärde unter die Fenſter und vor jeden hin, und empfangen ſtatt Almoſen Zuckerwerk, Nüſſe und was man ihnen ſonſt Artiges geben mag.

Andere machen ſich es noch bequemer, hüllen ſich in Pelze oder erſcheinen in einer artigen Hauskracht nur mit Geſichtsmasken. Sie geben meiſtentheils ohne Männer, und führen als Off- und Defenſivwaffe ein Beſenchen aus der Blüthe eines Rohrs gebunden, womit ſie theils die Ueberläſtigen abwehren, theils auch, muthwillig genug, Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegen kommen, im Geſicht herumfahren.

Wenn einer, auf den ſie es gemünzt haben, zwiſchen vier oder fünf ſolcher Mädchen hineinkommt, weiß er ſich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn zu fliehen, und wo er ſich hinwendet, fühlt er die Beſenchen unter der Naſe. Sich ernſtlich gegen dieſe oder andere Neckereyen zu wehren, würde ſehr gefährlich ſeyn, weil die Masken unverletzlich ſind, und jede Wache ihnen beizuſtehen beordert iſt.

Eben ſo müſſen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürſten, kommen, einem jeden, wenn es ihnen

beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienſte mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher ſind die Masken der Landmädchen, Frascatanerinnen, Fiſcher, Neapolitaner Schiffer, Neapolitaniſcher Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt. Einige machen ſich's ſehr bequem, indem ſie ſich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die ſie über dem Kopfe zuſammen binden.

Die weiße Geſtalt pflegt gewöhnlich andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen, und glaubt auf dieſe Weiſe ein Geſpenſt vorzuſtellen. Einige zeichnen ſich durch ſonderbare Zuſammenſetzungen aus, und der Tabarro wird immer für die edelſte Maske gehalten, weil ſie ſich gar nicht auszeichnet.

Witzige und ſatyriſche Masken ſind ſehr ſelten, weil dieſe ſchon Endzweck haben, und bemerkt ſeyn wollen. Doch ſah man einen Pulcinell als Hahnrei. Die Hörner waren beweglich, er konnte ſie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenſter vor neu Verheiratheten trat, und Ein Horn nur wenig ſehen ließ, oder vor einem andern beide Hörner recht lang ſtreckte und die an den obern Spitzen befeſtigten Schellen recht wacker klingelten, entſtand auf Augenblicke eine heitere Aufmerkſamkeit des Publicums und manchmal ein großes Gelächter.

Ein Zauberer miſcht ſich unter die Menge, läßt das

Volk ein Buch mit Zahlen sehn, und erinnert es an seine Leidenschaft zum Lottospiel.

Mit zwey Gesichtern steckt einer im Gedränge: man weiß nicht, welches sein Vordertheil, welches sein Hintertheil ist, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß sich auch gefallen lassen, in diesen Tagen verspottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte fallen den Römern auf, und so wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Mahler, besonders die, welche Landschaften und Gebäude studiren, in Rom überall öffentlich sitzen und zeichnen, so werden sie auch unter der Carnevalsmenge emsig vorgestellt, und zeigen sich mit großen Portefeuillen, langen Surtouts und kolossalischen Reisfedern sehr geschäftig.

Die Deutschen Bäckerknechte zeichnen sich in Rom gar oft betrunken aus, und sie werden auch mit einer Flasche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgestellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske.

Es sollte ein Obelisk vor der Kirche Trinità del monti aufgerichtet werden. Das Publicum war nicht sehr damit zufrieden, theils weil der Platz eng ist, theils weil man dem kleinen Obelisk, um ihn in eine gewisse Höhe zu bringen, ein sehr hohes Piedestal unterbauen mußte. Es nahm daher einer den Anlaß, ein großes wei-

weißes Piedeſtal als Mütze zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner röthlicher Obelisk befeſtigt war. An dem Piedeſtal ſtanden große Buchſtaben, deren Sinn vielleicht nur wenige erriethen.

K u t ſ c h e n.

Indeſſen die Masken ſich vermehren, fahren die Kutſchen nach und nach in den Corſo hinein, in derſelben Ordnung, wie wir ſie oben beſchrieben haben, als von der ſonn- und feſttägigen Spazierfahrt die Rede war, nur mit dem Unterſchied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom Venetianiſchen Palaſt an der linken Seite herumfahren, da wo die Straße des Corſo aufhört, wenden und ſogleich an der andern Seite wieder herauffahren.

Wir haben ſchon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meiſten Orten wenig über drey Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen ſind alle mit Gerüſten verſperrt, mit Stühlen beſetzt, und viele Zuſchauer haben ſchon ihre Plätze eingenommen. An Gerüſten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an der andern Seite hinauf. Die Fußgänger ſind in eine Breite von höchſtens acht Fuß zwiſchen den beiden Reihen eingeſchloſſen; jeder drängt ſich hin- und herwärts ſo gut er kann, und von allen Fenſtern und Balconen ſieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den ersten Tagen sieht man meist nur die gewöhnlichen Equipagen; denn jeder verspart auf die folgenden, was er Zierliches oder Prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Carnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben: zwey Damen sitzen erhöht gegen einander über, so daß man ihre ganze Gestalt sehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein, Kutscher und Bediente sind maskirt, die Pferde mit Flor und Blumen geputzt.

Oft steht ein schöner, weißer, mit rosenfarbnen Bändern gezierter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen, an dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit des Publicums wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet.

Man kann leicht denken, daß nur schöne Frauen sich so vor dem ganzen Volke zu erhöhen wagen, und daß nur die Schönste ohne Gesichtsmaske sich sehen läßt. Wo sich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langsam genug fahren muß, sind alle Augen darauf gerichtet, und sie hat die Freude von manchen Seiten zu hören: O quanto e bella!

Ehemals sollen diese Prachtwagen weit häufiger und kostbarer, auch durch mythologische und allegorische Vorstellungen interessanter gewesen seyn; neuerdings aber scheinen die Vornehmern, es sey nun aus welchem Grunde es wolle, verloren in dem Ganzen, das Ver-

gnügen, das sie noch bei dieser Feyerlichkeit finden, mehr genießen, als sich vor andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Carneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equipagen aus.

Selbst ernsthafte Personen, welche unmaskirt in den Wagen sitzen, erlauben ihren Kutschern und Bedienten sich zu maskiren. Die Kutscher wählen meistentheils die Frauentracht, und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft anständig, ja reizend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter häßlicher Kerl, in völlig neumodischem Putz, mit hoher Frisur und Federn, eine große Carricatur; und wie jene Schönheiten ihr Lob zu hören hatten, so muß er sich gefallen lassen, daß ihm einer unter die Nase tritt und ihm zuruft: O fratello mio, che brutta puttana sei!

Gewöhnlich erzeigt der Kutscher einer oder einem Paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, sie auf den Bock zu heben. Diese sitzen denn gewöhnlich in Mannstracht an seiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulcinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Absätzen den Vorübergehenden um die Köpfe.

Eben so machen es die Bedienten und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt nichts, als daß sie sich noch, wie auf die Englischen Landkutschen, oben auf den Kasten setzten.

Die Herrschaften selbst scheinen es gerne zu sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind; alles ist in diesen Tagen vergönnt und schicklich.

Gedränge.

Man werfe nun einen Blick über die lange und schmale Straße, wo von allen Balconen und aus allen Fenstern, über lang herabhängende bunte Teppiche, gedrängte Zuschauer auf die mit Zuschauern angefüllten Gerüste, auf die langen Reihen besetzter Stühle an beiden Seiten der Straßen herunterschauen. Zwey Reihen Kutschen bewegen sich langsam in dem mittlern Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutsche einnehmen könnte, ist ganz mit Menschen ausgefüllt, welche nicht hin und wieder gehen, sondern sich hin und wieder schieben. Da die Kutschen, so lang als es nur möglich ist, sich immer ein wenig von einander abhalten, um nicht bei jeder Stockung gleich auf einander zu fahren, so wagen sich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Luft zu schöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwischen die Räder des vorausfahrenden und die Deichsel und Pferde des nachfahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beschwerlichkeit der Fußgänger wird, desto mehr scheint ihre Laune und Kühnheit zu steigen.

Da die meisten Fußgänger, welche zwischen den beiden Kutschenreihen sich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu schonen, die Räder und Achsen sorgfältig

vermeiden; ſo laſſen ſie gewöhnlich mehr Platz zwiſchen ſich und den Wagen, als nöthig iſt; wer nun mit der langſamen Maſſe ſich fortzubewegen nicht länger ausſtehen mag, und Muth hat, zwiſchen den Rädern und Fußgängern, zwiſchen der Gefahr und dem, der ſich davor fürchtet, durchzuſchlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen, bis er ſich wieder durch ein anderes Hinderniß aufgehalten ſieht.

Schon gegenwärtig ſcheint unſere Erzählung außer den Gränzen des Glaubwürdigen zu ſchreiten, und wir würden kaum wagen fortzufahren, wenn nicht ſo viele, die dem Römiſchen Carneval beigewohnt, bezeugen könnten, daß wir uns genau an der Wahrheit gehalten, und wenn es nicht ein Feſt wäre, das ſich jährlich wiederholt, und das von manchem, mit dieſem Buche in der Hand, künftig betrachtet werden wird.

Denn was werden unſere Leſer ſagen, wenn wir ihnen erklären, alles bisher Erzählte ſey nur gleichſam der erſte Grad des Gedränges, des Getümmels, des Lärmens und der Ausgelaſſenheit?

Zug des Gouverneurs und Senators.

Indem die Kutſchen ſachte vorwärts rücken, und, wenn es eine Stockung gibt, ſtille halten, werden die Fußgänger auf mancherlei Weiſe geplagt.

Einzeln reitet die Garde des Papſtes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen

und Stockungen der Wagen in's Geleis zu bringen, und indem einer den Kutschpferden ausweicht, fühlt er, ehe er sich's versieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen mit einem Gefolge von mehreren Kutschen durch die Mitte zwischen den beiden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papstes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz, und dieser Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrig blieb. Sie drängen sich, so gut sie können, zwischen die übrigen Wagen hinein, und auf eine oder die andere Weise bei Seite. Und wie das Wasser, wenn ein Schiff durchfährt, sich nur einen Augenblick trennt, und hinter dem Steuerruder gleich wieder zusammenstürzt, so strömt auch die Masse der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in Eins zusammen. Nicht lange, so stört eine neue Bewegung die gedrängte Gesellschaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; sein großer Staatswagen und die Wagen seines Gefolges schwimmen wie auf den Köpfen der erdrückten Menge, und wenn jeder Einheimische und Fremde von der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Senators, des Prinzen Rezzonico, eingenommen und bezaubert wird, so ist vielleicht dieses der einzige Fall, wo eine Masse von Menschen sich glücklich preis't, wenn er sich entfernt.

Wenn diese beiden Züge der ersten Gerichts- und Polizeyherren von Rom, nur um das Carneval feyerlich zu eröffnen, den ersten Tag durch den Corso gedrungen waren, fuhr der Herzog von Albanien täglich, zu großer Unbequemlichkeit der Menge, gleichfalls diesen Weg, und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Mummerey die alte Beherrscherin der Könige an das Fastnachtsspiel seiner königlichen Prätensionen.

Die Gesandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen sich dessen sparsam und mit einer humanen Discretion.

Schöne Welt am Palast Ruspoli.

Aber nicht allein durch diese Züge wird die Circulation des Corso unterbrochen und gehindert; am Palast Ruspoli und in dessen Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, sind die Pflasterwege an beiden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die schöne Welt ihren Platz, und alle Stühle sind bald besetzt oder besprochen. Die schönsten Frauenzimmer der Mittelclasse, reizend maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen sich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchschauen; jeder ist neugierig unter den vielen männlichen Gestalten, die dort zu sitzen scheinen, die weiblichen heraus zu suchen und vielleicht in einem niedlichen Officier den Gegenstand seiner Sehnsucht zu ent-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16255/381

decken. Hier an diesem Flecke stockt die Bewegung zuerst, denn die Kutschen verweilen so lange sie können in dieser Gegend, und wenn man zuletzt halten soll, will man doch lieber in dieser angenehmen Gesellschaft bleiben.

Confetti.

Wenn unsere Beschreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beinahe ängstlichen Zustande gegeben hat, so wird sie einen noch sonderbarern Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie diese gedrängte Lustbarkeit durch eine Art von kleinem, meist scherzhaftem, oft aber nur allzuernstlichem Kriege in Bewegung gesetzt wird.

Wahrscheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeigehenden guten Freund, um sich ihm unter der Menge und Maske bemerklich zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn nichts natürlicher ist, als daß der Getroffene sich umkehre, und die lose Freundin entdecke; dieses ist nun ein allgemeiner Gebrauch, und man sieht oft nach einem Wurfe ein Paar freundliche Gesichter sich einander begegnen. Allein man ist theils zu haushälterisch, um wirkliches Zuckerwerk zu verschwenden, theils hat der Mißbrauch desselben einen größern und wohlfeilern Vorrath nöthig gemacht.

Es ist nun ein eignes Gewerbe, Gypszeltlein, durch den Trichter gemacht, die den Schein von Drageen ha-

ben, in großen Körben zum Verkauf mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand ist vor einem Angriff sicher; jederman ist im Vertheidigungsstande, und so entsteht aus Muthwillen oder Nothwendigkeit, bald hier bald da ein Zweykampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten oder Stühlen, greifen einander wechselsweise an, und vertheidigen sich wechselsweise.

Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen sehr wacker zu vertheidigen. Mit niedergelassenen Kutschenfenstern erwartet man den Angriff, man scherzt mit seinen Freunden, und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieser Streit ernstlicher und allgemeiner als in der Gegend des Palasts Ruspoli. Alle Masken, die sich dort niedergelassen haben, sind mit Körbchen, Säckchen, zusammengebundnen Schnupftüchern versehen. Sie greifen öfter an, als sie angegriffen werden; keine Kutsche fährt ungestraft vorbei, ohne daß ihr nicht wenigstens einige Masken etwas anhängen. Kein Fußgänger ist vor ihnen sicher; besonders wenn sich ein Abbate im schwarzen Rocke sehen läßt, werfen alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gyps und Kreide, wohin sie treffen, abfärben, so sieht ein solcher bald über und über weiß und grau punctirt aus. Oft aber werden

die Händel sehr ernsthaft und allgemein, und man sieht mit Erstaunen, wie Eifersucht und persönlicher Haß sich freien Lauf lassen.

Unbemerkt schleicht sich eine vermummte Figur heran, und trifft mit einer Hand voll Confetti eine der ersten Schönheiten so heftig, und so gerade, daß die Gesichtsmaske widerschallt, und ihr schöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beiden Seiten werden heftig aufgereizt, aus ihren Körbchen und Säckchen stürmen sie gewaltig auf den Angreifenden los; er ist aber so gut vermummt, zu stark geharnischt, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden sollte. Je sicherer er ist, desto heftiger setzt er seinen Angriff fort; die Vertheidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabarros zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch seine Grobheit und Ungestüm jederman beleidigt, so nehmen die Umhersitzenden Theil an diesem Streit, sparen ihre Gypskörner nicht, und haben meistentheils auf solche Fälle eine etwas größere Munition, ungefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reserve, wodurch der Angreifende zuletzt so zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm nichts als die Retraite übrig bleibt, besonders wenn er sich verschossen haben sollte.

Gewöhnlich hat einer, der auf ein solches Abenteuer ausgeht, einen Secundanten bei sich, der ihm Munition zusteckt, inzwischen daß die Männer, welche mit solchen

Gypsconfetti handeln, während des Streits, mit ihren Körben geschäftig sind, und einem jeden, so viel Pfund er verlangt, eilig zuwiegen.

Wir haben selbst einen solchen Streit in der Nähe gesehn, wo zuletzt die Streitenden, aus Mangel an Munition, sich die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen, und sich durch die Warnungen der Wachen, welche selbst heftig mit getroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß würde mancher solche Handel mit Messerstichen sich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Corden, die bekannten Strafwerkzeuge Italiänischer Polizey, jeden mitten in der Lustbarkeit erinnerten, daß es in diesem Augenblicke sehr gefährlich sey, sich gefährlicher Waffen zu bedienen.

Unzählig sind diese Händel und die meisten mehr lustig als ernsthaft.

So kommt z. E. ein offner Wagen voll Pulcinellen gegen Ruspoli heran. Er nimmt sich vor, indem er bei den Zuschauern vorbeifährt, alle nach einander zu treffen; allein unglücklicherweise ist das Gedränge zu groß, und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft wird auf einmal Eines Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulcinelle verschießen ihre Munition, und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgesetzt, so daß der Wagen am Ende ganz wie mit Schnee und

Schlossen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet, sich langsam entfernt.

Dialog am obern Ende des Corso.

Indessen in dem Mittelpuncte des Corso diese lebhaften und heftigen Spiele einen großen Theil der schönen Welt beschäftigen, findet ein andrer Theil des Publicums an dem obern Ende des Corso eine andere Art von Unterhaltung.

Unweit der Französischen Akademie tritt in Spanischer Tracht, mit Federhut, Degen und großen Handschuhen, unversehens mitten aus den von einem Gerüste zuschauenden Masken der sogenannte Capitano des Italiänischen Theaters auf, und fängt an seine großen Thaten zu Land und Wasser in emphatischem Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, so erhebt sich gegen ihm über ein Pulcinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor, und indem er ihm alles zuzugeben scheint, macht er die Großsprecherey jenes Helden durch Wortspiele und eingeschobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeigehende stehen, und hört dem lebhaften Wortwechsel zu.

Pulcinellen-König.

Ein neuer Aufzug vermehrt oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulcinelle thun sich zusammen, erwählen einen

König, krönen ihn, geben ihm ein Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik, und führen ihn unter lautem Geschrei auf einem verzierten Wägelchen den Corso herauf. Alle Pulcinelle springen herbei, wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge, und machen sich mit Geschrei und Schwenken der Hüte Platz.

Alsdann bemerkt man erst, wie jeder diese allgemeine Maske zu vermannichfaltigen sucht.

Der eine trägt eine Perrücke, der andere eine Weiberhaube zu seinem schwarzen Gesicht, der dritte hat statt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein paar Vögel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin und wieder hüpfen.

Nebenstraßen.

Das entsetzliche Gedränge, das wir unsern Lesern so viel als möglich zu vergegenwärtigen gesucht haben, zwingt natürlicherweise eine Menge Masken aus dem Corso hinaus in die benachbarten Straßen. Da gehen verliebte Paare ruhiger und vertrauter zusammen, da finden lustige Gesellen Platz, allerlei tolle Schauspiele vorzustellen.

Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wämsern mit goldbesetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunter hängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spazieren.

Eine von den Frauen scheint hoch schwanger zu seyn. sie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweyen sich die Männer, es entsteht ein lebhafter Wortwechsel, die Frauen mischen sich hinein, der Handel wird immer ärger, endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten sie mit gräßlichem Geschrei aus einander, man zieht den einen da, den andern dort hin, die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre, man sucht jede Partey zu besänftigen.

Indessen befindet sich die hochschwangere Frau durch den Schrecken übel; es wird ein Stuhl herbei gebracht, die übrigen Weiber stehen ihr bei, sie gebärdet sich jämmerlich, und ehe man sich's versieht, bringt sie zu großer Erlustigung der Umstehenden irgend eine unförmliche Gestalt zur Welt. Das Stück ist aus, und die Truppe zieht weiter, um dasselbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platz vorzustellen.

So spielt der Römer, dem die Mordgeschichten immer vor der Seele schweben, gern bei jedem Anlaß mit den Ideen von Ammazziren. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das sie Chiesa nennen, welches mit unserm Frischauf in allen Ecken übereinkommt, eigentlich aber einen Mörder vorstellt, der sich auf die Stufe einer Kirche geflüchtet hat; die übrigen stellen die Sbirren vor und suchen ihn auf allerlei Weise zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es denn in den Seitenstraßen, besonders der Strada Babuino und auf dem Spanischen Platze ganz lustig zu.

Auch kommen die Quacqueri zu Schaaren, um ihre Galanterien freier anzubringen.

Sie haben ein Manövre, welches jeden zu lachen macht. Sie kommen zu zwölf Mann hoch, ganz strack auf den Zehen, mit kleinen und schnellen Schritten anmarschirt, formiren eine sehr gerade Fronte; auf einmal, wenn sie auf einen Platz kommen, bilden sie, mit rechts oder links um, eine Colonne und trippeln nun hinter einander weg. Auf einmal wird, mit rechts um, die Fronte wieder hergestellt, und so geht's eine Straße hinein; dann ehe man sich's versieht, wieder links um: die Colonne ist wie an einen Spieß zu einer Hausthüre hineingeschoben und die Thoren sind verschwunden.

A b e n d.

Nun geht es nach dem Abend zu, und alles drängt sich immer mehr in den Corso hinein. Die Bewegung der Kutschen stockt schon lange, ja es kann geschehen, daß zwey Stunden vor Nacht schon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papstes und die Wachen zu Fuß sind nun beschäftigt, alle Wagen, so weit es möglich, von der Mitte ab, und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es gibt bei der Menge hier mancherlei Un-

ordnung und Verdruß. Da wird gehuft, geschoben, gehoben, und indem einer huft, müssen alle hinter ihm auch zurückweichen, bis einer zuletzt so in die Klemme kommt, daß er mit seinen Pferden in die Mitte hineinlenken muß. Alsdann geht das Schelten der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Vergebens daß der unglückliche Kutscher die augenscheinliche Unmöglichkeit darthut; es wird auf ihn hineingescholten und gedroht, und entweder es muß sich wieder fügen, oder wenn ein Nebengäßchen in der Nähe ist, muß er ohne Verschulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich sind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutschen besetzt, die zu spät kamen und, weil der Umgang der Wagen schon in's Stocken gerathen war, nicht mehr einrücken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert sich nun immer mehr, und auf diesen Augenblick ist das Interesse so vieler tausend Menschen gespannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüste vermehren nun ihr anbietendes Geschrei: Luoghi! Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi Padroni! Es ist darum zu thun, daß ihnen wenigstens in diesen letzten Augenblicken, auch gegen ein geringeres Geld, alle Plätze besetzt werden.

Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden ist;

iſt; denn der General reitet nunmehr mit einem Theil der Garde den Corſo zwiſchen den beiden Reihen Kutſchen herunter, und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder ſucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüſte, auf einer Kutſche, zwiſchen den Wagen, oder bei Bekannten an einem Fenſter zu finden, die denn nun alle von Zuſchauern über und über ſtrotzen.

Indeſſen iſt der Platz vor dem Obelisk ganz vom Volke gereinigt worden, und gewährt vielleicht einen der ſchönſten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt geſehen werden können.

Die drey mit Teppichen behängten Façaden der oben beſchriebenen Gerüſte ſchließen den Platz ein. Viele tauſend Köpfe ſchauen über einander hervor und geben das Bild eines alten Amphitheaters oder Circus. Ueber dem mittelſten Gerüſte ſteigt die ganze Länge des Obelisken in die Luft; denn das Gerüſte bedeckt nur ſein Pledeſtal, und man bemerkt nun erſt ſeine ungeheure Höhe, da er der Maßſtab einer ſo großen Menſchenmaſſe wird.

Der freie Platz läßt dem Auge eine ſchöne Ruhe, und man ſieht die leeren Schranken mit dem vorgeſpannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Corſo herab, zum Zeichen daß er gereiniget iſt, und hinter ihm erlaubt die

Wache niemanden, aus der Reihe der Kutschen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Abrennen.

Nun werden die Pferde nach gelooseter Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug noch sonst eine Bedeckung auf dem Leibe. Man heftet ihnen hier und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib, und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum Augenblicke mit Leder, auch klebt man ihnen große Blätter Rauschgold an.

Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zurück zu halten.

Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht sie unbändig, die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Sie bauen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung.

Die Stallknechte sind im höchsten Grade gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblicke des Abrennens die Geschicklichkeit des loslassenden, so wie zufällige Umstände, zum Vortheile des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Endlich fällt das Seil und die Pferde rennen los.

Auf dem freien Platze ſuchen ſie noch einander den Vorſprung abzugewinnen, aber wenn ſie einmal in den engen Raum zwiſchen die beiden Reihen Kutſchen hinein kommen, wird meiſt aller Wetteifer vergebens.

Ein Paar ſind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anſtrengen. Ungeachtet der geſtreuten Puzzolane gibt das Pflaſter Feuer, die Mähnen fliegen, das Rauſchgold rauſcht, und kaum, daß man ſie erblickt, ſind ſie vorbei. Die übrige Heerde hindert ſich unter einander, indem ſie ſich drängt und treibt; ſpät kommt manchmal noch eins nachgeſprengt, und die zerriſſenen Stücke Rauſchgold flattern einzeln auf der verlaſſenen Spur. Bald ſind die Pferde allem Nachſchauen verſchwunden, das Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am Venetianiſchen Palaſte auf die Ankunft der Pferde. Man weiß ſie in einem eingeſchloſſenen Bezirk auf gute Art zu fangen und feſt zu halten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt ſich dieſe Feyerlichkeit mit einem gewaltſamen, blitzſchnellen augenblicklichen Eindruck, auf den ſo viele tauſend Menſchen eine ganze Weile geſpannt waren, und wenige können ſich Rechenſchaft geben, warum ſie den Moment erwarteten, und warum ſie ſich daran ergötzten.

Nach der Folge unſerer Beſchreibung ſieht man leicht ein, daß dieſes Spiel den Thieren und Menſchen gefähr-

lich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen: Bei dem engen Raume zwischen den Wagen darf nur ein Hinterrad ein wenig herauswärts stehen, und zufälligerweise hinter diesem Wagen ein etwas breiterer Raum seyn. Ein Pferd, das mit den andern gedrängt herbeieilt, sucht den erweiterten Raum zu nutzen, springt vor, und trifft gerade auf das herausstehende Rad.

Wir haben selbst einen Fall gesehen, wo ein Pferd von einem solchen Choc niederstürzte, drey der folgenden über das erste hinausfielen, sich überschlugen und die letzten glücklich über die gefallenen weg sprangen, und ihre Reise fortsetzten.

Oft bleibt ein solches Pferd auf der Stelle todt, und mehrmals haben Zuschauer, unter solchen Umständen, ihr Leben eingebüßt. Eben so kann ein großes Unheil entstehen, wenn die Pferde umkehren.

Es ist vorgekommen, daß boshafte, neidische Menschen einem Pferde, das einen großen Vorsprung hatte, mit dem Mantel in die Augen schlugen, und es dadurch umzukehren, und an die Seite zu rennen, zwangen. Noch schlimmer ist es, wenn die Pferde auf dem Venetianischen Platze nicht glücklich aufgefangen werden; sie kehren alsdann unaufhaltsam zurück, und weil die Laufbahn vom Volke schon wieder ausgefüllt ist, richten sie manches Unheil an, das man entweder nicht erfährt oder nicht achtet.

Aufgehobne Ordnung.

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erſt ab. Sobald ſie oben bei dem Venetianiſchen Palaſt angelangt ſind, werden kleine Mörſer gelöſt; dieſes Zeichen wird in der Mitte des Corſo wiederholt, und in der Gegend des Obelisken das letztemal gegeben.

In dieſem Augenblicke verläßt die Wache ihren Poſten, die Ordnung der Kutſchenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiß iſt dieſes ſelbſt für den Zuſchauer, der ruhig an ſeinem Fenſter ſteht, ein ängſtlicher und verdrießlicher Zeitpunct, und es iſt werth, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben ſchon oben geſehen, daß die Epoche der einbrechenden Nacht, welche ſo vieles in Italien entſcheidet, auch die gewöhnlichen ſonn- und feſttägigen Spazierfahrten auflöſet. Dort ſind keine Wachen, und keine Garden, es iſt ein altes Herkommen, eine allgemeine Convention, daß man in gebührender Ordnung auf- und abfahre; aber ſobald Ave Maria geläutet wird, läßt ſich niemand ſein Recht nehmen, umzukehren, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Carneval in derſelben Straße und nach ähnlichen Geſetzen geſchieht, obgleich hier die Menge und andere Umſtände einen großen Unterſchied machen, ſo will ſich doch niemand ſein Recht nehmen laſſen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem

Corſo zurückblicken, und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überſchwemmt ſehen, ſo ſcheinet uns Vernunft und Billigkeit das Geſetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur ſuchen ſolle, in ihrer Ordnung, das nächſte ihr bequeme Gäßchen zu erreichen und ſo nach Hauſe zu eilen.

Allein es lenken, gleich nach abgeſchoſſenen Signalen, einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk, und weil in dem engen Mittelraume es einem einfällt, hinunter, dem andern hinauf zu fahren, ſo können beide nicht von der Stelle, und hindern oft die Vernünftigern, die in der Reihe geblieben ſind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen ſolchen Knoten trifft, ſo vermehrt ſich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

N a c h t.

Und doch entwickelt ſich dieſe Verwirrung, zwar ſpäter, aber meiſtens glücklich. Die Nacht iſt eingetreten und ein jedes wünſcht ſich zu einiger Ruhe Glück.

T h e a t e r.

Alle Geſichtsmasken ſind von dem Augenblick an abgelegt, und ein großer Theil des Publicums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen ſieht man allenfalls

noch Tabarro's und Damen in Maskenkleidern; das ganze Parterre zeigt sich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Aliberti und Argentina geben ernsthafte Opern mit eingeschobenen Balleten; Valle und Capranica Komödien und Tragödien mit komischen Opern als Intermezzo; Pace ahmt ihnen, wiewohl unvollkommen, nach, und so gibt es, bis zum Puppenspiel und zur Seiltänzerbude herunter, noch manche subordinirte Schauspiele.

Das große Theater Tordenone, das einmal abbrannte, und da man es wieder aufgebauet hatte, gleich zusammenstürzte, unterhält nun leider das Volk nicht mehr mit seinen Haupt- und Staatsactionen und andern wunderbaren Vorstellungen.

Die Leidenschaft der Römer für das Theater ist groß und war ehmals in der Carnevalszeit noch heftiger, weil sie in dieser einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig ist wenigstens ein Schauspielhaus auch im Sommer und Herbst offen, und das Publicum kann seine Lust den größten Theil des Jahres durch einigermaßen befriedigen.

Es würde uns hier zu sehr von unserm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umständliche Beschreibung der Theater, und was die Römischen allenfalls Besonderes haben möchten, hier einlassen wollten. Unsre Leser erinnern sich, daß an andern Orten von diesem Gegenstande gehandelt worden.

Festine.

Gleichfalls werden wir von den sogenannten Festinen wenig zu erzählen haben; es sind dieses große maskirte Bälle, welche in dem schön erleuchteten Theater Aliberti einigemal gegeben werden.

Auch hier werden Tabarro's sowohl vor den Herren als Damen für die anständigste Maske gehalten, und der ganze Saal ist mit schwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte Charaktermasken mischen sich drunter.

Desto größer ist die Neugierde, wenn sich einige edle Gestalten zeigen, die, wiewohl seltener, aus den verschiedenen Kunstepochen ihre Masken erwählen, und verschiedene Statuen, welche sich in Rom befinden, meisterlich nachahmen.

So zeigen sich hier Aegyptische Gottheiten, Priesterinnen, Bacchus und Ariadne, die tragische Muse, die Muse der Geschichte, eine Stadt, Vestalinnen, ein Consul, mehr oder weniger gut, und nach dem Costume ausgeführt.

Tanz.

Die Tänze bei diesen Festen werden gewöhnlich in langen Reihen, nach Art der Englischen, getanzt; nur unterscheiden sie sich dadurch, daß sie in ihren wenigen Touren meistentheils etwas Charakterisches pantomimisch ausdrücken; zum Beispiel, es entzweyen und ver-

ſöhnen ſich zwey Liebende, ſie ſcheiden und finden ſich wieder.

Die Römer ſind, durch die pantomimiſchen Ballete, an ſtark gezeichnete Geſticulation gewöhnt; ſie lieben auch in ihren geſellſchaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der uns übertrieben und affectirt ſcheinen würde. Niemand wagt leicht zu tanzen, als wer es kunſtmäßig gelernt hat; beſonders wird der Menuet ganz eigentlich als ein Kunſtwerk betrachtet, und nur von wenigen Paaren gleichſam aufgeführt. Ein ſolches Paar wird dann von der übrigen Geſellſchaft in einen Kreis eingeſchloſſen, bewundert und am Ende applaudirt.

Morgen.

Wenn die galante Welt ſich auf dieſe Weiſe bis an den Morgen erluſtiget, ſo iſt man bei anbrechendem Tage ſchon wieder in dem Corſo beſchäftigt, denſelben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Beſonders ſorgt man, daß die Puzzolane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, ſo bringen die Stallknechte das Rennpferd, das ſich geſtern am ſchlechteſten gehalten, vor den Obelisk. Man ſetzt einen kleinen Knaben darauf, und ein anderer Reiter, mit einer Peitſche, treibt es vor ſich her, ſo daß es alle ſeine Kräfte anſtrengt, um ſeine Bahn ſo geſchwind als möglich zurückzulegen.

Ungefähr zwey Uhr Nachmittag, nach dem gegebe-

nen Glockenzeichen, beginnt jeden Tag der ſchon beſchriebene Cirkel des Feſtes. Die Spaziergänger finden ſich ein, die Wache zieht auf, Balcone, Fenſter, Gerüſte werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren ſich und treiben ihre Thorheiten, die Kutſchen fahren auf und nieder, und die Straße iſt mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umſtände günſtig oder ungünſtig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Carnevals vermehren ſich, wie natürlich, die Zuſchauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausſchweifungen des letzten Tages und Abends.

Letzter Tag.

Meiſt halten die Kutſchenreihen ſchon zwey Stunden vor Nacht ſtille, kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengaſſen mehr herein rücken. Die Gerüſte und Stühle ſind früher beſetzt, obgleich die Plätze theurer gehalten werden; jeder ſucht auf's baldigſte unterzukommen, und man erwartet das Ablaufen der Pferde mit mehrerer Sehnſucht als jemals.

Endlich rauſcht auch dieſer Augenblick vorbei, die Zeichen werden gegeben, daß das Feſt geendigt ſey; allein weder Wagen, noch Masken, noch Zuſchauer weichen aus der Stelle.

Alles iſt ruhig, alles ſtill, indem die Dämmerung ſachte zunimmt.

Moccoli.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düſter, ſo ſiehet man hie und da Lichter erſcheinen, an den Fenſtern, auf den Gerüſten ſich bewegen und in kurzer Zeit die Circulation des Feuers dergeſtalt ſich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet iſt.

Die Balcone ſind mit durchſcheinenden Papierlaternen verziert, jeder hält ſeine Kerze zum Fenſter heraus, alle Gerüſte ſind erhellt, und es ſieht ſich gar artig in die Kutſchen hinein, an deren Decken oft kleine kryſtallne Armleuchter die Geſellſchaft erhellen; indeſſen in einem andern Wagen die Damen mit bunten Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichſam einzuladen ſcheinen.

Die Bedienten bekleben den Rand des Kutſchendeckels mit Kerzchen, offne Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen ſich, unter den Fußgängern erſcheinen manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, andere haben ihr Licht auf zuſammengebundene Rohre geſteckt, und erreichen mit einer ſolchen Ruthe oft die Höhe von zwey, drey Stockwerken.

Nun wird es für einen jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen und die Favoritverwünſchung der Römer sia ammazzato hört man von allen Ecken und Enden wiederholen.

Sia ammazzato chi non porta moccolo! Ermor-

det werde, der kein Lichtstümpchen trägt! ruft einer dem andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anzünden und ausblasen und ein unbändiges Geschrei: sia ammazzato, bringt nun bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Interesse unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen, oder das seinige wieder anzuzünden und bei dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Und je stärker das Gebrüll sia ammazzato von allen Enden widerhallt, desto mehr verliert das Wort von seinem fürchterlichen Sinn, desto mehr vergißt man, daß man in Rom sey, wo diese Verwünschung, um einer Kleinigkeit willen, in kurzem an einem und dem andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert sich nach und nach gänzlich. Und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, so wird sia ammazzato diesen Abend zum Losungswort, zum Freudengeschrei, zum Refrain aller Scherze, Neckereyen und Complimente.

So hören wir spotten: sia ammazzato il Signore Abbate che fa l'amore. Oder einen vorbeigehenden guten Freund anrufen: Sia ammazzato il Signore Filippo. Oder Schmeicheley und Compliment damit ver-

binden: Sia ammazzata la bella Principessa! Sia ammazzata la Signora Angelica la prima pittrice del secolo.

Alle dieſe Phraſen werden heftig und ſchnell mit einem langen haltenden Ton auf der vorletzten oder drittletzten Sylbe ausgerufen. Unter dieſem unaufhörlichen Geſchrei geht das Ausblaſen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne jemanden im Haus, auf der Treppe, es ſey eine Geſellſchaft im Zimmer beiſammen, aus einem Fenſter an's benachbarte, überall ſucht man über den andern zu gewinnen, und ihm das Licht auszulöſchen.

Alle Stände und Alter toben gegen einander, man ſteigt auf die Tritte der Kutſchen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen ſind ſicher, der Knabe löſcht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu ſchreien: sia ammazzato il Signore Padre! Vergebens, daß ihm der Alte dieſe Unanſtändigkeit verweiſt: der Knabe behauptet die Freiheit dieſes Abends, und verwünſcht nur ſeinen Vater deſto ärger. Wie nun an beiden Enden des Corſo ſich bald das Getümmel verliert, deſto unbändiger häuft ſich's nach der Mitte zu, und dort entſteht ein Gedränge, das alle Begriffe überſteigt, ja das ſelbſt die lebhafteſte Erinnerungskraft ſich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag ſich mehr von dem Platze, wo er ſteht oder ſitzt, zu rühren; die Wärme ſo vieler Men-

ſchen, ſo vieler Lichter, der Dampf ſo vieler immer wieder ausgeblaſenen Kerzen, das Geſchrei ſo vieler Menſchen, die nur um deſto heftiger brüllen, je weniger ſie ein Glied rühren können, machen zuletzt ſelbſt den geſundeſten Sinn ſchwindeln; es ſcheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geſchehen, daß die Kutſchpferde nicht wild, nicht manche gequetſcht, gedruckt oder ſonſt beſchädigt werden ſollten.

Und doch weil ſich endlich jeder weniger oder mehr hinweg ſehnt, jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einſchlägt, oder auf dem nächſten Platze freie Luft und Erholung ſucht, löſt ſich die Maſſe auch auf, ſchmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieſes Feſt allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieſes moderne Saturnal, endigt ſich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, ſich bei einem wohlbereiteten Schmauſe an dem bald verbotenen Fleiſche bis Mitternacht zu ergötzen, die feinere Welt nach den Schauſpielhäuſern, um dort von den ſehr abgekürzten Theaterſtücken Abſchied zu nehmen, und auch dieſen Freuden macht die herannahende Mitternachtsſtunde ein Ende.

Aſchermittwoch.

So iſt denn ein ausſchweifendes Feſt, wie ein Traum, wie ein Mährchen vorüber, und es bleibt dem Theilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück

als unſern Leſern, vor deren Einbildungskraft und Verſtand wir das Ganze in ſeinem Zuſammenhange gebracht haben.

Wenn uns während des Laufs dieſer Thorheiten der rohe Pulcinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unſer Daſeyn zu danken haben, wenn eine Baubo auf öffentlichem Platze die Geheimniſſe der Gebärerin entweiht, wenn ſo viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feverlichkeit erinnern, ſo werden wir mitten unter dem Unſinne auf die wichtigſten Scenen unſers Lebens aufmerkſam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die ſchmale, lange, gedrängtvolle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuſchauer und Theilnehmer mit freiem Geſicht oder unter der Maske, vom Balcon oder vom Gerüſte, nur einen geringen Raum vor und neben ſich überſieht, in der Kutſche oder zu Fuße, nur Schritt vor Schritt vorwärts kommt, mehr geſchoben wird als geht, mehr aufgehalten wird, als willig ſtille ſteht, nur eifriger dahin zu gelangen ſucht, wo es beſſer und freyer zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt, und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren, ernſthafter zu ſprechen, als es der Gegenſtand zu erlauben ſcheint, ſo bemerken wir: daß die lebhafteſten und höchſten Vergnügen, wie die vorbeifliegenden Pferde, nur einen Augenblick uns erſcheinen, uns rühren, und kaum eine Spur in der Seele

zurücklassen, daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen werden können, und daß die größte Lust nur dann am höchsten reizt, wenn sie sich ganz nahe an die Gefahr drängt, und lüstern ängstlich süße Empfindungen in ihrer Nähe genießet.

Und so hätten wir, ohne selbst daran zu denken, auch unser Carneval mit einer Aschermittwochsbetrachtung geschlossen, wodurch wir keinen unsrer Leser traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünschen wir, daß jeder mit uns, da das Leben im Ganzen, wie das Römische Carneval, unübersehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch diese unbekümmerte Maskengesellschaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft geringscheinenden Lebensgenusses erinnert werden möge.

Februar.

Correspondenz.

Rom den 1 Februar.

Wie froh will ich seyn, wenn die Narren künftigen Dienstag Abend zur Ruhe gebracht werden. Es ist eine entsetzliche Secatur andere toll zu sehen, wenn man nicht selbst angesteckt ist.

So viel als möglich war, habe ich meine Studien fortgesetzt, auch ist Claudine gerückt, und wenn nicht alle Genii ihre Hülfe versagen, so geht heute über acht Tage der dritte Act an Herdern ab, und so wäre ich den fünften Band los. Dann geht eine neue Noth an, worin mir niemand rathen noch helfen kann. Tasso muß umgearbeitet werden, was da steht ist zu nichts zu brauchen, ich kann weder so endigen noch alles wegwerfen. Solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben!

Der sechste Band enthält wahrscheinlich Tasso, Lila, Jery und Bäthely, alles um- und ausgearbeitet, daß man es nicht mehr kennen soll.

Zugleich habe ich meine kleinen Gedichte durchgesehen, und an den achten Band gedacht, den ich vielleicht

vor dem siebenten herausgebe. Es ist ein wunderlich Ding so ein Summa Summarum seines Lebens zu ziehen. Wie wenig Spur bleibt doch von einer Existenz zurück!

Hier sekkiren sie mich mit den Uebersetzungen meines Werthers, und zeigen mir sie und fragen, welches die beste sey, und ob auch alles wahr sey! Das ist nun ein Unheil, was mich bis nach Indien verfolgen würde.

Rom den 6 Februar.

Hier ist der dritte Act Claudinens; ich wünsche daß er dir nur die Hälfte so wohl gefallen möge, als ich vergnügt bin, ihn geendigt zu haben. Da ich nun die Bedürfnisse des lyrischen Theaters genauer kenne, habe ich gesucht durch manche Aufopferungen, dem Componisten und Acteur entgegen zu arbeiten. Das Zeug worauf gestickt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli gewoben seyn. Doch hab' ich bei dieser, wie bei Erwin, auch für's Lesen gesorgt. Genug ich habe gethan was ich konnte.

Ich bin recht still und rein, und wie ich euch schon versichert habe, jedem Ruf bereit und ergeben. Zur bildenden Kunst bin ich zu alt, ob ich also ein bißchen mehr oder weniger pfusche ist eins. Mein Durst ist gestillt, auf dem rechten Wege bin ich, der Betrachtung

und des Studiums, mein Genuß iſt friedlich und genügſam. Zu dem allem gebt mir euern Segen. Ich habe nichts Näheres nun, als meine drey letzten Theile zu endigen. Dann ſoll's an Wilhelm u. ſ. w.

Rom den 9 Februar.

Die Narren haben noch Montag und Dienſtag was rechts gelärmt. Beſonders Dienſtag Abends, wo die Raſerey mit den Moccoli in völligem Flor war. Mittwochs dankte man Gott und der Kirche für die Faſten. Auf kein Feſtin (ſo nennen ſie die Redouten) bin ich gekommen, ich bin fleißig, was nur mein Kopf halten will. Da der fünfte Band abſolvirt iſt, will ich nur einige Kunſtſtudien durcharbeiten, dann gleich an den ſechsten gehn. Ich habe dieſe Tage das Buch Leonard da Vinci über die Mahlerey geleſen, und begreife jetzt, warum ich nie etwas darin habe begreifen können.

O wie finde ich die Zuſchauer ſo glücklich! die dünken ſich ſo klug, ſie finden ſich was rechts. So auch die Liebhaber, die Kenner. Du glaubſt nicht was das ein behägliches Volk, indeß der gute Künſtler immer kleinlaut bleibt. Ich habe aber auch neuerdings einen Ekel jemanden urtheilen zu hören, der nicht ſelbſt arbeitet, daß ich es nicht ausdrücken kann. Wie der Tabacksdampf macht mich eine ſolche Rede auf der Stelle unbehäglich.

Angelica hat sich das Vergnügen gemacht, und zwey Gemählde gekauft. Eins von Tizian, das andere von Paris Bourdon. Beide um einen hohen Preis. Da sie so reich ist, daß sie ihre Renten nicht verzehrt, und jährlich mehr dazu verdient, so ist es lobenswürdig, daß sie etwas anschafft, das ihr Freude macht, und solche Sachen die ihren Kunsteifer erhöhen. Gleich sobald sie die Bilder im Hause hatte, fing sie an, in einer neuen Manier zu mahlen, um zu versuchen wie man gewisse Vortheile jener Meister sich eigen machen könne. Sie ist unermüdet, nicht allein zu arbeiten, sondern auch zu studiren. Mit ihr ist's eine große Freude Kunstsachen zu sehen.

Kayser geht auch als ein wackrer Künstler zu Werke. Seine Musik zu Egmont avancirt stark. Noch habe ich nicht alles gehört. Mir scheint jedes dem Endzweck sehr angemessen.

Er wird auch: Cupido kleiner loser ꝛc. componiren. Ich schicke dir's gleich, damit es oft zu meinem Andenken gesungen werde. Es ist auch mein Leibliedchen.

Der Kerl ist mir wüste vom vielen Schreiben, Treiben und Denken. Ich werde nicht klüger, fordere zu viel von mir, und lege mir zu viel auf.

Rom den 16 Februar.

Mit dem Preußischen Courier erhielt ich vor einiger Zeit einen Brief von unserm Herzog, der so freundlich, lieb, gut und erfreulich war, als ich nicht leicht einen erhalten. Da er ohne Rückhalt schreiben konnte, so beschrieb er mir die ganze politische Lage, die seinige und so weiter. Ueber mich selbst erklärte er sich auf das liebreichste.

Rom den 22 Februar

Wir haben diese Woche einen Fall gehabt, der das ganze Chor der Künstler in Betrübniß setzt. Ein Franzose Namens Drouais, ein junger Mensch von etwa 25 Jahren, einziger Sohn einer zärtlichen Mutter, reich und schön gebildet, der unter allen studirenden Künstlern für den hoffnungsvollsten gehalten ward, ist an den Blattern gestorben. Es ist eine allgemeine Trauer und Bestürzung. Ich habe, in seinem verlassenen Studio, die lebensgroße Figur eines Philokters gesehen, welcher mit einem Flügel eines erlegten Raubvogels den Schmerz seiner Wunde wehend kühlt. Ein schön gedachtes Bild, das in der Ausführung viel Verdienste hat, aber nicht fertig geworden.

Ich bin fleißig und vergnügt, und erwarte so die Zukunft. Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und daß ich die näch-

sten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excoliren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht thue.

Angelica macht mir das Compliment: daß sie wenige in Rom kenne, die besser in der Kunst sähen als ich. Ich weiß recht gut, wo und was ich noch nicht sehe, und fühle wohl, daß ich immer zunehme, und was zu thun wäre, um immer weiter zu sehn. Genug ich habe schon jetzt meinen Wunsch erreicht: in einer Sache, zu der ich mich leidenschaftlich getragen fühle, nicht mehr blind zu tappen.

Ein Gedicht: Amer als Landschaftsmahler schick' ich dir ehstens, und wünsche ihm gut Glück. Meine kleinen Gedichte hab' ich gesucht in eine gewisse Ordnung zu bringen, sie nehmen sich wunderlich aus. Die Gedichte auf Hans Sachs und auf Miedings Tod schließen den achten Band, und so meine Schriften für dießmal. Wenn sie mich indessen bei der Pyramide zur Ruhe bringen, so können diese beiden Gedichte statt Personalien und Parentation gelten.

Morgen frühe ist päpstliche Capelle und die famosen alten Musiken fangen an, die nachher in der Charwoche auf den höchsten Grad des Interesse steigen. Ich will nun jeden Sonntag frühe hin, um mit dem Styl be-

kannt zu werden. Kayser, der diese Sachen eigentlich studirt, wird mir den Sinn wohl darüber aufschließen. Wir erwarten mit jeder Post ein gedrucktes Exemplar der Gründonnerstags-Musik, von Zürich, wo sie Kayser zurück ließ. Sie wird alsdann erst am Clavier gespielt, und dann in der Capelle gehört.

Bericht.

Februar.

Wenn man einmal zum Künstler geboren ist und gar mancher Gegenstand der Kunstanschauung zusagt, so kam diese mir auch mitten unter dem Gewühl der Fastnachtstherheiten und Absurditäten zu Gunsten. Es war das zweyte Mal daß ich das Carneval sah, und es mußte mir bald auffallen daß dieses Volksfest, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, seinen entschiedenen Verlauf hatte.

Dadurch ward ich nun mit dem Getümmel versöhnt, ich sah es an als ein anderes bedeutendes Naturerzeugniß und Nationalereigniß; ich interessirte mich dafür in diesem Sinne, bemerkte genau den Gang der Thorheiten und wie das alles doch in einer gewissen Form und Schicklichkeit ablief. Hierauf notirte ich mir die einzelnen Vorkommnisse der Reihe nach, welche Vorarbeit ich später zu dem so eben eingeschalteten Aufsatz benutzte, bat auch zugleich unsern Hausgenossen, Georg Schütz, die einzelnen Masken flüchtig zu zeichnen und zu coloriren, welches er mit seiner gewohnten Gefälligkeit durchführte.

Diese Zeichnungen wurden nachher durch Melchior Krause von Frankfurt am Main, Director des freien Zeicheninstituts zu Weimar, in Quarto radirt und nach den Originalen illuminirt, zur ersten Ausgabe bei Unger, welche sich selten macht.

Zu vorgemeldeten Zwecken mußte man sich denn mehr, als sonst geschehen wäre, unter die verkappte Menge hinunter drängen, welch denn trotz aller künstlerischen Ansicht oft einen widerwärtigen unheimlichen Eindruck machte. Der Geist, an die würdigen Gegenstände gewöhnt, mit denen man das ganze Jahr in Rom sich beschäftigte, schien immer einmal gewahr zu werden, daß er nicht recht an seinem Platze sey.

Aber für den innern bessern Sinn sollte doch das Erquicklichste bereitet seyn. Auf dem Venetianischen Platz, wo manche Kutschen, eh' sie sich den bewegten Reihen wieder anschließen und die vorbei wallenden sich zu beschauen pflegen, sah ich den Wagen der Mad. Angelica und trat an den Schlag sie zu begrüßen. Sie hatte sich kaum freundlich zu mir herausgeneigt, als sie sich zurückbog um die neben ihr sitzende, wieder genesene Mailänderin mir sehen zu lassen. Ich fand sie nicht verändert: denn wie sollte sich eine gesunde Jugend nicht schnell wieder herstellen; ja ihre Augen schienen frischer und glänzender mich anzusehen, mit einer Freudigkeit

die mich bis in's Innerste durchdrang. So blieben wir eine Zeit lang ohne Sprache als Mad. Angelica das Wort nahm und indessen jene sich vorbog zu mir sagte: ich muß nur den Dolmetscher machen, denn ich sehe, meine junge Freundin kommt nicht dazu auszusprechen, was sie so lange gewünscht, sich vorgesetzt und mir öfters wiederholt hat, wie sehr sie Ihnen verpflichtet ist für den Antheil den Sie an ihrer Krankheit, ihrem Schicksal genommen. Das erste was ihr beim Wiedereintritt in das Leben tröstlich geworden, heilsam und wieder herstellend auf sie gewirkt, sey die Theilnahme ihrer Freunde und besonders die Ihrige gewesen, sie habe sich auf einmal wieder aus der tiefsten Einsamkeit unter so vielen guten Menschen wieder in dem schönsten Kreise gefunden.

Das ist alles wahr, sagte jene, indem sie über die Freundin her mir die Hand reichte, die ich wohl mit der meinigen aber nicht mit meinen Lippen berühren konnte.

Mit stiller Zufriedenheit entfernt' ich mich wieder in das Gedräng der Thoren, mit dem zartesten Gefühl von Dankbarkeit gegen Angelica, die sich des guten Mädchens, gleich nach dem Unfalle, tröstend anzunehmen gewußt und, was in Rom selten ist, ein bisher fremdes Frauenzimmer in ihren edlen Kreis aufgenommen hatte, welches mich um so mehr rührte, als ich mir schmeicheln durfte, mein Antheil an dem guten Kinde habe hierauf nicht wenig eingewirkt.

Der Senator von Rom, Graf Rezzenico, war schon früher, aus Deutschland zurückkehrend, mich zu besuchen gekommen. Er hatte eine innige Freundschaft mit Herrn und Frau von Diede errichtet und brachte mir angelegentliche Grüße von diesen werthen Gönnern und Freunden; aber ich lehnte, wie herkömmlich, ein näheres Verhältniß ab, sollte aber doch endlich unausweichlich in diesen Kreis gezogen werden.

Jene genannten Freunde, Herr und Frau von Diede machten ihrem werthen Lebensgenossen einen Gegenbesuch, und ich konnte mich um so weniger entbrechen mancherlei Art von Einladungen anzunehmen, als die Dame, wegen des Flügelspiels berühmt, in einem Concerte auf der capitolinischen Wohnung des Senators sich hören zu lassen willig war, und man unsern Genossen Kayser, dessen Geschicklichkeit ruchtbar geworden, zu einer Theilnahme an jenen Exhibitionen schmeichelhaft eingeladen hatte. Die unvergleichliche Aussicht bei Sonnenuntergang aus den Zimmern des Senators nach dem Coliseo zu mit allem dem was sich von den andern Seiten anschließt, verlieh freilich unserm Künstlerblick das herrlichste Schauspiel, dem man sich aber nicht hingeben durfte, um es gegen die Gesellschaft an Achtung und Artigkeit nicht fehlen zu lassen. Frau von Diede spielte sodann, sehr große Vorzüge entwickelnd, ein bedeutendes Concert, und man bot bald darauf unser Freunde den Platz an, dessen er sich denn auch ganz wür-

dig zu machen schien, wenn man dem Lobe trauen darf, das er einerntete. Abwechselnd ging es eine Weile fort, auch wurde von einer Dame eine Lieblingsarie vorgetragen, endlich aber, als die Reihe wieder an Kaysern kam, legte er ein anmuthiges Thema zum Grunde und variirte solches auf die mannichfaltigste Weise.

Alles war gut von Statten gegangen, als der Senator mir im Gespräch manches Freundliche sagte, doch aber nicht bergen konnte und mit jener weichen Venetianischen Art halb bedauernd versicherte: er sey eigentlich von solchen Variationen kein Freund, werde hingegen von den ausdrucksvollen Adagio's seiner Dame jederzeit ganz entzückt.

Nun will ich gerade nicht behaupten, daß mir jene sehnsüchtigen Töne, die man im Adagio und Largo hinzuziehen pflegt, jemals seyen zuwider gewesen, doch aber liebt' ich in der Musik immer mehr das Aufregende, da unsere eigenen Gefühle, unser Nachdenken über Verlust und Mißlingen uns nur allzuoft herabzuziehen und zu überwältigen drohen.

Unserm Senator dagegen konnt' ich keineswegs verargen, ja ich mußte ihm auf's freundlichste gönnen, daß er solchen Tönen gern sein Ohr lieh, die ihn vergewisserten, er bewirthe in dem herrlichsten Aufenthalte der Welt eine so sehr geliebte und hochverehrte Freundin.

Für uns andere, besonders Deutsche Zuhörer, blieb es ein unschätzbarer Genuß, in dem Augenblicke, wo wir

eine treffliche, längſt gekannte verehrte Dame, in den zarteſten Tönen ſich auf dem Flügel ergehend, vernahmen, zugleich hinab vom Fenſter in die einzigſte Gegend von der Welt zu ſchauen und in dem Abendglanz der Sonne, mit weniger Wendung des Hauptes, das große Bild zu überblicken, das ſich, linker Hand vom Bogen des Septimius Severus, das Campo Vaccino entlang bis zum Minerven- und Friedenstempel erſtreckte, um dahinter das Coliſeum hervorſchauen zu laſſen, in deſſen Gefolge man denn das Auge rechts wendend, an den Bogen des Titus vorbeigleitend in dem Labyrinthe der Palatiniſchen Trümmer und ihrer durch Gartencultur und wilde Vegetation geſchmückten Einöde ſich zu verwirren und zu verweilen hatte.

(Eine im Jahr 1824 von Fries und Thürmer gezeichnete und geſtochene nordweſtliche Ueberſicht von Rom, genommen von dem Thurme des Capitols, bitten wir hiernächſt zu überſchauen; ſie iſt einige Stockwerke höher und nach den neueren Ausgrabungen gefaßt, aber im Abendlichte und Beſchattung, wie wir ſie damals geſehen, wobei denn freilich die glühende Farbe mit ihren ſchattig blauen Gegenſätzen und allem dem Zauber der daraus entſpringt, hinzuzudenken wäre.)

Sodann hatten wir in dieſen Stunden als Glück zu ſchätzen, das herrlichſte Bild welches Mengs vielleicht je gemahlt hat, das Portrait Clemens XIII Rezzonico, der unſern Gönner, den Senator, als Neveten an dieſen

Posten gesetzt, mit Ruhe zu beschauen, von dessen Werth ich zum Schluß eine Stelle aus dem Tagebuch unseres Freundes aufführe:

„Unter den von Mengs gemahlten Bildnissen, da wo seine Kunst sich am tüchtigsten bewährte, ist das Bildniß des Papstes Rezzonico. Der Künstler hat in diesem Werk die Venetianer im Colorit und in der Behandlung nachgeahmt und sich eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen; der Ton des Colorits ist wahr und warm, und der Ausdruck des Gesichtes belebt und geistreich; der Vorhang von Goldstoff, auf dem sich der Kopf und das Uebrige der Figur schön abheben, gilt für ein gewagtes Kunststück in der Mahlerey, gelang aber vortrefflich, indem das Bild dadurch ein reiches harmonisches, unser Auge angenehm rührendes Ansehn erhält."

März.

Correspondenz.

Rom den 1 März.

Sonntags gingen wir in die Sixtinische Capelle, wo der Papst mit den Cardinälen der Messe beiwohnte. Da die letztern wegen der Fastenzeit nicht roth sondern violett gekleidet waren, gab es ein neues Schauspiel. Einige Tage vorher hatte ich Gemählde von Albert Dürer gesehen und freute mich nun so etwas im Leben anzutreffen. Das Ganze zusammen war einzig groß und doch simpel, und ich wundere mich nicht, wenn Fremde, die eben in der Charwoche, wo alles zusammentrifft, hereinkommen, sich kaum fassen können. Die Capelle selbst kenne ich recht gut, ich habe vorigen Sommer drinn zu Mittag gegessen und auf des Papstes Thron Mittagsruhe gehalten und kenne die Gemählde fast auswendig, und doch, wenn alles beisammen ist, was zur Fundation gehört, so ist es wieder was anders, und man findet sich kaum wieder.

Es ward ein altes Motett, von einem Spanier Morales componirt, gesungen, und wir hatten den Vorschmack von dem was nun kommen wird. Kayser ist auch

der Meinung, daß man diese Musik nur hier hören kann und sollte, theils weil nirgends Sänger ohne Orgel und Instrument auf einen solchen Gesang geübt seyn könnten, theils weil er zum antiken Inventario der päpstlichen Capelle und zu dem Ensemble der Michel Angelo's, des jüngsten Gerichts, der Propheten und biblischen Geschichte einzig passe. Kayser wird dereinst über alles dieses bestimmte Rechnung ablegen. Er ist ein großer Verehrer der alten Musik und studirt sehr fleißig alles was dazu gehört.

So haben wir eine merkwürdige Sammlung Psalmen im Hause; sie sind in Italiänische Verse gebracht und von einem Venetianischen Nobile, Benedetto Marcello, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Musik gesetzt. Er hat bei vielen die Intonation der Juden, theils der Spanischen theils der Deutschen als Motiv angenommen, zu andern hat er alte Griechische Melodien zu Grunde gelegt und sie mit großem Verstand, Kunstkenntniß und Mäßigkeit ausgeführt. Sie sind theils als Solo, Duett, Chor gesetzt und unglaublich original, ob man gleich sich erst einen Sinn dazu machen muß. Kayser schätzt sie sehr und wird einige daraus abschreiben. Vielleicht kann man einmal das ganze Werk haben, das in Venedig 1724 gedruckt ist und die ersten fünfzig Psalmen enthält. Herder soll doch aufstellen, er sieht vielleicht in einem Katalogus dieß interessante Werk.

Ich habe den Muth gehabt, meine drey letzten Bände

auf

auf einmal zu überdenken, und ich weiß nun genau was ich machen will; gebe nun der Himmel Stimmung und Glück es zu machen.

Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt.

Zuerst ward der Plan zu Fauſt gemacht, und ich hoffe dieſe Operation ſoll mir geglückt ſeyn. Natürlich iſt es ein ander Ding das Stück jetzt oder vor funfzehn Jahren ausſchreiben, ich denke es ſoll nichts dabei verlieren, beſonders da ich jetzt glaube den Faden wieder gefunden zu haben. Auch was den Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröſtet; ich habe ſchon eine neue Scene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchre, ſo dächt' ich ſollte ſie mir niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeſchiedenheit ganz auf das Niveau meiner eignen Exiſtenz zurückgebracht bin, ſo iſt es merkwürdig, wie ſehr ich mir gleiche und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat. Das alte Manuſcript macht mir manchmal zu denken, wenn ich es vor mir ſehe. Es iſt noch das erſte, ja in den Hauptſcenen gleich ſo ohne Concept hingeſchrieben, nun iſt es ſo gelb von der Zeit, ſo vergriffen (die Lagen waren nie geheftet), ſo mürbe und an den Rändern zerſtoßen, daß es wirklich wie das Fragment eines alten Codex ausſieht, ſo daß ich, wie ich damals in eine frühere Welt mich mit Sinnen und Ab-

nen versetzte, ich mich jetzt in eine selbst gelebte Vorzeit wieder versetzen muß.

Auch ist der Plan von Tasso in Ordnung und die vermischten Gedichte zum letzten Bande meist in's Reine geschrieben. Des Künstlers Erdewallen soll neu ausgeführt und dessen Apotheose hinzugethan werden. Zu diesen Jugendeinfällen habe ich nun erst die Studien gemacht, und alles Detail ist mir nun recht lebendig. Ich freue mich auch darauf und habe die beste Hoffnung zu den drey letzten Bänden, ich sehe sie im Ganzen schon vor mir stehen, und wünsche mir nur Muße und Gemüthsruhe, um nun Schritt vor Schritt das Gedachte auszuführen.

Zur Stellung der verschiedenen kleinen Gedichte habe ich mir deine Sammlungen der zerstreuten Blätter zum Muster dienen lassen und hoffe zur Verbindung so disparater Dinge gute Mittel gefunden zu haben, wie auch eine Art die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen.

Nach diesen Betrachtungen ist die neue Ausgabe von Mengens Schriften in's Haus gekommen, ein Buch das mir jetzt unendlich interessant ist, weil ich die sinnlichen Begriffe besitze, die nothwendig vorausgehen müssen, um nur eine Zeile des Werks recht zu verstehen. Es ist in allem Sinne ein treflich Buch, man liest keine Seite ohne entschiedenen Nutzen. Auch seinen Fragmen-

ten über die Schönheit, welche manchem ſo dunkel ſcheinen, habe ich glückliche Erleuchtungen zu danken.

Ferner habe ich allerlei Speculationen über Farben gemacht, welche mir ſehr anliegen, weil das der Theil iſt, von dem ich bisher am wenigſten begriff. Ich ſehe daß ich mit einiger Uebung und anhaltendem Nachdenken auch dieſen ſchönen Genuß der Weltoberfläche mir werde zueignen können.

Ich war einen Morgen in der Galerie Borgheſe, welche ich in einem Jahr nicht geſehen hatte, und fand zu meiner Freude, daß ich ſie mit viel verſtändigern Augen ſah. Es ſind unſägliche Kunſtſchätze in dem Beſitz des Fürſten.

Rom den 7 März.

Eine gute reiche und ſtille Woche iſt wieder vorbei. Sonntags verſäumten wir die päpſtliche Capelle, dagegen ſah ich mit Angelica ein ſehr ſchönes Gemählde, das billig für Correggio gehalten wird.

Ich ſah die Sammlung der Akademie St. Luca, wo Raphaels Schädel iſt. Dieſe Reliquie ſcheint mir ungezweifelt. Ein trefflicher Knochenbau, in welchem ein ſchöne Seele bequem ſpazieren konnte. Der Herzog verlangt einen Abguß davon, den ich wahrſcheinlich werde verſchaffen können. Das Bild das von ihm gemahlt iſt und in gleichem Saale hängt iſt ſeiner werth.

Auch habe ich das Capitol wieder gesehen und einige andere Sachen die mir zurückblieben, vorzüglich Cavaceppi's Haus, das ich immer versäumt hatte zu sehen. Unter vielen köstlichen Sachen haben mich vorzüglich ergötzt zwey Abgüsse der Köpfe von den Kolossalstatuen auf dem Monte Cavallo. Man kann sie bei Cavaceppi in der Nähe, in ihrer ganzen Größe und Schönheit sehn. Leider daß der beste durch Zeit und Witterung, fast einen Strohhalm dick der glatten Oberfläche des Gesichts verloren hat und in der Nähe wie von Pocken übel zugerichtet aussieht.

Heute waren die Exequien des Cardinal Visconti in der Kirche St. Carlo. Da die päpstliche Capelle zum Hochamt sang, gingen wir hin, die Ohren auf Morgen recht auszuwaschen. Es ward ein Requiem gesungen zu zwey Sopranen, das Seltsamste was man hören kann. NB. Auch dabei war weder Orgel noch andere Musik.

Welch ein leidig Instrument die Orgel sey, ist mir gestern Abend in dem Chor von St. Peter recht aufgefallen, man begleitete damit den Gesang bei der Vesper; es verbindet sich so gar nicht mit der Menschenstimme, und ist so gewaltig. Wie reizend dagegen in der Sixtinischen Capelle, wo die Stimmen allein sind.

Das Wetter ist seit einigen Tagen trübe und gelind. Der Mandelbaum hat größtentheils verblüht und grünt jetzt, nur wenige Blüthen sind auf den Gipfeln noch zu

ſehen. Nun folgt der Pfirſichbaum, der mit ſeiner ſchönen Farbe die Gärten ziert. Viburnum Tinus blüht auf allen Ruinen, die Artigbüſche in den Hecken ſind alle ausgeſchlagen, und andere die ich nicht kenne. Die Mauern und Dächer werden nun grüner, auf einigen zeigen ſich Blumen. In meinem neuen Cabinet, wohin ich zog, weil wir Tiſchbein von Neapel erwarten, habe ich eine mannichfaltige Ausſicht in unzählige Gärtchen und auf die hinteren Galerien vieler Häuſer. Es iſt gar zu luſtig.

Ich habe angefangen ein wenig zu modelliren. Was den Erkenntnißpunct betrifft, gehe ich ſehr rein und ſicher fort, in Anwendung der thätigen Kraft bin ich ein wenig confus. So geht es mir wie allen meinen Brüdern.

Rom den 14 März.

Die nächſte Woche iſt hier nichts zu denken noch zu thun, man muß dem Schwall der Feyerlichkeiten folgen. Nach Oſtern werde ich noch einiges ſehen was mir zurückblieb, meinen Faden abdſen, meine Rechnung machen, meinen Bündel packen und mit Kayſern davon ziehn. Wenn alles geht, wie ich wünſche und vorhabe, bin ich Ende Aprils in Florenz. Inzwiſchen hört ihr noch von mir.

Sonderbar war es, daß ich auf äußere Veranlaſſung verſchiedene Maßregeln nehmen mußte, welche mich in

neue Verhältniſſe ſetzten, wodurch mein Aufenthalt in Rom immer ſchöner, nützlicher und glücklicher ward. Ja ich kann ſagen daß ich die höchſte Zufriedenheit meines Lebens in dieſen letzten acht Wochen genoſſen habe, und nun wenigſtens einen äußerſten Punct kenne, nach welchem ich das Thermometer meiner Exiſtenz künftig abmeſſen kann.

Dieſe Woche hat ſich, ungeachtet des üblen Wetters, gut gehalten. Sonntags hörten wir in der Sixtiniſchen Capelle ein Motett von Paleſtrina. Dienſtag wollte uns das Glück daß man zu Ehren einer Fremden verſchiedene Theile der Charwochsmuſik in einem Saale ſang. Wir hörten ſie alſo mit größter Bequemlichkeit und konnten uns, da wir ſie oft am Clavier durchſangen, einen vorläufigen Begriff davon machen. Es iſt ein unglaublich großes ſimples Kunſtwerk, deſſen immer erneuerte Darſtellung ſich wohl nirgends als an dieſem Orte und unter dieſen Umſtänden erhalten konnte. Bei näherer Betrachtung fallen freilich mancherlei Handwerksburſchen-Traditionen, welche die Sache wunderbar und unerhört machen, weg, mit allem dem bleibt es etwas Außerordentliches und iſt ein ganz neuer Begriff. Kayſer wird dereinſt Rechenſchaft davon ablegen können. Er wird die Vergünſtigung erhalten, eine Probe in der Capelle anzuhören, wozu ſonſt niemand gelaſſen wird.

Ferner habe ich dieſe Woche einen Fuß modellirt, nach vorgängigem Studio der Knochen und Muskeln, und

werde von meinem Meister gelobt. Wer den ganzen Körper so durchgearbeitet hätte, wäre nun ein gutes Theil klüger; versteht sich in Rom, mit allen Hülfsmitteln und dem mannichfaltigen Rath der Verständigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine schöne auf die Natur gegossene Anatomie, ein halb Dutzend der schönsten antiken Füße, einige schlechte, jene zur Nachahmung, diese zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rathe ziehen, in jeder Ville, in die ich trete, finde ich Gelegenheit nach diesen Theilen zu sehen, Gemählde zeigen mir was Mahler gedacht und gemacht haben. Drey, vier Künstler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rath und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch genau besehen, Heinrich Meyers Rath und Nachhülfe mich am meisten fördert. Wenn mit diesem Winde, auf diesem Elemente ein Schiff nicht von der Stelle käme, so müßte es keine Segel oder einen wahnsinnigen Steuermann haben. Bei der allgemeinen Uebersicht der Kunst die ich mir gemacht habe, war es mir sehr nothwendig nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an einzelne Theile zu gehn. Es ist angenehm auch im Unendlichen vorwärts zu kommen.

Ich fahre fort überall herum zu gehen und vernachlässigte Gegenstände zu betrachten. So war ich gestern zum erstenmal in Raphaels Villa, wo er, an der Seite seiner Geliebten, den Genuß des Lebens aller Kunst und allem Ruhm vorzog. Es ist ein heilig Monument. Der

Fürst Doria hat sie acquirirt und scheint sie behandeln zu wollen, wie sie es verdient. Raphael hat seine Geliebte acht und zwanzigmal auf die Wand portraitirt in allerlei Arten von Kleidern und Costüme; selbst in den historischen Compositionen gleichen ihr die Weiber. Die Lage des Hauses ist sehr schön. Es wird sich artiger davon erzählen lassen als sich's schreibt. Man muß das ganze Detail bemerken.

Dann ging ich in die Villa Albani und sah mich nur im Allgemeinen darin um. Es war ein herrlicher Tag. Heute Nacht hat es sehr geregnet, jetzt scheint die Sonne wieder und vor meinem Fenster ist ein Paradies. Der Mandelbaum ist ganz grün, die Pfirsichblüthen fangen schon an abzufallen und die Citronenblüthen brechen auf dem Gipfel des Baumes auf.

Mein Abschied von hier betrübt drey Personen innigst. Sie werden nie wieder finden, was sie an mir gehabt haben, ich verlasse sie mit Schmerzen. In Rom hab' ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst glücklich und vernünftig geworden, und als einen solchen haben mich diese drey in verschiedenem Sinne und Grade gekannt, besessen und genossen.

Rom den 22 März.

Heute geh' ich nicht nach St. Peter und will ein Blättchen schreiben. Nun ist auch die heilige Woche mit

ihren Wundern und Beschwerden vorüber, morgen nehmen wir noch eine Benediction auf uns, und dann wendet sich das Gemüth ganz zu einem andern Leben.

Ich habe durch Gunst und Mühe guter Freunde alles gesehen und gehört, besonders ist die Fußwaschung und die Speisung der Pilger nur durch großes Drängen und Drücken zu erkaufen.

Die Capellmusik ist undenkbar schön. Besonders das Miserere von Allegri und die sogenannten Impropperien, die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott seinem Volke macht. Sie werden Charfreitags frühe gesungen. Der Augenblick, wenn der aller seiner Pracht entkleidete Papst vom Thron steigt, um das Kreuz anzubeten, und alles Uebrige an seiner Stelle bleibt, jederman still ist, und das Cher anfängt: Populus meus quid feci tibi? ist eine der schönsten unter allen merkwürdigen Functionen. Das soll nun alles mündlich ausgeführt werden, und was von Musik transportabel ist, bringt Kayser mit. Ich habe nach meinem Wunsch alles was an den Functionen genießbar war, genossen und über das Uebrige meine stillen Betrachtungen angestellt. Effect, wie man zu sagen pflegt, hat nichts auf mich gemacht, nichts hat mir eigentlich imponirt, aber bewundert hab' ich alles, denn das muß man ihnen nachsagen, daß sie die christlichen Ueberlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpstlichen Functionen, besonders in der Sixtinischen Capelle, geschieht alles, was am ka-

tholiſchen Gottesdienſte ſonſt unerfreulich erſcheint, mit großem Geſchmack und vollkommner Würde. Es kann aber auch nur da geſchehen, wo ſeit Jahrhunderten alle Künſte zu Gebote ſtanden.

Das Einzelne davon würde jetzt nicht zu erzählen ſeyn. Hätte ich nicht in der Zwiſchenzeit auf jene Veranlaſſung wieder ſtille gehalten und an ein längeres Bleiben geglaubt, ſo könnt' ich nächſte Woche fort. Doch auch das gereicht mir zum Beſten. Ich habe dieſe Zeit wieder viel ſtudirt und die Epoche, auf die ich hoffte, hat ſich geſchloſſen und gerundet. Es iſt zwar immer eine ſonderbare Empfindung, eine Bahn auf der man mit ſtarken Schritten fortgeht, auf einmal zu verlaſſen, doch muß man ſich darein finden und nicht viel Weſens machen. In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnſinn, man muß ſich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.

Schöne Zeichnungen habe ich von Neapel erhalten, von Kniep, dem Mahler der mich nach Sicilien begleitet hat. Es ſind ſchöne liebliche Früchte meiner Reiſe und für euch die angenehmſten; denn was man einem vor die Augen bringen kann, gibt man ihm am ſicherſten. Einige drunter ſind, dem Ton der Farbe nach, ganz köſtlich gerathen, und ihr werdet kaum glauben daß jene Welt ſo ſchön iſt.

So viel kann ich ſagen, daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein

Vergnügen wächst; und wenn es traurig scheinen möchte, daß ich eben scheiden soll, da ich am meisten verdiente zu bleiben, so ist es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich so lange habe bleiben können, um auf den Punct zu gelangen.

So eben steht der Herr Christus mit entsetzlichem Lärm auf. Das Castell feuert ab, alle Glocken läuten, und an allen Ecken und Enden hört man Petarden, Schwärmer und Lauffeuer. Um eilf Uhr Morgens.

Bericht.

März.

Es ist uns erinnerlich, wie Philippus Neri den Besuch der sieben Hauptkirchen Roms sich öfters zur Pflicht gemacht und dadurch von der Inbrunst seiner Andacht einen deutlichen Beweis gegeben. Hier nun aber ist zu bemerken, daß eine Wallfahrt zu gedachten Kirchen von jedem Pilger, der zum Jubiläum herankommt, nothwendig gefordert wird und wirklich wegen der weitentfernten Lage dieser Stationen, insofern der Weg an Einem Tage zurückgelegt werden soll, einer abermaligen anstrengenden Reise wohl gleich zu achten ist.

Jene sieben Kirchen aber sind: S. Peter, Santa Maria Maggiore, San Lorenzo außer den Mauern, San Sebastian, San Johann im Lateran, Santa Croce in Jerusalem, San Paul vor den Mauern.

Einen solchen Umgang nun vollführen auch einheimische fromme Seelen, in der Charwoche, besonders am Charfreitag. Da man aber zu dem geistlichen Vortheil, welchen die Seelen durch den damit verknüpften Ablaß erwerben und genießen, noch einen leiblichen Genuß hin-

zugethan, ſo wird in ſolcher Hinſicht Ziel und Zweck noch reizender.

Wer nämlich nach vollbrachter Wallfahrt mit gehörigen Zeugniſſen zum Thore von San Paul endlich wieder hereintritt, erhält daſelbſt ein Billet, um an einem frommen Volksfeſte in der Villa Mattei an beſtimmten Tagen Theil nehmen zu können. Dort erhalten die Eingelaſſenen eine Collation von Brot, Wein, etwas Käſe oder Evern; die Genießenden ſind dabei im Garten umher gelagert, vornehmlich in dem kleinen daſelbſt befindlichen Amphitheater. Gegenüber, in dem Caſino der Villa, findet ſich die höhere Geſellſchaft zuſammen; Cardinäle, Prälaten, Fürſten und Herren, um ſich an dem Anblick zu ergötzen und ſomit auch ihren Theil an der Spende, von der Familie Mattei geſtiftet, hinzunehmen.

Wir ſahen eine Proceſſion von etwa zehn- bis zwölfjährigen Knaben herankommen, nicht im geiſtlichen Gewand, ſondern wie es etwa Handwerkslehrlingen am Feſttage zu erſcheinen geziemen möchte, in Kleidern, gleicher Farbe, gleichen Schnitts, paarweiſe, es konnten ihrer vierzig ſeyn. Sie ſangen und ſprachen ihre Litaneyen fromm vor ſich hin und wandelten ſtill und züchtig.

Ein alter Mann von kräftigem handwerksmäßigem

Ansehen ging an ihnen her und schien das Ganze zu ordnen und zu leiten. Auffallend war es, die vorüberziehende wohlgekleidete Reihe durch ein halb Dutzend bettelhafte baarfuß und zerlumpt einhergehende Kinder geschlossen zu sehen, welche jedoch in gleicher Zucht und Sitte dahin wandelten. Erkundigung deßhalb gab uns zu vernehmen: Dieser Mann, ein Schuster von Profession und kinderlos, habe sich früher bewogen gefühlt einen armen Knaben auf- und in die Lehre zu nehmen, mit Beistand von Wohlwollenden ihn zu kleiden und weiter zu bringen. Durch ein solches gegebenes Beispiel sey es ihm gelungen, andere Meister zu gleicher Aufnahme von Kindern zu bewegen, die er ebenfalls zu befördern alsdann besorgt gewesen. Auf diese Weise habe sich ein kleines Häuflein gesammelt, welches er zu gottesfürchtigen Handlungen, um den schädlichen Müßiggang an Sonn- und Feyertagen zu verhüten, ununterbrochen angehalten, ja sogar den Besuch der weit auseinanderliegenden Hauptkirchen an einem Tage von ihnen gefordert. Auf diese Weise nun sey diese fromme Anstalt immer gewachsen; er verrichte seine verdienstlichen Wanderungen nach wie vor, und weil sich zu einer so augenfällig nutzbaren Anstalt immer mehr hinzudrängen als aufgenommen werden könnten, so bediene er sich des Mittels, um die allgemeine Wohlthätigkeit zu erregen, daß er die noch zu versorgenden, zu bekleidenden Kinder seinem Zuge anschließe, da es ihm denn jedes-

mal gelinge, zur Versorgung eines und des andern hinreichende Spende zu erhalten.

Während wir uns hievon unterrichteten, war einer der ältern und bekleideten Knaben auch in unsere Nähe gekommen, bot uns einen Teller und verlangte mit gutgesetzten Worten für die nackten und sohlenlosen bescheiden eine Gabe. Er empfing sie nicht nur von uns gerührten Fremden reichlich, sondern auch von den anstehenden sonst pfennigkargen Römern und Römerinnen, die einer mäßigen Spende mit viel Worten segnender Anerkennung jenes Verdienstes, noch ein frommes Gewicht beizufügen nicht unterließen.

Man wollte wissen, daß der fromme Kindervater jedesmal seine Pupillen an jener Spende Theil nehmen lasse, nachdem sie sich durch vorhergegangene Wanderung erbaut, wobei es denn niemals an leidlicher Einnahme zu seinem Zwecke fehlen kann.

Ueber die bildende Nachahmung des Schönen, von Karl Philipp Moritz. Braunschweig 1788.

Unter diesem Titel ward ein Heft von kaum vier Bogen gedruckt, wozu Moritz das Manuscript nach Deutschland geschickt hatte, um seinen Verleger über den Vorschuß einer Reisebeschreibung nach Italien einigermaßen zu beschwichtigen. Freilich war eine solche

nicht so leicht als die einer abenteuerlichen Fußwanderung durch England niederzuschreiben.

Gedachtes Heft aber darf ich nicht unerwähnt lassen; es war aus unsern Unterhaltungen hervorgegangen, welche Moritz nach seiner Art benutzt und ausgebildet. Wie es nun damit auch sey, so kann es geschichtlich einiges Interesse haben, um daraus zu ersehen, was für Gedanken sich in jener Zeit vor uns aufthaten, welche späterhin entwickelt, geprüft, angewendet und verbreitet mit der Denkweise des Jahrhunderts glücklich genug zusammentrafen.

Einige Blätter aus der Mitte des Vortrags mögen hier eingeschaltet stehen, vielleicht nimmt man hievon Veranlassung, das Ganze wieder abzudrucken.

„Der Horizont der thätigen Kraft aber muß bei dem bildenden Genie so weit, wie die Natur selber, seyn: das heißt, die Organisation muß so fein gewebt seyn, und so unendlich viele Berührungspuncte der allumströmenden Natur darbieten, daß gleichsam die äußersten Enden von allen Verhältnissen der Natur im Großen, hier im Kleinen sich neben einander stellend, Raum genug haben, um sich einander nicht verdrängen zu dürfen.

Wenn nun eine Organisation von diesem feinern Gewebe, bei ihrer völligen Entwickelung, auf einmal in der dunklen Ahnung ihrer thätigen Kraft ein Ganzes faßt,

faßt, das weder in ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam, so muß nothwendig eine Unruhe, ein Mißverhältniß zwischen den sich wägenden Kräften so lange entstehen, bis sie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

Bei einer Seele, deren bloß thätige Kraft schon das edle, große Ganze der Natur in dunkler Ahnung faßt, kann die deutlich erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darstellende Einbildungskraft, und der am hellsten spiegelnde äußere Sinn mit der Betrachtung des Einzelnen im Zusammenhange der Natur sich nicht mehr begnügen.

Alle die in der thätigen Kraft bloß dunkel geahneten Verhältnisse jenes großen Ganzen müssen nothwendig auf irgend eine Weise entweder sichtbar, hörbar, oder doch der Einbildungskraft faßbar werden; und um dieß zu werden, muß die Thatkraft worin sie schlummern, sie nach sich selber, aus sich selber bilden. — Sie muß alle jene Verhältnisse des großen Ganzen und in ihnen das höchste Schöne, wie an den Spitzen seiner Strahlen, in einen Brennpunct fassen. — Aus diesem Brennpuncte muß sich, nach des Auges gemessener Weite, ein zartes und doch getreues Bild des höchsten Schönen runden, das die vollkommensten Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, eben so wahr und so richtig, wie sie selbst, in seinen kleinen Umfang faßt.

Weil nun aber dieser Abdruck des höchsten Schönen nothwendig an etwas haften muß, so wählt die bildende

Kraft, durch ihre Individualität bestimmt, irgend einen sichtbaren, hörbaren, oder doch der Einbildungskraft faßbaren Gegenstand, auf den sie den Abglanz des höchsten Schönen im verjüngenden Maßstabe überträgt. — Und weil dieser Gegenstand wiederum, wenn er wirklich, was er darstellt, wäre, mit dem Zusammenhange der Natur, die außer sich selber kein wirklich eigenmächtiges Ganze duldet, nicht ferner bestehen könnte, so führet uns dieß auf den Punct, wo wir schon einmal waren: daß jedesmal das innere Wesen erst in die Erscheinung sich verwandeln müsse, ehe es, durch die Kunst, zu einem für sich bestehenden Ganzen gebildet werden, und ungehindert die Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, in ihrem völligen Umfange spielen kann.

Da nun aber jene großen Verhältnisse, in deren völligem Umfange eben das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen, so kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im ersten Augenblick der Entstehung stattfinden, wo das Werk, als schon vollendet, durch alle Grade seines allmählichen Werdens, in dunkler Ahnung, auf einmal vor die Seele tritt, und in diesem Moment der ersten Erzeugung gleichsam vor seinem wirklichen Daseyn da ist; wodurch alsdann auch jener unnennbare Reiz entsteht, welcher das schaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

Durch unſer Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen Genuß der ſchönen Kunſtwerke ſelbſt vereint, kann zwar etwas jenem lebendigen Begriff näher Kommendes in uns entſtehen, das den Genuß der ſchönen Kunſtwerke uns erhöht. Allein da unſer höchſter Genuß des Schönen dennoch ſein Werden aus unſrer eignen Kraft unmöglich mit in ſich faſſen kann, ſo bleibt der einzige höchſte Genuß deſſelben immer dem ſchaffenden Genie, das es hervorbringt, ſelber, und das Schöne hat daher ſeinen höchſten Zweck in ſeiner Entſtehung, in ſeinem Werden ſchon erreicht; unſer Nachgenuß deſſelben iſt nur eine Folge ſeines Daſeyns — und das bildende Genie iſt daher im großen Plane der Natur, zuerſt um ſein ſelbſt, und dann erſt um unſertwillen da; weil es nun einmal außer ihm noch Weſen gibt, die ſelbſt nicht ſchaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht iſt, mit ihrer Einbildungskraft umfaſſen können.

Die Natur des Schönen beſteht ja eben darin, daß ſein inneres Weſen außer den Gränzen der Denkkraft, in ſeiner Entſtehung, in ſeinem eignen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es ſchön ſey, iſt es ſchön. Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspuncte, wornach ſie das Schöne beurtheilen und betrachten könnte. Was gibt es noch für einen

Vergleichungspunct für das ächte Schöne, als mit dem Inbegriff aller harmonischen Verhältnisse des großen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfassen kann? Alles einzelne, hin und her in der Natur zerstreute Schöne ist ja nur in so fern schön, als sich dieser Inbegriff aller Verhältnisse jenes großen Ganzen mehr oder weniger darin offenbart. Es kann also nie zum Vergleichungspuncte für das Schöne der bildenden Künste, eben so wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen; weil das höchste Schöne im Einzelnen der Natur, immer noch nicht schön genug für die stolze Nachahmung der großen und majestätischen Verhältnisse des allumfassenden Ganzen der Natur ist. Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muß hervorgebracht, oder empfunden werden.

Denn weil in gänzlicher Ermangelung eines Vergleichungspunctes, einmal das Schöne kein Gegenstand der Denkkraft ist, so würden wir, in so fern wir es nicht selbst hervorbringen können, auch seines Genusses ganz entbehren müssen, indem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schöne näher käme, als das Minderschöne — wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns ersetzte, das ihr so nahe wie möglich kömmt, ohne doch sie selbst zu seyn: — dieß ist nun, was wir Geschmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen, die, wenn sie in ihren Gränzen bleibt, den Mangel des höhern Genusses bei der Her-

vorbringung des Schönen durch die ungestörte Ruhe der stillen Betrachtung ersetzen kann.

Wenn nämlich das Organ nicht fein genug gewebt ist, um dem einströmenden Ganzen der Natur so viele Berührungspuncte darzubieten, als nöthig sind, um alle ihre großen Verhältnisse vollständig im Kleinen abzuspiegeln, und uns noch ein Punct zum völligen Schluß des Cirkels fehlt, so können wir statt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne haben: jeder Versuch, es außer uns wieder darzustellen, würde uns mißlingen, und uns desto unzufriedener mit uns selber machen, je näher unser Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen gränzt.

Weil nämlich das Wesen des Schönen eben in seiner Vollendung in sich selbst besteht, so schadet ihm der letzte fehlende Punct, so viel als tausend, denn er verrückt alle übrigen Puncte aus der Stelle, in welche sie gehören. Und ist dieser Vollendungspunct einmal verfehlt, so verlohnt ein Werk der Kunst nicht der Mühe des Anfangs, und der Zeit seines Werdens; es fällt unter das Schlechte bis zum Unnützen herab, und sein Daseyn muß nothwendig durch die Vergessenheit, worein es sinkt, sich wieder aufheben.

Eben so schadet auch dem in das feinere Gewebe der Organisation gepflanzten Bildungsvermögen der letzte zu seiner Vollständigkeit fehlende Punct, so viel als tausend. Der höchste Werth, den es als Empfin-

dungsvermögen haben könnte, kömmt bei ihm, als Bildungskraft, eben so wenig wie der geringste, in Betrachtung. Auf dem Puncte, wo das Empfindungsvermögen seine Gränzen überschreitet, muß es nothwendig unter sich selber sinken, sich aufheben und vernichten.

Je vollkommener das Empfindungsvermögen für eine gewisse Gattung des Schönen ist, um deste mehr ist es in Gefahr sich zu täuschen, sich selbst für Bildungskraft zu nehmen, und auf die Weise durch tausend mißlungene Versuche, seinen Frieden mit sich selbst zu stören.

Es blickt z. B. beim Genuß des Schönen in irgend einem Werke der Kunst zugleich durch das Werden desselben, in die bildende Kraft, die es schuf, hindurch; und ahnet dunkel den höhern Grad des Genusses eben dieses Schönen, im Gefühl dieser Kraft, die mächtig genug war, es aus sich selbst hervorzubringen.

Um sich nun diesen höhern Grad des Genusses, welchen sie an einem Werke, das einmal schon da ist, unmöglich haben kann, auch zu verschaffen, strebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens etwas Aehnliches aus sich selbst hervorzubringen, haßt ihr eignes Werk, verwirft es, und verleidet sich zugleich den Genuß alle des Schönen, das außer ihr schon da ist, und woran sie nun eben deßwegen, weil es ohne ihr Zuthun da ist, keine Freude findet.

Ihr einziger Wunsch und Streben ist, des ihr versagten, höhern Genusses, den sie nur dunkel ahnet,

theilhaftig zu werden: in einem schönen Werke, das ihr sein Daseyn dankt, mit dem Bewußtseyn von eigener Bildungskraft, sich selbst zu spiegeln.

Allein sie wird ihres Wunsches ewig nicht gewährt, weil Eigennutz ihn erzeugte, und das Schöne sich nur um sein selbst willen von der Hand des Künstlers greifen, und willig und folgsam von ihm sich bilden läßt.

Wo sich nun in den schaffenwollenden Bildungstrieb sogleich die Vorstellung vom Genuß des Schönen mischt, den es, wenn es vollendet ist, gewähren soll; und wo diese Vorstellung der erste und stärkste Antrieb unsrer Thatkraft wird, die sich zu dem, was sie beginnt, nicht in und durch sich selbst gedrungen fühlt, da ist der Bildungstrieb gewiß nicht rein: der Brennpunct oder Vollendungspunct des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Strahlen gehen auseinander; das Werk kann sich nicht in sich selber ründen.

Dem höchsten Genuß des aus sich selbst hervorgebrachten Schönen sich so nah zu dünken, und doch darauf Verzicht zu thun, scheint freilich ein harter Kampf — der dennoch äußerst leicht wird, wenn wir aus diesem Bildungstriebe, den wir uns einmal zu besitzen schmeicheln, um doch sein Wesen zu veredeln, jede Spur des Eigennutzes, die wir noch finden, tilgen, und jede Vorstellung des Genusses, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wenn es nun da seyn wird, durch das Gefühl unsrer eignen Kraft, gewähren soll, so viel

wie möglich zu verbannen suchen, so daß, wenn wir auch mit dem letzten Athemzuge es erst vollenden könnten, es dennoch zu vollenden strebten.

Behält alsdann das Schöne, das wir ahnen, bloß an und für sich selbst, in seiner Hervorbringung, noch Reiz genug unsre Thatkraft zu bewegen, so dürfen wir getrost unserm Bildungstriebe folgen, weil er ächt und rein ist. —

Verliert sich aber, mit der gänzlichen Hinwegdenkung des Genusses und der Wirkung, auch der Reiz, so bedarf es ja keines Kampfes weiter, der Frieden in uns ist hergestellt, und das nun wieder in seine Rechte getretene Empfindungsvermögen eröffnet sich, zum Lohne für sein bescheidnes Zurücktreten in seine Gränzen, dem reinsten Genuß des Schönen, der mit der Natur seines Wesens bestehen kann.

Freilich kann nun der Punct, wo Bildungs- und Empfindungskraft sich scheidet, so äußerst leicht verfehlt und überschritten werden, daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn immer tausend falsche, angemaßte Abdrücke des höchsten Schönen, gegen Einen ächten, durch den falschen Bildungstrieb in den Werken der Kunst entstehen.

Denn da die ächte Bildungskraft, sogleich bei der ersten Entstehung ihres Werks, auch schon den ersten, höchsten Genuß desselben, als ihren sichern Lohn, in sich selber trägt, und sich nur dadurch von dem falschen Bildungstriebe unterscheidet, daß sie den allerersten

Moment ihres Anſtoßes durch ſich ſelber, und nicht durch die Ahnung des Genuſſes von ihrem Werke, erhält; und weil in dieſem Moment der Leidenſchaft die Denkkraft ſelbſt kein richtiges Urtheil fällen kann: ſo iſt es faſt unmöglich, ohne eine Anzahl mißlungener Verſuche, dieſer Selbſttäuſchung zu entkommen.

Und ſelbſt auch dieſe mißlungenen Verſuche ſind noch nicht immer ein Beweis von Mangel an Bildungskraft, weil dieſe ſelbſt da, wo ſie ächt iſt, oft eine ganz falſche Richtung nimmt, indem ſie vor ihre Einbildungskraft ſtellen will, was vor ihr Auge, oder vor ihr Auge, was vor ihr Ohr gehört.

Eben weil die Natur die inwohnende Bildungskraft nicht immer zur völligen Reife und Entwicklung kommen, oder ſie einen falſchen Weg einſchlagen läßt, auf dem ſie ſich nie entwickeln kann, ſo bleibt das ächte Schöne ſelten.

Und weil ſie auch aus dem angemaßten Bildungstriebe das Gemeine und Schlechte ungehindert entſtehen läßt, ſo unterſcheidet ſich eben dadurch das ächte Schöne und Edle, durch ſeinen ſeltenen Werth, vom Schlechten und Gemeinen.

In dem Empfindungsvermögen bleibt alſo ſtets die Lücke, welche nur durch das Reſultat der Bildungskraft ſich ausfüllt. — Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhalten ſich zu einander, wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft iſt bei der erſten Entſte-

hung ihres Werks, im Moment des höchsten Genusses, zugleich Empfindungsfähigkeit, und erzeugt, wie die Natur, den Abdruck ihres Wesens aus sich selber.

Empfindungsvermögen sowohl als Bildungskraft sind also in dem feinern Gewebe der Organisation gegründet, insofern dieselbe in allen ihren Berührungspuncten von den Verhältnissen des großen Ganzen der Natur ein vollständiger, oder doch fast vollständiger Abdruck ist.

Empfindungskraft sowohl als Bildungskraft umfassen mehr als Denkkraft, und die thätige Kraft, worin sich beide gründen, faßt zugleich auch alles was die Denkkraft faßt, weil sie von allen Begriffen, die wir je haben können, die ersten Anläße, stets sie aus sich herausspinnend, in sich trägt.

Insofern nun diese thätige Kraft alles, was nicht unter das Gebiet der Denkkraft fällt, hervordringend in sich faßt, heißet sie Bildungskraft: und insofern sie das, was außer den Gränzen der Denkkraft liegt, der Hervorbringung sich entgegen neigend, in sich begreift, heißt sie Empfindungskraft.

Bildungskraft kann nicht ohne Empfindung und thätige Kraft, die bloß thätige Kraft hingegen kann ohne eigentliche Empfindungs- und Bildungskraft, wovon sie nur die Grundlage ist, für sich allein stattfinden.

Insofern nun diese bloß thätige Kraft ebenfalls in dem feinern Gewebe der Organisation sich gründet, darf das Organ nur überhaupt in allen seinen Berüh-

rungspuncten ein Abdruck der Verhältniſſe des großen Ganzen ſeyn, ohne daß eben der Grad der Vollſtändigkeit erfordert würde, welche die Empfindungs- und Bildungskraft vorausſetzt.

Von den Verhältniſſen des großen Ganzen, das uns umgibt, treffen nämlich immer ſo viele in allen Berührungspuncten unſres Organs zuſammen, daß wir dieß große Ganze dunkel in uns fühlen, ohne es doch ſelbſt zu *ſeyn*. Die in unſer Weſen hineingeſponnenen Verhältniſſe jenes Ganzen ſtreben, ſich nach allen Seiten wieder auszudehnen; das Organ wünſcht, ſich nach allen Seiten bis in's Unendliche fortzuſetzen. Es will das umgebende Ganze nicht nur in ſich ſpiegeln, ſondern, ſo weit es kann, ſelbſt dieß umgebende Ganze ſeyn.

Daher ergreift jede höhere Organiſation, ihrer Natur nach, die ihr untergeordnete, und trägt ſie in ihr Weſen über. Die Pflanze den unorganiſirten Stoff, durch bloßes Werden und Wachſen; das Thier die Pflanzen durch Werden, Wachſen und Genuß; der Menſch verwandelt nicht nur Thier und Pflanze durch Werden, Wachſen und Genuß in ſein inneres Weſen, ſondern faßt zugleich alles, was ſeiner Organiſation ſich unterordnet, durch die unter allen am hellſten geſchliffene, *ſpiegelnde* Oberfläche ſeines Weſens, in den Umfang ſeines Daſeyns auf, und

ſtellt es, wenn ſein Organ ſich bildend in ſich ſelbſt vollendet, verſchönert außer ſich wieder dar.

Wo nicht, ſo muß er das, was um ihn her iſt, durch Zerſtörung in den Umfang ſeines wirklichen Daſeyns ziehn, und verheerend um ſich greifen ſo weit er kann, da einmal die reine unſchuldige Beſchauung ſeinen Durſt nach ausgedehntem wirklichem Daſeyn nicht erſetzen kann.

April.

Correspondenz.

Rom den 10 April.

Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele. Sobald der Entschluß fest war abzugehen, hatte ich auch kein Interesse mehr, und ich wäre lieber schon vierzehn Tage fort. Eigentlich bleibe ich noch um Kayfers willen und um Bury's willen. Ersterer muß noch einige Studien absolviren, die er nur hier in Rom machen kann, noch einige Musikalien sammeln; der andere muß noch die Zeichnung zu einem Gemählde, nach meiner Erfindung, in's Reine bringen, dabei er meines Raths bedarf.

Doch hab' ich den 21 oder 22 April zur Abreise festgesetzt.

Rom den 11 April.

Die Tage vergehn, und ich kann nichts mehr thun. Kaum mag ich noch etwas sehen; mein ehrlicher Meyer steht mir noch bei, und ich genieße noch zuletzt seines un-

terrichtenden Umgangs. Hätte ich Kayfern nicht bei mir, so hätte ich jenen mitgebracht. Wenn wir ihn nur ein Jahr gehabt hätten, so wären wir weit genug gekommen. Besonders hätte er bald über alle Scrupel im Köpfezeichnen hinausgeholfen.

Ich war mit meinem guten Meyer diesen Morgen in der Französischen Akademie, wo die Abgüsse der besten Statuen des Alterthums beisammen stehn. Wie könnt' ich ausdrücken, was ich hier, wie zum Abschied, empfand? In solcher Gegenwart wird man mehr als man ist; man fühlt, das Würdigste womit man sich beschäftigen sollte, sey die menschliche Gestalt, die man hier in aller mannichfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem solchen Anblick nicht alsobald wie unzulänglich er sey; selbst vorbereitet steht man wie vernichtet. Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen gesucht, hier aber fiel mir nur zu sehr auf, daß die Form zuletzt alles einschließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältniß, Charakter und Schönheit.

Rom den 11 April.

Die Verwirrung kann wohl nicht größer werden! Indem ich nicht abließ an jenem Fuß fort zu modelliren, ging mir auf, daß ich nunmehr Tasso unmittel-

bar angreifen mußte, zu dem ſich denn auch meine Gedanken hinwendeten, ein willkommener Gefährte zur bevorſtehenden Reiſe. Dazwiſchen wird eingepackt, und man ſieht in ſolchem Augenblicke erſt was man alles um ſich verſammelt und zuſammengeſchleppt hat.

Bericht.

April.

Meine Correspondenz der letzten Wochen bietet wenig Bedeutendes; meine Lage war zu verwickelt zwischen Kunst und Freundschaft, zwischen Besitz und Bestreben, zwischen einer gewohnten Gegenwart und einer wieder neu anzugewöhnenden Zukunft. In diesen Zuständen konnten meine Briefe wenig enthalten; die Freude meine alten geprüften Freunde wieder zu sehen war nur mäßig ausgesprochen, der Schmerz des Loslösens dagegen kaum verheimlicht. Ich fasse daher in gegenwärtigem nachträglichem Bericht manches zusammen und nehme nur das auf, was aus jener Zeit mir, theils durch andere Papiere und Denkmale bewahrt, theils in der Erinnerung wieder hervorzurufen ist.

Tischbein verweilte noch immer in Neapel, ob er schon seine Zurückkunft im Frühling wiederholt angekündigt hatte. Es war sonst mit ihm gut leben, nur ein gewisser Tik ward auf die Länge beschwerlich. Er ließ nämlich alles was er zu thun vor hatte in einer Art Unbestimmtheit, wodurch er oft, ohne eigentlich bösen Willen,

len, andere zu Schaden und Unluſt brachte. So erging es mir nun auch in dieſem Falle; ich mußte, wenn er zurückkehrte, um uns alle bequem logirt zu ſehen, das Quartier verändern, und da die obere Etage unſeres Hauſes eben leer ward, ſäumte ich nicht ſie zu miethen und ſie zu beziehen, damit er bei ſeiner Ankunft in der untern alles bereit fände.

Die oberen Räume waren den unteren gleich, die hintere Seite jedoch hatte den Vortheil einer allerliebſten Ausſicht über den Hausgarten und die Gärten der Nachbarſchaft, welche, da unſer Haus ein Eckhaus war, ſich nach allen Seiten ausdehnte.

Hier ſah man nun die verſchiedenſten Gärten regelmäßig durch Mauern getrennt, in unendlicher Mannichfaltigkeit gehalten und bepflanzt; dieſes grünende und blühende Paradies zu verherrlichen trat überall die einfach edle Baukunſt hervor: Gartenſäle, Balcone, Terraſſen, auch auf den höhern Hinterhäuschen eine offne Loge, dazwiſchen alle Baum- und Pflanzenarten der Gegend.

In unſerm Hausgarten verſorgte ein alter Weltgeiſtlicher eine Anzahl wohlgehaltener Citronenbäume, von mäßiger Höhe, in verzierten Vaſen von gebrannter Erde, welche im Sommer der freien Luft genoſſen, im Winter jedoch im Gartenſaale verwahrt ſtanden. Nach vollkommen geprüfter Reife wurden die Früchte ſorgfältig abgenommen, jede einzeln in ein weiches Papier gewickelt, ſo zuſammengepackt und verſendet. Sie ſind

wegen besonderer Vorzüge im Handel beliebt. Eine solche Orangerie wird als ein kleines Capital in bürgerlichen Familien betrachtet, wovon man alle Jahre die gewissen Interessen zieht.

Dieselbigen Fenster, aus welchen man so viel Anmuth bei'm klarsten Himmel ungestört betrachtete, gaben auch ein vortreffliches Licht zu Beschauung mahlerischer Kunstwerke. So eben hatte Kniep verschiedene Aquarellzeichnungen, ausgeführt nach Umrissen die er auf unsrer Reise durch Sicilien sorgfältig zog, verabredetermaßen eingesendet, die nunmehr bei dem günstigsten Licht allen Theilnehmenden zu Freude und Bewunderung gereichten. Klarheit und luftige Haltung ist vielleicht in dieser Art keinem besser gelungen als ihm, der sich mit Neigung gerade hierauf geworfen hatte. Die Ansicht dieser Blätter bezauberte wirklich, denn man glaubte die Feuchte des Meers, die blauen Schatten der Felsen, die gelbröthlichen Töne der Gebirge, das Verschweben der Ferne in dem glanzreichsten Himmel wieder zu sehen, wieder zu empfinden. Aber nicht allein diese Blätter erschienen in solchem Grade günstig, jedes Gemählde auf dieselbe Staffeley an denselben Ort gestellt, erschien wirksamer und auffallender; ich erinnere mich daß einigemal als ich in's Zimmer trat mir ein solches Bild wie zauberisch entgegen wirkte.

Das Geheimniß einer günstigen oder ungünstigen, directen oder indirecten atmosphärischen Beleuchtung war

damals noch nicht entdeckt, sie selbst aber durchaus gefühlt, angestaunt, und als nur zufällig und unerklärbar betrachtet.

Diese neue Wohnung gab nun Gelegenheit eine Anzahl von Gypsabgüssen, die sich nach und nach um uns gesammelt hatten, in freundlicher Ordnung und gutem Lichte aufzustellen, und man genoß jetzt erst eines höchst würdigen Besitzes. Wenn man, wie in Rom der Fall ist, sich immerfort in Gegenwart plastischer Kunstwerke der Alten befindet, so fühlt man sich, wie in Gegenwart der Natur, vor einem Unendlichen, Unerforschlichen. Der Eindruck des Erhabenen, des Schönen, so wohlthätig er auch seyn mag, beunruhigt uns, wir wünschen unsre Gefühle, unsre Anschauung in Worte zu fassen: dazu müßten wir aber erst erkennen, einsehen, begreifen; wir fangen an zu sondern, zu unterscheiden, zu ordnen, und auch dieses finden wir, wo nicht unmöglich doch höchst schwierig, und so kehren wir endlich zu einer schauenden und genießenden Bewunderung zurück.

Ueberhaupt aber ist dieß die entschiedenste Wirkung aller Kunstwerke, daß sie uns in den Zustand der Zeit und der Individuen versetzen, die sie hervorbrachten. Umgeben von antiken Statuen empfindet man sich in einem bewegten Naturleben, man wird die Mannichfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustande zurückgeführt,

wodurch denn der Beschauer selbst lebendig und rein menschlich wird. Selbst die Bekleidung, der Natur angemessen, die Gestalt gewissermaßen noch hervorhebend, thut im allgemeinen Sinne wohl. Kann man dergleichen Umgebung in Rom tagtäglich genießen, so wird man zugleich habsüchtig darnach; man verlangt solche Gebilde neben sich aufzustellen, und gute Gypsabgüsse, als die eigentlichsten Facsimile's, geben hiezu die beste Gelegenheit. Wenn man des Morgens die Augen aufschlägt, fühlt man sich von dem Vortrefflichsten gerührt; alles unser Denken und Sinnen ist von solchen Gestalten begleitet, und es wird dadurch unmöglich in Barbarey zurückzufallen.

Den ersten Platz bei uns behauptete Juno Ludovisi, um desto höher geschätzt und verehrt, als man das Original nur selten, nur zufällig zu sehen bekam, und man es für ein Glück achten mußte sie immerwährend vor Augen zu haben; denn keiner unsrer Zeitgenossen, der zum erstenmal vor sie hintritt, darf behaupten diesem Anblick gewachsen zu seyn.

Noch einige kleinere Junonen standen zur Vergleichung neben ihr, vorzüglich Büsten Jupiters und, um anderes zu übergehen, ein guter alter Abguß der Medusa Rondanini; ein wundersames Werk, das, den Zwiespalt zwischen Tod und Leben, zwischen Schmerz und Wollust ausdrückend, einen unnennbaren Reiz wie irgend ein anderes Problem über uns ausübt.

Doch erwähn' ich noch eines Hercules Anar, ſo kräftig und groß, als verſtändig und mild; ſodann eines allerliebſten Mercur, deren beider Originale ſich jetzt in England befinden.

Halberhobene Arbeiten, Abgüſſe von manchen ſchönen Werken gebrannter Erde, auch die Aegyptiſchen, von dem Gipfel des großen Obelisk genommen, und was nicht ſonſt an Fragmenten, worunter einige marmorne waren, ſtanden wohl eingereiht umher.

Ich ſpreche von dieſen Schätzen, welche nur wenige Wochen in die neue Wohnung gereiht ſtanden, wie einer, der ſein Teſtament überdenkt, den ihn umgebenden Beſitz mit Faſſung, aber doch gerührt anſehen wird. Die Umſtändlichkeit, die Bemühung und Koſten und eine gewiſſe Unbehülflichkeit in ſolchen Dingen hielten mich ab das Vorzüglichſte ſogleich nach Deutſchland zu beſtimmen. Juno Ludoviſi war der edlen Angelica zugedacht, weniges andere den nächſten Künſtlern, manches gehörte noch zu den Tiſchbeiniſchen Beſitzungen, anderes ſollte unangetaſtet bleiben, und von Bury, der das Quartier nach mir bezog, nach ſeiner Weiſe benutzt werden.

Indem ich dieſes niederſchreibe, werden meine Gedanken in die frühſten Zeiten hingeführt und die Gelegenheiten hervorgerufen, die mich anfänglich mit ſolchen Gegenſtänden bekannt machten, meinen Antheil erregten, bei einem völlig ungenügenden Denken einen überſchweng-

lichen Enthusiasmus hervorriefen, und die gränzenlose Sehnsucht nach Italien zur Folge hatten.

In meiner frühsten Jugend ward ich nichts Plastisches in meiner Vaterstadt gewahr; in Leipzig machte zuerst der gleichsam tanzend auftretende, die Cymbeln schlagende Faun einen tiefen Eindruck, so daß ich mir den Abguß noch jetzt in seiner Individualität und Umgebung denken kann. Nach einer langen Pause ward ich auf einmal in das volle Meer gestürzt, als ich mich von der Mannheimer Sammlung, in dem von oben wohlbeleuchteten Saale, plötzlich umgeben sah.

Nachher fanden sich Gypsgießer in Frankfurt ein, sie hatten sich mit manchen Originalabgüssen über die Alpen begeben, welche sie sodann abformten und die Originale für einen leidlichen Preis abließen. So erhielt ich einen ziemlich guten Laokoons Kopf, Niobe's Tochter, ein Köpfchen später für eine Sappho angesprochen, und noch sonst einiges. Diese edlen Gestalten waren eine Art von heimlichem Gegengift, wenn das Schwache, Falsche, Manierirte über mich zu gewinnen drohte. Eigentlich aber empfand ich immer innerliche Schmerzen eines unbefriedigten, sich auf's Unbekannte beziehenden, oft gedämpften und immer wieder auflebenden Verlangens. Groß war der Schmerz daher, als ich aus Rom scheidend, von dem Besitz des endlich Erlangten, sehnlichst Gehofften mich losstrennen sollte.

Die Gesetzlichkeit der Pflanzenorganisation, die ich in Sicilien gewahr worden, beschäftigte mich zwischen allem durch, wie es Neigungen zu thun pflegen, die sich unsres Innern bemächtigen und sich zugleich unsern Fähigkeiten angemessen erzeigen. Ich besuchte den botanischen Garten, welcher, wenn man will, in seinem veralteten Zustande geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem vieles was er dort vorfand neu und unerwartet schien, einen günstigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit manche seltenere Pflanzen um mich zu versammeln und meine Betrachtungen darüber fortzusetzen, so wie die von mir aus Samen und Kernen erzogenen fernerhin pflegend zu beobachten.

In diese letzten besonders wollten bei meiner Abreise mehrere Freunde sich theilen. Ich pflanzte den schon einigermaßen erwachsenen Piniensprößling, Vorbildchen eines künftigen Baumes, bei Angelica in den Hausgarten, wo er durch manche Jahre zu einer ansehnlichen Höhe gedieh, wovon mir theilnehmende Reisende, zu wechselseitigem Vergnügen, wie auch von meinem Andenken an jenem Platze, gar manches zu erzählen wußten. Leider fand der, nach dem Ableben jener unschätzbaren Freundin eintretende neue Besitzer es unpassend auf seinen Blumenbeeten ganz unbrtlich Pinien hervorwachsen zu sehen. Späterhin fanden wohlwollende darnach forschende Reisende die Stelle leer und hier wenigstens die Spur eines anmuthigen Daseyns ausgelöscht.

Glücklicher waren einige Dattelpflanzen, die ich aus Kernen gezogen hatte. Wie ich denn überhaupt die merkwürdige Entwicklung derselben, durch Aufopferung mehrerer Exemplare, von Zeit zu Zeit beobachtete; die überbliebenen, frisch aufgeschossenen, übergab ich einem Römischen Freunde, der sie in einen Garten der Sirtinischen Straße pflanzte, wo sie noch am Leben sind, und zwar bis zur Mannshöhe herangewachsen, wie ein erhabener Reisende mir zu versichern die Gnade hatte. Mögen sie den Besitzern nicht unbequem werden und fernerhin zu meinem Andenken grünen, wachsen und gedeihen.

Auf dem Verzeichnisse, was vor der Abreise von Rom allenfalls nachzuholen seyn möchte, fanden sich zuletzt sehr disparate Gegenstände, die Cloaca Massima und die Catacomben bei St. Sebastian. Die erste erhöhte wohl noch den kolossalen Begriff, wozu uns Piranesi vorbereitet hatte; der Besuch des zweyten Locals gerieth jedoch nicht zum besten, denn die ersten Schritte in diese dumpfigen Räume erregten mir alsobald ein solches Mißbehagen, daß ich sogleich wieder an's Tageslicht hervorstieg und dort, im Freien, in einer ohnehin unbekannten, fernen Gegend der Stadt die Rückkunft der übrigen Gesellschaft abwartete, welche, gefaßter als ich, die dortigen Zustände getrost beschauen mochte.

In dem großen Werke: Roma sotterranea, di An-

tonio Bosio, Romano, belehrt' ich mich lange Zeit nachher umständlich von allen dem was ich dort gesehen, oder auch wohl nicht gesehen hätte, und glaubte mich dadurch hinlänglich entschädigt.

Eine andere Wallfahrt wurde dagegen mit mehr Nutzen und Folge unternommen: es war zu der Akademie Luca, dem Schädel Raphaels unsre Verehrung zu bezeigen, welcher dort als ein Heiligthum aufbewahrt wird, seitdem er aus dem Grabe dieses außerordentlichen Mannes, das man bei einer baulichen Angelegenheit eröffnet hatte, daselbst entfernt und hierher gebracht worden.

Ein wahrhaft wundersamer Anblick! Eine so schön als nur denkbar zusammengefaßte und abgerundete Schale, ohne eine Spur von jenen Erhöhungen, Beulen und Buckeln, welche, später an andern Schädeln bemerkt, in der Gallischen Lehre zu so mannichfaltiger Bedeutung geworden sind. Ich konnte mich von dem Anblick nicht losreißen, und bemerkte bei'm Weggehen, wie bedeutend es für Natur- und Kunstfreunde seyn müßte, einen Abguß davon zu haben, wenn es irgend möglich wäre. Hofrath Reifenstein, dieser einflußreiche Freund, gab mir Hoffnung, und erfüllte sie nach einiger Zeit, indem er mir wirklich einen solchen Abguß nach Deutschland sendete, dessen Anblick mich noch oft zu den mannichfaltigsten Betrachtungen aufruft.

Das liebenswürdige Bild von des Künstlers Hand, St. Lukas, dem die Mutter Gottes erscheint, damit er

sie in ihrer vollen göttlichen Hoheit und Anmuth wahr und natürlich darstellen möge, gewährte den heitersten Anblick. Raphael selbst noch jung, steht in einiger Entfernung, und sieht dem Evangelisten bei der Arbeit zu. Anmuthiger kann man wohl nicht einen Beruf, zu dem man sich entschieden hingezogen fühlt, ausdrücken und bekennen.

Peter von Cortona war ehmals der Besitzer dieses Werks, und hat solches der Akademie vermacht. Es ist freilich an manchen Stellen beschädigt und restaurirt, aber doch immer ein Gemählde von bedeutendem Werth.

In diesen Tagen jedoch ward ich durch eine ganz eigene Versuchung geprüft, die meine Reise zu verhindern und mich in Rom auf's neue zu fesseln drohte. Es kam nämlich von Neapel Herr Antonio Rega, Künstler und ebenfalls Kunsthändler, zu Freund Meyer, ihm vertraulich ankündigend: er sey mit einem Schiffe hier angekommen, welches draußen an Ripa grande liege, wohin er ihn mitzugehen hiedurch einlade, denn er habe auf demselben eine bedeutende antike Statue, jene Tänzerin oder Muse, welche in Neapel, im Hofe des Palasts Carraffa Colombrano nebst andern in einer Nische seit undenklichen Jahren gestanden und durchaus für ein gutes Werk gehalten worden sey. Er wünsche diese zu verkaufen, aber in der Stille, und frage deßhalb an: ob nicht etwa Herr Meyer selbst oder einer seiner vertrauten

Freunde sich zu diesem Handel entschließen könnte? Er biete das edle Kunstwerk zu einem auf alle Fälle höchst mäßigen Preise von dreyhundert Zechinen, welche Forderung sich ohne Frage erhöhen möchte, wenn man nicht in Betracht der Verkäufer und des Käufers mit Vorsicht zu verfahren Ursache hätte.

Mir war die Sache sogleich mitgetheilt und wir eilten selbdritte zu dem von unsrer Wohnung ziemlich entfernten Landungsplatze. Rega hub sogleich ein Bret von der Kiste, die auf dem Verdeck stand, und wir sahen ein allerliebstes Köpfchen, das noch nie vom Rumpf getrennt gewesen, unter freien Haarlocken hervorblickend, und nach und nach aufgedeckt eine lieblich bewegte Gestalt, im anständigsten Gewande, übrigens wenig versehrt und die eine Hand vollkommen gut erhalten.

Sogleich erinnerten wir uns recht gut, sie an Ort und Stelle gesehen zu haben, ohne zu ahnen, daß sie uns je so nah kommen könnte.

Hier nun fiel uns ein, und wem hätte es nicht einfallen sollen: gewiß, sagten wir, wenn man ein ganzes Jahr mit bedeutenden Kosten gegraben hätte und zuletzt auf einen solchen Schatz gestoßen wäre, man hätte sich höchst glücklich gefunden. Wir konnten uns kaum von der Betrachtung losreißen, denn ein so reines wohlerhaltenes Alterthum in einem leicht zu restaurirenden Zustande kam uns wohl niemals zu Gesicht. Doch schie-

den wir zuletzt mit Vorsatz und Zusage baldigste Antwort vernehmen zu lassen.

Wir waren beiderseits in einem wahrhaften Kampf begriffen, es schien uns in mancher Betrachtung unräthlich diesen Ankauf zu machen; wir entschlossen uns daher den Fall der guten Frau Angelica zu melden, als wohl vermögend zum Ankauf und durch ihre Verbindung zu Restauration und sonstigen Vollkommenheiten hinlänglich geeignet. Meyer übernahm die Meldung, wie früher die wegen des Bildes von Daniel von Volterra, und wir hofften deßhalb das beste Gelingen. Allein die umsichtige Frau, mehr aber noch der ökonomische Gemahl lehnten das Geschäft ab, indem sie wohl auf Mahlereyen bedeutende Summen verwendeten, sich aber auf Statuen einzulassen keineswegs den Entschluß fassen konnten.

Nach dieser ablehnenden Antwort wurden wir nun wieder zu neuer Ueberlegung aufgeregt; die Gunst des Glückes schien ganz eigen; Meyer betrachtete den Schatz noch einmal und überzeugte sich, daß das Bildwerk nach seinen Gesammtzeichen wohl als Griechische Arbeit anzuerkennen sey und zwar geraume Zeit vor Augustus hinauf, vielleicht bis an Hiero II geordnet werden könnte.

Den Credit hatte ich wohl dieses bedeutende Kunstwerk anzuschaffen, Rega schien sogar auf Stückzahlung eingehen zu wollen, und es war ein Augenblick wo wir uns schon im Besitz des Bildnisses und solches in unserm großen Saal wohlbeleuchtet aufgestellt zu sehen glaubten.

Wie

Wie aber denn doch zwiſchen einer leidenſchaftlichen Liebesneigung und einem abzuſchließenden Heirathscontract noch manche Gedanken ſich einzudringen pflegen, ſo war es auch hier, und wir durften ohne Rath und Zuſtimmung unſrer edlen Kunſtverwandten, des Herrn Zucchi und ſeiner wohlmeinenden Gattin, eine ſolche Verbindung nicht unternehmen, denn eine Verbindung war es im ideell-pygmalioniſchen Sinne, und ich läugne nicht, daß der Gedanke dieſes Weſen zu beſitzen, bei mir tiefe Wurzel gefaßt hatte. Ja, als ein Beweis wie ſehr ich mir hierin ſchmeichelte, mag das Bekenntniß gelten, daß ich dieſes Ereigniß als einen Wink höherer Dämonen anſah, die mich in Rom feſtzuhalten und alle Gründe die mich zum Entſchluß der Abreiſe vermocht, auf das thätigſte niederzuſchlagen gedächten.

Glücklicherweiſe waren wir ſchon in den Jahren, wo die Vernunft dem Verſtand in ſolchen Fällen zu Hülfe zu kommen pflegt, und ſo mußte denn Kunſtneigung, Beſitzesluſt und was ihnen ſonſt beiſtand, Dialektik und Aberglaube, vor den guten Geſinnungen weichen, welche die edle Freundin Angelica, mit Sinn und Wohlwollen an uns zu wenden die Geneigtheit hatte. Bei ihren Vorſtellungen traten daher auf's klarſte die ſämmtlichen Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten an den Tag, die ſich einem ſolchen Unternehmen entgegen ſtellten. Ruhige bisher den Kunſt- und Alterthumsſtudien ſich widmende Männer griffen auf einmal in den Kunſthandel

ein und erregten die Eifersucht der zu solchem Geschäft herkömmlich Berechtigten. Die Schwierigkeiten der Restauration seyen mannichfaltig, und es frage sich, inwiefern man dabei werde billig und redlich bedient werden. Wenn ferner bei der Absendung auch alles in möglichster Ordnung gehe, so könnten doch wegen der Erlaubniß der Ausfuhr eines solchen Kunstwerkes am Schluß noch Hindernisse entstehen und was alsdann noch wegen der Ueberfahrt und des Anlandens und Ankommens zu Hause alles noch für Widerwärtigkeiten zu befürchten seyen. Ueber solche Betrachtungen, hieß es, gehe der Handelsmann hinaus, sowohl Mühe als Gefahr setzte sich in einem großen Ganzen in's Gleichgewicht, dagegen sey ein einzelnes Unternehmen dieser Art auf jede Weise bedenklich.

Durch solche Vorstellungen wurde denn nach und nach Begierde, Wunsch und Versatz gemildert, geschwächt, doch niemals ganz ausgelöscht, besonders da sie endlich zu großen Ehren gelangte; denn sie steht gegenwärtig im Museo Pio-Clementino in einem kleinen angebauten aber mit dem Museum in Verbindung stehenden Cabinet, wo im Fußboden die wunderschönen Mosaiken von Masken und Laubgewinden eingesetzt sind. Die übrige Gesellschaft von Statuen in jenem Cabinet besteht 1) aus der auf der Ferse sitzenden Venus, an deren Base der Name des Bupalus eingegraben steht; 2) ein sehr schöner kleiner Ganymedes; 3) die schöne

Statue eines Jünglings, dem, ich weiß nicht ob mit Recht, der Name Adonis beigelegt wird; 4) ein Faun aus Rosso Antico; 5) der ruhig stehende Discobolus.

Visconti hat im dritten, gedachtem Museum gewidmeten Bande dieses Denkmal beschrieben, nach seiner Weise erklärt und auf der dreyßigsten Tafel abbilden lassen; da denn jeder Kunstfreund mit uns bedauern kann, daß es uns nicht gelungen sie nach Deutschland zu schaffen und sie irgend einer vaterländischen Sammlung hinzuzugesellen.

Man wird es natürlich finden, daß ich bei meinen Abschiedsbesuchen jene anmuthige Mailänderin nicht vergaß. Ich hatte die Zeit her von ihr manches Vergnügliche gehört: wie sie mit Angelica immer vertrauter geworden und sich in der höhern Gesellschaft, wohin sie dadurch gelangt, gar gut zu benehmen wisse. Auch konnte ich die Vermuthung nähren und den Wunsch daß ein wohlhabender junger Mann, welcher mit Zucchis im besten Vernehmen stand, gegen ihre Anmuth nicht unempfindlich und ernstere Absichten durchzuführen nicht abgeneigt sey.

Nun fand ich sie im reinlichen Morgenkleide, wie ich sie zuerst in Castel Gandolfo gesehen; sie empfing mich mit offner Anmuth und drückte, mit natürlicher Zierlichkeit, den wiederholten Dank für meine Theilnahme gar liebenswürdig aus. „Ich werd' es nie ver-

geſſen, ſagte ſie, daß ich aus Verwirrung mich wieder erholend, unter den anfragenden geliebten und verehrten Namen auch den Eurigen nennen hörte; ich forſchte mehrmals, ob es denn auch wahr ſey? Ihr ſetztet Eure Erkundigungen durch mehrere Wochen fort, bis endlich mein Bruder Euch beſuchend für uns beide danken konnte. Ich weiß nicht, ob er's ausgerichtet hat wie ich's ihm auftrug, ich wäre gern mitgegangen, wenn ſich's geziemte." Sie fragte nach dem Weg den ich nehmen wollte, und als ich ihr meinen Reiſeplan vorerzählte, verſetzte ſie: „Ihr ſeyd glücklich ſo reich zu ſeyn, daß Ihr Euch dieß nicht zu verſagen braucht; wir andern müſſen uns in die Stelle finden welche Gott und ſeine Heiligen uns angewieſen. Schon lange ſeh' ich vor meinem Fenſter Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen; das iſt unterhaltend, und ich denke manchmal woher und wohin das alles?" Die Fenſter gingen gerade auf die Treppen von Riperta, die Bewegung war eben ſehr lebhaft.

Sie ſprach von ihrem Bruder mit Zärtlichkeit, freute ſich ſeine Haushaltung ordentlich zu führen, ihm möglich zu machen daß er, bei mäßiger Beſoldung, noch immer etwas zurück in einem vortheilhaften Handel anlegen könne; genug ſie ließ mich zunächſt mit ihren Zuſtänden durchaus vertraut werden. Ich freute mich ihrer Geſprächigkeit; denn eigentlich macht' ich eine gar wunderliche Figur, indem ich ſchnell alle Momente um-

sers zarten Verhältnisses, vom ersten Augenblick an bis zum letzten, mir wieder vorzurollen gedrängt war. Nun trat der Bruder herein, und der Abschied schloß sich in freundlicher mäßiger Prosa.

Als ich vor die Thüre kam, fand ich meinen Wagen ohne den Kutscher, den ein geschäftiger Knabe zu holen lief. Sie sah heraus zum Fenster des Entresols, den sie in einem stattlichen Gebäude bewohnten; es war nicht gar hoch, man hätte geglaubt sich die Hand reichen zu können.

„Man will mich nicht von Euch wegführen, seht Ihr, rief ich aus, man weiß, so scheint es, daß ich ungern von Euch scheide.“

Was sie darauf erwiderte, was ich versetzte, den Gang des anmuthigsten Gespräches, das von allen Fesseln frei, das Innere zweyer sich nur halbbewußt Liebenden offenbarte, will ich nicht entweihen durch Wiederholung und Erzählung; es war ein wunderbares zufällig eingeleitetes, durch innern Drang abgenöthigtes lakonisches Schlußbekenntniß der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deßhalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist.

Auf eine besonders feyerliche Weise sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drey Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein

Zauber, der ſich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, ſo oft empfunden, ward nun auf's eindringlichſte fühlbar. Die großen Lichtmaſſen, klar, wie von einem milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegenſätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, ſetzen uns in einen Zuſtand wie von einer andern einfachern größern Welt.

Nach zerſtreuenden, mitunter peinlich zugebrachten Tagen, macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corſo, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, beſtieg ich das Capitol, das wie ein Feenpalaſt in der Wüſte daſtand. Die Statue Marc Aurels rief den Commandeur in Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verſtehen daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Deſſen ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finſter, finſtern Schatten werfend, ſtand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einſamkeit der Via Sacra erſchienen die ſonſt ſo bekannten Gegenſtände fremdartig und geiſterhaft. Als ich aber den erhabenen Reſten des Coliſeums mich näherte und in deſſen verſchloſſenes Innere durch's Gitter hineinſah, darf ich nicht läugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beſchleunigte.

Alles Maſſenhafte macht einen eignen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in ſolchen Umgängen zog ich gleichſam ein unüberſehbares Summa Sum-

marum meines ganzen Aufenthaltes. Dieſes in aufgeregter Seele tief und groß empfunden, erregte eine Stimmung, die ich heroiſch-elegiſch nennen darf, woraus ſich in poetiſcher Form eine Elegie zuſammenbilden wollte.

Und wie ſollte mir gerade in ſolchen Augenblicken Ovids Elegie nicht in's Gedächtniß zurückkehren, der, auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlaſſen ſollte. Dum repeto noctem! ſeine Rückerinnerung, weit hinten am ſchwarzen Meere, im trauer- und jammervollen Zuſtande, kam mir nicht aus dem Sinn, ich wiederholte das Gedicht, das mir theilweiſe genau im Gedächtniß hervorſtieg, aber mich wirklich an eigner Production irre werden ließ und hinderte; die auch ſpäter unternommen, niemals zu Stande kommen konnte.

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der Römischen Stadt.
Wiederrief' ich die Nacht, wo des Theuren soviel mir zurückblieb:
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab.
Und schon rufen bereits die Stimmen der Menschen und Hunde
Luna sie lenkt' in der Höh' nächtliches Rossegespann.
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann capitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah' unsere Laren gegrünt. —

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in Urbe fuit:
Cum repeto noctem, qua tot mihi cara reliqui;
Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.
Iamque quiescebant voces hominumque canumque:
Lunaque nocturnos alta regebat equos.
Hanc ego suspiciens, et ab hac Capitolia cernens,
Quae nostro frustra iuncta fuere Lari. —

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Dreyßigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

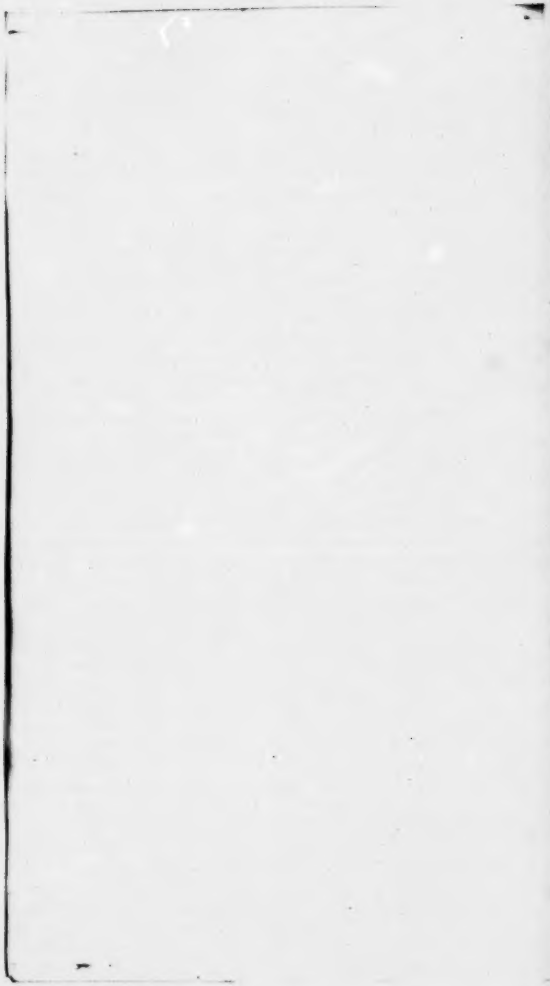

Campagne in Frankreich

1792.

Den 23 August 1792.

Gleich nach meiner Ankunft in Maynz besuchte ich Herrn von Stein den älteren, Königlich Preußischen Kammerherrn und Oberforstmeister, der eine Art Residentenstelle daselbst versah und sich im Haß gegen alles Revolutionäre gewaltsam auszeichnete. Er schilderte mir mit flüchtigen Zügen die bisherigen Fortschritte der verbündeten Heere, und versah mich mit einem Auszug des topographischen Atlas von Deutschland, welchen Jäger zu Frankfurt, unter dem Titel: Kriegstheater veranstalter.

Mittags bei ihm zur Tafel fand ich mehrere Franzöfische Frauenzimmer, die ich mit Aufmerksamkeit zu betrachten Ursache hatte; die eine (man sagte es sey die Geliebte des Herzogs von Orleans) eine stattliche Frau, stolzen Betragens und schon von gewissen Jahren, mit rabenschwarzen Augen, Augenbraunen und Haar; übrigens im Gespräch mit Schicklichkeit freundlich. Eine Tochter, die Mutter jugendlich darstellend, sprach kein Wort. Desto munterer und reizender zeigte sich die Fürstin Monaco, entschiedene Freundin des Prinzen von Condé, die Zierde von Chantilly in guten Tagen. Anmuthiger war nichts zu sehen als diese schlanke Blondine;

jung, heiter, poſſenhaft; kein Mann, auf den ſie's anlegte, hätte ſich verwahren können. Ich beobachtete ſie mit freiem Gemüth und wunderte mich Philinen, die ich hier nicht zu finden glaubte, ſo friſch und munter ihr Weſen treibend mir abermals begegnen zu ſehen. Sie ſchien weder ſo geſpannt noch aufgeregt, als die übrige Geſellſchaft, die denn freilich in Hoffnung, Sorgen und Beängſtigung lebte. In dieſen Tagen waren die Alliirten in Frankreich eingebrochen. Ob ſich Longwy ſogleich ergeben, ob es widerſtehen werde, ob auch republicaniſch Franzöſiſche Truppen ſich zu den Alliirten geſellen und jederman, wie es verſprochen werden, ſich für die gute Sache erklären und die Fortſchritte erleichtern werde, das alles ſchwebte gerade in dieſem Augenblicke in Zweifel. Couriere wurden erwartet; die letzten hatten nur das langſame Vorſchreiten der Armee und die Hinderniſſe grundloſer Wege gemeldet. Der gepreßte Wunſch dieſer Perſonen ward nur noch bänglicher, als ſie nicht verbergen konnten, daß ſie die ſchnellſte Rückkehr in's Vaterland wünſchen mußten, um von den Aſſignaten, der Erfindung ihrer Feinde, Vortheil zieben, wohlfeiler und bequemer leben zu können.

Sodann verbracht' ich mit Sömmerings, Huber, Forſters und andern Freunden zwey muntere Abende: hier fühlt' ich mich ſchon wieder in vaterländiſcher Luft. Meiſt ſchon frühere Bekannte, Studien-Genoſſen, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hauſe (Sömmerings

Gattin war eine Frankfurterin) ſämmtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenheiten ſchätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Aehnlichkeit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaften Reden mehr als einmal betheuernd, was gab es da nicht für Anläſſe, Anklänge, in einem natürlichen, angebornen und angewöhnten Vertrauen! Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wiſſenſchaft und Einſicht verlieh die heiterſte Stimmung. Von politiſchen Dingen war die Rede nicht, man fühlte, daß man ſich wechſelſeitig zu ſchonen habe: denn wenn ſie republicaniſche Geſinnungen nicht ganz verläugneten, ſo eilte ich offenbar mit einer Armee zu ziehen, die eben dieſen Geſinnungen und ihrer Wirkung ein entſchiedenes Ende machen ſollte.

Zwiſchen Maynz und Bingen erlebt' ich eine Scene, die mir den Sinn des Tages alſobald weiter aufſchloß. Unſer leichtes Fuhrwerk erreichte ſchnell einen vierſpännigen ſchwerbepackten Wagen: der ausgefahrne Hohlweg aufwärts am Berge her nöthigte uns auszuſteigen, und da fragten wir denn die ebenfalls abgeſtiegenen Schwäger, wer vor uns dahin fahre? Der Poſtillon jenes Wagens erwiderte darauf mit Schimpfen und Fluchen, daß es Franzöſinnen ſeyen, die mit ihrem Papiergeld durchzukommen glaubten, die er aber gewiß noch umwerfen wolle, wenn ſich einigermaßen Gelegenheit fände. Wir verwieſen ihm ſeine gehäſſige Leidenſchaft, ohne

ihn im mindesten zu bessern. Bei sehr langsamer Fahrt trat ich hervor an den Schlag der Dame und redete sie freundlich an, worauf sich ein junges schönes, aber von ängstlichen Zügen beschattetes Gesicht einigermaßen erheiterte.

Sie vertraute sogleich, daß sie dem Gemahl nach Trier folge und von da bald möglichst nach Frankreich zu gelangen wünsche. Da ich ihr nun diesen Schritt als sehr voreilig schilderte, gestand sie, daß außer der Hoffnung ihren Gemahl wieder zu finden, die Nothwendigkeit wieder von Papier zu leben, sie hiezu bewege. Ferner zeigte sie ein solches Zutrauen zu den verbündeten Streitkräften der Preußen, Oestreicher und Emigrirten, daß man, wär' auch Zeit und Ort nicht hinderlich gewesen, sie schwerlich zurückgehalten hätte.

Unter diesen Gesprächen fand sich ein sonderbarer Anstoß; über den Hohlweg, worin wir befangen waren, hatte man eine hölzerne Rinne geführt, die das nöthige Wasser einer jenseits stehenden, oberschlächtigen Mühle zubrachte. Man hätte denken sollen, die Höhe des Gestells wäre doch wenigstens auf einen Heuwagen berechnet gewesen. Wie dem aber auch sey, das Fuhrwerk war so unmäßig oben auf bepackt, Kistchen und Schachteln pyramidalisch über einander gethürmt, daß die Rinne dem weiteren Fortkommen ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzte.

Hier ging nun erst das Fluchen und Schelten der

mir bekannt und empfohlen, war mit einem kleinen Commando in Trier zu verweilen beordert, um für die zurückgelassenen Kranken zu sorgen, die nachziehenden Mareden, verspätete Bagagewagen u. dergl. aufzunehmen und sie weiter zu befördern; wobei denn auch mir seine Gegenwart zu gute kam, ob er gleich nicht gern im Rücken der Armee verweilte, wo für ihn, als einen jungen strebenden Mann, wenig Glück zu hoffen war.

Mein Diener hatte kaum das nothwendigste ausgepackt, als er sich in der Stadt umzusehen Urlaub erbat; spät kam er wieder und des andern Morgens trieb eine gleiche Unruhe ihn aus dem Hause. Mir war dieß seltsame Benehmen unerklärlich, bis das Räthsel sich löste: die schönen Französinnen hatten ihn nicht ohne Antheil gelassen, er spürte sorgfältig und hatte das Glück, sie auf dem großen Platze mitten unter hundert Wagen haltend, an der Schachtelpyramide zu erkennen, ohne jedoch ihren Gemahl aufgefunden zu haben.

Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Ygel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu setzen wußten, warf ich in Gedanken sogleich die sämmtlichen Dorfhütten weg und nun stand es an dem würdigsten Platze. Die Mosel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher sich gegenüber ein ansehnliches Wasser, die Saar, verbindet; die Krümmung der Gewässer, das Auf- und Absteigen des Erdreichs, eine

üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

Das Monument selbst könnte man einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch über einander gestellten Stockwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert ist und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft sich abschloß.

Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegsläufte in diese Gegend führen und vielleicht eine Zeitlang festhalten, sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das Denkmal auszumessen, und, in so fern er Zeichner ist, auch die Figuren der vier Seiten wie sie noch kenntlich sind, uns überliefern und erhalten.

Wie viel traurige bildlose Obelisken sah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend jemand an jenes Monument gedacht hätte. Es ist freilich schon aus einer spätern Zeit, aber man sieht immer noch die Lust und Liebe seine persönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugnissen von Thätigkeit sinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier stehen Eltern und Kinder gegen einander, man schmaus't im Familienkreise; aber damit der Beschauer auch wisse woher die Wohlhäbigkeit komme, ziehen beladene Saumrosse einher, Gewerb und Handel wird auf mancherlei Weise vorgestellt. Denn eigentlich sind es Kriegs-Commissarien die sich und den übrigen dieß Monument errichteten, zum Zeugniß, daß

damals wie jetzt an solcher Stelle genugsamer Wohlstand zu erringen sey.

Man hatte diesen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh über einander gethürmt und alsdann, wie aus einem Felsen, die architektonisch-plastischen Gebilde herausgehauen. Die so manchem Jahrhunderte widerstehende Dauer dieses Monuments mag sich wohl aus einer so gründlichen Anlage herschreiben.

Diesen angenehmen und fruchtbaren Gedanken konnte ich mich nicht lange hingeben: denn ganz nahe dabei, in Grevenmachern, war mir das modernste Schauspiel bereitet. Hier fand ich das Corps Emigrirter das aus lauter Edelleuten, meist Ludwigsrittern, bestand. Sie hatten weder Diener noch Reitknechte, sondern besorgten sich selbst und ihr Pferd. Gar manchen hab' ich zur Tränke führen, vor der Schmiede halten sehen. Was aber den sonderbarsten Contrast mit diesem demüthigen Beginnen hervorrief, war ein großer mit Kutschen und Reisewagen aller Art überladener Wiesenraum. Sie waren mit Frau und Liebchen, Kindern und Verwandten zu gleicher Zeit eingerückt als wenn sie den innern Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes recht wollten zur Schau tragen.

Da ich einige Stunden hier unter freiem Himmel auf Postpferde warten mußte, konnt' ich noch eine andere

Bemerkung machen. Ich saß vor dem Fenster des Posthauses, unfern von der Stelle wo das Kästchen stand, in dessen Einschnitt man die unfrankirten Briefe zu werfen pflegt. Einen ähnlichen Zudrang hab' ich nie gesehn; zu hunderten wurden sie in die Ritze gesenkt. Das gränzenlose Bestreben wie man mit Leib, Seel' und Geist in sein Vaterland durch die Lücke des durchbrochenen Dammes wieder einzuströmen begehre, war nicht lebhafter und aufdringlicher vorzubilden.

Vor langer Weile und aus Lust Geheimnisse zu entwickeln oder zu suppliren, dacht' ich mir was in dieser Briefmenge wohl enthalten seyn möchte. Da glaubt' ich denn eine Liebende zu spüren, die mit Leidenschaft und Schmerz die Qual des Entbehrens in solcher Trennung heftigst ausdrückte; einen Freund der von dem Freunde in der äußersten Noth einiges Geld verlangte; ausgetriebene Frauen, mit Kindern und Dienstanhang, dessen Casse bis auf wenige Geldstücke zusammengeschmolzen war; feurige Anhänger der Prinzen, die das beste hoffend sich einander Lust und Muth zusprachen; andere die schon das Unheil in der Ferne witterten und sich über den bevorstehenden Verlust ihrer Güter jammervoll beschwerten — und ich denke nicht ungeschickt gerathen zu haben.

Ueber manches klärte der Postmeister mich auf, der, um meine Ungeduld nach Pferden zu beschwichtigen, mich versätzlich zu unterhalten suchte. Er zeigte mir

verschiedene Briefe mit Stempeln, aus entfernten Gegenden, die nun den Vorgerückten und Vorrückenden nachirren sollten. Frankreich sey an allen seinen Gränzen mit solchen Unglücklichen umlagert, von Antwerpen bis Nizza; dagegen stünden eben so die Franzbsischen Heere zur Vertheidigung und zum Ausfall bereit. Er sagte manches Bedenkliche; ihm schien der Zustand der Dinge wenigstens sehr zweifelhaft.

Da ich mich nicht so wüthend erwies, wie andere die nach Frankreich hineinstürmten, hielt er mich bald für einen Republicaner und zeigte mehr Vertrauen; er ließ mich die Unbilden bedenken, welche die Preußen von Wetter und Weg über Coblenz und Trier erlitten, und machte eine schauderhafte Beschreibung wie ich das Lager in der Gegend von Longwy finden würde; von allem war er gut unterrichtet und schien nicht abgeneigt andere zu unterrichten; zuletzt suchte er mich aufmerksam zu machen wie die Preußen beim Einmarsch ruhige und schuldlose Dörfer geplündert, es sey nun durch die Truppen geschehen, oder durch Packknechte und Nachzügler; zum Scheine habe man's bestraft, aber die Menschen im Innersten gegen sich aufgebracht.

Da mußte mir denn jener General des dreyßigjährigen Kriegs einfallen, welcher, als man sich über das feindselige Betragen seiner Truppen in Freundes Land höchlich beschwerte, die Antwort gab: ich kann meine Armee nicht im Sack transportiren. Ueberhaupt aber

konnte ich bemerken, daß unser Rücken nicht sehr gesichert sey.

Longwy, dessen Eroberung mir schon unterwegs triumphirend verkündigt war, ließ ich auf meiner Fahrt rechts in einiger Ferne und gelangte den 27 August Nachmittags gegen das Lager von Brocourt. Auf einer Fläche geschlagen war es zu übersehen, aber dort anzulangen nicht ohne Schwierigkeit. Ein feuchter aufgewühlter Boden war Pferden und Wagen hinderlich, daneben fiel es auf, daß man weder Wachen noch Posten noch irgend jemand antraf, der sich nach den Päßen erkundigt, und bei dem man dagegen wieder einige Erkundigung hätte einziehen können. Wir fuhren durch eine Zeltwüste, denn alles hatte sich verkrochen, um vor dem schrecklichen Wetter kümmerlichen Schutz zu finden. Nur mit Mühe erforschten wir von einigen die Gegend, wo wir das Herzogl. Weimarische Regiment finden könnten, erreichten endlich die Stelle, sahen bekannte Gesichter und wurden von Leidensgenossen gar freundlich aufgenommen. Kämmerier Wagner und sein schwarzer Pudel waren die ersten Begrüßenden; beide erkannten einen vieljährigen Lebensgesellen, der abermals eine bedenkliche Epoche mit durchkämpfen sollte. Zugleich erfuhr ich einen unangenehmen Vorfall. Des Fürsten Leibpferd, der Amarant, war gestern nach einem gräßlichen Schrei niedergestürzt und todt geblieben.

Nun mußte ich von der Situation des Lagers noch

viel Schlimmeres gewahren und vernehmen als der Poſtmeiſter mir vorausgeſagt. Man denke ſich's auf einer Ebene am Fuße eines ſanft aufſteigenden Hügels, in welchem ein von Alters her gezogener Graben Waſſer von Feldern und Wieſen abhalten ſollte; dieſer aber wurde ſo ſchnell als möglich Behälter alles Unraths, aller Abwürflinge, der Abzug ſtockte, gewaltige Regengüſſe durchbrachen Nachts den Damm und führten das widerwärtigſte Unheil unter die Zelte. Da ward nun was die Fleiſcher an Eingeweiden, Knochen und ſonſt bei Seite geſchafft in die ohnehin feuchten und ängſtlichen Schlafſtellen getragen.

Mir ſollte gleichfalls ein Zelt eingeräumt werden, ich zog aber vor mich des Tags über bei Freunden und Bekannten aufzuhalten und Nachts in dem großen Schlafwagen der Ruhe zu pflegen, deſſen Bequemlichkeit von früheren Zeiten her mir ſchon bekannt war. Seltſam mußte man es jedoch finden, wie er, obgleich nur etwa dreißig Schritte von den Zelten entfernt, doch dergeſtalt unzugänglich blieb, daß ich mich Abends mußte hinein, und Morgens wieder heraustragen laſſen.

Am 28 Auguſt.

So wunderlich tagte mir dießmal mein Geburtsfeſt. Wir ſetzten uns zu Pferde und ritten in die eroberte Feſtung; das wohlgebaute und befeſtigte Städtchen liegt

auf einer Anhöhe. Meine Absicht war große wollene Decken zu kaufen und wir verfügten uns sogleich in einen Kramladen, wo wir Mutter und Töchter hübsch und anmuthig fanden. Wir feilschten nicht viel und zahlten gut und waren so artig als es Deutschen ohne Tournure nur möglich ist.

Die Schicksale des Hauses während des Bombardements waren höchst wunderbar. Mehrere Granaten hinter einander fielen in das Familienzimmer, man flüchtete, die Mutter riß ein Kind aus der Wiege und floh, und in dem Augenblick schlug noch eine Granate gerade durch die Kissen wo der Knabe gelegen hatte. Zum Glück war keine der Granaten gesprungen, sie hatten die Möbeln zerschlagen, am Getäfel gesengt und so war alles ohne weiteren Schaden vorübergegangen, in den Laden war keine Kugel gekommen.

Daß der Patriotismus derer von Longwy nicht allzu kräftig seyn mochte, sah man daraus, daß die Bürgerschaft den Commandanten sehr bald genöthigt hatte, die Festung zu übergeben; auch hatten wir kaum einen Schritt aus dem Laden gethan, als der innere Zwiespalt der Bürger sich uns genugsam verdeutlichte. Königisch-Gesinnte, und also unsere Freunde, welche die schnelle Uebergabe bewirkt, bedauerten daß wir in dieses Waarengewölbe zufällig gekommen und dem schlimmsten aller Jakobiner, der mit seiner ganzen Familie nichts tauge, so viel schönes Geld zu lösen gegeben. Gleichermaßen

warnte man uns vor einem splendiden Gastbofe, und zwar so bedenklich als wenn den Speisen daselbst nicht ganz zu trauen seyn möchte; zugleich deutete man auf einen geringeren, als zuverlässig, wo wir uns denn auch freundlich aufgenommen und leidlich bewirthet sahen.

Nun saßen wir alte Kriegs- und Garnisons-Kameraden traulich und froh wieder neben und gegeneinander; es waren die Officiere des Regiments, vereint mit des Herzogs Hof-, Haus- und Canzleygenossen; man unterhielt sich von dem Nächstvergangenen: wie bedeutend und bewegt es Anfang May's in Aschersleben gewesen, als die Regimenter sich marschfertig zu halten Ordre bekommen, der Herzog von Braunschweig und mehrere hohe Personen daselbst Besuch abgestattet, wobei des Marquis von Bouillie als eines bedeutenden und in die Operationen kräftig eingreifenden Fremden zu erwähnen nicht vergessen wurde. Sobald dem horchenden Gastwirth dieser Name zu Ohren kam, erkundigte er sich eifrigst, ob wir den Herren kennten. Die meisten durften es bejahen, wobei er denn viel Respect bewies und große Hoffnung auf die Mitwirkung dieses würdigen thätigen Mannes aussprach, ja es wollte scheinen, als wenn wir von diesem Augenblicke an besser bedient würden.

Wie wir nun alle hier Versammelten uns mit Leib und Seele einem Fürsten angehörig bekannten, der seit mehreren Regierungsjahren so große Vorzüge entwickelt und sich nunmehr auch im Kriegshandwerk, dem er von

Ju-

Jugend auf zugethan gewesen, das er seit geraumer Zeit getrieben, sich bewähren sollte, so ward auf sein Wohl und seiner Angehörigen nach guter Deutscher Weise angestoßen und getrunken; besonders aber auf des Prinzen Bernhards Wohl, bei welchem kurz vor dem Ausmarsch Obristwachtmeister von Weyhrach als Abgeordneter des Regiments Gevatter gestanden hatte.

Nun wußte jeder von dem Marsche selbst gar manches zu erzählen, wie man den Harz links lassend an Goslar vorbei nach Nordheim durch Göttingen gekommen; da hörte man denn von trefflichen und schlechten Quartieren, bäurisch-unfreundlichen, gebildet-mißmuthigen, hypochondrisch-gefälligen Wirthen, von Nonnenklöstern und mancherlei Abwechselung des Weges und Wetters. Alsdann war man am östlichen Rand Westphalens her bis Coblenz gezogen, hatte mancher hübschen Frau zu gedenken, von seltsamen Geistlichen, unvermuthet begegnenden Freunden, zerbrochenen Rädern, umgeworfenen Wagen buntschäckigen Bericht zu erstatten.

Von Coblenz aus beklagte man sich über bergige Gegenden, beschwerliche Wege und mancherlei Mangel, und rückte sodann, nachdem man sich im Vergangenen kaum zerstreut, dem Wirklichen immer näher; der Einmarsch nach Frankreich in dem schrecklichsten Wetter ward als höchst unerfreulich und als würdiges Vorspiel beschrieben des Zustandes, den wir nach dem Lager zurück-

kehrend voraussehen konnten. Jedoch in solcher Gesellschaft ermuthigt sich einer am andern, und ich besonders beruhigte mich bei'm Anblick der köstlichen wollenen Decken, welche der Reitknecht aufgebunden hatte.

Im Lager fand ich Abends in dem großen Zelte die beste Gesellschaft; sie war dort beisammen geblieben weil man keinen Fuß heraussetzen konnte; alles war gutes Muths und voller Zuversicht. Die schnelle Uebergabe von Longwy bestätigte die Zusage der Emigrirten, man werde überall mit offenen Armen aufgenommen seyn, und es schien sich dem großen Vorhaben nichts als die Witterung entgegen zu setzen. Haß und Verachtung des revolutionairen Frankreichs, durch die Manifeste des Herzogs von Braunschweig ausgesprochen, zeigten sich ohne Ausnahme bei Preußen, Oestreichern und Emigrirten.

Freilich durfte man nur das wahrhaft bekannt gewordene erzählen, so ging daraus hervor, daß ein Volk auf solchen Grad verneinigt nicht einmal in Parteyen gespalten, sondern im Innersten zerrüttet, in lauter Einzelnheiten getrennt, dem hohen Einheitssinne der edel Verbündeten nicht widerstehen könne.

Auch hatte man schon von Kriegsthaten zu erzählen; gleich nach dem Eintritt in Frankreich stießen bei'm Recognosciren fünf Escadronen Husaren von Wolfrat auf tausend Chasseurs, die von Sedan her unser Vorrücken beobachten sollten. Die Unsrigen wohl geführt griffen

an, und da die gegenseitigen sich tapfer wehrten, auch keinen Pardon annehmen wollten, gab es ein gräulich Gemetzel, worin wir siegten, Gefangene machten, Pferde, Carabiner und Säbel erbeuteten, durch welches Beyspiel der kriegerische Geist erhöht, Hoffnung und Zutrauen fester gegründet wurden.

Am neun und zwanzigsten August geschah der Aufbruch aus diesen halberstarrten Erd- und Wasserwogen, langsam und nicht ohne Beschwerde: denn wie sollte man Zelte und Gepäck, Monturen und sonstiges nur einigermaßen reinlich halten, da sich keine trockene Stelle fand, wo man irgend etwas hätte zurecht legen und ausbreiten können.

Die Aufmerksamkeit jedoch, welche die höchsten Heerführer diesem Abmarsch zuwendeten, gab uns frisches Vertrauen. Auf das strengste war alles Fuhrwerk ohne Ausnahme hinter die Colonne beordert, nur jeder Regiments-Chef berechtigt eine Chaise vor seinem Zug hergehen zu lassen; da ich denn das Glück hatte im leichten offenen Wägelchen die Hauptarmee für dießmal anzuführen. Beide Häupter, der König sowohl als der Herzog von Braunschweig, mit ihrem Gefolge hatten sich da postirt, wo alles an ihnen vorbei mußte. Ich sah sie von weitem und als wir heran kamen ritten Ihro Majestät an mein Wäglein heran und fragten in Ihro lakonischen Art: wem das Fuhrwerk gehöre? Ich antwortete laut: Herzog von Weimar! und wir zogen vor-

wärts. Nicht leicht iſt jemand von einem vornehmern Viſitator angehalten worden.

Weiter hin jedoch fanden wir den Weg hie und da etwas beſſer. In einer wunderlichen Gegend, wo Hügel und Thal mit einander abwechſelten, gab es beſonders für die zu Pferde noch trockene Räume genug um ſich behaglich vorwärts bewegen zu können. Ich warf mich auf das meine und ſo ging es freier und luſtiger fort; das Regiment hatte den Vortritt bei der Armee, wir konnten alſo immer voraus ſeyn und der läſtigen Bewegung des Ganzen völlig entgehen.

Der Marſch verließ die Hauptſtraße, wir kamen über Arancy, worauf uns denn Chatillon l'Abbaye, als erſtes Kennzeichen der Revolution, ein verkauftes Kirchengut, in halb abgebrochenen und zerſtörten Mauern zur Seite liegen blieb.

Nun aber ſahen wir über Hügel und Thal des Königs Majeſtät ſich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen ſchweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieſes Phänomen mit Blitzesſchnelle vor uns vorbei geſchwunden, als ein zweytes von einer andern Seite den Hügel krönte oder das Thal erfüllte. Es war der Herzog von Braunſchweig, der Elemente gleicher Art an und nach ſich zog. Wir nun, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurtheilen geneigt, konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die

obere ſey? Welche wohl im zweifelhaften Falle zu entſcheiden habe? Unbeantwortete Fragen die uns nur Zweifel und Bedenklichkeiten zurückließen.

Was nun aber hiebei noch ernſteren Stoff zum Nachdenken gab, war, daß man beide Heerführer ſo ganz frank und frei in ein Land hineinreiten ſah wo nicht unwahrſcheinlich in jedem Gebüſch ein aufgeregter Todfeind lauern konnte. Doch mußten wir geſtehen, daß gerade das kühne perſönliche Hingeben von jeher den Sieg errang und die Herrſchaft behauptete.

Bei wolkigem Himmel ſchien die Sonne ſehr heiß; das Fuhrwerk in grundloſem Boden fand ein ſchweres Fortkommen. Zerbrochene Räder an Wagen und Kanonen machten gar manchen Aufhalt, hie und da ermattete Füſeliere die ſich ſchon nicht mehr fortſchleppen konnten.

Man hörte die Canonade bei Thionville und wünſchte jener Seite guten Erfolg.

Abends erquickten wir uns im Lager bei Pillen. Eine liebliche Waldwieſe nahm uns auf, der Schatten erfriſchte ſchon, zum Küchfeuer war Geſtrüpp genug bereit, ein Bach floß vorbei und bildete zwey klare Baſſins, die beide ſogleich von Menſchen und Thieren ſollten getrübt werden. Das eine gab ich frei, vertheidigte das andere mit Heftigkeit und ließ es ſogleich mit Pfählen und Stricken umziehen. Ohne Lärm gegen die Zudringlichen ging es nicht ab. Da fragte einer von unſern

Reitern den andern, die eben ganz gelassen an ihrem Zeuge putzten: wer ist denn der, der sich so mausig macht? Ich weiß nicht, versetzte der andere, aber er hat Recht.

Also kamen nun Preußen und Oestreicher und ein Theil von Frankreich auf Französischem Boden ihr Kriegshandwerk zu treiben. In wessen Macht und Gewalt thaten sie das? Sie konnten es in eignem Namen thun, der Krieg war ihnen zum Theil erklärt, ihr Bund war kein Geheimniß; aber nun ward noch ein Verwand erfunden. Sie traten auf im Namen Ludwigs XVI, sie requirirten nicht, aber sie borgten gewaltsam. Man hatte Bons drucken lassen, die der Commandirende unterzeichnete, derjenige aber, der sie in Händen hatte, nach Befund beliebig ausfüllte, Ludwig XVI sollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifest nichts so sehr das Volk gegen das Königsthum aufgehetzt als diese Behandlungsart. Ich war selbst bei einer solchen Scene gegenwärtig, deren ich mich als höchst tragisch erinnere. Mehrere Schäfer mochten ihre Heerden vereinigt haben, um sie in Wäldern oder sonst abgelegenen Orten sicher zu verbergen, von thätigen Patrouillen aber aufgegriffen und zur Armee geführt, sahen sie sich zuerst wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verschiedenen Besitzern, man sonderte und zählte die einzelnen Heerden. Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung, schwebte auf den Gesichtern der tüchtigen Männer. Als

ſich aber dieſes Verfahren dahin auflöſte, daß man die Heerden unter Regimenter und Compagnien vertheilte, den Beſitzern hingegen, ganz höflich, auf Ludwig XVI geſtellte Papiere überreichte, indeſſen ihre wolligen Zöglinge von den ungeduldigen fleiſchluſtigen Soldaten vor ihren Füßen ermordet wurden; ſo geſteh' ich wohl es iſt mir nicht leicht eine grauſamere Scene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen ſeinen Abſtufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die Griechiſchen Tragödien allein haben ſo einfach tief Ergreifendes.

Den 30 Auguſt.

Vom heutigen Tag der uns gegen Verdun bringen ſollte verſprachen wir uns Abenteuer, und ſie blieben nicht aus. Der auf- und abwärtsgehende Weg war ſchon beſſer getrocknet, das Fuhrwerk zog ungehinderter dahin, die Reiter bewegten ſich leichter und vergnüglich.

Es hatte ſich eine muntere Geſellſchaft zuſammengefunden, die wohl beritten ſo weit vorging, bis ſie einen Zug Huſaren antraf, der den eigentlichen Vortrab der Hauptarmee machte. Der Rittmeiſter, ein geſetzter Mann ſchon über die mittlern Jahre, ſchien unſere Ankunft nicht gerne zu ſehen. Die ſtrengſte Aufmerkſamkeit war ihm empfohlen, alles ſollte mit Vorſicht geſchehen, jede unangenehme Zufälligkeit klüglich beſeitigt werden. Er hatte ſeine Leute kunſtmäßig vertheilt, ſie

ruckten einzeln vor in gewiſſen Entfernungen, und alles begab ſich in der größten Ordnung und Ruhe. Menſchenleer war die Gegend, die äußerſte Einſamkeit ahnungsvoll. So waren wir Hügel auf Hügel ab über Mangienne, Damvillers, Wauwille und Ormont gekommen, als auf einer Höhe, die eine ſchöne Ausſicht gewährte, rechts in den Weinbergen ein Schuß fiel, worauf die Huſaren ſogleich zufuhren, die nächſte Umgebung zu unterſuchen. Sie brachten auch wirklich einen ſchwarzhaarigen bärtigen Mann herbei, der ziemlich wild ausſah und bei dem man ein ſchlechtes Terzerol gefunden hatte. Er ſagte trotzig, daß er die Vögel aus ſeinem Weinberg verſcheuche und niemand etwas zu Leide thue. Der Rittmeiſter ſchien, bei ſtiller Ueberlegung, dieſen Fall mit ſeinen gemeſſenen Ordres zuſammen zu halten und entließ den bedrohten Gefangenen mit einigen Hieben, die der Kerl ſo eilig mit auf den Weg nahm, daß man ihm ſeinen Hut mit großem Luſtgeſchrei nachwarf, den er aber aufzunehmen keinen Beruf empfand.

Der Zug ging weiter, wir unterhielten uns über die Verkommenheiten und über manches was zu erwarten ſeyn möchte. Nun iſt zu bemerken, daß unſre kleine Geſellſchaft, wie ſie ſich den Huſaren aufgedrungen hatte, zufällig zuſammen gekommen aus den verſchiedenſten Elementen beſtand; meiſtens waren es gradſinnige, jeder nach ſeiner Weiſe dem Augenblick gewidmete Menſchen. Einen jedoch muß ich beſonders auszeichnen, ei-

nen ernſten, ſehr achtbaren Mann, von der Art wie ſie zu jener Zeit unter den Preußiſchen Kriegsleuten öfter vorkamen, mehr äſthetiſch als philoſophiſch gebildet, ernſt mit einem gewiſſen hypochondriſchen Zuge, ſtill in ſich gekehrt und zum Wohlthun mit zarter Leidenſchaft aufgelegt.

Als wir ſo weiter vor uns hinrückten, trafen wir auf eine ſo ſelſame als angenehme Erſcheinung, die eine allgemeine Theilnahme erregte. Zwey Huſaren brachten ein einſpänniges, zweyrädriges Wägelchen den Berg herauf, und als wir uns erkundigten, was unter der übergeſpannten Leinwand wohl befindlich ſeyn möchte, ſo fand ſich ein Knabe von etwa zwölf Jahren, der das Pferd lenkte, und ein wunderſchönes Mädchen oder Weibchen, das ſich aus der Ecke hervorbeugte um die vielen Reiter anzuſehen, die ihren zweyrädrigen Schirm umzingelten. Niemand blieb ohne Theilnahme, aber die eigentlich thätige Wirkung für die Schöne mußten wir unſerm empfindenden Freund überlaſſen, der von dem Augenblick an als er das bedürftige Fuhrwerk näher betrachtet, ſich zur Rettung unaufhaltſam hingedrängt fühlte. Wir traten in den Hintergrund, er aber fragte genau nach allen Umſtänden, und es fand ſich, daß die junge Perſon in Samogneux wohnhaft, dem bevorſtehenden Bedrängniß ſeitwärts zu entfernteren Freunden auszuweichen willens, ſich eben der Gefahr in den Rachen geflüchtet habe; wie in ſolchen ängſtlichen Fällen

der Mensch wähnt, es sey überall besser als da wo er ist. Einstimmig ward ihr nun auf das freundlichste begreiflich gemacht, daß sie zurückkehren müsse. Auch unser Anführer, der Rittmeister, der zuerst eine Spionerey hier wittern wollte, ließ sich endlich durch die herzliche Rhetorik des sittlichen Mannes überreden; der sie denn auch, zwey Husaren an der Seite, bis an ihren Wohnort einigermaßen getröstet zurückbrachte, woselbst sie uns, die wir in bester Ordnung und Mannszucht bald nachher durchzogen, auf einem Mäuerchen unter den Ihrigen stehend, freundlich und, weil das erste Abenteuer so gut gelungen war, hoffnungsvoll begrüßte.

Es gibt dergleichen Pausen mitten in den Kriegszügen, wo man durch augenblickliche Mannszucht sich Credit zu verschaffen sucht und eine Art von gesetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung beordert. Diese Momente sind köstlich für Bürger und Bauern und für jeden, dem das dauernde Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menschlichkeit geraubt hat.

Ein Lager dießseits Verdun wird aufgeschlagen und man zählt auf einige Tage Rast.

Den ein und dreyßigsten Morgens war ich im Schlafwagen, gewiß der trockensten, wärmsten und erfreulichsten Lagerstätte, bald erwacht, als ich etwas an den Ledervorhängen rauschen hörte und bei Eröffnung derselben den Herzog von Weimar erblickte, der mir einen uner-

warteten Fremden vorſtellte. Ich erkannte ſogleich den abenteuerlichen Grothhus, der, ſeine Partengängerrolle auch hier zu ſpielen nicht abgeneigt, angelangt war um den bedenklichen Auftrag der Aufforderung Verduns zu übernehmen. In Gefolg deſſen war er gekommen unſern fürſtlichen Anführer um einen Staabstrompeter zu erſuchen, welcher, einer ſolchen beſondern Auszeichnung ſich erfreuend, alſobald zu dem Geſchäft beordert wurde. Wir begrüßten uns, alter Wunderlichkeiten eingedenk, auf das heiterſte und Grothhus eilte zu ſeinem Geſchäft; worüber denn, als es vollbracht war, gar mancher Scherz getrieben wurde. Man erzählte ſich wie er, den Trompeter voraus, den Huſaren hinterdrein, die Fahrſtraße hinabgeritten, die Verduner aber als Sanculotten, das Völkerrecht nicht kennend oder verachtend, auf ihn canonirt, wie er ein weißes Schnupftuch an die Trompete befeſtigt und immer heftiger zu blaſen befohlen; wie er von einem Commando eingeholt, und mit verbundenen Augen allein in die Feſtung geführt, alldort ſchöne Reden gehalten, aber nichts bewirkt und was dergleichen mehr war, wodurch man denn, nach Weltart, den geleiſteten Dienſt zu verkleinern und dem Unternehmenden die Ehre zu verkümmern wußte.

Als nun die Feſtung, wie natürlich, auf die erſte Forderung ſich zu ergeben abgeſchlagen, mußte man mit Anſtalten zum Bombardement vorſchreiten. Der Tag ging hin, indeſſen beſorgt' ich noch ein kleines Ge-

ſchäft, deſſen gute Folgen ſich mir bis auf den heutigen Tag erſtrecken. In Maynz hatte mich Herr v. Stein mit dem Jägeriſchen Atlas verſorgt, welcher den gegenwärtigen, hoffentlich auch den nächſtkünftigen Kriegsſchauplatz in mehreren Blättern darſtellte. Ich nahm das eine hervor, das achtundvierzigſte, in deſſen Bezirk ich bei Longwy hereingetreten war, und da unter des Herzogs Leuten ſich gerade ein Boßler befand, ſo ward es zerſchnitten und aufgezogen und dient mir noch zur Wiedererinnerung jener für die Welt und mich ſo bedeutenden Tage.

Nach ſolchen Vorbereitungen zum künftigen Nutzen und augenblicklicher Bequemlichkeit ſah ich mich um auf der Wieſe wo wir lagerten, und von wo ſich die Zelte bis auf die Hügel erſtreckten. Auf dem großen grünen ausgebreiteten Teppich zog ein wunderliches Schauſpiel meine Aufmerkſamkeit an ſich: eine Anzahl Soldaten hatten ſich in einen Kreis geſetzt und handirten etwas innerhalb deſſelben. Bei näherer Unterſuchung fand ich ſie um einen trichterförmigen Erdfall gelagert, der von dem reinſten Quellwaſſer gefüllt oben etwa dreißig Fuß im Durchmeſſer haben konnte. Nun waren es unzählige kleine Fiſchchen nach denen die Kriegsleute angelten, wozu ſie das Geräth neben ihrem übrigen Gepäcke mitgebracht hatten. Das Waſſer war das klarſte von der Welt und die Jagd luſtig genug anzuſehen. Ich hatte jedoch nicht lange dieſem

Spiele zugeſchaut, als ich bemerkte, daß die Fiſchlein indem ſie ſich bewegten verſchiedene Farben ſpielten. Im erſten Augenblick hielt ich dieſe Erſcheinung für Wechſelfarben der beweglichen Körperchen, doch bald eröffnete ſich mir eine willkommene Aufklärung. Eine Scherbe Steingut war in den Trichter gefallen, welche mir aus der Tiefe herauf die ſchönſten prismatiſchen Farben gewährte. Heller als der Grund, dem Auge entgegen gehoben, zeigte ſie an dem von mir abſtehenden Rande die Blau- und Violetfarbe, an dem mir zugekehrten Rande dagegen die rothe und gelbe. Als ich mich darauf um die Quelle ringsum bewegte, folgte mir, wie natürlich bei einem ſolchen ſubjectiven Verſuche, das Phänomen und die Farben erſchienen, bezüglich auf mich, immer dieſelbigen.

Leidenſchaftlich ohnehin mit dieſen Gegenſtänden beſchäftigt, machte mir's die größte Freude dasjenige hier unter freiem Himmel ſo friſch und natürlich zu ſehen, weßhalb ſich die Lehrer der Phyſik ſchon faſt hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einzuſperren pflegten. Ich verſchaffte mir noch einige Scherbenſtücke, die ich hinein warf, und konnte gar wohl bemerken, daß die Erſcheinung unter der Oberfläche des Waſſers ſehr bald anfing, bei'm Hinabſinken immer zunahm, und zuletzt ein kleiner, weißer Körper, ganz überfärbt in Geſtalt eines Flämmchens am Boden anlangte. Dabei erinnerte ich mich daß Agricola ſchon

dieſer Erſcheinung gedacht und ſie unter die feurigen Phänomene zu rechnen ſich bewogen geſehn.

Nach Tiſche ritten wir auf den Hügel der unſeren Zelten die Anſicht von Verdun verbarg: wir fanden die Lage der Stadt, als einer ſolchen, ſehr angenehm von Wieſen, Gärten umgeben, in einer heitern Fläche, von der Maas in mehreren Aeſten durchſtrömt, zwiſchen näheren und ferneren Hügeln; als Feſtung freilich einem Bombardement von allen Seiten ausgeſetzt. Der Nachmittag ging hin mit Errichtung der Batterien, da die Stadt ſich zu ergeben geweigert hatte. Mit guten Ferngläſern beſchauten wir indeſſen die Stadt und konnten ganz genau erkennen was auf dem gegen uns gekehrten Wall vorging, mancherlei Volk das ſich hin und her bewegte, und beſonders an einem Fleck ſehr thätig zu ſeyn ſchien.

Um Mitternacht fing das Bombardement an, ſowohl von der Batterie auf unſerm rechten Ufer, als von einer andern auf dem linken, welche näher gelegen und mit Brandraketen ſpielend, die ſtärkſte Wirkung hervorbrachte. Dieſe geſchwänzten Feuermeteore mußte man denn ganz gelaſſen durch die Luft fahren und bald darauf ein Stadtquartier in Flammen ſehen. Unſere Ferngläſer, dorthin gerichtet, geſtatteten uns auch dieſes Unheil im Einzelnen zu betrachten; wir konnten die Menſchen erkennen, die ſich oben auf den Mauern dem Brande Einhalt zu thun eifrig bemühten, wir

konnten die freistehenden, zusammenstürzenden Gesparre bemerken und unterscheiden. Dieses alles geschah in Gesellschaft von Bekannten und Unbekannten, wobei es unsägliche, oft widersprechende Bemerkungen gab und gar verschiedene Gesinnungen geäußert wurden. Ich war in eine Batterie getreten, die eben gewaltsam arbeitete, allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Haubitzen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich, ich mußte mich bald entfernen. Da traf ich auf den Fürsten Reuß den XI, der mir immer ein freundlicher gnädiger Herr gewesen. Wir gingen hinter Weinbergsmauern hin und her, durch sie geschützt vor den Kugeln, welche herauszusenden die Belagerten nicht faul waren. Nach mancherlei politischen Gesprächen, die uns denn freilich nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten, fragte mich der Fürst: womit ich mich gegenwärtig beschäftige, und war sehr verwundert als ich, anstatt von Tragödien und Romanen zu vermelden, aufgeregt durch die heutige Refractionserscheinung, von der Farbenlehre mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen begann. Denn es ging mir mit diesen Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten, ich machte sie nicht, sondern sie machten mich. Das einmal erregte Interesse behauptete sein Recht, die Production ging ihren Gang, ohne sich durch Kanonenkugeln und Feuerballen im mindesten stören zu lassen. Der Fürst verlangte daß ich

ihm faßlich machen sollte, wie ich in dieses Feld gerathen. Hier gereichte mir nun der heutige Fall zu besonderem Nutzen und Frommen.

Bei einem solchen Manne bedurft' es nicht vieler Worte um ihn zu überzeugen daß ein Naturfreund, der sein Leben gewöhnlich im Freien, es sey nun im Garten, auf der Jagd, reisend oder durch Feldzüge durchführt, Gelegenheit und Muße genug finde die Natur im Großen zu betrachten und sich mit den Phänomenen aller Art bekannt zu machen. Nun bieten aber atmosphärische Luft, Dünste, Regen, Wasser und Erde uns immerfort abwechselnde Farbenerscheinungen, und zwar unter so verschiedenen Bedingungen und Umständen, daß man wünschen müsse solche bestimmter kennen zu lernen, sie zu sondern, unter gewisse Rubriken zu bringen, ihre nähere und fernere Verwandtschaft auszuforschen. Hiedurch gewinne man nun in jedem Fach neue Ansichten, unterschieden von der Lehre der Schule und von gedruckten Ueberlieferungen. Unsere Altväter hätten, begabt mit großer Sinnlichkeit, vortrefflich gesehen, jedoch ihre Beobachtungen nicht fort- noch durchgesetzt, am wenigsten sey ihnen gelungen die Phänomene wohl zu ordnen und unter die rechten Rubriken zu bringen.

Dergleichen ward abgehandelt, als wir den feuchten Rasen hin und hergingen; ich setzte, aufgeregt durch Fragen und Einreden, meine Lehre fort, als die Kälte

des

des einbrechenden Morgens uns an ein Bivouak der Oeſtreicher trieb, welches die ganze Nacht unterhalten, einen ungeheuern wohlthätigen Kohlenkreis darbot. Eingenommen von meiner Sache, mit der ich mich erſt ſeit zwey Jahren beſchäftigte, und die alſo noch in einer friſchen unreifen Gährung begriffen war, hätte ich kaum wiſſen können, ob der Fürſt mir auch zugehört, wenn er nicht einſichtige Worte dazwiſchen geſprochen und zum Schluß meinen Vortrag wieder aufgenommen und beifällige Aufmunterung gegönnt hätte.

Wie ich denn immer bemerkt habe, daß mit Geſchäfts- und Weltleuten, die ſich gar vielerlei aus dem Stegreife müſſen vortragen laſſen und deßhalb immer auf ihrer Hut ſind, um nicht hintergangen zu werden, viel beſſer auch in wiſſenſchaftlichen Dingen zu handeln iſt, weil ſie den Geiſt frei halten und dem Referenten aufpaſſen, ohne weiteres Intereſſe, als eigene Aufklärungen; da Gelehrte hingegen gewöhnlich nichts hören, als was ſie gelernt und gelehrt haben und worüber ſie mit ihres Gleichen übereingekommen ſind. An die Stelle des Gegenſtandes ſetzt ſich ein Wort-Credo, bei welchem denn ſo gut zu verharren iſt als bei irgend einem andern.

Der Morgen war friſch aber trocken, wir gingen, theils gebraten theils erſtarrt, wieder auf und ab und ſahen an den Weinbergsmauern ſich auf einmal etwas regen. Es war ein Piket Jäger das die Nacht da zu-

gebracht hatte, nun aber Büchse und Torniſter wieder aufnahm, hinab in die niedergebrannten Vorſtädte zog, um von da aus die Wälle zu beunruhigen. Einem wahrſcheinlichen Tod entgegen gehend ſangen ſie ſehr libertine Lieder, in dieſer Lage vielleicht verzeihbar.

Kaum verließen ſie die Stätte als ich auf der Mauer, an der ſie geruht, ein ſehr auffallendes geologiſches Phänomen zu bemerken glaubte; ich ſah auf dem von Kalkſtein errichteten weißen Mäuerchen ein Geſims von hellgrünen Steinen, völlig von der Farbe des Jaſpis, und war höchlich betroffen, wie mitten in dieſen Kalkſtätzen eine ſo merkwürdige Steinart in ſolcher Menge ſich ſollte gefunden haben. Auf die eigenſte Weiſe ward ich jedoch entzaubert als ich, auf das Geſpenſt losgehend, ſogleich bemerkte daß es das Innere von verſchimmeltem Brod ſey, das, den Jägern ungenießbar, mit gutem Humor ausgeſchnitten und zu Verzierung der Mauer ausgebreitet werden.

Hier gab es nun ſogleich Gelegenheit von der, ſeitdem wir in Feindesland eingetreten, immer wieder zur Sprache kommenden Vergiftung zu reden; welche freilich ein kriegendes Heer mit paniſchem Schrecken erfüllt, indem nicht allein jede vom Wirth angebotene Speiſe, ſondern auch das ſelbſt gebackene Brod verdächtig wird, deſſen innerer ſchnell ſich entwickelnder Schimmel ganz natürlichen Urſachen zuzuſchreiben iſt.

Es war den erſten September früh um acht Uhr als das Bombardement aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber und herüber wechſelte. Beſonders hatten die Belagerten einen Vierundzwanzigpfünder gegen uns gekehrt, deſſen ſparſame Schüſſe ſie mehr zum Scherz als Ernſt verwendeten.

Auf der freien Höhe zur Seite der Weinberge, grad im Angeſichte dieſes größten Geſchützes, waren zwey Huſaren zu Pferd aufgeſtellt, um Stadt und Zwiſchenraum aufmerkſam zu beobachten. Dieſe blieben die Zeit ihrer Poſtirung über unangefochten. Weil aber bei der Ablöſung ſich nicht allein die Zahl der Mannſchaft vermehrte, ſondern auch manche Zuſchauer grad in dieſem Augenblick herbeiliefen und ein tüchtiger Klump Menſchen zuſammen kam, ſo hielten jene ihre Ladung bereit. Ich ſtand in dieſem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr hundert Schritt entfernten Huſaren- und Volks-Trupp zugekehrt, mich mit einem Freund beſprechend, als auf einmal der grimmige pfeifend ſchmetternde Ton hinter mir herſauſ'te, ſo daß ich mich auf dem Abſatz herumdrehte, ohne ſagen zu können ob der Ton, die bewegte Luft, eine innere pſychiſche, ſittliche Anregung dieſes Umkehren hervorgebracht. Ich ſah die Kugel, weit hinter der auseinander geſtobenen Menge, noch durch einige Zäune ricochetiren. Mit großem Geſchrei lief man ihr nach als ſie aufgehört hatte furchtbar zu ſeyn; niemand war getroffen, und die

glücklichen, die ſich dieſer runden Eiſenmaſſe bemächtigt, trugen ſie im Triumph umher.

Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweytenmal aufgefordert und erbat ſich vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit. Dieſe nutzten auch wir uns etwas bequemer einzurichten, um zu proviantiren, die Gegend umher zu bereiten, wobei ich denn nicht unterließ mehrmals zu der unterrichtenden Quelle zurückzukehren, wo ich meine Beobachtungen ruhiger und beſonnener anſtellen konnte; denn das Waſſer war rein ausgeſichtet und hatte ſich vollkommen klar und ruhig geſetzt, um das Spiel der niederſinkenden Flämmchen nach Luſt zu wiederholen, und ich befand mich in der angenehmſten Gemüthsſtimmung. Einige Unglücksfälle verſetzten uns wieder bald in Kriegszuſtand. Ein Officier von der Artillerie ſuchte ſein Pferd zu tränken; der Waſſermangel in der Gegend war allgemein, meine Quelle an der er vorbeiritt, lag nicht flach genug, er begab ſich nach der nahe fließenden Maas, wo er an einem abhängigen Ufer verſank; das Pferd hatte ſich gerettet, ihn trug man todt vorbei.

Kurz darauf ſah und hörte man eine ſtarke Exploſion im Oeſtreichiſchen Lager, an dem Hügel zu dem wir hinaufſehen konnten; Knall und Dampf wiederholte ſich einigemal. Bei einer Bombenfüllung war, durch Unvorſichtigkeit, Feuer entſtanden, das höchſte Gefahr drohte; es theilte ſich ſchon gefüllten Bomben mit und man hatte zu fürchten der ganze Vorrath möchte in die

Luft geben. Bald aber war die Sorge gestillt durch rühmliche That kaiserlicher Soldaten, welche, die bedrohende Gefahr verachtend, Pulver und gefüllte Bomben aus dem Zeltraum eilig hinaustrugen.

So ging auch dieser Tag hin; am andern Morgen ergab sich die Stadt und ward in Besitz genommen; sogleich aber sollte uns ein republicanischer Charakterzug begegnen. Der Commandant Beaurepaire, bedrängt von der bedrängten Bürgerschaft, die bei fortdauerndem Bombardement ihre ganze Stadt verbrannt und zerstört sah, konnte die Uebergabe nicht länger verweigern; als er aber auf dem Rathhaus in voller Sitzung seine Zustimmung gegeben hatte, zog er ein Pistol hervor und erschoß sich, um abermals ein Beispiel höchster patriotischer Aufopferung darzustellen.

Nach dieser so schnellen Eroberung von Verdun zweifelte niemand mehr, daß wir bald darüber hinausgelangen und in Chalons und Epernay uns von den bisherigen Leiden an gutem Weine bestens erholen sollten. Ich ließ daher ungesäumt die Jägerischen Charten welche den Weg nach Paris bezeichneten, zerschneiden und sorgfältig aufziehen, auch auf die Rückseite weißes Papier kleben, wie ich es schon bei der ersten gethan, um kurze Tagesbemerkungen flüchtig aufzuzeichnen.

Den 3 September.

Früh hatte sich eine Gesellschaft zusammen gefunden nach der Stadt zu reiten, an die ich mich anschloß. Wir fanden gleich beim Eintritt große frühere Anstalten, die auf einen längeren Widerstand hindeuteten; das Straßenpflaster war in der Mitte durchaus aufgehoben und gegen die Häuser angehäuft, das feuchte Wetter machte deßhalb das Umherwandeln nicht erfreulich. Wir besuchten aber sogleich die namentlich gerühmten Läden, wo der beste Liqueur aller Art zu haben war. Wir probirten ihn durch und versorgten uns mit mancherlei Sorten. Unter andern war einer Namens Baume humain, welcher weniger süß aber stärker ganz besonders erquickte. Auch die Dragees, überzuckerte kleine Gewürzkörner, in saubern colindrischen Deuten wurden nicht abgewiesen. Bei so vielem Guten gedachte man nun der lieben Zurückgelassenen, denen dergleichen am friedlichen Ufer der Ilm gar wohl behagen möchte. Kistchen wurden gepackt; gefällige wohlwollende Couriere, das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden beauftragt, waren geneigt sich mit einigem Gepäck dieser Art zu belasten, wodurch sich denn die Freundinnen zu Hause in höchster Beruhigung überzeugen mochten, daß wir in einem Lande wallfahrteten, wo Geist und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen.

Als wir nun darauf die theilweis verletzte und verwüstete Stadt beschauten, waren wir veranlaßt die Be-

merkung zu wiederholen: daß bei solchem Unglück, welches der Mensch dem Menschen bereitet, wie bei dem was die Natur uns zuschickt, einzelne Fälle vorkommen, die auf eine Schickung, eine günstige Vorsehung hinzudeuten scheinen. Der untere Stock eines Eckhauses auf dem Markte ließ einen von vielen Fenstern wohl erleuchteten Fayence-Laden sehen; man machte uns aufmerksam, daß eine Bombe von dem Platz aufschlagend an den schwachen steinernen Thürpfosten des Ladens gefahren, von demselben aber wieder abgewiesen, andere Richtung genommen habe. Der Thürpfosten war wirklich beschädigt, aber er hatte die Pflicht eines guten Verfechters gethan: die Glanzfülle des oberflächlichen Porcellans stand in widerspiegelnder Herrlichkeit hinter den wasserhellen, wohlgeputzten Fenstern.

Mittags am Wirthstische wurden wir mit guten Schöpsenkeulen und Wein von Bar tractirt, den man, weil er nicht verfahren werden kann, im Lande selbst aufsuchen und genießen muß. Nun ist aber an solchen Tischen Sitte, daß man wohl Löffel, jedoch weder Messer noch Gabel erhält, die man daher mitbringen muß. Von dieser Landesart unterrichtet, hatten wir schon solche Bestecke angeschafft, die man dort flach und zierlich gearbeitet zu kaufen findet. Muntere, resolute Mädchen warteten auf nach derselben Art und Weise, wie sie vor einigen Tagen ihrer Garnison noch aufgewartet hatten.

Bei der Besitznehmung von Verdun ereignete sich je-

doch ein Fall, der, obgleich nur einzeln, groſſes Aufſehen erregte und allgemeine Theilnahme heranrief. Die Preußen zogen ein, und es fiel aus der Franzöſiſchen Volksmaſſe ein Flintenſchuß, der niemand verletzte, deſſen Wageſtück aber ein Franzöſiſcher Grenadier nicht verläugnen konnte noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, hab ich ihn ſelbſt geſehn: es war ein ſehr ſchöner, wohlgebildeter junger Mann, feſten Blicks und ruhigen Betragens. Bis ſein Schickſal entſchieden wäre, hielt man ihn läßlich. Zunächſt an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er ſetzte ſich auf's Mäuerchen, blieb eine Zeit lang ruhig, dann überſchlug er ſich rückwärts in die Tiefe und ward nur todt aus dem Waſſer herausgebracht.

Dieſe zweyte heroiſche, ahnungsvolle That erregte leidenſchaftlichen Haß bei den friſch Eingewanderten, und ich hörte ſonſt verſtändige Perſonen behaupten, man möchte weder dieſem noch dem Commandanten ein ehrlich Begräbniß geſtatten. Freilich hatte man ſich andere Geſinnungen verſprochen, und noch ſah man nicht die geringſte Bewegung unter den Fränkiſchen Truppen, zu uns überzugehen.

Größere Heiterkeit verbreitete jedoch die Erzählung, wie der König in Verdun aufgenommen worden; vierzehn der ſchönſten, wohlerzogenſten Frauenzimmer hatten Ihro Majeſtät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt. Seine Vertrauteſten jedoch rie-

then ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmüthige Monarch verfehlte nicht dieſe wünſchenswerthen Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und ſie zutraulich zu koſten. Dieſe reizenden Kinder ſchienen auch unſeren jungen Officieren einiges Vertrauen eingeflößt zu haben; gewiß diejenigen, die das Glück gehabt dem Ball beizuwohnen, konnten nicht genug von Liebenswürdigkeit, Anmuth und gutem Betragen ſprechen und rühmen.

Aber auch für ſolidere Genüſſe war geſorgt: denn wie man gehofft und vermuthet hatte, fanden ſich die beſten und reichlichſten Vorräthe in der Feſtung, und man eilte, vielleicht nur zu ſehr, ſich daran zu erholen. Ich konnte gar wohl bemerken, daß man mit geräuchertem Speck und Fleiſch, mit Reiß und Linſen und andern guten und nothwendigen Dingen nicht haushältiſch genug verfahre, welches in unſerer Lage bedenklich ſchien. Luſtig dagegen war die Art wie ein Zeughaus, oder Waffenſammlung aller Art, ganz gelaſſen geplündert ward. In ein Kloſter hatte man allerlei Gewehre, mehr alte als neue, und mancherlei ſeltſame Dinge gebracht, womit der Menſch, der ſich zu wehren Luſt hat, den Gegner abhält oder wohl gar erlegt.

Mit jener ſanften Plünderung aber verhielt es ſich folgendermaßen: als, nach eingenommener Stadt, die hohen Militairperſonen ſich von den Vorräthen aller Art

zu überzeugen gedachten, begaben sie sich ebenfalls in diese Waffensammlung, und indem sie solche für das allgemeine Kriegsbedürfniß in Anspruch nahmen, fanden sie manches Besondere, welches dem einzelnen zu besitzen nicht unangenehm wäre, und niemand war leicht mit Musterung dieser Waffen beschäftigt, der nicht auch für sich etwas herausgemustert hätte. Dieß ging nun durch alle Grade durch bis dieser Schatz zuletzt beinahe ganz in's Freie fiel. Nun gab jederman der angestellten Wache ein kleines Trinkgeld, um sich diese Sammlung zu besehen, und nahm dabei etwas mit heraus was ihm anstehen mochte. Mein Diener erbeutete auf diese Weise einen flachen, hohen Stock, der, mit Bindfaden stark und geschickt umwunden, dem ersten Anblick nach nichts weiter erwarten ließ; seine Schwere aber deutete auf einen gefährlichen Inhalt, auch enthielt er eine sehr breite, wohl vier Fuß lange, Degenklinge, womit eine kräftige Faust Wunder gethan hätte.

So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immerhin, und dieß mag es wohl seyn, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heucheley, die einen besondern Charakter hat, und sich

von der präſſiſchen, höfiſchen, oder wie ſie ſonſt heißen mögen, ganz eigen unterſcheidet.

Einer merkwürdigen Perſon aber muß ich noch gedenken, die ich, zwar nur in der Entfernung, hinter Gefängnißgittern geſehen: es war der Poſtmeiſter von St. Menehould, der ſich, ungeſchickter Weiſe, von den Preußen hatte fangen laſſen. Er ſcheute keineswegs die Blicke der Neugierigen, und ſchien bei ſeinem ungewiſſen Schickſal ganz ruhig. Die Emigrirten behaupteten er habe tauſend Tode verdient, und hetzten deßhalb an den oberſten Behörden, denen aber zum Ruhme zu rechnen iſt, daß ſie in dieſem wie in andern Fällen, ſich mit geziemender hoher Ruhe und anſtändigem Gleichmuth betragen.

Am 1 September.

Die viele Geſellſchaft die ab und zuging belebte unſere Zelte den ganzen Tag; man hörte vieles erzählen, vieles bereden und beurtheilen, die Lage der Dinge that ſich deutlicher auf als bisher. Alle waren einig, daß man ſo ſchnell als möglich nach Paris vordringen müſſe. Die Feſtungen Montmedy und Sedan hatte man unerobert ſich zur Seite gelaſſen, und ſchien von der in dortiger Gegend ſtehenden Armee wenig zu befürchten.

Lafayette, auf welchem das Vertrauen des Kriegsvolks beruhte, war genöthigt geweſen aus der Sache zu

ſcheiden; er ſah ſich gedrängt zum Feinde überzugehen und ward als Feind behandelt. Dumouriez, wenn er auch ſonſt als Miniſter Einſicht in Militair-Angelegenheiten bewieſen hatte, war durch keinen Feldzug berühmt, und aus der Canzley zum Oberbefehl der Armee befördert, ſchien er auch nur jene Inconſequenz und Verlegenheit des Augenblicks zu beweiſen. Von der andern Seite verlauteten die traurigen Vorfälle von der Hälfte des Auguſts aus Paris, wo dem Braunſchweigiſchen Manifeſt zum Trutze der König gefangen genommen, abgeſetzt und als Miſſethäter behandelt wurde. Was aber für die nächſten Kriegsoperationen höchſt bedenklich ſey, ward am umſtändlichſten beſprochen.

Der waldbewachſene Gebirgsriegel, welcher die Aire von Süden nach Norden an ihm herzufließen nöthigt, Forêt d'Argonne genannt, lag unmittelbar vor uns und hielt unſere Bewegung auf. Man ſprach viel von den Jſletten, dem bedeutenden Paß zwiſchen Verdun und St. Menehould. Warum er nicht beſetzt werde, beſetzt worden ſey, darüber konnte man ſich nicht vereinigen. Die Emigrirten ſollten ihn einen Augenblick überrumpelt haben ohne ihn halten zu können. Die abziehende Beſatzung von Longwy hatte ſich, ſo viel wußte man, dorthin gezogen; auch Dumouriez ſchickte, während wir uns auf dem Marſch nach Verdun und mit dem Bombardement der Stadt beſchäftigten, Truppen querüber durch's Land, um dieſen Poſten zu verſtärken und den rechten

Flügel ſeiner Poſition hinter Grandprée zu decken, und ſo den Preußen, Oeſtreichern und Emigrirten ein zweites Thermopylä entgegen zu ſtellen.

Man geſtand ſich einander die höchſt ungünſtige Lage, und mußte ſich in die Anſtalten fügen, wornach die Armee, welche unaufhaltſam gerade vorwärts hätte dringen ſollen, die Aire hinabziehen ſollte, um ſich an den verſchanzten Bergſchluchten auf gut Glück zu verſuchen; wobei noch für höchſt vortheilhaft galt, daß Clermont den Franzoſen entriſſen und von Heſſen beſetzt ſey, welche, gegen die Isletten operirend, ſie wo nicht wegnehmen doch beunruhigen konnten.

Den 6 September.

In dieſem Sinne ward nunmehr das Lager verändert und kam hinter Verdun zu ſtehen; das Hauptquartier des Königs, Glorieux, des Herzogs von Braunſchweig, Regrets genannt, gab zu wunderlichen Betrachtungen Anlaß. An den erſten Ort gelangt' ich ſelbſt durch einen verdrießlichen Zufall. Des Herzogs von Weimar Regiment ſollte bei Jardin Fontaine zu ſtehen kommen, nahe an der Stadt und der Maas; zum Thore fuhren wir glücklich heraus, indem wir uns in den Wagenzug eines unbekannten Regiments einſchwärzten, und von ihm fortſchleppen ließen, obgleich zu bemerken war, daß man ſich zu weit entferne; auch hätten wir nicht einmal bei

dem ſchmalen Wege aus der Reihe weichen können, ohne uns in den Gräben unwiederbringlich zu verfahren. Wir ſchauten rechts und links ohne zu entdecken, wir fragten eben ſo und erhielten keinen Beſcheid; denn alle waren fremd wie wir und auf's verdrießlichſte von dem Zuſtand angegriffen. Endlich auf eine ſanfte Höhe gelangt ſah ich links unten in einem Thal, das zu guter Jahrszeit ganz angenehm ſeyn mochte, einen hübſchen Ort mit bedeutenden Schloßgebäuden, wohin glücklicherweiſe ein ſanfter grüner Rain uns bequem hinunter zu bringen verſprach. Ich ließ um ſo eher aus der ſchrecklichen Fahrleiſe hinabwärts ausbiegen, als ich unten Officiere und Reitknechte hin- und wiederſprengen, Packwagen und Chaiſen aufgefahren ſah; ich vermuthete eins der Hauptquartiere und ſo fand ſich's: es war Glorieux, der Aufenthalt des Königs. Aber auch da war mein Fragen: wo Jardin Fontaine liege? ganz umſonſt. Endlich begegnete ich wie einem Himmelsboten Herrn von Alvensleben, der ſich mir früher freundlich erwieſen hatte, dieſer gab mir denn Beſcheid, ich ſolle den von allem Fuhrwerk freien Dorfweg im Thale bis nach der Stadt verfolgen, vor derſelben aber links durchzudringen ſuchen, und ich würde Jardin Fontaine gar bald entdecken.

Beides gelang mir, und ich fand auch unſere Zelte aufgeſchlagen, aber im ſchrecklichſten Zuſtande; man ſah ſich in grundloſen Koth verſenkt, die verfaulten Schlingen der Zelttücher zerriſſen eine nach der andern, und die

Leinwand ſchlug dem über Kopf und Schulter zuſammen, der darunter ſein Heil zu ſuchen gedachte. Eine Zeit lang hatte man's ertragen, doch fiel zuletzt der Entſchluß dahin aus, das Oertchen ſelbſt zu beziehen. Wir fanden in einem wohl eingerichteten Haus und Hof einen guten neckiſchen Mann als Beſitzer, der ehmals Koch in Deutſchland geweſen war: mit Munterkeit nahm er uns auf, im Erdgeſchoß fanden ſich ſchöne heitere Zimmer, gutes Kamin und was ſonſt nur erquicklich ſeyn konnte.

Das Gefolge des Herzogs von Weimar ward aus der fürſtlichen Küche verſorgt, unſer Wirth verlangte jedoch dringend, ich ſolle nur ein einzigesmal von ſeiner Kunſt etwas koſten. Er bereitete mir auch wirklich ein höchſt wohlſchmeckendes Gaſtmahl, das mir aber ſehr übel bekam, ſo daß ich wohl auch an Gift hätte denken können, wenn mir nicht noch zeitig genug der Knoblauch eingefallen wäre, durch welchen jene Schüſſeln erſt recht ſchmackhaft geworden, der auf mich aber, ſelbſt in der geringſten Doſis, höchſt gewaltſame Wirkung auszuüben pflegte. Das Uebel war bald vorbei und ich hielt mich nach wie vor deſto lieber an die Deutſche Küche, ſo lange ſie auch nur das mindeſte leiſten konnte.

Als es zum Abſchied ging überreichte der gutgelaunte Wirth meinem Diener einen vorher verſprochenen Brief nach Paris an eine Schweſter, die er beſonders empfehlen wolle; fügte jedoch nach einigen Hin- und Wiederreden gutmüthig hinzu: du wirſt wohl nicht hinkommen.

Den 11 September.

Wir wurden alſo, nach einigen Tagen gütlicher Pflege, wieder in das ſchrecklichſte Wetter hinausgeſtoßen; unſer Weg ging auf dem Gebirgsrücken hin, der die Gewäſſer der Maas und Aire ſcheidend beide nach Norden zu fließen nöthigt. Unter großen Leiden gelangten wir nach Malanceur, wo wir leere Keller und Küchen wirthlos fanden und ſchon zufrieden waren unter Dach, auf trockener Bank, eine ſpärliche mitgebrachte Nahrung zu genießen. Die Einrichtung der Wohnungen ſelbſt gefiel mir, ſie zeugte von einem ſtillen häuslichen Behagen, alles war einfach naturgemäß, dem unmittelbarſten Bedürfniß genügend. Dieß hatten wir geſtört, dieß zerſtörten wir; denn aus der Nachbarſchaft erſcholl ein Angſtruf gegen Plünderer, worauf wir denn hinzueilend, nicht ohne Gefahr dem Unfug für den Augenblick ſteuerten. Auffallend genug dabei war, daß die armen unbekleideten Verbrecher, denen wir Mäntel und Hemden entriſſen, uns der härteſten Grauſamkeit anklagten, daß wir ihnen nicht vergönnen wollten auf Koſten der Feinde ihre Blöße zu decken.

Aber noch einen eigneren Vorwurf ſollten wir erleben. In unſer erſtes Quartier zurückgekehrt fanden wir einen vornehmen, uns ſonſt ſchon bekannten Emigrirten. Er ward freundlich begrüßt und verſchmähte nicht frugale Biſſen, allein man konnte ihm eine innere Bewegung anmerken, er hatte etwas auf dem Herzen, dem er durch

Aus-

Ausrufungen Luft zu machen ſuchte. Als wir nun, früherer Bekanntſchaft gemäß, einiges Vertrauen in ihn zu erwecken ſuchten, ſo beſchrie er die Grauſamkeit, welche der König von Preußen an den Franzöſiſchen Prinzen ausübe. Erſtaunt, faſt beſtürzt verlangten wir nähere Erklärung. Da erfuhren wir nun: der König habe, beim Ausmarſch von Glorieux, unerachtet des ſchrecklichſten Regens, keinen Ueberrock angezogen, keinen Mantel umgenommen, da denn die königlichen Prinzen ebenfalls ſich dergleichen wetterabwehrende Gewande hätten verſagen müſſen; unſer Marquis aber habe dieſe allerhöchſten Perſonen, leicht gekleidet, durch und durch genäßt, träufelnd von abfließender Feuchte, nicht ohne das größte Bejammern anſchauen können, ja er hätte, wenn es nütze geweſen wäre, ſein Leben daran gewendet ſie in einem trockenen Wagen dahin ziehen zu ſehen, ſie, auf denen Hoffnung und Glück des ganzen Vaterlandes beruhe, die an eine ganz andere Lebensweiſe gewöhnt ſeyen.

Wir hatten freilich darauf nichts zu erwidern, denn ihm konnte die Betrachtung nicht tröſtlich werden, daß der Krieg, als ein Vortod, alle Menſchen gleich mache, allen Beſitz aufhebe und ſelbſt die höchſte Perſönlichkeit mit Pein und Gefahr bedrohe.

Den 12 September.

Den andern Morgen aber entſchloß ich mich, in Betracht ſo hoher Beiſpiele, meine leichte und doch mit vier requirirten Pferden beſpannte Chaiſe, unter dem Schutz des zuverläſſigen Kämmerier Wagner zu laſſen, welchem die Equipage und das ſo nöthige baare Geld nachzubringen aufgetragen war. Ich ſchwang mich, mit einigen guten Geſellen, zu Pferde und ſo begaben wir uns auf den Marſch nach Landres. Wir fanden auf Mitte Wegs Wellen und Reißig eines abgeſchlagenen Birkenholzchens, deren innere Trockenheit die äußere Feuchte bald überwand, und uns lohe Flamme und Kohlen, zur Erwärmung wie zum Kochen genugſam, ſehr ſchnell zum beſten gab. Aber die ſchöne Anſtalt einer Regimentstafel war ſchon geſtört, Tiſche, Stühle und Bänke ſah man nicht nachkommen, man behalf ſich ſtehend, vielleicht angelehnt, ſo gut es gehen wollte. Doch war das Lager gegen Abend glücklich erreicht; ſo campirten wir unſern Landres, gerade Grandpree gegen über, wußten aber gar wohl wie ſtark und vortheilhaft der Paß beſetzt ſey. Es regnete unaufhörlich, nicht ohne Windſtoß, die Zeltdecke gewährte wenig Schutz.

Glückſelig aber der, dem eine höhere Leidenſchaft den Buſen füllte; die Farbenerſcheinung der Quelle hatte mich dieſer Tage her nicht einen Augenblick verlaſſen, ich überdachte ſie hin und wieder, um ſie zu bequemen Verſuchen zu erheben. Da dictirte ich an Vogel, der ſich

auch hier als treuen Canzleygefährten erwies, in's gebrochene Concept und zeichnete nachher die Figuren daneben. Dieſe Papiere beſitz' ich noch mit allen Merkmalen des Regenwetters, und als Zeugniß eines treuen Forſchens auf eingeſchlagenem bedenklichem Pfad. Den Vortheil aber hat der Weg zum Wahren, daß man ſich unſicherer Schritte, eines Umwegs, ja eines Fehltritts noch immer gern erinnert.

Das Wetter verſchlimmerte ſich und ward in der Nacht ſo arg, daß man es für das höchſte Glück ſchätzen mußte ſie unter der Decke des Regiments-Wagens zuzubringen. Wie ſchrecklich war da der Zuſtand, wenn man bedachte daß man im Angeſicht des Feindes gelagert ſey, und befürchten mußte, daß er aus ſeinen Berg- und Wald-Verſchanzungen irgendwo hervorzubrechen Luſt haben könne.

Vom 15 bis zum 17 September

traf der Kämmerier Wagner, den Pudel mit eingeſchloſſen, bei guter Zeit mit aller Equipage bei uns ein; er hatte eine ſchreckliche Nacht verlebt, war nach tauſend andern Hinderniſſen im Finſtern von der Armee abgekommen, verführt durch ſchlaf- und weintrunkene Knechte eines Generals, denen er nachfuhr. Sie gelangten in ein Dorf, und vermutheten die Franzoſen ganz nahe. Von allerlei Allarm geängſtigt, verlaſſen von Pferden, die aus der Schwemme nicht zurückkehrten, wußte er ſich

denn doch so zu richten und zu schicken, daß er von dem unseligen Dorfe loskam und wir uns zuletzt mit allem mobilen Hab und Gut wieder zusammenfanden.

Endlich gab es eine Art von erschütternder Bewegung und zugleich von Hoffnung, man hörte auf unserm rechten Flügel stark kanoniren und sagte sich: General Clairfait sey aus den Niederlanden angekommen und habe die Franzosen auf ihrer linken Flanke angegriffen. Alles war äußerst gespannt den Erfolg zu vernehmen.

Ich ritt nach dem Hauptquartier, um näher zu erfahren, was die Kanonade bedeute und was eigentlich zu erwarten sey? Man wußte daselbst noch nichts genau, als daß General Clairfait mit den Franzosen handgemein seyn müsse. Ich traf auf den Major von Weyhrach, der sich, aus Ungeduld und langer Weile, so eben zu Pferde setzte und an die Vorposten reiten wollte; ich begleitete ihn, und wir gelangten bald auf eine Höhe, wo man sich weit genug umsehen konnte. Wir trafen auf einen Husarenposten und sprachen mit dem Officier, einem jungen hübschen Manne. Die Kanonade war weit über Grandpré hinaus, und er hatte Ordre nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Officier verlangte daß er vorwärts gehen solle. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber

nicht achtete, ſondern vorwärs ritt, dem wir denn alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein Franzöſiſcher Jäger ſich von ferne ſehen ließ, an uns bis auf Büchſenſchußweite heranſprengte und ſodann umkehrend eben ſo ſchnell wieder verſchwand. Ihm folgte der zweyte, dann der dritte welche ebenfalls wieder verſchwanden. Der vierte aber, wahrſcheinlich der erſte, ſchoß die Büchſe ganz ernſtlich auf uns ab, man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ ſich nicht irren und jene trieben auch ihr Handwerk, ſo daß mehrere Schüſſe fielen, indem wir unſern Weg verfolgten. Ich hatte den Officier manchmal angeſehen, der zwiſchen ſeiner Pflicht und zwiſchen dem Reſpect vor einem königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit ſchwankte. Er glaubte wohl in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu leſen, ritt auf mich zu und ſagte: wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, ſo erſuchen Sie ihn zurückzugehen, er ſetzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den ſtrengſten Befehl meinen angewieſenen Poſten nicht zu verlaſſen, und es iſt nichts vernünftiger als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandprée in einer feſten Stellung gelagert iſt. Kehrt der Prinz nicht um, ſo iſt in kurzem die ganze Vorpoſtenkette allarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht was es heißen ſoll, und der erſte Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld. Ich ritt an den Prinzen heran und ſagte: man erzeigt mir ſo eben die Ehre mir einigen Einfluß auf Ihre Hoheit zuzu-

trauen, deßhalb ich um geneigtes Gehör bitte. Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig gewesen wäre, denn er sah selbst alles vor sich und war freundlich genug mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten. Der Officier dankte mir auf's verbindlichste, und man sieht hieraus daß ein Vermittler überall willkommen ist.

Nach und nach klärte sich's auf. Die Stellung Dumouriez bei Grandprée war höchst fest und vortheilhaft; daß er auf seinem rechten Flügel nicht anzugreifen sey, wußte man wohl; auf seiner linken waren zwey bedeutende Pässe: le Croix aux Bois und le Chesne le Populeux, beide wohl verhauen und für unzugänglich gehalten; allein der letzte war einem Officier anvertraut, einem dergleichen Auftrag nicht gewachsenen oder nachlässigen. Die Oestreicher griffen an: bei der ersten Attake blieb Prinz von Ligne, der Sohn, sodann aber gelang es, man überwältigte den Posten und der große Plan Dumouriez war zerstört: er mußte seine Stellung verlassen und sich die Aisne hinaufwärts ziehen, und Preußische Husaren konnten durch den Paß dringen und jenseits des Argonner Waldes nachsetzen. Sie verbreiteten einen solchen panischen Schrecken über das Französische Heer, daß zehntausend Mann vor fünfhundert flohen und nur mit Mühe konnten zum Stehen gebracht und wieder gesammelt werden; wobei sich das Regiement Chamberand be-

sonders hervorthat und den Unsrigen ein weiteres Vordringen verwehrte, welche ohnehin nur gewissermaßen auf Recognosciren ausgeschickt siegreich mit Freuden zurückkehrten und nicht läugneten einige Wagen gute Beute gemacht zu haben. In das unmittelbar Brauchbare, Geld und Kleidung, hatten sie sich getheilt, mir aber als einem Canzleymann kamen die Papiere zu gut, worunter ich einige ältere Befehle Lafayette's und mehrere höchst sauber geschriebene Listen fand. Was mich aber am meisten überraschte war ein ziemlich neuer Moniteur. Dieser Druck, dieses Format, mit dem man seit einigen Jahren ununterbrochen bekannt gewesen und die man nun seit mehreren Wochen nicht gesehen, begrüßten mich auf eine etwas unfreundliche Weise, indem ein lakonischer Artikel vom dritten September mir drohend zurief: Les Prussiens pourront venir a Paris, mais ils n'en sortiront pas. Also hielt man denn doch in Paris für möglich, wir könnten hingelangen; daß wir wieder zurückkehrten, dafür mochten die oberen Gewalten sorgen.

Die schreckliche Lage in der man sich zwischen Erde und Himmel befand, war einigermaßen erleichtert, als man die Armee zurücken und eine Abtheilung der Avantgarde nach der andern vorwärts ziehen sah. Endlich kam die Reihe auch an uns, wir gelangten über Hügel, durch Thäler, Weinberge vorbei, an denen man sich auch wohl erquickte. Man kam sodann zu aufgehellter Stunde in eine freiere Gegend und sah in einem freundlichen Thal

der Aire das Schloß von Grandpree auf einer Höhe sehr wohl gelegen, eben an dem Puncte wo genannter Fluß sich westwärts zwischen die Hügel drängt, um auf der Gegenseite des Gebirgs sich mit der Aisne zu verbinden, deren Gewässer immer dem Sonnenuntergang zu durch Vermittlung der Oise endlich in die Seine gelangen; woraus denn ersichtlich, daß der Gebirgsrücken, der uns von der Maas trennte, zwar nicht von bedeutender Höhe, doch von entschiedenem Einfluß auf den Wasserlauf, uns in eine andere Flußregion zu nöthigen geeignet war.

Auf diesem Zuge gelangte ich zufällig in das Gefolge des Königs, dann des Herzogs von Braunschweig; ich unterhielt mich mit Fürst Reuß und andern diplomatisch-militärischen Bekannten. Diese Reitermassen machten zu der angenehmen Landschaft eine reiche Staffage, man hätte einen van der Meulen gewünscht, um solchen Zug zu verewigen; alles war heiter, munter, voller Zuversicht und heldenhaft. Einige Dörfer brannten zwar vor uns auf, allein der Rauch thut in einem Kriegsbilde auch nicht übel. Man hatte, so hieß es, aus den Häusern auf den Vortrab geschossen und dieser, nach Kriegsrecht, sogleich die Selbstrache geübt. Es ward getadelt, war aber nicht zu ändern; dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen sich die Besitzer doch keine große Lese versprechen durften, und so ging es zwischen freund- und feindseligem Betragen immer vorwärts.

Wir gelangten, Grandprée hinter uns lassend, an und über die Aisne und lagerten bei Baur les Mourons; hier waren wir nun in der verrufenen Champagne, es sah aber so übel noch nicht aus. Ueber dem Wasser an der Sonnenseite erstreckten sich wohlgehaltene Weinberge, und wo man Dörfer und Scheunen visitirte, fanden sich Nahrungsmittel genug für Menschen und Thiere, nur leider der Weizen nicht ausgedroschen, noch weniger genugsame Mühlen; Oefen zum Backen waren auch selten, und so fing es wirklich an sich einem Tantalischen Zustande zu nähern.

Am 18 September.

Dergleichen Betrachtungen anzustellen versammelte sich eine große Gesellschaft, die überhaupt wo es Halt gab, sich immer mit einigem Zutrauen, besonders beim Nachmittags-Kaffe, zusammenfügte; sie bestand aus wunderlichen Elementen, Deutschen und Franzosen, Kriegern und Diplomaten, alles bedeutende Personen, erfahren, klug, geistreich, aufgeregt durch die Wichtigkeit des Augenblicks, Männer sämmtlich von Werth und Würde, aber doch eigentlich nicht in den innern Rath gezogen und also desto mehr bemüht auszusinnen was beschlossen seyn, was geschehen könnte.

Dumouriez als er den Paß von Grandprée nicht länger halten konnte, hatte sich die Aisne hinaufgezo-

gen, und da ihm der Rücken durch die Isletten gesichert war, sich auf die Höhen von St. Menehould, die Fronte gegen Frankreich gestellt. Wir waren durch den engen Paß hereingedrungen, hatten unerobert Festen, Sedan, Montmedy, Stenay im Rücken und an der Seite, die uns jede Zufuhr nach Belieben erschweren konnten. Wir betraten bei'm schlimmsten Wetter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgestreute Ortschaften ernähren konnte.

Freilich lag Rheims, Chalons und ihre gesegneten Umgebungen nicht fern, man konnte hoffen sich vorwärts zu erholen; die Gesellschaft überzeugte sich daher beinahe einstimmig, daß man auf Rheims marschiren und sich Chalons bemächtigen müsse; Dumouriez könne sich in seiner vortheilhaften Stellung alsdann nicht ruhig verhalten, eine Schlacht wäre unvermeidlich wo es auch sey, man glaubte sie schon gewonnen zu haben.

Den 19 September.

Manches Bedenken gab es daher, als wir den neunzehnten beordert wurden auf Massige unsern Zug zu richten, die Aisne aufwärts zu verfolgen und dieses Wasser sowohl als das Waldgebirg, näher oder ferner, linker Hand zu behalten.

Nun erholte man sich unterwegs von solchen nachdenklichen Betrachtungen, indem man mancherlei Zu-

fälligkeiten und Ereignissen eine heitere Theilnahme schenkte; ein wundersames Phänomen zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Man hatte, um mehrere Colonnen neben einander fortzuschieben, die eine querfeldein, über flache Hügel geführt, zuletzt aber, als man wieder in's Thal sollte, einen steilen Abhang gefunden; dieser ward nun alsbald, so gut es gehen wollte, abgeböschet, doch blieb er immer noch schroff genug. Nun trat eben zu Mittag ein Sonnenblick hervor und spiegelte sich in allen Gewehren. Ich hielt auf einer Höhe und sah jenen blinkenden Waffenfluß glänzend heranziehen; überraschend aber war es als die Colonne an den steilen Abhang gelangte, wo sich die bisher geschlossenen Glieder sprungweise trennten und jeder Einzelne, so gut er konnte, in die Tiefe zu gelangen suchte. Diese Unordnung gab völlig den Begriff eines Wasserfalls, eine Unzahl durch einander hin- und wiederblinkender Bajonette bezeichneten die lebhafteste Bewegung. Und als nun unten am Fuße sich alles wieder gleich in Reih und Glied ordnete und so wie sie eben angekommen, nun wieder im Thale fortzogen, ward die Vorstellung eines Flusses immer lebhafter; auch war diese Erscheinung um so angenehmer, als ihre lange Dauer fort und fort durch Sonnenblicke begünstigt wurde, deren Werth man in solchen zweifelhaften Stunden nach langer Entbehrung erst recht schätzen lernte.

Nachmittag gelangten wir endlich nach Massige nur noch wenige Stunden vom Feind, das Lager war abgesteckt und wir bezogen den für uns bestimmten Raum. Schon waren Pfähle geschlagen, die Pferde dran gebunden, Feuer angezündet und der Küchwagen that sich auf. Ganz unerwartet kam daher das Gerücht das Lager solle nicht Statt haben, denn es sey die Nachricht angekommen, das Franzöfische Heer ziehe sich von St. Menehould auf Chalons, der König wolle sie nicht entwischen lassen und habe daher Befehl zum Aufbruch gegeben. Ich suchte an der rechten Schmiede hierüber Gewißheit und vernahm das was ich schon gehört hatte, nur mit dem Zusatze: auf diese unsichere und unwahrscheinliche Nachricht sey der Herzog von Weimar und der General Heymann, mit eben den Husaren welche die Unruhe erregt, vorgegangen. Nach einiger Zeit kamen diese Generale zurück und versicherten: es sey nicht die geringste Bewegung zu bemerken, auch mußten jene Patrouillen gestehen, daß sie das Gemeldete mehr geschlossen als gesehen hätten.

Die Anregung aber war einmal gegeben, und der Befehl lautete: die Armee solle verrücken, jedoch ohne das mindeste Gepäck, alles Fuhrwerk sollte bis Maisen Champagne zurückkehren, dort eine Wagenburg bilden und den, wie man voraussetzte, glücklichen Ausgang einer Schlacht abwarten.

Nicht einen Augenblick zweifelhaft was zu thun sey,

überließ ich Wagen, Gepäck und Pferde meinem entschlossenen, sorgfältigen Bedienten und setzte mich mit den Kriegsgenossen alsobald zu Pferde. Es war schon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulirten Truppen, welche Abtheilung es auch sey an die er sich angeschlossen, fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle: denn was uns auch da betreffe sey immer ehrenvoll; dahingegen bei der Bagage, beim Troß oder sonst zu verweilen, zugleich gefährlich und schmählich. Und so hatte ich auch mit den Officieren des Regiments abgeredet, daß ich mich immer an sie und wo möglich an die Leib-Schwadron anschließen wolle, weil ja dadurch ein so schönes und gutes Verhältniß nur immer besser befestigt werden könne.

Der Weg war das kleine Wasser die Tourbe hinauf vorgezeichnet, durch das traurigste Thal von der Welt, zwischen niedrigen Hügeln, ohne Baum und Busch; es war befohlen und eingeschärft in aller Stille zu marschiren, als wenn wir den Feind überfallen wollten, der doch in seiner Stellung das Heranrücken einer Masse von funfzigtausend Mann wohl mochte erfahren haben. Die Nacht brach ein, weder Mond noch Sterne leuchteten am Himmel, es pfiff ein wüster Wind, die stille Bewegung einer so großen Menschenreihe in tiefer Finsterniß war ein höchst Eigenes.

Indem man neben der Colonne herritt, begegnete

man mehreren bekannten Officieren, die hin- und wiederſprengten, um die Bewegung des Marſches bald zu beſchleunigen, bald zu retardiren. Man beſprach ſich, man hielt ſtille, man verſammelte ſich. So hatte ſich ein Kreis von vielleicht zwölf Bekannten und Unbekannten zuſammen gefunden, man fragte, klagte, wunderte ſich, ſchalt und raiſonnirte: das geſtörte Mittageſſen konnte man dem Heerführer nicht verzeihen. Ein munterer Gaſt wünſchte ſich Bratwurſt und Brot, ein anderer ſprang gleich mit ſeinen Wünſchen zum Rehbraten und Sardellenſalat; da das alles aber unentgeltlich geſchah, fehlte es auch nicht an Paſteten und ſonſtigen Leckerbiſſen, nicht an den köſtlichſten Weinen, und ein ſo vollkommenes Gaſtmahl war beiſammen, daß endlich einer, deſſen Appetit übermäßig rege geworden, die ganze Geſellſchaft verwünſchte und die Pein einer aufgeregten Einbildungskraft im Gegenſatze des größten Mangels ganz unerträglich ſchalt. Man verlor ſich aus einander und der einzelne war nicht beſſer dran als alle zuſammen.

Den 19 September Nachts.

So gelangten wir bis Somme-Tourbe, wo man Halt machte; der König war in einem Gaſthofe abgetreten, vor deſſen Thüre der Herzog von Braunſchweig, in einer Art Laube, Hauptquartier und Canzley errichtete. Der Platz war groß, es brannten mehrere Feuer, durch

große Bündel Weinpfähle gar lebhaft unterhalten. Der Fürſt Feldmarſchall tadelte einigemal perſönlich, daß man die Flamme allzuſtark auflodern laſſe; wir beſprachen uns darüber und niemand wollte glauben, daß unſere Nähe den Franzoſen ein Geheimniß geblieben ſey.

Ich war zu ſpät angekommen und mochte mich in der Nähe umſehen wie ich wollte, alles war ſchon, wo nicht verzehrt, doch in Beſitz genommen. Indem ich ſo umher forſchte, gaben mir die Emigrirten ein kluges Küchenſchauſpiel; ſie ſaßen um einen großen, runden, flachen, abglimmenden Aſchenhaufen in den ſich mancher Weinſtab kniſternd mochte aufgelöſ't haben; klüglich und ſchnell hatten ſie ſich aller Eyer des Dorfes bemächtigt, und es ſah wirklich appetitlich aus, wie die Eyer in dem Aſchenhaufen nebeneinander aufrecht ſtanden und eins nach dem andern, zu rechter Zeit ſchlurfbar herausgehoben wurde. Ich kannte niemand von den edlen Küchengeſellen, unbekannt mocht' ich ſie nicht anſprechen; als mir aber ſo eben ein lieber Bekannter begegnete, der ſo gut wie ich an Hunger und Durſt litt, fiel mir eine Kriegsliſt ein, nach einer Bemerkung die ich auf meiner kurzen militäriſchen Laufbahn anzuſtellen Gelegenheit gehabt. Ich hatte nämlich bemerkt daß man bei'm Fouragiren um die Dörfer und in denſelben ödipiſch geradezu verfahre; die erſten Anbringenden fielen ein, nahmen weg, verdarben, zerſtörten, die folgenden fanden immer weniger und was verloren ging kam niemand zu gute. Ich hatte

ſchon gedacht, daß man bei dieſer Gelegenheit ſtrategiſch verfahren, und wenn die Menge von vornen hereindringe, ſich von der Gegenſeite nach einigem Bedürfniß umſehen müſſe. Dieß konnte nun hier kaum der Fall ſeyn, denn alles war überſchwemmt, aber das Dorf zog ſich ſehr in die Länge und zwar ſeitwärts der Straße wo wir hereingekommen. Ich forderte meinen Freund auf die lange Gaſſe mit hinunter zu gehen. Aus dem vorletzten Hauſe kam ein Soldat fluchend heraus, daß ſchon alles aufgezehrt und nirgends nichts mehr zu haben ſey. Wir ſahen durch die Fenſter, da ſaßen ein paar Jäger ganz ruhig, wir gingen hinein, um wenigſtens auf einer Bank unter Dach zu ſitzen, wir begrüßten ſie als Kameraden und klagten freilich über den allgemeinen Mangel. Nach einigem Hin- und Wiederreden verlangten ſie wir ſollten ihnen Verſchwiegenheit geloben, worauf wir die Hand gaben. Nun eröffneten ſie uns, daß ſie in dem Hauſe einen ſchönen, wohlbeſtellten Keller gefunden: deſſen Eingang ſie zwar ſelbſt ſecretirt, uns jedoch von dem Vorrath einen Antheil nicht verſagen wollten. Einer zog einen Schlüſſel hervor und nach verſchiedenen weggeräumten Hinderniſſen fand ſich eine Kellerthüre zu eröffnen. Hinabgeſtiegen fanden wir nun mehrere, etwa zweyeimrige Fäſſer auf dem Lager, was uns aber mehr intereſſirte, verſchiedene Abtheilungen in Sand gelegter gefüllter Flaſchen, wo der gutmüthige Kamerad, der ſie ſchon durchprobirt hatte, an die beſte Sorte wies. Ich nahm

zwi-

zwiſchen die ausgeſpreizten Finger jeder Hand zwey Flaſchen, zog ſie unter den Mantel, mein Freund deßgleichen, und ſo ſchritten wir, in Hoffnung baldiger Erquickung, die Straße wieder hinaufwärts.

Unmittelbar am großen Wachfeuer gewahrte ich eine ſchwere ſtarke Egge, ſetzte mich darauf und ſchob unter dem Mantel meine Flaſchen zwiſchen die Zacken herein. Nach einiger Zeit bracht' ich eine Flaſche hervor, wegen der mich meine Nachbarn beriefen, denen ich ſogleich den Mitgenuß anbot. Sie thaten gute Züge, der letzte beſcheiden, da er wohl merkte er laſſe mir nur wenig zurück; ich verbarg die Flaſche neben mir und brachte bald darauf die zweyte hervor, trank den Freunden zu, die ſich's abermals wohl ſchmecken ließen, anfangs das Wunder nicht bemerkten, bei der dritten Flaſche jedoch laut über den Hexenmeiſter aufſchrieen; und es war, in dieſer traurigen Lage, ein auf alle Weiſe willkommener Scherz.

Unter den vielen Perſonen, deren Geſtalt und Geſicht im Kreiſe vom Feuer erleuchtet war, erblickt' ich einen ältlichen Mann, den ich zu kennen glaubte. Nach Erkundigung und Annäherung war er nicht wenig verwundert mich hier zu ſehen. Es war Marquis von Bombelles, dem ich vor zwey Jahren in Venedig, der Herzogin Amalie folgend, aufgewartet hatte, wo er als Franzöſiſcher Geſandter reſidirend ſich höchſt angelegen ſeyn ließ, dieſer trefflichen Fürſtin den dortigen Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen. Wechſelſeitiger

Verwunderungsausruf, Freude des Wiedersehens und Erinnerung erheiterten diesen ernsten Augenblick. Zur Sprache kam seine prächtige Wohnung am großen Canal, es ward gerühmt, wie wir daselbst in Gondeln anfahrend, ehrenvoll empfangen und freundlich bewirthet worden; wie er durch kleine Feste, gerade im Geschmack und Sinn dieser, Natur und Kunst, Heiterkeit und Anstand in Verbindung liebenden Dame, sie und die Ihrigen auf vielfache Weise erfreute, auch sie durch seinen Einfluß manches andere, für Fremde sonst verschlossene Gute genießen lassen.

Wie sehr war ich aber verwundert, da ich ihn, den ich durch eine wahrhafte Lobrede zu ergötzen gedachte, mit Wehmuth ausrufen hörte: schweigen wir von diesen Dingen, jene Zeit liegt nur gar zu weit hinter mir, und schon damals als ich meine edlen Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt, nagte mir der Wurm am Herzen, ich sah die Folgen voraus dessen was in meinem Vaterlande vorging. Ich bewunderte Ihre Sorglosigkeit, in der Sie die auch Ihnen bevorstehende Gefahr nicht ahneten; ich bereitete mich im Stillen zu Veränderung meines Zustandes. Bald nachher mußt' ich meinen ehrenvollen Posten und das werthe Venedig verlassen und eine Irrfahrt antreten, die mich endlich auch hierher geführet hat.

Das Geheimnißvolle das man diesem offenbaren Heranzuge von Zeit zu Zeit hatte geben wollen, ließ uns

vermuthen, man werde noch in dieſer Nacht aufbrechen und vorwärts gehen; allein ſchon dämmerte der Tag und mit demſelben ſtrich ein Sprühregen daher; es war ſchon völlig hell als wir uns in Bewegung ſetzten. Da des Herzogs von Weimar Regiment den Vortrab hatte, gab man der Leib-Schwadron, als der vorderſten der ganzen Colonne, Huſaren mit, die den Weg unſerer Beſtimmung kennen ſollten. Nun ging es, mitunter im ſcharfen Trab, über Felder und Hügel ohne Buſch und Baum; nur in der Entfernung links ſah man die Argonner Waldgegend; der Sprühregen ſchlug uns heftiger in's Geſicht; bald aber erblickten wir eine Pappelallee, die ſehr ſchön gewachſen und wohl unterhalten unſere Richtung quer durchſchnitt. Es war die Chauſſee von Chalons auf St. Menehould, der Weg von Paris nach Deutſchland; man führte uns drüber weg und in's Graue hinein.

Schon früher hatten wir den Feind vor der waldichten Gegend gelagert und aufmarſchirt geſehen, nicht weniger ließ ſich bemerken daß neue Truppen ankamen; es war Kellermann, der ſich ſo eben mit Dumouriez vereinigte, um deſſen linken Flügel zu bilden. Die Unſrigen brannten vor Begierde auf die Franzoſen loszugehen, Officiere wie Gemeine hegten den glühenden Wunſch, der Feldherr möge in dieſem Augenblicke angreifen; auch unſer heftiges Vordringen ſchien darauf hinzudeuten. Aber Kellermann hatte ſich zu vortheilhaft geſtellt und nun begann die Kanonade von der man viel erzählt, deren augenblick-

liche Gewaltſamkeit jedoch man nicht beſchreiben, nicht einmal in der Einbildungskraft zurückrufen kann.

Schon lag die Chauſſee weit hinter uns, wir ſtürmten immerfort gegen Weſten zu, als auf einmal ein Adjutant geſprengt kam, der uns zurück beorderte, man hatte uns zu weit geführt, und nun erhielten wir den Befehl, wieder über die Chauſſee zurückzukehren und unmittelbar an ihre linke Seite den rechten Flügel zu lehnen. Es geſchah, und ſo machten wir Fronte gegen das Vorwerk la Lune, welches auf der Höhe etwa eine Viertelſtunde vor uns an der Chauſſee zu ſehen war. Unſer Befehlshaber kam uns entgegen; er hatte ſo eben eine halbe reitende Batterie hinaufgebracht, wir erhielten Ordre im Schutz derſelben vorwärts zu gehen, und fanden unterwegs einen alten Schirrmeiſter, ausgeſtreckt, als das erſte Opfer des Tags, auf dem Acker liegen. Wir ritten ganz getroſt weiter, wir ſahen das Vorwerk näher, die dabei aufgeſtellte Batterie feuerte tüchtig.

Bald aber fanden wir uns in einer ſeltſamen Lage, Kanonenkugeln flogen wild auf uns ein, ohne daß wir begriffen wo ſie herkommen konnten; wir avancirten ja hinter einer befreundeten Batterie und das feindliche Geſchütz auf den entgegengeſetzten Hügeln war viel zu weit entfernt, als daß es uns hätte erreichen ſollen. Ich hielt ſeitwärts vor der Fronte, und hatte den wunderbarſten Anblick; die Kugeln ſchlugen dutzendweiſe vor der Escadron nieder, zum Glück nicht ricochetirend, in den wei-

chen Boden hineingewühlt; Koth aber und Schmutz bespritzte Mann und Roß; die schwarzen Pferde, von tüchtigen Reitern möglichst zusammengehalten, schnauften und toſten; die ganze Masse war, ohne sich zu trennen oder zu verwirren, in fluthender Bewegung. Ein sonderbarer Anblick erinnerte mich an andere Zeiten. In dem ersten Gliede der Escadron schwankte die Standarte in den Händen eines schönen Knaben hin und wieder; er hielt sie fest, ward aber vom aufgeregten Pferde widerwärtig geschaukelt; sein anmuthiges Gesicht brachte mir, seltsam genug aber natürlich, in diesem schauerlichen Augenblick, die noch anmuthigere Mutter vor die Augen, und ich mußte an die ihr zur Seite verbrachten friedlichen Momente gedenken.

Endlich kam der Befehl, zurück und hinab zu gehen; es geschah von den sämmtlichen Cavallerie-Regimentern mit großer Ordnung und Gelassenheit, nur ein einziges Pferd von Lottum ward getödtet, da wir übrigen, besonders auf dem äußersten rechten Flügel, eigentlich alle hätten umkommen müssen.

Nachdem wir uns denn aus dem unbegreiflichen Feuer zurückgezogen, von Ueberraschung und Erstaunen uns erholt hatten, löſ'te sich das Räthsel; wir fanden die halbe Batterie, unter deren Schutz wir vorwärts zu gehen geglaubt, ganz unten in einer Vertiefung, dergleichen das Terrain zufällig in dieser Gegend gar manche bildete. Sie war von oben vertrieben worden, und an der andern

Seite der Chaussee in einer Schlucht heruntergegangen, so daß wir ihren Rückzug nicht bemerken konnten, feindliches Geschütz trat an die Stelle, und was uns hätte bewahren sollen, wäre beinahe verderblich geworden. Auf unseren Tadel lachten die Bursche nur und versicherten scherzend: hier unten im Schauer sey es doch besser.

Wenn man aber nachher mit Augen sah, wie eine solche reitende Batterie sich durch die schreckbaren schlammigen Hügel qualvoll durchzerren mußte, so hatte man abermals den bedenklichen Zustand zu überlegen, in den wir uns eingelassen hatten.

Indessen dauerte die Kanonade immer fort: Kellermann hatte einen gefährlichen Posten bei der Mühle von Valmy, dem eigentlich das Feuern galt; dort ging ein Pulverwagen in die Luft und man freute sich des Unheils, das er unter den Feinden angerichtet haben mochte. Und so blieb alles eigentlich nur Zuschauer und Zuhörer, was im Feuer stand und nicht. Wir hielten auf der Chaussee von Chalons an einem Wegweiser der nach Paris deutete.

Diese Hauptstadt also hatten wir im Rücken, das Französische Heer aber zwischen uns und dem Vaterland. Stärkere Riegel waren vielleicht nie vorgeschoben, demjenigen höchst apprehensiv, der eine genaue Charte des Kriegstheaters nun seit vier Wochen unablässig studirte.

Doch das augenblickliche Bedürfniß behauptet sein Recht selbst gegen das nächstkünftige. Unsere Husaren hatten mehrere Brotkarren, die von Chalons nach der

Armee geben sollten, glücklich aufgefangen und brachten sie den Hochweg daher. Wie es uns nun fremd vorkommen mußte zwischen Paris und St. Menehould postirt zu seyn, so konnten die zu Chalons des Feindes Armee keineswegs auf dem Wege zu der ihrigen vermuthen. Gegen einiges Trinkgeld ließen die Husaren von dem Brot etwas ab; es war das schönste weiße; der Franzos erschrickt vor jeder schwarzen Krume. Ich theilte mehr als einen Laib unter die zunächst Angehörigen, mit der Bedingung mir für die folgenden Tage einen Antheil daran zu verwahren. Auch noch zu einer andern Vorsicht fand ich Gelegenheit; ein Jäger aus dem Gefolge hatte gleichfalls diesen Husaren eine tüchtige wollene Decke abgehandelt, ich bot ihm die Uebereinkunft an mir sie auf drey Nächte, jede Nacht für acht Groschen, zu überlassen, wogegen er sie am Tage verwahren sollte. Er hielt dieses Bedingniß für sehr vortheilhaft; die Decke hatte ihm einen Gulden gekostet und nach kurzer Zeit erhielt er sie mit Profit ja wieder. Ich aber konnte auch zufrieden seyn; meine köstlichen wollenen Hüllen von Longwy waren mit der Bagage zurückgeblieben und nun hatte ich doch bei allem Mangel von Dach und Fach außer meinem Mantel noch einen zweyten Schutz gewonnen.

Alles dieses ging unter anhaltender Begleitung des Kanonendonners vor. Von jeder Seite wurden an diesem Tage zehntausend Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur zwölfhundert Mann und auch diese ganz

unnütz fielen. Von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf: denn man schoß mit Kanonen völlig als wär' es Pelotonfeuer, bald ungleich, bald abnehmend bald zunehmend. Nachmittags Ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung. Niemand wußte was daraus werden sollte.

Ich hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen wie es eigentlich damit beschaffen sey. Lange Weile und ein Geist den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwegenheit aufruft, verleitete mich ganz gelassen nach dem Vorwerk la Lune hinaufzureiten. Dieses war wieder von den Unsrigen besetzt, gewährte jedoch einen gar wilden Anblick. Die zerschossenen Dächer, die herumgestreuten Weizenbündel, die darauf hie und da ausgestreckten tödtlich Verwundeten und dazwischen noch manchmal eine Kanonenkugel, die sich herüberverirrend in den Ueberresten der Ziegeldächer klapperte.

Ganz allein, mir selbst gelassen, ritt ich links auf den Höhen weg und konnte deutlich die glückliche Stellung der Franzosen überschauen; sie standen amphitheatralisch in größter Ruh und Sicherheit, Kellermann jedoch auf dem linken Flügel eher zu erreichen.

Mir begegnete gute Gesellschaft, es waren bekannte Officiere vom Generalstabe und vom Regimente, höchst verwundert mich hier zu finden. Sie wollten mich wie-

der mit ſich zurücknehmen, ich ſprach ihnen aber von beſondern Abſichten und ſie überließen mich ohne weiteres meinem bekannten, wunderlichen Eigenſinn.

Ich war nun vollkommen in die Region gelangt wo die Kugeln herüber ſpielten; der Ton iſt wunderſam genug, als wär' er zuſammengeſetzt aus dem Brummen des Kreiſels, dem Burteln des Waſſers und dem Pfeifen eines Vogels. Sie waren weniger gefährlich wegen des feuchten Erdbodens; wo eine hinſchlug blieb ſie ſtecken, und ſo ward mein thörichter Verſuchsritt wenigſtens vor der Gefahr des Ricochetirens geſichert.

Unter dieſen Umſtänden konnt' ich jedoch bald bemerken daß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau darauf und doch würde ſich die Empfindung nur gleichnißweiſe mittheilen laſſen. Es ſchien als wäre man an einem ſehr heißen Orte, und zugleich von derſelben Hitze völlig durchdrungen, ſo daß man ſich mit demſelben Element, in welchem man ſich befindet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an ihrer Stärke, noch Deutlichkeit; aber es iſt doch als wenn die Welt einen gewiſſen braunröthlichen Ton hätte, der den Zuſtand ſo wie die Gegenſtände noch apprehenſiver macht. Von Bewegung des Blutes habe ich nichts bemerken können, ſondern mir ſchien vielmehr alles in jener Gluth verſchlungen zu ſeyn. Hieraus erhellet nun in welchem Sinne man dieſen Zuſtand ein Fieber nennen könne. Bemerkenswerth bleibt es indeſſen, daß jenes gräßlich Bäng-

liche nur durch die Ohren zu uns gebracht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft iſt doch eigentlich Urſache an dieſen Empfindungen.

Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand ich bemerkenswerth, daß alle jene Gluth ſogleich erloſchen und nicht das mindeſte von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben ſey. Es gehört übrigens dieſer Zuſtand unter die am wenigſten wünſchenswerthen; wie ich denn auch unter meinen lieben und edlen Kriegskameraden kaum einen gefunden habe der einen eigentlich leidenſchaftlichen Trieb hiernach geäußert hätte.

So war der Tag hingegangen; unbeweglich ſtanden die Franzoſen, Kellermann hatte auch einen bequemern Platz genommen; unſere Leute zog man aus dem Feuer zurück, und es war eben, als wenn nichts geweſen wäre. Die größte Beſtürzung verbreitete ſich über die Armee. Noch am Morgen hatte man nicht anders gedacht als die ſämmtlichen Franzoſen anzuſpießen und aufzuſpeiſen, ja mich ſelbſt hatte das unbedingte Vertrauen auf ein ſolches Heer, auf den Herzog von Braunſchweig, zur Theilnahme an dieſer gefährlichen Expedition gelockt; nun aber ging jeder vor ſich hin, man ſah ſich nicht an, oder wenn es geſchah ſo war es um zu fluchen, oder zu verwünſchen. Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig einen Kreis geſchloſſen, in deſſen Mitte nicht einmal wie gewöhnlich ein Feuer konnte angezündet wer-

den, die meisten schwiegen, einige sprachen, und es fehlte doch eigentlich einem jeden Besinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu denke, denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen erheitert und erquickt; dießmal sagte ich: von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt' sagen, ihr seyd dabei gewesen.

In diesen Augenblicken wo niemand nichts zu essen hatte, reclamirte ich einen Bissen Brot von dem heute früh erworbenen, auch war von dem gestern reichlich verspendeten Weine noch der Inhalt eines Branntweinfäschchens übrig geblieben, und ich mußte daher auf die gestern am Feuer so kühn gespielte Rolle des willkommenen Wunderthäters völlig Verzicht thun.

Die Kanonade hatte kaum aufgehört, als Regen und Sturm schon wieder eindrangen und einen Zustand unter freiem Himmel, auf zähem Lehmboden höchst unerfreulich machten. Und doch kam, nach so langem Wachen, Gemüths- und Leibesbewegung, der Schlaf sich anmeldend als die Nacht hereindüsterte. Wir hatten uns hinter einer Erhöhung die den schneidenden Wind abhielt, nothdürftig gelagert, als es jemanden einfiel, man solle sich für diese Nacht in die Erde graben und mit dem Mantel zudecken. Hiezu machte man gleich Anstalt und es wurden mehrere Gräber ausgehauen, wozu die reitende Artillerie Geräthschaften hergab. Der Herzog von

Weimar ſelbſt verſchmähte nicht eine ſolche voreilige Beſtattung.

Hier verlangt' ich nun gegen Erlegung von acht Groſchen die bewußte Decke, wickelte mich darein und breitete den Mantel noch oben drüber, ohne von deſſen Feuchtigkeit viel zu empfinden. Ulyß kann unter ſeinem auf ähnliche Weiſe erworbenen Mantel nicht mit mehr Behaglichkeit und Selbſtgenügen geruht haben.

Alle dieſe Bereitungen waren wider den Willen des Oberſten geſchehen, welcher uns bemerken machte, daß auf einem Hügel gegenüber hinter einem Buſche die Franzoſen eine Batterie ſtehen hatten, mit der ſie uns im Ernſte begraben und nach Belieben vernichten konnten. Allein wir mochten den windſtillen Ort und unſere weislich erſonnene Bequemlichkeit nicht aufgeben, und es war dieß nicht das letztemal, wo ich bemerkte, daß man, um der Unbequemlichkeit auszuweichen, die Gefahr nicht ſcheue.

Den 21 September

waren die wechſelſeitigen Grüße der Erwachenden keineswegs heiter und froh, denn man ward ſich in einer beſchämenden, hoffnungsloſen Lage gewahr. Am Rand eines ungeheuren Amphitheaters fanden wir uns aufgeſtellt, wo jenſeits auf Höhen, deren Fuß durch Flüſſe, Teiche, Bäche, Moräſte geſichert war, der Feind einen

kaum übersehbaren Halbzirkel bildete. Dießeits standen wir völlig wie gestern, um zehntausend Kanonenkugeln leichter, aber eben so wenig situirt zum Angriff; man blickte in eine weit ausgebreitete Arena hinunter, wo sich zwischen Dorfhütten und Gärten die beiderseitigen Husaren herumtrieben und mit Spiegelgefecht bald vorbald rückwärts, eine Stunde nach der andern, die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu fesseln wußten. Aber aus all dem Hin- und Hersprengen, dem Hin- und Wiederpuffen ergab sich zuletzt kein Resultat, als daß einer der unsrigen, der sich zu kühn zwischen die Hecken gewagt hatte, umzingelt und, da er sich keineswegs ergeben wollte, erschossen wurde.

Dieß war das einzige Opfer der Waffen an diesem Tage; aber die eingerissene Krankheit machte den unbequemen, drückenden, hülflosen Zustand trauriger und fürchterlicher.

So schlaglustig und fertig man gestern auch gewesen, gestand man doch, daß ein Waffenstillstand wünschenswerth sey, da selbst der Muthigste, Leidenschaftlichste, nach weniger Ueberlegung, sagen mußte: ein Angriff würde das verwegenste Unternehmen von der Welt seyn. Noch schwankten die Meinungen den Tag über, wo man ehrenthalben dieselbe Stellung behauptete, wie beim Augenblick der Kanonade; gegen Abend jedoch veränderte man sie einigermaßen, zuletzt war das Hauptquartier nach Hans gelegt und die Bagage herbei gekommen. Nun

hatten wir zu vernehmen die Angſt, die Gefahr, den nahen Untergang unſerer Dienerſchaft und Habſeligkeiten.

Das Waldgebirg Argonne, von Sainte Menehould bis Grandpree, war von Franzoſen beſetzt; von dort aus führten ihre Huſaren den kühnſten muthwilligſten kleinen Krieg. Wir hatten geſtern vernommen daß ein Secretär des Herzogs von Braunſchweig und einige andere Perſonen der fürſtlichen Umgebung zwiſchen der Armee und der Wagenburg waren gefangen worden. Dieſe verdiente aber keineswegs den Namen einer Burg, denn ſie war ſchlecht aufgeſtellt, nicht geſchloſſen, nicht genugſam escortirt. Nun beängſtete ſie ein blinder Lärm nach dem andern und zugleich die Kanonade in geringer Entfernung. Späterhin trug man ſich mit der Fabel oder Wahrheit: die Franzöſiſchen Truppen ſeyen ſchon den Gebirgswald herab, auf dem Wege geweſen ſich der ſämmtlichen Equipage zu bemächtigen; da gab ſich denn der von ihnen gefangene und wieder losgelaſſene Läufer des General Kalkreuth ein großes Anſehn, indem er verſicherte: er habe durch glückliche Lügen von ſtarker Bedeckung, von reitenden Batterien und dergleichen einen feindlichen Anfall abgewendet. Wohl möglich! Wer hat nicht in ſolchen bedeutenden Augenblicken zu thun, oder gethan.

Nun waren die Zelte da, Wagen und Pferde; aber Nahrung für kein Lebendiges. Mitten im Regen ermangelten wir ſogar des Waſſers und einige Teiche waren

schon durch eingesunkene Pferde verunreinigt; das alles zusammen bildete den schrecklichsten Zustand. Ich wußte nicht, was es heißen sollte, als ich meinen treuen Zögling, Diener und Gefährten Paul Götze von dem Leder des Reisewagens das zusammengeflossene Regenwasser sehr emsig schöpfen sah; er bekannte, daß es zur Chocolade bestimmt sey, davon er glücklicher Weise einen Vorrath mitgebracht hatte; ja was mehr ist, ich habe aus den Fußtapfen der Pferde schöpfen sehen, um einen unerträglichen Durst zu stillen. Man kaufte das Brot von alten Soldaten, die, an Entbehrung gewöhnt, etwas zusammen sparten, um sich am Branntwein zu erquicken, wenn derselbe wieder zu haben wäre.

Am 22 September

hörte man, die Generale Mannstein und Heymann seyen nach Dampierre, in das Hauptquartier von Kellermann, wo sich auch Dumouriez einfinden sollte. Es war von Auswechseln der Gefangenen, von Versorgung der Kranken und Blessirten zum Schein die Rede; im Ganzen hoffte man aber mitten im Unglück eine Umkehr der Dinge zu bewirken. Seit dem zehnten August war der König von Frankreich gefangen, gränzenlose Mordthaten waren im September geschehen. Man wußte daß Dumouriez für den König und die Constitution gesinnt gewesen, er mußte also, seines eignen Heils, sei-

ner Sicherheit willen, die gegenwärtigen Zustände bekämpfen und eine große Begebenheit wäre es geworden, wenn er sich mit den Alliirten alliirt und so auf Paris losgegangen wäre.

Seit der Ankunft der Equipage fand sich die Umgebung des Herzogs von Weimar um vieles gebessert, denn man mußte dem Kämmerier, dem Koch und andern Hausbeamten das Zeugniß geben, daß sie niemals ohne Vorrath gewesen und selbst in dem größten Mangel immer für etwas warme Speise gesorgt. Hierdurch erquickt ritt ich umher mich mit der Gegend nur einigermaßen bekannt zu machen, ganz ohne Frucht; diese flachen Hügel hatten keinen Charakter, kein Gegenstand zeichnete sich vor andern aus. Mich doch zu orientiren forscht' ich nach der langen und hochaufgewachsenen Pappelallee, die gestern so auffallend gewesen war, und da ich sie nicht entdecken konnte glaubt' ich mich weit verirrt, allein bei näherer Aufmerksamkeit fand ich daß sie niedergehauen, weggeschleppt und wohl schon verbrannt sey.

An den Stellen wo die Kanonade hingewirkt, erblickte man großen Jammer: die Menschen lagen unbegraben, und die schwer verwundeten Thiere konnten nicht ersterben. Ich sah ein Pferd das sich in seinen eigenen, aus dem verwundeten Leibe herausgefallenen Eingeweiden, mit den Vorderfüßen verfangen hatte und so unselig dahin hinkte.

Im

Im nach Hauſe-reiten traf ich den Prinzen Louis Ferdinand, im freien Felde, auf einem hölzernen Stuhle ſitzen, den man aus einem untern Dorfe heraufgeſchafft; zugleich ſchleppten einige ſeiner Leute einen ſchweren, verſchloſſenen Küchſchrank herbei, ſie verſicherten es klappere darin, ſie hofften einen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig, fand aber nur ein ſtark beleibtes Kochbuch und nun, indeſſen der geſpaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köſtlichſten Küchenrecepte vor, und ſo ward abermals Hunger und Begierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Verzweiflung geſteigert.

Den 24 September.

Erheitert einigermaßen wurde das ſchlimmſte Wetter von der Welt durch die Nachricht, daß ein Stillſtand geſchloſſen ſey und daß man alſo wenigſtens die Ausſicht habe, mit einiger Gemüthsruhe leiden und darben zu können; aber auch dieſes gedieh nur zum halben Troſt, da man bald vernahm, es ſey eigentlich nur eine Uebereinkunft, daß die Vorpoſten Friede halten ſollten, wobei nicht unbenommen bleibe die Kriegsoperationen außer dieſer Berührung nach Gutdünken fortzuſetzen. Dieſes war eigentlich zu Gunſten der Franzoſen bedingt, welche rings umher ihre Stellung verändern und uns beſſer einſchließen konnten, wir

aber in der Mitte mußten still halten und in unserem stockenden Zustand verweilen. Die Vorposten aber ergriffen diese Erlaubniß mit Vergnügen; zuerst kamen sie überein, daß, welchem von beiden Theilen Wind und Wetter in's Gesicht schlage, der solle das Recht haben sich umzukehren und, in seinen Mantel gewickelt, von dem Gegentheil nichts befürchten. Es kam weiter; die Franzosen hatten immer noch etwas Weniges zur Nahrung, indeß den Deutschen alles abging; jene theilten daher einiges mit und man ward immer kameradlicher. Endlich wurden sogar, mit Freundlichkeit, von Französischer Seite Druckblätter ausgetheilt, wodurch den guten Deutschen das Heil der Freiheit und Gleichheit in zwey Sprachen verkündigt war; die Franzosen ahmten das Manifest des Herzogs von Braunschweig in umgekehrtem Sinne nach, entboten guten Willen und Gastfreundschaft, und ob sich schon bei ihnen mehr Volk als sie von oben herein regieren konnten auf die Beine gemacht hatte, so geschah dieser Aufruf, wenigstens in diesem Augenblick, mehr um den Gegentheil zu schwächen, als sich selbst zu stärken.

Zum 24 September.

Als Leidensgenossen bedauerte ich auch in dieser Zeit zwey hübsche Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren. Sie hatten, als Requirirte, mit vier schwachen Pfer-

den meine leichte Chaiſe bis hierher kaum durchgeſchleppt, und litten ſtill, mehr für ihre Thiere als für ſich, doch war ihnen ſo wenig als uns allen zu helfen. Da ſie um meinetwillen jedes Unheil ausſtanden, fühlte ich mich zu irgend einer Pietät gedrungen und wollte jenes erhandelte Commißbrot redlich mit ihnen theilen; allein ſie lehnten es ab und verſicherten dergleichen könnten ſie nicht eſſen, und als ich fragte was ſie denn gewöhnlich genöſſen? verſetzten ſie: du bon pain, de la bonne soupe, de la bonne viande, de la bonne bière. Da nun bei ihnen alles gut und bei uns alles ſchlimm war, verzieh ich ihnen gern daß ſie mit Zurücklaſſung ihrer Pferde ſich bald darauf davon machten. Sie hatten übrigens manches Unheil ausgeſtanden, ich glaube aber daß eigentlich das dargebotene Commißbrot ſie zu dem letzten entſcheidenden Schritt, als ein furchtbares Geſpenſt, bewogen habe. Weiß und ſchwarz Brot iſt eigentlich das Schibolet, das Feldgeſchrei zwiſchen Deutſchen und Franzoſen.

Eine Bemerkung darf ich hier nicht unberührt laſſen: wir kamen freilich zur ungünſtigſten Jahrszeit in ein von der Natur nicht geſegnetes Land, das aber denn doch ſeine wenigen, arbeitſamen, ordnungsliebenden, genügſamen Einwohner allenfalls ernährt. Reichere und vornehmere Gegenden mögen eine ſolche freilich geringſchätzig behandeln; ich aber habe keineswegs Ungeziefer und Bettelherbergen dort getroffen. Von Mauer-

werk gebaut, mit Ziegeln gedeckt sind die Häuser und überall hinreichende Thätigkeit. Auch ist die eigentlich schlimme Landstrecke höchstens vier bis sechs Stunden breit und hat, sowohl an dem Argonner Waldgebirge her, als gegen Rheims und Chalons zu, schon wieder günstigere Gelegenheit. Kinder, die man in dem ersten besten Dorfe aufgegriffen hatte, sprachen mit Zufriedenheit von ihrer Nahrung, und ich durfte mich nur des Kellers zu Somme Tourbe und des weißen Brotes, das uns ganz frisch von Chalons her in die Hände gefallen war, erinnern, so schien es doch, als ob in Friedenszeiten hier nicht gerade Hunger und Ungeziefer zu Hause seyn müsse.

Den 25 September.

Daß während des Stillstandes die Franzosen von ihrer Seite thätig seyn würden, konnte man vermuthen und erfahren. Sie suchten die verlorne Communication mit Chalons wieder herzustellen und die Emigrirten in unserm Rücken zu verdrängen, oder vielmehr an uns heranzudrängen; doch augenblicklich ward für uns das schädlichste, daß sie, sowohl vom Argonner Waldgebirge, als von Sedan und Montmedy her, uns die Zufuhr erschweren, wo nicht völlig vernichten konnten.

Den 26 September.

Da man mich als auf mancherlei aufmerksam kannte, so brachte man alles was irgend sonderbar scheinen mochte herbei; unter andern legte man mir eine Kanonenkugel vor, ungefähr vierpfündig zu achten, doch war das Wunderliche daran sie auf ihrer ganzen Oberfläche in krystallisirten Pyramiden endigen zu sehen. Kugeln waren jenes Tags genug verschossen worden, daß sich eine gar wohl hierüber konnte verloren haben. Ich erdachte mir allerlei Hypothesen, wie das Metall bei'm Gusse, oder nachher, sich zu dieser Gestalt bestimmt hätte; durch einen Zufall ward ich hierüber aufgeklärt. Nach einer kurzen Abwesenheit wieder in mein Zelt zurückkehrend fragte ich nach der Kugel, sie wollte sich nicht finden. Als ich darauf bestand beichtete man: sie sey, nachdem man allerlei an ihr probirt, zersprungen. Ich forderte die Stücke und fand, zu meiner großen Verwunderung, eine Krystallisation die von der Mitte ausgehend sich strahlig gegen die Oberfläche erweitete. Es war Schwefelkies, der sich in einer freien Lage ringsum mußte gebildet haben. Diese Entdeckung führte weiter, dergleichen Schwefelkiese fanden sich mehr, obschon kleiner in Kugel- und Nierenform, auch in andern weniger regelmäßigen Gestalten, durchaus aber darin gleich, daß sie nirgends angesessen hatten und daß ihre Krystallisation sich immer auf eine gewisse Mitte bezog; auch wa-

ren sie nicht abgerundet, sondern völlig frisch und deutlich krystallinisch abgeschlossen. Sollten sie sich wohl in dem Boden selbst erzeugt haben, und findet man dergleichen mehr auf Ackerfeldern?

Aber ich nicht allein war auf die Mineralien der Gegend aufmerksam; die schöne Kreide die sich überall vorfand, schien durchaus von einigem Werth. Es ist wahr der Soldat durfte nur ein Kochloch aushauen, so traf er auf die klarste weiße Kreide, die er zu seinem blanken und glatten Putz sonst so nöthig hatte. Da ging wirklich ein Armee-Befehl aus: der Soldat solle sich mit dieser, hier umsonst zu habenden, nothwendigen Waare so viel als möglich versehen. Dieß gab nun freilich zu einigem Spott Gelegenheit; mitten in den furchtbarsten Koth versenkt, sollte man sich mit Reinlichkeits- und Putzmitteln beladen; wo man nach Brot seufzte, sich mit Staub zufrieden stellen. Auch stutzten die Officiere nicht wenig, als sie im Hauptquartier übel angelassen wurden, weil sie nicht so reinlich, so zierlich wie auf der Parade zu Berlin oder Potsdam erschienen. Die Oberen konnten nicht helfen, so sollten sie, meinte man, auch nicht schelten.

Den 27 September.

Eine etwas wunderliche Vorsichtsmaßregel dem dringenden Hunger zu begegnen, ward gleichfalls bei

der Armee publicirt; man ſolle die vorhandenen Gerſtengarben ſo gut als möglich ausklopfen, die gewonnenen Körner in heißem Waſſer ſo lange ſieden bis ſie aufplatzen und durch dieſe Speiſe die Befriedigung des Hungers verſuchen.

Unſerer nächſten Umgebung war jedoch eine beſſere Beihülfe zugedacht. Man ſah in der Ferne zwey Wagen feſtgefahren, denen man, weil ſie Proviant und andere Bedürfniſſe geladen hatten, gern zu Hülfe kam. Stallmeiſter von Seebach ſchickte ſogleich Pferde dorthin, man brachte ſie los, führte ſie aber auch ſogleich des Herzogs Regiment zu; ſie proteſtirten dagegen, als zur Oeſtreichiſchen Armee beſtimmt, wohin auch wirklich ihre Päſſe lauteten. Allein man hatte ſich einmal ihrer angenommen; um den Zudrang zu verhüten und ſie zugleich feſtzuhalten, gab man ihnen Wache, und da ſie auch von uns bezahlt erhielten was ſie forderten, ſo mußten ſie auch bei uns ihre eigentliche Beſtimmung finden.

Eilig drängten ſich zu allererſt die Haushofmeiſter, Köche und ihre Gehülfen herbei, nahmen von der Butter in Fäßchen, von Schinken und andern guten Dingen Beſitz. Der Zulauf vermehrte ſich, die größere Menge ſchrie nach Taback, der denn auch um theuren Preis häufig ausgegeben wurde. Die Wagen aber waren ſo umringt daß ſich zuletzt niemand mehr nähern konnte, deßwegen mich unſere Leute und Reiter anrie-

fen und auf das dringendſte baten ihnen zu dieſem noth-wendigſten aller Bedürfniſſe zu verhelfen.

Ich ließ mir durch Soldaten Platz machen und erſtieg ſogleich, um mich nicht im Gedränge zu verwirren, den nächſten Wagen; dort bepackte ich mich für gutes Geld mit Taback, was nur meine Taſchen faſſen wollten, und ward, als ich wieder herab und ſpendend in's Freie gelangte, für den größten Wohlthäter geprieſen, der ſich jemals der leidenden Menſchheit erbarmt hatte. Auch Branntwein war angelangt, man verſah ſich damit und bezahlte die Bouteille gern mit einem Laubthaler.

Den 27 September.

Sowohl im Hauptquartiere ſelbſt, wohin man zuweilen gelangte, als bei allen denen die von dort herkamen, erkundigte man ſich nach der Lage der Dinge; ſie konnte nicht bedenklicher ſeyn. Von dem Unheil das in Paris vorgegangen, verlautete immer mehr und mehr, und was man anfangs für Fabeln gehalten, erſchien zuletzt als Wahrheit überſchwänglich furchtbar. König und Familie waren gefangen, die Abſetzung deſſen ſchon zur Sprache gekommen, der Haß des Königthums überhaupt gewann immer mehr Breite, ja ſchon konnte man erwarten, daß gegen den unglücklichen Monarchen ein Proceß würde eingeleitet werden. Unſere unmittelbaren kriegeriſchen Gegner hatten ſich eine Communication mit

Chalons wieder eröffnet; dort befand sich Luckner, der die von Paris anströmenden Freiwilligen zu Kriegshaufen bilden sollte; aber diese, in den gräßlichen ersten Septembertagen, durch die reißend fließenden Blutströme, aus der Hauptstadt ausgewandert, brachten Lust zum Morden und Rauben mehr als zu einem rechtlichen Kriege mit. Nach dem Beispiel des Pariser Gräuelvolks ersahen sie sich willkürliche Schlachtopfer, um ihnen, wie sich's fände, Autorität, Besitz, oder wohl gar das Leben zu rauben. Man durfte sie nur undisciplinirt loslassen, so machten sie uns den Garaus.

Die Emigrirten waren an uns herangedrückt worden, und man erzählte noch von gar manchem Unheil, das im Rücken und von der Seite bedrohte. In der Gegend von Rheims sollten sich zwanzigtausend Bauern zusammengerottet haben, mit Feldgeräth und wildergriffenen Naturwaffen versehen; die Sorge war groß auch diese möchten auf uns losbrechen.

Von solchen Dingen ward am Abend in des Herzogs Zelt in Gegenwart von bedeutenden Kriegsobristen gesprochen; jeder brachte seine Nachricht, seine Vermuthung, seine Sorge als Beitrag in diesen rathlosen Rath, denn es schien durchaus nur ein Wunder uns retten zu können. Ich aber dachte in diesem Augenblick, daß wir gewöhnlich in mißlichen Zuständen uns gern mit hohen Personen vergleichen, besonders mit solchen denen es noch schlimmer gegangen; da fühlt' ich mich getrieben, wo

nicht zur Erheiterung doch zur Ableitung, aus der Geschichte Ludwigs des Heiligen die drangvollsten Begebenheiten zu erzählen. Der König, auf seinem Kreuzzuge, will zuerst den Sultan von Aegypten demüthigen, denn von diesem hängt gegenwärtig das gelobte Land ab. Damiette fällt ohne Belagerung den Christen in die Hände. Angefeuert von seinem Bruder Graf Artois unternimmt der König einen Zug das rechte Nilufer hinauf, nach Babylon-Cairo. Es glückt einen Graben auszufüllen, der Wasser vom Nil empfängt. Die Armee zieht hinüber. Aber nun findet sie sich geklemmt zwischen dem Nil, dessen Haupt- und Nebencanälen; dagegen die Saracenen auf beiden Ufern des Flusses glücklich postirt sind. Ueber die größeren Wasserleitungen zu setzen wird schwierig. Man baut Blockhäuser gegen die Blockhäuser der Feinde; diese aber haben den Vortheil des Griechischen Feuers. Sie beschädigen damit die hölzernen Bollwerke, Bauten und Menschen. Was hilft den Christen ihre entschiedene Schlachtordnung, immerfort von den Saracenen gereizt, geneckt, angegriffen, theilweise in Scharmützel verwickelt. Einzelne Wagnisse, Faustkämpfe, sind bedeutend, herzerhebend, aber die Helden, der König selbst wird abgeschnitten. Zwar brechen die Tapfersten durch, aber die Verwirrung wächst. Der Graf von Artois ist in Gefahr, zu dessen Rettung wagt der König alles. Der Bruder ist schon todt, das Unheil steigt auf's Aeußerste. An diesem heißen Tage kommt alles darauf

an, eine Brücke über ein Seitenwasser zu vertheidigen, um die Saracenen vom Rücken des Hauptgefechtes abzuhalten. Den wenigen da postirten Kriegsleuten wird auf alle Weise zugesetzt, mit Geschütz von den Soldaten, mit Steinen und Koth durch Troßbuben. Mitten in diesem Unheil spricht der Graf von Soissons zum Ritter Joinville scherzend: Senechal, laßt das Hundepack bellen und blöcken; bei Gottesthron! (so pflegte er zu schwören) von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer vor den Damen.

Man lächelte, nahm das Omen gut auf, besprach sich über mögliche Fälle, besonders hob man die Ursachen hervor, warum die Franzosen uns eher schonen als verderben müßten: der lange ungetrübte Stillstand, das bisherige zurückhaltende Betragen gaben einige Hoffnung. Diese zu beleben wagte ich noch einen historischen Vortrag und erinnerte mit Vorzeigung der Specialcharten, daß zwey Meilen von uns nach Westen das berüchtigte Teufelsfeld gelegen sey, bis wohin Attila König der Hunnen mit seinen ungeheuren Heereshaufen, im Jahr Vierhundert zwey und funfzig, gelangte, dort aber von den Burgundischen Fürsten unter Beistand des Römischen Feldherrn Aetius geschlagen worden; daß, hätten sie ihren Sieg verfolgt, er in Person und mit allen seinen Leuten umgekommen und vertilgt worden wäre. Der Römische General aber, der die Burgunder Fürsten nicht von aller Furcht vor diesem gewaltigen Feind zu befreien

gedachte, weil er sie alsdann sogleich gegen die Römer gewendet gesehen hätte, beredete einen nach dem andern nach Hause zu ziehen; und so entkam denn auch der Hunnenkönig mit den Ueberresten eines unzählbaren Volkes.

In eben dem Augenblick ward die Nachricht gebracht, der erwartete Brottransport von Grandprée sey angekommen; auch dieß belebte doppelt und dreyfach die Geister; man schied getrösteter von einander, und ich konnte dem Herzog bis gegen Morgen in einem unterhaltenden Französischen Buche vorlesen, das auf die wunderlichste Weise in meine Hände gekommen. Bei den verwegenen frevelhaften Scherzen, welche mitten in dem bedrängtesten Zustand noch Lachen erregten, erinnerte ich mich der leichtfertigen Jäger vor Verdun, welche Schelmlieder singend in den Tod gingen. Freilich wenn man dessen Bitterkeit vertreiben will, muß man es mit den Mitteln so genau nicht nehmen.

Den 28 September.

Das Brot war angekommen, nicht ohne Mühseligkeit und Verlust; auf den schlimmsten Wegen von Grandpree, wo die Bäckerey lag, bis zu uns heran waren mehrere Wagen stecken geblieben, andere dem Feind in die Hände gefallen und selbst ein Theil des Transports ungenießbar: denn im wässerigen, zu schnell gebackenen Brote trennte sich Krume von Rinde und in den Zwi-

schenräumen erzeugte sich Schimmel. Abermals in Angst vor Gift brachte man mir dergleichen Laibe, dießmal in ihren inneren Hohlungen hoch pomeranzenfarbig anzusehen, auf Arsenik und Schwefel hindeutend, wie jenes vor Verdun auf Grünspan. War es aber auch nicht vergiftet, so erregte doch der Anblick Abscheu und Ekel, getäuschte Befriedigung schärfte den Hunger, Krankheit, Elend, Mißmuth lagen schwer auf einer so großen Masse guter Menschen. In solchen Bedrängnissen wurden wir noch gar durch eine unglaubliche Nachricht überrascht und betrübt, es hieß: der Herzog von Braunschweig habe sein früheres Manifest an Dumouriez geschickt, welcher darüber ganz verwundert und entrüstet sogleich den Stillstand aufgekündigt und den Anfang der Feindseligkeiten befohlen habe. So groß das Unheil war, in welchem wir staken und noch größeres bevorsahen, konnten wir doch nicht unterlassen zu scherzen und zu spotten, wir sagten: da sähe man, was für Unheil die Autorschaft nach sich ziehe! Jeder Dichter und sonstige Schriftsteller trage gern seine Arbeiten einem jeden vor, ohne daß er frage, ob es die rechte Zeit und Stunde sey; nun ergehe es dem Herzog von Braunschweig eben so, der die Freuden der Autorschaft genießend sein unglückliches Manifest ganz zur unrechten Zeit wieder producire.

Wir erwarteten nun die Vorposten abermals puffen zu hören, man schaute sich nach allen Hügeln um, ob nicht irgend ein Feind erscheinen möchte, aber es war

alles so still und ruhig als wäre nichts vorgegangen. Indessen lebte man in der peinlichsten Ungewißheit und Unsicherheit, denn jeder sah wohl ein, daß wir strategisch verloren waren, wenn es dem Feind im mindesten einfallen sollte uns zu beunruhigen und zu drängen. Doch deutete schon manches in dieser Ungewißheit auf Uebereinkunft und mildere Gesinnung; so hatte man zum Beispiel den Postmeister von St. Menehould gegen die am zwanzigsten, zwischen der Wagenburg und Armee, weggefangenen Personen der königlichen Suite frei und ledig gegeben.

Den 29 September.

Gegen Abend setzte sich, der ertheilten Ordre gemäß, die Equipage in Bewegung; unter Geleit Regiments Herzog von Braunschweig sollte sie voran gehen, um Mitternacht die Armee folgen. Alles regte sich, aber mißmuthig und langsam; denn selbst der beste Wille gleitete auf dem durchweichten Boden und versank, eh' er sich's versah. Auch diese Stunden gingen vorüber: Zeit und Stunde rennt durch den rauhsten Tag!

Es war Nacht geworden, auch diese sollte man schlaflos zubringen, der Himmel war nicht ungünstig, der Vollmond leuchtete, aber hatte nichts zu beleuchten. Zelte waren verschwunden, Gepäck, Wagen und Pferde alles hinweg und unsere kleine Gesellschaft besonders in

einer ſeltſamen Lage. An dem beſtimmten Orte, wo wir uns befanden, ſollten die Pferde uns aufſuchen, ſie waren ausgeblieben. So weit wir bei falbem Licht umherſahen, ſchien alles öd' und leer; wir horchten vergebens, weder Geſtalt noch Ton war zu vernehmen. Unſere Zweifel wogten hin und her; wir wollten den bezeichneten Platz lieber nicht verlaſſen, als die Unſrigen in gleiche Verlegenheit ſetzen und ſie gänzlich verfehlen. Doch war es grauerlich, in Feindesland, nach ſolchen Ereigniſſen vereinzelt, aufgegeben, wo nicht zu ſeyn doch für den Augenblick zu ſcheinen. Wir paßten auf, ob nicht vielleicht eine feindliche Demonſtration vorkomme, aber es rührte und regte ſich weder Günſtiges noch Ungünſtiges.

Wir trugen nach und nach alles hinterlaſſene Zeltſtroh in der Umgegend zuſammen und verbrannten es, nicht ohne Sorgen. Gelockt durch die Flamme, zog ſich eine alte Marketenderin zu uns heran; ſie mochte ſich bei'm Rückweg in den fernen Orten nicht ohne Thätigkeit verſpätet haben, denn ſie trug ziemliche Bündel unter den Armen. Nach Gruß und Erwärmung hob ſie zuvörderſt Friedrich den Großen in den Himmel und pries den ſiebenjährigen Krieg, dem ſie als Kind wollte beigewohnt haben; ſchalt grimmig auf die gegenwärtigen Fürſten und Heerführer, die ſo große Mannſchaft in ein Land brächten, wo die Marketenderin ihr Handwerk nicht treiben könne, worauf es denn doch eigentlich abgeſehen ſey.

Man konnte sich an ihrer Art die Sachen zu betrachten gar wohl erlustigen und sich für einen Augenblick zerstreuen, doch waren uns endlich die Pferde höchst willkommen; da wir denn auch mit dem Regimente Weimar den ahnungsvollen Rückzug antraten.

Vorsichtsmaßregeln, bedeutende Befehle ließen fürchten, daß die Feinde unserm Abmarsch nicht gelassen zusehen würden. Mit Bangigkeit hatte man noch am Tage das sämmtliche Fuhrwerk, am bänglichsten aber die Artillerie, in den durchweichten Boden einschneidend, sich stockend bewegen sehen; was mochte nun zu Nacht alles vorfallen? Mit Bedauern sah man gestürzte, geborstene Bagagewagen im Bachwasser liegen, mit Bejammern ließ man zurückbleibende Kranke hülflos. Wo man sich auch umsah, einigermaßen vertraut mit der Gegend, gestand man, hier sey gar keine Rettung, sobald es dem Feinde, den wir links, rechts und im Rücken wußten, belieben möchte uns anzugreifen; da dieß aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich das hoffnungsbedürftige Gemüth schnell wieder her und der Menschengeist, der allem was geschieht Verstand und Vernunft unterlegen möchte, sagte sich getrost die Verhandlungen zwischen den Hauptquartieren Hans und St. Menehould seyen glücklich und zu unsern Gunsten abgeschlossen worden. Von Stunde zu Stunde vermehrte sich der Glaube; und als ich Halt machen, die sämmtlichen Wagen über dem Dorfe St. Jean ordnungsgemäß auf-

auffahren ſah, war ich ſchon völlig gewiß, wir würden nach Hauſe gelangen und in guter Geſellſchaft (devant les Dames) von unſeren ausgeſtandenen Qualen ſprechen und erzählen dürfen. Auch dießmal theilt' ich Freunden und Bekannten meine Ueberzeugung mit und wir ertrugen die gegenwärtige Noth ſchon mit Heiterkeit.

Kein Lager ward bezogen, aber die Unſrigen ſchlugen ein großes Zelt auf, inwendig und auswendig umher die reichſten herrlichſten Weizengarben zur Schlafſtätte gebreitet. Der Mond ſchien hell durch die beruhigte Luft, nur ein ſanfter Zug leichter Wolken war bemerklich, die ganze Umgebung ſichtbar und deutlich, faſt wie am Tage. Beſchienen waren die ſchlafenden Menſchen, die Pferde vom Futterbedürfniß wach gehalten, darunter viele weiße, die das Licht kräftig wiedergaben; weiße Wagenbedeckungen, ſelbſt die zur Nachtruhe gewidmeten weißen Garben, alles verbreitete Helle und Heiterkeit über dieſe bedeutende Scene. Fürwahr der größte Mahler hätte ſich glücklich geſchätzt einem ſolchen Bilde gewachſen zu ſeyn.

Erſt ſpät legt' ich mich in's Zelt und hoffte des tiefſten Schlafes zu genießen; aber die Natur hat manches Unbequeme zwiſchen ihre ſchönſten Gaben ausgeſtreut, und ſo gehört zu den ungeſelligſten Unarten des Menſchen, daß er ſchlafend, eben wenn er ſelbſt am tiefſten ruht, den Geſellen durch unbändiges Schnarchen wach zu halten pflegt. Kopf an Kopf, ich innerhalb, er an-

ſerhalb des Zeltes, lag ich mit einem Manne, der mir durch ein gräßlich Stöhnen die ſo nöthige Ruhe unwiederbringlich verkümmerte. Ich löſ'te den Strang vom Zeltpfleck, um meinen Widerſacher kennen zu lernen; es war ein braver, tüchtiger Mann von der Dienerſchaft, er lag vom Mond beſchienen in ſo tiefem Schlaf, als wenn er Endymion ſelbſt geweſen wäre. Die Unmöglichkeit in ſolcher Nachbarſchaft Ruhe zu erlangen, regte den ſchalkiſchen Geiſt in mir auf; ich nahm eine Weizenähre und ließ die ſchwankende Laſt über Stirn und Naſe des Schlafenden ſchweben. In ſeiner tiefen Ruhe geſtört, fuhr er mit der Hand mehrmals über's Geſicht, und ſobald er wieder in Schlaf verſank wiederholt' ich mein Spiel, ohne daß er hätte begreifen mögen, woher in dieſer Jahrszeit eine Bremſe kommen könne. Endlich bracht' ich es dahin, daß er völlig ermuntert aufzuſtehen beſchloß. Indeſſen war auch mir alle Schlafluſt vergangen, ich trat vor das Zelt und bewunderte in dem wenig veränderten Bilde die unendliche Ruhe am Rande der größten, immer noch denkbaren Gefahr; und wie in ſolchen Augenblicken Angſt und Hoffnung, Kümmerniß und Beruhigung wechſelsweiſe auf und ab gaukeln, ſo erſchrak ich wieder, bedenkend daß wenn der Feind uns in dieſem Augenblick überfallen wollte, weder eine Radſpeiche noch ein Menſchengebein davon kommen würde.

Der anbrechende Tag wirkte ſodann wieder zerſtreuend, denn da zeigte ſich manches Wunderliche. Zwey alte

Marketenderinnen hatten mehrere seidene Weiberröcke buntschäckig um Hüfte und Brust übereinander gebunden, den obersten aber um den Hals und oben darüber noch ein Halbmäntelchen. In diesem Ornat stolzirten sie gar komisch einher und behaupteten durch Kauf und Tausch sich diese Maskerade gewonnen zu haben.

Den 30 September.

So früh sich auch mit Tages Anbruch das sämmtliche Fuhrwerk in Bewegung setzte, so legten wir doch nur einen kurzen Weg zurück, denn schon um neun Uhr hielten wir zwischen Laval und Varge-Moulin. Menschen und Thiere suchten sich zu erquicken, kein Lager ward aufgeschlagen. Nun kam auch die Armee heran und postirte sich auf einer Anhöhe; durchaus herrschte die größte Stille und Ordnung. Zwar konnte man an verschiedenen Vorsichtsmaßregeln gar wohl bemerken, daß noch nicht alle Gefahr überstanden sey; man recognoscirte, man unterhielt sich heimlich mit unbekannten Personen, man rüstete sich zum abermaligen Aufbruch.

Den 1 October.

Der Herzog von Weimar führte die Avantgarde und deckte zugleich den Rückzug der Bagage. Ordnung und Stille herrschten diese Nacht und man beruhigte sich in dieser Ruhe, als um zwölf Uhr aufzubrechen befohlen

ward. Nun ging aber aus allem hervor, daß dieser Marsch nicht ganz sicher sey, wegen Streifpartien, welche vom Argonner Wald herunter zu befürchten waren. Denn wäre auch mit Dumouriez und den höchsten Gewalten Uebereinkunft getroffen gewesen, welches nicht einmal als ganz gewiß angenommen werden konnte, so gehorchte doch damals nicht leicht jemand dem andern, und die Mannschaft im Waldgebirge durfte sich nur für selbstständig erklären, einen Versuch machen zu unserm Verderben, welches niemand damals hätte mißbilligen dürfen.

Auch der heutige Marsch ging nicht weit; es war die Absicht Equipage und Armee zusammen sollten auch gleichen Schritt mit den Oestreichern und Emigrirten halten, die, uns zur linken Seite, parallel gleichfalls auf dem Rückzug begriffen waren.

Gegen acht Uhr hielten wir schon, bald nachdem wir Rouvroy hinter uns gelassen hatten; einige Zelte wurden aufgeschlagen, der Tag war schön und die Ruhe nicht gestört.

Und so will ich denn hier auch noch anführen, daß ich in diesem Elend das neckische Gelübde gethan: man solle, wenn ich uns erlöst und mich wieder zu Hause sähe, von mir niemals wieder einen Klagelaut vernehmen über den meine freiere Zimmeraussicht beschränkenden Nachbargiebel, den ich vielmehr jetzt recht sehnlich zu erblicken wünsche; ferner wollt' ich mich über Mißbehagen und Lange-

weile im Deutschen Theater nie wieder beklagen, wo man doch immer Gott danken könne unter Dach zu seyn, was auch auf der Bühne vorgehe. Und so gelobt' ich noch ein drittes, das mir aber entfallen ist.

Es war noch immer genug, daß jeder für sich selbst in dem Grade sorgte, und Roß und Wagen, Mann und Pferd nach ihren Abtheilungen regelmäßig zusammenblieben, und so auch wir, sobald stille gehalten oder ein Lager aufgeschlagen ward, immer wieder gedeckte Tafeln und Bänke und Stühle fanden. Doch wollte uns bedünken, daß wir gar zu schmal abgefunden würden, ob wir uns gleich bei dem bekannten allgemeinen Mangel bescheiden darein ergaben.

Indessen schenkte mir das Glück Gelegenheit einem bessern Gastmahl beizuwohnen. Es war zeitig Nacht geworden, jederman hatte sich sogleich auf die zubereitete Streue gelegt, auch ich war eingeschlafen, doch weckte mich ein lebhafter, angenehmer Traum: denn mir schien als rdch' ich, als gendff' ich die besten Bissen, und als ich darüber aufwachte, mich aufrichtete, war mein Zelt voll des herrlichsten Geruchs gebratenen und versengten Schweinefettes, der mich sehr lästern machte. Unmittelbar an der Natur mußte es uns verziehen seyn den Schweinehirten für göttlich und Schweinebraten für unschätzbar zu halten. Ich stand auf und erblickte in ziemlicher Ferne ein Feuer, glücklicherweise ober dem Winde, von daher kam mir die Fülle des guten Dunstes. Un-

bedenklich ging ich dem Scheine nach und fand die sämmtliche Dienerschaft um ein großes, bald zu Kohlen verbranntes Feuer beschäftigt, den Rücken des Schweinschen beinahe gahr, das übrige zerstückt, zum Einpacken bereit, einen jeden aber thätig und handreichend um die Würste bald zu vollenden. Unfern des Feuers lagen ein paar große Baustämme; nach Begrüßung der Gesellschaft setzt' ich mich darauf, und ohne ein Wort zu sagen, sah ich einer solchen Thätigkeit mit Vergnügen zu. Theils wollten mir die guten Leute wohl, theils konnten sie den unerwarteten Gast schicklicherweise nicht ausschließen, und wirklich, da es zum Austheilen kam, reichten sie mir ein kostbares Stück; auch war Brot zu haben und ein Schluck Branntwein dazu; es fehlte eben an keinem Guten.

Nicht weniger ward mir ein tüchtiges Stück Wurst gereicht, als wir uns noch bei Nacht und Nebel zu Pferde setzten; ich steckte es in meine Pistolenhalfter und so war mir die Begünstigung des Nachtwindes gut zu Statten gekommen.

Den 2 October.

Wenn man sich auch mit einigem Essen und Trinken gestärkt und den Geist durch sittliche Trostgründe beschwichtigt hatte, so wechselten doch immer Hoffnung und Sorge, Verdruß und Scham in der schwankenden Seele; man freute sich noch am Leben zu seyn, unter solchen Be-

dingungen zu leben verwünſchte man. Nachts um zwey Uhr brachen wir auf, zogen mit Vorſicht an einem Walde vorbei, kamen bei Vaux über die Stelle unſeres vor kurzem verlaſſenen Lagers und bald an die Aisne. Hier fanden wir zwey Brücken geſchlagen, die uns auf's rechte Ufer hinüber leiteten. Da verweilten wir nun zwiſchen beiden, die wir zugleich überſehen konnten, auf einem Sand- und Weidenwerder, das lebhafteſte Küchenfeuer ſogleich beſorgend. Die zarteſten Linſen die ich jemals genoſſen, lange, rothe, ſchmackhafte Kartoffeln waren bald bereitet. Als aber zuletzt jene, von den Oeſtreichiſchen Fuhrleuten aufgebrachten, bisher ſtreng verheimlichten Schinken gahr geworden, konnte man ſich genugſam wieder herſtellen.

Die Equipage war ſchon heraüber; aber bald eröffnete ſich ein ſo prächtiger als trauriger Anblick. Die Armee zog über die Brücken, Fußvolk und Artillerie, die Reiterey durch eine Fuhrt, alle Geſichter düſter, jeder Mund verſchloſſen, eine gräßliche Empfindung mittheilend. Kamen Regimenter heran unter denen man Bekannte, Befreundete wußte, ſo eilte man hin, man umarmte, man beſprach ſich, aber unter welchen Fragen, welchem Jammer, welcher Beſchämung, nicht ohne Thränen.

Indeſſen freuten wir uns ſo marketenderhaft eingerichtet zu ſeyn, um Hohe wie Niedere erquicken zu können. Erſt war die Trommel eines allda poſtirten Pi-

quets die Tafel, dann holte man aus benachbarten Orten Stühle, Tische und machte sich's und den verschiedenartigsten Gästen so bequem als möglich. Der Kronprinz und Prinz Louis ließen sich die Linsen schmecken, mancher General der von weiten den Rauch sah, zog sich darnach. Freilich, wie auch unser Vorrath seyn mochte, was sollte das unter so viele? Man mußte zum zweyten- und drittenmale ansetzen, und unsere Reserve verminderte sich.

Wie nun unser Fürst gern alles mittheilte, so hielten's auch seine Leute, und es wäre schwer einzeln zu erzählen, wie viel der unglücklichen vorbeiziehenden einzelnen Kranken durch Kämmerier und Koch erquickt wurden.

So ging es nun den ganzen Tag, und so ward mir der Rückzug nicht etwa nur durch Beispiel und Gleichniß, nein, in seiner völligen Wirklichkeit dargestellt und der Schmerz durch jede neue Uniform erneuert und vervielfältigt. Ein so grauenvolles Schauspiel sollte denn auch seiner würdig schließen; der König und sein Generalstab ritt von weiten her, hielt an der Brücke eine Zeit lang stille, als wenn er sich's noch einmal übersehen und überdenken wollte; zog dann aber am Ende den Weg aller der Seinen. Eben so erschien der Herzog von Braunschweig an der andern Brücke, zauderte und ritt herüber.

Die Nacht brach ein, windig aber trocken, und ward auf dem traurigen Weidenkies meist schlaflos zugebracht.

Den 3 October.

Morgens um sechs Uhr verließen wir diesen Platz, zogen über eine Anhöhe nach Grandprée zu und trafen daselbst die Armee gelagert. Dort gab es neues Uebel und neue Sorgen; das Schloß war zum Krankenhause umgebildet und schon mit mehrern hundert Unglücklichen belegt, denen man nicht helfen, sie nicht erquicken konnte. Man zog mit Scheu vorüber und mußte sie der Menschlichkeit des Feindes überlassen.

Hier überfiel uns abermals ein grimmiger Regen und lähmte jede Bewegung.

Den 4 October.

Die Schwierigkeit vom Platze zu kommen wuchs mehr und mehr; um den unfahrbaren Hauptwegen zu entgehen suchte man sich Bahn über Feld. Der Acker, von röthlicher Farbe, noch zäher als der bisherige Kreideboden, hinderte jede Bewegung. Die vier kleinen Pferde konnten meine Halbchaise kaum erziehen, ich dachte sie wenigstens um das Gewicht meiner Person zu erleichtern. Die Reitpferde waren nicht zu erblicken; der große Küchwagen mit sechs tüchtigen bespannt kam an mir vorbei. Ich bestieg ihn; von Victualien war er

nicht ganz leer, die Küchmagd aber ſtak ſehr verdrießlich in der Ecke. Ich überließ mich meinen Studien. Den dritten Band von Fiſchers phyſikaliſchem Lexikon hatte ich aus dem Koffer genommen; in ſolchen Fällen iſt ein Wörterbuch die willkommenſte Begleitung, wo jeden Augenblick eine Unterbrechung vorfällt, und dann gewährt es wieder die beſte Zerſtreuung, indem es uns von einem zum andern führt.

Man hatte ſich auf den zähen, hie und da quelligen rothen Thonfeldern nothgedrungen unvorſichtig eingelaſſen; in einer ſolchen Falge mußte zuletzt auch dem tüchtigen Küchengeſpann die Kraft ausgehen. Ich ſchien mir in meinem Wagen wie eine Parodie von Pharao im rothen Meere, denn auch um mich her wollten Reiter und Fußvolk in gleicher Farbe gleicher Weiſe verſinken. Sehnſüchtig ſchaut' ich nach allen umgebenden Hügelhöhen, da erblickt' ich endlich die Reitpferde, darunter den mir beſtimmten Schimmel; ich winkte ſie mit Heftigkeit herbei, und nachdem ich meine Phyſik der armen krankverdrießlichen Küchmagd übergeben und ihrer Sorgfalt empfohlen, ſchwang ich mich auf's Pferd, mit dem feſten Vorſatz mich ſobald nicht wieder auf eine Fahrt einzulaſſen. Hier ging es nun freilich ſelbſtſtändiger, aber nicht beſſer, noch ſchneller.

Grandpree, das nun als ein Ort der Peſt und des Todes geſchildert war, ließen wir gern hinter uns. Mehrere befreundete Kriegsgenoſſen trafen zuſammen und

traten im Kreiſe, hinter ſich am Zügel die Pferde haltend, um ein Feuer. Sie ſagen dieß ſey das einzige Mal geweſen, wo ich ein verdrießlich Geſicht gemacht und ſie weder durch Ernſt geſtärkt, noch durch Scherz erheitert habe.

Den 4 October.

Der Weg den das Heer eingeſchlagen hatte, führte gegen Buſancey, weil man oberhalb Dun über die Maas gehen wollte. Wir ſchlugen unſer Lager unmittelbar bei Sivry, in deſſen Umgegend wir noch nicht alles verzehrt fanden. Der Soldat ſtürzte in die erſten Gärten und verdarb was andere hätten genießen können. Ich ermunterte unſeren Koch und ſeine Leute zu einer ſtrategiſchen Fouragirung, wir zogen um's ganze Dorf und fanden noch völlig unangetaſtete Gärten und eine reiche, unbeſtrittene Ernte. Hier war von Kohl und Zwiebeln, von Wurzeln und andern guten Vegetabilien die Fülle; wir nahmen deßhalb nicht mehr als wir brauchten, mit Beſcheidenheit und Schonung. Der Garten war nicht groß, aber ſauber gehalten, und ehe wir zu dem Zaun wieder hinauskrochen, ſtellt' ich Betrachtungen an, wie es zugehe, daß in einem Hausgarten doch auch keine Spur von einer Thüre in's anſtoßende Gebäude zu entdecken ſey. Als wir mit Küchenbeute wohl beſchwert wieder zurückkamen, hörten wir großen Lärm vor dem

Regimente. Einem Reiter war sein, vor zwanzig Tagen etwa, in dieser Gegend requirirtes Pferd davon gelaufen, es hatte den Pfahl, an dem es gebunden gewesen, mit fortgenommen, der Cavallerist wurde sehr übel angesehen, bedroht und befehligt das Pferd wieder zu schaffen.

Da es beschlossen war den fünften in der Gegend zu rasten, so wurden wir in Sivry einquartirt und fanden, nach so viel Unbilden, die Häuslichkeit gar erfreulich, und konnten den Französisch ländlichen, idyllisch Homerischen Zustand zu unserer Unterhaltung und Zerstreuung abermals genauer bemerken. Man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Haus, sondern fand sich erst in einem kleinen, offenen, viereckten Raum, wie die Thüre selbst das Quadrat angab; von da gelangte man, durch die eigentliche Hausthüre, in ein geräumiges, hohes, dem Familienleben bestimmtes Zimmer; es war mit Ziegelsteinen gepflastert, links, an der langen Wand, ein Feuerherd, unmittelbar an Mauer und Erde; die Esse die den Rauch abzog schwebte darüber. Nach Begrüßung der Wirthsleute zog man sich gern dahin, wo man eine entschieden bleibende Rangordnung für die Umsitzenden gewahrte. Rechts am Feuer stand ein hohes Klappkästchen, das auch zum Stuhl diente; es enthielt das Salz, welches, in Vorrath angeschafft, an einem trocknen Platze verwahrt werden mußte. Hier war der Ehrensitz, der sogleich dem vornehmsten Fremden ange-

wiesen wurde; auf mehrere hölzerne Stühle setzten sich die übrigen Ankömmlinge mit den Hausgenossen. Die landsittliche Kochvorrichtung, pot au feu, konnt' ich hier zum erstenmal genau betrachten. Ein großer eiserner Kessel hing an einem Haken, den man durch Verzahnungen erhöhen und erniedrigen konnte, über dem Feuer; darin befand sich schon ein gutes Stück Rindfleisch mit Wasser und Salz, zugleich aber auch mit weißen und gelben Rüben, Porrée, Kraut, und andern vegetabilischen Ingredienzien.

Indessen wir uns freundlich mit den guten Menschen besprachen, bemerkt' ich erst wie architektonisch klug Anrichte, Gossenstein, Topf- und Tellerbreter angebracht seyen. Diese nahmen sämmtlich den länglichen Raum ein, den jenes Viereck des offenen Vorhauses inwendig zur Seite ließ. Nett und alles der Ordnung gemäß war das Geräthe zusammengestellt; eine Magd, oder Schwester des Hauses, besorgte alles auf's zierlichste. Die Hausfrau saß am Feuer, ein Knabe stand an ihren Knien, zwey Töchterchen drängten sich an sie heran. Der Tisch war gedeckt, ein großer irdener Napf aufgestellt, schönes weißes Brot in Scheibchen hineingeschnitten, die heiße Brühe drüber gegossen und guter Appetit empfohlen. Hier hätten jene Knaben, die mein Commißbrot verschmähten, mich auf das Muster von bon pain und bonne soupe verweisen können. Hierauf folgte das zu gleicher Zeit gahrgewordene Zugemüse, so wie das Fleisch,

und jederman hätte ſich an dieſer einfachen Kochkunſt begnügen können.

Wir fragten theilnehmend nach ihren Zuſtänden; ſie hatten ſchon das vorigemal, als wir ſo lange bei Landres geſtanden, ſehr viel gelitten und fürchteten, kaum hergeſtellt, von einer feindlichen zurückziehenden Armee nunmehr den völligen Untergang. Wir bezeigten uns theilnehmend und freundlich, tröſteten ſie, daß es nicht lange dauern werde, da wir außer der Arrieregarde, die letzten ſeyen, und gaben ihnen Rath und Regel, wie ſie ſich gegen Nachzügler zu verhalten hätten. Bei immer wechſelnden Sturm und Regengüſſen brachten wir den Tag meiſt unter Dach und am Feuer zu; das Vergangene in Gedanken zurückrufend, das Nächſtbevorſtehende nicht ohne Sorge bedenkend. Seit Grandprée hatte ich weder Wagen noch Koffer noch Bedienten wieder geſehen. Hoffnung und Sorge wechſelten deßhalb augenblicklich ab. Die Nacht war herangekommen, die Kinder ſollten zu Bette gehen; ſie näherten ſich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll, verneigten ſich, küßten ihnen die Hand und ſagten bon soir Papa, bon soir Maman, mit wünſchenswerther Anmuth. Bald darauf erfuhren wir, daß der Prinz von Braunſchweig in unſerer Nachbarſchaft gefährlich krank liege und erkundigten uns nach ihm. Beſuch lehnte man ab und verſicherte zugleich, daß es mit ihm viel beſſer geworden, ſo daß er morgen früh unverzüglich aufzubrechen gedenke.

Kaum hatten wir uns vor dem ſchrecklichen Regen wieder an's Kamin geflüchtet, als ein junger Mann hereintrat, den wir als den jüngeren Bruder unſeres Wirths wegen entſchiedener Aehnlichkeit erkennen mußten; und ſo erklärte ſich's auch. In die Tracht des Franzöſiſchen Landvolks gekleidet, einen ſtarken Stab in der Hand, trat er auf, ein ſchöner junger Mann. Sehr ernſt, ja verdrießlich wild ſaß er bei uns am Feuer ohne zu ſprechen; doch hatte er ſich kaum erwärmt, als er mit ſeinem Bruder auf und ab, ſodann in das nächſte Zimmer trat. Sie ſprachen ſehr lebhaft und vertraulich zuſammen. Er ging in den grimmigen Regen hinaus, ohne daß ihn unſere Wirthsleute zu halten ſuchten.

Aber auch wir wurden durch ein Angſt- und Zetergeſchrei in die ſtürmiſche Nacht hinausgerufen. Unſere Soldaten hatten, unter dem Vorwand Fourage auf den Böden zu ſuchen, zu plündern angefangen und zwar ganz ungeſchickter Weiſe, indem ſie einem Weber ſein Werkzeug wegnahmen, eigentlich für ſie ganz unbrauchbar. Mit Ernſt und einigen guten Worten brachten wir die Sache wieder in's Gleiche; denn es waren nur wenige die ſich ſolcher That unterfingen. Wie leicht konnte das anſteckend werden und alles drunter und drüber gehn.

Da ſich mehrere Perſonen zuſammen gefunden hatten, ſo trat ein Weimariſcher Huſar zu mir, ſeines Handwerks ein Fleiſcher, und vertraute, daß er in einem benachbarten Haus ein gemäſtetes Schwein entdeckt habe,

er feilsche darum, könne es aber von dem Besitzer nicht erhalten, wir möchten mit Ernst dazu thun: denn es würde in den nächsten Tagen an allem fehlen. Es war wunderbar genug, daß wir, die so eben der Plünderung Einhalt gethan, zu einem ähnlichen Unternehmen aufgefordert werden sollten. Indessen, da der Hunger kein Gesetz anerkennt, gingen wir mit dem Husar in das bezeichnete Haus, fanden gleichfalls ein großes Kaminfeuer, begrüßten die Leute und setzten uns zu ihnen. Es hatte sich noch ein anderer Weimarischer Husar Namens Liseur zu uns gefunden, dessen Gewandtheit wir die Sache vertrauten. Er begann in geläufigem Französisch von den Tugenden regulirter Truppen zu sprechen, und rühmte die Personen, welche nur für baares Geld die nothwendigsten Victualien anzuschaffen verlangten; dahingegen schalt er die Nachzügler, Packknechte und Marketender, die mit Ungestüm und Gewalt auch die letzte Klaue sich zuzueignen gewohnt seyen. Er wolle daher einem jeden den wohlmeinenden Rath geben auf den Verkauf zu sinnen, weil Geld noch immer leichter zu verbergen sey als Thiere, die man wohl auswittere. Seine Argumente jedoch schienen keinen großen Eindruck zu machen, als seine Unterhandlung seltsam genug unterbrochen wurde.

An der fest verschlossenen Hausthüre entstand auf einmal ein heftiges Pochen, man achtete nicht darauf, weil man keine Lust hatte noch mehr Gäste einzulassen;

es

es pochte fort, die kläglichſte Stimme rief dazwiſchen, eine Weiberſtimme, die auf gut Deutſch flehentlich um Eröffnung der Thüre bat. Endlich erweicht ſchloß man auf, es drang eine alte Marketenderin herein, etwas in ein Tuch gewickelt auf dem Arme tragend; hinter ihr eine junge Perſon, nicht häßlich, aber blaß und entkräftet, ſie hielt ſich kaum auf den Füßen. Mit wenigen aber rüſtigen Worten erklärte die Alte den Zuſtand, indem ſie ein nacktes Kind vorwies, von dem jene Frau auf der Flucht entbunden worden. Dadurch verſäumt waren ſie, mißhandelt von Bauern, in dieſer Nacht endlich an unſere Pforte gekommen. Die Mutter hatte, weil ihr die Milch verſchwunden, dem Kinde ſeitdem es Athem holte noch keine Nahrung reichen können. Jetzt forderte die Alte mit Ungeſtüm Mehl, Milch, Tiegel, auch Leinwand das Kind hineinzuwickeln. Da ſie kein Franzöſiſch konnte, mußten wir in ihrem Namen fordern, aber ihr herriſches Weſen, ihre Heftigkeit gab unſern Reden genug pantomimiſches Gewicht und Nachdruck: man konnte das Verlangte nicht geſchwind genug herbeiſchaffen und das Herbeigeſchaffte war ihr nicht gut genug. Dagegen war auch ſehenswerth, wie behend ſie verfuhr. Uns hatte ſie bald vom Feuer verdrängt, der beſte Sitz war ſogleich für die Wöchnerin eingenommen, ſie aber machte ſich auf ihrem Schemel ſo breit, als wenn ſie im Hauſe allein wäre. In einem Nu war das Kind gereinigt und gewickelt, der Brei gekocht; ſie fütterte

das kleine Geschöpf, dann die Mutter, an sich selbst dachte sie kaum. Nun verlangte sie frische Kleider für die Wöchnerin, indeß die alten trockneten. Wir betrachteten sie mit Verwunderung; sie verstand sich auf's Requiriren.

Der Regen ließ nach, wir suchten unser voriges Quartier und kurz darauf brachten die Husaren das Schwein. Wir zahlten ein Billiges; nun sollte es geschlachtet werden, es geschah, und als im Nebenzimmer am Tragebalken ein Kloben eingeschraubt zu sehen war, hing das Schwein sogleich dort um kunstmäßig zerstückt und bereitet zu werden.

Daß unsere Hausleute bei dieser Gelegenheit sich nicht verdrießlich, vielmehr behülflich und zuthätig erwiesen, schien uns einigermaßen wunderbar, da sie wohl Ursache gehabt hätten unser Betragen roh und rücksichtslos zu finden. In demselbigen Zimmer, wo wir die Operation vornahmen, lagen die Kinder in reinlichen Betten, und aufgeweckt durch unser Getöse, schauten sie artig furchtsam unter den Decken hervor. Nahe an einem großen zweyschläfrigen Ehebett mit grünem Rasch sorgfältig umschlossen, hing das Schwein, so daß die Vorhänge einen mahlerischen Hintergrund zu dem erleuchteten Körper machten. Es war ein Nachtstück ohne Gleichen. Aber solchen Betrachtungen konnten sich die Einwohner nicht hingeben; wir merkten vielmehr, daß sie jenem Hause, dem man das Schwein abgewonnen,

nicht sonderlich befreundet seyen und also eine gewisse Schadenfreude hierbei obwalte. Früher hatten wir auch gutmüthig einiges von Fleisch und Wurst versprochen, das alles kam der Function zu statten, die in wenig Stunden vollendet seyn sollte. Unser Husar aber bewies sich in seinem Fache so thätig und behend wie die Zigeunerin drüben in dem ihrigen, und wir freuten uns schon auf die guten Würste und Braten, die uns von dieser Halbbeute zu Theil werden sollten. In Erwartung dessen legten wir uns in der Schmiedewerkstatt unseres Wirthes auf die schönsten Weizengarben und schliefen geruhig bis an den Tag. Indessen hatte unser Husar sein Geschäft im Innern des Hauses vollendet, ein Frühstück fand sich bereit und das Uebrige war schon eingepackt, nachdem vorher den Wirthsleuten gleichfalls ihr Theil gespendet worden, nicht ohne Verdruß unserer Leute, welche behaupteten: bei diesem Volk sey Gutmüthigkeit übel angewendet, sie hätten gewiß noch Fleisch und andere gute Dinge verborgen, die wir auszuwittern noch nicht recht gelernt hätten.

Als ich mich in dem innern Zimmer umsah fand ich zuletzt eine Thüre verriegelt, die ihrer Stellung nach in einen Garten gehen mußte. Durch ein kleines Fenster an der Seite konnt' ich bemerken, daß ich nicht irre geschlossen hatte; der Garten lag etwas höher als das Haus, und ich erkannt' ihn ganz deutlich für denselben, wo wir uns früh mit Küchenwaaren versehen hatten. Die

Thüre war verrammelt und von außen so geschickt verschüttet und bedeckt, daß ich nun wohl begriff, warum ich sie heute früh vergebens gesucht hatte. Und so stand es in den Sternen geschrieben, daß wir, ungeachtet aller Vorsicht, doch in das Haus gelangen sollten.

Den 6 October früh.

Bei solchen Umgebungen darf man sich nicht einen Augenblick Ruhe, nicht das kürzeste Verharren irgend eines Zustandes erwarten. Mit Tagesanbruch war der ganze Ort auf einmal in großer Bewegung; die Geschichte des erflehenen Pferdes kam wieder zur Sprache. Der geängstigte Reiter der es herbeischaffen, oder Strafe leiden und zu Fuße gehen sollte, war auf den nächsten Oörfern herumgerannt, wo man ihm denn, um die Plackerey selbst los zu werden, zuletzt versicherte: es müsse in Sivry stecken; dort habe man vor so viel Wochen einen Rappen ausgehoben wie er ihn beschreibe, unmittelbar vor Sivry habe nun das Pferd sich losgemacht, und was sonst noch die Wahrscheinlichkeit vermehren mochte. Nun kam er begleitet von einem ernsten Unteroffizier der, durch Bedrohung des ganzen Ortes, endlich die Auflösung des Räthsels fand. Das Pferd war wirklich hinein nach Sivry zu seinem vorigen Herrn gelaufen, die Freude den vermißten Haus- und Stallgenossen wieder zu sehen, sagen sie, sey in der Familie gränzenlos gewesen, allge-

mein die Theilnahme der Nachbarn. Künstlich genug hatte man das Pferd auf einen Oberboden gebracht und hinter Heu versteckt; jederman bewahrte das Geheimniß. Nun aber ward es, unter Klagen und Jammern, wieder hervorgezogen, und Betrübniß ergriff die ganze Gemeinde, als der Reiter sich darauf schwang und dem Wachtmeister folgte. Niemand gedachte weder eigener Lasten noch des keineswegs aufgeklärten allgemeinen Geschickes, das Pferd, und der zum zweytenmal getäuschte Besitzer waren der Gegenstand der zusammengelaufenen Menge.

Eine augenblickliche Hoffnung that sich hervor; der Kronprinz von Preußen kam geritten, und indem er sich erkundigen wollte, was die Menge zusammengebracht, wendeten sich die guten Leute an ihn mit Flehen, er mbge ihnen das Pferd wieder zurückgeben. Es stand nicht in seiner Macht, denn die Kriegsläufte sind mächtiger als die Kbnige, er ließ sie trostlos, indem er sich stillschweigend entfernte.

Nun besprachen wir wiederholt mit unsern guten Hausleuten das Manbver gegen die Nachzügler: denn schon spukte das Geschmeiß hin und wieder. Wir riethen: Mann und Frau, Magd und Geselle sollten in der Thüre innerhalb des kleinen Vorraums sich halten und allenfalls ein Stück Brot, einen Schluck Wein, wenn es gefordert würde, auswendig reichen, den eindringenden Ungestüm aber standhaft abwehren. Mit Gewalt erstürmten dergleichen Leute nicht leicht ein Haus, einmal

eingelaſſen aber werde man ihrer nicht wieder Herr. Die guten Menſchen baten uns noch länger zu bleiben, allein wir hatten an uns ſelber zu denken; das Regiment des Herzogs war ſchon vorwärts und der Kronprinz abgeritten; dieß war genug unſern Abſchied zu beſtimmen.

Wie kläglich dieß geweſen, wurde uns noch deutlicher, als wir, bei der Colonne angelangt, zu hören hatten, daß der Vortrab der Franzöſiſchen Prinzen geſtern, als er eben den Paß Chesne le populeur und die Aisne hinter ſich gelaſſen, zwiſchen les Grandes et Petites Armoires von Bauern angegriffen worden; einem Officier ſolle das Pferd unterm Leib getödtet, dem Bedienten des Commandirenden eine Kugel durch den Hut gegangen ſeyn. Nun fiel mir's auf's Herz daß in vergangner Nacht, als der bärbeißige Schwager in's Haus trat, ich einer ſolchen Ahnung mich nicht erwehren konnte.

Zum 6 October.

Aus der gefährlichſten Klemme waren wir nun heraus, unſer Rückzug jedoch noch immer beſchwerlich und bedenklich; der Transport unſeres Haushaltes von Tag zu Tage läſtiger, denn freilich führten wir ein completes Mobiliar mit uns; außer dem Küchengeräth noch Tiſch und Bänke, Kiſten, Kaſten und Stühle, ja ein paar Blechöfen. Wie wollte man die mehreren Wagen fortbringen, da der Pferde täglich weniger wurden; ei-

nige fielen, die überbliebenen zeigten sich kraftlos. Es blieb nichts übrig als einen Wagen stehen zu lassen, um die andern fortzubringen. Nun ward gerathschlagt, was wohl das Entbehrlichste sey, und so mußte man einen mit allerlei Geräth wohlbepackten Wagen im Stiche lassen, um nicht alles zu entbehren. Diese Operation wiederholte sich einigemal, unser Zug ward um vieles compendioser, und doch wurden wir auf's neue an eine solche Reduction gemahnt, da wir uns an den niedrigen Ufern der Maas mit größter Unbequemlichkeit fortschleppten.

Was mich aber in diesen Stunden am meisten druckte und besorgt machte, war, daß ich meinen Wagen schon einige Tage vermißte. Nun konnt' ich mir's nicht anders denken, als mein sonst so resoluter Diener sey in Verlegenheit gerathen, habe seine Pferde verloren und andere zu requiriren nicht vermocht. Da sah ich denn in trauriger Einbildungskraft meine werthe Böhmische Halbchaise, ein Geschenk meines Fürsten, die mich schon so weit in der Welt herumgetragen, im Koth versunken, vielleicht auch über Bord geworfen und somit, wie ich da zu Pferde saß, trug ich nun alles bei mir. Der Koffer mit Kleidungsstücken, Manuscripten jeder Art und manches durch Gewohnheit sonst noch werthe Besitzthum, alles schien mir verloren und schon in die Welt zerstreut.

Was war aus der Brieftasche mit Geld und bedeutenden Papieren geworden, aus sonstigen Kleinigkeiten die man an sich herumsteckt? Hatte ich das alles nun

recht umständlich und peinlich durchgedacht, so stellte sich der Geist aus dem unerträglichen Zustande bald wieder her. Das Vertrauen auf meinen Diener fing wieder an zu wachsen und wie ich vorher umständlich den Verlust gedacht, so dacht' ich nunmehr alles durch seine Thätigkeit erhalten, und freute mich dessen, als läg' es mir schon vor Augen.

Den 7 October.

Als wir eben auf dem linken Ufer der Maas aufwärts zogen, um an die Stelle zu gelangen, wo wir übersetzen und die gebahnte Hauptstraße jenseits erreichen sollten, gerade auf dem sumpfigsten Wiesenfleck, hieß es: der Herzog von Braunschweig komme hinter uns her. Wir hielten an und begrüßten ihn ehrerbietig; er hielt auch ganz nahe vor uns stille und sagte zu mir: „Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe, jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht seyn, daß ich einen einsichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden."

Er hatte mich in dem Hauptquartier zu Hans vorbeigehend gesehen, und wußte überhaupt, daß ich bei dem ganzen traurigen Zug gegenwärtig gewesen. Ich antwortete ihm etwas Schickliches und bedauerte noch zuletzt, daß er, nach so viel Leiden und Anstrengung,

noch durch die Krankheit seines fürstlichen Sohnes sey in Sorgen gesetzt worden: woran wir vorige Nacht in Sivry großen Antheil empfunden. Er nahm es wohl auf, denn dieser Prinz war sein Liebling, zeigte sodann auf ihn, der in der Nähe hielt, wir verneigten uns auch vor ihm. Der Herzog wünschte uns allen Geduld und Ausdauer, und ich ihm dagegen eine ungestörte Gesundheit, weil ihm sonst nichts abgehe uns und die gute Sache zu retten. Er hatte mich eigentlich niemals geliebt, das mußte ich mir gefallen lassen, er gab es zu erkennen, das konnt' ich ihm verzeihen; nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine theilnehmende Weise zusammenbrachte.

Den 7 und 8 October.

Wir hatten über die Maas gesetzt und den Weg eingeschlagen, der aus den Niederlanden nach Verdun führt; das Wetter war furchtbarer als je, wir lagerten bei Consenvoy. Die Unbequemlichkeit, ja das Unheil stiegen auf's Höchste, die Zelte durchnäßt, sonst kein Schirm, kein Obdach; man wußte nicht, wohin man sich wenden sollte; noch immer fehlte mein Wagen und ich entbehrte das Nothwendigste. Konnte man sich auch unter einem Zelte bergen, so war doch an keine Ruhestelle zu denken. Wie sehnte man sich nicht nach Stroh, ja nach irgend einem Bretstück, und zuletzt blieb doch

nichts übrig, als ſich auf den kalten feuchten Boden niederzulegen.

Nun hatte ich aber ſchon in vorigen gleichen Fällen mir ein praktiſches Hülfsmittel erſonnen, wie ſolche Noth zu überdauern ſey; ich ſtand nämlich ſo lange auf den Füßen, bis die Kniee zuſammen brachen, dann ſetzt' ich mich auf einen Feldſtuhl, wo ich hartnäckig verweilte bis ich niederzuſinken glaubte, da denn jede Stelle wo man ſich horizontal ausſtrecken konnte, höchſt willkommen war. Wie alſo Hunger das beſte Gewürz bleibt, ſo wird Müdigkeit der herrlichſte Schlaftrunk ſeyn.

Zwey Tage und zwey Nächte hatten wir auf dieſe Weiſe verlebt, als der traurige Zuſtand einiger Kranken auch Geſunden zu Gute kommen ſollte. Des Herzogs Kammerdiener war von dem allgemeinen Uebel befallen, einen Junker vom Regiment hatte der Fürſt aus dem Lazareth von Grandprée gerettet; nun beſchloß er die beiden in das etwa zwey Meilen entfernte Verdun zu ſchicken. Kämmerier Wagner wurde ihnen zur Pflege mitgegeben und ich ſäumte nicht, auf gnädigſte verſorgliche Anmahnung, den vierten Platz einzunehmen. Mir Empfehlungsſchreiben an den Commandanten wurden wir entlaſſen, und als beim Einſitzen der Pudel nicht zurück bleiben durfte, ſo ward aus dem ſonſt ſo beliebten Schlafwagen ein halbes Lazareth und etwas Menagerieartiges.

Zur Eſcorte, zum Quartier- und Proviantmeiſter erhielten wir jenen Huſaren, der, Namens Liſeur, aus

Luxemburg gebürtig, der Gegend kundig, Geschick, Gewandtheit und Kühnheit eines Freibeuters vereinigte; mit Behagen ritt er vorauf und machte dem mit sechs starken Schimmeln bespannten Wagen und sich selbst ein gutes Ansehen.

Zwischen ansteckende Kranke gepackt wußt' ich von keiner Apprehension. Der Mensch, wenn er sich getreu bleibt, findet zu jedem Zustande eine hülfreiche Maxime; mir stellte sich, sobald die Gefahr groß ward, der blindeste Fatalismus zur Hand, und ich habe bemerkt, daß Menschen die ein durchaus gefährlich Metier treiben, sich durch denselben Glauben gestählt und gestärkt fühlen. Die Mahomedanische Religion gibt hievon den besten Beweis.

Den 9 October.

Unsere traurige Lazarethfahrt zog nun langsam dahin und gab zu ernsten Betrachtungen Anlaß, da wir in dieselbe Heerstraße fielen, auf der wir mit so viel Muth und Hoffnung in's Land eingetreten waren. Hier berührten wir nun wieder dieselbe Gegend, wo der erste Schuß aus den Weinbergen fiel, denselben Hochweg, wo uns die hübsche Frau in die Hände lief und zurückgeführt worden; kamen an dem Mäuerchen vorbei, von wo sie uns mit den Ihrigen freundlich und zur Hoffnung aufgeregt begrüßte. Wie sah das alles jetzt anders aus! und wie doppelt unerfreulich erschienen die Folgen eines fruchtle-

ſen Feldzugs durch den trüben Schleier eines anhaltenden Regenwetters!

Doch mitten in dieſen Trübniſſen ſollte mir gerade das Erwünſchteſte begegnen. Wir hielten ein Fuhrwerk ein, das mit vier kleinen unanſehnlichen Pferden vor uns herzog; hier aber gab es einen Luſt- und Erkennungsauftritt, denn es war mein Wagen, mein Diener. — Paul! rief ich aus, Teufelsjunge, biſt du's! Wie kommſt du hieher? — Der Koffer ſtand geruhig aufgepackt an ſeiner alten Stelle; welch' erfreulicher Anblick! und als ich mich nach Portefeuille und anderem haſtig erkundigte, ſprangen zwey Freunde aus dem Wagen, geheimer Secretär Weyland und Hauptmann Vent. Das war eine gar frohe Scene des Wiederfindens, und ich erfuhr nun, wie es bisher zugegangen.

Seit der Flucht jener Bauernknaben hatte mein Diener die vier Pferde durchzubringen gewußt, und ſich nicht allein von Hans bis Grandpree ſondern auch von da, als er mir aus den Augen gekommen, über die Aisne geſchleppt und immer ſofort verlangt, begehrt, fourragirt, requirirt, bis wir zuletzt glücklich wieder zuſammentrafen und nun, alle vereint und höchſt vergnügt, nach Verdun zogen, wo wir genugſame Ruhe und Erquickung zu finden hofften. Hiezu hatte denn auch der Huſar weislich und klüglich die beſten Veranſtalten getroffen; er war voraus in die Stadt geritten und hatte ſich, bei der Fülle des Dranges, gar bald überzeugt, daß

hier ordnungsgemäß durch Wirksamkeit und guten Willen eines Quartieramts nichts zu hoffen sey; glücklicherweise aber sah er in dem Hof eines schönen Hauses Anstalten zu einer herannahenden Abreise, er sprengte zurück, bedeutete uns, wie wir fahren sollten, und eilte nun, sobald jene Partey heraus war, das Hofthor zu besetzen, dessen Schließen zu verhindern und uns gar erwünscht zu empfangen. Wir fuhren ein, wir stiegen aus, unter Protestation einer alten Haushälterin, welche, so eben von einer Einquartierung befreit, keine neue, besonders ohne Billet aufzunehmen Lust empfand. Indessen waren die Pferde schon ausgespannt und im Stalle, wir aber hatten uns in die oberen Zimmer getheilt; der Hausherr, ältlich, Edelmann, Ludwigsritter, ließ es geschehen; weder er noch Familie wollten von Gästen weiter wissen, am wenigsten dießmal von Preußen auf dem Rückzuge.

Den 10 October.

Ein Knabe der uns in der verwilderten Stadt herumführte, fragte mit Bedeutung: ob wir denn von den unvergleichlichen Verduner Pastetchen noch nicht gekostet hätten? Er führte uns darauf zu dem berühmtesten Meister dieser Art. Wir traten in einen weiten Hausraum, in welchem große und kleine Oefen ringsherum angebracht waren, zugleich auch in der Mitte Tisch und

Bänke zum frischen Genuß des augenblicklich Gebacknen. Der Künstler trat vor, sprach aber seine Verzweiflung höchst lebhaft aus, daß es ihm nicht möglich sey uns zu bedienen, da es ganz und gar an Butter fehle. Er zeigte die schönsten Vorräthe des feinsten Weizenmehls; aber wozu nützten ihm diese ohne Milch und Butter! Er rühmte sein Talent, den Beifall der Einwohner, der Durchreisenden, und bejammerte nur, daß er gerade jetzt, wo er sich vor solchen Fremden zu zeigen und seinen Ruf auszubreiten Gelegenheit finde, gerade des Nothwendigsten ermangeln müßte. Er beschwor uns daher Butter herbeizuschaffen, und gab zu verstehen, wenn wir nur ein wenig Ernst zeigen wollten, so sollte sich dergleichen schon irgend wo finden. Doch ließ er sich für den Augenblick zufrieden stellen, als wir versprachen bei längerem Aufenthalt von Jardin Fontaine dergleichen herbeizuholen.

Unsern jungen Führer, der uns weiter durch die Stadt begleitete und sich eben sowohl auf hübsche Kinder, als auf Pastetchen zu verstehen schien, befragten wir nach einem wunderschönen Frauenzimmer, das sich eben aus dem Fenster eines wohlgebauten Hauses herausbog. Ja, rief er, nachdem er ihren Namen genannt, das hübsche Köpfchen mag sich fest auf den Schultern halten, es ist auch eine von denen die dem König von Preußen Blumen und Früchte überreicht haben. Ihr Haus und Familie dachten schon sie wären wieder oben drauf, das

Blatt aber hat ſich gewendet, jetzt tauſch' ich nicht mit ihr. Er ſprach hierüber mit beſonderer Gelaſſenheit, als wäre es ganz naturgemäß und könne und werde nicht anders ſeyn.

Mein Diener war von Jardin Fontaine zurückgekommen, wohin er, unſern alten Wirth zu begrüßen und den Brief an die Schweſter zu Paris wiederzubringen, gegangen war. Der neckiſche Mann empfing ihn gutmüthig genug, bewirthete ihn auf's beſte und lud die Herrſchaft ein, die er gleichfalls zu tractiren verſprach.

So wohl ſollt' es uns aber nicht werden; denn kaum hatten wir den Keſſel über's Feuer gehängt, mit herkömmlichen Ingredienzien und Ceremonien, als eine Ordonnanz hereintrat und im Namen des Commandanten Herrn von Corbiere freundlich andeutete, wir möchten uns einrichten morgen früh um acht Uhr aus Verdun zu fahren. Höchſt betroffen daß wir Dach, Fach und Herd, ohne uns nur einigermaßen herſtellen zu können, eiligſt verlaſſen und uns wieder in die wüſte ſchmutzige Welt hinausgeſtoßen ſehen ſollten, beriefen wir uns auf die Krankheit des Junkers und Kammerdieners, worauf er denn meinte, wir ſollten dieſe bald möglichſt fortzubringen ſuchen, weil in der Nacht die Lazarethe geleert und nur die völlig intransportablen Kranken zurückgelaſſen würden. Uns überfiel Schrecken und Entſetzen, denn bisher zweifelte niemand, daß von

Seiten der Alliirten man Verdun und Longwy erhalten, wo nicht gar noch einige Festungen erobern und sichere Winterquartiere bereiten müsse. Von diesen Hoffnungen konnten wir nicht auf einmal Abschied nehmen; daher schien es uns, man wolle nur die Festungen von den unzähligen Kranken und dem unglaublichen Troß befreien, um sie alsdann mit der nothwendigen Garnison besetzen zu können. Kämmerier Wagner jedoch, der das Schreiben des Herzogs dem Commandanten überbracht hatte, glaubte das Allerbedenklichste in diesen Maßregeln zu sehen. Was es aber auch im Ganzen für einen Ausgang nähme, mußten wir uns dießmal in unser Schicksal ergeben und speisten geruhig den einfachen Topf in verschiedenen Absätzen und Trachten; als eine andere Ordonnanz abermals hereintrat und uns beschied, wir möchten ja ohne Zaudern und Aufenthalt morgen früh um drey Uhr aus Verdun zu kommen suchen. Kämmerier Wagner, der den Inhalt jenes Briefs an den Commandanten zu wissen glaubte, sah hierin ein entschiedenes Bekenntniß, daß die Festung den Franzosen sogleich wieder würde übergeben werden. Dabei gedachten wir der Drehung des Knaben, gedachten der schönen geputzten Frauenzimmer, der Früchte und Blumen, und betrübten uns zum erstenmal recht herzlich und gründlich über eine so entschieden mißlungene große Unternehmung.

Ob ich schon unter dem diplomatischen Corps ächte

und

und verehrungswürdige Freunde gefunden, so kommt ich doch, so oft ich sie mitten unter diesen großen Bewegungen fand, mich gewisser neckischer Einfälle nicht enthalten; sie kamen mir vor wie Schauspieldirectoren, welche die Stücke wählen, Rollen austheilen und in unscheinbarer Gestalt einhergehen, indessen die Truppe so gut sie kann, auf's beste herausgestutzt das Resultat ihrer Bemühungen dem Glück und der Laune des Publicums überlassen muß.

Baron Breteuil wohnte gegen uns über; seit der Halsbandgeschichte war er mir nicht aus den Gedanken gekommen. Sein Haß gegen den Cardinal von Rohan verleitete ihn zu der furchtbarsten Uebereilung; die durch jenen Proceß entstandene Erschütterung ergriff die Grundfesten des Staates, vernichtete die Achtung gegen die Königin und gegen die obern Stände überhaupt: denn leider alles was zur Sprache kam, machte nur das gräuliche Verderben deutlich, worin der Hof und die Vornehmeren befangen lagen.

Dießmal glaubte man, er habe den auffallenden Vergleich gestiftet, der uns zum Rückzug verpflichtete, zu dessen Entschuldigung man höchst günstige Bedingungen voraussetzte; man versicherte, König, Königin und Familie sollten frei gegeben und sonst noch manches Wünschenswerthe erfüllt werden. Die Frage aber, wie diese großen diplomatischen Vortheile mit allem übrigen, was uns doch auch bekannt war, überein-

ſtimmen ſollten, ließ einen Zweifel nach dem andern aufkeimen.

Die Zimmer die wir bewohnten waren anſtändig meublirt; mir fiel ein Wandſchrank auf, durch deſſen Glasthüren ich viele regelmäßig beſchnittene gleiche Hefte in Quart erblickte. Zu meiner Verwunderung erſah ich daraus, daß unſer Wirth als einer der Notablen im Jahre 1787 zu Paris geweſen; in dieſen Heften war ſeine Inſtruction abgedruckt. Die Mäßigkeit der damaligen Forderungen, die Beſcheidenheit womit ſie abgefaßt, contraſtirten völlig mit den gegenwärtigen Zuſtänden von Gewaltſamkeit, Uebermuth und Verzweiflung. Ich las dieſe Blätter mit wahrhafter Rührung und nahm einige Exemplare zu mir.

Den 11 October.

Ohne die Nacht geſchlafen zu haben, waren wir früh um drey Uhr eben im Begriff unſern gegen das Hofthor gerichteten Wagen zu beſteigen, als wir ein unüberwindliches Hinderniß gewahr wurden; denn es zog ſchon eine ununterbrochene Colonne Krankenwagen, zwiſchen den zur Seite aufgehäuften Pflaſterſteinen, durch die zum Sumpf gefahrene Stadt. Als wir nun ſo ſtanden abzuwarten was erreicht werden könnte, drängte ſich unſer Wirth, der Ludwigsritter, ohne zu grüßen an uns vorbei. Unſere Verwunderung über

sein frühes und unfreundliches Erscheinen ward aber bald in Mitleid verkehrt, denn sein Bedienter, hinter ihm drein, trug ein Bündelchen auf dem Stocke, und so ward es nur allzu deutlich daß er, nachdem er vier Wochen vorher Haus und Hof wieder gesehen hatte, es nun abermals, wie wir unsere Eroberungen, verlassen mußte.

Sodann ward aber meine Aufmerksamkeit auf die bessern Pferde vor meiner Chaise gelenkt; da gestand denn die liebe Dienerschaft: daß sie die bisherigen schwachen, unbrauchbaren, gegen Zucker und Kaffee, vertauscht, sogleich aber in Requisition anderer glücklich gewesen sey. Die Thätigkeit des gewandten Piqueurs war hiebei nicht zu verkennen; auch durch ihn kamen wir dießmal vom Flecke, denn er sprengte in eine Lücke der Wagenreihe und hielt das folgende Gespann so lange zurück, bis wir sechs- und vierspännig eingeschaltet waren; da ich mich denn frischer Luft in meinem leichten Wägelchen abermals erfreuen konnte.

Nun bewegten wir uns mit Leichenschritt, aber bewegten uns doch; der Tag brach an, wir befanden uns vor der Stadt in dem größtmöglichen Gewirr und Gewimmel. Alle Arten von Wagen, wenig Reiter, unzählige Fußgänger durchkreuzten sich auf dem großen Platze vor dem Thor. Wir zogen mit unserer Colonne rechts gegen Estain, auf einem beschränkten Fahrweg mit Graben zu beiden Seiten. Die Selbsterhaltung

in einem ſo ungeheuren Drange kannte ſchon kein Mitleiden, keine Rückſicht mehr; nicht weit vor uns fiel ein Pferd vor einem Rüſtwagen, man ſchnitt die Stränge entzwey und ließ es liegen. Als nun aber die drey übrigen die Laſt nicht weiter bringen konnten, ſchnitt man auch ſie los, warf das ſchwerbepackte Fuhrwerk in den Graben und mit dem geringſten Aufhalte fuhren wir weiter und zugleich über das Pferd weg das ſich eben erholen wollte, und ich ſah ganz deutlich wie deſſen Gebeine unter den Rädern knirſchten und ſchlotterten.

Reiter und Fußgänger ſuchten ſich von der ſchmalen unwegſamen Fahrſtraße auf die Wieſen zu retten; aber auch dieſe waren zu Grunde geregnet, von ausgetretenen Gräben überſchwemmt, die Verbindung der Fußpfade überall unterbrochen. Vier anſehnliche, ſchöne, ſauber gekleidete Franzöſiſche Soldaten wateten eine Zeit lang neben unſeren Wagen her, durchaus nett und reinlich, und wußten ſo gut hin und her zu treten, daß ihr Fußwerk nur bis an die Knorren von der ſchmutzigen Wallfahrt zeugte, welche die guten Leute beſtanden.

Daß man unter ſolchen Umſtänden in Gräben, auf Wieſen, Feldern und Angern todte Pferde genug erblickte, war natürliche Folge des Zuſtands; bald aber fand man ſie auch abgedeckt, die fleiſchigen Theile ſogar ausgeſchnitten; trauriges Zeichen des allgemeinen Mangels!

So zogen wir fort, jeden Augenblick in Gefahr bei der geringsten eigenen Stockung selbst über Bord geworfen zu werden; unter welchen Umständen freilich die Sorgfalt unseres Geleitsmanns nicht genug zu rühmen und zu preisen war. Dieselbe bethätigte sich denn auch zu Estain, wo wir gegen Mittag anlangten und in dem schönen wohlgebauten Städtchen, durch Straßen und auf Plätzen ein sinneverwirrendes Gewimmel um und neben uns erblickten; die Masse wogte hin und her, und indem alles vorwärts drang ward jeder dem andern hinderlich. Unvermuthet ließ unser Führer die Wagen vor einem wohlgebauten Hause des Marktes halten, wir traten ein, Hausherr und Frau begrüßten uns in ehrerbietiger Entfernung.

Man führte uns in ein getäfeltes Zimmer auf gleicher Erde, wo im schwarz-marmornen Kamin behagliches Feuer brannte. In dem großen Spiegel darüber beschauten wir uns ungern, denn ich hatte noch immer nicht die Entschließung gefaßt meine langen Haare kurz schneiden zu lassen, die jetzt wie ein verworrener Hanfrocken umherquollen; der Bart strauchig vermehrte das wilde Ansehen unserer Gegenwart.

Nun aber konnten wir aus den niedrigen Fenstern den ganzen Markt überschauend, unmittelbar das gränzenlose Getümmel beinahe mit Händen greifen. Aller Art Fußgänger, Uniformirte, marode, gesunde aber trauernde Bürgerliche, Weiber und Kinder drängten

und quetschten sich zwischen Fuhrwerk aller Gestalt; Rüst- und Leiterwagen, Ein- und Mehrspänner, hunderterlei eigenes und requirirtes Gespferde, weichend, anstoßend, hinderte sich rechts und links. Auch Hornvieh zog damit weg, wahrscheinlich geforderte weggenommene Heerden. Reiter sah man wenig, auffallend aber waren die eleganten Wagen der Emigrirten, vielfarbig lakirt, vergoldet und versilbert, die ich wohl schon in Grevenmachern mochte bewundert haben. Die größte Noth entstand aber da wo die den Markt füllende Menge in eine, zwar gerade und wohlgebaute, doch verhältnißmäßig viel zu enge Straße ihren Weg einschlagen sollte. Ich habe in meinem Leben nichts Aehnliches gesehen; vergleichen aber ließ sich der Anblick mit einem erst über Wiesen und Anger ausgetretenen Strome, der sich nun wieder durch enge Brückenbogen durchdrängen und im beschränkten Bette weiter fließen soll.

Die lange, aus unsern Fenstern übersehbare Straße hinab schwoll unaufhaltsam die seltsamste Woge; ein hoher zweysitziger Reisewagen ragte über der Fluth empor. Er ließ uns an die schönen Französinnen denken, sie waren es aber nicht, sondern Graf Haugwitz, den ich mit einiger Schadenfreude Schritt vor Schritt dahin wackeln sah.

Zum 11 October.

Ein gutes Eſſen war uns bereitet, die köſtlichſte Schöpſenkeule beſonders willkommen; an gutem Wein und Brot fehlte es nicht, und ſo waren wir neben dem größten Getümmel in der ſchönſten Beruhigung: wie man auch wohl der ſtürmenden See, am Fuße eines Leuchtthurms, auf dem Steindamm ſitzend, der wilden Wellenbewegung zuſieht und dort und da ein Schiff ihrer Willkür preis gegeben. Aber uns erwartete in dieſem gaſtlichen Hauſe eine wahrhaft herzergreifende Familienſcene.

Der Sohn, ein ſchöner junger Mann, hatte ſchon einige Zeit, hingeriſſen von den allgemeinen Geſinnungen, in Paris unter den Nationaltruppen gedient und ſich dort hervorgethan. Als nun aber die Preußen eingedrungen, die Emigrirten mit der ſtolzen Hoffnung eines gewiſſen Sieges herangelangt waren, verlangten die nun auch zuverſichtlichen Eltern dringend und wieder dringend, der Sohn ſolle ſeine dortige Lage, die er nunmehr verabſcheuen müſſe, eiligſt aufgeben, zurückkehren und dießſeits für die gute Sache fechten. Der Sohn, wider Willen, aus Pietät, kommt zurück, eben in dem Moment da Preußen, Oeſtreicher und Emigrirte retiriren; er eilt verzweiflungsvoll durch das Gedränge zu ſeinem Vaterhauſe. Was ſoll er nun anfangen? und wie ſollen ſie ihn empfangen? Freude ihn wieder zu ſehen, Schmerz ihn in dem Augenblick wieder zu

verlieren; Verwirrung ob Haus und Hof in dieſem Sturm werde zu erhalten ſeyn. Als junger Mann dem neuen Syſteme günſtig kehrt er genöthigt zu einer Parten zurück die er verabſcheut, und eben als er ſich in dieß Schickſal ergibt ſieht er dieſe Parten zu Grunde gehen. Aus Paris entwichen weiß er ſich ſchon in das Sünden- und Todesregiſter geſchrieben; und nun im Augenblick ſoll er aus ſeinem Vaterlande verbannt, aus ſeines Vaters Hauſe geſtoßen werden. Die Eltern die ſich gern an ihm letzen möchten, müſſen ihn ſelbſt wegtreiben, und er, in Schmerzenswonne des Wiederſehens, weiß nicht wie er ſich losreißen ſoll; die Umarmungen ſind Vorwürfe und das Scheiden, das vor unſern Augen geſchieht, ſchrecklich.

Unmittelbar vor unſerer Stubenthüre ereignete ſich das alles auf der Hausflur. Kaum war es ſtill geworden und die Eltern hatten ſich weinend entfernt, als eine Scene, faſt noch wunderbarer, auffallender uns ſelbſt anſprach, ja in Verlegenheit ſetzte und, obgleich herzergreifend genug, uns doch zuletzt ein Lächeln abnöthigte. Einige Bauersleute, Männer, Frauen und Kinder drangen in unſere Zimmer und warfen ſich heulend und ſchreiend mir zu Füßen. Mit der vollen Beredſamkeit des Schmerzens und des Jammers klagten ſie, daß man ihr ſchönes Rindvieh wegtreibe, ſie ſchienen Pächter eines anſehnlichen Gutes; ich ſolle nur zum Fenſter hinausſehen, eben triebe man ſie vorbei,

es hätten Preußen ſich derſelben bemächtigt, ich ſolle befehlen, ſolle Hülfe ſchaffen. Hierauf trat ich, um mich zu beſinnen, an's Fenſter, der leichtfertige Huſar ſtellte ſich hinter mich und ſagte: verzeihen Sie! ich habe Sie für den Schwager des Königs von Preußen ausgegeben, um gute Aufnahme und Bewirthung zu finden. Die Bauern hätten freilich nicht hereinkommen ſollen; aber mit einem guten Wort weiſen ſie die Leute an mich und ſcheinen überzeugt von meinen Vorſchlägen.

Was war zu thun? überraſcht und unwillig nahm ich mich zuſammen und ſchien über die Umſtände nachzudenken. Wird doch, ſagt' ich zu mir ſelbſt, Liſt und Verſchlagenheit im Kriege gerühmt! Wer ſich durch Schelme bedienen läßt kommt in Gefahr von ihnen irre geführt zu werden. Ein Skandal unnütz und beſchämend iſt hier zu vermeiden. Und wie der Arzt in verzweifelten Fällen wohl noch ein Hoffnungsrecept verſchreibt, entließ ich die guten Menſchen mehr pantomimiſch als mit Worten; dann ſagt' ich mir zu meiner Beruhigung: hatte doch bei Sivry der ächte Thronfolger den bedrängten Leuten ihr Pferd nicht zuſprechen können, ſo dürfte ſich der untergeſchobene Schwager des Königs wohl verzeihen, wenn er die Hülfsbedürftigen mit irgend einer klugen eingeflüſterten Wendung abzulehnen ſuchte.

Wir aber gelangten in finſterer Nacht nach Sebincourt; alle Fenſter waren helle, zum Zeichen daß alle

Zimmer beſetzt ſeyen. An jeder Hausthüre ward proteſtirt, von den Einwohnern die keine neuen Gäſte, von den Einquartierten die keine Genoſſen aufnehmen wollten. Ohne viel Umſtände aber drang unſer Huſar in's Haus, und als er einige Franzöſiſche Soldaten in der Halle am Feuer fand, erſuchte er ſie zudringlich, vornehmen Herren, die er geleite, einen Platz am Kamin einzuräumen. Wir traten zugleich herein, ſie waren freundlich und rückten zuſammen, ſetzten ſich aber bald wieder in die wunderliche Poſitur ihre aufgehobenen Füße gegen das Feuer zu ſtrecken. Sie liefen auch wohl einmal im Saale hin und wieder und kehrten bald in ihre vorige Lage zurück, und nun konnt' ich bemerken, daß es ihr eigentliches Geſchäft ſey den untern Theil ihrer Camaſchen zu trocknen.

Gar bald aber erſchienen ſie mir als bekannt; es waren eben dieſelbigen die heute früh neben unſerm Wagen im Schlamme ſo zierlich einhertraten. Nun früher als wir angelangt hatten ſie ſchon am Brunnen die unterſten Theile gewaſchen und gebürſtet, trockneten ſie nunmehr, um morgen früh neuem Schmutz und Unrath galant entgegen zu gehen. Ein muſterhaftes Betragen, an das man ſich in manchen Fällen des Lebens wohl wieder zu erinnern hat. Auch dacht' ich dabei meiner lieben Kriegskameraden, die den Befehl zur Reinlichkeit murrend aufgenommen hatten.

Doch uns dergeſtalt untergebracht zu haben, war dem klugen dienſtfertigen Liſeur nicht genug; die Fiction

des Mittags, die sich so glücklich erwiesen hatte, ward kühnlich wiederholt, die hohe Generalsperson, der Schwager des Königs, wirkte mächtig und vertrieb eine ganze Masse guter Emigrirten aus einem Zimmer mit zwey Betten. Zwey Officiere von Köhler nahmen wir dagegen in demselben Raum auf, ich aber begab mich vor die Hausthüre, zu dem alten erprobten Schlafwagen, dessen Deichsel, dießmal nach Deutschland gekehrt, mir ganz eigene Gedanken hervorrief, die jedoch durch ein schnelles Einschlummern gar bald abgeschnitten wurden.

Den 12 October.

Der heutige Weg erschien noch trauriger als der gestrige; ermattete Pferde waren öfter gefallen und lagen mit umgestürzten Wagen häufiger neben der Hochstraße auf den Wiesen. Aus den geborstenen Decken der Rüstwagen fielen gar niedliche Mantelsäcke, einem Emigrirtencorps gehörig, hervor; das bunte zierliche Ansehn dieses herrenlosen aufgegebenen Gutes lockte die Besitzlust der Vorbeiwandernden, und mancher bepackte sich mit einer Last, die er zunächst auch wieder abwerfen sollte. Daraus mag denn wohl die Rede entstanden seyn, auf dem Rückzuge seyen Emigrirte von Preußen geplündert worden.

Von ähnlichen Vorfällen erzählte man auch manches Scherzhafte; ein schwer beladener Emigrantenwagen

war ebenermaßen an einer Anhöhe ſtecken geblieben und verlaſſen werden. Nachfolgende Truppen unterſuchen den Inhalt, finden Käſtchen von mäßiger Größe, auffallend ſchwer, beläſtigen ſich gemeinſchaftlich damit und ſchleppen ſie mit unſäglicher Mühe auf die nächſte Höhe. Hier wollen ſie nun in die Beute und in die Laſt ſich theilen; aber welch ein Anblick! Aus jedem zerſchlagenen Kaſten fällt eine Unzahl Kartenſpiele hervor, und die Goldluſtigen tröſten ſich im wechſelſeitigen Spott durch Lachen und Poſſen.

Wir aber zogen durch Lesguion nach Longwy; und hier muß man, indem die Bilder bedeutender Freudenſcenen aus dem Gedächtniß verſchwinden, ſich glücklich ſchätzen, daß auch widerwärtige Gräuelbilder ſich vor der Einbildungskraft abſtumpfen. Was ſoll ich alſo wiederholen, daß die Wege nicht beſſer wurden, daß man nach wie vor, zwiſchen umgeſtürzten Wagen, abgedeckte und friſch ausgeſchnittene Pferde aber und abermals rechts und links verabſcheute. Von Büſchen ſchlecht bedeckte, geplünderte und ausgezogene Menſchen konnte man oft genug bemerken, und endlich lagen auch die vor dem offenen Blick neben der Straße.

Uns ſollte jedoch auf einem Seitenwege abermals Erquickung und Erholung werden, dagegen aber auch traurige Betrachtungen über den Zuſtand des wohlhabenden gutmüthigen Bürgers in ſchrecklichem, dießmal ganz unerwartetem Kriegs-Unheil.

Den 13 Octobr.

Unſer Führer wollte nicht freventlich ſeine braven, wohlhabenden Verwandten in dieſer Gegend gerühmt haben; er ließ uns deßhalb einen Umweg machen über Arlen, wo wir in einem ſchönen Städtchen, bei anſehnlichen und wackern Leuten, in einem wohlgebauten und gut eingerichteten Hauſe, von ihm angemeldet, gar freundlich aufgenommen wurden. Die guten Perſonen freuten ſich ſelbſt ihres Vettern, glaubten gewiſſe Beſſerung und nächſte Beförderung ſchon in dem Auftrage zu ſehn, daß er uns, mit zwey Wagen, ſo viel Pferden und, wie er ihnen glauben gemacht hatte, mit vielem Geld und Koſtbarkeiten, aus dem gefährlichſten Gewirre herauszuführen beehrt worden. Auch wir konnten ſeiner bisherigen Leitung das beſte Zeugniß geben und, ob wir gleich an die Bekehrung dieſes verlornen Sohnes nicht ſonderlich glauben konnten, ſo waren wir ihm doch dießmal ſo viel ſchuldig geworden, daß wir auch ſeinem künftigen Betragen einiges Zutrauen nicht ganz verweigern durften. Der Schelm verfehlte nicht mit ſchmeichelhaftem Weſen das Seinige zu thun und erhielt wirklich, in der Stille, von den braven Leuten ein artiges Geſchenk in Gold. Wir erquickten uns dagegen an gutem kaltem Frühſtück und dem trefflichſten Wein und beantworteten die Fragen der freilich auch ſehr erſtaunten, wackern Leute, wegen der wahrſcheinlichen nächſten Zukunft, ſo ſchonend als möglich.

Vor dem Hauſe hatten wir ein paar ſonderbare Wagen bemerkt, länger und theilweiſe höher als gewöhnliche Rüſtwagen, auch an der Seite mit wunderlichen Anſätzen geformt: mit rege gewordener Neugier fragte ich nach dieſem ſeltſamen Fuhrwerke, man antwortete mir zutraulich, aber mit Vorſicht: es ſey darin die Aſſignatenfabrik der Emigrirten enthalten, und bemerkte dabei was für ein gränzenloſes Unglück dadurch über die Gegend gebracht worden. Denn, da man ſich ſeit einiger Zeit der ächten Aſſignate kaum erwehren könne, ſo habe man nun auch, ſeit dem Einmarſch der Alliirten, dieſe falſchen in Umlauf gezwungen. Aufmerkſame Handelsleute hätten dagegen ſogleich, ihrer Sicherheit willen, dieſe verdächtige Papierwaare nach Paris zu ſenden und ſich von dorther officielle Erklärung ihrer Falſchheit zu verſchaffen gewußt; dieß verwirre aber Handel und Wandel in's Unendliche; denn da man bei den ächten Aſſignaten ſich nur zum Theil gefährdet finde, bei den falſchen aber gewiß gleich um das Ganze betrogen ſey, auch beim erſten Anblick niemand ſie zu unterſcheiden vermöge, ſo wiſſe kein Menſch mehr was er geben und was er empfangen ſolle, dieß verbreite ſchon bis Luxemburg und Trier ſolche Ungewißheit, Mißtrauen und Bangigkeit, daß nunmehr von allen Seiten das Elend nicht größer werden könne.

Bei allen ſolchen ſchon erlittenen und noch zu fürchtenden Unbilden zeigten ſich dieſe Perſonen in bürgerli-

cher Würde, Freundlichkeit und gutem Benehmen zu unserer Verwunderung, wovon uns in den Franzöſiſchen ernſten Dramen alter und neuer Zeit ein Abglanz herüber gekommen iſt. Von einem ſolchen Zuſtande können wir uns in eigner vaterländiſcher Wirklichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen. Die Petite Ville mag lächerlich ſeyn, die Deutſchen Kleinſtädter ſind dagegen abſurd.

Den 11 October.

Sehr angenehm überraſcht fuhren wir von Arlon nach Luxemburg auf der beſten Kunſtſtraße, und wurden in dieſe ſonſt ſo wichtige und wohlverwahrte Feſtung eingelaſſen wie in jedes Dorf, in jeden Flecken. Ohne irgend angehalten oder befragt zu werden, ſahen wir uns nach und nach innerhalb der Außenwerke, der Wälle, Gräben, Zugbrücken, Mauern und Thore, unſerm Führer, der Mutter und Vater hier zu finden vorgab, das weitere vertrauend. Ueberdrängt war die Stadt von Bleſſirten und Kranken, von thätigen Menſchen, die ſich ſelbſt, Pferde und Fuhrwerk wieder herzuſtellen trachteten.

Unſere Geſellſchaft, die ſich bisher zuſammengehalten hatte, mußte ſich trennen; mir verſchaffte der gewandte Quartiermeiſter ein hübſches Zimmer, das aus dem engſten Höfchen, wie aus einer Feuereſſe, doch bei ſehr hohen Fenſtern genugſames Licht erhielt. Hier wußte

er mich mit meinem Gepäck und sonst gar wohl einzurichten und für alle Bedürfnisse zu sorgen; er gab mir den Begriff von den Haus- und Miethleuten des Gebäudes und versicherte: daß ich gegen eine kleine Gabe sobald nicht ausgetrieben und wohl behandelt werden sollte.

Hier konnt' ich nun zum erstenmal den Koffer wieder aufschließen und mich meiner Reise-Habseligkeiten, des Geldes, der Manuscripte wieder versichern. Das Convolut zur Farbenlehre bracht' ich zuerst in Ordnung, immer meine früheste Maxime vor Augen: die Erfahrung zu erweitern und die Methode zu reinigen. Ein Kriegs- und Reisetagebuch mocht' ich gar nicht anrühren. Der unglückliche Verlauf der Unternehmung, der noch Schlimmeres befürchten ließ, gab immer neuen Anlaß zum Wiederkäuen des Verdrusses und zu neuem Aufregen der Sorge. Meine stille, von jedem Geräusch abgeschlossene Wohnung gewährte mir wie eine Klosterzelle vollkommenen Raum zu den ruhigsten Betrachtungen, dagegen ich mich, sobald ich nur den Fuß vor die Hausthüre hinaussetzte, in dem lebendigsten Kriegsgetümmel befand und nach Lust das wunderlichste Local durchwandeln konnte, das vielleicht in der Welt zu finden ist.

Den 15 October.

Wer Luxemburg nicht gesehen hat wird sich keine Vorstellung von diesem an und über einander gefügten Kriegsgebäu-

gebäude machen. Die Einbildungskraft verwirrt ſich, wenn man die ſeltſame Mannichfaltigkeit wieder hervorrufen will, mit der ſich das Auge des hin und hergehenden Wanderers kaum befreunden konnte. Plan und Grundriß vor ſich zu nehmen wird nöthig ſeyn, nachſtehendes nur einigermaßen verſtändlich zu finden.

Ein Bach, Petrus genannt, erſt allein, dann verbunden mit dem entgegen kommenden Fluß, die Elſe, ſchlingt ſich mäanderartig zwiſchen Felſen durch und um ſie herum, bald im natürlichen Lauf, bald durch Kunſt genöthigt. Auf dem linken Ufer liegt hoch und flach die alte Stadt; ſie, mit ihren Feſtungswerken nach dem offenen Lande zu, iſt andern befeſtigten Städten ähnlich. Als man nun für die Sicherheit derſelben nach Weſten Sorge getragen, ſah man wohl ein, daß man ſich auch gegen die Tiefe, wo das Waſſer fließt, zu verwahren habe; bei zunehmender Kriegskunſt war auch das nicht hinreichend, man mußte, auf dem rechten Ufer des Gewäſſers, nach Süden, Oſten und Norden, auf ein- und ausſpringenden Winkeln unregelmäßiger Felspartien neue Schanzen vorſchieben, nöthig immer eine zur Beſchützung der andern. Hieraus entſtand nun eine Verkettung unüberſehbarer Baſtionen, Redouten, halber Monde, und ſolches Zangen- und Krakelwerk als nur die Vertheidigungskunſt im ſeltſamſten Falle zu leiſten vermochte.

Nichts kann deßhalb einen wunderlichern Anblick gewähren als das mitten durch dieß alles am Fluſſe ſich

hinabziehende enge Thal, deſſen wenige Flächen, deſſen ſanft oder ſteil aufſteigende Höhen zu Gärten angelegt, in Terraſſen abgeſtuft und mit Luſthäuſern belebt ſind; von wo aus man auf die ſteilſten Felſen, auf hochgethürmte Mauern rechts und links hinaufſchaut. Hier findet ſich ſo viel Größe mit Anmuth, ſo viel Ernſt mit Lieblichkeit verbunden, daß wohl zu wünſchen wäre, Pouſſin hätte ſein herrliches Talent in ſolchen Räumen bethätigt.

Nun beſaßen die Eltern unſeres leckeren Führers in dem Pfaffenthal einen artigen abhängigen Garten, deſſen Genuß ſie mir gern und freundlich überließen. Kirche und Kloſter, nicht weit entfernt, rechtfertigte den Namen dieſes Elyſiums, und in dieſer geiſtlichen Nachbarſchaft ſchien auch den weltlichen Bewohnern Ruh und Friede verheißen, ob ſie gleich mit jedem Blick in die Höhe an Krieg, Gewalt und Verderben erinnert wurden.

Jezt nun aber aus der Stadt, wo das unſelige Kriegsnachſpiel mit Lazarethen, abgeriſſenen Soldaten, zerſtükten Waffen, herzuſtellenden Achſen, Rädern und Laffetten, zugleich mit ſonſtigen Trümmern aller Art aufgeführt wurde, in eine ſolche Stille zu flüchten war höchſt wohlthätig; aus den Straßen zu entweichen, wo Wagner, Schmiede und andre Gewerke ihr Weſen öffentlich unermüdet und geräuſchvoll treiben, und ſich in das Gärtchen im geiſtlichen Thale zu verbergen war

höchſt behaglich. Hier fand ein Ruhe- und Sammlungsbedürftiger das willkommenſte Aſyl.

Den 16 October.

Die allen Begriff überſteigende Mannichfaltigkeit der auf- und aneinander gethürmten, gefügten Kriegsgebäude, die bei jedem Schritt vor- oder rückwärts, auf- oder abwärts ein anderes Bild zeigten, riefen die Luſt hervor wenigſtens etwas davon auf's Papier zu bringen. Freilich mußte dieſe Neigung auch wieder einmal ſich regen, da ſeit ſo viel Wochen mir kaum ein Gegenſtand vor die Augen gekommen der ſie geweckt hätte. Unter andern fiel es ſonderbar auf, daß ſo manche gegeneinander überſtehenden Felſen, Mauern und Vertheidigungswerke in der Höhe durch Zugbrücken, Galerien und gewiſſe wunderliche Vorrichtungen verbunden waren. Irgend jemand vom Metier hätte dieſes alles mit Kunſtaugen angeſehen und ſich mit Soldatenblick der ſichern Einrichtung erfreut; ich aber konnte nur den maleriſchen Effect ihr abgewinnen und hätte gar zu gern, wäre nicht alles Zeichnen an und in den Feſtungen höchlich verpönt, meine Nachbildungskräfte hier in Uebung geſetzt.

Den 19 October.

Nachdem ich nun alſo mehrere Tage in dieſen Labyrinthen, wo Naturfels und Kriegsgebäu wetteifernd ſelt-

sam steile Schluchten gegeneinander aufgethürmt und daneben Pflanzen-Wachsthum, Baumzucht und Lußgebüsch nicht ausgeschlossen, mich sinnend und denkend einsam genug herumgewunden hatte, fing ich an nach Hause kommend die Bilder, wie sie sich der Einbildungskraft nach und nach einprägten, auf's Papier zu bringen, unvollkommen zwar, doch hinreichend das Andenken eines höchst seltsamen Zustandes einigermaßen festzuhalten.

Den 20 October.

Ich hatte Zeit gewonnen das kurz Vergangene zu überdenken, aber je mehr man dachte je verworrener und unsicherer ward alles vor dem Blicke. Auch sah ich, daß wohl das Nothwendigste seyn möchte sich auf das unmittelbar Bevorstehende zu bereiten. Die wenigen Meilen bis Trier mußten zurückgelegt werden; aber was mochte dort zu finden seyn, da nun die Herren selbst mit andern Flüchtlingen sich nachdrängten.

Als das schmerzlichste jedoch was einen jeden, mehr oder weniger resignirt wie er war, mit einer Art von Zurnmuth ergriff, empfand man die Kunde, die sich nicht verbergen ließ, daß unsere höchsten Heerführer mit den vermaledeiten, durch das Manifest dem Untergang gewidmeten, durch die schrecklichsten Thaten abscheulich dargestellten Aufrührern doch übereinkommen, ihnen die Festungen übergeben mußten, um nur sich und den Ih-

rigen eine mögliche Rückkehr zu gewinnen. Ich habe von den Unsrigen gesehen, für welche der Wahnsinn zu fürchten war.

Den 22 October.

Auf dem Wege nach Trier fand sich bei Grevenmachern nichts mehr von jener galanten Wagenburg; öde, wüst und zerfahren lagen die Anger und die weit und breiten Spuren deuteten auf jenes verübergegangene flüchtige Daseyn. Am Posthaus fuhr ich dießmal mit requirirten Pferden ganz im Stillen vorbei, das Briefkästchen stand noch auf seinem Platze, kein Gedränge war umher; man konnte sich der wunderlichsten Gedanken nicht erwehren.

Doch ein herrlicher Sonnenblick belebte so eben die Gegend, als mir das Monument von Ygel, wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden, entgegen glänzte.

Vielleicht war die Macht des Alterthums nie so gefühlt worden als an diesem Contrast: ein Monument, zwar auch kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend.

Obgleich in später Zeit unter den Antoninen erbaut, behält es immer noch von trefflicher Kunst so viel Eigenschaften übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig ernst

zuſpricht und aus ſeinen, obgleich ſehr beſchädigten Theilen das Gefühl eines fröhlichthätigen Daſeyns mittheilt. Es hielt mich lange feſt; ich notirte manches, ungern ſcheidend, da ich mich nur deſto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zuſtande fühlte.

Doch auch jetzt wechſelte ſchnell wieder eine freudige Ausſicht in der Seele, die bald darauf zur Wirklichkeit gelangte.

Den 23 October.

Wir brachten unſerm Freunde Lieutenant von Fritſch, den wir auf ſeinem Poſten widerwillig zurückgelaſſen, die erwünſchte Nachricht, daß er den Militär-Verdienſt-Orden erhalten habe, mit Recht, wegen einer braven That, und mit Glück, ohne an unſerm Jammer Theil genommen zu haben. Die Sache verhielt ſich aber alſo.

Die Franzoſen, weil ſie uns weit genug in's Land vorgedrungen, uns in bedeutender Entfernung, in großer Noth wußten, verſuchten im Rücken einen unvermutheten Streich; ſie näherten ſich Trier in bedeutender Anzahl, ſogar mit Kanonen. Lieutenant von Fritſch erfährt es, und mit weniger Mannſchaft geht er dem Feinde entgegen, der über die Wachſamkeit ſtutzend mehr anrückende Truppen befürchtend, nach kurzem Gefecht ſich bis Merzig zurückzieht und nicht wieder erſcheint.

Dem Freunde war das Pferd bleſſirt, durch dieſelbe Kugel ſein Stiefel geſtreift, dagegen er aber auch als Sieger zurückkehrend aufs beſte empfangen wird. Der Magiſtrat, die Bürgerſchaft erzeigen ihm alle mögliche Aufmerkſamkeit; auch die Frauenzimmer, die ihn bisher als einen hübſchen jungen Mann gekannt, erfreuen ſich nun doppelt an ihm als einem Helden.

Sogleich berichtet er ſeinem Chef den Vorfall, der wie billig dem Könige vorgetragen wird, worauf denn der blaue Kreuzſtern erfolgt. Die Glückſeligkeit des braven Jünglings, deſſen lebhafteſte Freude mitzufühlen, war ein ungemeiner Genuß; ihn hatte das Glück, das uns vermied, in unſerm Rücken aufgeſucht und er ſah ſich für den militäriſchen Gehorſam belohnt, der ihn an einer unthätigen Lage zu feſſeln ſchien.

Den 21 October.

Der Freund hatte mir bei jenem Canonicus abermals Quartier verſchafft. Auch ich war von der allgemeinen Krankheit nicht ganz frei geblieben und bedurfte daher einiger Arznei und Schonung.

In dieſen ruhigen Stunden nahm ich ſogleich die kurzen Bemerkungen vor, die ich bei dem Monument zu Ygel aufgezeichnet hatte.

Soll man den allgemeinſten Eindruck ausſprechen, ſo iſt hier Leben dem Tod, Gegenwart der Zukunft ent-

gegengeſtellt und beide unter einander im äſthetiſchen Sinne aufgehoben. Dieß war die herrliche Art und Weiſe der Alten, die ſich noch lange genug in der Kunſtwelt erhielt.

Die Höhe des Monuments kann ſiebzig Fuß betragen, es ſteigt in mehreren architektoniſchen Abtheilungen obeliskenartig hinauf; erſt der Grund, auf dieſem ein Sockel, ſodann die Hauptmaſſe, darüber eine Attike, ſodann ein Fronton und zuletzt eine wunderſam ſich aufſchlingende Spitze, wo ſich die Reſte einer Kugel und eines Adlers zeigen. Jede dieſer Abtheilungen iſt mit den Gliedern aus denen ſie beſteht, durchaus mit Bildern und Zierrathen geſchmückt.

Dieſe Eigenſchaft deutet denn freilich auf ſpätere Zeiten: denn dergleichen tritt ein, ſobald ſich die reine Proportion im Ganzen verliert, wie denn auch hier daran manches zu erinnern ſeyn möchte.

Deſſen ungeachtet muß man anerkennen, daß dieſes Werk auf eine erſt kurz vergangene höhere Kunſt gegründet iſt. So waltet denn auch über das Ganze der antike Sinn, in dem das wirkliche Leben dargeſtellt wird, allegoriſch gewürzt durch mythologiſche Andeutungen. In dem Hauptfelde Mann und Frau von koloſſaler Bildung ſich die Hände reichend, durch eine dritte verloſchene Figur als einer ſegnenden verbunden. Sie ſtehen zwiſchen zwey ſehr verzierten, mit übereinander geſtellten tanzenden Kindern geſchmückten Pilaſtern.

Alle Flächen ſodann deuten auf die glücklichſten Familienverhältniſſe, übereindenkende und wirkende Verwandte, redliches genußreiches Zuſammenleben darſtellend.

Aber eigentlich waltet überall die Thätigkeit vor; ich getraue mir jedoch nicht alles zu erklären. In einem Felde ſcheinen ſich Geſchäft überlegende Handelsleute verſammelt zu haben; offenbar aber ſind beladene Schiffe, Delphine als Verzierung, Transport auf Saumroſſen, Ankunft von Waaren und deren Beſchauen, und was ſonſt noch Menſchliches und Natürliches mehr vorkommen dürfte.

Sodann aber auch im Zodiak ein rennendes Pferd, das vielleicht vormals Wagen und Lenker hinter ſich zog, in Frieſen, ſodann ſonſtigen Räumen und Giebelfeldern Bacchus, Faunen, Sol und Luna, und was ſonſt noch Wunderbares Knopf und Gipfel verzieren und verziert haben mag.

Das Ganze iſt höchſt erfreulich und man könnte, auf der Stufe wo heut zu Tag Bau- und Bildkunſt ſtehen, in dieſem Sinne ein herrliches Denkmal den würdigſten Menſchen, ihren Lebensgenüſſen und Verdienſten gar wohl errichten. Und ſo war es mir denn recht erwünſcht, mit ſolchen Betrachtungen beſchäftigt, den Geburtstag unſerer verehrten Herzogin Amalie im Stillen zu feyern, ihr Leben, ihr edles Wirken und Wohlthun umſtändlich zurück zu rufen; woraus ſich

denn ganz natürlich die Aufregung ergab, ihr in Gedanken einen gleichen Obelisk zu widmen, und die sämmtlichen Räume mit ihren individuellen Schicksalen und Tugenden charakteristisch zu verzieren.

Trier den 25 October.

Die mir nunmehr gegönnte Ruh' und Bequemlichkeit benutzte ich nun ferner manches zu ordnen und aufzubewahren, was ich in den wildesten Zeiten bearbeitet hatte. Ich recapitulirte und redigirte meine chromatischen Acten, zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, die ich oft genug veränderte, um das was ich darstellen und behaupten wollte, immer anschaulicher zu machen. Hierauf dacht' ich denn auch meinen dritten Theil von Fischers physikalischem Lexikon wieder zu erlangen. Auf Erkundigung und Nachforschen fand ich endlich die Küchmagd im Lazareth, das man mit ziemlicher Sorgfalt in einem Kloster errichtet hatte. Sie litt an der allgemeinen Krankheit, doch waren die Räume luftig und reinlich, sie erkannte mich, konnte aber nicht reden, nahm den Band unter dem Haupte hervor und übergab mir ihn so reinlich und wohl erhalten als ich ihn überliefert hatte, und ich hoffe die Sorgfalt der ich sie empfahl, wird ihr zu gute gekommen seyn.

Ein junger Schullehrer, der mich besuchte und mir

verſchiedene der neuſten Journale mittheilte, gab Gelegenheit zu erfreulichen Unterhaltungen. Er verwunderte ſich, wie ſo viel andere, daß ich von Poeſie nichts wiſſen wolle, dagegen auf Naturbetrachtungen mich mit ganzer Kraft zu werfen ſchien. Er war in der Kantiſchen Philoſophie unterrichtet, und ich konnte ihm daher auf den Weg deuten den ich eingeſchlagen hatte. Wenn Kant in ſeiner Kritik der Urtheilskraft der äſthetiſchen Urtheilskraft die teleologiſche zur Seite ſtellt, ſo ergibt ſich daraus daß er andeuten wolle: ein Kunſtwerk ſolle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunſtwerk behandelt und der Werth eines jeden aus ſich ſelbſt entwickelt, an ſich ſelbſt betrachtet werden. Ueber ſolche Dinge konnte ich ſehr beredt ſeyn und glaube dem guten jungen Mann einigermaßen genutzt zu haben. Es iſt wunderſam, wie eine jede Zeit Wahrheit und Irrthum aus dem kurz Vergangenen, ja dem längſt Vergangenen mit ſich trägt und ſchleppt, muntere Geiſter jedoch ſich auf neuer Bahn bewegen, wo ſie ſich's denn freilich gefallen laſſen meiſt allein zu gehen oder einen Geſellen auf eine kurze Strecke mit ſich fortzuziehen.

Trier den 26 October.

Nun durfte man aber aus ſolchen ruhigen Umgebungen nicht heraustreten, ohne ſich wie im Mittel-

alter zu finden, wo Kloſtermauern und der tollſte unregelmäßigſte Kriegszuſtand mit einander immerfort contraſtirten. Beſonders jammerten einheimiſche Bürger ſo wie zurückkehrende Emigrirte über das ſchreckliche Unheil, was durch die falſchen Aſſignaten über Stadt und Land gekommen war. Schon hatten Handelshäuſer gewußt dergleichen nach Paris zu bringen und von dort die Falſchheit, völlige Ungültigkeit, die höchſte Gefahr vernommen ſich mit dergleichen nur irgend abzugeben. Daß die ächten gleichfalls dadurch in Mißcredit geriethen, daß man bei völliger Umkehrung der Dinge auch wohl die Vernichtung aller dieſer Papiere zu fürchten habe, fiel jederman auf. Dieſes ungeheure Uebel nun geſellte ſich zu den übrigen, ſo daß es vor der Einbildungskraft und dem Gefühl ganz gränzenlos erſchien; ein verzweiflungsvoller Zuſtand, demjenigen ähnlich, wenn man eine Stadt vor ſich niederbrennen ſieht.

Trier den 28 October.

Die Wirthstafel, an der man übrigens ganz wohl verſorgt war, gab auch ein ſinneverwirrendes Schauſpiel; Militairs und Angeſtellte, aller Art Uniform, Farben und Trachten, im Stillen mißmuthig, auch wohl in Aeußerungen heftig, aber alle wie in einer gemeinſamen Hölle zuſammengefaßt.

Daſelbſt begegnete mir ein wahrhaft rührendes Er-

eigniß; ein alter Husaren-Officier, mittler Größe, grauen Bartes und Haares und funkelnden Auges, kam nach Tisch auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und fragte: ob ich denn das alles auch mit ausgestanden habe? Ich konnte ihm einiges von Valmy und Hans erzählen, woraus er sich denn gar wohl das Uebrige nachbilden konnte. Hierauf fing er mit Enthusiasmus und warmem Antheil zu sprechen an, Worte die ich nachzuschreiben kaum wage, des Inhalts: es sey schon unverantwortlich, daß man sie, deren Metier und Schuldigkeit es bleibe dergleichen Zustände zu erdulden und ihr Leben dabei zuzusetzen, in solche Noth geführt, die vielleicht kaum jemals erhört worden; daß aber auch ich (er drückte seine gute Meinung über meine Persönlichkeit und meine Arbeiten aus) das hätte mit erdulden sollen, darüber wollt' er sich nicht zufrieden geben. Ich stellte ihm die Sache von der heitern Seite vor, von der Seite mit meinem Fürsten, dem ich nicht ganz unnütz gewesen, mit so vielen wackern Kriegsmännern zu eigner Prüfung diese wenigen Wochen her geduldet zu haben; allein er blieb bei seiner Rede, indessen ein Civilist zu uns trat und dagegen erwiderte: man sey mir Dank schuldig, daß ich das alles mit ansehen wollen, indem man sich nun gar wohl von meiner geschickten Feder Darstellung und Aufklärung erwarten könne. Der alte Degen wollte davon auch nichts wissen und rief: glaubt es nicht, er ist viel zu klug! was er schrei-

ben dürfte mag er nicht ſchreiben, und was er ſchreiben möchte wird er nicht ſchreiben.

Uebrigens mochte man kaum hie und da hinhorchen, der Verdruß war gränzenlos. Und wie es ſchon eine verdrießliche Empfindung erregt, wenn glückliche Menſchen nicht ablaſſen, uns ihr Behagen vorzurechnen, ſo iſt es noch viel unausſtehlicher, wenn uns ein Unheil das wir ſelbſt aus dem Sinne ſchlagen möchten, immer wiederkäuend vorgetragen wird. Von den Franzoſen, die man haßte, aus dem Lande gedrängt zu ſeyn, genöthigt mit ihnen zu unterhandeln, mit den Männern des zehnten Auguſts ſich zu befreunden, das alles war für Geiſt und Gemüth ſo hart, als bisher die körperliche Duldung geweſen. Man ſchonte der oberſten Leitung nicht, und das Vertrauen, das man dem berühmten Feldherrn ſo lange Jahre gegönnt hatte, ſchien für immer verloren.

Trier den 29 October.

Als man ſich nun auf Deutſchem Grund und Boden wiederfand und aus der ungeheuerſten Verwirrung zu entwickeln hoffen durfte, traf uns die Nachricht von Cuſtines verwegenen und glücklichen Unternehmungen. Das große Magazin zu Speier war in ſeine Hände gerathen, er hatte darauf gewußt eine Uebergabe von Mainz zu bewirken. Dieſe Schritte ſchienen die grän-

zenloſeſten Uebel nach ſich zu ziehen, ſie deuteten auf einen außerordentlichen ſo kühnen als folgerechten Geiſt, und da mußte denn ſchon alles verloren ſeyn. Nichts fand man wahrſcheinlicher und natürlicher als daß auch ſchon Coblenz von den Franken beſetzt ſey, und wie ſollten wir unſern Rückweg antreten! Frankfurt gab man in Gedanken gleichfalls auf; Hanau und Aſchaffenburg an einer, Caſſel an der andern Seite ſah man bedroht und was nicht alles zu fürchten! Vom unſeligen Neutralitätsſyſtem die nächſten Fürſten paralyſirt, deſto lebendig thätiger die von revolutionairen Geſinnungen ergriffene Maſſe. Sollte man, wie Mainz bearbeitet worden, nicht auch die Gegend und die nächſt anſtoßenden Provinzen zu Geſinnungen vorbereiten und die ſchon entwickelten ſchleunig benutzen? Das alles mußte zum Gedanken, zur Sprache kommen.

Oefters hört' ich wiederholen: ſollten die Franzoſen wohl ohne große Ueberlegung und Umſicht, ohne ſtarke Heeresmacht ſolche bedeutende Schritte gethan haben? Cuſtinens Handlungen ſchienen ſo kühn als vorſichtig; man dachte ſich ihn, ſeine Gehülfen, ſeine Obern als weiſe kräftige, conſequente Männer. Die Noth war groß und ſinneverwirrend, unter allen bisher erduldeten Leiden und Sorgen ohne Frage die größte.

Mitten in dieſem Unheil und Tumulte fand mich ein verſpäteter Brief meiner Mutter, ein Blatt das an jugendlich ruhige, ſtädtiſch häusliche Verhältniſſe

gar wunderſam erinnerte. Mein Oheim Schöff Textor war geſtorben, deſſen nahe Verwandtſchaft mich von der ehrenhaft wirkſamen Stelle eines Frankfurter Rathsherrn bei ſeinen Lebzeiten ausſchloß, worauf man, herkömmlich löblicher Sitte gemäß, meiner ſogleich gedachte, der ich unter den Frankfurter Graduirten ziemlich weit vorgerückt war.

Meine Mutter hatte den Auftrag erhalten bei mir anzufragen: ob ich die Stelle eines Rathsherrn annehmen würde, wenn mir, unter die Looſenden gewählt die goldene Kugel zufiele? Vielleicht konnte eine ſolche Anfrage in keinem ſeltſamern Augenblicke anlangen als in dem gegenwärtigen; ich war betroffen, in mich ſelbſt zurück gewieſen; tauſend Bilder ſtiegen vor mir auf und ließen mich nicht zu Gedanken kommen. Wie aber ein Kranker oder Gefangener ſich wohl im Augenblicke an einem erzählten Mährchen zerſtreut, ſo war auch ich in andere Sphären und Jahre verſetzt.

Ich befand mich in meines Großvaters Garten, wo die reich mit Pfirſichen geſegneten Spaliere des Enkels Appetit gar lüſtern anſprachen und nur die angedrohte Verweiſung aus dieſem Paradieſe, nur die Hoffnung die reifſte rothbäckigſte Frucht aus des wohlthätigen Ahnherrn eigner Hand zu erhalten, ſolche Begierde bis zum endlichen Termin einigermaßen beſchwichtigen konnte. Sodann erblickt' ich den ehrwürdigen Altvater um ſeine Roſen beſchäftigt, wie er,

gegen

gegen die Dornen, mit alterthümlichen Handschuhen, als Tribut überreicht von zollbefreiten Städten, sich vorsichtig verwahrte, dem edlen Laertes gleich, nur nicht wie dieser sehnsüchtig und kummervoll. Dann erblickt' ich ihn im Ornat als Schultheiß, mit der goldnen Kette, auf dem Thronsessel unter des Kaisers Bildniß; sodann leider im halben Bewußtseyn einige Jahre auf dem Krankenstuhle, und endlich im Sarge.

Bei meiner letzten Durchreise durch Frankfurt hatte ich meinen Oheim im Besitz des Hauses, Hofes und Gartens gefunden, der als wackrer Sohn, dem Vater gleich, die höheren Stufen freistädtischer Verfassung erstieg. Hier im traulichen Familienkreis, in dem unveränderten alt bekannten Local, riefen sich jene Knabenerinnerungen lebhaft hervor und traten mir nun neukräftig vor die Augen. Sodann gesellten sich zu ihnen andere jugendliche Vorstellungen, die ich nicht verschweigen darf. Welcher reichstädtische Bürger wird läugnen, daß er, früher oder später, den Rathsherrn, Schöff und Burgemeister im Auge gehabt und, seinem Talent gemäß, nach diesen, vielleicht auch nach minderen Stellen emsig und vorsichtig gestrebt: denn der süße Gedanke, an irgend einem Regimente Theil zu nehmen, erwacht gar bald in der Brust eines jeden Republicaners, lebhafter und stolzer schon in der Seele des Knaben.

Diesen freundlichen Kinderträumen konnt' ich mich jedoch nicht lange hingeben, nur allzuschnell aufgeschreckt

beſah ich mir die ahnungsvolle Localität die mich umfaßte, die traurigen Umgebungen die mich beengten, und zugleich die Ausſicht nach der Vaterſtadt getrübt, ja verfinſtert. Mainz in Franzöſiſchen Händen, Frankfurt bedroht, wo nicht ſchon eingenommen, der Weg dorthin verſperrt, und innerhalb jener Mauern, Straßen, Plätze, Wohnungen, Jugendfreunde, Blutverwandte vielleicht ſchon von demſelben Unglück ergriffen, daran ich Longwy und Verdun ſo grauſam hatte leiden ſehen; wer hätte gewagt ſich in ſolchen Zuſtand zu ſtürzen!

Aber auch in der glücklichſten Zeit jenes ehrwürdigen Staatskörpers wäre mir nicht möglich geweſen auf dieſen Antrag einzugehen; die Gründe waren nicht ſchwer auszuſprechen. Seit zwölf Jahren genoß ich eines ſeltenen Glückes, des Vertrauens wie der Nachſicht des Herzogs von Weimar. Dieſer von der Natur höchſt begünſtigte, glücklich ausgebildete Fürſt ließ ſich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienſte gefallen und gab mir Gelegenheit mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländiſchen Bedingung möglich geweſen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Gränzen, ſo wie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen Gemahlin und Mutter, an die heranwachſende Familie, an ein Land, dem ich doch auch manches geleiſtet hatte. Und mußte ich nicht zugleich jenes Cirkels neuerworbener höchſtgebildeter Freunde gedenken, auch ſo manches andern häuslich Lieben und Guten was ſich aus meinen treubebarrlichen Zuſtänden entwickelt

hatte. Diese bei solcher Gelegenheit abermals erregten Bilder und Gefühle erheiterten mich auf einmal in dem betrübtesten Augenblick: denn man ist schon halb gerettet wenn man, aus traurigster Lage im fremden Land, einen hoffnungsvollen Blick in die gesicherte Heimath zu thun aufgeregt wird; so genießen wir dießseits auf Erden was uns jenseits der Sphären zugesagt ist.

In solchem Sinne begann ich den Brief an meine Mutter, und wenn sich diese Beweggründe zunächst auf mein Gefühl, auf persönliches Behagen, individuellen Vortheil zu beziehen schienen, so hatt' ich noch andere hinzuzufügen, die auch das Wohl meiner Vaterstadt berücksichtigten und meine dortigen Gönner überzeugen konnten. Denn wie sollt' ich mich in dem ganz eigenthümlichen Kreise thätig wirksam erzeigen, wozu man vielleicht mehr als zu jedem andern treulich herangebildet seyn muß? Ich hatte mich seit so viel Jahren zu Geschäften meinen Fähigkeiten angemessen gewöhnt, und zwar solchen, die zu städtischen Bedürfnissen und Zwecken kaum verlangt werden möchten. Ja ich durfte hinzufügen: daß wenn eigentlich nur Bürger in den Rath aufgenommen werden sollten, ich nunmehr jenem Zustand so entfremdet sey, um mich völlig als einen Auswärtigen zu betrachten. Dieses alles gab ich meiner Mutter dankbar zu erkennen, welche sich auch wohl nichts anderes erwartete. Freilich mag dieser Brief spät genug zu ihr gelangt seyn.

Trier den 29 October.

Mein junger Freund, mit dem ich gar manche angenehme wiſſenſchaftliche und literariſche Unterhaltung genoß, war auch im Geſchichtlichen der Stadt und Umgebung gar wohl erfahren. Unſere Spaziergänge bei leidlichem Wetter waren deßhalb immer belehrend und ich konnte mir das Allgemeinſte merken.

Die Stadt an ſich hat einen auffallenden Charakter, ſie behauptet mehr geiſtliche Gebäude zu beſitzen als irgend eine andere von gleichem Umfang und möchte ihr dieſer Ruhm wohl kaum zu läugnen ſeyn; denn ſie iſt innerhalb der Mauern von Kirchen, Capellen, Klöſtern, Conventen, Collegien, Ritter- und Brüdergebäuden belaſtet, ja erdrückt; außerhalb von Abteyen, Stiftern, Carthauſen blokirt, ja belagert.

Dieſes zeugt denn von einem weiten geiſtlichen Wirkungskreis, welchen der Erzbiſchof ſonſt von hier aus beherrſchte, denn ſeine Diöces war auf Metz, Toul und Verdun ausgedehnt. Auch dem weltlichen Regiment fehlt es nicht an ſchönen Beſitzthümern, wie denn der Churfürſt von Trier auf beiden Seiten der Moſel ein herrliches Land beherrſcht, und ſo fehlt es auch Trier nicht an Palläſten, welche beweiſen, daß zu verſchiedener Zeit von hier aus die Herrſchaft ſich weit und breit erſtreckte.

Der Urſprung der Stadt verliert ſich in die Fabelzeit; das erfreuliche Local mag früh genug Anbauende hier-

her gelockt haben. Die Trevirer waren in's Römiſche Reich eingeſchloſſen, erſt Heiden dann Chriſten, von Normannen und von Franken überwältigt, und zuletzt ward das ſchöne Land dem Römiſch-Deutſchen Reiche einverleibt.

Ich wünſchte wohl die Stadt in guter Jahreszeit, an friedlichen Tagen zu ſehen, ihre Bürger näher kennen zu lernen, welche von jeher den Ruf haben freundlich und fröhlich zu ſeyn. Von erſter Eigenſchaft finden ſich in dieſem Augenblicke wohl noch Spuren, von der zweyten kaum; und wie ſollte Fröhlichkeit ſich in einem ſo widerwärtigen Zuſtande erhalten.

Freilich wer in die Annalen der Stadt zurückſieht findet wiederholte Nachricht von Kriegesunheil das dieſe Gegend betroffen, da das Moſelthal, ja der Fluß ſelbſt dergleichen Züge begünſtigt. Attila ſogar aus dem fernſten Oſten hatte mit ſeinem unzählbaren Heere Vor- und Rückzug, wie wir, durch dieſe Flußregion genommen. Was erduldeten die Einwohner nicht im dreyßigjährigen Kriege, bis zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts, indem ſich der Fürſt an Frankreich als den nachbarlichſten Alliirten angeſchloſſen hatte, und darüber in langwierige Oeſterreichiſche Gefangenſchaft gerieth. Auch an inneren Kriegen erkrankte die Stadt mehr als einmal, wie es überall in biſchöflichen Städten ſich ereignen mußte, wo der Bürger mit geiſtlich weltlicher Obergewalt ſich nicht immer vertragen konnte.

Mein Führer, indem er mich geſchichtlich unterrichtete, machte mich auf Gebäude der verſchiedenſten Zeit aufmerkſam, wovon das meiſte curios, und daher wohl merkwürdig ſchien, weniges aber dem Geſchmacks-Urtheil erfreulich zuſagte, wie vorher an dem Monumente zu Igel gerühmt werden konnte.

Die Reſte des Römiſchen Amphitheaters fand ich reſpectabel; da aber das Gebäude über ſich ſelbſt zuſammengeſtürzt und wahrſcheinlich mehrere Jahrhunderte als Steinbruch behandelt war, ließ ſich nichts entziffern. Bewundernswerth jedoch war noch immer, wie die Alten, ihrer Weisheit gemäß, große Zwecke mit mäßigen Mitteln hervorzubringen ſuchten, und die Naturgelegenheit eines Thals zwiſchen zwey Hügeln zu nutzen gewußt, wo die Geſtalt des Bodens an Excavation und Subſtruction dem Baumeiſter vieles glücklich erſparte. Wenn man nun von den erſten Höhen des Martisberges, wo dieſe Ruine gelegen, etwas weiter aufſteigt, ſo ſieht man über alle Reliquien der Heiligen, über Dome, Dächer und Schirme nach dem Apolloberg hinüber, und ſo behaupten beide Götter, den Mercur zur Seite, ihres Namens Gedächtniß; die Bilder waren zu beſeitigen, der Genius nicht.

Zu Betrachtung der Baukunſt früherer Mittelzeit bietet Trier merkwürdige Monumente: ich habe von ſolchen Dingen wenige Kenntniß, und ſie ſprechen nicht zum gebildeten Sinn. Mich wollte der Anblick bei

einiger Theilnahme verwirren; manches davon iſt verſchüttet, zerſtückt, zu anderm Gebrauche gewidmet.

Ueber die große Brücke, auch noch im Alterthum gegründet, führte man mich im heiterſten Momente; hier nun ſieht man deutlich wie die Stadt auf einer, mit ausſpringendem Winkel nach dem Fluß zudrängenden Fläche, welche denſelben gegen das linke Ufer hinweiſt, erbaut iſt. Nun überſchaut man vom Fuße des Apolloberges Fluß, Brücke, Mühlen, Stadt und Gegend, da ſich denn die noch nicht ganz entlaubten Weinberge ſowohl zu unſern Füßen als auf den erſten Höhen des Martisberges gegenüber gar freundlich ausnahmen, anſchaulich machten in welcher geſegneten Gegend man ſich befinde und ein Gefühl von Wohlfahrt und Behagen erweckten, welches über den Weinländern in der Luft zu ſchweben ſcheint. Die beſten Sorten Moſelwein, die uns nun zu Theil wurden, ſchienen nach dieſem Ueberblick einen angenehmern Geſchmack zu haben.

Trier den 29 October.

Unſer fürſtlicher Heerführer kam an und nahm Quartier im Kloſter St. Maximin. Dieſe reichen und ſonſt überglücklichen Menſchen hatten denn freilich ſchon eine gute Zeit her große Unruhe erduldet; die Brüder des Königs waren dort einquartiert geweſen und nachher

war es nicht wieder leer geworden. Eine solche Anstalt, aus Ruh und Frieden entsprungen, auf Ruh und Friede berechnet, nahm sich freilich unter diesen Umständen wunderlich aus, da, man mochte noch so schonend verfahren, ein gewaltiger Gegensatz des Ritter- und Mönchthums sich hervorthat. Der Herzog wußte jedoch hier wie überall, selbst als ungebetener Gast, durch Freigebigkeit und freundliches Betragen, sich und die Seinigen angenehm zu machen.

Mich aber sollte auch hier der böse Kriegsdämon wieder verfolgen. Unser guter Obrist von Gotsch war gleichfalls im Kloster einquartiert; ich fand ihn zur Nacht seinen Sohn bewachend und besorgend, welcher an der unglücklichen Krankheit gleichfalls hart darnieder lag. Hier mußt' ich nun wieder die Litaney und Verwünschung unseres Feldzugs aus dem Munde eines alten Soldaten und Vaters vernehmen, der die sämmtlichen Fehler mit Leidenschaft zu rügen berechtigt war, die er als Soldat einsah, und als Vater verfluchte. Auch die Jsletten kamen wieder zur Sprache, und es mußte wirklich ein jeder der sich diesen unseligen Punct deutlich machte, durchaus verzweifeln.

Ich erfreute mich der Gelegenheit die Abtey zu sehen, und fand ein weitläufiges wahrhaft fürstliches Gebäude; die Zimmer von bedeutender Größe und Höhe, und die Fußboden getäfelt, Sammet und damastne Tapeten, Stuckatur, Vergoldung und Schnitzwerk nicht gespart,

und was man sonst in solchen Palästen zu sehen gewohnt ist, alles doppelt und dreyfach in großen Spiegeln wiederholt.

Auch ward den einquartierten Personen ganz wohl dabier; die Pferde jedoch konnten nicht sämmtlich untergebracht werden, sie mußten unter freiem Himmel aushalten ohne Lagerstätte, Raufen und Tröge. Unglücklicherweise waren die Futtersäcke gefault, und so mußte der Hafer von der Erde aufgeschnepert werden.

Wenn aber die Stallungen unbedeutend waren, so fand man die Keller deste geräumiger. Noch über die eigenen Weinberge genoß das Kloster die Einnahme von vielen Zehnten. Freilich mochte in den letzten Monaten gar manches Stückfaß geleert worden seyn, es lagen deren viele auf dem Hofe.

Den 30 October

gab unser Fürst große Tafel; drey der vornehmsten geistlichen Herren waren eingeladen, sie hatten köstliches Tischzeug, sehr schönes Porzellan-Service hergegeben; von Silber war wenig zu sehen. Schätze und Kostbarkeiten lagen in Ehrenbreitstein. Die Speisen von den fürstlichen Köchen schmackhaft zubereitet; Wein, der uns früher hatte nach Frankreich folgen sollen, von Luxemburg zurückkehrend ward hier genossen; was aber am meisten Lob und Preis verdiente war das kostbarste

weiße Brot, das an den Gegenian des Commißbrots bei Hans erinnerte.

Ich hatte mich, als ich nach Trierischer Geschichte in diesen Tagen forschte, nothwendig auch um die Abtei St. Maximin bekümmern müssen: ich konnte daher mit meinem geistlichen Nachbar ein ganz auslangendes geschichtliches Gespräch führen. Das hohe Alter des Stifts ward vorausgesetzt; dann gedachte man seiner mannichfaltig wechselnden Schicksale, der nahen Lage des Stifts an der Stadt, beiden Theilen gleich gefährlich; wie es denn im Jahre 1674 niedergebrannt und völlig verwüstet wurde. Von dem Wiederaufbau und der allmählichen Herstellung in den gegenwärtigen Zustand ließ ich mich auch unterrichten. Daß konnte man viel Gutes sagen und die Anstalten preisen, welches der geistliche Herr auch gern vernahm; von den letzten Zeiten aber wollte er nichts Rühmliches wissen: die Französischen Prinzen waren da lange im Quartier gelegen, und man hatte von manchem Unfug, Uebermuth und Verschwendung zu hören.

Bei Abwechselung des Gesprächs daher ging ich wieder in's Geschichtliche zurück; als ich aber der frühern Zeit erwähnte, wo das Stift sich dem Erzbischof gleich gesetzt und der Abt Reichsstand des Römisch-Deutschen Reichs gewesen, wich er lächelnd aus, als wenn er eine solche Erinnerung in der neusten Zeit für verfänglich halte.

Die Sorge des Herzogs für ſein Regiment ward nun thätig und klar; denn als die Kranken zu Wagen fortzubringen unmöglich war, ſo ließ der Fürſt ein Schiff miethen um ſie bequem nach Coblenz zu tranſportiren.

Nun aber kamen andere auf eine eigene Weiſe preßhafte Kriegsmänner an. Auf dem Rückzuge hatte man gar bald bemerkt, daß die Kanonen nicht fortzubringen ſeyen; die Artillerie-Pferde kamen um, eines nach dem andern, wenig Vorſpann war zu finden; die Pferde, auf dem Hinzug requirirt, bei'm Herzug geflüchtet, fehlten überall, man griff zu der letzten Maßregel: von jedem Regiment mußte eine ſtarke Anzahl Reiter abſitzen und zu Fuße wandern, damit das Geſchütz gerettet werde. In ihren ſteifen Stiefeln, die zuletzt nicht mehr durchhalten wollten, litten dieſe braven Menſchen bei dem ſchrecklichen Wege unendlich; aber auch ihnen erheiterte ſich die Zeit, denn es ward Anſtalt getroffen daß auch ſie zu Waſſer nach Coblenz fahren konnten.

October.

Mein Fürſt hatte mir aufgetragen dem Marquis Lucheſini aufzuwarten, eine Abſchieds-Empfehlung auszuſprechen und mich nach einigem zu erkundigen. Bei ſpäter Abendzeit, nicht ohne einige Schwierigkeiten, ward ich bei dieſem, mir früher nicht ungewogenen,

bedeutenden Manne eingelaſſen. Die Anmuth und Freundlichkeit mit der er mich empfing war wohlthätig; nicht ſo die Beantwortung meiner Fragen und Erfüllung meiner Wünſche; er entließ mich, wie er mich aufgenommen hatte, ohne mich im mindeſten zu fördern, und man wird mir zutrauen, daß ich darauf vorbereitet geweſen.

Als ich nun die Abfahrt jener kranken und ermüdeten Reiter eifrig betreiben ſah, ergriff mich gleichfalls das Gefühl, es ſey wohl am beſten gethan einen Ausweg auf dem Waſſer zu ſuchen. Sehr ungern ließ ich meine Chaiſe zurück, die man mir aber nach Coblenz nachzuſenden verſprach, und miethete ein einmäniges Boot, wo mir denn bei'm Einſchiffen meine ſämmtlichen Habſeligkeiten gleichſam vorgezählt, einen ſehr angenehmen Eindruck machten, indem ich ſie mehr als einmal verloren glaubte oder zu verlieren fürchtete. Zu dieſer Fahrt geſellte ſich ein Preußiſcher Officier, den ich als alten Bekannten aufnahm, deſſen ich mich als Pagen gar wohl erinnerte und dem ſeine Hofzeit noch gar deutlich vorſchwebte; wie er mir denn gewöhnlich den Kaffee wollte präſentirt haben.

Das Wetter war leidlich, die Fahrt ruhig und man erkannte die Anmuth dieſer Wohlthat um ſo mehr, je mühſeliger auf dem Landwege, der ſich dem Fluſſe hie und da näherte, die Colonnen dahinzogen, oder auch wohl von Zeit zu Zeit ſtockend verweilten. Schon in

Trier hatte man geklagt, daß bei ſo eiligem Rückmarſch die größte Schwierigkeit ſey Quartier zu finden, indem gar oft die einem Regiment angewieſenen Ortſchaften ſchon beſetzt gefunden werden, wodurch große Noth und Verwirrung entſtehe.

Die Ufer-Anſichten der Moſel waren längs dieſer Fahrt höchſt mannichfaltig; denn obgleich das Waſſer eigenſinnig ſeinen Hauptlauf von Südweſt nach Nordoſt richtet, ſo wird es doch, da es ein ſchikanöſes gebirgiſches Terrain durchſtreift, von beiden Seiten durch vorſpringende Winkel bald rechts bald links gedrängt, ſo daß es nur im weitläufigen Schlangengange fortwandeln kann. Deßwegen iſt denn aber auch ein tüchtiger Fährmeiſter höchſt nöthig; der unſere bewies Kraft und Gewandtheit, indem er bald hier einen vorgeſchobenen Kies zu vermeiden, ſogleich aber dort den an ſteiler Felswand berfluthenden Strom zu ſchnellerer Fahrt kühn zu benutzen wußte. Die vielen Ortſchaften zu beiden Seiten gaben den munterſten Anblick; der Weinbau, überall ſorgfältig gepflegt, ließ auf ein heiteres Volk ſchließen, das keine Mühe ſcheut den köſtlichen Saft zu erzielen. Jeder ſonnige Hügel war benutzt, bald aber bewunderten wir ſchroffe Felſen am Strom, auf deren ſchmalen vorragenden Kanten, wie auf zufälligen Natur-Terraſſen, der Weinſtock zum allerbeſten gedieh.

Wir landeten bei einem artigen Wirthshauſe, wo uns eine alte Wirthin wohl empfing, manches erduldete

Ungemach beklagte, den Emigrirten aber beſonders alles Böſe gönnte. Sie habe, ſagte ſie, an ihrem Wirthstiſche gar oft mit Grauen geſehen, wie dieſe gottesvergeſſenen Menſchen das liebe Brot kugel- und brockenweiſe ſich an den Kopf geworfen, ſo daß ſie und ihre Mägde es nachher mit Thränen zuſammengekehrt.

Und ſo ging es mit gutem Glück und Muth immer weiter hinab bis zur Dämmerung, da wir uns denn aber in das mäandriſche Flußgewinde, wie es ſich gegen die Höhen von Montreal herandrängt, verſchlungen ſahen. Nun überfiel uns die Nacht, bevor wir Trarbach erreichen oder auch nur gewahren konnten. Es ward ſtockfinſter; eingeengt wußten wir uns zwiſchen mehr oder weniger ſteilem Ufer, als ein Sturm, bisher ſchon ruckweiſe verkündigt, gewaltſam anhaltend hereinbrach; bald ſchwoll der Strom im Gegenwinde, bald wechſelten abprallende Windſtöße niederſtürzend mit wüthendem Sauſen; eine Welle nach der andern ſchlug über den Kahn, wir fühlten uns durchnäßt. Der Schiffmeiſter barg nicht ſeine Verlegenheit; die Noth ſchien immer größer, je länger ſie dauerte, und der Drang war aufs höchſte geſtiegen, als der wackere Mann verſicherte, er wiſſe weder wo er ſey noch wohin er ſteuern ſolle.

Unſer Begleiter verſtummte, ich war ſtill in mir gefaßt, wir ſchwebten in der tiefſten Finſterniß, nur manchmal wollte mir ſcheinen, daß Maſſen über mir doch noch etwas dunkler als der verfinſterte Himmel ſich dem Auge

bemerklich machten; dieß gewährte jedoch wenig Troſt und Hoffnung, zwiſchen Land und Fels eingeſchloſſen zu ſeyn drang ſich immer ängſtlicher auf. Und ſo wurden wir im Stockfinſtern lange hin und hergeworfen, bis ſich endlich in der Ferne ein Licht und damit auch Hoffnung aufthat. Nun ward nach Möglichkeit drauf los geſteuert und gerudert, wobei ſich Paul nach Kräften thätig erwies.

Endlich ſtiegen wir in Traarbach glücklich an's Land, wo man uns in einem leidlichen Gaſthofe Henne mit Reiß alſobald anbot. Ein angeſehener Kaufmann aber, die Landung von Fremden in ſo tiefer ſtürmiſcher Nacht vernehmend, nöthigte uns in ſein Haus, wo wir bei hellem Kerzenſchein, in wohlgeſchmückten Zimmern, Engliſche ſchwarze Kunſtblätter in Rahm und Glas gar zierlich aufgehangen, mit Freude, ja mit Rührung, gegen die kurz vorher erduldeten finſteren Gefährlichkeiten, begrüßend erblickten. Herr und Frau, noch junge Leute, bereiferten ſich uns gütlich zu thun; wir genoſſen des köſtlichſten Moſelweins, an dem ſich mein Gefährte, der eine Wiederherſtellung freilich am nöthigſten haben mochte, beſonders erquickte.

Paul geſtand, daß er ſchon Reck und Stiefel ausgezogen, um, wenn wir ſcheitern ſollten, uns durch Schwimmen zu erretten; wobei er ſich denn freilich nur allein möchte durchgebracht haben.

Kaum hatten wir uns getrocknet und gelegt, als es

in mir ſchon wieder zu treiben anfing und ich fortzueilen begehrte. Der freundliche Wirth wollte uns nicht entlaſſen, ſondern verlangte vielmehr, wir ſollten den morgenden Tag noch zugeben, verſprach auch von einer benachbarten Höhe die weiteſte ſchönſte Ausſicht über ein bedeutend Gelände und manches andere was uns zur Erquickung und Zerſtreuung hätte dienen können. Aber es iſt wunderbar, wie ſich der Menſch an ruhige Zuſtände gewöhnt und in denſelben verharren mag, ſo gibt es auch eine Gewöhnung zum unruhigen; es war in mir die Nöthigung zu einem rollenden Forteilen, der ich nicht gebieten konnte.

Als wir daher fortzueilen im Begriff ſtanden, nöthigte uns der wackere Mann noch zwey Matratzen auf, damit wir im Schiff wenigſtens einige Bequemlichkeit hätten: die Frau gab ſolche nicht gerne her, welches ihr, da der Barchent neu und ſchön, gar nicht zu verdenken war. Und ſo ereignet ſich's oft in Einquartierungsfällen, daß bald der eine bald der andere Gatte dem aufgedrungenen Gaſt mehr oder weniger wohl will.

Bis Coblenz ſchwammen wir ruhig hinunter und ich erinnere mich nur deutlich, daß ich am Ende der Fahrt das ſchönſte Naturbild geſehen, was mir vielleicht zu Augen gekommen. Als wir gegen die Moſel-Brücke zufuhren ſtand uns dieſes ſchwarze mächtige Bauwerk kräftig entgegen; durch die Bogen-Oeffnungen aber ſchauten die ländlichen Gebäude des Thals, über der Brückenlinie

linie ſodann das Schloß Ehrenbreitſtein im blauen Dufte durch und hervor. Rechts bildete die Stadt, an die Brücke ſich anſchließend, einen tüchtigen Vorgrund; dieſes Bild gab einen herrlichen aber nur augenblicklichen Genuß, denn wir landeten und ſchickten ſogleich gewiſſenhaft die Matratzen unverſehrt an das von den wackern Trarbachern uns bezeichnete Handelshaus.

Dem Herzog von Weimar war ein ſchönes Quartier eingeräumt, worin auch ich ein gutes Unterkommen fand; die Armee rückte nach und nach heran: die Dienerſchaft des fürſtlichen Generals traf ein und konnte nicht genug von den Unbilden erzählen, die ſie erleiden müſſen. Wir ſegneten uns die Waſſerfahrt eingeſchlagen zu haben, und die glücklich überſtandene Windsbraut ſchien nur ein geringes Uebel gegen eine ſtockende und überall gehinderte Landfahrt.

Der Fürſt ſelbſt war angekommen; um den König verſammelten ſich viele Generale; ich aber, in einſamen Spaziergängen den Rhein hin, wiederholte mir die wunderlichen Ereigniſſe der vergangenen Wochen.

Ein Franzöſiſcher General, Lafayette, Haupt einer großen Partey, vor kurzem der Abgott ſeiner Nation, des vollkommenſten Vertrauens der Soldaten genießend, lehnt ſich gegen die Obergewalt auf, die allein nach Ge-

fangennehmung des Königs das Reich repräſentirt; er entflieht, ſeine Armee, nicht ſtärker als dreyundzwanzigtauſend Mann, bleibt ohne General und Oberofficiere, desorganiſirt, beſtürzt.

Zur ſelbigen Zeit betritt ein mächtiger König, mit einem achtzigtauſend Mann ſtarken verbündeten Heere, den Boden von Frankreich, zwey befeſtigte Städte, nach geringem Zaudern, ergeben ſich.

Nun erſcheint ein wenig gekannter General, Dumouriez; ohne jemals einen Oberbefehl geführt zu haben, nimmt er, gewandt und klug, eine ſehr ſtarke Stellung; ſie wird durchbrochen und doch erreicht er eine zweyte, wird auch daſelbſt eingeſchloſſen und zwar ſo daß der Feind ſich zwiſchen ihn und Paris ſtellt.

Aber ſonderbar verwickelte Zuſtände werden durch anhaltendes Regenwetter herbeigeführt; das furchtbare alliirte Heer, nicht weiter als ſechs Stunden von Chalons, und zehn von Rheims, ſieht ſich abgehalten dieſe beiden Orte zu gewinnen, bequemt ſich zum Rückzug, räumt die zwey eroberten Plätze, verliert über ein Drittel ſeiner Mannſchaft und davon höchſtens zwey tauſend durch die Waffen, und ſieht ſich nun wieder am Rheine. Alle dieſe Begegniſſe, die an das Wunderbare gränzen, ereignen ſich in weniger als ſechs Wochen, und Frankreich iſt aus der größten Gefahr gerettet, deren ſeine Jahrbücher jemals gedenken.

Vergegenwärtige man ſich nun die vielen tauſend Theilnehmer an ſolchem Mißgeſchick, denen das grimmige Leibes- und Seelenleiden einiges Recht zur Klage zu geben ſchien, ſo wird man ſich leicht vorſtellen, daß nicht alles im Stillen abgethan ward, und ſo ſehr man ſich auch vorzuſehen gedachte, doch aus einem vollen Herzen der Mund zu Zeiten überging.

Und ſo begegnete denn auch mir, daß ich an großer Tafel neben einem alten trefflichen General ſaß und vom vergangenen zu ſprechen mich nicht ganz enthielt, worauf er mir, zwar freundlich aber mit gewiſſer Beſtimmtheit antwortete: erzeigen Sie mir morgen früh die Ehre mich zu beſuchen, da wir uns hierüber freundlich und aufrichtig beſprechen wollen. Ich ſchien es anzunehmen, blieb aber aus und gelobte mir innerlich das gewohnte Stillſchweigen ſobald nicht wieder zu brechen.

Auf der Waſſerfahrt ſo wie auch in Coblenz hatte ich manche Bemerkung gemacht zum Vortheil meiner chromatiſchen Studien; beſonders war mir über die epoptiſchen Farben ein neues Licht aufgegangen, und ich konnte immer mehr hoffen, die phyſiſchen Erſcheinungen in ſich zu verknüpfen, und ſie von andern abzuſondern, mit denen ſie in entfernterer Verwandtſchaft zu ſtehen ſchienen.

Auch kam mir des treuen Kämmerier Wagner Tagebuch zu Ergänzung des meinigen gar wohl zu ſtatten,

das ich in den letzten Tagen ganz und gar vernachläſſigt hatte.

Des Herzogs Regiment war herangekommen, und kantonnirte in den Dörfern gegen Neuwied über. Hier bewies der Fürſt die väterlichſte Sorgfalt für ſeine Untergebenen; jeder Einzelne durfte ſeine Noth klagen, und ſo viel nur möglich ward abgeſtellt und nachgeholfen. Lieutenant von Flotho, in der Stadt auf Commando ſtehend, und dem Wohlthäter am nächſten, erwies ſich thätig und hülfreich. Dem Hauptbedürfniß an Schuhen und Stiefeln wurde dadurch abgeholfen, daß man Leder kaufte, und die im Regimente ſich findenden Schuſter unter den Meiſtern der Stadt arbeiten ließ. Auch für Reinlichkeit und Zierde war geſorgt, gelbe Kreide angeſchafft, die Collets geſäubert und gefärbt, und unſere Reiter trabten wieder ganz ſchmuck einher.

Meine Studien jedoch ſowohl als die heitere Unterhaltung mit den Canzley- und Hausgenoſſen wurden gar ſehr belebt, durch den Ehrenwein, welcher von trefflicher Moſelſorte unſerem Fürſten vom Stadtrathe gereicht ward, und welchen wir, da der Fürſt meiſt auswärts ſpeiſ'te, zu genießen die Erlaubniß hatten. Als wir Gelegenheit fanden, einem von den Gebern darüber ein Compliment zu machen, und dankbar anerkannten, daß ſie ſich bei ſolcher Gelegenheit, um unſert willen, mancher guten Flaſche berauben wollen, vernahmen wir die

Erwiderung: daß ſie uns dieß und noch viel mehr gönnten, und nur die Fäſſer bedauerten, welche ſie an die Emigrirten wenden müſſen, welche zwar viel Geld, aber auch viel Unheil über die Stadt gebracht, ja den Zuſtand derſelben völlig umgekehrt; beſonders aber wollte man ihr Betragen gegen den Fürſten nicht rühmen, an deſſen Stelle ſie ſich gewiſſermaßen geſetzt, und gegen ſeinen Willen kühnlich Unverantwortliches unternommen.

In der letzten Unheil drohenden Zeit war er auch nach Regensburg abgereiſ't, und ich ſchlich, zu ſchöner heiterer Mittagsſtunde, an ſein Schloß hin, das auf dem linken Rheinufer, etwas oberhalb der Stadt, wunderſchön, ſeitdem ich dieſe Gegend nicht betreten, aus der Erde gewachſen war. Es ſtand einſam, und als die allerneuſte, wenn auch nicht architektoniſche doch politiſche Ruine da, und ich hatte nicht den Muth, mir von dem umherwandelnden Schloßvogt den Eingang zu gewinnen. Wie ſchön war die nähere und weitere Umgebung, wie angebaut und gartenreich der Raum zwiſchen Schloß und Stadt; die Ausſicht den Rhein ſtromauf ruhig und beſänftigend, gegen Stadt und Feſtung aber prächtig und aufregend.

In der Abſicht, mich überſetzen zu laſſen, ging ich zur fliegenden Brücke, ward aber aufgehalten, oder hielt mich vielmehr ſelbſt auf, in Beſchauung eines Oeſtreichiſchen Wagentransportes, welcher nach und nach überge-

ſetzt wurde. Hier ereignete ſich ein Streit zwiſchen einem Preußiſchen und Oeſtreichiſchen Unterofficier, welcher den Charakter beider Nationen klar in's Licht ſetzte.

Vom Oeſtreicher, der hieher poſtirt war, um die mögliche ſchnelle Ueberfahrt der Wagen-Colonne zu beaufſichtigen, aller Verwirrung vorzubeugen, und deßhalb kein anderes Fuhrwerk dazwiſchen zu laſſen, verlangte der Preuße heftig eine Ausnahme für ſein Wägelchen, auf welchem Frau und Kind mit einigen Habſeligkeiten gepackt waren. Mit großer Gelaſſenheit verſagte der Oeſtreicher die Forderung, auf die Ordre ſich berufend, die ihm dergleichen ausdrücklich verbiete; der Preuße ward heftiger, der Oeſtreicher wo möglich gelaſſener; er litt keine Lücke in der ihm empfohlenen Colonne, und der andere fand ſich einzudrängen keinen Raum. Endlich ſchlug der Zudringliche an ſeinen Säbel, und forderte den Widerſtehenden heraus; mit Drohen und Schimpfen wollte er ſeinen Gegner in's nächſte Gäßchen bewegen, um die Sache daſelbſt auszumachen; der höchſt ruhige verſtändige Mann aber, der die Rechte ſeines Poſtens gar wohl kannte, rührte ſich nicht, und hielt Ordnung nach wie vor.

Ich wünſchte dieſe Scene wohl von einem Charakterzeichner aufgefaßt: denn wie im Betragen ſo auch in Geſtalt unterſchieden ſich beide; der Gelaſſene war ſtäm-

mig und ſtark, der Wüthende, denn zuletzt erwies er ſich ſo, hager, lang, ſchmächtig und rührig.

Die auf dieſen Spazierweg zu verwendende Zeit war zum Theil ſchon verſtrichen, und mir vertrieb die Furcht vor ähnlichen Retardationen bei der Rückkehr jede Luſt das ſonſt ſo geliebte Thal zu beſuchen, das doch nur das Gefühl ſchmerzlichen Entbehrens erregt, und mich fruchtlos zu Betrachtung früherer Jahre aufgeregt hätte; doch ſtand ich lange hinüber ſchauend, friedlicher Zeiten mitten im verwirrenden Wechſel irdiſcher Ereigniſſe treulich eingedenk.

Und ſo traf es zufällig, daß ich von den Maßregeln zum ferneren Feldzuge auf dem rechten Ufer näher unterrichtet ward. Des Herzogs Regiment rüſtete ſich hinüber zu ziehen; der Fürſt ſelbſt mit ſeiner ganzen Umgebung ſollte folgen. Mir bangte vor jeder Fortſetzung des kriegeriſchen Zuſtandes, und das Fluchtgefühl ergriff mich abermals. Ich möchte dieß ein umgekehrtes Heimweh nennen, eine Sehnſucht in's Weite, ſtatt in's Enge. Ich ſtand; der herrliche Fluß lag vor mir, er gleitete ſo ſanft und lieblich hinunter, in ausgedehnter breiter Landſchaft; er floß zu Freunden, mit denen ich, trotz manchem Wechſeln und Wenden, immer treu verbunden geblieben. Mich verlangte aus der fremden gewaltſamen Welt an Freundesbruſt, und ſo miethete ich, nach erhaltenem Urlaub, eilig einen Kahn bis Düſſeldorf; meine

noch immer zurückbleibende Chaise Coblenzer Freunden empfehlend, mit Bitte sie mir hinabwärts zu spediren.

Als ich nun mit meinen Habseligkeiten mich eingeschifft und sogleich auf dem Strome dahin schwimmen sah, begleitet vom getreuen Paul und einem blinden Passagier, welcher gelegentlich zu rudern sich verband, hielt ich mich für glücklich, und von allem Uebel befreit.

Indessen standen noch einige Abenteuer bevor. Wir hatten nicht lange flußabwärts gerudert, als zu bemerken war, daß der Kahn ein starkes Leck haben müsse, indem der Fährmann von Zeit zu Zeit das Wasser fleißig ausschöpfte. Und nun entdeckte sich erst, daß wir, bei übereilt unternommener Fahrt, nicht bedacht hatten, wie auf die weite Strecke hinab, von Coblenz bis Düsseldorf, der Schiffer nur ein altes Boot zu nehmen pflegt, um es unten als Brennholz zu verkaufen, und, sein Fährgeld in der Tasche, ganz leicht nach Hause zu wandern.

Indessen fuhren wir getrost dahin. Eine sternhelle, doch sehr kalte Nacht begünstigte unsere Fahrt, als auf einmal der fremde Ruderer verlangte an's Land gesetzt zu werden, und sich mit dem Schiffer zu streiten anfing, an welcher Stelle es denn eigentlich für den Wandrer am vortheilhaftesten sey, worüber sie sich nicht vereinigen konnten.

Unter diesen Händeln, die mit Heftigkeit geführt wurden, stürzte unser Fährmann in's Wasser, und wurde

nur mit Mühe herausgezogen. Nun konnte er bei heller klarer Nacht nicht mehr aushalten, und bat dringend um die Erlaubniß, bei Bonn anfahren zu dürfen, um sich zu trocknen und zu erwärmen. Mein Diener ging mit ihm in eine Schifferkneipe, ich aber beharrte unter freiem Himmel zu bleiben, und ließ mir ein Lager auf Mantelsack und Portefeuille bereiten. So groß ist die Macht der Gewohnheit, daß mir, der ich die letzten sechs Wochen fast immer unter freiem Himmel zugebracht hatte, vor Dach und Zimmer graute. Dießmal aber entstand daraus für mich ein neues Unheil, welches man freilich hätte vorhersehen sollen: den Kahn hatte man zwar so weit als möglich auf den Strand gezogen, aber nicht so weit, daß er nicht durch das Leck noch hätte Wasser einnehmen können.

Nach einem tiefen Schlafe fand ich mich mehr als erfrischt, denn das Wasser war bis zu meinem Lager gedrungen, und hatte mich und meine Habseligkeiten durchnäßt. Ich war daher genöthigt aufzustehen, das Wirthshaus aufzusuchen, und mich in Tabak schmauchender, Glühwein schlürfender Gesellschaft, so gut als möglich zu trocknen; worüber denn der Morgen ziemlich heran kam und eine verspätete Reise durch frisches Rudern eifrig beschleunigt wurde.

Zwiſchenrede.

Wenn ich mich nun ſo, in der Erinnerung, den Rhein hinunter ſchwimmen ſehe, wüßt' ich nicht genau zu ſagen, was in mir vorging. Der Anblick eines friedlichen Waſſerſpiegels, das Gefühl der bequemen Fahrt auf demſelben, ließ mich nach der kurz vergangenen Zeit zurückſchauen, wie auf einen böſen Traum, von dem ich mich ſo eben erwacht fände; ich überließ mich den heiterſten Hoffnungen eines nächſten gemüthlichen Zuſammenſeyns.

Nun aber, wenn ich mitzutheilen fortfahren ſoll, muß ich eine andere Behandlung wählen, als dem bisherigen Vortrag wohl geziemte: denn wo Tag für Tag das Bedeutendſte vor unſern Augen vorgeht, wenn wir mit ſo viel Tauſenden leiden und fürchten und nur furchtſam hoffen, dann hat die Gegenwart ihren entſchiedenen Werth, und, Schritt vor Schritt vorgetragen, erneut ſie das Vergangene, indem ſie auf die Zukunft hindeutet.

Was aber in geſelligen Cirkeln ſich ereignet, kann nur aus einer ſittlichen Folge der Aeußerungen innerlicher Zuſtände begriffen werden; die Reflexion iſt hier an ihrer Stelle, der Augenblick ſpricht nicht für ſich

ſelbſt, Andenken an das Vergangene, ſpätere Betrachtungen müſſen ihn dolmetſchen.

Wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte, und mich vom Tag zum Tage führen ließ, wobei ich mich, beſonders die letzten Jahre, nicht übel befand, ſo hatte ich die Eigenheit, niemals weder eine nächſt zu erwartende Perſon, noch eine irgend zu betretende Stelle vorauszudenken, ſondern dieſen Zuſtand unvorbereitet auf mich einwirken zu laſſen. Der Vortheil der daraus entſteht iſt groß; man braucht von einer vorgefaßten Idee nicht wieder zurück zu kommen, nicht ein ſelbſtbeliebig gezeichnetes Bild wieder auszulöſchen, und mit Unbehagen die Wirklichkeit an deſſen Stelle aufzunehmen; der Nachtheil dagegen mag wohl hervortreten, daß wir mit Unbewußtſeyn in wichtigen Augenblicken nur herumtaſten und uns nicht gerade in jeden ganz unvorhergeſehenen Zuſtand aus dem Stegreife zu finden wiſſen.

In eben dem Sinne war ich auch niemals aufmerkſam, was meine perſönliche Gegenwart und Geiſtes-Stimmung auf die Menſchen wirke, da ich denn oft ganz unerwartet fand, daß ich Neigung oder Abneigung und ſogar oft beides zugleich erregte.

Wollte man nun auch dieſes Betragen als eine individuelle Eigenheit weder loben noch tadeln, ſo muß doch bemerkt werden, daß ſie im gegenwärtigen Falle gar wunderliche Phänomene und nicht immer die erfreulichſten hervorbrachte.

Ich war mit jenen Freunden ſeit vielen Jahren nicht zuſammengekommen, ſie hatten ſich getreu an ihrem Lebensgange gehalten, dagegen mir das wunderbare Loos beſchieden war, durch manche Stufen der Prüfung, des Thuns und Duldens durchzugehen, ſo daß ich, in eben der Perſon beharrend, ein ganz anderer Menſch geworden, meinen alten Freunden faſt unkenntlich auftrat.

Es würde ſchwer halten, auch in ſpäteren Jahren, wo eine freiere Ueberſicht des Lebens gewonnen iſt, ſich genaue Rechenſchaft von jenen Uebergängen abzulegen, die bald als Vorſchritt, bald als Rückſchritt erſcheinen, und doch alle dem gottgeführten Menſchen zu Nutz und Frommen gereichen müſſen. Ungeachtet ſolcher Schwierigkeiten aber will ich, meinen Freunden zu Liebe, einige Andeutung verſuchen.

Der ſittliche Menſch erregt Neigung und Liebe nur in ſo fern, als man Sehnſucht an ihm gewahr wird; ſie drückt Beſitz und Wunſch zugleich aus, den Beſitz eines zärtlichen Herzens, und den Wunſch ein gleiches in andern zu finden; durch jenes ziehen wir an, durch dieſes geben wir uns hin.

Das Sehnſüchtige das in mir lag, das ich in früheren Jahren vielleicht zu ſehr gehegt, und bei fortſchreitendem Leben kräftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen, und er ſuchte deßhalb die volle endliche Befriedigung. Das Ziel meiner innigſten Sehnſucht, deren Qual mein ganzes

Inneres erfüllte, war Italien, deſſen Bild und Gleichniß mir viele Jahre vergebens vorſchwebte, bis ich endlich durch kühnen Entſchluß die wirkliche Gegenwart zu faſſen mich erdreiſtete. In jenes herrliche Land ſind mir meine Freunde gern auch in Gedanken gefolgt, ſie haben mich auf Hin- und Herwegen begleitet, möchten ſie nun auch nächſtens den längern Aufenthalt daſelbſt mit Neigung theilen und von dort mich wieder zurückbegleiten, da ſich alsdann manches Problem faßlicher auflöſen wird.

In Italien fühlt' ich mich nach und nach kleinlichen Vorſtellungen entriſſen, falſchen Wünſchen entboben und an die Stelle der Sehnſucht nach dem Lande der Künſte ſetzte ſich die Sehnſucht nach der Kunſt ſelbſt; ich war ſie gewahr geworden, nun wünſcht' ich ſie zu durchdringen.

Das Studium der Kunſt wie das der alten Schriftſteller gibt uns einen gewiſſen Halt, eine Befriedigung in uns ſelbſt; indem ſie unſer Inneres mit großen Gegenſtänden und Geſinnungen füllt, bemächtigt ſie ſich aller Wünſche die nach außen ſtrebten, legt aber jedes würdige Verlangen im ſtillen Buſen; das Bedürfniß der Mittheilung wird immer geringer, und wie Mahlern, Bildhauern, Baumeiſtern, ſo geht es auch dem Liebhaber; er arbeitet einſam, für Genüſſe die er mit andern zu theilen kaum in den Fall kommt.

Aber zu gleicher Zeit ſollte mich noch eine Ableitung

der Welt entfremden und zwar die entschiedenste Wendung gegen die Natur, zu der ich aus eigenstem Trieb auf die individuellste Weise hingelenkt worden. Hier fand ich weder Meister noch Gesellen und mußte selbst für alles stehen. In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen der dunklen Kammer wär' ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die Römischen Elegien, die Venezianischen Epigramme fallen in diese Zeit.

Nun aber sollte mir auch ein Vorgeschmack kriegerischer Unternehmungen werden: denn, der Schlesischen durch den Reichenbacher Congreß geschlichteten Campagne beizuwohnen beordert, hatte ich mich in einem bedeutenden Lande durch manche Erfahrung aufgeklärt und erhoben gesehen und zugleich durch anmuthige Zerstreuung hin und her gaukeln lassen, indessen das Unheil der Französischen Staatsumwälzung sich immer weiter verbreitend, jeden Geist, er mochte hin denken und sinnen wohin er wollte, auf die Oberfläche der europäischen Welt zurückforderte und ihm die grausamsten Wirklichkeiten aufdrang. Rief mich nun gar die Pflicht, meinen Fürsten und Herrn erst in die bedenklichen, bald aber traurigen Ereignisse des Tags abermals hineinzubegleiten und das unerfreuliche, das ich nur gemäßigt meinen Lesern mitzutheilen gewagt, männlich zu er-

dulden, ſo hätte alles was noch Zartes und Herzliches ſich in's Innerſte zurückgezogen hatte, auslöſchen und verſchwinden mögen.

Faſſe man dieß alles zuſammen, ſo wird der Zuſtand, wie er nachſtehend ſkizzenhaft verzeichnet iſt, nicht ganz räthſelhaft erſcheinen, welches ich um ſo mehr wünſchen muß, da ich ungern dem Trieb widerſtehe, dieſe vor vielen Jahren flüchtig verfaßten Blätter nach gegenwärtiger Einſicht und Ueberzeugung umzuſchreiben.

Pempelfort, November 1792.

Es war ſchon finſter, als ich in Düſſeldorf landete und mich daher mit Laternen nach Pempelfort bringen ließ, wo ich nach augenblicklicher Ueberraſchung die freundlichſte Aufnahme fand; vielfaches Hin- und Herſprechen, wie ein ſolches Wiederſehen aufregt, nahm einen Theil der Nacht hinweg.

Den nächſten Tag war ich durch Fragen, Antworten und Erzählen bald eingewohnt; der unglückliche Feldzug gab leider genugſame Unterhaltung, niemand hatte ſich den Ausgang ſo traurig gedacht. Aber auch ausſprechen konnte niemand die tiefe Wirkung eines beinahe vierwöchentlichen furchtbaren Schweigens; die ſich immer ſteigernde Ungewißheit bei dem Mangel aller Nachrichten. Eben als wäre das alliirte Heer von der Erde

verſchlungen worden, ſo wenig verlautete von demſelben; jederman in eine gräßliche Leere hineinblickend war von Furcht und Aengſten gepeinigt, und nun erwartete man mit Entſetzen die Kriegsläufte ſchon wieder in den Niederlanden, man ſah das linke Rheinufer und zugleich das rechte bedroht.

Von ſolchen Betrachtungen zerſtreuten uns moraliſche und literariſche Verhandlungen, wobei mein Realismus zum Vorſchein kommend die Freunde nicht ſonderlich erbaute.

Ich hatte ſeit der Revolution, mich von dem wilden Weſen einigermaßen zu zerſtreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reiſe von ſieben Brüdern verſchiedener Art, jeder nach ſeiner Weiſe dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mährchenhaft, verworren, Ausſicht und Abſicht verbergend, ein Gleichniß unſers eignen Zuſtandes. Man verlangte eine Vorleſung, ich ließ mich nicht viel bitten und rückte mit meinen Heften hervor; aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit um zu bemerken daß niemand davon erbaut ſey. Ich ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuſcript auf ſich ſelbſt beruhen.

Meine Freunde jedoch, die ſich in ſo veränderte Geſinnung nicht gleich ergeben wollten, verſuchten mancherlei, um frühere Gefühle durch ältere Arbeiten wieder hervorzurufen, und gaben mir Iphigenien zur abend-

lichen

lichen Vorleſung in die Hand; das wollte mir aber gar nicht munden, dem zarten Sinne fühlt' ich mich entfremdet, auch von andern vorgetragen war mir ein ſolcher Anklang läſtig. Indem aber das Stück gar bald zurückgelegt ward, ſchien es, als wenn man mich durch einen höhern Grad von Folter zu prüfen gedenke. Man brachte Oedipus auf Kolonos, deſſen erhabene Heiligkeit meinem gegen Kunſt, Natur und Welt gewendeten, durch eine ſchreckliche Campagne verhärteten Sinn ganz unerträglich ſchien; nicht hundert Zeilen hielt ich aus. Da ergab man ſich denn wohl in die Geſinnung des veränderten Freundes, fehlte es doch nicht an ſo mancherlei Anhaltepuncten des Geſprächs.

Aus den frühern Zeiten Deutſcher Literatur ward manches Einzelne erfreulich hervorgerufen, niemals aber drang die Unterhaltung in einen tieferen Zuſammenhang, weil man Merkmale ungleicher Geſinnung vermeiden wollte. Soll ich irgend etwas Allgemeines hier einſchalten, ſo war es ſchon ſeit zwanzig Jahren wirklich eine merkwürdige Zeit, wo bedeutende Exiſtenzen zuſammentrafen und Menſchen von einer Seite ſich an einander ſchloſſen, obgleich von der andern höchſt verſchieden; jeder brachte einen hohen Begriff von ſich ſelbſt zur Geſellſchaft und man ließ ſich eine wechſelſeitige Verehrung und Schonung gern gefallen.

Das Talent befeſtigte ſeinen erworbenen Beſitz einer allgemeinen Achtung, durch geſellige Verbindungen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16256382

wußte man ſich zu hegen und zu fördern, die errungenen Vortheile wurden nicht mehr durch Einzelne ſondern durch eine übereinſtimmende Mehrheit erhalten. Daß hiebei eine Art Abſichtlichkeit durchwalten mußte lag in der Sache; ſo gut wie andere Weltkinder verſtanden ſie eine gewiſſe Kunſt in ihre Verhältniſſe zu legen, man verzieh ſich die Eigenheiten, eine Empfindlichkeit hielt der andern die Wage und die wechſelſeitigen Mißverſtändniſſe blieben lange verborgen.

Zwiſchen dieſem allen hatte ich einen wunderlichen Stand, mein Talent gab mir einen ehrenvollen Platz in der Geſellſchaft, aber meine heftige Leidenſchaft für das was ich als wahr und naturgemäß erkannte, erlaubte ſich manche gebäſſige Ungezogenheit gegen irgend ein ſcheinbar falſches Streben; weßwegen ich mich auch mit den Gliedern jenes Kreiſes zu Zeiten überwarf, ganz oder halb verſöhnte, immer aber im Dünkel des Rechthabens auf meinem Wege fort ging. Dabei behielt ich etwas von der Ingenuität des Voltaire'ſchen Huronen noch im ſpäteren Alter, ſo daß ich zugleich unerträglich und liebenswürdig ſeyn konnte.

Ein Feld jedoch, in welchem man ſich mit mehr Freiheit und Uebereinſtimmung erging, war die weſtliche, um nicht zu ſagen Franzöſiſche, Literatur. Jacobi, indem er ſeinen eigenen Weg wandelte, nahm doch Kenntniß von allem Bedeutenden, und die Nachbarſchaft der Niederlande trug viel dazu bei, ihn nicht allein literariſch

ſondern auch perſönlich in jenen Kreis zu ziehen. Er war ein ſehr wohl geſtalteter Mann, von den vortheilhafteſten Geſichtszügen, von einem zwar gemeſſenen aber doch höchſt gefälligen Betragen, beſtimmt in jedem gebildeten Kreiſe zu glänzen.

Wunderſam war jene Zeit, die man ſich kaum wieder vergegenwärtigen könnte; Voltaire hatte wirklich die alten Bande der Menſchheit aufgelöſ't, daher entſtand in guten Köpfen eine Zweifelſucht an dem was man ſonſt für würdig gehalten hatte. Wenn der Philoſoph von Fernen ſeine ganze Bemühung dahin richtete, den Einfluß der Geiſtlichkeit zu mindern und zu ſchwächen und hauptſächlich Europa im Auge behielt, ſo erſtreckte de Paw ſeinen Eroberungsgeiſt über fernere Welttheile; er wollte weder Chineſen noch Aegyptern die Ehre gönnen, die ein vieljähriges Vorurtheil auf ſie gehäuft hatte. Als Canonicus von Xanten, Nachbar von Düſſeldorf, unterhielt er ein freundſchaftliches Verhältniß mit Jacobi; und wie mancher andere wäre nicht hier zu nennen?

Und ſo wollen wir doch noch Hemſterhuis einführen, welcher der Fürſtin Galizin ergeben in dem benachbarten Münſter viel verweilte. Dieſer ging nun von ſeiner Seite mit Geiſtesverwandten auf zartere Beruhigung, auf ideelle Befriedigung aus, und neigte ſich mit Platoniſchen Geſinnungen der Religion zu.

Bei dieſen fragmentariſchen Erinnerungen muß ich auch noch Diderots gedenken, des heftigen Dialektikers,

der sich auch eine Zeitlang in Pempelfort als Gast sehr wohl gefiel und mit großer Freimüthigkeit seine Paradoren behauptete.

Auch waren Rousseau's auf Naturzustände gerichtete Aussichten diesem Kreise nicht fremd, welcher nichts ausschloß, also auch mich nicht, ob er mich gleich eigentlich nur duldete.

Denn wie die äußere Literatur auf mich in jüngeren Jahren gewirkt, ist an mehreren Orten schon angedeutet. Fremdes konnt' ich wohl in meinen Nutzen verwenden, aber nicht aufnehmen, deßhalb ich mich denn über das Fremde mit andern eben so wenig zu verständigen vermochte. Eben so wunderlich sah es mit der Production aus; diese hielt immer gleichen Schritt mit meinem Lebensgange, und da dieser selbst für meine nächsten Freunde meist ein Geheimniß blieb, so wußte man selten mit einem meiner neuen Producte sich zu befreunden, weil man denn doch etwas Aehnliches zu dem schon Bekannten erwartete.

War ich nun schon mit meinen sieben Brüdern übel angekommen, weil sie Schwester Iphigenien nicht im mindesten glichen, so merkt' ich wohl daß ich die Freunde durch meinen Groß-Cophta, der längst gedruckt war, sogar verletzt hatte; es war die Rede nicht davon und ich bätete mich sie darauf zu bringen. Indessen wird man mir gestehen, daß ein Autor, der in der Lage ist seine

neuſten Werke nicht vortragen oder darüber reden zu dürfen, ſich ſo peinlich fühlen muß wie ein Componiſt der ſeine neuſten Melodien zu wiederholen ſich gehindert fühlte.

Mit meinen Naturbetrachtungen wollte es mir kaum beſſer glücken; die ernſtliche Leidenſchaft womit ich dieſem Geſchäft nachhing konnte niemand begreifen, niemand ſah wie ſie aus meinem Innerſten entſprang; ſie hielten dieſes löbliche Beſtreben für einen grillenhaften Irrthum; ihrer Meinung nach konnt' ich was Beſſeres thun und meinem Talent die alte Richtung laſſen und geben. Sie glaubten ſich hiezu um deſto mehr berechtigt, als meine Denkweiſe ſich an die ihrige nicht anſchloß, vielmehr in den meiſten Puncten gerade das Gegentheil ausſprach. Man kann ſich keinen iſolirtern Menſchen denken als ich damals war und lange Zeit blieb. Der Hylozoiſmus, oder wie man es nennen will, dem ich anhing und deſſen tiefen Grund ich in ſeiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich, ja unleidſam gegen jene Denkweiſe, die eine todte, auf welche Art es auch ſey, auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntniß aufſtellte. Ich hatte mir aus Kant's Naturwiſſenſchaft nicht entgehen laſſen, daß Anziehungs- und Zurückſtoßungskraft zum Weſen der Materie gehören und keine von der andern im Begriff der Materie getrennt werden könne; daraus ging mir die Urpolarität aller Weſen hervor, welche die unendliche

Mannichfaltigkeit der Erscheinungen durchdringt und belebt.

Schon bei dem früheren Besuche der Fürstin Galizin mit Fürstenberg und Hemsterhuis in Weimar hatte ich dergleichen vorgebracht, ward aber als wie mit gotteslästerlichen Reden bei Seite und zur Ruhe gewiesen.

Man kann es keinem Kreise verdenken, wenn er sich in sich selbst abschließt; und das thaten meine Freunde zu Pempelfort redlich. Von der schon ein Jahr gedruckten Metamorphose der Pflanzen hatten sie wenig Kenntniß genommen, und wenn ich meine morphologischen Gedanken, so geläufig sie mir auch waren, in bester Ordnung und wie es mir schien bis zur kräftigsten Ueberzeugung vortrug, so mußte ich doch leider bemerken, daß die starre Vorstellungsart: nichts könne werden als was schon sey, sich aller Geister bemächtigt habe. In Gefolg dessen mußt' ich denn auch wieder hören: daß alles Lebendige aus dem Ey komme, worauf ich denn mit bitterm Scherze die alte Frage hervorhob: ob denn die Henne oder das Ey zuerst gewesen? Die Einschachtelungs-Lehre schien so plausibel und die Natur mit Bonnet zu contempliren höchst erbaulich.

Von meinen Beiträgen zur Optik hatte auch etwas verlautet, und ich ließ mich nicht lange bitten die Gesellschaft mit einigen Phänomenen und Versuchen zu unterhalten, wo mir denn ganz neues vorzubringen nicht schwer fiel: denn alle Personen, so gebildet sie auch wa-

ren, hatten das gespaltene Licht eingelernt und wollten leider das lebendige, woran sie sich erfreuten, auf jene todte Hypothese zurückgeführt wissen.

Doch ließ ich mir dergleichen eine Zeit lang gern gefallen, denn ich hielt niemals einen Vortrag ohne daß ich dabei gewonnen hätte; gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue Lichter auf, und ich erfand im Fluß der Rede am gewissesten.

Freilich konnte ich auf diese Weise nur didaktisch und dogmatisch verfahren, eine eigentlich dialektische und conversirende Gabe war mir nicht verliehen. Oft aber trat auch eine böse Gewohnheit hervor, deren ich mich anklagen muß: da mir das Gespräch, wie es gewöhnlich geführt wird, höchst langweilig war, indem nichts als beschränkte, individuelle Vorstellungsarten zur Sprache kamen, so pflegte ich den unter Menschen gewöhnlich entspringenden bornirten Streit durch gewaltsame Paradoxe aufzuregen und an's äußerste zu führen. Dadurch war die Gesellschaft meist verletzt und in mehr als Einem Sinne verdrießlich. Denn oft, um meinen Zweck zu erreichen, mußt' ich das böse Princip spielen, und da die Menschen gut seyn und auch mich gut haben wollten, so ließen sie es nicht durchgehen; als Ernst konnte man es nicht gelten lassen, weil es nicht gründlich, als Scherz nicht, weil es zu herb war; zuletzt nannten sie mich einen umgekehrten Heuchler und versöhnten sich bald wieder mit mir. Doch kann ich nicht läugnen, daß ich durch

diese böse Manier mir manche Person entfremdet, andere zu Feinden gemacht habe.

Wie mit dem Zauberstäbchen jedoch konnte ich sogleich alle bösen Geister vertreiben, wenn ich von Italien zu erzählen anfing. Auch dahin war ich unvorbereitet, unvorsichtig gegangen; Abenteuer fehlten keineswegs, das Land selbst, seine Anmuth und Herrlichkeit hatte ich mir völlig eingeprägt; mir war Gestalt, Farbe, Haltung jener vom günstigsten Himmel umschienenen Landschaft noch unmittelbar gegenwärtig. Die schwachen Versuche eigenen Nachbildens hatten das Gedächtniß geschärft, ich konnte beschreiben als wenn ich's vor mir sähe; von belebender Staffage wimmelte es durch und durch, und so war jederman von den lebhaft vorbeigeführten Bilderzügen zufrieden, manchmal entzückt.

Wünschenswerth wäre nunmehr, daß man, um die Anmuth des Pempelforter Aufenthalts vollkommen darzustellen, auch die Oertlichkeit, worin dieß alles verging, klar vergegenwärtigen könnte. Ein freistehendes geräumiges Haus, in der Nachbarschaft von weitläufigen wohlgehaltenen Gärten, im Sommer ein Paradies, auch im Winter höchst erfreulich. Jeder Sonnenblick ward in reinlicher, freier Umgebung genossen; Abends oder bei ungünstigem Wetter zog man sich gern in die schönen großen Zimmer zurück, die behaglich, ohne Prunk ausgestattet, eine würdige Scene jeder geistreichen Unterhaltung darboten. Ein großes Speisezimmer, zahlreicher

Familie und nie fehlenden Gästen geräumig, heiter und bequem, lud an eine lange Tafel, wo es nicht an wünschenswerthen Speisen fehlte. Hier fand man sich zusammen, der Hauswirth immer munter und aufregend, die Schwestern wohlwollend und einsichtig, der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter und an die früheren Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte. Heinse, mit zur Familie gehörig, verstand Scherze jeder Art zu erwidern; es gab Abende wo man nicht aus dem Lachen kam.

Die wenigen einsamen Stunden, die mir in diesem gastfreisten aller Häuser übrig blieben, wendete ich im Stillen an eine wunderliche Arbeit. Ich hatte während der Campagne, neben dem Tagebuch, poetische Tagesbefehle, satyrische Ordres du jour aufgezeichnet, nun wollte ich sie durchsehen und redigiren; allein ich bemerkte bald, daß ich mit kurzsichtigem Dünkel manches falsch gesehen und unrichtig beurtheilt habe, und da man gegen nichts strenger ist als gegen erst abgelegte Irrthümer, es auch bedenklich schien dergleichen Papiere irgend einem Zufall auszusetzen, so vernichtete ich das ganze Heft, in einem lebhaften Steinkohlenfeuer; worüber ich mich nun in so fern betrübe, als es mir jetzt viel Werth zur Einsicht in den Gang der Vorfälle und die Folge meiner Gedanken darüber seyn würde.

In dem nicht weit entfernten Düsseldorf wurden fleißige Besuche gemacht bei Freunden die zu dem Pempelforter Cirkel gehörten; auf der Galerie war die gewöhnliche Zusammenkunft. Dort ließ sich eine entschiedene Neigung für die Italiänische Schule spüren, man zeigte sich höchst ungerecht gegen die Niederländische; freilich war der hohe Sinn der ersten anziehend, edle Gemüther hinreißend. Einst hatten wir uns lange in dem Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer aufgehalten, als wir heraustraten hing die Himmelfahrt von Guido gerade gegenüber, da rief einer begeistert aus: „ist es einem nicht zu Muthe, als wenn man aus einer Schenke in gute Gesellschaft käme!“ An meinem Theil konnt' ich mir gefallen lassen, daß die Meister, die mich noch vor kurzem über den Alpen entzückt, sich so herrlich zeigten und leidenschaftliche Bewunderung erweckten; doch sucht' ich mich auch mit den Niederländern bekannt zu machen, deren Tugenden und Vorzüge im höchsten Grade sich hier den Augen darstellten, ich fand mir Gewinn für's ganze Leben.

Was mir aber noch mehr auffiel, war daß ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich in die hohen Stände verbreitet hatte; man schien nicht zu fühlen was alles erst zu verlieren sey, um zu irgend einer Art zweydeutigen Gewinnes zu gelangen. Lafayette's und Mirabeau's Büste, von Houdon sehr natürlich und ähnlich gebildet, sah ich hier göttlich verehrt, jenen we-

gen ſeiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, dieſen wegen Geiſteskraft und Rednergewalt. So ſeltſam ſchwankte ſchon die Geſinnung der Deutſchen; einige waren ſelbſt in Paris geweſen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln ſehen und waren, leider nach Deutſcher Art und Weiſe, zur Nachahmung aufgeregt worden, und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer ſich in Furcht verwandelte.

Die Noth ſchien dringend: Emigrirte füllten Düſſeldorf, ſelbſt die Brüder des Königs kamen an; man eilte ſie zu ſehen, ich traf ſie auf der Galerie und erinnerte mich dabei, wie ſie durchnäßt bei dem Auszuge aus Glorieux geſehen worden. Herr von Grimm und Frau von Beuil erſchienen gleichfalls. Bei Ueberfüllung der Stadt hatte ſie ein Apotheker aufgenommen; das Naturaliencabinet diente zum Schlafzimmer; Affen, Papageyen und andres Gethier belauſchten den Morgenſchlaf der liebenswürdigſten Dame; Muſcheln und Corallen hinderten die Toilette ſich gehörig auszubreiten, und ſo war das Einquartierungsübel, das wir kaum erſt nach Frankreich gebracht hatten, wieder zu uns herübergeführt.

Frau von Goudenhofen, eine ſchöne geiſtreiche Dame, ſonſt die Zierde des Maynzer Hofes, hatte ſich auch hieher geflüchtet. Herr und Frau von Dohm kamen von Deutſcher Seite heran, um von den Zuſtänden nähere Kenntniſſe zu nehmen.

Frankfurt war noch von den Franzoſen beſetzt, die

Kriegsbewegungen hatten ſich zwiſchen die Lahn und das Taunusgebirge gezogen; bei täglich abwechſelnden, bald ſichern bald unſichern Nachrichten war das Geſpräch lebhaft und geiſtreich, aber wegen ſtreitenden Intereſſes und Meinungen gewährte es nicht immer eine erfreuliche Unterhaltung. Ich konnte einer ſo problematiſchen, durchaus ungewiſſen, dem Zufall unterworfenen Sache keinen Ernſt abgewinnen und war mit meinen paradoxen Späßen mitunter aufheiternd, mitunter läſtig.

So erinnere ich mich, daß an dem Abendtiſche der Frankfurter Bürger mit Ehren gedacht ward, ſie ſollten ſich gegen Cuſtine männlich und gut betragen haben; ihre Aufführung und Geſinnung, hieß es, ſteche gar ſehr ab gegen die unerlaubte Weiſe, wie ſich die Maynzer betragen und noch betrügen. Frau von Goudenhofen, in dem Enthuſiasmus der ſie ſehr gut kleidete, rief aus: ſie gäbe viel darum eine Frankfurter Bürgerin zu ſeyn. Ich erwiderte: das ſey etwas Leichtes, ich wiſſe ein Mittel, werde es aber als Geheimniß für mich behalten. Da man nun heftig und heftiger in mich drang, erklärte ich zuletzt, die treffliche Dame dürfe mich nur heirathen, wodurch ſie augenblicklich zur Frankfurter Bürgerin umgeſchaffen werde. Allgemeines Gelächter!

Und was kam nicht alles zur Sprache! Als einſt von der unglücklichen Campagne, beſonders von der Kanonade bei Valmy die Rede war, verſicherte Herr von Grimm: es ſey von meinem wunderlichen Ritt in's Ka-

nenenfeuer an des Königs Tafel die Rede geweſen; wahrſcheinlich hatten die Officiere, denen ich damals begegnete, davon geſprochen, das Reſultat ging darauf hinaus: daß man ſich darüber nicht wundern müſſe, weil gar nicht zu berechnen ſey, was man von einem ſeltſamen Menſchen zu erwarten habe.

Auch ein ſehr geſchickter, geiſtreicher Arzt nahm Theil an unſern Halbſaturnalien, und ich dachte nicht in meinem Uebermuth, daß ich ſeiner ſo bald bedürfen würde. Er lachte daher zu meinem Aerger laut auf, als er mich im Bette fand, wo ein gewaltiges rheumatiſches Uebel, das ich mir durch Verkältung zugezogen, mich beinahe unbeweglich feſthielt. Er, ein Schüler des Geheimerath Hofmann, deſſen tüchtige Wunderlichkeiten, von Maynz und dem churfürſtlichen Hofe aus, bis weit hinunter den Rhein gewirkt, verfuhr ſogleich mit Kampher, welcher faſt als Univerſalmedicin galt. Löſchpapier, Kreide darauf gerieben, ſodann mit Kampher beſtreut, ward äußerlich, Kampher gleichfalls, in kleinen Doſen, innerlich angewandt. Dem ſey nun wie ihm wolle, ich war in einigen Tagen hergeſtellt.

Die Langeweile jedoch des Leidens ließ mich manche Betrachtung anſtellen, die Schwäche, die aus einem bettlägrigen Zuſtande gar leicht erfolgt, ließ mich meine Lage bedenklich finden, das Fortſchreiten der Franzoſen in den Niederlanden war bedeutend und durch den Ruf

vergrößert, man sprach täglich und stündlich von neuangekommenen Ausgewanderten.

Mein Aufenthalt in Pempelfort war schon lang genug, und ohne die herzlichste Gastfreiheit der Familie hätte jeder glauben müssen dort lästig zu seyn; auch hatte sich mein Bleiben nur zufällig verlängert; ich erwartete täglich und stündlich meine Böhmische Chaise, die ich nicht gern zurücklassen wollte; sie war von Trier schon in Coblenz angekommen und sollte von dort bald weiter herab spedirt werden; da sie jedoch ausblieb, vermehrte sich die Ungeduld, die mich in den letzten Tagen ergriffen hatte. Jacobi überließ mir einen bequemen, obgleich an Eisen ziemlich schweren Reisewagen. Alles zog, wie man hörte, nach Westphalen hinein, und die Brüder des Königs wollten dort ihren Sitz aufschlagen.

Und so schied ich denn mit dem wunderlichsten Zwiespalt; die Neigung hielt mich in dem freundlichsten Kreise, der sich so eben auch höchst beunruhigt fühlte und ich sollte die edelsten Menschen in Sorgen und Verwirrung hinter mir lassen, bei schrecklichem Weg und Wetter mich nun wieder in die wilde, wüste Welt hinauswagen, von dem Strome mit fortgezogen der unaufhaltsam eilenden Flüchtlinge, selbst mit Flüchtlingsgefühl.

Und doch hatte ich Aussicht unterwegs auf die angenehmste Einkehr, indem ich so nahe bei Münster die Fürstin Galizin nicht umgehen durfte.

Duisburg. November.

Und so fand ich mich denn abermals, nach Verlauf von vier Wochen, zwar viele Meilen weit entfernt von dem Schauplatz unseres ersten Unheils, doch wieder in derselben Gesellschaft, in demselben Gedränge der Emigrirten, die nun, jenseits entschieden vertrieben, dießseits nach Deutschland strömten, ohne Hülfe und ohne Rath.

Zu Mittag in dem Gasthof etwas spät angekommen saß ich am Ende der langen Tafel; Wirth und Wirthin, die mir als einem Deutschen den Widerwillen gegen die Franzosen schon ausgesprochen hatten, entschuldigten daß alle guten Plätze von diesen unwillkommenen Gästen besetzt seyen. Hiebei wurde bemerkt, daß unter ihnen, trotz aller Erniedrigung, Elend und zu befürchtender Armuth, noch immer dieselbe Rangsucht und Unbescheidenheit gefunden werde.

Indem ich nun die Tafel hinauf sah erblickt' ich ganz oben, quer vor, an der ersten Stelle einen alten, kleinen, wohlgestalteten Mann von ruhigem, beinahe nichtigem Betragen. Er mußte vornehm seyn, denn zwey Nebensitzende erwiesen ihm die größte Aufmerksamkeit, wählten die ersten und besten Bissen ihm vorzulegen und man hätte beinahe sagen können, daß sie ihm solche zum Munde führten. Mir blieb nicht lange verborgen, daß er vor Alter seiner Sinne kaum mächtig, als ein bedauernswürdiges Automat, den Schatten eines früheren

wohlhabenden und ehrenvollen Lebens kümmerlich durch die Welt schleppe, indessen zwey Ergebene ihm den Traum des vorigen Zustandes wieder herbeizuspiegeln trachteten.

Ich beschaute mir die übrigen; das bedenklichste Schicksal war auf allen Stirnen zu lesen: Soldaten, Commissäre, Abenteurer vielleicht zu unterscheiden; alle waren still, denn jeder hatte seine eigene Noth zu übertragen, sie sahen ein gränzenloses Elend vor sich.

Etwa in der Hälfte des Mittagmahles kam noch ein hübscher junger Mann herein, ohne ausgezeichnete Gestalt, oder irgend ein Abzeichen, man konnte an ihm den Fußwanderer nicht verkennen. Er setzte sich still gegen mir über, nachdem er den Wirth um ein Couvert begrüßt hatte, und speis'te was man ihm nachholte und vorsetzte mit ruhigem Betragen. Nach aufgehobener Tafel trat ich zum Wirth, der mir in's Ohr sagte: ihr Nachbar soll seine Zeche nicht theuer bezahlen! Ich begriff nichts von diesen Worten, aber als der junge Mann sich näherte und fragte: was er schuldig sey? erwiderte der Wirth, nachdem er sich flüchtig über die Tafel umgeschaut, die Zeche sey ein Kopfstück. Der Fremde schien betreten und sagte: das sey wohl ein Irrthum, denn er habe nicht allein ein gutes Mittagsessen gehabt, sondern auch einen Schoppen Wein; das müsse mehr betragen. Der Wirth antwortete darauf ganz ernsthaft: er pflege seine Rechnung selbst

zu

zu machen und die Gäste erlegten gerne, was er forderte. Nun zahlte der junge Mann, entfernte sich bescheiden und verwundert; sogleich aber lös'te mir der Wirth das Räthsel. Dieß ist der erste von diesem vermaledeyten Volke, rief er aus, der schwarz Brot gegessen hat, das mußte ihm zu gute kommen.

In Duisburg wußt' ich einen einzigen alten Bekannten, den ich aufzusuchen nicht versäumte; Professor Plessing war es, mit dem sich vor vielen Jahren ein sentimental-romanhaftes Verhältniß anknüpfte, wovon ich hier das Nähere mittheilen will, da unsere Abendunterhaltung dadurch aus den unruhigsten Zeiten in die friedlichsten Tage versetzt wurde.

Werther bei seinem Erscheinen in Deutschland hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag. Während eines langen und glücklichen Friedens hatte sich eine literarisch-ästhetische Ausbildung auf Deutschem Grund und Boden, innerhalb der Nationalsprache, auf das schönste entwickelt; doch gesellte sich bald, weil der Bezug nur auf's Innere ging, eine gewisse Sentimentalität hinzu, bei deren Ursprung und Fortgang man den Einfluß von Yorik Sterne nicht verkennen darf. Wenn auch sein Geist nicht über den Deutschen schwebte, so theilte sich sein Gefühl um desto lebhafter mit. Es entstand eine Art zärtlich leidenschaftlicher Ascetik, welche, da

uns die humoriſtiſche Ironie des Britten nicht gegeben war, in eine leidige Selbſtquälerey gewöhnlich ausarten mußte. Ich hatte mich perſönlich von dieſem Uebel zu befreien geſucht und trachtete nach meiner Ueberzeugung andern hülfreich zu ſeyn; das aber war ſchwerer als man denken konnte, denn eigentlich kam es drauf an, einem jeden gegen ſich ſelbſt beizuſtehen, wo denn von aller Hülfe, wie ſie uns die äußere Welt anbietet, es ſey Erkenntniß, Belehrung, Beſchäftigung, Begünſtigung, die Rede gar nicht ſeyn konnte.

Hier müſſen wir nun gar manche damals mit einwirkende Thätigkeiten ſtillſchweigend übergehen, aber zu unſeren Zwecken macht ſich nöthig eines andern großen, für ſich waltenden Beſtrebens umſtändlicher zu gedenken.

Lavaters Phyſiognomik hatte dem ſittlich geſelligen Intereſſe eine ganz andere Wendung verliehen. Er fühlte ſich im Beſitz der geiſtigſten Kraft, jene ſämmtlichen Eindrücke zu deuten, welche des Menſchen Geſicht und Geſtalt auf einen jeden ausübt, ohne daß er ſich davon Rechenſchaft zu geben wüßte; da er aber nicht geſtaffen war, irgend eine Abſtraction methodiſch zu ſuchen, ſo hielt er ſich am einzelnen Falle, und alſo am Individuum.

Heinrich Lips, ein talentvoller junger Künſtler, beſonders geeignet zum Portrait, ſchloß ſich feſt an ihn, und ſowohl zu Hauſe als auf der unternommenen Rhein-

reiſe kam er ſeinem Gönner nicht von der Seite. Nun ließ Lavater, theils aus Heißhunger nach gränzenloſer Erfahrung, theils um ſo viel bedeutende Menſchen als möglich an ſein künftiges Werk zu gewöhnen und zu knüpfen, alle Perſonen abbilden, die nur einigermaßen durch Stand und Talent, durch Charakter und That ausgezeichnet ihm begegneten.

Dadurch kam denn freilich gar manches Individuum zur Evidenz, es ward etwas mehr werth, aufgenommen in einen ſo edlen Kreis, ſeine Eigenſchaften wurden durch den deutſamen Meiſter hervorgehoben, man glaubte ſich einander näher zu kennen; und ſo ergab ſich's auf's ſonderbarſte, daß mancher einzelne in ſeinem perſönlichen Werth entſchieden hervortrat, der ſich bisher im bürgerlichen Lebens- und Staatsgange ohne Bedeutung eingeordnet und eingeflochten geſehen.

Dieſe Wirkung war ſtärker und größer, als man ſie denken mag; ein jeder fühlte ſich berechtigt von ſich ſelbſt, als von einem abgeſchloſſenen, abgerundeten Weſen das Beſte zu denken, und in ſeiner Einzelnheit vollſtändig gekräftigt, hielt er ſich auch wohl für befugt, Eigenheiten, Thorheiten und Fehler in den Complex ſeines werthen Daſeyns mit aufzunehmen. Dergleichen Erfolg konnte ſich um ſo leichter entwickeln, als bei dem ganzen Verfahren die beſondere individuelle Natur allein, ohne Rückſicht auf die allgemeine Vernunft, die doch alle Natur beherrſchen ſoll, zur Sprache

kam; dagegen war das religiose Element, worin Lavater ſchwebte, nicht hinreichend, eine ſich immer mehr entſcheidende Selbſtgefälligkeit zu mildern, ja es entſtand bei Frommgeſinnten daraus eher ein geiſtlicher Stolz, der es dem natürlichen an Erhebung auch wohl zuvor that.

Was aber zugleich nach jener Epoche folgerecht auffallend hervorging, war die Achtung der Individuen unter einander. Namhafte ältere Männer wurden, wo nicht perſönlich, doch im Bilde verehrt; und es durfte auch wohl ein junger Mann ſich nur einigermaßen bedeutend hervorthun, ſo war alsbald der Wunſch nach perſönlicher Bekanntſchaft rege, in deren Ermangelung man ſich mit ſeinem Portrait begnügte; wobei denn die, mit Sorgfalt und gutem Geſchick, auf's genaueſte gezogenen Schattenriſſe willkommene Dienſte leiſteten. Jederman war darin geübt, und kein Fremder zog vorüber, den man nicht Abends an die Wand geſchrieben hätte; die Storchſchnäbel durften nicht raſten.

Menſchenkenntniß und Menſchenliebe waren uns bei dieſem Verfahren verſprechen, wechſelſeitige Theilnahme hatte ſich entwickelt, wechſelſeitiges Kennen und Erkennen aber wollte ſich ſo ſchnell nicht entfalten; zu beiden Zwecken jedoch war die Thätigkeit ſehr groß, und was in dieſem Sinne von einem herrlich begabten jungen Fürſten, von ſeiner wohlgeſinnten, geiſtreich

lebhaften Umgebung für Aufmunterung und Förderniß nah und fern gewirkt ward, wäre schön zu erzählen, wenn es nicht löblich schiene, die Anfänge bedeutender Zustände einem ehrwürdigen Dunkel anheim zu geben. Vielleicht sahen die Kotyledonen jener Saat etwas wunderlich aus; der Ernte jedoch, woran das Vaterland und die Außenwelt ihren Antheil freudig dahin nahm, wird in den spätesten Zeiten noch immer ein dankbares Andenken nicht ermangeln.

Wer vorgesagtes in Gedanken festhält, und sich davon durchdringt, wird nachstehendes Abenteuer, welches beide Theilnehmende unter dem Abendessen vergnüglich in der Erinnerung belebten, weder unwahrscheinlich noch ungereimt finden.

Zu manchem andern, brieflichen und persönlichen Zudrang erhielt ich in der Hälfte des Jahrs 1776 von Wernigerode datirt, Pleissing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, fast das wunderbarste was mir in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen; man erkannte daran einen jungen, durch Schulen und Universität gebildeten Mann, dem nun aber sein sämmtlich Gelerntes zu eigener, innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Styl gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum Canzelredner darin entdeckte, so war doch alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gezen-

seitigen Antheil nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser Antheil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit, und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn nach jenem Zeitsinn der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für räthlich. Ich hatte mir, unter bekannten Umständen, schon eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reineren höheren Bildung entgegen zu gehen, auf dem ihrigen verharrend, sich nicht besser befanden, und mich in meinen Fortschritten hinderten. Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgend eine Vermittelung erwartend. Da erhielt ich einen zweyten kürzern, aber auch lebhaftern, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang, und sie ihm nicht zu versagen mich feyerlichst beschwor.

Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweyten Blätter gingen mir so wenig als die ersten zu Herzen, aber die herrische Gewohnheit jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesnöthen beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.

Die um einen trefflichen jungen Fürsten versam-

melte Weimariſch: Geſellſchaft trennte ſich nicht leicht, ihre Beſchäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinſam. Da ward nun zu Ende Novembers eine Jagdpartie auf wilde Schweine, nothgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks, im Eiſenachiſchen unternommen, der ich, als damaliger Gaſt, auch beizuwohnen hatte; ich erbat mir jedoch die Erlaubniß nach einem kleinen Umweg mich anſchließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wunderſamen geheimen Reiſeplan. Ich mußte nämlich, nicht nur etwa von Geſchäftsleuten ſondern auch von vielen am Ganzen theilnehmenden Weimarern, öfter den lebhaften Wunſch hören, es möge doch das Ilmenauer Bergwerk wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinſten Begriffe von Bergbau allenfalls beſaß, zwar weder Gutachten noch Meinung, doch Antheil verlangt, aber dieſen konnt' ich an irgend einem Gegenſtand nur durch unmittelbares Anſchauen gewinnen. Ich dachte mir unerläßlich vor allen Dingen das Bergweſen in ſeinem ganzen Complex, und wär' es auch nur flüchtig, mit Augen zu ſehen und mit dem Geiſte zu faſſen, denn alsdann nur konnt' ich hoffen in das Poſitive weiter einzudringen und mich mit dem Hiſtoriſchen zu befreunden. Deßhalb hatt' ich mir längſt eine Reiſe auf den Harz gedacht, und gerade jetzt, da ohnehin dieſe Jahreszeit in Jagdluſt unter freiem

Himmel zugebracht werden sollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterwesen hatte überdieß in jener Zeit für mich große Reize, und was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Absicht meinen wunderlichen Correspondenten persönlich zu sehen und zu prüfen wohl die Hälfte des Gewichtes meinem Entschluß hinzufügte.

Indem sich nun die Jagdlustigen nach einer andern Seite hin begaben, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel Harzreise im Winter so lange als Räthsel unter meinen kleineren Gedichten Platz gefunden. Im düstern und von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershausen, und gelangte des andern Tags so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten erst sehr spät in Ilfeld ankam.

Ein ansehnlicher Gasthof war glänzend erleuchtet, es schien ein besonderes Fest darin gefeiert zu werden. Erst wollte der Wirth mich gar nicht aufnehmen: die Commissarien der höchsten Höfe, hieß es, seyen schon lange hier beschäftigt, wichtige Einrichtungen zu treffen, und verschiedene Interessen zu vereinbaren, und da dieß nun glücklich vollendet sey, gäben sie heute Abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorstellung jedoch

und einige Winke des Boten, daß man mir nicht übel fahre, erbot sich der Mann mir den Bretterverschlag in der Wirthsstube, seinen eigentlichen Wohnsitz, und zugleich sein weißzuüberziehendes Ehebett einzuräumen. Er führte mich durch das weite hellerleuchtete Wirthszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die sämmtlichen munteren Gäste flüchtig beschaute.

Doch sie sämmtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Bretern des Verschlags eine Astlücke die beste Gelegenheit, die seine Gäste zu belauschen, dem Wirthe selbst oft dienen mochte. Ich sah die lange und wohlerleuchtete Tafel von unten hinauf, ich überschaute sie wie man oft die Hochzeit von Kana gemahlt sieht; nun musterte ich bequem von oben bis herab also: Vorsitzende, Räthe, andere Theilnehmende, und dann immer so weiter, Secretarien, Schreiber und Gehülfen. Ein glücklich geendigtes, beschwerliches Geschäft schien eine Gleichheit aller thätig Theilnehmenden zu bewirken, man schwatzte mit Freiheit, trank Gesundheiten, wechselte Scherz um Scherz, wobei einige Gäste bezeichnet schienen, Witz und Spaß an ihnen zu üben; genug es war ein fröhliches bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellsten Kerzenscheine in seinen Eigenthümlichkeiten ruhig beobachten konnte, eben als wenn der hinkende Teufel mir zur Seite stehe und einen ganz fremden Zustand unmittelbar zu beschauen und zu erkennen mich begünstigte. Und wie dieß mir nach der düstersten Nacht-

reiſe in den Harz hinein ergötzlich geweſen, werden die Freunde ſolcher Abenteuer beurtheilen. Manchmal ſchien es mir ganz geſpenſterhaft, als ſäh' ich in einer Berghöhle wohlgemuthe Geiſter ſich erluſtigen.

Nach einer wohl durchſchlafenen Nacht eilte ich frühe, von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu, ich durchkroch ſie, und betrachtete mir das fortwirkende Naturereigniß ganz genau. Schwarze Marmormaſſen aufgelöſ't, zu weißen kryſtalliniſchen Säulen und Flächen wieder hergeſtellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verſchwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die ſich eine düſter wirkende Einbildungskraft ſo gern aus formloſen Geſtalten erſchaffen mag; dafür blieb aber auch das eigne wahre deſto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar ſchön bereichert.

Wieder an's Tageslicht gelangt ſchrieb ich die nothwendigſten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz friſchem Sinn, die erſten Strophen des Gedichts, das unter dem Titel: Harzreiſe im Winter, die Aufmerkſamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten erregt hat; davon mögen denn die Strophen, welche ſich auf den nun bald zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen hier Platz finden, weil ſie mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zuſtand meines Innern auszuſprechen geeignet ſind.

Aber abſeits wer iſt's?
Im's Gebüſch verliert ſich ſein Pfad.
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen.
Das Gras ſteht wieder auf.
Die Oede verſchlingt ihn.

Ach! wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balſam zu Gift ward
Der ſich Menſchenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erſt verachtet, nun ein Verächter.
Zehrt er heimlich auf
Seinen eigenen Werth
In ungnügender Selbſtſucht.

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich.
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Im Gaſthof zu Wernigerode angekommen ließ ich mich mit dem Kellner in ein Geſpräch ein, ich fand ihn als einen ſinnigen Menſchen, der ſeine ſtädtiſchen Mitgenoſſen ziemlich zu kennen ſchien. Ich ſagt' ihm darauf es ſey meine Art, wenn ich an einem fremden Ort ohne beſondere Empfehlung anlangte, mich nach jüngern Perſonen zu erkundigen, die ſich durch Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit auszeichneten; er möge mir daher jemanden der Art nennen, damit ich einen angenehmen Abend zu-

brächte. Darauf erwiderte ohne weiteres Bedenken der Kellner: es werde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Plessing gedient seyn, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe sey er schon in Schulen ausgezeichnet worden, und habe noch immer den Ruf eines fleißigen guten Kopfs, nur wolle man seine finstere Laune tadeln, und nicht gut finden, daß er mit unfreundlichem Betragen sich aus der Gesellschaft ausschließe. Gegen Fremde sey er zuvorkommend, wie Beispiele bekannt wären; wollte ich angemeldet seyn, so könne es sogleich geschehen.

Der Kellner brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war schon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeschosses, wie man es in geistlichen Häusern antrifft, hineintrat und den jungen Mann in der Dämmerung noch ziemlich deutlich erblickte. Allein an einigen Symptomen konnt' ich bemerken, daß die Eltern eilig das Zimmer verlassen hatten, um dem unvermutheten Gaste Platz zu machen.

Das hereingebrachte Licht ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen, er glich seinem Briefe völlig, und so wie jenes Schreiben erregte er Interesse ohne Anziehungskraft auszuüben.

Um ein näheres Gespräch einzuleiten, erklärt' ich mich für einen Zeichenkünstler von Gotha, der wegen Familienangelegenheiten in dieser unfreundlichen Jahrs-

zeit Schwester und Schwager in Braunschweig zu besuchen habe.

Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe in's Wort und rief aus: da Sie so nahe an Weimar wohnen, so werden Sie doch auch diesen Ort, der sich so berühmt macht, öfters besucht haben. Dieses bejahr' ich ganz einfach und fing an von Rath Kraus, von der Zeichenschule, von Legationsrath Bertuch und dessen unermüdeter Thätigkeit zu sprechen; ich vergaß weder Musäus noch Jagemann, Capellmeister Wolf und einige Frauen, und bezeichnete den Kreis, den diese wackern Personen abschlossen und jeden Fremden willig und freundlich unter sich aufnahmen.

Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: warum nennen Sie denn Goethe nicht? Ich erwiderte daß ich diesen auch wohl in gedachtem Kreise als willkommenen Gast gesehen und von ihm selbst persönlich als fremder Künstler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu sagen wisse, da er theils allein, theils in andern Verhältnissen lebe.

Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerksamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr mit einigem Ungestüm, ich solle ihm das seltsame Individuum schildern, das so viel von sich reden mache. Ich trug ihm darauf mit großer Ingenuität eine Schilderung vor, die für mich nicht schwer wurde, da die seltsame Person in der seltsamsten Lage mir gegenwärtig stand, und wäre ihm

von der Natur nur etwas mehr Herzensſagacität gegönnt geweſen, ſo konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm ſtehende Gaſt ſich ſelbſt ſchildere.

Er war einigemal im Zimmer auf- und abgegangen, indeß die Magd hereintrat, eine Flaſche Wein und ſehr reinlich bereitetes kaltes Abendbrot auf den Tiſch ſetzte; er ſchenkte beiden ein, ſtieß an und ſchluckte das Glas ſehr lebhaft hinunter. Und kaum hatte ich mit etwas gemäßigtern Zügen das meinige geleert, ergriff er heftig meinen Arm und rief: O, verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber ſo viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen alles entdecken muß. Dieſer Mann, wie Sie mir ihn beſchreiben, hätte mir doch antworten ſollen; ich habe ihm einen ausführlichen, herzlichen Brief geſchickt, ihm meine Zuſtände, meine Leiden geſchildert, ihn gebeten ſich meiner anzunehmen, mir zu rathen, mir zu helfen, und nun ſind ſchon Monate verſtrichen, ich vernehme nichts von ihm; wenigſtens hätte ich ein ablehnendes Wort auf ein ſo unbegränztes Vertrauen wohl verdient.

Ich erwiderte darauf, daß ich ein ſolches Benehmen weder erklären noch entſchuldigen könne, ſo viel wiſſe ich aber, aus eigener Erfahrung, daß ein gewaltiger ſowohl ideeller als reeller Zudrang dieſen ſonſt wohlgeſinnten, wohlwollenden und hülfefertigen jungen Mann oft außer Stand ſetze ſich zu bewegen, geſchweige zu wirken.

Sind wir zufällig ſo weit gekommen, ſprach er dar-

auf mit einiger Faſſung, den Brief muß ich Ihnen vorleſen, und Sie ſollen urtheilen, ob er nicht irgend eine Antwort, irgend eine Erwiderung verdiente.

Ich ging im Zimmer auf und ab die Vorleſung zu erwarten, ihrer Wirkung ſchon beinahe ganz gewiß, deßhalb nicht weiter nachdenkend, um mir ſelbſt in einem ſo zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun ſaß er gegen mir über und fing an die Blätter zu leſen, die ich in- und auswendig kannte und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung der Phyſiognomiſten überzeugt, ein lebendiges Weſen ſey in allem ſeinem Handeln und Betragen vollkommen übereinſtimmend mit ſich ſelbſt, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Monas erzeige ſich in vollkommener Einheit ihrer Eigenthümlichkeit ꝛc. Der Leſende paßte völlig zu dem Geleſenen, und wie dieſes früher in der Abweſenheit mich nicht anſprach, ſo war es nun auch mit der Gegenwart, man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht verſagen, eine Theilnahme, die mich denn auch auf einen ſo wunderlichen Weg geführt hatte: denn ein ernſtliches Wollen ſprach ſich aus, ein edler Sinn und Zweck; aber obſchon von den zärtlichſten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmuth, und eine ganz eigens beſchränkte Selbſtigkeit that ſich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte fragte er mit Haſt, was ich dazu ſage, und ob ein ſolches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hätte?

Indeſſen war mir der bedauernswürdige Zuſtand dieſes jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen, dagegen ſich durch Lectüre mannichfaltig ausgebildet, alle ſeine Kraft und Neigung aber nach Innen gewendet und ſich auf dieſe Weiſe, da er in der Tiefe ſeines Lebens kein productives Talent fand, ſo gut als zu Grunde gerichtet; wie ihm denn ſogar Unterhaltung und Troſt, dergleichen uns aus der Beſchäftigung mit alten Sprachen ſo herrlich zu gewinnen offen ſteht, völlig abzugehen ſchien.

Da ich an mir und andern ſchon glücklich erprobt hatte, daß in ſolchem Fall eine raſche, gläubige Wendung gegen die Natur und ihre gränzenloſe Mannichfaltigkeit das beſte Heilmittel ſey, ſo wagt' ich alſobald den Verſuch es auch in dieſem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen zu antworten.

Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie ſo viel Vertrauen geſetzt, gegen Sie ſtumm geblieben, denn ſeine jetzige Denkweiſe weicht zu ſehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte ſich mit Ihnen verſtändigen zu können. Ich habe ſelbſt einigen Unterhaltungen in jenem Kreiſe beigewohnt und behaupten hören: man werde ſich aus einem ſchmerzlichen, ſelbſtquäleriſchen, düſtern Seelenzuſtande nur durch Naturbeſchauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinſte Bekannt-

ſchaft

ſchaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, ſey es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns ſelbſt ab; die Richtung geiſtiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erſcheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung: wie denn der Künſtler, der ſich treu an der Natur halte und zugleich ſein Inneres auszubilden ſuche, gewiß am beſten fahren werde.

Der junge Freund ſchien darüber ſehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf, ohne ſonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber um nicht zu verſtummen, fuhr zu reden fort. Mir, als Landſchaftsmahler, ſagte ich, mußte dieß zu allererſt einleuchten, da ja meine Kunſt unmittelbar auf die Natur gewieſen iſt; doch habe ich ſeit jener Zeit emſiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Naturbilder und Erſcheinungen betrachtet, ſondern mich zu allem und jedem liebevoll hingewendet. Damit ich mich nun aber nicht in's Allgemeine verlöre, erzählte ich wie mir ſogar dieſe nothgedrungene Winterreiſe, anſtatt beſchwerlich zu ſeyn, dauernden Genuß gewährt; ich ſchilderte ihm mit mahleriſcher Poeſie und doch ſo unmittelbar und natürlich als ich nur konnte, den Vorſchritt meiner Reiſe, jenen morgend-

lichen Schneehimmel über den Bergen, die mannichfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Thurm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässer, und gelangte sodann zur Baumannshöhle. Hier aber unterbrach er mich lebhaft und versicherte: der kurze Weg den er daran gewendet gereue ihn ganz eigentlich; sie habe keineswegs dem Bilde sich gleich gestellt, das er in seiner Phantasie entworfen. Nach dem vorhergegangenen konnten mich solche krankhafte Symptome nicht verdrießen: denn wie oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Werth einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom seiner düstern Einbildungskraft von sich ablehnt. Eben so wenig war ich verwundert, als er auf meine Frage: wie er sich denn die Höhle vorgestellt habe, eine Beschreibung machte wie kaum der kühnste Theatermahler den Vorhof des Plutonischen Reiches darzustellen gewagt hätte.

Ich versuchte hierauf noch einige propädeutische Wendungen als Versuchsmittel einer zu unternehmenden Cur; ich ward aber mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes sich zuschloß und ich mein Gewissen, durch den beschwerlichen Weg,

im Bewußtseyn des besten Willens, völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte.

Es war schon spät geworden, als er mir den zweyten noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß vorlesen wollte, doch aber meine Entschuldigung wegen allzugroßer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf Morgen zu Tische im Namen der Seinigen dringend hinzufügte; wogegen ich mir die Erklärung auf Morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und so schieden wir friedlich und schicklich; seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen erschien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Canzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.

Heraustretend fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehen und beschaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht' ich das Abenteuer und fühlte mich fest entschlossen den jungen Mann nicht wieder zu sehen; in Gefolg dessen bestellt' ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes, entschuldigendes

Bleistiftblättchen dem Kellner, dem ich zugleich so viel gutes und wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu sagen wußte, welches denn der gewandte Bursche mit eigner Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag.

Nun ritt ich an dem Nordosthange des Harzes im grimmigen, mich zur Seite bestürmenden Stöberwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Messing-Hütten und die sonstigen Anstalten der Art beschaut und ihre Weise mir eingeprägt hatte, nach Goslar, wovon ich dießmal nicht weiter erzähle, da ich mich künftig mit meinen Lesern darüber umständlich zu unterhalten hoffe.

Ich wüßte nicht wie viel Zeit vorüber gegangen, ohne daß ich etwas weiter von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billet in's Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er sich anmeldete; ich schrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen seyn. Ich erwartete nun einen seltsamen Erkennungs-Auftritt, allein er blieb hereintretend ganz ruhig und sprach: ich bin nicht überrascht Sie hier zu finden, die Handschrift Ihres Billets rief mir so deutlich jene Züge wieder in's Gedächtniß, die Sie, aus Wernigerode scheidend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte jenen geheimnißvollen Reisenden abermals hier zu finden.

Schon dieser Eingang war erfreulich, und es eröffnete sich ein trauliches Gespräch, worin er mir seine

Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. In wiefern sich seine inneren Zustände wirklich gebessert hatten, wüßt' ich nicht mehr anzugeben, es mußte aber damit nicht so gar schlimm aussehen, denn wir schieden nach mehreren Gesprächen friedlich und freundlich, nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte.

Noch eine Zeit lang unterhielten wir ein briefliches Verhältniß; ich kam in den Fall ihm einige reelle Dienste zu leisten, deren er sich denn auch bei gegenwärtiger Zusammenkunft dankbar erinnerte, so wie denn überhaupt das Zurückschauen in jene früheren Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewährte. Er, nach wie vor immer nur mit sich selbst beschäftigt, hatte viel zu erzählen und mitzutheilen. Ihm war geglückt im Laufe der Jahre sich den Rang eines geachteten Schriftstellers zu erwerben, indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte, besonders derjenigen die sich zum Geheimniß neigt, woraus er denn die Anfänge und Urzustände der Menschen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir wie sie herauskamen zusendete, hatte ich freilich nicht gelesen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab was mich interessirte.

Seine gegenwärtigen Zustände fand ich auch keineswegs behaglich; er hatte Sprach- und Geschichtskennt-

niſſe, die er ſo lange verſäumt und abgelehnt, endlich mit wüthender Anſtrengung erſtürmt und durch dieſes geiſtige Unmaß ſein Phyſiſches zerrüttet; zudem ſchienen ſeine ökonomiſchen Umſtände nicht die beſten, wenigſtens erlaubte ſein mäßiges Einkommen ihm nicht ſich ſonderlich zu pflegen und zu ſchonen; auch hatte ſich das düſtere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können; noch immer ſchien er einem Unerreichbaren nachzuſtreben, und als die Erinnerung früherer Verhältniſſe endlich erſchöpft war, ſo wollte keine eigentlich frohe Mittheilung ſtatt finden. Meine gegenwärtige Art zu ſeyn konnte faſt noch entfernter von der ſeinigen als jemals angeſehen werden. Wir ſchieden jedoch in dem beſten Vernehmen, aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.

Den verdienten Merrem beſuchte ich gleichfalls, deſſen ſchöne naturhiſtoriſche Kenntniſſe alsbald eine frohere Unterhaltung gewährten. Er zeigte mir manches Bedeutende vor, ſchenkte mir ſein Werk über die Schlangen, und ſo ward ich aufmerkſam auf ſeinen weitern Lebensgang, woraus mir mancher Nutzen erwuchs; denn das iſt der höchſt erfreuliche Vortheil von Reiſen, daß einmal erkannte Perſönlichkeiten und Localitäten unſern Antheil zeitlebens nicht loslaſſen.

Münſter November 1792.

Der Fürſtin angemeldet hoffte ich gleich den behaglichſten Zuſtand; allein ich ſollte noch vorher eine zeitgemäße Prüfung erdulden: denn auf der Fahrt von mancherlei Hinderniſſen aufgehalten, gelangte ich erſt tief in der Nacht zur Stadt. Ich hielt nicht für ſchicklich, durch einen ſolchen Ueberfall gleich bei'm Eintritt die Gaſtfreundſchaft in dieſem Grade zu prüfen; ich fuhr daher an einen Gaſthof, wo mir aber Zimmer und Bette durchaus verſagt wurde; die Emigrirten hatten ſich in Maſſe auch hierher geworfen und jeden Winkel gefüllt. Unter dieſen Umſtänden bedachte ich mich nicht lange und brachte die Stunden auf einem Stuhle in der Wirthsſtube hin, immer noch bequemer als vor kurzem, da bei'm dichteſten Regenwetter von Dach und Fach nichts zu finden war.

Auf dieſe geringe Entbehrung erfuhr ich den andern Morgen das allerbeſte. Die Fürſtin ging mir entgegen, ich fand in ihrem Hauſe zu meiner Aufnahme alles vorbereitet. Das Verhältniß von meiner Seite war rein, ich kannte die Glieder des Cirkels früher genugſam, ich wußte daß ich in einen frommen ſittlichen Kreis hereintrat und betrug mich darnach. Von jener Seite benahm man ſich geſellig, klug und nicht beſchränkend.

Die Fürſtin hatte uns vor Jahren in Weimar beſucht, mit von Fürſtenberg und Hemſterhuis; auch ihre Kinder waren von der Geſellſchaft; damals vergliche man

ſich ſchon über gewiſſe Puncte und ſchied, einiges zugebend, anderes duldend, im beſten Vernehmen. Sie war eines der Individuen, von denen man ſich gar keinen Begriff machen kann, wenn man ſie nicht geſehen hat, die man nicht richtig beurtheilt, wenn man eben dieſe Individualität nicht in Verbindung, ſo wie im Conflict mit ihrer Zeitumgebung betrachtet. Von Fürſtenberg und Hemſterhuis, zwey vorzügliche Männer, begleiteten ſie treulich, und in einer ſolchen Geſellſchaft war das Gute ſo wie das Schöne immerfort wirkſam und unterhaltend. Letzterer war indeſſen geſtorben, jener nunmehr um ſo viel Jahre älter, immer derſelbe verſtändige, edle, ruhige Mann; und welche ſonderbare Stellung in der Mitwelt! Geiſtlicher, Staatsmann, ſo nahe den Fürſtenthron zu beſteigen.

Die erſten Unterhaltungen, nachdem das perſönliche Andenken früherer Zeit ſich ausgeſprochen hatte, wandten ſich auf Hamann, deſſen Grab in der Ecke des entlaubten Gartens mir bald in die Augen ſchien.

Seine großen unvergleichlichen Eigenſchaften gaben zu herrlichen Betrachtungen Anlaß; ſeine letzten Tage jedoch blieben unbeſprochen; der Mann der dieſem endlich erwählten Kreiſe ſo bedeutend und erfreulich geweſen, ward im Tode den Freunden einigermaßen unbequem; man mochte ſich über ſein Begräbniß entſcheiden wie man wollte, ſo war es außer der Regel.

Den Zuſtand der Fürſtin, nahe geſehen, konnte

man nicht anders als liebevoll betrachten: ſie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man ſich in ſich ſelbſt zurückziehen, daß man in einem innern, beſchränkten Kreiſe um Zeit und Ewigkeit beſorgt ſeyn müſſe. Beides hatte ſie erfaßt; das höchſte Zeitliche fand ſie im Natürlichen, und hier erinnere man ſich Rouſſeau'ſcher Maximen über bürgerliches Leben und Kinderzucht. Zum einfältigen Wahren wollte man in allem zurückkehren, Schnürbruſt und Abſatz verſchwanden, der Puder zerſtob, die Haare fielen in natürlichen Locken. Ihre Kinder lernten ſchwimmen und rennen, vielleicht auch balgen und ringen. Dießmal hätte ich die Tochter kaum wieder gekannt; ſie war gewachſen und ſtämmiger geworden, ich fand ſie verſtändig, liebenswerth, haushälteriſch, dem halbklöſterlichen Leben ſich fügend und widmend. So war es mit dem zeitlich Gegenwärtigen; das ewige Künftige hatten ſie in einer Religion gefunden, die das, was andere lehrend hoffen laſſen, heilig bethauernd zuſagt und verſpricht.

Aber als die ſchönſte Vermittelung zwiſchen beiden Welten entſproßte Wohlthätigkeit, die mildeſte Wirkung einer ernſten Aſcetik; das Leben füllte ſich aus mit Religionsübung und Wohlthun; Mäßigkeit und Genügſamkeit ſprach ſich aus in der ganzen häuslichen Umgebung, jedes tägliche Bedürfniß ward reichlich und einfach befriedigt, die Wohnung ſelbſt aber, Hausrath und alles deſſen man ſonſt benöthigt iſt, erſchien weder elegant

noch kostbar; es sah eben aus, als wenn man anständig zur Miethe wohne. Eben dieß galt von Fürstenbergs häuslicher Umgebung; er bewohnte einen Palast, aber einen fremden, den er seinen Kindern nicht hinterlassen sollte. Und so bewies er sich in allem sehr einfach, mäßig, genügsam, auf innerer Würde beruhend, alles Aeußere verschmähend, so wie die Fürstin auch. Innerhalb dieses Elementes bewegte sich die geistreichste herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst, und wenn man bei jener selten von gleichen Principien ausgeht, so freut man sich bei dieser meist Uebereinstimmung zu finden.

Hemsterhuis, Niederländer, fein gesinnt, zu den Alten von Jugend auf gebildet, hatte sein Leben der Fürstin gewidmet, so wie seine Schriften, die durchaus von wechselseitigem Vertrauen und gleichem Bildungsgange das unverwüstlichste Zeugniß ablegen.

Mit eigener scharfsinniger Zartheit wurde dieser schätzenswerthe Mann dem geistig Sittlichen, so wie dem sinnlich Aesthetischen unermüdet nachzustreben geleitet. Muß man von jenem sich durchdringen, so soll man von diesem immer umgeben seyn; daher ist für einen Privatmann, der sich nicht in großen Räumen ergehen und selbst auf Reisen einen gewohnten Kunstgenuß nicht entbehren kann, eine Sammlung geschnittener Steine höchst wünschenswerth; ihn begleitet überall das Erfreulichste,

ein belehrendes kostbares ohne Belästigung, und er genießt ununterbrochen des edelsten Besitzes.

Um aber dergleichen zu erlangen, ist nicht genug daß man wolle; zum Vollbringen gehört, außer dem Vermögen, vor allen Dingen Gelegenheit. Unser Freund entbehrte dieser nicht; auf der Scheide von Holland und England wohnend, die fortdauernde Handelsbewegung, die darin auch hin und herwogenden Kunstschätze beobachtend, gelangte er nach und nach durch Kauf- und Tauschversuche zu einer schönen Sammlung von etwa siebenzig Stücken, wobei ihm Rath und Belehrung des trefflichen Steinschneiders Natter für die sicherste Beihülfe galt.

Diese Sammlung hatte die Fürstin zum größten Theile entstehen sehen, Einsicht, Geschmack und Liebe daran gewonnen, und besaß sie nun als Nachlaß eines abgeschiedenen Freundes, der in diesen Schätzen immer als gegenwärtig erschien.

Hemsterhuis Philosophie, die Fundamente derselben, seinen Ideengang konnt' ich mir nicht anders zu eigen machen, als wenn ich sie in meine Sprache übersetzte. Das Schöne und das an demselben Erfreuliche sey, so sprach er sich aus, wenn wir die größte Menge von Vorstellungen in Einem Moment bequem erblicken und fassen; ich aber mußte sagen: das Schöne sey, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir zur Reproduction gereizt uns gleichfalls lebendig und in höchste

Thätigkeit verſetzt fühlen. Genau betrachtet iſt eins und ebendaſſelbe geſagt, nur von verſchiedenen Menſchen ausgeſprochen, und ich enthalte mich mehr zu ſagen; denn das Schöne iſt nicht ſowohl leiſtend als verſprechend, dagegen das Häßliche aus einer Stockung entſtehend, ſelbſt ſtocken macht und nichts hoffen, begehren und erwarten läßt.

Ich glaubte mir auch den Brief über die Sculptur hiernach meinem Sinne gemäß zu deuten; ferner ſchien mir das Büchlein über das Begehren auf dieſem Wege klar: denn wenn das heftig verlangte Schöne in unſern Beſitz kommt, ſo hält es nicht immer im Einzelnen was es im Ganzen verſprach, und ſo iſt es offenbar, daß dasjenige was uns als Ganzes aufregte, im Einzelnen nicht durchaus befriedigen wird.

Dieſe Betrachtungen waren um ſo bedeutender, als die Fürſtin ihren Freund heftig nach Kunſtwerken verlangen aber im Beſitz erkalten geſehen, was er ſo ſcharfſinnig und liebenswürdig in obgemeldetem Büchlein ausgeführt hatte. Dabei hat man freilich den Unterſchied zu bedenken, ob der Gegenſtand des für ihn empfundenen Enthuſiasmus würdig ſey; iſt er es, ſo muß Freude und Bewunderung immer daran wachſen, ſich ſtets erneuen; iſt er es nicht ganz, ſo geht das Thermometer um einige Grade zurück und man gewinnt an Einſicht, was man an Vorurtheil verlor. Deßhalb es wohl ganz richtig iſt, daß man Kunſtwerke kaufen müſſe, um ſie

kennen zu lernen, damit das Verlangen aufgehoben und der wahre Werth festgestellt werde. Indessen muß auch hier Sehnsucht und Befriedigung in einem pulsirenden Leben mit einander abwechseln, sich gegenseitig ergreifen und loslassen, damit der einmal Betrogene nicht aufhöre zu begehren.

Wie empfänglich die Societät, in der ich mich befand, für solche Gespräche seyn mochte, wird derjenige am besten beurtheilen der von Hemsterhuis Werken Kenntniß genommen hat, welche, in diesem Kreise entsprungen, ihm auch Leben und Nahrung verdankten.

Zu den geschnittenen Steinen aber wieder zurückzukehren war mehrmals höchst erfreulich; und man mußte dieß gewiß als einen der sonderbarsten Fälle ansehen, daß gerade die Blüthe des Heidenthums in einem christlichen Hause verwahrt und hochgeschätzt werden sollte. Ich versäumte nicht die allerliebsten Motive hervorzuheben, die aus diesen würdigen kleinen Gebilden dem Auge entgegen sprangen. Auch hier durfte man sich nicht verläugnen, daß Nachahmung großer würdiger älterer Werke, die für uns ewig verloren wären, in diesen engen Räumen juwelenhaft aufgehoben worden, und es fehlte fast an keiner Art. Der tüchtigste Hercules mit Epheu bekränzt durfte seinen kolossalen Ursprung nicht verläugnen; ein ernstes Meduſenhaupt, ein Bacchus, der ehemals im Mediceischen Cabinet verwahrt worden, allerliebste Opfer und Bacchanalien, und zu allem diesem die

schätzbarsten Portraite von bekannten und unbekannten Personen mußten bei wiederholter Betrachtung bewundert werden.

Aus solchen Gesprächen, die ungeachtet ihrer Höhe und Tiefe nicht Gefahr liefen sich in's Abstruse zu verlieren, schien eine Vereinigung hervorzugehen, indem jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes immer von einem religiosen Gefühl begleitet ist. Doch konnte man sich nicht verbergen, daß die reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst immer sich zwiespältig befinde, weil jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, diese nun aber das sinnliche Element als ihren eigentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß. In diesem Geiste schrieb ich nachstehendes Gedicht augenblicklich nieder.

Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichste Schöne.
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.
Ach, und die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben.
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme bestrickt.
Da entstand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor.
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt;
Immer findest du ihn in besser Musen Gesellschaft.
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst.

Mit diesem allegorischen Glaubensbekenntniß schien man nicht ganz unzufrieden; indessen blieb es auf sich selbst beruhen, und beide Theile machten sich's zur Pflicht

von ihren Gefühlen und Ueberzeugungen nur dasjenige hervorzukehren, was gemeinsam wäre und zu wechselseitiger Belehrung und Ergötzung ohne Widerstreit gereichen könnte.

Immer aber konnten die geschnittenen Steine als ein herrliches Mittelglied eingeschoben werden, wenn die Unterhaltung irgend lückenhaft zu werden drohte. Ich von meiner Seite konnte freilich nur das Poetische schätzen, das Motiv selbst, Composition, Darstellung überhaupt beurtheilen und rühmen, dagegen die Freunde dabei noch ganz andere Betrachtungen anzustellen gewohnt waren. Denn es ist für den Liebhaber, der solche Kleinodien anschaffen, den Besitz zu einer würdigen Sammlung erheben will, nicht genug zur Sicherheit seines Erwerbs, daß er Geist und Sinn der köstlichen Kunstarbeit einsehe und sich daran ergötze, sondern er muß auch äußerliche Kennzeichen zu Hülfe rufen, die für den, der nicht selbst technischer Künstler im gleichen Fache ist, höchst schwierig seyn möchten. Hemsterhuis hatte mit seinem Freunde Natter viele Jahre darüber correspondirt, wovon sich noch bedeutende Briefe vorfanden. Hier kam nun erst die Steinart selbst zur Sprache in welche gearbeitet worden, indem man sich der einen in frühern, der andern in folgenden Zeiten bedient; sodann war vor allen Dingen eine größere Ausführlichkeit im Auge zu halten, wo man auf bedeutende Zeiten schließen konnte, so wie flüchtige Arbeit bald auf Geist, theils auf Unfähigkeit theils auf

Leichtsinn bindeutete, frühere oder spätere Epochen zu erkennen gab. Besonders legte man großen Werth auf die Politur vertiefter Stellen und glaubte darin ein unverwerfliches Zeugniß der besten Zeiten zu sehen. Ob aber ein geschnittener Stein entschieden antik oder neu sey, darüber wagte man keine festen Kriterien anzugeben; Freund Hemsterhuis habe selbst nur mit Beistimmung jenes trefflichen Künstlers sich über diesen Punct zu beruhigen gewußt.

Ich konnte nicht verbergen daß ich hier in ein ganz frisches Feld gerathe, wo ich mich höchst bedeutend angesprochen fühle und nur die Kürze der Zeit bedaure, wodurch ich die Gelegenheit mir abgeschnitten sehe, meine Augen sowohl als den innern Sinn auch auf diese Bedingungen kräftiger zu richten. Bei einem solchen Anlasse äußerte sich die Fürstin heiter und einfach: sie sey geneigt mir die Sammlung mitzugeben, damit ich solche zu Hause mit Freunden und Kennern studiren und mich in diesem bedeutenden Zweige der bildenden Kunst, mit Zuziehung von Schwefel- und Glaspasten, umsehen und bestärken möchte. Dieses Anerbieten, das ich für kein leeres Compliment halten durfte und für mich höchst reizend war, lehnt' ich jedoch dankbarlichst ab; und ich gestehe daß mir im Innern die Art, wie dieser Schatz aufbewahrt wurde, eigentlich das größte Bedenken gab. Die Ringe waren in einzelnen Kästchen, einer allein, zwey, drey wie es der Zufall gegeben hatte, neben einander

ander geſteckt; es war unmöglich beim Vorzeigen am Ende zu bemerken ob wohl einer fehle; wie denn die Fürſtin ſelbſt geſtand, daß einſt in der beſten Geſellſchaft ein Hercules abhanden gekommen, den man erſt ſpäterhin vermißt habe. Sodann ſchien es bedenklich genug in gegenwärtiger Zeit ſich mit einem ſolchen Werth zu beſchweren und eine höchſt bedeutende ängſtliche Verantwortung zu übernehmen. Ich ſuchte daher mit der freundlichſten Dankbarkeit die ſchicklichſten ablehnenden Gründe vorzubringen, welche Einrede die Freundin wohlwollend in Betracht zu ziehen ſchien, indem ich nun um deſto eifriger die Aufmerkſamkeit auf dieſe Gegenſtände, inſofern es ſich nur einigermaßen ſchicken wollte, zu lenken ſuchte.

Von meinen Naturbetrachtungen aber, die ich, weil auch wenig Glück für ſie hier am Orte zu hoffen war, eher verheimlichte, war ich doch genöthigt einige Rechenſchaft zu geben. Von Fürſtenberg brachte zur Sprache, daß er mit Verwunderung, welche beinahe wie Befremden ausſah, hie und da gehört habe, wie ich der Phyſiognomik wegen die allgemeine Knochenlehre ſtudire, wovon ſich doch ſchwerlich irgend eine Beihülfe zu Beurtheilung der Geſichtszüge des Menſchen hoffen laſſe. Nun mocht' ich wohl bei einigen Freunden das für einen Dichter ganz unſchicklich gehaltene Studium der Oſteologie zu entſchuldigen und einigermaßen einzuleiten, geäußert haben, ich ſey, wie es denn wirklich auch andem

war, durch Lavaters Physiognomik in dieses Fach wieder eingeführt worden, da ich in meinen akademischen Jahren darin die erste Bekanntschaft gesucht hatte. Lavater selbst, der glücklichste Beschauer organisirter Oberflächen, sah sich, in Anerkennung daß Muskel- und Hautgestalt und ihre Wirkung von dem entschiedenen inneren Knochengebilde durchaus abhängen müsse, getrieben, mehrere Thierschädel in sein Werk abbilden zu lassen, und selbige mir zu einem flüchtigen Commentar darüber zu empfehlen. Was ich aber gegenwärtig hievon wiederholen oder in demselben Sinne zu Gunsten meines Verfahrens aufbringen wollte, konnte mir wenig helfen, indem zu jener Zeit ein solcher wissenschaftlicher Grund allzuweit ablag und man, im augenblicklichen geselligen Leben befangen, nur den beweglichen Gesichtszügen, und vielleicht gar nur in leidenschaftlichen Momenten, eine gewisse Bedeutung zugestand, ohne zu bedenken daß hier nicht etwa bloß ein regelloser Schein wirken könne, sondern daß das Aeußere, Bewegliche, Veränderliche als ein wichtiges bedeutendes Resultat eines innern entschiedenen Lebens betrachtet werden müsse.

Glücklicher als in diesen Vorträgen, war ich in Unterhaltung größerer Gesellschaft; geistliche Männer von Sinn und Verstand, heranstrebende Jünglinge, wohlgestaltet und wohlerzogen, an Geist und Gesinnung viel versprechend, waren gegenwärtig. Hier wählte ich unaufgefordert die Römischen Kirchenfeste, Charwoche und

Ostern, Frohnleichnam und Peter Paul; sodann zur Erheiterung die Pferdeweihe, woran auch andere Haus- und Hofthiere Theil nehmen. Diese Feste waren mir damals nach allen charakteristischen Einzelnheiten vollkommen gegenwärtig, denn ich ging darauf aus, ein Römisches Jahr zu schreiben, den Verlauf geistlicher und weltlicher Oeffentlichkeiten; daher ich denn auch sogleich jene Feste nach einem reinen directen Eindruck darzustellen im Stande, meinen katholischen frommen Cirkel mit meinen vorgeführten Bildern eben so zufrieden sah, als die Weltkinder mit dem Carneval. Ja einer von den gegenwärtigen, mit den Gesammtverhältnissen nicht genau bekannt, hatte im Stillen gefragt: ob ich denn wirklich katholisch sey? Als die Fürstin mir dieses erzählte, eröffnete sie mir noch ein anderes; man hatte ihr nämlich vor meiner Ankunft geschrieben, sie solle sich vor mir in Acht nehmen, ich wisse mich so fromm zu stellen, daß man mich für religids, ja für katholisch halten könne.

Geben Sie mir zu, verehrte Freundin, rief ich aus, ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte, mir fällt nicht schwer mit einem klaren unschuldigen Blick alle Zustände zu beachten, und sie wieder auch eben so rein darzustellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widersteht, davon wend' ich den

Blick weg, aber manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in seiner Eigenthümlichkeit erkennen; da zeigt sich denn meist, daß die andern eben so recht haben nach ihrer eigenthümlichen Art und Weise zu existiren, als ich nach der meinigen. Hiedurch war man denn auch wegen dieses Puncts aufgeklärt, und eine, freilich keineswegs zu lobende, heimliche Einmischung in unsere Verhältnisse hatte gerade im Gegentheil, wie sie Mißtrauen erregen wollte, Vertrauen erregt.

In einer solchen zarten Umgebung wär' es nicht möglich gewesen herb' oder unfreundlich zu seyn, im Gegentheil fühlt' ich mich milder als seit langer Zeit, und es hätte mir wohl kein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Sitte auf mich einwirken fühlte.

Einer so edlen guten, sittlich frohen Gesellschaft war ich jedoch in einem Puncte ungefällig, ohne daß ich selbst weiß wie es zugegangen ist. Ich war wegen eines glücklichen freien bedeutenden Vorlesens berühmt, man wünschte mich zu hören, und da man wußte, daß ich die Louise von Voß, wie sie im Novemberheft des Merkur 1784 erschienen war, leidenschaftlich verehrte und sie gerne vortrug, spielte man darauf an ohne zudringlich zu seyn; man legte das Merkurstück unter den Spiegel, und ließ mich gewähren. Und nun wüßt' ich nicht zu

ſagen, was mich abhielt; mir war wie Sinn und Lippe verſiegelt, ich konnte das Heft nicht aufnehmen, mich nicht entſchließen, eine Pauſe des Geſprächs zu meiner und der andern Freude zu nutzen; die Zeit ging hin und ich wundere mich noch über dieſe unerklärliche Verſtocktheit.

Der Tag des Abſchieds nahete heran, man mußte doch ſich einmal trennen. Nun, ſagte die Fürſtin, hier gilt keine Widerrede, Sie müſſen die geſchnittenen Steine mitnehmen, ich verlange es. Als ich aber meine Weigerung auf das höflichſte und freundlichſte fortbehauptete, ſagte ſie zuletzt: ſo muß ich Ihnen denn eröffnen, warum ich es fordere. Man hat mir abgerathen Ihnen dieſen Schatz anzuvertrauen, und eben deßwegen will muß ich es thun; man hat mir vorgeſtellt, daß ich Sie doch auf dieſen Grad nicht kenne, um auch in einem ſolchen Falle von Ihnen ganz gewiß zu ſeyn. Darauf habe ich, fuhr ſie fort, erwidert: glaubt ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber ſey, als dieſe Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, ſo mag dieſer Schatz auch hinterdrein gehen. Ich konnte nun weiter nichts erwidern, indem ſie durch eine ſolche Aeußerung in eben dem Grad mich zu ehren und zu verpflichten wußte. Jedes übrige Hinderniß räumte ſie weg; vorhandene Schwefelabgüſſe, katalogirt, waren zu Controlle, ſollte ſie nöthig befunden werden, in einem ſauberen Käſtchen mit den Originalen eingepackt,

und ein sehr kleiner Raum faßte die leicht transportablen Schätze.

So nahmen wir treulichen Abschied, ohne jedoch sogleich zu scheiden; die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station begleiten, setzte sich zu mir im Wagen, der ihrige folgte. Die bedeutenden Puncte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache, ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause; sie mit dem nachgelassenen Wunsche: mich wo nicht hier doch dort wieder zu sehen.

Diese Abschiedsformel wohldenkender freundlicher Katholiken war mir nicht fremd, noch zuwider, ich hatte sie oft bei vorübergehenden Bekanntschaften in Bädern, und sonst meist von wohlwollenden mir freundlichst zugethanen Geistlichen vernommen, und ich sehe nicht ein, warum ich irgend jemand verargen sollte, der wünscht mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Ueberzeugung ganz allein ruhig leben, und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt.

Durch Vorsorge, auf Anregung der edlen Freundin, ward ich von dem Postmeister nicht allein rasch gefördert, sondern auch durch Laufzettel weiter angemeldet und empfohlen, welches angenehm und höchst nothwendig war. Denn ich hatte bei schöner freundschaftlicher friedlicher Unterhaltung vergessen, daß Kriegesflucht

mir nachstürme; und leider fand ich unterwegs die Schaar der Emigrirten, die sich immer weiter nach Deutschland hineindrängte, und gegen welche die Postillone eben so wenig als am Rhein günstig gesinnt waren. Gar oft kein gebahnter Weg, man fuhr bald hüben, bald drüben, begegnete und kreuzte sich. Heidegebüsch und Gesträuche, Wurzelstumpfen, Sand, Moor und Binsen, eins so unbequem und unerfreulich wie das andere. Auch ohne Leidenschaftlichkeit ging es nicht ab.

Ein Wagen blieb stecken, Paul sprang geschwind herab und zu Hülfe; er glaubte die schönen Französinnen, die er in Düsseldorf in den traurigsten Umständen wieder angetroffen, seyen abermals im Falle seines Beistandes zu bedürfen. Die Dame hatte ihren Gemahl nicht wieder gefunden, und war, in dem Strudel des Unheils mit fortgerissen und geängstigt, endlich über den Rhein geworfen worden.

Hier aber in dieser Wüste erschien sie nicht; einige alte ehrwürdige Damen forderten unsere Theilnahme. Als aber unser Postillon halten und mit seinen Pferden dem dortigen Wagen zu Hülfe kommen sollte, weigerte er sich trotzig und sagte: wir sollten nur zu unserm eignen, mit Silber und Gold genugsam beschwerten Wagen ernstlich sehen, damit wir nicht etwa stecken blieben, oder umgeworfen würden; denn ob er es gleich mit uns redlich meine, so ständ' er doch in dieser Wüsteney für nichts.

Glücklicherweise, unser Gewissen zu beschwichtigen, hatte sich eine Anzahl Westphälischer Bauern um jenen Wagen versammelt und gegen ein bedungenes gutes Trinkgeld ihn wieder auf den fahrbaren Weg gebracht.

An unserm Fuhrwerk war freilich das Eisen das schwerste, und der kostbare Schatz den wir mit uns führten so leicht, um in einer leichten Chaise nicht bemerkt zu werden. Wie lebhaft wünscht' ich mir mein Böhmisches Wägelchen herbei! Gleichwohl gab mir jenes Vorurtheil, welches wichtige Schätze bei uns voraussetzte, doch immer eine Art von Unruhe. Wir hatten bemerkt daß ein Postillon dem andern die Notiz von Ueberschwere des Wagens und die Vermuthung von Geld und Kostbarkeiten jederzeit überlieferte. Nun aber wurden wir wegen vorausgeschickter Postzettel, deren richtige Stunde wir ohnehin des schlechten Wetters wegen nicht einhielten, auf jeder Station eilig vorwärts gedrängt und ganz eigentlich in die Nacht hinausgestoßen, da uns denn wirklich der bängliche Fall begegnete, daß der Postillon in düsterer Nacht schwur, er könne das Ding nicht weiter fortbringen, und an einer einsamen Waldwohnung stille hielt, deren Lage, Bauart und Bewohner schon bei'm hellsten Sonnenschein hätten Schaudern erregen können. Der Tag, selbst der grauste, war dagegen erquicklich; man rief das Andenken der Freunde hervor, bei denen man vor kurzem so traurliche Stunden zugebracht; man musterte

ſie mit Achtung und Liebe, belehrte ſich an ihren Eigenheiten und erbaute ſich an ihren Vorzügen. Wie aber die Nacht wieder hereinbrach, da fühlte man ſich ſchon wieder von allen Sorgen umſtrickt in einem kummervollen Zuſtand. Wie düſter aber auch in der letzten und ſchwärzeſten aller Nächte meine Gedanken mochten geweſen ſeyn, ſo wurden ſie auf einmal wieder aufgehellt, als ich in das mit hundert und aber hundert Lampen erleuchtete Caſſel hineinfuhr. Bei dieſem Anblick entwickelten ſich vor meiner Seele alle Vortheile eines bürgerlich ſtädtiſchen Zuſammenſeyns, die Wohlhäbigkeit eines jeden einzelnen in ſeiner von innen erleuchteten Wohnung, und die behaglichen Anſtalten zu Aufnahme der Fremden. Dieſe Heiterkeit jedoch ward mir für einige Zeit geſtört, als ich auf dem prächtigen tageshellen Königsplatze an dem wohlbekannten Gaſthofe anfuhr; der anmeldende Diener kehrte zurück mit der Erklärung: es ſey kein Platz zu finden. Als ich aber nicht weichen wollte, trat ein Kellner ſehr höflich an den Schlag und bat in ſchönen Franzöſiſchen Phraſen um Entſchuldigung, da es nicht möglich ſey mich aufzunehmen. Ich erwiderte darauf in gutem Deutſch: wie ich mich wundern müſſe, daß in einem ſo großen Gebäude, deſſen Raum ich gar wohl kenne, einem Fremden in der Nacht die Aufnahme verweigert werden wolle. Sie ſind ein Deutſcher, rief er aus, das iſt ein anderes! und ſogleich ließ er den Poſtillon in das

Hofthor hereinfahren. Als er mir ein schickliches Zimmer angewiesen versetzte er: er sey fest entschlossen keinen Emigrirten mehr aufzunehmen. Ihr Betragen sey höchst anmaßend, die Bezahlung knauserig; denn mitten in ihrem Elend, da sie nicht wüßten wo sie sich hinwenden sollten, beträgen sie sich noch immer als hätten sie von einem eroberten Lande Besitz genommen. So schied ich nun in gutem Frieden und fand auf dem Wege nach Eisenach weniger Zudrang der so häufig und unversehens herangetriebenen Gäste.

Meine Ankunft in Weimar sollte auch nicht ohne Abenteuer bleiben; sie ereignete sich nach Mitternacht und gab Anlaß zu einer Familienscene, welche wohl in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde.

Nun fand ich das von meinem Fürsten mir bestimmte, erneuerte, wohleingerichtete Haus schon meistens wohnbar, ohne daß mir die Freude ganz versagt gewesen wäre, bei dem Ausbau mit und einzuwirken. Die Meinigen entgegneten mir munter und gesund, und als es an ein Erzählen ging, contrastirte freilich der heitere ruhige Zustand, in welchem sie die aus Verdun gesendeten Süßigkeiten genossen, mit demjenigen worin wir, die sie in paradiesischen Zuständen glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen hatten. Unser stiller häuslicher Kreis war nun um so reicher und froher abgeschlossen, indem Heinrich Meyer zugleich als

Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter zu den Unsrigen gehörte, und an allem Belehrenden so wie an allem Wirksamen kräftigen Antheil nahm.

Das Weimarische Theater bestand seit dem May 1791; es hatte sowohl den Sommer genannten Jahres als auch den des laufenden in Lauchstädt zugebracht und sich durch Wiederholung damals gangbarer meist bedeutender Stücke schon ziemlich gut zusammengespielt. Ein Rest der Belluomo'schen Gesellschaft, also schon aneinander gewöhnter Personen, gab den Grund, andere theils schon brauchbare, theils vielversprechende Glieder füllten schicklich und gemächlich die entstandene Lücke.

Man kann sagen daß es damals noch ein Schauspielerhandwerk gab, wodurch befähigt sich Glieder entfernter Theater gar bald in Einklang setzten, besonders wenn man so glücklich war für die Recitation Niederdeutsche, für den Gesang Oberdeutsche herbeizuziehen; und so konnte das Publicum für den Anfang gar wohl zufrieden seyn. Da ich Theil an der Direction genommen, so war es mir eine unterhaltende Beschäftigung gelind zu versuchen, auf welchem Wege das Unternehmen weiter geführt werden könnte. Ich sah gar bald, daß eine gewisse Technik aus Nachahmung, Gleichstellung mit andern und Routine hervorgehen konnte, allein es fehlte durchaus an dem was ich Grammatik nennen dürfte, die doch erst zum Grunde liegen muß, ehe man zu Rhetorik und Poesie gelangen kann. Da

ich auf diesen Gegenstand zurückzukehren gedenke und ihn vorläufig nicht gern zerstückeln möchte, so sage ich nur so viel: daß ich eben jene Technik, welche sich alles aus Ueberlieferung aneignet, zu studiren und auf ihre Elemente zurückzuführen suchte, und das was mir klar geworden, in einzelnen Fällen, ohne auf ein Allgemeines hinzuweisen, beobachten ließ.

Was mir bei diesem Unternehmen aber besonders zu Statten kam, war der damals überhand nehmende Natur- und Conversationston, der zwar höchst lobenswerth und erfreulich ist, wenn er als vollendete Kunst, als eine zweyte Natur hervortritt, nicht aber wenn ein jeder glaubt nur sein eigenes nacktes Wesen bringen zu dürfen, um etwas Beifallswürdiges darzubieten. Ich aber benutzte diesen Trieb zu meinen Zwecken, indem ich gar wohl zufrieden seyn konnte, wenn das angeborne Naturell sich mit Freiheit hervorthat, um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Anordnungen einer höhern Bildung entgegen führen zu lassen. Doch darf ich hievon nicht weiter sprechen, weil, was gethan und geleistet worden, sich erst nach und nach aus sich selbst entwickelte, und also historisch dargestellt werden müßte.

Umstände jedoch, die für das neue Theater sich höchst günstig hervorthaten, muß ich kürzlich anführen. Iffland und Kotzebue blühten in ihrer besten Zeit, ihre

Stücke, natürlich und faßlich, die einen gegen ein bürgerlich rechtliches Behagen, die andern gegen eine lockere Sittenfreiheit hingewendet; beide Gesinnungen waren dem Tage gemäß und erhielten freudige Theilnahme; mehrere noch als Manuscript ergötzten durch den lebendigen Duft des Augenblicks, den sie mit sich brachten. Schröder, Babo, Ziegler, glücklich energische Talente, lieferten bedeutenden Beitrag; Bretzner und Jünger, ebenfalls gleichzeitig, gaben anspruchslos einer bequemen Fröhlichkeit Raum. Hagemann und Hagemeister, Talente die sich auf die Länge nicht halten konnten, arbeiteten gleichfalls für den Tag und waren, wo nicht bewundert, doch als neu geschaut und willkommen. Diese lebendige sich im Cirkel herumtreibende Masse suchte man mit Shakspeare, Gozzi und Schiller geistiger zu erheben; man verließ die bisherige Art, nur neues zum nächsten Verlust einzustudiren, man war sorgfältig in der Wahl und bereitete schon ein Repertorium vor, welches viele Jahre gehalten hat. Aber auch dem Manne der uns diese Anstalt gründen half, müssen wir eine dankbare Erinnerung nicht schuldig bleiben. Es war F. J. Fischer, ein Schauspieler in Jahren, der sein Handwerk verstand, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden, sich mit einem beschränkten Rollenfache begnügend. Er brachte mehrere Schauspieler von Prag mit, die in seinem Sinne wirkten, und wußte die einheimischen gut zu

behandeln, wodurch ein innerer Friede sich über das Ganze verbreitete.

Was die Oper anlangt so kamen uns die Dittersdorfischen Arbeiten auf das Beste zu Statten. Er hatte mit glücklichem Naturell und Humor für ein fürstliches Privat-Theater gearbeitet, wodurch seinen Productionen eine gewisse leichte Behaglichkeit zu Theil ward, die auch uns zu Gute kam, weil wir unser neues Theater als eine Liebhaber-Bühne zu betrachten die Klugheit hatten. Auf den Text, im rhythmischen und prosaischen Sinne, wendete man viel Mühe, um ihn dem Obersächsischen Geschmack mehr anzueignen; und so gewann diese leichte Waare Beifall und Abgang.

Die aus Italien wiedergekehrten Freunde bemühten sich die leichteren Italiänischen Opern jener Zeit, von Paiesiello, Cimarosa, Guglielmi und andern herüber zu führen, wo denn zuletzt auch Mozarts Geist einzuwirken anfing. Denke man sich daß von diesem allem wenig bekannt, gar nichts abgebraucht war, so wird man gestehen daß die Anfänge des Weimarischen Theaters mit den jugendlichen Zeiten des Deutschen Theaters überhaupt oder zugleich eintraten und Vortheile genossen, die offenbar zu einer natürlichen Entwickelung aus sich selbst den reinsten Anlaß geben mußten.

Um nun aber auch Genuß und Studium der anvertrauten Gemmensammlung vorzubereiten und zu sichern, ließ ich gleich zwey zierliche Ringkästchen verfertigen,

worin die Steine mit einem Blick übersehbar neben einander standen, so daß irgend eine Lücke sogleich zu bemerken gewesen wäre; worauf alsdann Schwefel- und Gypsabgüsse in Mehrzahl verfertigt und der Prüfung durch stark vergrößernde Linsen unterworfen wurden, auch vorhandene Abdrücke älterer Sammlungen vorgesucht und zu Rathe gezogen. Wir bemerkten wohl daß hier für uns das Studium der geschnittenen Steine zu gründen sey; wie groß aber die Vergünstigung der Freundin gewesen, wurde erst nach und nach eingesehen.

Das Resultat mehrjähriger Betrachtung sey deßhalb hier eingeschaltet, weil wir wohl schwerlich unsere Aufmerksamkeit sobald wieder auf diesen Punct wenden dürften.

Aus innern Gründen der Kunst sahen sich die Weimarischen Freunde berechtigt, wo nicht alle, doch bei weitem die größte Anzahl dieser geschnittenen Steine für ächt antike Kunstdenkmale zu halten, und zwar fanden sich mehrere darunter welche zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art gerechnet werden durften. Einige zeichneten sich dadurch aus, daß sie als wirklich identisch mit ältern Schwefelpasten angesehen werden mußten; mehrere bemerkte man, deren Darstellung mit andern antiken Gemmen zusammentraf, die aber deßwegen immer noch für ächt gelten konnten. In den größten Sammlungen kommen wiederholte Vorstellungen vor, und man würde

ſehr irren, die einen als Original, die andern als moderne Copien anzuſprechen.

Immer müſſen wir dabei die edle Kunſttreue der Alten im Sinne tragen, welche die einmal glücklich gelungene Behandlung eines Gegenſtands nicht oft genug wiederholen konnte. Jene Künſtler hielten ſich für Original genug, wenn ſie einen originellen Gedanken aufzufaſſen und ihn auf ihre Weiſe wieder darzuſtellen Fähigkeit und Fertigkeit empfanden. Mehrere Steine zeigten ſich auch mit eingeſchnittenen Künſtler-Namen, worauf man ſeit Jahren großen Werth gelegt hatte. Eine ſolche Zuthat iſt wohl immer merkwürdig genug, doch bleibt ſie meiſt problematiſch: denn es iſt möglich daß der Stein alt und der Name neu eingeſchnitten ſey, um dem vortrefflichen noch einen Beiwerth zu verleihen.

Ob wir uns nun gleich hier wie billig alles Katalogirens enthalten, da Beſchreibung ſolcher Kunſtwerke ohne Nachbildung wenig Begriff gibt, ſo unterlaſſen wir doch nicht von den vorzüglichſten einige allgemeine Andeutungen zu geben.

Kopf des Hercules. Bewundernswürdig in Betracht des edeln freien Geſchmacks der Arbeit und noch mehr zu bewundern in Hinſicht auf die herrlichen Idealformen, welche mit keinem der bekannten Herculesköpfe ganz genau übereinkommen, und eben dadurch die Merkwürdigkeit dieſes köſtlichen Denkmals noch vermehren helfen.

Bruſt-

Bruſtbild des Bacchus. Arbeit, wie auf den Stein gehaucht, und in Hinſicht auf die idealen Formen eines der edelſten antiken Werke. Es finden ſich in verſchiedenen Sammlungen mehrere dieſem ähnliche Stücke, und zwar, wenn wir uns recht erinnern, ſowohl hoch als tief geſchnitten; doch iſt uns noch keines bekannt geworden, welches vor dem gegenwärtigen den Vorzug verdiente.

Faun, welcher einer Bachantin das Gewand rauben will. Vortreffliche und auf alten Monumenten mehrmals vorkommende Compoſition, ebenfalls gut gearbeitet.

Eine umgeſtürzte Leyer, deren Hörner zwey Delphine darſtellen, der Körper, oder wenn man will der Fuß, Amors Haupt mit Roſen bekränzt; zu derſelben iſt Bacchus Panther, in der Vorderpfote den Thyrſusſtab haltend, zierlich gruppirt. Die Ausführung dieſes Steins befriedigt den Kenner, und wer zarte Bedeutung liebt, wird gleichfalls ſeine Rechnung finden.

Maske mit großem Bart und weit geöffnetem Mund; eine Epheuranke umſchlingt die kahle Stirn. In ſeiner Art mag dieſer Stein einer der allervorzüglichſten ſeyn, und eben ſo ſchätzbar iſt auch

Eine andere Maske mit langem Bart und zierlich aufgebundenen Haaren; ungewöhnlich tief gearbeitet.

Venus tränket den Amor. Eine der lieblichſten

Gruppen die man sehen kann, geistreich behandelt, doch ohne großen Aufwand von Fleiß.

Cybele, auf dem Löwen reitend, tief geschnitten; ein Werk welches als vortrefflich den Liebhabern durch Abdrücke, die fast in allen Pasten-Sammlungen zu finden sind, genugsam bekannt ist.

Gigant, der einen Greif aus seiner Felsenhöhle hervorzieht. Ein Werk von sehr vielem Kunstverdienst, und als Darstellung vielleicht ganz einzig. Die vergrößerte Nachbildung desselben finden unsere Leser vor dem Voß'schen Programm zu der Jenaischen A. L. Z. 1804 IV Band.

Behelmter Kopf im Profil, mit großem Bart. Vielleicht ist's eine Maske; indessen hat sie im geringsten nichts Carricaturartiges, sondern ein gedrungenes, heldenmäßiges Angesicht und ist vortrefflich gearbeitet.

Homer, als Herme, fast ganz von vorne dargestellt und sehr tief geschnitten. Der Dichter erscheint hier jünger als gewöhnlich, kaum im Anfange des Greisenalters; daher dieses Werk nicht allein von Seiten der Kunst, sondern auch des Gegenstandes wegen schätzbar ist.

In Sammlungen von Abdrücken geschnittener Steine wird oftmals der Kopf eines ehrwürdigen bejahrten Mannes mit langem Bart und Haaren angetroffen, der (jedoch ohne daß Gründe dafür angegeben werden) das Bildniß des Aristophanes seyn soll. Ein ähnlicher, nur

durch unbedeutende Abweichungen von jenem ſich unterſcheidender Kopf iſt in unſerer Sammlung anzutreffen, und in der That eins der beſten Stücke.

Das Profil eines Unbekannten iſt vermuthlich über den Augenbraunen abgebrochen gefunden, und in neuerer Zeit wieder zum Ringſtein zugeſchliffen worden. Großartiger und lebenvoller haben wir nie menſchliche Geſtalt auf dem kleinen Raum einer Gemme dargeſtellt geſehen, ſelten den Fall, wo der Künſtler ein ſo unbeſchränktes Vermögen zeigte. Von ähnlichem Gehalt iſt auch

Der ebenfalls unbekannte Portraitkopf mit übergezogener Löwenhaut; derſelbe war auch ſo wie der vorige über dem Auge abgebrochen, allein das Fehlende iſt mit Gold ergänzt.

Kopf eines bejahrten Mannes von gedrungenem kräftigem Charakter mit kurzgeſchornen Haaren. Außerordentlich geiſtreich und meiſterhaft gearbeitet; beſonders iſt die kühne Behandlung des Barts zu bewundern und vielleicht einzig in ihrer Art.

Männlicher Kopf oder Bruſtbild ohne Bart, um das Haar eine Binde gelegt, das reichgefaltete Gewand auf der rechten Schulter geheftet. Es iſt ein geiſtreicher, kräftiger Ausdruck in dieſem Werk, und Züge, wie man gewohnt iſt dem Julius Cäſar zuzuſchreiben.

Männlicher Kopf ebenfalls ohne Bart, die Toga, wie bei Opfern gebräuchlich war, über das Haupt gezogen. Außerordentlich viel Wahrheit und Charakter iſt in dieſem

Geſicht, und kein Zweifel daß die Arbeit ächt alt und aus den Zeiten der erſten Römiſchen Kaiſer ſey.

Bruſtbild einer Römiſchen Dame; um das Haupt doppelte Flechten von Haaren gewunden, das Ganze bewunderungswürdig fleißig ausgeführt, und in Hinſicht des Charakters voll Wahrheit, Behaglichkeit, Naivetät, Leben.

Kleiner behelmter Kopf, mit ſtarkem Bart und kräftigem Charakter, ganz von vorne dargeſtellt und ſchätzbare Arbeit.

Eines neuern vortrefflichen Steines gedenken wir zum Schluſſe: das Haupt der Meduſe in dem herrlichſten Carneol. Es iſt ſolches der bekannten Meduſe des Soſikles vollkommen ähnlich und geringe Abweichungen kaum zu bemerken. Allerdings eine der vortrefflichſten Nachahmungen antiker Werke: denn für eine ſolche möchte er unerachtet ſeiner großen Verdienſte doch zu halten ſeyn, da die Behandlung etwas weniger Freiheit hat, und überdieß ein unter dem Abſchnitt des Halſes angebrachtes N doch wohl auf eine Arbeit von Natter ſelbſt ſchließen läßt.

An dieſem Wenigen werden wahre Kunſtkenner den hohen Werth der geprieſenen Sammlung zu ahnen vermögen. Wo ſie ſich gegenwärtig befindet iſt uns unbekannt; vielleicht erhielte man hierüber einige Nachricht, die einen reichen Kunſtfreund wohl anreizen könnte dieſen Schatz, wenn er verkäuflich iſt, ſich zuzueignen.

Die Weimarischen Kunstfreunde zogen, so lange diese Sammlung in ihren Händen war, allen möglichen Vortheil daraus. Schon in dem laufenden Winter gab sie der geistreichen Gesellschaft, welche sich um die Herzogin Amalie zu vereinigen pflegte, ausgezeichnete Unterhaltung. Man suchte sich in dem Studium geschnittener Steine zu begründen, wobei uns das Wohlwollen der trefflichen Besitzerin sehr zu Statten kam, indem sie uns mehrere Jahre diesen Genuß gönnte. Doch ergötzte sie sich kurz vor ihrem Ende noch an der schönen anschaulichen Ordnung, worin sie die Ringe in zwey Kästchen auf einmal, wie sie solche nie gesehen, vollständig gereiht wieder erblickte und also des geschenkten großen Vertrauens sich edelmüthig zu erfreuen hatte.

Auch nach einer andern Seite wendeten sich unsere Kunstbetrachtungen. Ich hatte die Farben genugsam in unterschiedenen Lebensverhältnissen beobachtet und sah die Hoffnung auch endlich ihre Kunst-Harmonie, welche zu suchen ich eigentlich ausgegangen war, zu finden. Freund Meyer entwarf verschiedene Compositionen, wo man sie theils in einer Reihe, theils im Gegensatz zu Prüfung und Beurtheilung aufgestellt sah.

Am klarsten ward sie bei einfachen landschaftlichen Gegenständen, wo der Lichtseite immer das Gelbe und Gelbrothe, der Schattenseite das Blau und Blaurothe zugetheilt werden mußte, aber wegen Mannichfaltigkeit der natürlichen Gegenstände gar leicht durch's Braun-

grüne und Blaugrüne zu vermitteln. Auch hatten hier schon große Meister durch Beispiel gewirkt, mehr als im Historischen, wo der Künstler bei Wahl der Farben zu den Gewändern sich selbst überlassen bleibt und in solcher Verlegenheit nach Herkommen und Ueberlieferung greift, sich auch wohl durch irgend eine Bedeutung verführen läßt und dadurch von wahrer harmonischer Darstellung öfters abgeleitet wird.

Von solchen Studien bildender Kunst fühle ich mich denn doch gedrungen wieder zum Theater zurückzukehren und über mein eigenes Verhältniß an demselben einige Betrachtungen anzustellen, welches ich erst zu vermeiden wünschte. Man sollte denken, es sey die beste Gelegenheit gewesen, für das neue Theater und zugleich für das Deutsche überhaupt, als Schriftsteller auch etwas von meiner Seite zu leisten: denn genau besehen lag zwischen oben genannten Autoren und ihren Productionen noch mancher Raum, der gar wohl hätte ausgeführt werden können; es gab zu natürlich einfacher Behandlung noch vielfältigen Stoff, den man nur hätte aufgreifen dürfen.

Um aber ganz deutlich zu werden, gedenk ich meiner ersten dramatischen Arbeiten, welche, der Weltgeschichte angehörig, zu sehr in's Breite gingen um bühnenhaft zu seyn; meine letzten, dem tiefsten innern Sinn gewidmet, fanden bei ihrer Erscheinung wegen allzugroßer Gebundenheit wenig Eingang. Indessen hatte ich mir

eine gewisse mittlere Technik eingeübt, die etwas mäßig Erfreuliches dem Theater hätte verschaffen können; allein ich vergriff mich im Stoff, oder vielmehr ein Stoff überwältigte meine innere sittliche Natur, der allerwiderspendigste um dramatisch behandelt zu werden.

Schon im Jahre 1785 erschreckte mich die Halsbandsgeschichte wie das Haupt der Gorgone. Durch dieses unerhört frevelhafte Beginnen sah ich die Würde der Majestät untergraben, schon im Voraus vernichtet, und alle Folgeschritte von dieser Zeit an bestätigten leider allzusehr die furchtbaren Ahnungen. Ich trug sie mit mir nach Italien und brachte sie noch geschärfter wieder zurück. Glücklicherweise ward mein Tasso noch abgeschlossen, aber alsdann nahm die weltgeschichtliche Gegenwart meinen Geist völlig ein.

Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betrügereyen kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer zu verwünschen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen Zudringlichkeiten mit Widerwillen verwundert. Nun lagen die directen und indirecten Folgen solcher Narrheiten als Verbrechen und Halbverbrechen gegen die Majestät vor mir, alle zusammen wirksam genug, um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern.

Mir aber einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, suchte ich diesem Ungeheuern eine heitere Seite abzugewinnen, und die Form der komischen Oper, die

ſich mir ſchon ſeit längerer Zeit als eine der vorzüglichſten dramatiſchen Darſtellungsweiſen empfohlen hatte, ſchien auch ernſtern Gegenſtänden nicht fremd, wie an König Theodor zu ſehen geweſen. Und ſo wurde denn jener Gegenſtand rhythmiſch bearbeitet, die Compoſition mit Reichardt verabredet, wovon denn die Anlagen einiger tüchtigen Baß-arien bekannt geworden; andere Muſikſtücke, die außer dem Contert keine Bedeutung hatten, blieben zurück, und die Stelle von der man ſich die meiſte Wirkung verſprach, kam auch nicht zu Stande. Das Geiſterſehen in der Kryſtallkugel vor dem ſchlafend weiſſagenden Kophtha ſollte als blendendes Final vor allen glänzen.

Aber da waltete kein froher Geiſt über dem Ganzen, es gerieth in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, ſchrieb ich ein proſaiſches Stück, zu deſſen Hauptfiguren ſich wirklich analoge Geſtalten in der neuen Schauſpieler-Geſellſchaft vorfanden, die denn auch in der ſorgfältigſten Aufführung das Ihrige leiſteten.

Aber eben deßwegen weil das Stück ganz trefflich geſpielt wurde, machte es einen um deſto widerwärtigern Effect. Ein furchtbarer und zugleich abgeſchmackter Stoff, kühn und ſchonungslos behandelt, ſchreckte jederman, kein Herz klang an; die faſt gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen ſich ungünſtig behandelt glaubten, ſo fühlte ſich ein großer reſpectabler Theil des

Publicums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte.

Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig gewesen und sah auch dießmal ganz ruhig zu, daß diese letzte, an die ich so viel Jahre gewendet, keine Theilnahme fand; ja ich ergötzte mich an einer heimlichen Schadenfreude, wenn gewisse Menschen, die ich dem Betrug oft genug ausgesetzt gesehen, kühnlich versicherten, so grob könne man nicht betrogen werden.

Aus diesem Ereigniß zog ich mir jedoch keine Lehre; das was mich innerlich beschäftigte erschien mir immerfort in dramatischer Gestalt, und wie die Halsbandsgeschichte als düstre Vorbedeutung, so ergriff mich nunmehr die Revolution selbst als die gräßlichste Erfüllung; den Thron sah ich gestürzt und zersplittert, eine große Nation aus ihren Fugen gerückt und nach unserm unglücklichen Feldzug offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen.

Indem mich nun dieß alles in Gedanken bedrängte, beängstigte, hatte ich leider zu bemerken, daß man im Vaterlande sich spielend mit Gesinnungen unterhielt, welche eben auch uns ähnliche Schicksale vorbereiteten. Ich kannte genug edle Gemüther, die sich gewissen Aussichten und Hoffnungen, ohne weder sich noch die Sache zu begreifen, phantastisch hingaben; indessen ganz

ſchlechte Subjecte bittern Unmuth zu erregen, zu mehren und zu benutzen ſtrebten.

Als ein Zeugniß meines ärgerlich guten Humors ließ ich den Bürgergeneral auftreten, wozu mich ein Schauſpieler verführte, Namens Beck, welcher den Schnaps in den beiden Billets nach Florian mit ganz individueller Vortrefflichkeit ſpielte, indem ſelbſt ſeine Fehler ihm dabei zu Statten kamen. Da ihm nun dieſe Maske ſo gar wohl anſtand, brachte man des gedachten kleinen, durchaus beliebten Nachſpiels erſte Fortſetzung, den Stammbaum von Anton Wall hervor, und als ich nun auf Proben, Ausſtattung und Vorſtellung dieſer Kleinigkeit ebenfalls die gröſßte Aufmerkſamkeit wendete, ſo konnte nicht fehlen, daß ich mich von dieſem närriſchen Schnaps ſo durchdrungen fand, daß mich die Luſt anwandelte ihn nochmals zu produciren. Dieß geſchah auch mit Neigung und Ausführlichkeit; wie denn das gehaltreiche Mantelſäckchen ein wirklich Franzöſiſches war, das Paul auf jener Flucht eilig aufgerafft hatte. In der Hauptſcene erwies ſich Malkolmi als alter wohlhabender, wohlwollender Bauersmann, der ſich eine geſteigerte Unverſchämtheit als Spaß auch einmal gefallen läßt, unübertrefflich, und wetteiferte mit Beck in wahrer natürlicher Zweckmäßigkeit. Aber vergebens, das Stück brachte die widerwärtigſte Wirkung hervor, ſelbſt bei Freunden und Gönnern, die um ſich und mich zu retten hartnäckig behaupteten: ich ſey der Verfaſſer nicht, habe nur aus

Grille meinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Production zugewendet.

Wie mich aber niemals irgend ein Aeußeres mir selbst entfremden konnte, mich vielmehr nur strenger in's Innere zurückwies, so blieben jene Nachbildungen des Zeitsinnes für mich eine Art von gemüthlich tröstlichem Geschäft. Die Unterhaltungen der Ausgewanderten, fragmentarischer Versuch, das unvollendete Stück, die Aufgeregten, sind eben so viel Bekenntnisse dessen was damals in meinem Busen vorging; wie auch späterhin Hermann und Dorothea noch aus derselbigen Quelle flossen, welche denn freilich zuletzt erstarrte. Der Dichter konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und andern schuldig bleiben, da er das Räthsel auf eine so entschiedene als unerwartete Weise gelöst sah.

Unter solchen Constellationen war nicht leicht jemand, in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils, gedrückter als ich; die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals, und wenn das Leben eines Königs in der Schlacht für tausende zu rechnen ist, so wird es noch viel bedeutender im gesetzlichen Kampfe. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt, da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte.

Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich

mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine besondere Fügung Reinecke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbel-Auftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört.

Um nun das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung; solche jedoch in Hexametern zu unternehmen, war ich folgenderweise veranlaßt.

Schon seit vielen Jahren schrieb man in Deutschland nach Klopstocks Einleitung sehr läßliche Hexameter; Voß, indem er sich wohl auch dergleichen bediente, ließ doch hie und da merken, daß man sie besser machen könne, ja er schonte sogar seine eigenen vom Publicum gut aufgenommenen Arbeiten und Uebersetzungen nicht. Ich hätte das gar gern auch gelernt, allein es wollte mir nicht glücken. Herder und Wieland waren in diesem Puncte Latitudinarier und man durfte der Voß'schen Bemühungen, wie sie nach und nach strenger und für den Augenblick ungelenk erschienen, kaum Erwähnung thun. Das Publicum selbst schätzte längere Zeit die Voß'schen früheren Arbeiten, als geläufiger, über die späteren; ich

aber hatte zu Voß, deſſen Ernſt man nicht verkennen konnte, immer ein ſtilles Vertrauen und wäre, in jüngeren Tagen oder anderen Verhältniſſen, wohl einmal nach Eutin gereiſ't, um das Geheimniß zu erfahren; denn er, aus einer zu ehrenden Pietät für Klopſtock, wollte, ſo lange der würdige, allgefeyerte Dichter lebte, ihm nicht geradezu in's Geſicht ſagen: daß man in der Deutſchen Rhythmik eine ſtrictere Obſervanz einführen müſſe, wenn ſie irgend gegründet werden ſolle. Was er inzwiſchen äußerte, waren für mich ſibylliniſche Blätter. Wie ich mich an der Vorrede zu den Georgiken abgequält habe, erinnere ich mich noch immer gerne, der redlichen Abſicht wegen, aber nicht des daraus gewonnenen Vortheils.

Da mir recht gut bewußt war, daß alle meine Bildung nur praktiſch ſeyn könne, ſo ergriff ich die Gelegenheit ein paar tauſend Hexameter hinzuſchreiben, die bei dem köſtlichſten Gehalt ſelbſt einer mangelhaften Technik gute Aufnahme und nicht vergänglichen Werth verleihen durften. Was an ihnen zu tadeln ſey, werde ſich, dacht' ich, am Ende ſchon finden; und ſo wendete ich jede Stunde die mir ſonſt übrig blieb, an eine ſolche ſchon innerhalb der Arbeit vorläufig dankbare Arbeit, baute inzwiſchen und meublirte fort, ohne zu denken was weiter mit mir ſich ereignen würde, ob ich es gleich gar wohl vorausſehen konnte.

So weit wir auch oſtwärts von der großen Weltbe-

gebenheit gelegen waren, erschienen doch schon diesen Winter flüchtige Vorläufer unserer ausgetriebenen westlichen Nachbarn; es war als wenn sie sich umsähen nach irgend einer gesitteten Stätte, wo sie Schutz und Aufnahme fänden. Obgleich nur vorübergehend, wußten sie durch anständiges Betragen, duldsam zufriedenes Wesen, durch Bereitwilligkeit sich ihrem Schicksal zu fügen und durch irgend eine Thätigkeit ihr Leben zu fristen, dergestalt für sich einzunehmen, daß durch diese Einzelnen die Mängel der ganzen Masse ausgelöscht und jeder Widerwille in entschiedene Gunst verwandelt wurde. Dieß kam denn freilich ihren Nachfahrern zu gute, die sich späterhin in Thüringen festsetzten, unter denen ich nur Mounier und Camille Jourdan zu nennen brauche, um ein Vorurtheil zu rechtfertigen, welches man für die ganze Colonie gefaßt hatte, die sich, wo nicht den genannten gleich, doch derselben keineswegs unwürdig erzeigte.

Uebrigens läßt sich hiebei bemerken, daß in allen wichtigen politischen Fällen immer diejenigen Zuschauer am besten dran sind, welche Partey nehmen; was ihnen wahrhaft günstig ist ergreifen sie mit Freuden, das Ungünstige ignoriren sie, lehnen's ab, oder legen's wohl gar zu ihrem Vortheil aus. Der Dichter aber, der seiner Natur nach unparteyisch seyn und bleiben muß, sucht sich von den Zuständen beider kämpfender Theile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird,

sich entschließen muß tragisch zu endigen. Und mit welchem Cyklus von Tragödien sahen wir uns von der tosenden Weltbewegung bedroht!

Wer hatte seit seiner Jugend sich nicht vor der Geschichte des Jahrs 1649 entsetzt, wer nicht vor der Hinrichtung Carl I geschaudert, und zu einigem Troste gehofft, daß dergleichen Scenen der Parteywuth sich nicht abermals ereignen könnten. Nun aber wiederholte sich das alles, gräulicher und grimmiger, bei dem gebildetsten Nachbarvolke, wie vor unsern Augen; Tag für Tag, Schritt vor Schritt. Man denke sich, welchen December und Januar diejenigen verlebten, die den König zu retten ausgezogen waren, und nun in seinen Proceß nicht eingreifen, die Vollstreckung des Todesurtheils nicht hindern konnten.

Frankfurt war wieder in Deutschen Händen, die möglichsten Vorbereitungen Maynz wieder zu erobern wurden eifrigst besorgt. Man hatte sich Maynz genähert und Hochheim besetzt: Königstein mußte sich ergeben. Nun aber war vor allen Dingen nöthig, durch einen vorläufigen Feldzug auf dem linken Rheinufer sich den Rücken frei zu machen. Man zog daher am Taunusgebirge hin auf Idstein über das Benedictiner-Kloster Schönau nach Caub, sodann über eine wohl errichtete Schiffbrücke nach Bacharach; von da an gab es fast ununterbrochene Vorposten-Gefechte, welche den Feind zum Rückzug nöthigten. Man ließ den eigentlichen Hundsrück rechts,

zog nach Stromberg, wo General Neubinger gefangen wurde. Man gewann Creutznach und reinigte den Winkel zwischen der Nahe und dem Rhein: und so bewegte man sich mit Sicherheit gegen diesen Fluß. Die Kaiserlichen waren bei Speier über den Rhein gegangen und man konnte die Umzingelung von Maynz den 14 April abschließen, wenigstens vorerst die Einwohner mit Mangel, als dem Vorläufer größerer Noth, in Angst setzen.

Diese Nachricht vernahm ich zugleich mit der Aufforderung mich an Ort und Stelle zu zeigen, um, wie früher an einem beweglichen Uebel, so nun an einem stationären Theil zu nehmen. Die Umzingelung war vollbracht, die Belagerung konnte nicht ausbleiben; wie ungern ich mich dem Kriegstheater abermals näherte, überzeuge sich wer etwa die zweyte nach meinen Skizzen radirte Tafel in die Hand nimmt. Sie ist einem sehr genauen Federumriß nachgebildet, den ich wenige Tage vor meiner Abreise sorgfältig auf Papier gebracht hatte. Mit welchem Gefühl, sagen die wenigen dazu gedichteten Reimzeilen:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus.
Von Thür' zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler freh die stillen Blicke hegt.
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn.
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke.
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Bela-

Belagerung von Maynz.

Montag den 26 May 1793 von Frankfurt nach Höchst und Flörsheim; hier stand viel Belagerungsgeschütz. Der alte freie Weg nach Maynz war gesperrt, ich mußte über die Schiffbrücke bei Rüsselsheim; in Ginsheim ward gefüttert; der Ort ist sehr zerschossen; dann über die Schiffbrücke auf die Nonnenaue, wo viele Bäume niedergehauen lagen, sofort auf dem zweyten Theil der Schiffbrücke über den größern Arm des Rheins. Ferner auf Bodenheim und Oberulm, wo ich mich cantonirungsmäßig einrichtete, und sogleich mit Hauptmann Vent nach dem rechten Flügel über Hechtsheim ritt, mir die Lage besah von Maynz, Cassel, Kostheim, Hochheim, Weißenau, der Maynspitze und den Rheininseln. Die Franzosen hatten sich der einen bemächtigt und sich dort eingegraben; ich schlief Nachts in Oberulm.

Dienstag den 27 May eilte ich meinen Fürsten im Lager bei Marienborn zu verehren, wobei mir das Glück ward, dem Prinzen Maximilian von Zweybrücken, meinem immer gnädigen Herrn aufzuwarten; vertauschte dann sogleich gegen ein geräumiges Zelt in der Fronte des Regiments mein leidiges Cantonirungsquartier. Nun wollt' ich auch die Mitte des Blocade-Halbkreises

kennen lernen, ritt auf die Schanze vor dem Chauſſeehaus, überſah die Lage der Stadt, die neue Franzöſiſche Schanze bei Zahlbach und das merkwürdig gefährliche Verhältniß des Dorfes Bretzenheim. Dann zog ich mich gegen das Regiment zurück und war bemüht einige genaue Umriſſe auf's Papier zu bringen, um mir die Bezüge und die Diſtanzen der landſchaftlichen Gegenſtände deſto beſſer zu imprimiren.

Ich wartete dem General Grafen Kalkreuth in Marienborn auf, und war Abends bei demſelben; da denn viel über eine Mähre geſprochen wurde, daß in dem Lager der anderen Seite vergangene Nacht der Lärm entſtanden, als ſey ein Deutſcher General zu den Franzoſen übergegangen, worüber ſogar das Feldgeſchrei verändert worden und einige Bataillons in's Gewehr getreten.

Ferner unterhielt man ſich über das Detail der Lage überhaupt, über Blocade und künftige Belagerung. Viel ward geſprochen über Perſönlichkeiten und deren Verhältniſſe, die gar mancherlei wirken, ohne daß ſie zur Sprache kommen. Man zeigte daraus, wie unzuverläſſig die Geſchichte ſey, weil kein Menſch eigentlich wiſſe, warum oder woher dieſes und jenes geſchehe.

Mittwoch den 28 May bei Obriſt von Stein auf dem Forſthauſe, das äußerſt ſchön liegt; ein höchſt angenehmer Aufenthalt. Man fühlte, welch eine behagliche Stelle es geweſen, Landjägermeiſter eines Churfürſten von Maynz zu ſeyn. Von da überſieht man den großen

landſchaftlichen Keſſel, der ſich bis Hochheim hinüber erſtreckt, wo in der Urzeit Rhein und Mayn ſich wirbelnd drehten und reſtagnirend die beſten Aecker vorbereiteten, ehe ſie bei Biberich weſtwärts zu fließen völlige Freiheit fanden.

Ich ſpeiſ'te im Hauptquartier; der Rückzug aus der Champagne ward beſprochen; Graf Kalkreuth ließ ſeiner Laune gegen die Theoriſten freien Lauf.

Nach der Tafel ward ein Geiſtlicher hereingebracht, als revolutionärer Geſinnungen verdächtig. Eigentlich war er toll, oder wollte ſo ſcheinen; er glaubte Turenne und Condé geweſen, und nie von einem Weibe geboren zu ſeyn. Durch das Wort werde alles gemacht! Er war guter Dinge und zeigte in ſeiner Tollheit viel Conſequenz und Gegenwart des Geiſtes.

Ich ſuchte mir die Erlaubniß Lieutenant von Itzenblitz zu beſuchen, welcher am 9 May in einer Affaire vor Maynz mit Schuß und Hieb verwundet und endlich gefangen genommen worden. Feindlicherſeits betrug man ſich auf das ſchonendſte gegen ihn und gab ihn bald wieder heraus. Reden durft' er noch nicht, doch erfreute ihn die Gegenwart eines alten Kriegskameraden, der manches zu erzählen wußte.

Gegen Abend fanden ſich die Officiere des Regiments bei'm Marketender, wo es etwas muthiger herging als vor'm Jahr in der Champagne: denn wir tranken den dortigen ſchäumenden Wein und zwar im Trocknen bei'm

schönsten Wetter. Meiner vormaligen Weissagung ward auch gedacht; sie wiederholten meine Worte: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen ihr seyd dabei gewesen.“ Wunderbar genug sah man diese Prophezeyung nicht etwa nur dem allgemeinen Sinn, sondern dem besonderen Buchstaben nach genau erfüllt, indem die Franzosen ihren Kalender von diesen Tagen an datiren.

Wie aber der Mensch überhaupt ist, besonders aber im Kriege, daß er sich das Unvermeidliche gefallen läßt, und die Intervalle zwischen Gefahr, Noth und Verdruß, mit Vergnügen und Lustbarkeit auszufüllen sucht: so ging es auch hier, die Hautboisten von Thadden spielten Ça ira und den Marseiller Marsch, wobei eine Flasche Champagner nach der andern geleert wurde.

Abends 8 Uhr kanonirte man stark von den Batterien des rechten Flügels.

Donnerstag den 29 May früh 9 Uhr, Victoria wegen des Siegs der Oestreicher bei Famars. Dieses allgemeine Abfeuern nützte mir die Lage der Batterien und die Stellung der Truppen kennen zu lernen, zugleich war ein ernstlicher Handel bei Bretzenheim, denn freilich hatten die Franzosen alle Ursache uns aus diesem so nahe gelegenen Dorfe zu vertreiben.

Inzwischen erfuhr man, woher das Mährchen der gestrigen Desertion entstanden, durch seltsam zufällige

Combinationen, ſo abgeſchmackt als möglich, aber doch einige Zeit umherlaufend.

Ich begleitete meinen gnädigſten Herrn nach dem linken Flügel, wartete dem Herrn Landgrafen von Darmſtadt auf, deſſen Lager beſonders zierlich mit kiefernen Lauben ausgeputzt war, deſſen Zelt jedoch alles was ich je in dieſer Art geſehen, übertraf, wohl ausgedacht, vortrefflich gearbeitet, bequem und prächtig.

Gegen Abend war uns, mir aber beſonders, ein liebenswürdiges Schauſpiel bereitet; die Prinzeſſinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Ihro Majeſtät dem Könige geſpeiſ't und beſuchten nach Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte ſo die hohen Herrſchaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das genaueſte beobachten. Und wirklich konnte man in dieſem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmliſche Erſcheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöſchen wird.

Freytag den 30 May. Früh hörte man hinter dem Lager Kleingewehrfeuer, welches einige Apprehenſion gab; dieß klärte ſich dahin auf, daß die Bauern den Frohnleichnam gefeyert. Ferner ward Victoria geſchoſſen aus Kanonen und kleinem Gewehr, jenes glücklichen Ereigniſſes in den Niederlanden wegen; dazwiſchen ſcharf aus der Stadt und hinein. Nachmittag ein Donnerwetter.

Holländiſche Artillerie-Flotille iſt angekommen, liegt bei Ebenheim.

In der Nacht vom 30 zum 31 May ſchlief ich wie gewöhnlich ganz angezogen, ruhig im Zelte, als ich vom Platzen eines kleinen Gewehrfeuers aufgeweckt wurde, das nicht allzu entfernt ſchien. Ich ſprang auf und heraus, und fand ſchon alles in Bewegung; es war offenbar daß Marienborn überfallen ſey. Bald darauf feuerten unſere Kanonen von der Batterie vor dem Chauſſeehaus, dieß mußte alſo einem herandringenden Feinde gelten. Das Regiment des Herzogs, von dem eine Schwadron hinter dem Chauſſeehaus gelagert war, rückte aus; der Moment war kaum erklärbar. Das kleine Gewehrfeuer in Marienborn, im Rücken unſerer Batterien, dauerte fort und unſere Batterien ſchoſſen auch. Ich ſetzte mich zu Pferde und ritt weiter vor, wo ich, nach früher genommener Kenntniß, ob es gleich Nacht war, die Gegend beurtheilen konnte. Ich erwartete jeden Augenblick Marienborn in Flammen zu ſehen und ritt zu unſeren Zelten zurück, wo ich die Leute des Herzogs beſchäftigt fand, ein- und aufzupacken auf alle Fälle. Ich empfahl ihnen meinen Koffer und Portefeuille und beſprach unſern Rückzug. Sie wollten auf Oppenheim zu, dorthin konnte ich leicht folgen, da mir der Fußpfad durch das Fruchtfeld bekannt war, doch wollt' ich den Erfolg erſt abwarten und mich nicht eher entfernen bis

das Dorf brennte und der Streit sich hinter demselben weiter heraufzöge.

In solcher Ungewißheit sah ich der Sache zu, aber bald legte sich das kleine Gewehrfeuer, die Kanonen schwiegen, der Tag fing an zu grauen, und das Dorf lag ganz ruhig vor mir. Ich ritt hinunter. Die Sonne ging auf mit trübem Schein, und die Opfer der Nacht lagen neben einander. Unsere riesenhaften wohlgekleideten Cuirassiere machten einen wunderlichen Contrast mit den zwergenhaften, schneiderischen, zerlumpten Ohnehosen; der Tod hatte sie ohne Unterschied hingemäht. Unser guter Rittmeister La Viere war unter den ersten geblieben, Rittmeister von Voß, Adjutant des Grafen Kalkreuth durch die Brust geschossen, man erwartete seinen Tod. Ich war veranlaßt, eine kurze Relation dieses wunderbaren und unangenehmen Vorfalls aufzusetzen, welche ich hier einschalte und sodann noch einige Particularitäten hinzufüge.

Von dem Ausfall der Franzosen in der Nacht auf Marienborn vermelde ich folgendes:

Das Hauptquartier Marienborn liegt in der Mitte des Halbkreises von Lagern und Batterien, die am linken Ufer des Rheins oberhalb Maynz anfangen, die Stadt nicht gar in der Entfernung einer halben Stunde umgeben, und unterhalb derselben sich wieder an den Fluß

anschließen. Die Capelle zum heiligen Kreuz, die Dörfer Weißenau, Hechtsheim, Marienborn, Drais, Gunzenheim, Mombach werden von diesem Kreise entweder berührt oder liegen nicht weit außerhalb desselben. Die beiden Flügel bei Weißenau und Mombach wurden vom Anfang der Blocade an von den Franzosen öfters angegriffen und ersteres Dorf abgebrannt, die Mitte hingegen blieb ohne Anfechtung. Niemand konnte vermuthen, daß sie dahin einen Ausfall richten würden, weil sie in Gefahr kamen von allen Seiten in's Gedränge zu gerathen, abgeschnitten zu werden, ohne irgend etwas von Bedeutung auszurichten. Indessen waren die Vorposten um Bretzenheim und Dalheim, Orte die vor Marienborn in einem Grunde liegen der sich nach der Stadt zieht, immer an einander und man behauptete Bretzenheim dießseits um so eifriger, als die Franzosen bei Zahlbach, einem Kloster nahe bei Dahlheim, eine Batterie errichtet hatten und damit das Feld und die Chaussee bestrichen.

Eine Absicht, die man dem Feinde nicht zutraute, bewog ihn endlich zu einem Ausfall gegen das Hauptquartier. Die Franzosen wollten, so ist man durch die Gefangenen überzeugt, den General Kalkreuth, der in Marienborn, den Prinzen Ludwig Ferdinands Sohn, der auf dem Chausseehause einige Schritte vom Dorfe in Quartier lag, entweder gefangen fortführen, oder todt zurücklassen. Sie wählten die Nacht vom 30sten zum

31ſten, zogen ſich vielleicht 3000 Mann aus dem Zahlbacher Grunde ſchlängelnd über die Chauſſee und durch einige Gründe bis wieder an die Chauſſee, paſſirten ſie wieder und eilten auf Marienborn los. Sie waren gut geführt und nahmen ihren Weg zwiſchen den Oeſtreichiſchen und Preußiſchen Patrouillen durch, die leider, wegen geringen Wechſels von Höhen und Tiefen, nicht an einander ſtießen. Auch kam ihnen noch ein Umſtand zu Hülfe.

Tags vorher hatte man Bauern beordert, das Getreide, das gegen die Stadt zu ſteht, in dieſer Nacht abzumähen; als dieſe nach vollendeter Arbeit zurückgingen, folgten ihnen die Franzoſen, und einige Patrouillen wurden dadurch irre gemacht. Sie kamen unentdeckt ziemlich weit vorwärts, und als man ſie bemerkte und auf ſie ſchoß, drangen ſie in der größten Eile nach Marienborn vor, und erreichten das Dorf gegen 1 Uhr, wo man ſorglos entweder ſchlief oder wachte. Sie ſchoſſen ſogleich in die Häuſer, wo ſie Licht ſahen, drängten ſich durch die Straße und umringten den Ort und das Kloſter, in welchem der General lag. Die Verwirrung war groß, die Batterien ſchoſſen, das Infanterie-Regiment Wegner rückte gleich vor, eine Schwadron des Herzogs von Weimar, die hinter dem Orte lag, war bei der Hand, die Sächſiſchen Huſaren deßgleichen. Es entſtand ein verwirrtes Gefecht.

Indeſſen hörte man im ganzen Umkreis des blocki-

renden Lagers das Feuern von falschen Attaquen, jedes wurde auf sich aufmerksam gemacht und niemand wagte dem andern zu Hülfe zu eilen.

Der abnehmende Mond stand am Himmel und gab ein mäßiges Licht. Der Herzog von Weimar nahm den übrigen Theil seines Regiments, das eine Viertelstunde hinter Marienborn auf der Höhe lag, und eilte hinzu, Prinz Ludwig führte die Regimenter Wegner und Thadden; und nach einem anderthalbstündigen Gefechte trieb man die Franzosen gegen die Stadt. An Todten und Blessirten ließen sie 30 Mann zurück, was sie mit sich geschleppt, ist unbekannt.

Der Verlust der Preußen an Todten und Blessirten mag 90 Mann seyn. Major La Viere von Weimar ist todt; Rittmeister und Adjutant von Voß tödtlich verwundet. Ein unglücklicher Zufall vermehrte den dießseitigen Verlust: denn als sich die Feldwachen von Bretzenheim auf Marienborn zurückziehen wollten, kamen sie unter die Franzosen und wurden zugleich mit ihnen von unsern Batterien beschossen.

Als es Tag ward, fand man Pechkränze, mit Pech überzogene Birkenwellen an allen Enden des Dorfes; sie hatten die Absicht, wenn der Coup gelänge, zuletzt das Dorf anzuzünden.

Man erfuhr daß sie zu gleicher Zeit versucht hatten, eine Brücke von einer Rheininsel an der Maynspitze, in die sie sich seit einiger Zeit genistet, auf die nächste In-

sel zu schlagen, wahrscheinlich in der Absicht gegen die Schiffbrücken bei Ginsheim etwas vorzunehmen. Das zweyte Treffen der Kette ward näher an das erste herangezogen und des Herzogs Regiment steht nah bei Marienborn.

Man weiß daß bei'm Ausfall Nationaltruppen vorangingen, dann Linien-, dann wieder Nationaltruppen folgten; es mag daher das Gerücht entstanden seyn, die Franzosen seyen in drey Colonnen ausgezogen.

Den 1 Juny rückte das Regiment näher nach Marienborn; der Tag ging hin mit Veränderung des Lagers; auch die Infanterie veränderte ihre Stellung und man traf verschiedene Vertheidigungsanstalten.

Ich besuchte Rittmeister von Voß, den ich ohne Hoffnung fand; er saß aufrecht im Bette und schien seine Freunde zu kennen, zu sprechen vermocht' er nicht. Auf einen Wink des Chirurgen begaben wir uns weg; und ein Freund machte mich unterwegs aufmerksam, daß vor einigen Tagen in demselben Zimmer ein heftiger Streit entstanden, indem einer gegen viele hartnäckig behauptet: Marienborn, als Hauptquartier, liege viel zu nahe an der blockirten und zu belagernden Stadt, man habe sich gar wohl eines Ueberfalls zu versehen.

Weil aber überhaupt eine heftige Widerrede gegen alles was von oben herein befohlen und veranstaltet war,

zur Tagesordnung gehörte, ſo ging man drüber hinaus und ließ dieſe Warnung, ſo wie manche andere, verhallen.

Den 2 Juny ward ein Bauer aus Ober-Ulm gehenkt, der bei'm Ueberfall die Franzoſen angeführt hatte: denn ohne die genauſte Kenntniß des Terrains wäre das ſchlängelnde Heranziehen nicht denkbar geweſen; zum Unglück für ihn wußte er nicht eben ſo gut mit den rückkehrenden die Stadt zu erreichen und wurde von den ausgeſandten Patrouillen, die alles auf das ſorgfältigſte durchſuchten, eingefangen.

Ward Major La Viere mit allen militäriſchen Ehren vor den Standarten begraben. Starb Rittmeiſter von Voß. Waren Prinz Ludwig, General Kalkreuth und mehrere bei dem Herzog zur Tafel. Abends Feuern an der Rheinſpitze.

Den 3 Juny große Mittagstafel bei Herrn von Stein auf dem Jägerhauſe; herrliches Wetter, unſchätzbare Ausſicht, ländlicher Genuß, durch Scenen des Todes und Verderbens getrübt. Abends wurde Rittmeiſter von Voß neben La Viere niedergeſenkt.

Den 5 Juny. Man fährt fort an der Verſchanzung des Lagers ernſtlich zu arbeiten.

Große Attake und Kanonade an der Maynſpitze.

Den 6 Juny war die Preußiſche und Oeſterreichiſche Generalität bei Sereniſſimo zu Tafel, in einem großen von Zimmerwerk zu ſolchen Feſten auferbauten Saale. Ein Obriſtlieutenant vom Regiment Wegner, ſchief ge-

gen mir über ſitzend, betrachtete mich gewiſſermaßen mehr als billig.

Den 7 Juny ſchrieb ich früh viel Briefe. Bei Tafel im Hauptquartier ſchwadronirte ein Major viel über künftige Belagerung und redete ſehr frei über das Benehmen bisher.

Gegen Abend führte mich ein Freund zu jenem beobachtenden Obriſtlieutenant, der vor einigen Tagen meine Bekanntſchaft zu machen gewünſcht hatte. Wir fanden keine ſonderliche Aufnahme; es war Nacht geworden, es erſchien keine Kerze. Selters-Waſſer und Wein, das man jedem Beſuchenden anbot, blieb aus, die Unterhaltung war Null. Mein Freund, welcher dieſe Verſtimmung dem Umſtande zuſchrieb daß wir zu ſpät gekommen, blieb nach dem Abſchiede einige Schritte zurück um uns zu entſchuldigen, jener aber verſetzte zutraulich, es habe gar nichts zu ſagen: denn geſtern bei Tafel habe er ſchon an meinen Geſichtszügen geſehen, daß ich gar der Mann nicht ſey, wie er ſich ihn vorgeſtellt habe. Wir ſcherzten über dieſen verunglückten Verſuch neuer Bekanntſchaft.

Den 8 Juny ſetzte ich meine Arbeit an Reinecke Fuchs fleißig fort; ritt mit durchlauchtigſtem Herzog nach dem Darmſtädtiſchen Lager, wo ich den Herrn Landgrafen als meinen vieljährigen unabänderlich gnädigſten Herrn mit Freuden verehrte.

Abends kam Prinz Maximilian von Zweybrücken mit

Obriſt von Stein zu Sereniſſime; da ward manches durchgeſprochen; zuletzt kam das offenbare Geheimniß der nächſtkünftigen Belagerung an die Reihe.

Den 9 Juny glückte den Franzoſen ein Ausfall auf Heilig-Kreuz; es gelang ihnen Kirche und Dorf unmittelbar vor den Oeſterreichiſchen Batterien anzuzünden, einige Gefangene zu machen und ſich nicht ohne Verluſt hierauf zurückzuziehen.

Den 10 Juny wagten die Franzoſen einen Tages-Ueberfall auf Gunzenheim, der zwar abgeſchlagen ward, aber uns doch wegen des linken Flügels, und beſonders wegen des Darmſtädter Lagers, einige Zeit in Verlegenheit und Sorge ſetzte.

Den 11 Juny. Das Lager Ihro Majeſtät des Königs war nun etwa 1000 Schritte über Marienborn beſtimmt und angelegt, gerade an dem Abhange wo der große Keſſel in welchem Maynz liegt ſich endigt, in aufſteigenden Lehmwänden und Hügeln; dieſes gab zu den anmuthigſten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot ſich den Händen geſchickter Gärtner dar, welche die gefälligſte Parkanlage mit wenig Bemühung bildeten: die abhängige Seite ward geböſcht und mit Raſen belegt, Lauben gebaut, auf- und abſteigende Communicationsgänge gegraben, Flächen planirt, wo das Militär in ſeiner ganzen Pracht und Zierlichkeit ſich zeigen konnte, anſtoßende Wäldchen und Büſche mit in den Plan gezogen, ſo daß man bei der köſtlichſten

Aussicht nichts mehr wünschen konnte, als diese sämmtlichen Räume eben so bearbeitet zu sehen, um des herrlichsten Parks von der Welt zu genießen. Unser Krause zeichnete sorgfältig die Aussicht mit allen ihren gegenwärtigen Eigenthümlichkeiten.

Den 24 Juny. Eine kleine Schanze, welche die Franzosen unterhalb Weißenau errichtet hatten und besetzt hielten, stand der Eröffnung der Parallele im Weg; sie sollte Nachts eingenommen werden und mehrere davon unterrichtete Personen begaben sich auf die dießseitigen Schanzen unseres rechten Flügels, von wo man die ganze Lage übersehen konnte. In der sehr finstern Nacht erwartete man nunmehr, da man die Stelle recht gut kannte, wohin unsere Truppen gesendet waren, Angriff und Widerstand sollten durch ein lebhaftes Feuer ein bedeutendes Schauspiel geben. Man harrte lang, man harrte vergebens; statt dessen gewahrte man aber eine weit lebhaftere Erscheinung. Alle Posten unserer Stellung mußten angegriffen seyn, denn in dem ganzen Kreis derselben erblickte man ein lebhaftes Feuern, ohne daß man dessen Veranlassung irgend begreifen konnte; auf der Stelle aber von der eigentlich die Rede seyn sollte, blieb alles todt und stumm. Verdrießlich gingen wir nach Hause, besonders Herr Gore, als auf solche Feuer und Nachtgefechte der begierigste. Der folgende Tag gab uns die Auflösung dieses Räthsels. Die Franzosen hatten sich vorgenommen in dieser Nacht alle unsere Po-

ſten anzugreifen und deßhalb ihre Truppen aus den Schanzen weg und zum Angriff zuſammengezogen. Unſere Abgeſendeten daher, die mit der größten Vorſicht an die Schanze herangingen, fanden weder Waffen noch Widerſtand; ſie erſtiegen die Schanze und fanden ſie leer, einen einzigen Kanonier ausgenommen, der ſich über dieſen Beſuch höchlich verwunderte. Während des allgemeinen Feuerns das nur ſie nicht betraf, hatten ſie gute Zeit die Wälle zu zerſtören und ſich zurückzuziehen. Jener allgemeine Angriff hatte auch keine weitern Folgen; die allarmirten Linien beruhigten ſich wieder mit dem Einbruch des Tags.

Den 16 Juny. Die immer beſprochene, und dem Feind verheimlichte Belagerung von Maynz nahte ſich denn doch endlich; man ſagte ſich in's Ohr: heute Nacht ſolle die Tranchee eröffnet werden. Es war ſehr finſter und man ritt den bekannten Weg nach der Weißenauer Schanze; man ſah nichts, man hörte nichts, aber unſere Pferde ſtutzten auf einmal und wir wurden unmittelbar vor uns einen kaum zu unterſcheidenden Zug gewahr. Oeſtreichiſche, grau gekleidete Soldaten mit grauen Faſchinen auf den Rücken, zogen ſtillſchweigend dahin, kaum daß von Zeit zu Zeit der Klang aneinander ſchlagender Schaufeln und Hacken irgend eine nahe Bewegung andeutete. Wunderbarer und geſpenſterhafter läßt ſich kaum eine Erſcheinung denken, die ſich halb geſehen immer wiederholte, ohne deutlicher geſehen zu werden.

Wir

Wir blieben auf dem Flecke halten bis daß ſie vorüber waren, denn von da aus konnten wir wenigſtens nach der Stelle hinſehen, wo ſie im Finſtern wirken und arbeiten ſollten. Da dergleichen Unternehmungen immer in Gefahr ſind dem Feind verrathen zu werden, ſo konnte man erwarten daß von den Wällen aus auf dieſe Gegend, und wenn auch nur auf gut Glück, gefeuert werden würde. Allein in dieſer Erwartung blieb man nicht lange, denn gerade an der Stelle, wo die Tranchee angefangen werden ſollte, ging auf einmal klein Gewehrfeuer los, allen unbegreiflich. Sollten die Franzoſen ſich herausgeſchlichen, bis an oder gar über unſere Vorpoſten herangewagt haben? Wir begriffen es nicht. Das Feuern hörte auf und alles verſank in die allertiefſte Stille. Erſt den andern Morgen wurden wir aufgeklärt daß unſere Vorpoſten ſelbſt auf die ſtill heranziehende Colonne wie auf eine feindliche gefeuert hatten; dieſe ſtutzte, verwirrte ſich, jeder warf ſeine Faſchine weg, Schaufeln und Hacken wurden allenfalls gerettet; die Franzoſen auf den Wällen aufmerkſam gemacht, waren auf ihrer Hut, man kam unverrichteter Sache zurück, die ſämmtliche Belagerungsarmee war in Beſtürzung.

Den 17 Juny. Die Franzoſen errichten eine Batterie an der Chauſſee. Nachts entſetzlicher Regen und Sturm.

Den 18 Juny. Als man die neulich mißglückte Eröffnung der Tranchee unter den Sachverſtändigen be-

sprach, wollte sich finden, daß man viel zu weit von der Festung mit der Anlage geblieben sey; man beschloß daher sogleich die dritte Parallele näher zu rücken und dadurch aus jenem Unfall entschiedenen Vortheil zu ziehen. Man unternahm es und es ging glücklich von Statten.

Den 24 Juny. Franzosen und Clubbisten, wie man wohl bemerken konnte, daß es Ernst werde, veranstalteten, dem zunehmenden Mangel an Lebensmitteln Einhalt zu thun, eine unbarmherzige Exportation gegen Cassel, von Greisen und Kranken, Frauen und Kindern, die eben so grausam wieder zurückgewiesen wurden. Die Noth wehr- und hülfloser zwischen innere und äußere Feinde gequetschter Menschen ging über alle Begriffe.

Man versäumte nicht den Oestreichischen Zapfenstreich zu hören, welcher alle andere der ganzen alliirten Armee übertraf.

Den 25 Juny Nachmittag entstand ein heftiges allen unbegreifliches Kanoniren am Ende unsers linken Flügels: zuletzt klärte sich's auf, das Feuern sey auf dem Rhein, wo die Holländische Flotte vor Ihro Majestät dem Könige manövrire; Höchstdieselben waren deßhalb nach Elfeld gegangen.

Den 27 Juny Anfang des Bombardements, wodurch die Dechaney sogleich angezündet war.

Nachts glückte den Unsern der Sturm auf Weißenau und die Schanze oberhalb der Karthause, frei-

lich unerläßliche Puncte den rechten Flügel der zweyten Parallele zu sichern.

Den 28 Juny Nachts. Fortgesetztes Bombardement gegen den Dom; Thurm und Dach brennen ab und viele Häuser umher. Nach Mitternacht die Jesuitenkirche.

Wir sahen auf der Schanze vor Marienborn diesem schrecklichen Schauspiele zu; es war die sternenhellste Nacht, die Bomben schienen mit den Himmelslichtern zu wetteifern, und es waren wirklich Augenblicke wo man beide nicht unterscheiden konnte. Neu war uns das Steigen und Fallen der Feuerkugeln; denn wenn sie erst mit einem flachen Cirkelbogen das Firmament zu erreichen drohten, so knickten sie in einer gewissen Höhe parabolisch zusammen und die aufsteigende Lohe verkündigte bald daß sie ihr Ziel zu erreichen gewußt.

Herr Gore und Rath Krause behandelten den Vorfall künstlerisch und machten so viele Brandstudien, daß ihnen später gelang ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches noch vorhanden ist und, wohl erleuchtet, mehr als irgend eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern im Stande seyn möchte.

Und wie deutete nicht ein solcher Anblick auf die traurigste Lage, indem wir uns zu retten, uns einigermaßen wieder herzustellen, zu solchen Mitteln greifen mußten!

Den 29 Juny. Schon längst war von einer schwimmenden Batterie die Rede gewesen, welche bei Ginsheim gebaut auf den Maynkopf und die zunächst liegenden Inseln und Auen wirken und sie besetzen sollte. Man sprach so viel davon, daß sie endlich vergessen ward. Auf meinem gewöhnlichen Nachmittagsritte nach unserer Schanze über Weißenau war ich kaum dorthin gelangt, als ich auf dem Fluß eine große Bewegung bemerkte, Franzöſiſche Kähne ruderten emſig nach den Inſeln, und die Oeſtreichiſche Batterie, angelegt um den Fluß bis dorthin zu beſtreichen, feuerte unausgeſetzt in Prellſchüſſen auf dem Waſſer; für mich ein ganz neues Schauſpiel. Wie die Kugel zum erſtenmal auf das bewegliche Element aufſchlug, entſprang eine ſtarke ſich viele Fuß in die Höhe bäumende Springwelle; dieſe war noch nicht zuſammengeſtürzt als ſchon eine zweyte in die Höhe getrieben wurde, kräftig wie die erſte nur nicht von gleicher Höhe, und ſo folgte die dritte, vierte, immer ferner abnehmend, bis ſie zuletzt gegen die Kähne gelangte, flächer fortwirkte und den Fahrzeugen zufällig gefährlich ward.

An dieſem Schauſpiel konnt' ich mich nicht ſatt ſehen, denn es folgte Schuß auf Schuß, immer wieder neue mächtige Fontainen, indeſſen die alten noch nicht ganz verrauſcht hatten.

Auf einmal löſte ſich drüben auf dem rechten Ufer, zwiſchen Büſchen und Bäumen, eine ſeltſame Maſchine

los; ein viereckiges großes von Balken gezimmertes Local schwamm daher, zu meiner großen Verwunderung, zu meiner Freude zugleich, daß ich bei dieser wichtigen so viel besprochenen Expedition Augenzeuge seyn sollte. Meine Segenswünsche schienen jedoch nicht zu wirken, meine Hoffnung dauerte nicht lange: denn gar bald drehte die Masse sich auf sich selbst, man sah daß sie keinem Steuerruder gehorchte, der Strom zog sie immer im Drehen mit sich fort. Auf der Rheinschanze oberhalb Cassel und vor derselben war alles in Bewegung, Hunderte von Franzosen rannten am Ufer aufwärts und verführten ein gewaltiges Jubelgeschrei, als dieses trojanische Meerpferd, fern von dem beabsichtigten Ziel der Landspitze, durch den einströmenden Mayn ergriffen und nun zwischen Rhein und Mayn gelassen und unaufhaltsam dahinfuhr. Endlich zog die Strömung diese unbehülfliche Maschine gegen Cassel, dort strandete sie unfern der Schiffbrücke auf einem flachen noch vom Fluß überströmten Boden. Hier versammelte sich nun das sämmtliche Französische Kriegsvolk, und wie ich bisher mit meinem trefflichen Fernrohr das ganze Ereigniß auf's genauste beobachtet, so sah ich nun auch, leider, die Fallthüre die diesen Raum verschloß, niedersinken und die darin Versperrten heraus und in die Gefangenschaft wandern. Es war ein ärgerlicher Anblick; die Fallbrücke reichte nicht bis an's trockene Land, die kleine Garnison mußte daher erst durch's Wasser waten, bis sie den

Kreis ihrer Gegner erreichten. Es waren vier und sechzig Mann, zwey Officiere und zwey Kanonen, sie wurden gut empfangen, sodann nach Maynz und zuletzt in's Preußische Lager zur Auswechselung gebracht.

Nach meiner Rückkehr verfehlte ich nicht, von diesem unerwarteten Ereigniß Nachricht zu geben; niemand wollt' es glauben, wie ich ja selbst meinen Augen nicht getraut hatte. Zufällig befanden sich Ihro Königl. Hoheit der Kronprinz in des Herzogs von Weimar Gezelt, ich ward gerufen und mußte den Vorfall erzählen; ich that es genau aber ungern, wohl wissend daß man dem Boten der Hiobspost immer etwas von der Schuld des Unglücks das er erzählt anzurechnen pflegt.

Unter den Täuschungen mancher Art, die uns bei unerwarteten Vorfällen in einem ungewohnten Zustande betreffen mögen, gibt es gar viele, gegen die man sich erst im Augenblick waffnen kann. Ich war gegen Abend ohne den mindesten Anstoß den gewöhnlichen Fußpfad nach der Weißenauer Schanze geritten; der Weg ging durch eine kleine Vertiefung, wo weder Wasser noch Sumpf noch Graben noch irgend ein Hinderniß sich bemerken ließ; bei meiner Rückkehr war die Nacht eingebrochen, und als ich eben in jene Vertiefung hereinreiten wollte, sah ich gegenüber eine schwarze Linie gezogen, die sich von dem verdüsterten braunen Erdreich scharf abschnitt. Ich mußt' es für einen Graben halten, wie aber ein Graben in der kurzen Zeit über meinen Weg her

und ſodann ward von allen innerhalb der Batterie befindlichen Perſonen erwartet, daß ſie ſich auf die Knie wie auf's Angeſicht niederwürfen, um durch die Bruſtwehr gegen eine niedrig ankommende Kugel geſchützt zu ſeyn.

Nun war es Sonntags und Feyertags luſtig anzuſehen, wenn die große Menge geputzter Bauersleute, oft noch mit Gebetbuch und Roſenkranz aus der Kirche kommend, die Schanze füllten, ſich umſahen, ſchwatzten und ſchäckerten, auf einmal aber die Schildwache Buck! rief und ſie ſämmtlich flugs vor dieſer gefährlich-hochwürdigen Erſcheinung niederfielen und ein vorüberfliegendes göttlich ſauſendes Weſen anzubeten ſchienen; bald aber nach geſchwundener Gefahr ſich wieder aufrafften, ſich wechſelsweiſe verſpotteten und bald darauf, wenn es den Belagerten gerade beliebte, abermals niederſtürzten. Man konnte ſich dieſes Schauſpiel ſehr bequem verſchaffen, wenn man ſich auf der nächſten Höhe etwas ſeitwärts außer der Richtung der Kugel ſtellte, unter ſich dieſes wunderliche Gewimmel ſah und die Kugel an ſich vorbeiſauſen hörte.

Aber eine ſolche über die Schanze weggehende Kugel verfehlte nicht Zweck noch Abſicht. Auf dem Rücken dieſer Höhen zog ſich der Weg von Frankfurt her, ſo daß man die Proceſſion von Kutſchen und Chaiſen, Reitern und Fußgängern aus Maynz ſehr gut beobachten und alſo zugleich die Schanze und die Wall fahrtenden

in Schrecken ſetzen konnte. Auch wurde bei einiger Aufmerkſamkeit des Militärs der Eintritt einer ſolchen Menge gar bald verboten, und die Frankfurter nahmen einigen Umweg, auf welchem ſie unbemerkt und unerreicht in das Hauptquartier gelangten.

Ende Juny. — In einer unruhigen Nacht unterhielt ich mich aufzuhorchen auf die mannichfaltigen fern und nah erregten Töne, und konnte folgende genau unterſcheiden.

Werda! der Schildwache vor'm Zelt.
Werda! der Infanterie-Poſten.
Werda! wenn die Runde kam.
Hin- und Wiedergehen der Schildwache.
Geklapper des Säbels auf dem Sporn.
Bellen der Hunde fern.
Knurren der Hunde nahe.
Krähen der Hähne.
Scharren der Pferde.
Schnauben der Pferde.
Häckerlingſchneiden.
Singen, Discuriren und Zanken der Leute.
Kanonendonner.
Brüllen des Rindviehs.
Schreien der Mauleſel.

Lücke.

Daß eine solche hier einfällt möchte wohl kein Wunder seyn. Jede Stunde war unglückträchtig; man sorgte jeden Augenblick für seinen verehrten Fürsten, für die liebsten Freunde, man vergaß an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüsten Gefahr angezogen, wie von dem Blick einer Klapperschlange, stürzte man sich unberufen in die tödtlichen Räume, ging, ritt durch die Trancheen, ließ die Haubitzgranaten über dem Kopfe dröhnend zerspringen, die Trümmer neben sich niederstürzen; manchem Schwerblessirten wünschte man baldige Erlösung von grimmigen Leiden, und die Todten hätte man nicht in's Leben zurückgerufen.

Wie Vertheidiger und Angreifende nunmehr aber gegen einander standen, davon wäre im Allgemeinen hier so viel zu sagen. Die Franzosen hatten bei androhender Gefahr sich zeitig vorgesehen und vor die Hauptwerke hinaus kleinere Schanzen kunstgemäß angelegt, um die Blockirenden in gewisser Ferne zu halten, die Belagerung aber zu erschweren. Alle diese Hindernisse mußten nun weggeräumt werden, wenn die dritte Parallele eröffnet, fortgesetzt und geschlossen werden sollte, wie im Nachfolgenden einzeln aufgezeichnet ist. Wir aber indessen, mit einigen Freunden, obgleich ohne Ordre und Beruf, begaben uns an die gefährlichsten Posten. Weißenau war in Deutschen Händen, auch die flußabwärts liegende

Schanze ſchon erobert; man beſuchte den zerſtörten Ort, hielt in dem Gebeinhauſe Nachleſe von krankhaften Knochen, wovon das Beſte ſchon in die Hände der Wundärzte mochte gelangt ſeyn. Indem nun aber die Kugeln der Carlsſchanze immer in die Ueberreſte der Dächer und Gemäuer ſchlugen, ließen wir uns durch einen Mann des dortigen Wachtpoſtens, gegen ein Trinkgeld, an eine bekannte bedeutende Stelle führen, wo mit einiger Vorſicht gar vieles zu überſehen war. Man ging mit Behutſamkeit durch Trümmer und Trümmer und ward endlich eine ſtehen gebliebene ſteinerne Wendeltreppe hinauf, an das Balconfenſter eines freiſtehenden Giebels geführt, das freilich in Friedenszeiten dem Beſitzer die herrlichſte Ausſicht gewährt haben mußte. Hier ſah man den Zuſammenfluß des Mayn- und Rhein-Stroms, und alſo die Mayn- und Rheinſpitze, die Blei-Au, das befeſtigte Caſſel, die Schiffbrücke und am linken Ufer ſodann die herrliche Stadt; zuſammengebrochene Thurmſpitzen, lückenhafte Dächer, rauchende Stellen unerfreulichen Anblicks.

Unſer Führer hieß bedächtig ſeyn, nur einzeln um die Fenſterpfoſten herum ſchauen, weil von der Carlsſchanze her gleich eine Kugel würde geflogen kommen, und er Verdruß hätte ſolche veranlaßt zu haben.

Nicht zufrieden hiermit ſchlich man weiter gegen das Nonnenkloſter, wo es freilich auch wild genug ausſah, wo unten in den Gewölben für billiges Geld Wein ge-

schenkt wurde, indeß die Kugeln von Zeit zu Zeit rasselnde Dächer durchlöcherten.

Aber noch weiter trieb der Vorwitz; man kroch in die letzte Schanze des rechten Flügels, die man unmittelbar über den Ruinen der Favorite und der Carthause tief in's Glacis der Festung eingegraben hatte, und nun hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein paar hundert Schritte Kanonenkugeln wechselte; wobei es denn freilich darauf ankam, wer dem andern zuerst Schweigen aufzulegen das Glück hatte.

Hier fand ich es nun, aufrichtig gestanden, heiß genug und man nahm sich's nicht übel, wenn irgend eine Anwandlung jenes Kanonenfiebers sich wieder hervorthun wollte; man drückte sich nun zurück wie man gekommen war, und kehrte doch, wenn es Gelegenheit und Anlaß gab, wieder in gleiche Gefahr.

Bedenkt man nun, daß ein solcher Zustand wo man sich die Angst zu übertäuben jeder Vernichtung aussetzte, bei drey Wochen dauerte, so wird man uns verzeihen, wenn wir über diese schrecklichen Tage wie über einen glühenden Boden hinüber zu eilen trachten.

Den 1 July war die dritte Parallele in Thätigkeit und sogleich die Bocksbatterie bombardirt.

Den 2 July. Bombardement der Citadelle und Carlsschanze.

Den 3 July. Neuer Brand in der St. Sebastians-capelle; benachbarte Häuser und Paläste gehen in Flammen auf.

Den 6 July. Die sogenannte Clubbisten-Schanze, welche den rechten Flügel der dritten Parallele nicht zu Stande kommen ließ, mußte weggenommen werden; allein man verfehlte sie und griff vorliegende Schanzen des Hauptwalles an, da man denn freilich zurückgeschlagen wurde.

Den 7 July. Endliche Behauptung dieses Terrains; Kostheim wird angegriffen, die Franzosen geben es auf.

Den 13 July Nachts. Das Rathhaus und mehrere öffentliche Gebäude brennen ab.

Den 14 July. Stillstand auf beiden Seiten, Freuden- und Feyertag; der Franzosen wegen der in Paris geschlossenen National-Conföderation, der Deutschen wegen Eroberung von Condé; bei den letzten Kanonen- und klein Gewehrfeuer, bei jenen ein theatralisches Freiheitsfest, wovon man viel zu hören hatte.

Nachts vom 14 zum 15 July. Die Franzosen werden aus einer Batterie vor der Carlsschanze getrieben; fürchterliches Bombardement. Von der Maynspitze über den Mayn brachte man das Benedictiner-Kloster auf der Citadelle in Flammen. Auf der andern Seite entzündet sich das Laboratorium und fliegt in die Luft.

Fenſter, Läden und Schornſteine dieſer Stadtſeite brechen ein und ſtürzen zuſammen.

Am 15 July beſuchten wir Herrn Gore in Klein-Wintersheim und fanden Rath Krauſe beſchäftigt ein Bildniß des werthen Freundes zu mahlen, welches ihm gar wohl gelang. Herr Gore hatte ſich ſtattlich angezogen, um bei fürſtlicher Tafel zu erſcheinen, wenn er vorher ſich in der Gegend abermals würde umgeſchaut haben. Nun ſaß er, umgeben von allerlei Haus- und Feldgeräth, in der Bauernkammer eines Deutſchen Dörfchens, auf einer Kiſte, den angeſchlagenen Zuckerhut auf einem Papiere neben ſich; er hielt die Caffee-Taſſe in der einen, die ſilberne Reißfeder, ſtatt des Löffelchens, in der andern Hand; und ſo war der Engländer ganz anſtändig und behaglich auch in einem ſchlechten Cantonirungsquartier vorgeſtellt, wie er uns noch täglich zu angenehmer Erinnerung vor Augen ſteht.

Wenn wir nun dieſes Freundes allhier gedenken, ſo verfehlen wir nicht etwas Mehreres über ihn zu ſagen. Er zeichnete ſehr glücklich in der Camera obſcura und hatte, Land und See bereiſend, ſich auf dieſe Weiſe die ſchönſten Erinnerungen geſammelt. Nun konnte er, in Weimar wohnhaft, angewohnter Beweglichkeit nicht entſagen, blieb immer geneigt kleine Reiſen vorzunehmen, wobei ihn denn gewöhnlich Rath Krauſe zu begleiten pflegte, der mit leichter, glücklicher Faſſungsgabe die

verstehenden Landschaften zu Papier brachte, schattirte, färbte, und so arbeiteten beide um die Wette.

Die Belagerung von Maynz, als ein seltener wichtiger Fall, wo das Unglück selbst mahlerisch zu werden versprach, lockte die beiden Freunde gleichfalls nach dem Rhein, wo sie sich keinen Augenblick müßig verhielten.

Und so begleiteten sie uns denn auch auf einem Gefahrzug nach Weißenau, wo sich Herr Gore ganz besonders gefiel. Wir besuchten abermals den Kirchhof in Jagd auf pathologische Knochen; ein Theil der nach Maynz gewendeten Mauer war eingeschossen, man sah über freies Feld nach der Stadt. Kaum aber merkten die auf den Wällen etwas Lebendiges in diesem Raume, so schossen sie mit Prellschüssen nach der Lücke; nun sah man die Kugel mehrmals aufspringen und Staub erregend herankommen, da man sich denn zuletzt hinter die stehen gebliebene Mauer, oder in das Gebeingewölbe zu retten wußte und der den Kirchhof durchrollenden Kugel heiter nachschaute.

Die Wiederholung eines solchen Vergnügens schien dem Kammerdiener bedenklich, der um Leben und Glieder seines alten Herrn besorgt uns allen in's Gewissen sprach und die kühne Gesellschaft zum Rückzug nöthigte.

Der 16 July war mir ein bänglicher Tag, und zwar bedrängte mich die Aussicht auf die nächste meinen Freunden gefährliche Nacht; damit verhielt es sich aber folgendermaßen. Eine der vorgeschobenen kleinen feindli-

chen Schanzen, vor der sogenannten Welschen Schanze, leistete völlig ihre Pflicht; sie war das größte Hinderniß unserer vordern Parallele und mußte, was es auch kosten möchte, weggenommen werden. Dagegen war nun nichts zu sagen, allein es zeigte sich ein bedenklicher Umstand. Auf Nachricht, oder Vermuthung: die Franzosen ließen, hinter dieser Schanze und unter dem Schutz der Festung Cavallerie campiren, wollte man zu diesem Aus- und Ueberfalle auch Cavallerie mitnehmen. Was das heiße: aus der Tranchee heraus, unmittelbar vor den Kanonen der Schanze und der Festung, Cavallerie zu entwickeln und sich in düsterer Nacht damit auf dem feindlich besetzten Glacis herumzutummeln, wird jederman begreiflich finden; mir aber war es höchst bänglich Herrn von Oppen, als den Freund der mir vom Regiment zunächst anlag, dazu commandirt zu wissen. Gegen Einbruch der Nacht mußte jedoch geschieden seyn, und ich eilte zur Schanze Nr. 4., wo man jene Gegend ziemlich im Auge hatte. Daß es losbrach und hitzig zuging, ließ sich wohl aus der Ferne bemerken, und daß mancher wackere Mann nicht zurückkehren würde, war vorauszusehen.

Indessen verkündigte der Morgen die Sache sey gelungen, man habe die Schanze erobert, geschleift und sich ihr gegenüber gleich so fest gesetzt, daß ihre Wiederherstellung dem Feinde wohl unmöglich bleiben sollte. Freund Oppen kehrte glücklich zurück; die Vermißten

gingen

gingen mich ſo nah nicht an; nur bedauerten wir den Prinzen Ludwig, der als kühner Anführer eine wo nicht gefährliche, doch beſchwerliche Wunde davon trug, und in einem ſolchen Augenblick den Kriegsſchauplatz ſehr ungern verließ.

Den 17 July ward nun derſelbe zu Schiffe nach Mannheim gebracht; der Herzog von Weimar bezog deſſen Quartier im Chauſſeehauſe; es war kein anmuthigerer Aufenthalt zu denken.

Nach herkömmlicher Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe ließ ich den ſchönen Platz davor kehren und reinigen, der bei dem ſchnellen Quartierwechſel mit Stroh und Spänen und allerlei Abwürflingen eines eilig verlaſſenen Cantonnements überſäet war.

Den 18 July Nachmittags auf große faſt unerträgliche Hitze, Donnerwetter, Sturm und Regenguß, dem allgemeinen erquicklich, den eingegrabenen als ſolchen freilich ſehr läſtig.

Der Commandant thut Vergleichsvorſchläge, welche zurückgewieſen werden.

Den 19 July. Das Bombardement geht fort, die Rheinmühlen werden beſchädigt und unbrauchbar gemacht.

Den 20 July. Der Commandant General d'Oyre überſchickt eine Punctation, worüber verhandelt wird.

Nachts vom 21ſten auf den 22ſten July. Heftiges Bombardement, die Dominicanerkirche geht in

Flammen auf, dagegen fliegt ein Preußisches Laboratorium in die Luft.

Den 22 July. Als man vernahm der Stillstand sey wirklich geschlossen, eilte man nach dem Hauptquartier, um die Ankunft des Französischen Commandanten d'Oyre zu erwarten. Er kam; ein großer wohlgebauter, schlanker Mann von mittlern Jahren, sehr natürlich in seiner Haltung und Betragen. Indessen die Unterhandlung im Innern vorging, waren wir alle aufmerksam und hoffnungsvoll; da es aber ausgesprochen ward, daß man einig geworden und die Stadt den folgenden Tag übergeben werden sollte, da entstand in Mehreren das wunderbare Gefühl einer schnellen Entledigung von bisherigen Lasten, von Druck und Bangigkeit, daß einige Freunde sich nicht erwehren konnten aufzusitzen und gegen Maynz zu reiten. Unterwegs holten wir Sömmering ein, der gleichfalls mit einem Gesellen nach Maynz eilte, freilich auf stärkere Veranlassung als wir, aber doch auch die Gefahr einer solchen Unternehmung nicht achtend. Wir sahen den Schlagbaum des äußersten Thores von fern, und hinter demselben eine große Masse Menschen die sich dort auflehnten und andrängten. Nun sahen wir Wolfsgruben vor uns, allein unsere Pferde, dergleichen schon gewohnt, brachten uns glücklich zwischen durch. Wir ritten unmittelbar bis vor den Schlagbaum; man rief uns zu: was wir brächten? Unter der Menge fanden sich wenig Soldaten, alles Bürger, Männer und Frauen;

unſere Antwort, daß wir Stillſtand und wahrſcheinlich Morgen Freiheit und Oeffnung verſprächen, wurde mit lautem Beifall aufgenommen. Wir gaben einander wechſelsweiſe ſo viel Aufklärung als einem jeden beliebte, und als wir eben von Segenswünſchen begleitet wieder umkehren wollten, traf Sömmering ein, der ſein Geſpräch an das unſrige knüpfte, bekannte Geſichter fand, ſich vertraulicher unterhielt und zuletzt verſchwand ehe wir's uns verſahen; wir aber hielten für Zeit umzukehren.

Gleiche Begierde, gleiches Beſtreben fühlten eine Anzahl Ausgewanderter, welche mit Victualien verſehen erſt in die Außenwerke, dann in die Feſtung ſelbſt einzudringen verſtanden, um die zurückgelaſſenen wieder zu umarmen und zu erquicken. Wir begegneten mehreren ſolcher leidenſchaftlichen Wanderer, und es mochte dieſer Zuſtand ſo heftig werden, daß endlich, nach verdoppelten Poſten, das ſtrengſte Verbot ausging, den Wällen ſich zu nähern; die Communication war auf einmal unterbrochen.

Am 23 July. Dieſer Tag ging hin unter Beſetzung der Außenwerke ſowohl von Maynz als von Caſſel. In einer leichten Chaiſe machte ich eine Spazierfahrt in einem ſo engen Kreis um die Stadt als es die ausgeſetzten Wachen erlauben wollten. Man beſuchte die Trancheen und beſah ſich die nach erreichtem Zweck verlaſſene unnütze Erdarbeit.

Als ich zurückfuhr, rief mich ein Mann mittleren

Alters an und bat mich seinen Knaben von ungefähr acht Jahren, den er an der Hand mit fortschleppte, zu mir zu nehmen. Er war ein ausgewanderter Maynzer, welcher mit großer Hast und Lust seinen bisherigen Aufenthalt verlassend herbeilief den Auszug der Feinde triumphirend anzusehen, sodann aber den zurückgelassenen Clubbisten Tod und Verderben zu bringen schwor. Ich redete ihm begütigende Worte zu und stellte ihm vor, daß die Rückkehr in einen friedlichen und häuslichen Zustand nicht mit neuem bürgerlichen Krieg, Haß und Rache müsse verunreinigt werden, weil sich das Unglück ja sonst verewige. Die Bestrafung solcher schuldigen Menschen müsse man den hohen Alliirten und dem wahren Landesherrn nach seiner Rückkehr überlassen, und was ich sonst noch Besänftigendes und Ernstliches anführte; wozu ich ein Recht hatte, indem ich das Kind in den Wagen nahm und beide mit einem Trunk guten Weins und Bretzeln erquickte. An einem abgeredeten Ort setzt' ich den Knaben nieder, da sich denn der Vater schon von weitem zeigte und mit dem Hut mir tausend Dank und Segen zuwinkte.

Den 24 July. Der Morgen ging ziemlich ruhig hin, der Ausmarsch verzögerte sich, es sollten Geldangelegenheiten seyn, die man sobald nicht abthun könne. Endlich zu Mittag, als alles bei Tisch und Topf beschäftigt und eine große Stille im Lager so wie auf der Chaussee war, fuhren mehrere dreyspännige Wagen in

einiger Ferne von einander sehr schnell vorbei, ohne daß man sich's versah und darüber nachsann; doch bald verbreitete sich das Gerücht: auf diese kühne und kluge Weise hätten mehrere Clubbisten sich gerettet. Leidenschaftliche Personen behaupteten man müsse nachsetzen, andere ließen es bei'm Verdruß bewenden, wieder andere wollten sich verwundern, daß auf dem ganzen Wege keine Spur von Wache, noch Piquet, noch Aufsicht erscheine; woraus erhelle, sagten sie, daß man von eben herein durch die Finger zu sehen und alles was sich ereignen könnte, dem Zufall zu überlassen geneigt sey.

Diese Betrachtungen wurden jedoch durch den wirklichen Auszug unterbrochen und umgestimmt. Auch hier kamen mir und Freunden die Fenster des Chausseehauses zu Statten. Den Zug sahen wir in aller seiner Feyerlichkeit herankommen. Angeführt durch Preußische Reiterey folgte zuerst die Franzöſische Garniſon. Seltsamer war nichts als wie sich dieser Zug ankündigte; eine Colonne Marseiller, klein, schwarz, buntschäckig, lumpig gekleidet, trappelten heran als habe der König Edwin seinen Berg aufgethan und das muntere Zwergenheer ausgesendet. Hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernst und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeschlagen oder beschämt. Als die merkwürdigste Erscheinung dagegen mußte jederman auffallen, wenn die Jäger zu Pferd heraufritten; sie waren ganz still bis gegen uns herangezogen, als ihre Musik den Marseillermarsch anstimmte.

Dieſes revolutionäre Te Deum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch ſo muthig vorgetragen wird; dießmal aber nahmen ſie das Tempo ganz langſam, dem ſchleichenden Schritt gemäß den ſie ritten. Es war ergreifend und furchtbar, und ein ernſter Anblick, als die Reitenden, lange, hagere Männer, von gewiſſen Jahren, die Miene gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten; einzeln hätte man ſie dem Don Quixote vergleichen können, in Maſſe erſchienen ſie höchſt ehrwürdig.

Bemerkenswerth war nun ein einzelner Trupp, die Franzöſiſchen Commiſſarien. Merlin von Thionville in Huſarentracht, durch wilden Bart und Blick ſich auszeichnend, hatte eine andere Figur in gleichem Coſtume links neben ſich; das Volk rief mit Wuth den Namen eines Clubbiſten und bewegte ſich zum Anfall. Merlin hielt an, berief ſich auf ſeine Würde eines Franzöſiſchen Repräſentanten, auf die Rache die jeder Beleidigung folgen ſollte, er wolle rathen ſich zu mäßigen, denn es ſey das letztemal nicht, daß man ihn hier ſehe. Die Menge ſtand betroffen, kein Einzelner wagte ſich vor. Er hatte einige unſerer daſtehenden Officiere angeſprochen und ſich auf das Wort des Königs berufen, und ſo wollte niemand weder Angriff noch Vertheidigung wagen; der Zug ging unangetaſtet vorbei.

Den 25 July. Am Morgen dieſes Tags bemerkt' ich, daß leider abermals keine Anſtalten auf der Chauſſee

und in deren Nähe gemacht waren, um Unordnungen zu verhüten. Sie schienen heute um so nöthiger, als die armen ausgewanderten, gränzenlos unglücklichen Mayнzer, von entfernteren Orten her nunmehr angekommen, schaarenweis die Chaussee umlagerten, mit Fluch- und Racheworten das gequälte und geängstigte Herz erleichternd. Die gestrige Kriegslist der entwischenden gelang daher nicht wieder. Einzelne Reisewagen rannten abermals eilig die Straße hin, überall aber hatten sich die Mayнzer Bürger in die Chausseegraben gelagert, und wie die Flüchtigen einem Hinterhalt entgingen, fielen sie in die Hände des andern.

Der Wagen ward angehalten, fand man Franzosen oder Französinnen, so ließ man sie entkommen, wohlbekannte Clubbisten keineswegs. Ein sehr schöner dreyspänniger Reisewagen rollt daher, eine freundliche junge Dame versäumt nicht sich am Schlage sehen zu lassen und hüben und drüben zu grüßen; aber dem Postillon fällt man in die Zügel, der Schlag wird eröffnet, ein Erz-Clubbist an ihrer Seite sogleich erkannt. Zu verkennen war er freilich nicht, kurz gebaut, dicklich, breiten Angesichts, blatternarbig. Schon ist er bei den Füßen herausgerissen; man schließt den Schlag und wünscht der Schönheit glückliche Reise. Ihn aber schleppt man auf den nächsten Acker, zerstößt und zerprügelt ihn fürchterlich; alle Glieder seines Leibes sind zerschlagen, sein Gesicht unkenntlich. Eine Wache

nimmt sich endlich seiner an, man bringt ihn in ein Bauernhaus, wo er auf Stroh liegend zwar vor Thätlichkeiten seiner Stadtfeinde, aber nicht vor Schimpf, Schadenfreude und Schmähungen geschützt war. Doch auch damit ging es am Ende so weit, daß der Officier niemand mehr hineinließ; auch mich, dem er es als einem Bekannten nicht abgeschlagen hätte, dringend bat, ich möchte diesem traurigsten und ekelhaftesten aller Schauspiele entsagen.

Zum 25 July. Auf dem Chausseehause beschäftigte uns nun der fernere regelmäßige Auszug der Franzosen. Ich stand mit Herrn Gore daselbst am Fenster, unten versammelte sich eine große Menge; doch auf dem geräumigen Platze konnte dem Beobachtenden nichts entgehen.

Infanterie, muntere wohlgebildete Linientruppen kamen nun heran; Mayntzer Mädchen zogen mit ihnen aus, theils nebenher, theils innerhalb der Glieder. Ihre eigenen Bekannten begrüßten sie nun mit Kopfschütteln und Spottreden: „ey Jungfer Lieschen, will Sie sich auch in der Welt umsehen?“ und dann: „die Sohlen sind noch neu, sie werden bald durchgelaufen seyn!“ Ferner: „hat Sie auch in der Zeit Französisch gelernt? — Glück auf die Reise!“ Und so ging es immerfort durch diese Zungenruthen; die Mädchen aber schienen alle heiter und getrost, einige wünschten ihren

Nachbarinnen wohl zu leben, die meiſten waren ſtill und ſahen ihre Liebhaber an.

Indeſſen war das Volk ſehr bewegt, Schimpfreden wurden ausgeſtoßen, von Drohungen heftig begleitet. Die Weiber tadelten an den Männern, daß man dieſe Nichtswürdigen ſo vorbeilaſſe, die in ihrem Bündelchen gewiß manches von Hab und Gut eines ächten Mayntzer Bürgers mit ſich ſchleppten, und nur der ernſte Schritt des Militärs, die Ordnung durch nebenhergehende Officiere erhalten, hinderte einen Ausbruch; die leidenſchaftliche Bewegung war furchtbar.

Gerade in dieſem gefährlichſten Momente erſchien ein Zug der ſich gewiß ſchon weit hinweggewünſcht hatte. Ohne ſonderliche Bedeckung, zeigte ſich ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, deſſen Uniform nicht gerade einen Militär ankündigte, an ſeiner Seite ritt in Mannskleidern ein wohlgebautes und ſehr ſchönes Frauenzimmer, hinter ihnen folgten einige vierſpännige Wagen mit Kiſten und Kaſten bepackt; die Stille war ahnungsvoll. Auf einmal rauſcht' es im Volke und rief: „Haltet ihn an! ſchlagt ihn todt! das iſt der Spitzbube von Architekten, der erſt die Dom-Dechaney geplündert und nachher ſelbſt angezündet hat!" Es kam auf einen einzigen entſchloſſenen Menſchen an und es war geſchehen.

Ohne weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor des Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfe, mit dem blitzſchnellen Gedanken was der Fürſt und

General bei seiner Nachhausekunft sagen würde, wenn er über die Trümmer einer solchen Selbsthülfe kaum seine Thür erreichen könnte, sprang ich hinunter, hinaus und rief mit gebietender Stimme: Halt!

Schon hatte sich das Volk näher herangezogen; zwar den Schlagbaum unterfing sich niemand herabzulassen, der Weg aber selbst war von der Menge versperrt. Ich wiederholte mein Halt! und die vollkommenste Stille trat ein. Ich fuhr darauf stark und heftig sprechend fort: hier sey das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz davor sey heilig; wenn sie Unfug treiben und Rache üben wollten, so fänden sie noch Raum genug. Der König habe freien Auszug gestattet, wenn er diesen hätte bedingen und gewisse Personen annehmen wollen, so würde er Aufseher angestellt, die Schuldigen zurückgewiesen oder gefangen genommen haben; davon sey aber nichts bekannt, keine Patrouille zu sehen. Und sie, wer und wie sie hier auch seyen, hätten, mitten in der Deutschen Armee, keine andere Rolle zu spielen, als ruhige Zuschauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Haß gebe ihnen hier kein Recht, und ich litte ein für allemal an dieser Stelle keine Gewaltthätigkeit.

Nun staunte das Volk, war stumm, dann wogt' es wieder, brummte, schalt; einzelne wurden heftig, ein paar Männer drangen vor, den Reitenden in die Zügel zu fallen. Sonderbarer Weise war einer davon

jener Perrückenmacher, den ich gestern schon gewarnt, indem ich ihm Gutes erzeigte. — Wie! rief ich ihm entgegen, habt Ihr schon vergessen, was wir gestern zusammen gesprochen? Habt Ihr nicht darüber nachgedacht, daß man durch Selbstrache sich schuldig macht, daß man Gott und seinen Oberen die Strafe der Verbrecher überlassen soll, wie man ihnen das Ende dieses Elends zu bewirken auch überlassen mußte, und was ich sonst noch kurz und bündig aber laut und heftig sprach. Der Mann, der mich gleich erkannte, trat zurück, das Kind schmiegte sich an den Vater und sah freundlich zu mir herüber; schon war das Volk zurückgetreten und hatte den Platz freier gelassen, auch der Weg durch den Schlagbaum war wieder offen. Die beiden Figuren zu Pferde wußten sich kaum zu benehmen. Ich war ziemlich weit in den Platz hereingetreten; der Mann ritt an mich heran und sagte: er wünsche meinen Namen zu wissen, zu wissen wem er einen so großen Dienst schuldig sey, er werde es zeitlebens nicht vergessen und gern erwidern. Auch das schöne Kind näherte sich mir und sagte das Verbindlichste. Ich antwortete, daß ich nichts als meine Schuldigkeit gethan und die Sicherheit und Heiligkeit dieses Platzes behauptet hätte; ich gab einen Wink und sie zogen fort. Die Menge war nun einmal in ihrem Rachesinne irre gemacht, sie blieb stehen; dreyßig Schritte davon hätte sie niemand gehindert. So ist's aber in der Welt, wer

nur erſt über einen Anſtoß hinaus iſt kommt über tauſend. Chi scampa d'un punto, scampa di mille.

Als ich nach meiner Expedition zu Freund Gore hinaufkam rief er mir in ſeinem Engliſch-Franzöſiſch entgegen: Welche Fliege ſticht Euch, Ihr habt Euch in einen Handel eingelaſſen, der übel ablaufen konnte.

Dafür war mir nicht bange, verſetzte ich; und findet Ihr nicht ſelbſt hübſcher, daß ich Euch den Platz vor dem Hauſe ſo rein gehalten habe? wie ſäh' es aus, wenn das nun alles voll Trümmer läge, die jederman ärgerten, leidenſchaftlich aufregten und niemand zu Gute kämen; mag auch jener den Beſitz nicht verdienen den er wohlbehaglich fortgeſchleppt hat.

Indeſſen aber ging der Auszug der Franzoſen gelaſſen unter unſerm Fenſter vorbei; die Menge die kein Intereſſe weiter daran fand verlief ſich; wer es möglich machen konnte ſuchte ſich einen Weg, um in die Stadt zu ſchleichen, die Seinigen und was von ihrer Habe allenfalls gerettet ſeyn konnte, wiederzufinden und ſich deſſen zu erfreuen. Mehr aber trieb ſie die höchſt verzeihliche Wuth ihre verhaßten Feinde die Clubbiſten und Comitiſten zu ſtrafen, zu vernichten, wie ſie mitunter bedrohlich genug ausriefen.

Indeſſen konnte ſich mein guter Gore nicht zufrieden geben, daß ich, mit eigener Gefahr, für einen unbekannten, vielleicht verbrecheriſchen Menſchen ſo viel gewagt habe. Ich wies ihn immer ſcherzhaft auf den

reinen Platz vor dem Hause und sagte zuletzt ungeduldig: es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen.

Den 26 und 27 July. Den 26sten gelang es uns schon mit einigen Freunden zu Pferd in die Stadt einzudringen; dort fanden wir den bejammernswerthesten Zustand. In Schutt und Trümmer war zusammengestürzt was Jahrhunderten aufzubauen gelang, wo in der schönsten Lage der Welt Reichthümer von Provinzen zusammenflossen, und Religion das was ihre Diener besaßen zu befestigen und zu vermehren trachtete. Die Verwirrung die den Geist ergriff, war höchst schmerzlich, viel trauriger, als wäre man in eine durch Zufall eingeäscherte Stadt gerathen.

Bei aufgelöster polizeylicher Ordnung hatte sich zum traurigen Schutt noch aller Unrath auf den Straßen gesammelt; Spuren der Plünderung ließen sich bemerken in Gefolg innerer Feindschaft. Hohe Mauern drohten den Einsturz, Thürme standen unsicher, und was bedarf es einzelner Beschreibungen, da man die Hauptgebäude nach einander genannt wie sie in Flammen aufgingen. Aus alter Vorliebe eilte ich zur Dechaney, die mir noch immer als ein kleines architektonisches Paradies vorschwebte; zwar stand die Säulenvorhalle mit ihrem Giebel noch aufrecht, aber ch trat nur zu bald über den Schutt der eingestürzten schöngewölbten Decken; die Drahtgitter lagen mir im

Wege, die sonst netzweise von oben erleuchtende Fenster schützten; hie und da war noch ein Rest alter Pracht und Zierlichkeit zu sehen, und so lag denn auch diese Musterwohnung für immer zerstört. Alle Gebäude des Platzes umher hatten dasselbige Schicksal; es war die Nacht vom 27sten Juny, wo der Untergang dieser Herrlichkeiten die Gegend erleuchtete.

Hierauf gelangt' ich in die Gegend des Schlosses, dem sich niemand zu nähern wagte. Außen angebrachte breterne Angebäude deuteten auf die Verunreinigung jener fürstlichen Wohnung; auf dem Platze davor standen gedrängt ineinander geschoben unbrauchbare Kanonen, theils durch den Feind, theils durch eigene hitzige Anstrengung zerstört.

Wie nun von außen her durch feindliche Gewalt so manches herrliche Gebäude mit seinem Inhalt vernichtet worden, so war auch innerlich vieles durch Rohheit, Frevel und Muthwillen zu Grunde gerichtet. Der Palast Ostheim stand noch in seiner Integrität, allein zur Schneiderherberge, zu Einquartirungs- und Wachstuben verwandelt, eine Umkehrung verwünscht anzusehen. Säle von Lappen und Fetzen, dann wieder die gypsmarmornen Wände mit Haken und großen Nägeln zersprengt, Gewehre dort aufgehangen und umher gestellt.

Das Akademiegebäude nahm sich von außen noch ganz freundlich aus, nur eine Kugel hatte im zweyten Stock ein Fenstergewände von Sömmerings Quartier zer-

zerſprengt. Ich fand dieſen Freund wieder daſelbſt, ich darf nicht ſagen eingezogen, denn die ſchönen Zimmer waren durch die wilden Gäſte auf's ſchlimmſte behandelt. Sie hatten ſich nicht begnügt die blauen reinlichen Papiertapeten ſo weit ſie reichen konnten zu verderben; Leitern, oder über einander geſtellte Tiſche und Stühle mußten ſie gebraucht haben, um die Zimmer bis an die Decke mit Speck oder ſonſtigen Fettigkeiten zu beſudeln. Es waren dieſelbigen Zimmer, wo wir vor'm Jahr ſo heiter und traulich zu wechſelſeitigem Scherz und Belehrung freundſchaftlich beiſammen geſeſſen. Indeß war bei dieſem Unheil doch auch noch etwas Tröſtliches zu zeigen; Sömmering hatte ſeinen Keller unerbrochen und ſeine dahin geflüchteten Präparate durchaus unbeſchädigt gefunden. Wir machten ihnen einen Beſuch, wogegen ſie uns zu belehrendem Geſpräch Anlaß gaben.

Eine Proclamation des neuen Gouverneurs hatte man ausgegeben, ich fand ſie in eben dem Sinne, ja faſt mit den gleichen Worten meiner Anmahnung an jenen ausgewanderten Perrückenmacher; alle Selbſthülfe war verboten; dem zurückkehrenden Landesherrn allein ſollte das Recht zuſtehen zwiſchen guten und ſchlechten Bürgern den Unterſchied zu bezeichnen. Sehr nothwendig war ein ſolcher Erlaß, denn bei der augenblicklichen Auflöſung, die der Stillſtand vor einigen Tagen verurſachte, drangen die kühnſten Ausgewanderten in die Stadt und veranlaßten ſelbſt die Plünderung der Clubbiſtenhäuſer,

indem sie die hereinziehenden Belagerungssoldaten anführten und aufregten. Jene Verordnung war mit den mildesten Ausdrücken gefaßt, um, wie billig, den gerechten Zorn der gränzenlos beleidigten Menschen zu schonen.

Wie schwer ist es eine bewegte Menge wieder zur Ruhe zu bringen! Auch noch in unserer Gegenwart geschahen solche Unregelmäßigkeiten. Der Soldat ging in einen Laden, verlangte Tabak, und indem man ihn abwog bemächtigte er sich des Ganzen. Auf das Zetergeschrei der Bürger legten sich unsere Officiere in's Mittel und so kam man über eine Stunde, über einen Tag der Unordnung und Verwirrung hinweg.

Auf unseren Wanderungen fanden wir eine alte Frau an der Thüre eines niedrigen, fast in die Erde gegrabenen Häuschens. Wir verwunderten uns, daß sie schon wieder zurückgekehrt, worauf wir vernahmen, daß sie gar nicht ausgewandert, ob man ihr gleich zugemuthet die Stadt zu verlassen. Auch zu mir, sagte sie, sind die Hanswürste gekommen mit ihren bunten Scherpen, haben mir befohlen und gedreht; ich habe ihnen aber tüchtig die Wahrheit gesagt; Gott wird mich arme Frau in dieser meiner Hütte lebendig und in Ehren erhalten, wenn ich euch schon längst in Schimpf und Schande sehen werde. Ich hieß sie mit ihren Narreteyen weiter gehen. Sie fürchteten mein Geschrei möchte die Nachbarn aufregen und ließen mich in Ruhe. Und so hab' ich die ganze

Zeit, theils im Keller, theils im Freien zugebracht, mich von wenigem genährt und lebe noch Gott zu Ehren, jenen aber wird es ſchlecht ergehen.

Nun deutete ſie uns auf ein Eckhaus gegenüber, um zu zeigen wie nahe die Gefahr geweſen. Wir konnten in das untere Eckzimmer eines anſehnlichen Gebäudes hineinſchauen, das war ein wunderlicher Anblick! Hier hatte ſeit langen Jahren eine alte Sammlung von Curioſitäten geſtanden, Figuren von Porzellain und Bildſtein, Chineſiſche Taſſen, Teller, Schüſſeln und Gefäße; an Elfenbein und Bernſtein mocht' es auch nicht gefehlt haben, ſo wie an anderem Schnitz- und Drechſelwerk, aus Moos, Stroh und ſonſt zuſammengeſetzten Gemählden und was man ſich in einer ſolchen Sammlung denken mag. Das alles war nur aus den Trümmern zu ſchließen: denn eine Bombe, durch alle Stockwerke durchſchlagend, war in dieſem Raume geplatzt; die gewaltſame Luftausdehnung, indem ſie inwendig alles von der Stelle warf, ſchlug die Fenſter herauswärts, mit ihnen die Drahtgitter, die ſonſt das Innere ſchirmten und nun zwiſchen den eiſernen Stangengittern bauchartig herausgebogen erſchienen. Die gute Frau verſicherte, daß ſie bei dieſer Exploſion ſelbſt mit unterzugehen geglaubt habe.

Wir fanden unſer Mittagsmahl an einer großen Wirthstafel; bei vielen Hin- und Wiederreden ſchien uns das beſte zu ſchweigen. Wunderſam genug fiel es aber

auf, daß man von den gegenwärtigen Muſikanten den Marſeiller Marſch und das Ça ira verlangte; alle Gäſte ſchienen einzuſtimmen und erheitert.

Bei unſerm folgenden Hin- und Herwandern wußten wir den Platz, wo die Favorite geſtanden, kaum zu unterſcheiden. Im Auguſt vorigen Jahrs erhub ſich hier noch ein prächtiger Gartenſaal; Terraſſen, Orangerie, Springwerke machten dieſen unmittelbar am Rhein liegenden Luſtort höchſt vergnüglich. Hier grünten die Alleen, in welchen, wie der Gärtner mir erzählte, ſein gnädigſter Churfürſt die höchſten Häupter mit allem Gefolge an unüberſehbaren Tafeln bewirthet; und was der gute Mann nicht alles von damaſtnen Gedecken, Silberzeug und Geſchirr zu erzählen hatte. Geknüpft an jene Erinnerung machte die Gegenwart nur noch einen unerträglichern Eindruck.

Die benachbarte Karthauſe war ebenfalls wie verſchwunden, denn man hatte die Steine dieſer Gebäude ſogleich zur bedeutenden Weißenauer Schanze vermauert. Das Nonnenklöſterchen ſtand noch in friſchen kaum wieder herzuſtellenden Ruinen.

Die Freunde Gore und Krauſe begleitete ich auf die Citadelle. Da ſtand nun Druſus Denkmal, ungefähr noch eben ſo wie ich es als Knabe gezeichnet hatte, auch dießmal unerſchüttert, ſo viel Feuerkugeln daran mochten vorbei geflogen ſeyn, ja darauf geſchlagen haben.

Herr Gore ſtellte ſeine tragbare dunkle Kammer auf

dem Walle ſogleich zurechte, in Abſicht eine Zeichnung der ganzen durch die Belagerung entſtellten Stadt zu unternehmen, die auch von der Mitte, vom Dom aus, gewiſſenhaft und genau zu Stande kam, gegen die Seiten weniger vollendet, wie ſie uns in ſeinen hinterlaſſenen, ſchön geordneten Blättern noch vor Augen liegt.

Endlich wendeten ſich auch unſere Wege nach Caſſel; auf der Rheinbrücke holte man noch friſchen Athem wie vor Alters, und betrog ſich einen Augenblick als wenn jene Zeit wieder kommen könnte. An der Befeſtigung von Caſſel hatte man während der Belagerung immerfort gemauert; wir fanden einen Trog friſchen Kalks, Backſteine daneben und eine unfertige Stelle; man hatte, nach ausgeſprochenem Stillſtand und Uebergabe, alles ſtehn und liegen laſſen.

So merkwürdig aber als traurig anzuſehen war der Verhau rings um die Caſſeler Schanzen; man hatte dazu die Fülle der Obſtbäume der dortigen Gegend verbraucht. Bei der Wurzel abgeſägt, die äußerſten zarten Zweige weggeſtutzt, ſchob man nun die ſtärkeren, regelmäßig gewachſenen Kronen in einander und errichtete dadurch ein undurchdringliches letztes Bollwerk, es ſchienen zu gleicher Zeit gepflanzte Bäume, unter gleich günſtigen Umſtänden erwachſen, nunmehr zu feindſeligen Zwecken benutzt dem Untergang überlaſſen.

Lange aber konnte man ſich einem ſolchen Bedauern nicht hingeben, denn Wirth und Wirthin und jeder Ein-

wohner den man anſprach, ſchienen ihren eigenen Jammer zu vergeſſen, um ſich in weitläufigere Erzählungen des gränzenloſen Elends heraus zu laſſen, in welchem die zur Auswanderung genöthigten Mayntzer Bürger zwiſchen zwey Feinde, den innern und äußern, ſich geklemmt ſahen. Denn nicht der Krieg allein, ſondern der durch Unſinn aufgelöſ'te bürgerliche Zuſtand hatte ein ſolches Unglück bereitet und herbei geführt.

Einigermaßen erholte ſich unſer Geiſt von alle dem Trübſal und Jammer, bei Erzählung mancher heroiſchen That der tüchtigen Stadtbürger. Erſt ſah man mit Schrecken das Bombardement als ein unvermeidliches Elend an, die zerſtörende Gewalt der Feuerkugeln war zu groß, das anrückende Unglück ſo entſchieden, daß niemand glaubte entgegenwirken zu können; endlich aber bekannter mit der Gefahr, entſchloß man ſich ihr zu begegnen. Eine Bombe, die in ein Haus fiel, mit bereitem Waſſer zu löſchen, gab Gelegenheit zu kühnem Scherz; man erzählte Wunder von weiblichen Heldinnen dieſer Art, welche ſich und andre glücklich gerettet. Aber auch der Untergang von tüchtigen wackern Menſchen war zu bedauern. Ein Apotheker und ſein Sohn gingen über dieſer Operation zu Grunde.

Wenn man nun, das Unglück bedauernd, ſich und andern Glück wünſchte das Ende der Leiden zu ſehen, ſo verwunderte man ſich zugleich, daß die Feſtung nicht länger gehalten worden. In dem Schiffe des Dome,

dessen Gewölbe sich erhalten hatten, lag eine große Masse unangetasteter Mehlsäcke, man sprach von andern Vorräthen und von unerschöpflichem Weine. Man hegte daher die Vermuthung, daß die letzte Revolution in Paris, wodurch die Partey, wozu die Maynzer Commissarien gehörten, sich zum Regiment aufgeschwungen, eigentlich die frühere Uebergabe der Festung veranlaßt. Merlin von Thionville, Reubel und andere wünschten gegenwärtig zu seyn, wo nach überwundnen Gegnern nichts mehr zu scheuen und unendlich zu gewinnen war. Erst mußte man sich inwendig festsetzen, an dieser Veränderung Theil nehmen, sich zu bedeutenden Stellen erheben, großes Vermögen ergreifen, alsdann aber bei fortgesetzter äußerer Fehde auch da wieder mitwirken und, bei wahrscheinlich ferner zu hoffendem Kriegsglück, abermals ausziehen, die regen Volksgesinnungen über andere Länder auszubreiten, den Besitz von Maynz, ja von weit mehr, wieder zu erringen trachten.

Für niemand war nun Bleibens mehr in dieser verwüsteten öden Umgebung. Der König mit den Garden zog zuerst, die Regimenter folgten. Weitern Antheil an den Unbilden des Krieges zu nehmen ward nicht mehr verlangt; ich erhielt Urlaub nach Hause zurückzukehren, doch wollt' ich vorher noch Mannheim wieder besuchen.

Mein erster Gang war Ihro königlichen Hoheit dem Prinzen Louis Ferdinand aufzuwarten, den ich ganz

wohlgemuth auf seinem Sopha ausgestreckt fand, nicht völlig bequem, weil ihn die Wunde am Liegen eigentlich hinderte; wobei er auch die Begierde nicht verbergen konnte, bald möglichst auf dem Kriegsschauplatz persönlich wieder aufzutreten.

Darauf begegnete mir im Gasthofe ein artiges Abenteuer. An der langen sehr besetzten Wirthstafel saß ich an einem Ende, der Kämmerier des Königs, v. Rietz, an dem andern, ein großer, wohlgebauter, starker, breitschultriger Mann; eine Gestalt wie sie dem Leibdiener Friedrich Wilhelms gar wohl geziemte. Er mit seiner nächsten Umgebung waren sehr laut gewesen und standen frohen Muthes von Tafel auf; ich sah Herrn Rietz auf mich zukommen; er begrüßte mich zutraulich, freute sich meiner lang gewünschten endlich gemachten Bekanntschaft, fügte einiges Schmeichelhafte hinzu und sagte sodann: ich müsse ihm verzeihen, er habe aber noch ein persönliches Interesse mich hier zu finden und zu sehen. Man habe ihm bisher immer behauptet: schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermäfft aussehen, wie man ihm denn dergleichen Beispiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdrossen, denn er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu seyn, dabei aber gesund und stark und von tüchtigen Gliedmaßen; aber nun freue er sich an mir einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas aussehe und den man deßhalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse.

Er

Er freue ſich deſſen und wünſche uns beiden lange Dauer eines ſolchen Behagens.

Ich erwiderte gleichfalls verbindliche Worte; er ſchüttelte mir die Hand, und ich konnte mich tröſten, daß wenn jener wohlgeſinnte Obriſtlieutnant meine Gegenwart ablehnte, welcher wahrſcheinlich auch eine vermiſſte Perſon erwartet hatte, ich nunmehr, freilich in einer ganz entgegengeſetzten Kategorie, zu Ehren kam.

In Heidelberg, bei der alten treuen Freundin Delf, begegnete ich meinem Schwager und Jugendfreund Schloſſer. Wir beſprachen gar manches, auch er mußte einen Vortrag meiner Farbenlehre aushalten. Ernſt und freundlich nahm er ſie auf, ob er gleich von der Denkweiſe, die er ſich feſtgeſetzt hatte, nicht loskommen konnte und vor allen Dingen darauf beſtand zu wiſſen: in wie fern ſich meine Bearbeitung mit der Euleriſchen Theorie vereinigen laſſe, der er zugethan ſey. Ich mußte leider bekennen, daß auf meinem Wege hiernach gar nicht gefragt werde, ſondern nur daß darum zu thun ſey, unzählige Erfahrungen in's Enge zu bringen, ſie zu ordnen, ihre Verwandtſchaft, Stellung gegen einander und neben einander aufzufinden, ſich ſelbſt und andern faßlich zu machen. Dieſe Art mochte ihm jedoch, da ich nur wenig Experimente vorzeigen konnte, nicht ganz deutlich werden.

Da nun hiebei die Schwierigkeit des Unternehmens ſich hervorthat, zeigt' ich ihm einen Aufſatz den ich

während der Belagerung geschrieben hatte, worin ich ausführte: wie eine Gesellschaft verschiedenartiger Männer zusammenarbeiten und jeder von seiner Seite mit eingreifen könnte, um ein so schwieriges und weitläufiges Unternehmen fördern zu helfen. Ich hatte den Philosophen, den Physiker, Mathematiker, Mahler, Mechaniker, Färber und Gott weiß wen alles in Anspruch genommen: dieß hörte er im Allgemeinen ganz geduldig an, als ich ihm aber die Abhandlung im Einzelnen vorlesen wollte, verbat er sich's und lachte mich aus: ich sey, meinte er, in meinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß ich mir einbilde, es werde jemand an demjenigen Theil nehmen, wofür ich Interesse zeige, es werde jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem seinigen machen, es könne in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung statt finden!

Eben so wie über diesen Gegenstand äußerte er sich über andere; freilich hatte er als Mensch, Geschäftsmann, Schriftsteller gar vieles erlebt und erlitten, daher denn sein ernster Charakter sich in sich selbst verschloß und jeder heitern, glücklichen, oft hülfreichen Täuschung mißmuthig entsagte. Mir aber machte es den unangenehmsten Eindruck, daß ich, aus dem schrecklichsten Kriegszustand wieder in's ruhige Privatleben zurückkehrend, nicht einmal hoffen sollte auf eine friedliche Theilnahme an einem Unternehmen, das mich so sehr

beſchäftigte, und das ich der ganzen Welt nützlich und intereſſant wähnte.

Dadurch regte ſich abermals der alte Adam; leichtſinnige Behauptungen, paradoxe Sätze, ironiſches Begegnen und was dergleichen mehr war, erzeugte bald Apprehenſion und Mißbehagen unter den Freunden: Schloſſer verbat ſich dergleichen ſehr heftig, die Wirthin wußte nicht, was ſie aus uns beiden machen ſollte, und ihre Vermittlung bewirkte wenigſtens, daß der Abſchied zwar ſchneller als vorgeſetzt doch nicht übereilt erſchien.

Von meinem Aufenthalt in Frankfurt wüßte ich wenig zu ſagen, eben ſo wenig von meiner übrigen Rückreiſe; der Schluß des Jahrs, der Anfang des folgenden ließ nur Gräuelthaten einer verwilderten und zugleich ſiegberauſchten Nation vernehmen. Aber auch mir ſtand ein ganz eigener Wechſel der gewohnten Lebensweiſe bevor. Der Herzog von Weimar trat nach geendigter Campagne aus Preußiſchen Dienſten; das Wehklagen des Regiments war groß durch alle Stufen, ſie verloren Anführer, Fürſten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich ſollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal ſcheiden; es geſchah nicht ohne Thränen der beſten. Die Verehrung des einzigen Mannes und Führers hatte uns zuſammengebracht und gehalten, und wir ſchienen uns ſelbſt zu verlieren, als wir ſeiner Leitung und einem heitern verſtändigen Umgang unter einander entſagen ſollten. Die Gegend um Aſchersleben,

der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren, auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen.

Und so wollen wir schließen, um nicht in Betrachtung der Weltschicksale zu gerathen, die uns noch zwölf Jahre bedrohten, bis wir von eben denselben Fluthen uns überschwemmt, wo nicht verschlungen gesehen.

BAYER. STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Einunddreyßigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1749 bis 1806.

Tag- und Jahres-Hefte

als

Ergänzung

meiner

ſonſtigen Bekenntniſſe.

Von 1749 bis 1764.

Bei zeitig erwachendem Talente, nach vorhandenen poetiſchen und proſaiſchen Muſtern, mancherlei Eindrücke kindlich bearbeitet, meiſtens nachahmend, wie es gerade jedes Muſter andeutete. Die Einbildungskraft wird mit heiteren Bildern beſchäftigt, die ſich ſelbſtgefällig an Perſönlichkeit und die nächſten Zuſtände anſchloſſen. Der Geiſt näherte ſich der wirklichen, wahrhaften Natur, durch Gelegenheits-Gedichte; daher entſtand ein gewiſſer Begriff von menſchlichen Verhältniſſen mit individueller Mannichfaltigkeit: denn beſondere Fälle waren zu betrachten und zu behandeln. Vielſchreiberey in mehreren Sprachen, durch frühzeitiges Dictiren begünſtigt.

Von 1764 bis 1769.

Aufenthalt in Leipzig. Bedürfniß einer beſchränkten Form zu beſſerer Beurtheilung der eigenen Productionen wird gefühlt; die Griechiſch-Franzöſiſche, beſonders der Dramen, als anerkannt, ja geſetzlich, wird aufgenommen. Ernſtere, unſchuldige aber ſchmerzliche Jugendempfindungen drängen ſich auf, werden betrachtet und ausgeſprochen, indeſſen der Jüngling mancherlei Ver-

brechen innerhalb des übertünchten Zuſtandes der bürgerlichen Geſellſchaft gewahret. Von Arbeiten erſterer Art iſt die Laune des Verliebten und einige Lieder, von der zweyten die Mitſchuldigen übrig geblieben, denen man bei näherer Betrachtung ein fleißiges Studium der Molieriſchen Welt nicht abſprechen wird; daher aber auch das Fremdartige der Sitten, wodurch das Stück lange Zeit vom Theater ausgeſchloſſen blieb.

Von 1769 bis 1775.

Fernere Einſicht in's Leben.

Ereigniß, Leidenſchaft, Genuß und Pein. Man fühlt die Nothwendigkeit einer freiern Form und ſchlägt ſich auf die Engliſche Seite. So entſtehen Werther, Götz von Berlichingen, Egmont. Bei einfacheren Gegenſtänden wendet man ſich wieder zur beſchränkteren Weiſe: Clavigo, Stella, Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella, beide letztere proſaiſcher Verſuch mit Geſängen durchwebt. Hieher gehören die Lieder an Belinden und Lili, deren manche, ſo wie verſchiedene Gelegenheitsſtücke, Epiſteln und ſonſtige geſellige Scherze verloren gegangen.

Inzwiſchen geſchehen kühnere Griffe in die tiefere Menſchheit; es entſteht ein leidenſchaftlicher Widerwille gegen mißleitende, beſchränkte Theorien; man widerſetzt ſich dem Anpreiſen falſcher Muſter. Alles dieſes

und was daraus folgt, war tief und wahr empfunden, oft aber einſeitig und ungerecht ausgeſprochen. Nachſtehende Productionen: Fauſt, die Puppenſpiele, Prolog zu Barth ſind in dieſem Sinne zu beurtheilen; ſie liegen jederman vor Augen. Dagegen waren die Fragmente des ewigen Juden und Hanswurſt's Hochzeit nicht mitzutheilen. Letzteres erſchien darum heiter genug, weil die ſämmtlichen Deutſchen Schimpfnamen in ihren Charakteren perſönlich auftraten. Mehreres dieſer frechen Art iſt verloren gegangen; Götter, Helden und Wieland erhalten.

Die Recenſionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen von 1772 und 1773 geben einen vollſtändigen Begriff von dem damaligen Zuſtand unſerer Geſellſchaft und Perſönlichkeit. Ein unbedingtes Beſtreben, alle Begränzungen zu durchbrechen, iſt bemerkbar.

Die erſte Schweizerreiſe eröffnete mir mannichfaltigen Blick in die Welt; der Beſuch in Weimar umſchlang mich mit ſchönen Verhältniſſen, und drängte mich unverſehens auf einen neuen glücklichen Lebensgang.

Bis 1780.

An allen vorgemeldeten, nach Weimar mitgebrachten, unvollendeten Arbeiten konnte man nicht fortfahren: denn da der Dichter durch Anticipation die Welt vorweg nimmt, ſo iſt ihm die auf ihn losdringende, wirkliche

Welt unbequem und ſtörend; ſie will ihm geben was er ſchon hat, aber anders, das er ſich zum zweytenmale zueignen muß.

Bei Gelegenheit eines Liebhaber-Theaters und feſtlicher Tage wurden gedichtet und aufgeführt: Lila, die Geſchwiſter, Iphigenia, Proſerpina, letztere freventlich in den Triumph der Empfindſamkeit eingeſchaltet und ihre Wirkung vernichtet; wie denn überhaupt eine ſchale Sentimentalität überhandnehmend manche harte realiſtiſche Gegenwirkung veranlaßte. Viele kleine Ernſt-, Scherz- und Spottgedichte, bei größeren und kleineren Feſten, mit unmittelbarem Bezug auf Perſönlichkeiten und das nächſte Verhältniß, wurden von mir und andern, oft gemeinſchaftlich hervorgebracht. Das Meiſte ging verloren; ein Theil, z. B. Hans Sachs, iſt eingeſchaltet oder ſonſt verwendet. Die Anfänge des Wilhelm Meiſter wird man in dieſer Epoche auch ſchon gewahr, obgleich nur konvulſivenartig: die fernere Entwickelung und Bildung zieht ſich durch viele Jahre.

Dagegen wurde manche Zeit und Mühe auf den Vorſatz: das Leben Herzog Bernhards zu ſchreiben, vergebens aufgewendet. Nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Schematiſiren ward zuletzt nur allzuklar, daß die Ereigniſſe des Helden kein Bild machen. In der jammervollen Iliade des dreyßigjährigen Krieges ſpielt er eine würdige Rolle, läßt ſich

aber von jener Geſellſchaft nicht abſondern. Einen Ausweg glaubte ich jedoch gefunden zu haben: ich wollte das Leben ſchreiben wie einen erſten Band, der einen zweyten nothwendig macht, auf den auch ſchon vorbereitend gedeutet wird; überall ſollten Verzahnungen ſtehen bleiben, damit jederman bedaure, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeiſter verhindert habe ſein Werk zu vollenden. Für mich war dieſe Bemühung nicht unfruchtbar; denn wie das Studium zu Berlichingen und Egmont mir tiefere Einſicht in das funfzehnte und ſechzehnte Jahrhundert gewährte, ſo mußte mir dießmal die Verworrenheit des ſiebzehnten ſich, mehr als ſonſt vielleicht geſchehen wäre, entwickeln.

Ende 1779 fällt die zweyte Schweizerreiſe. Aufmerkſamkeit auf äußere Gegenſtände, Anordnung und Leitung unſerer geſelligen Irrfahrt ließen wenig Productivität aufkommen. Uebrig geblieben iſt davon als Denkmal: die Wanderung von Genf auf den Gotthard.

Die Rückreiſe, da wir wieder in die flächere Schweiz gelangten, ließ mich Jery und Bätely erſinnen; ich ſchrieb das Gedicht ſogleich und konnte es völlig fertig mit nach Deutſchland nehmen. Die Gebirgsluft die darinnen weht, empfinde ich noch, wenn mir die Geſtalten auf Bühnenbretern zwiſchen Leinwand und Pappenfelſen entgegen treten.

Bis 1786.

Die Anfänge Wilhelm Meisters hatten lange geruht. Sie entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber mit sich nicht in's Klare kommen, und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß wie es zugeht. Hiezu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein halbes Licht auf, so entsteht ein Gefühl das an Verzweiflung gränzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar viele vergeuden hiedurch den schönsten Theil ihres Lebens, und verfallen zuletzt in wundersamen Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung die sich im Wilhelm Meister immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand."

Wer die kleine Oper: Scherz, List und Rache, mit Nachdenken lesen mag, wird finden, daß dazu mehr

Aufwand als billig gemacht worden. Sie beſchäftigte mich lange Zeit; ein dunkler Begriff des Intermezzo verführte mich, und zugleich die Luſt mit Sparſamkeit und Kargheit in einem engen Kreiſe viel zu wirken. Dadurch häuften ſich aber die Muſikſtücke dergeſtalt, daß drey Perſonen ſie nicht zu leiſten vermögen. Sodann hat der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant myſtificirt wird, für einen rechtlichen Deutſchen keinen Reiz, wenn Italiäner und Franzoſen ſich daran wohl ergötzen möchten; bei uns aber kann die Kunſt den Mangel des Gemüths nicht leicht entſchuldigen. Noch einen Grundfehler hat das Singſpiel, daß drey Perſonen gleichſam eingeſperrt, ohne die Möglichkeit eines Chors, dem Componiſten ſeine Kunſt zu entwickeln und den Zuhörer zu ergötzen, nicht genugſame Gelegenheit geben. Deſſenungeachtet hatte mir mein Landsmann Kaiſer, in Zürich ſich aufhaltend, durch ſeine Compoſition manchen Genuß verſchafft, viel zu denken gegeben und ein gutes Jugendverhältniß, welches ſich nachher in Rom erneuerte, immerfort lebendig erhalten.

Die Vögel und andere, verloren gegangene, Feſtſpiele für Ettersburg mögen hier noch genannt werden. Die zwey Acte von Elpenor wurden 1783 geſchrieben. Zu Ende dieſer Epoche reifte der Entſchluß, meine ſämmtlichen Arbeiten bei Göſchen herauszugeben. Die Redaction der vier erſten Bände war Michael 1786 vollendet.

1787 bis 1788.

Die vier letzten Bände sollten sodann nur meistens angelegte und unvollendete Arbeiten enthalten; auf Herders Anregung jedoch wird deren fernere Bearbeitung unternommen. Von Ausführung des Einzelnen findet sich viel in den zwey Bänden der Italiänischen Reise. Iphigenie ward abgeschlossen noch vor der Sicilianischen Fahrt. Als ich, bei meiner Rückkehr nach Rom, Egmont bearbeitete, fiel mir auf in den Zeitungen lesen zu müssen, daß in Brüssel die Scenen, die ich geschildert, sich fast wörtlich erneuerten, so daß auch hier die poetische Anticipation wieder in Betracht kam. In die eigentliche Italiänische Opernform und ihre Vortheile hatte ich mich, bei meinem Aufenthalte in dem musikalischen Lande, recht eingedacht und eingeübt; deßhalb unternahm ich mit Vergnügen, Claudine von Villa bella metrisch zu bearbeiten, ingleichen Erwin und Elmire, und sie dem Componisten zu freudiger Behandlung entgegen zu führen. Nach der Rückkehr aus Italien im Jahr 1788 wurde Tasso erst abgeschlossen, aber die Ausgabe bei Göschen dem Publicum vollständig überliefert.

1789.

Kaum war ich in das Weimarische Leben und die dortigen Verhältnisse, bezüglich auf Geschäfte, Stu-

dien und literariſche Arbeiten, wieder eingerichtet, als ſich die Franzöſiſche Revolution entwickelte und die Aufmerkſamkeit aller Welt auf ſich zog. Schon im Jahr 1785 hatte die Halsbandgeſchichte einen unausſprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unſittlichen Stadt-, Hof- und Staats-Abgrunde, der ſich hier eröffnete, erſchienen mir die greulichſten Folgen geſpenſterhaft, deren Erſcheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich ſo ſeltſam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erſte Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur ſpät, als die Revolution längſt ausgebrochen war, geſtanden, daß ich ihnen damals wie wahnſinnig vorgekommen ſey. Ich verfolgte den Proceß mit großer Aufmerkſamkeit, bemühte mich in Sicilien um Nachrichten von Caglioſtro und ſeiner Familie, und verwandelte zuletzt, nach gewohnter Weiſe, um alle Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereigniß unter dem Titel: der Groß-Cophta, in eine Oper, wozu der Gegenſtand vielleicht beſſer als zu einem Schauſpiele getaugt hätte. Capellmeiſter Reichardt griff ſogleich ein, componirte mehreres Einzelne, als: die Baß-Arie: Laſſet Gelehrte ſich zanken und ſtreiten ꝛc. Geh, gehorche meinen Winken ꝛc.

Dieſe reine Opernform, welche vielleicht die günſtigſte aller dramatiſchen bleibt, war mir ſo eigen und geläufig geworden, daß ich manchen Gegenſtand darin

behandelte. Ein Singspiel: die ungleichen Hausgenossen, war schon ziemlich weit gediehen. Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältniß, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf Einem Schloß zusammen verweilten, oder von Zeit zu Zeit sich daselbst versammelten, waren deßhalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bildeten, in Wollen und Können, Thun und Lassen völlig einander entgegen standen, entgegen wirkten und doch einander nicht los werden konnten. Arien, Lieder, mehrstimmige Partien daraus vertheilte ich nachher in meine lyrischen Sammlungen und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit ganz unmöglich.

Gleich nach meiner Rückkunft aus Italien machte mir eine andere Arbeit viel Vergnügen. Seit Sterne's unnachahmliche sentimentale Reise den Ton gegeben und Nachahmer geweckt, waren Reisebeschreibungen fast durchgängig den Gefühlen und Ansichten des Reisenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich so viel als möglich zu verläugnen und das Object so rein als nur zu thun wäre in mich aufzunehmen. Diesen Grundsatz befolgte ich getreulich, als ich dem Römischen Carneval beiwohnte. Ausführlich ward ein Schema aller Vorkommenheiten aufgesetzt, auch fertigten gefällige Künstler charakteristische Maskenzeichnungen. Auf diese Vorarbeiten gründete ich meine Darstellung des Römischen Carnevals, welche, gut

aufgenommen, geiſtreiche Menſchen veranlaßte, auf ihren Reiſen gleichfalls das Eigenthümlichſte der Völkerſchaften und Verhältniſſe klar und rein auszudrücken; wovon ich nur den talentvollen, früh verſchiedenen Friedrich Schulz nennen und ſeine Beſchreibung eines Polniſchen Reichstags in Erinnerung bringen will.

---

1 7 9 0.

Meine frühern Verhältniſſe zur Univerſität Jena, wodurch wiſſenſchaftliche Bemühungen angeregt und begünſtigt worden, eilte ich ſogleich wieder anzuknüpfen. Die dortigen Muſeen fernerhin, unter Mitwirkung vorzüglicher ſachkundiger Männer, vermehrt aufzuſtellen, zu ordnen und zu erhalten war eine ſo angenehme als lehrreiche Beſchäftigung, und ich fühlte mich bei'm Betrachten der Natur, bei'm Studium einer weitumbergreifenden Wiſſenſchaft für den Mangel an Kunſtleben einigermaßen entſchädigt. Die Metamorphoſe der Pflanzen ward als Herzenserleichterung geſchrieben. Indem ich ſie abdrucken ließ, hoffte ich ein Specimen pro loco den Wiſſenden darzulegen. Ein botaniſcher Garten ward vorbereitet.

Mahleriſche Farbengebung war zu gleicher Zeit mein Augenmerk, und als ich auf die erſten phyſiſchen Elemente dieſer Lehre zurückging, entdeckte ich zu meinem

großen Erſtaunen: die Newtoniſche Hypotheſe ſey falſch und nicht zu halten. Genaueres Unterſuchen beſtätigte mir nur meine Ueberzeugung, und ſo war mir abermals eine Entwickelungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Thätigkeit den größten Einfluß haben ſollte.

Angenehme häuslich-geſellige Verhältniſſe geben mir Muth und Stimmung die Römiſchen Elegien auszuarbeiten und zu redigiren. Die Veneziani ſchen Epigramme gewann ich unmittelbar darauf. Ein längerer Aufenthalt in der wunderbaren Waſſerſtadt, erſt in Erwartung der von Rom zurückkehrenden Herzogin Amalia, ſodann aber ein längeres Verweilen daſelbſt im Gefolge dieſer, alles um ſich her, auswärts und zu Hauſe, belebenden Fürſtin, brachten mir die größten Vortheile. Eine hiſtoriſche Ueberſicht der unſchätzbaren Veneziani ſchen Schule ward mir anſchaulich, als ich erſt allein, ſodann aber mit den Römiſchen Freunden, Heinrich Meyer und Bury, nach Anleitung des höchſt ſchätzbaren Werkes: Della pittura Veneziana 1771, von den damals noch unverrückten Kunſtſchätzen, inſofern ſie die Zeit verſchont hatte, und wie man ſie zu erhalten und herzuſtellen ſuchte, vollſtändige Kenntniß nahm.

Die verehrte Fürſtin mit dem ganzen Gefolge beſuchte Mantua, und ergötzte ſich an dem Uebermaß dortiger Kunſtſchätze. Meyer ging nach ſeinem Vater-

lande, der Schweiz, Bern nach Rom zurück; die weitere Reise der Fürstin gab Genuß und Einsicht.

Kaum nach Hause gelangt, ward ich nach Schlesien gefordert, wo eine bewaffnete Stellung zweyer großen Mächte den Congreß von Reichenbach begünstigte. Erst gaben Cantonnirungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen, die hie und da eingeschaltet sind. In Breslau hingegen, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manövriren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so wunderlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weßhalb mitten in der bewegtesten Welt, ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte. Dieser Theil des Naturstudiums war sonderbarlich angeregt worden. Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche die Venezianischen Lagunen von dem Adriatischen Meere sondern, mich oftmals erging, fand ich einen so glücklich geborstenen Schafschädel, der mir nicht allein jene große früher von mir erkannte Wahrheit: die sämmtlichen Schädelknochen seyen aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bethätigte, sondern auch den Uebergang innerlich ungeformter, organischer Massen, durch Aufschluß nach außen, zu fortschreitender Veredlung höchster Bildung und Entwicklung in die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen stellte, und zugleich meinen alten, durch Er-

fahrung bestärkten Glauben wieder auffrischte, welcher sich fest darauf begründet, daß die Natur kein Geheimniß habe, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt.

Da ich nun aber einmal mitten in der bewegtesten Lebensumgebung zum Knochenbau zurückgekehrt war, so mußte meine Vorarbeit, die ich auf den Zwischenknochen vor Jahren verwendet, abermals rege werden. Loder, dessen unermüdliche Theilnahme und Einwirkung ich immerfort zu rühmen habe, gedenkt derselben in seinem anatomischen Handbuch von 1788. Da aber die dazu gehörige kleine Abhandlung, Deutsch und Lateinisch, noch unter meinen Papieren liegt, so erwähne ich kürzlich nur so viel: ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittlern Stufen gar wohl beobachten, und müsse auch noch da anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit in's Verborgene bescheiden zurückziehe.

Hierauf waren alle meine Arbeiten, auch die in Breslau, gerichtet; die Aufgabe war indessen so groß, daß sie in einem zerstreuten Leben nicht gelöst werden konnte.

Eine Lustfahrt nach den Salinen von Wieliczka und ein bedeutender Gebirgs- und Landritt über Adersbach,

Glatz

Glatz u. ſ. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrung und Begriffen. Einiges findet ſich aufgezeichnet.

---

1 7 9 1.

Ein ruhiges, innerhalb des Hauſes und der Stadt zugebrachtes Jahr! Die freigelegenſte Wohnung, in welcher eine geräumige dunkle Kammer einzurichten war, auch die anſtoßenden Gärten, woſelbſt im Freien Verſuche jeder Art angeſtellt werden konnten, veranlaßten mich den chromatiſchen Unterſuchungen ernſtlich nachzuhängen. Ich bearbeitete vorzüglich die prismatiſchen Erſcheinungen, und indem ich die ſubjectiven derſelben in's Unendliche vermannichfaltigte, ward ich fähig, das erſte Stück optiſcher Beiträge herauszugeben, die mit ſchlechtem Dank und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geſchoben wurden.

Damit ich aber doch von dichteriſcher und äſthetiſcher Seite nicht allzukurz käme, übernahm ich mit Vergnügen die Leitung des Hoftheaters. Eine ſolche neue Einrichtung ward veranlaßt durch den Abzug der Geſellſchaft Bellomo's, welche ſeit 1784 in Weimar geſpielt und angenehme Unterhaltung gegeben hatte. Sie war aus Ober-Deutſchland gekommen, und man hatte ſich mit jenem Dialekt im Dialog, um des guten Geſangs willen, befreundet. Nun waren die Stellen der Abziehenden deſto leichter zu erſetzen, weil man die Theater von ganz Deutſchland zur Auswahl vor ſich ſah. Bres-

lau und Hannover, Prag und Berlin ſendeten uns tüchtige Mitglieder, die ſich in kurzer Zeit in einander einſpielten und einſprachen, und gleich von Anfang viele Zufriedenheit gewährten. Sodann blieben auch von jener abziehenden Geſellſchaft verdienſtvolle Individuen zurück, von welchen ich nur den unvergeßlichen Malkolmi nennen will. Kurz vor der Veränderung ſtarb ein ſehr ſchätzbarer Schauſpieler, Neumann; er hinterließ uns eine vierzehnjährige Tochter, das liebenswürdigſte, natürlichſte Talent, das mich um Ausbildung anflehte.

Nur wenig Vorſtellungen zum Eintritt wurden in Weimar gegeben. Die Geſellſchaft hatte einen großen Vortheil, Sommers in Lauchſtädt zu ſpielen; ein neues Publicum, aus Fremden, aus dem gebildeten Theil der Nachbarſchaft, den kenntnißreichen Gliedern einer nächſt gelegenen Akademie, und leidenſchaftlich fordernden Jünglingen zuſammengeſetzt, ſollten wir befriedigen. Neue Stücke wurden nicht eingelernt, aber die ältern durchgeübt, und ſo kehrte die Geſellſchaft mit friſchem Muthe im October nach Weimar zurück. Mit der größten Sorgfalt behandelte man nun die Stücke jeder Art, denn bei der neu zuſammentretenden Geſellſchaft mußte alles neu eingelernt werden.

Gar ſehr begünſtigte mich jene Neigung zur muſikaliſchen Poeſie. Ein unermüdlicher Concertmeiſter, Kranz, und ein immer thätiger Theaterdichter, Vul-

pius, griffen lebhaft mit ein. Einer Unzahl Italiäniſcher und Franzöſiſcher Opern eilte man Deutſchen Text unterzulegen, auch gar manchen ſchon vorhandenen zu beſſerer Singbarkeit umzuſchreiben. Die Partituren wurden durch ganz Deutſchland verſchickt. Fleiß und Luſt, die man hiebei aufgewendet, obgleich das Andenken völlig verſchwunden ſeyn mag, haben nicht wenig zur Verbeſſerung Deutſcher Operntexte mitgewirkt.

Dieſe Bemühungen theilte der aus Italien mit gleicher Vorliebe zurückkehrende Freund, von Einſiedel, und ſo waren wir von dieſer Seite auf mehrere Jahre geborgen und verſorgt, und da die Oper immer ein Publicum anzuziehen und zu ergötzen das ſicherſte und bequemſte Mittel bleibt, ſo konnten wir, von dieſer Seite beruhigt, dem recitirenden Schauſpiel deſto reinere Aufmerkſamkeit widmen. Nichts hinderte dieſes auf eine würdige Weiſe zu behandeln und von Grund aus zu beleben.

Bellomo's Repertorium war ſchon von Bedeutung. Ein Director ſpielt alles ohne zu prüfen; was fällt, hat doch einen Abend ausgefüllt, was bleibt, wird ſorgfältig benutzt. Dittersdorfiſche Opern, Schauſpiele aus Iffflands beſter Zeit, fanden wir und brachten ſie nach. Die theatraliſchen Abenteuer, eine immer erfreuliche Oper, mit Cimarosa's und Mozarts Muſik ward noch vor Ende des Jahrs gegeben; König Johann aber, von Shakeſpeare, war unſer größter Ge-

winn. Christiane Neumann, als Arthur, von mir unterrichtet, that wundervolle Wirkung; alle die übrigen mit ihr in Harmonie zu bringen, mußte meine Sorge seyn. Und so verfuhr ich von vorne herein, daß ich in jedem Stück den vorzüglichsten zu bemerken und ihm die andern anzunähern suchte.

---

1 7 9 2.

So war der Winter hingegangen und das Schauspiel hatte schon einige Consistenz gewonnen. Wiederholung früherer, werthvoller und beliebter Stücke, Versuche mit aller Art von neueren gaben Unterhaltung und beschäftigten das Urtheil des Publicums, welches denn die damals neuen Stücke aus Iffland's höchster Epoche mit Vergnügen anzuschauen sich gewöhnte. Auch Kotzebue's Productionen wurden sorgfältig aufgeführt und, insofern es möglich war, auf dem Repertorium erhalten.

Dittersdorfs Opern, dem singenden Schauspieler leicht, dem Publicum anmuthig, wurden mit Aufmerksamkeit gegeben; Hagemannische und Hagemeisterische Stücke, obgleich hohl, doch für den Augenblick Theilnahme erregend und Unterhaltung gewährend, nicht verschmäht. Bedeutendes aber geschah, als wir schon zu Anfange des Jahrs Mozarts Don Juan und bald darauf Don Carlos von Schiller aufführen konnten. Ein lebendiger Vortheil entsprang aus dem Beitritt des jungen Vohs zu unserm Theater. Er war

von der Natur höchſt begünſtigt und erſchien eigentlich jetzt erſt als bedeutender Schauſpieler.

Das Frühjahr belebte meine chromatiſchen Arbeiten, ich verfaßte das zweyte Stück der optiſchen Beiträge und gab es von einer Tafel begleitet heraus. In der Mitte des Sommers ward ich abermals in's Feld berufen, dießmal zu ernſteren Scenen. Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxemburg nach Longwy, welches ich den 28 Auguſt ſchon eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, ſo wie auch zurück bis Trier; ſodann, um die unendliche Verwirrung der Heerſtraße zu vermeiden, die Moſel herab nach Coblenz. Mancherlei Naturerfahrungen ſchlangen ſich, für den Aufmerkſamen, durch die bewegten Kriegsereigniſſe. Einige Theile von Fiſchers phyſikaliſchem Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile ſtockender Tage betrog ich durch fortgeſetzte chromatiſche Arbeiten, wozu mich die ſchönſten Erfahrungen in freier Welt aufregten, wie ſie keine dunkle Kammer, kein Löchlein im Laden geben kann. Papiere, Acten und Zeichnungen darüber häuften ſich.

Bei meinem Beſuch in Mainz, Düſſeldorf und Münſter konnte ich bemerken daß meine alten Freunde mich nicht recht wieder erkennen wollten, wovon uns in Hubers Schriften ein Wahrzeichen übrig geblieben, deſſen pſychiſche Entwicklung gegenwärtig nicht ſchwer fallen ſollte.

1 7 9 3.

Eben dieſer widerwärtigen Art, alles Sentimentale zu verſchmähen, ſich an die unvermeidliche Wirklichkeit halb verzweifelnd hinzugeben, begegnete gerade Reineke Fuchs als wünſchenswertheſter Gegenſtand für eine, zwiſchen Ueberſetzung und Umarbeitung ſchwebende Behandlung. Meine, dieſer unheiligen Weltbibel gewidmete Arbeit gereichte mir zu Hauſe und auswärts zu Troſt und Freude. Ich nahm ſie mit zur Blocade von Mainz, der ich bis zum Ende der Belagerung beiwohnte; auch darf ich zu bemerken nicht vergeſſen, daß ich ſie zugleich als Uebung im Hexameter vornahm, den wir freilich damals nur dem Gehör nachbildeten. Voß der die Sache verſtand, wollte, ſo lange Klopſtock lebte, aus Pietät dem guten alten Herrn nicht in's Geſicht ſagen daß ſeine Hexameter ſchlecht ſeyen; das mußten wir jüngeren aber büßen, die wir von Jugend auf uns in jene Rhythmik eingeleyert hatten. Voß verläugnete ſelbſt ſeine Ueberſetzung der Odyſſee, die wir verehrten, fand an ſeiner Luiſe auszuſetzen, nach der wir uns bildeten, und ſo wußten wir nicht welchem Heiligen wir uns widmen ſollten.

Auch die Farbenlehre begleitete mich wieder an den Rhein, und ich gewann in freier Luft, unter heiterm Himmel, immer freiere Anſichten über die mannichfaltigen Bedingungen unter denen die Farbe erſcheint.

Dieſe Mannichfaltigkeit, verglichen mit meiner beſchränkten Fähigkeit des Gewahrwerdens, Auffaſſens, Ordnens und Verbindens, ſchien mir die Nothwendigkeit einer Geſellſchaft herbeizuführen. Eine ſolche dachte ich mir in allen ihren Gliedern, bezeichnete die verſchiedenen Obliegenheiten und deutete zuletzt an, wie man, auf eine gleichwirkende Art handelnd, baldigſt zum Zweck kommen müßte. Dieſen Aufſatz legte ich meinem Schwager Schloſſer vor, den ich nach der Uebergabe von Mainz, dem ſiegreichen Heere weiter folgend, in Heidelberg ſprach; ich ward aber gar unangenehm überraſcht, als dieſer alte Practicus mich herzlich auslachte und verſicherte: In der Welt überhaupt, beſonders aber in dem lieben Deutſchen Vaterlande, ſey an eine reine, gemeinſame Behandlung irgend einer wiſſenſchaftlichen Aufgabe nicht zu denken. Ich dagegen, obgleich auch nicht mehr jung, widerſprach als ein Gläubiger, wogegen er mir manches umſtändlich vorausſagte, welches ich damals verwarf, in der Folge aber, mehr als billig, probat gefunden habe.

Und ſo hielt ich für meine Perſon wenigſtens mich immer feſt an dieſe Studien, wie an einem Balken im Schiffbruch: denn ich hatte nun zwey Jahre unmittelbar und perſönlich das fürchterliche Zuſammenbrechen aller Verhältniſſe erlebt. Ein Tag im Hauptquartiere zu Hans und ein Tag in dem wieder eroberten Mainz waren Symbole der gleichzeitigen Weltgeſchichte, wie ſie es

noch jetzt demjenigen bleiben der ſich ſynchroniſtiſch jener Tage wieder zu erinnern ſucht.

Einem thätigen productiven Geiſte, einem wahrhaft vaterländiſch geſinnten, und einheimiſche Literatur befördernden Manne, wird man es zu Gute halten, wenn ihn der Umſturz alles Vorhandenen ſchreckt, ohne daß die mindeſte Ahnung zu ihm ſpräche was denn beſſeres, ja nur anderes daraus erfolgen ſolle. Man wird ihm beiſtimmen wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen ſich nach Deutſchland erſtrecken, und verrückte, ja unwürdige Perſonen das Heft ergreifen. In dieſem Sinne war der Bürgergeneral geſchrieben, ingleichen die Aufgeregten entworfen, ſodann die Unterhaltungen der Ausgewanderten. Alles Productionen die dem erſten Urſprung, ja ſogar der Ausführung nach, meiſt in dieſes und das folgende Jahr gehören.

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt. Ein, im Fach der Schnäpſe höchſt gewandter Schauſpieler, Beck, war erſt zu unſerm Theater getreten, auf deſſen Talent und Humor vertrauend ich eigentlich die Rolle ſchrieb.

Er und der Schauſpieler Malkolmi gaben ihre Rollen auf's vollkommenſte; das Stück ward wiederholt, aber die Urbilder dieſer luſtigen Geſpenſter waren zu furchtbar als daß nicht ſelbſt die Scheinbilder hätten beängſtigen ſollen.

Neu und frisch traten die Schauspieler Graff und Haide mit einiger Vorbildung zu unserm Vereine; die Eheleute Porth brachten uns eine liebenswürdige Tochter, die in muntern Rollen durchaus erfreulich wirkte, und noch jetzt unter dem Namen Bohs bei allen Theaterfreunden geschätzt und beliebt ist.

---

1 7 9 4.

Von diesem Jahre durft' ich hoffen, es werde mich gegen die vorigen, in welchen ich viel entbehrt und gelitten, durch mancherlei Thätigkeit zerstreuen, durch mancherlei Freundlichkeit erquicken; und ich bedurfte dessen gar sehr.

Denn persönlicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu seyn, das gröβte Unglück was Bürgern, Bauern und Soldaten begegnen kann mit Augen gesehen, ja solche Zustände getheilt zu haben, gab die traurigste Stimmung.

Doch wie sollte man sich erholen, da uns die ungeheuern Bewegungen innerhalb Frankreichs jeden Tag beängstigten und bedrohten. Im vorigen Jahre hatten wir den Tod des Königs und der Königin bedauert, in diesem das gleiche Schicksal der Prinzeß Elisabeth. Robespierre's Gräuelthaten hatten die Welt erschreckt, und der Sinn für Freude war so verloren, daß niemand über dessen Untergang zu jauchzen sich getraute; am wenigsten da die äußern Kriegsthaten der im innersten aufge-

regten Nation unaufhaltsam vorwärts drängten, rings umher die We[illegible]schütterten und alles Bestehende mit Umschwung, wo nicht mit Untergang bedrohten.

Indeß lebte man doch in einer traumartigen, schüchternen Sicherheit im Norden und beschwichtigte die Furcht, durch eine halbgegründete Hoffnung auf das gute Verhältniß Preußens zu den Franzosen.

Bei großen Begebenheiten, ja selbst in der äußersten Bedrängniß, kann der Mensch nicht unterlassen mit Waffen des Wortes und der Schrift zu kämpfen. So machte ein Deutsches Heft großes Aufsehen: Aufruf an alle Völker Europens; es sprach den siedenden Haß gegen die Franzosen aus, in dem Augenblicke da sich die ungebändigten Feinde mächtig gegen unsere Gränzen näherten. Um aber den Wechselstreit der Meinungen aufs höchste zu treiben, schlichen Französische revolutionäre Lieder im Stillen umher; sie gelangten auch zu mir, durch Personen denen man es nicht zugetraut hätte.

Der innere Zwiespalt der Deutschen in Absicht auf Vertheidigung und Gegenwirkung, zeigte sich offenbar im Gange der politischen Anstalten. Preußen, ohne sich über die Absicht näher auszusprechen, verlangte Verpflegung für seine Truppen; es erschien ein Aufgebot, niemand aber wollte geben, noch sich gehörig waffnen und versehen. In Regensburg kam eine Union der Fürsten gegen Preußen zur Sprache, begünstigt von derjenigen Seite, welche Vergrößerungsabsichten in der einseitigen

Friedensverhandlung vermuthete. Miniſter von Hardenberg verſuchte dagegen die Reichsſtände zu Gunſten ſeines Königs zu erregen und man ſchwankte, in Hoffnung einen Halbfreund der Franzoſen zu gewinnen, auch wohl auf dieſe Seite. Wer ſich indeſſen von den Zuſtänden Rechenſchaft gab, mochte wohl im Innern ſich geſtehen, daß man ſich mit eiteln Hoffnungen zwiſchen Furcht und Sorge nur hinhalte.

Die Oeſterreicher zogen ſich über den Rhein herüber, die Engländer in die Niederlande, der Feind nahm einen größern Raum ein und erwarb reichlichere Mittel. Die Nachrichten von Flüchtigen aller Orten vermehrten ſich, und es war keine Familie, kein Freundeskreis, der nicht in ſeinen Gliedern wäre beſchädigt worden. Man ſendete mir aus dem ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland Schatzkäſtchen, Sparthaler, Koſtbarkeiten mancher Art, zum treuen Aufbewahren, die mich als Zeugniſſe großen Zutrauens erfreuten, während ſie mir als Beweiſe einer beängſtigten Nation traurig vor Augen ſtanden.

Und ſo ruckten denn auch, inſofern ich in Frankfurt angeſeſſen war, die Beſorglichkeiten immer näher und näher. Der ſchöne bürgerliche Beſitz, deſſen meine Mutter ſeit dem Ableben meines Vaters ſich erfreute, ward ihr ſchon ſeit dem früheren Anfang der Feindſeligkeiten zur Laſt, ohne daß ſie ſich es zu bekennen getraute, doch hatte ich bei meinem verjährigen Beſuch ſie über ihren Zuſtand aufgeklärt und aufgemuntert ſich ſolcher Bürde

zu entledigen. Aber gerade in dieſer Zeit war unräthlich zu thun was man für nothwendig hielt.

Ein bei unſern Lebzeiten neuerbautes, bürgerlich bequemes und anſtändiges Haus, ein wohlverſorgter Keller, Hausgeräth aller Art und der Zeit nach von gutem Geſchmack, Büchersammlungen, Gemählde, Kupferſtiche und Landcharten, Alterthümer, kleine Kunſtwerke und Curioſitäten, gar manches Merkwürdige, das mein Vater aus Liebhaberey und Kenntniß bei guter Gelegenheit um ſich verſammelt hatte: es ſtand alles da und noch beiſammen, es griff durch Ort und Stellung gar bequem und nutzhaft in einander, und hatte zuſammen nur eigentlich ſeinen herkömmlichen Werth; dachte man ſich daß es ſollte vertheilt und zerſtreut werden, ſo mußte man fürchten es verſchleudert und verloren zu ſehen.

Auch merkte man bald, indem man ſich mit Freunden berieth, mit Mäklern unterhandelte, daß in der jetzigen Zeit ein jeder Verkauf, ſelbſt ein unvortheilhafter, ſich verſpäten müſſe. Doch der Entſchluß war einmal gefaßt, und die Ausſicht auf eine lebenslängliche Miethe in einem ſchön gelegenen, obgleich erſt neu zu erbauenden Hauſe gab der Einbildungskraft meiner guten Mutter eine heitere Stimmung, die ihr manches Unangenehme der Gegenwart übertragen half.

Schwankende Gerüchte vom An- und Eindringen der Feinde verbreiteten ſchreckenvolle Unſicherheit. Handels-

leute ſchafften ihre Waaren fort, mehrere das beweglich Koſtbare, und ſo wurden auch viele Perſonen aufgeregt, an ſich ſelbſt zu denken. Die Unbequemlichkeit einer Auswanderung und Ortsveränderung ſtritt mit der Furcht vor einer feindlichen Behandlung; auch ward mein Schwager Schloſſer in dieſem Strudel mit fortgeriſſen. Mehrmals bot ich meiner Mutter einen ruhigen Aufenthalt bei mir an, aber ſie fühlte keine Sorge für ihre eigene Perſönlichkeit; ſie beſtärkte ſich in ihrem altteſtamentlichen Glauben, und, durch einige zur rechten Zeit ihr begegnende Stellen aus den Pſalmen und Propheten, in der Neigung zur Vaterſtadt, mit der ſie ganz eigentlich zuſammengewachſen war; weßhalb ſie denn auch nicht einmal einen Beſuch zu mir unternehmen wollte.

Sie hatte ihr Bleiben an Ort und Stelle entſchieden ausgeſprochen, als Frau von la Roche ſich bei Wieland anmeldete, und ihn dadurch in die größte Verlegenheit ſetzte. Hier waren wir nun in dem Fall, ihm und uns einen Freundſchaftsdienſt zu erweiſen. Angſt und Sorge hatten wir ſchon genug, dazu aber noch obendrein die Wehklage zu erdulden ſchien ganz unmöglich. Gewandt in ſolchen Dingen wußte meine Mutter, ſelbſt ſo vieles ertragend, auch ihre Freundin zu beſchwichtigen und ſich dadurch unſern größten Dank zu verdienen.

Sömmering mit ſeiner trefflichen Gattin hielt es in Frankfurt aus, die fortwährende Unruhe zu ertragen.

Jacobi war aus Pempelfort nach Wandsbeck geflüchtet, die Seinigen hatten andere Orte der Sicherheit gesucht. Max Jacobi war in meiner Nähe als der Medicin Beflissener in Jena.

Das Theater, wenn es mich auch nicht ergötzte, unterhielt mich doch in fortwährender Beschäftigung; ich betrachtete es als eine Lehranstalt zur Kunst mit Heiterkeit, ja als ein Symbol des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sanft hergeht, und übertrug was es Unerfreuliches haben mochte.

Schon zu Anfang des Jahres konnte die Zauberflöte gegeben werden, bald darauf Richard Löwenherz, und dieß wollte zu jener Zeit, unter den gegebenen Umständen, schon etwas heißen. Dann kamen einige bedeutende Iffländische Schauspiele an die Reihe, und unser Personal lernte sich immer besser und reiner in diese Verträge finden. Das Repertorium war schon ansehnlich, daher denn kleinere Stücke, wenn sie sich auch nicht hielten, immer einigemal als Neuigkeit gelten konnten. Die Schauspielerin Beck, welche in diesem Jahre antrat, füllte das in Iffländischen und Kotzebueschen Stücken wohlbedachte Fach gutmüthiger und bösartiger Mütter, Schwestern, Tanten und Schließerinnen ganz vollkommen aus. Bohs hatte die höchst anmuthige, zur Gurli geschaffene Porth geheirathet, und es blieb in dieser mittlern Region wenig zu wünschen übrig. Die Gesellschaft spielte den Sommer über einige Monate in

Lauchstädt, daher man wie immer den doppelten Vortheil zog, daß eingelernte Stücke fortgeübt wurden, ohne dem Weimarischen Publicum verdrießlich zu fallen.

Nunmehr gegen Jena und die dortigen Lehrbühnen die Aufmerksamkeit lenkend, erwähne ich folgendes:

Nach Reinholds Abgang, der mit Recht als ein großer Verlust für die Akademie erschien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit, an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen in höherm Betracht nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?

Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorlesungen benutzen wollte, an Werkeltagen verkümmert hatte, so unternahm er Sonntags Vorlesungen, deren Einleitung Hindernisse fanden. Kleine und größere daraus entspringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der obern Behörden, getuscht und geschlichtet, als uns dessen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von außen beschwerende Anregungen zuzogen. In Kursachsen wollte man von gewissen Stellen der Fichte'schen Zeitschrift

nicht das Beſte denken, und freilich hatte man alle Mühe dasjenige, was in Worten etwas ſtark verfaßt war, durch andere Worte leidlich auszulegen, zu mildern, und wo nicht geltend doch verzeihlich zu machen.

Profeſſor Göttling, der nach einer freiſinnigen Bildung durch wiſſenſchaftliche Reiſen unter die allererſten zu zählen iſt, die den allerdings hohen Begriff der neuern Franzöſiſchen Chemie in ſich aufnahmen, trat mit der Entdeckung hervor, daß Phosphor auch in Stickluft brenne. Die deßhalb entſtehenden Hin- und Widerverſuche beſchäftigten uns eine Zeit lang.

Geh. Rath Voigt, ein getreuer Mitarbeiter auch im mineralogiſchen Felde, kam von Carlsbad zurück und brachte ſehr ſchöne Tungſteine, theils in größeren Maſſen, theils deutlich kryſtalliſirt, womit wir ſpäterhin, als dergleichen ſeltener vorkamen, gar manchen Liebhaber erfreuen konnten.

Alexander von Humboldt längſt erwartet, von Bayreuth ankommend nöthigte uns in's Allgemeinere der Naturwiſſenſchaft. Sein älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Intereſſe nach allen Seiten hinrichtend, theilte Streben, Forſchen und Unterricht.

Zu bemerken iſt, daß Hofrath Loder eben die Bänderlehre las, den höchſt wichtigen Theil der Anatomie: denn was vermittelt wohl Muskeln und Knochen als die Bänder? Und doch ward durch eine beſondere Verrückt-

heit

heit der mediciniſchen Jugend gerade dieſer Theil vernachläſſigt. Wir Genannten, mit Freund Meyern, wandelten des Morgens im tiefſten Schnee, um in einem faſt leeren anatomiſchen Auditorium dieſe wichtige Verknüpfung auf's deutlichſte nach den genaueſten Präparaten vorgetragen zu ſehen.

Der treffliche, immerfort thätige, ſelbſt die kleinſten Nachhülfen ſeines Beſtrebens nicht verſchmähende Batſch ward in dieſem Jahre in einen mäßigen Theil des obern Fürſtengartens zu Jena eingeſetzt. Da aber ein dort angeſtellter, auf Nutzung angewieſener Hofgärtner im Hauptbeſitz blieb, ſo gab es manche Unannehmlichkeiten, welche zu beſeitigen man dießmal nur Plane für die Zukunft machen konnte.

Auch in dieſem Jahre, gleichſam zu guter Vorbedeutung, ward die Nachbarſchaft des gedachten Gartens heiterer und freundlicher. Ein Theil der Stadtmauer war eingefallen, und um die Koſten der Wiederherſtellung zu vermeiden, beſchloß man die Ausfüllung des Grabens an dieſer Stelle; dann ſollte die gleiche Operation ſich auf den übrigen Theil nach und nach erſtrecken.

Gegen die großen immer geſteigerten Forderungen der Chromatik fühlte ich mehr und mehr meine Unzulänglichkeit. Ich ließ daher nicht ab, fortwährend Gemüthsfreunde heran zu ziehen. Mit Schloſſern gelang es mir nicht: denn ſelbſt in den friedlichſten Zeiten würde er dieſem Geſchäft ſeine Aufmerkſamkeit nicht zu-

gewendet haben. Der ſittliche Theil des menſchlichen Weſens unterlag ſeinen Betrachtungen, und von dem Innern zu dem Aeußern überzugehen iſt ſchwerer als man denkt. Sömmering dagegen ſetzte ſeine Theilnahme durch alle die verworrenen Schickſale fort. Geiſtreich war ſein Eingreifen, fördernd ſelbſt ſein Widerſpruch, und wenn ich auf ſeine Mittheilungen recht aufmerkte, ſo ſah ich immer weiter.

Von allen Unbilden dieſes Jahres nahm die Natur ihrer Gewohnheit gemäß nicht die geringſte Kenntniß. Alle Feldfrüchte gediehen herrlich, alles reifte einen Monat früher, alles Obſt gelangte zur Vollkommenheit, Apricoſen und Pfirſchen, Melonen und auch Caſtanien boten ſich dem Liebhaber reif und ſchmackhaft dar, und ſelbſt in der Reihe vortrefflicher Weinjahre finden wir 1794 mit aufgezählt.

Von literariſchen Arbeiten zu reden, ſo war der Reineke Fuchs nunmehr abgedruckt; allein die Unbilden, die aus Verſendung der Freiexemplare ſich immer hervorthun, blieben auch dießmal nicht aus. So verdarb eine Zufälligkeit mir die friſche Theilnahme meiner Gothaiſchen Gönner und Freunde. Herzog Ernſt hatte mir verſchiedene phyſikaliſche Inſtrumente freundlichſt geborgt, bei deren Rückſendung ich die Exemplare des Scherzgedichtes beipackte, ohne derſelben in meinem Briefe zu erwähnen, ich weiß nicht ob aus Uebereilung, oder eine Ueberraſchung beabſichtigend. Genug, der

mit ſolchen Geſchäften Beauftragte des Fürſten war abweſend und die Kiſte blieb lange Zeit unausgepackt; ich aber, eine theilnehmende Erwiderung ſo werther und ſonſt ſo pünctlicher Freunde mehrere Wochen entbehrend, machte mir tauſend Grillen, bis endlich nach Eröffnung der Kiſte nur Entſchuldigungen, Anklagen, Bedauerniſſe wiederholt ausgedrückt, mir ſtatt einer heitern Aufnahme unglücklicherweiſe zu Theil wurden.

Von der beurtheilenden Seite aber waren Voſſens rhythmiſche Bemerkungen nicht tröſtlich, und ich mußte nur zufrieden ſeyn, daß mein gutes Verhältniß zu den Freunden nicht geſtört wurde, anſtatt daß es ſich hätte erhöhen und beleben ſollen. Doch ſetzte ſich alles bald wieder in's Gleiche: Prinz Auguſt fuhr mit ſeinen literariſchen Scherzen fort, Herzog Ernſt gewährte mir unausgeſetzt ein wohlgegründetes Vertrauen, indem ich beſonders ſeiner Kunſtliebhaberey gar manche angenehme Beſitzung zuführte. Auch Voß konnte mit mir zufrieden ſeyn, indem ich auf ſeine Bemerkungen achtend mich in der Folge nachgiebig und bildſam erwies.

Der Abdruck des erſten Bandes von Wilhelm Meiſter war begonnen, der Entſchluß, eine Arbeit, an der ich noch ſo viel zu erinnern hatte, für fertig zu erklären, war endlich gefaßt, und ich war froh den Anfang aus den Augen zu haben, wenn mich ſchon die Fortſetzung ſo wie die Ausſicht auf eine nunmehrige Be-

endigung höchlich bedrängte. Die Nothwendigkeit aber iſt der beſte Rathgeber.

In England erſchien eine Ueberſetzung der Iphigenia; Unger druckte ſie nach; aber weder ein Exemplar des Originals noch der Copie iſt mir geblieben.

An dem Bergbaue zu Ilmenau hatten wir uns ſchon mehrere Jahre herumgequält; eine ſo wichtige Unternehmung iſolirt zu wagen, war nur einem jugendlichen, thätig-frohen Uebermuth zu verzeihen. Innerhalb eines großen eingerichteten Bergweſens hätte ſie ſich fruchtbarer fortbilden können; allein mit beſchränkten Mitteln, fremden, obgleich ſehr tüchtigen, von Zeit zu Zeit herbeigerufenen Officianten konnte man zwar in's Klare kommen, dabei aber war die Ausführung weder umſichtig noch energiſch genug, und das Werk, beſonders bei einer ganz unerwarteten Naturbildung, mehr als einmal im Begriff zu ſtocken.

Ein ausgeſchriebener Gewerkentag ward nicht ohne Sorge von mir, und ſelbſt von meinem Collegen, dem geſchäftsgewandteren Geh. Rath Voigt, mit einiger Bedenklichkeit bezogen; aber uns kam ein Succurs, von woher wir ihn niemals erwartet hätten. Der Zeitgeiſt, dem man ſo viel Gutes und ſo viel Böſes nachzuſagen hat, zeigte ſich als unſer Alliirter, einige der Abgeordneten fanden gerade gelegen eine Art von Convent zu bilden, und ſich der Führung und der Leitung der Sache zu unterziehen. Anſtatt daß wir Commiſſarien alſo

nöthig gehabt hätten, die Litanei von Uebeln, zu der wir uns ſchon vorbereitet hatten, demüthig abzubeten, ward ſogleich beſchloſſen, daß die Repräſentanten ſelbſt ſich Punct für Punct an Ort und Stelle aufzuklären und ohne Vorurtheil in die Natur der Sache zu ſehen ſich bemühen ſollten.

Wir traten gern in den Hintergrund, und von jener Seite war man nachſichtiger gegen die Mängel, die man ſelbſt entdeckt hatte, zutraulicher auf die Hülfsmittel, die man ſelbſt erfand, ſo daß zuletzt alles, wie wir es nur wünſchen konnten, beſchloſſen wurde; und da es denn endlich an Gelde nicht fehlen durfte, um dieſe weiſen Rathſchläge in's Werk zu ſetzen, ſo wurden auch die nöthigen Summen verwilligt und alles ging mit Wohlgefallen auseinander.

Ein wunderſamer, durch verwickelte Schickſale nicht ohne ſeine Schuld verarmter Mann, hielt ſich durch meine Unterſtützung in Ilmenau unter fremdem Namen auf. Er war mir ſehr nützlich, da er mir in Bergwerks- und Steuerſachen durch unmittelbare Anſchauung, als gewandter, obgleich hypochondriſcher Geſchäftsmann, mehreres überlieferte, was ich ſelbſt nicht hätte bis auf den Grad einſehen und mir zu eigen machen können.

Durch meine vorjährige Reiſe an den Niederrhein hatte ich mich an Fritz Jacobi und die Fürſtin Galizin mehr angenähert; doch blieb es immer ein wunderbares Verhältniß, deſſen Art und Weiſe ſchwer auszuſprechen

und nur durch den Begriff der ganzen Claſſe gebildeter, oder vielmehr der ſich erſt bildenden Deutſchen einzuſehen.

Dem beſten Theil der Nation war ein Licht aufgegangen, das ſie aus der öden, gehaltloſen, abhängigen Pedanterie als einem kümmerlichen Streben herauszuleiten verſprach. Sehr viele waren zugleich von demſelben Geiſt ergriffen, ſie erkannten die gegenſeitigen Verdienſte, ſie achteten einander, fühlten das Bedürfniß ſich zu verbinden, ſie ſuchten, ſie liebten ſich, und dennoch konnte keine wahrhafte Einigung entſtehen. Das allgemeine Intereſſe, ſittlich, moraliſch, war doch ein vages, unbeſtimmtes, und es fehlte im Ganzen wie im Einzelnen an Richtung zu beſondern Thätigkeiten. Daher zerfiel der große unſichtbare Kreis in kleinere, meiſt locale, die manches Löbliche erſchufen und hervorbrachten; aber eigentlich iſolirten ſich die bedeutenden immer mehr und mehr.

Es iſt zwar dieß die alte Geſchichte, die ſich bei Erneuerung und Belebung ſtarrer ſtockender Zuſtände gar oft ereignet hat, und mag alſo für ein literariſches Beiſpiel gelten, deſſen was wir in der politiſchen und kirchlichen Geſchichte ſo oft wiederholt ſehen.

Die Hauptfiguren wirkten ihrem Geiſt, Sinn und Fähigkeit nach unbedingt; an ſie ſchloſſen ſich andere, die ſich zwar Kräfte fühlten, aber doch ſchon geſellig und untergeordnet zu wirken nicht abgeneigt waren.

Klopstock sey zuerst genannt. Geistig wendeten sich viele zu ihm; seine keusche abgemessene, immer Ehrfurcht gebietende Persönlichkeit aber lockte zu keiner Annäherung. An Wieland schlossen sich gleichfalls wenige persönlich: das literarische Zutrauen aber war gränzenlos; — das südliche Deutschland, besonders Wien, sind ihm ihre poetische und prosaische Cultur schuldig; — unübersehbare Einsendungen jedoch brachten ihn oft zu heiterer Verzweiflung.

Herder wirkte später. Sein anziehendes Wesen sammelte nicht eigentlich eine Menge um ihn her, aber Einzelne gestalteten sich an und um ihn, hielten an ihm fest, und hatten zu ihrem größten Vortheile sich ihm ganz hingegeben. Und so hatten sich kleine Weltsysteme gebildet. Auch Gleim war ein Mittelpunct, um den sich viele Talente versammelten. Mir wurden viele Sprudelköpfe zu Theil, welche fast den Ehrennamen eines Genie's zum Spitznamen herabgebracht hätten.

Aber bei allem diesen fand sich das Sonderbare, daß nicht nur jeder Häuptling, sondern auch jeder Angeordnete seine Selbstständigkeit festhielt und andere deßhalb an und nach sich in seine besonderen Gesinnungen heranzuziehen bemüht war: wodurch denn die seltsamsten Wirkungen und Gegenwirkungen sich hervorthaten.

Und wie Lavater forderte, daß man sich nach seinem Beispiel mit Christo transsubstantiiren müsse, so

verlangte Jacobi, daß man ſeine individuelle, tiefe, ſchwer zu definirende Denkweiſe in ſich aufnehmen ſolle. Die Fürſtin hatte in der katholiſchen Sinnesart, innerhalb der Ritualitäten der Kirche, die Möglichkeit gefunden, ihren edlen Zwecken gemäß zu leben und zu handeln. Dieſe beiden liebten mich wahrhaft, und ließen mich im Augenblick gewähren, jedoch immer mit ſtiller, nicht ganz verheimlichter Hoffnung mich ihren Geſinnungen völlig anzueignen; ſie ließen ſich daher manche von meinen Unarten gefallen, die ich oft aus Ungeduld und um mir gegen ſie Luft zu machen, vorſätzlich ausübte.

Im Ganzen war jedoch jener Zuſtand eine ariſtokratiſche Anarchie, ungefähr wie der Conflict jener, eine bedeutende Selbſtſtändigkeit entweder ſchon beſitzenden oder zu erringen ſtrebenden Gewalten im Mittelalter. Auch war es eine Art Mittelalter, das einer höheren Cultur voranging, wie wir jetzt wohl überſehen, da uns mehrere Einblicke in dieſen nicht zu beſchreibenden, vielleicht für Nachlebende nicht zu faſſenden Zuſtand eröffnet worden. Hamanns Briefe ſind hiezu ein unſchätzbares Archiv, zu welchem der Schlüſſel im Ganzen wohl möchte gefunden werden, für die einzelnen geheimen Fächer vielleicht nie.

Als Hausgenoſſen beſaß ich nunmehr meinen älteſten Römiſchen Freund, Heinrich Meyer. Erinnerung und Fortbildung Italiäniſcher Studien blieb tägliche Unterhaltung. Bei dem letzten Aufenthalt in Venedig

hatten wir uns auf's Neue von Grund aus verſtändigt und uns nur deſto inniger verbunden.

Wie aber alles Beſtreben, einen Gegenſtand zu faſſen, in der Entfernung vom Gegenſtande ſich nur verwirrt, oder, wenn man zur Klarheit vorzudringen ſucht, die Unzulänglichkeit der Erinnerung fühlbar macht, und immerfort eine Rückkehr zur Quelle des Anſchauens in der lebendigen Gegenwart fordert, ſo war es auch hier. Und wer, wenn er auch mit wenigerem Ernſt in Italien gelebt, wünſcht nicht immer dorthin zurück zu kehren!

Noch aber war der Zwieſpalt, den das wiſſenſchaftliche Bemühen in mein Daſeyn gebracht, keineswegs ausgeglichen: denn die Art, wie ich die Naturerfahrungen behandelte, ſchien die übrigen Seelenkräfte ſämmtlich für ſich zu fordern.

In dieſem Drange des Widerſtreits übertraf alle meine Wünſche und Hoffnungen das auf einmal ſich entwickelnde Verhältniß zu Schiller; von der erſten Annäherung an war es ein unaufhaltſames Fortſchreiten philoſophiſcher Ausbildung und äſthetiſcher Thätigkeit. Zum Behuf ſeiner Horen mußte ihm ſehr angelegen ſeyn, was ich im Stillen gearbeitet, angefangen, unternommen, ſämmtlich zu kennen, neu anzuregen und zu benutzen; für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeſchloſſenen Samen und Zweigen hervorging. Die

nunmehr gesammelten und geordneten beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß.

1795.

Die Horen wurden ausgegeben, Episteln, Elegien, Unterhaltungen der Ausgewanderten von meiner Seite beigetragen. Außerdem überlegten und beriethen wir gemeinsam den ganzen Inhalt dieser neuen Zeitschrift, die Verhältnisse der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen sonst vorkommen mag. Hiebei lernte ich Mitlebende kennen, ich ward mit Autoren und Productionen bekannt, die mir sonst niemals einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätten. Schiller war überhaupt weniger ausschließend als ich, und mußte nachsichtig seyn als Herausgeber.

Bei allem diesem konnt' ich mich nicht enthalten Anfangs July nach Carlsbad zu gehen, und über vier Wochen daselbst zu verweilen. In jüngern Jahren ist man ungeduldig bei den kleinsten Uebeln, und Carlsbad war mir schon öfters heilsam gewesen. Vergebens aber hatt' ich mancherlei Arbeiten mitgenommen, denn die auf gar vielfache Weise mich berührende große Masse von Menschen zerstreute, hinderte mich, gab mir freilich aber auch manche neue Aussicht auf Welt und Persönlichkeiten.

Kaum war ich zurück, als von Ilmenau die Nachricht einlief, ein bedeutender Stollenbruch habe dem dortigen Bergbau den Garaus gemacht. Ich eilte hin, und sah nicht ohne Bedenken und Betrübniß ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben.

Erheiternd war mir dagegen die Gesellschaft meines fünfjährigen Sohnes, der diese Gegend, an der ich mich nun seit zwanzig Jahren müde gesehen und gedacht, mit frischem kindlichem Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Thätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und, viel entschiedener als mit Worten hätte geschehen können, durch die That aussprach: daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge, und der Antheil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne.

Von da ward ich nach Eisenach gefordert; der Hof weilte daselbst mit mehreren Fremden, besonders Emigrirten. Bedenkliche Kriegsbewegungen riefen jederman zur Aufmerksamkeit: die Oesterreicher waren 60,000 Mann über den Mayn gegangen, und es schien als wenn in der Gegend von Frankfurt die Ereignisse lebhaft werden sollten. Einen Auftrag, der mich dem Kampfplatze genähert hätte, wußte ich abzulehnen; ich kannte das Kriegsunheil zu sehr, als daß ich es hätte aufsuchen sollen.

Hier begegnete mir ein Fall, an welchen ich öfters

zu denken im Leben Urſache hatte. Graf Dumanoir, unter allen Emigrirten ohne Frage der am meiſten Gebildete, von tüchtigem Charakter und reinem Menſchenverſtand, deſſen Urtheil ich meiſt unbefangen gefunden hatte — er begegnete mir in Eiſenach vergnügt auf der Straße und erzählte, was in der Frankfurter Zeitung Günſtiges für ihre Angelegenheiten ſtehe. Da ich doch auch den Gang des Weltweſens ziemlich vor mir im Sinne hatte, ſo ſtutzte ich und es ſchien mir unbegreiflich, wie dergleichen ſich ſollte ereignet haben. Ich eilte daher mir das Blatt zu verſchaffen, und konnte bei'm Leſen und Wiederleſen nichts Aehnliches darin finden, bis ich zuletzt eine Stelle gewahrte, die man allenfalls auf dieſe Angelegenheit beziehen konnte, da ſie denn aber gerade das Gegentheil würde bedeutet haben.

Früher hatte ich ſchon einmal ein Stärkeres, aber freilich auch von einem Emigrirten vernommen. Die Franzoſen hatten ſich bereits über der ganzen Oberfläche ihres Vaterlandes auf alle Weiſe gemordet; die Aſſignate waren zu Mandaten, und dieſe wieder zu nichts geworden; von allem dem war umſtändlich und mit großem Bedauern die Rede, als ein Marquis mit einiger Beruhigung verſetzte: dieß ſey zwar ein großes Unglück, nur befürchte er, es werde noch gar der bürgerliche Krieg ausbrechen und der Staatsbanquerutt unvermeidlich ſeyn.

Wem dergleichen von Beurtheilung unmittelbarer Lebensverhältniſſe vorgekommen, der wird ſich nicht mehr wundern, wenn ihm in Religion, Philoſophie und Wiſſenſchaft, wo des Menſchen abgeſondertes Innere in Anſpruch genommen wird, eben ſolche Verfinſterung des Urtheils und der Meinung am hellen Mittag begegnet.

In derſelben Zeit ging Freund Meyer nach Italien zurück; denn obgleich der Krieg in der Lombardey ſchon heftig geführt wurde, ſo war doch im übrigen alles noch unangetaſtet, und wir lebten im Wahn die Jahre von 87 und 88 wiederholen zu können. Seine Entfernung beraubte mich alles Geſprächs über bildende Kunſt, und ſelbſt meine Vorbereitung ihm zu folgen, führte mich auf andere Wege.

Ganz abgelenkt und zur Naturbetrachtung zurückgeführt ward ich, als gegen Ende des Jahrs die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erſchienen. Sie nahmen beiderſeits in dieſem Augenblick an Naturwiſſenſchaften großen Antheil, und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodiſche Behandlung im Geſpräch mitzutheilen. Da man meine Darſtellungen zuſammenhängend und ziemlich vollſtändig erachtete, ward ich dringend aufgefordert ſie zu Papier zu bringen, welches ich auch ſogleich befolgte, indem ich an Max Jacobi das Grundſchema einer vergleichenden Knochenlehre, gegenwärtig

wie es mir war, dictirte, den Freunden Genüge that und mir selbst einen Anhaltepunct gewann, woran ich meine weiteren Betrachtungen knüpfen konnte.

Alexander von Humboldt's Einwirkungen verlangen besonders behandelt zu werden. Seine Gegenwart in Jena fördert die vergleichende Anatomie; er und sein älterer Bruder bewegen mich, das noch vorhandene allgemeine Schema zu dictiren. Bei seinem Aufenthalt in Bayreuth ist mein briefliches Verhältniß zu ihm sehr interessant.

Gleichzeitig und verbunden mit ihm tritt Geh. Rath Wolf von einer andern Seite, doch im allgemeinen Sinne mit in unsern Kreis.

Die Versendung der Freiexemplare von Wilhelm Meisters erstem Theil beschäftigte mich eine Weile. Die Beantwortung war nur theilweise erfreulich, im Ganzen keineswegs förderlich; doch bleiben die Briefe wie sie damals einlangten und noch vorhanden sind, immer bedeutend und belehrend. Herzog und Prinz von Gotha, Frau von Frankenberg daselbst, von Thümmel, meine Mutter, Sömmering, Schlosser, von Humboldt, von Dalberg in Mannheim, Voß, die meisten, wenn man es genau nimmt, se defendendo, gegen die geheime Gewalt des Werkes sich in Positur setzend. Eine geistreiche geliebte Freundin aber brachte mich ganz besonders in Verzweiflung, durch Ahnung manches Geheimnisses, Bestreben nach Enthüllung und

ängſtliche Deuteley, anſtatt daß ich gewünſcht hätte, man möchte die Sache nehmen wie ſie lag und ſich den faßlichen Sinn zueignen.

Indem nun Unger die Fortſetzung betrieb und den zweyten Band zu beſchleunigen ſuchte, ergab ſich ein widerwärtiges Verhältniß mit Capellmeiſter Reichardt. Man war mit ihm, ungeachtet ſeiner vor- und zudringlichen Natur, in Rückſicht auf ſein bedeutendes Talent, in gutem Vernehmen geſtanden, er war der erſte, der mit Ernſt und Stetigkeit meine lyriſchen Arbeiten durch Muſik in's Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menſchen fortzudulden, wenn ſie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meiſt mit Ungeſtüm ein ſolches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte ſich Reichardt mit Wuth und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen unaufhaltſamen Folgen ſolcher gewaltthätig aufgelöſ'ten Zuſtände mit Augen ſchauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durchblickend, hielt ein- für allemal am Beſtehenden feſt, an deſſen Verbeſſerung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verſtändigen, ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte dieſe Geſinnung nicht verhehlen.

Reichardt hatte auch die Lieder zum Wilhelm Meiſter mit Glück zu componiren angefangen, wie denn immer

noch ſeine Melodie zu: „Kennſt du das Land,“ als vorzüglich bewundert wird. Unger theilte ihm die Lieder der folgenden Bände mit, und ſo war er von der muſikaliſchen Seite unſer Freund, von der politiſchen unſer Widerſacher, daher ſich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltſam an den Tag kam.

Ueber das Verhältniß zu Jacobi habe ich hiernächſt beſſeres zu ſagen, ob es gleich auch auf keinem ſichern Fundament gebaut war. Lieben und Dulden und von jener Seite Hoffnung, eine Sinnesveränderung in mir zu bewirken, drücken es am kürzeſten aus. Er war vom Rheine wegwandernd nach Holſtein gezogen, und hatte die freundlichſte Aufnahme zu Enkendorf in der Familie des Grafen Reventlau gefunden; er meldete mir ſein Behagen an den dortigen Zuſtänden auf's reizendſte, beſchrieb verſchiedene Familienfeſte zur Feyer ſeines Geburtstags und des Grafen, anmuthig und umſtändlich, worauf denn auch eine wiederholte dringende Einladung dorthin erfolgte.

Dergleichen Mummereyen innerhalb eines einfachen Familienzuſtandes waren mir immer widerwärtig, die Ausſicht darauf ſtieß mich mehr ab, als daß ſie mich angezogen hätte; mehr aber noch hielt mich das Gefühl zurück, daß man meine menſchliche und dichteriſche Freiheit durch gewiſſe conventionelle Sittlichkeiten zu beſchränken gedachte, und ich fühlte mich hierin ſo feſt, daß ich der dringenden Anforderung, einen Sohn, der

in

in der Nähe ſtudirt und promovirt hatte, dorthin zu geleiten, keineswegs Folge leiſtete, ſondern auf meiner Weigerung ſtandhaft verharrte.

Auch ſeine Briefe über Wilhelm Meiſter waren nicht einladend; dem Freunde ſelbſt ſo wie ſeiner vornehmen Umgebung erſchien das Reale, noch dazu eines niedern Kreiſes, nicht erbaulich; an der Sittlichkeit hatten die Damen gar manches auszuſetzen, und nur ein einziger tüchtiger überſchauender Weltmann, Graf Bernſtorff, nahm die Partey des bedrängten Buches. Um ſo weniger konnte der Autor Luſt empfinden, ſolche Lectionen perſönlich einzunehmen und ſich zwiſchen eine wohlwollende liebenswürdige Pedanterie und den Theetiſch geklemmt zu ſehen.

Von der Fürſtin Gallizin erinnere ich mich nicht, etwas über Wilhelm Meiſter vernommen zu haben, aber in dieſem Jahre klärte ſich eine Verwirrung auf, welche Jacobi zwiſchen uns gewirkt hatte, ich weiß nicht, ob aus leichtſinnigem Scherz oder Vorſatz; es war aber nicht löblich, und wäre die Fürſtin nicht ſo reiner Natur geweſen, ſo hätte ſich früh oder ſpät eine unerfreuliche Scheidung ergeben. Auch ſie war von Münſter vor den Franzoſen geflohen; ihr großer, durch Religion geſtärkter Charakter hielt ſich aufrecht, und da eine ruhige Thätigkeit ſie überall hinbegleitete, blieb ſie mit mir in wohlwollender Verbindung, und ich war froh in jenen ver-

worrenen Zeiten ihren Empfehlungen gemäß manches Gute zu ſtiften.

Wilhelm von Humboldts Theilnahme war indeß fruchtbarer; aus ſeinen Briefen geht eine klare Einſicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Förderniß daraus erfolgen mußte.

Schillers Theilnahme nenne ich zuletzt, ſie war die innigſte und höchſte; da jedoch ſeine Briefe hierüber noch vorhanden ſind, ſo darf ich weiter nichts ſagen, als daß die Bekanntmachung derſelben wohl eins der ſchönſten Geſchenke ſeyn möchte, die man einem gebildeten Publicum bringen kann.

Das Theater war ganz an mich gewieſen; was ich im Ganzen überſah und leitete ward durch Kirms ausgeführt; Vulpius, dem es zu dieſem Geſchäft an Talent nicht fehlte, griff ein mit zweckmäßiger Thätigkeit. Was im Laufe dieſes Jahrs geleiſtet wurde, iſt ungefähr folgendes:

Die Zauberflöte gewährte noch immer ihren früheren Einfluß, und die Opern zogen mehr an als alles Uebrige. Don Juan, Doctor und Apotheker, Coſa Rara, das Sonnenfeſt der Braminen befriedigten das Publicum. Leſſings Werke tauchten von Zeit zu Zeit auf, doch waren eigentlich Schröderiſche, Iffländiſche, Kotzebueſche Stücke an der Tagesordnung. Auch, Hagemann und Großmann galten etwas. Abällino ward den Schilleriſchen Stücken ziemlich gleichgeſtellt;

unſere Bemühung aber, alles und jedes zur Erſcheinung zu bringen, zeigte ſich daran vorzüglich, daß wir ein Stück von Maier, den Sturm von Borberg, aufzuführen unternahmen, freilich mit wenig Glück; indeſſen hatte man doch ein ſolches merkwürdiges Stück geſehen und ſein Daſeyn wo nicht beurtheilt doch empfunden.

Daß unſere Schauſpieler in Lauchſtädt, Erfurt, Rudolſtadt von dem verſchiedenſten Publicum mit Freuden aufgenommen, durch Enthuſiasmus belebt und durch gute Behandlung in der Achtung gegen ſich ſelbſt geſteigert wurden, gereichte nicht zum geringen Vortheil unſerer Bühne und zur Anfriſchung einer Thätigkeit, die, wenn man daſſelbe Publicum immer vor ſich ſieht, deſſen Charakter, deſſen Urtheilsweiſe man kennt, gar bald zu erſchlaffen pflegt.

Wenden ſich nun meine Gedanken von dieſen kleinen, in Vergleich mit dem Weltweſen höchſt unwichtigen Verhältniſſen zu dieſem, ſo muß mir jener Bauer einfallen, den ich bei der Belagerung von Mainz, im Bereich der Kanonen, hinter einem auf Rädern vor ſich hingeſchobenen Schanzkorbe ſeine Feldarbeit verrichten ſah. Der einzelne beſchränkte Menſch gibt ſeine nächſten Zuſtände nicht auf, wie auch das große Ganze ſich verhalten möge.

Nun verlauteten die Baſeler Friedens-Präliminarien und ein Schein von Hoffnung ging dem nördlichen Deutſchland auf. Preußen machte Frieden, Oeſterreich

setzte den Krieg fort, und nun fühlten wir uns in neuer Sorge befangen; denn Churſachſen verweigerte den Beitritt zu einem beſondern Frieden. Unſere Geſchäftsmänner und Diplomaten bewegten ſich nun nach Dresden, und unſer gnädigſter Herr, anregend alle und thätig vor allen, begab ſich nach Deſſau. Inzwiſchen hörte man von Bewegungen unter den Schweizer Landleuten, beſonders am oberen Züricherſee; ein deßhalb eingeleiteter Proceß regte den Widerſtreit der Geſinnungen noch mehr auf; doch bald ward unſere Theilnahme ſchon wieder in die Nähe gerufen. Das rechte Maynufer ſchien abermals unſicher, man fürchtete ſogar für unſere Gegenden, eine Demarcationslinie kam zur Sprache; doppelt und dreyfach traten Zweifel und Sorge hervor.

Clairfait tritt auf, wir halten uns an Churſachſen; nun werden aber ſchon Vorbereitungen und Anſtalten gefordert, und als man Kriegsſteuern ausſchreiben muß, kommt man endlich auf den glücklichen Gedanken, auch den Geiſt, an den man bisher nicht gedacht hatte, contribuabel zu machen; doch verlangte man nur von ihm ein Don Gratuit.

In dem Laufe dieſer Jahre hatte meine Mutter den wohlbeſtellten Weinkeller, die in manchen Fächern wohlausgerüſtete Bibliothek, eine Gemählde-Sammlung, das Beſte damaliger Künſtler enthaltend, und was ſonſt nicht alles verkauft, und ich ſah, indem ſie dabei nur eine Bürde los zu ſeyn froh war, die ernſte Umgebung

meines Vaters zerstückt und verschleudert. Es war auf meinen Antrieb geschehen, niemand konnte damals dem andern rathen noch helfen. Zuletzt blieb das Haus noch übrig; dieß wurde endlich auch verkauft und die Meubels, die sie nicht mitnehmen wollte, zum Abschluß in einer Auction vergeudet. Die Aussicht auf ein neues lustiges Quartier an der Hauptwache realisirte sich, und dieser Wechsel gewährte zur Zeit, da nach verüberfliegender Friedenshoffnung neue Sorge wieder eintrat, ihr eine zerstreuende Beschäftigung.

Als bedeutendes und für die Folge fruchtbares Familien-Ereigniß habe ich zu bemerken, daß Nicolovius zu Eutin wohnhaft meine Nichte heirathete, die Tochter Schlossers und meiner Schwester.

Außer den gedachten Unbilden brachte der Versuch, entschiedene Idealisten mit den höchst realen akademischen Verhältnissen in Verbindung zu setzen, fortdauernde Verdrießlichkeiten. Fichtens Absicht, Sonntags zu lesen und seine von mehreren Seiten gehinderte Thätigkeit frei zu machen, mußte den Widerstand seiner Collegen höchst unangenehm empfinden, bis sich denn gar zuletzt ein Studenten-Haufen vor's Haus zu treten erkühnte und ihm die Fenster einwarf: die unangenehmste Weise von dem Daseyn eines Nicht-Ichs überzeugt zu werden.

Aber nicht seine Persönlichkeit allein, auch die eines andern machte den Unter- und Oberbehörden viel zu schaffen. Er hatte einen denkenden jungen Mann Na-

menus Weißhuhn nach Jena berufen, einen Gehülfen und Mitarbeiter an ihm hoffend; allein dieser wich bald in einigen Dingen, das heißt für einen Philosophen in allen, von ihm ab, und ein reines Zusammensevn war gar bald gestört, ob wir gleich zu den Horen dessen Theilnahme nicht verschmähten.

Dieser Wackere, mit den äußeren Dingen noch weniger als Fichte sich in's Gleichgewicht zu setzen fähig, erlebte bald mit Prorector und Gerichten die unangenehmsten persönlichen Händel; es ging auf Injurien-Processe hinaus, welche zu beschwichtigen man von oben her die eigentliche Lebensweisheit hereinbringen mußte.

Wenn uns nun die Philosophen kaum beizulegende Händel von Zeit zu Zeit erneuerten, so nahmen wir jeder günstigen Gelegenheit wahr, um die Angelegenheiten der Naturfreunde zu befördern. Der geistig strebende und unaufhaltsam verdringende Batsch war denn im Wirklichen doch schrittweis zufrieden zu stellen, er empfand seine Lage, kannte die Mittel die uns zu Gebote standen, und beschied sich in billigen Dingen. Daher gereichte es uns zur Freude, ihm in dem fürstlichen Garten einen festeren Fuß zu verschaffen; ein Glashaus, hinreichend für den Anfang, ward nach seinen Angaben errichtet, wobei die Aussicht auf fernere Begünstigung sich von selbst hervorthat.

Für einen Theil der Jenaischen Bürgerschaft ward auch gerade in dieser Zeit ein bedeutendes Geschäft been-

digt. Man hatte den alten Arm der Saale oberhalb der Rasenmühle, der durch mehrere Krümmungen die schönsten Wiesen des rechten Ufers in Kiesbette des linken verwandelte, in's Trockne zu legen einen Durchstich angeordnet, und den Fluß in gerader Linie abwärts zu führen unternommen. Schon einige Jahre dauerte die Bemühung, welche endlich gelang, und den anstoßenden Bürgern, gegen geringe frühere Beiträge, ihre verlornen Räume wieder gab, indem ihnen die alte Saale und die indeß zu nutzbaren Weidichten herangewachsenen Kiesräume zugemessen und sie auf diese Weise über ihre Erwartung befriedigt wurden; weßhalb sie auch eine seltene Dankbarkeit gegen die Vorgesetzten des Geschäftes ausdrückten.

Unzufriedene machte man jedoch auch bei dieser Gelegenheit: denn auch solche Anlieger, die im Unglauben auf den Erfolg des Geschäftes die früheren geringen Beiträge verweigert hatten, verlangten ihren Theil an dem eroberten Boden, wo nicht als Recht doch als Gunst, die aber hier nicht statt haben konnte, indem herrschaftliche Casse für ein bedeutendes Opfer einige Entschädigung an dem errungenen Boden zu fordern hatte.

Dreyer Werke von ganz verschiedener Art, welche jedoch in diesem Jahr das größte Aufsehen erregten, muß ich noch gedenken. Dumouriez Leben ließ uns in die besondern Vorfallenheiten, wovon uns das Allgemeine leider genugsam bekannt war, tiefer hineinsehen, manche

Charaktere wurden uns aufgeſchloſſen, und der Mann, der uns immer viel Antheil abgewonnen hatte, erſchien uns klärer und im günſtigen Lichte. Geiſtreiche Frauenzimmer, die denn doch immer irgendwo Neigung unterzubringen genöthigt ſind, und den Tagesheldeu wie billig am meiſten begünſtigen, erquickten und erbauten ſich an dieſem Werke, das ich ſorgfältig ſtudirte, um die Epoche ſeiner Großthaten, von denen ich perſönlich Zeuge geweſen, mir bis in's einzeln Geheime genau zu vergegenwärtigen. Dabei erfreute ich mich denn, daß ſein Vortrag mit meinen Erfahrungen und Bemerkungen vollkommen übereinſtimmte.

Das zweyte, dem allgemeinen Bemerken ſich aufdringende Werk, waren Baldo's Gedichte, welche nach Herders Ueberſetzung, jedoch mit Verheimlichung des eigentlichen Autors, an's Licht kamen und ſich der ſchönſten Wirkung erfreuten.

Von reichem Zeitgehalt, mit Deutſchen Geſinnungen ausgeſprochen, wären ſie immer willkommen geweſen; kriegeriſch verworrene Zeitläufte aber, die ſich in allen Jahrhunderten gleichen, fanden in dieſem dichteriſchen Spiegel ihr Bild wieder, und man empfand als wie von geſtern, was unſere Urvorfahren gequält und geängſtigt hatte.

Einen ganz andern Kreis bildete ſich das dritte Werk. Lichtenbergs Hogarth und das Intereſſe daran war eigentlich ein gemachtes: denn wie hätte der Deut-

sche, in dessen einfachem reinen Zustande sehr selten solche excentrische Fratzen vorkommen, hieran sich wahrhaft vergnügen können? Nur die Tradition, die einen von seiner Nation hochgefeierten Namen auch auf dem Continent hatte geltend gemacht, nur die Seltenheit, seine wunderlichen Darstellungen vollständig zu besitzen, und die Bequemlichkeit, zu Betrachtung und Bewunderung seiner Werke weder Kunstkenntniß noch höheren Sinnes zu bedürfen, sondern allein bösen Willen und Verachtung der Menschheit mitbringen zu können, erleichterte die Verbreitung ganz besonders, vorzüglich aber daß Hogarths Witz auch Lichtenbergs Witzeleyen den Weg gebahnt hatte.

Junge Männer die von Kindheit auf, seit beinahe zwanzig Jahren, an meiner Seite heraufgewachsen, sahen sich nunmehr in der Welt um, und die von ihnen mir zugehenden Nachrichten mußten mir Freude machen, da ich sie mit Verstand und Thatkraft auf ihrer Bahn weiter schreiten sah. Friedrich von Stein hielt sich in England auf und gewann daselbst für seinen technischen Sinn viele Vortheile. August von Herder schrieb aus Neufchatel, wo er sich auf seine übrigen Lebenszwecke vorzubereiten dachte.

Mehrere Emigrirte waren bei Hof und in der Gesellschaft wohl aufgenommen, allein nicht alle begnügten sich mit diesen socialen Vortheilen. Manche von ihnen hegten die Absicht, hier wie an andern Orten, durch

eine löbliche Thätigkeit ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Ein wackerer Mann, schon vorgerückt in Jahren, mit Namen von Wendel, brachte zur Sprache, daß in Ilmenau, bei einem gesellschaftlichen Hammerwerke, der herzoglichen Kammer einige Antheile zustanden. Freilich wurde dieses Werk auf eine sonderbare Weise benutzt, indem die Hammermeister in einem gewissen Turnus arbeiteten, jeder für sich so gut er vermochte, um nach kurzer Frist seinem Nachfolger abermals auf dessen eigne Rechnung zu überlassen. Eine solche Einrichtung läßt sich nur in einem altherkömmlichen Zustande denken, und ein höher gesinnter, an eine freiere Thätigkeit gewöhnter Mann konnte sich hierin nicht finden, ob man ihm gleich die herrschaftlichen Antheile für ein mäßiges Pachtgeld überließ, das man vielleicht nie eingefordert hätte. Sein ordnungsliebender, in's Ganze rege Geist suchte durch erweiterte Plane seine Unzufriedenheit zu beschwichtigen; bald sollte man mehrere Theile, bald das Ganze zu acquiriren suchen: beides war unmöglich, da sich die mäßige Existenz einiger ruhigen Familien auf dieses Geschäft gründete.

Nach etwas anderem war nun der Geist gerichtet; man baute einen Reverberir-Ofen, um altes Eisen zu schmelzen und eine Gußanstalt in's Werk zu richten. Man versprach sich große Wirkung von der aufwärts concentrirten Gluth; aber sie war groß über alle Erwartung: denn das Ofengewölbe schmelz zusammen, indem

das Eisen zum Fluß kam. Noch manches andere ward unternommen ohne glücklichen Erfolg; der gute Mann, endlich empfindend daß er gänzlich aus seinem Elemente entfallen sey, gerieth in Verzweiflung, nahm eine übergroße Gabe Opium zu sich, die, wenn nicht auf der Stelle doch in ihren Folgen, seinem Leben ein Ende machte. Freilich war sein Unglück so groß, daß weder die Theilnahme des Fürsten noch die wohlwollende Thätigkeit der beauftragten Räthe ihn wieder herzustellen vermochte. Weit entfernt von seinem Vaterlande, in einem stillen Winkel des Thüringer Waldes fiel auch er ein Opfer der gränzenlosen Umwälzung.

Von Personen, deren Schicksalen und Verhältnissen bemerke Folgendes:

Schlesser wandert aus und begibt sich, da man nicht an jedem Asyl verzweifeln konnte, nach Anspach, und hat die Absicht daselbst zu verbleiben.

Herder fühlt sich von einiger Entfernung, die sich nach und nach hervorthat, betroffen, ohne daß dem daraus entstehenden Mißgefühl wäre zu helfen gewesen. Seine Abneigung gegen die Kantische Philosophie und daher auch gegen die Akademie Jena, hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch das alte Verhältniß herzustellen fruchtlos, um so mehr als Wieland die neuere Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohns verwünschte, und als

Latitudinarier sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, so wie es hieß, fixiren und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte.

Traurig aber war mir ein Schreiben des höchst bedeutenden Carl von Moser. Ich hatte ihn früher auf dem Gipfel ministerieller Machtvollkommenheit gesehen, wo er den Ehecontract zwischen unserm theuren Fürstlichen Ehepaar aufzusetzen nach Carlsruhe berufen ward, zu einer Zeit, wo er mir manche Gefälligkeit erwies, ja einen Freund durch entschiedene Kraft und Einfluß vom Untergang errettete. Dieser war nun seit zwanzig Jahren nach und nach in seinen Vermögens-Umständen dergestalt zurückgekommen, daß er auf einem alten Bergschlosse Zwingenberg ein kümmerliches Leben führte. Nun wollte er sich auch einer feinen Gemäldesammlung entäußern, die er zu besserer Zeit mit Geschmack um sich versammelt hatte; er verlangte meine Mitwirkung, und ich konnte sein zartes dringendes Verlangen leider nur mit einem freundlich höflichen Brief erwidern. Hierauf ist die Antwort eines geistreichen bedrängten und zugleich in sein Schicksal ergebenen Mannes von der Art, daß sie mich noch jetzt wie damals rührt, da ich in meinem Bereich kein Mittel sah, solchem Bedürfnisse abzuhelfen.

Anatomie und Physiologie verlor ich dieses Jahr fast nicht aus den Augen. Hofrath Loder demonstrirte das

menſchliche Gehirn einem kleinen Freundes-Cirkel, hergebrachter Weiſe, in Schichten von oben herein, mit ſeiner ihn auszeichnenden Klarheit. Die Camperſchen Arbeiten wurden mit demſelbem durchgeſehen und durchgedacht.

Sömmerings Verſuch dem eigentlichen Sitz der Seele näher nachzuſpüren, veranlaßte nicht wenige Beobachtung, Nachdenken und Prüfung.

Brandes in Braunſchweig zeigte ſich in Naturbetrachtungen geiſtreich und belebend; auch er, wie wir, verſuchte ſich an den ſchwerſten Problemen.

Seit jener Epoche wo man ſich in Deutſchland über den Mißbrauch der Genialität zu beklagen anfing, drängten ſich freilich von Zeit zu Zeit auffallend verrückte Menſchen heran. Da nun ihr Beſtreben in einer dunkeln, düſtern Region verſirte und gewöhnlich die Energie des Handelns ein günſtiges Vorurtheil und die Hoffnung erregt, ſie werde ſich von einiger Vernünftigkeit wenigſtens im Verfolg doch leiten laſſen, ſo verſagte man ſolchen Perſonen ſeinen Antheil nicht, bis ſie denn zuletzt entweder ſelbſt verzweifelten oder uns zur Verzweiflung brachten.

Ein ſolcher war von Bielefeld, der ſich den Cimbrier nannte, eine phyſiſch glühende Natur, mit einer gewiſſen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen ſich erging. Klopſtocks Patriotis-

mus und Messianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüster Weise gutherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom jüngsten Tage, wo sich denn wohl begreifen läßt, daß ich solchen apokalyptischen Ereignissen, energumenisch vorgetragen, keinen besonderen Geschmack abgewinnen konnte. Ich suchte ihn abzulehnen, da er, jede Warnung ausschlagend, auf seinen seltsamen Wegen verharrte. So trieb er es in Jena eine Zeit lang, zu Beängstigung guter vernünftiger Gesellen und wohlwollender Gönner, bis er endlich bei immer vermehrtem Wahnsinn, sich zum Fenster herausstürzte und seinem unglücklichen Leben dadurch ein Ende machte.

Auch thaten sich in Staatsverhältnissen hiernächst die Folgen einer jugendlichen Gutmüthigkeit hervor, die ein bedeutendes Vertrauen auf einen Unwürdigen niedergelegt hatte. Die deßhalb entstandenen Processe wurden dießseits von einsichtsvollen Männern mit großer Gewandtheit einem glücklichen Ausgang entgegen geführt. Indessen beunruhigte eine solche Bewegung unsre geselligen Kreise, indem nahverwandte, sonst tüchtig denkende, auch uns verbundene Personen Ungerechtigkeit und Härte sahen, wo wir nur eine stetige Verfolgung eines unerläßlichen Rechtsgangs zu erblicken glaubten. Die freundlichsten zartesten Reclamationen von jener Seite hinderten zwar den Geschäftsgang nicht, allein

bedauerlich war es, die schönsten Verhältnisse beinahe zerstört zu sehen.

---

1 7 9 6.

Die Weimarische Bühne war nun schon so besetzt und befestigt, daß es in diesem Jahre keiner neuen Schauspieler bedurfte. Zum größten Vortheil derselben trat Iffland im März und April vierzehnmal auf. Außer einem solchen belehrenden, hinreißenden, unschätzbaren Beispiele wurden diese Vorstellungen bedeutender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß das Wünschenswerthe näher zu kennen. Schiller, der an dem Vorhandenen immer fest hielt, redigirte zu diesem Zweck den Egmont, der zum Schluß der Ifflandischen Gastrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf Deutschen Bühnen vorgestellt wird.

Ueberhaupt finden sich hier, rücksichtlich auf das Deutsche Theater, die merkwürdigsten Anfänge. Schiller der schon in seinem Carlos sich einer gewissen Mäßigkeit befliß und durch Redaction dieses Stücks für's Theater zu einer beschränkteren Form gewöhnte, hatte nun den Gegenstand von Wallenstein aufgefaßt und den gränzenlosen Stoff in der Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs dergestalt behandelt, daß er sich als Herrn dieser Masse gar wohl empfinden mochte. Aber eben durch diese Fülle ward eine strengere Behandlung

peinlich, wovon ich Zeuge seyn konnte, weil er sich über alles, was er dichterisch vorhatte, mit andern gern besprach und was zu thun seyn mochte hin und wieder überlegte.

Bei dem unabläßigen Thun und Treiben was zwischen uns stattfand, bei der entschiedenen Lust das Theater kräftig zu beleben, ward ich angeregt den Faust wieder hervorzunehmen; allein was ich auch that, ich entfernte ihn mehr vom Theater als daß ich ihn herangebracht hätte.

Die Horen gingen indessen fort, mein Antheil blieb derselbige; doch hatte Schillers gränzenlose Thätigkeit den Gedanken eines Musenalmanachs gefaßt, einer poetischen Sammlung, die jener, meist prosaischen, vortheilhaft zur Seite stehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen seiner Landsleute günstig. Die guten strebsamen Köpfe neigten sich zu ihm. Er schickte sich übrigens trefflich zu einem solchen Redacteur; den innern Werth eines Gedichts übersah er gleich, und wenn der Verfasser sich zu weitläuftig ausgethan hatte, oder nicht endigen konnte, wußte er das Ueberflüssige schnell auszusondern. Ich sah ihn wohl ein Gedicht auf ein Drittheil Strophen reduciren, wodurch es wirklich brauchbar ward, ja bedeutend.

Ich selbst ward seiner Aufmunterung viel schuldig, wovon die Horen und Almanache vollgültiges Zeugniß abgeben. Alexis und Dora, Braut von Korinth,

rinth, Gott und Bajadere wurden hier ausgeführt oder entworfen. Die Xenien, die aus unschuldigen, ja gleichgiltigen Anfängen sich nach und nach zum Herbsten und Schärfsten hinaufsteigerten, unterhielten uns viele Monate und machten, als der Almanach erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der deutschen Literatur. Sie wurden, als höchster Mißbrauch der Preßfreiheit, von dem Publicum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar.

Einer höchst lieb und werthen, aber auch schwer lastenden Bürde entledigte ich mich gegen Ende Augusts. Die Reinschrift des letzten Buches von Wilhelm Meister ging endlich ab an den Verleger. Seit sechs Jahren hatte ich Ernst gemacht diese frühe Conception auszubilden, zurecht zu stellen und dem Drucke nach und nach zu übergeben. Es bleibt daher dieses eine der incalculabelsten Productionen, man mag sie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten; ja um sie zu beurtheilen fehlt mir beinahe selbst der Maßstab.

Kaum aber hatte ich mich durch successive Herausgabe davon befreit als ich mir eine neue Last auflegte, die jedoch leichter zu tragen, oder vielmehr keine Last war, weil sie gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszusprechen Gelegenheit gab. Der Plan von Herrmann und Dorothea war gleichzeitig mit den Tagesläuften ausgedacht und entwickelt, die Ausführung ward während des Septembers begonnen und voll-

bracht, so daß sie Freunden schon producirt werden konnte. Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben, und es theilte diese Empfindungen mit. Mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so viel Jahren noch immer geblieben.

Freund Meyer schrieb fleißig aus Italien gewichtige Blätter. Meine Vorbereitung ihm zu folgen nöthigte mich zu mannichfaltigen Studien, deren Actenstücke mir noch gegenwärtig vielen Nutzen bringen. Als ich mich in die Kunstgeschichte von Florenz einarbeitete, ward mir Cellini wichtig, und ich faßte, um mich dort recht einzubürgern, gern den Entschluß seine Selbstbiographie zu übersetzen; besonders weil sie Schillern zu den Horen brauchbar schien.

Auch die Naturwissenschaften gingen nicht leer aus. Den Sommer über fand ich die schönste Gelegenheit Pflanzen unter farbigen Gläsern und ganz im Finstern zu erziehen, so wie die Metamorphose der Insecten in ihren Einzelnheiten zu verfolgen.

Galvanismus und Chemismus drängten sich auf; die Chromatik ward zwischen allem durch getrieben; und um mir den großen Vortheil der Vergegenwärtigung zu gewähren, fand sich eine edle Gesellschaft, welche Vorträgs dieser Art gern anhören mochte.

Im Auswärtigen beharrt Chursachsen auf seiner An-

hänglichkeit an Kaiſer und Reich, und will in dieſem Sinne ſein Contingent marſchiren laſſen. Auch unſere Mannſchaft rüſtet ſich; die Koſten hierzu geben manches zu bedenken.

Im großen Weltweſen ereignet ſich, daß die hinterbliebene Tochter Ludwigs XVI, Prinzeſſin Marie Thereſie Charlotte, bisher in den Händen der Republicaner, gegen gefangene Franzöſiſche Generale ausgewechſelt wird, ingleichen daß der Papſt ſeinen Waffenſtillſtand theuer erkauft.

Die Oeſterreicher gehen über die Lahn zurück, beſtehen bei Annäherung der Franzoſen auf dem Beſitz von Frankfurt, die Stadt wird bombardirt, die Judengaſſe zum Theil verbrannt, ſonſt wenig geſchadet, worauf denn die Uebergabe erfolgt. Meine gute Mutter, in ihrem ſchönen neuen Quartiere an der Hauptwache, hat gerade die Zeil hinaufſchauend den bedrohten und beſchädigten Theil vor Augen, ſie rettet ihre Habſeligkeiten in feuerfeſte Keller, und flüchtet über die freigelaſſene Maynbrücke nach Offenbach. Ihr Brief deßhalb verdient beigelegt zu werden.

Der Churfürſt von Mainz geht nach Heiligenſtadt, der Aufenthalt des Landgrafen von Darmſtadt bleibt einige Zeit unbekannt, die Frankfurter flüchten, meine Mutter hält aus. Wir leben in einer eingeſchläferten Furchtſamkeit. In den Rhein- und Maygegenden fortwährende Unruhen und Flucht. Frau von Coudenhoven

verweilt in Eisenach, und so durch Flüchtlinge, Briefe, Boten, Staffetten strömt der Kriegsallarm ein- und das anderemal bis zu uns; doch bestätigt sich nach und nach die Hoffnung, daß wir in dem Augenblicke nichts zu fürchten haben, und wir halten uns für geborgen.

Der König von Preußen, bei einiger Veranlassung, schreibt von Pyrmont an den Herzog, mit diplomatischer Gewandtheit den Beitritt zur Neutralität vorbereitend und den Schritt erleichternd. Furcht, Sorge, Verwirrung dauert fort, endlich erklärt sich Churfachsen zur Neutralität, erst vorläufig, dann entschieden, die Verhandlungen deßhalb mit Preußen werden auch uns bekannt.

Doch kaum scheinen wir durch solche Sicherheit beruhigt, so gewinnen die Oesterreicher abermals die Oberhand. Moreau zieht sich zurück, alle königisch Gesinnten bedauern die Uebereilung, zu der man sich hatte hinreißen lassen, die Gerüchte vermehren sich zum Nachtheil der Franzosen, Moreau wird zur Seite verfolgt und beobachtet, schon sagt man ihn eingeschlossen; auch Jourdan zieht sich zurück, und man ist in Verzweiflung daß man sich allzufrühzeitig gerettet habe.

Eine Gesellschaft hochgebildeter Männer, welche sich jeden Freitag bei mir versammelten, bestätigte sich mehr und mehr. Ich las einen Gesang der Ilias von Voß, erwarb mir Beifall, dem Gedicht hohen Antheil, rühmliches Anerkennen dem Uebersetzer. Ein jedes Mitglied

gab von ſeinen Geſchäften, Arbeiten, Liebhabereyen, beliebige Kenntniß, mit freimüthigem Antheil aufgenommen. Dr. Buchholz fuhr fort die neuſten phyſiſch-chemiſchen Erfahrungen mit Gewandtheit und Glück vorzulegen. Nichts war ausgeſchloſſen, und das Gefühl der Theilhaber, welches Fremde ſogar in ſich aufnahmen, hielt von ſelbſt alles ab, was einigermaßen hätte läſtig ſeyn können. Akademiſche Lehrer geſellten ſich hinzu, und wie fruchtbar dieſe Anſtalt ſelbſt für die Univerſität geworden, geht aus dem einzigen Beiſpiel ſchon genugſam hervor, daß der Herzog, der in einer ſolchen Sitzung eine Vorleſung des Doctor Chriſtian Wilhelm Hufeland angehört, ſogleich beſchloß ihm eine Profeſſur in Jena zu ertheilen, wo derſelbe ſich durch mannichfache Thätigkeit zu einem immer zunehmenden Wirkungskreiſe vorzubereiten wußte.

Dieſe Societät war in dem Grade regulirt, daß meine Abweſenheit zu keiner Störung Anlaß gab, vielmehr übernahm Geh. Rath Voigt die Leitung, und wir hatten uns mehrere Jahre der Folgen einer gemeinſam geregelten Thätigkeit zu erfreuen.

Und ſo ſahen wir denn auch unſern trefflichen Batſch dieſes Jahr in thätiger Zufriedenheit. Der edle reine aus ſich ſelbſt arbeitende Mann bedurfte, gleich einer ſaftigen Pflanze, weder vieles Erdreich noch ſtarke Bewäſſerung, da er die Fähigkeit beſaß aus der Atmoſphäre ſich die beſten Nahrungsſtoffe zuzueignen.

Von diesem schönen stillen Wirken zeugen noch heut seine Schreiben und Berichte, wie er sich an seinem mäßigen Glashause begnügt und durch das allgemeine Zutrauen gleichzeitiger Naturforscher die Achtung seiner Societät wachsen und ihren Besitz sich erweitern sieht; wie er denn auch bei solchen Gelegenheiten seine Vorsätze vertraulich mittheilte, nicht weniger seine Hoffnungen mit bescheidener Zuversicht vortrug.

---

1 7 9 7.

Zu Ende des vorigen Jahrs machte ich eine Reise meinen gnädigsten Herrn nach Leipzig zu begleiten; besuchte einen großen Ball wo uns die Herren Dyk und Comp., und wer sich sonst durch die Xenien verletzt oder erschreckt hielt, mit Apprehension, wie das böse Princip betrachteten. In Dessau ergötzte uns die Erinnerung früherer Zeiten; die Familie von Loen zeigte sich als eine angenehme, zutrauliche Verwandtschaft, und man konnte sich der frühsten Frankfurter Tage und Stunden zusammen erinnern.

Schon in den ersten Monaten des Jahrs erfreute sich das Theater an dem Beitritt von Caroline Jagemann, als einer neuen Zierde. Oberon ward gegeben, bald darauf Telemach, und manche Rollen konnten mit mehr Auswahl besetzt werden. Aeußerlich führete man das Bühnenwesen zunächst in seinem ge-

wohnten Gange fort, innerhalb aber ward manches Bedeutende vorbereitet. Schiller, der nunmehr ein wirkliches Theater in der Nähe und vor Augen hatte, dachte ernstlich darauf seine Stücke spielbarer zu machen, und als ihm hierin die große Breite wie er Wallenstein schon gedacht abermals hinderlich war, entschloß er sich den Gegenstand in mehreren Abtheilungen zu behandeln. Dieß gab in Abwesenheit der Gesellschaft, den ganzen Sommer über, reichliche Belehrung und Unterhaltung. Schon war der Prolog geschrieben, Wallensteins Lager wuchs heran.

Auch ich blieb meinerseits in vollkommener Thätigkeit: Herrmann und Dorothea erschien als Taschenbuch, und ein neues episch-romantisches Gedicht wurde gleich darauf entworfen. Der Plan war in allen seinen Theilen durchgedacht, den ich unglücklicherweise meinen Freunden nicht verhehlte. Sie riethen mir ab, und es betrübt mich noch daß ich ihnen Folge leistete: denn der Dichter allein kann wissen was in einem Gegenstande liegt, und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne. Ich schrieb den neuen Pausias und die Metamorphose der Pflanzen in elegischer Form, Schiller wetteiferte, indem er seinen Taucher gab. Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und Nacht keine Ruhe; Schillern besuchte der Schlaf erst gegen Morgen; Leidenschaften aller Art waren in Bewegung; durch die Xenien hatten wir

ganz Deutschland aufgeregt, jederman schalt und lachte zugleich. Die Verletzten suchten uns auch etwas Unangenehmes zu erweisen, alle unsere Gegenwirkung bestand in unermüdet fortgesetzter Thätigkeit.

Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zusammenwirken von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treusten lebhaftesten Schilderung werth. Fichte gab eine neue Darstellung der Wissenschaftslehre im philosophischen Journal. Woltmann hatte sich interessant gemacht und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig, und alles der Natur Angehörige kam philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache. Mein osteologischer Typus von 1795 gab nun Veranlassung die öffentliche Sammlung so wie meine eigene rationeller zu betrachten und zu benutzen. Ich schematisirte die Metamorphose der Insecten, die ich seit mehreren Jahren nicht aus den Augen ließ. Die Kraufischen Zeichnungen der Harzfelsen gaben Anlaß zu geologischen Betrachtungen, galvanische Versuche wurden durch Humboldt angestellt. Scherer zeigte sich als hoffnungsvoller Chemicus. Ich fing an die Farbentafeln in Ordnung zu bringen. Für Schillern fuhr ich fort am Cellini zu übersetzen, und da ich biblische Stoffe in Absicht, poetische Gegenstände zu finden, wieder aufnahm, so ließ ich mich verführen, die Reise der Kinder Israel durch die Wüste kritisch zu behandeln.

Der Aufsatz, mit beigefügter Charte, sollte jenen wunderlichen vierzigjährigen Irrgang zu einem, wo nicht vernünftigen, doch faßlichen Unternehmen umbilden.

Eine unwiderstehliche Lust nach dem Land- und Gartenleben hatte damals die Menschen ergriffen. Schiller kaufte einen Garten bei Jena, und zog hinaus; Wieland hatte sich in Oßmannstedt angesiedelt. Eine Stunde davon, am rechten Ufer der Ilm, ward in Oberroßla ein kleines Gut verkäuflich, ich hatte Absichten darauf.

Als Besuch erfreuten uns Lerse und Hirt. Der seltsame Reisende Lord Bristol gab mir zu einer abenteuerlichen Erfahrung Anlaß. Ich bereite mich zu einer Reise nach der Schweiz, meinem aus Italien zurückkehrenden Freunde Heinrich Meyer entgegen. Der Weimarische Schloßbau nöthigt zur Umsicht nach einem geistreichen Architekten und geschickten Handwerkern. Auch die Zeichenschule erhält neue Anregung.

Vor meiner Abreise verbrenn' ich alle an mich gesendeten Briefe seit 1772, aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Gangs freundschaftlicher Mittheilung. Schiller besucht mich noch in Weimar, und ich reise den 30 July ab. Da ein geschickter Schreiber mich begleitete, so ist alles in Acten geheftet, wohl erhalten, was damals auffallend und bedeutend seyn konnte.

Da hieraus mit schicklicher Redaction ein ganz unterhaltendes Bändchen sich bilden ließe, so sey von dem

ganzen Reiſeverlauf nur das Allgemeinſte hier angedeutet.

Unterwegs beſchäftigt mich die genaue Betrachtung der Gegenden, hinſichtlich auf Geognoſie und der darauf gegründeten Cultur. In Frankfurt belehrt mich Sömmering, durch Unterhaltung, Präparate und Zeichnungen. Ich werde mit manchen Perſönlichkeiten bekannt, mit Oeffentlichem und Beſonderem; ich beachte das Theater und führe lebhafte Correſpondenz mit Schiller und andern Freunden. Oeſterreichiſche Garniſon, gefangene Franzoſen als Gegenſatz; jene von imperturbablem Ernſt, dieſe immer von poſſenhafter Heiterkeit. Franzöſiſche ſatyriſche Kupferſtiche.

Den 25 ab von Frankfurt, über Heidelberg, Heilbronn, Ludwigsburg kam ich den 30 in Stuttgart an. Kaufmann Rapp, Dannecker, Scheffauer werden beſucht; Bekanntſchaft mit Profeſſor Thouret, mit geſchickten Arbeitern von Zierrathen, Stuckatoren, Quadratoren, die ſich aus der bewegten Regierungszeit Herzog Carls herſchrieben; Unterhandlungen mit denſelben, ſie bei dem Weimariſchen Schloßbau anzuſtellen.

Anfang Septembers fällt der Junggeſell und der Mühlbach, den Zumſteeg ſogleich componirt, ſodann der Jüngling und die Zigeunerin. Den 9 September in Tübingen, bei Cotta gewohnt, die vorzüglichen dortigen Männer beſprochen. Naturalienkabinet des Profeſſor Dürr beſichtigt, das, vormals

Pasquay in Frankfurt am Mayn gehörig, mit der liebevollsten Sorgfalt nach Tübingen transportirt worden. Den 16 September von dort weg. Schaffhausen, Rheinfall, Zürich. Den 21 in Stäfa; Zusammenkunft mit Meyer, mit ihm die Reise angetreten; den 28 über Marie Einsiedel bis auf den Gotthard. Den 8 October waren wir wieder zurück. Zum drittenmale besucht' ich die kleinen Cantone, und weil die epische Form bei mir gerade das Uebergewicht hatte, ersann ich einen Tell unmittelbar in der Gegenwart der classischen Oertlichkeit. Eine solche Ableitung und Zerstreuung war nöthig, da mich die traurigste Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Christiane Neumann, verehlichte Becker, war von uns geschieden; ich widmete ihr die Elegie Euphrosyne. Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist alles was wir den Todten zu geben vermögen.

Auf dem St. Gotthard hatte ich schöne Mineralien gewonnen; der Hauptgewinn aber war die Unterhaltung mit meinem Freunde Meyer; er brachte mir das lebendigste Italien zurück, das uns die Kriegsläufte leider nunmehr verschlossen. Wir bereiteten uns zum Trost auf die Propyläen vor. Die Lehre von den Gegenständen und was denn eigentlich dargestellt werden soll, beschäftigte uns vor allen Dingen. Die genaue Beschreibung und kennerhafte Bemerkung der Kunstgegenstände alter und neuer Zeit verwahrten wir als Schätze für die Zu-

kunft. Nachdem ich eine Beſchreibung von Stäfa verſucht, die Tagebücher revidirt und mundirt waren, gingen wir den 21 October von dort ab. Den 26 October von Zürich abreiſend langten wir den 6 November in Nürnberg an. In dem freundlichen Cirkel der Kreisgeſandten durchlebten wir einige frohe Tage. Den 15 November von dort ab.

In Weimar hatte die Ankunft mehrerer bedeutenden Emigrirten die Geſellſchaft erweitert, angenehm und unterhaltend gemacht. Nachzutragen iſt noch daß Oberappellationsrath Körner und ſeine liebe und hoffnungsvolle Familie uns im abgelaufenen Sommer mit ihrer Gegenwart erfreute, und doch bleibt noch manches Beſondere dieſes merkwürdigen Jahres zurück.

Millin's antiquariſche Thätigkeit begann zu wirken, den größten Einfluß aber übten Wolfs Prolegomena.

Auf dem Theater fand ich die große Lücke; Chriſtiane Neumann fehlte, und doch war's der Platz noch wo ſie mir ſo viel Intereſſe eingeflößt hatte. Ich war durch ſie an die Bretter gewöhnt, und ſo wendete ich nun dem Ganzen zu, was ich ihr ſonſt faſt ausſchließlich gewidmet hatte.

Ihre Stelle war beſetzt, wenigſtens mit einer wohlgefälligen Schauſpielerin. Auch Caroline Jagemann indeſſen bildete ſich immer mehr aus und erwarb ſich zugleich im Schauſpiel allen Beifall. Das Theater

war ſchon ſo gut beſtellt, daß die currenten Stücke ohne Anſtoß und Rivalität ſich beſetzen ließen.

Einen großen und einzigen Vortheil brachte aber dieſer Unternehmung, daß die vorzüglichſten Werke Iffland's und Kotzebue's ſchon vom Theater gewirkt, und ſich auf neuen, in Deutſchland noch nicht betretenen Wegen großen Beifall erworben hatten. Beide Autoren waren noch in ihrem Vigor; erſterer als Schauſpieler ſtand in der Epoche höchſter Kunſtausbildung.

Auch gereichte zu unſerm größten Vortheil, daß wir nur vor einem kleinen, genugſam gebildeten Publicum zu ſpielen hatten, deſſen Geſchmack wir befriedigen und uns doch dabei unabhängig erhalten konnten; ja wir durften manches verſuchen, uns ſelbſt und unſere Zuſchauer in einem höheren Sinne auszubilden.

Hier kam uns nun Schiller vorzüglich zu Hülfe; er ſtand im Begriff ſich zu beſchränken, dem Rohen, Uebertriebenen, Gigantiſchen zu entſagen; ſchon gelang ihm das wahrhaft Große und deſſen natürlicher Ausdruck. Wir verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarſchaft, ohne uns ſchriftlich zu unterhalten.

---

1 7 9 8.

So arbeiteten wir unermüdet dem Beſuche Iffland's vor, welcher uns im April durch acht ſeiner Vorſtellun-

gen anfrischen sollte. Groß war der Einfluß seiner Gegenwart: denn jeder Mitspielende mußte sich an ihm prüfen, indem er mit ihm wetteiferte, und die nächste Folge davon war, daß auch dießmal unsere Gesellschaft gar löblich ausgestattet nach Lauchstädt zog.

Kaum war sie abgegangen, als der alte Wunsch sich regte, in Weimar ein besseres Local für die Bühne einzurichten. Schauspieler und Publicum fühlten sich eines anständigern Raumes würdig; die Nothwendigkeit einer solchen Veränderung ward von jederman anerkannt, und es bedurfte nur eines geistreichen Anstoßes um die Ausführung zu bestimmen und zu beschleunigen.

Baumeister Thouret war von Stuttgart berufen um den neuen Schloßbau weiter zu fördern; als Nebenzweck gab er einen sogleich beifällig aufgenommenen erfreulichen Plan zu einer neuen Einrichtung des vorhandenen Theaterlocals, nach welchem sich zu richten er die größte Gewandtheit bewies. Und so ward auch an uns die alte Bemerkung wahr, daß Gegenwart eines Baumeisters Baulust errege. Mit Fleiß und Hast betrieb man die Arbeit, so daß mit dem 12 October Hof und Publicum zu Eröffnung des neuen Hauses eingeladen werden konnten. Ein Prolog von Schiller und Wallensteins Lager gaben dieser Feyerlichkeit Werth und Würde.

Den ganzen Sommer hatte es an Vorarbeiten hiezu nicht gefehlt, denn der große Wallensteinische Cyclus,

zuerſt nur angekündigt, beſchäftigte uns durchaus, obgleich nicht ausſchließlich.

Von meinen eigenen poetiſchen und ſchriftſtelleriſchen Werken habe ich ſo viel zu ſagen, daß die Weiſſagungen des Bakis mich nur einige Zeit unterhielten. Zur Achilleïs hatte ich den Plan ganz im Sinne, den ich Schillern eines Abends ausführlich erzählte. Der Freund ſchalt mich aus, daß ich etwas ſo klar vor mir ſehen könnte, ohne ſolches auszubilden durch Worte und Sylbenmaß. So angetrieben und fleißig ermahnt ſchrieb ich die zwey erſten Geſänge; auch den Plan ſchrieb ich auf, zu deſſen Förderniß mir ein treuer Auszug aus der Ilias dienen ſollte.

Doch hiervon leitete mich ab die Richtung zur bildenden Kunſt, welche ſich bei Meyers Zurückkunft aus Italien ganz entſchieden abermals hervorgethan hatte. Vorzüglich waren wir beſchäftigt das erſte Stück der Propyläen, welches theils vorbereitet theils geſchrieben wurde, lebhaft weiter zu fördern. Cellini's Leben ſetzt' ich fort, als einen Anhaltepunct der Geſchichte des ſechzehnten Jahrhunderts. Diderot von den Farben ward mit Anmerkungen begleitet, welche mehr humoriſtiſch als künſtleriſch zu nennen wären, und indem ſich Meyer mit den Gegenſtänden in dem Hauptpunct aller bildenden Kunſt gründlich beſchäftigte, ſchrieb ich den Sammler, um manches Nachdenken und Bedenken in die heitere freiere Welt einzuführen.

In der Naturwissenschaft fand ich manches zu denken, zu beschauen und zu thun. Schellings Weltseele beschäftigte unser höchstes Geistesvermögen. Wir sahen sie nun in der ewigen Metamorphose der Außenwelt abermals verkörpert. Alles Naturgeschichtliche, das sich uns lebendig näherte, betrachtete ich mit großer Aufmerksamkeit; fremde merkwürdige Thiere, besonders ein junger Elephant, vermehrten unsere Erfahrungen.

Hier muß ich aber auch eines Aufsatzes gedenken, den ich über pathologisches Elfenbein schrieb. Ich hatte solche Stellen angeschossener und wieder verheilter Elephantenzähne, die besonders den Kammmachern höchst verdrießlich sind, wenn ihre Säge oft unvermuthet auf sie stößt, seit mehreren Jahren gesammelt, an Zahl mehr denn zwanzig Stücke, woran sich in gar schöner Folge zeigen ließ, wie eine eiserne Kugel in's Innere der Zahnmasse eindringen, wohl die organische Lebendigkeit stören aber nicht zerstören kann, indem diese sich hier auf eine eigene Weise wehrt und wieder herstellt. Ich freute mich diese Sammlung, beschrieben und ausgelegt, dem Cabinette meines Freundes Leder, dem ich so viel Belehrung schuldig geworden, dankbar einzuverleiben.

In welcher Ordnung und Abtheilung die Geschichte der Farbenlehre vorgetragen werden sollte, ward epochenweise durchgedacht und die einzelnen Schriftsteller studirt, auch die Lehre selbst genau erwogen und mit Schillern durchgesprochen. Er war es der den Zweifel löste,

der

der mich lange Zeit aufhielt: worauf denn eigentlich das wunderliche Schwanken beruhe, daß gewiſſe Menſchen die Farben verwechſeln, wobei man auf die Vermuthung kam, daß ſie einige Farben ſehen, andere nicht ſehen, da er denn zuletzt entſchied, daß ihnen die Erkenntniß des Blauen fehle. Ein junger Gildemeiſter, der eben in Jena ſtudirte, war in ſolchem Falle, und bot ſich freundlich zu allem Hin- und Wiederverſuchen, woraus ſich denn zuletzt für uns jenes Reſultat ergab.

Ferner um das Mentale ſichtlich darzuſtellen, verfertigten wir zuſammen mancherlei ſymboliſche Schemata. So zeichneten wir eine Temperamentenroſe, wie man eine Windroſe hat, und entwarfen eine tabellariſche Darſtellung, was der Dilettantismus jeder Kunſt Nützliches und Schädliches bringe.

Gar manche Vortheile die wir im Naturwiſſenſchaftlichen gewannen, ſind wir einem Beſuch ſchuldig geworden, den uns Herr van Marum gönnen wollte.

Damit aber auch von der andern Seite der Geiſt zur unmittelbaren gemeinen Natur zurückgezogen werde, folgte ich der damaligen landſchaftlichen Grille. Der Beſitz des Freiguts zu Roßla nöthigte mich dem Grund und Boden, der Landesart, den ökonomiſchen Verhältniſſen näher zu treten, und verlieh gar manche Anſichten und Mitgefühle, die mir ſonſt völlig fremd geblieben wären. Hieraus entſtand mir auch eine nachbarliche Gemeinſchaft mit Wielanden, welcher freilich tiefer in die Sache

gegangen war, indem er Weimar völlig verließ und seinen Wohnort in Oßmannstedt aufschlug. Er hatte nicht bedacht was ihm am ersten hätte einfallen sollen: daß er unsrer Herzogin Amalia und sie ihm zum Lebensumgang völlig unentbehrlich geworden. Aus jener Entfernung entstand denn ein ganz wunderbares Hin- und Wiedersenden von reitenden und wandernden Boten, zugleich auch eine gewisse, kaum zu beschwichtigende Unruhe.

Eine wunderbare Erscheinung war in diesem Sommer Frau von La Roche, mit der Wieland eigentlich niemals übereingestimmt hatte, jetzt aber mit ihr im vollkommnen Widerspruch sich befand. Freilich war eine gutmüthige Sentimentalität, die allenfalls vor dreißig Jahren, zur Zeit wechselseitiger Schonung, noch ertragen werden konnte, nunmehr ganz außer der Jahrszeit, und einem Manne wie Wieland unerträglich. Ihre Enkelin, Sophie Brentano, hatte sie begleitet und spielte eine entgegengesetzte, nicht minder wunderliche Rolle.

---

1 7 9 9.

Den 30 Januar Aufführung von den Piccolomini, den 20 April von Wallenstein. Indessen war Schiller immer thätig. Maria Stuart und die feindlichen Brüder kommen zur Sprache. Wir beriethen uns über den Gedanken, die Deutschen Stücke, die sich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu sammeln,

theils aber verändert und in's Enge gezogen der neueren Zeit und ihrem Geschmack näher zu bringen. Eben dasselbe sollte mit ausländischen Stücken geschehen, eigene Arbeit jedoch durch eine solche Umbildung nicht verdrängt werden. Hier ist die Absicht unverkennbar, den Deutschen Theatern den Grund zu einem soliden Repertorium zu legen, und der Eifer dieß zu leisten, spricht für die Ueberzeugung, wie nothwendig und wichtig, wie folgereich ein solches Unternehmen sey.

Wir waren schon gewohnt gemeinschaftlich zu handeln, und wie wir dabei verfuhren, ist bereits im Morgenblatt ausführlich vorgetragen. In das gegenwärtige Jahr fällt die Redaction von Macbeth und die Uebersetzung von Mahomet.

Die Memoiren der Stephanie von Bourbon Conti erregen in mir die Conception der natürlichen Tochter. In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich so manches Jahr über die Franzöfische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte. Kleinere Stücke schematisirte ich mit Schillern gemeinschaftlich, wovon noch einiges von Schillern eigenhändig geschrieben übrig ist.

Die Propyläen wurden fortgesetzt. Im September hielten wir die erste Ausstellung der Preisbilder; die Aufgabe war Paris und Helena. Hartmann in Stuttgart erreichte den Preis.

Erwarben nun auf dieſe Weiſe die Weimariſchen Kunſtfreunde ſich einiges Zutrauen der Außenwelt, ſo war auch Schiller aufgeregt, unabläſſig die Betrachtung über Natur, Kunſt und Sitten gemeinſchaftlich anzuſtellen. Hier fühlten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tabellariſcher und ſymboliſcher Behandlung. Wir zeichneten zuſammen jene Temperamentenroſe wiederholt, auch der nützliche und ſchädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künſte ward tabellariſch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beidhändig noch vorliegen. Ueberhaupt wurden ſolche methodiſche Entwürfe durch Schillers philoſophiſchen Ordnungsgeiſt, zu welchem ich mich ſymboliſirend hinneigte, zur angenehmſten Unterhaltung. Man nahm ſie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte ſie, ſtellte ſie um, und ſo iſt denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden.

Und ſo konnte das Leben nirgends ſtocken in denjenigen Zweigen der Wiſſenſchaft und Kunſt, die wir als die unſrigen anſahen. Schelling theilte die Einleitung zu ſeinem Entwurf der Naturphiloſophie freundlich mit; er beſprach gern mancherlei Phyſikaliſches, ich verfaßte einen allgemeinen Schematismus über Natur und Kunſt.

Im Auguſt und September bezog ich meinen Garten am Stern, um einen ganzen Mondswechſel durch ein gutes Spiegel-Teleſkop zu beobachten, und ſo ward ich denn mit dieſem, ſo lange geliebten und bewunderten

Nachbar endlich näher bekannt. Bei allem dieſem lag ein großes Naturgedicht, das mir vor der Seele ſchwebte, durchaus im Hintergrund.

Während meines Gartenaufenthalts las ich Herders Fragmente, ingleichen Winckelmanns Briefe und erſte Schriften, ferner Miltons verlornes Paradies, um die mannichfaltigſten Zuſtände, Denk- und Dichtweiſen mir zu vergegenwärtigen. In die Stadt zurückgekehrt ſtudirte ich zu obgemeldeten Theaterzwecken ältere Engliſche Stücke vorzüglich des Ben Johnſon, nicht weniger andere, welche man Shakeſpeare'n zuſchreibt. Durch guten Rath nahm ich Antheil an den Schweſtern von Lesbos, deren Verfaſſerin mich früher als ein höchſt ſchönes Kind, ſpäter als ein vorzüglichſtes Talent angezogen hatte. Tieck las mir ſeine Genoveva vor, deren wahrhaft poetiſche Behandlung mir ſehr viel Freude machte, und den freundlichſten Beifall abgewann. Auch die Gegenwart Wilhelm Auguſt Schlegels war für mich gewinnreich. Kein Augenblick ward müßig zugebracht, und man konnte ſchon auf viele Jahre hinaus ein geiſtiges gemeinſames Intereſſe vorherſehen.

---

1 8 0 0.

Dieſes Jahr brachte ich halb in Weimar, halb in Jena zu. Den 30 Januar ward Mahomet aufgeführt zu großem Vortheil für die Bildung unſerer Schauſpie-

ler. Sie mußten sich aus ihrem Naturalisiren in eine gewisse Beschränktheit zurückziehen, deren Manierirtes aber sich gar leicht in ein Natürliches verwandeln ließ. Wir gewannen eine Vorübung in jedem Sinne zu den schwierigeren reicheren Stücken, welche bald darauf erschienen. Von Opern will ich nur Tarare nennen.

Späterhin am 24 October, als am Geburtstag der Herzogin Amalia, ward im engern Kreise Paläophron und Neoterpe gegeben. Die Aufführung des kleinen Stücks durch junge Kunstfreunde war musterhaft zu nennen. Fünf Figuren spielten in Masken, der Dame allein war vergönnt, uns in der eigensten Anmuth ihrer Gesichtszüge zu ergötzen.

Diese Darstellung bereitete jene Maskenkomödien vor, die in der Folge eine ganz neue Unterhaltung jahrelang gewährten.

Die Bearbeitung verschiedener Stücke, gemeinschaftlich mit Schiller, ward fortgesetzt und zu diesem Zweck das Geheimniß der Mutter von Horaze Walpole studirt und behandelt, bei näherer Betrachtung jedoch unterlassen. Die neueren kleinen Gedichte wurden an Unger abgeliefert, die guten Frauen, ein geselliger Scherz, geschrieben.

Nun sollte zum nächsten immer gefeierten dreyßigsten Januar ganz am Ende des Jahrs Tancred übersetzt werden, und so geschah es auch, ungeachtet einer sich anmeldenden krankhaften Unbehaglichkeit.

Als wir im August dieses Jahrs die zweyte Ausstellung vorbereiteten, fanden wir uns schon von vielseitiger Theilnahme begünstigt. Die Aufgabe: der Tod des Rhesus und Hektors Abschied von Andromache, hatten viele wackere Künstler gelockt. Den ersten Preis erhielt Hofmann zu K[illegible]n, den zweyten Nahl zu Kassel. Der Propyläen drittes und letztes Stück ward, bei erschwerter Fortsetzung, aufgegeben. Wie sich bösartige Menschen diesem Unternehmen entgegengestellt, sollte wohl zum Trost unserer Enkel, denen es auch nicht besser gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden.

Die Naturforschung verfolgte still ihren Gang. Ein sechsfüßiger Herschel war für unsere wissenschaftlichen Anstalten angeschafft. Ich beobachtete nun einzeln mehrere Mondwechsel, und machte mich mit den bedeutendsten Lichtgränzen bekannt, wodurch ich denn einen guten Begriff von dem Relief der Mondoberfläche erhielt. Auch war mir die Haupteintheilung der Farbenlehre in die drey Hauptmassen, die didaktische, polemische und historische, zuerst ganz klar geworden, und hatte sich entschieden.

Um mir im Botanischen das Jussieusche System recht anschaulich zu machen, brachte ich die sämmtlichen Kupfer mehrerer botanischen Octav-Werke in jene Ordnung; ich erhielt dadurch eine Anschauung der einzelnen Gestalt und eine Uebersicht des Ganzen, welches sonst nicht zu erlangen gewesen wäre.

1 8 0 1.

Zu Anfang des Jahrs überfiel mich eine grimmige Krankheit; die Veranlassung dazu war folgende: seit der Aufführung Mahomets hatte ich eine Uebersetzung des Tancred von Voltaire begonnen und mich damit beschäftigt; nun aber ging das Jahr zu Ende, und ich mußte das Werk ernstlich angreifen, daher begab ich mich Hälfte Decembers nach Jena, wo ich in den großen Zimmern des herzoglichen Schlosses einer altherkömmlichen Stimmung sogleich gebieten konnte. Auch dießmal waren die dortigen Zustände meiner Arbeit günstig; allein die Emsigkeit, womit ich mich daran hielt, ließ mich den schlimmen Einfluß der Localität dießmal wie schon öfter übersehen. Das Gebäude liegt an dem tiefsten Puncte der Stadt, unmittelbar an der Mühllache; Treppe so wie Treppengebäude von Gyps, als einer sehr kalten und verkältenden Steinart, an die sich bei eintretendem Thauwetter die Feuchtigkeit häufig anwirft, machen den Aufenthalt besonders im Winter sehr zweydeutig. Allein wer etwas unternimmt und leistet, denkt er wohl an den Ort wo es geschieht? Genug ein heftiger Katarrh überfiel mich, ohne daß ich deßhalb in meinem Vorsatz irre geworden wäre.

Damals hatte das Brownische Dogma ältere und jüngere Mediciner ergriffen; ein junger Freund, demselben ergeben, wußte von der Erfahrung, daß Peruvianischer Balsam, verbunden mit Opium und Myrrhen, in

den höchſten Bruſtübeln einen augenblicklichen Stillſtand verurſache und dem gefährlichen Verlauf ſich entgegenſetze. Er rieth mir zu dieſem Mittel, und in dem Augenblick war Huſten, Auswurf und alles verſchwunden. Wohlgemuth begab ich mich in Profeſſor Schellings Begleitung nach Weimar, als gleich zu Anfange des Jahrs der Katarrh mit verſtärkter Gewalt zurückkehrte und ich in einen Zuſtand gerieth, der mir die Beſinnung raubte. Die Meinigen waren außer Faſſung, die Aerzte taſteten nur, der Herzog, mein gnädigſter Herr, die Gefahr überſchauend, griff ſogleich perſönlich ein, und ließ durch einen Eilboten den Hofrath Stark von Jena heräberkommen. Es vergingen einige Tage, ohne daß ich zu einem völligen Bewußtſeyn zurückkehrte, und als ich nun durch die Kraft der Natur und ärztliche Hülfe mich ſelbſt wieder gewahr wurde, fand ich die Umgebung des rechten Auges geſchwollen, das Sehen gehindert und mich übrigens in erbärmlichem Zuſtande. Der Fürſt ließ in ſeiner ſorgfältigen Leitung nicht nach, der hocherfahrne Leibarzt, im Praktiſchen von ſicherm Griff, bot alles auf, und ſo ſtellte Schlaf und Tranſpiration mich nach und nach wieder her.

Innerlich hatte ich mich indeſſen ſchon wieder ſo geſtaltet, daß am 19 Januar die Langeweile des Zuſtandes mir eine mäßige Thätigkeit abforderte, und ſo wendete ich mich zur Ueberſetzung des Theophraſtiſchen Büchleins von den Farben, die ich ſchon längſt im Sinne

gehabt. Die nächsten Freunde, Schiller, Herder, Voigt, Einsiedel und Loder waren thätig, mich über fernere böse Stunden hinauszuheben. Am 22 war schon bei mir ein Concert veranstaltet, und Durchlaucht dem Herzog konnt' ich am 24, als am Tage, wo er nach Berlin reis'te, für die bis zuletzt ununterbrochene Sorgfalt mit erheitertem Geiste danken: denn an diesem Tage hatte sich das Auge wieder geöffnet, und man durfte hoffen, frei und vollständig abermals in die Welt zu schauen. Auch konnte ich zunächst mit genesendem Blick die Gegenwart der durchlauchtigsten Herzogin Amalia und Ihrer freundlich geistreichen Umgebung bei mir verehren.

Am 29 durchging ich die Rolle der Amenaide mit Demoiselle Caspers, einer sich heranbildenden Schauspielerin. Freund Schiller leitete die Proben, und so gab er mir denn auch den 30 Abends nach der Aufführung Nachricht von dem Gelingen. So ging ich ferner dieselbe Rolle mit Demoiselle Jagemann durch, deren Naturell und Verdienst als Schauspielerin und Sängerin damals ein Verehrer nach unmittelbaren Eindrücken hätte schildern sollen.

Brauchbar und angenehm in manchen Rollen war Ehlers als Schauspieler und Sänger, besonders in dieser letzten Eigenschaft geselliger Unterhaltung höchst willkommen, indem er Balladen und andere Lieder der Art zur Guitarre mit genauester Präcision der Textworte, ganz unvergleichlich vortrug. Er war unermüdet im

Studiren des eigentlichsten Ausdrucks, der darin beſteht, daß der Sänger nach Einer Melodie die verſchiedenſte Bedeutung der einzelnen Strophen hervorzuheben und ſo die Pflicht des Lyrikers und Epikers zugleich zu erfüllen weiß. Hievon durchdrungen ließ er ſich's gern gefallen, wenn ich ihm zumuthete, mehrere Abendſtunden, ja bis tief in die Nacht hinein, daſſelbe Lied mit allen Schattirungen auf's pünctlichſte zu wiederholen: denn bei der gelungenen Praxis überzeugte er ſich, wie verwerflich alles ſogenannte Durchcomponiren der Lieder ſey, wodurch der allgemein lyriſche Charakter ganz aufgehoben und eine falſche Theilnahme am Einzelnen gefordert und erregt wird.

Schon am 7 Februar regte ſich in mir die productive Ungeduld, ich nahm den Fauſt wieder vor und führte ſtellenweiſe dasjenige aus, was in Zeichnung und Umriß ſchon längſt vor mir lag.

Als ich zu Ende vorigen Jahrs in Jena den Tancred bearbeitete, ließen meine dortigen geiſtreichen Freunde den Vorwurf laut werden, daß ich mich mit Franzöſiſchen Stücken, welche bei der jetzigen Geſinnung von Deutſchland nicht wohl Gunſt erlangen könnten, ſo emſig beſchäftige und nichts Eigenes vornähme, wovon ich doch ſo manches hatte merken laſſen. Ich rief mir daher die natürliche Tochter vor die Seele, deren ganz ausgeführtes Schema ſchon ſeit einigen Jahren unter meinen Papieren lag.

Gelegentlich dacht' ich an das Weitere; allein durch

einen auf Erfahrung gestützten Aberglauben, daß ich ein Unternehmen nicht aussprechen dürfe, wenn es gelingen solle, verschwieg ich selbst Schillern diese Arbeit und erschien ihm daher als untheilnehmend, glauben- und thatlos. Ende December fand ich bemerkt, daß der erste Act der natürlichen Tochter vollendet worden.

Doch fehlte es nicht an Ableitungen, besonders naturwissenschaftlichen, so wie in's Philosophische und Literarische. Ritter besuchte mich öfters, und ob ich gleich in seine Behandlungsweise mich nicht ganz finden konnte, so nahm ich doch gern von ihm auf, was er von Erfahrungen überlieferte und was er nach seinen Bestrebungen sich in's Ganze auszubilden getrieben war. Zu Schelling und Schlegel blieb ein thätiges mittheilendes Verhältniß. Tieck hielt sich länger in Weimar auf, seine Gegenwart war immer anmuthig fördernd. Mit Paulus blieb ebenfalls ein immer gleiches Verbündniß; wie denn alle diese Verhältnisse durch die Nähe von Weimar und Jena sich immerfort lebendig erhielten und durch meinen Aufenthalt am letztern Orte immer mehr bestätigt wurden.

Von Naturhistorischem berührte mich weniges; ein krummer Elephantenzahn ward nach einem großen Regenguß in der Gelmerröder Schlucht entdeckt. Er lag höher als alle die bisherigen Reste dieser frühern Geschöpfe, welche in den Tuffsteinbrüchen, eingehüllt in dieses Gestein, wenig Fuß über der Ilm gefunden werden; dieser aber ward unmittelbar auf dem Kalkflötz unter der

aufgeschwemmten Erde im Gerölle entdeckt, über der Ilm etwa zweyhundert. Er ward zu einer Zeit gefunden, wo ich, dergleichen Gegenständen entfremdet, daran wenig Antheil nahm. Die Finder hielten die Materie für Meerschaum und schickten solche Stücke nach Eisenach, nur kleine Trümmer waren mir zugekommen, die ich auf sich beruhen ließ. Bergrath Werner jedoch, bei einem abermaligen belehrenden Besuche, wußte sogleich die Sache zu entscheiden, und wir erfreuten uns der von einem Meister des Fachs ausgesprochenen Beruhigung.

Auch die Verhältnisse, in die ich durch den Besitz des Freiguts zu Roßla gekommen war, forderten aufmerksame Theilnahme für einige Zeit, wobei ich jedoch die Tage, die mir geraubt zu werden schienen, vielseitig zu benutzen wußte. Der erste Pachter war auszuklagen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrungen für etwas rechnen, die man im Verfolg so fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte.

Zu Ende März war ein ländlicher Aufenthalt schon erquicklich genug. Oekonomen und Juristen überließ man das Geschäft und ergötzte sich einstweilen in freier Luft, und weil die Conclusion ergo bibamus zu allen Prämissen paßt, so ward auch bei dieser Gelegenheit manches herkömmliche und willkürliche Fest gefeyert; es fehlte nicht an Besuchen, und die Kosten einer wohlbesetzten Tafel vermehrten das Deficit, das der alte Pachter zurückgelassen hatte.

Der neue war ein leidenschaftlicher Freund von Baumzucht; seiner Neigung gab ein angenehmer Thalgrund von dem fruchtbarsten Boden Gelegenheit zu solchen Anlagen. Die eine buschige Seite des Abhangs, durch eine lebendige Quelle geschmückt, rief dagegen meine alte Parkspielerey zu geschlängelten Wegen und geselligen Räumen hervor; genug es fehlte nichts als das Nützliche, und so wäre dieser kleine Besitz höchst wünschenswerth geblieben. Auch die Nachbarschaft eines bedeutenden Städtchens, kleinerer Ortschaften, durch verständige Beamte und tüchtige Pächter gesellig. gaben dem Aufenthalt besondern Reiz; die schon entschiedene Straßenführung nach Eckardsberge, welche unmittelbar hinter dem Hausgarten abgesteckt wurde, veranlaßte bereits Gedanken und Plane, wie man ein Lusthäuschen anlegen und von dort an den belebenden Meßfuhren sich ergötzen wollte; so daß man sich auf dem Grund und Boden, der einträglich hätte werden sollen, nur neue Gelegenheiten zu vermehrten Ausgaben und verderblichen Zerstreuungen mit Behagen vorbereitete.

Eine fromme, für's Leben bedeutende Feyerlichkeit fiel jedoch im Innern des Hauses in diesen Tagen vor. Die Confirmation meines Sohnes, welche Herder nach seiner edlen Weise verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangner Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge.

Unter diesen und andern Ereignissen war der Tag

hingegangen; Aerzte ſowohl als Freunde verlangten, ich ſolle mich in ein Bad begeben, und ich ließ mich, nach dem damaligen Stärkungsſyſtem, um ſo mehr für Pyrmont beſtimmen, als ich mich nach einem Aufenthalt in Göttingen ſchon längſt geſehnt hatte.

Den 5 Juny reiſ'te ich ab von Weimar, und gleich die erſten Meilen waren mir höchſt erfriſchend; ich konnte wieder einen theilnehmenden Blick auf die Welt werfen, und obgleich von keinem äſthetiſchen Gefühl begleitet, wirkte er doch höchſt wohlthätig auf mein Inneres. Ich mochte gern die Folge der Gegend, die Abwechſelung der Landesart bemerken, nicht weniger den Charakter der Städte, ihre ältere Herkunft, Erneuerung, Policey, Arten und Unarten. Auch die menſchliche Geſtalt zog mich an und ihre höchſt merkbaren Verſchiedenheiten; ich fühlte, daß ich der Welt wieder angehörte.

In Göttingen bei der Krone eingekehrt bemerkt' ich, als eben die Dämmerung einbrach, einige Bewegung auf der Straße; Studirende kamen und gingen, verloren ſich in Seitengäßchen und traten in bewegten Maſſen wieder vor. Endlich erſcholl auf einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblick war alles verſchwunden. Ich vernahm, daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt ſeyen, und es freute mich um ſo mehr, daß man es gewagt hatte mich nur im Vorbeigehen aus dem Stegreife

zu begrüßen. Gleich darauf erhielt ich ein Billet, unterzeichnet Schuhmacher aus Holstein, der mir auf eine anständig vertrauliche Art den Vorsatz meldet, den er und eine Gesellschaft junger Freunde gehegt, mich zu Michaeli in Weimar zu besuchen, und wie sie nunmehr hofften hier am Ort ihren Wunsch befriedigt zu sehen. Ich sprach sie mit Antheil und Vergnügen. Ein so freundlicher Empfang wäre dem Gesunden schon wohlthätig gewesen, dem Genesenden ward er es doppelt.

Hofrath Blumenbach empfing mich nach gewohnter Weise. Immer von dem Neusten und Merkwürdigsten umgeben ist sein Willkommen jederzeit belehrend. Ich sah bei ihm den ersten Aerolithen, an welches Naturerzeugniß der Glaube uns erst vor kurzem in die Hand gegeben ward. Ein junger Kästner und von Arnim, früher bekannt und verwandten Sinnes, suchten mich auf und begleiteten mich zur Reitbahn, wo ich den berühmten Stallmeister Ayrer in seinem Wirkungskreise begrüßte. Eine wohlbestellte Reitbahn hat immer etwas Imposantes; das Pferd steht als Thier sehr hoch, doch seine bedeutende weitreichende Intelligenz wird auf eine wundersame Weise durch gebundene Extremitäten beschränkt. Ein Geschöpf, das bei so bedeutenden, ja großen Eigenschaften sich nur im Treten, Laufen, Rennen zu äußern vermag, ist ein seltsamer Gegenstand für die Betrachtung, ja man überzeugt sich beinahe, daß es nur zum Organ des Menschen geschaffen sey, um gesellt

zu

zu höherem Sinne und Zwecke das Kräftigſte wie das Anmuthigſte bis zum Unmöglichen auszurichten.

Warum denn auch eine Reitbahn ſo wohlthätig auf den Verſtändigen wirkt, iſt daß man hier, vielleicht einzig in der Welt, die zweckmäßige Beſchränkung der That, die Verbannung aller Willkür, ja des Zufalls mit Augen ſchaut und mit dem Geiſte begreift. Menſchen und Thier verſchmelzen hier dergeſtalt in Eins, daß man nicht zu ſagen wüßte, wer denn eigentlich den andern erziehe. Dergleichen Betrachtungen wurden bis auf's höchſte geſteigert, als man die zwey Paare ſogenannter weißgeborner Pferde zu ſehen bekam, welche Fürſt Sanguszko in Hannover für eine bedeutende Summe gekauft hatte.

Von da zu der allerrubigſten und unſichtbarſten Thätigkeit überzugehen, war in oberflächlicher Beſchauung der Bibliothek gegönnt; man fühlt ſich wie in der Gegenwart eines großen Capitals, das geräuſchlos unberechenbare Zinſen ſpendet.

Hofrath Heyne zeigte mir Köpfe Homeriſcher Helden von Tiſchbein in großem Maßſtabe ausgeführt; ich kannte die Hand des alten Freundes wieder, und freute mich ſeiner fortgeſetzten Bemühungen, durch Studium der Antike ſich der Einſicht zu nähern, wie der bildende Künſtler mit dem Dichter zu wetteifern habe. Wie viel weiter war man nicht ſchon gekommen als vor zwanzig Jahren, da der treffliche, das Aechte vorahnende

Lessing vor den Irrwegen des Grafen Caylus warnen, und gegen Klotz und Riedel seine Ueberzeugung vertheidigen mußte, daß man nämlich nicht nach dem Homer, sondern wie Homer, mythologisch-epische Gegenstände bildkünstlerisch zu behandeln habe.

Neue und erneuerte Bekanntschaften fanden sich wohlwollend ein. Unter Leitung Blumenbachs besah ich abermals die Museen, und fand im Steinreiche mir noch unbekannte außereuropäische Musterstücke.

Und wie denn jeder Ort den fremden Ankömmling zerstreuend hin- und herzieht und unsere Fähigkeit, das Interesse mit den Gegenständen schnell zu wechseln, von Augenblick zu Augenblick in Anspruch nimmt, so wußte ich die Bemühung des Professors Osiander zu schätzen, der mir die wichtige Anstalt des neu- und sonderbar erbauten Accouchirhauses, so wie die Behandlung des Geschäftes erklärend zeigte.

Den Lockungen, mit denen Blumenbach die Jugend anzuziehen und sie unterhaltend zu belehren weiß, entging auch nicht mein zehnjähriger Sohn. Als der Knabe vernahm, daß von den vielgestaltigen Versteinerungen der Heinberg wie zusammengesetzt sey, drängte er mich zum Besuch dieser Höhe, wo denn die gewöhnlichen Gebilde häufig aufgepackt, die seltnern aber einer spätern emsigen Forschung vorbehalten wurden.

Und so entfernte ich mich den 12 Juny von diesem

einzig bedeutenden Orte, in der angenehm beruhigenden Hoffnung mich zur Nachcur länger daſelbſt aufzuhalten.

Der Weg nach Pyrmont bot mir neue Betrachtungen dar: das Leinethal mit ſeinem milden Charakter erſchien freundlich und wohnlich; die Stadt Einbeck, deren hoch aufſtrebende Dächer mit Sandſteinplatten gedeckt ſind, machte einen wunderſamen Eindruck. Sie ſelbſt und die nächſte Umgegend mit dem Sinne Zadigs durchwandelnd, glaubt' ich zu bemerken, daß ſie vor zwanzig, dreyßig Jahren einen trefflichen Burgemeiſter müſſe gehabt haben. Ich ſchloß dieß aus bedeutenden Baumpflanzungen von ungefähr dieſem Alter.

In Pyrmont bezog ich eine ſchöne, ruhig gegen das Ende des Orts liegende Wohnung bei dem Brunnencaſſierer, und es konnte mir nichts glücklicher begegnen als daß Griesbachs ebendaſelbſt eingemiethet hatten, und bald nach mir ankamen. Stille Nachbarn, geprüfte Freunde, ſo unterrichtete als wohlwollende Perſonen trugen zur ergötzlichen Unterhaltung das vorzüglichſte bei. Prediger Schütz aus Bückeburg, jenen als Bruder und Schwager, und mir als Gleichniß ſeiner längſt bekannten Geſchwiſter höchſt willkommen, mochte ſich gern von allem was man werth und würdig halten mag, gleichfalls unterhalten.

Hofrath Richter von Göttingen, in Begleitung des augenkranken Fürſten Sanguszko, zeigte ſich immer in den liebenswürdigſten Eigenheiten, heiter auf trockne

Weiſe, neckiſch und neckend, bald ironiſch und parador, bald gründlich und eſſen.

Mit ſolchen Perſonen fand ich mich gleich anfangs zuſammen; ich wüßte nicht, daß ich eine Badezeit in beſſerer Geſellſchaft gelebt hätte, beſonders da eine mehrjährige Bekanntſchaft ein wechſelſeitig duldendes Vertrauen eingeleitet hatte.

Auch lernte ich kennen Frau von Weinheim, ehemalige Generalin von Bauer, Madame Schelin und Raleff, Verwandte von Madame Sander in Berlin. Anmuthige und liebenswürdige Freundinnen machten dieſen Cirkel höchſt wünſchenswerth.

Leider war ein ſtürmiſch-regneriſches Wetter einer öftern Zuſammenkunft im Freien hinderlich; ich widmete mich zu Hauſe der Ueberſetzung des Theophraſt und einer weitern Ausbildung der ſich immermehr bereichernden Farbenlehre.

Die merkwürdige Dunſthöhle in der Nähe des Ortes, wo das Stickgas, welches mit Waſſer verbunden ſo kräftig heilſam auf den menſchlichen Körper wirkt, für ſich unſichtbar eine tödtliche Atmoſphäre bildet, veranlaßte manche Verſuche, die zur Unterhaltung dienten. Nach ernſtlicher Prüfung des Locals und des Niveau's jener Luftſchicht konnte ich die auffallenden und erfreulichen Experimente mit ſicherer Kühnheit anſtellen. Die auf dem unſichtbaren Elemente luſtig tanzenden Seifenblaſen, das plötzliche Verlöſchen eines flackernden Streb-

wiſches, das augenblickliche Wiederentzünden, und was dergleichen ſonſt noch war, bereitete ſtaunendes Ergötzen ſolchen Perſonen, die das Phänomen noch gar nicht kannten, und Bewunderung, wenn ſie es noch nicht im Großen und Freien ausgeführt geſehen hatten. Und als ich nun gar dieſes geheimnißvolle Agens, in Pyrmonter Flaſchen gefüllt, mit nach Hauſe trug und in jedem anſcheinend leeren Trinkglas das Wunder des auslöſchenden Wachsſtocks wiederholte, war die Geſellſchaft völlig zufrieden und der unglaubige Brunnenmeiſter ſo zur Ueberzeugung gelangt, daß er ſich bereit zeigte, mir einige dergleichen waſſerleere Flaſchen den übrigen gefüllten mit beizupacken, deren Inhalt ſich auch in Weimar noch völlig wirkſam offenbarte.

Der Fußpfad nach Lüde, zwiſchen abgeſchränkten Weideplätzen her, ward öfters zurückgelegt. In dem Oertchen, das einigemal abgebrannt war, erregte eine deſperate Hauseinſchrift unſere Aufmerkſamkeit; ſie lautet:

Gott ſegne das Haus!
Zweymal kommt ich heraus.
Denn zweymal iſt's abgebrannt,
Kömm' ich zum drittenmal gerannt,
Da ſegne Gott meinen Lauf.
Ich hau's wahrlich nicht wieder auf.

Das Franciscaner-Kloſter ward beſucht und einige dargebotene Milch genoſſen. Eine uralte Kirche außerhalb des Ortes gab den erſten unſchuldigen Begriff eines ſolchen früheren Gotteshauſes mit Schiff und Kreuzgän-

gen unter Einem Dach bei völlig glattem unverziertem Vordergiebel. Man ſchrieb ſie den Zeiten Carls des Großen zu; auf alle Fälle iſt ſie für uralt zu achten, es ſey nun der Zeit nach, oder daß ſie die uranfänglichen Bedürfniſſe jener Gegend ausſpricht.

Mich und beſonders meinen Sohn überraſchte höchſt angenehm das Anerbieten des Rectors Werner uns auf den ſogenannten Kryſtallberg hinter Lüde zu führen, wo man bei hellem Sonnenſchein die Aecker von tauſend und aber tauſend kleinen Bergkryſtallen widerſchimmern ſieht. Sie haben ihren Urſprung in kleinen Höhlen eines Mergelſteins, und ſind auf alle Weiſe merkwürdig als ein neueres Erzeugniß, wo ein Minimum der im Kalkgeſtein enthaltenen Kieſelerde, wahrſcheinlich dunſtartig befreit, rein und waſſerhell in Kryſtalle zuſammentritt.

Ferner beſuchten wir die hinter dem Königsberge von Quäkern angelegte wie auch betriebene Meſſerfabrik, und fanden uns veranlaßt, ihrem ganz nah bei Pyrmont gehaltenen Gottesdienſt mehrmals beizuwohnen, deſſen, nach langer Erwartung, für improviſirt gelten ſollende Rhetorik kaum jemand das erſtemal, geſchweige denn bei wiederholtem Beſuch, für inſpirirt anerkennen möchte. Es iſt eine traurige Sache, daß ein reiner Cultus jeder Art, ſobald er an Orte beſchränkt und durch die Zeit bedingt iſt, eine gewiſſe Heucheley niemals ganz ablehnen kann.

Die Königin von Frankreich, Gemahlin Ludwig des XVIII, unter dem Namen einer Gräfin Lille, erſchien auch am Brunnen, in weniger aber abgeſchloſſener Umgebung.

Bedeutende Männer habe ich noch zu nennen: Conſiſtorialrath Horſtig und Hofrath Marquart, den letztern als einen Freund und Nachfolger Zimmermanns.

Das fortdauernde üble Wetter drängte die Geſellſchaft öfters in's Theater. Mehr dem Perſonal als den Stücken wendete ich meine Aufmerkſamkeit zu. Unter meinen Papieren find' ich noch ein Verzeichniß der ſämmtlichen Namen und der geleiſteten Rollen; der zur Beurtheilung gelaſſene Platz hingegen ward nicht ausgefüllt. Iffland und Kotzebue thaten auch hier das Beſte, und Eulalia, wenn man ſchon wenig von der Rolle verſtand, bewirkte doch, durch einen ſentimental-tönend weichlichen Vortrag, den größten Effect; meine Nachbarinnen zerfloſſen in Thränen.

Was aber in Pyrmont apprehenſiv wie eine böſe Schlange ſich durch die Geſellſchaft windet und bewegt, iſt die Leidenſchaft des Spiels und das daran bei einem jeden, ſelbſt wider Willen, erregte Intereſſe. Man mag um Wind und Wetter zu entgehen in die Säle ſelbſt treten, oder in beſſern Stunden die Allee auf und ab wandeln, überall ziſcht das Ungeheuer durch die Reihen; bald hört man, wie ängſtlich eine Gattin den Gemahl nicht weiter zu ſpielen anfleht, bald begegnet uns ein

junger Mann, der in Verzweiflung über seinen Verlust die Geliebte vernachlässigt, die Braut vergißt; dann erschallt auf einmal ein Ruf gränzenloser Bewunderung: die Bank sey gesprengt! Es geschah dießmal wirklich in Roth und Schwarz. Der vorsichtige Gewinner setzte sich alsbald in eine Postchaise, seinen unerwartet erworbenen Schatz bei nahen Freunden und Verwandten in Sicherheit zu bringen. Er kam zurück, wie es schien mit mäßiger Börse, denn er lebte stille fort, als wäre nichts geschehen.

Nun aber kann man in dieser Gegend nicht verweilen, ohne auf jene Urgeschichten hingewiesen zu werden, von denen uns Römische Schriftsteller so ehrenvolle Nachrichten überliefern. Hier ist noch die Umwallung eines Berges sichtbar, dort eine Reihe von Hügeln und Thälern, wo gewisse Heereszüge und Schlachten sich hatten ereignen können. Da ist ein Gebirgs-, ein Ortsname, der dorthin Winke zu geben scheint; herkömmliche Gebräuche deuten sogar auf die frühesten roh feiernden Zeiten, und man mag sich wehren und wenden wie man will, man mag noch so viel Abneigung beweisen, vor solchen aus dem Ungewissen in's Ungewissere verleitenden Bemühungen, man findet sich wie in einem magischen Kreise befangen, man identificirt das Vergangene mit der Gegenwart, man beschränkt die allgemeinste Räumlichkeit auf die jedesmal nächste und fühlt sich zuletzt in dem behaglichsten Zustande, weil man für Einen Augenblick

wähnt, man habe ſich das Unfaßlichſte zur unmittelbaren Anſchauung gebracht.

Durch Unterhaltungen ſolcher Art, geſellt zum Leſen von ſo mancherlei Heften, Büchern und Büchelchen, alle mehr oder weniger auf die Geſchichte von Pyrmont und die Nachbarſchaft bezüglich, ward zuletzt der Gedanke einer gewiſſen Darſtellung in mir rege, wozu ich nach meiner Weiſe ſogleich ein Schema verfertigte.

Das Jahr 1582, wo auf einmal ein wunderſamer Zug aus allen Weltgegenden nach Pyrmont hinſtrömte, und die zwar bekannte aber noch nicht hochberühmte Quelle mit unzähligen Gäſten heimſuchte, welche bei völlig mangelnden Einrichtungen ſich auf die kümmerlichſte und wunderlichſte Art behelfen mußten, ward als prägnanter Moment ergriffen und auf einen ſolchen Zeitpunct, einen ſolchen unvorbereiteten Zuſtand vorwärts und rückwärts ein Mährchen erbaut, das zur Abſicht hatte, wie die Amusemens des eaux de Spa, ſowohl in der Ferne als der Gegenwart eine unterhaltende Belehrung zu gewähren. Wie aber ein ſo löbliches Unternehmen unterbrochen und zuletzt ganz aufgegeben worden, wird aus dem Nachfolgenden deutlich werden. Jedoch kann ein allgemeiner Entwurf unter andern kleinen Aufſätzen dem Leſer zunächſt mitgetheilt werden.

Ich hatte die letzten Tage bei ſehr unbeſtändigem Wetter nicht auf das angenehmſte zugebracht und fing an zu fürchten, mein Aufenthalt in Pyrmont würde

mir nicht zum Heil gedeihen. Nach einer ſo hochentzündlichen Krankheit mich abermals im Browniſchen Sinne einem ſo entſchieden anregenden Bade zuzuſchicken, war vielleicht nicht ein Zeugniß richtig beurtheilender Aerzte. Ich war auf einen Grad reizbar geworden, daß mich Nachts die heftigſte Blutsbewegung nicht ſchlafen ließ, bei Tage das Gleichgültigſte in einen excentriſchen Zuſtand verſetzte.

Der Herzog mein gnädigſter Herr kam den 9 July in Pyrmont an, ich erfuhr, was ſich zunächſt in Weimar zugetragen und was daſelbſt begonnen worden; aber eben jener aufgeregte Zuſtand ließ mich einer ſo erwünſchten Nähe nicht genießen. Das fortdauernde Regenwetter verhinderte jede Geſelligkeit im Freien; ich entfernte mich am 17 July, wenig erbaut von den Reſultaten meines Aufenthalts.

Durch Bewegung und Zerſtreuung auf der Reiſe, auch wohl wegen unterlaſſenen Gebrauchs des aufregenden Mineralwaſſers, gelangt ich in glücklicher Stimmung nach Göttingen. Ich bezog eine angenehme Wohnung bei dem Inſtrumentenmacher Krämer an der Allee im erſten Stocke. Mein eigentlicher Zweck bei einem längern Aufenthalt daſelbſt war, die Lücken des hiſtoriſchen Theils der Farbenlehre, deren ſich noch manche fühlbar machten, abſchließlich auszufüllen. Ich hatte ein Verzeichniß aller Bücher und Schriften mitgebracht, deren ich bisher nicht habhaft werden können; ich über-

gab ſolches dem Herrn Profeſſor Reuß und erfuhr von ihm ſo wie von allen übrigen Angeſtellten die entſchiedenſte Beihülfe. Nicht allein ward mir was ich aufgezeichnet hatte vorgelegt, ſondern auch gar manches, das mir unbekannt geblieben war, nachgewieſen. Einen großen Theil des Tags vergönnte man mir auf der Bibliothek zuzubringen, viele Werke wurden mir nach Hauſe gegeben, und ſo verbracht' ich meine Zeit mit dem größten Nutzen. Die Gelehrtengeſchichte von Göttingen, nach Pütter, ſtudirte ich nun am Orte ſelbſt mit größter Aufmerkſamkeit und eigentlichſter Theilnahme, ja ich ging die Lections-Katalogen vom Urſprung der Akademie ſorgfältig durch, woraus man denn die Geſchichte der Wiſſenſchaften neuerer Zeit gar wohl abnehmen konnte. Sodann beachtete ich vorzüglich die ſämmtlichen phyſikaliſchen Compendien, nach welchen geleſen worden, in den nach und nach auf einander folgenden Ausgaben, und in ſolchen beſonders das Capitel von Licht und Farben.

Die übrigen Stunden verbracht' ich ſodann in großer Erheiterung. Ich müßte das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich alles, was mir an freundlichen Geſellſchaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte. Ich gedenke nur einer angenehmen nach Wehnde mit Profeſſor Bouterweck zu Oberamtmann Weſtfeld, und einer andern von Hofrath Meiners

veranſtalteten, wo ein ganz heiterer Tag zuerſt auf der Papiermühle, dann in Pöppelshauſen, ferner auf der Pleſſe, wo eine ſtattliche Reſtauration bereitet war, in Geſellſchaft des Profeſſor Fiorillo zugebracht, und am Abend auf Mariaſpring traulich beſchloſſen wurde.

Die unermüdliche durchgreifende Belehrung Hofrath Blumenbachs, die mir ſo viel neue Kenntniß und Aufſchluß verlieh, erregte die Leidenſchaft meines Sohnes für die Foſſilien des Heinberges. Gar manche Spazierwege wurden dorthin vorgenommen, die häufig vorkommenden Exemplare gierig zuſammengeſucht, den ſeltnern emſig nachgeſpürt. Hierbei ergab ſich der merkwürdige Unterſchied zweyer Charaktere und Tendenzen: indeß mein Sohn mit der Leidenſchaft eines Sammlers die Vorkommniſſe aller Art zuſammentrug, hielt Eduard, ein Sohn Blumenbachs, als geborner Militär, ſich bloß an die Belemniten und verwendete ſolche, um einen Sandhaufen als Feſtung betrachtet mit Paliſſaden zu umgeben.

Sehr oft beſucht' ich Profeſſer Hofmann, und ward den Kryptogamen, die für mich immer eine unzugängliche Provinz geweſen, näher bekannt. Ich ſah bei ihm mit Bewunderung die Erzeugniſſe koloſſaler Farrenkräuter, die das ſonſt nur durch Mikroſkope Sichtbare dem gewöhnlichen Tagesblick entgegenführten. Ein gewaltſamer Regenguß überſchwemmte den untern Garten, und einige Straßen von Göttingen ſtanden unter Waſſer. Hieraus erwuchs uns eine ſonderbare Verlegenheit.

Zu einem herrlichen, bei Hofrath Martens angeſtellten Gaſtmahl ſollten wir uns in Portechaiſen hinbringen laſſen. Ich kam glücklich durch, allein der Freund, mit meinem Sohne zugleich eingeſchachtelt, ward den Trägern zu ſchwer, ſie ſetzten wie bei trocknem Pflaſter den Kaſten nieder, und die geputzten Inſitzenden waren nicht wenig verwundert, den Strom zu ihnen hereindringen zu fühlen.

Auch Profeſſor Seyfers zeigte mir die Inſtrumente der Sternwarte mit Gefälligkeit umſtändlich vor. Mehrere bedeutende Fremde, deren man auf frequentirten Univerſitäten immer als Gäſte zu finden pflegt, lernt' ich daſelbſt kennen, und mit jedem Tag vermehrte ſich der Reichthum meines Gewinnes über alles Erwarten. Und ſo hab' ich denn auch der freundlichen Theilnahme des Profeſſor Sartorius zu gedenken, der in allem und jedem Bedürfen, dergleichen man an fremden Orten mehr oder weniger ausgeſetzt iſt, mit Rath und That fortwährend zur Hand ging, um durch ununterbrochene Geſelligkeit die ſämmtlichen Ereigniſſe meines dortigen Aufenthaltes zu einem nützlichen und erfreulichen Ganzen zu verflechten.

Auch hatte derſelbe in Geſellſchaft mit Profeſſor Hugo die Geneigtheit einen Vortrag von mir zu verlangen, und was ich denn eigentlich bei meiner Farbenlehre beabſichtige, näher zu vernehmen. Einem ſolchen Antrage durft' ich wohl, halb Scherz, halb Ernſt, zu

eigner Faſſung und Uebung nachgeben; doch konnte bei meiner noch nicht vollſtändigen Beherrſchung des Gegenſtandes dieſer Verſuch weder mir noch ihnen zur Befriedigung ausſchlagen.

So verbracht' ich denn die Zeit ſo angenehm als nützlich, und mußte noch zuletzt gewahr werden, wie gefährlich es ſey ſich einer ſo großen Maſſe von Gelehrſamkeit zu nähern: denn indem ich, um einzelner in mein Geſchäft einſchlagender Diſſertationen willen, ganze Bände dergleichen akademiſcher Schriften vor mich legte, ſo fand ich nebenher allſeitig ſo viel Anlockendes, daß ich bei meiner ohnehin leicht zu erregenden Beſtimmbarkeit und Vorkenntniß in vielen Fächern, hier und da hingezogen ward und meine Collectaneen eine bunte Geſtalt anzunehmen drohten. Ich faßte mich jedoch bald wieder in's Enge und wußte zur rechten Zeit einen Abſchluß zu finden.

Indeß ich nun eine Reihe von Tagen nützlich und angenehm, wie es wohl ſelten geſchieht, zubrachte, ſo erlitt ich dagegen zur Nachtzeit gar manche Unbilden, die im Augenblick höchſt verdrießlich und in der Folge lächerlich erſcheinen.

Meine ſchöne und talentvolle Freundin Dem. Jagemann hatte kurz vor meiner Ankunft das Publicum auf einen hohen Grad entzückt; Ehemänner gedachten ihrer Vorzüge mit mehr Enthuſiaſmus als den Frauen lieb

war, und gleicherweiſe ſah man eine erregbare Jugend hingeriſſen; aber mir hatte die Superiorität ihrer Natur- und Kunſtgaben ein großes Unheil bereitet. Die Tochter meines Wirthes Dem. Krämer hatte von Natur eine recht ſchöne Stimme, durch Uebung eine glückliche Ausbildung derſelben erlangt, ihr aber fehlte die Anlage zum Triller, deſſen Anmuth ſie nun von einer fremden Virtuoſin in höchſter Vollkommenheit gewahr worden; nun ſchien ſie alles Uebrige zu vernachläſſigen und nahm ſich vor, dieſe Zierde des Geſanges zu erringen. Wie ſie es damit die Tage über gehalten, weiß ich nicht zu ſagen, aber Nachts, eben wenn man ſich zu Bette legen wollte, erſtieg ihr Eifer den Gipfel: bis Mitternacht wiederholte ſie gewiſſe cadenzartige Gänge, deren Schluß mit einem Triller gekrönt werden ſollte, meiſtens aber häßlich entſtellt, wenigſtens ohne Bedeutung, abgeſchloſſen wurde.

Andern Anlaß zur Verzweiflung gaben ganz entgegengeſetzte Töne; eine Hundeſchaar verſammelte ſich um das Eckhaus, deren Gebell anhaltend unerträglich war. Sie zu verſcheuchen, griff man nach dem erſten beſten Werfbaren, und da flog denn manches Ammonshorn des Heinberges, von meinem Sohne mühſam herbeigetragen, gegen die unwillkommenen Ruheſtörer, und gewöhnlich umſonſt. Denn wenn wir alle verſcheucht glaubten, bellt' es immerfort bis wir endlich entdeckten, daß über unſern Häuptern ſich ein großer Hund des Hau-

ſes am Fenſter aufrecht geſtellt ſeine Cameraden durch Erwiderung hervorrief.

Aber dieß war noch nicht genug; aus tiefem Schlafe weckte mich der ungeheure Ton eines Hornes, als wenn es mir zwiſchen die Bettvorhänge hineinbliese. Ein Nachtwächter unter meinem Fenſter verrichtete ſein Amt auf ſeinem Poſten, und ich war doppelt und dreyfach unglücklich, als ſeine Pflichtgenoſſen an allen Ecken der auf die Allee führenden Straßen antworteten, um durch erſchreckende Töne uns zu beweiſen, daß ſie für die Sicherheit unſerer Ruhe beſorgt ſeyen. Nun erwachte die krankhafte Reizbarkeit, und es blieb mir nichts übrig, als mit der Polizey in Unterhandlung zu treten, welche die beſondere Gefälligkeit hatte, erſt eins, dann mehrere dieſer Hörner um des wunderlichen Fremden willen zum Schweigen zu bringen, der im Begriff war die Rolle des Oheims in Humphry Klinker zu ſpielen, deſſen ungeduldige Reizbarkeit durch ein paar Waldhörner zum thätigen Wahnſinn geſteigert wurde.

Belehrt, froh und dankbar reiſ'te ich den 14 Auguſt von Göttingen ab, beſuchte die Baſaltbrüche von Dransfeld, deren problematiſche Erſcheinung ſchon damals die Naturforſcher beunruhigte. Ich beſtieg den hohen Hahn, auf welchem das ſchönſte Wetter die weite Umſicht begünſtigte, und den Begriff der Landſchaft vom Harz her deutlicher faſſen ließ. Ich begab mich nach Hannöviſch-Minden, deſſen merkwürdige Lage auf einer Erdzunge, durch

durch die Vereinigung der Werre und Fulde gebildet, einen ſehr erfreulichen Anblick darbot. Von da begab ich mich nach Caſſel, wo ich die Meinigen mit Prof. Meyer antraf; wir beſahen unter Anleitung des wackern Nabl, deſſen Gegenwart uns an den frühern Römiſchen Aufenthalt gedenken ließ, Wilhelmshöhe an dem Tage, wo die Springwaſſer das mannichfaltige Park- und Garten-Local verherrlichten. Wir beachteten ſorgfältig die köſtlichen Gemählde der Bildergalerie und des Schloſſes, durchwandelten das Muſeum und beſuchten das Theater. Erfreulich war uns das Begegnen eines alten theilnehmenden Freundes, Major von Truchſeß, der in frühern Jahren durch redliche Tüchtigkeit ſich in die Reihe der Götze von Berlichingen zu ſtellen verdient hatte.

Den 21 Auguſt gingen wir über Hoheneichen nach Kreuzburg; am folgenden Tage, nachdem wir die Salinen beſehen, gelangten wir nach Eiſenach, begrüßten die Wartburg und den Mädelſtein, wo ſich manche Erinnerung von zwanzig Jahren her belebte. Die Anlagen des Handelsmanns Röſe waren zu einem neuen unerwarteten Gegenſtand indeſſen herangewachſen.

Darauf gelangte ich nach Gotha, wo Prinz Auguſt mich nach altem freundſchaftlichem Verhältniß in ſeinem angenehmen Sommerhauſe wirthlich aufnahm und die ganze Zeit meines Aufenthalts eine im Engen geſchloſſene Tafel hielt; wobei der Herzog und die theuren von Frankenbergiſchen Gatten niemals fehlten.

Herr von Grimm, der vor den großen revolutionären Unbilden flüchtend, kurz vor Ludwig dem Sechzehnten, glücklicher als dieser von Paris entwichen war, hatte bei dem altbefreundeten Hofe eine sichre Freistatt gefunden. Als geübter Weltmann und angenehmer Mitgast konnte er doch eine innere Bitterkeit über den großen erduldeten Verlust nicht immer verbergen. Ein Beispiel wie damals aller Besitz in nichts zerfloß, sey folgende Geschichte: Grimm hatte bei seiner Flucht dem Geschäftsträger einige hunderttausend Franken in Assignaten zurückgelassen; diese wurden durch Mandate noch auf geringeren Werth reducirt, und als nun jeder Einsichtige, die Vernichtung auch dieser Papiere voraus fürchtend, sie in irgend eine unzerstörliche Waare umzusetzen trachtete, — wie man denn z. B. Reis, Wachslichter und was dergleichen nur noch zum Verkaufe angeboten wurde, begierlich aufspeicherte — so zauderte Grimms Geschäftsträger wegen großer Verantwortlichkeit, bis er zuletzt in Verzweiflung noch etwas zu retten glaubte, wenn er die ganze Summe für eine Garnitur Brüsseler Manchetten und Busenkrause hingab. Grimm zeigte sie gern der Gesellschaft, indem er launig den Vorzug pries, daß wohl niemand so kostbare Staatszierden aufzuweisen habe.

Die Erinnerung früherer Zeiten, wo man in den achtziger Jahren in Gotha gleichfalls zusammen gewesen, sich mit poetischen Vorträgen, mit ästhetisch lite-

rariſchen Mittheilungen unterhalten, ſtach freilich ſehr ab gegen den Augenblick, wo eine Hoffnung nach der andern verſchwand, und man ſich, wie bei einer Sündfluth kaum auf den höchſten Gipfeln, ſo hier kaum in der Nähe erhabener Gönner und Freunde geſichert glaubte. Indeſſen fehlte es nicht an unterhaltender Heiterkeit. Meinen eintretenden Geburtstag wollte man mit gnädiger Aufmerkſamkeit bei einem ſolchen geſchloſſenen Mahle feyern; ſchon an den gewöhnlichen Gängen ſah man einigen Unterſchied; bei'm Nachtiſch aber trat nun die ſämmtliche Livrée des Prinzen in ſtattlich gekleidetem Zug herein, voran der Haushofmeiſter; dieſer trug eine große, von bunten Wachsſtöcken flammende Torte, deren in's Halbhundert ſich belaufende Anzahl einander zu ſchmelzen und zu verzehren drohte, anſtatt daß bei Kinderfeyerlichkeiten der Art noch Raum genug für nächſtfolgende Lebenskerzen übrig bleibt.

Auch mag dieß ein Beiſpiel ſeyn, mit welcher anſtändigen Naivetät man ſchon ſeit ſo viel Jahren einer wechſelſeitigen Neigung ſich zu erfreuen gewußt, wo Scherz und Aufmerkſamkeit, guter Humor und Gefälligkeit, geiſtreich und wohlwollend das Leben durchaus zierlich durchzuführen ſich gemeinſam befleißigten.

In der beſten Stimmung kehrte ich am 30 Auguſt nach Weimar zurück, und vergaß über den neuandringenden Beſchäftigungen, daß mir noch irgend eine Schwachheit als Folge des erduldeten Uebels und einer

gewagten Cur möchte zurückgeblieben seyn. Denn mich empfingen schon zu der nunmehrigen dritten Ausstellung eingesendete Concurrenzstücke. Sie ward abermals mit Sorgfalt eingerichtet, von Freunden, Nachbarn und Fremden besucht, und gab zu mannichfaltigen Unterhaltungen, zu näherer Kenntniß mitlebender Künstler und der daraus herzuleitenden Beschäftigung derselben Anlaß. Nach geendigter Ausstellung erhielt der in der Römisch antiken Schule zu schöner Form und reinlichster Ausführung gebildete Nahl die Hälfte des Preises, wegen Achill auf Skyros, Hofmann aus Köln hingegen, der farben- und lebenslustigen Niederländischen Schule entsprossen, wegen Achills Kampf mit den Flüssen, die andere Hälfte; außerdem wurden beide Zeichnungen honorirt und zur Verzierung der Schloßzimmer aufbewahrt.

Und hier ist wohl der rechte Ort eines Hauptgedankens zu erwähnen, den der umsichtige Fürst den Weimarischen Kunstfreunden zur Ueberlegung und Ausführung gab.

Die Zimmer des neueinzurichtenden Schlosses sollten nicht allein mit anständiger fürstlicher Pracht ausgestattet werden, sie sollten auch den Talenten gleichzeitiger Künstler zum Denkmal gewidmet seyn. Am reinsten und vollständigsten ward dieser Gedanke in dem von durchlauchtigster Herzogin bewohnten Eckzimmer ausgeführt, wo mehrere Concurrenz- und sonstige Stücke gleichzeiti-

ger Deutscher Künstler, meist in Sepia, unter Glas und Rahmen auf einfachen Grund angebracht wurden. Und so wechselten auch in den übrigen Zimmern Bilder von Hofmann aus Köln und Nahl aus Kassel, von Heinrich Meyer aus Stäfe und Hummel aus Neapel, Statuen und Basreliefe von Tieck, eingelegte Arbeit und Flacherhobenes von Catel, in geschmackvoller harmonischer Folge. Daß jedoch dieser erste Versatz nicht durchgreifender ausgeführt worden, davon mag der gewöhnliche Weltgang die Schuld tragen, wo eine löbliche Absicht oft mehr durch den Zwiespalt der Theilnehmenden, als durch äußere Hindernisse gefährdet wird.

Meiner Büste, durch Tieck mit großer Sorgfalt gefertigt, darf ich einschaltend an dieser Stelle wohl gedenken.

Was den Gang des Schloßbaues in der Hauptsache betrifft, so konnte man demselben mit desto mehr Beruhigung folgen, als ein paar Männer wie Gentz und Raabe, darin völlig aufgeklärt zu wirken angefangen. Ihr zuverlässiges Verdienst überhob aller Zweifel in einigen Fällen, die man sonst mit einer gewissen Bangigkeit sollte betrachtet haben: denn im Grunde war es ein wunderbarer Zustand. Die Mauern eines alten Gebäudes standen gegeben, einige neuere, ohne genugsame Umsicht darin vorgenommene Anordnungen schienen überdachteren Planen hinderlich, und das Alte so gut als das Neue höheren und freieren Unternehmungen im

Wege; weßhalb denn wirklich das Schloßgebäude manchmal aussah wie ein Gebirg, aus dem man, nach Indischer Weise, die Architektur heraushauen wollte. Und so leiteten dießmal das Geschäft gerade ein paar Männer, die freilich als geistreiche Künstler mit frischem Sinn herankamen, und von denen man nicht abermals abzuändernde Abänderungen, sondern eine schließliche Feststellung des Bleibenden zu erwarten hatte.

Ich wende nunmehr meine Betrachtungen zum Theater zurück. Am 24 October, als am Jahrstag des ersten Maskenspieles Paläophron und Neoterpe, wurden die Brüder nach Terenz von Einsiedel bearbeitet aufgeführt, und so eine neue Folge theatralischer Eigenheiten eingeleitet, die eine Zeit lang gelten, Mannichfaltigkeit in die Vorstellungen bringen und zu Ausbildung gewisser Fertigkeiten Anlaß geben sollten.

Schiller bearbeitete Lessings Nathan, ich blieb dabei nicht unthätig. Den 28 November ward er zum erstenmal aufgeführt, nicht ohne bemerklichen Einfluß auf die Deutsche Bühne.

Schiller hatte die Jungfrau von Orleans in diesem Jahr begonnen und geendigt; wegen der Aufführung ergaben sich manche Zweifel, die uns der Freude beraubten ein so wichtiges Werk zuerst auf das Theater zu bringen. Es war der Thätigkeit Iffland's vorbehalten, bei den reichen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, durch eine glänzende Darstellung dieses Meisterstücks sich für alle

Zeiten in den Theater-Annalen einen bleibenden Ruhm zu erwerben.

Nicht geringen Einfluß auf unſre dießjährigen Leiſtungen erwies Mad. Unzelmann, welche zu Ende Septembers in Hauptrollen bei uns auftreten ſollte. Gar manches Unbequeme ja Schädliche hat die Erſcheinung von Gäſten auf dem Theater; wir lehnten ſie ſonſt möglich ab, wenn ſie uns nicht Gelegenheit gaben, ſie als neue Anregung und Steigerung unſerer bleibenden Geſellſchaft zu benutzen, dieß konnte nur durch vorzügliche Künſtler geſchehen. Mad. Unzelmann gab acht wichtige Vorſtellungen hintereinander, bei welchen das ganze Perſonal in bedeutenden Rollen auftrat und ſchon an und für ſich, zugleich aber im Verhältniß zu dem neuen Gaſte, das Möglichſte zu leiſten hatte. Dieß war von unſchätzbarer Anregung. Nichts iſt trauriger als der Schlendrian, mit dem ſich der Einzelne ja eine Geſammtheit hingehen läßt; aber auf dem Theater iſt es das Allerſchlimmſte, weil hier augenblickliche Wirkung verlangt wird, und nicht etwa ein durch die Zeit ſelbſt ſich einleitender Erfolg abzuwarten iſt. Ein Schauſpieler, der ſich vernachläſſigt, iſt mir die widerwärtigſte Creatur von der Welt, meiſt iſt er incorrigibel, deßhalb ſind neues Publicum und neue Rivale unentbehrliche Reizmittel: jenes läßt ihm ſeine Fehler nicht hingehen, dieſer fordert ihn zu ſchuldiger Anſtrengung auf. Und ſo möge denn nun auch das auf dem Deutſchen Theater un-

aufhaltſame Gaſtrollenſpielen ſich zum allgemeinen Beſten wirkſam erweiſen.

Stolbergs öffentlicher Uebertritt zum katholiſchen Cultus zerriß die ſchönſten früher geknüpften Bande. Ich verlor dabei nichts, denn mein näheres Verhältniß zu ihm hatte ſich ſchon längſt in allgemeines Wohlwollen aufgelöſt. Ich fühlte früh für ihn als einen wackern, liebenswürdigen, liebenden Mann wahrhafte Neigung; aber bald hatte ich zu bemerken, daß er ſich nie auf ſich ſelbſt ſtützen werde, und ſodann erſchien er mir als einer der außer dem Bereich meines Beſtrebens Heil und Beruhigung ſuche.

Auch überraſchte mich dieſes Ereigniß keineswegs, ich hielt ihn längſt für katholiſch, und er war es ja der Geſinnung, dem Gange, der Umgebung nach, und ſo konnt' ich mit Ruhe dem Tumulte zuſehen, der aus einer ſpäten Manifeſtation geheimer Mißverhältniſſe zuletzt entſpringen mußte.

---

1 8 0 2.

Auf einen hohen Grad von Bildung waren ſchon Bühne und Zuſchauer gelangt. Ueber alles Erwarten glückten die Vorſtellungen von Jon (Jan. 4), Turandot (Jan. 30), Iphigenia (May 15), Alarcos (May 29), ſie wurden mit größter Sorgfalt trefflich gegeben; letzterer konnte ſich jedoch keine Gunſt erwerben.

Durch dieſe Vorſtellungen bewieſen wir daß es Ernſt ſey, alles was der Aufmerkſamkeit würdig wäre einem freien reinen Urtheil aufzuſtellen; wir hatten aber dießmal mit verdrängendem ausſchließendem Partengeiſt zu kämpfen.

Der große Zwieſpalt der ſich in der Deutſchen Literatur hervorthat, wirkte, beſonders wegen der Nähe von Jena, auf unſern Theaterkreis. Ich hielt mich mit Schillern auf der einen Seite, wir bekannten uns zu der neuern ſtrebenden Philoſophie und einer daraus herzuleitenden Aeſthetik, ohne viel auf Perſönlichkeiten zu achten, die nebenher im Beſondern ein muthwilliges und freches Spiel trieben.

Nun hatten die Gebrüder Schlegel die Gegenparten am tiefſten beleidigt, deßhalb trat ſchon am Vorſtellungsabend Jons, deſſen Verfaſſer kein Geheimniß geblieben war, ein Oppoſitions-Verſuch unbeſcheiden hervor; in den Zwiſchenacten flüſterte man von allerlei Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünſchten Anlaß gab. Ein ſowohl den Autor als die Intendanz angreifender Aufſatz war in das Mode-Journal projectirt, aber ernſt und kräftig zurückgewieſen; denn es war noch nicht Grundſatz daß in demſelbigen Staat, in derſelbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt ſey, das zu zerſtören was andere kurz vorher aufgebaut hatten.

Wir wollten ein für allemal den Klatſch des Tages

auf unserer Bühne nicht dulden, indeß der andern Partey gerade daran gelegen war sie zum Tummelplatz ihres Mißwollens zu entwürdigen. Deßhalb gab es einen großen Kampf, als ich aus den Kleinstädtern alles ausstrich was gegen die Personen gerichtet war, die mit mir in der Hauptsache übereinstimmten, wenn ich auch nicht jedes Verfahren billigen, noch ihre sämmtlichen Productionen lobenswerth finden konnte. Man regte sich von der Gegenseite gewaltig, und behauptete, daß wenn der Autor gegenwärtig sey, man mit ihm Rath zu pflegen habe. Es sey mit Schillern geschehen und ein anderer könne das Gleiche fordern. Diese wunderliche Schlußfolge konnte bei mir aber nicht gelten; Schiller brachte nur edel Aufregendes, zum Höheren Strebendes auf die Bühne, jene aber Niederziehendes, das problematisch Gute Entstellendes und Vernichtendes herbei; und das ist das Kunststück solcher Gesellen, daß sie jedes wahre reine Verhältniß mißachtend ihre Schlechtigkeiten in die lässige Nachsicht einer geselligen Convenienz einzuschwärzen wissen. Genug, die bezeichneten Stellen blieben verbannt, und ich gab mir die Mühe alle entstandenen Lücken durch allgemeinen Scherz wieder auszufüllen, wodurch mir eben auch gelang das Lachen der Menge zu erregen.

Dieses alles aber waren nur Kleinigkeiten gegen den entschiedenen Riß, der wegen eines am fünften März zu feyernden Festes in der Weimarischen Societät sich ereig-

nete. Die Sachen ſtanden ſo, daß es früher oder ſpäter dazu kommen mußte, warum gerade gedachter Tag erwählt war, iſt mir nicht erinnerlich, genug an demſelben ſollte zu Ehren Schillers eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und ſeine Werke bezüglichen Darſtellungen in dem großen, von der Gemeine ganz neu decorirten Stadthausſaale Platz finden. Die Abſicht war offenbar Aufſehen zu erregen, die Geſellſchaft zu unterhalten, den Theilnehmenden zu ſchmeicheln, ſich dem Theater entgegen zu ſtellen, der öffentlichen Bühne eine geſchloſſene entgegen zu ſetzen, Schillers Wohlwollen zu erſchleichen, mich durch ihn zu gewinnen, oder, wenn das nicht gelingen ſollte, ihn von mir abzuziehen.

Schillern war nicht wohl zu Muthe bei der Sache; die Rolle die man ihn ſpielen ließ, war immer verfänglich, unerträglich für einen Mann von ſeiner Art, wie für jeden Wohldenkenden, ſo als eine Zielſcheibe fratzenhafter Verehrungen in Perſon vor großer Geſellſchaft dazuſtehn. Er hatte Luſt ſich krank zu melden, doch war er, geſelliger als ich, durch Frauen- und Familienverhältniſſe mehr in die Societät verflochten, faſt genöthigt dieſen bittern Kelch auszuſchlürfen. Wir ſetzten voraus daß es vor ſich gehen würde, und ſcherzten manchen Abend darüber; er hätte krank werden mögen, wenn er an ſolche Zudringlichkeiten gedachte.

So viel man vernehmen konnte ſollten manche Geſtalten der Schillerſchen Stücke vertreten; von einer Jung-

frau von Orleans war man's gewiß. Helm und Fahne, durch Bildschnitzer und Vergulder behaglich über die Straßen in ein gewisses Haus getragen, hatte großes Aufsehen erregt und das Geheimniß vereilig ausgesprengt. Die schönste Rolle aber hatte sich der Eberführer selbst verbehalten; eine gemauerte Form sollte vorgebildet werden, der edle Meister im Schurzfell daneben stehen, nach gesprochnem geheimnißvollen Gruße, nach gestossener glühender Masse sollte endlich aus der zerschlagenen Form Schillers Büste hervortreten. Wir belustigten uns an diesem nach und nach sich verbreiteten Geheimniß, und sahen den Handel gelassen vorwärts gehen.

Nur hielt man uns für allzugutmüthig, als man uns selbst zur Mitwirkung aufforderte. Schillers einzige Original-Büste, auf der Weimarischen Bibliothek befindlich, eine frühere herzliche Gabe Danneckers, wurde zu jenem Zwecke verlangt und aus dem ganz natürlichen Grunde abgeschlagen, weil man noch nie eine Gypsbüste unbeschädigt von einem Feste zurückerhalten habe. Noch einige andere, von andern Seiten her zufällig eintretende Verweigerungen erregten jene Verbündeten aufs höchste; sie bemerkten nicht daß mit einigen diplomatisch-klugen Schritten alles zu beseitigen sey, und so glich nichts dem Erstaunen, dem Befremden, dem Ingrimm, als die Zimmerleute, die mit Stellen, Latten und Brettern angezogen kamen, um das dramatische

Gerüſt aufzuſchlagen, den Saal verſchloſſen fanden, und die Erklärung vernehmen mußten: er ſey erſt ganz neu eingerichtet und decorirt, man könne daher ihn zu ſolchem tumultuariſchen Beginnen nicht einräumen, da ſich niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne.

Das erſte Finale des unterbrochenen Opferfeſtes macht nicht einen ſo entſetzlichen Spectakel als dieſe Störung, ja Vernichtung des löblichſten Vorſatzes, zuerſt in der oberen Societät und ſodann ſtufenweiſe durch alle Grade der ſämmtlichen Population anrichtete. Da nun der Zufall unterſchiedliche, jenem Vorhaben in den Weg tretende Hinderniſſe dergeſtalt geſchickt combinirt hatte, daß man darin die Leitung eines einzigen feindlichen Princips zu erkennen glaubte; ſo war ich es, auf den der heftigſte Grimm ſich richtete, ohne daß ich es jemand verargen mochte. Man hätte aber bedenken ſollen, daß ein Mann wie Kotzebue, der durch vielfache Anläſſe nach manchen Seiten hin Mißwollen erregt, ſich gelegentlich feindſelige Wirkungen ſchneller da und dorther zuzieht, als einer verabredeten Verſchwörung zu veranlaſſen jemals gelingen würde.

War nun eine bedeutende höhere Geſellſchaft auf der Seite des Widerſachers, ſo zeigte die mittlere Claſſe ſich ihm abgeneigt, und brachte alles zur Sprache, was gegen deſſen erſte jugendliche Unfertigkeiten zu ſagen war, und ſo wogten die Geſinnungen gewaltſam wider einander.

Unſere höchſten Herrſchaften hatten von ihrem erhabenen Standort, bei großartigem freiem Umblick, dieſen Privathändeln keine Aufmerkſamkeit zugewendet; der Zufall aber, der, wie Schiller ſagt, oft naiv iſt, ſollte dem ganzen Ereigniß die Krone aufſetzen, indem gerade in dem Moment der verſchließende Burgemeiſter, als verdienter Geſchäftsmann, durch ein Decret die Auszeichnung als Rath erhielt. Die Weimaraner, denen es an geiſtreichen, das Theater mit dem Leben verknüpfenden Einfällen nie gefehlt hat, gaben ihm daher den Namen des Fürſten Piccolomini, ein Prädicat, das ihm auch ziemlich lange in heiterer Geſellſchaft verblieben iſt.

Daß eine ſolche Erſchütterung auch in der Folge auf unſern geſelligen Kreis ſchädlich eingewirkt habe, läßt ſich denken; was mich davon zunächſt betroffen, möge hier gleichfalls Platz finden.

Schon im Lauf des vergangenen Winters hielt ſich, ganz ohne ſpeculative Zwecke, eine edle Geſellſchaft zu uns, an unſerm Umgang und ſonſtigen Leiſtungen ſich erfreuend. Bei Gelegenheit der Pikniks dieſer geſchloſſenen Vereinigung, die in meinem Hauſe, unter meiner Beſorgung, von Zeit zu Zeit gefeiert wurden, entſtanden mehrere nachher in's Allgemeine verbreitete Geſänge. So war das bekannte: „Mich ergreift ich weiß nicht wie," zu dem 22 Februar gedichtet, wo der durchlauchtigſte Erbprinz, nach Paris reiſend, zum letztenmal bei uns einkehrte, worauf denn die dritte Strophe des Lie-

des zu deuten iſt. Eben ſo hatten wir ſchon das neue Jahr begrüßt und im Stiftungsliede: „Was gehſt du ſchöne Nachbarin" kennten ſich die Glieder der Geſellſchaft, als unter leichte Masken verhüllt, gar wohl erkennen. Ferner ward ich noch andere durch Naivetät vorzüglich anſprechende Geſänge dieſer Vereinigung ſchuldig, wo Neigung ohne Leidenſchaft, Wetteifer ohne Neid, Geſchmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererey und, zu all dem, Natürlichkeit ohne Rohheit, wechſelſeitig in einander wirkten.

Nun hatten wir freilich den Widerſacher, ungeachtet mancher ſeiner anklopfenden klüglichen Verſuche, nicht hereingelaſſen, wie er denn niemals mein Haus betrat; weßhalb er genöthigt war ſich eine eigene Umgebung zu bilden, und dieß ward ihm nicht ſchwer. Durch gefälliges, beſcheiden zudringliches Weltweſen wußte er wohl einen Kreis um ſich zu verſammeln; auch Perſonen des unſrigen traten hinüber. Wo die Geſelligkeit Unterhaltung findet, iſt ſie zu Hauſe. Alle freuten ſich an dem Feſte des fünften März activen Theil zu nehmen, deßhalb ich denn, als vermeintlicher Zerſtörer ſolches Freuden- und Ehrentages, eine Zeit lang verwünſcht wurde. Unſere kleine Verſammlung trennte ſich, und Geſänge jener Art gelangen mir nie wieder.

Alles jedoch was ich mir mit Schillern und andern verbündeten thätigen Freunden vorgeſetzt, ging unaufhaltſam ſeinen Gang; denn wir waren im Leben ſchon

gewohnt den Verluſt hinter uns zu laſſen, und den Gewinn im Auge zu behalten. Und hier konnte es um deſto eher geſchehen, als wir von den erhabenen Geſinnungen der allerobersten Behörden gewiß waren, welche nach einer höhern Anſicht die Hof- und Stadt-Abenteuer als gleichgültig vorübergehend, ſogar manchmal als unterhaltend betrachteten.

Ein Theater das ſich mit friſchen jugendlichen Subjecten von Zeit zu Zeit erneuert, muß lebendige Fortſchritte machen; hierauf nun war beſtändig unſer Abſehn gerichtet.

Am 17 Februar betrat Dlle. Maas zum erſtenmal unſere Bühne. Ihre niedliche Geſtalt, ihr anmuthig natürliches Weſen, ein wohlklingendes Organ, kurz das Ganze ihrer glücklichen Individualität gewann ſogleich das Publicum. Nach drey Proberollen: als Mädchen von Marienburg, als Roſine in Juriſt und Bauer, als Lottchen im Deutſchen Hausvater, ward ſie engagirt, und man konnte ſehr bald bei Beſetzung wichtiger Stücke auf ſie rechnen. Am 29 November machten wir abermals eine hoffnungsvolle Acquiſition. Aus Achtung für Mad. Unzelmann, aus Neigung zu derſelben, als einer allerliebſten Künſtlerin, nahm ich ihren zwölfjährigen Sohn auf gut Glück nach Weimar. Zufällig prüft' ich ihn auf eine ganz eigene Weiſe. Er mochte ſich eingerichtet haben mir mancherlei vorzutragen; allein ich gab ihm ein zur Hand liegendes orientaliſches

Mähr-

Mährchenbuch, woraus er auf der Stelle ein heiteres Geſchichtchen las, mit ſo viel natürlichem Humor, Charakteriſtik im Ausdruck bei'm Perſonen- und Situationswechſel, daß ich nun weiter keinen Zweifel an ihm hegte. Er trat in der Rolle als Görge in den beiden Billets mit Beifall auf, und zeigte ſich beſonders in natürlich humoriſtiſchen Rollen auf's wünſchenswertheſte.

Indeß nun auf unſerer Bühne die Kunſt in jugendlich lebendiger Thätigkeit fortblühte, ereignete ſich ein Todesfall, deſſen zu erwähnen ich für Pflicht halte.

Corona Schröder ſtarb, und da ich mich gerade nicht in der Verfaſſung fühlte ihr ein wohlverdientes Denkmal zu widmen, ſo ſchien es mir angenehm wunderbar, daß ich ihr vor ſo viel Jahren ein Andenken ſtiftete, das ich jetzt charakteriſtiſcher nicht zu errichten gewußt hätte. Es war ebenmäßig bei einem Todesfalle, bei dem Abſcheiden Miedings des Theaterdecorateurs, daß in ernſter Heiterkeit der ſchönen Freundin gedacht wurde. Gar wohl erinnere ich mich des Trauergedichts, auf ſchwarz geändertem Papier für das Tiefurter Journal reinlichſt abgeſchrieben. Doch für Coronen war es keine Vorbedeutung, ihre ſchöne Geſtalt, ihr munterer Geiſt erhielten ſich noch lange Jahre; ſie hätte wohl noch länger in der Nähe einer Welt bleiben ſollen, aus der ſie ſich zurückgezogen hatte.

Nachträglich zu den Theaterangelegenheiten iſt noch zu bemerken, daß wir in dieſem Jahr uns gutmüthig

beigehen ließen, auf ein Intriguen-Stück einen Preis zu setzen. Wir erhielten nach und nach ein Dutzend, aber meist von so desperater und vertracter Art, daß wir nicht genugsam uns wundern konnten, was für seltsame falsche Bestrebungen im lieben Vaterlande heimlich obwalteten, die denn bei solchem Aufruf sich an das Tageslicht drängten. Wir hielten unser Urtheil zurück, da eigentlich keins zu fällen war, und lieferten auf Verlangen den Autoren ihre Productionen wieder aus.

Auch ist zu bemerken, daß in diesem Jahre Calderon, den wir dem Namen nach Zeit unseres Lebens kannten, sich zu nähern anfing und uns gleich bei den ersten Musterstücken in Erstaunen setzte.

Zwischen alle diese vorerzählten Arbeiten und Sorgen schlangen sich gar manche unangenehme Bemühungen, im Gefolg der Pflichten, die ich gegen die Museen zu Jena seit mehreren Jahren übernommen and durchgeführt hatte.

Der Tod des Hofraths Büttner, der sich in der Mitte des Winters ereignete, legte mir ein mühevolles und dem Geiste wenig fruchtendes Geschäft auf. Die Eigenheiten dieses wunderlichen Mannes lassen sich in wenige Worte fassen: unbegränzte Neigung zum wissenschaftlichen Besitz, beschränkte Genauigkeitsliebe und völliger Mangel an allgemein überschauendem Ordnungsgeiste. Seine ansehnliche Bibliothek zu vermehren wen-

dete er die Penſion an, die man ihm jährlich für die ſchuldige Summe der Stammbibliothek darreichte. Mehrere Zimmer im Seitengebäude des Schloſſes waren ihm zur Wohnung eingegeben, und dieſe ſämmtlich beſetzt und belegt. In allen Auctionen beſtellte er ſich Bücher, und als der alte Schloßvoigt, ſein Commiſſionair, ihm einſtmals eröffnete: daß ein bedeutendes Buch ſchon zweymal vorhanden ſey, hieß es dagegen: ein gutes Buch könne man nicht oft genug haben.

Nach ſeinem Tode fand ſich ein großes Zimmer, auf deſſen Boden die ſämmtlichen Auctionserwerbniſſe, partienweis wie ſie angekommen, neben einander hingelegt waren. Die Wandſchränke ſtanden gefüllt, in dem Zimmer ſelbſt konnte man keinen Fuß vor den andern ſetzen. Auf alte gebrechliche Stühle waren Stöße roher Bücher, wie ſie von der Meſſe kamen, gehäuft; die gebrechlichen Füße knickten zuſammen, und das Neue ſchob ſich ſtoßweiſe über das Alte hin.

In einem andern Zimmer lehnten, an den Wänden umher gethürmt, planirte, gefalzte Bücher, wozu der Probeband erſt noch hinzugelegt werden ſollte. Und ſo ſchien dieſer wackre Mann, im höchſten Alter die Thätigkeit ſeiner Jugend fortzuſetzen begierig, endlich nur in Velleitäten verloren. Denke man ſich andere Kammern mit brauchbarem und unbrauchbarem phyſikaliſch-chemiſchem Apparat überſtellt, und man wird die Verlegenheit mitfühlen, in der ich mich befand, als dieſer Theil

des Nachlasses, von dem seiner Erben gesondert, übernommen und aus dem Quartiere, das schon längst zu andern Zwecken bestimmt gewesen, tumultuarisch ausgeräumt werden mußte. Darüber verlor ich meine Zeit, vieles kam zu Schaden, und mehrere Jahre reichten nicht hin die Verworrenheit zu lösen.

Wie nöthig in solchem Falle eine persönlich entscheidende Gegenwart sey, überzeugt man sich leicht. Denn da wo nicht die Rede ist das Beste zu leisten, sondern das Schlimmere zu vermeiden, entstehen unauflösliche Zweifel, welche nur durch Entschluß und That zu beseitigen sind.

Leider ward ich zu einem andern gleichfalls dringenden Geschäft abgerufen, und hatte mich glücklich zu schätzen, solche Mitarbeiter zu hinterlassen, die in besprochenem Sinne die Arbeit einige Zeit fortzuführen so fähig als geneigt waren.

Schon mehrmals war im Lauf unsrer Theatergeschichten von dem Vortheil die Rede gewesen, welche der Lauchstädter Sommeraufenthalt der Weimarischen Gesellschaft bringe; hier ist aber dessen ganz besonders zu erwähnen. Die dortige Bühne war von Bellomo so ökonomisch als möglich eingerichtet; ein paar auf einem freien Platz stehende hohe Bretergiebel, von welchen zu beiden das Pultdach bis nahe zur Erde reichte, stellten diesen Musentempel dar; der innere Raum war der

Länge nach durch zwey Wände getheilt, wovon der mittlere dem Theater und den Zuschauern gewidmet war, die beiden niedrigen schmalen Seiten aber den Garderoben. Nun aber, bei neuerer Belebung und Steigerung unserer Anstalt, forderten sowohl die Stücke als die Schauspieler, besonders aber auch das Hallische und Leipziger theilnehmende Publicum ein würdiges Local.

Der mehrere Jahre lang erst sachte, dann lebhafter betriebene Schloßbau zu Weimar rief talentvolle Baumeister heran, und wie es immer war und seyn wird: wo man bauen sieht, regt sich die Lust zum Bauen. Wie sich's nun vor einigen Jahren auswies, da wir, durch die Gegenwart des Herrn Thouret begünstigt, das Weimarische Theater würdig einrichteten, so fand sich auch dießmal, daß die Herren Genz und Raabe aufgefordert wurden, einem Lauchstädter Hausbau die Gestalt zu verleihen.

Die Zweifel gegen ein solches Unternehmen waren vielfach zur Sprache gekommen. In bedeutender Entfernung, auf fremdem Grund und Boden, bei ganz besondern Rücksichten der dort Angestellten, schienen die Hindernisse kaum zu beseitigen. Der Platz des alten Theaters war zu einem größern Gebäude nicht geeignet, der schöne einzig schickliche Raum strittig zwischen verschiedenen Gerichtsbarkeiten, und so trug man Bedenken, das Haus dem strengen Sinne nach ohne rechtlichen Grund aufzuerbauen. Doch von dem Drang der

Umstände, von unruhiger Thätigkeit, von leidenschaftlicher Kunstliebe, von unversiegbarer Productivität getrieben beseitigten wir endlich alles Entgegenstehende; ein Plan ward entworfen, ein Modell der eigentlichen Bühne gefertigt, und im Februar hatte man sich schon über das was geschehen sollte, vereinigt. Abgewiesen ward vor allen Dingen die Hüttenform, die das Ganze unter Ein Dach begreift. Eine mäßige Vorhalle für Casse und Treppen sollte angelegt werden, dahinter der höhere Raum für die Zuschauer emporsteigen, und ganz dahinter der höchste für's Theater.

Viel, ja alles kommt darauf an, wo ein Gebäude stehe. Dieß ward an Ort und Stelle mit größter Sorgfalt bedacht, und auch nach der Ausführung konnte man es nicht besser verlangen. Der Bau ging nun kräftig vor sich; im März lag das accordirte Holz freilich noch bei Saalfeld eingefroren, dessen ungeachtet aber spielten wir den 26 Juny zum erstenmal. Das ganze Unternehmen in seinem Detail, das Günstige und Ungünstige in seiner Eigenthümlichkeit, wie es unsere Thatlust drey Monate lang unterhielt, Mühe, Sorge, Verdruß brachte und durch alles hindurch persönliche Aufopferung forderte, dieß zusammen würde einen kleinen Roman geben, der als Symbol größerer Unternehmungen sich ganz gut zeigen könnte.

Nun ist das Eröffnen, Einleiten, Einweihen solcher Anstalten immer bedeutend. In solchem Falle ist die

Aufmerksamkeit gereizt, die Neugierde gespannt und die Gelegenheit recht geeignet, das Verhältniß der Bühne und des Publicums zur Sprache zu bringen. Man versäumte daher diese Epoche nicht und stellte in einem Vorspiel, auf symbolische und allegorische Weise, dasjenige vor, was in der letzten Zeit auf dem Deutschen Theater überhaupt, besonders auf dem Weimarischen geschehen war. Das Possenspiel, das Familiendrama, die Oper, die Tragödie, das Naive so wie das Maskenspiel producirten sich nach und nach in ihren Eigenheiten, spielten und erklärten sich selbst, oder wurden erklärt, indem die Gestalt eines Mercur das Ganze zusammenknüpfte, auslegte, deutete.

Die Verwandlung eines schlechten Bauernwirthshauses in einen theatralischen Palast, wobei zugleich die meisten Personen in eine höhere Sphäre versetzt worden, beförderte heiteres Nachdenken.

Den 6 Juny begab ich mich nach Jena, und schrieb das Vorspiel ungefähr in acht Tagen; die letzte Hand ward in Lauchstädt selbst angelegt, und bis zur letzten Stunde memorirt und geübt. Es that eine liebliche Wirkung, und lange Jahre erinnerte sich mancher Freund, der uns dort besuchte, jener hochgesteigerten Kunstgenüsse.

Mein Lauchstädter Aufenthalt machte mir zur Pflicht, auch Halle zu besuchen, da man uns von dorther nachbarlich, um des Theaters, auch um persönlicher Verhältnisse willen, mit öfterem Zuspruch beehrte. Ich

nenne Geh. Rath Wolf, mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt; Kanzler Niemeyer, der so thätigen Theil unsern Bestrebungen schenkte, daß er die Andria zu bearbeiten unternahm, wodurch wir denn die Summe unsrer Maskenspiele zu erweitern und zu vermannichfaltigen glücklichen Anlaß fanden.

Und so war die sämmtliche gebildete Umgebung mit gleicher Freundlichkeit, mich und die Anstalt, die mir so sehr am Herzen lag, geneigt zu befördern. Die Nähe von Giebichenstein lockte zu Besuchen bei dem gastfreien Reichardt; eine würdige Frau, anmuthige schöne Töchter, sämmtlich vereint, bildeten in einem romantisch-ländlichen Aufenthalte einen höchst gefälligen Familienkreis, in welchem sich bedeutende Männer aus der Nähe und Ferne kürzere oder längere Zeit gar wohl gefielen, und glückliche Verbindungen für das Leben anknüpften.

Auch darf nicht übergangen werden, daß ich die Melodien, welche Reichardt meinen Liedern am frühsten vergönnt, von der wohlklingenden Stimme seiner ältesten Tochter gefühlvoll vortragen hörte.

Uebrigens bliebe noch gar manches bei meinem Aufenthalt in Halle zu bemerken. Den botanischen Garten unter Sprengels Leitung zu betrachten, das Meckelische Cabinet, dessen Besitzer ich leider nicht mehr am Leben fand, zu meinen besondern Zwecken aufmerksam zu beschauen, war nicht geringer Gewinn; denn überall,

ſowohl an den Gegenſtänden als aus den Geſprächen, konnte ich etwas entnehmen, was mir zu mehrerer Vollſtändigkeit und Förderniß meiner Studien diente.

Einen gleichen Vortheil, der ſich immer bei akademiſchem Aufenthalt hervorthut, fand ich in Jena während des Auguſtmonats. Mit Lodern wurden früher angemerkte anatomiſche Probleme durchgeſprochen; mit Himly gar vieles über das ſubjective Sehen und die Farbenerſcheinung verhandelt. Oft verloren wir uns ſo tief in den Text, daß wir über Berg und Thal bis in die tiefe Nacht herum wanderten. Voß war nach Jena gezogen und zeigte Luſt ſich anzukaufen; ſeine große umſichtige Gelehrſamkeit, wie ſeine herrlichen poetiſchen Darſtellungen, die Freundlichkeit ſeiner häuslichen Exiſtenz zog mich an, und mir war nichts angelegener, als mich von ſeinen rhythmiſchen Grundſätzen zu überzeugen. Dadurch ergab ſich denn ein höchſt angenehmes und fruchtbares Verhältniß.

Umgeben von den Muſeen und von allem, was mich früh zu den Naturwiſſenſchaften angeregt und gefördert hatte, ergriff ich jede Gelegenheit, auch hier mich zu vervollſtändigen. Die Wolfmilchsraupe war dieſes Jahr häufig und kräftig ausgebildet, an vielen Exemplaren ſtudirte ich das Wachsthum bis zu deſſen Gipfel, ſo wie den Uebergang zur Puppe. Auch hier ward ich mancher trivialen Vorſtellungen und Begriffe los.

Auch die vergleichende Knochenlehre, die ich beſon-

ders mit mir immer im Gedanken herumführte, hatte großen Theil an meinen beschäftigten Stunden.

Das Abscheiden des verdienstreichen Batsch ward, als Verlust für die Wissenschaft, für die Akademie, für die naturforschende Gesellschaft, tief empfunden. Leider wurde das von ihm gesammelte Museum durch ein wunderliches Verhältniß zerstückt und zerstreut. Ein Theil gehörte der naturforschenden Gesellschaft; dieser folgte den Directoren, oder vielmehr einer höhern Leitung, die mit bedeutendem Aufwande die Schulden der Societät bezahlte und ein neues unentgeldliches Locale für die vorhandenen Körper anwies. Der andere Theil konnte, als Eigenthum des Verstorbenen, dessen Erben nicht bestritten werden. Eigentlich hätte man das kaum zu trennende Ganze mit etwas mehrerem Aufwand herübernehmen und zusammenhalten sollen, allein die Gründe warum es nicht geschah, waren auch von Gewicht.

Ging nun hier etwas verloren, so war in der spätern Jahreszeit ein neuer vorausgesehener Gewinn beschieden. Das bedeutende Mineraliencabinet des Fürsten Galizin, das er als Präsident derselben ihr zugedacht hatte, sollte nach Jena geschafft und nach der von ihm beliebten Ordnung aufgestellt werden. Dieser Zuwachs gab dem ohnehin schon wohlversehenen Museum einen neuen Glanz. Die übrigen wissenschaftlichen Anstalten,

meiner Leitung untergeben, erhielten sich in einem mäßigen, von der Casse gebotenen Zustand.

Belebt sodann war die Akademie durch bedeutende Studirende, die durch ihr Streben und Hoffen auch den Lehrern gleichen jugendlichen Muth gaben. Von bedeutenden, einige Zeit sich aufhaltenden Fremden nenne: von Podmanitzky, der vielseitig unterrichtet an unserm Wollen und Wirken Theil nehmen und thätig mit eingreifen mochte.

Neben allem diesem wissenschaftlichen Bestreben hatte die Jenaische Geselligkeit nichts von ihrem heitern Charakter verloren. Neue heranwachsende, hinzutretende Glieder vermehrten die Anmuth und ersetzten reichlich, was mir in Weimar auf einige Zeit entgangen war.

Wie gern hätte ich diese in jedem Sinne angenehmen und belehrenden Tage noch die übrige schöne Herbstzeit genossen, allein die vorzubereitende Ausstellung trieb mich nach Weimar zurück, womit ich denn auch den September zubrachte. Denn bis die angekommenen Stücke sämmtlich ein- und aufgerahmt wurden, bis man sie in schicklicher Ordnung in günstigem Lichte aufgestellt und den Beschauern einen würdigen Anblick vorbereitet hatte, war Zeit und Mühe nöthig, besonders da ich alles mit meinem Freunde Meyer selbst verrichtete, auch auf ein sorgfältiges Zurücksenden Bedacht zu nehmen hatte.

Perseus und Andromeda war der für die dießjährige

vierte Ausstellung bearbeitete Gegenstand. Auch dabei hatten wir die Absicht, auf die Herrlichkeit der äußern menschlichen Natur in jugendlichen Körpern beiderlei Geschlechts aufmerksam zu machen; denn wo sollte man den Gipfel der Kunst finden, als auf der Blüthenhöhe des Geschöpfs nach Gottes Ebenbilde.

Ludwig Hummeln, geboren in Neapel, wohnhaft in Cassel, war der Preis zu erkennen; er hatte mit zartem Kunstsinn und Gefühl den Gegenstand behandelt. Andromeda stand aufrecht in der Mitte des Bildes am Felsen, ihre schon befreite linke Hand konnte durch Heranziehen einiger Falten des Mantels Bescheidenheit und Schamhaftigkeit bezeichnen; ausruhend saß Perseus auf dem Haupte des Ungeheuers zu ihrer Seite, und gegenüber löste ein heraneilender Genius so eben die Fesseln der rechten Hand. Seine bewegte Jünglingsgestalt erhöhte die Schönheit und Kraft des würdigen Paares.

Einer Landschaft von Rohden aus Cassel ward in diesem Fach der Preis zuerkannt. Die Jenaische allgemeine Literaturzeitung vom Jahr 1803 erhält durch einen Umriß des historischen Gemähldes das Andenken des Bildes und durch umständliche Beschreibung und Beurtheilung der eingesendeten Stücke die Erinnerung jener Thätigkeit.

Indem wir nun aber uns auf jede Weise bemühten, dasjenige in Ausübung zu bringen und zu erhalten, was der bildenden Kunst als allein gemäß und vortheilhaft schon längst anerkannt worden, vernahmen wir in unsern

Sälen: daß ein neues Büchlein vorhanden sey, welches vielen Eindruck mache; es bezog sich auf Kunst, und wollte die Frömmigkeit als alleiniges Fundament derselben festsetzen. Von dieser Nachricht waren wir wenig gerührt; denn wie sollte auch eine Schlußfolge gelten, eine Schlußfolge wie diese: einige Mönche waren Künstler, deßhalb sollen alle Künstler Mönche seyn.

Doch hätte bedenklich scheinen dürfen, daß werthe Freunde, die unsere Ausstellung theilnehmend besuchten, auch unser Verfahren billigten, sich doch an diesen, wie man wohl merkte, schmeichelhaften, die Schwäche begünstigenden Einflüsterungen zu ergötzen schienen, und sich davon eine glückliche Wirkung versprachen.

Die im October fleißig besuchte Ausstellung gab Gelegenheit, sich mit einheimischen und auswärtigen Kunstfreunden zu unterhalten, auch fehlte es, der Jahrszeit gemäß, nicht an willkommenen Besuchen aus der Ferne. Hofrath Blumenbach gönnte seinen Weimarisch- und Jenaischen Freunden einige Tage, und auch dießmal wie immer verlieh seine Gegenwart den heitersten Unterricht.

Und wie ein Gutes immer ein anderes zur Folge hat, so stellte sich das reine Vernehmen in der innersten Gesellschaft nach und nach wieder her.

Eine bedeutende Correspondenz ließ mich unmittelbare Blicke selbst in die Ferne richten. Friedrich Schlegel, der bei seiner Durchreise mit unsern Bemühungen um seinen Alarcos wohl zufrieden gewesen, gab mir

von Pariſer Zuſtänden hinreichende Nachricht. Hofrath Sartorius, der gleichfalls zu einem Beſuch das lange beſtandene gute Verhältniß abermals aufgefriſcht und eben jetzt mit den Studien der Hanſeſtädte beſchäftigt war, ließ mich an dieſem wichtigen Unternehmen auch aus der Ferne Theil nehmen.

Hofrath Rochlitz, der unſer Theater mit zunehmendem Intereſſe betrachtete, gab ſolches durch mehrere Briefe, die ſich noch vorfinden, zu erkennen.

Gar manches andere von erfreulichen Verhältniſſen ſind ich noch angemerkt; drey junge Männer: Klaproth, Bode, Hain, hielten ſich in Weimar auf, und benutzten mit Vergünſtigung den Büttneriſchen polyglottiſchen Nachlaß.

Wenn ich nun dieſes Jahr in immerwährender Bewegung gehalten wurde, und bald in Weimar bald in Jena und Lauchſtädt meine Geſchäfte wie ſie vorkamen verſah; ſo gab auch der Beſitz des kleinen Freiguts Roßla Veranlaſſung zu manchen Hin- und Herfahrten. Zwar hatte ſich ſchon deutlich genug hervorgethan, daß wer von einem ſo kleinen Eigenthum wirklich Vortheil ziehen will, es ſelbſt bebauen, beſorgen und, als ſein eigner Pachter und Verwalter, den unmittelbaren Lebensunterhalt daraus ziehen müſſe, da ſich denn eine ganz artige Exiſtenz darauf gründen laſſe, nur nicht für einen verwöhnten Weltbürger. Indeſſen hat das ſogenannte Ländliche, in einem angenehmen Thale, an ei-

nem kleinen baum- und buschbegränzten Flusse, in der Nähe von fruchtreichen Höhen, unfern eines volkreichen und nahrhaften Städtchens, doch immer etwas das mich Tage lang unterhielt, und sogar zu kleinen poetischen Productionen eine heitere Stimmung verlieh. Frauen und Kinder sind hier in ihrem Elemente, und die in Städten unerträgliche Gevatterey ist hier wenigstens an ihrem einfachsten Ursprung; selbst Abneigung und Mißwollen scheinen reiner, weil sie aus den unmittelbaren Bedürfnissen der Menschheit hervorspringen.

Höchst angenehm war die Nachbarschaft von Oßmannstedt, in demselbigen Thale aufwärts nur auf der linken Seite des Wassers. Auch Wielanden fing dieser Naturzustand an bedenklich zu werden; einmal setzte er sehr humeristisch auseinander, welches Umschweifes es bedürfe, um der Natur nur etwas Genießbares abzugewinnen. Er wußte die Umständlichkeiten des Erzeugnisses der Futterkräuter gründlich und heiter darzustellen: erst brachte er den sorgsam gebauten Klee, mühsam durch eine theuer zu ernährende Magd zusammen, und ließ ihn von der Kuh verzehren, um nur zuletzt etwas Weißes zum Kaffee zu haben.

Wieland hatte sich in jenen Theater- und Festhändeln sehr wacker benommen, wie er denn, immer redlich, nur manchmal, wie es einem jeden geschieht, in augenblicklicher Leidenschaft, bei eingeflößtem Vorurtheil, in Abneigungen, die nicht ganz zu schelten waren,

eine launige Unbilligkeit zu äußern verführt ward. Wir beſuchten ihn oft nach Tiſche und waren zeitig genug über die Wieſen wieder zu Hauſe.

In meinen Weimariſchen häuslichen Verhältniſſen ereignete ſich eine bedeutende Veränderung. Freund Meyer, der ſeit 1792, einige Jahre Abweſenheit ausgenommen, als Haus- und Tiſchgenoſſe, mich durch belehrende, unterrichtende, berathende Gegenwart erfreute, verließ mein Haus in Gefolg einer eingegangenen ehelichen Verbindung. Jedoch die Nothwendigkeit ſich ununterbrochen mitzutheilen, überwand bald die geringe Entfernung, ein wechſelſeitiges Einwirken blieb lebendig, ſo daß weder Hinderniß noch Pauſe jemals empfunden ward.

Unter allen Tumulten dieſes Jahres ließ ich doch nicht ab meinen Liebling Eugenien im Stillen zu hegen. Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war, ſo arbeitete ich am Einzelnen wie ich ging und ſtand; daher denn auch die große Ausführlichkeit zu erklären iſt, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punct concentrirte, der unmittelbar in die Anſchauung treten ſollte.

Cellini gehörte ſchon mehr einer wilden zerſtreuten Welt an; auch dieſen wußt' ich, jedoch nicht ohne Anſtrengung, zu fördern: denn im Grunde war die unternommene Arbeit mehr von Belang, als ich anfangs denken mochte.

Reineke Fuchs durfte nun auch in jedem leidenſchaft-

ſchaftlich-leichtfertigen Momente hervortreten, ſo war er wohl empfangen und für gewiſſe Zeit ebenfalls gepflegt.

---

1 8 0 3.

Zum neuen Jahre gaben wir Paläophron und Neoterpe auf dem öffentlichen Theater. Schon war durch die Vorſtellung der Terenziſchen Brüder das Publicum an Masken gewöhnt, und nun konnte das eigentliche erſte Muſterſtück ſeine gute Wirkung nicht verfehlen. Der frühere an die Herzogin Amalie gerichtete Schluß ward in's Allgemeinere gewendet, und die gute Aufnahme dieſer Darſtellung bereitete den beſten Humor zu ernſteren Unternehmungen.

Die Aufführung der Braut von Meſſina (19 März) machte viel Vorarbeit, durchgreifende Leſe- und Theaterproben nöthig. Der bald darauf folgenden natürlichen Tochter erſter Theil (2 April), ſodann die Jungfrau von Orleans verlangten die volle Zeit; wir hatten uns vielleicht nie ſo lebhaft, ſo zweckmäßig und zu allgemeiner Zufriedenheit bemüht.

Daß wir aber alles Mißwollende, Verneinende, Herabziehende durchaus ablehnten und entfernten, davon ſey nachſtehendes ein Zeugniß. Zu Anfang des Jahrs war mir durch einen werthen Freund ein kleines Luſtſpiel zugekommen mit dem Titel: der Schädelken-

ner, die respectablen Bemühungen eines Mannes wie Gall lächerlich und verächtlich machend. Ich schickte solches zurück mit einer aufrichtigen allgemeinen Erklärung, welche als in's Ganze greifend hier gar wohl einen Platz verdient.

„Indem ich das kleine artige Stück, als bei uns nicht aufführbar, zurücksende, halte ich es, nach unserm alten freundschaftlichen Verhältnisse, für Pflicht die näheren Ursachen anzugeben.

Wir vermeiden auf unserm Theater, so viel möglich, alles was wissenschaftliche Untersuchungen vor der Menge herabsetzen könnte, theils aus eigenen Grundsätzen, theils weil unsere Akademie in der Nähe ist, und es unfreundlich scheinen würde, wenn wir das, womit sich dort mancher sehr ernstlich beschäftigt, hier leicht und lächerlich nehmen wollten.

Gar mancher wissenschaftliche Versuch, der Natur irgend ein Geheimniß abgewinnen zu wollen, kann für sich, theils auch durch Charlatanerie der Unternehmer, eine lächerliche Seite bieten, und man darf dem Komiker nicht verargen, wenn er im Vorbeigehen sich einen kleinen Seitenhieb erlaubt. Darin sind wir auch keineswegs pedantisch; aber wir haben sorgfältig alles was sich in einiger Breite auf philosophische oder literarische Händel, auf die neue Theorie der Heilkunde u. s. w. bezog, vermieden. Aus eben der Ursache möchten wir

nicht gern die Galliſche wunderliche Lehre, der es denn doch, ſo wenig als der Lavateriſchen, an einem Fundament fehlen möchte, dem Gelächter Preis geben, beſonders da wir fürchten müßten manchen unſerer achtungswerthen Zuhörer dadurch verdrießlich zu machen.

Weimar am 24 Januar 1803.

Mit einem ſchon früher auslangenden und nun friſch bereicherten Repertorium kamen wir wohl ausgeſtattet nach Lauchſtädt. Das neue Haus, die wichtigen Stücke, die ſorgfältigſte Behandlung erregten allgemeine Theilnahme. Die Andria des Terenz, von Herrn Niemeyer bearbeitet, ward ebenmäßig wie die Brüder mit Annäherung an's Antike aufgeführt. Auch von Leipzig fanden ſich Zuſchauer, ſie ſowohl als die von Halle wurden mit unſern ernſten Bemühungen immermehr bekannt, welches uns zu großem Vortheil gedieh. Ich verweilte dießmal nicht länger daſelbſt als nöthig, um mit Hofrath Kirms, meinem Mitcommiſſarius, die Bedürfniſſe der Baulichkeiten und einiges Wünſchenswerthe der Umgebung anzuordnen.

In Halle, Giebichenſtein, Merſeburg, Naumburg erneuerte ich gar manche werthe Verbindung. Profeſſor Wolf, Geh. Rath Schmalz, Jakob, Reil, Lafontaine, Niemeyer entgegneten mir mit gewohnter Freundlichkeit. Ich beſah von Leyſers Mineralien-Cabinet, beſtieg den Petersberg, um friſche Porphyr-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GOETHE,J.W.
3-598-50924-3
FN. 16257383

Stücke zu holen. Ehe ich abreiſte ſah ich noch mit Freuden, daß unſer theatraliſches Ganzes ſich ſchon von ſelbſt bewegte und im Einzelnen nichts nachzuhelfen war, wobei freilich die große Thätigkeit des Regiſſeurs Genaſt gerühmt werden mußte. Ich nahm meinen Rückweg über Merſeburg, das gute Verhältniß mit den dortigen oberen Behörden zu befeſtigen, ſodann meinen Geſchäften in Weimar und Jena weiter obzuliegen.

Als ich mir nun für dieſe Zeit das Theaterweſen ziemlich aus dem Sinne geſchlagen hatte, ward ich im Geiſte mehr als jemals dahin zurückgeführt. Es meldeten ſich, mit entſchiedener Neigung für die Bühne, zwey junge Männer, die ſich Wolff und Grüner nannten, von Augsburg kommend, jener bisher zum Handelsſtande, dieſer zum Militair zu rechnen. Nach einiger Prüfung fand ich bald daß beide dem Theater zur beſondern Zierde gereichen würden und daß, bei unſerer ſchon wohlbeſtellten Bühne, ein paar friſche Subjecte von dieſem Werth ſich ſchnell heranbilden würden. Ich beſchloß ſie feſt zu halten, und weil ich eben Zeit hatte, auch einer heitern Ruhe genoß, begann ich mit ihnen gründliche Didaskalien, indem ich auch mir die Kunſt aus ihren einfachſten Elementen entwickelte und an den Fortſchritten beider Lehrlinge mich nach und nach emporſtudirte, ſo daß ich ſelbſt klärer über ein Geſchäft ward, dem ich mich bisher inſtinctmäßig hingegeben hatte. Die Grammatik, die ich mir ausbildete, verfolgte ich nach-

her mit mehreren jungen Schauspielern, einiges davon ist schriftlich übrig geblieben.

Nach jenen genannten beiden fügte sich's, daß noch ein hübscher junger Mann, Namens Grimmer, mit gleichmäßigem Antrag bei uns vortrat. Auch von ihm ließ sich nach Gestalt und Wesen das Beste hoffen, besonders war er Schillern willkommen, der seinen personenreichen Tell im Sinne hatte und auf schickliche Besetzung der sämmtlichen Rollen sein Augenmerk richtete. Wir hielten daher auch ihn fest, und fanden ihn bald an seinem Platze brauchbar.

Der erste Theil von Eugenie war geschrieben, gespielt und gedruckt, das Schema des Ganzen lag Scene nach Scene vor mir, und ich kann wohl sagen, meine mehrjährige Neigung zu diesem Erzeugniß hatte keineswegs abgenommen.

Der zweyte Theil sollte auf dem Landgut, dem Aufenthalt Eugeniens, vorgehen, der dritte in der Hauptstadt, wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben. Doch ich darf nicht weiter gehen, weil ich sonst das Ganze umständlich vortragen müßte.

Ich hatte mich der freundlichsten Aufnahme von vielen Seiten her zu erfreuen, wovon ich die wohlthätigsten Zeugnisse gesammelt habe, die ich dem Oeffentlichen mitzutheilen vielleicht Gelegenheit finde. Man empfand,

man dachte, man folgerte was ich nur wünschen konnte; allein ich hatte den großen unverzeihlichen Fehler begangen, mit dem ersten Theil hervorzutreten, eh' das Ganze vollendet war. Ich nenne den Fehler unverzeihlich, weil er gegen meinen alten geprüften Aberglauben begangen wurde, einen Aberglauben, der sich indeß wohl ganz vernünftig erklären läßt.

Einen sehr tiefen Sinn hat jener Wahn, daß man, um einen Schatz wirklich zu heben und zu ergreifen, stillschweigend verfahren müsse, kein Wort sprechen dürfe, wie viel Schreckliches und Ergötzendes auch von allen Seiten erscheinen möge. Eben so bedeutsam ist das Mährchen, man müsse, bei wunderhafter Wagefahrt nach einem kostbaren Talisman, in entlegensten Bergwildnissen, unaufhaltsam vorschreiten, sich ja nicht umsehen, wenn auf schroffem Pfade fürchterlich drohende oder lieblich lockende Stimmen ganz nahe hinter uns vernommen werden.

Indessen war's geschehen, und die geliebten Scenen der Folge besuchten mich nur manchmal wie unstäte Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen.

So wie schon einige Jahre machte der Zustand von Jena uns auch dießmal gar manche Sorge. Seit der Französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt daß sie entweder an ihrem Zustand zu ändern, oder ihren Zustand wenigstens dem Ort nach zu verändern gedachten. Hierzu konnten be-

sonders die Lehrer an Hochschulen ihrer Stellung nach am meisten verlockt werden, und da eben zu dieser Zeit dergleichen Anstalten neu errichtet und vorzüglich begünstigt wurden, so fehlte es nicht an Reiz und Einladung dorthin, wo man ein besseres Einkommen, höheren Rang, mehr Einfluß in einem weitern Kreise sich versprechen konnte.

Diese großweltischen Ereignisse muß man im Auge behalten, wenn man sich im Allgemeinen einen Begriff machen will von dem was um diese Zeit in dem kleinen Kreise der Jenaischen Akademie sich ereignete.

Der im ärztlichen Fache so umsichtige und mit mannichfachem Talent der Behandlung und Darstellung begabte Christian Wilhelm Hufeland war nach Berlin berufen, führte dort den Titel eines Geheimen Raths, welcher in einem großen Reiche schon zum bloßen Ehrentitel geworden war, indessen er in kleineren Staaten noch immer die ursprüngliche active Würde bezeichnete und ohne dieselbe nicht leicht verliehen werden konnte. Eine solche Rangerhöhung aber blieb auf die Zurückgelassenen nicht ohne Einfluß.

Fichte hatte in seinem philosophischen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Ausdrücken über solche Geheimnisse zu widersprechen schien; er ward in Anspruch genommen, seine Vertheidigung besserte die Sache nicht, weil er leidenschaftlich zu Werke ging, ohne Ab-

nung wie gut man dießseits für ihn gesinnt sey, wiewohl man seine Gedanken, seine Worte auszulegen wisse; welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und eben so wenig die Art und Weise, wie man ihm auf das gelindeste herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Bestärken und Entschließen wogte in vielfachen unsichern Reden auf der Akademie durcheinander, man sprach von einem ministeriellen Vorhalt, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, dessen Fichte sich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Fassung, hielt er sich für berechtigt ein heftiges Schreiben bei'm Ministerium einzureichen, worin er jene Maßregel als gewiß voraussetzend, mit Ungestüm und Trotz erklärte, er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne Weiteres von der Akademie abziehen, und in solchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer mit ihm einstimmig den Ort gleichzeitig zu verlassen gedächten.

Hiedurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paralysirt: hier blieb kein Ausweg, keine Vermittelung übrig, und das gelindeste war, ihm ohne Weiteres seine Entlassung zu ertheilen. Nun erst, nachdem die Sache sich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er mußte seinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauerten.

Zu einer Verabredung jedoch mit ihm die Akademie zu verlassen, wollte sich niemand bekennen, alles blieb für den Augenblick an seiner Stelle; doch hatte sich ein heimlicher Unmuth aller Geister so bemächtigt, daß man in der Stille sich nach außen umthat, und zuletzt Hufeland der Jurist nach Ingolstadt, Paulus und Schelling aber nach Würzburg wanderten.

Nach allem diesem vernahmen wir im August die so hochgeschätzte Literaturzeitung solle auch von Jena weg und nach Halle gebracht werden. Der Plan war klug genug angelegt, man wollte ganz im gewohnten Gange das laufende Jahr durchführen und schließen, sodann, als geschähe weiter nichts, ein neues anfangen, zu Ostern aber gleichsam nur den Druckort verändern und durch solches Manduvre, mit Anstand und Bequemlichkeit, diese wichtige Anstalt für ewig von Jena wegspielen.

Die Sache war von der größten Bedeutsamkeit und es ist nicht zu viel gesagt: diese stille Einleitung bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung. Man war dießseits wirklich in Verlegenheit: denn ob man gleich das Recht hatte die Unternehmer zu fragen, ob dieses allgemeine Gerücht einen Grund habe, so wollte man doch in einer solchen gehässigen Sache nicht übereilt noch hart erscheinen; daher anfänglich ein Zaudern, das aber von Tag zu Tag gefährlicher ward. Die erste Hälfte des Augusts war verstrichen, und alles kam

darauf an, was in den sechs Wochen bis Michael zu einer Gegenwirkung vorgenommen werden könnte.

Auf einmal kommt Hülfe, woher sie nicht zu erwarten war. Kotzebue, der sich seit den Scenen des vorigen Jahrs als Todfeind aller Weimarischen Thätigkeit erwiesen hatte, kann seinen Triumph nicht im Stillen feiern, er gibt in dem Freimüthigen übermüthig an den Tag: Mit der Akademie Jena, welche bisher schon großen Verlust an tüchtigen Professoren erlitten, sey es nun völlig zu Ende, indem die allgemeine Literaturzeitung, in Gefolg großer dem Redacteur verwilligter Begünstigungen, von da hinweg und nach Halle verlegt werde.

Von unserer Seite hörte nun alles Bedenken auf; wir hatten volle Ursache die Unternehmer zu fragen, ob dieß ihre Absicht sey? Und da solche nun nicht geläugnet werden konnte, so erklärte man ihren Vorsatz, die Anstalt bis Ostern in Jena hinzuhalten, für nichtig, und versicherte zugleich, man werde mit dem neuen Jahre in Jena die allgemeine Literaturzeitung selbst fortsetzen.

Diese Erklärung war kühn genug, denn wir hatten kaum die Möglichkeit in der Ferne zu sehen geglaubt; doch rechtfertigte der Erfolg den wackern Entschluß. Die Actenstücke jener Tage sind in der größten Ordnung verwahrt, vielleicht ergötzen sich unsere Nachkommen an dem Hergang dieser für uns wenigstens höchst bedeutenden Begebenheit.

Nachdem also die Anstalt der Literaturzeitung in ih-

rem ganzen Gewichte gesichert war, hatte man sich nach Männern umzusehen, die erledigten Lehrfächer wieder zu besetzen. Von mehreren in Vorschlag gebrachten Anatomen wurde Ackermann berufen, welcher den Grund zu einem längst beabsichtigten stehenden anatomischen Museum legte, das der Akademie verbleiben sollte. Auch Schelver ward herangezogen und der botanischen Anstalt vorgesetzt. Man hatte von seiner Persönlichkeit, als eines zugleich höchst zarten und tiefsinnigen Wesens, die besten Hoffnungen für die Naturwissenschaft.

Die von Lenz gegründete mineralogische Societät erweckte das größte Vertrauen; alle Freunde dieses Wissens wünschten als Mitglieder aufgenommen zu werden, und sehr viele beeiferten sich mit bedeutenden Geschenken das angelegte Cabinet zu vermehren.

Unter solchen zeichnete sich Fürst Gallizin aus, welcher die Ehre der ihm übertragenen Präsidentenstelle, durch das Geschenk seines ansehnlichen Cabinets anzuerkennen suchte, und da durch diesen wie durch andern Zuwachs die Anstalt höchst bedeutend geworden, so bestätigte der Herzog gegen Ende des Jahrs die Statuten der Gesellschaft, und gab ihr dadurch unter den öffentlichen Anstalten einen entschiedenen Rang.

Nach dem Verlust so mancher bedeutenden Personen hatten wir uns jedoch neumitwirkender Männer zu erfreuen. Fernow kam von Rom, um künftig in Deutschland zu verbleiben, wir hielten ihn fest. Herzo-

gin Amalie gab ihm die seit Jagemanns Tode unbesetzte Bibliothekarstelle ihrer besondern Büchersammlung; seine gründliche Kenntniß der Italiänischen Literatur, eine ausgesuchte Bibliothek dieses Faches und seine angenehmen geselligen Eigenschaften machten diesen Erwerb höchst schätzbar. Daneben führte er einen bedeutenden Schatz mit sich, die hinterlassenen Zeichnungen seines Freundes Karstens, dem er in seiner künstlerischen Laufbahn bis an sein frühzeitiges Ende mit Rath und That, mit Urtheil und Nachhülfe treulichst beigestanden hatte.

Dr. Riemer, der mit Herrn von Humboldt nach Italien gegangen war, und dort einige Zeit in dessen Familienkreis mitgewirkt hatte, war in Fernows Gesellschaft herausgereift, und als gewandter Kenner der alten Sprachen uns gleichfalls höchlich willkommen. Er gesellte sich zu meiner Familie, nahm Wohnung bei mir und wendete seine Sorgfalt meinem Sohne zu.

Auch mit Zelter ergab sich ein näheres Verhältniß; bei seinem vierzehntägigen Aufenthalt war man wechselseitig in künstlerischem und sittlichem Sinne um vieles näher gekommen. Er befand sich in dem seltsamsten Drange zwischen einem ererbten, von Jugend auf geübten, bis zur Meisterschaft durchgeführten Handwerk, das ihm eine bürgerliche Existenz ökonomisch versicherte, und zwischen einem eingebornen, kräftigen, unwiderstehlichen Kunsttriebe, der aus seinem Individuum den ganzen Reichthum der Tonwelt entwickelte. Jenes treibend,

von diesem getrieben, von jenem eine erworbene Fertigkeit besitzend, in diesem nach einer zu erwerbenden Gewandtheit bestrebt, stand er nicht etwa wie Hercules am Scheidewege zwischen dem was zu ergreifen oder zu meiden seyn möchte, sondern er ward von zwey gleich werthen Musen hin und hergezogen, deren eine sich seiner bemächtigt, deren andere dagegen er sich anzueignen wünschte. Bei seinem redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernst war es ihm eben so sehr um sittliche Bildung zu thun, als diese mit der ästhetischen so nah verwandt, ja ihr verkörpert ist, und eine ohne die andere zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann.

Und so konnte ein doppelt wechselseitiges Bestreben nicht außen bleiben, da die Weimarischen Kunstfreunde sich fast in demselben Falle befanden; wozu sie nicht geschaffen waren, hatten sie zu leisten, und was sie Angebornes zu leisten wünschten, schien immerfort unversucht zu bleiben.

Die Angebäude der Bibliothek, nach dem Schlosse zu, wurden der freieren Aussicht wegen abgebrochen, nun machte sich statt ihrer ein neuer Gelaß nöthig, wozu die Herren Genz und Raabe gleichfalls die Risse zu liefern gefällig übernahmen. Was sonst in jenen Platz gefunden hatte, stattliche Treppe, geräumige Expeditions- und Gesellschaftszimmer wurden gewonnen, ferner im zweyten Stock nicht allein Stand für mehrere Bücherrepositorien, sondern auch einige Räume für Al-

terthümer, Kunstsachen und was dem anhängt; nicht weniger wurde das Münzcabinet, vollständig an Sächsischen Medaillen, Thalern und kleineren Geldsorten, nebenher auch mit Denkmünzen, ingleichen Römischen und Griechischen versehen, besonders aufbewahrt.

Da ich mich in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet, und mir eine Phrase, wobei nichts gedacht oder empfunden war, an andern unerträglich, an mir unmöglich schien, so litt ich bei der Uebersetzung des Cellini, wozu durchaus unmittelbare Ansicht gefordert wird, wirkliche Pein. Ich bedauerte herzlich daß ich meine erste Durchreise, meinen zweyten Aufenthalt zu Florenz nicht besser genutzt, mir von der Kunst neuerer Zeit nicht ein eindringlicheres Anschauen verschafft hatte. Freund Meyer, der in den Jahren 1796 und 1797 sich daselbst die gründlichsten Kenntnisse erworben hatte, half mir möglichst aus, doch sehnt' ich mich immer nach dem eigenen, nicht mehr gegönnten Anblick.

Ich kam daher auf den Gedanken, ob nicht wenigstens Cellinische Münzen, auf die er sich so viel zu Gute thut, noch zu finden seyn möchten, ob nicht anderes was mich in jene Zeiten versetzen könnte noch zu haben wäre.

Glücklicherweise vernahm ich von einer Nürnbergischen Auction, in welcher Kupfermünzen des fünfzehnten und sechzehnten, ja des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts feil geboten wurden, und es gelang die

ganze Masse zu erhalten. Die Originalfolge von Päpsten, seit Martin dem V. bis auf Clemens XI., also bis zum ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts, wurde mir nicht allein zu eigen, sondern auch dazwischen Cardinäle und Priester, Philosophen, Gelehrte, Künstler, merkwürdige Frauen, in scharfen unbeschädigten Exemplaren, theils gegossen, theils geprägt, aber verwundersam und bedauerlich: unter so manchen Hunderten kein Cellini. Aufgeregt war man nun auch hier das Geschichtliche zu studiren; man forschte nach Bonanni, Mazucchelli und andern, und legte so den Grund zu ganz neuer Belehrung.

Das ältere Schießhaus vor dem Frauenthor war schon längst von den Parkanlagen überflügelt, der Raum den es einnahm bereits zwischen Gärten eingeschlossen und Spaziergängen, die Uebungen nach der Scheibe, besonders aber das eigentliche Vogelschießen, nach und nach unbequem und gefährlich.

Zum Tausch nahm der Stadtrath mit mehrfachem Gewinn einen großen schön gelegenen Bezirk vor dem Kegelthor, die weit verbreiteten Aecker sollten in Gärten, Gartenländer verwendet und an dem schicklichsten Platz ein neues Schießhaus gebaut werden.

Die eigentliche Lage eines Gebäudes, sobald dem Architekten Freiheit gegeben ist, bleibt immer desselben Hauptaugenmerk: ein ländliches Gebäude soll die Gegend zieren und wird von ihr geziert; und so war die

sorgfältigste Berathung zwischen den Berliner Architekten und den Weimarischen Kunstfreunden nicht weniger dem Stadtrath und der Schützengesellschaft eine geraume Zeit im Schwange.

Bei einem neuen Lustgebäude mit seinen Umgebungen, zur Aufnahme einer großen Menge bestimmt, ist das Haupterforderniß Schatten, welcher nicht sogleich herbeigebannt werden kann. Hier war also ein angenehmes Hölzchen der nothwendige Punct einen Flügel daran zu lehnen, für die Hauptrichtung entschied sodann eine oberhalb jenes Buschwerks hergehende uralte vierfache Lindenallee; man mußte den Flügel und also das ganze Gebäude rechtwinkelig darauf richten.

Ein mäßiger Plan, den Bedürfnissen allenfalls hinreichend, erweiterte sich nach und nach; die Schützengesellschaft, das Publicum, als die Tanzenden, die Genießenden, alle wollten bedacht seyn, alle verlangten ein schickliches und bequemes Local. Nun aber forderte die nahebei doch gesondert anzulegende Wirthschaft ebenfalls ihre mannichfaltigen Bedürfnisse, und so dehnte sich der Plan immer mehr aus. Zwar gab die Ungleichheit des Terrains, die man zu überwinden hatte, die schönste Gelegenheit aus der nothwendigen Bedingtheit des Locals die Forderungen des Zweckes zu entwickeln, am Ende aber konnte man sich nicht läugnen, bei ökonomischer Ausdehnung und nach ästhetischen Rücksichten, über die Gränze des Bedürfnisses hinausgegangen zu seyn.

Doch

Doch ein Gebäude gehört unter die Dinge, welche nach erfüllten inneren Zwecken auch zu Befriedigung der Augen aufgeſtellt werden, ſo daß man, wenn es fertig iſt, niemals fragt, wie viel Erfindungskraft, Anſtrengung, Zeit und Geld dazu erforderlich geweſen: die Totalwirkung bleibt immer das Dämoniſche, dem wir huldigen.

Gegen Ende des Jahrs erlebte ich das Glück mein Verhältniß zu den Erdſchollen von Roßla völlig aufgehoben zu ſehen. War der vorige Pachter ein Lebemann und in ſeinem Geſchäft leichtſinnig und nachläſſig, ſo hatte der neue als bisheriger Bürger einer Landſtadt, eine gewiſſe eigene kleinliche Rechtlichkeit, wovon die Behandlung jener bekannten Quelle ein Symbol ſeyn mag. Der gute Mann, in ſeinen Gartenbegriffen einen Springbrunnen als das Höchſte befindend, leitete das dort mäßig abfließende Waſſer in engen Blechröhren an die niedrigſte Stelle, wo es denn wieder einige Fuß in die Höhe ſprang, aber ſtatt des Waſſerſpiegels einen Sumpf bildete. Das idylliſche Naturweſen jenes Spaziergangs war um ſeine Einfalt verkümmert, ſo wie denn auch andere ähnliche Anſtalten ein gewiſſes erſtes Gefallen nicht mehr zuließen.

Zwiſchen allem dieſem war der häusliche Mann doch auch klar geworden, daß die Beſitzung für den der ſie perſönlich benutze ganz einträglich ſey, und in dem Maße wie mir der Beſitz verleidete, mußte er ihm wünſchens-

würdig erscheinen, und so ereignete sich's, daß ich nach sechs Jahren das Gut ihm abtrat, ohne irgend einen Verlust als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feste, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen mußte. Konnte man ferner die klare Anschauung dieser Zustände auch nicht zu Geld anschlagen, so war doch viel gewonnen und nebenbei mancher heitere Tag im Freien gesellig zugebracht.

Frau von Stael kam Anfangs December in Weimar an, als ich noch in Jena mit dem Programm beschäftigt war. Was mir Schiller über sie am 21 December schrieb, diente auf einmal über das wechselseitige aus ihrer Gegenwart sich entwickelnde Verhältniß aufzuklären.

„Frau von Stael wird Ihnen völlig so erscheinen, wie Sie sie sich a priori schon construirt haben werden; es ist alles aus Einem Stück und kein fremder, falscher, pathologischer Zug in ihr. Dieß macht daß man sich, trotz des immensen Abstands der Naturen und Denkweisen, vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören, ihr alles sagen mag. Die Französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es, trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem

genialiſchen Vermögen. Sie will alles erklären, einſehen, ausmeſſen, ſie ſtatuirt nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin ſie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da iſt nichts für ſie vorhanden. Darum hat ſie eine horrible Scheu vor der Idealphiloſophie, welche nach ihrer Meinung zur Myſtik und zum Aberglauben führt, und das iſt die Stickluft wo ſie umkommt. Für das was wir Poeſie nennen, iſt kein Sinn in ihr, ſie kann ſich von ſolchen Werken nur das Leidenſchaftliche, Redneriſche und Allgemeine zueignen, aber ſie wird nichts Falſches ſchätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie erſehen aus dieſen paar Worten, daß die Klarheit, Entſchiedenheit und geiſtreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Läſtige iſt die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge, man muß ſich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können. Da ſogar ich, bei meiner wenigen Fertigkeit im Franzöſiſchreden, ganz leidlich mit ihr fortkomme, ſo werden Sie, bei ihrer größern Uebung, eine ſehr leichte Communication mit ihr haben."

Da ich mich von Jena ohne mein Geſchäft abgeſchloſſen zu haben nicht entfernen konnte, ſo gelangten noch gar mancherlei Schilderungen und Nachrichten zu mir, wie Frau von Stael ſich benehme und genommen werde, und ich konnte mir ziemlich die Rolle vorſchreiben, welche ich zu ſpielen hätte. Doch ſollte das alles

ganz anders werden, wie in dem nächsten Jahr, wohin wir hinüber gehen, zu melden ist.

Wie unbequem aber ein so bedeutender Besuch mir gerade zu der Zeit seyn mußte, wird derjenige mitempfinden, der die Wichtigkeit des Geschäfts bedenkt, das mich damals in Jena festhielt. Der weltberühmten allgemeinen Literaturzeitung mit Aufkündigung des Dienstes zuvorzukommen, und indem sie sich an einen andern Ort bewegte, sie an derselben Stelle fortsetzen zu wollen war ein kühnes Unternehmen. Man bedenkt nicht immer daß ein kühn Unternommenes in der Ausführung gleichfalls Kühnheit erfordert, weil bei dem Ungemeinen durch gemeine Mittel nicht wohl auszulangen seyn möchte. Mehr als Ein Verständiger, Einsichtiger gab mir das Erstaunen zu erkennen, wie man sich in ein solch unmögliches Unternehmen habe einlassen dürfen. Freilich aber war die Sache dadurch möglich geworden, daß ein Mann von dem Verdienste des Herrn Hofr. Eichstädt sich zu Fortsetzung des Geschäfts entschloß, an dem er bisher so bedeutenden Theil genommen hatte.

Die Weimarischen Kunstfreunde hielten es nunmehr für Pflicht, das was an ihrem Einfluß gewichtig seyn konnte, auch auf die Schale zu legen. Preisaufgaben für bildende Künstler, Recensionen der eingesendeten Blätter, Preisertheilung, sonstig verwandte Ausführungen, Ausschreiben einer neuen Preisaufgabe. Dieser Complex von ineinander greifenden Operationen, welcher

bisher den Propyläen angehört hatte, sollte nunmehr der allgemeinen Literaturzeitung zu Theil werden. Das Programm hiezu beschäftigte mich in meiner dießmaligen Absonderung, indem ich mit dem Freund und eifrigen Mitarbeiter Heinrich Meyer in fortwährender Communication blieb.

Wer Gelegenheit hat den ersten Jahrgang der Neuen oder Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung anzusehen, der wird gern bekennen, daß es keine geringe Arbeit gewesen. Die Preisaufgabe von 1803 war auf verschiedene Weise gelöst, auch Professor Hoffmann aus Stuttgart der Preis zuerkannt, nachdem vorher die verschiedenen Verdienste der Mitwerber gewürdigt sowohl als von freiwillig Eingesendetem Rechenschaft gegeben worden. Alsdann hatte man einen Versuch gemacht Polygnot's Gemählde in der Lesche zu Delphi zu restauriren und sich in Gedanken der Kunst dieses Urvaters, wie es sich thun ließe, zu nähern.

Die Weimarischen Kunstfreunde hatten diese fünf Jahre her, während welcher sie diese Anstalt durchgeführt, gar wohl bemerken können, daß eine allzu eng bestimmte Aufgabe dem Künstler nicht durchaus zusage, und daß man dem freien Geist einigen Spielraum lassen müsse, um nach eignem Sinn und Vermögen eine Wahl anstellen zu können. Die dießjährige Aufgabe war daher: das Menschengeschlecht vom Elemente des Wassers

bedrängt, wovon wir eine ganz besondere Mannichfaltigkeit hoffen konnten.

Aus jenem Programm füge zum Schluß noch eine Stelle hier ein, die Gelegenheit gibt ein anmuthiges Ereigniß zu besprechen. „Unter den Schätzen der Galerie zu Cassel verdient die Charitas, von Leonardo da Vinci, die Aufmerksamkeit der Künstler und Liebhaber im höchsten Grad. Herr Riepenhausen hatte den schönen Kopf dieser Figur, in Aquarellfarben, trefflich copirt, zur Ausstellung eingesandt. Die süße Traurigkeit des Mundes, das Schmachtende der Augen, die sanfte, gleichsam bittende Neigung des Hauptes, selbst der gedämpfte Farbenton des Originalbildes waren durchaus rein und gut nachgeahmt. Die größte Zahl derer, welche die Ausstellung besuchten, haben diesen Kopf mit vielem Vergnügen gesehen; ja derselbe muß einen Kunstliebhaber im höchsten Grade angezogen haben, indem wir die unverkennbaren Spuren eines herzlichen Kusses von angenehmen Lippen, auf dem Glase, da wo es den Mund bedeckt, aufgedrückt fanden."

Wie liebenswürdig aber das Facsimile eines solchen Kusses gewesen, wird man nur erst ganz empfinden, erfährt man die Umstände, unter welchen solches möglich geworden. Unsere Ausstellung kam dieses Jahr später zu Stande; bei dem Antheil welchen das Publicum zeigte, ließen wir es länger als gewöhnlich stehen, die Zimmer wurden kälter und nur gegen die Stunden des

eröffneten Einlasses geheizt. Eine geringe Abgabe für die einmalige Entrée zum Besten der Anstalt war genehmigt, besonders von Fremden; für Einheimische war ein Abonnement eingerichtet, welches nach Belieben auch außer der bestimmten Zeit den Eintritt gewährte. Indem wir also, nach Gewahrwerden dieser liebevollen Theilnahme an einem vorzüglichen Kunstwerk, uns in stiller Heiterkeit den Urheber zu entdecken bemühten, wurde folgendes erst festgesetzt. Jung war der Küssende, das hätte man voraussetzen können, aber die auf dem Glas fixirten Züge sprechen es aus; er muß allein gewesen seyn, vor Vielen hätte man dergleichen nicht wagen dürfen. Dieß Ereigniß geschah früh bei ungeheizten Zimmern: der Sehnsüchtige hauchte das kalte Glas an, drückte den Kuß in seinen eignen Hauch, der alsdann erstarrend sich consolidirte. Nur wenige wurden mit dieser Angelegenheit bekannt, aber es war leicht auszumachen wer bei Zeiten in den ungeheizten Zimmern allein sich eingefunden, und da traf sich's denn auch recht gut: die bis zur Gewißheit versteigerte Vermuthung blieb auf einem jungen Menschen ruhen, dessen wirklich küßliche Lippen wir Eingeweihten nachher mehr als einmal freundlich zu begrüßen Gelegenheit hatten.

So viel wir wissen ist das Bild nach Dorpat gekommen.

1 8 0 4.

Der Winter hatte sich mit aller Gewalt eingefunden, die Wege waren verschneit, auf der Schnecke kein Fortkommen. Frau von Stael kündigte sich immer dringender an, mein Geschäft war vollendet, und ich entschloß mich in mancherlei Betracht nach Weimar zu gehen. Aber auch dießmal fühlt' ich die Schädlichkeit des Winteraufenthaltes im Schlosse. Die so theure Erfahrung von 1801 hatte mich nicht aufmerksam, nicht klüger gemacht, ich kehrte mit einem starken Katarrh zurück, der ohne gefährlich zu seyn mich einige Tage im Bette und sodann Wochen lang in der Stube hielt. Dadurch ward mir nun ein Theil des Aufenthalts dieser seltenen Frau historisch, indem ich was in der Gesellschaft vorging, von Freunden berichtlich vernahm, und so mußte denn auch die Unterhaltung erst durch Billette, dann durch Zwiegespräche, später in dem kleinsten Cirkel statt finden: vielleicht die günstigste Weise, wie ich sie kennen lernen und mich ihr, in so fern dieß möglich war, auch mittheilen konnte.

Mit entschiedenem Andrang verfolgte sie ihre Absicht, unsere Zustände kennen zu lernen, sie ihren Begriffen ein- und unterzuordnen, sich nach dem Einzelnen so viel als möglich zu erkundigen, als Weltfrau sich die geselligen Verhältnisse klar zu machen, in ihrer geistreichen Weiblichkeit die allgemeineren Vorstellungsarten und was man Philosophie nennt, zu durchdringen und

zu durchschauen. Ob ich nun gleich gar keine Ursache hatte mich gegen sie zu verstellen, wiewohl ich, auch wenn ich mich gehen lasse, doch immer von den Leuten nicht recht gefaßt werde; so trat doch hier ein äußerer Umstand ein, der mich für den Augenblick scheu machte. Ich erhielt so eben ein erst herausgekommenes Französisches Buch, die Correspondenz von ein paar Frauenzimmern mit Rousseau enthaltend. Sie hatten den unzugänglichen scheuen Mann ganz eigentlich mystificirt, indem sie ihn erst durch kleine Angelegenheiten zu interessiren, zu einem Briefwechsel mit ihnen anzulocken gewußt, den sie, nachdem sie den Scherz genug hatten, zusammenstellen und drucken ließen.

Hierüber gab ich mein Mißfallen an Frau von Stael zu erkennen, welche die Sache leicht nahm, sogar zu billigen schien und nicht undeutlich zu verstehen gab: sie denke ungefähr gleicherweise mit uns zu verfahren. Weiter bedurft' es nichts, um mich aufmerksam und vorsichtig zu machen, mich einigermaßen zu verschließen.

Die großen Vorzüge dieser hochdenkenden und empfindenden Schriftstellerin liegen jederman vor Augen, und die Resultate ihrer Reise durch Deutschland zeigen genugsam, wie wohl sie ihre Zeit angewendet.

Ihre Zwecke waren vielfach: sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen und sich über alles genau unterrichten; dann aber wollte auch sie gekannt seyn, und suchte daher ihre Ansichten eben so gel-

tend zu machen, als es ihr darum zu thun schien, unsre Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen; auch wirken wollte sie auf die Sinne, auf's Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Thätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf.

Da sie keinen Begriff hatte von dem was Pflicht heißt, und zu welcher stillen gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, so wie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden.

Die Weimaraner sind gewiß eines Enthusiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falschen, aber das Französische Auflodern ließ sich nicht von ihnen erwarten, am wenigsten zu einer Zeit, wo die Französische Uebergewalt so allseitig drohte und stillkluge Menschen das unausweichliche Unheil voraussahen, das uns im nächsten Jahre an den Rand der Vernichtung führen sollte.

Auch vorlesend und declamirend wollte Frau von Stael sich Kränze erwerben. Ich entschuldigte mich von einem Abend, wo sie Phädra vortrug und wo ihr der mäßige Deutsche Beifall keineswegs genug that.

Philosophiren in der Gesellschaft heißt sich über unauflösliche Probleme lebhaft unterhalten. Dieß war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft. Natürlicherweise trieb sie es in Reden und Wechselreden gewöhnlich bis zu denen Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur

Sprache kommen sollten. Dabei hatte sie, als Frau und Französin, immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren, und eigentlich nicht genau zu hören, was der andere sagte.

Durch alles dieses war der böse Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widersprechend dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte, und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung brachte, wo sie aber erst recht liebenswürdig war, und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die glänzendste Weise darthat.

Noch hatte ich mehrmals unter vier Augen folgerechte Gespräche mit ihr, wobei sie jedoch auch nach ihrer Weise lästig war, indem sie über die bedeutendsten Vorkommenheiten nicht einen Augenblick stilles Nachdenken erlaubte, sondern leidenschaftlich verlangte, man solle bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigsten Gegenständen eben so schnell bei der Hand seyn, als wenn man einen Federball aufzufangen hätte.

Ein Geschichtchen statt vieler möge hier Platz nehmen: Frau von Stael trat einen Abend vor der Hofzeit bei mir ein und sagte gleich zum Willkommen, mit heftiger Lebhaftigkeit: „Ich habe euch eine wichtige Nachricht anzukündigen: Moreau ist arretirt mit einigen andern, und des Verraths gegen den Tyrannen angeklagt.“ — Ich hatte seit langer Zeit, wie jederman, an der Persönlichkeit des Edlen Theil genommen, und

war ſeinem Thun und Handeln gefolgt; ich rief im Stillen mir das Vergangene zurück, um, nach meiner Art, daran das Gegenwärtige zu prüfen und das Künftige daraus zu ſchließen, oder doch wenigſtens zu ahnen. Die Dame veränderte das Geſpräch, daſſelbe wie gewöhnlich auf mannichfach gleichgültige Dinge führend, und als ich in meinem Grübeln verharrend ihr nicht ſogleich geſprächig zu erwidern wußte, erneuerte ſie die ſchon oft vernommenen Vorwürfe: ich ſey dieſen Abend wieder einmal, gewohnter Weiſe, mauſſade und keine heitere Unterhaltung bei mir zu finden. — Ich ward wirklich im Ernſt böſe, verſicherte, ſie ſey keines wahren Antheils fähig; ſie falle mit der Thür in's Haus, betäube mich mit einem derben Schlag, und verlange ſodann, man ſolle alſobald ſein Liedchen pfeifen und von einem Gegenſtand zum andern hüpfen.

Dergleichen Aeußerungen waren recht in ihrem Sinn, ſie wollte Leidenſchaft erregen, gleichviel welche. Um mich zu verſöhnen, ſprach ſie die Momente des gedachten wichtigen Unfalls gründlich durch und bewies dabei große Einſicht in die Lage der Dinge, wie in die Charaktere.

Ein anderes Geſchichtchen bezeugt gleichfalls, wie heiter und leicht mit ihr zu leben war, wenn man es auf ihre Weiſe nahm. An einem perſonenreichen Abendeſſen bei Herzogin Amalie ſaß ich weit von ihr, und war eben auch für dießmal ſtill und mehr nachdenklich. Meine

Nachbarschaft verwies es mir, und es gab eine kleine Bewegung, deren Ursache endlich bis zu den höhern Personen hinaufreichte. Frau von Stael vernahm die Anklage meines Schweigens, äußerte sich darüber wie gewöhnlich, und fügte hinzu: „Ueberhaupt mag ich Goethe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat.“ Ich sagte darauf halb laut, so daß es nur meine Nächsten vernehmen konnten: da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen bespitzt haben. Ein mäßiges Gelächter entstand darauf; sie wollte den Anlaß erfahren, niemand konnte und mochte meine Worte im eigentlichsten Sinne Französisch wieder geben; bis endlich Benjamin Constant, auch ein Nahsitzender, auf ihr anhaltendes Fordern und Drängen um die Sache abzuschließen, es unternahm, ihr mit einer euphemistischen Phrase genug zu thun.

Was man jedoch von solchen Verhältnissen hinterher denken und sagen mag, so ist immer zu bekennen, daß sie von großer Bedeutung und Einfluß auf die Folge gewesen. Jenes Werk über Deutschland, welches seinen Ursprung dergleichen geselligen Unterhaltungen verdankte, ist als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die Chinesische Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, so daß man über dem Rhein und, in Gefolg dessen, über dem Canal, endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendi-

gen Einfluß auf den fernern Westen zu gewinnen hatten. Segnen wollen wir also jenes Unbequeme und den Conflict nationeller Eigenthümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten.

Eben so hätten wir dankbar der Gegenwart Herrn Benjamin Constant zu gedenken.

Gegen Ende Juny begab ich mich nach Jena und ward gleich an demselbigen Abend durch lebhafte Johannisfeuer munter genug empfangen. Es ist keine Frage: daß sich diese Lustflammen auf den Bergen, sowohl in der Nähe der Stadt, als wenn man das Thal auf- und abwärts fährt, überraschend freundlich ausnehmen.

Nach Verschiedenheit der vorhandenen Materialien, ihrer Menge, mehr oder weniger Schnelligkeit der Verwendung, züngeln sie bald obeliskenartig in die Höhe, scheinen glühend zu verlöschen und leben auf einmal ermuntert wieder auf. Und so sieht man ein solches feuriges Wechselspiel thalauf thalab, auf die mannichfaltigste Weise belebend fortsetzen.

Unter allen diesen Erscheinungen that sich eine zwar nur auf kürzere Zeit, aber bedeutend und auffallend hervor. Auf der Spitze des Hausberges, welcher, von seiner Vorderseite angesehen, kegelartig in die Höhe steigt, flammte gleichmäßig ein bedeutendes Feuer empor, doch hatte es einen beweglichern und unruhigern Charakter; auch verlief nur kurze Zeit, als es sich in zwey Bächen an den Seiten des Kegels herunterfließend

ſehen ließ; dieſe in der Mitte durch eine feurige Querlinie verbunden zeigten ein koloſſales leuchtendes A, auf deſſen Gipfel eine ſtarke Flamme gleichſam als Krone ſich hervorthat und auf den Namen unſerer verehrten Herzogin Mutter hindeutete. Dieſe Erſcheinung ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen; fremde Gäſte fragten verwundert über die Mittel, wodurch ein ſo bedeutendes und Feſtlichkeit krönendes Feuergebilde habe veranſtaltet werden können.

Sie erfuhren jedoch gar bald, daß dieſes das Werk einer vereinigten Menge war und einer ſolchen, von der man es am wenigſten erwartet hätte.

Die Univerſitätsſtadt Jena, deren unterſte ärmſte Claſſe ſich ſo fruchtbar erweiſt, wie es in den größten Städten ſich zu ereignen pflegt, wimmelt von Knaben verſchiedenen Alters, welche man gar füglich den Lazaroni's vergleichen kann. Ohne eigentlich zu betteln, nehmen ſie durch Vielthätigkeit das Wohlthun der Einwohner, beſonders aber der Studirenden in Anſpruch. Bei vorzüglicher Frequenz der Akademie hatte ſich dieſe Erwerbsclaſſe beſonders vermehrt; ſie ſtanden am Markte und an den Straßenecken überall bereit, trugen Botſchaften hin und wieder, beſtellten Pferde und Wagen, trugen die Stammbücher hin und her und ſollicitirten das Einſchreiben, alles gegen geringe Retributionen, welche denn doch ihnen und ihren Familien bedeutend zu Gute kamen. Man nannte ſie Mohren, wahr-

ſcheinlich weil ſie von der Sonne verbrannt, ſich durch eine dunklere Geſichtsfarbe auszeichneten.

Dieſe hatten ſich ſchon lange her das Recht angemaßt, das Feuer auf der Spitze des Hausbergs anzuzünden und zu unterhalten, welches anzufachen und zu ernähren ſie ſich folgender Mittel bedienten. Eben ſo den weiblichen Dienſtboten der bürgerlichen Häuſer als den Studirenden willfährig, wußten ſie jene durch manche Gefälligkeit zu verpflichten, dergeſtalt daß ihnen die Beſenſtumpfen das Jahr über aufbewahrt und zu dieſer Feſtlichkeit abgeliefert wurden. Um dieſe regelmäßig in Empfang zu nehmen, theilten ſie ſich in die Quartiere der Stadt und gelangten am Abend des Johannistags ſchaarenweis zuſammen auf der Spitze des Hausberges an, wo ſie dann ihre Reisfackeln ſo ſchnell als möglich entzündeten, und ſodann mit ihnen mancherlei Bewegungen machten, welche ſich dießmal zu einem großen A geſtalteten, da ſie denn ſtill hielten und jeder an ſeinem Platze die Flamme ſo lange als möglich zu erhalten ſuchten.

Dieſe lebhafte Erſcheinung, bei einem heitern Abendgelag von verſammelten Freunden gewahrt und bewundert, eignete ſich auf alle Fälle, einigen Enthuſiasmus zu erregen. Man ſtieß auf das Wohl der verehrten Fürſtin an, und, da ſchon ſeit einiger Zeit eine immer ernſtere Policey dergleichen feurige Luſtbarkeiten zu verbieten Anſtalten machte, ſo bedauerte man, daß

eine

eine ſolche Seelenfreude künftig nicht mehr genoſſen werden ſollte, und äußerte den Wunſch für die Dauer einer ſolchen Gewohnheit in dem heitern Toaſt:

Johannisfeuer ſey unverwehrt.
Die Freude nie verloren!
Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Einer gründlichern Heiterkeit genoß man bei Unterſuchung der dortigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten; beſonders hatte die Sammlung der mineralogiſchen Geſellſchaft an Reichthum und Ordnung merklich zugenommen. Die Blitzſinter, welche zu der Zeit erſt lebhaft zur Sprache gekommen, gaben, wie es mit allem bedeutenden Neuen geſchieht, dem Studium ein friſches Intereſſe. Geognoſtiſche Erfahrungen, geologiſche Gedanken in ein folgerechtes Anſchauen einzuleiten, gedachte man an ein Modell, das bei'm erſten Anblick eine anmuthige Landſchaft vorſtellen, deren Unebenheiten bei dem Auseinanderziehen des Ganzen durch die innerlich angedeuteten verſchiedenen Gebirgsarten rationell werden ſollten. Eine Anlage im Kleinen ward gemacht, anfänglich nicht ohne Erfolg, nachher aber durch andere Intereſſen beſeitigt und durch ſtreitige Vorſtellungsarten über dergleichen problematiſche Dinge der Vergeſſenheit übergeben.

Die von Hofrath Büttner hinterlaſſene Bibliothek gab noch immer manches zu thun, und das Binden der Bücher, das nachherige Einordnen manche Beſchäftigung.

Höchst erfreulich aber bei allem diesem war der Besuch meines gnädigsten Herrn, welcher mit Geh. Rath von Voigt, einem in diesen Geschäften eifrig mitwirkenden Staatsmanne, herüberkam. Wie belohnend war es für einen solchen Fürsten zu wirken, welcher immer neue Aussichten dem Handeln und Thun eröffnete, sodann die Ausführung mit Vertrauen seinen Dienern überließ, immer von Zeit zu Zeit wieder einmal hereinsah und ganz richtig beurtheilte, inwiefern man den Absichten gemäß gehandelt hatte; da man ihn denn wohl ein und das andere Mal durch die Resultate schnellerer Fortschritte zu überraschen wußte.

Bei seiner dießmaligen Anwesenheit wurde der Beschluß reif, ein anatomisches Museum einzurichten, welches bei Abgang eines Professors der Anatomie der wissenschaftlichen Anstalt verbleiben müsse. Es ward dieses um so nöthiger, als bei Entfernung des bedeutenden Loderischen Cabinets eine große Lücke in diesem Fach empfunden wurde. Professor Ackermann, von Heidelberg berufen, machte sich's zur Pflicht, sogleich in diesem Sinne zu arbeiten und zu sammeln, und unter seiner Anleitung gedieh gar bald das Unternehmen zuerst im didaktischen Sinne, welcher durchaus ein anderer ist als der wissenschaftliche, der zugleich auf Neues, Seltenes, ja Curioses Aufmerksamkeit und Bemühung richtet, und nur in Gefolg des ersten allerdings Platz finden kann und muß.

Je weiter ich in meinen chromatiſchen Studien vorrückte, deſto wichtiger und liebwerther wollte mir die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften überhaupt erſcheinen. Wer dem Gange einer höhern Erkenntniß und Einſicht getreulich folgt, wird zu bemerken haben, daß Erfahrung und Wiſſen fortſchreiten und ſich bereichern können, daß jedoch das Denken und die eigentlichſte Einſicht keineswegs in gleicher Maße vollkommener wird, und zwar aus der ganz natürlichen Urſache, weil das Wiſſen unendlich und jedem neugierig Umherſiehenden zugänglich, das Ueberlegen, Denken und Verknüpfen aber innerhalb eines gewiſſen Kreiſes der menſchlichen Fähigkeiten eingeſchloſſen iſt; dergeſtalt, daß das Erkennen der vorliegenden Weltgegenſtände, vom Fixſtern bis zum kleinſten lebendigen Lebepunct, immer deutlicher und ausführlicher werden kann, die wahre Einſicht in die Natur dieſer Dinge jedoch in ſich ſelbſt gehindert iſt und dieſes in dem Grade, daß nicht allein die Individuen, ſondern ganze Jahrhunderte vom Irrthum zur Wahrheit, von der Wahrheit zum Irrthum ſich in einem ſtetigen Kreiſe bewegen.

In dieſem Jahre war ich bis zu der wichtigen Zeit gelangt, wo die nachher königlich genannte Engliſche Geſellſchaft ſich erſt in Oxford, dann in London zuſammen that, durch mannichfaltige wichtige Hinderniſſe aufgehalten, ſodann durch den großen Brand in London in ihrer Thätigkeit unterbrochen, zuletzt aber immer mehr eingerichtet, geordnet und gegründet war.

Die Geschichte dieser Societät von Thomas Sprat las ich mit großem Beifall, und bedeutender Belehrung, was auch strengere Forderer gegen diesen freilich etwas flüchtigen Mann mögen einzuwenden haben. Geistreich ist er immer, und läßt uns in die Zustände recht eigentlich hineinblicken.

Die Protokolle dieser Gesellschaft, herausgegeben von Birch, sind dagegen unbestritten ganz unschätzbar. Die Anfänge einer so großen Anstalt geben uns genug zu denken. Ich widmete diesem Werke jede ruhige Stunde, und habe von dem was ich mir davon zugeeignet, in meiner Geschichte der Farbenlehre kurze Rechenschaft gegeben.

Hier darf ich aber nicht verschweigen, daß diese Werke von der Göttinger Bibliothek, durch die Gunst des edlen Heyne mir zugekommen, dessen nachsichtige Geneigtheit durch viele Jahre mir ununterbrochen zu Theil ward, wenn er gleich öfters wegen verspäteter Zurücksendung mancher bedeutenden Werke einen kleinen Unwillen nicht ganz verbarg. Freilich war meine desultorische Lebens- und Studienweise meistens schuld, daß ich an tüchtige Werke nur einen Anlauf nehmen und sie wegen äußerer Zudringlichkeiten bei Seite legen mußte, in Hoffnung eines günstigern Augenblicks, der sich denn wohl auf eine lange Zeitstrecke verzögerte.

Winckelmanns frühere Briefe an Hofr. Berendis waren schon längst in meinen Händen, und ich hatte mich

zu ihrer Ausgabe vorbereitet. Um das was zu Schilderung des außerordentlichen Mannes auf mannichfaltige Weise dienen konnte, zusammenzustellen, zog ich die werthen Freunde, Wolf in Halle, Meyer in Weimar, Fernow in Jena, mit in's Interesse, und so bildete sich nach und nach der Octavband, wie er sodann in die Hände des Publicums gelangte.

Ein Französisches Manuscript, Diderots Neffe, ward mir von Schillern eingehändigt, mit dem Wunsche, ich möchte solches übersetzen. Ich war von jeher, zwar nicht für Diderots Gesinnungen und Denkweise, aber für seine Art der Darstellung als Autor ganz besonders eingenommen, und ich fand das mir vorliegende kleine Heft von der größten aufregenden Trefflichkeit. Frecher und gehaltener, geistreicher und verwegener, unsittlich-sittlicher war mir kaum etwas vorgekommen; ich entschloß mich daher sehr gern zur Uebersetzung; rief zu eignem und fremdem Verständniß das früher Eingesehene aus den Schätzen der Literatur hervor, und so entstand, was ich unter der Form von Noten in alphabetischer Ordnung dem Werk hinzufügte, und es endlich bei Göschen herausgab. Die Deutsche Uebersetzung solle vorausgehen, und das Original bald nachher abgedruckt werden. Hievon überzeugt versäumte ich eine Abschrift des Originals zu nehmen, woraus, wie später zu erzählen seyn wird, gar wunderliche Verhältnisse sich hervorthaten.

Die neue Allgemeine Literaturzeitung bewegte sich mit jedem Monat lebendiger vorwärts, nicht ohne mancherlei Anfechtungen, doch ohne eigentliches Hinderniß. Alles Für und Wider, was hier durchgefochten werden mußte, im Zusammenhang zu erzählen, würde keine unangenehme Aufgabe seyn, und der Gang eines wichtigen literarischen Unternehmens wäre jedenfalls belehrend. Hier können wir uns jedoch nur durch ein Gleichniß ausdrücken. Der Irrthum jenseits bestand darin: Man hatte nicht bedacht, daß man von einem militärisch-günstigen Posten wohl eine Batterie wegführen und an einen andern bedeutenden versetzen kann, daß aber dadurch der Widersacher nicht verhindert wird, an der verlassenen Stelle sein Geschütz aufzufahren, um für sich gleiche Vortheile daraus zu gewinnen. An der Leitung des Geschäftes nahm ich fortwährenden lebhaften Antheil: von Recensionen, die ich lieferte, will ich nur die der Vossischen Gedichte nennen und bezeichnen.

Im Jahre 1797 hatte ich, mit dem aus Italien zurückkehrenden Freunde Meyer, eine Wanderung nach den kleinen Cantonen, wohin mich nun schon zum drittenmale eine unglaubliche Sehnsucht anregte, heiter vollbracht. Der Vierwaldstädter See, die Schwytzer Hecken, Flüelen und Altdorf, auf dem Hin- und Herwege nur wieder mit freiem offenem Auge beschaut, nöthigten meine Einbildungskraft, diese Localitäten als eine ungeheure Landschaft mit Personen zu bevölkern, und welche

stellten sich schneller dar als Tell und seine wackern Zeitgenossen? Ich ersann hier an Ort und Stelle ein episches Gedicht, dem ich um so lieber nachhing als ich wünschte, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen, in dieser schönen Dichtart, in die sich nach und nach unsre Sprache zu finden wußte, wobei die Absicht war, mich immer mehr durch Uebung und Beachtung mit Freunden darin zu vervollkommnen.

Von meinen Absichten melde nur mit Wenigem, daß ich in dem Tell eine Art von Demos darzustellen vorhatte und ihn deßhalb als einen kolossal kräftigen Lastträger bildete, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durch's Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Lebenlang beschäftigt, und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reichern und höhern Landsleuten bekannt, und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Diese seine Stellung erleichterte mir eine allgemeine in Handlung gesetzte Exposition, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblicks anschaulich ward.

Mein Landvoigt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtlos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dieß oder jenes verüben, was entweder

gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann. Man sieht aus beiden Schilderungen, daß die Anlage meines Gedichtes von beiden Seiten etwas Läßliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher dem epischen Gedichte so wohl ansteht. Die älteren Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehn verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur inneren Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegen einander zu stehen und unmittelbar auf einander zu wirken hatten.

Diese Gedanken und Einbildungen, so sehr sie mich auch beschäftigt und sich zu einem reifen Ganzen gebildet hatten, gefielen mir ohne daß ich zur Ausführung mich hätte bewegt gefunden. Die Deutsche Prosodie, insofern sie die alten Sylbenmaße nachbildete, ward, anstatt sich zu regeln, immer problematischer; die anerkannten Meister solcher Künste und Künstlichkeiten lagen bis zur Feindschaft in Widerstreit. Hierdurch ward das Zweifelhafte noch ungewisser; mir aber, wenn ich etwas vorhatte, war es unmöglich über die Mittel erst zu denken, wodurch der Zweck zu erreichen wäre; jene mußten mir schon bei der Hand seyn, wenn ich diesen nicht alsobald aufgeben sollte.

Ueber dieses innere Bilden und äußere Unterlassen waren wir in das neue Jahrhundert eingetreten. Ich hatte mit Schiller diese Angelegenheit oft besprochen und

ihn mit meiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zuſtände oft genug unterhalten, dergeſtalt daß ſich bei ihm dieſes Thema nach ſeiner Weiſe zurechtſtellen und formen mußte. Auch er machte mich mit ſeinen Anſichten bekannt, und ich entbehrte nichts an einem Stoff der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anſchauens verloren hatte, und überließ ihm daher denſelben gerne und förmlich, wie ich ſchon früher mit den Kranichen des Ibycus und manchem andern Thema gethan hatte; da ſich denn aus jener obigen Darſtellung, verglichen mit dem Schilleriſchen Drama, deutlich ergibt, daß ihm alles vollkommen angehört, und daß er mir nichts als die Anregung und eine lebendigere Anſchauung ſchuldig ſeyn mag, als ihm die einfache Legende hätte gewähren können.

Eine Bearbeitung dieſes Gegenſtandes ward immerfort, wie gewöhnlich, unter uns beſprochen, die Rollen zuletzt nach ſeiner Ueberzeugung ausgetheilt, die Proben gemeinſchaftlich vielfach und mit Sorgfalt behandelt; auch ſuchten wir in Coſtüm und Decoration nur mäßig, wiewohl ſchicklich und charakteriſtiſch, zu verfahren, wobei, wie immer, mit unſern ökonomiſchen Kräften die Ueberzeugung zuſammentraf, daß man mit allem Aeußern mäßig verfahren, hingegen das Innere, Geiſtige ſo hoch als möglich ſteigern müſſe. Ueberwiegt jenes, ſo erdrückt der einer jeden Sinnlichkeit am Ende doch nicht genugthuende Stoff alles das eigentlich höher Geformte,

deſſentwegen das Schauſpiel eigentlich nur zuläſſig iſt. Den 17 März war die Aufführung und durch dieſe erſte wie durch die folgenden Vorſtellungen, nicht weniger durch das Glück, welches dieſes Werk durchaus machte, die darauf gewendete Sorgfalt und Mühe, vollkommen gerechtfertigt und belohnt.

Der Verabredung mit Schiller gemäß ein Repertorium unſers Deutſchen Theaters nach und nach zu bilden, verſuchte ich mich an Götz von Berlichingen ohne dem Zweck genug thun zu können. Das Stück blieb immer zu lang, in zwey Theile getheilt war es unbequem, und der fließende hiſtoriſche Gang hinderte durchaus ein ſtationäres Intereſſe der Scenen, wie es auf dem Theater gefordert wird. Indeſſen war die Arbeit angefangen und vollendet, nicht ohne Zeitverluſt und ſonſtige Unbilden.

In dieſen Zeiten meldete ſich auch bei mir Graf Zenobio, um die fünfzig Carolin wieder zu empfangen, die er vor einigen Jahren bei mir niedergelegt hatte; ſie waren als Preis ausgeſetzt für die beſte Auflöſung einer von ihm geſtellten Frage, die ich gegenwärtig nicht mehr zu articuliren wüßte, die aber auf eine wunderliche Weiſe da hinausging: wie es eigentlich von jeher mit der Bildung der Menſchen und menſchlicher Geſellſchaft zugegangen ſey. Man hätte ſagen mögen, die Antwort ſey in Herders Ideen und ſonſtigen Schriften der Art ſchon enthalten geweſen; auch hätte Herder in ſeinem

früheren Vigor um diesen Preis zu gewinnen wohl noch einmal zu einem faßlichen Resumé seine Feder walten lassen.

Der gute wohldenkende Fremde, der sich's um die Aufklärung der Menschen etwas wollte kosten lassen, hatte sich von der Universität Jena eine Vorstellung gemacht, als wenn es eine Akademie der Wissenschaften wäre. Von ihr sollten die eingekommenen Arbeiten durchgesehen und beurtheilt werden. Wie sonderbar eine solche Forderung zu unsern Zuständen paßte, ist bald übersehen. Indessen besprach ich die Sache mit Schillern weitläufig, sodann auch mit Griesbach. Beide fanden die Aufgabe allzuweit umgreifend und doch gewissermaßen unbestimmt. In wessen Namen sollte sie ausgeschrieben, von wem sollte sie beurtheilt werden, und welcher Behörde durfte man zumuthen, die eingehenden Schriften, welche nicht anders als umfänglich seyn konnten, selbst von dem besten Kopfe ausgearbeitet, durchzuprüfen? Der Conflict zwischen den Anatoliern und Oekumeniern war damals lebhafter als jetzt; man fing an sich zu überzeugen, daß das Menschengeschlecht überall unter gewissen Naturbedingungen habe entstehen können, und daß jede so entstehende Menschenrace sich ihre Sprache nach organischen Gesetzen habe erfinden müssen. Jene Frage nöthigte nun auf diese Anfäng hinzudringen. Entschied man sich für eine Seite, so konnte der Aufsatz keinen allgemeinen Beifall erwarten;

ſchwanken zwiſchen beiden war nicht ein Leichtes. Genug, nach vielen Hin- und Widerreden ließ ich Preis und Frage ruhen, und vielleicht hatte unſer Mäcen in der Zwiſchenzeit andere Gedanken gefaßt, und glaubte ſein Geld beſſer anwenden zu können, welches aus meiner Verwahrung und Verantwortung los zu werden für mich ein angenehmes Ereigniß war.

---

1 8 0 5.

Alſo ward auch dieſes Jahr mit den beſten Vorſätzen und Hoffnungen angefangen, und zumal Demetrius umſtändlich öfters beſprochen. Weil wir aber beide durch körperliche Gebrechen öfters in den Hauptarbeiten geſtört wurden, ſo ſetzte Schiller die Uebertragung der Phädra, ich die des Rameau fort, wobei nicht eigne Production verlangt, ſondern unſer Talent durch fremde, ſchon vollendete Werke aufgeheitert und angeregt wurde.

Ich ward bei meiner Arbeit aufgemuntert, ja genöthigt die Franzöſiſche Literatur wieder vorzunehmen, und zu Verſtändniß des ſeltſamen, frechen Büchleins manche, für uns Deutſche wenigſtens, völlig verſchollene-Namen in charakteriſtiſchen Bildern abermals zu beleben. Muſikaliſche Betrachtungen rief ich auch wieder hervor, obgleich dieſe mir früher ſo angenehme Beſchäftigung lange geſchwiegen hatte. Und ſo benutzte ich manche Stunde, die mir ſonſt in Leiden und Ungeduld verloren gegangen

wäre. Durch einen sonderbar glücklichen Zufall traf zu gleicher Zeit ein Franzose hier ein, Namens Terier, welcher sein Talent, Französische Komödien mit abwechselnder Stimme, wie ihre Schauspieler sie vortragen, munter und geistreich vorzulesen, bei Hofe mehrere Abende hindurch zu bewundern gab; mir besonders zu Genuß und Nutzen, da ich Molièren, den ich höchlich schätzte, dem ich jährlich einige Zeit widmete, um eine wohl empfundene Verehrung immer wieder zu prüfen und zu erneuen, nunmehr in lebendiger Stimme von einem Landsmann vernahm, der gleichfalls von einem so großen Talente durchdrungen, mit mir in Hochschätzung desselben darstellend wetteiferte.

Schiller, durch den dreyßigsten Januar gedrängt, arbeitete fleißig an Phädra, die auch wirklich am bestimmten Tage aufgeführt ward, und hier am Orte wie nachher auswärts bedeutenden Schauspielerinnen Gelegenheit gab sich hervorzuthun und ihr Talent zu steigern.

Indessen war ich durch zwey schreckhafte Vorfälle, durch zwey Brände welche in wenigen Abenden und Nächten hinter einander entstanden, und wobei ich jedesmal persönlich bedroht war, in mein Uebel, aus dem ich mich zu retten strebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinen Leiden, von

Thätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs May wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff in's Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthüre um uns niemals wieder zu sehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am Neunten verschieden, und ich nun von allen meinen Uebeln doppelt und dreyfach angefallen.

Als ich mich ermannt hatte, blickt' ich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war den Demetrius zu vollenden. Von dem Versatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward eben so wenig müde fremde Meinungen zu vernehmen wie seine eigenen hin und her zu wenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom Wallenstein an, zur Seite begleitet, meistentheils friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei denn endlich einer oder der andere nachzugeben für gut fand. So hatte sein aus- und aufstrebender Geist auch die Darstellung des Deme-

trins in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanischen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich in's Engere zog, die Hauptmomente zusammenfaßte, und hie und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog, hatte ich beiräthig und mitthätig eingewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde unsere Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis in's Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien nur ersetzt, indem ich sein Daseyn fortsetzte. Unsere gemeinsamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das Deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwaist seyn. Genug, aller Enthusiasmus den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeyer gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir ge-

trösten. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina, das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur daß ich den laufenden Geschäften ohne weitern Antheil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten. Wie oft mußt' ich nachher im Laufe der Zeit still bei mir lächeln, wenn theilnehmende Freunde Schillers Monument in Weimar vermißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unserm Zusammenseyn das erfreulichste stiften können.

Die

Die Ueberſetzung von Rameau's Neffen war noch durch Schillern nach Leipzig geſandt. Einige geſchriebene Hefte der Farbenlehre erhielt ich nach ſeinem Tode zurück. Was er bei angeſtrichenen Stellen einzuwenden gehabt, konnt' ich mir in ſeinem Sinne deuten, und ſo wirkte ſeine Freundſchaft vom Todtenreiche aus noch fort, als die meinige unter die Lebendigen ſich gebannt ſah.

Die einſame Thätigkeit mußt' ich nun auf einen andern Gegenſtand werfen. Winckelmanns Briefe, die mir zugekommen waren, veranlaßten mich über dieſen herrlichen längſt vermißten Mann zu denken, und was ich über ihn ſeit ſo viel Jahren im Geiſt und Gemüth herumgetragen in's Enge zu bringen. Manche Freunde waren ſchon früher zu Beiträgen aufgefordert, ja Schiller hatte verſprochen nach ſeiner Weiſe Theil zu nehmen.

Nun aber darf ich es wohl als die Fürſorge eines gutgeſinnten Genius preiſen, daß ein vorzüglich geſchätzter und verehrter Mann, mit dem ich früher nur in den allgemeinen Verhältniſſen eines gelegentlichen Briefwechſels und Umgangs geſtanden, ſich mir näher anzuſchließen Veranlaſſung fühlte. Profeſſor Wolf aus Halle bewährte ſeine Theilnahme an Winckelmann und dem was ich für ſein Andenken zu thun gedachte, durch Ueberſendung eines Aufſatzes, der mir höchlich willkommen war, ob er ihn gleich für unbefriedigend erklärte. Schon im März des Jahrs hatte er ſich bei uns angekündigt, die ſämmtlichen Weimariſchen Freunde freuten ſich ihn

abermals in ihrem Kreiſe zu beſitzen, den er leider um ein edles Mitglied vermindert, und uns alle in tiefer Herzenstrauer fand, als er am 30 May in Weimar anlangte, begleitet von ſeiner jüngeren Tochter, die in allen Reizen der friſchen Jugend mit dem Frühling wetteiferte. Ich konnte den werthen Mann gaſtfreundlich aufnehmen und ſo mit ihm höchſt erfreulich belehrende Stunden zubringen. Da nun in ſo vertraulichem Verhältniß jeder offen von demjenigen ſprach, was ihm zunächſt am Herzen lag, ſo that ſich ſehr bald die Differenz entſchieden hervor, die zwiſchen uns beiden obwaltete. Hier war ſie von anderer Art als diejenige, welche mich mit Schiller anſtatt zu entzweyen innigſt vereinigte. Schillers ideeller Tendenz konnte ſich meine reelle gar wohl nähern, und weil beide vereinzelt doch nicht zu ihrem Ziele gelangen, ſo traten beide zuletzt in einem lebendigen Sinne zuſammen.

Wolf dagegen hatte ſein ganzes Leben den ſchriftlichen Ueberlieferungen des Alterthums gewidmet, ſie, inſofern es möglich war, in Handſchriften, oder ſonſt in Ausgaben, genau unterſucht und verglichen. Sein durchdringender Geiſt hatte ſich der Eigenheiten der verſchiedenen Autoren, wie ſie ſich nach Orten und Zeiten ausſpricht, dergeſtalt bemächtigt, ſein Urtheil auf den höchſten Grad geſchärft, daß er in dem Unterſchied der Sprache und des Styls zugleich den Unterſchied des Geiſtes und des Sinnes zu entdecken wußte, und dieß vom Buch-

ſtaben, von der Sylbe hinauf bis zum rhythmiſchen und proſaiſchen Wohlklang, von der einfachen Wortfügung bis zur mannichfaltigen Verflechtung der Sätze.

War es daher ein Wunder, daß ein ſo großes Talent, das mit ſolcher Sicherheit in dieſem Elemente ſich erging, mit einer faſt magiſchen Gewandtheit Tugenden und Mängel zu erkennen und einem jeden ſeine Stelle nach Ländern und Jahren anzuweiſen verſtand, und ſo im höchſten Grade die Vergangenheit ſich vergegenwärtigen konnte! — War es alſo ein Wunder, daß ein ſolcher Mann dergleichen durchgreifende Bemühungen auf das höchſte ſchätzen und die daraus entſpringenden Reſultate für einzig halten mußte! Genug, aus ſeinen Unterhaltungen ging hervor: er achte das nur einzig für geſchichtlich, für wahrhaft glaubwürdig, was durch geprüfte und zu prüfende Schrift aus der Vorzeit zu uns herübergekommen ſey.

Dagegen hatten die Weimariſchen Freunde mit denſelben Ueberzeugungen einen andern Weg eingeſchlagen; bei leidenſchaftlicher Neigung für bildende Kunſt mußten ſie gar bald gewahr werden, daß auch hier das Geſchichtliche ſowohl der Grund eines jeden Urtheils als einer praktiſchen Nacheiferung werden könne. Sie hatten daher ſowohl alte als neuere Kunſt auf ihrem Lebenswege immer geſchichtlich zu betrachten ſich gewöhnt, und glaubten auch von ihrer Seite ſich gar manches Merkmals bemächtigt zu haben, woran ſich Zeit und

Ort, Meiſter und Schüler, Urſprüngliches und Nachgeahmtes, Vorgänger und Nachfolger füglich unterſcheiden ließen.

Wenn nun im lebhafteſten Geſpräche beide Arten die Vergangenheit ſich zu vergegenwärtigen zur Sprache kamen, ſo durften die Weimariſchen Kunſtfreunde ſich wohl gegen den trefflichen Mann im Vortheil dünken, da ſie ſeinen Studien und Talenten volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, ihren Geſchmack an dem ſeinigen ſchärften, mit ihrem geiſtigen Vermögen ſeinem Geiſte nachzudringen ſuchten und ſich alſo im höheren Sinne auferbaulich bereicherten. Dagegen läugnete er hartnäckig die Zuläſſigkeit ihres Verfahrens, und es fand ſich kein Weg ihn vom Gegentheil zu überzeugen: denn es iſt ſchwer, ja unmöglich demjenigen der nicht aus Liebe und Leidenſchaft ſich irgend einer Betrachtung gewidmet hat und dadurch auch nach und nach zur genauern Kenntniß und zur Vergleichungsfähigkeit gelangt iſt, auch nur eine Ahnung des zu unterſcheidenden aufzuregen, weil denn doch immer zuletzt in ſolchem Falle an Glauben, an Zutrauen Anſpruch gemacht werden muß. Wenn wir ihm nun ſehr willig zugaben, daß einige Reden Cicero's, vor denen wir den größten Reſpect hatten, weil ſie zu unſerm wenigen Latein uns behülflich geweſen waren, für ſpäter untergeſchobenes Machwerk und keineswegs für ſonderliche Rednermuſter zu achten ſeyen, ſo wollte er uns dagegen keineswegs zugeben, daß

man auch die überbliebenen Bildwerke nach einer gewiſſen Zeitfolge zuverſichtlich ordnen könne.

Ob wir nun gleich gern einräumten, daß auch hier manches problematiſch möchte liegen bleiben; wie denn ja auch der Schriftforſcher weder ſich ſelbſt noch andere jederzeit völlig befriedigen werde: ſo konnten wir doch niemals von ihm erlangen, daß er unſeren Documenten gleiche Gültigkeit mit den ſeinigen, unſerer durch Uebung erworbenen Sagacität gleichen Werth wie der ſeinigen zugeſtanden hätte. Aber eben aus dieſem hartnäckigen Conflict ging für uns der bedeutende Vortheil hervor, daß alle die Argumente Für und Wider auf das entſchiedenſte zur Sprache kamen, und es denn nicht fehlen konnte, daß jeder, indem er den andern zu erleuchten trachtete, bei ſich ſelbſt auch heller und klarer zu werden beſtrebt ſeyn mußte.

Da nun allen dieſen Beſtrebungen Wohlwollen, Neigung, Freundſchaft, wechſelſeitiges Bedürfniß zum Grunde lag, weil beide Theile währender Unterhaltung noch immer ein Unendliches von Kenntniß und Beſtreben vor ſich ſahen, ſo herrſchte in der ganzen Zeit eines längeren Zuſammenſeyns eine aufgeregte Munterkeit, eine heftige Heiterkeit, die kein Stillſtehen duldete, und innerhalb deſſelben Kreiſes immer neue Unterhaltung fand.

Nun aber mußte, indem von der ältern Kunſtgeſchichte die Rede war, der Name Phidias oft genug erwähnt werden, der ſo gut der Welt als der Kunſtge-

schichte angehört: denn was wäre die Welt ohne Kunst? und so ergab sich's ganz natürlich, daß der beiden Kolossal-Köpfe der Dioskuren von Monte Cavallo als in Rudolstadt befindlich gedacht wurde. Der unglaubige Freund nahm hievon Gelegenheit zu einer Spazierfahrt, als Beweis des guten Willens sich uns zu nähern, allein, wie voraus zu sehen war, ohne sonderlichen Erfolg: denn er fand leider die beiden Riesenköpfe, für welche man bis jetzt keinen schicklichen Raum finden können, an der Erde stehen; da denn nur dem liebevollsten Kenner ihre Trefflichkeit hätte entgegen leuchten mögen, indem jedes faßliche Anschauen ihrer Vorzüge versagt war. Wohl aufgenommen von dem dortigen Hofe vergnügte er sich in den bedeutend schönen Umgebungen, und so kam er, nach einem Besuch in Schwarzburg, mit seinem Begleiter, Freund Meyer, vergnügt und behaglich, aber nicht überzeugt zurück.

Die Weimarischen Kunstfreunde hatten sich bei dem Aufenthalt dieses höchst werthen Mannes so viel Fremdes zugeeignet, so viel Eigenes aufgeklärt und geordnet, daß sie in mehr als Einem Sinne sich gefördert finden mußten, und da nun ihr Gast noch außerdem lebenslustig als theilnehmender Gesellschafter sich erwies, so war durch ihn der ganze Kreis auf das schönste belebt, und auch er kehrte mit heiterem Sinne und mit dringender Einladung zu einem baldigen Gegenbesuch in Halle, wohlgemuth nach Hause zurück.

Ich hatte daher die schönste Veranlassung abermals nach Lauchstädt zu gehen, obgleich das Theater mich eigentlich nicht hinforderte. Das Repertorium enthielt so manches dort noch nicht gesehene Gute und Treffliche, so daß wir mit dem anlockenden Worte zum erstenmale gar manchen unserer Anschläge zieren konnten. Möge hier den Freunden der Theatergeschichte zu Liebe die damalige Constellation vorgeführt werden, womit wir in jener Sphäre zu glänzen suchten. Als meistens neu, oder doch sehr beliebt, erschienen an Trauer- und Heldenspielen: Othello, Regulus, Wallenstein, Nathan der Weise, Götz von Berlichingen, Jungfrau von Orleans, Johanna von Montfaucon. Ebenmäßig führte man an Lust- und Gefühlspielen folgende vor: Lorenz Stark, beschämte Eifersucht, Mitschuldige, Laune des Verliebten, die beiden Klingsberge, Hussiten und Pagenstreiche. An Singspielen wurden vorgetragen: Saalnixe, Cosa Rara, Fanchon, Unterbrochenes Opferfest, Schatzgräber, Soliman der Zweyte: zum Schlusse sodann das Lied von der Glocke, als ein werthes und würdiges Andenken des verehrten Schiller, da einer beabsichtigten eigentlichen Feyer sich mancherlei Hindernisse entgegenstellten.

Bei einem kurzen Aufenthalt in Lauchstädt suchte ich daher vorzüglich dasjenige zu besorgen was an Baulich-

keiten und sonstigen Localitäten, nicht weniger was mit dortigen Beamten zu verabreden und festzustellen war, und begab mich darauf nach Halle, wo ich in dem Hause meines Freundes die gastlichste Aufnahme fand. Die vor kurzem abgebrochene Unterhaltung ward lebhaft fortgesetzt, und nach vielen Seiten hin erweitert: denn da ich hier den unablässig arbeitenden Mann, mitten in seiner täglichen, bestimmten, manchmal aufgenöthigten Thätigkeit fand; so gab es tausend Gelegenheiten, einen neuen Gegenstand, eine verwandte Materie, irgend eine in's Leben eingreifende Handlung zum Text geistreicher Gespräche aufzufassen, wobei denn der Tag und halbe Nächte schnell vorüber gingen, aber bedeutenden Reichthum zurückließen.

Hatte ich nun an ihm die Gegenwart eines ungeheuren Wissens zu bewundern, so war ich doch auch neugierig zu vernehmen, wie er das Einzelne an die Jugend methodisch und eingänglich überliefere. Ich hörte daher, durch seine liebenswürdige Tochter geleitet, hinter einer Tapetenthüre seinem Vortrag mehrmals zu, wo ich denn alles was ich von ihm erwarten konnte in Thätigkeit fand: Eine aus der Fülle der Kenntniß hervortretende freie Ueberlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mittheilung.

Was ich unter solchen Verhältnissen und Zuständen

gewonnen, läßt sich nicht übersehen; wie einflußreich diese wenigen Monate auf mein Leben gewesen, wird aber der Verständige im Allgemeinen mitempfinden können.

Hierauf nun erwartete mich in einem andern Fache eine höchst durchgreifende Belehrung. Doctor Gall begann seine Vorlesungen in den ersten Tagen des August, und ich gesellte mich zu den vielen sich an ihn herandrängenden Zuhörern. Seine Lehre mußte gleich so wie sie bekannt zu werden anfing, mir dem ersten Anblicke nach zusagen. Ich war gewohnt das Gehirn von der vergleichenden Anatomie her zu betrachten, wo schon dem Auge kein Geheimniß bleibt, daß die verschiedenen Sinne als Zweige des Rückenmarks ausfließen und erst einfach, einzeln zu erkennen, nach und nach aber schwerer zu beobachten sind, bis allmählich die angeschwollene Masse Unterschied und Ursprung völlig verbirgt. Da nun eben diese organische Operation sich in allen Systemen des Thiers von unten auf wiederholt und sich vom Greiflichen bis zum Unbemerkbaren steigert; so war mir der Hauptbegriff keineswegs fremd, und sollte Gall, wie man vernahm, auch durch seinen Scharfblick verleitet zu sehr in's Specifische gehen, so hing es ja nur von uns ab, ein scheinbar paradores Absondern in ein faßlicher Allgemeines hinüber zu heben. Man konnte den Mord-, Raub- und Diebsinn so gut als die Kinder-, Freundes- und Menschenliebe unter allgemeinere Rubriken begrei-

fen und alſo gar wohl gewiſſe Tendenzen mit dem Vorwalten gewiſſer Organe in Bezug ſetzen.

Wer jedoch das Allgemeine zum Grund legt, wird ſich nicht leicht einer Anzahl wünſchenswerther Schüler zu erfreuen haben; das Beſondere hingegen zieht die Menſchen an und mit Recht: denn das Leben iſt auf's Beſondere angewieſen, und gar viele Menſchen können im Einzelnen ihr Leben fortſetzen ohne daß ſie nöthig hätten weiter zu gehen als bis dahin, wo der Menſchenverſtand noch ihren fünf Sinnen zu Hülfe kommt.

Bei'm Anfang ſeiner Vorträge brachte er einiges die Metamorphoſe der Pflanze Berührendes zur Sprache, ſo daß der neben mir ſitzende Freund Loder mich mit einiger Verwunderung anſah; aber eigentlich zu verwundern war es, daß er, ob er gleich dieſe Analogie gefühlt haben mußte, in der Folge nicht wieder darauf zurück kam, da doch dieſe Idee gar wohl durch ſein ganzes Geſchäft hätte walten können.

Außer dieſen öffentlichen, vorzüglich craneologiſchen Belehrungen entfaltete er privatim das Gehirn ſelbſt vor unſern Augen, wodurch denn meine Theilnahme ſich ſteigerte. Denn das Gehirn bleibt immer der Grund und daher das Hauptaugenmerk, da es ſich nicht nach der Hirnſchale, ſondern dieſe nach jenem zu richten hat, und zwar dergeſtalt, daß die innere Diploe der Hirnſchale vom Gehirn feſtgehalten und an ihre organiſche Beſchränkung gefeſſelt wird; dagegen denn, bei genugſa-

mem Vorrath von Knochenmaſſe, die äußere Lamina ſich bis in's Monſtröſe zu erweitern und innerhalb ſo viele Kammern und Fächer auszubilden das Recht behaupter.

Galls Vortrag durfte man wohl als den Gipfel vergleichender Anatomie anerkennen, denn ob er gleich ſeine Lehre von dorther nicht ableitete und mehr von außen nach innen verfuhr, auch ſich mehr eine Belehrung als eine Ableitung zum Zweck vorzuſetzen ſchien: ſo ſtand doch alles mit dem Rückenmark in ſolchem Bezug, daß dem Geiſt vollkommene Freiheit blieb ſich nach ſeiner Art dieſe Geheimniſſe auszulegen. Auf alle Weiſe war die Galliſche Entfaltung des Gehirns in einem höheren Sinne als jene in der Schule hergebrachte, wo man etagen- oder ſegmentweiſe von oben herein, durch beſtimmten Meſſerſchnitt von gewiſſen unter einander folgenden Theilen Anblick und Namen erhielt, ohne daß auf irgend etwas weiter daraus wäre zu folgern geweſen. Selbſt die Baſis des Gehirns, die Urſprünge der Nerven, blieben Localkenntniſſe, denen ich, ſo ernſt mir es auch war, nichts abgewinnen konnte; weßhalb auch noch vor kurzem die ſchönen Abbildungen von Vicq d'Azyr mich völlig in Verzweiflung geſetzt hatten.

Doctor Gall war in der Geſellſchaft, die mich ſo freundlich aufgenommen hatte, gleichfalls mit eingeſchloſſen, und ſo ſahen wir uns täglich, faſt ſtündlich, und das Geſpräch hielt ſich immer in dem Kreiſe ſeiner bewundernswürdigen Beobachtung; er ſcherzte über uns

alle und behauptete, meinem Stirnbau zufolge: ich könne den Mund nicht aufthun, ohne einen Tropus auszusprechen; worauf er mich denn freilich jeden Augenblick ertappen konnte. Mein ganzes Wesen betrachtet, versicherte er ganz ernstlich, daß ich eigentlich zum Volksredner geboren sey. Dergleichen gab nun zu allerlei scherzhaften Bezügen Gelegenheit, und ich mußte es gelten lassen, daß man mich mit Chrysostomus in Eine Reihe zu setzen beliebte.

Nun mochte freilich solche geistige Anstrengung, verflochten in geselliges Wohlleben, meinen körperlichen Zuständen nicht eben zusagen; es überfiel mich ganz unversehens der Paroxysmus eines herkömmlichen Uebels, das von den Nieren ausgehend sich von Zeit zu Zeit durch krankhafte Symptome schmerzlich ankündigte. Es brachte mir dießmal den Vortheil einer größern Annäherung an Bergrath Reil, welcher als Arzt mich behandelnd mir zugleich als Praktiker, als denkender, wohlgesinnter und anschauender Mann bekannt wurde. Wie sehr er sich meinen Zustand angelegen seyn ließ, davon gibt ein eigenhändiges Gutachten Zeugniß, welches vom 17 Septbr. dieses Jahrs unter meinen Papieren noch mit Achtung verwahrt wird.

Doctor Galls ferneren Unterricht sollte ich denn auch nicht vermissen; er hatte die Gefälligkeit, den Apparat jeder Vorlesung auf mein Zimmer zu schaffen und mir, der ich durch mein Uebel an höherer Beschauung und

Betrachtung nicht gehindert war, sehr auslangende Kenntniß und Uebersicht seiner Ueberzeugungen mitzutheilen.

Doctor Gall war abgegangen und besuchte Göttingen, wir aber wurden durch die Aussicht eines eigenen Abenteuers angezogen. Der wunderliche, in manchem Sinne viele Jahre durch schon bekannte problematische Mann, Hofrath Beireis in Helmstädt, war mir schon so oft genannt, seine Umgebung, sein merkwürdiger Besitz, sein sonderbares Betragen, so wie das Geheimniß, das über allem diesem waltete, hatte schon längst auf mich und meine Freunde beunruhigend gewirkt, und man mußte sich schelten, daß man eine so einzig merkwürdige Persönlichkeit, die auf eine frühere vorübergehende Epoche hindeutete, nicht mit Augen gesehen, nicht im Umgang einigermaßen erforscht habe. Professor Wolf war in demselbigen Falle, und wir beschlossen, da wir den Mann zu Hause wußten, eine Fahrt nach ihm, der wie ein geheimnißvoller Greif über außerordentlichen und kaum denkbaren Schätzen waltete. Mein humoristischer Reisegefährte erlaubte gern, daß mein vierzehnjähriger Sohn August Theil an dieser Fahrt nehmen durfte, und dieses gerieth zur besten geselligen Erheiterung; denn indem der tüchtige gelehrte Mann den Knaben unausgesetzt zu necken sich zum Geschäft machte, so durfte dieser des Rechts der Nothwehr, welche denn auch, wenn sie gelingen soll, offensiv

verfahren muß, sich zu bedienen, und wie der Angreifende auch wohl manchmal die Gränze überschreiten zu können glauben; wobei sich denn wohl mitunter die wörtlichen Neckereyen in Kitzeln und Balgen zu allgemeiner Heiterkeit, obgleich im Wagen etwas unbequem, zu steigern pflegten. Nun machten wir Halt in Bernburg, wo der würdige Freund gewisse Eigenheiten in Kauf und Tausch nicht unterließ, welche der junge lose Vogel, auf alle Handlungen seines Gegners gespannt, zu bemerken, hervorzuheben und zu bescherzen nicht ermangelte.

Der eben so treffliche als wunderliche Mann hatte auf alle Zöllner einen entschiedenen Haß geworfen und konnte sie, selbst wenn sie ruhig und mit Nachsicht verfuhren, ja wohl eben deßhalb, nicht ungehudelt lassen, woraus denn unangenehme Begebenheiten beinahe entstanden wären.

Da nun aber auch dergleichen Abneigungen und Eigenheiten uns in Magdeburg vom Besuch einiger verdienten Männer abhielten, so beschäftigte ich mich vorzüglich mit den Alterthümern des Doms, betrachtete die plastischen Monumente, vorzüglich die Grabmäler. Ich spreche nur von drey bronzenen derselben, welche für drey Erzbischöfe von Magdeburg errichtet waren. Adelbert II nach 1403 steif und starr, aber sorgfältig und einigermaßen natürlich, unter Lebensgröße. Friedrich nach 1464 über Lebensgröße, natur- und kunstgemäßer. Ernst mit der Jahrzahl 1499, ein unschätzbares

Denkmal von Peter Vischer, das wenigen zu vergleichen ist. Hieran konnte ich mich nicht genug erfreuen: denn wer einmal auf die Zunahme der Kunst, auf deren Abnahme, Ausweichen zur Seite, Rückkehr in den rechten Weg, Herrschaft einer Hauptepoche, Einwirkung der Individualitäten gerichtet, Aug und Sinn darnach gebildet hat, der findet kein Zwiegespräch belehrender und unterhaltender als das schweigsame in einer Folge von solchen Monumenten. Ich verzeichnete meine Bemerkungen sowohl zur Uebung als Erinnerung, und finde die Blätter noch mit Vergnügen unter meinen Papieren; doch wünschte ich nichts mehr in diesen Stunden, als daß eine genaue Nachbildung, besonders des herrlichen Vischerschen Monuments vorhanden seyn möge. (Ist späterhin lobenswürdig mitgetheilt worden.)

Stadt, Festung und, von den Wällen aus, die Umgegend ward mit Aufmerksamkeit und Theilnahme betrachtet; besonders verweilte mein Blick lange auf der großen Baumgruppe, welche nicht allzufern die Fläche zu zieren ehrwürdig dastand. Sie beschattete Kloster Bergen, einen Ort, der mancherlei Erinnerungen aufrief. Dort hatte Wieland in allen concentrirten jugendlichen Zartgefühlen gewandelt, zu höherer literarischen Bildung den Grund gelegt; dort wirkte Abt Steinmetz in frommem Sinne, vielleicht einseitig, doch redlich und kräftig. Und wohl bedarf die Welt, in ihrer unfrommen Einseitigkeit, auch solcher Licht- und Wär-

mequellen, um nicht durchaus im egoistischen Irrsaale zu erfrieren und zu verdursten.

Bei wiederholten Besuchen des Doms bemerkten wir einen lebhaften Franzosen in geistlicher Kleidung, der von dem Küster umher geführt sich mit seinen Gefährten sehr laut unterhielt, indessen wir als Eingewohnte unsere stillen Zwecke verfolgten. Wir erfuhren, es sey der Abbé Gregoire, und ob ich gleich sehr neugierig war mich ihm zu nähern und eine Bekanntschaft anzuknüpfen, so wollte doch mein Freund, aus Abneigung gegen den Gallier, nicht einwilligen, und wir begnügten uns in einiger Ferne beschäftigt sein Betragen genauer zu bemerken und seine Urtheile, die er laut aussprach, zu vernehmen.

Wir verfolgten unsern Weg, und da der Uebergang aus einer Flußregion in die andere immer der Hauptaugenmerk mein des Geognosten war, so fielen mir die Sandsteinhöhen auf, die nun, statt nach der Elbe, nach der Weser hindeuteten. Helmstädt selbst liegt ganz freundlich, der Sand ist dort, wo ein geringes Wasser fließt, durch Gärten und sonst anmuthige Umgebung gebändigt. Wer nicht gerade den Begriff einer lebhaften Deutschen Akademie mitbringt, der wird angenehm überrascht seyn, in einer solchen Lage eine ältere beschränkte Studienanstalt zu finden, wo auf dem Fundament eines frühern Klosterwesens Lehrstühle späterer Art gegründet worden, wo gute Pfründen einen behaglichen

Sig

Sitz darbieten, wo alträumliche Gebäude einem anständigen Haushalt, bedeutenden Bibliotheken, ansehnlichen Cabinetten hinreichenden Platz gewähren, und eine stille Thätigkeit desto emsiger schriftstellerisch wirken kann, als eine geringe Versammlung von Studirenden nicht jene Hast der Ueberlieferung fordert, die uns auf besuchten Akademien nur betäubt.

Das Personal der Lehrer war auf alle Weise bedeutend; ich darf nur die Namen Henke, Pott, Lichtenstein, Erell, Brown und Bredow nennen, so weiß jederman den damaligen Cirkel zu schätzen, in welchem die Reisenden sich befanden. Gründliche Gelehrsamkeit, willige Mittheilungen, durch immer nachwachsende Jugend erhaltene Heiterkeit des Umgangs, frohe Behaglichkeit bei ernsten und zweckmäßigen Beschäftigungen, das alles wirkte so schön in einander, wozu noch die Frauen mitwirkten, ältere durch gastfreie Häuslichkeit, jüngere Gattinnen mit Anmuth, Töchter in aller Liebenswürdigkeit, sämmtlich nur einer allgemeinen einzigen Familie anzugehören scheinend. Eben die großen Räume altherkömmlicher Häuser erlaubten zahlreiche Gastmahle und die besuchtesten Feste.

Bei einen derselben zeigte sich auch der Unterschied zwischen mir und meinem Freunde. Am Ende einer reichlichen Abendtafel hatte man uns beiden zwey schöngeflochtene Kränze zugedacht; ich hatte dem schönen Kinde, das mir ihn aufsetzte, mit einem lebhaft erwi-

derten Kuß gedankt und mich eitel genug gefreut, als ich in ihren Augen das Bekenntniß zu lesen schien, daß ich ihr so geschmückt nicht mißfalle. Indessen sträubte sich mir gegenüber der eigensinnige Gast gegen seine lebensmuthige Gönnerin gar widerspenstig, und wenn auch der Kranz unter solchem Ziehen und Zerren nicht ganz entstellt wurde, so mußte doch das liebe Kind sich einigermaßen beschämt zurückziehen, daß sie ihn nicht losgeworden war.

Ueber so vieles Anmuthige hätten wir nun fast den Zweck vergessen können, der uns eigentlich hieher geführt hatte: allein Beireis belebte durch seine heitere Gegenwart jedes Fest. Nicht groß, wohl und beweglich gebaut, konnte man eben die Legenden seiner Fechterkünste gelten lassen; eine unglaublich hohe und gewölbte Stirn, ganz in Mißverhältniß der untern fein zusammengezogenen Theile, deutete auf einen Mann von besondern Geisteskräften, und in so hohen Jahren konnt' er sich fürwahr einer besonders muntern und ungeheuchelten Thätigkeit erfreuen.

In Gesellschaften, besonders aber bei Tische, gab er seiner Galanterie die ganz eigene Wendung, daß er sich als ehemaliger Verehrer der Mutter, als jetziger Freyer der Tochter oder Nichte ungezwungen darzustellen wußte; und man ließ sich dieses oft wiederholte Mährchen gern gefallen, weil zwar niemand auf den Besitz

ſeiner Hand, wohl aber mancher gern auf einen Antheil an ſeinem Nachlaß Anſpruch gemacht hätte.

Angemeldet wie wir waren, bot er uns alle Gaſtfreundſchaft an; eine Aufnahme in ſein Haus lehnten wir ab, dankbar aber ließen wir uns einen großen Theil des Tags bei ihm unter ſeinen Merkwürdigkeiten gefallen.

Gar manches von ſeinen früheren Beſitzungen, das ſich dem Namen und dem Ruhme nach noch lebendig erhalten hatte, war in den jämmerlichſten Umſtänden; die Vaucanſoniſchen Automaten fanden wir durchaus paralyſirt. In einem alten Gartenhauſe ſaß der Flötenſpieler in ſehr unſcheinbaren Kleidern; aber er flötete nicht mehr, und Beireis zeigte die urſprüngliche Walze vor, deren erſte einfache Stückchen ihm nicht genügt hatten. Dagegen ließ er eine zweyte Walze ſehen, die er von jahrelang im Hauſe unterhaltenen Orgelkünſtlern unternehmen laſſen, welche aber, da jene zu früh geſchieden, nicht vollendet noch an die Stelle geſetzt werden können, weßhalb denn der Flötenſpieler gleich anfangs verſtummte. Die Ente, unbefiedert, ſtand als Gerippe da, fraß den Haber noch ganz munter, verdaute jedoch nicht mehr: an allem dem ward er aber keineswegs irre, ſondern ſprach von dieſen veralteten halbzerſtörten Dingen mit ſolchem Behagen und ſo wichtigem Ausdruck, als wenn ſeit jener Zeit die höhere Mechanik nichts friſches Bedeutenderes hervorgebracht hätte.

In einem großen Saale, der Naturgeſchichte ge-

widmet, wurde gleichfalls die Bemerkung rege, daß alles was sich selbst erhält, bei ihm gut aufgehoben sey. So zeigte er einen sehr kleinen Magnetstein vor, der ein großes Gewicht trug, einen ächten Phreniten vom Cap von größter Schönheit, und sonstige Mineralien in vorzüglichen Exemplaren.

Aber eine in der Mitte des Saals gedrängt stehende Reihe ausgestopfter Vögel zerfielen unmittelbar durch Mottenfraß, so daß Gewürm und Federn auf den Gestellen selbst aufgehäuft lagen; er bemerkte dieß auch und versicherte, es sey eine Kriegslist: denn alle Motten des Hauses zögen sich hieher, und die übrigen Zimmer blieben von diesem Geschmeiße rein. In geordneter Folge kamen denn nach und nach die sieben Wunder von Helmstädt zu Tage; die Lieberkühnischen Präparate, so wie die Hahnische Rechenmaschine. Von jenen wurden einige wirklich bewundernswürdige Beispiele vorgewiesen, an diesem complicirte Exempel einiger Species durchgeführt. Das magische Orakel jedoch war verstummt; Beireis hatte geschworen, die gehorsame Uhr nicht wieder aufzuziehn, die auf seine, des Entferntstehenden, Befehle bald still hielt, bald fortging. Ein Officier, den man wegen Erzählung solcher Wunder Lügen gestraft, sey im Duell erstochen worden, und seit der Zeit habe er sich fest vorgenommen, seine Bewunderer nie solcher Gefahr wieder auszusetzen, noch die Ungläubigen zu so übereilten Gräuelthaten zu veranlassen.

Nach dem bisher Erzählten darf man nun wohl sich einige Bemerkungen erlauben. Beireis im Jahre 1730 geboren fühlte sich als trefflicher Kopf eines weit umfassenden Wissens fähig und zu vielseitiger Ausübung geschickt. Den Anregungen seiner Zeit zufolge bildete er sich zum Polyhistor, seine Thätigkeit midmete er der Heilkunde, aber bei dem glücklichsten alles festhaltenden Gedächtniß konnte er sich anmaßen, in den sämmtlichen Facultäten zu Hause zu seyn, jeden Lehrstuhl mit Ehre zu betreten. Seine Unterschrift in meines Sohnes Stammbuch lautet folgendermaßen:

Godofredus Christophorus Beireis, Primarius Professor Medicinae, Chemiae, Chirurgiae, Pharmaceutices, Physices, Botanices et reliquae Historiae naturalis.

Helmstadii a. d. XVII Augusti MDCCCV.

Aus dem bisher Vorgezeigten jedoch ließ sich einsehen, daß seine Sammlungen, dem naturhistorischen Theile nach, einen eigentlichen Zweck haben konnten, daß hingegen das, worauf er den meisten Werth legte, eigentlich Curiositäten waren, die durch den hohen Kaufpreis Aufmerksamkeit und Bewunderung erregen sollten; wobei denn nicht vergessen wurde, daß bei Ankauf desselben Kaiser und Könige überboten worden.

Dem sey nun wie ihm wolle, ansehnliche Summen mußten ihm zu Gebote stehn; denn er hatte, wie man wohl bemerken konnte, eben so sehr eine gelegene Zeit zu

solchen Ankäufen abgewartet, als auch mehr denn andere vielleicht sich sogleich zahlungsfähig erwiesen. Obgenannte Gegenstände zeigte er zwar mit Antheil und Behagen umständlich vor, allein die Freude daran schien selbst gewissermaßen nur historisch zu seyn; wo er sich aber lebhaft, leidenschaftlich überredend und zudringlich bewies, war bei Vorzeigen seiner Gemählde, seiner neuesten Liebhaberey, in die er sich ohne die mindeste Kenntniß eingelassen hatte. Bis in's Unbegreifliche ging der Grad, womit er sich hierüber getäuscht hatte, oder uns zu täuschen suchte, da er denn doch auch vor allen Dingen gewisse Curiosa vorzustellen pflegt. Hier war ein Christus, bei dessen Anblick ein Göttinger Professor in den bittersten Thränenguß sollte ausgebrochen seyn, sogleich darauf ein von einer Englischen Dogge angebelltes natürlich genug gemahltes Brot auf dem Tische der Jünger zu Emaus, ein anderes aus dem Feuer wunderwürdig gerettetes Heiligenbild und was dergleichen mehr seyn mochte.

Die Art seine Bilder vorzuweisen war seltsam genug, und schien gewissermaßen absichtlich; sie hingen nämlich nicht etwa an den hellen breiten Wänden seiner oberen Stockwerke wohlgenießbar neben einander, sie standen vielmehr in seinem Schlafzimmer um das große Thronhimmelbette an den Wänden geschichtet übereinander, von wo er, alle Hülfleistung ablehnend, sie selbst herholte und dahin wieder zurückbrachte. Einiges blieb in dem

Zimmer um die Beſchauer herumgeſtellt, immer enger und enger zog ſich der Kreis zuſammen, ſo daß freilich die Ungeduld unſeres Reiſegefährten allzuſtark erregt, plötzlich ausbrach und ſein Entfernen veranlaßte.

Es war mir wirklich angenehm, denn ſolche Qualen der Unvernunft ertragen ſich leichter allein als in Geſellſchaft eines einſichtigen Freundes, wo man bei geſteigertem Unwillen jeden Augenblick einen Ausbruch von einer oder der andern Seite befürchten muß.

Und wirklich war es auch zu ſtark, was Beireis ſeinen Gäſten zumuthete; er wußte ſich nämlich damit am meiſten, daß er von den größten namhaften Künſtlern drey Stücke beſitze, von der erſten, zweyten und letzten Manier, und wie er ſie vorſtellte und vortrug, war jede Art von Faſſung, die dem Menſchen zu Gebot ſtehen ſoll, kaum hinreichend, denn die Scene war lächerlich und ärgerlich beleidigend und wahnſinnig zugleich.

Die erſten Lehrlingsproben eines Rafael, Tizian, Carracci, Correggio, Dominichin, Guido und von wem nicht ſonſt waren nichts weiter als ſchwache, von mäßigen Künſtlern gefertigte, auch wohl copirte Bilder. Hier verlangte er nun jederzeit Nachſicht gegen dergleichen Anfänge, rühmte aber mit Bewunderung in den folgenden die außerordentlichſten Fortſchritte. Unter ſolchen der zweyten Epoche zugeſchriebenen fand ſich wohl manches Gute, aber von dem Namen, dem es zugeeignet worden, ſowohl dem Talent als der Zeit nach

himmelweit entfernt. Eben so verhielt es sich mit den letzten, wo denn auch die leersten Phrasen, deren anmaßliche Unkenner sich bedienen, gar wohlgefällig vom Munde flossen.

Zum Beweis der Aechtheit solcher und anderer Bilder zeigte er die Auctions-Katalogen vor, und freute sich der gedruckten Lobpreisung jeder von ihm erstandenen Nummer. Darunter befanden sich zwar ächte aber stark restaurirte Originale; genug, an irgend eine Art von Kritik war bei diesem sonst werthen und würdigen Manne gar nicht zu denken.

Hatte man nun die meiste Zeit alle Geduld und Zurückhaltung nöthig, so ward man denn doch mitunter durch den Anblick trefflicher Bilder getröstet und belohnt.

Unschätzbar hielt ich Albrecht Dürers Portrait, von ihm selbst gemahlt mit der Jahrzahl 1493, also in seinem zwey und zwanzigsten Jahre, halbe Lebensgröße, Bruststück, zwey Hände, die Ellenbogen abgestutzt, purpurrothes Mützchen mit kurzen schmalen Nesteln, Hals bis unter die Schlüsselbeine bloß, am Hemde gestickter Obersaum, die Falten der Aermel mit pfirsichrothen Bändern unterbunden, blaugrauer mit gelben Schnüren verbrämter Ueberwurf, wie sich ein feiner Jüngling gar zierlich herausgeputzt hätte, in der Hand bedeutsam ein blaublühendes Eryngium, im Deutschen Mannstreue genannt, ein ernstes Jünglingsgesicht, keimende Barthaare um Mund und Kinn, das Ganze herrlich gezeich-

net, reich und unschuldig, harmonisch in seinen Theilen, von der höchsten Ausführung, vollkommen Dürers würdig, obgleich mit sehr dünner Farbe gemahlt, die sich an einigen Stellen zusammengezogen hatte.

Dieses preiswürdige, durchaus unschätzbare Bild, das ein wahrer Kunstfreund im goldenen Rahmen eingefaßt im schönsten Schränkchen aufbewahrt hätte, ließ er das auf ein dünnes Bret gemahlte, ohne irgend einen Rahmen und Verwahrung. Jeden Augenblick sich zu spalten drohend, ward es unvorsichtiger als jedes andere hervorgeholt, auf- und wieder bei Seite gestellt, nicht weniger die dringende Theilnahme des Gastes, die um Schonung und Sicherung eines solchen Kleinods flehte, gleichgültig abgelehnt; er schien sich wie Hofrath Büttner in einem herkömmlichen Unwesen eigensinnig zu gefallen.

Ferner gedenk' ich eines geistreich frei gemahlten Bildes von Rubens, länglich, nicht allzugroß, wie er sich's für solche ausgeführte Skizzen liebte. Eine Höckenfrau sitzend in der Fülle eines wohlversorgten Gemüskrams, Kohlhäupter und Salat aller Arten, Wurzeln, Zwiebeln aller Farben und Gestalten; sie ist eben im Handel mit einer stattlichen Bürgersfrau begriffen, deren behagliche Würde sich gar gut ausnimmt neben dem ruhig anbietenden Wesen der Verkäuferin, hinter welcher ein Knabe, so eben im Begriff einiges Obst zu stehlen, von ihrer Magd mit einem unvorgesehenen Schlag bedroht

wird. An der andern Seite, hinter der angesehenen Bürgersfrau, sieht man ihre Magd einen wohlgeflochtenen, mit Marktwaaren schon einigermaßen versehenen Korb tragen, aber auch sie ist nicht müßig, sie blickt nach einem Burschen und scheint dessen Fingerzeig mit einem freundlichen Blick zu erwidern. Besser gedacht und meisterhafter ausgeführt war nicht leicht etwas zu schauen, und hätten wir nicht unsere jährlichen Ausstellungen abzuschließen festgestellt, so würden wir diesen Gegenstand, wie er hier beschrieben ist, als Preisaufgabe gesetzt haben, um die Künstler kennen zu lernen, die, von der überhandnehmenden Verirrung auf Goldgrund noch unangesteckt, in's derbe frische Leben Blick und Talent zu wenden geneigt wären.

Im kunstgeschichtlichen Sinne hatte denn auch Beireis, bei Aufhebung der Klöster, mehr als Ein bedeutendes Bild gewonnen; ich betrachtete sie mit Antheil und bemerkte manches in mein Taschenbuch. Hier sind' ich nun verzeichnet, daß außer dem ersten vorgewiesenen, welches für ächt Bozantinisch zu halten wäre, die übrigen alle in's funfzehnte, vielleicht in's sechzehnte Jahrhundert fallen möchten. Zu einer genaueren Würdigung mangelte es mir an durchgreifender Kenntniß und bei einigem was ich allenfalls noch hätte näher bestimmen können, brachte mich Zeitrechnung und Nomenclatur unseres wunderlichen Sammlers Schritt vor Schritt aus der Richte.

Denn er wollte nun ein- für allemal, wie persönlich so auch in seinen Besitzungen, einzig seyn, und wie er jenes erste Byzantinische Stück dem vierten Jahrhundert zuschrieb, so wies er ferner eine ununterbrochene Reihe aus dem fünften, sechsten u. s. w. bis in's funfzehnte mit einer Sicherheit und Ueberzeugung vor, daß einem die Gedanken vergingen, wie es zu geschehen pflegt, wenn uns das handgreiflich Unwahre, als etwas das sich von selbst versteht, zutraulich vorgesprochen wird, wo man denn weder den Selbstbetrug noch die Unverschämtheit in solchem Grade für möglich hält.

Ein solches Beschauen und Betrachten ward sodann durch festliche Gastmahle gar angenehm unterbrochen. Hier spielte der seltsame Mann seine jugendliche Rolle mit Behagen fort, er scherzte mit den Müttern, als wenn sie ihm auch wohl früher hätten geneigt seyn mögen, mit den Töchtern, als wenn er im Begriff wäre ihnen seine Hand anzubieten. Niemand erwiderte dergleichen Aeußerungen und Anträge mit irgend einem Befremden, selbst die geistreichen männlichen Glieder der Gesellschaft behandelten seine Thorheiten mit einiger Achtung, und aus allem ging hervor, daß sein Haus, seine Natur- und Kunstschätze, seine Baarschaften und Capitalien, sein Reichthum, wirklich oder durch Großthun gesteigert, vielen in's Auge stach, weßhalb denn die Achtung für seine Verdienste auch seinen Seltsamkeiten das Wort zu reden schien.

Und gewiß es war niemand geschickter und gewandter Erbschleicherey zu erzeugen als er, ja es schien Maxime zu seyn, sich dadurch eine neue künstliche Familie und die unfromme Pietät einer Anzahl Menschen zu verschaffen.

In seinem Schlafzimmer hing das Bild eines jungen Mannes, von der Art wie man hunderte sieht, nicht ausgezeichnet, weder anziehend noch abstoßend; diesen ließ er seine Gäste gewöhnlich beschauen und bejammerte dabei das Ereigniß, daß dieser junge Mann, an den er vieles gewendet, dem er sein ganzes Vermögen zugedacht, sich gegen ihn untreu und undankbar bewiesen, daß er ihn habe müssen fahren lassen und nun vergebens nach einem zweyten sich umsehe, mit dem er ein gleiches und glücklicheres Verhältniß anknüpfen könne.

In diesem Vortrag war irgend etwas Schelmisches; denn wie jeder bei Erblickung eines Lotterieplans das große Loos auf sich bezieht, so schien auch jedem Zuhörer, wenigstens in dem Augenblick, ein Hoffnungsgestirn zu leuchten; ja ich habe kluge Menschen gekannt, die sich eine Zeitlang von diesem Irrlicht nachziehen ließen.

Den größten Theil des Tages brachten wir bei ihm zu, und Abends bewirthete er uns auf Chinesischem Porcellan und Silber mit fetter Schafmilch, die er als höchst gesunde Nahrung pries und aufnöthigte. Hatte man dieser ungewohnten Speise erst einigen Geschmack abge-

wonnen, so ist nicht zu läugnen, daß man sie gern genoß, und sie auch wohl als gesund ansprechen durfte.

Und so besah man denn auch seine ältern Sammlungen, zu deren glücklichem Beischaffen historische Kenntniß genügt, ohne Geschmack zu verlangen. Die goldenen Münzen Römischer Kaiser und ihrer Familien hatte er aufs vollständigste zusammengebracht, welches er durch die Katalogen des Pariser und Gothaischen Cabinets eifrig zu belegen und dabei zugleich sein Uebergewicht durch mehrere dort fehlende Exemplare zu bezeugen wußte. Was jedoch an dieser Sammlung am höchsten zu bewundern, war die Vollkommenheit der Abdrücke, welche sämmtlich als kämen sie aus der Münze vorlagen. Diese Bemerkung nahm er wohl auf, und versicherte, daß er die einzelnen erst nach und nach eingetauscht und mit schwerer Zubuße zuletzt erhalten und doch noch immer von Glück zu sagen habe.

Brachte nun der geschäftige Besitzer aus einem nebenstehenden Schrank neue Schieber zum Anschauen, so ward man sogleich der Zeit und dem Ort nach anders wohin versetzt. Sehr schöne Silbermünzen Griechischer Städte lagen vor, die, weil sie lange genug in feuchter verschlossener Luft aufbewahrt worden, die wohlerhaltenen Gepräge mit einem bläulichen Anhauch darwiesen. Eben so wenig fehlte es sodann an goldenen Rosenobeln, päpstlichen ältern Münzen, an Bracteaten, verfänglichen satyrischen Gepräge und was man nur merkwürdig

Seltsames bei einer so zahlreichen altherkömmlichen Sammlung erwarten konnte.

Nun war aber nicht zu läugnen, daß er in diesem Fache unterrichtet und in gewissem Sinne ein Kenner war: denn er hatte ja schon in früheren Jahren eine kleine Abhandlung, wie ächte und falsche Münzen zu unterscheiden seyen, herausgegeben. Indessen scheint er auch hier wie in andern Dingen sich einige Willkür vorbehalten zu haben, denn er behauptete, hartnäckig und über alle Münzkenner triumphirend: die goldnen Lysimachen seyen durchaus falsch, und behandelte deßhalb einige vorliegende schöne Exemplare höchst verächtlich. Auch dieses ließen wir, wie manches andere, hingehen und ergötzten uns mit Belehrung an diesen wirklich seltenen Schätzen.

Neben allen diesen Merkwürdigkeiten, zwischen so vieler Zeit, die uns Beireis widmete, trat immer zugleich seine ärztliche Thätigkeit hervor; bald war er Morgens früh schon vom Lande, wo er eine Bauersfrau entbunden, zurückgekehrt, bald hatten ihn verwickelte Consultationen beschäftigt und festgehalten.

Wie er nun aber zu solchen Geschäften Tag und Nacht bereit seyn könne, und sie doch mit immer gleicher äußerer Würde zu vollbringen im Stande sey, machte er auf seine Frisur aufmerksam; er trug nämlich rollenartige Locken, länglich, mit Nadeln gesteckt, fest gepicht über beiden Ohren. Das Vorderhaupt war mit einem

Toupee geschmückt, alles fest, glatt und tüchtig gepudert. Auf diese Weise, sagte er, lasse er sich alle Abend frisiren, lege sich, die Haare festgebunden, zu Bette, und welche Stunde er denn auch zu einem Kranken gerufen werde, erscheine er doch so anständig, eben als wie er in jede Gesellschaft komme. Und es ist wahr, man sah ihn in seiner hellblaugrauen vollständigen Kleidung, in schwarzen Strümpfen und Schuhen mit großen Schnallen, überall ein- wie das anderemal.

Während solcher belebten Unterhaltung und fortdauernder Zerstreuung hatte er eigentlich von unglaublichen Dingen noch wenig vorgebracht; allein in der Folge konnte er nicht ganz unterlassen die Litaney seiner Legenden nach und nach mitzutheilen. Als er uns nun eines Tags mit einem ganz wohlbestellten Gastmahle bewirthete, so mußte man eine reichliche Schüssel besonders großer Krebse in einer so bach- und wasserarmen Gegend höchst merkwürdig finden; worauf er denn versicherte, sein Fischkasten dürfe niemals ohne dergleichen Vorrath gefunden werden; er sey diesen Geschöpfen so viel schuldig, er achte den Genuß derselben für so heilsam, daß er sie nicht nur als schmackhaftes Gericht für werthe Gäste, sondern als das wirksamste Arzeneimittel in äußersten Fällen immerfort bereit halte. Nun aber schritt er zu einigen geheimnißvollen Einleitungen, er sprach von gänzlicher Erschöpfung, in die er sich durch ununterbrochene höchst wichtige, aber auch höchst gefährliche Ar-

heit versetzt gesehen, und wollte dadurch den schwierigen Proceß der höchsten Wissenschaft verstanden wissen.

In einem solchen Zustande habe er nun ohne Bewußtseyn, in letzten Zügen, hoffnungslos dagelegen, als ein junger ihm herzlich verbundener Schüler und Wärter, durch inspirationsmäßigen Instinct angetrieben, eine Schüssel großer gesottener Krebse seinem Herrn und Meister dargebracht und davon genugsam zu sich zu nehmen genöthigt; worauf denn dieser wundersam in's Leben zurückgekehrt, und die hohe Verehrung für dieses Gericht behalten habe.

Schalkhafte Freunde behaupteten, Beireis habe sonst auch wohl gelegentlich zu verstehen gegeben, er wüßte, durch das Universale, ausgesuchte Maykäfer in junge Krebse zu verwandeln, die er denn auch nachher durch besondere spagirische Nahrung zu merkwürdiger Größe heranzufüttern verstehe. Wir hielten dieß wie billig für eine im Geist und Geschmack des alten Wunderthäters erfundene Legende, dergleichen mehr auf seine Rechnung herumgehen, und die er, wie ja wohl Taschenspieler und sonstige Thaumaturgen auch gerathen finden, keineswegs abzuläugnen geneigt war.

Hofrath Beireisens ärztliches Ansehen war in der ganzen Gegend wohl gegründet, wie ihn denn auch die gräflich Veltheimische Familie zu Harpke als Hausarzt willkommen hieß, in die er uns daher einzuführen sich sogleich geneigt erklärte. Angemeldet traten wir dort ein,

ein, ſtattliche Wirthſchaftsgebäude bildeten vor dem hohen ältlichen Schloſſe einen geräumigen Gutshof. Der Graf hieß uns willkommen und freute ſich an mir einen alten Freund ſeines Vaters kennen zu lernen, denn mit dieſem hatte uns andere durch mehrere Jahre das Studium des Bergweſens verbunden, nur daß er verſuchte, ſeine Naturkenntniſſe zu Aufklärung problematiſcher Stellen alter Autoren zu benutzen. Mochte man ihm bei dieſem Geſchäft auch allzugroßer Kühnheit beſchuldigen, ſo konnte man ihm einen geiſtreichen Scharfſinn nicht abſprechen.

Gegen den Garten hin war das alterthümlich aufgeſchmückte anſehnliche Schloß vorzüglich ſchön gelegen. Unmittelbar aus demſelben trat man auf ebene reinliche Flächen, woran ſich ſanft aufſteigende, von Büſchen und Bäumen überſchattete Hügel anſchloſſen. Bequeme Wege führten ſodann aufwärts zu heiteren Ausſichten gegen benachbarte Höhen, und man ward mit dem weiten Umkreis der Herrſchaft, beſonders auch mit den wohlbeſtandenen Wäldern, immer mehr bekannt. Den Großvater des Grafen hatte vor funfzig Jahren die Forſtcultur ernſtlich beſchäftigt, wobei er denn Nordamericaniſche Gewächſe der Deutſchen Landesart anzueignen trachtete. Nun führte man uns in einen wohlbeſtandenen Wald von Weymouths-Kiefern, anſehnlich ſtark und hoch gewachſen, in deren ſtattlichen Bezirk wir uns, wie ſonſt in den Forſten des Thüringer Wal-

des, auf Moos gelagert an einem guten Frühstück erquickten, und besonders an der regelmäßigen Pflanzung ergötzten. Denn dieser großväterliche Forst zeigte noch die Absichtlichkeit der ersten Anlage, indem die sämmtlichen Bäume reihenweis gestellt sich überall in's Gevierte sehen ließen. Eben so konnte man in jeder Forstabtheilung bei jeder Baumgattung die Absicht des vorsorgenden Ahnherrn gar deutlich wahrnehmen.

Die junge Gräfin, so eben ihrer Entbindung nahe, blieb leider unsichtbar, da wir von ihrer gerühmten Schönheit selbst doch gern Zeugniß abgelegt hätten. Indessen wußten wir uns mit ihrer Frau Mutter, einer verwittibten Frau von Lauterbach aus Frankfurt am Mayn, von alten Reichsstädtischen Familienverhältnissen angenehm zu unterhalten.

Die beste Bewirthung, der anmuthigste Umgang, belehrendes Gespräch, worin uns nach und nach die Vortheile einer so großen Besitzung im Einzelnen deutlicher wurden, besonders da hier so viel für die Unterthanen geschehen war, erregten den stillen Wunsch länger zu verweilen, dem denn eine freundlich dringende Einladung unverhofft entgegen kam. Aber unser theurer Gefährte, der fürtreffliche Wolf, der hier für seine Neigung keine Unterhaltung fand und desto eher und heftiger von seiner gewöhnlichen Ungeduld ergriffen ward, verlangte so dringend wieder in Helmstädt zu seyn, daß wir uns entschließen mußten, aus einem so angenehme

Kreiſe zu ſcheiden; doch ſollte ſich bei unſerer Trennung noch ein wechſelſeitiges Verhältniß entwickeln. Der freundliche Wirth verehrte aus ſeinen foſſilen Schätzen einen köſtlichen Enkriniten meinem Sohn, und wir glaubten kaum etwas Gleichgefälliges erwidern zu können, als ein forſtmänniſches Problem zur Sprache kam. Im Ettersberg nämlich bei Weimar ſolle, nach Ausweis eines beliebten Journals, eine Buche gefunden werden, welche ſich in Geſtalt und ſonſtigen Eigenſchaften offenbar der Eiche nähere. Der Graf, mit angeerbter Neigung zur Forſtcultur, wünſchte davon eingelegte Zweige und was ſonſt noch zu genauerer Kenntniß beitragen könne, beſonders aber wo möglich einige lebendige Pflanzen. In der Folge waren wir ſo glücklich dieß Gewünſchte zu verſchaffen, unſer Verſprechen wirklich halten zu können, und hatten das Vergnügen von dem zweideutigen Baume lebendige Abkömmlinge zu überſenden, auch nach Jahren von dem Gedeihen derſelben erfreuliche Nachricht zu vernehmen.

Auf dem Rückwege nun wie auf dem Hinwege hatten wir denn mancherlei von des alten uns geleitenden Zauberers Großthaten zu hören. Nun vernahmen wir aus deſſen Munde, was uns ſchon aus ſeinen frühern Tagen durch Ueberlieferung zugekommen war; doch genau beſehen fand ſich in der Legende dieſes Heiligen eine merkliche Monotonie. Als Knabe jugendlich muthiger Entſchluß, als Schüler raſche Selbſtvertheidigung; aka-

demische Händel, Rappierfertigkeit, kunstmäßige Geschicklichkeit im Reiten, und sonstige körperliche Vorzüge, Muth und Gewandtheit, Kraft und Ausdauer, Beständigkeit und Thatlust; alles dieses lag rückwärts in dunklen Zeiten; dreyjährige Reisen blieben geheimnißvoll, und sonst noch manches im Vortrag, gewiß aber in der Erörterung unbestimmt.

Weil jedoch das auffallende Resultat seines Lebensganges ein unübersehlicher Besitz von Kostbarkeiten, ein unschätzbarer Geldreichthum zu seyn schien; so konnte es ihm an Gläubigen, an Verehrern gar nicht fehlen. Jene beiden sind eine Art von Hausgöttern, nach welchen die Menge andächtig und gierig die Augen wendet. Ist nun ein solcher Besitz nicht etwa ererbt und offenbaren Herkommens, sondern im Geheimniß selbst erworben; so gibt man im Dunkeln alles übrige Wunderbare zu, man läßt ihn sein mährchenhaftes Wesen treiben: denn eine Masse gemünztes Gold und Silber verleiht selbst dem Unwahren Ansehen und Gewicht; man läßt die Lüge gelten, indem man die Baarschaft beneidet.

Die möglichen oder wahrscheinlichen Mittel, wie Beireis zu solchen Gütern gelangt, werden einstimmig und einfach angegeben. Er solle eine Farbe erfunden haben, die sich an die Stelle der Cochenille setzen konnte; er solle vortheilhaftere Gährungsprocesse als die damals bekannten an Fabrikherren mitgetheilt haben. Wer in der Geschichte der Chemie bewandert ist, wird beurthei-

len, ob in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts dergleichen Recepte umherschleichen konnten, er wird wissen, in wiefern sie in der neuern Zeit offenbar und allgemein bekannt geworden. Sollte Beireis z. B. nicht etwa zeitig auf die Veredlung des Krapps gekommen seyn?

Nach allem diesem aber ist das sittliche Element zu bedenken, worin und worauf er gewirkt hat, ich meine die Zeit, den eigentlichen Sinn, das Bedürfniß derselben. Die Communication der Weltbürger ging noch nicht so schnell wie gegenwärtig, noch konnte jemand, der an entfernten Orten wie Swedenborg, oder auf einer beschränkten Universität wie Beireis seinen Aufenthalt nahm, immer die beste Gelegenheit finden, sich in geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, Geister zu berufen, und am Stein der Weisen zu arbeiten. Haben wir nicht in den neuern Tagen Cagliostro gesehen, wie er große Räume eilig durchstreifend, wechselsweise im Süden, Norden, Westen seine Taschenspielereyen treiben, und überall Anhänger finden konnte? Ist es denn zu viel gesagt, daß ein gewisser Aberglaube an dämonische Menschen niemals aufhören, ja daß zu jeder Zeit sich immer ein Local finden wird, wo das problematisch Wahre, vor dem wir in der Theorie allein Respect haben, sich in der Ausübung mit der Lüge auf das allerbequemste begatten kann.

Länger als wir gedacht hatte uns die anmuthige Ge-

sellschaft in Helmstädt aufgehalten. Hofrath Beireis betrug sich in jedem Sinne wohlwollend und mittheilend, doch von seinem Hauptschatz dem Diamanten hatte er noch nicht gesprochen, geschweige denselben vorgewiesen. Niemand der Helmstädter Akademieverwandten hatte denselben gesehen, und ein oft wiederholtes Mährchen, daß dieser unschätzbare Stein nicht am Orte sey, diente ihm, wie wir hörten, auch gegen Fremde zur Entschuldigung. Er pflegte nämlich scheinbar vertraulich zu äußern, daß er zwölf vollkommen gleiche versiegelte Kästchen eingerichtet habe, in deren einem der Edelstein befindlich sey. Diese zwölf Kästchen nun vertheile er an auswärtige Freunde, deren jeder einen Schatz zu besitzen glaube; er aber wisse nur allein, wo er befindlich sey. Daher mußten wir befürchten, daß er auf Anfragen dieses Naturwunder gleichfalls verläugnen werde. Glücklicherweise jedoch kurz vor unserm Abschiede begegnete folgendes.

Eines Morgens zeigte er in einem Bande der Reise Tourneferts die Abbildung einiger natürlichen Diamanten, die sich in Eyform mit theilweiser Abweichung in's Nieren- und Zitzenförmige unter den Schätzen der Indier gefunden hatten. Nachdem er uns die Gestalt wohl eingeprägt, brachte er ohne weitere Ceremonien aus der rechten Hosentasche das bedeutende Naturerzeugniß. In der Größe eines mäßigen Gänseeyes war es vollkommen klar, durchsichtig, doch ohne Spur, daß daran geschliffen worden; an der Seite bemerkte man einen schwachen

Höcker, einen nierenförmigen Auswuchs, wodurch der Stein jenen Abbildungen vollkommen ähnlich ward.

Mit seiner gewöhnlichen ruhigen Haltung zeigte er darauf einige zweydeutige Versuche, welche die Eigenschaften eines Diamanten bethätigen sollten: auf mäßiges Reiben zog der Stein Papierschnitzchen an; die englische Feile schien ihm nichts anzuhaben; doch ging er eilig über diese Beweisthümer hinweg, und erzählte die oft wiederholte Geschichte: wie er den Stein unter einer Muffel geprüft und über das herrliche Schauspiel der sich entwickelnden Flamme das Feuer zu mildern und auszulöschen vergessen, so daß der Stein über eine Million Thaler an Werth in Kurzem verloren habe. Dessen ungeachtet aber pries er sich glücklich, daß er ein Feuerwerk gesehen, welches Kaisern und Königen versagt worden.

Indessen er nun sich weitläufig darüber herausließ, hatte ich, chromatischer Prüfungen eingedenk, das Wunderey vor die Augen genommen, um die horizontalen Fensterstäbe dadurch zu betrachten, fand aber die Farbensäume nicht breiter, als ein Bergkrystall sie auch gegeben hätte; weßhalb ich im Stillen wohl einige Zweifel gegen die Aechtheit dieses gefeverten Schatzes fernerhin nähren durfte. Und so war denn unser Aufenthalt durch die größte Rodomontade unseres wunderlichen Freundes ganz eigentlich gekrönt.

Bei heitern vertraulichen Unterhaltungen in Helm-

ſtädt, wo denn vorzüglich die Beireiſiſchen Eigenheiten zur Sprache kamen, ward auch mehrmals eines höchſt wunderlichen Edelmanns gedacht, welchen man, da unſer Rückweg über Halberſtadt genommen werden ſollte, als unſern vom Wege wohnend, auf der Reiſe gar wohl beſuchen und ſomit die Kenntniß ſeltſamer Charaktere erweitern könne. Man war zu einer ſolchen Expedition deſto eher geneigt, als der heitere geiſtreiche Probſt Henke uns dorthin zu begleiten verſprach; woraus wenigſtens hervorzugehen ſchien, daß man über die Unarten und Unſchicklichkeiten jenes berufenen Mannes noch allenfalls hinauskommen werde.

So ſaßen wir denn zu vier im Wagen, Probſt Henke mit einer langen weißen Thonpfeife, die er, weil ihn jede andere Art zu rauchen anwiderte, ſogar im Wagen, ſelbſt, wie er verſicherte, auf weiteren Reiſen, mit beſonderer Vorſicht ganz und unzerſtückt zu erhalten wußte.

In ſo froher als belehrender Unterhaltung legten wir den Weg zurück, und langten endlich an dem Gute des Mannes an, der, unter dem Namen des tollen Hagen, weit und breit bekannt, wie eine Art von gefährlichem Cyclopen auf einer ſchönen Beſitzung hauſte. Der Empfang war ſchon charakteriſtiſch genug. Er machte uns aufmerkſam auf das an tüchtigem Schmiedewerk hangende Schild ſeines neuerbauten Gaſthofes, das den Gäſten zur Lockung dienen ſollte. Wir waren jedoch nicht wenig verwundert, hier von einem nicht ungeſchick-

ten Künstler ein Bild ausgeführt zu sehen, welches das Gegenstück jenes Schildes vorstellt, an welchem der Reisende in das südliche Frankreich sich so umständlich ergeht und ergötzt; man sah auch hier ein Wirthshaus mit dem bedenklichen Zeichen und umstehende Betrachter vorgestellt.

Ein solcher Empfang ließ uns freilich das Schlimmste vermuthen und ich ward aufmerksamer, indem mich die Ahnung anflog als hätten die werthen neuen Freunde, nach dem edlen Helmstädter Drama, uns zu diesem Abenteuer beredet, um uns als Mitspieler in einer leidigen Satyrposse verwickelt zu sehen. Sollten sie nicht, wenn wir diesen Jocus unwillig aufnähmen, sich mit einer stillen Schadenfreude kitzeln.

Doch ich verscheuchte solchen Argwohn, als wir das ganz ansehnliche Gehöfte betraten. Die Wirthschaftsgebäude befanden sich im besten Zustand, die Höfe in zweckmäßiger Ordnung, obgleich ohne Spur irgend einer ästhetischen Absicht. Des Herren gelegentliche Behandlung der Wirthschaftsleute mußte man rauh und hart nennen, aber ein guter Humor der durchblickte machte sie erträglich; auch schienen die guten Leute an diese Weise schon so gewöhnt zu seyn, da sie ganz ruhig, als hätte man sie sanft angesprochen, ihrem Geschäft weiter oblagen.

In dem großen reinlichen hellen Tafelzimmer fanden wir die Hausfrau, eine schlanke wohlgebildete Dame,

die ſich aber in ſtummer Leidensgeſtalt ganz untheilneh-mend erwies und uns die ſchwere Duldung die ſie zu übertragen hatte, unmittelbar zu erkennen gab. Ferner zwey Kinder, ein Preußiſcher Fähndrich auf Urlaub, und eine Tochter aus der Braunſchweigiſchen Penſion zum Beſuche da, beide noch nicht zwanzig, ſtumm wie die Mutter, mit einer Art von Verwunderung drein ſehend, wenn die Blicke jener ein vielfaches Leiden aus-ſprachen.

Die Unterhaltung war ſogleich einigermaßen ſoldatiſch derb; der Burgunder, von Braunſchweig bezogen, ganz vortrefflich; die Hausfrau machte ſich durch eine ſo wohl-bediente als wohlbeſtellte Tafel Ehre; daher wäre denn bis jetzt alles ganz leidlich gegangen, nur durfte man ſich nicht weit umſehen ohne das Faunenohr zu erblicken, das durch die häusliche Zucht eines wohlhabenden Landedel-manns durchſtach. In den Ecken des Saales ſtanden ſaubere Abgüſſe des Apollin und ähnlicher Statuen, wunderlich aber ſah man ſie aufgeputzt: denn er hatte ſie mit Manſchetten, von ſeinen abgelegten, wie mit Feigen-blättern der guten Geſellſchaft zu accomodiren geglaubt. Ein ſolcher Anblick gab nur um ſo mehr Apprehenſion, da man verſichert ſeyn kann, daß ein Abgeſchmacktes gewiß auf ein anderes hindeutet, und ſo fand ſich's auch. Das Geſpräch war noch immer mit einiger Mäßigung, wenigſtens von unſerer Seite, geführt, aber doch auf alle Fälle in Gegenwart der heranwachſenden Kinder

unschicklich genug. Als man sie aber während des Nachtisches fortgeschickt hatte, stand unser wunderlicher Wirth ganz feyerlich auf, nahm die Manschettchen von den Statuen weg, und meinte nun sey es Zeit sich etwas natürlicher und freier zu benehmen. Wir hatten indessen der bedauernswerthen Leidensgestalt unserer Wirthin durch einen Schwank gleichfalls Urlaub verschafft; denn wir bemerkten worauf unser Wirth ausgehen mochte, indem er noch schmackhafteren Burgunder versetzte, dem wir uns nicht abhold bewiesen. Dennoch wurden wir nicht gehindert nach aufgehobener Tafel einen Spaziergang vorzuschlagen. Dazu wollte er aber keinen Gast zulassen, wenn er nicht vorher einen gewissen Ort besucht hätte. Dieser gehörte freilich auch zum Ganzen. Man fand in einem reinlichen Cabinet einen gepolsterten Großvatersessel, und um zu einem längeren Aufenthalt einzuladen, eine mannichfaltige Unzahl bunter ringsumher aufgeklebter Kupferstiche, satyrischen pasquillantischen, unsauberen Inhalts, neckisch genug. Diese Beispiele genügen wohl die wunderliche Lage anzudeuten in der wir uns befanden. Bei eintretender Nacht nöthigte er seine bedrängte Hausfrau einige Lieder nach eigener Wahl zum Flügel zu singen, wodurch sie uns bei gutem Vortrag allerdings Vergnügen machte; zuletzt aber enthielt er sich nicht sein Mißfallen an solchen faden Gesängen zu bezeugen, mit der Anmaßung ein tüchtigeres vorzutragen, worauf sich denn die gute Dame gemüssigt sah

eine höchst unschickliche und absurde Strophe mit dem Flügel zu begleiten. Nun fühlte ich, indignirt durch das Widerwärtige, inspirirt durch den Burgunder, es sey Zeit meine Jugend-Pferde zu besteigen, auf denen ich mich sonst übermüthig gerne herumgetummelt hatte.

Nachdem er auf mein Ersuchen die detestable Strophe noch einige Male wiederholt hatte, versicherte ich ihm das Gedicht sey vortrefflich, nur müsse er suchen durch künstlichen Vortrag sich dem köstlichen Inhalt gleich zu stellen, ja ihn durch den rechten Ausdruck erst zu erhöhen. Nun war zuvörderst von Forte und Piano die Rede, sodann aber von feineren Abschattirungen, von Accenten, und so mußte gar zuletzt ein Gegensatz von Lispeln und Ausschrei zur Sprache kommen. Hinter dieser Tollheit lag jedoch eine Art von Didaskalie verborgen, die mir denn auch eine große Mannichfaltigkeit von Forderungen an ihn verschaffte, woran er sich als ein geistreich barocker Mann zu unterhalten schien. Doch suchte er diese lästigen Zumuthungen manchmal zu unterbrechen, indem er Burgunder einschenkte und Backwerk anbot. Unser Wolf hatte sich, unendlich gelangweilt, schon zurückgezogen; Abt Henke ging mit seiner langen thönernen Pfeife auf und ab, und schüttete den ihm aufgedrungenen Burgunder, seine Zeit ersehend, zum Fenster hinaus, mit der größten Gemüthsruhe den Verlauf dieses Unsinnes abzuwarten. Dieß aber war kein Geringes: denn ich forderte immer mehr, noch immer

einen wunderlicheren Ausdruck von meinem humoristisch gelehrigen Schüler, und verwarf zuletzt gegen Mitternacht alles Bisherige. Das sey nur eingelernt, sagte ich, und gar nichts werth. Nun müsse er erst aus eignem Geist und Sinn das Wahre was bisher verborgen geblieben selbst erfinden, und dadurch mit Dichter und Musiker als Original wetteifern.

Nun war er gewandt genug um einigermaßen zu gewahren daß hinter diesen Tollheiten ein gewisser Sinn verborgen sey, ja er schien sich an einem so freventlichen Mißbrauch eigentlich respectabler Lehren zu ergötzen; doch war er indessen selbst müde, und so zu sagen mürbe geworden, und als ich endlich den Schluß zog, er müsse nun erst der Ruhe pflegen und abwarten, ob ihm nicht vielleicht im Traum eine Aufklärung komme, gab er gerne nach und entließ uns zu Bette.

Den andern Morgen waren wir früh wieder bei der Hand und zur Abreise bereit. Bei'm Frühstück ging es ganz menschlich zu, es schien als wolle er uns nicht mit ganz ungünstigen Begriffen entlassen. Als Landrath wußte er vom Zustand und den Angelegenheiten der Provinz sehr treffende, nach seiner Art barocke Rechenschaft zu geben. Wir schieden freundlich und konnten dem nach Helmstädt mit unzerbrochener langen Pfeife zurückkehrenden Freunde für sein Geleit bei diesem bedenklichen Abenteuer nicht genugsam Dank sagen.

Vollkommen friedlich und vernunftgemäß ward uns

dagegen ein längerer Aufenthalt in Halberstadt beschert. Schon war vor einigen Jahren der edle Gleim zu seinen frühsten Freunden hinübergegangen; ein Besuch, den ich ihm vor geraumer Zeit abstattete, hatte nur einen dunklen Eindruck zurückgelassen, indem ein dazwischen rauschendes, mannichfaltiges Leben mir die Eigenheiten seiner Person und Umgebung beinahe verlöschte. Auch konnte ich, damals wie in der Folge, kein Verhältniß zu ihm gewinnen, aber seine Thätigkeit war mir niemals fremd geworden; ich hörte viel von ihm durch Wieland und Herder, mit denen er immer in Briefwechsel und Bezug blieb.

Dießmal wurden wir in seiner Wohnung von Herrn Körte gar freundlich empfangen, sie deutete auf reinliche Wohlhäbigkeit, auf ein friedliches Leben und stilles geselliges Behagen. Sein vorübergegangenes Wirken feyerten wir an seiner Verlassenschaft; viel ward von ihm erzählt, manches vorgewiesen, und Herr Körte versprach durch eine ausführliche Lebensbeschreibung und Herausgabe seines Briefwechsels einem jeden Anlaß genug zu verschaffen, auf seine Weise ein so merkwürdiges Individuum sich wieder hervorzurufen.

Dem allgemeinen Deutschen Wesen war Gleim durch seine Gedichte am meisten verwandt, worin er als ein vorzüglich liebender und liebenswürdiger Mann erscheint. Seine Poesie von der technischen Seite besehen ist rhythmisch, nicht melodisch, weßhalb er sich denn auch mei-

stens freier Sylbenmaße bedient; und so gewähren Vers und Reim, Brief und Abhandlung durcheinander verschlungen den Ausdruck eines gemüthlichen Menschenverstandes, innerhalb einer wohlgesinnten Beschränkung.

Vor allem aber war uns anziehend der Freundschaftstempel, eine Sammlung von Bildnissen älterer und neuerer Angehörigen. Sie gab ein schönes Zeugniß wie er die Mitlebenden geschätzt, und uns eine angenehme Recapitulazion so vieler ausgezeichneter Gestalten, eine Erinnerung an die bedeutenden einwohnenden Geister, an die Bezüge dieser Personen unter einander, und zu dem werthen Manne, der sie meistens eine Zeitlang um sich versammelte, und die Scheidenden, die Abwesenden wenigstens im Bilde festzuhalten Sorge trug. Bei solchem Betrachten ward gar manches Bedenken hervorgerufen, nur eines sprech' ich aus: man sah über hundert Poeten und Literatoren, aber unter diesen keinen einzigen Musiker und Componisten. Wie? sollte jener Greis, der, seinen Aeußerungen nach, nur im Singen zu leben und zu athmen schien, keine Ahnung von dem eigentlichen Gesang gehabt haben? von der Tonkunst, dem wahren Element woher alle Dichtungen entspringen und wohin sie zurückkehren?

Suchte man nun aber in einen Begriff zusammen zu fassen was uns von dem edlen Manne vorschwebt, so könnte man sagen: ein leidenschaftliches Wohlwollen lag seinem Charakter zu Grunde, das er durch Wort und

That wirksam zu machen suchte. Durch Rede und Schrift aufmunternd, ein allgemeines rein menschliches Gefühl zu verbreiten bemüht zeigte er sich, als Freund von jederman, hülfreich dem Darbenden, armer Jugend aber besonders förderlich. Ihm, als gutem Haushalter, scheint Wohlthätigkeit die einzige Liebhaberey gewesen zu seyn, auf die er seinen Ueberschuß verwendet. Das Meiste thut er aus eigenen Kräften; seltener und erst in späteren Jahren bedient er sich seines Namens, seines Ruhms, um bei Königen und Ministern einigen Einfluß zu gewinnen, ohne sich dadurch sehr gefördert zu sehen. Man behandelt ihn ehrenvoll, duldet und belobt seine Thätigkeit, hilft ihm auch wohl nach, trägt aber gewöhnlich Bedenken in seine Absichten kräftig einzugehen.

Alles jedoch zusammengenommen, muß man ihm den eigentlichsten Bürgersinn in jedem Betracht zugestehen; er ruht als Mensch auf sich selbst, verwaltet ein bedeutendes öffentliches Amt, und beweis't sich übrigens gegen Stadt und Provinz und Königreich als Patriot, gegen Deutsches Vaterland und Welt als ächten Liberalen. Alles Revolutionaire dagegen, das in seinen älteren Tagen hervortritt, ist ihm höchlich verhaßt, so wie alles was früher Preußens großem Könige und seinem Reiche sich feindselig entgegenstellt.

Da nun ferner eine jede Religion das reine ruhige Verkehr der Menschen unter einander befördern soll, die christlich evangelische jedoch hiezu besonders geeignet ist; so

so konnte er die Religion des rechtschaffenen Mannes, die ihm angeboren und seiner Natur nothwendig war, immerfort ausübend, sich für den rechtglaubigsten aller Menschen halten und an dem ererbten Bekenntniß, so wie bei dem herkömmlichen einfachen Cultus der protestantischen Kirche, gar wohl beruhigen.

Nach allen diesen lebhaften Vergegenwärtigungen sollten wir noch ein Bild des Vergänglichen erblicken, denn auf ihrem Siechbette begrüßten wir die ablebende Nichte Gleims, die unter dem Namen Gleminde viele Jahre die Zierde eines dichterischen Kreises gewesen. Zu ihrer anmuthigen, obschon kränklichen Bildung stimmte gar fein die große Reinlichkeit ihrer Umgebung, und wir unterhielten uns gern mit ihr von vergangenen guten Tagen, die ihr mit dem Wandeln und Wirken ihres trefflichen Oheims immer gegenwärtig geblieben waren.

Zuletzt um unsere Wallfahrt ernst und würdig abzuschließen, traten wir in den Garten um das Grab des edlen Greises, den nach vieljährigen Leiden und Schmerzen, Thätigkeit und Erdulden, umgeben von Denkmalen vergangener Freunde, an der ihm gemüthlichen Stelle gegönnt war auszuruhen.

Die öden feuchten Räume des Doms besuchten wir zu wiederholten Malen; er stand, obgleich seines frühern religiosen Lebens beraubt, doch noch unerschüttert in ursprünglicher Würde. Dergleichen Gebäude haben etwas eigen Anziehendes, sie vergegenwärtigen uns tüchtige

aber düstere Zustände, und weil wir uns manchmal gern in's Halbdunkel der Vergangenheit einhüllen, so finden wir es willkommen, wenn eine ahnungsvolle Beschränkung uns mit gewissen Schauern ergreift, körperlich, physisch, geistig auf Gefühl, Einbildungskraft und Gemüth wirkt, und somit sittliche, poetische und religiose Stimmung anregt.

Die Spiegelberge, unschuldig buschig bewachsene Anhöhen, dem nachbarlichen Harze vorliegend, jetzt durch die seltsamsten Gebilde ein Tummelplatz häßlicher Creaturen, eben als wenn eine vermaledeite Gesellschaft, vom Blocksberge wiederkehrend, durch Gottes unergründlichen Rathschluß hier wäre versteinert worden. Am Fuße des Aufstiegs dient ein ungeheures Faß abscheulichem Zwergengeschlecht zum Hochzeitsaal; und von da, durch alle Gänge der Anlagen, lauern Mißgeburten jeder Art, so daß der Mißgestalten liebende Prätorius seinen mundus anthropodemicus hier vollkommen realisirt erblicken könnte.

Da fiel es denn recht auf, wie nöthig es sey in der Erziehung die Einbildungskraft nicht zu beseitigen sondern zu regeln, ihr durch zeitig vorgeführte edle Bilder Lust am Schönen, Bedürfniß des Vortrefflichen zu geben. Was hilft es die Sinnlichkeit zu zähmen, den Verstand zu bilden, der Vernunft ihre Herrschaft zu sichern, die Einbildungskraft lauert als der mächtigste Feind, sie hat von Natur einen unwiderstehlichen Trieb

zum Abſurden, der ſelbſt in gebildeten Menſchen mächtig wirkt und gegen alle Cultur die angeſtammte Rohheit fratzenliebender Wilden mitten in der anſtändigſten Welt wieder zum Vorſchein bringt.

Von der übrigen Rückreiſe darf ich nur vorübereilend ſprechen. Wir ſuchten das Budethal und den längſt bekannten Hammer; von hier ging ich, nun zum dritten Male in meinem Leben, das von Granitfelſen eingeſchloſſene rauſchende Waſſer hinan, und hier fiel mir wiederum auf, daß wir durch nichts ſo ſehr veranlaßt werden über uns ſelbſt zu denken, als wenn wir höchſt bedeutende Gegenſtände, beſonders entſchiedene charakteriſtiſche Naturſcenen, nach langen Zwiſchenräumen endlich wiederſehen und den zurückgebliebenen Eindruck mit der gegenwärtigen Einwirkung vergleichen. Da werden wir denn im Ganzen bemerken, daß das Object immer mehr hervortritt, daß wenn wir uns früher an den Gegenſtänden empfanden, Freud' und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf ſie übertrugen, wir nunmehr bei gebändigter Selbſtigkeit ihnen das gebührende Recht widerfahren laſſen, ihre Eigenheiten zu erkennen und ihre Eigenſchaften, ſofern wir ſie durchdringen, in einem höhern Grade zu ſchätzen wiſſen. Jene Art des Anſchauens gewährt der künſtleriſche Blick, dieſe eignet ſich dem Naturforſcher, und ich mußte mich, zwar anfangs nicht ohne Schmerzen, zuletzt doch glücklich preiſen daß, indem jener Sinn mich nach und nach

zu verlassen drohte, dieser sich in Aug' und Geist desto kräftiger entwickelte.

---

1 8 0 6.

Die Interims-Hoffnungen mit denen wir uns philisterhaft schon manche Jahre hingehalten, wurden so abermals im gegenwärtigen genährt. Zwar brannte die Welt in allen Ecken und Enden, Europa hatte eine andere Gestalt genommen, zu Lande und See gingen Städte und Flotten zu Trümmern, aber das mittlere, das nördliche Deutschland genoß noch eines gewissen fieberhaften Friedens, in welchem wir uns einer problematischen Sicherheit hingaben. Das große Reich in Westen war gegründet, es trieb Wurzeln und Zweige nach allen Seiten hin. Indessen schien Preußen das Vorrecht gegönnt sich in Norden zu befestigen. Zunächst besaß es Erfurt, einen sehr wichtigen Haltepunct, und wir ließen uns in diesem Sinne gefallen, daß von Anfang des Jahrs Preußische Truppen bei uns einkehrten. Dem Regiment Ostin folgten, Anfangs Februar, Füseliere, sodann trafen ein die Regimenter Bork, Arnim, Pirsch; man hatte sich schon an diese Unruhe gewöhnt.

Der Geburtstag unserer verehrten Herzogin, der 30 Januar, ward für dießmal zwar pomphaft genug, aber doch mit unerfreulichen Vorahnungen gefeiert.

Das Regiment Oſtin rühmte ſich eines Chors Trompeter das ſeines Gleichen nicht hätte; ſie traten in einem Halbkreis zum Willkommen auf das Theater, gaben Proben ihrer außerordentlichen Geſchicklichkeit, und begleiteten zuletzt einen Geſang, deſſen allgemein bekannte Melodie, einem Inſelkönig gewidmet und noch keineswegs von dem patriotiſchen Feſtland überboten, ihre vollkommen herzerhebende Wirkung that.

Eine Ueberſetzung oder Umbildung des Cid von Corneille ward hiernach aufgeführt, ſo wie auch Stella, zum erſtenmal mit tragiſcher Kataſtrophe. Götz von Berlichingen kam wieder an die Reihe, nicht weniger Egmont. Schillers Glocke mit allem Apparat des Gießens und der fertigen Darſtellung, die wir als Didaskalie ſchon längſt verſucht hatten, ward gegeben, und ſo daß die ſämmtliche Geſellſchaft mitwirkte, indem der eigentliche dramatiſche Kunſt- und Handwerkstheil dem Meiſter und den Geſellen anheim fiel, das übrige Lyriſche aber an die männlichen und weiblichen Glieder, von den älteſten bis zu den jüngſten, vertheilt und jedem charakteriſtiſch angeeignet ward.

Aufmerkſamkeit erregte im Ganzen der von Iffland zur Vorſtellung gebrachte Doctor Luther, ob wir gleich zauderten, denſelben gleichfalls aufzunehmen.

Bei dem verlängerten Aufenthalt in Carlsbad gedachte man der nächſten Theaterzeit, und verſuchte Oehlenſchlägers verdienſtliche Tragödie Hakon Jarl

unserer Bühne anzueignen, ja es wurden sogar schon Kleider und Decorationen aufgesucht und gefunden. Allein späterhin schien es bedenklich, zu einer Zeit da mit Kronen im Ernst gespielt wurde, mit dieser heiligen Zierde sich scherzhaft zu gebärden. Im vergangenen Frühjahr hatte man nicht mehr thun können als das bestehende Repertorium zu erhalten und einigermaßen zu vermehren. Im Spätjahr als der Kriegsdrang jedes Verhältniß aufzulösen drohte, hielt man für Pflicht die Theateranstalt, als einen öffentlichen Schatz, als ein Gemeingut der Stadt zu bewahren. Nur zwey Monate blieben die Vorstellungen unterbrochen, die wissenschaftlichen Bemühungen nur wenige Tage, und Ifflands Theaterkalender gab der Deutschen Bühne eine schwunghafte Aufmunterung.

Die projectirte neue Ausgabe meiner Werke nöthigte mich sie sämmtlich wieder durchzugehen, und ich widmete jeder einzelnen Production die gehörige Aufmerksamkeit, ob ich gleich bei meinem alten Vorsatze blieb nichts eigentlich umzuschreiben, oder auf einen hohen Grad zu verändern.

Die zwey Abtheilungen der Elegiën wie sie noch vorliegen, wurden eingerichtet und Faust in seiner jetzigen Gestalt fragmentarisch behandelt. So gelangte ich dieses Jahr bis zum vierten Theil einschließlich, aber mich beschäftigte ein wichtigeres Werk. Der epische Tell kam wieder zur Sprache wie ich ihn 1797 in der Schweiz

concipirt, und nachher dem dramatischen Tell Schillers zu Liebe bei Seite gelegt. Beide konnten recht gut neben einander bestehen; Schillern war mein Plan gar wohl bekannt, und ich war zufrieden, daß er den Hauptbegriff eines selbstständigen von den übrigen Verschwornen unabhängigen Tell benutzte; in der Ausführung aber mußte er, der Richtung seines Talents zu Folge so wie nach den Deutschen Theaterbedürfnissen, einen ganz anderen Weg nehmen, und mir blieb das Episch-ruhig-grandiose noch immer zu Gebot, so wie die sämmtlichen Motive, wo sie sich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Gestalt nahmen.

Ich hatte Lust wieder einmal Hexameter zu schreiben, und mein gutes Verhältniß zu Voß, Vater und Sohn, ließ mich hoffen auch in dieser herrlichen Versart immer sicherer vorzuschreiten. Aber die Tage und Wochen waren so ahnungsvoll, die letzten Monate so stürmisch und so wenig Hoffnung zu einem freieren Athemholen, daß ein Plan, auf dem Vierwaldstädter See und auf dem Wege nach Altorf, in der freien Natur concipirt, in dem beängstigten Deutschland nicht wohl wäre auszuführen gewesen.

Wenn wir nun auch schon unser öffentliches Verhältniß zur bildenden Kunst aufgegeben hatten, so blieb sie uns doch im Innern stets lieb und werth. Bildhauer Weisser, ein Kunstgenosse von Friedrich Tieck, bearbeitete mit Glück die Büste des hier verstorbenen Her-

zogs von Braunschweig, welche, in der öffentlichen Bibliothek aufgestellt, einen schönen Beweis seines vielversprechenden Talents abgibt.

Kupferstiche sind überhaupt das Kunstmittel durch welches Kenner und Liebhaber sich am meisten und bequemsten unterhalten, und so empfingen wir aus Rom von Gmelin das vorzügliche Blatt, unterzeichnet der Tempel der Venus, nach Claude. Es war mir um so viel mehr werth, als das Original erst nach meinem Abgang von Rom bekannt geworden und ich mich also zum erstenmal von den Vorzügen desselben aus dieser kunstreichen Nachbildung überzeugen sollte.

Ganz in einem andern Fache, aber heiter und geistreich genug, erschienen die Riepenhausischen Blätter zur Genoveva, deren Original-Zeichnungen wir schon früher gekannt. Auch diese jungen Männer, die sich zuvor an Polygnot geübt hatten, wandten sich nun gegen die Romantik, welche sich durch schriftstellerische Talente bei'm Publicum eingeschmeichelt hatte, und so die Bemerkung wahr machte: daß mehr als man denkt der bildende Künstler vom Dichter und Schriftsteller abhängt.

In Carlsbad unterhielt mich belehrend eine Sammlung Kupfer, welche Graf Lepel mit sich führte; nicht weniger große mit der Feder gezeichnete, aquarellirte Blätter von Ramberg bewährten das heitere glücklich auffassende mitunter extemporirende Talent des genannten Künstlers. Graf Corneillan besaß dieselben und

ſcheint als wenn die Gewiſſenhaftigkeit des Künſtlers, dem Liebhaber und Kenner etwas vollkommen Würdiges überliefern zu wollen, den Auffluß des Geiſtes einigermaßen beſchränke; dahingegen eine geiſtreich gefaßte flüchtig hingeworfene Skizze außer aller Verantwortung das eigenſte Talent des Künſtlers offenbare. Er ſendete einige aquarellirte Copien, von welchen uns zwey geblieben ſind: Schatzgräber in einem tiefen Stadtgraben und Caſematten, bei Nachtzeit durch unzulängliche Beſchwörungen ſich die böſen Geiſter auf den Hals ziehend, der entdeckten und ſchon halbergriffenen Schätze verluſtig. Der Anſtand iſt bei dieſer Gelegenheit nicht durchaus beobachtet, Vorgeſtelltes und Ausführung einem Geheimbilde angemeſſen; das zweyte Bild vielleicht noch mehr. Eine gräuliche Kriegsſcene, erſchlagene beraubte Männer, troſtloſe Weiber und Kinder, im Hintergrunde ein Kloſter in vollen Flammen, im Vordergrund mißhandelte Mönche; gleichfalls ein Bild welches im Schränkchen müßte aufbewahrt werden.

Ferner ſendete Tiſchbein an Herzogin Amalie einen mäßigen Foliband aquarellirter Federzeichnungen. Hierin iſt nun Tiſchbein ganz beſonders glücklich, weil auf dieſe leichte Weiſe ein geübtes Talent Gedanken, Einfälle, Grillen ohne großen Aufwand und ohne Gefahr ſeine Zeit zu verlieren ausſpricht. Solche Blätter ſind fertig wie gedacht.

Thiere darzuſtellen war immer Tiſchbeins Liebhabe-

rey; so erinnern wir uns hier auch eines Esels, der mit großem Behagen Ananas statt Disteln fraß.

Auf einem andern Bilde blickt man über die Dächer einer großen Stadt gegen die aufgehende Sonne; ganz nah an dem Beschauer, im vordersten Vordergrunde, sitzt ein schwarzer Oefsenjunge unmittelbar an dem Schornstein. Was an ihm noch Farbe annehmen konnte, war von der Sonne vergüldet, und man mußte den Gedanken allerliebst finden, daß der letzte Sohn des jammervollsten Gewerbes unter viel Tausenden der Einzige sey, der eines solchen herzerhebenden Naturanblicks genösse.

Dergleichen Mittheilungen geschahen von Tischbein immer unter der Bedingung, daß man ihm eine poetische oder prosaische Auslegung seiner sittlich künstlerischen Träume möge zukommen lassen. Die kleinen Gedichte, die man ihm zur Erwiderung sendete, finden sich unter den meinigen. Herzogin Amalie und ihre Umgebung theilten sich darin nach Stand und Würden, und erwiderten so eigenhändig die Freundlichkeit des Gebers.

Auch ich ward in Carlsbad angetrieben, die bedeutend abwechselnden Gegenstände mir durch Nachbildung besser einzuprägen; die vollkommnern Skizzen behielten einigen Werth für mich, und ich fing an sie zu sammeln.

Ein Medaillen-Cabinet, welches von der zweyten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts an, über den Weg, den die Bildhauerkunst genommen, hinlänglichen Auf-

ſchluß zu geben, ſchon reich genug war, vermehrte ſich anſehnlich und lieferte immer vollſtändigere Begriffe.

Eben ſo wurde die Sammlung von eigenhändig geſchriebenen Blättern vorzüglicher Männer beträchtlich vermehrt. Ein Stammbuch der Walchiſchen Familie, ſeit etwa den Anfängen des achtzehnten Jahrhunderts, worin Maffei vorausſteht, war höchſt ſchätzenswerth, und ich dankte ſehr verpflichtet den freundlichen Gebern. Ein alphabetiſches Verzeichniß des handſchriftlichen Beſitzes war gedruckt, ich legte ſolches jedem Brief an Freunde bei, und erhielt dadurch nach und nach fortdauernde Vermehrung.

Von Künſtlern beſuchte uns nun abermals Raabe von Berlin, und empfahl ſich eben ſo durch ſein Talent wie durch ſeine Gefälligkeit.

Aber betrüben mußte mich ein Brief von Hackert; dieſer treffliche Mann hatte ſich von einem apoplektiſchen Anfall nur in ſo fern erholt, daß er einen Brief dictiren und unterſchreiben konnte. Es jammerte mich die Hand, die ſo viel ſichre Charakterſtriche geführt, nun zitternd und unvollſtändig, den eigenen, ſo oft mit Freude und Vortheil unterzeichneten berühmten Namen bloß andeuten zu ſehen.

Bei den Jenaiſchen Muſeen drangen immer neue Gegenſtände zu, und man mußte deßhalb Erweiterungen vornehmen und in der Anordnung eine veränderte Methode befolgen.

Der Nachlaß von Batſch brachte neue Mühe und Unbequemlichkeit. Er hatte die naturforſchende Geſellſchaft geſtiftet, auch in einer Reihe von Jahren durch und für ſie ein unterrichtendes Muſeum aller Art zuſammengebracht, welches dadurch anſehnlicher und wichtiger geworden, daß er demſelben ſeine eigene Sammlung methodiſch eingeſchaltet. Nach ſeinem Hintritt reclamirten die Directoren und anweſenden Glieder jener Geſellſchaft einen Theil des Nachlaſſes, beſonders das ihr zuſtehende Muſeum; die Erben forderten den Reſt, welchen man ihnen, da eine Schenkung des bisherigen Directors nur muthmaßlich war, nicht vorenthalten konnte. Von Seiten herzoglicher Commiſſion entſchloß man ſich auch hier einzugreifen, und da man mit den Erben nicht einig werden konnte, ſo ſchritt man zu dem unangenehmen Geſchäft der Sonderung und Theilung. Was dabei an Rückſtänden zu zahlen war, glich man aus und gab der naturforſchenden Geſellſchaft ein Zimmer im Schloſſe, wo die ihr zugehörigen Naturalien abgeſondert ſtehen konnten. Man verpflichtete ſich, die Erhaltung und Vermehrung zu begünſtigen, und ſo ruhte auch dieſer Gegenſtand ohne abzuſterben.

Als ich von Carlsbad im September zurückkam, fand ich das mineralogiſche Cabinet in der ſchönſten Ordnung, auch das zoologiſche reinlich aufgeſtellt.

Dr. Seebeck brachte das ganze Jahr in Jena zu und förderte nicht wenig unſere Einſicht in die Phyſik

überhaupt, und besonders in die Farbenlehre. Wenn er zu jenen Zwecken sich um den Galvanismus bemühte, so waren seine übrigen Versuche auf Oxydation und Desoxydation, auf Erwarmen und Erkalten, Entzünden und Auslöschen für mich im chromatischen Sinne von der größten Bedeutung.

Ein Versuch, Glasscheiben trübe zu machen, wollte unserm wackern Göttling nicht gelingen, eigentlich aber nur deßhalb, weil er die Sache zu ernst nahm, da doch diese chemische Wirkung, wie alle Wirkungen der Natur, aus einem Hauch, aus der mindesten Bedingung hervorgehen. Mit Professor Schelver ließen sich gar schöne Betrachtungen wechseln; das Zarte und Gründliche seiner Natur gab sich im Gespräch gar liebenswürdig hervor, wo es dem Mitredenden sich mehr anbequemte als sonst dem Leser, der sich immer, wie bei allzutief gegriffenen Monologen, entfremdet fühlte.

Sömmerings Gehörwerkzeuge führten uns zur Anatomie zurück; Alexander von Humboldts freundliche Sendungen riefen uns in die weit und breite Welt; Steffens Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaften gaben genug zu denken, indem man gewöhnlich mit ihm in uneiniger Einigkeit lebte.

Um so viel als mir gegeben seyn möchte, an die Mathematik heranzugehen, las ich Montuclas Histoire des Mathematiques, und nachdem ich die höheren Ansichten, woraus das Einzelne sich herleitet, abermals

bei mir möglichst aufgeklärt und mich in die Mitte des Reichs der Natur und der Freiheit zu stellen gesucht, schrieb ich das Schema der allgemeinen Naturlehre, um für die besondere Chromatik einen sicheren Standpunct zu finden.

Aus der alten Zeit, in die ich so gern zurücktrete, um die Muster einer menschenverständigen Anschauung mir abermals zu vergegenwärtigen, las ich Agricola de ortu et causis subterraneorum und bemerkte hiebei, daß ich auf eben einer solchen Wanderung in's Vergangene die glaubwürdigste Nachricht von einem Meteorstein in der Thüringer Chronik fand.

Und so darf ich denn am Schlusse nicht vergessen, daß ich in der Pflanzenkunde zwey schöne Anregungen erlebte: die große Charte botanique d'après Ventenat machte mir die Familienverhältnisse augenfälliger und eindrücklicher. Sie hing in einem großen Zimmer des Jenaischen Schlosses, welches ich im ersten Stock bewohnte, und blieb, als ich eilig dem Fürsten Hohenlohe Platz machte, an der Wand zurück. Nun gab sie seinem unterrichteten Generalstab, so wie nachher dem Napoleon'schen gelegentliche Unterhaltung, und ich fand sie daselbst noch unversehrt, als ich nach so viel Sturm und Ungethüm meine sonst so friedliche Wohnung wieder bezog.

Cotta's Naturbetrachtung über das Wachsthum der Pflanzen, nebst beigefügten Musterstücken von durchschnittenen Hölzern, waren mir eine sehr angenehme

Gabe. Abermals regte sie jene Betrachtungen auf, denen ich so viele Jahre durch nachhing, und war die Hauptveranlassung, daß ich von neuem zur Morphologie mich wendend den Vorsatz faßte, sowohl die Metamorphose der Pflanzen als sonst sich anschließendes wieder abdrucken zu lassen.

Die Vorarbeiten zur Farbenlehre, mit denen ich mich seit zwölf Jahren ohne Unterbrechung beschäftigte, waren so weit gediehen, daß sich die Theile immer mehr zu runden anfingen und das Ganze bald selbst eine Consistenz zu gewinnen versprach. Was ich nach meiner Weise an den physiologischen Farben thun konnte und wollte, war gethan, eben so lagen die Anfänge des Geschichtlichen bereits vor, und man konnte daher den Druck des ersten und zweyten Theils zugleich anfangen. Ich wendete mich nun zu den pathologischen Farben; und im Geschichtlichen ward untersucht, was Plinius von den Farben mochte gesagt haben.

Während nun das Einzelne vorschritt, ward ein Schema der ganzen Lehre immer durchgearbeitet.

Die physischen Farben verlangten nun der Ordnung nach meine ganze Aufmerksamkeit. Die Betrachtung ihrer Erscheinungsmittel und Bedingungen nahm alle meine Geisteskräfte in Anspruch. Hier mußt' ich nun meine längst befestigte Ueberzeugung aussprechen, daß, da wir alle Farben nur durch Mittel und an Mitteln sehen, die Lehre vom Trüben, als dem allerzartesten und rein-

reinſten Materiellen, derjenige Beginn ſey, woraus die ganze Chromatik ſich entwickele.

Ueberzeugt daß rückwärts, innerhalb dem Kreiſe der phyſiologiſchen Farben, ſich auch ohne mein Mitwirken eben daſſelbe nothwendig offenbaren müſſe, ging ich vorwärts und redigirte, was ich alles über Refraction mit mir ſelbſt und andern verhandelt hatte. Denn hier war eigentlich der Aufenthalt jener bezaubernden Prinzeſſin, welche im ſiebenfarbigen Schmuck die ganze Welt zum Beſten hatte. Hier lag der grimmig ſophiſtiſche Drache, einem jeden bedrohlich, der ſich unterſtehen wollte, das Abenteuer mit dieſen Irrſalen zu wagen. Die Bedeutſamkeit dieſer Abtheilung und der dazu gehörigen Capitel war groß, ich ſuchte ihr durch Ausführlichkeit genug zu thun und ich fürchte nicht, daß etwas verſäumt worden ſey. Daß, wenn bei der Refraction Farben erſcheinen ſollen, ein Bild, eine Gränze verrückt werden müſſe, ward feſtgeſtellt. Wie ſich bei ſubjectiven Verſuchen ſchwarze und weiße Bilder aller Art durch's Prisma an ihren Rändern verhalten, wie das Gleiche geſchieht an grauen Bildern aller Schattirungen, an bunten jeder Farbe und Abſtufung, bei ſtärkerer oder geringerer Refraction, alles ward ſtreng auseinander geſetzt, und ich bin überzeugt, daß der Lehrer, die ſämmtlichen Erſcheinungen in Verſuchen vorlegend, weder an dem Phänomen noch am Vortrag etwas vermiſſen wird.

Die kataoptriſchen und paroptiſchen Farben folgten

darauf, und es war in Betreff jener zu bemerken, daß bei der Spiegelung nur alsdann Farben erscheinen, wenn der spiegelnde Körper geritzt oder fadenartig glänzend angenommen wird. Bei den paroptischen läugnete man die Beugung und leitete die farbigen Streifen von Doppellichtern her. Daß die Ränder der Sonne jeder für sich einen eigenen Schatten werfen, kam bei einer ringförmigen Sonnenfinsterniß gar bekräftigend zum Vorschein.

Die sinnlich sittliche Wirkung der Farbe ward darauf ausgeführt; und im Geschichtlichen nebenher Gauthiers Chroageneſie betrachtet.

Mit dem Abdruck waren wir bis zum dreyzehnten Bogen des ersten Theils und bis zum vierten des zweyten gelangt, als mit dem vierzehnten October das grimmigste Unheil über uns hereinbrach, und die übereilt geflüchteten Papiere unwiederbringlich zu vernichten drohte.

Glücklich genug vermochten wir, bald wieder ermannt, mit andern Geschäften auch dieses von neuem zu ergreifen und in gefaßter Thätigkeit unser Tagewerk weiter zu fördern.

Nun wurden vor allen Dingen die nöthigen Tafeln sorgfältig bearbeitet. Eine mit dem guten und werthen Runge fortgesetzte Correspondenz gab uns Gelegenheit, seinen Brief dem Schluß der Farbenlehre beizufügen, wie denn auch Seebecks gesteigerte Versuche dem Ganzen zu Gute kamen.

Mit befreiter Bruſt dankten wir den Muſen für ſo offenbar gegönnten Beiſtand; aber kaum hatten wir einigermaßen friſchen Athem geſchöpft, ſo ſahen wir uns genöthigt, um nicht zu ſtocken, alſogleich den widerwärtigen polemiſchen Theil anzufaſſen, und unſere Bemühungen um Newtons Optik, ſo wie die Prüfung ſeiner Verſuche und der daraus gezogenen Beweiſe, auch in's Enge und dadurch endlich zum Abſchluß zu bringen. Die Einleitung des polemiſchen Theils gelang mit Ausgang des Jahrs.

An fremdem poetiſchem Verdienſt war, wo nicht ausgedehnte aber doch innig erfreuliche Theilnahme. Das Wunderhorn alterthümlich und phantaſtiſch, ward ſeinem Verdienſte gemäß geſchätzt, und eine Recenſion deſſelben mit freundlicher Behaglichkeit ausgefertigt. Hillers Naturdichtungen, gerade im Gegenſatz, ganz gegenwärtig und der Wirklichkeit angehörig, wurden nach ihrer Art mit billigem Urtheil empfangen. Aladdin von Oehlenſchläger war nicht weniger wohl aufgenommen, ließ auch nicht alles, beſonders im Verlauf der Fabel, ſich gut heißen. Und wenn ich unter den Studien früherer Zeit die Perſer des Aeſchylus bemerkt finde, ſo ſcheint mir als wenn eine Vorahnung deſſen, was wir zu erwarten hatten, mich dahin getrieben habe.

Aber einen eigentlichen Nationalantheil hatten doch die Nibelungen gewonnen; ſie ſich anzueignen, ſich

ihnen hinzugeben, war die Luſt mehrerer verdienter Männer, die mit uns gleiche Vorliebe theilten.

Schillers Verlaſſenſchaft blieb ein Hauptangenmerk, ob ich gleich jenes frühern Verſuchs ſchmerzlich gedenkend allem Antheil an einer Herausgabe und einer biographiſchen Skizze des trefflichen Freundes ſtandhaft entſagte.

Adam Müllers Vorleſungen kamen mir in die Hände. Ich las, ja ſtudirte ſie, jedoch mit getheilter Empfindung: denn wenn man wirklich darin einen vorzüglichen Geiſt erblickte, ſo ward man auch mancher unſichern Schritte gewahr, welche nach und nach folgerecht das beſte Naturell auf falſche Wege führen mußten.

Hamanns Schriften wurden von Zeit zu Zeit aus dem myſtiſchen Gewölbe wo ſie ruhten, hervorgezogen. Der durch die ſonderbare Sprachhülle hindurch wirkende rein kräftige Geiſt zog immer die Bildungsluſtigen wieder an, bis man, an ſo viel Räthſeln müde und irre, ſie bei Seite legte und doch jedesmal eine vollſtändige Ausgabe zu wünſchen nicht unterlaſſen konnte.

Wielands Ueberſetzung der Horaziſchen Epiſtel an die Piſonen leitete mich wirklich auf eine Zeit lang von andern Beſchäftigungen ab. Dieſes problematiſche Werk wird dem einen anders vorkommen als dem andern, und jedem alle zehn Jahre auch wieder anders. Ich unternahm das Wagniß kühner und wunderlicher Auslegungen des Ganzen ſowohl als des Einzelnen, die

ich wohl aufgezeichnet wünſchte, und wenn auch nur um der humoriſtiſchen Anſicht willen: allein dieſe Gedanken und Grillen, gleich ſo vielen tauſend andern in freundſchaftlicher Converſation ausgeſprochen, gingen in's Nichts der Lüfte.

Der große Vortheil mit einem Manne zu wohnen, der ſich aus dem Grunde irgend einem Gegenſtande widmet, ward uns reichlich durch Fernows dauernde Gegenwart. Auch in dieſem Jahre brachte er uns durch ſeine Abhandlung über die Italiäniſchen Dialekte mitten in's Leben jenes merkwürdigen Landes.

Auch die Geſchichte der neuern Deutſchen Literatur gewann gar manches Licht; durch Johannes Müller in ſeiner Selbſtbiographie, die wir mit einer Recenſion begrüßten; ferner durch den Druck der Gleimiſchen Briefe, die wir dem eingeweihten Körte, Hubers Lebensjahre, die wir ſeiner treuen und in ſo vieler Hinſicht höchſt ſchätzenswerthen Gattin verdanken.

Von älteren geſchichtlichen Studien findet ſich nichts bemerkt, als daß ich des Lampridius Kaiſergeſchichte geleſen, und ich erinnere mich noch gar wohl des Grauſens, das bei Betrachtung jenes Unregiments mich befiel.

An dem höhern Sittlichreligioſen Theil zu nehmen, riefen mich die Studien von Daub und Creuzer auf, nicht weniger der Halliſchen Miſſionsberichte zwey und ſiebzigſtes Stück, das ich wie die vorigen der Geneigtheit des Herrn Doctor Knapp verdankte, welcher

von meiner aufrichtigen Theilnahme an der Verbreitung des ſittlichen Gefühls durch religiöſe Mittel überzeugt, mir ſchon ſeit Jahren die Nachrichten von den geſegneten Fortſchritten einer immer lebendigen Anſtalt nicht vorenthielt.

Von anderer Seite ward ich zu der Kenntniß des gegenwärtig Politiſchen geführt durch die Gegengewichte von Gentz; ſo wie mir von Aufklärung einzelner Zeitereigniſſe noch wohl erinnerlich iſt, daß ein bei uns wohnender Engländer von Bedeutung, Herr Osborn, die Strategie der Schlacht von Trafalgar, ihrem großen Sinn und kühner Ausführung nach, umſtändlich graphiſch erklärte.

Seit 1801 wo ich nach überſtandener großer Krankheit Pyrmont beſucht hatte, war ich eigentlich meiner Geſundheit wegen in kein Bad gekommen; in Lauchſtädt hatt' ich dem Theater zu Liebe manche Zeit zugebracht, und in Weimar der Kunſtausſtellung wegen. Allein es meldeten ſich dazwiſchen gar manche Gebrechen, die eine duldende Indolenz eine Zeit lang hingehen ließ; endlich aber von Freunden und Aerzten beſtimmt, entſchloß ich mich Carlsbad zu beſuchen, um ſo mehr, als ein thätiger und behender Freund, Major von Hendrich, die ganze Reiſeſorge zu übernehmen geneigt war. Ich fuhr alſo mit ihm und Riemer Ende May's ab. Unterwegs beſtanden wir erſt das Abenteuer, den Huſſiten vor Naumburg beizuwohnen, und in eine Verlegenheit ande-

rer Art geriethen wir in Eger, als wir bemerkten daß uns die Päſſe fehlten, die, vor lauter Geſchäftigkeit und Reiſeanſtalt vergeſſen, durch eine wunderliche Complication von Umſtänden auch an der Gränze nicht waren abgefordert worden. Die Polizeybeamten in Eger fanden eine Form dieſem Mangel abzuhelfen, wie denn dergleichen Fälle die ſchönſte Gelegenheit darbieten, wo eine Behörde ihre Competenz und Gewandtheit bethätigen kann; ſie gaben uns einen Geleitſchein nach Carlsbad gegen Verſprechen die Päſſe nachzuliefern.

An dieſem Curorte, wo man ſich um zu geneſen aller Sorgen entſchlagen ſollte, kam man dagegen recht in die Mitte von Angſt und Bekümmerniß.

Fürſt Reuß XIII., der mir immer ein gnädiger Herr geweſen, befand ſich daſelbſt, und war geneigt mir mit diplomatiſcher Gewandtheit das Unheil zu entfalten das unſern Zuſtand bedrohte. Gleiches Zutrauen hegte General Richter zu mir, der mich in's Vergangene gar manchen Blick thun ließ. Er hatte die harten Schickſale von Ulm mit erlebt, und mir ward ein Tagebuch vom dritten October 1805 bis zum ſiebzehnten, als dem Tage der Uebergabe gedachter Feſtung, mitgetheilt. So kam der Julius heran, eine bedeutende Nachricht verdrängte die andere.

Zu Förderniß geologiſcher Studien hatte, in den Jahren da ich Carlsbad nicht beſucht, Joſeph Müller treulich vorgearbeitet. Dieſer wackere Mann, von

Turnau gebürtig, als Steinschneider erzogen, hatte sich in der Welt mancherlei versucht, und war zuletzt in Carlsbad einheimisch geworden. Dort beschäftigte er sich mit seiner Kunst und gerieth auf den Gedanken die Carlsbader Sprudelsteine in Tafeln zu schneiden und reinlich zu poliren, wodurch denn diese ausgezeichneten Sinter nach und nach der naturliebenden Welt bekannt wurden. Von diesen Productionen der heißen Quellen wendete er sich zu andern auffallenden Gebirgserzeugnissen, sammelte die Zwillingskrystalle des Feldspathes, welche die dortige Umgegend vereinzelt finden läßt.

Schon vor Jahren hatte er an unsern Spaziergängen Theil genommen, als ich mit Baron von Racknitz und andern Naturfreunden bedeutenden Gebirgsarten nachging, und in der Folge hatte er Zeit und Mühe nicht gespart, um eine mannichfaltige charakteristische Sammlung aufzustellen, sie zu numeriren und nach seiner Art zu beschreiben. Da er nun dem Gebirg gefolgt war, so hatte sich ziemlich, was zusammengehörte, auch zusammengefunden, und es bedurfte nur weniges, um sie wissenschaftlichen Zwecken näher zu führen, welches er sich denn auch, obgleich hie und da mit einigem Widerstreben gefallen ließ.

Was von seinen Untersuchungen mir den größten Gewinn versprach war die Aufmerksamkeit, die er dem Uebergangsgestein geschenkt hatte, das sich dem Granit des Hirschensprungs vorlegt, einen mit Hornstein durch-

zogenen Granit darstellt, Schwefelkies und auch endlich Kalkspath enthält. Die heißen Quellen entspringen unmittelbar hieraus, und man war nicht abgeneigt in dieser auffallenden geologischen Differenz, durch den Zutritt des Wassers, Erhitzung und Auflösung und so das geheimnißvolle Räthsel der wunderbaren Wasser aufgehellt zu sehen.

Er zeigte mir sorgfältig die Spuren obgedachten Gesteins, welches nicht leicht zu finden ist, weil die Gebäude des Schloßbergs darauf lasten. Wir zogen sodann zusammen durch die Gegend, besuchten die auf dem Granit aufsitzenden Basalte über dem Hammer, nahe dabei einen Acker, wo die Zwillingskrystalle sich ausgepflügt finden. Wir fuhren nach Engelhaus, bemerkten im Orte selbst den Schriftgranit und anderes vom Granit nur wenig abweichendes Gestein. Der Klingsteinfelsen ward bestiegen und beklopft, und von der weiten, obgleich nicht erheiternden Aussicht, der Charakter gewonnen.

Zu allem diesem kam der günstige Umstand hinzu, daß Herr Legationsrath von Struve, in diesem Fache so unterrichtet als mittheilend und gefällig, seine schönen mitgeführten Stufen belehrend sehen ließ, auch an unsern geologischen Betrachtungen vielen Theil nahm und selbst einen ideellen Durchschnitt des Lessauer und Hohdorfer Gebirges zeichnete, wodurch der Zusammenhang der Erdbrände mit dem unter und neben liegenden Ge-

birg deutlich dargestellt und vermittelst vorliegender Muster, sowohl des Grundgesteins als seiner Veränderung durch das Feuer, belegt werden konnte.

Spazierfahrten, zu diesem Zwecke angestellt, waren zugleich belehrend, erheiternd und von den Angelegenheiten des Tags ablenkend.

Späterhin traten Bergrath Werner und August von Herder, jener auf längere, dieser auf kürzere Zeit, an uns heran. Wenn nun auch, wie bei wissenschaftlichen Unterhaltungen immer geschieht, abweichende, ja contrastirende Vorstellungsarten an den Tag kommen, so ist doch, wenn man das Gespräch auf die Erfahrung hinzuwenden weiß, gar vieles zu lernen. Werners Ableitung des Sprudels von fortbrennenden Steinkohlen-Flötzen war mir zu bekannt, als daß ich hätte wagen sollen ihm meine neusten Ueberzeugungen mitzutheilen, auch gab er der Uebergangsgebirgsart vom Schloßberge, die ich so wichtig fand, nur einen untergeordneten Werth. August von Herder theilte mir einige schöne Erfahrungen von dem Gehalt der Gebirgsgänge mit, der verschieden ist, indem sie nach verschiedenen Himmelsgegenden streichen. Es ist immer schön, wenn man das Unbegreifliche als wirklich vor sich sieht.

Ueber eine pädagogisch-militärische Anstalt bei der Französischen Armee gab uns ein trefflicher aus Bayern kommender Geistlicher genaue Nachricht. Es werde nämlich von Officieren und Unterofficieren am Sonntage

eine Art von Katechiſation gehalten, worin der Soldat über ſeine Pflichten ſowohl als auch über ein gewiſſes Erkennen, ſo weit es ihn in ſeinem Kreiſe fördert, belehrt werde. Man ſah wohl daß die Abſicht war, durchaus kluge und gewandte, ſich ſelbſt vertrauende Menſchen zu bilden; dieß aber ſetzte freilich voraus, daß der ſie anführende große Geiſt deſſen ungeachtet über jeden und alle hervorragend blieb und von Raiſonneurs nichts zu fürchten hatte.

Angſt und Gefahr jedoch vermehrte der brave tüchtige Wille ächter Deutſcher Patrioten, welche in der ganz ernſtlichen und nicht einmal verhohlnen Abſicht einen Volksaufſtand zu organiſiren und zu bewirken, über die Mittel dazu ſich leidenſchaftlich beſprachen, ſo daß während wir von fernen Gewittern uns bedroht ſahen, auch in der nächſten Nähe ſich Nebel und Dunſt zu bilden anfing.

Indeſſen war der Deutſche Rheinbund geſchloſſen und ſeine Folgen leicht zu überſehen; auch fanden wir bei unſerer Rückreiſe durch Hof in den Zeitungen die Nachricht: das Deutſche Reich ſey aufgelöſ't.

Zwiſchen dieſe beunruhigenden Geſpräche jedoch traten manche ableitende. Landgraf Carl von Heſſen, tieferen Studien von jeher zugethan, unterhielt ſich gern über die Urgeſchichte der Menſchheit und war nicht abgeneigt höhere Anſichten anzuerkennen, ob man gleich mit

ihm einstimmig auf einen folgerechten Weg nicht gelangen konnte.

Carlsbad gab damals das Gefühl, als wäre man im Lande Gosen; Oesterreich war zu einem scheinbaren Frieden mit Frankreich genöthigt und in Böhmen ward man wenigstens nicht, wie Thüringen, durch Märsche und Widermärsche jeden Augenblick aufgeregt. Allein kaum war man zu Hause, als man das bedrohende Gewitter wirklich heranrollen sah, die entschiedenste Kriegserklärung durch Heranmarsch unübersehlicher Truppen.

Eine leidenschaftliche Bewegung der Gemüther offenbarte sich nach ihrem verschiedenen Verhältniß und, wie sich in solcher Stimmung jederzeit Mährchen erzeugen, so verbreitete sich auch ein Gerücht von dem Tode des Grafen Haugwitz, eines alten Jugendfreundes, früher als thätiger und gefälliger Minister anerkannt, jetzt der ganzen Welt verhaßt, da er den Unwillen der Deutschen durch abgedrungene Hinneigung zu dem Französischen Uebergewicht auf sich geladen.

Die Preußen fahren fort Erfurt zu befestigen; auch unser Fürst als Preußischer General, bereitet sich zum Abzuge. Welche sorgenvolle Verhandlungen ich mit meinem treuen und ewig unvergeßlichen Geschäftsfreunde dem Staatsminister von Voigt damals gewechselt, möchte schwer auszusprechen seyn; eben so wenig die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartier Niederroßla.

Die

Die Herzogin Mutter bewohnte Tiefurt, Capellmeister Himmel war gegenwärtig, und man musicirte mit schwerem Herzen; es ist aber in solchen bedenklichen Momenten das Herkömmliche, daß Vergnügungen und Arbeiten, so gut wie Essen, Trinken, Schlafen, in düsterer Folge hintereinander fortgehen.

Die Carlsbader Gebirgsfolge war in Jena angelangt, ich begab mich am sechs und zwanzigsten September sie auszupacken und unter Beistand des Directors Lenz vorläufig zu katalogiren; auch ward ein solches Verzeichniß für das Jenaische Literatur-Intelligenzblatt fertig geschrieben und in die Druckerey gegeben.

Indessen war ich in den Seitenflügel des Schlosses gezogen, um dem Fürsten Hohenlohe Platz zu machen, der, mit seiner Truppenabtheilung widerwillig heranrückend, lieber auf der Straße nach Hof dem Feind entgegen zu gehen gewünscht hätte. Dieser trüben Ansichten ungeachtet, ward nach alter akademischer Weise mit Hegel manches philosophische Capitel durchgesprochen. Schelling gab eine Erklärung heraus von Ths beantwortet. Ich war bei Fürst Hohenlohe zu Tafel, sah manche bedeutende Männer wieder, machte neue Bekanntschaften; niemanden war wohl, alle fühlten sich in Verzweiflung, die keiner umhin konnte, wo nicht durch Worte doch durch Betragen zu verrathen.

Mit Obrist von Massenbach, dem Heißkopfe, hatte ich eine wunderliche Scene. Auch bei ihm kam die

Neigung zu schriftstellern der politischen Klugheit und militärischen Thätigkeit in den Weg. Er hatte ein seltsames Opus verfaßt, nichts Geringeres als ein moralisches Manifest gegen Napoleon. Jederman ahnete, fürchtete die Uebergewalt der Franzosen, und so geschah es denn daß der Drucker begleitet von einigen Rathspersonen mich anging, und sie sämmtlich mich dringend baten, den Druck des vorgelegten Manuscriptes abzuwenden, welches bei'm Einrücken des Französischen Heeres der Stadt nothwendig Verderben bringen müsse. Ich ließ mir es übergeben und fand eine Folge von Perioden, deren erste mit den Worten anfing: „Napoleon, ich liebte dich!" die letzte aber: „ich hasse dich!" Dazwischen waren alle Hoffnungen und Erwartungen ausgesprochen, die man anfangs von der Großheit des Napoleon'schen Charakters hegte, indem man dem außerordentlichen Manne sittlich-menschliche Zwecke unterlegen zu müssen wähnte, und zuletzt ward alles das Böse was man in der neuern Zeit von ihm erdulden müssen, in geschärften Ausdrücken vorgeworfen. Mit wenigen Veränderungen hätte man es in den Verdruß eines betrogenen Liebhabers über seine untreue Geliebte übersetzen können, und so erschien dieser Aufsatz eben so lächerlich als gefährlich.

Durch das Andringen der wackern Jenenser, mit denen ich so viele Jahre her in gutem Verhältniß gestanden, überschritt ich das mir selbst gegebene Gesetz, mich

nicht in öffentliche Händel zu mischen; ich nahm das Heft und fand den Autor in den weitläufigen antiken Zimmern der Wilhelmischen Apotheke. Nach erneuerter Bekanntschaft rückte ich mit meiner Protestation hervor, und hatte, wie zu erwarten, mit einem beharrlichen Autor zu thun. Ich aber blieb ein eben so beharrlicher Bürger, und sprach die Argumente, die freilich Gewicht genug hatten, mit beredter Heftigkeit aus, so daß er endlich nachgab. Ich erinnere mich noch daß ein langer stracker Preuße, dem Ansehn nach ein Adjutant, in unbewegter Stellung und unveränderten Gesichtszügen dabei stand und sich wohl über die Kühnheit eines Bürgers innerlich verwundern mochte. Genug ich schied von dem Obristen im besten Vernehmen, verflocht in meinen Dank alle persuasorischen Gründe, die eigentlich an sich hinreichend gewesen wären, nun aber eine milde Versöhnung hervorbrachten.

Noch trefflichen Männern wartete ich auf; es war am Freitag den dritten October. Den Prinzen Louis Ferdinand traf ich nach seiner Art tüchtig und freundlich; Generallieutenant von Gravert, Obrist von Massow, Hauptmann Blumenstein, letzterer jung, Halbfranzos, freundlich und zutraulich. Zu Mittag mit allen bei Fürst Hohenlohe zur Tafel.

Verwunderlich schienen mir bei dem großen Zutrauen auf Preußische Macht und Kriegsgewandtheit, Warnungen die hie und da an meinen Ohren vorübergingen

man ſolle doch die beſten Sachen, die wichtigſten Papiere zu verbergen ſuchen; ich aber, unter ſolchen Umſtänden aller Hoffnung quitt, rief, als man eben die erſten Lerchen ſpeiſte: nun, wenn der Himmel einfällt, ſo werden ihrer viel gefangen werden.

Den Sechſten fand ich in Weimar alles in voller Unruhe und Beſtürzung. Die großen Charaktere waren gefaßt und entſchieden, man fuhr fort zu überlegen, zu beſchließen: Verbleiben, wer ſich entfernen ſollte? das war die Frage.

Goethe's

Werke.

Vollständige Ausgabe letzter Hand.

Zweyunddreyßigster Band.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Inhalt.

Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1807 bis 1822.

Zum Andenken der Durchlauchtigsten Herzogin Anna Amalia.

Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland

Tag- und Jahres-Hefte

als

Ergänzung

meiner

sonstigen Bekenntnisse.

1807.

Zu Ende des vorigen Jahrs war das Theater ſchon wieder eröffnet, Balcon und Logen, Parterre und Galerie bevölkerten ſich gar bald wieder, als Wahrzeichen und Gleichniß, daß in Stadt und Staat alles die alte Richtung angenommen. Freilich hatten wir von Glück zu ſagen, daß der Kaiſer ſeiner Hauptmaxime getreu blieb, mit allem was den Sächſiſchen Namen führte in Frieden und gutem Willen zu leben, ohne ſich durch irgend einen Nebenumſtand irre machen zu laſſen. General Denzel, der in Jena vor ſo viel Jahren Theologie ſtudirt hatte, und wegen ſeiner Localkenntniſſe zu jener großen Expedition berufen ward, zeigte ſich als Commandant zu freundlicher Behandlung gar geneigt. Der jüngere Mounier, bei uns erzogen, mit Freundſchaft an manches Haus geknüpft, war als Commiſſaire-Ordonnateur angeſtellt und ein gelindes Verfahren beſchwichtigte nach und nach die beunruhigten Gemüther. Jeder hatte von den ſchlimmen Tagen her etwas zu erzählen und gefiel ſich in Erinnerung überſtandenen Unheils, auch ertrug man gar manche Laſt willig, als die aus dem Stegreif einbrechenden Schreckniſſe nicht mehr zu fürchten waren.

Ich und meine Nächſten ſuchten alſo dem Theater

ſeine alte Conſiſtenz wieder zu geben, und es gelangte, zwar vorbereitet aber doch zufällig, zu einem neuen Glanz, durch eine freundliche den innigſten Frieden herſtellende Kunſterſcheinung. Taſſo ward aufgeführt, allerdings nicht erſt unter ſolchen Stürmen, vielmehr längſt im Stillen eingelernt: denn wie bei uns antretende jüngere Schauſpieler ſich in manchen Rollen übten, die ſie nicht alſobald übernehmen ſollten, ſo verfuhren auch die älteren, indem ſie manchmal ein Stück einzulernen unternahmen, das zur Aufführung nicht eben gleich geeignet ſchien. Hiernach hatten ſie auch Taſſo ſeit geraumer Zeit unter ſich verabredet, vertheilt und einſtudirt, auch wohl in meiner Gegenwart geleſen, ohne daß ich jedoch, aus verzeihlichem Unglauben und daran geknüpftem Eigenſinn, die Vorſtellung hätte anſagen und entſcheiden wollen. Nun, da manches zu ſtocken ſchien, da ſich zu anderem Neuen weder Gelegenheit noch Muth fand, nothwendig zu feyernde Feſttage ſich drängten, da regte ſich die freundliche Zudringlichkeit meiner lieben Zöglinge, ſo daß ich zuletzt dasjenige halb unwillig zugeſtand, was ich eifrig hätte wünſchen, befördern und mit Dank anerkennen ſollen. Der Beifall den das Stück genoß war vollkommen der Reife gleich, die es durch ein liebevolles anhaltendes Studium gewonnen hatte, und ich ließ mich gern beſchämen, indem ſie dasjenige als möglich zeigten was ich hartnäckig als unmöglich abgewieſen hatte.

Mit beharrlicher treuer Sorgfalt ward auch die nächsten Monate das Theater behandelt, und junge Schauspieler in allem was ihnen nöthig war, besonders in einer gewissen natürlichen Gesetztheit, und eigener persönlichen Ausbildung, die alle Manier ausschließt, geleitet und unterrichtet. Eine höhere Bedeutung für die Zukunft gab sodann der standhafte Prinz, der, wie er einmal zur Sprache gekommen, im Stillen unaufhaltsam fortwirkte. Auf ein anderes, freilich in anderem Sinne, problematisches Theaterstück hatte man gleichfalls ein Auge geworfen, es war der zerbrochene Krug, der gar mancherlei Bedenken erregte, und eine höchst ungünstige Aufnahme zu erleben hatte. Aber eigentlich erholte sich das Weimarische Theater erst durch einen längeren Aufenthalt in Halle und Lauchstädt, wo man, vor einem gleichfalls gebildeten, zu höhern Forderungen berechtigten Publicum, das Beste was man liefern konnte zu leisten genöthigt war. Das Repertorium dieser Sommervorstellungen ist vielleicht das bedeutendste was die Weimarische Bühne, wie nicht leicht eine andere, in so kurzer Zeit gedrängt aufzuweisen hat.

Gar bald nach Aufführung des Tasso, einer so reinen Darstellung zarter, geist- und liebevoller Hof- und Weltscenen, verließ Herzogin Amalie den für sie im tiefsten Grund erschütterten, ja zerstörten Vaterlandsboden, allen zur Trauer, mir zum besonderen Kummer. Ein eiliger Aufsatz, mehr in Geschäftsform als in höherem

inneren Sinne abgefaßt, ſollte nur Bekenntniß bleiben, wie viel mehr ihrem Andenken ich zu widmen verpflichtet ſey. Indeſſen wird man jene Skizze zunächſt mitgetheilt finden.

Um mich aber von allen dieſen Bedrängniſſen loszureißen und meine Geiſter in's Freie zu wenden, kehrte ich an die Betrachtung organiſcher Naturen zurück. Schon waren mehrmals Anklänge bis zu mir gedrungen, daß die frühere Denkweiſe die mich glücklich gemacht, auch in verwandten Gemüthern ſich entwickle; daher fühlt' ich mich bewogen die Metamorphoſe der Pflanzen wieder abdrucken zu laſſen, manchen alten Heft und Papierbündel durchzuſehen, um etwas den Naturfreunden Angenehmes und Nützliches daraus zu ſchöpfen. Ich glaubte des Gelingens dergeſtalt ſicher zu ſeyn, daß bereits im Meßkatalog Oſtern dieſes Jahres, eine Ankündigung unter dem Titel: Goethe's Ideen über organiſche Bildung dieſerwegen auftrat, als könnte zunächſt ein ſolches Heft ausgegeben werden. Die tieferen, hierauf bezüglichen Betrachtungen und Studien wurden deßhalb ernſtlicher vorgenommen als je; beſonders ſuchte man von Caſp. Fr. Wolfs Theorie der Generation ſich immer mehr zu durchdringen. Die älteren oſteologiſchen Anſichten, vorzüglich die im Jahre 1791 in Venedig von mir gemachte Entdeckung, daß der Schädel aus Rückenwirbeln gebildet ſey, ward näher beleuchtet, und mit zwey theilnehmenden Freunden, Voigt

dem Jüngeren, und Riemer, verhandelt, welche beide mir mit Erſtaunen die Nachricht brachten, daß ſo eben dieſe Bedeutung der Schädelknochen durch ein akademiſches Programm in's Publicum geſprungen ſey, wie ſie, da ſie noch leben, Zeugniß geben können. Ich erſuchte ſie ſich ſtille zu halten, denn daß in eben gedachtem Programm die Sache nicht geiſtreich durchdrungen, nicht aus der Quelle geſchöpft war, fiel dem Wiſſenden nur allzuſehr in die Augen. Es geſchahen mancherlei Verſuche mich reden zu machen, allein ich wußte zu ſchweigen.

Nächſtdem wurden die verſammelten Freunde der organiſchen Metamorphoſen-Lehre durch einen Zufall begünſtigt: es zeigt ſich nämlich der monoculus apus manchmal, obgleich ſelten, in ſtehenden Waſſern der Jeniſchen Gegend; dergleichen ward mir dießmal gebracht, und nirgends iſt wohl die Verwandlung eines Glieds, das immer daſſelbige bleibt, in eine andere Geſtalt deutlicher vor Augen zu ſehen als bei dieſem Geſchöpfe.

Da nun ferner ſeit ſo viel Jahren Berg um Berg beſtiegen, Fels um Fels beklettert und beklopft, auch nicht verſäumt wurde Stollen und Schächte zu befahren, ſo hatte ich auch die Naturerſcheinungen dieſer Art ſelbſt gezeichnet und ihre Weiſe und Weſen mir einzudrücken, theils zeichnen laſſen, um richtigere Abbildungen zu gewinnen und feſtzuhalten. Bei allem dieſem ſchwebte

mir immer ein Modell im Sinne, wodurch das anschaulicher zu machen wäre, wovon man sich in der Natur überzeugt hatte. Es sollte auf der Oberfläche eine Landschaft vorstellen, die aus dem flachen Lande bis in das höchste Gebirg sich erhob. Hatte man die Durchschnittstheile auseinander gerückt, so zeigte sich an den innern Profilen das Fallen, Streichen und was sonst verlangt werden mochte. Diesen ersten Versuch bewahrte ich lange, und bemühte mich ihm von Zeit zu Zeit mehr Vollständigkeit zu geben. Freilich aber stieß ich dabei auf Probleme die so leicht nicht zu lösen waren. Höchst erwünscht begegnete mir daher ein Antrag des wackern Naturforschers Haberle, den Legationsrath Bertuch bei mir eingeführt hatte. Ich legte ihm meine Arbeit vor mit dem Wunsch, daß er sie weiter bringen möge; allein bei einiger Berathung darüber ward ich nur allzubald gewahr, daß wir in der Behandlungsart nicht übereinstimmen dürften. Ich überließ ihm jedoch die Anlage, auf seine weitere Bearbeitung hoffend, habe sie aber, da er wegen meteorologischer Mißlehren sich von Weimar verdrießlich entfernte, niemals wiedergesehen.

Hochgeehrt fand ich mich auch in der ersten Hälfte des Jahrs durch ein, von Herrn Alexander von Humboldt, in bildlicher Darstellung mir, auf so bedeutende Weise, gewidmetes gehaltvolles Werk: Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemählde der Tropenländer.

Aus frühſter und immer erneuter Freundſchaft für den edlen Verfaſſer und durch dieſen neuſten, mir ſo ſchmeichelhaften Anklang aufgerufen, eilte ich das Werk zu ſtudiren; allein die Profilcharte dazu ſollte, wie gemeldet ward, erſt nachkommen. Ungeduldig meine völlige Erkenntniß eines ſolchen Werkes aufgehalten zu ſehen, unternahm ich gleich, nach ſeinen Angaben, einen gewiſſen Raum, mit Höhenmaßen an der Seite, in ein landſchaftliches Bild zu verwandeln. Nachdem ich, der Vorſchrift gemäß, die tropiſche rechte Seite mir ausgebildet, und ſie als die Licht- und Sonnenſeite dargeſtellt hatte, ſo ſetzt' ich zur linken an die Stelle der Schattenſeite die Europäiſchen Höhen, und ſo entſtand eine ſymboliſche Landſchaft, nicht unangenehm dem Anblick. Dieſe zufällige Arbeit widmete ich inſchriftlich dem Freunde, dem ich ſie ſchuldig geworden war.

Das Induſtrie-Comptoir gab eine Abbildung mit einigem Text heraus, welche auch auswärts ſo viel Gunſt erwarb, daß ein Nachſtich davon in Paris erſchien.

Zu der Farbenlehre wurden, mit Genauigkeit und Mühe, die längſt vorbereiteten Tafeln nach und nach in's Reine gebracht und geſtochen, indeſſen der Abdruck des Entwurfs immer vorwärts rückte und zu Ende des Januars vollendet ward. Nun konnte man ſich mit mehr Freiheit an die Polemik wenden. Da Newton durch Verknüpfung mehrerer Werkzeuge und Vorrichtungen einen experimentalen Unfug getrieben hatte, ſo

wurden beſonders die Phänomene, wenn Priſmen und Linſen aufeinander wirken, entwickelt und überhaupt die Newtoniſchen Experimente eins nach dem andern genauer unterſucht. Somit konnte denn der Anfang des polemiſchen Theils zum Druck gegeben werden; das Geſchichtliche behielt man zugleich immer im Auge. Nuguet über die Farben aus dem Journal de Trevoux war höchſt willkommen. Auch wandte man ſich zurück in die mittlere Zeit; Roger Bacon kam wieder zur Sprache und zur Vorbereitung ſchrieb man das Schema des funfzehnten Jahrhunderts.

Freund Meyer ſtudirte das Colorit der Alten und fing an einen Aufſatz darüber auszuarbeiten; die Verdienſte dieſer nie genug zu ſchätzenden claſſiſchen Altvordern wurden in ihrer reinen Natürlichkeit redlich geachtet. Eine Einleitung zur Farbenlehre, dazu ein Vorwort, war geſchrieben; auch verſuchte ein theilnehmender Freund eine Ueberſetzung in's Franzöſiſche, wovon mich die bis jetzt erhaltenen Blätter noch immer an die ſchönſten Stunden erinnern. Indeſſen mußte die Polemik immer fortgeſetzt und die gedruckten Bogen beider Theile berichtigt werden. Am Ende des Jahrs waren dreyßig Aushängebogen des erſten, und fünfe des zweyten Theils in meinen Händen.

Wie es nun geht, wenn man ſich mit Gegenſtänden lange beſchäftigt und ſie uns ſo bekannt und eigen werden, daß ſie uns bei jeder Gelegenheit vorſchweben, ſo

gebraucht man sie auch gleichnißweise im Scherz und Ernst; wie ich denn ein paar glückliche Einfälle heiterer Freunde in unsern literarischen Mittheilungen anführen werde.

Das Manuscript zu meinen Schriften wird nach und nach abgesendet, die erste Lieferung kommt gedruckt an.

Ich vernehme Hackerts Tod, man übersendet mir nach seiner Anordnung biographische Aufsätze und Skizzen, ich schreibe sein Leben im Auszuge, zuerst für's Morgenblatt.

Der vorjährige Aufenthalt in Carlsbad hatte mein Befinden dergestalt verbessert, daß ich wohl das Glück, dem großen hereinbrechenden Kriegsunheil nicht unterlegen zu seyn, ungezweifelt jener sorgfältig gebrauchten Cur zuschreiben durfte. Ich entschloß mich daher zu einer abermaligen Reise und zwar einer baldigen, und schon in der zweyten Hälfte des May's war ich daselbst angelangt. An kleineren Geschichten, ersonnen, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt, war diese Jahrszeit reich; sie sollten alle durch einen romantischen Faden unter dem Titel: Wilhelm Meisters Wanderjahre zusammengeschlungen, ein wunderlich anziehendes Ganze bilden. Zu diesem Zweck finden sich bemerkt, Schluß der neuen Melusine, der Mann von fünfzig Jahren, die pilgernde Thörin.

Glücklich war ich nicht weniger mit Joseph Müllers Carlsbader Sammlung. Die Vorbereitungen des ver-

floſſenen Jahres waren ſorgfältig und hinreichend; ich hatte Beiſpiele der darin aufzuführenden Gebirgsarten zur Genüge mitgenommen und dieſelben, meine Zwecke hartnäckig verfolgend, in dem Jenaiſchen Muſeum niedergelegt, mit Bergrath Lenz ihre Charakteriſtik und dem Vorkommen gemäße Anordnung beſprochen.

Alſo ausgerüſtet gelangt' ich dießmal nach Carlsbad in die Fülle des Müllerſchen Steinvorraths. Mit weniger Abweichung von der vorjährigen Ordnung, in welcher ich eine Muſterſammlung noch beiſammen fand, wurde, mit gutem Willen und Ueberzeugung des alten Steinfreundes, die entſchiedene neue Ordnung beliebt, ſogleich ein Aufſatz gefertigt und wiederholt mit Sorgfalt durchgegangen.

Ehe der kleine Aufſatz nun abgedruckt werden konnte, mußte die Billigung der obern Prager Behörde eingeholt werden, und ſo hab' ich das Vergnügen auf einem meiner Manuſcripte das Vidi der Prager Cenſur zu erblicken. Dieſe wenigen Bogen ſollten mir und andern in der Folge zum Leitfaden dienen und zu mehr ſpecieller Unterſuchung Anlaß geben.

Zugleich war die Abſicht gewiſſe geologiſche Ueberzeugungen in die Wiſſenſchaft einzuſchwärzen.

Für den guten Joſeph Müller aber war die erfreuliche Folge, daß die Aufmerkſamkeit auf ſeine Sammlung gerichtet und mehrere Beſtellungen darauf gegeben wurden. Doch ſo eingewurzelt war ihm die, freilich wegen

der Concurrenz ſo nöthige Geheimnißluſt, daß er mir den Fundort von einigen Nummern niemals entdecken wollte, vielmehr die ſeltſamſten Ausflüchte erſann um ſeine Freunde und Gönner irre zu führen.

In reiferen Jahren, wo man nicht mehr ſo heftig wie ſonſt durch Zerſtreuungen in die Weite getrieben, durch Leidenſchaften in die Enge gezogen wird, hat eine Badezeit große Vortheile, indem die Mannichfaltigkeit ſo vieler bedeutender Perſonen von allen Seiten Lebensbelehrung zuführt. So war dieſes Jahr in Carlsbad mir höchſt günſtig, indem nicht nur die reichſte und angenehmſte Unterhaltung mir ward, ſondern ſich auch ein Verhältniß anknüpfte, welches ſich in der Folge ſehr fruchtbar ausbildete. Ich traf mit dem Reſidenten von Reinhard zuſammen, der mit Gattin und Kindern dieſen Aufenthalt wählte, um von harten Schickſalen ſich zu erholen und auszuruhen. In früheren Jahren mit in die Franzöſiſche Revolution verflochten, hatte er ſich einer Folge von Generationen angeähnlicht, war durch miniſterielle und diplomatiſche Dienſte hoch empor gekommen. Napoleon, der ihn nicht lieben konnte, wußte ihn doch zu gebrauchen, ſendete ihn aber zuletzt an einen unerfreulichen und gefährlichen Poſten, nach Jaſſi, wo er ſeiner Pflicht treulich vorſtehend eine Zeitlang verweilte, ſodann aber von den Ruſſen aufgehoben, durch manche Länderſtrecken mit den Seinigen geführt, endlich auf dienſame Vorſtellungen wieder losgegeben wurde.

Hievon hatte seine höchst gebildete Gattin, eine Hamburgerin, Reimarus Tochter, eine treffliche Beschreibung aufgesetzt, wodurch man die verwickelten, ängstlichen Zustände genauer einsah und zu wahrer Theilnahme hingenöthigt wurde.

Schon der Moment, in welchem sich ein neuer würdiger Landsmann von Schiller und Cuvier darstellte, war bedeutend genug um alsobald eine nähere Verbindung zu bewirken. Beide Gatten, wahrhaft aufrichtig und Deutsch gesinnt, nach allen Seiten gebildet, Sohn und Tochter anmuthig und liebenswürdig, hatten mich bald in ihren Kreis gezogen. Der treffliche Mann schloß sich um so mehr an mich, als er, Repräsentant einer Nation die im Augenblick so vielen Menschen wehe that, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte.

Ein Mann vom Geschäftsfache, gewohnt sich die fremdesten Angelegenheiten vortragen zu lassen, um solche alsbald zurecht gelegt in klarer Ordnung zu erkennen, leiht einem jeden sein Ohr, und so gönnte mir auch dieser neue Freund anhaltende Aufmerksamkeit, als ich ihm meine Farbenlehre vorzutragen nicht unterlassen konnte. Er ward sehr bald damit vertraut, übernahm die Uebersetzung einiger Stellen, ja wir machten den Versuch einer sonderbaren wechselseitigen Mittheilung, indem ich ihm Geschichte und Schicksale der Farbenlehre, von den ältesten Zeiten bis auf die neusten, und auch meine Bemühun-

gen, eines Morgens aus dem Stegreif vortrug, und er dagegen ſeine Lebensgeſchichte am andern Tage gleichfalls ſummariſch erzählte. So wurden wir denn, ich mit dem was ihm begegnet, er mit dem was mich auf das lebhafteſte beſchäftigte, zugleich bekannt, und ein innigeres Eingreifen in die wechſelſeitigen Intereſſen erleichtert.

Zunächſt hab' ich nun der Fürſtin Solms, einer gebornen Prinzeſſin von Mecklenburg zu gedenken, die mir immer, wo ich ihr auch begegnete, ein gnädiges Wohlwollen erwies. Sie veranlaßte mich jederzeit ihr etwas vorzuleſen, und ich wählte ſtets das Neuſte was mir aus Sinn und Herz hervorgequollen war, wodurch denn die Dichtung jedesmal als der Ausdruck eines wahren Gefühls auch wahr erſchien und, weil ſie aus dem Innern hervortrat, wieder auf's Innerſte ihre Wirkung ausübte. Eine freundlich ſinnige Hofdame, Fräulein Leſtocq, war es, welche mit gutem Geiſte dieſen vertraulichen Mittheilungen beiwohnte.

Sodann ſollte mir der Name Reinhard noch einmal theuer werden. Der Königl. Sächſiſche Oberhofprediger ſuchte ſeine ſchon ſehr zerrüttete Geſundheit an der heißen Quelle wieder aufzubauen. So leid es that, dieſen Wackern in bedenklichen Krankheitsumſtänden zu ſehen, ſo erfreulich war die Unterhaltung mit ihm. Seine ſchöne ſittliche Natur, ſein ausgebildeter Geiſt, ſein redliches Wollen, ſo wie ſeine praktiſche Einſicht was zu

wünſchen und zu erſtreben ſey, traten überall, in ehrwürdiger Liebenswürdigkeit hervor. Ob er gleich mit meiner Art mich über das Vorliegende zu äußern ſich nicht ganz befreunden konnte, ſo hatt' ich doch die Freude in einigen Hauptpuncten gegen die herrſchende Meinung mit ihm vollkommen überein zu ſtimmen, woraus er einſehen mochte, daß mein ſcheinbarer liberaliſtiſcher Indifferentismus, im tiefſten Ernſte mit ihm praktiſch zuſammen treffend, doch nur eine Maske ſeyn dürfte, hinter der ich mich ſonſt gegen Pedanterie und Dünkel zu ſchützen ſuchte. Auch gewann ich in einem hohen Grade ſein Vertrauen, wodurch mir manches Treffliche zu Theil ward. Und ſo waren es ſittliche, das Unvergängliche berührende Geſpräche, welche das Gewaltſame der aufeinander folgenden Kriegsnachrichten ablehnten oder milderten.

Die erneuerte Bekanntſchaft mit dem verdienten Kreishauptmann von Schiller gewährte gleichfalls, ungeachtet der vielfachen Arbeiten dieſes überhäuften Geſchäftsmannes, gar manche angenehme Stunde. Auch überraſchte mich durch ſeine Gegenwart Hauptmann Blumenſtein, den ich vor einem Jahr in Jena, am furchtbaren Vorabend unſerer Unglückstage, theilnehmend und aufrichtig gefunden. Voller Einſicht, Heiterkeit und glücklicher Einfälle war er der beſte Geſellſchafter, und wir trieben manchen Schwank zuſammen; doch konnte er, als leidenſchaftlicher Preuße mir nicht

ver-

verzeihen, daß ich mit einem Franzöſiſchen Diplomaten zu vertraulich umgehe. Aber auch dieſes ward durch ein paar luſtige Einfälle bald zwiſchen uns in Freundſchaft abgethan.

Nun aber ſchloß ſich mir ein neuer Kreis auf: Fürſtin Bagration, ſchön, reizend, anziehend, verſammelte um ſich eine bedeutende Geſellſchaft. Hier ward ich dem Fürſten Ligne vorgeſtellt, deſſen Name mir ſchon ſo viele Jahre bekannt, deſſen Perſönlichkeit mir durch Verhältniſſe zu meinen Freunden höchſt merkwürdig geworden. Seine Gegenwart beſtätigte ſeinen Ruf; er zeigte ſich immer heiter, geiſtreich, allen Vorfällen gewachſen und als Welt- und Lebemann überall willkommen und zu Hauſe. Der Herzog von Koburg zeichnete ſich aus durch ſchöne Geſtalt und anmuthig würdiges Betragen. Der Herzog von Weimar, den ich in Bezug auf mich zuerſt hätte nennen ſollen, weil ich ihm die ehrenvolle Aufnahme in dieſen Kreis zu verdanken hatte, belebte denſelben durch ſeine Gegenwart vorzüglich. Graf Corneillan war auch hier, durch ſein ernſtes ruhiges Betragen und dadurch daß er angenehme Kunſtwerke zur Unterhaltung brachte, immer willkommen. Vor der Wohnung der Fürſtin, mitten auf der Wieſe, fanden ſich ſtets einige Glieder dieſer Kette zuſammen; unter dieſen auch Hofrath von Gentz, der mit großer Einſicht und Ueberſicht der kurzvergangenen Kriegsereigniſſe mir gar oft ſeine Gedanken vertraulich eröffnete, die Stel-

lungen der Armeen, den Erfolg der Schlachten und endlich sogar die erste Nachricht von dem Frieden zu Tilsit mittheilte.

An Aerzten war dießmal Carlsbad gleichfalls gesegnet. Dr. Kappe von Dresden nenne ich zuerst, dessen Anwesenheit im Bade mich immer glücklich machte, weil seine Unterhaltung überaus lehrreich und seine Sorgfalt für den der sich ihm anvertraute höchst gewissenhaft war. Hofrath Sulzer von Ronneburg, ein treuer Naturforscher und emsiger Mineralog, schloß sich an; Dr. Mitterbacher, sofern seine Geschäfte erlaubten, war auch beirathig. Dr. Florian, ein Böhme von Mamentin, trat gleichfalls hinzu, und so hatte man Gelegenheit mehr als eine der ärztlichen Denk- und Behandlungsweisen gewahr zu werden.

Auch von Seiten der Stadt und Regierung schien man geneigt, Anstalt zu treffen, diese heißen Quellen besser als bisher zu ehren, und den herangelockten Fremden eine angenehmere Localität zu bereiten. Ein zur Seite des Bernhardfelsens angelegtes Hospital gab Hoffnungen für die unvermögende Classe, und die höheren Stände freuten sich schon zum voraus, dereinst am Neubrunnen einen bequemern und schicklichern Spaziergang zu finden. Man zeigte mir die Plane vor, die nicht anders als zu billigen waren; man hatte die Sache wirklich im Großen überdacht, und ich freute mich gleichfalls der nahen Aussicht, mit so viel tausend anderen aus dem möglichst un-

anständigen Gedränge in eine würdig geräumige Säulenhalle versetzt zu seyn.

Meiner Neigung zur Mineralogie war noch manches andere förderlich. Die Porcellanfabrik in Dalwitz bestätigte mich abermals in meiner Ueberzeugung daß geognostische Kenntniß im Großen und im Kleinen jedem praktischen Unternehmen von der größten Wichtigkeit sey. Was wir sonst nur diesem oder jenem Lande zugeeignet glaubten, wissen wir jetzt an hundert Orten zu finden: man erinnere sich der vormals wie ein Kleinod geachteten Sächsischen Porcellanerde, die sich jetzt überall hervorthut.

Für ein näheres Verständniß der Edelsteine war mir die Gegenwart eines Juweliers, Zöldner von Prag, höchst interessant: denn ob ich ihm gleich nur weniges abkaufte, so machte er mich mit so vielem bekannt was mir im Augenblick zur Freude und in der Folge zum Nutzen gereichte.

Uebergehen will ich nicht, daß ich in meinen Tagebüchern angemerkt finde, wie des Dr. Hausmanns und seiner Reise nach Norwegen mit Ehren und Zutrauen in der Gesellschaft gedacht wurden.

Und so wurde mir auch noch, wie gewöhnlich in den spätesten Tagen des Carlsbader Aufenthalts, Bergrath Werners Anwesenheit höchst belebend. Wir kannten einander seit vielen Jahren, und harmonirten, vielleicht mehr durch wechselseitige Nachsicht, als durch über-

einstimmende Grundsätze. Ich vermied seinen Syrus delursprung aus Kohlenflötzen zu berühren, war aber in andern Dingen aufrichtig und mittheilend, und er, mit wirklich musterhafter Gefälligkeit, mochte gern meinen dynamischen Thesen, wenn er sie auch für Grillen hielt, aus reicher Erfahrung belehrend nachhelfen.

Es lag mir damals mehr als je am Herzen, die porphyrartige Bildung gegen conglomeratische hervor zu heben, und ob ihm gleich das Princip nicht zusagte, so machte er mich doch in Gefolg meiner Fragen mit einem höchst wichtigen Gestein bekannt; er nannte es nach trefflicher eigenartiger Bestimmung, dattelförmig körnigen Quarz, der bei Priebern in Schlesien gefunden werde. Er zeichnete mir sogleich die Art und Weise des Erscheinens, und veranlaßte dadurch vieljährige Nachforschungen.

Es begegnet uns auf Reisen, wo wir entweder mit fremden oder doch lange nicht gesehenen Personen, es sey nun an ihrem Wohnort oder auch unterwegs, zusammentreffen, daß wir sie ganz anders finden, als wir sie zu denken gewohnt waren. Wir erinnern uns, daß dieser oder jener namhafte Mann einem oder dem andern Wissen mit Neigung und Leidenschaft zugethan ist; wir treffen ihn und wünschen uns gerade in diesem Fache zu belehren, und siehe da, er hat sich ganz wo anders hingewendet, und das was wir bei ihm suchen ist ihm völlig aus den Augen gekommen. So ging es mir dießmal mit

Bergrath Werner, welcher oryktognostische und geognostische Gespräche lieber vermied und unsere Aufmerksamkeit für ganz andere Gegenstände forderte.

Der Sprachforschung war er dießmal ganz eigentlich ergeben; deren Ursprung, Ableitung, Verwandtschaft gab seinem scharfsinnigen Fleiß hinreichende Beschäftigung, und es bedurfte nicht viel Zeit, so hatte er uns auch für diese Studien gewonnen. Er führte eine Bibliothek von Pappenkasten mit sich, worin er alles was hierher gehörte, ordnungsgemäß, wie es einem solchen Mann geziemt, verwahrte und dadurch eine freie, geistreiche Mittheilung erleichterte.

Damit aber dieses nicht allzu parador erscheine, so denke man an die Nöthigung, wodurch dieser Treffliche in ein solches Fach hingedrängt worden. Jedes Wissen fordert ein zweytes, ein drittes und immer sofort; wir mögen den Baum in seinen Wurzeln oder in seinen Aesten und Zweigen verfolgen, eins ergibt sich immer aus dem andern, und je lebendiger irgend ein Wissen in uns wird, desto mehr sehen wir uns getrieben, es in seinem Zusammenhange auf- und abwärts zu verfolgen. Werner hatte sich in seinem Fach, wie er herankam, für die Einzelheiten solcher Namen bedient, wie sie seinem Vorgänger beliebt; da er aber zu unterscheiden anfing, da sich täglich neue Gegenstände aufdrangen, so fühlte er die Nothwendigkeit selbst Namen zu ertheilen.

Namen zu geben ist nicht so leicht wie man denkt,

und ein recht gründlicher Sprachforscher würde zu manchen sonderbaren Betrachtungen aufgeregt werden, wenn er eine Kritik der vorliegenden orpktognostischen Nomenklatur schreiben wollte. Werner fühlte das gar wohl, und holte freilich weit aus, indem er, um Gegenstände eines gewissen Fachs zu benennen, die Sprachen überhaupt in ihrem Entstehen, Entwicklungs- und Bildungssinne betrachten und ihnen das was zu seinem Zwecke gefordert ward, ablernen wollte.

Niemand hat das Recht einem geistreichen Manne vorzuschreiben, womit er sich beschäftigen soll. Der Geist schießt aus dem Centrum seine Radien nach der Peripherie, stößt er dort an, so läßt er's auf sich beruhen, und treibt wieder neue Versuchslinien aus der Mitte, auf daß er, wenn ihm nicht gegeben ist seinen Kreis zu überschreiten, er ihn doch möglichst erkennen und ausfüllen möge. Und wenn auch Werner über dem Mittel den Zweck vergessen hätte, welches wir doch keineswegs behaupten dürfen, so waren wir doch Zeugen der Freudigkeit, womit er das Geschäft betrieb, und wir lernten von ihm und lernten ihm ab, wie man verfährt, um sich in einem Unternehmen zu beschränken, und darin eine Zeit lang Glück und Befriedigung zu finden.

Sonst ward mir weder Muße noch Gelegenheit in ältere Behandlungen der Naturgeschichte einzugehen. Ich studirte den Albertus Magnus, aber mit wenigem Erfolg. Man müßte sich den Zustand seines Jahrhunderts ver-

gegenwärtigen, um uns einigermaßen zu begreifen was hier gemeint und gethan ſey.

Gegen das Ende der Cur kam mein Sohn nach Carlsbad, dem ich den Anblick des Ortes, wovon ſo oft zu Hauſe die Rede war, auch gönnen wollte. Dieß gab Gelegenheit zu einigen Abenteuern, welche den imern unruhigen Zuſtand der Geſellſchaft offenbarten. Es war zu jener Zeit eine Art von Pekeſchen Mode, grün, mit Schnüren von gleicher Farbe vielfach beſetzt, bei'm Reiten und auf der Jagd ſehr bequem, und deßhalb ihr Gebrauch ſehr verbreitet. Dieſe Hülle hatten ſich mehrere durch den Krieg verſprengte Preußiſche Officiere zu einer Interimsuniform beliebt, und konnten überall unter Pächtern, Gutsbeſitzern, Jägern, Pferdehändlern und Studenten unerkannt umhergehen. Mein Sohn trug dergleichen. Indeſſen hatte man in Carlsbad einige dieſer verkappten Officiere ausgewittert, und nun deutete gar bald dieſes ausgezeichnete Coſtüm auf einen Preußen.

Niemand wußte von der Ankunft meines Sohnes. Ich ſtand mit Fräulein Leſtocq an der Tepelmauer vor dem Sächſiſchen Saale; er geht vorbei und grüßt; ſie zieht mich bei Seite und ſagt' mit Heftigkeit: Dieß iſt ein Preußiſcher Officier, und was mich erſchreckt, er ſieht meinem Bruder ſehr ähnlich. Ich will ihn herrufen, verſetzte ich, will ihn examiniren. Ich war ſchon weg als ſie mir nachrief: Um Gottes willen, machen

Sie keine Streiche! Ich brachte ihn zurück, stellte ihn vor und sagte: Diese Dame, mein Herr, wünscht einige Auskunft, mögen Sie uns wohl entdecken woher Sie kommen und wer Sie sind? Beide junge Personen waren verlegen, eins wie das andere. Da mein Sohn schwieg und nicht wußte was es bedeuten solle, und das Fräulein schweigend auf einen schicklichen Rückzug zu denken schien, nahm ich das Wort und erklärte mit einer scherzhaften Wendung, daß es mein Sohn sey, und wir müßten es für ein Familienglück halten, wenn er ihrem Bruder einigermaßen ähnlich sehen könnte. Sie glaubte es nicht, bis das Mährchen endlich in Wahrscheinlichkeit und zuletzt in Wirklichkeit überging.

Das zweyte Abenteuer war nicht so ergötzlich. Wir waren schon in den September gelangt, zu der Jahrszeit, in welcher die Polen häufiger sich in Carlsbad zu versammeln pflegen. Ihr Haß gegen die Preußen war schon seit langer Zeit groß, und nach den letzten Unfällen in Verachtung übergegangen. Sie mochten unter der grünen, als Polnischen Ursprungs, recht eigentlich Polnischen Jacke, dießmal auch einen Preußen wittern. Er geht auf dem Platz umher, vor den Häusern der Wiese, vier Polen begegnen ihm auf der Mitte des Sandweges hergehend; einer löst sich ab, geht an ihm vorbei, sieht ihm in's Gesicht und gesellt sich wieder zu den andern. Mein Sohn weiß so zu manduvriren, daß er ihnen nochmals begegnet, in der Mitte des Sandwegs auf sie los-

geht, und die Viere durchschneidet, dabei sich auch ganz kurz erklärt, wie er heiße, wo er wohne und zugleich daß seine Abreise auf morgen früh bestimmt sey und daß wer was an ihn zu suchen habe, es diesen Abend noch thun könne. Wir verbrachten den Abend ohne beunruhigt zu seyn, und so reis'ten wir auch den andern Morgen ab. Es war als könnte diese Komödie von vielen Acten wie ein Englisches Lustspiel nicht endigen ohne Ehrenhändel.

Bei meiner Rückkunft von Carlsbad brachten mir die Sänger ein Ständchen, woraus ich zugleich Neigung, guten Willen, Fortschreiten in der Kunst und manch anderes Erfreuliche gewahr werden konnte. Ich vergnügte mich nunmehr bekannten Melodien neue aus der Gegenwart geschöpfte Lieder zu heiterer Geselligkeit unterzulegen; Demoiselle Engels trug sie mit Geist und Leben vor, und so eigneten wir uns die beliebtesten Sangweisen nach und nach dergestalt an, als wenn sie für unsern Kreis wären gedichtet worden. Musikalische, mehrstimmige Vorübungen fanden fleißig statt und am dreyßigsten December konnte der erste Sonntag vor großer Gesellschaft gefeyert werden.

Das Weimarische Theater gewann zu Michael einen angenehmen und hoffnungsvollen Tenoristen, Morhard. Seine Ausbildung beförderte ein älterer musikalischer Freund, dem eine gewisse concertmeisterliche Geschicklichkeit eigen war, mit der Violine dem Gesang

nachzuhelfen, und dem Sänger Sicherheit, Muth und Luſt einzuflößen. Dieß gab Veranlaſſung zu muſikaliſchen Didaskalien nach Art jener dramatiſchen zu halten, als Vorübung, um den Sänger in Rollen einzuleiten, die ihm vielleicht nur ſpäter zugetheilt würden. Zugleich war die Abſicht Perſonen von weniger Stimme in leichten faßlichen Opern, die als Einſchub immer willkommen ſind, brauchbar und angenehm zu machen. Hieraus entſprang fernerhin eine Uebung mehrſtimmigen Geſanges, welches denn früher oder ſpäter dem Theater zum Nutzen zu Gute kommen mußte.

Auch als Dichter wollte ich für die Bühne nicht unthätig bleiben. Ich ſchrieb einen Prolog für Leipzig, wo unſere Schauſpieler eine Zeitlang auftreten ſollten; ferner einen Prolog zum neunzehnten September, um die Wiedervereinigung der Fürſtlichen Familie nach jener widerwärtigen Trennung zu feyern.

Als das wichtigſte Unternehmen bemerke ich jedoch, daß ich Pandorens Wiederkunft zu bearbeiten anfing. Ich that es zwey jungen Männern, vieljährigen Freunden, zu Liebe, Leo von Seckendorf und Dr. Stoll, beide von literariſchem Beſtreben, dachten einen Muſenalmanach in Wien heraus zu fördern; er ſollte den Titel Pandora führen, und da der mythologiſche Punct, wo Prometheus auftritt, mir immer gegenwärtig und zur belebten Fixidee geworden, ſo griff ich ein, nicht ohne die ernſtlichſten Intentionen, wie ein jeder

ſich überzeugen wird, der das Stück ſo weit es vorliegt aufmerkſam betrachten mag.

Dem Bande meiner epiſchen Gedichte ſollte Achilleis hinzugefügt werden; ich nahm das Ganze wieder vor, hatte jedoch genug zu thun, nur die beiden erſten Geſänge ſo weit zu führen, um ſie anfügen zu können.

Gedenken muß ich auch noch einer ebenfalls aus freundſchaftlichem Sinne unternommenen Arbeit. Johannes von Müller hatte mit Anfang des Jahres zum Andenken König Friedrichs des Zweyten eine akademiſche Rede geſchrieben, und wurde deßhalb heftig angefochten. Nun hatte er ſeit den erſten Jahren unſerer Bekanntſchaft mir viele Liebe und Treue erwieſen und weſentliche Dienſte geleiſtet; ich dachte daher ihm wieder etwas Gefälliges zu erzeigen, und glaubte es würde ihm angenehm ſeyn, wenn er von irgend einer Seite her ſein Unternehmen gebilligt ſähe. Ein freundlicher Widerhall durch eine harmloſe Ueberſetzung ſchien mir das geeignetſte; ſie trat im Morgenblatt hervor, und er wußte mir's Dank, ob an der Sache gleich nichts gebeſſert wurde.

Pandora's Wiederkunft war ſchematiſirt, und die Ausführung geſchah nach und nach. Nur der erſte Theil ward fertig, zeigt aber ſchon wie abſichtlich dieſes Werk unternommen und fortgeführt worden.

Die bereits zum öftern genannten kleinen Erzählungen beſchäftigten mich in heitern Stunden, und auch die

Wahlverwandtschaften sollten in der Art kurz behandelt werden. Allein sie dehnten sich bald aus, der Stoff war allzubedeutend, und zu tief in mir gewurzelt, als daß ich ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können.

Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus, und konnten also nebeneinander gar wohl gedeihen. Pandorens erster Theil gelangte zu rechter Zeit gegen Ende des Jahrs nach Wien; das Schema der Wahlverwandtschaften war weit gediehen, und manche Vorarbeiten theilweise vollbracht. Ein anderes Interesse that sich im letzten Viertel des Jahres hervor; ich wendete mich an die Nibelungen, wovon wohl manches zu sagen wäre.

Ich kannte längst das Daseyn dieses Gedichts aus Bodmers Bemühungen. Christian Heinrich Müller sendete mir seine Ausgabe leider ungeheftet, das köstliche Werk blieb roh bei mir liegen und ich, in anderem Geschäft, Neigung und Sorge befangen, blieb so stumpf dagegen wie die übrige Deutsche Welt; nur las ich zufällig eine Seite die nach außen gekehrt war, und fand die Stelle, wo die Meerfrauen dem kühnen Helden weissagen. Dieß traf mich, ohne daß ich wäre gereizt worden, in's Ganze tiefer einzugehen; ich phantasirte mir vielmehr eine für sich bestehende Ballade des Inhalts, die mich in der Einbildungskraft oft beschäftigte,

obſchon ich es nicht dazu brachte ſie abzuſchließen und zu vollenden.

Nun aber ward, wie alles ſeine Reife haben will, durch patriotiſche Thätigkeit die Theilnahme an dieſem wichtigen Alterthum allgemeiner und der Zugang bequemer. Die Damen, denen ich das Glück hatte noch immer am Mittwoche Vorträge zu thun, erkundigten ſich darnach, und ich ſäumte nicht ihnen davon gewünſchte Kenntniß zu geben. Unmittelbar ergriff ich das Original und arbeitete mich bald dermaßen hinein, daß ich, den Text vor mir habend, Zeile für Zeile eine verſtändliche Ueberſetzung vorleſen konnte. Es blieb der Ton, der Gang und vom Inhalt ging auch nichts verloren. Am beſten glückt ein ſolcher Vortrag ganz aus dem Stegreife, weil der Sinn ſich beiſammen halten und der Geiſt lebendig kräftig wirken muß, indem es eine Art von Improviſiren iſt. Doch indem ich in das Ganze des poetiſchen Werks auf dieſe Weiſe einzudringen dachte, ſo verſäumte ich nicht mich auch dergeſtalt vorzubereiten, daß ich auf Befragen über das Einzelne einigermaßen Rechenſchaft zu geben im Stande wäre. Ich verfertigte mir ein Verzeichniß der Perſonen und Charaktere, flüchtige Aufſätze über Localität und Geſchichtliches, Sitten und Leidenſchaften, Harmonie und Incongruitäten, und entwarf zugleich zum erſten Theil eine hypothetiſche Charte. Hierdurch gewann ich viel für den Augenblick, mehr für die Folge, indem ich nachher die ernſten anhal-

tenden Bemühungen Deutscher Sprach- und Alterthums-Freunde besser zu beurtheilen, zu genießen und zu benutzen wußte.

Zwey weit ausgreifende Werke wurden durch Doctor Niethammer angeregt von München her; ein historisch religioses Volksbuch und eine allgemeine Liedersammlung zu Erbauung und Ergötzung der Deutschen. Beides wurde eine Zeitlang durchgedacht und schematisirt, das Unternehmen jedoch, wegen mancher Bedenklichkeit aufgegeben. Indessen wurden von beiden, weil doch in der Folge etwas Aehnliches unternommen werden konnte, die gesammelten Papiere zurückgelegt.

Zu Hackerts Biographie wurde die Vorarbeit ernstlich betrieben. Es war eine schwierige Aufgabe; denn die mir überlieferten Papiere waren weder ganz als Stoff noch ganz als Bearbeitung anzusehen. Das Gegebene war nicht ganz aufzulösen, und wie es lag nicht völlig zu gebrauchen. Es verlangte daher diese Arbeit mehr Sorgfalt und Mühe als ein eigenes aus mir selbst entsprungenes Werk, und es gehörte einige Beharrlichkeit und die ganze, dem abgeschiedenen Freunde gewidmete Liebe und Hochachtung dazu, um nicht die Unternehmung aufzugeben, da die Erben des edlen Mannes, welche sich den Werth der Manuscripte sehr hoch vorstellten, mir nicht auf das allerfreundlichste begegneten.

Sowohl der polemische als der historische Theil der Farbenlehre rücken zwar langsam aber doch gleichmäßig

fort; von geſchichtlichen Studien bleiben Roger Bacon, Aquilonius und Boyle die Hauptſchriftſteller, am Ende des Jahrs iſt der erſte Theil meiſt vollendet, der zweyte nur zum neunten Reviſionsbogen gelangt.

Die Jenaiſchen Anſtalten hatten ſich nach den kriegeriſchen Stürmen, aus denen ſie glücklich und wie durch ein Wunder gerettet worden, völlig wieder erholt, alle Theilnehmenden hatten eifrig eingegriffen, und als man im September ſie ſämmtlich revidirte, ließ ſich dem Schöpfer derſelben, unſerm gnädigſten Herrn, bei ſeiner glücklichen Rückkehr davon genüglicher Vortrag abſtatten.

---

1 8 0 8.

Die geſelligen Perſönlichkeiten in Carlsbad hatten dieſen Sommer für mich ein ganz ander Weſen; die Herzogin von Curland, immer ſelbſt anmuthig mit anmuthiger Umgebung, Frau von der Recke, begleitet von Tiedge und was ſich daran anſchloß, bildeten höchſt erfreulich eine herkömmliche Mitte der dortigen Zuſtände. Man hatte ſich ſo oft geſehen, an derſelben Stelle, in denſelben Verbindungen, man hatte ſich in ſeiner Art und Weiſe immer als dieſelbigen gefunden; es war als hätte man viele Jahre mit einander gelebt, man vertraute einander ohne ſich eigentlich zu kennen.

Für mich machte die Familie Zigeſar einen andern

mehr entschiedenen, nothwendigern Kreis. Ich kannte Eltern und Nachkommen bis in alle Verzweigungen, für den Vater hatte ich immer Hochachtung, ich darf wohl sagen Verehrung empfunden. Die unverwüstbar behagliche Thätigkeit der Mutter ließ in ihrer Umgebung niemand unbefriedigt; Kinder, bei meinem ersten Eintritt in Drackendorf noch nicht geboren, kamen mir stattlich und liebenswürdig herangewachsen hier entgegen; Bekannte und Verwandte schlossen sich an, einiger und zusammenstimmender wäre kein Cirkel zu finden. Frau von Seckendorf, geborne von Uechtritz, und Pauline Gotter waren nicht geringe Zierden dieses Verhältnisses. Alles suchte zu gefallen und jedes gefiel sich mit dem andern, weil die Gesellschaft sich paarweise bildete, und Schelsucht und Mißhelligkeit zugleich ausschloß. Diese ungesuchten Verhältnisse brachten eine Lebensweise hervor, die bei bedeutendern Interessen eine Novelle nicht übel gekleidet hätte.

Bei einem in der Fremde miethweise geführten Haushalt erscheinen solche Zustände ganz natürlich und bei gesellschaftlichen Wanderungen sind sie ganz unvermeidlich. Das Leben zwischen Carlsbad und Franzenbrunnen, im Ganzen nach gemessener Vorschrift, im Einzelnen immer zufällig, veranlaßt, von der Klugheit der Aelteren zuerst angeordnet, von Leidenschaftlichkeit der Jüngern am Ende doch geformt, machte auch die aus solchem Conflict hervorgehenden Unbilden immer noch er-

gdtzlich, ſo wie in der Erinnerung höchſt angenehm, weil doch zuletzt alles ausgeglichen und überwunden war.

Von jeher und noch mehr ſeit einigen Jahren überzeugt, daß die Zeitungen eigentlich nur da ſind, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden, es ſey nun daß den Redacteur eine äußere Gewalt hindere das Wahre zu ſagen, oder daß ein innerer Parteyſinn ihm ebendaſſelbe verbiete, las ich keine mehr: denn von den Hauptereigniſſen benachrichtigten mich neuigkeitsluſtige Freunde, und ſonſt hatte ich im Laufe dieſer Zeit nichts zu ſuchen. Die Allgemeine Zeitung jedoch durch Freundlichkeit des Herrn Cotta regelmäßig zugeſendet, häufte ſich bei mir an, und ſo fand ich durch die Ordnungsliebe eines Canzleygenoſſen die Jahre 1806 und 1807 reinlich gebunden, eben als ich nach Carlsbad abreiſen wollte. Ob ich nun gleich, der Erfahrung gemäß, wenig Bücher bei ſolchen Gelegenheiten mit mir nahm, indem man die mitgenommenen und vorhandenen nicht benutzt, wohl aber ſolche lieſt, die uns zufällig von Freunden mitgetheilt werden, ſo fand ich bequem und erfreulich dieſe politiſche Bibliothek mit mir zu führen, und ſie gab nicht allein mir unerwarteten Unterricht und Unterhaltung, ſondern auch Freunde, welche dieſe Bände bei mir gewahr wurden, erſuchten mich abwechſelnd darum, ſo daß ich ſie am Ende gar nicht wieder zur Hand bringen konnte; und vielleicht zeigte dieſes Blatt eben darin ſein beſonderes Verdienſt, daß es mit kluger Re-

tardation zwar hie und da zurückhielt, aber doch mit Gewissenhaftigkeit nach und nach mitzutheilen nicht versäumte, was dem sinnigen Beobachter Aufschluß geben sollte.

Indessen war die Lage des Augenblicks noch immer bänglich genug, so daß die verschiedenen Völkerschaften, welche an einem solchen Heilort zusammentreffen, gegen einander eine gewisse Apprehension empfanden und deßhalb sich auch alles politischen Gesprächs enthielten. Um so mehr aber mußte die Lectüre solcher Schriften als ein Surrogat desselben lebhaftes Bedürfniß werden.

Des regierenden Herzogs August von Gotha darf ich nicht vergessen, der sich, als problematisch darzustellen und, unter einer gewissen weichlichen Form, angenehm und widerwärtig zu seyn beliebte. Ich habe mich nicht über ihn zu beklagen, aber es war immer ängstlich eine Einladung zu seiner Tafel anzunehmen, weil man nicht voraussehen konnte, welchen der Ehrengäste er schonungslos zu behandeln zufällig geneigt seyn möchte.

Sodann will ich noch des Fürst-Bischofs von Breslau und eines geheimnißvollen Schweden, in der Badeliste von Reiterholm genannt, erwähnen. Ersterer war leidend, aber freundlich und zuthunlich, bei einer wahrhaft persönlichen Würde. Mit letzterem war die Unterhaltung immer bedeutend, aber weil man sein Geheimniß schonte und doch es zufällig zu berühren immer

fürchten mußte, so kam man wenig mit ihm zusammen, da wir ihn nicht suchten und er uns vermied.

Kreishauptmann von Schiller zeigte sich wie immer, eher den Curgästen ausweichend als sich ihnen anschließend, ein an seiner Stelle sehr nothwendiges Betragen, da er bei vorkommenden polizeylichen Fällen Alle, nur in so fern sie Recht oder Unrecht hatten, betrachten konnte und kein anderes Verhältniß, welches persönlich so leicht günstig oder ungünstig stimmt, hier obwalten durfte.

Mit Bergrath von Herder setzte ich die herkömmlichen Gespräche fort, als wären wir nur eben vor kurzem geschieden, so auch mit Wilhelm von Schütz, welcher, wie sich bald bemerken ließ, auf seinem Wege gleichfalls treulich fortschreiten mochte.

Auch Bergrath Werner trat nach seiner Gewohnheit erst spät herzu. Seine Gegenwart belehrte jederzeit, man mochte ihn und seine Denkweise betrachten, oder die Gegenstände mit denen er sich abgab, durch ihn kennen lernen.

Ein längerer Aufenthalt in Franzenbrunnen läßt mich den problematischen Kammerberg bei Eger öfters besuchen. Ich sammle dessen Producte, betrachte ihn genau, beschreibe und zeichne ihn. Ich finde mich veranlaßt von der Reußischen Meinung, die ihn als pseudovulcanisch ausspricht, abzugehen und ihn für vulcanisch zu erklären. In diesem Sinne schreib' ich einen Aufsatz,

welcher für sich selber sprechen mag; vollkommen möchte die Aufgabe dadurch wohl nicht gelöst, und eine Rückkehr zu der Reußischen Auslegung gar wohl räthlich seyn.

In Carlsbad war erfreulich zu sehen, daß die Joseph Müllerischen Sammlungen Gunst gewannen, obgleich die immerfort bewegten Kriegsläufte alle eigentlich wissenschaftlichen Bemühungen mit Ungunst verfolgten. Doch war Müller gutes Muthes, trug häufige Steine zusammen und, an die neue Ordnung gewöhnt, wußte er sie so zierlich zurecht zu schlagen, daß bei Sammlungen größeren oder kleineren Formats alle Stücke von gleichem Maße sauber und instructiv vor uns lagen. Denn weil aus den unter dem Hammer zersprungenen Steinen immer der passende oder bedeutende sich auswählen ließ und das Weggeworfene nicht von Werthe war, so konnte er immer den Liebhaber auf's beste und treulichste versorgen. Aber zu bewegen war er nicht seinen rohen Vorrath zu ordnen; die Sorge sein Monopol zu verlieren und Gewohnheit der Unordnung machten ihn allem guten Rath unzugänglich. Bei jeder frischen Sammlung fing er an aus dem chaotischen Vorrath auszuklauben und nach der neuen Einrichtung, auf Bretern, die durch schwache Bretchen in Vierecke getheilt waren und dadurch die Größe des Exemplars angaben, in der Nummerfolge die Steine zu vertheilen und so die Casen des Bretes nach und nach auszufüllen. Ich besuchte ihn täglich auf dem Wege nach dem Neubrunnen zu einer immer erfreu-

lichen belehrenden Unterhaltung; denn ein ſolcher Naturkreis möge noch ſo beſchränkt ſeyn, es wird immer darin etwas Neues oder aus dem Alten etwas hervorſtehend erſcheinen.

Nach ſolchen vielleicht allzutrocken und materiell erſcheinenden Gegenſtänden ſollten mich erneuerte Verhältniſſe mit wackern Künſtlern auf eine eigne Weiſe anregen und beleben.

Die Gegenwart Kaatzens, des vorzüglichen Dresdener Landſchaftsmahlers, brachte mir viel Freude und Belehrung, beſonders da er meiſterhaft meine dilettantiſchen Skizzen ſogleich in ein wohl erſcheinendes Bild zu verwandeln wußte. Indem er dabei eine, Aquarell- und Deckfarben leicht verbindende Manier gebrauchte, rief er auch mich aus meinem phantaſtiſchen Kritzeln zu einer reineren Behandlung. Und zum Belege, wie uns die Nähe des Meiſters gleich einem Elemente hebt und trägt, bewahre ich noch aus jener Zeit einige Blätter die, gleich Lichtpuncten, andeuten: daß man unter ſolchen Umſtänden etwas vermag, was vor- und nachher als unmöglich erſchienen wäre.

Sodann hatte ich die angenehme Ueberraſchung von einem vieljährigen Freunde und Angeeigneten, nach altem Herkommen, mich leidenſchaftlich angegangen zu ſehen. Es war der gute, talentvolle Bury, der, im Gefolg der Frau Erbprinzeß von Heſſen-Caſſel, in und um Dresden, zu Kunſt- und Naturgenuß, ſich eine

Zeitlang aufgehalten hatte und nun, beurlaubt, auf einige Tage hierher kam.

Ich schrieb ein Gedicht zu Ehren un[illegible]reuden dieser würdigen, auch mir gewogenen Dame, welches, in der Mitte eines großen Blattes kalligraphirt, mit dem bilderreichsten Rahmen eingefaßt werden sollte, die Gegenden darstellend, durch welche sie gereis't, die Gegenstände denen sie die meiste Aufmerksamkeit zugewendet, die ihr den meisten Genuß gewährt hatten. Eine ausführliche Skizze ward erfunden und gezeichnet und alles dergestalt mit Eifer vorbereitet, daß an glücklicher Ausführung nicht zu zweifeln war. Das Gedicht selbst findet sich unter den meinigen, jedoch nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, abgedruckt. Bei dieser Gelegenheit zeichnete Bury abermals mein Portrait in kleinem Format und Umriß, welches meine Familie als erfreuliches Denkmal jener Zeit in der Folge zu schätzen wußte. So bereicherte sich denn von Seiten der bildenden Kunst dieser Sommeraufenthalt, welcher einen ganz andern Charakter als der vorige, doch aber auch einen werthen und folgereichen angenommen hatte.

Nach meiner Rückkunft ward ich zu noch höherer Kunstbetrachtung aufgefordert. Die unschätzbaren Mienettischen Pasten nach Griechischen Münzen waren angekommen. Man sah in einen Abgrund der Vergangenheit und erstaunte über die herrlichsten Gebilde. Man bemühte sich in diesem Reichthum zu einer wahren Schä-

tung zu gelangen und fühlte voraus, daß man für viele Jahre Unterricht und Auferbauung daher zu erwarten habe. Geschnittene Steine von Bedeutung vermehrten meine Ringsammlung. Albrecht Dürers Federzeichnungen in Steindruck kamen wiederholt und vermehrt zu uns.

Runge, dessen zarte, fromme, liebenswürdige Bemühungen bei uns guten Eingang gefunden hatten, sendete mir die Originalzeichnungen seiner gedanken- und blumenreichen Tageszeiten, welche, obgleich so treu und sorgfältig in Kupfer ausgeführt, doch an natürlichem unmittelbarem Ausdruck große Vorzüge bewiesen. Auch andere, meist halb vollendete Umrißzeichnungen von nicht geringerem Werthe waren beigelegt. Alles wurde dankbar zurückgesandt, ob man gleich manches, wäre es ohne Indiscretion zu thun gewesen, gern bei unsern Sammlungen, zum Andenken eines vorzüglichen Talents, behalten hätte.

Auch wurden uns im Spätjahr eine Anzahl landschaftlicher Zeichnungen von Friedrich die angenehmste Betrachtung und Unterhaltung. Sein schönes Talent war bei uns gekannt und geschätzt, die Gedanken seiner Arbeiten zart, ja fromm, aber ist einem strengern Kunstsinne nicht durchgängig zu billigen. Wie dem auch sey, manche schöne Zeugnisse seines Verdienstes sind bei uns einheimisch geworden. Am Schlusse des Jahrs besuchte uns der überall willkommene Kügelgen, er mahlte mein Porträt, und seine Persönlichkeit

mußte nothwendig auf den gebildet geselligen Kreis die zarteste Einwirkung ausüben.

Ein Ständchen das mir die Sänger vor meiner Abreise nach Carlsbad brachten, versicherte mich damals ihrer Neigung und beharrlichen Fleißes auch während meiner Abwesenheit, und dem gemäß fand ich auch bei meiner Wiederkehr alles in demselben Gange. Die musikalischen Privatübungen wurden fortgesetzt, und das gesellige Leben gewann dadurch einen höchst erfreulichen Anklang.

Gegen Ende des Jahrs ergaben sich bei'm Theater mancherlei Mißhelligkeiten, welche, zwar ohne den Gang der Vorstellungen zu unterbrechen, doch den December verkümmerten. Nach mancherlei Discussionen vereinigte man sich über eine neue Einrichtung, in Hoffnung auch diese werde eine Zeitlang dauern können.

Des persönlich Erfreulichen begegnete mir in diesem Jahre manches: Unsern jungen Herrschaften ward Prinzeß Marie geboren, allen zur Freude, und besonders auch mir, der ich einen neuen Zweig des fürstlichen Baumes, dem ich mein ganzes Leben gewidmet hatte, hervorsprossen sah.

Mein Sohn August zog rüstig und wohlgemuth auf die Akademie Heidelberg, mein Segen, meine Sorgen und Hoffnungen folgten ihm dahin. An wichtige, vormals Jenaische Freunde, Voß und Thibaut, von Ju-

gend auf empfohlen, konnte er wie im elterlichen Hause betrachtet werden.

Bei der Durchreise durch Frankfurt begrüßte er seine gute Großmutter, noch eben zur rechten Zeit, da sie später im September uns leider entrissen ward. Auch gegen Ende des Jahrs ereignete sich der Tod eines jüngern Mannes, den wir jedoch mit Bedauern segneten. Fernow starb, nach viel beschwerlichem Leiden; die Erweiterung der Halsarterie quälte ihn lange bedrängte Tage und Nächte, bis er endlich eines Morgens, aufrecht sitzend, plötzlich, wie es bei solchen Uebeln zu geschehen pflegt, entseelt gefunden ward.

Sein Verlust war groß für uns, denn die Quelle der Italiänischen Literatur, die sich seit Jagemanns Abscheiden kaum wieder hervorgethan hatte, versiegte zum zweytenmale; denn alles fremde Literarische muß gebracht, ja aufgedrungen werden, es muß wohlfeil, mit weniger Bemühung zu haben seyn, wenn wir darnach greifen sollen, um es bequem zu genießen. So sehen wir im östlichen Deutschland das Italiänische, im westlichen das Französische, im nördlichen das Englische wegen einer nachbarlichen oder sonstiger Einwirkung vorwalten.

Der im September erst in der Nähe versammelte, dann bis zu uns heranrückende Congreß zu Erfurt ist von so großer Bedeutung, auch der Einfluß dieser Epoche auf meine Zustände so wichtig, daß eine besondere Dar-

stellung dieser wenigen Tage wohl unternommen werden sollte.

---

1 8 0 9.

Dieses Jahr muß mir in der Erinnerung, schöner Resultate wegen, immer lieb und theuer bleiben; ich brachte solches ohne auswärtigen Aufenthalt, theils in Weimar, theils in Jena zu, wodurch es mehr Einheit und Geschlossenheit gewann als andere, die, meist in der Hälfte durch eine Badereise zerschnitten, an mannichfaltiger Zerstreuung zu leiden hatten.

Was ich mir aber in Jena zu leisten vorgenommen, sollte eigentlich durch einen ganz ununterbrochenen Aufenthalt begünstigt seyn; dieser war mir jedoch nicht gegönnt, unerwartete Kriegsläufte drangen zu und nöthigten zu einem mehrmaligen Ortswechsel.

Die ferneren und näheren Kriegsbewegungen in Spanien und Oesterreich mußten schon jederman in Furcht und Sorgen setzen. Der Abmarsch unserer Jäger, den 14 März nach Tyrol, war traurig und bedenklich; gleich darauf zeigte sich Einquartierung; der Prinz von Ponte-Corvo, als Anführer des Sächsischen Armeecorps, wendete sich nach der Gränze von Böhmen und zog von Weimar den 25 April nach Kranichfeld. Ich aber längst, und besonders schon seit den letzten Jahren, gewohnt mich von der Außenwelt völlig abzuschließen, meinen

Geschäften nachzuhangen, Geistesproductionen zu fördern, begab mich schon am 29 April nach Jena. Dort bearbeitete ich die Geschichte der Farbenlehre, holte das funfzehnte und sechszehnte Jahrhundert nach und schrieb die Geschichte meiner eigenen chromatischen Bekehrung und fortschreitender Studien, welche Arbeit ich am vier und zwanzigsten May, vorläufig abgeschlossen, bei Seite legte, und sie auch nur erst gegen Ende des Jahrs wieder aufnahm, als Rungens Farbenkugel unsere chromatischen Betrachtungen auf's neue in Bewegung setzte.

In dieser Epoche führte ich die Farbenlehre bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, wie denn auch zu gleicher Zeit der Druck des zweyten Theils ununterbrochen fortging und die Aufmerksamkeit zunächst sich auf die Controvers mit Newton richtete. Bei allem diesem war Dr. Seebeck theilnehmend und hülfreich.

Um von poetischen Arbeiten nunmehr zu sprechen, so hatte ich von Ende May's an die Wahlverwandtschaften, deren erste Conception mich schon längst beschäftigte, nicht wieder aus dem Sinne gelassen. Niemand verkennt an diesem Roman eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz das zu genesen fürchtet. Schon vor einigen Jahren war der Hauptgedanke gefaßt, nur die Ausführung erweiterte, vermannichfaltigte sich immerfort und drohte die Kunstgränze zu überschreiten. Endlich

nach so vielen Vorarbeiten bestätigte sich der Entschluß, man wolle den Druck beginnen, über manchen Zweifel hinausgehen, das eine festhalten, das andere endlich bestimmen.

In diesem raschen Vorschritt ward ich jedoch auf einmal gestört, denn indem man die Nachrichten des gewaltsamen Vordringens der Franzosen in Oesterreich mit Bangigkeit vernommen hatte, begann der König von Westphalen einen Zug gegen Böhmen, weßhalb ich den 13 July nach Weimar zurückging. Die Nachrichten von dieser sonderbaren Expedition waren sehr ungewiß, als zwey, dem Hauptquartier folgende diplomatische Freunde, von Reinhard und Wangenheim, mich unerwartet besuchten, einen unerklärlichen Rückzug räthselhaft ankündigend. Schon am 15 July kommt der König nach Weimar, der Rückzug scheint in Flucht auszuarten und gleich am zwanzigsten ängstigt das umherstreifende Oelsische Corps uns und die Nachbarschaft. Aber auch dieses Gewitter zieht schnell in nordwestlicher Richtung vorüber, und ich säume nicht am 23 July wieder nach Jena zu gehen.

Unmittelbar darauf werden die Wahlverwandtschaften in die Druckerey gegeben, und indem diese fleißig fördert, so reinigt und rundet sich auch nach und nach die Handschrift, und der dritte October befreit mich von dem Werke, ohne daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können.